# Der ewige Jude.

Eine
hiſtoriſche Novelle der Vorzeit.

Herausgegeben
von
**Ludwig Storch.**

Nach dem Engliſchen.

⁂

Erſter Theil.

Stuttgart.
Gebrüder Franckh.
1829.

# Vorrede.

Ob der hiſtoriſche Roman ſich über alle Felder der Geſchichte verbreiten könne und dürfe, ob er ſich ſeinen Gegenſtand aus jeder uns geſchichtlich bekannten Zeit, aus jedem uns durch Beſchreibung oder Anſchauung bekannten Volke nehmen darf, ſind bis jetzt noch unentſchiedene Fragen geblieben; denn erſt ſchafft die Poeſie ihre Geſtalten und wirft, von Phantaſie nach unergründlichen Geſetzen erregt, bewegt und geleitet, ihren bunten Zauber auf die Leinwand, ſcheinbar regellos und nur in den Figuren und der Allgemeinheit ihrer Gruppirung den Schranken unterworfen, aus denen überhaupt keine menſchliche Schöpfung hinausdringen kann, dann aber erſt tritt die Kritik hinzu, geht bei der Poeſie, ihrer Mutter, in die Schule, und lernt ihr die jener unbewußt inwohnenden Regeln ab, bringt ſie in Klaſſen und Reihen und leitet eine aus der andern her; wenn ſie an der poetiſchen Kriſtalliſation die mathematiſche Genauigkeit der Winkel, der eckigen Körper, der Flächen und Linien erkennen und bewundern gelernt hat, ſo tritt ſie dann keck mit dem Zirkel und Winkelmaaß zu jenen Schöpfungen, um ihre Richtigkeit zu prüfen und die Geſetze auf ſie ſelbſt anzuwenden, die ſie doch erſt von ihnen erlernt. Für etwas noch nicht Vorhandenes hat die Kritik keinen Maßſtab; ſie muß ſich ihm erſt nach dem Muſter eines ihr zu Gebote ſtehenden allgemeinern und nach den Verhältniſſen des neu erſchienenen Gegenſtandes zuſammen erſchaffen.

Wenn wir nun auch ſchon lange Romane hatten und, wie aus dieſer Thatſache folgt, auch eine Kritik für ſie, wenn wir ſogar früherhin Romane hatten, deren Gegenſtand geſchichtlich war, deren Perſonen der wirklichen Vergangenheit entlehnt waren, ſo ermangelten doch alle dieſe dichteriſchen Gebilde jener Vielſeitigkeit, die ein treues Abbild des mannigfaltig ſich bewegenden, ewig veränderten Lebens, es in allen Metamorphoſen treu auffaßt und wiedergibt, und einer Sonne gleicht, die ihre Stralen nach allen Seiten hinſendet und alle Gegenſtände erleuchtet; es war in jenen Werken, die in allen Romanen früherer Zeit einſeitig ausgeſprochene Tendenz der Liebe zu vorwaltend, als daß ſich ein ganzes hiſtoriſches Lebensbild daraus hätte entwickeln können. Erſt die neueſte Zeit hat in ihrer ungeheuren Vielſeitigkeit des wirklichen Lebens auch die der poetiſchen Nachbildung deſſelben hervorgerufen, und Sir Walter Scott wurde der Schöpfer des wahren hiſtoriſchen Romans. In vieler Hinſicht ein epiſcher Shakspeare weiß er durch meiſterhafte Vertheilung der Lichter auf die Geſtalten ſeiner Schöpfungen das Gemälde in vollendeter Ganzheit hervortreten zu laſſen. Aber er ſchöpfte aus der nächſten Vergangenheit, aus der ſo viel Gebräuche, Inſtitute, ja die ganze Verzweigung des gegenwärtigen öffentlichen und Privatlebens entſprungen waren und den Leſer heimelte jedes Wort des großen Dichters auf eine wunderbare Weiſe an, nichts war ihm ganz fremd an dieſen Perſonen, ihren Leidenſchaften und Handlungen, ihren Sitten und Worten; es klang ihn an, wie aus fernen Kindertagen, es war ihm, als habe auch er ſchon einmal ſo gefühlt, ſo gehandelt, ſo geſprochen, als wäre er umgegangen mit dieſen Perſonen oder ihnen doch ſehr ähnlichen. Ohne daß es der Leſer ſelbſt zu wiſſen ſchien, hing er mit allen dieſen Begebenheiten und den darin als handelnd auftretenden Menſchen an tauſend Banden zuſammen und verkehrte mit ihnen in ihren Gewohnheiten, Tugenden und Schwächen, die von den ſeinigen eben nicht ſehr verſchieden waren. Es iſt ſehr leicht begreiflich, daß aus dieſem Verhältniß theilweiſe das große Wohlgefallen am hiſtoriſchen Roman in der Manier des großen Schotten entſprang. Aber die Kritik ließ ſich zugleich zu der Annahme verleiten, als könne der hiſtoriſche Roman nur in den neuern Zeiten oder denen des Mittelalters wurzeln, da unſers jetzigen Lebens kleinſte Wurzeln ſich ebenfalls nicht höher hinauf verliefen. Es läßt ſich für dieſe Meinung viel anführen, aber wenn wir ſie genauer ins Auge faſſen und prüfen, ſo läßt ſie ſich auf den allgemeineren Satz reduziren: das Feld des hiſtoriſchen Romans müſſe ein uns bekanntes ſeyn, wir müſſen mit der Zeit vertraut ſeyn, mit dem Volke manche Berührungspunkte haben. Wenn jene Annahme noch nicht zum Geſetz wurde, ſo lag das an der Kürze der Zeit, in welcher Dichter in dieſem Fache gearbeitet haben; daß aber der allgemeine eben ausgeſprochene Grundſatz der allein gültige werden müſſe, beweiſen die Bemühungen der neueſten Zeit, das Gebiet des hiſtoriſchen Romans bei weitem zu vergrößern, ſeine Grenzſteine fern über das Mittelalter hinauszurücken und mit kühnen Pinſelſtrichen das Lebensgemälde einer Zeit zu entwerfen, die faſt zweitauſend Jahre hinter uns liegt, darum aber nicht weniger intereſſant iſt.

Es bleibt immer merkwürdig, daß es wiederum ein Dichter des Inſellandes iſt, der dieſen neuen Verſuch mit Kraft macht, gleichſam als ſollte von dort aus jede Ausbildung dieſer Dichtungsart verſucht werden.

Das Gemälde dieſes Werkes iſt nicht von einem uns fremden Boden genommen, wenn wir ſelbſt auch nicht auf demſelben gewandelt, dieſe Gebilde ſind keiner uns fremden Zeit entſprungen, wenn auch achtzehnhundert Jahre zwiſchen ihr und der unſrigen liegen; denn ein ſtarker Magnet hat noch alle Völker der Chriſtenheit zu ihnen hingezogen, weil ſie der Boden und die Zeit des jungen friſch und kräftig aufkeimenden Chriſtenglaubens ſind. Wem wäre das Land fremd, wo einſt der Heiland, ſeine Vorgänger, die Propheten, der Täufer, die Könige Israels, und ſeine Nachfolger, die heiligen Apoſtel gewandelt? Wenn die Zeit, wo die letzteren gelehrt und gelitten, wo die Märtyrer geſtorben, wo Roms blutige Herrſcherſonne in ihrem letzten und furchtbarſten Glanze über der cultivirten Erde ſtand und alle Bewohner derſelben mit gewaltiger Hitze niederdrückte. Und doch war es ein kühner Gedanke des Verfaſſers, uns aus der gewohnten Welt unſrer hiſtoriſchen Romane herauszureißen und uns zurückzuführen in die wunderbare vielgeſtaltige Zeit der tiefſten Erniedrigung des Volkes Gottes, der raſch aufſtrebenden Chriſtenreligion und des Kampfes roher Gewalt gegen Beide. Führt er uns doch, wie der Verſucher den Herrn, auf die Zinnen des Tempels und zeigt uns alle Herrlichkeiten der Welt. Und fürwahr die Neuheit des Gemäldes wäre an und für ſich ſchon anziehend genug, hätte der Verfaſſer auch nicht die verſchiedenſten Motive zu ſchaffen und zu benutzen gewußt, um ſeiner Erzählung Leben und Intereſſe zu verleihen. Der hiſtoriſche Hintergrund iſt der ohnmächtige Freiheitskampf der Juden gegen die drückende Oberherrſchaft der Römer zu der Zeit, als beide Völker, das herrſchende ſowohl als das beherrſchte noch mit dem letzten Abglanz ihrer einſtigen Größe — jedes von ihnen [illegible] ganz verſchiedener Art — nur noch einem eitlen Schimmer, prahlten, innerlich aber zerrüttet, unheilbar erkrankt, ihrem langſamen Tode entgegen gingen. Der Sturz des auserwählten Volkes, die Vernichtung ſeiner heiligen Nationaleigenthümer, ſeiner Palladien, und durch dieſe die Auflöſung des ganzen Volksbandes werden uns vor Augen geführt, während das ſiegende Rom ſelbſt von Tyrannen gezüchtigt, ſeine Ländermaſſe und ſich ſelbſt nur ſchwach zuſammenhält. Wie herrlich ein ſolcher Hintergrund für den hiſtoriſchen Roman ſey, lehrt der erſte Blick; die Abgeſchloſſenheit des jüdiſchen Landes, die von denen aller Völker der alten Welt ganz verſchiedene geiſtige Ausbildung ſeiner Bewohner, die ſpätere religiöſe Richtung, nachdem die Reinheit des moſaiſchen Glaubens untergegangen war und der von Fanatismus und Bigotterie nur ſchwach umhüllte Egoismus des jüdiſchen Charakters ſchroff hervortritt, ſtecken ſchon von ſelbſt den Kreis ab, in welchem der Roman zu ſpielen hat. Die handelnden Perſonen, theils Kinder ihrer Zeit, theils noch begeiſtert und erfüllt von ächt patriarchaliſcher Reinheit und Größe in Verhältniſſen mit Römern, Griechen, Arabern und andern Völkern des Alterthums, beleben den Hintergrund vielfach. Der Verf. führt faſt kunſtlos die ſchönſten und ergreifendſten Scenen ein; ſein Styl iſt ſehr einfach und dem Alter, dem Charakter, der Würde des Gegenſtandes angemeſſen; ſeine Sprache iſt ſehr edel, die Beſchreibung der Naturſchönheiten vorzüglich ergreifend. Trotz jener Einfachheit wird die Scene oft großartig wie im Löwenkampfe, im Brande von Rom unter Nero, in der Erſtürmung der Burg in Jeruſalem, und wir fühlen uns an die einfache Größe eines David und der Propheten erinnert. Daß der Verf. ein Weſen, welches ſein Daſeyn chriſtlicher Mythe verdankt, zur Hauptperſon, ja zum Erzähler der Begebenheiten ſelbſt gemacht, dürfte vielleicht nicht das Ergebniß einer künſtleriſchen beſonnenen Anlage des Werkes ſeyn. Ein Menſch wie andere und nicht durch jenen Fluch zum geſpenſtigen Weſen umgeſchaffen, hätte die Rolle des jüdiſchen Helden befriedigender geſpielt. Doch der Verfaſſer wollte keinen Hebel unbenutzt laſſen und hat ſich ſelbſt überboten. Vergeben wir ihm dieſen Mißgriff um der übrigen Tugenden willen, die ſein Buch beſitzt und vorzüglich deshalb, weil er auf einem neuen Felde ſchreitet, und eine neue Bahn geöffnet hat. Will die Kritik den Maßſtab des hiſtoriſchen Romans an dieß Buch legen, ſo wie ſie ihn ſich zeither gebildet, ſo wird ſie vieles zu tadeln finden. Wir müſſen uns alſo im Voraus dagegen verwahren. L. S.

# Vorwort.

Im Verlaufe der letzten tauſend Jahre hat ſich in Europa von Zeit zu Zeit ein räthſelhaftes Weſen blicken laſſen, das alle Länder der Erde durchwanderte und doch in keinem ſeine Heimath fand, von den tiefſten Geheimniſſen des Reichthums Kunde gab, und doch gewöhnlich im Stand der Armuth lebte, durch die Stärke ſeines Gedächtniſſes und die Beweiſe ſeines innigen, vertrauten Verkehrs mit den berühmten Männern und ſeine Bekanntſchaft mit den denkwürdigen Ereigniſſen jedes Zeitalters in Erſtaunen ſetzte, und doch mit keinem in Verbindung ſtand — ohne Ahnen, ohne Beſitzthum und Beſchäftigung — ein unglücklicher Pilgrim.

Man hat viele Geſchichten über ihn erfunden, zum Theil rein erdichtet, zum Theil auf mißverſtandene Angaben der Geſchichte gegründet und doch nahmen dieſe Erzählungen gewöhnlich nur wenige Blätter ein, die nur die Verkündigung ſeiner Strafe für eine dem Stifter der chriſtlichen Religion angethane Beleidigung berichteten.

Dieſer Geächtete lebt, dieſer Unglücklichſte aller Unglücklichen wandelt noch auf dieſer Erde, mit den Spuren der Trübſal von achtzehn Jahrhunderten auf ſeiner Stirne, ſein Inneres von Reue zernagt über die Schuld einer Stunde raſender Bethörung. Lange hat er ſchweigend den Hohn ertragen: er hat vernommen, wie ſein fürſtlicher Rang zu dem eines Knechts erniedrigt ward, und nicht gemurrt; er hat gehört, wie ſeiner unſeeligen That, nur aus dem unglücklichen, durch die Vorurtheile ſeines Volkes verblendeten und entflammten Glaubenseifer hervorgegangen, überlegte Bosheit und Grauſamkeit als Quelle unterſchoben wurde, und er hat die Verläumdung als einen Theil ſeiner Strafe hingenommen. Aber jetzt iſt ſeine Geduld zu Ende; er fühlt, daß endlich ſeine Kräfte ſchwinden und der Wunſch, daß es rein werde zwiſchen ihm und ſeinen Nebenmenſchen, füllt ſein Inneres. Er will nicht wieder vor ſie treten, und, um ihnen Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, oder um ſie zu ſchonen, will er ſie nicht wieder anklagen. Die Wunde ſeiner Seele bleibt, und wird nicht wieder ſich erſchließen, bis auf den Tag, da Alles ſoll offenbar werden.

An ſeiner letzten Zufluchtsſtätte hat er dieſe Denkſchrift aufgezeichnet. Er hat nichts verhehlt, nichts entſtellt. Das Gemälde ſeiner Hoffnungen und Beſorgniſſe, ſeiner Schwachheiten und Leiden iſt hier mit gewiſſenhafter Treue gezeichnet.

Andere Erzählungen mögen mehr äußeren Schein für ſich haben, aber dieſe hat das hohe Verdienſt der Wahrheit — ſie iſt die einzig wahre.

# Erſtes Kapitel.

„Du ſollſt bleiben, bis daß ich wieder komme.“ Mein Innerſtes durchſchütterte das Wort; ich fühlt' es wie einen Pfeil in meiner Bruſt; mein Gehirn brannte, vor meinen Augen ward es finſter. Die Kriegsknechte, die Prieſter, das Volk, die Welt ſchwammen wie Luftgeſtalten vor meinem Blicke.

Aber meinem geiſtigen Auge war eine furchtbare Helle aufgegangen. Als wäre der Schleier, der die unſichtbare Welt von der ſichtbaren ſcheidet, entzwei geriſſen, ſah ich Bilder und Zeichen, für die keine ſterbliche Sprache einen Namen hat. Die ganze Zukunft breitete ſich in furchtbarer Erſcheinung vor mir aus. Ein übernatürliches Licht, eine neue Geiſteskraft ſchien ſich meinem Weſen mitgetheilt zu haben. Ich ſah mit Einem Male die Größe meines Verbrechens, die wilde Bethörung, den raſenden Undank, die gräßliche Ruchloſigkeit. Mit furchtbarer Klarheit durchlebt' ich noch einmal jeden Augenblick der Nacht, in der ich meine unausſprechliche Unthat begangen. Wie mit Flammenſchrift geſchrieben ſah ich das zahlloſe Unrecht, das ich in der Wuth blinden Eifer's dem Opfer angethan, den bitteren Hohn, den ich erſonnen, den grauſamen Spott, den meine Lippen den Pöbel gelehrt, die gefühlloſe Bosheit, die ihn verhindert hatte, eine Spur von Tugend an dem aufzufinden, der die reinſte Tugend war. Noch tönten die Geiſſelhiebe in meinen Ohren, jeder Tropfen des unſchuldigen Blutes erhob ſich, um wider mich zu zeugen.

Verflucht ſey die Nacht, in der ich dem Verſucher heim fiel! Verwünſcht in Zeit und Ewigkeit ſey die Stunde, in der ich hinging zu den Peinigern! Jede Fiber meines Leibes zittert, jeder Tropfen meines Blutes gerinnt, wenn ich noch den Wiederhall des Fluches höre, der in der Nacht des Wahns zuerſt über meine raſenden Lippen kam, das ſelbſtverkündigte Verderben, die Worte der Verheerung: „ſein Blut komme über uns und unſere Kinder!"

Ich hatte die Menge angeführt: wo Andere ſich entſetzten, reizte ich noch mehr; wo Andere Mitleiden fühlten, ſchalt ich und erhitzte noch mehr die

Gemüther. Ich höhnte den unmächtigen Grimm der Prieſter, ich höhnte die träge Grauſamkeit des Römers, ich entfernte durch Drohung und Spott den menſchlichen Widerſtand der Wenigen, die ſich ſcheuten, ihre Hände in Blut zu tauchen. Im Wahn, ich thue Gott einen Dienſt, und meine Leidenſchaften meinem Gotte unterlegend, entflammte ich die Gemüther eines unbeſonnenen, argwöhniſchen, verblendeten Volkes. Der Sieg war mein!

Ueber eine That, welche die Erde mit Wehklagen hätte erfüllen ſollen, und über welche Engel weinen konnten, konnte ich triumphiren! Das Urtheil war gefällt, aber noch meine Wuth nicht geſtillt. Ich haßte das Licht, ſo lange das Opfer lebte. Unter dem Vorwande, es ſey Verrath am Kaiſer, verlangte ich plötzliche Vollſtreckung des Urtheils. „Keinen Tag länger darf er leben," rief ich, „keine Stunde. Kreutzige, kreutzige ihn!" Und mit tauſendfältigem Wiederhall brüllte die Menge meine Worte nach.

Aber im Augenblicke meines Frohlockens traf mich die Strafe, und ich, der ich eine Stunde Leben dem Schlachtopfer verweigert hatte, ward — zu furchtbarer Vergeltung — verurtheilt, den Jammer eines unendlichen Lebens zu erfahren. Ich vernahm durch das Geſchrei von Jeruſalem — ich hätte unter Donnerſchlägen ſie vernommen — die ſanfte, leiſe Stimme: „Du ſollſt bleiben, bis daß ich wieder komme.“

Mit einem Male ward mir mein Schickſal klar. Ich eilte fort durch die jauchzende Menge, als hätte der Racheengel über meinem Haupte ſein Schwert geſchwungen. Wilder Geſang, grimmige Verwünſchungen, der gewaltige Aufruhr des wüthenden Pöbels füllten die Lüfte, und doch vernahm ich hinter mir das richtende Wort: „Du ſollſt bleiben, bis daß ich wieder komme,“ und ſah mich zu ewiger Strafe verdammt! Ich ſollte nie die Ruhe des Grabes finden!

Nicht ſterben können ein Geborner! In einer für Veränderung geſchaffenen Welt zu unendlichem Daſeyn gezwungen ſeyn, tauſende von Jahren in ewigem Einerlei an mir vorübergehen ſehen, den Hoffnungen, Freuden und Beſchäftigungen der Menſchen entfremdet, die Laſt dieſes Daſeyns tragen, das bei allen Reizen zur regſten Thätigkeit ſchaal wird, ein Leben leidenſchaftslos, erſchöpft, traurig, veraltet: lieber hätte ich gewollt, die Winde hätten mich in alle Theile der Welt verweht. Ein wildes Thier ſollt' ich ſeyn, verurtheilt, in einem Käfig ewig zu leben! ein Verbrecher, auf immer in ſeinen Kerker geſchmiedet!

Nicht ſterben können ein Geborner !— Ich ſtand jetzt in der Blüthe meiner Jahre; aber konnte das immer ſo bleiben? Mußten nicht Leiden, Schwachheit, Verluſt der Geiſteskraft und die Abnahme der Vermögen des menſchlichen Weſens, die natürliche Folge der Zeit ſeyn? Konnte ich nicht in dauernde Krankheit verfallen, und Schmerzen ohne Pflege und das Elend des Hungers und des Wahnſinns mein Loos werden? — Und doch ſollte ich ſie von Geſchlecht zu Geſchlecht ertragen!

Nicht ſterben können — ein Geborner! Abgeſchieden von Allem, was das Leben verſchönert und veredelt, ſollt' ich mein Land überleben, den meinem Herzen theuer gewordenen Boden von Barbaren entheiligt, ſeine geweihten Denkmale, ſeine Siegeszeichen und Gräber vernichtet und davon geführt ſehen; ohne eine bleibende Stätte ſollt' ich den Sclaven, den Blutgierigen, den Wilden der Wüſte, den wüthenden Ungläubigen das Land meiner Geburt durchſchwärmen, die Gebeine meiner Väter ausgraben, und die heiligen Ruinen Jeruſalem's mit Füßen treten ſehen!

Noch mehr. — Ich ſollte Alle überleben, die mir theuer waren, Gattin, Kinder, Freunde, alle die Weſen, mit denen mein Herz durch ein menſchliches Band verknüpft war; Alle, in deren Adern ein Tropfen meines Blutes rann, ſollten vor meinen Augen dahin gehen, und ich am Rande des gähnenden Grabes ſtehen, ohne in ihm Ruhe finden zu können. Wenn neue Gefühle in mein verſchloſſenes, eiſiges Herz Zugang finden konnten, ſo geſchah es nur, um die Zahl ſeiner Leiden zu vermehren; denn die, die ich liebte, mußten mir doch entriſſen werden. In der Welt ſollt' ich bleiben — einſam und verlaſſen!

Nicht ſterben können — ein Geborner! Das Grab, das den Sünder umſchließt, bedeckt auch ſeine Sünde. Das Maaß ſeiner Vergehen iſt beſtimmt; keine neue Schuld kann er hier auf ſich wälzen. Aber ich ſollte kein Maaß der Laſt finden, die mich bereits zu Boden drückte, die Schuld eines unendlichen Lebens, die Wogen eines unergründlichen Meeres von Verbrechen ſollten in ewigen Fluthen über mein Haupt hinrollen. War das Gericht an jenem großen Tage ſchon für den ſchrecklich, der nur die gewöhnliche Zeit des Daſeyns durchlebt hatte, welche Schrecken mußte es für den Unglücklichen haben, der mit der Schuld von tauſend Leben belaſtet vor den Richterſtuhl treten ſollte!

Von Verzweiflung getrieben eilte ich durch Jeruſalem, kaum mir bewußt, wohin ich wollte. Es war die Zeit des Oſterfeſtes, wo die Stadt voll von Fremden war, die hieher reisten, um das große

Feſt mitzufeiern. Inſtinktmäßig ſchauderte ich bei dem Anblick menſchlicher Geſichter, und mied die Straßen, durch welche die Stämme herein zogen. Endlich fand ich mich am Thore Zion, das gegen Süden ins freie Feld führt. Ich hatte jetzt kein Auge für das herrliche Portal, an welchem die berühmteſten joniſchen Bildhauer ihre Kunſt erſchöpft hatten, das Meiſterwerk Herodes des Großen. Aber vergebens verſuchte ich mir durch die Menge einen Weg zu bahnen, die auf dem Zuge ſtehen geblieben war, um ſeine unvergleichliche Schönheit zu ſchauen — das Portal, einzig würdig der Herrlichkeiten, zu denen es führte, wie eine ſchimmernde Abendwolke ſich öffnet und das Auge aufwärts zu den Sternen leitet.

An dieſen Tagen war die römiſche Wache abgerufen. Ich ſtieg die Zinnen hinan, um einen andern Ausweg zu ſuchen; aber die hier verſammelte Menge, um den Einzug der Stämme zu ſehen, feſſelte mich an die Stelle. Unter allen prachtvollen Schauſpielen der Welt war dieſer Einzug am meiſten geeignet, den Stolz der Nation auf ihr Land und ihre Religion noch mehr zu heben. Die zur Strafe für die Verbrechen unſerer abgöttiſchen Könige von Gott verhängte Zerſtreuung hatte durch die Wunder wirkende Macht, welche aus dem Übel Gutes hervorruft, unſer Geſetz in die entlegenſten

Enden der Welt verbreitet. Die Mächtigen aller Gegenden, Anführer von Kriegsheeren, Weiſe, Könige gehorten zu den Proſelyten; Alle kamen wenigſtens einmal in ihrem Leben, um in der großen Hauptſtadt des Glaubens anzubeten, und Alle mit der ihrem Range angemeſſenen Pracht und Dienerſchaft. Der Zug beſtand aus einer Menge, gegen welche die aller ſpäteren Zeiten in den Schatten zurücktraten. Man zählte drei Millionen Volkes am Paſſafeſte. Noch auffallender waren die verſchiedenen Menſchen-Gattungen, die in ihrer ganzen Mannigfaltigkeit und mit ihren am ſtärkſten hervortretenden Eigenthümlichkeiten an dem Auge vorübergingen.

Voran kam der lange Zug ſchwarzer Sclaven und Diener mit dem Wagen des indiſchen Fürſten, mit den Seidenzeugen und Juwelen der Länder jenſeits des Ganges angethan. Auf ſie folgte die Truppe halbnackter afrikaniſcher Löwenjäger, mit Perlen und Stücken ungearbeiteten Goldes geſchmückt. Hinter ihnen kam auf Cameelen eine patriarchaliſche Gruppe, der Scheik von Arabien, eine ehrwürdige Geſtalt mit ſilbergrauen Locken, ſeine Sohne führend, wie unſer Vater Abraham aus der Wüſte auf den Berg Moria. Dann kam auf dem glänzenden Wagen des aſſiriſchen Häuptlings königlicher Schmuck von Purpur und Edelgeſtein, von

Reitern geleitet, die mit Harniſchen gewappnet waren. Die ſcythiſchen Juden, in Wolf- und Bären-Felle gehüllt, eiſerne Männer des Nordens, der edle Grieche, das Muſter menſchlicher Geſtalt, die breiten, gelben Züge der chineſiſchen Rabbinen, die ſchönen, rieſigen Formen der germaniſchen Stämme, Haufen fremder Männer, weder Europa noch Aſien angehörend, mit ihren ſchwarzen Locken und dünnen, aber nervigen Gliedern, in deren Fleiſch Bilder von Geſtirnen eingebrannt waren, drängten ſich hinter einander, und in ſtarkem Gegenſatze mit Allen bahnte ſich der Italiener zu Roß oder zu Wagen mit dem Stolze des anerkannten Weltbeherrſchers einen Weg durch die Menge. Ich ſah Abgeordnete der ganzen Welt vor mir.

Aber dieſe entſcheidenden Merkmale des Vaterlands und der Lebensart, durch menſchliche Hand nicht zu verwiſchen, ſchwand bei dem Gedanken an Ort und Zeit. Vor ihnen lag die heilige Stadt, der Berg Zion mit ſeinen Palläſten, über denen ſich, wie eine zweite Stadt, in einer höheren Luftregion der Tempel erhob, dem an Herrlichkeit die Welt nichts Aehnliches aufzuweiſen vermochte, zu dem ſich von den äuſſerſten Theilen der Erde die Augen der Glaubigen wandten, in deſſen Hallen Salomon, der weiſeſte unter den Königen der Erde, um den Segen des Allerhöchſten gefleht, und dieſer ſich auf den Feieraltar niedergelaſſen hatte, in deſſem Allerheiligſten der Herr, den der Himmel und die Himmel der Himmel nicht faſſen, thronte und ſein Volk verherrlichte.

O Jeruſalem, Jeruſalem! Wenn ich daran denke, wie ich dich damals ſah und wie ich dich ſeither geſehen, geplündert, verheert und gänzlich zu Schanden gemacht, wenn ich den Römer mit dem Pflug den Boden furchen ſah, wo das Allerheiligſte geſtanden, den Sarazenen noch in den Ruinen wühlen, den letzten, ſchlimmſten Verwüſter, den Barbaren vom Caucaſus, den wilden Muſelmann in grimmigem Hohn auf den Zinnen der Stadt David's ſitzen, die Gräber der Propheten und Könige entweihen, nach Beute den Boden durchwühlen, wo jeder Grashalm, jedes Stäubchen dem zerſtreuten Volke Iſrael heilig geweſen war, und mit wilder Grauſamkeit meine Landsleute, die unter den Ruinen ihre Wohnung aufgeſchlagen hatten, um hier ihr Grab zu finden, mit Füßen treten, da empörte ſich mein Inneres und Wahnſinn erfaßte mich. Ruchloſe Wünſche ſtiegen in mir auf. Blitze, fleht' ich, ſollten die Tyrannen niederſchmettern. Noch ſpring' ich von meinem Lager auf, wenn ich das Brauſen des Sturmwinds höre, und ſende gräßliche Gebete gen Himmel, daß ſeine Wuth über die Zelte der Unterdrücker ſich ergieße. Meiner unbewußt rauf' ich mir die grauen Locken aus, und laſſe ſie im Schmerz meiner Seele die Winde gegen Oſten tragen. Mit Grimm erfüllt erblickt' ich in jeder Wolke, die am nächtlichen Himmel hinzog, einen herniederſteigenden Engel der Rache. Ich ſah furchtbare Geſtalten auf den Fittigen des Windes fliegen, majeſtätiſche Geiſter und Könige des Zorns durch die Himmel ſchweben und Schwefel und Feuerregnen laſſen, wie auf die Städte des todten Meeres. Und als die Erſcheinung vorüber ſchwebte, rief ich aus mit unſerem Propheten: „Wer iſt der, ſo von Edom kommt, mit röthlichen Kleidern von Bazra, der ſo geſchmückt iſt in ſeinen Kleidern, und einhertritt in ſeiner großen Macht? Warum iſt denn dein Gewand ſo roth, und dein Kleid wie eines Keltertreters?“ Und ich glaubte die Antwort zu hören: „Ich bins, der Gerechtigkeit lehrt, und ein Meiſter bin zu helfen. Ich habe ſie gekeltert in meinem Zorn, und zertreten in meinem Grimm. Daher iſt ihr Blut auf meine Kleider geſprützet, und ich habe all mein Gewand beſudelt. Denn ich habe meinen Tag der Rache mir vorgenommen, das Jahr, die Meinen zu erlöſen, iſt kommen.“

Wenn dann das Geſicht verſchwunden war, und mein Herz in mir verſchrumpfte, ſtürzten Thränen aus meinen Augen und ich weinte, bis der Morgen heraufkam, und das Lärmen und Treiben der Menſchen rief mich in die Wirklichkeit zurück, und ſtatt der heiligen Berge und Thäler, die ich in der Finſterniß geſehen, erblickt' ich nur die Dächer einer düſteren Stadt, in der ich ein einſamer Flüchtling war, oder eine Wüſte mit brennendem Sand und Räuberhorden, oder trieb ich auf dem Ocean, eben ſo öde als mein Herz, eben ſo unſtät als mein Leben, eben ſo unergründlich als mein Leiden. Doch ich will hoffen und lieben bis ans Ende. O Jeruſalem, Jeruſalem! Selbſt in den Tagen der Freude habe ich dein nicht vergeſſen!

Aber ſolches gehört ſpäteren Zeiten an. An dieſem denkwürdigen, ſchrecklichen Tage hatte ich keinen Gedanken, als die Vorſtellung von dem unbeſchreiblichen Schickſal, das mich von der Menſchheit verbannen ſollte. Endlich bahnte ich mir einen Weg durch die Menge am Thore, wandte mich zu keinem der Verwandten, die mich anriefen, wenn ich an ihren Wagen und Roſſen vorüber kam, ſtieß mit der Kraft der Verzweiflung Alle zurück, die mir in den Weg traten, und kam erſt dann wieder zum Bewußtſeyn, als ich die Stadt hinter mir hatte und über Felſen und Ruinen den Berg hinan geklommen war, der ſich wie eine Scheidewand zwiſchen mir und der übrigen Welt in dunkeln Maſſen vor mir aufthürmte.

## Zweites Kapitel.

Der Schrecken hatte mich erſchöpft; ich warf mich nieder in den Schatten der Palmen, die zerſtreut auf der Spitze des Berges ſtanden, und ſank ſogleich dem Schlaf in die Arme. Aber er war nicht erquickend und unruhig. Die Ereigniſſe des Tages gingen in ſeltſamer Miſchung mit denen meines früheren Lebens und mit andern, die der Wirklichkeit nicht angehörten, wieder an mir vorüber. Ich ſah mich unter die Menſchen erniedrigt; wie der große König von Aſſyrien mußt' ich mich vom Graſe des Feldes nähren und Jahre lang flüchtig umherwandern, dem ſengenden Sonnenſtrahl am Tage, und Nachts dem Thaue ausgeſetzt, der durchkältend ſich auf meine nackten Glieder lagerte. Dann hatt' ich wieder übermenſchliche Kraft und ich erhob mich auf Flügeln, bis die Erde unter mir verſchwand, und ich mich in fürchterlicher Einſamkeit fand. Aber Ein Gefühl war das vorherrſchende, daß dieß Alles mir zur Strafe geſchehe, und daß es ewig alſo bleiben werde. Endlich ſah ich mich vom Wirbelwinde, wie der Schwimmer vom Waſſerfalle, gefaßt und in eine Gewitterwolke hinabgeriſſen. Ich fühlte den Druck der mich einhüllenden Dünſte; ich ſah den Blitz, und ein Donnerſchlag, der das Firmament erſchütterte, betäubte mich.

Plötzlich öffneten ſich meine Augen; aber beim Erwachen ſchien die Wirklichkeit nur eine Fortſetzung des Traumes. Dichte Wolken eines ſchwülen, drückenden Dunſtes wälzten ſich ſchnell von der Tiefe unten herauf, und hin und wieder trug der Wind einen Schall an mein Ohr, den ich von fernem Donner nicht unterſcheiden konnte. Aber die Sonne ſchien hell und über mir wölbte ſich das ſchimmernde Blau des morgenländiſchen Himmels. Als mein Bewußtſeyn langſam wiederkehrte, — denn es war mir wie einem Trunkenen, und, weil plötzlich mein Blut ſich gegen meine Augen drängte, hatt' ich gefürchtet, blind zu werden — konnt' ich entdecken, wo ich war. Schreckliches Erwachen! In meiner Zerrüttung war ich auf den Berg geflohen, den kein Iſraelite betrachtet ohne Schaam und Schmerz über die Sünden des größten Königs, und den ich nicht betreten konnte, ohne mich zu verunreinigen. Ich ſaß auf dem Berge der Verderbniß, ſo genannt, weil er einſt der Schauplatz der Abgöttereien unſeres mächtigen Salomon geweſen, als er in ſeinem Alter den Einflüſterungen ſeiner heidniſchen Weiber nachgab — das nicht zu ſühnende Verbrechen, wegen deſſen das Königthum geſtürzt und die Stärke Iſrael's gebrochen ward. In den Schluchten des Berges ſah ich die Stätte mit den Spuren des Brandes, wo die Altäre Moloch's, Camo's und Aſtharoth's im Angeſicht des Hauſes des lebendigen Gottes in frevler Pracht ſich erhoben hatten. Die Palmbäume, unter denen ich in den unruhigen Schlummer geſunken war, waren die Ueberbleibſel der Haine, in denen man einſt den Gottheiten von Phönizien und Aſſyrien nächtlicher Weile gehuldigt und das Jammergeſchrei der Geopferten vernommen hatte, deren Schreckliches noch durch den Lärm barbariſcher Gelage, durch die wilden Mißklänge der Cimbeln und Hörner und den bacchanaliſchen Geſang der unreinen Prieſter und ihres Volkes vermehrt wurde.

Der Dampf, der ſchwül und erſtickend vor mir aufſtieg, war der Rauch von den im Thale Hinnom angezündeten Feuern, wo der Auswurf der für die Stadt geſchlachteten Thiere und Anderes, was für den Juden ein Greuel iſt, täglich verbrannt wurde. Die vielen Feuer, der erſtickende Rauch und der Anblick der entarteten, geächteten Weſen, meiſtens Staatsverbrecher, die zu dieſem ſcheußlichen

Geſchäft gebraucht wurden, ließen die Gegend als den Ort der ewigen Strafe erſcheinen. Bei ihren Drohungen gegen die Staatsverräther, gegen die Stolzen und Eigenwilligen, gegen dir, die ſich mit Götzen und die, welche ſich mit der noch ſchlimmern Abgötterei, dem Dienſte der Welt verunreinigt hatten, wieſen unſere Propheten auf das Thal Hinnom hin! Der Phariſäer, wenn er über den Unglauben und die Verſchwendung des vornehmen Sadducäers ſchalt, deutete auf das Thal Hinnom! Alle — der Phariſäer, Eſſäer, Sadducäer in dem übermüthigen Geiſt, der den geſunkenen Zuſtand Jeruſalem's und die Verbrechen vergaß, die es erniedrigt hatten — der Heuchler, der Frömmler und der Freigeiſt, von thörichter Rachſucht erfüllt, wenn ſie die römiſchen Cohorten mit ihrem abgöttiſchen Feldzeichen triumphirend die einſt heiligen Straßen durchziehen ſahen, oder durch die Züge der Reiter und den vergoldeten Wagen auf die Seite gedrängt wurden, worin ein übermüthiger Proconſul ſaß, und auf die Edelſten unſeres Volkes als auf gedemüthigte Sklaven des Fremdlings herab ſah — ſie alle deuteten auf das Thal Hinnom!

Wie oft, als Jeruſalem ſich ſeinem Ende nahte und, wie durch Verhängniß, die Gewaltthaten der römiſchen Statthalter häufiger und unerträglicher wurden, habe ich geſehen, wie Gruppen meiner

Landsleute, durch die Hufen römiſcher Roſſe in Nebenwege gedrängt, den inneren Grimm zurückdrängten, der bald in ſo furchtbaren Flammen auflodern ſollte, die geballten Hände erhoben, als ſchelten ſie die ſäumende Gottheit, mit den Zähnen knirſchten und mit wild verzerrten Geſichtern und flammendem Auge, mit vor innerem Grimm kaum vernehmbarer Stimme Verſchwörung beriethen. Dann verzweifelnd, die Ketten abſchütteln zu können, an denen die ganze Welt gefeſſelt lag, beſchworen ſie die Rache der endloſen Zukunft, hüllten das Haupt in ihre Mäntel und ſtanden wie Zauberer, die böſe Geiſter herauf beſchwören, jeder die zitternde Hand gegen das verfluchte Thal ausſtreckend, und von den Lippen tönte es: „Gehenna!"

Während ich in einem Zuſtand, der mir die deutlichſte Vorſtellung davon gab, wie die Seele vom Körper ſich ſcheidet, auf der Spitze des Berges lag, vernahm ich plötzlich Trompetentöne. Sie kamen vom Tempel herüber, der, da die Feuer unten mit der ſteigenden Tageshitze erloſchen, jetzt deutlich mir gegenüber lag. Es war dieß das Zeichen der dritten Stunde, wo das erſte tägliche Opfer gebracht wurde. Es war gerade die Woche der Ordnung Abiah, zu der ich gehörte, und dieſen Tag hatte ich den Dienſt zu verrichten. Ich hätte alle meine irdiſche Habe gegeben, wenn mir geſtattet worden wäre, an dieſem Orte, ſo verunreinigt er war, zu bleiben und hier in Staub und Aſche, die ich zu meiner Lagerſtätte gewählt, zu vermodern. Aber ich wagte es nicht, der heiligſten Pflicht des Prieſters mich zu entziehen.

Ich erhob mich; aber erſt nach einiger Anſtrengung gelang es mir, auf die Beine zu kommen, denn meine Glieder waren wie Blei und fühllos. An den Stämmen der Palmbäume mich haltend ſchleppte ich mich über den Bergrücken hin. Da tönte die Trompete zum zweitenmal, und die Felſen ringsum warfen den Wiederhall zurück. Ich hatte keine Zeit mehr zu verlieren und wollte gerade einen Fußpfad hinabeilen, der ſich durch das Thal zog, als das Getöſe, das mich aus dem Schlafe geſchreckt hatte, wieder an mein Ohr ſchlug und mein Blick, der alle Berge ringsum überſehen konnte, unwillkürlich auf die Gewitterwolke fiel. Der Himmel war rein, aber die Hügel gegen Weſten, auf deren Weinbergen und Roſen- und Orangen-Wäldchen mein Auge ſo oft wie auf einem groſſen, mit Purpur und Gold durchwirkten, tyriſchen Teppich verweilt hatte, waren in Dunkel gehüllt, eine groſſe, finſtere Wolke zog ſich über den Höhen zuſammen und zuckende Blitze entwanden ſich ihrem Schooſe. Finſterer wurde die Wolke, und das ferne Rollen des Donners ward lauter und anhaltender. Ich eilte der Stadt zu. Zu meinem Erſtaunen fand ich den Weg, der vorhin ſo gedrängt voll von Menſchen geweſen war, beinahe leer: in langen Zügen ſtanden die Cameele unter den Bäumen angebunden, beinahe ganz ohne Führer. Die Zelte waren verlaſſen, nur Kinder mit einigen, zu ihrer Pflege nöthigen, alten Perſonen erblickte ich in denſelben. Die Saumthiere und Pferde waideten ohne Hüter im Felde. In den Zelten aber ſah ich Thiere und andere Gaben, welche die Stämme zum großen Feſte mitgebracht hatten, ganz ohne Bewachung und jedem blos geſtellt, der davon nehmen wollte. Wo waren die Myriaden hingeſchwunden, die vor wenigen Stunden noch das Gefilde bedeckt hatten, ſo weit das Auge reichte?

Einen noch ſeltſameren Anblick bot die Stadt dar. Zu einer Zeit, wo die Gewaltthaten der Römer jedem Juden nur zu häufig Veranlaſſung zu den größten Beſorgniſſen gegeben hatten, konnte ein paniſcher Schrecken die zuſammengeſtrömten Fremden verjagen; aber die Stadt ſelbſt war gleichfalls verlaſſen, und auf den Straßen ließ ſich Niemand blicken. Was Anderes, als Peſt oder ein Blutbad, konnte aus einer der volkreichſten Städte des Morgenland's ſo ſehr alles Leben verlöſcht haben? Die römiſchen Wachen waren beinahe die einzigen menſchlichen Weſen, die mir auf meinem

Wege durch die langen Straßen vom Ende der oberen Stadt bis an den Berg, auf dem der Tempel ſtand, begegneten.

Dieß entſprach ganz meinem Wunſche, von keinem meiner Landsleute geſehen zu werden, und doch vermag ich nicht zu beſchreiben, wie ängſtlich mein Herz pochte und wie fieberiſch mein ganzes Weſen aufgeregt war, als ich endlich an meinem Hauſe anlangte. Obgleich noch jung, war ich ſchon Gatte und Vater. Was konnte ſich zugetragen haben, ſeitdem die Sonne am Abend zuvor untergegangen war? Denn meine böſe That, die mir der, der in ſeiner rechten Hand die Gnade hält und in ſeiner linken das Gericht, vergeben möge, war in die Nacht gefallen. Das Herz drängte ſich mir auf meine Lippen, als ich an der Thüre lauſchte; ſie zu öffnen wagt' ich nicht. Endlich befreite mich die Stimme meines Weibes aus meiner peinlichen Beklemmung; ſie weinte. Ich warf mich auf die Knie nieder und dankte Gott, daß ſie lebte..

Aber mein Kind! Ich gedachte des Schwertes, das die Erſtgeborenen mordete im Lande der Knechtſchaft, und fühlte, daß Juda ſo ſchuldig, als Egypten, ſein Strafgericht wohl fürchten dürfe. Weinte die Mutter, der Engel, in ihrer Einſamkeit um mein Kind? Noch eine Pauſe ängſtlicher Erwartung — und ich hörte den Säugling lallen, wie er in ihren Armen erwachte.

Das erſte menſchliche Gefühl, das ich nach ſo vielen Stunden jetzt wieder empfand, war beinahe zu ſtark, und ohne auf meinen ſchmutzigen Anzug und auf mein hungriges, erſchöpftes Ausſehen zu achten, das hätte verrathen müſſen, wo ich geweſen ſey, wäre ich in's Zimmer geſtürzt. Aber in dieſem Augenblick ertönte die Trompete zum dritten Male. Jetzt hatte ich keine Zeit mehr für Irdiſches. Ich warf mich in's Bad, wuſch die Verunreinigung ab, legte haſtig den Prieſterrock und Gürtel an, eilte mit der geweihten Binde um meine glühende Stirne und dem Rauchfaß in der zitternden Hand durch die Säulengänge, und trat vor den Altar.

---

# Drittes Kapitel.

Unter allen Werken menſchlichen Reichthums und menſchlicher Kunſt, die der Anbetung der Gottheit geweiht waren, war der Tempel, in deſſen Hallen ich jetzt ſtand, das herrlichſte. In meinen ſpäteren Jahren, in der Zeit meiner unglücklichen Irrſale, habe ich fern von den Gräbern meiner Angehörigen die berühmteſten Tempel der großen Reiche des Götzendienſts geſehen. Durch ein grauſames Geſchick und noch grauſamere Menſchen gezwungen bin ich vor dem Altare der Diana zu Epheſus, dem Meiſterwerke joniſcher Kunſt und Pracht, geſtanden. Ich habe die Haine ~~bei~~ Delphi durchwandelt, und war wider meinen Willen Zeuge der Geheimniſſe dieſes Orakels. Mit Ketten belaſtet ward ich gezwungen, dem Zuge um die Minerva der Acropolis anzuwohnen, und vergaß beinahe meine Ketten im Staunen über das Denkmal eines Geiſtes, der nur dem wahren Gott, von dem er ausgeſtoſſen, ſich hätte weihen ſollen. Den Tempel des capitoliniſchen Jupiter, die Sancta Sophia des alten Byzanz und das noch wundervollere, herrliche Gebäude, in welchem das dritte Rom noch jezt vor dem galiläiſchen Fiſcher anbetet — ſie alle hat mein Fuß betreten, der Alles kennt, nur keine Ruhe, aber ſie alle waren nur Schatten gegen die Größe, die blendende Schönheit und die beinahe überirdiſche Herrlichkeit des Tempels, der einſt auf dem Berge Moria in der Stadt des Herrn geſtanden.

Nach Verfluß von beinahe zwei Jahrtauſenden ſteht ſein Bild noch in lebendigen, ſchmerzlich ergreifenden Farben vor meinem geiſtigen Auge. Ich ſehe den Vorhof der Heiden um das Ganze ſich ziehen, eine Feſte vom weiſſeſten Marmor mit ihren 600 Fuß vom Thale ſich erhebenden Mauern; ihr königliches Portal, des Namens eines Salomon würdig, die zahlloſen, ſtattlichen Wohnungen für die Prieſter und Diener des Tempels und über ihnen, wie Diademe ſchimmernd, die alabaſternen Hallen und Säulengänge, in welchen die Häupter und Weiſen Jeruſalem's das Volk lehrten, oder, die reine Luft einathmend, ſich ergingen und die herrliche Landſchaft beſchauten, die ſich zwiſchen dem Halbkreis der Gebirge ausbreitete. Darüber ſich erheben ſehe ich den Vorhof der jüdiſchen Weiber, durch ſeine Säulen von Porphyr und reich mit Bildhauerarbeit verzierte Wande abgeſchieden; über dieſen den Vorhof der Männer, noch höher den der Prieſter, und ganz oben die Krone des Ganzen, den mittleren Tempel mit dem Heiligthume und dem Allerheiligſten, mit Goldplatten bedeckt, das Dach mit hohen, goldenen Lanzenſpitzen beſetzt, daß überall das koſtbare Metall und der Marmor die Stralen der Sonne zurückwarf, bis der Berg Moria vor das Auge des Fremden trat, wenn er ſich Jeruſalem näherte, den die Sänger und das Volk ſo oft als „einen beſchneiten Berg mit Edelgeſteinen geſchmückt" geſchildert haben.

Die Pracht des Gottesdienſtes entſprach dieſem Meiſterwerk der Baukunſt. 24000 Leviten hatten abwechſelnd den Dienſt — jedesmal tauſend. Viertauſend weitere verſahen die niederen Dienſte. Viertauſend Sänger und Sängerinnen mit Harfen, Trompeten und den wohltönendſten Inſtrumenten eines Landes, deſſen Bewohnern die Muſik angeboren war, und deſſen Clima ſie im Zauber der Töne ihren höchſten Genuß finden ließ, ſangen die begeiſterten Lieder unſeres Heldenkönigs und füllten die Pauſen des Gebets mit Harmonien, die den Geiſt über die Sorgen und Leidenſchaften einer Welt voll Unruhe emportrugen.

Ich ſtand, mit dem Becher in der Hand, vor dem Brandopferaltare, der Levite zu meiner Seite hielt das Lamm, und eben wollte ich den Wein auf das Opfer gießen, als ich haſtige Fußtritte vernahm. Einen Augenblick darauf wurde der Vorhang der Halle ſchnell zurückgeworfen und eine Geſtalt ſtürzte herein — es war der Hoheprieſter, aber nicht in ſeinen heiligen Gewändern, die er zur Zeit der gröſſeren Feſte gewöhnlich trug. Er hatte das gewöhnliche Prieſterkleid umgeworfen und war ſichtbar bemüht, ſich ganz mit demſelben zu verhüllen. Sein Geſicht barg er in die Falten ſeines Mantels und ſtürzte eiligen Schrittes dem unterirdiſchen Gange zu, der vom Heiligthume in ſeinen Vorhof führte. Aber kaum hatte er ihn erreicht, als er, von einem plötzlichen Gedanken angewandelt, Halt machte und ſich gegen den Altar wandte, wo ich in ſtummer Ueberraſchung ſtand. Der Mantel fiel über ſein Geſicht herab: es war bleich, wie eines Todten. In ſeinen ſonſt ſtrengen Zügen, die ihn beim Volke gefürchtet gemacht hatten, malte ſich Schwäche, und als ſein Blick auf das Feuer fiel, flammte es zufällig auf und ich glaubte eine Thräne auf ſeiner Wange glänzen zu ſehen, auf der zuvor nie ein menſchliches Gefühl zu leſen war. Aber ich hatte keine Zeit, zu fragen, ſelbſt wenn Ehrerbietung mich davon nicht abgehalten hätte. Er faßte plötzlich den Kopf des Lammes, wie gewöhnlich diejenigen thaten, die ein Sühnopfer für ihre Sünden darbrachten. Auf ſeinen fahlen Lippen zitterte ein furchtſames Gebet; dann entriß er dem Leviten das Meſſer, ſtieß es dem Thier in die Kehle und ſtürzte mit blutbedeckten Händen und mit einem Angſtruf, in dem ſich die Verzweiflung ausſprach, wieder hinaus!

Noch brannte das Opfer auf dem Altare und ich zündete den Weihrauch an, als der zunehmende Lärm auſſen mir verrieth, daß die verlaſſenen Hallen ſich wieder füllen. Aber das Getoſe nahm auſſerordentlich ſchnell zu und glich bald einem Aufruhr. Das Heiligthum, in dem ich ſtand, war durch die Lampen, die an den Wänden brannten, und durch das Feuer, das nie erlöſchen durfte, beinahe völlig erleuchtet. Aber als ich, zuletzt, unvermögend, meine Beſorgniſſe über den ſteigenden Aufruhr zu unterdrücken, an den Vorhang eilte, trat ich in dunkle Nacht hinaus. Eine Finſterniß, dichter als Rauch, hatte ſich über die Erde gelagert und die Sonne, die ich wie einen feurigen Schild über der Stadt hatte ſchweben ſehen, war ganz verſchwunden. Während ich hinaus blickte, ward es noch dunkler und die Finſterniß einer ſternenloſen Nacht breitete ringsum ihre Schatten aus.

Es war mein Loos und nicht der geringſte Theil meiner Strafe, daß ich immer die Vorſtellung hatte, auſſerordentliche, ſchreckliche Ereigniſſe der Natur, und das Unglück von Nationen ſtehen in Verbindung mit meinem Verbrechen. Ich habe verſucht, mich dieſes Gedankens zu entſchlagen; aber er umfing mich wie eine eiſerne Ketta; gleich dem Hemde des Centauren vermochte nichts ihn zu entfernen; ſchwer wie eine Wetterwolke habe ich ihn über meinem Gehirne laſten fühlen. Als ich hinaus blickte in die Finſterniß, kam mir plötzlich der Gedanke, ich ſey es, der dieſe egyptiſche Plage, dieſe furchtbare Entbehrung des erſten Lebenselementes, über mein Land, vielleicht über die Welt gebracht hätte, die vielleicht nie wieder aufhörte. Denn immer mehr verfinſterte ſich das Dunkel, bis alle Möglichkeit, daß es je wieder licht werden konnte, verſchwunden ſchien, denn es war, wie zur Zeit unſerer Knechtſchaft, eine Finſterniß, wie im Grabe.

Schnell hatte ich meinen Plan entworfen. Ich wollte von meinen Verwandten, aus meinem Vaterland fliehen, und meine Tage, die ſchmerzlichen, ein Geächteter in einer Wildniß hinſchleppen, wo meine Gegenwart kein Gräuel wäre, wo ich nur den Löwen und den Tiger zu Genoſſen hätte, wo die Sandſteppen durch meinen unſeligen Tritt nicht noch unfruchtbarer, die Quellen durch meine nie verſiegende Thränen der Verzweiflung nicht noch bitterer werden konnten.

Die auſſerordentliche Geiſtesgegenwart, die Einzelne bei allgemeiner Verwirrung nicht verlieren, eine der wirkſamſten Eigenſchaften unſeres Weſens, die, wie man glaubt, aus hoher Kraft des Gemüths und Verſtandes hervorgeht, darf nicht immer aus dieſer reinen Quelle abgeleitet werden. Oft iſt ſie blos das Kind reinthieriſcher Unkenntniß der Gefahr oder angewöhnter Wildheit; bei mir entſprang ſie aus Wahnſinn, aus jener zügelloſen Kraft, die den Raſenden unverletzt über Dächer und Mauern wegführt. Im Tempel herrſchte die größte Verwirrung. Die Prieſter hatten ſich an den Stufen der Altäre niedergeworfen, oder ſtanden in banger Erwartung beiſammen und harrten ſprachlos der Zerſtörung, die in dieſer unnatürlichen Nacht über ſie kommen ſollte. Ohne Furcht wie ohne Hoffnung ſchritt ich durch ihre Mitte.

Durch die dichte Finſterniß, über Menſchen und heilige Geräthe hin, die, wie Beute und Leichname in einem erſtürmten Lager, zerſtreut waren, ging ich geradezu und ungehindert, als wandelte ich im Tageslichte, auf meine Wohnung zu. Mein Weib fand ich noch mehr beſtürzt über mein langes Ausbleiben, als über die Finſterniß. Als ſie meine Stimme vernahm, eilte ſie heraus, warf ſich an meine Bruſt und vergoß Thränen der Freude und Liebe. Aber nur wenige Worte wechſelten wir; denn weniger bedurft, es, ſie zu bitten, mir mit ihrem Säugling zu ſolgen. Sie hätte mich bis au's Ende der Welt begleitet.

O Mirjam, Mirjam! wie oft habe ich deiner gedacht auf meiner langen Pilgerſchaft; wie oft habe ich in ſchlafloſen Nächten dein Antlitz in überirdiſcher Schönheit wie einen Engel des Troſtes herniederſchweben ſehen! Für mich biſt du nicht geſtorben; deine mehr als männliche Seelengröße, deine edle Liebestreue gegen ein launiſches, unglückliches Herz, deine Geduld, mit der du den Pfad wandelteſt, wo dein Fuß in Dornen und Diſteln, von mir geſäet, ſich wund trat, dein Fuß, würdig über blumige Auen durch's Leben zu wandeln — Alles lebt in ſchmerzlicher Klarheit im Gedächtniß des größten der Sünder. Von Geſchlecht zu Geſchlecht bin ich zu deinem einſamen Grabe gewallfahrtet und habe geweint und gebetet über dem Staube, der einſt einen Theil des vollendetſten Weſens bildete. Bei meiner Kälte, mit der eine harte Welt mein Herz umſchloß, bei dem Haſſe gegen die Menſchen, mit dem der Uebermuth der Barbaren und Verfolger meine Bruſt wie mit einem ehernen Panzer umgab, iſt mir eine Quelle heiliger Gefühle geblieben, ein Bächlein, die wenigen Blumen eines verwelkten Herzens zu wäſſern, die Liebe zu dir, vielleicht ein Zeichen der neuen Zeit, wo der Fluch ſoll von mir genommen werden, vielleicht die

Quelle, durch die die ſchmachtende Seele deines Gatten erquickt werden ſoll, daß in der Öde die Blumen des Paradieſes Gottes erblühen!

Nachdem ich mein Prieſterkleid — wie ich damals glaubte, für immer — abgelegt hatte, eilte ich fort, mein heldenmüthiges Weib an der Hand und mein Kind auf dem Arme. Hinter mir ließ ich koſtbare Sachen, die Reichthümer, die eine lange Reihe berühmter Ahnen auf mich vererbten. Sie kümmerten mich nicht; denn Schätze, unendlich koſtbarer, hielt ich in meinen Armen. Doch als ich über die Schwelle trat, wandelte mich das Gefühl der Trennung von Allem, was mein geweſen war, ſchmerzlich an. Mein Weib fühlte das Zittern meines Leibes und mit der hochherzigen Standhaftigkeit, die in der Stunde der Noth die Geiſtesſtärke der Frauen oft über den feurigen Muth des Kriegers erhebt, bat ſie mich, getroſt zu ſeyn. In dieſem Augenblicke fühlte ich ihre Lippen auf meiner Hand; eine neue Kraft durchſtrömte mein ganzes Weſen und ich eilte fort in die unendliche Nacht hinaus.

Ungehindert und ohne zu verirren fand ich den Weg über und durch die Menge, die den Vorhof der Heiden füllte. Manches Gebet vernahm ich und manchen Seufzer, aber ich hatte nichts mehr mit den Menſchen zu ſchaffen und arbeitete mich endlich bis an die große Pforte. Wäre ich mit der äusserſten Blindheit geſchlagen geweſen, bis hieher hätte mir mein Auge nicht weniger Licht geben können. Als ich aber durch die Straßen der unteren Stadt ging, ließ mich hin und wieder eine Fackel, die mit der Dunkelheit kämpfte, wie die Lampe in einem Grabmal, die Umgebungen erkennen.

Die breiten Straßen waren gedrängt voll Menſchen, die Todten glichen. Alle lagen am Boden, oder hatten ſie jene Stellung angenommen, in welche der Schrecken den Menſchen zwängt, ohne daß er ihm zu widerſtehen vermöchte. Die Wolke, die ich von meiner Lagerſtätte über dem Thale Hinnom die Berge ſich hinanwälzen geſehen hatte, war dieſe Menge. Ein Schauſpiel, deſſen Namen nie über meine Lippen kommen ſoll, hatte ſie in grauſamer, wahnſinniger Neugierde aus Jeruſalem gelockt, und daher die Einſamkeit, die mich in Erſtaunen geſetzt hatte. Uebernatürlicher Schrecken befiel ſie und wahnſinnig ſtürzten die Tauſende zurück, um, wenn ſie verderben müßten, in den Mauern der heiligen Stadt unterzugehen. Noch ſtrömte die Menge herein. Die fernen Schritte dröhnten wie ein Waſſerfall, und ihre Ausrufungen des Schmerzes, der Wuth und des Schreckens glichen dem Lärm auf einem Schlachtfelde.

Ich vermied den Strom dem Gehöre nach und ſuchte langſam den Weg da, wo ſich die Stimmen ſchwächer vernehmen ließen. Aber die Arbeit war ſehr mühſam und wäre nicht ihr Leben, die mir mehr galten, als alle Schätze der Welt, von meinen Anſtrengungen abgehangen, ich hätte mich gerne niedergelegt und mich von der Menge zertreten laſſen. Wie lange ich mich ſo durchzuarbeiten hatte, weiß ich nicht zu ſagen; aber ein Ausruf des allgemeinen Schreckens, der ſich rings vernehmen ließ, machte, daß ich meine Blicke gegen Jeruſalem zurückwandte. Mit einem Male wurde mir der Grund dieſer neuen Beſtürzung klar: eine große Feuerkugel zog ſich ſchnell am Himmel hin, erleuchtete die finſtere Luft und warf einen blaſſen, düſtern Schein auf die unzähligen Zuſchauer unten. Ueber der Stadt blieb ſie ſchweben und entlud ſich, den ganzen Horizont erleuchtend, in einem Donnerſchlag; über den Tempel aber verbreitete ſie ſich, daß dieſer anzuſchauen war wie eine ungeheure Maſſe glühenden Metalls. Alle Umriſſe des Gebäudes, jede Säule, jede Spitze trat in furchtbarer Deutlichkeit hervor. Dann ward Alles wieder finſter. Ich hörte das dumpfe Getöſe eines Erdbebens; der Boden wankte unter unſern Füßen. Ich hörte Häuſer zuſammenſtürzen, Berge einfallen und lauter noch das Heulen der Menge. Feſter drückte ich mein Weib und Kind an mich. Im nächſten Augenblicke fühlte ich den Boden unter mir weichen, ein ſchweflichter Dampf benahm mir den Athem und ein Wirbelwind von Staub und Aſche trug mich davon.

## Viertes Kapitel.

Als ich wieder zum Bewußtſeyn kam, war Alles um mich her ſo verändert, daß ich mich kaum überzeugen konnte, das Vergangene oder die Gegenwart ſey kein Traum. Von der Zeit, die zwiſchen beiden lag, hatte ich ſonſt kein Bewußtſeyn, als daß ich die Augen in dieſem Augenblicke geſchloſſen hatte, um ſie in nächſten wieder zu öffnen. Aber die Vorhänge eines Zeltes flatterten über mir in den Lüften, die wie Roſen und Balſam dufteten. Durch die Wieſen und Matten, von denen dieſe Wohlgerüche kamen, ſchlängelte ſich ein Strom, deſſen ruhige Wellen die Stralen der Sonne zurückwarfen. Es waren Zelte aufgeſchlagen, aus denen ich die Klänge von Hirteninſtrumenten vernahm. Am Fluße weideten Kameele, und Männer mit Turbanen und Frauen ergiengen ſich im Gefilde, oder ſaßen an den Ufern, um die erquickende Kühle des herrlichen Abends zu genieſſen.

Während ich meine Sinne zu ſammeln und zu entdecken verſuchte, ob mich nicht ein Geſicht necke, wie es ſo oft den kranken Geiſt heimſucht und quält, vernahm ich einen leiſen Geſang und lauſchte mit athemloſer Angſt den Tönen. Sogleich erkannte ich die Stimme, es war die Mirjam's; aber in der Zerrüttung meines Geiſtes und durch die außerordentlichen Ereigniſſe der letzten Tage in einen Zuſtand der Schwäche verſetzt, indem ich kein Glied rühren und kein Wort hervorbringen konnte, wähnte ich, ich ſey bereits über die endlichen Schranken der Sterblichen erhoben. Was ich ſah, glich dem Paradieſe, aus dem die Sünde unſeres Urvaters die Menſchen in die Verbannung getrieben. Ich entſann mich des Erdſchlundes, in den ich geſunken war, und fragte mich, ob ich von Flammen umgeben und vom Sturmwinde gefaßt, der Berge zerriß, wie Blumenſtengel, noch leben könne. Doch war mir der Gedanke ſchmerzlich, daß das junge, liebenswürdige Weib ſchon ſo bald dem Grabe verfallen, daß ein Geſchöpf, zart geformt und ſchön wie die junge Rebe, von ſo plötzlichem, furchtbatem Tode ergriffen der Erde entrückt ſeyn ſollte.

In dieſer Verworrenheit ſchloß ich die Augen, um meine Gedanken zu ſammeln, und in meinem Geſichte mußte ſich eine ſtarke Bewegung ausdrücken; denn ich wurde durch den Ruf, „er lebt, er lebt,“ aufgeſchreckt. Ich blickte auf. Mirjam ſtand vor mir, klatſchte im Entzücken unausſprechlicher Freude in die Hände und vergoß Thränen, die groß und hell über ihre glühenden Wangen floſſen, wie Thau auf den Granatapfel. Sie warf ſich auf mein Lager nieder, küßte mir die Stirne mit ihren Lippen, die mir neues Leben einhauchten, drückte dann meine kalten Hände zwiſchen die ihrigen, kniete nieder und drückte ihren Dank, in Schönheit und heiliger Freude ſtralend, wie das Antlitz eines Engels, durch einen Blick aus, der des Himmels würdig war, zu dem ſie das Auge aufſchlug.

In wenigen Worten, die nur Thränen der Freude unterbrachen, gab ſie mir Aufſchluß über das Schauſpiel, das ich mir nicht zu erklären vermochte. Mit dem Erdbeben war die übernatürliche Finſterniß verſchwunden. Ich wurde in eine Höhle geworfen, deren es in den Bergſchluchten in der Nähe Jeruſalem's viele giebt. Mirjam wurde mit ihrem Kinde, jedoch unverletzt, neben mich geſchleudert. Während ich bewußtlos in ihren Armen lag, fand ſie ſich durch einen glücklichen Zufall von mehreren unſerer Verwandten umgeben, die von der Stadt zurückkamen, wo der Schrecken nur Wenige bleiden ließ. Sie ſetzten ſie und ihr Kind auf eines ihrer Kameele und mich würden ſie in das Grabmal der Prieſter gebracht haben, wenn nicht Mirjam darauf beſtanden wäre, mich zu pflegen, bis alle Hoffnung verloren ſey. So wurde ich lange umhergetragen und ſie hatten bereits drei Tagreiſen von dem Weg in die Heimath zurückgelegt. Die Landſchaft, die vor mir lag, war Samarien.

Der natürliche Weg würde mich in die Städte der Prieſter geführt haben, die gegen Süden an das Gebirge Hebron grenzend lagen. In dieſen dreizehn reichen, ſchön gebauten Städten, die den höheren Dienern des Tempels durch's Loos zugefallen waren, genoſſen ſie Alles, was die weiſe Freigebigkeit des Staates ihnen verwilligen konnte, — Reichthum, der ſie der Mühen und Sorgen des Lebens überhob, jedoch nicht ſo groß war, daß er die Macht geiſtiger Auszeichnung und die Liebe zu höheren Tugenden vertilgt hätte. Die Mittel zu geiſtiger Ausbildung wurden ihnen mit mehr als königlicher Freigebigkeit gereicht. Abſchriften von den heiligen Büchern in allen Formen und durch die geſchickteſten Meiſter mit Gold und andern köſtlichen Stoffen verziert, bewieſen die Ehrfurcht der Nation vor ihrem Geſetze und die Vollkommenheit in der Verzierungskunſt, zu der ſie es gebracht hatte. Auch Werke von Fremden, die ſich durch Geiſt und Kenntniſſe, oder auch durch die Eigenthümlichkeit ihres Gegenſtandes auszeichneten, fand man in dieſen Schatzkammern der Weisheit. Hier konnte der Prieſter, von dem höheren Studium ſeiner Religion ermüdet, an dem kühnen, herrlichen Heldengedichte Griechenland's ſich laben, an den bilderreichen Liedern der Perſer oder dem freundlich ernſten Drama der Hindu's — dieſer kühnen Vereinigung aller lieblichen Bilder der Natur, der Blüthen und des Dufts der Blumen, der Farben des morgenländiſchen Himmels und der Wohlgerüche der Gewürzinſeln mit den ſcheußlichen, unterirdiſchen Greueln eines rieſigen Götzendienſtes. Hier konnte er ſich auf den Schwingen der Philoſophie und von den herrlichen Schöpfungen griechiſcher Weiſen zu ihren dunkeln frühen Orakeln im Oſten erheben, oder im Fluge inne haltend in die Tiefe ägyptiſcher Geheimniſſe ſich verſenken, wo die Wiſſenſchaft, wie die Mumien, ſchlummert, von unendlichen Hüllen umgeben, die nur die Form ohne den Geiſt erhalten.

Die Muſik, von allen Genüſſen der geiſtigſte, dieſe herrlichen Gemälde für das Ohr, dieſes Erfaſſen der tieferen Gefühle unſeres Weſens, trieben die Prieſter mit einer Geſchicklichkeit, die auf das Land nicht ohne Einfluß blieb. Wie oft ſchwiegen meine wildeſten Begierden bei den Tönen, die einſt

Judäa's Lüfte durchzogen, wie oft, wenn mein Gehirn brannte und das Blut mir wie geſchmolzenes Erz durch die Adern rann, ward ich zu ſüßen Thränen geſtimmt durch die Chöre von den Bergen, die melodiſchen Klänge der Harfen und Hörner, mit denen ſich die Stimmen der Jünglinge und Jungfrauen Iſrael's vermählten! Wie oft habe ich gelauſcht um Mitternacht, wenn der Geſang mit angeborner Kräftigkeit, gegen welche die Geſchicklichkeit anderer Völker Mißklang war, ſich erhob, wie eine Weihrauchwolke, und die Empfindungen der Ehrfurcht und Dankbarkeit zum Throne deſſen emportrugen, den noch kein Sterblicher geſchaut hat, noch zu ſchauen vermag.

Aber dieſe Zeiten ſind tief in das unendliche Meer verſunken, welches das Glück und die geiſtige Kraft des Menſchen hinabſchlingt. Ich habe ſeitdem oft mein Geburtsland durchzogen, ich habe jedes Thal durchwandert und auf jedem Berge von Idumäa bis zum Libanon und von den Sandſteppen Aſſyriens bis ans Geſtade des Mittelmeers meinen raſtloſen Körper gebettelt; aber die Harfen und Lieder waren verklungen. Wohl vernahm ich Töne auf den Bergen, aber es war der Angſtruf der Landleute, die vor dem tyranniſchen Tributseinnehmer eines Zwingherrn flohen; ich vernahm Töne um Mitternacht, aber es war das Heulen des Wolfes und das Schreien des Schakals, die ſich an den nackten, entehrten Gräbern, welche der Muſelmann in ſeinem Hohne dem Volk meiner Väter gegeben, ihren Fraß holten.

Aber die Wiſſenſchaft, auf die am meiſten Geld und Zeit verwendet wurde, wie es auch ſeyn ſollte, war das Forſchen in den heiligen Büchern der Iſraeliten. Schon das empört mich wider die Fügungen des Schickſals, wenn ich an den unvergleichlichen Reichthum und die fleckenloſe Reinheit der Rollen denke, über denen ich ſo oft gebrütet, und einen Blick werfe auf die entwürdigte Form, die jetzt die Hülle ihrer Weisheit iſt. Wo ſind jetzt die mit Juwelen beſetzten Decken, die Hacken von Topas und Diamant, die goldenen Laden, in welchen das Buch der Hoffnung Iſrael's lag, zu koſtbar, als daß es nicht durch Berührung ſelbſt mit den reichſten Schätzen der Erde hätte verunheiligt werden ſollen? Wo ſind die durchwirkten Vorhänge, die wie in einem Heiligthume die Rolle verbargen, die zu heilig war, als daß ſie ein ungeweihtes Auge hätte ſchauen ſollen? Aber die Räuber — die Verderber! — die Araber, die Parther, die menſchlichen Tiger des Nordens, die ſchon ein Jahrtauſend um die Schaafhürde Juda's ſchleichen! Giebt es kein Schwert? — Gibt es kein Gericht? — Schrecklich wird es den Unterdrücker richten.

Meine Verwandten wohnten im Stamme Naphthali. Die früheren Bewohner empörten ſich bei der Trennung der Reiche Juda und Iſrael und wurden nach Aſſyrien in die Gefangenſchaft abgeführt; bei der Freilaſſung durch Cyrus aber kehrten Ueberbleibſel von allen Stämmen zurück und durften ihr Land wieder einnehmen. Das Unglück hatte ſie gebeſſert. Die angeſehenſten Familien wandten ſich wieder zu Juda und hielten muſterhaft die Gebote ihrer Religion.

Schnell eilten wir durch das verhaßte Land Samarien. Die Hand des Herrn iſt nicht wie eines Menſchen Hand; nur auf dem, der es verdient, liegt ſie ſchwer und läßt tiefe, furchtbare Spuren zurück. Wie ſein Ungewitter zieht ſich ſein Grimm lange über dem Haupte zuſammen; aber wenn er niederſchlägt, giebt das verſengte und verheerte Land ernſtes Zeugniß von der feurigen Pflugſchaar, die es durchfurchte. Durch die babyloniſche Gefangenſchaft erlitt die Stärke des auserwählten Volkes einen Stoß, von dem es ſich nie wieder ganz erholte. Der fruchtbarſte Theil Canaan's, ſein Mittelpunkt, der die nördlichen Stämme von den ſüdlichen abſchnitt, und zwiſchen ſeinem Hauptſtrome und dem Meere lag, wurde Menſchen, ſchlimmer als Fremde — überlaſſen, — einem gemiſchten Geſchlechte von abtrünnigen Juden, aſſyriſchen Räubern und Flüchtlingen aus Arabien und Syrien. Zum ewigen Schandflecken für den jüdiſchen Namen erhob ſich in ihrer Mitte nochmals ein feindſeliger, unreiner Gottesdienſt und der Tempel auf dem Berge Garizim, wo die Samariter anbeteten, buhlte mit dem Tempel zu Jeruſalem um den Vorrang.

Die tödtliche Feindſchaft, welche die Samariter gegen die Judäer hegten, erſchwerte lange den Verkehr zwiſchen Jeruſalem und dem Norden. Er wurde oft durch Kriege unterbrochen und war auch im Frieden gefährlich, und die wilde Rohheit des Volkes und der bittere Haß der Regierung machte es den Juden zu einem Lande der Räuber.

Doch mit den Uebeln der Eroberungen der Römer war das Gute verknüpft, daß ſie keine untergeordnete Tyrannei duldeten. Ihr Schwert machte mit Einem Schlage die kleineren Unterdrücker verſtummen, welche die Geiſel der Provinzen ſind. Kamen die Räuber vom Gebirge in die Ebene herab, wie ſie früher gethan, ſo waren die römiſchen Reiter ihnen ſogleich mit dem Speere auf den Ferſen, bis ſie ſich in die Gebirge flüchteten, und widerſetzten ſie ſich in dieſen ihren Feſten, ſo verfolgten ſie die Legionen mit Feuer und Schwert, erſtickten ſie in ihren Höhlen, oder erſchlugen ſie, wenn ſie hervorkamen.

Erhob ſich Streit zwiſchen zwei Dörfern, ſo brannten die romiſchen Cohorten beide nieder, und dieß geſchah mit einer Schnelligkeit und Vollſtändigkeit, die weniger dem gewöhnlichen Kriegsverfahren glichen, als das Werk übermenſchlicher Kraft zu ſeyn ſchienen. Im Augenblicke waren die Römer von unſern Unruhen benachrichtigt. Signale auf den Bergen brachten die Kunde davon von den entlegenſten Theilen des Landes mit der Schnelle des Blitzes an ihre Hauptpoſten. Selbſt bei unſern ſpätern Verſchwörungen wurde die Nachricht von ihrem Ausbruche durch die Bewegungen der romiſchen Truppen oft den Theilnehmern im nächſten Bezirke gebracht. Mit Recht haben ſie den Adler zum Feldzeichen gewählt. Mit der Schnelligkeit des Adlers warfen ſie ſich auf ihre Beute und, wenn ſie verblutete, ſo verließen ſie den Ort der Rache, als wären ſie auf Flügeln davon geeilt. Ihre Züge waren ſo eilfertig als die ſchleunigſte Flucht und ſo ruhig als der ſicherſte Triumph. Sie ließen nichts zurück, als die Spuren ihrer unwiderſtehlichen Gewalt.

Alle Heere der Erde ſind ſeitdem an mir vorüber gegangen. Ich habe welche geſehen, die den Legionen an Muth und Kriegszucht gleich kamen, und andere, die ſie mit den Waffen übertrafen, welche das Menſchenleben zum Spiele des Ehrgeizes machen. Aber noch keines habe ich geſehen, das ihnen gleich gekommen wäre in der Tauglichkeit des Einzelnen zum Kriege, in ſeiner Behendigkeit, Muskelkraft und Erfahrenheit im Gebrauche ſeiner Waffen, in ſeiner Fertigkeit in den mannigfaltigen Geſchäften der Feldzüge des Alterthums, vom Graben der Verſchanzungen und der Verfertigung der Belagerungsmaſchinen bis zur Erſtürmung einer Feſte, in ſeiner eiſernen Ausdauer der Veränderungen des Klima, in der Länge und Regelmäßigkeit ſeiner Züge und in der Schnelligkeit, Kühnheit und Geſchicklichkeit ſeiner Bewegungen im Felde. Aber es iſt nur ein ſchmerzlicher Tribut, den ich der Tapferkeit meiner Landsleute bringe, wenn ich an das Geſtändniß der Römer erinnere, daß von allen Nationen, die ſie unterjocht haben, Judäa die Ketten mit der ſtolzeſten Würde getragen und ihnen am häufigſten und hartnäckigſten die Oberhand ſtreitig gemacht habe.

Unter dieſer ſtrengen Herrſchaft waren die Samariter ſchon lange gedemüthigt, und Canaan war frei von den Gräueln des Kleinkrieges. Wir zogen jetzt mit unſerer langen Caravane ohne Geleite über die reichen, üppigen Gefilde hin, die unſere Väter kaum mit einem Heere zu betreten gewagt hätten. Ohne Widerſtand ließ ich mich in eine von meiner Heimath ſo weit entlegene Gegend führen. Wäre ich in die Prieſterſtädte zurückgekehrt, ſo würde mich nur fortdauernder Schmerz gepeinigt haben.

Selbſt die Thore Jeruſalem's waren für mich ein Greuel. Mit meinem ganzen geiſtigen Weſen war eine Veränderung vorgegangen; wie ein vom Sturm Umhergetriebener ſuchte ich nur ein rettendes Ufer; aber kein Geſtade wollte den Geächteten aufnehmen!

## Fünftes Kapitel.

Das Land, durch das wir kamen, als Samarien, das ein Jude, ſelbſt im Frieden, nur als ein Land der Fremdlinge betreten konnte, hinter uns lag, war mir völlig neu. Mein bisheriges Leben war den Wiſſenſchaften oder gottesdienſtlichen Verrichtungen gewidmet geweſen, und mit der gewöhnlichen, unweiſen Gleichgültigkeit der Gelehrten hatte ich das Lob der maleriſchen, herrlichen Provinzen angehört, die noch unſerem Volke gehörten. Jetzt ſollte ich ſelbſt ſehen und mußte, als wir weiter kamen, mich ſelbſt wegen des thörichten Vorurtheils ſchelten, das mich, wie ſo viele meiner Amtsgenoſſen, eines Genuſſes beraubt hatte, der das Herz anſprach und bei dem Iſraeliten hehre, heilige Erinnerungen wecken mußte.

Als wir, nicht ſo wohl reiſend als luſtwandelnd, durch Gegenden kamen, wo jede Wendung der Marmorberge, jede Krümmung der ſchönen, fruchtbaren Gegend uns eine romantiſch-ſchöne Landſchaft zeigte, ſetzten meine Verwandten einen Stolz darein, auf die erhabenen Züge hinzuweiſen, welche Canaan zu einer lebendigen Geſchichte der Vorſehung machten.

Was waren ſelbſt die mit Siegeszeichen geſchmückten Berge Griechenland's, oder die an Denkmalen ſo reichen Ebenen Italien's gegen die Berge und Ebenen, wo die Geſchichte von den Wundern und der Gegenwart des Allerhöchſten erzählte. „Sieh dieſen Felſen dort," riefen ſie, „von dort ſtieg der Engel des Herrn herab. Auf der Spitze dieſes wolkenumgürteten Berges ſtand Ezechiel, als er das Geſicht der letzten Tage ſah. Sieh dort den Spalt im Gebirge; dort fiel der Blitz vom Himmel auf die Philiſtäer."

Auf unſerer Reiſe gelangten wir in ein Thal, das beſonders ſchön und abgelegen, mit Blumen bewachſen und vom Saume bis an einen Strom, der ſich durch daſſelbe hinzog, mit Oelbäumen beſetzt war. Es war keine menſchliche Wohnung da zu ſehen. Auf einer mäßigen Erhöhung aber ſtand eine rieſige Terebynthe. Dieſer herrliche Ort erregte mehr als Neugierde, denn das Lachen und

Plaudern der Caravane hatte aufgehört, ſobald wir ihn zu Geſicht bekamen. Von gleichen Gefühlen getrieben ſtiegen alle von den Pferden und Cameelen, und ungeachtet die Sonne noch hoch ſtand, wurden die Zelte aufgeſchlagen und Vorbereitungen zum Gebet getroffen. Der Ort erinnerte mich an das Thal Hebron, das dem Israeliten als der Begräbnißplatz Abraham's, Sarah's und Iſaak's heilig iſt. Die Terebynthe, unter welcher der größte der Erzväter ſaß und mit den Engeln redete — die Quelle — die Höhle Machpelah, in welcher ſeine ſterblichen Ueberreſte der Erde wieder gegeben wurden, um einſt in Herrlichkeit wieder zu erſtehen, glaubt' ich vor mir zu ſehen.

Seit dem Tage meiner unausſprechlichen Unthat hatte ich nicht wieder mit meinem Volke gebetet. Noch hielt ich an dem Glauben Israel's. Ich klammerte mich an ihn an, wie der Schiffbrüchige, der ſieht, daß die Planke, die er krampfhaft gefaßt hält, ſeine einzige Hoffnung iſt, und daß ein Stärkerer ſelbſt dieſe ihm entreißen will. Aber der Anblick menſchlicher Weſen, die im Gebete Troſt und Frieden fanden, hatte mich im erſten Augenblicke mein Unglück ſo ſehr fühlen laſſen, — die fromme Hingebung, die ſich in Geberden und Stimme ausſprach — die ruhig erhobene Hand, das leiſe, feierliche Geflüſter, ſtanden ſo ſehr im

Gegenſatz gegen die unwillkührliche Wildheit und die abgeriſſenen Aeußerungen eines in mehr als demantene Ketten geſchmiedeten Herzens, daß ich von quälender Reue gefoltert die Einſamkeit ſuchte.

Ich eilte tiefer in's Thal und hatte mich bald in's dichte Gebüſch verloren. Nur die Töne des Geſanges, die ſich mit dem Säuſeln der Abendluft durch die Blätter und dem Murmeln des Baches unten vermählten, ſagten mir, daß ich in der Nähe von menſchlichen Weſen ſey. Ich ſaß auf einem Raſen, der mit Blumen geſchmückt war, wie kein königlicher Thron, und die Hände über die Augen gedrückt, um alle Bilder des Lebens von mir ferne zu halten, überließ ich mich jener träumeriſchen Stimmung des Gemüthes, wo ſich Gedanken geſtaltlos am Geiſte vorüberdrängen und keinen tieferen Eindruck zurücklaſſen, als die Tropfen des Sommerregens auf den Blättern.

Lange war ich in dieſen Zuſtand verloren geweſen und hatte mich beinahe in eine andere Welt verſetzt geglaubt, wo ein Theil der Strafe der wäre, daß ſtechende Lichtſtrahlen aus dieſer Oberwelt auf mich herabfielen, als die Stimme Eleazar's, des Bruders meiner Mirjam, mich aus meinen Träumen weckte.

In ſeinen männlichen, edlen Zügen drückte ſich die Angſt und zugleich die Freude darüber aus, daß er mich gefunden hatte. „Das ganze Lager,“ ſprach er, „iſt über deine Entfernung in Unruhe geweſen und wir haben dich ſchon drei Stunden lang nach allen Richtungen geſucht. Mirjam's Schmerz drängte mich endlich, ſie zu verlaſſen. Auf ihren Rath ſchlug ich den Weg ein, auf dem wir bisher noch nicht geſucht hatten und auf dem, aus Furcht oder heiliger Scheue vor dem Orte, Keiner mir willig gefolgt ſeyn würde.“ Er rief einem Diener, ſandte ihn mit der Nachricht, daß er mich gefunden, voran, und wir folgten langſam; denn ich fühlte mich noch ſchwach. Als wir auf einen freien Platz heraus traten, zeigte mir der Mond, wie ein Sultan auf ſilbernen Polſtern von Wolkenmaſſen umgeben, in dem hellen Licht, das er über dem Wald hinwarf, die Stralen, die zum Theil meine wirren Träume veranlaßt hatten. Während ich mit natürlicher Ergriffenheit von der Herrlichkeit des Himmels ſprach und auf die Linien und Geſtalten in der Mondſcheibe hinwies, die es wahrſcheinlich machten, daß auch er, wie unſere Erde, bewohnt ſey, drückte er mir plötzlich die Hand, blieb ſtehen und ſagte, die Augen feſt auf mein Geſicht gerichtet: „Wie kommt es, mein Freund, mein Bruder Salathiel —“ Ich ſchrack zuſammen, als wäre mein Name, der Name meiner erlauchten Ahnen, die in gerader Linie vom

Vater der Gläubigen herſtammten, ein Vorwurf. Er aber fuhr, noch ſtärker meine zitternde Hand drückend, fort: „Wie ſoll ich's mir erklären, daß du bei dieſen Betrachtungen und Kenntniſſen dich immer ſo ſehr der Schwermuth hingibſt? Daß eine ſchwere Sünde auf dir laſtet, will ich nicht glauben, wenn ſchon die Beſten von uns nicht völlig fehlerfrei ſind. Aber dein Gemüth iſt rein; ich weiß, dein Weſen iſt zu erhaben, als daß du dich entwürdigenden Leidenſchaften hingeben ſollteſt, und Mirjam's Liebe zu dir, eine überirdiſche Liebe, iſt an ſich ſchon ein Siegel der Tugend. Antworte mir. — Kann der Reichthum, die Macht, der Einfluß deines Bruders und ſeines Geſchlechtes, ja ſeines Stammes dir nützlich werden?"

Ich ſchwieg. Er hielt inne und wir ſchritten einige Zeit weiter und nur das Kniſtern unſerer Tritte im Laube unterbrach die Stille. Aber ſein Herz war voll und wollte Wahrheit haben. „Salathiel," begann er wieder, „du thuſt dir ſelbſt, deinem Weibe und deinen Freunden Unrecht. Die Wolke, die ſich auf deiner Stirn gelagert hat, macht dich für die Geſellſchaft untauglich; ſie iſt Schuld, daß dein unvergleichliches Weib ihre Kiſſen in Thränen badet. Sie betrübt uns alle. Antworte mir als Mann von Ehre und unverholen: iſt dein Ehrgeiz gekränkt worden? Ich kenne deine

Anſprüche, deine Kenntniſſe überſteigen die der meiſten deiner Zeitgenoſſen: du beſitzeſt Talente, die Auszeichnung verdienten; dein Charakter iſt fleckenlos und unantaſtbar. Bei ſolchen Vorzügen ſollteſt du bereits höher ſtehen. Sind dir die gewöhnlichen Geſchäfte deines Amtes läſtig? Hat ein niedriger Schmeichler ſich den krummen Pfad vor dir hinangewunden, den die Ehre zu gehen verſchmäht? Oder haſt du dich ausgeſchloſſen und gehaßt geſehen, weil du eine männlichere Kraft, einen reicheren Geiſt und edlere, reinere Triebfedern des Herzens entfaltet, die dem niedrigen, ſeiner Schwäche ſich bewußten Haufen Galle und Wermuth ſind? Oder haſt du dir die gewöhnliche Gleichgültigkeit zu ſehr zu Herzen genommen, die gemeinen Seelen Gewalt verleiht und ihnen geſtattet, den Würdigen den Lohn vorzuenthalten, der ihnen als heiliges Vermächtniß anvertraut wurde, um Kenntniß und Tugend aufzumuntern?“

Ich verneinte alle ſeine Fragen und verſicherte, daß ich mir weder beſonderes Verdienſt zuſchreiben könne, noch mich ſehr beeinträchtigt fühlte. Ich hätte zu oft geſehen, was Ehrgeiz vermöge, als daß Hoffnung mich aufregen oder Mißlingen mich niederſchlagen könnte. „Ich bin ſogar,“ ſetzt’ ich hinzu, „ſo wenig der Sklave jener gemeinen Unmäßigkeit, die ſich über mißlungene Pläne nicht zu faſſen weiß, und des krankhaften Verlangens nach ärmlichen Auszeichnungen vor der Welt, daß ich, wollte der Himmel, Jeruſalem nicht wieder beträte."

Erſtaunt trat er einige Schritte zurück. Mein Geſtändniß war unabſichtlich geweſen und ich blickte auf, um ſeinen Zorn über mich ſich entladen zu ſehen. Ich hatte mich getäuſcht. Hohe Freude malte ſich in ſeinem ſchönen Geſichte. „Du haſt alſo entſagt? — Aber nein, es iſt noch zu bald. Kannſt du in deinem Alter, mit deinen Ausſichten der Laufbahn, die ſich vor dir öffnete, einſt unter die Beherrſcher Iſrael's zu kommen, entſagt haben?"

„Ich habe entſagt."

„Wirklich, feierlich und aus Ueberzeugung?"

„Von Grund meines Herzens, für jetzt und für immer!"

Wir hatten den freien Platz vor der Terebynthe erreicht, die majeſtätiſch, eine Königin des Waldes, ihre ſtattlichen Aeſte weit hin ausbreitete. Schweigend führte er mich unter ihren Schatten zu einem niedrigen Grabhügel, auf den in gebrochenen Stralen der Mond ſein Licht warf. „Hier," ſprach er, „iſt das Grab des größten Propheten, über deſſen Lippen göttliche Weisheit floß, hier ſchläft Jeſaias! Der Mund iſt verſtummt, der in fünfzig Jahren mehr ſprach zu einem verſchuldeten Volke, als

Menſchengedanken faſſen mögen. Die Hände ſind [illegible], die der Harfe überirdiſche Töne entlockten zur Verherrlichung deſſen, vor dem der Erdball mit ſeinen Reichen nur ein Stäubchen iſt. Hier liegt das Herz, das weder Wüſte noch Kerker, weder die Zähne des Löwen noch Manaſſe's Säge *) zu ſchrecken vermochten, der Mann, der unſere Vergehen aufdeckte, unſere Abtrünnigkeit ſtrafte und die Verheerung weiſſagte, welche die Größe Juda's in den Staub beugen ſollte, wie der Sturmwind die Eiche des Gebirges. Heiliger Märtyrer, laß mein Leben ſeyn wie das deinige und, wenn es Gottes Wille iſt, ſey auch dein Tod der meinige!“

Er warf ſich auf die Kniee und betete. Ich kniete neben ihn, aber kein Gebet wollte aus meinem Herzen kommen. Endlich erhob er ſich, führte mich in's Mondlicht und ſprach mit leiſer Stimme: „Iſt nicht die Stätte heilig, da der Heilige ſchläft? Ich verwerfe den Aberglauben des Götzendieners, der den Staub des Geſchöpfes anbetet. Ich übergehe die Huldigung, die man dem Andenken derer darbringt, welche ſich durch

---

*) Jeſaias ſoll nach der Legende auf Befehl Manaſſe's mit einer Säge zerſchnitten worden ſeyn.
A. d. U.

die hohen Eigenſchaften ihres Weſens über uns erhoben haben. Aber wenn übernatürliche Kräfte auf den Menſchen wirken, wenn die geflügelten Geiſter, die vor dem Throne Gottes ſtehen, noch auf die Erde niederſteigen, um die Gnade des Herrn zu verkünden, ſo will ich glauben, daß ihr Lieblingsplatz das Grab iſt, in dem die ſterblichen Ueberreſte des Heiligen ruhen. Bei unſeren Reiſen nach Jeruſalem pflegte unſer zerſtreuter, erniedrigter Stamm immer an dieſem Grabe zu halten und dem Allerhöchſten unſeren Dank darzubringen, daß er ſolche Männer erſtehen ließ, Israel zu erleuchten."

Er wiederholte nochmals ernſt die Frage: „Haſt du deinen Dienſt verlaſſen?" „Ja," antwortete ich, „völlig, mit dem Vorſatze, nie wiederzukehren. In euren Bergen will ich leben mit euch und mit euch ſterben." Wie ein Blitz durchzuckte mich's, als ich das Wort ſprach; mir ſollte ja die Ruhe des Grabes nicht werden!

„Dann," ſagte er, „nimmſt du mir eine Laſt vom Herzen. Du biſt mir jetzt mehr als Bruder." Er ſchloß mich in ſeine Arme. „Ja, Salathiel, ich weiß, daß dein hoher Geiſt die Vorurtheile der Schriftgelehrten und Phariſäer verachten mußte. Du mußteſt die freundliche Heuchelei, die hämiſche Frömmelei, den wüthenden Blutdurſt, der uns täglich unter die niedrigſten Heiden erniedrigt, durchſchauen und verabſcheuen. So ſehr ich die tyranniſchen Römer haſſe, wollte ich doch lieber die Stadt David's von Götzendienern bewohnt oder dem Greuel Babylon's überlaſſen und zum Aufenthalt der Löwen und Schlangen gemacht ſehen, als daß die Hallen des Tempels die gottloſen Verräther am Geiſte des Geſetzes inne haben, die unter der Maske der Selbſtverläugnung grauſame Erpreſſungen ſich erlauben, die in boshafter Argliſt, unter dem Vorwande der gehöhnten Religion, an den Qualen ihrer Opfer ſich weiden, deren Freude Verbrechen iſt, und deren Daſeyn mit jeder Stunde die Langmuth Gottes ermüdet und das Verderben meines Landes beſchleunigt."

Er zog eine kleine Rolle der heiligen Schrift aus dem Buſen, entfaltete ſie im Mondſchein und fuhr fort: „Mein Bruder, haſt du die heiligen Weiſſagungen deſſen geleſen, an deſſen Grabe wir ſtehen?" meine einzige Antwort war ein Lächeln; ſie machten das Hauptſtudium des Prieſters aus. „Ja," ſagte er, „du haſt die Worte des Propheten geleſen: Aber die Weisheit kennen nur ihre Kinder. Lies hier."

Ich las: „Wer glaubet unſerer Predigt? und wem wird der Arm des Herrn offenbaret? denn er ſchießt auf, wie ein Reis und wie eine Wurzel aus dürrem Erdreich. Er hatte keine Geſtalt noch Schöne; wir ſahen ihn, aber da war keine Geſtalt, die uns gefallen hätte. Er war der Allerverachtetſte und Unwertheſte, voller Schmerzen und Krankheit!" Er legte ſeine Hand auf meinen Arm. „Von wem ſpricht der Prophet?" fragte er mit beklommener Stimme. „Von wem? von dem Retter, der Juda befreien ſoll; von ihm, der da kommen ſoll," war meine Antwort. „Von ihm, der kommen ſoll? — noch kommen ſoll?" rief er; „Gott des Himmels, muß der Schleier ewig die Augen Israels verhüllen; wann ſoll unſere Finſterniß Licht und die Feſſel unſeres Geiſtes gebrochen werden?" Seine Züge verfinſterten ſich; er nahm die Rolle mit einem Seufzer und barg ſie wieder in ſeinem Kleide. Dann faltete er die Hände über der Bruſt und ſchritt mit geſenktem Haupte dem Lager zu.

# Sechstes Kapitel.

Wir erreichten bald das Gebirgsland, und unſer Weg führte durch die Gegend, die einſt dem Stamme Iſaſchar, Sebulon und Aſſer angehörte, jetzt aber nach der römiſchen Eintheilung das obere Galiläa hieß. Meine Geſundheit war durch die Bewegung und die balſamiſche Luft ſchnell wieder hergeſtellt worden, und die Reiſe verhinderte, daß mein unheilbares Seelenleiden meinen Geiſt nicht völlig niederdrückte. Von allen Mitteln gegen Niedergeſchlagenheit iſt Reiſen das wirkſamſte; nicht das Fliehen von Ort zu Ort, als konnte man dem Uebel entrinnen, noch das Verſchließen des Lebensüberdruſſes in einen engen Wagen, wodurch das ſchwermüthige Herz noch kränker wird, ſondern das Luſtwandeln durch die freie Luft und die lachende Landſchaft einer neuen Gegend.

Mit der Neuheit und Schönheit des Landes verknüpfte ſich bei mir die Erinnerung an die denkwürdigſten Ereigniſſe in der Geſchichte der Menſchheit. Auch hatte ich Begleiter, die eine Reiſe durch die Wüſte angenehm gemacht hätten — wackere, gemüthliche Männer und Frauen, deren Geiſt und Körper die Natur ihren reinſten Stempel der Schönheit aufgedrückt hatte. Der Name Jude iſt jetzt zum Geſpötte geworden. Wer könnte ſich, wenn er ein ſolches gebeugtes Weſen, den Blick an den Boden geheftet, einem entwürdigenden Gewerbe nachgehend und in das Gewand des Bettlers und des Verachteten gekleidet, durch die ſtolzen Straßen einer europäiſchen Hauptſtadt wanken ſieht — wer könnte ſich da die kühnen Geſtalten und die kräftige Haltung der Löwenjäger denken, mit denen ich unter Liedern ſorgloſer Freude durch das Gebirge Galiläa's hinzog?

Und doch, ſo geſunken er iſt, hat doch die Geſichtsbildung des Juden noch einen Theil ihrer urſprünglichen Schönheit beibehalten, die genügt, dem Volke den Anſpruch zu ſichern, daß es das ſchönſte Geſchlecht der Erde geweſen. Wohl mag man oft Einzelne, mit höherer Schönheit begabt, unter der Menge der Menſchheit finden; aber keine Nation und kein einzelner Theil eines Volkes vermag eine gleiche Anzahl wie die unglücklichen Verbannten Israel's aufzuweiſen, die ebenſo das Ebenbild deſſen an ſich tragen, der uns zunächſt unter die Engel ſtellte. Wollen wir uns den Juden vorſtellen, wie er war, ſo müſſen wir uns das zuſammengezogene, beſorgliche, dunkle Auge erweitert, die erhabene Stirne freier, die Lippen nicht mehr von gewöhnlicher Furcht oder Verachtung zuſammengezogen, die Wange nicht mehr durch Mangel und Harm abgezehrt, und die ganze Geſtalt durch das wiederkehrende Bewußtſeyn, der Reihe der Nationen anzugehören, gehoben denken. Was häßlich an ihm iſt, entſprang aus ſeinem Unglücke. Welche Schönheit kann man von Eingekerkerten fordern, welche Würde im Aeußern von denen, die die Sklaven Anderer ſind, wo ſollen wir die ſtattliche Geſtalt und den leuchtenden Blick des Helden und des Weiſen ſuchen? — Bei denen, deren Herz in Ketten roſtet, die ſchon zwei Jahrtauſende Knechtſchaft und Verfolgung dulden?

Ich habe noch keine Frauen geſehen, die den Töchtern meines Landes an Schönheit gleich kämen. Unſer Geſchlecht ſtammte aus Arabien und wurde durch mannigfaltige Veränderungen des Bodens und Klimas veredelt, bis es endlich in dem ſchönſten Lande der Welt zur Vollendung gedieh. Die belebten Züge des Arabers nahmen im reichen

Aegypten die Fülle und Regelmäßigkeit an, die noch jetzt den Nilbewohnern eigenthümlich iſt; aber die Hauptveränderung ging mit unſerem Eintritt in das verheißene Land vor. Frieden, Beſitz von Eigenthum und Tage unter den angenehmen, heilſamen Geſchäften des Landlebens zugebracht, ſind an ſich ſchon geeignet, der menſchlichen Geſtalt, die ſich von Natur zur Schönheit hinneigt, einen ſchöneren Ausdruck zu geben. Dabei aber hatte unſere Nation eine ihr eigenthümliche Quelle, aus welcher der Adel unſerer Geſtalt floß — ſie war frei. In den freieſten Republiken der alten Welt waren die Bürger in Vergleich mit dem herrlichen jüdiſchen Freiſtaate nur Sklaven. Während der drei goldenen Jahrhunderte von Moſes bis auf Samuel, ehe wir unſerer Sünden willen der Thorheit dahin gegeben wurden, daß wir einen irdiſchen König verlangten, war der Jude frei in der erhabenſten Bedeutung des Wortes; er vermochte alles Gute zu thun; nur das Böſe war ihm verſchloſſen. Jeder verfolgte ungehindert den Weg, den Gemüth oder Schickſal ihm vorzeichneten; jeder war durch heilige Geſetze geſchützt, deren Verletzung von dem ewigen König der Könige und Völker ſogleich mit Strafe heimgeſucht wurde.

Freiheit! Zwillingsſchweſter der Tugend, du herrlichſter der Geiſter, die im Gefolge der Religion vom Throne Gottes herniederſtiegen, die du dem Menſchen die frühere Herrlichkeit ſeines Weſens wieder verleihſt; Engel, deſſen Gegenwart rings um Glück verbreitet, wie die Sonne Licht über den finſteren Erdkreis, unter deren Scepter Friede und Tapferkeit und Weisheit gedeihen, bei deren Drommetentönen die Gräber ſich öffnen und die Sklaverei ihre Todten wieder giebt — wann werd' ich dich kommen ſehen? wann werd' ich deinen Ruf vernehmen auf den Bergen meiner Heimath und der Wiedergeburt und Herrlichkeit der Söhne Juda's mich wieder erfreuen dürfen?

Viele Völker hab' ich geſehen, und wenn ich meinen Fuß in ihr Land ſetzte, ſprach ich: Hier herrſcht die Freiheit nicht! Ich ſah kahle Berge, faulende Moraſte, ödes Brachfeld und wucherndes Unkraut; ich ſah die noch untrüglicheren Zeichen, niedergeſchlagene Geſichter, und durch Gleichgültigkeit und verzweifelte Armuth entartete Geſtalten, den Landmann freudenlos durch ſeine Felder wanken, den gefräßigen Räuber, die Bevölkerung der Städte in verpeſtete Hütten gepropft — ich ſah das Unrecht, das man ſich gegenſeitig anthat, die wüthende Rachſucht des Pöbels und ſprach bei mir ſelbſt: dieß Volk iſt nicht frei.

In den Freiſtaaten des heidniſchen Alterthums machten die Heloten, die Clienten und die gebornen Leibeigenen, die in undankbarem Geſchäft ihr Leben hinſchleppten, alle Begriffe von Freiheit verſchwinden. Wenn auch Altäre der Freiheit brannten, in den prunkhafteſten Ausdrücken Redner ihre Verachtung gegen Sklaverei bezeugten, und die Menge ſich rühmte, keinen Herrn zu haben, beleidigten das Auge die ewigen Ketten. Ueber dem Kerker war der Tempel der Freiheit aufgeführt. Da erſchienen die Römer und rächten unwiſſend den beſchimpften Namen der Freiheit. Der Herr und der Sklave wurden gebeugt und der Kerker wurde die gemeinſame Wohnung Aller.

In den italieniſchen Freiſtaaten der ſpäteren Zeit ſah ich, wie die Kraft, die dieſem Lande angeboren, immer auf den erſten Ruf erſtand. Die Zeiten hatten ſich verändert, ſeit Italien ſeine Legionen in die Welt ausſandte. Der Vulkan war jetzt ruhig; aber noch brannte das Feuer im Innern und ſandte in unſichtbarer Stärke die üppig wuchernden Eigenſchaften des Landes der Gewalt aus. Die den Römern angeborene Begierde nach Oberherrſchaft fand ihren Triumph nicht mehr auf dem Schlachtfelde; ſie eilte die Bahn höheren, bleibenderen Ruhms mit einer Schnelligkeit und Kraft hinan, daß die Welt ſtaunend ihnen nachblickte. Die Künſte, die Geſetzgebung und Litteratur waren die Siege, deren Lorbeere ſich um die Stirne der Römer ſchlingen, während der Kranz der Cäſare nur als Zeichen der Thorheit und des Verbrechens erſcheint.

Aber dieſe Freiſtaaten kannten die Freiheit nur dem Namen nach. Wenige Jahre nach ihrem Entſtehen verließen ſie alle ihren Hauptgrundſatz — Gerechtigkeit, Mäßigkeit und Wahrheit. Ich ſah die Krieger benachbarter Städte zu gegenſeitiger Verheerung ausziehen und ſprach: Hier herrſcht die Freiheit nicht! Ich ſah die größte Dürftigkeit bei unmäßiger Ueppigkeit, mitten unter den ſchönſten Werken der Baukunſt niedrige Hütten, neben prächtig gekleideten Bürgern Gruppen von Andern, deren Geſicht Armuth und Verbrechen entſtellte; ich ſah erkaufte Richter, auf ewig geſchloſſene Kerker, bezahlte Kundſchafter, beſchützte Mörder, geheime Foltern und ſprach: Hier herrſcht die Freiheit nicht! Prunkaufzüge füllten die Straßen mit mehr als königlicher Pracht, Trompeten erklangen, die Menge jauchzte, der Maler bedeckte die Wände mit unſterblichen Sinnbildern zur Ehre der Freiheit — ich wieß auf den Kerker, die Folter, den Dolch! Ein noch ſchmerzlicheres Zeichen als dieſe alle, wieß ich auf die Geächteten der Geächteten, die Unglücklichen, die ſelbſt der Unglückliche mit Füßen tritt, die Aermſten der Armen, meine verſtoſſenen Brüder!

Ich will ſie nicht vertheidigen, will ihre großen Vergehen nicht überſehen; ich kann nicht allein gegen die Stimme der Menſchheit auftreten; aber ich ſage es aus der Tiefe meines Herzens, daß ich die Freiheit in dem Lande nicht fortbeſtehen ſah, das mein Volk zerſtreuet hat.

Noch ſah ich einen Freiſtaat, den mächtigſten und letzten, den ſchrecklichſten, der göttlichen Gerechtigkeit Genüge zu leiſten und um der Gnade der Gottheit willen den kürzeſten in ſeiner Verheerung. Was aber nicht offener Greuel war, war Heuchelei. Die einzigen gleichen Rechte waren die gleichen Raubes, die heilige Freiheit verhüllte ihr Antlitz, und was als Opfer auf ihren entweihten Altar niedergelegt wurde, war der Raub der Ehre, Tapferkeit und Tugend.

Die Töchter unſeres Volkes, die Rechte ſeiner Söhne theilend, bewieſen, daß tugendhafte Freiheit ſich immer in den menſchlichen Zügen ausdrückt. Aber die mildere Anmuth ihres Geſchlechtes beſaßen ſie in einem Grade, dem die alte Welt nichts gleichzuſtellen hatte. Während die

Weiber im Morgenland ſeit undenklichen Zeiten hinter Riegeln und Schlöſſern gefangen gehalten wurden, und die im Weſten Wilde oder Sklavinnen waren, durften unſere Frauen und Mädchen in Geſellſchaft erſcheinen, die ſie, wie man wohl wußte, durch ihre Talente erheiterten und verſchönerten. Sie wurden gelehrt, die Harfe zu ſpielen, mit ihrer ſüßen Stimme ſangen ſie die ſchönſten Weiſen; ſie bewegten ſich anmuthig im Tanze; die Lieder unſerer Sänger waren in ihren Händen; und welche Nation hat ſolche herrliche Quellen der Weisheit und Tugend aufzuweiſen?

Aber noch eine andere, höhere Quelle hatte jener eigenthümliche Ausdruck, der ihre Geſichter noch in mehr als irdiſcher Schönheit ſtralend vor mein geiſtiges Auge führt. Das früheſte Bewußtſeyn jeder israelitiſchen Jungfrau war, daß ſie nach dem Willen der Vorſehung die heilige Quelle eines Segens und einer Herrlichkeit, vor der Alles in Schatten treten müßte, werden, daß ſie ein Weſen gebären könnte, vor dem die Erde und alle ihre Könige ſich beugen ſollten, der mehr wäre als die Sterblichen, mehr als die Engel, der eine kleine Zeit ſeinen Glanz unter menſchlicher Geſtalt verbergen ſollte, um Israel das Scepter der Welt zu verſchaffen, die Welt in ein neues Paradies umwandeln und dann ſeine urſprüngliche Herrlichkeit wieder annehmen und Herr, Schöpfer, Gott — alles in allem ſeyn ſollte.

Dieſes Bewußtſeyn, obgleich getrübt, verſchwand nie ganz, und Juda's Mißgeſchick brach nie die ſtarke Kette, die uns an die Zukunft feſſelte. Immer erneuerte ſich das Vertrauen auf die Weiſſagungen, und nie lebendiger, als in unſerem Unglück, und da es bei allen größeren Ceremonien unſeres Volkes, bei unſerem Gottesdienſt, unſeren Feſten, bei jeder Taufe und jeder Heirath zur Sprache kam, ſo mußte es in dem empfänglichen Gemüthe der Frauen tiefe Wurzeln ſchlagen. Was anderes als der Geiſt bildet das Geſicht? Und welche Wirkung mußte dieſe erhabene Hoffnung auf ſo bildſame, ausdrucksvolle Züge haben!

Die Hoffnung war durch ganz Israel verbreitet, und Alle enthielten ſich ſtrenge jeder Vermiſchung mit Fremden. Das Geſchlecht David's war rein aber weit durch das Land verzweigt, dem indiſchen Baume gleich, der durch tauſend andere ſeine Wurzeln ſchlägt. Jede Jüdin konnte hoffen, der lebendige Altar zu ſeyn, auf den das Licht, die Heiden zu erleuchten, niederſteigen würde. Die Niedrigſte konnte die Gebenedeiete unter den Weibern ſeyn — die Mutter des Meſſias!

Aber Alles iſt dahin. Jahrhunderte auf Irrfahrten, in Unglück, Armuth und Schmach zugebracht, haben Alles verſchlechtert. Die Schönheit mag Einzelnen geblieben ſeyn, aber die Herrlichkeit der Töchter Juda's iſt dahin.

# Siebentes Kapitel.

Wir ſetzten unſern Weg über das Gebirge Carmel fort. Durch die Bergſchluchten erblickten wir hin und wieder das untere Galiläa und das Meer, das mit ſeinen bläulichen Wogen den weſtlichen Horizont begrenzte. Die Morgenluft vom Lande her, das ſchon mit den Blumen des morgenländiſchen Frühlings prangte, hörte kaum auf, Wohlgerüche zu verbreiten, ſo erhob ſich der Seewind, kühlte die Luft mit der Reinheit eines Springquells und ließ die ganze Caravane die Anſtrengungen der Reiſe vergeſſen. Unſere kühnen Jäger durchſpürten die Thäler und Berge mit ungeſchwächter Rüſtigkeit, ſchwangen ihre Lanzen in die Luft, ſtimmten ihre Berglieder an und ließen den Jagdruf und das Feldgeſchrei vernehmen.

An einem an Begebenheiten reichen Tage wurde ein Wolf aus ſeinem Lager aufgejagt, und in einem Augenblicke ließen Alle die Zügel ſchießen. Nichts konnte die muthigen Reiter und die feurigen Roſſe aufhalten. Die Caravane, die langſam mit den Frauen und Kindern nachzog, und in den Engpäſſen verweilte, ward vergeſſen. Ich ſchämte mich zurückzubleiben, und folgte mit verhängten Zügeln meinen kühnen Genoſſen. Lange jagten wir den Wolf; auf der Spitze eines Felſens, der wie ein Leuchtthurm noch von den Stralen der Abendſonne erglühte, während es im Thale ſchon dunkel wurde, ſtritt er ſeinen letzten Kampf und ſtarb, von hundert Lanzen durchbohrt, den Heldentod.

Aber der Ort, den wir erreicht hatten, veranlaßte zu erhabeneren Betrachtungen; wir befanden uns auf der Spitze des Berges Tabor, und das Auge konnte die ganze Herrlichkeit des Landes der Verheißung überſchauen. Gegen Süden erſtreckten ſich die Berge Samariens, deren Spitzen in der Sonne wie eine Kette von Edelſteinen erglänzten. Gegen Oſten lag der See Tiberias, ein langer purpurner Streif; nördlich erhob ſich, wie ein unendlicher Regenbogen, von der Abendſonne beleuchtet, das Gebirge Gilboa, die merkwürdigen Berge, wo der Speer Saul's gebrochen und der erſte Fluch unſerer Halsſtarrigkeit in dem

Blute unſeres erſten Königs aufgedrückt wurde. Den majeſtätiſchen Kreis ſchloß, ſein Haupt in den Wolken bergend, der Antilibanus.

Unter Allem, was die Natur an dem Auge und Geiſt des Menſchen vorüberführt, haben mich die Berge immer am ſtärkſten angeregt. Ich habe den Ocean geſehen, wie der Sturm ihn von Grund aus aufwühlte, und der Tag in Nacht ſich verwandelte und die Wogen mit dem Sturmwind im Kampf lagen, der ſie zerriß und in ſchaumigem Nebel gen Himmel warf: ich habe die Wüſte mich umgeben ſehen, und unter Tauſenden, die Angſtlaute des Entſetzens vernehmen ließen, habe ich ruhig die Sandwolken betrachtet, die wie eine rieſige brennende Stadt ſich einherwälzten, den Himmel verdunkelten und die Erde wie einen Ofen glühen machten. Aber bei mir haben die Gebirge, im Ungewitter oder bei heiterem Himmel, wenn die Wetterwolke ſich auf ihnen lagerte, oder die Abendſonne ihre Thäler und Abhänge mit herrlichen Farben übergoß, immer tiefe Empfindungen geweckt; in ihnen liegt eine Größe, die ſogleich eine höhere Macht ahnen läßt, eine Größe, die über der Zeit ſteht, ein Alterthum, das von zahlloſen Geſchlechtern Kunde giebt, eine Schönheit, welche die Zeit nur zu erhöhen vermag, eine Kraft, unvergänglich wie der Erdball, ein Denkmal der Ewigkeit, das wahrſte irdiſche Sinnbild des Ewigen, Unwandelbaren, Unwiderſtehlichen, von dem und für den alle Dinge geſchaffen ſind.

Ich war in den Anblick des Antilibanus verloren, und bevölkerte ſeine fernen Spitzen mit Weſen aus anderen Welten, die auf und nieder ſtiegen, wie im Traume des Erzvaters, als mich der Hufſchlag des Pferdes von einem meiner Verwandten, der mit dem Kopfe des Wolfs, dem Siegeszeichen ſeiner höheren Tapferkeit am Sattelbogen, zurückkehrte, aus meinem Sinnen weckte. „Du haſt alſo,“ ſprach er, „dem letzten Kampf mit dieſem Wolfe der Galiläer nicht anwohnen wollen? Wenn wir in unſere Heimath gelangen, wollen wir dir ein edleres Wild zeigen. Bei'm erſten Schnee, der die Löwen vom Libanon herabtreibt, oder dem erſten Gluthwind, der uns die Panther aus Aſſyrien ſendet, werden alle unſere Dörfer ſich waffnen, jeder, der den Bogen ſpannen oder die Lanze ſchwingen kann, wird in's Gebirge ziehen, und dann wollen wir dir zu Ehren eine Jagd veranſtalten, die deine träumeriſchen Grillen verjagen ſoll.“ Er ſprach dieſe Worte mit fröhlichem Lachen und drückte mir die Hand mit der Kraft eines Rieſen. „Doch,“ fuhr er fort, und eine Wolke ging über ſeine Stirne hin, „ich wollte, wir hätten etwas Beſſeres zu thun.

Du darfſt Jubal und den Stamm deines Bruders Eleazar nicht als bloße Wolfs- und Panther-Jäger betrachten."

Gerne geſtand ich meine Achtung vor der Unerſchrockenheit und Geſchicklichkeit, welche das Gebirgsleben verſchafft, und lobte ſein geſundes, kräftiges Ausſehen, ſeine Rüſtigkeit und ſeinen frohen Muth. „Doch," unterbrach mich Jubal finſter, „was läßt ſich thun, ſo lange dieſe Römer überall um uns ſind?" — Er brach ſchnell ab, riß ſein Pferd durch einen gewaltigen Zug zurück, daß das Thier ſich hoch aufbäumte, warf die Lanze in die Luft, faßte ſie im Fallen wieder und fuhr dann, nachdem er ſo ſeinem Unmuth Luft gemacht hatte, fort, über die wechſelnden Kriege mit den Römern mit mir zu ſprechen. „Siehſt du jene dort," ſprach er, auf die Reiter deutend, die an den Hügeln hinzogen, um die Caravane wieder zu erreichen; „ihre Pferde ſind feurig, ihre Leiber wie von Stahl, und ihre Seele würde beides ſeyn, hätten ſie einen Anführer." „Eleazar iſt tapfer," erwiederte ich. „Tapfer wie ſeine Lanze," war die Antwort. „Kein wärmeres Herz, kein verſtändigeres Haupt, keinen kräftigeren Arm weiß ich zu dieſer Stunde in unſerem Lande; aber er hat die Hoffnung aufgegeben." — „Er kennt," ſagte ich, „die Macht der Römer und die Schwäche der Juden.“

„Ach ja, nur zu wohl,“ entgegnete er. „Aber er vergißt, wie ſtark ein Volk iſt, das, von glorreichen Erinnerungen begeiſtert und in der Zuverſicht auf eine höhere Hülfe, als das Schwert iſt, für ſein Geſetz, für ſeine Rechte kämpft. Sieh'ſt du die Fläche dort über den Linden?“ Er deutete auf ein unebenes Feld, das ſich vor der übrigen Ebene bemerklich machte, und fuhr fort: „Auf dieſem Grunde, der bis auf dieſe Stunde einem Grabhügel gleicht, wurde das Heer Siſſera's geſchlagen; hier liegen ſeine Krieger begraben. Auf dieſem Steine“ — er ſtieß ſeine Lanze gegen eine von der Zeit verwitterte Säule — „ſtand Debora, die Prophetin, und weiſſagte wider die Tauſende und Zehntauſende der Heiden unten. Auf dieſem Berge ſtand das Heer Barak's, wie ein Tropfen im Meer, gegen die zahlloſe Menge der Ungläubigen; ſie waren die Ahnen der Männer, die du dort hinziehen ſieh'ſt, die Männer von Naphthali mit ihren Brüdern von Sebulon. Hier ſammelten ſie ihre Stärke, wie der Sturm des Himmels; von hier ſtürzten ſie ſich, wie ein Wirbelwind und Blitzſtrahl, auf den höhnenden Feind. Gott war mit ihnen. Sie warfen ſich auf die 900 Sichelwagen, auf die gewappneten Reiter, auf das zahlloſe Fußvolk. Von Allen entkam nur Einer aus dem Thale Jesreel, und dieſer Einzige fiel auf ſeiner Flucht ſchmachvoll durch Weibeshand!“ Er tummelte ſein ſchäumendes Roß im Kreiſe und fuhr fort: „Sind die romiſchen Legionen zahlreicher, als jenes Heer? iſt Israel jetzt weniger tapfer, weniger beleidigt, weniger ergrimmt? Wird kein Prophet mehr unter uns aufſtehen? Wird nicht wieder geſungen werden, wie ſie einſt zu den Harfen Israels ſangen: Sebulon’s Volk wagte ſeine Seele in den Tod, Naphthali auch in der Höhe des Feldes.“

Mit unwillkührlichem Staunen ſah ich die Veränderung, welche dieſe ſtolzen Erinnerungen bei ihm hervorbrachten. Der frohſinnige Jäger war verſchwunden und der israelitiſche Krieger ſtand vor mir, von edlem Unmuthe gegen die Unterdrücker und hoher Zuverſicht auf das Schickſal ſeiner Nation erfüllt. Sein Geſicht hatte ſich veredelt, ſeine Geſtalt ſchien ſich zu heben, ſeine Stimme wurde melodiſch, wie eine Drommete. Die ſinkende Sonne warf einen Stral auf ſeine Geſtalt, und ergoß ihren Glanz über den ſcharlachnen Turban, das ſchimmernde Oberkleid, die Lanzenſpitze in ſeiner nervigen Fauſt und die reich verzierte Stirne und die ſchnaubenden Nuſtern ſeines ungeduldigen Roſſes. Ein Heide hätte ihn als den Gott des Krieges angebetet.

Beide bewahrten wir dieſes Geſpräch tief in unſerem Herzen, und es trug Früchte, ſchreckliche Früchte, zu ſeiner Zeit.

Auf dem Rückwege hatten wir einen höher gelegenen Punkt erreicht, von wo aus wir in die Tiefe hinabſahen, wo es bereits dunkel geworden war und durch deren neblichen Duft die Caravane langſam ſich hinzog, wie eine Flotte auf der wogenden See. Plötzlich ließ ſich unten ein Lärm vernehmen. Töne des Schreckens und der Beſtürzung drangen herauf und die ganze Caravane ſahen wir ſich in allen Richtungen durch die Gebirgspaſſe zerſtreuen. Im erſten Augenblicke glaubten wir, ſie ſey durch die Räuber vom Gebirge angefallen worden. Wir faßten unſere Lanzen und rannten den Berg hinab, ſie anzugreifen, als wir durch den Angſtſchrei eines Weibes von der Spitze her, die wir ſo eben verlaſſen hatten, in unſerem Laufe aufgehalten wurden. Er durchſchnitt mein Innerſtes — es war Mirjam's Stimme. Zu meinem unausſprechlichen Entſetzen ſah ich ihr Dromedar durch Angſt und das ſtrömende Blut ſcheu geworden, am Rande des Abgrundes hinſtürzen, und mein Weib hing auf ſeinem Halſe. Da ward es Nacht vor meinen Augen, und hätte nicht Jubal mich geſaßt, ich wäre hinabgeſtürzt. Seine Stimme weckte mich, und als ich um mich blickte, hatte ſich der Lärm verloren, die Truppe war verſchwunden — es ſchien Alles nur ein Traum zu ſeyn.

Aber wieder trug der Wind den Angſtruf verdoppelt herüber, und ſoweit das Auge die Finſterniß zu durchdringen vermochte, ſah ich Mirjam's weißes Gewand in den Lüften flattern. Ich ließ die Zügel auf den Nacken meines Pferdes fallen; ich trieb es durch Worte an, eilte mit der Furchtloſigkeit der Verzweiflung über die Berge hin, überholte die Truppe — aber noch floh die Erſcheinung vor mir. Endlich verſchwand ſie; das Dromedar war in die Tiefe hinabgeſtürzt, aus dem mich eine gräßliche Finſterniß angähnte. Ein Gießbach rauſchte unten. Ich ſpornte mein Pferd, um nachzuſetzen; es bäumte ſich, und während ich alle meine Kräfte anſtrengte, um es zum Sprunge zu treiben, kamen meine Verwandte heran, Eleazar an ihrer Spitze. So kühn ſie waren, bebten ſie doch Alle vor der furchtbaren Tiefe zurück. Selbſt in dieſem gräßlichen Augenblicke hatte ich Zeit, zu fühlen, daß dieß nur der Anfang meiner Leiden ſey, und daß ich das Verderben Aller, die mir angehörten, herbeiführen ſollte. In namenloſer Angſt ſprang ich von meinem entſetzten

Pferde, und ehe ein Arm mich zurückhalten konnte, ſtürzt' ich mich hinab. Ein Schrei des Staunens und Entſetzens drang in mein Ohr; dann umfingen mich die Wellen; ich kämpfte mit dem Strome, athmete tief und hörte nichts mehr.

Dieſer verzweifelte Sprung rettete Mirjam das Leben. Man fand uns ſcheinbar todt, die Arme um einander geſchlungen, in einiger Entfernung vom Strome unten. Durch den Sturz war das Band, mit dem ſie an den Sattel befeſtigt war, zerriſſen worden, ſie ſchwamm und wir wurden mit einander von der Fluth fortgeriſſen. Nach langen Bemühungen brachte man uns wieder zum Leben. Aber mein unvergleichliches Weib hielt ihre Klagen zurück an meinem Lager, und ließ ſie erſt ausbrechen, als ſie allein war. — wir hatten unſer Kind verloren.

Die Wolfsjagd im Gebirge hatte dieſe Thiere der Caravane entgegengetrieben. Eines derſelben fiel dem Dromedar in die Seite; durch den Schmerz der Wunde getrieben, rannte das Thier fort; ſeine bekannte Flüchtigkeit machte das Nachſetzen fruchtlos, und es war beinahe noch ein Glück, daß es endlich in den Abgrund ſtürzte; denn im Gebirge wäre ſeine koſtbare Bürde eine Beute der Löwen oder ein Opfer des Hungers geworden. Mirjam umſchloß ihren Säugling mit der Zärtlichkeit einer Mutter; aber im Strome verlor ſie ihn. All' unſer Suchen war vergebens. Mein Weib weinte; aber ich hatte in ihr mein höchſtes Kleinod auf Erden gerettet und tröſtete mich mit demſelben Gefühle, das mir ſagte, daß der Verluſt Alles deſſen, was mir theuer wäre, meine Strafe ſeyn ſollte.

# Achtes Kapitel.

Ich eile über mehrere Jahre hinweg. Der Mittag meines Lebens war vorüber; bei all' meinem Verlangen, mich in meine neue Lauſbahn zu ſchicken, fand ich mich jeglicher Freude verſchloſſen. Aber die Zeit, die lange einem ſtilleſtehenden See geglichen hatte, fing an, ſich zu bewegen. Rom ſelbſt, deſſen Inneres Verſchwörungen zerfleiſchten, hielt den Scepter der Herrſchaft über Fremde mit ſchwächerer Hand. Ueber Gallien und dem Lande der Germanen zogen ſich Wolken zuſammen, und die Gebirge Aſiens erwiederten ihr Wetterleuchten. So wie die höchſte Gewalt nachließ, zog ſich, wie es immer geht, die Kette untergeordneter Tyrannei enger zuſammen. Mit der Stärke des Herrn nahm die Furcht der Diener ab, und Judäa fühlte bald das Nachtheilige einer Militär-Regierung, die nicht durch ſtrenge Kriegszucht geregelt wird.

Man darf mir keinen Ehrgeiz zur Laſt legen; aber ich fühlte, es ſey Unrecht, auch nur ſolche Kräfte, wie ich ſie beſaß, ſich nutzlos verzehren zu laſſen. Ich war der Unfruchtbarkeit der thieriſchen Vergnügungen, in denen ich die Menge ſich umhertreiben ſah, müde und harrte ſehnlich einer Gelegenheit, zu dem dauernden Eigenthum, durch das die Nachwelt weiſer, glücklicher und reiner iſt, als das vorhergehende Geſchlecht, meinen Antheil beizutragen — einen unbedeutenden Beitrag zu dem gewaltigen Strome der Zeit, der in ſeinem Laufe immer größere Fruchtbarkeit mit ſich führt. Ich freute mich der Veränderung, die ich über das mächtige Reich der Römer hereinbrechen ſah.

Meine unausſprechliche Unthat mag dieſen Betrachtungen dunklere Farben gegeben haben; aber durch ein beſonderes Verhängniß und vielleicht zu Erhöhung meiner Strafe war ich viele Monden in jedem Jahre den gewöhnlichen Eindrücken des Lebens hingegeben. Die Weisheit, die mein großes Unglück mich gelehrt hatte, war mir dann verſagt, und ich, der ich, meines räthſelhaften Looſes mir bewußt, die Menſchen und ihr Treiben hätte betrachten ſollen wie Fliegen, wie Atome im Sonneutral, als eitel und kleinlich, war durch die Thaten von Geſchlechtern beunruhigt, deren Staub zu meinen Füſſen ruhte, und mußte andere Geſchlechter erſtehen ſehen, die gleichfalls in den Staub ſinken ſollten, während ich noch ſtand, eine bleibende Säule zu ewiger Warnung.

Aber es gab eine Zeit in jedem Jahre, wo dieſe Erinnerungen mit friſcher Lebendigkeit wieder kehrten. War mir Alles entgangen, was mir die Nähe des Paſſa verkündigen konnte, ſo verriethen mir furchtbare Zeichen dieſe Stunden meines Frevels — eine periodiſche Furcht vor dem Anblick von Menſchen, ein plötzliches, unheimliches Gefühl meiner gänzlichen Abgeſchiedenheit von den Intereſſen der vergänglichen Weſen, die mich umgaben, wilde Träume, Tage langes, ſtarres Hinbrüten, während das lebende Gemälde von Allem, was ich am Tage meiner Schuld in Jeruſalem gethan, in ſo deutlicher Klarheit vor mich trat, daß ich jene Zeit nochmals durchlebte. Die Fortſchritte meines Verbrechens, das ſtachelnde Bewußtſeyn der Verdammung, der ſchnelle Blitz, der mir die Nacht der Zukunft enthüllte — Alles fühlte ich ſo ſchmerzlich, als wäre die irdiſche Hülle mir abgeſtreift und die Seele jedem Schmerze blos geſtellt. Ich war wie ein entkörperter Geiſt am Ort der Strafe.

Doch konnt' ich mich nicht enthalten, meinen Stamm auf ſeiner jährlichen Reiſe in die heilige Stadt zu begleiten. Es verlangte mich, die Zinnen des Tempels von weitem zu ſchauen; aber nie wagt' ich's, ſeine Hallen zu betreten. Unter mancherlei Vorwänden, manchmal aus wirklicher Schwäche, die von der Betrübniß meines Herzens kam, blieb ich zurück, jedoch immer nur, wenn die Stadt von Ferne ſich zeigte. Da wanderte ich durch die Schluchten und lauſchte dem Lärm der gewaltigen Menge, oder dem Wiederhall von heiligen Liedern in dem Tempel — Töne, die mir manche Thräne entlockten — bis es dunkel ward, die Stadt in Schlummer ſank, und die Töne der römiſchen Trompeten, die durch die Nacht herüberklangen, an die vergangene Herrlichkeit meines Landes mich mahnten.

Auf einer dieſer Wanderungen war ich dem Laufe des Kidron gefolgt, der, unter den Mauern Jeruſalems nur ein Bach, auf ſeinem Wege dem todten Meere zu zum Strom anſchwillt. Das Blut der Opferthiere ſchwamm auf ſeiner Oberfläche und färbte ſie purpurn. Noch irrte ich weiter, von Ahnungen der Zeit ergriffen, wo anderes Blut, als das von Opferthieren, hier fließen ſollte, bis ich mich endlich am Geſtade des Sees fand. Wer hat dieſe ſchwärzliche Fläche ohne Schaudern geſehen? In ihrem Schooſe lagen die Städte, über die es Feuer und Schwefel regnete; ringsum war das Leben erſtorben; kein Thier, kein Vogel ließ ſich blicken. Nur das ferne Rauſchen des Jordan, der ſeine Wellen durch das ſumpfige Waſſer wälzte, oder das Sauſen des Windes im Schilfe unterbrach die Stille dieſes weiten Grabes. Von den düſteren Gegenſtänden der Natur wirkt nichts niederſchlagender auf den Geiſt, als eine weite Fläche ſtehenden Waſſers. Nicht das Dunkel des Waldes, nicht wilde Gebirgsſchluchten greifen das Gemüth ſo ſehr an, als dieſe düſtere Oede, das ſumpfige Geſtade, die ſiechen Pflanzen am Ufer, die Bleifarbe, die der Himmel oben durch ſeine leichenartige Ausdünſtung annimmt. Aber das Waſſer vor mir war ein Grab, wo Myriaden von Menſchen ruhten, auf ſchweflichtem Lager gebettet. Der Zorn des Himmels war über ſie gekommen.

Der Tag der Verheerung ſchien wieder an meinem Auge vorüberzugehen, als ich die finſtere Tiefe beſchaute. Ich ſah wieder eine fruchtbare Ebene, Städte erglänzten im Strale der Morgenſonne und aus den Thoren ſtrömte die Menge zu Spielen und Feſtlichkeiten, und fröhliches Leben lachte ringsum. Da zog eine Wolke über ihnen zuſammen; ich hörte Donner rollen; die Erde bebte. Blitze fielen vom Himmel und unzählige Flammen ſtiegen aus der Erde auf. Die fernen Berge flammten und ſchleuderten glühende Lava über die Städte. Wieder erbebte die Erde; Alles verſank in den Schlund. Von ferne her hört' ich Waſſer rauſchen; es ſtürzte ſich in das Feuermeer; das Strafgericht war vollzogen, und die Städte des Thales waren auf ewig in die ſchwarze Nacht verſunken.

Müſſig betrachtete ich den erſtickenden Dunſt, der ſich hin und wieder aus dem brennenden Erdpech erhob, als ein wildes Gelächter und eine noch wildere Geſtalt mich aufſchreckte. Ich ſprang auf und ſtellte mich mit meinem Dolch zur Wehre. Die Geſtalt aber winkte mit der Hand, ich ſollte die unnöthige Waffe einſtecken, und ſprach mit ſeltſamem, dumpfem Tone: „Du biſt in meiner Gewalt; aber ich bin nicht gekommen, dir ein Leid zuzufügen. Lange Zeit habe ich dein Geſicht betrachtet; ich ſah deine verſtörten Züge, deine gerungenen Hände und deine zuckenden Glieder: biſt du ein Weſen, wie ich bin?“ Die Stimme war ſehr mild, und doch hatte ich noch keinen Ton gehört, der ſo tief in mein Inneres geſchnitten hätte. Die Geſtalt war ſehr hochgewachſen; in jeder Nerve und Muskel drückte ſich Rieſenkraft aus, und doch hatten die Glieder das Ebenmaaß einer griechiſchen Statue. Das Vollendetſte war ſein Geſicht, das ſchönſte Muſter männlicher Schönheit, die Umriſſe griechiſch, die Farbe ſyriſch: aber das dunkle Roth wechſelte hin und wieder mit mehr als Todesbläſſe. Ich hatte volle Muße ihn zu betrachten, denn er blickte mich an, ohne ein Wort zu ſprechen, und ich blieb zur Vertheidigung gerüſtet ſtehen. Endlich begann er wieder: „Stecke dieſen Dolch ein; du kannſt mich ſo wenig verwunden, als mir widerſtehen. Sieh her!" Er riß eine ungeheure Felsmaſſe aus dem Boden und ſchleuderte ſie weit in den See, als wäre ſie ein Kieſelſtein geweſen. Ich ſtand in ſprachloſem Erſtaunen. „Ja," — fuhr die Geſtalt fort, — „ſie werfen mich in ihre Kerker, ſie peitſchen mich, ſie ſpannen mich auf die Folter, ſie brennen mein Fleiſch." Bei dieſen Worten zog er ſein Kleid auseinander und zeigte mir ſeine breite mit Narben bedeckte Bruſt. „Kurzſichtige Thoren, die den, der leidet und den der herrſcht, nicht kennen. Wäre es nicht mein Wille, zu dulden, ich könnte meine Peiniger zertreten wie einen Wurm. Auch Feſſeln legen ſie mir an," — ſagte er mit höhniſchem Lachen. Er zog den Arm hervor, den er bisher in ſein Kleid geſchlagen hatte: er war mit eiſernen Ketten von furchtbarer Dicke umgeben. Er faßte eine davon mit der Hand, zerbrach ſie mit kaum ſichtbarer Anſtrengung, und ſchleuderte ſie hoch in die Luft. „Das ſind für mich

Ketten und Bande! Wenn meine Zeit gekommen iſt, zu leiden, laſſe ich mich peinigen, und wenn ſie um iſt, ſchleudere ich ihre Feſſeln von mir, erbreche ihre Kerker und zertrete ihre Bewaffneten."

Ich barg den Dolch wieder in meinen Buſen. Erſtaunſt du über dieſe Stärke?" — fragte die Geſtalt. — „Siehſt du den Staub dort," — fuhr ſie fort, und deutete auf eine Sandwolke, die ſich am Ufer heranwälzte. „Ich könnte dieſen Sturmwind überholen — ich könnte mich unverletzt in die Tiefen dieſes Sees ſtürzen — ich konnte ſchneller als der Adler über dieſen Berg mich erheben — ich könnte auf der Wetterwolke einherfahren."

Er trat zurück und warf einen Blick an den Himmel; den Arm hatte er erhoben; ſein Mantel flatterte im Winde wie ein ausgeſpannter, gewaltiger Fittig. Es lag etwas in ſeinem Blick und ſeiner Stimme, was unwiderſtehlich von der Wahrheit ſeiner Worte überzeugte. In ſeinem ganzen Weſen drückte ſich das Bewußtſeyn ſeiner Stärke aus. Ich wäre nicht erſtaunt geweſen, wenn er ſich in die Lüfte erhoben oder in den See geſtürzt hätte.

Seine Gegenwart regte mein Innerſtes auf: mein Blut kochte, von Gefühlen, für welche die Sprache keinen Namen hat, durch meine Adern getrieben — es war Verlangen nach Kraft — Verachtung gegen die Welt, ein gewaltiges Sehnen, die verborgenen Geheimniſſe der Natur zu erforſchen. Es war mir, wie es dem Urvater der Menſchen geweſen ſeyn mag, als die Stimme des Verſuchers zu ihm ſprach: „Ihr werdet ſeyn, wie Gott.“

„Gib mir deine Gewalt,“ — rief ich; — „die Welt hat keinen Werth mehr für mich; die Bande, die mich an die Menſchen knüpfen, ſind gebrochen. Laß mich in der Wüſte leben und ſeyn, wie du biſt. Gib mir deine Gewalt.“

„Meine Gewalt!“ — wiederholte er mit gräßlichem Lachen, das die Felſen ringsum in vielfältigem Echo zurückwarfen, bis es ſich in der Ferne verlor. „Sieh dieſe Stirne,“ — rief er, und ſchlug ſeinen Mantel auseinander. Ueber ſeine Stirne zog ſich eine Furche mit Blut bedeckt und wie eine friſche Wunde klaffend. „Hier,“ — heulte er, — „ſaß das Diadem — ich war Epiphanes.“

„Du Antiochus! der Tyrann, der Verfolger, der Verderber, der Verfluchte Israels!“ Ich trat, von plötzlichem Entſetzen gefaßt, zurück.

Vor mir ſtand einer der abgeſchiedenen Geiſter, die von Zeit zu Zeit auf der Erde wieder erſcheinen dürfen. Aus Urſachen, die Niemand zu enträthſeln wußte, war Judäa von ihnen in den letzten Jahren häufiger heimgeſucht worden, als ſonſt in Jahrhunderten. Seltſame, von den Götzendienern entlehnte Gebräuche wurden verſucht, um uns von dieſem neuen Schreckniß zu befreien: das Rupfen des Alrauns bei Mondsfinſterniſſen, Beſchwörungsformeln, mitternächtliche Opfer und die Baaraswurzel, welche eine Flamme entlocken und das Thier tödten ſollte, das ſie abriß. Unſere Sadducäer und Zweifler erklärten in ihrer eingebildeten Weisheit, daß Beſeſſenheit nur eine menſchliche Krankheit, ein ſtärkerer Grad von Wahnſinn ſey; allein die Wuth jener Beſeſſenen war eine ganz andere, als die der Geiſteskranken und der am Fieber Leidenden. Ihr Blick, ihre Sprache und was ſie thaten, war übermenſchlich. Sie entledigten ſich aller Bande, lebten in Wildniſſen, wo ſelbſt die Thiere nicht fortkamen; die glühende Sonne des Oſtens, die Härte des ſtrengſten Winters vermochte ihre Kraft nicht zu brechen. Aber ſie hatten noch ſtärkere Zeichen: ſie ſprachen von Dingen, gegen welche die Weisheit der Weiſeſten Thorheit war; von der fernſten Zukunft redeten ſie mit prophetiſcher Gabe, zeigten, daß ſie in Welten Blicke gethan, die dem Sterblichen unzugänglich ſind, ja, ſie verkündigten den, den eine finſtere Wolke undurchdringlicher Verſtocktheit meinem unglücklichen Volke verborgen hatte. Aber ihre Anbetung war ſchrecklich — ſie glaubten und zitterten.

„Gewalt,“ — ſprach der Beſeſſene, und ſein großes, ſtarres Auge ſchien von innerem Feuer zu erglänzen, — „Gewalt ſollſt du haben und ſie haſſen; Reichthum ſollſt du haben und ihn haſſen; Leben ſollſt du haben und es haſſen; aber auch die Tiefen des menſchlichen Weſens ſollſt du ergründen. Du ſollſt der Wurm ſeyn unter einem Geſchlecht der Würmer; du ſollſt in tiefe Armuth verſinken; du ſollſt die Bitterkeit des Todes ſchmecken, bis —“ Plötzlich runzelte ſich ſeine Stirne; er knirſchte mit den Zähnen und ſprang convulſiviſch vom Boden auf, als hätte ein Pfeil ihn durchbohrt.

Sein Gedankengang war geſtört. Ueberirdiſches ſollte ein Ohr nicht vernehmen, das dem Grabe verſchloſſen war. „Komm,“ — fuhr er fort, — „Sohn des Unglücks, Sinnbild deines Volkes, der lebend ſterben, ſterbend leben ſoll, von Allen mit Füßen getreten, Alle zertreten, aus tauſend Wunden bluten und doch unverletzt ſeyn, betteln, und doch über den Reichthum der Nationen gebieten, ohne Namen die Könige beherrſchen, ohne Heimath in allen Reichen leben, zerſtreut wie Staub, feſt ſeyn wie der Fels, durch das Schwert, Ketten, Hunger und Feuer verletzt, unvertilgbar ſeyn, unendlich und herrlich, wie die Sterne des Himmels."

Von Gefühlen überwältigt, die mein Innerſtes beſtürmten, hatte ich mich zur Erde niedergeworfen; das Flammen des feurigen Auges vor mir verzehrte mich und unmächtig barg ich mein Geſicht in den Sand; aber ſeine Worte vernahm ich; jeder Ton ſeiner ſtarken Stimme drang tief in meine Seele. Er faßte mich und hielt mich wie ein Kind in die Höhe. „Komm," — ſagte er, — „und ſiehe, was dir und deinem Volke vorbehalten iſt."

Mit einer Schnelligkeit, die mir den Athem benahm, eilte er vorwärts; er rannte, er ſprang, er flog. „Jetzt ſiehe," — ſprach er endlich in ruhigem Tone, als hätte er kein Glied gerührt. Ich blickte um mich, und fand mich auf einem Berge, dicht an dem großen, ſüdlichen Thore von Jeruſalem. Schon Jahre lang hatte ich mich nicht mehr ſo nahe gewagt; aber jetzt erregte der Anblick der ſchönen, herrlichen Stadt mein Staunen, daß ich einen ſo geliebten Ort je hatte verlaſſen können.

Es war ein herrlicher Sommerabend. Thürme und Mauern ſchwammen in einem Purpurmeere. Aus der Mitte erhob ſich wie eine Lichtmaſſe der

Tempel; das Himmelsheer zog herauf; das lärmende Gewühl des Tages verſtummte.

„Hier," — ſprach der Beſeſſene, — „war ich Herr, Eroberer, Rächer; aber ich war nur das Werkzeug, eure raſende Zwietracht zu züchtigen, eure Abtrünnigkeit von eurem Geſetz, eure mehr als heidniſche Entfernung vom Dienſte deſſen, der mit mehr als mit Ochſen- und Bocks-Blut verehrt ſeyn will. Eine meinen abgöttiſchen Augen verborgene Macht ging vor mir her und brach den Muth deines Volkes; ich ſchritt durch eure Thore über den Nacken gottloſer Krieger; ich plünderte die Habe eurer Reichen, die durch ihren Reichthum weltlichen Sinn angenommen hatten; ich erſchlug eure Prieſter, die ſchon an ihrer Religion zu Verräthern geworden waren; ich zerſtörte ihre entweihten Altäre; ich goß Schweinsblut über die Ruinen; ich ſtellte Götzen im Heiligthum auf; ich entführte die goldenen Gefäſſe des Tempels und gab ſie dem Hohn der Syrier dahin; ich erſchlug eure Männer, und führte eure Weiber gefangen fort; ich hob eure Opfer auf und verkündigte in der Stunde meiner Läſterung, daß in den Mauern Jeruſalems dem Höchſten kein Feuer mehr brennen ſollte. Mein war die That, aber die Urſache war die Gottloſigkeit deines Volkes."

Die Geſchichte der Verheerung weckte in mir die dem Juden angebornen Gefühle, die mich gelehrt hatten, den Zerſtörer mit Abſcheu zu betrachten. „Laß mich gehen,“ — rief ich, und ſuchte mich ihm zu entwinden. „Schreckliches, ſeltſames Weſen, laß mich nicht länger dieſe Läſterung gegen Gott und Menſchen hören; ich bin ſchon ſtrafbar genug, daß ich dich nur einen Augenblick angehört.“ Er legte ſeine Hand auf meine Stirne, und bei der Berührung fühlt' ich meine Kräfte ſchwinden. „Geh,“ — ſagte er; — „zuerſt aber ſollſt du die Zukunft ſchauen. Ein grimmigerer Verheerer wird kommen, als Epiphanes, um einen größeren Frevel zu ſtrafen, als je eure Vorväter begingen, und eine Verheerung wird er bringen, gegen die die frühere nur ein Kinderſpiel ſeyn wird. Thürme und Mauern, Feſte und Tempel werden in den Staub ſinken, Teufel werden ſich freuen, Engel weinen, und Iſrael ſoll in Sack und Aſche gehen, eine Zeit die kein ſterbliches Auge durchſchaut. Die Welt wird frohlocken, niedertreten, ſpotten und ſchlachten; Blindheit, Wahnſinn und Elend wird des Volkes Antheil ſeyn. Jetzt ſchaue!“

Er hielt den Arm gegen den Tempel ausgeſtreckt. Alles war ſtill und ruhig. Plötzlich hatte ſich dunklere Nacht als gewöhnlich über das Land ausgebreitet; die Sterne hatten ſich in Wolken gehüllt, die von keinem Winde bewegt, ſich zuſammen zogen. Nur ein ſchwacher Lichtſtrahl auf der Spize des Berges Moria, der Schein der nie verlöſchenden Flamme auf dem Altare des täglichen Opfers bezeichneten den mittleren Hof des Tempels. Mit einem Blicke unwillkürlichen Mißtrauens wandte ich mich von der Todtenſtille gegen meinen furchtbaren Führer: ſelbſt in der tiefen Dunkelheit war jeder Zug ſeines Geſichtes deutlich zu erkennen.

Ein leiſes Gemurmel von der Stadt her drang in mein Ohr; ſchnell wurde es laut und bald vernahm man Waffengeklirr dazwiſchen. Jetzt ſchmetterten Trompeten: ich erkannte den Schlachtruf der Römer; ich hörte das aufrühreriſche Geſchrei meiner Landsleute. Die Finſterniß war in Licht verwandelt; Fackeln brannten an den Häuſern und Zinnen; die Feſte Antonia, die römiſche Feſte mit ihren mächtigen Bollwerken erhob ſich wie eine coloſſale Feuerſäule. Oben konnte ich die Beſtürzung, die ſchnellen Signale, das Haſchen nach Schild und Lanze bemerken; das Getümmel der Schlacht erhob ſich, ſank dann zu Schmerzenslauten herab und ſchwoll wieder zu wüthendem Ausruf der Freude an. —

Ich glaubte, meine Landsleute ſeyen das Opfer neuer Gewaltthaten geworden, meine Verwandten werden vielleicht in dieſem Augenblicke geſchlachtet, und die Stadt, wo jeder Stein meinem erbitterten Herzen theuer war, ſey der Rache der Götzendiener dahin gegeben. Die Weiſſagung ihres Falles tönte in meinen Ohren, und ich wünſchte mit meinem Stamme unterzugehen. Ich bebte bei jedem Rufe, der aus dem Getümmel herüberklang; jede Flamme, die von den brennenden Häuſern in die Höhe ſchlug, machte mich ſchaudern; ich wünſchte auf den Flügeln des Windes hinzueilen. Aber die Hand des Schrecklichen lag auf meiner Stirne und ich war ſchwach, wie ein zerbrochenes Rohr. „Siehe,“ — ſprach der Beſeſſene, — „das iſt nur der Anfang des Wehes.“ Plötzlich fühlt' ich meine Kräfte wiederkehren; ich blickte auf — er war verſchwunden.

# Neuntes Kapitel.

Ich eilte in's Thal hinab und fand es voll Flüchtlingen, denen der Schrecken die Zunge gelähmt hatte, ſo daß ſie mir nichts Näheres über den Aufruhr mittheilen konnten. Weiber und Kinder, in der Haſt auf Maulthiere und Kameele geſetzt, ſtrömten an mir vorüber. Der Pfad wand ſich zwiſchen den Bergen hin und näherte ſich hin und wieder ſo weit den Mauern, daß der Schein der Fackeln herüberfiel; weil er aber bei der Dunkelheit und wegen ſeiner vielen Krümmungen nicht leicht zu finden war, ſo nahm ich das Getümmel des Gefechts zum Führer. Aber bald konnte ich völlig überſehen, was in dieſer Nacht der Verwüſtung geſchehen war. Die Krümmung des Weges, von wo aus man die groſſe Halle zuerſt erblickte, war der Sammelplatz für die durch den unerwarteten Angriff der Beſatzung verjagte Menge geweſen, und ich fand den Ort mit Todten und Sterbenden bedeckt. In meiner Eile ſtrauchelte ich und fiel über einen Verwundeten; er ſtöhnte und bat mich um einen Trunk Waſſers, um den Durſt zu ſtillen, der ihn peinigte. An der Stimme erkannte ich Jairus, einen der kühnſten unſerer Bergbewohner, und trug ihn an die Hügelſeite, damit die Menge ihn nicht zertrete. Er dankte mir ſchwach, und ſagte: „Wenn du ein Mann Israel's biſt, ſo flieh zu Eleazar. Nimm dieſe Lanze; im nächſten Augenblicke möchte es zu ſpät ſeyn.“ Ich ergriff den Speer und eilte weiter. Die Menge hatte die Römer zurückgeworfen und drängte ſie auf die breite Hauptſtraße der Stadt; aber bald erhielten jene aus der Feſte Antonia Verſtärkung und trieben die Sieger in furchtbarer Verwirrung zurück. Ich hörte das Kriegsgeſchrei der Stämme, wie ſie um Hülfe riefen und zum Angriff ermahnten. „Vorwärts, Juda; rüſtig, Sebulon: geprieſen ſey Naphthali.“ Ich gedachte der einſtigen Siege der Israeliten und ſah vor mir die Krieger der Maccabäer.

Geſtärkt durch neue Empfindungen, durch jenen mächtigen Trieb, der macht, daß das Schlachtroß ſtampft, wenn die Trompeten klingen und die Krieger freudig ſich in den Tod ſtürzen, durch die Erinnerung an die Tage unſerer Freiheit gehoben, drängte ich mich durch die Menge, die wie die Fluthen des Ocean hin und her wogte. Ich fand meine Verwandten in der Vorderlinie, in verzweifeltem Kampf gegen die langen Speere einer römiſchen Colonne, die, feſt wie Eiſen und durch den höher gelegenen Boden begünſtigt, Alles vor ſich niederwarf. Der Widerſtand ward heldenmüthig, aber fruchtlos, und als ich vorn anlangte, fand ich an meiner Seite nur Verzweifelte oder tief Verwundete. Vorn war eine Mauer von Schilden und Helmen, die den Wiederſchein des Brandes zurückwarfen, der ſich jetzt nach allen Richtungen verbreitete. Die Luft war glühend heiß; der Dampf wälzte ſich in dichten Maſſen uns entgegen; Blindheit, Feuer und Blutverluſt verzehrten die Menge. Aber wie vermochte die Stärke des Kriegers oder die Tapferkeit der Kriegszucht die verzweifelte Kraft und den rückſichtloſen Muth von Männern zu ſchrecken, die für ihr Vaterland kämpften, von Männern, die, wie die Israeliten, im Angeſichte des entweihten Tempels fochten! Die Körper, durch das mäßige Landleben geſtärkt, beſaßen eine ungewöhnliche Muskelkraft, und wären wir, Mann gegen Mann, nackt einander gegenübergetreten, wir hätten die römiſche Beſatzung in Stücke zerriſſen, und nach allen Winden zerſtreut. Aber ihre Waffen und ihre günſtige Stellung machten ſie zu ſtark gegen unſern Angriff, da wir keine andern Schilder hatten, als unſere Mäntel, keine Waffen, als Pilgerſtäbe, oder ſolche, die wir erſchlagenen Feinden abgenommen.

Ich aber wähnte, dieſe Nacht müſſe mich aufrichten oder vernichten, — ein unbeſchreibliches Gefühl, daß ich, wenn ich mein Blut im Angeſicht des Tempels vergöſſe, ein Sühnopfer darbringen könnte, meinen Frevel wegzuwaſchen. Ich warf mich zwiſchen die Kämpfenden und forderte die kühnſten Römer heraus. Der Kampf hörte einen Augenblick auf und frohlockend jauchzte mein Stamm meinen Namen. Ein Pfeilregen ergoß ſich von den Zinnen herab auf mich; ich fühlte mich verwundet, aber dadurch nur noch zu kühneren Thaten entflammt. Ich warf meinen blutigen Mantel ab, ſteckte ihn auf die Spitze meiner Lanze und weihte, den Dolch in der Rechten, mit lauter Stimme, die Römer im Namen des Tempels, dem Verderben.

In ſeinem angebornen Aberglauben bebte der Feind vor einem Weſen zurück, das er als Boten des erzürnten Himmels betrachtete. Die nackte Geſtalt, das aus meinen Wunden ſtrömende Blut, der wilde, geheimnißvolle Klang meiner Stimme erinnerte ſie an die Wahrſager, die in ihrer Heimuth oft ihr Innerſtes erſchüttert hatten. Mit hochgeſchwungener Fahne warf ich mich mitten unter die Speere und ermunterte mein Volk, mir zu folgen. Rechts und links ſchlug ich Feinde nieder. Die Bahn, die ich in dem eiſernen Bollwerk gebrochen, wurde ſogleich von der Menge ausgefüllt; alle Kriegszucht hörte auf. Die Schwere ihrer Rüſtung war für die Römer im Handgemenge verderblich; wir eilten vor und traten Panzer und Schild zu Boden, bis wir den Feind bis ans erſte Thor der Feſte Antonia wie Schaafe vor uns hertrieben. Pfeile, Lanzen und Steine, die von den Mauern herabregneten, konnten die ſiegende Tapferkeit des Volkes nicht aufhalten. Wir ſchickten uns an, das Thor zu ſtürmen. Sabinus, der Tribun der Legion, ſammelte die Ueberreſte der Flüchtigen und machte unter dem Schutze der Feſtung den letzten Verſuch, das Schickſal der Nacht zu wenden. Erſchöpft, wie ich war, zerſchlagen und blutend an Händen und Füßen, von den brennenden, zuſammenſtürzenden Balken verwundet, die Zunge vor brennendem Durſt am Gaumen klebend, ſtürzte ich auf ihn ein. Er hatte ſich in den langen Jahren ſeines Oberbefehls als Tyrann und Räuber unter den Juden auf grauſame Weiſe bekannt gemacht: kein Siegeszeichen konnte ihnen erwünſchter ſeyn, als ſein Haupt. Aber er beſaß die Tapferkeit ſeines Volkes, und dieſe war jetzt noch durch Wuth erhöht. Die Verzweiflung, wegen dieſer unglücklichen Nacht ſich vor ſeinem Kaiſer rechtfertigen zu können, mußte ihm das Leben werthlos machen. Von mir herausgefordert, ſprang er auf die Zugbrücke. Unſer Kampf war kurz. Mein Dolch zerbrach an ſeinem Panzer; er ließ ſein Schwert mit einem Schlage auf mich herabſchwirren, der einen Helm von Stahl geſpalten hätte. Ich ſprang auf die Seite und fing den Hieb mit dem Schaft meiner Lanze auf, den er mitten entzwei ſpaltete. Mit dem in meiner Hand gebliebenen Stücke ſtieß ich nach ihm; das Eiſen drang durch ſeine Kehle; er taumelte rückwärts und ſank todt zu Boden. Das Freudengeſchrei der Israeliten erfüllte die Lüfte.

Kaum mehr lebendig, als der Leichnam zu meinen Füßen, ſank ich unter die Menge zurück. Ich ward mit dem Jauchzen der Freude begrüßt; die Menge trug mich auf den Schultern; die Männer aus dem Stamme Naphthali waren ſtolz darauf, daß ich ihrem Geſchlechte angehörte, und als ich meinem tapfern Freunde Jubal, den ich mit Staub und Blut bedeckt in den vorderſten Reihen traf, die Hand drückte, rief er mir zu: „Gedenke Barak's, gedenke des Berges Tabor!"

Aber vergebens ſah ich mich nach dem Manne um, den ich vor einigen Tagen verlaſſen hatte, und ohne den ich kaum zu Mirjam zurückzukehren wagte. Ihr edler Bruder war nirgends zu ſehen; war er gefallen? Jubal verſtand meinen ſuchenden Blick und deutete traurig auf die Citadelle, die, unſerer unmächtigen Wuth ſpottend, auf uns herabſchaute. „Eleazar iſt gefangen?" fragte ich. „Er hat nichts zu hoffen von der heuchleriſchen Gnade dieſer Barbaren aus Italien," war die Antwort. „Mit ihm begann der Aufſtand: er war in den Tempel hinaufgegangen, ſein Opfer auf dem Altare darzubringen. In geſteigertem Uebermuthe gebot der Römer, unſer Volk ſollte dem Bilde des Kaiſers, des befleckten, blutdürſtigen Tyrannen Roms und der Menſchheit opfern. Vor ſolcher Greuelthat entſetzte ſich Eleazar. Der Tribun, eben der römiſche Hund, den du zum Schweigen gebracht haſt — daß doch alle Feinde der heiligen Stadt alſo untergiengen! — befahl, unſer Häuptling ſollte am Altare gegeißelt werden. Seine Arme wurden gebunden und die Lanzenträger führten ihn durch die Straßen, damit die Juden die Strafe ſähen, welche ſie alle treffen ſollte. Unſer Ingrimm machte ſich durch Seufzer und Gebete Luft; ſchnell ſammlte ich die Männer unſers Stammes; wir rafften an Waffen zuſammen, was wir erhaſchen konnten und ſtürzten hervor, ihn zu befreien, als wir ihn der Wache entfliehen ſahen, durch eine verzweifelte Anſtrengung hatte er ſeine Bande gebrochen. Wir warfen uns auf die Verfolger und wurden mit ihnen handgemein. Blut floß und wir wußten, daß dieß die Romer nicht ungeahndet laſſen würden. Wären wir aufgebrochen und hätten uns durch das Land zerſtreut, ſo würden wir den umherſtreifenden Reitern in die Hände gefallen ſeyn. Eleazar beſchloß daher, dem Angriff zuvorzukommen. Boten wurden an die Anführer der Stämme geſchickt und man beſchloß, die Feſtung der Römer zu erſtürmen. Wir ſammelten uns in der Nacht und warfen die Vorpoſten zurück; aber die Beſatzung war vorbereitet: ein Hagel von Pfeilen und Lanzen ſchmetterten uns wieder rückwärts und ohne deine Dazwiſchenkunft wären wir verloren geweſen. Beim erſten Angriff wurde Eleazar, der uns zum Sturm anfeuerte, von einem Steine aus einer Wurfmaſchine getroffen. Ich ſah ihn, von Feinden umringt, fallen und eilte zu ſeiner Befreiung herbei. Aber als ich den Ort erreichte, war er fort, und am Thore dort erblickte ich Ihn zum letztenmale, wie er hineingetragen wurde, und mit der Hand Naphthali ſein letztes Lebewohl herüberwinkte.“

Eine lange Pauſe tiefer Stille folgte. Er bedeckte ſein Geſicht mit ſeinen Händen und die

Thränen glänzten durch ſeine Finger. Der Kreis der tapfern Männer um uns verhüllten ihr Haupt zu ihre Mäntel. Länger konnte ich meinen Schmerz nicht bemeiſtern. Jahre hatten meinen Freundſchaftsbund mit dem edlen, hochherzigen Bruder meiner Geliebten befeſtigt. Er hatte mein finſteres Weſen geduldig ertragen; er hatte gethan, was in menſchlichen Kräften ſtand, mein Herz zu beruhigen, und meine Nacht zu erhellen und meinen Sinn hoherer Weisheit zu erſchließen: ich erhob meine Stimme und weinte.

Plötzlich ſchreckte uns Trompetengeſchmetter von den Mauern herab auf. Truppen bewegten ſich langſam auf den Wällen der Feſtung hin und ſtiegen den mittleren Thurm hinan. Ihre Reihen öffneten ſich und in ihrer Mitte war beim Fackelſcheine ein Mann von Iſrael zu ſehen. Sie hatten ihn hieher gebracht, um ſeine und unſere Qual zu erhöhen, wenn ſie ihn im Angeſichte des Volkes ſterben ließen. Ein allgemeines Wehklagen erhob ſich unten; er vernahms und deutete freundlich gen Himmel, wo kein Wehe den Frieden des Hingegangenen ſtören ſoll. Wieder erklangen die Trompeten — das Zeichen zur Hinrichtung. Ich ſah den Schützen vortreten und auf ihn anlegen. Beinahe bewußtlos entriß ich einem von meinem Stamme eine Schleuder, ſchwang ſie und der Schütze fiel todt zu Boden, den Pfeil noch auf ſeinen Bogen gelegt.

Denen, welche die Urſache nicht geſehen hatten, erſchien die Wirkung beinahe als Wunder. Ein Ruf der Freude erfüllte die Luft; unzählige Schleudern trieben die Beſatzung ſchnell von den Mauern; es wurden Leitern angelegt und Aexte geſchwungen. Unſere rüſtigen Jäger und Bergbewohner nützten jeden Riß und Vorſprung der Mauern: Einer ſtieg auf die Schultern des Andern; ſie eilten von Spitze zu Spitze, wo die Gazelle kaum hätte klettern können, ſprangen über ſchmale Mauern, wohin bei Tageslicht, wo die Gefahr deutlich vor's Auge trat, Keiner ſich gewagt hätte. Zahlloſe Feuerbrände wurden überall hingeſchleudert, endlich gerieth das Hauptmagazin in Feuer.

Jetzt kämpften wir nicht mehr im Dunkeln; die Flammen wälzten ſich über unſern Häuptern hin und erhellten den ganzen Horizont. Bald waren wir zu einem ſtarken Haufen angewachſen: die Stämme ſtrömten bei dem Anblick des Brandes herbei und keine Tapferkeit vermochte ihnen Widerſtand zu leiſten. Einige riefen, ſie ſehen Weſen, mächtiger als Menſchen, herniederſteigen, um dem auserwählten Volke beizuſtehen; Andere, die Tage Joſua's ſeyen wiedergekehrt und in den Flammen ſey ein überirdiſcher Glanz ſichtbar. Bald war der Kampf entſchieden. Die Römer, deren Reihen durch das Gefecht in den Straßen dünner geworden und durch den letzten Angriff erſchöpft waren und die wegen Zerſtörung ihrer Magazine fürchten mußten, der tapferſte Widerſtand müßte durch Hunger gebrochen werden, verlangten zu unterhandeln. Ich hatte nur Eine Antwort — das Leben Eleazar's. Die Zugbrücke fiel und er trat heraus. Im nächſten Augenblicke lag er mir in den Armen.

Die Beſatzung zog aus. Ich that der Wuth ihrer Beſieger Einhalt, die noch durch das Andenken Jahre langer Beſchimpfung geſteigert war. Keinem Römer wurde ein Haar gekrümmt; man führte ſie in's Thal Kidron, entwaffnete ſie und ſchickte ſie unverzüglich unter Bedeckung zu ihren Landsleuten nach Idumäa. In einer Nacht war die heilige Stadt von den Götzendienern gereinigt.

---

# Zehntes Kapitel.

Während das Volk ſiegestrunken war, wurde die Freude ſeiner Anführer durch mannigfaltige Beſorgniſſe gedämpft. Die Macht des Feindes war noch nicht gebrochen; die Einnahme einer einzigen Feſtung gab zwar einen Beweis, wie viel durch angeborne Tapferkeit geſchehen könne, dabei aber ein unbedeutendes Ereigniß in einem Kriege, der gegen die ganze Macht der Gebieterin der civiliſirten Welt zu führen war. Die Politik Rom's war bekannt; es gab keine Eroberung auf, ſo lange ſie durch verſchwenderiſchen, ausdaurenden Aufwand behauptet werden konnte. Eher hätte es ſeinen ganzen Schatz geleert und Italien ganz von Kriegern entblößt, als nur den unfruchtbarſten Ort, einen

Morgen Sandwüſte oder eine Fußſpitze in Judäa abgetreten.

Ich eilte fort, aber nicht unter die Anführer noch unter das Volk. Ich wandte mich von der Berathung wie vom Triumphe. Ein tieferes Gefühl trieb mich, die Hallen zu beſuchen, zu denen ſich während meiner Verbannung mein Geiſt ſo oft gewendet hatte. Auch hier hatte die Schlacht gewüthet und der heilige Boden war mit Blut befleckt. Die Römer hatten das Volk in die Vorhöfe des Tempels zurückgedrängt und die Hügel von Leichen zeigten, wie grimmig ſelbſt dieſer kurze, unglückliche Kampf geweſen war. Mit einer Fackel in der Hand ſchritt ich über die Haufen der Erſchlagenen, um zum letztenmale die Stätte zu beſuchen, wo ich ſo manche glückliche Stunde verlebt hatte. Ich ſtand vor meiner Wohnung und lauſchte, ob ich nicht bekannte Stimmen innen vernähme. Der lange Zwiſchenraum der Zeit drängte ſich mir in einen Augenblick zuſammen.

Ich erwachte aus meinen Träumen, über die Eitelkeit menſchlichen Sinnens lächelnd und pochte an die Thüre. Ich erhielt keine Antwort; aber die Riegel, durch die Zeit verwittert, gaben nach und ich fand mich wieder in meiner Behauſung. Sie war ſeit meiner Flucht unbewohnt geblieben: warum? konnte ich mir nicht erklären. Aber als ich durch die Reihe der Zimmer ging, fand ich ſie alle noch, wie ich ſie verlaſſen hatte. Die Stickerei, welche Mirjam mit ſeltener Geſchicklichkeit gefertigt hatte, war noch über Rahmen geſpannt; dort ſtand die Harfe, die ihr ſüße Stunden gewährt hatte. Die durchwirkten Sandalen harrten ihres zarten Fußes, der Schleier, der carmoſinrothe Mantel, der ihren Rang bezeichnete, das Tabouret, die Armſpangen und Halsbänder, mit köſtlichen Steinen beſetzt, hingen noch über dem Ruhebette.

Sie trugen nur Eine Spur der Zeit — den Staub, der ſchwer auf den koſtbar geſtickten Vorhängen lag, den Glanz der Edelſteine verdunkelte und den Reichthum des tyriſchen Purpurs verdeckte — ein ſtummer Zeuge, was aus dem Mühen und Treiben des Menſchen werden muß, ein Warnungszeichen für den Stolzen, Schönen und Tapfern. Ueberall herrſchte Grabesſtille. Mit der Fackel in der Hand, die ihren rothen Schein auf die Wände und ihren Schmuck warf, ſaß ich wie die Mumie eines ägyptiſchen Königs im Grabmal, im Kreiſe deſſen, was mir theuer geweſen, und doch durch ein unverletzliches Geſetz auf ewig davon geſchieden.

Ungeduldig eilte ich in's Freie. Die Sterne waren erblaßt: ein grauer Streif der Dämmerung zog ſich um die Spitze des Oelbergs. Als ich an Herodes Pallaſt vorüber kam und erſtaunt eine

Truppe Juden die Wache halten ſah, wo noch Tags zuvor der römiſche Statthalter befehligt hatte und nur römiſche Soldaten ſtehen durften, ſah ich Jubal heraneilen und mir von der Ebene unten zuwinken. Sogleich ward ich erkannt und Alle machten mir Platz, daß ich die prächtigen, beinahe zahlloſen Stufen von Porphyr, die eines der Wunderwerke Jeruſalem's bildeten, hinabſtiege.

„Wir ſind um dich beſorgt geweſen," ſprach er haſtig; „aber komm in den Rath: wir haben die halbe Nacht in Unſchlüſſigkeit zugebracht. Einige ſind furchtſam und wollen, man ſolle ſich unter Bedingungen unterwerfen; Andere ſind raſch und meinen, wir ſollen uns ungerüſtet auf das römiſche Lager werfen. Wieder Andere betrachten ohne Rückſicht auf die Hoffnung der Freiheit und die Heiligkeit unſerer Sache die Kriſis nur als Mittel zu perſönlicher Erhöhung. Auch ſind Verräther unter uns, die im Solde der Römer ſtehen und alle Meinungen verwirren. Deine Stimme wird Gewicht haben. Sprich offen deine Anſicht aus; dein Stamm wird ſie mit ihrem Leben vertheidigen."

Im Halbkreis des Pallaſtes wurde Rath gehalten. Die Familienhäupter und Vornehmſten des Volkes hatten ſich verſammelt, ſo daß die Berathung, ſtatt von einigen Häuptlingen geleitet zu werden, das Anſehen einer großen Volksverſammlung gewonnen hatte. Dreißig tauſend hatten ſich zuſammengedrängt und jede Bruſt erwiederte jeden Laut des Redners, ein mächtiges Inſtrument, deſſen Saiten alle vom Meiſter gerührt erklangen. So ſehr ich auch durch die Feſte unſerer Nation an den Anblick einer großen Menſchenmaſſe gewöhnt war, blieb ich doch erſtaunt am Eingange des coloſſalen Kreiſes ſtehen. Drei Viertheile deſſelben lagen beinahe ganz im Dunkeln und nur beim Schein einiger weniger Fackeln, oder der anbrechenden Dämmerung, welche die Spitze der Anhöhe mit einem blaſſen Lichte färbte, ließen ſich menſchliche Geſtalten erblicken. Im Mittelpunkte aber brannte ein helles Feuer und beſchien die Häupter der Berathung, welche die prächtigen Sitze eingenommen hatten, die früher für die römiſchen Statthalter und Tribune beſtimmt geweſen waren. Eleazar ſaß auf dem Throne.

Der Häuptling des Stammes Ephraim redete zur Verſammlung, als ich eintrat. „Geht nur in Krieg mit den Römern!“ ſprach er; „eben ſo gut könntet ihr den Ocean bekriegen; denn ihre Macht iſt nicht geringer; eben ſo mit dem Sturme kämpfen, denn ihre Rache iſt ſo ſchnell, wie er; eben ſo gut die Heere Judäa's gegen die Peſt aufbieten; denn ihr Schwert iſt eben ſo ſcharf eben ſo ſchnell, eben ſo ſicher. Wer anders als nur Wahnſinnige wollen ohne Verbündete Krieg beginnen, und wo werdet ihr dieſe finden? Rom iſt die Herrin aller Völker. Wollt ihr einen Feſtungskrieg führen? Rom iſt im Beſitze aller eurer feſten Städte; in allen Citadellen von Dan bis Berſeba weht das römiſche Banner. Wollt ihr eine offene Feldſchlacht wagen? Wo ſind unſere Roſſe? die römiſchen Reiter würden euch ereilen, ehe ihr das Schwerdt ziehen konntet, und eure Tapferſten in den Sand niedertreten. Wollt ihr euch in den Gebirgen zur Wehre ſetzen? wo ſind eure Magazine? Die römiſchen Feldherrn würden keinen Tropfen Bluts um euretwillen verlieren: ſie würden nur die Engpäſſe beſetzen und dem Hunger das Uebrige überlaſſen. Die Erndte iſt noch nicht gekommen, und wäre ſie's, ihr dürftet nicht wagen, in die Ebenen hinabzuſteigen, die Frucht einzuſammeln. Man ſagt euch, ihr ſollt euch auf die Stärke des Landes verlaſſen — hat der glühende Sand der Wüſte, haben die Sümpfe Germanien's, die Schneegebirge Scythien's, die ſtürmiſchen Wogen Britannien's die Römer abgehalten? Iſt euch das nahe Aegypten keine Warnung, ein Land von unerſchöpflicher Fruchtbarkeit mit acht Millionen reicher, tapferer, durch die zahlloſen Myriaden Afrika's unterſtützten Männer, auf beiden Seiten durch die Wüſte geſchützt, hinten den Römern unzugänglich, vorn leicht zu vertheidigen, wird Aegypten doch trotz der Tapferkeit der Libyer und dem Erfindungsgeiſte der Griechen von einer einzigen römiſchen Legion im Zaume gehalten! der römiſche Adler, der den Donnerkeil in ſeinen Klauen hält, und mit dem einen Fittig den Oſten, mit dem andern den Weſten berührt, breitet ſeine Schwingen über die Welt aus. Sollten wir ihn locken, daß er auf uns niederſchießt? Sollten wir ihm nochmals vom Blute Israel's ein Mahl bereiten?"

Wie verſchieden iſt die Gewalt des Redners, die er über Männer übt, welche in gewöhnlicher, friedlicher Verſammlung vereint ſind, von ſeiner Tyrannei über Gemüther, die beſorgt ihrem Schickſale entgegenſehen! Alle waren erſtaunt über die Worte des Redners. Der Name Onias war in Judäa bekannt: aber ich ſah ihn jetzt zum erſtenmale. Sein Leben war eine Laufbahn des Ehrgeizes geweſen; oft hatte er zu verzweifelten Mitteln ſeine Zuflucht genommen und wehe dem, der zwiſchen ihm und der Gewalt ſtund. Der Dolch und Kriecherey gegen die römiſchen Statthalter hatten ihn zum höchſten Range erhoben. In dieſer unruhigen Zeit, wo die regelmäßige Folge der Söhne Aaron's unterbrochen wurde, war Onias ſogar hoher Prieſter geweſen; aber Eleazar hatte ſich an die Spitze des unwilligen Volkes geſtellt und ihn, nachdem er jene Stelle einen Monat bekleidet, aus dem Tempel getrieben. Ich konnte ſeine Geſchichte in der ſtolzen Geſtalt und dem kühnen, aber verſchmitzten Geſichte leſen, deſſen Umriſſe die nahe Flamme beſchien.

Auf die Verſammlung aber wirkte ſeine Rede mit mächtiger Gewalt; die Männer lauſchten, als hinge Leben oder Tod von ſeinen Worten ab; ſie waren gekommen, nicht ihre Ohren an dem Redebau des Sprechers zu ergötzen, ſondern zu vernehmen, was ſie zu thun hätten, um der unerbittlichen Wuth zu entgehen, die in wenigen Tagen über das Haupt jedes Einzelnen ſich ergießen ſollte. Es herrſchte abwechſelnd die tiefſte Stille und die ſtürmiſchſte Bewegung. Ihre athletiſche Geſtalten zitterten; ſie knirſchten mit den Zähnen und zerrauften ſich das Haar; Einige warfen ſich, das Geſicht in die Hände verhüllt, an die Erde, als könnten ſie ſo die kommenden Schreckniſſe abwehren; Andere ſchwangen ihre Waffen und machten ausfordernde Geberden; wieder Andere hatten ſich geſetzt und ſchlugen ihre langen Locken zurück, damit ihnen keine Silbe entginge; noch Andere knieten, die zitternden Hände gefaltet und die bleichen Geſichter betend gen Himmel gerichtet.

Viele waren verwundet worden und ihre Geſichter und in der Haſt verbundenen Glieder waren noch mit geronnenem Blute bedeckt. Ueberall erblickte man Turbane und Kleider, die durch Staub und Brandflecken entſtellt waren, und der ganzen unermeßlichen Menge ſah man es wohl an, daß ſie ſo eben einen großen Unfall erlitten und einen noch viel furchtbareren zu erwarten hatte.

Der Redner ſah, daß ſeine Worte Eindruck gemacht hatten und eilte zum Schluſſe. „Wenn diejenigen, welche Juda's Sturz wünſchten, verlangen, wir ſollen in den Krieg gehen, ſo ſey es die erſte Maaßregel derer, die ſein Wohl wollen, jenen entgegen zu treten und ſie anzuklagen.“ Dieſe Worte brachten eine ſichtbare Bewegung unter den Zuhörern hervor. „Laßt uns ſogleich,“ fuhr er fort, „eine Geſandtſchaft an den Proconſul abſenden, die unſer Bedauern über die Exceſſe dieſer Nacht ausdrücken und Geißeln für den Frieden anbieten ſoll.“ Kein Athemzug ließ ſich vernehmen. Der Redner hüllte ſich in ſeinen Mantel, ließ den Kopf ſinken, und wartete, bis die Leidenſchaften genug aufgeregt waren. Dann erhob er ſich plötzlich, heftete ſeinen wüthenden Blick feſt auf Eleazar und rief mit donnernder Stimme: „Und an der Spitze dieſer Geißeln werde der Empörer, der das Blutbad von dieſer Nacht veranlaßte, in Ketten abgeſendet.“

Mit wildem Beifallklatſchen nahm die Menge dieſe Worte auf und Haufen ſtürzten auf Eleazar los, um ſie durch ſeine Feſtnahme zu verwirklichen. Ich warf einen Blick auf ihn; ſein Leben hing an einem Haare, aber kein Zug ſeines edlen Geſichtes hatte ſich verändert; ich ſprang auf das Pflaſter am Fuße des Thrones; jeder Augenblick war koſtbar; denn die Menge raſte mit der Wuth wilder Thiere. Endlich fand ich Gehör. Der Name Salathiel war gewaltig geworden und der Aufruhr legte ſich theilweiſe. Meiner Worte waren nur wenige; aber ſie kamen vom Herzen. Ich fragte ſie, was davon zu halten ſey, daß Männer andere von ihrer Nation, die letzten Sprößlinge der angeſehenſten Familien Israel's, in die Hände der Götzendiener überliefern wollten? und um welches Verbrechens willen? für eine That, auf die jeder ächte Israelite ſtolz ſeyn dürfte, für die Reinhaltung des Altars des lebendigen Gottes von Befleckung. Ich beſchwor ſie, ihre Hände nicht in gerechtes Blut zu tauchen, um eine Rachſucht zu befriedigen, die ſchon zwanzig Jahre die Bruſt eines betagten Verräthers an ſeinen Prieſtern und ſeinem Volke vergiftet habe.

„Man will uns durch die unwiderſtehliche Macht der Römer ſchrecken. Wollen wir vergeſſen, daß Rom in dieſem Augenblicke von innerem Zwieſpalt zerriſſen iſt, daß ſeine Provinzen im Aufſtande, ſein Senat getheilt und ſeine Bürger ein Haufen

Kerkermeiſter und Gefangene ſind? — und das ſicherſte Zeichen der Entartung, daß Nero auf dem Throne ſitzt!

„Wen," fuhr ich fort, „haben wir dieſe Nacht beſiegt? ein römiſches Heer. Wo haben wir ſie beſiegt? Hinter ihren Mauern und Maſchinen; und wer hat den Sieg errungen? Unbewaffnete, undisciplinirte, von keinem Anführer geleitete Männer von Israel. Hirten und Landleute haben mit Stab und Schleuder die bepanzerten Römer erſchlagen, wie der Sohn Iſai's einſt den prahlenden Rieſen."

Die angeborne Tapferkeit des Volkes lebte wieder auf und die Menge rief: „Gelobt ſey der König Israel's, gelobt ſey der Gott David's!"

Onias ſah, daß die Fluth gegen ihn ſich wende und ſprang von ſeinem Sitze auf, um die Verſammlung anzureden. Aber das Wuthgeſchrei der Menge ließ ihn nicht zum Worte kommen. Ergrimmt darüber, daß er ſeinen Ruhm verloren hatte und ſein Opfer ihm entgangen war, ſtürzte er dem Orte zu wo ich ſtand. Jubal, immer tapfer und wachſam, wandte ſich und fiel dem Verräther in den Arm, wie er eben den Dolch entblößte; er entriß ihm die Waffe und wollte ſie auf ein Zeichen von mir ihm durch die Bruſt ſtoßen: da ließ ſich Eleazar's wohltönende Stimme vernehmen: „Laßt uns keine Gewaltthat üben an dieſem Sklaven ſeiner Leidenſchaft; kein jüdiſches Blut ſoll unſere heilige Sache beflecken. Du aber, Onias, kehre zurück zu deinem Stamm und verlebe den Reſt deiner Tage in Reue."

Jubal ſchleuderte den beſchämten Mörder weit hinein in die Menge. Alle erhoben ein Kriegsgeſchrei. „Verderben den Götzendienern, Krieg für den Tempel!" — „Krieg," rief ich, „iſt weiſe und ehrenvoll. Beugen wir unſern Nacken wieder, ſo wird man mit dem Beile vergelten. Der Römer vergibt nicht, bis der Tapfere, der Widerſtand leiſtet, ſein Sklave oder ein Leichnam iſt. Was dieſe Nacht geſchah, werden ſie uns nie verzeihen, und unſere einzige Hoffnung beruht auf den Waffen, der Berufung auf die höhere Gerechtigkeit, vor der nichts gilt, als Tugend, Wahrheit und höhere Vaterlandsliebe. Krieg iſt unvermeidlich."

Meine Worte, ſo kurz ſie waren, fachten das erloſchene Feuer des Nationalſtolzes wieder an und wurden durch Kriegsgeſchrei erwiedert: „Krieg wider die Welt, Israel ſey frei!" Einige begannen eine Hymne; die ganze Verſammlung erhob ſich und ſtimmte in den Geſang ein. Der herrliche Pſalm David's: „es ſtehe Gott auf, daß ſeine Feinde zerſtreut werden" erhob ſich in feierlichen Harmonien auf den Flügeln des Morgenwindes. Er wurde von der erwachenden Stadt vernommen und beantwortet und bei jeder Pauſe hörten wir den tauſendſtimmigen Wiederhall von den umliegenden Bergen.

## Eilftes Kapitel.

Das Ergebniß unſerer Berathung war, Israel ſollte zu einer letzten, gewaltigen Anſtrengung aufgerufen, und Jeruſalem mit einer ſtarken Beſatzung als Mittelpunkt der Heere verſehen werden; jeder Häuptling aber ſollte ſich aufmachen, um Mannſchaft zu ſammeln.

Eleazar und ſeine Verwandten machten ſich ſogleich nach dem Gebirge auf den Weg, und überall war jene Haſt und Miſchung von Beſorgniß und Muth zu ſehen, welche dem Krieger jede andere Lebensweiſe ſchaal und farblos erſcheinen läßt. Welches neue Leben verlieh der zu erwartende Kampf dem mannigfaltigen, romantiſchen Lande, durch das wir ſchon oft gezogen waren! Die Berge, die Marmorbrüche, die herrlichen Wälder, die wir ſonſt nur maleriſch ſchön gefunden hatten, erfüllten uns jetzt mit Gedanken an Lager und Schlachten. Als Löwenjäger hatten wir uns angezogen gefühlt, die Gegenden zu durchziehen, wo wir das königliche Raubthier bekriegen ſollten. Aber was waren die Siege der Jagd gegen den mächtigen Kampf, wo ein Königreich das Schlachtfeld, der Ruhm der Römer das Opfer ſeyn ſollte!

Der Menſch iſt von Natur kriegeriſch, und der Gedanke an Schlachten weckt Empfindungen und ſelbſt Vermögen in ihm, die im gewöhnlichen Laufe des Lebens verborgen geblieben wären, wie der Grund des Meeres; einer geiſtigen Erſchütterung bedurfte es, um unſer Inneres zu offenbaren. Selbſt Eleazar's ruhiger, ernſter Sinn, fühlte den Geiſt der Zeit, und er ſprach mit dem hohen Muthe eines Königs, der einen neuen Thron zu gewinnen ſich anſchickt, von der wahrſcheinlichen Wendung des Kampfes. Jubal's heftiges Temperament war nicht in Schranken zu halten; er war anzuſchauen wie das Schlachtroß, wenn es die Banner wehen ſieht; auf ſeiner gebräunten Wange ſtrahlte Hoffnung und Freude; in jeder Staubwolke erblickte er eine römiſche Schwadron, und ſchwang ſeine Lanze und tummelte ſein ſchäumendes Roß mit der Freude des Kriegers, der ſich ſehnt, ſein Verlangen nach der Schlacht zu ſtillen.

Die Schwermuth, die auf meinem Geiſte laſtete, konnte weder Veränderung noch Zeit entfernen; aber eine neue Kraft fühlte ich in mir erwachen; für mich war die Welt mit ewigen Wolken bebedeckt; jetzt aber erhellte ſie eine wilde Flamme, und durch ſie ſah ich mir meinen Weg vorgezeichnet. Eine unwiderſtehliche Ueberzeugung ſagte mir, daß die letzten Tage Israel's nahen und daß kein Opfer der Tapferkeit oder Tugend den Untergang abwenden könne. Mitten unter dem lauten Freudenrufe der unbeſorgten Gemüther trat das Gemälde des kommenden Verderbens vor mein Auge; ich ſah meine edlen Freunde nach einander fallen, mein Haus verlaſſen, jeden Namen, der mir theuer war, verſchwinden. Wenn meine Augen die Gegend überſchauten, die in dem goldenen Sonnenſcheine des Morgenlandes erglänzte, erblickte ich in ihr nur einen großen Altar, mit den Opfern des geſchlachteten Volkes bedeckt.

Und dieß ſah ich nicht mit der dunkeln Ungewißheit eines zu Ahnungen des Unglücks geneigten Gemüthes, ſondern mit der Klarheit der Vorſehung in beſtimmter Wirklichkeit, die alle Vermuthungen ausſchloß. Doch — und dieß war das ſchmerzlichſte meiner Betrachtungen — was war für mich dieſes Verderben? was waren dieſe Männer und Frauen und Häuſer und Felder für mich anders, als Blätter, die der Wind zerſtreut? Ich konnte den Todeskampf tauſendmal mit ihnen kämpfen, und gelobte mir in meinem Innern, ihre Sache, heilig und edel, wie ſie war, nie zu verlaſſen, ſo lange ich ihr treu bleiben könnte; aber ſie mußte, wenn ſie auch längere Zeit dauerte, einmal doch ein Ende nehmen. Ich mußte dieſe Zeit herankommen ſehen und, unglücklicher und verlaſſener als Alle, mußte ich des Troſtes beraubt ſeyn, unter den Gerechten mein Grab zu finden, unter ihnen mein müdes Herz ſchlafen zu legen.

Doch fühlte ich bei der tiefſten Verzweiflung an der Zukunft die Flamme, die rings um mich brannte, in mir verdoppelt. Es war bei mir nicht Beſorgniß, noch thieriſcher Muth des Kriegers, ſondern ein hoher, begeiſterter Reiz, als hätte ſich mir ein neues Lebenselement mitgetheilt und als wäre ich das Werkzeug eines herniedergeſtiegenen Geiſtes. Ein raſtloſer Strom von Gedanken wogte durch mein Gehirn; frühere Erinnerungen, die ich ganz vergeſſen hatte, lebten friſch in mir wieder auf, ſo deutlich und klar, als wäre ein Schatz plötzlich an's Licht gebracht und vor mir ausgebreitet worden. Mit peinlicher Genauigkeit traten

Perſonen und Namen vor mein Auge, die ſchwachen Verdienſte und Kenntniſſe derer, gegen die ich einſt aus Gewohnheit Ehrfurcht gehegt hatte, ſah ich jetzt in ihrer ganzen Nacktheit. Das Gewöhnliche verſchwand; ich ſah deutlich die Eitelkeit und Schwäche, die Widerſprüche und Vorurtheile, die mir in früherer Zeit als Weisheit der Weiſen erſchienen waren.

Als ich in den unüberlegteſten Ausdrücken die Gedanken darlegte, die es mich drängte mitzutheilen, ſah ich, daß Alle eine außerordentliche Anregung bei mir vorausſetzten. Gewohnt, mit der meinem Range gebührenden Aufmerkſamkeit angehört zu werden, ſah ich jetzt die Ohren und Augen meiner Reiſegefährten mit ſichtbarem, ehrerbietigem Erſtaunen ſich zu mir wenden. Sprach ich von den Hoffnungen des Landes, von den Hülfsquellen des Feindes, von den Völkern, die gerne mit uns gegen die drückende Tyrannei Nero's gemeinſchaftliche Sache machen würden, von dem Ruhme, für unſere Altäre zu kämpfen und der unvergänglichen Herrlichkeit derer, aus deren Blut ihren Kindern Friede erſprießen würde, ſo lauſchten ſie, als wäre ich ein übermenſchliches Weſen. War ich, der Prophet, abgeſendet, Juda endlich zur Herrlichkeit zu führen?

Bei ſolchen Reden, die mit unbewußtem Feuer mir von den Lippen floßen, gelobten die Greiſe, den Reſt ihrer Tage im Felde zuzubringen, die Jünglinge eilten über das Feld hin und ahmten die Bewegungen der römiſchen Reiter nach, kehrten dann ihre Lanzen ſchwingend zurück und verlangten, der erſten Cohorte, die ſich am Horizonte zeigen würde, entgegengeführt zu werden.

Mit ganzer Seele gab ich mich dem Gedanken an Krieg hin. Das Intereſſe, das die neue Richtung unſeres Geiſtes allen Dingen verlieh, wurde mit jedem Augenblicke noch erhöht. Wir zogen durch unfruchtbares Haideland; es erſchien uns jetzt nicht mehr unfreundlich; denn wir ſahen in ihm den Ort, von wo aus man einem vom Thale unten heranrückenden Heere eine Schlacht anbieten konnte; der Sumpf, der ſich über die Ebene hinzog, war für den Schutz unſeres Lagers eine Provinz werth; das Dickicht, das zerriſſene Ufer des Waldſtroms, der Fels, die Sandwüſte, jeder abſchreckende Zug der Landſchaft erſchien als höchſt bedeutſam, als ein Theil des großen Unternehmens, das bald Freiheit oder Untergang herbeiführen ſollte.

Dieß ſind die Freuden des Kriegerlebens, die unbeſchreiblichen, glänzenden Farben, welche das Bewußtſeyn der Gefahr, das Verlangen nach Ruhm und die Hoffnung des Sieges über das Leben und die Natur verbreiten. Wenn aber ein Krieg, ſeiner Urſache wegen zu verzeihen, durch die hehren Erinnerungen und große, erlittene Beeinträchtigungen zu rechtfertigen war, und wenn überdieß die phyſiſche Stärke eines Landes dazu ermunterte, ſo war es der letzte Krieg der Jsraeliten. Auf allen meinen Wanderungen habe ich kein Land geſehen, das ſo gut vertheidigt geweſen wäre, wie Judäa. Jm höchſten Grade beſaß es die drei Haupterforderniſſe, genaue Verbindung des Gebietes, Dichtigkeit der Bevölkerung und natürliche Befeſtigung der Grenzen. Würde ich jetzt ausgeſendet, um mir von den Reichen der Erde eines zu erleſen, ſo würde ich, ſelbſt wenn die Erinnerungen meines Weſens mit der Liebe zu meiner Heimath erloſchen wären, ſeiner Schönheit, ſeines Clima's, ſeines natürlichen Reichthums und ſeiner unüberwindlichen Sicherheit wegen ſagen: „Gebt mir Judäa."

Das Land der Verheißung hatte die höchſte Weisheit zum Erbtheil eines Volkes erkohren, das unüberwindlich ſeyn ſollte, ſo lange es rein blieb. Es war auf drei Seiten von Bergen und Wüſten umſchloſſen, und die vierte war durch die See vertheidigt, die zugleich den Verkehr mit den reichſten Ländern des Weſtens geſtattete. Gegen

Norden war es durch die doppelte Gebirgsreihe des Libanus und Antilibanus geſchützt — eine Gegend voll Wälder und Schluchten, die zu allen Jahreszeiten für die Wagen und Reiter des Alterthums beinahe unzugänglich und den Winter über durch Gießbäche und Eismaſſen verrammelt waren.

Die ganze Grenzlinie gegen Oſten und Süden war eine Mauer von Bergen, die ſich aus einer Wüſte erhoben — eine ſtarke Verſchanzung, durch die ſich kein Feind, durch die Entbehrungen eines Marſches in Aſien erſchöpft, den Weg bahnen konnte, wenn ein tapferes Heer dort Wache hielt. Aber ſelbſt wenn die Sandſteppen Syriens und der glühende Boden Arabiens den Feind nicht geſchwächt hatten, und er das Gebirge einnahm, ſo hatte das ganze Binnenland die vortheilhafteſten Stellungen, die ſich je dem Krieger darbieten können.

Alle Gebirge ſandten Verzweigungen durch das Land hin. Als wir über den Carmel zogen, ſahen wir den ganzen Horizont von Bergen wie von Wolken umſchloſſen. Jede Stadt lag auf einer Anhöhe und konnte ſogleich in eine Feſtung verwandelt werden. Während aber ein Heer im Felde ſtand, wurden die weiteren Operationen durch den Jordan, die zweite Verſchanzung Judäa's, unterſtützt — eine Linie, die ſich in der Mitte des Landes von Norden gegen Süden zog, und den See Tiberias und den Asphaltites zu ihren äußerſten Punkten hatte, ſo daß die Bewegungen vorn, auf der Seite und im Rücken gedeckt waren.

Dieſe Vortheile der Natur unterſtützte noch der Charakter des Volkes. Auf einem Flächenraume von 200 Meilen in die Länge und 100 in die Breite lebten einſt gegen ſechs Millionen Menſchen, Landleute, Hirten und Jäger, die durch ihr betriebſames Leben ihre Körperkraft noch erhöhten und durch ihre Religion innig mit einander verbunden waren. Nach dem Geſetze Moſes war jeder Mann vom zwanzigſten bis in's ſechzigſte Lebensjahr verpflichtet, zu Vertheidigung des Landes die Waffen zu ergreifen, und die gewöhnliche Kriegsmacht war auf 600,000 Mann beſtimmt.

Kriegsvorräthe hatte man in Menge. Die mannigfaltigen, im Alterthum bekannten Truppengattungen beſaß Judäa, vom Lanzenträger bis zum Bogenſchützen und Schleuderer, vom Schwerbewaffneten in der Feſtung bis zum Plänkler im Gebirge. Reiterei war verboten; denn der Zweck der jüdiſchen Heeresmacht war bloß Vertheidigung. Der Geiſt des israelitiſchen Geſetzbuchs war der des Friedens, und durch jenes Verbot waren Eroberungen in den angrenzenden Königreichen unmöglich gemacht. Denſelben Zweck hatte das Gebot, daß die männlichen Angehörigen jedes Stammes dreimal im Jahre zu den großen Feſten nach Jeruſalem kommen ſollten. Erſt als die Israeliten den Bund mit Gott brachen, wurden die Uebel des Ehrgeizes und der Tyrannei in ihrem Lande fühlbar.

Die ganze Verfaſſung des Landes ſtand unter göttlicher Leitung, und ihre Erhaltung wurde durch beſtändige Wunder bezeichnet, um das Volk immer im Glauben an den Gott ihrer Väter zu erhalten; aber die phyſiſche Kraft eines ſolchen Volkes in einem ſolchen Lande war unberechenbar. Ein rauhes Clima iſt kein ſicherer Schutz gegen Feinde von außen; denn es zerſtreut und erſchöpft die Bevölkerung ſelbſt. Schwierigkeiten des Terrain's ſind von kühnen Gegnern immer überwunden worden, wenn ſie es mit einem ſchwachen, nachläſſigen Volke zu thun hatten. Welche Nation haben ihre Eisgebirge, ihre Sümpfe oder Sandſteppen gegen die großen Heere der alten und neuen Welt geſchützt? Die Alpen und Pyrenäen wurden überſtiegen, ſo oft der Verſuch dazu gemacht wurde. Aber kein Reich vermag ein Volk von ſechs Millionen Männern, die zum Widerſtand entſchloſſen ſind, zu unterjochen. Kein Heer kann, wenn es auch die Grenze überſchreitet, durch eine dichte Bevölkerung ſich den Weg bahnen, wo Jedermann ein Krieger iſt, und jeder für ſeinen eigenen Heerd kämpfte.

Der Jude war nach ſeinem Geſetze der freie Eigenthümer des Bodens; er war kein Leibeigener und kein Lehensmann. Durch ein unwiderrufliches Geſetz erbte er ſein Antheil Landes. Schulden, Unglück und Zeit konnten ſein Recht nicht aufheben. Kam auch das Land auf einige Jahre an einen Andern, ſo fiel es im Jubeljahre wieder an ihn zurück. Dann war er wieder Eigenthümer und wieder in ſeinen Rang eingeſetzt. Das ſtärkſte Band, das den Jsraeliten an ſein Land feſſelte, war das des Bundes mit Gott. Hätte Jsrael die Verordnungen ſeines Geſetzgebers nicht übertreten, ſo würde es die Aſſyrier, Aegypter und Römer mit all' ihren Kriegshaufen nur dem Geier zum Fraß haben werden ſehen. Aber wir waren ein widerſpenſtiges Volk; wir befleckten die Reinheit des moſaiſchen Geſetzes; wir verließen unſere Altäre, um heidniſche Götter anzubeten; wir wandten uns vom Herrn und verlangten einen irdiſchen König. Der mächtige Schutz, der wie Adlersſchwingen und wie eine Feuerſäule über uns geſchwebt hatte, war uns jetzt entzogen; unſere erſte Strafe kam durch uns ſelbſt; die Einheit Jsrael's war wie Flachs in der Flamme. Die Stämme empörten ſich. Jetzt begannen die feindlichen Götzendiener ihr Werk; unſere Blutsverwandte erhoben ſich als Gegner wider uns; die Banner der Söhne Jacob's wehten neben den Panieren der Anbeter der Aſtharoth und des Apis. Das Herz des Landes war jedem Feinde geöffnet. Vergebens waren die Gebirge und Wüſten. Die ſprichwörtliche Tapferkeit des Juden machte ſeine Ketten nur noch ſchwerer, und die Verfaſſung, die vormals die höchſte Weisheit mit der reinſten Wahrheit vereinigte, wurde zum Geſpött der heidniſchen Welt.

Aber die Lage des Landes Israel ſchloß Reichthum und Mannigfaltigkeit der Erzeugniſſe in ſich. Es lag in der Mitte zwiſchen den fruchtbarſten Gegenden der Welt. Durch daſſelbe ging der Handel Indien's mit dem Weſten, der Tyrus und Sidon von Felſen und Klippen an der Küſte Judäa's zu herrlichen Städten erſtehen ließ, und die Felſen und Klippen des fernſten Geſtades des Mittelmeeres zu politiſcher Gewalt und unermeßlichem Reichthum erheben ſollte.

Unſere Gebirgsreihen mäßigten die von der Wüſte her kommenden Gluthwinde; die See kühlte die Hitze im Sommer und milderte die Kälte im Winter; unſere Felder prangten immer mit Früchten und Blumen.

So klein auch der Umfang des Landes war, ſo durfte man ihn doch nicht nach den abgeſteckten Grenzen meſſen; ein Land, das überall von Hügelreihen durchſchnitten iſt, die bis auf die Spitze bebaut werden können, hat verſchiedenen Boden und verſchiedenes Clima. Am Fuße der Berge hatten wir die Erzeugniſſe der heißen Zone, an ihren Seiten die der gemäßigten, auf der Spitze die kräftige Vegetation des Norden. Die Orangenhaine, die Weinberge und Wälder verliehen ihnen eine unvergängliche Schönheit.

Dieſes Alles iſt nicht mehr. Lange, ehe ich geboren ward, hatte die Schönheit des Landes unter dem Unglück der Nation gelitten; die Trennung der Stämme, die fremden Einfälle und der Umſtand, daß beſtändig Götzendiener und Fremde im Herzen des Landes ſich umhertrieben, machten, daß große Strecken öde gelaſſen wurden, und die letzte Verheerung zerſtörte die Spuren der Fruchtbarkeit beinahe gänzlich. Was läßt ſich von einem Boden erwarten, wo der Muſelmann herrſcht, und der verödet dem Bettler, dem Derwiſch und Räuber überlaſſen iſt.

Aber mehr als menſchliches Uebel traf mein unglückliches Land. Der Fluch, den unſer großer Prophet vor drei Jahrtauſenden verkündigt, iſt in Erfüllung gegangen: „Der Fremdling, der aus fernen Landen kommt, wird ſprechen, wenn er die Plagen des Landes ſieht und die Krankheiten, die der Herr über daſſelbe verhängt hat: warum hat der Herr ſolches gethan dieſem Lande? was bedeutet die Hitze ſeines großen Zorns?" — Und ſie werden antworten: „Darum, daß ſie den Bund des Herrn, des Gottes ihrer Väter, vergeſſen haben."

Der Boden iſt verſengt und unfruchtbar geworden; ganze Provinzen ſind mit Sand und Aſche bedeckt, und das Land gleicht einem ausgebrannten Vulkane.

Doch was hätte ein ſolches Volk ausrichten können! Die Herrlichkeit Israel's iſt kein Traumgeſicht der Phantaſie. Daſſelbe prophetiſche Wort, das ſich in unſerem Untergange ſchrecklich bewahrheitet hat, ſpricht die Hoffnung aus, die einſt unſerem Gehorſam verheißen ward. Judäa ſollte das erſte ſeyn unter den Ländern, von Allen bewundert und geehrt, unüberwindlich, ewig fruchtbar, von dem Aufruhr der Elemente verſchont, frei von Krankheit, und das Leben ſeiner Bewohner ſollte die äußerſte Grenze unſerer Natur erreichen. Auf den Geſchäften, Beſitzungen und Perſonen der Stämme ſollte ein Segen ruhen, und ganz Israel eine heilige Nation ſeyn in des

Wortes höchſter Bedeutung, ein Herrſchergeſchlecht, dem die Welt willig huldigen würde.

Was hätte geſchehen können, wenn das Wohlgefallen des Himmels uns geblieben und von Judäa über die finſteren Reiche das Licht ausgegangen wäre, wenn wir dem Allerhöchſten treu blieben und unter dem göttlichen Schutze innerer Friede, Fülle und Freiheit im Lande erblühte! Der Menſch iſt ſchwach und leidenſchaftlich, aber ſelbſt der Blinde mußte ſehen, was menſchliche Tugend gelte.

Hiezu müſſen wir den unmittelbaren Einfluß eines herrſchenden Volkes ſetzen, welches ſo geſtellt war, daß es ein Führer der Nationen würde. Die Kenntniſſe und Frömmigkeit der Prieſter mit der wirklichen Gewalt und Würde der Könige vereinigend, durch ſeine Verfaſſung gegen fremde Angriffe ſicher geſtellt und von Eroberungen abgehalten und durch den gewaltigen Arm des Allmächtigen geſchützt, hätte Judäa die Erde in ein Paradies umwandeln und die Menſchheit zur höchſten Glückſeligkeit und Würde, deren unſer Weſen fähig iſt, erheben können.

## Zwölftes Kapitel.

Am Abende eines der köſtlichſten Sommertage erreichten wir die Berge Naphthali's. Die ganze Natur war in ihr herrlichſtes Gewand gekleidet; auf den Höhen prangten die Olivenbäume in ihrem erſten Grün; im Gebüſche ließ ſich der tauſendſtimmige Geſang der Vögel vernehmen; ſichtbar der kühlen Luft ſich erfreuend, lagen die Schafe und Kameele auf den Matten und die Hirten hatten ſich auf einem Hügel gelagert und plauderten oder lauſchten den Geſängen der Mädchen, die in langen Reihen zu den Brunnen unten zogen. Es war ein herrlicher Tag und der Himmel erglänzte in Farben, die nur das Auge des Morgenländers kennt — Farben, ſo ſchimmernd, daß mancher Reiſende am Eingange der Thäler ſtehen bleibt, und ſtaunend die Pracht beſchaut, die ſich über ſeinem Haupte wölbt.

Die Lieblichkeit der Natur wirkt heilend auf das wunde Gemüth und auch das meine wurde zum Frohſinn geſtimmt. Die Rückkehr in die Heimath iſt immer angenehm; aber die neuen Verhältniſſe, die erhabenen Ausſichten in die Zukunft und das Bewußtſeyn, daß eine glänzende Laufbahn ſich vor mir öffnete, machte dieſe Heimkehr fröhlicher als alle frühern; und als wir am Fuße der Anhöhe, auf der meine Wohnung lag, anlangten, fühlte ich eine unwiderſtehliche Sehnſucht und eilte allein den Hügel hinan. Wie fein wird das Ohr, wenn das Herz es beſeelt! Als der ausgetretene Pfad durch das Dunkel der Fichten und Cedern, die oben ſtanden, noch ſchwieriger gemacht mich nöthigte, meine Schritte zu hemmen, glaubte ich die Stimmen der Hausbewohner, das Bellen meiner Hunde und das Lachen der Landleute, die den Sommer über meine Felder beſtellten, zu vernehmen.

Ich malte mir die Gruppe der Theuren, die mich ſo oft bewillkommt hatten. Der frühe, ſchmerzliche Verluſt meines Sohnes war nicht wieder erſetzt worden. Ich war nicht beſtimmt, der Stammvater eines Geſchlechts zu werden; aber zwei Töchter wurden mir geſchenkt, und da ich den Ehrgeiz nicht kannte, ſo waren ſie mir mehr als Erſatz. Salome die ältere, näherte ſich jetzt der Mannbarkeit; ſie hatte das dunkle Auge und die belebten Züge ihrer ſchönen Mutter, den flüchtigen Fuß der Gazelle, und ihr reizendes Lächeln, ihr verſtändiger, unſchuldiger Frohſinn vertrieben jeden Kummer aus ihrer Nähe. Aber, ach! wie ſah ich ſpäter dieſes Geſicht der lebendigen Freude verändert, und die Wangen, die der perſiſchen Roſe glichen, von Gram abgehärmt!

Die jüngere war beinahe noch ein Kind; ihr Geiſt und ihre Geſtalt waren noch im Keimen; ihr Auge aber war vom tiefſten Azurblau, ein lebendiger Stern, und ſelbſt in ihrem Frohſinn war etwas Erhabenes, Feuriges, das mich oft ihre Jahre vergeſſen ließ. Fertigkeit in der Muſik war ihr beinahe angeboren, und die reichen Melodien, die ihre ſchlanken Finger der Harfe entlockten, ſchienen Geheimniſſe der Harmonie, die nur ihr erſchloſſen wären. Mit angeſtrengtem Eifer las ſie unſere Propheten, die wahren Meiſter des Erhabenen. Ihre Wahrheiten mochten ihr verhüllt ſeyn, aber in heller Klarheit gieng ihr Geiſt ihrem empfänglichen Gemüthe auf.

Ich dachte mir meine Kinder, wie ſie an der Hand ihrer herrlichen Mutter, die jetzt meinem Herzen noch theurer geworden war, durch die Pforte eilten, mich zu bewillkommen. Es wurde dunkler und der dichtere Wald hinderte mich. Endlich ſprang ich des Verzuges müde vom Pferde, überließ dieſes ſich ſelbſt und drängte mich durch das Dickicht, das mir den Anblick des Ortes entzog, der umſchloß, was die Erde Theures für mich hatte. Während ich mich ſo vorwärts arbeitete und mit ängſtlicher Beklommenheit horchte, ob ich keinen heimiſchen Laut vernehme, hörte ich ein Raſcheln, wie wenn ein wildes Thier an mir vorüber ſtürzte. Das Dickicht war ganz finſter: ich konnte gar nichts ſehen; ich zog mein Schwert und führte damit einen Streich nach vorn. — Auf den Schlag folgte ein Schrei. Schweigen war jetzt unmöglich, mochte es Freund oder Feind ſeyn, und ich fragte: Wer da? Aber nur Stöhnen erhielt ich zur Antwort und mit dem nächſten Schritte trat ich auf einen Körper. Erſchrocken und beſtürzt nahm ich ihn doch in die Arme und trug den Sterbenden auf einen freien, vom Monde beſchienenen Platz. Zu meinem unbeſchreiblichen Schmerze war es einer meiner Lieblingsdiener, dem ich die Hauptgeſchäfte meines Haushalts anvertraut hatte. Ich hatte ihn niedergeſchlagen und riß ein Stück von meinem Mantel ab, um ſeine tödtliche Wunde zu ſtillen; aber er ſtieß meine Hand zurück. In unbeſchreiblicher Angſt, meiner Familie möchte ein Unglück zugeſtoßen ſeyn, befahl ich ihm wenn auch nur Ein Wort zu ſprechen und mir zu ſagen, daß Alles wohl behalten ſey. Er aber drückte ſein Geſicht in's Moos; von Beſorgniß getrieben ließ ich ihn los, um vorwärts zu eilen und das Wahre zu erfahren. Aber er umklammerte meine Füße und bat mich mit ſeiner letzten Kraft, ihn nicht allein ſterben zu laſſen. „Du haſt mich erſchlagen," ſprach er in gebrochenen Tönen; — „aber es war nicht deine Hand, ſondern die Hand des Rächers. Ich ließ mich durch Gold beſtechen. Du haſt furchtbare Feinde unter den Häuptern in Jeruſalem: eine verzweifelte That iſt geſchehen." Meine Beklommenheit wurde jetzt Seelenangſt und ich verſuchte wieder mich von dem Mörder loszumachen. Aber er bat nochmals. „Böſes iſt wider dich geredet worden. Du ſollſt eines furchtbaren Verbrechens überwieſen ſeyn." Dieſe Worte erſchütterten mich gewaltig und er mußte das Zittern meiner Glieder fühlen: denn er ſah mir zum erſtenmal in's Geſicht. „Meine Augen brechen," — ſtöhnte er und ſank zurück. Ich wagte es nicht, dem Blick ſeines umwölkten Auges zu begegnen. „Sie ſagten mir," — fuhr er fort, — „du ſeyeſt zu einer unausſprechlichen Strafe verurtheilt, und der, der die Welt von dir und den Deinigen befreie, erweiſe Gott einen Dienſt. In einer ſchwachen

Stunde trat der Verſucher zu mir und von Sonnenaufgang habe ich heute auf dich gelauert, um meinen Wohlthäter und Herrn zu erſchlagen. In der Finſterniß verlor ich den Weg im Gebüſche; aber die Rache hat mich ereilt.“ — „Meine Familie, mein Weib, meine Kinder — ſind ſie wohl?“ — rief ich. Er zitterte, ließ mich los, rief im Todeskampfe: „Vergieb, vergieb!“ — und war eine Leiche.

Ein Sprung von dieſem Orte brachte mich auf eine Felsſpitze, von der ich oft auf meine kleine Welt im Thale unten herniedergeſchaut hatte. Der Mond ſchien hell und die Ausſicht war frey. Ich blickte hinab. War mein Auge trüb? Unter mir ſah ich kein Haus; wohl war der Garten da und ſchlief im Mondenſcheine; aber alles Leben war verſchwunden. Ich ſtürzte hinab und fand mich unter Ruinen und noch glimmenden Aſchenhaufen. Ich rief laut; im Schrecken und in der Beſtürzung eilte ich in die Nacht hinaus, aber keine Stimme antwortete mir. Mein Fuß trat auf etwas, das im Graſe lag: es war ein Schwert noch von friſchem Blute gefärbt. Hier, wo das Theuerſte meines Herzens geweſen war, war geſengt, geplündert, gemordet worden. In der Mitte deſſen, das mir mehr als mein Leben galt, war die Verheerung geſchäftig geweſen. Ich wüthete; ich eilte durch das Gefilde hin; ich ſtürzte wieder zurück, um mich zu überzeugen, daß kein ſchrecklicher Traum mich quäle. Was ich dieſe Nacht gelitten, habe ich nicht wieder erduldet. Dieſen Kampf der Furcht, der Beſtürzung, der Liebe und des Unglücks konnte meine Bruſt nur einmal faſſen: einem zweiten hätte ſie erliegen müſſen. Im Augenblicke der wieder auflebenden Hoffnung, wo mein Geiſt auf den Flügeln eines verzeihlichen Ehrgeizes und heiliger Vaterlandsliebe ſich aufſchwang, ward ich, ein Verlaſſener und Verzweifelter, niedergeſchmettert.

Was ich dann gethan, und wie ich dieſe Nacht zugebracht, weiß ich nicht; morgens fand man mich, mein Gewand wie einen königlichen Mantel um mich geſchlagen und ein halbverbranntes Stück Holz als Scepter in der Hand, wie ich in der Rolle eines Monarchen Befehle ertheilte zu Wiederaufbauung meines Pallaſtes. Wie ein gefangener Herrſcher mich ſträubend wurde ich in Eleazar's Wohnung geführt.

Die Wuth und der Schmerz meiner Verwandten waren grenzenlos. Jede Gebirgsſchlucht wurde durchſucht; jeder, den man antraf, feſtgenommen, und Boten wurden über die Grenze geſandt, um den Häuptlingen der Wüſte ein Löſegeld anzubieten, wenn meine Familie dem Schwerte entronnen ſeyn ſollte. Der römiſche Statthalter der Provinz drohte mit ſchwerer Wiedervergeltung; aber vergebens. Nur ein Hirte wußte einige Auskunft zu geben. Er hatte zwei Nächte zuvor eine Truppe, die er für Araber hielt, ſchnell an Kuriathim, der uns zunächſt gelegenen Stadt, vorübereilen ſehen. Aber dieſe Nachricht erhöhte nur noch das Unglück. Die Grauſamkeit dieſer Räuber war zum Sprichwort geworden: ſie griffen mit Feuer und Schwerdt an, erſchlugen die Männer ohne Gnade und führten die Frauen gewöhnlich gefangen fort, um ſie zu verkaufen. Um jede Spur ihres Weges zu vermiſchen, mordeten ſie die Gefangenen, die ſie auf ihren ſchnellen Zügen nicht mit ſich nehmen konnten, und damit man nicht ſähe, was ſie gethan, ſteckten ſie den Ort, wo ſie gewüthet hatten, in Brand.— Aber dieſes Verderben kam von andern, tückiſcheren Händen.

## Dreizehntes Kapitel.

Den Schmerz eines beraubten Gatten und Vaters durft' ich nicht empfinden. Ein anderes Wehe ſuchte mich heim, wohl auch ſchrecklich, doch nagte es nicht ſo tief an den Wurzeln des Lebens. Mein Gehirn hätte einen betäubenden Schlag erlitten, meine Einbildungskraft quälte mich und jedes Ereigniß im Leben, jeder Anblick eines menſchlichen Weſens, jede Veränderung in der Natur, Tag und Nacht, Sonnenſchein und Ungewitter, bildeten einen Theil ihrer Geſichte. Was iſt Wahnſinn anders, als ein lebhafterer, ſchrecklicherer Traum? wie dieſer hat auch er die ſtürmiſchen Ereigniſſe, die plötzlichen Uebergänge, die ſchnelle Erfindung, die gänzliche Vergeſſenheit der Zeit und des Orts.

Nur der höhere Grad der Stärke bildet einen Unterſchied. Der Wahnſinnige iſt wach und das offene Auge leiht den Gebilden der Phantaſie eine furchtbare Wirklichkeit; die aufgeregten Sinne geben ihnen eine unwiderſtehliche Stärke, drängen die flüchtigen Nebel des Geiſtes zuſammen und verkörpern und beleben ſie als feindliche Gewalten.

Ich war wahnſinnig; aber mein Wahnſinn war ſchmerzlos. Bücher, von jeher meine Luſt, waren noch meinem Geiſte willkommen. Ich las einige Lieblingswerke; dann trat meine Einbildungskraft in's Spiel, und baute auf dem, was ich geleſen, eine Welt voll Abenteuer. Jede Sprache ſchien mir ihre Schätze zu öffnen: ich durchſtreifte alle Länder, ich ſah alle Gewaltigen und Weiſen, ich trank aus den Quellen der Dichtkunſt, ich ſprach vor gedrängter Verſammlung und hörte die Luft von ihrem Beifallruf ertönen; Witz, Schönheit und Talent legten ihre unſchätzbarſten Gaben mir zu Füßen: ich feierte den höchſten Triumph des Geiſtes. Dann kam mein Schickſal: mitten in meiner Herrlichkeit ſtieg eine Wolke herauf und ich war elend!

Dieſes bittere Gefühl meines Unglücks war der hervorſtechende Zug meiner Geſichte. Mochte der Becher noch ſo ſchön ſeyn: ein Gifttropfen machte ihn bitter.

Ich wähnte der große König von Babylon zu ſeyn. Aus den herrlichen Palläſten, in denen Nebucadnezar vergaß, daß er nur ein Menſch ſey, erließ ich meine Befehle an unzählige Fürſten: ich ſahe die Satrapen des Morgenlands ihre mit Edelſteinen geſchmückten Nacken vor meinem Throne beugen; ich zog an der Spitze zahlloſer Heere als Herr von Aſien und künftiger Eroberer aller Reiche der Welt; im Uebermuthe meines ſtolzen Herzens rief ich aus wie jener: „Iſt dieß nicht das große Babylon, das ich erbauet habe?“ und wie er hatt' ich kaum das Wort geſprochen, als ich hinausgeſtoſſen wurde und zu den Thieren des Feldes erniedrigt.

Ich war Belſazar. Ich ſaß in herrlichen Hallen und hörte die Harfen und Lieder der Sänger und Sängerinnen: ich ſaß bei einem Gaſtmale, von den Trophäen meiner Siege umgeben. Schönheit, Schmeichelei, Glanz und Sinnenluſt erhoben mich über die Menſchen; ich ſetzte den entweihten Becher des Tempels an meine Lippen — Donner rollten und Blitze zuckten am heiteren Himmel. Ich ſchlürfte den Wein hinab — er goß Gift und Feuer in meine Adern. Die rieſige Hand erſchien und ſchrieb an die Wand —

Der Mond, der Tröſter der Betrübten, übte ſeine Gewalt auch über mein Gemüth. Ich liebte ſein

Licht; aber nur, wenn es ſich ſanft mit den Schatten des Waldes und der Landſchaft vermiſchte. Ich begrüßte ihn, wenn er aus der Dunkelheit heraufſtieg, als erſchiene ein Schutzgeiſt, um Schönheit und Wohlſeyn auf ſeinem Wege zu verbreiten. Die Finſterniß war mir eine Quelle des Schreckens, das Tageslicht blendete mich, aber der ſanfte Schimmer des Mondes hatte, wie der Thau auf die Blume, eine erquickende Wirkung auf meinen Geiſt. Ich ließ mein fieberiſch glühendes Geſicht ſeine Stralen beſcheinen, als badete ich's in himmliſchem Balſam. Im zunehmenden Monde ſah ich, wenn er am nächtlichen Himmel hinzog, ein Schiff mit Geſtalten von überirdiſcher Schöne, die freundlich auf mich herniederlächelten und Schäze herabgoſſen, die nur von mir geſammelt werden ſollten. Ward aber das Licht ſtärker, ſo wirkte es immer ſtörend auf mich ein. Wenn der Mond in ſeinem vollen Glanze aufgieng, floh ich wie ein gejagtes Wild in die Wälder: aber unzählige Lichtſtralen durchdrangen das Dickicht. Ich verbarg mich in meine Kammer; aber ein ſilbernes Licht hüpfte in unzähligen Geſtalten um mein Lager. Auf unebenem Grunde und den Wellen des Stromes wanden ſich ſchimmernde Schlangen und verfolgten mich mit einer Schnelligkeit, die des menſchlichen Fußes ſpottete. Wagte ich es, aufwärts zu blicken, ſo ſah ich ein drohendes Geſicht von unermeßlicher Größe und bereit, ſeinen Zorn über mich zu ergießen, oder eine andere Welt mit Gebirgen und Meeren, die vom Himmel ſich losriße und auf mein Haupt herabſtürzte.

Aber ſolche Stunden waren noch die glücklicheren. Ich hatte Geſichte, wo ich in unendlichem Schmerz durch die Atmosphäre hinfloh, daß die Erde und Sonne in unberechenbarer Ferne hinter mir zurückblieb, und ich floh raſtlos, hoffnungslos, und ich eilte mit mehr als Vogelſchnelle durch Welten der Welten, und fand doch keine Ruhe, von dem Bewußtſeyn gepeinigt, daß ich über den Grenzen lebender Weſen ſtehe und daß es ewig alſo bleiben werde.

Dieſe Erſcheinungen nahmen die verſchiedenartigſten Geſtalten an.

Ich ward in einer Barke ausgeſetzt und den Wellen überlaſſen. Ich ſtrengte mich an, das Land zu erreichen; meine Hände wurden wund von der Arbeit: ich ſah die Berge, die Bäume, das Ufer nach und nach verſchwinden; ich ſah mich in den Händen einer unſichtbaren Gewalt, die meinen Untergang wollte. Der Sturm legte ſich: die Sonne ſchien; der Ocean war glatt wie ein Spiegel. Noch ruderte ich; mit der Kraft der Verzweiflung ſtrengte ich mich an, das Land zu erreichen und der unſichtbaren Gewalt mich zu entziehen, die mich immer weiter vom Daseyn entfernte. Ich fieng an, Hunger und Durſt zu leiden. Sie wurden ſchmerzlich, quälend und brachten mich endlich zum Wahnſinn. Es war mir, wie wenn geſchmolzenes Blei durch die Kehle flöſſe; ich führte den Arm zum Munde und löſchte ſchaudernd meinen Durſt mit meinem Blute. Er kehrte ſogleich noch glühender zurück. Nirgends ſah ich Hoffnung, meine Gedanken von meinem Schickſale abzulenken und die krankhafte Empfindlichkeit zu entfernen, die mir durch alle Fiebern zuckte. Der Wind ſchlief; der Himmel war wolkenlos; die See glatt, wie ein Spiegel. Kein Segel in der Ferne, kein kreiſender Vogel, kein ſpringender Fiſch, nicht einmal ein treibender Baumſtamm ſtörte die furchtbare Einförmigkeit. Die Sonne gieng nicht unter am Horizont: über mir war Alles unbeweglich und um mich der unendliche Ocean. Ich allein bewegte mich und litt neue Schmerzen, gegen welche die früheren in's Unbedeutende herabſanken. Ich koſtete das Seewaſſer; es erhöhte noch meinen brennenden Durſt. Krampfhaft ſtreckte ich meine welken Hände aus, als könnten ſie den Regen herabziehen oder den Thau erfaſſen. Ich ſchrumpfte zuſammen; aber in jedem Theile meines Körpers blieb das Bewußtſeyn.

Ich wanderte um Mitternacht durch ein Gebirgsland. Erſchöpft legt' ich mich auf einen Felſen nieder: ich fühlte ihn unter mir wanken; ich hörte Donner rollen. Ein plötzliches Feuer ſetzte den Himmel in Flammen; beſtürzt ſprang ich auf. Die Berge flammten; unzählige Krater warfen glühende Lava aus, die ſich durch die Schluchten hinabwälzte. Wie ein Kleid brannten die Wälder, die Felſen ſchmolzen; von den Strömen ſtieg qualmender Dampf auf; die Rauch- und Aſchenwolken bildeten über mir ein dichtes Gewölbe, das die Flammen des Brandes unten erhellten: die Erde war ein Feuermeer. In unſäglicher Angſt ſtürzte ich die Höhen hinab und ſchwamm durch Flüſſe. Aber die Feuerſtröme verfolgten mich, als wären ſie gegen mich allein ausgeſendet. Ich ſah ſie ſchnell um mich ſich ſammeln; ſtürzte ich mich eine Höhe hinab, ſo ſtand der Ort, von dem ich abſprang, in Flammen, ehe ich den Boden erreichte. Die letzte Kraft meiner erſchöpften Glieder aufbietend erklimmte ich ein Vorgebirge. Die Lava umfloß den Fuß deſſelben und mußte mich im nächſten Augenblicke umzingeln: ich eilte am Rande eines Abgrundes hin; das Feuer verfolgte mich von Spitze zu Spitze. Ich klammerte mich an die Baumſtämme an und fürchtend, zerſchmettert zu werden, ließ ich mich zitternd an einer ſenkrechten Felswand hinab.

Unten angelangt blickte ich aufwärts; die Flammen zeigten mir meinen Verfolger. Schnell ſah ich die glühende Fluth anſchwellen: dann ſtürzte ſie ſich in einer weißen Säule herab. Sogleich ſtand das Thal in Flammen. Ich floh mit verbrannten Füßen: jede Muskel meines Körpers war verſengt, meine Augen geblendet durch den erſtickenden Dampf, der ringsum ſich erhob. Endlich erreichte ich meine Grenze: ich ſtand am Geſtade des Ocean. Der Tod war unvermeidlich; nur die Wahl war mir freigelaſſen. Vor mir breitete ſich das Waſſermeer aus, dunkel und unergründlich; hinter mir das Feuermeer. In der Verzweiflung ſtürzte ich mich in den Ocean; aber die Lava ſtrömte mir nach in dichten Maſſen, wie ein Heer zum Angriff gerüſtet. Bei dem erſten Sturze ſtrömten die Wogen zurück. Dampf wallte auf und die rückkehrenden Fluthen kämpften mit der Feuermaſſe. Das Zuſammentreffen erſchütterte die Erde; das Ufer ſtürzte in die See; der Sand ſchmolz und verglaste. Aus der Luft ſtürzte heiſſer Regen und die losgelaſſenen Stürme zerwühlten den Ocean. Donner rollten, daß die Erde, das Meer und der Himmel erſchüttert wurden. Und ich lebte in dieſem Aufruhr der Elemente wie ein Sandkorn vom Wirbelwind umhergeworfen.

So peinigend dieſe Erſcheinungen waren, ſo war doch dabei meine eigene Kraft thätig, und dieſes

Gewühl war mir einigermaßen wohlthätig. Ich war Prometheus, auf ſeinem Felſen rettungslos feſt geſchmiedet, aber doch Widerſtand leiſtend und unbeſiegt. Am unglücklichſten aber war ich, wenn ich mich leidend verhielt.

Ich ſchweifte durch eine egyptiſche Stadt. Zahlloſe Palläſte erhoben ſich ringsum. Die Wände waren mit reichen Verzierungen bedeckt; herrliche Bildſäulen ſtanden auf den öffentlichen Plätzen. Ueberall zeigte ſich verſchwenderiſcher Reichthum. Unendliche Reihen von Porphyr und Alabaſterſäulen glänzten im Sonnenſcheine.. Prächtige Marmorſtufen erhoben ſich vor mir zu ſchwindelnder Höhe. Bogen, mit koſtbaren Steinen verziert, thürmten ſich übereinander, bis ſie dem Auge entſchwanden. Coloſſale Thürme, mit ſchimmernden Säulenreihen umgeben, erhoben ſich — luſtige Citadellen; die in den unendlichen Farben der Wolken prangend auf die Erde herabſchauten. Aber überall herrſchte Todesſtille. Kein menſchlicher Fußtritt ließ ſich vernehmen; nicht einmal Thiere waren zu ſehen. Unwillkührlich ſchauderte ich bei dem Anblick dieſes Grabes zurück. Aber zu entkommen war unmöglich. Ich fühlte eine Kraftloſigkeit, für deren Peinliches ich keine Worte finden kann. Meine Füße waren nicht gefeſſelt; aber ein unſichtbares Band kettete mich an den Ort. Geſchlecht um Geſchlecht ſchien langſam hinzugehen und noch ſtand ich auf derſelben Stelle und ſchaute dieſelben Gegenſtände. Lieber hätte ich die größten Qualen erduldet. Die Sehnſucht nach Veränderung läßt ſich unter allen Leidenſchaften, die im menſchlichen Herzen leben, am wenigſten verdrängen.

Aber endlich kam die Veränderung. Die Sonne gieng unter. Dunkelheit hüllte nach und nach die Thürme und Säulen ein, bis gänzliche Finſterniß den herrlichen Anblick entzog. Aber, wie wenn ſich eine neue Sehkraft mir mitgetheilt hätte, konnte mein Auge die dichteſte Finſterniß durchſchauen, Noch ſah ich Alles, die kleinſten Figuren, die feinſten Schnitzwerke der luftigen Burgen, deren Spitzen ſelbſt im Sonnenſcheine kaum ſichtbar waren. Plötzlich ließen ſich vielerlei Stimmen und Fußtritte vernehmen; die coloſſalen Thore öffneten ſich und herein ſtrömte ein Zug von unzähligen Geſtalten jedes Alters, jedes Standes und aus allen Ländern der Welt. Der Monarch, mit Scepter und Krone, kam auf ſeinem Thron; der Krieger auf ſeinem Schlachtroſſe; der Weiſe las in einem Buche; der Prieſter trug die heiligen Geräthe. Es war der Triumph einer Macht, welche die Menſchheit beherrſcht, aber erſt, wenn die Welt dahin iſt — des Todes.

Während ich ſtaunend hinblickte, ſah ich mich von dem Zuge fortgeriſſen. Widerſtand war vergeblich. Ich hätte das Bewußtſeyn, daß er ebenſo fruchtlos ſeyn würde; als wenn ich gegen die Wogen des Ocean kämpfen oder die Umwälzung der Erdkugel hemmen wollte. Millionen zogen wir durch die Finſterniß, ohne das Ende der herrlichen Straße zu erreichen. Schnell gewahrte ich eine Menge Geſichter, die mir aus der Geſchichte der Vorzeit bekannt waren. Aber die Macht, die ſie trieb, nahm keine Rückſicht auf die Zeit. — Das blaſſe, aſiatiſche Geſicht des Ninus war neben der blühenden Wange und dem flammenden Auge Alexander's zu ſehen; der Patriarch folgte dem Cäſar: tauſend Jahre waren wie ein Tag, ein Tag wie ein Jahrtauſend.

Plötzlich verſchwand der ganze ſtattliche Zug vor meinen Augen und ich war in dunkler Finſterniß allein in der Gruft; ich lag im Grabe; aber mit dem vollen Bewußtſeyn, daß ich zur Strafe ewig ſo liegen ſollte. Mit wunderbarer Sehkraft konnte ich in die entfernteſte Zukunft blicken. Geſchlecht um Geſchlecht entfaltete ſich vor mir mit ſeinen Wundern, mich zu quälen: ich ſah Welten aus dem Chaos erſtehen und in Feuer und Fluth wieder in daſſelbe verſinken. Das Weltall ſchrumpfte von der Zeit zuſammen und wickelte ſich auf wie eine Pergamentrolle. Ich ſah neue Regionen mit neuen Schöpfungen belebt und eine Macht und Herrlichkeit ſich entfalten, die zu erhaben iſt, als daß Menſchen ſie faſſen könnten. Und doch lag ich im Grabe. Kein Lichtſtrahl, kein Laut von auſſen erreichte mich; die vier engen Wände, das Leichentuch, die Würmer waren meine Welt.

So glaubte ich eine unendliche Zeit zu liegen, unfähig ein Glied zu rühren, das ruheloſe lebendige Opfer namenloſen Unglücks — dem Grabe verfallen —

Bei dieſen Geſichten hatte ich nicht die entfernteſte Ahnung der Urſache, die meine Geiſteskraft zerrüttet hatte. Weib, Kinder, Vaterland waren für mich nichts. Die Einbildungskraft, das ſtärkſte unſerer Vermögen, die von der Erde zum Himmel ſich erhebend davon zeugt, daß das Grab nichts über unſern Geiſt vermag, verſchmäht die kalte Wirklichkeit und ergötzt ſich am Kühnen und Erhabenen. Bei mir war ſie fieberhaft aufgeregt; aber wer hat ſelbſt in geſunden Träumen ihr Walten gefühlt, ohne zu ſtaunen über ihre Vorliebe für reiche erhabene Erinnerungen, ihre beſondere Fertigkeit, die glänzende Theile des Lebens und der Natur ohne alle Rückſicht zu vereinigen, ihre Feinheit in Ergreifung ungünſtiger Umſtände, ihre Erfindung von Abenteuern, ihr Weggehen über Zeit und Ort — Uebergänge, die in der Wirklichkeit

Jahrhunderte einnähmen, und ihr das Werk eines Augenblicks ſind!

Was iſt dieß anderes, als die noch ſchlummernde Fähigkeit des entkörperten Geiſtes, die unvollkommene Entwicklung eines Zuſtandes, wo der Menſch die Hülle des Grabes abſchüttelnd mit der Herrlichkeit der Engel bekleidet werden ſoll — ein Bürger der Ewigkeit und Unendlichkeit!

## Vierzehntes Kapitel.

Endlich kehrte mir das Bewußtſeyn der Vergangenheit wieder. Dunkle Erinnerungen, Schatten, die heranſchwebten und mich neckten, Umriſſe von Geſtalten und Ereigniſſen lagen wie ein unvollendetes Gemälde farblos und unbeſtimmt vor mir. Aber mit jedem Tage wurden die Umriſſe vollſtändiger, die Geſtalten erhielten Leben; ſie bewegten ſich und redeten, und während ich Andern als ein einſamer Flüchtling erſchien, wähnte ich mich im Kreiſe derer, die ich liebte. Aber noch hatte ich ein räthſelhaftes Gefühl der Entbehrung, das mir Wermuth in den Becher der Freude goß.

Mit zunehmenden Kräften fing ich, an die Gebirge weit in die Runde zu durchſtreifen. Kein Zureden meiner Verwandten konnte mich von dieſen

Wanderungen abhalten. Das milde Klima, das unter freiem Himmel zu ſchlafen geſtattet, und der Ueberfluß an Früchten kam den zwei Hauptbedürfniſſen des Reiſens entgegen. Ich fühlte ein unwiderſtehliches Verlangen, die Gebirgsreihen zu durchziehen, die in Purpur und Azur gekleidet vor mir lagen. Insgeheim traf ich meine Vorbereitungen und zog mit Jagdtaſche und Pilgerſtab aus, um Berg und Thal, Städte und Einöden bis an die Gränzen der Erde zu durchwandern.

Von den Orten, die ich durchzog, iſt mir keine Erinnerung geblieben. Thieriſcher Inſtinkt führte mich zum Fruchtbaum und Strome, lehrte mich, wo ich ein Obdach für die Nacht fände und ließ mich die Gefahren eines Weges meiden, den gewöhnlich nur der Wolf und der Räuber betraten. Aber mein Körper, nach und nach durch die Anſtrengung geſtärkt, trug mich hindurch und unermüdet zog ich über den Libanus.

Hier erreichte ich eine Gegend, wo der Schnee ſelbſt im heißeſten Sommer ſelten ſchmilzt. Das fallende Laub und der Sturm, der durch die Schluchten heulte, ſagten mir, daß ich Monate lang gewandert ſey und daß hier der Winter ſeinen Thron aufgeſchlagen habe. Doch harrte ich aus. Durch die neue Schwierigkeit fühlte ich mich aufs Neue angeregt; es verlangte mich, die Kraft meiner

Ausdauer gegen das Ungewitter zu erproben, mit dem Sturmwinde zu kämpfen, den Gießbach nicht zu ſcheuen. Der Anblick des Schnees, als er die höher gelegenen Bergſpitzen einzuhüllen begann, gab mir eine unbeſtimmte Vorſtellung von einem höheren Daſeyn; die waldumgürteten Höhen verloren ſich jetzt in die Wolken: ſie waren in neblichten Duft getaucht, warfen den flimmernden Glanz des Morgenhimmels zurück und die untergehende Sonne übergoß ſie mit ſtralendem Purpur.

Aber dieß Alles war kein Gebilde meiner Phantaſie. Von der Spitze eines dieſer Berge ſah ich, was damals eine Wallfahrt durch die halbe Welt werth war, den Cedernwald des Libanon. Am Abend eines Tages, wo ich mit ungewöhnlichen Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt hatte, ſah ich meinen Weg durch einen ſenkrecht ſich erhebenden Felſen verrammelt. Für jeden Andern wäre dieſes Hinderniß unüberwindlich geweſen: ich aber hatte durch meine Lebensart die Muskelkraft des Panthers erhalten und erklimmte nach langer Anſtrengung mit Hülfe des Strauchwerks und der Wurzeln von wilden Weinſtöcken die Spitze. Unten lag eine unüberſehbare Ebene — Syrien; zur Rechten und Linken das Meer und die Wüſte und reiche Thäler mit Datteln und Olivenbäumen und Weinſtöcken in herbſtlichen Farben breiteten ſich vor mir aus, ſo weit das Auge die heitere Luft zu durchdringen vermochte.

Trompetentöne und ein wilder Geſang ließen ſich vernehmen und ich erblickte in beinahe unabſehbarer Tiefe einen Haufen Menſchen, die durch die Gebirgsſchluchten heraufzogen. Unwiderſtehlich fühlt ſich der Menſch zum Menſchen hingezogen und dieſer unerwartete Anblick an einem Orte, wo nur reißende Thiere und der Adler meine Genoſſen waren, goß ſeit langer Zeit wieder den erſten Stral der Freude in mein Herz. Mit kühner Schnelligkeit, welche die Menge veranlaßt hatte, erſtaunt und beſorgt, ſtehen zu bleiben, ſprang ich von Fels zu Fels und langte gerade bei ihnen an, wie ſie die Lanzen und Schleudern wieder ſenkten, die ſie in Bereitſchaft geſetzt hatten, weil ſie nicht wußten, ob ich ein Wolf oder ein Gebirgsräuber ſey.

Sie bildeten eine der vielen Caravanen, die jährlich vom Geſtade des Mittelmeers hieher zogen um auf dem Libanon anzubeten. Die Verehrung heiliger Haine ſtammte aus dem früheſten Alterthum und war in den heidniſchen Reichen allgemein. Dem Iſraeliten war es verboten, auf Bergen und unter Bäumen anzubeten; aber der Wald, den Salomon erkohren, die Bäume, aus denen der erſte Tempel erbaut ward, die Blätter, welche die erſten Bewohner der Erde beſchatteten, mußten den Nachkommen Abraham's mächtig anziehen. Der Boden war claſſiſch; die gewaltigen Saiten des Propheten Ezechiel waren zu ſeinem Lobe erklungen; die begeiſtertſten Lieder unſerer Dichter prieſen die Herrlichkeit des Libanon. Die Umgegend weckte höhere, ſüſſe Erinnerungen; der Garten Eden führte zum Cederngebirge.

Für meine Reiſegefährten erhöhten Sagen, in die glühenden Farben der morgenländiſchen Phantaſie getaucht, die Heiligkeit des Ortes. Von den Wipfeln der Bäume ſtiegen, ſo erzählte die Sage, zu beſtimmten Zeiten dienende Geiſter herab, um die Vergehen der Menſchen zu ſühnen. Hier ſenkten ſich die Träger des Schwertes auf Flügeln hernieder, um ſchlechte Fürſten zu ſtrafen; dort ſchwebte der Engel des Sturmes: hier wehte der unſichtbare Gott der Peſt mit ſeinem Athem und Nationen ſanken hin; hier ließ ſich Nachts durch den Sturm die Drommete hören, die, ehe Könige des Streites gedachten, den Kampf verſchuldeter Reiche zu gegenſeitigem Verderben verkündete.

Die Verletzung des Haines wurde, wie man glaubte, mit den ſchwerſten Leiden heimgeſucht, die Hand, die einen Baum zu unheiligen Zwecken umhieb, verſchrumpfte und fiel ab. Jegliches Mißgeſchick traf den Frevler: ſein Reichthum ſchwand, ſein Vieh kam um, ſeine Kinder ſtarben frühzeitig;

und blieb er am Leben, ſo hatte er nur am eigenen Körper die Strafe noch länger zu erfahren.

Ueber dem Berge wähnten die Heiden den Eingang ins Himmelsgewölbe. Einmal im Jahre öffnete ſich das Himmelsthor und ſeine goldenen Angeln ertönten in himmliſcher Muſik. Aus dem Himmel träufelte Balſam nieder; das Gebet, das in dieſer Nacht geſprochen wurde, ſtieg unmittelbar zum allerhöchſten Throne auf. Die Thräne ward im Buche des Lichtes aufgezeichnet, und der Betende, der ſtarb, eh der neidiſche Morgen herauf kam, gelangte zu einer Seligkeit, die Andere nur durch das zögernde Grab erreichten. Auch dem Strome, der am Fuße des Gebirges hinzog, theilte ſich ſeine Wunderkraft mit. Sein Waſſer, durch die Stürme des Herbſtes und Winters nicht getrübt, zeugte von der waltenden Macht eines höheren Weſens. Er hieß der heilige Strom und verſiegelte Gefäße, mit Waſſer aus demſelben gefüllt, wurden als Geſchenke für Könige nach Indien und Italien geſendet.

Als wir durch die letzte Schlucht kamen, ſtimmten die Sänger der Caravane einen Päan an. Auf verſchiedenen Punkten rauchten Altäre und man ſah die ſyriſchen Prieſter in ihren langen Gewändern die Gebräuche ihres Gottesdienſtes verrichten. Ich wendete mich ab von dieſer Verkehrtheit und drängte mich vorwärts durch die zögernde Menge, bis ſich der Hain in ſeiner Majeſtät vor mir erhob.

In feierlicher Bewegung blieb ich ſtehen. Das erſte Geſchlecht der verjüngten Erde hatte unter dieſen grünen Bogen gewandelt und auch das letzte ſollte hier ſich verſammeln. So ſtattlich wie dieſes wölbte ſich noch kein Dach über dem Haupte eines Monarchen, möchte es auch mit Gold und Diamanten bedeckt ſeyn.

Durch die entweihende Hand des Krieges hatte der Umfang und die Schönheit des Waldes viel gelitten. Früher zog er ſich über die ganze Gebirgsreihe hin; jetzt war er auf den Mittelpunkt beſchränkt und bot wie die Reſte eines gewaltigen Heeres den weitern Angriffen mit Stahl und Feuer majeſtätiſch Trotz. Die Bäume ſchienen zu ewiger Dauer geſchaffen: die Stämme waren ungeheuer dick, glatt und rund, wie marmorne Säulen; einige waren ſehr hoch und breiteten ein gewaltiges Laubdach aus; andere theilten ſich in mehrere Stämme und bildeten verſchiedene Grotten; noch andere hatten einen Kreis von jungen Cedern um ſich, die da aufgeſchoſſen waren, wo die Frucht auf den Boden fiel. Das Ganze hatte das Anſehen eines coloſſalen Tempels der Natur: ſchlanke Säulen, hohe Bogen und ſtarke Pfeiler trugen das herrliche

Dach oben, durch welches die Sonnenſtralen in den reichſten Farben hereinfielen.

Im erſten Augenblicke von Ehrfurcht und Bewunderung ergriffen wurde es mir begreiflich, warum die Heiden gerne in Hainen ihren Gottesdienſt verrichteten und warum ihre Dichter gerade dieſen mit Göttern bevölkerten. Das Säuſeln des Windes, die Einſamkeit, das Zwielicht erhöhten das Geheimnißvolle. Selbſt die Geſtalten, die ſich dem Auge darboten, die rieſigen, uralten Bäume, deren Wipfel der Wind bewegte, und in ſeltſamen Tönen hindurch zog, weckten bei dem aufgereizten, abergläubiſchen Gemüthe die Vorſtellung von überirdiſchen Dingen, von Orakeln und Göttern.

Die Caravane lagerte im Thale und der Hain war bald voll Anbeter, an deren Gottesdienſt ich keinen Antheil nehmen konnte. Auf den großen Steinen, die ſchon Jahrhunderte als Altäre dienten, wurden Feuer angezündet und die Namen der ſyriſchen Götzen mit wildem Freudengeſchrei angerufen. Gegen Abend trat ich an den Eingang des Thales und überblickte noch einmal die Gegend des Libanon. In dem Haine, wo luſtige Feuer brannten, und der von wilder Muſik und üppigen Tänzen wiederhallte, ſah ich das Sinnbild eines gefallenen Landes; das Heiligſte, ſo alt als die Erinnerungen der älteſten Nationen, entweiht und doch erhalten, Israel, das einſt auf den Bergen thronte, ſeiner Herrlichkeit entkleidet und beſtimmt, noch mehr erniedrigt zu werden, aber fortzubeſtehen, wenn alles Andere unterging, und wieder in Herrlichkeit aufzutreten. Ich hüllte mein Geſicht in meinen Mantel, warf mich neben einem Zelte nieder und überließ mich angenehmen und ſchmerzlichen Betrachtungen. Sie begleiteten mich in den Schlummer hinüber und ich war wieder im Schooſe meiner Familie.

Ich hörte meinen Namen nennen. Ich horchte, der meines Weibes folgte. Ich blickte gen Himmel, an den Wald hinauf, um mich zu überzeugen, daß mich kein Trauergeſicht necke. Ich war völlig wach. Ich zog eine Ecke des Zeltes in die Höhe: wilde Geſtalten ſaßen bei den Bechern und waren in hitzigem Streite begriffen und unter den Verwünſchungen hörte ich ihre Geſchichte. Es waren Räuber vom Amanus, die gekommen waren, um durch Opfer auf dem Libanon ihre Hände zu reinigen und dann auf dem Rückwege durch Raub die verlorne Zeit wieder einzubringen. Der Streit betraf den Vorſchlag eines von ihnen, dießmal einen Streifzug nach Judäa zu machen — ein Vorſchlag, den er mit dem glücklichen Erfolge ſeiner früheren Unternehmungen unterſtützte. Mein Name ging wieder von Mund zu Mund, und ich ſah, daß er auf einem Edelſteine eingegraben war, der einen Theil ſeines Raubes bildete. Plötzlich kam mir der Gedanke, daß dieß Licht geben könnte. Ich ſtürzte ins Zelt und forderte mein Weib und meine Kinder. Die Räuber ſchraken zuſammen, als erblickten ſie ein Geſpenſt. „Wo iſt meine Familie?“ rief ich nochmals; „ich bin Salathiel.“ — „Ihnen iſt wohl,“ ſagte der Vorderſte. „Leben ſie?“ ſchrie ich; „führt mich zu ihnen und ihr ſollt Löſegeld haben, ſo viel ihr verlangt.“ Der Räuber lachte: „Mit dem Löſegeld wird es wohl ſein Bewenden haben müſſen, wenn nicht den Griechen ſein Kauf gereut.“ Ein lautes Gelächter begleitete ſeine Worte. Ich wurde wüthend: „Schurken, ihr habt ſie ermordet: ſagt mir Alles und zeigt mir, wo ihr ſie erſchlagen habt, oder ich verrathe euch dem Führer der Caravane als Räuber und Mörder.“ Sie waren erſchrocken. Mit einem gewaltigen Schritt faßte ich den Räuberanführer an der Kehle und entriß ihm den Edelſtein: es war mein Brautgeſchenk an Mirjam. Meine Hand zitterte; der Glanz blendete meine Augen. Im nächſten Augenblicke ſah ich mich gebunden. Ein Knebel wurde mir in den Mund geſteckt und ein Mantel über mich geworfen; ſo mußte ich die Berathung anhören, ob man mich hier ermorden, dem Hungertod überlaſſen oder mir, daß ich ihre Geheimniſſe nicht ausplaudern könnte; die Zunge ausſchneiden und mich als Sklaven verkaufen ſollte.

Aber meine Rettung war nahe. Der Streit der Räuber erhitzte ſich beim Weine immer mehr: es kam zu Thätlichkeiten; im Kampf wurde die einzige Lampe umgeſtoßen; ſie fiel auf einen brennbaren Stoff; das Zelt ſtand in Flammen. Durch eine gewaltige Anſtrengung entledigte ich mich meiner Bande und entkam in der Verwirrung unbemerkt. Das Feuer griff um ſich und als ich nochmals ins Thal zurückblickte, ſah ich das Lager in ein Feuermeer verwandelt.

Einſam und völlig erſchöpft hatte ich doch nur einen Gedanken, die Welt zu durchziehen und meine Familie aufzuſuchen: ich wanderte durch die weite, wilde Gegend, welche Syrien auf der Seite der Wüſte deckt. Die brennende Mittagshitze verſengte mich: der ſcharfe Nachtwind hauchte mich eiſig an; ich hungerte und dürſtete; aber mein Entſchluß war feſt und ich harrte aus. Endlich erreichte ich den Amanus, zog über die Gebirgskette, ſah von hier die unermeßlichen Ebenen Klein-Aſiens, die Wüſte Aleppo's und Tripoli's Geſtade und hatte nur zu wählen, wo ich meine hoffnungsloſe Pilgerſchaft wieder beginnen ſollte.

Es liegt etwas in dem großen Schmerz des Gemüthes, was den Leidenden überall ſicher ſtellt. Unangehalten ging ich durch die römiſchen Wachen; der Räuber ließ mich ziehen, ohne mich zu fragen, ob ich ſeines Dolches werth ſey; die Wölfe, die von Hunger getrieben herabkamen und Alles, was Leben hatte, verſchlangen, wollten meinen Leib nicht zum Fraße haben; auch fürchtete ich ſelbſt keine Gefahr, ſondern zog rüſtig durch Städte, Höhlen und Wälder. Eines Abends aber zog ein Ungewitter am Himmel auf und nöthigte mich, ein Obdach zu ſuchen; ich fand es auf einem der Vorgebirge, die dem Seemann an der Küſte Ciliciens ſo gefährlich ſind.

Ermüdet ſank ich bald in tiefen Schlummer; um Mitternacht aber weckte mich das Wüthen des Ungewitters und in meiner Höhle ſah ich die Blitze, deren rother Schein bei jedem Donnerſchlag die gewaltigen Wogen ſehen ließ, die ſchäumend ſich aufthürmten. Schwieg der Sturm einen Augenblick, ſo vernahm ich zu meinem Erſtaunen das Murmeln von vielerlei Stimmen, die in meiner Nähe, wie es ſchien, beteten. Plötzlich aber lenkte ſich meine ganze Aufmerkſamkeit auf die See, wo ich eine große Kriegsgaleere treiben ſah. Sie hatte weder Segel noch Ruder; die Maſten waren gekappt und wären nicht viele Menſchen, deren Beſtürzung und Angſt ich bei dem Leuchten der Blitze bemerken konnte, auf dem Verdecke geweſen, ſo hätte ſie wie ein ſchwimmendes Grab ausgeſehen.

Um zu ſehen, ob nicht Hülfe bei der Hand wäre, rief ich laut und, um die Galeere vor dem Stranden zu warnen, trug ich das am Eingang der Höhle wachſende Strauchholz zuſammen und zündete es an. Ein Freudengeſchrei des Schiffsvolks ſagte mir, daß man mein Zeichen bemerkt habe und ich eilte an's Ufer hinab. Ehe ich dieſes erreichte, ſah ich oben mehrere Feuer brennen und viele Geſtalten in der gleichen Abſicht, wie ich, den Berg herabeilen. Wir waren nicht zu bald gekommen. Nach verzweifelten Anſtrengungen, die See zu halten, war die Galeere zwiſchen ein Felsriff eingerannt und geſtrandet. Woge um Woge, immer eine höher als die andere, ſchlugen über dem Schiff zuſammen und jede riß einen Theil des Schiffsvolks in die Tiefe. Wir ſtürzten uns in die Wogen und hatten ſchon Manche glücklich gerettet, als der Sturm mit verdoppelter Gewalt die Fluthen gegen die Galeere trieb, daß dieſe zerſplitterte. Halb erſtickt von der Woge griff ich, vom Inſtinkt der Selbſterhaltung getrieben, nach dem, was mir am nächſten war, und erreichte nach vielfältigen Gefahren, einen Leichnam in meinen Armen haltend, das Ufer. Brauche ich zu ſagen, wie ſchnell Schrecken, Angſt, Hoffnung und Freude bei mir wechſelte, als ich ſah, daß dieſes Weſen, das mir anfangs leblos ſchien, endlich athmete, ſich erhob, meinen Namen rief und mir an die Bruſt ſank — Mirjam war! Auch meine Töchter waren gerettet. Die Nähe des Ufers rettete das Schiffsvolk, das, ehe es die Feuer auf den Felſen geſehen, ſich der Verzweiflung überlaſſen hatte. Als die nahe Hülfe ſich zeigte, ſteuerten ſie dem Lande zu, und ich wurde als der Retter Aller begrüßt.

Mirjam's Geſchichte war kurz. Eine Truppe Räuber hatte unſere Wohnung umzingelt; die Diener wurden im Schlafe überfallen; Widerſtand war vergeblich und was nicht fiel, wurde gefangen fortgeführt. Aus Furcht, verfolgt zu werden, eilten die Räuber haſtig dem Gebirge zu. Mein Weib und meine Töchter wurden mit ungewöhnlicher Sorgfalt behandelt, damit ihre Schönheit nicht litte und ſo ihr Werth auf dem Sklavenmarkte in Tripoli nicht geſchmälert würde. Wie mir der Räuber ſagte, hatte ein Kaufmann aus

Cypern ſie an ſich gebracht und auf ſeine Inſel mitgenommen, um ſie an einen reicheren Herrn zu verkaufen. Hier wurden ſie durch eine That des Edelmuths und der Tapferkeit befreit und waren auf der Rückreiſe nach Judäa begriffen, als der Sturm ſie überfiel.

## Fünfzehntes Kapitel.

Als das erſte Entzücken der Freude vorüber war, hatte ich Muße, die Veränderungen zu betrachten, die in der Zwiſchenzeit in dem Aeußeren meiner Lieben vorgegangen waren. In Mirjam's Geſicht konnte ich den Schmerz und Kummer leſen, den ſie ſeither erduldet hatte; aber ihre edle Schönheit, der Ausfluß eines edlen Gemüthes, war nicht verändert. Ich glaubte ſogar, wenn ihr großes Auge auf mir ruhte, ein höheres Feuer glänze in demſelben, als hätte das Unglück ihren Blick über die gewöhnlichen Dinge unſerer Welt erhoben. Die Geſtalten meiner Töchter hatten ſich ausgebildet; aber Salome, die ältere, glich um Theile ihrer Mutter; noch glänzte ihr lachendes Auge, aber ſie war oft in Sinnen verloren, und das ſchnelle Wechſeln der Farbe ihrer Wangen vom dunkelſten Purpur bis zur Leichenbläſſe erfüllte mich oft mit der Beſorgniß ihres frühen Hinwelkens. Auch Eſther hatte ſich verändert; die See, der Himmel, die Berge Griechenlands erfüllten ihren feurigen Geiſt mit Bildern eines neuen Lebens. Mit unendlicher Luſt hatte ſie die Sagen dieſes herrlichſten aller Völker angehört; die Werke des Pinſels und Meiſels hatte ſie in einer Fülle und Vollendung, wie nie zuvor, geſchaut. Ihre Harfe tönte zu Liedern von romantiſcher Tapferkeit und hoher Vaterlandsliebe, und wenn ich ſie in ſolchen Stunden belauſchte, wo ſie, ſich unbeobachtet glaubend, ſich ganz dem Drange ihres Herzens hingab, glaubte ich bald eine Prophetin, bald eine Muſe vor mir zu ſehen.

Der Schiffbruch verwandelte das Ufer in ein kleines Dorf. Die Seeleute ſammelten die Ueberreſte des Schiffes und ſchlugen Hütten auf. Die Höhlen, die ſich am Geſtade hinzogen, boten von ſelbſt eine Wohnung dar, und mit Hülfe der Küſtenbewohner, die ſo unerwartet hervorgekommen waren, wurden die erſten Schwierigkeiten, die der verlaſſene Ort darbot, bald überwunden. Die lärmende Geſchäftigkeit der griechiſchen Seeleute, die Geſchicklichkeit, mit der ſie Alles ergriffen, um die Langweile zu vertreiben, ihre Spiele und Tänze, ihre Volkslieder und Seemannsgeſänge erhielten uns in beſtändiger Bewegung. Es war dieß das erſtemal, daß ich mit Leuten von dieſem Volke zuſammentraf, und ich erkannte ihr Recht an, daß ſie ſich unter den Nationen am meiſten hervorgethan haben. Auch die Schattenſeite ihres Charakters entfalteten ſie, ohne ſich viel Mühe zu geben, ſie zu verbergen. Gewöhnlich ſpielten ſie, bis ſie nur noch ihre Kleider einzuſetzen hatten. Aber ſie hätten um einen am Ufer aufgeleſenen Stein geſpielt. Eben ſo leicht geriethen ſie in Streit. Mit Blitzesſchnelle waren die Schwerdter blos; aber zu ihrem Lobe ſey es geſagt, ihr Zorn war eben ſo ſchnell wieder beſänftigt. Die Streitenden umarmten ſich, tanzten, küßten einander und weinten. Dann tranken ſie, ſpielten, geriethen in Streit und waren bald wieder die beſten Freunde. Doch dieſe gehörten zur unterſten Klaſſe. Conſtantius, der Befehlshaber der Galeere, war ein Muſter des Landes, das einen Platon und Pericles gebar. Als ich ihn zum erſtenmale ſah, wie Mirjam mir ihn als den edlen Helden vorſtellte, der ſie und ihre Kinder dem Glücke wieder gegeben habe, las ich hohe Tugend und Männlichkeit in ſeinen Zügen. Er ſtand noch in der Blüthe ſeiner Jahre. Aber eine Narbe auf der

Stirne und das rauhe Kriegerleben gaben ſeinem Geſichte etwas Ernſtes; in ſeinem Geſpräche aber entfaltete ſich der Geiſt des Jugendlebens. Es war unvergleichlich mannigfaltig und belebt, frei von Standesvorurtheilen und ungemein anziehend. Kriegsabentheuer und Kriegsliſten, die Darſtellung der Flotten und Heere der verſchiedenen Staaten, die unter den Fittigen des römiſchen Adlers fochten, und deren Tapferkeit durch die neue Kriegszucht noch gehoben wurde, waren Gegenſtände, über die er ſich immer mit Wärme verbreitete. Aufmerkſam hörte ich ihm zu, weil Krieg von nun an meine Hauptbeſchäftigung ſeyn mußte, ein Krieg für Nationalfreiheit, den die heiligſte Sache, für welche je das Schwert gezogen wurde, rechtfertigte.

Aber Conſtantins wußte ſich über Alles zu verbreiten. Sein Verkehr mit den bedeutendſten Ländern der Erde gab ihm einen reichen Vorrath von maleriſchen, denkwürdigen Erinnerungen an die Hand. Eſther beſtritt und fragte den Reiſenden, Salome lauſchte dem Krieger — lauſchte und liebte. Aber er hatte noch wichtigere Gegenſtände des Geſpräches. In den Küſtenbewohnern fand er eine kleine Kolonie ſeiner Landsleute, flüchtige Chriſten, welche die Verfolgung genöthigt hatte, in der Wildniß ihre Wohnung aufzuſchlagen. Die lange

Reihe von Höhlen, welche die Natur in die Felſen gegraben hatte, gab ihnen Obdach. Die Fruchtbarkeit des Bodens und eine Barke, die hin und wieder von ihren verſteckten Freunden geſchickt wurde, lieferten die nöthigen Lebensbedürfniſſe und auch einige Bequemlichkeiten, und ſo erwarteten ſie das Ende der blutigen Tyrannei Nero's, oder das Ende aller Leiden im Grabe.

Die anhaltenden Stürme machten das Weiterreiſen unmöglich und nöthigten uns, einige Zeit bei dieſen Einſiedlern zu verweilen. Ich fand in ihnen verſtändige Leute, und größtentheils gehörten ſie den höheren, gebildeteren Ständen an. Einige waren aus berühmten Familien und hatten Reichthum und Anſehen hinter ſich gelaſſen. Nur wenige waren aus den Volksklaſſen; aber Unglück und noch mehr ihr Glaube hoben die Ungleichheit der Stände auf, ohne dadurch Zügelloſigkeit einzuführen. Obgleich Iſraelite und feſt an den Gebräuchen meines Landes hängend, mußte ich doch der Geduld, Demuth und Frömmigkeit dieſer Geächteten meine Bewunderung zollen. Einmal wohnte ich ſogar ihrem Gottesdienſte am erſten Tage der Woche an, überzeugt, daß ich hier den Greuel von Götzen nicht finden und nichts, was für das Ohr des Iſraeliten beleidigend wäre, hören würde.

Die Ceremonie war höchſt einfach. Wer die herrliche Pracht des Tempels geſehen hatte, konnte über die Nacktheit der Felswände lächeln, die nur wildwachſende Pflanzen bedeckten, und wer die ausſchweifenden, verwickelten Gebräuche des Heidenthums kannte, mochte über die wenigen einfachen Formen dieſes Gottesdienſtes ſpotten; aber hier herrſchte der Geiſt des ſtarken Gebets und der Herzensreinheit. Ich ſah keine heidniſchen Verzierungen, kein wildes Geſchrei und Geberdenſpiel, nicht einmal die Feierlichkeit der Juden. Alles war ruhig; Thränen floßen, aber ſie floßen ſtill. Sie beugten die Knice, aber ohne ſich niederzuwerfen. Glühende Gebete wurden gen Himmel geſendet, aber in Tönen, die mehr vom Herzen als vom Munde kamen und von hohem Vertrauen zu dem zeugten, von dem ſie gewiß waren, erhört zu werden, — die Stimme der Kinder zu ihrem Vater und Gott, der, wo zwei oder drei verſammelt waren in ſeinem Namen, mitten unter ihnen war.

Endlich klärte ſich der Himmel auf und erglänzte wieder im tiefſten Azurblau. Ein nach Cypern geſchickter Bote kehrte mit einem Schiffe zurück, das die Griechen an Bord nehmen ſollte. Zu unſerer Reiſe wurden Kameele und Maulthiere aus der Umgegend herbeigeſchafft, und der Tag war feſtgeſetzt, wo wir uns trennen ſollten. Doch ſo ſehr wir Grund zur Freude hatten, wurden doch wenige Entſchlüſſe mit ſo geringer Theilnahme aufgenommen. Conſtantius mied beinahe alle Geſellſchaft, oder war in derſelben ſchweigſam und niedergeſchlagen. Mirjam hatte lange Unterredungen mit Salome, und beide kamen dann traurig zurück. So war Eſther größtentheils meine Gefährtin und ſprach vom Geſtade, von der See und ſelbſt von den Stürmen mit geſteigertem Intereſſe. Die Griechen, die Seeleute wie die Krieger, gefielen ſich an dem romantiſchen, ſtillen Orte zu wohl, als daß ſie das Schiff, das ſie wieder in's Land der Unterdrückung führen ſollte, mit Wohlgefallen hätten betrachten können. Auch die Colonie der Flüchtlinge war von tiefem Schmerze ergriffen; ſie waren auf jeden Wechſel des menſchlichen Lebens vorbereitet und hatten ſich in Alles zu ſchicken gelernt, aber — ſo ſtark iſt das natürliche Gefühl, das den Menſchen zum Menſchen hinzieht — ſie wehklagten, daß ſie jetzt wieder der Einſamkeit überlaſſen bleiben, wie wenn eine neue Verbannung für ſie begänne.

Unter das Seltſamſte am menſchlichen Weſen gehört die Blindheit, die uns bei Sachen der höchſten Wichtigkeit oft die Wahrheit verhüllt, welche jedem anderen Auge ſo offenbar iſt, wie das

Sonnenlicht. Die Urſache, welche Conſtantins ſeine Beredtſamkeit und Salome ihre Heiterkeit raubte, wußte jeder, nur ich nicht. Doch ſollte auch ich ſie bald erfahren.

Als die Hitze des Mittags vorüber war, wandelte ich, wie es meine Gewohnheit war, durch die Felſen und blickte nochmals von einem Gebüſch, am Rande des Abhangs über die See hin. Am Ufer tief unter mir wurden die Vorbereitungen zur Abfahrt getroffen, die, wie unſere Reiſe, mit Sonnenaufgang beginnen ſollte. Das kleine Schiff lag vor Anker und ſeine Wimpel flatterten in der Abendluft. Die Matroſen fiſchten, bereiteten ſich ihr Abendmal, trugen Waſſer- und Mundvorrath zuſammen, oder ſaßen um ein Feuer und labten ſich an ſyriſchem Weine; überall herrſchte reges Leben, wie in einem Seehafen. Aber von der Höhe aus, auf der ich lag, erſchien Alles nur wie Maulwurfshaufen. „Und um ſolches," dacht' ich, „müht ſich der Ehrgeiz? Um zu herrſchen und von ſolchen Atomen, wie dieſe, angeſtaunt zu werden, wird das Leben in Sorgen und Leiden hingebracht, werden unſere wahren Freuden geopfert, bleibt uns die Gegenwart und Zukunft verſchloſſen, taucht ſich die Hand in Blut, wird die Erde verödet? Wie mußte Alexander's Triumph dem erſcheinen, der ihn von den Thürmen Babylon's ſchaute? — ein Triumphzug von Ameiſen!“

Fußtritte im Gebüſch weckten mich aus meinem Sinnen. Mein Weib ſtand vor mir, und nie war ſie mir ſchöner erſchienen. Die Bewegung hatte ihre Wangen gefärbt; ihre dunkeln Locken fielen über die alabaſterne Stirne herab; auf ihren Lippen ſchwebte wieder ein Lächeln und in ihren Zügen drückte ſich Hoffnung und Freude aus, ſo daß ich ſie unwillkührlich fragte, welche gute Nachrichten ſie mir bringe. Ohne ein Wort zu erwiedern, ſetzte ſie ſich an meine Seite und ergriff meine Hand. Sie blickte mir feſt in's Auge, verſuchte zu ſprechen und warf ſich, unvermögend, ein Wort hervorzubringen, weinend an meine Bruſt. Durch ihr Schluchzen und das ungeſtüme Pochen ihres Herzens geſchreckt wollte ich um Hülfe rufen, als ſie mich zurückhielt und das Lächeln zurückkehrte.

„Wie manche Woge,“ ſprach ſie, über die See hinblickend, „wird morgen zwiſchen dem Fahrzeug dort und dieſer Küſte rollen! Die Trennung hat immer etwas Schmerzliches; doch könnte dieſes Schiff fühlen, mit welcher Freude würde es Cypern, dem herrlichen Cypern entgegeneilen!“

Ich war erſtaunt. „Das von dir, Mirjam? Du kannſt nach der heidniſchen Inſel, nach dem Lande deiner Gefangenſchaft dich zurückſehnen?“

„Nein,“ entgegnete ſie mit einem leuchtenden Blicke der Wahrheit; „ich verabſcheue die Greuel der Heiden, und wer kann den Kerker lieben? Selbſt wenn Cypern ein Paradies wäre, würde ich, von meiner Heimath und von dir getrennt, mich unglücklich gefühlt haben. Aber nur wer die unvergleichliche Lieblichkeit der Inſel und das ſtets rege Leben unter dieſem glücklichen Himmelsſtrich geſehen hat, weis, welches Opfer die Bewohner bringen, wenn ſie es — vielleicht auf immer — verlaſſen.“

„Die Mannſchaft dieſer Galeere wird die Heimath nicht lange entbehren dürfen. In zwei Tagen ankern ſie in ihrem Hafen.“

„Und wie ſchwer muß das Opfer ſeyn, wenn der, der es bringt, Anſehen, Reichthum und die Ausſicht auf Ehrenſtellen zurückläßt! — und über dieſes Opfer mit meinem Gatten zu berathen bin ich gekommen.“

Ich konnte durchaus nicht begreifen, von wem ſie ſprach.

„Unſer Freund — unſer Retter aus Gefangenſchaft oder Tod, der Edle, der durch unendliche Gefahren dein Weib und deine Kinder dem Glück und der Heimath wieder gab — “

„Conſtantius! Unmöglich; in dem Alter, wo der Ehrgeiz am thätigſten iſt, mit ſeinen Talenten, ſeiner Lebensweisheit, ſeinen Ausſichten auf die höchſten Ehrenſtellen? — "

„Conſtantius will nimmer nach Cypern zurückkehren, will nimmer das Schwert für den Römer ziehen, will nimmer das Land verlaſſen, das der Herr unſern Vätern verlieh, wenn es der Wille Salathiel's iſt."

„Seltſam! — Und ſeine Gründe? Er iſt über den Wankelmuth erhaben, der blos durch den Reiz der Neuheit gelockt eine ehrenvolle Laufbahn verläßt; oder iſt er des thörichten Götzendienſtes müde?"

„Völlig müde; und mehr als das. Er hat ihn auf ewig abgeſchworen."

„Du erfreuſt mich; doch das war von ſeinem männlichen Sinne zu erwarten. Du haſt uns einen erlauchten Bekehrten zugeführt, meine Liebe, und wenn deine Gefangenſchaft dieß bewirkt hat, ſo war ſie der Wille des Himmels. Conſtantius ſoll mit Auszeichnung in den Tempel geführt und einer der Unſ'rigen werden. Judäa bedarf jetzt ſolcher Männer. Unſere heilige Religion darf ſich ſolcher Siege über die finſtere, heidniſche Welt erfreuen."

Jetzt ließ ſich das Abendgebet der Einſiedler vernehmen und gebot uns Schweigen, das keines von uns Beiden zu brechen geneigt ſchien. Wielerlei Gedanken drängten ſich in meinem Geiſte; die Vermehrung unſeres Kreiſes durch einen Mann, den ich ehrte und achtete, der Uebertritt eines erfahrenen Kriegers zu unſerer Sache, die Nähe der Stunde des Kampfes, das ungewiſſe Schickſal meiner Lieben in dem gewaltigen Streite, der das römiſche Joch brechen oder Judäa in ein Grab verwandeln ſollte. Zufällig blickte ich auf und ſah, daß Mirjam eben ſo vertieft geweſen war, als ich; aber in ihrem leuchtenden Geſichte las ich, daß nicht Krieg und Staatsangelegenheiten ſie beſchäftigt hatten. Ihre Augen waren gen Himmel aufgeſchlagen; ſie betete; ich wollte ſie nicht ſtören. Endlich traf ihr Blick den meinigen und ſie erröthete, wie eine Ertappte; aber ſchnell faßte ſie ſich wieder und ſie ſagte in einem Tone, der mir unvergeßlich bleibt: „Mein Gatte, mein Herr, mein Geliebter, dürfte ich dir mein ganzes Herz entdecken! Könnteſt du doch ſelbſt die Wahrheit leſen, die in meinem Innern geſchrieben iſt!“

„Mirjam!“

„Dieß iſt kein Vorwurf. Aber ich kenne deine ſtrengen Anſichten, deine Leidenſchaft für Alles, was Israel's Ruhm betrifft, deine Anſprüche an den erſten Rang unter den Prieſtern, und das ſchreckt mich ab.“

„Sprich! wir können keine Geheimniſſe vor einander haben, Mirjam, offen, offen in Allem."

„Du haſt das Gebet dieſer Geächteten gehört; du gibſt ihre hohen Geiſtesgaben zu; ſie haben Vieles, Alles zum Opfer gebracht — Freunde, Vaterland, die Welt. Können ſolche Männer betrogen ſeyn? Können ſie ſich ſelbſt betrügen? Iſt es möglich, daß ſie dieſes Opfer einem leeren Traume gebracht hätten?"

„Die Frage iſt ſchwer zu entſcheiden. Wir ſind die Sklaven der Gewohnheit und plötzlicher Eindrücke; täglich verlaſſen Einzelne die ſicherſten Güter um der offenbarſten Thorheiten willen. Schwärmerei iſt nur ein geringerer Grad von Wahnſinn."

„Aber ſind dieſe Verbannten Schwärmer? Es ſind ernſte Männer, die Lebenserfahrung haben; ihre Sprache iſt völlig frei von Ueberſpannung; ihre Gedanken ſind ſehr klar und beſtimmt, ihre Handlungsweiſe iſt ſehr gemäßigt und verſtändig, und läßt ihr Vaterland durchaus nicht hervortreten. Sie ſind Griechen, und doch bemerkſt du keine reizbare Gemüthsart, keine haſtige Sprache an ihnen. Einſt Götzendiener ſchaudern ſie vor dem bloſen Gedanken an Abgötter zurück; jetzt geächtet und verfolgt beten ſie für ihre Feinde, das Lager wilder Thiere theilend, und von Allem verbannt, was ihnen werth und theuer war, laſſen ſie keine Klage vernehmen. Sie ſind ſogar freudig in ihrem Unglück und preiſen die Gnade, welche die Thore der Welt ihnen verſchloß, um ihnen die Pforten des Himmels zu öffnen."

„Ich bin kein Verfolger, Mirjam! Nein, ich ehre die Selbſtverleugnung und zweifle nicht an der Aufrichtigkeit dieſer Männer. Aber haben ſie eines Theils ihrer früheren Blindheit ſich entledigt, warum nicht nach dem vollen Lichte ſich ſehnen? Warum auf halbem Wege zwiſchen Falſchheit und Wahrheit ſtehen bleiben? Es iſt, wie du weißt, nicht Sitte bei uns, Proſelyten zu werben; aber ſolche Männer ſind der Hoffnung Israels nicht unwürdig."

„Zur Hoffnung Israels ſind ſie gekommen und harren eines Lohnes, einer herrlichen Vergeltung für ihre Leiden."

„So ſollen ſie mit Sonnenaufgang ſich an uns anſchließen und uns in die heilige Stadt folgen."

„Salathiel, es iſt eine Zeit geweiſſagt, wo man nicht auf dem Berge allein, ſondern in allen Landen anbeten wird, wo das Joch unſeres Geſetzes ſoll erleichtert werden und der Mühſelige Ruhe haben, wo der Altar dahingeht, wie das herrliche Opfer hingegangen iſt, und die Weisheit des Himmels allen Menſchen zu Theil wird."

„Erſtaunt blickte ich ſie an. „Das von dir, Mirjam, von einer Tochter des Blutes Aaron's, von dem Weibe eines Dieners des Tempels! Biſt du eine Chriſtin worden?"

„Ich habe nichts in der Vermeſſenheit gethan; ich habe gebetet zu dem Urquell des Lichtes, daß er erleuchten möchte meinen Verſtand; Tag und Nacht habe ich im Geſetz und den Propheten geforſcht; habe Geduld mit meiner Schwachheit, Salathiel, wenn du ſie als ſolche erfindeſt. Iſt ſie aber Weisheit, Einſicht und Wahrheit, ſo beſchwöre ich dich bei unſerer Liebe und dem Heil deiner Seele, meinem Beiſpiel zu folgen."

Es war mir nicht möglich, auf eine Bitte, die mit ſo überſtrömender Herzlichkeit geſtellt war, mit Härte zu antworten; ich konnte ſie nur an die unwandelbaren, dem israelitiſchen Volke gegebenen Verheißungen erinnern.

„Eben von dieſen Verheiſſungen rede ich," fuhr ſie eifrig fort; „wir haben den Tag geſehen, den unſer Vater Abraham zu ſehen ſich ſehnte. Der Mächtige, der Herr der Ewigkeit, der Abglanz der Herrlichkeit des Unſichtbaren, die Hoffnung des Patriarchen, der vom Propheten Verheißene iſt erſchienen."

„Und doch iſt Israel getheilt und in Knechtſchaft, und eilt dem Untergange gerichteter Nationen entgegen. Iſt dieß das herrliche Reich der Weiſſagung?"

„Ich habe gezweifelt, wie du; aber endlich hat mich der Mund der Propheten ſelbſt überzeugt. Haben ſie nicht geweiſſagt, daß Israel leiden ſoll, ehe es zur Herrlichkeit gelangt, und eine Zeit, die die Seele mit Entſetzen erfüllt? daß der König Israel's aus ſeinem Reiche ausgeſchloſſen werden, daß er Knechtsgeſtalt annehmen, ja, daß er einen ſchmerzlichen, ſchimpflichen Tod, den Tod der Sklaven und Verbrecher ſterben werde?"

„Es ſtehet alſo geſchrieben; aber es ſteht nicht in unſerer Gewalt, den Herrn zu verſöhnen."

„So bitte um dieſe Gewalt, und ſie wird dir gegeben werden; bitte um den Geiſt heiliger Erkenntniß, und er wird dich erleuchten. Stolz iſt das Verbrechen unſerer Nation; Demuth und der redliche Entſchluß, der Wahrheit zu folgen und das Vorurtheil zu verwerfen, würde die Decke vom Auge unſeres Volkes nehmen. Salathiel, mein Herr, mein innigſt Geliebter, lies die heiligen Bücher. Ich habe für dich gebetet — lies —"

„Aber wie willſt du die Verheißung des Reiches erklären? Sie zieht ſich durch alle Bücher der Weiſſagung; welche Geſchichte war je herrlicher und wahrer, als die Verheißungen Jeſaia's?"

„Aber welche Kraft und Pünktlichkeit im Gemälde zeichnet Jeſaia's Beſchreibung von der Demuth, der Niedrigkeit, dem Leiden und dem Tode des Meſſias aus? Warum ſollen wir annehmen, daß die eine Schilderung wahr, und die andere falſch ſey? Hat nicht dieſelbe Begeiſterung beide eingegeben? Warum ſollen wir glauben, daß der Meſſias und ſein Reich zugleich kommen müſſen? Die Zeit ſeiner erſten Erſcheinung beſchränkt unſer großer Prophet Daniel nur auf ein Jahr; aber wo ſehen wir die Zeit des herrlichen Reiches beſtimmt? Wir wiſſen, daß wir in der letzten Zeit auf Erden ſeyn und in unſerem Fleiſche Gott ſchauen werden. Warum ſoll die Herrlichkeit nicht auf dieſe Zeit aufbehalten werden? Iſt unſer Volk jetzt geſchickt, ein Geſchlecht von Königen zu ſeyn; oder ſind die Beſten von uns bei unſerer gegenwärtigen Unvollkommenheit und der ſterblichen Schwachheit unſeres Weſens fähig, an einem Triumphe Antheil zu nehmen, wo Engel dienen werden, eine Stadt zu bewohnen, von der Irrthum und Elend ausgeſchloſſen iſt, wo keine Thräne, kein Leiden, kein Groll ſeyn wird, eine Stadt, deren Baumeiſter und Schöpfer Gott iſt, in deren Mauern Heiligkeit, Gewalt, hohe Einſicht und unvergängliche Tugend herrſcht, auf deren Thron der Allmächtige im Lichte wohnt."

Gefühle, die ich nicht auszudrücken wagte, beſtürmten mich; mein Verbrechen, mein Schickſal ſtiegen vor meinem geiſtigen Auge auf; ich hatte meinem unvergleichlichen Weibe nichts zu erwiedern. Ihr reiner, glühender Eifer, ihre Liebe und die Reinheit ihres Herzens berührten jede Saite in dem meinigen; aber ein dichter Schleier umhüllte meinen Geiſt. Tadle Keiner die Hartnäckigkeit des Juden, ehe er die Macht der Gefühle kennt, die mit einem Volke geboren, durch ſeine Geſchichte und Wunder beſtärkt und durch Worte göttlicher Eingebung beſtätigt werden. Daß der Judäismus gegen den Gottesdienſt und Glauben der heidniſchen Welt die Reinheit ſelbſt, daß er immerwährend der Gegenſtand beſonderer Vorſehung war und allein göttliche Offenbarungen enthielt, waren unläugbare Thatſachen. Und daß dieſe hohen Auszeichnungen nichtig ſeyn, daß die ſclaviſchen verworfenen Heiden unſere Rechte theilen, ja, daß das auserwählte Volk ausgeſchloſſen werden könnte, ſchien mir völlig unmöglich, ein bloßes Luftgebilde der Phantaſie zu ſeyn.

In ſtiller Herrlichkeit ſtieg der Mond herauf und ſeine Scheibe, durch die vielfarbigen Wolken, die am Horizont hinzogen, halb verſchleiert, warf einen ſchwachen Silberſchein auf den Abhang. Das Lärmen unten war verſtummt, die umherwandelnden Geſtalten, das Schiff, die See, die Felſen waren ganz in roſigen Duft gehüllt. Wir hätten nicht einſamer ſeyn können, wenn wir auf einer Wolke geſeſſen wären, und die Schönheit, das bewegte Geberdenſpiel und die feurige Weisheit des Weſens vor mir glichen denen der Geiſter, die, wie wir glauben, herniederſteigen, um den entfeſſelten Geiſt über die Welten emporzutragen.

Ein Seevogel, der über unſere Häupter hinſchwirrte, unterbrach die Stille. Ich erinnerte Mirjam, daß es ſpät werde und unſer Ausbleiben Beſorgniſſe veranlaſſen könne.

„Salathiel," ſprach ſie, feurig und mild zugleich, „du weißt, ich liebe dich: kein Herz kann zärtlicher an dem andern hängen, als das meinige an dir. Ich danke dir für die Erlaubniß, Conſtantius in unſern Stamm aufzunehmen; aber noch mehr, unendlich mehr kannſt du mich verbinden — lies dieſes Schreiben." Sie zog einen Brief hervor, den einer der chriſtlichen Lehrer in Klein-Aſien an ſeine Gemeine geſchrieben hatte, und fuhr dann fort: „Ich will deine Ueberzeugungen nicht antaſten, noch dich zu ſchnellem Uebertritt zu denen Anderer bereden; aber in dieſem Schreiben wirſt du Weisheit finden ohne Dünkel, Erkenntniß ohne Trug. Ja noch mehr: die Enthüllung der Geheimniſſe, die ſo lange unſerem Volk ein Räthſel waren. Lies und möge der, der aus dem Munde der Unmündigen Weisheit gehen laſſen und die Weisheit der Weiſen in Thorheit umwandeln kann, das edle Herz meines Gatten erleuchten."

Zu einer andern Zeit würde ich mich über dieſes Bekenntniß ihres Glaubens entſetzt haben; aber der Ort, die Umſtände, ein unerklärliches Gefühl, eine innere Stimme verhinderten mich daran. Ich ergriff ihre zitternde Hand und führte ſie, ohne ein Wort zu erwiedern, in unſere Wohnung hinab.

## Sechszehntes Kapitel.

Kein Geheimniß macht ſich ſchneller bekannt, als das des Herzens. Unſere Töchter harrten ängſtlich am Eingang der Höhle, die zu unſerer Wohnung eingerichtet worden war. Ehe wir ein Wort wechſeln konnten, ſagte ein Blick von Mirjam, daß ſie ihren Zweck erreicht habe und die Trauer verwandelte ſich in Freude. Eſther tanzte um mich her und war beredt in ihrer Dankbarkeit; Salome weinte ſtille Thränen und als ich ſie trocknen wollte, ſank ſie mir unmächtig in die Arme. Wir brachten einen Theil der Nacht in der freien Luft zu. Der letzte Wein und die noch übrigen Früchte wurden herbeigetragen. Die Verbannten aus Cypern, das Schiffsvolk, das bereits an Bord war, tanzte, ſang und trank auf glückliche Reiſe, und erſt als der

Mond, unſere einzige Leuchte, im Ocean verſank, ſuchten wir zum letztenmal an Syriens Geſtade das Lager.

Wir zogen an der Küſte hin bis Berytus; dann wandten wir uns gegen Oſten und zogen über den Libanus und die Gebirge, die ſich durch das obere Galiläa verzweigen. Schon lange zuvor war unſere Ankunft gemeldet worden, und Eleazar, Jubal und unſere nächſten Verwandten erwarteten uns an einem Paſſe, um uns im Triumphe in die Heimath zu geleiten. Die Freude unſres Stammes war herzlich und jauchzendes Jubelgeſchrei unterbrach die Stille der Einſamkeit, als wir weiter zogen.

Meine Ungeduld ſtieg, als wir die wohlbekannten Berge erreichten, wo einſt mein Haus geſtanden war. Doch gedachte ich noch zu wohl des Schmerzes, mit dem mich der Anblick der Zerſtörung erfüllt hatte, als daß ich das erſte Wiederſehen nicht hätte fürchten ſollen. Ich eilte daher der Truppe voran, damit ich vor ihrer Ankunft Zeit hätte, meine Gefühle zu beſchwichtigen. Aber am Fuße der letzten Anhöhe zog ich den Zügel an: jeder Baum, jeder Strauch, beinahe jeder Stein war mir auf meinen Wanderungen bekannt geworden und erinnerte mich jetzt ſchmerzlich an meine lange Geiſteskrankheit.

Eleazar, der mich die letzte Zeit über, weil er meine Gedanken errathen mochte, ſorgfältig beobachtete, gab ſeinem Pferde die Sporen, und fand mich bleich und zitternd. „Komm," ſagte er, „wir dürfen nicht zu viel an die Vergangenheit denken, damit wir Mirjam nicht betrüben. Wir wollen ſehen, ob die Spitze des Berges keine beſſere Ausſicht gewährt, als ſein Fuß.

Ich ſchauderte zurück. „Nein," erwiederte ich, „das Entſetzen, das der Anblick mir einſt erregte, ſoll nicht erneuert werden. Wir wollen einen andern Weg nehmen, gleichviel welchen. Der Anblick dieſer Ruine würde mich wieder unglücklich machen."

Ein Lächeln war ſeine einzige Antwort, und die Zügel meines Pferdes ergreifend eilte er voran. Nach wenigen Sekunden gelangten wir auf die Spitze der Anhöhe. Konnt' ich meinen Augen trauen? Unten war keine Spur der früheren Gewaltthat zu ſehen: die Gärten, das Vieh, das Haus lagen — ein ſchönes Gemälde — vor dem Auge. „Ein Wunder!" rief ich aus. „Nein;" war die Antwort; „es müßte denn, was Wohlwollen und Liebe gethan, ein Wunder ſeyn. Deine Verwandten haben dieß gethan zur Zeit, wo du unter den Bären und Wölfen auf dem Libanus ſchliefſt; die Natur ſchmückte deine Felder und Gärten und dieſe Heerden ſind ein Tribut der Dankbarkeit von deinem Bruder dafür, daß du ihm das Leben gerettet.“

Unſere Truppe kam jetzt die Anhöhe herauf. Unten lag das Land im reichen Schmucke des Sommers. Sie überließen ſich dem Ausdrucke der Ueberraſchung und Freude. Wir eilten den Abhang hinab und ich hatte wieder eine Heimath.

Während meiner Abweſenheit hatten ſich die Verhältniſſe des Landes ſchnell anders geſtaltet. Durch vermehrte Bedrückung war die Wuth des Volkes gereizt und das Geſetz noch fühlbarer zu Handlungen des Uebermuths und der Ungerechtigkeit mißbraucht worden. Ueberall löſte ſich die Ordnung. Die römiſchen Beſatzungen, vernachläßigt und ſchlecht bezahlt, ahmten nach, was der Pöbel in ſeiner Verzweiflung that und bei der allgemeinen Verachtung gegen Religion und Recht wurde das Volk eine Räuberhorde. Die letzten Urſachen dieſer furchtbaren Entartung mochten ferne liegen und von höherer Hand kommen; die unmittelbare aber konnte jeder deutlich ſehen.

Die allgemeinen Grundſätze der Römer, die ſie bei der Regierung der von ihnen eroberten Länder befolgten, waren mannhaft und weiſe. Hatte der Krieger ſein Werk vollbracht — und dieß geſchah mit Kraft, doch ohne mehr Gewaltthat, als zu völliger Unterjochung nöthig war — ſo wurde das

Schwert als ein Werkzeug des Böſen eingeſteckt und nur als Werkzeug der Gerechtigkeit wieder gezogen.

Die römiſche Herrſchaft machte den zahlloſen Uebeln des Kleinkriegs ein Ende. Geriethen Nachbarreiche in Streit, ſo rückte eine Legion in ihre Grenzen ein und brachte die Kriegführenden bald zur Ordnung. Die Heere wurden in die Heimath zurückgeſchickt und die Führer mußten in einem Kerker in Italien ihr Unrecht büßen. Drohte eine beſtrittene Erbfolge den allgemeinen Frieden zu ſtören, ſo erließ der Proconſul an die Bewerber den Befehl, nach Rom zu reiſen und dort vom Senat ihre Sache entſcheiden zu laſſen.

Die Einfälle der Barbaren, die ſelbſt zur Zeit ihrer Gewalt die Reiche des Morgenlands verwüſtet hatten, wurden kräftig zurück gewieſen. Die Legionen erſchlugen die Eingedrungenen, und die ſtolzen Anführer der unzähligen Tartaren, Gothen und Araber wurden in Feſſeln geſchlagen und mußten Karren ſchleppen, in Bergwerken graben oder die Straßen kehren.

Konnte der Friede Erſatz für die Freiheit ſeyn, ſo war dieſer Erſatz ſehr ſicher geſtellt. Die Welt, welche dieſe Ketten umſchloſſen, blühte: die Talente des Einzelnen bildeten ſich zur höchſten Vollkommenheit aus; die Wüſten und Wälder der eroberten Länder wurden urbar gemacht; an nackten Ufern wurden Häfen angelegt; Dörfer erhoben ſich zu Städten, und Länderſtrecken, die einſt verpeſtete, von giftigen Schlangen bewohnte Sümpfe geweſen waren, wurden wohnbar. Handelsſchiffe bedeckten das Meer; Seeräuber gab es nicht oder wurden ſie verfolgt. Zu Förderung des Verkehres wurden verbindende Straßen angelegt, und ſo Länder einander nahe gebracht, die in der neueren Zeit dem wiedergebornen Europa kaum bekannt geworden ſind.

Dieſe Wunder hatte eine große ſtets auf einen großen Zweck gerichtete Macht gewirkt. Allgemeiner Zwang war der einfache Hauptgrundſatz und der einzige Talisman der römiſchen Kaiſer war die Kette, die hin und wieder mit dem Schwerdt vertauſcht wurde. Doch milderte die Allgemeinheit der Knechtſchaft das Drückende derſelben um Vieles. Der Menſch fühlt ſich von Natur zum Beſſeren hingezogen, er verlangt nur Sicherheit gegen Raub. In dieſer Beziehung bildete die römiſche Herrſchaft eine unüberwindliche Schutzmauer. Roms Regierungsform eignete ſich am beſten für eine Zeit, wo die Vernunft noch nicht allgemein in der Menſchheit zum Bewußtſeyn gekommen war. Ihr Hauptfehler lag darin, daß ſie dem edleren, höheren Streben des Herzens und Verſtandes, wodurch von Zeit zu Zeit das ganze Geſchlecht gehoben wird, Feſſeln anlegte. Der Verfall der Literatur, der höheren Baukunſt und der philoſophiſchen Erfindung unter den Kaiſern iſt ſehr bemerkenswerth; ſelbſt kriegeriſche Talente, das natürliche Erzeugniß eines Syſtems, das ſich nur durch Kriegsruhm erhielt, ſanken nach und nach wie ein untergehendes Geſtirn, um nie wieder zu erſcheinen. Kein Feldherr entfaltete mehr die gewaltigen Plane eines Pompejus, den Heldenmuth und die unerſchöpflichen Hülfsquellen eines Antonius, und den unerſchrockenen perſönlichen Muth, die meiſterhafte Taktik, den unwiderſtehlichen Ehrgeiz und den großherzigen Edelſinn, wodurch Cäſar Rom's Sinnbild wurde. Die kaiſerliche Gewalt aber hatte die Wirkung eines der großen Naturgeſetze, die durch theilweiſes Uebel die Erde erhalten, eine niederdrückende Kraft, die, wenn ſie auch verhinderte, daß einzelne Hochbegabte über den gewöhnlichen Kreis des Lebens ſich erhoben, doch zugleich dafür ſorgte, daß die unendliche Menge von Menſchen und Dingen nicht aus den ihnen angewieſenen zweckmäßigen Schranken heraustraten.

Doch ſo blieb es nur einige Zeit. Das Kaiſerthum war nur die Zeitigung der Republik, ein reicherer, üppigerer, ſchnell vorübergehender Gegenſtand für das Auge der Welt; und ſchon ſammelte ſich das Ungewitter, das es zerſchmettern ſollte. Die Beſtechungen im kaiſerlichen Pallaſt bahnten ſeinem Untergang zuerſt den Weg. Bald verbreiteten ſie ſich über alle Zweige der Staatsverwaltung. Wenn die gewöhnliche Furcht des Tyrannen in der Mitte eines zügelloſen Pöbels, der ſo oft ſchon zu dem Mord ſeiner Vorgänger behülflich geweſen war, ihn kaum in Rom im Zaum halten konnte; welche Ausſchweifungen mußten ſich ſeine Günſtlinge da erlauben, wo nichts zu fürchten war, wo man Beſchwerden mit dem Dolch zum Schweigen brachte und wo die Regierung durch Geſchenke erkauft wurde, für die man ſich nur durch frechen, ſchamloſen Raub wieder entſchädigen konnte!

Der Oſten wurde hauptſächlich bedrückt. Die großen nördlichen Provinzen des Reiches lagen zu nahe an Rom und waren zu arm und kriegeriſch, als daß ſich die italieniſche Raubſucht ſie hätte zum Ziele nehmen ſollen. Hier veranlaßte eine neue Beſteurung einen Aufſtand. Verlangte der Proconſul ein Darlehen, ſo flüchtete ſich Alles, ſo daß das Land verödet wurde, oder eine unbekannte Horde ſtürzte aus den Einöden hervor und rächte ihre Landsleute. Auch der Charakter des Volkes hatte Einfluß auf die Wahl des Statthalters. Tapfere, erfahrne Krieger, nicht ſeichte, verdorbene Höflinge mußten die Heere befehligen, die ſtündlich des Kampfs gewärtig waren und von deren Mannszucht die Ruhe und Sicherheit von ganz Italien abhing. So rauh das Leben im Felde iſt, ſo hat es doch wieder ſeine Vorzüge und der Menſch lernt die Anſichten und Rechte des Andern achten von einem Lehrer, deſſen Stimme durch das Schlachtengetümmel und den Siegesruf ſich vernehmen läßt. Gerade umgekehrt war es in Aſien, einem entlegenen, reichen, an Deſpotismus gewöhnten Welttheil, deſſen Völker in Sprache, Religion und Abſtammung von einander verſchieden waren, und nichts von jener Verbindung der Stämme wußten, die den Gallier beim Klang der Trompete ſeiner Brüder in Narbonne aus ſeinen belgiſchen Sümpfen hervorrief und den Germanen an der Weſer unter die Fahnen der Rheinbewohner verſammelte.

Unter Nero wurde Judäa von den Römern rein ausgeplündert. Es hatte nicht einmal den ſchlechten Troſt, ſein Ungemach den edleren Raubthieren in Menſchengeſtalt, die in andern Provinzen ihr Weſen trieben, zuſchreiben zu dürfen — es wurde von Heuſchrecken verheert. Der verdorbene kaiſerliche Hof ſandte ihm ſeine Statthalter; Sklaven, die durch Spießgeſellen ſich zu dieſer Stelle erhoben, gemäſtete Böſewichte, die auf Koſten der Hauptſtadt geſchwelgt hatten, verworfene Erpreſſer waren die Gaben, die mein Vaterland von Nero erhielt. Pilatus, Felix, Feſtus, Albinus, Florus, die immer verworfener und grauſamer wurden, je näher die Zeit unſers Untergangs heranrückte, wühlten in dem Eingeweide des Landes. Albinus hätte, wie man ſagt, dem Florus dankbar ſeyn ſollen, weil dieſer durch die Thatſache, daß es einen noch ſchlimmeren gab, bewies, daß er nicht der ſchlimmſte war, daß er einigermaßen die Tugend achtete, indem er ſich herabließ, die Erpreſſungen, die ſich ſein Nachfolger offen erlaubte, insgeheim zu betreiben, und daß er menſchliches Gefühl beſaß, indem er ſich vom Blut rein erhielt, wo er durch Mord nichts gewinnen konnte, während Florus Heimlichkeit und Proceſſe gleich verſchmähte und blos zum Vergnügen mordete.

Zahlreiche Empörungen, die leicht wieder unterdrückt wurden, weil ſie nicht allgemein waren, zeugten von der Erbitterung des Volkes und ließen der Grauſamkeit des Statthalters ſo wie der Befriedigung ſeiner Habſucht freien Spielraum. Empörung wurde mit Einziehung der Güter beſtraft und Florus rühmte ſich ſogar, er könne ſich nichts Erwünſchteres denken, als einen Aufſtand in allen Dörfern Judäa's. Seinem Wunſche aber wurde willfahrt, ehe er ſich hinlänglich dazu vorbereitet hatte.

Bei einem Diener in meinem Hauſe wurde ein Brief von einem Unterhändler des römiſchen Statthalters gefunden; es wurden darin nähere Angaben über meine Lebensart und mein Vermögen verlangt, ſo daß ich daraus erſehen konnte, ich ſey zum Opfer der Rachſucht beſtimmt. Seit meiner Rückkunft hatte ich mit Schmerz das Unrecht geſehen, das meinem Lande angethan wurde. Ich hatte meine Freunde zuſammenberufen, um zu erfahren, welche Mittel zum Widerſtand wir hätten und fand ſie ſo willig und ergeben, als Männern ziemte. Aber weiter als die Beſiegung einer kleinen römiſchen Beſatzung oder die Wegnahme von Proviantwägen reichten unſere Kräfte nicht. Die Eiferſucht der Häuptlinge der Stämme, die Furcht vor Rom, und die Stellung der römiſchen Truppen, die zwiſchen dem Norden und Süden Judäa's eine militäriſche Verbindungslinie unterhielten, ließ von einem Verſuche durchaus nichts hoffen und wurde daher jetzt aufgegeben. Selbſt der Brief, der mich als Opfer bezeichnete, änderte den Entſchluß nicht, daß, wenn ich durch eigene Mittel der Gefahr nicht entkommen könnte, kein öffentlicher Aufſtand zu meiner Rettung veranlaßt werden ſollte.

Einige Monate lang war alles ruhig. Man rechnete darauf, daß das Landleben niederſchlagende Gedanken ferne halten werde. Mit dem erhöhten

Reihe der Neuheit nach ſo langer Unterbrechung kehrte mein Weib mit ihren Töchtern zu ihren angenehmen Beſchäftigungen zurück. Ich jagte mit Conſtantius im Gebirge oder durchzog das Land, das bald der Schauplatz der Ereigniſſe werden ſollte, und ließ mich von ihm in der Kriegskunſt der Römer unterrichten. Zu Hauſe verkürzten die Werke der großen Dichter des Weſtens, mit denen unſer Gaſt uns bekannt gemacht hatte, die Stunden; aber ein noch höheres Intereſſe fand ich an den Erzählungen von griechiſcher Tapferkeit und an dem Studium der großen Geiſter, die Reiche ſchufen und zerſtörten. Die ergreifende, moraliſche Geſchichte Herodot's in der Hand folgte ich den Abentheuern des berühmteſten unter den Völkern: ich ſchlug ſeine Schlachten mit gegen die Perſer; ich ſah ſie in kleinen Gruppen auf den Bergen verſammelt; in niedrigen Galeeren von Inſel zu Inſel eilen, das Land verheert, die See mit Flüchtigen bedeckt, die perſiſchen Flotten, mit aſiatiſcher Pracht beladen, wie eine Gewitterwolke die Wogen verdunkeln und in einem Augenblicke Alles verändert. Die Millionen aus Aſien zerſtoben wie Staub vor dem Winde; Griechenland erhob ſich zu hohem kriegeriſchen Ruhme und begann eine Laufbahn noch herrlicheren Sieges, des Triumphs des Geiſtes, den ihm unter den wechſelnden Ereigniſſen der Welt kein Volk ſtreitig zu machen vermochte. Mit Arrian verfolgte ich die Feldzüge des außerordentlichen Mannes, deſſen Tapferkeit, Eitelkeit und Glück ihn zu einem Markſteine des menſchlichen Weſens machen. In Alexander verfolgte ich die angeſtaunte Form des Griechen durch die geſtickten Gewänder königlicher Pracht. In ſeiner romantiſchen Unerſchrockenheit und ſeinem beſonnenen Wiſſen, in dem Wechſel ſeiner tiefen Gedanken mit phantaſtiſchen Thorheiten, in ſeiner Leidenſchaft für das Lob und ſeiner Verachtung gegen die, die es zollten, in ſeinem raſchen Temperament und ſeiner edlen Großmuth; in ſeiner Liebe für die ſchönen Künſte und ſeinem unerſättlichen Durſt nach Krieg, vor dem ſie fliehen: in ſeiner mannhaften Erduldung von Entbehrungen und ſeiner ſchwachen Hingebung an die Gemächlichkeit; in ſeinen großartigen Entwürfen, welche Wüſten bevölkerten, und der unſeligen Nachläſſigkeit, die ihn keinen Nachfolger beſtimmen und ſeine Familie aufrühreriſchen Nebenbuhlern zur Beute werden ließ, ſah ich in ihm den Republikaner, den Athener aus der Zeit der Volksherrſchaft, nur mit dem Unterſchiede, daß er einen Scepter trug.

Für mich waren dieſe Studien gleichſam ein neuer Eingang in das unendliche Gebäude des menſchlichen Weſens. Ich hatte jenes Gefühl der

Neuheit und friſchen Lebenskraft, das der Körper empfindet, wenn ihn die Morgenluft in einem ihm neuen Lande anweht. Es war eine Fahrt auf einem unbekannten Meere, wo jedes Vorgebirge, jede Klippe, jeder Baum am Ufer die Neugierde anzieht. Meine Lebenskenntniß war bisher durch meine urſprüngliche Beſtimmung begränzt worden. Als Jude und Prieſter hatte ich nur Einen Weg, auf dem ich die äußere Welt erblicken konnte; jetzt war die Ausſicht nach allen Seiten frei. Erſcheinungen von Eroberung, von Ehre unter den Nationen, von dauerndem Nachruhm flimmerten vor meinen Augen; es gab Zeiten, wo ich in ſolcher Entzückung mein Schickſal vergaß. Dieſe augenblickliche Vergeſſenheit mag mir geſtattet ſeyn, um die Spitze unendlichen Unglücks abzuſtumpfen; unausgeſetztes Leiden hätte ein doppeltes Wunder zu Erhaltung meines Daſeyns nothwendig gemacht. Ich durfte hin und wieder mir wieder Kräfte ſammeln, die bis an's Ende der Zeit erprobt werden ſollten.

Eines Tages war ich in Polybius vertieft: mein Lehrer in der Kriegskunſt ſaß mir zur Seite und geleitete mich durch die wunderbaren Wechſel der puniſchen Kriege, als Eleazar eintrat, mit einem Geſicht, in dem man leſen konnte, daß er eine wichtige Botſchaft bringe. Conſtantius ſtand auf, um ſich zu entfernen. „Nein," ſagte mein Bruder, „der Zweck meiner Sendung darf dem Retter unſerer Verwandten nicht verborgen bleiben. Sie betrifft eine Angelegenheit, die uns Alle beglücken ſoll. Salome hat ſchon lange die Zeit erreicht, wo die Töchter Israel's in die Ehe treten. Sie muß unſerem gemeinſamen Wunſche nachgeben und endlich einmal die Frau ſpielen." Er wandte ſich lächelnd gegen Conſtantius und fragte dieſen um ſeine Meinung, erhielt aber keine Antwort: der junge Grieche hatte ſich mehr als je in den Uebergang über die Alpen vertieft.

„Und wer iſt der Freier?" fragte ich.

„Er iſt ihrer und deiner würdig — ein edler, kühner, feuriger Verwandter, in der Blüthe ſeines Lebens, wohlhabend, denn er wird mein Erbe werden und, wie ich glaube ſchon lange ihr herzlich ergeben."

„Jubal! Keinem in unſerem Stamme geb ich ſie ſo gerne, wie ihm. Führ' meinen Freund Jubal zu mir. Wünſche mir Glück, Conſtantius; du ſollſt jetzt einmal, den Römern zum Trotz, ein Feſt in unſerem Lande ſehen. Du haſt uns auf der Flucht und in Gefangenſchaft geſehen: jetzt ſollſt du Zeuge ſeyn eines Theils des Glückes, das in Juda herrſchte, ehe wir die römiſchen Banner flattern ſahen, und wiederkehren ſoll, wenn das Glück uns lächelt und Rom gleich Babylon iſt.“

Plözlich erhob ſich Conſtantius, barg die Rolle in den Falten ſeines Kleides und wollte das Zimmer verlaſſen. „Nein,“ ſagte ich, „du mußt bleiben; ich werde Mirjam und Salome holen laſſen; ſie ſollen in deiner Gegenwart den Ehevertrag unterzeichnen.“

Jezt erſt bemerkte ich die tiefe Bläſſe ſeines Geſichtes und fragte ihn, ob ich mit meinen Studien ſeine Geduld nicht zu ſehr in Anſpruch genommen habe. Er antwortete aber nur: „Hat man keine freie Wahl in Israel? Wollt ihr entſcheiden, ohne ſie zu fragen, welche dieſe Verbindung auf Lebenszeit glücklich machen wird?“ dann ſtürzte er aus dem Zimmer.

Mirjam kam, aber allein. Ihre Tochter war in einem unſerer vielen Gärten luſtwandeln gegangen. Sie empfing Eleazar mit ſchweſterlicher Zärtlichkeit, in ihren Zügen aber konnte ich leſen, daß ſie ſich Zwang anthat. Sie vernahm, warum er gekommen war, erwiederte aber: „in Salome's Abweſenheit könne ſie nichts entſcheiden; ſie wiſſe das Glück einer eignen Wahl zu wohl zu ſchäzen, als daß ſie wünſchen könnte, die Einwilligung ihres Kindes zu erzwingen. Man ſollte Salome ſelbſt befragen.“

Klingende Muſik und der Hufſchlag von Pferden machten unſerer Berathung ein Ende. Jubal war bereits von vielen Freunden begleitet gekommen: wir eilten, ihn am Thore zu empfangen, und er zog an der Spitze einer feſtlich gekleideten Truppe auf ſeinem reich verzierten Roſſe in den Hof ein. Die Israeliten liebten prächtige Kleider und ſtattliche Pferde und die Truppe hätte die Leibwache eines perſiſchen Königs bilden können. Lange hatte Jubal meine Tochter mit der ihrer ſeltenen Schönheit gebührenden Bewegung betrachtet. Es war gewöhnlich, daß man ſich im Stamme ſelbſt verheirathete. Er war der Liebling und Erbe ſeines Oheims; ſie hatte nie Widerwillen gegen ihn gezeigt und in der Kühnheit eines zum Kriegerleben geſchaffenen Gemüths, wohl auch im Gefühle ſeiner ſtattlichen Geſtalt hatte er geglaubt, ſeiner Liebe ſtehe kein Hinderniß im Weg. Endlich wurde Salome gemeldet und ihrem einzigen Gatten wurde es überlaſſen, ſeine Sache ſelbſt zu führen.

# Siebzehntes Kapitel.

Wir empfingen die Freunde unſers künftigen Sohns mit der gewohnten Gaſtfreundlichkeit; bei mir aber weckte der Lärm ſo vieler Stimmen und ſelbſt der Anblick der fröhlichen Menge die alten düſtern Beſorgniſſe.

Die Sorge für meine Gäſte überließ ich Eleazar und eilte ins Freie, um mich in der friſchen Luſt zu ſammeln. Ein Blick gegen meine Wohnung zeigte mir zu meinem Erſtaunen die ganze Gruppe zu Pferde und im nächſten Augenblick ritten ſie ſchnell über das Gebirge hin. Ich eilte zurück: Mirjam trat mir entgegen. Jubal hatte der Verbindung offen entſagt.

Im Unwillen wollte ich ihm nacheilen und ihn um die Urſache dieſer Beſchimpfung fragen. Als ich durch eine von Reben beſchattete Laube kam, vernahm ich die Stimme meiner Tochter. Sie ſprach mit Conſtantius und weinte. Bloße Neugierde verſchmähend, wünſchte ich doch Aufſchluß zu erhalten; ich wußte, daß, wenn Salome einen Wunſch hätte, den ſie vor ihrem Vater geheim halten wollte, dieß der einzige Weg ſey, ihn zu erfahren. Die Stimmen waren leiſe und ich hörte einige Zeit nur abgebrochene Worte.

„Ich war es ihm ſchuldig," ſagte ſie, „ſeine Liebe nicht zu täuſchen; er bot mir Alles an, was anzunehmen einer israelitiſchen Jungfrau Ehre machen konnte, ſein Herz, ſeine Hand, ſein Vermögen."

„Und das Alles ſchlugſt du aus?" entgegnete Conſtantius. „Haſt du kein Mitleiden mit dem Freier, keine Furcht vor dem Vater?"

„Jubal ſteht zu hoch in meiner Achtung, als daß ich ihm ein Verſprechen hätte geben ſollen, das ich nicht halten konnte. Ich kannte ſeinen Edelſinn und ſagte ihm offen, daß unſerer Verbindung ein unüberwindliches Hinderniß im Wege ſtünde."

„Ich möchte doch wiſſen, was dieß für ein Hinderniß wäre?" fragte Conſtantius.

Ihr natürlicher Frohſinn hatte bereits ihre Thränen getrocknet, und ſie erwiederte: „Ein Weltweiſer ſollte alle Dinge wiſſen, ohne erſt zu fragen."

„Aber es giebt Vieles, meine ſchöne Salome, was der Weltweisheit entgeht, und unter allen Räthſeln iſt das Herz eines jungen, ſchönen, verführeriſchen Mädchens das unerforſchlichſte.“

„Da redeſt du nun in der Sprache des Dichters, Conſtantius.“

„Doch ohne ſeine Phantaſie. Nein, ich brauche keine Schönheit den Wolken zu entnehmen, keine Nymphe der Quelle, keine Dryade dem Baume. Salome! meine Muſe ſteht vor mir.“

„Du biſt ein Grieche,“ ſagte ſie nach kurzer Pauſe, und die Griechen dürfen ſchwatzen und betrügen.“

„Ich bin kein Grieche mehr, Salome: nicht aus Unerfahrenheit fließen meine Worte. Heute bin ich fünf und zwanzig Jahre alt; mein Leben hat mich mit den mannigfaltigen Verhältniſſen der Welt bekannt gemacht: ich habe Frauen geſehen in ihrer Schönheit und Vollkommenheit von der Hütte bis zum Throne; aber nie fühlt' ich ihre Macht.“

„Was ſoll ich glauben — das Mögliche oder das Unmögliche? Ein Krieger! ein Edler! ein Grieche! und — ein Cyprier ſollte nicht ſchon tauſend Herzen gebrochen, vor tauſend Altären angebetet haben? Auch ich habe die Welt geſehen.“

„Behüte der Himmel dich, daß du nie ſie kennen lernſt; aber was würde ſie durch ſolche Weſen, wie du biſt? — eine Stätte der Eintracht und Unſchuld, ein Paradies.“

„Nun ſprichſt du ganz als Dichter; aber ich darf dich nicht länger anhören; die Sonne ſinkt und erröthet über die ſchönen Worte, die ſie von Conſtantius gehört hat. Fahre hin Weltweisheit!“

„Ja, fahre hin,“ ſagte Conſtantius, ergriff ihre Hand und führte ſie an das Fenſter. „Fahre hin Weltweisheit, willkommne Wahrheit, Tugend und Natur! Ich liebte dich in deiner Gefangenſchaft, ich liebte dich in deiner Freiheit; auf der See, am Ufer, in der Wüſte, in deiner Heimath liebt' ich dich; im Leben will ich dich lieben, der Tod ſoll uns nicht trennen. Es iſt dieß nicht die Sprache bloßer Bewunderung oder meiner durch die ſchönen Augen meiner Salome erhitzten Einbildungskraft, ſondern die Sprache der Vernunft, heiliger Wahrheit, eines Ehrgefühls, das höhere Bande kennt, als nur menſchliche, meiner Liebe, die ſelbſt der Tod nur erhöhen wird. Hier im Angeſicht des Himmels ſchwör ich dir ewige Treue.“

Nur Ueberraſchung und Schmerz verhinderten mich, hervorzutreten. Unſer Geſetz verbot den Israeliten die Ehe mit Fremden: ein Verbot, das noch durch die ſpäteren Gebräuche und Verordnungen unſerer Lehrer geſchärft worden war. Aber Heirath mit einem Flüchtling, einem Betrüger, einem Heiden, der ſich nicht feierlich zum Proſelyten bekannt hatte, und der mit ſeiner Gewandtheit den Frieden oder Glauben meiner ganzen Familie untergraben konnte — der Gedanke war empörend. Nur der Wunſch, völlige Gewißheit zu haben, hielt mich zurück.

„Aber," fuhr meine Tochter fort und viele Seufzer unterbrachen ihre Worte, „wenn dieß mein Vater erfährt und er muß es erfahren — wie können wir ſeine Einwilligung hoffen? Ja, Conſtantius, du wirſt erfahren, was es heißt, mit unſerer Nation zu verkehren. Wir haben ſtolze, aber blinde, überſpannte, aber unzerſtörbare Vorurtheile — meines Vaters Einwilligung dürfen wir nimmer hoffen."

„Er iſt edel — er hat menſchliches Gefühl — er liebt dich."

„Ich weiß es, zärtlich und ſo ſollt' ich ſeine Liebe nicht vergelten, nein, wenn auch mein Glück das Opfer iſt, ich ſollte ſein Herz durch Ungehorſam nicht betrüben."

„Aber Salome, meine ſüße Salome, willſt du hartnäckigem Vorurtheil gehorchen und gegen die Stimme des Herzens und Verſtandes taub ſeyn? Ich ehre das Band zwiſchen Eltern und Kindern; aber kann ein Vater ſeinem Kind zum Verbrechen rathen, und wäre es kein Verbrechen, wenn du dieſem Jubal Treue gelobteſt und ihn doch nicht lieben könnteſt?“

„Das habe ich bereits entſchieden; ich werde nie Jubal's Gattin.“

„Doch was iſt es, dem du ungehorſam biſt? Eine grauſame Vorſchrift eurer Lehrer, die euer Geſetz verdrehen. Sollen wir die Vernunft dem Vorurtheil, die Wahrheit einer Laune, das Geſetz der Natur und des Himmels, den Erfindungen und Thorheiten der Schriftgelehrten zum Opfer bringen? Mein biſt du, und mein ſollſt du ſeyn, mein Weib durch ein heiliges, mächtigeres, reineres Geſetz. Die Zeit der Knechtſchaft iſt vorüber; ein neues Geſetz, eine neue Hoffnung iſt erſchienen, die Ketten der Juden zu brechen und die Finſterniß der Heiden zu erleuchten. Du haſt dieſes Geſetz vernommen. Dein edles Herz, dein unbefangener Verſtand haben es willig aufgenommen und ſo, meine Geliebte, ſind wir durch dieſe gemeinſame Hoffnung eins.. Wenn auch Berge und Meere uns trennen, wenn auch die Laune des Schickſals oder grauſame Menſchen unſere Verbindung hindern, auf der Flucht, im Kerker, in der Todesſtunde ſind wir eins. Jetzt, Salome, gehe ich, deinen Vater aufzuſuchen.“

Mein Unwille hatte den höchſten Grad erreicht: ich hatte gehört, wie mein Kind zum Ungehorſam angewieſen wurde und konnte mich zurück halten. Ich hatte gehört, wie er mich einen Sclaven des Vorurtheils nannte und drängte meinen aufwallenden Zorn zurück: aber bei der offenen Erklärung, daß unſer heiliges Geſetz aufgehoben werden ſollte, ja daß es für mein Kind kein Geſetz mehr war, brach er in ſeiner vollen Stärke aus. Ich ſtürzte aus meinem Verſteck hervor; Salome ſtieß einen Angſtruf aus und ſank bewußtlos zu Boden. Conſtantius hob ſie auf und trug ſie zu einem Gefäß, von dem er ihr Waſſer auf die Stirne ſprengte. „Laß ſie," rief ich, „ihr iſt beſſer der Tod, als daß ſie eine Abtrünnige wird. Elender, entferne dich; nur aus Verachtung nimmt ein beleidigter Vater keine Rache an dir. Flieh aus dieſem Hauſe, dieſem Lande, eh die Gerechtigkeit mich treibt, dich der Strafe zu überliefern; geh Verräther und erſcheine nicht wieder vor mir." Ich riß die Ohnmächtige aus ſeinen Armen: er ließ es ohne Widerſtand geſchehen und erwiederte mir nichts. Endlich kam Salome wieder zum Bewußtſeyn, brach in einen Strom von Thränen aus und nannte mit ſchwacher Stimme ſeinen Namen. „Ich bin noch bei dir, meine Geliebte," ſprach er in unverändertem Tone. Sie blickte auf und ſprang mit einem Schrei des Entſetzens auf, als hätte ſie mich jetzt erſt geſehen. „Geh," ſagte ich, „geh in deine Kammer, ſchwaches

Mädchen, und bitte Gott auf deinen Knieen, daß er dir deinen Ungehorſam und (mußt ich das erſehen?) deinen Abfall von dem Glauben deiner Väter vergeben möge. Aber nein, es iſt unmöglich, ſo ſchuldig kannſt du nicht ſeyn. Dieſer Grieche, dieſer heuchelnde Fremdling, der den Frieden einer Familie ſtören will, kann keinen ſolchen Sieg über deinen Verſtand davon getragen haben."

„Ich war ſchnell," ſagte Conſtantius ſtolz; „auch mag meine Sprache unweiſe geweſen ſeyn, aber ein Betrüger war ich nicht. Nicht um königlichen Reichthum, ſelbſt nicht um den köſtlicheren Schatz des Herzens, das ich liebe, würde Conſtantius ſeine Lippe mit einer Unwahrheit beflecken."

„Fort," rief ich, „deine Gegenwart beleidigt mich, der Anblick des Undankbaren iſt mir zuwider. Geh, Heuchler, und verderbe Andere, oder beſſer — nimm meine verachtende Vergebung und bereue in Sack und Aſche das ſchwärzeſte Verbrechen der ſchwärzeſten Seele. Komm, meine Tochter, und überlaß den beſchämten Götzendiener der Reue über ſein Verbrechen." Ich wollte ſie wegführen — ſie ſträubte ſich und ich ſtieß ſie von mir. Mit glühender Wange und flammendem Auge trat Conſtantius zu ihr. Meine Schmähungen hatten ihn endlich aufgebracht.

„Jetzt, Salome," ſagte er mit einem ſtolzen

Blick auf mich, „beſchimpft, wie ich bin, verwerfe ich allen Gehorſam gegen eine Gewalt, die nur gehandhabt wird, um zu ſchmerzen. Du biſt meine Verlobte, du ſollſt meine Gattin werden. Laß uns gehen und die Welt durchwandern, ob dort nicht unſer Glück erblühe.“

Sie ſchwieg und weinte nur noch heftiger; aber mit der einen Hand bedeckte ſie ihr Geſicht, und drängte ihn mit der andern zurück.

„Du willſt alſo Jubal's Gattin werden?“ fragte er.

„Nie,“ ſprach ſie feſt; „ſo wahr mir der Himmel helfe, nimmer mehr.“

„Geh, Mädchen,“ rief ich, „und weine blutige Thränen über deinen Ungehorſam; geh, Undankbarer — Verführer, und betritt meine Schwelle nie wieder. Ja, jetzt weiß ich, warum mein wackerer Verwandter gegangen iſt: er war überliſtet; eine glattere Zunge hatte vor ihm den Sieg errungen: er wollte die Thorheit der Tochter dem beſchimpften Vater nicht entdecken. Aber dieß ſoll euch beiden nicht frommen, er ſoll zurückkehren.“

Salome warf einen flehenden Blick auf mich und ſank vor mir auf die Kniee. Conſtantius trat auf ſie zu, ich aber ſtellte mich mit entblößtem Dolche zwiſchen ſie. „Berühre ſie und du biſt des Todes.“

Er lächelte verächtlich, drückte meinen Arm zurück und faßte ſie.

„Gib mir das unglückliche Kind im Augenblicke zurück,“ rief ich wüthend, „oder der Fluch des Vaters ſoll über ihr Haupt kommen.“ Er trat beſtürzt zurück, drückte dann die Lippen auf ihre Stirne, legte ſie in meine Arme und ſchritt hinaus.

Ich eilte zu Eleazar und fand ihn ſehr aufgeregt. So ruhig er gewöhnlich war, ſo konnte ich doch die Spuren des letzten Auftritts noch in ſeinem Benehmen und Geſichte bemerken. Jubal war bei ihm und ſchritt in gewaltigem Unmuth durch das Zimmer. Er erwiederte meinen Gruß nicht und warf mir einen Blick zu, in dem Zorn und Erſtaunen zu leſen war.

„Jubal,“ ſprach ich, „wir müſſen wieder Freunde werden.“ Ich bot ihm die Hand und er drückte ſie ſchwach. „Ich bin nur gekommen, um dir wegen des Geſchehenen eine Erklärung zu geben.“

„Es bedarf keiner Erklärung,“ unterbrach mich Jubal raſch; „ich und ich allein bin zu tadeln, wenn überhaupt Jemand bei der Sache Tadel verdient. Der Antrag mag vorſchnell, er mag unwillkommen oder unverzeihlich geweſen ſeyn, weil ich noch abhängig bin und keinen Rang unter den Stämmen habe. Es mag ganz in der Ordnung ſeyn, daß ich von einer Familie, die von Aaron herſtammt, ſtolz abgewieſen wurde. Aber,“ fuhr er fort, und drückte ſeine nervige Hand an ſeine

Kehle, als wollte er ſo den Ausbruch einer Leidenſchaft hemmen, „es iſt vorüber für jetzt und auf immer.“

Dann fing er wieder an durch das Zimmer zu ſchreiten.

„Wir wollen uns offen gegeneinander ausſprechen,“ ſagte ich; „ich weiß, daß Salome deinen Geiſt und dein Herz ſehr hoch achtet. Wollte ſie dir den Grund eines ihrer natürlichen Freundlichkeit und Achtung gegen dich ſo widerſprechenden Benehmens verhehlen? Aber Beleidigung von Seite meiner Familie iſt unmöglich.“

„So höre denn. Ich war noch nicht vom Pferde geſtiegen, als ich auf den Geſichtern der weiblichen Perſonen in deinem Hauſe deutlich Mißvergnügen leſen konnte: von den niedrigſten Mägden bis hinauf zu ihrer Gebieterin hatten ſie mit weiblichem Inſtinkte den Zweck meines Kommens errathen. Dein Weib empfing mich zwar mit der ihr eigenen Freundlichkeit und Höflichkeit: aber ſie war ſichtbar kalt. Eſther zog ſich ganz vor mir zurück und erwiederte mir kein Wort. Salome flüchtete ſich. Die Dienerinnen ſprachen überall, mit finſteren Blicken auf mich, zuſammen: kurz ich hätte nicht ſchlimmer empfangen werden können, wenn ich ein Römer geweſen wäre, gekommen, um Beſitz vom

Hauſe zu nehmen, oder ein Araber, um Alle gefangen fortzuführen."

„Schlimm genug," ſagte Eleazar mit ſeinem ernſten Lächeln, „den Anſichten des andern Geſchlechtes vermag Niemand zu widerſtehen. Hätteſt du es nur halb ſo gut gekannt, als ich, Jubal, du wäreſt ſogleich wieder umgekehrt und hätteſt deine Freiersgedanken wenigſtens bis auf den nächſten Tag oder die nächſte Stunde verſchoben; denn ſo lang braucht dieſes Geſchlecht, bis es ſeinen Sinn ändert. Getroſt, Jubal, wir werfen uns in andere Kleider, reiten morgen nach Salathiel's Behauſung und werden zur Entſchädigung für die heutigen finſtern Geſichter freundlich aufgenommen."

„Aber du ſahſt Salome," ſagte ich; „ich bin ſehr begierig, wie ſie es wagen konnte, dich zu beleidigen. Konnte ſie die Hand meines Bruders ausſchlagen, ohne einen Grund dafür zu haben?"

„Nein, ſie war ganz offen. Zuerſt wollte ſie mich über meinen Antrag auslachen; dann machte ſie Einwendungen, weinte und erklärte mir endlich, daß eine Verbindung zwiſchen uns durchaus unmöglich ſey."

„Ein unbeſonnenes Mädchen! doch ſie wurde von Andern hiezu verleitet, und ich machte den größten Fehler. Ja meine Augen waren trübe, wo ein Maulwurf geſehen hätte; in meiner ſchwachen Nachſicht, in meiner verächtlichen Geringſchätzung der gewöhnlichen Vorſicht ließ ich einen fremden, einen verſchlagenen, einnehmenden Schurken unter meinem Dache wohnen, bis er — durch welche Künſte, weiß ich nicht — mein Kind ſeine Pflichten und — mit Beben ſpreche ich's aus — ſeinen Glauben vergeſſen machte."

Im Gefühle des Schmerzes zerſchlug ich mir die Bruſt. Jubal ſtürzte aus dem Zimmer und kam mit der Lanze in der Hand zitternd vor Wuth zurück.

„Jetzt iſt Alles klar," ſchrie er, „die wahre Urſache war die Zauberkunſt, der trügliche Aberglaube dieſes Götzendieners. Ich kenne die Künſte der Heiden, die Sinne des Weibes zu feſſeln, die Beſchwörungen mitternächtlicher Feuer, Bilder und Geſänge. Aber ſoll er mir in den Wurf kommen, ſo mag er zuſehen, ob ſeine Zauberkunſt ihn ſchützen kann."

Eleazar faßte ihn am Kleide, als er wieder hinausſtürmen wollte. „Halt, Wahnſinniger; mit Blutbefleckten Händen willſt du um Salome's Herz werben? Gib mir die Waffe, und du, Salathiel, mäßige dich und höre einen Bruder an, denn das gemeinſame Glück Aller das Höchſte iſt. Wenn Salome, die ich ſchon als Kind geliebt habe, und die noch jetzt mein Liebling iſt, vom Fremdling bethört iſt, daß ſie ihn liebt, haben wir dann das Recht, ihrer Neigung Zwang anzuthun? Aber ich weiß, welch' hohen Verſtand ſie beſitzt; kann ſie betrogen ſeyn und noch durch ſolche eitle Künſte? Unmöglich! Hat ſie ihren Gehorſam der edlen Geſtalt und den Talenten des Griechen zum Opfer gebracht, ſo können wir nur bedauern, daß ſie ſich in Bande ſchlagen ließ, die, ſeit die Welt ſteht, das Herz des Weibes feſſeln."

„Jubal," unterbrach ich ihn, „reich mir deine männliche biedere Rechte; Eleazar's Weisheit iſt zu kalt, als daß er einen Vater und einen Liebenden verſtehen ſollte. Du ſollſt mit mir zurückkehren, du ſollſt mein Sohn ſeyn: Salathiel hat keinen andern. Das einfältige Mädchen wird ihre Thorheit bereuen und dich mit Freuden empfangen. Den Griechen habe ich aus meinem Hauſe gejagt, und den möchte ich ſehen, der wieder ungehorſam zu ſeyn wagte."

Das Geſicht des Liebenden ſtrahlte vor Freude. „Nun gut, ſo mach den Verſuch," ſagte Eleazar und ſtand auf. „So enden alle Kriegsberathungen, man iſt am Ende uneiniger, als zuvor. Aber hätte ich ein Weib und Töchtern —"

„Natürlich, du würdeſt ihnen zur Vollkommenheit verhelfen! So ſagen Alle, die keine haben."

Eine leichte Röthe zog ſich über Eleazar's Wangen; aber bald gewann er ſein freundliches Lächeln wieder, begleitete uns an die Thüre und wünſchte uns Glück zu unſerem Vorhaben.

Zu Hauſe fanden wir die Ruhe wieder hergeſtellt. Mirjam empfing mich mit heiterem Geſichte — dem Gatten der beſte Willkomm bei der Heimkehr. Es war ihr gelungen, ihre Tochter zu beruhigen, und was noch ſchwieriger war, den Zorn der Dienerinnen zu beſänftigen, die, wie es gewöhnlich geht, aus der ſtattlichen Geſtalt des Griechen und der ſchönen Salome ſich einen kleinen Roman zuſammengeſetzt hatten. Im ganzen Verlauf meines Lebens habe ich von den plattnaſigen, ſchwarzhäutigen Ungeheuern der Tropenländer bis hinauf zu den herrlichen Schönheiten der griechiſchen Inſeln kein Weib getroffen, das nicht für's Romantiſche eingenommen geweſen wäre — eine Neigung, die mit dem Alter nicht erlöſcht und durch keinen Wechſel verändert wird. Ich habe ſie zu allen Zeiten und aller Orten getroffen, wie einen Quell friſchen Waſſers, der ſelbſt dem Felſen entſpringt, die Freudenloſe erheitert, die Fühlloſe erquickt, die Verwelkte wieder belebt — eine geheime Stimme, die jedem Weibe ins Ohr flüſtert, der Gott der Liebe ſchwinge ſeine roſigen Fittige über ihrem Haupte.

Die Vorurtheile unſers Volkes wichen dieſer

Neigung zu Liebesabentheuern. Der Aufruhr war nur gedämpft und mancher Blick ſagte mir, daß der Freier, den ich mitgebracht hatte, nichts weniger als willkommen ſey. Aber Säleme machte keine Gegenvorſtellung; ich hätte ſie nicht angehört: das Bewußtſeyn meiner Schwäche, daß ich einen Mann in mein Haus aufgenommen, der ein unſchuldiges, junges Mädchen anziehen mußte, mein Unwille über die Abweiſung des Erben meines Bruders, und was das ſchmerzlichſte war — der Umſtand, daß eine Tochter Israel's von ihrem Glauben abwendig gemacht worden war, ſteigerten meine Erbitterung aufs höchſte. Ich liebte mein Kind mit der Zärtlichkeit eines von allen Leidenſchaften beſtürmten Herzens; aber ich vermochte es, ihr ſchönes, blaſſes Geſicht zu ſehen und ihre tiefen Seufzer zu hören; ja in meinem Grimm hätt' ich ſie lieber ſterben ſehen wollen, als daß ſie dem Gebote untreu wurde, nach welchem ſie einem aus unſerm Stamme ihre Hand reichen ſollte.

Um die Zeit abzukürzen, die mir ſelbſt ſehr peinlich ſchien, wurde die Heirath beſchleunigt. Nie wurden die Anſtalten zu dieſer Ceremonie mit ſo wenig Freude getroffen: wir waren alle unglücklich. Eleazar machte Vorſtellungen, aber vergebens. Jubal wollte zurücktreten; ich nöthigte ihn aber, ſein Vorhaben durchzuſetzen. Mirjam ſchloß ſich immer mit der Verlobten ein und von Allen im Hauſe war nur Esther um mich; aber nur, um mir das Unglück ihrer Schweſter auszumalen, oder mich mit Beweiſen zu verfolgen, wie hart es ſey, wenn man zum Glücke gezwungen werde.

Die Anſtalten zur Heirath wurden getroffen: das Silberſtück wurde gegeben, der Contract unterzeichnet, die Geſchenke von beiden Familien dargebracht und die Mitgift feſtgeſetzt. Es war nicht gewöhnlich, daß die Braut ſich zeigte, bis die Feierlichkeit ſelbſt ſtatt fand, und Salome war in dieſen unruhigen Tagen unſichtbar; jedoch machte ich mir dabei am meiſten zu ſchaffen. Denn, mit Ausnahme Jubals, nahmen die Uebrigen nur ſehr wenig Antheil. Er hatte bald die Zuverſicht der Jugend wieder gewonnen, und war wohl auch ſtolz darauf, über einen ſo furchtbaren Nebenbuhler zu ſiegen. Mehrere Male ließ mich meine Tochter um eine Unterredung bitten; allein ich kannte ihren Zweck und beſchloß, mich der Verſuchung ihrer Thränen nicht auszuſetzen.

Der Tag erſchien und mit ihm die Gäſte. Unſer Haus war gedrängt voll; der Abend kam heran, wo die Ceremonie vor ſich gehen und die Braut in dem gewöhnlichen Triumphzuge in's Haus ihres Gatten geführt werden ſollte. Es war bei uns Sitte, daß ein Zug von den jüngeren männlichen und weiblichen Bekannten des Bräutigams vor dem Hauſe auf das Brautpaar wartete. Der Gebrauch war von andern Nationen entlehnt: bei unſerem heiteren Klima aber und den wolkenloſen Nächten hätten die unzähligen Lampen und Fackeln, der dampfende Weihrauch, die ſchimmernden Kleider und die fröhlichen Gruppen von Tänzern und Sängern unendlich viel Leben und Schönheit. Ich blieb am Fenſter und blickte auf den glänzenden Zug hinab, der, als er ſich unten ſammelte und aufſtellte, einem Schwarm Glühwürmer glich. Aber das Brautpaar erſchien nicht: ich wurde ungeduldig; da ſtürzte Jubal aus dem Zimmer und die Frauen erhoben eine Wehklage. Salome war nirgends zu finden. Vor einigen Stunden hatte man ſie, der Sitte gemäß, in ihrem Zimmer allein gelaſſen, um ſich für die Ceremonie vorzubereiten, die bei uns für eine der feierlichſten galt. Als der Bräutigam kam, war ſie verſchwunden.

Dieſer Schlag traf mich ſchwer. Hatte ich ſie durch meine Strenge in die Arme des Griechen getrieben? oder gar in Verzweiflung und in den Tod gejagt? Ich erſchöpfte mich in Vermuthungen; ich machte mir Vorwürfe über meine Grauſamkeit, verwarf allen Troſt und brachte die Nacht mit Selbſtanklagen und Gebeten für mein unglückliches Kind hin.

Unermüdet wurden Nachforſchungen angeſtellt. Jubal's Eiferſucht, Eleazar's Beſorgtheit, die Wuth unſeres Stammes, durch die Möglichkeit, daß dem Erben ſeines Häuptlings ein Schimpf angethan ſeyn und ein Fremder den Sieg davon tragen könnte, waren dabei am meiſten geſchäftig. Aber alles Suchen war vergebens und nach vielen beſchwerlichen Tagen und Nächten kehrte ich in die Heimath zurück, aber nur, um trauernde Geſichter zu ſehen und zu fühlen, daß an den Thränen, die floſſen, meine Hartnäckigkeit ſchuld ſey. Ich begrub mich in die Einſamkeit und klagte, daß der Verluſt meines Kindes der härteſte Schlag ſey, der mich je getroffen!

# Achtzehntes Kapitel.

So war ich eines Tags in dumpfes Hinbrüten verloren, und gedachte, in welchem Elend meine geliebte Tochter, wenn ſie noch unter den Lebendigen war, jetzt ſich befinden möge, als die Thüre meines Zimmers leiſe aufgieng, und einer meiner Diener mit den Zeichen des Stillegebietens hereintrat. Es war eben der, bei dem ich Briefe von dem römiſchen Unterhändler gefunden, den ich aber auf Miriams Bitten begnadigt hatte. Er hatte ſeitdem zur Wiederauffindung meiner Tochter ſehr vieles gethan und ſo mich wieder völlig mit ſich ausgeſöhnt. Er warf ſich vor mir auf die Kniee und bat mich demüthiger, als ich gewünſcht hätte, um Verzeihung, daß er ſchon wieder mit dem Römer Briefe gewechſelt habe.

„Ich wollte,“ ſagte er, „Erkundigungen einziehen; denn ich wußte, daß ihm nichts verborgen bleibt, was in den Provinzen vorgeht. Dieſer Brief iſt ſeine Antwort, und du vergiebſt mir vielleicht um des Inhalts willen!“ Mit zitternder Haſt las ich ihn. Er war räthſelhaft, beſchrieb zwei Flüchtlinge, die durch Cäſarea gekommen, und enthielt die Weiſung, daß, da ſie nach Klein-Aſien flüchten wollen, die Verfolgung ſogleich und ganz insgeheim eingeleitet werden müſſe.

Im Augenblicke warf ich mich auf's Pferd. Um meine Familie nicht durch falſche Hoffnung zu täuſchen, ſtellte ich zum Schein eine Jagd an, wandte mich, als meine Wohnung mir aus dem Geſicht war, und eilte, nur von dem Diener begleitet, gegen Cäſarea. Von der Spitze des Carmel blickte ich auf die Stadt und das weite Mittelmeer hinab; aber die Herrlichkeiten der Kunſt und Natur hatten jetzt nichts Erfreuliches für mich. In den prächtigen Gebäuden, auf welche Herodes der Groſſe zahlloſe Summen verwendet hatte und die der Sitz des Statthalters zur römiſchen Hauptſtadt von Judäa machte, erblickte ich ebenſo viele Kerker, in denen mein Kind verſteckt ſeyn konnte. Die See erſchien mir nur als der Weg, auf dem ſie entführt, oder das Grab, in das ſie verſunken ſeyn konnte.

Durch auſſerordentliche Anſtrengung meines Pferdes erreichte ich das Thor gerade, als mit der Trompete das Zeichen zum Schluß deſſelben gegeben wurde. Mein Diener eilte fort, um Erkundigungen einzuziehen und ich ſchritt in geſpannter Erwartung durch das Zimmer. Ich durfte nicht lange harren. Die Thüre ging auf, eine Truppe Soldaten trat ein und befahl mir, ihnen zu folgen. Widerſtand wäre fruchtlos geweſen und ich ließ mich von ihnen in den Pallaſt führen. Hier wurde ich von einer Wache der andern übergeben, bis wir, nachdem wir eine lange Zimmerreihe durchſchritten hatten, an die Thüre eines Saales gelangten, wo ein Gelage gehalten wurde. Innen war eine rauſchende Luſtbarkeit, und wäre ich gerade zum Frohſinn aufgelegt geweſen, ſo hätte ich volle Muße dazu gehabt: denn ich mußte eine unendlich lange Stunde auſſen warten, und war natürlich nicht ohne Beſorgniſſe wegen des Ergebniſſes der Unterredung mit dem römiſchen Statthalter, der in ganz Judaa wegen ſeiner Verworfenheit, ſeiner Erpreſſungen und ſeines Blutdurſts berüchtigt war.

Endlich war das Feſt zu Ende. Ich wurde gerufen und ſah zum erſtenmal Geſſius Florus, eine kleine, aufgedunſene Geſtalt, mit einem Geſicht, in welchem man bei flüchtiger Beobachtung einfältige Gutmüthigkeit geleſen hätte, einem blinzelnden

Auge und einer Lippe, auf der ein ſtehendes Lächeln ſchwebte. Um ſeine kahle Stirne war ein Blumenkranz geſchlungen, und ſein Oberkleid und das Polſter, auf dem er lag, duftete von Wohlgerüchen. Auf der langen Tafel vor ihm ſtand eine Reihe Becher von erhabener Arbeit und goldene Gefäſſe und Leuchter. „Es thut mir leid," — ſprach er, — „daß Du ſo lange haſt warten müſſen; aber es iſt heute des Kaiſers Geburtstag, und den mußten wir als getreue Unterthanen gebührend feiern."

Während dieſer Worte betrachtete er die Weinperlen, die in einem großen amethyſtenen Becher aufſtiegen. Ein bleicher, koſtbar gekleideter italieniſcher Knabe, der einzige, der auſſer uns beiden noch im Zimmer war, bemerkte, daß ich erſchöpft ſey, füllte einen Becher und reichte mir ihn dar. „Recht, Septimius," — ſagte der Schlemmer, — „laß den Juden des Kaiſers Geſundheit trinken." Der Knabe verbeugte ſich anmuthig vor mir und bot mir nochmals den Becher an; ich ſtellte ihn auf die Tafel. Lang lebe Nero Claudius Cäſar, unſer frommer, huldvoller, unüberwindlicher Kaiſer!" ſchrie Florus, und fand erſt, als er den Becher bis auf den Grund geleert hatte, Zeit, ſeinen Gefangenen zu betrachten. Er war entweder wirklich erſtaunt, oder ſtellte er ſich ſo, und ſagte, zu Septimins gewendet: „Beim Hercules, Knabe, die Juden ſind herrliche Kerls; der Helm iſt nichts gegen den Turban; und der ſtattliche Bart! Ein Italiener kann ſich wahrhaftig keinen ſolchen pflanzen. Dann der Hals wie bei Milos Ochſen, und die feurigen Augen! Hätte ich nur eine Legion ſolcher Lanzenträger — —“

Ich wurde ungeduldig und ſagte: „ich ſtehe hier als Gefangener vor Dir, Statthalter — ich frage warum? Ich habe ein Geſchäft, das die größte Eile fordert und wünſche entlaſſen zu werden.“

„Nun, habe ich Dich ſo ungaſtfreundlich behandelt,“ — erwiederte er lachend, — „daß Du verlangſt, ich ſolle Dir in dieſer ſpäten Stunde noch meine Thore aufſchließen laſſen?“ Er warf einen Blick in ſeine Schreibtafel und las meinen Namen. „Ja,“ — fuhr er fort, — „ich habe mir ſchon lange gewünſcht, dich zu ſehen. Hier, Jude, nimm den Becher, ſetz Dich auf das Polſter, und erzähle mir, was Dich nach Cäſarea führt.“

Ich unterrichtete ihn kurz von dem Vorgefallenen. Er brach in ein ſchallendes Gelächter aus, verlangte das Erzählte nochmals zu hören, und ſchwur bei allen Göttern, daß dieß der luſtigſte Schwank ſey, den er gehört, ſeit er einen Fuß nach Judäa geſetzt habe. Meines Unwillens nicht mehr Meiſter, ſtand ich auf. „Was,“ — rief er, —

„willſt Du fort, ohne eine Geſchichte von mir gehört zu haben?" Er füllte ſeinen Becher nochmal bis an den Rand, barg ſein dunkelglühendes Geſicht in ein Gefäß mit Roſen und fuhr, nachdem er den Duft eingeſogen und eine bequeme Lage angenommen hatte, fort: „Du haſt mir da eine herrliche Geſchichte erzählt, Jude, und es iſt billig, daß ich Dir auch eine zum Beſten gebe; ſie iſt freilich bei weitem nicht ſo unterhaltend, aber eben ſo wahr. Jude, Du biſt ein Verräther."

Ich trat zurück. „Jude," — fuhr er fort, — „Du mußt mich aus Höflichkeit anhören. Dein Beſuch iſt ſo oft gemeldet und ſo lange verſchoben worden, daß ich Dich jetzt nicht entlaſſen kann. Du biſt ein Abtrünniger, du leiſteſt den Hunden von Chriſten Vorſchub. Warum iſt der Kerl erſtaunt? Du ſtehſt mit den Aufrührern in Verbindung, und ich hätte die Ehre gehabt, mit Dir im Felde zuſammen zu treffen, wenn Du mir nicht in Cäſarea in die Hände gefallen wäreſt."

Er ſprach dieſe Worte des Todes im gleichgültigſten Tone: keine Muskel bewegte ſich; der ſchäumende Becher, den er in der Hand hielt, floß nicht über.

„Jude," — fuhr er fort, — „ſey jetzt ehrlich und gieb hierin Deinem Volke ein Beiſpiel. Wo iſt das Geld, das zu dieſem Aufſtand geſammelt wurde? Du biſt ein zu erfahrner Soldat, als daß Du daran denken konnteſt, Krieg anzufangen, ehe Du das Haupterforderniß dazu in Händen haſt.“

Ich hielt es unter meiner Würde, den beabſichtigten Aufſtand zu läugnen, betheuerte aber, daß ich kein Geld geſammelt habe.

„Dann,“ — ſagte er, — nöthigſt Du mich zu einem Schritt, den ich nicht gern thue. He da, Wache!“ Ein Soldat trat ein. „Man ſoll die Folterbank zurichten.“ Der Mann entfernte ſich wieder. „Du ſiehſt, Jude, es iſt ganz Deine Schuld; gieb das Geld heraus, ſo kommſt Du nicht auf die Folter. Ich verlange die Ablieferung dieſes Geldes aus reinem Mitleiden mit euch: denn ohne dieſes könnt ihr euch nicht empören, und je mehr ihr euch empört, deſto mehr werdet ihr geſchlagen.“

„Sey auf Deiner Hut, Geſſius Florus!“ — rief ich; — „ich warne Dich. Ich bin Dein Gefangener, weil, wie ich jetzt ſehe, ein Schurke oder der noch größere, der ihn beſtochen hat, mich in's Netz gelockt hat. Du kannſt mich foltern laſſen, wenn Du willſt, mein Fleiſch mit glühenden Zangen zerreiſſen, mir das Leben nehmen; aber dafür wirſt Du Deinen Lohn empfangen. Durch ganz Ober-Galiläa, vom Tiberias bis an die Spitze des Libanus, wird dieſe blutige That erſchallen, und durch Blut beantwortet werden. Meiner Verwandten ſind viele, meiner Landsleute unzählige. Wenn Du mir ein Glied verdrehen läßt, ſo werden hundert tauſend Arme gegen Deine Stadt ſich erheben, und von Dir nichts zurücklaſſen, als das Andenken an Deine Verbrechen.“

Er ſprang von ſeinem Polſter auf. Die angeborne Wuth flammte in ſeinem Geſichte; die Hand an den Dolch in meinem Gürtel gelegt, erwartete ich ſeinen Angriff. Mein Blick mußte ihn abgeſchreckt haben; denn er warf ſich wieder zurück, brach in ein lautes Gelächter aus und rief: „Brav geſprochen; wir müſſen den Juden nach Rom ſchicken, Septimius, daß er unſern Rednern Unterricht giebt. Ja, ich kenne das obere Galiläa zu wohl, als daß ich nicht wiſſen ſollte, daß es leichter iſt, dort einen Aufſtand zu erregen, als die Steuern einzuziehen, und eben darum habe ich dich eingeladen, nach Cäſarea zu kommen. Dich in der Mitte deines Stamms gefangen zu nehmen, würde eine halbe Legion gekoſtet haben; hier kann dieß ein einziger Mann bewerkſtelligen. Heda, Wache!“ — rief er wieder. Ich hörte die Folterbank im nächſten Zimmer knarren, und zog meinen Dolch. Der Stahl flimmerte vor ſeinen Augen. Septimius trat zwiſchen uns, und ſuchte den Statthalter von ſeinem Vorhaben abzubringen.

„Laß Deine Wachen kommen," — ſchrie ich, — „und beim heiligen Tempel! einer von uns ſoll ſterben. Ich will nicht leben um gefoltert zu werden, oder Du ſollſt nicht leben, es zu ſehen."

Ich war entſchloſſen, wenn die Thüre aufgienge, ihn niederzuſtoßen.

„Nun gut," — ſagte er, nachdem ihm Septimius leiſe etwas zugeflüſtert hatte, — „Deine Sache ſoll vor dem Kaiſer entſchieden werden. Ich bin zu weichherzig für dieſes Volk von Mördern; alſo zu Nero! Können wir dem Kaiſer kein Geld ſchicken, ſo wollen wir ihm wenigſtens Leute ſenden." Er lachte gewaltig über dieſen Einfall, befahl, daß die tanzenden und ſingenden Sclaven wieder einträten, rief nach Wein und vertiefte ſich wieder in ſeinen Lieblingsbecher. Septimius ſtand auf und führte mich in ein anderes Zimmer. Ich machte Vorſtellungen gegen die Ungerechtigkeit meiner Feſtnahme. Er bedauerte es, ſagte mir aber, daß ſtrenge Befehle von Rom gekommen wären, und daß mich einer der Angeſehenen in Jeruſalem als Haupt des letzten Aufſtandes und als Rädelsführer eines neuen angegeben habe. „Der Statthalter," — ſetzte er hinzu, — „habe ſich lange Mühe gegeben, mich in ſeine Gewalt zu bekommen, ohne einen Aufſtand meines Stammes zu veranlaſſen. Durch die Verrätherei meines Dieners ſey dieß gelungen. Und nun,"

— ſchloß er, — „kann ich nichts Beſſeres für dich wünſchen — ein Wunſch, deſſen Triebfeder du dir nicht denken kannſt, als daß du nach Rom geſchickt wirſt. So lange du in Cäſarea biſt, ſchwebſt du in der augenſcheinlichſten Gefahr. Denn beim erſten Gerücht von einem Aufſtand wirſt du als Opfer fallen.“

„Aber meine Familie! Wie wird ſie in Sorgen ſeyn! Kann ich ſie nicht wenigſtens von meinem Schickſale benachrichtigen?“

„Unmöglich. Ich will dir ein Staatsgeheimniß anvertrauen: der Kaiſer hat befohlen, dich nach Rom zu ſchicken; Florus drohte nur, um dir Geld abzupreſſen; jetzt kennt er dich beſſer, und möchte dich gerne für die Römer gewinnen: ich weiß, daß dieß nie gelingen wird; aber ich fürchte ſeinen launiſchen Sinn, und es ſoll mich freuen, wenn ich die Segel ſchwellen ſehe, die dich nach Rom führen ſollen. Lebewohl. Deine Familie ſoll gehörig unterrichtet werden.“ Er war bis an die Thüre des Zimmers gegangen, kehrte aber plötzlich wieder um, drückte mir die Hand und ſagte: „Lebewohl und bedenke, daß weder alle Römer noch alle Griechen ſo ſind.“ Dann verließ er mit einer anmuthigen Verbeugung das Zimmer.

Mit bleiernem Gewichte lag die Ermüdung auf meinen Augenliedern; vergebens ſuchte ich mich in dieſer gefährlichen Nachbarſchaft wach zu erhalten. Der maſſive, ſilberne Leuchter, der einen blaſſen Schein durch das Zimmer hinwarf, fing an, vor meinen Augen zu flimmern, nach und nach auch die Büſten und Bildſäulen, und ich befand mich wieder im Land der Träume. Meine Heimath lag vor mir. Plötzlich wurde ich auf den Ocean hinausgeworfen. Ich ſtand vor Nero und hielt eine förmliche Rede an ihn, als das Gewebe plötzlich zerſtört ward, indem eine ſtarke Stimme mir gebot, aufzuſtehen. Ein Soldat, mit bloßem Schwerdt in der Hand, ſtand an meinem Lager. Er wieß auf die Thüre, wo eine bewaffnete Truppe wartete, und bedeutete mich, daß ich ſogleich eingeſchifft werden ſollte.

Mitternacht war kaum vorüber. Die Sterne ſchienen noch in ihrem vollen Glanze; der Leuchtthurm warf einen langen Lichtſtral über das Waſſer hin: das lärmende Gewühl der Stadt war verſtummt und ſtill wie ein Leichenzug ſtiegen wir an's Ufer hinab, wo das kleine Schiff, vom Winde gewiegt, vor Anker lag. Hier ſchob mir ein nubiſcher Sclave einen Brief in die Hand: er war von dem jungen Römer, der mich bat, Wein und Früchte aus dem Pallaſt anzunehmen und mir eine glückliche Reiſe wünſchte. Die Segel wurden aufgezogen, den Tritonen für ſchnelle Fahrt eine Libation dargebracht, und bald erſchien der flammende Leuchtthurm nur noch als flimmernder Stern.

## Neunzehntes Kapitel.

Ein günſtiger Wind ſchwellte unſere Segel. Bei Tagesanbruch erſchien die Küſte nur noch als blaſſer Streif, aber der Carmel ragte noch ſtolz empor, und konnte mit ſeiner wolkigen, von der Sonne beſchienenen Spitze als rieſiger Leuchtthurm gelten der Dampf und Flammen auswarf. Mit trunkenen Augen blickte ich hin, bis auch der gewaltige Berg in den Fluthen verſank! Aber meine Gedanken weilten noch am Ufer; ich ſah meinen Familienkreis und wenn ich auch Stundenlang in die Wogen hinabſah, wähnte ich mich innerhalb der Mauern, die ich vielleicht nie mehr ſehen ſollte, hörte Mirjam's Seufzer, die leidenſchaftlichen Vorſtellungen meines einzigen mir gebliebenen Kindes und mühte mich, einige Gründe gegen die Selbſtanklage hervorzuſuchen, die mir den Vorwurf der Uebereilung und Grauſamkeit ſchwer auf die Seele legte. Die Umgebungen aber waren das gerade Widerſpiel meines düſteren Sinnens. Der Capitän war ein ächter italieniſcher Seemann, ein Prahler, dabei luſtig, abergläubiſch, zuweilen auch ein wenig Freigeiſt. Sein Schiff war ihm Kind, Weib und Welt, und bei jeder Wendung verlangte er von uns einen Tribut an Lobeserhebungen, wie etwa ein Vater für die guten Eigenſchaften ſeines Lieblings: in allem hatte es beſtändig Glück, es kannte jedes Vorgebirge von Cypern bis Oſtia; ein Lotſe war völlig überflüſſig, und wenn man wollte, konnte es die Fahrt ohne Steuerruder machen; es war ſchneller als die liburniſchen, bequemer als die cypriſchen, ſicherer als die ſicilianiſchen, kurz es übertraf jedes andere Schiff auf dem Meere. Sein einziger Wunſch war, ſo lange er lebte, auf demſelben zu ſeyn und auf demſelben zu ſterben, wenn die Parzen endlich ſeinen Lebensfaden abſchneiden, was bei allen Capitänen zu Waſſer und zu Land der Fall ſey.

Das Schiff, der Ganymed geheiſſen, verdiente dieſe Lobesſprüche einigermaßen; es trug uns ſchnell dem Ziel unſerer Reiſe entgegen. Auf einem Meere, wo die Winde zu gewiſſen Zeiten anhaltend ſind, aber ebenſo oft auch gänzliche Windſtille herrſcht, waren die alten Galeeren ſehr vortheilhaft. Erhob ſich der Wind, ſo flog das Schiff dahin, wie der Adler, der Ganymed davon trug, und durchſchnitt leicht mit geſchwellten Segeln pfeilſchnell die Wogen; trat Windſtille ein, ſo ſaßen wir unter einem Gezelte gegen die Sonne geſchützt; ſüße Wohlgerüche erquickten uns, und von den Werken griechiſcher Meiſter umgeben tranken wir köſtliche Weine, hörten Lieder und Erzählungen an und glitten unvermerkt auf der ſaphyrnen Fläche an den maleriſchen, reitzenden Inſeln des Mittelmeers hin.

Der Ganymed war auf beſonderen Befehl von Rom geſchickt worden, um mich abzuholen; der Capitän aber hatte zu viele Achtung vor dem Statthalter, als daß er nicht den Buchſtaben des Geſetzes überſchreiten und den leeren Raum ſeines Schiffes mit Waaren hätte ausfüllen ſollen, mit denen Florus immer Schleichhandel trieb. Nachdem er ſoviel gethan hatte, um ſich die beſondere Gunſt des Statthalters zu gewinnen, ſorgte er auch für ſich, und belud ſein Schiff mit ſo vielen Reiſenden, als noch neben den Waaren Platz hatten. So lange wir noch im Angeſicht des Landes waren, befand ich mich allein auf dem Verdeck, als aber die Furcht vor den Stationsgaleeren verſchwunden war, krochen aus allen Ecken Menſchen hervor.

Dem jüdiſchen Häuptling, der von Florus als Geſandter an den Kaiſer geſchickt wurde, wofür mich der Capitän hielt, war ein Theil des Verdecks vorbehalten, hin und wieder aber miſchte ich mich unter das Schiffsvolk, ohne jedoch meiner Würde etwas zu vergeben. Die Geſellſchaft war ſehr gemiſcht. Wir hatten einen chaldäiſchen Zauberer, einen indiſchen Gymnoſophiſten, einen arabiſchen Sterndeuter, einen Magier aus Perſepolis und einen Platoniker aus Alexandrien an Bord. Dieß die Gelehrten. Ueberdieß befand ſich auf dem Schiff ein Taſchenſpieler aus Damascus, ein Aegypter mit zahmen Affen und dem Modell einer Pyramide, ein Syrier mit gezähmten Schlangen, ein Idumäer, der Amulette wider Sturm und Windſtille, Durſt und Hunger und jegliches Ungemach des Lebens verfertigte, ein Armenier, der den Stein der Weiſen erfunden hatte, ein Byzantiner, der der Erfinder der ächten orientaliſchen Perlen ſeyn wollte, ein Gummi-Händler vom Caſpiſchen Meer, ein Epikuräer, deſſen Leben ganz der Lehre ſeines Meiſters entſprach, und ein Stoiker, der, nachdem er als Tanzmeiſter, Marketender und Flötenbläſer in den römiſchen Beſatzungen umhergezogen war, jetzt ſich zum Philoſophen aufgeſchwungen hatte.

Unter dieſen Künſtlern hatte natürlich der Geldmacher am wenigſten Geld, der Amuletten-Krämer war der unglücklichſte, und der Stoiker der ungeduldigſte; nur der Epikuräer blieb dem Geiſt ſeiner Lehre getreu.

Die unbeſtändigen Elemente aber waren für jede menſchliche Philoſophie, die des vollkommenen Optimiſten ausgenommen, ein ſcharfer Probierſtein. Wind und Waſſer, die zwei mächtigſten, waren unſere Meiſter, und eine Windſtille, ein Windſtoß und ſelbſt eine Welle konnte die Gemüther der Gelehrten ziemlich ſtark in Bewegung ſetzen. Bei ſolchen Gelegenheiten vertheidigte der Platoniker hartnäckig Aegyptens Alterthum, der Chaldäer ſpottete über ſeine Neuheit und ſprach von hundert tauſend Jahren ſeine babyloniſchen Zeitrechnung; der Indier runzelte ſein gebräuntes Geſicht und ſagte beiden, daß Babylon und Aegypten in Vergleich mit der Million Jahre Indiens ein Spielzeug von geſtern ſeyen. Der Dolch würde manchen Streit über das höchſte Gut und die Schönheit der Tugend entſchieden haben, wenn nicht die Stimme des Capitäns wie ein Donnerſchlag die Luft gereinigt hätte. Er allein unter uns Allen konnte für einen ächten Philoſophen gelten; er war, ohne es zu wiſſen, Optimiſt; nichts erſchien ihm als Unglück, denn für ihn gab es gar kein ſolches. Erhob ſich ein Sturm, ſo ſagte er, wir kommen nur um ſo ſchneller in den Hafen; trat Stille ein, ſo meinte er, es fahre ſich ſo am ſicherſten; gieng der Mundvorrath auf die Neige, ſo ſagte er: hin und wieder ein kleines Faſten ſey mehr werth als tauſend Doctoren; brannte die Sonne uns mit ihrem glühenden Stral, ſo war dieß nach ihm ein Zeichen des ſchönen Wetters, und war der Himmel umwölkt, ſo wurden wir doch nicht lebendig gebraten."

Seine Anſichten über höhere Gegenſtände waren eben ſo tröſtlich. Hatte jemand ſich mühſam durchs Leben zu kämpfen, ſo war der Kampf die Quelle der Größe. War er reich, ſo gelangte er ohne Mühe zum Ziele. War jemand krank, ſo lernte er Geduld und Standhaftigkeit, Eigenſchaften, die dem Seemann, dem Krieger und Philoſophen gleich unentbehrlich ſind. War er geſund, ſo war dieß ein großer Segen. Lebte er lange, ſo hatte er Zeit zum Genuß. Starb er frühzeitig, ſo war er aller Mühen entledigt. Der Optimiſt wandte ſeine Grundſätze auch auf mich an, und verſicherte mich, es hänge zwar ganz von der Laune des Kaiſers ab, ob ich mit oder ohne Kopf aus der Audienz kommen würde; jedoch wenn ich lebe, ſo könne ich die Thiergefechte im Circus ſehen, wo nicht, ſo werde mir aller Wahrſcheinlichkeit nach wenig an der Sache liegen.

In den verſchiedenen Geſtaltungen des ſpäteren Europa erſcheint mir nichts, was den Unterſcheidungen des Standes und Berufes, der Art des Unterhalts und der Phyſiognomie der alten Welt gleichkäme. In jedem Reiche, in jeder Provinz und Stadt war die menſchliche Natur beinahe eben ſo ſcharf abgeſchloſſen, als die verſchiedenen Racen des Menſchengeſchlechts. Die Eintheilungen in Sklaven, Freigelaſſene, Bürger, Künſtler, Prieſter, Gelehrte und Staatsmänner waren wie mit einer Pflugſchaar gezeichnet, deren Furchen keine Veränderung auszufüllen vermochte.

Unſere Fahrt war ſchnell; aber ſelbſt eine längere Reiſe würde durch die unzähligen Gegenſtände, die durch ihre Schönheit oder die an ſie ſich knüpfenden Erinnerungen merkwürdig überall dem Auge ſich darboten, angenehm geworden ſeyn. Die Inſeln hatten damals Ruhe vor den Seeräubern; römiſcher Reichthum hatte ſich mit aſiatiſchem Geſchmack vereinigt, und Tempel, Theater und Paläſte, die aus Hainen ſich erhoben, oder an hohen Bergen gelegen in der See ſich ſpiegelten, hielten das Auge beſtändig gefeſſelt. Auf der See belebten unzählige Fahrzeuge, die nach allen Richtungen ſteuerten, mit den Sinnbildern ihrer Nationen, denfarbigen Wimpeln, den bemalten Vordertheilen und den vergoldeten Bildern der Schutzgötter geſchmückt, den Horizont.

Wir hatten das ſüdliche Vorgebirge von Griechenland erreicht und ſteuerten mit einer zu der damaligen Zeit ungewöhnlichen Kühnheit in einer ſternenloſen Nacht der Küſte Italiens zu, als wir in der Ferne Muſik vernahmen, die uns an die Sagen von Nymphen und Tritonen erinnerte. Die Töne ſchwollen an oder verſchwebten mit dem Winde, als kämen ſie aus der Tiefe des Oceans oder von den Wolken her. Als wir vom Lande abſtießen, wurden ſie voller, bis wir endlich eine herrliche Harmonie vernahmen. Zu ſchlafen wäre Sünde geweſen. Wir verſammelten uns daher auf dem Verdeck und erſchöpften uns in Vermuthungen, was wohl die Urſache davon ſeyn könne.

Die Muſik kam näher und entfernte ſich wieder, wurde dann voller und verlor ſich in wildes Getöſe, um noch lieblicher wieder aufzuleben. So ging die Nacht angenehm hin und erſt der Morgen löſte das Räthſel. Im vollen Glanze der Morgenſonne ſteuerte die kaiſerliche Flotte, die, den Kaiſer an Bord, im Triumph von den olympiſchen Spielen zurückkehrte. Ohne es zu wiſſen, hatten wir uns ihr in der Dunkelheit genähert. Das Schauſpiel glich einer von einem Zauberer veranlaßten Erſcheinung. Die Flotte hatte ſich in Schlachtordnung aufgeſtellt. Einige der Galeeren waren ungeheuer groß, und alle glänzten mit goldenen Verzierungen. Seidene Segel, Blumengewinde an den Maſten, Siegeszeichen, die an den Seiten aufgehängt waren, und geſtickte Flaggen von allen Formen und Farben ſchimmerten in der Morgenſonne. Wir ſteuerten ſo nahe an der Flotte vorüber, daß wir die Opferfeuer auf dem Hintertheile des Schiffs, das den Kaiſer an Bord hatte, ſehen konnten. Eine Truppe in Purpur und Kriegertracht hatte ſich um den Thron aufgeſtellt, über welchem die ſcharlachne, kaiſerliche Flagge wehte. Eine Geſtalt trat vor: Alle verbeugten ſich, und Freudengeſchrei erfüllte die Luft. Die Trompeten ſchmetterten und die reichen Harmonien, die uns in der Nacht entzückt hatten, klangen wieder herüber, und noch lange vernahmen wir ſie, nachdem die Flotte in neblichten Duft ſich verloren hatte.

Endlich ſtiegen die Vorgebirge des Meerbuſens von Tarent am Horizonte auf. Wir flogen mit der Schnelligkeit eines Vogels dahin, als der Kapitän zu unſerem Erſtaunen die Segel einziehen ließ. Ich machte bald die Entdeckung, daß keine Philoſophie vollkommen ſey, daß ſelbſt der Optimiſt meinte, das Tageslicht ſey mehr als unnütze, und daß es — Zollbeamten gebe.

Endlich wurde es Nacht. Der Mond, gegen den unſer Capitän eine plötzliche Abneigung bekommen hatte, war in dichte Wolken gehüllt, und wir fuhren zwiſchen den leuchtenden Wachthürmen auf dem japygniſchen und laciniſchen Vorgebirge hin. Der Lichtſtral, den ſie über das Waſſer hinwarfen, zeigte bald, wo die üppigen Bürger Tarents ihre Gelage auf ihren Barken und in ihren Landhäuſern feierten. Dann erſchien die lärmende Stadt, die, wie das Sprichwort ſagte, mehr Feiertage im Jahr als Werkeltage hatte.

Die obenerwähnte Luſt des Schiffsbefehlshabers, die Vorzüge ſeiner Lieblingsküſte zu preiſen, hatte ihr Beiſſendes verloren; und mit einer Feſtigkeit, die den Stoiker in Wuth, den Epikuräer in einen Zuſtand der Empörung verſetzte, und den lauten Widerſpruch unſerer Weiſen veranlaßte, widerſtand er allen Vorſtellungen und Verſprechungen und ging in der Mitte der Bucht vor Anker. Erſt nachdem die Feſtlichkeiten ſchon lange aufgehört hatten und Alles ruhig war, näherte er ſich ſo geräuſchlos als möglich dem Ufer und entlud ſein Gewiſſen zugleich mit ſeinem Ganymed.

Ich hatte keine Zeit, die Herrlichkeiten Tarents zu bewundern. Neros nahe Ankunft beſchleunigte meine Abreiſe. Der Centurio, der mich zu geleiten hatte, zitterte ſchon bei dem bloßen Gedanken an Verzögerung und wie Geiſter zogen wir ſtill und eilends durch die ſchlafende Stadt. Als der Tag anbrach, befanden wir uns in den Gebirgen Lucaniens, die damals keine Einöde, ſondern zahlreich bevölkert waren und viele Denkmale italieniſchen Reichthums und Geſchmacks aufzuweiſen hatten. Von der Herberge, wo wir hielten, um die Pferde zu wechſeln, erblickten wir den Meerbuſen von Tarent, der — ein breiter Spiegel — dem Auge ſich entfaltete.

Die üppige, mächtige Stadt, einſt die Beherrſcherin des ſüdlichen Italiens und der Meere, die Heere und Flotten ausſandte, würdig, mit Pyrrhus und den Carthagern um die Herrſchaft zu kämpfen, erſchien von hier aus, wie alle Werke von Menſchenhand, nur als kleiner Punkt. Aber erhaben, wie alle Werke der Natur erſchien der Meerbuſen. Sein kreisförmiges Geſtade, an welchem dreizehn Städte lagen, ſeine dunkeln, bläulichen Wogen, die im Sonnenſtrahl erglänzten, erinnerten mich an einen großen römiſchen Schild mit ſtählernem Buckel, verſilbertem Rand und künſtlichen Bildern.

Wir eilten ſchnell durch Lucanien und Samarien, ſchöne Strecken bebauten Landes mit Jagdrevieren der vornehmen Patricier, Forſten, an die Jahrhunderte lang keine Art gelegt worden war, und Berge, wo wilde Reben und Roſen wuchſen. Als ich aber die Gränze von Latium erreichte, war ich bereits in Rom. Denn das Ganze erſchien mir nur als große Vorſtadt; hin und wieder erſchien ein Berg, mit ſtattlichen Gebäuden begränzt. „Dort," ſagte der Centurio mit ehrfurchtsvoller Scheue, „ſiehe das ewige Capitol."

Ich langte Nachts in Rom an. Wir kamen durch zahlloſe, enge, gewundene Straßen, wo Hütten, die Wohnung der dürftigſten Armuth, mit Palläſten wechſelten, aus denen lärmende Fröhlichkeit uns entgegenſchallte. Endlich erreichten wir das Haus des Centurio. Er wies mich in ein Zimmer und verließ mich mit der Weiſung, daß ich mich bereit halten ſolle, vor den Kaiſer gebracht zu werden, ſobald dieſer zurückgekehrt ſeyn würde.

„Ich bin jetzt," dacht' ich, im Herzen des Herzens der Welt, in der Mitte der gewaltigen Stadt, von der das Schickſal von Nationen abhängt, an dem großen Stapelplatze, wo Menſchen aus allen Enden der Welt zuſammenfließen, um Kenntniſſe, Gerechtigkeit, Reichthum, Ehrenſtellen und Scepter zu holen, und was bin ich? — ein verlaſſener Sclave!"

# Zwanzigſtes Kapitel.

Der Geiſt des Italieners iſt von Anfang an immer derſelbe geblieben: vorſchnell und auf alles Angenehme erpicht, beſonders aber auf das, was dem Auge Genuß gewährte. Er war ein ſinnlicher Menſch, dabei aber ſehr für Pracht eingenommen; ſeine griechiſche Abkunft, ſein herrliches Klima und der beſtändige Anblick der ſchönſten Kunſtwerke, welche die Eroberer zurückbrachten, trugen hiezu bei; der Hauptgrund aber war der Geiſt, der dieſes Land zur zweiten Wiege der Künſte in Europa gemacht hat. Ich habe keine Feſtlichkeit, keinen Tanz, kein Opfer geſehen, bei dem nicht der Geiſt poetiſcher Schönheit vorgewaltet hätte. Die unzähligen öffentlichen Akte in Rom wurden alle prunkhaft begangen. Der Gottesdienſt, die Wahlen, der Abgang und die Rückkehr der Statthalter und Conſuln, kurz jeder Akt des öffentlichen Lebens war mit Pomp verknüpft, und bei dem unermeßlichen Umfang des Reiches kamen ſolche Aufzüge beinahe täglich vor. Triumphe, gegen deren Pracht die Pompaufzüge ſpäterer Zeiten nur als kleinliche Verſuche erſcheinen, Opfer und gottesdienſtliche Gebräuche, von denen, wie man glaubte, der Fortbeſtand des Reiches abhing, die Errichtung und der Abzug von Heeren, die beſtimmt waren, das Schickſal der entfernteſten Länder der Welt zu entſcheiden, die Aufzüge der Könige von Oſten und Weſten, die erſchienen, um Diademe zu erhalten, oder die Unüberwindlichkeit der römiſchen Waffen demüthig anzuerkennen, große Theater, öffentliche Kampfſpiele, welche die ganze Fruchtbarkeit des italieniſchen Talents und die Verſchwendung kaiſerlicher Ueppigkeit in Anſpruch nahmen, waren die Triebfedern, die in Rom beſtändig ein reges Leben erhielten.

Ich ſah es in voller, freudiger Bewegung, ich ſah es in verzweifeltem Todeskampfe, ich ſah es wieder erſtehen und werde es noch ſchwächer und furchtbarer als je ſehen.

Auf Betrieb eines mir damals Unbekannten erhielt ich Erlaubniß, einigen dieſer Aufzüge mit Begleitung des Centurio anzuwohnen. Er paßte ganz vorzüglich für einen Staatskerkermeiſter; er war ſehr höflich, dabei aber ungemein vorſichtig. Er betheuerte mir, daß er von meiner Ehrlichkeit völlig überzeugt ſey, ließ mich aber nie aus den Augen. Doch ich hatte keine Luſt, zu entfliehen. Die Entſcheidung mußte kommen und ich wünſchte ſie lieber jetzt, als daß ich ihr mit banger Erwartung entgegenſehen müßte.

Nach einigen Tagen kam von Brundusium Nachricht, daß der Kaiſer gelandet ſey und in Antium, auf dem Wege nach Rom zu bleiben gedenke, bis die Vorbereitungen zu ſeinem Triumpheinzuge getroffen wären. Jetzt lag mein Schickſal in der Wage. Ich erhielt Befehl, vor dem Kaiſer zu erſcheinen. An dem Pallaſte in Antium übergab mich mein bisheriger Führer einem Senator. Als ich ihm durch die Zimmer folgte, trat uns eine reichgekleidete, vollendet ſchöne Frau, leicht und anmuthig, wie eine Nymphe hüpfend entgegen. Der Senator beugte ſich tief. Sie winkte ihm und ſie wechſelten einige Worte. Wahrſcheinlich war ich der Gegenſtand des Geſprächs; denn ihr Geſicht, auf dem die Roſen der Jugend blühten, wurde plötzlich bleich: ſie hielt beide Hände vor die Augen und eilte in ein inneres Zimmer. Sie kannte Nero wohl und ſollte dieſe Kenntniß theuer büßen. Auf meinen fragenden Blick erwiederte der Senator leiſe: „Die-Kaiſerin Poppeja.“

Noch einige Schritte und ich ſtand vor dem Furchtbaren. Allein wie auch die übrige Welt denken mochte, ich konnte mich, als ich Nero zum erſten Mal ſah, kaum des Lächelns enthalten. Ich ſah einen bleichen, unterſetzten, dünnhaarigen jungen Mann vor einem Tiſche ſitzen, auf dem eine Leier, einige Gedichte und Zeichnungen lagen; vor ſich hatte er einen Papagei, den er ſehr eifrig im Griechiſchen unterrichtete. Wäre nicht das Zimmer mit königlicher Pracht verziert geweſen, ſo hätte ich geglaubt, zu einem armen Poeten gekommen zu ſeyn. Als die Thüre aufging, blickte er haſtig umher und fuhr dann fort, ſeinen Vogel zu unterrichten. Ich hatte Muße, den Tyrannen und Mörder zu betrachten.

Die Phyſiognomik iſt eine wahre Wiſſenſchaft. Der tiefe Denker und beſonders der geniale Mann iſt an den von der Natur ihm verliehenen Zügen erkennbar; der Leidenſchaftliche und der Wollüſtige dagegen erhalten ihre unterſcheidenden Kennzeichen durch ihre Lebensart. Jene Wiſſenſchaft aber hat ihre Grenzen. Die reine Grauſamkeit iſt nicht aus dem Geſichte zu erkennen. Die Züge des menſchlichen Ungeheuers vor mir waren ſanft und beinahe ſchön: ein düſteres Auge und eine volle Geſtalt ließen auf ein ruhiges Temperament ſchließen, und hätte ſich nicht auf der Stirne eine gewiſſe Unruhe ausgedrückt und das träge Auge zuweilen argwöhniſch darunter hervorgeblickt, ſo hätte ich Nero für einen der ruhigſten Phlegmatiker gehalten.

Er ſperrte den Papagei wieder in den Bauer, nahm die Leier, griff mit fertiger Hand in die Saiten und redete mich in den Zwiſchenräumen abgebrochen an. „Du kommſt, wie ich höre, aus Judäa. — Man ſagt mir, Du ſeyeſt eine der Hauptperſonen bei dem Aufſtand, oder hätteſt es wenigſtens werden ſollen. — Du mußt ſterben. — Deine Landsleute machen uns viel zu ſchaffen, und es iſt mir immer leid, wenn ich mit ihnen zu thun habe. — Wenn ich Dich zurückſchickte, ſo würden ſie dadurch nur aufgemuntert, und es wäre grauſam, Dich hier unter Fremden zu behalten. — Man hat mir Grauſamkeit zur Laſt gelegt, aber mit Unrecht, wie Du ſiehſt. — Man macht täglich Spottgedichte auf mich; ich kenne die Schmierer, aber wenn ſie dieſe Arbeit nicht lieferten, müßten ſie Hunger ſterben: ich überlaſſe beides ihrem Gutdünken. — Bringſt Du uns nichts Neues aus Judäa? — Sie haben dort keinen rechten Fürſten mehr gehabt ſeit Herodes dem Erſten; aber der war ganz Grieche und ein Mann von Geſchmack; er verſtand ſich auf die Künſte. — Ich habe Dich holen laſſen, um zu ſehen, was für ein Thier ein jüdiſcher Empörer iſt. — Dein Anzug iſt hübſch, aber für unſern Winter zu kalt. — Vor Sonnenuntergang kannſt Du nicht ſterben, denn bis dorthin bin ich mit meinem Muſiklehrer beſchäftigt. — Wir müſſen alle ſterben, wenn unſere Zeit kommt. — Lebe wohl, bis Sonnenuntergang möge Dich Jupiter beſchützen."

Ich entfernte mich, um hingerichtet zu werden, und ehe die Thüre ſich ſchloß, hörte ich den Machthaber über Leben und Tod mit neuer Kraft in die Saiten greifen. Ich wurde in einen Thurm gebracht, bis der Kaiſer Zeit hätte, mich ſterben zu ſehen. Doch ſelbſt unter Nero's Dache herrſchte Gaſtfreundſchaft, und eine freigebige Hand hatte den Tiſch in meinem Zelte gedeckt. Langſam gingen die Stunden hin: doch ſchwanden ſie allmählig, und ich blickte den letzten Stralen der ſcheidenden Sonne nach, als ich über Rom eine Wolke aufſteigen ſah. Sie wurde nach und nach größer und dunkler. Der Mittelpunkt färbte ſich plötzlich mit Roth; bald wurde die ganze Wolke purpurn, die Sonne ging unter, und eine andere Sonne ſchien an ihrer Statt aufzugehen. Ich hörte den Hufſchlag von Pferden im Hofe unten. Im Pallaſt entſtand Lärm, die Truppen eilten zu den Waffen, und ich ſah eine Schwadron Reiter in voller Haſt hinaus ſprengen.

Während ich das Schauſpiel vor mir, das immer drohender wurde, betrachtete, ging die Thüre meines Zeltes langſam auf und eine vermummte Geſtalt trat herein. Ich war auf Alles gefaßt, fragte ihn, ob er der Henker ſey und ſagte ihm, daß ich bereit wäre. Die Geſtalt blieb ſtehen, horchte auf den Lärm unten, und bedeutete mir, nachdem ſie eine Zeitlang die Truppen im Hofe betrachtet hatte, durch Zeichen, daß ich mich retten könne. Die Liebe zum Leben kehrte wieder zurück, und ich fragte haſtig, was ich zu thun hätte. Er zog unter ſeinem Mantel ein Sklavenkleid hervor; ich legte es an und folgte ihm geräuſchlos durch eine lange Reihe enger, verwickelter Gänge. Wir wurden durch keine Wachen oder Diener aufgehalten: im ganzen Pallaſt herrſchte die furchtbarſte Verwirrung. Jeder packte dieß oder jenes zuſammen: koſtbare Vaſen, myrrhene Becher und Tafelzeuge lagen haufenweiſe am Boden; Bücher, prächtige Gewänder, muſikaliſche Inſtrumente und Sonſtiges, was zum Luxus gehört, waren überall zerſtreut, weil der Hof plötzlich aufbrach. Es wäre mir freigeſtanden, unermeßliche Schätze mit mir zu nehmen; doch wir eilten ſchnell weiter. In einem Corridor hörten wir eine klagende Stimme. Mein geheimnißvoller Führer blieb ſtehen; ich blickte durch das Cryſtallfenſter in das Zimmer: es war daſſelbe, in dem ich den Kaiſer geſehen hatte: an ſeiner Stelle aber ſaß jetzt die ſchöne blühende Geſtalt, die mir bei meiner Ankunft entgegengetreten war. Sie weinte heftig und las mit hohem Unwillen eine lange Liſte von Namen, wahrſcheinlich eines der Verzeichniſſe, in welche Nero die zum Tod Verurtheilten aufſchrieb, und die er in der Verwirrung hatte liegen laſſen. Als ich wieder hinſah, zerriß ſie das Papier in unzählige Stücke und warf ſie in die Quelle, die unten ſprudelte.

Mit beinahe tödtlicher Angſt verließ ich das reizende, unglückliche Geſchöpf, eine Taube in Geiersklauen. Noch einige Schritte und wir waren in der freien Luft. Am Ende der Gärten ſtieß mein Führer mit ſeinem Dolch gegen eine Thüre; ſie ging auf! wir fanden Pferde außen. Er warf ſich auf das eine, ich mich auf das andere, und bald hatten wir den Pallaſt aus dem Geſichte verloren.

Er ritt ſo ungeheuer ſchnell, daß ich es unmöglich fand, zu ſprechen, und erſt, als wir eine Anhöhe einige Meilen von Rom, wo wir unſere Pferde langſamer laufen ließen, erreicht hatten, konnte ich fragen, wem ich meine Rettung zu danken habe. Aber ich vermochte ihm kein Wort abzugewinnen: er bedeutete mich, zu ſchweigen und zeigte ängſtlich auf das Schauſpiel, das ſich unten entfaltete. Es war großartig, aber ſchrecklich. Rom war in ein Feuermeer verwandelt.

Ueberall ſchlugen röthliche Flammen in die Höhe, die ſich wie eine unendliche Fluth vor dem Winde einherwälzten. Sie leckten an den Hügeln hinauf und verwandelten dieſe in Vulkane, die qualmenden Dampf und Feuer auswarfen. Dann ſtürzten ſie ſich wieder in die Tiefe und ſchlugen mehrmals praſſelnd in die Höhe. Das ferne Wehklagen in der Stadt ſchnitt tief in die Seele: das Praſſeln der immer näher kommenden Flammen, das Krachen einſtürzender Häuſer und das gräßliche Angſtgeſchrei der Unzähligen, die durch die Straßen eilten oder im Brande umkamen, erfüllte die Luft.

Ich konnte mich des Ausrufs nicht enthalten: „Da gehen ſie hin die Früchte der Eroberungen, der Ruhm von Jahrhunderten, der Erwerb vom Blute von Millionen!“ Mein Führer blickte ernſt hinab, als wüßte er nicht, auf welchem Wege er in die brennende Stadt eilen ſollte. Ich fragte ihn, wer er ſey und wohin er mich führen wolle. Er gab mir aber keine Antwort. Eine hohe Flammenſäule, die von einem bisher verſchont gebliebenen Theile der Stadt aufſtieg, regte plötzlich ſein ganzes Weſen auf. Er gab ſeinem Pferde die Sporen, gab mir durch eine milde Gebärde zu verſtehen, ich ſolle ihm folgen, und eilte den Hügel hinab. Ich rannte ihm nach. Die Appiſche Straße war durch Wägen und Gepäck aller Art verrammelt und ganze Maſſen geängſteter Menſchen eilten dem freien Felde zu. Es war unmöglich, durch ſie ſich einen Weg zu bahnen. Ueberall Geſchrei, gewaltiger Kampf und unvermeidlicher Tod. Männer und Frauen aus den höchſten Ständen eilten zu Fuß heraus und wurden vom Pöbel zertreten, der keine Rückſicht mehr kannte; eine dichte Maſſe, durch ihre Menge unwiderſtehlich, drängte ſich durch die engen Straßen, und wälzte ſich, von den über ihren Häuptern zuſammenſchlagenden Flammen beleuchtet, wie ein Strom ſchwarzer Lava durch die Thore.

Wir wandten uns und verſuchten, durch die Gärten eines der Landhäuſer, die beim palatiniſchen Berge an der Stadtmauer lagen, in die Stadt zu kommen. Alle waren verlaſſen, und nach einigen gefährlichen Sprüngen über die brennenden Ruinen waren wir in den Straßen. Das Feuer war auf dem Palatinus ausgebrochen, und heißer Dampf, der uns einhüllte und beinahe blendete, lag dicht, wie die Nacht, auf den Trümmern der Luſthäuſer und Pallaſte: aber mein gewandter, erfahrener Führer geleitete mich weiter. Vergebens beſtand ich darauf, er ſollte mir den Zweck dieſer Querzüge angeben. Er drückte die Hand auf ſein Herz zur Verſicherung ſeiner redlichen Abſichten und eilte weiter.

Wir kamen jetzt an einer langen Reihe hoher Gebäude vorüber, die der Zeit zu trotzen ſchienen. Ein plötzliches Angſtgeſchrei erſchreckte mich: über dem Gebäude ſchlugen die Flammen zuſammen; brennendes Seilwerk, Segeltücher, und eine Menge brennbarer Stoffe flogen über unſern Häuptern in der Luft. Dann folgte ein Getöſe, wie ich bisher noch keines vernommen, ein furchtbares Gemiſch von Heulen, Angſtgeſchrei und Stöhnen. Die Flammen wälzten ſich die enge Straße vor uns herab, und machten den Durchgang beinahe unmöglich. Während wir zögerten, hob ſich wie durch einen Erdſtoß ein Theil des Gebäudes, und fiel zum Glücke für uns nach innen. Jetzt lag das ganze furchtbare Schauſpiel vor uns; das große Amphitheater des Statilius Taurus war in Brand gerathen, und die Bühne mit ihren brennbaren Geräthſchaften ſtand in Feuer. Die Flammen wälzten ſich die ſiebzigtauſend Sitze hinan, die von unten bis zum Giebel ſich erhoben. Endlich verjagte ein Windſtoß den Rauch und wir ſahen den Grund des furchtbaren Geſchreis. Die wilden Thiere, die man zu den Kampfſpielen aufbewahrte, waren aus ihren Käfigen gebrochen. Durch den Schrecken und den Schmerz wüthend gemacht waren Löwen, Tiger, Panther, Wölfe, ganze Heerden der Ungeheuer Indiens und Afrikas vom Feuer umzingelt: ſie rannten heulend in dem Circus umher, machten verzweifelte Sprünge durch das Feuer, ſtürzten zurück, warfen ſich auf einander und ſtarben halb verbrannt und in Blut gebadet.

Ich blickte ängſtlich umher, um zu ſehen, ob kein menſchliches Weſen ſich im Gebäude befinde. Zu meiner großen Beruhigung ſah ich Niemand. Die Wärter hatten ſich zuvor geflüchtet. Als ich meine Freude darüber ausdrückte, ſtieß mein Führer einen Schrei aus, der erſte Laut, den ich von ihm hörte. Er deutete auf die entgegengeſetzte Seite des Amphitheaters: dort ſaß ein Mann, der ſich entweder nicht hatte retten können oder ſterben wollte. Zu entkommen war jetzt unmöglich. Mit der Ruhe der Verzweiflung ſaß er auf ſeinem Leichenſteine: es war ein rieſiger, äthiopiſcher Sclave, völlig nackt. Wie zum Spott gegen den kaiſerlichen Thron hatte er dieſen Ort gewählt. Ueber ihm und um ihn brannte das Feuer, und unter dieſem Gezelte blickte er, ohne eine Muskel zu rühren, auf den Kampf der wilden Thiere hinab. Ich vermochte es nicht, dieſen Anblick länger zu ertragen, und wir eilten wieder in die langen verwickelten Straßen der Stadt. Als wir an das Ende einer derſelben angelangten, wurde plötzlich der Himmel über uns erhellt, und durch Erfahrung vorſichtig gemacht, rief ich meinem Begleiter zu, er ſollte umkehren. Er aber deutete nach hinten und zeigte mir, wie die Flamme die Häuſer ergriffen hatte, an denen wir ſo eben vorübergekommen waren. Ich folgte. Eine Menſchenmenge, die aus der angrenzenden Straße herbeiſtrömte, ſchnitt uns den Weg ab. Hunderte ſtiegen ſchnell auf die Häuſer vorn, in der Hoffnung, wenn ſie ſie einriſſen, das Feuer löſchen zu können. Jetzt ſahen wir den Grund der Helle — entſetzliches Schauſpiel! — Das große Gefängniß ſtand in Flammen. Nie kann ich vergeſſen, was ich hier ſah und hörte, die Angſt, den hoffnungsloſen Kampf, die Wuth und Verzweiflung. Die Kerkermeiſter hatten fliehen müſſen, ehe ſie die Feſſeln löſen und die Zellen der Gefangenen aufſchließen konnten. Wir ſahen die ausgehungerten, verzweifelten Unglücklichen ſich an die Gitter anklammern und vergeblich um Hülfe flehen. Sie verſuchten die maſſiven Steine auszureißen; Einige rangen die Hände, Andere beſchworen die entſetzten Zuſchauer bei Allem, was dem Menſchen heilig iſt, ſie zu retten. Einige machten ihrer Verzweiflung durch Verwünſchungen Luft, die das Gefühl empörten; Andere rannten nach vielfältigen Verſuchen, auszubrechen, mit dem Kopf gegen die Mauern, oder erſtachen ſich. Ehe ich mich durch die Menge drängen konnte, ſtieg ein Wirbel glühender Aſche aus dem einſtürzenden Dache auf, die Mauern fielen in einander und das Gefängniß mit ſeinen unglücklichen Bewohnern war eine Ruine.

Während ich durch die Anſtrengung und den traurigen Anblick erſchöpft war, ſchien das ſeltſame Weſen, das mich begleitete, durchaus nicht ermüdet. Er ſprang durch die brennenden Ruinen; er ſtürzte ſich in den ſchweflichten Dampf: er verlor nie die zuerſt genommene Richtung, und wenn er auch oft umkehren mußte, ſo verfolgte er doch immer wieder ſeinen Weg. Mir wäre es ſchwerer geworden, ans Thor zurück zu kehren, als vorwärts zu eilen, und ich folgte daher meinem Begleiter. Stehen zu bleiben und weiter zu gehen war gleich gefährlich. Die Straßen waren ungeachtet der von Auguſt getroffenen Verbeſſerungen kaum breiter als die kleinen italieniſchen Karren, die ſie durchkreuzten. Sie waren krumm, lang und hatten alle Unbequemlichkeiten einer ſchnell gebauten Stadt. Die Häuſer waren ungeheuer hoch, größtentheils aus Holz gebaut, viele mit Strohdächern, und alle mit Pech überzogen. Es iſt ein wahres Wunder, daß die Stadt, ſeit ſie wieder aufgebaut wurde, nicht jedes Jahr brannte.

Wir ſahen auf unſerem Wege das Elend und ſchändliche Freude in ihren mannigfaltigen, furchtbaren Geſtalten. Gruppen betrachteten noch klagend die Trümmer ihrer Habe, die in Rauch und

Feuer aufgingen; Andere plünderten, von Flammen umgeben; Banden von entkommenen Verbrechern und Mördern, die ſich des allgemeinen Unglücks freuten, tanzten und tranken mit bacchantiſchem Gelärm; Räuber erdolchten die Fliehenden, um ſie ihrer letzten Habe zu berauben. Rache, Habſucht, Verzweiflung wütheten; entlarvte Teufel, das Unglück, das über das ſchuldige, blutbedeckte Reich gekommen war, noch zu erhöhen.

Noch eilten wir weiter; aber unſere abgematteten Pferde ſanken unter uns zuſammen und ſo ſetzten wir unſern Weg zu Fuße fort. Die Luft war bisher ruhig geweſen: aber jetzt begann ein Sturm ſich zu erheben, Donner rollten: ein Ungewitter war im Anzug. Wir hatten ein vom Feuer verſchont gebliebenes Quartier der Stadt erreicht, und uns an den Pallaſt eines Patriziers hinaufgearbeitet, als ein feuriger Stral am Himmelsgewölbe hinfuhr. Das Ungewitter war völlig ausgebrochen: die öffentlichen Vorrathshäuſer für Holz, Seilwerk, Theer und Oel im Thale zwiſchen dem cöliſchen und palatiniſchen Berge hatten endlich Feuer gefangen. Alles Bisherige war gegen dieſen Brand unbedeutend zu nennen. Der Sturm riß die Dächer ab und trug ſie wie ſchwimmende Feuerinſeln durch die Luft. Die entfernteſten Quartiere, auf die ſie herabfielen, waren plötzlich in Flammen gehüllt. Eine breite Maſſe fiel aus unermeßlicher Höhe auf den Pallaſt vor uns herab. Ein Schrei des Entſetzens ließ ſich innen vernehmen. Die Thore flogen auf und eine Menge Diener und Perſonen beider Geſchlechter, feſtlich gekleidet, ſtürzten hinaus in die Straßen. Der Pallaſt ſtand in Flammen. Jetzt erſt verlor mein Führer die Beſonnenheit. Er ſchwankte auf mich zu, als hätte ein Pfeil ſeine Bruſt durchbohrt. Ich erfaßte ihn, ehe er fiel; aber ſein Haupt ſank, ſeine Kniee brachen und ſeine bleichen Lippen wimmerten unverſtändliche Laute. Ich konnte nur die Worte unterſcheiden: „Dahin, dahin auf ewig!"

Die Flammen hatten bereits die Hauptſtockwerke des Pallaſtes ergriffen, und die Rauchwolken, die aus jedem Fenſter und jeder Thüre drangen, machten den Verſuch, die noch innen Befindlichen zu retten, äußerſt gefährlich. Aber ſchnell wurden Leitern angelegt, und die Diener waren ſehr geſchäftig, bis man glaubte, Alle ſeyen gerettet, und das Gebäude den Flammen überließ.

Mein Führer lag betäubt am Boden, als plötzlich ein Angſtruf ſich vernehmen ließ und man eine Geſtalt in feſtlichem Gewande und einen Roſenkranz um das Haupt geſchlungen — ein ſeltſames Widerſpiel gegen ihre furchtbare Lage — in den oberen Theilen des Gebäudes von Fenſter zu Fenſter fliehen ſah. Sie war, wie man glaubte, beim erſten Schrecken in Ohnmacht geſunken und vergeſſen worden. Die Höhe, die gewaltigen Flammen, die jetzt allen Widerſtand vergeblich machten, die Rauchwolken, die jeden erſtickten, der ſich näherte, ließen es als unmöglich erſcheinen, die Unglücklichen zu retten.

Ich ſchauderte bei dieſem ſchrecklichen Anblicke. Ich ſah mich nach meinem Gefährten um; er lag in namenloſer Angſt auf den Knieen und hatte die Hände zum Himmel erhoben. Noch ein Angſtruf, ſchrecklicher als zuvor, ward vernommen. Ich nahm eine Axt von einem der Diener, eine Leiter von einem andern, und ſtieg, von Hoffnung, Furcht und Mitleiden getrieben, an der brennenden Wand hinan. Ein Freudengeſchrei von unten begleitete mich. Ich ſtieg in das erſte Fenſter, das ich erreichen konnte; Alles vor mir war in dichten Qualm gehüllt: ich eilte weiter, ſtrauchelte über Geräthe und Trümmer aller Art, fiel, erhob mich wieder, und verfolgte, die Axt in der Hand, meinen Weg. Endlich erreichte ich den Speiſeſaal; die Geſtalt war verſchwunden. Ein Aberglaube aus meiner Kindheit, der Gedanke, daß ein böſer Geiſt mich an dieſe Stätte des Verderbens gelockt haben könnte, kam plötzlich über mich. Ich blieb ſtehen, um mich zu ſammeln. Ich lehnte mich an einen Pfeiler; er war heiß. Der Boden krachte unter meinen Tritten, die Wände wankten; unten kniſterte die Flamme; über mir heulte der Sturmwind, rollte der Donner.

Ich war fieberiſch aufgeregt. Die großen goldenen Lampen, die noch brannten, die langen Tafeln, auf denen noch die koſtbarſten Geräthe prangten, die umhergeworfenen tyriſchen Polſter, der ſcharlachene Traghimmel, der ſich über die ganze Reihe der Tiſche hinzog, aber bei der verwirrten Flucht theilweiſe zerriſſen war, — Alles erſchien mir in furchtbarem Glanze. Schon drang der Rauch durch die Spalten des Fußbodens; meine Kleider rochen brandig: eine dichte Rauch-Wolke ſchlang ſich langſam um das Ruhebett, das oben an der Tafel ſtand.

Ein leiſes Stöhnen weckte mich aus meinem Sinnen; ich hörte die Stimme einer Verzweifelten; ich vernahm die gebrochenen Worte: „O bittere Frucht des Ungehorſams! — O meine Mutter! ſoll ich Dein Angeſicht nimmer wieder ſehen? — Für Ein Vergehen dieſe Strafe! — Ewige Barmherzigkeit! nimm die Sünde von mir, laß meinen Geiſt rein zu Dir ſich erheben! — Lebt wohl, Mutter, Schweſter, Vater, Gatte!“ Bei dem letzten Worte hörte ich einen Fall, als hätte der Geiſt den Körper verlaſſen.

Ich ſtürzte dem Orte zu, woher die Worte gekommen waren: aber ich ſtieß nur gegen die dichte Wand. „Schreckliche Täuſchung!“ rief ich; „bin ich wahnſinnig oder den Mächten der Finſterniß anheim gefallen?“ Ich riß die Wandbekleidung hinweg — eine Thüre war vor mir. Mit einem Schlage der Art zerſchmetterte ich ſie und ſah bewußtlos auf den Boden geſtreckt — Salome.

Ich nahm mein Kind in meine Arme; ich badete ihr Geſicht mit meinen Thränen; ich bat ſie, die Augen aufzuſchlagen, ein Zeichen des Lebens von ſich zu geben und von meinem brechenden Herzen Vergebung zu empfangen. Aber ſie blickte nicht auf, antwortete nicht, athmete nicht. Um einen letzten Verſuch zu machen, ſie wieder ins Leben zu rufen, trug ich ſie in den Speiſeſaal: aber das Feuer hatte ſich dorthin einen Weg gebahnt: der Wind hatte die Flammen in die langen Gänge geworfen, und der Schein des Feuers, der durch die Thüre fiel, ließ mich errathen, daß bald der ganze Pallaſt einſtürzen müßte.

Ich trug meine unglückliche Tochter an das Fenſter; aber die Höhe war zu groß; durch die Rauchſäulen konnte man unten meine flehenden Gebärden um Rettung nicht bemerken. Zu Erhöhung meines Jammers kam Salome an der friſchen Luft wieder zum Bewußtſeyn, während ich gehofft hatte, die Ohnmacht werde ſie den Todeskampf nicht fühlen laſſen. Sie athmete, ſchlug die Augen auf und blickte mich an, als erwachte ſie vom Schlafe. Noch hielt ich ſie in meinen Armen; ſie blickte mich wieder an, aber mein wildes, mit Ruß bedecktes Geſicht, mein halbverbranntes Haar und die Axt in meiner Hand erſchreckten ſie. Sie ſtieß einen Schrei aus, eilte von mir weg und warf ſich mitten in die Flamme.

Ich ſtürzte ihr nach und rief ihren Namen. Eine Feuerſäule flackerte zwiſchen uns auf; ich fühlte den Boden einſinken; ein erſtickender Qualm kam mir entgegen; ich ſank hinab.

# Ein und zwanzigſtes Kapitel.

Ich erwachte mit einem Gefühle des Schmerzens in allen meinen Gliedern. Eine weibliche Stimme ſang neben mir leiſe ein Lied. Aber die Vergangenheit war mir wie ein Traum. Unwillkürlich blickte ich wieder nach dem Schlund, in den ich verſunken war, blickte in die Höhe nach den brennenden Balken. Ich ſah nichts als einen Fußboden von Erde und ein niedriges Dach mit getrockneten Trauben und Kräutern. Ich ſtieß einen Schrei aus. Die, welche geſungen hatte, trat auf mich zu; aber ihr Anblick hatte nichts, was die Geſichte einer kranken Einbildungskraft hätte nähren können. Es war ein altes, ausgemergeltes Geſchöpf, freute ſich jedoch gutmüthig, daß ich wieder zu mir gekommen. Dann rief ſie ihren

Gatten, einen ehrwürdigen Juden, deſſen erſte Handlung die war, daß er dem Gotte Israel's für die Rettung eines Hauptes ſeiner Nation ſeinen Dank darbrachte.

Auf meine Fragen aber nach dem Schickſal meines Kindes wußte er keine Antwort zu geben; er hatte mich unter den Ruinen des Pallaſts der Aemilius gefunden, wohin er mit vielen ſeiner Landsleute gegangen war, um die Geräthſchaften aufzuleſen, die etwa von den Flammen verſchont geblieben wären. Ich war neben einer Waſſerleitung, die das Feuer in ihrer Nähe löſchte, herabgefallen und war noch athmend gefunden worden. Drei Tage lag ich ohne Bewußtſeyn.

Der Jude ging jetzt hinaus, und kam mit einigen Aelteſten unſeres Volkes zurück, die ungeachtet des Befehls des Kaiſers Claudius in der Verborgenheit in Rom lebten. Ich wurde in ihr Verſammlungshaus gebracht, das unter Bäumen und Weinbergen außerhalb des Thores verſteckt lag, und mit der größten Sorgfalt gepflegt. Aber die Wunden meines Gemüthes vermochten ſie nicht zu heilen; über den Hauptgegenſtand meines Kummers, das Schickſal meiner Salome konnte ich keine Beruhigung erhalten. Ich wandelte am Pallaſte hin; er war ein Aſchenhaufen. Schon Hunderte hatten die Ruinen durchwühlt; aber von ihr, die mir theurer war, als ein Goldberg, konnte ich keine Spur entdecken.

Sechs Tage währte der Brand, und mit jedem Tage entſtanden neue, entſetzliche Gerüchte über den Urſprung des Feuers. Von den vierzehn Quartieren Roms waren nur noch vier übrig. Tauſende hatten das Leben verloren, Unzählige waren unglücklich geworden; das ganze Reich hatte der Schlag erſchüttert.

Die Furcht macht den Einzelnen ſchwach, aber die Menge wüthend. Alles ſchrie nach Rache. Großes, allgemeines Unglück gibt Gelegenheit zu Befriedigung der Leidenſchaften und des Partheihaſſes, und die grauſamſten Opfer der Selbſtſucht werden unter dem Namen der Wiedervergeltung gerechtfertigt.

Das ganze Ungewitter aber entlud ſich auf die Chriſten, die damals zu neu waren, um ſich in der Meinung des Volkes zu befeſtigen, zu arm, um auf mächtige Beſchützer rechnen zu können, und zu gewiſſenhaft, um ihre Verachtung gegen die herrſchende Politik und Religion zu verbergen. Der Kaiſer, die Prieſter und das Volk waren gegen ſie, und ſie wurden zum Opfer auserſehen. Auch ich fühlte mich zum Haſſe gereizt. Wo war ich? In der Verbannung, in verzweifelter Lage. Ich war meiner Heimath entriſſen, meines Kindes beraubt und unglücklich durch die Furcht, Abtrünnige in meiner Familie zu zählen; und von wem kam alles dieß Uebel? Ich haßte den bloßen Namen Chriſt. Ich hörte von der Rache, die man nehmen wollte, und nannte es Gerechtigkeit. Ich ſah die fernen Scheiterhaufen, welche die Chriſten verzehrten, und berechnete, um wie viele die Zahl der Schuldigen jede Nacht abnehme. Durch den Anblick der Grauſamkeit wird der Menſch grauſam, und wenn Tauſende und Hunderttauſende nach Rache ſchrien, wenn aus jedem Auge Wuth blitzte, wenn jede Zunge eine neue Anklage vorbrachte, wenn der Große, der Kleine, der Weiſe, der Unwiſſende wider die Chriſten ſchrien, war da vom Einzelnen Mitleiden zu erwarten mit alſo Beſchuldigten?

In einer dieſer ſchrecklichen Nächte ſah ich vom Giebel des Hauſes hinab auf die Flammen, und in der Mitte der ſchwarzen Trümmer ſah ich die Chriſten an Pfeiler gebunden, von Flammen umgeben, als ich zu einer Berathung hinabberufen wurde. Einer von unſerem Volke war mit einem kaiſerlichen Erlaſſe zurückgekommen, das allen Schuldigen Begnadigung verſprach, wenn ſie einen Chriſten entdeckten. Nicht mit dem Leben eines Hundes hätte ich das meinige erkaufen mögen; aber meine Rettung war für die Sache der Juden von Wichtigkeit, und von allen Seiten wurde ich mit

Gründen für die Klugheit, ja für die Verbindlichkeit beſtärkt, die Freiheit unter allen Bedingungen anzunehmen. Und was ſollte der Preis ſeyn? das Leben von Verbrechern, die längſt ſchon dem Geſetze verfallen waren und jetzt aller Begnadigung ſich verluſtig gemacht hatten. Ich haßte Verzögerung, ich haßte Rom; ich ſehnte mich zurück in mein Vaterland, das keine ſchönere Hoffnung haben konnte, als jetzt. Ein Kundſchafter wurde ausgeſandt. Geld bewirkte bald die Entdeckung einer chriſtlichen Verſammlung; ich erſchien mit meinen Beweiſen vor dem Prätor, und kehrte mit einem kaiſerlichen Begnadigungsbrief zurück, der mir um ſo gerner bewilligt wurde, weil die Verſammlung die Häupter der Ketzer in ſich begriff. Sie wurden feſtgenommen, zum Scheiterhaufen verurtheilt, und ich erhielt Befehl, dabei anweſend zu ſeyn. Die Hinrichtungen fanden in den Gärten des kaiſerlichen Pallaſtes ſtatt, welche Nero dem Volke geöffnet hatte, theils um ſich bei demſelben beliebt zu machen, theils um das Schauſpiel bequem ſehen zu können.

Die Menge war zahllos, und um Alle zugleich zu befriedigen, wurden die Mordbrenner in verſchiedenen Theilen der Gärten hingerichtet. Im Weinberge ſollte ein Theil gekreuzigt, in der Orangerie ein anderer verbrannt, und im Circus wieder Andere von Löwen und Tigern zerriſſen werden; und wenn es dunkel würde, ſo ſollte der ganze Raum durch menſchliche Fackeln, d. h. durch Chriſten erleuchtet werden, die in leinene, mit Pech gefüllte Säcke geſteckt wurden, und ſo von Kopf bis zu Fuß herabbrannten. Ich ſchrack zuſammen; aber zu entkommen war unmöglich. Mit zitterndem Körper mußte ich die Unglücklichen, Männer, Weiber und Kinder, ſehen, wie ſie in die Häute von wilden Thieren genäht von Hunden gejagt und in Stücke geriſſen, wie Greiſe, deren Silberhaar Wilde mitleidig gemacht hätte, gegeißelt, gefoltert und an's Kreuz geſchlagen, und junge, unſchuldige Mädchen auf den Scheiterhaufen geworfen wurden. Und dieß war das Werk von Menſchen, welche in Künſten und Wiſſenſchaften der alten Welt den erſten Rang einnahmen!

Das große Schauſpiel aber wurde für die Zeit vorbereitet, wo die von mir angegebenen Chriſten hingerichtet werden ſollten, und der Kaiſer wollte ſelbſt dabei zugegen ſeyn. Der große Circus war nicht mehr; man hatte aber für die Zwiſchenzeit ein Amphitheater von Raſen errichtet, wo morgens die gewöhnlichen Thierkämpfe ſtatt hatten. Als ich anlangte, war die untere Reihe ſchon von den vornehmſten Römern, Rittern, Patriciern, Senatoren, Kriegstribunen und Conſuln beſetzt; nur der Kaiſer wurde noch erwartet. Ich hatte bei der Sache eine Rolle zu ſpielen, und die Wache trieb die Menge vor mir auseinander und geleitete mich an einen erhabenen Platz, wo meine Nationalkleidung Aller Augen auf mich zog. Ehe ich ankam, waren ſchon mehrere Chriſten hingerichtet worden. Ihre Leichname lagen am Boden, und mitten unter ihnen ſtand der, welcher zunächſt fallen ſollte. Warum? weiß ich nicht; aber nie hat ein menſchliches Weſen ſo tiefen Eindruck auf mich gemacht. Noch jetzt ſteht er vor mir; ich ſehe die Geſtalt, klein, aber doch edel, durch das Alter gebeugt, aber das Geſicht voll Leben, und mit den Zügen geiſtiger Kraft, die Adlernaſe, die kühnen Lippen, das große, rollende Auge; ſelbſt das Haar war dicht und ſchwarz, nur hin und wieder ſchimmerte eine graue Locke durch. Wäre der Schauplatz Athen, und die Zeit die des Demoſthenes geweſen, ich hätte geglaubt, dieſen großen Redner vor mir zu ſehen. Das belebte Geſicht und Geberdenſpiel, die Schnelligkeit, mit der er einen Gedanken ergriff und zu ſeinen Zwecken benützte, und die Kraft ſeiner Beweiſe war ganz demoſtheniſch. Eine gewiſſe Schwäche und Schwierigkeit in der Ausſprache erhöhte noch die Aehnlichkeit, aber ein gewiſſes Etwas in Blick und in den Gedanken verrieth, daß er erhaben über jenem ſtehe.

Er ſprach bereits, als ich den Circus erreichte, und ich kann nur einen Umriß ſeiner Rede geben. Er wies auf die enthaupteten Leichname ringsum und ſprach:

„Warum ſind dieſe meine Brüder geſtorben? Antworte mir, Prieſter von Rom. Welchen Tempel haben ſie geſchändet, welchen Altar umgeſtürzt? Richter von Rom, wann haben ſie die öffentliche Ruhe geſtört? Conſuln, wo traf man ſie im Aufruhr wider die römiſche Hoheit? Volk, Patricier, wer von euch Tauſenden kann dieſen heiligen Todten Erpreſſung, Unreinheit oder Gewalt zur Laſt legen? Wer vermag ihnen etwas aufzubürden, als die Geduld, die Unrecht ertrug ohne Murren, und die Milde, die auf Qualen nur durch Gebete antwortete?"

Er berührte nun das Weſen ſeines Glaubens.

„Stehe ich hier und verlange, daß man mir wegen Meinungen glaube? Nein, wegen Thatſachen. Ich habe geſehen, wie der Kranke geſund, der Lahme gehend, der Blinde ſehend ward durch den bloſen Namen deſſen, den ihr gekreuzigt habt; ich habe geſehen, wie Männer, die zuvor nur ihre Sprache kannten, in den Sprachen aller Völker unter dem Himmel redeten; wie der Schüchterne alle Furcht verlor, wie der Ungelehrte in die Geheimniſſe von göttlichen und menſchlichen Dingen eingeweiht wurde, den Gelehrten beſchämte, dem Stolzen Ehrfurcht einflößte, den Unwiſſenden erleuchtete und vor Königen, vor dem wüthenden Pöbel und im Kerker mit dem unwiderſtehlichen Geiſt der Einſicht, Vernunft und Wahrheit gewaffnet war, die die Gegner verwirrte. Ich habe noch größere Wunder geſehen, wie das Herz wieder geboren wurde, wie der Unreine plötzlich das Laſter abſchwor, der Habſüchtige, der Grauſame, der Gottloſe fromm und treu und ein Anbeter des wahren Gottes im Geiſt und in der Wahrheit wurde. Das ſind Thatſachen, Dinge, die ich geſehen habe, und wer, der ſie geſehen hat, kann läugnen, daß hier der Finger des ewigen Gottes ſey? Ich habe es nicht vermocht, dem göttlichen Geſandten meinen Glauben zu verweigern, durch den und auf deſſen Namen Dinge geſchahen, die menſchliche Kraft überſteigen. So fühlte ich mich durch Thatſachen unwiderſtehlich getrieben, zu glauben, daß Chriſtus von Gott geſendet ſey, und die Lehren anzunehmen, die der Geſandte des Vaters der Lebendigen und der Todten verkündigt. Und ſo ſtehe ich heute vor euch am Schluſſe eines langen Lebens voll Mühe und Gefahren, ein Chriſt.“

Mit ungetheiltem Intereſſe hörte die unermeßliche Menge die von allem redneriſchen Schmuck entkleidete Rede. Dann ſprach er von dem Stifter ſeines Glaubens. „Daß Chriſtus kommen ſollte, wurde tauſend Jahre zuvor verkündet. Vom Beginne ſeiner Sendung lebte er vor den Augen der Menſchen; ſein Leben ſtimmt mit den Weiſſagungen in einer Menge von Umſtänden ein, die ganz außer menſchlicher Kraft liegen. Die jungfräuliche Mutter, die Stadt, in der er geboren war, die Niedrigkeit ſeiner Wiege, die Anbetung, die ihm wurde, ſein ganzes Leben war voraus geſagt. Der Tod, den er ſterben, der Kelch, den er trinken, das Gewand, das ihn kleiden, und das Grabmal, in dem er liegen ſollte, war vorausgeſagt; die Zeit, die er im Grabe bleiben ſollte, ſeine Auferſtehung, ſeine Himmelfahrt, die Sendung des heiligen Geiſtes — Alles war vorausgeſagt, Alles lag außerhalb menſchlichen Verſtändniſſes, menſchlicher Kraft und menſchlichen Gedankens, und Alles iſt in Erfüllung gegangen.

„Dieß Alles war dem Volke bekannt, das am meiſten Betrug zu entdecken verſteht. Kam Chriſtus nach Rom, wo jede neue Religion Anhänger findet und wo alle Anſprüche fruchtlos geltend gemacht werden können, wo ein Betrüger auf Weiſſagungen, die nie beſtanden, ſich berufen und Wunder gethan zu haben ſich rühmen konnte, wo Niemand ſie zu entdecken vermöchte? Nein, er brachte ſein Leben in Judäa zu, um zu ſeiner Milde und Langmuth die unzweideutigſten Beweiſe ſeiner göttlichen Sendung hinzuzufügen. Er berief ſich auf die heiligen Schriften in einem Lande, wo ſie in den Händen des Volkes waren. Seine Wunder verrichtete er vor den Augen einer Prieſterſchaft, die ihn ſtets bewachte. Seine Lehren trug er nicht einer unbekümmerten, gemiſchten Menge, ſondern einem abgeſchloſſenen Geſchlechte vor, das ſich rühmte, im ausſchließenden Beſitze göttlicher Weisheit zu ſeyn."

„Doch was konnten ſie gegen ſein Leben, ſeine Wunder, ſeine Lehre vorbringen? Nichts; fleckenlos iſt die Reinheit ſeines Lebens, nicht zu verkennen ſeine Wundermacht über Menſchen und Natur, die Heiligkeit, Weisheit und Größe ſeiner Anſichten von der Vorſehung, die Wahrheit und Milde ſeiner Lehren. Die einzige Quelle ihres Haſſes war der Stolz irdiſchgeſinnter Gemüther, die einen König erwarteten, wo ſie einen Lehrer finden ſollten. Das einzige, was ſie ihm zur Laſt legten, war ſeine Weiſſagung, daß ihr Tempel und ihr Staat innerhalb eines Menſchenlebens zerſtört werden ſollten. Sie kreuzigten ihn. Er ſtarb mit dem Gebet, daß ſeinen Mördern möchte vergeben werden, und ſein Gebet ward erhört. Er hatte ſich kaum zu ſeinem ewigen Throne aufgeſchwungen, als Tauſende glaubten und Vergebung erlangten. Ihm ſey Preis und Ehre von Ewigkeit zu Ewigkeit!

„Vergleicht ihn mit euren Geſetzgebern. Er faßt den Geiſt aller Geſetze in den einzigen Spruch zuſammen: Thue Andern, was du willſt, daß ſie dir thun. Vergleicht ihn mit euern Prieſtern; er gibt Einen bedeutſamen Gebrauch, der für alle Völker und Zeiten paßt und immer zum Herzen ſpricht; er gibt ein einziges Gebet, das Alles in ſich ſchließt, was der Menſch vernünftigerweiſe von der Gottheit erflehen kann. Vergleicht ihn mit euren Sittenlehrern: er legt den Grund der Tugend in die Liebe zu Gott. Vergleicht ihn mit euren Weiſen: er führt ein Leben voll Entbehrung ohne Murren; er ſtirbt einen ſchmerzlichen, ſchimpflichen Tod und ſein letzter Athemzug iſt himmliſche Vergebung! Vergleicht ihn mit euren Eroberern: ohne einen Tropfen Blut zu vergießen hat er bereits Schaaren überwunden, die allen Waffen der Erde widerſtanden hätten, Schaaren hartnäckiger Leidenſchaften und Verkehrtheiten des Menſchen. Seht dieſe glorreichen Todten, mit denen ich vereint ſeyn werde, ehe die Sonne ſinkt. Ja, Märtyrer Gottes, ihr wäre ſeine Beſiegten; und Ach, ihr ſeyd mehr als Sieger durch ihn, der uns geliebt hat und ſich für uns dahin gegeben." Aber ein Triumph wird kommen, herrlich und furchtbar, wo Aller Augen ihn ſchauen werden, und alle Bewohner der Erde wehklagen, ſelbſt die, die ſeine Mörder waren.

„Dann freuet euch, ihr Todten; denn ihr ſollt auferſtehen; ihr ſollt bekleidet werden mit Herrlichkeit; ihr werdet ſeyn wie die Engel, herrlich und mächtig und unſterblich, denn wenn auch die Würmer dieſen Leib zerſtören, ſo werde ich doch in meinem Fleiſch meinen Gott ſehen."

Der Himmel war wolkenlos; die Sonne ſtand ſchon tief, aber warf noch helle Strahlen auf den Schauplatz. Da ſah ich, als ich einen Blick auf den Märtyrer warf, einen Lichtſtral von ſeinem aufwärts gerichteten Geſichte ausgehen, der immer mehr an Glanz zunahm, bis er die Sonne verdunkelte. Alle ſtaunten in ehrfurchtsvoller Scheu; aber der Greis ſchien das Wunder nicht zu gewahren. Er hatte die Hände erhoben und ſein Auge blickte gen Himmel. Die Glorie verbreitete ſich über ſeine Geſtalt, und er ſtand vor uns von einem Schimmer umgeben, deſſen Stralen den ungeheuren Circus erleuchteten. Aber die Flamme war durchſichtig; mit ungeblendetem Auge ſahen wir jeden Zug, und mochte es das Werk meiner aufgeregten Einbildungskraft oder Wirklichkeit ſeyn; ſein Geſicht ſchien ſich verjüngt zu haben. Eine himmliſche Freude, übernatürliche Größe und ätheriſche Schönheit verliehen den Zügen des Greiſes Aehnlichkeit mit den geflügelten Söhnen der Unſterblichkeit.

Er ſprach, und der erſte Ton ſeiner Stimme drang durch alle Herzen, und Alle erhoben ſich von ihren Sitzen.

„Männer und Brüder, es war der Wille Gottes, daß Alle ſollten gerettet werden, Juden und Heiden; denn bei ihm gilt kein Anſehen der Perſon: er iſt der Vater Aller! Das Chriſtenthum iſt kein philoſophiſcher Traum, nicht der Glaube einer Sekte, die wider eine andere ſich erheben will, ſondern ein göttliches Gebot, der Aufruf des Gottes der Götter, daß ihr die Gnade annehmet, die euch angeboten iſt durch den Tod des ewigen Sohnes, die Erſchließung der Thore einer ewigen Welt! Es iſt kein Aufruf zur Uebung unfruchtbarer Tugend, ſondern eine Erklärung wirklicher Belohnung, höher, als des Menſchen Verſtand zu faſſen vermag. Es erhebt den Geiſt des Menſchen, dem um Chriſtus willen vergeben iſt, zum unvergänglichen Beſitz einer wirklichen Gewalt, gegen welche irdiſches Streben nur eitler Dunſt iſt; es bekleidet den Erlöſten mit Allem, was das Auge ergötzen, das Herz erfreuen, den Geiſt erheben kann. Wollt ihr

Könige ſeyn — wollt ihr herrlich ſeyn, wie die Sterne des Himmels — wollt ihr Glück und Hoheit und Kenntniß beſitzen? Bittet um Vergebung eurer Sünden im Namen Jeſu; und ob ihr lebt oder ſterbet, ſo ſoll das Alles euch werden. Was iſt leichter als der Preis? was überſchwinglicher, als die Belohnung? Wer beſchreibt die Schranken des entfeſſelten Geiſtes? über welche Welten der Welten vermag er zu herrſchen? welcher endloſe Aufflug durch neue Reihen von Weſen, da immer einer um ſo viel erhabener iſt über den andern, wie der entfeſſelte Geiſt über den Menſchen!

„König der Könige! Wenn ich während eines langen Lebens für deine Sache gearbeitet habe in Fährlichkeit zu Waſſer, in Fährlichkeit unter den Mördern, in Fährlichkeit unter meinen Landsleuten, in Fährlichkeit unter den Heiden, in Fährlichkeit in den Städten, in Fährlichkeit in der Wüſten, in Fährlichkeit auf dem Meer, in Fährlichkeit unter den falſchen Brüdern, in Mühe und Arbeit, in viel Wachen, in Hunger und Durſt, in Froſt und Blöße — dein allein iſt der Ruhm, dein die Herrlichkeit, der du mich durch Alles geleitet haſt mit ſtarker Hand und ausgeſtrecktem Arme. Jetzt, Herr, der du meinen irdiſchen Leib bekleiden wirſt mit deiner Herrlichkeit, ſey mit deinem Diener in dieſer letzten Stunde! Herr, nimm meinen Geiſt auf, daß, wo du biſt, auch ich bei dir ſey!“

Er ſchwieg; der Glanz verſchwand allmälig von ſeiner Geſtalt; er kniete nieder in den Sand und beugte den Nacken, um den Schlag zu empfangen.

Aber an ein ſolches Weſen die Hand zu legen, ſchien eine Frevelthat. Der Henker wagte nicht vorzutreten. In unwillkürlicher Huldigung ſaßen die Zuſchauer ſprachlos: kein Wort, keine Gebärde brach die Stille. Endlich erklangen in der Ferne Hörner und Trompeten; Reiter eilten heran, und verkündigten den Kaiſer, und Nero, als ſiegreicher Wagenlenker gekleidet, fuhr auf den Kampfplatz. Der Chriſt hatte ſich erhoben, und erwartete, die Hände vor die Bruſt gefaltet, den Tod. Nero warf dem Henker über ſeine Langſamkeit eine Verwünſchung zu: das Beil ſchwirrte im Kreiſe und als ich wieder hinſah, lag der Greis neben ſeinen Brüdern.

Ich hatte ihn geopfert! Mein Innerſtes war erſchüttert. Ich wäre geflohen von dieſer Stätte des Todes. Aber noch mehr meiner Opfer waren zu ſchlachten und ich ſollte ſie alle ſterben ſehen.

Mit der Ankunft des Kaiſers nahm das Kampfſpiel ſeinen Anfang. Er nahm ſeinen Platz unter dem kaiſerlichen Gezelte. Die Leichen wurden entfernt, Wohlgerüche verbreitet, und Roſenwaſſer aus ſilbernen Röhren über die erſchöpfte Menge ausgegoſſen. Die Muſik ertönte wieder, Weihrauch brannte, und unter dieſen Vorbereitungen begann der furchtbare Löwenkampf.

Eine Thüre ging auf, und der Kämpfer, einen Mantel über ſein Geſicht und ſeine Geſtalt gezogen, wurde, von Wachen umgeben, hereingeführt. Bei dieſem Anblick brüllte der Löwe und ſprang gegen die Gitter ſeines Käfigs. Die Wache gab dem Chriſten Schwert und Schild in die Hand und verließ ihn. Er ſchlug den Mantel aus einander, und betrachtete langſam und mit feſtem Blick die Verſammlung. Sein ſchönes Geſicht und ſeine edle Haltung veranlaßten einen allgemeinen Ausruf der Bewunderung. Endlich traf ſein Blick den meinigen; durfte ich meinen Sinnen trauen! — Es war Conſtantius.

All mein Groll war verſchwunden. Vor einer Stunde noch hätte ich dem Verräther das Herz durchbohren und die Rache des Himmels über den Verderber meines Kindes herab erflehen können. Aber ihn rettungslos verurtheilt zu ſehen, ihn, den ich um ſeiner edlen Eigenſchaften geehrt, den ich ſelbſt geliebt hatte, deſſen Verbrechen nur das war, daß er der ſtärkſten Verſuchung, die das menſchliche Herz zu locken vermag, nachgab; ſeine edle Geſtalt vor meinen Augen in Stücke zerreißen zu ſehen, und dieß Alles durch mich — ich hätte Himmel und Erde beſchworen, ihn zu retten, aber die Zunge klebte mir am Gaumen; meine Glieder waren regungslos. Ich hätte mich Nero zu Füßen geworfen; aber ich ſaß wie ein Marmorbild bleich und ſtarr; meine Pulſe ſtockten, nur mein Auge lebte.

Der Zwinger ging auf, und in gewaltigem Sprung ſtürzte der Löwe brüllend herein. Ich ſah das Schwert in der Luft blitzen: als er es wieder ſchwang, war es mit Blut gefärbt. Ein Geheul verrieth, daß der Hieb tief gegangen war. Der Löwe, einer der größten Numidiens, durch Durſt und Hunger wüthend gemacht, ein Thier von furchtbarer Stärke, legte ſich einen Augenblick nieder, als wollte er ſeiner Beute ſicher werden, und ſprang dann ſeinem Opfer an die Kehle. Er erhielt eine zweite Wunde, aber ſein Sprung war unwiderſtehlich und Conſtantius ſtürzte zu Boden. Ein Schrei des Entſetzens lief durch die Verſammlung. Jetzt galt es Leben oder Tod. Sie wälzten ſich über einander. Der Löwe erhob ſich auf die Hinterfüße und ſtürzte ſich, die Zähne fletſchend, und mit ausgeſtreckten Krallen auf ihn; ſie hoben ſich wieder mit einander. Jetzt hatte die Angſt ihre höchſte Höhe erreicht. In blutigen Kreiſen ſchwang der Kämpfer ſein Schwert. Wieder fielen ſie nieder, mit Blut und Staub bedeckt. Conſtantius hatte die Mähne des Löwen gefaßt und die wüthenden Sprünge des Ungeheuers vermochten ihn nicht abzuſchütteln; aber ſeine Kraft nahm ſichtbar ab: er führte noch gewaltige Streiche, aber ſie wurden immer ſchwächer, bis er, ſeine ganze Kraft aufbietend, das Schwert dem Löwen in die Kehle ſtieß und niederſank. Das Thier brüllte und ſtürzte heulend über den Kampfplatz hin. Aber noch hatte die Hand die Mähne gefaßt und der Sieger wurde durch den Staub geſchleppt. Ein allgemeines Geſchrei erhob ſich jetzt, daß man ihn retten ſolle, wenn er nicht bereits todt wäre. Aber der Löwe, obgleich aus allen Adern blutend, war noch zu furchtbar, und keiner wagte, es zu verſuchen. Endlich ließ Conſtantins Hand nach und er lag regungslos am Boden.

Was in den folgenden Augenblicken geſchah, weiß ich nicht. Es entſtand ein Gedräng am Portale. Eine Frau bahnte ſich einen Weg durch die Wachen, ſtürzte herein und warf ſich auf das Opfer. Der Anblick einer neuen Beute gab dem Löwen neue Kraft: er warf mit ſeinen Krallen den Staub in die Höhe; er peitſchte ſeinen blutenden Leib mit ſeinem Schweife, und ſeine Mähne ſträubte ſich; aber nicht mehr mit einem Satze näherte er ſich: er fürchtete das Schwert, beroch das Blut im Sande und zog immer engere Kreiſe um den Gefallenen.

Die Bewegung in der Verſammlung wurde immer ſtärker. Unzählige Stimmen verlangten, daß er gerettet würde. Frauen weinten und ſanken bewußtlos nieder. Die Männer äußerten laut ihren Unwillen über dieſe Grauſamkeit. Selbſt der hartherzige Pöbel, an das Morden gewöhnt, war erweicht; die Wachen ſtanden bereit und warteten nur auf ein Zeichen vom Kaiſer; aber Nero gab keines.

Ich blickte dem Weibe ins Geſicht; es war Salome! Ich ſprang auf; ich rief ſie bei Namen; ich beſchwor ſie bei Allem, von dieſer Stätte des Unglücks zu fliehen, in meine Arme zu eilen, den Schmerz Aller, die ſie lieben, zu bedenken.

Sie hatte Conſtantius Haupt in ihren Schoos gelegt und wiſchte ſein bleiches Geſicht mit ihrem Haare. Als ſie meine Stimme vernahm, blickte ſie auf, ſchlug ruhig die Locken zurück und blickte auf mich. Noch kniete ſie; mit der einen Hand hielt ſie das Haupt, mit der andern deutete ſie auf daſſelbe als ihre einzige Antwort. Wieder beſchwor ich ſie. Unter den Tauſenden ringsum herrſchte Todesſtille. Ein Feuer flammte in ihrem Auge; ihre Wange brannte.

„Ich bin gekommen, zu ſterben,“ ſprach ſie mit erhobener Stimme. „Dieſer blutende Leichnam war mein Gatte; ich habe keinen Vater. Dieſer Leichnam iſt meine Welt. Doch," fuhr ſie fort und küßte ſeine bleichen Lippen, „doch, mein Conſtantius, um dieſen Vater zu retten, ſcheute Dein edles Herz die Gefahr dieſer Wunde nicht. Ihn aus der Hand des Böſen zu retten, verließeſt du deine ruhige Heimath. Ja, grauſamer Vater, hier liegt der Edle, der Deinen Kerker öffnete, der dich wohlbehalten durch den Brand geleitete, der bis zum letzten Augenblicke ſeiner Freiheit nur darauf bedacht war, dich zu ſchützen." Endlich ſtürzte ein Thränenſtrom aus ihren Augen. „Aber," fuhr ſie in wildem Tone fort, „er wurde verrathen, und möge der, deſſen Blitze die Sache ſeines Volkes rächen, gerechte Vergeltung über das Haupt deſſen kommen laſſen, der —"

Ich hörte, wie mein Kind den Fluch über mich ſprechen wollte. Verzweifelnd raufte ich mir die Haare, ſprang über die Schranken und ſtürzte mich auf den Kampfplatz. Die Höhe betäubte mich; ich wankte einige Schritte vorwärts und fiel nieder. Mit einem Gebrüll warf ſich der Löwe auf mich: ich lag hülflos unter ihm. Ich fühlte ſeinen brennenden Athem — ich ſah ſein lüſternes Auge flammen — ich hörte ſeine weißen Zähne knirſchen —

Ein Freudengeſchrei erhob ſich: ich ſah ihn taumeln, als wäre er getroffen: Blut ſtrömte aus ſeinem Rachen. Noch einen Stoß erhielt er durch ſeinem früheren Sittengemälde „der Jude“ gethan hat.

Druck und Papier des Werks ſind von der Art, daß es ſich mit dem ſchönſten typographiſchen Product des Auslandes meſſen darf.

# Der Jude.

## Deutſches Sittengemälde
## aus der erſten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts.

Von

## C. Spindler.

3 Bände. 12. elegant broſchirt.

Wir übergeben mit großem Vergnügen der deutſchen Leſewelt das vortreffliche Werk des Herrn Verfaſſers, der durch ſeine früheren Romane ſchon die Liebe des Publikums ſich erworben hat. Hohes Intereſſe einer weit verzweigten Handlung, Originalität in der Ausführung — eine umfaſſende treue Schilderung des mittelalterlichen Lebens und Seyns, wie des Judenthums jener Zeit, überraſchende Situationen und Charaktere, Sprache und Zugehör ſind ſo wahr und lebendig geſchildert, daß wir mit Recht dieſen Roman den beſten unſeres Volkes an die Seite ſetzen zu dürfen glauben.

# Kettenlieder.

Von C. Spindler.

Drei Theile. gr. 12. eleg. broſch.

Der Verfaſſer des „Baſtards“, des „Juden,“ des „Jeſuiten“ u. ſ. w. gibt hier eine Sammlung ſeiner zerſtreuten Erzählungen. Wer ihn aus ſeinen größern Dichtungen kennt und liebgewonnen hat, wird in dieſen theils ernſten, theils heitern Zeichnungen, jenes reiche Leben, jene treffliche Charakterzeichnung der Zeit und der Perſonen, welche ſeine größern Werke zu den trefflichſten Erzeugniſſen unſerer ſchöngeiſtigen Literatur ſtempeln, wieder finden, und ihn auch in dieſer neuen Sphäre ſeines Talents, als einen Liebling der Leſewelt, begrüßen.

## Dritter Theil
der
## Mittheilungen
aus den
# Memoiren des Satan.
Enthält:
**der Teufel in München und der gefallene Engel.**
Phantaſie und Erzählung,
begründet
**im Leben der neueſten Zeit.**
Fortgeſetzt und herausgegeben
von
**Wit, genannt von Dörring.**

Die zwei erſten Theile dieſes Werkes haben ein ſo unerwartetes, aber nicht unverdientes Glück in der literariſchen Welt gemacht, daß kaum ein Jahr verfloß, als ſchon eine neue Auflage davon nothig wurde. Da der Tod inzwiſchen den erſten Herausgeber von ſeinem thätigen Leben abrief, ſo iſt einiger Stillſtand bei dem Erſcheinen dieſes Bandes eingetreten, doch konnte dieß dem Werke nur von großem Gewinn ſeyn, indem wir in Herrn Wit genannt von Dörring einen ſo genialen Fortſetzer erhielten, daß wir verſichern können, man werde dieſen Band mit demſelben bekannten Witz und Geiſt, der die frühern Bände ſchon auszeichnete, geſchrieben finden, und verweiſen daher auf das Werk ſelbſt, das zu ſeiner Empfehlung nichts weiter bedarf, als daß man ſolches lieſt.

---

# Deutſchland
oder
## Briefe eines in Deutſchland reiſenden Deutſchen.
4 Bde. gr. 8. 200 Bogen ſtark.

Große Unbefangenheit, richtige Beobachtungsgabe, ſtrenge Wahrheitsliebe und geſundes Urtheil ſind die Hauptvorzüge, wodurch ſich dieſes Werk als Reiſebeſchreibung auszeichnet. Dabei verbindet der Verfaſſer mit der Erfahrung des gereiften Alters, die ihn überall treffende Reflexionen einmiſchen läßt, jugendliche Begeiſterung für die Schönheiten der Natur, und weiß durch ſeinen köſtlichen Humor dem Ganzen eine Würze zu geben, welche die Aufmerkſamkeit des Leſers durchaus in angenehmer Spannung erhält. Auch iſt es ihm gelungen, das Volksleben in ſeinen verſchiedenen Nüancen richtig aufzufaſſen und darzuſtellen und zugleich vieles Beachtungswerthe für den Sprachforſcher beizubringen und wir haben die Stimmen achtbarer Gelehrten, in öffentlichen Blättern niedergelegt, für uns, wenn wir dem Verfaſſer Genialität zuſprechen, und ſein Werk als einzig in ſeiner Art jedem Gebildeten, der ſein Land nicht nur nach Seelenzahl und Quadratmeilen, ſondern nach Intelligenz und Volksthum kennen lernen will, empfehlen.

---

### Die

## Verſchwörung in München.

### Eine Gallerie der intereſſanteſten Liebſchaften galanter Herren und lüſterner Damen; den Liebenden aus allen Ständen geöffnet.

Von

**Friedrich Wilhelm Bruckbräu.**

**2 Bde. gr. 12. elegant broſchirt.**

Schon als Original-Werk, das gegen die bisher in ihrer Art einzigen Memoiren der Franzoſen — und wie wir glauben, nicht ohne gegründete Hoffnung auf die ihm zuzuerkennende Meiſterſchaft in die Schranken tritt, müßte der vorliegende Novellen-Cyclus die Aufmerkſamkeit des Literaturfreundes auf ſich lenken. Dabei aber ſind leichte, fließende Darſtellung, treffender Witz, gewinnendes Raiſonnement, anziehende Verwicklung und Löſung des geſchichtlichen Fadens, und kräftige Zeichnung gut erfundener und gut gehaltener Charactere dem Leſer gewiß eine willkommene Zugabe.

Die Hauptingredienz aber, die dem Ganzen das höchſte Intereſſe verleiht, iſt die tiefe, auf der Hochſchule der Liebe gewonnene Kenntniß des weiblichen Herzens, wodurch der Verfaſſer beurkundet, daß er den Schlüſſel zu dieſem Labyrinthe gefunden hat, und daß jener Satz: „des Weibes Herz iſt ein unergründlich Ding" — durchaus kein Axiom ſey.

---

# Chronik von Canongate

von

## Sir Walter Scott.

A. d. Engliſchen.

2 Bände. gr. 12. broſchirt. 1828.

Hat dieſes Werk an ſich ſchon deßwegen ungemein viel Anziehendes, weil der Dichter hier ſeine ganze Kunſt entfaltet, auch Stoffe, die zu den untergeordneten gehören, mit ſolcher Wahrheit und Treue zu bearbeiten, daß ſie die Aufmerkſamkeit feſſeln müſſen, ſo wird es dadurch unſchätzbar, daß der große Unbekannte hier über ſeine Lebensverhältniſſe und ſein Schriftſtellerthum Aufſchlüſſe giebt, die er der gerechten Neugierde des Publicums nicht länger vorenthalten zu dürfen glaubt.

---

# Erzählungen eines Großvaters

aus der

ſchottiſchen Geſchichte

von

## Sir Walter Scott.

Aus dem Engliſchen.

gr. 12. 3 Bände. broſchirt.

Wer hier froſtige Erzählungen von einem griesgrämigen Alten, angethan mit ſtattlichem Schlafrock am winterlichen Kaminfeuer vorgetragen erwartet, würde ſich gewaltig täuſchen; im Gegentheile ſind es Skizzen aus der Geſchichte Schottlands, die aus den intereſſanten Partien dieſer entlehnt und deren Umriſſe mit feſter Hand gezeichnet ſind, welche wohl verrath, daß jener Geiſt noch nicht gealtert iſt, der „Waverley" ſchuf.

## Das ſchöne Mädchen von Perth.

Von

### Sir Walter Scott.

Aus dem Engliſchen.

gr. 12. drei Bände, broſchirt.

Wenn man angefangen hat, gegen die Schöpfungen des Genius, dem langſt ſchon und mit Recht unter den Romantikern unſerer Zeit die Meiſterſchaft zuerkannt worden iſt, gleichgultiger zu werden und zwar wohl nur deßwegen, weil ſie den Reiz der Neuheit mit der Zeit verlieren mußten, ohne darum an innerem Werth abzunehmen, ſo muß dieſes Werk diejenigen, die ſich jener Ungerechtigkeit ſchuldig gemacht haben, gewiß verſtummen machen, denn in der Wahl des Gegenſtandes ſowohl als in der Ausführung deſſelben hat der große Britte die Vorzüge ſeiner bisherigen Dichtungen hier zu vereinigen gewußt, daß wir zuverſichtlich behaupten zu dürfen glauben, dieſes Werk werde eine neue Epoche ſeines Dichterruhmes begründen.

## Lichtenſtein.

Romantiſche Sage
aus der würtemberg'ſchen Geſchichte.

Von

### Wilhelm Hauff.

3 Thle. gr. 12. elegant broſch.

Es möchte für das deutſche Publikum von nicht geringem Intereſſe ſeyn, zu ſehen, wie der Herausgeber der ſo großes Aufſehen erregenden „Memoiren des Satan", der Verfaſſer des witzigen „Mannes im Monde", einen hiſtoriſchen Stoff zu einem

Roman benützte. Wir glauben sagen zu dürfen, daß dieſer Roman, indem er ſich in der vaterländiſchen Geſchichte, auf vaterländiſchem Boden bewegt, indem er geſchichtliche Charaktere auf die anziehendſte Weiſe ſchildert, mit Recht den hiſtoriſchen Romanen der neueſten Lieblingsdichter an die Seite geſetzt werden kann und ſich die Liebe des Publikums in einem hohen Grade verdienen wird.

## Novellen

von

**Wilhelm Hauff.**

Drei Bände.

gr. Duodez. elegant broſchirt.

### Inhalt:

1r Thl.: Die Bettlerin von Pont des Arts. — Othello.
2r Thl.: Jud Süß. — Die Sängerin.
3r Thl.: Die letzten Ritter von Marienburg. — Das Bild des Kaiſers.

Wir bieten hier der gebildeten Leſewelt in einem Novellenkranz geflochten, die Erzeugniſſe eines liebenswürdigen Geiſtes, der leider zu frühe für die Poeſie und das Leben durch den Tod entriſſen wurde. — Wer die geſellſchaftlichen Sitten in eleganter, anziehender Form verbunden mit höherer pſychologiſcher Wahrheit und Tiefe geſchildert zu ſehen wünſcht, der wird durch dieſe Lectüre aufs Anziehendſte befriedigt werden und nicht ohne hohen Genuß von dem Werke ſcheiden. Ein ſatyriſcher Brief über die Kunſt, Novellen zu dichten, dient dem erſten Bande zur Einleitung.

---

## Der Mann im Monde,

oder

der Zug des Herzens iſt des Schickſals Stimme.

Von

**H. Clauren.**

2 Theile.

# Phantaſien im Bremer Rathskeller.

## Ein Herbſtgeſchenk für Freunde des Weins.

Von Wilhelm Hauff.

8. geheftet.

So merkwürdig dieſes Büchlein nach Form und Inhalt iſt, ſo ſcheint doch ſein Schickſal beinahe noch glänzender und merkwürdiger zu ſeyn. Selten oder nie geſchah es, daß kritiſche Zeitſchriften ihre Blicke auf Dichtungen warfen, die in Tageblättern geleſen werden; aber kaum las man im Berliner Converſationsblatte dieſe Phantaſien, als ſie auch ſogleich in mehreren Journalen als etwas Außergewöhnliches geſchildert wurden, und es genügt uns anzuführen, was die gediegenen Blätter für literariſche Unterhaltung darüber ausſprechen: „der Verfaſſer habe ſich in dieſen Phantaſien als ächten deutſchen Dichter bewährt.“ Für Freunde des Weins möchten ſie noch eine beſonders angenehme Gabe ſeyn, indem ſie gleich einem ſchönen Geſang, den Genuß eines vollen Bechers erhöhen.

---

# Phantaſien und Skizzen.

Von

## Wilhelm Hauff.

gr. 12. elegant broſchirt.

Dieſe kleine Sammlung, welche aus einem Theile von Wilhelm Hauff's poetiſchem Nachlaſſe und aus einigen in verſchiedenen Zeitſchriften zerſtreuten Aufſätzen von ſeiner Hand zuſammengetragen iſt, ſoll denjenigen, die den jungen Dichter liebgewonnen, ſo lange er unter uns lebte, und denen nach ſeinem zu frühen Tode die frühreifen Früchte ſeines Talents noch theurer geworden ſind, freundlich ſein Andenken zurückrufen. Mögen ſie alle, welchen Hauff als Menſch und Dichter etwas war, bei dieſer Gabe ſeiner in Liebe gedenken!

## Aus dem Leben und den Memoiren
eines
**ehemaligen Galeerenſclaven**
(Vidocq),
welcher,
nachdem er Komödiant, Soldat, Seeoffizier, Räuber, Spieler, Schleichhändler, Galeerenſclave war,
endlich
**Chef der Pariſer Geheimen-Polizei**
unter Napoleon ſowohl, als unter den Bourbonen
bis zum Jahre 1827 wurde.
Aus dem Franzöſiſchen. Acht Bände.
gr. 8. broſchirt.

Dieſe Memoiren ſind eine beiſpielloſe Erſcheinung in den litterariſchen Jahrbüchern Europa's, ein wahrer Schatz von Menſchenkunde, woraus Staatsmänner wie Philoſophen ihre Erfahrungen bereichern können. Man kann ſie mit Recht über alle ſeit zehen Jahren in Europa erſchienenen Memoiren ſtellen.

---

Aus dem
## Leben und den Memoiren
einer
**weiblichen Caſanova,**
wie ſie es ſelbſt in Paris im Jahr 1827 niedergeſchrieben,
oder
**Bekenntniſſe einer ſchönen Frau,**
Erinnerungen, Anekdoten und geheime Liebesgeſchichten von den ausgezeichnetſten Perſonen, welche zur Zeit der franzöſiſchen Republik, des Conſulats und des Kaiſerreichs in Europa
geglänzt haben.
8 Bde.

Nicht leicht hat in Deutſchland ein Werk in neueſter Zeit mehr Aufſehen gemacht, als die

„Memoiren des Caſanova." Wir bieten den Freunden ſolcher Lecture in dieſem Werk ein Seitenſtuck zu dieſen Memoiren dar, indem die Verfaſſerin, aus einer der vornehmſten und reichſten Familien des niederlandiſchen Adels entſproſſen, nicht minder intereſſante Bekenntniſſe und Begebenheiten erzählt, als jener berühmte Abenteurer: dieſe Begebenheiten ſind aber um ſo intereſſanter, da ſolche in unſerer Zeit durchlebt, und namentlich die Helden der Revolution und des franzöſiſchen Kaiſerreichs keine unbedeutende Rolle darin ſpielen. Manner, wie Moreau, Ney, Grouchy, Talma, Talleyrand, und viele Furſten und Diplomatiker, deren Namen man aus dieſem Werke ſelbſt kennen lernen mag, ſchmachteten in den Feſſeln dieſer weiblichen Caſanova, welche mit Anmuth und voll Zauber ihre Verirrungen der Welt erzählt. Neben einer unterhaltenden Lecture hat das Werk noch das Empfehlenswerthe, daß es manche neue Anekdoten und Begebenheiten aus den letzten dreißig Jahren mittheilt, und deßwegen auch als geſchichtlicher Beitrag nicht ohne Intereſſe iſt.

# Die Nordamerikaner,

geſchildert

von

## einem reiſenden Junggeſellen.

Aus dem Engliſchen

des

Amerikaner Cooper.

4 Bändchen. gr. 8. elegant broſchirt.

Wohl hat Amerika ſchon eine lange Reihe von Jahren die Aufmerkſamkeit Europa's auf ſich gelenkt, und dieſe namentlich in den jüngſten Jahrzehenden zur Bewunderung geſteigert. Allein vielleicht eben daher, daß die letztere mehr der Phantaſie angehört, mag es kommen, daß wir uns bisher mit allgemeinen Vorſtellungen begnügt haben, und dieſer weſtliche Theil der Erdkugel uns bisher, wenn wir aufrichtig ſeyn wollen, im Grunde noch ein ziemlich unbekanntes Land geblieben iſt.

Wenn ſich nun aber ein Alcides aufgemacht und die goldenen Aepfel der Erkenntniß aus dieſem Garten der Heſperiden geholt hat, wen ſollte nicht gelüſten, von dieſer geſunden, wenn auch nicht den Gaumen kitzelnden Frucht zu koſten? Und ſetzen wir noch hinzu, daß Cooper, deſſen gewaltiger Geiſt aus allen ſeinen Dichtungen weht, und über deſſen ruhige, beſonnene Beobachtungsgabe und Gewandtheit in der Darſtellung nur Eine Stimme herrſcht, daß Cooper es iſt, der, wie ſonſt der Phantaſie, ſo dießmal dem Verſtande, friſche, kräftige Nahrung reicht, ſo glauben wir Alles geſagt zu haben, was dieſem Werke, dem intereſſanteſten ſeit Amerika's Befreiung, zur Empfehlung dienen kann.

---

## Der Legationsſekretär,

oder

die Kabalen geheimer Katholiken

und

Jeſuiten in Deutſchland.

Eine höchſt merkwürdige

fürſtliche Bekehrungsgeſchichte

des Jahres 1825, worin der Uebertritt des Herzogs und
der Herzogin von Anhalt-Köthen zur katholiſchen Kirche,
die ruſſiſche Verſchwörung u. ſ. w. von einem Jeſuiten
prophezeiht worden.

Aus den Papieren

des

in Paris vergifteten geheimen Legationsſekretär N***
und aus mündlichen und ſchriftlichen Ueberlieferungen.

Herausgegeben

von

Dr. Eichmann.

8. elegant broſchirt.

Während wir in einem Nachbarlande die hierarchiſche Verbindung, die zwei Jahrhunderte lang in der Stille die Höfe beherrſchte, die Wiſſenſchaft leitete und der Abſcheu aller Gutdenkenden war, wieder neu aufleben ſehen, iſt es da wohl nicht an der Zeit, auch auf unſer Vaterland einige forſchende Blicke zu werfen? Wir finden bei dieſer Betrachtung dann leider, daß dieſes Gift von unſern Nachbarn auch uns mitgetheilt worden iſt: wie wichtig muß daher eine Schrift, wie dieſe, ſeyn, welche den innern Zuſammenhang vieler politiſchen Begebenheiten mit religiöſem Fanatismus, die Fäden, womit viele Feinde des Wahren und Rechten in verſchiedenen Ländern und Wirkungskreiſen ſich verknüpfen, welche die Grundſätze und Maximen einer alles, was ſie berührt, vergiftenden Macht nachweist und in ein helles Licht ſetzt. Jedem dem Licht und Recht am Herzen liegt, wird es vom höchſten Intereſſe ſeyn, eine Darſtellung zu finden, wo nicht mehr wie bisher die Macht der Finſterniß gar nicht bemerkt und nur für ein Hirngeſpinſt gehalten worden iſt. In der von uns angezeigten Schrift hat Wahrheit und Begeiſterung für edle Geiſtesfreiheit die Feder geführt, ſo daß wir hoffen, dieſelbe werde keinen kleinen Beitrag zur Aufklärung unſerer jetzigen vielbewegten Zeit abgeben.

* * *

[illegible]

hA

# Der ewige Jude.

Eine
hiſtoriſche Novelle der Vorzeit.

Herausgegeben
von
**Ludwig Storch.**

Nach dem Engliſchen.

BIBL. VNIVERS. LIPS.

## Zweiter Theil.

Stuttgart.
Gebrüder Franckh.
1829.

# Erſtes Kapitel.

Die erſte Verfolgungswuth hatte ſich gelegt, der Blutdurſt des Volkes war geſtillt, die natürliche Bewunderung, welche immer der Tapferkeit und Unſchuld wird, und der natürliche Haß, der den Tyrannen dem Fluche ſeiner Zeitgenoſſen und der Nachwelt übergibt, machten ſich geltend, und Nero wagte es nicht, weiter zu morden. Freiwillig hatte ich den Kerker Conſtantius und meines Kindes getheilt; endlich wurde er geöffnet; freigebig verſahen uns meine Landsleute mit den Mitteln, nach Judäa zurückzukehren, und mit dem erſten Schiffe, das die Anker lichtete, eilten wir die Tiber hinab. Ueber die Zufälle, die uns wieder zuſammenführten, hatten wir uns bald verſtändigt. Durch die

Nahe ihrer Verbindung zur Verzweiflung gebracht, floh Salome, weil ſie ihre Liebe einem Manne nicht geloben konnte, der ihr Herz nicht beſaß, mit Conſtantius nach Cäſarea. Der Einzige, den ſie in ihr Geheimniß zogen, war der Diener, der mich an den Statthalter verrieth, und der ihnen nur deßwegen behülflich war, um mich von Hauſe wegzulocken.

In Cäſarea wurden ſie verbunden, und blieben unter dem Schutze des jungen Septimius verborgen. Meine Ueberfahrt nach Rom ließ ſie das Aeußerſte fürchten, und Conſtantius ſchiffte ſich ſogleich ein, um mich durch ſeinen Einfluß in Italien zu retten. Der Verſuch war ſehr gefährlich; aber Salome wollte nicht zurückbleiben. Verkleidet, damit ich mich nicht etwa weigerte, mein Leben aus ſeiner Hand zu empfangen, folgte er mir immer auf dem Fuße. Unter den Hofbedienten befanden ſich Viele von unſerem Volke. Im Geſpräch mit Nero hatte die Kaiſerin verrathen, daß ich zum Tode verurtheilt ſey. Jetzt war keine Zeit mehr zu verlieren. Mit Lebensgefahr ſchlich ſich Conſtantius in den Pallaſt; im Garten vor dem Fenſter, an welchem Nero ſaß und eine neue Weiſe einübte, die mein Grablied ſeyn ſollte, ſah er den Block bereits zurechtgeſetzt. Die durch die Feuersbrunſt entſtandene Verwirrung begünſtigte die Flucht. Ich ſah ſeine Beſtürzung bei den fruchtloſen Verſuchen, an den Pallaſt zu kommen, wo Salome bei ſeinen Verwandten geblieben war. Als ich an dem brennenden Gebäude hinanſtieg, folgte er verzweifelnd, verlor unter den Ruinen den Weg, und hatte ſchon alle Hoffnung aufgegeben, als Salome, von Feuer und Rauch umgeben, zu ſeinen Füßen niederſtürzte. Er trug ſie in ein anderes, ſeiner Familie gehöriges Haus, wo die Häupter der Chriſten Zuflucht gefunden hatten. Sie wurden ergriffen; ſeine Gattin wollte ihn nicht überleben, und nur dem Zufall und meiner glücklichen Verzweiflung hatte ich ihre Rettung zu verdanken.

Wir kehrten nach Judäa zurück. Bei der erſten Umarmung der Meinigen war Alles vergeben und vergeſſen. Mein Bruder freute ſich des Glückes meines Kindes, und ſelbſt der abgewieſene Freier fand es, obgleich ungerne, für billig, daß derjenige die Hand der Tochter erhielte, der dem Vater das Leben gerettet.

Nie wird uns das Glück der Geſundheit fühlbarer, als wenn wir vom Krankenlager erſtehen, nie iſt unſer Herz freudiger bewegt, als wenn wir ſchwere Leiden überſtanden haben. Ich war eben erſt der furchtbarſten Lebensgefahr entkommen und der noch ſchrecklicheren, meine Geliebten untergehen zu ſehen, für deren Rettung ich mich in den Tod geſtürzt hätte. Im Uebermaß ihres Glückes ſtralte Salome's Auge von neuem Glanze, und die Freude verlieh ihrer herrlichen Geſtalt neue Reize; ſie tanzte, ſie ſang, ſie lachte und ihr Frohſinn gab ſich durch tauſend unſchuldige Scherze kund. Reizendes Weſen, noch ſehe ich dich in meinen Träumen, ich drücke dich an mein verwaistes Herz, und höre deine ſüße Stimme, erquickender als der Born in der Wüſte dem irrenden Pilgrim!

Ein Zuwachs an Reichthum erhöhte noch mein Glück, wenn dieß je einer Erhöhung fähig war. Das Jubeljahr war gekommen. Die Hauptgebräuche Judäa's waren zwar unter den ſchwachen Königen und bei abgöttiſchen Geſchlechtern in Vergeſſenheit gerathen, wurden aber noch von Allen beobachtet, die am Glauben ihrer Väter hingen. Das Geſetz des Jubeljahres ward in unſeren Bergen heilig gehalten; es ſtammte von übermenſchlicher Weisheit und Güte.

Es war der Lage der Israeliten völlig angemeſſen, indem es für die Tugend und das Glück des Einzelnen ſorgte, und zugleich für die Stärke und Sicherheit des Staates bürgte, worin ihm keine politiſche Maasregel der alten Welt gleichkommt.

Bei dem Einzug der Israeliten in Canaan wurde das Land unter die Stämme nach ihrer Anzahl vertheilt; jede Familie erhielt ihren Antheil als eine Gabe vom Himmel; und dieſer war unveräußerlich. Das Gut konnte für einige Zeit verkauft werden, aber je nach fünfzig Jahren am Tage der Verſöhnung im Monat Tisri verkündigte Trompetenſchall vom Tempel herab, der von den Bergen tauſendfältig wiederhallte, das Jubeljahr. Dann fiel jeder Familie ihr früheres Eigenthum wieder zu. Durch dieſes Geſetz wurde verhütet, daß Niemand gänzlich verarmen, und, was die gewöhnliche Folge davon iſt, dem Laſter ganz ſich ergeben konnte. Der Unglücklichſte in Judäa hatte noch Eigenthum im Lande. Er konnte nie völlig verderben, ſein Geburtsrecht erloſch nicht, und das Jubeljahr ſetzte ihn immer wieder in ſeinen früheren Rang unter den Söhnen Israel's ein. Dieſe Ausſicht erhielt immer das höhere Selbſtgefühl. Im Bewußtſeyn, einſt wieder in ſein Eigenthum eingeſetzt zu werden, verlor, ſelbſt unter den bitterſten Entbehrungen, Keiner den edlen Stolz auf ſein Beſitzthum. Schnell eilte die Zeit heran, wo er den Uebrigen gleich geſtellt werden und er, wenn er jung war, mit neuer Kraft die Laufbahn beginnen, oder, war er ſchon bejahrt und gegen die Welt gleichgültiger geworden, unter den Weinſtöcken und Feigenbäumen ſeiner Väter ſitzen ſollte.

Die Ackergeſetze Rom's und Sparta's, unmachtige Verſuche, dieſen Zuſtand herbeizuführen, ſind ein Beweis für das Streben, aber auch für die Schwäche menſchlicher Weisheit. Das römiſche veranlaßte bei dem Volke wüthende Zwietracht, und erſtickte beinahe in ſeiner Geburt; das ſpartaniſche erhielt ſich einige Zeit lang, aber nur durch unmenſchliches Verbot des Geldes und Handels, ein Geſetz, das eine eiſerne Mauer gegen Civiliſation bildete, das Volk zu bloſen Kriegern umſchuf, und ebendeßwegen die Freiheit und Selbſtſtändigkeit ſtürzte.

Bei der erſten Vertheilung des Gebietes waren große Landerſtrecken den Häuptern der Stämme angewieſen worden. Eine dieſer Beſitzungen fiel jetzt an mich zurück, und ich erhielt das Erbtheil der Häuptlinge Naphthali's, einen bedeutenden Flächenraum, der ungemein fruchtbar war. Ich aber gab mich der Erinnerung an diejenigen hin, die vor mir hier gewandelt waren. Jedes Gemach trug die Spuren derer, die ich von Kindheit an verehrt hatte; jede Quelle, jeder Baum war mir aus meinen erſten Jugendjahren bekannt, und oft, wenn ich an kühlen Frühlingsabenden mich auf meinen Bergen erging und den Wohlgeruch der Blumen einathmete, glaubte ich mich von den Geiſtern der Geliebten umſchwebt. Ich ſah längſt hingegangene Geſchlechter, die mit David gegen die Philiſtäer gekämpft, die Häuptlinge, die mit Joſua durch Mühe und Schlachten der Bundeslade in das gelobte Land folgten, die heiligen Weiſen, die unter dem abgöttiſchen Volke ihn anbeteten, der im Gewitter vom Sinai herabſprach — Alle ſchwebten an mir vorüber; denn Alle waren einſt hier gewandelt.

Die angenehmen Beſchäftigungen des Landlebens verfolgte ich jetzt auf eine meinem Range mehr zuſagende Weiſe. Ich war der erſte Häuptling meines Stammes, deſſen Weisheit Viele zu leiten, deſſen Milde Viele zu unterſtützen hatte. Ich empfand das gemiſchte Gefühl des Anſehens, das für den Eiteln, Unwiſſenden und Schlechten die ſtärkſte Verſuchung zu Mißbräuchen iſt, den Rechtlichen und Gebildeten aber auf eine höhere Stufe des geiſtigen Lebens hebt.

Doch was iſt menſchliches Glück anders, als ein Schiff, das auf einem ſtets bewegten Elemente umhertreibt; der Wind, ohne den wir uns nicht bewegen können, treibt ein Ungewitter zuſammen, und wir ſind verloren!

Durch Rom's Verheerung hatte die Tyrannei unſerer Unterdrücker einige Monate nachgelaſſen; der Statthalter von Judäa aber konnte ſich nicht lange enthalten, wo Beute ſeine wüthende Raubſucht lockte. Es war mitten in der Erndte; ich war von den Früchten des Jahres umgeben und genoß die Freuden des patriarchaliſchen Lebens, als der furchtbare Befehl an mich erging, wieder vor Florus zu erſcheinen. Kerker und Folter warteten meiner; er hatte von meinem Reichthume gehört, und ich wußte wohl, wie wenig der Habſüchtige auf die mir gewordene Begnadigung Rückſicht nehmen würde. Ich beſchloß daher, mich in's Gebirge zurückzuziehen. Aber der römiſche Räuber war ſchnell; in der Nacht des Tages, wo ich jene Vorladung erhalten hatte, weckte mich das Geſchrei der Landleute aus dem Schlafe, die in dieſer heißen Jahreszeit unter freiem Himmel vor dem Pallaſte lagen. Ich ſprang aus dem Bette, und ſah zu meiner Beſtürzung den Hof voll Reiter, welche die wenigen Landleute, die noch für ihren Herrn kämpften, verfolgten. Jetzt war keine Zeit zu verlieren; die Soldaten hatten bereits Fackeln ergriffen, und ich mußte gefangen werden oder lebendig verbrennen. Schnell war Conſtantius an meiner Seite: ich befahl, auf den Bergen die Lärmhörner zu blaſen, und wir ſtürzten mit der Lanze in der Hand hinaus. Die Römer, durch den Widerſtand beſtürzt gemacht, weil ſie gehofft hatten, mich ohne Schwertſtreich feſtnehmen zu können, wichen zurück, aber das aufgeſtandene Landvolk fiel ihnen in den Rücken, und die Senſen und Sicheln verdünnten bald die Reihen der zwiſchen die Mauern eingeſchloſſenen Reiter; nur wenige entkamen, die ſich bei'm erſten Anfall durchgehauen hatten.

Ich ſah, daß ich nur für den Augenblick gerettet wäre; denn der römiſche Stolz vergab nie, bis die letzte Scharte einer Niederlage ausgewetzt war. In meiner Familie herrſchte die größte Beſtürzung, und der Befehl zum Aufbruch fand, ſo viele Thränen er auch koſtete, keinen Widerſpruch. In wenigen Stunden waren unſere Kameele und Maulthiere beladen, unſere Pferde aufgezäumt, und wir ſchickten uns an, das ſo kurze Zeit erſt bewohnte Haus meiner Väter zu verlaſſen. Conſtantius allein fehlte noch. Der Hochherzige hatte ſelbſt mich ſo ſehr für ſich gewonnen, daß ich in ihm Erſatz für meinen verlorenen Sohn fand, und lieber der äußerſten Gefahr mich Preis geben wollte, als daß er den Römern in die Hände fiele. Die Frauen ſprachen ihre Theilnahme durch die feſte Erklärung aus, daß ſie nicht von der Stelle gehen würden, bis er gefunden ſey.

Endlich ſahen wir ihn am Abend eines Tages, an dem wir ihn in der ganzen Umgegend geſucht hatten, an der Spitze einiger Landleute zurückkommen, die einen Leichnam auf einer Bahre trugen. Ich flog ihm entgegen. Er war tief bekümmert, ſchlug den Mantel zurück, der jenem über das Geſicht gedeckt war, und ich ſah Septimius. „Als die Römer flohen,“ ſprach er, „ſah ich einen Reiter gegen einen ganzen Haufen ſich vertheidigen. Ich kannte ſeine Stimme, und eilte herzu, um ihn zu retten, als er ſich gerade Bahn brach und ſchnell davon eilte. Aber bei'm Fackelſcheine konnte ich bemerken, daß er tiefe Wunden erhalten hatte, und als der Tag anbrach, verfolgte ich ſeine Spur nach dem Blut, das er verloren hatte. Sein Pferd, mit Senſen verwundet, ſtürzte endlich unter ihm zuſammen, und ich fand meinen unglücklichen Freund bewußtlos an einem Bache, an den er ſich geſchleppt hatte.“

Mit Thränen in den Augen erzählte er mir die kurze Geſchichte. Auch ich erinnerte mich der edelmuthigen Verwendung des Jünglings, und als ich auf ſeinen ſchönen, bleichen Zügen verweilte, die vor Kurzem noch jugendlicher Frohſinn belebt hatte, fiel mir der Gedanke an die Hinfälligkeit menſchlicher Dinge ſchwer auf's Herz. Aber das Schmerzlichſte dieſer Betrachtungen durften wir nicht empfinden. Die Wunden des jungen Römers wurden geheilt, und ich konnte ihm die Schuld meiner Dankbarkeit abtragen. Den Truppen, die abgeſchickt waren, um mich feſtzunehmen, war er blos deßwegen nachgeeilt, um den Vater ſeines Freundes zu retten. Zufällig hatte er von dem Befehle erfahren, und gehofft, der Vollziehung deſſelben zuvorkommen zu können; er langte aber erſt an, als jene bereits in Unordnung flohen. Durch die Landleute verfolgt und verwundet verlor er den Weg, und wäre umgekommen, wenn nicht der edelmüthige Conſtantius ihn gerettet hätte.

Die Nachrichten, die er brachte, waren von der höchſten Wichtigkeit. Im römiſchen Rathe war die völlige Unterjochung Judäa's beſchloſſen worden. Der letzte Funke von Freiheit des Volkes ſollte, wenn auch im Blute des letzten Israeliten, erſtickt, eine römiſche Colonie in unſerem Lande gegründet, der römiſche Gottesdienſt eingeführt, in Jeruſalem eine Bildſäule Nero's errichtet und ihm als einem Gotte auf dem Altare des Tempels geopfert werden. Um den Widerſtand des Volkes fruchtlos zu machen, ſollten ſechzigtauſend Mann aus Aſien, Aegypten und Europa hieher beordert werden. Der ausgezeichnetſte Feldherr des Reiches, Veſpaſian, wurde aus Britannien berufen, um den Oberbefehl zu übernehmen, und im Falle der Noth ſollte die ganze Kriegsmacht Rom's aufgeboten werden.

Ich berief die Angeſehenſten meines Stammes, und in allgemeiner Verſammlung wurde mir der Oberbefehl übertragen. Mein Temperament zog mich zum Kriegerleben hin, und die Abgeſchloſſenheit meines früheren Lebens hatte den angeborenen Hang nicht zu unterdrücken vermocht. Aber die Sache, die mich jetzt rief, hätte ſelbſt den kriegeriſchen Muth des gleichgültigſten Landmannes angefacht. Ich war mit der Kriegszucht des Feindes bekannt, und hatte mir ihre Art, Krieg zu führen, zu eigen gemacht. Verſchanzungen anzulegen, wo dieß thunlich war, an ſicheren Orten bedeutenden Mundvorrath aufzuhäufen, kleine Abtheilungen geübter Truppen beſtändig zwiſchen den Feſtungen plänkeln zu laſſen, eine allgemeine Operationslinie zu ziehen, auf die ſich alle Bewegungen bezogen, dieß waren die einfachen Grundſätze, durch die ſie Herren der Welt geworden waren. Ich beſchloß, ihnen bald zu zeigen, daß ſie ihren Meiſter gefunden haben.

## Zweites Kapitel.

Ich ſah, daß die Empörung nicht länger aufgehalten werden dürfe, und das Schwert, mochte daraus entſtehen, was da wollte, ohne Aufſchub gezogen werden müſſe.

Mit Eleazar und Conſtantius muſterte ich die Karte, und unterſuchte, wo der erſte Schlag fallen ſollte. Das Sprichwort von der Zweckmäßigkeit eines großen Rathes wurde bei uns nicht beachtet, aber ſo Wenige wir waren, ſtimmten wie doch nur in Einem Punkte der Gewißheit der Gefahr überein. Daß die Römer Rache nehmen würden, war keinem Zweifel unterworfen.

Bei all ſeinem männlichen Sinne ſtimmte Eleazar doch für Aufſchub.

„Unſere einzige Hoffnung,“ ſprach er, „hängt davon ab, daß das Volk aufſteht. Kein geregeltes Heer in der Welt vermag die römiſchen Truppen zu ſchlagen. Greifen wir ſie nach den gewöhnlichen Regeln der Kriegskunſt an, ſo müſſen wir erliegen, und die Folge davon iſt nur härtere Knechtſchaft. Können wir aber die Nation zum Aufſtand bewegen, ſo ſiegt die Ueberzahl über die Kriegszucht; durch die verzweifelte Kühnheit der Empörten wird die römiſche Tapferkeit endlich erſchöpft, und ein glorreicher Friede wird dem Lande die Freiheit wieder geben, für die ich freudig und gerne mein Leben zum Opfer brächte. Aber dazu müſſen wir erſt das Volk für uns gewinnen, und dieß kann nicht geſchehen, ohne daß die Häupter des Volkes —“

„Wie,“ rief ich, „ſollen wir erſt an den Umtrieben in Jeruſalem Theil nehmen und die froſtigen Sprecher im Sanhedrim in Thätigkeit ſetzen? erſt die Unverſöhnlichen verſöhnen, die Wüthenden beſänftigen, die Verdorbenen reinigen? Wenn die Römer unſere Tyrannen ſeyn ſollen, bis wir die Vaterlandsliebe wecken können, ſo bauen wir lieber ſogleich den Kerker, denn dann ſind wir dieſem auf immer verfallen. Ruhm oder Tod! Konnte der Druck und das ſchreiende Unrecht das Volk zum Aufſtande bewegen, ſo müßte dieß ſchon lange geſchehen ſeyn. Aber da ſteht es, ungeachtet es ſchon lange zum Widerſtand ſich gereizt fühlen ſollte, eben ſo unbeweglich, wie zu der Zeit, da Pompejus in den Tempel eindrang. Ich kenne deine edelmüthige Freundſchaft, Eleazar, und fürchte, daß die Sorge, mich vor den Gefahren des Kampfes ſicher zu ſtellen, deine beſſere Einſicht trübt. Aber hier gelobe ich's bei allem, was dem Menſchen heilig iſt, komme, was da will, gegen den Römer einen Schlag zu führen, der wiederhallen ſoll durch das Land. Wie, unſere heilige Rache ſollen wir in die Hände der habſüchtigen Heuchler niederlegen, deren Verworfenheit und Schlechtigkeit du noch beſſer kennſt, als ich? warten, bis dieſe Ehrloſen von Florus ſich bezahlen laſſen dafür, daß ſie unſer Vorhaben ihm verrathen, und thörichter Weiſe eine Brut, die wie die Schlange vom Eingeweide ihres Landes ſich nährt, auffordern, ihr Gift von ſich zu werfen mit ihren Zähnen und menſchlich zu fühlen? Parteien ſind immer verworfen, bis ſie ſchaden können; ſie lecken den Raub, bis ſie ſtechen und kriechen auf ihrem Bauche, bis ſie ihre Schlingen um das Opfer werfen können. Nein, laß die feilen Söldner, die Schmeichler, die ihr Land um ſchmutzigen Gewinn verkaufen, mich verrathen, wenn ich die Macht dazu ihnen in die Hände gebe. In's Feld iſt mein Rath, in's Feld."

Mein ganzes Weſen war vom Drang der Umſtände fieberiſch aufgeregt, und nie hatte ich Widerſpruch ertragen können. Ich wollte das Zimmer verlaſſen, als Conſtantius mich zurückhielt.

„Mein Vater,“ ſprach er, und im Ton ſeiner Stimme drückte ſich mehr Ruhe aus, als in ſeinen Zügen, „du thuſt unſerm edlen Verwandten weh. In einer Stunde, wo Eintracht uns Noth thut, ſollten wir keinen Streit zwiſchen denen aufkommen laſſen, die ſich der großen Sache gewidmet haben. Laß mich Vermittler ſeyn zwiſchen euch.“

Er führte Eleazar von dem Fenſter zurück, an das er getreten war, um ſein Blut zu kühlen, das eine beleidigende Rede in Wallung geſetzt hatte, und fuhr fort: „Eleazar hat Recht; die Römer ſind unüberwindlich, wenn nicht das ganze Volk aufſteht. Sie haben alle eure Feſtungen, alle eure Poſten und Päſſe inne; jede Schlucht, jeden Berg und Sumpf kennen ſie ſo gut, als ihr; in Norden, Oſten und Süden umſchließen euch Provinzen, die ſie erobert haben; eure weſtliche Grenze iſt ihnen offen, während ſie euch verſchloſſen iſt. Die See iſt die Heerſtraße ihrer Krieger, während von euch, wenn ſie wollen, kein Schifflein zwiſchen Idumäa und dem Libanus ſegeln kann. Dieſer örtlichen Ueberlegenheit vermag nichts das Gegengewicht zu halten, als der Aufſtand des ganzen Volkes.“

„Aber ſollen wir darüber mit den Schwätzern in Jeruſalem unterhandeln?“ unterbrach ich ihn. „Nur ein Blitzſtral, der herniederfuhre, vermöchte ſie aufzurütteln, und zu mahnen, daß Gott über ihnen waltet.“

„Und doch müſſen wir ſie für uns gewinnen,“ entgegnete Conſtantius; „denn wir müſſen Alle haben: ein Empörungskrieg muß immer allgemein ſeyn. Wäre ich bei einem Aufſtande der Anführer, ich hoffte zuverſichtlicher auf günſtigen Erfolg an der Spitze einer einzigen Provinz, wo Alle vom Knaben an wider den Feind wären, als an der Spitze eines Reichs, das nur theilweiſe unter den Waffen ſtünde. Der Kühnſte bebt vor dem Bewußtſeyn zurück, daß überall feindſelige Gemüther ihm entgegen treten, daß, mag er wachen oder ſchlafen, bei Tag wie bei Nacht, ſichtbar oder unſichtbar, Feinde ihn umgeben, daß jeder, den er erblickt, ihm den Tod wünſcht, daß jedes Waſſer, jedes gemeine Werkzeug zur Waffe gegen ihn ſich verkehren kann. Solche Rückſichten ſchlagen ſeinen Muth nieder, er wird verzagt und feig.“

„Aber die Leiden der Truppen kümmern ſelten die Befehlshaber,“ bemerkte Eleazar, „und für Leute, die keinen andern Zweck haben als Eroberung und Beute, muß das fortwährende Plündern bei einem Empörungskriege etwas ſehr Angenehmes ſeyn.“

„Laß mich aus Erfahrung ſprechen,“ fuhr Conſtantius fort; „vor zwei Jahren wurde ich mit einem Geſchwader Galeeren gegen die Völkerſchaften auf dem Gebirge Taurus ausgeſchickt. Während die Schiffe in Cypern überwinterten, zog ich mit den Truppen ins Gebirge. Keine Sprache ſchildert die Unzufriedenheit der ſonſt geduldigen Römer. Es war nichts vergeſſen worden, was die Strenge der Jahreszeit mildern konnte. Zelte, Ueberfluß an Mundvorrath, paſſende Kleider und ſelbſt Luxusartikel, die von den Inſeln zufloſſen, gaben den Lagern beinahe das Anſehen von Städten. Die phyſiſchen Schwierigkeiten waren nur gering im Vergleich mit andern Feldzügen, wo die Römer demungeachtet regelmäßige Heere geſchlagen hatten. Und doch war die Unzufriedenheit wegen der unaufhörlichen Beunruhigung durch den Feind unbeſchreiblich. Der Gebirgsbewohner waren nicht viele, ſie waren nur halb bewaffnet, und Kriegszucht kannten ſie gar nicht. Aber ſie waren tapfer, ſie wußten von nichts als von Sieg oder Tod, und es war ihnen gleichgültig, ob ſie bei Tag oder Nacht mordeten. Wir konnten kaum ſchlafen. Machten wir auf einem Marſche Halt, ſo wurden wir mit einem Pfeilregen begrüßt, und verfolgten wir die Schützen, ſo lockten ſie uns in eine Schlucht, wo Felsſtücke von oben oder Baumſtämme die Schwerbewaffneten niederſchmettern konnten. Wir jagten ſie von Berg zu Berg, aber eben ſo gut hätten wir die Geier und Adler jagen mögen, die ihrer Beute gewiß uns immer nachzogen. Wo der Feind ſich zeigte, wurde er geſchlagen, aber unſer Sieg war fruchtlos. Im nächſten Gebirgspaſſe hatten ſie ſich wieder geſetzt, und wir hatten neue Angriffe mit Pfeilen, Lanzen und Felsſtücken zu erwarten. Immer hatten die Gebirgsbewohner einen Zufluchtsort. Trieben wir ſie von den Spitzen der Berge herab, ſo waren ſie in einem Augenblick im Thale, und folgten wir ihnen, ſo liefen wir Gefahr, in Abgründe zu ſtürzen und von Waldſtrömen fortgeriſſen zu werden, aus denen der beſte Schwimmer ſich nicht retten konnte; und trieben wir ſie aus den Thälern, ſo kletterten ſie Berge hinan, als hätten ſie Flügel, und ſpotteten unſerer Langſamkeit, weil das Gepäck und die Rüſtung uns nicht erlaubte, ſchnell zu folgen. Endlich erkämpften wir uns den Weg durch's Gebirge, aber als wir mit Verluſt des halben Heeres vor ihrer Feſtung anlangten, fanden wir, daß wir von vornen anzufangen hatten. Blieben wir, wo wir waren, ſo mußten wir verhungern; wir hatten die Barbaren geſchlagen, aber ſie waren eben ſo unbeſiegt, als zuvor, und es blieb uns nichts Anderes übrig, als den Rückweg anzutreten, wobei wir zu jeder Stunde des Tages angegriffen wurden, und ſehr viele Leute nebſt allem Gepäck verloren. Die Niederlage wurde natürlich verſchwiegen und nach alter Weiſe die Flucht in einen Sieg umgewandelt. Mir wurde die Ehre, den Befehlshaber nach Italien zurück zu begleiten, wo ihm ein Triumphzug, ein Lorbeerkranz und eine Menge der üblichen Ehrenbezeugungen zuerkannt wurden. Aber den wahren Sieg hatten die Gebirgsbewohner davon getragen."

„Das möge immer der Ausgang des Kriegs gegen die natürliche Freiheit der Tapfern ſeyn," ſprach ich, „aber die Cilicier waren dadurch im Vortheil, daß ihr Land beinahe unzugänglich iſt. Drei Viertheile Judäas ſind bereits in Feindes Gewalt."

„Kein Land, in welchem der Menſch leben kann, iſt für ein angreifendes Heer unzugänglich," war ſeine Antwort. „Natürliche Vertheidigung iſt für menſchliche Kraft und Geſchicklichkeit ein Geringes, die wahre Schutzmauer ſind die Herzen der Vertheidiger. Wir waren Meiſter des ganzen Gebirges, wir konnten nicht tauſend Mann auf Einem Punkte verſammelt finden, und doch beſaßen wir eigentlich keine Meile Landes außer dem Platz, den unſer Lager einnahm. Jeden Tag ſahen wir uns angegriffen, und durften immer gewiß ſeyn, daß wir Nachts durch einen Ueberfall aus dem Schlafe würden geweckt werden. Dieſe beſtändigen Beſorgniſſe machten die Truppen muthlos; Alles war gegen ſie; ſie ſahen, daß nirgends eine ſichere Stätte ſey; von jedem, den ſie erblickten, wußten ſie, daß er römiſches Blut vergoſſen hatte, oder ſehnlich auf Gelegenheit dazu wartete. Sie wagten an keinem Felſen vorüberzuziehen, ohne zu unterſuchen, ob hier nicht ein Feind laure. Selbſt in gefällten Bäumen hatten ſich kühne Wilde verſteckt, die gerne den römiſchen Lanzen erlagen, wenn ſie mit ihren Speeren oder Pfeilen, die durch die dichteſten Panzer drangen, einen Feind erlegt hatten. Ich ſah Männer von ungewöhnlicher Muskelkraft aus bloßer Niedergeſchlagenheit weinen, wie Kinder; die roheren ſtießen Verwünſchungen aus, und es zeigten ſich ſogar Spuren von Meuterei. Die beſſer Geſinnten ſchmerzte der Verluſt der Ehre, und unwillkürlich bewunderten ſie die Barbaren, die den ſtolzen Muth und die gerühmte Kriegszucht der Eroberer der Welt zu Schanden machten. Die geheime Triebfeder ihres Widerſtandes war die gemeinſame Theilnahme Aller; Keiner war zum Frieden geneigt, Keiner unter dem Volke war für die Römer geſtimmt. Die Sache der Nation hatte keinen kaltſinnigen Freund, und die Feinde keine ſchwankenden Gegner. Mit dem Schwert wurde die Linie gezogen und die Sache der National-Freiheit ſiegte, wie ihr auch der Sieg gebührte."

„Aber unſer Volk iſt in eben ſo viele verſchiedene Meinungen getheilt, als Judäa Provinzen oder gar Dörfer zählt,“ bemerkte Eleazar. „Der Jude folgt gerne der Anſicht des Familienvaters, des Häuptlings ſeines Stamms oder auch des Prieſters, der in ſeinem Bezirk lange in Anſehen geſtanden iſt. Wir ſind nicht ſo ſklaviſch, wie die übrigen Aſiaten, aber die ſelbſtſtändige Wahl der Europäer fehlt uns noch: wir müſſen die Häupter haben, wenn wir das Volk gewinnen wollen.“

„Die Menſchen,“ ſprach Conſtantius, „ſind innerlich unter jedem Himmelſtrich dieſelben. Sie haſſen alle die Gefahr, wo nichts als dieſe zu gewinnen iſt. Sie laſſen ſich Jahrhunderte lang Knechtſchaft gefallen, ſo lange der Zwingherr ſo klug iſt, offenbare Gewaltthat zu vermeiden. Aber das Härteſte laſſen ſie ſich gefallen, wenn ſie nach erlittenem Unrecht einen Häuptling finden, der ſie zum Ruhme führt.“

„Und das will ich werden,“ rief ich, „ehe der Sabbath wieder kehrt, will ich's erproben, ob ich zum Führer meines Volkes tauge. Mißlingt's, ſo leide nur ich, und im andern Falle ſoll Judäa wieder werden, was es war, ehe der Römer ſeinen heiligen Boden betrat. Aber ferne ſey es von mir, daß ich mit den Feiglingen und Sklaven in Jeruſalem unterhandle. An der Spitze meines Stammes will ich in die Stadt einziehen, ehe der Feind von meinem Plane weiß, die Beſatzung überfallen, und von Herodes Pallaſt, vom Stuhle des Statthalters herab, die Stimmen der Gegner, ſo laut ſie ſchreien mögen, zum Schweigen bringen.“

„Edel gedacht,“ ſprach Conſtantius, und ſein Geſicht flammte von kriegeriſchem Muth; „Schlag auf Schlag iſt die wahre Taktik im Empörungskriege; wir müſſen mit Einem Male und gewaltig losbrechen. Wer beim Aufſtand ſiegen will, deſſen Schwert darf nicht bloß am Helm des Feindes klirren, ſondern muß ihn zerſchmettern.“

„Aber in Jeruſalem,“ entgegnete Eleazar, „haben wir bedeutenden Widerſtand zu gewarten. Die römiſchen Cohorten haben die Burgen inne; wir dürfen nicht hoffen, die Stadt zu überrumpeln; ſie zu erobern, wäre ſchwer, ſie zu halten unmöglich. Die ganze Macht der Legionen würde gegen ſie aufgeboten und gelänge es dort nicht, Alle aufzuwiegeln, ſo könnte dieß noch viel weniger im Lande der Fall ſeyn.“

„Da haben wir wieder deine Trägheit und deinen Widerſpruchsgeiſt,“ rief ich; „ob auch der römiſche Scepter auch unter meinen Füßen läge, du würdeſt mir abrathen, ihn zu zertreten. Mein Sinn ſteht feſt, ich will nichts mehr hören.“ Ich ſprang von meinem Sitze auf und ſchritt durch das Zimmer.

Eleazar trat auf mich zu. „Mein Bruder," ſprach er, und reichte mir die Hand mit freundlichem Lächeln; „wir dürfen uns nicht entzweien; ich ehre dein Herz, Salathiel, ich kenne deinen Geiſt und werde ſtolz darauf ſeyn, dich an der Spitze unſeres Volks zu ſehen. Ich bin mit dir einverſtanden, daß ein Schlag, und zwar ein plötzlicher, tödtlicher Schlag geſchehen muß, und biete mich dir an und jeden, über den ich etwas vermag, dir zu folgen, um das Aeußerſte zu wagen. Die einzige Frage iſt nur die, wo der Streich niederfallen ſoll."

Conſtantius hatte einen Blick auf die Charte von Judäa geworfen, die zwiſchen uns auf dem Tiſche lag und ſprach: „Wenn es unſer Zweck iſt, die Römer mit weſentlichem Vortheil anzugreifen und einen Verſuch zu machen, der, wenn er fehlſchlägt, nicht verderblich ſeyn kann, und wenn er gelingt, unabſehbare Folgen haben wird, ſo iſt hier der Ort." Er deutete auf Maſada.

Herodes der Große hatte die Feſtung Maſada gebaut, und ſie zu einer Hauptwaffenniederlage gemacht. Da er ein tapferer Krieger war, ſo ſetzte er etwas darein, mannigfaltige, koſtbare Waffen zu haben, und das königliche Zeughaus in Maſada war in ganz Aſien berühmt. Das ſtolze Gefühl, ein ſolches Siegeszeichen zu beſitzen, womit ſich wohl Ehrfurcht vor dem Andenken an den Freund

Cäſar's und Antonius verband, welche die Legionen beinahe als Schutzgötter verehrten, hatte die Römer verhindert, es zu plündern. Aber kein Iſraelite durfte das Zeughaus betreten, und wunderſame Sagen von dieſen Hallen waren unter dem Volke in Umlauf. Nicht nur das Volk hielt Maſada für den Talisman der römiſchen Macht; dieſer Glaube hatte ſich auch unter den Legionen verbreitet und dieſer Sieg war die günſtigſte Vorbedeutung für den Kampf.

Ich beſtand nochmals darauf, unmittelbar auf Jeruſalem loszurücken und ſtützte mich auf den Umſtand, wie wichtig es bei allen Kriegen ſey, die Hauptſtadt zu beſetzen; aber ich wurde überſtimmt. Eleazar's ernſte Weisheit und Conſtantius Erfahrung entkräfteten meine Gründe, und ehe wir das Zimmer verließen, wurde endlich der Angriff auf Maſada beſchloſſen. Es war ſehr gewagt, die beſte Feſtung in Judäa, welche eine ſtarke Beſatzung und Vorräthe und Kriegsmaſchinen jeder Art hatte, erobern zu wollen. Unſere Vorbereitungrn beſtanden in einigen Strickleitern, einigen Aexten, um die Thore einzuſchlagen und die Palliſaden umzuhauen, und einigen Reißbündeln, um Feuer in die Stadt zu werfen. Fünfhundert unſeres Stammes, die nur von der Jagd her die Lanze zu führen wußten, bildeten das Heer und an ihrer Spitze wollte

Conſtantius, der ſich, weil er zuerſt auf den Gedanken gekommen war, die Ausführung vorbehielt, in der Finſterniß ausrücken, ſich den Tag über in den Wäldern verſteckt halten, und Nachts, wenn er an die Feſtung gelangt wäre, dieſe zu überrumpeln ſuchen. Eleazar ſollte unterdeſſen ſeine Landleute verſammeln und ich den Erfolg der Unternehmung abwarten, und wenn ſie gelänge, mit dem Banner Naphthali's auf Jeruſalem losrücken.

# Drittes Kapitel.

Unbeſchreiblich langſam ging mir der Reſt dieſes merkwürdigen Tages hin, mit unerträglicher Schwere laſtete die Zukunft auf meinem Geiſte. Der Verbrecher, der die Stunden der Nacht vor ſeiner Hinrichtung zählt, hat nur einen ſchwachen Begriff von meiner Beklommenheit, dem gemiſchten Gefühl der Hoffnung und Verzweiflung, das ich empfand.

Als die Stunde des Mahles kam, füllte ſich der Saal mit Gäſten. Fröhlichkeit und Pracht umgab mich und edle Männer, ſchöne Frauen, reich gekleidete Diener. Das Silbergeſchirr war von tyriſchen und griechiſchen Künſtlern gefertigt, die Wände mit koſtbaren Stoffen bedeckt und die Lüfte, mit wohlriechenden Waſſern gekühlt, erfüllte die Muſik. Aber ich nahm dieß Alles ſo wenig wahr, als wenn ich in der Wüſte geweſen wäre. Die köſtlichſten Weine, die ſüßeſten Früchte eckelten mich an; eine Dumpfheit und tiefe Vergeſſenheit alles Deſſen, was vor meinen Augen war, machte mich fühllos, und wenn ſich einen Wunſch hatte, ſo war es der, daß ſich die Vergeſſenheit für die nächſten acht und vierzig Stunden bis zur Fühlloſigkeit ſteigern möchte. Auf mein Weib und meine Tochter wagte ich nur Einen Blick; ich glaubte, ſie noch nie ſo geeignet geſehen zu haben, durch ihre Anmuth und Lieblichkeit die Geſellſchaft zu verſchönern, und dieſer Gedanke fiel mir bei meinem Sinnen auf's Herz. Bald konnte Alles dieß ſich verändern! Fand wohl der nächſte Morgen die reizenden, geliebten Weſen noch hier? konnten ſie nicht flüchtig und elend durch's Land irren, oder, was noch unendlich viel ſchlimmer war, den Römern in die Hände gefallen ſeyn? „Und dieß Alles,“ dachte ich, „iſt mein Werk. Hier ſitze ich in dieſem harmloſen, fröhlichen Kreiſe, beſchwöre das Verderben über ſie herauf und ſchreibe mit frevler Hand das Urtheil der Zerſtörung auf dieſe von Freude wiederhallenden Wände. Hier ſitze ich, wie der Verſucher im Paradieſe, um in mein Verderben Alles hinabzuziehen, was rein iſt und friedlich und vertrauend und glücklich. Mit welchem Entſetzen würden ſie auf mich blicken, wenn ſie in dieſem Augenblicke das Unheil ſehen könnten, das ich heraufbeſchwöre, wenn ſie in meinem Innern leſen könnten —“

Meine Augen ſuchen Conſtantins; er war ſo eben noch mit den zu treffenden Anſtalten beſchäftigt geweſen und kriegeriſche Begeiſterung blitzte aus ſeinen Augen. Er ſetzte ſich neben Salome und ſeine Wangen wurden nach und nach todesblaß. Wie ich war er hin und wieder in tiefes Sinnen verloren und auf die ſcherzende Bitte Salome's, nach der anſtrengenden Arbeit auch die Speiſen zu koſten, antwortete er nur mit erzwungenem Lächeln und abgebrochenen Worten. Die Zukunft beſchäftigte uns beide, und wenn unſere Augen ſich zufällig begegneten, ſo las jeder in dem Blicke des andern die Unruhe, die unſer Inneres zerriß.

Ich erhob mich bald und ging unter dem Vorwand, daß ich an unſere Freunde in Rom Briefe zu ſchreiben habe, auf mein Zimmer. Hier lag die Charte noch auf dem Tiſch und der Weg bis Maſada war mit Pinſelſtrichen bezeichnet. Himmel, wie ſchnell verfolgte ich die Gebirgspfade, auf denen ſie ziehen wollten, wie ängſtlich maß ich den Raum des freien Feldes, wo ſie den Blicken der Römer ausgeſetzt ſeyn mußten! Aber die Charte ſelbſt! Ein Raum, über den ich meinen Arm ausſtrecken konnte, umſchloß meine Welt. Innerhalb dieſer engen Schranken ſollte ich den Kampf gegen die Welteroberer beſtehen; dieſe ſchönen Berge, dieſe kaum ſichtbaren Ströme, dieſe fernen Städte ſollten von nun an der Schauplatz von blutigen Schlachten ſeyn, von denen das Schickſal kommender Geſchlechter abhing!

Es war dunkel geworden und noch verſchlang ich die Charte mit den Augen, als Conſtantius eintrat. „Ich bin gekommen,“ ſprach er ernſt, „um dir für dieſe Nacht Lebewohl zu ſagen; in zwei Tagen, hoff' ich, werden wir uns wieder ſehen.“

„Nein, mein wackerer Sohn,“ fiel ich ihm in die Rede, „wir ſcheiden dieſe Nacht noch nicht.“

Erſtaunt blickte er mich an und fuhr dann fort: „Ich muß im Augenblicke fort. Mit der Thätigkeit ſeines edlen, männlichen Sinnes hat Eleazar das Seinige gethan: zwei Meilen von hier im Thale unter dem Dattelwäldchen harren meiner fünfhundert rüſtige Reiter; in einer halben Stunde geht der Sirius auf; dann ziehen wir aus und dann mag der Befehlshaber von Maſada ſich vorſehen. Leb' wohl und gib mir deinen Segen.“

„Die Engel, die die gerechte Sache ſchützen, mögen mit dir ſeyn,“ rief ich; „aber Abſchied darfſt du nicht nehmen, wir gehen zuſammen.“

„Setz'ſt du etwa Mißtrauen in mich?“ fragte er mit ſtarker Stimme. „Es iſt wahr, ich bin in römiſchen Dienſten geweſen, aber ich haßte ihn von Grund meiner Seele. Ich war Grieche und gehörte Rom nur ſo lange, als es mich in ſeinen Ketten halten konnte. Wären Männer wir gefolgt, ich würde in Cypern daſſelbe gethan haben, was jetzt in Judäa. Der Landsmann meines Leonidas, eines Cimon und Timoleon ward nicht geboren, das Sklavenjoch willig zu tragen. Jetzt gehör ich Judäa an; meine Liebe hat ſich eurem Lande zugewendet und wenn es mich nicht verwirft, ſo ſoll mein Leben, ſollen meine Güter ihm gehören."

Er löste ſeinen Gürtel und warf ihn ſammt dem Schwert zu Boden. Ich hob ſie auf und gab ſie ihm zurück.

„Nein, Conſtantius," erwiederte ich, „ich ehre deine Begeiſterung und würde dir vertrauen, wenn auch die Welt in der Wagſchale läge. Aber den Gedanken kann ich nicht ertragen, hier müſſig zu ſitzen, während du im Felde biſt. Das Peinliche der Erwartung iſt unerträglich. In den letzten Stunden bin ich wie auf der Folter gelegen; ich muß die Gefahr mit dir theilen."

„Es iſt durchaus unmöglich," antwortete er feſt; „deine Entfernung würde ſogleich Verdacht erregen. Ueberall ſind römiſche Kundſchafter. Die natürliche

Folge wäre die, daß wir abgeſchnitten würden, und ich weiß nicht, ob wir nicht jetzt ſchon zu ſpät kommen. Die unbegreifliche Scharfſichtigkeit, welche die Römer in den Beſitz aller Geheimniſſe zu ſetzen ſcheint, iſt bereits thätig geweſen und es haben ſich heute auf dem Wege nach Maſada Truppen ſehen laſſen. Mit unſern Pferden können wir ſie überholen; wenn aber die Beſatzung Verſtärkung erhält, ſo muß die Unternehmung mißlingen. Sobald bekannt wird, daß der Fürſt von Naphthali ſeinen Pallaſt verlaſſen hat, ſo werden die thraciſchen Reiter, die ich vor vier Tagen in Tiberias ſah, ehe die Sonne aufgeht, in dein Gebiet einrücken."

Dieſer Grund ſtimmte mich um. „Gut denn," ſprach ich, gehe allein und ſein Schutz, deſſen Wolkenſäule ſein Volk durch die Wüſte führte, ſey dein Schirm und dein Licht am Tage der Gefahr."

Ich drückte ihm die Hand; er wandte ſich, um zu gehen, kehrte aber wieder zurück und ſagte nach einigem Zögern. „Wenn Salome einſt durch ihre Flucht ihren edlen Vater beleidigt hat, ſo fällt die Schuld auf mich; vergib ihr, denn ihr Herz iſt noch das Herz deines Kindes; ſie liebt dich und wenn ich falle, ſo ſey die Erinnerung an unſern Ungehorſam mit mir begraben."

Er hielt inne und ich vermochte nicht, das Schweigen zu brechen.

„Komme, was da will,“ fuhr er nicht ohne Anſtrengung fort, „ſage Salome, daß mein letztes Wort ihr geliebter Name war.“ Er verließ das Zimmer und mir war's, als hätte ein Theil meines Weſens ſich von mir losgeriſſen.

Dieſer Tag war einer der vielen Feſttage unſeres Landes, wo mein Pallaſt wiederhallte von den Tönen der Freude und Luſt. Die weitläufigen Gärten waren herrlich beleuchtet und als ich dem Wege nachſah, den Conſtantins genommen, erregte der Anblick des Frohſinns und der Freude, die mich umgaben, während mein Held auf dunkeln Pfaden ſein Ziel verfolgte, ſchmerzliche Gefühle in mir.

Endlich ging das Feſt zu Ende. Die Lichter verſchwanden nach und nach unter den Bäumen, die freudigen Töne verſtummten und ich ſah von meinem Fenſter aus die Fackeln der Heimkehrenden über die umliegenden Berge hinſchweben.

Der Anblick des ſternenhellen Himmels hat immer einen beruhigenden, tröſtenden Eindruck auf mein Herz gemacht, und ich betrachtete das erhabene Schauſpiel, das alles menſchliche Treiben und Mühen ſo klein erſcheinen läßt, bis meine Faſſung wiederkehrte.

Erſt als alle Gäſte den Pallaſt verlaſſen hatten, ging ich wieder hinab. Die Gefäſſe mit den Wohlgerüchen dufteten noch im Saale; noch brannten die alabaſternen Lampen; aber außer den Dienern, die in einiger Entfernung ſtanden und deren Geſtalten man für Bildſäulen hätte nehmen können, war von der behenden, fröhlichen Menge, die ſo eben noch in dieſen prächtigen Hallen geſcherzt, gelacht und getanzt hatte, kein menſchliches Weſen um mich. Aber was war dieß anders, als ein Gemälde des gewöhnlichen Lebens, oder — ein Gedanke, der ſehr nahe lag, was war es anders, als ein Gemälde der Verheerung, die über mich und die Meinigen kommen konnte!

Ich ſetzte mich nieder um dieſe Gedanken im Wein zu ertränken; aber kein Zug, der über meine Lippen kam, konnte die düſteren Bilder verſcheuchen. Ich fürchtete, die Gegenwart meiner Familie würde mir mein ſchweres Geheimniß abpreſſen und blieb, die Augen ſtarr auf die koſtbare Decke der Tafel geheftet.

Geſang aus einem inneren Zimmer, in welches Mirjam mit ihren Töchtern gegangen war, weckte mich. Ich trat an die Thüre und betrachtete die Gruppen innen. Es war eine Hymne, mit der ſie das gewöhnliche Abendgebet ſchloſſen; aber die Töne weckten Gefühle in mir, die ich bisher nicht gekannt hatte; im Augenblicke, wo die ſo ſanften Stimmen den Dank engelreiner Herzen ausſprachen, konnte Schreckliches geſchehen ſeyn. Salome's Gatte konnte unter römiſchen Schwertern bluten, ſein Leichnam konnte von den Hufen der Pferde zertreten werden, deren Reiter vielleicht, eh der Morgen anbrach, durch die Flammen, die uns aus dem Schlafe ſchreckten und die Schwerter, die uns durchbohrten, von ſeinem Falle Kunde gaben.

Und was waren es für Weſen, die alſo geopfert werden ſollten? In wenigen Jahren war die natürliche Schönheit meiner Töchter zur Vollendung gereift. Salome's feuriges Auge war noch glänzender geworden, ihre anmuthige Geſtalt hatte mehr Zartheit gewonnen und um ihre Lippen ſchwebte ein noch ſüßeres Lächeln. Meine Esther, die mir vielleicht noch theurer war, weil ſich ein Theil meiner Schwermuth, die bei ihr durch ihren Geiſt und ihre Lebhaftigkeit einen eigenthümlichen Reiz gewann, auf ſie vererbt hatte, leitete dieſen Abend den heiligen Geſang. Ihr großes Auge ſchimmerte ſo hell, wie die Sterne, zu denen ſie es anſchlug. In betender Stellung lag ihre Hand auf der Harfe, und der Ausdruck ihrer erhabenen, geiſtreichen Züge verrieth, daß ſie mit überirdiſchen Weſen ſich beſchäftige. Die Hymne war zu Ende und der Geſang hatte aufgehört; noch griffen ihre

Finger in die Saiten und entlockten ihnen kühne Weiſen, die verklangen, wie das ferne Rauſchen des Waſſerfalls in der Stille der Nacht, oder das Brauſen des Windes durch die Wipfel der Bäume. Mit ſtiller, liebender Bewunderung waren Mirjam und Salome in ihren Anblick verloren.

Der prächtige Anzug der jüdiſchen Frauen konnte die Macht ſolcher Schönheit nicht erhöhen, aber er vollendete das Gemälde. Die mit Juwelen beſetzten Kopfbinden, die geſtickten Shawls, die ſchön gearbeiteten Armſpangen, die ſeidenen Kleider und die mit Perlen und Diamanten beſetzten Gürtel waren die äußere Hülle der Geſtalten, die nicht ahnten, daß ein entzücktes, obgleich beſorgtes Auge mit Wohlgefallen auf ihnen verweile.

Bei meinem Eintritt hörte das Harfenſpiel auf und es fiel mir ſchwer, ihre Fragen und rührenden Glückwünſche zu beantworten. Aber die Stunde ſchwand und ich war wieder allein und überließ mich noch einige Zeit ſinnenden Betrachtungen, ehe ich mich zur Ruhe legte. Ich öffnete die kleine Thüre, die in einen Garten führte, wo perſiſche Roſen die Abendluft durchdufteten. Bei meinem erſten Blick gen Himmel ſah ich den Sirius am äußerſten Horizonte aufſteigen. Die Gedanken des Tages kehrten wieder: ich verglich Conſtantins Schickſal mit dem blinkenden Sterne, den er zu ſeinem Zeichen gewählt hatte; ich glaubte Schlachtgetümmel zu vernehmen; der Wiederhall von Hufſchlägen drang in meine Ohren; ein Meteor, das langſam am Himmel hinging, galt mir für ein übernatürliches Zeichen und meine Phantaſie, ſeit jenem großen Unglücke leicht reizbar, brachte mir ihre Gebilde ſo deutlich und lebendig vor die Seele, daß ich im Begriffe ſtand, durch offene Entdeckung meinem gepreßten Herzen Luft zu machen.

Zweimal hatte ich die Thüre von Mirjams Zimmer erreicht, um ihr zu ſagen, in welcher Angſt ich mich befinde; aber ich hörte die Stimme ihrer Frauen innen und trat wieder zurück. Von ſeltenen Phantomen gepeinigt ſchritt ich durch die langen Gänge.

„Wenn er fallen ſollte," ſprach ich, „wie rechtfertige ich die Grauſamkeit, ihn zu ſo gefährlicher Unternehmung ausgeſchickt zu haben mit einigen wehrloſen Landleuten wider eine römiſche Feſtung. Muß ich nicht jedem Krieger lächerlich erſcheinen, daß ich hier günſtigen Erfolg hoffe; muß nicht jeder mir den Vorwurf machen, daß ich mit dem Leben meines Verwandten ſpiele? Das Blut meines Stammes wird über mich kommen. Der Schlechte wird ſein Schickſal benützen, meinen Namen bei der Nation zu beſchimpfen; der Tapfere wird mich verabſcheuen, daß ich Andere Gefahren entgegenſchicke, die ich ſelbſt nicht den Muth habe zu beſtehen. Hier ſinkt Naphthali's Fürſt dahin; mit dem Fall meines tapferen Sohnes und ſeiner Gefährten ſchwindet mein Traum von Kriegsruhm, das Schwert, das ihn niederſchlägt, vernichtet die Hoffnung, mein Land zu befreien."

Conſtantins Worte fielen mir wieder ein, aber wie wenn zwei Wogen zuſammenſchlagen, erhöhten ſie nur den Aufruhr in meinem Innern. Ich fühlte den Boden zittern unter meinen eiligen Schritten; ich legte die Hand vor die Stirne, ſie war mit Angſtſchweiß bedeckt. Die Stimmen im Gemach meines Weibes waren verſtummt; aber ſollte ich ſie aus ihrem ruhigen Schlafe wecken, vielleicht den letzten, den ſie genoß, um ihr ein Geheimniß zu entdecken, das ſie unglücklich machen mußte?

Dieſer Gedanke weckte in mir neue Beſorgniſſe. „Wenn ihm ein Unglück begegnete, wie ſoll ich meiner Familie, meiner Tochter, die ich zur Wittwe gemacht, meinem Weibe, meinem Kind entgegentreten, deren Schmerz, deren Schweigen ſogar mich quälen wird? und wie lang ſoll ich dieſes Geheimniß bei mir tragen? Vier Tage! und vermag doch kaum die peinliche Erwartung eine Stunde zu tragen."

Ich ließ mein ſchweißbedecktes Geſicht auf einen Marmortiſch ſinken, um es abzukühlen; eine zarte Hand faßte die meinige. Mirjam ſtand neben mir. „Salathiel," ſprach ſie mit feſter Stimme, „du haſt ein Leiden auf dem Herzen; ob es Pflicht iſt von deiner Seite, es mir zu verhehlen, will ich nicht entſcheiden. Aber wenn du mich werth hältſt, deine glücklicheren Stunden zu theilen, warum mich dem demüthigenden Gefühle bloßſtellen, daß ich dein Vertrauen nicht genießen ſoll, wenn der Himmel deines Lebens ſich umwölkt?"

Ich ſchwieg; denn zu ſprechen hätte ich nicht vermocht und drückte nur ihre zarte Hand an meine Bruſt.

„Unglück, mein lieber Gatte," fuhr ſie fort, „iſt leicht zu tragen, wenn es nicht das Gemüth getroffen hat. Ach, lieber laß mich die bitterſten Entbehrungen der Armuth und Verbannung leiden, als den Schmerz empfinden, daß das Herz mich vergeſſe, an das im Leben, wie im Tode, das meinige ewig gekettet iſt."

Ich blickte ſie an; Thränen liefen über ihre Wangen, aber ihre Stimme war feſt. „Ich habe bemerkt," ſprach ſie weiter, „daß du den Tag über in ſehr aufgeregter Stimmung warſt; aber ich mochte dich nicht mit Fragen beſtürmen. Mitternacht iſt längſt vorüber und noch vernahm ich deine Tritte und hörte die Seufzer, die ſich aus deiner Bruſt loswanden. Ja, Ausrufungen und abgebrochene Worte, die mir's verriethen, daß dieſe Unruhe von dem Zuſtande unſers Landes herrührt. Ich kenne dein edles Herz, Salathiel, und ſage dir in dieſer feierlichen, heiligen Stunde der Gefahr, folge dieſem edlen Herzen."

Ich ſchlang meine Arme um ihren Nacken und drückte einen heißen Kuß auf ihre Lippen; ſie hatte mir eine Laſt vom Herzen genommen. Ich entdeckte ihr den ganzen Plan und oft wechſelte ſie die Farbe während meiner Rede und ihre ſchöne Hand zitterte in der meinigen. Als ich aufgehört hatte, machte ſich ihr weiches Herz durch Thranen und Seufzer Luft. „Doch," ſprach ſie endlich, „es muß geſchehen. Ferne ſey es von mir, daß ich dem ſelbſtiſchen Verlangen, dich hier in Sicherheit zu ſehen, die hohere Ehre meines Gemahls zum Opfer bringen ſollte. Es iſt recht, daß Judäa verſucht, ſein Joch abzuſchütteln, und weiſe iſt's, keinen Augenblick zu verlieren, wenn der Verſuch vollig beſchloſſen iſt. Du mußt der Führer ſeyn und dieſe hohe Ehre damit erkaufen, daß du zeigſt, du beſitzeſt die zu dieſem Poſten erforderlichen Eigenſchaften. In ſeiner eigenen Sache kann ſich das Volk nimmermehr täuſchen; Könige und Fürſten können ſich in ihrer Wahl betrogen ſehen; aber der, dem das Volk vom Herde in's Feld folgt, muß den untrüglichen Stempel der Weisheit, Thatkraft und Tapferkeit an ſich tragen."

„Herrliches Weſen," rief ich, „du biſt würdig, geehrt zu werden, ſo lange Israel einen Namen hat. Du willigſt alſo ein, daß ich Conſtantius folge. Wenn ich eile, kann ich ihn noch erreichen, ehe er den Ort ſeiner Beſtimmung erreicht hat. Lebe wohl, meine Geliebte, lebe wohl." Sie fiel mir mit einem Thränenſtrom in die Arme.

Endlich faßte ſie ſich wieder und ſprach: „Es war nur eine Anwandlung von Schwachheit, weil du mich überraſcht haſt. Ja, gehe, Fürſt von Naphthali; Niemand darf dir den Ruhm entreißen. Conſtantius iſt ein Held, aber du mußt ein König ſein und mehr als ein König, nicht um das Spielwerk königlicher Pracht kämpfen, ſondern um die Ehre, das Volk Gottes zu retten. Das erſte Zeichen zum Kriege ſoll kein Anderer uns geben, ſo theuer er uns iſt; der erſte Triumph, wie der ganze, muß meinem Herrn gehören." Sie kniete nieder und ſprach ein feuriges Gebet, daß der Himmel mich behüten möge. Ich horchte ſchweigend. „Jetzt geh,“ ſeufzte ſie „und gedenke am Tage der Schlacht derer, die für dich beten. Stürze dich nicht unnöthig in Gefahr, denn wenn du fällſt, ſo hat das Leben keinen Reiz mehr für uns.“ Sie ſank wieder auf die Kniee und ſchweigend ſchritt ich hinaus.

## Viertes Kapitel.

Meine Vorbereitungen waren ſchnell getroffen; ich legte meine Kleider ab, wählte mein Lieblingspferd heraus, warf einen Mantel über die Schultern und konnte ſo mit meinem arabiſchen Turban für einen ſyriſchen Eilboten oder Räuber gelten. Dieß geſchah ganz insgeheim; denn die Diener lagen jetzt alle in den Höfen oder auf den Terraſſen in tiefem Schlafe.

Ich ritt, ohne anzuhalten, bis die Sonne ihre Wolken und Stralen über den See Tiberias hinwarf. Um mich zu vergewiſſern, wie weit Conſtantius gekommen, und ob er nicht auf einen Haufen Römer geſtoſſen ſey, band ich mein Pferd im Walde an, und eilte weiter, um Erkundigungen einzuziehen.

In einem Lande, wie Judäa, das ſich nicht ſehr für die Pferdezucht eignete, war es gewöhnlich, zu Fuß zu reiſen, und es fehlte mir daher nicht an Begleitern. Krämer, Landleute, entlaſſene Soldaten und wohl auch Diebe bereicherten meine Menſchenkenntniß innerhalb weniger Stunden. Der Krieger ſpottete meiner, der Landmann bemitleidete mich und ein Blick auf meinen Anzug überzeugte den Räuber, daß es nicht der Mühe werth ſey, mich anzuhalten, oder daß ich vielleicht auch zu der Zunft gehöre. Aber nirgends fand ich jenes abſtoſſende Weſen, das unter den höheren Ständen den Verkehr ſo lau macht. Jeder plauderte gutmüthig, ich erfuhr alle ihre Familiengeheimniſſe und ſah, daß man dem Landvolke ein williges Ohr leihen muß, wenn man ſeine Gunſt gewinnen will.

Aber von dem, was ich wiſſen wollte, erfuhr ich nichts, obgleich jeder, auf den ich traf, etwas von den Römern zu erzählen wußte. Zu meinem Erſtaunen ſah ich, daß die Nachricht, welche Septimius aus dem geheimen kaiſerlichen Cabinete gebracht hatte, dem Volke bekannt war. Dieſelbe Bemerkung habe ich auch ſpäter gemacht und gefunden, daß man oft von den tiefſten Geheimniſſen der Regierung auf den Straßen ſprach und ſo muß es ſeyn, ſo lange die Staatsmänner Zungen und die Weiber und Diener neugierig ſind.

Wollte ich mich aber auf die Richtigkeit dieſer Angaben verlaſſen, ſo war die Sache der Freiheit rettungslos verloren. Der Menſch macht ſich gerne wichtig und wer etwas Wunderſames zu erzählen weiß, ſteht immer in einem gewiſſen Anſehen, je nachdem er ſeine Neuigkeiten auszudehnen weiß. Die, welche eine Cohorte geſehen hatten, vergrößerten ſie zu einer Legion, eine Truppe Reiter bedeckte eine halbe Provinz, und für das Heer, das aus Klein-Aſien und Aegypten heranzog, um uns zu bekämpfen, wurde immer die größte Zahl, die man wußte, angegeben.

Ich ſaß an einem Bache und kaute an einem Stücke Brods, das ich, um meiner Verkappung noch mehr Schein zu geben, mitgenommen hatte, als einer jener Heimathloſen, die ſich auf den erſten Blick als ſolche kundgeben, zu mir trat. Er ſagte mir, er komme gerade vom Nil her, wo er den Sohn Veſpaſians an der Spitze von hunderttauſend Mann geſehen habe. Ein ſyriſcher Soldat, der nach Damascus zurückkehrte und gerade zu uns trat, war unwillig darüber, daß man einen Feldherrn ſo ſehr herabſetze, unter dem er drei Lanzenſtiche erhalten, und jetzt ſich nach Hauſe betteln durfte. Er ſchwor bei Aſtharoth, daß Titus wenigſtens zweimal ſo viel Truppen unter ſich habe. Ein Dritter, ein Veteran aus Rom, der ganz mit Lumpen bedeckt war, langte gerade noch zu rechter Zeit an, um ſeinem Feldherrn noch weitere hundert tauſend Mann beizugeben, eine Behauptung, die er durch alle mögliche Betheurungen bekräftigte. So mußten die Uebrigen zurücktreten, und der Veteran führte nun das Geſpräch. „Es iſt ſündlich," — ſagte er, — „wenn man meint, dieſe beſchnittenen Hunde können gegen einen römiſchen Feldherrn Stand halten. Mit der Hälfte ſeines Heers oder einem Zehentheil davon vermöchte er das Land von Norden nach Süden und von Oſten nach Weſten eben ſo leicht zu durchziehen, als ich dieſen Bach zu überſchreiten."

„Freilich, wohl," — ſprach der Syrier, — „wenn er unſere Reiter hätte, um den Feind zu umſchwärmen."

„Ja freilich zum Fechten taugen ſie nicht, Kamerad," — erwiederte lachend der Römer.

„Nein, du läßt noch eine andere Haupteigenſchaft weg," — bemerkte der Bettler; — „Niemand wird läugnen wollen, daß die Syrier beym Rückzug die erſten ſind. Zwei Hauptmanövres gehören zu einem guten Soldaten: er muß in die Schlacht gehen und die Wahlſtatt wieder verlaſſen können. Das leztere verſtehen die Syrier vortrefflich.“

„Still, Schurke,“ — rief der Syrier, — „oder du haſt heute zum leztenmal geſtohlen.“

„Er hat nur die Wahrheit geſprochen,“ — unterbrach ihn der Veteran; — „keiner von uns beſchuldigt eure Reiter der Feigheit. Nein, es war bloſer Biederſinn; ſie waren zu beſcheiden, um vor andern Truppen in's Feld zu rücken und zu menſchlich, als daß ſie ihnen nicht hätten zeigen ſollen, wie man ſich mit geſunden Beinen zu Bett legen kann.“

Der Bettler, dem es lieb war, daß es hier Streit geben ſollte, ſtimmte ihm bei, um jenen noch mehr aufzubringen.

„Marcus Antonius war anderer Meinung,“ — ſprach der Syrier unwillig vor ſich hin.

„Marcus Antonius!“ — ſchrie der Römer und ſprang mit ſeinem Stelzfuße auf. „Das war ein Ehrenmann; aber was weiß ein Kerl, wie du, von Marcus Antonius?“

„Ich habe unter ihm gedient,“ — erwiederte jener trocken.

„Dann reich mir die Hand,“ — rief der tapfere Alte; — „wir ſind Kameraden. Selbſt einen Hund würd' ich lieben, der Marcus Antonius geſehen hat. Das war ein Soldat; ſolche Männer gibt es in dieſen jämmerlichen Zeiten nimmer. Der konnte vom Morgen bis in die Nacht fechten, und dann wieder bis Morgen zechen, und ſaß doch am andern Tag feſt auf ſeinem Roſſe. Ich habe ihn halb nakt über die Schneegebirge Armeniens ziehen ſehen, und in dem heiſſen Egypten trug er immer die ſchwere Rüſtung. Er liebte die Soldaten und dieſe liebten ihn. Hier, Kamerad, trink Marcus Antonius Geſundheit. Ach, ſolche Männer gibt es nicht wieder."

Er zog eine Flaſche Wein hervor, die nicht viel beſſer war als Eſſig, und theilte gaſtfreundſchaftlich jedem einen Becher voll zu. Dann brachte er dem Andenken ſeines Helden, den er unter die Götter rechnete, eine Libation, ſtürzte den Trunk hinab und wir folgten ſeinem Beiſpiel.

„Wenn Antonius ein großer Mann war," hob der Bettler wieder an, „ſo hat er kleine Leute genug zurückgelaſſen. Da iſt z. B. der gegenwärtige Statthalter: ſechs Monate im Jahr hat er das Podagra, in den andern ſechs iſt er betrunken, oder denkt er, wenn er nüchtern iſt, nur auf weiteren Raub. Wenn ich nicht falſch geſehen habe, wird das der Regierung bald zu ſchaffen machen. Ich meines Theils ſtehe dafür, nähme er etwas von meinem Eigenthum —"

„Ja, wenn er das könnte," fiel der Syrier ein, „ſo müßte er ein Zauberer ſeyn. Wo haſt denn du dein Eigenthum?"

„Kamerad," ſagte der Veteran lachend, „beſinne dich; wenn es wahr iſt, daß man die Leute nicht nach dem äuſſeren Schein beurtheilen darf, ſo hat unſer luſtiger Freund da manches Stück Geld in ſeinen Lumpen verborgen. Ueberdieß hat er große Güter, denn die Welt iſt ſein Theil, und Eigenthum genug, weil er Alles ſein glaubt, was er mit den Fingern erreichen kann."

Man lachte jetzt laut über den Bettler; dieſer aber ſchien an die Launen des Glücks gewöhnt, lachte mit und ſagte: „Wenn ich auch derlei Geſchicklichkeit beſitze, ſo könnte ich ſie in eurer Geſellſchaft wenigſtens nicht entwickeln. Wollt ihr aber der Plünderung in Maſada beiwohnen und ich treffe euch wieder auf dem Rückwege —"

„Maſada!" rief ich inſtinktmäßig.

„Ja, ich habe die Stadt vor drei Tagen verlaſſen. An jenem Morgen kam der Befehl, Anſtalten zum Empfang des großen, gütigen Florus zu treffen, der in ſeiner Weisheit, weil er Geld braucht, beſchloſſen hat, die leeren Beutel der Soldaten und ſeinen eigenen mit dem Erlös aus den Waffenſtücken im Zeughaus zu füllen. Ich habe das aus ſicherer Quelle. Der Badſclave des Statthalters hat es zu einer der Schaffnerinnen geſagt, in die der Aethiopier ſterblich verliebt iſt und die vertraute es mir in einer Schäferſtunde. Im Vertrauen geſagt, ich warte jetzt eben auf Florus und will unter ſeinem Gefolge mich in die Goldgrube zurückverfügen."

„Der Elende," rief der Veteran, „an den Waffen des Todten ſich vergreifen zu wollen! Wie man ſagt, hängt dort der Panzer und Schild, den Marcus Antonius auf dem Zuge wider die Idumäer trug."

„Ich fürchte noch mehr, daß die Waffen der Lebenden in Bewegung kommen," ſprach der Syrier; „die Juden werden meinen, es geſchehe aus Verzweiflung, und wenn ich nicht irre, ſo fließt Blut ehe ich nach Hauſe komme."

„Das hat gute Ruh, Kamerad," erwiederte lachend der Veteran; „du haſt deine zwei Beine behalten und wenn ſie dich ſo lange getragen haben, ſo wäre es ſchlimm, wenn ſie dich jetzt ſtecken ließen. Doch es iſt etwas an dem, was du ſagſt. Ich habe dieſe Nacht einen Traum gehabt: ich glaubte das Land in Flammen ſtehen zu ſehen, und als ich aus dem Schlafe auffuhr, hörte ich einen Lärm wie von zehntauſend Reitern."

Haſtig verſchlang ich mein Brod, und ſammelte, um meine Bewegung zu verbergen, die Ueberbleibſel unſeres Mahles. Als ich damit fertig war, ſah ich, daß der Bettler ſeinen Blick auf mich geheftet hatte.

Er lächelte, und ſagte: „Auch ich hatte dieſe Nacht einen Traum, der beinahe eben ſo lautet. Ich glaubte eine Truppe Reiter zu ſehen, die über das Feld hin rannten, ſo ſtark ihre Roſſe laufen konnten. Was ſie auch vorhaben, ſo will ich drauf ſchwören, daß dieſe nicht umkehren, ohne ihren Zweck erreicht zu haben. Sie ritten Maſada zu und ich ſtehe jetzt in der Wahl, ob ich dem Statthalter meinen Traum erzählen ſoll oder nicht.“

Sein ſcharfes Auge ruhte wieder auf mir. „Das wäre einfältig,“ ſagte ich, „er würde dich nur ſeinem Lictor übergeben.“

„Ich glaube eher, er würde mich an ſeinen Schatzmeiſter verweiſen, denn ich habe nie einen ſo lebhaften Traum gehabt; ich glaube, ich habe mit offenen Augen geſchlafen.“

Sein Blick überzeugte mich, daß ich erkannt ſey. Ich faßte ſeine Hand, während die Soldaten mit dem Einpacken ihrer Becher beſchäftigt waren und zeigte ihm Gold; er lächelte gleichgültig; ich legte die Hand an den Dolch und er lächelte wieder.

„Es iſt Zeit,“ ſagte er, „ich kann nicht länger hier plaudern. Lebt wohl, tapfere Soldaten, ich wünſche euch glückliche Heimkehr; lebwohl, Araber.“ Er brach auf und ſagte, als er an mir vorüber ging, leiſe: „Geprieſen ſey Naphthali!“

Nachdem ich mich von den Kriegern verabſchiedet hatte, folgte ich ihm. Er eilte ſchnell dem Walde zu und als ich ihn endlich erreichte, blieb er ſtehen und warf ſich vor mir nieder.

„Will mein Herr ſeinem Diener verzeihen?“ ſprach er; „als ich dich zuerſt ſah, erkannte ich dich nicht gleich wegen deiner Verkleidung; ich bringe Nachricht von deinen Freunden.“ Er reichte mir ein Stück Papier und ich las: „Alles geht gut. Wir haben bisher kein Hinderniß gefunden; Morgen Abend werden wir an Ort und Stelle ſeyn. Wenn keine Verſtärkung kommt ſo muß es gelingen. Grüße unſere Lieben.“

„Deine Sendung iſt nun zu Ende,“ ſprach ich; „gehe zurück zu Naphthali und du wirſt den gebührenden Lohn empfangen.“

„Nein,“ erwiederte er mit der fröhlichen Miene des geduldeten Spaßmachers, „ich habe nur zwei Dinge in dieſer Welt zu bedenken, meine Zeit und mein Geld. Von dem einen habe ich ſoviel, daß ich nicht weiß, wie ich damit zurecht kommen ſoll, und von dem andern viel zu wenig. Ich glaubte einige Tage damit todtſchlagen zu können, daß ich den Stamm Naphthali heimſuchte; aber dieſe Hoffnung iſt jetzt dahin, weil ich dich auf halbem Wege treffe. Ich will es jetzt mit Florus verſuchen und bei dem braven Mann einige Tage losſchlagen."

„Das ſollſt du nicht," unterbrach ich ihn.

„Wenn du dem dein Vertrauen ſchenkſt, den dein Sohn mit dem ſeinigen beehrt hat, ſo kannſt du nicht ſo ſprechen. Die Römer ſind mir verhaßt, vorzüglich aber Geſſius Florus." Sein Geſicht verfinſterte ſich bei dieſem Namen und er fuhr mit bitterem Tone fort: „Ich ſage dir, der gemäſtete Leichnam dieſes Verworfenen umſchließt eine der ſchwärzeſten Seelen, die dieſe Erde ſchänden. Ich habe eine alte Rechnung mit ihm abzumachen; einſt war ich kein heimathloſer Wanderer; ich lebte am Hermon, eine Jungfrau aus meiner Verwandtſchaft war mir verlobt, eine zarte, liebliche Blume. Der Tag unſerer Verbindung war ſchon beſtimmt; ich gieng nach Cäſarea Philippi, um einige Heirathsgeſchenke zu kaufen; aber als ich zurückkam, weinten die Frauen und die Männer traf ich in ohnmächtiger Wuth. Meine Verlobte war verſchwunden; eine Truppe römiſcher Soldaten hatten in der Nacht ihres Vaters Haus überfallen und ſie fortgeſchleppt. In wilder Verzweiflung, in raſendem Wahnſinn durchzog ich das Land; nur der Gedanke, ſie zu befreien oder ſie zu rächen, feſſelte mich an's Leben. Ich verließ mein

Haus, meine Freunde, Alles; endlich fand ich ſie.“ Er wandte ſich ab, um ſeine Bewegung zu verbergen, und fuhr fort: „Mächte der Gerechtigkeit und Rache, warum ſendet ihr nicht Blitze, ſolches zu ſtrafen? Der ergraute Sünder hatte ſie geſehen und geraubt. Sie verwarf ſeine Anträge; er ließ ſie in Ketten legen, hungern und geiſſeln.“ Thränen ſtürzten aus ſeinen Augen. „Noch verſchmähte ſie ihn; ſie flehte um den Tod, ſie rief in ihrem Unglück meinen Namen. Aber was vermochte ich Unglücklicher, ich Wurm unter der Ferſe des Tyrannen? Aber ich ſah ſie zuletzt, ich bahnte mir einen Weg in den Kerker. Da ſaß ſie bleich wie der Stein, an den ſie gefeſſelt war, ein ſtummes, geiſtloſes Gerippe. Ich rief ihren Namen; ſie hörte es nicht; ich drückte meine Lippen auf die ihrigen, ſie fühlte es nicht; ich badete ihre kalten Hände in meinen Thränen, ich fiel vor ihr nieder, ich bat ſie, nur ein Wort zu ſprechen, mir ein Zeichen der Erinnerung zu geben, mich anzublicken. Aber ſie ſaß wie eine Bildſäule; ihr Verſtand war dahin.“

Er warf ſich auf den Boden und wand ſich wimmernd zu meinen Füßen. Um ihn von dieſem traurigen Gegenſtande abzulenken, fragte ich ihn, „was er mit Florus beginnen wolle.“

„Beginnen? Nicht im Bette will ich ihn erdolchen, nicht beim Mahle vergiften, kein ſchneller Tod ſoll ihm werden, denn das wäre Gnade; nein von Stufe zu Stufe will ich ihn in's Verderben ſtürzen, Schande, Reue und Angſt wie Wolken um ihn aufthürmen, langſame Wermuth in ſeinen Becher gießen, daß er jeden Tropfen koſten ſoll, ihn ſchlagen, daß er den Schmerz fühlt, ohne betäubt zu werden, ihm ſo viel Hoffnung laſſen, daß er der Kraft der Verzweiflung ſich nicht freuen ſoll, ihn ſtufenweiſe in ſeine Hölle ſtürzen, daß jede Fiber die peinliche Qualen empfindet.“ Plötzlich ſprang er heulend auf, und ſtürzte mit einer Haſt, die mir nicht zu folgen erlaubte, durch's Gebüſch.

# Fünftes Kapitel.

Der heftige Schmerz des Bettlers und die Wahrſcheinlichkeit ſeiner Erzählung nahmen meine Theilnahme ſo ſehr in Anſpruch, daß ich anfangs ſeine ſchnelle Flucht bedauerte, die es mir unmöglich machte, ihm Hülfe zu leiſten. Verſtimmt ging ich an den Ort zurück, wo ich mein Pferd gelaſſen hatte, und ritt dem Gebirgslande zu, um den umherſchwärmenden Feind zu vermeiden, als ich ein lautes Geſchrei vernahm. Auf einem Felſen, der ſo weit entfernt war, daß ihn ein menſchlicher Fuß in dieſer kurzen Zeit kaum hätte erreichen können, ſah ich den Seltſamen alle mögliche Zeichen machen, indem er bald auf mich deutete, bald auf einen Gegenſtand unter ihm, und ein Geſchrei vernehmen ließ, das man leicht für das Heulen eines wilden Thieres hätte nehmen konnen.

Ich hielt an; es war mir unmöglich, zu unterſcheiden, ob er mich vor einer nahen Gefahr warnen oder Andere auf mich aufmerkſam machen wollte. Ein großes Wagniß macht den Menſchen argwöhniſch, und der Fürſt von Naphthali, der den Hauptplatz der Legionen einnehmen wollte, war wohl eine kleine Verrätherei werth. Schnell vergaß ich die Leiden des Bettlers, überzeugte mich, daß, was er geſprochen, nur eine eingelernte Rolle ſey, die er wahrſcheinlich ſchon öfter geſpielt, und daß ich gerade die entgegengeſetzte Richtung zu nehmen habe.

Nichts wirkt ſchneller, als der Zweifel an Treue und Redlichkeit. In wenigen Augenblicken war ich überzeugt, daß ich betrogen ſey, eilte durch Dickicht, über Felſen und durch Gießbäche und ſah von einer Anhöhe, vor der ſelbſt mein feuriges Roß anfangs geſcheut hatte, mit triumphirendem Blick die Gebehrden des Betrügers.' Mit der Behendigkeit einer Gazelle ſprang er von Klippe zu Klippe, und als er endlich Alles fruchtlos ſah, zerriß er ſeine Kleider. Ich winkte ihm verächtlich Lebewohl zu, ſtieg ab, weil der Berg ſehr abſchüſſig war, und führte meinen ſchnaubenden Araber in ein liebliches Thal hinab.

Eine Reihe niederer Hügel, die bis auf die Spitze mit Wald bewachſen waren, umgab ein mooſiges Thal, in deſſen Mitte ein freundlicher See lag. Ringsum wuchſen Orangen und andere Bäume und bildeten einen breiten Gürtel um den See.

Weil ich durch die unerträgliche Hitze erſchöpft war, hatte der abgelegene kühle Ort für mich um ſo mehr Reiz. Durch den ſpiegelnden Sand waren meine Augen halb geblendet, und ſelbſt mein Geiſt, durch die Mühen des Tages erſchöpft, fand in dem Grün und dem duftenden Wohlgeruch des Thales Erleichterung. Auch mein Pferd zeigte ſeine Freude durch fröhliche Sprünge und das hellere Stralen ſeines glänzenden Auges.

„Hier," dachte ich, indem ich es langſam weiter führte, „wäre eine Stätte für die Unſchuld, welche die Welt nicht kennt; oder für den Weiſen, der ſie kennt und Alles eitel fand in ihr. Wer hätte es ſich träumen laſſen, daß in dieſem unglücklichen Lande ein einſamer Ort wäre, den vielleicht noch keines Menſchen Fuß betrat, und wo das Unglück, das ſchwer auf dem Lande laſtet, eben ſo fremd iſt, als über dem Sternen!"

Mein Pferd, das plötzlich aufſprang, riß mich aus meinem Sinnen; es ſchien ſehr erſchrocken, ſchnaubte und wollte von mir losreißen. Dann blickte es gegen das Dickicht unten und zitterte an allen Gliedern. Aber Alles ringsum war ruhig; das Chamäleon lag ſchlafend in der Sonne und nur die wilden Tauben gurrten unter den breiten Blättern der Palmbäume. Aber mein Pferd wollte ſich durchaus nicht weiter führen laſſen, es bewegte convulſiviſch die Ohren, die Augen hingen aus den Höhlen. Ich wurde ungeduldig über die ungewöhnliche Störrigkeit des Thieres und wollte es am Bache tränken, als ein furchtbares Gebrüll ſich erhob. Ein Löwe ſtand auf der Spitze, die ich ſo eben verlaſſen hatte, und wenn er auf mich herabſprang, ſo mußte ich hinabſtürzen. Das Pferd riß los; ich zog die einzige Waffe, die ich hatte, einen Dolch, faßte, weil keine Hoffnung zu entkommen war, das Strauchwerk, um mich zu halten, und erwartete den Sprung. Aber das königliche Thier mochte eine ſo unedle Beute verſchmähen, und blieb, ſeinen Schweif rollend und den Boden wühlend, auf der Spitze oben. Plötzlich lauſchte es, als näherten ſich Fußtritte, ſprang dann mit einem furchtbaren Gebrülle über mich weg und war mit Einem Satze im Dickicht unten.

Das Thal, das ich für den Sitz überirdiſcher Ruhe angeſehen hatte, war eine Lagerſtätte der Löwen, und ich hatte die gewaltige Heerde aus dem Schlafe geweckt. Herrlich und furchtbar waren die Konige des Waldes anzuſchauen; in allen Abſtufungen äußerte ſich ihre Wuth; ſie brüllten, ſtürzten ſich in den See, brachen durch das Dickicht, eilten die Berge hinan oder warteten heulend des Feindes. Ihre Zahl war ſehr groß, denn der Mangel an Schatten und Waſſer hatte ſie überall aus der Wüſte hieher getrieben.

Während ich regungslos ſtehen blieb, weil ich ſie durch die geringſte Bewegung auf mich aufmerkſam zu machen fürchtete, erſchien endlich der, welcher ſie aufgeſchreckt hatte — ein römiſcher Krieger, eine Lanze in der Hand. Er wußte nicht, welchen furchtbaren Ort er betrete, und der kriegeriſche Ruf, der durch die Berge hallte, bewies, daß ihm Andere folgten, die eben ſo kühn und eben ſo wenig von der Gefahr unterrichtet waren, als er.

Kaum hatte ſein Pferd das Thal betreten, als ein Löwe es mit den Zähnen und Krallen in den Lenden faßte. Der Reiter ſtieß einen Schrei des Entſetzens aus und blickte hülflos in den geöffneten Rachen hinter ihm. Ich ſah den Löwen zu einem zweiten Sprung anſetzen, aber der Krieger, eine rieſige Geſtalt, faßte das Ungeheuer mit der einen Hand an den Nüſtern und ſtieß mit der andern den Speer dem Löwen tief in den Kopf. Pferd, Löwe und Reiter ſtürzten nieder und kämpften miteinander.

Im nächſten Augenblicke ſtürzte eine Truppe Reiter die Schlucht herab. Ein Löwe, der ihnen aufſtieß, hatte ſie von ihrem Wege abgelenkt, und ſie verfolgten ihn hitzig. Aber das Schauſpiel, das ſich ihnen hier darbot, konnte auch den Kühnſten muthlos machen. Die große Heerde hatte das Thal eingenommen. Umzukehren war unmöglich, denn die Reiter eilten noch durch den einzigen Paß herein, und weil das Thal abſchüſſig war, ſtürzten Mann und Pferd ſchnell auf die Löwen zu. Der Kampf war furchtbar: die ſchweren Lanzen der Römer drangen überall durch; die Löwen, durch die Wunden noch wüthender gemacht, warfen ſich auf die gewaltigen Pferde und riſſen ſie nieder, oder ſprangen den Reitern an die Kehle und zertrümmerten Panzer und Schild. Das Stöhnen und Schreien der Krieger und der verſtümmelten Pferde, das Brüllen und Heulen der Löwen, die aus unzähligen Wunden bluteten, die Berge hinan eilten und mit friſchem Blutdurſt ſich wieder herabſtürzten, ſchildert keine Feder.

Aber endlich blieben die Menſchen Sieger. Die Zahl der Löwen hatte bedeutend abgenommen, und mit Einem Male ſtürzten ſie gegen die Schlucht;

warfen Alles, was ihnen in den Weg kam, nieder und ſtürzten mit gräßlichem Gebrüll aus dem Thale.

Die Reiter, die ihre Raſchheit bitter bereuten, legten die Ueberreſte der Gefallenen auf Tragbahren, ließen manches tapfere Roß den Geiern zum Raube und verließen langſam die blutige Wahlſtatt.

Der Ort, wo ich ſtand, machte das Hinauf- wie das Hinabſteigen gleich ſchwer, und während des furchtbaren Kampfes lag ich daher in das Laub verſteckt, um von Menſchen und Thieren nicht geſehen zu werden. Als ſie endlich ſich entfernt hatten, fing ich an, den Berg wieder hinanzuklimmen. Ein einzelner Reiter war zurückgeſprengt, um das Schlachtfeld noch einmal zu überſchauen; er erblickte mich, ſah, daß ich kein Römer war, und glaubte in ſeiner aufgeregten Stimmung, den Manen ſeiner Gefährten einen Eingeborenen opfern zu müſſen. Sein Speer flog neben mir in den Boden. Auf ſeinen Ruf kamen mehrere von ſeiner Truppe zurück; ich ſah, daß ich von ihnen angegriffen werden würde, und es blieb mir, weil ich zu Fuße nicht entkommen konnte, nichts anderes übrig, als mich ihnen zu ergeben.

Die Zeichen meines ſeltſamen Gefährten hatten mich vor dieſer Gefahr warnen ſollen; er ſah die römiſche Truppe über die Ebene hinziehen; mein

Verdacht trieb mich ihnen gerade entgegen, und mein zufälliges Einbiegen in das Thal verzögerte nur meine Gefangennahme. Sobald ich aus den Bergen hervorkam, mußte ich gefangen werden. Die Reiter waren jedoch in ungewöhnlich übler Laune. Auf meine Bitte, man ſolle mich in Frieden ziehen laſſen, erfolgte abſchlägige Antwort. Die Geſchichte, die ich ihnen erzählte, um zu erklären, wie ich ihnen in den Weg gekommen, wurde verächtlich angehört; man nannte mich einen Kundſchafter und ſagte mir rund heraus, ich werde meinen Kopf nur ſo lange behalten, bis ich dem Statthalter angegeben habe, was ich wiſſe.

Doch fand ich in dieſer unglücklichen Lage wenigſtens noch einen Freund. Mein Pferd, das ich ſchon verloren gegeben hatte, erſchien auf der Höhe oben, ſtreckte die Nüſtern nach dem Winde aus, und zog, vorwärts und rückwärts durch das Gebüſch laufend, Aller Aufmerkſamkeit auf ſich. Ich rief ihm, und der Gedanke, daß der zerlumpte Gefangene Eigenthümer eines ſo edlen Thieres ſeyn könnte, veranlaßte meine Wächter zu noch bittererem Spotte. Ich bat dagegen um Erlaubniß, mein Recht zu beweiſen, und rief dem Pferde. Mit ſichtbarer Freude hörte es meine Stimme, ſprang auf mich zu und zeigte durch ſeine fröhlichen Bewegungen, daß es ſeinen Herrn gefunden hatte.

Meine Bitten jedoch, mich zu entlaſſen, waren vergebens; meine Worte waren in den Wind geſprochen; der Nachzug der Truppe ließ ſich ſehen, und ich durfte, weil keine Zeit zu verlieren war, mein Pferd beſteigen. Meine Zügel aber nahm einer der Reiter, und ſo ging ich dem Tod oder langwieriger Gefangenſchaft entgegen.

Mein Blut gerieth in Wallung, wenn ich bedachte, was vor der Dämmerung geſchehen ſollte. Was konnte mein Volk von mir erwarten, wie nichtig mußte meine Entſchuldigung klingen, wie ſchlecht hatte ich die Wachſamkeit und den Muth erprobt, der dem Befehlshaber ziemte! Ich knirſchte mit den Zähnen, alle meine Nerven zuckten; endlich bemerkte ein alter, wohlbeleibter Hauptmann meine Bewegung, deſſen gutmüthiges Geſicht durch ſeine dunkle Rede Zeugniß gab, daß er ein großer Verehrer des Bacchus ſey. Sein ſtarkes, thraciſches Roß war mit dem beſten Valerner bepackt; überall ſahen Flaſchenhälſe hervor, und aus dem Umſtand zu urtheilen, daß er demſelben häufig zuſprach, mußte er gar nicht geneigt ſeyn, ſein Gepäck umſonſt mit ſich zu ſchleppen. Auch ſchien er bei der Truppe beliebt zu ſeyn, und ein Haufe junger Patricier vom Hofe des Statthalters vergaßen ihren Rang und ritten neben dem alten Krieger in Betracht ſeiner größeren Erfahrung in der großen Kunſt, für Vorrath auf den Weg zu ſorgen.

Mitten in einer Lagergeſchichte, welche die Meiſten mit ſtürmiſchem Beifall aufnahmen, warf der Hauptmann einen Blick auf mich und bot mir mit der Frage, ob mir nicht wohl ſey, die Flaſche. Ich nahm ſie und that einen köſtlichen Zug. Mit dem Wein floß neues Leben in meine Adern.

„Seht,“ ſagte der Alte, „wie dem Kerl die Augen funkeln; der Valerner iſt der beſte Arzt. Ich habe ſeit vierzig Jahren keinen andern gehabt; für Schläge und ſchlimmes Wetter gibt es kein beſſeres Mittel, als den Rebenſaft. Verſuch' noch einmal, Araber.“

Ich lehnte es mit höflichen Ausdrücken ab. „Da ſeht,“ fuhr er fort, „er hat ihn beredt gemacht. Bei'm Herkules, er könnte auch ſeine Mähre ſprechen machen. Wahrhaftig, ich ſehe jetzt erſt; es iſt ein hübſches Thier, wie ich noch keines in Syrien geſehen; ſein Kopf paßte in einen Trinkbecher. Was iſt der nächſte Preis?“

Ich gab ihm zur Antwort, daß mir das Thier nicht feil ſey.

„Gut, gut,“ erwiederte der luſtige Alte, „ſtill davon. Ich weiß, euch Arabern iſt ein ſolches Thier ſo lieb, als ein Kind, und ich miſche mich nie in Familienangelegenheiten.“

Ein ſtolzer Tribun, mit Stickereien überſäet, ritt mit ſeinem ſchäumenden Roſſe zwiſchen uns und ſagte höhniſch: „Wie, Hauptmann, hältſt du dem Bettler eine Vorleſung über Philoſophie oder über Artigkeit? Wenn du die Mähre nicht haben willſt, ſo nehme ich ſie. Steige ab, Sklave.“

Die Offiziere drängten ſich nach vorn, um den Ausgang der Sache zu ſehen; ich blieb ſchweigend ſitzen.

„Hörſt du, Sklave, ſteig ab; du verlierſt nichts dabei, denn du kannſt im nächſten Augenblicke wieder eines ſtehlen.“

„Ich kenne nur Ein Räubergeſchlecht in Judäa,“ erwiederte ich.

Der alte Hauptmann ritt neben mich und ſagte leiſe zu mir: „Freund, laß ihm das Pferd; er iſt reich und wird dich gut bezahlen, und überdieß mächtig, denn er iſt der Neffe des Statthalters. Es iſt nicht gut für dich, wenn du ihn aufbringſt.“

„Er ſoll das Pferd nicht haben, und wenn er den Sand zu unſern Füßen mit Gold aufwägen könnte,“ gab ich zur Antwort.

„Willſt du uns Räuber nennen?“ fragte der Tribun mit finſterem Blicke.

„Kannſt du erwarten, daß ich dich etwas Anderes heiße, wenn du mich auf der Heerſtraße anfällſt und mir mein Eigenthum nehmen willſt?" entgegnete ich.

„Witzige Schelme die Araber! Bei denen hat jeder ein Sprüchlein oder ein Stichwort auf der Zunge," flüſterte der Hauptmann den jungen Leuten zu, die es ſichtbar ergötzte, daß ihr verhaßter Gefährte mit mir in Streit gerieth.

„Sklave," ſagte der Tribun wüthend, „wir ſprechen darüber nicht weiter. Man hat dich um's Lager ſchleichen ſehen; willſt du als Kundſchafter gehangen werden?"

„Als Kundſchafter!" erwiederte ich, und die Beleidigung trieb mir das Blut auf die Wangen. „Nein, ein Kundſchafter hat nichts zu thun unter den Römern."

„Der Araber meint, wir handeln immer offen und vor Jedermanns Augen," bemerkte der Hauptmann; „der Burſche iſt nicht werth, daß wir uns um ihn kümmern. Soll ich ihn ſeines Weges ziehen laſſen?"

„Hauptmann," ſagte der Tribun zornig, „deine Sache iſt's, deine Truppe zu befehlen und zu ſchweigen." Der Alte biß ſich in die Lippen und wandte ſich zu ſeinen Leuten zurück. Mein Peiniger ritt wieder an meine Seite und fragte: „Weißt du, Räuber, daß ich dich auf der Stelle wegen deiner Lügen ſpießen laſſen kann?"

„Nein, denn ich habe dir nur die Wahrheit geſagt. Auch würde ein ſolcher Befehl nur beweiſen, daß man oft Andere bittet, zu thun, an was man ſich nicht wagen mag."

Durch die Behandlung des Alten beleidigt brachen die jungen Patricier in ein Gelächter aus, das den Höfling nur noch wüthender machte.

„Zieht den Hund aus," rief er den Soldaten zu; „ſein Geld macht ihn übermüthig."

„Die Natur hat wenigſtens einen von uns dazu gemacht, ohne daß es eines Denars bedürfte," erwiederte ich ruhig.

„Reißt ihm den Turban ab; dieſe Kerls haben Geld in allen Falten."

Die Offiziere blickten einander erſtaunt an; der Hauptmann konnte nur mit Mühe eine verächtliche Verwünſchung unterdrücken, die ihm ſchon auf den Lippen ſaß. Die Reiter zögerten.

„Soldaten," ſprach ich in demſelben ruhigen Ton, „ich habe kein Geld in meinem Turban. Ein Araber gehört ſelten zu denen, deren Schädel mehr werth iſt, als das, was darin iſt."

Die duftenden, gekräuſelten Locken des Tribuns, auf denen ein mit Zierrathen und Federn überladener Helm ſaß, zogen aller Blicke auf ſich. „Ich will den Räuber an ſeinem Barte vom Pferde reißen," ſchrie der Tribun, ſpornte ſein Pferd gegen mich und ſtreckte die Hand aus.

Ich ſchlug meinen Mantel auseinander, faßte den Dolch und erwiederte mit ſtarker Stimme: „Es iſt ein Eid in unſerem Geſchlecht, daß jeder ſterben muß, der den Bart eines Arabers berührt." Darauf war er nicht vorbereitet; er zögerte und wich endlich zurück. Der alte Hauptmann brach in ein unwillkührliches Gelächter aus.

„Nehmt dieſen Bettler in's Lager," ſprach der Tribun. Ich haſſe alle Schurken," fuhr er fort und warf einen Blick über die Zuſchauer hin.

„Da haſt du wenigſtens Eine Tugend," rief ich ihm nacheilend; „man kann dir wenigſtens Eigenliebe nicht zur Laſt legen."

Dieſer Zungenkrieg gewann mir die Gunſt der Truppe. Der Tribun hatte nicht ſobald ſein Pferd herumgeworfen, als die jungen Patricier zuſammenlachten; ſelbſt die ſtarren Geſichter der Reiter verzogen ſich zum Lächeln. Nur der luſtige, alte Hauptmann blieb ernſthaft. „Es gibt doch keinen größeren Laffen," ſprach er vor ſich hin, „als den Cajus Sempronius Catulus, Tribun bei der 13ten Legion. Warum blieb der Geck nicht zu Hauſe, wo er unter den Suppeneſſern im Pallaſt ſeine Ringellöcklein mit Goldſtaub pudern, ſeine Lilienhände in Roſenwaſſer waſchen und ſein indiſches

Taſchentuch mit Myrrhen durchduften konnte ſo gut als hier? denn ſonnſt thut er doch nichts. Nur etwa," fuhr er fort und faßte den ſchweren Griff ſeines Schwertes, „Männer beleidigen, die mehr Schlachten geſehen haben, als er Jahre zählt, die den Dienſt beſſer verſtehen, als am Hofe zu kriechen, und deren letzter Tropfen Bluts mehr werth iſt, als alles zuſammen, das in ſeinen weibiſchen Adern fließt. Aber ich bin noch nicht mit ihm fertig. Es thut mir leid, Freund," ſprach er weiter, und wendete ſich zu mir, „daß ich dich auf deinem Wege aufhalten muß; aber da der Narr die Sache vergrößern wird, ſo mußt du vor den Statthalter gebracht werden. Indeſſen iſt das Lager nur einige Meilen entfernt; dort legt man dir einige Fragen vor und läßt dich dann laufen." Er ahnte freilich nicht, wie ſehr mir vor dieſem Verhöre bangte.

Damit ich nicht zu lange aufgehalten würde, befahl der gutherzige Alte dem Geſchwader Eile, und in einer halben Stunde ſahen wir das Lager meines geſchwornen Feindes und ſeine ſcharlachnen Flaggen tief unten im Thale flattern.

## Sechstes Kapitel.

Die Reiter hielten vor dem Zelte des Statthalters, und ich wurde mit einer Menge aufrühreriſcher Landleute, die man im Verlaufe des Tages gefangen genommen hatte, übergeben, um von dem Schrecklichen verhört zu werden. Die Zeit, die ich zu warten hatte, ehe ich vorgerufen wurde, war mir beſonders peinlich. Es war nicht Furcht, denn plötzliche Hinrichtung wäre mir beinahe erwünſcht geweſen, ſondern das, daß ich eine großartige Unternehmung begonnen, und ohne etwas gethan zu haben, ſterben, daß ich am Ziel meiner Wünſche beinahe angelangt ſey, und dann ohne einen Schlag zu thun, der Schande Preis gegeben ſeyn ſollte — das ſchmerzte mich wie ein Schlangenbiß.

Endlich wurde ich vor Florus gerufen; er lag auf ſeinem Ruhebette, hatte ſeinen Liebling, den

Becher, vor ſich, und kramte mit zitternder Hand in einigen Papieren. Sorgen oder das erwachte Gewiſſen hatten furchtbare Verheerungen in ſeinem Aeußern angerichtet. Er war noch immer wohlbeleibt, aber ſeine Wangen waren hohl, die ſpärlichen Locken auf ſeinem Kopfe waren noch weißer, und die kleine, volle Hand dürr und gelb geworden, wie die Klaue des Geiers, mit dem ſeine Gemüthsart ſo viel Aehnlichkeit hatte.

Er hob den Kopf kaum in die Höhe, und fragte mit blinzelnden Augen, woher ich komme und wohin ich gehe. Meine Stimme fiel, ſo ſehr ich ſie auch zu verſtellen ſuchte, ſeinem ſcharfen Ohre als bekannt auf. Schnell erwachte ſein angeborener Scharfſinn; er warf einen furchtbaren Blick auf mich, ſtieß die Hand auf den Tiſch und rief: „Beim Herkules, es iſt der Jude.“ Meine Verkleidung machte ihn jedoch wieder zweifelhaft und er ſprach zu ſich ſelbſt: „Der Kerl wurde an Nero geſchickt und muß hingerichtet worden ſeyn. He da, ſchickt den Tribun herein, der ihn feſtgenommen hat.“ Catulus trat ein und berichtete glücklicherweiſe in ganz verächtlichem Tone von mir, „ich ſey ein berüchtigter Räuber, der ein ſchönes Pferd geſtohlen, welches den Stall des Statthalters nicht verunehren würde.“ Ich ſchmeichelte mir, entkommen zu können und bewegte mich nach und nach der Thüre zu. „Halt, Sklave,“ ſchrie Florus, „du biſt mir noch verdächtig, und da die öffentliche Sicherheit nicht gefährdet werden darf, ſo habe ich keine Wahl. Tribun, beordere die Lictoren; die Folter wird ihn ſchon zum Geſtändniß bringen.“ Die Lictoren wurden gerufen und ich ſollte gefoltert werden.

In dieſem Augenblick erhob ſich außen ein Lärm, ein Mann ſtürzte mit den Lictoren herein und rief: „Gerechtigkeit, mächtigſter Florus. Bei der kaiſerlichen Majeſtät und der Großmuth des glorreichſten aller Statthalter bitte ich um Gerechtigkeit wider den Räuber, der dem Sohne El Hakim's ſeinen koſtbarſten Schatz genommen hat.“

Florus fand in ihm einen alten Bekannten und befahl, ihm, ſo kurz als möglich, ſeine Klage vorzubringen.

„In der vorigen Nacht noch,“ hob er an, „war ich der glückliche Beſitzer eines Pferdes, flüchtig wie der Strauß und wohlgeformt, wie das Antlitz der Schönen. Ich wollte es dem ruhmwürdigſten unſerer Statthalter, dem großen Florus, dem der Herr langes Leben verleihen möge, zum Geſchenke bringen. Aber während ich ſchlief, kam der Räuber geräuſchlos, wie die Feder der Turteltaube fällt, aber grauſam, wie der Zahn der Natter. Als ich aufſtand von meinem Lager, war das Pferd fort; ich war in Verzweiflung, ich raufte meinen Bart, ich verwünſchte den Räuber, wo er wäre, von Sonnenaufgang bis zum Niedergang, im Gebirg wie im Thale. Aber den Panieren meines Herrn, des Statthalters, folgt das Glück: wie ich durch das Lager kam, was ſah ich? — meinen Schatz, die Freude meiner Augen, den Trockner meiner Thränen. Ich bin gekommen, um Gerechtigkeit zu fordern und die Rückgabe meines Pferdes, damit ich das Glück haben kann, es dem berühmteſten unter den Sterblichen zum Geſchenke zu bringen."

Ich war mit dem Gedanken beſchäftigt geweſen, ob ich durch die Lictoren brechen oder mich auf den Statthalter werfen ſollte. Der Sprecher war mein Freund, der Bettler. Er deutete keck auf mich. Wenn Blicke tödten könnten, der Verräther hätte den nicht überlebt, mit dem ich ihm antwortete.

„Dort," ſprach Florus, „iſt der Räuber, Sabat. Haſt du ihn ſchon geſehen?"

Der Bettler trat unverſchämt auf mich zu und rief: „Ob ich den ſchon geſehen habe? Ach wohl ſchon hundertmal. Es iſt ja Ben Ammon, der berüchtigtſte Dieb vom Nil bis an den Jordan. Herr, den kennt jedes Kind. Ja, beim Gott meiner Väter, beim Schild und bei der Lanze, der hat in den letzten zwanzig Jahren mehr Pferde geſtohlen, als man für die ganze Reiterei von Berſeba bis Damascus brauchte. Erſt vorige Nacht führte ich mein Pferd, den Edelſtein meiner Augen, meine Perle —"

Jetzt fing ich an, zu begreifen, wie ſehr ich meinem beredten Freund für ſeine Dazwiſchenkunft verpflichtet war.

„Ein arabiſcher Pferdedieb? Das ändert die Sache," ſprach der Statthalter. „Wie, ſagteſt du nicht, das Pferd ſey für mich beſtimmt geweſen? Lictor, geh und bring das Wunderthier herbei." Der beredte Sohn El Hakims folgte dem Lictor und ſchrie, als er zurückkam, noch wüthender gegen mich, als zuvor, „ſeine Perle, die Freude ſeiner Augen ſey verdorben, völlig unbrauchbar; ich habe es verzaubert, denn dafür ſey ich berüchtigt."

Dieß machte die Neugierde des Statthalters rege und er ſtand auf, um das verzauberte Thier zu beſichtigen. Ich folgte und mit ſeltſamer Haſt führte der Sohn El Hakims das Thier vor; es bäumte ſich, biß, ſchlug hinten aus und drehte ſich nach allen Richtungen; jeder Verſuch, es zu führen oder zu beſteigen, ſcheiterte und veranlaßte die komiſchſten Auftritte. Die jungen Officiere kamen von allen Seiten herbei und konnten ſich, ſelbſt in Gegenwart des Statthalters, nicht enthalten, ein ſchallendes Gelächter aufzuſchlagen. Florus ſelbſt lachte endlich am lauteſten. Selbſt ich, an den Anblick kühner Reiter gewöhnt, mußte über die ungemeine

Gewandtheit dieſes unglücklichen Ritters ſtaunen. Er ſaß dem Thiere bald auf dem Rücken, bald lag er unter ſeinen Füßen, ſprang von hinten und über den Kopf auf daſſelbe, ſtund auf den Sattel, aber alles vergebens; er hatte es kaum berührt, ſo warf es ihn unter dem ſchallenden Gelächter der Umſtehenden wieder in die Luft.

Endlich gab er mit trauriger Miene den Verſuch auf, warf ſich, kaum vermögend, die Beine nachzuſchleppen, vor Florus nieder, und bat, er möchte dem Dieb befehlen, den Zauber zu löſen, der das ſanfteſte Pferd von der Welt in die wildeſte Beſtie verwandelt habe. Ein ſtolzes Kopfnicken ſagte ihm, daß ſeiner Bitte willfahren ſey, und ich trat vor, um eine Kunſt zu üben, von der ich keinen Begriff hatte. Der Bettler überlieferte mir das Pferd mit einem Blick, in welchem ſich Verſchlagenheit und Freude über den Sieg ſo ſtark ausdrückte, daß ich ſelbſt in dieſer peinlichen Lage mich eines Lächelns nicht enthalten konnte. Mein Verſuch war ſchnell gemacht, das Pferd kannte mich und war ſogleich folgſam. Dieß beſtätigte, daß ich ein Zauberer ſey. Der Sohn El Hakim's aber erklärte, er ſey mit dieſer ſchnellen Abfertigung nicht zufrieden und verlangte, ich ſolle die gewöhnlichen Stufen der Kunſt durchgehen.

Ich wollte mich dieſem widerſetzen, aber ein Wink von ihm brachte mich wieder zur Faſſung; ich verfuhr gerade wie die reiſenden Gaukler, und wurde mit der tiefſten Aufmerkſamkeit von den Zuſchauern beehrt. Wäre es mir um Ruhm zu thun geweſen, ich hätte mir in allen römiſchen Lagern als Beſchwörer der erſten Größe einen Namen machen konnen. Endlich war ich der Sache müde und wartete auf das Zeichen. Da trat Sabat vor, betheuerte laut, daß ich meine Sache richtig abgemacht habe, warf dem Pferd das Zügel über den Kopf, und flüſterte: „jetzt."

Mein Herz pochte, mit der Hand hatte ich die Mähne gefaßt; ich blickte um mich, um zu ſehen, ob Alles ſicher wäre, als Florus ſchrie: „Der Jude, beim Tartarus, es iſt der Jude; reißt den beſchnittenen Hund herab." Ueberall von Reiterei umgeben konnte ich unmöglich mit Gewalt entkommen.

„Verloren, verloren," flüſterte mir mein Freund zu, als er an mir vorüberging und als er wieder mit Florus tief ins Geſpräch verwickelt war, ſchloß ich, daß ich völlig entdeckt ſey. Ich war in Verzweiflung; finſter erwartete ich das Aeußerſte und verfluchte innerlich mein feindſeliges Geſchick.

Die Unterredung dauerte ſo lange, daß die Ungeduld der Umſtehenden endlich in Worte ausbrach.

„Ueber was kann wohl der Statthalter mit dem tollen Burſchen ſo lange zu ſprechen haben?" ſprach ein junger Patricier.

„Wohl über alles Mögliche, weil ſie ſo lange reden," war die Antwort.

Florus kennt ſeinen Mann," ſagte ein Dritter, „der tolle Burſche iſt ein ordentlicher Kundſchafter, und empfängt in einem Monat mehr Geld aus des Kaiſers Kaſſe, als wir in einem Jahre."

Der Tribun trat jetzt in den Kreis und rief mit einem Blicke der tiefſten Verachtung: „Komm, Knecht der Wüſte, Fürſt der Sandſteppen, gieb uns eine Probe von deiner Kunſt. Hier, Sklave, zeige uns die beſte Methode, das Pferd eines Andern zu ſtehlen."

Ich ſchwieg ergrimmt. Der Tribun drohte. Plötzlich fuhr mir ein Gedanke durch den Sinn; ich gehorchte, ließ mein Roß los und fing an, zu zeigen, wie ich die Pferde ſtehle.

Ich näherte mich leiſe, machte Gebärden und myſtiſche Bewegungen und ſprach Beſchwörungsformeln, wie zuvor. Mit natürlicher Gelehrigkeit duldete das Thier meine Verſuche; ſo brachte ich es nach und nach auf die Seite, wo der Kreis dünner war. „Jetzt, edle Römer," ſprach ich, „habt Acht auf den nächſten Zauber, denn das iſt das Meiſterſtück der Kunſt."

In allen Geſichtern drückte ſich die geſpannteſte

Neugierde aus; ich verbeugte mich gegen die vier Weltgegenden, machte eine feierliche Gebärde gegen das Zelt des Statthalters, ſprang, während Aller Augen dorthin ſich richteten, dem Pferd auf den Rücken und eilte pfeilſchnell davon.

Ich hörte einen Ausruf des Erſtaunens und gewaltiges Gelächter, und als ich zurückblickte, ſah ich den ganzen Haufen der Reiter im Lager mir nachfolgen. Florus ſtand vor ſeinem Zelte und deutete mit wüthender Gebärde auf mich; die Trompeten ſchmetterten, die Reiter ſtiegen zu Pferd; ich hatte das ganze kleine Heer in Bewegung geſetzt.

Der Abhang des Thales war lang und ſteil, und die ſchweren römiſchen Reiter, denen an meiner Beibringung nicht viel liegen mochte, kehrten bald wieder um. Nur einige wenige verfolgten mich, dieß machte mir jedoch nicht ſehr bange. Ein Felſen verbarg mich ihnen endlich. Um noch einen Blick auf das Lager zu werfen, umritt ich den Felſen, und ſah wenige Schritte unter mir den Tribun. Ich hatte noch eine Schuld an ihn zu bezahlen theils auf eigene Rechnung, theils auf die des alten Hauptmanns, die ich ſo bald als möglich abzutragen entſchloſſen war. Ich warf mich auf ihn; er war beſtürzt, ein einziger Stoß mit der geballten Fauſt warf den Peiniger vom Pferde. „Tridun," rief ich, als er am Boden lag, „du haſt heute eine Probe von meiner Kunſt geſehen; jetzt will ich dir noch eine geben. Lerne in Zukunft die Araber achten." Ich ergriff den Zügel ſeines Pferdes, gab dem Thiere einen Schlag und wir eilten davon. Das ganze Lager hatte den Auftritt geſehen; die Reiter, die an dem Abhange hielten, erhoben ein Freudengeſchrei und deutlich vernahm ich dazwiſchen das Lachen des alten, wohlbeleibten Hauptmanns.

# Siebentes Kapitel.

Ich war frei, aber die Verzögerung brachte großen Nachtheil. Die Sonne ſank, als ich die Spitze des Gebirges erreichte, und Maſada lag noch in weiter Ferne. Ich ließ das Pferd des Tribunen los, um ſeinem übermüthigen Herrn zu zeigen, daß ich den Hauptgriff meines Gewerbes nicht verſtehe, und ich überlegte, gegen welchen Punkt des mächtigen Gebirges, das, in neblichten Duft gehüllt, den Horizont umſchloß, ich mich wenden ſollte, als das Pferd, ſeiner Freiheit ſich freuend, in die Höhe ſprang, daß der Sattel zu Boden fiel. Weil er Nachrichten über den Stand des Feindes enthalten konnte, unterſuchte ich die Taſchen, fand aber nichts, als Liebesbriefe und Schuldverſchreibungen.

Ein Blick auf einige derſelben genügte, und ich ſtreute den Ruf der Hälfte von Rom's vornehmen

Jungfrauen und Damen in die Luft. Als ich mich aber mit einem Ausruf der Verachtung abwandte, gewahrte ich einen an den Befehlshaber in Maſada gerichteten Brief. Ich öffnete ihn; er enthielt aber nichts, als die Erklärung einer Schönen, daß er ſeiner Dienſte entlaſſen ſey, indem ſie dem Tribun die Hand reichen werde.

So ging meine Rache weiter, als ich im Sinne gehabt hatte; denn ich entzog ihm den Triumph, das klägliche Sendſchreiben ſeinem Nebenbuhler ſelbſt zu überreichen. Doch fiel mir bei, daß ein Geheimniß darunter verborgen ſeyn könne, ſteckte das Schreiben zu mir und ließ die übrigen liegen.

Ich eilte weiter, mein unermüdliches Pferd lief doppelt ſo ſchnell, als hätte es die Gedanken ſeines Herrn errathen. Aber ich hatte noch eine weite Strecke zurückzulegen. Schwarze Nacht breitete ſich ringsum, aber ich durfte nicht an Raſt und Obdach denken. Ein Wind erhob ſich und hüllte mich in Sandwolken; ich hörte Waſſer rauſchen. Der Boden wurde uneben und ſteinig und ich ſah, daß ich mich am Fuße des Gebirges befand und den Weg verloren hatte. In dieſer Verlegenheit überließ ich mich der Klugheit meines Pferdes; aber Durſt führte es gerade einem Waldſtrom entgegen, und nur der Wiederſchein des Waſſers rettete uns, daß wir nicht in die Tiefe ſtürzten.

Ich ſtieg ab, um einen Weg zu finden. Vor mir brauste der Strom, auf der andern Seite erhob ſich eine Felswand. Nach langem Umherklettern fand ich, daß ich zu weit gegangen war, als daß ich umkehren könnte. Ach, wie ſehnte ich mich da nach der Spur menſchlicher Weſen, nach einem ſchwachen Lichtſtral, der mir eine Hütte verrathen hätte! Durch die Wogen zu ſetzen, war unmöglich, und zu bleiben, wo ich ſtand, bis der Morgen kam, ein ſchrecklicher Gedanke.

Was konnte in der Zwiſchenzeit geſchehen? Während ich, von dieſen unüberſteiglichen Klippen umſchloſſen, in peinlicher Ungewißheit müßig harrte, war vielleicht der Tod geſchäftig. Mit fruchtloſer Tapferkeit griff Conſtantius die Feſte an, meine wackern Verwandten erlagen den römiſchen Waffen und ich war nicht dort!

Ein ſchwacher Schall miſchte ſich mit dem Rauſchen des Stromes und verſchwebte, wie das Säuſeln des Windes. Eine Trompete erklang, aber ſo ſchwach, daß nur ein ſcharfes Ohr, das begierig auf den geringſten Laut horcht, die Töne unterſcheiden konnte. Ich hörte fernes Getümmel, es wurde lauter, Trompeten klangen wieder. Der Angriff hatte begonnen, jeder Augenblick koſtete ein Leben. Der Hagel, der auf mich nieder praſſelte, war nicht dichter, als ein Pfeilregen, der mein Volk niederſchmetterte, und ich war hier wie der Wolf in der Fallgrube!

Selbſt wo der Kampf gefochten wurde, war mir verborgen; mein Geiſt wie mein Auge war umnachtet. Endlich fiel Licht durch eine Schlucht, die in das Herz des Gebirges führte, Maſada lag oben auf der Spitze.

Ich ſtürzte mich in den Strom, die Wellen riſſen mich in die Tiefe, ſchleuderten mich an den Klippen empor und warfen mich halb erſtickt an's jenſeitige Ufer. Durchnäßt und erſchöpft kletterte ich die Höhe hinan; aber der Strom hatte mich von der Waldſchlucht weit abgeführt. Vor mir erhoben ſich rieſige Felsmaſſen; aber die Zeit drängte, mit wilder Behendigkeit ſprang ich von Klippe zu Klippe und ſchwang mich an den vorſpringenden Zweigen und Wurzeln empor, bis ich mit blutenden Händen und völlig erſchöpft die Spitze erreichte.

Stand ich unter der Gewalt eines Zaubers, neckte mich ein hölliſcher Feind? So weit das Auge dringen konnte, war Alles dunkel; ſchwarze Nacht hatte ſich über die Erde gelagert. Ringsum Todesſtille; kein Athemzug ließ ſich vernehmen.

Einen Augenblick glaubte ich durch eine ſeltſame Täuſchung irre geleitet zu ſeyn; dann kam mir der furchtbare Gedanke, die Täuſchung liege in mir ſelbſt, die Anſtrengung des Emporklimmens habe meine Sinne ſo ſehr erſchöpft, daß ich weder hören noch ſehen könne und noch ſey das Schlachtgetümmel in meiner Nähe, aber ich für die Eindrücke der äußern Welt unempfänglich. Sollte dieß ewig dauern und ich taub und geblendet nicht ſterben können?

Mit furchtbarer Gewalt ſtürmte der Gedanke auf mich ein; ich ſchrie laut und fühlte mich freudig bewegt, als ich Antwort vernahm; aber es war nur das Wiehern meines Pferdes unten, das ſich ſo unwohl fühlen mußte, als ſein Herr. Ich nahm jetzt mein Ohr zum Führer, ſtieg vorſichtig die vordere Seite der Anhöhe hinab und kam bald auf ebenen Grund. Mein Fuß ſtieß an einen menſchlichen Körper; ich redete ihn an und ſtöhnend bat mich der Gefragte, ich ſollte ein kleines Paquet, das er mir mit einem leichten Druck in die Hand gab, dem Fürſten von Naphthali überbringen. Beſtürzt hob ich den Leidenden aus dem Gebüſche auf, in dem er kaum athmen konnte, gab ihm Waſſer aus meiner Flaſche, und nach vielen Anſtrengungen ſagte er mir endlich, er ſey der unglückliche Anführer des Sturms auf Maſada, — Conſtantins lag in meinen Armen.

„Wo ich bin,“ ſprach er, „wie ich hieher kam oder Sonſtiges, als daß wir verloren ſind, weiß ich nicht zu ſagen. Ich kann mich nur noch erinnern, daß ich eine Leiter an den innern Wall anlegte. So weit waren wir ohne großen Verluſt gekommen. Durch Abtheilungen, die man ausgeſchickt hatte, um auf die Ankunft des Statthalters zu plündern, war die Beſatzung geſchwächt. Um Mitternacht begann ich den Angriff. Eine römiſche Feſtung zu überrumpeln, war, wie ich wohl wußte, beinahe unmöglich, und immer haben ſich römiſche Beſatzungen tapfer gezeigt. Aber unſere kühnen Männer thaten Wunder. Die Feinde wurden vom erſten Walle zurückgeworfen; wir machten mehr Gefangene, als wir bewachen konnten, und legten unter dem lebhafteſten Widerſtand die Leitern an die zweite Mauer, aber die Beſatzung war noch zu ſtark gegen uns. Daß ſie uns die äußere Mauer ſo leicht einnehmen ließ, mochte eine Liſt geweſen ſeyn, denn die Zinnen vor uns wurden kräftig vertheidigt; wir kämpften weiter, aber durch einen Hagel Steine aus den Wurfmaſchinen wurden die Leitern zerſchmettert; unſere Sache ſchien verloren; aber ich hatte mir's vorgeſetzt, wenn ich einmal eingedrungen wäre, nicht zurück zu weichen, ſammelte die Meinigen wieder und trug unter einem Hagel von Lanzen und Pfeilen eine Leiter an den Fuß des Hauptthurmes. Muthig folgten mir die Meinigen, und wir hatten die Zinne beinahe erreicht, als ich eine Cohorte aus einem Ausfallthore unten hervorſtürmen ſah. Dieß entſchied; die Unterſten wurden niedergehauen, die Leitern umgeworfen, und ich glaube es der übel angebrachten Treue einiger von den Meinigen zu verdanken zu haben, daß ich hier ſeyn muß und noch lebe.“

Während dieſe unglückliche Nacht kein Ende nehmen wollte, ſuchte ich beinahe hoffnungslos meinen heldenmüthigen Sohn beim Leben zu erhalten; meine Ankunft hatte ihn gerettet. Hülflos und aus vielen Wunden blutend hätte er den Morgen nicht mehr erlebt. Wir beriethen trauernd, was nun weiter zu thun ſey. Ich ſtellte die Möglichkeit vor, durch einen neuen Angriff die Feſtung zu gewinnen, weil die Beſatzung nicht darauf gefaßt wäre oder vielleicht wegen des Siegs Freudengelagen oder dem Schlaf ſich überlaſſen habe. Von der Nothwendigkeit dieſes Verſuches war ich völlig überzeugt und ſprach meinen Entſchluß aus, es zu wagen, wenn ich die Ueberreſte unſerer Truppen finden könne. Aber dieß war die Hauptſchwierigkeit. Signale mußten die Aufmerkſamkeit der Römer rege machen, die Feſte lag gerade über uns, und in der Nacht die Männer zu ſammeln war unmöglich.

Während ich bei Conſtantius ſaß, ſtahl ſich ein Licht in einiger Entfernung durch das Gebüſch; mein erſter Gedanke war, eine römiſche Truppe mache die Runde und werde unſere letzte Hoffnung zerſtören. Aber bald bemerkte ich, daß der, welcher das Licht trug, nicht entdeckt ſeyn wollte, und um ihn von dieſem Orte ferne zu halten, eilte ich ihm nach und faßte ihn.

„Ich ergebe mich,“ ſprach der Gefangene ruhig, „lang lebe der Kaiſer.“ Er hielt mir die Lampe vor's Geſicht und brach in ein Gelächter aus. „Ein römiſches Schwert ſoll mich durchbohren,“ fuhr er fort, „wenn wir nicht unter demſelben Planeten geboren ſind. Bei Allem, was heute über meine Lippen gekommen iſt, ich nahm deine Hoheit für einen Dieb und — verzeihe mir das Wort — für einen römiſchen. Den ganzen Tag und die ganze Nacht habe ich dich geſucht.“ Mit toller Luſtigkeit fuhr er fort zu ſchwatzen und ſein Geſicht zu verzerren. Auf meine Fragen, was ihn hierher führe, ob er uns nicht aus dem Wald geleiten könne, oder welche Nachricht er von dem Statthalter bringe, konnte ich keine Antwort erhalten.

„Es war ein Hauptſtreich, wie du entkommen biſt,“ rief er; „ich hätte ein Auge oder einen Arm drum gegeben, die freilich für einen Bettler nur hinderlich ſind. Aber es wäre ein Königreich werth geweſen, zu ſehen, was ich ſah, welche Geſichter Alle im ganzen Lager ſchnitten vom Statthalter bis zu den Troßbuben herab, als du auf ſo excellente Manier ihnen durch die Finger ſchlüpfteſt.

Ich habe zu meiner Zeit hübſche Streiche geſpielt, aber nie, nein, nie iſt's mir gelungen, fünftauſend Männer auf einmal zu narren; ich geſtehe, ich dachte, du würdeſt ein Meiſterſtück machen, und deßwegen verſuchte ich die Aufmerkſamkeit des lumpigen Florus abzulenken; denn ſo ſehr er auch ein Trunkenbold iſt, ſo ſieht er doch in Sachen, die auf Spitzbüberei hinauslaufen, ſo ſcharf, wie Wenige. Ich faßte ihn am Mantel, erzählte ihm ſchnell eine Lüge, wie er in Jeruſalem einen bedeutenden Schatz heben könne und hörte den Lärm, wie er gerade den Köder anbiß. Du warſt fort; ich konnte mich nicht enthalten, ihm in ſein erlauchtes Geſicht zu lachen. Er ſtieß mich mit dem Fuße von ſich und befahl, ſchäumend vor Wuth, daß das ganze Lager deiner Hoheit nachſetzen ſollte. Aber ein Blick ſagte mir, daß du den Vorſprung habeſt, du eilteſt davon, wie ein Vogel; ein Adler hätte den Weg nicht ſchneller zurücklegen können, wie eine Lanze durchſchnitt'ſt du die Luft. Ich habe ſchon viele Pferde in meinem Leben geſehen, aber wie das deinige noch keines. Ein Paar Flügel wären hier ganz unnöthig; es iſt ein Paradiesvogel, ein Strauß auf vier Beinen, ein —"

Ich fiel dem Geſchwätzigen in die Rede und führte ihn an das rauhe Lager Conſtantins. Eine beſſere Hülfe hätte ich nicht finden können; er war mit allen Heilmitteln jener Zeit bekannt und wenn man ſeinen Ausſagen von ſich glauben durfte, ſo wußte er Mittel gegen alle Krankheiten. Er war auf ſeine Kenntniſſe gereiſt, hatte vom Nil bis an den Ganges mit dem Tod gekämpft und konnte ſchwören, daß die Heufiſche und Krokodille ihm ſehr abhold ſeyen. Er hatte Rajas und Satrapen geheilt, bis er an allen Höfen, wo die Leute auf erledigte Stellen warteten, in Ungnade fiel, hatte reiche Alte vom Tod errettet, bis ſich die Erben insgeſammt verſchworen, ihn aus dem Land zu jagen, und ſo vielen Gatten das Leben gerettet, daß die Weiber allgemein gegen ihn zuſammentraten.

Doch hinderte ihn dieſer Erguß nicht, hier ſeine Dienſte zu leiſten. Geſchickt verband er die Wunden, zündete ein Feuer an und bereitete ein Mahl, das den Kranken ſchneller erquickte, als ſeine Heilkräuter. Während der Arbeit aber ſprach er an Einem fort. In der Phyſik aber war ihm nichts unbekannt; er hatte in Aegypten ſtudirt und konnte die Eſſenz zum Einbalſamiren der Mumien bereiten, ſo gut als einer von den Katarakten bis an's Delta. Er war einmal auf dem Mondgebirge geweſen, um dort das Geheimniß des Goldſteins zu erfahren; auf dem Himmaleh fand er den Bezoar*) und nach Jahre langem Wandern durch Sandwüſten und über Eisberge hatte er einen Sack Ginſengwurzel erhalten und die große chineſiſche Mauer geſehen.

---

*) Bezoar, ein Stein, der als Univerſalgegengift galt und vielerlei Mährchen veranlaßte.

Warum er ſich herabließ, dieſen Schatz von Kenntniſſen hinter Lumpen zu verbergen, darüber erklärte er ſich nicht näher; indeſſen bewährte ſich hier ſeine Kunſt und mein tapferer Conſtantius erholte ſich erſtaunlich ſchnell.

Mit ſeinen Kräften kehrte ſeine Hoffnung wieder.

„Ach,“ rief er, aus einem erquickenden Schlafe erwachend, „wäre ich doch wieder am Fuße der Mauer mit der Leiter in der Hand!“

„Beim Bart meines Vaters!“ erwiederte der Arzt, „es iſt dir beſſer, daß du hier biſt; denn wohlgemerkt, ich verſtehe zwar mehr als alle Doctoren zwiſchen den vier Strömen, aber ich habe mich nie vermeſſen, den Tod heilen zu können. Maſada erſteigen zu wollen, ha, ha, ha, ſteigt mit Leitern in die Wolken! Ihr hättet noch drei Mauern hinter der gefunden, über die ſie euch gelockt haben.

„Du kennſt alſo Maſada?“ unterbrach ich ihn haſtig.

„So iſt's, ja; jedes Fenſter, jedes Thor, kurz die ganze Feſtung von einem Ende zum andern.“

Aber meine Flucht aus dem Lager hatte ſich ſo ſehr mit ſeinen Gedanken verwoben, daß ihm Krieg und Staatsangelegenheiten gegen jene Liſt nichts galten. „Beim Jupiter," fuhr er fort, „als ich mit der Perle der Perlen, mit deinem Roß meine Streiche ſpielte, war ich ein Tölpel; ich ſpielte den Narren unvergleichlich; mein Beutel ſehnte ſich nach Speiſe" — er machte eine tiefe Verbeugung. „Wie die Kerl dir keuchend nachſetzten, war ich beinahe des Todes."

„Aber die Feſtung?"

„Es war ein toller Gedanke, die anzugreifen; ich dachte mir, daß ihr ſo etwas im Sinne habt, und ſchlich mich aus dem Lager, um euch meinen Rath zukommen zu laſſen. — Aber der Tribun ha, ha, ha, der Laffe, hat ſein Theil bekommen. Durch den einzigen Stoß, der ihm die Mühe machte, wieder auf's Pferd zu ſteigen, haſt du dir die ganze Legion gewonnen. Die Reiter konnten ſich vor Lachen beinahe nicht im Sattel erhalten, und der alte, dicke Hauptmann ſchrie ſo laut, daß ich meinte, es ſey ſein Letztes. Ich muß geſtehen, ich habe es ihm zum Theil zu verdanken, daß ich entkommen bin, und ſeine letzten Worte waren: „„Schurke, wenn du den Araber wieder ſiehſt, der wohl ein eben ſo luſtiger Schelm iſt, wie du, ſo ſage ihm, daß ich ein Dutzend ſolcher Kerls unter meiner Schwadron zu haben wünſchte."""

„Aber ſage mir, iſt es möglich, den gegenwärtigen Stand der Beſatzung zu erfahren?"

„Ja, das iſt das Unglück; geſtern konnte ich hinein kommen und wieder heraus, wie eine wilde Katze; aber da ihr ihnen dieſe Nacht einen Beſuch abgeſtattet habt, ſo werden ſie wohl mit ihrer Gaſtfreundſchaft nicht mehr ſo freigebig ſeyn. Der Statthalter hatte ſo eine kleine Correſpondenz hin und her zu tragen, ein kleines Handelsgeſchäft. Ich hatte die Ehre, der außerordentliche Schmuggler Seiner Hoheit zu ſeyn, und da Staatsgeheimniſſe ſorgfältig verborgen gehalten werden müſſen, ſo ging ich durch ein Fallthor aus und ein, das von allen Wachen entfernt lag. Durch dieſes hätte ich euch geführt, wenn ihr nur noch einige Stunden gewartet hättet. Jetzt iſt natürlich dieſer Weg abgeſchnitten — aber ſeht, es wird Tag."

„Dann müſſen wir fort oder die Beſatzung überfällt uns."

„Das ſey ferne," fiel der Bettler mit dreiſter Stimme ein.

Erſtaunt baten wir ihn, ſtille zu ſeyn; aber die Ruhe, mit der er den Vorwurf hinnahm, verſöhnte mich, und ich fragte nach ſeinen Gründen.

„Der Grund iſt einfach der, daß ihr verloren ſeyd, wenn ihr euch rührt. Der Haſe iſt am ſicherſten neben dem Hundeſtall; der Verbrecher ſchläft ruhiger im Hauſe des Richters, als in ſeinem Kerker. Ich ſelbſt bin einmal dem Galgen dadurch entgangen, daß ich in ein Gefängniß ging. Dort liegt Maſada."

Mit dieſen Worten deutete er auf eine dunkle Maſſe, die wie eine Wetterwolke über die Bergſpitze oben ſich hinzog.

„Von denen droben," fuhr er fort, „ahnt keine Seele, daß ihr nur einen Steinwurf entfernt ſeyd. Das Gebüſch iſt dicht genug, um uns zu verſtecken. Wagt ihr euch aber hervor, ſo ſind ſie euch auf den Ferſen, und ich haſſe ſie ſo herzlich, daß ich hoffe, ich werde nicht mehr die Ehre haben, ihnen aufzuwarten. Ihr habt doch den tollen Gedanken aufgegeben, euch wieder mit ihnen zu meſſen?"

„Toll, Kerl?" rief ich; „du vergißt, wen du vor dir haſt."

Er fuhr fort, die Binden des Verwundeten aufs Neue zurecht zu legen und ſummte dazu ein Lied, ohne mich im Geringſten zu beachten.

„Toll oder nicht," ſprach ich zu mir ſelbſt, „ich will im Grabe dieſer Feſtung liegen, oder in der Citadelle ſeyn, ehe der nächſte Morgen graut."

„Das kann Beides ſeyn," ſprach der Bettler, in ſeiner Arbeit fortfahrend. „Toll! Warum nicht? Alle Welt geht ja denſelben Weg. Der Kaiſer iſt toll genug, zu bleiben, wo die Leute Hände und

Meſſer haben; ſeine Unterthanen ſind toll genug, ſich von ihm die Kehle abſchneiden zu laſſen; Florus iſt toll genug, in Paläſtina zu bleiben, ihr, dieſe Beſatzung anzugreifen, und ich, mit euch zu gehen."

„Du biſt ein ſeltſamer Burſche; aber willſt du deinen Hals umſonſt wagen?"

„Gewohnheit macht Alles leicht," bemerkte er und umſpannte ſeinen fleiſchigen Hals mit der Hand. „Der Strick iſt mir ſchon ſo viele Jahre gewiß, daß mir an dem Wagſtück eben ſo viel liegt, als einem verdorbenen Spieler an ſeinem letzten Stück Geld. Die Tiſche ſtehen bereit, der Einſatz iſt gemacht, wir haben die Würfel in der Hand, und ehe die Sonne unſer Spiel belugt, haben wir drin unſer Glück gemacht oder ſind kalt und kümmern uns nichts mehr um die Launen des Glückes. Mein Plan iſt der: Ich gehe in die Stadt; ihr ſammelt ohne alles Geräuſch eure Truppen und wartet auf mein Zeichen — ein Licht auf einem der Thürme. An den Thoren macht ihr einen falſchen Angriff; die Uebrigen kommen an die Fallthüre, die ich, wenn ſie nicht verrammelt iſt, öffnen werde, und ich ſtehe dafür, deine Hoheit ißt die nächſte Suppe auf dem Silbergeſchirr des Befehlshabers. Das iſt einmal ein Plan; ich ſollte General geworden ſeyn. Aber das Verdienſt — ja, da liegt der Kucken, das Verdienſt iſt wie die Ladung des Kameels; ſie läßt dieſes nicht zum Thore hinein, während das leere durchſchlüpft. Wenn einer zu viel Hirn hat, ſo iſt's gerade, wie wenn ein Bogen zu ſtark gekrümmt iſt: entweder bricht der Bogen, oder der Pfeil fliegt Meilen weit über das Ziel hinaus. Das Genie, mein Fürſt —"

Ich unterbrach den General in ſeinen philoſophiſchen Betrachtungen, und fragte ihn, „ob die verdoppelte Wachſamkeit in der Feſtung nicht eine beſondere Liſt erfordere, wenn er in dieſelbe gelangen wolle." Er rieb ſich die Stirne. Schnell kam ihm ein Gedanke, und er zog eine zierliche Schreibtafel hervor: „die," ſprach er, „verdanke ich dir; denn wenn du den Tribun nicht in den Sand warfſt, ſo konnte ich ſie nicht aufnehmen. Wie ich über's Gebirge eilte, fand ich ſeine Briefſchaften. Die verdammte Neugierde! Hätte ich mich nicht mit den ärgerlichen Wiſchen aufgehalten, ſo wäre ich zur rechten Zeit hier eingetroffen; aber ich verlor eine Stunde mit Lachen und kam in der Dunkelheit, zum erſten Mal in meinem Leben, vom rechten Wege ab. Ehe ich jedoch weiter ging, ſchrieb ich einen Brief, worin ich mich über Florus lächerlich machte und über Jedermann ſpottete. Darunter ſetzte ich den Namen des unglücklichen Tribunen, adreſſirte ihn an eine der bekannteſten Perſonen in Italien und legte ihn an einen Platz, wo er gewiß gefunden und dem edlen Statthalter gebracht wird. — Könnte ich nun nicht eine Correſpondenz mit dem Befehlshaber in der Feſtung anfangen und ſelbſt den Boten machen? Doch um auf die Sache ſelbſt zu kommen —"

Er hielt inne. Der Brief, den ich gefunden hatte, fiel mir wieder ein; ich zeigte ihm denſelben und er gerieth in Entzücken; er küßte ihn unzählige Male und wiederholte die tollen Gebärden, die mich ſchon einmal daran hatten zweifeln laſſen, ob er recht bei Sinnen ſey. Er warf die Brieftaſche weg. „Fort mit dir," ſprach er; „Dichtung iſt eine ſchöne Sache in ihrer Art; aber etwas Wirkliches muß ich haben, wenn ich einen großen Mann berücken will. Er iſt ſo wenig an Wahrheit gewöhnt, daß das kleinſte Theilchen davon ein Zauber iſt. Ja, dieß iſt ein Brief für uns; er iſt ganz im Sinne dieſes Geſchlechts, wenn es einen Mann äffen will und wird mich vom Kopf bis auf die Zehen als wahren Boten erſcheinen laſſen."

„Aber das Unfreundliche deiner Botſchaft?" ſprach ich lachend.

„Der Gewaltige, von dem ſie kommt, mag ſie mit dem ausmachen, an den ſie gerichtet iſt," erwiederte er.

„Du wirſt gehangen werden."

„Ich muß erſt drinnen ſeyn."

# Achtes Kapitel.

**Aengſtlich brachten wir den Tag hin; denn jeden Laut aus der Feſtung herab vernahmen wir im** Dickicht: das Knarren der Wurfmaſchinen, die gegen künftige Angriffe auf die Mauern gebracht wurden, das Raſſeln der Wagen, die Steine herbei führten, um die in der Nacht verurſachten Beſchädigungen auszubeſſern, das Schmettern der Trompeten und Hörner und das Umherziehen der Rundwachen klang beſtändig in unſer Ohr. Die Höhe des Gebüſchs und ſeine Nähe bei den Wällen rechtfertigte die Behauptung des Bettlers und der Sohn El Hakims zeigte ſich hiebei als Meiſter in der Wahl des Lagerplatzes. Mit bewundernswürdiger Schnelligkeit fand er den Weg durch das Dickicht und erwiederte auf meine Frage, wie er in dieſem Labyrinth zurecht kommen könnte? das lerne ſich am beſten beim Schmuggeln.

„Wer einmal ſo ausgebreiteten Handel getrieben hat,“ fuhr er fort, „für den iſt ein ſolches Wäldchen ein kleines, und wer ſich am Hofe einzuſchmeicheln wußte, muß auf ſchlüpfrigem Boden fortzukommen wiſſen, ſonſt hätte er die Hintertreppe nicht hinaufſteigen können.“

Er ſammelte die Truppe, von der, wie ich zu meiner Freude erfuhr, nur wenige gefallen, gegen die Hälfte aber gefangen worden war. Alle zeigten großes Verlangen, einen nothwendigen Verſuch zu wagen, indem ſie das Mißlingen dem Zufall zuſchrieben und alle brannten vor Begierde, ihre Gefährten zu befreien und Rache zu nehmen. Unſer Kundſchafter nahm den Brief und ich erſtieg die höchſte der Bergſpitze, um mich von der Beſchaffenheit des Bodens zu unterrichten.

Von hier aus konnte ich Alles überblicken; das Innere der Feſtung lag ganz vor mir und mit Einem Blicke ſah ich die Herrlichkeit des Bauwerks und die völlige Unmöglichkeit, Maſada mit Glück zu ſtürmen, wenn man kein Heer unter ſich hätte.

Wer ſich in ſolcher Lage befunden hat, wird die Empfindungen ermeſſen können, mit denen ich herabblickte. Unter mir lag die Stadt, in der ich in wenigen Stunden Sieger ſeyn mußte oder vernichtet. Vor dieſem Walde konnte ich, ehe die Sonne wieder heraufkam, in meinem Blute liegen, auf dieſer Zinne zum abſchreckenden Beiſpiel aufgeſteckt ſeyn. Das natürliche Gefühl iſt unwiderſtehlich und auch bei mir übertäubte es den alten Glauben, daß ich mein unglückliches Leben ewig hinſchleppen ſollte. Immer iſt der Gedanke furchtbar wiedergekehrt, aber in Augenblicken des Selbſtgefühls wurde er immer verdrängt und der flüchtige Strom meines Herzens rollt darüber weg, wie der Gießbach über das Grab an ſeinem Ufer.

Jede Gruppe von Soldaten, die ſchliefen, ſangen, ſpielten, oder von den Wällen herab das Land überſchauten, jeder Bogenſchütze auf den Zinnen, jeder Wanderer in den Straßen, jeder Eilbote, der kam, entging meinen Blicken nicht. Endlich erſchien unſer Botſchafter. Ich ſah, wie er aus einem Gebirgspaſſe hervor kam, der von unſerem Verſteck ganz entfernt lag; ich bemerkte ſeine wohlſtudirte Erſchöpfung, den Staub auf ſeinen zerriſſenen Kleidern und die furchtloſe Dreiſtigkeit, mit welcher er die Wache am Thore hinterging und vor dem Centurio einherſchritt, der ihn vor den Befehlshaber brachte.

Wie ungeduldig beobachtete ich jetzt den Lauf der Sonne! Ich wünſchte mir die Macht, den Tag in Nacht zu verwandeln und als die erſehnte Stunde herankam, wurde die Aufgeregtheit meines Geiſtes noch ſtärker. Den Angriff noch länger aufſchieben, hieß den Plan ganz aufgeben; denn am Morgen mußten die Truppen unter Florus in Maſada eintreffen; aber eine ſeltſame Empfindung wie ein Fieberſchauer kam hin und wieder über mich und meine Hände waren dann ſchwach, wie die eines Kindes. Mir war, als ſtünde ich vor dem Richterſtuhle und erwartete das Urtheil. Nichts greift das Gemüth mehr an, als wenn das Schickſal ſo in wenige Augenblicke zuſammengedrängt wird; aber der Gedanke, ohne meinen Zweck erreicht zu haben und gedemüthigt von meiner erſten Unternehmung zurückzukehren, war mir unerträglich. Ich entſchloß mich ſchnell und von dieſem Augenblicke an athmete ich frei, meine Kraft kehrte wieder, die Hoffnung lebte in mir auf und auf eine Felsſpitze des Gebirges klimmend blickte ich auf die ſtolze Feſtung hinab, wie ihr böſer Dämon, der von den Wolken herab niedergeſtiegen wäre.

Die Sonne war am Sinken; ein Reiter ſprengte mit verhängtem Zügel über das Feld hin und eilte durch die Thore in die Feſtung. Er mußte wichtige Nachrichten gebracht haben; denn die Truppen eilten zu den Waffen; auf den Wällen wurden Fahnen aufgeſteckt und die Mauern mit Bogenſchützen bedeckt; überall ertönte Waffengetöſe.

Mein erſter Gedanke war, unſer Botſchafter habe uns verrathen und wir werden angegriffen werden. Ich war im Begriff hinabzueilen und auf dem ſchmalen Pfade zu unſerem Verſteck zurückzukehren, als ich in der Ferne eine Staubwolke aufſteigen ſah. Sie bewegte ſich ſehr ſchnell und bald erkannte ich die Urſache. Florus war Kunde von dem Angriff zugekommen; ſein Scharfblick ließ ihn ſogleich überſehen, wie viel mit der Feſtung verloren ginge, er ermannte ſich aus ſeiner Trägheit und eilte ihr unverzüglich zu Hülfe. Panner, Helme und Scharlachmäntel zogen durch die Ebene; Schild an Schild gedrängt eilten die Krieger heran und ehe der Abendſtern ſchimmerte, zog die ganze Reiterei der fünfzehnten Legion über die Zugbrücke von Maſada.

So war alſo der gefürchtete Schlag gefallen. Die Unternehmung war jetzt unendlich ſchwieriger, aber die Zeit zur Ueberlegung war bei mir vorüber. Wäre die Verſtärkung eine Stunde bälder gekommen, ſo hätte ich den Verſuch wahrſcheinlich verzweifelnd aufgegeben. Aber jetzt war mein Entſchluß gefaßt; ich hatte mir's innerlich gelobt, wenn Rom's ganze Kriegsmacht in den Mauern drunten verſammelt wäre, den Angriff zu wagen.

Ich ſtieg hinab und fand die Truppe verſammelt; aber zu meiner großen Beſtürzung beſtand Conſtantius, ſo ſchwach er war, darauf, den Sturm auf die Mauern nochmals zu wagen. Mit der edlen Kühnheit ſeines begeiſterten Herzens ſagte er mir, daß er die Schande würde nicht überleben können, wenn ich ihm nicht geſtattete, die Scharte auszuwetzen.

„Scham und Schmerz,“ ſprach er, „ſind ſo tödtlich als das Schwert, und nie will ich meine Geliebte und die Familie, die ich ehre, wieder ſehen, ohne das Bewußtſeyn, daß ich wenigſtens verdient hätte, zu ſiegen.“

Ich machte ihm Vorſtellungen, aber vergebens; endlich theilten wir unſere Truppe. Ich übertrug ihm den Angriff auf die Wälle, wo er ſiegen oder ſterben wollte, warf mich ihm an die Bruſt und vernahm mit pochendem Herzen die Schritte des Enteilenden. Dann zog ich um den Fuß des Berges dem verborgenen Gang zu.

Die Dunkelheit der Nacht begünſtigte unſern Plan. Ungeduldig harrte ich des Zeichens, aber kein Licht erſchien auf den Mauern und Thürmen und ſchon wieder faßte der Argwohn Raum in meinem Innern. Aber während ich zögerte, verrieth mir ein Getümmel, daß Conſtantius bereits im Kampf begriffen ſey. „Komme, was da will,“ rief ich, „vorwärts!“

Wir kletterten den Felſen hinan und fanden endlich den Eingang zu dem unterirdiſchen Gewölbe; er war ſo eng, daß er ſelbſt bei Tage von unten nicht geſehen werden konnte. Eine niedere eiſerne Thüre einige Schritte innerhalb der Felſenſpalte war das erſte Hinderniß; ſie einzuſchlagen war deßwegen nicht räthlich, weil der Lärm die Beſatzung aufmerkſam machen konnte. Der Gang erlaubte uns nur Mann für Mann zu gehen; ich ſchritt voran mit einem Beil in der Hand. So geräuſchlos als möglich wurden die Steine um das Schloß losgebrochen; die Thüre ging auf und wir ſchlüpften hinein. So gingen wir lange fort; wir ſtiegen bedeutend in die Höhe und mußten dann wieder unter beſtändigem Ausgleiten der Füße abwärts gehen. Wir hörten Waſſer rauſchen, kalte Windſtöſſe hauchten uns an, die ſchwere dunſtige Luft nahm uns beinahe den Athem und hin und wieder veranlaßte ein ſchweflichter Dampf die Beſorgniß, wir haben den Weg verloren und ſeyen in ein brennendes Bergwerk gerathen.

Die Jäger, die mir folgten, waren kühn und hielten noch aus; aber die Anſtrengung, die es koſtete, um ſich durch die verpeſtete Atmosphäre zu arbeiten, benahm ihnen endlich den Muth; ich ſuchte ſie aufzumuntern, aber die Worte fehlten mir; mit jedem Schritte, den ich that, hörte ich.

wenigere folgen. Die ſchwere erſtickende Luft wirkte endlich auch auf mich, aber oben ſollten die Würfel fallen und ich mußte vorwärts eilen. Ich wagte es nur leiſe zu flüſtern, aber bald antwortete mir keiner mehr. Noch wankte ich weiter, von dem Gedanken überwältigt, daß wir vergebens uns opfern und von plötzlicher Schlaftrunkenheit angewandelt, mag ich nun geſchlafen haben oder in Ohnmacht geſunken ſeyn, verlor ich eine Zeitlang das Bewußtſeyn.

Ein Getöſe, wie ein Donnerſchlag über meinem Haupte, weckte mich; wie ich die Augen aufſchlug, bot ſich mir der herrlichſte Anblick dar. Ich ſah ein goldenes Gewölbe, ſo hoch, daß es nur theilweiſe erglänzte, Mauern von Demant mit unzähligen Säulen von dem koſtbarſten Edelgeſtein, ganze Pfeiler von Smaragd, Niſchen von Jaspis und Beryll, Ruhebetter mit Perlen und Silber geſtickt, den Boden, ſo weit das Auge ſehen konnte, mit Amethiſten und Rubinen belegt, Schätze, gegen welche der aufgehäufte Raub von Griechenland und Perſien ein Nichts war. Eine ſchwache Flamme brannte vor einem Götzenbild und beleuchtete den wunderbaren Tempel.

Ich war allein, aber die Oeffnung, durch die ich hereingekommen war, ſah ich deutlich; das Licht fiel durch dieſelbe und bald ſammelte ich den größeren

Theil meiner Truppe. Alle waren gleich erſtaunt und die abergläubiſchen Vorſtellungen, welche römiſche und ſyriſche Götzendiener theilweiſe ſelbſt unter den Juden verbreitet hatten, fingen an, auf meine Tapfern zu wirken.

„Wir ſeyen vielleicht,“ ſprachen ſie, „auf heiligem Boden; die Geiſter der Erde, mögen ſie nun Götter oder Teufel ſeyn, ſeyen mächtig und wir befinden uns in dem entweihten Mittelpunkt des Berges.“

Zum erſten Male erfuhr ich hier Widerſpruch; einige wenige blieben mir treu, aber die Meiſten erklärten, daß ſie vor Menſchen ſich nicht fürchten, aber weiter zu gehen nicht wagen. Ich warf mich an dem Eingang der Höhle auf den Boden und ſprach zu ihnen, ſie ſollten ihr Verbrechen dadurch vollenden, daß ſie ihren Fürſten und Anführer niedertreten; aber ſie waren entſchloſſen, zurückzuweichen. Ich bat, ich beſchwor ſie, ich machte ihnen die heftigſten Vorwürfe. Sie ſchritten über mich weg, und bald war ich allein in der Einſamkeit und ſtieß Klagen aus über die Treuloſigkeit der Menſchen und die Leerheit ihrer Wünſche.

Wieder erhob ſich ein Getöſe über mir; ich hörte fernes Getümmel und Trompeten klangen. Mit dem verzweifelten Bewußtſeyn, daß jetzt Alles zu gewinnen oder zu verlieren ſey, ſtürzte ich den Fliehenden nach, ſie zum Umkehren zu bewegen.

Ich eilte in die Finſterniß hinaus und faßte den Erſten, der mir entgegenkam. Meine Hand griff an den eiſernen Panzer eines Römers! Ein kalter Schauer überlief mich. Wir waren alſo verrathen, in die Tiefe des Berges gelockt, um hier geſchlachtet zu werden.

Die Geſtalt trat zurück, blind führte ich meinen Schlag mit der Axt und hörte wie er ſeinen Helm zerſchmetterte; er fiel zu meinen Füßen nieder; ich fragte ihn, wie er hieher komme und wie wir wieder ans Tageslicht gelangen können. „Ihr ſeyd verloren," ſprach er ſchwach; „euer Kundſchafter wurde von dem Statthalter feſtgenommen, man wußte um euern Angriff und ließ das Thor zu dem unterirdiſchen Gange unbewacht, um euch in die Falle zu locken. Dieß hier war der Eingang zu einem frühern Bergwerk und hier werdet ihr den Tod finden." Seine Stimme brach, er röchelte und war nicht mehr.

Bald beſtätigten ſich ſeine Worte durch die Rückkehr der Meinigen; ſie hatten den Ausgang durch ein Fallgitter verrammelt gefunden, das unterdeſſen niedergelaſſen worden war. Durch die Spalten ſahen wir oben Fackeln ſich hin und her bewegen und rings um vernahmen wir Waffengeklirr. Wir waren gefangen. „Es bleibt uns, „ſprach ich, „nur noch ein Mittel dagegen, das Schwert, das wir gegen den Feind und dann gegen uns kehren konnen. Wenn wir ſterben müſſen, ſo ſoll unſer Tod nicht ſchimpflich ſeyn!“

Wir ſtürzten Alle in das Bergwerk zurück, aber jetzt hatten wir keine Muße, den herrlichen Cryſtall zu betrachten, der von dem Feuer auf dem Altare beſchienen wie Demant erglänzte. Von dieſem Altare ſtieg eine gewaltige Feuerſäule auf; Reisbündel, die von einer Oeffnung oben herabfielen, nährten die Flamme; qualmender Dampf füllte das Gewölbe; zu entkommen ſchien unmöglich. Dichte Mauern, ſo alt wie die Welt, umgaben uns und erglühten bereits von der Flamme. Wenn wir blieben, wo wir ſtanden, ſo mußten wir verkohlen; unſer Untergang war unvermeidlich.

Von wahnſinnigem Schmerz getrieben ſtürzte ich mich wüthend in die Feuerſäule; Alle folgten, denn der Tod war gewiß und je bälder er kam, deſto beſſer. Zu meiner unausſprechlichen Freude ſah ich an der Rückwand des Felſens, auf dem die Reisbündel brannten, eine Oeffnung, die das Götzenbild bisher verborgen hatte. Wir drängten uns hinein, denn hier waren wir wenigſtens vor der Flamme geſchützt. Aber was wartete unſerer, als nur ein noch langſamerer Tod? wir eilten weiter — ein Fallgatter verſperrte den Weg. Was anders konnte hier unſer Loos ſeyn, als der Hungertod, unter allen Qualen die furchtbarſte? und mit dem bitteren Gefühle ſollten wir ſterben, daß wir unbekannt, werthlos, fruchtlos als Sklave und Feiglinge gebrandmarkt ſterben ſollten. Denn welcher römiſche Geſchichtſchreiber hätte ſich die Mühe genommen, unſere Entfernung vom Schauplatze des Kampfes zu rechtfertigen?

Wir vernahmen das Getümmel der Schlacht; das Geſchrei der Juden und Römer drang bis zu uns herab, aber wo waren wir? Eingekerkert! Hätte man mir in dieſer Nacht die Schätze der Welt zu Füßen gelegt, ich hätte ſie hingegeben für Eine Stunde Freiheit, um meinen Namen wieder einzulöſen und mein Land zu rächen. Der Gegenſatz der Wirklichkeit übermannte mich, ich ſank in eine Ecke und weinte wie ein Kind.

Das Getümmel des Kampfes wurde ſchwächer; war Alles verloren, Conſtantius erſchlagen? denn lebendig wich er nicht zurück. War die ganze Hoffnung Judäas mit Einem Schlage zertrümmert? Ich rief Meinigen zu, das Fallgatter zu zertrümmern; ſie riſſen an den Eiſenſtäben, aber dieſe waren zu ſtark, und wären nicht gewichen, wenn unſer noch zehnmal ſo viel geweſen wären.

Während dieſer fruchtloſen Anaſtrengung vernahm ich ſchwere Schläge von oben und Felsſtücke fielen herab. War dieß nur ein neuer Verſuch, uns zu zerſchmettern und zu erſticken?

Durch eine Spalte fiel das Licht von einer Fackel; ich faßte die Axt, um noch einen Streich gegen das Thor zu führen und dann zu ſterben. Da hörte ich meinen Namen rufen. Noch ein Schlag und die Decke oben war geöffnet. Ein Geſicht blickte herab und ein lautes Gelächter verrieth meinen tollen Freund. „Ha,“ ſprach er, „ſeyd ihr endlich da? Ihr habt eine ſchwere Arbeit gehabt; aber komm herauf, ich habe dir einen köſtlichen Spaß vom Tribunen und dem Statthalter zu erzählen. Komm herauf, mein Fürſt, und ſieh die Welt.“

Ich hatte keine Zeit, ſeine muntere Laune zu rügen, klimmte die Felswand hinan und ſah mich wieder in einem Kerker. Meinen unwilligen Blick erwiederte er nur mit Lachen, machte eine Stange von der Oeffnung über ſeinem Kopfe los und ſagte: „Es iſt ſo meine Gewohnheit, es mir bequem zu machen, ich mag hinkommen, wo ich will. Und da es unter andern auch vorkommt, daß man ins Gefängniß wandern muß, ſo liebe ich's, wenn ich meine Wohnung verlaſſen kann, ſo bald ſie mir nicht mehr gefällt.“

„Alſo vorwärts,“ ſprach ich ungeduldig.

„Rückwärts,“ entgegnete der Bettler mit der ruhigſten Gelaſſenheit. „Dieſe Oeffnung iſt für mich allein; ich kann dem Befehlshaber wieder unter die Hände kommen und habe ſie dir blos als eine Merkwürdigkeit gezeigt. Trinkt, wackere Burſchen," fuhr er dann fort, indem er ſich gegen die Truppe unten wandte und ihnen einen Weinſchlauch reichte, „der Soldat muß auch ſeine Erquickung haben, mein tapferer Fürſt, ſo gut als der Bettler. Wäre der Schurke von Statthalter nicht durch einen beſondern Boten unterrichtet worden, (denn er faßt blitzſchnell den Gedanken auf, wo es etwas zu verlieren oder zu gewinnen gibt) ſo würdeſt du wohl jetzt im Bett des Befehlshabers ſchlafen und dieſer wahrſcheinlich mit mir zu Nacht ſpeiſen. Aber in dieſer Welt kommt Alles auf's Glück an; der Statthalter, der deine und meine Flucht zuſammenreimte, fing an, daran zu denken, daß ſeine Gegenwart hier nothwendig ſeyn möchte, und der trägſte Schurke in Paläſtina kam mit einer Eile, die dem ſchnellſten, welcher in meiner Perſon vor dir ſteht, Ehre gemacht haben würde. Mit dem Liebesbrief war ich bei dem Befehlshaber glücklich durchgekommen, ſo böſe er auch darüber wurde; aber ſo bald mich Florus ſah, hatte die Hoffnung, euch zum Triumpheinzug die Thore zu öffnen, ein Ende. Ich wurde gefeſſelt und hieher gebracht, um Morgen Frühe gehangen zu werden. Es iſt aber noch nicht Morgen."

Er ſchritt unruhig durch die Zelle; endlich ſprang er auf, ſah durch die Oeffnung und flüſterte dann: „jetzt." Ein leiſes, knarrendes Getöſe folgte. „Hinab in die Höhle," ſprach er, „die verdammten Römer ſind auf den Beinen. Fort, mein Fürſt, verſuche dein Glück."

Ich ſträubte mich dagegen; aber ſein Geſicht wurde plötzlich finſter; ſeine einzige Antwort war: „hinab." Als wir gingen, ſprach er feierlich: „Möge die Macht, welche die gerechte Sache begünſtigt und den Verworfenen und Blutgierigen verderbt, ihr Licht vor dir hergehen laſſen." Eine Thräne glänzte in ſeinem aufgeſchlagenen Auge, ſein verwittertes Geſicht bekam Farbe, als er die Worte ſprach. Er nahm einen Speer aus einer Ecke und eilte mir nach in die Höhle.

Das Fallgatter hinderte uns nicht länger, am Fuß des Walles traten wir heraus; mein Herz pochte freudig, ich hätte mich auf ein Heer ſtürzen mögen. Derſelbe Muth beſeelte uns Alle. Unſer Führer aber faßte mich am Arm und ſprach: „Euer Angriff muß mißlingen, wenn er nicht ein Ueberfall iſt. Zieht wo möglich ungeſtört weiter, bis ihr an die Flanke des erſten Thurmes kommt. Dort erwartet mein Zeichen." Ich fragte, welches dieſes ſeyn ſollte, aber er war verſchwunden.

Das Getümmel der Angreifenden ließ ſich wieder vernehmen, aber es entfernte ſich hörbar. Ich erkletterte allein den Wall. Bei dem Fackelſchein auf einer fernen Zinne ſah ich die Römer im Gedränge und zurück weichen. Länger konnte ich mich nicht zurückhalten; auch meine Truppen waren ungeduldig: ich befahl ihnen, mir zu folgen, führte ſie unter dem Schatten der hohen Mauer weiter, warf mich auf die Wache am Thor und ſtieß es auf.

Conſtantius war der erſte der mich ſah. Mit einem Freudenſchrei ſprang er vor; die Römer ſahen ſich abgeſchnitten; ein paniſcher Schrecken ergriff ſie und ſie warfen die Waffen weg. Aber wir hatten Wichtigeres zu thun und eilten in die Feſtung zurück; unſer Werk war noch nicht vollendet. Wir wurden in den Straßen aufgehalten und verloren Zeit. Die Beſatzung war ſtark und focht verzweifelt. Auf allen Seiten wurden wir gedrängt, ein Pfeil verwundete mich an der Schulter und ich konnte die Axt nicht länger ſchwingen. In kurzer Zeit waren Alle um mich verwundet; ich ſah eine römiſche Truppe, welche den Kampf mit Einem Male entſcheiden mußte, heraneilen, aber in dieſem Augenblicke der Verzweiflung ſtieg im Rücken des Feindes eine Feuerſäule auf; der Pallaſt des Befehlshabers ſtand in Flammen. Dieſer Anblick brach den Muth der Römer. Der Ruf: ſie ſeyen verrathen, — lief durch ihre Reihen, ſie wandten ſich, warfen Speer und Schild weg und ich war Meiſter der ſtärkſten Feſtung in Paläſtina.

# Neuntes Kapitel.

Aller Widerſtand hörte auf und wir hatten nichts weiter zu thun, als zu verhüten, daß die Flammen uns nicht den Preis des Sieges aus den Händen wänden. Drohend ſchlugen ſie über dem Dach des Pallaſtes zuſammen und konnten bald das berühmte Zeughaus erreichen. Ich überließ Conſtantius die Bewachung der Gefangenen und trat, von einer Abtheilung meiner Truppen gefolgt, in den Pallaſt. Im Gefecht hatte ich meinen Befreier vermißt, konnte aber kaum an ihn denken, weil der Feind einen Hagel von Lanzen und Pfeilen auf uns herabregnen ließ. Allein jetzt kamen mir wieder neue Beſorgniſſe wegen ſeiner Tollheit und ich befahl, ihn ſorgfältig zu ſuchen.

Das Feuer hatte nur einen Flügel des Pallaſtes ergriffen und war bald gelöſcht. Ich ſtieg die Treppe hinan, als aus einer Seitenthür eine Geſtalt auf mich zuſprang; es war der Bettler. Ich konnte ihn jedoch nur an der Stimme erkennen; denn mit ſeinem Aeußeren war eine völlige Veränderung vorgegangen; er trug einen reich verzierten Panzer und Helm, ein griechiſches Schwert funkelte an ſeinem geſtickten Gürtel, ein golddurchwirkter Mantel flatterte um ſeine Schultern und in der Hand hielt er einen gewichtigen, aber künſtlich gearbeiteten Speer. „Wie," ſprach er, „iſt Alles vorüber? Alle Hagel, ich bin unter dem unglücklichſten Geſtirn geboren; ich habe dich nur verlaſſen, um ein wenig meine eigenen Angelegenheiten zu beſorgen; dann wollte ich wieder zu euch ſtoſſen und euch den römiſchen Hunden eine Lection geben helfen oder wenn ſie uns eine Vorleſung hielten, euer Schickſal theilen und mich als Krieger zeigen. Ich habe, wie du ſiehſt, die Waffen des Befehlshabers dazu geborgt; aber ich bin immer unglücklich."

„Wenn du es geweſen biſt, der das Dach in Brand geſteckt hat, ſo war deine Fackel ein Heer werth."

„Ja, das Feuer verfehlt nie ſeine Wirkung; Niemand ſchämt ſich vor der Flamme zu weichen und die Römer waren wohl müde genug und froh, daß ſie dieſe Ausrede bekamen. Aber ich hatte noch eine Nebenrückſicht. Florus iſt hier irgendwo verborgen; ich beſchloß, ihn herauszutreiben und meinen langen Rückſtand heimzuzahlen, wenn er zu entkommen verſuchte. Jetzt aber haſt du mein Kunſtſtück, durch das ich den Schurken entdecken wollte, vereitelt und ich muß meinen längſtgethanen Schwur brechen, daß er nicht im Bett ſterben ſoll."

„Florus hier? den müſſen wir ſogleich haben. — Aber wer kommt da?"

Mit dieſen Worten faßte ich einen Sklaven, der entfliehen wollte; er bat demüthig um ſein Leben und verſprach uns zu zeigen, wo der Statthalter ſich verborgen habe. Wir eilten durch eine Reihe gewundener Gänge und gelangten an eine ſtarke Thüre.

„Hier," ſprach der Sklave.

„Beim Bart meiner Väter, der Wolf ſoll nicht lange in ſeiner Falle bleiben," ſchrie der Sohn El Hakims. „Statthalter, du haſt deinen letzten Frevel begangen."

Mit ungeheurer Kraft ſtieß er gegen die Thüre, die Riegel ſprangen weg und vor uns lag der Schrecken Judäa's.

Er war es nicht mehr. Der amethyſtene Becher, ſein unzertrennlicher Gefährte, ſtand auf dem Tiſch neben ſeinem Ruhebette; er wand ſich angſtvoll auf dem Lager; auf ſeinem Geſicht lag Todesbläſſe. Ich forderte ihn auf, ſich zu ergeben; er lächelte, nahm den Becher in die zitternde Hand und leerte haſtig die Neige.

„Wie, Gift?“ ſchrie mein Begleiter; „ſoll der Schurke mir entkommen? Hier iſt wieder mein Unſtern. Doch er iſt noch nicht todt.“ Er zog ſein Schwert und ſchwang es, als wollte er ein feierliches Opfer bringen. Ich faßte ihn am Arme und ſprach: „er ſtirbt und ſteht über menſchliche Rache.“ Der Verworfene hatte beinahe kein Bewußtſeyn von der kurzen Rettung; das Gift wirkte ſchnell auf ſeinen entnervten Körper und das ſtarre Auge, das hohle Geſicht und die zuſammengefallenen Glieder verriethen, daß ſeine letzte Stunde gekommen war.

„Und dieſes Ding iſt es,“ ſprach der Sohn El Hakim's zu ſich ſelbſt, „das die Menſchen fürchteten? Dieſes kalte Fleiſch beſaß die Macht, den Freien für ſeine Freiheit zittern zu machen und den Sklaven die Stunde verwünſchen, da er geboren wurde? Dieſe todte Maſſe konnte zwiſchen mich und mein Glück treten — mich zum Bettler machen, daß ich elend und wahnſinnig umherirrte?“. Er faßte die Hand, die machtlos auf dem Ruhebette lag und rief: „Verfluchte Hand, wie viele Ströme von Blut haſt du fließen laſſen? Ein Wort, von dir geſchrieben, koſtete Tauſenden das Leben, und o Himmel! dieſe grauſame Hand hatte den Schlüſſel zu deinem Gefängniß, Marie, dem ſcheußlichen Kerker, in dem das Licht deines Geiſtes erloſch!" Er ließ die Hand fallen und weinte bitterlich.

Zu meinem größten Erſtaunen ſprang der Statthalter auf und fragte mit dem Blick, der ſo manchen hatte erzittern machen, ſtolz, „wer wir ſeyen und warum wir ihn zu ſtören wagen?" Es war mir, als ſey ein Geiſt aus dem Leichentuche vor mich getreten; aber dieſes ſeltſame Wiederaufleben war nur die letzte Anſtrengung ſeines wilden Sinnes. Er wankte und wollte fallen, als mein Begleiter vorwärts ſprang, ihn mit der einen Hand an der Bruſt faßte, mit der andern das Schwert über ihm ſchwang und frohlockend rief: „er hört, er ſieht. — Wer wir ſeyen, wer ich ſey? Sieh mich an, Geſſius Florus, eh deine Augen brechen, ſiehe Sabat, den Ismaeliten, den Verhöhnten, den Beſchimpften, den Zertretenen. Aber mit der Stunde, da du mich verderbteſt, ſchwand dein Glück; ich war dein Kundſchafter, aber nur, um dich in's Netz zu locken; ich nährte deinen Stolz, aber nur, um Aller Herzen gegen dich zu wenden; ich reitzte deine Habſucht, damit der Reichthum deine Nächte ſchlaflos machte und deine Tage zu Tagen der Furcht; ich entflammte deinen Grimm zur Wuth und deinen Ehrgeitz zum Wahnſinn. Dieſe Nacht habe ich deine Sieger über dich gebracht; aber ich hatte Alles ſicher geſtellt; die Rache war nahe. Wäreſt du dieſem Schwerte entkommen, Geſſius Florus, in der nächſten Woche würdeſt du auf Befehl des Kaiſers feſtgenommen, deines Reichthums beraubt, deiner Macht entſetzt und hingerichtet worden ſeyn. Der Befehl dazu iſt ſchon auf dem Wege.“

Der Sterbende ſuchte ſich frei zu machen, entwand ſich ihm durch gewaltige Anſtrengung und fiel; er war todt.

Schweigend betrachtete der Sohn El Hakim's den Leichnam, als ihm ein ſchimmernder Ring in ſeiner Hand in die Augen fiel; mit einem Schrei zog er ihn ab: er war ganz verändert. Sein finſteres Geſicht leuchtete vor Freuden, vergebens fragte ich nach der Urſache. Er drückte den Ring an die Lippen und rief: „Lebe wohl, lebe wohl!“

„Willſt du nicht auf deinen Antheil an der Beute, deinen verdienten Lohn warten?

„Lebe wohl,“ rief er nochmal und eilte hinaus.

Aber der Ismaelite war nicht der einzige, bei dem dieſe denkwürdige Nacht eine gewaltige Veränderung hervorbrachte. Conſtantius befand ſich nun endlich in ſeinem Elemente. Die Verhältniſſe hatten mir ihn bisher nicht im wahren Lichte gezeigt. Er war mir als Geächteter, als unglücklicher Krieger erſchienen. Seine angeborne Seelenſtärke war verhüllt; aber jetzt fiel der Schleier und der Sieg, das Bewußtſeyn, die Scharte ausgewetzt zu haben und die noch erhebendere Ausſicht auf die Laufbahn, die ſich jetzt vor ihm öffnete, ſtellte ſeinen Charakter in's volle Licht. Edler Ehrgeiz ſtralte aus ſeinen Zügen; majeſtätiſch ſchritt er einher und als er mir in die Arme eilte und die Rührung ſeine Stimme erſtickte, ſah ich in ihm den erhabenen Geiſt und die Liebe zum Ruhm, die den griechiſchen Helden belebten.

Er hatte redlich ſeine Pflicht gethan, Alle bewunderten ſeinen Angriff. Die Römer waren völlig vorbereitet geweſen; er erſtieg den Wall im Angeſicht des Feindes; muthig folgten die Seinigen; er drängte weiter: der zweite Wall wurde erſtürmt: ich fand ihn am Fuße des dritten, der unüberſteiglich hoch war; aber die ganze Beſatzung vermochte ihn nicht zurückzuwerfen. Als ich ſpäter die ſtarken Verſchanzungen beſichtigte, fühlte ich, daß man, einen ſolchen Anführer an der Spitze von Truppen, die ſein Geiſt beſeelte, Alles hoffen dürfe.

Es war eine denkwürdige Nacht und wir hatten noch viel zu thun, ehe wir uns ſchlafen legten. Ich warf einen der vielen Mäntel, die zerſtreut im Zimmer umherlagen, über meine Schultern, deckte einen andern über den Leichnam des Statthalters und eilte dann fort, um die letzten Befehle für die Nacht zu ertheilen. Die Gefangenen waren bereits in Gewahrſam gebracht und in der großen Halle des Pallaſtes fand ich ihre Anführer beiſammen. Das Zuſammentreffen hatte etwas Komiſches; denn eine Zeitlang wurde ich nicht erkannt; die narbigen Geſichter und die zerriſſenen Kleider meiner Leute, welche die Spuren unſers Marſches durch das enge Gewölbe an ſich trugen und ihre blutbefleckten Hände ließen ſie als eine der wildeſten Räuberhorden erſcheinen. Mein Anzug dagegen war völlig verändert; der Mantel war zufällig einer der prächtigſten aus des Statthalters Garderobe und ſo erſchien ich ihnen als der Fürſt des Gebirges.

Die Officiere empfingen mich mit der Ehrerbietung, die, mag der Sieger ſeyn wer er will, den Unterſchied zwiſchen ihm und dem Gefangenen bezeichnet, jedoch mit der dem Tapfern gebührenden Auszeichnung. Nur einer machte hievon eine Ausnahme, der Tribun. Er war kriechend höflich, fragte demüthig nach ſeiner Brieftaſche und wollte ſich wahrſcheinlich gerade entſchuldigen, daß er das Kriegshandwerk ergriffen, als ich mich umwandte und meinem alten Freund, dem Hauptmann, die Hand drückte. Sichtbar verlegen ſah er mich an; endlich erkannte mich ſein feuriges Auge trotz der

Spuren des Kampfes in meinem Geſicht und meines prächtigen Mantels und er brach in die Worte aus: „Beim Jupiter, der Araber!“ Als ich ihn aber fragte, was aus ſeinem Gepäck geworden ſey, berührte ich eine zarte Saite und mit niedergeſchlagenem Geſichte, als hätte er einen unerſetzlichen Verluſt erlitten, ſagte er mir, ſein ganzer Flaſchenkeller ſey in den Händen meiner Leute, und er wäre feſt überzeugt, daß er in dieſem Augenblick nicht eine Flaſche werth ſey.

Seiner Schuld bewußt wandte ſich der Tribun ab und ich ſchickte ihn in einen Kerker, um darüber nachzudenken, wie ungeſchliffen es ſey, gegen Fremde ſich übermüthig zu benehmen. Mit den Uebrigen ſetzte ich mich zu einem Mahle nieder, wie dieſes die geplünderte Feſtung reichen konnte; aber Hunger, Durſt und Ermüdung ließen es uns trefflich ſchmecken. Der alte Hauptmann fühlte ſich behaglich und wurde beredt. „Der Wein,“ ſprach er mit der Flaſche in der Hand, „thut Wunder, er iſt der wahre Schwamm, der alle Schulden verwiſcht, denn er macht uns die Gläubiger vergeſſen; er iſt der wahre Freund, der bis auf den letzten Tropfen aushält, die treue Geliebte, die keinen hintergeht und das liebwertheſte Weib, deren Zunge dem Gatten nicht läſtig fällt, deren Geſellſchaft zu jeder Stunde gleich angenehm iſt und die heute noch eben ſo bezaubert, als vor fünfzig Jahren.

Dieſe Lobrede fand Beifall; der Keller des Befehlshabers wurde geöffnet; die Römer erprobten ihre Weinkenntniß auf's trefflichſte und lange, ehe wir auseinander gingen, hatte der große „Schwamm,“ der alle Schulden tilgt, jede Erinnerung an die Niederlage verwiſcht. Der Gedanke, daß ſie Gefangene ſeyen, umhüllte die Stralen nicht, die aus den Bechern aufſtiegen. Die bei dem Tribun gefundenen Briefe gaben unerſchöpflichen Stoff zum Lachen. Die Römer hatten ſie bei dem Marſche aufgeleſen und der von meinem tollen Freund, dem Bettler, geſpielte Streich wurde einmüthig für den witzigſten Scherz erklärt.

Aber mein Tagewerk war noch nicht vollendet; ich ließ die fröhlichen Krieger beim Weine und eilte mit Conſtantius und einigen Fackelträgern in das von Herodes erbaute Zeughaus.

Das Gebäude lag in dem Mittelpunkt der Citadelle und war prächtig gebaut; wir öffneten die gewaltigen Thore; beim erſten Schritte ſchrack ich vor dem blitzenden Stral zurück, den die ſtählernen und goldenen Rüſtungen vom Fackelſcheine zurückwarfen. An den Wänden der ungeheuren Halle hingen die Waffen und Rüſtungen aller Nationen — perſiſche, römiſche und griechiſche Panzer, Harniſche von Galliern, indiſche Kettenpanzer, unzählige Kopfbedeckungen von der Stahlhaube des Scythiers bis zum buſchigen Helme der Griechen, Schilde jeder Art, runde von den Griechen, viereckige von den Perſern, halbmondförmige von den Cimmeriern; Waffen aller Art, der ſchwere Speer der Phalanx, die Pike des Thraciers, die germaniſche Streitart, der italieniſche Wurfſpieß; Bögen, zweimal ſo hoch als ein Mann, von Nubien und wieder kleinere von den aſſyriſchen Reitern; breite, gewichtige romiſche Schwerter und zweihändige Degen von den baltiſchen Stämmen, ſyriſche Säbel, perſiſche Klingen, indiſche Meſſer mit langem Gefäß, arabiſche Dolche, Alles war hier in den ſchönſten Muſtern — eine Erinnerung an Herodes den Großen. Der Krieg hatte ihn zu einem Range erhoben, der ihm erlaubte, ſeiner Verſchwendungsſucht nachzuhängen; das Schwert war ſein wahrer Scepter und dieſer war königlich verziert.

Nachdem ich dieſen reichen Kriegsſchmuck lange bewundert, wollte ich mich entfernen, als ein Sklave herzutrat, ſich vor mir niederwarf und mir ſagte: es ſey noch eine merkwürdigere Halle vorhanden, in der Herodes der Große eine Ahnung ſeines nahen Todes gehabt habe. Ich ſah mich um im Waffenſaale, es war keine Thüre zu ſehen, als die, durch welche wir eingetreten waren.

„Nicht hier," ſprach der Aethiopier, „und doch iſt ſie in unſerer Nähe. Noch keines Römers Fuß hat ſie betreten, ich allein weiß um das Geheimniß. Befiehlt mein Herr, daß ich ſie ihm zeigen ſoll?"

Ich willigte ein. Der Sklave nahm einen Panzer herab, ſchob eine Fallthüre zurück und wir traten auf eine Wendeltreppe, die einige Minuten hinabführte. Der enge Gang und die dicke Luft erinnerten mich an das unterirdiſche Gewölbe. Unſere Fackeln brannten düſter und auf den Geſichtern meiner Diener konnte ich deutlich leſen, wie wenig man ſich auf ihre Tapferkeit verlaſſen konnte; wenn wir mit Zauberern und Geiſtern in Berührung kamen.

„Hieher," ſprach der Aethiopier, „pflegte der große König in den letzten Jahren ſeines Lebens zu kommen, als ſein Herz gebrochen war durch den Verluſt ſeiner geliebten Gemahlin und die Verſchwörung ſeiner Söhne, um bei Andern ſich Raths zu erholen, als dem Gotte von Jeruſalem. Hier beſchworen die chaldäiſchen Weiſen die Geiſter der Abgeſchiedenen und zeigten ihm das Schickſal ſeines Reiches. Wir ſind jetzt im Innern des Berges."

Er machte eine Kette los, die mit dumpfem Geraſſel in den Boden verſank; eine große Felsmaſſe rollte langſam zurück und ließ nun in eine dunkle Tiefe blicken, die unſere flimmernden Fackeln kaum erleuchteten.

„Halt,“ ſprach der Sklave, „ich will zuvor noch die Kapelle beleuchten.“ Er verließ uns und bald darauf ſahen wir eine vielfarbige Flamme auf einem Dreifuß in der Mitte. Als dieſe ſtärker wurde, bot ſich ein wundervolles Schauſpiel unſern Blicken dar. Eine Gruppe Bewaffneter trat aus der Finſterniß hervor. Das ungeheure Gewölbe war mit Haufen von Kriegern bevölkert, die einſt große Feldherrn geweſen, von Seſoſtris herab bis auf Cäſar und Antonius, die Lanze ſchwingend oder das Streitroß lenkend. Hier eilte Cyrus dahin auf dem Sichelwagen, von ſeinen Reitern umgeben, von Kopf bis auf den Fuß gewappnet; dort ſchwang Alexander in der Rüſtung, mit der er über den Granicus ſetzte, das Panner Macedoniens; hier ſaß Hannibal auf dem Elephanten, den er bei Cannae ritt; dort ſaß Cäſar, Pompejus Haupt zu ſeinen Füßen. Sie und noch eine lange Reihe von Siegern, jeder im Augenblicke ſeines höchſten Glückes, erfüllten das Gewölbe; als ich aber näher trat und mit der Fackel die Geſichter der Gruppe beleuchtete, ſah ich, daß es Skelette waren, die prachtige Rüſtung umſchloß Gebeine, dürre Leichenfinger hielten die Speere und Scepter: ſo erſchien die Halle als das Grabmal menſchlicher Eitelkeit.

Es war dieß einer der phantaſtiſchen Einfälle eines Geiſtes, der zu ſpät das Nichtige irdiſcher Herrlichkeit einſah. Sein hoher Verſtand ließ ſich vom Aberglauben befangen und in ſeiner Verzweiflung wurde Herodes der Sklave ſchwacher, aber furchtbarer Leichtgläubigkeit.

In den letzten Stunden eines langen, mannigfaltig wechſelnden Lebens mehr durch geiſtiges Leiden als durch körperliche Krankheit erſchöpft, befahl der König, ihn in dieſes Gewölbe zu bringen und allein zu laſſen. Einige Stunden blieb er hier. Endlich rief ein gräßliches Wehklagen die Diener herbei; ſie erbrachen die Thüre und fanden ihn in einem Fieberanfall. Das Gewölbe erfüllte der ſtarke Geruch von magiſchen Zubereitungen, die noch auf dem Dreifuß brannten; man vernahm Fußtritte, aber Herodes ſaß allein. In Tönen des furchtbarſten Schmerzens erklärte er, die Statüen haben plötzlich Leben bekommen und ihm den Tod ſeiner Gemahlin und Kinder zur Laſt gelegt.

Er verließ Maſada plötzlich und verfluchte die Stunde, wo er zuerſt den Künſten Aegypten's ein williges Ohr geliehen habe. Er wurde nach Jericho gebracht und ſtand nicht wieder vom Krankenlager auf. Ausbrüche der Läſterung, die mit Gewiſſensbiſſen wechſelten, machten ſeine letzten Augenblicke furchtbar; aber Tyrannei war ſein letzter Gedanke und er ſtarb, mit dem Befehl in der Hand, die Häuptlinge in Judäa hinzurichten.

# Zehntes Kapitel.

Der erſte entſchiedene Anfang des Krieges war gemacht; ich hatte den vollen Zorn Roms auf mich geladen, die Scheidewand zwiſchen mir und Verzeihung war unüberſteiglich und der Gedanke that mir wohl, daß wir durch die Wegnahme Maſada's die ganze Macht des Reiches herausgefordert hatten.

Dieſe Eroberung war um ſo wichtiger, weil ſie den Krieg eröffnete, wo ſelbſt der Muthigſte in Zweifel befangen iſt, und der Feige auf Gelegenheit wartet, über Unglück zu klagen. Sie zeigte, daß es leicht ſey zu ſiegen, wenn man entſchloſſen iſt, Alles zu wagen und erſchütterte den Kriegsruhm des Feindes, weil ſie bewies, daß er durch Muth und Tapferkeit beſiegt werden könne. Die Einnahme einer römiſchen Feſtung durch Sturm war beinahe unerhört. Deßwegen aber hatte ſie den größten Werth, weil das Volk daraus erſah, daß es Anführer habe, die fähig und willig ſeyen, für die Freiheit des Landes Alles mit ihm zu wagen.

Als der Tag anbrach und die Stärke der berühmten Feſtung ganz hervortrat, konnte ich kaum glauben, daß unſer Sieg das Werk von Menſchen ſey. Maſada lag auf der Spitze einer ſo ſteilen Anhöhe, daß die Sonne die umliegenden Schluchten nie beſchien. Die äuſſere Mauer hatte eine Meile in die Runde und acht und dreißig Thürme, von denen jeder achzig Fuß hoch war. Ungeheure Marmorciſternen, Pallaſtähnliche Vorrathshäuſer, die Proviant auf mehrere Jahre faßten, zahlloſe Waffen und künſtliche Kriegsmaſchinen und gutangebrachte Vertheidigungswerke auf allen höher gelegenen Punkten im Innern zeigten die königliche Pracht und kriegeriſche Sorgfalt des unternehmendſten, glücklichſten Monarchen ſeit Salomo.

Beim erſten Stral der Morgenſonne fiel der erſtaunten Menge, die der Lärm in der Nacht auf die umliegenden Berge gelockt hatte, ein neues Wunder in's Auge. Ich befahl, die große Fahne Naphthalis auf der Citadelle aufzuſtecken. Es geſchah unter Freudenruf und heiligen Geſängen und das gewaltige Panner breitete ſich aus und entfaltete majeſtätiſch das Zeichen unſeres Stammes, den ſilbernen Hirſch. Die Menge, welche die umliegenden Berge bedeckte, ſo weit das Auge reichte, huldigte der Freiheitsfahne und durch den Anblick begeiſtert, ergriff jeder Schwerdt und Lanze, und machte ſich bereit zum Kampf.

Meine erſte Sorge war, meine Familie ihrer Angſt um uns zu entreiſſen, und Conſtantins, dem der Sieg aus allen Zügen leuchtete und Liebe und Ruhm im Herzen glühten, wurde der Ueberbringer der freudigen Kunde.

Schnell überſah ich die Pflichten des Anführers. Ein Heer zu ſammeln, einen Operationsplan zu entwerfen, die Häuptlinge des Landes zu vereinigen und den verderblichen Zwiſtigkeiten in Jeruſalem ein Ende zu machen, waren Schwierigkeiten, die zuerſt aus dem Wege geräumt werden mußten. Bei ſolchen Ausſichten fühlt der feurigſte Muth voll der kühnſten Entſchlüſſe und unbekümmert um eigene Sicherheit, ſeine Kraft gelähmt.

Bald empfand ich, wie ſchwierig und läſtig es ſey, mit Trägen, mit Hinterliſtigen und Verworfenen es zu thun zu haben. Während ich vor Begierde brannte, den erſten Sieg zu verfolgen, wurde ich durch lange, verwickelte Unterhandlungen mit Leuten aufgehalten, die kein Gefühl deſſen, was recht iſt oder unrecht, zur Rechtlichkeit veranlaſſen konnte. Ich mußte zuvor Gegner verſöhnen, grobe Beſtechungen unmöglich machen, kindiſche Leidenſchaft, unerſättliche Habſucht, tollen Ehrgeiz und wilde Grauſamkeit bändigen oder beſtrafen, ehe ich einen Fuß in's Feld ſetzen durfte. Wenn dieß die Früchte ſind, die ſelbſt neben der gerechten Sache aufſchießen, welches üppige Unkraut muß bei einer Verſchwörung wuchern?

Mit einem Punkte jedoch war ich bald im Reinen. Die erſte Verſammlung der Häuptlinge überzeugte mich von der völligen Fruchtloſigkeit einer Kriegsberathung: jeder hatte ſeinen eigenen Plan und jeder Plan beabſichtigte ein perſönliches Intereſſe. Ich hatte bereits angefangen, die diplomatiſche Kunſt, meinen eigenen Weg zu gehen, ruhig zu üben; ich bat jene, ihre Anſichten zu Papier zu bringen, empfieng ihre Aufſätze mit der größten Höflichkeit, legte ſie in mein Kabinet und übergab ſie nach einiger Zeit den Flammen. Wer auf einem hohen Poſten ſteht, ſieht ſich bald genöthigt, zu heucheln. Vor einem Monat noch würde ich meine Anſicht ausgeſprochen, und die Pläne der Uebrigen, ſo wie ſie ſelbſt, mit Verachtung behandelt haben. Aber damals war ich weder Feldherr noch Staatsmann. Nachdem ich mich der läſtigen Rathgeber entledigt hatte, beſchloß ich, ſchnell auf Jeruſalem loszurücken. Durch dieſe Maaßregel gewann ich mit Einem Male Alles das, was der endliche Sieg gewähren konnte, die Gunſt des Volkes, die Hülfsquellen der Nation und den höchſten Kampfpreis des glücklichſten Krieges.

Dieſe Gedanken verbannten den Schlaf von meinem Lager; Tag und Nacht war mein Geiſt in beſtändiger, fieberiſcher Aufregung, und doch, wenn ich die wenigen Tage meines Glücks zuſammenrechnen wollte, ſo gehörte unter ſie die Woche, die ich in Maſada zubrachte, von kriegeriſchen Träumen umgaukelt, welche mich weder eſſen, noch trinken, noch ſchlafen ließen.

Ehe die Woche zu Ende war, ſtand ich an der Spitze von hunderttauſend Mann. Ich war der Kampfheld eines großen Landes, der Anführer der furchtbarſten Empörung im Morgenlande gegen Rom's ganze Macht, der Feldherr eines Heeres, dem an Treue und Tapferkeit keines gleich kam. Konnte der Ehrgeiz mehr verlangen? Und mehr noch war hier, aber zu feierlich, als daß es das Ziel menſchlichen Ehrgeizes ſeyn konnte. Meine Nation war heilig; für eine überirdiſche Sache kämpften wir, und bei dieſer Sache konnte ich meinen Namen der Dunkelheit entreiſſen und das Werkzeug ſeyn, um den Namen, die Macht und die Religion des königlichen Volkes des Allerhöchſten zu erhöhen.

Conſtantius kehrte zurück; vergebens hatte ich meiner Familie die Weiſung gegeben, ſich in das Gebirgsland von Naphthali zu flüchten. Die Anhänglichkeit überwog die Furcht, und auf den Flügeln der Liebe ſah ich ſie zu den Thoren Maſada's einziehen.

Ein ſolches Wiederſehen gibt es nur einmal im Leben. Unſchuldige Zärtlichkeit, bewundernswürdige Schönheit und unerſchütterliche Treue umgaben mich und zu einer Stunde, wo das Glück geſchäftig ſchien, Alles, was der Menſch ſich wünſchen kann, über mich auszugießen. Auch ſagte mir der Blick, mit dem Mirjam ihren Helden, wie ſie mich nannte, betrachtete, daß ich mir höhere Anſprüche auf die Achtung der Welt erworben. Aber hätte ſie mich auch in Ketten gefunden, ſie würde ſie ohne Murren getheilt haben.

Doch nur einen Tag durft' ich mich dieſen ſüßen Freuden hingeben; am nächſten Morgen riefen die Trompeten zum Aufbruch. Ich wußte, wie wichtig im Kriege es immer iſt, den erſten Vortheil zu verfolgen, und ſah, daß dieſes bei einem Empörungskriege unerläßlich ſei. Es wäre Wahnſinn geweſen, die disciplinirten römiſchen Truppen in Schlachtordnung anzugreifen. Durch vielſeitige Angriffe mußte ihre Aufmerkſamkeit getheilt, ihre Verbindungen mußten abgeſchnitten, ihr Lager in beſtändiger Unruhe erhalten, und durch unſere Thätigkeit, Ueberzahl und Kenntniß des Landes die Kriegserfahrung erſetzt werden.

Bei meinem Aufrufe der Tapfern band ich mich an das Geſetz unſeres Propheten, das ſich durch ſeine Menſchlichkeit und Achtung vor den natürlichen Gefühlen, vor den gewaltſamen Werbungen der Heidenwelt auffallend auszeichnet. Niemand wurde gezwungen, die Waffen zu ergreifen, der ein Haus gebaut und noch nicht eingeweiht, einen Weinberg oder Olivenwald gepflanzt und noch nicht davon geerndtet, mit einer Jungfrau verlobt war, und ſie noch nicht heimgeführt hatte; keiner endlich, der erſt ein Jahr in der Ehe lebte.

Meine Gefangenen machten mir wenig Verlegenheit; ſie dem Volke Preis zu geben oder in den Kerkern der Feſtung zu vergraben, wäre grauſam geweſen, und hätte ich ſie freigelaſſen, ſo würde der Feind natürlich dadurch Verſtärkung erhalten haben. Ich ſchickte ſie daher nach Berithus und ließ ſie auf römiſchen Proviantſchiffen nach Italien überführen.

Meinem Freund, dem alten Hauptmann, deſſen Muth nur dann ſank, wenn es am Wein gebrach, bot ich eine ruhige Wohnſtätte in unſern Bergen an; er zögerte, ſchwor, daß ich verdiente, ein Römer und ſogar ein Reiterhauptmann zu ſeyn, ſchloß aber mit der Verſicherung, daß das Kriegshandwerk zwar nichts weniger als angenehm, er aber zu alt ſey, um ein beſſeres zu lernen. Ich gab ihm mit einigen Andern unbedingte Freiheit, und ſichtbar gerührt verließ er die jüdiſchen Empörer.

Eleazar übernahm die Sorge für meine Familie und den Oberbefehl in Maſada.

Die Sonne, eine ermuthigende Vorbedeutung für das Heer, ſtieg herauf, als ich den ſteilen Pfad, wegen ſeinen gewundenen Krümmungen der Schlangenweg genannt, hinabeilte. Ein unermeßliches Heer begrüßte mich als ſeinen Anführer — ein Anblick, der ſelbſt das ſchwermüthigſte Herz aufheitern mußte. Noch erhebender war die Ausſicht auf Ruhm und Ehrenſtellen; aber ich fühlte eine ſchwere Beklommenheit, als hätte in dieſen Mauern mein Glück begonnen und geendet.

Auf dem erſten Berge hielt ich inſtinktmäßig, um nochmals zurückzublicken. Der Wind hatte ſich gelegt, und das ſcharlachne Panner flatterte nicht mehr in der Sonne; eine Wolke lag über der Bergſpitze und umhüllte die Feſtung. Ich wandte mich ab: — meine Ahnung hat mir nicht gelogen!

Aber bald ſchwanden dieſe trüben Gedanken, als wir völlig auf dem Marſch begriffen waren.

Wer je mit einem Heere gezogen iſt, weiß, daß hier ſchnell die Schwermuth ſchwindet. Der Lärm der ſich bewegenden Menge, ihr Frohſinn und das maleriſche Licht, das auf die Colonnen fällt, wenn ſie über den unebenen Boden hinziehen, hält Geiſt und Auge in beſtändiger Thätigkeit.

Unſere Männer fühlten ſich durch den Anblick freudig aufgeregt, und hüpften wie Rehe oder Pferde, die frei auf der Waide umherlaufen. Aber für den an Kriegszucht gewohnten Conſtantius war dieſe rohe Kraftäußerung ein peinlicher Anblick; er eilte geſchäftig an den Flanken auf und ab, fand aber, daß ſeine Anordnungen unſere kühnen Landleute nur noch mehr verwirrten, und gab endlich den Gedanken auf, ſie zu einem geregelten Heere umſchaffen zu können. Ich aber, ſo wenig mit der Kriegswiſſenſchaft bekannt, als ſie, war froh, in ihnen die Hauptſache des wahren Kriegers zu erblicken. Den Speer führten ſie nicht kunſtgerecht, aber ihre Hand war ſtark; der Marſch war unregelmäßig, aber der Schritt feſt; und ich las in den Geſichtern, daß keine Kunſt die beharrliche, edle Treue, die in Kriegen, wie die unſrigen, den Stolzen ſo oft gedemüthigt hat, in Ordnung zu halten vermöchte.

Den Tag über ſahen wir keinen Feind und zogen unaufhaltſam, als gienge es zu einem Feſt, vorwärts. Rüſtig eilten unſere jungen Krieger weiter und lange über die gewöhnliche Zeit hinaus ſetzten wir den Marſch fort. Aber dann forderte die Natur ihr Recht. Zum Glück für unſern Ruhm war der Feind nicht in der Nähe; denn unwiderſtehlich übermannte mit Einem Mal der Schlaf das ganze Heer. Vergebens wurden Schildwachen ausgeſtellt, die Speere entfielen ihren Händen und die Wachen legten ſich ruhig neben die Schlafenden. Vorpoſten und ſonſtige Vorſichtsmaßregeln waren ebenſo fruchtlos. Umſonſt machte Conſtantius überall die Runde; der Schlaf war hier Meiſter, und ehe eine Stunde vergieng, war er und ich die einzige Wache des großen Heeres von Judäa.

„Was läßt ſich mit ſolchen trägen Menſchen ausrichten?“ ſprach er unwillig, auf die Haufen deutend, die in ihre Mäntel gehüllt, weithin das Feld bedeckten, und im Mondlicht mehr ſchäumenden Wogen als menſchlichen Geſtalten glichen.

„Was ſich ausrichten laſſe? — Wunder.“

„Wird man ſie jenen Legionen entgegen führen können?“

„Nie.“

„Werden ſie je wie geregelte Truppen ſich bewegen können?“

„Nie.“

„Werden ſie nach Sonnen-Untergang ſich wach erhalten können?“

„Nie nach einem ſolchen Marſche, wie der heutige war.“

„Aber um's Himmelswillen, zu was ſind ſie ſonſt zu gebrauchen?“

„Um die Romer aus Paläſtina zu jagen.“

# Eilftes Kapitel.

Ehe die Sonne aufgieng, waren meine Landsleute wieder auf dem Marſch. Weil die Stämme jährlich in die heilige Stadt reiſten, ſo war das Volk mit dem ganzen Lande bekannt; jeder Hügel, jeder Wald, jeder Gebirgsſtrom wurde mit lautem Freudenruf begrüßt. Wenn wir an ſolche bekannte Orte gelangten, wurde alle Ordnung vergeſſen und die Truppen zerſtreuten ſich über den Ort, wo ſie in früheren Zeiten mit ihren Caravanen geraſtet hatten.

Conſtantius Unwille wurde oft rege gemacht, aber ich bekämpfte ſeinen Unmuth, und verbürgte mich dafür, daß meine Landsleute im entſcheidenden Augenblicke den angebornen Muth erproben würden.

„Laß die wackern Landleute ihren Weg gehen," ſprach ich; „wenn ſie kein Heer bilden, ſo laß ſie in Haufen ziehen; laß ſie mit der edeln Leidenſchaftlichkeit ihres Weſens in's Feld rücken, laß ſie fühlen, daß ſie Männer ſind und keine Maſchinen, und ich bürge für ihren Sieg."

„Sie werden bald Gelegenheit dazu haben. Blicke dorthin." Er wies auf eine niedere Reihe neblichter Berge, die einige Meilen voraus lagen.

„Sollen wir mit den Wolken kämpfen? denn ſonſt kann ich nichts entdecken."

„Unſere Truppen, mein' ich, wären dazu die geeigneten Gegner. Aber es iſt eine Wolke auf dieſen Bergen, die nicht der bloſe Wind verjagen kann."

Die Sonne warf einen Stral auf die Höhe und ich ſah Speere blinken. Der Feind war vor uns. Conſtantius eilte mit einigen unſerer Jäger voran, um ihre Stellung zu beobachten. Die Trompeten ſchmetterten, und meine Landsleute rechtfertigten Alles, was ich von ihnen gerühmt hatte, durch die Begeiſterung, die bei der Hoffnung, mit den Unterdrückern zuſammenzutreffen, Allen aus den Augen leuchtete. Freudengeſchrei lief durch unſere Reihen; wir beſchleunigten unſere Schritte, und endlich rannte der ganze Haufen vorwärts. Am Fuß der Anhöhe eilte jeder weiter, ohne auf ſeinen

Nebenmann zu warten; es herrſchte eine völlige Verwirrung. Die Hauptmacht des Feindes beſtand in Reiterei und ich ſah ſie ſich zum Angriffe rüſten. Der ganze Feldzug konnte ſich hier entſcheiden; ich war furchtbar beklommen. Die Geſchwader legten ihre Lanzen ein: ich ſah die Hauptleute vorn aufreiten, Alles war bereit, uns zu vernichten. Da warf zu meinem Erſtaunen die ganze Reiterei die Pferde herum und verſchwand.

Der paniſche Schrecken, der ſie ergriffen hatte, glich einem Wunder. Ich ritt auf die Bergſpitze und hier löſte ſich mir das Räthſel. Conſtantius hatte bemerkt, daß die ganze Aufmerkſamkeit des Feindes auf mich und meine Truppen gelenkt war, und ſo war es ihm gelungen, die Anhöhe zu umgehen. Erſt das Schmettern ſeiner Trompeten verrieth den Feinden ſeine Nähe; ſie waren im Rücken bedroht, die Reiterei floh und ließ eine Cohorte in unſern Händen.

Der erſte Sieg im Kriege iſt eben ſo folgreich als die erſte Niederlage. Die Flucht und Gefangennahme eines Theils der Legionen, galt für ein Zeichen beſtändigen Triumphes; aber mit gewaltigem Siegsgeſchrei wurde Conſtantius empfangen; ſein Lob erfüllte die Lüfte.

„Siehſt du nun,“ ſprach ich, als ich ihm die tapfere Hand drückte, die den erſten Lorbeer um unſere Stirne wand, „daß hie Landleute und Hirten ſich nicht auf die Kriegskunſt verſtehen, aber doch den Tapfern zu ehren wiſſen. Du hätteſt ein Konigreich erobern können und wäreſt in Rom doch nicht halb ſo glorreich empfangen werden.“

Das Werk iſt erſt angefangen und vor Morgen muſſen wir nochmals an den Feind. Ich geſtehe, die Leute ſind dankbar,“ fuhr er mit einem Lacheln fort, „aber du mußt zugeben, daß wir das Geſchehene der Kriegskunſt zu danken haben, die uns den Romern in den Rücken führte.“

„Ja, und der Kriegskunſt,“ erwiederte ich, „die ſie für ihren Rücken ſo ſehr fürchten ließ, daß ſie davon eilten, ſtatt uns anzugreifen und zu ſchlagen.“

Der kurze Kampf hatte uns Alle ermuthigt, und mit neuer Stärke tonten die Geſänge; aber bald wurde die Anzahl des Feindes ſtärker. Wir fanden zerſtorte Hütten, zertretene Gärten, verſengte Baume; als wir weiter kamen, ſahen wir die friſchen Spuren von Wagen und von den ſchweren Rädern der Kriegsmaſchinen im Graſe, und hin und wieder verrieth das Geripp eines Laſtthiers oder ein halbverſcharrter Leichnam, daß hier die Zerſtörung gewüthet hatte. Bald zeigte ſich die Reiterei in dichteren Maſſen auf den Anhöhen; aber Alles wurde über den Anblick vergeſſen, der endlich am Horizonte auftauchte: wir erblickten, von der Abendſonne vergoldet, die Spitzen der Berge um Jeruſalem, und über ihnen wie eine zweite Sonne den herrlichen Tempel.

Die Haufen warfen ſich nieder, erhoben ſich dann wieder und ſtimmten die herrliche Hymne an, welche die Stämme auf den Reiſen nach Jeruſalem zu ſingen pflegten:

„Groß iſt der Herr und hochberühmt in der Stadt unſeres Gottes, auf ſeinem heiligen Berge.

„Der Berg Zion iſt herrlich, daß ſich das ganze Land tröſtet, die Stadt des großen Königs.

„Gott iſt in ihren Palläſten bekannt, daß er der Schutz ſey.

„Gott, wir warten Deiner Güte in Deinem Tempel.

„Machet euch um Zion und umfahet ſie, zählet ihre Thürme.

„Denn ihr Gott iſt unſer Gott immer und ewiglich; er wird unſer Führer ſeyn im Tode, und ſein Ruhm iſt bis an der Welt Ende.

„Geprieſen ſey der König von Zion.“

Sanft und feierlich erhob ſich der Geſang der Anbetenden in die Lüfte: der Himmel war wolkenlos; ſanfte Abendlüfte hauchten angenehme Kühlung: Jeruſalem lag vor mir. Mir war, als fiele meine irdiſche Hülle ab, und als ſchwinge ſich mein Geiſt, dieſer Feſſeln entledigt, zu einer glänzenden Laufbahn des Glückes auf.

Aber Erinnerungen, die ſich nicht zurückdrängen ließen, trübten meine Freude, und als der erſte Eindruck vorüber war, wandte ich mich von dem Anblicke der Stadt ab, die für mich ein ewiges Denkmal des ſchwerſten Verbrechens und Unglücks ſeyn ſollte. Noch einen Blick warf ich hinüber, als es dunkler war auf den Spitzen; zu meinem Erſtaunen ſah ich Rauchwolken über den Berg Moria hinziehen, Flammen ſchlugen in die Höhe und fernes Schlachtgetümmel drang herüber. War der Feind vorangeeilt und wollte er Jeruſalem vor unſern Augen ſtürmen?

Nicht lange blieben wir im Ungewiſſen. Haufen erſchrockener Weiber und Kinder flohen über die Ebene hin; das Getümmel wurde ſtärker; wir beantworteten es mit wildem Geſchrei und ſtürzten vorwärts. Weil ich nicht wußte, auf welchem Punkte der Feind angriff, ließ ich die Menge an einer der Straßen halten, die zu dem großen Thore der oberen Stadt führte, und ſprengte, von Wenigen begleitet, weiter.

Ein Reiter ſtürzte aus dem Thore mit unbeſonnener Schnelligkeit, die ihn mitten auf uns einrennen laſſen oder ihn mitten in den Abgrund ſtürzen mußte. Seine Stimme allein ließ mich in dem wüthenden Reiter Jubal erkennen; aber in den wenigen Monaten hatte ſich ſein Aeußeres furchtbar verändert. Statt der kühnen, kriegeriſchen Geſtalt des Häuptlings, ſah ich ein hageres, erſchöpftes Gerippe; ſeine ſonſt blühenden Wangen waren weiß wie Kreide, das feurige Auge hohl; ſeine ſtarke, angenehme Stimme klang wie Grabeston. Ich bewillkommte meinen Verwandten herzlich; aber ſeine Verwirrung war furchtbar; er zitterte, wurde feuerroth und konnte meinen Gruß nur ſchwach erwiedern.

Allein jetzt war keine Zeit, nach ſeinen Angelegenheiten zu fragen; ich forſchte nach dem Stand der Dinge in Jeruſalem. Hier verlor ſich ſeine Verlegenheit und ſein männlicher Sinn trat wieder hervor. „Jeruſalem hat gegenwärtig drei Wehe,“ ſprach er grimmig, „die Prieſter, das Volk und die Römer, und die letzten ſind das leichtere unter den Dreien. Die Prieſter blähen ſich auf, und geben ſich weltlichen Dingen hin, das Volk iſt in Partheien getheilt, und von tollem Fanatismus beſeelt, und beider Wahnſinn benützen die Römer, um Alle zu verderben.“

„Wurde wirklich ein Angriff gemacht, oder ſind die Truppen ſtark genug ihn zurückzuſchlagen?“ fiel ich ihm in die Rede.

„Der Angriff wurde gemacht, und die Feinde haben Alles vor ſich hergetrieben, ſo weit es ihnen beliebte. Es iſt unbegreiflich, warum ſie nicht weiter gegangen ſind; denn unſere regelmäßigen Truppen ſind ganz umſonſt. Man hat mich ausgeſchickt, um die Dörfer in Aufſtand zu ſetzen; aber meine Arbeit wird vergebens ſeyn, denn ſiehe, die Adler ſind bereits auf den Mauern aufgeſteckt."

Ich blickte hin und ſah auf den Zinnen gegen Norden durch Rauch und Flammen hindurch die verwünſchte Fahne. Unten erhob ſich ein gewaltiger Brand; die ganze Neuſtadt ſtand in Flammen. —

Mein Plan war ſchnell gemacht. Ich theilte mein Heer in zwei Haufen; den einen übergab ich Conſtantius mit dem Befehl, in die Stadt einzudringen, und die Römer von den Mauern zurückzuſchlagen, mit dem andern eilte ich durch Hohlwege ihrem Lager auf den Bergen zu. Ich hatte einen langen Umweg zu machen. Das römiſche Lager war auf der Spitze des Berges Scopas ſieben Feldwegs von der Stadt aufgeſchlagen. Von Jubal geführt, kam ich ihm in den Rücken; meine Truppen, durch den Anblick der Fliehenden gereizt, vermochte ich kaum zurückzuhalten, ſich auf die Abtheilungen zu werfen, die wir nach und nach den Angreifenden zur Verſtärkung nachrücken ſahen.

Es wurde Nacht; aber das verabredete Zeichen zum Angriff, eine beſtimmte Anzahl Fackeln auf der Zinne des Tempels, erſchien nicht. Die Truppen, in dem Olivenwalde verſteckt, waren bisher nicht bemerkt worden; endlich wurden ſie wüthend und riſſen mich mit ſich fort. Als wir den ſchroffen Berg hinan ſtürmten wie eine Woge, die der Sturm dahin wälzt, warf ich einen verzweifelten Blick auf die Stadt, und in dieſem Augenblick erſchienen die Fackeln. Jetzt lebte die Hoffnung wieder auf; ich machte die Truppen auf das Zeichen aufmerkſam; der Anblick beflügelte ihre Schritte, und ehe der Feind von ſeiner Beſtürzung ſich erholen konnte, waren wir mitten im Lager.

Unſer Sieg war vollſtändig. Die Römer, welche wähnten, am Morgen in Jeruſalem einziehen und den Tempel plündern zu dürfen, wurden unbewaffnet auf den Wällen überraſcht. Ihr übermüthiger Anführer Cajus Ceſtius zechte in ſeinem Zelte, die Tribunen folgten ſeinem Beiſpiel; die Truppen deßgleichen und der Wein floß in Strömen, als unſer Schlachtruf ihnen die Augen öffnete. Widerſtand war unmöglich; fünfzigtauſend Lanzenträger, kühne Männer, und über die Verwüſtung des Landes er=

grimmt, waren mitten unter ihnen, und ſie zerſtreuten ſich nach allen Richtungen. Ich drängte gegen das Zelt des Anführers, aber er war entkommen; er hatte ſich bei dem erſten Lärm davon gemacht. Im Unmuth ſteckten meine Truppen das Zelt in Brand, das Feuer griff um ſich, und bald ſtand das römiſche Lager in Flammen.

Die Wegnahme des Lagers entſchied den Untergang der zwiſchen dem Berge und der Stadt befindlichen Abtheilungen. Beim Anblick der Flammen giengen die Thore auf, und Conſtantins trieb die Angreifenden von Punkt zu Punkt, bis ihm unſer Freudenruf verkündigte, daß wir ihnen im Rücken ſeyen. Jetzt war die Niederlage allgemein; beſtürzt und muthlos ſtäubten die Cohorten aus einander, und beinahe Alle wurden niedergemacht.

Der Tag brach an; die Ueberreſte der Legionen lagen auf den Höhen umher, wie die Trümmer einer Flotte am Geſtade des Meeres. Dieſer Anblick aber, ſelbſt für den Feind ſchmerzlich, wurde bald über der Begrüßung der geretteten Bürger, der Freude der Truppen und dem noch verführeriſcheren Stolze, ihr Anführer zu ſeyn, vergeſſen.

Gegen Mittag kam ein langer Zug des Volkes, die Prieſter und Aelteſten an der Spitze, aus den Thoren, um mich zu bewillkommnen. Hörnerklang und Siegesruf verkündigten ihre Ankunft. Mein Herz ſchlug höher von dem Gefühle, Sieger zu ſeyn; die weite Ausſicht auf Ehrenſtellen, die Macht, die Uebelgeſinnten zu züchtigen, die Reinigung meines Charakters und das Recht, in Zukunft an der Spitze der Verwaltung zu ſtehen, öffnete ſich meinem trunkenen Auge.

Ich ſtand allein auf der Spitze des Gebirges. Soweit das Auge reichte, war Alles in Bewegung; die Krieger, Prieſter und das Volk zogen heran, mir zu huldigen. Unwillkührlich ſprach ich laut: „Endlich darf ich ſiegreich in Jeruſalem einziehen.“ Da vernahm ich eine Stimme neben mir: „Nur in Trauer und Leid wirſt du einziehen in Jeruſalem.“

Ein unbeſchreiblich wehmüthiger Ausdruck begleitete dieſe Worte. Die Truppen ſtanden in der Ferne unten, und es herrſchte tiefe Stille unter ihnen. Aber ich kannte die Stimme; meine Beine wurden kraftlos, als hätte ein Blitz mich getroffen. Ich rief Jubal, mich zu unterſtützen; aber der Schlag, der ſeinen Körper gelähmt, ſchien ſeinen Geiſt getroffen zu haben. Er ſchien in dieſer einzigen Nacht noch viel hagerer geworden zu ſeyn: wild rollten ſeine Augen; er lallte unverſtändliche Worte; ein Verrückter ſtand vor mir.

Sollte dieß das Vorgefühl meiner Leiden ſeyn? Ich ſchauderte, wenn ich des bereits Erlittenen gedachte. Oder ſollte ich meine Verwandten, meine Freunde, meine Familie in das Joch körperlichen und geiſtigen Unglücks geſchmiedet ſehen, damit die Strafe mir klar würde, die meine Verbindung mit der Menſchheit trennen ſollte?

# Zwölftes Kapitel.

Entſetzt führte ich meinen unglücklichen Verwandten dem Heere aus dem Geſichte und beſchwor ihn, mir zu ſagen, durch welches unglückliche Ereigniß er in dieſen Zuſtand gerathen ſey. Er ſah mich mit einem wilden Blicke an und zog ſeinen Dolch halb heraus. Aber ich ließ mich nicht abweiſen und ſuchte ihn noch zu beſänftigen. Plötzlich riß er den Dolch heraus, warf ihn den Abhang hinab, ſank mir zu Füßen und brach in einen Strom von Thränen aus.

Ein Getümmel im Thale lenkte mich von dem Unglücklichen ab. Der Feind, obgleich geſchlagen, hatte keinen bedeutenden Verluſt erlitten; der Stolz der Legionen konnte den Gedanken nicht ertragen von dem zuſammengelaufenen Pöbel aus der Stadt und der Umgegend, wie ſie es nannten, beſiegt zu ſeyn. Durch die Berge verdeckt hatte Ceſtius die Flüchtigen geſammelt, und ſchnell rückten ſie jetzt, vierzigtauſend Mann ſtark, zwiſchen mir und der Stadt heran.

Die Bewegung war kühn; ſie konnte uns von Jeruſalem abſchneiden und uns nöthigen, uns mit Nachtheil zu ſchlagen oder die Stadt Preis zu geben; aber, wie alle gewagten Spiele war auch dieſes gefährlich, und ich war entſchloſſen, den übermüthigen Römern zu zeigen, daß ſie einen Gegner vor ſich haben, der ihnen den Sieg ſtreitig zu machen geſonnen ſey.

Von der Spitze aus, auf der ich ſtand, konnte ich die ganze Ebene überſehen. Jeruſalem mit ſeinen Palläſten lag vor mir; auf den Thürmen flatterten die Fahnen, Truppen bewegten ſich auf den Zinnen, die Prieſter und das Volk in ihren Feierkleidern ſtrömten aus den coloſſalen Thoren und zogen durch das Feld. Die Ebene prangte mit den reichſten Farben und war weit hin mit Olivenbäumen, Weinſtöcken und wallenden Fruchtfeldern bedeckt.

Mit trunkenen Blicken ſchaute ich hinab. Aber bald verkündigten mir die Signale der Vorpoſten den Anzug des Feindes.

Mein Plan war ſchon fertig. Zur Rechten dehnte ſich die Ebene aus, zur Linken lag das Hügelland, aus welchem der Feind in drei Colonnen vorrückte. Ich ſah, daß ſie, wenn ſie ſich vereinigen könnten, unüberwindlich wären, und wir nur hoffen dürften, die Haufen einzeln zu ſchlagen, wenn ſie in die Ebene hervorkämen. Der entſcheidende Augenblick rückte ſchnell heran. Schon hatten ſich Reiter über das Feld verbreitet und ritten gegen den Zug der Prieſter und des Volks, die entſetzt plötzlich ſich zerſtreuten und gegen Jeruſalem zurückſtrömten.

„Der Tag der Begrüßung iſt alſo vorüber," ſprach Jubal höhniſch, auf die zerſtreute Menge deutend; „heute wenigſtens kannſt du die Huldigung dieſer Heuchler aus dem Sanhedrim nicht empfangen."

„Auch vielleicht morgen nicht, Waffenbruder; denn wir müſſen erſt ſehen, wie die Colonnen dort beſchaffen ſind. Schlagen wir ſie, ſo erſparen wir den Aelteſten die Mühe, über die Ebene zu eilen, und laſſen uns dann innerhalb der Mauern huldigen."

„In Jeruſalem!" rief er wild. „Nein, nimmermehr. Gefahren drohen dir in dieſen Mauern, die keine menſchliche Kunſt abzuwenden vermag, Gefahren, ſchneller als der Dolch, tödtlicher als Natterngift, unwiderſtehlicher als gewaltige Heere. Betrittſt du Jeruſalem, ſo biſt du verloren."

Erſtaunt blickte ich ihn an; aber in ſeinem Auge lag düſtere Trauer, ein ſeltſam flehender Blick, der mit ſeinen wilden Worten in ſonderbarem Widerſpruche ſtand. „Laß dich warnen," fuhr er fort und rückte mir näher, als fürchtete er, ſein Geheimniß möchte behorcht werden. „Ich habe furchtbare Dinge geſehen und gehört, ſeit ich das letztemal in der Stadt war. Hüte dich vor den Häuptern in Jeruſalem. Ich ſage dir, ſie haben ſchreckliche Gewalt; ihr Haß iſt unerbittlich, und dich hat er zum Opfer auserſehen."

„Ich kann dieß nicht begreifen. Wo hätte ich ſie denn beleidigt?"

„Das weiß ich nicht; aber Räthſelhaftes flüſtert man ſich in die Ohren. Unausſprechliches legt man dir zur Laſt. Dein plötzliches Verſchwinden, Erſcheinungen in deinem verlaſſenen Hauſe, das ſelbſt der Kühnſte nicht zu bewohnen wagt, deine Rettung aus Gefahren, in denen ein anderes menſchliches Weſen umkommen mußte, haben ſeltſame Gerüchte in Umlauf geſetzt. Man hat geſagt, du habeſt in den Höhlen des Berges, auf dem Maſada ſteht und wo das magiſche Feuer ewig vor dem Bilde des Böſen brennt, angebetet, durch einen ſchauerlichen Bund mit ihm habeſt du die unüberwindliche Feſtung eingenommen, und daß du deine Fahne aufgeſteckt, ſey das erklärte Zeichen dieſes Bundes, den du und die Deinigen furchtbar büſſen ſollen.“

„Scheußliche, ungeheure Verläumdung! Wo ſind die Beweiſe? Ich habe offen vor der Welt gehandelt. — Die Heuchler und Schurken!“

„Und wären deine Tugenden mit Flammenſchrift geſchrieben, der Neid würde ſie verdunkeln, die Bosheit verdrehen, der Haß vernichten!“ rief Jubal mit dem kühnen Geſichte aus ſeinen beſſeren Tagen. „In ihren geheimen Berathungen haben ſie dir ein Schickſal zugemeſſen, furchtbarer, als ich begreifen kann — daß du verurtheilt ſeyeſt, hier die Strafe zu leiden, die des Schuldigen jenſeits des Grabes wartet.“

Es war mir, als hätte mich ein Pfeil durchbohrt, mein Blut erſtarrte, es flimmerte mir vor den Augen. „Das iſt,“ dachte ich, „der erſte Theil der Strafe, die mich verfolgen ſoll bis an's Ende der Tage.“

Unwillkührlich fühlte ich an meine Stirne, ob ihr Cain's Zeichen nicht ſchon aufgedrückt ſey, und warf einen ſcheuen Blick gen Himmel, ob der Engel der Vernichtung nicht hernieder ſchwebe.

Aber der Gedanke, daß die Augen der Menge auf mich gerichtet ſeyen, nöthigten mich, meine Gefühle zu bemeiſtern. Ich nahm eine verzweifelte

Feſtigkeit an und befahl Jubal, mit den Beweiſen dieſer Verläumdungen auf die Zeit ſich bereit zu halten, wo ich meinen Anklägern gegenüber treten wollte. Aber ich hatte in den Wind geredet. Der lichte Augenblick war vorüber, der Wahnſinn wandelte ihn wieder an.

„Sie verfolgen mich,“ rief er, „ſie kommen zu Tauſenden mit Dolch und Gift; ſie ſchreien nach Blut; ſie wollen mich zu einem Verbrechen treiben, ſo ſchwarz als das deinige.“

Er warf ſich mir zu Füßen, umklammerte ſie und vereitelte jeden Verſuch, ihn aufzuheben. Er barg ſein Geſicht in meinen Mantel, blickte von Zeit zu Zeit furchtſam zu mir herauf, als bebe er vor einem Gegenſtand des Entſetzens zurück, und redete dann die Erſcheinung an.

„Furchtbares Weſen,“ rief er, „ſchone meiner, wende dieſe ſuchenden Augen weg; ich habe geſchworen, die That zu vollbringen; es ſoll geſchehen. Ich habe es geſchworen wider Treue und Ehre, wider die Bande der Natur, wider das Geſetz des Himmels; aber es ſoll geſchehen. Jetzt fort! Siehe.“ Er kauerte ſich zuſammen, wies auf eine Wolke, welche die Sonne verdunkelte, und fuhr fort: „Siehe, er breitet ſeine Fittige aus, er ſchwebt über mich hin, der Blitzſtral flammt in ſeiner Hand; weiche von mir, Geiſt der Gewalt und des Böſen, es ſoll geſchehen! Siehe, wo er verſchwindet in die Höhen ſeines Königreiches, der Fürſt der Luft!“

Die Wolke, welche die Gebilde ſeiner kranken Phantaſie nährte, zertheilte ſich, und mit ihr ſchwand ſeine Furcht vor dem Verſucher. Aber erſchöpft lag er zu meinen Füßen mit geſchloſſenen Augen und zitternden Gliedern, ein Bild der Schwäche und Verzweiflung.

Ich ſuchte ihn durch Worte aufzurichten, die früher ſeinem heldenmüthigen Geiſte neues Leben mitgetheilt hätten. „Stehe auf, Jubal,“ ſprach ich, „und ſuche den Feind, mit dem zu kämpfen dich ſchon lange gelüſtet. Ohne dich darf dieſe Schlacht nicht geſchlagen werden. Heute ſoll weder Zauberei noch Zufall dem Sieger zur Laſt gelegt werden, wenn ich ſiege. Jeruſalem ſieht die Schlacht, und vor dem Angeſichte meines Landes will ich die Eigenſchaften entfalten, die der Feldherr beſitzen muß, oder meinen letzten Blutstropfen auf dieſen Feldern vergießen.“

Sein kriegeriſcher Muth erwachte; er ſprang vom Boden auf und ſchoß einen Adlersblick auf den Feind hinab, der ſchnelle Fortſchritte gemacht hatte und deſſen vordere Reihen bereits in der Ebene ſich zu zeigen begannen. Er war unbewaffnet; ich gab ihm mein Schwert, und der ſtolze

Blick, mit dem er es an ſeine Lippen drückte, war mir Bürgſchaft dafür, daß er ihm Ehre machen würde.

„Herrliches Ding,“ rief er und ſchwang es in der Sonne, „das den Menſchen mit Einem Male auf die höchſte Stufe hebt, oder ihn hinabſendet, wo nichts ſeine Ruhe ſtört. Du biſt der wahre Scepter, der die Reiche ſchirmt, der wahre Talisman, mächtiger als alle Zauberkünſte. Wer kann, wie du, den Niedrigen erhöhen, den Verlaſſenen bereichern, den Verlorenen wieder zum Glücke führen! Wohlan, dem Ruhm entgegen!“ rief er dem lauſchenden Kreiſe der Truppen zu, die ihm mit dem Rufe: „Wohlan, dem Ruhme entgegen!“ antworteten und ihm den Berg hinab nachſtürzten.

Die drei Hohlwege, durch welche der Feind heranzog, liefen in weiten Zwiſchenräumen von einander in die Ebene aus. Ich ließ halten, bis die nächſte Colonne hervorkäme; denn ich hatte bemerkt, daß Ceſtius Ungeduld, das freie Feld zu gewinnen, ſeine Haufen bereits in Verwirrung brachte, und daß die nächſte Colonne ungedeckt hervorkommen mußte, weil der Hohlweg gerade unter meiner Stellung war.

Der entſcheidende Augenblick erſchien; ſchon kamen die Helme und Speere aus dem Engpaſſe hervor, als auf ein Zeichen von mir der ganze Strom ſich auf ſie warf. Unſere vortheilhafte Stellung, unſere Ueberzahl und unſer Ungeſtüm entſchied das Schickſal dieſer Abtheilung mit Einem Male. Die Römer wurden nicht zurückgeworfen, ſondern völlig niedergetreten und lagen niedergeſtreckt, als wäre ein Felsſtück auf ſie herabgeſchmettert.

Jetzt waren noch die zwei übrigen Colonnen zu bekämpfen. Ihre geſchloſſenen Reihen ſchienen unüberwindlich, und als ich einen Blick auf die unregelmäßigen, ſchwankenden Linien hinter mir warf, erkannte ich ganz das Gefährliche meiner Lage. Aber meine Furcht war ungegründet. Der Feind griff an und brach unter den Haufen ein wie ein gewaltiger Keil, der Alles vor ſich niederwarf. Aber wenn ſie uns auch zurückdrängten, waren ſie doch nicht Sieger. Mehr als heldenmüthig fochten die Meinigen im Angeſichte Jeruſalem's. Einen Römer zu tödten, wenn es ihm auch ſelbſt das Leben koſtete, eine Lanze zu zerbrechen, wenn ſie ihm auch die Bruſt durchbohrte, ja nur durch ſeinen Leichnam den Feind aufzuhalten, war dem Israeliten genügende Belohnung.

Ich ſah Haufen dieſer kühnen Landleute ſich auf den Boden werfen, um den Römern zwiſchen die Füße zu kriechen und ſie erdolchend zu ſterben. Andere drängten die Lanzen auf die Seite und ſaßten die Römer, um ſie zu erdrücken; Viele ſprangen von höher gelegenen Plätzen in die Speere hinab.

Durch die Menge uberwältigt fand es der Feind endlich unmöglich, ſich weiter zu bewegen; aber noch war ſeine Starke nicht gebrochen. Wohin wir uns wandten, ſtarrte uns eine Mauer von Schilden oder ein Wald von Lanzen entgegen. Unſere Pfeile ſprangen von ihren undurchdringlichen Rüſtungen zurück, und die Steine, die aus unzähligen Schleudern auf ſie herabfielen, glitten ab wie ein Hagelſchauer am Dache. Aber die Colonnen aufzuhalten und ihre Vereinigung unmöglich machen hieß für uns ſchon ſiegen. Wir hatten alſo, wie ich ſah, nichts weiter zu thun, als ſie aufzuhalten, wo ſie ſtanden, und der Hitze, dem Durſt und der Ermüdung das Uebrige zu überlaſſen. Aber meine Truppen ließen ſich nicht zurückhalten: noch ſtürzten ſie in wüthenden Haufen gegen die lebendige Feſtung; jede gebrochene Lanze, jeder geſpaltene Helm war eine Trophäe; der Fall eines Römers veranlaßte ein Freudengeſchrei und war das Zeichen zu einem neuen Angriff.

Bald aber hatten wir den Kampf nicht mehr allein zu kämpfen. Die Truppen aus Jeruſalem zogen heran, Conſtantius an ihrer Spitze. Bei dem immerwährenden Getümmel konnte ich ihren

Schlachtruf nicht vernehmen, und erſt von Jubal, der das gegebene Wort tapfer gelöſt hatte, erfuhr ich ihren Anzug. Ich eilte mit ihm auf eine Anhöhe, von der man das Feld überblickte, und ſah ſtolz und freudig das Banner Naphthalis an der Spitze der Heranrückenden flattern.

„Wer befehligt ſie?“ fragte Jubal haſtig.

„Wer anders,“ entgegnete ich, „als mein Sohn, mein tapferer Conſtantius?“

Er hörte nicht weiter, ſondern gab ſeinem Pferde die Sporen und ſtürzte ſich mit einem Schrei des Wahnſinnes in die Mitte der nächſten Colonne. Wie ein Blitzſtral ſchmetterte er hinab, die Phalanx ſchwankte, es war eine Gaſſe gebrochen. Meine Jäger füllten die Lücke, ſie wollten Jubal retten oder ſterben. Die Reihen löſten ſich, die Menge drängte nach, und als Conſtantius anlangte, ſah er nur noch die Ueberreſte des ſtolzen Heeres der Schlucht zueilen.

Der Tag war unſer — ich war der Sieger; die Legionen waren nicht mehr unüberwindlich; im Angeſichte Jeruſalem's hatte ich geſiegt. Welcher Gegner konnte jetzt wieder gegen mich auftreten, welche Verläumdung mußte nicht verſtummen vor der Dankbarkeit meiner Nation? Eine Fluth erhebender Gefühle drängte ſich in meinem Innern; keine menſchliche Beredtſamkeit ſchildert die Empfindungen, die meine Bruſt in dem Augenblicke ſchwellten, wo ich die Römer fliehen ſah und mein Heer mich als Sieger begrüßen hörte.

Nachdem ich einen ſolchen Tag gelebt, kann ich das kühnſte Verlangen nach Krieg verzeihen. Dieſe Leidenſchaft iſt nicht Grauſamkeit, nicht Eroberungsſucht, nicht Begierde nach Herrſchaft; ſie iſt aus allen dieſen zuſammengeſetzt und ſteht doch über allen; ſie iſt die Eſſenz der Haupttriebfedern des menſchlichen Weſens, die Begierde des Spielers, durch die erhabenſten Gegenſtände angefacht und durch ſie veredelt, ein Spiel, wo unendlicher Ruhm zu gewinnen iſt, das den Menſchen plötzlich zu denen erhebt, über deren Namen die Zeit nichts vermag, die, mag ihr Platz auf Erden ſeyn, welcher er will, an der Spitze der Menſchheit ſtehen — Unſterbliche, über die das Grab nichts vermag.

# Dreizehntes Kapitel.

Ich beſchloß, dem Feinde keine Ruhe zu geſtatten, und befahl, die Schluchten mit friſchen Truppen anzugreifen. Während dieß geſchah, ſuchte ich Jubal an der Stelle, wo der letzte Angriff gemacht worden war; aber ich konnte ihn weder unter den Lebenden noch unter den Todten finden.

Der Anblick des Feldes, wo der erſte Schlag geſchehen war, hätte ſelbſt einen ſtärkeren Geiſt, als der meinige war, erſchüttern können. Vor uns lagen Helme und Speere umher, aber hinter uns lagen Hunderte und Tauſende im Todeskampf, rieſen nach Waſſer, um ihre brennenden Lippen zu kühlen, oder baten, mit dem Schwerte ihren Leiden ein Ende zu machen. Die Römer lagen in derſelben Ordnung, wie ſie gefochten hatten; Rom's

Veteranen hatten die Ehre ihres Namens tapfer behauptet.

Ich wandte mich von dieſem Anblick gegen die gerettete Stadt. Die Sonne beſchien ihre Thürme. In einer ſchmalen Säule ſtieg der Rauch von dem Abendopfer im Tempel in die Höhe. Trompeten und die Stimmen der Sänger klangen durch die kühle Abendluſt herüber. In mir tauchte die Erinnerung an ſchöne Tage auf. Was hatte ich erlebt, ſeit dieſe Thore hinter mir ſich ſchloſſen!

Der Gegenſatz der heiligen Ruhe meiner früheren Tage gegen den wilden Kampf meines jetzigen Lebens fiel mir drückend auf's Herz; die kriegeriſche Begeiſterung war verflogen; die Siegeslieder klangen dumpf in meinem Ohre, und wer in dieſer Stunde den Sieger, den Kampfhelden Israel's geſehen hätte, würde nur einen Unglücklichen erblickt haben, der ſein Geſicht vor menſchlichem Anblick verbarg und ſein Schickſal mit dem der verſtümmelten Geſtalten zu ſeinen Füßen zu vertauſchen wünſchte.

Der Hufſchlag von Pferden weckte mich aus meinen unkriegeriſchen Betrachtungen. Conſtantius brachte mit glühendem Geſichte Kunde, daß alle Feinde aus dem Felde getrieben ſeyen und die friſchen Truppen nur Befehl erwarten, die Päſſe zu ſtürmen. Ich ſtieg zu Pferde, hörte das Jauchzen der tapferen Verfolger und war wieder Krieger.

Allein die geſchloſſenen Reihen des Feindes widerſtanden unſern kühnſten Verſuchen, die Schluchten zu erſtürmen. So ſahen wir uns nach unzähligen Angriffen genöthigt, zu warten, bis die Römer durch Durſt und Hunger getrieben ſelbſt hervorkämen. Sie hatten an dieſem Tage ihr Gepäck, ihre Laſtthiere und ihre Kriegsmaſchinen verloren. Die Nacht brach ſchnell herein — für uns eine unwillkommene Erleichterung, für ſie eine zeitliche Rettung vom unvermeidlichen Verderben.

Mit Tagesanbruch begann die Verfolgung wieder; wir fanden die Päſſe offen und der Feind ſuchte aus den Schluchten zu entkommen. Der Tag ging unter beſtändigen Verſuchen hin, die Reihen der Römer zu durchbrechen. Der Jude, leicht, behend und mit nichts beſchwert, als ſeinem Speere, war ein furchtbarer Gegner für den Römer, der durch Ströme und Gießbäche aufgehalten Hunger litt und durch die ſchwere Rüſtung niedergedrückt wurde. Die Feinde erlitten an dieſem Tage einen furchtbaren Verluſt; unſere Pfeile erreichten ſie von den Höhen herab, jeder Stein richtete in ihren Reihen eine Verheerung an, weil die Helme und Schilde durch die fortwährenden

Angriffe zerſchmettert waren. Aber geduldig zogen ſie in geſchloſſenen Reihen durch die Tieſe unten und rückten vorwärts, bis die Nacht wieder hereinbrach.

Dieſe Nacht brachte ich auf dem Pferde zu. Viele ſah ich neben mir in den Schlaf ſinken, bewußtlos wie der Felſen, auf dem ſie lagen; aber ich konnte nicht ſchlafen; ich eilte von Poſten zu Poſten, führte meinen ermüdeten Kriegern neue Verſtärkung zu und harrte des Morgens.

Endlich brach er an. Der Feind hatte den Ausgang der Schlucht erreicht; aber eine unwiderſtehliche Macht warf ſich auf ihn; die Ueberreſte ſeiner Reiterei wurden in die Tieſe hinabgetrieben und die wenigen leichten Truppen, welche die Hohe erklimmten, vernichtet. Ich glaubte das ganze Heer in meinen Händen, und ritt mit Conſtantins und den erſten Befehlshabern vor, um ſie zur Uebergabe aufzufordern, als ſie durch edle Aufopferung, von welcher in der Geſchichte der Römer ſo manche Beiſpiele vorkommen, gerettet wurden.

Der anhaltenden Verfolgung müde ſah ich endlich zu meiner Freude, daß der Feind entſchloſſen war, uns zu erwarten und eine Schlacht zu wagen. Ein ſteilabſtürzender Felsrücken, den ein hoher Kegel überragte, bildete die Stellung des

Feindes. Hier war eine Reihe Lanzenträger aufgeſtellt, und die Spitze des Kegels, ein Raum von einigen hundert Ellen, nahm eine Cohorte ein. Mit ſchlauer Liſt brachten ſie uns auf den Gedanken, Ceſtius habe in dieſem Mittelpunkte ſich aufgeſtellt; denn dort war ein Adler und mehrere Befehlshaber zu ſehen, und auf dieſen Ort richtete ich alſo den Hauptangriff.

Allein die kalte Tapferkeit derer, die ihn vertheidigten, war unerſchütterlich. Nachdem viele Zeit mit Verſuchen, den Felſen zu erſteigen, verloren gegangen war, überließ ich unwillig, daß der Sieg durch dieſes Hinderniß aufgehalten werden ſolle, den Schleuderern und Bogenſchützen dieſes Geſchäft, und befahl, unaufhörlich auf die Cohorte einzudringen. Dieß war entſcheidend. Jeder Stein und Pfeil ſchmälerte die kleine Truppe, die auf der nackten Anhöhe zuſammengedrängt war, und nach einander fielen Schild und Helm, durch die Schwere der Geſchoſſe niedergezogen. Schnell nahm ihr Kreis ab; ſie weigerten ſich, ſich zu ergeben, und fielen bis auf den letzten Mann.

Als wir von dem Felſen Beſitz nahmen, waren die Feinde verſchwunden; der Widerſtand der Cohorte hatte ihnen Zeit verſchafft, zu entkommen, und Ceſtius rettete durch das Opfer von vierhundert Helden ſeine zertretenen Lorbeere hinter die Wälle von Bethhoron.

Dieſe Schlacht, die mit dem achten Tage des Monats Marchesvan begann, hatte im Ganzen ihresgleichen nicht. Seit Craſſus Niederlage hatten die Römer ſolchen Verluſt nicht erlitten. Zwei Legionen waren vernichtet, ſechstauſend Leichname lagen auf der Wahlſtatt; alle Maſchinen zur Belagerung Jeruſalem's fielen uns in die Hände. Die Stunde, die Freiheit zu vollenden, war gekommen; aber unſere Verbrechen, unſere Zwietracht, die fanatiſche Wuth und die Zügelloſigkeit unſerer Parteien erhoben ſich wie eine Wolke zwiſchen uns und dem Lichte; wahnſinnig eilten wir dem Verderben entgegen.

Aber andere Gedanken drängten ſich in mir, als ich die Thore Bethhoron's hinter den Flüchtigen ſich ſchließen ſah; ich gelobte, nicht zu raſten, bis ich die letzten Reſte des Heeres, das den Tempel anzugreifen gewagt hatte, gefangen nach Jeruſalem gebracht hätte.

Die Mauern Bethhoron's, welche nur von den Trümmern des Heeres, das wir aus allen Stellungen vertrieben hatten, vertheidigt wurden, konnten für uns kein Hinderniß ſeyn. Ich befahl, ſogleich zu ſtürmen. Der Widerſtand war verzweifelt; denn außer dieſer Stadt war erſt Antipatris der nächſte Zufluchtsort. Wir wurden zweimal zurückgeworfen; den dritten Angriff führte ich ſelbſt. Der Graben füllte ſich mit Leichnamen und ich war ſchon mit der Sturmleiter in der Hand bis an den Fuß des Walles vorgedrungen, als ich Jubal's Stimme hinter mir vernahm. Er ſprang und tanzte, wie ein Wahnſinniger; aber es war keine Zeit zu verlieren; ich ſtürmte hinan, ergriff eine Fahne und ſchwang ſie mit einem Siegesruf über meinem Haupte. Die Berge und Thäler von dem angreifenden Heere bedeckt wiederhallten den Ruf; ich ſtand auf der Spitze des Glücks.

Im nächſten Augenblicke empfing ich einen Schlag; Finſterniß umhüllte meine Augen und ich ſtürzte hinab.

In einem Kerker erwachte ich.

## Vierzehntes Kapitel.

Zwei Jahre lag ich in dieſem Kerker; wie ich lebte, wie ich's vermochte, dieſes Daſeyn zu ertragen, kann ich noch jetzt nicht begreifen. Die meiſte Zeit über war ich in einem Zuſtande der Kindheit; ich war nicht wahnſinnig; ich hatte eine Vorſtellung von den Dingen um mich her und ſelbſt die Neigungen unſers Weſens waren mir nicht fremd. Gerne ſah ich den Schimmer des Tageslichts, das in meine Zelle hereinfiel, und mit einem ſchwachen Gefühl der Freude ſah ich den Mond in einem Pfuhle ſich ſpiegeln, von dem mir ein Theil ſichtbar wurde, wenn ich an die vergitterte Oeffnung hinaufkletterte. Aber die thieriſchen Begierden waren jetzt ſtärker als je; kam die elende Speiſe, die mir durch die Gitter gereicht wurde, nur eine Stunde zu ſpät, ſo wurde ich beinahe wahnſinnig, mit der Haſt eines wilden Thieres verſchlang ich ſie und harrte dann die langen Stunden, bis ſie wieder kam.

Ich machte keinen Verſuch, zu entfliehen. Einmal ſchleppte ich mich an den Eingang des Kerkers, fand ihn durch eine eiſerne Thüre verſchloſſen und verſuchte ſie von nun an nicht wieder. Wären alle Riegel weggenommen worden, ich würde, glaube ich, die Zelle nicht verlaſſen haben. Selbſt in lichteren Augenblicken fühlte ich kein Verlangen, mich zu entfernen; die Hand des Schickſals lag auf mir. Mein Urtheil war mit Flammenzügen geſchrieben, und mit dem Verhängniß zu kämpfen, hieß nur neues Mißgeſchick auf mich laden.

Das Andenken an mein Weib und meine Kinder brach manchmal die eiſige Decke, unter der ich mein Gemüth zu begraben ſuchte. Thränen floßen, ich wimmerte und das Gewölbe wiederhallte von meinen Klagetönen. Aber dieß ging vorüber und ich war wieder der Abgeſchiedene, den kein Band an Vergängliches feſſelte.

Ich hörte den Donner und den Sturm; oft ſchreckten mich Blitze aus dem Schlafe. Aber was waren ſie für mich! Ich war ſicher vor der wildeſten Empörung der Elemente; es gab Nächte, wo ich das Rauſchen des Oceans zu hören meinte und ſchaudernd glaubte ich das Angſtgeſchrei von Ertrinkenden zu vernehmen. Aber auch dieß ging vorüber; ich vertilgte die Erinnerung aus meinem Geiſte und fand gewiſſermaßen einen Genuß darin, der Macht des Unglücks zu trotzen. Froſt, Hitze, Hunger, Wachen, Schlafen war der Kalender meines Jahres, die einzigen Punkte, in denen ich mein Daſeyn fühlte: es war mir, wie den erſtarrten Thieren, die von Anbeginn der Schöpfung in Steinen eingeſchloſſen leben, bis die Welt nicht mehr iſt.

Aber dieſe Fühlloſigkeit währte nur im wachenden Zuſtande; im Traume wandelte ich frei im Kreiſe meiner Lieben, aber mitten im Glücke erſchreckte mich ein ſcheußliches Geſicht, das räthſelhafte Worte ſprach; eine geſpenſtiſche Geſtalt verfolgte mich und ſagte mir, daß ich verloren ſey.

Einſt weckte mich eine Stimme, die meinen Namen rief, aus dem Schlafe. Anfangs vermengte ich ſie mit meinem Traumgeſicht; aber eine kalte Hand, die meine Stirne berührte, machte mich völlig wach. Es war Nacht, aber meine Augen, an die Dunkelheit gewöhnt, entdeckten nach und nach eine menſchliche Geſtalt, die erſte, die bis jetzt mein lebendiges Grab betreten hatte: ein athmendes Gerippe ſtand vor mir; fahle Haut bedeckte die Gebeine, in jedem Zug ſprach ſich das Elend aus, die Stimme war ein heiſeres Flüſtern.

„Stehe auf, Fürſt von Naphthali,“ ſprach der Unglückliche, „du biſt frei, folge mir.“

Seltſame Gedanken weckten in mir ſeine Worte. War dieß wirklich der Todesengel, den der Glückliche fürchtet, aber der Unglückliche liebgewonnen hat? „Stehe auf,“ fuhr die Stimme ungeduldig fort; „wir haben nur noch eine Stunde bis Tagesanbruch, jetzt oder nie mußt du fliehen.“ Der Gedanke an Freiheit weckte mich aus meiner Fühlloſigkeit, mein Herz erſchloß ſich der Welt wieder. Sie umfaßte ja mein Vaterland, meine Freunde und Kinder und ich ſprang auf mit einen Gefühle, das nur der kennt, dem auf dem Schaffote das Leben geſchenkt wird.

Mein Führer eilte durch den gewundenen Gang an die Thüre; er blieb ſtehen, ich hörte ihn einen Seufzer ausſtoßen, wüthend gegen die Thüre ſchlagen und niederfallen. Ich fand ihn ſprachlos am Boden liegen, trug ihn zurück und brachte ihn durch Waſſer wieder zum Bewußtſeyn.

„Der Wind,“ ſprach er, „muß die Thüre zugeworfen haben, und ſo werden wir zuſammen ſterben. Es ſey ſo; bei keinem von uns wird der Kampf lange währen. — Lebe wohl.“ Er warf ſich in eine Ecke auf's Geſicht und ſchien zu ſchlafen. Schwere Schläge machten uns Beide aufmerkſam; er horchte und ſagte: „Wir dürfen noch hoffen. Der Sclave, der mich hereinführte, arbeitet an der Thüre." Wir eilten, ihn zu unterſtüzen und rißen und zerrten an den maſſiven Steinen, in welchen die Angeln befeſtigt waren. Aber unſere äußerſte Kraft war hier fruchtlos, wie eines Kindes. Der Sklave rief uns zu, „er müſſe jezt den Verſuch aufgeben; denn der Tag graue und die Wache ſey in der Nähe." Wir beſchworen ihn, es nochmals zu verſuchen. Durch gewaltige Anſtrengung trieb er ſeine Brechſtange durch eine Spalte; ein Stral des Tageslichts, das hereinfiel, gab uns Muth und mit vereinter Kraft erweiterten wir die Fugen, die zuſehends wichen.

Mitten unter der Arbeit floh der Sklave, und ich hörte einen Sturz in den Pfuhl unten. „Er hat den Tod gefunden," ſprach mein Gefährte; vor der Thüre iſt ein Abgrund; in dieſen iſt er bei der ſchnellen Flucht geſtürzt und wir ſind jezt völlig verloren."

Durch das Geräuſch aufmerkſam gemacht, kam die Wache herbei und wir hörten in unſerer Zelle, wie der Ausgang noch feſter als zuvor verwahrt wurde.

Einige Stunden lag mein Gefährte in einem Zuſtande der Erſchöpfung, den ich von unruhigem Schlummer nicht unterſcheiden konnte und der Ermüdung durch die Arbeit zuſchrieb. Aber ſein

Stöhnen wurde ſo ſtark, daß ich ihn weckte und ihn mit der Hoffnung ermuthigte, daß wir vielleicht doch entkommen könnten.

„Ich habe nicht geſchlafen,“ ſprach er, „und werde auch nicht mehr ſchlafen, bis das Grab mich in den Schlummer verſenkt, in dem allein der Unglückliche Ruhe findet. Entkommen! Nein — Monate, Jahre lang habe ich nur Ein Ziel im Auge gehabt; ich bin über Berge und Meere gezogen, habe Tag und Nacht darauf gedacht, allen Reichthum, den ich in der Welt beſaß, dafür geopfert; ich konnte nicht mehr geben, als mein Leben und auch das wollte ich hingeben. Ich ſtand dieſem Ziel nahe; hätte ich's erreicht, es hätte mir meine Sterbeſtunde erleichtert. Aber das tückiſche Schickſal hat mir's entriſſen, und je bälder ich jetzt ſterbe, deſto beſſer.“ Er wand ſich convulſiviſch.

„Aber was führt dich denn hieher? Du biſt kein Gefangener, du haſt nicht gegen unſere Tyrannen gekämpft. Wer biſt du?“

„Ein Weſen, zu Ehre und Glück geboren, das aber durch Stolz und Rachſucht beider ſich verluſtig machte und deſſen letzte, klägliche Hoffnung iſt, daß er unbekannt ſterbe und ohne den Fluch, der den Verräther trifft und den Mörder.“

An dieſen Worten der Wehklage erkannte ich den Sprecher und rief: „Jubal, mein Freund, mein

Verwandter, mein Held? Du biſt es alſo, der ſein Leben gewagt hat, um mich zu retten?“ Ich warf mich neben ihn nieder; aber er kroch von mir weg: ich faßte ſeine dürre Hand, ich ſteckte ihm gewaltſam Speiſe in den Mund und beſchwor ihn, zu leben und zu hoffen.

Wild ſprang er auf. „Berühre mich nicht, Fürſt von Naphthali, ich darf nicht leben; ich — ich war dein Verderben, und doch er, der die Herzen kennt, weiß, daß ich allein nicht ſchuldig bin. Ich war ein Sklave wüthender Leidenſchaften, das Opfer ſchlechter Rathgeber, die Beute der Geiſteszerrüttung. Was ich that, geſchah in Bosheit, aber auch im Wahnſinn. Möge der Himmel mir meine Verbrechen vergeben; denn ein Menſch kann ſie nie verzeihen.“

Bei dem ſchwachen Licht, das mich kaum die Umriſſe meines Kerkers erkennen ließ, machte ich einige Anſtalten, den ausgehungerten Fieberkranken zu erquicken. Seine Geſchichte hatte ihn aufgeregt und ſo ſtark auch meine Neugierde erwacht war, enthielt ich mich doch aller Fragen. Aber es lag eine Laſt auf ſeiner Seele und ich vernahm ſein Geſtändniß.

„Ich liebte Salome,“ ſprach er; „aber ich war wegen der Sitte unſeres Stammes ſo gewiß, ihre Einwilligung zu erhalten, daß ich an die Möglichkeit eines Hinderniſſes gar nicht dachte. Durch ihre Abweiſung wurde meine Liebe und mein Stolz gleich gekränkt. Salome's Rückkehr von Rom und die neuen Auszeichnungen ihres Gatten, deine Dankbarkeit und der Beifall des Volkes reizten meinen Neid noch mehr. Um nicht Zeuge ihres Glücks zu ſeyn, ging ich nach Jeruſalem; hier fand ich den Geiſt der Bosheit geſchäftig. Deine Gelehrſamkeit und dein Geiſt hatte ſie ſchon längſt dir abgeneigt gemacht, und dein Reichthum und Rang verwandelte dieſe Abneigung in Haß. Onias, deſſen Dolch du von Eleazar's Bruſt abwandteſt, gedachte ſeiner Beſchimpfung: er leitete eine Verſchwörung gegen dich ein und nur dein Heldenmuth und die Kühnheit, mit welcher du das Volk aufregteſt, konnte dich einige Zeit gegen den Parteigeiſt und die Nachſucht ſicher ſtellen. Mein unglücklicher Geiſteszuſtand führte mich ihm in die Hände; durch fortwährende Verläumdung wurde ich gegen dich aufgereizt und ich ließ mich zu Reden und Entſchlüſſen hinreißen, über die ich jetzt ſtaunen muß. Es wurde ſogar feſtgeſetzt, ich ſollte dich vor dem Sanhedrim anklagen, als habeſt du einen Bund mit den Mächten der Finſterniß. Es wurden mir Beweiſe angeboten, denen mein kranker Geiſt kaum zu widerſtehen vermochte. Geiſter wurden vor meinen Augen beſchworen, ich vernahm Stimmen in der Höhe und Tiefe, welche dich, immer dich, als den Feind Judäa's und der Menſchheit anklagten und unter Donnerſchlägen mir befahlen, dich zu vernichten."

Seine Stimme brach, ſeine Glieder zitterten; er hüllte ſein Haupt in den Mantel und ſchwieg lange. Um ihn von der Erzählung, die ihn ſichtbar angriff, abzubringen, fragte ich ihn nach meiner Familie und dem Zuſtand des Landes.

„Von deiner Familie kann ich dir nichts ſagen," erwiederte er traurig. „Ich bebte zurück, wenn nur ihr Name genannt wurde. Zwei Jahre lang verfolgte ich nur Ein Ziel, dein Gefängniß zu entdecken; ich wollte von nichts Anderem hören, an nichts Anderes denken. Ich fühlte, daß ich dem Tode entgegeneilte und wollte vorher dich befreien, damit die Seufzer aus deinem Kerker meine Gebete nicht ſtörten, wenn ich vor dem großen Richterſtuhl ſtünde."

„Wird unſer Land noch von den römiſchen Wölfen zerriſſen?"

„Das ganze Land iſt im Aufſtande; unter jedem Dache von Libanon bis Idumäa herrſcht überall Mord und Entſetzen; das römiſche Schwert iſt blos und ſchlachtet grauſam. Aber der jüdiſche Dolch gibt die Schläge heim und die Legionen erliegen dem tapferen Landvolk. Aber was iſt für uns jetzt

Tapferkeit und Vaterlandsliebe? Wir ſind in unſerem Grabe.“

Der Gedanke, daß meine Familie den Greueln des blutigen Kriegs ausgeſetzt ſey, entflammte noch mehr mein Verlangen, aus dieſem Kerker der Vergeſſenheit zu entkommen. Ich ſtand auf; es war Abend und der Mond warf wieder ſeinen ſchwachen Stral über das Waſſer hin. Ich bemerkte, daß das Licht durch eine Geſtalt verdunkelt wurde, die ſich am Rande des Pfuhles hinſchlich. Sie kam näher und flüſterte die Worte: „Es iſt unmöglich, die Thüre von außen zu erbrechen, weil die Wache zu nahe iſt; aber verſucht, ob dieß nicht von innen geſchehen kann.“ Eine Brechſtange wurde durch die vergitterte Oeffnung hereingeſchoben; der Sklave — denn dieſer war es — hatte ſich durch Schwimmen gerettet, ſprang wieder hinab und war verſchwunden.

Ich ließ Jubal, wo er lag, wartete an der Thüre, bis außen Alles ruhig geworden war und machte mich dann an die verzweifelte Arbeit. Die lange Gefangenſchaft hatte meine Kräfte geſchwächt; aber der Geiſt iſt ſtark. Mit wüthender Anſtrengung arbeitete ich an den Riegeln und Schlöſſern und ſah ſie endlich weichen. Zum erſten Male ſeit zwei langen Jahren ſah ich einen Stern durch die Oeffnung ſchimmern. Nach einer Viertelſtunde gelang es mir, die Angeln loszumachen, und ich fühlte die kühle Nachtluft auf meinen Wangen. Jetzt faßte ich den letzten Riegel und wollte ihn aus der Mauer reißen, als mir Jubal wieder einfiel. Einen Augenblick kampfte ich mit mir ſelbſt; wartete ich, ſo erhielt die Wache Zeit, mich aufzuhalten: ich dürſtete nach Freiheit und dieſe war mir jetzt, was das Waſſer in der Wüſte dem Verſchmachtenden. Wäre jedes Stäubchen unter meinen Füßen ein Diamant geweſen, ich hätte ſie hingegeben, um durch das thauige Gras ſchreiten zu dürfen, das an dem Abhang vor mir im Winde ſich bewegte.

Ein langer Schatten ging vorüber und nöthigte mich, inne zu halten. Es war ein Hirte, der mit dem Speer in der Hand ſeine Heerde vor den lauernden Wölfen bewachte; er blieb in geringer Entfernung von dem Kerker ſtehen, blickte zum Mond auf und ſtimmte mit kräftiger, aber nicht unangenehmer Stimme ein Lied an. Es war eine Klage über die gefallene Herrlichkeit Judäa's, „deſſen Sonne untergegangen war und deſſen noch übriges Licht, düſter und bleich wie der Mond, bald erlöſchen mußte." Das Wort Freiheit wiederholte ſich oft in dem Liede und jeder Ton der feierlichen Weiſe drang tief in mein Herz. Endlich ging er vorüber.

Ich riß die Thüre vollends aus und blickte zum geſtirnten Himmel auf; ich ſtand auf freiem Grunde. Schnell kehrte ich in die Zelle zurück und brachte Jubal die freudige Kunde; aber er hörte mich nicht. Ließ ich ihn hier, ſo war ſein Tod unvermeidlich, indem die Wache in der Wuth ihn niedergeſtoßen oder der Hunger ihn aufgezehrt hatte. Ich trug ihn daher auf den Schultern an den Eingang.

Als ich dort anlangte, ſchallten mir grimmige Verwünſchungen und ein Hohngelächter entgegen. Die Wache ſtand vor der erbrochenen Thüre und es freute die Rohen, den Gefangenen im Augenblicke, wo er entfliehen wollte, zu erhaſchen. Von meiner Bürde niedergedrückt, eilte ich doch weiter, aber ein Wald von Speeren ſtarrte mir entgegen. Widerſtand war tollkühn, und doch verſuchte ich, als ich ſchon unter meiner Laſt zu Boden geſunken war, mich zu widerſetzen oder ihre Lanzenſpitzen in meine Bruſt zu begraben. Aber meine ſchwache Anſtrengung veranlaßte ſie nur zu neuem Spotte; ich war des römiſchen Stahles unwürdig, und nachdem ſich die Wache an meiner ohnmächtigen Wuth ergötzt hatte, ſchleppte ſie mich in den Gang, legte Jubal, der weder ſprach noch ſich bewegte, neben mich, verrammelte die Thüre und ſchied mit dem Wunſche, daß es das nächſte Mal beſſer gehen möge.

Den übrigen Theil dieſer Nacht brachte ich in wilder Verzweiflung hin, die Fühlloſigkeit und Verachtung gegen alles Aeußere, in der ich mich zu erhalten geſucht hatte, war vorüber; der Anblick des Himmels quälte mich; unzählige Male glaubte ich in dieſer Nacht durch das Gras zu ſchreiten und ſeinen erquickenden Thau zu fühlen. Ich wähnte, die balſamiſche Luft kühle meine Wange, das Lied des Hirten töne noch in meinen Ohren und ich ſehe ihn mir einen neuen Weg zeigen, wie ich aus meinem Kerker entkommen könne. Umherirrend fiel ich über Jubal; durch die ſtarre Wirklichkeit aufgebracht warf ich das Brecheiſen weg und es tönte, als fielen große Steine in's Waſſer. Das Getöſe dauerte fort und es folgte ein noch ſeltſamerer Wiederhall, den meine aufgeregte Phantaſie in das ferne Rollen des Donners, in das Brauſen der Wogen, in das Schlachtgetümmel, in Geſchrei beim Gelage und in das Dröhnen der Maſten und Taue eines vom Sturme umhergeworfenen Schiffes umwandelte.

Im Kerker war es finſter, wie im Grabe, und ich mußte alſo dem Gehöre nach den Ort ſuchen, woher der Schall kam. Zu meinem freudigen Erſtaunen hatte der zufällige Wurf der Brechſtange einen Theil der Mauer eingeſtürzt und eine Oeffnung gemacht, die groß genug war, daß ein Mann durchſchlüpfen konnte. Das bleiche Morgenlicht ließ eine Höhle ſehen, in die ich hinabzuſteigen entſchloſſen war. Sie verzweigte ſich in mehrere Gänge, von denen einige ſo eng waren, daß kaum ein Fuchs hätte durchſchlüpfen können. Zwei waren weiter. Ich kehrte zurück, um meinen unglücklichen Gefährten zu holen; vermochte ihn aber nur durch die Erklärung, daß ich, wenn er ſich weigerte, an ſeiner Seite ſterben würde, mir zu folgen. Mein weniger Mundvorrath war zu Ende; ich ging voran und entſchloſſen, nicht wieder zurückzukehren, eilten wir in der dichteſten Finſterniß weiter.

Lange zogen wir durch ein Irrgewinde von Gängen. Wir wußten nicht, ob es Tag oder Nacht ſey, und ich wollte erſchöpft niederſinken, als ich ein ſchwaches Stöhnen vernahm. Ich horchte angeſtrengt, und es wiederholte ſich. Ich tappte mit der Hand umher und riß einen vorſpringenden Stein weg; ein Lichtſtral drang herein. Hätten wir noch einen Schritt weiter gethan, ſo wären wir in einen unermeßlichen Abgrund geſtürzt.

## Fünfzehntes Kapitel.

Die Höhle, die ſich uns hier öffnete, war groß und ſchien das Magazin für Kaufmannsgüter zu ſeyn; denn Kiſten und Ballen lagen in Unordnung über einander. Aber wir waren frei. Ich ſuchte Jubal aufzuheitern und dankbar umklammerte er meine Kniee.

Wir waren wie neugeſchaffen. Plötzliche Kraft beſeelte unſere Glieder und wir räumten Hinderniſſe aus dem Weg, die uns eine Stunde zuvor unüberwindlich geſchienen hätten. Nach langer Anſtrengung kamen wir an eine Thüre; ſie führte in eine zweite Höhle, welche die Wohnung eines außerordentlich reichen Mannes ſeyn mußte. Reiche Goldſtoffe hingen an den Wänden; die Decke war mit tyriſchem Purpur überzogen und koſtbare Gefäſſe ſtanden auf Tiſchen von Citronenholz und Elfenbein. Eine große, prächtig verzierte Leier hing in einer Oeffnung des Felſens und der Wind entlockte ihr melancholiſche Tone; aber kein menſchliches Weſen war zu ſehen. Doch gegen vorn vernahmen wir das Rauſchen des Oceans. Wir folgten ihm und ſahen eines jener großartigen Schauſpiele der Natur, welche ſie zu ſchaffen ſcheint, um dem Menſchen zu zeigen, wie klein er iſt.

Ein Bogen, dreimal hoher als der höchſte Tempel und von Marmor aufgeführt, wölbte ſich uber unſern Häuptern. Unzählige Säulen vom reinſten Alabaſter und mit der herrlichſten Bildhauerarbeit verziert erhoben ſich ringsum; wilde Blumen und Pflanzen von jeder Farbe ſchlangen ſich um die Capitäle und fielen über die rieſigen Wände der Halle herab. Ich fühlte die Heiligkeit der Natur.

Vor uns lag das Mittelmeer, glatt, wie ein Spiegel; von einem purpurnen Wolkenmantel umgeben ſchwebte die Sonne am Horizont und warf einen röthlichen Schimmer über die unendliche Fläche hin.

Weiter vermochten wir nicht zu gehen; denn die Seite der Hohle lief ſo weit gegen die See vor, daß man nur zu Schiff in dieſelbe gelangen oder ſich entfernen konnte. Wir fanden reichen Vorrath und der Abend, den wir hier im frohen Gefühle unſerer Freiheit und dem Genuſſe der herrlichen Ausſicht hinbrachten, war voller Erſatz für die Mühe und Anſtrengung in dem Irrgange.

„Wenn ich mir mein Todtenbett ſelbſt wählen dürfte,“ ſprach ich, „ſo wollte ich wünſchen, am Rande dieſer Hohle von der Erde ſcheiden zu dürfen.“

„Dem Sterbenden muß der Ort gleichgültig ſeyn,“ erwiederte mein Gefährte; „was kümmert's den Verbannten, der in wenigen Augenblicken ſein Vaterland auf immer verlaſſen muß, auf welcher Stelle ſein Fuß zum letzten Mal das Ufer betritt. Je lieblicher dieſer Ort, deſto ſchwerer das Scheiden. Hätte ich die Wahl, ich wollte im Kerker ſterben oder in der Schlacht fallen, von Ketten umſchloſſen, die mir die Erde verhaßt machten, oder im Kampfe, der ſie mich vergeſſen ließe.“

„Aber iſt nicht vor der Schlacht Ruhe beinahe unumgänglich nothwendig, wenn wir uns als Männer zeigen wollen? und iſt es nicht gut, ſich gegen den mächtigen Feind, vor dem unſere Kraft ſchwindet, wie Rauch, mit allen Mitteln geiſtiger Tapferkeit zu waffnen? Ich möchte nicht ſterben im düſteren Kerker, im blinden Kampfgewühl, noch in dem flüchtigen Treiben menſchlicher Sorgen. Doch dieß ſind traurige Gedanken. Wohlan, Jubal, fülle den Becher auf baldige Befreiung unſeres Landes.“

„Nun denn, auf ſeine baldige Befreiung und den Ruhm derer, die ſeine Schlachten ſchlagen!“ Er füllte den Becher bis an den Rand; aber in dem Augenblicke, wo der Wein ſeine Lippen berührte, warf er ihn weg und rief: „Nein, ein ſolcher, wie ich, darf die hehren Empfindungen des Vaterlandsfreundes und Kriegers nicht theilen. Dein edles Herz hat mir vergeben, Fürſt von Naphthali; aber hier iſt ein Ankläger —“ er deutete mit ſeiner verwelkten Hand auf ſeine Bruſt — „der nimmer ſchweigen wird. Durch die hölliſchen Künſte deiner Feinde bethört folgte ich dir lange Zeit ungeſehen; jede Handlung, beinahe jeden Gedanken von dir erfuhr ich; denn du warſt von den Kundſchaftern deiner Feinde umgeben. Man hatte mir den Glauben aufgedrungen, daß unſer Geſetz dich verdamme und daß ich unſere Sache fordern würde, wenn ich dir den Dolch durch's Herz ſtieße. Aber die That war wider meine Natur und im Kampf erloſch das Licht meiner Vernunft. Als ich am Morgen der großen Schlacht vor dir ſtand, hatte mich ein Anfall der Wuth gefaßt, der immer über mich kam, wenn ich auf's Neue zum Morden aufgereizt wurde. Der Anblick von Salome's Gatten, der wieder Sieger war, ſtürzte mich endlich in die Reihen der Römer, um den Tod zu ſuchen. Ich entkam, folgte dem Heere, und erreichte Bethhoron, als ihr gerade mitten im Angriff waret. Noch wahnſinnig glaubte ich in dir meinen Nebenbuhler zu ſehen und ſprang auf die Mauer. Dieſe Hand war es, dieſe mörderiſche Hand, die dich niederſchlug —“ er bedeckte ſich das Geſicht und ſchluchzte.

Jetzt war mir das Räthſel meiner Gefangenſchaft gelöst; ich fühlte Mitleiden mit dem Unglücklichen und es gelang mir endlich, ihn einigermaßen zu beruhigen. Ich ſuchte ihn ſogar mit der Hoffnung beſſerer Tage zu tröſten, wo ich ihn im Pallaſte meiner Väter als meinen Befreier begrüßen würde. Er drückte mir die Hand und ſprach mit wehmüthigem Lächeln: „Ich weiß, daß ich nicht mehr lange zu leben habe; aber wenn die Macht, die ich ſo ſchwer beleidigt, ein Gebet von mir erhört, ſo ſey es das, im Dienſte meines Fürſten und großmüthigen Wohlthäters zu ſterben. Doch — horch.“

Dicht neben dem Ort, wo wir ſaßen, ließ ſich ein Stöhnen vernehmen. Ich bemerkte jetzt erſt eine Oeffnung hinter einem Pfeiler, trat ein und ſah einen Mann, der völlig erſchöpft war, auf einem Bette liegen. Er rief: „Drei ſchreckliche Tage allein — ohne Nahrung, ohne Hülfe — gänzlich verlaſſen. Aber ich habe es verdient, ich Verräther und Böſewicht habe es verdient, tauſendmal zu ſterben.“

Ich hielt dieß für bloßen Ausbruch des Schmerzens und brachte ihm Wein. Mit gieriger Haſt verſchlang er ihn; aber während ich den Becher noch an ſeine Lippen hielt, ſank er mit einem Schrei des Entſetzens zurück. „Ja," ſchrie er, „ich wußte, daß ich dir nicht entfliehen könnte. Endlich biſt du gekommen. Geiſt, laß mich ſterben oder" — fuhr er fort, indem er ſich halb aufrichtete und mir mit ſtarrem, aber trübem Blick in's Geſicht ſah — „wenn du mir die Geheimniſſe des Grabes ſagen kannſt, ſage mir, was wird mein Schickſal ſeyn? Ich beſchwöre dich, furchtbares Weſen, beim Gott Israels, bei den Göttern der Heiden, ſage mir, wie wird mir geſchehen?"

Ich ſchwieg und betrachtete zaudernd ſeine verzerrten Züge. Jubal trat ein und der Blick des Sterbenden fiel auf ihn.

„Noch mehr" rief er, „noch mehr Peiniger, noch mehr ſchreckliche Zeugen der Qualen des Unglücklichen, den die Erde ausſtößt! Sagt mir, was iſt das Schickſal derer, die leben, wie ich gelebt — der Verräther, der Räuber, der Mörder? Aber ihr gebt mir keine Antwort; die Zeit eurer Gewalt iſt noch nicht kommen." Er lag eine Zeitlang regungslos; dann ſprang er durch außerordentliche Anſtrengung auf und riß unter furchtbaren Verwünſchungen gegen die Langſamkeit des Todes die Binde ab, die eine Wunde auf ſeiner Stirne bedeckte. Das Blut ſtrömte, er war furchtbar anzuſchauen. „Ja," ſchrie er mit einem Blick auf ſeine befleckten Hände, das iſt die wahre Farbe; das Blut des Verräthers muß ſeine Hände bedecken. Dieß iſt der Lohn für Jahre lange Verbrechen, für den Verrath meines edeln Herrn und den Sturz ſeines Hauſes und die Vernichtung ſeines Namens."

Ein Donner rollte über unſern Häuptern hin und das Brauſen der ſteigenden Wogen brüllte durch die Höhle.

„Ja," ſchrie er, „da kommt euer Heer heran im Sturme; ich ſah eure zornigen Geſichter Nachts im brennenden Dorfe, ich ſah euch im Schiffbruch, ich ſah euch in der Wüſte, aber jetzt ſehe ich euch in noch ſchrecklicheren Geſtalten."

Der Wind, der durch die langen Gewölbe ſauſte, ſtieß eine Thüre auf. „Willkommen, willkommen," heulte er, zog ein Meſſer aus ſeinem Gürtel und ſtieß es ſich durch die Bruſt. Es war ſo ſchnell geſchehen, daß wir ihn nicht zu hindern vermochten; er fiel und ſtarb nach kurzem, aber grimmigem Todeskampfe.

„Schreckliches Ende!" murmelte Jubal und ſtarrte den Leichnam an. „Es wäre dem Unglücklichen beſſer geweſen, im heißen Kampfe zu fallen oder in den Wogen umzukommen."

„Unſere Gegenwart machte ihm das Scheiden ſchwerer; er war eines Verbrechens, vielleicht vieler ſchuldig und unſer Anblick weckte ſein Gewiſſen, ihm zur Qual in der Todesſtunde. Er blickte mich mit ſichtbarer Angſt an und mein entſtelltes Geſicht und dieſe Lumpen weckten in ihm Erinnerungen, die für ſeinen irren Geiſt zu ſtark waren."

„Haſt du ihn früher einmal geſehen?"

„Niemals." Ich warf einen Blick auf das ſcheußlich verzerrte Geſicht, auf dem noch der Todeskampf zuckte.

„Jetzt laß uns an uns ſelbſt denken. In wenigen Tagen muß unſer Vorrath zu Ende gehen. Auf der einen Seite rollen die Wogen, auf der andern umſchließen uns die Felſen. Aber wir haben doch wenigſtens ein prächtiges Grabmal. Kein König in Aſien liegt in einer herrlicheren Gruft, keine aufrichtigeren Freunde umgeben ihn in ſeiner Todesſtunde."

„Die Raben und Geier ſind keine Heuchler," ſprach Jubal mit wehmüthigem Lächeln.

Dem Todten war der Turban abgefallen und ich bemerkte einen Brief in demſelben. Der Inhalt erſchreckte mich. Der Befehlshaber der römiſchen Flotte an der Küſte meldete darin, daß ein Geſchwader bereit liege, die Seeräuber anzugreifen.

Ein gewaltiges Getöſe und der Wiederhall vieler Stimmen unterbrach unſer Geſpräch.

„Die Römer ſind da," ſagte ich, „und dein Wunſch wird dir jezt gewährt werden. Unſer Leben iſt verfallen; denn in den Kerker will ich nicht wieder zurückkehren."

„Ich höre nur Gelächter," ſprach Jubal lauſchend, „die Mörder müſſen luſtige Burſche ſeyn; aber ehe wir uns ihnen ergeben, laß uns ſehen, wer ſie eigentlich ſind."

Wir verließen den Leichnam und traten in den Gang zurück, aus dem wir gekommen waren. Von hier aus konnten wir die Hauptkammern der Höhle überſehen, und während ich unten die Thüre ſchloß, ſtieg Jubal auf die Mauer und beobachtete den Feind durch eine Spalte. „Das ſind keine Römer," flüſterte er, „ſondern luſtige Burſche, die wahrſcheinlich durch den Sturm hieher verſchlagen wurden und jezt einen Schmaus veranſtalten. Aus den Ballen zu ſchließen, die ſie hereinſchleppen, iſt ihre Fahrt glücklich geweſen und wenn es am Wein liegt, ſo ſind ſie in ein paar Stunden bis auf den lezten Mann betrunken."

„Dann machen wir uns ihren Schlaf zu Nuze, binden eines ihrer Boote los und ſteuern davon."

Ich ſtieg hinauf, um die Seeräuber zu überſehen. In der großen Höhle waren Gruppen kühn ausſehender, athletiſcher Männer beiſammen; die einen machten Feuer an, um das Mahl zu bereiten, Andere legten ihre naſſen Kleider ab und holten andere aller Art aus Spalten in den Felſen hervor; noch Andere putzten ihre Waffen und wiſchten den Schaum von den roſtigen Helmen und Panzern. Das Gewölbe wiederhallte von Geſängen, lautem Gelächter, dem Klirren der Waffen und dem Rollen der geraubten Fäſſer. Dazwiſchen tönte das Rauſchen der See und hin und wieder übertäubte Alles der über unſern Häuptern rollende Donner.

## Sechszehntes Kapitel.

Das Zimmer, deſſen koſtbare Geräthe uns den Reichthum der Beſitzer verrathen hatten, war für die Anführer der Räuber beſtimmt, die ſich bald an einen großen, reichbeſetzten Tiſch in der Mitte ſetzten. Es mochten ungefähr dreißig Mann ſeyn, lauter wild ausſehende Geſtalten, einige in koſtbaren Kleidern, andere in dem groben Seemannsanzug. Sie ſaßen als Sieger in der Mitte ihrer Trophäen und überließen ſich der behaglichſten Gemächlichkeit.

Der Wein machte ſie endlich geſprächig und vom Lobe der verſchiedenen Weinſorten gingen ſie endlich auf Staatsangelegenheiten und ihr eigenes Handwerk über. Lieder und Trinkſprüche, ihre Frauen und Geliebten am Geſtade des Mittelmeers und ihre Abenteuer traten bald an die Stelle jenes trockenen Themas und alle waren guten Muths, bis ein Becher geraubten Weins die Ruhe der Tafelgeſellſchaft ſtorte.

„So das nennt ihr Chier?“ rief ein Mann von breitſchulteriger Geſtalt, den ſein blondes Haar und ſeine blauen Augen als einen Sohn des Nordens erkennen ließen; „ich will mich vergiften laſſen —“ er verzerrte ſcheußlich das Geſicht — „wenn je ſchlechterer Eſſig gebrant wurde. Ich ſoll den Kaufmann wieder treffen, ich will ihm eine Vorleſung halten, daß er daran denken ſoll, wenn er wieder damit umgeht, Männer beim Mahle zu morden. Da, Pavian; ſolches Getränk gebührt nur Burſchen, wie du biſt.“ Mit dieſen Worten warf er den Becher gegen einen Neger, dem er an den Kopf geflogen wäre, wenn dieſer nicht mit der Behendigkeit des Affen, dem er ſehr viel glich, auf die Seite geſprungen wäre.

„Schlimme Ausſichten für unſern Wintervorrath, Wladomir, denn er iſt zur Hälfte Chier,“ ſprach ein helläugiger Araber, der oben an der Tafel ſaß. „Heda, Syphar, fülle die Becher aus dieſer Flaſche, damit wir über den ſchlechten Wein Kriegsrath halten.“

Geſchickt wechſelte der Sklave den Wein; er wurde herumgereicht, für ſehr gut erklärt und der Germane unbarmherzig ausgelacht.

„Ich glaube, ich darf meinen Sinnen nicht trauen," entgegnete Wladomir.

„O, immerhin, ſo lange du bei Sinnen biſt," ſprach lachend Einer.

„Willſt du mir ſagen, ich wiſſe keinen Unterſchied zu machen zwiſchen Wein und dieſem Gift?"

„Weder du, noch ein Anderer, Freund Wladomir, weiß hierüber viel Richtiges zu ſagen, wenn er einmal zwei Dutzend Becher geleert hat," ſpottete ein Anderer.

„Du thuſt ihm Unrecht," ſagte ein liſtig ausſehender Chiote auf der andern Seite des Tiſches; „er iſt jetzt ſo gut bei Sinnen, als ſonſt. Es gibt Köpfe, die ſo glücklich gebaut ſind, daß ſie der Vernunft, wie dem Wein, Trotz bieten."

„So will ich nichts mehr ſagen," murmelte der Deutſche finſter vor ſich hin; „aber der ſchlechteſte Weinberg am Rheine würde ſich ſchämen, ſolchen Säuerling zu liefern. Beim Wodan, der wahre Geſchmack wird mit mir ausſterben."

„Das konnte ſeyn," ſprach der Chiote, durch den Spott über ſein Vaterland gereizt und griff bedeutſam an den Dolch. „Aber biſt du ſchon einmal auf der Inſel geweſen?"

„Nein, werde auch gutwillig nicht hinkommen, wenn dieſe Flaſche von dorther iſt," brummte der Germane und muſterte mit ſeinem großen Auge den Gegner. „Ich habe dieſe Nacht genug von ſeinen Früchten geſehen, ſowohl lebendige als lebloſe."

Der Wind heulte draußen und ein furchtbarer Donnerſchlag unterbrach das Geſpräch. Es trat eine allgemeine Stille ein.

„Wie, Kameraden, laßt das Streiten"' ſchrie der Araber. „Himmel, wie ſtark der Sturm heranzieht. Dieſe Nacht kann keiner auslaufen. Auf die Geſundheit des Hauptmanns und glückliche Heimkehr!"

Die Becher wurden gefüllt; aber die Streitenden ließen ſich nicht ſo leicht verſöhnen.

„Wie, Memnon," ſchrie der am Tiſche oben einem bleichen, reichgekleideten Aegypter zu, an deſſen Schwert und Dolch Juwelen funkelten und der in ein Geſpräch mit ſeinem Nebenmann vertieft war, „laß jetzt die Geſchäfte ruhen. Mundet dir der Wein nicht oder findeſt du kein Gefallen am Trinkſpruch?"

Der Aegyptier fuhr auf, betheuerte, daß beide vortrefflich ſeyen, nippte von dem Wein und fuhr fort zu flüſtern.

„Memnon mag nicht trinken aus Furcht, der Wein möchte dann ſeine Geheimniſſe ausſchwatzen, z. B. wo er das Schwert gefunden hat oder was aus dem früheren Eigenthümer geworden iſt," ſagte ein junger, ſchöner Idumäer mit ſchlauem Lächeln.

„Ich möchte wiſſen, aus welcher Macht du mir ſolche Fragen vorlegſt. Hätteſt du ihn, ſo würde ich nicht nöthig gefunden haben, zu fragen," erwiederte der Aegypter mit finſterem Blick.

„Das glaube ich wohl, Memnon; man kennt meine Art, daß ich lieber fechte, als ſtehle, lieber plündere, als betrüge, und wenn die Sache abgethan iſt, lieber dem Hauptmann und der Bande Rechenſchaft ablege, als mich an ihrem Eigenthum vergreife," war des Idumaers Antwort und die Röthe des Zorns färbte ſeine Wangen.

„Uebrigens," ſagte der Araber, dem die Edelſteine in die Augen ſtachen, „iſt Memnon immer unter einem glücklichen Geſtirn. Wir kommen in Lumpen heim, ihm aber ſchlagen ſeine kleinen Reiſen ſehr gut zu und Ptolemäus ſelbſt hat keinen beſſeren Schneider. Indeſſen kommt Alles darauf an, wie es einer verſteht, durch dieſe Welt zu ſchiffen."

„Da iſt Freund Memnon wohl bewandert, nur das gerade Ausſegeln will ihm nicht eingehen," unterbrach ihn ſpöttiſch der Idumäer.

Jetzt belebte ſich das bleiche Geſicht des Aegypters. „Ich mag eine Memme ſeyn, oder ein Lügner, oder ein Dieb, oder was ihr wollt," rief er:

„aber wenn ich auch Alles zuſammen wäre, ſo konnte ich mich doch bei dieſer Geſellſchaft niemals auszeichnen.“

„Die ganze Bande willſt du beſchimpfen?“ rief der Araber. „Jetzt beſtehe ich darauf im Namen Aller, daß du genaue Rechenſchaft ablegſt von deinem letzten Streifzug; es wird dir wohl nicht ſchwer werden?“

„Nein, denn er hat die Belege dazu an der Seite und zwar ſind ſie mit ſehr glänzenden Buchſtaben geſchrieben,“ ſprach Hanno, ein ſpöttiſch ausſehender Carthager.

„Ich will nichts weiter davon hören,“ entgegnete unmuthig der Aegypter. „Dieſe Diamanten gehören weder dem Hauptmann, noch der Bande. Ich habe ſie redlich gekauft und ich darf wohl ſagen, der Verkäufer iſt dabei gut weggekommen.“

„Ja, und ich darf wohl ſagen,“ lachte der Idumäer, „daß er jetzt wohl der glücklichſte Hund ſeyn wird, den es gibt. Die Sorge iſt es, die uns unglücklich macht und je weniger wir zu ſorgen haben, deſto glücklicher ſind wir. Ich zweifle nicht daran, daß du dem Burſchen auf den Gipfel irdiſchen Glücks verholfen haſt.“

„Ja,“ ſetzte der Araber hinzu, „ohne Sorge und ohne einen Seckel in der Taſche.“

Schallendes Gelächter folgte dem Aegypter, als er aufſtand und mit einem grimmigen Blick auf die Zecher die Halle verließ.

Der Germane war unterdeſſen eingeſchlafen und erwachte wieder, als der Sklave ſeinen Becher aufs Neue füllte.

„Ja, das ſchmeckt wie Wein,“ ſprach er zu dem Griechen gewendet, der den Streit noch nicht vergeſſen hatte.

„Schmeck’ es, wie es will, es iſt derſelbe Wein, den du vor einer halben Stunde ſo ſehr geſchmäht haſt,“ entgegnete der Chiote; „nur mußt du dir das merken, mein lieber Wladomir, daß der griechiſche Wein unſerer Sprache gleicht; beide ſind unübertrefflich und herrlich für den, der ſie verſteht. Aber weislich richtet die Natur den Geſchmack nach den Menſchen ein und die Menſchen nach dem Geſchmack. Es nimmt mich gar nicht Wunder, daß man nördlich von der Donau das Bier vorzieht.“

Der Germane hatte darauf nichts zu erwiedern; nur zog ſich eine finſtere Wolke auf ſeiner dunkeln Stirne zuſammen.

Der Chiote verfolgte ſeinen Sieg und belobte mit mattem, trunkenem Blicke den Wein, der purpurn in ſeinem zierlichen Becher perlte. „Herrliches Getränke aus Sonnenſchein und Thau entſtanden, welche Thäler, als die von Chios, hätten dich erzeugen können? Nicht glänzender, als deine

Farbe, ſchimmert des Himmels Blau, nicht herrlicher, als du, duften die köſtlichſten Blumen."

Er nippte einige Tropfen vom Rande und fuhr dann fort: „Köſtlicher Zug, ſo ſüß, wie die roſige Lippe und der ſchmachtende Blick der lieblichen Jungfrau. Wohl ſagt das Sprichwort von Chios: ſeine Weine ſtehlen alle Köpfe, ſeine Frauen alle Herzen."

„Du haſt das Uebrige vergeſſen," unterbrach ihn lachend der Germane — „es heißt, ſeine Männer ſtehlen Alles." Ein allgemeines Gelächter begleitete ſeine Worte.

„Barbar," ſchrie der Grieche über den Tiſch mit vor Wuth erſtickter Stimme und wollte ausholen.

„Lügner," brüllte der Germane und führte einen Hieb mit ſeinem Schwert, dem der Chiote nur dadurch entging, daß er ſich auf den Boden warf. So fiel der Schlag auf den Tiſch und richtete hier eine gewaltige Verheerung an. Alle ſprangen auf, überall blitzten die Schwerter und nur dadurch, daß man die Gegner in ihre Zellen drängte, wurde dem Kampf vorgebeugt.

Immer lauter heulte der Sturm.

„Es iſt ein Glück, daß wir zurückgekehrt ſind, ehe es dieſem Nordwind eingefallen iſt, ſich aufzumachen," hob der Araber wieder an. „Ich wollte, unſer Hauptmann wäre unter uns. Wo hat man ihn zuletzt geſehen?"

„Er kreuzte gegen Weſten in der Gegend von Rhodus, weil er auf die Galeere wartet, die das Silberzeug des Statthalters an Bord hat. Dieſer Wind aber muß ihn vor Morgen hieher treiben," antwortete Hanno.

„Oder ihn in den Grund verſenken, wo ſchon mancher kühne Geſelle ſein Grab gefunden hat," flüſterte ein langer, hagerer Italiener.

„Das wäre wenigſtens einem von uns erwünſcht," ſprach Hanno; „du würdeſt dann keine Rechnung abzulegen brauchen. Deine Leute haben auf dem alexandriniſchen Schiffe gute Geſchäfte gemacht und der Hauptmann wird auch ſeinen Antheil daran haben wollen, Freund Tertullus."

„Das ſoll er nur bleiben laſſen, ſeine Zeit iſt näher, als er meint. Der Uebermuth, mit dem er Männer behandelt, die ſo gut ſind, als er, wird bald die Gerechtigkeit reizen," brummte der Italiener, der über einen erſt kürzlich erhaltenen derben Verweis noch aufgebracht war.

„Gerechtigkeit — iſt der Menſch toll? Das Wort ſchon iſt Hochverrath bei unſerer tapferen Geſellſchaft. Wie, Kamerad, wenn Gerechtigkeit ſich hieher wagte, wohin wäre es denn mit Einigen von uns in den letzten ſechs Monaten gekommen?"

Alle hörten dieſe Worte, man verſtand die Anſpielung und der Italiener wurde unwillig. „Ich mag nicht auffallen,“ ſprach er; „unter Ehrlichen mag es gut ſeyn, daß man wieder ehrlich iſt; aber neben dir, mein lieber Hanno, muß man ſich ein wenig nach der andern Schule bilden, nur, um dir ein Compliment zu machen. Du haſt dir vor einigen Tagen kein Gewiſſen daraus gemacht, den Kaufmann zu henken.“

Ein Gemurmel erhob ſich im Saale und Hanno hob mit redneriſcher Gebärde an: „Kameraden, hört auch mich über dieſe Sache. Drei Worte werden genügen, verſtändigen Männern die Sache klar zu machen. Der Kaufmann war ein gewöhnlicher Händler; wird wohl jemand, der die Welt kennt und nur ein Quintchen mehr Gehirn hat, als mein ehrſamer Freund, glauben, daß ich, der ich von dem Kaufmann lebte, dieſem das Lebenslicht ausgeblaſen habe? Ein kluger Arzt tödtet keinen Patienten, ſo lang er zahlen kann; ein kluger König verheert keine Provinz, ſo lange ſie Steuern entrichtet, ein kluges Weib wünſcht dem männlichen Geſchlechte nicht den Untergang, ſo lang es noch Hoffnung hat, einen Mann zu bekommen, ein kluger Gatte wünſcht ſein Weib nicht aus der Welt, ſo lang ſie ihm nützlich iſt und eben ſo taucht ein kluger Kerl von unſerem Handwerk einen Kaufmann nicht unters

Waſſer, bis er nichts mehr davon hat, wenn er ihn oben behält. Ich habe z. B. ſeit fünf Jahren jeden Sommer eine Steuer von dieſem Handelsmann erhoben, und hoffe, wenn's Glück gut iſt, es noch lange ſo zu treiben. Nein, ich wollte nicht, daß ihm Jemand ein Haar krümmte; in ſechs Monaten hat er wieder eine Ladung, und dann ſoll es mich freuen, wenn ich ihm wieder begegne." Rauſchender Beifall wurde dem Redner gezollt.

„Malek, du trinkſt ja nicht," ſchrie der Araber einem rieſigen Aethiopier zu, der am Ende des Tiſches ſaß. „Hier, thue mir Beſcheid in dem Weine, der für des Kaiſers Keller beſtimmt war."

Malek koſtete ihn und ſchickte dafür einen andern Becher zurück.

„Des Kaiſers Wein mag gut genug ſeyn für ihn," war die Antwort; „aber dieſer Becher enthält von dem Wein, der für des Kaiſers Mundſchenken beſtimmt war."

Das Gutachten fiel völlig zu Gunſten des Aethiopiers aus.

„Bei allen Sachen der Art," ſprach Malek mit einer feinen Kennermiene, „ſehe ich zuerſt nach den Vorräthen der Keller- und Küchen-Meiſter; denn dieſe verſtehen ſich am beſten auf die Kunſt, zu leben. Die Kaiſer und Statthalter müſſen natürlich mit dem zufrieden ſeyn, was man ihnen gibt. Wer aber das beſte Eſſen und Trinken haben will, muß ſich mit dem Koch und Kellermeiſter gut ſtellen. Ich habe das auf meiner letzten Reiſe hinter der kaiſerlichen Flotte drein erfahren. Nero hatte nie ſo guten Wein auf ſeiner Tafel."

Er that noch einen langen Zug, und ſank dann mit der zierlich gearbeiteten Flaſche in der Hand auf ſein Polſter zurück.

„Der ſchwarze Filz," ſagte ein kleiner, zuſammengerunzelter Syrier, „gönnt Niemanden etwas; er hält ſeinen Wein, wie ſein Geld."

„Ja, er hält Alles, nur ſeinen Charakter nicht," flüſterte Hanno.

„Da thuſt du ihm Unrecht," bemerkte der Syrier; „den hält er ſo gut, als einer. Beim Beelzebub, der iſt, wie ſeine Haut und er ſelbſt kann nicht ſchwärzer werden, er mag leben, ſo lang er will."

Ein brüllendes Gelächter erhob ſich im Saale.

„Schwarz oder nicht ſchwarz," rief der Aethiopier, die Zähne fletſchend, mein Blut iſt ſo roth, als das deinige."

„Möglich," antwortete der kleine Syrier: „da ich dir aber dieß auf dein Wort hin glauben muß, bis ich einen Tropfen davon zu ſehen bekomme, ſo muß ich hoffen, daß ich ſo lange leben und geſund ſeyn werde. Ich könnte keinen beſſeren Wunſch thun für ein luſtiges Alter.“

„Du wirſt es wohl nie zu ſehen bekommen,“ brummte der Aethiopier; „du hängſt zu ſehr am Gepäck, als daß du es dem Zufall überlaſſen möchteſt..“

Ein neues Gelächter erhob ſich und wandte ſich dießmal gegen den Syrier, der aufſprang und mit wüthender Gebärde, über die man nur noch lauter lachte, ſchrie: „ich rufe Alle zu Zeugen auf, alle ehrlichem Männer unter uns ſollen ſagen, ob ich bei Tag oder Nacht, zu Waſſer oder zu Land jemals zurückgeblieben bin?“

„Auf der Flucht warſt du freilich immer der erſte,“ fiel ihm der Aethiopier ein.

„Ob ich jemals treulos an der Bande gehandelt habe?“

„Das gebe ich gerne zu; wo keiner dem andern traut, ſind wir vor Verrath ſicher.“

„Ob der Hauptmann mich und meine Dienſte zu ſchätzen weiß?“ ſchrie der gereizte Syrier noch lauter.

„Ja, ſo wie ſie es verdienen.“

„Schweig’, Burſche!“ ſchrie der Kleine wieder und warf einen wuthblitzenden Blick auf den Aethiopier,, der noch immer mit der Flaſche in der Hand gemächlich auf dem Polſter lag. „Mit Helden deines Gelichters will ich mich nicht meſſen. Wenn ich kämpfen ſoll, ſo muß ich es mit Menſchen, nicht mit wilden Unthieren zu thun haben.“

Das ſchwarze Geſicht des Aethiopiers wurde plötzlich dunkelroth; dieſen Spott konnte er nicht ertragen. Mit einem gewaltigen Satze ſprang er über die Tafel und faßte mit dem Gebrüll und der Wuth des Tigers den Syrier an der Kehle.

Sogleich gerieth Alles in Verwirrung; die Lampen, Flaſchen und Früchte wurden zertreten, der Tiſch umgeworfen, Schwerter und Dolche blitzten. Von dem ſchwarzen Rieſen gefaßt und beinahe erwürgt heulte der Syrier gräßlich und konnte nur mit der äußerſten Anſtrengung gerettet werden. Der Araber, eine ſchöne, athletiſche Geſtalt, vollendete dieſes Werk und rieth ihm, ſich davon zu machen, ein Befehl, dem er ohne Zögern Folge leiſtete, und Hanno rief ihm nach, wenn Alles fehlſchlüge, ſo könne er als Schnellläufer bei den olympiſchen Spielen ſein Glück machen.“

Jetzt kam die Reihe an uns; der Fliehende war zwar kühn und tapfer, aber die Wuth ſeines Gegners hatte ihn beſtürzt gemacht und er eilte unſerem Verſtecke zu. Der Schwarze kam endlich los und ſetzte ihm nach. Ich wollte nicht als lauernder Schurke hervorgezogen werden, ſtieß die Thüre auf und ſtand vor dem Haufen.

Die Wirkung, die dieß hervorbrachte, war erſtaunlich. Plötzlich war der Lärm geſtillt; Schrecken faßte den Kühnſten. Unſere hageren Geſtalten weckten bei den Halbtrunkenen die abergläubiſchen Vorſtellungen, die im Buſen jedes Seemanns ſchlummern, und eine Zeitlang betrachteten ſie uns als übermenſchliche Weſen.

## Siebenzehntes Kapitel.

Bald ſchwand die Täuſchung; meine Stimme löste den Zauber und das Bewußtſeyn, daß ihre Beſtürzung grundlos geweſen, mochte noch ihre Wuth erhöhen. „Spionen,“ ſchrien die Vorderſten und dieſer gefürchtete Ruf lockte die ganze Bande herbei. Vergebens ſuchte ich zum Wort zu kommen; der Pöbel hat keine Ohren, und ſo wurden wir vorwärts geſchleppt, um verhört zu werden. Aber was ließ ſich hier ausrichten, wo Alle fragten und fluchend durcheinander ſchrien?

Einige ſchworen bei allen Sternen, wir ſeyen ein Paar paphlagoniſche Piloten, und dieſelben, die man gedungen habe, zwei von ihren Schiffen auf den Grund laufen zu laſſen, wodurch der beſte

Fang im ganzen Jahre verloren gegangen ſey; Andere wollten wiſſen, wir ſeyen im Solde des Statthalters geſtanden und haben ihren letzten Hauptmann an's Beil geliefert; die Meiſten aber erklärten uns für ſimple Diebe, die ihre Abweſenheit benützt haben, ſich hier zu verſtecken.

Die nächſte Frage war, wie wir hereingekommen ſeyn konnten, und jetzt erſt dachten die Zechenden an ihre Schildwache. Ich ſagte ihnen, was geſchehen; ſie ſtürzten in das Gemach und ihr Verdacht ſteigerte ſich zur Ueberzeugung, daß wir ihn gemordet haben.

Man hatte jetzt nur noch zu berathen, wie man uns am ſchnellſten aus der Welt ſchaffen ſollte; jeder ſchlug etwas Anderes vor; endlich aber drang der Araber durch. „Er ſehe nicht gerne Leute am Feuer braten,“ ſprach er: „die Stricke könne man beſſer brauchen und das Schwert ſey zu ehrenvoll für ſolche Schelme. Weil wir zu Waſſer gekommen ſeyen, ſollen wir auch zu Waſſer fort.“ Die Menge jauchzte ihm Beifall, und unter Gelächter, wüthendem Geſchrei und Rachedrohungen wurden wir an die Mündung der Höhle geſchleppt.

Das Leben galt mir nichts mehr; aber ich hatte mich nicht vorbereitet, dieſe Nacht ſchon von der Welt zu ſcheiden. Fürchterlich wüthete der Sturm, ungeheure Wogen ſchlugen gegen den Felſen und brachen ſich ſchäumend an den Klippen; die Galeeren ſchwankten furchtbar hin und her; ſelbſt die wilden Geſtalten, die mich umgaben, wurden muthlos, und ich benützte einen gewaltigen Windſtoß, der uns Alle auf die Seite warf, mich ihnen zu entreiſſen, eine Lanze zu ergreifen, und für mein Leben zu kämpfen.

Kühn unterſtützte mich Jubal; wir lehnten uns mit dem Rücken an den Felſen und hielten ſo eine Zeitlang die Angreifenden ab. Allein wir mußten bald der Ueberzahl erliegen; unſere Lanzen wurden zerbrochen, wir ſelbſt eingeſchloſſen und endlich wieder an die Mündung der Hohle geſchleppt.

Eben wollte ich meinen Mördern den letzten Genuß rauben und mich ſelbſt in die See ſtürzen, die mit ihren ſchäumenden, brüllenden Wogen wie der gähnende Rachen eines Ungeheuers vor mir lag, als eine Trompete ertönte. Die Seeräuber ließen uns los, und in wenigen Minuten ſchoß eine große Galeere mit zerbrochenen Rudern und zerriſſenen Segeln an der Mündung der Höhle vorüber. Der Freudenruf: „der Hauptmann, der Hauptmann!" tönte durch das Gewölbe. Wegen des Sturms mußte die Galeere mehrmals vorbeiſegeln, bis es endlich durch eine meiſterhafte Wendung gelang, ſie auf einer berghohen Welle gerade vor den Eingang zu bringen.

Ehe das Schiff anlegte, hatte ſich der Hauptmann der Bande in die Arme geſtürzt und wurde mit Freudengeſchrei empfangen. Sein umherſchweifender Blick fiel bald auf uns, und er fragte ſchnell, wer wir ſeyen. „Spione und Diebe,“ hieß es von allen Seiten. „Spione?“ wiederholte er mit einem verächtlichen Blick auf unſern Anzug; „unmöglich. — Diebe? ſehr wahrſcheinlich, und zwar ſehr lumpige. Aber meint ihr denn, ſolche Burſche wagen es, ſich uns ſelbſt in die Hände zu liefern?“

Ich läugnete beide Beſchuldigungen. Meine Worte ſchienen Eindruck auf ihn zu machen und er ſagte zu der Menge: „Narren! nehmt ſie fort, wenn es nicht zu vielen Muth erfordert, ſie zu berühren, und laßt ſie waſchen und gebt ihnen zu ſpeiſen, um der Gaſtfreundſchaft und ihrer Geſichter willen. Die zwei armen Teufel ſind wahrſcheinlich durch die furchtbare Nacht hiehergetrieben worden; und es iſt nicht fein, einen Andern aus dem Haus zu weiſen. Bringt mir andere Kleider und laßt auftragen.“

„Wir können nicht vorſichtig genug ſeyn; wenn es denn doch Spione —“ fiel der Aegypter ein, der eben erſt hervor gekommen war.

Ich erklärte, wie wir in die Höhle gekommen ſeyen.

„Natürlich,“ ſagte der Hauptmann, zog ſeine triefende Kleider ab, und reichte dem Einen ſeinen

Mantel, dem Andern ſeinen Panzer und einem Dritten ſeinen Helm. „Eure Lumpen würden überall für euch zeugen; gebt ihr euch aber mit Verrätherei ab, ſo werdet ihr ſchlecht bezahlt für euer Handwerk. Sieh einmal die Burſchen an, Memnon; würdeſt du einen Seckel für ihre Seelen und Leiber geben?“

„Nicht ein Scherflein. Wenn ich mich nach Spionen umſehe, ſo ſuche ich ſie immer unter den Reichen. Schurken, die ſich damit abgeben, ſorgen immer ſehr gut für ſich ſelbſt, und geſtickte Mäntel und Juwelenbeſetzte Säbel ſind immer ein ſichereres Zeichen, als ſolche Lumpen. Seyd ihr jedoch wirklich Spione, ſo eßt, trinkt und ſchlaft dieſe Nacht, ſo gut ihrs vermögt; denn Morgen werdet ihr dann gehangen.“

Er eilte nach innen und wir folgten, wurden aber noch feſt gehalten. Das Gelage begann von Neuem, und die Hauptperſonen von der Bande ſammelten ſich, um die Abentheuer ſeiner Reiſe zu hören.

„Wir haben dießmal nirgends Glück gehabt,“ hob er an, und ſtieß den Becher gewaltig auf den Tiſch. „Der Geiſt des alten Statthalters muß umgegangen ſeyn, um ſein Silberzeug zu ſchützen, oder nach ſeiner Gewohnheit, die Menſchen zu quälen. Wir waren noch eine Schiffslänge von der Priſe, als der Wind uns gerade entgegenblies. Wer konnte, eilte dem Hafen zu; einige liefen auf die Felſen, Andere auf Sandbänke und um ihrem Beiſpiel nicht zu folgen, ſteuerte ich zurück, und bin nun froh, daß ich glücklich nach Hauſe gekommen. Ihr ſeht alſo, Kameraden, daß meine Geſchichte kurz iſt, ſie hat aber den Vortheil, daß jede Silbe daran wahr iſt."

Das Licht der Lampen fiel jetzt auf ihn, und ſein Geſicht kam mir bekannt vor. Er war noch jung, aber ſeine Lebensart hatte ihn frühzeitig zum Manne gereift. In ſeinem Auge flammte griechiſches Feuer, aber ſeine Wangen waren bleich und ſein eingefallenes Geſicht, deſſen Züge männlich und edel waren verriethen, daß Sorge oder Unglück ſchwer auf ihm gelaſtet habe.

Er hatte ſich kaum zu Tiſche geſetzt, als ſein Blick auf uns fiel, und er befahl, uns vor ihn zu bringen.

„Ihr ſeyd wohl," ſprach er, „erſt einen oder zwei Tage hier. Wurdet ihr nicht von unſern Schildwachen angehalten?"

„Ha," rief der Araber, „wie konnte ich das vergeſſen? Ich ließ Titus, oder wie er ſich nannte, denn ich kann die hundert Namen nicht im Gedächtniß behalten, wie er es ſelbſt verlangte, auf der Wache, als ich dem Nil zuſteuerte. Er war krank oder ſtellte ſich wenigſtens ſo, und da ich blos zwei Tage auszubleiben dachte, ſo hoffte ich, bald wieder zurückzukommen, um ihm Geſellſchaft zu leiſten. Aber der Wind wollte es anders; aus den zwei Tagen wurden zehen, und bei meiner Rückkehr fanden wir den armen Burſchen todt. Entweder hat er ſich ſchlimm befunden und ſich nicht zu helfen gewußt, oder haben die ehrenwerthen Leute hier ihm hinüber geholfen."

„Darüber bin ich ganz im Reinen," fiel der Aegypter ein: „dieſe Schurken haben ihn ermordet."

„Möglich wäre es," erwiederte ſinnend der Hauptmann; „aber ich ſehe nicht ein, was ſie dabei hätten gewinnen wollen; und daß dieſe Frage hier ein bedeutendes Gewicht hat, wirſt du wenigſtens zugeben," fuhr er mit nachläſſigem Lächeln gegen den Aegypter fort, der wegen ſeiner Habſucht bekannt war.

Dieſer verſtand den Wink, und um von dieſem Thema abzukommen, ſtellte er ſich zornig und ſagte heftig: „es ſey ſo; unſer Blut gelte für nichts. Laß nur Verrätherei aufkommen, laß unſere Kehlen jedem umherziehenden Schurken ausgeſetzt ſeyn, und uns den Troſt haben, daß unſere Mühen und unſere Opfer mit Verachtung belohnt werden." Er wandte ſich an die uns umgebende Menge und fuhr fort: „Tapfere Kameraden, wißt, daß ihr von nun an nicht vor dem Dolche ſicher ſeyn, daß ihr, wenn ihr zurückbleiben müßt, ungeſtraft gemordet werden könnt, und daß, wenn ihr von den thörichten Zügen glücklich zurückkehrt, euer Leben von den Schnurren und Poſſen ſcheinbarer Helden abhängt.“

Durch den Wein erhitzt, jauchzte ihm die veränderliche Menge ihren Beifall. Dadurch ermuthigt machte der Aegypter, der eine bedeutende Menge Galle zu entladen hatte, den verzweifelten Verſuch, dem Hauptmann entgegen zu treten, und befahl in ſeinem eigenen Namen, wir ſollten hingerichtet werden.

Ohne ein Wort zu erwiedern, hörte ihn der Hauptmann an; aber ſeine Hand lag an ſeinem Schwerte und mit flammendem Geſichte betrachtete er den Ankläger. Die Menge drängte ſich dichter um uns und ich ſah mir den Dolch auf die Bruſt geſetzt, als mir der Brief einfiel. Ich übergab ihn dem Hauptmann; er las ihn in der Stille, und befahl dann mit der größten Ruhe, ihn dem Aegypter zu übergeben.

„Kameraden,“ ſprach er, „ich habe mich zu entſchuldigen, daß ich das Vertrauen verletzt, das zwiſchen Männern von Ehre immer Statt finden ſollte. Ich habe hier einen Brief zu leſen, der, wie die

Ueberſchrift beſagt, an unſern zuverläßigen Freund Memnon gerichtet iſt. Da aber die Sache nicht mehr auf ihn allein beſchränkt iſt, ſo wird er wohl uns alle den Inhalt wiſſen laſſen.“

Die Bande drängte ſich um den Tiſch; auf allen Geſichtern war die geſpannteſte Erwartung zu leſen und mit zitternder Hand nahm der Aegypter den Brief und las die verhängnißvollen Worte:

„Um Mitternacht wird die Flotte am nördlichen Vorgebirge ſeyn; ſtecke zum Zeichen eine Fackel aus, und ſey bereit, die Truppen in die Höhle zu führen.

Das unſelige Schreiben entſank ihm; von allen Seiten ſtürmte man mit Verwünſchungen auf ihn ein, und es wäre um den Verräther geſchehen geweſen, wenn der junge Idumäer ſich nicht großmüthig in's Mittel gelegt hätte.

„Jeder von uns weiß,“ ſprach er, „daß ich Memnon durchaus nicht traue. Ich kannte ihn als ſchlecht und grauſam, und haßte ihn daher. Lange hatte ich ihn im Verdachte, daß er mit Unterhandlungen umgehe, die nur tolle Habſucht wagen konnte und nur der Tod ſühnen kann. Aber zuvor ſoll er verhört werden, und jeder, der ihn treffen will, muß zuvor mich durchbohren.“ Mit dieſen Worten ſtellte er ſich vor den Schuldigen, der jetzt wieder Muth faßte, und in langer, ſchlauer Rede zu zeigen ſuchte, daß der Brief eine Fälſchung ſey, die Mörder und ihre Gehülfen erſonnen haben.

Der Sinn der Menge iſt leicht zu ändern. Ihre Wuth wandte ſich jetzt gegen mich, und der Aegyptier freute ſich ſchon, durch mein Blut den Flecken von ſeinem Namen abgewaſchen zu ſehen.

„Kommt,“ ſprach der Hauptmann aufſtehend, „da wir von den Lebenden wohl nicht erfahren werden, ſo wollen wir ſehen, ob der Todte uns nicht beſſer berathet. Geht voran, Gefangene.“

Wir traten in das Gemach; der Leichnam lag noch unberührt, aber in der Zwiſchenzeit hatten die Züge, wie dieß nach dem Tode oft der Fall iſt, den Ausdruck früherer Jahre angenommen. Ich ſtieß einen Schrei des Entſetzens aus; es war der Diener, der mich an den Statthalter verrathen hatte.

„Das Gewiſſen,“ ſchrie der Aegypter.

„Das Gewiſſen,“ brüllte die Menge nach.

Der Hauptmann wandte ſich gegen mich: „Haſt du oder dein Gefährte den Mord begangen? der Kerl war ein Schurke, und hätte er gelebt, bis zu meiner Rückkunft, ſo würde er in den nächſten zwölf Stunden den Raben zum Futter geworden ſeyn. Mach's kurz, ja oder nein.“

Ich antwortete feſt.

„Ich glaube dir," ſagte der Hauptmann; dann faßte er den Leichnam des Todten, und rief den Aegypter. „Nimm dieſe Hand," fuhr er fort, „und ſchwöre, daß du nichts von dem Verrathe weißt. Aber, ha, was iſt das?" Als er den Arm aufhob, ſchob ſich der Aermel des Kleides zurück, und ein Streifen Papier fiel heraus; er nahm ihn auf und wandte ſich mit dem Ruf: „Wie, dieſe Nacht, Elender?" gegen die erzürnte Menge.

„Kameraden," fuhr er fort, „unter uns ſind die ſchwärzeſten Verräther, wir ſind verkauft, verkauft von dieſem ſchändlichen Aegypter. Bindet den Sclaven und werft ihn in den Kerker, bis ich wiederkehre; nein, er ſoll mit uns in Feſſeln. Ruft die Bande zuſammen. Alle Schiffe müſſen ſogleich in See gehen, wenn wir nicht in unſern Betten verbrennen wollen."

Die Trompeten tönten durch die Höhle, und ſchnell wurden Anſtalten getroffen, dem unerwarteten Befehl Folge zu leiſten. Die Feuer wurden wieder angezündet, die Waffen klirrten, die Männer wurden gemuſtert, und unter Verwünſchungen gegen den Verräther die Anker gelichtet.

„Während unſere Burſchen ſich rüſten," ſprach der Hauptmann, „will ich mich zum Mahle niederſetzen; nehmt Platz und laßt uns beim Weine hören, was die Gefangenen uns zu erzählen haben."

Ich erzählte ihm kurz unſere Flucht aus dem Kerker.

„Es mag eine Lüge ſeyn," hob er, als ich geendet hatte, wieder an, „aber das Ding hängt nicht übel zuſammen; euer Anzug ſpricht ſehr für eure Wahrhaftigkeit. He, Ben Ali, ſorge dafür, daß der Zugang zu dem Waarenlager verrammelt wird; wir dürfen keinen Beſuch von der Beſatzung droben erhalten; und jetzt vernehmt auch meine Geſchichte. Wie ich hin- und her kreuzte und auf die verwünſchte Galeere wartete, unterrichtete mich ein Correſpondent am Ufer theilweiſe von dem Verrath des ägyptiſchen Hundes. So reich der Kerl war, und der Tartarus weiß wie er zu ſeinem Gelde gekommen iſt, ſo hatte doch das römiſche Gold neue Reize für ihn. In den letzten ſechs Monaten trieb er förmlich das Gewerbe eines Unterhändlers, und hieraus erklärt ſich am beſten, daß die zwei Flotten von Byzanz, ſo wie jetzt das Silberzeug des Statthalters uns entgangen ſind. Doch wird das Letztere, hoffe ich, mit Hülfe Neptun's, in der nächſten Woche auf unſerem Tiſche prangen. Eure Entdeckung iſt uns von unſchätzbarem Nutzen. Daß man einen Angriff auf uns beabſichtigte, wußte ich wohl, aber nur nicht wie und wann. Das gefundene Papier hat uns die Zeit des Angriffs verrathen, und wäre der Sturm nicht, ſo ſäßen wir jetzt wahrſcheinlich nicht mehr an der Tafel."

„Die See geht bereits nicht mehr ſo hoch und der Wind hat ſich gedreht," ſagte der Araber; wir können unverzüglich abſegeln."

„Je bälder, deſto beſſer; wir müſſen die Römer in ihrem Hafen einſchließen, oder wenn ſie ſich in dieſer Nacht herauswagen, ihnen ſo zuſetzen, daß ſie guten Grund haben, zu wünſchen, ſie wären lieber zu Hauſe geblieben. Wenn es ſich nicht anders thun läßt, ſo ſollen ihre Schiffe verbrennen."

Dieſer kühne Entſchluß wurde mit allgemeinem Jubel aufgenommen; die Anführer erhoben ſich und tranken auf glückliche Fahrt, und Alle eilten den Schiffen zu, die mit Männern gefüllt an der Mündung der Höhle hin und her ſchwankten.

Ich folgte und fragte, was unſer Schickſal ſeyn würde. „Hier wollen wir nicht bleiben," ſprach ich, „gebt uns ſchnell den Tod, damit wir nicht langſam umkommen."

„Recht, was wollt ihr haben?"

„Alles, nur laßt uns nicht hier; nehmt uns mit und ſetzt uns am nächſten Ufer aus, wo ihr landet."

Damit unſer Geheimniß an den nächſten Beſten verkauft würde? Nein. Doch ich habe jetzt keine Zeit, mit euch zu unterhandeln. Ein Wort für alle. So verlumpt ihr Beide ausſeht, ſo ſeyd ihr doch ſtark und eure Geſichter würden unſerem Handwerk keine große Unehre machen. Ihr meint wohl, das ſey kein groſſes Compliment," fuhr er lachend fort; „doch ich habe es mir in den Kopf geſetzt, euch mitzunehmen und euch eine Stelle bei uns anzubieten. Wollt ihr bei der edlen Geſellſchaft des freien Handels in Dienſte treten?"

Jubal fuhr zornig auf; ich hielt ihn aber zurück und antwortete: „Ich habe äuſſerſt dringende Geſchäfte, die es mir unmöglich machen, dein Anerbieten anzunehmen." „Ha," rief er lachend, „du magſt nicht unter Schurken ſeyn, wie wir? Aber wie, wenn du nicht mit Schurken leben, eſſen, trinken, arbeiten und ſterben willſt, wo willſt du denn auf der Erde leben und ſterben? Der ganze Unterſchied zwiſchen uns und der Welt beſteht darin, daß wir keine Heuchler ſind."

Die Anführer, die uns umgaben, fühlten ſich beleidigt, und nur die Furcht vor dem Hauptmann rettete uns das Leben.

„Die Piken könnten ihren Verſtand ein wenig erleuchten," ſprach Einer.

„Wenn ſie nicht auf's Verdeck wollen, ſo ſollen ſie am Steuer ſchwimmen," ſagte ein Anderer.

„Man ſollte die Klausner in ihr Gefängniß zurückſchicken, daß ſie dort Philoſophie ſtudirten," verſetzte ein Dritter.

Das Bot legte an. „Steigt ein," ſagte der Hauptmann, „ich habe es mir in den Kopf geſetzt, euch durch die That von der Ehrenhaftigkeit unſeres Handwerks zu überzeugen. Es iſt für's erſte das älteſte; denn es war die erſte Beſchäftigung der Menſchen; für's zweite das allgemeinſte; denn es iſt die Grundlage alles Verkehrs vom Kaiſer auf ſeinem Throne herab bis zum Sachwalter und Kaufmann und bis zur Hefe der Geſellſchaft."

Ein lautes Bravo hallte durch die Höhle.

„Seyd ihr noch nicht überzeugt?" fuhr der Hauptmann fort. „Der Freihandel iſt die wahre Eſſenz der Tugenden; alle eure Lehrer der Weltweisheit müſſen dagegen verſtummen, z. B. ich treffe einen wohlbefrachteten Kauffahrer; wozu iſt die Ladung beſtimmt? Um Sclaven zu kaufen, Väter von ihren Familien zu reiſſen und Gatten von ihren Weibern; um Dörfer niederzubrennen, und wilde Menſchen zu beſolden, daß ſie einander morden. Ich nehme das Schiff weg, der Sclavenmarkt hat ein Ende und keiner leidet dadurch, als ein Schurke, der längſt ſchon hätte gehangen werden ſollen."

Seine Worte fanden wieder Beifall, und er fuhr fort: „Ich begegne einem reichen, alten Schurken auf ſeiner Fahrt zwiſchen den Inſeln; was hat er im Sinn? Er will ein hübſches Mädchen heirathen, das einen jungen Geliebten hat. Die Verbindung würde ihr das Herz brechen, und einen kleinen Aufſtand auf der Inſel veranlaſſen. Wir fiſchen den alten Gecken weg, nehmen ihm ſein Geld ab, Vater und Mutter finden ihn mit einemmal abſcheulich, der junge Liebende erhält die Braut und der Alte zieht mit langer Naſe ab. So kommt der Eine zur Braut, und der Andere zur Erfahrung, und beide haben es dem tapferen Schiffsvolk des Scorpions zu danken, den der Himmel noch lange über dem Waſſer erhalten möge.“

Mit freudigem Jauchzen, und die Hüte und Schwerter ſchwingend, begrüßten die Umſtehenden die Rede des Hauptmanns, und „es lebe der Freihandel“ tönte es von allen Seiten.

„Ich ſehe, Kameraden,“ hob der Hauptmann wieder an, „daß die Wahrheit zwar überzeugend iſt, euer Freudenruf aber nicht mir, ſondern der Thatſache gilt. — Wir finden einen jungen Wüſtling, der mehr Geld als kluge Worte in die Welt ausgehen läßt, mit Mädchen davon läuft, noch größere Narren als er um das Ihrige prellt, kurz den Verworfenen in allen Geſtalten ſpielt. Er geräth uns in die Hände, und wir ziehen ihn bis auf den letzten Denar aus: was iſt die Folge davon? Wir machen ihn auf der Stelle zu einem rechtſchaffenen Mann; der Verworfene wird ein Muſter der Reue, die Wurzel alles Uebels iſt bei ihm ausgerottet, der Verſchwender iſt ſparſam, der Praſſer mäßig, der Verführer lebt ſo unſchuldig, wie ein Kind, der Spieler rührt keinen Würfel mehr an. Vermag aber nichts ihn zur Vernunft zu bringen, ſo gibt es bei uns Verwahrungsorte, wo er wenigſtens vor Gefahren ſicher iſt.

„Und nun, meine Helden, edle Brüder der Nereiden, Söhne des Sternenlichts, ich bringe hier eine Libation auf glückliches Wiederſehen.“ Er goß einen Theil des Weins in die Wellen, und trank mit dem Reſt die Geſundheit der Bande.

„Glück zu, was auch dieſe Nacht für Geſchäft kommt, ich weiß, meine Burſche werden es hübſch und ordentlich vollbringen. Der Feind mag uns nach dem Namen fragen; ihr werdet ihm durch handgreifliche Beweiſe antworten, daß wir weder Sclaven noch Memmen ſeyen. Wenn mir der übermüthige Befehlshaber der römiſchen Flotte in den Wurf kommt, dem will ich eine Vorleſung halten, wie er noch nie eine gehört hat; er ſoll nicht wieder peitſchen, geiſſeln und foltern; ich will den hartherzigen Tyrannen in ein lammfrommes Kind umſchaffen. Er hat die Leute auf der Hyäne ſchändlich behandelt, und beim Jupiter, was ich ihm ſchuldig bin, will ich redlich heimbezahlen. Jetzt zu Schiffe, meine Helden, möge Neptun uns in ſeinen Schutz nehmen."

Die Trompeten ſchmetterten, die Segel wurden aufgezogen, und in einem Augenblicke eilten wir über die Wogen hin.

## Achtzehntes Kapitel.

Wir ſtachen weit in die See, um das römiſche Geſchwader zu überfallen und zugleich das Stranden zu vermeiden. Der Wind legte ſich manchmal ſo ganz, daß man zu den Rudern greifen mußte; dann ſtürmte es wieder ſo heftig, daß wir beinahe über Bord geſchleudert wurden. Der Hauptmann entwickelte ganz ſeine außerordentliche Thätigkeit und Geſchicklichkeit; ſowie ſich der Wind drehte, machte er ein neues Manöuvre, und wenn die Muthigſten verzagten, ergriff er das Steuer und geleitete uns durch die ſchäumenden Wogen, als wäre ihm das Ungewitter nur ein Spiel.

Ich betrachtete, an den Maſt gelehnt, die Phosphorſtralen, die auf den Wellen hüpften, als er zu mir trat.

„Es thut mir leid,“ hob er an, „daß wir euch auf dieſe Art ein Beiſpiel unſerer Gaſtfreundſchaft geben mußten. Aber du haſt geſehen, wie die Sachen ſtunden. Der Feind würde uns überfallen haben und der ganze Vortheil des Zuhauſebleibens wäre der geweſen, daß man uns die Hälſe in Geſellſchaft abgeſchnitten hätte.“

So rauh auch ſeine Ausdrucksweiſe war, ſo lag doch etwas in ſeinem Weſen und ſeiner Stimme, das mir ſogleich aufgefallen war. Jetzt aber auf dem einſamen Ocean lag etwas Schwermüthiges in ſeinem Tone, was düſtere Erinnerungen bei mir weckte; wenn ich aber bei'm Leuchten der Blitze in ſeinen Zügen etwas Bekanntes aufzufinden ſuchte und nur die ſchlanke Geſtalt in den Seemannsrock gewickelt ſah und die Locken ihm über die Stirne herabfielen, und ſich in ſeinem Geſichte nur die beſtandenen Leiden ausdrückten, gab ich den Gedanken wieder auf.

„Ich habe,“ fuhr er nach einigem Schweigen fort, „vorhin davon geſprochen, daß ihr es mit uns halten ſollt. Wenn ihr wollt, ſo könnt ihr. Es geſchah jedoch nur, um die Burſche zu entfernen, und es ſteht euch völlig frei, zu thun, was ihr wollt.“

„Ich kann unmöglich mit euch ziehen,“ war meine Antwort; „mein Leben gehört meinem Lande.“

„O, was das betrifft, ſo iſt's bei mir auch, und zwar ſchon lange. Mich nimmt's nur Wunder, warum man mich bisher noch nicht an's Zahlen erinnert hat. Aber ich mache nicht gerne viele Worte. Du gefällſt mir und ich wollte, ich hätte noch mehrere ſolche bei der Hand. Die Welt nennt mich einen Schurken, und die Mehrzahl behält natürlich die Oberhand. Doch kümmere ich mich nicht im Geringſten um ihre Meinung; eine Blaſe von dem Schaume hier gilt mir ſo viel, als das gemeine Urtheil der Welt, wo die erſte Kunſt Schurkerei iſt. Doch laſſen wir das. Ich frage noch einmal, willſt du in unſere Dienſte treten?“

„Nein; ich bin dir für deinen großmüthigen Schutz dankbar; du haſt uns das Leben gerettet, und unſere Hoffnung, Judäa frei wieder zu ſehen, beruht auf dir. Aber, junger Mann, ich habe mich einer heiligen Sache gewidmet, ich habe Alles für ſie gewagt; Familie, Reichthum, Rang, Leben habe ich eingeſetzt, und jede Stunde, die ich Anderem widme, betrachte ich in ſo ferne als einen Betrug an meinem Lande.“

Ich hörte ihn ſeufzen. Wir ſchwiegen eine Zeitlang beide, und er ſchritt über das Verdeck. Dann kehrte er plötzlich um, legte mir die Hand auf die Schulter und ſagte: „ich bin von deiner Redlichkeit überzeugt und ferne ſey es von mir, einen Mann, der ſich ein würdiges Ziel vorgeſetzt hat, auf unſere unglückliche und — laß mich das Wort ausſprechen — entehrende Laufbahn verlocken zu wollen. Du ſagſt, ich ſeye euch nützlich geweſen; ich verlange nun daſſelbe von euch. Du haſt dich geweigert, in meine Dienſte zu treten — nimm mich in die deinigen."

Ich ſtaunte ihn an; er lächelte wehmüthig und fuhr fort: „du wirſt dich nicht zu einem Menſchen geſellen wollen, der alſo befleckt iſt, wie ich. Ja, bei dem Räuber gilt keine Reue; doch warum ſoll die Welt, die unedle, falſche Welt diejenigen, die ſie zuerſt betrogen hat, verſtoßen und auf immer ferne halten dürfen?" Seine Stimme brach. Nach einer Pauſe trat er wieder auf mich zu und ſprach weiter: „Ich bin dieſer Lebensart müde; nicht, daß ich Grund hätte, mich über meine Leute zu beklagen oder daß mir das wechſelnde Seeleben nicht mehr gefiele, ſondern weil mich das Verlangen beſeelt, etwas Beſſeres zu ſeyn, aus der Reihe der Entehrten zu treten, etwas zu thun, das, mag ich leben oder ſterben, mir die Verſicherung gibt, daß ich nicht verdiente, der Ausgeſtoßene zu ſeyn, der ich bin."

„So tritt zu uns herüber, wenn du willſt," entgegnete ich; „unſere Sache verlangt kühne Männer, und der edelſte Geiſt findet einen ſchönen Spielraum bei der Befreiung unſeres heiligen Landes. Aber vermagſt du, Alles hier zu verlaſſen?"

„Nicht ohne Kampf. Dieſe wilde Lebensart hat unendlich viel Reiz für mich, ich liebe die beſtändigen Gefahren, die fortwährende Geſchäftigkeit und ſelbſt die Veränderlichkeit des Windes und der Wellen. Aber ich muß dieſe Bande brechen und bin entſchloſſen, mein Glück unter den Menſchen zu verſuchen."

Ein Blitzſtral erleuchtete den ganzen Horizont; ein ungeheurer Feuerball ſchwebte über die See hin und zertheilte ſich am Ufer.

Das ſcharfe Auge des Seemanns hatte geſehen, was mir entgangen war. „Das war ein günſtiges Licht für uns," ſprach er; „die Römer liegen hinter dem Vorgebirge dort, wohin ſie der Sturm getrieben hat, und hätte ſie der Blitzſtral mir nicht gezeigt, ſo wären ſie mir entgangen."

Alle wurden jetzt auf's Verdeck gerufen, den übrigen Schiffen Signale gegeben, die kleine Flotte näher zuſammengereiht, Fackeln und andere brennbare Stoffe auf das Hintertheil zuſammengetragen, und leiſe rückten wir dem Feinde entgegen.

Das römiſche Geſchwader war, wie es die Römer aus Vorſicht immer zu halten pflegten, in Schlachtordnung aufgeſtellt, ungeachtet ſie in ſolcher

Nacht keinen Angriff zu erwarten hatten. Aber das Rauſchen des Windes verwehte jeden andern Laut und wir umfuhren unbemerkt das Vorgebirge.

Die kurze Zeit über, welche dieſe Fahrt dauerte, war Alles in der ängſtlichen Erwartung. Außer denen, die zur Lenkung des Schiffes nöthig waren, lagen Alle auf dem Geſicht; wir wagten kaum zu athmen, kein Glied rührte ſich, und ſo bewegten ſich die Schiffe Verderben-ſchwanger dem Feinde entgegen. Wir waren noch in einiger Entfernung von den ſchimmernden Lichtern, welche das Schiff des Präfekten verriethen, als ich umherblickend einen ſchwarzen Gegenſtand auf dem Waſſer bemerkte, den ich dem Hauptmann zeigte; er erblickte ihn, konnte aber nicht unterſcheiden, was es war.

„Ein lauernder Spion,“ ſagte er, „der es theuer büßen ſoll.“ Schnell faßte er eine Lampe und warf ſie über Bord. Sie fiel neben dem dunkeln Gegenſtand nieder und beleuchtete einen Nachen, ſo ſchwarz als die Wellen ſelbſt.

„Jetzt auf die Schildwache,“ fuhr er fort und ſtürzte ſich in die See. Mit Gedankenſchnelle war die That geſchehen. Ich hörte einen Kampf, ein Geſtöhne, und im nächſten Augenblicke trugen die Wellen den Kahn leer an mir vorüber. Doch es war keine Zeit zu Nachforſchungen; wir waren noch eine Schiffslänge von der feindlichen Flotte.

Hätte ich das Schiffsvolk von dem Verluſte des Hauptmanns benachrichtiget, ſo würde ich es dadurch muthlos gemacht und die Unternehmung verdorben haben. Ich übernahm daher den Oberbefehl ſelbſt und gab das Zeichen zum Angriff.

Schnell wurden Feuerbrände auf die feindlichen Schiffe geworfen: das Schiffsvolk, durch die Anſtrengung der Nacht erſchöpft, lag größtentheils im Schlafe, und die Truppen an Bord wußten ſich nicht zu helfen, weil die Verdecke in Flammen ſtanden und brennende Segeltücher und Taue ihnen auf den Kopf fielen. Unſer Geſchrei machte ſie glauben, ſie ſeyen von einem überlegenen Feinde angegriffen, und nach kurzem Kampf verſchwanden die Seeleute und Truppen von der ganzen Vorderlinie. Eine Feuerſäule ſtieg von den Schiffen auf und beleuchtete die See und das Ufer.

Allein unſer Werk war nur halb vollendet. Der Feind war jetzt völlig erwacht, und waren die Römer einmal gerüſtet, ſo waren ſie nicht zu verachtende Gegner. Ich befahl, einen Brander zwiſchen die Schiffe der Befehlshaber zu ſchicken; aber er wurde auf halbem Wege durch eine Kette aufgehalten, wandte ſich und rannte unter uns zurück. Jetzt wurden die Boote ausgeſetzt, und die Kühnſten unter uns ſchickten ſich an, zu entern. Aber mit ihren kurzen Schwertern vermochten ſie nichts gegen die Lanzen der zahlreichen, auf den Verdecken aufgeſtellten Truppen. Einige Zeit lang mußten wir uns begnügen, Wurfſpieße und Pfeile gegeneinander zu ſenden. Bald aber wurde die Sache gefährlich; denn der Feind war uns dreimal überlegen und wir konnten ſeine Flotte nur dann zu zerſtören hoffen, wenn ſie die Anker nicht lichtete. Ich rief daher das Schiffsvolk zuſammen und ſchlug vor, mit unſerem Schiff an die Galeere des Präfekten zu ſegeln, beide in Brand zu ſtecken und in der Verwirrung die übrigen Schiffe wegzunehmen. Aber die Seeleute ſind eben ſo launiſch als ihr Element; das theilweiſe Mißlingen hatte ſie bereits entmuthigt, man ſchrie nach dem Hauptmanne und ich wurde zuletzt beſchuldigt, ihn, um den Oberbefehl zu bekommen, über Bord geworfen zu haben.

Ich war allein; Jubal, durch die Ermüdung erſchöpft, lag zu meinen Füßen und brauchte mehr Vertheidigung, als daß er mich hätte unterſtützen können. Das Schiffsvolk wurde wüthend gegen den Fremdling; ich ſah, daß Alles von dem Augenblicke abhing, und ſprang von dem Hinterdeck mitten unter die Meuterer.

„Thoren,“ rief ich, „was hätte ich gewinnen können, wenn ich euren Hauptmann aus dem Wege geräumt hätte; ich habe nicht Luſt, euer

Anführer zu werden, auch bedarf ich eurer Hülfe nicht. Ihr ſeyd mir verhaßt und ich überlaſſe euch dem Schwerte der Römer. Wer aber tapfer iſt unter euch, der folge mir."

Ein großes Boot lag neben der Galeere; ich ergriff eine Fackel; acht bis zehen, durch meinen Hohn aufgeregt, folgten mir; wir eilten geradezu der römiſchen Flotte entgegen, und während die Feinde und die Unſrigen uns erſtaunt nachſahen, legten wir an dem Hintertheile des römiſchen Admiralſchiffs an. Bald ſchlug das Feuer an den Seiten empor und faßte das Tauwerk. Aber die Vertheidigung war verzweifelt und Lanzen regneten auf uns herab. Die Hälfte von uns wurde ſogleich verwundet, ſchwere Steine praſſelten auf das Boot herab und ich ſah, daß es ſank. „Noch einen Verſuch, tapfere Gefährten," rief ich; „das Boot ſinkt, und wenn wir nicht mit ihm untergehen wollen, ſo müſſen wir entern."

Ich klammerte mich an den Ketten an, die Uebrigen folgten meinem Beiſpiel. Das Boot ſank und der Feind erhob ein Triumphgeſchrei. Aber an dem Schiff emporzuklettern war unmöglich, und wir mußten durch die Speere, durch das Feuer oder im Waſſer den Tod finden. Die Flamme griff ſchnell um ſich; glühende Funken fielen uns auf den Kopf, die Balken und Ketten wurden heiß, der Rauch wälzte ſich in erſtickendem Dampf über uns hin. Schon gab ich alle Hoffnung auf, als eine berghohe Welle das Schiff umdrehte und ich am Ufer eine Feuerſäule emporſteigen ſah. Die römiſchen Zelte ſtanden in Flammen.

Beſtürzung ergriff jetzt das Schiffsvolk, wie es ſich ſo von allen Seiten angegriffen ſah, und es fing an, die Schiffe zu verlaſſen und in Booten oder ſchwimmend an's Land zu eilen. Dieſer Anblick ermuthigte mich wieder; ich kletterte vollends an dem Schiff hinauf und war mit der Fackel in der Hand und mit meinem kahlen, rußigen Geſicht den bereits entmuthigten Feinden eine furchtbare Erſcheinung; ſie ſtürzten ſich über Bord und ich war Herr der Galeere.

Aber keiner der Meinigen war mir gefolgt; ich ſah die Seeräuberſchiffe die Flotte vollends vernichten und rief ihnen zu; aber ſie hielten ſich ferne von dem brennenden Schiffe. Ich hörte das Siegesgeſchrei, und das meinige vermengte ſich unwillkuhrlich damit; denn in jedem Schiffe, das brannte, in jeder Fackel ſah ich einen neuen Schlag, den die Tyrannen von Judäa erlitten. Aber bald wurde ich an meine eigene gefährliche Lage ermahnt; das Feuer ergriff die Ankertaue, die Galeere riß los und ein ſtarker Wind von der Landſeite her trieb ſie auf einer gewaltigen Welle in die See hinaus.

# Neunzehntes Kapitel.

Sorglos und gleichgültig ließ ich mich dahin tragen; denn was galt mir das Leben? Zwar betrachtete ich mit inſtinktmäßiger Furcht die Fortſchritte des Feuers, aber ein Sturz in die ſchäumende Fluth überhob mich ja aller Leiden. Ich blickte um mich; das Ufer und die See war von den brennenden Zelten und Schiffen erleuchtet und hell wie am Tage. Ein dichter Schein erhellte den Himmel, und die Wolken, die vorüber ſchwebten, rötheten die verſchiedenen Farben des Brandes unten. Der Sturm riß die brennenden Schiffe endlich los und wie gewaltige Feuerzungen flogen die brennenden Segel umher.

Endlich verſchwand Alles, nur noch ein dünner, ſchwacher Lichtſtreif zog ſich am Ufer hin. Die Galeeren ſanken oder brannten aus, die See wurde wieder finſter und nur hie und da erleuchtete ein Blitz die Dunkelheit. Aber die Galeere, ſtark gebaut und von ungeheurer Größe, brannte noch und wurde ſchnell von dem Winde weiter getrieben. Die Wogen hoben ſich zu einer Höhe, daß mein Schiff oft vor dem Wind ſicher war und zwiſchen zwei dunkeln Waſſermauern liegend wie in einem glatten Schilde ſich in dieſen ſpiegelte. Aber bald faßte mich der wüthende Sturm wieder, riß Maſten und Segel fort und das Schiff wurde weiter geſchleudert, wie ein Stein aus einer Wurfmaſchine. Ich ſtand auf dem Hinterverdeck, das wegen des Windes die Flamme nicht erreichen konnte, und betrachtete das großartige Schauſpiel, wie das Feuer in tauſend Geſtalten ſich über den vordern Theil des Schiffes hinwälzte.

Während ich ſo weiter ſteuerte, bemerkte ich mehrere Segel, die in allen Richtungen vor mir flohen. Ich war mitten unter eine der kleinen Handelsflotten gerathen, welche die See zwiſchen dem ſchwarzen Meer und dem Nil zu befahren pflegten. Sie flohen, als verfolgte ſie ein böſer Feind und das Geſchrei der Mannſchaft konnte ich ſelbſt durch das Brüllen des Sturmes vernehmen.

Es gelang ihnen endlich, ſich ſo zu vertheilen, daß das Feuer nur Einzelne ergreifen konnte; aber einem davon, dem größten, rannte meine Galeere unaufhaltſam nach. Vergebens ſuchte das verfolgte Schiff auf alle mögliche Art zu entkommen; es bewegte ſich mit außerordentlicher Geſchicklichkeit, aber jeder Bürde entledigt eilte ihm das meinige wie ein Engel der Rache nach.

Deutlich konnte ich die Beſtürzung des Schiffsvolks auf dem Verdeck bemerken. Männer und Weiber lagen auf den Knieen, beteten und weinten, aber unter dieſen Tönen vernahm ich eine Stimme, die mir tief ins Herz ſchnitt; ich eilte vor und winkte mit der Hand dem Schiffsvolk, mich an Bord zu nehmen. Aber mein Hülferufen war vergebens; alle flüchteten ſich gegen das Vordertheil des Schiffs und nur wenige, die unfähig waren, ſich zu bewegen, lagen auf den Knieen und flehten in der Stellung übernatürlicher Furcht zum Himmel. Durch das Bewußtſeyn gequält, daß ich, ſelbſt in der Stunde der Gefahr, wo das menſchliche Herz gewöhnlich milder wird, für einen Gegenſtand des Schreckens galt, ſtürzte ich zurück; noch einmal hörte ich die Stimme und beſchloß noch einen Verſuch zu machen, mich zu retten und warf einen brennenden Balken über Bord, der mich durch die Wellen tragen ſollte.

Aber es war zu ſpät; der Balken hatte kaum das Waſſer berührt, als ein Blitzſtrahl den Himmel und die See erhellte; das fliehende Schiff war verſchwunden. Auch mein Schiff hatte der Blitzſtrahl getroffen; das Harz und Pech, das es an Bord hatte, gerieth in Brand; eine hohe, weiße Feuerſäule ſtieg auf und das gewaltige Schiff verſank in den Ocean.

Aus einer furchtbaren Tiefe erhob ich mich wieder beinahe entſeelt an die Oberfläche; meine Glieder waren durch Hunger und Anſtrengung erſchöpft, aber die fluthenden Wogen trugen mich und führten mich weiter. Endlich erſtarrte mich die Kälte und meine Glieder wurden ſchwer wie Blei, als ein zerbrochener Maſt vorüberkam, an den ich mich anklammerte. Er trieb dem Lande zu, aber plötzlich riß mich ein gewaltiger Stoß los, und mit neuer Furcht vor dem Tode, dem ich ſo lange widerſtanden war, ſank ich in die Tiefe.

Jede Empfindung war furchtbar lebendig in mir; ich hatte das volle Bewußtſeyn des Lebens und der unergründlichen Tiefe, in die ich verſank; ich hörte das Rauſchen des Waſſers, das Anhalten des Athems war mir eine Qual und ich ſtreckte die Arme aus und griff wahnſinnig um mich, als müßte ich etwas faſſen, an dem ich mich halten könnte.

Endlich berührte ich etwas, ob es ein Fiſch oder eine Klippe geweſen, weiß ich nicht, aber meine

Bewegung wurde dadurch geändert und ich ſtieg wieder in die Höhe.

Schnell hatte ſich der Sturm gelegt, die Sterne ſchimmerten über meinem Haupte, ein angenehmer Blumenduft ſchwebte über dem Waſſer und in der Ferne tönten ſüße Stimmen. Als wäre ich von einem ſchweren Traume erwacht, konnte ich kaum begreifen, daß dieß Wirklichkeit ſey; aber das wogende Waſſer hinter mir überzeugte mich ſchnell. Eine Welle, der letzte Nachhall des Sturmes, ſchoß in die kleine Bucht herein und ſchleuderte mich weit vorwärts. Ich umklammerte einen Olivenbaum, eilte dann einige Schritte weiter, warf mich nieder und ſank ſogleich, durch die Anſtrengungen erſchöpft, in einen tiefen Schlaf.

Ich erwachte gegen Abend, wie ich an dem blaſſen Scheine bemerkte, der durch die dicken Zweige über mir hereinfiel. Ich lag in einem köſtlichen Thälchen unter Fruchtbäumen; mein Lager war weiches Moos, eine einſame Nachtigall flötete über meinem Haupte ihr ſchwermüthiges Lied und die Luft vom wilden Thymian und den Roſen durchdüftet, fächelte kühlend meine Schläfe.

Ich war an eine der kleinen Inſeln geworfen worden, die Anthädon gegenüber liegen, welches einen Theil Philiſtäa's bildete, ehe die Maccabäer es eroberten. Der Wechſel der Herrſchaft wirkte nachtheilig auf den Handel, der früher den Meeresarm bei Gaza belebt hatte und ſo war jetzt auf der kleinen Inſel keine Spur zu ſehen, daß ſie je von Menſchen bewohnt geweſen.

Für mich Lebensmüden hatte dieſer ſtille Ort unendlich viel Liebliches; mein Geiſt und Körper ſehnte ſich nach Ruhe.

Ich war auf dornigen Pfaden durch's Leben gewandelt; fruchtloſe Gefahren, wilde Pläne, bittere Leiden waren mein Theil; meine Neigungen, die Gefühle, in denen allein ich lebte, waren mir eine Quelle des Schmerzens geworden; die Liebe, die ich, durch Natur und Gerechtigkeitsgefühl getrieben, gegen meine Familie hegte, wurde durch eine Kette von Umſtänden durchkreuzt, die mich unglücklich machte. Was konnte ich alſo Beſſeres thun, als die eitle Hoffnung aufgeben, unter den Menſchen mein Glück finden zu können, den Verſuch aufgeben, weil er nur mein Mißgeſchick verlängern mußte und des Schickſals ſpotten, das mich dazu beſtimmte, ein Verbannter in der Welt zu ſeyn. Ja, ich wollte nicht länger leiden, nicht länger ein Unglücklicher ſeyn, der mitten in ſeiner thätigen Laufbahn aufgehalten wurde und mit Erwartungen ſich quälte, die ſo eitel waren, als der Schaum auf den Wogen.

So beſchloß ich, durch Verzweiflung ermuthigt — wie der Verbrecher auf dem Schaffote der Welt Hohn ſpricht, die ihn ausſtößt — alle Erinnerung in mir zu vertilgen. Der Ort, der mich umgab, ſollte allein das Ziel meiner Gedanken ſeyn; Weib, Kinder, Freunde, Vaterland gab es für mich nicht mehr; ich dachte ſie mir im Grabe, ich ſprach mit ihnen, wie mit Schatten und lieblichen Weſen aus vergangenen Zeiten, aber bemüht, ſie ihrer eigenthümlichen Züge zu entkleiden.

Damit ich nicht durch den Anblick von Menſchen an meiner Ruheſtätte geſtört würde, zog ich mich tiefer in's Gebüſch zurück. Das Laubdach über mir war mir genügender Schutz gegen das Wetter, da der Himmel hier gewöhnlich heiter iſt, und das Moos bot mir ein weiches Lager. Früchte, die den leckerſten Gaumen gekitzelt hätten, prangten in reicher Fülle und das Waſſer des klaren Baches mundete köſtlich in den Citronenſchalen. Ich wußte nicht, an welche Küſte des mittelländiſchen Meeres ich geworfen worden war und ſah nur die Sonne hinter meinem Lager aufgehen und Abends ihre Stralen über die unermeßliche Meeresfläche hinwerfen.

## Zwanzigſtes Kapitel.

Aber Niemand vermag wider die Natur anzukämpfen. Mit meinen Kräften kehrte das Verlangen, ſie zu üben, wieder, meine wohllüſtige Ruhe wurde mir läſtig, die Erinnerungen ließen ſich nicht zurückdrängen, die Schleußen meiner Gedanken öffneten ſich mit Einem Male und um der Leidenſchaft, die mich zur Welt hinzog, zu widerſtehen, mußte ich durch Arbeit mich zerſtreuen. In den heißen Tagen, wo die Sonne glühend brannte, ſammelte ich Holz für den Winter, verſuchte eine Hütte zu bauen und pflanzte Bäume und Blumen, während der Boden beide in unerſchöpflicher Fülle und Mannigfaltigkeit hervorbrachte.

Doch keine Arbeit vermochte die Sehnſucht nach dem Treiben der Welt zu beſchwichtigen: meine Laube verlor ihr Reizendes, es eckelte mich an, auf das weiche Lager hingeſtreckt auf den Flügeln der Phantaſie umherzuſchweifen; die Farben meiner Gefühle wurden finſter; ich ſah nicht mehr ſchöne Geſtalten am Himmel hinſchweben, hörte nicht mehr Harmonien von Geiſtern im Säuſeln des Nachtwindes, folgte nicht mehr der Sonne auf ihrem goldenen Wagen in Länder, die noch kein menſchlicher Fuß betrat, verſenkte mich nicht mehr mit ihr in die Tiefe, um die Geheimniſſe des Oceans zu erforſchen.

Auch die Arbeit wurde mir läſtig; ich machte mir Vorwürfe wegen meines gemeinen Lebens, das nur den gröbſten Theil meines Weſens beſchäftigte; denn da ich nur lebte, um zu eſſen und zu ſchlafen, um was war ich denn beſſer, als die Robben, die am Geſtade unter mir ſich ſonnten? Auch die Nacht, beſtimmt mit ſüßer Ruhe den Geiſt wie den Körper zu erquicken, fing an, ihren früheren Einfluß auf mich zu üben, und ſelbſt bei dem ſtärkſten Entſchluſſe, nicht mehr an das zu denken, was geſchehen war, ſchloß ich die Augen nur, um die Vergangenheit im Geiſte nochmals zu durchleben.

Es iſt unmöglich, dem Geiſt Feſſeln anzulegen und ich gab daher die vergebliche Arbeit auf. So bald dieſer Zauber gelöſt war, wurde ich ſo unruhig wie der Adler im Käfig. Mein erſtes Geſchäft war, zu entdecken, wo ich an's Land geworfen worden ſey; aber meine Inſel war ſehr klein und gab mir durchaus keinen Aufſchluß. Es war angeſchwemmtes Land; die See und der Wind hatten Bäume und Kräuter herbeigeführt und ſo gewann die kleine Inſel ihre liebliche Geſtalt, während Städte und Reiche untergingen.

Vom Ufer aus ſah ich nur eine lange Linie gelben Sandes, der die blauen Wogen umgürtete, ein unheimlicher Anblick, der nichts weniger als Menſchen und Civiliſation verrieth.

Und doch, welche wundervollen Thaten geſchahen und ſollten noch auf dem Raume geſchehen, den dieſes Sandufer umſchloß! Mit unaufhaltſamem Fittig ſchwebte mein Geiſt über die Wüſte und ſah die Schlachten, die Belagerungen, den blutigen Aufruhr, die lange Verbannung, den wüthenden Kampf der gewaltigen Leidenſchaften, den traurigen Fall meines Landes durch ein Gericht, mächtig wie das Schickſal und ſchonungslos wie das Grab.

Aber die Wogen zwiſchen mir und jenen Ufern waren ein Hinderniß, welches keine Macht der Einbildungskraft wegzuräumen vermochte; ich war zu ſchwach, um hinüberzuſchwimmen. Die jenſeitige Küſte ſchien unbewohnt zu ſeyn und die wenigen Fiſcherboote, die zuweilen dort hinfuhren, vermieden ſichtbar die Inſel, wahrſcheinlich, weil hier verborgene Klippen zu fürchten waren. Ich war ein Gefangener und dieſer Gedanke reizte mich. Die frühere Unruhe meines Geiſtes, die ihn ſo reizbar machte, erwachte wieder; ich fühlte es und ſah, daß ich nur dadurch entkommen könne, daß ich dieſes Paradies verließ, welches mir zum Kerker geworden war. Täglich lief ich am Ufer hin und erhob ein Geſchrei, ſobald ein fernes Segel an der jenſeitigen Küſte hinſegelte. Ich machte Zeichen und Feuerſignale vom Hügel aus; aber Alles vergebens.

An einem heißen Mittag lag ich am Ufer und blickte an die jenſeitige Küſte, als ich ferne Töne vernahm, aber ſo undeutlich, daß ich nach langem Horchen ſie für nichts Anderes als für das Rauſchen des Waſſers halten konnte.

Die Töne verſchwebten; aber ſie verfolgten mich und ich glaubte ſie noch zu hören, als Himmel und Erde ſchon lange im Zwielicht ſchliefen und der Geiſt der Ruhe ſeine thauigen Fittige über die Welt ausbreitete.

Mehr durch Gedanken, als durch die Tagesarbeit mit der ich jene zu verſcheuchen ſuchte, ermüdet, hatte ich mich auf mein Mooslager unter den dichtverſchlungenen Zweigen niedergeſtreckt, die kaum das Mondlicht durchſcheinen ließen. Die Erinnerung an Alle, mit denen meine letzten Schickſale mich in Berührung gebracht hatten, — das Schickſal meiner tapfern Verwandten in Maſada, des verſchlagenen Ismaeliten, des Seeräuberhauptmanns, ſeiner unglücklichen Bande und meiner in alle Welt zerſtreuten Familie ging an mir vorüber. Der Stand der Geſtirne ſagte mir, daß es Mitternacht ſey, als dieſelben Töne, die ich am Tage vernommen, mich aus meinem Sinnen weckten.

Sie waren jetzt voll und deutlich; ich hörte das Raſſeln ſchwerer Wagen, den abgemeſſenen Schritt von Reiterei und das Schmettern von Hörnern und Trompeten. Die Töne ſchienen ganz in meiner Nähe zu verhallen; ich ſprang auf, aber rings um war Alles ſtill. Ich blickte über die See hin; ſie lag ruhig und warf, wie ein zweiter Himmel, den Schein der flimmernden Sterne zurück; aber nirgends bemerkte ich ein lebendiges Weſen.

Ich hatte von Geiſterheeren vernommen, die durch die Luft ziehen, aber der Himmel war rein wie Cryſtall, ich klomm den Hügel hinan, auf deſſen Spitze ich die Ruinen eines Altars geſehen zu haben mich erinnerte, trug Holz zuſammen und zündete ein Feuer an. Weit hin warf die Flamme einen röthlichen Schein und ich unterhielt ſie bis Morgen. Aber ſchnell war der Ton wieder verſchwebt, und als vom erſten Stral der Morgenröthe übergoſſen die Küſte vor meine Augen trat, ſah ich mit bitterem Unmuth nur die frühere einſame, Sandſteppe.

Der Gedanke, noch einen Tag zu warten, war mir unerträglich; ich kehrte zu meiner Laube zurück, betrachtete ſie mit jenem gemiſchten Gefühl, das den Menſchen immer anwandelt, wenn er die Wohnung verläßt, um ſie nicht wieder zu ſehen, ſammelte einige Früchte für meinen Unterhalt, wenn ich die Küſte Paläſtina's erreichen ſollte und warf mich, mit dem Entſchluß, unterzugehen, wenn es der Vorſehung alſo gefiele, aber nicht zurückzukehren, in die See.

Der Meeresarm war breiter, als es meinem Auge geſchienen hatte; meine Glieder waren noch ſchwach, aber mein Entſchluß gab mir Stärke. Die Strömung trug mich weit ab von dem jenſeitigen Küſtenvorſprung; aber endlich fühlte ich Grund unter meinen Füßen: ich war höchſt erfreut, obgleich, was ich ſah, nichts weniger als zur Freude einladen konnte. So weit das Auge reichte, breitete ſich die einförmige Oede aus und der glühende Sand warf die ſenkrecht auffallenden Sonnenſtralen flimmernd zurück.

Doch ich war am Lande; ich hatte meinen Zweck erreicht. Die Hoffnung, meine Kräfte entfalten und einer glorreichen Zukunft entgegen gehen zu können, lag vor mir: ich war frei.

In der Richtung gegen Maſada zog ich weiter; denn dort konnte ich wenigſtens kein Flüchtling ſeyn. Aber wie furchtbar konnte ſich in dieſer unruhigen Zeit Alles geändert haben; durfte ich zuverſichtlich hoffen, daß der bitterſte Verluſt meiner nicht harre, wo Angſt und Mord im Lande herrſchen? ſollte mich allein der Sturm verſchonen, der mit ſo ſchonungsloſer Wuth über Alle hinging, mich den Ausgeſtoſſenen, den Geſtraften? — Ich blickte gedankenvoll nach der Inſel der Vergeſſenheit zurück.

Während ich am Ufer hinging und der glühende Sand meine Füße verſengte, hörte ich einen Angſtruf und ſah auf einem niedrigen Sandhügel in einiger Entfernung eine Geſtalt, welche allerlei Gebehrden machte. Möchte es Freund oder Feind ſeyn, es war wenigſtens ein Menſch, und ich kümmerte mich nicht viel um die Folgen, wenn ich auch mit dem ſchlechteſten meines Geſchlechtes zuſammenträfe. Es war nicht der Mühe werth, mir das Leben zu nehmen. Hunger und Durſt waren furchtbare Feinde und ich ſchritt auf den halbnackten Wilden zu; dieſer aber rannte mit noch lauterem Geſchrei von dem Hügel herab. Ich ſchleppte meine müden Glieder ihm nach und gelangte an ein kleines Thal, in welchem Zelte aufgeſchlagen waren.

Ich war unter die Räuber der Wüſte gerathen, aber es herrſchte ſichtbare Verwirrung unter ihnen: die Cameele wurden beladen, mit der Eile des Schreckens ſammelten Männer und Weiber die Haushaltgeräthſchaften und Hunde, Schafe, Cameele und Kinder ſchrieen zuſammen.

Aus Furcht, ſie möchten aufbrechen und ich ſo außer Stand geſetzt werden, mich zu erquicken und Erkundigung wegen des Weges einzuziehen, ſchrie ich mit aller Macht und rannte gegen ſie hinab. Mein Anblick aber veranlaßte einen allgemeinen Angſtruf und Alle eilten davon. Allein ich ſuchte nur Nahrung; ich trat in's erſte der verlaſſenen Zelte und machte mich haſtig über das ausgedörrte Brod und das unſchmackhafte Waſſer her; aber beide ſchmeckten mir köſtlich und ich dankte dem glücklichen Ungefähr für die Erquickung.

Am Schluße meines Mahles ſprach ich das übliche Gebet: da vernahm ich einen Freudenſchrei. Ich blickte um mich, ſah zu meinem Erſtaunen einen Ballen Teppiche aus einer Ecke des Zeltes ſich vorwärts bewegen und vernahm eine Stimme, die in der Sprache meines Volkes um Leben und Freiheit bat. Schnell riß ich die Hüllen ab und hervor trat eine der ſchönſten Jungfrauen, die ich je geſehen. Ihre Geſchichte hatte ſie mir bald erzählt; ſie war die Enkelin Ananus, des letzten Hohenprieſters, eines der ausgezeichnetſten Männer ſeiner Nation, der bei einem der Partheikämpfe in der Stadt durch den Dolch gefallen war. Seine einzige Erbin wollte bei ihren Verwandten im Süden von Judäa Schutz ſuchen; ihr Gefolge aber wurde durch einen Angriff der Araber zerſtreut und bei der Theilung des Raubes fiel ſie dem Scheikh des kleinen Lagers zu.

Der Räuber war auf dem Weg nach Cäſarea, um dort ſeine Gefangene an den römiſchen Befehlshaber zu verkaufen, als meine Ankunft ſeine Truppe verjagte. Auf meine Frage, was der Grund dieſer ſeltſamen Flucht ſey, antwortete das ſchöne Mädchen: „Die Araber haben mich für ein übernatürliches Weſen gehalten, das Rechenſchaft von ihrem Thun habe fordern wollen.“

Sie hatten die Flamme auf der Inſel geſehen, die nach einer alten Sage die Wohnung von Geiſtern war. Daß ich über den Meeresbuſen ſetzte, erhöhte ihre Verwunderung und daß ich allein unter ihnen zu erſcheinen wagte, die von andern Menſchen gemieden wurden, beſtärkte ſie vollends in dem Glauben, daß ich ein übernatürliches Weſen ſey, und ſo überließen ſie mir das Schlachtfeld.

Damit ſie nicht bei wiederkehrendem Muthe zurückkämen, war keine Zeit zu verlieren; aber die brennende Sonnenhitze nöthigte uns, bis Abend zu warten. In der Zwiſchenzeit waren wir ſehr geſchäftig; denn mit der Neugierde, welche dem ſchönen Geſchlecht in allen Zonen eigen iſt, unterſuchte meine junge Landsmännin den Raub der Horde.

Mit einem Geſicht, in welchem ſich Freude und Rachgefühl ausdrückte, durchſpürte ſie jeden Verſteck und holte endlich aus einem Loch in der dunkelſten Ecke des Zeltes den köſtlichen Schatz, für welchen der Scheikh ſelbſt das letzte Haar ſeines Bartes hingegeben hätte — einen Sack mit Geld. Tanzend vor Freude zeigte ſie mir die glänzenden Goldſtücke und ſagte: „Wenn je einen Araber der Verluſt ſeiner Beute geſchmerzt hat, ſo ſoll dieſer unglückliche Scheikh alle Urſache dazu haben. Doch ich will ihn wenigſtens eine Tugend lehren, die Reue.“

„Aber was willſt du mit dem Geld beginnen, kleine Tugendlehrerin?“

„Es meinem Retter geben,“ erwiederte ſie und erröthete; „dem Manne, der von der Vorſehung geſendet wurde, um eine Tochter Israel's aus den Händen der Heiden zu befreien.“

Mit dem Ausdruck ihrer Dankbarkeit verſchmolz noch ein höheres Gefühl, das an den Frauen ſo reizend iſt. Sie warf einen Blick gen Himmel und eine Thräne frommer Dankbarkeit füllte ihr glänzendes Auge.

„Aber mit welchem Recht ſoll ich mir die Schätze des Scheikhs zueignen, ſüße Verſucherin? wird der Glaube der Araber, daß ich ein übermenſchliches Weſen ſey, nicht dadurch verlieren, wenn ſie erfahren, daß ich ein Räuber bin?“

„Ach,“ verſetzte ſie mit ſanftem Lächeln, „wer könnte dich denn verrathen, als deine Mitſchuldige? Ueberdieß ſind die Menſchen zu vernünftig, zu fragen, wie du in den Beſitz deſſen gekommen biſt, was der Gegenſtand ihrer Verehrung iſt. Aber höre und laß uns den Fall genau erwägen.“

Sie tippte mit ihrer zarten Hand auf meine niedergeſchlagenen Arme und fuhr fort: „Iſt es nicht wahr, daß unſern eigenen Verbrechen das am nächſten ſteht, wenn wir an denen Anderer Theil nehmen? Zu welchem Zweck kann nun der Araber dieſes Geld geſammelt haben? Für Speiſe und Kleidung nicht; denn er kann mit ſeinem Maulthier Diſteln eſſen und die Natur hat ihn mit den nöthigen Kleidern verſorgt. Was kann er alſo mit dem

Gelde anfangen, als Andere beeinträchtigen, ſich zu neuen Zügen ausrüſten und andere Jungfrauen gefangen wegführen, denen keine guten oder böſen Geiſter zu Hülfe kommen. Laſſen wir ihm die Mittel, um Böſes zu thun, thun wir da nicht ſelbſt Böſes? Alſo," ſchloß ſie und reichte mir den Beutel, — „habe ich gewonnen und meinem unpartheiiſchen Richter nur noch zu danken, daß er mich geduldig angehört."

Es liegt ein eigener Zauber in dem Weſen der Frauen. Kein Mann, wenn er nicht ganz entartet iſt, kann ohne ein Gefühl der Luſt die Töne eines argloſen Herzens anhören; auch die Schönheit hat eine natürliche Gewalt über den Geiſt und gut, daß es ſo iſt. Alles, was die Selbſtſucht bemeiſtert, iſt ein Werkzeug zum Guten. Schönheit iſt nur eine Melodie höherer Art und beide mildern die rauhere Natur des Menſchen; ſelbſt, wenn wir ein reizendes Weib nur als eine Roſe, als das herrliche Erzeugniß der Sommertage des Lebens betrachteten, würden wir vergebens läugnen wollen, daß es dieſe Sommertage verſchönere.

Aber die Frauen ſind auch ein Muſter der Freundſchaft, die kein Unfall erſchüttert, und nach den

Mühen des Tages kehren wir zurück zu ihnen, wie der Gläubige zur Kapelle, um ſeine edleren Gefühle und Empfindungen aus einer Quelle zu ſchöpfen, die nicht getrübt iſt durch den vergiftenden Anhauch der äußeren Welt und in hellſtralendem Lichte der Unſchuld und Liebe ergläuzt.

Ende des zweiten Bandes.

Folgende

## empfehlenswerthe Werke

ſind bei

## GEBRÜDER FRANCKH

in Stuttgart

erſchienen.

---

## Der Legationsſekretär,

oder

## die Kabalen geheimer Katholiken und Jeſuiten in Deutſchland.

Eine höchſt merkwürdige

**fürſtliche Bekehrungsgeſchichte**

des Jahres 1825, worin der Uebertritt des Herzogs und der Herzogin von Anhalt-Köthen zur katholiſchen Kirche, die ruſſiſche Verſchwörung u. ſ. w. von einem Jeſuiten prophezeiht worden.

Aus den Papieren des in Paris vergifteten Legationsſekretär N. und aus mündlichen und ſchriftlichen Ueberlieferungen.

gr. 8. elegant broſchirt.

---

## Aus dem Leben und den Memoiren eines ehemaligen Galeerenſclaven (Vidocq)

welcher,

nachdem er Komödiant, Soldat, Seeoffizier, Räuber, Spieler, Schleichhändler, Galeerenſclave war,

endlich

**Chef der Pariſer Geheimen-Polizei**

unter Napoleon ſowohl, als unter den Bourbonen bis zum Jahre 1827 wurde.

Aus dem Franzöſiſchen. Acht Bände.

gr. 8. broſchirt.

## Die Verſchwörung in München.

Eine Gallerie der intereſſanteſten Liebſchaften galanter Herren und lüſterner Damen, den Liebenden aus
allen Ständen geöffnet
von
**Friedr. Bruckbräu.**
2 Bde. gr. 12. eleg. broſch.

---

Aus dem
## Leben und den Memoiren
einer
**weiblichen Caſanova,**
wie ſie es ſelbſt in Paris im J. 1827 niedergeſchrieben,
oder
**Bekenntniſſe einer ſchönen Frau,**
Erinnerungen, Anekdoten und geheime Liebesgeſchichten von den ausgezeichnetſten Perſonen,
welche zur Zeit der franzöſiſchen Republik, des Conſulats und des Kaiſerreichs in Europa
geglänzt haben.
8 Bde.

---

**Dritter Theil**
der
**Mittheilungen**
aus den
## Memoiren des Satan.
Enthält:
**der Teufel in München und der gefallene Engel.**
Phantaſie und Erzählung,
begründet
**im Leben der neueſten Zeit.**
Fortgeſetzt und herausgegeben
von
**Wit, genannt von Dörring.**

# Der ewige Jude.

Eine
hiſtoriſche Novelle der Vorzeit.

Herausgegeben
von
**Ludwig Storch.**

'77.4/26

Nach dem Engliſchen.

BIBL.
UNIVERS.
LIPS.

**Dritter Theil.**

Stuttgart.
Gebrüder Franckh.
1829.

# Erſtes Kapitel.

Endlich wurde es Abend; ein kühler Seewind milderte die brennende Hitze und am wolkenleeren Himmel funkelte der Abendſtern. Manchfaltige Töne, die klagenden Hörner der Hirten, das Blöcken der Heerden, der lange, tiefe Ruf der Kameele, das Schreien der Geier und das Heulen der Schakals unterbrachen die lebloſe Stille der Wüſte.

Ungeduldig ſtanden wir vor dem Zelte und blickten gegen Weſten, der noch im dunkeln Purpur erglühte.

„Will die Sonne nicht untergehen?“ ſprach ich; „wir müſſen warten, bis es ihr beliebt, und ſie ſcheint entſchloſſen, uns zu quälen.“

„Ja, wie eine reiche, alte Muhme, welche die Geduld ihrer Erben auf die Probe ſetzt und um ſo inniger an ihrem Reichthum hängt, je mehr die Kraft, ihn zu genießen, ſchwindet.“

„Philoſophie von ſo friſchen Lippen?“ entgegnete ich: „doch die Wüſte eignet ſich dazu.“

„Ich läugne das,“ verſetzte meine muntere Gefährtin; „Philoſophie taugt nichts, wo ſie nichts zu beſpötteln hat, und wo man ſie weder füttert noch ihr ſchmeichelt. Ihr wahrer Tummelplatz iſt die Welt, die eitle, fröhliche, lächerliche, furchtſame Welt. Die Wüſte iſt der Boden für eine viel edlere Pflanze. Willſt du einen Dichter zur Blume ziehen, ſo verſetze ihn hieher.“

„Da könnte er auch ein Räuber werden.“

„Freilich; ſie gleichen einander manchmal ſehr viel.“

„Aber die Wüſte bringt nichts hervor, als Araber.“

„Auch unter ihnen gibt es ausgezeichnete Geiſter und einige ihrer Lieder ſind ſehr ſchön. Der Herr dieſes Zeltes, der wohl Manchen ſchon um ſchnöden Gewinn erſchlagen haben mag und mich als Sklavin verkauft hätte, ſaß oft die halbe Nacht vor ſeinem Zelte und beſang die Sterne des Himmels und weckte mit thränendem Auge ſüße Erinnerungen. Doch,“ fuhr ſie um ſich blickend fort, „ich ſehe an untrüglichen Zeichen, daß die Sonne untergeht.“

Ich konnte mich eines Lächelns nicht enthalten, als ſie mit ſo zuverſichtlichem Blick ihre Entdeckung ankündigte, und fragte, „was ſie ſo ſchwere Räthſel löſen laſſe?“

„Ach, meine unvergleichliche Kenntniß der Sterne," rief ſie und deutete an den öſtlichen Himmel.

„Ich habe ſie der Wüſte zu verdanken, und" fuhr ſie mit einem leichten Seufzer fort, „noch vieles Andere; ich bin eine Tochter der Wüſte. Das erſte, was ich ſah, war ein Kameel; mein erſtes, mein einziges Vergnügen war, zu reiten, Beduinenlieder zu ſingen, Mährchen zu erzählen und einen jungen Panther zu zähmen. Aber während ich ſo harmlos lebte, kam die Liebe mir in den Weg: der Sohn des Scheikh, ein ſtreitſüchtiger Mann; aber Erbe von zehntauſend Schaafen, Ziegen und Pferden, begehrte mich zum Weibe. Ich verabſcheute einen ſolchen Gatten und dachte zu entkommen, ſey es in die Wüſte oder in die Tiefe des Meeres, als ein Antrag kam, dem der Scheikh wahrſcheinlich wegen des ihn begleitenden Goldes nicht zu widerſtehen vermochte, und nun iſt meine Geſchichte zu Ende."

„Sie endigt alſo," ſprach ich, um ſie zu veranlaſſen, ihre Erzählung zu vollenden, „wie gewöhnlich mit der Heirath; weil du ſaheſt, daß du die Wüſte werdeſt verlaſſen müſſen, faßteſt du den weiblichen Entſchluß zu bleiben, und da du den jungen Scheikh nach Belieben verabſchieden konnteſt, ſo wieſeſt du jeden Andern ab."

„Kannſt Du mich für ſo grauſam halten?" rief ſie und ſtampfte unwillig mit ihrem kleinen Fuß auf den Boden. Dann wandte ſie ſich mit blitzendem Auge gegen mich, entdeckte an meinem Lächeln meine Liſt und fuhr fort: „ſo höre das Übrige. Ich beſtieg mein Dromedar, ritt drei Tage, ohne zu ruhen, und ſah endlich die Thürme Jeruſalems. Ich zog durch die unermeßliche Menge und die gewaltigen Straßen und langte, durch die Pracht, wie durch Ermüdung betäubt, an einem Pallaſte an, wo mich eine Schaar von Dienern ehrfurchtsvoll empfing und zu einem ehrwürdigen, weiſen und heiligen Manne führte, der mich an ſein Herz drückte, mich Naumi, ſein Kind, ſeine Hoffnung nannte und mich weinend als den einzigen Sprößling ſeines erlauchten Stammes ſegnete."

Die Erinnerung an den guten, heldenmüthigen Hohenprieſter ergriff uns beide gleich ſtark und ſchweigend ließ ich ſie ihrem Schmerz nachhängen.

Ein ſchwacher Wiederhall von Hörnern und Stimmen ſchreckte mich auf, und ich ſah eine lange, dunkle Reihe an einer fernen Hügelreihe hinſchleichen.

„Das ſind unſere Araber," ſprach ſie, ohne die Farbe zu wechſeln, „um zu ſehen, was der Engel oder Teufel, der ſie heute heimſuchte, zum Zeichen ſeiner Gegenwart zurückgelaſſen. Aber ſo viel ich von ihrem Aberglauben gehört habe, wird vor Nacht kein Araber ſich in die Nähe der Zelte wagen."

„Aber wollen wir zu Fuß durch die Sandſteppe ziehen?“

„Behüte der Himmel; ich will ſehen, ob der artige Scheikh nicht hiefür geſorgt hat.“ Mit dieſen Worten eilte ſie ins Zelt, ſchlug einen Vorhang zurück und ich ſah zwei herrliche arabiſche Pferde.

„Hier ſind die Roſſe,“ ſprach ſie mit muthwilligem Lächeln; „ich habe geſehen, wie ſie die vorige Nacht im Triumph von der Waide Achmet Ben Ali's, erſten Pferdediebs und Fürſten der Beduinen, eingebracht wurden, der über den Verluſt dieſer zwei Edelſteine ſeines Stalles wohl untröſtlich ſeyn wird. Ich habe die That mit großem Jubel erzählen hören und ſie war auch eine merkwürdige Probe der Geſchicklichkeit. Kommt,“ fuhr ſie fort und führte die zwei ſchönen milchweißen Thiere heraus, „kommt, ihr herrlichen Waiſen von der Zucht Salomon's, die ihr Könige beſchämt mit eurer Abkunft und Flügel habt an den Füßen und Augen, glänzend wie die Sterne.“

Sie ſprang auf ihren Zelter und tummelte ihn freudig mit geſchickter Hand. Die Araber waren nur noch wenige Meilen entfernt und ſprengten mit verhängtem Zügel heran. Ich drang in ſie, weiter zu eilen, aber ſie fuhr fort, ihr muthiges Roß umher zu werfen, das, der freien Luft ſich erfreuend, nachdem es ſo lange eingeſchloſſen geweſen, die rothen Nüſter gegen den Wind ausreckte und wie ein Hirſch umherhüpfte.

„Noch einen Augenblick,“ ſprach ſie, „ich bin noch nicht ganz mit dem Araber fertig. Es iſt wahrhaft eine ſchlechte Vergeltung ſeiner Gaſtfreundſchaft, daß wir ihm ſein Mahl, ſein Gold und ſeine Pferde rauben.“

„Und ſeine Gefangene — ein Verluſt, der unerſetzlich iſt.“

„Ich bin auch der Meinung,“ erwiederte ſie lachend; „aber ich bin geſonnen, ihm einen Erſatz zu geben, der in den Augen eines Arabers ſelbſt meine Reize aufwiegt. Ich bin auf einen Gedanken gekommen, wie ich ſein Glück machen kann.“

„Indem du ihm ſein Geld zurückgibſt?“

„Nein, davon ſoll er kein Stück mehr ſehen. Als Geiſt biſt du gekommen und als Geiſt ſollſt du wieder gehen und er ſoll die Ehre haben, die Geſchichte zu erzählen. Die Nationalgeſchichten der Art ſind abgedroſchen; er hat eine neue ſelbſterlebte vorzutragen und jeder Emir in ganz Arabien wird ihn gerne bei ſich an der Tafel haben. So iſt ſein Glück gemacht; denn nichts iſt einträglicher, als wenn man einem Großen beim Mahle unentbehrlich iſt.“

Eine Rauchwolke ſtieg vom Zelte des Scheikhs auf; Feuer ſchlug dazwiſchen in die Höhe und während wir hinblickten, warf der Wind brennende Stücke umher und ſetzte das ganze Lager in Flammen. Die Araber ſtießen einen Schrei des Entſetzens aus und zerſtreuten ſich fliehend über die Sandſteppe.

„Sieh, ſieh,“ rief meine Gefährtin und klatſchte vor Freude in die kleinen, weißen Hände; „die werden in Zukunft ſich hüten, Mädchen gefangen fortzuführen. Wie ich zum letztenmal im Zelte war, legte ich Feuer an die Teppiche, in denen ich die Rolle einer Sklavin ſpielte. Aber hätte mich der unglückliche Scheikh nur noch eine Woche länger in ſeinem abſcheulichen Zelte gehalten, ſo hätte ich einen Aufruhr unter ſeinem Stamme veranlaßt, ihn entthront und wäre auf eigene Rechnung Fürſtin geworden. Den Brant konnte ich nicht verhindern; denn ſonſt hätte die Horde uns nachgeſetzt, man hätte uns für bloſe Sterbliche genommen und ihr Geiſter verſchwindet ja, wie wir es jetzt machen, immer in Feuer und Rauch. Wie herrlich die Zelte brennen! Jetzt aufgebrochen.“

Sie ließ ihrem Pferde die Zügel ſchießen, machte eine triumphirende Gebehrde gegen das brennende Lager und von einer gewaltigen Rauchmaſſe verdeckt eilten wir über die Wüſte hin.

## Zweites Kapitel.

Ich nahm die Richtung gegen Maſada; die Sterne dienten uns als Führer und die kühle Nacht, die in dieſer Gegend ein ſo ſeltſames Widerſpiel gegen die brennende Hitze am Mittag bildet, ließ uns ungeſäumt weiter ziehen. Mit Tagesanbruch erreichten wir eine Ebene, wo deutliche Spuren zeigten, daß hier vor kurzem das Heer gelagert hatte, deſſen Tone ich auf meiner Inſel vernommen.

Es war Abend, als ich in der Ferne den Berg erblickte, auf dem die Feſtung lag. Mein Herz pochte ungeſtüm; ich hatte eine düſtere Ahnung. Doch ich mußte weiter oder ſterben.

„Dort,“ ſprach ich, „iſt meine Heimath und die deinige, ſo lange du willſt; du wirſt dort Freunde finden, die Dich freudig empfangen werden, und ſicheren Schutz wider Römer und Araber. Gebe der Himmel, daß Alles noch ſey, wie damals, als ich Maſada verließ!“

Das ſchöne Mädchen dankte mir herzlich und ſagte: „Freundliche Behandlung iſt mir ſchon lange nicht mehr geworden und ſie rührt mich unausſprechlich. Aber wenn die Dankbarkeit und treue Anhänglichkeit der Waiſe an ihren edelmüthigen Retter Anſprüche auf Schutz gibt, ſo verdiene ich ihn: laß mich deine Tochter ſeyn.“

Mit kindlicher Ehrerbietung neigte ſie vor mir das Haupt, ich faßte ihre ausgeſtreckte Hand, die in der meinigen zitterte und drückte ſie an meine Lippen; im Angeſicht des Himmels wurde der heilige Bund geſchloſſen.

Schnell eilten wir dem Fuße der Anhöhe zu, die jetzt in ihren wohlbekannten großartigen Umriſſen ſich vor mir ausbreitete. Damit aber die Feſtung uns vor die Augen träte, mußten wir noch einen gewaltigen Vorſprung des Berges umgehen. Mit der ſchnellen Zutraulichkeit, die zu den ſchönſten Reizen der Frauen gehört, theilte meine Gefährtin bereits meine düſtern Ahnungen und ritt ſchweigend an meiner Seite. Meine Blicke hingen am Boden. — Kriegeriſche Muſik tönte in meine Ohren, ich erwachte furchtbar aus meinem Traum.

Die blitzenden Speere einer Legion bewegten ſich in langem Zuge den vorderen Abhang herab; Reitergeſchwader entfalteten ſich in der Ebene, ein einziger Blick ſagte mir, was geſchehen ſey: es war Alles verloren.

Die Mauern der Feſtung, die überall eingeſtürzt waren, trugen deutliche Spuren einer langen Belagerung. Der weiße Hirſch im Panner Naphthali's prangte nicht mehr auf den Zinnen; überall trat mir das Bild der Zerſtörung entgegen. Aber was mußte geſchehen ſeyn, wenn die Römer die Stärke dieſer Mauern brechen konnten? In welchem Grabe hatte ich meinen edlen Bruder und meine Verwandten zu ſuchen? was war Mirjam, und meiner Kinder Schickſal?

Ungeachtet ich wußte, daß ich, wenn wir hielten, mit meiner zitternden Gefährtin den Römern in die Hände fallen mußte, konnte ich mich doch nicht von der Stelle entfernen, ſondern umkreiste ſie, wie der Geiſt das Grab umſchweben mag. Von qualvoller Unruhe, das Schlimmſte zu erfahren, die an Verzweiflung gränzt, getrieben, eilte ich auf einem abgelegenen Pfade, der mich an ein geheimes Pförtchen führte, die Höhe hinan.

Keinen Laut vernahm ich innen; ich eilte durch die Straßen; kein lebendiges Weſen war zu ſehen. Haufen von Brennholz, die an den Hauptgebäuden und an den Thoren aufgeſchichtet waren, ließen errathen, daß die Feſtung vollends zerſtört werden ſollte. Gräßlich hatte der Krieg gewüthet, die breiten Blutſtröme auf dem Pflaſter zeigten, daß lange und verzweifelt in den Straßen gekämpft worden war. Das berühmte Zeughaus war ein Aſchenhaufe. Gräben, die durch die Straßen gezogen und mit zerbrochenen Waffenſtücken gefüllt waren, und die umherliegenden Gebeine, Mauern, die man hinter den Feſtungswerken aufgeführt hatte und die jetzt in Schutt lagen, ſtattliche Häuſer in kleine Feſtungen verwandelt, Trümmer von prächtigem Geräthe, die halbverbrannt umherlagen, wo die Vertheidiger durch den Brand herausgetrieben wurden, waren deutliche Spuren von dem Kampf, den tapfere Männer gegen eine überlegene Anzahl beſtanden hatten.

Aber wo waren ſie, die den Sieg dem Feinde ſo erſchwert hatten? Barg nicht vielleicht der Boden, über den ich hinſchritt, die Überreſte meiner Verwandten und der zarten, liebenswürdigen Weſen, für deren Glück ich freudig das Scepter der Welt hingegeben hätte?

In meiner Bewegung ſprach ich laut. Meine Stimme hallte durch die mich umgebende Öde und das Echo warf ſie deutlich zurück. Plötzlich vermiſchten ſich andere Töne mit demſelben; ein leiſes Stöhnen ließ ſich neben mir vernehmen; ich horchte. Die Stimme ließ ſich wieder hören. Einige Steine von der zerbrochenen Mauer wichen und die verwelkte, knöcherne Hand eines menſchlichen Weſens kam hervor. Ich riß die Steine vollends weg und ſah bleich, abgemergelt und auf dem Punkte, den Hungertod zu ſterben, meinen Freund, meinen Waffenbruder und Leidensgefährten — Jubal!

Die Freude iſt in gewiſſen Fällen ebenſo gefährlich, als der Schmerz. Er erkannte mich, ſchwankte vorwärts und ſank mit einem wilden Schrei bewußtlos in meine Arme. Als er wieder zur Beſinnung kam, hatte er ſchon, ehe ich nach denen fragen konnte, die meinem Herzen am theuerſten waren, meine Neugierde befriedigt. „Sie ſind Alle wohlbehalten,“ ſprach er; „als friſche Truppen aus Italien ankamen, wandten ſich die Legionen zuerſt gegen dieſe Feſtung. Zur Belohnung für den Sieg, zu dem du die Seeräuber führteſt, hatten dieſe mich in Freiheit geſezt. Ich ſchliech mich durch die feindlichen Poſten. Eleazar, immer großmüthig und edel, empfing mich nach meinen vielen Verirrungen mit väterlicher Güte und wir beſchloſſen die glorreiche Trophae deines Heldenmuths bis auf den lezten Mann zu vertheidigen; aber ſeine untrügliche Weisheit ließ ihn vorausſehen, was erfolgen mußte und beim Beginne der Belagerung ſchickte er deine Familie nach Alexandrien, damit ſie dort unter dem Schutze deiner Verwandten ſicher wäre.“

„Und ſie gingen zur See dorthin?“ fragte ich ſchaudernd, während es gräßlich in mir tagte.

„Es war der einzige Weg; denn das Land war vom Feinde überſchwemmt.“

„Dann ſind ſie verloren! Unglücklicher Vater, jetzt nicht Vater mehr. Endlich iſt der Schlag gefallen: ſie ſind untergegangen; ich ſah ſie untergehen. Der Angſtruf der Sterbenden drang an mein Ohr. Ich war ihr Verderber, vom Anbeginn bis zum Ende war ich ihr Unglück!“

Verwundert blickte Jubal mich an; meine Pflegetochter verſuchte nicht durch leere Worte mich zu tröſten, ſondern badete nur meine Hände in ihren Thränen.

„Es muß hier ein Irrthum obwalten,“ entgegnete Jubal; „ehe wir unſeren verwünſchten Kerker verließen, hatten ſie ſich mit einer Menge Frauen aus der Umgegend auf einer der Flotten, die zwiſchen Judäa und Ägypten hin und her ſegeln, eingeſchifft und ſind wahrſcheinlich wohlbehalten in Alexandrien angelangt, ehe wir die Seeräuberhöhle verließen.“

„Nein, ich ſah ſie untergehen, ich hörte ihren Sterberuf, ich trieb ſie wider meinen Willen, aber gewiß in's Verderben," waren die einzigen Worte, die meine bebenden Lippen hervorzubringen vermochten. Ich gedachte des ſchrecklichen Sturms, der verzweifelten Anſtrengung des Kauffahrers, zu entkommen, und ſeines plötzlichen Verſchwindens. Mit ſchwacher Stimme nannte ich die Gründe meiner Beſorgniſſe, die ſie zitternd anhörten.

„Trauer mag jetzt nicht frommen," ſprach Jubal finſter, „und ebenſowenig der Kampf; auch ich habe gelebt, bis das Licht, das meine düſteren Stunden erleuchtete, erloſchen iſt. Das Äußerſte der Leidenſchaften hab' ich gekannt; wenn es Leiden gibt, die meine Vergehen ſühnen können, ſo habe ich ſie gelitten. Wenn ich auch tauſend Jahre lebte, mehr könnte ich nicht erfahren. Hier laß uns ſterben."

Er zog ſeinen Dolch. „Hier laß uns ſterben," rief ich mit ihm und auch der meinige blitzte in meiner Hand.

In der Angſt des Augenblicks vergaß meine Gefährtin, daß ein Fremder zugegen war, warf den Schleier, der bisher ihr Geſicht und ihre Geſtalt verdeckt hatte, zurück, faßte meinen halbgehobenen Arm und ſagte in einem ſo leiſen, aber ſo durchdringenden Tone, daß mir die Worte wie das Flüſtern meines Gewiſſens erſchienen, „hat der Tod nichts Schreckliches?" Sie heftete ihre Augen auf mich und wartete ängſtlich auf Antwort.

„Tochter der Schönheit,“ ſprach Jubal und ein Lächeln der Bewunderung ſpielte um ſeine bleichen Lippen, „Gedanken wie die unſrigen paſſen nicht für ſchöne Jungfrauen. Möge der Gott, der dieſem Geſichte ſeinen Stempel aufdrückte, dein Schutz ſeyn noch durch manche Jahre; aber für den Müden iſt die Nähe des Grabes nicht ſchrecklich. Fürſt von Naphthali, die Gegenwart dieſer ſchönen Jungfrau verbietet düſtere Gedanken; wir müſſen zuvor ſie in Sicherheit bringen, ehe wir an uns und unſer Unglück denken können.“

„Ananu's Tochter,“ entgegnete ſie im Tone edelmüthigen Stolzes, „kennt keine Furcht. Der kühnſte Krieger Israels konnte nicht muthiger ſterben, als dieſer ehrwürdige Greis; unter ſeinen heiligen Gewändern ſchlug das Herz eines Kriegers, eines Vaterlandsfreunds und Königs. Laßt mich ſterben für eine Sache, wie die ſeinige; am Fuße des Altars laßt mein Blut flieſſen für mein Vaterland; laß dieſe Geſtalt hinſinken in den Ruinen des Tempels und der Tod ſoll mir willkommen ſeyn. Aber ich möchte nicht ſterben um eines Luftgebildes willen; nehmt dieſe Waffen auf, Krieger und laßt uns ſehen, ob nicht noch Großes zu thun iſt.“

Sie wies bedeutſam gegen Jeruſalem.

„Es iſt zu ſpät,“ verſetzte Jubal und betrachtete ſeufzend ſeine hagere Geſtalt.

„Wie,“ entgegnete die Heldin, „iſt es zu ſpät, rechtſchaffen zu handeln, aber nicht zu ſpät, Schuld auf uns zu laden? Zu ſpät, den Feinden unſers Landes Widerſtand zu leiſten, aber nicht, unſerer heiligen Sache uns unwerth zu machen? Wenn der Himmel Rechenſchaft verlangt für jedes vergrabene Pfund, für jede vergeudete Stunde, welches Loos wartet derer, die beides mit Einem Schlage nutzlos machen?“

„Mädchen, du haſt nicht erfahren, was es heißt Alles zu verlieren, was die Erde zur Stätte der Hoffnung macht,“ ſprach ich und warf einen Blick der Bewunderung und des Mitleids auf ihre ſchönen begeiſterten Züge. „Iſt es ein Verbrechen, wenn der müde Wanderer dem Ziel ſeiner Reiſe entgegeneilt?“

„Iſt es dem Sklaven ein Vorwurf,“ fiel Jubal ein, „wenn er, ſeiner Ketten müde, der Gefangenſchaft entflieht?“

„Und darf der Krieger nicht ſeinen Poſten verlaſſen, wenn Laune ihm ſeine Pflicht entleidet?“ antwortete das Mädchen mit leuchtenden Blicken; „oder darf das Kind nicht, die Schule verlaſſen und vorwenden, daß die Lehre ihm nicht behage? Ebenſo gut mag der Menſch, der hier dem Dienſt des höchſten gütigſten Weſens leben ſoll, ſeinen beſchränkten Willen dem höheren Befehle entgegenſetzen, dem Himmel verwegen zürnen, daß er ungerecht ihm eine Laſt auferlegt, die ſeine Kräfte überſteige, und ſeiner Macht wahnſinnig unter dem nichtigen Vorwand ſpotten, daß er auf ſeine Gnade vertraue. Nicht von mir kommen dieſe Worte, ſie waren die letzte Gabe des edlen Greiſen, als ich beim Anblick ſeiner Wunden ihm zu folgen mich ſehnte. „„Lebe,““ ſprach er, „„ſo lange du tugendhaft leben kannſt; der Gott, der uns in die Welt verſetzt hat, weiß am beſten, wann und wie er uns abrufen ſoll. Wäre Selbſtvernichtung in einem Falle kein Verbrechen, ſo wäre ſie es auch nicht für die ganze Menſchheit; das ganze Gebäude des geſelligen Lebens würde umgeſtürzt durch die Erlaubniß, durch leichten, ſchnellen Tod ſich den Pflichten, die es auflegt, zu entziehen. Unſere Verbindlichkeiten gegen das Vaterland, gegen die Unſrigen, gegen die Mitmenſchen und gegen Gott hörten auf, wenn ſie der Laune menſchlicher Thorheit anheim geſtellt würden.““

Aufmerkſam betrachtete Jubal die ſchöne Rednerin, war aber, wenn er ſich auch ehrerbietig verbeugte, doch nicht überzeugt. „Der Menſch iſt nicht geſchaffen, zu dulden, wenn das dulden fruchtlos iſt,“ hob er wieder an, „ſoll das Leiden des Geiſtes nur erſt mit dem langſamen Verfall ſeiner Hülle ein Ende nehmen? gibt es keine Zeit für die Rückkehr aus der Verbannung? oder was iſt das Gefühl der Verzweiflung anders, als eine innere Stimme, ein ungeſchriebener Befehl, zu ſterben?"

Mit bittendem Blick wandte ſich Naumi gegen mich; aber die Nachricht, die ich ſo eben erhalten, hatte mich niedergeſchmettert. Jubal zog den Mantel höher herauf und ſchritt der Ruine zu. Durch den Gedanken an Tod erſchreckt, faßte ihn Naumi am Kleide und ſprach: „Bebſt du vor den Übeln des Lebens zurück, und haſt doch den furchtbaren Muth, dem Zorn des Himmels zu trotzen? Dürfen Würmer, wie wir, ſchwache, ſündige Geſchöpfe, deren einzige Hoffnung die auf Gnade iſt, ein Verbrechen begehen, das ſeinem Weſen nach unverzeihlich iſt und Reue unmöglich macht?"

Die Furcht gab ihr Kraft; ſie ſchlug den Mantel zurück und faßte die Hand, die ſchon den Dolch gezückt hatte. Sie führte den Sträubenden zurück und ſagte mit zitternder Stimme: „Fürſt von Naphthali, rette deinen Bruder!" Ich ſtreckte die Arme gegen Jubal aus; der finſtere Geiſt war von ihm gewichen und er ſank mir an die Bruſt. Mit verklärtem Geſicht betrachtete Naumi die Gruppe.

„Fürſt von Naphthali," fuhr ſie fort, „wenn die, welche dir theuer ſind, dahin gingen, was der Himmel verhüte, ſo kannſt du nur um ſo mehr zu dem Werkzeug großer Thaten für Israel auserſehen ſeyn. Die Tugenden, die im häuslichen Glücke geſchlummert hätten, können nun zum Beſten der Menſchheit erwachen. Krieger," ſprach ſie weiter und wandte ſich mit feurigen Blicken zu Jubal, „es iſt jetzt nicht an der Zeit, daß Tapfere und Erfahrene unſerem Lande ſich entziehen. Durch Vaterlandsliebe können die Partheien gedämpft, durch Klugheit die Gewalt entfernt, durch das Beiſpiel eines Helden die Kraft des Volkes angeregt werden. Und ſelbſt der letzte Augenblick des Lebens kann herrlich ſeyn, wenn er den letzten Ruhm des auserwählten Volkes theilt."

Jubals blaſſe Wangen rötheten ſich bei den Worten; aber er war zu ſehr bewegt, um zu ſprechen. Er ging voran, ſchweigend zogen wir durch die ſtillen Straßen und ohne ein menſchliches Weſen geſehen zu haben, erreichten wir die eingeſtürzten Thore von Maſada.

## Drittes Kapitel.

Zwiſchen Wällen und Gräben führte uns Jubal den Abhang hinab und brachte uns nach langem Umherziehen, wo jeder Schritt uns an den Kampf erinnerte, an ein kleines Dorf in einer abgelegenen Thalſchlucht, wohin das Kriegsgetümmel noch nie gedrungen zu ſeyn ſchien.

Das Getöſe der einſtürzenden Mauern, als das Feuer ihre Stützen ergriff, weckte mich bald nach Mitternacht; ich ſtand auf und genoß die köſtliche Luft, die in Aſien die Sommernächte ſo angenehm macht. Jubal war bereits auſſen und blickte zu der Spitze des Berges empor, wo der düſtere Schein am Himmel und das Krachen der Gebäude verrieth, daß das Werk der Zerſtörung ſchnell vorwärts ſchreite.

Er erzählte mir einiges Nähere von der Bela=

gerung. Die Römer hatten gefunden, daß die Feſtung das Vorrücken ihrer Verſtärkungen ſo ſehr erſchwere, daß ihr Beſitz zur Eroberung Judäas unumgänglich nothwendig ſey. Ceſtius, mein früherer Gegner bat, um die Scharte auszuwetzen, die Belagerung leiten zu dürfen, und die ganze Macht der Legionen wurde aufgeboten; aber Eleazar, welcher innen befehligte, ſchlug mit der unerſchrockenen Beſatzung jeden Angriff ab, wobei der Feind ungeheuren Verluſt erlitt. Jetzt wurde die Belagerung in eine Blokade verwandelt, Hunger und Krankheit wütheten ſchrecklicher, als das Schwerdt, und bald konnten die tapfern Vertheidiger kaum noch die Mauern überall beſetzen.

„Jetzt kämpften wir, wie Verzweifelte,“ fuhr Jubal fort, „wir ſahen jeden Tag friſche Truppen im feindlichen Lager anlangen, und aus dem ganzen Lande reiche Vorräthe herbeiſchleppen, während wir keinen Biſſen zu eſſen hatten, unſere Quellen vertrockneten, und unſere wenigen Truppen völlig erſchöpft waren. Doch dachte keiner an Uebergabe. Eleazars Muth, durch Frömmigkeit und Gebet aufrecht erhalten, beſeelte uns Alle, und mit der Ruhe derer, die den Tod unvermeidlich vor ſich ſahen, eilten wir auf die Poſten.

„Endlich, als unſere dünnen Reihen die Feinde hoffen ließen, durch überlegene Anzahl die Feſtung zu erſtürmen, griffen ſie uns mit ihrer ganzen Macht an, aber wenn ſie glaubten, uns leicht beſiegen zu können, täuſchten ſie ſich gewaltig. Als die Mauern, durch ihre Wurfmaſchinen erſchüttert, einfielen, mußten ſie von Straße zu Straße, von Haus zu Haus, von Zimmer zu Zimmer ſich den blutigen Weg bahnen. Eleazar, ſo thätig als klug, war überall, wir kämpften in Ruinen mitten unter den Flammen. Viele Feinde fanden den Tod, und mehr fielen durch das Meſſer, als durch die Lanze, denn unſere Waffen waren längſt zerbrochen. Der letzte Kampf wurde an dem Orte gekämpft, wo du mich fandeſt. Als jede Vertheidigung durch die immer nachrückenden, friſchen Truppen unmöglich gemacht wurde, begab ſich Eleazar in den unterirdiſchen Gang, um den Römern in den Rücken zu fallen, und übergab mir den Befehl über die wenigen noch Uebrigen. Wir verſchanzten uns im Zeughauſe, drei Tage kämpften wir, ohne einen Biſſen zu koſten, ohne eine Stunde zu ſchlafen, ohne die Waffen aus der Hand zu legen. Endlich erfolgte der letzte Angriff, Kampfruf verkündigte uns, daß die Unſrigen dem Feinde im Rücken ſeyen, aber wir waren zu wenige und zu ſchwach, ſie zu unterſtützen, der Ruf verſchwebte, wir wurden übermannt, und meine erſte Empfindung des wiederkehrenden Lebens war das ſchmerzliche Gefühl des Hungers, der Wunden und der Erſchöpfung.“

„Wenn die Dämmerung anbricht,“ ſagte ich, „ſo müſſen wir uns gegen Jeruſalem auf den Weg machen.“

„Es iſt ſeit drei Monaten eng eingeſchloſſen und Hunger und Partheiungen wüthen in der Stadt; auſſen iſt Titus an der Spitze von hunderttauſend Römer und Bundesgenoſſen: ſo wird es beinahe unmöglich ſeyn, in die Stadt zu kommen. Und ſind wir drinnen, was haben wir zu erwarten, als den Anblick bürgerlicher Zwietracht und am Ende den Tod von der Hand eines Feindes, der wüthend über unſere Nation ergrimmt iſt?“

Und wenn tauſend Gefahren uns entgegentreten, nach Jeruſalem will ich; mein Schickſal knüpft ſich an das der letzten Feſte unſers gefallenen Volkes. Was kümmert's den, deſſen Glück vernichtet iſt, wie das meinige, wo er kämpft gegen die Menſchen und das Schickſal. Als ein Sohn Judäa's bin ich verpflichtet, ſeiner Sache mein Leben zu widmen, und jeder Blutstropfen, für eine andere vergoſſen, wäre Verrath am Andenken meiner Väter. Mit der Dämmerung ziehe ich gen Jeruſalem.“

„Du ſprichſt, wie ein Fürſt von Naphthali, aber ich darf dir nicht folgen. Mir iſt die Laufbahn des Ruhms abgeſchnitten, vielleicht kann ich noch etwas wirken, wenn ich die Flüchtigen ſammle, und die Verbindungen der Römer ſtöre. Aber nach Jeruſalem, obgleich jeder Stein ſeiner Mauer meinem

Herzen theuer iſt, darf mein ſündiger Fuß nicht wiederkehren. Furchtbares habe ich dort geſehen und gethan; mein Gemüth iſt noch zu voll von dem, was mich zum Wahnſinn getrieben. Onias iſt dort, der liſtige Heuchler und würde mich mit furchtbaren Geſichtern ſchrecken; dort ſind — noch Andere.“ Er ſchwieg, aber ſchnell gewann er ſeine Faſſung wieder und fuhr fort: „Ich hege keine Feindſchaft gegen Conſtantius, ja, ich ehre und achte ihn, aber mein Geiſt iſt noch zu aufgeregt, als daß ich ſeinen Anblick ertragen konnte. Fern von Allen, die ich gekannt, muß ich leben und ſterben.“

Er hüllte ſein Geſicht in ſeinen Mantel, aber in den Bewegungen ſeiner Geſtalt drückte ſich ſein großer Schmerz aus: er ſchritt vorüber in die Dunkelheit; ich wußte nicht, was er vorhabe und wartete lange auf ſeine Rückkehr; aber ich ſah ihn nicht wieder.

Über ſeinen Verluſt betrübt hatte ich mich kaum auf den Boden der Hütte, mein einziges Lager, niedergeworfen, als das Geſchrei der Dorfbewohner mich wieder aufſchreckte. Eine Abtheilung römiſcher Reiter, die gegen Jeruſalem zogen, war angelangt und wollte hier ihr Nachtlager nehmen. Die Landleute konnten keinen Widerſtand leiſten und verſuchten es auch nicht. Ich hatte nur noch ſo viel

Zeit, meiner Pflegetochter zu rufen, ſie ſollte aufſtehen, als unſere Hütte beſetzt und wir gefangen genommen wurden.

Es war dieß ein unerwarteter Schlag; doch bei näherer Erwägung ſchickte ich mich gerne darein. Bei den Kriegsunruhen war das Reiſen völlig unſicher und ſelbſt eine Bedeckung zu erhalten äußerſt ſchwer. Die Nachzügler, die den Troß des Lagers bildeten, waren die ſchonungsloſeſten Räuber; da wir nun aber dieſer Abtheilung von den Legionen in die Hände fielen, ſo hatten wir wenigſtens ein ſicheres Geleit, ich konnte wichtige Nachrichten über den Stand ihrer Angelegenheiten einziehen und war ich einmal im Angeſichte der Stadt, ſo konnte ich leichter als Gefangener aus den römiſchen Linien fliehen, denn als Feind ſie paſſiren.

Mit Tagesanbruch ſetzten ſich die Reiter wieder in Marſch, und gegen Abend ſahen wir am Horizont die Berge, welche Jeruſalem umgaben. Überall ſahen wir deutliche Spuren, daß wir uns dem Mittelpunkt des Kampfes nähern: denn überall waren Fruchtbäume umgehauen, Kornfelder niedergetreten, die Gärten verwüſtet und die Häuſer niedergebrannt. Weiterhin kamen wir durch das Lager der Bundesgenoſſen, Barbaren aus allen Theilen des großen Reiches.

Für den Krieger civiliſirter Nationen iſt der

Krieg ein neuer Zuſtand des Daſeyns, für den Barbaren aber nur eine andere Art ſeines täglichen Lebens. Er braucht ſich dabei nicht von ſeinen früheren Gewohnheiten zu trennen und findet nur noch mehr Spielraum für ſeine Sorgen und Vergnügungen. Wir ſahen die Araber, Germanen, Scythen und Äthiopier jagen, zechen, markten und ſich ſchlagen, wie in der Heimath. Die Horden brachten ihre Familien, ihr Vieh und ihren Handel mit ſich und hinter jedem Lager der Hülfstruppen traf man einen regelmäßigen Markt, wo Leute aller Art ſich einfanden; und im Felde trieben die Barbaren die Beluſtigungen der Heimath. Jäger verfolgten mit dem Falken wilde Tauben und Reiher, halbnackte Reiter rannten auf wilden, leichtfüßigen Pferden ohne Sattel und Zaum in die Wette; Einige ſchliefen unter den Palmbäumen, Andere ſchmückten ſich geſchäftig für die Schlacht, wieder Andere tanzten, ſpielten und tranken.

Als wir näher kamen, hörten wir das mannigfaltige Getümmel, das ſolche Horden immer bezeichnet: das Schmettern der wilden Hörner, wüthendes Geſchrei, den Schlachtruf der zur Verſtärkung heranrückenden Stämme, das Wehklagen der unzähligen Weiber, wenn die Verwundeten auf Wagen und Tragbaren zurückgebracht wurden, das barbariſche Geheul, wenn ein Häuptling gefallen war, das wilde Jubeln über gemachte Beute und das unaufhörliche Gewinſel der Gefangenen.

So zogen wir mehrere Meilen durch dieſe Horden und die römiſche Bedeckung vermochte uns kaum hinlänglich zu beſchützen. Die Barbaren umſchwärmten uns, ſchwangen ihre Speere über unſern Häuptern und verſpotteten uns oder ſtießen gräßliche Verwünſchungen aus.

Endlich hörte der Lärm auf und wir kamen in eine andere Gegend, wo alles Leben erſtorben ſchien und bald erreichten wir das römiſche Lager.

Die ſcheidende Sonne überſtralte die langen Reihen der Helme und Schilde; denn das Heer war ausgerückt, um vor Nacht die gewöhnlichen Übungen anzuſtellen. Die Tribunen ritten vor den Cohorten auf und ab und ließen ſie die unendlich mannigfaltigen, bewundernswürdigen Bewegungen ausführen, welche den römiſchen Heeren eigenthümlich waren. Alles geſchah ſchweigend, kein Laut wurde vernommen, als der abgemeſſene Schritt der Truppen und die Stimmen der Tribunen. Der Anblick hatte etwas Großartiges für das Auge des Kriegers, aber zugleich etwas Niederſchlagendes für den Vaterlandsfreund. Vor mir ſah ich die unwiderſtehliche Maſchine, welche die Stärke der berühmteſten Reiche gebrochen hatte und doch konnte ich wie einer, der das Ungewitter heranziehen ſieht, bei der Furcht, zerſchmettert zu werden, bewundernd die Herrlichkeit der Wetterwolke anſtaunen.

Als es dunkel wurde, zollten die Legionen der ſcheidenden Sonne ihre Verehrung, ein Gebrauch, den ſie in ihren Feldzügen im Morgenlande angenommen hatten. Die Hörner und Flöten erklangen in ſanften Harmonien und mit feierlichem Geſang zogen die Krieger in ihre Zelte.

Ich erwachte bei Sonnenaufgang; aber war ich in einem Zauberlande? Ich ſah mich nach dem unermeßlichen Lager um — es war verſchwunden; einige wenige Krieger, welche die auf dem Felde ſchlafenden Gefangenen zuſammentrieben, waren der ganze Überreſt des Heeres. Unſere Wache erklärte uns das Räthſel. Ein Angriff auf die Verſchanzungen, bei welchem die Belagerer mit bedeutendem Verluſt zurückgeſchlagen worden waren, hatten Titus beſtimmt, ſeine ganze Macht zum Stürmen zu verwenden. Die Truppen bewegten ſich mit ihrer gewöhnlichen Stille; ſie waren ſchon jenſeits der Berge, und die Gefangenen ſollten ihnen folgen.

Aber wo war die Tochter Ananus? Ich hatte ſie in ein Zelt gebracht, in welchem ſich mehrere gefangene Frauen unſers Volkes befanden: das Zelt war abgebrochen und die Gefangenen fort. Da, wo es geſtanden war, waidete ſchon eine Heerde Schaafe, die ein römiſcher Soldat, müßig auf ſeinen Speer gelehnt, bewachte. Bekümmert über das Schickſal des ſchönen Mädchens folgte ich der Wache, in der Hoffnung, einige Nachrichten über das liebliche Kind einzuziehen, das, wie ich, dem Unglück verfallen ſchien.

Auf dieſem Zuge kamen wir beinahe über den ganzen Kreis der Berge, welche Jeruſalem umgaben und ſo hatte ich drei Tage lang erwünſchte Gelegenheit, die Macht, mit welcher wir es zu thun hatten, in Augenſchein zu nehmen. Die Römer waren trefflich bewaffnet; nichts war überflüſſig, nur die Rüſtungen der Anführer zeugten von Prachtliebe; die Helme, Panzer und Schwerter waren bei vielen mit Gold und Silber eingelegt und die höheren Befehlshaber ritten reichverzierte Roſſe, die ſie um ungeheure Preiſe gekauft hatten.

Der gemeine Soldat ſetzte etwas darein, Schild und Helm blank zu haben; im Dienſt waren beide bedeckt; aber ein herrlicher Anblick war es an Feſttagen, wo Befehl gegeben wurde, die Hüllen wegzunehmen. Die vielen Fahnen erhöhten dann noch die Pracht; jedes Sinnbild aus der Mythologie, jedes Thier, jedes denkwürdige Ereigniß aus der Kriegsgeſchichte Rom's war in dieſelben eingewoben.

Bei ihrer Art, ſich zu bewegen, entwickelte ſich dieſe Pracht in ihrem ganzen Umfange. Der Hauptgrundſatz der alten Kriegskunſt war die Zuſammendrängung der Kraft; Alles geſchah durch einen gewaltigen Stoß. Die Form, in welcher die größte Macht gegen die feindlichen Reihen getrieben werden konnte, war das Geheimniß des Sieges; die italieniſche Einbildungskraft, durch griechiſche Wiſſenſchaft erleuchtet und durch Kriegserfahrung befruchtet, ſuchte dieß aufzufinden, und bei ihren Ubungen entfalteten die Legionen alle Formen, in welche ein Heer gebracht werden kann.

Die Römer ſuchten immer große Schlachten zu ſchlagen; das Unbedeutendere überließen ſie ihren Bundesgenoſſen und behielten ſich ſtolz den Hauptſchlag vor, durch welchen ein Reich gewonnen oder verloren wurde. Scharmützel und Überfälle verſchmähten ſie, weil es Sache der Diebe ſey, ſich heranzuſtehlen und das Schlachten nur Barbaren zukomme, dem Krieger aber ehrlicher Kampf zieme.

# Viertes Kapitel.

Am Abend eines heißen Tages erreichten wir endlich unſern Poſten auf dem Berge Scopas, ſieben Feldwegs von Jeruſalem. Schmerzliche Erinnerungen tauchten in mir auf; von dem Orte, wo ich mich, von einer Menge Gefangener umgeben, niederwarf, mit dem Wunſche, daß dieß mein letzter Athem ſeyn möchte, hatte ich einſt auf das Heer der Unterdrücker nieder geblickt, wie es in meine Schlinge ging und frohlockt über meinen ſichern Ruhm und die Herrlichkeit des Landes. Aber jetzt trug Alles nur die Spuren der Verheerung, die ländliche Schönheit der Ebene war dahin. Die unzähligen Gartenhäuſer und Sommerwohnungen der jüdiſchen Edlen, von Weinbergen und duftendem Gebüſch umgeben, waren der Erde gleich gemacht und die Gärten in Wüſten verwandelt, welche Verſchanzungen und Gräben in allen Richtungen durchſchniten. In der Mitte erhob ſich der große, römiſche Wall, welchen Titus, nachdem er die Hoffnung aufgegeben, die Stadt mit ſtürmender Hand zu nehmen, hatte aufwerfen laſſen, damit die Juden keine Zufuhr oder Verſtärkung an ſich ziehen konnten, eine furchtbare Schranke, innerhalb deren der Tod ſein Pannier aufgeſchlagen hatte.

Ich ſah Jeruſalem nur in ſeinem Todeskampfe. Andere haben die Geſchichte dieſer denkwürdigen Belagerung aufgezeichnet; ich durfte nur die letzten gräßlichen Tage eines lange ſchon ſinkenden Daſeyns ſehen, das endlich unter Schreckniſſen erloſch, die menſchliche Gedanken nicht faſſen.

Ich kannte ſeine Thorheiten, ſeine Undankbarkeit, ſeine Verbrechen, aber die Anhänglichkeit an die Stadt David's war tief gewurzelt in meiner Seele. Ihre hohen Vorrechte, die erhebende Erinnerung an die Männer, die hier gewaltet, an die Weiſen, die Krieger und Propheten, die Lichter der Welt, gegen welche die gerühmte Erleuchtung der Heiden Finſterniß war, füllten meinen Geiſt mit tiefer Ehrfurcht; ich liebte ſie damals, ich liebe ſie noch.

Mein Blut mit dem meines untergehenden Volkes zu miſchen war der erſte Wunſch meines Herzens; aber ich wurde ſtreng bewacht; man kannte meinen Rang und während dieſer mir Auszeichnung verſchaffte, veranlaßte er zugleich, daß ich mit doppelter Wachſamkeit gehütet wurde; ich dachte jedoch nur darauf, zu entkommen. Unterdeſſen aber ſah ich, daß die Circumvallationslinie der Römer ſich immer mehr ihrem Schluſſe näherte, und war dieſe einmal vollendet, ſo war eine unüberſteigliche Schranke zwiſchen mir und der Stadt gezogen.

So hatte ich, nachdem ich die Fortſchritte dieſes verhängnißvollen Walles lange betrachtet, mich endlich niedergelegt, als mich um Mitternacht ein Ungewitter weckte. Der Blitz zerſchmetterte den alten Thurm, in dem ich gefangen ſaß und ſo lag ich unter Ruinen; zu entkommen ſchien unmöglich. Wegen des Sturms, der die feſteſten Mauern erſchütterte, wurden die Zelte des Lagers abgebrochen; eine Abtheilung Fußvolk zog an mir vorüber, um die Truppen in den Verſchanzungen zu verſtärken, wenn etwa während des Ungewitters ein Ausfall gemacht werden ſollte. Ich ſchloß mich an ſie an; die Nacht war ſchrecklich: die leuchtenden Blize führten uns durch die Linien, aber die Verſtärkung langte zu ſpät an, denn die Belagerten hatten bereits den Wall erſtiegen und arbeiteten an ſeiner Zerſtörung. Angriff und Vertheidigung waren verzweifelt. Die Nacht war rabenſchwarz und nur das Waffengeklirr verrieth mir, daß Menſchen um mich ſezen.

Ein Blitzſtral ließ mich gewahren, daß ich am Fuß des Walles angelangt war. Durch ihre angeborene Heftigkeit fortgeriſſen, ſtürzten ſich die Belagerten in Haufen herab; ihr Anführer, der ſie anfeuerte, wurde von einem Wurfſpeer getroffen, und fiel. Dieſer Anblick ermuthigte den Feind; ich ſah, daß ich jetzt oder nie entkommen könnte, eilte vor und rief meinen Namen. Der verwundete Anführer ſtieß einen Schrei aus, den ich wohl kannte; ich hob ihn vom Boden auf; ein rieſiger Centurio ſprang auf mich los und faßte mich am Mantel; durch meine Bürde erſchwert, konnte er mich leicht zurückreißen; ſein Schwert blitzte über meinem Haupte. Da verſetzte ich ihm mit einem Stein, meiner einzigen Waffe, einen furchtbaren Schlag an die Stirn, das Schwert entfiel ihm; ich ergriff es und ſprang, von meinen jubelnden Landsleuten begrüßt, mit der herrlichen Trophäe im Arm über die Verſchanzung — ich hatte Conſtantius gerettet.

Jeruſalem neigte ſich ſeinem Ende entgegen; kaum konnte ich den Weg durch die Ruinen finden. Die großen Gebäude waren durch Brand oder die Angriffe der verſchiedenen Partheien zerſtört, die Denkmale unſerer Könige und Stämme lagen zerſtümmelt zu meinen Füßen; alle ausgezeichneten Männer der früheren Zeit waren umgekommen und diejenigen, die ſich zu höheren Poſten aufgeſchwungen, hatten einen gefährlichen Standpunkt. Aber die furchtbarſte Veränderung war die, welche die Stimmung des Volks erlitten hatte.

Eine Staatsumwälzung kann die Quelle der öffentlichen Wohlfahrt werden, aber eine Reihe großer politiſcher Veränderungen iſt für den Staat wie für den Einzelnen verderblich: das Ehrgefühl erſtirbt in dem Drang perſönlicher Leiden, die Menſchlichkeit bei dem ſtündlichen Anblick von Gewaltthaten und die Religion kann nicht mehr beſtehen, wo der Fromme ſo oft das Opfer des Laſterhaften wird. Gewalt und Laſter ſtellen ſich bei einem Kampf der Leidenſchaften bald als natürliches Werkzeug des Sieges dar und unerbittliche Grauſamkeit gewinnt die Oberhand, ſo lange Selbſtſucht, die Mutter des Verraths, Raubs und Mords an der Tagesordnung iſt: dann geht ein Volk zu Grunde oder wird in Wahnſinn und Elend, ein Gegenſtand des Schreckens, hinausgeſtoßen, um das Übel in der Welt zu verbreiten.

Die eigenthümlichen Züge des Volkes waren verwiſcht: die angeborene Lebendigkeit im Angeſicht war noch vorhanden, aber durch Wildheit verſchleiert. Ein Haufe Menſchen umgab mich, in deren jedem ich einen Mörder ſehen mußte; in dem flammenden Auge lauerte Grauſamkeit, die Wangen errötheten und erbleichten wie der vom Gedanken der Verzweiflung. Eiliges Zuſammenrotten, ſchnell entſtandener Streit und laute Läſterung ſagten mir, daß die Wuth, der letzte Fluch, die Einwohner Jeruſalems ergriffen habe. Kaum Einer ging an mir vorüber, von dem ich hätte nicht ſagen konnen, er kommt vom Mord, oder er geht zum Mord. Aber noch deutlichere Beweiſe traten mir entgegen; ich ſah Männer beim traulichen Gruße auf der Straße morden, am lichtem Tage Häuſer anzünden nnd verbrennen, während die Bewohner vergebens um Hülfe ſchrien, Hunderte im Aufruhr erſchlagen, deſſen Veranlaſſung Niemand kannte. Die Straßen waren mit zertrümmertem, koſtbarem Geräthe bedeckt, die man bloß aus Luſt, zu verderben, aus den Häuſern der Großen geſchleppt hatte, und — ein noch ſcheußlicherer Anblick — unbegrabene Leichname und Gebeine lagen umher, die an der Sonne bleichten oder von Hunden zernagt wurden.

Jeruſalem war, während die römiſchen Sturmböcke ſeine coloſſalen Mauern erſchütterten, in drei Partheien getheilt. Drei Heere bekämpften ſich Tag und Nacht in der Stadt, die Straßen wurden untergraben, Häuſer zertrümmert, Getreidevorräthe verbrannt, Brunnen vergiftet, Steine von den Dächern auf die in den Straßen herabgeworfen. und ſo brauchten die Römer unr geduldig zu warten, um ohne Schwertſtreich die Stadt zu gewinnen.

Ein Fremdling wanderte ich durch Jeruſalem; nirgends ſah ich ein bekanntes Geſicht. Beim Beginne des Kriegs hatten viele Vornehme, vorausſehend, was kommen würde, die Stadt verlaſſen, und ſpäter erhielten viele Andere durch meinen Sieg über Ceſtius, wobei der Feind zurückgeworfen wurde, Gelegenheit, ſich zu flüchten. Man bemerkte, daß es meiſtens Chriſten waren, die damals ſich entfernten und eine Weiſſagung ihres Meiſters ſollte ſie dazu veranlaßt haben. Gewiß iſt, daß von ihnen, und ſelbſt von unſern Prieſtern und Schriftgelehrten, nur wenige blieben. Sie erklärten, daß das von Gott durch Moſes gedrohte Unglück hereingebrochen ſey, daß die Kreuzigung ihres Herrn das Maaß der Verbrechen voll gemacht habe und daß die Römer „das Volk, das mit Adlersſchwingen von den Enden der Welt herbeikomme,“ gegen die Nation heranziehen, die ſich mit dem Blute des Meſſias befleckt habe.

Das Wort des großen Propheten Israel's iſt in Erfüllung gegangen; furchtbar wüthete das Schwert und hieb Wurzeln und Zweige ab und von höherer Hand wurde das Verderben verhängt über den Thron David's. Und noch, nachdem beinahe zwei Jahrtauſende verfloſſen, ſtrömt die Fluth der Verheerung fort, keine Bergſpitze zeigt ſich, keine Taube kehrt zurück mit dem Oelzweig. Ewiger König, wird es ewig alſo ſeyn? willſt du gänzlich verwerfen die Kinder deſſen, den deine Hand führte aus dem Lande der Götzendiener? willſt du auf immer dein Antlitz verhüllen vor den Stämmen, die dein Diener Moſes durch die brennende Wüſte führte? willſt du das gebrochene Reich deines Dieners Israel nicht wieder erſtehen laſſen?

Doch wird nicht endlich die Fluth ſich ſenken, iſt nicht die Trompete bereit, deine Auserwählten zu rufen, erwarten nicht die gebrochene Stämme deinen Befehl, aus der Wüſte, vom See, vom Kerker herbeizueilen, wie das Licht aus der Finſterniß? Ich blicke zu den Sternen auf und denke: zahllos und herrlich, wie ſie ſind, ſoll deine Menge ſeyn, und dein Glanz, verlorenes Volk. Die Verheißung des Königs der Könige geht in Erfüllung, auf meine müden Knie niedergeworfen vernehme ich die Stimme um Mitternacht und harre weinend der Zeit, die kommen wird, wenn auch Himmel und Erde vergehen.

---

## Fünftes Kapitel.

Mein Erſtes war, nach dem Schickſal meiner Familie mich zu erkundigen. Von Conſtantius konnte ich nichts erfahren; denn ſeine ſchwere Wunden hatten ihn in einen ſolchen Zuſtand verſetzt, daß er Niemand erkannte. Viele Tage ſaß ich an ſeinem Lager und harrte ſehnſüchtig der Wiederkehr ſeines Bewußtſeyn's. In ſeinem Fieberwahn nannte er immer den Namen ſeines Weibes und der Uebrigen, die ich liebte; die rührenden Laute ſchnitten mir oft tief in's Herz, oft trieben ſie mich hinaus, in den Straßen Erleichterung zu ſuchen. Bei dieſen traurigen Wanderungen redete Keiner mich an, ich ſprach zu Keinem. Die Verwandten, die ich unter dem Befehle meines tapferen Sohnes gelaſſen hatte, waren erſchlagen oder zerſtreut, und in der

Nacht, wo ich ihn mit dem angeſtammten Muthe kämpfen ſah, hatten ihn die Männer, die er an den Wall führte, wegen ſeiner Unerſchrockenheit zu ihrem Anführer gewählt.

Die großen Parteien waren jetzt zu zweien zuſammengeſchmolzen, aber im Kampfe war ein großer Theil des Tempels abgebrannt; die herrlichen Gemächer der Prieſter lagen in Aſche, die Hallen, welche den Tempel umgaben, waren niedergeſtürzt oder dem Wetter bloß geſtellt, das jetzt, ein Zeichen des zürnenden Himmels, beſtändig unfreundlich war. Gewaltige Stürme erſchütterten die Stadt, Blitze entzündeten die Häuſer, Wolkenbrüche überſchwemmten die Straßen und mitten im Frühling trat unerwartet ſtrenge Winterkälte ein.

Doch war der Muth des Volkes noch nicht gebrochen; die Mauer, die uns alle Hülfe von außen abſchneiden und die Flucht unmöglich machen ſollte, wurde angegriffen, und wenn auch Tauſende die Wahlſtatt mit ihren Leichnamen bedeckten, ſo ſtürzten ſich doch wieder Andere ihnen nach in die römiſchen Speere. Dieß geſchah Alles freiwillig; denn alle Kriegszucht hatte längſt aufgehört. Bei den wüthenden Bürgerkriegen und der durch die Belagerung entſtandenen Noth hatten die Namen Johannes von Giscala und Simon, ſo einflußreich ſie in der früheren Zeit des Krieges waren, ihre

Kraft verloren; keine Anführer wurden anerkannt, als Haß gegen den Feind, eiſerne Ausdauer und der Entſchluß, den Fall Jeruſalem's nicht zu überleben.

Bei dieſem wüthenden Kampfe theilte ich das Schickſal der Uebrigen, handhabte den Speer, und kämpfte und wachte, ohne an Auszeichnung des Ranges zu denken. Meine Kriegserfahrung und meine perſönliche Stärke, die mich bei den Angriffen nicht unwichtige Dienſte leiſten ließen, beſtimmten meine Krieger oft, mir den Oberbefehl anzubieten; aber der Ehrgeiz in mir war erloſchen. — Eines Tages ſaß ich in ſchmerzliche Gedanken verloren an Conſtantius Lager, als ich ein allgemeines Geſchrei vernahm. Anfänglich glaubte ich, der Feind habe die Thore erſtürmt; ich nahm das Schwert herab und bereitete mich zum Tode. Mit dem ſichtbaren Zeichen der Verzweiflung eilte die Menge durch die Straßen, rang die Hände, zerſchlug ſich die Bruſt, raufte ſich das Haar und ſtreute ſich Staub und Aſche auf das Haupt. Ein Haufe Prieſter kam wehklagend vom Tempel herab; *das tägliche Opfer hatte aufgehört!* Die Belagerung hatte die Mittel dazu erſchöpft, die Opferthiere konnten nicht mehr herbeigeſchafft werden und das Volk mußte umkommen, ohne Verſöhnung. Dieß war der letzte Schlag, die Erklärung des Urtheils, das Siegel der Verdammung. Jeruſalem war verloren!

Durch dieſes verhängnißvolle Zeichen übermannt, kehrte ich traurig in mein einſames Gemach zurück, wo ſprachlos und ſchwach das edelſte Geſchöpf lag, das in Jeruſalem athmete, als ein neuer Strom des Volkes mich auf die Seite drängte, mit dem Rufe: „der Prophet, der Prophet, wehe der Stadt David's!“

Heulend ſtürzte die Menge heran, in ihrer Mitte ein Wahnſinniger, der mit unbeſchreiblicher Wildheit tanzte und Gebehrden machte, unter dem beſtändigen Rufe: „Wehe — wehe — wehe!“ den er mit herzzerſchneidendem Tone ausſtieß. Von Zeit zu Zeit blieb er ſtehen, ſtrafte das Volk mit ſtachelnden Worten wegen ſeiner Vergehen, fing dann wieder an, ſein Wehe auszurufen und eilte weiter.

Endlich kam er mir gegenüber und ſeine Züge fielen mir als bekannt auf; aber es lag ein ſeltſamer Ausdruck in ihnen, Begeiſterung mit thieriſcher Wuth verſchmolzen. Das Auge flammte feurig unter den dichten Brauen, ſeine Naſe ſchnaubte, und jede Muskel ſeines elaſtiſchen Körpers bewegte ſich zitternd.

„Ho, ho, Fürſt von Naphthali, treffen wir uns endlich?“ rief er. Seine Züge verfinſterten ſich und eine Thräne hing in ſeinen Wimpern.

„Ich habe ſie gefunden meine Schöne, meine Braut, ſie ſaß im Kerker; der Siegelring, den ich dem Schurken vom Finger zog, war eine Goldgrube werth; denn er öffnete die Thore zu ihrem Gefängniß. Komm, Bräutchen." Mit dieſen Worten faßte er ein bleiches Geſchöpf mit ſchönen, aber verſtörten Zügen bei der Hand und führte es gegen mich. Das Mädchen ſtand ſtumm, wie eine Bildſäule. Mitleidig ergriff ich ihre Hand, während die Menge neugierig ſich um mich drängte; jetzt entſann ich mich wieder des Iſraeliten Sabat und ſeiner Geſchichte.

„Sie iſt wahnſinnig," ſprach Sabat und ſchüttelte traurig den Kopf mit einem Blick auf die verwelkte Geſtalt an ſeiner Seite. „Welten vermöchten nicht, ihr die Vernunft wieder zu geben; Alles hat ſeine Zeit." Er ſeufzte und warf einen Blick gen Himmel. „Ich habe Tag und Nacht bei ihr gewacht," fuhr er fort, „bis ich ſelbſt wahnſinnig geworden bin; aber die Welt wird ein Ende nehmen und dann wird Alles gut ſeyn. Komm" Weib, wir müſſen gehen. Dieſe Nacht geht Seltſames vor in der Stadt und draußen; man wird ſchmauſen und trauern, man wird Blut und Thränen vergießen; dann kommt der Hunger — dann kommt das Feuer — dann kommt das Schwert — und dann iſt wieder Alles ruhig und auf immer.

Aber der Himmel iſt mächtig; dieſe Nacht werden Wunder geſchehen; hüte deine Mauern wohl, Volk der verlorenen Stadt; dieſe Nacht werden Zeichen geſchehen. Laßt Niemand ſchlafen, als die im Grabe ruhen. Fürſt von Naphthali, haſt du auch geſchworen, wie ich, zu ſterben?“ Er hob ſeine knocherne Hand auf und fuhr fort: „Kommt herab Blitze, komm' herab Feuer, die Rache ſchreit auf vom Tempel. Höre, verlorenes Volk, höre, Nation des Unglücks, die Trompeten der Diener des Zorns. Wehe — wehe — wehe!“

Dieſe Worte ſprach er mit wohltönender, aber wehmüthiger Stimme, machte ſeltſame, ſchreckliche Gebehrden, winkte dann der Frauengeſtalt, die ihm willig folgte, und verſchwand unter der Menge. Noch lange horte ich ſein Wehe — wehe — wehe durch die Straßen heulen und glaubte die Stimme des Engels der Vernichtung zu hören.

Der ſiebzehnte Tag des Monats Thamuz, der in der Leidensgeſchichte Israel's ewig denkwürdig bleiben wird, war der letzte des täglichen Opfers. Trauer und Furcht herrſchte in der Stadt, und die Stille der Nacht unterbrach das Wehklagen der Menge. Ich zog mich in mein Gemach zurück und machte mir mit den Vorbereitungen für die Tempelwache zu ſchaffen, um die niederſchlagenden Gedanken, die mich zu übermannen anfingen, zu entfernen. Aber als ich umherſah in dem Zimmer und bedachte, was ich geweſen, und der Pracht in meinem Pallaſte mich erinnerte und der Lieben, die mich dort umgaben, fühlte ich mein Herz krank.

Die kalte Luft, die durch die verfallenen Wände blies, der Waſſerkrug, das ſparſame Brod, der bleiche Lampenſchein, das ſchmutzige Bett, auf welchem ſchwach bis zum Tode ein Vaterlandsfreund und Held lag, übermannte mich; ich warf das Schwert weg und ſetzte mich mit dem Entſchluſſe nieder, hier zu bleiben, bis der Tod käme, oder der finſtere Rachegeiſt, der mich verfolgte, ſeinen Willen hätte.

Die Nacht war ſtürmiſch und der Wind heulte durch die verlaſſenen Zimmer des Gebäudes; aber nur die Leiden des Gemüthes ſind die wahren Leiden, und daß mir der Wind die Locken in's Geſicht warf und kalt durch meine zerriſſenen Kleider ſauste, erſchien mir als natürlich.

Ich ſaß an dem Bette, feuchtete Conſtantins die glühenden Lippen mit Waſſer und reichte ihm den letzten Biſſen Brod, als ich ihn zu meiner Freude zum erſten Male artikulirte Laute von ſich geben hörte. Ich lauſchte angeſtrengt, um zu vernehmen, was er ſpräche; ſeine Worte waren ein Gebet; er betete zum Gott der Chriſten.

Ich wandte mich ab, weil ich jetzt auf einmal von ſeinem Glauben überzeugt war; aber bald lauſchte ich wieder. Er flüſterte kaum hörbar, aber ſeine Worte waren der Erguß eines glühenden Herzens; ſeine Augen waren geſchloſſen, und meine Gegenwart nicht ahnend, ſprach er von Dingen, die ich nur unvollkommen oder gar nicht kannte, von Blut, das für die Sünden der Menſchen vergoſſen, von einem herniedergeſtiegenen Geiſte, um den Dienern des Himmels den Weg zu zeigen, von der unausſprechlichen Liebe, die den Sohn Gottes qualvoll dem Tode hingegeben zur Verſöhnung für die ſündigen Menſchen; er nannte die uns beiden theure Namen und betete für ihr Wohl, wenn ſie noch am Leben wären, oder für das Wiederſehen jenſeits des Grabes.

In heiliger Scheue wartete ich, bis ich an ſeinen Lippen ſah, daß er nicht mehr betete, und fragte ihn dann nach meiner Familie. Aber mit dem Gebet war der lichte Augenblick vorüber, der Schleier war wieder über ſeine Sinne gezogen und ſeine Antworten klangen unverſtändig.

Aber die Hoffnung ſeiner Wiedergeneſung erleuchtete meine Nacht; mein Geiſt, von Natur elaſtiſch, entledigte ſich ſeiner Bürde. Ich nahm das Schwert auf, drückte meinem edlen Leidensgefährten die kalte Hand und ſchickte mich an, in den Tempel zu eilen.

Der Sturm hatte ſich zum Theile gelegt, und der Mond, mit Wolkenmaſſen kämpfend, die der Wind ſchnell vorüberjagte, ſtand hoch am Himmel. Aber der Boden war überſchwemmt und ſchneidend blies der Wind durch meine Lumpen.

Ich hatte durch die Straßen der oberen Stadt zu gehen, und ihr Anblick ſtimmte zu dem Düſteren der Stunde. Große Mauern und Strebepfeiler von verbrannten und eingeſtürzten Häuſern ſtanden noch und erſchienen bei dem bleichen Lichte wie rieſige Geſpenſter; ſo weit das Auge reichte, erſtreckten ſich die Ruinen; von einigen ſtieg noch Rauch auf, andere hatte der Sturm erſt niedergeworfen. Die Palläſte der Stammhäupter, einſt der Schauplatz königlicher Pracht, waren ohne Dächer und Fenſter, das Licht ſchien durch die Spalten und der Wind heulte ein Grablied durch die verlaſſenen Hallen. Nur wenige Menſchen begegneten mir, denn das Schwert und der Hunger hatten die einſt zahlloſe Bevölkerung furchtbar geſchmälert. Hin und wieder ſchreckte ich einen Geier von ſeinem Fraße auf, oder ſtarrte mich ein Unglücklicher, der einen Biſſen gefunden, mit hohlen Augen an, wie der Wolf den andern, der ihm die Beute rauben will, oder zeigte mir eine Kinmernde Lampe im Winkel einer Ruine Mörder und Räuber, die ihren ſchändlichen Gewinn berechneten und mit gezogenem Dolche zechten und ſich ſtritten. Haufen von Gebeinen, die an der Luft bleichten, waren die Denkmale der gebrochenen Tapferkeit meiner Landsleute, und es war mir in der drückenden Atmosphäre, als wandelte ich in einem Grabmale.

Mühſam ſchleppte ich mich über dieſen Schauplatz des Elendes und Todes, der nicht ſowohl den Straßen einer Stadt glich, als den felſigen Schluchten eines durch Blitze und Erdbeben erſchütterten Berges.

Auf der Spitze des Berges fand ich eine Menge Unglücklicher, die, mich wie, Glaubenseifer hieher getrieben hatte, den Tempel gegen Entheiligung zu ſichern, der er jetzt nächtlich ausgeſetzt war. Parteiwuth hatte die Religioſität des Volkes längſt ſchon erſtickt; man hatte ſich im Tempel Schlachten geliefert, und viele Leichname bedeckten den heiligen Boden. Aber welche Bande war hier verſammelt? Unglückliche, durch Wunden erſchöpft und ausgehungert, wankten umher, lagen wie todt am Boden oder ſammelten ſich in kleinen Truppen in den zerſtörten Säulengängen und brüteten Verzweiflung.

Ich ſchützte mich hinter den halbniedergeſtürzten Säulen des großen Thores gegen den ſchneidenden Wind und war in jene Erſtarrung geſunken, die Körper und Geiſt gleich betäubte, als ich kriegeriſche Muſik und die Tritte vieler Menſchen vernahm. Ich ſprang auf und ſah, daß meine unglücklichen Gefährten unſerem Poſten auf dem Mittelpunkte des Berges Moria zuſtrömten, wo man nach allen Seiten eine unermeßliche Ausſicht hatte. Eine wachſende Flamme ſtieg vom Thal auf und beleuchtete die Circumvallationslinie; Zimbeln und Trompeten erklangen. Die Flamme eilte ſchnell vorwärts, und den Wall umkreiſend beſchien ſie die Helme und Lanzen der Reiter; eine Menge Bogenſchützen zogen der Reiterei voran, an deren Spitze der römiſche Feldherr mit den höheren Befehlshabern ritt. In dieſer Nacht war der Wall fertig geworden und Titus umzog ihn im Triumphe. Jeder Reiter trug eine Fackel, und ſtarke Abtheilungen Fußvolks mit Lampen und brennbaren Stoffen auf ihren Lanzenſpitzen folgten. Das Ganze hatte, wie es ſich über den unebenen Boden hinbewegte, das Anſehen einer gewaltigen Schlange, welche ſich in unzähligen Wendungen um die rettungslos verlorene Beute ſchlingt.

Aber die Pracht unten und das Elend, das uns umgab, reizte unſere Wuth, und als Titus mit ſeiner Truppe an den Fuß des Tempelberges gelangte, ſtießen wir Alle einen Schrei des Entſetzens aus. Der Feind vernahm ihn, und das plötzliche Zuſammenrücken ſeiner Truppen zeigte ſeine Beſorgniſſe; er hatte den Muth der Juden zu lange kennen gelernt, als daß er die Folgen ihrer Verzweiflung nicht hätte fürchten ſollen.

Und Verzweiflung war es, wild und unbezähmbar. Ich ſprang vor und rief: „Wer unter euch bereit iſt, ſein Leben für das Vaterland zu wagen, der folge mir.“

Bis auf die letzte Stunde war der Jude Krieger; Alle griffen zu den Speeren und eilten den Berg hinab. Als wir an der äußeren Stadtmauer angekommen waren, hielt ich ſie an, bis ich mich von dem Stand des Feindes unterrichtet hätte. Titus war mit ſeinem Zuge gerade in der Nähe des Brunnenthores, wo der Boden, weil er größtentheils in Gärten abgetheilt war, der Reiterei Schwierigkeiten darbot. Ich öffnete das Thor und wir zogen dem Walle entgegen. Die Schildwachen, deren Aufmerkſamkeit auf den Prachtaufzug gerichtet war, ließen uns unbemerkt heranziehen; wir erſtiegen den Wall, warfen Alles vor uns nieder und ſtürzten uns auf die Reiterei.

Die Tapferkeit der Legionen konnte gegen unſern wüthenden Angriff nicht Stand halten, unſere wilden Geſichter und unſere nackten Geſtalten ſchienen bei dem ungewiſſen Fackellicht kaum menſchlich; Mann und Roß wurden den Abhang hinabgeſtürzt, die Ankunft friſcher Truppen vergrößerte nur die Verwirrung, ihre Fackeln zeigten uns, wohin wir unſere Speere und Pfeile zu richten hatten, jedes Geſchoß traf, und jeder Römer, der fiel, gab einem Juden neue Waffen. Der Kampf wurde mörderiſch, und ſchonungslos verwundeten wir die Reiter der kaiſerlichen Leibwache durch ihre Panzer, während ihre langen Lanzen nutzlos waren.

Das Terrain gab uns unberechenbare Vortheile, denn die Reiter konnten nicht über die Gartenmauern ſetzen, während wir leicht darüber wegſprangen. Wir wateten im Blute; mit jedem Schritte trat ich auf Pferde oder Verwundete; Helme und Schilde, Lanzen und Rüſtungen lagen haufenweiſe umher, und bald färbte ſich der Strom mit dem Blute der ſtolzen Legionen.

Endlich ließen mich plötzliche Trompetentöne und lautes Geſchrei der Feinde die Meinigen auf einen gewaltigen Angriff vorbereiten. Eine Truppe Reiterei ſprengte heran; eine tapfere Geſtalt, die, mit dem Helme in der Hand, ſie ermuthigte, ritt voran; ich führte meine erſchöpften Krieger von dem freien Felde, wohin ſie der Eifer verlockt hatte, zurück, ſtellte ſie hinter einem Wall gefallener Römer auf und erwartete ſo den Angriff.

Er kam mit Blitzesgewalt. Die mächtigen Roſſe der kaiſerlichen Leibwache ſetzten über unſern Wall weg und traten uns nieder, wie Stoppeln. In einem Augenblicke lagen wir unter ihren Füßen; aber gerade die Menge der Feinde rettete uns; in dem engen Raume konnten ſich ihre Pferde nicht bewegen; die Finſterniß begünſtigte unſere Flucht wie unſern Angriff, und ſelbſt auf dem Boden liegend durchbohrten wir Roß und Reiter mit unſern Meſſern.

Die Reiterei wich endlich; aber der römiſche Feldherr, von dem heldenmüthigen Geiſte beſeelt, welcher durch Niederlage nur entflammt wird, warf ſich unter die entmuthigten Truppen und ermahnte ſie durch Worte und Gebehrden, ihre Ehre wieder einzulöſen; nach kurzer Rede ſetzte er ſich an ihre Spitze. Ich las mir ihn aus, als ich ſeinen goldenen Adler bei'm Fackelſcheine glänzen ſah. Vespaſian's Sohn gefangen nehmen wäre hundert Leben werth geweſen. Titus war wegen ſeiner Geſchicklichkeit in Lenkung des Pferdes und Handhabung der Waffen berühmt, und unwillkürlich mußte ich der Gewandtheit, mit der er die Schwierigkeiten des Bodens überwand und Alles, was ſich ihm widerſetzte, niederwarf, meine Bewunderung zollen.

Unſere bunten Reihen wankten bereits, als ich meinen Namen rief und ihn zum Kampfe forderte. Er bog ſich über den Hals ſeines Pferdes, um den Gegner zu entdecken, und als er eine von Rauch geſchwärzte, zerlumpte Geſtalt vor ſich ſah, wandte er ſich mit verächtlichen Lachen ab, als unſer Hohngeſchrei ihn zurückrief. Er gab ſeinem Pferde die Sporen und rannte mit eingelegter Lanze auf mich los. Hätte ich den Stoß erwartet, ſo wäre ich verloren geweſen; ich ſprang daher auf die Seite, ſchleuderte mit voller Kraft den Wurfſpieß gegen ihn, und er drang durch ſeinen Schild; er taumelte, und die Römer, die ihm zu Hülfe eilten, ſtießen einen Schrei aus, als er ſie mit ſtolzer Gebehrde zurückwies, den durchbohrten Schild fallen ließ und ſich wieder zum Angriff rüſtete; aber das kaiſerliche Diadem ſollte nicht gegen ſo geringen Preis gewagt werden; die ganze Reiterei ſtürzte auf uns ein, hundert Hände riſſen mich zurück, und Titus wurde ſträubend fortgeführt.

In der Verwirrung wurde ich vergeſſen, ſchlüpfte durch das Gedräng und wurde von meinen Landsleuten, die mich bereits verloren gegeben hatten, als Sieger begrüßt. Sie verlangten nochmals anzugreifen; aber ich ſah, daß dieſe Nacht nichts mehr zu unternehmen ſey; der Kampf war im ganzen feindlichen Lager bekannt geworden, und bereits ſtrömten zahlloſe Truppen herbei. Ich ordnete daher den Rückzug an. Aber noch wurde in dieſer Nacht eine denkwürdige That ausgeführt.

Ich ließ einige hundert Lanzenträger gegen einen etwaigen ſchnellen Angriff außerhalb der Circumvallationslinie und befahl, trockenes Holz, Strauchwerk und Baumſtücke aus den Niederungen auf einen Haufen zuſammenzutragen. Man legte es an den Wall; ich legte eine Fackel an und bald ſtanden die Palliſaden und hölzernen Strebepfeiler in Flammen, die ſich ſchnell über den ganzen Kreis verbreiteten.

Die Römer ſtürzten in Haufen heran, um das Feuer zu löſchen; allein dieß wurde mit jedem Augenblicke ſchwieriger. Jeruſalem war aus dem Schlafe geweckt, und die ſeltſamſten Gerüchte, daß ein großer Sieg erfochten, Titus erſchlagen und das feindliche Lager erſtürmt ſey, ſteigerte den Muth des Volkes zu unbeſchränktem Vertrauen; jeder Jude, der eine Lanze, einen Pfeil oder ein Meſſer finden konnte, eilte an die Thore, und bald war der Raum zwiſchen den Mauern und dem Wall des Feindes von einem Heere ausgefüllt;

das bei dieſer Begeiſterung vielleicht keine disciplinirte Macht der Welt hätte beſiegen können.

Nichts vermochte jetzt den Wall zu retten; unzählige Fackeln, Reißbündel, Waffen und ſelbſt Todte wurden darauf geworfen. Tauſende, die zu anderer Zeit zurückgebebt wären, vergaßen die Furcht, ſprangen mitten in die Flammen, wühlten ſich, die brennenden Balken wegreißend, in's Herz der Verſchanzung und füllten die Höhlen mit Schwefel und Pech, oder warfen ſich unter die römiſchen Lanzenträger und tödteten einen Feind, ehe ſie fielen. Das Feuer warf ein furchtbares Licht auf das Blutbad, jede Stelle des Kampfplatzes, jede Gruppe der wüthenden Streiter und der niedergetretenen, entſtellten Todten trat deutlich hervor. Durch das unaufhörliche Praſſeln der Flammen, das Einſtürzen der Balken und das Kampfgeſchrei wurden die Ohren betäubt.

In dieſer Stunde erſchien eines der feierlichen Zeichen, die den Untergang Jeruſalem's verkündigten.

Das Gewitter, das ſich hin und wieder mit furchtbarer Gewalt entladen hatte, verzog ſich mit Einem Male und eine Lichtmaſſe wälzte ſich vom Horizonte in die Höhe. Jedes Auge feſſelte die

Erſcheinung; denn Alle hatten ein unnennbares Gefühl, daß die Vorſehung ein Zeichen geben würde. Der Kampf hörte auf; tiefes Schweigen trat an die Stelle des Getümmels, die bewaffneten Reihen blieben einander gegenüber ſtehen, Aller Augen waren gen Himmel gerichtet.

Das Licht erhob ſich bleich und zitternd wie ein Meteor an einem Sommerabend; aber oben breitete es ſich aus und wurde plötzlich ſo hell, daß es jeden Stern verdunkelte. Der Mond erbleichte, und das Himmelsgewölbe ſchien ſich zertheilt zu haben: denn es öffnete ſich die Ausſicht in eine ſtralende, unermeßliche Ferne. Während wir ſtaunend hinaufblickten, verwandelte ſich dieſer unendliche Raum in ein Schlachtfeld; Haufen ſtürzten in wildem Streite gegen einander, Reiter ſprengten heran und ſtarben unter den Hufen ihrer Pferde, Rüſtungen und Fahnen wurden niedergetreten. Endlich ſenkte ſich die Schlacht gegen die Erde herab, und von unausſprechlichen Empfindungen beſtürmt erkannten wir die Banner der Stämme. Es waren Juden und Römer, die für ihr Leben kämpften; die Geſichter der Streitenden wurden ſichtbar und jeder von uns erkannte oben ſein Ebenbild, und kein menſchlicher Sinn faßt, mit welcher Theilnahme wir jede Bewegung, jede Wunde dieſer unſerer Bilder beſchauten.

Das Licht erhellte den ganzen Horizont; man ſah die Legionen zum Kampf bereit vor dem Lager aufgeſtellt; jeder Helm, jede Lanzenſpitze warf den Schein zurück. Jedes Geſicht war ſtaunend gen Himmel gerichtet. Die Zelte, die ſich über die Berge hinzogen, die Haufen der Bundesgenoſſen und Gefangenen, die kleinen Gruppen der Landleute, die, durch das Getümmel aus dem Schlafe geweckt, ſich auf den Anhöhen geſammelt hatten — Alles war von dem Schimmer des übernatürlichen Lichtes übergoſſen.

Der wunderbare Kampf näherte ſich ſeinem Ende. Die Römer wichen und die Banner der Stämme flatterten ſiegreich über dem Felde; da erſt ließen menſchliche Stimmen ſich vernehmen und von der Stadt und der Ebene erhob ſich ein gewaltiges Siegesgeſchrei.

Aber unſer Stolz ſollte bald gedemüthiget werden; ein Donnerſchlag, der den Boden unter unſern Füßen erzittern machte, rollte am Himmel hin; die ſiegenden Haufen löſten ſich und flohen in Verwirrung über das Feld hin; ſie wurden verfolgt, aber nicht von den Römern; ein furchtbarerer Feind war ihnen auf den Ferſen; Feuerzungen, wie unzählige Lanzen, ſprangen ihnen nach, Wolke um Wolke ſenkte ſich herab, wie der Rauch aus einem gewaltigen Ofen; Feuermaſſen ſchoſſen ihnen glühend nach. Jetzt kam auch unter verdoppelten Donnerſchlägen das Himmelsheer herbei; Geſtalten von überirdiſcher Schöne, doch mit zornigem Antlitz, bewaffnete Söhne der Unſterblichkeit, die geflügelt herniederſchwebten mit Werkzeugen der Vernichtung, für welche die menſchliche Sprache keinen Begriff hat, feurige Wagen und Pferde zogen am Himmel hin; Flucht war vergebens; die Waffen entfielen dem jüdiſchen Haufen, ihre Krieger ſanken auf das wie Saphir glänzende Feld nieder. Aber noch verfolgte ſie das himmliſche Heer, bis ſie völlig verzehrt waren. —

Jetzt breiteten ſich zahlloſe Fittige aus, und nach vollendetem Werk der Rache erhob ſich das Engelsheer und es tönte, wie wenn der Sturm das Meer aufwühlt; Poſaunentöne und Donnerſchläge ließen ſich vernehmen, bis der Glanz in ungemeſſenen Fernen verſchwand.

Wir fühlten die furchtbare Warnung; unſere Kraft war durch den Anblick gebrochen, Verzweiflung faßte uns. Jetzt hatten wir das Schickſal Jeruſalem's geſehen; kein Sieg über Menſchen konnte uns von dem Verderben retten; Tauſende kehrten nicht wieder in die Stadt zurück, ſie fielen durch eigene Hand, oder warfen ſich nieder und ſtarben mit gebrochenem Herzen. Die Uebrigen flohen durch die dunkle Nacht, und die ganze Menge entfernte ſich geräuſchlos und ſchweigend, wie ein Geiſterheer.

## Sechſtes Kapitel.

In der tiefſten Niedergeſchlagenheit kehrte ich in die Stadt zurück, wo mich eine traurige Pflicht noch an's Leben feſſelte. Ich eilte in mein Haus; aber die Schlacht hatte uns ſo weit abgeführt, daß ich mich in einem Theile der unteren Stadt wieder fand, der beinahe ganz von Fremden und den ärmeren Bürgern bewohnt war.

Die Partei des Johannes von Giscala, die größtentheils aus den niedrigen Volksclaſſen beſtand, hatte ſich in der unteren Stadt verſchanzt, ehe ſie ſich des Berges Moria bemächtigte und einige verzweifelte Gefechte, die immer mit Brand endigten, legten den größten Theil dieſes nachläſſig gebauten Stadtbezirks in Aſche. Ich konnte Niemand finden, der mich durch dieſe Ruinen geführt hätte; denn durch die furchtbaren Zeichen vom Himmel geſchreckt, waren alle lebenden Weſen aus den Straßen geflohen. Die Nacht war ungewöhnlich finſter; kein Schein von der brennenden Verſchanzung, kein Feuer aus dem römiſchen Lager, keine Lampe aus den Häuſern erhellte die ſchwarze Dunkelheit, Leben und Licht ſchienen erloſchen.

Bald konnte ich nicht mehr weiter ſchreiten und hatte keine andere Wahl, als den Tagesanbruch zu erwarten. Allein da ich an Mühſeligkeiten gewöhnt war, ſo war mir dieſe Unbequemlichkeit ein Leichtes. Ich tappte mich an den Mauern hin an den Eingang eines Hauſes, das Schutz gegen die Nacht verſprach, warf mich in eine Ecke und ſuchte vergebens zu ſchlummern. Aber der Sturm, der ſich erhob, und der Regen, der auf mein Lager niederſtrömte, nöthigte mich, ein ſichereres Obdach zu ſuchen. Dieß war bei der allgemeinen Verheerung ſchwer und ich wollte wieder an die freie Luft hinaustreten, als ich durch eine Spalte im oberen Theil des Gebäudes eine Lampe ſchimmern ſah. Ich wollte anfangs darauf zugehen und um Beiſtand bitten, aber die ſteile Höhe, die ich hinanſteigen mußte, gab mir Zeit, zu bedenken, wie gefährlich es ſey, unvermuthet einzutreten, ohne zu wiſſen, wer hier verſammelt wäre.

Meine Geduld wurde nur kurze Zeit auf die Probe geſetzt; denn bald hörte ich leiſe einen Pſalm ſingen. Der Geſang ſchwieg, als folgte ihm ein Gebet; dann hob er wieder an, aber ſo ſchwach, daß man deutlich ſah, die Betenden fürchten, entdeckt zu werden. Die Töne ſchnitten mir durch's Herz. Zwiſchen Zweifel und Hoffnung kämpfend horchte ich; konnte ich mich nicht täuſchen? und wenn — wie bitter mußte die Entdeckung ſeyn. Ich ſetzte mich auf die Treppe nieder, um in dem eingebildeten Genuß zu ſchwelgen, ehe er mir entzogen würde.

Aber meine Beklommenheit würde ſich zum Wahnſinn geſteigert haben, wenn ich länger gewartet hätte. Ich ſtieg die wankenden Stufen hinan; auf halbem Wege fand ich eine Thüre, ſtieß ſie auf und rief laut. Nach einer langen Pauſe wurde weiter oben eine andere Thüre geöffnet; eine Geſtalt, in einen Mantel gehüllt, blickte zitternd herab und fragte, was ich begehre. Ueber ihr ſah ich zwei andere Geſichter und rief: „Mirjam!" Von Rührung überwältigt, fehlten mir die Worte; ich lebte nur in meinen Augen. Ich ſah Mirjam mit einem Freudenſchrei den Mantel abwerfen und die Treppe herabeilen; meine beiden Töchter folgten ihr auf den Flügeln der Liebe; die Thüre wurde geſchloſſen und ich ſank ihnen in die Arme.

Thränen, Ausrufungen und Blicke waren lange unſere einzige Sprache; mein Weib ſchlang ihre

Arme um mich und hing, ſchluchzend vor Freude, an meinem Halſe; meine Töchter ſanken mir zu Füßen, badeten meine kalten Hände in ihren Thränen, lächelten in ſprachloſer Freude zu mir herauf und weinten dann wieder. Sie hatten mich verloren geglaubt, ich wähnte ſie todt oder in einer Einöde, die das Wiederſehen dieſſeits des Grabes unmöglich machte. Meine Seele floß über; Worte vermöchten nicht die Freude zu ſchildern, die mich durckzitterte; ich weinte, ſchwach wie ein Weib; ich hielt meine Gattin und meine Kinder in einiger Entfernung von mir, um in dem Genuſſe ihres Anblicks zu ſchwelgen; dann wurden meine Augen trübe und ich ſchloß ſie an mein Herz und ſuchte ſchweigend meine Gedanken zu ſammeln und mich zu überzeugen, daß mein Glück kein Traum ſey.

Die Nacht ging unter gegenſeitigen Fragen hin. Bei meiner Gefangennahme in dem Kampf mit Ceſtius, wo ich, wie die Sage ging, gefallen war, wollten ſie nach Jeruſalem eilen und ſich Gewißheit verſchaffen. Durch das Vorrücken der Römer gegen Maſada wurde dieß unmöglich gemacht. Später ſchifften ſie ſich ihrer Sicherheit wegen nach Alexandrien ein und wurden von einem Sturme überfallen.

„Während dieſes Sturms," ſagte Mirjam und Schrecken malte ſich auf ihrem Geſichte, „hatten wir einen Anblick, der die Muthigſten unter uns erbleichen machte und noch jetzt furchtbare Bilder uns zurückruft. Es war eine ungewöhnlich finſtere Nacht; wir erwarteten, unſer Schiff, das den Tag über mit dem Sturm zu kämpfen gehabt hatte und ſehr beſchädigt war, würde vor Morgen ſinken, und ich war auf das Verdeck gegangen, nachdem ich mich auf dieſes Schickſal vorbereitet, als ich am Horizont eine Flamme ſah. Ich zeigte ſie den Seeleuten, aber die Furcht hatte ſie gelähmt und ſtatt dem Leuchtthurm, wofür ich es hielt, zuzuſteuern, überließen ſie das Schiff dem Winde. Ich beobachtete das Licht, zu meinem Erſtaunen ſah ich es näher kommen; es war ein großes Schiff, das in Flammen ſtand und gegen uns heraneilte. Jetzt erwachten die Seeleute aus ihrem Stumpfſinn; ſie waren wie Wahnſinnige und wußten ſich der Gefahr nicht zu entziehen.

„Mit furchtbarer Schnelligkeit rannte das brennende Schiff auf uns zu; als es näher kam, ſah man die Geſtalt eines Mannes auf dem Verdeck, der unverletzt mitten in den Flammen ſtand. Der ſyriſche Lotſe, bisher der kühnſte unter dem Schiffsvolk, ließ bei dieſem Anblick verzweifelnd das Steuer ſinken, zerraufte ſich den Bart und rief: wir ſeyen verloren. Auf unſere Fragen gab er keine Antwort, ſondern deutete nur auf das einſame Weſen;

daß, mehr einem Geiſte als einem Menſchen gleich, ruhig mitten im Feuer ſtand.

„Ich ſchlug vor, man ſollte verſuchen, den Unglücklichen zu retten, der Lotſe aber entſetzte ſich über dem Gedanken und erzählte uns endlich mit abgebrochenen Worten die Geſchichte.

„„Das Weſen, das wir im wahnſinnigen Mitleiden retten wollten, ſey ein Verfluchter,““ ſagte er, „„der um eines Verbrechens willen, welches zu groß ſey, als daß er unter andern Menſchen hätte bleiben dürfen, ausgeſtoßen und mit dem Weſen verdammter Geiſter angethan verurtheilt worden ſey, durch Waſſer und Feuer zu gehen und doch nicht verzehrt zu werden.‘“

Ich fühlte jedes Wort, als verzehre dieß Feuer mein Fleiſch; die Empfindung deſſen, was ich war und was ich ſeyn mußte, war mir Gift; dieſer Verabſcheute war ich, dieſer Unglückliche, von den Menſchen Ausgeſtoßene war ich, und ich hörte mein Urtheil von den Lippen, von welchen ich Troſt wider die Welt erwartete.

Ich zog den Mantel über mein Geſicht, um den Kampf zu verbergen, der ſich in demſelben ausdrückte, und ſchien zu horchen, aber meine Ohren wollten nicht hören. In meiner Verwirrung wollte ich kühn die Wahrheit geſtehen und ſo der Pein ewigen Schweigens mich entledigen, aber ich hätte durch dieſe Entdeckung den unſchuldig Leidenden das letzte Glück geraubt; ich bezwang den Aufruhr in meinem Innern und horchte wieder.

„Unſere Geſchichte ſcheint dich zu erſchöpfen,“ ſagte Mirjam; „doch es iſt ja vorüber. Nachdem uns das brennende Schiff lange verfolgt hatte, als wäre es beſtimmt, uns zu verderben, wurden wir endlich auf eine Klippe geworfen. Doch dieß rettete uns. Das Schiff war gegen das Land getrieben worden und die Küſte war ſo nahe, daß das Landvolk, durch die Flamme herbeigelockt, uns Alle retten konnte. Am Ufer angelangt, ſchloßen wir uns an einige Flüchtlinge, die von Maſada kamen, an und gelangten mit ihnen nach Jeruſalem, dem einzigen noch übrigen Zufluchtsort unſerer Nation.“

Um ſie von dieſem Gegenſtande abzuleiten, bezwang ich mich ſo weit, daß ich fragen konnte, wie ſie ſich während der Belagerung erhalten haben; aber Mirjam's Gedanken waren noch mit der Seefahrt beſchäftigt. Nach einigem Zögern, als fürchte ſie die Antwort, fuhr ſie fort: „Ein ſeltſamer Umſtand ließ mich an dem Schickſal des Mannes auf dem brennenden Schiff ein beſonderes Intereſſe nehmen; er ſchien auffallende Aehnlichkeit mit dir zu haben; ich rief daher ſogar deinen Namen, aber zum Glück für uns erhielt ich keine Antwort; denn als er uns näher kam, ſah ich ſein Geſicht veränderk, er warf einen Feuerbrand gegen unſer Schiff und ſtieg dann, weil er glauben mochte, uns verderbt zu haben, in einer Feuerſäule in die Höhe."

Die Erzählung hatte mich ſehr angegriffen; mein Urtheil war alſo der ganzen Welt bekannt, ein furchtbares Geheimniß, das ich in mein Herz verſchloſſen glaubte, war in Jedermanns Munde. Aber die Meinigen ſollten nicht erfahren, daß ich mit dem Gegenſtande des allgemeinen Entſetzens einer und derſelbe ſey, ihnen war es noch ein Geheimniß, und feſt wurde in mir der Vorſatz, es ihnen nie zu offenbaren.

## Siebentes Kapitel.

Während ich, das Haupt auf die Kniee geſunken, über dumpfem Schmerze brütete, hörte ich Conſtantius Namen im Tone der Beſorgtheit neben mir ausſprechen; der Zuſtand, in den er durch ſeine lange Abweſenheit gerathen ſeyn mußte, fiel mir plötzlich ein, ich ſchlug den Mantel zurück und ſah Salome: ſie weinte und jetzt erſt bemerkte ich, welche Verheerungen das Unglück in ihrer Geſtalt und in ihren Zügen angerichtet hatte. Sie war beinahe ein Schatten; ihre Augen hatten ihren Glanz verloren und ihre Hände, die ſie in ſtillem Gebet faltete, waren fleiſchlos; aber ehe ich ſprechen konnte, bedeutete mich Mirjam durch ein Zeichen, zu ſchweigen, führte die Trauernde weg und ſagte dann: „ich fürchtete, du möchteſt vor Salome nach ihrem Gatten fragen; nur die Religion vermochte ſie bisher aufrecht zu halten. Bei unſerer Ankunft fanden wir den edlen Conſtantius durch die Anſtrengungen beinahe erſchöpft; aber er war unſer Schutzgeiſt bei den furchtbaren Unruhen in der Stadt: wurden wir durch das Feuer aus einer Zufluchtsſtätte getrieben, ſo führte er uns in eine andere. Erſt vor einer Woche brachte er uns an dieſen düſtern, aber nur um ſo ſichereren Ort; er verſah uns mit Speiſe und allen Bequemlichkeiten, die er bekommen konnte und ſicherte uns vor Mangel; aber jetzt —“ Thränen ſtürzten aus ihren Augen und ſie vermochte nicht weiter zu ſprechen.

„Ja, jetzt,“ ſagte ich, „würde ſein Anblick erſchrecken; wir müſſen Salome in Unwiſſenheit erhalten, ſo lange wir können.“

„Die Unglückliche kennt ſein Schickſal nur zu wohl; er verließ uns vor einigen Tagen, um Nachrichten über den Stand der Belagerung einzuziehen. Die Nacht über vernahmen wir das gräßliche Schlachtgetümmel. Bei Tagesanbruch wagte ich mich, weil ich die peinliche Erwartung nicht länger ertragen konnte, an das Brunnenthor und hörte hier beſtätigen, was ich geahnt hatte — unſer tapferer Conſtantius war erſchlagen.“

Sie weinte laut und das Schluchzen aus dem Gemach meines unglücklichen Kindes antwortete ihr. Die Gefahr einer ſo ſchnellen Entdeckung veranlaßte mich, dieſe Thränen nicht ſogleich zu trocknen, und ich äußerte daher nur Vermuthungen, wie es möglich ſey, daß er in Gefangenſchaft gerathen und welche Schwierigkeit es habe, bei dem gegenwärtigen Stand der Dinge ſichere Nachrichten einzuziehen: aber Salome blieb unglaubig; Eſther küßte mir traurig die Hand für meine Bemühung, ihnen einen Stral der Hoffnung zu geben, Mirjam ſah mich mit fragendem Blicke an, als fühlte ſie, daß ich ihres Schmerzes nicht ſpotten wolle.

Endlich wurde längeres Zögern mir ſelbſt unerträglich; ich ſchloß Salome in meine Arme, drückte einen Kuß der väterlichen Liebe auf ihre bleichen Wangen und flüſterte: „er lebt.“

- Sie erſtickten mich beinahe mit ihren ſtürmiſchen Umarmungen, alle Vorſicht wurde aus den Augen geſezt, und hätte auch die Schlacht in den Straßen gewüthet, ich würde nicht vermocht haben, die edle Ungeduld der Freundſchaft und Liebe zurückzuhalten. Wir verließen das Haus, es war noch Nacht im Gebäude, das einem der römiſchen Staatsbeamten gehört hatte und von großem Umfang war; als wir aber hinaustraten, dämmerte der Morgen über dem Oelberge.

Wir arbeiteten uns durch die langen, gewundenen Straßen; nur einige wenige abgemagerte, wild ausſehende Männer ſtarrten uns aus den Ruinen nach: aber in grobe Mäntel gehüllt und ungeſäumt weiter wankend, glichen wir zu ſehr Verzweifelten, als daß unſere Unglücksgefährten uns hätten ſtören ſollen.

Mit zitterndem Herzen führte ich ſie in das Gemach, wo Conſtantius lag. Weil ich fürchtete, unſer plötzliches Erſcheinen könnte nachtheilig auf ſeinen ſchwachen Körper wirken und ſein furchtbares Ausſehen die Meinigen zu ſehr erſchrecken, trat ich allein in ſein Lager. Er wachte, gab aber kein Zeichen, daß er mich kenne, und ich wollte die Vorhänge wieder zuziehen und wenigſtens Salome abhalten, ihn zu ſehen, als ich ſie an meiner Seite bemerkte. Sie faßte ſeine Hand und ſenkte ſich, die Augen auf ſeine hohlen Züge geheftet, an ſein Lager. Sie ſprach kein Wort, ſondern drückte nur ſeine knöcherne Hand und bedeckte ſie mit Küſſen: ihr Schmerz war zu heilig, als daß wir ihn hätten ſtören ſollen, und traurig führte ich Mirjam und Eſther hinaus, die mit mir fürchteten, der Tag des Scheidens ſey gekommen.

Was in dieſer unruhigen Zeit an ärztlicher Hülfe geſchafft werden konnte, hatte ich ſelbſt in meiner Zerſtreuung nicht vernachläßigt; aber das Leben ſchien von Stunde zu Stunde zu weichen, und wenn ich an den Tod des Helden dachte, ſo wünſchte ich, er wäre erfolgt, ehe ſeine Geliebte ihn geſehen.

Aber geringfügigere Sorgen, die einen ſo gemeinen und doch ſo nothwendigen Theil in der Geſchichte des Lebens bilden, beſchäftigten mich jetzt: es mußte Speiſe für den vergroßerten Kreis der Meinigen herbeigeſchafft werden, und wo war dieſe in der belagerten Stadt zu bekommen?

Geld wäre nutzlos geweſen, ſelbſt wenn ich welches gehabt hätte. Die Freunde, die ihren letzten Biſſen mit mir getheilt hätten, waren verbannt oder erſchlagen, und unter dem wüthenden Pöbel, der ſelbſt beinahe Hunger ſtarb, ſollte ich den täglichen Unterhalt für mein Weib und meine Kinder ſuchen. Der natürliche Stolz empörte ſich in mir gegen den Gedanken, um Speiſe zu bitten, aber ich mußte betteln, wenn ich ſie nicht ſterben ſehen wollte. Die Wohnung hatte einer edlen Familie angehört, die während der erſten Kriegsunruhen umgekommen oder vertrieben worden war. Die Parteien, welche einander täglich bekämpften und von Haus zu Haus verfolgten, hatten Alles, was ſich in der Eile forttragen ließ, geraubt: doch das Gebäude bot uns Obdach dar, und ſelbſt die öden, verlaſſenen Zimmer und düſteren Gänge ſagten meiner düſteren Stimmung zu.

Aber die Anweſenheit meiner Familie ließ mich das Unfreundliche meiner Wohnung fühlen, und wenn ich die ſchmutzigen, kalten Zimmer betrachtete und die zarten Geſtalten durch ſie wandeln ſah und wie ſie durch Lächeln und freundliche Worte ihre Niedergeſchlagenheit zu verbergen ſuchten, fühlte ich einen Schmerz, der ſelbſt einen Gleichmüthigeren aus der Faſſung gebracht hätte.

„Ich laſſe dich," ſagte ich zu Mirjam und eilte an die Thüre, „auf einige Zeit allein in dieſem Pallaſte: Sprößlinge der Asmonäer lebten einſt in dieſen Mauern, warum nicht wir? Ich habe die Edlen dieſes Landes in dieſen Hallen verſammelt geſehen und Freude und Luſt walteten hier. Dort in jener Ecke ſtand einſt ein Thron, den ein perſiſcher König dem Sprößling der Maccabäer geſendet, er wird uns wenigſtens Feuer geben; die Mauern ſind dick und das Dach kann noch einige Stürme aushalten. Lebe wohl, ich muß dich auf einige Stunden verlaſſen."

Mirjam ergriff mich am Arme und ſagte mit ihrem ſüßen Tone, der mir immer in's Herz drang: „Salathiel, in dieſer Stimmung darfſt du uns nicht verlaſſen; lieber wollte ich dich offen über unſer Geſchick klagen hören, als daß du des Schickſals ſpotteſt. Freilich iſt unſer Loos ſchmerzlich, aber ich will nicht dagegen murren. Wer könnte ſagen, er habe es beſſer verdient, oder wenn auch, ſo iſt das Leiden nur ein Mittel, ſein Weſen zu läutern und zu erhöhen: wird nur das Gold im Feuer geprüft?"

Sie ſah mich mit einem liebenden Blicke an und erwartete meine Antwort.

„Mirjam," entgegnete ich ihr, „ich brauche dir nicht zu ſagen, daß ich deine Anſichten achte und ehre; aber Ergebung vermag die weſentlichen Uebel des Lebens nicht zu heilen. Kann das feinſte Gefühl dieſe Finſterniß in Licht, dieſen ſchneidenden Wind in ein warmes Lüftchen verwandeln?"

„Salathiel, ich fürchte dieſe Sprache," antwortete ſie mit ungewöhnlicher Feierlichkeit; „ſie iſt ſogar undankbar und unklug. Dürfen wir Geſchöpfe der Macht, die uns das Leben gegeben, ihren Zorn herausfordern oder ihre Gnade überſehen; könnte ſie nicht noch ſtrenger mit uns verfahren, als bisher der Fall iſt, gibt es nicht Tauſende in der Welt, die bei den gleichen Anſprüchen an die göttliche Gnade (nur zitternd brauche ich das verwegene Wort) Leiden erdulden, gegen welche die unſrigen Glück zu nennen ſind. Sey getroſt, mein Lieber, ich weiß gegenwärtig nur von Einem Unglück, und wenn Conſtantius gerettet wird, ſo iſt ſelbſt dieſes zu Ende."

„So laß der Einbildungskraft ihren Spielraum," fuhr ich fort und wollte die Sache in's Lächerliche ziehen, „ſie hat hier ein weites Feld: wir wollen träumen, wir ſeyen in einem herrlichen Pallaſte, und dem Schickſale zum Trotz glücklich ſeyn. Hier will ich ſitzen," fuhr ich fort und warf mich auf ein geſticktes Polſter, „in der Einſamkeit die Freuden der Geſellſchaft genießen und jede Bequemlichkeit des Lebens in Froſt und Entbehrung finden." Mit unruhigem Blicke wandte ſich Mirjam ab, bald aber gewann ſie ihre Faſſung wieder und trat auf mich zu, um mich mit ihrem unwiderſtehlichen Lächeln zu beſiegen.

„Ich kann dieſe Stimmung vergeben," ſprach ſie, „der Geiſt des Mannes iſt nicht geſchaffen, geduldig wie das Weib zu tragen; aber Unthätigkeit nährt deine düſteren Gedanken; du mußt uns einige Zeit verlaſſen und ſehen, ob du nicht einige Hülfe zu ſchaffen vermagſt. Gehe hinab in die Straßen und bringe uns Nachricht von den Römern. Die Sonne und freie Luft werden wohlthätig auf dich wirken und dann kehre wieder, und ſiehe, was ſelbſt hülfloſe Frauen zu leiſten vermögen."

Ich gehorchte der Drängenden und eilte durch die öden Hallen des verlaſſenen Pallaſtes. Als ich in die großen Straßen kam, die von den Thoren in den Tempel führten, hörte ich ungewöhnlichen Lärm. Bisher hatte immer traurige Stille in der belagerten Stadt geherrſcht, aber jetzt ließ ſich lärmendes Getöſe vernehmen. Ich glaubte anfangs, der Feind ſey mit Gewalt eingedrungen und wandte mich gegen die Zinnen, um das allgemeine Schickſal zu theilen, oder abzuwehren, als mich die Menge, deren Stimmen ich vernommen hatte, mit ſich fortriß.

Es war die Zeit des Paſſah. Der römiſche Wall hatte bisher die Stämme entfernt gehalten; aber jetzt waren durch unſern Sieg die Schranken wieder geöffnet, und wir ſahen die Söhne Judäa's in die heilige Stadt ſtrömen, um hier anzubeten.

## Achtes Kapitel.

Zügellos war die allgemeine Freude; die Unzähligen, die durch glückliche Vertheidigung ihrer Feſten berühmt, in Rüſtungen, die ſie dem Feinde abgenommen und mit ehrenvollen Narben bedeckt, hereinſtrömten, ſchienen wie vom Himmel geſendet. Der Feind, durch den kürzlichen Verluſt und die Vernichtung des Walles, der ſo viele Mühe gekoſtet, ſichtbar entmuthigt, hatte ſich in ſein Lager zurückgezogen, und man hatte von allen Seiten her freien Zugang in die Stadt. Das Gerücht von unſerem Siege hatte ſich ſchnell durch das Land verbreitet und ſelbſt die furchtbare Erſcheinung am Himmel ſteigerte die Hoffnung des Volkes; kein Sohn Abrahams konnte glauben, daß der Himmel dem auserwählten Volk entgegentrete.

Eine unermeßliche Menge ſtrömte zu den Thoren herein, und die großen Straßen und öffentlichen Plätze waren ſchnell unzugänglich. Eine ſolche Maſſe von Fremden war noch nie in Jeruſalem geweſen; wohin ſich das Auge wandte, ſah es Zelte aufgeſchlagen und luſtige Feuer brennen: aber die Menge bot nicht mehr den Anblick dar, wie in früheren Zeiten; der Krieg hatte tief auf den Geiſt des Volkes gewirkt, die Landleute und Hirten waren in Krieger umgewandelt, und die Bedürfniſſe der Zeit hatten ihren friedlichen Sinn verwiſcht.

Der Zuſtand, in welchem ſie Jeruſalem fanden, erhöhte noch ihren Unmuth: überall ſah man Gruppen über die zuſammengeſtürzten Gebäude hinklettern, um die Wohnung eines Häuptlings ihres Stammes aufzufinden und in wüthendem Grimm diejenigen verwünſchen, die ſie zerſtört hatten. Haufen ſtürzten in die Ebene hinaus, um den Ort zu ſuchen, wo ihre Verwandten gefallen waren und ihre Gebeine zum Begräbniß zu ſammeln; Andere laſen die Ueberbleibſel der Römer zuſammen und verbrannten ſie haufenweiſe, damit ſie nicht mit den edlen Todten ſich vermiſchten. Die Verwüſtung des Tempels aber erfüllte ſie mit dem bitterſten Grimm. Bei dem Anblick des entweihten Heiligthums erwachte das religiöſe Gefühl der Juden in ſeiner ganzen Stärke; ſie knieten nieder und küß-

[illegible] den blutbefleckten Boden, hüllten das Geſicht in den Mantel und ſangen, mit Staub und Aſche bedeckt, Trauerlieder über den Ruinen. Hunderte umklammerten die Pfeiler wie den Leichnam eines Kindes, oder ſprangen auf, ſammelten ſich auf den Höhen, die dem Feinde zunächſt lagen, und ſprachen den Fluch über die heidniſchen Banner, die im römiſchen Lager flatterten und durch ihre Nähe den Tempel ihrer Väter entheiligten.

Bei dieſer Trauer wurde doch das Feſt feierlich begangen. Aber mit dem Charakter der Juden war eine völlige Umwandlung vorgegangen. Verzweifelte Tapferkeit und ſtolze Verachtung aller Macht war der herrſchende Geiſt dieſer Zeit; die Gewohnheiten des Lagers waren in das Leben übergegangen und die rückſichtsloſe Freude des Kriegers, wenn die Schlacht vorüber iſt, die Begierde, den Augenblick zu genießen, trat überall mächtig hervor.

Während ich mich durch die Straßen drängte, um die von meinem Stamme noch übrig Gebliebenen zu ſuchen, hörte ich beſtändig jauchzendes Geſchrei und ſah neben Gruppen, die um ihre gefallenen Verwandten weinten, Andere trinken und tanzen. Wilde Geſänge miſchten ſich mit Klagen über das Unglück des Landes, Wein floß und die Tiſche, verſchwenderiſch beſetzt, waren von Zechern umlagen, deren lärmende Fröhlichkeit ſich oft mit Streit endigte.

Die Phariſäer und Schriftgelehrten, die Peſt der Geſellſchaft, waren ſo geſchäftig, wie immer, drängten ſich mit ſtolzer Anmaßung heran, verſammelten auf den öffentlichen Plätzen Zuhörer um ſich, ſprachen Gebete an Orten, wo man ſie am beſten ſah, und fingen mit fanatiſcher Wuth Streitigkeiten an. Noch glaube ich die blinden Führer der Blinden, die Otterngezüchte und Heuchler zu ſehen, die Turbane tief auf die finſtern Brauen hereingedrückt, die Mäntel um ſich geſchlagen, damit kein Unheiliger ſie berühre, und in jedem Zuge der widrigen Geſichter den Stolz ausgedrückt, der überall unter der Larve der Demuth hervorſah.

Sänger, ganz denen unähnlich, die einſt mit heiligen Liedern durch die Thore der Stadt eingezogen waren, drängten ſich um die Zelte und Buden von griechiſchen und ſyriſchen Schauſpielern, Tänzern und Flötenbläſern, ſchlugen, wie in den üppigen Städten der Heimath, hier ihre Buden auf.

Damit die Schatten dieſer Entweihung noch ſtärker hervorträten, ließen ſich auch Beſchwörer, Wahrſager, Zauberer mit lebendigen Schlangen und Betrüger jeder Art ſehen.

Niedergeſchlagen gab ich die Mühe auf, mich durch dieſe Gruppen zu drängen, die, ſo gefaßt ich war, mich doch entſetzten, und wandte mich, um auf dem ſteilen Pfade, der ſich an dem äußeren Vorhof des Tempels hinzog, nach Hauſe zu gehen. Hier herrſchte traurige Stille; aber knieend und verzweifelnd lagen die Betenden umher, die von Morgen bis Abend die geſunkene Herrlichkeit Juda's beweinten. Ich kniete zu ihnen nieder und meine Thränen floßen mit den ihrigen.

Das Gebet beruhigte meinen Geiſt und ehe ich die Höhe verließ, warf ich noch einen Blick auf die Ebene hinab. Die klare Atmoſphäre des Oſtens mindert die Entfernung und ich glaubte dicht am römiſchen Lager zu ſtehen. In dem Thale unter mir bewegten ſich die angelangten Fremden, wie ein Bienenſchwarm; der Anblick war herrlich und unwillkürlich freute ich mich der Stärke, welche mein Vaterland dem Feinde noch entgegenzuſtellen vermochte.

Schnell kam mir der Gedanke, daß es jetzt Zeit ſey, einen Verſuch zum Frieden zu machen. Wir hatten durch den Angriff auf die Legionen gezeigt, was die Eroberung koſten würde; ſeit dieſem Angriff hatte ſich unſer Heer noch verſtärkt und eine Begeiſterung war bei uns erwacht, die nur mit dem letzten Mann erlöſchen konnte und den Sieg noch viel mehr erſchweren mußte.

Ich wandte mich wieder gegen die Ruinen, wo ſich zu einigen ehrwürdigen, einflußreichen Männern trat, die über die Ausſchweifungen der Menge unten und die üblen Folgen, welche die Fortſetzung des Kriegs haben mußte, ihren Unwillen und ihre Beſorgniſſe äußerten. Mein Rath machte Eindruck; ſchnell wurde der Rath des Sanhedrims verſammelt und mein Vorſchlag angenommen, daß ſogleich eine Abordnung an Titus geſchickt werden ſolle, um zu erforſchen, ob er nicht zu einem Waffenſtillſtand geneigt wäre, dem dann die ordentliche Abſchließung des Friedens folgen könnte.

Von der Spitze des Berges Moria beobachteten wir ängſtlich, wie unſere Abgeſandten durch die Menge zogen und ſich dem feindlichen Lager näherten. Wir ſahen ſie ungefährdet die römiſchen Linien paſſiren, und zogen aus dem Umſtand, daß eine Truppe höherer Befehlshaber ihnen entgegenging, den erfreulichen Schluß, daß ſie günſtig aufgenommen worden ſeyen. Nach einer Stunde ſahen wir ſie zurückkehren und in einiger Entfernung eine Truppe Reiter langſam ihnen folgen.

Die Abgeordneten wurden von Titus mit italieniſcher Höflichkeit empfangen; ihren Aeußerungen über die Judäa noch gebliebenen Mittel, den Krieg fortzuführen, ſtimmte er völlig bei, ließ der Tapferkeit des Volkes Gerechtigkeit wiederfahren und bedauerte nur die nothwendigen Uebel des Krieges.

Um ſeinen friedlichen Geſinnungen noch mehr Nachdruck zu geben, ſollte eine Abordnung ſeiner höheren Befehlshaber ſeine Antwort förmlich an das Sanhedrim überbringen.

Schnell verbreitete ſich die Nachricht unter dem Volke und ſtolz auf ſeine Stärke begrüßte es die Ausſicht auf Befreiung von dem unendlichen Leiden mit ungeheuchelter Freude. Dieſe Hoffnung war den beiden Anführern der zwei Parteien eben ſo angenehm, als den Uebrigen. Johannes von Giscala hatten nur die Umſtände kühn gemacht; denn von Natur eignete er ſich nicht zum Krieger. Verſchlagen, habſüchtig und ſelbſtiſch, grauſam ohne Muth und ſcharfſinnig ohne geiſtige Kraft verfolgte er nur den Zweck, Geld aufzuhäufen und ſich in Anſehen zu ſetzen. Die höheren Zwecke des öffentlichen Lebens faßte ſein beſchränkter Sinn nicht, aber bald hatte er keine Hoffnung mehr, auch ſeine gemeineren Abſichten zu erreichen; ſeine Anhänger verließen ihn und dauerte der Krieg länger, ſo hatte er perſönliche Gefahr zu fürchten, ſo wie den gänzlichen Verfall ſeines ſchwankenden Anſehens, nach deſſen Verluſt er der beleidigten Gerechtigkeit anheimfallen mußte.

Simon, der Sohn des Gioras, gehörte einer höhern Stufe an; er war zum Krieger geboren und hätte ſich zu anderer Zeit eine Stelle unter den gefeierten Helden gewinnen mögen. Aber der wilde Zeitgeiſt entflammte ſeinen kühnen Muth zu wüthender Grauſamkeit. Während der Unruhen in der Stadt hatte er ſich durch unerſchrockene Kühnheit ausgezeichnet, die weder das eigene, noch Anderer Leben achtet, und ſein Muth ſtellte das falſche, künſtliche Benehmen ſeines Nebenbuhlers tief in Schatten: aber an den Römern fand er andere Gegner; ſeinem wilden Ungeſtüm trat verſtändige Tapferkeit entgegen, ſeine Raſchheit wurde durch die Kriegszucht der Legionen beſtraft, und der Kämpfe müde, in denen er zu erliegen gewiß war; hatte er längſt ſchon den unregelmäßigen Ausfällen der Stämme das Feld überlaſſen und ſich begnügt, bei den Parteikämpfen in der Stadt ſich hervorzuthun, um ſein Anſehen gegen den Dolch ſicher zu ſtellen.

So würde der Friede mit Rom Johannes und Simon der Gefahr, die beiden den Untergang drohte, enthoben, die Bürger von den Schreckniſſen des Krieges befreit und dem Volke das erhebende Gefühl gegeben haben, daß es den Herren der Welt ſicheren, ehrenvollen Fortbeſtand abgerungen.

## Neuntes Kapitel.

Die römiſchen Abgeordneten wurden mit lautem Freudengeſchrei begrüßt. Als ſie an die Thore gelangten, gieng unſere Verſammlung von der Tempelpforte ihnen entgegen auf einen der freien Plätze in der Mitte der Stadt, der zur Zuſammenkunft beſtimmt war. Das Beifallrufen des Volkes begleitete ſie durch die Straßen und wurde noch lauter, als die Tribunen und Senatoren uns freundſchaftlich die Hand reichten. Ein Stral der Freude fiel wieder in mein Herz; aber als ich auf eine Erhöhung in dem Mittelpunkte ſteigen wollte, um von den Bedingungen des erwünſchten Waffenſtillſtands zu ſprechen, ſah ich zu meinem Erſtaunen den Platz ſchon beſetzt.

Woher der Fremde gekommen, wußte keiner zu ſagen: er war von hohem Wuchs, von Farbe braun wie ein Indier, und ſchien durch Leiden und Hunger abgemagert. Man ſtellte verſchiedenartige Vermuthungen auf; man hielt ihn für einen entflohenen Gefangenen — für einen halbwilden Klausner, wie ſie manchmal aus ihren Hütten in der Wüſte hervorkommen — für einen Zauberer, der das leichtgläubige Volk betrügen wolle — für einen Propheten, der erſchienen ſey, unſern nahen Fall zu verkündigen. Mir ſchien in ſeinem Geſicht ein Ausdruck zu liegen, in welchem Alles dieß verſchmolz, und doch blickte ich ihn mit einem unbeſchreiblichen Gefühle an, daß in dem flammendem Auge, in dem ſpöttiſchen Zuge um die Lippen und in den ſcharfen Umriſſen ſeiner Züge etwas ganz Anderes liege.

Niemand dachte daran, ihn zu unterbrechen; er ſelbſt ſchien ganz von der Größe der Gedanken durchdrungen, die er zu enthüllen hatte. Einige Zeit ſtand er, als habe er einen ſchrecklichen Traum, ſeine Bruſt athmete ſchwer, ſeine Zähne ſchlugen klappernd an einander, jede Muskel ſeines hagern Körpers zitterte. Kräftig drückte er ſeine knöcherne Arme über der Bruſt zuſammen, als wollte er die Bewegung beſchwichtigen, die ihn am Sprechen verhinderte, ſtampfte dann gewaltig auf den Boden und begann:

„Juda, du warſt wie ein Löwe — du warſt wie der König des Waldes, wenn er hervortritt vom Gebirge, zu ſchlachten, und von den Hügeln herabkommt, zu zerfleiſchen. Du warſt wie der Garten Eden und trugeſt jegliches Edelgeſtein auf deinen Gewändern; Sarder, Topas und Beryll waren das Pflaſter, da du wandelteſt, deine Quellen waren von Silber, und deine Töchter, die luſtwandelten in deinen Hainen, waren wie Cherubim und Seraphim.

„Juda, dein Tempel war herrlich, wie die Sonne am Morgen, und deine Prieſter waren die Weiſen der Erde. Könige zogen wider dich und ſanken in den Staub, die Vögel des Himmels verzehrten ſie und die Füchſe kamen herbei mit ihren Jungen, und fütterten ſich vom Aaſe der Gewaltigen.

„Juda, du warſt wie ein Feuer, in der Mitte der Völker — ein Feuer auf dem Altare; wer iſt's, der dich löſche? ein Schwert über dem Nacken der Heiden, wer darf dir ſagen, zerſchmettere nicht mehr? Du warſt wie der Donner und der Blitz, du kamſt von deiner Stätte und die Erde war finſter; der Himmel war dein und die Erde lag zu deinen Füßen. Du donnerteſt und die Nationen erbebten und das Feuer deines Grimms verzehrte ſie."

Die Stimme, mit welcher das ſeltſame Weſen dieſe Worte ſprach, glich dem Donner; aufmerkſam horchte die Menge und erwartete zitternd das Urtheil, das ihr als der Wille des Himmels erſchien. Der Sprecher hob das Auge auf, das bisher auf den Boden geheftet geweſen war, und ich glaubte, ein Feuerſtral ergieße ſich auf die umſtehende Menge. Er beugte das Haupt, erhob die Hände feierlich gegen den Tempel und fuhr mit flüſternder Stimme, die aber unbeſchreiblichen Eindruck machte, fort:

„Söhne des glaubigen Abraham, Iſaac und Jacob, erwähltes Volk Gottes, auserkohren und heilig, willſt du dulden, daß der heilige Tempel dem Götzendiener zum Geſpött werde? willſt du unreines Opfer auf den Altar gelegt ſehen? willſt du vor dem Hauſe Davids dich opfern laſſen?"

Ein Gemurmel unter der Menge verrieth, wie tief ſie ſeine Worte empfand. Ein wildes Lächeln ging über ſeine Züge hin, er hob ſeine coloſſale Geſtalt und ſchrie wie das Brüllen des Sturmwinds: „Wohlan denn, Männer von Juda, ſeyd ſtark und folget der Hand, die euch durch das Meer führte und durch die Wüſte. Iſt dieſe Hand verkürzt, daß ſie nicht retten könnte? Brecht den verfluchten Bund mit den Söhnen Belials, greift zu den Waffen, um den Ruhm des mächtigen Volkes zu wahren. Wird der Allerhöchſte ſein Volk verlaſſen? Auf, daß das Schwert, das die Cananäer ſchlug, auch die Römer zerſchmettere.“

Wüthendes Jauchzen antwortete ihm, Schwerter und Dolche blitzten in der Luft, das Leben der römiſchen Befehlshaber gerieth in Gefahr, und mit einigen der Aelteſten, die mit mir fürchteten, es könnte ein Vorfall ſtatt haben, der den Gang der friedlichen Unterhandlungen ſtörte, ſuchte ich durch Vorſtellungen und Bitten das Ungeſtüm des Volkes zu beſchwichtigen. Doch die Römer, auf ihre Siege ſtolz und gewöhnt, den Pöbel zu verachten, verwarfen Vorſichtsmaßregeln, und warteten mit ſichtbarer Geringſchätzung, bis die Aufwallung ſich gelegt hätte. Aber dieſe ſtille Verachtung, die nur um ſo mehr reizte, wurde durch wüthendes Geſchrei erwiedert, der Redner ſah das Ungewitter heranziehen, machte eine wüthende Geberde gegen das römiſche Lager, das im Sonnenſcheine auf den umherliegenden Bergen ſchimmerte, und fuhr fort:

„Erhebet eine Wehklage um den Römer, der kommt, wie der Leviathan; er ſtöret die Gewäſſer, und die Flüſſe ſehen ihn mit Schrecken.

„So ſprach der König, der Israel in ſeiner Hand hielt: ich will mein Netz über dich werfen, und mein Volk ſoll dich an's Ufer ziehen; am Lande will ich dich vermodern laſſen, die Thiere der Erde will ich füttern mit dir, bis daß ſie kommen werden und nur Gebein und Staub finden, und daß dein Ruhm verkehret iſt in Spott und Verachtung.

„Erhebt ein Geſchrei über Rom und ſprecht: du biſt der Leopard, deine Klauen ſind roth von Blut, und ſchwer ſind ſie von der Menge des Raubes: deine Flecken ſind herrlich und deine Füße ſchnell wie Fittige: aber deine Zeit iſt kommen, mein Pfeil ſoll dich treffen, mein Stahl ſoll dich durchbohren. Ich will dein Fleiſch legen auf die Berge, und dein Blut ſoll die Ströme färben und die Graben ſollen voll ſeyn von dir.

„Denn ſo ſpricht der König: ich habe meine Kinder nicht verlaſſen; zu meiner Luſt habe ich ſie eine kleine Weile in die Hände des Unterdrückers gegeben, aber ſie haben mich geliebt, ſie ſind vor mich gekommen und haben mir Opfer dargebracht, und ich ſoll die Auserwählten, ſoll mein Volk Israel verlaſſen?“

Ein allgemeiner Schrei des Schmerzens, der Wuth und des Triumphs begleitete dieſe Worte, und der Sprecher fuhr fort:

„Männer von Israel, höret die Worte der Weisheit, die Laſt Roms: Durch das Schwert der

Mächtigen will ich deine Menge fällen, der Schreckliche und der Starke ſoll wider dich ſeyn, ſtatt der Götzendiener; ſie ſollen deine Panzer zerhacken, wie der Holzhauer den Baum fällt, und deine Schilde ſollen ſie zerſchmettern; in deinen Palläſten ſoll das Feuer wüthen und das Schwert; deine Söhne und deine Töchter werden ſie verzehren, und deine Koſtbarkeiten werden geraubt werden, wenn der König das Zeichen gibt vom Heiligthume." Er hielt inne, hob den fleiſchloſen Arm auf und deutete wie ein gewaltiger Rieſe gegen den Tempel.

Zum Erſtaunen Aller ſtieg ein Dunſt von der Spitze des Berges Moria auf, qualmend und weiß wie der Rauch, der das tägliche Opfer bezeichnete. Wir meinten anfangs, dieſes habe wieder begonnen und erhoben ein Freudengeſchrei, aber der Dunſt hatte ſich kaum über den Berg erhoben, als er ſich verdunkelte, und mit außerordentlicher Schnelligkeit aufwirbelte; der Horizont verfinſterte ſich, Blitze leuchteten, und wir hörten hin und wieder lange Donnerſchläge; aber kein Regen fiel, kein Lüftchen regte ſich: Todesſtille herrſchte.

Es war unter dieſem Himmelsſtrich nichts Ungewöhnliches, Gewitter ſchnell aufſteigen und große Verheerungen anrichten zu ſehen; aber dieſes mit dem Erſcheinen des Fremdlings ſo enge verknüpft, ließ Folgen fürchten, die ſtärkere Gemüther als die unſrigen erſchüttert hätten. Was das Wunder noch erhöhte, war der Umſtand, daß das Wetter ganz dem Befehl des Geheimnißvollen gehorchte; wohin er die Hand ausſtreckte, da ſtieg eine Wolke auf, bis endlich der ganze Himmel überzogen war, und die Finſterniß nur durch die leuchtende Blitze erhellt wurde.

Endlich brach der Sturm aus, der die Wolken zuſammengetrieben und umhergeworfen hatte, wie Wellen, und ſchleuderte weit und breit Trümmer von den Häuſern umher; jetzt war der Aberglauben und der Schrecken geſchäftig; der Pöbel ſchrie, ein Vulkan werfe Feuer aus auf dem Tempelberge, ſchweflichter Dampf ſteige aus dem Schlund auf, man fühle die Stöße eines Erdbebens, und unnennbare Weſen umgeben ſie im Sturmwind.

Das Fortſtrömen der Menge, wobei Hunderte niedergetreten wurden, und man ſich nur mit der äußerſten Mühe auf den Füßen halten konnte, riß mich eine Zeitlang fort; die Anſtrengung raubte mir das Bewußtſeyn; denn die Gefahr war äußerſt groß; tiefe Dunkelheit herrſchte. Betäubend brüllte der Donner, und das Heulen der wüthenden Menge, die blind und verzweifelt mit Händen, Füßen und Dolchen ihres Lebens ſich erwehrte, tobte noch lauter, als das Gewitter. In dieſem Kampfe wurde ich hin und her getragen, bis mich der Zufall wieder unten an die Erhöhung brachte.

Hier ſah ich ein neues Wunder; eine Feuerſäule, die bis in die Wolken reichte, ſtieg von dieſer auf, und ich konnte in derſelben die Umriſſe einer menſchlichen Geſtalt bemerken; aber während ich erwartete, den Räthſelhaften todt niederſtürzen oder zu Aſche verbrennen zu ſehen, verbreitete ſich die Flamme über den Boden, und jener machte Zeichen wie zur Beſchwörung; er zog einen Kreis um die brennende Stätte, zog eine Salbe hervor, die einen ſtarken Geruch verbreitete, ritzte die Haut ſeines Armes mit dem Dolche und ließ einige Tropfen Bluts in die Flamme fallen.

Ich ſchauderte bei dem Anblick dieſer Beſchwörung des Böſen, aber Tauſende drängten ſich um mich und mich zu entfernen war unmöglich. Jetzt ſchwang der Zauberer mit einem gräßlichen Lachen des Triumphes die Waffe gegen das römiſche Lager, und rief: „Siehe, die Rache beginnt." Ein Donnerſchlag, der das Ohr betäubte, wiederhallte an den Bergen. Mit ihm hörte die Finſterniß auf: über Jeruſalem wurde der Himmel hell und ſchimmerte in durchſichtigem Glanze. In der geſpannteſten Erwartung jauchzte das Volk bei dieſer Verheiſſung der Freiheit, und harrte unter dem Rufe: „Goſen, Goſen," der Erfüllung.

Nicht lange blieben wir im Ungewiſſen. Das Gewitter hatte ſich gegen die Berge gezogen, wo der Feind in der größten Ungewißheit und Beſtürzung ſich befand, die Wolken thürmten ſich über einander, bis der ganze Horizont umſchloſſen war. ich hörte die tiefe Stimme des Zauberers, ein Flämmchen ſpielte um die Spitze ſeines Dolches und die Finſterniß verwandelte ſich in eine Feuerſäule. In ſeiner ganzen Wuth brach das Gewitter aus. Während wir unter heiterem Himmel ſtanden, ergoßen ſich die Blitze wie ein glühendes Metall auf den Feind, der weite Umkreis ſeines Lagers ſtand in Flammen; mit unwiderſtehlicher Gewalt rieß der Wind Alles vor ſich nieder; wir ſahen ihn die Zelte aufheben, und flammend wie Meteore, weit über die Berge wegführen, die aufgeſtellten Waffen und Fahnen niederwerfen, die Römer auf die Felſen klettern, oder wie Wahnſinnige mit brennenden Kleidern umherrennen; das Gepäck und die Belagerungs-Maſchinen verbrannten und die Laſtthiere durchbrachen die Linie.

# Zehntes Kapitel.

Die römiſchen Abgeordneten waren bisher in ruhiger Faſſung geblieben; an Gewitter waren ſie gewöhnt und als Eroberer der Welt achteten ſie den Aufruhr des jüdiſchen Pöbels nicht. Aber der Anblick der Verheerung unter ihren Landsleuten brach ihren Gleichmuth, und die Reiter, die das Geleite bildeten, äußerten ihren lauten Unwillen über das Jauchzen der Menge, bis der Befehlshaber der Truppe, ein junger Mann, deſſen Waffen und Haltung ſeinen hohen Rang verriethen, zu den Abgeordneten gewendet anhob: „Wie lange, Senatoren, ſollen wir hier ſtehen, um von dieſen Verworfenen gehöhnt zu werden? Die kaiſerliche Leibwache fühlt ſich durch ſolchen Dienſt entwürdigt. Wollt ihr, daß ſich die Truppe offen empöre? Entfernte ſie ſich und überließe uns uns ſelbſt, wer könnte ſie ſchelten? Entſcheidet, was geſchehen ſoll. Was wird der edle Titus ſagen, wenn wir bei der Rückkehr ihm melden, daß wir den Spott dieſer eingeſchloſſenen Sklaven gegen ihn, gegen Rom und gegen das Heer angehört? Aber wie lange ſollen wir noch hören? Bleibt hier und ehe der Tag ſich neigt, ehe eine Stunde um iſt, wird euer Leben dieſen Mördern verfallen ſeyn. Und bei den unſterblichen Göttern; wir verdienen Alle dieſes Schickſal, weil wir als Herrn in dieſen Kerker gekommen und über den Nacken dieſer Verworfenen wegreiten."

Zum Glücke ſprach der Redner eine unſeren kühnen Landleuten nur wenig bekannte Sprache; aber die Senatoren blieben ruhig und warteten, bis die Gährung bei dem Volke vorüber wäre.

„Edler Sempronius," rief der feurige, junge Mann einem ernſten, würdigen Greiſe an der Spitze der Geſandtſchaft zu, „hier bleiben, hieße nur unſer Leben und die Ehre des Kaiſers wagen, einen Vertrag mit dieſem Volke abzuſchließen iſt nicht möglich, gib mir Befehl, aufzubrechen und ich bürge dir für dein Leben; oder vielmehr, gib mir Befehl, dieſen Pöbel zu zerſtreuen und ein einziger Angriff wird die Sache entſcheiden."

Er beugte ſich über den Hals ſeines Pferdes vor und blickte dem Senatoren erwartungsvoll in's

Geſicht: aber der Greis war unbeweglich. Der Zauberer, der, den Mantel um ſich geſchlagen, in einer Stellung, die ſeine Verachtung ausdrückte, geblieben war, brach in ein lautes Gelächter aus. Der Grimm des jungen Kriegers brach aus, er wandte ſich gegen den Höhnenden, rief: „Ha, biſt du es, Verruchter, du wenigſtens ſollſt mir nicht entkommen,“ und ſchleuderte die Lanze gegen ihn. Mit ungewöhnlicher Kraft ſah ich ihn die Waffe ſchwingen, aber machtlos, wie ein dünner Stab am Felſen, prallte ſie ab und zerſplitterte.

Mit gezogenem Schwert ſtürzte jetzt der Römer auf ihn ein, er aber rührte kein Glied und ſchlug nur ſein kaltes, großes Auge auf. Im gewaltigſten Satze wankte plötzlich das Pferd und hätte ſeinen Reiter beinahe abgeworfen; nichts vermochte es weiter zu bringen, Sporen und Worte waren vergebens, das herrliche Thier konnte den finſtern Blick nicht ertragen. Es rannte wüthend umher, aber bei jedem Verſuche des Reiters, es gegen den Fremden zu treiben, bäumte es ſich und blieb ſtehen. Endlich drehte es ſich zitternd und ſchnaubend und mit ſchäumendem Gebiß umher, bemeiſterte ſeinen ſtarken Reiter und rannte davon.

Das Hohngeſchrei, das der Pöbel erhob, machte den jungen Römer nur noch wüthender; er faßte den Zügel mit beiden Händen, gab dem Pferde die

Sporen und bezwang es endlich. Mit einem ungeheuren Satze erreichte das Thier den Ort, aber hier blieb es ſtehen, als wäre es in Stein verwandelt, ſeine Mähne ſträubte ſich, es beugte ſich gegen den Boden und ſein glänzendes Auge wurde ſtarr. Der wüthende Reiter verſetzte ihm mit dem Schwert einen flachen Schlag auf den Kopf, es bäumte ſich wie eine Säule und ſtürzte brüllend nieder. Die Menge erhob ein Geſchrei des Entſetzens und ſtürzte herzu, um ihm aufzuhelfen, aber es wälzte ſich über den Reiter, ſtreckte zuckend die Beine aus und verſchied.

Der Aufruhr wollte wieder losbrechen, denn die Römer eilten herzu, um ihren Befehlshaber, der bewußtlos am Boden lag, wegzutragen; aber die Menge hatte bereits den Platz eingenommen und auf beiden Seiten fielen Hiebe. Unwillig über den Bruch des Waffenſtillſtandes und die Gefahr, in welcher die Geſandten ſchwebten, drängte ich mich durch die Menge, rettete mit gewaltiger Anſtrengung den jungen Römer und betheuerte den Abgeordneten, daß ſie dieſen Aufſtand Einzelner nicht als den Willen des Volkes zu betrachten haben.

Es war mir zum Theile gelungen, die Aufgebrachten zu beſänftigen und den Blutdurſt des Pöbels, der bereits die Waffen gezogen hatte, zu ſtillen, als Töne wie von einer Trompete aus der Ferne, aber kräftig ſich vernehmen ließen.

Der Zauberer deutete an den Himmel über ſeinem Haupte, ein Wölkchen zog am Himmel hin und er hob wieder an: „Habe ich nicht die Himmel mit einer Wolke bedeckt? ſpricht der Allmächtige; habe ich nicht zu der Sonne geſagt, werde finſter, und zu dem Mond und Sternen, erblaſſet? habe ich nicht meine Feinde in das Leichentuch gehüllt und zu dem Sturmwind geſagt, fahre hin und vernichte?“

Seine Gebehrde lenkte aller Augen auf die Trümmer des römiſchen Lagers, wo der Sturm noch wüthete und der Donner noch brüllte; dann trat er vor und rief mit einem Blicke wilder Größe und dumpfer furchtbarer Stimme:

„Siehe, heute wird ein Wunder geſchehen unter euch, heute wird Gewaltiges an euch vorübergehen. Könige werden es ſehen und zittern und die Heiden werden vor ihm vergehen; ihre Stärke wird ſeyn wie Waſſer und ihre Herzen, wie brennender Flachs. Angſt wird über ſie kommen, wie die Heuſchrecke über das Saatfeld und ſie werden fliehen, wie vor einem Löwen. Siehe in der Wolke wird ein Schwert geſchwungen werden vor dir, in Feuer und Rauch wirſt du ſiegen; denn ſein Engel wird kommen, und das Schwert und die Flamme werden um dieſe Stunde ein Zeichen ſeyn in Israel.“

Mag nun Kenntniß, durch Erfahrung geſammelt oder aus trüberer Quelle gefloſſen oder bloßer Zufall die Urſache geweſen ſeyn, das Wölkchen zog ſich in die Länge und nahm ſchnell die Geſtalt eines Schwertes an.

Ich erwartete, ein Windſtoß würde die Wolke zerſtreuen und ſo den Ruf des Wahrſagers vernichten, aber zu meinem Erſtaunen wechſelte die blaſſe Wolke plötzlich die Farbe, wurde dunkelroth und verwandelte ſich in wenigen Augenblicken in eine Flamme, welche die ganze Atmosphäre erhellte. Sie glich einem großen, feurigen Schwert und von dieſer Stunde an bis zum Untergang der herrlichen Stadt Davids flammte es zum Zeichen des tauſend Jahre zuvor verkündigten Grimmes Tag und Nacht über Jeruſalem.

Aber ſchrecklich waren die unmittelbaren Folgen; die Menge, die ſchon gegen die Römer aufgebracht und bisher nur durch meine verzweifelte Anſtrengung zurückgehalten worden war, wurde jetzt wüthend: es ſchien Frevel, nach dieſem offenbaren Wunder an der Hülfe des Himmels zu zweifeln und auch nur eine Stunde zwiſchen dieſem göttlichen Gebot und der Vernichtung der Götzendiener verfließen zu laſſen. Die unglückliche Truppe wurde umringt und ſogleich überwältigt. Heldenmüthig kämpften die Römer; ich ſah ſie oft Bahn brechen und ihre Schwerter und Lanzen trieften von Blut, ſo oft ſie ſie über dem Haupte ſchwangen. Aber der Kampf war zu ungleich, einer nach dem andern wurde niedergeriſſen, bis endlich Alle erſchlagen waren. So endigte ſich ein Tag der Hoffnung mit Treuloſigkeit und unſühnbarem Morde.

# Eilftes Kapitel.

Es wurde Nacht, ehe ich mich losmachen konnte; der Verſuch, die Unglücklichen zu retten, die ſich uns auf Treue und Glauben anvertraut hatten, hatte mich nach und nach an's Thor hinabgeführt, und ſo lag der größere Theil der Stadt zwiſchen mir und den Meinigen. Dieſen Weg zurückzulegen war noch gefährlich. Wüthende Luſtbarkeiten folgten auf den Kampf, die umherſchwärmenden Gebirgsbewohner machten wenig Unterſchied zwiſchen einem Fremden und dem Feind, und durch den Wein erhitzt oder durch die Liebe zu Gewaltthaten aufgereizt, waren ſie dieſe Nacht Meiſter von Jeruſalem.

Ich ging durch die weniger beſuchten Nebenſtraßen und nahm den ſtillen Mond zum Führer, der gerade am Himmel aufſtieg. So gelangte ich, ohne es zu wiſſen, auf den freien Platz, wo das Blutbad Statt gefunden hatte. Von Furcht angewandelt hielt ich mich ſo ferne als möglich von der Erhöhung, auf welcher der räthſelhafte Sprecher geſtanden war, und wollte ſchnell vorübergehen; als ich mich am Kleid gefaßt fühlte. Mit einer nie gefühlten Empfindung zog ich den Dolch, lehnte den Rücken an ein Haus und ſtellte mich zur Vertheidigung; aber ein Stöhnen machte, daß ich den Dolch wieder einſteckte, um zu verſuchen, ob ich dem Unglücklichen nicht Hülfe verſchaffen könne. Ich hob ihn vom Boden auf und erkannte beim Mondſchein den Befehlshaber der Bedeckung. Sein Pferd hatte ihn niedergeſchmettert und die Menge, zu beſchäftigt, hatte ihn ſeinem Schickſal überlaſſen. Nach kurzer Ueberlegung beſchloß ich, ihn auf den Schultern an die Thüre meiner Wohnung zu tragen; aber der Römer mißtraute jüdiſcher Treue und verlangte von mir, ich ſollte ihn an der Schwelle niederſetzen. Beleidigt ließ ich ihm ſeinen Willen, bedeutete ihn, in Zukunft einen beſſeren Glauben an die Menſchheit zu haben und entfernte mich.

Als ich die verfallene Treppe hinanſtieg, ſah ich ein ungewöhnliches Licht aus den Zimmern oben und hörte vielerlei Stimmen und ſchnelle Fußtritte. An Unglück gewöhnt war ich in der größten Beſorgniß. Die wilden Banden, die, von Wein erhitzt, die Straßen durchzogen, konnten ohne Scheu geplündert haben, und in der Ueberzeugung, daß während meiner langen Abweſenheit ein Unglück geſchehen ſeyn müſſe, blieb ich ſtehen und überlegte, ob ich nicht in die Straßen zurückkehren, eine Truppe ſammeln und die Räuber mit Gewalt vertreiben ſolle. Aber ein plötzlicher Ausruf und ſchnelle Schritte oben ließen mir keine Zeit; ich eilte die wankenden Treppen hinan und ſtieß athemlos die Thüre auf.

Ich ſah ein prächtiges Zimmer, mit Tapeten behangen; ein Tiſch in der Mitte war reich mit Speiſen beſetzt, eine ſilberne Lampe erhellte das Gemach, ein Feuer brannte auf einem Dreifuß und verbreitete angenehme Wärme und köſtliche Wohlgerüche, aber nirgends war ein lebendiges Weſen zu ſehen.

Doch Eſther's Stimme zerſtreute bald meine Beſorgniſſe; ſie eilte mit ausgeſtreckten Armen und vor Freude ſtralendem Geſicht auf mich zu und aus dem inneren Gemach folgten Mirjam und Salome, in ihrer Mitte Conſtantius. Mit wechſelnder Hoffnung und Furcht hatten ſie in meiner Abweſenheit an ſeinem Lager gewacht; gegen Abend ſchien er ſterben zu wollen. Salome wollte mit ihm allein ſeyn und Mutter und Schweſter erwarteten an der Thüre, jeden Augenblick die Nachricht von ſeinem unwiederbringlichen Verluſte. Da vernahmen ſie einen Freudenruf, die Erſtarrung war vorüber und Conſtantius zu neuem Leben erwacht.

Die ſchnellen Fußtritte, die ich unten gehört hatte, rührten von der Haſt her, mit der die Meinigen an's Bett des Kranken geeilt waren, um ihn auf ein bequemeres Lager zu bringen. Die im Zimmer ſelbſt vorgegangenen Veränderungen waren das Werk zweier alten Diener, die nach der Flucht der früheren Bewohner überſehen worden waren und ſich in einem Winkel verſteckt hatten. Es war ihnen gelungen, bei der Plünderung einige Koſtbarkeiten zu verbergen, welche die Räuber mitzunehmen in ihrer Haſt keine Zeit hatten.

Während ich mich an den aufgetragenen Speiſen erquickte, fiel mir der unglückliche Römer wieder ein. Ich ſprach von ihm, und Alle äußerten ſich dahin, daß er heraufgebracht und ſo gegen mögliche Unfälle geſichert werden ſolle. Conſtantius, ſo ſchwach er war, wollte dieſes Werk der Gaſtfreundſchaft vollziehen helfen, aber Salome hielt ihn zurück und mir blieb mit einem der alten Diener die Ehre, ihn heraufzuführen.

Der Verwundete lag noch, wo ich ihn verlaſſen hatte, blickte zum Mond auf und ſummte in traurigem Tone ein fröhliches Volkslied. Er hatte, wie es ſchien, ſeine Rechnung mit der Welt gemacht.

und wartete ruhig, bis ein jüdiſcher Dolch ſeinem Geſang mit ſeinem Leben ein Ende machte. Aber die Natur behauptete ihr Recht und als ich mich durch die dunkeln Gänge tappte, hörte ich hin und wieder tiefe Seufzer den Geſang unterbrechen. Sein ſcharfes Ohr vernahm meine Schritte und ich hörte, wie er das Schwert haſtig aus der Scheide zog.

Der kühne Römer ſchien entſchloſſen, ſein Leben, ſo wenig er es achtete, theuer verkaufen zu wollen, und es gereichte wahrſcheinlich mir oder meinem alten Begleiter zum Glück, daß die verfallenen Gänge uns nur langſam vorzurücken geſtatteten.

„Es ſind zwei," hörte ich ihn murmeln, als wir dem Lichte näher kamen, „zwei, und vielleicht noch zwanzig hinter ihnen." Er verſuchte ſich an den Thürpfoſten zu lehnen und ſtreckte mit ſchwachem Arm das Schwert aus, um uns abzuhalten. „Diebe," fuhr er fort, „wir wollen uns gegenſeitig verſtändigen. Wollt ihr mir die Kehle abſchneiden, ſo müßt ihr erſt mit mir kämpfen, und dann findet ihr bei mir doch nichts, was ſolcher Mühe werth wäre. Beim Jupiter," ſprach er weiter und lachte gewaltig, „der geſchickteſte Räuber in Jeruſalem könnte bei mir nichts finden." Ich ſtand im Schatten und wartete, bis er ſich entleert hätte. „Meine Kleider," ſprach er weiter, „ſind nicht ſo viel werth, als die ſchlechteſte Münze, die ihr in der Taſche habt; auch gäben ſie keine Vogelſcheuche ab. Doch will ich euch ſagen, jüdiſche Patrioten, Diebe, oder Heilige, oder was ihr ſeyd, wie ihr hier Geld machen könnt; führt mich in's römiſche Lager und ich bürge euch dafür, euer Glück iſt gemacht." Ich lachte. „Bei Allem, was heilig iſt," fuhr er fort, „es iſt mein voller Ernſt; ferne ſey es von mir, mit Helden eures Schlages zu ſcherzen, ihr ſollt dieſen Helm voll goldener Veſpaſians bekommen."

„Gut denn, du ſollſt wenigſtens dieſe Nacht am Leben bleiben; es iſt indeſſen eine Bedingung zu erfüllen, die der ich nicht abkommen kann —"

„Natürlich, daß ich zwei Helme voll gebe, ſtatt eines einzigen: es ſey."

„Die unerläßliche Bedingung iſt. —"

„Dreimal ſo viel Geld oder zehenmal ſo viel?" Ich überlegte. Die zwei Diener ſtarrten uns beide an.

„Wie, du närriſcher Jude, haſt du kein Gewiſſen? Bedenke, daß das Leben der Hälfte von den Befehlshabern im Dienſte nicht halb ſo viel werth iſt. Doch, ſprich, heraus mit der Bedingung."

„Du mußt ſogleich mit mir zum Mahle kommen."

Freudig wurde dieſe Bedingung angenommen. Mit Hülfe des alten Dieners führte ich ihn die Treppe hinan, deren Zuſtand, wie er nachher verſicherte, ſeine Zweifel an der jüdiſchen Gaſtfreundſchaft nur noch beſtärkte. Aber als ich die Thüre des Zimmers öffnete und er die Zubereitungen ſah, ſtieß er einen Schrei froher Ueberraſchung aus und bat mir, mit italieniſcher Anmuth ſich verbeugend, in der Stille den gehegten Verdacht ab.

Als ich ihn weiter führte und das Licht auf ſeine Züge fiel, ſah ich, wie ein glühendes Roth Eſther's Geſicht übergoß. Der Römer nannte ihren Namen und eilte ihr entgegen. In demſelben Augenblicke erkannten wir Alle den Fremden und riefen wie aus Einem Munde: „Septimius!"

Einige Feldzüge unter der kaiſerlichen Leibwache hatten den ſchönen italieniſchen Jüngling, Conſtantius' Freund und Liebling, zum ſtattlichen Manne gereift. Der Kreis, in dem er ſich fand, ſtand in ſchneidendem Widerſpruch gegen die unglückliche Lage, aus der wir ihn gerettet; er fühlte ſich zum Frohſinn geſtimmt und war unerſchöpflich in Erzählungen aus dem Lager, die er mit Geſchmack und nicht ohne die Ironie, welche dem ſcharfſichtigen Beobachter eigen iſt, vortrug.

Wir fühlten uns Alle angezogen. Conſtantius ſchien bei den poſſierlichen Geſchichten von ſeinen ehemaligen Kriegsgefährten ſichtbar zu geneſen; Salome's Geſicht belebte ſich wieder, als er das Gemälde der römiſchen Sitten in lebendigen Farben vor ihr entfaltete, Eſther ſog ihm jedes Wort vom

Munde und es drückte ſich dabei in ihrem Geſichte eine Bewegung aus, die dem Oeffnen und Schließen der Roſe glich. Mich zog die ſcharfe Zeichnung des öffentlichen Lebens an, nur Mirjam war unruhig und oft ruhte ihr Blick ſorglich auf Eſther's Wangen; aber auch ſie riß zuweilen die Stimme des Zauberers hin, ſie vergaß ihre Thränen und ſtimmte in unſern Frohſinn ein.

Nachdem die Frauen ſich entfernt hatten, hielten wir eine kurze Berathung, wie wir unſern Gaſt wieder in's römiſche Lager bringen könnten; denn wenn er bei dem gegenwärtigen Aufruhr in der Stadt geſehen wurde, ſo war ſein Tod unvermeidlich, und nach dem Treubruche war keine friedliche Unterhandlung mit den Belagerern mehr zu erwarten. Conſtantins beſtand darauf, es ſollte ein geheimer Bote in's Lager geſchickt werden, damit ein Plan, der ſeine Flucht begünſtigte, entworfen würde. Aber zu meinem freudigen Erſtaunen lehnte Septimius dieß beſtimmt ab.

„Mein Geſchmack würde dabei zu ſehr gefährdet," ſprach er ſcherzend. „Dein Bote würde wahrſcheinlich vom Volke aufgefangen und ebenſo wahrſcheinlich gehangen; gelangt er aber in's Lager, ſo verliert er jedenfalls dort ſeinen Kopf. Meine Landsleute werden nicht mehr viel auf jüdiſche Treu und Glauben halten. Stirbt der Burſche hier, wie ein Weib, und plaudert vorher, ſo fallt ihr der Wuth eures Pöbels anheim und werdet mit den Eurigen hingerichtet. Wenn ihr aber meine Landsleute hinrichten, ſo iſt dieß für euch eben ſo gefährlich. Denn jeder Bauer in der Nähe des Lagers iſt ein Kundſchafter und in der nächſten halben Stunde wandert die Nachricht hieher. So wäre eure Mühe vergebens. Titus iſt zwar ſehr mitleidig und es wäre ihm wohl nicht lieb,, mich an einem Spieß auf einem Thore aufgeſteckt zu ſehen; aber er hält ſtreng auf Kriegszucht und wüthet, wie ich wohl weiß, gegen jeden, der an der heutigen Verhandlung Theil genommen hat. Ich ſelbſt liefe Gefahr, zum warnenden Beiſpiel gehangen zu werden, wenn ich zurückkehrte, ehe ſein Grimm ſich abgekühlt hat. Ich muß daher eure Gaſtfreundſchaft auf einige Tage in Anſpruch nehmen.“

„Aber was ſoll am Ende geſchehen?“ fragte ich. „An Waffenſtillſtand läßt ſich nicht mehr denken.“

„Warum nicht? Meinſt du, der Verluſt einiger Truppen mache einen Unterſchied? Von zwanzigtauſend Reitern können wir wohl hundert erübrigen. Solche Sachen ſind ſeit Eröffnung des Feldzugs jede Woche einmal vorgekommen. Dieß ſtimmt ganz zu unſern Anſichten: die, welche am Leben bleiben, rücken vor und was ſie auch ihrem guten Sterne zum Opfer bringen mögen, Thränen ſind es gewiß nicht. Ein unkluger Befehlshaber — und bei dieſer Gelegenheit darf ich mich unter dieſe rechnen — tritt ab, ehe er einen noch größern Fehler machen kann, man gewinnt Erfahrung, die Nachfolger geben Gaſtmahle, wir laſſen uns wenigſtens auf dieſe Art nicht mehr in die Schlinge locken, und eine Partie Unglücklicher, welche die Hälfte ihres Lebens damit zugebracht, daß ſie die Welt geläſtert und von ihren Obern finſtere Blicke eingenommen haben, werden nun ſelbſt Obere, lernen ſelbſt finſtere Blicke austheilen und ſegnen den Tag, wo das Glücksrad ſie auf die Spitze geſtellt hat. In einer Woche könnt ihr wieder Waffenſtillſtand haben."

Dieſes Geſtändniß ſchreckte mich ein wenig zurück. Der Mann vor mir war ein Sohn des Lagers, der alle andern Gefühle, nur die kriegeriſchen nicht, in ſich zu erſticken hatte. Doch Heldenmuth und Hartherzigkeit — ich konnte ſie nicht vereinigen; ich hatte noch etwas zu lernen und der muntere Krieger verlor bei mir.

Ich wollte ſchlafen gehen, als ich Mirjam's ſanfte Hand auf meinen Schultern fühlte. „Ich bin begierig," ſprach ſie, „deine Meinung über dieſen Römer zu vernehmen." In ihrem ſchönen Geſichte, das jede Bewegung ihres Innern wie ein Spiegel zurückwarf, las ich, daß ſie der Gegenſtand lebhaft beſchäftigte.

„Soll das Unglück uns immer verfolgen, Salathiel?“ fuhr ſie fort.

„In welcher Geſtalt denn gegenwärtig?“ fragte ich. „Wir haben einige frohe Stunden hier verlebt; was kann ſeit dieſem Morgen geſchehen ſeyn, wo dein Gleichmuth dich unſer Unglück ſo leicht nehmen ließ?“

„Aeußeres Uebel macht wenig Eindruck auf mich,“ war ihre Antwort; „aber in dem Zufall, der Septimius heute Nacht hieher geführt hat, erkenne ich den Finger des Schickſals, das, wie du ſchon oft geſagt haſt, dein Haus verfolgt. Ich zittere für Eſther's Seelenruhe. Wenn dieſer Römer ſie anzöge?“

„Eſther, mein Liebling, ſollte einen Fremdling, einen römiſchen Götzendiener liebgewinnen? Welchen Abgrund öffneſt du vor mir?“

„So lange Septimius bei uns im Gebirge war, ſah ich mit Schrecken, daß Eſther's Schönheit ihn anzog, und ſeine italieniſche Zierlichkeit war ein gefährlicher Reiz für ihr unerfahrnes, gefühlvolles Herz. Ich wußte, daß eine Verbindung zwiſchen ihnen unmöglich ſey und freute mich, als ſeine Geneſung geſtattete, uns zu verlaſſen. Aber lange Zeit war Eſther unglücklich, ihr Frohſinn war gewichen, ſie vergrub ſich in die Einſamkeit und ich glaube, daß nur die äußerſte Sorgfalt und die folgenden wechſelnden Ereigniſſe ſie am Leben erhalten haben.“

„Mirjam, ich habe dir keinen Troſt zu bieten; ich bin ein Geſchlagener, das Unglück muß mein Theil ſeyn. Aber wenn dieſes Kind mir geraubt werden ſollte, ſo würde, das fühle ich, mein Herz brechen. Länger dürfen wir nicht zögern; bei Anbruch des Tages ſoll der Römer das Haus, die Stadt verlaſſen, er darf keine Stunde länger bleiben, um den Frieden meiner Familie zu vergiften, den einzigen, deſſen ich mich noch auf der Welt zu freuen habe.“

„Wir dürfen durch Raſchheit nicht verderben, was wahre Klugheit gebietet, mein Salathiel. Der Römer iſt hier durch die Geſetze der Gaſtfreundſchaft geſchützt; du kannſt ihn nicht fortſchicken, ohne ihn dem wüthenden Pöbel in die Hände zu liefern. In wenigen Tagen wird die Flucht leicht ſeyn, die jetzt unmöglich wäre. Ueberdieß kann ich ihm Unrecht gethan und ſeine Freude, unerwartet Freunde wieder zu finden, für den Verſuch genommen haben, die Neigung unſeres unſchuldigen Kindes zu gewinnen.“

„Nein, mit dem Morgen verläßt er dieſes Haus; ich ſehe klar in dieſer Sache; in ſeinen Blicken habe ich die Wahrheit geleſen. Er wandte ſich mit ſeinen Worten immer gegen Eſther, ſeine Stimme wurde ſchwankender, wenn er auf eine Bemerkung von ihr antwortete; ſprach ſie, ſo ſchien er zerſtreut — ein alter Kunſtgriff. Sein Benehmen iſt zu gut berechnet, Eindruck auf ein weibliches Gemüth zu machen, zumal wenn es gefühlvoll und nicht ohne Geiſt iſt. Bereits bewundert Eſther den Verworfenen; ich muß den Zauber zerſtören oder ſie muß untergehen. Was ſollte aus ihr werden? aus mir? dem Mann des Unglücks! — Mit Tagesanbruch nimmt der Römer ſeinen Abſchied.“

Aufgeregt wollte ich das Zimmer verlaſſen, wo die noch brennenden Lampen und die prächtige Tafel mit dem düſteren Geiſt, der ſich meiner bemächtigt hatte, zu ſehr im Widerſpruch ſtanden. Die kühle Luft, die durch ein Fenſter hereindrang, leitete mich an dieſes und zum Sprechen nicht aufgelegt, blickte ich, Mirjam's Hand in der meinigen haltend, auf die ſchlafende Stadt hinab.

Ich fühlte Mirjam's Hand in der meinigen zittern; ihr Geſicht war bleich, ihre Brauen waren zuſammengezogen, ihre Augen aufgeſchlagen. Ich fragte beſorgt nach der Urſache. Sie hob die Hand auf, die ſie an ihrer Seite hatte hinabſinken laſſen und deutete langſam, wie der Wahrſager mit ſeinem Stabe, gen Himmel. Sie ſah das bedeutungsvolle Schwert zum erſtenmale, das blutroth am weiten Himmel ſich hinzog und beſtändig dunkelglühende Flammen auswarf, die friſchen Blutflecken glichen; über demſelben war der Himmel bleich, die Sterne ſchimmerten matt und der Vollmond glich einer breiten Scheibe.

„Dort, dort iſt das Zeichen, das ich Monden ſchon in meinen Träumen geſehen,“ ſprach Mirjam mit zitternder Stimme, „das mich aufſchreckte, wenn ich mein Haupt niederlegte, um zu ſchlafen, das am Tage mir vorſchwebte, wo ich auch war, und überall mir entgegentrat, ſeit ich in dieſem Hauſe bin. Ich habe das furchtbare Bild zu entfernen geſucht, ich habe geweint und gebetet; aber es war in mein Inneres geſchrieben und tauchte auf mit andern Bildern; ich habe Ahnungen gehabt, Salathiel, ich darf die Stadt Davids nicht mehr verlaſſen.“ Sie kniete nieder und betete.

Mit prophetiſcher Gewalt wirkten ihre Worte auf mich. „König und Beſchützer Iſraels!“ rief ich, „ſoll deiner Heiligen eine alſo leiden? Ueber mich komme dein Wille, aber ſie verſchone, die vor mir kniet. Sollen die Reinen in die Hände der Schonungsloſen gegeben und deine Kinder zertreten werden, wie Staub?“

Mirjam hörte meine Worte der Ungeduld; ſie ſtand auf und fuhr mit leuchtenden Blicken fort:

„Wir dürfen nicht murren, Salathiel; ſelbſt dieſes furchtbare Geſicht, dieſes ſchreckliche Sinnbild hat mich an die Selbſtſucht meiner Beſorgniſſe erinnert. Was ſind unſere kleinen perſonlichen Sorgen gegen das gewaltige Unglück, das dieſes Werkzeug des gottlichen Grimmes darſtellt? Das Wehe von Millionen, das Blut einer Nation, der Sturz des herrlichen Tempels und der Fall Israel's ſteht in Flammenzügen vor unſern Augen, und ich ſoll über die Unfälle klagen, die mein Theil werden konnen? Von nun an, mein Gatte und Geliebter," fuhr ſie fort und ſank mir in die geoffneten Arme, „ſoll dich mein Schmerz nicht wieder betrüben; gebrauche deinen eigenen, thätigen Verſtand, ſtelle dich ſicher gegen Unglück durch deinen Geiſt und deine Lebenserfahrung, ſo weit dieß in menſchlicher Kraft ſteht, und was darüber iſt, da laß das Murren und die Furcht. In meinem Gebet habe ich unſer Kind in die Hände deſſen befohlen, der auf dem ewigen Throne ſitzt."

Von den edelſten Gefühlen mütterlicher Liebe und dankbarer Ehrfurcht überſtromt hing ſie an meinem Halſe, bis ich Vertrauen und Troſt von ihrem edlen Gemüthe in das meinige übergehen fühlte.

# Zwölftes Kapitel.

Ich brauchte den jungen Krieger nicht zur Abreiſe zu drängen: denn als ich ihn am nächſten Morgen wieder ſah, fing er ſogleich davon an, wie er entkommen könnte. Er war ſeit Tagesanbruch damit beſchäftigt geweſen, vom Söller des Hauſes aus die Feſtungswerke zu muſtern, und hatte durch einen Landmann einen Brief an ſeine Freunde abgeſchickt, worin er dieſe bat, ſie ſollten ſeine Auslieferung förmlich von den Juden verlangen oder in'sgeheim zu ſeiner Rettung mitwirken.

Allein mit der Nacht war ſeine fröhliche Laune verſchwunden: der Sturz ſeines Pferdes hatte ihn bedeutend gequetſcht; er klagte über innerliche Schmerzen und ſein blaſſes Geſicht ſtrafte ihn nicht Lügen. Aber wenn er auch vollkommen wieder hergeſtellt geweſen wäre, ſo hätten ihm die ſtark beſetzten Mauern und der wüthende Pobel nicht erlaubt, ſogleich zurückzukehren. So giengen drei Tage traurig hin. Zu Hauſe war ich von Kranken umgeben, oder quälte mich Verdacht. Septimius lag in ſeinem Gemache, und zwang ſich zum Lachen und Plaudern, gab aber endlich verzweifelnd dieß auf, und beſchäftigte ſich nur mit dem römiſchen Lager. Er bezeugte mir ſeinen innigen Dank dafür, daß ich ihm nun ſchon zum zweitenmal das Leben gerettet, wenn je etwas daran liege, ein ſo unbedeutendes Leben zu erhalten; doch wünſchte er beinahe, ich hätte ihn liegen laſſen, wo ich ihn gefunden, man ſterbe nirgends beſſer, als unter tapferen Gefährten, und er hege keine geringen Beſorgniſſe, wie Titus die Sache aufnehmen würde; für ſein Leben bange ihm nicht, aber wegen ſeines Benehmens zur Rechenſchaft gezogen zu werden, ſey an ſich ſchon entwurdigend; auch der Verluſt des Sempronius, eines ſehr vertrauten Freundes und Rathgebers des Kaiſers, würde viel Gewicht haben, während nur ſein eigenes Zeugniß ſeine Ehre gegen die vielen geheimen Feinde, die jeder höhere Befehlshaber habe, vertheidigen könne. „Kurz," fuhr er fort, „ich bereue tief die thörichte Neugierde und das kindiſche Verlangen, mich in Staatsangelegenheiten zu miſchen, und um den Oberbefehl der

Bedeckung zu bitten, den man mit Recht einem Tribunen hätte übergeben ſollen."

Ich verſuchte ihn damit zu tröſten, daß ich ſagte, „daß dieſes Verlangen natürlich aus ſeinem thätigen Geiſte hervorgegangen ſey, der unſere Stadt zu ſehen gewünſcht habe, oder aus dem ehrenvollen Wunſche des Kriegers, der erſte zu ſeyn, wo es etwas zu thun gebe."

„Es war mehr als das im Spiel," entgegnete er; „ich wurde getäuſcht; jetzt ſehe ich, daß man mich hintergangen hat. Du weißt, daß man in einem Lager Leute aller Art beiſammen trifft — Räuber, Krämer und Gaukler, die uns überall folgen, wie die Raben, und beinahe mit demſelben Zwecke. Es iſt jetzt eine Woche her, daß mich ein alter, ſchnatternder Geſell dieſer Art verfolgte; wo ich ritt, ſah ich ihn vor Augen, er miſchte ſich unter meine Diener, und machte ſich bei dieſen beliebt, indem er falſche Ringe und Edelſteine um den zehnfachen Werth an ſie verkaufte: er war überdieß ein luſtiger Burſche und da er anfieng, mich in meinem Zelte zu ſtören, ſo befahl ich, ihn aus dem Lager zu peitſchen. Aber es waren noch nicht zwölf Stunden verfloſſen, als ich ihn ſchon wieder umherſpringen ſah, und eben wollte ich den Befehl wiederholen, als er ſich vor mir niederwarf, und um einen Augenblick geheimes Gehör bat. Errathe, wer er war?“

„Der Betrüger, der die Rede auf dem Markte hielt?“

„Derſelbe; er ſagte mir, es ſeyen Umtriebe im Gang, mich bei dem Feldherrn in Ungnade zu bringen, was, wie ich wußte, der Fall war: er nannte mir die Namen der Betheiligten, die mir ziemlich wahrſcheinlich klangen, und ſchloß damit, daß er ſagte, nachdem er ſo lange — eine Woche — mein Brod gegeſſen und meine Freigebigkeit — das Verſprechen, ihn peitſchen zu laſſen — genoſſen, ſo wünſche er ſich mir dankbar zu erzeigen, und mir Gelegenheit zu verſchaffen, meine Feinde auf der Stelle zum Schweigen zu bringen; ich ſolle daher bitten, daß mir der Oberbefehl über die Bedeckung der Abgeordneten ertheilt würde. Wie er hievon in Kenntniß geſetzt wurde, weiß ich nicht, ich nahm aber ſeinen Rath an, eilte ſogleich zu Titus, fand, daß im Rathe ein Waffenſtillſtand beſprochen wurde, und daß man über die Wahl eines Anführers verlegen war, trat vor, und verlangte zum allgemeinen Erſtaunen, an der Spitze der Leibwache nach Jeruſalem geſchickt zu werden.“

„Sein Zweck war natürlich, dich zu verderben; ich ſehe jetzt, warum er die Rede hielt, die das Volk zum Aufſtand brachte; er ſtand im Solde der wider dich Verſchworenen. Doch war ſein Aeuſſeres auffallend: in ſeinem Blick und ſeiner Sprache lag ein Bewußtſeyn der Kraft, das ihn vor ſeines Gleichen auszeichnet; auch kam und verſchwand er, ohne daß ich entdecken konnte, woher und wohin."

„O, das iſt ein gemeiner Kunſtgriff ſeines Gewerbes: dieſe Leute kommen und gehen in einer Wolke, wenn ſie können. Er war wohl den halben Tag um dich; du ſahſt, wie wenig er ſich aus der Lanze machte, die ich gegen ihn warf: ohne Zweifel trug er einen Panzer, ſonſt würde jezt ein Betrüger weniger in der Welt ſeyn. Der Menſch iſt ohne Zweifel ein Betrüger, und zwar von der erſten Größe, aber er weiß von den Umtrieben, die gegen mich gemacht wurden, und dieſes Geheimniß macht, daß er nicht gereizt werden darf. Der Lanzenwurf von geſtern bewies ihm, daß ich nicht immer mit mir ſcherzen laſſe. In der That, Fürſt, du wirſt es vortheilhaft finden, ihn hin und wieder zu benützen; er war es, der meinen Brief dieſen Morgen in's Lager trug."

Mein Blick mochte meine Beſorgniſſe ausdrücken, daß er ihn zum Boten gewählt, und er fuhr fort: „Du darfſt dich auf mein Wort verlaſſen, daß es nicht geſchah, um dich in die Schelmereien des Burſchen zu verwickeln: ſo glatt er iſt, ſo habe ich ihn doch an einem Punkte, wo er nicht wagen wird, ſich mir zu entziehen. Ich will mich dir ganz anvertrauen. Ich erwarte ihn dieſe Nacht zurück, wo er eure Stadt von einem unwürdigen Bewohner und dein Haus von einem Gaſte befreien wird, der dir für deine Gaſtfreundſchaft ewig verpflichtet bleibt."

Er ſchloß mit einem Lächeln und in einem Tone, der mich Alles von der günſtigeren Seite nehmen ließ; aber ich erklärte ihm beſtimmt, daß ſein Bote das Haus, in welchem ich wohne, nicht betreten dürfe.

„Auch dafür habe ich geſorgt," entgegnete er; „ich habe mit ihm abgeredet, daß er mir eine Wohnung in der Stadt verſchafft, die wegen meiner ſowohl als wegen deiner ſoweit als möglich von hier entfernt iſt. Ich mag meine Freunde keinen Ungelegenheiten ausſetzen, und um dich vor dieſem Punkte noch ſicherer zu ſtellen, wünſchte ich, daß weder Conſtantius noch ſonſt Jemand im Hauſe meinen Entſchluß erführe, euch dieſen Abend zu verlaſſen."

Auf dieſe Art wurden die Schwierigkeiten, die aus ſeinem längeren Aufenthalte bei uns hervorgehen konnten, leicht gehoben; ich gab ihm daher das Verſprechen, die Sache geheim zu halten, warnte ihn, ſeinem Kundſchafter, gegen den ich eine unwiderſtehliche Abneigung hatte, nicht zu ſehr zu trauen, und wollte das Zimmer verlaſſen, als er mich bei der Hand faßte, und in ungewöhnlicher Bewegung fortfuhr: „Fürſt von Naphthali, ich habe nur noch Ein Wort zu ſagen. Du kennſt die Welt und die menſchlichen Leidenſchaften; einige von ihnen laſſen ſich nicht beherrſchen, wenigſtens verſtehe ich es nicht, ſie zu zähmen: aber wenn du Verläumdungen gegen mich hören ſollteſt — "

„Unmöglich, mein Freund, und wäre es auch der Fall, ſo werde ich den Verläumdern eine kurze Antwort geben."

„Oder wenn du ſelbſt geneigt ſeyn ſollteſt, hart von mir zu denken — du kennſt die Umſtände, in welche ein Mann von Geburt und Vermögen bei unſerem Stande gerathen muß?"

„Ja, und ich bin mehr geneigt, die Folgen zu bedauern, als mich darüber zu wundern."

„Wenn du hören ſollteſt, daß in einer böſen Stunde eine unerwartete Verſuchung über mich kam, der ich lange zu widerſtehen ſtrebte und daß ſie unter Umſtänden kam, die von Anbeginn der Welt den Weiſen zum Thoren machten, und jeden Vorſatz ſchwächten, wenn ſie mein ganzes Weſen bemeiſterte, wenn ich Willens wäre, um den Beſitz dieſes Gegenſtandes die glänzendſten Hoffnungen aufzugeben, mein Leben einzuſetzen — "

Wie ein Blitz durchzuckte mich der Gedanke an Eſther. Ich trat von ihm zurück und ſagte:

„Römer, du biſt hier mein Gaſt, und als ſolchen habe ich dich bis jezt geduldig angehört; aber wenn du mit dem, was du geſagt, ein Glied meiner Familie gemeint haſt, ſo fordere ich beſtimmt von dir, daß du der Sache nie mehr Erwähnung thuſt. Die Töchter Israels ſind heilig; nie ſoll ein Kind von mir einem der Unterdrücker meines unglücklichen Landes angehören.“

Erſtaunt blickte er mich an und entgegnete: „Iſt es möglich, Fürſt, daß du mich ſo ganz mißverſtanden? Meine Beſorgniſſe ſind ganz anderer Art: laß mir Gerechtigkeit wiederfahren. Ich lache über ſolches Spielwerk menſchlicher Leidenſchaft, das verſtändiger Männer unwürdig iſt. Als ein Mann von Geſchmack muß ich zugeben, daß die Frauen in deinem Hauſe ausgezeichnet ſchön ſind, aber glaube mir, daß mich andere Angelegenheiten zu ſehr beſchäftigten, als daß ich ihren Reizen mehr als Einen Blick hätte widmen können. Wir wollen uns als Krieger und Männer von Ehre gegen einander verſtändigen; die Kette, die mich bindet, iſt nicht von Roſen, ſondern von Eiſen, ein unſichtbares Band, das mich Tag und Nacht verfolgt ich wollte froh ſeyn, wenn ich ihrer ſoweit los wäre, daß ich weibliche Schönheit bewundern könnte.“

„Wie, hat der verwünſchte Zauberer auch dich in ſein Netz verwickelt? Ich kenne den Aberglauben deines Landes und weiß, wie ſehr er den Verſtand blendet. Aber wagt der Betrüger ſich ſoweit zu erheben?"

Er ſchauderte, faltete die Hände mit der Gewalt der Verzweiflung und erwiederte: „du ſahſt, wie er meiner ſpottete und mich höhnte, als ich ihn zu verwunden ſuchte; du ſahſt die inſtinktmäßige Furcht meines Pferdes; es war in unſerem ganzen Lager wegen ſeiner Kühnheit berühmt, vor dieſem Gewaltigen aber erſchrack es wie ein Haſe, und ſein Blick tödtete es. Von ihm kommt die Verſuchung, ihre Art kann ich dir nicht erklären, aber ſie iſt ſchrecklich und muß, das fühle ich, zum Verderben führen."

„So wirf ſie mit Einem Male von dir, ſey ein Mann — ein Held."

„Es iſt vergebens, ich muß das Opfer ſeyn; ich bin unwiderruflich gebunden. Lebe wohl, Fürſt, wir ſehen uns nie wieder."

Er warf ſich auf das Lager; ich bot ihm meine Hülfe und ſuchte ihn zu tröſten — vergebens. Sein kriegeriſcher Muth war dahin, ich ſah ein Opfer phantaſtiſcher Täuſchung vor mir. Ich befahl ihn der Sorge des alten Dieners und verließ das Zimmer.

## Dreizehntes Kapitel.

Um dieſe Zeit bot die Stadt einen ſtürmiſchen Anblick dar, wie dieß bei dem Zuſammenſtrömen der großen kriegeriſchen Haufen, die einander beinahe fremd waren oder ſich nur aus alten Fehden kannten, nicht anders ſeyn konnte. Die ſtolzen Häuptlinge Judäa's ſahen auf alle Menſchen verächtlich herab, die Benjaminiten rühmten ſich der Erbſchaft Jeruſalems und betrachteten die Galiläer als Empörer und Räuber; auch dieſe hatten wieder einen Gegenſtand der Verachtung und die Stämme Dan und Ephraim wurden als Nachkommen von Aufrührern und Götzendienern ſchonungslos gehöhnt. Die Anführer der beiden Hauptparteien, Johannes und Simon, waren zu bloßen Schatten herabgeſunken, aber ihre Mißgriffe behielt man in friſchem Andenken und das bittere

Gefühl, das ſich mit dieſem anknüpfte, wurde noch dadurch geſchärft, daß man ſich allgemein von ihrer Untauglichkeit überzeugte.

Der bedeutende Verluſt des Feindes, der ſich jetzt ganz von der Ebene zurückgezogen hatte, und damit beſchäftigt war, ſeine verſchiedenen Lager mit Wällen zu umgeben, der Sieg über ihre Abgeordneten und ihre Bedeckung und das Aufſtehen von angeblichen Propheten erfüllte den Pöbel mit trunkenen Hoffnungen und man hörte beſtändig auf den Straßen ſchreien: „laſſet uns ausziehen, um das Lager zu erſtürmen und die Götzendiener in's Meer zu werfen.“ Aber kein Anführer erſchien, die Prahlenden verſtummten und hatten Zeit, beim Wein durch Worte ihre Kriegsluſt auszulaſſen.

Aber mitten unter den Trinkenden, Tanzenden und Streitenden erſchien Sabat, der Jsmaelite, Tag für Tag, von Morgen bis Abend, und verkündigte das Strafgericht. Seine Geſtalt war furchtbar anzuſchauen, und die Menge zeigte ſelbſt bei den mildeſten Anlagen offen ihre Furcht vor ihm; ich ſah, wie der wüthendſte Tumult ſich legte, wenn ſeine prophetiſchen Worte in der Ferne ſich hören ließen. Die Dolche verſchwanden ſogleich, die Häupter hielten ſich in die Mäntel, Viele warfen ſich nieder, bis er vorübergegangen war. Wo er hinkam, da verſtummten die frechen Lieder, das Tanzen hörte auf, der Becher entfiel den Trinkenden und auf mancher Lippe zitterte ein Gebet.

Wie er ſein Leben friſtete, konnte Niemand ſagen; er war abgemagert wie ein Gerippe, ſein Auge blickte düſter, ſeine einſt rabenſchwarzen Locken waren weiß wie Schnee; aber noch hatte er den Schritt eines Rieſen, ſeine Gebährden waren ſchnell und außerordentlich kräftig und ſeine Stimme gewaltig, ſo daß ſie ſelbſt bei dem lärmenden Getoſe in den vielen Straßen von den entfernteſten Theilen der Stadt her ſich vernehmen ließ. Im Zwielicht aber und in der Stille der Nacht heulte ſein „Wehe — Wehe — Wehe“ mit übermenſchlichen Tönen durch die Luft.

Seine unglückliche Braut folgte ihm noch ohne ein Wort zu ſprechen, ohne ihn anzublicken. So ſchnell er lief, ſie eilte ihm nach, wie wenn ſie durch einen Zauber an ihn gebunden wäre; ihre Geſtalt glich einem Schatten, nur ihre Füße bewegten ſich.

Oft verſuchte ich dem unglücklichen Paare zu helfen: Sabat erkannte mich und dankte mir kurz, aber immer wies er jeden Beiſtand zurück, eilte dann ſchnell weiter und wiederholte ſeinen Weheruf.

Die Hoffnung, mit den Belagerern zu unterhandeln, war jetzt beinahe völlig verſchwunden, aber ich war ſo ſehr von dem Verderben überzeugt, das ein verlängerter Krieg zur Folge haben mußte, daß ich unermüdet daran arbeitete, das Volk zur Einſicht ſeiner Lage zu bringen. Mein Name war berühmt, meine entſchiedene Weigerung, eine Befehlshaberſtelle anzunehmen, verſchaffte mir Einfluß, und die Häupter in Jeruſalem waren froh, ihre Gewalt auf mich übertragen zu können, weil ſie ſo eines Geſchäftes los wurden, dem ſie nicht gewachſen waren.

Aber Jeruſalem war nicht zu retten. Ein Verhängniß, eine unwiderſtehliche, unerreichbare Macht arbeitete mir entgegen: ich fühlte dieß beim erſten Schritte. Waren wir mitten in einer Berathung, ſo erhob ſich immer ein unſeliges Hinderniß: glaubten wir nur auf dem Punkte, die wichtigſten Intereſſen verſöhnt und geſichert zu haben, ſo brachten wir dieſe Vereinigung doch nie wirklich zu Stande. Verhandlungen, die man mit dem römiſchen Feldherrn anknüpfte, und die den ſicherſten Erfolg verſprachen, zerſchlugen ſich, Niemand konnte ſagen, wie. Ein Gegner ſtand uns im Wege, den wir nicht zu faſſen vermochten, der aber mächtig und beharrlich ſeinen Zweck verfolgte.

Nach meiner letzten Unterredung mit Septimius, hatte ich den Tag bei einer dieſer Berathſchlagungen zugebracht, und wollte mit ſchwerem Herzen nach Hauſe gehen, als mich in einer abgelegenen Straße, die n die obere Stadt führte, ein Berglied aus meinem Sinne weckte. Die Muſik hat immer tröſtend auf mich gewirkt, und der Geſang Naphthalis machte in dieſem Augenblicke tiefen Eindruck auf mich. Um zu hören, blieb ich vor dem Zelte des Sängers ſtehen, in welchem eine Truppe Krieger und Hirten aus Galiläa bei den Bechern ſaß. Fertig ſpielte er die Harfe und begleitete ſie mit einer Stimme, die mich an die fröhlichen Weiſen der Vögel im Frühling erinnerte. Beim Scheine des Mondes, der durch das Zelt fiel, ſah ich den Sänger in ſeiner phantaſtiſchen Tracht: er hatte einen weiten, ſcharlachenen Mantel umgeſchlagen, der mit glänzenden Steinen beſetzt war, und ein Turban von gelber Seide hing bis auf ſeine Schultern herab.

Bald aber erwachten wieder Gedanken in mir, welche die Muſik nicht zu beſchwichtigen vermochte; ich warf dem Sänger einige Geldſtücke zu und eilte vorüber. Die Entfernung des jungen Römers, und der Einfluß, den ſie auf meine Familie und beſonders auf ein Gemüth haben konnte, das mir wegen ſeiner Aehnlichkeit mit dem meinigen doppelt theuer war, beſchäftigte mich und nicht ohne ſchlimme Ahnung erreichte ich mein Haus.

Das erſte, was ich vernahm, war das Wehklagen der alten Diener, aber ich konnte nicht warten, bis ſie mir in unverſtändlichen Worten von dem Geſchehenen Kunde gäben, ſondern eilte zu meiner Familie. Mirjam trauerte ſchweigend, Salome ſchluchzte. Das Äußerſte fürchtend; aber mit der finſtern Standhaftigkeit, welche die Folge langer Leiden iſt, faßte ich die Hand meines Weibes und bat ſie, nach Faſſung ringend, mir das Schreckliche mit Einem Male zu verkünden.

„Eſther iſt fort," war ihre Antwort; weiter vermochte ſie nicht hervorzubringen, und ſelbſt dieſe wenigen Worte erſchütterten ihren ganzen Körper. Salome aber ſchmähte laut den Verworfenen, der unſere Gaſtfreundſchaft gehöhnt und ſein Leben nur dazu verwende, um den, der es ihm zweimal gerettet, unglücklich zu machen.

Scharf wie ein Schwert traf mich der Schlag. „War Eſther, meine unſchuldige, geliebte Tochter mit dieſer Flucht einverſtanden?" fragte ich endlich.

„Ich weiß es nicht," erwiederte Mirjam; „ich wage es nicht, mir die Frage vorzulegen, ob ſie ihre Pflicht vergeſſen und willig, um dem Fremden zu folgen, ihre Eltern verlaſſen haben kann. Nein, er muß furchtbare Künſte angewandt haben; aber der Gedanke iſt zu ſchmerzlich. Wecke ſolche Gedanken nicht mehr in mir."

Sie ſank ſchweigend zurück, aber Salome war nicht zurückzuhalten; ſie verſicherte, es ſey völlig unmöglich, daß Eſther den Pflichten der Religion und kindlicher Liebe freiwillig untreu geworden. „Sie muß," ſprach ſie, „entweder durch betrügliche Künſte und Erſcheinungen getäuſcht oder mit Gewalt entführt worden ſeyn. Conſtantius iſt bereits fortgeeilt, ſie zu ſuchen; ſo ſchwach er iſt, will er doch die Räuber ausfindig machen, und ich habe ihn nicht abgehalten, denn freudig wollt' ich hier mein eigenes Leben wagen."

Ich ſtand auf, um mich zu entfernen, aber Mirjam klammerte ſich an mich an und rief: „Muß ich Alles verlieren, Salathiel?"

„Ich allein bin der Schuldige; ich ſollte es verhütet haben, ich allein verdiene Vorwurf. Dieſe Thränen ſchneiden tiefer in mein Herz, als Worte vermöchten. — Ich will Eſther wieder finden; ohne ſie wären wir Alle unglücklich. Der römiſche Feldherr iſt gerecht, in ſeiner Gegenwart will ich ſie von Septimius fordern. Mirjam, du ſollſt dein Kind, Salome, du ſollſt deine Schweſter wieder ſehen; und jetzt kommt an mein Herz, ihr, meine letzte Hoffnung des Glücks, die ihr allein mir geblieben ſeyd von Allem, was den Abend meines Lebens zu erheitern verſprach. Weinet nicht mehr, damit ich nicht weich werde in dieſer Stunde der Prüfung; gehet hin und betet für mich. Lebt wohl."

Es war beinahe Mitternacht und der Lärm war verſtummt, außer wo die Haufen, die noch hereinſtrömten, ein Unterkommen ſuchten. Die Furcht, geſtört zu werden, veranlaßte die Einwohner, auf ihrer Hut zu ſeyn, und in den Hauptſtraßen ſaßen die Zeltbewohner wachſam um die Tiſche, bis der Wein ſie in den Schlaf ſenkte. Aller Gehorſam hatte aufgehört, und mehr als einmal kam ich dieſe Nacht in den Fall, zeigen zu müſſen, daß ich Waffen trug.

Aber die Unordnung, die in der Stadt herrſchte, ging nicht auch auf die Vertheidigung nach außen über, und die Mauern, welche die zahlloſen Räuber und Mörder einſchloßen, wurden wie ein Heiligthum bewacht. Keine Vorſtellungen vermochten die Landleute am Thore, mich durchzulaſſen; mein Rang und ſelbſt mein bekannter Name galten nichts gegen die Möglichkeit, daß ich mit dem Feind, den ſie jetzt verachteten, wieder Unterhandlungen anknüpfen könne, und ich glaubte ſchon, meine Verſuche an dem Widerſtand der ehrlichen Wachen ſcheitern ſehen zu müſſen, als ich zu meiner Freude einen Häuptling ihres Stammes herankommen ſah. Er war ein wüthender Parteigänger geweſen; dieß genügte mir: ich nahm ihn bei Seite, reichte ihm Gold, und ſah das Thor durch die unbefleckte Hand des patriotiſchen Jonathan geöffnet.

Ich war noch innerhalb der Vertheidigungslinien, als ich den Hufſchlag von Pferden vernahm. Die Nacht war hell und weil überall Mauern mich umgaben, ſo konnte ich nicht hoffen, ungeſehen vorüberzukommen. Es war eine ſtarke Truppe idumäiſcher Reiter, welche Proviantwägen geleiteten. Die vorderſten waren ſchlaftrunken und ich glaubte ſchon, ich würde gar nicht bemerkt werden, als einer der Wagenknechte muthwillig mich mit der Geißel hieb. Raſch erwiederte ich den Schlag und jener ſank bewußtlos vom Pferde. Ich wurde umringt, als Mörder vor ihren Anführer gebracht und fand in dieſem — Onias.

Mein alter Feind erkannte mich im Augenblick, und fragte Racheſchnaubend, wohin ich wollte.

„In's römiſche Lager,“ war meine Antwort.

„Deine Abſicht?“

„Mit dem römiſchen Feldherrn mich zu unterreden.“

„Du biſt von dem großen Rathe abgeſchickt?“

„Nein.“

„Ich kenne dich ſchon lange als einen kühnen Geſellen; wir können in Jeruſalem gegenwärtig keine Helden entbehren, und ſo mußt du mit uns umkehren.“

„Mit welchem Rechte verlangſt du dieß?“

„Mit dem Recht des Stärkeren.“

„Und warum?“

„Damit du als Ausreiſſer gehangen wirſt; auch iſt dir dabei die Mühe erſpart, zu Titus zu gehen und dort als Spion gehangen zu werden."

Ich mochte ihm nicht mehr antworten, und wurde in der Mitte der Unmenſchen, die ſich ihres Fanges freuten, als wäre der Hauptfeind des Staates in ihre Hände gefallen, zurückgeführt.

Ich war jedoch nicht der einzige, den das Abenteuer in Verlegenheit ſetzte; der Hauptmann der Wache erſchrack gewaltig, als er meiner anſichtig wurde. Onias, der ihn ſo gut zu kennen ſchien, als ich, warf einen prüfenden Blick auf ihn, und er konnte ſich nur dadurch retten, daß er die Schuld auf mich wälzte. „Es ſey völlig unbegreiflich, wie ich entkommen," ſagte er; „wenn ich nicht das leichtgläubige Landvolk getäuſcht habe, vielleicht auch durch offene Beſtechung. Damit dieß aber in Zukunft nimmer möglich ſey, wolle er die Perſon des Gefangenen unterſuchen."

Er ſchritt wirklich zur Unterſuchung, und zog zur Vorſicht meine Borſe aus meinem Gürtel, die ich nie wieder zu Geſicht bekam. In Onias Geſicht kämpfte während ſeiner Rede Verachtung mit der Luſt, zu lachen, und, als jener fertig war, ſagte er: „ich muß jetzt weiter gehen; du aber, Hauptmann, ſteheſt für den Gefangenen: er muß morgen vor dem Rathe ſich verantworten, und da du ihn ſo eben außer Stand geſezt haſt, die Wache zu beſtechen, ſo wirſt du mit deinem Kopf für ihn haften.“ Um ſeiner Sache gewiß zu ſeyn, ließ mich mein Feind in den Thurm über dem Thore bringen, und ritt mit ſeinen Idumäern vorüber.

Der Thurm war dick und nur ein römiſcher Sturmbock ſchien ihn öffnen zu können. Der Hauptmann war mit dem Augenblick, wo ich meine Börſe verloren hatte, unbeſtechlich geworden, und ſo war er mir eben ſo unzugänglich, als die gewaltigen Steine des Thurmes. Ob ich für dieſe Nacht oder für die ganze Zeit der Belagerung gefangen ſizen oder am Morgen hingerichtet werden ſollte, war eine Frage, über die mein unverſöhnlicher Feind zu entſcheiden hatte. Aber was ſollte aus dem Meinigen und meiner Theilnahme an der großen Sache werden, um derenwillen allein das Leben Werth für mich hatte?

Das Gemach, in das man mich geführt hatte, war im oberen Theile des Thurmes und überſah weithin die Ebene: vor mir ſah ich das römiſche Lager deutlich im Mondſchein und nur die Trompetenſtöße, welche die Nachtwache anzeigten und der ſchwere Tritt derer, die die Runde machten, unterbrach die Stille.

## Vierzehntes Kapitel.

Während ich über die Thorheit menſchlichen Ehrgeizes nachdachte, hörte ich lautes Getöſe in den Zimmern unten. Die Wache hatte ein Gelage gehalten, aber der Wein war bereits zu Ende, und die Landleute ſetzten ſich kühn dagegen, daß man ihnen ein Maß vorſchreiben wollte. Die frühere Wache hatte, um für die Mäßigkeit der folgenden zu ſorgen, den Keller geleert und ſo jenen Lärm veranlaßt. Wäre meine Thüre entriegelt geweſen, ſo hätte ich den Hauptmann ſchnell ſeiner Verantwortung entledigt; aber vergebens rüttelte ich an den ungeheuren Schlöſſern.

Schon wollte ich den Verſuch aufgeben, als leichte Fußtritte ſich näherten; ein Schlüſſel knarrte und der Sänger des Zeltes ſtand vor mir.

„Wenn du ſchnellem Tod entrinnen willſt," flüſterte er, „ſo thue, wie ich dir ſage." Er blickte zum Fenſter hinaus, ſang einige Töne und zog, als er von außen Antwort erhielt, ein Seil herein, das wir nun zuſammen in die Höhe zogen. Es erforderte einige Anſtrengung, aber endlich erſchien ein ſchwerer Korb mit Wein; er nahm einige Flaſchen davon und verſchwand, ohne ein Wort zu ſprechen. Ich hörte, wie er unten mit lautem Beifall bewillkommt wurde; die Hälfte der Wachehabenden eilte ſogleich die Treppe herauf, um ihm zu helfen; dieß verbat er aber beſtimmt, und drohte, wenn man ihn ſtören würde, den Hauptmann zu wecken und ihm die Schlüſſel zum Keller zu übergeben. Dieß wirkte, die Entladung des Korbes wurde ihm allein überlaſſen, und bald hatten wir nur noch eine Flaſche vor uns.

„Du verdienſt einige Entſchädigung für deine Mühe," ſprach er mit der ſorgloſen, fröhlichen Miene, die dieſem Stande eigen iſt. „Gute Nacht, Fürſt," fuhr er fort, nachdem er mich zum Trinken genöthiget; „du wirſt doch den Thurm nicht zu ſehr lieb gewonnen haben und dich von der tapferen Wache lieber durch's Fenſter verabſchieden."

„Aber wenn es entdeckt wird, daß du mir zur Flucht behülflich warſt?"

„O, man hat mich ſchon bei allen möglichen Schnurren ertappt, und doch bin ich noch hier. Ich bin durch dein Land gekommen, Fürſt, und hege ſchon lange her Achtung vor deinem Namen; erſt heute noch haſt du mir ein Geſchenk gemacht, wie ich, ſeit ich in der Stadt bin, noch keines bekommen. Der edle Hauptmann unten iſt ein ausgemachter Schurke, und der mächtige Onias braucht nur Gelegenheit, um ſeine Bosheit zu üben; und ſo dachte ich, als ich dich in's Wachthaus ſchleppen ſah, ich wolle den Zechern unten zu etwas mehr Wein verhelfen, als für ihren Verſtand gut iſt. Wenn dir nun dein Leben lieb iſt, ſo ſetze dich in den leeren Korb und mache den Weg durch die Luft, wie ein Vogel; in zwei Minuten biſt du außer Gefahr; du brauchſt dich nicht vor mir zu fürchten.“ Ich ſchlang das Seil um einen Balken, zwängte mich durch das enge Fenſter und ſchwebte in einer Höhe von hundert Fuß in der Luft. Schnell gleitete ich hinab und ſah an den Fenſtern die Wachen trinken, ſchlafen, ſingen und plaudern. Glücklicherweiſe wurde ich nicht bemerkt und erreichte endlich den Boden.

Im nächſten Augenblicke gleitete auch der Sänger ſchnell am Seile herab; ich wollte ihm für ſeine Dienſte danken; er aber legte den Finger auf die Lippen, deutete auf den Wall, wo eine ſich bewegende Lampe verrieth, daß wir noch beobachtet werden konnten, und führte mich in ein Gebüſch, das kein Auge zu durchdringen vermochte. Endlich führte er mich auf die Ebene.

„Ich habe dich in dem Geſträuch aufgehalten," ſagte er, „damit wir von den Mauern aus nicht bemerkt werden könnten, und der Mond unterdeſſen Zeit gewänne, ſich zu verbergen. — Weißt du auch," fuhr er fort, als er ſeiner Harfe einige Töne entlockt hatte und ich ihn bewundernd anblickte, „weißt du auch, daß mir mein Stand in den Tod zuwider iſt?"

„Warum verläßt du ihn dann nicht? du biſt zu Beſſerem geſchaffen."

„Warum ich ihn nicht verlaſſe? Ach, aus hundert Gründen; ich konnte ein Vogel im Käfig ſeyn, den man fütterte und hegte; aber welcher Vogel bewegt ſich nicht gerne in der freien Luft, ſelbſt wenn er den Stürmen des Sommers ausgeſetzt iſt und der Froſt des Winters ihn durchkältet? Nein, laß mich meine Flügel ſchwingen und frei mein Lied ſingen unter freiem Himmel, oder verſtummen — und ſterben."

„Das iſt die natürliche Sprache deiner Jahre; aber die Zeit muß kommen, wo der Muth ſinkt und der Menſch andere Anſprüche an das Leben macht, als nur die Freiheit, umherzuſchwärmen.

Der gewöhnliche Wechſel der Natur, der uns veranlaßt, in den Tagen des Sommers für den Winter zu ſorgen, mahnt uns nur an die Zeit, wo das Leben Ruhe verlangt und ſicheres Obdach und die Umgebung von fühlenden Weſen, die Theil an uns nehmen."

Er antwortete nicht, ſein Haupt war über die Harfe gebeugt und ſeine Finger lagen an den Saiten.

Der Mond wollte hinter dem Gebirge verſinken und ich fuhr fort: „Wir müſſen weiter; da ich aber dich keiner weiteren Gefahr ausgeſetzt ſehen will, ſo erwarte mich in Jeruſalem; ich bin dir für den Dienſt, den du mir dieſe Nacht erwieſen haſt, verpflichtet; ich will die Schuld abtragen und dich in mein Haus nehmen, wenn die Belagerung aufgehoben wird; wo nicht, ſo bleibſt du, was du biſt."

Er war freudig bewegt über das Anerbieten, weinte, lachte, tanzte, küßte mir die Hand und hüpfte endlich vor mir her. Ich rief ihm zu, daß er nicht weiter gehen ſollte, er erwiederte aber: „unmöglich, du wäreſt in einem Augenblicke verloren; hätte ich den Weg nicht ſchon hundertmal gemacht, ſo würde ich ihn ſelbſt nicht finden. Eine halbe Meile von hier ſind nichts als Wälle und Gräben; unzählige Schildwachen würden dich anhalten; an den Fuß der Berge dort kann, ſo nahe ſie ſcheinen, nur ein Heer den Weg finden — oder ein Sänger.“

Alle Vorſtellungen waren vergebens, denn er eilte mit einer Schnelligkeit voran, die es mir ſchwer machte, zu folgen. Bald gelangten wir an die Feſtungswerke, und hier erkannte ich ganz den Werth meines Begleiters; er führte mich über Gräben und Mauern, durch Böſchungen und Palliſaden; aber dieß war nicht Alles. Hin und wieder ſah ich nur wenige Schritte von uns die Schildwachen und erwartete jeden Augenblick angerufen zu werden, aber kein Laut ließ ſich hören, und ebenſo kam ich an Streifwachen von Reitern vorüber. Ich ging durch die Reihen der Zelte, wo die Truppen ſchon wach waren und ſich für den Morgen rüſteten; aber kein Blick fiel auf mich und es wollte mich beinahe bedünken, als wäre ich wie ein Held in den alten Fabeln in eine Wolke gehüllt.

Noch eilte der Sänger weiter, bis er auf einem Wall, der in einiger Entfernung vor mir lag, angelangt, einen Schrei ausſtieß und niederſank. Weil ich keine Schildwache hatte anrufen hören, glaubte ich, er ſey zufällig gefallen, und wollte ihm zu Hülfe eilen; aber ein Hagel von Pfeilen ſchwirrte über meinem Haupte hin und die ſchwarzen

Geſichter einer Truppe äthiopiſcher Reiter ſprengten eine Schlucht neben mir herauf. Ich wollte mich nicht vertheidigen, ſelbſt wenn ich weniger ſichere Schützen vor mir gehabt hätte, und bat daher in allen Sprachen, deren ich mächtig war, um Gnade. Die Aethiopier ſchüttelten aber ihre wolligen Köpfe, legten Hand an mich und fingen an, mich zu durchſuchen. Endlich wurden meine Hände gefeſſelt und man führte mich gegen die Vorpoſten. Lange beriethen ſie, wobei ſie wüthend die Zähne fletſchten und die Schwerter blitzend über dem Haupte ſchwangen, ob ſie mir, um dieſer Laſt los zu werden, auf der Stelle die Kehle abſchneiden oder verſuchen ſollten, ob ſie nicht für meine leere Börſe dadurch ſich entſchädigen könnten, daß ſie mich als Spion einlieferten.

Ich hörte auf, Vorſtellungen zu machen, da ſie doch nicht zum Zwecke führen konnten, und ſchritt ruhig in der Mitte der Räuber weiter. Als wir aber dem Lager näher kamen, erhob ſich eine andere Schwierigkeit. Die Truppe fühlte ſich gar nicht geneigt, den Legionen nahe zu kommen; aber wem ſollte man, wenn eine Belohnung zu erheben war, das allgemeine Intereſſe anvertrauen? Die Berathung wurde hauptſächlich durch Gebehrden geführt, die manchmal Schläge begleiteten, und wurde endlich ſo lebhaft, daß einer der Stärkſten von der Bande mich aus dem Kreiſe ſchleppte, und ſein Meſſer zu wetzen anfing, um mir die Kehle abzuſchneiden und ſo dem Streit ein Ende zu machen. In dieſem Augenblicke aber entſtand ein furchtbares Geſchrei, und eine Geſtalt, über alle Begriffe ſcheußlich, nicht einen Fuß hoch, ſchwarz und Flammen ſpeiend, rannte auf einem wilden Pferde, das nach allen Seiten ausſchlug, mitten unter uns. Entſezt zerſtreuten ſich die Aethiopier nach allen Seiten, aber der Boden war überall von Gräben durchſchnitten, ſo daß ſie bei jedem Schritte fielen; einige wurden von dem Unthiere gebiſſen, Andere hatten wahrſcheinlich den Hals gebrochen und die Uebrigen eilten davon.

So war ich für den Augenblick gerettet, aber nichts weniger, als in Freiheit. Während ich der Bande mich zu entledigen ſuchte, kam eine Streifwache aus dem römiſchen Lager und nahm mich gefangen.

Die fliehenden Schwarzen boten Stoff genug zum Lachen; es war hell genug, daß man ſehen konnte, wie ſie über das Feld hin rannten, wie die Turbane ihnen abfielen und die wenigen Reiter, die ſich im Sattel erhalten konnten, über Stock und Stein von ihren Pferden davon getragen wurden. Man hatte anfangs geglaubt, dieß ſey das Vorſpiel zu einem Angriff auf die Linien;

jetzt aber wurde die Sache in's Lächerliche gezogen, und die Reiterei der Wilden veranlaßte manchen Scherz.

Nun aber kam die Reihe an mich; man hatte mich an den römiſchen Verſchanzungen getroffen, worauf der Tod geſetzt war; überdieß war ich bei der Feſtnahme gefeſſelt; ich aber pries laut meine Verdienſte und berief mich auf die Bande als einen Beweis, daß ich nicht aus freiem Willen hier ſey. Die Reiter verſtanden ſich beſſer auf das Kriegshandwerk, als auf die Logik, und meine Vertheidigung ſetzte ſie in Verlegenheit, bis es Einem einfiel, zu fragen, wie ich denn überhaupt hieher komme. Die Truppe drängte ſich um mich, um zu hören, wie ich dieſe verfängliche Frage beantworten würde, und in wenigen Worten erklärte ich ihnen mein Vorhaben.

Die Schale neigte ſich wieder auf meine Seite, und ich glaubte ſchon den Sieg mein, als ein junger Fahnenträger mit ernſter Amtsmiene erklärte in dieſer Zeit des Betruges könne man gegen Betrüger aller Art nicht vorſichtig genug ſeyn; je annehmlicher meine Geſchichte klinge, deſto wahrſcheinlicher ſey ſie erdichtet, und da es ein Mißgriff ſeyn könne, mich laufen zu laſſen, ſo ſey es räthlich, mich unverzüglich zu hängen.

Die Worte des Redners fanden Beifall, und mein Schickſal war beſchloſſen; aber jetzt entſtand eine neue Schwierigkeit; wer ſollte das Urtheil vollziehen? denn dieß würde die Ehre der Reiter befleckt haben. Ein niedergetretener Afrikaner, der ſtöhnend in einem Graben neben mir lag, hörte den Streit, ſchleppte ſich hervor und erbot ſich, ſo zerquetſcht er war, für eine Summe, deren Beſtimmung er ihrer Großmuth überließ, den Scharfrichter zu machen. Mein Tod ſchien unvermeidlich; wie durch einen Zauberſchlag gewann der Afrikaner ſeine Kräfte wieder und es wurde ihm die Vollziehung des Urtheils wirklich übertragen. Ich war nicht müßig und proteſtirte dagegen, daß man mir als einem Unterhändler Gewalt anthäte; aber die Reiter waren wegen meiner aus dem Schlafe geweckt worden und wollten nicht dadurch lächerlich werden, daß ſie wegen eines blinden Lärms ausgezogen.

Während ich die verhängnißvolle Stunde noch abzuhalten ſuchte, hörte man den Hufſchlag von vielen Pferden und „der Feldherr" rief die Truppe.

„Titus mag kommen," ſagte ich, „oder ein anderer Mann von Ehre, der wird mich verſtehen." Ich zerriß die Stricke und trat vor, um Veſpaſian's großen Sohn zu begrüßen. Mein zuverſichtlicher Blick ſetzte die Truppe in Verlegenheit und der Fahnenträger machte mir Platz, daß ich mit dem Thronerben mich unterreden könnte. Aber es war nicht Titus; ein breites, plumpes Geſicht, von Wein dunkel geröthet, blickte übermüthig umher; mein Blick begegnete dem ſeinigen und er erbleichte plötzlich. Einige Worte der Umſtehenden unterrichteten ihn von dem Vorgefallenen; er ritt gegen mich heran und ſchrie: „So, Empörer, haben wir dich endlich! du biſt auf der That ertappt und mußt ſterben.“

„Ich verlange vor den Feldherrn geführt zu werden; vor Untergeordneten mag ich mich nicht vertheidigen.“

Er biß ſich in die Lippen und entgegnete: „Verräther, du biſt hier nicht auf dem Berge Scopas an der Spitze eines Heeres.“

Ich erkannte Ceſtius und ſagte: „Auch du biſt nicht in der Ebene an der Spitze eines Heeres, zum Glück für Beide. Doch ich mag nicht mit ſolchen reden, die ich habe fliehen ſehen; bringt mich vor euern Feldherrn.“

Die Reiter, an dieſe offene Sprache vor dem Tyrannen der Legionen nicht gewohnt, blickten mich ſtaunend an; Ceſtius ſelbſt war verblüfft; aber bald faßte er ſich wieder und befahl mit wüthender Stimme, eine Truppe arabiſcher Bogenſchützen, die man in der Ferne gewahrte, hieher zu beordern, um einen Verräther hinzurichten, der nicht werth ſey, von römiſchem Schwerte zu ſterben.

Die Araber, erfreut durch die Ausſicht auf Belohnung, eilten jauchzend heran; ich proteſtirte nochmals feierlich gegen dieſen Mord, der nur das Werk unedler Rache ſey, höhnte Ceſtius wegen ſeiner Niederlage, und verlangte, wenn er an meiner Ehre zweifelte, ſo sollte er auf der Stelle verſuchen, welches von unſern beiden Schwertern das beſſere ſey. Er antwortete mir aber nur mit einem wüthenden Blicke und winkte den Arabern, die ſogleich einen Halbkreis um mich bildeten und ihre Bogen ſpannten. Ich war entſchloſſen, das Aeußerſte zu verſuchen, und höhnte den Mörder, ſo daß er ſich beſchämt hinter ſeine Truppen zurückzog, als wieder eine Störung eintrat und ein Reiter auf ſtattlichem Roſſe in den Kreis ſprengte.

„Wie,“ rief er, „was in Beelzebub's Namen ſoll dieß bedeuten? wer wagt es, mir den Oberbefehl zu entreißen? Nieder mit den Bogen; einen Mord begehen, wo ich nicht zugegen bin! Wer wieder den Bogen anzieht, den werfe ich aus dem Sattel. Fort, Burſche, oder wenn ihr der Welt einen Dienſt thun wollt, ſo ſchießt auf einander.“

Vergebens ſuchte ich zu entdecken, wer es wäre. Der Turban, der, mit funkelnden Edelſteinen beſetzt, ihm über die Stirne herabhing, und der rabenſchwarze Bart, der ſeine Lippen bedeckte, machte mich völlig ungewiß. Er muſterte mich gleichfalls, reichte mir ſeine nervige Hand und rief lachend: „Wie, Fürſt, macht das Gefieder, daß du den Vogel nicht mehr kennſt? wie kommſt du denn in die Hände der Burſche hier? ich glaubte dich ertranken oder verbrannt.“

Die Stimme und ſeine Art, ſich auszudrücken, ließen mich ihn erkennen, und ich entgegnete: „Mein Freund vom Freihandel!“

„Keineswegs, ſondern ein Räuber im Dienſte Vespaſian's mit tauſend arabiſchen Reitern.“

Unſere kurze Unterredung wurde durch Ceſtius Rückkehr unterbrochen, der, durch die Verzögerung wüthend gemacht, noch mehr gereizt wurde, als er ſah, daß ſich der Hauptmann der Araber zu meinem Beſchützer aufgeworfen hatte. Er fragte unter Verwünſchungen, warum man ſeinen Befehlen nicht gehorcht habe? der Hauptmann erwiederte aber kalt, kein römiſcher Befehlshaber habe das Recht, die Verbündeten zu Henkern herabzuwürdigen. Der Römer wurde wüthend über dieſen Schimpf im Angeſichte der Truppen, welche die Sache höchlich erfreute; der Araber ſpottete aber nur noch mehr, bis Ceſtius in der Hitze das Schwert zog und der Araber den Schlag dadurch abwendete, daß er auf ihn einſprengte und den Uebermüthigen ſammt ſeinem Pferde niederrannte.

Eine Beleidigung dieſer Art gegen den zweiten Befehlshaber konnte natürlich nicht ungeahndet bleiben; die Araber ſpannten daher ihre Bogen, um ihren Hauptmann zu vertheidigen, dieſer aber unterſagte allen Widerſtand, und als der Tribun ihm das Schwert abforderte, übergab er es und ſagte lächelnd, er habe heute genug gethan, weil er einen rechtſchaffenen Mann gerettet und einen Schurken beſtraft; vor Titus allein wolle er ſich rechtfertigen.

So war mein Schickſal noch unentſchieden; die Reiter hatten jedoch Wichtigeres zu thun, denn Hörner und Geſchrei hörte man von der Stadt herüber. Die Ebene lag noch im Dunkeln, aber durch die Dämmerung ſah ich große Maſſen, wie eine Ueberſchwemmung, ſich einherwälzen. In einem Augenblicke ſtanden die Legionen unter Waffen; die Wache nahm aus einigen Anzeichen ab, daß ich entwiſchen wollte, und ſo wurde ich und die übrigen Gefangenen hinter die Linien geführt.

# Fünfzehntes Kapitel.

Ich wurde in eines der großen Landhäuſer gebracht, die unſere ſtolzen Ahnen freilich zu andern Zwecken erbaut hatten. Die Zeit hatte nur wenig über ſie vermocht und man mußte im Ausbrechen aus Gefängniſſen geübt ſeyn, wenn man hier entkommen wollte.

Die Ausſicht war mir verſchloſſen, das Getümmel des Kampfes aber hörte ich vernehmlich. Der Angriff war oft wüthend und mußte in der Nähe meines Kerkers ſeyn. Mein Name war bekannt und ich hörte ihn bei den Angriffen hin und wieder rufen. Aber unüberſteigliche Schranken feſſelten mich hier, unzählige Male maß ich die Höhe und harrte der Befreiung, dann warf ich mich wieder auf den Boden, bedeckte mit den Händen die Augen und ſuchte alle dieſe Gedanken von mir zu verbannen.

Meine Mitgefangenen beſtanden aus Leuten der verſchiedenſten Art. Bei den römiſchen Heeren im Morgenlande trieben dieſe Menſchen ungeſcheut ihr Gewerbe. Drei Viertheile von ihnen ſollten verurtheilt werden, ſobald die Truppen Muße bekämen; Friede wäre ihnen daher ſehr ungelegen gekommen und der eifrigſte Iſraelite konnte nicht ſehnlicher wünſchen, daß die Legionen geſchlagen würden, als dieſe Leute. Doch waren ſie auf Alles gefaßt und wenn das Getümmel ſich entfernte und verrieth, daß die Juden zurückgeſchlagen waren, veränderte ſich keine Miene; war die Hoffnung zu Ende, ſo trat Heiterkeit an ihre Stelle und das Gefängniß wiederhallte von Geſängen und leichtſinnigen Spottreden.

Unter der ganzen Bande traf ich nur Einen, der völlig muthlos war. Aus ſeinem Außeren, zu ſchließen war er kein Liebling des Glücks geweſen; in ſeinem ſchwarzbraunen Geſicht drückte ſich Hunger und Erſchöpfung aus und ſeine Stimme war nur ein heiſeres Flüſtern. Er hatte ſich von den fröhlichen Gruppen entfernt und ſich in die Ecke zurückgezogen, wo ich lag und im Geiſte dem Getümmel der Schlacht folgte. Sein Stöhnen machte mich aufmerkſam, ich wandte mich gegen ihn und fragte, was die Urſache ſeiner Seufzer ſey.

„Undankbarkeit," erwiederte er; „'tiſt eine abſcheuliche Welt, in der wir leben; man wendet ſein Leben dazu an, Andern nützlich zu werden und was hat man am Ende davon? nichts. Da iſt z. B. der Fürſt von Damascus, der ſich in ſeinen Reichthümern wälzen kann, und doch gibt es unter ſeinem Dache keinen ſchändlicheren Menſchen, als er iſt. Höre, wie er mich behandelt hat. Er war bei ſeinem Oheim, dem früheren Fürſten, in Ungnade gefallen und ſah dem Galgen ebenſo gewiß entgegen, als die Räuberbande, die mit ihm die Straßen in der Gegend von Sidon unſicher machte. In ſeinem Elende wandte er ſich an mich; ich hatte bedeutenden Schleichhandel zwiſchen Aegypten und dem Norden getrieben und gab ihm zuweilen ein hübſches Stück Geld für ſeine Beute. Den Oheim zu einem gütigen Vergleich zu bewegen, daran durften wir nicht denken, wir hätten uns dadurch nur ans Beil geliefert. Ich machte ihm daher einen andern Vorſchlag und nannte die Summe, die ich dafür verlangte; er ſagte zu. Bald hatte ich mich in den Pallaſt eingeſchlichen, wurde ein Günſtling, ſchwang mich zu dem Poſten eines Mundſchenken auf und reichte am erſten Abend meines Dienſtes dem Alten einen Becher, der ihn auf immer von der Trunkenheit heilte. Und was meinſt, ſey mein Lohn geweſen?“

„Was er hätte ſeyn ſollen, wüßte ich wohl zu ſagen.“

„Du meinſt wohl, der Erbe habe mir die Hälfte der Juwelen und Schätze abgetreten? Nein, nicht einen Stein, nicht einen Pfenning hab' ich erhalten; ich wurde in Ketten geſchlagen und endlich aus der Stadt gejagt, mit dem Verſprechen, wenn ich wieder vor ſein Angeſicht komme, ſo koſte es den Kopf. Das iſt der Dank. Der thut in ſeinem Leben nichts Gutes.“

„Das hängt nur von dir ab: kehre zu ihm zurück und gib ihm Gelegenheit dazu.“

„Das nächſte Beiſpiel von Undank hatte ich unter den Römern. Man muß geſtehen, daß ſie für geheime Dienſte gut bezahlen, aber dann werden ſie undankbar. Ich bin drei Jahre in ihren Dienſten geweſen, und wenn ich auch zu Gunſten Anderer einige ihrer Geheimniſſe Preis gab, ſo geſchah es nur dem Handelsgrundſatz zu lieb, daß man ſo viel als möglich Kunden gewinnen ſolle. Auch ſetzte ich ſie dabei von Allem, was vorging, in Kenntniß.

„Endlich veränderte ein Abenteurer den Schauplatz meiner Dienſte. Eine Beleidigung von dem Präfekten reizte ihn; in der Wuth ſegelte er mit ſeinem

Schiff davon und lebte auf eigene Rechnung. Der Präfekt hatte bald guten Grund, den Streit zu bereuen; denn von den Cycladen bis Cypern war kein Schiff vor dem Hauptmann ſicher; ich wurde ihm nachgeſchickt und that ihm mehrere gute Dienſte, die er ſo verzweifelt gut benützte, daß der Präfekt ſchwor, mich als Verräther hängen zu laſſen. Um dem Streit ein Ende zu machen, verſuchte ich ein gefährliches Spiel und wollte die Römer den Seeräubern in ihrem Neſte über den Hals bringen, als mich plötzlich ein großes Unglück traf. Ein Paar Geſellen, die, wie ich mir nicht ausreden laſſe, Teufel geweſen ſeyn müſſen, die mich verderben wollten, brachten eine feine Lüge auf, wovon die Folge war, daß die Seeräuber, ſtatt angegriffen zu werden, dem Präfekten das Bett unter dem Leibe verbrannten und dieſer ſich in's Meer ſtürzte. Die ganze Schuld fiel auf mich und der Lohn, den ich bekam, war, daß man mir die Ohren abſchnitt und bei Romulus und Remus erklärte, wenn ich mich wieder in einem römiſchen Lager blicken laſſe, ſo ſollte ich nicht ſo gut davon kommen. ‚Da ſiehſt du wieder den Undank: ich bin ein unglückſeliger Mann.“‘

„Gerade das Gegentheil; es ſcheint mir, du ſeyeſt recht glücklich. Unter Hunderten kann keiner ſich ſolcher Abentheuer rühmen und unter Tauſenden würde hier vielleicht Einer mit dem Leben davon gekommen ſeyn." Ich hatte bereits den Aegypter aus der Höhle in ihm erkannt.

„Aber Dankbarkeit, Menſchlichkeit, Gerechtigkeit?" entgegnete er.

„Sprich davon nicht mehr; man mag über die Römer in Betreff ihrer Gerechtigkeitsliebe ſagen, was man will, dein Fall widerlegt alle Beſchuldigungen, die man wegen ihrer Hartherzigkeit gegen ſie vorbringt."

Er blickte mich mit ſcheußlich verzerrtem Geſichte an und als er die langen, ſchmutzigen Locken zurück ſchlug, die ſein Geſicht bedeckten, ſah ich, wie der Hunger die glatten Züge des einſt prächtig gekleideten Seeräubers entſtellt hatte.

„Aber was war denn Urſache," fuhr ich fort, „daß du unter ſolche Schurken gerietheſt, wie hier beiſammen ſind?"

„Wieder eine Undankbarkeit. Ich ſtand zwanzig Jahre lang in Verbindung mit einem der Häuptlinge in Jeruſalem, und ich darf ſagen, daß ich bei meiner großen Weltkenntniß keinen Menſchen getroffen, dem ſein Gewiſſen ſo wenig zu ſchaffen gemacht hätte, wie dieſem. Er ſpielte ein gefährliches Spiel zwiſchen den Römern, denen er insgeheim, den Juden, denen er öffentlich diente, und ſeiner eigenen Perſon, die er wenigſtens ebenſo gut berückſichtigte, als die beiden andern Partheien. Er entledigte ſich einiger Nebenbuhler mit dem Dolch, ſchickte andere ins Gefängniß, beſtach, wenn Geld ausreichte, drohte, wo Drohungen gangbare Münze waren und kam durch dieſe Mittel an die Spitze einer Parthei. Aber ſeinem Ruhme ſtand ein Hinderniß im Wege — der Fürſt von Naxhthali.“

Ich war ganz Ohr; ich hatte bald erfahren, daß Onias mein Todfeind ſey, aber die Wege, die er ging, waren mir zu krumm, als daß ich ihm hätte folgen können, und die letzte Nacht ausgenommen, hatte ich ihn Jahre lang nicht mehr geſehen. Ich fragte, was die Feindſchaft zwiſchen Beiden veranlaßt habe und jener fuhr fort: „Es wirkte eine Menge Umſtände dazu mit, wie es gewöhnlich geht, wenn die Einbildungskraft in's Spiel kommt und der Ankläger zugleich Richter iſt. In ſeiner Jugend hatte der Fürſt, ehe er zu ſeinem nachherigen Range gelangt war, die Unverſchämtheit, ſich in das Mädchen zu verlieben, das Onias zum Weibe beſtimmt war, ſie an ſich zu locken und ſeinem Verbrechen durch die Heirath die Krone aufzuſetzen. Onias ſchwor ihm daher Rache, aber die Unruhen hinderten ihn, ſein Verſprechen zu halten, und während er Mühe hatte, ſich am Leben zu erhalten, mußte er ſehen, wie der junge Ehemann ganz behaglich zu Reichthum, Rang und Anſehen ſich aufſchwang.“

„Vermochte denn die Zeit nicht, dieſe Feindſchaft zu ſtumpfen?“

„Die Zeit ſtumpft, wie das Sprichwort ſagt, nur den Witz, die Zähne und die guten Vorſätze,“ erwiederte jener und grinzte ſcheußlich: „die andere Hälfte des Sprichworts heißt: ſie ſchärft den Wein, die Weiber und die Bosheit. Was Onias weiter gethan, kann ich nur errathen; wenn er aber nicht durch ein Wunder ſich verändert hat, ſo muß er alle Umtriebe von Beſtechung bis zur Zauberei ſich erlaubt haben, und wird jetzt ſeinem Ziele nahe ſeyn.“

Unſer Zuſammentreffen am Thore fiel mir wieder ein und beſorgt, er möchte meine Familie ausfindig machen, fragte ich, ob Onias ſpäter von ſeinem Nebenbuhler etwas erfahren habe.

„Das weiß ich nicht,“ war ſeine Antwort; „aber wenn er nicht ruhiger zu Werke geht, als gewöhnlich, ſo wird er die Stunde bereuen, wo er anfing, den Fürſten von Naphthali zu verfolgen. Wenn je einer die Macht beſitzt, die Geiſter zu bannen, die unſere Zauberer heraufbeſchwören wollen, ſo iſt der Fürſt der Mann dazu. Ich habe ihn Jahre lang verfolgt, aber immer entkam er mir; ich habe ihm Schlingen gelegt, aus denen Keiner ſich losgewunden hätte; aber er zerriß ſie wie Spinngewebe. Durch ſeine Diener ſpielte ich ihn den Römern in die Hände und ſah ihn an den blutdürſtigſten Tyrannen abſenden, und doch kam er wieder aus Nero's Klauen; ich brachte ſeine Freunde gegen ihn auf, und ſelbſt dieſen entkam er, was, wie du geſtehen mußt, ſehr merkwürdig iſt. Ich hatte ihn in einen Kerker geworfen, wo ich ihn aus gewiſſen Gründen am Leben erhielt, damit die Furcht, er möchte wieder erſcheinen, Onias das Zahlen nicht vergeſſen ließe; aber er entkam wieder und das Letzte, was ich von ihm erfuhr, iſt, daß er gegenwärtig herrlich und in Freuden in Jeruſalem lebt, wo ich ihm den letzten Monat hart auf der Spur war. Die Zeit oder eine wunderbare Macht muß ihn unkenntlich gemacht haben; doch wenn ich ihn dieſe Nacht träfe —"

„Sieh mich an, Schurke!" rief ich, faßte ihn an der Kehle und zog meinen Dolch. „Du haſt ihn gefunden und ſollſt es büßen. Verräther, du alſo biſt Schuld an meinem Unglück? Mach deine Rechnung mit dem Himmel, wenn du kannſt; denn es wäre ein Verbrechen, dich länger am Leben zu laſſen."

Der Schrecken hatte ihn gelähmt; ich hielt ihn gewaltig gefaßt. Der Gedanke, daß ich, wenn er entkäme, nur einen Mörder gegen meine Familie beließe, ließ mir ſeinen Tod als eine Handlung der Gerechtigkeit erſcheinen.

„Laß mich gehen,“ ſtöhnte er endlich, „laß mich am Leben, ich kann nicht ſterben. Im Namen des Herrn, den du anbeteſt, ſchone meiner!“ Er ſank mir heulend zu Füßen und fuhr fort: „Du haſt noch nicht Alles gehört; ich habe deinem Feinde entſagt. Schone meiner und ich will dir ſchwören, meine Tage einſam in der Wüſte zuzubringen, auf dem Felſen zu liegen, vom Pfuhle zu trinken, meinen elenden Leib zerfleiſchen, bis ich ins Grab ſinke.“

Ich zögerte und hatte den blitzenden Dolch gegen ihn aufgehoben; zitternd blickte er ihn an, faßte dann knieend mit der einen Hand meinen aufgehobenen Arm und bedeckte mit der andern ſeinen Hals mit ſeinen Lumpen, um ihn gegen den Stoß zu ſichern. Er keuchte fürchterlich, ſein Mund war weit geöffnet, ſein Haar ſträubte ſich, ſeine Züge waren verzerrt. Ich barg den Dolch wieder in meinen Buſen und ſein Geſicht nahm ſchnell wieder den vorigen Ausdruck an; er lächelte gräßlich, zog ein kleines Paquet hervor und hob wieder an: „Wenn du mir den Tod gegeben hätteſt, ſo würdeſt du deinen beſten Freund verloren haben. Dieſes Paquet enthält Briefe, für welche Quias ſeine ganze Habe hingeben würde; denn wer dieſe hat, der hat ſein Leben in der Hand. Undank iſt der Welt Lohn. Nach all den Dienſten, die ich ihm erwieſen, indem ich hier verläumdete, dort plünderte und ſeine Gegner nach allen Richtungen jagte, bis ſie ſelbſt aus der Welt gingen oder er ihnen forthalf, iſt er ſo ſchlecht, mich zu verſtoßen. An der Spitze ſeiner Truppen, wo er ſich ſicher ſah, höhnte er mich und befahl ſogar, mich an die Römer auszuliefern, wenn ſie thöricht genug ſeyen, mich der Mühe für werth zu halten. Ich wartete auf Gelegenheit, mich nach Jeruſalem zu ſchleichen und ihm das Herz zu durchbohren, als ich von umherſtreifenden Plünderern aufgefangen und für den anerkannt wurde, der ich bin. So werde ich wahrſcheinlich als Räuber und Mörder büßen müſſen, ſobald die Legionen mit ihren Geſchäften in Jeruſalem fertig ſind."

Das Paquet enthielt einen vertrauten Briefwechſel des Onias mit den Römern: ein Gefühl des Sieges durchglühte mich — ich hatte das Schickſal meines unverſöhnlichen Feindes in der Hand und mit Einem Schlag konnte ich jetzt den Grauſamen niederſchmettern, der mir mein Leben verbittert hatte, und an meinem Vaterland zum Verräther geworden war.

Ich war für heftige Leidenſchaften geſchaffen; in Liebe und Haß, in Ehrgeiz, Verachtung und Nachſucht kannte ich keine Grenzen; Zeit, Leiden und Ueberzeugung, daß ich ein Verſtoßener ſey, haben ſie gemildert und ich lernte den Werth des Unglücks ſchätzen.

„Ich ſchenke dir das Leben," ſprach ich, „aber nur unter der Bedingung, daß du von nun an Onias beſtändig bewachſt, ihn abhältſt, daß er mir und den Meinigen nichts zu Leide thun kann, und daß du, wenn er mir einmal in die Hände fällt, auftrittſt, um öffentlich wider den Verräther zu zeugen."

„Das klingt ſchön," erwiederte der Aegypter und blickte um ſich in dem weiten Gemache; „aber noch beſſer würde es klingen, wenn wir nicht hier ſäßen. Alles Reden kann dieſe Mauern nicht um einen Zoll niedriger machen und eben ſo wenig die Thüre öffnen. Doch dafür gibt es einen Hauptſchlüſſel. Es war eine ſchöne Zeit," fuhr er fort und eine ſchelmiſche Freude blitzte in ſeinen Augen, „wo ich alle Schlöſſer und Thüren im kaiſerlichen Pallaſt wie in den Kerkern öffnen konnte."

Ich zog einiges Geld hervor, das ich hatte verſtecken können, und warf es ihm zu. Er vergaß Gefahr und Gefängniß bei dieſem Anblick, ließ die Münzen im Lichte ſchimmern, erprobte ſie an den Zähnen, küßte ſie und drückte ſie an ſeinen Buſen.

Es war Mitternacht vorüber, die Verbrecher ſchliefen ringsam und nur der Schritt der Schildwache unterbrach die Stille. Der Aegypter flüſterte mir zu, ich ſollte mich ſtellen, als ſchlafe ich, damit er ungehindert ſeine Maßregeln nehmen könne, und ſtreckte ſich neben die Schildwache auf den Boden. Der Soldat, ein ungeheurer, bärtiger Germane, ging fühllos, wie eine Maſchine, auf und ab, und der Aegypter lag, ſich krümmend, vor ihm. Ich ſah, wie jener den Speer aufhob und hörte ein Heulen, daß ich glaubte, mein Abgeſandter werde ſeine Laufbahn auf dieſer Welt wohl vollendet haben. Aber er lag noch am Boden und wand ſich wie eine Schlange zu den Füßen des Germanen. Ich wollte aufſpringen und ihm zu Hülfe eilen, aber ſeine Zeit war noch nicht gekommen; jene Kunſt der Ueberredung, die in Zeichen ſpricht, welche alle Völker verſtehen, hatte bei dem Sohne Wodan's Eingang gefunden; ich hörte Geld klingen, und nach wenigen Worten entfernte ſich die Schildwache nach einer anderen Seite. Mit triumphirendem Lächeln wandte ſich der Aegypter gegen mich, die Thüre öffnete ſich und er hüpfte hinaus wie ein Schatten.

Im Augenblicke wandelten mich bange Ahnungen an; ich hatte das Schickſal meiner Familie in die Hände des Verworfenen gegeben; konnte er ſie nicht dem Feinde verrathen? Er hatte Onias an mich verkauft; konnte er nicht mich wieder an dieſen verkaufen? Die Thüre ſtand noch offen, die Schildwache war in eine andere Abtheilung des Gebäudes gegangen: einige Schritte und ich war frei.

Aber ich war gekommen, um Eſther zu retten, und wenn ich das Lager verließ, ſo hatte ich keine Hoffnung mehr, mein geliebtes Kind wieder zu ſehen. Wie konnte ich der Freiheit mich freuen, ſo lange ich ſie in den Händen der Römer wußte? Dieſe widerſtreitenden Gedanken gingen pfeilſchnell an mir vorüber; aber je mehr ich an den Aegypter dachte, deſto gewiſſer wurde mir ſeine Verrätherei. Das Verderben Aller überwog das mögliche Leiden der Einzigen und erſchöpft, kaum fähig, mich zu bewegen, ſchleppte ich mich an die Thüre.

## Sechszehntes Kapitel.

Ich war kaum an die Schwelle gelangt, als mich laute Fußtritte und vielerlei Stimmen wieder zurücktrieben. Die Thüre ging auf, und herein ſtrömte eine Menge Unglücklicher, in deren Geſtalt und Geſicht der menſchliche Ausdruck beinahe ganz verwiſcht war, ausgehungerte Gerippe, mit Staub und Blut bedeckt.

Der Krieg hatte eine furchtbare Geſtalt gewonnen; den Römern waren die Juden Empörer und wurden als ſolche behandelt, den Juden galten die Römer für Tyrannen und mußten ſchwer für dieſen Vorwurf büßen. Selten wurde Pardon gegeben; mit angeborner Großmuth wollte Titus anfangs dieſes Verfahren mildern, aber der Mord der Abgeſandten empörte ihn: er erklärte die Juden für ein treuloſes Volk, und beſchloß, einen Vernichtungskrieg zu führen.

Das Gefecht an dieſem Tage hatte die erſte Gelegenheit zu förmlicher Rache gegeben. Durch den ehrſüchtigen Onias aufgereizt hatte das Volk einen verzweifelten Angriff auf die römiſchen Linien gemacht; mit wahnſinniger Erbitterung wurde der Sturm mehrmals wiederholt, die Juden fochten mit einem Grimme, welcher die römiſche Standhaftigkeit beinahe zum Weichen gebracht hätte. Der Verluſt der Legionen war furchtbar; alle höhere Befehlshaber waren verwundet, viele gefallen; Titus ſelbſt, der eine Kolonne aus dem Decumaniſchen Thore führte, wurde durch einen Stein aus einer Schleuder verwundet, die Wälle waren ſtark beſchädigt, die Gräben ausgefüllt und das ganze römiſche Heer ſchwebte in großer Gefahr. Noch eine Stunde länger Tag, und es wäre verloren geweſen. Aber Judäa hätte dieß nicht gerettet: denn des Feindes los, hätten die Partheien einander in Stücke geriſſen.

Der Verluſt der Juden, die ihr eigenes Leben nicht ſchonten, wenn ſie nur Feinde erſchlagen konnten, war ungeheuer. Nicht weniger als hunderttauſend Leichname bedeckten das Feld zwiſchen dem Lager und Jeruſalem, es wurden keine Gefangenen gemacht, und der Haufen, den man zu uns in's

Gefängniß brachte, waren die Verwundeten, die man auf dem Felde zuſammengetrieben hatte, um ſie zum warnenden Beiſpiel zu kreuzigen.

Mit der Ankunft dieſer Unglücklichen ſchwand alle Möglichkeit, zu ſchlafen. Die große Halle, die früher zu einem Speiſeſaale beſtimmt geweſen war, erhellten plötzlich eine Menge Fackeln. Die Uebelthäter und Gefangene wurden haufenweiſe unter einander geworfen, und durch eine ſtarke Abtheilung Lanzenträger bewacht, die wie eiſerne Bildſäulen neben den Reihen ſich aufſtellten. Die Wände wiederhallten von den Schmerzenslauten und Verwünſchungen, als die Verwundeten übereinander hinſtürzten, und unter den Unglücklichen erkannte ich manches Geſicht, deſſen Erſcheinen in Jeruſalem für das Signal zu Raub und Mord gegolten hatte. Aber ſo widrig mir dieſe Erinnerungen waren, brachte ich doch den größten Theil der Nacht damit zu, daß ich ihre Wunden verband und ihren Durſt ſtillte, der ſie beinahe eben ſo ſehr quälte.

Auch Weiber befanden ſich unter ihnen, und jetzt, wo die Wuth vorüber war, boten ſie ein herzbrechendes Gemälde der Verzweiflung dar. Mit verſtümmelten Gliedern und verſtelltem Geſicht auf dem Boden liegend, ſchrien ſie bald nach Rache, bald um Gnade; dann rauften ſie ſich das Haar und weihten die Römer unter Verwünſchungen im Namen des Gottes Israel dem Untergange. Bald aber wich die Leidenſchaft wieder dem Gefühl des Schmerzens und unter einem Strom von Thränen riefen ſie die Namen ihrer Eltern, Gatten und Kinder, die ſie nicht mehr ſehen ſollten.

Man wußte, daß die Gefangenen bei Tagesanbruch ſterben ſollten, und die Hammerſchläge und das Raſſeln der Wagen, auf denen die Kreutze herbeigeführt wurden, unterbrachen furchtbar die Stille der Nacht. Dieſe ſchien kein Ende nehmen zu wollen und Mancher ſehnte ſich nach der Morgenröthe, wo das Leiden enden ſollte. Aber als die Dämmerung durch die Fenſter hereinfiel, und Trompetentöne die Bedeckung unter die Waffen riefen, erreichte die Wuth und Verzweiflung den höchſten Grad. Einige ſtürzten ſich in die Speere der Soldaten, Andere ſprangen wahnſinnig umher, noch Andere ſanken auf die Kniee und ſprachen gräßliche Gebete, Viele warfen ſich auf den Boden und die grimmige Wuth oder Furcht tödtete ſie.

Ich vermochte es nicht länger, dieſen Anblick zu ertragen und kehrte zu meinem Lager zurück, um hier mein Schickſal zu erwarten; aber ich fand es ſchon beſetzt. Ein Kreis hatte ſich um einen Redner geſammelt, und hörte dieſem aufmerkſam zu. Ich hörte ſeine Stimme, ſein Geſicht konnte ich wegen der dichten, ihn umgebenden Menge nicht ſehen, aber ſobald ich ſeine Worte vernahm, theilte ich die allgemeine Aufmerkſamkeit: es war ein Verkündiger der neuen Religion.

Auf meinen Zügen durch Judäa hatte ich oft ſolche Nazarener getroffen; ihre Lehren waren äußerſt einfach, und ihre Reden machten den gewaltigſten Eindruck, ohne daß ſie kunſtmäßig geweſen wären. Sie machten durchaus keine Anſprüche an Beredtſamkeit und Wiſſenſchaft, und erklärten, daß ſie, wenn ſie auch im Beſitze derſelben wären, es nicht wagten, durch menſchliche Werkzeuge die Herrlichkeit des Himmels zu trüben. In ihrer Selbſtverläugnung giengen ſie ſo weit, daß ſie von ſich in Ausdrücken ſprachen, welche ihnen und ihre Lehre alle menſchliche Auszeichnung rauben mußten. Sie erklärten offen, daß ſie von niedriger Geburt ſeyen, Ungelehrte, Sünder, wie die übrigen Menſchen, und Einzelne bekannten ſogar, ſie haben früher, durch blinden Eifer verleitet, die neue Lehre wüthend verfolgt.

Von ihrem Meiſter redeten ſie ebenſo freimüthig; ſie ſprachen von ſeiner niedrigen Geburt, ſeiner Laufbahn voll Mühe und Leiden und ſeinem ſchimpflichen Tode. Spottete man ihrer Hoffnung, daß der, der dieſes ſchmählichen Todes geſtorben, ihnen ein Reich geben würde, ſo erwiederten ſie, daß ihre Hoffnung gerade auf ſeinem Kreutze beruhe und ſie freudig erwarteten, ihren Glauben mit ihrem Blute zu beſiegeln.

Oft, wenn ich ſolche Männer reden hörte, fühlte ich mich beinahe überzeugt, aber meine Erkenntniß war umhüllt, ich wollte nicht überzeugt ſeyn, ſtrengte mich an, ſolche Gedanken zu verbannen, und beſchloß, im Glauben meiner Väter zu leben und zu ſterben.

Ich vernahm die wenigen einfachen Worte des Sprechers: „Es ſey ihm ſchmerzlich,“ ſagte er, „daß das Evangelium ſchon ſo lange vergeblich ſeinen Händen anvertraut geweſen ſey; er habe aus Furcht, der Arbeit, ſeine Brüder zu bekehren, nicht gewachſen zu ſeyn, die Wahrheit leiden laſſen und was die Apoſtel gethan, geſehen, ohne ihrem Beiſpiele zu folgen. Aber,“ fuhr er fort, „ich wurde geſtraft; die Gelegenheit, einmal verſäumt, kam nicht wieder, trotz meiner heiſſen Gebete; ich war von nun an in Gefahren, in Bürgerkriegen und innere Zwietracht umgab mich. So eben komme ich von einem Kerker; aber als ich in Banden lag, gefiel es ihm, der über den Himmeln thront, mich zu beſuchen. Ich kniete nieder und betete, bekannte meine Sünden, und bat ihn bei der Gnade des Herrn, daß ich ſeine heilige Wahrheit Israel verkünden dürfte vor meinem Tode. In dieſer Stunde befahl eine Stimme mir, von dannen zu gehen, und ſiehe! die Ketten fielen mir ab von den Händen, ich eilte fort, und als ich an die Thore des Kerkers kam, wollt' ich in die Stadt David's gehen, aber es ward mir verboten, und meine Schritte wandten ſich hieher, um meine Brüder zur Erkenntniß zu bringen, ehe ſie umkommen."

Die Trompeten ſchmetterten wieder, und ein neuer Haufe wurde zur Hinrichtung hinausgeſchleppt. Mein Herz brach bei den düſtern Tönen, aber unter den Bekehrten ließ ſich kein Murren hören. „Knieet," ſagte der Prediger, „die Stunde iſt kommen: laſſet uns Dank ſagen dem Herrn." Sie knieeten nieder, und er betete laut.

„Jetzt gehet hin," ſprach er aufſtehend, „gehet hin, Erlöſte des Herrn. Dieſe Nacht habt ihr erfahren, daß er gnädig iſt. Was Gott zuvor verkündet hat durch den Mund ſeiner Propheten, daß Chriſtus leiden ſollte, iſt in Erfüllung gegangen: aber ihr habt gehört und ſeyd bekehrt worden, auf daß eure Sünden vergeben werden, wenn die Zeit der Erquickung kommt. Ihr ſeyd berufen — ihr ſeyd gerechtfertigt — ihr werdet herrlich ſeyn: unſere Hoffnung auf euch iſt feſt, und wir wiſſen, daß ihr, die ihr ſein Kreutz theilet, auch Theil nehmen ſollt an ſeinem Reiche. Und jetzt ſey die Gnade des Herrn mit euch und ſein Friede!"

Er legte den knieenden Märtyrern die Hand auf, und ſegnete ſie. Sein Geſicht war bisher von mir abgewandt geweſen, und ſeine Worte, ſo wie die Verhältniſſe, machten zu tiefen Eindruck auf mich, als daß ich Vermuthungen hätte aufſtellen können, wer er ſey. Als er aber ſich umwandte und vor mich trat, erkannte ich zu meiner unausſprechlichen Beſtürzung — Eleazar. Seit wir in Maſada von einander geſchieden waren, hatte ich jede Spur von ihm verloren und mit blutendem Herzen die Hoffnung aufgegeben, ihn wieder zu finden. Jetzt erklärte ſich wieder ſeine lange Entfernung, aber die außerordentliche Veränderung, die mit ſeinem Geſicht und ſeinem geiſtigen Weſen vorgegangen war, vermochte ich mir nicht zu erklären. Ein milder, für das häusliche Leben geſchaffener Sinn hatte die Kraft ſeines Verſtandes nicht hervortreten laſſen; er war gewöhnlich der Vermittler bei Streitigkeiten, der unpartheiiſche Richter, der unermüdete Freund und ſeine Züge trugen den Stempel ſeines ruhigen, ſtillen Gemüthes. Aber jetzt drückte ſich in Ton und Haltung eine unverkennbare Kraft aus, ſein Auge flammte, auf ſeiner Stirne, die weiße Locken beſchatteten, thronte ernſte Majeſtät. Wäre mir ein ſolcher Mann in einer Wüſte begegnet, ich hätte in ihm den Gründer oder den Zerſtörer eines Thrones geahnt.

Während ich ehrfurchtsvoll ihn anſtaunte, gingen die Thore auf und eine ſtarke Abtheilung Lanzenträger trat herein, um die Uebrigen vollends abzuholen. Jetzt erneuerten ſich die früheren Auftritte wieder; wüthend ſträubten ſich die Gefangenen gegen den gewiſſen, furchtbaren Tod und die Krieger erwiederten ihre Verwünſchungen mit Schlägen. Manche, die ich ſchon todt geglaubt hatte, ſprangen auf und ſtürzten ihnen zu Füßen. Andere riſſen ihnen die Waffen aus der Hand und rannten damit im Triumph durch den Saal, Viele ſtießen den Kopf gegen die Wände und ſtarben auf der Stelle, Andere ſprangen auf die hervorſtehenden Bildhauerarbeiten und klimmten an die Fenſter hinauf, um auszubrechen. Aber friſche Truppen ſtrömten herein, der Hauſe wurde überwältigt und zur Hinrichtung abgeführt.

Während dieſes Lärms blieben die Chriſten auf den Knieen liegen und erwarteten furchtlos ihr Schickſal. Selbſt die Töne von auſſen, die verkündigten, was geſchah, ließen ſie nur noch brünſtiger beten, daß die Seelen der Leidenden erleichtert werden möchten.

Dieſe Geduld veranlaßte wahrſcheinlich die Soldaten, mit ihnen zu warten, um zuvor die Widerſpenſtigen mit Gewalt hinauszutreiben. Noch ſtand ich in der Ferne, ich wollte die heiligen Augenblicke vor dem Tode nicht ſtören. Der verwandelte Eleazar hatte ſchon Irdiſches vergeſſen und ich wollte ſeine Heiligkeit nicht trüben; endlich kam der Befehl. „Jetzt, meine geliebten Brüder, gehet hin," ſagte Eleazar, und edle Freude leuchtete in ſeinem Geſichte: „ſcheidet von dem Leben, wie Männer, ſeyd ſtark, fürchtet ſie nicht, die nur den Leib tödten können. Dieſe Nacht ſah euch noch in euren Sünden und die Weisheit war euch verborgen; aber der, der Licht gemacht hat aus der Finſterniß, hat den Geiſt der Erleuchtung auf euch ausgegoſſen. Jetzt, Erlöſte des Herrn, gehet hin, wo er euch eine Stätte bereitet hat, gehet ein zur Herrlichkeit!"

Unter Thränen und Segnungen nahm Eleazar Waſſer und taufte die Bekehrten; ſie ſangen eine Hymne, erhoben ſich dann und gingen dem Thore zu. Die Krieger ſtanden in der Ferne, und ſahen mit ehrfürchtiger Bewunderung dieſe mehr als heldenmüthige Ergebung. Aber ich konnte mich nicht länger halten, ich faßte Eleazar am Arme, er erkannte mich ſogleich und die Röthe ſeiner Wangen verrieth, daß mit meinem Anblick eine Menge Erinnerungen in ihm auftauchten. Sprachlos ſchloß ich ihn in die Arme und Thränen der Freundſchaft traten in meine Augen; das Gefühl überwältigte ihn, wie mich, und er konnte nur die Worte hervorbringen: „Salathiel, mein Bruder — welches Unglück führt dich hieher? — Du biſt doch nicht auch zum Tode verurtheilt? — Wo iſt Mirjam, wo ſind deine Kinder? — Du biſt kein Gefangener? — Fliehe von dieſem furchtbaren Orte.“

„Nimmermehr, mein Bruder, wenn ich dich nicht retten kann. Die Tyrannen ſollen das Blut von uns Beiden auf ſich laden.“

„Das wäre Wahnſinn, Salathiel, wäre Verſündigung — o, wärſt du in dieſem Augenblicke, was ich bin! Es iſt deine Pflicht, zu leben; viele Bande feſſeln dich an die Welt. Was habe ich? und welchen Dienſt kann ich der Welt thun, als daß ich dir zeige, wie der Nachfolger meines Herrn und Meiſters in Frieden ſterben kann. Noch einmal, wärſt du doch in dieſem Augenblicke erwacht zur Erkenntniß und hätteſt den unvergänglichen Troſt, der mir das Kreuz herrlicher erſcheinen läßt, als einen Thron.“

Er ſah meine Verwirrung und drang nicht weiter in mich; aber die naſſen Augen gen Himmel aufſchlagend, gab er mir ſcheidend ſeinen Segen. „Möge die Zeit nicht mehr ferne ſeyn,“ ſprach er, „wo der Schleier genommen wird von meinen unglücklichen Verwandten und meinem unglücklichen Vaterlande. Salathiel, du biſt noch nicht bereitet zum Sterben; bete, daß du jetzt noch nicht in's

Grab ſinkſt; du haſt zügelloſe Leidenſchaften, von deren Gewalt du keinen Begriff haſt; bitte, daß dir noch viele Jahre geſchenkt werden, dulde lieber jegliches Elend der Verbannung, ſey allein auf der Erde und verlaſſen, aber bete, daß du nicht ſterben mögeſt, bis du die Wahrheit erkannt haſt. Aber lebe in Hoffnung; auf Erden noch ſoll ein Tag kommen, herrlicher, als irdiſcher Glanz, und mächtiger, als Menſchen faſſen können, und wir, wir, mein Bruder, werden auf Erden uns wieder ſehen.“

---

# Siebenzehntes Kapitel.

Es lag eine erſchütternde Kraft in Eleazar's Worten; ich konnte nicht antworten und blieb einige Augenblicke ſprachlos ſtehen. Als ich die Augen wieder aufſchlug, ſah ich ihn dem Zuge zur Hinrichtung folgen: ich eilte ihm nach, er wollte aber nicht auf meine Bitten hören, wollte nicht, daß ein Löſegeld für ſein Leben geboten würde. Ich bat den Tribunen der Bedeckung, nur ſo lange zu warten, bis ich bei Titus um Gnade flehen könnte. Dieſem ging zwar die Sache nahe, aber er hatte keine Vollmacht und ſchickte daher einen Centurio mit mir zum Feldherrn.

Ich drängte mich mit meinem Führer durch die unermeßliche Menge, die ausgezogen war, das Opfer zu ſehen, das den Manen der römiſchen Senatoren und Krieger gebracht wurde. Der Morgen war ſtürmiſch und dichte Wolken, die um die Bergſpitzen hingen, verdunkelten die ſchwache Dämmerung ſo ſehr, daß Fackeln nöthig waren, um die Bewegung der Truppen zu leiten. Als wir den Eingang des Thales erreichten, deutete der Centurio auf die Höhe, wo der Feldherr ſtand, von einer Truppe Befehlshaber umgeben, die gegen den ſchneidenden Wind in ihre Mäntel gehüllt waren.

Schnell eilte ich die Anhöhe hinan, flehte die Römer um Gnade für meine Landsleute und für meinen edlen, unſchuldigen Bruder; auf meinen Knieen, die ich noch vor keinem Menſchen gebeugt, beſchwor ich Veſpaſian's erlauchten Sohn, Männer zu ſchonen, deren einziges Verbrechen das ſey, daß ſie ihr Vaterland vertheidigt haben, und Unterthanen von ſchmählichem Tode zu retten, die nur durch die Gewaltthaten zur Empörung veranlaßt worden ſeyen. „Wenn du Geld für das Leben meiner Landsleute verlangſt,“ fuhr ich fort, „ſo wollen wir unſere letzte Unze Silber hergeben; verlangſt du Tribut, ſo nimm unſer Land und laß uns in Verbannung ziehen; forderſt du aber Leben um Leben, ſo nimm das meinige und laß meinen Bruder frei.“

Langſam ſchlug der Feldherr den Mantel zurück, der ihn bis an die Augen verhüllte und Ceſtius ſtand vor mir. „So,“ ſagte er mit boshaftem Lacheln, „du kannſt knieen, Jude, und den Redner ſpielen? Aber daß du mir einmal entkommen biſt, iſt kein Grund dafür, daß du der Gerechtigkeit zum zweitenmal ſpotten ſollteſt. Torquatus, führe den Empörer auf den Richtplatz und bring mir dann Nachricht, wie er ſich dabei benimmt. Du ſiehſt, Jude, ich bin um deinen Ruf beſorgt; ein Burſche, der ſo ſorglos iſt, wie du, wäre wahrſcheinlich bei einem armſeligen Gemetzel umgekommen; aber jetzt ſollſt du als Patriot vor deinen Landsleuten prangen, und mit den dem Helden gebührenden Ehren ſterben.“

Ich antwortete ihm nicht. Torquatus kam mit einigen Lanzenträgern heran und ich wurde in's Thal hinabgeführt. Ein heftiges Schneegeſtöber erhob ſich, als wir hinabſtiegen, und nur dadurch, daß wir uns an den Felſen und am Gebüſche hielten, konnten wir den Fall verhüten. Geblendet und halb erfroren wankten wir weiter und ſchnell verließen auch die Legionen die Höhen, um ſich in's ſchützende Thal zu ziehen. Aber auch dorthin warf der Wind den Schnee und überall herrſchte Verwirrung.

Der Anblick, der ſich mir darbot, als ich an der erſten Schlucht vorüberkam, ließ mich nicht an das Urgewitter denken. Ueberall waren Kreuze aufgepflanzt, an denen, vom Fackelſchein beleuchtet, die

Unglücklichen litten; ich wurde ſogleich erkannt und manche baten mich, ihren Tod zu beſchleunigen; Andere beſchworen mich, als ihren Fürſten und Anführer, ſie zu rächen. Ergrimmt und von Entſetzen gefaßt, wüthete ich gegen die Römer und ihren tyranniſchen Herrn, bis ich erſchöpft auf den Boden ſank und mein Haupt mit dem Mantel bedeckte, um nichts mehr zu ſehen und zu hören.

Eine Stimme neben mir ſchreckte mich wieder auf: ein Kreuz war eben hier aufgerichtet worden und unter demſelben ſtand, ſich zum Tode bereitend, der, welcher geſprochen hatte. Ich blickte ihm in's Geſicht und ſtieß unwillkürlich einen Schrei aus. Sieben und dreißig Jahre hatte ich dieſes Geſicht nicht mehr geſehen; aber in einer Nacht war es mir erſchienen, die nie aus meinem Gedächtniß ſchwinden wird. Ich kannte jeden Zug, ſo ſehr die Jahre es verändert hatten; er war alt geworden, Sorgen und Verbrechen hatten das kühne, lebhafte Geſicht gefurcht; aber ſchnell erkannte ich in ihm den, der in jener Nacht auf meine Aufforderung zuerſt vorgetreten war, den kühnen Häuptling, der die Menge aufreizte, wie ich mich ſelbſt und ihn. Bei meinem Schrei warf er einen Blick auf mich, ſein bleiches Geſicht wurde noch bläſſer, die Vergangenheit dämmerte in ſeiner Seele. Er zitterte convulſiviſch und verſuchte zu ſprechen, aber kein Wort konnte er hervorbringen. Er zerſchlug ſich die Bruſt und deutete auf das Kreuz. Der Henker ſpottete ſeiner Feigheit; er hörte nichts, ſondern ſtarrte mich mit gläſernen Augen an und blieb ſtehen. So entſchwand ihm das Leben. Ungeduldig wollte ihn der Henker faſſen, aber menſchliche Gewalt vermochte nichts mehr über ihn, er ſank rückwärts wie eine ſteinerne Säule.

Entſetzt trat ich von dem Leichnam zurück und blickte umher, ob ich nicht auf irgend eine Weiſe entkommen könnte; da ſah ich Eleazar an der Spitze ſeiner Truppen, von Soldaten umgeben, am Fuße des Kreuzes ſtehen. Jetzt galt mir das Leben nichts mehr; ich ſtürzte in's Thal und ſetzte über die Klippen weg, bis ich an der Stätte anlangte, wo der Muthige ſterben ſollte. Aber hier hielt mich eine undurchdringliche Mauer von Speeren auf; ich beſchwor die Römer, ich ſtieß Verwünſchungen aus, ich ſuchte mich durchzuwinden. Eleazar's Blick fiel auf mich und das Lächeln in ſeinem Geſicht zeigte, wie ſehr er mir dankte und mit welcher Faſſung er der Welt Lebewohl ſage. Mein Bemühen war vergebens und es blieb mir nur noch Ein Ausweg.

Mit einer Schnelligkeit, die alles Nachſetzen vergeblich machte, eilte ich dem Lager zu, überſtieg die Verſchanzungen und trat, ehe man mich anhalten oder fragen konnte, in Titus Zelt.

Lampen brannten und drei stattlich ausſehende Männer ſaßen noch an der Tafel; ein Sklave hatte ein großes Paquet Briefe gebracht und während ich im Schatten des Zeltvorhangs ſtehen blieb, bis ich mich verſichert hätte, welcher von den Dreien Titus wäre, hörte ich, ohne es zu wollen, die Geheimniſſe von Rom.

„Alles geht gut," ſagte Einer, „mein herrlicher Freund Statilius ſchickt mir eigenhändig geſchrieben ein unendliches Verzeichniß von den Prachtaufzügen und Feſtſpielen, die dem Kaiſer zu Ehren in Italien gegeben worden. Dieß iſt freilich nicht das Neueſte in der Welt; aber es würde meinem artigen Freund das Herz brechen, wenn er nicht das Glück hätte, denken zu können, daß er der Erſte ſey, der mir dieſe Nachricht gebe. Laſſen wir ihn bei ſeiner Meinung und mag er die aufgehende Sonne anbeten, bis eine andere Dynaſtie kommt, und er findet, daß, wenn dieſe Sonne im Oſten aufgegangen iſt, eine noch viel herrlichere im Weſten aufgehen kann. So geht's in der Welt."

„Wir haben Krieg mit den Britanniern," las der Andere; „die Stämme ſind von den Bergen herabgezogen; die Reſte der Druiden ſind wieder geſchäftig mit ihren Beſchwörungen und es iſt mehr als wahrſcheinlich, daß das Ganze von unſerem unvergleichlichen Statthalter im weſtlichen Gallien herrührt, der die Hand nach dem Diadem ausſtreckt, wie ſeine einfältigen Amtsgenoſſen."

„Er ſoll ſeinen Willen haben," ſprach der Dritte, „der Kaiſer wird ihm einen paſſenden Hof anweiſen, Lictoren zu Räthen und einen Kerker zum Pallaſt. Die Britannier, um auf dieſe zu kommen, hat man wohl durch einen neuen Verſuch, ihnen Geld abzupreſſen, gereizt; der Handelsgeiſt ſteckt bereits in ihnen und ſie thun ſich auf den Verkauf ihrer Wolfs- und Ochſenhäute eben ſo viel zu gut, als verſorgten ſie die Welt mit indiſchen Perlen.

„Doch hier iſt ein Brief vom Kaiſer, und zum Unglück iſt es ſeine eigene unleſerliche Hand." Er trat an die Lampe und ſo hatte ich Gelegenheit, ihn zu betrachten. Sein Geſicht und ſeine Geſtalt kann ich durch keinen andern Ausdruck bezeichnen, als durch das Wort fürſtlich. Die Züge waren ſchön und ſcharf ausgedrückt und die Geſtalt, obgleich unterſetzt, hatte unendlich viel Hoheit. Auch ſeine Stimme war ſanft und majeſtätiſch zugleich.

Ich konnte kaum noch daran zweifeln, daß ich Titus gefunden habe; aber er war es vielleicht doch nicht, und war dieß der Fall, ſo konnte nur Verderben die Folge ſeyn.

„Gute Nachrichten hoffentlich," ſagten die beiden Andern und erwarteten ſeine Mittheilung.

„Durchaus nicht, eine bloße Strafpredigt in des

Kaiſers gewöhnlichem Tone, alle möglichen ſeltſamen Dinge: er lacht mich aus wegen meiner Klagen über Mangel an Nachrichten von Rom und ſagt, wenn wir ihm keine zugehen laſſen, ſo ſterben die Politiker in Rom wegen langer Weile oder fangen eine Empörung an. Er ſey der geplagteſte Mann im Reiche, denn er müſſe für ſo viele ſeichte Köpfe denken und unter ſo vielen ſchlechten Menſchen den Ruf eines ehrlichen Mannes erhalten. Aber er ſchreibt mir auch, wofür ich ihm ſehr dankbar bin, daß er die goldene Bildſäule habe aufſtellen laſſen, die ich ſchon ſo lange dem Andenken eines unglücklichen Freundes, Britannicus, gelobt habe und ihm auch ein Reiterſtandbild von Elfenbein im Circus errichten laſſen wolle. Am Schluſſe vertheidigt er ſeine unleſerliche Handſchrift, die ich, wie er ſagt, treulich nachahme und wiederholt ſeinen alten Scherz, wenn ich nicht zum Fürſten und Müßiggänger geboren wäre, ſo könnte ich als Fälſcher mein Auskommen finden."

Jetzt konnte ich nicht mehr zweifeln und trat hervor; ſie ſprangen auf und zogen die Schwerter, aber mit ſcharfem Auge hatte Titus mich erkannt, beſchwichtigte ſeine Begleiter durch einen Wink und ſagte zu ihnen: „Mein Gegner, der Fürſt von Naphthali." Doch es war keine Zeit zu verlieren und ich redete ihn alſo an: „Sohn Veſpaſians, du biſt ein Krieger und weißt, was dem Tapferen gebührt; ich komme, dich um Gnade zu bitten; es iſt das erſtemal, daß ich mich herablaſſe, mich bittend an einen Mann zu wenden. Mein Bruder, ein Häuptling Israels, befindet ſich in deinen Händen und iſt zu dem furchtbaren Tod am Kreuze verurtheilt: er iſt rechtſchaffen, tapfer und edel, rette ihn und du thuſt ein Werk der Gerechtigkeit, das deinem Namen mehr Ehre machen wird, als der blutigſte Sieg."

Schweigend blickte Titus mich an; dann ſetzte er ſich wieder und hob, nachdem er mit ſeinen Gefährten Berathung gepflogen, zögernd an: „Fürſt, du weißt nicht, was du gebeten haſt; ich bin, wie Andere, durch die Befehle des Kaiſers gebunden, und ſie gehen ſtreng dahin, daß keiner deiner Landsleute, der nach Anerbietung des Friedens gefangen wird, begnadigt werden ſoll."

„Höre dieß, Gott Israels," rief ich, „König der Rache, vernimm es und vergelte."

„Du biſt raſch, Fürſt," ſprach Titus ernſt, „aber ich kann dir dieſen ſtürmiſchen Sinn vergeben, denn er iſt dir angeboren. Die Treuloſigkeit deines Volkes macht Waffenſtillſtand und Vertrag unmöglich; ich habe keine andere Wahl, ich bedaure, daß ich muß, aber der erlauchte Veſpaſian will in Frieden herrſchen."

Er hielt inne, trat auf mich zu und reichte mir die Hand mit den Worten: „Ich weiß, daß es tapfere, hochbegabte Männer unter deinem Volke gibt, ich habe ſtaunen müſſen über die Tapferkeit, oder, um mich recht auszudrücken, über die kühne, heldenmüthige Verachtung der Leiden und des Todes, von welcher dieſe Belagerung ſo viele Beiſpiele aufweist. Ich habe," fuhr er lächelnd fort, „auch die Tapferkeit des Fürſten von Naphthali im Felde erprobt und wollte, ich könnte ſolche Männer unter meine Freunde zählen. — Und warum willſt du nicht zu uns herüber kommen, einen Widerſtand aufgeben, der am Ende zum Verderben führen muß, eine Sache verlaſſen, die rettungslos verloren iſt? Sey Cäſar's Freund und ſage, welche Beſchäftigung du wählen willſt."

Der Gedanke, die Sache Jeruſalems zu verlaſſen, war entwurdigend; ich trat zurück und blickte den majeſtätiſchen Romer an, als ſtünde der Verſucher mir zur Seite.

„Sohn Veſpaſians," entgegnete ich endlich, „ich bin in dieſer Stunde ein armer Mann, in der nächſten kann ich ein Verbannter oder Sklave ſeyn; ein ſtarkes Band feſſelt mich an's Leben und ich bitte hier um ein Leben, deſſen Verluſt das meinige verbittern würde. Ja, nicht um unermeßlichen Reichthum, aber für die Rettung meiner Familie, für das Leben des Edlen, der jetzt auf der Richtſtätte ſteht, vermochte ich den frevelnden Gedanken zu denken, die Sache der heiligen Stadt zu verlaſſen."

Das Gemälde ihres Untergangs trat vor meine Augen und Thränen entſtrömten mir; meine Kraft war gebrochen, meine Stimme erſtickt. Die Römer nahmen Theil an meinem Schmerz, ich faßte die mir wieder dargebotene Hand und fuhr fort: „Titus, im Namen deſſen, gegen den die Weisheit der Menſchen Thorheit iſt, beſchwöre ich dich, ſey auf deiner Hut. Jeruſalem iſt heilig, ſeine Verbrechen haben es oft in's Unglück geſtürzt, oft ward es von den Heeren der Fremden verwüſtet; aber noch iſt es die Stadt des Allmächtigen und jedes Unglück, das Menſchen über ſie brachten, wurde ſchwer vergolten.

„Der Aſſyrer kam und plünderte den Tempel und führte das Volk in Gefangenſchaft; aber bald wurde ſein Reich zerſtört, ſein Geſchlecht vernichtet und ein Feind nahm ſeinen Thron ein. Der Perſer kam, der ihr Beſchützer geweſen, und wurde ihr Unterdrücker und ſein Reich ſchwand dahin, wie der Nebel der Wüſte. Der Syrier ſchlug ſie und kam um und wo iſt jetzt ſein Königreich? Der Aegypter ſchlug ſie und wer ſitzt jetzt auf dem Thron der Ptolemäer. Pompejus kam, der unüberwindliche Eroberer von tauſend Städten, der Herr Aſiens, auf den Flügeln des Siegs, aber er entheiligte den Tempel und von dieſer Stunde an ſank er, wie ein Mühlſtein in's Meer verſenkt. Wo ſchläft er, wo wurde ſein Blut vergoſſen? Der Welteroberer ſtarb, ein Sklave von Sklavenhand. Craſſus kam an der Spitze der Legionen und raubte die heiligen Gefäße aus dem Tempel, aber die Rache folgte ihm und der Fluch des Herrn. Wo ſind die Gebeine des Räubers und ſeiner Schaaren? Gehe hin und entreiße ſie dem Rachen der Löwen und den parthiſchen Wölfen.

„Auch du, Veſpaſian's Sohn, magſt auserſehen ſeyn, das halsſtarrige, widerſpenſtige Volk zu ſtrafen; aber wirſt du dem Schickſale der Werkzeuge des Uebels entgehen, wirſt du ein friedliches Alter erleben, wird ein Sohn von dir den Thron einnehmen, wird nicht vielmehr ein Ungeheuer deinem Blute entſprießen, das Andenken an deine Tugenden verlöſchen und Schuld ſeyn, daß Rom den flaviſchen Namen verflucht?"

Titus erbleichte und zog ſchaudernd den Mantel über's Geſicht. Seine Gefährten betrachteten mich ehrfurchtsvoll, wie einen Boten des Schickſals. „Schone Eleazar," war Alles, was ich hervorbringen konnte; Titus winkte einem Edelknaben, und dieſer eilte fort, um, wenn es nicht zu ſpät wäre, den Befehl der Begnadigung zu überbringen.

Während wir ſchweigend ſtanden, öffnete ſich eine Thüre hinter mir und ein Befehlshaber trat ein; es war Septimius. Ich faßte ihn an der Kehle und rief: „Elender, gib mir mein Kind wieder, niederträchtiger Heuchler, gib mir meine unſchuldige Tochter. Wo haſt du ſie verborgen? Führe mich zu ihr oder ſtirb.“

Sichtbar überraſcht und unwillig ſtand Titus auf und ſagte: „Was höre ich, Septimius? Solches Verbrechens haſt du dich ſchuldig gemacht? Laß ihn los, Fürſt, damit ſein Feldherr vernehme, was er für ſich zu ſagen hat.“

Septimius ſtellte ſich, als wiſſe er durchaus nichts von der Sache und ſagte: „Ich danke dir, edler Titus, daß du meinen Hals von dieſem raſchen Manne befreit haſt, ſonſt habe ich aber nichts zu ſagen. Ich habe dieſen Mann noch nie geſehen, kenne auch ſeine Tochter ſo wenig, als die Königin von Abeſſynien, und ſchwöre bei Dianen, daß er entweder wahnſinnig iſt oder ſeine Rolle trefflich zu ſpielen weiß. Sey ehrlich, Jude, wenn du kannſt, und geſtehe, daß du mich in deinem Leben noch nie geſehen haſt.“

Ich war wie vom Blitz getroffen durch dieſe Frechheit; er aber fuhr fort: „Du ſiehſt, edler Titus, wie eine einfache Frage den Ankläger zum Schweigen bringt. In ſeinem gegenwärtigen Zuſtande aber, mag er nun erkünſtelt oder wirklich ſeyn, ſollte man ihn nicht frei umhergehen laſſen; ich bitte dich daher um die Erlaubniß, ihn in mein Zelt zu ſchicken, wo er hinlänglich bewacht werden ſoll, bis wir wiſſen, was ihn hieher geführt hat."

„Undankbarer," rief ich, „du machſt, daß ich die Menſchen haſſen muß: iſt dieß mein Lohn? Ich Thor, daß ich dich nicht zertreten ließ, wie die Natter, der du gleichſt."

Titus hatte das dunkle Auge auf Septimius gerichtet und ſchien ihn durchforſchen zu wollen.

„Undankbar?" entgegnete jener; „beim Jupiter, die Unverſchämtheit des Burſchen iſt herrlich. Wofür ſollte ich ihm denn dankbar ſeyn? Etwa dafür, daß ich aus ſeinen abſcheulichen Händen entkam? oder meint er vielleicht ſeine Landsleute? Wahrſcheinlich war er auch unter dem wüthenden Pöbel, der mich gemordet hätte, wie die Uebrigen. Laß mich dir ſagen, edler Titus, daß du dich zu ſehr herabgibſt, wenn du ſolches Geſindel anhörſt, ja daß du die Wohlfahrt des Staates gefährdeſt, wenn du deine Perſon einem dieſer Mörder ausſetzeſt."

Titus lächelte und winkte ſeinen Gefährten, die auf dieſe Worte ſich an ſeine Seite ſtellen wollten, zurückzutreten.

„Beehre mich mit dem Befehle, dieſen Menſchen in Gewahrſam zu nehmen,“ drängte Septimius; „mag er nun ein Schurke oder wahnſinnig ſeyn, ich will ihn bald heilen.“

In dieſem Augenblicke ſtürzte ein Tribun athemlos herein mit einem Briefe, den er Titus übergab, worauf er ſich zurückzog, um die Antwort zu erwarten. Dem Römer ſtieg das Blut in die Wangen, als er das Papier überſah; er zeigte es ſeinen Gefährten und übergab es dann mir; ich las die Worte:

„Ein Mörder, den die Häuptlinge in Jeruſalem gedungen haben, ging geſtern durch das Thor: er trachtet dem römiſchen Feldherrn nach dem Leben; ſein Vorgeben iſt, er ſuche ein Glied ſeiner Familie, das aus der Stadt entführt worden ſey. Er ſteht in Verkehr mit dem Lager, wodurch es ihm möglich wird, nach Belieben aus- und einzugehen und der edle Titus kann nicht genug auf ſeiner Hut ſeyn.“

Das Schreiben kam von Ceſtius, der es mit einigen Zeilen begleitete, worin er bemerkte, er habe es ſo eben von einer angeſehenen Perſon in Jeruſalem erhalten.

Mit der Verachtung, die ſolcher Anklage gebührte, warf ich das Schreiben zu Boden und erklärte, mein Feind Ceſtius hätte nicht nöthig gehabt, ſeinen Namen unter den Brief zu ſetzen, der ſo leicht den Verfaſſer errathen laſſe.

„Du, Septimius,“ ſagte Titus mit durchdringendem Blicke, „konnteſt natürlich nichts von dieſem Briefe wiſſen?“

Septimius vertheidigte ſich ernſthaft und bewies aus der Zeit und den Umſtänden, daß er keinen Theil daran haben konnte. Titus trat einige Schritte zurück, berieth ſich mit ſeinen Gefährten, die, wie ich bemerkte, einmüthig dafür ſtimmten, daß ich ſogleich hingerichtet werden ſolle, und redete mich dann mit ſeiner ernſten, klangreichen Stimme, welche ſeine ruhige Faſſung bezeichnete, alſo an: „Wir haben mit einander in ehrlichem Kampfe gefochten und ich mag nicht glauben, daß ein Mann von deinem Rang und Muth ſich zu einem ſolchen Verbrechen herablaſſen konnte. Kämen hier nur perſönliche Rückſichten in Betracht, ſo würde ich dich ſogleich in Freiheit ſetzen; aber höhere Intereſſen knüpfen ſich an mein Leben, die es meinen Freunden und Räthen als geeignet erſcheinen laſſen, überall Vorſichtsmaßregeln zu treffen, die ich ſonſt verſchmähen würde. Um ihnen zu genügen, und dem Befehle des Kaiſers zu gehorchen, muß ich dich einige Tage hier behalten. Du ſollſt jedoch anſtändig behandelt werden."

Septimius trat wieder vor, um nochmals zu bitten, mich in Gewahrſam nehmen zu dürfen; aber ein Blick entfernte ihn und ich erhielt Befehl, einem von Titus Räthen zu folgen.

# Achtzehntes Kapitel.

Eine Truppe Reiter hielt vor dem Zelte; wir eilten weiter durch das Ungewitter und gelangten einige Meilen vom Lager an ein großes Gebäude, wo viele höhere Beamte, die Titus als Statthalter von Judäa beigegeben waren, ihre Wohnung hatten.

„Du mußt ſehr hoch in der Gnade des Feldherrn ſtehen," ſagte mein Begleiter zu mir, als wir durch die prächtigen Zimmer kamen; „ſonſt hätte er dich nicht hieher geſchickt. Er hat dieſe Gemächer für ſich ſelbſt einrichten laſſen; aber deine Landsleute machen ihm zu viel zu ſchaffen, und dir verdankt er es, daß er ſchon einen Monat unter'm Zelte ſchlafen muß."

Ich entgegnete, daß Frieden einer meiner ſehnlichſten Wünſche ſey, daß man aber keinem Volke deßwegen einen Vorwurf machen könne, daß es ſeine Freiheit kühn vertheidige.

„Da denkſt du, wie ein Römer,“ war ſeine Antwort; „aber laß uns auf die Hauptſache kommen. Wenn Titus einmal auf den Thron kommt, ſo wird er den erſten Monarchen von der Welt abgeben. Du ſollteſt ihn verſuchen und die erſten Früchte ſeiner Kunſt, ein Volk glücklich zu machen, erndten. Hier, ſiehe um dich. Ueberall ſiehſt du Gemälde, eine Leyer oder Bücher; was bedeutet das?“

„Nichts weniger, als daß er ein Krieger ſey, und doch hat er ſich im Felde ausgezeichnet.“

„Ja, wie keiner; kein Reiter im ganzen Heere ſitzt beſſer zu Pferd oder weiß die Lanze beſſer zu führen, als er. Dabei beſitzt er Feldherrntalent und hat die eiſernſte Ausdauer. Aber mag es nun angeboren ſeyn oder von dem Gift kommen, das er mit Britannicus trank; es fehlt ihm die Lebhaftigkeit ſeines Vaters. Ja, das war ein Mann für die Soldaten! Betrachte einmal das Gemälde hier und ſage mir dein Urtheil über dieſes Geſicht.“

Mit dieſen Worten zog er einen Vorhang weg und ich erblickte ein herrliches Gemälde, das den

Kaiſer zu Pferde darſtellte. In dem Geſichte drückte ſich ungemein viel Schlauheit und Selbſtgenügſamkeit aus, und jeder Zug von dem runden Kinn bis zu der breiten, ſtarkgeäderten Stirne ſagte mir daſſelbe. Die Adlernaſe, die dichten, dunklen Brauen, die gebogen waren, als ſchwebe ihm ein neuer Scherz auf den Lippen, verriethen ſeine unzerſtörliche Laune; aber das Auge unter dieſen Brauen, dunkel wie eine Kohle, mit einem hellen Punkte in der Mitte, als könnte ein Hauch dieſe Kohle in Flammen ſetzen, verrieth den Scharfſinn und die Entſchloſſenheit, die Vespaſian von der Hütte auf den Thron geleitet hatten.

Mein Begleiter, deſſen fröhlicher Sinn ſehr viel Aehnlichkeit mit dem des Kaiſers hatte, konnte ſeine Bewunderung nicht zurückhalten. „Das iſt der Mann," ſprach er, „der mehr Schlachten geſchlagen, mehr Gutes geſagt und weniger eingenommen hat, als jeder andere Kaiſer. Ich diente unter ihm vom Decurio bis zum Tribunen, und er war immer derſelbe, thätig, tapfer und lachte vom Morgen bis in die Nacht. So alt er iſt, ſo findet ihn die Sonne doch nie im Bette. Er reitet, ſchwimmt und macht ſich über Jedermann luſtig und kann über Niemand böſe werden, als über alte Weiber und Aerzte. Es iſt wahr, er liebt das Gold, aber was er den allzu Reichen abnimmt, ſchenkt er hin wie ein Fürſt. Seine Laune aber iſt unerſchöpflich, etwas roh, weil er im Lager erzogen wurde, aber die ſeltſamſte Miſchung von Gerechtigkeit, Grillen und Frohſinn.

„So erhielt ein Statthalter in Alexandrien Befehl, ſich in Rom wegen vieler Erpreſſungen zu verantworten. Sogleich nach ſeiner Ankunft gab er vor, es habe ihn eine heftige Krankheit befallen, und dadurch wurde natürlich die Unterſuchung verzögert. Der Kaiſer hörte davon, äußerte ſeine größte Theilnahme an dem Befinden eines ſo verdienſtvollen Staatsdieners, ſtattete ihm den andern Tag als Arzt einen Beſuch ab, verordnete ihm eine Menge Arzneien, die der unglückliche Statthalter nehmen mußte, wiederholte regelmäßig den Beſuch und ſetzte ihm jeden Tag eine ungeheure Gebühr an. Der Statthalter ſah, daß er auf dieſe Art bald an den Bettelſtab gerathen müſſe, und genas in Kurzem völlig.

„Ein andermal ritt ich mit ihm aus, als wir in der Nähe von Rom einen Burſchen ſein Maulthier grauſam ſchlagen ſahen, der, als man ihn herbeirief, darauf beſtand, er könne mit ſeinem Eigenthum verfahren, wie er wolle. Ich wurde unwillig, der Kaiſer aber lachte und kaufte nach einigen Scherzen das Thier, mit der Bedingung, daß der Burſche es in ſeinen Stall führen ſolle.

Er ſchickte ihn wirklich zu Fuß zweihundert Meilen weit auf eines ſeiner Schlöſſer in Gallien, und ſandte ihm auf der Ferſe einen Lictoren nach, der darauf zu ſehen hatte, daß der Vertrag pünktlich vollzogen wurde.

„Titus,“ fuhr mein Begleiter fort, nachdem er noch mehrere Proben von des Kaiſers Laune gegeben, „Titus iſt bei ſeinen vielen edlen Eigenſchaften ein ganz anderer Mann. Die rohen Scherze des Kaiſers ſind ihm ein Greuel, er ſpricht das Griechiſche beſſer, als der Kaiſer ſeine Mutterſprache, macht hübſche Verſe aus dem Stegreif, ſpielt die Leyer nicht übel, ſingt, iſt ein Liebhaber von Gemälden u. ſ. w. Doch ich habe dir für heute genug Geheimniſſe vom Hofe anvertraut, ich muß dich jetzt verlaſſen und in's Lager zurückkehren. Du kannſt deine Zeit zubringen, wie es dir gefällt, bis die Entſcheidung kommt. Die Bedienten ſtehen dir zu Befehl. Lebe wohl.“

Gefangen zu ſeyn, iſt ein peinliches Gefühl, wenn auch der Gefangene auf golddurchwirkten Teppichen geht. Ich wurde fürſtlich behandelt; eine reich beſetzte Tafel harrte meiner, eine Menge prächtig gekleideter Diener wartete auf, Weihrauch brannte und Muſik ertönte. Aber Brod und Waſſer, in Freiheit genoſſen, würden mir beſſer gemundet haben.

Ich trat an's Fenſter, durch welches das Abendroth ſichtbar war; die Landſchaft unten war herrlich; der Schnee war eben ſo ſchnell wieder geſchmolzen, als er gefallen war, warm wehte die Luft von den wiederauflebenden Blumen; unzählige Vögel bewegten ſich fröhlich im Sonnenſcheine und murmelnd rieſelte ein Bach durch das Thal. Aber die Lieblichkeit äußerer Dinge vermag inneren Gram nicht zu beſchwichtigen; ich wandte mich und warf mich auf das Lager, um zu fühlen, daß da auch unſer Herz ſey, wo unſer Schatz iſt.

Was mochte jetzt wohl in Jeruſalem geſchehen? Gewalt und Rachſucht wüthete, während ich hier, von Pracht und Verſchwendung umgeben, harren mußte. — Und wo war Eſther, mein geliebtes Kind, das feurige, hochherzige Weſen, deſſen Schönheit und Geiſt mir oft als überirdiſch erſchien? Konnte ſie nicht im äußerſten Unglücke ſchmachten und hülflos ihren unglücklichen Vater rufen, ſie zu befreien? im Kerker, mit Froſt und Hunger kämpfend, oder in den Händen von Räubern der Wüſte oder todt, ohne daß eine Hand ihr Hülfe geleiſtet und eine freundliche Stimme im letzten Kampfe ſie getröſtet hätte?

So brütete ich lange, bis das Eintreten der vielen Diener mit Lichtern mich weckte und der Haushofmeiſter, ein ehrwürdiger Greis aus Judäa, den Titus großmüthig beibehalten hatte, mir meldete, daß die Tafel meiner warte. Der Alte weinte, daß er einen Häuptling Iſrael's in Gefangenſchaft ſehen mußte; ſein Herz war voll, und als ich die Diener mit den Speiſen, die ich nicht berührt hatte, entließ, fing er an, zu erzählen:

„Der Pallaſt hatte früher Ananus, dem Hohenprieſter, gehört, deſſen grauſame Ermordung die Haupturſache des Sieges der Parteien und des Verderbens Jeruſalems war. In dem Zimmer, wo ich ſaß, hatte er den letzten Tag ſeines Lebens zugebracht, und war von hier aus in der verhängnißvollen Nacht, wo die Idumäer einen Angriff machten, in den Tempel gegangen.

„Ein Sturm, wie ihn die Aelteſten nicht erlebt, wüthete dieſe Nacht über, und in der Meinung, daß bei dieſem Aufruhre der Elemente kein Angriff von Menſchen zu fürchten ſey, hatte Ananus den ermüdeten Bürgern erlaubt, ihre Poſten zu verlaſſen. Aber Verräther öffneten die Thore, die Idumäer, nach Blut und Beute dürſtend, ſtürzten herein, die Wache wurde im Schlafe überfallen und niedergemacht, und bei Tagesanbruch lagen achttauſend Leichname im Vorhofe der Halle, und unter ihnen der edelſte und weiſeſte Mann, Ananus.

„Den Leichnam meines gütigen Herrn,“ fuhr der Alte fort, „fand ich unter einem Haufen Todter, durfte ihn aber nicht in das Grabmal ſeiner Väter im Thale Joſaphat bringen. Sein Schwert und ſeine Denkbinde habe ich hieher gebracht und ſie ſind jetzt das einzige, noch übrige Andenken des edlen Geſchlechtes. In dieſen Gemächern bin ich ſeither geblieben und hoffe hier zu ſterben. Der Pallaſt iſt groß, die römiſchen Senatoren und Befehlshaber wohnen in einem anderen Flügel, den ich nicht mehr betreten werde; denn ſo gütige Herrn die Römer gegen mich geweſen ſind, kann ich ſie doch nicht im Hauſe eines Häuptlings meines Landes ſchalten ſehen."

Naumi's Geſchichte fiel mir wieder ein, aber ich hatte ſo wenig Hoffnung, ſie wieder zu finden, daß ich den Schmerz des Greiſen durch ihren Namen nicht erneuern mochte. Trompeten ſchmetterten und man hörte Reiter nahen.

„Es werden nur die Wachen gewechſelt," ſagte der Alte, „oder kommen einige Befehlshaber vom Lager. Sie reiten oft Nachts hieher zum Mahle, bleiben einige Stunden hier, und gehen wieder, wenn der Tag anbricht; aber von ihrem Treiben weiß ich nichts; denn kein Jude mag die Gelage ſehen, die die Feinde ſeines Vaterlandes halten."

Ein Pochen an die Thüre unterbrach ihn, und ein römiſcher Anführer erſchien mit dem Befehle, daß die Gefangenen im Pallaſte in enge Haft gebracht werden ſollten. Mit Thränen in den Augen fügte ſich der ehrwürdige Alte, ich war gleichfalls überraſcht, fragte aber blos, was dieſe harte Maßregel veranlaßt habe?

„Ich weiß nichts weiter," entgegnete jener, „als daß der Feldherr vor einigen Minuten hier angelangt iſt und daß, weil erſt vor Kurzem Anſchläge auf ſein Leben gemacht wurden, der Rath es für zweckmäßig erachtet hat, die jüdiſchen Dolche ſo weit als möglich von ihm zu entfernen. Der Befehl iſt allgemein und ich habe die Weiſung, dich in dein Zimmer zu führen."

„So mögen ſie ſehen, daß ich nicht entkomme," ſagte ich; „ich danke dem Rath für dieſen Dienſt. So lange man keinen Verdacht gegen mich hegte, hätte man jede Thüre des Kerkers öffnen können, nun ſie mich aber ſo entwürdigen, müſſen ihre Mauern hoch und ihre Riegel ſtark ſeyn, wenn ſie ihren Gefangenen nicht verlieren wollen."

Der Rath ſchien meinen Gedanken errathen zu haben! denn das Zimmer, das mir jetzt angewieſen wurde, lag in einem der Thürme, der gewöhnliche Verwahrungsort für ſolche Gefangene, von denen man Ausbruch befürchtete; in dem unteren Stocke befand ſich die Wache und die Höhe war an ſich ein Hinderniß, das ſelbſt den Kühnſten zurückſchrecken konnte.

Mit gerungenen Händen folgte mir der alte Diener in meinen Kerker; das kleine Zimmer war indeſſen nicht unbequem, man hatte es einigermaßen eingerichtet, und ſelbſt ein zärterer Leib, als der meinige war, würde die Teppiche und Polſter weich gefunden haben. Auch einige Bücher fand ich vor nebſt einer Leyer und einem Fläſchenkeller. Vor mir lag die herrliche Landſchaft und die friſcheſte Luft wehte von außen herein.

# Neunzehntes Kapitel.

Gefängniß und Pallaſt galt mir gleich; zwar glaubte ich nicht an ein Verhängniß, ſondern war der Meinung, daß der Unglückliche ſelbſt Schuld an ſeinem Geſchicke iſt, aber demungeachtet konnte ich mich des Gedankens nicht erwehren, daß ich eine Ausnahme davon mache. Daß eine feindliche Macht über mir walte, wußte ich aus ſchmerzlicher Erfahrung und überließ mich entſchloſſen dem Zufalle des Augenblicks. Ich war wie ein Rohr, das auf der Welle treibt und wußte, daß ich mit ihr hinrollen müßte. Ich war wie ein Atom in der Luft, und mochte ich ungeſehen hinſchweben oder im Sonnenſtrahl ſichtbar werden, ſo blieb doch mein Schickſal, auf und nieder zu zittern.

So verlor ich mich in tiefes Sinnen über mein Schickſal, aus dem ich erſt nach langer Zeit erwachte, als ein Papier durch eine Spalte über meinem Haupte herabfiel. Als ich die Unterſchrift „Septimius“ ſah, wollte ich es in Stücken reißen, aber ich gewahrte Eſther's Namen und las:

„Du darfſt mich nicht für einen ſchlechten Menſchen halten, obgleich der Schein, wie ich geſtehe, leicht dieſe Meinung begünſtigen konnte. Dieſen Morgen hatte ich keine Wahl, als dich zu verläugnen, wenn ich nicht verloren ſeyn wollte. Titus hält äußerſt ſtrenge auf Kriegszucht und die Folge davon iſt, daß Keiner auch nur die geringſte Abweichung davon ſich zur Laſt kommen laſſen mag. — Ich habe mich von dem Verdachte zu reinigen, daß ich unedel an deiner bewundernswürdigen Tochter gehandelt habe; ich nehme alle Götter zu Zeugen, daß ich nicht weiß, was aus ihr geworden iſt, ja, ich wünſche ſehnlich von dem Schickſale des liebenswürdigen, unſchuldigen Kindes Näheres zu erfahren.

„Laß mich mein Herz vor dir ausſchütten. Lange habe ich Eſther gekannt und eben ſo lange ſie geliebt. Als du mich in deinen Pallaſt in Naphthali aufnahmſt — und ich habe nicht vergeſſen, daß ich deiner Gaſtfreundſchaft damals mein Leben verdankte — zog mich ihr Geiſt und ihre Schönheit an, und als ich nach Rom zurückkehrte, fand ich weder dort noch in andern Theilen des Reiches ein Weſen, das ihr gleich gekommen wäre. Um unſere Verbindung einzuleiten, verließ ich den Hof und begab mich zu dem Heere in Judäa: aber ich ſuchte ſie vergebens und hauptſächlich die ungewiſſe Hoffnung, von ihr etwas zu erfahren, beſtimmte mich, den Oberbefehl über die Bedeckung unſerer unglücklichen Geſandtſchaft zu übernehmen.

„Ich will nicht läugnen, daß ich meinen Aufenthalt darum verlängerte, um Gelegenheit zu erhalten, ihre Hand zu gewinnen; aber ihre Bedenklichkeiten in Betreff der Religion konnte ich nicht aus dem Wege räumen. Ich beſchwor ſie, ſie ſollte mir erlauben, mich dir zu entdecken; aber auch dieß verweigerte ſie, „weil ſie deinen Entſchluß kenne.“ Da verleitete mich mein böſer Genius, den Heuchler zu ſpielen. Unter dem Vorwand, daß ich ihr ein Geheimniß zu entdecken habe, das deine Sicherheit betreffe, veranlaßte ich ſie, mir zum erſten und letzten Male eine Zuſammenkunft an den Mauern zu bewilligen. Hier bat ich ſie, mit mir zu fliehen, meine Braut zu ſeyn, und wenn wir einmal vermählt wären, die Bewilligung ihrer Familie nachzuſuchen. Ich war aufrichtig, die Götter ſeyen meine Zeugen, ich war es; aber mein Flehen war vergebens. Sie ſtieß mich zurück und höhnte mich, daß ich an ihr, an Treue und heiliger Gaſtfreundſchaft zum Verräther würde. Ich warf mich vor ihr nieder, vergebens. In der

Verwirrung und weil ich wußte, daß ich ohne ſie nicht leben könne, trug ich ſie an's Thor: da überfielen uns Bewaffnete, mein einziger Diener floh; ich wurde übermannt und ſah Eſther, meine geliebte Eſther, nicht wieder.“

Es lag eine Offenheit in dieſem Geſtändniß, die mehr für ſeine Sache ſprach, als zierliche Worte. So ſtrenge ich durch die Zeit und die bittern Erfahrungen geworden war, ſo konnte ich doch die edeln Schwachheiten der Jugend nicht verachten; denn wer konnte Eſther ſehen und ſie nicht lieben? —

Es war ſpät geworden und der alte Diener, der mir um ſo mehr Achtung zu zeigen ſuchte, je mehr ich mit Strenge behandelt wurde, trat herein, um mir das Lager für die Nacht zu bereiten, denn er duldete nicht, daß ein Geringerer die Perſon eines Häuptlings ſeines gefallenen Landes bediene. „Wahrhaftig,“ ſprach er, „wenn ich nicht dieſe Nacht dich hätte bedienen dürfen, ſo wäre mein Fürſt vergeſſen worden; denn Alle außer mir ſind im großen Speiſeſaale beſchäftigt.“

Muſik und vielerlei Stimmen ließen ſich vernehmen, und er fuhr fort: „Hier hörſt du ſelbſt. Titus gibt ein Gaſtmahl dem Geburtstag des Kaiſers zu Ehren und der Lärm wird wohl bis Tagesanbruch dauern; denn die Römer ſind große

Freunde der Tafelfreuden und Titus iſt dafür bekannt, daß er erſt ſpät zu Tiſche ſitzt. Wünſch'ſt du ſie etwa beim Mahle zu ſehen?" Mit dieſen Worten öffnete er die Läden eines Fenſters, durch welches ich den Saal überſehen konnte. Es waren fünfzig bis ſechzig prächtig gekleidete Männer von einer Menge Diener umgeben, die beinahe ebenſo koſtbar angethan waren; denn es war nicht Sitte, im gewöhnlichen Gewande zum Mahle zu kommen.

Menſchliche Freude hat mich immer aufgeheitert und gerne hätte ich bei den ſüßen Tönen der Harfen und Flöten und dem fröhlichen Geplauder den Ort vergeſſen, von welchem aus ich dieſes Schauſpiel überſah. Aber nicht lange vermag der Gefangene ſeinen Kerker zu vergeſſen; ich ſchloß das Fenſter und trat weg.

„Ich hätte nicht gedacht," ſeufzte der alte Diener, „daß ich derlei ſehen müßte; aber alle Völker ſind zu ihrer Zeit untergegangen, und es iſt vielleicht nur zu verwundern, daß Israel ſo lange ſich erhalten hat. Aber noch auffallender iſt mir's, daß ich den Saal ſehe, wie er heute Nacht iſt. Lange Zeit wurde er von Juden und Römern gleich gemieden; denn die Feinde fürchten ſich wie kein anderes Volk vor Erſcheinungen, und die gewaltigen Dinge, die zur Zeit unſerer Väter geſchaben und, wenn auch von den Heiden entſtellt, ihren Namen durch die Welt verbreiteten, haben Judäa den Eroberern zu einem Lande des Schreckens gemacht. Es ſind heute fünfzehn Jahre, daß ich keine Lampe und keine Menſchen mehr in dieſer Halle ſah.

„Aber der große Ananus lebte doch ſeinem Range gemäß,“ fiel ich ihm in die Rede, „und damals hatte er in der Mitte ſeines Volkes keine Gefahr zu fürchten.

„Ein ſchreckliches Ereigniß,“ erwiederte er, „machte dieſe Mauern unheimlich, und ich wollte nicht einmal hier, wo wir ſtehen, dieſe Nacht allein zubringen, wenn man mir auch den ganzen Pallaſt dafür böte. Dieſe Töne,“ fuhr er bebend fort, als rauſchende Muſik vom Saale herüber kam, „ſchneiden mir tief in's Herz; es ſind dieſelben, die ich vernahm in der Nacht des Todes. Matthan, der einzige Sohn meines großen Herrn, ſollte in dieſer Nacht mit der Tochter des Fürſten von Hebron vermählt werden, und der Saal war feſtlich geſchmückt zur Feier des Tages: alle Häupter Jeruſalems waren verſammelt, alle edlen Frauen und die vornehmen Prieſter. Aber Matthan hatte den Geiſt ſeines Vaters nicht geerbt; er war ſtolz und ein Sklave ſeiner Leidenſchaften. Schon lange war er aus dem Hauſe ſeines Vaters geſtoden und hatte ſich in's Gebirge zurückgezogen; die Karavanen, die durch Galiläa zogen, fürchteten ſeinen Namen; denn er war kühn; die Häuptlinge ſahen ihr Gefolge fliehen von ihrer Seite; denn tödtlich war ſein Speer. Aber er war edel und oft ſah der Sklave ſeine Ketten gebrochen und der Landmann ſeine Heerden wieder im Thale waiden durch den Arm und die Güte Matthaus.

„Als er zurückkehrte, hatte Gefahr oder Trauer ihn völlig umgewandelt; ſeine Stärke war dahin und ſeine Stimme gebrochen, als ſtehe er am Rande des Grabes.

„Sein edler Vater weinte an ſeinem Halſe und hieß ihn willkommen, und Freude herrſchte im Pallaſt über die Rückkehr des Erſtgebornen. Er aber freute ſich nicht mit den Fröhlichen und wandelte traurig durch die Hallen des Vaterhauſes, als ſehnte er ſich wieder hinaus in's Gebirge.

„Man hörte von Unruhen in Jeruſalem und er fiel in die Hände des Böſen. Onias, der Blutige, verleitete ihn zu geheimer Verſchwörung wider unſere Feinde, und leicht ließ er ſich zum gefährlichen Spiele verlocken durch den Elenden, der unſere Edeln aufreizte, um ſie an die Römer zu verkaufen.

„Von Tag zu Tag zog er ſich mehr zurück und verſchloß ſich in den Flügel des Pallaſtes, der bei dieſem Thurme endigt; in dem Zimmer hier ſah ich ſeine Lampe in den langen Winternächten brennen; Niemand durfte in ſein Zimmer treten, als die Gebirgsjäger, die ihn auf ſeinen Streifzügen begleitet hatten, und deren Sprache ſonſt Niemand verſtand.

„Endlich ging eine Veränderung mit ihm vor; er wurde ein Liebhaber von Pferden und Wagen und fing an, zu jagen, Gelage zu halten und zu ſpielen. Er ſtürzte ſich in's öffentliche Leben, vertheilte prächtige Geſchenke und füllte jede Stunde mit geiſtiger oder korperlicher Arbeit aus, als ſey es ihm unmöglich, eine Stunde zu raſten. Sein erlauchter Vater, der ſeine Enkel ſegnen wollte, ehe er ſtürbe, rieth ihm, Thamar, die ſchönſte und edelſte der Töchter Hebrons zum Weibe zu nehmen. Freudig wurde Matthaus Antrag angenommen, und der Tag der Vermählung feſtgeſetzt.

„An dieſem Tage ſah ich ihn, nachdem er die Glückwünſche ſeiner Freunde angenommen, in ſein Zimmer gehen; aber ich wagte es nicht, ihm in den Weg zu treten, und verbarg mich aus Furcht vor ihm hinter die Thüre. Er glaubte allein zu ſeyn und ließ ſeinem Schmerz freien Lauf: er wüthete, zerriß ſein hochzeitliches Gewand und warf es von ſich: er weinte und verwünſchte die Stunde ſeiner Geburt: er warf ſich auf den Boden und wälzte ſich convulſiviſch. Dann ſprang er auf, zog das Schwert und ſchwor, den zu tödten, der ihn ſtören würde. Ich blieb in meinem Verſtecke, mehr aus Furcht vor ſeinem Geſicht, als vor ſeinem Schwert; er zog Briefe hervor, las ſie, warf ſie zerriſſen umher und weihte ſich, ſein Geſchlecht und Judäa dem Untergang.

„Er ſchwankte auf mich zu und ich fürchtete ſeine Wuth, wenn er mich entdeckte; aber ich ſah mit einem Blicke, daß er den Verſtand verloren hatte: er ſprach in die Luft, rang die Hände, Thränen ſtürzten aus ſeinen Augen, er flehte um Gnade und fiel. Ich eilte hinzu, um ihn auf ein Lager zu tragen, er ſah mich nicht, ſondern klagte ſich ſelbſt an als Verräther und Mörder, als ſchwachen Sklaven Anderer, der ſeine Ehre geſchändet.

„Ich rief um Hülfe; ſeine Jäger ſtürzten herein, ſtießen mich zurück, ſchalten ihn, an ſolche Auftritte, wie es ſchien, gewöhnt, in ihrer unverſtändlichen Sprache, und trugen den edlen Matthan ſchreiend und wehklagend, wie ein Kind, in ihren Armen hinaus.

„Es wurde Abend, und ich ſah ihn an der Spitze ſeiner Verwandten fortreiten, um die Braut heimzuführen. Der Anfall war vorüber, und wer den ſtolzen Mann ſah und ſeine fröhlichen Reden hörte, mußte glauben, daß Trauer noch nie eingekehrt ſey in ſeinem Herzen.

„Mit Furcht und Zittern erwartete ich ſeine Rückkehr, denn ſeine Freude kam mir unheimlich vor und ſchrecklich. Aber fröhlich kam der Brautzug zurück: Matthan, von Juwelen funkelnd, ritt ſtolz ſein ſchneeweißes Roß, und die Harfen und Trompeten, die Sänger, der Fackelſchein, und die ſchönen Jünglinge und Mädchen, die tanzten und Blumen vor der Braut herſtreuten, ließen mich Alles vergeſſen und ich freute mich, daß Friede und Glück wieder bei uns einkehren.

„Nachdem die Braut und ihre Geſpielinnen in das für ſie beſtimmte Zimmer gegangen waren, um ſich zum Feſte zu ſchmücken, folgte ich meinem Herrn in den Saal. Der Bräutigam und viele ſeiner Freunde waren ſchon dort verſammelt; aber ſo laut die Gäſte waren, Matthan's Stimme übertönte ſie Alle und er lachte über Alles, als hätte er nie die Sorge gekannt. Beſtändig ſchwebte ein Scherz auf ſeinen Lippen, und wenn er, was dieſen Abend oft geſchah, auf's Wohl der Geſellſchaft und der ſchönen Braut einen Becher leerte, ſo brachte er immer einen Trinkſpruch aus, der jauchzenden Beifall erregte. Bewundernd und erſtaunt betrachteten ihn Alle; denn er hatte ſo lange abgeſchloſſen gelebt, daß ihn beinahe Niemand kannte. Einige hatten ihn für unerträglich ſtolz ausgegeben, Andere für einen Feigling, der an den damals ausbrechenden Unruhen nicht Theil nehmen wolle, Viele hielten ihn für einen Schwarzkünſtler und wieder Andere für einen bloßen Narren. Aber jetzt änderten ſich die Anſichten mit Einem Male, und Alle zollten ſeinem Geiſt und Witz laute Bewunderung.

„Ich ſtand nicht weit von dem Hohenprieſter in der Nähe des mittleren Fenſters, durch welches du von hier aus Titus an der Tafel ſehen kannſt. Meine Blicke wandten ſich, ich weiß nicht wie, gegen den Thurm hin; ich ſah eine Lampe zittern und eine Geſtalt mit Gebehrden des tiefſten Schmerzes hin und herrennen: Fußtritte neben mir machten, daß ich mich umwandte. Matthan ſtand neben mir und hatte die Blicke auf den Thurm geheftet; aber ſeine Fröhlichkeit war verſchwunden, ſein Geſicht flammte und war doch kalt, er ſah mich nicht, ſah die Gäſte nicht, ſah nur die flackernde Lampe und die ſchwankende Geſtalt.

„Der Chor der Sängerinnen verkündete die nahende Braut, ich blickte an den Thurm hinüber, die Lampe flimmerte noch, die Geſtalt rang noch die Hände. Der Brautzug kam näher und die Hymne ließ ſich vernehmen, die das Verſchleiern der Braut bezeichnet. Aber meine Blicke waren auf das Licht und die Geſtalt gerichtet, die jetzt einen Becher in der Hand hielt: ein furchtbarer

Schrei wurde gehört, und beſtürzt ſprangen die Gäſte von den Sitzen auf. Mein Auge wandte ſich auf Matthan, aber er bot alle ſeine Kraft auf, und wenn er auch an allen Gliedern zitterte, ſo ſchwebte doch ein Lächeln auf ſeinen ſtolzen Lippen. Er legte die Hand auf die Stirne und fragte zornig, warum die Fürſtin von Hebron nicht erſcheine. Die Lampe war verſchwunden und im Thurme war es wieder finſter. Die Diener eilten die Thüren zu öffnen und ſtralend in Anmuth und Herrlichkeit, die Aller Augen auf ſich zog, wurde die Braut an den Traghimmel geführt, unter welchem der Bräutigam ſtand. Er hob den Schleier auf und Entſetzen malte ſich in ſeinem Geſichte; keinen Laut gab er von ſich, ſondern ſtarrte ſchweigend die Braut an. Sie ließ den Schleier wieder fallen, ergriff ſeine Hand und führte ihn langſam und ſtumm durch den Saal.

„Niemand wagte ſie aufzuhalten, die Beſtürzung hatte uns Alle gelähmt, der Hoheprieſter ſelbſt hatte die Hände gen Himmel erhoben und betete, als fühlte er, daß ein Unglück über ſein Haus gekommen. Das verlobte Paar ſchritt ſchweigend durch die lange Zimmerreihe dem Thurme zu, und die zahlloſen Diener fühlten ſich gleichfalls durch geheime Furcht gefeſſelt. Endlich aber kehrte uns die Beſinnung wieder und Ananus ſchritt voran nun dem Thume zu. Wir fanden die Thüre verſchloſſen und baten Matthan lange vergebens, herauszutreten und unſere Beſorgniſſe zu beſchwichtigen; aber wir erhielten keine Antwort und ſprengten die Thüre. Gräßlicher Anblick! zwei Leichname lagen neben einander: noch ſtrömte das Blut aus der Bruſt des unglücklichen Matthan. Ich hob den Schleier auf, die Farbe des Gifts lag auf den Lippen der Braut; aber es waren nicht die Lippen der Fürſtin von Hebron; das Geſicht war arabiſch und ungemein ſchön, aber durch Leiden abgemagert.

„Jetzt erhob ſich ein neuer Lärm; die Jäger, als ſie vom Tode ihres Herrn und der edlen Gemahlin, in der ſie das Geſchlecht ihrer Häuptlinge ehrten, Kunde erhielten, ſchrieen nach Rache; in ihrer Wuth hörten ſie auf keine Vorſtellungen, und unſere Verſuche, ihnen die Wahrheit zu erklären, entflammte nur noch mehr ihren Grimm. Sie zogen die Schwerter: es floß Blut, und die Unmenſchen wurden zwar zurückgetrieben, aber ſie plünderten den Flügel des Pallaſtes und nahmen das Kind ihrer Gebieterin mit ſich fort, den letzten Zweig eines ſtattlichen Baumes, an den bald auch die Axt gelegt werden ſollte.

„Die Fürſtin von Hebron fand man allein in Ohnmacht. Ich ſah den unglücklichen Matthan in's

Grabmal ſeiner Väter bringen; dort ſchläft er, der letzte ſeines Geſchlechts; denn ſeinem Vater wurde die Ehre des Begräbniſſes von ſeinen Mördern verweigert.

„Matthan hatte, wie ſich ſpäter ergab, während ſeiner Streifzüge in der Wüſte die Tochter eines Scheikh geheirathet, ein edles, herrliches Geſchöpf, das mehr als einmal den Kühnen aus Gefahren rettete. Er liebte ſie mit der Heftigkeit ſeines Weſens, aber die Ausſichten, die ſein Rang und ſeine Talente bei der Rückkehr in ſein Vaterland ihm eröffneten, ließen ihn vor dem Anerkenntniß dieſer Verbindung zurückſchaudern. Doch ohne ſie zu leben fand er unmöglich, und er brachte ſie daher in den Thurm. Strenge bewachten ſeine Jäger dieſen Theil des Pallaſtes, und ſeine Zurückgezogenheit und die Lichter, die durch die Finſterniß fielen, gaben Anlaß zu böſem Argwohn. Aber die Nothwendigkeit, durch eine glänzende Heirath ſein Anſehen zu erhalten, trieb ſein wankelmüthiges Herz endlich zum Treubruche. Die Araberin wußte es, aber ſie mochte dem Treuloſen keine Vorwürfe machen und ihre Geſtalt ſchwand zuſehends; die Unglückliche ſah den Brautzug und nahm Gift. Das Uebrige weiß ich nicht zu ſagen, aber ein Gerücht geht unter den Dienern, daß man ſeltſame Dinge geſehen habe und Tritte gehört, wie vom Brautzuge, in den Zimmern, durch welche das Paar ſchritt; ob es aber wahr ſey, oder nur aus Aberglauben gefloſſen, weiß ich nicht und bin auch nicht neugierig, es zu erfahren."

# Zwanzigſtes Kapitel.

Während der Alte noch redete, ließ ſich ein Geräuſch hören, das zu ſeiner Erzählung paßte. Ich blickte gegen den Saal hinüber; dort war Alles in Unordnung. Die Gäſte eilten von den Tiſchen; Viele hatten den Kriegsmantel über ihre Feſtgewänder geworfen, Andere wappneten ſich in den anſtoßenden Gemächern. Um Titus hatte ſich eine Gruppe geſammelt und berieth ſich in ſichtbarer Beſtürzung: unten ſtiegen Reiter zu Pferde und Diener zertreuten ſich nach allen Richtungen. Hörner und Trompeten wiederhallten im Hofe: bald darauf erſchien eine ſtarke Abtheilung Reiterei und Titus, durch ſeine ruhige Faſſung unter den Uebrigen ſich auszeichnend, trat hervor: er ertheilte einige Befehle, mit denen die Tribunen, als gälte es ihr Leben, davon jagten, beſtieg dann ſein Pferd und ritt an der Spitze des ſtattlichen Gefolges, er ſelbſt der Stattlichſte unter Allen, langſam durch die Thore.

Die Bäume, die den Pallaſt umgaben, verbargen uns bald die Truppe, und nachdem ſich mein Gefährte in Vermuthungen über die Urſache dieſes ſchnellen Aufbruchs erſchöpft hatte, wandte ich mich, um für den Frieden Jeruſalems das Gebet zu ſprechen, das ich von der Stunde an, wo es meine Lippen ſtammeln konnten, jede Nacht gebetet und das keine Gefahr, kein Schmerz, keine Verzweiflung verſtummen gemacht hat. Vom Kerker erhob es ſich, vom Bergwerk, von den brennenden Sandſteppen der Wüſte, vom ſchroffen Geſtade des fernſten Meeres, von der Tiefe der rollenden Wogen, vom Schlachtfeld, vom lebendigen Grabe des Klausners, von der Höhle des Räubers, vom Pallaſte — vom Schaffote.

Während ich ſo, die Augen zum Throne des Unſichtbaren aufgeſchlagen, meine Seele ergoß, ſchien es am Himmel zu tagen: ein blaſſer Schimmer breitete ſich über die Nebel, er wurde voller, ſchwand wieder und Nacht bedeckte die Erde; dann nahm er wieder zu und übergoß ſchnell die Wolken mit dunkler Röthe.

„Das iſt ein Angriff auf das Lager des Feindes oder auf die Stadt,“ rief ich meinem Gefährten zu, der bereits ſchlaftrunken auf ſein Lager geſunken war; „die Morgendämmerung kann es nicht ſeyn, denn erſt vor einer halben Stunde wurde die mittlere Nachtwache verkündet. Hilf mir fliehen, führe mich durch die Zimmer und beſtimme, was du zum Lohne verlangſt.“

Der Greis rang hülflos die Hände und bot mir ſein Leben zum Dienſte, beſchrieb mir meinen Kerker als ſo gut bewacht, daß ich den Gedanken an augenblickliche Flucht wieder aufgab, ihm, als es wieder finſter wurde am Himmel, eine gute Nacht wünſchte und mich wieder auf's Lager warf, um Ruhe zu ſuchen.

Aber ängſtliche Gedanken quälten mich und kein Schlaf wollte ſich auf meine Augen ſenken. Das Brauſen des Windes durch die Bäume ſagte mir, daß ein Sturm im Anzuge ſey, und um den unangenehmen Kampf zwiſchen dem Wunſch, zu ſchlafen und der Schwierigkeit, jene Gedanken zu verbannen, los zu werden, ſtand ich auf und erwartete das Gewitter.

Leuchtend zuckten die Blitze und ein Platzregen ſtrömte vom Himmel, aber wieder zeigte ſich ein rother Schein über der Stadt, und weder das Heulen des Windes noch das Praſſeln des Regens konnte das Getöſe übertäuben, das ich, ſo ferne es war, für Schlachtgetümmel erkannte.

Ich maß den Thurm mit den Augen und rüttelte an den Schlöſſern; aber dadurch weckte ich nur meinen Gefährten, der, ſeines Unglücks vergeſſend, ſanft geſchlafen hatte. Ich entſchuldigte mich wegen der Störung; er erwiederte aber: „es iſt mir lieb, daß du mich geweckt haſt; denn ich träumte wieder die Geſchichte meines unglücklichen Herrn und ſeines Sohnes.“

„Eine natürliche Folge davon, daß wir kurz vor Schlafengehen davon geſprochen und daß dieß gerade die Zeit jenes Unglücks iſt.“

„Ja, die nämliche Zeit; im ganzen Pallaſte ſpricht jedermann davon, der noch um den alten Herrn geweſen; aber — Gott im Himmel ſchütze uns, blicke dorthin.“

Ich ſah hin, bemerkte aber nichts und glaubte in dem Geſicht des Alten zu leſen, daß er im Fieber rede. Ich faßte ſeine kalte Hand, ſagte ihm, daß ich nicht ſchlafen könne, legte ſeine ſteifen Glieder auf das Polſter und bat ihn, den Reſt der Nacht vollends zu ſchlafen. Er lag regungslos, wie Eis, aber ſein Auge ſtarrte durch das Fenſter: ich blickte nach derſelben Richtung, konnte aber nichts ſehen, als dunkle Finſterniß. Die wegeilenden Befehlshaber und Diener verurſachten noch Störung im Pallaſt, aber bald war die letzte Gruppe verſchwunden und tiefe Stille trat ein.

Zufällig trat ich ans Fenſter und ſah eine leichte, flüchtige Geſtalt vor einer zitternden Lampe hin und her ſchweben. Sie war, wie ich bemerken konnte, in reiche Gewänder gehüllt: die Gebehrden, das ſchnelle Eilen durch das Zimmer und der Ausdruck des Unglücks war nicht zu verkennen. Dicht in meiner Nähe hörte ich Riegel raſſeln und Ketten fallen; dann vernahm ich das Wort „Tod,“ in dumpfem Grabeston geſprochen, worauf ſogleich ein Schrei folgte; die Geſtalt ſank nieder und die Lampe erloſch.

Der Alte hatte es gleichfalls geſehen und ſeine abergläubiſche Furcht geſtattete ihm nicht, eine natürliche Erklärung dieſer Erſcheinung anzunehmen; er war überzeugt, daß der Rachegeiſt, der ſeines Herrn Haus heimgeſucht, noch umgehe; alle Vorſtellungen waren vergebens und er überließ ſich dumpfem Hinbrüten.

Während ich an ſeinem Lager ſaß und jeden Augenblick ſein Leben erlöſchen zu ſehen glaubte, hörte ich wieder Riegel knarren; bald aber hörte das Geräuſch auf und ich war wieder gefaßt. Der Alte hatte es gleichfalls gehört, faßte, von neuem Schrecken angewandelt, krampfhaft meine Hand und hielt ſie feſt umſchloſſen. Bald ließ ſich das Geräuſch wieder ſtärker vernehmen, ich ſah die Wand des Thurmes ſich öffnen und die Geſtalt ſtand vor mir. „Sie iſt es, ſie iſt es,“ flüſterte ſchaudernd mein Gefährte und drückte ſich in der Todesangſt noch feſter an mich. Mein Herz pochte gewaltig, aber ich ſtellte mich zwiſchen den Halbtodten und die Erſcheinung, und fragte, warum ſie gekommen ſey. Die Geſtalt trat zurück, als ich ſprach, blickte mich, als das Licht auf mich fiel, aufmerkſam an, ſchlug den Schleier zurück und ſank mir zu Füßen. Das Geſpenſt war die reizende Naumi. Daran aber, daß ſie ſolche Furcht eingejagt, war ſie völlig unſchuldig, und betheuerte, wie ſie nie daran gedacht habe, ihren Pflegevater hier zu finden. „In dem Thurm hier,“ fuhr ſie zitternd fort, „iſt ein Gefangener, der dieſe Nacht gerettet werden muß; denn morgen bei Tagesanbruch ſoll er ſterben. Ich wußte, daß er verurtheilt werden würde und wir verabredeten ein Zeichen, durch das er mir zu wiſſen thun ſollte, wenn die Zeit feſtgeſetzt würde. Ich habe jede Nacht darauf gewartet und mich vorhin durch einen Schrei des Entſetzens, den ich nicht zu unterdrücken vermochte, als ich das Zeichen wirklich ſah, beinahe verrathen.“

„Wer iſt denn der Gefangene, mein Kind, und wo?“ fragte ich.

Sie erröthete und ſagte: „er hat mich, als die Welt wider mich war, gerettet, aus der Hand von Unmenſchen mich befreit und darum darf ich ihn nicht untergehen laſſen."

„So ſchreite unverzüglich zum Werk, denn der Tagesanbruch iſt nicht mehr fern; aber wie finden wir den Weg in ſeinen Kerker?"

„Mit hohen Summen," erwiederte ſie, „habe ich mir die Kenntniß davon erkauft. Schiebe dieſen Riegel zurück."

Ich zog eine eiſerne Stange heraus; einige große Steine der Mauer wichen und eine Wendeltreppe wurde ſichtbar, die wir hinabſtiegen. Der Gefangene ſchrieb und war ſo ſehr vertieft, daß er unſere leiſen Fußtritte nicht hörte.

„So," ſprach er zu ſich ſelbſt und überlas den Brief, „ich denke, meine Herrn, einige von euch werden durch meine Bemühung, wenn nicht beſſer, doch wenigſtens klüger werden, Titus wird erfahren, welch' eine Bande unheilbarer Schurken er um ſich hat, und in Zukunft auf ſeiner Hut ſeyn. — Und jetzt ein Lebewohl meiner Geliebten."

Er ſeufzte und legte die Feder weg. „Ach, meine ſüße Naomi, hätte ich dich nie geſehen, da wir ſobald wieder ſcheiden müſſen. — Doch warum ſoll ich's bereuen, Unſchuld, Schönheit und Wahrheit in ihrer Vollendung kennen gelernt zu haben? Nein, meine Liebe, roſig war die Stunde, wo ich dich zum erſtenmal ſah, und erhebend iſt ſelbſt die

Stunde des Scheidens, die mir ſagt, daß ich ein ſo edles Weſen lieben konnte. So lebe wohl, meine Naumi, Theuerſte, lebe wohl. Du warſt der ſonnige Stral in meinen trüben Tagen, der Stern in meiner finſteren Nacht und ſo lange mein Herz ſchlägt, ſollſt du es füllen. Dein Name wird auf meinen ſterbenden Lippen ſchweben, und wenn jenſeits des Grabes Erinnerung bleibt, will ich liebend dein gedenken.“

Ich war auf dem Punkte geweſen, ihn zu unterbrechen; aber Naumi wollte keine Silbe verlieren; ſie hielt mich zurück und beſchwor mich durch Blicke, ſie das Bekenntniß der Treue ihres Geliebten ganz anhören zu laſſen. Aber die Zeit drängte; ich beſtand darauf, ihn zu unterbrechen und als Naumi ſah, daß ſie nachgeben müſſe, ſo wollte ſie ſich die Freude der Ueberraſchung nicht entreißen laſſen. Sie beantwortete einen Seufzer, der ſich der Bruſt des Gefangenen entwand; er wandte ſich plötzlich und rief ihren Namen ſo laut, daß nur der Zufall, der ſo oft den Unvorſichtigen beſchützt, Schuld war, daß die Wache nicht aufmerkſam wurde. Sein ſcharfes Auge entdeckte mich bald im Schatten und er ſprang vor, um ſich des Störens zu entledigen. In dieſem Augenblicke aber fiel das Licht der Lampe auf mein Geſicht, er hob erſtaunt die Hände auf und lachte ſo laut, als er geſprochen hatte.

„Was um aller Welt willen," rief er endlich, „führt dich hieher? wo werden wir uns das nächſtemal treffen? Wir haben uns bereits im Waſſer, im Feuer und auf der Erde getroffen und es iſt uns jetzt nur noch die Luft übrig. Sey aufrichtig, Fürſt und ſage mir, ob du dich nicht eines ſolchen Verſuch's wegen hieher gewagt haſt; denn unter uns geſagt, wenn uns die nächſte Stunde noch innerhalb dieſer Mauern findet, ſo erfahren wir das große Geheimniß ſo gewiß, als Titus einen Kopf hat und Schurken an ſeiner Seite."

Ich war erfreut, als ich ſah, daß ich, indem ich Naumi's Geliebten das Leben zu retten ſuchte, zugleich eine Schuld für die Erhaltung des meinigen abtragen konnte. Ich erinnerte ihn an den geleiſteten Dienſt, er entgegnete aber mit ſoldatiſcher Freimüthigkeit, ich ſey ihm durchaus keinen Dank ſchuldig; denn er haſſe ſchon längſt den unerträglichen, übermüthigen, grauſamen Ceſtius und ſey mir verpflichtet, daß ich ihm Gelegenheit verſchafft habe, jenen zu züchtigen.

Bleich und ängſtlich auf jeden Laut von außen horchend, hing Naumi an mir.

„Die kleine Zitternde," ſagte er ſcherzend und ergriff ihre Hand, „muß ich immer in Beſorgniß erhalten; ich ſah ſie vor einer Truppe Unmenſchen fliehen, die im römiſchen Lager plünderten; ſie ſchien mir zu Beſſerem geſchaffen, als auf dem Libanus Lämmer zu hüten und Turbane zu weben; derſelben Meinung war auch ſie und verliebte ſich auf der Stelle in mich.“

Naumi that Einſpruch gegen dieſe Verdrehung der Wahrheit und er fuhr fort: „Die Form iſt gleichgültig, ich gebe die Thatſache. Ich blendete ihren Ehrgeiz durch das Verſprechen eines Schloſſes — in der Luft, beſprach ihre Habſucht, indem ich ihr eine Börſe zeigte, die noch nie Geld geſehen, und bezauberte ſie durch eine Sprache, ein Lächeln und eine Geſtalt, die hier zum erſten Male in meinem Leben unwiderſtehlich waren.“

Naumi eiferte wieder dagegen und das Geſpräch würde den Reſt der Nacht vollends weggenommen haben, ohne daß ſie an die fliehende Zeit gedacht hätten, wenn ich nicht in's Mittel getreten wäre und gefragt hätte, welche Mittel zur Flucht uns weiter zu Gebot ſtehen. Das reizende Mädchen fuhr aus ihren wachen Träumen auf und deutete auf einen Ring in der Wand, der mit einer verborgenen Thüre in Verbindung ſtand. Ich verſuchte ſie zu öffnen, aber ſie widerſtand meiner Kraft: wir ſtrengten uns endlich an, aber die Thüre öffnete ſich nicht.

Naumi rang die Hände. „Der unglückliche, frühere Beſitzer dieſes Pallaſtes,“ ſagte ſie und Thränen ſtanden ihr in den Augen, „ahnte immer, daß dieſer Thurm ſeiner Familie Unheil bringen würde. Um ſeinem Schickſale zu entgehen, ließ er überall Oeffnungen anbringen; aber ſie retteten meinen edlen, unglücklichen Vater nicht.“ Sie ſetzte ſich weinend nieder; ich riß nochmals an den Ring und er zerbrach endlich in meinen Händen. Der Leidende betrachtete mit übereinandergeſchlagenen Armen das reizende Weſen, von dem er ſo bald ſcheiden ſollte, und deſſen Geſicht und Geſtalt beinahe einer bloßen Erſcheinung glich.

Weil die verborgene Thüre nicht geöffnet werden konnte, ſo blieb uns nur noch der Ausweg, auf mein Zimmer zurückzukehren, um von dort aus durch den Gang, durch welchen Naumi gekommen war, zu entfliehen; aber ein Blick durch das Fenſter belehrte uns, daß der Hof mit Truppen gefüllt war und ein Licht bewegte ſich durch ihr Gemach: ſo war alſo auch dieſe Hoffnung dahin.

In der größten Angſt eilte ich die Wendeltreppe hinan, um zu ſehen, ob nicht die Wache bereits mein Gemach beſetzt habe. Geräuſchlos öffnete ich die Thüre; das Zimmer war leer, ſelbſt der alte Diener war fort. In einem ſolchen Falle iſt die Einbildungskraft immer ſehr geſchäftig und ich ſetzte mir aus dieſem einfachen Vorgange eine Menge Folgerungen zuſammen. Er mußte, ſchien es mir, geflohen ſeyn, um meine Entfernung zu verrathen und die Wache durch die Erzählung deſſen, was er geſehen hatte, aufmerkſam zu machen. Ich glaubte ſogar ein Flüſtern zu hören, das verrieth, daß ich in die Falle gegangen ſey.

Wir hatten jetzt keine Wahl, als feſtgenommen zu werden und zu ſterben, oder einen kühnen Verſuch zu wagen, uns zu retten. Ich kehrte zurück, trug die ohnmächtige Naumi die Treppe herauf und rieth, daß wir zwar nicht verſuchen ſollten, durch den Pallaſt zu gehen, weil dort Diener noch geſchäftig und römiſche Wachen ausgeſtellt waren, daß wir aber in keinem Falle hier bleiben dürften. Sie war eingeſchüchtert und folgſam; zu meinem Erſtaunen aber war ihr Geliebter, der kühne Seemann, der nie den Tod gefürchtet hatte, jetzt völlig entmuthigt. Auf meine Fragen gab er keine Antwort, ſondern gehorchte willenlos, ohne den Blick von Naumi abzuwenden.

Ich hörte ein Geſtöhn und glaubte, es komme von dem alten Diener, den ich bei kühler Ueberlegung bald von Verdacht wieder los ſprach. Ein Theil meines Gemachs war mit dem Ueberreſt eines Traghimmels behangen, der aus den Prunkzimmern hieher gebracht worden war. Ich hob ihn auf und ſah hier eine Thüre, durch welche er den Thurm verlaſſen haben mußte. Ich eilte einige Schritte weiter, kehrte dann zurück, bat den Hauptmann und Naumi, zu folgen und ſchritt, in meinen Mantel gehüllt und das Schwert in der Hand, durch die Dunkelheit voran. Wir waren nicht weit gegangen, als ich auf einen menſchlichen Körper trat; ich ſprang zurück, aber die Geſtalt, noch erſchrockener, als ich, rollte mehrere Treppen hinab, fiel gegen eine Thür und ſtieß dieſe auf. Ein helles Licht von innen fiel heraus; ich ergriff Naumi an der Hand und führte ſie hinab. Sobald wir an's Licht traten, erhob ſich ein wildes Geſchrei; der Mann, der, wie ich jetzt ſah, der alte Diener war, ſprang auf und eilte mit dem Ruf: „ſie iſt es, ſie iſt vom Grabe erſtanden, die Araberin," durch den großen Saal, wo noch viele Bedienten mit Aufräumen beſchäftigt waren. Aller Blicke wandten ſich auf uns; Naumi's weißes Gewand und unſere dunkeln Mäntel, die wir bis an die Stirne heraufgezogen hatten, beſtärkten furchtbar den Aberglauben. Die Diener waren ſchon darauf vorbereitet, in dieſer Nacht des Unglücks ein Wunder zu ſehen, und flohen oder warfen ſich auf das Antlitz nieder; der Alte verbreitete Schrecken vor uns her und ſo gingen wir unangehalten durch die Reihe der beleuchteten Zimmer, bis wir an die Pforte gelangten. Auch dieſe hatten einige der

Fliehenden geöffnet, die Gärten waren verlaſſen und die Truppen durch die Nachſuchungen in Naumi's Zimmer in einem andern Flügel des Pallaſtes beſchäftigt. So waren wir allein und ſchlichen uns bald beim Sternenlicht durch's Gebüſch.

# Einundzwanzigſtes Kapitel.

Das Rauſchen des Windes durch die Bäume und das Schäumen der Gießbäche, die der geſchmolzene Schnee geſchwellt hatte, übertäubte jeden andern Ton; als wir aber aus dem kleinen Walde herauskamen und die Anhöhe zu erſteigen begannen, ſahen wir wieder das Schauſpiel, an das ich ſchon ſo lange gewöhnt war. Gegen Süden verrieth uns eine lange Reihe Lichter den Ort, wo die Stadt wieder angegriffen wurde, der Wind trug das Getümmel des Kampfs an unſer Ohr, und auf dem Berge Scopas brannten die unzähligen Wachfeuer der Römer.

Aber eine drohendere Gefahr erhob ſich hinter uns; ſobald wir den Pallaſt wieder erblicken konnten, ſahen wir die wohlbekannten Feuerzeichen des Feindes, die auf allen Punkten am Horizonte wiederholt wurden. Wo ſich ein ſolches Signal ſehen ließ, da war ein feindlicher Poſten, wir konnten keinen Schritt gehen, ohne die drohendſte Gefahr, feſtgenommen zu werden, und zu dieſer Zeit war der Tod durch die Lanze oder das Schwert die unmittelbare Folge davon. Den Signalen folgten Trompetenſtöße und wurden Meilen weit in die Runde beantwortet. Bald hörten wir deutlich Reiter uns nachſetzen und ſahen Fackeln durch das Gebüſch ſchweben; ſie hatten den Weg eingeſchlagen, den wir gegangen waren und mußten, wenn wir blieben, uns einholen. Ich war entſchloſſen, ſo lange ich fechten oder fliehen könnte, mich nicht fangen zu laſſen und eilte in eine Schlucht, um wenigſtens das Leben länger zu friſten.

Ich hatte Naumi ihrem Geliebten übergeben und kehrte, während ſie langſam am Abhang hinabſtiegen, noch einmal auf die Spitze zurück, um zu ſehen, ob die Feinde uns noch auf der Spur ſeyen. Von den Verfolgern vernahm ich nichts mehr und glaubte ſchon, wir ſeyen gerettet und wollte zu meinen Begleitern zurückkehren, als ich plötzlich den Fackelſchein in der Schlucht unter mir bemerkte. Die Lichter bewegten ſich ſchnell und kamen bald zwiſchen mich und den Weg, den ich als Rettungspfad bezeichnet hatte.

Aengſtlich blickte ich hinab in die Schlucht, aber

Naumi war nicht dort. Eine Abtheilung Bogenſchützen klimmten über die Felsmaſſen und leuchteten mit ihren Fackeln in jede Höhle, wo ein menſchliches Weſen liegen konnte. Fuhren ſie fort zu ſuchen, ſo mußten wir entdeckt werden; bald aber beugten ſich die Fackeln um eine Ecke, wo ein Gebüſch zu ſehen war.

Ich war entſchloſſen, meine unglücklichen Begleiter zu retten und eilte die abſchüſſige Höhe hinab, ehe die Fackeln verſchwanden. Ich war nur noch einige Schritte von dem Wege entfernt, als mich etwas heulend an der Kehle faßte. Ich wußte, daß ein tiefer Abgrund unter mir lag und konnte bei der dichten Finſterniß mit dem nächſten Schritte hinabſtürzen; ich hielt mich daher mit der einen Hand an einem Felſen, mit der andern vertheidigte ich mich. Der Hund, der die Verfolger begleitete, hatte mich aufgeſpürt und wollte mir wieder an die Kehle ſpringen, aber ich war vorbereitet, faßte ihn und ſchleuderte ihn hinab. Sein Heulen verrieth mich und hundert Fackeln eilten mit Einem Male heran. Ich erklimmte die Spitze, ſprang von hier in ein Gebüſch und hatte bald die Fackeln aus dem Geſicht verloren.

Ich eilte weiter, bis ich den Fuß einer Anhöhe erreichte, wo ich in der Ferne ein Licht ſchimmern ſah. Hinanzuſteigen vermochte ich nicht; aber bald fand ich eine Schlucht, die, von Natur oder Menſchenhand erweitert, durch den Berg führte. Nicht lange war ich gegangen, als ein ſtarkes Licht durch die Höhle hereinfiel; an der Mündung derſelben ſank ich beinahe ohnmächtig nieder, denn ich hatte das Thal erreicht, wo die Unglücklichen gekreuzigt wurden.

Vor mir ſah ich, von den Flammen eines Scheiterhaufens beſchienen, Tauſende von Männern, die mit Blut und Staub bedeckt und halb nackt ihre triefenden Waffen ſchwangen, mit wüthenden Verwünſchungen auf Leichnamen umhertraten, ihre Kleider zerriſſen und Schwert und Lanze in die Flammen warfen, Hunderte von Leichnamen in das Feuer trugen und mit wahnſinniger Freude umhertanzten.

Man hatte in Jeruſalem von der Kreuzigung gehört, und das Volk dürſtete nach Rache. Mit unbeugſamem Muthe und trotziger Verachtung aller Gefahr wurde beſchloſſen, den Feind das Blutbad entgelten zu laſſen. Eine Menge, ohne Anführer, ſtrömte aus den Thoren, um den ſiegtrunkenen Feind anzugreifen, der ſich hinter den Verſchanzungen ſicher glaubte.

Sie theilten ſich in zwei Heere, deren eines einen Angriff auf die Linien machte, während das andere gegen das Thal der Kreuzigung zog. Nach langem, verzweifeltem Kampf wurde der Angriff auf die Verſchanzungen zurückgeſchlagen. Die Nachricht von dieſem Anfall hatte den Aufbruch im Pallaſte veranlaßt; die Römer erlitten bedeutenden Verluſt, ihre Vorpoſten in der Ebene wurden niedergemacht und der größte Theil ihrer Zelte dort verbrannt.

Das Heer der Rache aber, wie Juden und Römer es nannten, vollführte ſein Vorhaben und übte grimmig Vergeltung. Die am Eingang des Thores aufgeſtellten Wachen wurden niedergetreten und beim erſten Angriff vernichtet; die nach einander anlangenden Verſtärkungen hatten daſſelbe Schickſal. Der Kampf dauerte lang und die letzten Feinde waren gefallen, als ich die Mündung der Höhle erreichte. Sobald das Gefecht einen Augenblick aufgehört hatte, waren die Gekreuzigten abgenommen und ihren Verwandten und Freunden übergeben worden, um ſie nach Jeruſalem zurückzubringen. Die Kreuze wurden auf einen Haufen zuſammengetragen und angezündet, und die gefallenen Römer in's Feuer geworfen.

Das Schickſal des edlen Eleazar war noch unbekannt, und um Gewißheit zu erhalten, ob er gerettet ſey, oder ſeinen Ueberreſten die letzte Ehre zu erweiſen, eilte ich dem Orte zu, wo ich ihn zum letztenmal geſehen hatte. Aber mein Suchen war vergebens: das Gefecht hatte hauptſächlich in der

Nähe dieſes Orts gewüthet und überall waren traurige Spuren des Blutbads ſichtbar.

Noch ſtand in der Mitte ein Kreuz aufgerichtet; ergrimmt riß ich es nieder, ſchleppte es zum Scheiterhaufen und warf es unter dem Jauchzen der Menge in die Flammen.

Der Tag graute und die Bewegungen der Feinde, die ſich in der Ferne hören ließen, machten unſern Rückzug nothwendig. Wir warfen die noch übrigen Leichname der Romer vollends in die Flammen, die wir durch zerbrochene Waffen aufs neue anfachten, und zogen weiter. Ueberall ſtanden feindliche Poſten, aber leicht umgingen wir die ſchwerbewaffneten Romer, welche lange Erfahrung gelehrt hatte, in Judäa bei Nacht vorſichtig zu ſeyn, und erreichten das große Thor von Zion, als die erſten Sonnenſtralen die Zinnen des Tempels beleuchteten.

Dieſe Nacht hatte ſich in Jeruſalem kein Auge geſchloſſen; die Römer, die ſchnell Alles zu ihrem Vortheil zu benützen wußten, hatten unſere unregelmäßigen Haufen nur ſo lange vorrücken laſſen, bis ſie zwiſchen dieſe und die Stadt eine ſtarke Abtheilung werfen konnten. Dieſe machte zum Theil mit Glück einen Angriff auf die Mauern, aber ſchnell erhob ſich der Pöbel und nach langem Gemetzel von beiden Seiten zogen ſich die Feinde zurück, als ſie uns von den Bergen heranziehen ſahen. Unter dem Zujauchzen einer unermeßlichen Menge zogen wir, gegen fünfzigtauſend Mann ſtark, in die Stadt ein: alle Fenſter, Dächer und Mauern in den langen Straßen, die von dem Fuße des Berges Zion an den Tempel führten, waren von Zuſchauern beſetzt. Männer, Weiber und Kinder jedes Standes begrüßten freudig ihre Befreier; wer konnte, hatte ſich mit den Waffen der erſchlagenen Feinde verſehen und unter den zerlumpten Kleidern und verblichenen Turbanen ſah man hin und wieder Maſſen mit blinkenden Panzern, Helmen und vergoldeten Lanzen. Neben zerriſſenen Fahnen der Stämme flatterten die geſtickten Panner, die man den Feinden abgenommen hatte.

Dicht hinter den Reihen, die Siegeslieder ſangen, kamen Andere mit Leichnamen der Gefallenen auf Tragbahren, dann wieder Tauſende mit Waffen, die man dem Feinde abgenommen; ihnen folgten Truppen von Prieſtern — denn auch ſie hatten ſchon längſt an der Vertheidigung Theil genommen — und ſangen Pſalmen und hinter ihnen gingen die Weiber und Kinder der Gefallenen und wehklagten untröſtlich um ihre Todten. Unter der Menge ſah man die gefangenen Pferde der Römer, die Kameele und Laſtthiere der Verbündeten, Heerden von Stieren, Auerochſen und Schafen, die den Siegern in die Hände gefallen waren.

Sobald ich dem Gedränge entkommen konnte, eilte ich nach Hauſe, um die Meinigen aus ihrer Angſt um mich zu reißen. Eſther war zurückgekehrt und noch in ängſtlicher Beſorgniß. In der Nacht, wo kindliche Liebe ſie veranlaßt hatte, Septimius zu folgen, wurde ſie von einem Haufen Bewaffneter ergriffen und in einen Kerker geführt, wo man ihr Fragen vorlegte, die darauf abzweckten, mich als der Zauberei und des Einverſtändniſſes mit dem Feinde ſchuldig zu überweiſen; aber keine Drohungen vermochten etwas über ſie, und ſie ſah ſich eben ſo ſchnell wieder in Freiheit geſetzt, als ſie gefangen genommen worden war. Am Thore ihres Gefängniſſes hatte ſie den Sanger getroffen und dieſer ſie durch die aufgeregte Stadt ſicher nach Hauſe geleitet.

Ein Dienſt dieſer Art durfte nicht unbelohnt bleiben, und ſo hielten ſie ihn bis zu meiner Rückkunft auf. Während dieſer Zeit aber machte er ſich bei den Frauen durch Dienſteifer ſo ſehr beliebt, daß ſelbſt Mirjam, ſo vorſichtig ſie ſonſt war, bat, ich ſollte ihn im Hauſe behalten. Wegen ſeiner Kenntniß der verſchiedenen Dialekte, die in Aſien geſprochen wurden, und weil ihm ſein Stand erlaubte, überall unverdächtig aus- und einzugehen, konnte er ſich leicht von Allem unterrichten. Von ſeiner Geſchicklichkeit, dieſe Vortheile zu benützen, hatte er mir bei meiner Flucht aus dem Thorthurme bereits hinlängliche Proben gegeben, und ihm hatte ich es zu verdanken, daß die Aethiopier, die mich gefangen genommen, mit Einem Male ſich zerſtreuten. Ein verlaufenes Pferd, eine Maske und der gewöhnliche Kunſtgriff der Gaukler, Flammen auszuſpeien, hatten dieſe Flucht bewirkt. Aber auch die ſchönen Künſte waren ihm nicht fremd; er zeichnete vortrefflich und die Skizzen, die er entwarf, waren unvergleichlich: dabei konnte er modelliren, weben und war ſehr geſchickt in Goldarbeiten. Er redete eine Menge Sprachen und ſehr rein; Tanz und Geſang bildeten einen Theil ſeiner Kunſt, aber der kleinen Harfe, wie ſie die Sänger gewöhnlich trugen, entlockte er Töne, wie ich ſie noch nie gehört hatte, ſo rein, ſanft und ergreifend, daß ſie die unmittelbare Sprache des Herzens zum Herzen zu ſeyn ſchienen. Dieſe Fertigkeiten gewannen noch durch die anmuthige Nachläſſigkeit, mit der er ſich über ihren Werth äußerte. Auf meine Frage, wie er in ſo kurzer Zeit ſo Vieles habe lernen können, antwortete er, er habe drei Lehrerinnen, mit deren Hülfe man Alles lernen könne, nur nicht Verſtand, denn der ſey eine Gabe der Vorſehung. Jene drei ſeyen Nothwendigkeit, Gewohnheit und Zeit: die Nothwendigkeit habe ihm geſagt, wenn er leben wolle, ſo müſſe er arbeiten, die Gewohnheit habe ihm dieſes leicht und unentbehrlich gemacht und die Zeit gebe Raum zu Jeglichem, wenn man ſie nicht mit Gähnen zubringen wolle.“

Conſtantins Schickſal fing an, bange Beſorgniſſe bei mir zu erregen; er war jetzt drei Tage abweſend und von den zurückkehrenden Kriegern konnte ich nichts Näheres über ihn erfahren, als daß er auf dem Zug in's Thal der Kreuzigung zu ihnen geſtoßen ſey, ſich durch ſeine Unerſchrockenheit bei dem Angriff auf die römiſchen Poſten ausgezeichnet habe und eine Zeitlang geſehen worden ſey, wie er mit einer eroberten Fahne in der Hand das Volk weiter geführt habe.

Unfähig, länger den ſtillen Gram der Meinigen zu ertragen, hatte ich beſchloſſen, auf das Schlachtfeld zurückzukehren und meinen tapfern, unglücklichen Sohn unter den Gefallenen zu ſuchen. Aber Mirjam entdeckte meine Abſicht und beſchwor mich unter Thränen, ein Leben nicht zu wagen, an welchem das ihrige und das ihrer Kinder hänge.

Ich hörte die Harfe klingen und um die Wolke zu zerſtreuen, die ſich in meinem Geiſte ſammelte, ging ich auf einen Balkon, wo der Sänger, von der Abendſonne beſchienen, die Saiten rührte und das Lied ſang, das mich, als ich es zum erſtenmal hörte, angezogen hatte. Ermüdet warf ich mich auf ein Ruhebett und horchte, bis mir die Erinnerung zu ſchmerzlich wurde und ich ihm mit der Hand winkte, eine andere Weiſe zu ſpielen. Er gehorchte, aber er war zerſtreut, der Geſang verſtummte, er trat auf mich zu und ſprach mit ſanfter Stimme: „Du biſt unglücklich, mein Fürſt, und wenn dein Schmerz durch einen Dienſt von mir gemildert werden kann, warum befiehlſt du nicht?"

Er wartete, aber ich war zu ſehr in düſteres Sinnen verloren. „Ich kann durch das Thor gehen," fuhr er fort, „wenn mein Herr es befiehlt." Ich verneinte durch einen Wink; denn ſeit dem letzten Ueberfall betrieb der Feind die Belagerung mit doppeltem Eifer. Er wartete noch und betrachtete meine Züge, die den Kampf in meinem Innern ausdrückten; dann fuhr er gefaßter fort: „Fürſt von Naphthali, unter meinen Lehrerinnen habe ich dir eine zu nennen vergeſſen und zwar die wirkſamſte von allen — ſie heißt Entſchloſſenheit, nicht die rückſichtsloſe Verachtung perſönlicher Gefahr, ſondern die Unerſchrockenheit des Geiſtes. Ich habe Einſicht liebgewonnen und ſtrebte furchtlos nach derſelben; ſchrankenlos, weiſe und wunderbar iſt die Natur, aber das Vorurtheil ſchließt die Thore der Erkenntniß; wer lernen will, muß ſich der Schüchternheit entſchlagen, die vor der Weisheit zurückbebt, und den Zwang der Meinung haſſen, die das Streben darnach verwirſt. Weisheit gewinnt, wie die Schönheit, nur der Kühne.“

Ich blickte ihn an; ſein Geſicht, durch ſeine Worte begeiſtert, hatte einen feurigen Ausdruck der Kraft, in dem ich das zarte, demüthige Weſen, das er, einige fröhliche Augenblicke ausgenommen, immer zu ſeyn ſchien, kaum mehr erkannte.

„Sänger,“ entgegnete ich ihm, „auf unſer Volk wende das an und ſeine fanatiſchen, unwiſſenden Führer; ich habe keine Vorurtheile.“

„Kein Menſch iſt davon frei, mein Fürſt; der einzige Unterſchied iſt nur der, daß ſie bei den Einen gemein und bösartig, bei den Andern erhaben und edel, aber nur um ſo ſtärker ſind. Der Geiſt ſelbſt ſtrebt, dieſer unwürdigen Feſſel ſich zu entledigen; aber wie Manche vergeſſen die Schwere dieſer goldenen Kette über ihrer Koſtbarkeit?“ Er hielt inne und fuhr dann noch begeiſterter fort: „Du verachteſt z. B. die kleinen Künſte unſeres Standes und ich geſtehe, daß ſie im Allgemeinen nichts Beſſeres verdienen; aber wenn ein wahrer Jünger der Natur, ein Schüler jener höhern Weisheit, dem die Geheimniſſe ihres Wirkens erſchloſſen ſind, und noch mehr als das, die Schickſale der Menſchen und Nationen, vor dich träte, würden nicht deine Vorurtheile dich ihn zurückweiſen laſſen?“

Ich hatte ſchon ſo oft über dieſe Geheimniſſe nachgedacht, und fühlte mich immer ſo ſehr zum Räthſelhaften hingezogen, daß ich mit Vergnügen den Sänger anhörte. Die Geſtalt vor mir erhöhte die Täuſchung; ein Gürtel umſchloß das purpurfarbene Oberkleid, ein Turban ſaß leicht auf ſeinen Locken; aber ſtatt des gewöhnlichen Gürtels der Sänger trug er dieſen Abend eine breite, goldene Schlange, die ſo täuſchend gearbeitet war, daß ſie zu leben ſchien.

Aus dem römiſchen Lager ſcholl die Abendmuſik herüber, und die Legionen rückten aus, um die gewöhnlichen Uebungen anzuſtellen; dann fiel mein Blick auf die Mauern, wo Bewaffnete gleichfalls die Bewegungen des Feindes beobachteten. „Wie bald und wie ſchrecklich muß dieß Alles enden," dachte ich, „und was wird aus den Unzähligen werden, die unter mir ſich bewegen?" Da wandte ich meinen Blick gegen Weſten, wo eine roſige Wolke den Abendſtern umlagerte, und ſagte zu dem Sänger: „Kannſt du mir Kunde geben von dieſem Sterne? Sind ſeine Bewohner auch Thoren, wie wir, ſind die großen Männer dort auch die Beute des Pöbels und der Pöbel das Spielzeug der Großen? Gibt es dort auch Redner, um die Leidenſchaften zu entflammen, Rechtsgelehrte, um die Recht Suchenden zu Bettlern zu machen, Helden, die Lorbeern und eiteln Ruhm ſich ſammeln um

Blut, Hunger und Elend, und Weiſe, die ihre Unwiſſenheit nicht erkennen, und, in das Gewand des Spötters ſich hüllend, keinen Gott erkennen?"

„Selbſt dieß," entgegnete der Sänger, „liegt nicht außer dem Kreiſe menſchlicher Kenntniß; aber zuerſt müſſen Vorurtheile beſiegt werden. Wir müſſen Namen und eitle Furcht verachten lernen und die Kräfte der Natur benützen, um ihre Geheimniſſe zu erforſchen. Es liegt eine Kraft in Pflanzen, in Metallen und ſelbſt in Worten, die aufzuſuchen der Schwache ſich ſcheut, deren Beſitz aber Macht gibt."

Wie bezaubert hörte ich ihn an; ſeine Stimme klang ſanft und fließend, wie ein Geſang und paſſende Gebärden begleiteten ſeine Worte. Er deutete an den Himmel, gegen den Horizont und ſeine ſchönen Züge wurden noch erhabener, lieblicher.

„Sänger," ſprach ich ſchwach, „iſt dieß nicht die Wiſſenſchaft, welche zu ihrem Unglück die Heiden treiben?"

Er lächelte und fuhr fort: „Nein, das Licht ſteht der Dunkelheit nicht ferner, als die Weisheit dem Aberglauben der Heiden. Unter den ſtolzeſten, kühnſten und weiſeſten Heiden lebt gegenwärtig keiner, der nicht betrogen wäre. Die Wahrſager, die Traumdeuter, die Opferprieſter, die Zauberer beherrſchen das ſtolze Reich der Römer, ſie ſind die

Scepterträger, deren Diener der Kaiſer iſt, die der Höheren ſpotten und die Grundfeſte des Staats untergraben, weil ſie die Kraft und Tugend des Volkes vernichten."

Während er ſprach, zeichnete er, wie es ſchien, unwiſſend, einige Umriſſe auf die Marmorplatten an der Wand; meine Augen waren der Sonne gefolgt, bis der Balkon, von einem großen Weinſtock beſchattet, im Zwielicht lag. Zu meinem Erſtaunen brannte eine feine, ſilberne Flamme auf dem Marmor und nahm bald eine Geſtalt an: ich ſah Conſtantius und neben ihm Naumi und ihren Geliebten. Nach und nach wurden die Umriſſe deutlicher und ich ſah ſie in Ketten in einem Kerker.

Die Kunde, die ſich der Sänger zu verſchaffen gewußt hatte, veranlaßte mich zu der Frage, ob das Gemälde wahr ſey und ich bat ihn, wenn dieß der Fall wäre, mir zu ſagen, wie ich ſie retten könnte.

„Und ſo Unbedeutendes, wie dieſe Flammen, kann dein Erſtaunen erregen?" erwiederte er; „wie, wenn ich dir von Wundern ſagen konnte, die noch in keines Menſchen Sinn gekommen und doch jede Stunde unſers Lebens vor uns ſind in unſern fühlloſen Händen, unter unſern achtloſen Füßen? Sieh, in dieſem Cryſtall," fuhr er fort und nahm ein Stück Salpeter, das an der Wand hing, „liegt eine verborgene Kraft, gegen welche die des Menſchen ein Nichts iſt, welche Heere vernichten, Berge erſchüttern, Reiche ſtürzen kann. Siehe dieſes Metall an,“ fuhr er fort und deutete auf die bleiernen Verzierungen des Balkons, „und lerne erkennen, was menſchliches Urtheil werth iſt. Wer gäbe Perlen und Diamanten, Silber oder Gold für dieſe unſcheinbaren Schlacken, und doch iſt dieſes Metall der König der Erde; denn es kann ſchaffen und beherrſchen, was die Erde Edles und Mächtiges hervorbringt; in ihm liegen verborgene Schätze, die die Erde nicht zu bezahlen vermöchte — Wahrheit, Erkenntniß und Freiheit. Es kann dem Todten neues Leben, dem Lebenden neue Unſterblichkeit geben; es kann den Niedrigſten zu Anſehen erheben und ihn, ohne ſeiner Zurückgezogenheit ihn zu entreißen, zum Wohlthäter des Menſchengeſchlechts machen und mit unvergänglichem Ruhme krönen; es kann ſich Füße machen, die durch Kerkermauern gehen, Augen, vor denen der verborgenſte Böſewicht offen liegt, wie der Tag, Weisheit, die das Weltall durchdringt und die Geheimniſſe der Natur erforſcht. Aber es beſitzt auch die Macht, zu zerſtören und kann die Völker necken und zum Wahnſinn bringen, daß ſie dem menſchlichen Geſchlecht eine Peſt werden.“

Während er ſprach, nahm ſeine Geſtalt eine Hoheit an, die dem erhabenen Gegenſtande angemeſſen war, ſeine Stimme war voller geworden; ich vermochte nur auszurufen: „Thue mir mehr dieſer Wunder kund; laß mich noch weiter erfahren, was der Menſch vermag.“

„Der Menſch!“ erwiederte er; „ſieh ihn an, wie er iſt: gibt es da ein hülfloſeres Geſchöpf unter dem Himmel? die Beute der Thorheit, das Geſchöpf des Zufalls, das Spielzeug der Natur. Die Welle trägt ihn, wohin ſie will, der Wind ſpottet ſeiner, der Blitz erſchlägt ihn. Aber ſiehe den Menſchen an, wie er iſt, wenn die Erkenntniß ihn berührt hat mit ihrem Scepter.“ Aus ſeinen Augen, die er feſt auf mich gerichtet hatte, glaubte ich Blitze leuchten zu ſehen, die goldene Schlange, die ſein Kleid umſchloß, ſchien ſich zu bewegen, ein Gedanke an Gefahr durchzuckte mich und doch fühlte ich mir wohl, die Luft athmete Wohlgerüche und kraftlos lauſchte ich ſeinen Worten.

„Der Menſch, das Spielzeug der Natur!“ fuhr er fort und deutete auf eine Thauperle, die auf einem Rebenblatte hing, „ſage, der Menſch iſt der Herr der Natur. Mit einem ſo ſchwachen Werkzeug, wie dieſer Thautropfen iſt, kann er Wind und Wogen beherrſchen; oder willſt du dem Sturm in der Dunkelheit Trotz bieten, ohne Sonnenlicht und Sternenſchein durch das unbekannte Meer ſchiffen und eine neue Welt der alten hinzufügen? In dieſem Bruchſtücke liegt das Geheimniß." Er nahm ein Stück aus der Wand und fuhr fort: „Oder willſt du Gegenden ſchauen, zu welchen die Sterne, die jetzt über uns ſchimmern, nur der Eingang ſind, Reiche des Lichts, wohin noch keines Sterblichen Blick drang; wodurch, meinſt du, könne dieſes Wunder geſchehen? Durch dieſen Staub." Er nahm einige Sandkörner vom Boden, und ſtreute ſie auf meinen Mantel; dann rief er: „Willſt du dieſe Geheimniſſe kennen lernen? ſo binde dieſen Gürtel um und rufe den Namen an, den ich dir nenne."

Ich ſchauderte, aber ich hatte ihn zu lange angehört, als daß die Verſuchung mich nicht hätte ſchwach machen ſollen. Die Leidenſchaft erwachte in mir, die das Paradies uns verlor, der Durſt nach verbotener Erkenntniß. „Ihr werdet ſeyn, wie Gott," tönte es in meinem Innern; doch ich widerſtand noch, und er fuhr fort: „An dein Schickſal knüpft ſich das deines Volkes; iſt es nicht geweiſſagt, daß ein großer Befreier kommen ſoll, von welchem die Feinde Juda's vernichtet und das Königreich und Scepter der Welt dem Volke Iſrael wieder gegeben werden wird? Vertraue dich mir und ſey dieſer Befreier — du bebſt zurück? So wiſſe, daß, während ich ſpreche, alle die Deinigen in Ketten ſind, dein Haus iſt zerſtört, dein Geſchlecht vernichtet; du biſt verbannt und verloren."

Ich fühlte mich überzeugt, daß ſeine Worte wahr ſeyen, mein Herz blutete bei dem Gemälde des Untergangs; ich ſchwankte, die Verſuchung zuckte durch meine Adern. Er trat wieder auf mich zu und ſprach mit einer Stimme, die jede Nerve durchdrang, das Gelübde, das ich abzulegen hatte. Ich ſchauderte, mein Blick umwölkte ſich, ein ſeltſames Licht bewegte ſich vor mir; ich fühlte, daß ich unwiſſend der Verſuchung mich hingeben würde, weil ich keine Kraft hatte, zu widerſtehen.

So ſaß ich beinahe geblendet, als eine majeſtätiſche Stimme mich weckte; ich blickte auf, Eleazar war an meiner Seite. Ich wollte mich in ſeine Arme ſtürzen, mich ihm zu Füßen werfen, aber ein unbeſchreibliches Gefühl ſagte mir, daß ich ſo meinem Bruder nicht mehr nahen könne.

„Weislich haſt du widerſtanden," ſprach er feierlich, „denn auf dir beruht die letzte Hoffnung deines Volkes. Judäa muß fallen und der letzte Schlag des Verderbens hätte euch beide getroffen, wenn du dem Widerſacher nachgegeben hätteſt." Ich warf einen Blick auf den Sänger; ſein Geſicht und ſeine Geſtalt waren verzerrt, als läge er auf der Folter; ich ſchloß meine Augen bei dem ſcheußlichen Anblick, da vernahm ich eilende Schritte, ich blickte auf und war allein.

## Zweiundzwanzigſtes Kapitel.

Die Fußtritte kamen näher, aber erſchöpft durch die Verſuchung war ich für äußere Dinge beinahe unempfindlich, bis ich mich von hinten gefaßt fühlte und von Bewaffneten umgeben ſah. Ich ließ mich geduldig binden, wurde in eine Sänfte geſchoben und in die Gefängniſſe auf der Feſtung Antonia gebracht, wo jetzt die jüdiſche Regierung war, oder vielmehr Onias das Volk beherrſchte. Er hatte meine Wohnung ausgeforſcht, und ließ ſogleich mich und meine Familie feſt nehmen. Die Gewalt war in ſeinen Händen, aber ich ſtand ihm noch im Wege, und er war entſchloſſen, mich als die erſte Quelle der Gefahr aus dem Wege zu räumen; aber ich war beym Volke beliebt, und er wünſchte daher das Gehäſſige meiner Verurtheilung auf das

Sanhedrim zu wälzen. Ich ſollte des Einverſtändniſſes mit dem Feinde angeklagt werden; meine Familie wurde feſtgenommen, um durch die Gefahr in der ſie ſchwebte, meinen Muth zu erſchüttern, und ein ſchimpfliches Geſtändniß von meiner Seite ſollte der Preis ihres Lebens ſeyn.

Am Eingang des Kerkers wurde mir eine Fackel gegeben, und die eiſerne Thüre hinter mir geſchloſſen; unten ſah ich einen Mann ruhig auf dem nackten Steine ſchlafen. Das Fackellicht weckte ihn; er fuhr auf, blickte mir in's Geſicht, und rief in dem ſcherzenden, zuverſichtlichen Tone, der mich ihn ſogleich erkennen ließ: „Beym Jupiter, ich wußte, daß wir uns wieder treffen würden. Morgen, denke ich, werden wir mit einander das Schaffot beſteigen, der jüdiſchen Gerechtigkeit zu lieb. Gut dann, weil unſere Schickſale ſo innig verknüpft ſind, ſo laß uns vorerſt miteinander zu Nacht ſpeiſen.“

Er breitete ſeine Vorräthe aus, aber ich vermochte nichts zu eſſen, und fragte ihn nur nach Naumi und wie er dem Tyrannen in die Hände gefallen ſey. „Unſere Geſchichte iſt ſo kurz, als eine von der Welt,“ war ſeine Antwort. Wir ſahen uns verfolgt und flohen: aber die Verfolger waren ſchneller, als meine Geliebte laufen oder ich ſie tragen konnte. So wurden wir gefangen und im Triumph gegen das römiſche Lager geführt; aber dieſer Tag war für die Römer ein unglücklicher; wir geriethen unter eine jüdiſche Truppe von einem ſchönen, kühnen Burſchen angeführt, der ſich auf die Römer warf und ſie wie Tauben zerſtreute. Bald erkannte ich in ihm einen alten Freund; denn oft haben ich und der Cyprier die Seeräuber verfolgt. Freilich wußte ich damals noch nicht, welche wackere Leute die Brüder vom Freihandel ſind." Er lächelte und der Seufzer, den er ausſtieß, verrieth, wie wenig er bisher für ſeine früheren Abenteuer Erſatz gefunden habe.

„Der dich gefangen nahm, war mein Sohn, mein heldenmüthiger Conſtantius?" rief ich.

„Derſelbe; ſo bald er mich erkannt hatte, war er ſehr gaſtfreundlich und lud mich ein, in's Haus ſeines fürſtlichen Vaters zu kommen. Seine Truppe zerſtreute ſich bald, denn jeder ging nach Hauſe, und ich betrachtete gerade den Kopf eines unvergleichlichen Schelmen, den ich früher gekannt hatte, Jonathan, der einer Schurkerei wegen über dem Thore aufgeſteckt war, als Conſtantius, ich, und das ſchöne, unſchuldige Mädchen, das ich nicht mehr ſehen werde, von der Wache ergriffen und fortgeſchleppt wurden."

Bald nach Mitternacht wurde ich vor den Richter gebracht, und ich mußte über die Gewandtheit ſtaunen, mit der er die vielen, wahrſcheinlich klingenden Beſchuldigungen vorbrachte. Ich ſollte Zauberei getrieben, mit dem Feinde unterhandelt, mein Heer verrathen, mich widerſetzt haben, den geſchlagenen Feind zur Uebergabe zu bewegen, damit der Krieg nicht aufhörte, und ich mein ehrſüchtiges Streben noch weiter verfolgen konnte, und endlich wurde mir die Ermordung meines Verwandten Jubal zur Laſt gelegt, damit dieſer nicht wider mich zeugen könnte.

Ich vertheidigte mich furchtlos, weil mir das Leben nichts mehr galt, und mit der Kraft der Wahrheit. Auf die Beſchuldigung des Einverſtändniſſes mit den Feinden antwortete ich nur: „Les't dieſe Briefe und urtheilt, wer der Verräther ſey.“ Ich zog die Papiere hervor, die mir der Aegypter gegeben hatte, und warf ſie auf den Tiſch.

Der Anblick, den mein Ankläger bei dieſen Worten darbot, mußte ſelbſt das Mitleid ſeines Todfeinds rege machen; er zitterte, ſeine Zähne klapperten vor Wuth und Schrecken, und er zog ſich endlich hinter ſeine Anhänger zurück: die Richter aber waren in ſichtbarer Verlegenheit; ſie betrachteten die Papiere, hielten ſie an's Licht und unterſuchten ſie auf alle mögliche Weiſe, bis endlich der, welcher den Vorſitz führte, aufſtand, und mit finſterem Blick mir die Papiere zu Füßen warf.

Tiefe Stille herrſchte, als ich ſie aufnahm; ich durchſah ſie, ſie waren unbeſchrieben.

Jetzt erinnerte ich mich, daß bei meinem Eintritt ein Gedräng entſtanden war: in dieſem Augenblicke mußten die falſchen Papiere unterſchoben worden ſeyn. Ich ſah den Aegypter von Onias wegſchleichen, und das Geſicht meines Anklägers verrieth mir, daß er ſo eben von dem Diebſtahle unterrichtet worden ſey. Er erhob ſich und ſprach mit neuer Kraft gegen mich; er war von Natur beredt, ſeine Leidenſchaft war entflammt, ſein Vermögen, vielleicht ſein Leben lag in der Wagſchale und mit donnernder Stimme redete er wider mich. Aber mein Name war bei dem Volke beliebt, man kannte meine der Nation geleiſteten Dienſte und ſelbſt die beſtochenen Richter wagten es nicht, die Form des Geſetzes zu verletzen. Das Verhör dauerte die ganze Nacht; ich ſah mein Weib, meine Kinder, Conſtantins, Naumi, meine Kriegsgefährten als Zeugen wider mich aufführen; endlich wurden als letztes Mittel auf geheimes Eingeben des Aegypters, der ſein Rachgefühl dabei zu befriedigen hatte, die Abenteuer aus der Seeräuberhöhle vorgebracht und man ließ den Hauptmann aus ſeinem Gefängniſſe holen. Seine Geſtalt und ſein edles Geſicht fielen angenehm auf und ein allgemeines Murmeln der Bewunderung lief durch die Reihen.

Mirjam ſtand an meiner Seite, ich fühlte ſie zittern, ihre Wangen errötheten und erbleichten wieder, und jeden Laut ſeiner Stimme ſog ſie ihm vom Munde, als er auf Onias Fragen ſeine Geſchichte erzählte, und auf die Beſchuldigung — daß er ein Feind ſey, antwortete, er ſey weder ein Römer noch ein Grieche.

„Die beſte Stammtafel eines Kriegers," ſchloß er, „iſt ſein Schwert. Von meiner Abkunft weiß ich nichts, als daß ich im Hauſe eines edlen Cyprioten erzogen wurde, an den mich ein Alexandrier verkaufte. Mein Beſchützer machte aus mir einen Seemann und ich wäre ſein Erbe geworden, aber der Uebermuth der Römer entleidete mir, und ich verließ meinen Poſten, ohne ein anderes Erbe mitzunehmen, als ein Herz, das zu ſtolz war, Sclaverei zu ertragen, mein Schwert und dieſen Siegelring, den ich von Kindheit an getragen habe." Er nahm einen großen Edelſtein aus dem Buſen, der an einer Perlenſchnur hing; Mirjam griff zitternd darnach, las ihren und meinen Namen, und ſank mit dem Rufe: „mein Sohn, mein Sohn!" ihm ohnmächtig in die Arme.

Ich eilte auf ſie zu, und umſchlang mit freudigpochendem Herzen meinen verloren geglaubten Sohn. Die Thränen und Ausrufungen der umſtehenden Menge weckten uns endlich; ich hätte durch den

Saal ſchreiten können, ohne daß Einer es gewagt hatte, Hand an mich zu legen: denn durch das Wiederfinden meines Sohnes gerührt erklärten ſich Alle dafür, daß ich ſogleich in Freiheit geſetzt werden ſollte. Aber dieſe unvollkommene Rechtfertigung genügte mir nicht; ich wollte nur durch Wahrheit vertheidigt ſeyn und bat, daß die Meinigen ſich entfernen möchten. Kaum hatte ich das Wort geſprochen, als eine Ahnung, wie die Warnung eines höheren Geiſtes, mir ſagte, ich habe das Urtheil ewiger Trennung geſprochen. Hand in Hand kamen ſie heran, ein Lebewohl zu ſagen; Conſtantius und Salome knieten vor mir nieder, damit ich ihnen vergebe, mein Sohn und ſeine Verlobte baten mich um ihren Segen, Mirjam und Eſther umſchloſſen mich ſprachlos und weinten; ich ſah ſie durch den Saal ſchreiten, meine Faſſung ſchwand, ich ſchluchzte laut.

Die Nacht war zu Ende; das Volk, durch die Länge der Unterſuchung ermüdet, hatte ſich größtentheils entfernt und Onias drang auf Entſcheidung. Durch Beſtechung oder Furcht hatte er die Richter für ſich gewonnen; nur ſeine Anhänger waren noch im Saale. „Ich verſchmähe es,“ ſagte ich endlich, da ich alle Hoffnung verloren ſah, „mit Menſchen zu rechten, deren Verſtand nicht faſſen will, deren Gewiſſen fühllos iſt, und appellire von dem Mann des Blutes an den Gott der Gnade, von den Verderbern der Gerechtigkeit an den, der die Richter richten wird.“

Der, welcher den Vorſitz führte, ſtand auf; mit zitternder, bleicher Lippe wollte er mein Verdammungsurtheil ſprechen, er hatte bereits den Saum des Kleides gefaßt, um es zu zerreißen, zum Zeichen, daß der Angeklagte von Iſrael geriſſen ſey, als ein Getümmel an der Thüre entſtand und die Worte gehört wurden: „halt inne, vergieße nicht unſchuldiges Blut.“ Die Wachen traten auf die Seite und ein Mann, in ein Grabtuch gewickelt, ſtürzte durch den Saal. Am Fuße des Richterſtuhles ſchlug er das Gewand zurück und ein Geſicht und eine Geſtalt wurden ſichtbar, die ſchon dem Grabe anzugehören ſchienen.

„Ich komme von den Gräbern,“ rief er, „denn ich hatte mich niedergelegt, um zu ſterben im Grabmale meiner Väter, im Thale Joſaphat. Da trat ein Mann in weißem Gewande zu mir und befahl mir, zu kommen und Zeugniß zu geben für die Wahrheit. Die Römer waren um mich, er führte mich durch ſie, die Mauern waren vor mir, er führte mich durch ſie, und durch das Getümmel und den Aufruhr in eurer Stadt führte er mich und ſiehe, hier bin ich und rufe auf ſeinen Befehl: „halt inne und vergieße nicht unſchuldiges Blut.“

Onias ſtand wie vernichtet; aus den entſtellten Zügen des Fremden konnte ich nicht errathen, wer er wäre. Der erſte Richter fragte nach ſeinem Namen, er antwortete aber mit der Hand winkend: „Mein Name iſt nichts — er iſt verklungen. Was ich war, iſt dahin, was ich ſeyn werde, darf nur das Grab erzählen, aber was ich bin? Der Zeuge bin ich, um Onias anzuklagen, daß er eure Edlen, ſein Land und ſeine Religion verrathen.“ Onias machte eine ſchwache Gebehrde der Verneinung; aber jener fuhr unwillig fort: „Will der Verräther ſeine eigene Handſchrift verläugnen? er möge ſeinen Verrath leſen.“ Mit dieſen Worten hielt er dem Schuldigen ſeine Briefe an den römiſchen Feldherrn vor die ſtarren Augen.

Während meine Blicke auf die Thüre gerichtet waren, durch welche meine letzte Hoffnung des Glücks entſchwunden war, ſchreckte mich ein Schrei auf und ich ſah einen Dolch auf mich gezückt; weil er verzweifelte, mich durch den Arm der Gerechtigkeit zu verderben, hatte Onias einen wüthenden Verſuch gemacht, mich zu ermorden. Aber mit Blitzesſchnelle warf ſich der Fremde zwiſchen uns und faßte den Mörder; ſie kämpften, verwickelten ſich in ſein weites, flatterndes Gewand und fielen; ich eilte vor, um ſie zu trennen; aber es war ſchon geſchehen. Onias wälzte ſich auf dem Boden, der Dolch des Fremden triefte von Blut. Ich fühlte Mitleiden mit dem Sterbenden und reichte ihm meine Hand, aber in ſeinen ſtarren Zügen malte ſich ein heftiger Ausdruck der Verachtung und er ſchrie abgebrochen: — „Kein Mitleiden — ich ſterbe; wie ich gelebt — ich haßte dich, denn du ſtandeſt mir im Wege. — Du haſt das Spiel gewonnen, aber hätte ich bis Morgen gelebt, ſo wäre ich Herr von Jeruſalem geworden. — Du und die Deinigen wären in meiner Gewalt geweſen. — Du ſollſt verderben! — Der Seeräuber iſt dein Sohn, er wurde mir als Kind gebracht; ich haßte dich als meinen Nebenbuhler und ſchwor, daß du deinen Erſtgeborenen nie wieder ſehen ſollteſt; ich verkaufte ihn an den Alexandrier; aber du ſollſt den Triumph über mich nicht überleben; dein Kerker wird dein Grab ſeyn. Noch eine Nacht, und du ſchläfſt nicht mehr oder ſchläfſt auf ewig.“ Er zog den Mantel über ſein Geſicht und verſchied.

Seine Anhänger verlangten nach der erſten Beſtürzung Rache an dem Fremden; aber jetzt war es an mir, ihn zu beſchützen. Ich machte das Recht der Selbſtvertheidigung geltend und erklärte, daß der Weg zu ihm über meine Leiche führe. „Dieß iſt edel gedacht,“ unterbrach er mich, „aber vergebens. Auch mir naht der Tod, aber ich freue mich, daß ich an einer Wunde ſterbe, die dir beſtimmt war. Habe ich endlich gebüßt? haſt du vergeſſen? kannſt du vergeben? Dann, Fürſt von Naphthali, lege deine Hand auf dieſes Herz und ſey überzeugt, daß es dich verehrt, ſo lange es noch ſchlägt. Die Zeit hat mich verändert, das Elend hat die letzte Spur deſſen, was ich war, verwiſcht. — Lebe wohl, mein Verwandter, mein Freund, mein Fürſt, und gedenke — Jubals." Ich nahm ihn in meine Arme; tief rührte mich ſein Leiden, ſeine Anhänglichkeit, ſeine heldenmüthige Aufopferung, ſeine Reue. „Du haſt mehr als gebüßt," rief ich, „lebe, mein hochherziger Jubal, lebe für die Ehre deines Geſchlechtes, deines Vaterlandes." Mit einem Lächeln des Dankes blickte er mich an, flüſterte ſchwach: „ich ſterbe glücklich," und verhauchte ſeinen edlen Geiſt in meinen Armen.

Getümmel von außen und Flammen, die einen düſtern Schein durch den Saal verbreiteten, machten der Berathung ein Ende. Der Feind machte einen Angriff auf die Citadelle und ich wurde daher in meinen Kerker zurückgebracht, bis eine paſſende Zeit erſchiene, mein Urtheil zu fällen.

Der Angriff dauerte mehrere Stunden, aber in mein Gefängniß, das in den unterſten Gewölben der Feſtung lag, fiel nie das Tageslicht und tiefe

Finſterniß umgab mich, als ich auf einmal Schläge, wie mit Spizhacken, vernahm und von Zeit zu Zeit ſchwere Maſſen fallen hörte. Die Luft wurde ſchwül, und ſo kalt der Kerker geweſen war, fühlte ich jezt eine drückende Hize, die ſchnell zunahm. Um ihr zu entgehen, wechſelte ich öfters den Plaz in dem großen Gewölbe, das früher ein Getreidemagazin geweſen war; aber die Luft wurde immer heißer. Ich warf mich auf den Boden, um mich an den Steinen zu kühlen, aber ſie fingen an, unter mir zu glühen; ich rannte an die Thüre, aber ſie war von Eiſen und bei der Berührung ſengte ich mir die Hände. Rauch drang durch die Rizen der ungeheuren Quaderſteine und qualmender Dampf füllte den Kerker. Mein Gewand wurde mir läſtig; ich warf es ab und ſah es bald zu Aſche werden. Da gab ich alle Hoffnung auf und ſank nieder. Aber kaum hatte ich den Stein am Boden berührt, als er zu wanken begann. Ein dumpfes Getöſe, ein ferner Donner, hallte durch das Gewölbe, die Mauern ſtürzten ein, ich fiel in einen Schlund hinab und rollte einige Augenblicke in Staub und Rauch gehüllt weiter. Als ich wieder zum Bewußtſeyn kam, lag ich auf grünem Raſen in einem Thale, und fünfhundert Fuß über mir ſah ich die Römer auf den Mauern der Feſtung Antonia.

Der Feind hatte die Mauer untergraben, das hölzerne Gerüſte in Brand geſteckt und ſo ſich den Weg gebahnt. Onias, der den Plan dazu entworfen, wofür er die Statthalterſchaft in Judäa zum Lohne bekommen ſollte, hatte mich an den Ort bringen laſſen, wo die Mauern zuerſt einſtürzen mußten, und das Bewußtſeyn, daß ich verloren ſeyn müßte, erheiterte ihm die letzten Augenblicke.

Lange lag ich kraftlos unter den Ruinen, aber die Abendluft ſtarkte mich ſo weit, daß ich über die verlaſſenen Schanzen der Feinde wegkriechen konnte, bis ich ein Thor erreichte, wo ich meinen Namen nannte und freudig aufgenommen wurde.

Meine Landsleute verloren ihren Muth bis auf den letzten Augenblick nicht, und wirklich war Heldenmuth jetzt unumgänglich nothwendig geworden; denn der Feind hatte ſeine ganze Macht zum Sturme aufgeboten, und die Mauern wurden auf allen Seiten angegriffen; wo der Boden geſtattete, heranzurücken, drangen die feindlichen Colonnen, unzählige Bogenſchützen und Schleuderer an ihrer Spitze, an den Wall vor und erſtiegen ihn, die Schilde uber den Kopf haltend. Gegen unſere Thürme wurden hölzerne Maſchinen herangerollt, von welchen Truppen auf die Mauern ſetzten und Mann gegen Mann mit uns kampften. Sturmböcke erſchütterten die Mauern, und wo der Boden keinen unmittelbaren Angriff geſtattete, da verbreiteten die Wurfmaſchinen Tod und Verderben. Sie ſchleuderten aus weiter Ferne und mit unwiderſtehlicher Gewalt unauslöſchbares Feuer, ſiedendes Waſſer, brennendes Oel, glühende Steine und geſchmolzenes Metall. Die Katapulten warfen Steine von hundert Pfund mit einer Gewalt, die alles zerſchmetterte. Man hatte Wachen aufgeſtellt, die beobachten mußten, wenn ein ſolches Geſchoß losgelaſſen werde und auf den Ruf: „jetzt, jetzt," warfen ſich Alle auf den Boden nieder, bis das Einſtürzen einer Mauer verrieth, daß die Maſſe niedergefallen war.

Mein ganzes Augenmerk war jetzt auf die Feſtung Antonia gerichtet; aber die Römer machten eine Annäherung unmöglich und ich konnte nur aus der Ferne zuſehen, wie der Feind nach und nach von Wall zu Wall ſich den Weg bahnte. Ich verſuchte eine Truppe zu ſammeln, mit denen ich den Vertheidigern zu Hülfe kommen wollte; aber vergebens, ich blieb allein, ſetzte mich traurig auf die Mauern und erwartete den Tod durch eine Lanze oder einen Steinwurf. Durch das Getümmel hörte ich die Stimme Sabat's, des Iſmaeliten; mit ſeinem Weheruf eilte er, wie früher, ſchnell auf den Mauern hin; ſeine Verlobte folgte ihm jetzt nicht mehr, er trug ſie auf den Armen. Die

Steine aus den Wurfmaſchinen prallten gegen die Mauern, zerſchmetterten die ſtarken Strebepfeiler wie Stäbe, riſſen ganze Reihen nieder und warfen ſie verſtümmelt in die Luft. Aber Sabat zog unerſchrocken weiter und ſein Ruf war ſchreckliche Weiſſagung. „Eine Stimme von Oſten, eine Stimme von Weſten, eine Stimme gegen die vier Winde, eine Stimme gegen Jeruſalem und den heiligen Tempel, eine Stimme wider die Verlobten, eine Stimme wider das ganze Volk.“

Als er in meine Nähe kam, hielt er, deutete auf das Geſicht ſeiner Braut und ſagte unter Thränen: „Sie iſt dahin, ſie iſt todt — im Zwielicht geſtern iſt ſie geſtorben — ich habe gelobt, auch zu ſterben — ſie folgt mir nicht mehr, ich muß ihr folgen.“ Sein Geſicht war wie eines Todten und ich wunderte mich nur, daß die abgemagerte Geſtalt noch leben konnte. Ich bot ihm einige Speiſe aus dem Korbe eines todten Kriegers neben mir; zum erſten Male nahm er es an, dankte mir und aß. Dann beobachtete er wieder die Bewegungen des Feindes auf dem Tempelberge, in der Feſtung Antonia und auf den umliegenden Anhöhen. Seine Stellung war augenſcheinlich gefährlich und ich bedeutete ihn, daß eine der größten Wurfmaſchinen gegen den Ort gerichtet wurde, wo wir ſtanden; er wollte aber nicht weichen; ich ſah zielen und ſprang von dem Wall, um nicht zerſchmettert zu werden, aber Sabat blieb ſtehen und begann wieder ſeinen Ruf: „Wehe der Stadt und dem Tempel und dem Volke.“ Der geſchleuderte Stein riß einen großen Theil der Mauer nieder, Sabat bewegte ſich nicht; zur Rechten und Linken, wie mit einem Beile abgeſchnitten, fiel die Mauer ein; aber er ſtand ruhig auf den Bruchſtücken und hatte ſeine Lippen auf die ſeiner Braut gedrückt. Noch einmal ſah ich die Wurfmaſchine richten und rief ihm zu, er ſolle fliehen, aber nur ein wehmüthiges Lächeln war ſeine Antwort. Er rief mit gewaltiger Stimme: „wehe mir ſelbſt;“ der Stein ziſchte durch die Luft und zerſchmetterte Sabat mit ſeiner Braut.

Der Fall unſerer unglücklichen Stadt wurde von höherer Hand herbeigeführt. Die Beſiegten zu vernichten, war gegen den erſten Grundſatz der römiſchen Staatsklugheit, und bis auf die letzte Stunde zeigte ſich Rom zum Frieden geneigt; aber ſtarrſinnig wurden alle Anträge verworfen. In den letzten Tagen der Belagerung ließen ſich furchtbare Geſtalten in der Luft ſehen und Stimmen kamen aus der Höhe; die Elemente waren im Aufruhre und alle Schrecken und Uebel ſuchten uns heim, nur dasjenige nicht, das man am meiſten hätte erwarten ſollen, die Peſt.

In dieſer Nacht konnte in Jeruſalem Niemand ſchlafen; Himmel und Erde lagen im Kampfe, Meteore brannten über uns, der Boden erbebte unter unſern Füßen und ein gewaltiger Sturm warf Alles unter einander. Wir hörten das Brüllen des fernen Mittelmeeres; die Seen und Flüſſe überſchwemmten das Land; das feurige Schwert ſpie Flammen, Blutregen fiel, ſchwere Donner rollten, Blitze lichteten taghell die Nacht, ſetzten Wälder in Flammen und zerſchmetterten Bergſpitzen. Keiner dachte an Vertheidigung, Alle warfen Schilde und Speere weg und demüthigten ſich vor dem Gerichte. Wir eilten, in Höhlen uns zu verbergen und warfen uns in die Grabmäler, um dem Grimme zu entgehen, der die Lebendigen verzehrte.

Ich kannte die Urſache und wußte, daß die letzte Stunde des Verbrechens nahe. Einige Flüchtlinge kamen auf mich zu und baten mich, ſie an einen ſicheren Ort zu führen, aber ich ſagte ihnen offen, daß ſie ſterben müßten, und rieth ihnen, auf dem heiligen Boden des Tempels zu ſterben. Sie folgten und ich führte ſie bis an den Fuß des Berges Moria: aber weiter vermochten wir nicht zu gehen. Maſſen von dunkeln Wolken, die man ſelbſt in der finſtern Nacht ſah, lagen über dem heiligen Berge: ich feuerte die Entmuthigten an und wollte ſie die Höhe hinanführen. Aber kaum war ich in die Wolke getreten, als ein Windſtoß, der Felſen ausriß, mich zurückſchleuderte.

Während ich hülflos lag, hörte ich den Sturm über den Berg hinrauſchen: ein blaſſes Licht, wie das des aufgehenden Mondes, zitterte über den Wolken; ſie erhoben ſich und geſtalteten ſich ſchnell zu Mauern und Thürmen. Innen vernahm man, wie aus der Ferne, leiſe, ſanfte Stimmen. Der Glanz dauerte fort und das luftige Gebäude erhob ſich Thurm auf Thurm und Zinne auf Zinne. In ſtummer Ehrfurcht knieten wir nieder und betrachteten das überirdiſche Schauſpiel. Endlich ſtand zwiſchen Himmel und Erde das coloſſale Bild des erſten Tempels, ganz Jeruſalem ſah es und ein tauſendfältiges Freudengeſchrei erhob ſich von den Lippen der Verzweifelnden. Da ließ ſich eine Hymne vernehmen in Tönen, ſanft und majeſtätiſch, wie ich ſie noch nie vernommen: das große Portal öffnete ſich und heraus traten die Schutzengel der Stadt David's. Aber Wehe verkündigten ihre Schritte, die Sterne auf ihren Helmen ſchienen trüb, ihre Gewänder waren befleckt, und Thränen floſſen über ihr Antlitz. „Laſſet uns von hinnen gehen," ſprachen ſie. „Laſſet uns von hinnen gehen," wiederholte das Echo von den Bergen. „Laſſet uns von hinnen gehen," tönte es durch die

Nacht an die fernſten Grenzen des Landes. Lange blieb der Zug auf der Spitze des Berges; da rollten Donner und ſie erhoben ſich und verbreiteten Lichtmaſſen am Himmel. Noch ein Donnerſchlag, und der wolkige Tempel wurde in die Winde zerſtreut und Finſterniß lagerte ſich wieder über Jeruſalem.

Eine Stimme neben mir weckte mich aus tiefem Sinnen. „Wie", wurde ich angeredet, „du ſchläfſt hier, wo die ganze Welt wach iſt? brüteſt über Leichname, wo du der erſte ſeyn ſollteſt unter den Lebenden? Ganz Jeruſalem iſt unter Waffen, und du verſäumſt die Gelegenheit Lorbeeren zu ſammeln?" Der ſtolze, höhniſche Ton war mir bekannt; aber da ich einen römiſchen Krieger einige Schritte vor mir ſah, ſprang ich auf und zog das Schwert. „Du ſollteſt mich kennen," fuhr er fort, ohne eine Muskel zu bewegen; „denn es ſind zwar einige Jahre verfloſſen, ſeit wir uns trafen, aber wir ſind nicht oft getrennt geweſen. So liegſt du jetzt ſchon zwölf Stunden unter Leichnamen, und verlierſt dabei nur deine Zeit und dein Gedächtniß."

Ich blickte um mich: die Sonne ſtand hoch am Mittag. Der Haufen, den ich an den Fuß des Berges geführt hatte, lag todt umher.

„Biſt du kein Römer?" rief ich.

„Nein; aber ich denke, in dieſen Kleidern laſſen ſich eben ſo viel Thorheiten begehen, als in andern, und daher trage ich ſie. Du kannſt jedoch mit mir tauſchen, wenn du willſt. Der Panzer und das Schwert hier würden dir zu Geld, Gewalt und Laſter verhelfen; nimm meinen Antrag an und du biſt der gewinnende Theil, du mußt aber ſchnell ſeyn; denn ehe die Sonne ſinkt, wird Blutvergießen und Raub ein Ende haben.“ Er lachte bei dieſen Worten und ein unwillkürlicher Schauder überlief mich; aber ein Blick auf den Tempel ſagte mir, daß er wahr geſprochen hatte. Die Legionen waren bis an den dritten und ſchwächſten Wall vorgedrungen, der unter den Stößen der Sturmböcke in Trümmer fiel; ſie mußten an dem Ort, wo ich ſeit Mitternacht lag, vorübergekommen ſeyn, und ich war dem Tode wahrſcheinlich nur dadurch entgangen, daß man mich gleichfalls für einen Leichnam hielt. Ich rang die Hände, aber er brach in ein wildes Hohngelächter aus, und rief: „Welche Thoren doch ihr Herren der Schöpfung ſeyd! Was iſt denn der Verluſt des Lebens für die nackten Unglücklichen, die du, wie erſchrockene Kinder, auf den Mauern hin und herrennen ſiehſt, oder für die Uebrigen, die du bereit ſiehſt, ſich gegenſeitig zu ſchlachten; eine Lanze oder ein Pfeil kommt dahergeflogen und macht Blitzſchnell ihren Sorgen ein Ende. Das wahre Unglück iſt, zum Leben gezwungen zu ſeyn, die Mängel, Mühen und Schwächen des Lebens zu fühlen und doch das Daſeyn hinzuſchleppen, zu ſeyn — was ich bin."

Er riß den Helm ab und ſchleuderte ihn ungeheuer hoch in die Luft. Beſtürzt und erſchrocken ſah ich Epiphanes, — noch daſſelbe griechiſche Geſicht, die königliche Haltung, die kräftige, rieſige Geſtalt, die mir früher am Geſtade des todten Meeres erſchienen war. „Ich ſagte dir," fuhr er ruhiger fort, „daß dieſer Tag kommen würde, und es bedurfte dazu keines Geiſtes der Weiſſagung. Alles hat ſeine Zeit, langes Leiden gleichfalls und deine Landsleute hatten längſt ſchon dieſe Zeit erreicht. Aber eine große Hoffnung wurde ihnen noch gegeben; doch ſie warfen ſie von ſich. Geſchlecht um Geſchlecht wird hingehen, bis ſie die Erhabenheit dieſer Hoffnung einſehen und für dieſe Verwerfung gebüßt haben, doch wenn die Zeit erfüllt iſt, wird das Licht ihnen aufgehen in ihrer Finſterniß, und ſie werden fragen: warum ſind wir verachtet und zertreten und verworfen von allen Nationen? warum ſie die Barbaren und die gebildeten Völker unſere Unterdrücker? warum ſind wir verachtet in den fernſten Reichen der Erde? Und was iſt die allgemeine Stimme der Natur anders, als die Stimme ihres Königs?"

„Schreckliches Weſen," fragte ich, „kannſt du ſagen, um weſſen Verbrechens willen dieſes Strafgericht kommt?"

Seine dunkle Brauen zogen ſich zuſammen und er ſprach langſam: „Ihr Verbrechen? es hat keinen Namen. Die Engel des Himmels weinen, wenn ſie daran denken, die Geiſter des Abgrunds zittern: nur Menſchen, nur Juda vermochte das Entſetzliche zu begehen."

Er hielt inne und warf ſich nieder: dann ſprang er wieder auf und fuhr fort: „Von Anbeginn an war Israel halsſtarrig und ſeine Halsſtarrigkeit brachte es in's Unglück: es empörte ſich und wurde durch die Gefangennahme eines Königs und das Blutbad unter den Stämmen gewarnt. Es verſündigte ſich noch mehr durch Unreinigkeit und ſein Reich wurde getheilt; noch mehr verſündigte es ſich durch Götzendienſt; dann kam die härtere Strafe durch den Sturz des Reiches und die Gefangenſchaft des Volkes. Aber ſelbſt Babylon ſchickte die Beſtraften wieder zurück in's Vaterland. Glücklich wird die Stunde ſeyn für Israel und für die Schöpfung, wo es unter Thränen und Gebet fragen wird: was iſt ein größeres Verbrechen, als Empörung, Läſterung, Unreinigkeit, Götzendienſt, das nicht ſiebenzig Jahre, nicht Jahrtauſende, in Leiden hingebracht, geſühnt haben, das das Volk mit einer Kette umzieht, die nur der Blitz zerſchmettern wird, der das Weltall vernichtet?“

„Und noch,“ fragte ich zitternd, „noch bleibt Hoffnung?“

„Blick zu dem Berge auf,“ antwortete er und deutete gegen den Moria, wo die Legionen, deren Waffen im Sonnenſchein blinkten, zum Angriff ſich rüſteten. „Auf dieſem Berge,“ fuhr er fort, „wird ein Herrſcher thronen, der die Sonne verdunkeln wird, und wenn er den Scepter erhebt, wird der Himmel ſich beugen, und von dieſem Berge wird Licht ausgehen an alle Enden der Welt und das Reich wird dauern in Ewigkeit.“

Das Getümmel des Angriffs erhob ſich jetzt und rief meinen Begleiter in die Wirklichkeit zurück. „Ich muß den Ausgang dieſer Schlacht ſehen,“ hob er wieder an; „auf der Spitze dieſes Berges ſind zwanzigtauſend Menſchen, die wie Tieger nach Blut lechzen, und doch würden ſie ohne mich das große Werk unvollendet laſſen.“

„Aber noch ein Wort,“ rief ich und blickte wieder auf die Feſte Antonia, wo jetzt der Adler ſchimmerte. Er kam mir aber zuvor und ſagte: „Sie ſind Alle in Sicherheit, ſie ſind in Septimius Händen, der ſie ſchützen wird, wie Liebe und Ehre es heiſcht. Er bat um den Oberbefehl, um für ihre Sicherheit ſorgen zu können; ſie tröſten ſich mit der Hoffnung, daß du wiederkehren werdeſt, aber du wirſt nicht wiederkehren. Die Hoffnung wird ſie glücklich machen, bis ſie dem Schmerze zu lange ſich verſchloſſen haben, daß er, wenn er kommt, keinen Raum mehr findet. Sie lieben dich und werden dich lange lieben, aber Alles muß ein Ende nehmen. — Lebe wohl."

„Ich will vorwärts eilen," ſagte ich; „aber alle Punkte ſind von Römern beſetzt! wie ſoll ich durch ihre Poſten kommen?"

Er lachte wild, ſchlug die Arme um mich und rannte pfeilſchnell um den Fuß des Berges an eine noch unbeſetzte Seite. Der Abhang war beinahe ſenkrecht, aber er ſprang, ohne einen Athemzug zu thun, die Klippe hinan, ſetzte mich auf eine Mauer und war verſchwunden.

Unter mir wüthete furchtbar die Schlacht. Der Feind hatte ſich Bahn gebrochen und die erbitterten Juden kämpften, das Leben nicht achtend, wie wilde Thiere. Wurden die Lanzen zerbrochen, ſo waren Meſſer ihre Waffen und wem dieſe fehlten, der wehrte ſich mit Händen und Füſſen. Steinmaſſen, Fackeln, ſelbſt Leichname wurden von den Dächern auf die Angreifenden geſchleudert, die oft zurückwichen, aber immer wieder vordrangen. Die Vorhöfe der Heiden, der Iſraeliten und der Prieſter wurden nacheinander erſtürmt und endlich ſtellten ſich die Legionen vor dem innern Tempel auf. Ein Schrei des Entſetzens, daß das Allerheiligſte entweiht werden ſolle, erhob ſich unter der Menge; ich ſprang von der Zinne, trat vor das Volk und fragte, wer mir folgen wolle. Die Menge jauchzte beim Anblick ihres wohlbekannten Anführers; in der Begeiſterung warfen wir uns auf den Feind und trieben ihn aus dem Hofe des Tempels. Die römiſchen Anführer forderten uns nochmals zur Uebergabe auf und Titus ſelbſt ritt mit augenſcheinlicher Gefahr an das Portal und bat mich, wir ſollten uns übergeben und den Tempel retten. Aber Jeruſalem ſollte untergehen. Während ich das Volk zurückzuhalten ſuchte, hörte ich die Stimme des Räthſelhaften, der durch wahnſinnige Verheißungen der Hülfe des Himmels immer noch zum Widerſtand reizte.

Er ſtand über einer großen Säulenhalle von einer Menge Unglücklicher umgeben, die ſeine falſchen Verheißungen noch mehr aufgereizt hatten. Ich erkannte den Betrüger, der den Mord der römiſchen Geſandtſchaft veranlaßt hatte. Vergebens deuteten die Römer auf die Flammen, die bereits in die Höhe ſchlugen; das Erbieten zum Waffenſtillſtande wurde mit einem Hagel von Geſchoſſen erwiedert. Schnell ſchlug das Feuer durch das Dach und die Vertheidiger ſanken in die Flammen.

Als ich wieder hinſah, ſtand der Betrüger unverletzt auf einer andern Seite und drängte die Menge ihrem Schickſal entgegen.

Es war der neunte Tag des Monats Ab, der Jahrestag der Zerſtörung des Tempels durch den König von Babylon. Tauſend ein Hundert und dreißig Jahre, ſieben Monate und fünfzehn Tage waren ſeit der Erbauung durch den großen König Salomon verfloſſen. Mein Angriff hatte die Römer zurück geworfen und erſchöpft fing Titus an, die Colonnen vom Tempel zurückzuziehen. Es war die fünfte Stunde, die Sonne ſchien hell und ſtolz freute ich mich des Siegs und der Rettung des Tempels.

Ich ſtand am Portale des Vorhofs und ſah, wie die Römer gegen die Feſtung Antonia zogen, als ich neben mir die Stimme des Wahnſinnigen vernahm: „Ich ſagte dir, daß dieſer Tag mit Nichts endigen würde.“ Ich wandte mich um, aber er war bereits weit unter der Menge, und ehe ich ſprechen konnte, ſah ich ihn mit der Fackel in der Hand in den Tempel eilen. Plötzlich ſtand das Innere deſſelben in Flammen und auf unſer Geſchrei und beim Anblick des Feuers kehrte der Feind ſogleich um. Ich ſah, daß die Stunde des Verderbens gekommen war, ſammelte einige Tapfere, und ſtellte mich mit ihnen vor den Eingang um ihn mit meinem Leben zu vertheidigen.

Aber die Legionen ſtürzten heran mit dem Ruf, daß das Verhängniß ſie führe und daß der Gott der Juden ſein Volk in ihre Hände gegeben habe. Der Strom war unwiderſtehlich; vorne drängte Titus mit dem Ruf, die Gottheit allein könne die Feſte in ſeine Hände gegeben haben, denn menſchliche Kraft vermöge ſie nicht zu erobern. Meine Getreuen wurden in einem Augenblicke niedergeriſſen, mich drängten die Römer bis an den Vorhang des Allerheiligſten zurück und fingen nun an, zu plündern und ſich in der Wuth untereinander zu morden.

Die goldene Tafel des Pompejus und Herodes Trophäen wurden in einem Augenblick weggeriſſen, aller Gehorſam hörte auf, die Truppen traten ihre Befehlshaber nieder und Titus ſelbſt konnte ſich nur dadurch retten, daß er ſich mit dem Schwert durch die Wahnſinnigen Bahn brach. Aber ich wollte ſterben und meinen letzten Blutstropfen für das Heiligthum verſpritzen. Ich kämpfte, ich ſchmähte und höhnte die Tempelräuber; ich wurde mit Blut bedeckt, aber es war nur Römerblut; ich ſuchte den Tod, aber ich blieb unverwundet. Doch wehe dem, der in die Nähe meines Schwertes kam. Der letzte Streich fiel auf eine verwegene Hand, die den Vorhang lüften wollte, welcher das Allerheiligſte menſchlichen Blicken entzog. Die Hand flog vom Arme und der Räuber ſank ſtöhnend nieder; er ſah ſterbend zu mir auf und ich erblickte das Geſicht meines Verfolgers Ceſtius.

Aber ein neuer Feind war erſchienen, der die Sieger wie die Beſiegten meiſterte — das Feuer. Ich vernahm ſein Praſſeln; beſtürzt flohen die Römer an's Portal, aber eine Flammenſäule erhob ſich vor ihnen, ſie eilten zurück, zerriſſen den Vorhang und das Allerheiligſte ſtand offen.

Das Feuer ſchmolz die Platten auf dem Dache und ein goldener Regen fiel herab; er verkalkte den Marmorboden und die unſchätzbaren Edelſteine an den Wänden umher verkohlten. Alle, die eingedrungen waren, verbrannten zu Aſche. Aber an die heilige Bundeslade hatten die Flammen keine Gewalt und ſchlugen über dem unverletzten Sinnbild des Throns des Allerhöchſten zuſammen. Noch lebte ich, aber ich fühlte meine Kräfte ſchwinden; von der Hitze ſchrumpften meine Muskeln zuſammen, die Flamme blendete mich. Ich ſank nieder, froh, ~~daß der~~ Tod unvermeidlich ſey; da vernahm ich wieder das furchtbare Wort: „du ſollſt bleiben, bis daß ich wieder komme“ und die Welt ſchwand vor meinen Blicken.

---

Ich ende. Meine Laufbahn unter meinem Volke war vorüber, mein Leben als Vater, Gatte und

Bürger war zu Ende. Von nun an war ich verlaſſen. Mein Schickſal hatte kaum begonnen, aber ich fühlte es in der Zerriſſenheit jedes zärteren Bandes, das mich an's Leben feſſelte. Unter Wilden, Ausgeſtoſſenen und Sklaven mußte ich leben, aber bei dem Getümmel, das die Geſtalt der Welt veränderte, mußte ich unverändert bleiben. Jede Leidenſchaft, die unſer Weſen ſtört, ſollte mein Inneres zerrütten. Furchtbar iſt es in Erfüllung gegangen!

Um den Fall Jeruſalems zu rächen, durchwanderte ich die Erde, um den Römern einen Feind zu ſuchen; in den Schneegefilden des Nordens fand ich einen Mann des Blutes; ich reizte Alarich's Seele auf und führte ihn gegen Rom. Um den Schimpf zu rächen, den die Feigen aus der Stadt Conſtantin's auf die Juden gehäuft, ſuchte ich ein Werkzeug des Verderbens; ich fand es in den Sandſteppen Arabiens und goß Verlangen nach Ruhm in die Seele des Schwärmers von Mecca. Um die Entweihung der Ruinen des Tempels zu rächen, reizte ich die eiſernen Stämme des Weſtens und vertrieb an der Spitze der Kreuzfahrer die Sarazenen. Ich ſättigte meinen Durſt nach Rache und fühlte ihre Niedrigkeit.

Ich wollte die Geheimniſſe der Natur erforſchen. Jahre lang beſchäftigten mich gelehrte Wiſſenſchaften, aber bald fühlte ich das Vergebliche ſolchen Strebens. — Es gelüſtete mich nach irdiſchem Ruhme. Ich zog das Schwert in den Kriegen Italiens, ſiegte, war ein Monarch und lernte die Stunde verfluchen, da mich zuerſt die Begierde nach Ruhm anwandelte.

Ich dürſtete nach Gold; ich empfand nagende Habſucht, die letzte Schwäche des geſunkenen Geiſtes. Reichthümer kamen — zu meiner Qual. Von königlichen Schätzen umgeben war ich ärmer, als der Aermſte. Ich fühlte in mir den Wurm, der nicht ſtirbt, in meiner Leidenſchaft ſehnte ich mich nach Gegenden, wo Menſchenhand mich nicht berauben konnte. Ich fand einen kühnen Genueſer und leitete ihn zu der Entdeckung einer neuen Welt. Mit ihren Metallen überſchwemmte ich die alte und fügte zu meinem Elend das Unglück der beiden Hemiſphären.

Aber der Kreis der Leidenſchaften, ein feuriger Kreis, ſollte mich nicht immer umgeben. Auch edlere Neigungen erwachten in meinem trauernden Herzen. Ich ſah wahre Wiſſenſchaft, wahre Freiheit und wahre Weisheit. Ich lebte mit Petrarch unter den Ueberreſten des Genius der Griechen und Römer. Bezaubert ſtand ich an Angelo's und Raphael's Staffelei. Ich verkehrte mit den Herrſchern des Mittelmeers; ich ſah in Mainz das Wunder wirkende Werkzeug, das Wiſſenſchaft mit geflügelter

Eile über die Erde verbreitet. An der Kanzel des gewaltigen Mannes von Wittenberg kniete ich und huldigte — ein Israelite — unwillkührlich dem Geiſte Luthers.

Doch ich höre auf; ich habe noch mehr zu ſagen, Seltſames, Großartiges, Trauriges.

Aber ich muß warten, bis mein Herz ſich gedrungen fühlt zur Mittheilung, oder hat der Glückliche, der auf Roſen wandelt, ein Ohr für die Erzählung des Verbannten, deſſen Pfad Jahrtauſende über Dornen führte?

Ende.

Folgende

## empfehlenswerthe Werke

ſind bei

## GEBRÜDER FRANCKH

in Stuttgart

erſchienen.

---

## Sämmtliche Schriften

von

**Wilhelm Hauff.**

### Lichtenſtein.

Romantiſche Sage aus der würtembergiſchen Geſchichte.
3 Theile. gr. 12. broſch.

### Novellen.

Erſter Band. Die Bettlerin von Pont des Arts. — Othello.
Zweiter Band. Jud Süß. — Die Sängerin.
Dritter Band. Die letzten Ritter von Marienburg. — Das Bild des Kaiſers.

### Phantaſien und Skizzen.

gr. 12. eleg. broſch.

### Phantaſien im Bremer Rathskeller.

Ein Herbſtgeſchenk für Freunde des Weins.
8. geheftet.

### Der Mann im Monde,

oder

der Zug des Herzens iſt des Schickſals Stimme.
Von H. Clauren.
2 Theile.

## Controvers-Predigt
über
H. Clauren und den Mann im Monde.
8. broſchirt.

---

## Das ſchöne Mädchen von Perth,
oder der Sanct Valentinstag.
Hiſtoriſch-romantiſches Gemälde von
Walter Scott.
3 Bände. gr. 12. elegant broſchirt.

---

## Die Verſchwörung in München.
Eine Gallerie der intereſſanteſten Liebſchaften galanter Herren und lüſterner Damen, den Liebenden aus allen Ständen geöffnet
von
Friedr. Bruckbräu.
2 Bde. gr. 12. eleg. broſch.

---

**Dritter Theil**
der
Mittheilungen
aus den
## Memoiren des Satan.
Enthält:
der Teufel in München und der gefallene Engel.
Phantaſie und Erzählung,
begründet
im Leben der neueſten Zeit.
Fortgeſetzt und herausgegeben
von
Wit, genannt von Dörring.

# Förberts = Henns.

---

Novelle

aus dem Leben eines Wundermannes

der neuern Zeit,

nach wahren Begebenheiten

'91. 1554

dargeſtellt

von

**Ludwig Storch.**

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

---

Leipzig, 1830.
Wilhelm Nauck.

## Zueignung

an

## Gretchen.

Du liebes Kind, des ſtets ich eingedenk,
O nimm von meinen Händen dies Geſchenk!
Es bringe Dir ein ſüßes Bild zurück
Von unſrer Jugend lang verſchwundnem Glück;
Es zaub're Dich noch einmal in den Hain,
In Deine Zelle, an den Raſenrain,
Wo ich mit Dir viel traute Stunden ſaß
Und Seligkeit in Deinen Augen las,
Und Seligkeit aus Deinen Blicken trank,
So liebedurſtig und ſo liebekrank.

Ach ſchnell vergangen war der Maientag,
Den träumend ich an Deinem Buſen lag.
Bald drängte mich der kühne Knabenſinn
Fort über meiner Heimath Berge hin,
Und als ich Einmal mich herausgewagt
Und meinem Thale Lebewohl geſagt,
Da faßte mich mein Schickſal hart und ſchwer
Und warf mich in des Lebens tobend Meer.
Durch Brandung mußt' ich und durch Klippen ſcharf,
Wovon ich Dir doch nichts erzählen darf.
Du bliebſt im Thal zurück. — Dein dacht' ich oft.
Doch was ich liebend immer ſtill gehofft,
Das blieb ein ſüßer holder Morgentraum;
Die Blüthe fiel als Blüthe von dem Baum,
Und andre Blüthen brachten mir die Frucht,
Doch nicht wo frühſt Sehnſucht ſie geſucht.
Von allen Bildern hat Dein Jugendbild
Am meiſten ſtets die Seele mir erfüllt,
Das Leben hat ſich anders abgerollt,
Als ich und Du geglaubet und gewollt;
Doch wie verſchieden die Geſtalten ſind
Von unſern Träumen, mein geliebtes Kind,
Was hindert uns, daß wir noch froh und jung
Als Kinder leben in Erinnerung?
Du alterſt nicht, Du bleibſt ſo wunderſchön,
Wie ich als Knabe Deinen Reiz geſehn;

Auch ich bin noch der Knabe, den Du liebſt,
Noch leſ' ich oft die Briefchen, die Du ſchriebſt,
Und noch entzückt mich Deiner Lippen Kuß,
Noch Deiner Worte heller Honigfluß.
Kein Tag vergeht, wo Du mir nicht erſcheinſt,
Und alle Jugendreize noch vereinſt.
Niemals entreißt der Kampf mit dem Geſchick
Mir Deiner Augen tiefen Himmelsblick,
Und fallen meine Bergeshöhn mir ein,
Gleich denk' ich auch in ſtiller Freude Dein;
Denn grüne Bäume, hohe Berg' und Du,
Sie nickten Tag für Tag mir freundlich zu,
Und grüne Bäume, hohe Berg' und Dich,
Sie liebt' ich Tag für Tag herzinniglich.
Wenn ich bergan jetzt grüße manchen Baum,
Gleich wird mir klar mein ſchönſter Jugendtraum,
Und alles lebt um mich, ſo wunderbar
Wie es bei Dir in unſern Bergen war,
Und ſieh' der alte Zauber faßt mich dann,
Wie er um unſre Herzen einſt ſich ſpann.
Und Wunderklänge ziehn das Thal entlang
In bunter Menge zauberiſchem Drang,
Und kecke Bilderſchaaren glühn heran;
Das Alles haſt Du mir ja angethan;
Du biſt die ſchöne Fei und weißt es nicht,
Du biſt es, die die Zauberformel ſpricht.

Du riefſt das Bild, was lang in Nacht ſchon lag,
Ich zeichnet' es mit ſchwachem Finger nach.
Doch wie auch viel bewegt und bunt die Schaar
Der mancherlei Geſtalten eben war;
Du, wie ein wunderthätig Heiligenbild
Strahlteſt hervor ſo lieblich und ſo mild,
Durchglüht von meiner Liebe erſtem Glanz;
Drum reicht ich Dir den Wunderblumenkranz.

---

Wenn man auf der großen, den Oſten und Weſten Deutſchlands verbindenden Landſtraße von Frankfurt a. M. nach Leipzig eine Stunde Wegs über die alte geſchichtlich merkwürdige Stadt Eiſenach öſtlich hinaus iſt, erblickt man zur Rechten in mäßiger Ferne eine hohe dunkle Gebirgswand, von welcher man wohl ahnet, daß ſie mit der eben noch begrüßten Wartburg in einer Höhenverbindung ſtehe. Reiſt man weiter auf der lebendigen Straße nach Gotha zu, ſo erhebt ſich bald im Süden, nur eine kleine Meile von der Straße entfernt, die blaue Bergkette des Thüringerwaldes, in mancher Hinſicht eines der ſchönſten Gebirge Deutſchlands; biegt man aber über dem Dorfe Eichrodt rechts von der Landſtraße ab, vor der Papiermühle, die Wuth genannt, vorüber, und verfolgt den Weg nach Südoſt gerade aus nach dem Gebirge zu, ſo gelangt man über das ſchöne Dorf Farnroda bald in ein grünes, von einem ſilberhellen kleinen Waldſtrome durchſchnittenes Thal, zu deſſen Seiten ſich die Bergkette allmälig höher erhebt, bis jene ſcheinbare Wand ſich in einzelne mit hoher dunkelgrüner Waldung bepflanzte Berge theilt, welche zwei Thäler in das eine ſchon durchwanderte aufthun. Am Eingange des linken Thales erblickt man mehrere freundliche Häuſer, welche den Anfang eines in das Thal ſich hinein ziehenden Dorfes bilden; dicht über ihnen erhebt ſich ein vom Gebirge iſolirter Bergkegel, mit einem mächtigen Thurmkoloß auf ſeinem Scheitel, Ruine einer alten Bergfeſte. Dieſes Dörfchen führt den Namen Thal, von der Schönheit des Thales, in welchem es liegt, jene ausgezeichneten Häuſer am Eingang deſſelben ſind das Schloß und die Wirthſchaftsgebäude des Gutes, welches der altadlichen Familie von Uetterodt gehört, von welcher einzelne Glieder immer hier zu wohnen pflegen, und endlich das Gerichtshaus, worin der derzeitige Beſitzer ſeine Patrimonialgerichtsbarkeit über das Dörfchen, ſo wie noch über mehrere Ortſchaften in der Umgegend ausübt, deren Erb-, Lehn- und Gerichtsherren die von Uetterodt ſind. Dieſer Wohnung des Gerichtsdirectors, dort insgemein nur der thälſche Richter genannt, liegt in der Entfernung von dreißig Schritten das kühle hart an den Berg angebaute ſteinerne Wirthshaus gegen über, und hinter demſelben ſteigt der Berg ſchroff auf, welcher die erwähnte Ruine der alten Ritterburg Scharfenberg trägt.

Der Eingang in das zweite jener Thäler, in das zur rechten Hand, iſt nicht weniger romantiſch dekorirt. Vorn an liegt ein hübſcher wegen ſeines guten Biers aus der Umgegend viel beſuchter Gaſthof mit Wirthſchaftsgebäuden und Brauhauß, der Heiligenſtein genannt, an ihn gränzen in Gärten, Bäume und Büſche verſteckt, einige Bauernhäuſer und eine Mühle. Dicht hinter dieſer thaleinwärts blickt das uralte mehr und mehr verfallende Kloſter Weiſſenborn traurig auf den Wanderer. Die Kirche deſſelben dient den Einwohnern von Thal und Heiligenſtein zum Gotteshaus. Sie iſt höchſt einfach gebaut und hat keinen Thurm. Der Weg von Heiligenſtein zieht ſich an den weſtlichen Bergen hin, zur Linken läßt man die üppigen von dem ſtarken Bache durchſtrömten Wieſen des ſchmalen Thalgrundes liegen, die öſtlichen Berge werden höher, das Thal enger, und nach einer halben Stunde tritt wieder ein Berg quer vor und man ſieht plötzlich mehrere Häuſer vor ſich. Es ſind dies die erſten Gebäude des groſen Bergfleckens Ruhla, doch ſind ſie noch um fünfhundert Schritte tiefer thalabwärts als der Ort ſelbſt gelegen und heißen der Grund. Dies ganze durchwanderte Thal führt den Namen Ruhlathal, der Bergſtrom iſt die Ruhla. Die Häuſer dieſes groſen Ortes ziehen ſich faſt eine Stunde lang zu beiden Seiten des Waſſers hin, welches nicht allein im Orte, ſondern das ganze Thal bis unter Heiligenſtein hinab die Gränze zwiſchen den Fürſtenthümern Gotha und Eiſenach bildet. Das weſtliche auf der linken Seite des Bachs gelegene Land und dieſer Theil von Ruhla iſt eiſenachiſch, der öſtliche gothaiſch. Die Charakterindividualität der verſchiedenen Herrſchaften drückt ſich im Geiſte des Volks ſehr augenmerklich aus; übrigens ſind die Einwohner von Ruhla ein kluges, zum Theil ſogar verſchmitztes, lebensfrohes und thätiges Völkchen. Fabrikgeſchäfte und Handel friſten ſein Leben. Die despotiſche

Kette des Zwangs, welche die Könige um ihre Länder ziehen und den freien Verkehr, gleichſam die Würze der Lebensluſt, hindern, laſtet ſchwer auf den heitern Söhnen des Gebirgs, auf welche der ungefeſſelte und ſeines Flügelpaars noch nicht beraubte Merkur ſonſt einen goldenen Regen goß.

Auf der eiſenachiſchen Seite ſteht ein freundlich gebautes fürſtliches Jagdſchloß und Forſthaus, faſt abgeſondert in einem Nebenthale. Es iſt mit vielen ſtattlichen Zimmern und ſogar mit einem anſehnlichen Ballſaale geziert, und vor demſelben breitet ſich ein herrlicher mit Linden in der Ordnung der Quincunx bepflanzter Platz aus. Im Hintergrunde dieſer Lindenallee ſieht man die überbaute gehaltreiche Mineralquelle, und von hier aus beſteigt man auf ſchönem geſchlungenen Wege den Berg, Bärmer genannt, wo man eines köſtlichen Anblicks über einen großen Theil des Orts genießt.

Dies iſt die kurze topographiſche Ueberſicht des Schauplatzes folgender Begebenheiten, welche die Dichtung nicht erzeugte, ſondern nur hie und da mit ihren Blumenkränzen behing und mit dem duftigen zarten Roſenſchleier umhüllte, aus welchem ſie um ſo lachender und lieblicher hervorſehen.

Die Kirmeß in der Ruhl*) war 1783 ſehr lebhaft. Wer kannte ſonſt im weſtlichen Thüringerwalde und der weiten Umgegend nicht dieſes heiterſte aller Volksfeſte? Da ſprudelte Leben aus Becher der Freude und geſelliger Uebermuth aus dem Lebensquell. Da galt es harmloſen Genuß zu haſchen, der in hundert Geſtalten durch das grüne Thal zog; und der neckiſche Geiſt der Bergſöhne ſprang wie ein muthiges Pferd ohne Zaum und Zügel in regelloſer Willkühr, allein beherrſcht vom Geſetze des erlaubten Vergnügens. Wenn auch jedeß Jahr zur Kirmeßzeit Fremde von allen Seiten durch die Thäler und über die Berge herbeiſtrömten, ſo war es in dem erwähnten Jahre doch ganz beſonders volkreich, und Menſchenſchaaren quollen durch die hellen Gaſſen. Zu der luſtigen Belebtheit des Feſtes trugen eine Menge Badegäſte bei; denn die Kirmeß fällt mitten in die ſchönſte Badezeit zu Anfang des Monats Auguſt, und die Rühler Heilquelle war zu jener Zeit in Thüringen und Franken eine der berühmteſten. Wenn man unten eine Strecke in den Ort herein war, konnte man ſchon von ferne den Jubel der Menge hören, auch bezeichneten die hereinſtrömenden geputzten Bewohner der benachbarten Dörfer den Antheil, welchen man allgemein an der Rühler Kirmeß nahm. Alles drängte in die mittleren Ge-

---

*) Ruhla heißt in der Volksſprache ſtets: die Ruhl.

genden des Fleckens, wo er eine verhältnißmäßige Ausdehnung in die Breite hat. Bald langte man auf dem Plane an, und um die hohe geſchälte Tanne, oben mit Tüchern und Bändern geziert, welche luſtig in der Luft flatterten, tanzte die bunte, wie Meerfluth im Sturm unaufhörlich wogende Menge, und vom Juchhe! und Heda! im hundertſtimmigen Chor ertönte die Luft. Das drängte und trieb ſich, ſcherzte und lachte, jubelte und tobte mit einander und in ſchöner Abwechſelung! Die gequetſchten, geſchleiften und ſingenden Töne des Ruhler Volksidioms, vielleicht des einzigen in ganz Deutſchland, das theilweiſe die alte ſchöne biegſame Sprache erhalten, in welcher die Lieder der Heldenſagen, der Niebelungen und der verwandten Sagenkreiſe geſungen ſind, zum Theil aber ſchon der ſchwäbiſchen Mundart der Minneſänger näher gelegen, überraſchen das Ohr des Fremden und gerne horcht er den blühenden Mädchen zu, ſtattlich in ihrer dem Auge wohlgefälligen Volkstracht herausgeputzt, munteres Geſprächſel und fröhliche Kurzweil mit einander treiben. Vom Plan aus drängt die Maſſe weiter über die Brücke auf die eiſenacher Seite und kaum tritt der Fuß auf das neue Land, als auch neues Jubelgetön an das Ohr ſchmettert. Man gelangt unter die Linde, einen zweiten Platz mit einem mächtigen alten Lindenbaum, und ein zweiter Menſchenhaufe wühlt nach der kaum vernehmlichen Muſik in ausgelaſſenen Sprüngen von unzähligen Maſſen umdrängt, um den Baum, aus deſſen dunkelgrünem Dache wieder bunte Tücher und Bänder winken. Rechts und links herauf und herab ſind an den Häuſern hin Buden und Stände aufgepflanzt, aus welchen die freundlichen Verkäufer ihre Waaren ſchnell losſchlagen, ohne zu großſprecheriſchen Empfehlungen ihre Zuflucht zu nehmen; denn man kauft Alles, aber handelt nicht viel; der kleinſte Burſche hat ſeine hellen Silberſtücke in der Taſche und braucht um den Groſchen nicht zu knauſern. Mit Trommeln, Pfeiffen, hölzernen Trompeten und andern ohrquälenden Inſtrumenten lärmt die Jugend durch die wandernde Menge, doch verſchmelzen die disharmoniſchen Laute zum Glück in dem allgemeinen Getöſe und Geſurre. Von der Linde treibt ſich's nach dem Forſthauſe; hin und her zieht Vornehm und Gering; der Eingeborne gibt ſich vor Allen durch Tracht und Sprache kund. Aus dem weit geöffneten Saale des Fürſtenhauſes treten reichgeſchmückte Hofherrn die ſteinernen Stufen herab in die Lindenalleen, ihnen nach der Herzog Karl Auguſt von Weimar an der Seite des Herzogs Ernſt von Gotha. Beide ſind vor einer Stunde erſt von Wilhelmsthal, dem romantiſchen Luſtſchloß und Sommeraufenthalt des weimariſchen Fürſten, angelangt, welches nur eine ſtarke halbe Meile von Ruhla entfernt iſt. Die Menge begrüßt die Herrſcher mit lautem Vivat, und ſie ſchreiten herab und wandeln unter ihren Kindern, den Berg hinauf, nach dem Platze, wo das Vogelſchießen gehalten wird. Auf dem grünen Raſenabhang wimmelt's von neuen Menſchenfluthen. Von der hohen Stange auf dem Berg leuchtet der ungeheuere buntgemalte Vogel, ohnfern davon die Scheibe mit ihren ſchwarzen und weißen Kreiſen.

Der Doppelhaken wird gelöſt und der Donner des Geſchützes hallt hundertfach in den Bergen wieder, bis er ſich in ein fernes Murmeln und den Lärm der Menge verliert. Doch von neuem und immer wieder ruft der Mörſer ſeinen feurigen Schall in die Berge, und unter dem lauten Gruß der Schützen treten die Herzöge in das breterne leicht gezimmerte Standhaus. Karl Auguſt eröffnet das Schießen. Er drückt die Büchſe ab, die Krone des Vogels ſtürzt, die Trompeten und Hörner ſchmettern, die Trommeln raſen, das Volk ſchreit wie unſinnig, und der Hallo fährt hinab in das dicht unter dem Schießplatz tief gelegene Dorf, in die Berge hinaus, rechts und links die Thäler hinauf und hinab, und es iſt nicht anders als wären die alten waldbekrönten Höhen aus langem ſtarren Schlaf erwacht und rieſen und jubelten mit einſtimmend in die ungezwungenen Ausbrüche treuer Volksliebe zu ſeinen Fürſten. Dieſe verlaſſen den Platz und den Berg, gehen Arm in Arm, die Söhne des Sachſenhauſes, durch den Ort; da kommen ſie noch an zwei Tanzplätzen vorüber und der kecke Platzmeiſter trinkt ihnen vom blanken Zinnteller das ſchäumende Bier zu, von einem tauſendſtimmigen Vivat und den lärmenden Mißtönen verſtimmter Inſtrumente begleitet. Immer weiter geht der Zug bis zum Ende des Orts, wo er ſich in kleine kümmerliche Hütten verliert, doch nicht weniger frohe Menſchen bergend. Ueber dem letzten Hauſe, der Wohnung des gothaiſchen Förſters, dehnt ſich der zweite Schießplatz aus. Hier iſt gothaiſcher Grund und Boden, und Herzog Ernſt empfängt die Huldigung ſeiner Unterthanen. Da iſt überall Jubel und Luſt, Sonnenſchein am Himmel und in den Geſichtern den ganzen Ort entlang; Muſik hallt unaufhörlich ins Ohr und die röthliche Bierquelle, ſpringt aus vielen Kellern, als wollte ſie nimmer verſiegen.

Unter der wogenden Menge ſchritt auch ein Mann, durch Kleidung und Geſtalt von vielen Andern eben nicht ausgezeichnet, doch ſah man hie und da Einen oder Mehrere ſcheu vor ihm zurück weichen, ihm Platz machen und aus dem Wege gehen, und man konnte zuweilen aus dem Flüſtern die Worte vernehmen: „Da iſt Förberts-Henns", welche Einer dem Andern in die Ohren ziſchelte. Der alſo Bezeichnete war ein Mann von großer Statur, etwas vorwärts gebückt; unter einem abgetragenen großen dreieckigen Hute hing ein langes dunkles Haar in den Nacken herab; übrigens war er mit einer hellgrünen Jacke, auf welcher viel kleine buckliche zinnerne Knöpfe ſaßen, einer dunkelblauen übereinander geknöpften Weſte, gelben bockledernen kurzen Beinkleidern, dicht unter dem Knie endigend und mit einer meſſingernen Schnalle knapp um das Bein befeſtigt, und mit kurzen blauen Kamaſchen bekleidet. Seine ganze Geſtalt drückte viel phyſiſche Kraft und Derbheit aus. Was zwiſchen der vordern großen Ecke ſeines Filzhutes bis zu ſeinem braunrothen Halstuch herab zu ſehen war, mußte für das Merkwürdigſte an dieſem einfachen Bergbewohner gelten; denn hier zeigten ſich eine wunderlich zurückgeſchobene hohe in viele Falten gezogene Stirn, ein Paar ſchwulſtige dicke, große und buſchige Augenbrauen, unter langen ſchwarzbraunen Wimpern zwei dunkle tiefliegende Augen argwöhniſch und beweglich, hervorlugend, eine lange mit hohem Sattel verſehene zugeſpitzte und über den kleinen Mund herhängende Naſe, ein hervorſtehendes ſpitziges Kinn, eingedrückte mit ſchwachen Blatternarben überſäte Backen; und dies Alles bildete ein längliches ſchwärzlich gefärbtes Geſicht, welches einem Phyſiognomiker gewiß zu großem Studium Veranlaſſung gegeben haben würde. Doch es bedurfte wahrlich keiner Kenntniß in der damals blühenden Phyſiognomik, um zu verſtehen, daß dieſe Form einen rauhen verſchloſſenen außergewöhnlichen Sinn in ſich faſſe. Wie in Gedanken verſenkt ging der bezeichnete Mann durch die bunte wogende und geräuſchvolle Menge und ſchien wenig Antheil an dem zu nehmen, was um ihn vorging. Nur je zuweilen dankte er dem Gruß eines an ihm vorüber Streichenden, oder nickte wohl ſelbſt einem ſolchen zu, doch verzog ſich ſein Geſicht nicht zu einer Ahnung jener Freundlichkeit, welche der Gruß in die Mienen herauſlächelt. Er war ſo in die Gegend der Mineralquelle am großen Lindenplatz gekommen, wo ſich der Volkshaufen, den Fürſten nachziehend, eben etwas verlaufen, als ein junger Burſche, an ſeiner Tracht ſogleich als Rühler erkennbar, mit einem modern aber ſchlicht gekleideten Mann in den mittleren Jahren haſtig hinter dem vorher Beſchriebenen herkam, der gerade den Bergpfad betrat, um ſich auch auf dem Bärmer umzuſehen. „Seht,“ ſagte der Rühler zu ſeinem fremden Begleiter, „da haben wir ihn endlich, ich wußte es gewiß, daß ich ihn geſehen hatte, und nun könnt Ihr Euer Wort ſogleich bei ihm anbringen. He Henns!“ rief er hierauf, und als der Angerufene ſich umwandte, fuhr er fort: „der Herr da will gern etwas mit Euch ſprechen.“ Der Fremde war herbeigekommen und rückte vornehm am Hute, welchen Gruß Henns aber mit keiner Miene erwiederte, im Gegentheil fuhr er barſch heraus: „Nun was ſoll's?“ — „Meine gnädige Frau, die ſeit einer Woche hier im Bade iſt,“ redete der Fremde, „leidet an einem beſondern Uebel und liegt hart darnieder. und man hat mir gerathen, mich an Euch zu wenden.“ — „So führ' ihn zum Dokter Storch,“ ſchnauzte Henns den Rühler an, „ich bin kein gelehrter Dokter.“ — „Wir brauchen den Doktor Storch ſchon“, ſagte der Fremde betreten, „doch —“ „Nun was wollt Ihr noch viel von mir? Ich verſteh' nichts von der mediziniſchen Wiſſenſchaft, und des Dokter Fauſtus berühmter Pudel unterſtützt dieſen Mangel nicht mit ſeinen Dienſten. Der Dokter Storch aber iſt ein hochſtudirter Mann und wird Eurer Frauen aufhelfen. Gott befohlen!“ — Damit wandte er ſich und ſchritt friſch den Berg hinauf. „So hört doch Henns!“ ſagte der Rühler ihm nacheilend, „und ſeid nicht wie ein Brummbär; Ihr helft doch ſonſt den Leuten gern, warum nicht dieſem ſchmucken Mann, der Euere Kunſt auch außerdem noch in mancherlei Dingen gebrauchen würde.“ — Da überblitzten Hennſens kleine Augen raſch des Fremden Geſicht, und unmuthig erwiederte er: „Ei laßt mich heute in Frieden! Heut iſt der erſte Kirmeßtag, und da iſt's nicht fein die Leute auf der Gaſſe anzufallen. Kommt Morgen zu mir in's Thal, da wollen wir ſehen." Und rüſtigen Schritts erſtieg er den Berg und verlor ſich auf dem Schießplatz wieder unter die Menge, während die beiden alſo Abgefertigten den Weg zurück durch den Ort über die beiden Tanzplätze hin verfolgten. „Er iſt ein ungeſchliffner grober Kerl", ſagte der Mühler, „und man muß ſich oft Dinge von ihm gefallen laſſen, die wir Mühler zu ertragen ſonſt nicht beſonders geneigt ſind. Hätte man nicht allgemeine Furcht vor ſeinen übernatürlichen Künſten, er wäre vom Heiligenſtein ſchon manchmal halb todt nach Hauſe getragen worden. So aber geht er bei allen Schmeißereien leer aus." — „Wie weit iſt's bis in's Thal?" fragte der Andere zerſtreut, und ſchien in ſich gekehrt, weder auf die Worte ſeines Begleiters, noch auf das ihn umbrauſende Getöſe der Volksfreude gehört zu haben. — „Ein halbes Stündchen!" verſetzte der Mühler, „der ſchönſte Weg; ich will Euch gern begleiten." — „Ja, ſo wollen wir gleich gehen und recht eilen." — Der Mühler ſah den Fremden groß an, und fragte dann zweifelhaft, ob er recht gehört: „Was wollt Ihr, Herr Lambeck?" — „Sogleich in's Thal; wenn wir ſcharf gehen, ſind wir in einer Stunde gewiß wieder hier." — „Das können wir wohl, aber es iſt die Frage, was wir dort machen wollen? Ihr habt doch wohl Förderts-Hennſen hier geſehen und vor fünf Minuten aus ſeinem eigenen Munde gehört, daß er Euch auf morgen beſtellte? Faſt fürcht' ich, es iſt mit dem Herrn auch nicht recht richtig." — „Bis morgen, ja bis morgen!" ſeufzte Lambeck. „Das iſt noch eine lange Zeit." Dabei zog er eine herrliche mit Edelſteinen garnirte goldene Uhr aus der Taſche, ſtarrte mit düſteren Augen darauf und fuhr in jenem angeſtimmten trübſeligen Tone fort: „Erſt zwei Uhr und bis morgen! Großer Gott! das iſt eine Ewigkeit!“— „Ich begreif' Euch nicht. Eure Herrſchaft liegt nun ſchon vier Tage krank und, ſo Gott will, iſt die Frau heute nicht ſchlimmer, als am erſten Tage, und doch geberdet Ihr Euch gerade heute, ſeit ich Euch von Förberts-Hennsſen etwas erzählt, wie ſelber krank. Der Doktor Storch iſt doch wahrlich! auch nicht auf den Kopf gefallen, und verſteht ſeine Sache, wie man's nur verlangen kann. Freilich weiß er nicht, was hinter neun Schlöſſern und Riegeln geſchieht, wie Förberts-Henns, aber deshalb wird er doch wahrhaftig in den paar Stunden Eure gnädige Frau nicht in die Ewigkeit abreiſen laſſen!“ — „Ob ihr der Henns wohl hilft?“ fragte Lambeck zweifelhaft. „Es ſind nicht allein körperliche Leiden bei der guten Frau, ſonſt würde der Doktor genug ſein.“ — „Henns ihr nicht helfen?“ rief der Mühler. „Daran hört man, daß Ihr erſt ſechs Tage in der Muhl ſeid. Der hat noch Allen geholfen, welche zu ihm kamen. Ich könnt' Euch hundert Geſchichtchen hintereinander erzählen, die Euch wahrlich Glauben an Hennſen beibringen ſollten!“ — „Ei, ſo erzähle mir noch etwas von dem ſeltſamen Manne, Wilm*). Du haſt mir heut zwar ſchon Wunderdinge von ihm berichtet; aber es wird mir Glauben, Hoffnung und Beruhigung gewähren, noch mehr von ihm zu erfahren, was das Vertrauen rechtfertige, welches ich in ſo reichem Maaße in ihn ſetze und ſetzen muß.“ — „Seht, der Henns muß eine wahre Heilkraft in den Händen haben,“ begann der Rühler Burſche in einem geſchwätzigen Tone, „denn was Krankes er berührt, wird ſogleich geſund. So hatte ſich vor Kurzem ein Kittelsthäler Holzhacker mit der Axt gar arg in den Fuß gehauen; der Mann mußte nach Hauſe getragen werden. Unten bei der Raſenmühle, zwiſchen Thal und Kittelsthal, begegnet Förberts-Henns den Leuten. Kaum hat er vernommen, was geſchehen iſt, als er mit der flachen Hand über den verwundeten Fuß mehrmals hinſtreicht, und ſogleich tritt der Mann, auf Hennſens Geheiß, auf die Füße, und geht ohne alle Beſchwerden nach Hauſe. Nach wenigen Tagen war die Wunde völlig geheilt und der Verband konnte abgenommen werden. So kam der Straßenfuhrmann Deuſſing vor einigen Wochen von Lübeck; auf der Reiſe war ihm ſein ſchönſter Gaul lahm geworden. Es war gegen Abend, als er vor dem Heilgenſtein anlangte, und das Geſchirr anhielt, um mit ſeinem Knechte eine Kanne Bier zu trinken. Herr Schenk, der Wirth, brachte dies den Fuhrleuten unter die Linde herab, wo ſie ſich niedergeſetzt hatten. Indem ſie noch über das Pferd ſprachen, kam Henns gerade über die Wieſe her, um auch auf den Heilgenſtein zum Biere zu gehen, was einen Tag wie den andern Nachmittags nach drei Uhr geſchieht. Der Wirth rief ihm zu: Nun, Henns, da gibt's auch wieder was zu verdienen! Herr Deuſſing hat ein lahmes Pferd. Das ich nicht wüßte, brummte Henns mürriſch, ging zum kranken

---

*) Volksthümlich zuſammengezogen aus Wilhelm.

Pferde, ohne daß es ihm gezeigt worden war, hob ihm ſogleich den lahmen Fuß in die Höhe, ſchlug dreimal mit der flachen Hand darauf, ließ ihn wieder fahren und rief mit hoch erhobenem Arm: Jüh! und ſogleich ging der Gaul, der über vier Wochen lahm geweſen war, gleich den andern Pferden gerade, wie eine Kerze. Nun, wandte ſich Henns zum Wirth, ſeht Ihr denn unter Herrn Deuſſings Pferden ein lahmes? Aber hört nur! Er braucht oft die kranken Leute gar nicht zu berühren, ja ſie nicht einmal zu ſehen, um ſie ſogleich zu kuriren. So wurde eine Baſe von mir plötzlich todtkrank; ihr Mann ſpringt in der größten Beſtürzung ins Thal. Kaum aber iſt er über Hennſens Thürſchwelle getreten und hat noch kein Wort vorgebracht, als ihm dieſer entgegen ruft: Geht nur getroſt wieder heim, Eure Frau ſitzt am Schraubſtock und preßt Meſſerſchaalen, es hat ihr an Oeffnung gefehlt und die hat ſich nun eingefunden. Der Mann ſtand einen Augenblick mißtrauiſch, da ſchimpfte ihn Henns aus und befahl ihm, ſich heim zu ſcheeren. Der Mann ging traurig, ohne nur ein Wort geſprochen zu haben; als er aber nach Hauſe kam, war die Frau munter und geſund, wie ein Fiſch, ſaß an der Werkbank und arbeitete aus Leibeskräften, und Alles beſtätigte ſich, wie es Henns geſagt hatte." — „Es iſt unbegreiflich und ganz unerklärlich," ſagte Lambeck. „Doch für heute genug! Sei morgen in der Frühe bei der Hand, auf dem Wege ſollſt Du mir mehr von dem Wundermanne erzählen. Heute will ich Dich nicht länger um die Freuden der Kirmeß betrügen, und um Dir dieſelben viel mehr zu erhöhen, nimm dieſe Kleinigkeit von mir.“ Damit drückte er dem Burſchen einen halben Laubthaler in die Hand, und freudig ſprang dieſer davon und miſchte ſich unter die ausgelaſſnen Tänzer.

---

Im ſogenannten Zainhammer, einem der anſehnlichſten Häuſer des Orts unter dem Plan an der Hauptſtraße gelegen und mit der hintern Seite an das Waſſer ſich anlehnend, wo ein Hammer die dortigen Meſſerfabrikanten mit gezaintem Eiſen verſorgte, lag im obern Stockwerke eine junge ſchöne Frau krank zu Bette. Die Glasthüren des Alkovens waren geöffnet, die buntzitznen Vorhänge zurückgeſchlagen, die vom blau gemalten und mit güldnen Sternbildern gezierten Himmel des ungeheuren Bettes in großen Wolken herabhingen, und unter der leichten Decke ſah ein reizendes Frauengeſicht und ein voller weißer Arm hervor. Die zarte Hand aber hatte der Doktor Storch gefaßt, um der Patientin nach dem Pulſe zu fühlen. Er ſaß, ein hoher ſchlanker Mann, in einem ſeiner Größe angemeſſenen Lehnſtuhle vor dem Bette und beobachtete die Kranke mit aufmerkſamen Auge. Neben ihm ſtand die Hauswirthin, die Frau Hoffaktorin Hellmann, in einer wunderlichen Tracht, halb Rühler, halb modiſch, deren Hauptſtücke die bebänderte und gekrauste Turmeſe und der bunte damaſtene ungeheuere Reifrock ausmachten. Was den Titel dieſer Frau betrifft, ſo war er in der That nur ein leerer. Denn ihr verſtorbener Mann war nicht mehr und nicht weniger als die übrigen Handelsherrn des Orts geweſen, hatte aber, um wenigſtens mehr zu ſcheinen, ſich mit ſchwerem Gelde ein leichtes Papier gekauft, worauf geſchrieben ſtand, er dürfe ſich ferner von den Leuten Hoffactor nennen laſſen. Die Blicke der ſtrengwürdigen Frau ſprangen vom Geſichte der Kranken auf das des Arztes und es ſchien, als wolle ſie ſich aus beiden ein Reſultat zuſammenbuchſtabiren. Die Bruſt der Kranken hob ſich beim Athemholen ängſtlich, ſie ſchien oft zu horchen und ihre Augen kehrten ſich je zuweilen nach der Zimmerthüre. Alles war ſtill um ſie, und nur die Töne der Muſik und das dumpfe Brauſen des Volksjubels ſtahl ſich zum Lager der Leidenden. „Das Fieber nimmt ſchon den Abzug,“ ſagte endlich der Arzt, „aber eine unverkennbare Unruhe Ihres Geiſtes, gnädige Frau, verſtärkt die Kraft und verlängert die Dauer deſſelben.“ — „Ach Gott!“ ſeufzte die Dame, „ich hätte nicht geglaubt, daß mir das hieſige Bad ſo übel bekommen würde. Frau von Bechtolsheim in Eiſenach empfahl es mir ſo dringend und ich vertraute feſt auf ſeine Heilkraft; kaum aber hab' ich zweimal gebadet, ſo verſchlimmert ſich mein Zuſtand von Minute zu Minute.“ — „Ich möchte zweifeln, daß das Bad die Urſache dieſer Verſchlimmerung ſei; denn ſeine wirkende Kraft ſteht mit Ihrem Uebel in keinem directen Zuſammenhange, und der ſehr entfernte indirecte, welcher freilich ſtatt finden muß, könnte unmöglich ſolche heftige Wirkungen hervorbringen. Es ſcheinen mir andere Uebel zu obwalten, welche nur durch eine pſychiſche Kur zu heben wären. Sie ſelbſt, meine Gnädige, werden am beſten verſtehen, was ich damit meinen könnte.“ — Die Kranke heftete erröthend die ſchwarzen brennenden Augen auf ihre Decke und ſchwieg. Dagegen erhob die ehrſame Frau Hoffactorin ihre Stimme und ſagte mit Heftigkeit: „Sie haben ganz recht, Herr Schwiegerſohn! Das Kühler Bad hat noch Niemanden auf der Welt geſchadet, und es muß alſo mit der gnädigen Frau eine andere Bewandtniß haben.“ Dabei fixirte ſie die Kranke mit lauernden neugierigen Blicken und ſchien eine erhellende Antwort als ſchuldige Reſpectserweiſung ihrer indirecten Aufforderung mit Beſtimmtheit zu erwarten. Die ſchöne Dame warf ihr aber nur einen unwilligen Blick zu. — Ihre Unruhe wuchs ſichtlich und große Tropfen ſtanden auf ihrer ſchönen elfenbeinweißen Stirne, deren Entſtehen man zweifelhaft war, der Auguſthitze, welche durch die Fenſter prallte, oder einer innern Angſt zuzuſchreiben. Der Doktor ſagte ihr noch einige beruhigende Worte und ging dann durchs Zimmer, um nach Hut und Stock zu greifen. Die Schwiegermutter war raſch hinter ihm, zupfte ihn beim langen Rockſchoß an den Ofen, wo ſie von der Kranken nicht bemerkt werden konnten, und flüſterte ihm gleichſam in einem drohenden Tone zu: „So examiniren Sie doch endlich einmal das Weibsbild aus, damit man erfährt, wer ſie iſt und welchen Haken es mit ihr hat! Jetzt haben Sie ja die beſte Gelegenheit dazu, und dem Arzte kann ſie nichts abſchlagen, wenn Sie ihr derb auf den Zahn fühlen.“ — „Was gehen uns die bürgerlichen Verhältniſſe der Dame an,“ verſetzte der Doktor gelaſſen; „ich habe mich nur um ihren Geſundheitszuſtand zu bekümmern, und was das

Uebrige betrifft, ſo kann Ihnen Kleidung, Gepäck, Sprache, Sitten und Benehmen zur Genüge beweiſen, daß Sie keine Landſtreicherin ins Haus genommen haben; und die Empfehlung der Frau von Bechtolsheim, dächt' ich, gäbe vollends den Ausſchlag und ließe Sie keinen Augenblick in Sorgen ſein." — „Ei, in Sorgen bin ich auch gar nicht!" entgegnete die Hauswirthin, ſo heftig eifernd, daß es die Kranke wahrſcheinlich hörte, „aber eben dieſe dringende Empfehlung, dieſe Vornehmheit, die ſich im Kleinſten kund thut, läßt mich nicht mit Unrecht vermuthen, daß etwas Rechtes dahinter ſteckt, und ich muß erfahren, wer ſie iſt, und ſollt' ich zu Förberts-Hennſen ins Thal laufen und es mir ſagen laſſen. Wenn Sie aber durchaus nicht dazu zu bringen ſind, für den es ſich doch am beſten ſchickt, ſo frage ich ſie heute ſelbſt noch aus." — „Ei, wenn Sie glauben, daß ſich das für Sie ſchickt, ſo mögen Sie es immerhin thun; nur das muß ich bitten, laſſen Sie mich dabei aus dem Spiele!" — „Nun ſehen Sie nur," fuhr die neugierige Frau in gelinderem Tone fort, „ihre Krankheit könnte ſich verſchlimmern, ſie könnte ſterben; was wä- das für ein Unglück, wenn wir nicht wüßten, wer ſie wäre! Ich wollte es um Alles in der Welt nicht in ſolchem Falle mit unſerm Herrn Pfarrer Löffler zu thun haben; der würde nicht viel mit mir ſpaßen, mich beim Conſiſtorium anzeigen und, Gott wüßte, was mir daraus für Schaden erwachſen könnte!" — „Ich wüßte nicht, welcher," platzte der langmüthige Doktor doch endlich bitter heraus. „Wenn ſie ſtirbt, ſo wird ſie begraben, und damit Holla!" — „Ei ſeh' mir eins den klugen Herrn Schwiegerſohn! Als ob das ſo ſchnell ginge! Sie könnte ja katholiſch ſein — Gott ſei bei uns! und ſo lang' nicht beſtimmt ausgemittelt wäre, daß ſie im Glauben der lutheriſchen Kirche getauft und erzogen worden, würde ihr der Herr Pfarrer gewiß die Ruheſtätte auf dem Kirchhofe verſagen." — „Nun, ſo begraben wir ſie auf der eiſenachiſchen Seite." — „Glauben Sie denn, der Herr Pfarrer Schwanitz ſei in ſolchem wichtigen Punkt weniger ſchwierig, als unſer Herr Pfarrer? und überdies iſt ſie auf gothaiſchem Grund und Boden geſtorben, ſo braucht ſie der herrnörtſche *) Pfarrer nicht aufzunehmen. Kurz und gut, ohne genaue Angabe von Namen, Stand, Alter, Geburtsort, Eltern, Mann u. ſ. w. nimmt ſie keiner auf und ſoll ſie keiner aufnehmen, und deßhalb muß und ſoll ich noch heute wiſſen, wer ſie iſt!" — „Sie thun wahrlich, als läge meine Patientin ſchon auf dem Brete, und dahin kommt es nicht, das muß ich wiſſen," verſetzte der Doktor leiſer, „und deßhalb thäten Sie wohl, Ihre Neugierde wenigſtens vor der Hand in Zügel zu halten." — Die Frau Hoffaktorin wollte dieſe Derbheit mit einer noch heftigern erwiedern, dies verriethen wenigſtens ihre giftigen Augen,

---

*) Herrnort (Adj. herrnörtiſch) heißt in der Volksſprache der eiſenachiſche Theil Ruhla's. Der ganze Ort zerfällt in drei Theile oder Gemeinden: zwei ſind gothaiſch, die Utterodt und der temmeriſche Boden (tennebergiſche Theil), dieſer ſteht unter dem Amte Tenneberg; Utterodt unter den adlichen Gerichten der Herrn von Uetterodt, die dritte Gemeinde, Herrnort, iſt eiſenachiſch. Ruhla hat zwei Kirchen und zwei Pfarrer.

als Lambeck raſch ins Zimmer trat. Das unangenehme Zwiegeſpräch wurde dadurch unterbrochen und Frau Hellmann mußte den Aerger in ſich austoben laſſen. Der Diener grüßte den Arzt und die Hauswirthin nur flüchtig, ging raſchen Schritts in den Alkoven, faßte die noch entblößte Hand der Dame und drückte einen verſtohlnen, aber innigen Kuß darauf. „Biſt Du endlich da?“ fragte ſie ſehr weich und mit zitternder Stimme. „Ach! ich habe ſehnſüchtig auf Dich gewartet und Du biſt lange geblieben. Haben Dich vielleicht die Vergnügungen des Feſtes aufgehalten?“ Eine Thräne glänzte im Auge, das mit Wohlgefallen auf dem ſchönen Diener ruhte. — „Wie weh Sie mir thun können!“ rief dieſer ſchmerzlich. „Es muß Ihnen zuweilen höchſte Wonne ſein, mich zu martern.“ — „O vergieb!“ ſagte die Dame und drückte ihm die Hand; „Du weißt es ja, daß ich ein wunderliches Weſen bin. Haſt Du Nachrichten?“ — „Keine!“ ſagte Lambeck mit gedämpfter Stimme und fühlte die Hand der Herrin heftig zucken. — „O weh!“ ſagte ſie leiſe, aber der Ton verſchwamm im Seufzer, der ſich ihrer Bruſt enthob, als der Diener mit den Augen nach der lauſchenden Hauswirthin deutete. — „Mein Freund,“ ſagte jetzt der Doktor Storch zum Diener, „auf ein Wort!“ und zog ihn in das entfernteſte Fenſter. Der Hauswirthin Geſicht nahm den grimmigſten Ausdruck an, deſſen es fähig war, (und es hatte einen großen Reichthum in der Mienenſprache zum Ausdruck der finſtern Gedanken ihrer Seele), als ſie den Schwiegerſohn ſo leiſe, als nur immer möglich, flüſtern hörte, ſo daß ſie, trotz ihrer in dergleichen

Fällen wohlgeübten Ohren, nichts verſtehen konnte; nichts deſto weniger blieb ſie in Unſchlüſſigkeit ſtehen, ob ſie ſich zur Kranken, oder zum Doktor oder zur Thüre wenden ſollte, und nur ihre Blicke ſchweiften abwechſelnd nach den drei genannten Gegenſtänden, die Erſtere aber ſchien zu ſchlummern, wenigſtens hatte ſie die Augen geſchloſſen, der Zweite achtete ihrer gar nicht, und die Dritte öffnete ſich nicht von ſelbſt. Der Doktor aber fragte den Diener: „Wie lange iſt denn der Gemahl Seiner gnädigen Frau todt?“— „Es ſind nun drei Monate geweſen,“ verſetzte Lambeck betreten. — „Und ſie hat ſich ſehr über den Tod deſſelben betrübt?“— „Ueber die Maßen; denn ſie liebte ihn ſehr.“— „So iſt jedenfalls ihr großer Kummer und heftiges Seelenleiden noch eine Wirkung des unglücklichen Todesfalls.“ — „Meint der Herr Doktor, daß die Gnädige wirklich an Seelenleiden kranke?“ — Traut Er mir nicht ſo viel Scharfblick zu? Es ſind allerdings körperliche Uebel vorhanden, ſie werden aber von denen des Gemüths überboten, feſtgehalten und verſchlimmert. Hat die gnädige Frau ſich keines Eheſegens erfreut?“ — „Sie war nur ein Jahr verehlicht und dem ſeligen Herrn Baron wurden keine Vaterfreuden vergönnt.“ — „So hat die Natur ſehr wohlthäthätig für die gute ſchmerzvolle Frau geſorgt, indem ſie mit gütiger Vorſicht auf einen Erſatz des Verluſtes bedacht war, ehe er ſelbſt noch eintrat. Sobald das Fieber vorüber iſt, werde ich die Gnädige mit den ſchönſten Mutterhoffnungen erfreuen, von denen ſie jetzt noch nichts zu ahnen ſcheint. Ein großer Theil ihrer körperlichen Krankheit rührt von dieſem Umſtande her. Vielleicht heilt ein ſchöner Poſthumus Leib und Seele zugleich." — Der Diener hatte während dieſer letzten Rede des Arztes eine auffallende Beſtürzung und Verlegenheit gezeigt, die ſich endlich in einigen Seufzern löste. Stumm begleitete er den Doktor an die Thüre, und die Frau Wirthin trollte ſich hinterher, wahrſcheinlich um dem Herrn Schwiegerſohn von Neuem den Text zu leſen. Lambeck verriegelte die Thür von innen und ſchlich auf den Zehen in den Alkoven. Einen Augenblick ſtand er am Bette, in ſtille Bewunderung verſunken, dann lispelte er: „Schläfſt Du, Amalia?" — Da ſchlug die Kranke ihr großes ſeelenvolles Auge auf und lächelte den Frager an wie ein Engel. Er aber beugte ſich nieder, von unausſprechlichen Gefühlen überwältigt, und drückte ihr einen langen innigen Kuß auf die rothen Lippen, und ſie umſchlang ihn mit beiden Armen und preßte ihn heftig an die Bruſt. „Ich werde ſterben, Adolf," flüſterte ſie mit wehmüthiger Stimme, „ach! und aus den Worten der böſen Wirthin habe ich vernommen, daß man mich nicht einmal begraben wird. Nicht wahr, der gute Doktor hat es Dir auch geſtanden? Verhehl' es mir nicht, lieber Adolf, ich war ja ſtets darauf gefaßt und weiß es ohnedies ſchon." — „Ei, wie doch Dein Ohr willig hört, was Dein Herz wünſcht!" rief Adolf mit ſchmerzlicher Freude und lächelte durch Thränen. „Gerade das Gegentheil hat mir der Arzt vertraut. Du wirſt leben und Leben geben. O Amalia; Du biſt Mutter"! — „Mutter!" rief ſie überraſcht, „Mutter und noch nicht Gattin!" ſetzte ſie wieder ſchmerzlich hinzu und eine trübe Wolke flog über ihr Geſicht. — „O kränke mich nicht, Geliebte! Dein treuer Gatte liegt an Deiner Bruſt. Wozu um den Mangel der Form Dich härmen, wenn ihr ſchöner Geiſt Dir blüht? Auch ſoll ja das Sakrament unſrer Ehe nicht fehlen, ſobald wir nur aus dieſer drückenden Lage befreit ſind.“ — „Es iſt ſehr ſchlimm, daß wir auch heute keine Nachrichten erhielten“, fuhr die Kranke ablenkend fort. „Der äußerſte Termin iſt nun erſchienen, und ich hatte dieſe Nacht einen ſchönen Traum, der meine Hoffnungen faſt zur Gewißheit erhob. Und nun doch getäuſcht, und gar keine Ausſicht? Das iſt ſchlimm!“ — „Es könnte vielleicht ſein, daß Briefe von Georg bei Frau von Bechtolsheim abgegeben worden wären, welche der Poſtbothe geſtern nicht erhalten hätte. Ich werde morgen in der Frühe aufbrechen und ſelbſt nach Eiſenach gehen.“ — „Und mich verlaſſen!“ ſeufzte Amalia. „In der Gegenwart unſrer Wirthin wird mir's ſtets unheimlich; ihre Zudringlichkeit beängſtigt mich, ihre neugierigen Fragen ſetzen mich in die größte Verlegenheit. Und ſo oft Du Dich entfernt haſt, kommt ſie jedesmal unter irgend einem Vorwande: ob mir etwas abgehe? was ich wünſche? wie ich mich befinde? u. d. g. und wird mir läſtig, ja unerträglich. Ach! morgen wird ſie mich bis aufs Blut martern.“ — „Ich werde mit dem Doktor darüber ſprechen,“ ſagte Lambeck; „er iſt ein verſtändiger Mann, und wird der Junge ſeiner Schwiegermutter Einhalt zu thun wiſſen.“ — „Ich ergebe mich ja ſo gerne drein, wenn Dich morgen in Eiſenach ein Wechſel, oder eine glückliche Nachricht von Leonoren oder Georg überraſchte. Auf den ſchlimmſten Fall muß ich Dich aber bitten, dieſen Ring mit zu nehmen und zu verkaufen. Du wirſt nicht den dritten Theil ſeines Werths dafür erhalten; er iſt das letzte Andenken an eine Zeit, die ich zu vergeſſen mich künftig ernſtlich bemühen werde, und deshalb fort mit ihm! wir ſind von nun an andere Menſchen; denn auch das Letzte, was uns an jene vergangenen Tage erinnern könnte, werde in den Strom der Vergeſſenheit geſchleudert!" — „O dieſer Ring!" rief der ſchöne Mann wehmüthig, und eine ſchmerzlich ſüße Erinnerung ſtieg in ihm auf und glänzte in den Zügen ſeines edlen Geſichts. „Ich ſah ihn einſt an der Hand Deiner Mutter in der großen Cour der Kaiſerin, ein Jahr vor dem Tode derſelben. Wer damals geahnet hätte, wozu er mir jetzt dienen müßte!! Doch unſere Kaſſe iſt bis auf wenige Gulden geſchmolzen. Was liegt an dieſem Edelſtein, an dieſem Geld? es iſt Mittel zu unſerm Zweck." — „Nimm aber an," begann die Kranke zögernd, „wenn all' unſere Hoffnungen uns betrögen, wenn das Geld für den Ring auch aufgezehrt wäre, was wollten wir dann beginnen?" — „Es wäre ein ſchreckliches Loos! und ich geſtehe, ich habe auch ſchon bang daran gedacht; inzwiſchen muß man nicht gleich das Schlimmſte befürchten. Dela Renaudie hat gewiß reiche Wechſel an ein Leipziger Haus und Briefe an ſeinen Bruder und einige andere Franzoſen in Nordamerika beſorgt; der Banquier weiß nur unſern Aufenthalt nicht; ſobald ſich Georg dort meldet, händigt man ihm eine bedeutende Summe ein, welche zur Ueberfahrt hinreicht, und dort, in jenem jungen Staate, der erſt im vorigen Jahre ſich eine herrliche Verfaſſung gegeben und, nachdem er ſich die glücklichſte Freiheit erkämpft, allen Europäern die Arme entgegen breitet, ihnen eine Freiſtätte anbietend, dort können und werden wir ruhig und glücklich leben. Mein Name, meine Empfehlungen werden mir bald Bekanntſchaft und Anſehen verſchaffen, und weiß man uns erſt geborgen, ſo werden wir von Wien aus gewiß reichlich unterſtützt, ſo daß wir ein gutes Etabliſſement beginnen können. Selbſt der Kaiſer, der mit ſeinem freiſinnigen Geiſte jetzt ſicherlich nur der Form nach uns entgegen ſein kann, wird uns dann ſeine Huld und Gunſt nicht verſagen.“ — „Ich zweifle daran,“ verſetzte die Dame; „denn hat er auch in allen andern Dingen die lieberalſten Anſichten, ſo iſt er doch hinſichtlich der Geburt und des Standes ſo ſchwierig und eigenſinnig. Sie ſeine Mutter, und ich befürchte, daß er uns unſern Schritt niemals verzeihen wird; und wollte er auch, ſo würde ihn mein ſtolzer Vater ewig daran hindern.“ — „Wir wollen auch darauf nicht bauen, ſondern auf die eigene Kraft. Die junge amerikaniſche Republik braucht Männer von Kopf und Herz. Die Thätigkeit meines Geiſtes und meiner Hände ſichert uns einen zureichenden Erwerb, und für Dich arbeiten wird mir Seligkeit ſein, mir unſern Unterhalt verdienen, wird mein Dlück und meine Liebe zu Dir erhöhen, wenn dies anders noch möglich iſt. Schwämmen wir nur erſt auf der See und das Land verſänke hinter uns in die graue Fluth, wo man uns um unſrer Liebe willen wie Verbrecher verfolgt, und unſern Namen brandmarkt!" — „Wenn aber nun Georg ohne Wechſel und Briefe von Leipzig zurückkehrt, ſelbſt wenn Leonore — — ?" — „Es iſt bedenklich und hat mich, ich geſtehe es Dir, ſchon ängſtlich gemacht, daß er noch nicht hier iſt. Leipzig iſt nur neunzehn Meilen entfernt; er hätte bei mäßig ſchneller Reiſe uns noch in Eiſenach treffen können, und ſchon ſind wir ſechs Tage hier, und noch iſt weder ein Brief von ihm, noch er ſelbſt da. Auf ſeine Ehrlichkeit möchte ich kühn Häuſer bauen; er hat ſich mir in ähnlichen Fällen ſtets treu und rein wie ächtes Gold bewährt. Vielleicht iſt ihm aber etwas zugeſtoßen? Wer kann vor des Himmels Schikkungen! Doch noch unerklärlicher iſt es mir, daß Lorchen noch nicht wieder von Caſſel zurück iſt. Sie hätte beſtimmt geſchrieben, wäre ihr etwas Widriges begegnet; und Caſſel iſt nur zehn Meilen." — „Sie wird den Schmuck vielleicht nicht haben verkaufen können; man hat ihr zu wenig darauf geboten, und ſie iſt damit an einen andern Hof gereiſt." — „Es ſei nun, wie ihm wolle; es muß ſich dieſer Tage aufklären; dieſe Ungewißheit iſt mir ſchier das Aergſte. Aber ſieh' ich wollte ſelbſt nach Leipzig, ich wollte den Schmuck mitnehmen und hätte ihn dort oder in Dresden gewiß am beſten veräußert, aber, —" — „O Adolf! mache mir um die zärtlichen Beſorgniſſe meiner Liebe keine Vorwürfe! Von Dir getrennt zu ſein, iſt mir ärger als Tod, und ich zittere ſchon vor dem morgenden Tage, wo ich Dich entbehren ſoll." — „Ich habe ſchon hin und her überlegt," ſagte der ängſtliche Mann nach einiger Zeit, „ob ich mich nicht der Frau von Bechtolsheim morgen ganz entdecke! Sie hat ſich Dir als eine höchſt liebenswürdige Frau, ſehr theilnehmend und von Einfluß beim weimariſchen Hofe gezeigt.“ — „Nein, durchaus nicht!“ rief Amalia heftig. „Gegen dieſe Entdekkung fühle ich eine ſtarke Abneigung, eine böſe Ahnung, die, wie Du weißt, mich noch niemals betrogen hat. Der Herzog von Weimar hat kein perſönliches Intereſſe für uns. Er würde jedenfalls der von Wien aus beſtochenen öffentlichen Meinung mehr Glauben beimeſſen, als uns. Außerdem iſt er vom Kaiſer abhängig und dürfte mit gutem Gewiſſen nicht gegen den Willen deſſelben handeln. Das mindeſte Uebel, welches aus ſolcher Entdeckung entſtehen könnte, wäre: abgewieſen zu werden; und das würde meinem Stolze unerträglich ſein. Lieber will ich Mangel und Noth leiden, lieber zu Fuße von hier aus in eine Hafenſtadt wandern und einem rohen Schiffskapitain die Kniee umklammern, daß er uns um Gotteswillen nach Amerika mit hinüber nimmt, lieber dort mit meinen Händen arbeiten, als mich von einem deutſchen Fürſten, den ich um Hülfe angeſprochen hätte, zurückgewieſen zu ſehen. Gott! und wenn man uns gar auszuliefern im Stande wäre! Wenn ich Dein Haupt unter dem Beil des Henkers müßte ſpringen ſehen! Hu! mir vergehen die Sinne ſchon vom bloſen Gedanken.“ — „Amalia“! rief Adolf beſtürzt, „ermanne Dich und hör’ auf, mit den ſchwärzeſten Farben zu malen. In dieſem friedlichen Thale, mitten zwiſchen dieſen hohen Bergen ſucht uns Niemand, ſind wir vor aller Verfolgung ſicher. Und wir ſind noch reich genug, unsdas einfache Leben hier, wo alle Bedürfniſſe ſo billig ſind, noch eine lange Zeit zu friſten.“ — „Zum Herzog von Gotha hätte ich noch eher einiges Zutrauen,“ fuhr die Kranke fort, „ich lernte ihn im Frühling des vorigen Jahres in London kennen, wohin ich meinem Vater, wie Du weißt, gefolgt war. Sein edler, trefflicher Sinn hat mich damals ſehr angeſprochen, auch ſchien ihm meine Unterhaltung zu gefallen, und an öffentlichen Hoftagen ſprach er faſt nur mit mir. Wenn ich mich, jedoch perſönlich — an ihn wendete —“ — „Es iſt kaum eine Stunde her, als ich ihn hier ſah.“ — „Er iſt hier?!“ rief die Dame erſtaunt. „Warum haſt Du mir das nicht eher geſagt. Schnell einen Bogen Papier! Ich ſchreibe ihm einige Zeilen. Du eilſt’ ſie ihm zu übergeben und ich bin feſt überzeugt, daß uns geholfen iſt!“ — „So warte doch wenigſtens noch Morgen ab. Ich habe meine guten Gründe, theuere Amalia, jeden entſcheidenden Schritt bis nach Morgen zu verſchieben. Komm ich morgen Abend ohne alle Hoffnungen von Eiſenach zurück, ſo will ich gleich zum Herzog und ihm unſer Loos ganz anvertrauen. Sein allgerühmter Edelmuth wird an uns nicht unbewährt bleiben.“ — „Nun ſo ſei es!“ ſagte Amalia, und froh des gewonnenen Entſchluſſes, ſanken ſich die Liebenden in die Arme und der Augenblick des geiſtigen Genuſſes würde zur ſeligen Stunde der glücklichſten Vergeſſenheit alles Harms geworden ſein, hätte ſie ein Pochen an der Thüre nicht von einander geſcheucht. Amalia erheuchelte einen tiefen Schlaf und der angebliche Diener ſchlich auf den Zehen davon, um zu öffnen. Der Doktor Storch trat mit mehreren Medicamenten herein, die er in ſeiner Hausapotheke für die Patientin zubereitet hatte.

Als die Sonne am andern Morgen über den hohen Breitenberg ſtieg und ins Ruhlathal hinabſah, boten ihr der flinke Wilm und der in ſich gekehrte Lambeck ſchon einen Gruß vom Wege nach dem Heilgenſtein. Wilm wurde nicht müde, Geſchichten von Förberts-Hennſen zu erzählen, deren eine immer die andere an Wunderbarkeit übertraf. Durch ſo viel Ereigniſſe belehrt, die alle für eine übernatürliche Kraft oder Wiſſenſchaft dieſes ſeltſamen Mannes ſprachen, ſah Lambeck immer mehr ein, daß hier doch etwas Höheres als gewöhnliche Marktſchreierkünſte im Spiel ſei; aber er ſollte bald ſelbſt von Allem überzeugt werden, was ihm nach der Erzählung ſeines Begleiters noch unglaublich vorkam. Als ſie auf dem Höhenrücken, der zwiſchen Heilgenſtein und Thal, dicht am Dorfe ſich hinzieht, ſtanden, und in den ſanften Grund hinabſahen, waren das Herrenhaus, das Gerichtshaus und das Wirthshaus, nebſt den dazwiſchen liegenden und am Berge gegenüber hängenden Häuſern und Hütten, eben von den ſchönſten Tinten des Morgens übermalt. Die hohe Warte des Scharfenbergs glänzte roth angeſtrahlt gerade an der Seite, wo ſie der Zahn der Zeit zu nagen begonnen, und das graue Geſtein tauchte in Glut. Lambeck warf einen Blick in die Tiefe, und überraſcht von der Schönheit des Bildes, welches ſich ihm plötzlich darbot, ſtand er ſtille, hielt die Hand vor die Augen, gleichſam, als müſſe er ſich auf etwas beſinnen oder ſich ſammeln, und mit mehr Würde, in erhabener Stellung gab er ſich dann dem Genuſſe des Schauſpiels hin. „Das iſt alſo Thal, wo der ſonderbare Mann wohnt, von welchem Du mir ſchon ſo viel erzählt haſt?“ fragte der Ueberraſchte nach einigen Minuten. — „So iſt's,“ verſetzte Wilm. — „Fürwahr, einladend genug, um hier einige Jahre glücklich zu träumen. Hier möchte ich wohnen; vom Gipfel dieſes Berges, auf welchem der ſtolze Thurm ſich erhebt, möcht' ich jeden Morgen die Sonne begrüßen und ihr jeden Tag von dort den Scheidegruß zurufen.“ — „Ja, das iſt ein altes Neſt,“ verſetzte der Mühler, „ſonſt ſollen Raubritter drauf geſeſſen ſein, und der Herr im Himmel mag allein wiſſen, was damals allerlei Böſes da oben iſt getrieben worden! denn wie die Thälſchen verſichern, ſoll's nicht geheuer um den Thurm ſein. Ja zuweilen rollt gewiß in der Mitternacht ein brennendes Faß vom Berge herab, und es ereignet ſich ſonſt noch mancherlei Unfug, der nur von Geiſtern angeſtellt werden kann. Man will auch zuweilen in wilden ſtürmiſchen Nächten Förberts-Hennſen hinauf- und herabſteigen geſehen haben; was er aber oben getrieben, weiß kein Menſch, und gewiß iſt's auch nichts, was andern Leuten zu wiſſen frommt. Was man ſo ſagen hört, iſt, er citire oben die Geiſter der alten Raubritter und ließe ſich von ihnen Vieles berichten, was er doch ohne Hülfe der Geiſter nicht wiſſen kann. Daß er aber Verſtorbene zu citiren verſteht, iſt eine ausgemachte Sache. Schönjöck und der Obermüller ſind einmal dabei geweſen. Förberts-Henns ſoll drei ſehr große, in Schweinsleder gebundne Bücher haben, worin Bannformeln, Geiſtercitationen und die unerhörteſten Dinge ſtehen. Einsmals hat er ein ſolches Buch, es ſoll der Höllenzwang geweſen ſein, auf dem Tiſche in der Wohnſtube unachtſam liegen gelaſſen. Ein Junge aus dem Thale kam in ſeiner Abweſenheit ins Haus, ſchlug das Buch auf und las darin. Da kamen eine Menge Raben vor das Haus, ſetzten ſich in die Bäume auf dem Platz vorm Hauſe, ſchrieen, klammerten ſich an die Fenſter und hackten mit den Schnäbeln an die Glasſcheiben, und wollten durchaus in die Stube. In demſelben Augenblick kam Henns außer Athem hereingeſtürzt, gab dem vorwitzigen Jungen Ohrſeigen, ſchlug das Buch zu und verſchloß es ſchimpfend und ſcheltend in ſein geheimes Kämmerchen. Ich könnte Euch wohl noch Manches von dieſen Büchern erzählen, wären wir nicht im Dorfe; ich will's drum auf den Heimweg verſparen und Euch lieber von den Häuſern hier was ſagen. In dieſem großen Hauſe, links, wohnt der Richter Thielemann, ein übler, zorniger Patron, der niemals Gnade für Recht ergehen läßt, und mit welchem Förberts-Henns ſchon viel ſchlimme Händel vorgehabt hat; unten wohnt Klemm, der Landknecht *), der hat als preußiſcher Huſar den ganzen ſiebenjährigen Krieg mit durchgemacht, und ſo könnt Ihr Euch denken, daß er eben der Beſten auch Keiner iſt; hier hinten ſind die Gefängniſſe, das Loch und der Narrnskoven **), und oben, wo Ihr den ſteinernen Altan heraus gebaut ſeht, iſt die Gerichtsſtube. Nun rechts um die Ecke herum; dieſe Mauer ſchließt den ganzen Edelhof ein; dort iſt das Thor. Seht' gerade über, das rothe Backſteinhaus iſt das Schloß des Herrn von Uetterrodt, rechts iſt das Haus des Pachters und die Wirthſchaftsgebäude. Wir werden bald an Förberts-Hennſens Häuschen ſein. Dieſer helle Bach führt uns hin; er kömmt dorther und fließt vor ihm vorüber. Dahier vorn, das iſt das Pfarrhaus; der Herr Pfarrer Fiedler iſt ein grundgelehrter Mann; ich hörte einmal, er verſtehe vier und zwanzig Sprachen; aber er könnte deren noch mehr verſtehen, Rühler kann er doch nicht ſprechen lernen, und wenn er ſein ganzes Leben dran ſtudiren wollte; denn wer nicht unter uns aufgewachſen iſt, lernt's nimmermehr. Dort oben in der grünen Ecke wohnt der Jäger Braun, der hat Förberts-Hennſen manchmal bei Nacht und Nebel im unwegſamen Forſte und in engen quellreichen Thälern wie einen Träumenden herumſchleichen ſehen; da ſucht er, wie man ſagt, eine Wunderblume, mit welcher er gleichwie mit einem Schlüſſel die Berge öffnet und Nächte lang in den kryſtallenen Schlöſſern tief im Bauche derſelben umherwandelt und alle Geheimniſſe der Oberwelt erfährt. Herr Braun hat einmal an einem frühen neblichen Morgen ein Wild zu ſehen gemeint; friſch legt er an und drückt am Schnepper, aber das Schloß iſt wie angenagelt, er mag drücken wie er will, es geht nicht los. Indem er ärgerlich noch damit beſchäftigt iſt, tritt Förberts-Henns aus der Hecke, woher der Förſter das Wild erwartet, grüßt: guten Morgen! und geht mit einem höhniſchen Lächeln vorüber. Doch ſtill, nun! Seht, rechts über dem Bache das kleine Haus! Es ſteht etwas weiter hinten nach dem Berge zu, als die andern. Dort wohnt Heuns.“ — Der geſprächige Burſche ſchwieg; zwiſchen den dürftigen Häuſern hin gingen beide, und Lambecks Augen ſchweiften hinüber nach der bezeichneten Hütte, bis der Fußpfad nach derſelben abbog und ſie über den kleinen ſteinernen Steg des Baches vor der Wohnung des Wundermannes anlangten. Mit einer ſonderbaren Scheu trat Lambeck in das geöffnete Häuschen, der Burſche verweilte auf dem mit ſpärlichem Raſen bewachſenen, mit mehreren ſtarkbelaubten Bäumen bepflanzten und mit Holz, Reiswellen und einigen Geräthſchaften des Landbaues belegten Platze vor demſelben. Als der Fremde in die kleine, von rohem, unebenem Boden gebildete Hausflur getreten war, öffnete ſich die einfache, unangeſtrichene Thür zur Rechten, und der Mann, den er geſtern im Sonntagsſchmuck geſehen, ſtand jetzt im Hauskleide vor ihm, welches aus einer grauen Leinwandjacke und Weſte, abgetragenen und ſchmutzigen Lederbeinkleidern, herabhängenden leinenen Strümpfen und ein Paar alten weiten Schlumpſchuhen beſtand. „Tretet nur hier herein, mein Herr,“ ſagte Förberts-Heuns, mit einem gewiſſen Anſtrich von höflicher Freundlichkeit, welche um ſo mehr in ſeinem düſterfaltigen Geſichte auffallen mußte, da eigentlich von Natur keine Spur derſelben in ihm zu liegen ſchien. Lambeck bot einen guten Morgen, welcher mit einem: großen Dank! erwiedert wurde, und ſomit ſtand der Fremde auch ſchon in der kleinen engen Stube, in welcher ſechs bis acht Kinder, faſt alle weiblichen

---

*) Gerichtsdiener.

**) Enges Zwangsgefängniß.

Geſchlechts, halb oder auch gar nicht angekleidet, ſich munter herumtrieben, eben beſchäftigt, ihr frugales Frühſtück zu verzehren. In der Ofenecke ſaß die Frau, deren Jugend ſchon lange verblüht war, und reinigte das kleinſte der Kinder, einen Knaben. „Andort!“*) ſagte Henns, „rücke dem Herrn hier einen Stuhl!“ Die Frau that's, doch mit einem Gemiſche von Verwunderung, Neugierde, Freundlichkeit und Ehrerbietung im Geſichte, ſo daß Lambeck darinnen deutlich leſen konnte, ſolche Ehre widerſahre von ihrem Manne wohl ſelten einem Gaſte. „Setzt Euch, mein Herr,“ fuhr Henns fort, und Du „Andort!“ — Dabei deutete er der Neugierigen mit den Augen nach der Thüre. Zögernd und trotzigen Anſehens verließ ſie mit den Kindern die Stube und ſchlug die Thüre unartig zu. — „Wir ſind allein, mein Herr Graf,“ begann jetzt der Wundermann, „und ich kann Euch jetzt unverholen ſagen, daß Eure Sachen, im Ganzen genommen, nicht vom Beſten ſtehen.“ Der Fremde war bei dieſer Anrede todtenbleich geworden. „Wie?“ ſtammelte er mit der größten Mühe, „wie? unbegreiflicher Mann, Ihr wißt ———? „Daß Ihr der ungriſche Graf A———“ „Um Gotteswillen! ſprecht den Namen nicht aus. Eure Frau könnte ihn hören, oder dieſer Burſche da drauſen; die Wände könnten ihn weiter tragen, und ich wäre verrathen und verloren; o was ſag' ich von mir! ein anderes Leben wäre zu Grunde gerichtet, welches tauſendmal mehr werth iſt als das meinige, und noch eins, deſſen Keim ſich erſt zu entwickeln begonnen hat. Aber wie kommt Ihr zur Kenntniß meines Standes und Namens, hier zwiſchen dieſen Thüringiſchen Bergen, aus welchen Ihr jedenfalls noch nicht hinausgekommen ſeid?" — „Es wäre nicht gut, wenn mir nur Euer Stand und Namen bekannt wären. Nur allein durch die genaueſte Kenntniß Eurer Schickſale kann es mir möglich ſein, Euch zu dienen und nützlich zu werden. Soll ich Euch noch ſagen, Ihr ſeid der zweite Sohn Eurer Eltern, von denen nur noch die Mutter und zwar in Preßburg lebt? Ihr habt noch zwei Brüder und eine Schweſter; Ihr wart Leibpage der Kaiſerin Maria Thereſia, dann ihr Kammerherr, nach ihrem Tode Huſaren-Hauptmann der ungriſchen Garde. Eure Braut aber iſt —" — „Menſch! ſchweige! ſprich auch dieſen Namen nicht aus! Sein Klang würde mir die Seele zerreißen. Ich weiß genug, um Dir nun Alles zu glauben. Ein guter Genius oder ein böſer Dämon flüſtert es Dir zu; aber ſei wie ihm wolle: mein Schickſal liegt vor Dir offen, ſag', was ſoll ich thun?" So rief der Fremde, ganz außer ſich und fühlte ſeinen Kopf von einer fieberhaften Hitze überſtrömt. — „Nicht ſo laut, mein Herr!" erinnerte ihn Henns mit einem ſpöttiſchen Lächeln. „Meine Andort iſt nicht die beſte. Sie könnte, durch Euer Schreien aufmerkſam gemacht, den nicht ungewöhnlichen Einfall bekommen, uns zu belauſchen. Hört mich alſo ruhig an! Was mir zu ſagen vergönnt iſt, ſollt Ihr erfahren. Dann dringt aber nicht mit thörichten Fragen in mich. Es würde vergeblich ſein; ich könnte Euch nicht eine derſelben beantworten." Das Folgende ſprach er leiſer und zu Lambeck hingebogen, ſo daß dieſen nicht allein ſein ſtechender Blick, ſondern zuweilen auch der Hauch ſeines Athems traf und den immer heftiger Erſtaunenden und Ueberraſchten mit einem oft wiederkehrenden Schauer erfüllte. „Was Euch der Doktor Storch geſtern geſagt, hat ſeine Richtigkeit," fuhr Förberts-Henns fort. „Ihr ſeid Vater. Die Uebel Eurer Geliebten rühren theils von ihrem körperlichen Zuſtande, theils von der Bangigkeit her, in welche ſie ihre jetzige Lage verſetzt hat. Ihr Leute, die ihr im Glanz und in der Wärme der Herrſcherſonne aufgewachſen und gediehen, aber auch verzärtelt ſeid, könnt die kalte und feuchte Nacht des Ungemachs nicht vertragen. - Ein Windſtoß wirft euch ſchon um. Doch getroſt! Die Krankheit Eurer Braut vermag der Doktor Storch ſchon zu heben; es hat keine Noth damit. Zum Ueberfluß und zu Eurer Beruhigung will ich Euch hier ein kleines, an dieſem blauen Faden befeſtigtes Päckchen geben; hängt es ihr um den Hals auf die bloße Bruſt, und ihre unerträgliche, heftige Angſt wird ſich legen. Aber fürwahr! weit wichtigere Dinge nehmen meine Hülfe für Euch in Anſpruch. Der Mann, welchem Ihr die Beſorgung Eurer Angelegenheiten ſchriftlich auftrugt — er iſt ein Franzoſe — iſt durch dieſen Euren Brief zufällig verrathen und verhaftet worden; er konnte Euch demnach die verlangten Wechſel nicht ſchicken und Ihr habt von Wien aus gar nichts zu erwarten. Ja, aber auch in dem Falle, daß die Wechſel gekommen wären, würden ſie doch ſchwerlich in Eure Hand gelangt ſein; denn Euer Diener iſt eben ſo wenig ehrlich, als die Kammerjungfer Eurer Braut. Beide hatten ſich beredet, mit dem ihnen anvertrauten Gut zu entwiſchen. Das Mädchen iſt gar nicht nach Caſſel gereiſt, ſondern hat den theuren Schmuck wo anders hin verkauft. Er iſt in guten Händen, und Ihr werdet ihn wieder bekommen, nur nicht ſogleich. Einen Theil des erlösten Geldes wird Euch das Mädchen über lang oder kurz ſelbſt bringen, doch nur um Euch in eine größere Falle zu locken. Hütet Euch vor ihr, ſie iſt eine Schlange!"

---

*) Zuſammengezogen aus: Anna Dorothea.

Henns ſchwieg und ſtand vom Stuhl auf; Lambeck war in düſtre Gedanken verſunken. Die Worte des Unbegreiflichen hatten ihn plötzlich aller Hoffnung beraubt. Er ſah nichts als Nacht, undurchdringliche Nacht, und nicht die Ahnung eines tröſtenden Sternes durchleuchten. Was ſollte er beginnen? Fehlten ihm doch die Mittel zu den unentbehrlichſten Lebensbedüfniſſen! In dieſer furchtbaren Angſt, die plötzlich wie Felſenmaſſen ſich über ſein Herz wälzte, entfuhr ihm die verzeihliche Frage: „Wie aber ſollen wir glücklich aus dieſem verzweifelten Labyrinthe kommen? Sagt mir, was ſoll ich anfangen?" — „Ich ſagte Euch gleich von vorne herein, Ihr ſolltet mir nicht mit Fragen beſchwerlich fallen!" verſetzte Henns mürriſch. „Ihr Menſchen könnt nie genug haben. Ihr dürftet einen Sack mit Geld auf der Straße finden, und kaum hättet ihr Euch vom Erſtaunen darüber etwas erholt, ſo verlangtet Ihr, nun ſolle es Goldſtücke vom Himmel regnen. Wollt Ihr, daß ich Euch zu Gefallen ein Gott ſei? Guten Morgen!" — Erbittert über die ungeſtüme Unhöflichkeit des Mannes, dem ſein ganzes Herz zu ſchenken, er ſchon ſo geneigt geweſen war, hart berührt und erkältet von der gemeinen Rohheit, verließ Lambeck Stube und Haus. Mit ſich ſelbſt grollend, daß ſein Schickſal in den Händen eines Mannes aus der niedrigſten Volksklaſſe liege, obgleich er ſich die Beruhigung gebe mußte, daß er es nicht hineingelegt, und mehr und mehr dafür geſtimmt, all Thun und Weſen deſſelben für eitle Betrügerei zu halten, wiewohl er ſich nicht die entfernteſte Möglichkeit einer ſolchen in ſeinen eignen Angelegenheiten denken konnte, und auf dieſe Art in einen höchſt unangenehmen Widerſtreit mit ſich ſelbſt verſetzt, ſchritt der ſo ſeltſam entlarvte Fremde wieder über den Bach zurück, ſeinem muntern Begleiter nach, welcher ſchon eine kleine Strecke vorausgeeilt war. Ganz unentſchloſſen, was er nun thun ſolle, horchte er nicht auf die Frage des Rühler, wie ſeine Sache abgelaufen, und wie er Förberts-Hennſen gefunden? „Euch muß eben nicht viel Tröſtliches zugekommen ſein,“ fuhr Wilm fort; „denn Ihr ſeht ganz verteufelt deſperat aus. Das iſt wahrlich ein ſchlechtes Kirmeßgeſicht, und heute iſt in der Ruhl der luſtigſte Tag. Wir wollen eilen, um bald heimzukommen, damit Ihr Euch die Grillen vertrinken könnt. Ein andermal iſt Euch der alte Hundsfott gewogener. Hängt den Kopf nicht, wie ein zuſammengebiſſener Gickelhahn oder ein an der Leimruthe klebender Fink. Wenn Euch auch Förberts-Henns ein ſcheel Geſicht ſchnitt, ſo klopft Herr Urian nicht gleich an Eure Thür!“ — „Es iſt wahr,“ verſetzte Lambeck; „ein Mann ſoll ſich von keinem Unglück niederſchmettern laſſen. Du richteſt mich, der ich jetzt zu ſinken begann, durch Deine Zuſprache wieder auf. Ich habe einen Entſchluß gewonnen.“ — „Nun, und darauf ſeid recht luſtig heute; denn glaubt, der heutige Tag iſt für die

Ruhl der beſte im ganzen Jahr. Ihr ſollt Euch wundern, was heute Alles losgelaſſen wird! Seht doch, da kommen auch vornehme Leute aus dem Herrnhof! Die gehen ebenfalls in die Ruhl und haben ſich fürwahr früh auf die Beine gemacht; das will viel heißen bei ſolchen Leuten, und ſchon daraus könnt Ihr abnehmen, welche Luſt es heute von früh an gibt, weil dieſe keine Viertelſtunde derſelben einbüßen mögen." — Aus dem weiten, mit alten freiherrlichen in Stein gehauenen Wappen gezierten Hofthore waren mehrere Herren und Damen, von Dienern gefolgt, herausgetreten. Alle waren koſtbar nach den neueſten Moden gekleidet, und zwei von den Erſtern trugen Uniformen. Im Geſpräch gingen ſie ſehr langſam an der Mauer hin, nach dem Gerichtshauſe zu; Lambeck ſah ſich alſo genöthigt, ſie zu überholen. Höflich mit dem Hut grüßend, ſtrich er raſch an der geſchmückten Geſellſchaft vorüber, ohne nur ein Glied derſelben genauer zu betrachten. Wilm trabt an ſeiner Seite mit entblößtem Haupte, die Mütze in der Hand; indem ſie aber um die Ecke in den Hohlweg nach dem Heilgenſtein zu einbogen, rief einer der Herrn hinter ihnen: „He Burſche Du, biſt Du nicht ein Rühler? Komm her!" Wilm zog flugs wieder ſeine grauwollne, mit rothen und blauen Streifen umränderte Sackmütze vom Kopf und ſprang zurück, während Lambeck ſeinen Weg langſam fortſetzte. Er hatte noch nicht den Damm erreicht, wo der Weg nach dem Kloſter abgeht, und dicht an dem den Fuß der ſchroffen Bergwand des Schoßbergs benetzenden klaren Bache hinläuft, als ihn der Rühler ſchon wieder mit haſtigen Sprüngen einholte. „Denkt nur," begann er athemſchöpfend, „die klugen Leute wollten mich doch über Euch ausfragen, aber ich hab' ihnen Eins auf die Naſe gebunden, wie ſie's von einem ächten Rühler eigentlich auch gar nicht anders erwarten dürfen, haben ſie ſich Menſchenkenntniß und Erfahrung in unſern Bergen geſammelt!" — „Nun, was fragten ſie Dich?" äußerte ſich Lambeck ängſtlich. — „Der Dicke in der Uniform iſt Niemand anders, als der Oberſte von Uetterodt aus Gotha, der Gutsherr; er war's, der mich rief und mich befragte, ob der Herr dort ein Rühler oder ein Fremder ſei und ob ich ihn kenne. Ich antwortete: allerdings kenn' ich ihn, obgleich er kein Rühler iſt. „„Nun wer iſt er denn?"" fragte jetzt eine ſehr ſchmucke, junge Frauensperſon haſtig. Mein Vetter, der Pfarrer aus Gumbelſtadt, entgegnete ich der Neugierigen. „„Seltſam!"" rief ſie geziert, „„größer kann unmöglich die Aehnlichkeit zwiſchen Menſchen ſein. Wenn man nicht gewiß wüßte, der Graf ſei in Venedig ergriffen worden, als er ſich eben einſchiffen wollte, ſo hätte ich einen Augenblick verſucht ſein können, dieſen ehrwürdigen Pfarrherrn für ihn zu halten. Der gute Seelenhirte ahnt wohl ſchwerlich, mit welcher wichtigen Perſon er eine ſo täuſchende Aehnlichkeit hat!"" Sie ſchwatzte noch viel von einem Grafen und einer Prinzeſſin, ich hörte nicht darauf, ſondern lachte mir ins Fäuſtchen und ging davor. Wohl bekomm's! So fragt man ehrliche Leute aus. Wollen ſie wiſſen, wer Ihr ſeid, mögen ſie ſelbſt zu Euch kommen!" Lambeck faßte ſich, ſo gut er vermochte; und um dem Burſchen ſeine Verlegenheit nicht merken zu laſſen, ſtimmte er mit in das Lachen ſeines Begleiters ein. Auf dem Heilgenſtein an, gelangt, ließen ſie ſich eine Kanne wohlſchmeckendes Bier reichen, und der Mühler zog luſtig aus dem blankgeſcheuerten, fein bereifelten Holzkrug und klapperte wohlgemuth mit dem Deckel deſſelben. „Woher ſchon in der Frühe?“ fragte der dicke Wirth. — „Von Förberts-Hennſen, Herr Schenk,“ entgegnete Wilm. — „Der war geſtern Abend mein letzter Gaſt, ſo wie Ihr heute früh die erſten. Der wunderliche Kerl hat die Nacht gewiß wieder verteufeltes Zeug getrieben! Es war gegen Mitternacht, als er aus der Muhl hier ankam, mich, als ich ſchon mit einem Beine im Bette ſtand, noch um eine Kanne Bier plagte, und ſich mäuſchenſtill in eine Ecke ſetzte, um ſie zu zechen. An ſeinem Gange nahm ich wahr, daß er etwas im Oberſtübchen mit von der Mühler Kirmeß gebracht, was keinem Chriſtenmenſchen zu verargen iſt. Sonſt pflegt aber Henns in dieſem Zuſtande ziemlich luſtig zu ſein, zu ſchwatzen und zu ſingen, und wenn er einen Hieb hat, erzählt er in einer Stunde mehr, als mit nüchternem Kopf in einer Woche. Ich kenn' ihn wohl beſſer, wenn er betrunken, als wenn er nüchtern iſt. Aber geſtern Abend war er von ſich ſelbſt das Gegentheil; er verlor kein Wort, dankte mir auf mein: Wohl bekomm's! nicht und antwortete nicht, als ich ihn fragte, ob ihm was widerfahren ſei. Ich merkte nun wohl, daß es nicht recht richtig mit ihm ſei, und ich weiß ſelber nicht, wie mir's wurde, mich wandelte ein wahres Grauen an, ſo daß ich ebenfalls ſchwieg. Er ſtierte vor ſich hin in das Licht, trank aus, legte das Geld auf den Tiſch, und ging mit einem mürriſchen Gutenachtgruß. Ich ſah ihm aus dem Fenſter nach und der Mond ſchien hell genug, um zu erkennen, daß er nicht über die Wieſe hinüber nach dem Thale, ſondern hinab nach der Raſenmühle zu ging. Der Henker mag wiſſen, was er da unten treibt, aber man hat ihn ſchon oft beim Wittgenſtein herumkriechen ſehen.“ — „Es ſoll zuweilen da umgehen,“ fiel Wilm ein, „und eine verwünſchte Prinzeſſin aus dem Steine herauskommen.“ — „Eine Prinzeſſin?!“ fuhr hier Lambeck wie aus einem Traume auf. „Wo iſt der Wittgenſtein?“ — „Wenn Ihr hier die Wieſe hinab geht,“ demonſtrirte der Wirth, „ſo kommt Ihr unten an eine einſame Mühle, die Raſenmühle genannt, der Weg weiter zieht ſich um einen Rain herum, Ihr kommt an den Fluß; gegenüber liegen die beiden Ebertsberge, rechts am großen hin geht der Weg nach Schönau über den ſogenannten Schönauerberg, links im Thale hinab kommt Ihr nach Farrnroda, zwiſchen beiden Wegen, am Abhange des Schönauerbergs, dem Farrnröder Weg auf der einen Seite und dem Schönauer, auf der andern gerade gegenüber, dicht über dem Waſſer und den Erlen und Weidenbüſchen, hängt ein vielzackiger und geſpaltener Felſen herab; das iſt der Wittgenſtein. Ein Schloß ſoll vor langen Zeiten da geſtanden haben, und Leute, die noch leben — wenn man ſie nur alle beim Namen wüßte! — haben die in den Stein gebannte Prinzeſſin oder Jungfrau mit ihren leibhaftigen Augen geſehen. Auch Hansjür, der Kloſterknecht, behauptet, ſie ſei ihm vor längerer Zeit einmal Abends im Zwielicht erſchienen, als er von Farrnrode heraufkam. Es iſt da am Felſen, dem Ebertsberg gerade gegenüber, ein ſteinernes Brückchen über das

Waſſer; damit hat's auch eine wunderliche Bewandtniß! Denkt Euch, in der dickſten Finſterniß mancher Nächte haben Leute, welche ſich verſpätet, am obern Ende des Stegs ein hellbrennendes Licht ſtecken geſehen, ſo daß ſie ihn deutlich erkennen konnten. Andere aber, vielleicht Gottloſe, oder denen die Prinzeſſin nicht gewogen, ſahen weder Licht noch Steg und fielen ins Waſſer. Vor ein Paar Jahren kam ein Mann — es war ſchon weit in Herbſt hinein — ſpät in der Nacht noch hereingekeucht und zitterte am ganzen Leibe. Er hatte einen Schiebekarren voll Lumpen auf die Wuther Papiermühle gefahren, und war nachher in Farrnroda zu lange beim Bier ſitzen geblieben. Er erzählte, wie er ſchon von weitem ein Licht ſchimmern geſehen und als er näher gekommen, ſei er eines Mannes anſichtig geworden, welcher am Stege geſeſſen und die bläulich, aber hell brennende Kerze in der einen Hand gehalten, und, ſo viel ſich mit einem Blick erkennen ließe, faſt wie Förberts-Henns ausgeſehen habe. Dem armen Lumpenſammler war die Sprache faſt ausgegangen vor Angſt; mit der größten Anſtrengung hatte er einen guten Abend geboten, aber keine Antwort erhalten. Es war immerhin ſonderbar, daß Förberts-Henns ſelbigen Abends bald von hier weggegangen war, indem er wichtige Geſchäfte vorſchützte, und alles Zuredens ungeachtet, nur ein Maas Bier getrunken hatte. O ich könnte Euch Tage lang erzählen vom Wittgenſtein, dem Rittersberg, von Hennſen und noch vielerlei andre, wunderliche Dinge, die ich theils ſelbſt erlebt, theils gehört; denn in ſolchem einſamen Wirthshauſe erfährt man mehr außerordentliche und unbegreifliche Ereigniſſe, als mitten in der Stadt.“— „O ſeid doch ſo gut, Herr Schenk, und theilt uns noch etwas mit,“ rief Wilm geſpannt. „Es iſt noch ſo früh am Tage, und wenn wir nachher rüſtig auftreten, holen wir immer noch die gnädige Herrſchaft ein, die jetzt drüben auf dem Damm hingeht, und kommen doch noch eher auf den Plan als ſie.“ — „Ja, lieber Herr Wirth, erzählt uns noch etwas von der Prinzeſſin,“ ſagte Lambeck getröſtet; denn das Wunderbare und Uebernatürliche iſt am erſten geeignet, uns aus den engen und ängſtigenden Kreiſen der gemeinen Wirklichkeit herauszureißen und, uns in ein helles, buntes Feenland hinübertragend, die trübe Gegenwart vergeſſen zu machen. — „Die Herrſchaft iſt hier?“ fragte der Wirth. „Was doch die Rühler Kirmeß alles beizieht! Der Elephantenwirth, Herr Fack unter der Linde, macht in der Woche eine beſſere Einnahme, als unſer einer das ganze Jahr, und der Bärenwirth, Herr Deuſſing auf dem Plan, nicht minder. Ja, wenn an mich doch auch einmal ſo was käme! — Doch weil wir eben von der Herrſchaft ſprechen, ſo kann ich Euch gleich davon eine neckiſche Geſchichte erzählen. Es mögen wohl nun an dreißig Jahre ſein, als auch die Herrſchaft Sommers einmal im Thale war, es werden wohl des jetzigen gnädigen Herrn Eltern geweſen ſein; im Farrnröder Schloß hielt ſich zur ſelbigen Zeit gerade auch die Herrſchaft auf, die gnädigen Grafen von Kirchberg; nun geſchah's ganz natürlich, daß die beiden Familien einander oft beſuchten und ſich zuſammen erluſtirten. Unter andern kam der Herr von Ueterrodt auf den Einfall, den

Herrn Grafen von Kirchberg mit einer feinen Nachtmuſik zu überraſchen, und ſchickte demnach die Thälſchen Spielleute, als es ſchon dunkelte, nach Farnroda. Nachdem ſie ihre Sache recht brav gemacht und vom gnädigen Herrn Grafen reichlich mit Bier waren regalirt worden, gingen ſie gerade in der Mitternachtsſtunde wieder zurück. Sie waren ſämmtlich luſtig und guter Dinge und ihre Köpfe etwas illuminirt, und führten auf dem einſamen, ſpärlich vom Mond erhellten Wege mancherlei kurzweilige Geſpräche. Zeit und Ort brachte die Rede begreiflicher Weiſe auch auf die im Wittgenſtein verbannte Prinzeſſin. Ein toller junger Burſche ſagte, als ſie gerade dem Felſen gegenüber waren: wißt ihr was, Kameraden! wir wollen der armen Prinzeſſin auch eine anſtändige Nachtmuſik bringen. Geſagt, gethan; denn die andern entſchloſſen ſich kurz, ſtimmten mit ein und marſchirten guten Muths gerade hinüber nach dem Stein hin. Als ſie unter demſelben angelangt, ſtimmten ſie nicht erſt lange ihre Inſtrumente, ſondern der Meiſter flüſterte den Andern ganz leiſe zu, was für ein Stück geſpielt werden ſollte, und ſo fingen ſie denn mit Einem Schlag an, und das ſchöne Stück hallte prächtig am Felſen wieder und klang ſchier ſchauerlich durch die dämmerige Nacht. Einer davon, der es mir erzählt hat, geſtand, wie ihm ganz ſeltſam geworden ſei. So wie das erſte Tonſtück geblaſen war, trat plötzlich ein altes Männchen mit einem langen grauen Bart und in einem ſonderbar zugeſchnittenen Kittel auf ſie zu — keiner wußte, woher er ſo ſchnell gekommen war — und fragte ſie, wem dieſe Nachtmuſik gelten ſollte. Der Prinzeſſin im Wittgenſtein, verſetzte der junge kecke Burſche, welcher den Gedanken zur Nachtmuſik zuerſt ausgeſprochen hatte. Nun wohl, ſagte das Männlein, ſo ſpielt nur luſtig auf. Und damit ging er wieder. Die Spielleute thaten, wie er befohlen, und als ſie nun ihre Inſtrumente zuſammenpackten und gehen wollten, kam der kleine Alte wieder zu ihnen, und reichte jedem einen friſchen Eichenzweig. Die Muſikanten lachten darüber und gingen. Die meiſten ſpielten mit ihrem Zweige, zerrupften und zerzupften ihn, andere trugen ſich wohl eine Strecke Wegs damit, ließen ihn aber in der Betrunkenheit fallen und konnten ihn nicht wiederfinden, und nur Einer ſteckte ihn ſorgfältig auf den Hut. Er hatte deſſen aber auch vergeſſen und erſchrack, als ſeine Frau ihn am folgenden Morgen fragte, was er denn für einen gelben Flitter auf dem Hute mit von Farrnroda gebracht. Als er das Ding näher beſah, war der Zweig zu purem glänzendem Golde geworden. Die Andern rannten nun auch auf dem Wege zurück, um die ihrigen zu ſuchen, aber vergebens. Bei der Gelegenheit erinnerte man ſich einer uralten Geſchichte, von der die älteſten Leute was zu erzählen wußten. Sonſt war's Sitte geweſen, daß die Farrnröder Neujahrsſänger auch in der Seebach ſingen durften. Ihr Weg führte ſie am Wittgenſtein vorüber. Einſt kehrten ſie nun ſpät heim, und bekamen den Einfall, der Prinzeſſin auch zum Neuenjahr zu ſingen. Nacht, Schnee und Kälte hielten ſie nicht ab, einen ſchönen Choral anzuſtimmen und durchzuführen. Als ſie fertig waren, ſah der eine im Schnee einen

Haufen Knochen vor ſich liegen. Einigen kam's bedenklich vor, wo doch im Winter an dieſem abgelegenen Orte eine ſolche Menge Knochen herkommen möchte, die bei ſtetem Steuberwetter nicht einmal zugeſchneit ſeien, und aus Curioſität hoben ſie einige von dem Haufen auf, betrachteten den Fund, warfen ihn aber, da ſie ſahen, es ſeien nur gewöhnliche Knochen, wieder weg. Nur Einer ſteckte einen ſolchen in die Taſche, um ſich in der Ruhl ein Paar Meſſerſchaalen daraus ſchneiden zu laſſen, gedachte aber zu Hauſe nicht mehr daran. Als er am andern Tage ſeinen Rock anzog, zerrte die Taſche gewaltig ſchwer herab, er langte hinein, und — denkt Euch ſein Erſtaunen! — zieht ein Stück pures gediegenes Gold heraus. Das war der Grundſtein zu des Mannes nachherigem Reichthum; denn es wohnte großer Segen in dem Golde, und die zahlreichen Nachkommen jenes Sängers haben's noch immer zu genießen. Die andern Choriſten wollten nun auch Knochen ſuchen, ja, aber proſit! Wenn die Herrn vom Rathhaus kommen — — Schnee, nichts als Schnee, lag vor dem Wittgenſtein, und ſie hatten den ſchweren Aerger dazu." — „Nun wart!" rief Wilm, „ich will gewiß keinen Knochen liegen laſſen. Wenn ſich mir die ſchöne Prinzeſſin nur auch einmal zeigen wollte! Wie oft läßt ſie ſich wohl ſehen?" — „Man ſagt, alle ſieben Jahre, und dann empfangen die Leute, welche ihrer anſichtig werden, und ſich nicht vor ihr ſcheuen, große Wohlthaten von ihr. Vor zehn und einigen Jahren gräſte des Raſenmüllers Magd eines Tages unten am Stein. Plötzlich erhebt ſie ihre Augen und ſieht in der Kluft am obern Ende des Felſens eine ganz ſeltſam gekleidete, bleiche Jungfrau ſtehen, welche ihr gar freundlich winkt. Aber die dumme Magd lief aus Furcht Hals über Kopf davon und ließ ſogar ihren Graſekorb im Stiche. Als ſie in Begleitung eines Mahlknechts wieder hin kam, fand ſie ihn zerfetzt. — Dem Farrnröder Hirten iſt vor Alters auch da einmal ein eigener Streich widerfahren. Er weidet in der Gegend des Wittgenſteins und ſieht einige Morgen hintereinander eine ſchöne große Kuh bei ſeiner Heerde, die er doch nicht kennt und auch nicht weiß, wie ſie dazu gekommen. Abends, wenn er heimtreibt, iſt die Kuh fort, er hat nicht geſehen, wohin. Er paßt endlich mit ſeinem Jungen genau auf, und nimmt wahr, daß die Kuh früh aus den Erlenbüſchen unter dem Wittgenſtein herauskommt, und Abends auch wieder dahinein läuft. Aus Neugierde läuft er ihr am nächſten Abend nach und ſieht ſie in die Kluft hinein gehen; er unerſchrocken nach. Und denkt Euch, da kommt er in einen langen hellen und weiten Gang und endlich an eine Thür. Er klopft furchtlos an; ein kleines graues Männchen tritt heraus und fragt ihn barſch, was er wolle. ‚Das Hutgeld für die Kuh, welche ihr mir alle Tage zur Weide ſchickt, antwortete der Hirt, und der Graukittel drückt ihm einen alten harten Thaler in die Hand mit den Worten: Du hätteſt mehr gekriegt, wenn Du nicht grob gefordert hätteſt. Den Thaler hat des Hirten Frau ſich anhenkeln laſſen und eine Tochter ſeines Enkels trägt ihn noch am Hals. Die Kuh kam aber nie mehr zur Weide und der Hirt konnte ſpäter auch den Gang in den Stein nicht wieder finden.“ —

„Man bekömmt wahrlich Luſt, die ſplendide Freigebigkeit der ſchönen Prinzeſſin zu probiren,“ meinte Wilm. „Am zweiten Kirmeßtag wär ſo was Blankes in der Taſche eines Rühler Burſchen nicht übel angebracht; es würde ſich ohnedies nicht lange darin halten. Da die Prinzeſſin, wie ſich von ſelbſt verſteht, jung und ſchön geblieben iſt, ſo findet ſie gewiß auch an jungem Mannsblut Wohlgefallen. Fürwahr ich wollte, ſie vergaffte ſich in mich und machte mich zum Gegenſtand ihrer Freigebigkeit, mein Gretchen würde darüber weder böſe, noch eiferſüchtig werden. Die Prinzeſſin wird gewiß eben ſo gut Spaß verſtehen, meint ihr nicht auch, Herr Schenk?“ — „Ja ich weiß nicht, wie weit man den Spaß mit ihr treiben darf, und ob überhaupt mit ſolchen Geiſtern beſonders viel zu ſpaßen iſt. Es hat wohl ſonſt Leute gegeben, die ſie am Wittgenſtein laut gerufen und geneckt, ja wohl auch geſchimpft haben, denen hat es entweder ſelbigen Tag noch Steine auf die Köpfe geregnet, ſie erhielten von unſichtbaren Händen Maulſchellen, daß ihnen die Backen aufſchwollen, oder brachen bald darauf ein Bein, einen Arm, ja wohl gar den Hals, oder nahmen ſonſt einen Leibesſchaden. Einmal iſt auch ein Farrnrödiſcher Taglöhner ſpät in der ſtockfinſtern Nacht noch heim gegangen. Als er unter den Wittgenſtein kommt, ſieht er das Licht am Steg brennen. Der Kerl war mürriſch, weil er ein ſchlechtes Tagelohn gemacht, und kein Maas Bier auf dem Heilgenſtein hatte trinken können, er ſtieß alſo mit dem Fuße an die brennende Kerze, daß ſie ins Waſſer fiel und verlöſchte, indem er ſagte: Licht gibſt Du mir, das brauch ich nicht;

Geld gibſt Du Andern, das brauch' ich. — Hab' den Weg viel hundertmal bei Nacht und Nebel gemacht und kann ihn blind finden. Aber des ungeachtet ſtürzte er zwei Schritte darauf ins Waſſer und wie er es auch anfangen, fluchen und toben mochte, es ging ihm wohl noch zehnmal in der Nacht ſo, er konnte nicht Weg, noch Steg finden, wäre faſt erſoffen und kam erſt gegen Morgen durchnäßt und müde nach Hauſe." — „Das ſind freilich ſchlechte Späße," bemerkte Wilm und that den letzten Zug aus der Holzkanne, „da habt Ihr's beſſer verſtanden, Herr Schenk," ſetzte er mit einem ſchelmiſchen Geſicht hinzu; „denn wie man hört, habt Ihr auch manches profitirt, ich weiß gerade nicht, ob von der Prinzeſſin, aber Ihr ſollt' doch auch ſo allerhand Bücher haben, wie Förberts-Henns." — „I, wenn ich's benutzen wollte, aber ich mag mit dem Teufel nicht Kirſchen aus Einer Schüſſel eſſen. Wie Henns dazu gekommen iſt, weiß ich ſo ziemlich genau; denn die ganze Geſchichte iſt hier in meinem Hauſe auf dem Heiligenſtein vorgefallen. Davon könnt' ich tagelang erzählen, aber es paßt nicht für Jedermanns Ohren. Der Herr da ſcheint ſich zu langweilen." — „Keineswegs," verſetzte Lambeck, der zeither in ſtummer Beſchauung ſeines Selbſt vor ſich hingeſehen hatte; „ich habe im Gegentheil Euren Erzählungen mit dem größten Antheil zugehört, mein lieber Wirth, und wenn ich Euch künftig mehr beſuche, werdet Ihr wohl die Güte haben, mir mehr dergleichen Geſchichten zu erzählen, an denen ich vielen Geſchmack finde." „Herzlich gern," ſagte der Wirth, ſelbſtzufrieden lächelnd und rückte freundlich an der Mütze. —

„Weshalb mag aber wohl die arme Prinzeſſin verbannt worden ſein?“ fragte Lambeck. — „Das weiß man ſo eigentlich nicht, mein beſter Herr; man hat dergleichen verbannter Jungfrau'n mehr in unſerm Lande. So iſt in dem ſchönen Frauenthal bei Eiſenach eine Höhle, welche das verfluchte Jungfernloch heißt, wo ſich auch ein ſolcher Geiſt zu zeigen pflegt. In meiner früheſten Jugend hört' ich einmal von einer uralten Frau, die Prinzeſſin im Wittgenſtein habe einen Ritter gerne geſehen und ihn zum Gemahl begehrt. Der Vater habe ſie aber durchaus nur einem Prinzen verehlichen wollen; darüber ſei großer Streit und Herzeleid im Hauſe entſtanden. Endlich habe die Prinzeſſin den Ritter beredet, ſie in der Nacht zu entführen. Der Plan ſei aber dem Vater verrathen worden, und dieſer habe dem Ritter aufgepaßt und ihn in ſelbiger Nacht erſchlagen, als er mit dem Pferde anritt, ſein Lieb zu holen. Die Leiche habe er ſeiner Tochter zugeſchickt, welche bei Erblickung derſelben vor argem Schrecken jählings geſtorben ſei. Von Stund an habe nun der Ritter und die Prinzeſſin gräulich geſpuckt; der erſtere ließ ſich auf einem kohlſchwarzen Pferde ſehen und ritt heran in der Mitternachtsſtunde, die Prinzeſſin aber wanderte im Schloſſe. Der Vater ließ Teufelsbanner herbeikommen und den Ritter auf den Rittersberg bannen, welcher nicht weit vom Wittgenſtein liegt. Dort haben ihn Leute auf dem pechſchwarzen Rappen reiten ſehen. Die Prinzeſſin aber ſteckt im Wittgenſtein, und beide können nun nicht mehr zuſammen.“ — „Die armen Geiſter!“ flüſterte der Fremde vor ſich hin. Wilm erinnerte indeſſen, daß es nun doch Zeit zum Aufbrechen ſein möchte; da wandte ſich Lambeck zu ihm und ſagte: „Lieber Wilm, gehe Du nur immerhin nach Hauſe; ich habe noch einen weitern Weg vor; denn ich muß in Geſchäften meiner gnädigen Frau nach Eiſenach gehen. Nimm hier dieſes Päckchen und bring' es ihr mit dem Bedeuten, daß ſie es um den Hals auf die bloſe Bruſt hängen ſoll." — Wilm ſah den Fremden verwundert an und ſagte dann: „Nehmt mir's nicht übel, Herr Lambeck, aber aus der Ruhl am zweiten Kirmeßtag nach Eiſenach gehen, iſt eben ſo viel, als nicht wohl geſcheid ſein. Und wenn die Geſchäfte noch ſo dringend wären, ſo könnten ſie doch gewiß noch um einen Tag aufgeſchoben werden. Dem Genuß der Kirmeßluſt geht ſchlechterdings gar nichts vor. Und Ihr wußtet doch erſt nichts von Geſchäften und Eiſenach. Seit Ihr bei Förberts-Hennſen geweſen ſeid, ſcheint Euch der Kopf ganz verdreht. Kommt her, laßt Euch's nicht anfechten. Tanzt heute Eins mit auf dem Plan, ich will Euch die ſchönſten und friſcheſten Mädchen zuführen und mein Gretchen — Ihr wißt, ſie iſt die ſchönſte — ſoll die erſte ſein. Ich wette, was Ihr wollt, die Sorgen vergehen Euch, und weiß man ſich nur aufzuheitern, ſo geht's nachher auch mit allen Dingen beſſer, als man geglaubt hatte. Drum her! Gott behüt Euch, Herr Schenk!" — „Geh nur, ich bitte Dich. Ich will dich an Deiner Luſt nicht hindern, aber ich muß einen andern Weg gehen, als den der Luſt und Freude. Richte fein aus, was ich Dir an die gnädige Frau aufgetragen und vergnüge Dich mit Deinem Gretchen." — „Ich muß wahrlich glauben, Ihr wollt der Prinzeſſin einen Beſuch abſtatten. Laßt die geſpenſtige Jungfrau, und haltet Euch in der Ruhl zu einer andern von Fleiſch und Bein, der das friſche, geſunde Blut Roſen auf die Backen malt, und die Euch mit blauen Himmelsaugen ins Herz ſieht, wie mir mein Gretchen.“ — „Wohl erkenn' ich, wie gut Du's mit mir meinſt,“ verſetzte Lambeck wehmüthig lächend; „nichts deſtoweniger kann ich von Deinen Vorſchlägen keinen Gebrauch machen. Leb' wohl!“ — „Nun, wem nicht zu rathen, iſt auch nicht zu helfen. Ihr werdet's wohl noch bereuen!“ Der freundliche Burſche ſchritt haſtig nach dem Kloſter zu, während Lambeck mit langſamen Schritten der Wieſe hinab nach der Raſenmühle ging. „Was doch Zeit und Umſtände aus dem Menſchen machen können!“ düſterte der Letztere vor ſich hin. „Wenn mir vor zwei Jahren, als ich, in den Grundſätzen der freiſinnigſten Philoſophie befangen, mich für ein Univerſalgenie hielt, Jemand geſagt hätte, ich würde an ſolchen Dingen Wohlgefallen finden, welche jene vortreffliche Aufklärung nur allein mit dem weitbauchigen Namen Aberglauben zu belegen weiß, die ſie kurz und vornehm abfertigt, weil ſie ſie nicht begreift; ich hätte ihn ausgelacht. Und dieſer aufgeklärte Mann, der mit ſich und der Welt ſo ganz im Reinen war, der die Geheimniſſe des Lebens und der Natur bequem in den Kaſten ſeines ausgefächerten philoſophiſchen Schranks, Metaphyſik überſchrieben, hineinſchob, damit ſie ihm nicht im Wege ſeien, und die gefälligen Vernunftſchlüſſe irre machen möchten, der Mann, welcher ein ächtes Kind ſeiner Zeit, den Grundſätzen eines

Voltaire huldigte und die Schriften dieſes laxen Philoſophen ſich excerpirte, derſelbe wandelt jetzt zwiſchen dieſen Bergen und horcht auf die Sagen des Volks, neigt ſich zu ſeinem Wunderglauben und vertraut einem ſeiner Seher. Iſt mir doch, als wär' ich zeither nur auf einer ſchnurgraden Straße über unendlich langes, einförmiges, ſtets ebenes Feld gewandelt, wo wohl manche hübſche Blume blühte, aber keine Fernſicht ſich öffnete, keine üppige Vegetation wucherte, keine Abwechſelung den Geiſt erquickte, und nun wäre ich in blühende Thäler auf grüne, quellreiche Berge, voll Bäume und Büſche, Laub und Felſen, tauſenderlei Blumen und Gras, gekommen, von denen ich weit das Land überſchauen könnte. Doch nicht allein ihre äußere Pracht hätten ſie mir gezeigt; nein, mir ſei auch ein Blick in ihr Inneres vergönnt, und mit Entzücken gewahrte ich da das goldglänzende, farbige, ſchillernde Geſtein, die Kryſtallgrotten und den magiſch leuchtenden Karfunkel, als ſäh' ich die wunderbaren Metallbäume mit ihren prächtigen Aeſten und Zweigen. Daß mir dieſe kleine, ſpannenlange Menſchenvernunft nicht genügte, ahnete mir wohl zuweilen, aber ich huldigte der Mode. Da faßt mich das Schickſal und ſchleudert mich weit aus der gewohnten Bahn; der Strudel ergreift mich, und o weh! die künſtlich zuſammengezimmerte und gepflickte Philoſophie bricht beim erſten Stoß in unzählige Stücken, deren kein's zu einem Stabe taugt, mich daran zu halten, zu einem Anker, um mich zu ſchützen. In der Noth greif' ich umher. Und was hab' ich erfaßt? Wunderbares, vielgeſtaltiges Geſchöpf, was iſt an dir Wahheit, was Dichtung? Aberglaube nenn' ich Dich nicht mehr, dazu biſt du mir ſchon zu lieb geworden, aber welchen andern Namen ſoll ich Dir geben? Heiße, wie Du willſt, ich habe Dich erfaßt und klammre mich an Dir feſt. Aber Du biſt ein Chamäleon; wirſt Du Dich nicht verwandeln und mir entſchlüpfen? Wirſt Du mir in jeder Geſtalt gefallen? Ich zweifle. Doch jetzt zum Wittgenſtein! Mich drängt's dorthin, gleich als müßte mir dort Rath und Troſt in meiner Bedrängniß werden." Und mit ſchneller gefördertem Gange, ſtand er bald vor dem Felſen. Der Tag begann ſchon heiß zu werden, und von Kummer ermüdet, lagerte ſich der ſchwer bedrängte Mann an dem traulichen Waldfluſſe unter die grünen Erlen, und ſchaute bald hinauf nach der über ihm ſich erhebenden Felſenwand, bald in die ſpiegelhellen, klaren Wellchen, die die glatten Steine im Flußbette liebend umſpielten. Er ſammelte ſich, ſo gut es ihm gelingen wollte, und überlegte, was er jetzt zu beginnen habe. Aber wie er ſich auch abhärmte, das Zunächſtliegende war vor der Hand auch das Wichtigſte. Er mußte der gemeinen Noth zu ſteuern und die gänzlich geleerte Kaſſe zu füllen ſuchen. Mechaniſch zog er Amaliens Ring, ſeine goldne, mit Edelſteinen beſetzte Uhr und einige fein geſchnittene ächte Cameen hervor, die er am Morgen als den einzigen, ihm noch übrig gebliebenen Reichthum zu ſich geſteckt hatte. „Was werden ſie mir in Eiſenach dafür geben?" fragte er ſich ſelbſt bekümmert. „Ach ich verſtehe ſolchen Handel ſo wenig, als die Leute den Werth dieſer Dinge! Wird die geringe Summe Amalien lange die ihr nöthigen Bequemlichkeiten verſchaffen? Und dann?! O Gott! mein Herz blutet! — Ich ſah es ja mit ſtummen Schmerz, wie ſie ſich ein Bedürfniß um das andere verſagt, wie ſie Dinge ganz entbehrt, ohne die ſie ſonſt nicht zu leben vermocht haben würde. Des Weibes Herz hängt an ſo vielem, deſſen der Mann nicht achtet, aber dieſe Neigung zu Putz und Tant iſt ja ſo liebenswürdig, macht ſie unſchuldigen Kindern und farbigblühenden Blumen gleich. Und ihr das Alles verſagen müſſen! Furchtbares Schickſal! Wär' ſie ein Kind dieſer Thäler, ſie wüßte nichts davon. O die Du in dieſem Felſen Deine prächtige Wohnung haben ſollſt, Geiſt der unglücklichen Prinzeſſin, die dem Drange eines dem unſrigen ähnlichen Geſchicks unterliegen mußte, Du allein vermagſt wohl meine Noth hier am meiſten zu ſchätzen, hilf uns, ſchütz uns vor dem Aergſten, gib mir Rath, was ſoll ich thun? — —“

„Gehe nicht nach Eiſenach mit Deinen Sachen, ſondern nach Gotha. Jener Gang würde vergeblich ſein, dieſer Dir nützen,“ ſagte eine rauhe Stimme hinter ihm, und als er ſich raſch umwandete, ſtand Förberts-Henns an der Kluft des Felſens und lachte höhniſch. „Laßt Euch rathen, Herr,“ fuhr er fort, „geht nach Gotha und bietet Eure Effecten dem Hofjuwelier an, der wird ſie Euch reichlich bezahlen!“ Und abermals grinzend bog er um den Felſen nach dem Ebertsberg herum und verſchwand. „Seltſam!“ ſagte Lambeck, „wie er gerade hieher gekommen war! Bei Gott wunderbar! Aber ich will doch meinem frühern Vorſatz nicht untreu werden und dem ſonderbaren

Menſchen gleichſam zum Trotz dennoch nach Eiſenach gehen. Und ohne Zögern erhob er ſich und eilte im gutem Reiſeſchritt nach Farnrod hinab auf die Landſtraße, welche nach Eiſenach führt, ſtets mit ſich ſelbſt hadernd, daß er ſich dem Wunderglauben, welchen er doch ſonſt ſo ſehr verachtet, ſchon halb und halb ergeben habe. In der Stadt angelangt, ſuchte er ſogleich das Haus der Frau von Bechtolsheim mit dem feſten Vorſatz auf, dieſe würdige Frau mit ſeiner Perſon und ſeinem Schickſal bekannt zu machen. Deſto unangenehmer wurde er aber von der Nachricht berührt, daß ſie ſchon ſeit einigen Tagen verreiſt ſei. Von angekommenen Briefen wußte man auch nichts, und ſo ging Lambeck troſtloſer aus dem Hauſe, als er hineingetreten war. Mißmuthig fragte er nach dem vornehmſten Goldſchmidt. Dieſem bot er zuerſt die Cameen an, aber der Mann ſchob ſie ſogleich zurück, ſeine Unkenntniß in Alterthümern vorſchützend. „Wenn ſie ächt ſind," ſagte er, „ſo können Sie nirgends einen beſſern Handel, als in Gotha damit machen. Der Herzog hat zwar ſchon ein anſehnliches Kunſt- und Alterthümerkabinet, aber er ſcheut keine Koſten, daſſelbe zu vergrößern. Eben ſo wird Ihnen dieſer Ring, deſſen Werth ich gleichfalls nicht zu ſchätzen weiß, theuer bezahlt werden, wenn er das iſt, wofür Sie ihn ausgeben. Von der Uhr allein könnte ich Gebrauch machen." Lambeck wollte die Uhr aber nicht allein veräußern und verließ alſo das Haus und die Stadt im größten Unmuthe. Mit ſich und ſeinem Schickſal grollend, ſchlenderte er wieder zum Nikolaithor hinaus auf der Straße hin und ein Heer wüſter, verzweifelter Pläne drängte ſich durch ſeinen Kopf. Endlich aber lächelte ein liebes, harmoniſches Bild durch die Verwirrung ſeiner Träumereien und: „Amalia", rief er, „Amalia, für Dich und um Dich will ich Alles verſuchen, Alles wagen, will betteln, wenn's ſo weit kommen ſollte; ich vermag ja doch durch nichts die Zärtlichkeit Deiner Liebe zu vergelten!" Und wie aus einem böſen Traum erwacht, richtete er das auf die Bruſt geſunkene Haupt empor und blickte wieder frei in die von kahlen Bergen eingezäunte Gegend. Da fiel ihm ein, daß Förberts-Henns doch Recht gehabt und der erſte Theil ſeiner Prophezeihung ſchon eingetroffen ſei. Mit mehr Vertrauen auf den letztern wanderte Lambeck die ſtaubige Straße und langte am ſpäten Nachmittag in Gotha an. Trotz ſeiner Müdigkeit von der ungewohnten Fußwanderung in der Hitze des Tages, nahm er ſich doch, in der Hoffnung, daß ſein Geſchäft bald beendigt ſein würde, feſt vor, ſo bald als möglich den Rückweg wieder anzutreten und die ſechs Stunden von Gotha entfernte Ruhl zu erreichen, damit Amalia ſeinetwegen nicht eine Nacht lang in Angſt und Sorgen ſein möchte. Nachdem er ſich alſo nur etwas erfriſcht, ließ er ſich zum Hofjuwelier führen. Der Mann beſichtigte die ihm zum Verkauf vorgelegten Schätze lange und fragte dann den Fremden, ob ſie ſein Eigenthum ſeien. Lambeck bejahte die Frage ohne den geringſten Argwohn. — „Ob die Cameen ganz ächt ſind, kann ich ſelbſt mich nicht genugſam überzeugen," bemerkte der Juwelier weiter, „Sie werden daher verzeihen, daß ich ſie einem gründlichen Kenner zur Anſicht überſchicke." Somit packte er die Steine zuſammen und ſchickte einen ſeiner Arbeiter damit fort, nachdem er ihm heimliche Aufträge gegeben hatte. Der unerwartete Verzug war Lambeck höchſt unangenehm und ſtumm und in ſich gekehrt harrte er einige Zeit. Seine Gedanken waren bei Amalien, und eine tödtende Angſt überlief ihn bei der Vorſtellung, daß er ſie vielleicht heute doch nicht mehr erreichen könne. Aus dieſer geiſtigen Anſpannung wurde er plötzlich durch den Eintritt zweier Polizeidiener geriſſen. Wie groß war aber ſein Erſtaunen, als dieſe Leute ihm ohne Umſtände erklärten, er möge ihnen ſogleich als Arreſtant folgen! Der Juwelier löſte ihm bald mit den Worten das Räthſel: „Das mache Er einem Narren weiß, daß dieſe mit koſtbaren Edelſteinen beſetzte Uhr mit der maſſiven Kette, dieſer Demantring und die herrlichen ſchier unſchätzbaren Cameen Sein Eigenthum ſind. Dazu müßte Er einen beſſern Rock anhaben und dann würde Er auch fürwahr nicht ſelber kommen. Es ſind den Zeitungen nach in der Kürze mehrere bedeutende Diebſtähle in Gold und Edelſteinen geſchehen, und ſo wollen wir nur hören, ob Er auch vor dem Amt ſein Eigenthumsrecht auf dieſe Sachen wird erweiſen können!“ — Lambeck mußte ſich in ſein trauriges Schickſal ergeben und mit der Zerknirſchung, welche nur gänzliche Verzweiflung bereitet, folgte er den herzloſen Männern. Kummer und Angſt hätten ihn nicht ärger heimſuchen können, wäre er zum Schaffot geführt worden. Man brachte den bleichen, ſtummen Mann in ein düſteres Gefängniß, welches außer einem Tiſche nur ein hölzernes Bett mit einem Strohſack enthielt, reichte ihm einen Krug Waſſer und ein Stück Brot, und überließ ihn dann ſeinen Betrachtungen. Kaum waren die ſchweren Riegel vor die Thür ſeines Kerkers geſchoben, als ein heißer Thränenſtrom aus ſeinen trüben Augen ſchoß. „O grauſames Geſchick!“ rief er händeringend aus, „haſt du mich endlich ſo weit gebracht? Noch ein ſolcher Schlag und wir ſind vernichtet! Und wird, muß nicht dieſer erſte den zweiten nach ſich ziehen? Amalia, meine Amalia, könnteſt Du ahnen, was Deinem Adolf widerfahren iſt? Doch es iſt ja ſo beſſer, daß ſie nichts ahnet! Aber, barmherziger Gott! wie wird ſie ſich dieſe Nacht härmen, wie morgen verzweifeln, wie die folgende Nacht in namenloſer Angſt, die ich allein zu fühlen vermag und die mich ſchon wie ein Berg drückt, verſchmachtend dahin ſterben! — Ha, das iſt deine Tücke, hämiſcher, abſcheulicher Lügenprophet! daß ich ihm folgte, dem argen Mann! Sein verzerrtes, boshaftes Lächeln hätte mir ja weiſſagen können, daß nichts Gutes meiner hier wartete. Ein häßlicher Kobolt iſt dieſer Henns, ein böſer, ſchadenfroher Dämon in Menſchengeſtalt, und falſchen Mächten hab' ich mich anheim gegeben, als ich über ſeine Schwelle ſchritt. Ja ja, tückiſche Geiſter haben mich umgarnt und werden mich und die edelſte Unglückliche ins bodenloſe Verderben ziehen. O Amalia, wer hätte ſolch gräßliches Unglück ahnen können, als Dein milder, lächelnder Blick die Schüchternheit meiner lang genährten ſtillen Neigung verſcheuchte, als ich mit Kühnheit zu Deinen Füßen ſank und den goldgeſtickten Saum Deines Purpurkleides an meine bebenden Lippen zog! Jener erſte Kuß auf Deinen Lippen — o Seligkeit ohne Namen! — und jetzt Du in Noth und ich im Kerker, ohne daß Du es weißt — o Verzweiflung ohne Gleichen! —“ Im wüthenden Schmerze preßte er die gefalteten Hände in die Augenhöhlen und ſtürzte in dumpfer Erſtarrung auf das Strohbette.

Wilm hatte guten Grund, die Herrſchaft aus dem Thale zu vermeiden und ging deshalb auf der linken Seite des Ruhlathals durch den Breitenberg nach Hauſe. Sein Marſch dauerte nicht lange; denn wie ein flüchtiger Gaisbock ſprang er auf dem ſchmalen, oft ſteilen Bergpfad, und durchbrach die grünen blättergewobenen Netze heimlicher Waldnacht, bog die rauſchenden Zweige zurück, die ihn umarmten und feſthalten wollten, ihren Liebling. Bald ſchimmerten tief unter ihm durch Buchenäſte und Laubhecken, die rothen Ziegeldächer und die weißen Häuſer, und der ſchöne freundliche Ort dehnte ſich vor ſeinem Blick aus, weit hinauf, wo die Berge hinüber und herüber greifen und die Häuſerreihe hinter ihren Vorſprüngen verbergen. Luſtige Märſche tönten aus der Tiefe herauf und Hörner und Trompeten wetteiferten mit einander, die Luſt des Umzugs den Burſchen und Mädchen zu erhöhen. Jedwedes Gelag zog nämlich mit Kling und Klang ſchon durch den Ort, jeder Burſche brüſtete ſich mit dem auserwählten Strauß ſeiner Tänzerin im Knopfloch und ihr ſelbſt am Arme. Ein dumpfes Geſurre ſchlug an Wilms Ohren, als die Muſik in der Nähe ſchwieg und die andern Chöre in der Ferne verhallten, und in einigen Sätzen war der flinke Meſſerſchmied den ſteilen Berg herab und ſtand in den feſtlich mit Laub und Kränzen ausgeſchmückten Straße.

Die freundliche Anſicht der weißen Häuſer erhöhte die herrliche Nelkenflor, welche faſt vor jeder Fenſterreihe in bunten Töpfen auf dem Blumenbret hinter ſchön gemalten Gittern ſtand; denn die Rühler waren und ſind zum Theil noch große Nelkiſten und man fand dort die größten und ſeltenſten Nelkenfloren, welche ihre koſtbaren Düfte durch die Straßen goſſen. Daher wallte eben der geſchmückte Zug. Die mit köſtlichen Bändern gezierten Inſtrumente ſchmetterten, die grünen Büſche winkten von den dreieckigen Hüten der Burſche, und hinten herab von den hohen, oben in zwei — faſt Hörnern ähnlichen — Ecken aufgehenden Kappen der Mädchen wallte die Fluth ſchöner ſchwarzer Bänder, ſchon ſchwengten ſich die großgeblümten Schackröcke und die glänzenden damaſtnen und ſeidnen Schürzen und unter dem knappen Leibſtück klopfte das Herzchen unruhig. „Woher ſo ſpät? Wo geweſen, Wilm?“ und: „Gretchen wartet Deiner!“ ſcholl's dem Eilenden zu; er aber grüßte nur flüchtig, ſprang nach ſeiner Behauſung, warf ſich Hals über Kopf in den Kirmeßſtaat, antwortete ſeiner Mutter verkehrt, und konnte nicht ſchnell genug wieder fortkommen. Mit einem verlegenen Geſichte öffnete er Gretchens Stube. Sie ſaß an der Tiſchecke, das Köpfchen ſchwermüthig in die Hand geſtützt, ganz allein; denn die Eltern waren der Freude nachgezogen, und Gretchen war die einzige Tochter. Schüchtern trat Wilm zu ihr hin und fragte gutmüthig: „Biſt du mir bös, Gretchen?“ Da ſtand ſie auf und richtete den Kopf in die Höhe. — — — Zeit und Raum verſchwinden vor des Dichters begeiſtertem Seherblick. Er ſieht ſie ſtehen in ihrer vollendeten Schönheit; ihn ergreift die ſüßeſte Anmuth ihrer Züge. Welch' holdſeliges Lächeln ſchwebt ſtets um dieſen kleinen Mund! O ſchönſte Lippen, geſchaffen, um ſüßes, unſchuldiges Liebesgeſchwätz zu liſpeln! geſchwellt, um mit einem Kuß dem Empfänger das höchſte Wonnegefühl ins Herz zu gießen, geröthet, um an ihre Friſche ſich feſt zu ſaugen und ſich immer durſtiger an ihnen zu trinken, zart geſchnitten, weich und würzig, Thron der Liebesgötter, heilige Tempelſchwellen der Unſchuld! Und dieſe ſanften, treuen Augen, Taubenaugen, azurblaue Sterne auf weißem Marmorſpiegel, in goldene Ramen gefaßt; zarte Lippen, aus denen holdſelige Blicke quellen und die alles ſchöner und früher verkünden, eh' es die Lippen des Mundes wiederholen! Lilien ſind ihr Geſicht, ſanfte Roſen ihre Wangen, Goldfaden das Haar! O kleines rundes Engelsgeſicht, das einſt in meine Jugend hereinlächelte, das ſich noch immer ſo freundlich grüßend, wie ein wohlthätiger Genius, in meine Träume neigt — wie iſt mir denn? — verdank' ich Dir nicht alle Wonnen und Schmerzen, die ich durchlebt, alle meine Lieder und das entzückenvolle Weh, das ſie erzeugt? O ſeltne Blüthe, mir durfteſt du nicht duften! — — —

Wilm umfaßte Gretchens ſchlanken Leib; ſie lächelte ihn mit den frommen Augen an, der Groll war vergeſſen. Während er ihr beim Anputzen behülflich war, erzählte er den Grund ſeines Verſpätens. Ein herzlicher Kuß vollendete die Verſöhnung. Gretchen nahm Wilms Arm und raſchen Schritts ging's dem Zuge nach. Schon trieb ſich das zahlloſe Volk, für heute aller Lebensſorgen entbunden, in köſtlicher Vergeſſenheit dahinſchlendernd, wieder die Köhlergaſſe hinab nach dem Plan und die Pferdegaſſe hin nach der Linde, und zwiſchen beiden Plätzen war eine ewig ſtrömende lebendige Verbindung. Als wenn nun die Freude und der Lebensgenuß in all ihren Farben und Schattirungen heute allein in dies weite Thal gebannt ſeien, ſo regte und bewegte ſich alles rings umher, und fröhlicher Uebermuth vergaß dabei nicht, ſein grellbuntes, ungeſtaltetes Panier harmloſer Thorheit überall auszuſtecken; und gleich als ob die luſtigen Gedanken aller dieſer Menſchen ſelbſt zu Muſik geworden wären, ſo dudelte, geigte und ſchallmeite es aus allen Winkeln hervor. Ein Zug begegnete dem andern und die trotzigen Spielleute ſuchten ſich durch gewaltiges Lärmen zu überholen und zu übertölpeln, die Mädchen warfen den vorüberziehenden Burſchen des andern Gelags Blumen, und die Burſche den Mädchen Küſſe zu, dazwiſchen herum ſchwärmten die luſtigen Badegäſte, durch ſolch ungebundene Freude vielleicht eher geſundend, als durch den Gebrauch der trefflichen Mineralquelle. Gretchen ſandte wonneleuchtende Blicke umher und drückte ihrem Wilm vergnügt die Hand, er aber ſchwenkte jauchzend den Hut, und vergeſſen waren alle unheimlichen und unfreundlichen Dinge, wie: Förberts-Henns, die verbannte Prinzeſſin, der ſchwarze Ritter, der düſtere Lambeck und ſein wunderlicher Auftrag an die gnädige Frau.

Auf den blankgeſcheuerten Trittſteinen vor den Thüren ſtanden die Hauswirthe und die fremden Kirmeßgäſte rückten gar höflich an den Hüten und grüßten freundlich, bis ein gaſtfreier Mann ſie mit graziöſem Bückling ins Haus nöthigte, und Schwelle für Schwelle war betreten von geſelligen Freunden, und Tiſch für Tiſch deckte ſich mit ſchneeweißem Linnen, und die zinnernen Teller klapperten eine eben ſo ergötzliche Muſik, als die Muſikantenſchaar aufgeſpielt hatte; aus Küche für Küche dampfte der appetitliche Duft, und in Triumph trug die Hausfrau die Schüſſel, während ihr ſchmunzelnder Mann die Gläſer friſch mit dem ſchäumenden Biere füllte.

Auch Wilm fand in ſeiner Eltern Haus ein Paar Kirmeßgäſte, einen Straßenfuhrmann mit ſeiner Frau aus einem der benachbarten gothaiſchen Walddörfer. Wilms Vater war nämlich einer der vorzüglichſten Meſſerfabrikanten des damals eben aufblühenden Handlungshauſes Johann Adolf Hellmann, Sohn der Frau Hoffactorin; Kaspar, der Fuhrmann, aber, verlud deſſen Güter meiſtens, und daher war die früher ſtattgefundene Bekanntſchaft in eine gewiſſe Freundſchaft übergegangen. Der Fuhrmann hatte ſchon das ſechszigſte Lebensjahr erreicht, war aber noch ſehr munter, friſch, ſtark und kerngeſund; desungeachtet war es eine Thorheit, daß er, nach dem Tode ſeiner Frau, vor einigen Jahren ein hübſches achtzehnjähriges Mädchen heimgeführt hatte, deren Widerſpenſtigkeit die wohlhabenden Eltern durch mehrere ſtarke Mittel gebrochen hatten; denn Kaspar galt in ſeinem Wohnort für einen reichen Mann. Am wenigſten hatte er dabei bedacht, daß ſein Geſchäft ihn den größern Theil des Jahrs aus ſeinem Hauſe auf die Straßen hinausführte.

Die junge intereſſante Frau ſchien für den ſchmucken Wilm nur Augen zu haben, während alle ſeine geiſtigen Thätigkeiten auf das treffliche Kirmeßeſſen gerichtet waren. Kaspar ſprach mit Wilhelms Vater von des Erſtern weiten Reiſen, und zwiſchen den Frauen ſpann ſich auch nothdürftig eine Unterhaltung fort, welcher Annalieſe*), des Fuhrmanns Ehehälfte, nie die rechte Aufmerkſamkeit ſchenkte und deshalb oft ganz verkehrt antwortete.

„Ja, Meiſter G'hannjür**)," ſagte der Fuhrmann und rieb ſich die Stirn unmuthig, „es will nun einmal nicht mehr ſo fort, wie vor dreißig Jahren. Wenn ich vor dem ſiebenjährigen Krieg mit meinen drei Karren in die Welt hineinraſſelte, war ich mit dem Kopf ſtets funfzig Meilen voraus, und ſchätzte und berechnete, was ich in Hamburg einnehmen, wie viel Schiffspfund ich in Lübeck laden wolle, wie viel ich Gut nach Frankfurt und Leipzig hätte; und wenn ich aus ſo einer prächtigen Handelsſtadt wieder hinauskutſchirte, mein ſchönes lachendes Geld in der Taſche, klatſchte ich ſo künſtlich mein Stückchen, daß die Leute auf der Straße ſtehen blieben und ihre Luſt dran hörten. Jetzt iſt das Alles anders!" — „Anders wohl," verſetzte G'hannjür, „aber gewiß nicht ſchlimmer; der Handel geht nach wie vor; Ihr nehmt immer Euer gutes Geld ein. Euer Alter drückt Euch nicht, und wenn Ihr nach

---

*) Zuſammengezogen aus Anna Eliſabetha.

**) Johann Georg.

Hauſe kommt, verjüngt und vergnügt Ihr Euch wieder bei der jungen hübſchen Frau.“ — „Ja, da verjüngt ſich's was!“ ſeufzte Kaspar. „Wir werden nicht jünger, und wenn's meine Frau auch nicht eingeſtehen will, ſo bin ich ihr doch zu alt.“ Annalieſe wurde purpurroth und ſagte: „Schweigt doch wenigſtens bei andern Leuten mit Eurem ungereimten und ungewaſchnen Zeug; Ihr brämmelt mir ja zu Hauſe die Ohren genug voll!“ — „Nun, ſei nur ruhig,“ beſänftigte ſie der Mann, und wandte ſich wieder zu ſeinem Gaſtfreunde: „Jetzt bin ich mit dem Kopf ewig daheim; ich vergeſſe, meine Berechnungen zu machen, ſchaue nicht fleißig genug in die Frachtbriefe, trinke einen Schnaps über den Froſt und eine Kanne Bier über den Durſt, bin mißmüthig, hänge den Kopf; und wie der Herr, ſo das Geſchirr; die Pferde gehen nicht recht vom Platze, der Knecht iſt faul, bald iſt dies, bald jenes zerbrochen und hier und da fehlt's; kurz, es iſt anders, aber auch ſchlimmer mit mir geworden.“ — „Verkauft Pferd und Geſchirr, Kaspar,“ rieth der Meſſerſchmied, „Ihr habt Euch genug geſpart, um Eure Tage nun in Ruhe zubringen zu können; bleibt daheim und laßt Euch von der Frau warten und pflegen.“ — „Wie, Ihr's verſteht, Meiſter G'hannjür. Die Ausſteuer meiner Kinder hat mich Geld genug gekoſtet. Jeder meiner zwei älteſten Jungen nahm einen nagelneuen Karren mit zwei Gäulen mit fort; denn ich war ein Narr und wollte die Leute bei dem Glauben erhalten, es ſei dick um mich. Meine Frau da ſollte mir's wieder einbringen, aber ihr Vater will ſich nicht blos geben, und ich bin ſechs Jahre älter, als er.“ —

„Hab' ich mich Euch etwa angeboten?" fragte Annalies ſpitzig. „Habt Ihr mir nicht den Abend zuvor, eh' ich das Jawort von mir gab, die himmliſchſten Wörtchen gegeben und mir verſprochen, ich ſollte bei Euch wie im Paradiesgärtlein ſitzen, ſollte allen freien Willen haben? Hat mich nicht etwa meine Mutter mit Füßen getreten und mein Vater mit Fäuſten geſchlagen, eh' ich Euch die Hand gab?" — „Schon gut Annalies; fang' Dein altes Lied nicht in andrer Leute Häuſern an, Du keifſt es mir, wenn wir im unſrigen ſind, genug vor. Kurz, ich ſag' Euch, Meiſter G'hannjür, ſeit ich mir die Narrheit ankommen ließ, wieder zu freien, iſt Gottes Segen von mir gewichen. In drei Jahren ſind mir fünf theure Pferde gefallen, bei Travemünde nahmen mir die Schweden das Geſchirr mit der ganzen Ladung, die ich erſetzen mußte, und von andern Dingen will ich ganz ſchweigen. Wo aber das Verderben einreißt, greift's an allen Ecken an; und ſo iſt mir denn am vorigen Sonntag auch mein großer, ſchön gerauchter und mit Silber beſchlagener Meerſchaumpfeifenkopf geſtohlen worden. Er hat mich vier Carolin gekoſtet." — „Ei, wie ſeid Ihr doch dazu gekommen?" rief Wilm; „ſolch' Stück nimmt man doch wie einen Augapfel in Acht." — „Ich war in Reinhardsbrunn und hatte, wie's beim Kegeln zu gehen pflegt, etwas mehr getrunken, als mir dienlich. Man merkt ſo etwas jedesmal erſt, wenn's ſchon geſchehn iſt. Nun iſt mir aber bis die Stunde, als hätte ich meine Pfeife doch mit nach Hauſe gebracht, meine Frau behauptet aber das Gegentheil, und ſo hat denn auf der Kegelbahn Einer lange Finger darnach gemacht. Ich gäbe gleich einen Dukaten drum, hätt' ich den Kopf wieder!" — „Da könnt Ihr nichts Beſſeres thun, als zu Förberts-Hennſen ins Thal gehen," ſagte Wilm. „Ihr habt doch wohl ſchon von dem Manne gehört?" — „Ich werde ja! ich dächte es wäre vor einigen Jahren Lärmens genug von ihm gemacht worden, als er den großen Diebſtahl in Friedrichroda anzeigte. Fürwahr, ich habe daran noch nicht gedacht, das macht, erſt heute früh wurde ich den Mangel der Pfeife inne, als ich ſie zu mir ſtecken wollte. Ja, ja, zu Förberts-Hennſen will ich gehen; ich kenn' ihn noch von ſonſt her, als er noch Fenſtermacher und Schreiner war!" — Annlieſens Geſicht war von einer merklichen Bläſſe übergoſſen und ihre Augen rollten unruhig umher. Wilm bemerkte es und es fiel ihm auf. „Ihr ſollt mir kommen!" rief ſie, „mit einem ſolchen Hexenmeiſter! Nimmermehr! Das leid' ich nicht. Der könnte Euch ja was anders vorſchwatzen, und Ihr glaubtet es. Nichts da! Wenn Ihr die Pfeife wieder bekommen ſollt, wird es ohne den Kerl geſchehen, und wenn's nicht ſein ſoll, kann er ſie Euch auch nicht verſchaffen. Ihr habt mehr zu thun, als ins Thal zu gehen und braucht das Geld anderswo beſſer, als es dem Taugenichts an den Hals zu ſchmeißen!" — „Mäßigt Eure Zunge," erinnerte Wilm, „eh' Euch Henns was anhat." Dabei ſtieß er den alten Fuhrmann bedeutungsvoll an, und winkte ihm, zu ſchweigen. Die Sache wurde übergangen und ſcheinbar vergeſſen. Nach eingenommener Mahlzeit nahm aber Wilm den Gaſt bei Seite und flüſterte ihm zu: „Mit Eurer Frau und Eurem Meerſchaumkopf hat's eine eigene Bewandtniß; ich rath' Euch, drückt Euch ſtill ab und geht ins Thal, wir wollen Annlieſen auf dem Plan derweil ſchon ſo unterhalten, daß ſie Euch nicht vermißt, und überdies kömmt mir's vor, als gräme ſie ſich nicht ſonderlich über Eure Abweſenheit, wenn ſie nur nicht argwohnt, daß Ihr ins Thal ſeid; und das denkt ſie ſich heute gerade nicht. In einer guten Stunde könnt Ihr wieder hier ſein und die verſäumte Luſt immer nachholen." — Du haſt Recht, mein Sohn," ſagte der Fuhrmann und drückte dem guten Burſchen die Hand. „Glaube mir, das Weib iſt mein Unglück; ich thue mir's nur nicht ſo aus. Da logirte dies Frühjahr in Kleintabarz beim Herrn Oberforſtmeiſter von Uetterodt ein fremder Offizier; er hatte einen Jäger oder Bedienten bei ſich, der Menſch kam mir nicht viel aus dem Hauſe; es iſt wahr, er gab mir Manches zu löſen, trank ſeinen Schnaps, rauchte ſeinen Tabak von mir u. dgl. mehr. Aber am Ende wurde mir das Ding verdächtig, ich mußte mit Gut nach Frankfurt an der Oder und brach's deshalb vom Zaun mit ihm und verbot ihm das Haus. Als ich wieder kam, war der Offizier zu meiner Freude nach Gotha zum Oberſten von Uetterodt gezogen. — Aber, aber — das hat mir böſe Stunden gemacht." — „Nun, es iſt vielleicht beſſer, als Ihr denkt," tröſtete Wilm. „Geht nur ins Thal, um Gewißheit zu haben, es liegt mir ſelbſt daran. Aber alle Wetter! da fällt mir etwas ein, was ich heute Vormittags ganz vergeſſen habe. Ich muß nämlich etwas von Hennſen ausrichten; ich bin ja dieſen

Morgen auch ſchon bei ihm geweſen.“ Hurtig warf er ſich nun in den Staat, entſchuldigte ſich bei den Gäſten und bat ſie, bald auf den Plan nachzufolgen. Er ſelbſt aber eilte auf den Zainhammer zur kranken gnädigen Frau. Als er um die Ecke der Treppe herumbiegen wollte, hörte er dicht über ſich auf dem Vorſaal ein ſehr lebhaftes Geſpräch mehrerer Perſonen und blieb unwillkührlich ſtehen. Indem er ſich etwas auf die Zehen hob und den Kopf in die Höhe ſtreckte, gewahrte er die Frau Hoffactorin, ihren Sohn, den Kaufmann Hellmann, den Manufacturcommiſſair Gotter, deſſen Stieftochter ſeit einiger Zeit des jungen Hellmann Frau war, und den Doktor Storch. „Aber ich bitte Sie, Frau Schwiegermutter, ſein Sie doch nur nicht unſinnig,“ ſagte eben der Manufacturcommiſſär Gotter mit geläufiger Zunge und demonſtrirte viel mit den Händen dazu. „Ich muß Ihnen ohne Umſchweife ſagen, daß Ihr Benehmen mich empört; und wenn die Dame drinne den Scharfrichter in Langenhain zum Vater hätte, ſo brächte das Ihrem Hauſe keine Schande.“ — „Sind Sie toll, Herr Schwiegervater? Keine Schande! Das wäre mir was Neues! Keine Schande! Was iſt denn anders Schande, wenn das keine iſt?“ — „Schande iſt's, etwas Schändliches zu thun oder etwas Schlechtes ohne Rüge zu ertragen. Wenn die Dame Sie beſchimpft hätte und Sie wollten dies nicht rügen, ſo hätten Sie Schande davon, aber ſie iſt Ihnen ſtets mit der größten Artigkeit begegnet, wie Sie ſelbſt bezeugen; deshalb wäre es die größte Schande für Sie, wenn Sie dieſe Leidende jetzt aus dem Hauſe weiſen wollten.“ — „Aber bedenken Sie nur! haben Sie denn gar nicht gehört, was ich Ihnen ſchon dreimal vernehmlich geſagt? Mich aus dem Zimmer zu weiſen! Iſt das nicht Schimpf und Schande genug für mich? Eine ſolche Frau, wie ich, ſoll ſich das ungeſtraft gefallen laſſen?“ — „Wer weiß, wie Sie es ihr gemacht haben,“ bemerkte der Dokter Storch lächelnd. „Ich ſagte es Ihnen geſtern und heute früh wieder, Sie möchten die arme Frau nicht mit Ihrer Neugierde peinigen. Sie haben mir nicht gefolgt und ſich's deshalb ſelbſt zuzuſchreiben.“ — „Erklären Sie ſich doch nur, liebe Mutter,“ ſagte der junge Hellmann, „ob Sie der Dame eine Veranlaſſung gegeben haben oder nicht? Iſt das Letztere der Fall, ſo verdient ein ſolches Benehmen allerdings eine Rüge.“ — „Veranlaſſung! ſchwatze mir doch nicht ſo einfältig. Eine ſolche Landſtreicherin muß ſich doch wohl von einer ehrſamen Frau, wie ich, gefallen laſſen, wenn man ihr die Ehre erweiſt, ſich etwas näher nach ihrer Geburt, ihrem Stande, ihrem Gewerbe zu erkundigen! Ich wollte meinen Kopf zum Pfande ſetzen, ſie hat gar keinen Mann gehabt und Sie ſagen ja ſelbſt, Herr Schwiegerſohn, daß ſie in geſegneten Umſtänden iſt. Und mit dem mürriſchen Bedienten ſteht ſie auf einem ſehr vertrauten Fuße, das weiß ich. Alſo iſt's nicht richtig! Das ſind lauter faule Fiſche! Nun alſo fragt' ich ſie, wer denn eigentlich der Vater ihres Kindes ſei?“ — „Da haben wir's!“ rief der Sohn aufgebracht. „Was Sie aber auch für Streiche machen!“ Der Dokter lachte herzlich und der Manufacturcommiſſair rannte zornig brummelnd hin und her. „Wie hat ſich die Dame Ihnen genannt?" fuhr der letztere endlich heftig heraus. Die Frau Hoffactorin zog das Brillenfutteral mit einem zuſammengefalteten Papier aus der um ihre ſtarken Lenden gegürteten Ledertaſche, bewaffnete die Augen mit den Gläſern, ſchlug das Papier von einander und las. „Frau von Welwar mit ihrem Diener Adolf Lambeck aus Böhmen." „Aus Böhmen!" wiederholte ſie; „da ſeh' mir Einer, als ob's in Böhmen keine beſſere und ſchönere Bäder gebe, wie ich aus der Hübnerſchen Geographie weiß! Da heißt's, ſie wäre in Eiſenach krank geworden. Ja, da frag' ich, was hat ſie denn in Eiſenach zu ſchaffen?" — „Aber Frau von Bechtoltsheim hat ſie Ihnen doch empfohlen," warf der Sohn ein. „Ei, empfehlen hin, empfehlen her; das hat nichts auf ſich. Heißt, Jemanden empfehlen, für ihn bürgen? Wie bald hat man nicht einen Menſchen empfohlen, den man ſelbſt nicht recht kennt. Schon habe ich mich bei der Frau von Bechtholtsheim nach den nähern Umſtänden erkundigen laſſen, aber zu allem Unglück iſt ſie verreiſt. Inzwiſchen haben mir heute früh Eiſenacher, die ich unter der Linde traf, verſichert, daß es eine ganz eigne Bewandtniß mit unſrer gnädigen Frau haben müſſe; denn einen andern jüngern Bedienten und das Kammermädchen hat ſie bereits dort abgeſchafft, auch einen koſtbaren Reiſewagen, ſo wie andere Pretioſen verkauft. Nun wird ſie ganz pauvre ſein und der Schlingel, der Bediente, ſich gewiß auch aus dem Staube machen, wenn's nichts mehr zu beißen und zu brechen giebt. Und ich möchte faſt drauf rathen, es iſt ſo etwas im Werke; der Kerl iſt heute ſchier vor Tagesanbruch auf und davon und ich hörte ſie faſt den ganzen Morgen ächzen und wimmern, deshalb fragt' ich ſie rund heraus, als ich ihr das Eſſen brachte!" — „Sie ſcheinen den ganzen Morgen am Kamin gehorcht zu haben, und hätten Sie nicht gehofft, Eiſenacher zu finden, ſo hätten Sie keinen Fuß aus dem Hauſe geſetzt," ließ ſich der Commiſſair ſpöttiſch vernehmen. „Führwahr, ein feines würdiges Geſchäft, und ſicher haben Sie auch die Kenntniß der Vertraulichkeit unter Dame und Diener nur der Vortrefflichkeit Ihrer Hörorgane zu verdanken." — „Mag ich's doch wiſſen, woher und wie ich will, genug, ich weiß es. Und ich dächte doch wahrhaftig, dies allein müßte Ihnen genug ſein, eine Maaßregel hinſichtlich dieſer Weibsperſon zu ergreifen! Eine Dame, die ſich mit ihrem Diener abgiebt, iſt ſchlecht, ſie mag ſo vornehm ſein, als ſie will. Und ſie hat's gethan. Gebt Acht, der Kerl iſt dieſen Morgen durch das Netz gebrochen und läßt ſie hier mit ſeinem Kinde ſitzen; ſie aber hat kein Geld, kein Vaterland, nichts zu beißen und zu brechen; ich habe ſie im Hauſe und wenn ich viel erzwinge, iſt's, daß die Gemeinde ſie ernährt und ſie im Krankenhauſe ihre Niederkunft halten läßt!" — „Nun ſagen Sie mir," fing der Commiſſair ſehr ernſthaft an und ſtemmte die eine Hand an die Hüfte, während er mit der andern die Luft zwiſchen ihm und der eifrigen Hoffactorin durchſchnitt, „iſt Ihnen denn die Dame bis jetzt alles ſchuldig geblieben und zehrt ſie auf Rechnung?" — „Im Gegentheil, Herr Schwiegervater," fuhr der junge Hellmann dazwiſchen; „ſie hat gleich am erſten

Tage Hausmiethe, Koſt, Aufwartung, Badegebühren, kurz alles Nothwendige für einen Monat durch ihren Diener pränumeriren laſſen.“ — „Nun, was bieten Sie denn die Welt auf? Sie iſt erſt eine Woche hier.“ — „Was ſoll's denn aber in drei Wochen werden? Wie Ihr Männer doch ſo kurzſichtig ſeid! Was weiterhin? Nun, mit einem Worte, Herr Schwiegervater, ich habe Sie deshalb rufen laſſen, weil weder der Doktor, noch mein Sohn mit der Perſon ſprechen, ihr die an mir begangene Unart verweiſen und ſie ſcharf ins Gebet nehmen wollen. Sie können mit den Worten gut übereinkommen und wiſſen's den Leuten in beſter Form zu ſagen. Drum gehen Sie hinein und reden Sie mit ihr.“ — „Recht gerne will ich mit der Dame ſprechen,“ verſetzte der Commiſſair, „und hätte es auch ohne Ihre Aufforderung gethan; denn ſie iſt mir in der That ſelbſt ſehr intereſſant geworden; aber im Augenblick jetzt bin ich es nicht im Stande. Ich habe das ganze Haus voll Kirmeßgäſte, worunter mehrere angeſehene Leute aus Gotha ſind. Wir waren eben im Begriff, von Tiſch aufzuſtehen und einen Spaziergang auf den Bärmer zu machen; ich kann ſie durchaus nicht vernachläſſigen und muß Sie alſo bitten, ſich zu gedulden, bis ich dieſen Abend eine freie Stunde gewinne.“ — „Nun meinetwegen; das aber will ich Euch Männern geſagt habe, redet Ihr bis morgen nicht mit ihr, ſo rück' ich ihr ſelbſt wieder vors Bett, und dann geht's ihr nicht gut. Sofort muß ſie mir Augenblicks aus dem Hauſe!“ Der Doktor machte eine abwehrende komiſche Bewegung mit der Hand und der Commiſſair ſetzte den Hut auf. Wilm tappte in dem Augenblicke, gleich als käme er erſt zur Treppe herauf, nahm ſeine Kappe ab und ſchritt dann höflich grüßend vorüber. „Wohin? wohin?“ rief ihm die Frau Hoffactorin zu. — „Zur gnädigen Frau.“— „Waſt haſt Du da zu ſchaffen?“ — „Ich habe einen Auftrag ihres Bedienten an ſie auszurichten.“ — „Was für einen Auftrag? Was iſt das?“ — „Er iſt nicht an Euch, ſondern an die gnädige Frau.“ — „Ich muß es wiſſen, naſeweiſer Burſche!“ — „Aber ich werd' es Euch nicht ſagen.“ — „Was? mir das bieten! Ein ſolcher Gelbſchnabel! Adolf, ſchlag ihn an die Ohren, den unverſchämten Bengel! Er arbeitet ja für Dich.“ — „Das werd' ich wohl bleiben laſſen,“ verſetzte der Kaufmann ruhig. „Der Junge thut Ihnen nichts zu Leide.“ — „Aber ich muß ſeinen Auftrag wiſſen; ich werde mit ihm hinein gehen!“ — „Sind Sie ganz verrückt?“ rief der Doktor, faßte ſie am Arm und führte ſie die Treppe hinab. Ihr Sohn folgte kopfſchüttelnd; der Manufacturcommiſſair war ſchon lange fort. Wilm öffnete leiſe die Thür, als auf ſein wiederholtes Pochen keine Antwort erfolgt war. Das Herz klopfte ihm wie ein Hammer in der Bruſt und zagend ſtand er im leeren Zimmer, unſchlüſſig, ob er umkehren, oder weiter gehen ſollte. Da vernahm er ein verhaltenes Schluchſen aus dem Alkoven, und das Mitleid trieb ihn ſogleich dorthin. Die ſchöne Kranke erſchrack bei ſeinem Anblick und trocknete ſich ſchnell die Thränen. Auf ihre Frage, was ſein Begehr ſei, brachte er anfangs mit ſtammelnder Zunge vor, was ihn hieher geführt, und überreichte ihr das Päckchen. Sie drückte einen Kuß darauf, ſchlang ſogleich das blaue Bändchen um ihren Schwanenhals und das Päckchen verſchwand unter dem, zwei Schneehügel züchtig verhüllenden Tuche. Wilms ſchlichtes treuherziges Weſen ſchien ſie anzuſprechen; ſie war froh, Jemanden um ſich zu haben, von dem ſie nicht gequält ward, und forſchte weiter, woher das Päckchen und was es mit der ganzen Sendung für eine Bewandtniß habe. Wilm erzählte mit harmloſem offenen Sinne von ſeiner zufälligen Bekanntſchaft mit Herrn Lambeck auf dem Bärmer, von Förberts-Hennſen, deſſen Wunderkuren und Kunſt, alles Verborgene zu entdecken, dann, wie er Herrn Lambeck gerathen, ſich wegen der gnädigen Frau Krankheit an dieſen Wundermann zu wenden, und ſofort Alles, was ſich bis dieſen Augenblick zugetragen. Dabei unterließ er nicht, ſich wegen ſeiner Vergeſſenheit zu entſchuldigen. Amalia hörte mit frommen kindlichem Gemüth zu, und weinte über des Geliebten zarte Sorgfalt, ſeinen Eifer und die unbegrenzte Liebe für ſie, welche aus allen dieſen Handlungen deutlich zu Tage ging. Die einfache rührende Erzählung hatte ihr den Burſchen werth gemacht, und zu ſeinem gutmüthigen Geſicht faßte ſie volles Vertrauen. Sie klagte ihm, wie krank ſie ſich fühle, wie die Wirthin ſie unverſchämt behandelt und ihr dadurch ſo großen Aerger bereitet habe. Die Speiſen ſtanden noch unangerührt auf dem Tiſche. „Nein, rief Wilm, „gute gnädige Frau, Ihr ſollt' nicht allein bleiben, nicht verlaſſen da liegen und müßt' ich die ganze Kirmeß darüber einbüßen. Und ſo denkt mein Gretchen gewiß auch; wir wollen Euch heute pflegen und warten bis Herr

Lambeck wieder zurück kommt." — Der gute Junge erzählte der ſchönen kranken Frau nun ſo viel Schönes von der himmliſchen Güte ſeines Gretchens, daß Amalien wieder Thränen in die Augen traten. Aber feierlich proteſtirte ſie gegen Wilms Vorſatz, den ganzen Tag mit ſeiner Braut bei ihm zuzubringen. Er aber wies den Proteſt zurück; endlich kamen ſie dahin überein, daß nach jedem Tanze abwechſelnd Wilm und Gretchen kommen und ſie bedienen ſollten. Der Burſche ging nun ſeelenvergnügt, um ſein geliebtes Mädchen zum Tanze zu führen, der ſchon lange begonnen hatte.

„Aber ſag' mir nur, was Du heute treibſt!" rief ſie ihm bitterböſe entgegen und ihre ſchönen blauen Augen ſtanden voll Thränen des Unmuths über die von Wilms vermeintlich erlittene Vernachläſſigung. Ein Kuß hemmte den Strom ihrer Rede; hurtig berichtete Wilm, was vorgefallen war, und als er geendet, klatſchte ſie die kleinen niedlichen Hände zuſammen und ſagte mit Freude leuchtendem Geſicht: „So laß uns eilen, lieber Wilm, aber nicht auf den Plan zum Tanz, ſondern daneben vorüber zur gnädigen Frau!" Und ſo nahm ſie ſeinen Arm und raſche Schritte brachten das traute Pärchen bald die Köhlergaſſe hinab auf den von Menſchenfluthen wogenden Plan. Schon waren ſie faſt vorüber, als Wilm noch einen Blick auf die Tanzenden warf, und zu ſeinem Erſtaunen Annlieſen, des Fuhrmann Kaspers junge Frau, mit einem als Jäger gekleideten Manne luſtig im Kreiſe ſich ſchwenken ſah. „Wie, wenn das der Jäger wäre, von dem mir Kaspar ſprach?" fuhr Wilmen durch den Kopf, und er blieb ſtehen, um ſich ihn näher zu betrachten, wenn er wieder vorübertanzen würde. Gretchen zupfte ihn ſchier ängſtlich am Aermel; er achtete aber nicht darauf, ſondern wartete, die Augen unverwandt auf den Jäger gerichtet. Bald erkannte er in ihm einen von der Dienerſchaft, welche der vornehmen Geſellſchaft dieſen Morgen im Thal gefolgt war, und dies machte ihn gewiß, dieſer Jäger ſei der von Kaſpar gefürchtete Nebenbuhler. Eben noch mit ſeiner ihm ſehr wichtigen Entdeckung beſchäftigt, hörte er nur halb auf Gretchens dringende Mahnung, zu gehen, und als er ſich nun endlich umkehrte, ſah er rechts und links vor ſich den großen Haufen weit gewichen und Gretchen von ſämmtlichen Herren der Herrſchaft aus dem Thal umſtanden. Nun begriff er wohl, warum Gretchen ſo gedrängt, aber eben ſo gut auch, daß es zum Entwiſchen ſchon zu ſpät ſei. Der Herr von Uetterrodt winkte und die Muſik verſtummte. „Ihr habt mir vorhin ein recht hübſches Kind zum Tanz überbracht," ſagte der Oberſte zum Platzmeiſter, „aber fürwahr, die ſchönſte nicht, wie ich von Euch doch erwarten durfte; ſeht, ich habe ſie deshalb doch gefunden, und frage Dich, mein liebes Kind, willſt Du einen Tanz mit mir verſuchen?" — Gretchen war blutroth und machte verlegen einen Knix. Der Oberſt faßte den Arm des holden blühenden Kindes, tanzte mit ihr und Niemand weiter durfte antreten. Wilm hatte im Aerger Muße genug, die Geſichter der Umſtehenden zu muſtern, und er bemerkte zu ſeinem großen Verdruß, wie die Blicke aller der vornehmen Herrn auf Gretchen mit Wohlgefallen ruhten. Ein Offizier aber wollte ſie ſchier mit den Blicken verſchlingen und machte ein ſo lüſternes Geſicht auf das nette Mädchen, daß dem braven Burſchen die Luſt anwandelte, ihm mit der Fauſt eins drein zu ſchlagen. Der Offizier rief den Jäger herbei und flüſterte ihm lange etwas heimlich ins Ohr, dabei aber deutete er mit den Augen mehre Male auf Gretchen und verrieth ſich dadurch dem argwöhniſch lauernden Meſſerſchmied. Dieſer nahm ſich daraus, daß der Offizier des Jägers Herr ſei und hinſichtlich des weiblichen Geſchlechts wohl gleiche Grundſätze mit ihm habe, und daß der Herr aber irgend einen Anſchlag auf Gretchen aufgebrütet, zu deſſen Ausführung er ſich eben mit dem Jäger berathſchlage. Noch in demſelben Tanze trat der Gerichtsherr das Mädchen an den fremden Offizier ab, und Wilm mochte vor Wuth zerſpringen. Es bemächtigte ſich ſeiner ein ſolcher Haß gegen das widrige Geſicht des zierbenglichen Soldaten, daß ihm nicht anders war, als müſſe er ſich durch Thätlichkeiten Luſt machen. Doch wie er bald bemerkte, wurde der ihm unausſtehliche Mann nicht allein von ihm ſo ſorgfältig beobachtet; noch ein Paar andre Augen folgten jeder ſeiner Bewegungen und ſüßen Blicken auf Gretchen, und wenn er ſich zu dem ſchämigen Mädchen niederbog, ihr irgend etwas Lüſternes zuzuflüſtern, empörte ſich noch ein anderes Herz darüber. Es war das der fremden Dame, welche Wilmen dieſen Morgen über Lambeck hatte ausfragen wollen und jetzt nur einen Schritt weit von ihm ſtand. Ihre Augen rollten zornig, ihr Mund verzog ſich krampfhaft und oft war's Wilmen, als murmele ſie leiſe Flüche. Die hohe impoſante

Geſtalt ſah dabei noch einmal ſo trotzig aus, und aus dem hohen künſtlich aufgebauten Haarberg hatten ſich einzelne ſchwarze Locken losgeriſſen und hingen unordentlich im Geſicht und Nacken herab, Verkünder der heftigen Bewegung in der Bruſt der Dame. Dabei blitzten ihre dunkeln Augenſterne ſo wildfeurig, die Lippen waren ſo herausfordernd aufgeworfen, die Wangen ſo kühn geröthet, daß Wilm nicht mit Unrecht auf ein ungewöhnliches Frauengemüth und auf die heftigſte Bewegung in ihrem Innern ſchloß. Bei einer Wendung erblickte ſie den Burſchen, trat zu ihm heran, und fragte: „Nun, guter Freund, wo haſt Du denn Deinen geiſtlichen Herrn Vetter?“ — „Der iſt heimgegangen,“ verſetzte Wilm kurz. — „Das iſt in der That Schande. Ich hätte etwas drum gegeben, wenn mir der Mann noch einmal in den Weg gekommen wäre, und ich muß ſagen, ich habe mich darauf gefreut. Sein Geſicht war mir gar zu merkwürdig. Aber ſag' mir doch, wer iſt das Mädchen, mit welcher der Offizier tanzt?“ — „Das will ich Euch ins Ohr flüſtern: ſie iſt meine Braut.“ — „Deine Braut? Ei das iſt ja herrlich! Nun, ſo will ich Dein Vertrauen mit gleicher Münze zahlen, der Offizier iſt mein Bräutigam.“ — „So? Und Ihr erlaubt ihm, mit andern Mädchen und Weibern ſo ſchön zu thun? Iſt das bei vornehmen Leuten ſo Sitte?“ — „Sitte oder nicht; hier findet ein ſonderbares Verhältniß ſtatt. Höre, mir fährt eben ein kluger Gedanke durch den Kopf. Es ſoll Dein Schade nicht ſein, mir einen Plan ausführen zu helfen, wovon Du Dir ſogar viel Vergnügen verſprechen darfſt. Kannſt Du Dich auf die Treue Deiner

Braut in jeder Hinſicht verlaſſen?" — „Ich denke, ja." — „Nun gut. In einer Stunde ohngefähr will ich mich hier wieder nach Dir umſehen und Dir einen Wink geben. Geh' dann voran und führe mich an einen einſamen Ort, wo ich Dir meine Pläne mittheilen werde. Es würde auffallen, wenn ich jetzt länger mit Dir redete. Auch wird der Herr Oberſt mit ſeinen Gäſten jetzt den Berg dort beſteigen, wo der Schützenhof iſt." Wilm verſprach der männlich ſchönen Dame, ihrem Wunſche nachzukommen, und da der Tanz eben aus war, nahm er kopfſchüttelnd ſein Gretchen am Arm und zog ſie heftig von dem ſie freundlich in die friſchen Wangen kneipenden Offizier fort, und beide ſtanden in einigen Minuten ſchon vor der kranken gnädigen Frau. Gretchen bückte ſich erröthend, nahm die ſchöne weiße Hand vom Bette auf und küßte ſie ehrerbietig. „Du liebes Kind," ſagte Amalia, von Gretchens Engelsſchönheit überraſcht, „Du willſt mir Dein unſchuldiges Vergnügen aufopfern?" — „O mit Freuden," antwortete das Mädchen; „ich möchte Ihnen mein ganzes Leben lang dienen, und Wilm hat mir geſagt, daß man Ihnen in dieſem Hauſe nicht vom Beſten begegnet iſt, da habe ich weinen müſſen." — „O dieſe Thränen machen mich glücklich, mein Kind. Ich weiß Eure beiden Herzen mir in Liebe und Treue zugethan, und ſolch Bewußtſein erheitert mein Schickſal." — „Ach, könnt' ich Sie doch recht glücklich machen!" fuhr Gretchen fort. „Ich wollte ja gerne keinen Tritt wieder tanzen. Heute iſt mir der Tanz ohnedies zuwider, und ich will nicht mehr von Ihnen gehen." — „Nein, meine Liebe, das iſt gegen die Verabredung. Du willſt mich überliſten. Dein unſchuldiges Vergnügen iſt mir ſo lieb als Deine Pflege. Alſo werde ich das durchaus nicht zugeben. Es bleibt bei dem Contract. So oft ein Tanz vorüber iſt, kommſt Du und Dein Geliebter abwechſelnd.“ — „Ach dann werd' ich wieder mit dem vornehmen Herrn tanzen müſſen und ſeine Reden haben mir doch gar nicht gefallen.“ Wilm erzählte Amalien, was vorgefallen, und Gretchen berichtete auf ſeine Aufforderung, daß der Offizier ihr die unerhörteſten Schmeicheleien ins Geſicht geſagt, ihr ein recht koſtbares Kirmeßgeſchenk verſprochen, und ſie bereden wollen, Abends mit ihm einen Spaziergang zu machen. Sie hatte vor Beſchämung und Beſtürzung keine Silbe hervorbringen können.

Während dieſe drei Menſchen hier in liebenswürdigen Vertraulichkeit zuſammenſaßen, und Amalie Gretchens unſchuldiger Unerfahrenheit aus dem reichen Schatze ihrer Erfahrungen manche wichtige Lehre mittheilte, wodurch das Pärchen ſich nur noch inniger an die edle Leidende angezogen fühlte und ſie gleichſam, allen Standesunterſchied vergeſſend, als mütterliche Freundin zu betrachten geneigt war, ohne ſich deſſen gerade deutlich bewußt zu werden, ganz zu derſelben Zeit brach der Herr von Uetterodt mit ſeinem fremden Beſuche vom Plane auf, und zog unter die Linde, in die Allee und auf den Bärmer. Der Offizier hatte der oben bezeichneten Dame, welche ſich bei Wilm für ſeine Braut ausgegeben, den Arm gereicht, und beide gingen weit hinter der übrigen Geſellſchaft durch die wogenden Menſchenhaufen. Der Offizier machte ſeine Begleiterin ſehr galant auf die mancherlei Ausbrüche der innern Luſt in der bunteſten Mannigfaltigkeit vom rohſten Jubel bis zur unſchuldigſten freien Aeuſſerung um ſie her aufmerkſam, und verfehlte dabei nicht, ihr viel Süßes zu ſagen. Aus ihrem ausdrucksvollen, ſchönen Geſichte war indeß jede Spur der früher geäuſſerten Leidenſchaftlichkeit verſchwunden; ſie erwiederte des Begleiters Reden ganz unbefangen, ja es ſchien, als ob es mit Herzlichkeit geſchähe, und ein feines, bezauberndes Lächeln ſpielte um ihren Mund. — „Sie waren nie in Thüringen, mein gnädiges Fräulein?“ — „Noch nie, Herr Kapitain,“ war die Antwort. — „Die Reize Ihrer Vaterſtadt ließen Sie wohl die anderer Gegenden entbehren. Es iſt wahr, Dresden und ſeine Umgebungen ſind unvergleichlich ſchön, und es möchte einem wohl leicht werden, dort die ganze übrige Welt zu vergeſſen. Doch mir fällt bei, Sie ſprachen dieſen Morgen, kurz hernach als wir unſern romantiſchen Ausflug begonnen hatten, bei Gelegenheit, als ſie den Bauernjungen um das Paſtorgeſicht befragten, viel von Wien. Haben Sie ſich lange da aufgehalten, meine Verehrteſte?“ — „Faſt drei Jahre.“ — „O dann iſt Ihnen gewiß Wiens ganzer Adel genau bekannt, in deſſen Zirkel Ihr Rang und Ihre Geburt Sie nothwendiger Weiſe einführen mußten.“ — „Ich kann mich einer großen Bekanntſchaft dort rühmen.“ — „Ohne Zweifel ſind Sie dann gewiß auch mit einer jungen Baroneß von Schönfeld oft zuſammen geweſen?“ — Die Dame wandte bei dieſer Frage das Geſicht ab, und erwiederte dann ſchnell: „Ich kenne ſie, doch nur von fern her. Haben Sie ihre

Bekanntſchaft gemacht?" — „So iſt's; doch nur in Briefen. Sie iſt ſehr geiſtreich und weiß ſich vortrefflich auszudrücken. Die glänzende Fluth ihrer Worte könnte einen entzücken, wüßte man nicht nur zur Genüge, was gewöhnlich hinter ſolchen Phraſen ſteckt." — „Sie ſcheinen ſich ſehr für das Fräulein zu intereſſiren, und doch mißfällt Ihnen gerade das, was auch zugleich Ihr Intereſſe anſpricht." — „Wie man's nimmt. Alles wird Ihnen klar ſein, wenn ich Ihnen ſage, daß Fräulein von Schönfeld ſeit drei Monaten meine Braut iſt und in eben ſo langer Zeit meine Frau ſein wird." — „Sie ſetzen mich in Erſtaunen, Herr von Löwenzahn! Und das Alles ſagen Sie mir mit ſolcher beiſpiellos kalten Gleichgültigkeit? Sie flogen vor drei Monaten nicht ſchon zu Ihrer Zukünftigen? Sie können hier ruhig verweilen, während Sie in Wien eine Ihnen von Perſon noch unbekannte Braut haben, mit welcher Sie in einem Vierteljahr vor den Altar treten wollen? Das ſind mir lauter Räthſel!" — „Die leichteſten von der Welt. Der Oberſte von Löwenzahn, mein Vater, und der Oberſte von Schönfeld, der Vater meiner Verlobten, wurden auf wunderliche Weiſe mit einander bekannt. Der erſtere war in preußiſchen Dienſten, wie auch meine Wenigkeit, der letztere in Oeſtreichiſchen. Im ſiebenjährigen Kriege wurde Schönfeld meines Vaters Gefangener, und von ihm ſo gut und brav behandelt, daß ſie die beſten Freunde wurden. Nun wird's eine abgedroſchene verbrauchte Geſchichte. Sie verſprachen ſich, einmal ihre Kinder miteinander zu verheirathen. Aber drollig genug entſprangen aus beiden Ehen nur Töchter, bis ich endlich die Wünſche meines Vaters erfüllte. Die jüngſte Tochter, aus dem Hauſe Schönfeld wurde mir ohne weiteres in den Kinderſchuhen ſchon zugeſprochen, und in dieſen haben wir uns auch die Aufwartung gemacht. Ihre Eltern waren nämlich mit ihr vor langer Zeit in Brandenburg; es iſt mir aber gar nichts mehr von ihr erinnerlich. Ich wähnte den ganzen Handel lange vergeſſen, als ich vor drei Monaten mit dem Hauptmannsdekret von meinem ſteinalten Vater zugleich die Weiſung erhielt, binnen einem halben Jahre meine Braut heimzuführen, er ſei dies ſeinem ſeligen Freunde ſchuldig — Herr von Schönfeld iſt nämlich ſchon lange todt — auch habe er Alles ſchon eingeleitet. Ich hätte etwas dagegen einwenden können, da mir's aber ſo ziemlich gleichgültig iſt, wen ich heirathe, wenn nur eine Dame von altem Adel, ſo thue ich meinem guten greiſen Vater gern dieſen Gefallen. Wir Leute von Welt wiſſen ja, was es mit der Ehe auf ſich hat und meine Braut tritt mir aus ihren ellenlangen Briefen vornehm genug entgegen, um daraus ſchließen zu dürfen, daß ſie den Grundſätzen der vornehmen Welt in keiner Hinſicht zuwider ſein wird. Obgleich ſie es liebt, ſich in ſentimentale Schwärmereien zu ergießen, bald glüht und bald Eis iſt, ſo weiß ich ſchon, daß Worte nur Form ſind. Ich antworte ihr eben ſo wieder, ſtehle aus dem Grandiſon einige Gedanken und putze ſie prächtig heraus, wenn wir aber in der erſten Woche unſrer Ehe zu gähnen anfangen, ſobald wir uns allein befinden, wiſſen wir beide, woran wir ſind. Zweifelsohne macht ſich dann keines von beiden etwas daraus, und es fällt nicht einmal einem ein, den kleinen Betrug nur mit einer Silbe zu rügen." — „Fürwahr, verſetzte die Dame, ich hätte nicht Luſt, Ihre Frau zu werden!" — Lachend ſagte der Offizier: „Dazu bin ich Ihnen in der That auch viel zu gewogen, mein gnädiges Fräulein. Eine Dame lieben und ſie heirathen, iſt gemein und des Soldaten unwürdig. Auch hebt bei unſer einem das Letztere das Erſtere auf. Laſſen wir die abgeſchmackte Erinnerung an das Heirathen, ich bete ja Sie an, mein Fräulein." — „Sie ſind ein Schwätzer!" ſagte die Dame böſe und wand ſich von ſeinem Arm los, als er ſie aber feſthalten wollte, ſchlug ſie ihn mit dem Fächer auf die Finger, und drängte, von ihm verfolgt, raſch durch die Menſchen vor dem Forſthauſe der übrigen Geſellſchaft nach.

Geſchickt wußte ſich das Fräulein in einer Stunde von den Andern zu trennen und ſelbſt den lauernden Augen des Offiziers entging es, daß hinter dieſer Entfernung eine Abſicht verborgen ſei. Wilm erwartete ſie ſchon auf dem Plane, und ſchlenderte, von ihr bedeutet, der Köhlergaſſe hinauf. Sie folgte ihm von ferne. Auf dem höchſten Punkte dieſer Gaſſe bog der Burſche die ſteinernen Stufen nach der ſchönen hochgelegenen Kirche hinauf und harrte dann auf dem den Berg hinangelegenen Gottesacker der Dame. — „Der Kirchhof," ſagte er, „und der Gang am Breitenberg da oben iſt ſonſt ein beſuchter Spazierplatz, aber an der Kirmeß ganz verödet; wir ſind hier allein." — Ueber die graſigen Grabhügel, ihre hölzernen bunt angemalten, mit ſinnigen und unſinnigen Inſchriften verzierten Kreuze, glitt das große Auge der ſchönen Dame, von einem wehmüthigen Thränenſchleier ſanft überhaucht, höher nach dem aufſteigenden Berg und ſeiner dunklen Waldkrone, die oben ihr lichteres Grün mit dem Lichtblau des Himmels zu verſchmelzen ſchien. Waldesluft, Waldeinſamkeit, Waldgrün und Grabesluft, Grabeinſamkeit, Grabesgrün, hier einander untergeordnet, wie Himmelsahnung ſüßer Wonnen und trauernder und doch auch ſüßer Erdenſchmerz: dieſe Bilder und alle Kraft ihres lebendigen Weſens verlieh dem umherſchweifenden Auge des Mädchens den Ausdruck höchſter Schwärmerei, aber es hob ſich von den Grabhügeln und ſchweifte zu den Rieſenbergen hinauf und immer weiter, wo Berg und Berg ſich umarmen, wo Eichenwälder in helle Buchenhaine ſich ſchlingen und die düſtre Tannenpflanzung beide umrändert, und gekräftigt von der Macht der Erſcheinung, rief ſie, wie einen innern Schmerz bekämpfend: „Wohlan, es ſei! — Verſprich mir,“ wandte ſie ſich jetzt zu dem Burſchen, „mit Hand und Mund nichts von dem zu verrathen, was ich Dir entdecke.“ Als Wilm dies gethan, fuhr ſie fort: „Zuerſt mußt Du wiſſen, daß ich hier bin, um jenen Offizier kennen zu lernen und ihn zu prüfen, ob er meiner würdig iſt. Bis jetzt habe ich das nicht gefunden. Doch ich will mich überzeugen, ob er niederträchtig genug iſt, mit teufliſchen Netzen die Unſchuld eines Mädchens zu umgarnen und zu morden. Ich habe nur zu deutlich bemerkt, daß heute eine heftige Leidenſchaft für Deine Braut in ihm aufloderte. Hat er ihr keine unwürdigen Anträge gemacht?“

„J nun! Er hat ſie zu einem Spaziergang auf dieſen Abend bereden wollen.“ — „Schön, mein Freund, das geht ja ganz nach Wunſch!“ rief ſie mit einem edlen Unwillen im Geſichte. „So thue mir nun die Gefälligkeit und ſage Deiner Braut zu, daß ſie mit ihm geht; es ſoll ihr kein Leid geſchehen.“ — „Ich glaube ſchwerlich, daß ſie es thun wird. Hört, gnädige Dame, daraus wird nichts. Ei Ihr legt's doch darauf an, ihn mit ihr zu erwiſchen; dann wäre ja meines Gretchens Ehre dahin, und wenn wir ſagen wollten, es ſei ein abgekartetes Plänchen, ſo würden die Leute ſolche Ausrede nur für einen Nothnagel halten. Nein, daraus kann nichts werden!“ — „Ich ſeh es ein, guter Burſche, es wäre ein gefährliches Spiel; und Deines Mädchens Ehre darf auch nicht der leiſeſte Hauch des Argwohns beflecken. Schon damit wäre die Beſchämung eines ſolchen [illegible] viel zu theuer erkauft. Alſo etwas an[illegible] Ihr werdet mit Deiner Braut ſo ziemlich eine Größe haben.“ — „So iſt's.“ — „Könnteſt Du mir wohl Kleider verſchaffen, die denen gleichen, welche ſie dieſen Abend trägt?“ — „Sie braucht ſich ja blos auszukleiden und Euch an, ſie ſelbſt trägt dann andere Kleider.“ — „Ja, ſo geht's am beſten. Punkt zehn Uhr wollen wir die Komödie ſpielen und dieſe Stunde mag ſie ihm angeben.“ — „Gut, und die Verkleidung könnt' Ihr in Gretchens Hauſe vornehmen.“ — Nachdem ſie in allen Stücken übereingekommen waren, ging die Dame allein wieder den Kirchhof abwärts, der Burſche aber über den Pfarrberg und durch die Pfarrſtiege und ſtieg dann den Berg abwärts auf den Plan.

Kaum dort angelangt, erblickte er den Fuhrmann Kaspar und eilte auf ihn zu. „Nun, Kaspar, was bringt Ihr von Förſters-Hennſen? Wer hat Eure Pfeife?“ — „Es iſt ein närriſcher Kerl,“ lallte der Alte mit bierſchwerer Zunge lachend. „Hör' nur, was er mir für eine wunderliche Antwort gab. Als ich bei ihm eintrat, erkannte er mich ſogleich, und kaum hatte er ein Paar Worte von meinem Schickſal vernommen, als er in das an die Stube anſtoßende Kämmerchen ging, und ziemlich lange drinne verweilte. Wieder herausgekommen, ſagte er: Ihr habt den Meſſermacher Wilm Euer ganzes Herz ausgeſchüttet. Nun der, welcher von Wilm dieſen Abend die erſte Ohrfeige bekommt, der hat auch Eure Pfeife. Dieſer Dieb hat Euch jedoch noch weit mehr geſtohlen, als den Meerſchaumkopf, inzwiſchen könnt Ihr ihm dieſen nur wieder abnehmen. Er hat ihn in der linken Rocktaſche ſtecken und raucht jetzt eben daraus, indem er Euch mit noch einer Perſon, die Euch nah angeht, tüchtig auslacht. — Das war mein Beſcheid. Iſt das nicht ſonderbar?“ — „Nun dann muß ſie Euch ein preußiſcher Offizier geſtohlen haben; denn wenn's mir nachgeht, erhält der dieſen Abend mehr als eine Maulſchelle und wie ich meine, die erſte und letzte von mir. Habt Ihr Eure Frau ſchon geſehen?“ — „Nun, ich finde ſie nicht.“ — „Hört, ein Jäger hat verflucht um ſie herumgeſchwenzelt, ein Kerl, der mit dem Herrn von Uetterodt heute gekommen iſt.“ — „Das wäre der Teufel! Das iſt gewiß der Sakramenter!“ — „Ich vermuthe es auch; doch ſeht, iſt das nicht Eure Hausehre dort?“ — „Ja, wahrhaftig! wie wollen ihr doch gleich auf den Zahn fühlen.“ — Unbefangen und freundlich kam Annlies heran und machte ihrem Manne Vorwürfe, daß er ſie ſo lange verlaſſen. „Sagt mir doch,“ begann Wilm, „wer war denn der ſchmucke Jäger, mit dem Ihr ſo luſtig tanztet?“— „Ei was weiß ich!“ verſetzte die Frau trotzig. „Ich werde doch nicht ſo keck ſein, und die vornehmen Herrn, welche mit mir tanzen, fragen, wer ſie ſind? Ich kenne ihn nicht und hab' ihn all' mein lebtag noch nicht geſehen.“ — „So, nun da müſſen wir uns wo anders befragen.“— „Ei, dos könnt' Ihr!“— So waren die Männer nicht gewiſſer als vorher, und die liſtige Frau durch die Schlinge wie ein glatter Aal geſchlüpft.

Mittlerweile kam Gretchen auch hinzu und berichtete, daß die gnädige Frau heftiges Fieber habe und der Arzt ſehr beſorgt ſcheine. Wilm konnte nun ſchon nicht tanzen und eilte auf den Zainhammer, um die Kranke nicht allein zu laſſen, wenn der Doktor von ihr ginge. Gretchen löſte ihn ab, und ſo ſchwand unter Hin- und Hergehen der Tag, und Dämmerung ſank in das von lauter Fröhlichkeit wiederhallende Ruhlathal. Nun, da die drückende Hitze des Tages vorüber war, ſchien die Luſt ſich erſt recht frei und entbunden zu regen. Auf den großen Plätzen glich das Gewühl Ameiſenhaufen und das verworrene Getöſe ließ kaum das eigne Wort verſtehen. Wilm hatte Gretchen eben mit dem für den Abend beabſichtigten Scherz vertraut gemacht und beide trieben ſich unter der Menge herum. Da ſtieß ihnen der alte rüſtige Fuhrmann wieder auf. „Nun, der

Abend iſt da," ſagte dieſer, „und ich habe Dich geſucht. Auch werde ich nun nicht mehr von Dir weichen." Indem beide mit einander koſten, war Gretchen einige Schritte weit von ihnen abgedrängt worden. „Ei, ſieh da, mein ſchönſtes Kind," flüſterte ihr plötzlich eine männliche Stimme nicht im gewohnten Idiom zu, „endlich, endlich gefunden! Schon ſeit einer Stunde ſuch' ich Dich, liebenswürdigſte Rühlerin." Gretchen erkannte den Jäger, der vertraulich ſeinen Arm um ihren Nacken legte. Sie wollte ſich von ihm losmachen, er ließ ſie aber nicht und ſprach weiter: „Glückliches Mädchen, mein Gnädiger iſt ſterblich in Dich verliebt, aber ich bei Gott! nicht minder. Er ſendet Dir hier das verſprochene Geſchenk, und dies hier habe ich hinzugefügt, weil ich Dich eben ſo heiß verehre. Willſt Du Dir's nicht betrachten?" — „Es iſt ſchon gut," ſagte Gretchen, „ich will's zu Hauſe anſehen." — „Aber nun beglücke meinen Herrn mit der Nachricht, wenn er dieſen Abend ein Weilchen mit Dir plaudern darf?" — „Um zehn Uhr will ich in der Allee vor dem Forſthauſe ſein." — „O Du vortreffliches Kind! wann aber willſt Du mich glücklich machen? Darf ich meinen Herrn ablöſen? Wie? Du willſt?" — „Laßt mich! Ihr werdet unverſchämt!" — Aber der lüſterne Jäger erlaubte ſich noch größere Freiheiten, die ſchnell zu Frechheiten wurden. Wilm hatte von der Seite ſchon einige Minuten zugeſehen und die Galle war ihm übergelaufen. „Das iſt der Kerl, der ſich heute mit Eurer Frau ſo luſtig machte," flüſterte er dem Fuhrmann zu, und deutete auf den Jäger. — „Wahrhaftig, das iſt der Schurke!" erwiederte dieſer. In dem Augenblick beging der Jäger eine Unverſchämtheit an Gretchen, ſie ſchrie laut. Wuth und Zorn loderten in Wilm auf und ſeine kräftige Hand führte einen furchtbaren Schlag auf des Grünrocks Backen. Beide hatten ſich ſogleich bei den Köpfen; Gretchen entſprang mit ihren Geſchenken. Der Jäger wollte ſeinen Hirſchfänger ziehen, aber der Fuhrmann rief überraſcht: „Ei ſeht doch, das war ja die erſte Maulſchelle!" damit war er ſchnell hinter dem verhaßten Nebenbuhler, umfaßte ihn mit ſtarkem Arm, langte in die linke Rocktaſche deſſelben und zog eine ſchöne Pfeiſe hervor. Zwar konnte er ſie nicht ſogleich als die ſeinige erkennen; denn ſie war ſorgfältig und wahrſcheinlich aus Vorſicht, damit ſie nicht erkannt werde, in Leder genäht; Kaspar ſteckte ſie aber, da er nicht Zeit hatte, ſie jetzt näher zu unterſuchen, mit der feſteſten Ueberzeugung, daß es die ſeinige ſei, getroſt zu ſich, und hämmerte dann mit ſeinem langen, braunen, hainbuchenen Stock rüſtig auf des Grünrocks breiten Rücken los. Wie nun meiſt große Begebenheiten kleine Veranlaſſungen haben, ſo auch hier. Einem in ein Faß voll Zunder, Schwefel und Pech fahrenden Feuerfunken gleich, war Wilms Ohrfeige gefallen, mit Blitzesſchnelle entſtanden zwei Parteien und es begann eine wüthende Prügelei, deren Heftigkeit einen ſchlechten Ausgang weiſſagte. Die Rühler waren in jener Zeit als die jähzornigſten und hitzigſten Leute bekannt, blutige Schlägereien waren an der Tagesordnung, und ſelten ging eine Woche hin, wo der unbändige Sinn ſich auf den Bierbänken nicht die Köpfe mit Bierkrügen und Stuhlbeinen zerbrach. Selbſtrache galt als Ehrenſache, und der kleinſten Pikanterie mußte durch Prügel Luft gemacht werden. Das hieß in der Sprache der Rühler: ſein Müthchen kühlen; gewiß ein ſehr bezeichnender Ausdruck für den wilden Charakter eines natürlichen Bergvolks, welches den gemeinen Nahrungsſorgen durch Fleiß und Glück enthoben iſt. Zeit und Umſtände haben das alles geändert und man wird in den Söhnen und Enkeln die Väter ſchwerlich mehr erkennen.

Wilm war lange ſchon von vielen Burſchen ſeines Alters um das ſchöne Gretchen heftig beneidet worden, der Neid hatte Haß gegen den Glücklichen erzeugt, und der Haß lange ſchon auf eine Gelegenheit gewartet, ſich durch Thätlichkeiten zu äußern. Der Jäger aber hatte ſchon dadurch viel für ſich, daß er mit dem Patron, dem von Allen verehrten Herrn von Uetterodt, gekommen war, aber er hatte durch Leutſeligkeit und ganz vorzüglich durch Freigebigkeit — ein Eimer Bier war ſein Geſchenk an die tanzende Jugend — ſich ſehr Viele gewonnen. Wieder Andere waren durch ſein freies, oft unziemliches Benehmen gegen ihre Mädchen wider ihn eingenommen, Wilms Guthmüthigkeit war auch ſehr beliebt, und in dem Augenblick, als die Schlägerei begann, zeigte ſich's, daß er einen großen Anhang hatte. Das Schlimmſte bei der Sache war, daß die meiſten Köpfe, vom flüchtigen Biergeiſt überladen, nicht recht wußten, was ſie thaten, und nur drauf ſchlugen, unbekümmert, wohin und wen der Streich traf. Wilm dagegen war durch die ununterbrochene Sorge für die gnädige Frau von Welwar vom Genuß geiſtiger Getränke ganz abgehalten werden und alſo der Nüchternſte von Allen. Nachdem er alſo dem Jäger einige Hiebe verſetzt und von dieſem und Andern auch einige eingenommen hatte, ſah' er bald, was daraus entſtehen würde und war, wie ein kluger Feldherr, auf den geſchickteſten Rückzug bedacht. Dieſer gelang ihm auch glücklich, und unbemerkt entſchlüpfte er in der Dunkelheit ohne Schaden den Streichen ſeiner Gegner. Unverzüglich eilte er nach Gretchens Wohnung und fand das liebe Kind zu Hauſe. Die Geſchenke wurden betrachtet und mehrere koſtbaren Tücher als Gabe des Herrn, ſo wie ein einfacher Halsſchmuck als die des Dieners erkannt. In traulichem Liebesgeſchwätz verrann die Zeit, bis ihnen die Kranke einfiel, und ſie eilten, die Leidende aufzuſuchen.

Auf dem Plan aber wüthete der blutige Streit und wälzte ſich in vielen Haufen wie Wolkenmaſſen gegen einander, ſich ſchnell geſtaltend, umbildend; und raſch wechſelnd, wurde aus dem Freunde Feind, aus Feind Bundesgenoſſe. Alter Privathaß, lang ſtill ſchlummernde Pikanterie der Einzelnen erwachte und die Hauptveranlaſſung war von den meiſten bald vergeſſen, jeder ſchlug nur auf den los, dem er nicht gewogen war, oder überhaupt nur um zu ſchlagen; denn was hat die, alle Schranken überwachſende Trunkenheit noch für Gründe zu ihren unſinnigen Handlungen? Ein furchtbar wüſtes Geſchrei durchraſ'te unaufhörlich die Luft und drohte, die Ohren der Hörer zu zerreißen, bei vielen ging es in ein wüthendes Gebrüll über; die gellenden, kreiſchenden Stimmen der Mädchen und Weiber, welche immer in die ſtreitenden Haufen hineinführen, drang durch die groben Laute der Männer. Blut floß von vielen Köpfen und wer ſich nicht mehr aufrecht halten konnte, wurde von den Füßen der Andern ſo lange getreten, bis eine mitleidige Hand ihn aus der Martermühle hervorzog. Von allen Seiten quollen Menſchen herbei, die übrigen Tanzplätze, die Straßen und Spaziergänge wurden leer, und alles drängte auf den einen Punkt zuſammen. Viele von den Zuſchauern, ſelbſt berauſcht und erhitzt, wurden in das Handgemenge mit hineingezogen oder nahmen unſinnig aus eignem Antrieb daran Theil; denn der eine hatte einen Freund, der andre einen Feind, der dritte einen Verwandten darunter, dem er beizuſtehen oder auch eins zu verſetzen gedachte. So war die Metzelei zuletzt über den ganzen Platz ausgebreitet. Die Bewohner der benachbarten Häuſer hatten Lichter in die Fenſter geſtellt, und ſo wurde der wüſte, gräßliche Kampf auch düſter erleuchtet. Wie das Meer, durch die Dämme gebrochen, alles vernichtet, ſo raſ'te die entfeſſelte Leidenſchaft eben ſo entſetzlich, wie erſt die freie Luſt ſich ungeberdig geäuſſert hatte. Gretchen hüllte den Geliebten in ihren Mantel, und unerkannt ſchlüpften ſie an den Häuſern hin neben dem gräßlichen Tumult vorüber und langten bei ihrer Pflegebefohlenen an. Sie fanden Amalien in der heftigſten Unruhe. Ihre Bruſt hob ſich ängſtlich, und ſie fragte den Meſſerſchmied verwirrt durcheinander, ob er nicht wiſſe, wo Lambeck bleibe, wie weit es denn von Eiſenach ſei, ob es Räuber und Mörder im Walde gäbe, und Wilm hatte viel zu ſprechen, um ihr nur einigen Troſt zu geben. Nichts deſto weniger ſchien ſich ihre Angſt von Minute zu Minute zu vergrößern, ihre Pulſe ſchlugen heftig, eine fieberhafte Röthe überflog ihr Geſicht und bebend forſchte ſie nach der Urſache des wilden, gräßlichen Mordgeſchrei's, welches vom Plan aus an ihre Fenſter drang. Dies maßloſe Toben erhöhte ihren peinlichen Zuſtand um großes, und endlich vermochte ſie nicht mehr im Bette zu bleiben. „O Gott!“ rief ſie die Hände ringend, „wo er nur bleiben mag! Ihm iſt ein Unglück widerfahren, ſonſt wär' er ſicher zurück. Ha, meine ahnende Seele! O ihr lieben Kinder, die Angſt wird mich vernichten!“ — „Es iſt neun Uhr vorüber,“ ſagte Wilm mitleidig, „und es iſt wahr, der Zeit nach könnte er lange wieder da ſein.“ — „Ja, ja, er iſt hin! Barmherziger Gott im Himmel! Auch dies noch! Muß ich denn den tiefſten Leidenskelch leeren? Nein, das ertrag' ich nicht! O meine Sinne! mein Verſtand!“ Alſo jammernd und händeringend rannte die Verzweifelte durch das Zimmer und ihr langes glänzendes Haar hing verwirrt in den Nacken herab. — „Mir wird's angſt und bange,“ flüſterte Gretchen ihrem Wilm zu, „und alle Glieder ſchlagen mir.“ — „Ja mir iſt auch dabei nicht wohl zu Muthe,“ verſetzte der Burſche; „ich fürchte wahrhaftig, die arme Frau verliert den Verſtand. Gott weiß, wie das zuſammenhängt, und die Hoffactorin hat vielleicht doch recht gehört. Doch was geht das uns an; wenn ich nur wüßte, wie da zu helfen wäre.“ Amalia warf ſich jetzt verzweiflungsvoll wieder auf's Bette, oder ſtürzte vielmehr entkräftet hin; der Geiſt ſchien von ihr gewichen und Gretchen bog ſich voll Entſetzen über ſie her. „Ach Gott, ach Gott!“ rief das Mädchen, „Wilm, ſie iſt todt, oder ſtirbt jetzt eben. Spring geſchwind hinüber und hol den Doktor!“ — Wilm war mit drei Sätzen die Treppe hinab und in des Doktors Hauſe, welches dem Zainhammer ſchief gegenüber lag, aber er fand den Arzt nicht zu Hauſe, und muthlos kehrte er wieder zurück; er wollte die Hoffactorin rufen, aber zum Glück war auch ſie in die Bärmig *) gezogen, und troſtlos kehrte der Burſche zurück, um Gretchen nicht allein bei der Dame zu laſſen. Die letztere hatte ſich mittlerweile wieder erholt und als ſie vernahm, daß die Hauswirthin nicht zu Hauſe geweſen, bat ſie mit ſchwacher Stimme, ſie nur nicht mit der Gegenwart dieſes Weibes zu quälen. — „Aber du lieber Gott,“ ſagte Gretchen, „es wird uns ſo angſt bei Ihnen, wenn wir allein da ſind; es könnte Ihnen ein noch größeres Uebel aufſtoßen.“— „Still, mir fällt etwas ein,“ ſagte Wilm. „Es iſt bald halb zehn Uhr und das Fräulein erwartet mich in der Allee. Sie will ich herführen und wenn ſie ihren Scherz noch an den Mann bringen will, ſo kann ſie ſich ja hier auch ankleiden, und wenn der Schnack vorüber iſt, kommt ſie wieder her. Das iſt ſchön. Sie iſt Eures Standes, gnädige Frau,

---

*) Name des Thals, in welchem das Forſthaus des Großherzogs von Weimar ſteht und die Allee ſich befindet. Jetzt ziert dies Thal auch ein ſehr geſchmackvoller Garten im engliſchen Styl, welchen der Hofagent. Georg Otto Ziegler, einer der reichſten Kaufleute des Orts, angelegt und dem Publikum mit einer ſeltnen Generoſität geöffnet hat.

und gewiß recht gut." — „So hole ſie herbei," ſagte Amalia, „damit mich die Angſt nicht gar erdrückt. O Adolf, Adolf, wie marterſt Du mich!" — Wilm war ſchon fort. Auf dem Plan überraſ'ten Unordnung und Leidenſchaft noch alle Schranken und Niemand vermochte den ausgetretenen Strom in ſein Bette zurück zu dämmen. Als Wilm vor dem Bären vorüberſtrich, gewahrte er in der Hausflur eine zuſammengedrängte Menſchengruppe und hörte eine ihm bekannte Stimme ſehr kläglich thun. Neugierig trat er hinzu und ſah die beiden Nebenbuhler, den Jäger und den Fuhrmann am Boden beſinnungslos wie Brüder nebeneinander liegen, beider Geſichter entſtellt von Wunden und Blut, Beider Kleider zerſetzt um ſie herumhängend, und vor ihnen Annlies heulend und ſchreiend, dabei aber ungewiß laſſend, ob ſie den einen oder den andern meine. Wilm drückte die Ohren an und trollte ſich weiter. Im letzten Haus an der Brücke, worin das Gelag war, befanden ſich eine Menge mehr oder minder gefährlich Verwundete und ſchon viele derſelben waren in ihre Behauſung gebracht worden. Nichts deſto weniger dauerte die entſetzliche Schlägerei noch eben ſo hitzig und friſch als vom Anfang fort, obgleich keiner von den Veranlaſſern des Streites und erſten Streitern mehr auf dem Platze war. Noch immer ſchrieen und kriſchen Frauen und Mädchen dazwiſchen, um Männer, Brüder, Söhne und Geliebte dem Streit entweder zu entreißen oder ſie auf einander aufzuhetzen und anzufeuern. Unter der Linde wurde inzwiſchen ſchon wieder luſtig getanzt; Wilm hielt ſich aber nicht auf, ſondern trabte dem herzoglichen Forſthauſe zu. Hell glänzten die hohen Fenſter des Saals. Die Flügelthüren deſſelben waren geöffnet und auf den hohen ſteinernen Stufen vor ihr drängten Menſchen auf und ab. Drinnen aber wogte die vornehme Welt und in den geſchliffenen Kryſtallen der mächtigen Glas- und Kronenleuchter brach ſich das Licht der hundert Kerzen tauſendfältig, und flimmerte und glinzerte luſtig dem erſtaunten Schauer entgegen. Hier waren ſämmtliche Badegäſte, die Nobleſſe des Orts mit ihren zahlreichen Gäſten, ſo wie viele vom weimariſchen Hofperſonal, welche von Wilhelmsthal heraufgekommen waren, nebſt vielen angeſehenen und vornehmen Fremden aus Eiſenach, Gotha und der Umgegend, auf ſplendidem Balle verſammelt. Wilm zog ſeine Kappe ab, ſtieg die Stufen hinauf, zwängte ſich durch die Menge der Zuſchauer und ſpähte durch die glänzende und reichgeputzten Damenreihen. Die Tanzmuſik rauſchte prächtig durch den Saal, die Paare flogen wie farbenglühende Traumphantome vorüber; da fiel eine Roſe zu Wilms Füßen und er ſah die Geſuchte im ſchönſten Ballkleide am Arme eines Hofherrn vorüberwirbeln. Geduldig harrte er nun, bis der Tanz vorüber war, und zog ſich dann wieder nach der Thüre zurück. Bald darauf erſchien das Fräulein, in ihre Saluppe gehüllt. — „Der Kapitain,“ ſagte ſie, „bemerkt meine Abweſenheit nicht, er hat ſich vor einer halben Stunde ſchon aus dem Saale entfernt und wird mit ſeinem Jäger gewiß ſchon die Alleen nach dem Schlachtopfer durchſtreifen.“ — „Mit dem Jäger auf keinen Fall,“ verſetzte Wilm und machte die Erſtaunende mit dem Vorfall bekannt, berichtete ihr auch dann von Frau von Welwars Krankheit und brachte die Bitte vor, ihm dorthin zu folgen, wo ſich Gretchen befände, ſich dort auszukleiden und der armen guten Dame Geſellſchaft zu leiſten. Das Fräulein, durch Wilms vortheilhafte Beſchreibung ſchon im Voraus für die Kranke eingenommen, verſprach ſich viel von der neuen Bekanntſchaft und beide traten bald in das Haus, der Zainhammer genannt. Die Frau Hoffactorin, unterdeſſen als eine ordentliche Hausfrau zurückgekehrt, keifte aus ihrer Wohnſtube zu ebner Erde über das ſpäte Hin- und Herlaufen, doch unbekümmert um ſie waren die Wanderer ſchon die Staffel erſtiegen und Wilm öffnete leiſe die Thür. Gretchen ſaß am Bette und hatte die Hand der Dame gefaßt. Der Lichtſchirm warf ſeinen Schatten auf das Geſicht derſelben. „Iſt er's?" rief Amalia mit angſtvoller Stimme. — „Ach nein!" verſetzte Gretchen faſt weinend, „es iſt Wilm mit dem gnädigen Fräulein." Dieſe trat herzu, verbeugte ſich und bot der Kranken ihre Geſellſchaft an. — „Es thut mir unendlich wohl, ſo viel Theilnahme zu finden," verſetzte dieſe; „ich würde ſonſt ſicherlich auch verzweifeln müſſen. Und ſo danke ich Ihnen, meine Wertheſte, mit tief gerührtem Herzen. Setzen Sie ſich an meinem Bette nieder und vergönnen Sie mir Ihre nähere Bekanntſchaft zu machen." Das Fräulein war während dieſer Rede ſichtbar unruhiger geworden. Mit geſpanntem Ohr horchte ſie auf jeden Laut der Kranken und ſtrengte die Sehkraft ihrer Augen an, um das Geſicht der Sprechenden zu erkennen. Als dieſe geendet, trat das Fräulein näher hinzu, ſtieß wie aus Unvorſichtigkeit an den Lichtſchirm, ſo daß der helle Strahl in Amaliens Geſicht fiel, aber in demſelben Augenblick fuhr ſie auch heftig zuſammen und ſtieß unwillkührlich die Worte aus: „Ach Jeſus Maria!“ — „Was wandelt Sie an?“ fragte die Kranke ſtaunend, aber voller Ahnung. Das Fräulein faßte ſich ſchnell, beugte ſich ganz zu ihr herab und flüſterte ſo leiſe als möglich: „Ich bin eine geborne Winerin, die Tochter des ſchon lange verſtorbenen Oberſten von Schönfeld; doch verſichere ich Eurer Durchlaucht, daß Sie von mir nichts zu befürchten haben. Ein glücklicher Zufall führt mich zu Ihnen. Vertrauen Sie auf mich!“ — Sie wollte weiter reden, aber mit Schrecken bemerkte ſie, daß Amalia ohnmächtig geworden war. Gefaßt und männlich machte ſie Wilmen und Gretchen damit bekannt und ſagte: „Laßt ſie einige Zeit in dieſem Zuſtande; er iſt ihr vielleicht wohlthätig. Sobald ich mich entfernt habe, reibt ihr mit dieſer Eſſenz die Schläfe und die Naſenöffnungen. Es wird ſie wieder zu ſich bringen. Fragt ſie nach mir, ſo weicht ihr aus, bis ich ſelbſt wieder da bin. Nun raſch Deine Kleider, Gretchen.“ Eilig riß die Kühne ihren Kopfputz ein, wand das Haar zuſammen auf einen Knaul und ließ ſich von Gretchen das Kopftuch (Haitlappen genannt) nach der Art umbinden, wie es nur die Kühler zu tragen pflegen, und woran man ſie auf den erſten Blick erkennt, ſelbſt wenn ſie den Mund noch nicht geöffnet und ihr eigenthümliches Idiom hören gelaſſen haben. Der geblümte Schackrock, Leibſtück und Camiſol waren bald angelegt, und auf und davon rannte das wilde Mädchen in der Verkleidung, die ihr allerliebſt ſtand. Während das umgewandelte

Gretchen und Wilm ſich mit der Ohnmächtigen beſchäftigten, um ſie ins Leben zurück zu rufen, was ihnen jedoch auf keinerlei Art gelingen wollte, fand das verkappte Fräulein bald, was ſie ſuchte. Der Offizier wandelte zwiſchen den Bäumen auf und ab, und hatte kaum die Geſtalt bemerkt, als er ſogleich auf ſie los eilte, ſie in die Arme ſchloß und mit zärtlichen Worten überhäufte. Das Fräulein hatte Grund zu ſchweigen; als er aber zudringlicher wurde, zog ſie ihn nach der Hellung hin, die aus den Fenſtern des Saales ſtrömte, zeigte dem Ueberzärtlichen ihr Geſichte und ſagte ſpöttiſch: „Guten Abend, Herr Kapitain!" — „Wie? Fräulein von Brauſe!" rief dieſer erſtaunt. „Sie bringen mich aus aller Contenance." — „Ei, ein Soldat ſollte ſich durch nichts aus der Contenance bringen laſſen, am wenigſten aber durch den unverhofften Anblick einer Dame, der er ſchon bis zum Ueberdruß verſichert hat, wie ſehr er ſie anbete!" — „Ihr Scherz iſt hier ſehr übel angebracht, mein Fräulein." — „Und Ihr Betragen noch übler, mein Kapitain." — „Wer hat Ihnen eine Stimme über mein Betragen zugeſtanden? Ich kann thun und laſſen, was ich will!" — „Zum Glück hab' ich dieſelbe Freiheit, mein Herr. Nun, ich will nur meinen Auftrag vom ſchönen Gretchen ausrichten, und Ihnen dann nicht länger läſtig fallen." — „Sie, mein Fräulein, in Auftrag des ſchönen Gretchens?" fragte der Hauptmann mit geändertem zärtlichen Tone. „O jetzt erſt verſtehe ich! Ich Thor, wie ich ſo blind ſein konnte! Laſſen Sie die Maske fallen: wir ſind hier ohne Zeugen. Ihre Leidenſchaft für mich ließ Sie dieſen Schritt thun. Die

Liebe reißt alle Formen nieder. Der Gedanke iſt göttlich. Laſſen Sie ſich umarmen!“ — „Zurück, Menſch! Ihnen rappelt's im Hirnkaſten; ſicherlich hat der jetzt wüthende Hundsſtern dort Verwüſtungen angerichtet! Gretchen läßt Ihnen ſagen, daß ſie Ihnen nächſtens von Ungarn aus das Gegengeſchenk machen werde. Gute Nacht, Herr Kapitain!“ Der Offizier ſah ihr mit weit geöffnetem Munde nach, bis ſie in der Nacht verſchwand und rief dann: „Nun, bei meiner Treu, das begreif Einer. Geprellt bin ich, wie aber, weiß ich noch nicht.“ Von mancherlei Gedanken heimgeſucht, verfügte er ſich wieder in den Saal, ſetzte ſich in eine Ecke und wartete, am geſellſchaftlichen Vergnügen keinen Antheil mehr nehmend, bis des Oberſten Wagen, den dieſer auf Mitternacht beſtellt hatte, vorfuhr und die Gäſte ſich zuſammen fanden. Als man nach dem Fräulein von Brauſe fragte, meldete der Kapitain, daß ſie die Nacht in der Ruhl zubringen würde, wo? wiſſe er nicht; doch habe ſie ihm gute Nacht geſagt. Man machte mancherlei Randgloſſen über das ſeltſame Benehmen des Fräuleins, zu denen der Offizier übrigens wenig beigab.

Als ſich das Fräulein von dem betrogenen Liebhaber trennte, und ſchnell nach dem Zainhammer eilte, erkannte ſie beim Lichtſchimmer, welche einzelne Partieen der dunklen menſchenvollen Straße überſtrömte, Wilmen, welcher eilig an ihr vorüberſchoß. Sie rief ihm zu und fragte, was dieſer Gang zu bedeuten habe. „Ach, daß ſich Gott erbarme!“ ſagte der Burſche, „das iſt ein unglücklicher Kirmeßtag für mich. Die gnädige Frau iſt von Eurem vornehm riechenden Waſſer nicht wieder zu ſich gekommen, und ich befürchte, das Leben bleibt ihr ganz aus. Gretchen und ich, wir haben ſie gerüttelt und gerieben, aber Alles vergebens; wir ſpüren nicht, daß noch Athem aus ihrem Mund geht, ſie iſt todtenblaß, ſteif und hat die Augen geſchloſſen. Gretchen iſt ſelbſt halb todt vor Schrecken und Kummer, und mir zittern auch alle Glieder wie Eſpenlaub. Nun will ich nur ſchnell in den Forſtſaal ſpringen und den Doktor Storch holen!“ — So eile, mein Lieber,“ ſagte das Fräulein, „ich werde es ebenfalls thun, um Gretchens Beiſtand zu ſein. — „Die Frau Hoffactorin ſtand ſchon wieder auf der Lauer; denn das viele Ein- und Ausgehen war ihr ſehr verdächtig vorgekommen und ſie konnte ſchlechterdings nicht begreifen, was noch ein Mühler Mädchen ſo ſpät bei ihrer Hausgenoſſin wolle. Auch war ihr viel daran gelegen, zu wiſſen, ob der Bediente nach Hauſe kehre oder nicht. Das Fräulein remetamorphoſirte ſich ſchnell und ſetzte ſich dann, das angſtvolle Gretchen tröſtend zu ihr an das Bett der Ohnmächtigen. Als ſie die leidenden ſchönen Züge derſelben betrachtete, überkam ſie eine große Wehmuth und einzelne Thränen quollen unter den langen ſchwarzen Augenwimpern hervor. „Arme Unglückliche!“ ſeufzte ſie dann, „muß ich Dich hier finden! Doch ich will Dir eine Stütze ſein, und Dich halten oder mit Dir fallen.“ — Alle Wildheit, welche den Tag über dieſes lebhafte Geſicht durchzuckt hatte, war daraus verſchwunden, und hatte einer gewiſſen Schwermuth Platz gemacht, welche Gretchen nicht ohne große Theilnahme betrachtete. Die Worte des Fräuleins hatten einen andern Ton und Ausdruck gewonnen, und ihr ganzes Weſen ſchien in Empfindung und ſanftem Weh aufgelöſt. Oft beugte ſie ſich bang lauſchend über das Geſicht der Ohnmächtigen, rieb ihr die Bruſt, die Schläfe mit dem Lebensöl, und Gretchen ſtand ihr in all dieſen Bemühungen treulich bei. Nach kurzer Zeit trat der Doktor eilig herein, vergeblich ſeine Schwiegermutter zurückweiſend, die, glücklich, eine ſchickliche Gelegenheit zum Eindringen in das Zimmer gefunden zu haben, ihn mit beiden Armen vorwärts ſchob, und um all ſein Reden unbekümmert, ſchnurſtracks nach dem Bette rannte. Als ſie die Ohnmächtige erblickte, prallte ſie entſetzt zurück und erhob dann heulend ihre Stimme: „Todt?! da haben wir die Beſcheerung! Du meine himmliſche Güte, noch heute muß mir meine Prophezeihung eintreffen! Und wo iſt der ſaubre Herr Lambeck? He, Wilm, Du brachteſt ihr ja heute eine Bothſchaft von ihm. Wo iſt er? Wo bleibt er?“ — „Er wollte nach Eiſenach und bei Zeiten wieder da ſein; iſt aber nicht wieder gekehrt und das hat die gnädige Frau ſo alterirt,“ verſetzte der Burſche achſelzuckend, welcher hinter ihr ins Zimmer getreten war. — „Nun da haben wir ja die Geſchichte haarklein, Herr Schwiegerſohn, wie ich's heute vorausſah. O daß doch dieſer und jener hineinführe! Der Kerl durchgegangen und ſie — ſie hat ſich vergiftet! Da iſt gar kein Zweifel. Vergiftet! O über die Schande. In meinem Hauſe vergiftet! Und ich muß die Koſten bezahlen, das Gericht kommt mir ins Haus und den verfluchten Spectakel habe ich noch oben drein. So hören Sie doch, Herr Schwiegerſohn!“ — „Laſſen Sie mich jetzt in Frieden!“ verſetzte der beſchäftigte Doktor „und mäßigen

Sie Ihre Zunge.“ Schnell ſprang er fort, um einige Medicamente aus ſeiner Hausapotheke zu holen. — „Solches Geſindel wird einem nun empfohlen!“ fuhr die Hausfrau fort. „Comödianten werden's geweſen ſein und weiter nichts; das ſeh' ich nun wohl ein. Daran will ich all mein Lebetag denken!“ — „Ich bitte Sie, von dieſer Dame mit mehr Reſpect zu ſprechen,“ fuhr das Fräulein jetzt im größten Unwillen über die Schmähreden heftig heraus. „Ich kenne die Dame und ſtehe für Alles.“ — „Ei! — Und wer ſind Sie denn? Hab' ich Sie doch auch noch nie geſehn, Madam oder Mademoiſelle! Wie kommen Sie denn in mein Haus?“ „Auf dem allernatürlichſten Wege; ich habe der gnädigen Frau einen Beſuch gemacht.“ — „So! — Sie gehören wohl auch mit zu der Geſellſchaft? Wer bürgt denn aber für Sie? Wer kennt Sie denn?“ — „Das ſollen Sie ſogleich hören. Der Herr Oberſt von Uetterodt, Ihr Gerichtsherr und Patron, ſoll Ihnen morgen meinen Stand und Namen ſagen. Mit ihm kam ich von Gotha nach Thal, mit ihm heute aus Thal hieher. Für mich bürgen ſoll Ihnen der Herr Hofrath von Zach in Gotha; er iſt ein Ungar, wie Sie vielleicht wiſſen werden, und meine Güter liegen in Ungarn; und wenn Ihnen dieſe Bürgſchaft nicht genügt, ſo ſoll es der Herzog ſelbſt ſowohl für mich, als dieſe hier. Einſtweilen aber, bis ich Ihnen dieſe Bürgſchaften und Ausweiſungen beibringen kann, mag dies hier ihre Stellen vertreten, welches hoffentlich alle auflaufenden Koſten decken wird.“ Damit warf ſie der Hoffacterin eine mit Gold gefüllte Börſe zu. Dieſe war vor Erſtaunen und Beſtürzung einige Schritte zurück gewichen und ſtammelte unverſtändliche Entſchuldigungsworte hervor. Wilm und Gretchen weideten ſich an ihrer großen Verlegenheit. Der Doktor wunderte ſich ſchier, daß er die Schwiegermutter ſo umgewandelt wieder fand, und ſchloß, von Erfahrungen beſtimmt, daß ſeine Worte ſchwerlich dieſe Veränderung hervorgebracht haben möchten. Die angewendeten kräftigen Mittel halfen bald; Amalia ſchlug die Augen auf und ſchaute die Umſtehenden verwundert an. „Iſt er da?“ fragte ſie endlich mit ſchwacher, kaum vernehmbarer Stimme. „Noch nicht,“ verſetzte das Fräulein ſanft, „doch beruhigen Sie ſich!“ — Amalia zuckte wieder heftig zuſammen, als ſie die Stimme hörte und das Geſicht ſah, ſtöhnte und ſchloß die Augen. „Vertrauen Sie mir doch ganz, meine Theuerſte,“ flehte das Fräulein weich und eindringlich. „Ich liebe Sie; ich verehre Sie tief, ich bin bei Gott! von Stund an Ihre treuſte Dienerin.“ Die Hoffactorin horchte hoch auf und ſtellte ſich hinten auf die Zehen, um Alles recht genau überſehen zu können, denn ſie brannte vor Neugierde. Amalia ſchlug die Augen wieder auf, ſchlang ihren Arm um des Fräuleins Nacken, zog das Geſicht derſelben an das ihrige, drückte ihr einen Kuß auf den Mund, und flüſterte ganz leiſe: „Um Gottes willen nicht verrathen!“ — „Fürchten Sie nicht das Geringſte,“ verſetzte das Fräulein. „Bei Gott und allen Heiligen! Sie ſind ſicher.“ — Die Hoffactorin mochte vor Neugierde vergehen. Gern hätte ſie das Gold, ſo ſehr auch ſchon ihre ganze Seele daran hing, wieder gegeben, wenn ſie nur in dem Augenblick klar über dieſe ſonderbaren Verhältniſſe geweſen wäre. Schon ſann ſie auf eine ſchickliche Einleitung, das Fräulein auszufragen, als zu ihrem größten Aerger der Doktor noch einige Verordnungen für die Nacht gab, da ſowohl das Fräulein, als Wilm und Gretchen bei der Kranken zu wachen erklärten. Die Hoffactorin ſprach zwar viel, daß dieſe Mühe der Hauswirthin zukomme, und die vornehme Dame ſich die Ruhe nicht rauben möge; aber es half ihr alles nichts, wie ſie ſich auch drehen und wenden mochte, um zu bleiben und vielleicht noch Einiges abzuhorchen, der Doktor zog ſie mit ſich fort, und bereitete ihr dadurch eine eben ſo ſchlafloſe Nacht, als wenn ſie bei der Kranken geblieben wäre. Denn jedes Wort, was ſie dieſen Abend vernommen, gewann bei öfterer Wiederholung mehr Bedeutung, die Börſe mehr Gewicht, und ſelbſt der kleinſte Umſtand zerbrach der armen Frau den Kopf. Sie brachte nichts heraus; aber ein andrer, ihrer Meinung nach ſehr glücklicher Gedanke war in ihrem Geiſte wie eine leuchtende Rakete aufgeſtiegen, und ſie konnte nun vor Ungeduld den Tag nicht erwarten, und wälzte ſich auf den glühenden Federn. Und welches war die geniale Geiſtesgeburt? Sich's von dem erhaltenen Golde ein Stück koſten zu laſſen; dies mit Anbruch des Tags Förberts-Hennſen zu bringen und von dem Manne, der Alles wußte, zu erfahren, wer die Frau von Welwar, der Diener Lambeck und das Fräulein ſeien, und welchen Grund und Urſache die Dinge hätten, die ſich vor ihren Augen zugetragen.

Nur einige Schritte von ihr im Krankenzimmer war man nicht weniger mit dem Wundermann beſchäftigt. Amalia erzählte nämlich ihren Pflegern, wie ſie bei weitem nicht mehr ſo groſſe Herzensangſt um den Ausgebliebenen habe, und verſucht ſei, dieſe Aenderung in ihrem Gemüthszuſtande der Wirkung des Amulets zuzuſchreiben, welches Wilm ihr von Förberts-Hennſen überbracht hatte. Das Fräulein erkundigte ſich nach dem Manne und Wilm, der, wenn das Geſpräch auf Hennſen kam, unerſchöpflich war, wußte ſo viel von ihm zu erzählen, daß die Nacht ſchnell hinſchwand und der Tag über den Breitenberg leuchtete, eh' ſie ſich's verſahen. Seine Erzählung wurde von wüſten Lauten begleitet, die noch immer vom Plan her drangen; denn die Schlägerei dauerte, mit kleinen Unterbrechungen, die ganze Nacht hindurch.

Mit vollem Anbruch des Tags ſetzte ſich das Fräulein an das Pult, um an den Oberſten von Uetterodt ein Billet zu ſchreiben, mit der Bitte, daß er ihr ſogleich den Wagen ſchicken ſolle; es habe ſich etwas Wichtiges ereignet, welches ihre ſchnellſte Gegenwart in Gotha erfordere; doch werde ſie ſobald als möglich und gewiß den folgenden Tag den Wagen zurück ſchicken. Wilm übernahm es, den Brief zu überbringen, und machte ſich rüſtig auf denſelben Weg, den er geſtern um dieſelbe Zeit gegangen war. Als er nun ſo, die würzige Morgenluft einſchlürfend, dahinſchritt, bog er um eine Waldkrümmung und ſchlug die Augen auf; da wollte er anfangs denſelben nicht trauen und verdoppelte ſeine Schritte. Aber ſeine Verwunderung ſtieg, je näher er der Frau kam, welche gemächlich vor ihm watſchelte; denn es war niemand anders, als die Frau Hoffactorin

Es gehörte nun auch nur ein Augenblick dazu, und Wilm errieth Zweck und Urſache dieſes frühen Gangs der neugierigen Frau, und um ſelbſt kein unangenehmes Examen beſtehen zu müſſen, welches doch zu keinen erfreulichen Reſultaten geführt haben würde, ſprang er rechts durch die Hecke auf die Wieſe hinab und ſtand nach kurzer Zeit vor dem alten Kloſtergebäude Weiſſenborn. Der Brief war abgegeben; da fuhr Wilmen der Gedanke durch den Kopf, bei Förberts-Hennſen nach Lambeck zu forſchen, und unverzüglich verfügte er ſich nach dem Häuschen des Wunderdoktors. Dort fand er aber ſchon eine ziemliche Anzahl Menſchen aus der Umgegend verſammelt; denn Henns bediente die Leute je früher deſto lieber. Dem Burſchen war ein neues Erſtaunen bereitet. Unter dem anweſenden Volke auf dem mit Bäumen beſetzten Platze marſchirte der Herr Hauptmann von Löwenzahn gravitätiſch herum. Dem guten Offizier war es in dieſer Nacht nicht beſſer ergangen, als Wilmen und der Hoffactorin; auch er hatte kein Auge geſchloſſen und ſtets waren ihm des Fräuleins räthſelhafte Worte durch den Kopf geſummſt und er beſchloß, die Kunſt des Mannes zu erproben, von welchem der Oberſte ihm ſchon ſo viel Wunderbares erzählt hatte. Wilm ſchlich um das Häuschen herum und ſchlüpfte durch die Hinterthüre hinein, bot der Frau Andort einen freundlichen Morgengruß, zog ein großes Stück Kirmeßkuchen, welches er zu ſeinem Frühſtück zu ſich geſteckt, hervor und vertheilte es unter die Kinder, und war ſo der Nächſtfolgende, der in die Stube trat. „Nun, was willſt Du ſchon wieder?“ ſchnauzte ihn

BIBL. VNIVERS. LIPS.

Henns an. — „Ach ſagt mir doch, um alles in der Welt und im Himmel, wo iſt denn der Herr Lambeck geblieben, und wo ſteckt er?" — „Im Amtsgefängniß in Gotha." — „Weshalb?" fragte Wilm erſchrocken. — „Er ſoll ein Dieb ſein." — „Ein Dieb?!" — „Nun ja, ein Dieb. Mach, daß Du fort kömmſt; denn Du ſiehſt, daß mehr Leute warten, ich kann mich nicht mit Dir eine Stunde abgeben." Damit ſchob er den Burſchen zur Thüre hinaus, der traurig und beſtürzt den Rückweg antrat. Die Frau Hoffactorin war unterdeſſen auch bei dem harrenden Haufen angekommen und verlangte mit lauter Stimme, kraft ihres Namens und Anſehens, zuerſt und vor allen Andern Eintritt. Der Offizier war aber nicht höflich genug, ihr den uſurpirten Vorrang zuzugeſtehen, ſondern berief ſich auf ſein längeres Warten und trat ohne Umſtände in die Thüre, als der Expedirte herauskam. „Hört, lieber Freund," ſagte der Kapitain zu Hennſen, der ihm keinen Stuhl zum Sitzen bot, „ich habe geſtern Abend mit einer Dame geſprochen, die ſich in eine wunderliche Verkleidung geſteckt hatte, um mich — ich weiß nicht mit welchem Rechte — zu necken. Noch ſonderbarer, als dies Betragen, kamen mir einige ihrer Worte vor. Könnt Ihr mir wohl ſagen, wer die Dame eigentlich iſt, und was dieſe Worte bedeuten ſollen?" — Zugleich legte er einen blanken Dukaten auf den Tiſch. — „Wir wollen zuſehen," verſetzte Henns und maß den Offizier noch einmal mit düſtern, heimtückiſchen Blicken, eh' er in ſein Kämmerchen ging. Er blieb nicht lange darin, und kam noch mürriſcher heraus. „Die Dame iſt Eure eigne Braut," ſagte er, „die Ihr in Ungarn wähnt; ſie beſchloß, Euch unter einem andern Namen kennen zu lernen, und reiſte nach Gotha, da ſie von Euch ſelbſt wußte, Ihr würdet ein Paar Monate im Hauſe der Familie unſers gnädigen Herrn zubringen. Unter dem angenommenen Namen ſuchte ſie deſſen Bekanntſchaft, und dann die Eure. Ihr ſeid betrogen und habt die Gunſt der Dame verſcherzt.“ Der Offizier war wie vom Donner gerührt; nun wurde ihm plötzlich viel früher Unbegreifliches klar und er zweifelte keinen Augenblick an der Ausſage des Wundermanns. Er war ſchon im Begriff, wieder durch die Thüre zu ſchwanken, als er eine zweite Frage mehr an ſich ſelbſt, als an Hennſen that: „Wo bleibt denn nur mein Jean?“ — „Geht nur,“ grinzte Henns, „er wird gleich in Geſellſchaft aus der Ruhl auf dem Edelhof ankommen, aber weder gehend, noch reitend, noch fahrend.“ Kopfſchüttelnd ging der Offizier, er war aber kaum im Herrenhauſe angelangt und hatte dem nicht minder erſtaunenden Herrn von Uetterodt die ſeltſame Entdeckung hinſichtlich des Fräuleins gemacht, als ſechs Männer mit einer Tragbahre auf den Schultern in den Hof kamen. Alle Gäſte liefen dem wunderlichen Aufzuge entgegen und erkannten bald des Offiziers Jäger, der ſchwach und mit Wundverbänden überladen, von der Bahre gehoben wurde. Mit Schrecken vernahm man, daß er die Veranlaſſung zu der wilden Schlägerei geweſen war, von der man Abends vorher in der Ruhl viel gehört, und die die Geſellſchaft beim Heimfahren ſelbſt einige Augenblicke mit angeſehn hatte. Der Offizier, einmal heftig aufgeregt, entließ die Träger mit vielen Drohungen, und ſchwur, ſeinen lieben Jean furchtbar zu rächen.

Die Hoffactorin war ſtolz wie ein Pfau in Hennſens Stube getreten, er aber dankte ihrem hochmüthigen Gruße nicht und ſchien ſich überhaupt nicht viel um ſie zu kümmern; denn mit der größten Ruhe verzehrte er ein großes Stück Käſe und Brot zum Frühſtück, und zechte, während die in Verlegenheit gerathende ſtolze Frau ihr Anliegen hervorſtammelte, gleichgültig aus einem blauen ſteinernen Kruge das wohlſchmeckende Heiligenſteiner Bier, welches Andort ſchon in der Frühe hatte herbeiholen müſſen.

„Alſo, wer die kranke Weibsperſon in Eurem Hauſe iſt, wollt Ihr wiſſen?“ fragte Henns, als ſie geendet, gleich als habe er nicht recht gehört, und da ſie bejahte, fuhr er trocken fort: „ich kann Euch keinen beſſern Rath geben, als ſie ſelbſt zu fragen, und ſtatt den weiten Weg ins Thal zu machen, hättet Ihr blos Eure Treppe brauchen hinauf zu ſteigen. Denn Niemand wird doch am beſten wiſſen, wer die Dame iſt, als ſie ſelbſt.“ — „Ja, aber ſie wird es mir nicht ſagen.“ — „So? meint Ihr das? Freilich das ändert die Sache. Wenn ſie es Euch aber nicht ſagen wird, ſo werd' ich es noch weniger thun.“ — „Ich verlang' es ja nicht umſonſt, Henns,“ erinnerte die Frau, vornehm ſich herablaſſend, und zeigte ein Goldſtück auf dem Tiſche. — „Ja, wenn ich alles wüßte, Frau, was die Leute von mir zu wiſſen begehren, ſo wollte ich Euch gern einen Sack voll ſolcher Dinger ſchenken. Kehrt heim und laßt Euch die Neugierde vergehen, oder wenn

Ihr's nicht könnt, die Karte drauf ſchlagen. Wenn ich der Weiber Neugierde befriedigen wollte, würd' ich mit meiner eignen Frau nicht fertig werden, und käme gar nicht an andre. Hättet Ihr doch ausgeſchlafen!" — „Henns, Ihr ſeid ein grober, ungefälliger Mann." — „Seid ſo gut und packt Euch fort, wenn ich Euch nicht zur Thür hinaus werfen ſoll," erwiederte dieſer ruhig, aber mit einem fürchterlichen Blick, ſo daß ſie erſchrocken aufſprang, aus dem Hauſe lief und erſt drauſen einiges Wenige zu ſchimpfen wagte. Schwer getäuſcht, trat ſie voll Aerger den Rückweg an, welchen Wilm bereits vollendet hatte. Der gute Burſche vermochte nicht einmal ſeinem Gretchen die ſchlimme Kunde über Herrn Lambeck mitzutheilen; als er aber aus des Fräuleins Reden vernahm, daß ſie nach Gotha reiſen wollte, vertraute er ihr heimlich, was er von Förberts-Hennſen gehört; ſie dankte ihm ſehr dafür und beſchleunigte die vorhabende Reiſe nur um ſo mehr. Kaum hielt der Wagen vor dem Hauſe, als ſie ſich von Amalien nach einer langen geheimen Unterredung mit Zärtlichkeit beurlaubte und abfuhr. Der Doktor machte der Kranken ſeinen Morgenbeſuch, und Wilm und Gretchen verfügten ſich nach Hauſe. Beiden war die große Ehrerbietung aufgefallen, welche das Fräulein gegen die gnädige Frau zeigte, und ſie ſtellten ihre Betrachtungen darüber an. Auf dem Plane war man eben beſchäftigt, die Verwüſtung der vorigen Nacht wieder zu vertilgen und das heutige Vergnügen vorzubereiten; denn der dritte Kirmeßtag gibt dem zweiten wenig nach. In ſeiner Eltern Hauſe fand Wilm den arg zugerichteten Fuhrmann Kaspar eben beſchäftigt, den erbeuteten Pfeifenkopf aus dem Leder zu ſchälen, und zu ſeiner Freude, die ihm alle Schmerzen der Wunden verſüßte, kam ſeine geliebte Meerſchaumpfeife heraus. Annlies ſtand mit einem eſſigſauren verweinten Geſicht dabei, und als Wilm auch ſeine Freude über den Wiederfund mit Worten ausdrückte, fuhr ſie ihn zornig an: „Ihr ſeid allein an dem ganzen Unglück Schuld, Ihr wüſter Geſell; denn hättet Ihr nicht wie toll zugeſchlagen, ſo wäre mein Mann nicht ſo abſcheulich zugerichtet!“ — „Hört Ihr den Vogel ſingen, Kaspar?“ lachte Wilm, „wem meint Ihr wohl, daß dies Liedchen gilt, Euch oder einem gewiſſen andern Jemand?“ „O Du heuchleriſches, ſchlechtes Weib!“ rief Kaspar, ſich ereifernd. „Haſt Du geſtern Nachmittag, als ich nicht bei Dir war, mit Deinem Kebſer nicht über mich geſpottet und mich ausgelacht? Rauchte er nicht aus meiner Pfeife dazu? Hat er ſie nicht mit Deiner Bewilligung genommen? Du haſt ſie ihm gegeben, Du elendes, treuloſes Geſchöpf!“ — Die Frau war todtenbleich geworden und zitterte heftig, deſſen ungeachtet warf ſie zornige Blicke auf Wilm und ſagte: „Ihr böſer Bube habt meinen guten Mann auf mich aufgehetzt, habt ihn mit Lügen bedient; aber es wird Euch eingetränkt werden; Ihr ſollt ſchon ſehen, was Ihr gemacht habt!“ — Wilm lachte unmäßig, Kaspar aber rief: „Geh mir aus den Augen; ich mag Dich nicht mehr um mich leiden. Und wenn Du nicht gehſt, ſo hab' ich noch Kraft genug, Dich fort zu prügeln. Mach Dich zu Deinem ſchlechten Buhlen, und pflege den; mich darfſt Du nicht mehr anrühren, denn Du ſollſt nes ehrlichen Mannes Weib nicht länger ſein!" — Heulend und ſchreiend trollte ſich die junge leichtfertige Frau, und Wilm legte ſich nieder, um etwas zu raſten.

Die Frau Hoffactorin kehrte auf ihrem Rückweg zur ſelbigen Zeit beim Manufacturcommiſſair Gotter, Vorgeſetzten der dortigen Meſſerfabrikanten, ein, an deſſen Hauſe ſie vorüber mußte, um zu dem ihrigen zu gelangen. Es war dies eine von der Straße um zehn bis zwölf Schritte abgelegene Mühle, zu drei Seiten von einer grünen, fruchtbaren Wieſe umgeben. Keuchend ſtieg ſie die Treppe hinauf, bot den ſich über den frühen Beſuch verwundernden erwachſenen Töchtern einen freundlichen guten Morgen, bekomplimentirte die Kirmeßgäſte nach aller Form, und ſuchte, die Hausfrau ziemlich übergehend, deren Stolz ihr unerträglich war, den Herrn Schwiegervater einen Augenblick bei Seite zu ziehen. „Sie haben mir geſtern Abend nicht Wort gehalten," ſagte ſie leiſe. — „Mein Gott! ich dachte mir's wohl, Sie würden mich aus dem Bette holen, und ich muß noch froh ſein, daß dies wenigſtens nicht geſchehen iſt. Ich konnte nicht, und das muß Ihnen genügen." — „Nun ja doch, nur nicht ſo hitzig! Es iſt auch recht gut, daß Sie geſtern nicht gekommen ſind. Aber Sie gehen doch jetzt mit mir?" — „Nun wenn Sie es durchaus verlangen, ſehe ich mich wohl genöthigt." — „Da wollte ich Ihnen nur ſagen, mit der Dame recht höflich und moderirt umzugehen. Beleidigen Sie mir nicht etwa die Frau; ich mag das nicht." — „Ja, mein Gott, iſt mir denn das nur eingefallen? Wie kommen Sie bei mir zu dieſer ganz unnöthigen Erinnerung, Sie, die wir geſtern mit Gewalt zurück halten mußten, um die Dame vor Ihren Händen zu ſchützen?" — „Man iſt oft nicht recht bei ſich, zumal auf der Kirmeß. Inzwiſchen hab' ich mir's beſchlafen und bin auf andere Gedanken gekommen. Man muß barmherzig ſein, chriſtlich und milde. Man iſt ja auch ein Menſch und weiß nicht, wie man Andre braucht." — Die Commiſſairin wendete ſich ab und die Töchter kicherten heimlich. Die Hoffactorin ließ ſich dadurch aber nicht irre machen, ſondern fragte plötzlich: „Sie ſind ja auch ein Mathematicus und Aſtronom, Herr Schwiegervater, und wenn ich nicht irre, haben Sie ſchon manchmal vom Herrn von Zach in Gotha geſprochen, der auf dem Selberg in der neugebauten Sternwarte ſitzt; Sie kennen ihn alſo gewiß. Sagen Sie mir doch, iſt denn der Mann wirklich aus Ungarn?" — „Wie kommen Sie in aller Welt auf dieſe ſeltſame Frage? Aber es iſt dem ſo; er iſt aus Peſth gebürtig." — „Nun es könnte ſich machen, daß ich Sie dieſer Tage erſuchen würde, mir ein Briefchen an den Herrn zu ſchreiben." — „Was Guckuck haben Sie denn mit einem ſo gelehrten Aſtronomen zu ſchaffen? Glauben Sie vielleicht, er gäbe ſich auch mit Sterndeuterei ab, und wollen Sie ſich über ihre Dame Raths bei ihm erholen, ſo irren Sie, und Sie thäten beſſer, zum Erzhexenmeiſter Förberts-Henns ins Thal zu gehen." — „Sie kamen ja ſchon unten herauf, Frau Schwiegermutter?" warf die Commiſſairin ſpöttiſch ein, „haben Sie ſich vielleicht ſchon ein Orakel ertheilen laſſen?" —

„Mir träumte die Nacht, ich läge auf Nadelſpitzen und müßte ein Schwert brauchen, um ſie zu vertilgen. Kaum habe ich meinen Morgenſpaziergang gemacht, ſo geht mir der Traum aus!“ — „Nun laſſen Sie nur um des Himmels willen das Schwert ſtecken, Frau Schwiegermutter; ich müßte ja ſonſt Kolben, Lanze und Streitaxt nehmen,“ ſagte die Commiſſairin und ging aus der Stube. Ihr Mann hatte ſich aber angekleidet und verfügte ſich mit der Hoffactorin nach deren Wohnung. Als er in das Zimmer der Kranken getreten war, ſtellte ſich die Hauswirthin auf ihren Lauerpoſten, aber wie ſie auch die Ohren ſpitzte, ſie konnte nichts Deutliches und Zuſammenhängendes vernehmen, und der Abgeſandte blieb ſo lange, daß die Ungeduld ſie aus dem Kamin heraus und davon trieb. Endlich nach langem verzweifelten Harren erſchien er mit einem ſehr geheimnißvoll ausſehenden Geſichte in ihrer Stube und ſie ſchöpfte daraus die beſten Hoffnungen. — „Nun, Sie wiſſen Alles! ich ſeh es Ihnen an!“ rief ſie begierig froh, und ſchob ſchon einen Stuhl neben ihren großen Sorgſtuhl zurecht, um in aller Bequemlichkeit die wichtigen Nachrichten zu vernehmen. — „O ja, ich weiß, daß Sie die liebenswürdigſte und gebildetſte Frau, die ich je kennen gelernt, im Hauſe haben, daß dieſe Vortreffliche von irgend einem ſchweren Kummer gedrückt wird, daß aber auch ein tiefes Geheimniß über ihren Verhältniſſen wie ein undurchdringlicher Schleier ruht, den zu lüften ich weder mächtig noch inſolent genug bin. Sie hat mir übrigens erklärt, daß ſie allerhöchſtens noch drei Wochen in Ihrem Hauſe bleiben, Weiſe den Sieg zu verſchaffen ſuchen über das deutſche Unrecht und die römiſche Lüge? Nicht wahr, das werdet Ihr alles thun, Herr Jakob Fugger?“

Das höhniſch verzogene Geſicht des leidenſchaftlichen Weibes war während ihrer heftigen Rede zur grinſenden Fratze geworden, und ihre Augen funkelten wie die einer Katze.

Fugger ſtarrte ſie ſprachlos an. „Wohin denkt Ihr?“ ſagte er endlich faſt kleinlaut. „Wie werd' ich das rohe gemeine Volk, das ſich gegen Obrigkeit und Geſetz empört und Leben und Eigenthum anderer Menſchen gefährdet, unterſtützen? Ich habe mein Lebelang der Ordnung und dem Rechte gedient und will es bis ans Ende meiner Tage.“

„Ja was Ihr ſo Ordnung und Recht nennt, d. h. die größte Unordnung und das abſcheulichſte Unrecht. Seht nun, welch ein Mann Ihr ſeid! Ihr bekennt Euch zur neuen Lehre, aber Ihr wollt nichts für die armen Menſchen thun, die die ſchönen Worte zur That gemacht wiſſen wollen. Mit Euerm Gelde könntet Ihr der guten Sache ſchnell zum Siege verhelfen, aber es fällt Euch nicht ein, gegen Fürſten und Pfaffen aufzutreten; Ihr bekennt Euch nur ganz im Stillen zum Evangelium. Damit glaubt Ihr genug gethan zu haben. Ich aber ſage Euch, Ihr habt damit Schlimmeres gethan, als jemals. Es wäre Euch beſſer, Ihr wäret blind und taub gegen die Wahrheit geblieben, ein Fürſten- und Pfaffenfreund. So ſeid Ihr nicht Fiſch und nicht Fleiſch. Mir wollt Ihr Euere Sünde mit Geld abkaufen. Verflucht ſei Euer Geld! Verflucht ſei Euere Halbheit! Möge Gott Euch verlaſſen in Euerer letzten Stunde, wie Ihr Gottes Sache verlaßt! — Und Ihr, Junker Semmelbart, ſeid auch ſo ein armſeliger Wortheld, ein Schönſchwätzer und Verſeſchmied. Das weiß ſich was mit Redensarten von Recht und Wahrheit, von Licht und Tugend, und wie all das Geklingel lautet. Mir ekelt davor. Wer die Wahrheit erkannt zu haben vergibt und zieht das Schwert nicht, die bedrohte und unterdrückte zu ſchützen, der iſt ein elender Wicht. Seht, ich habe Euch ſeit vierundzwanzig Jahren tödtlich gehaßt, ſeit Ihr meine Minnethorheit, meine Schmach mit dem Erzherzog Philipp an deſſen Frau verrathen — denn Ihr habt der tollen Juana Alles hinterbracht und habt Euern guten Theil an den Schandzeichen in meinem Geſicht — aber Ihr ſeid für meine Rache viel zu klein und zu erbärmlich. Wärt Ihr ein ſtarrer kräftiger Pfaffenvertheidiger, ſo ein echter römiſcher Bluthund, ein trotziger aufgeblaſener Fürſtenknecht: Ihr wäret mir ein willkommner und würdiger Gegenſtand meiner Rache, aber ſo wie Ihr ſeid, ein fauler feiger Schwätzer — pah! Ihr mögt laufen und ſeid ſicher vor meiner Rache."

„So verächtlich Ihr Euch über mich äußern mögt'," entgegnete Bübenhoven mit Würde, „ich werde die That, die Ihr von mir verlangt, nicht mit Euch beginnen. Denn auch ich habe unrecht an Euch gethan, als ich dem Erzherzog, meinen Herrn, in dem verderblichen Minnehandel mit Euch als Bote diente, aber ich war ein armer ſcheuer Knabe, und die Schuld, die Ihr mir beilegt, habe ich bei Gott und dem Heiland! nicht an Euch begangen. Ihr habt mir vierundzwanzig Jahre zu viel gethan. Ich war nicht Euer Verräther an die Erzherzogin Juana. Wär' ich es geweſen, ich wäre dem fürchterlichen Gewicht dieſer Schuld längſt erlegen. Dreht ſich doch um dieſe Schuld gleichſam das Geſchick der ganzen Welt. Wäre ſie nicht vollbracht worden, Juana wäre nicht wahnſinnig, und Königin von Spanien. Ja wahrſcheinlich lebte dann Philipp noch. Nicht allein Euer Geſchick wäre ein ganz anderes, und Ihr würdet noch in Euerm prächtigen Hauſe in Antwerpen ſitzen, eine reiche und angeſehene Frau, ſondern das Geſchick Spaniens, Italiens und Deutſchlands wäre ein beſſeres. Alles wäre anders, ganz anders geworden. Gottlob! daß ich frei bin von dieſer Schuld! Euer Verräther war jener portugieſiſche Schiffskapitain Fernando Magelhaens, der nachher ſo berühmt gewordene Seefahrer und Entdecker des ſtillen Oceans, deſſen Liebe ihr verſchmäht hattet. Ich weiß nicht, ob Euch bekannt iſt, daß dieſer Mann im Dienſte der ſpaniſchen Krone vor vier Jahren auf einer der vielen von ihm in jenem Meere entdeckten Inſeln im Kampfe mit den Eingebornen erſchlagen worden iſt. Ihr dürft ihm alſo die an Euch damals genommene Rache, die ſo großes Unheil herbeigeführt hat, verzeihen. Er iſt dafür dem höchſten Richter der menſchlichen Thaten verantwortlich geworden."

„Ich will Euch glauben; denn was Ihr da geſagt, iſt ſehr wahrſcheinlich. — Wir ſind ſonach fertig mit einander. Ich gebe jeden Verſuch auf, Euch zu bekehren, thut Ihr daſſelbe hinſichtlich meiner. Zieht Euere Straße, wie ich die meinige ziehe. Und mögen wir uns nie mehr begegnen! Nun bin ich wieder und für immer der Bildernazzi und gehe, um den oberalgäuer Haufen hinabzurufen an die untere Iller, wo drei Haufen ſeiner warten. Unterdeſſen kommen die vom See herauf, und es können leicht fünfzigtauſend ſtreitbare Männer zuſammenkommen, um den heranziehenden Truchſeß zu vernichten. Wir wollen ihm den Tag von Leipheim geſegnen. In vier Wochen ſind die Bauern Herren alles Landes von den tyroler Alpen bis hinab, wo's keine Berge mehr gibt. Dann werden die ſtolzen Fürſten, Pfaffen, Adel und Beamten andere Saiten aufziehen." Damit ſtand ſie raſch auf und verließ ohne Gruß und Abſchiedswort das Gemach.

Bübenhoven kam jetzt das verfallene Ausſehen des Ohms bedenklich vor; denn der Alte ſaß bleich und in ſich zuſammengeſunken auf dem Stuhle. Aengſtlich befragte ihn der Junker nach ſeinem Befinden und ward mit Schrecken gewahr, daß er die Sprache verloren. Die heftige Gemüthsbewegung hatte ihm einen Schlagfluß zugezogen. Doch war kein Glied weiter gelähmt als die Zunge. Bübenhoven wollte ſogleich nach Kempten nach einem Arzte ſchicken, doch Fugger erlaubte es nicht und gab durch Zeichen zu verſtehen, daß er die Reiſe unverzüglich fortſetzen wolle. „Nach Augsburg!“ rief der Junker, Jakob ſchüttelte mit dem Kopfe und ſchrieb mit zitternder Hand auf den Tiſch: „Nach Ulm!“ —

„Um Gottes Willen nach Augsburg! Wir kommen ja mitten in das Kriegsgetümmel auf dieſem Wege!“ Heftig und unwillig verneinte Fugger und beharrte darauf, nach Ulm zu gehen. Bübenhoven hatte aus Vorſicht, falls den Alten das Reiten zu ſehr anſtrengen möchte, eine Sanfte mitgenommen. In dieſe wurde er nun gepackt, und ſo ging die Reiſe fort. Bübenhovens ſchwerer Kummer wurde inzwiſchen in der nächſten Nachtherberge um etwas erleichtert. Jakobs immer kräftige Natur ſchien ſich noch einmal aufraffen zu wollen; die Sprache ſtellte ſich allmälig wieder ein, und das leichte Fieber, das ihn heimgeſucht, war in dem ruhigen Schlafe der Nacht am folgenden Morgen verſchwunden. Doch fühlte er ſich ſchwach, drang aber mit erhöhter Heftigkeit auf raſche Fortſetzung der Reiſe. So oft er ſprach, gab er ſeinen Abſcheu vor Eleonoren zu erkennen. Die unheimliche Erſcheinung dieſer Frau in der gemeinen Männertracht und ihre leidenſchaftlichen Aeußerungen quälten ihn geſpenſterhaft unabläſſig. So kamen ſie in Weißenborn an, ohne mit größern Haufen in Berührung gekommen zu ſein. Sie erfuhren, daß der Truchſeß an der linken Seite der Iller und an der Mies hinaufgezogen ſei, um ſeine eigenen Herrſchaften zu ſchützen. Die ganze Stadt Weißenborn lief zuſammen, um ihrem Herrn ihre Ergebenheit zu bezeigen. Die aufrichtkge Theilnahme und die Zeichen der Liebe, die ihm entgegengebracht wurden, thaten ihm ſo wohl, daß er ſich bald geſtärkt fühlte. Und er beeilte ſich, dieſe Liebe mit Liebe zu erwiedern. Nicht nur der Stadt, ſondern auch ſeinen übrigen Städten und den Dörfern verzieh er Alles, ſicherte den Kleinbürgern und Bauern Erleichterungen und Vortheile aller Art zu, ließ Geld unter die Frauen und Kinder der Gefallnen und Gefangnen vertheilen und ſchickte Bübenhoven nach Ulm voraus, um die Auslöſung der gefangenen Bauern beim Bundesrath vorzubereiten. So feierte der alte Mann, deſſen Lebenskraft gebrochen war, den Charfreitag in ſeiner Stadt. In der Kirche ließ er evangeliſch predigen und kühlte mit väterlich ſanfter Hand die friſchen Wunden, während ſieben Meilen davon jenſeit der Iller, oben bei Wurzach zwiſchen dem bündiſchen Heere und den verbündeten Illerhaufen und dem Haufen vom See gekämpft wurde.

## 2.

## Der Wendepunkt.

Dienſtags in der Charwoche war der alte Truchſeß von Waldburg von Leipheim aufgebrochen, um gegen die Oberſchwaben zu ziehen. Hier in dem hohen Gelände links von der Iller lagen ſeine eignen ſchwer bedrohten Herrſchaften. In dieſem Landestheil zogen die zerſtreuten Bauernhaufen ohne Plan und Ordnung plündernd und ſengend und brennend umher. Sowohl der Baltringer als der Illerhaufen hatten ſich zerſplittert; der Truchſeß hoffte ſie einzeln zu überfallen und aufzureiben. Es gelang ihm auch mit einigen derſelben, und es wurden viele Bauern niedergelegt. Mit dem Stamm des Illerhaufens, gegen ſiebentauſend Mann ſtark, deſſen Anführer ein Pfaffe Namens Florian war, und bei dem ſich die eignen Bauern des Truchſeß zumeiſt befanden, ließ er ſich in der Gegend von Wurzach in Unterhandlungen ein, indem er zuerſt an ſeine Bauern gütlich ſchrieb und ſie ermahnte, ſich zu ergeben, ſonſt wolle er ihnen meſſen, nach den Worten des Evangeliums, wie ſie gemeſſen hätten mit einem voll eingedrückten Maaß. Der Pfaff Florian ſchrieb zurück, er wolle einen Ausſchuß zur Unterhandlung ſchicken. Der Truchſeß ging aber treulos vorwärts über die wurzacher Haide, da er doch zuerſt gütliche Handlung angeboten. Er hatte erfahren, daß der Seehaufen in Anzug ſei. So kam es am Charfreitag zu einem Treffen bei Wurzach, aus welchem die Bauern mit einem Verluſte von fünfhundert Mann ſich nach Gaisbeuern zurückzogen. Es waren ihrer noch über fünftauſend und darunter eine große Menge ehemaliger Landsknechte, welche die Kriegführung verſtanden.

In der Nacht vom Gründonnerſtage zum Charfreitage heulten die Sturmglocken durch die Thäler hinab bis zum Bodenſee und riefen alle Bauern zum Seehaufen. Der oberſte Hauptmann deſſelben Eitelhans Ziegelmüller hatte vom eiligen Anzug des Truchſeß erfahren. Mit Trommeln und Pfeifen und wilden Geſchrei zogen ſie über die Berge und durch die hohen Thäler, ihnen voran der Eitelhans ſtolz auf einem hohen Roß im blanken Harniſch und mit einem rothen Mantel, umgeben von einer Schaar ſtattlicher Trabanten wie ein Heerfürſt.

Am Oſterheiligenabend langten ſie in Geisbeuern an und vereinigten ſich mit dem Illerhaufen. Zu gleicher Zeit lief die Nachricht ein, daß der ſchwarzwälder Haufen unter Hans Müller von Bulgenbach, der vom Schwarzwald herabgekommen war und ſich mit dem hegauer Haufen vereinigt hatte, ihnen ebenfalls zuziehe. Dieſer faßte ſeit dem 9. April bereits die Haufen aus dem Fürſtenbergiſchen, aus der Baar und aus der Klettgau in ſich. Dieſe ſtarke Macht hatte ſchnell nacheinander auf ſeinem

Zuge nach dem weſtlichen Theile des Bodenſees Städte und Burgen genommen und dann die Stadt Radolfszell am See, wo die Kommiſſäre der drei öſtreichiſchen Regierungen von Stuttgart, Innsbruck und Enſisheim und ein großer Theil des hegauiſchen Adels mit ihren Familien und ihrer beſten Habe lagen, eingeſchloſſen.

Desgleichen kam denen in Gaisbeuern am Tage vor Oſtern Kunde, daß auch der oberalgäuer Haufe im Eilmarſch heranrücke. Vereinigten ſich all dieſe Haufen, ſo bildeten ſie eine Macht, gegen welche das kleine Bundesheer nicht aufkommen konnte. Der Tag der Entſcheidung des großen Kampfes zwiſchen dem Volk und ſeinen Herren rückte heran.

Als Marx von Bübenhoven in Ulm ankam, fand er den Bundesrath in Beſtürzung. Es war kurz vorher aus dem Würtembergiſchen die Nachricht eingelaufen, daß das ganze Land ſich zu regen beginne und die Regierung ſo ſchwach ſei, daß ſie auch nicht die allernothwendigſten Vorkehrungen treffe. Nirgends ſei Geld, um eine Anſtalt zur Vertheidigung der Städte und Veſten gegen die Bauern zu machen, und man habe ſichere Kunde, daß Herzog Ulrich mit einem Bauernheer abermals ins Land zu fallen ſich anſchicke. Von hier aus fürchtete der Bundesrath das Meiſte. Das Geld, welches Bübenhoven zahlte, ſollte ſchnell an den Truchſeß geſchickt werden, um einen Theil der rückſtändigen Löhnung der Knechte damit zu bezahlen; denn alle öſtreichiſchen Söldner beim Bundesheer hatten ſeit länger als einem Monat keinen Kreuzer erhalten. Der Erzherzog ſchickte wohl Boten und Befehle an das Heer und nach Würtemberg, aber niemals Geld. Er hatte ſelbſt keins, und die Spannung mit Jakob Fugger gereichte ihm zur großen Verlegenheit. Der Bundesrath erſuchte den Junker von Bübenhoven dringend, ſogleich ſelbſt hinauf zu reiten ins bündiſche Lager und das Geld nebſt dem Befehl an den Truchſeß zu überbringen, daß er ſich ohne Verweilen ins Würtembergiſche zurückbegeben ſolle, um dort dem Aufſtande vorzubeugen. Nebenbei hofften die Herren vom Rathe, der ſanfte Bübenhoven werde vielleicht durch Ueberredung bei den oberſchwäbiſchen Bauern etwas ausrichten, da ſie annahmen, es werde ſich ſchnell verbreiten, wie Jakob Fugger an ſeinen Bauern gehandelt. Sie hätten den alten Herrn gern ſelbſt an die Bauernhaufen geſchickt, wenn ſie ihn nur hätten haben können. Bübenhoven glaubte ſich der Sendung nicht entziehen zu dürfen, ſchickte deshalb dem Ohm einen Boten nach Weißenhorn und langte ſelbſt am Samſtag Mittag bei dem Heere an. Es ſtand bei Gaisbeuern, die Bauern hatten ſich im Dorfe feſtgeſetzt an 15000 ſtark, der Haufe des Pfaffen Florian und der Seehaufen. Ihre Stellung war gut, die des Truchſeß weit weniger, er konnte ſein Geſchütz nicht ſtellen und war im Begriff ſich nach Waldſee hin zurückzuziehen, als Bübenhoven im offenen Felde ſeine Botſchaft an ihn ausrichtete. Der alte Feldherr ſah ſehr ernſt und bekümmert aus. Seine Züge ſchienen verſteinert. Als er den Befehl des Bundesraths geleſen hatte, ſteckte er das Papier ein und ſagte: „Seid willkommen, Junker! Ihr hättet nichts Beſſeres bringen können als Geld; denn der Wiſch da — Gotts Marter! es iſt eben ſo gut, als hättet Ihr ihn nicht gebracht. Die Herren haben gut befehlen. Ich muß wiſſen, was ich zu thun und zu laſſen habe. Es gibt im deutſchen Reiche jetzt nur ein Soldatenheer, das bündiſche, wie viel Bauernheere, weiß Gott allein, täglich hör' ich von neuen. Ich weiß nur, daß mir 15000 Bauern gegenüber ſtehen und wahrlich keine Lumpenhunde, ſondern meiſt Leute, die unter mir und Frundsberg das Kriegshandwerk gelernt und die Schlachten in Italien gewonnen haben. In ein paar Tagen ſind's vielleicht 50,000. Wie Schneegänſe ziehen ſie heran in ungezählten Schaaren aus dem Oberalgäu, vom See, aus dem Hegau, aus dem Klettgau, vom Schwarzwald. Und wenn nicht Gott ein Wunder thut, ſo wird der Herzog Ulrich, mit dem ich fertig zu ſein meinte, mit einem mächtigen Haufen dazu kommen. Wer weiß, wie viel Tauſende aus dem Würtembergiſchen? Ich aber bin allein mit dieſem ſchwachen Heere. Zieh ich heute zurück, wie die Herrn befehlen, ſo ſchmauſen die dort morgen oder übermorgen die Oſterfladen in Ulm, und der Bundesrath kann mit mir ziehen als verlorner Haufen. Ich bitt Euch, bleibt einige Tage bei mir, wenigſtens das Feſt über. Es iſt unter ſolchen Umſtänden leicht möglich, daß ich Euerer Hülfe bedarf, nicht der des Schwertes, ſondern des Wortes. Der fuggeriſche Name hat bei den Bauern einen beſſern Klang, als der aller übrigen Herren zuſammengenommen."

Bübenhoven machte im Gefolge des Truchſeß den Rückzug bis nach Waldſee mit und ſchlief in dieſem Orte. Die Bündiſchen ſtellten viele Vorpoſten aus und waren ſehr auf der Hut, weil ſie einen Ueberfall der Bauern fürchteten. Drei Knechte, vom Grafen Wilhelm von Fürſtenberg erkauft, ſchlichen ſich in der Nacht ins bäueriſche Lager und ſteckten das Dorf in Brand. Die Bauern, ſich verrathen glaubend, und ihrerſeits auch einen Ueberfall fürchtend, zogen ſich durch den Altdorfer Wald theils nach Weingarten hinab, theils über den Schuſſenfluß.

Am Oſtertage lag der Truchſeß ſtill; am Vormittag langten mehre ſeiner Kundſchafter an, welche die Nachricht vom ſchnellen Herannahen von achttauſend Oberalgäuern, die ſchon bei Leutkirch lagerten, ſo wie vom Heranzug von viertauſend Hegauern und Schwarzwäldern überbrachten; ebenſo kamen gegen Abend Graf Haug von Montfort, Ritter Wolf Gremlich von Haſenweiler, der Herr des nahen Weingarten, und zwei Rathsherrn der benachbarten Stadt Ravensburg ins Lager und brachten oder beſtätigten vielmehr die ſchon geſtern von Bübenhoven berichteten böſen Zeitungen von der ans Unglaubliche grenzenden Erhebung aller Bauern in Franken, in Würtemberg, im Odenwald, Thüringen, von den drohenden Bewegungen in Tyrol, Oeſtreich, Steiermark. Dazu ſeine ſchleunige Berufung nach Würtemberg vom ſchwäbiſchen Bunde. Es grauſte dem alten Feldherrn. Mit den Waffen ſeines Heers all dieſen Herren ſiegreich zu begegnen, ſeines Heers, in welchem — das wußte er am Beſten — eine immer gefährlicher um ſich greifende Neigung, ja wohl gar Begeiſtrung für die Sache der Bauern herrſchte, war ein Ding der Unmöglichkeit, und ein andres Heer war nicht da und nirgend aufzutreiben. Gern nahm er alſo das Anerbieten der angekommenen Ritter an, mit den Bauern zu unterhandeln. Er ließ ihnen den Vorſchlag machen: wenn ſie Wehr und Harniſch abliefern und ihre Fähnlein übergeben würden, wolle er dieſſeits des Waldes bleiben und nichts Feindliches vornehmen. Er verſpreche vielmehr, daß ihre Beſchwerden durch von beiden Seiten zu wählende Schiedsrichter erledigt werden und alles Vorgefallene verziehen ſein ſollte. Die beiden Ritter, die beiden Rathsherrn und Bübenhoven ritten am Oſtermontag, den 17. April früh in das bäueriſche Lager.

Sie fanden mehre Hauptleute des Seehaufens in Baierfurt an der Aach, vier Stunden von Waldſee an der Straße nach Ravensburg, eine Stunde weiter bei Weingarten und bei Berg das große Bauernheer. Eitelhans Ziegelmüller, der oberſte Hauptmann des Seehaufens hatte Abends vorher von Weingarten nach allen Seiten Boten ausgeſchickt, daß Alles, was Stangen und Spieß tragen könne, eiligſt herzuziehen möge. Den ganzen Oſtermorgen zogen ſie über die Berge ins Thal der Aach wie Bienenſchwärme; der ganze tettnanger Haufen kam an der Aach wahrſcheinlich aber ſchon zu Ende dieſer oder Anfang künftiger Woche abreiſen werde, und Sie deshalb nicht im geringſten in Sorge ſein dürften. Alle Mühwaltung aber, die ihre Krankheit Ihnen verurſacht, habe ihre Freundin bereits geſtern Abend bezahlt und ſie werde ihren beſondern Dank noch hinzufügen. Dies alles ſprach ſie mit einem ſo herrlichen Anſtand, einer ſolchen von mir noch nie geſehenen weiblichen Würde, die an Majeſtät grenzte, daß ich nicht anders als mit der tiefſten Ehrfurcht ſie behandeln konnte und mit der größten Hochachtung mich ihr empfohlen habe. Uebrigens ſprachen wir viel von ihrer ungriſchen Freundin, welche Ihnen das Geld eingehändigt, und Sie können verſichert ſein, daß es nicht nöthig iſt, Herrn von Zach deshalb einen Brief zu ſchreiben. Auch weiß ich in der That nicht, was Sie nun noch wollen? Sie ſind über alle Maßen gut bezahlt, die Dame will Ihr Haus bald verlaſſen. Was mühen Sie ſich noch ab? Alle Beweggründe, die Sie geſtern angaben, ſind weggefallen. Nun?" —

„Nun, es iſt gut; ich danke Ihnen für Ihre Mühe!" ſagte die Hoffactorin höchſt ärgerlich, warf den Mund trotzig auf und nickte gleichgültig, ohne ſich aus ihrem weiten Sorgſtuhl zu erheben, als der Commiſſair ging. „Der weiß die ganze Geſchichte!" rief ſie boshaft, „meinen Kopf wollt' ich zum Pfand ſetzen. Aber ich kenne ja ſeine Tücke ſeit langer Zeit ſchon. Wie ich ihm nur vertrauen konnte! Doch ich will's auch erfahren, ſo gewiß ich nicht minder als er ein Maul am Kopfe habe. Und nicht eher ſoll und darf mir das Weib aus dem Hauſe, bis ich's weiß. Da muß herauf über Ravensburg mit ſeinem Hauptmann Dietrich Hurlewangen.

Die adligen Unterhändler mußten in Bairfurt warten; denn die Hauptleute mußten erſt alle zuſammengerufen werden. Bübenhoven hielt in Nachdenken verſunken vor dem Wirthshauſe auf ſeinem Pferde und ließ den Blick dann und wann über die hin und herziehenden bunten Häuflein ſchweifen, welche ihre Nahen ſtets ſehr laut ankündigten. Endlich ſprengte Eitelhans in ſeinem ſchier fürſtlichen Anzug von ſeinen Trabanten umgeben heran. Es war eine kräftige Geſtalt, der man das lang getriebene Kriegshandwerk anſah. Neben ihm ritt ein alter Mann in ſchneeweißem Bart und ſchlichter halbbäueriſcher Kleidung, ein dunkelbraunes Spitzbubengeſicht mit ſchwarzen ſtechenden Augen. Bübenhoven drängte ſich das Blut in größern Maſſen nach dem Herzen, ſo daß ihm die plötzliche Beklemmung faſt den Athem ſtocken machte. Er hatte den Alten auf den erſten Blick erkannt, es war der ſcheußliche Menſch, der einſt ſeine gute Mutter ſo ſchändlich betrogen, der berüchtigte Gauner und Dieb, der alte Zigeuner Antonio Gebes. Bübenhoven wußte, weshalb dieſer Schurke hier war, und ein heiliger Zorn entbrannte in ihm. Aber zu ſeiner eignen Beſchämung mußte er ſich einen Augenblick ſpäter geſtehen, daß er ſelbſt in durchaus keiner andern Abſicht hierhergekommen war, nämlich die Bauernhauptleute zu überliſten, und er ſchämte ſich faſt, daß er mit dieſem Auswurf gemeinſame Sache hatte. Durch eine natürliche Ideenverbindung ſtand ihm plötzlich ſein früheres Verhältniß zu den Zigeunern vor der Seele, und den vierzigjährigen Mann wehete es wie Jugend und Minneglück in Zarova's Armen an, die in ihrem ganzen Liebreiz in ſeiner Phantaſie ſchwebte. Daran reihete ſich ſofort das nicht minder reizende Bild ſeiner und ihrer Tochter, Sonaka, wie er ſie zuletzt geſehen, die blühende Geliebte des Erzherzogs Karl, der jetzt Kaiſer des römiſchen Reichs und Königs von Spanien war. Im Auftrage des Bruders dieſes mächtigen Monarchen handelte hier der Zigeuner, den er ſo tief verabſcheute. Bübenhoven war ein poetiſcher ſchwacher Charakter. Sein Herz und ſein Verſtand ſagten ihm gleich ſtark, daß die Bauern recht hatten; er kannte die Geſchichte des niedergetretenen Volks, aber ſein Herz verdammte wieder ihre wilden Exceſſe, die Empörung, das bluttriefende Schwert, die wild lodernde Brandfackel derſelben und zog ihn zu den Herrſchern des öſtreichiſchen Hauſes, deren Tante ihn einſt durch zarte Neigung ſo hoch beglückt hatte, daß er ihr noch immer eine ſchwärmeriſche Minne bewahrte. Er hatte nicht die Kraft, der erkannten Sache des Rechts ſeinen Kopf, ſeinen Arm zu leihen; er glühete für das Evangelium, für die Freiheit, und er diente der Fürſtenſache, welche das Evangelium und die Freiheit unterdrückten, und er tadelte doch bitter, daß ſie dies thaten und ſich dazu ſolcher Werkzeuge bedienten, wie dieſer Antonio Gebes. So hin und her geriſſen vom Kampfe in ſeinem Innern, trat er zu der Unterhandlung mit den Bauernhauptleuten. Er hatte erwartet, daß dieſe ohne Weiteres alle Vergleichsvorſchläge des Truchſeß mit Hohn und Uebermuth zurückweiſen würden; denn er mußte ja vorausſetzen, daß ſie über die außerordentlichen Vortheile, die ſie in ihrer großen Macht über das bündiſche Heer hatten, ebenſo gut, wenn nicht noch beſſer unterrichtet ſeien, wie er ſelbſt. Und im tiefſten Herzen hegte er den geheimen Wunſch, ſie möchten mit Kraft und Entſchloſſenheit auftreten und nur auf Fortſetzung des Kampfes beharren. Zu ſeinem Erſtaunen hörte er aber bald genug an den vorſichtigen und behutſamen Aeußerungen der Hauptleute und namentlich an denen des Eitelhans, ſo ungeberdig er ſich auch anzuſtellen ſchien, die Folgen und Einwirkungen der geheimen Abgeſandten des Erzherzogs Ferdinand an die empörten Bauern. Die ſchlauen Zigeuner und ihre Helfer hatten auch beim Seehauſen und beim Illerhauſen mit gleich glücklichem Erfolg gewirkt, wie bei dem algäuer Hauſen. Die ränkevollen liſtigen Verſprechungen, im Namen des Erzherzogs gegeben, ſich ihrer Sache annehmen zu wollen, wenn ſie auf dem gütlichen Wege des Rechts und nicht auf dem der blutigen Gewalt dieſelbe ſuchen würden, die geheimen Zuſicherungen, welche den einzelnen Hauptleuten gemacht worden waren, hatten Wurzel geſchlagen. Jakob Wehe lebte nicht mehr, um dieſen ſchleichenden Ränken mit vehementer Kraft entgegen zu treten. Von den Wiſſenden des geheimen Bundes, welchem er angehört, war keiner bei dieſen vereinigten Hauſen. Die eitlen Hauptleute ſahen ſich ſchon als Hauptleute im öſtreichiſchen Heere und mit Gold und Würden überhäuft. Die große Maſſe des empörten Volks fand ſich geſchmeichelt, daß ein ſo erhabener Fürſt wie der Erzherzog Ferdinand zu ihrer Sache ſtehen wolle; die dummen bethörten Bauern meinten, damit ſei ja Alles erreicht. Der Erzherzog ſichre ihnen die Predigt des Evangeliums und die Befreiung der drückendſten Laſten zu; er ſei der Mann, welcher die zwölf Artikel zu ihren Gunſten ausführen werde, und wenn ſie alle öſtreichiſch und die kleinen Herrn, namentlich die geiſtlichen, abgeſchafft würden, ſo würden ſie leben, wie im Himmel. Der Krieg mit dem Bundesheer ſei doch eine üble Sache für die Bauern, bis jetzt ſeien ſie immer geſchlagen worden, und einige Tauſende ihrer Brüder ſeien ſchon umgekommen. Daraus müſſe man ſchließen, daß ſie auch ferner im Nachtheile ſein und noch viele Tauſende ihr Leben laſſen, die Uebrigbleibenden aber zum Härteſten angeſehen werden würden. Es ſei daher beſſer, ſich zu vergleichen und den angebotnen Schutz des Erzherzogs anzunehmen. Das waren die Reden, die jetzt plötzlich von Mund zu Mund flogen, die man unter allen Bauernhaufen vernahm, die Folge der geheimen Einflüſterungen der Agenten des Erzherzogs.

Die Bauernhauptleute erklärten den Unterhändlern auf die ihnen gemachten Vorſchläge des Truchſeß, daß ſie die Vermittlung anzunehmen geſonnen ſeien, Wehr und Harniſch und Fähnlein gedächten ſie aber nicht auszuliefern. Erſt müſſe der Vertrag abgeſchloſſen, beſchworen und gültig ſein.

Als die Vermittler ihre Pferde beſteigen wollten, drängte ſich Antonio Gebes mit grinſender Vertraulichkeit an Bübenhoven. „Ich ſoll Euch von Zaroya und Sonaka grüßen. Ich habe Botſchaft von ihnen aus Spanien. Sie gedenken bald eine Fahrt nach Deutſchland und Ungarn zu machen. Mutter und Tochter ſehnen ſich, einmal mit Euch zu plaudern. Sonaka hat ein Töchterlein, das wieder eben ſo ſchön zu werden verſpricht wie Mutter und Großmutter waren, heißt Carlotta und wird wohl bald ſieben Jahr alt werden. Oder wollt Ihr nicht lieber ſelbſt wieder nach Spanien und in die Dienſte des Kaiſers treten? Wie ich vernommen, ſoll der Bergbau wieder in Schwung gebracht werden. Da wärt Ihr an Euerm Platz. Ihr ſeid ja jetzt ledig.“ — Und ohne die Antwort des Junkers abzuwarten, welche dieſer auch nicht zu geben geſonnen war, fuhr er leiſer und noch vertraulicher fort: „Was meint Ihr, iſt der Sieg nicht ſchon unſer? Ich habe wacker gearbeitet und mehr gethan als der Truchſeß mit all ſeinen Reiſigen und Knechten. Die Fiſchlein haben zumeiſt an den Köder angebiſſen. Der Truchſeß und die ſchwäbiſchen Herren können freier athmen. Wenn er ſich halbweg klug benimmt und mir die Arbeit nicht verdirbt, ſind ſie heut oder morgen aus der gefährlichen Patſche. Ihr würdet aber wohl thun, hinüber nach Weingarten unter die Bauern zu reiten und ihnen Grüße vom alten Herrn Fugger zu bringen — er gilt etwas bei ihnen — und ihnen in ſeinem Namen zuzureden, daß ſie die Waffen und Fähnlein ausliefern. Das würde viel helfen.“

Der tiefſte Unwille, verbunden mit der größten Scham bemächtigte ſich des Junkers, daß dieſer alte verworfene Menſch ihn als Verbündeten betrachten und ihm in ſolchem Tone Vorſchläge machen durfte. Ohne den Menſchen einer Antwort zu würdigen, beſtieg er ſein Pferd, aber nicht, um ins Bauernlager, ſondern um ins bündiſche zu reiten. Er wollte nicht die Hand zu ſolch niederträchtigem Betrug der Bauern bieten. Der Schwächling! Als ob er ſie nicht ſchon geboten hätte. Den Zigeuner verachtete er, den Betrug verabſcheute er, dem Erzherzog und deſſen Räthen grollte er, die Pfaffen haßte er, aber er unterhandelte für den Truchſeß!

Auf dem Rückwege begegnete den Unterhändlern der Truchſeß ſchon mit Heeresmacht eine Stunde über Baierfurt bei Kloſter Baindt. Den Antrag der Bauern, die Feindſeligkeiten bis zur Zurückkunft der Vermittler ruhen zu laſſen, nahm er mit der Bedingung an, wenn auch die Bauern da ſtehen blieben, wo ſie eben ſtänden. Durch dieſe liſtige Bedingung hoffte er ſie treuherzig zu machen und ſie dann zu überrumpeln. Sodann beſtand er durchaus auf ſofortiger Auslieferung der Waffen und Fähnlein. Mit dieſem Beſcheid ritten die Unterhändler zu den Bauern zurück. Während ihrer kurzen Abweſenheit war aber die Stimmung umgeſchlagen. Der Bildernazzi war mit mehren oberalgäuer Bauern eingetroffen und hatte die wichtige Nachricht gebracht, daß achttauſend von Oberalgäu nur noch acht Stunden Wegs entfernt ſeien und morgenden Tags eintreffen würden. Die Bedingung des Truchſeß ſtehen zu bleiben, erkannten die Bauern für eine geſchickte Falle, und ſogleich ſetzten ſie ſich in Bewegung. Die bei Berg lagerten, gingen über das Flüßchen Schuſſen und das Blachfeld auf Weingarten. Eitelhans ließ ſchnell alle vortheilhaften Punkte beſetzen, das Geſchütz auf den Blaſenberg bringen, den verlornen Haufen ſtellte er an der Höhe in einem Weingarten auf, das übrige Heer theilte er in vier Haufen, ſo daß ein Graben ſie gegen die Reiterei ſchützte. Als der Truchſeß auf der Höhe über Baierfurt anlangte, ſah er zu ſeinem Verdruß, daß die Bauern ihm zuvorgekommen waren — denn er wollte den Flecken Weingarten noch heute beſetzen — und eine ſehr ſichre Stellung eingenommen hatten. Zornig rief er ein paar Bauernhauptleuten zu, die als Abgeordnete kamen: „Die Bauern halten kein Wort. Jetzt will ich nichts mehr von Vermittlung wiſſen. Geht zurück!“ Aber er ſelbſt ſtand im Begriff, ſein Wort zu brechen. Die beiden Hauptleute waren aber ſo liſtig wie er ſelbſt. Der Eine that, als ſei es ihm leid, daß ſeine Brüder auf den Berg gezogen wären, und erklärte, er wolle ſogleich zurückkehren und ſie in ihre vorige Stellung herabführen. Der Andre, Dietrich Hurlewangen, Hauptmann des erſt am Morgen angelangten tettnanger Haufens, fiel dem erzürnten Truchſeß zu Füßen und bat ihn mit aufgehobenen Händen einſtweilen nicht weiter vorzurücken, bis er ſeine Brüder vermocht wieder vom Berge herabzuziehen.

„Gehen ſie nicht gutwillig herab, ſo will ich ſie mit Gewalt herabbringen,“ verſetzte der alte Feldherr kurz und befahl ſeiner Reiterei vorwärts zu rücken. Die Bauern blieben aber in ihrer Stellung und ſetzten ſich nur noch feſter. Durch ihre Reihen lief der Bildernazzi und ermahnte ſie den Boten des Erzherzogs nicht zu trauen. Es ſei Alles Lug und Trug. Endlich fand er den alten Cebes, den er ſuchte.

„Verfluchter Zauberer und Höllenknecht!“ ſchrie er ihn an. „Ihr verſucht das Volk zu verführen, wie Ihr meine Schweſter mit Euern Teufelskünſten verführt habt.

Aber es ſoll Dir nicht gelingen, Du Gauner! — Wißt Ihr, wer er iſt?“ rief er den umſtehenden Bauern zu. „Ein Hexenmeiſter, ein Schüler des Doktor Fauſt. Er bethört Euch durch ſeine Künſte. Bietet dem Truchſeß die Schlacht! Aber nur heute nicht. Morgen ſind die Oberalgäuer da. Morgen höchſtwahrſcheinlich die Hegauer und ein Theil der Schwarzwälder. Dann müßt Ihr ſiegen, und mit dieſem einen Sieg habt Ihr für immer geſiegt. Haltet aus! Haltet aus! Ihr ſeid in einer Stellung, in der Euch der Truchſeß nicht angreifen kann.“

„Und wißt Ihr, wer der Bildernazzi iſt?“ fragte Gebes hohnlachend dagegen. „Ein halbverrücktes rachſchnaubendes Weib, die ein paar Fürſten zur Kurzweil gebraucht und dann fortgeſchickt haben. Deshalb iſt ſie ſo wüthig. Was habt Ihr Männer doch mit dieſem Weibe zu ſchaffen, die Euch zu Werkzeugen ihrer elenden Rache machen und ins Verderben ſtürzen will? Glaubt mir, der Erzherzog meint es gut und ehrlich mit Euch. Er will Ruh und Frieden im Land, gut und billig Regiment und die Predigt des Evangeliums, und das wollt Ihr ja auch, und weiter nichts. Das tolle Weib aber will Fürſtenmord. Das iſt nicht Euere Sache.“

Die Meinungen waren verſchieden. Bildernazzi ſchadete ſich durch maßloſe Heftigkeit.

Herr Georg von Waldburg ſtellte ſich noch immer an, als wolle er die Bauern angreifen und ordnete ſein Heer zur Schlacht; auch ließ er einige Geſchütze auf den Feind abbrennen. Die Bauern erwiederten die Schüſſe, und hüben wie drüben fielen einige Mann. Aber im Herzen war es dem alten Feldherrn nicht wie Schlacht zu Muth. Er wußte recht gut, daß die Bauern nur durch Hunger vom Berge herabzubringen waren, und dazu bedurfte er ein paar Wochen. Die Oberalgäuer konnten ihn aber morgen ſchon in den Rücken, die Hegauer in die rechte Flanke fallen. Er zählte zweiunddreißig fliegende Fähnlein ſich gegenüber und ein Heer von vielleicht ſiebzehntauſend Mann; morgen konnte er es mit vierzigtauſend wenn nicht noch mehr zu thun haben. Er war in einer ſo kritiſchen Lage, wie noch niemals in ſeinem Leben. Die Vermittler ritten herüber und hinüber. Der Truchſeß ſtellte ſich immer bärbeißiger. Endlich aber, als es ihm die höchſte Zeit ſchien, ſchickte er ſeinen Trompeter hinüber zu den Bauern und lies ihren oberſten Anführer, den Eitelhans erſuchen, zu ihm herüber zu kommen; es ſei beſſer mit ihm perſönlich zu verhandeln. Das Schießen möge er einſtweilen einſtellen laſſen, von bündiſcher Seite werde daſſelbe geſchehen.

Nazzi ſchrie wie wüthend dem Eitelhans zu: er ſolle nicht hinüber reiten; es ſei Aller Verderben. Nur die Ankunft der Oberalgäuer ſolle er abwarten. Aber Gebes redete ihm zu, und Eitelhans folgte dem Zigeuner. Er lachte der Wuth des Nazzi, der als ein tolles Weib verſpottet wurde. Eitelhans ritt allein zum Truchſeß ins Blachfeld hinab. Er wußte recht gut, was er that und was er wollte; denn er war von Gebes genau unterrichtet. Als heimlicher Freund und gleichſam Bundesgenoſſe des Erzherzogs war er deshalb noch nicht der Freund des Truchſeß und des ſchwäbiſchen Bundes. Im Gegentheil; er wünſchte wohl den Vergleich mit dem Bunde, aber in einer Weiſe, daß die Bauern ſich nicht dem Bunde ergaben, ſondern dem Erzherzog. Und da er ſeine Ueberlegenheit über den Trugſeß recht wohl kannte, ſo trat er ihm gegenüber nicht leiſe auf. Sollte der geheime Plan des Erzherzogs gelingen, als deſſen Eingeweihter ſich Eitelhans ſehr geſchmeichelt fühlte, ſo durfte er eben ſo wenig den Truchſeß in offner Feldſchlacht beſiegen, als ſich ihm beim Friedensvertrag unterwerfen. Im erſtern Falle hätte die fürſtenfeindliche Partei die Oberhand gewonnen und unaufhaltſam auf die Republik losgearbeitet, im andern Falle wäre der ſchwäbiſche Bund dem Erzherzog entſchieden gegenüber getreten und hätte alle Macht behauptet. Das Intereſſe der Bauern trat ganz in den Hintergrund, und als Eitelhans vor dem alten Feldherrn ſtand, diente ihm ſein Oberbefehl über das Bauernheer nur als Folie für ſein geheimes Bündniß mit dem Erzherzog. Herr Georg ahnete freilich davon nichts und ſuchte in ſeiner Klemme nur noch den Schein zu retten. So ſehr er polterte und große Worte machte, ſtimmte er doch ſeine Forderungen ſehr herab, und da beide Männer auf das gleiche Ziel losſtrebten, ſo kamen ſie bald überein, daß die Bauern einen Theil ihrer Fähnlein dem Truchſeß ausliefern, die Geſchütze in die Schlöſſer, aus welchen ſie ſie genommen, zurückſtellen, Wehr und Harniſch aber behalten ſollten. Durch gewählte Hauptleute und Fähnriche ſollten ſie bei ihm um Verzeihung bitten. Inzwiſchen hatte die Partei, welcher Nazzi angehörte, im Bauernheere noch ſtark, Alles aufgeboten, um ihre Gegner nicht aufkommen zu laſſen, und ſie brachte es wirklich dahin, daß, als Eitelhans zurückkam, die Bedingungen des Vertrags abermals verworfen wurden. Ein wildes Geſchrei erſchallte über den ganzen Berg hin, man müſſe die Ankunft der Oberalgäuer und der Hegauer abwarten und dann über den Truchſeß herfallen. Die adligen Unterhändler, welche Zeugen dieſer bedenklichen Scene waren, ritten mit dem trotzigen Beſcheid der Bauern zum Truchſeß. Dieſer ſprach wie in ſich ſelbſt hinein die halbverlornen Worte: „Weingarten, Weingarten, kann ich heut Nacht nicht ruhig in dir ſchlafen, ſo ſollen's die Bauern auch nicht, und du mußt heut noch ein Kohlenhaufen werden.“

„Herr!“ rief Ritter Wolf Gremlich, der Herr von Weingarten, erſchrocken, „iſt das Euer Ernſt?“

„Ja,“ verſetzte der Truchſeß, „Weingarten muß heut Nacht ein Wachtfeuer geben zwiſchen beiden Lagern.“

Eilends ritt Ritter Wolf, der im Geiſte ſein geliebtes Weingarten ſchon brennen ſah, an der Spitze der übrigen Unterhändler nochmals in's bäueriſche Lager. Hier war unterdeſſen der Sturm verraucht, und die erzherzogliche Partei, zu welcher die meiſten Führer und Hauptleute gehörten, gewann durch ruhiges Reden und Flüſtern immer mehr Boden. Jetzt kamen die Vermittler mit der Drohung des Truchſeß, welche große Beſtürzung unter den Bauern verbreitete. Ritter Wolf bot alle ſeine Beredtſamkeit auf. Graf Haug bearbeitete einen andern Haufen, die Ravensburger Rathsherrn gaben den Bauern die ſüßeſten Worte, und Bübenhoven führte ihnen im Geiſt den alten Fugger vor. Nun that er's doch. Die Friedenspartei erhielt nach kurzer Friſt die Oberhand. Wie hätten die guten deutſchen Bauern ſo edle Herrn vergebens reden und Bitten und Gründe umſonſt in die Luft geben laſſen ſollen! Es ward ein zweiſtündiger Stillſtand bewilligt. Die Rathsherren ſetzten ſchnell die Vertragspunkte auf, ſie wurden nach Trommelſchall vorgeleſen; die meiſten Bauern ſchrien Beifall; ſie wurden angenommen. Die Punkte waren: die Beſchwerden jeder Gemeinde gegen ihre Herrſchaft ſollen durch ſechs unparteiiſche Städte ſchiedsrichterlich entſchieden, und der Ausſpruch dieſes Schiedsgerichts von Unterthanen und Herrſchaften gehalten werden; wer dawider thue, ſolle durch die Bundesſtädte dazu gezwungen werden. — Die hier verſammelten Haufen ſollen ihrer Verbrüderung mit den andern entſagen, alles Genommene zurückſtellen. — Alle vorgefallnen Unbilden ſollen vergeben und vergeſſen ſein.

Der Truchſeß athmete doch auf, als ihm die Vermittler mit dem ſinkenden Tag dieſen Vertrag überbrachten. Er drang jetzt darauf, daß die Fähnlein zuerſt und zwar ſogleich ausgeliefert würden. Wieder gab's ein Hin- und ich mich aber eilen; ſie könnte ja morgen den Abmarſch nehmen. Halten könnt' ich ſie nicht; denn ſie iſt mir nichts ſchuldig. Alſo friſch ans Werk!" Hurtig ſtieg ſie die Treppe hinauf, klopfte an und trat auf die ſchwache Einladung in das Zimmer. Amalia ſaß am Tiſche und las; ſie war außerordentlich bleich, aber nicht die Bläſſe einer Todten überzog dies edle Geſicht, ſondern eine Verklärung ſtrahlte daraus, die die reiffte, aber vom Sonnenbrand gebleichte Blüthe des Lebens allein, gleich zauberiſchen Düften, um ſich verbreiten kann. Nur wer in wilden Wehen ſich ſelbſt geiſtig wiedergeboren — denn jegliche Geburt geht nur durch Wehen vor ſich, — kann mit verklärter Heiterkeit auf das Kind ſeiner Liebe und ſeiner Schmerzen blicken, ſelbſt wenn es noch ſo bitterlich weint. Aber wer in der Geburtsarbeit widrig geſtört wird, deſſen Schmerz iſt hundertfach ſo groß und währt viel länger, als wenn er ruhig mit ſich ſelbſt fertig geworden wäre. Amalia war eben in jenem großen Kampfe begriffen, ſchon war ſie dem Ende deſſelben nahe; die Hoffactorin konnte zu keiner unglücklicheren Stunde kommen. „Der Herr Manufacturcommiſſair hat mir geſagt, daß Sie mein Haus bald verlaſſen wollen," fing dieſe verlegen an und zupfte mit zur Erde gewandtem Blick an der Schürze. — „Dem iſt alſo." — „Es ſollte mir ſehr leid thun, wenn Sie unzufrieden mit mir oder irgend jemand im Hauſe wären." — „Laſſen wir das! Wozu die unangenehme Erinnerung widriger Vorfälle?" — „Wir werden aber doch nicht ſo mir nichts dir nichts von einander gehen?" — „Und warum nicht? Wenn ich Ihnen noch

Herreiten zwiſchen beiden Lagern. Mit Noth und Mühe waren endlich fünf Fähnlein von den zweiunddreißig Abends um ſieben Uhr gebracht, die Fähnriche ſenkten ſie zu des Truchſeß Füßen, und er that in jedes einen Riß. Im Bauernlager war ein arges Toben, und es ſtand zu befürchten, daß die kriegeriſche Partei losſchlagen würde, wenn der Vertrag nicht raſch unterzeichnet und in Kraft geſetzt werde. Herr Georg ritt alſo mit ſeinen Hauptleuten hinab nach Weingarten, wo die Hauptleute und Räthe der Bauern verſammelt waren. Ehe er ging, gab er Befehl, daß das Heer ſich zwiſchen Weingarten und Ravensburg ziehen und bei dem Burachhof das Lager ſchlagen ſollte, um einestheils die Bauern in Schach zu halten, anderntheils im eignen Heer einer Verrätherei vorzubeugen; denn die Stimmung der Knechte ſchien bedenklich. In Weingarten wurde der Vertrag vom Truchſeß und den Hauptleuten der beiden Heere unterſchrieben, aber ſelbſt da ging es nicht ohne Zank und Streit ab. Die kleine Partei, welche das wahre Verhältniß durchſchaute, wollte ſich nicht zufrieden geben, ſich und der Volksſache die unvergleichlich herrlichen Vortheile ſo freventlich aus der Hand genommen zu ſehen. Doch ihr Toben und Schreien half nichts mehr; die Liſt hatte geſiegt. Wie höchſt gefährlich die Sache für den Truchſeß war, zeigte ſich recht klar, als er eben aus Weingarten hinausreitend die Nachricht erhielt, daß die Oberalgäuer zu Schlirs, nur eine Stunde weit, angekommen ſeien und die Hegauer noch in der Nacht eintreffen würden, ja noch mehr, als er in ſein Lager kam und nicht nur ſeine Befehle nicht ausgeführt, ſondern Alles in böſer Verwirrung durcheinander fand. Und mit dem tettnanger Haufen war der Vertrag noch nicht einmal unterſchrieben und unterſiegelt. Die bündiſchen Knechte wußten alle um die Ankunft der großen Haufen. Brachen dieſe drei Haufen in der Nacht über die ordnungsloſen Bündiſchen herein, von welchen die Meiſten die größte Luſt hatten, ſogleich überzugehen, ſo war Alles verloren. Das bündiſche Heer im Nu aufgelöſt, das Land den Bauern offen bis an die Donau, Ulm nicht vermögend zu widerſtehen, weiterhin die Würtemberger im Aufſtand, die ungezählten Maſſen am Neckar, am **Kocher**, an der Jaxt, im Odenwald, in Franken und weiter. Wer ſollte ihnen widerſtehen? Die Gefahr ſtand rieſengroß vor dem Truchſeß. Es kam auf raſches, entſchloſſenes Handeln an, und er war der Mann dazu. Schnell ſchob er eine Abtheilung ſeines Heers zwiſchen den Oberalgäuer und den Weingartner Haufen und hielt dadurch Jene nicht nur auf bis zum Morgen, ſondern ſchnitt jede Verbindung zwiſchen beiden Haufen ab. Die ganze Nacht war das ganze bündiſche Heer in Wehr und Waffen, und mit dem frühen Morgen eilte er den Vertrag vollends ins Reine zu bringen und überſchickte ihn den Oberalgäuern, um auch ſie zur Annahme deſſelben zu beſtimmen. Die Oberalgäuer, erbittert, ſich von denen, welchen ſie zu Hülfe geeilt, ſo ſchnöde verlaſſen und verrathen zu ſehen, wählten einen Ausſchuß zum Unterhandeln mit dem Truchſeß, ſchloſſen den Vertrag auf Hinterſichbringen ab und traten denſelben Morgen, ſchwer enttäuſcht und entmuthigt, den Rückzug an. Ebenſo löſten ſich ſelbigen Tags der Seehaufen und der Unteralgäuer oder Illerhaufen auf, und der Hauptmann des Letzteren, der kriegeriſch geſinnte Pfaff Florian, flüchtete mit mehren Geſinnungsgenoſſen, worunter auch der Bildernazzi, in die Schweiz. Die Bauern liefen alleſammt in ihre Heimat; der Truchſeß ſtand mächtig und drohend da, um ſich nun gegen die Hegauer, Schwarzwälder und Würtemberger zu wenden. Jetzt war der Ausgang nicht mehr zweifelhaft. Der Oſtermontag war der Wendepunkt in der Erhebung des ſüddeutſchen Bauernvolks. Was das Schwert nicht vermocht hätte, hatte die Liſt vollbracht. Niemand dachte daran, den übertölpelten Bauern den Vertrag zu halten; ſie waren beſiegt und ohnmächtig. Die rechte Stunde war für Jahrhunderte vorüber.

## 3.

## Der Götterſohn aus Ungarn.

In Ulm war großer Jubel über den unſchätzbaren blutloſen Sieg des Truchſeß, aber er wurde ſchon nach wenigen Stunden unterbrochen durch die eingelaufene Kunde von einer gräßlichen That, welche die Bauern im Neckarthale in der von ihnen eroberten Stadt Weinsberg begangen hatten. Nicht nur, daß ſie nach der Erſtürmung des Schloſſes am Oſterſonntage viele Ritter erſchlagen, ſie hatten auch den Obervogt Grafen Ludwig Helfrich von Helfenſtein, einen jungen Mann, der mit einer natürlichen Tochter des Kaiſers Maximilian verheirathet war, auf eine ſchauderhafte Weiſe hingerichtet, indem ſie ihn durch die Spieße gejagt. Ein Entſetzensſchrei ging nun durch die Stadt. Zu gleicher Zeit erfuhr man viel Bedenkliches aus Franken. Die Grafen von Hohenlohe und andre Adlige hatten in den Bauernbund, „die chriſtliche Brüderſchaft“ ſchwören müſſen, Götz von Berlichingen, der arge Feind der Fürſten, Pfaffen, Städte und vorzüglich des ſchwäbiſchen Bundes, war oberſter Hauptmann der Bauern in Franken geworden. Wie man den Götz kannte, war es offenbar, daß er den Plan ſeines Schwagers Franz von Sickingen wieder aufgenommen. Eine ſchlimme Botſchaft jagte die andre in der Bundeshauptſtadt.

Bübenhoven erhielt von ſeinem Ohm, der in der Stadt angekommen war, eine reiche goldne Kette zum Geſchenk. Der Ausgang der böſen Sache in Oberſchwaben belebte ſogar die geſunkene Lebenskraft des alten Jakob wieder, und er hoffte, ſo ſchlimm auch die Nachrichten aus Würtemberg und Franken lauteten, es werde doch auch dort die von Gott eingeſetzte Obrigkeit ſiegen. Die Auslöſung ſeiner Bauern ging ohne Aufenthalt von Statten und Alles nach Wunſch. Fugger gedachte in ein paar Tagen in Augsburg zu ſein. Er ſehnte ſich nach Ruhe, es war ihm unleidlich in Ulm, wo man in raſcher Wechſelfolge jubelte und jammerte, ſtolz den Kopf erhob und wieder verlor

Leidlich vergnügt ſaß er am Abend nach Bübenhoven's Ankunft bei dieſem in ſeiner Herberge und ließ ſich den Gang der Verhandlungen mit den Bauern ausführlich erzählen. Da trat Schellenberger herein und meldete, die Lore vom Haſenhof, des Diether's Frau, ſei draußen und begehre mit Ungeſtüm den alten Herrn zu ſprechen; ſie ſehe ganz verſtört aus und ſtelle ſich ungeberdig. Fugger's Züge verfinſterten ſich, doch befahl er dem Knecht, das Weib herein zu laſſen.

Bleich und verſtört, in ärmlichem unordentlichen Anzug trat die Frau herein und warf ſich ſogleich vor Fugger nieder, mit den von Weinen begleiteten Worten: „Ach, Herr Fugger, um des Blutes Chriſti willen, rettet doch den Martin vom Tode, und nehmt Euch des armen unglücklichen Menſchen an!“

„Welches Martin's?“

„Nun meines Ziehbruders, den Ihr bei meinem Vater erziehen ließt, und der vor zwei Jahren bei Euch in Tyrol war. Ihr habt ihn ja ſo gut gehalten, ſo erbarmt Euch jetzt ſeiner. Er iſt elender als ich Euch ſagen kann.“

„Wo iſt er denn? Und was iſt's mit ihm?“ fragte der Greis erſchrocken.

„Im Magdalenenhospital liegt er ſchwer verwundet und erkrankt darnieder. Im Gefecht bei Leipheim hat er einen tiefen Hieb über den Kopf erhalten und viel Blut verloren, ſo daß er ſchier ſchwach geworden iſt. Ich hatt' ihn in Leipheim in eine ärmliche Herberge untergebracht und getreulich gepflegt, aber die Schergen haben ihn ausgeſpäht und hierher geführt, und hier iſt das Todesurtheil über ihn geſprochen, weil ſie ihn für einen Hauptmann der Bauern halten. Wenn er nicht ſo krank wäre, ſie hätten ihn ſchon geköpft. So aber hat er aus Todesfurcht den Verſtand verloren und kennt mich nicht mehr, und ſpricht lauter verkehrtes Zeug. Er war ſchon vorher ganz verwirrt. Von dem Tag an, wo er mit dem Bildernazzi auf dem Haſenhof ein paar Stunden heimlich geſprochen, war er ganz verwandelt. Er hatte auch gar keine rechte Luſt mit in den Krieg zu ziehen, aber Nazzi zwang ihn dazu, und der arme Menſch gehorchte dem böſen Nazzi aufs Wort, ja auf den Blick."

„Weib, was ſagſt Du mir da! Der Bildernazzi hat den Martin gezwungen ſich unter die Bauern zu ſtellen und mit in die Schlacht zu ziehen?"

„So iſt's mein gnädiger Herr. Ihr könnt Euch auf mein Wort verlaſſen."

„Nun ſieh, das treuloſe ſchändliche Weib!" wandte ſich Fugger zu Bübenhoven. „Davon hat ſie uns kein Sterbenswörtlein verrathen. Ich danke Dir, Lore, daß Du mir Kunde vom Martin gebracht. Du haſt mir damit einen großen Gefallen gethan."

Bübenhoven mußte ſogleich mit Loren gehen, um das zunächſt Nöthige für Martin anzuordnen. Er fand den jungen Mann wirklich in einem geiſteswirren Zuſtande. Er ſprach viel, aber ohne Vernunft. Der Junker rief einen der vorzüglichſten Aerzte der Stadt herbei und befreite den Gefangenen noch vor Nacht durch das ſchwere Gewicht des Fugger'ſchen Namens und Geldes. Der alte Jakob war bis in die tiefe Nacht mit dieſer Angelegenheit beſchäftigt, und ließ in der Frühe des andern Tags den

Kranken in ſeiner Sänfte in ſeine Herberge bringen und widmete ihm hier eine ſchier ängſtliche Sorgfalt. Er ließ es nicht bei einem Arzte und mit faſt verzweifelter Haſt fragte er nach dem Urtheile der Sachverſtändigen über den Zuſtand des Kranken. Die Aerzte kamen darin überein, daß ſehr erſchütternde Gemüthsbewegungen und die tiefe Kopfwunde die Geiſtesſtörung erzeugt hätten, und Herr Jakob nickte wehmüthig beiſtimmend. Vor allem ward die ſorgſamſte Pflege und äußerſte Ruhe anempfohlen. So ſehr nun erſt der der Ruhe ſelbſt ſo ſehr bedürftige Greis ſeine Heimfahrt betrieben, ſo war er doch nun nicht zu bewegen den Kranken zu verlaſſen. Er hätte nicht ängſtlicher um denſelben beſorgt ſein können, wenn er ſein eigner Sohn geweſen wäre. Da bald freundliche Frühlingstage kamen, fanden die Aerzte kein Bedenken, daß der Kranke mit Vorſicht in einer Sänfte nach Augsburg gebracht werde. Die beſten Anſtalten wurden getroffen, Herr Jakob ritt auf der einen, Bübenhoven auf der andern Seite der Sänfte, ein Arzt begleitete ſie. Auf dieſe Weiſe langten ſie am zweiten Nachmittage in Augsburg an.

Die Familie eilte ſogleich zuſammen, um ihr Oberhaupt zu begrüßen, alle in tiefer Trauerkleidung. Die alte dicke Sibylle machte, wie immer, wenig Umſtände mit ihrem Ehewirth. Sie meinte in ihrer trocknen Weiſe, es freue ſie, daß ſie vernommen, er habe ſich endlich zur Vernunft bekehrt und eingeſehen, was zu den großen Herren und den römiſchen Pfaffen ſei. Sie wolle nun dafür ſorgen, daß er keinen Rückfall bekomme, und habe deshalb mit ihrem neuen Beichtiger Herrn Urban Regius geſprochen. Raimund führte ihm ſein liebes kleines Weib Katharina zu, die ſchon zum neunten Mal hochſchwanger war, nebſt ihren acht Kindern — es trug ſchier auf jedes Jahr ihrer Ehe eins. Katharina hatte ihre liebe Schwägerin Anna Turzo an der Hand, die eine wohlbeleibte Frau geworden war, und ihr zur Seite ſtanden ihre Tochter Regina, eine hohe ſchlanke Geſtalt mit ſanften, edeln Zügen und einem großen ſanften Auge voll ſüßer Schwärmerei, doch blaſſen und kränklichen Ausſehens, und Raimund Mohr, deſſen wunderbare Schönheit ihn überall hervorragen ließ. Die beiden Milchgeſchwiſter Raimund Mohr und Regina Turzo waren vor Kurzem in ihr zwanzigſtes Lebensjahr getreten. Frau Anna Turzo führte dem alten Ohm ihre Tochter mit den Worten zu: „Ihr habt an meiner guten Schweſter Sibylle eine treue liebe Tochter verloren, hier bring' ich Euch in meiner Regina eine andre. Möchte ſie Euch Erſatz bieten für den ſchweren Verluſt! Meine Regina will bei Euch bleiben in Augsburg; obgleich ein ächt ungariſches Mädchen, hat ſie ihr Herz doch nach der Vaterſtadt ihrer Mutter gezogen, ich glaube, es iſt ein deutſches Herz.“

„Sei mir willkommen, mein holdes Kind!“ redete Herr Jakob die ſanft erröthende Jungfrau an, die ſich ihm nahte, um ihm die Hand zu küſſen, und zog ſie an ſein Herz. „So lang ich noch lebe, ſollſt du bei mir bleiben.“ Ebenſo küßte er Raimund Mohrn auf die hochgewölbte edle Stirn, der ihm mit einer alle Gemüther bewältigenden Würde entgegentrat und ihm ſeine Ehrfurcht in feurigen ſchönen Worten bezeigte.

Unter den Gliedern der Familie befand ſich auch die Dominikanernonne Felicitas, Schweſter Anna's und der geſtorbenen Sibylle. Sie hatte die Nonne Schweſter Barbara mitgebracht, Schweſter von Eleonore und Martha Bry. Auch dieſe trat nach Felicitas heran und drückte ihre Lippen auf Herrn Jakob's Hand. Die würdige Dame mit dem Ausſehen und der Haltung einer Heiligen ſagte: „Ihr habt mir längſt das Recht eingeräumt, mich ebenfalls Euere Tochter nennen zu dürfen, und Ihr habt die Pflichten des treueſten Vaters an mir erfüllt.“

„Meine treffliche Tochter,“ verſetzte Jakob gerührt, „du machſt wieder gut, was deine beiden Schweſtern böſe bei mir machten. Wahrlich ſie bereiten mir viel Herzeleid. Das ſei Gott geklagt! Sie ſind gottloſe Weiber und liegen in den Schlingen des Satans, die Eine wie die Andre. Dagegen iſt dein Bruder Matthäus ein tüchtiger Geſchäftsmann geworden. Bitte Gott, meine Tochter, in brünſtigem unabläſſigem Gebet, daß deine Schweſtern von ihm erleuchtet werden und nicht dem ewigen Verderben verfallen.“

Dann wandte er ſich zu Anton, der ihn zuerſt umarmt hatte und nun ernſt und ſchweigend, ein ſtreng ausſehender Mann, bei Seite ſtand: „Und dich, mein Anton, ſeh' ich immer noch unbeweibt. Du biſt ein reifer Mann, und ich ſtehe an der Schwelle des Grabes. Willſt du mir nicht die Freude machen und mir, ehe ich hinabſchreite, ein liebes Eheweib zuführen?“

„Mein theurer Ohm, noch hatt' ich keine Zeit mir eine Wirthin zu ſuchen. Ihr wißt ja ſelbſt, was auf meinen Schultern ruht.“

„Ja ja, du biſt mein Ebenbild!“ lächelte Jakob. Aber er hatte Unrecht; Anton war nicht ſein Ebenbild; denn Anton war ein kalter ſtolzer Mann; das war Jakob nie geweſen. Die Unterhaltung der Familie wandte ſich auf die in den Tod gegangenen Geſchwiſter Sibylle und Ulrich, und Bübenhoven mußte von beiden erzählen. Manche Thräne floß ihnen nach. So kam die Rede auf Hieronymus und ſein Verhältniß zu Martha Bry. Die frohen Gefühle über die Heimkehr des alten Herrn waren nicht ohne bittre Beimiſchung. Bübenhoven ſprach ſich mild und verſöhnlich über Hieronymus aus und legte alle Schuld der verführeriſchen Martha bei, aber Anton belegte das Betragen ſeines Vetters mit dem ſchonungsloſeſten Tadel und nannte ihn einen weichlichen charakterloſen Schwärmer, der wie ein Rohr von jedem Luftzuge ſchwankte, und nun gar der unwürdige Minneknecht eines verworfenen ſinnlichen Weibes geworden ſei. Hieronymus Schweſtern, wie Martha's Schweſter hatten nur Thränen für beide.

In einer ſpätern Unterredung zwiſchen Herrn Jakob und ſeiner Nichte, Frau Anna Turzo, unter vier Augen, erfuhr er, daß Regina faſt vor Sehnſucht nach ihrem Milchbruder und Jugendgeſpielen Raimund Mohr geſtorben ſei. Sie ſei ſichtlich hingewelkt, und die Aerzte hätten durchaus kein anderes Rettungsmittel mehr für ſie gewußt, als die Wiedervereinigung mit ihrem Geſpielen. Auch habe die Kranke ſelbſt nichts ſehnlicher gewünſcht, als die Reiſe nach Augsburg, und die Tage des Winters gezählt. Aber noch eh der wirkliche Frühlingsanfang als feſtgeſetzter Zeitpunkt ihrer Abreiſe gekommen, habe das Mädchen, von unbezwinglicher Sehnſucht des Herzens getrieben, ſie, die Mutter, zum Aufbruch beredet. Je näher ſie Augsburg gekommen, deſto lebendiger ſei Regina geworden, und doch ſei ſie nachher Raimund faſt ſcheu und ſtumm gegenüber geſtanden, und nur ſein liebevoller Empfang ihrer habe ihr die Zunge gelöſt. Seit dieſem Tage ſei ſie aber zuſehends wieder aufgeblüht, und ohne Bedenken hatte ſie ſich entſchloſſen hier zu bleiben.

„So laß ſie bei uns," verſetzte Herr Jakob freundlich. „Und wenn die Herzen der beiden jungen Leute wirklich ſo feſt zuſammen hangen, ſo ſollen ſie mit der Zeit ein Paar werden. Wahrlich wir haben keine Schande von ſolcher Verbindung. Und ſie war ja längſt ſchon unſer Plan."

Ueber den geiſteskranken Martin war der alte Fugger in der großen Familienverſammlung auffallend ſchweigſam geweſen, nur mit Raimund und Anton Fugger ſprach er lang über dieſen Gegenſtand. In Folge dieſes Geſprächs ritt Raimund Fugger einige Tage ſpäter in Begleitung ſeines Taufpathen Raimund Mohr nach dem Haſenhofe und brachte von dort Martin's arabiſches Pferd und Mantelſack mit deſſen Papieren und übrigen Effekten mit. Die Papiere wurden vom alten Jakob ſelbſt in Verſchluß genommen.

Jedermann mußte die außerordentliche Sorgfalt und Rückſicht, welche alle Familienglieder dem Kranken widmeten, vorzüglich aber das Oberhaupt ſelbſt, auffallend finden. Nicht nur, daß Martin eins der ſchönſten Zimmer des Hauſes erhielt, daß die berühmteſten Aerzte der Stadt für ſeine Behandlung angeworben wurden, der alte Herr beſuchte ihn ſelbſt täglich und überwachte ſeine Pflege. Die treue Lore war mit nach Augsburg gekommen und blieb hier ſeine Wärterin. Bald aber theilte ein zweites weibliches Weſen ſich mit ihr in dieſen Liebesdienſt, und verrichtete ihn eben ſo treu und emſig. Es war Regina Turzo, die ſchöne Ungarin. Zwar konnte ſie den widrigen Eindruck, welchen Martin vor einem Jahre in Kremnitz auf ſie gemacht, als er ihren Raimund zur heimlichen Flucht mit ihm hatte bereden wollen, nicht verwinden, aber er war jetzt krank und elend, und ihr Großohm, den ſie über Alles verehrte, nahm ſo väterlichen Antheil an ihm, und ſo fühlte ſie ſich von ihrem edeln ſchönen Herzen gedrungen, ihm zu helfen und beizuſtehen, ſo viel in ihren Kräften ſtand. Mit weniger wohlwollenden Augen betrachtete Raimund Mohr ſeinen Verführer. Oft hatte er ſich in ſeinen einſamen Stunden in ſeinen heißen Jugendträumen mit dieſem räthſelhaften Menſchen beſchäftigt; ſein Bild war nie aus ſeiner Seele gewichen, und jedes der ſeltſamen Worte deſſelben hatte ſich mit Flammenzügen in ſein Gedächtniß gegraben. Und nun war dieſer geheimnißvolle Fremde plötzlich auf geheimnißvolle Weiſe in dieſelbe Familie, der auch er angehörte, gebracht worden, verwundet und wahnſinnig, und wurde gleich ihm mit Auszeichnung be-

Verbindlichkeiten ſchuldig bin, ſo machen Sie dieſelben namhaft und ich werde ſie zu löſen wiſſen.“ — „Nun, wenn auch gerade keine Verbindlichkeiten, aber man hat es doch gern, wenn man in Liebe und Freundſchaft von einander geht, und ich habe es mit meinen Badegäſten ſtets ſo gehalten. Ich könnte Ihnen eine Menge angeſehener Leute an den Fingern herzählen, die die vielen Jahre her in meinem Hauſe logirten, ſich alle vortrefflich bei mir befanden und meiner ſtets noch mit aller Liebe und Achtung gedenken. Aber es vergeht auch keinmal die Badezeit, daß ich ſie mir nicht alle ins Herz zurückrufe, und dann weiß ich Tauf- und Geſchlechtsnamen, Charakter, Alter, Geburts- und Wohnort aus dem Gedächtniß, und könnte an jeden meiner frühern Gäſte einen Brief ſchreiben, er würde gewiß an den rechten Mann kommen. Zu dieſer edlen Reihe möchte ich Sie, meine hochverehrte gnädige Frau, nun auch hinzuzählen, und Sie haben wahrhaftig keine Schande davon, jährlich und wohl noch öfter mit allem Reſpect von einer Frau genannt zu werden, wie ich bin.“ — „Ei, thun Sie das in Gottes Namen! Ich werde es Ihnen nicht wehren.“ — „Aber, meine Gnädigſte, ich kann ja, mit Verlaub, meinem Gedächtniß mit nichts mehr, als der Erinnerung an Ihre Geſtalt zu Hülfe kommen. Es würde ſchlecht um die Vollſtändigkeit der Reihe meiner verehrten Badegäſte ſtehen, wenn ich von allen nicht mehr wüßte als von Ihnen.“ — „Hat Ihnen mein Adolf nicht gleich zu Anfang Namen, Stand, Vaterland aufgeſchrieben?“ — „O ja!“ lächelte die Hauswirthin pfiffig; „aber Sie werhandelt, ebenfalls wie ein Sohn des Hauſes. Und doch ſprach Niemand über ihn, über ſein früheres Leben, über ſeine Abſtammung, ſo wenig wie über ſeine eigne geſprochen wurde. Der leicht erregte Raimund konnte keinem Menſchen Rede und Auskunft über Martin abgewinnen, und doch peinigte es ihn, daß dieſer Menſch, der ihn ſo ſchnell zu einer Flucht aus Kremnitz hatte bereden können, nun doch ſo liebevoll im Fugger'ſchen Hauſe, gegen das er doch feindſelig gehandelt, gewartet und gepflegt wurde. Raimund begriff, daß hier ein ſehr wichtiges Geheimniß obwalte, in welches ſein eignes Schickſal verflochten ſein müſſe, und er verwünſchte den Wahnſinn Martin's, der es unmöglich machte, ihn zu Bekenntniſſen zu vermögen. Ueberdies fühlte er ſich abgeſtoßen von dem Kranken und mied das Zimmer deſſelben.

Raimund Mohr lebte, ſeit er in Augsburg war, in den glücklichſten Verhältniſſen im reichen und prächtigen Hauſe Raimund Fugger's, und wurde von dieſem, wie von ſeiner Ehewirthin ganz wie ein Sohn gehalten, ja es wollte ihn zuweilen bedünken, als würde er, wenn er wirklich der Sohn des Hauſes ſei, ſchwerlich mit ſolcher faſt reſpektvollen Aufmerkſamkeit behandelt werden. Zwar arbeitete er auf der Fugger'ſchen Schreibſtube und widmete ſeine junge Kraft, nach dem Wunſche ſeines Pflegevaters, den verſchiedenen Handelsgeſchäften, aber er verſpürte eben nicht ſonderliche Luſt und Liebe dazu, und neigte ſich mehr zu dem Kunſtzweige, welchen Raimund Fugger für ſich betrieb, der dem heißen poetiſchen Gemüth des Jünglings verwandt war. Am liebſten aber ſaß er auf ſeinem Rößlein, das ihm ſeine geliebte Pflegemutter Anna Turzo aus Kremnitz zum Geſchenk geſchickt, in prächtiger ungariſcher Nationaltracht, und ſprengte einſam durch die Thäler und über die Berge mit ſeinen wilden Träumen beſchäftigt, in denen nicht ſelten das reizende Bild der jungen Königin von Ungarn auftauchte, und die Scene, wo ſie ihn umarmt und glühende Küſſe auf Mund und Wange gedrückt, ſtellte ſich ſeinem unruhigen Geiſte in brennenden Farben dar. Dies Alles arbeitete um ſo mächtiger in ihm, je weniger er ſich einer Seele anvertrauen konnte. Und jetzt, wo er einen Schlüſſel für Manches hätte haben können, war der Beſitzer deſſelben — wahnſinnig. Die Ankunft ſeiner lieben Milchſchweſter Regina war ihm angenehm, aber ſie befriedigte ihn nicht. Die Anweſenheit ſeiner theuren Pflegemutter brachte ihm mehr als eine glückliche Stunde, aber für ſeine unbeſtimmten heißen Triebe und Wünſche war es nicht genug. Angenehm beſchäftigte ihn das jetzt doppelt lebendige Gewühl der großen und reichen Stadt. Denn die Empörung der Bauern hatte aus ganz Oberſchwaben und von der Donau viele Edelleute mit ihren Familien, Aebte, Prioren, Prälaten und andre Kleriker nach Augsburg getrieben, wo ſie ſicher waren vor der Rache des gemeinen Mannes. Selbſt aus entferntern Gegenden kamen Ritter und noch mehr Ritterfrauen mit ihren Kindern in die üppige Stadt, wo ſie neben der erwünſchten Sicherheit noch Genüſſe aller Art fanden.

Der unvergleichlich ſchöne junge Ungar im reichſten Hauſe Augsburg zog die Augen aller Edelfräulein auf ſich, und die allwiſſende Fama wußte jeder ganz heimlich von dem Antheil zu erzählen, welchen die Königin von Ungarn an dieſem Götterſohne genommen; denn auch das blieb kein Geheimniß, daß er der Sohn des Berggeiſtes, des Gnomenkönigs der Karpathen ſei, und allen jungen Frauenherzen ſchien dies höchſt wahrſcheinlich. Die intereſſanteſten und abenteuerlichſten Geſchichten von Raimund Mohr wurden erzählt; jede junge Dame fand eine ſüße Befriedigung darin, etwas Schönes und Merkwürdiges dazu zu erdichten und dann weiter zu geben. Und Alles, was von dem

„ſchönen Ungar“ erzählt wurde, wurde mit Begierde verſchlungen. So war Raimund Mohr ſchier die intereſſanteſte Perſönlichkeit der ganzen Stadt.

---

## 4.

## Dämon und Engel.

Was der Erzherzog Ferdinand und ſeine vier berüchtigten Räthe durch die diplomatiſchen Unterhandlungen mit den Bauern außerhalb des Landes gewannen, das waren ſie in der größten Gefahr in Tyrol ſelbſt wieder zu verlieren, und noch vielmehr dazu. Jener geiſteskühne und thatkräftige Gaismaier, der Freund Ulrich Fugger's, der mit der wahren Einſicht in das Gebreſte der Zeit den feſten Willen verband, ihr durch eine Radikalkur zu helfen, und von derſelben moraliſchen Ueberzeugung wie Thomas Münzer, Jakob Wehe und andre Wiſſende, daß dieſe Kur nur durch die Herſtellung einer evangeliſchen Republik zu vollbringen ſei, jedoch klüger als dieſe ſeine Meinungsgenoſſen, indem er ſeine Abſicht wohl verbarg, ſtellte mit Schlauheit bei den Tyrolern und Oeſtreichern (denn er wirkte auch in den fünf öſtreichiſchen Herzogthümern, und hatte Verbindungen ſowohl unter den Knappen der Bergwerke und der Salinen in den ſteierſchen Bergen, als auch unter den Weingärtnern zwiſchen Wien und Neuſtadt) nur die Erbitterung des Volks gegen die vier Räthe des Erzherzogs und gegen Pfaffen und Adel in den Vordergrund. Man müſſe Erbarmen haben mit der großen Jugend des Erzherzogs und ſeiner Gemahlin; denn ſie ſeien verführt und genöthigt von den beiden Pfaffenfürſten, von dem ſpaniſchen Juden Salamanka und dem Ränkeſchmied Fabri. Zum Beſten des Fürſten und des Volks müſſe dieſes böſe

Viermännerregiment entfernt werden. In dieſem Sinne ſprach er ſich vorzüglich in einem Schreiben aus, welches der ſüdtyroliſche Bauernhaufe, „die ganze Gemeine der Grafſchaft Tyrol und Innthal" an „die gemeinen niederöſtreichiſchen Lande" erließ. Er ſagte darin, das Land werde von vier Männern ganz zu deren eignem Nutzen, und dem Volke und dem Fürſten zum Nachtheil regiert. Dieſe ſeien die Biſchöfe von Trient und Brixen, auch der ſtinkende ketzeriſche aſarianiſche Jude und Böſewicht Gabriel von Salamanka und der Kontrolenſchmied, den man Fabri nenne. Dieſe wollen ſie in des Fürſten Rath nicht leiden; denn er habe ohne dieſe Verräther und Schälke in ſeinem Lande Edle und Unedle genug, mit welchen gute Ordnung möchte ausgerichtet werden. Wenn Schmidt (Fabri) ſchinden und ſchaben wolle, ſolle er die Klöſter und Geiſtlichen ſchinden und ſchaben, ſie ſelbſt aber wollen ſolche Schinderei an ſich nicht geſtatten, noch das Geld und Gut aus dem Lande wegführen laſſen; es werde viel beſſer angelegt ſein für eine gefährliche Theuerung, für ein Sterben oder einen Türkenfall. Der Böſewicht Salamanka habe ſich in drei Jahren aus ihrem blutigen Schweiß ein Fürſtenthum errichtet; denn er habe eine Herrſchaft in Burgund um zehntauſend Gulden gekauft, ſeine Freunde mit ſich an den Hof gebracht und großmächtig gemacht, eine merkliche Anzahl Silber, viele fürſtliche Kleinodien von Innsbruck weggeſchickt, und ihre edle Fürſtin, die junge Frau Erzherzogin habe jetzt ihre königlichen Kleinodien mit großer Beſchwer nach Hall in die Münze dargeben müſſen. So ſei der kaiſerlichen Majeſtät und der Fürſten von Oeſtreich Schatz durch dieſen Salamanka verſchwendet worden u. ſ. w.

Der Brief wurde deshalb erlaſſen, weil Salamanka und Fabri nach Oeſtreich gehen wollten, um dem dort drohenden Aufruhr durch ſchlaue Praktiken zu begegnen. Die Ennsthaler Bergknappen ſollten vor ihnen gewarnt werden.

Geismaier, „der oberſte Hauptmann des Haufens Tyrol“ war äußerſt umſichtig und thätig und leitete die Bewegung auf verſchiedene Angriffspunkte zugleich hin. Der Aufſtand lief im April vom Gardaſee über Trient, Brixen, das Puſterthal rechts, das Vintſchgau und das Eiſakviertel links bis an die ſalzburgiſche Grenze. Ein Haufe lag vor der Stadt Trient, ein andrer nahm, plünderte und zerſtörte die Schlöſſer und Städte im Brixenthale, ein dritter that im Etſchlande geiſtliche und weltliche Herrenſitze ab. Geismaier hatte ſein Hauptquartier zu Meran und die Ausſchüſſe der Städte und Gerichte der Burggrafſchaft Tyrol verſammelt. Vorſichtig befahl er alle Schlöſſer, welche Eigenthum des Habsburgiſchen Herrſcherhauſes waren, zu ſchonen; deſto ſchlimmer erging es den Schlöſſern des Adels. Dagegen trat der Erzherzog den empörten Südtyrolern gegenüber ebenſo ſachte auf, er hatte nur gütige und begütigende Worte für ſie, ganz verſchieden von denen, die er einige Monate früher erlaſſen: „man ſolle den Bauernfrevel mit eiſernen Ruthen züchtigen und gegen die Hauptleute und Rädelsführer, wo ſie betreten würden, mit Spießen, Schinden, Viertheilen und jeglicher grauſamen Strafe verfahren.“ Er hatte ſeinen Grund für ſolche gute Miene zum böſen Spiel. Geismaier war ein überlegener Charakter und bewährte ein eminentes Talent in der Leitung des Aufſtandes; in den öſtreichiſchen Herzogthümern ſah es höchſt gefährlich aus, und der alte Siegmund von Dietrichſtein, der vor zehn Jahren ſo grauſam gegen den windiſchen Bauernbund verfahren hatte, ſtand, noch immer als Landeshauptmann von Steier, jetzt hart daran die Rache der dortigen Bauern zu erfahren. In Salzburg wurde die Gährung gegen den Erzbiſchof täglich größer und drohender. Aus Würtemberg, aus Franken, vom Rhein liefen böſe Nachrichten ein und ließen die Freude über den diplomatiſchen Sieg über die oberſchwäbiſchen Bauern nicht recht aufkommen. In Radolfszell am untern Bodenſee waren die Kommiſſaire der drei öſtreichiſchen Regierungen Ende Aprils noch hart von den Hegauern belagert und in großer Noth. Der Erzherzog ſandte Boten auf Boten an den Truchſeß, jenen zu helfen, wenigſtens durch gütliche Vergleichung mit den Bauern, d. h. durch ſchöne Worte und Verſprechungen. Auch verſchwanden um dieſe Zeit die beiden Biſchöfe von Trient und Brixen vom erzherzoglichen Hofe, und niemand vermochte mit Beſtimmtheit anzugeben, wohin ſie gegangen waren, Salamanka reiſte nach Oeſtreich, und Fabri lebte verſteckt und verkleidet in der Nähe des Schloſſes Ambras und kam nur heimlich in der Nacht dorthin, um ſich mit dem Erzherzog zu berathen.

Das junge erzherzogliche Paar gerieth in große Verlegenheiten. Von der ganzen übrigen Welt abgeſchnitten, ſah es auch ſeine tyroler Hülfsquellen verſiechen. Das Kriegsvolk, das aus Italien gekommen war, ſtand beim Heere des Truchſeß, ferneres Volk ließen die Südtyroler nicht durch das Land, was von Knechten in Innsbruck lag, konnte weder bezahlt noch gegen das aufſtändiſche Bergvolk gut gebraucht werden. Ferdinand und Anna ließen Alles, was ſie an Gold und Silber beſaßen, zu Geld ſchlagen; denn kein Jakob Fugger war mehr da, um zu borgen, und der Erzherzog zu ſtolz, um bei dem zweideutigen Hieronymus Fugger anzufragen, wo doch eine abſchlägliche Antwort zu erwarten ſtand. Das waren trübſelige Tage für das junge Fürſtenpaar und noch trübſeligere für die meiſt ſpaniſchen Hofſchranzen.

Hieronymus Fugger lebte nach der Abreiſe ſeines Ohms ruhig und, wie es ſchien, unbekümmert um die höher gehenden Wogen der Zeit zu Schwaz in ſeinem prächtigen Hauſe und betrieb ſeine Bergwerke und Handelsgeſchäfte mit Eifer. Aber dieſer Eifer war nur Schein: er lebte und webte nur in ſinnbethörender Minneglut mit der leichtſinnigen, ſinnlichen, genußſüchtigen Martha Bry. Von der Familie Fugger hauſte Niemand mehr in Tyrol; denn auch ſeine Schwägerin, Ulrich's Witwe, war mit ihren Kindern nach Augsburg zurückgekehrt; er war alſo die ihm läſtige Aufſicht los und brachte nicht nur ſeine Nächte, auch viele Tage in dem einſamen Meierhofe auf der Berghalde zu, wo er das geliebte Weib verſteckt hielt. Dieſes verborgene Haus hatte er ihr gleichſam zu einem Muſentempel eingerichtet und mit verſchwenderiſcher Pracht ausgeſtattet; er wollte ihr, ſo viel er vermochte, das Fürſtenhaus des goldnen Mainz erſetzen. Die ſchlaue fröhliche Martha hatte den ſtillen phantaſtiſchen Schwärmer ſo ganz eingenommen, daß er gar nicht mehr ohne ſie zu leben vermochte und jeden Tag mit neuer Sehnſucht zu ihr zurückkehrte. Und doch bewirkte dieſe ihn beglückende Liebe eine immer größere geiſtige Leere in ihm. Martha war geiſtreich, munter bis zur Ausgelaſſenheit, ſie malte, ſie muſicirte, ſie unterhielt ihn mit all ihren Talenten, und doch konnte er ſich ſelbſt mitten unter ihren üppigen Küſſen und Umarmungen eines tiefen Verdruſſes nicht erwehren; er berauſchte ſich in Genüſſen mit ihr und blieb doch innerlich unbefriedigt. Am meiſten quälte ihn dieſes unbehagliche Gefühl, wenn er zu Hauſe allein war, und dann ſtürzte er ſich in die Geſchäfte, dann entwickelte er eine faſt fieberhafte Thätigkeit, um es los zu werden, und ritt Abends mit verdoppelter Haſt die Thalrinne den Berg hinauf dem Minnehauſe zu, um ſich bei ihr zu betäuben. In dieſen einſamen Stunden, ja oft in ihren Armen ſelbſt ging wie eine Sonne ein ernſtes edles Jungfrauenantlitz mit den Zügen einer Heiligen in ſeiner Seele auf und nahm immer lebhaftere Farbentöne an, je mehr er in Martha's ſinnlicher Liebe ſchwelgte. Es war Johanna's Bild, der Tochter des edlen unglücklichen Sickingen, ſo wie ſie ſich auf der Ebernburg beim gemeinſchaftlichen Genuß des heiligen Nachtmahls demüthig fromm, das züchtige, von reiner Begeiſterung ſtrahlende Auge wie in Verklärung zu dem ſanften Prieſter Oekolampadius emporgehoben, mit auf der Bruſt gekreuzten Armen, verneigt hatte. Während den jungen Mann die düſter brennende Glut unheiliger irdiſcher Liebe zu der reizenden gewandten Sünderin hinzog und ſeine Kraft verzehrte, neigte ſich das Bild der Heiligen und neben ihr der Kelch voll zum Blut des Heilands geweihten Weins, deſſen Rand zu küſſen und das heilige Naß zu ſchlürfen ihre keuſchen Lippen ſich öffneten, immer tiefer in ſeine Seele und erfüllte ihn mit unausſprechlicher Wehmuth, die ſich in ſtillen Stunden zur Angſt, ja zur Verzweiflung wandelte. So hin und hergezogen von ſo verſchiedenen einander ſchroff entgegenſtehenden Gefühlen und ohne die Kraft über ſich gewinnen zu können, dieſem Streit durch eine raſche That ein Ende zu machen, wurde ihm immer unbehaglicher und verſtörter, und er ſank außerordentlich ſchnell von Tag zu Tag moraliſch und phyſiſch tiefer. Dabei quälte ihn die Meinung ſeiner Verwandten über ſein ſträfliches Verhältniß mit Martha, und die ſich ihm aufdrängende Ueberzeugung, daß er durchaus nicht ohne ſie zu leben vermöchte, brachte ihn faſt zur Selbſtverachtung. Er verſuchte es, wenn Johanna's ſüßes frommes Bild ihm zu zürnen ſchien, den Meierhof ein paar Tage zu meiden — vergebens; es zog ihn wie mit Ketten dorthin.

Ein Briefchen kam geflogen: „Warum kamſt du nicht? Was hab' ich dir gethan? weißt du nicht, daß du der armen reuigen Martha-Magdalena ihr Gott biſt, zu dem ſie täglich betet. Vergieb und liebe mich!“ Und am Abend war er auf dem Wege zu ihr. Sie hatte ihn mit diamantnen Banden an ſich gefeſſelt, und ſie wußte, daß ſie unzerreißbar waren. Sie kannte ihre dämoniſche Gewalt über ihn. Aber er litt geiſtig und körperlich von dieſen Genüſſen und

Kämpfen ſo, daß ſeine ohnedies ſchmächtige und zarte Geſtalt noch mehr verfiel, ſein blaſſes Geſicht noch bläſſer wurde, und Unmuth und Abſpannung ſich in ſeinen Zügen nur allzudeutlich ausdrückten. Dabei bemächtigte ſich ſeiner immer mehr eine krankhafte Gereiztheit, die ihn hart und unbillig gegen ſeine Untergebenen machte. Für die Volksbewegung nach Freiheit war er faſt gleichgültig geworden, und wenn er der Tage gedachte, wo er in höchſter jugendlicher Begeiſterung für Hutten und Luther erglüht, für Thomas Münzer geſchwärmt hatte, ergriff ihn ein verzweifelter Schmerz, der ihm Thränen in die Augen trieb. Dann kam er ſich vor wie ein willenloſer Nachtwandler, der hart am Rande des tiefſten Abgrunds ſchreitet, mit Entſetzen hinabſtarrt und doch nicht zurück kann auf die blumige Wieſe, wo er am Tage im Sonnenſchein ſich gefreut. Einige Briefe Geismaiers und andrer Wiſſenden hatte er unbeantwortet gelaſſen. Die moraliſche Kraft des Armen war vom weichen Arm der Wolluſt leiſe gebogen und gebrochen.

Martha ſelbſt mußte viel von ſeiner üblen Laune leiden; er behandelte ſie keineswegs zart und ſchonend: aber ſie verſtand ſich trefflich darauf, ihn zu gängeln und zu beſchwichtigen und ließ ihr Ziel nicht eine Minute aus den Augen: ſie wollte ſein Eheweib werden und mit ihm in den lebendigen, bewegten, heitern Augsburg leben; denn die ſchwere Einſamkeit dieſer Berge war ihr in den Tod zuwider, und ſie ertrug ſie nur als Mittel zum Zweck. Das herrliche üppige Augsburg und die Frau des reichen Hieronymus Fugger! das war der goldne Hafen, in welchen ſie ihr leckes, viel umhergetriebenes Schifflein zu bringen ſich beſtrebte, und ſie war noch keinen Augenblick am Gelingen dieſes kecken oder vielmehr verwegenen Planes verzweifelt. Mancherlei Liſten und Ränke hatte ſie deshalb angeſponnen, und das Netz, das ſie mit feinen gewandten Fingern wie ſpielend um den ſchwachen Thoren ſtrickte, ward dichter und dichter. Ein paar gänzlich unerwartete und unwillkommene Beſuche, die ſie in dieſer ſo läſtigen Bergeinſamkeit erhielt, arbeiteten ihr in die Hände um ſie dem lockenden Ziele mit raſchem Rucke um ein tüchtiges Stück Wegs näher zu bringen.

Eines köſtlichen Maimorgens beſchäftigt, würzige junge Bergkräuter, die ſie geſucht, zu zerſchneiden und mit ſtarkem Wein zu übergießen, um daraus den herrlichen Maitrank zu bereiten, wie er als erfriſchende und heilſame Frühlingsgabe in den Alpen genoſſen wird, und damit Hieronymus zu überraſchen, den ſie am Abende erwartete, ſah ſie plötzlich einen bewaffneten Bauer vor ſich ſtehen, der nicht zu ihren Hirten gehörte. Verwundert wollte ſie den Mann, der die Augen ſtarr auf ſie richtete, nach ſeinem Begehr fragen, als ſie ihm ins Antlitz ſchauend erblaßte und, unvermögend die Zunge zu rühren, ihn gegenüber ebenſo ſtarr anſah.

„Eleonore,“ ſagte ſie endlich, „biſt du es wirklich?“

„Ich bin's,“ verſetzte der Tabuletkrämer mit einer unwilligen Bewegung der Hand, die andeutete, wie unangenehm es dieſem ſeltſamen Mannweibe allemal war, wenn ſie ſich als Weib zu erkennen geben mußte, „und wie ich ſehe, bin ich dir eben keine willkommene Erſcheinung.“

„Du haſt mich überraſcht, ich geſtehe es, und dein ungewöhnliches Ausſehen iſt wohl geeignet, einen zu erſchrecken. Doch ſei mir willkommen in meiner ſtillen Bergwohnung! Nimm einen Imbiß und einen Trunk und ſage mir dabei, was dich zu mir führt? Biſt du des wüſten zweckloſen Herumtreibens müde und willſt du Ruhe und Zuflucht bei mir ſuchen?“

„Zwecklos!“ lachte die ältere Schweſter höhniſch. „Wahrlich ich dächte, Niemand kennte die Zwecke meiner Fahrten beſſer als du. Auch beneide ich dich nicht um den mir nicht übel nehmen, meine werthgeſchätzteſte gnädige Frau, wenn ich mich unterſtehe, in alle dieſe Angaben ſo einige kleine Zweifelchen zu ſetzen. Hi! Hi! Nun Sie verſtehen mich, gnädige Frau, und ich habe Sie auch weg. Man muß ſo etwas nicht allen Leuten auf die Naſe binden, aber glauben Sie doch nur, unſer Eins iſt auch nicht auf den Kopf gefallen und weiß recht gut, wo die Trauben hängen. Daß Ihnen der Herr Lambeck mehr war, als blos ein Diener, ſah ich ja gleich den erſten Tag, und es iſt ſchlecht von dem Menſchen, dem Sie auf die Art ſo viel Gutes und Liebes erzeigt haben, daß er ſo boshaft davon geht und ſie in ſolchen Umſtänden ſitzen läßt. Aber Undank iſt der Welt Lohn, und Lieb und Treu ſind leicht wie Spreu. Aber glauben Sie, es gibt deshalb noch viel Menſchenfreunde und mitleidige Seelen, und ich kann wohl ohne Ruhmredens von mir ſagen, daß mir jedesmal das Herz im Leibe blutet, wenn ich ſo ein armes; verlaſſenes Geſchöpf meines Geſchlechts ſehe. Es iſt wahr, man möchte allen Männern ewige Feindſchaft ſchwören. Die Undankbaren! Aber tröſten Sie ſich! Laſſen Sie den Kerl laufen; er war Ihrer Anhänglichkeit und Liebe nicht werth. Weiſen, Sie meine Freundſchaft nicht zurück. Entdecken Sie ſich mir. Ich weiß ja, man hat ſchwache Stunden. Der Menſch bleibt ſtets ein Menſch und iſt vorzüglich in der Jugend mancherlei Anfechtungen unterworfen. Aber dem Manufacturcommiſſair hätten Sie ſich doch nicht ſo ganz anvertrauen ſollen. Darin haben Sie ſehr gefehlt. Der Mann iſt ein gewaltiger Schwätzer und ich wollte drauf ſchwören, er deine Ruhe, ich kann ſie nur nicht begreifen. Eine Zuflucht brauch ich nicht und wenn es der Fall wäre, ich würde ſie nicht bei dir ſuchen.“

„So ſchenkſt du mir alſo einen ſchweſterlich freundlichen Beſuch. Es iſt mir lieb; wir haben uns lange nicht geſehen, und der Mai iſt ſchön in dieſen Bergen.“

„Es ſcheint dich nicht zu kümmern, daß ein noch ſchönerer Frühling in den Menſchengeiſtern treibt und blüht und auch in den Thälern Tyrols das heilige Pfingſtfeſt der Freiheit zu feiern ſich anſchickt.“

„Du kennſt meine Natur, Eleonore: ſo ernſte Dinge, die der Männer Sache ſind, lagen mir ſtets fern.“

„Das ſei Gott geklagt, daß ein Weib wie du, von Fürſten und Pfaffen ſchnöde behandelt, dennoch beim Sturm des Volks gegen ſeine Tyrannen gleichgültig bleiben kann! Du mußt Partei nehmen, Martha, für die Volksſache. Deshalb bin ich zu dir gekommen. — Lächle nicht leichtſinnig! Dieſes Lächeln könnte mich toll machen. Es gilt die ernſteſte Sache auf der Welt. Höre mich an! Ich ließ mich von dir bereden, einen nothdürftigen Frieden mit einem von denen zu ſchließen, die ich haßte, und ich ging mit dir nach Mainz. Ich that dir's zu Liebe. Du darfſt nicht ſagen, daß ich dich nicht liebte; ich brachte dir meine heiligſte Ueberzeugung zum Opfer. O und wie ſchwer habe ich dieſen unſeligen Schritt zu bereuen gehabt! Doch davon genug! Ich mag die Mainzer Demüthigung nicht des Breitern beſprechen. Sie betraf dich ſtärker als mich. Nur das will ich damit ſagen: Ich ließ mich von dir bereden, an den Mainzer Hof zu gehen. Ich war ſchwach und willfahrtete dir. Jetzt fordre ich von dir daſſelbe. Du ſollſt mir folgen zur Volkspartei. Sei ſtark und willfahrte mir. Ich fordere nur Vergeltung von dir.“

„Was verlangſt du von mir?!“ rief Martha erſchrocken. „Soll ich wie du in groben Männerkleidern, den Tabuletkaſten auf dem Rücken, von Dorf zu Dorf, von Hof zu Hof ziehen? Und was ſoll ich da ausrichten? Ich habe mich niemals auf ſolche Geſchäfte verſtanden.“

„Freilich,“ höhnte Eleonore, „die, in welchen du die Meiſterſchaft erlangt haſt, ſind weicherer und ſüßerer Natur. Auch ſchlägt das, was ich von dir fordere, wirklich in dein Fach, mein verwöhntes Närrchen. Du haſt den Gimpel Hieronymus feſt in deinem Netze und kannſt mit ihm machen, was dir beliebt. — Du ſollſt ihn alſo überreden, den Aufſtand in Schwaz, Hall und dem untern Innthal zu organiſiren. Die Bergknappen ſämmtlicher Bergwerke warten nur auf das Zeichen von ihm; denn ſie betrachten ihn als Erben ſeines Bruders, und nur wenn er ſich an die Spitze des Volks ſtellt gegen den erbärmlichen Erzherzog, wird er im Geiſte Ulrichs handeln. Ich komme aus Meran und bringe deinem Geliebten einen Brief von Geismaier, worin er ernſtlich aufgefordert wird zu thun, was ſeine Pflicht iſt. Du ſollſt und mußt ihn aber erſt vorbereiten und gewinnen. Ich verſehe mich des Beſten zu dir. Sollteſt du mir aber zuwider ſein, ſo fürchte meine Rache.“

Martha fand es für ihre Lage angemeſſen, ihrer Schweſter alles zu verſprechen, was dieſe verlangte, obgleich ihr feſter Vorſatz war, das Gegentheil von Allem zu thun, was ſie verſprach, und dieſe Gelegenheit zu benutzen, um Hieronymus zur ſchnellen Ueberſiedlung nach Augsburg zu vermögen. Eleonore ſchien zu ahnen, was in Martha's Seele vorging; denn ſie fügte die wildeſten und härteſten Drohungen hinzu. Martha dagegen bot durch Schwüre, Betheuerungen und Schmeicheleien Alles auf, um die Fürchterliche zu täuſchen und ſo bald als möglich wieder los zu werden und ließ ſich zu dieſem Behufe förmlich von ihr inſtruiren, wie Hieronymus, welchen Eleonore erwarten wollte, zu behandeln ſei. —

Martha bewirthete die Schweſter aufs Köſtlichſte. Nachmittags ſaßen ſie zuſammen und plauderten von vergangenen Zeiten, als ſie plötzlich einen Reiter aus der Bergſchlucht, die zu dem Plateau führte, auftauchen ſahen.

„Wer iſt das?" fragte Martha ängſtlich. „Das iſt Hieronymus nicht."

„Ich glaube dieſen Vogel zu kennen," entgegnete Eleonore ruhig. „Es ſind noch nicht vierzehn Tage, daß ich ihm ein paar Federn ausgezupft. Es iſt dein voriger Geliebter, der Zigeuner."

„Heilige Mutter Gottes!" ſchrie Martha erblaſſend und an allen Gliedern zitternd. „Sitzt er denn nicht auf Lebenszeit im Kerker?"

„Und du weißt nicht, daß er frei und in große Gunſt beim Erzherzog gekommen iſt? Das hat dir Hieronymus verſchwiegen?"

„Nichts weiß ich. — Rette mich, Eleonore, vor dieſem Fürchterlichen! — Sonſt bin ich verloren."

„Nicht ängſtlich! Faſſe Muth! Ich gehe ins Haus, um die Knechte und Mägde zu bewaffnen. Höre du unterdeſſen, was der Schuft will. Wir werden doch mit dieſem alten Kauze fertig werden."

Mit dieſen Worten verſchwand ſie durch die Thür, und Martha würde ihr in Angſt und Muthloſigkeit gefolgt ſein, um ſich zu verſtecken, wenn nicht Gebes ſchon nahe geweſen wäre und ſie Eleonorens ſtrengen Tadel nicht gefürchtet hätte. Zitternd erwartete ſie den Mann, der ſie wie ein Dämon beherrſcht hatte.

„Find' ich dich allein, mein ſchönes Täubchen?" grinſte der Zigeuner, indem er vom Pferde ſprang und ohne Umſtände mit widriger Vertraulichkeit ſie umarmen wollte. „Ha, fürwahr, dein Ausſehen überraſcht mich, Martha! Die

Ruhe in dieſer friſchen Bergluft iſt dir zuträglich geweſen. Du biſt wieder das reizende Urbild der ſchönen Maria von Regensburg.“

„Was wollt Ihr von mir, Antonio?“ fragte Martha mit bebender Stimme.

„Sonderbare Frage, mein Schätzchen! Was kann ich anders wollen, als dich ſelbſt? Biſt du nicht mein? Ich will dich abholen, will dich vor mir auf mein Pferd ſetzen und mit dir nach Innsbruck reiten, wo du als Herrin und Wirthin in meinem Hauſe wohnen ſollſt, wie dir gebührt.“

„Ich will nicht mit Euch gehen. Ich habe nichts mit Euch zu ſchaffen. Geht und meidet den Ort, wo ich lebe!“

„Ah ſo ſprechen wir nicht miteinander! Meinſt du, weil du des reichen Fugger Schätzchen geworden biſt, ich hätte kein Recht mehr auf dich? Ich will es wohl geltend machen. Du dachteſt, weil du mich verrathen, du wärſt mich nun für immer los. Nicht alſo, mein Püppchen! Komm und zaudre nicht! Mein Rappe iſt ungeduldig, die ſchöne Laſt auf ſeinem Rücken zu tragen. Du ſollſt es gut haben, Martha! Wenn ich dich auch nicht wieder zur Gräfin von Aſchaffenburg machen kann, ſo mach' ich dich doch zur Gräfin Torrillas oder zur Donna de Villaquiran. Was biſt du hier beim eigenſüchtigen Fugger? Eine arme Magd, eine in dies elende Haus, in dieſe Berge geſperrte Meierin. Ich führe dich nach Spanien in mein Vaterland, an den Hof des Kaiſers. Dort ſollſt du glänzen, wie es deiner Schönheit geziemt.“

Faſt wäre die eitle Martha beſtochen worden von dieſem bethörenden Geſchwätz; und wenn ſie nicht Eleonoren hinter ſich gewußt hätte, würde der ſcharrende Rappe vielleicht nicht lange auf die ſchöne Laſt zu warten gebraucht haben. So aber rief ſie trotzig: „Ich will nichts von Euch wiſſen. Macht, daß Ihr fortkommt!“

„Gebſt du nicht freiwillig, ſo brauch' ich Gewalt. Fort mußt du mit mir; denn du biſt mein, und ich will dich nicht wie ein Narr aufgeben. Unten in der Schlucht halten ſechs Reiter. Ein Pfiff von mir, und ſie ſind im Nu da und helfen mir dich auf mein Rößlein heben. Laß es nicht dazu kommen. Schnell hinauf und laß Alles im Stich! Ich bin reich genug, dich wie eine Königin auszuſtatten. Komm! komm!“ Und er faßte ſie am Arm und zog ſie fort.

„Zur Hülfe! Zur Hülfe! ſchrie Martha. In dieſem Augenblick trat Eleonore aus der Thür, in jeder Hand eine geſpannte und auf Gebes gerichtete Piſtole, hinter ihr ein Haufen Knechte und Mägde, markige Geſtalten, mit Heu- und Miſtgabeln, Senſen, Knitteln und andern ſchneidenden, ſtechenden und ſchlagenden Werkzeugen bewaffnet.

„Halloh! Treffen wir uns hier ſchon wieder?“ höhnte Eleonore. „Noch ein Wort, alter Sünder, und meine Kugel wühlt dir im Gehirn.“

Entſetzt über den unerwarteten Anblick ſeiner Feindin und ihres Beiſtandes, ließ der feige Zigeuner ſeine Beute fahren und wich einige Schritte zurück. Martha entwiſchte und rannte, ſo ſchnell ihre Beine ſich bewegen konnten, durch das Haus und den Berg hinauf und auf ſelten betretenen Steigen auf großem Umweg dem Innthale zu um in Schwaz bei ihrem Geliebten Schutz zu ſuchen.

Gebes war in einer peinlichen Lage; er wußte, daß der fürchterliche Wildernazzi nicht mit ſich ſcherzen laſſe. Jeder Griff nach ſeiner eignen Waffe mußte ihm den Tod aus den Rohren des wilden Mannweibs bringen. „Laßt mit Euch reden!“ begann er, „ich will abſtehen von meiner Frau und bedinge mir dafür ſichern Abzug.“

„Pfeift doch Euern ſechs Reitern!“ ſpottete Eleonore, welche die Lüge ſogleich als ſolche erkannt hatte.

„Ich will meine Waffen einem Euerer Knechte ausliefern, legt Ihr dann die Euerigen ab und laßt mich ziehen. Wenn Ihr mir Unbill anthut, ſo wird Euch die Rache des Erzherzogs ereilen; denn ich ſtehe in ſeinem beſondern Schutz."

Eleonore verlachte ihn. „Ich fürchte weder dich, noch den fürſtlichen Buben. Ich wäre ein Thor, dich aus dem Garne zu laſſen, in das dich deine Lüſternheit gelockt. Bindet ihn, ihr Knechte!" Im Nu war der Alte niedergeworfen und gebunden. Eleonore ließ den Wuthſchnaubenden in einen Stall ſperren und ſah ſich nun nach Martha um. Ueber eine Stunde wartete ſie auf die Rückkehr der Schweſter und kam nun auf den rechten Gedanken, daß ſie nach Schwaz gelaufen ſein möchte. Nachdem ſie den Knechten Inſtruktionen in Bezug auf den Gefangenen gegeben, machte ſie ſich ſelbſt auf und trat gegen Abend in Hieronymus Fuggers Haus ein. Hier hatte Martha den ſchwachen Mann bereits in ihrem Sinne bearbeitet, und er hatte ihr zugeſichert, ſie in acht bis zehn Tagen nach Augsburg zu führen. Bis dahin, wo er ſeine Geſchäftseinrichtungen zu machen hatte, wollte er ſie in Schwaz verborgen halten.

Als nun Eleonore mit ihrer Aufforderung herausrückte, daß er die Bergknappen, die ſein Bruder Ulrich ſo gut zum Aufſtand vorbereitet habe, und die den Befehl dazu von ihm erwarteten, unverzüglich bewaffnen und verſammeln möge, um mit ihnen auf Innsbruck loszuziehen, und ihm den Brief Geismaiers übergab, in welchem daſſelbe Anſinnen an ihn geſtellt war, zeigte er ſich bereitwillig.

„Gerade in Schwaz und in Hall unter den Bergknappen und Salzknechten war die Aufregung am ſtärkſten in ganz Tyrol," ſagte ſie. „Euer Bruder Ulrich hatte ſie ſo trefflich abgerichtet, daß ſie ſich auf ſeinen Wink erhoben haben würden, um das Joch der Habsburger zu zerbrechen.

Und gerade hier iſt Alles ſtill und ruhig. Ja die Schwazer haben dem Erzherzog ſogar ihren Beiſtand zugeſagt. Daran ſeid Ihr Schuld. Hättet Ihr im Geiſte Eueres Bruders gehandelt, wie Ihr ihm in ſeine ſterbende Hand gelobt, ganz Tyrol ſtände jetzt in den Flammen des Aufruhrs, und Alles wäre vielleicht ſchon abgethan. Aber noch iſt es Zeit. Ihr müßt Euch unverzüglich mit Gaismaier in Verbindung ſetzen.“

Hieronymus ging auf Alles ein und verabredete heuchleriſch mit Eleonore den Plan zur Organiſation des Aufſtandes, — aber Eleonore traute nicht. Als ſie am folgenden Morgen von Martha ſchied, flüſterte ſie ihr zu: „Wahre dich, daß du mir Wort hältſt. Es dürfte dir ſonſt übel ergeben. Auch Gebes wird dir nicht vergeſſen, was ihm widerfahren iſt. Ihr könnt ihn ja doch nicht feſthalten.“

Martha ſchlug ein Kreuz hinter ihr und dankte Gott ſie los zu ſein. Sie betrieb die Abreiſe ſo geheim und ſo emſig als möglich, doch ſtets mit geheimer Angſt. Vom Meierhofe lief die Nachricht ein, daß der Gefangne noch in der Nacht durchgebrochen und entkommen ſei, Martha zählte die Stunden bis zu ihrem Aufbruch. Für ſich ſelbſt beſorgte ſie Männerkleider, und in einer ſchönen Mainacht ſprengte ſie mit Hieronymus aus dem Flecken und ſchlug ſogleich einen beſchwerlichen Weg ins Gebirge ein von der Hauptſtraße nach Schwaben abbiegend. Durch die hohen Berge und über Achth wollten ſie hinab ins Iſarthal reiten und dann in der Richtung des Würmſees und des Ammerſees auf Augsburg zu. Und doch war alle ihre Vorſicht vergebens geweſen. Mitten in ihren Träumen von ihrem nahen Glück, ſah ſie ſich in einer Bergſchlucht plötzlich von mehren bewaffneten Männern überfallen. Sie ergriffen ihr Pferd beim Zügel, wandten es, und fort gings mit ihr über Stock und Stein. Weder Hieronymus noch einer ſeiner Knechte wagten die geringſte Widerſetzlichkeit. Als Martha's Jammergeſchrei an den Bergwänden verhallt war, deuchte es dem jungen ſchwachen Manne, als ſei ein Alp von ſeiner Bruſt gefallen. Schweigend ritt er mit ſeinen Leuten weiter und langte wohlbehalten in Augsburg an. In der That hatte die Frühlingsreiſe durch das ſchöne Gebirg eine ſo wunderbare Einwirkung auf ihn gehabt, daß es ihm ziemlich gleichgültig war, ob der alte Zigeuner oder Eleonore Martha's Entführung bewirkt.

Das Gewühl der volkreichen Stadt that ihm wohl. Er richtete ſich in ſeinem Hauſe ein, ſuchte ſeine Verwandten und Freunde auf und war munter und guter Dinge, wie lange nicht. Ueberall wurde er mit Herzlichkeit aufgenommen, vorzüglich im Hauſe ſeines Ohms, und als man hörte, er wolle während der Unruhen und vielleicht noch länger in Augsburg bleiben, freute man ſich ſichtlich über dieſen Entſchluß. Niemand fragte nach Martha; ihr Name wurde nicht erwähnt, und Hieronymus war froh darüber. Im Kreiſe ſeiner Verwandten lebte er gleichſam wieder auf.

Alle ſeine Schweſtern hatte er begrüßt, nur die Nonne noch nicht, und er machte ſich eines Morgens nach dem Katharinenkloſter auf.

Felicitas reichte dem Bruder im Sprachzimmer freundlich die Hand; ſie hatten als Kinder zumeiſt zuſammen geſpielt; denn ſie war nur drei Jahre älter als er, und da er nun nur noch der einzige Bruder war, ſo widmete ihm die fromme Nonne ihre ganze ſchweſterliche Liebe. Mit gefühlvollen Thränen erwähnte ſie der beiden geſtorbenen Geſchwiſter Ulrich und Sibylla. Dann fragte ſie mit ſchweſterlicher Zutraulichkeit nach Martha. Leicht erröthend verſetzte er: „Sie iſt mir verloren gegangen oder vielmehr geſtohlen worden.“ Und er erzählte ihr offen den Hergang der Sache.

„Es iſt gewiß gut ſo für dich,“ fuhr die Nonne fort. „Für die verlorne Freundin findeſt du hier eine beſſre wieder. Ich meine hier im Kloſter; aber nicht als Nonne, ſondern als Gaſt iſt ſie in dieſem Hauſe. Eine edle treffliche Jungfrau, die oft mit mir von dir ſpricht und deines Lobes voll iſt. Nun rathe, wer das iſt?“

Hieronymus ſah die Schweſter verwundert an; er konnte nicht begreifen, wen ſie meinte. „Wer kann das ſein? fragte er endlich. „Ich habe keine Freundin weiter.“

„O du Undankbarer!“ zürnte Felicitas. „So haſt du die edle Johanna von Sickingen ſchon vergeſſen? Und ſie ſpricht mit ſo viel Wärme von dir und deinem Aufenthalte auf der Ebernburg, wo Ihr den Leib Chriſti zuſammen genoſſen. — Ich will ſie herbeirufen, damit du erkenneſt, welch' eine Freundin du an ihr haſt.“

„Um Gottes willen nicht!“ rief Hieronymus bleich und zitternd. „Ich bin darauf nicht gefaßt. Wie hätte ich vermuthen können, die edle Johanna in Augsburg zu finden? Aber wie iſt ſie hierher gekommen, die ich längſt die Frau eines fränkiſchen Ritters wähnte? Und wie in dieſes Kloſter?“

Er mußte ſich an der Brüſtung des Sprachgitters feſthalten; denn es war ihm nicht anders zu Muth, als müſſe er umſinken.

„Der wilde Bauernaufruhr in Franken hat ſie mit ihrer Mutter dort vertrieben. Und da Augsburg ſich der größten Ruhe und Sicherheit erfreut, ſo ſind die beiden Frauen mit Andern hierher gekommen. Unſre Priorin iſt eine Verwandte der Frau von Sickingen, deshalb haben Mutter und Tochter im Katharinenkloſter eine erwünſchte Zuflucht gefunden. Sie wollen, wie es ſcheint, Augsburg ſo bald auch nicht wieder verlaſſen; denn Johanna's Ohm, der bekannte Ritter Götz von Berlichingen, iſt der oberſte

Hauptmann der dortigen Bauern geworden, was ſeinen Verwandten ſehr leid iſt.“

Hieronymus hörte nicht viel von dieſem Bericht. Ein ſchneidendes fürchterliches Weh ging durch ſeine Bruſt und raubte ihm faſt die Beſinnung. Die hohe herrliche Johanna, das vergötterte Bild ſeiner Jugendträume, war in Augsburg, in dieſem Kloſter, war eine Freundin ſeiner Schweſter, hatte ſich dieſer als ſeine Freundin bekannt, hatte mit Wärme von ihrem Zuſammenleben auf der Ebernburg geſprochen, und er — hatte in Martha's Armen das Andenken, die ſtille heilige Liebe zu der Hohen freventlich geſchändet! Er kam ſich wie der verabſcheuungswürdigſte Verbrecher vor.

„Ruf jetzt noch nicht! Nur jetzt nicht!“ flehete er und hielt Felicitas zurück. Er fühlte ſich ſo gänzlich unwürdig, dem reinen Engel die ſündhafte Hand zu bieten; es war ihm durchaus unmöglich, ihr in das ruhige große Auge zu ſchauen; er meinte, ihr Blick müſſe ihn vernichten.

Zerknirſcht eilte er aus dem Kloſter und aus der Stadt hinab an die Ufer des Lech, und ſeine Verzweiflung war nahe daran mit einem Fluche auf die unwürdige Martha ſeinem Leben im Fluſſe ein Ende zu machen. Ein Weib voll Seelengröße, voll Tugend und frommer Begeiſterung für alles Erhabene, Schöne und Gute war der heißeſte Wunſch ſeiner Jugend geweſen. Wie hatte er ſich von Johanna emporgezogen gefühlt in unausſprechlicher Sehnſucht nach einem Himmel voll Liebe und Glück, wie ſie nur reinen Seelen zu Theil werden können! Wie hatte er getrauert, wie war er faſt vergangen vor Schmerz, daß er dieſen Himmel nicht erreichen konnte! Und nun ſtand er ihm offen, aber geſchändet von gemeiner Leidenſchaft, beſudelt von den trüben Flammen unſittlichen Liebesgenuſſes, mußte er ſich ſelbſt verdammen, dieſen Himmel nicht zu plaudert Ihr ſchätzbares Geheimniß heute Nachmittag in der Geſellſchaft der hieſigen Nobleſſe aus und jetzt wiſſens vielleicht ſeine Kirmeßgäſte ſchon. Er hat ſich Ihnen aufgedrungen, eingeſchmeichelt, er weiß die Worte zu machen, daß man's drucken laſſen könnte, aber er hat's hinter den Ohren fauſtdick. Hätten Sie ſich doch ſogleich mir anvertraut, ich hätte Sie vor dieſem Manne gewarnt. Aber, wenn ich nur erſt ſelbſt Ihre ganze Geſchichte mit allen Nebenumſtänden weiß, dann will ich ihn ſchon über den Löffel balbiren. Wort für Wort ſtraf' ich ihn Lügen und mach' ihn zu der Leute Spott. Drum haben Sie nur die Güte und erzählen Sie gleich; es iſt zu Ihrem Beſten. Sie finden an mir eine mütterliche Freundin. Wiſſen Sie, wir trinken Nachmittags zuſammen eine Chokolate in meinem Garten; Sie ſind ja wieder recht munter und wohl.“ — Bis jetzt war dieſer Redefluß wie ein waſſerreicher Born ohne Stocken und Abſatz aus dem leichtbewegten Munde der über alle Maßen freundlichen Hauswirthin gefloſſen; plötzlich ſah ſie aber ihrem Gaſte ins Geſicht und erſchrack, vor dem furchtbaren Ernſt in demſelben ſo ſehr, daß ihr das letzte Wort ſchier im Munde erſtarrte.

„Sie haben ſich ſehr viel Mühe gegeben, Hausfrau, mir etwas zu entlocken, von deſſen Daſein ich vielleicht in meiner Verzweiflung Ihnen, die Sie mich ſtets umlauerten, etwas verrathen und dadurch Ihre Neugierde erregt habe,“ verſetzte die ſchöne Fremde ernſt und ſcheinbar ruhig, obgleich ein heftiger Seelenkampf ihre Bruſt raſch und gewaltſam hob, „Sie irren aber eben ſo ſehr in der Meibeſchreiten. Martha, die unſelige Martha hatte dem Armen dieſen Himmel geſtohlen, indem ſie die ſittliche Kraft ſeiner Geiſtesſchwingen gebrochen, auf welchen er ſich zu der reinen Höhe hätte emporheben können.

Der ſtille Schwärmer war in der tiefſten Seele, im innerſten Heiligthum ſeines Herzens vom Hauche unreiner Küſſe vergiftet. Ueber ihm aus blauer Himmelsferne lächelte ſchwermüthkg das von einer Strahlenglorie umfloſſne Engelsbild herab, und neben ihm ſchwebte in derſelben Glorie, gleichſam aus ihr emporſteigend, der goldne Kelch. Er aber lag unten im Schmutz der Erde, keuchend, ſchmerzvoll, verzweiflungsvoll und wagte kaum das düſtre Auge emporzuheben zu der Heiligen. Aber weinen durfte er um ſein verlornes Paradies, und er weinte lange und bitterlich.

## 5.

## Die Augsburger Bürger.

Das außergewöhnlich ſtark bevölkerte Augsburg war wochenlang in einer fieberhaften Aufregung. Nicht nur der Biſchof und das Domkapitel, ſowie die bedeutendſten der Handelshäuſer, vorzüglich die Fugger und Welſer, erhielten faſt täglich Botſchaften aus allen Gegenden des deutſchen Reichs, wo der Bauernaufruhr tobte, auch die hierher geflüchteten adligen Familien und Kleriker empfingen Briefe und Boten aus ihrer Heimat, und die Baiernherzoge, deren Länder — weil ſie mit Menſchlichkeit und Billigkeit regiert wurden — ruhig geblieben waren, hatten hier eine politiſche Geſchäftsſtube errichtet, wo alle Erlaſſe des Bundesraths in Ulm und alle Nachrichten von weltlichen und geiſtlichen Fürſten und Städtemagiſtraten für ſie abgegeben wurden. In keiner Stadt Deutſchlands war man vom allgemeinen Gang der Ereigniſſe genauer unterrichtet als hier. Es waren aber nicht die reichen und vornehmen Leute allein, welche an der Empörung der Bauern den lebhafteſten Antheil nahmen; die ganze Bevölkerung ſprach von nichts weiter, und der ärmere Theil derſelben war, wenn auch ganz im entgegengeſetzten Sinne davon ergriffen, wie ſeit Menſchengedenken von keiner Sache.

Die vielen Reichsſtädte in Deutſchland waren durch Handel, Gewerbe und freie Verfaſſungen reich und mächtig geworden. Eben ſo wie die Macht und das Anſehen der Fürſten war das ihrige durch die Schwäche und Ohnmacht des Kaiſers geſtiegen; keinem Menſchen unterthan als dem Kaiſer, war dieſes Abhängigkeitsverhältniß ein leichtes und loſes. Von der geiſtlichen Herrſchaft hatten ſie ſich mehr oder minder eben ſo frei zu erhalten gewußt, wie von der weltlichen. Aus den Kämpfen mit dem benachbarten, auf ihre hervorbrechende Blüthe eiferſüchtigen Adel waren ſie immer als Sieger hervorgegangen. Sie hatten ſich allmälig je nach Lage und Bedürfniß mit einander verbündet, und waren dadurch zu noch größerer Kraft und Selbſtſtändigkeit gediehen. Dieſes Selbſtbewußtſein verlieh dem Bürger ein Gefühl von Sicherheit und Würde, das ſich in Augsburg noch um ein Bedeutendes ſteigern mußte. Denn hier waren die Gewerke ſo mächtig emporgeſtrebt, daß ſie die Geſchlechter vom Regiment der Stadt verdrängt hatten, hier konnte aus dem Schoße der Weberzunft ein Handelshaus hervorgehen, wie das der Fugger, welches ſich mit den größten und reichſten Häuſern der lombardiſchen Städte und Venedigs meſſen durfte. Augsburg, durch ſeine Lage das Verbindungsglied, der Vermittler zwiſchen Oberitalien und Deutſchland, und dadurch zu ungeheuerm Reichthum gelangt, war gewiſſermaßen das Schoßkind der letzten Kaiſer geweſen, und Maximilian hatte ſich ihm auf jegliche Weiſe dafür dankbar erzeigt, daß es ihm gar oft die leeren Purpurtaſchen gefüllt. Unter ſolchen Verhältniſſen war es natürlich, daß die gewaltige Bewegung der Geiſter hier eine wahre Freiſtätte und einen würdigen Tummelplatz gefunden hatte. Aehnliche Verhältniſſe walteten in Nürnberg ob. Hier herrſchten die geiſtigen, die freien künſtleriſchen Intereſſen vor; in Augsburg waren die materiellen überwiegend. Aber hier wie dort war das Bedürfniß einer Reformation der Kirche längſt gefühlt immer ſtärker hervorgetreten, und die Lehre Luther's vom reinen Evangelium fand unter den Bürgern dieſer freien Städte die meiſten, die tüchtigſten und geiſteskräftigſten Anhänger. Ebenſo war es in Ulm, Regensburg und den kleinern ſchwäbiſchen freien Städten, ebenſo in den rheiniſchen. In Hamburg, Lübeck und Bremen ſchlug die Wittenberger Saat ſchnell und tief Wurzel.

Dieſe ſchwäbiſchen freien Reichsſtädte, deren Haupt Augsburg, kannten die materielle Noth des ſchwäbiſchen Bauers, der unter dem Drucke der weltlichen und geiſtlichen Fürſten ſeufzte, nicht aus Erfahrung. Was ging dem reichen üppigen Bürger die Noth des Bauers an? Was kümmerte es ihn, daß der von ihm verachtete gemeine Mann, der im Schweiße ſeines Angeſichts die Scholle brach, um ſeine alten Freiheiten betrogen worden war? Strömten nicht dieſe Herrn der Bauern, dieſe Fürſten, Grafen, Ritter und Junker, dieſe Biſchöfe, Prälaten und Aebte Jahr ein Jahr aus nach Augsburg, um ſich zu vergnügen und ihr Geld zu vergeuden? Standen ſie nicht mit den reichen Handelshäuſern in ſteter Geſchäftsverbindung? Erkauften ſie ſich hier nicht die Bedürfniſſe ihrer Lüſte und Ueppigkeit? Kam alſo das den Bauern abgepreßte Geld nicht den Städtern zu gut? Dieſe reichen Städter hatten kein Herz für die

Drangſale der Bauern; ſie fanden es vielmehr ganz in der Ordnung, daß der Bauer arbeite, damit der Herr ſchwelge. Deſto ſtärker war in den Städten der Drang nach religiöſer Freiheit, nach kirchlicher Reform; der freie reiche Bürger wollte auch in dieſer Richtung keinen Zwang dulden. In den von Druck und Noth freien Städten hatte geiſtige Kultur bis in die untern Volksſchichten Platz gegriffen, und ſie vertrug ſich nicht länger mit der geiſtigen Dumpfheit der Kirche. Hier berührten ſich die Intereſſen der Bürger mit denen der Bauern. So ſehr nun auch Egoismus, Gewohnheit und geiſtige Beſchränktheit die Empörung der Bauern gegen ihre Herren verdammten, ſo gab es doch in den Städten eine, hie und da nicht ſchwache Partei für den gemeinen Mann. Je kleiner die Städte und je größer die Anzahl ihrer ärmern Bewohner, deſto ſtärker war dieſe Partei. Aber auch in Augsburg war ſie gerade nicht unbedeutend, und was ihr hier an numeriſcher Kraft abging daß wurde ihr durch geiſtige Kraft erſetzt. Die hellſten und tüchtigſten Köpfe, welche ſich der neuen Kirchenlehre zugewendet hatten, begriffen recht gut, daß die kirchliche Freiheit und die politiſche Freiheit die beiden Seiten eines Gepräges waren. Und gerade in Augsburg war die Mehrzahl der Bevölkerung ſo durch und durch evangeliſch geſinnt, daß es bei den katholiſchen Fürſten gewiſſermaßen in Verruf gerieth. Herzog Wilhelm von Baiern erließ um dieſe Zeit den Befehl an ſeine Unterthanen, ſich des Beſuchs der Kirchen in Augsburg ſtreng zu enthalten, und kaum hatte er erfahren, daß der Bürgermeiſter Rehlinger auf ſeinem in Baiern gelegenen Schloſſe einen evangeliſchen Prediger halte, und die Bauern maſſenweis dahin liefen, um ihn zu hören, als er denſelben aufzuheben befahl, was durch die Flucht des noch zur rechten Zeit gewarnten geiſtlichen Herrn vereitelt wurde. Ulrich Zugger hatte unter ſeinen Standes- und Altersgenoſſen in ſeiner Vaterſtadt guten Anhang gehabt, wenn dieſer auch jetzt noch durch die verfeinerte Sitte des genußreichen ſtädtiſchen Lebens abgehalten wurde, als ein handelnder Körper mit Nachdruck hervorzutreten.

Die zweite und größere Hälfte dieſer Partei beſtand aus der ärmſten und roheſten Volksklaſſe, in welcher aber zu allen Zeiten ein wahres und unerſchütterliches Rechtsgefühl gewaltet hat; es waren jene Bilderſtürmer, die mit dem Stadtrath ſeit jener Zeit, wo ſie ihrem Herzen Luft gemacht, in Händel verſtrickt lagen. Die charakteriſtiſche Erſcheinung jeder revolutionären Zeit trat auch jetzt in Augsburg hervor: die Verbindung des Genies mit der Armuth. Und die Bundesgenoſſen warteten nur auf den erſten bedeutenden Sieg der Bauern in ihrer Nähe, um ſogleich über den Biſchof, das Domkapitel und die Klöſter herzufallen, ſie aus der Stadt zu vertreiben, ihre Güter einzuziehen und die ariſtokratiſchen Elemente aus dem Stadtregiment zu entfernen. Dann wollten ſie ſich mit den Bauern verbinden und Adel und Klöſter in der Umgegend abthun. Viele hatten es auch ſchon auf die Baiernherzöge abgeſehen. Die Fürſten gaben nicht ohne mannigfache Gründe ohnehin dem Verdacht Raum, daß die bäueriſche Bewegung eines Theils ihre Quellen im Mittelpunkte der Städte habe, daß die freien Städte heimlich darauf hinarbeiteten, alle Fürſten im deutſchen Reich zu beſeitigen, und ein halb ariſtokratiſches, halb demokratiſches Regiment aufzurichten, eine republikaniſche Verfaſſung nach dem Vorbilde Venedigs, der Schweiz und anderer Freiſtaaten. Dazu haben die Städte durch wandernde Kaufleute und Krämer, namentlich auch durch die im Bauernvolk einflußreichen Juden den gemeinen Mann aufgereizt. Die Fürſten hatten mit dieſem Verdachte nur allzu recht. In allen freien Reichsſtädten lebten kühne und geniale Köpfe, welche mit ſolchen Gedanken umgingen, und die ihren mächtigen Anhang unter den ärmeren und niedern Bürgern hatten. In Augsburg waren Söhne der reichſten und angeſehenſten Häuſer ſolchen Gedanken und Plänen nicht fremd, und einige von ihnen ſtanden nach Ulrich Fuggers Vorgang in direkter heimlicher Verbindung mit den eigentlichen Häuptern der Bewegung, mit Wendel Hipler, dem ehemaligen Kanzler der Grafen von Hohenloh, und mit dem Keller Weygand zu Miltenberg. Die tiefe Sehnſucht nach Einheit des deutſchen Volks und nach der alten ſchönen Freiheit, welche ſeit einem halben Jahrhundert die edelſten Gemüther ergriffen hatte, breitete ſich weiter und weiter aus und ſuchte nicht ſelten in den reichſten Städten die Söhne der vornehmſten Familien heim. Das nächſte Ziel trat immer deutlicher hervor: die Vielherrſchaft und den Einfluß des römiſchen Oberbiſchofs auf die deutſchen Angelegenheiten zu beſeitigen. Ach, wie begründet war dieſe Sehnſucht! wie gerecht das ihr entſprungene Streben!

Der unſelige Vertrag des Truchſeß mit den drei verbündeten Bauernhaufen, jener wichtige Vertrag von Weingarten am Oſtermontage gereichte dieſer Volkspartei zum großen Aerger, der ariſtokratiſchen Partei zur Freude. Umgekehrt war es mit der Bluthat von Weinsberg und der am folgenden Tage ſtattgefundenen Einnahme der Reichsſtadt Heilbronn durch die Bauern am Neckar. Nach zwölf Tagen langte in Augsburg die Kunde an, daß die würtembergiſchen Bauernhaufen um Gailsdorf die alte Burg Hohenſtaufen, die Wiege der Kaiſer zerſtört hatten, ebenſo das nahe dabei gelegene berühmte Kloſter Lorch, die reichbegabte Schöpfung des Hohenſtaufiſchen Geſchlechts. Die Steinbilder der Kaiſer, im Kloſter aufgeſtellt, waren herabgeſtürzt und zertrümmert worden. Da deuchte es Manchem, die brennende Hohenſtaufen ſei die Todtenfackel für die alte Zeit geweſen. Die Zeit der

Kaiſer, der Fürſten- und der Pfaffenherrſchaft ſei unter dem Sturmgeläute und dem Rachegeſchrei der Bauern zu Grabe getragen, und die neue Zeit fordre gebieteriſch neue, andre Lebensformen.

## 6.

## Die große Bauernmetzig.

Alle Augen in Augsburg richteten ſich in den erſten Wochen des Mai auf die ſchöne Hauptſtadt des Herzogthums Franken am luſtigen Mainſtrom, die Biſchofsſtadt Würzburg. Dort hatte der Biſchof Konrad am 2. Mai einen Landtag zuſammenberufen und mit frecher Stirn behauptet, er ſei ſich nicht bewußt, ſeinen Unterthanen Urſache zur Unzufriedenheit gegeben zu haben. Sobald aber die Abgeordneten der Landſchaft zur Berathung zuſammengetreten waren, enthüllte ſich das ſchauderhafte Gemälde der unmenſchlichen Volksbedrückung, und es zeigte ſich, welche Lammesgeduld die Unterthanen bewieſen, welche Mäßigung ſie bis jetzt gehegt. Der Biſchof erſchrak vor dem Bilde, das ihm vorgehalten wurde. Die Abgeordneten erklärten ihm, daß ſie ohne die Bauern nichts beſchließen könnten, und er ſah ſich genöthigt, das Unerhörte zu thun und die verachteten Laſtthiere, Bauern genannt, zum Landtage einzuladen. Aber die Hauptleute der Bauernhaufen an der Tauber antworteten: „Sie könnten diesmal nicht viel tagleiſten und wollten die Sachen ſparen bis ſie jen Würzburg kämen, dahin ſie kürzlich zu kommen ſich verſehen.“ Zu gleicher Zeit wurde von den Bauern ein Schreiben des biſchöflichen Kanzlers an den Biſchof von Konſtanz aufgefangen, woraus klar hervorging, daß der Biſchof von Würzburg nicht gewillt war, den Bauern ernſtliche Zugeſtändniſſe zu machen, und daß er ſich auf die guten Geſchäfte des Truchſeß von Waldburg und des ſchwäbiſchen Bundesheers verließ. Ein Rachegeſchrei ging durch das Bauernheer: „Vorwärts nach Würzburg! Keine Luft gelaſſen den Feinden des Evangeliums! Sie wollten nur Zeit gewinnen!“

Auf dieſe Kunde ging der Landtag auseinander. Der Biſchof zog ſo ſchnell und ſo viel Beſatzung als möglich in ſein hohes Schloß Frauenberg über der Stadt und verließ es am 5. Mai, um nach Heidelberg zu reiſen und beim Pfalzgrafen Hülfe gegen die Bauern zu ſuchen. Zwei Tage ſpäter rückten die Bauernhaufen unter Florian Geyer, Götz von Berlichingen, Georg Metzler und das große fränkiſche Heer, eine ungeheure Volksmaſſe, zur Belagerung des Frauenbergs heran.

Obgleich die talentvollen Köpfe der Volkspartei in Augsburg nach dem Vertrag von Weingarten die Sache der Bauern für verloren gaben, ſo faßten ſie doch wieder einige Hoffnung, als ſie von dem Zuſammenſtrömen ſo großer Streitkräfte in und um die Hauptſtadt Frankens hörten, und einige von ihnen begaben ſich ſogar ſelbſt nach Würzburg, um an dem Kampfe Theil zu nehmen. Aber ſchnell genug ſollte ſich zeigen, daß ihre erſtere Anſicht die richtige geweſen war. Denn während das große fränkiſche Heer den Frauenberg belagerte, ſchlug der Truchſeß am 12. Mai die würtembergiſchen Haufen bei Böblingen ſo gänzlich, daß mit dieſer einen mörderiſchen Schlacht der Aufſtand im ganzen Herzogthum unterdrückt war. Auch hier waren die Bauern ſchon untereinander uneins. Viele Hauptleute waren von den heimlichen Agenten der öſtreichiſchen Regierung beſchwatzt, und mancher Verräther gab „gute“ Rathſchläge; ein großer Theil des bäuriſchen Heers war dagegen — trotz der frühern Beſchlüſſe. — für den Herzog Ulrich gewonnen, der ihnen auch mit Reiterei zuzog, aber erſt ankam, als die Schlacht ſchon verloren war; auch war der größte Theil der Bauern durch Sengen und Brennen, Schlemmen und Saufen ſchon moraliſch vernichtet, und die Begeiſterung für das große Ziel ihrer Erhebung ſchnell verglüht und erloſchen. Hundertweiſe flohen die Bauern ins Elſaß und in die Schweiz. Das fürchterliche Rachewerk der Herren begann ſogleich unter den Gefangenen. Melchior Nonnenmacher, der Pfeifer von Ilsfeld, welcher vier Wochen zuvor bei der weinsberger Bluthat thätig geweſen war, wurde, in Sindelfingen, wo er ſich verſteckt, gefangen, ins Lager der Bündiſchen gebracht und mit einer eiſernen Kette an einen Apfelbaum gebunden, ſo daß er zwei Schritte um denſelben laufen konnte. Anderthalb Klafter um den Baum wurde im Ring ein Holzſtoß errichtet; der Truchſeß von Waldburg, Graf Ulrich von Helfenſtein, ein Bruder des bei Weinsberg durch die Spieße Gejagten, Graf Friedrich von Fürſtenberg, Dietrich Späth und die andern ritterlichen Herren trugen jeder ein großes Scheit hinzu. Dann, als es Nacht geworden war, wurde der Holzring angezündet. Die Flammen ſchlugen empor, und der unglückliche Pfeifer lief, von ihrer Glut angehaucht, ſchnell und ſchneller im Kreiſe um den Baum, den edeln über ihren Sieg frohlockenden Herren, die dicht gedrängt um das Feuer ſtanden, zum köſtlichen Schauſpiel. Ihr rohes Gelächter miſchte ſich mit dem furchtbaren Gebrüll, das unſägliche Qual dem Opfer auspreßte. Lange lebte der gräßlich gemarterte Mann und tanzte ſein langſam gebraten um den Baum. Bilder des Entſetzens ſtanden die andern Gefangenen in der Nähe. Die Edeln jauchzten und riefen dem Pfeifer Spöttereien zu, bis er zuſammenbrach und verſtummte.

Aus dem Elſaß, aus dem Ansbachiſchen und aus Thüringen liefen zugleich ganz ähnliche Kunden von der

Niederlage der Bauern ein. Im Elſaß hatte der Herzog Anton von Lothringen, einer der blutgierigſten Menſchen und finſterſten Fanatiker, in Verbindung mit ſeinen Brüdern und ſeinen Verwandten, den Herzogen von Guiſe, alle einem Geſchlecht entſprungen, das an Treuloſigkeit ſelbſt unter den Fürſten kaum ſeines Gleichen fand, mit dem in Italien geſchlagenen Volk, das da brannte, die Schmach ſeiner Niederlage im Blute der deutſchen Bauern auszulöſchen, ganz unerhörte Greuel begangen. Zuerſt im Dorfe Lupfſtein, drei Stunden von Zabern, war ein Bauernheer nach der tapferſten Gegenwehr, durch Verrath faſt aufgerieben und zum großen Theil mit dem Dorfe verbrannt worden; am folgenden Tage war in Zabern ein anderes Bauernheer, das dem Herzog die Waffen ausgeliefert, und mit weißen Stäben in der Hand abzuziehen im Begriff war, auf die treuloſeſte niederträchtigſte Weiſe zuſammengehauen, und die ſchöne Bergſtadt in eine Todtengrube von achtzehn bis zwanzigtauſend Gemordeten verwandelt worden, und wieder zwei Tage ſpäter fanden fünftauſend Bauern in einem entſetzlichen Blutbade, von ihren adligen Führern und Hauptleuten verrathen und verlaſſen, bei Käſtenholz den Tod; ſo daß binnen wenig Tagen über dreißigtauſend Bauern verbluteten und verbrannten. Aber auch zwiſchen ſechs und zehntauſend Herzogliche waren von den mit verzweifelter Tapferkeit ſich ſchlagenden Bauern niedergemacht worden. Der Herzog ließ, bevor er wieder heimzog, noch dreihundert von Zabern hinweggeſchleppte Gefangene im Lager niederhauen, und wüthete gegen die Bauern und evangeliſchen Prediger ärger, als ein Nero und ein Attila je gegen die Menſchen gewüthet. Die Orte ſeiner Herrſchaft, die dem Evangelium anhingen, ſuchte er nach dieſem Siege mit Feuer und Schwert heim, und ließ den Pfarrer Schuch aus dem Städtchen St. Pölten, der ſich ihm nach Nancy freiwillig geſtellt, um Rechenſchaft nung, ich werde Ihnen etwas mittheilen, als in der Vorausſetzung, ich habe Herrn Gotter Dinge entdeckt, die über meine Verhältniſſe ein helleres Licht verbreiten könnten. Es iſt durch meine Unvorſichtigkeit verrathen worden, daß über meiner Perſon ein Geheimniß waltet, aber ſo wiſſen Sie denn auch noch, daß der, welchen Sie mit dem gemeinſten niedrigſten Verdacht geſchmäht, den Sie geſcholten haben, ebenfalls nicht iſt, was er ſcheint. Genügt dies Ihrer großen Wißbegierde nicht, ſo kann ich Ihnen nicht helfen. Wer heißt Ihnen, ſich unbefugt in Andrer Geheimniſſe drängen?“ — „Aus lauter Freundſchaft für Sie; um in den Stand, Ihnen helfen und dienen zu können, geſetzt zu werden. Nun ſehen Sie nur, wie Sie ſich gleich ereifern! Man muß Freundſchaft nicht ſo von ſich ſtoßen. Weiß man doch nicht, wie man die Leute noch brauchen kann.“ — „Ihrer Freundſchaft bedarf ich nicht; Ihre Zudringlichkeit wird mir läſtig. Bedenken Sie, Frau, daß Sie nicht meines Gleichen ſind. Doch nicht allein an Stand, ſondern an Alter und Geſinnungen ſind wir himmelweit verſchieden. Ich wünſche, allein zu ſein.“ — „Wie? was? Nicht Ihres Gleichen? Ich bin die vornehmſte Frau in der Ruhl. Mein Mann hat ſich als Kaufmann einen hübſchen Thaler erworben und vom durchlauchtigſten Herzog den Ehrentitel Hoffactor erhalten. Und ich nicht Ihres Standes? Daß Dich Der und Jener! Ich kann Ihr das Decret zeigen; weiſe Sie mir aber einmal Ihren Adelsbrief! Sie? Frau von Welmar? Sie iſt in Ihrem Leben weder eine Frau, noch adlich geweſen. Mit Ihrem Bedienten hat Sie von ſeiner Lehre zu geben und dadurch die Gefahr von ſeiner Gemeinde abzuwenden, lebendig verbrennen.

Markgraf Kaſimir von Brandenburg in Anſpach hatte ſich beim Ausbruch der Empörung, als er die drohenden Wetterwolken von allen Seiten gegen ſich heranziehen ſah, ſo höflich und geſchmeidig gegen die Bauern benommen, daß ſie ſich die ſchönſte Hoffnung machten, er werde in die chriſtliche Brüderſchaft treten. Mit kalter Schlangenklugheit hatte er, wie zehn Jahre früher ſeinen eignen Vater, ſo jetzt die thöricht an ihn glaubenden Haufen getäuſcht. Immer hatte er mit ihnen unterhandelt, immer ſie hingehalten. Dann als er zu Ende des Mai ſeine Zeit erſehen und eine Heeresmacht von Adel und Knechten zuſammengebracht hatte, fiel er plötzlich über ſie her, wie der Wolf über die Schafe, ſtach ſie nieder, warf Feuer in die Dörfer, ließ die Gefangenen enthaupten, unzähligen Andern die Finger abſchlagen, und nahm den Städten, die ſich am Aufſtand betheiligt, ihre Freiheiten.

Desgleichen brach der Pfalzgraf Ludwig den Vertrag, den er mit ſeinen Bauern abgeſchloſſen, und überfiel ſie in ihren Dörfern, wohin ſie ſich im Vertrauen auf den Vertrag zurückbegeben hatten. Er ließ die Dörfer anzünden und die Gefangenen hängen und enthaupten. Am 28. Mai vereinigte er ſein über ſechstauſend Mann ſtarkes Heer, wobei achtzehnhundert Reiter, mit dem Heere des ſchwäbiſchen Bundes unter dem Truchſeß von Waldburg, und das gegen dreizehntauſend Mann ſtarke Heer zog auf Würzburg zu. Den Bauern entwich aller Muth; ſie liefen auseinander. Götz von Berlichingen verrieth ſie, und machte ſich eines Nachts heimlich davon. Nun war die Bauernſache in Franken gänzlich verloren, wie erſt in Schwaben. — Auf dem Zuge des Fürſtenheers fiel ihm Neckarſulm, wohin ſich ein Bauernhaufe geworfen, nach einem harten Strauß in die Hand. Immer daſſelbe Hängen und Köpfen der vorzüglichſten Gefangenen, immer daſſelbe Niederbrennen der Dörfer, nachdem ſie ausgeplündert waren. Eben ſo erging's im Hohenlohiſchen.

Bei Königshofen an der Tauber trafen ſie am 2. Juni auf den hellen Haufen, welcher ſeinen Brüdern vor Würzburg zuzog, und metzelten ihn in einer mörderiſchen Schlacht größtentheils nieder. Wohl gab es noch einzelne und meiſt furchtbare Kämpfe, aber die Edelſten und Beſten fielen nutzlos für die rettungslos verlorne Sache der Freiheit. So der treffliche Ritter Florian Geyer, die herrlichſte Heldengeſtalt der ganzen Erhebung und würdig umgeben von ſeiner „ſchwarzen Schaar.“ Er ſtarb den Heldentod und alle die Seinen.

Nicht ſo glücklich wie er, hatte wenige Tage zuvor der größte und kühnſte Geiſt von Allen, die als Häupter des Aufruhrs hervorgeragt, geendet. Thomas Münzers, des jungen begeiſterten Freiheitpredigers, Haupt fiel im Lager der vereinigten Fürſten von Sachſen und Heſſen bei Mühlhauſen in Thüringen durch das Henkerſchwert. Am 15. Mai hatte er, als Oberbefehlshaber der thüringiſchen Bauernhaufen in einer blutigen Schlacht bei Frankenhauſen unterlegen und war bald darauf gefangen genommen worden. Mit Thomas Münzer und Florian Geyer waren die Sterne der Volksſache untergegangen, untergegangen durch die Eigenſucht und Erbärmlichkeit des Volkes ſelbſt. Wahrlich es war ſolcher großen Geiſter voll glühender flammender Liebe für Freiheit, Wahrheit und Recht nicht werth geweſen.

Vergebens hatten die Belagerer des Frauenbergs das Schloß geſtürmt; mit einem entſetzlichen Verluſt waren ſie zurückgeſchlagen worden. Es war am Tage der Frankenhäuſer Schlacht. Alle ſpätern Anſtrengungen führten nicht weiter, und am 5. Juni langte das Fürſtenheer vor der von noch ungefähr fünftauſend Bauern beſetzten Stadt

Würzburg an. Der Bürgermeiſter und der alte abgeſetzte Rath verrieth die Bauern an den Truchſeß und die Fürſten. Am 8. Juni ritten die Fürſten in die ihnen unterworfene Stadt, und alle Bauern waren gefangen. Die Anführer der Bürger, die es mit den Bauern gehalten, wurden enthauptet. So die von den andern Städten und die von den Bauern. Ueber zweihundert Köpfe mähte der Scharfrichter ab, noch viel mehr Männer wurden auf der Flucht erlegt. Der Biſchof kam zurück und nahm Rache an ſeinen Unterthanen. Acht Tage lang brandſchatzten die Fürſten die Umgegend. Mit gräßlichem Behagen verfuhr vorzüglich Markgraf Kaſimir von Brandenburg in ſeinem Lande. In Kitzingen allein ließ er neunundfünfzig Männern die Augen ausſtechen und verbannte ſie zehn Meilen von der Stadt. Dann begab er ſich zu den andern Fürſten nach Würzburg, um mit dem Truchſeß den Rachezug durch Blutlachen und Feuerſtröme gemeinſchaftlich zu machen. Der Zug ging über Schweinfurt nach Bamberg, wohin der Biſchof, trotz ſeines Vertrags mit den Bauern, den Truchſeß dringend eingeladen. Dort wie hier wurden die Anführer enthauptet. Vierhundert Bamberger flohen nach Nürnberg und von da weiter. Unter den Kanonen des Bundesheers brandſchatzte der Biſchof Stadt und Land auf furchtbare Weiſe. Dann ging das Heer zurück über Nürnberg durch das Ries wieder in das oberſchwäbiſche Land Verwüſtung, Mord und Brand bezeichneten ſeine Spur Die Brandſchatzung des Heers nahm den Bauern das letzte Eigenthum.

Am tigermäßigſten führte ſich wieder Markgraf Kaſimir im Lande auf, das er ſeinem Vater geſtohlen; Foltern und Martern, Hängen und Köpfen wurden ihm zu ſo ſüßer Gewohnheit, daß er zwei Jahre lang damit fortfuhr und über zweimalhunderttauſend Gulden erpreßte, ſo daß ſich endlich ſeine eigne Ritterſchaft dawider legen mußte. Blutbunde ſind ſanfte Thiere gegen dieſes Scheuſal in Menſchengeſtalt.

Aber auch die andern Fürſten, weltliche und geiſtliche, zogen wie Scharfrichter und mit Scharfrichtern in ihren Ländern herum, mordeten, plünderten und brannten. Der Biſchof von Würzburg weidete ſeine hochfürſtlichen Augen allein an zweihundertundſiebenzig Enthauptungen. — Das ganze ſüdliche Deutſchland in ungeheurer Ausdehnung von den Grenzen Frankreichs und der Schweiz an bis an die Grenze Ungarns und Polens, und nördlich faſt bis zum Harze herauf war, mit Ausnahme weniger Länderſtriche, eine große Blutbühne, auf welcher die geiſtlichen und weltlichen Fürſten und Herren das gräßlichſte Scharfrichteramt mit blutlechzender Wolluſt ausübten. Da ſanken die Dörfer in Schutt und Aſche, wie kurz vorher die Schlöſſer und Klöſter, da ſprang das Blut aus tauſend und aber tauſend Quellen, da ſtarben Witwen und Waiſen in der Nähe der rauchenden Trümmer ihrer Wohnſtätten, und auf den friſchen blutgetränkten Gräbern ihrer Männer und Väter zu Hunderten, ja zu Tauſenden Hungers, alles zum nachdrücklichen Beweis, daß die Fürſten nicht Wort zu halten brauchen denen, die nichts ſind als ihre leibeignen Sklaven. Das war ein Frühling, wie dieſe fruchtbaren Lande noch keinen geſehen. Rache mußte genommen werden an dem verwegenen gemeinen Volk, das ſich vermeſſen, die Sklavenkette abzuſtreifen, furchtbare unerſättliche Rache dafür, daß es die Herren ein paar Wochen zittern gemacht. Die ſanften geſchmeidigen, Recht und Billigkeit verſprechenden hohen Herren von Gottes Gnaden waren nun zu reißenden Wölfen und blutgierigen Tigern geworden.

Der Truchieß Georg von Waldburg, der alte eiſerne Blutmenſch, der fürchterliche Fürſtendiener, zog mit ſeinem Heere wieder nach Oberſchwaben, wo er zehn Wochen zuvor die verſammelten Bauernheere ſo fein überliſtet. Die

Algäuer hatten ſich nicht an den Vertrag ihrer Abgeordneten mit ihm gebunden. Ueberall war hier nach ſeinem Abzug der Aufruhr wieder aufgeflammt und hatte noch ärger verwüſtet als früher. Die wenigen kleinern Abtheilungen von Reiſigen und Fußvolk, welche der Bundesrath in Ulm ausſandte, durch Todtſchlag und Brandſchatzung die Bauern nieder zu halten und ihnen die neue Huldigung abzuzwingen, konnten des wüſten Treibens nicht Herr werden. Im ganzen weiten Hochlande, im Ober-, im Unteralgäu, im Hegau, im Sundgau tobte während des Mai und des Juni der Volkskrieg bald hier bald dort weniger und mehr. In der Mitte des Mai waren Beauftragte des Erzherzogs Ferdinand in das Lager der Algäuer gekommen und hatten Unterhandlungen angeknüpft, um den ganzen Algäu zur Unterwerfung unter das Haus Oeſtreich zu vermögen. Sie zerſchlugen ſich, weil ein aus ſchlechtem Geſindel zuſammengeſtoppeltes öſtreichiſches Heer von Ulm heranrückte und namentlich in den Fuggeriſchen Herrſchaften ärger hauſte, als je die Bauern gethan. In Memmingen lag auch ein kleines bündiſches Heer von Reiſigen, welches einen Aufſtand dort unterdrückt hatte, und die Algäuer waren eben daran die Stadt mit Sturm zu nehmen, als ihnen das Herannahen des Truchſeß angeſagt wurde.

Er zog daher, der alte finſtere Würgengel, in der einen Hand das blutige Schwert, in der andern die Brandfackel, und er brauchte beide ſo gräßlich, daß ihm der Bundesrath ſchrieb, er ſollte die Brennereien laſſen; es ſei des Bundes Meinung nicht, das Land gänzlich zu verderben. Trotzig antwortete er: „wollen ſie ihn kriegen lehren, ſo ſollen ſie zu Felde ziehen, und er wolle zu Kempten auf die Pfülben ſitzen.“ Und er mordete, ſengte und brennte fort. In ſeiner nächſten Umgebung war ein Menſch, ſchier noch grauenvoller und fürchterlicher als er ſelbſt, aber gerade deshalb, wie es ſchien, ihm beſonders lieb und werth. Es war der Profoß der Stadt Ulm Berthold Aichelin. Die Stadt hatte ihn dem Bundesrath geliehen und dieſer ihn als ſtrafenden Arm des Blutgerichts dem Truchſeß beigegeben. Dieſes Scheuſal reiſete mit ſeinen Knechten durch Franken, Schwaben, Würtemberg, Hegau, Algäu, auf dem Schwarzwald weit und breit und henkte und köpfte, wen er von Volksmännern greifen konnte. Von Gericht und Urthel war keine Rede mehr; Aichelin war Richter und Vollſtrecker zugleich. Es war im Lager des Truchſeß gleichſam angenommen, daß alle und jede, die durch geiſtige Kraft die Volkserhebung hervorgerufen und unterſtützt, zum Tode verurtheilt ſeien. Daher hatte es Aichelin auch vorzüglich auf die evangeliſchen Pfarrer abgeſehen. Er überfiel ſie, fing ſie ein, ſchätzte ſie ab, beraubte ſie und hing ſie dann am nächſten Baum auf. Da hatte alles menſchliche Erbarmen ein Ende. Es galt, das Streben nach Freiheit mit Stumpf und Stiel auszurotten, und wer lutheriſche oder zwingliſche Lehre verbreitete, dem war der Tod geſchworen. Und Aichelin war der Mann dazu, den Schwur in Erfüllung zu bringen. Der gute Ulmer Rath, traurige Halb- und Geldmenſchen, berieth ſich, den gräßlichen Henker aus der Liſte ſeiner Söldner zu ſtreichen; denn es ſei doch unziemlich, daß er ohne Richterſpruch mit eigner Hand die Leute hänge und erſteche, aber ſie ließen ihn in der Liſte ſtehen, um ſich keine Ungnade zu machen, da er immer in des Truchſeß Geleit ſei. Der Truchſeß nannte ihn auch nur „ſeinen beſonders lieben Berthold“ und hatte ihm für „ſeine getreuen Dienſte“ die ſchönen Güter der heilbronner Bauernhauptleute Hans Flur und Ulrich Fiſcher's geſchenkt; die Heilbronner wieſen den Bundesſchergen aber nachher mit ſchnöden Worten ab.

Der Truchſeß war ſeines lieben Berthold würdiger Kumpan; während dieſer henkte, köpfte, brandmarkte, Augen ausſtach, plünderte dieſer, ſengte und brennte, ſtach und hieb nieder. Die von ihm geſchürte Flamme fraß ganze Orte hinweg und leuchtete weit hinter ſeinem Zuge drein. Als er ſich dem Algäu näherte, ſandte ihm der Erzherzog Ferdinand einen Boten entgegen mit der brieflichen Meldung vom 6. Juli: er, der Fürſt, ſei im Stillſtand mit dem obern und untern Algäu, der Zug des Truchſeß gegen die Algäuer ſei gegen dieſen Vertrag und könne nicht allein die öſtreichiſchen Erblande, ſondern ſogar des Erzherzogs Perſon in große Gefahr bringen, darum ſolle er Halt machen, aus dieſen und andern Urſachen, deren er mit der Zeit werde berichtet werden. — Der Truchſeß theilte den Brief den Bundesräthen mit, und ſie befahlen ihm vorzurücken: er ſei nicht vom Erzherzog, ſondern von den Bundesſtänden zum oberſten Feldhauptmann beſtellt. So zog er weiter. Die Algäuer warfen ſich ihm entgegen; es waren die waffengeübteſten Männer in ganz Deutſchland. Viele hatten als Landsknechte früher in Frankreich und Italien gedient, viel gute Kriegsleute waren vor kurzem erſt aus dem ſiegreichen Kampfe in Welſchland heimgekehrt und hatten die paviaer Schlacht unter Georg von Frundsberg geſchlagen. Dazu hatten ſie viel gutes Geſchütz, Walter Bach war wieder ihre oberſter Hauptmann, und große Schaaren der aus Niederſchwaben und Franken geflüchteten Bauern, beſonders viele Urheber des Aufſtandes, hatten ſich von allen Enden her in's Algäu geworfen, um hier den Kampf der Verzweiflung noch ein Mal aufzunehmen. Der Truchſeß begriff wohl, daß es ein ſolcher war, und daß er ihm gefährlich werden konnte; deshalb zögerte er mit dem Angriff. Die Bauern gingen nach dem erſten Zuſammenſtoß mit dem bündiſchen Vortrab bei Schrattenbach über das Flüßchen Luipas zurück und verſchanzten ſich auf den ſteilen Berghöhen. Der Truchſeß erwartete nicht nur ſein Fußvolk unter Fürſtenberg, ſondern auch Georg von Frundsberg mit einem Hülfsheer und begnügte ſich, die Bauern in ihrer trefflichen Stellung zwei Tage lang, den 19. und 20. Juli mit Falkonetſchüſſen zu beunruhigen. Sie blieben ihm nichts ſchuldig.

Am 21. ſuchten ihn die Bauern durch verſtellte Flucht zur Verfolgung zu verlocken, um dann in ſein Lager zu fallen. Aber er merkte ihren Plan, und Nachmittags traf Frundsberg und Abends der ganze Fußzeug von 3000 Knechten ein.

Georg von Frundsberg hatte nach der Schlacht bei Pavia, zu deren glorreichem Entſcheid er viel beigetragen, den Ruf des Erzherzogs Ferdinand nach Deutſchland zurückzukehren, erhalten, damit er den Aufſtand in den obern Landen mit dem Zauber ſeines Namens gemeinſchaftlich mit dem Truchſeß unterdrücke.

Bei ſeinen Geſinnungen hinſichtlich des Rechts der Bauern zur Empörung hatte ſich Herr Jörg aber keineswegs beeilt, dieſem Befehl nachzukommen. Wenn er ſich auch nicht entſchließen konnte, wie Florian Geyer und Götz von Berlichingen zu den Bauern überzutreten, ſo war er doch eben ſo wenig gewillt, gegen ſie zu kämpfen. Der Gedanke liegt nicht fern, was der größte und edelſte Kriegsheld Deutſchlands in jener Zeit wohl gethan haben würde, wenn er beim Ausbruch des Aufſtandes in ſeiner Heimat, der Wiege deſſelben, geweſen wäre. Wäre Frundsberg mit ſeiner ehrenhaften Ueberzeugung als oberſter Heerführer der Bauern aufgetreten, hätte Luther, nicht von der unſeligſten Verblendung befangen, ſich, wie er als Reformator geſollt hätte, für die Bauern erklärt: Deutſchland wäre ſeit drei Jahrhunderten ein einiges großes ſtarkes freies Land, das mächtigſte Land Europa's; denn es wäre des Fürſten- und Pfaffendrucks los geworden. So aber lag Frundsberg in des Kaiſers perſönlicher Sache in

Italien, und Luther wüthete mit der Feder gegen die Bauern, wie der Trugſeß mit dem Schwert.

Frundsberg kam erſt zu Ende April auf ſeinem Schloſſe zu Mindelheim an. Er hatte mit ſeinen Landsknechten nicht durch das in Aufſtand begriffne ſüdliche Tyrol ziehen können, und auch jetzt vermied er es, nach Innsbruck an den Hof zu gehen. Er entſchuldigte ſich beim Erzherzog mit Krankheit, und Ferdinand fand nicht für gut, weiter in den Feldherrn zu dringen, da er für ſeine großen Verdienſte in der Schlacht bei Pavia im Vergleich mit den ſpaniſchen und italieniſchen Feldherren des Kaiſers geradezu mit Undank belohnt worden war. Ein ſo milder Herr und Vater Frundsberg aber auch ſtets ſeinen Bauern geweſen war, ſo waren ſie während ſeiner Abweſenheit doch zu dem oberalgäuer Haufen geſtoßen, hatten ihm etliche Schlöſſer geplündert und verbrannt und ſich ſogar vernehmen laſſen: ſie wollten das Schloß Mindelheim ſtürmen und Frau Anna, Herrn Jörgs wackre Ehewirthin, gefangen nehmen. Aber das feſte Haus war mit Kriegsleuten wohl beſetzt, und die Bürger des Städtchens hielten ſich treulich zu ihrer frommen Herrſchaft. Mindelheim blieb alſo verſchont. Aber in des Ritters Seele war dadurch doch eine Verſtimmung gegen die ungeberdigen Bauern gekommen, und er hielt ſich, während der blutige Sturm durch die untern Lande brauſte, ſtill daheim und ritt nur ein paar Mal hinüber nach Augsburg, um den kranken Jakob Fugger zu beſuchen.

Jetzt nun, in der Mitte des Julius, wo der Aufſtand noch einmal in das Algäu, ſeine Wiege, zurückkehrte, und das verſammelte Bauernheer entſchloſſen ſchien, noch einmal eine furchtbare Anſtrengung gegen das Bundesheer zu machen, jetzt folgte Frundsberg der Aufforderung des Erzherzogs, ſich mit dem Truchſeß zu vereinigen. Das Beginnen der Bauern war ſeiner Meinung nach ein nutzloſe und thörichtes, und er verſtand ſich nur zum Zug gegen ſie, um neues Blutvergießen zu verhindern. Er ließ ſeine Fähnlein fliegen und ſammelte ſchnell ſeine Landsknechte aus Augsburg, Kempten und Tyrol. Das waren die Sieger von Pavia, und ſie ſtanden nun Siegern von Pavia, Freunden und Waffenbrüdern gegenüber. Hüben wie trüben ein ſtarkes, waffengeübtes, kampfgewohntes Heer, aber auf Seite der Bauern die Wuth der Rache, die Stärke der Verzweiflung. Waldburgs und Frundsbergs Kriegsrath konnte die Gefahr nicht verkennen. Wurde das bündiſche Heer von den Algäuern geſchlagen, ſo war zu befürchten, daß alle Blutarbeit des Bundes und der Fürſten bis jetzt eine vergebliche geweſen, ja daß eigentlich nun erſt Alles verloren ſei. Links ſtanden die ſämmtlichen öſtreichiſchen Alpenlande noch im vollen Aufſtande, rechts waren vom Hegau bis zum Sundgau wieder alle Bauern unter den Waffen, im Rücken war nach der verlornen Schlacht ſogleich ein neuer Aufſtand in Würtemberg und in Franken zu befürchten, ja leicht konnten die Flammen über alle deutſchen Lande hingehen.

Der Truchſeß wollte nach gewohnter Weiſe das Bauernheer überliſten, dann losbrechen und Alles todtſchlagen. Frundsberg verſetzte kopfſchüttelnd: „Wir wollen ſie nicht angreifen; es würde zu beiden Seiten viel Blut koſten, und wir würden wenig Ehre erlangen. Ich kenne die Hauptleute, welche dem Kaiſer in Italien gedient haben; ich will einen andern Weg verſuchen, daß die Sache zu gutem Ende komme.“

Und heimlich beſchickte er zur Stunde die Bauernhauptleute, ſeine Kriegsſchüler, und bot ihnen, namentlich Walter Bach, große Geldſummen, wenn ſie die Bauern vermöchten, ihre Stellung zu verlaſſen und abzuziehen. Walter Bach, früher ſchon vom Erzherzog erkauft, ließ ſich auch jetzt wieder von Frundsberg erkaufen. Ebenſo die zugehalten, eine liederliche Bettel iſt Sie! Aber es geſchieht Ihr ſchon recht, daß er Sie mit dem Balge ſitzen läßt, und zum Henker geht. Sie denkt wohl, ich weiß nicht, wer Sie iſt? Eine Comödiantin iſt Sie; und daher hat Sie das großthuige Weſen, und das Frälchen da geſtern Abend war auch ſo ein Theaterprinzeßchen. Das Volk verdient mit Poſſenmachen ſchweres Geld, und ein ehrlicher Menſch muß ſich das Blut unter den Nägeln hervorſchinden, um nur ein Paar Thaler zuſammenzubringen. Und nun kurz und gut,“ kreiſchte die wüthige Frau, ſtellte die Arme an die Hüften und verfolgte die zum Tod ſich entſetzende und in den Alkoven nach ihrem Bette flüchtende Amalia, „kurz und gut, wenn Sie nicht gleich ſagt, wer Sie und wer Ihr eſchappirter Kerl iſt, und was es mit Ihr vor einen Haken überhaupt hat, ſo laß ich gleich den Schulzen holen und Sie arretiren und ins Thal transportiren. Da wird Ihr der Richter Thielemann ſchon weiß machen, wie man die Leute zu behandeln hat; der fackelt nicht lange und läßt Sie ins Loch ſtecken, wenn Sie ſich nicht als die ausweiſen kann, für die Sie ſich ausgibt. In unſerm Land werden keine Landſtreicher geduldet und ich dulde noch weniger welche in meinem Hauſe. — — Ja drücke Sie nur die Augen zu, ich will Ihr ſchon was zeigen laſſen und Sie ſoll ſie aufthun, und — — —“ Der Born bittern Waſſers würde noch länger geronnen ſein, als vorhin das ſüße, hätte ein convulſiviſches Zucken im Geſichte der Kranken die heftig Eifernde nicht abermals erſchreckt. Amalia hatte die Augen feſt geſchloſſen und eine tiefe Ohnmacht raubte ihr eben wieder übrigen Hauptleute. Der Verrath hatte das Unglück der Bauern begonnen, der Verrath vollendete es. Das Bauernheer war in drei Haufen getheilt, Walter Bach, Kaſpar Schneider und Georg Schmidt, der Knopf von Luibas, die Führer derſelben. Die beiden erſten, die Hauptverräther, führten um Mitternacht ihre Haufen aus dem Vortheil, als wollten ſie den Feind umgehen. Die beſtochenen Büchſenmeiſter ließen die Geſchütze ſtehen. Auf dem Zug übergaben die Führer die Fahnen Andern, als ob ſie auf Kundſchaft ausgehen wollten, und entwichen heimlich in der Nacht und flüchteten in die Schweiz. Gleich darauf hörten die verrathenen Haufen das bündiſche Heer nacheilen. Schrecken lief durch die Reihen, die Einen ſtürzten da, die Andern dort hinaus. In einer halben Stunde hatten ſie ſich in den Bergen und Thälern zerſtreut, und die Bündiſchen waren Herren des Platzes und ſämmtlichen Geſchützes der Bauern. Der Knopf von Luibas, der dritte Führer, war allein ein redlicher Mann. An ihn hatte ſich der Verrath gar nicht gewagt. Als er mit dem anbrechenden Tage die Umſtände erkannte, zog er ſich in Ordnung zurück und erreichte, von den Bündiſchen verfolgt und nicht ohne Verluſt den Kollenberg bei Sulzberg, oberhalb Kempten, wo er ſich feſtſetzte, unangreifbar für Geſchütz und Reiterei. Der Truchſeß griff ſogleich zu ſeinem alten Mittel und plünderte und verbrannte alle Dörfer und Höfe der Bauern, über zweihundert an einem Tage. Den Kollenberg ließ er aber ſo umſtellen, daß die Bauern durch Hunger zur Uebergabe gezwungen wurden. Die Hauptleute wurden wie gewöhnlich geköpft, die Pfarrer gehenkt, in die kleinen Städte ſtarke Beſatzung gelegt, welche ſich als übermüthige Herrn des Landes aufführte. Mord, Raub, Nothzucht von Seite der Söldner war an der Tagesordnung. Aber die Herren hatten geſiegt; es war „Ruh und Ordnung im Lande und das Geſetz herrſchte."

Zu gleicher Zeit wurde der Aufſtand am Bodenſee und im Hegau durch die bewährten Mittel: Wort- und Treubruch, Verrath, Brand und Mord, geendet. Im Elſaß war die Glaubenswuth und der Rachedurſt der öſtreichiſchen Regierung über alle Beſchreibung furchtbar. Nicht nur, daß ſie den mit den Bauern geſchloſſnen Vertrag brach, ſie ließ alles ermorden, was nur irgend hervorragte. Es war faſt, als wolle ſie das Land entvölkern. Das nannte man lange „die blutige Metzig.“ Am ſchlimmſten erging es den evangeliſchen Pfarrern. Es wurde förmlich Jagd von Reiſigen auf ſie gemacht und alle an Bäume gehenkt, welche in die Hände der Blutmenſchen fielen. Was von Landleuten flüchten konnte, floh nach Baſel.

Im Klettgau brach im Herbſt der Aufſtand noch ein Mal los, weil der Graf von Sulz, der kleine ſcheußliche Tyrann, der ſeinen Bauern erſt alle Verſprechungen gemacht, ärger wüthete als ein blutgieriges Raubthier. Aber des Erzherzogs und der Städte Volk zog ſchnell herbei und unterdrückte die Unglücklichen um ſo leichter, da die Eidgenoſſen, beſonders die Züricher, die ihnen Schirm und Hülfe zugeſagt hatten, ſie im Stich ließen. Ihrem Prediger, Hans Rebmann, ließ der rachewüthige Graf beide Augen mit einem eiſernen Löffel herausgraben und die Höhlen mit Stroh ausſtopfen. Der würdige Mann ſtarb an den Schmerzen.

Im Schwarzwald hielten ſich die Bauern am längſten; aber im November verfielen auch ſie der neuen Huldigung und Rache der öſtreichiſchen Regierung. Und die Rache war gräßlich, wie überall. Das betrogene Volk lag weit und breit darnieder, zuckend in unausſprechlichem Weh. Nur in den öſtreichiſchen Alpenlanden wüthete noch der Volkskrieg. Hohnlachend ſchwangen die Herren von Gottes Gnaden die blutgetränkte Fahne des Triumphes.

### 7.

## Des Leinwebers Ausgang.

Der Aufſtand war zu ſchnell beſiegt, als daß die Volkspartei in den freien Städten dazu hätte kommen können aus ihrer Unentſchlüſſigkeit herauszutreten. Sie hatte nichts als ein wohlfeiles Bedauern und die unſchädliche Behauptung: das Volk ſei durch die Ungerechtigkeit der Herren zur Empörung getrieben worden. Die ariſtokratiſche Partei hielt es mit den Fürſten. Für den Treubruch derſelben, für das haarſträubende Schlachten des Volks hatte ſie kein mißbilligendes Wort. Die Augsburger hatten dem Bundesheer ein anſehnliches Kontingent geſtellt und ſandten mehrmals Zuſchuß. Die Söhne des Volks ſchlugen das Volk todt. Das erforderte die den Fürſten ſchuldige Treue.

Aber an manchem redlichen Herzen, das einſt den Fürſten treu ergeben geweſen, fraß das unſägliche Unglück des Volks mit ätzendem Schmerz. Ein ſolches Herz ſchlug in der Bruſt Jakob Fuggers. Nicht eine der eingelaufenen Nachrichten von den ſchrecklichen Ereigniſſen durfte ihm vorenthalten werden, er wollte nicht geſchont ſein, ſondern beſtand mit eigenſinniger Hartnäckigkeit darauf, den Kelch der Leiden, der dem deutſchen Volke aufgedrungen wurde, gleichſam nach ſeinen Kräften mit zu leeren. Es ſchien eine Art grauſamer Wolluſt für ihn darin zu liegen, allen Glauben an die Treue und Wahrhaftigkeit, an den chriſtlichen Sinn und die Menſchlichkeit der Herren, mit denen er ſein Lebelang verkehrt, als bittre Täuſchung zu erkennen, aber die Seele blutete ihm bei jeder neuen Treuloſigkeit, die ihm zu Ohren kam. Dabei gerieth er in einen böſen Zwieſpalt mit ſich ſelbſt, der ihm die letzten Lebenskräfte ſchnell aufzehrte. Die Bauern hatten überall zu gräuliche Verbrechen begangen, als daß er ihre Partei hätte ergreifen können, auch war ihm die Ueberzeugung von Kindesbeinen an zu Saft und Blut geworden, daß der Menſch unterthan ſein müſſe der von Gott eingeſetzten Obrigkeit, die Gewalt über ihn habe; aber nun beging dieſe Obrigkeit noch weit entſetzlichere Verbrechen, und der ehrliche Jakob wendete ſich mit Abſcheu von der Fürſtenpartei ab, um in einen troſtloſen Jammer zu verſinken. In der erſten Zeit ſeines Aufenthaltes in Augsburg ſeit ſeiner Heimkehr, gewährten ihm Luthers Schriften gegen die Bauern Troſt. Es war ihm ein erfreulicher Gedanke, den geiſtesſtarken Reformator mit ſich übereinſtimmend zu wiſſen. Dies war vorzüglich mit Luthers Antwort auf die zwölf Artikel der Bauern der Fall. Dieſe Antwort war dem alten Herrn recht aus der Seele geſchrieben, und ſie trug mehr als alles Andre bei, ihn der evangeliſchen Lehre geneigt zu machen. Luther redete in dieſer Schrift den Fürſten und den Bauern gleich ſtark ins Gewiſſen. Den Erſtern ſagte er: durch ihre Gewaltthaten hätten ſie den Sturm heraufbeſchworen, und es ſeien nicht die Bauern, die ſich wider ſie empört, Gott ſelber ſei's, der ſich wider ſie ſetze, ihre Wütherei heimzuſuchen. Den Bauern ſagte er: Aufruhr und Empörung gegen die Obrigkeit ſei ungöttlich und unevangeliſch. Aber den Widerſpruch in dieſen Aeußerungen vermochte er nicht auszugleichen. Dann ermahnte er die Fürſten, ihren ſteifen Muth herunter zu laſſen und ein wenig von ihrer Unterdrückung und Tyrannei zu weichen, damit der arme Mann Luft und Raum zum Leben gewinne; die Bauern aber auch, ſich weiſen zu laſſen, und etliche Artikel, die zu viel und zu hoch griffen, aufzugeben, damit die Sache nach menſchlichem Recht und Vertrag geſtillet werde.

Aber ſchon in der nächſten Schrift Luthers über die Erhebung der Bauern, welche in Herrn Jakobs Hände kam, führte der Reformator eine andere Sprache. Luther, der unter mancherlei Anlagen zum Papſt auch die beſaß, keinen Widerſpruch vertragen zu können und ſich als Autorität zu betrachten, hatte jedenfalls erwartet, daß die Bauern auf ſeine Ermahnung die Waffen niederlegen und ihr Heil wieder in die Hände der Fürſten legen würden. Nun wurde er ſehr erbittert, als weder die Einen noch die Andern auf ſeine Stimme etwas gaben, und Doktor Karlſtadt und Thomas Münzer, ſeine beiden ſcharfen Gegner, beim gemeinen Mann in das größte Anſehen kamen, während das Volk laut ſchrie: er heuchle jetzt den Fürſten, und in Orlamünde ſogar mit Steinen nach ihm warf. Dazu brachte ihn die Blutthat zu Weinsberg in Harniſch gegen die Bauern. Seine Hitze verlor den rechten Standpunkt der Beurtheilung der Verhältniſſe und Ereigniſſe, und da ſeine Gegner die ganze Bauernempörung ihm und ſeiner Lehre Schuld gaben, ſo vergaß er, daß er die Sache der Bauern wenige Wochen vorher öffentlich vertheidigt und brannte in der Schrift „Wider der mörderiſchen und räuberiſchen Rotten der Bauern“ gegen ſie mit ſo blinder, parteiiſcher und wüthender Heftigkeit los, daß ſelbſt ſeine Freunde ſich entſetzten. „Man ſoll ſie zerſchmeißen,“ ſchrieb er darin, „würgen und ſtechen, heimlich und öffentlich, wer da kann, wie man einen tollen Hund todtſchlagen muß.“ Die Obrigkeit, ſchloß er, welche zaudere, thue Sünde, da den Bauern nicht genüge, ſelbſt des Teufels zu ſein, ſondern ſie auch viel fromme Leute zu ihrer Bosheit und Verdammniß zwingen. „Darum loſet, liebe Herren, loſet hie, rettet hie, ſteche, ſchlage, würge ſie, wer kann. Bleibſt du darüber todt, wohl dir, ſeligern Tod kannſt du nimmermehr überkommen.“

Vor ſolcher blutdürſtigen Unbarmherzigkeit des Mannes, dem er kurz zuvor ſich zugewendet, bebte der milde und gerechte Jakob Fugger zurück. Aber es begegnete ihm nun das Schlimmſte; er wurde irre an ſich ſelbſt.

Nicht dem Papſt konnte er recht geben und nicht Luthern; nicht den Fürſten und nicht den Bauern. Er fühlte es wohl, daß es nur ein Element gebe, dieſe ſcharfen Widerſprüche mit einander zu verſöhnen, und daß dies die Liebe ſei, wie ſie Jeſus Chriſtus gelehrt und geboten. Aber wohin er ſchaute, ſah er nur den Haß und nirgend eine Spur von Liebe. Das fraß ihm am Herzen. Immer trüber wurden ſeine Tage, immer ſchwerer der Kummer, der auf ſeinem umdüſterten Gemüth laſtete. Seine Kränklichkeit nahm wieder zu und einen bedenklichen Charakter an. Sein Arzt, Doktor Stetten, drang auf Zerſtreuung; Jakob ſchüttelte wehmüthig das greiſe Haupt und deutete nach oben. Er verſchloß ſich nur noch enger in ſeine Zimmer und ließ durchaus Niemanden mehr zu ſich, außer den Prior der Karmeliter, den gelehrten und dem Evangelium treu ergebenen Doktor Froſch und jenen gelehrten Urban Regius, der ihm von Tyrol bekannt war, von wo derſelbe ſich nach Augsburg geflüchtet hatte. Mit dieſen würdigen Männern unterhielt er ſich oft, und es gelang ihnen, dem verzweifelten Greiſe die verlorne Ruhe wieder zu geben.

„Werther Herr Fugger,“ ſprach Froſch mit überzeugendem Ernſt, „Ihr müßt die Menſchen von der Sache trennen. Groß und erhaben ſteht die Wahrheit auf einem ſteilen Berge vor uns, ein mit zehnfachen Schleiern umhülltes Götterbild. Unter dieſen Schleiern blitzt und leuchtet das göttliche Licht hervor, das von ihr ausſtrahlt. Von dieſem Lichte angezogen, erklimmen die, welche nach ihm dürſten, den Berg. Die Feinde der Wahrheit verhöhnen und verläumden ſie darum und mahnen von dem ſteilen beſchwerlichen Wege ab. Sie haben ein verführeriſches Trugbild im üppigen Thale aufgeſtellt, ein Bild, das den Sinnen ſchmeichelt und alle Genüſſe gewährt. Viele laſſen ſich verlocken von der mühſamen Reiſe und huldigen der gleißenden Truggeſtalt im Thale, obgleich ſie wohl wiſſen, daß ſie des Teufels Kind, die Lüge iſt. Andre kommen keuchend auf dem Berge an und ſterben vor Ermattung, ehe ſie die Hand nach den Schleiern der Wahrheit ausgeſtreckt; wieder Andre ſtürzen, von ihrem Glanz geblendet, in Abgründe. Einige kräftige Hände heben glücklich ein Zipfelchen des Schleiers auf, aber der Glanz quillt ſo ſtark hervor, daß ſie davon berauſcht werden, und ihr geblendetes Auge viele Dinge ſchwarz ſieht, die es nicht ſind; gerade wie es uns ergeht, wenn wir ein paar Augenblicke in die Sonne geſchaut haben. Ein ſolcher geblendeter Kraftmenſch iſt Martin Luther. Er iſt vor vielen Tauſenden guten Muthes am Fuße der Wahrheit angelangt, er hat an ihren Schleiern einen tüchtigen Riß gethan, es iſt ihm eine Fülle von Glanz und Licht entgegengeſtrömt; aber ſein ſterbliches Auge hat davon gelitten. Die Schwäche und Ohnmacht der menſchlichen Natur iſt auch an ihm offenbar worden. Dieweil er nun ſtärker an dem Schleier gezupft, als Andre, iſt er trotzig und gibt nicht zu, daß er geblendet iſt. Aber Luther iſt nicht die Wahrheit, Luther iſt nicht Jeſus Chriſtus. Er iſt ein dem Irrthum zugänglicher Menſch, der der Sache der Wahrheit durch Kraft große Dienſte geleiſtet, ihr aber auch durch ſein barſches und heftiges Weſen gar ſehr geſchadet hat. Blicket ihr alſo auf das Evangelium und nicht auf Luthern. Das Evangelium Chriſti verkündet aber allen Menſchen geiſtige und leibliche Freiheit. Die Freiheit kann nicht beſtehen ohne Ordnung und Geſetz, ja die vernünftige Freiheit iſt die Ordnung und das Geſetz ſelbſt. Ordnung und Geſetz müſſen zum Schutz der Freiheit gehandhabt werden von der regierenden Gewalt, und ſie iſt die, nach des Apoſtels Ausſpruch, von Gott eingeſetzte Obrigkeit, welcher Jedermann unterthan ſein ſoll. Eine Obrigkeit aber, welche die Ordnung umwirft, welche das

Geſetz mißbraucht, welche die Freiheit vernichtet, nur um ihre Herrſchſucht zu befriedigen und ihren perſönlichen Lüſten nachzuhängen, eine ſolche Obrigkeit iſt nicht von Gott; ſie ſteht mit Gottes Willen im ſchneidendſten Widerſpruch; ſie iſt vom Teufel. Und einer ſolchen Obrigkeit ſoll man nicht unterthan ſein. Man ſoll vielmehr die Tyrannen ſtürzen und an ihre Stelle eine die göttliche Gerechtigkeit ausübende Obrigkeit ſetzen. Wer aber will läugnen, daß die Fürſten Tyrannen geweſen ſind und mit den Pfaffen im Bunde das Evangelium unterdrückt haben? Die Bauern waren alſo im guten Recht, wenn ſie ſolche Tyrannei nicht länger dulden wollten und die Freiheit, die ihnen von Gott und Rechts wegen gebührt, und welche ihre Vorfahren beſeſſen, mit Gewalt verlangt haben, da die Fürſten ſie ihnen, wie es doch ihre Pflicht war, nicht freiwillig zugeſtanden haben. Daß die Bauern böſe Wirthſchaft getrieben, als die Fürſten ihnen abermals Wort und Treue gebrochen, wer darf ſich darüber wundern, der die menſchliche Natur kennt? Hätte man ihnen gegeben, was ihnen gehört, hätte man ihnen die feierlichen Zuſagen und Verſprechen gehalten, es wäre nimmer zu ſo blutigen Thaten gekommen. Die Fürſten ſind's, die ſie verſchuldet. Und wie viel gräßlichere Thaten führen ſie jetzt aus, gegen die der Wuthausbruch der Bauern ganz verſchwindet!

Dies iſt meine Meinung von der Bauernempörung, und es iſt auch die der Schweizer Reformatoren. Zwingli und Oekolampadius haben ſich in Briefen in dieſem Sinne gegen Urban Regius und mich ausgeſprochen. Ein deutſches Herz, das ſich der großen Noth des Volks erbarmt, kann über die tolle Wuth der Wittenberger gegen dieſes lang gedrückte Volk, das endlich gegen ſeine Peiniger ausſchlug, nur erſtaunen. Von dem choleriſchen Luther mag man's ertragen und ihn bedauern, daß er ſich zu ſolcher Mordgier hat hinreißen laſſen. Was ſoll man aber zu dem ſanften Melanchthon ſagen! Ehe der Pfalzgraf Ludwig gegen die Bauern auszog, um ihnen ſein Verſprechen nach Fürſtenart zu halten, mochte ihm doch das Gewiſſen ſchlagen. Der fromme Herr ſchrieb deshalb an Melanchthon und bat ihn um ein Gutachten über die zwölf Artikel. Und was antwortete der gute Profeſſor? „Es wäre von nöthen, daß ein ſolch wild ungezogen Volk, als die Deutſchen ſind, noch weniger Freiheit hätte, als es hat. Was die Obrigkeit thut, daran thut ſie recht; wenn die Obrigkeit daher Gemeindegüter und Waldungen einzieht, ſo hat ſich Niemand dawider zu ſetzen; wenn ſie den Zehnten der Kirchen nimmt und Andern gibt, ſo müſſen ſich die Deutſchen ebenſo gut darein fügen, wie die Juden ſich von den Römern die Tempelgüter mußten nehmen laſſen. Eine Obrigkeit mag Strafe ſetzen nach der Länder Noth; denn Gott hat ſie geordnet, das Uebel zu wehren und zu ſtrafen, und es haben die Bauern nicht recht, daß ſie einer Herrſchaft ein Geſetz machen wollen. Daß ſie nicht mehr leibeigen ſein und die bisherigen Zinſen nicht geben wollen, iſt ein großer Frevel. Es iſt ein ſolch ungezogen, muthwillig, blutgierig Volk, die Deutſchen, daß man es billig viel härter halten ſollte. Auch nennt Gott das weltliche Regiment ein Schwert, ein Schwert aber das ſoll ſchneiden.“ — Unwillig ſchlug Froſch das Büchlein zu, aus welchem er dieſe Stelle vorgeleſen, und fügte hinzu: „Was würde wohl Ulrich von Hutten zu dieſen deutſchen Geſinnungen ſeiner Wittenberger Freunde geſagt haben? Wenn die Sache des Evangeliums jetzt nicht eben ſo zu Grunde geht, wie die Sache der Bauern — denn beide ſind im Grunde eins — ſo haben die Wittenberger ſie wahrlich nicht gerettet. Schon hab' ich den Spott der Römiſchen in meine Ohren hören müſſen das ſei ja recht ſchön geredet von Luther und Melanchthon und ganz im Geiſte des Jüngers, welchen Jeſus lieb hatte.

Wenn zur evangeliſchen Predigt geläutet wird, ſagen ſie: da läutet man wieder die Mordglocke. Und gegen keinen Bauer iſt die Mordwuth der Fürſten und ihrer Geſellen größer, als gerade gegen die evangeliſchen Prediger. —

Thut Euch alſo des Grams ab über die Wittenberger und haltet Euch an die Schweizer. Noch beſſer: haltet Euch an Euere guten Werke. Ihr habt die Liebe geübt, wie ſie der Herr befohlen. Ihr habt Euere Bauern gut gehalten, und da ſie ſich dennoch empört und Euch Uebels gethan, ſo habt Ihr ihnen verziehen und mit Wohlthaten vergolten. Gerade ſo hat es Euer Freund der edle Georg von Frundsberg auch gemacht. Deſſen getröſtet Euch in dieſer argen Zeit, und wenn Gott ruft, ſo legt Euch ruhig auf das Sterbekiſſen.“

„Ich dank' Euch, frommer Vater, für den milden Troſt, den Ihr mir geſpendet. Ich habe vielfach gefehlt in meinem bewegten Leben, doch zumeiſt aus Irrthum und nicht aus böſem Willen. Aber das Eine drückt mich ſchwer, das ich Euch ſchon gebeichtet; denn damals habe ich nicht aus Irrthum gefehlt, ſondern aus großer Schwachheit, und es ſind ſchreckliche Folgen aus meinem Fehl erwachſen.“

„Es hat in Gottes Willen gelegen, und von allen Betheiligten ſeid Ihr der am wenigſten Beſchwerte. Auch habt Ihr Euern Fehler nach Kräften wieder gut gemacht, und, wenn Ihr mit Tode abgehen ſolltet, ſo werden Euere Erben gewiß zum Beſten für den unglücklichen jungen Mann ſorgen und ihm ein leichtes Lebenslos bereiten. Ich ſelbſt aber verſpreche Euch, wenn er von ſeinem Wahnſinn geneſen, für ſein Seelenheil möglich beſte Sorge zu tragen.“

Fugger drückte dem Prior dankbar die Hand und ſagte: „Ich werde ſeinetwegen ſelbſt noch an den Kaiſer ſchreiben.“ —

alle Sinne. Die Hoffactorin rüttelte und ſchüttelte ſie und als die Arme nicht das geringſte Lebenszeichen von ſich gab, überflügelte die Wirthin eine ſolche Angſt, daß ſie, mit ſtarrem auf die Kranke gehefteten Blicke, gepreßt vor ſich hinmurmelte: „Herr Gott im Himmel, ſteh' mir bei; die hat der Tod genippelt!“ und in möglichſter Eile Reißaus nahm. Aber das böſe Gewiſſen duldete ſie nicht einmal im Hauſe und ſie machte ſich auf die Füße, um ſich ſo lang außerhalb aufzuhalten, bis ſie die Leiche gefunden vermuthen durfte.

Amalia ſchlug die dunklen ſeelenvollen Augen wieder auf. Der erſte Gedanke, der ſie wie ein blutgieriges Ungeheuer anfiel und ihr das Herz mit ſcharfen Krallen zerfleiſchte, war ihres Adolfs Außenbleiben, der zweite, der ſie faſt zum Wahnſinn brachte, daß die Hausfrau Wort halten und jetzt die Schergen holen werde, um ſie gefangen zu nehmen und an das Gericht ausliefern zu laſſen. Hinter dieſen beiden gräßlichen Fratzen tauchte ein dritter wie ein ſchmerz- und brandkühlender, ein den Sturm beſchwörender Genius auf, es war der Gedanke an Förberts-Henns. Sie hatte ſchon zu viel von ihm gehört, ihr waren ſcheinbar alle natürlichen Rettungswege verſperrt, wie hätte ſie ſich jetzt nicht dem Wundermanne mit Vertrauen nahen, wie einen übernatürlichen Weg nicht einſchlagen ſollen, der ſich ihr öffnete? Raſch raffte ſie ſich zuſammen, brachte ihren Anzug in möglichſter Eile in Ordnung, verließ das Zimmer, ohne es zu verſchließen, ſchlüpfte zur Treppe hinab und zum Hauſe hinaus, ohne von Jemandem bemerkt zu werden, und ſchritt

In einer der folgenden Nächte, in welcher der Schlaf den müden Greis floh, fiel ihm ein, ſeine Handlungsbücher, mit welchen er ſich viel beſchäftigte, weiter durchzuſehen. Sie ſtanden in einer Spinde in dem großen Zimmer, in welchem auch der Webſtuhl, an dem er einſt gearbeitet, aufgeſtellt war. Er öffnete die Thür, welche aus ſeinem Gemach dorthin führte, aber er bebte zurück, als er die Augen erhob. Denn am Webſtuhl in voller Arbeit begriffen, ſah er ſeine eigne Geſtalt ſitzen. „Das Todtenhemd!" flüſterte er und ging zurück und brachte die Nacht im ſtillen Gebet zu. Aber er konnte die Erſchütterung nicht überwinden, die ihm dieſe Erſcheinung bereitet hatte.

Am folgenden Morgen wurden Raimund und Anton zu ihm gerufen und hatten eine lange Unterredung mit ihm hinter verſchloſſenen Thüren. Dann wurde Martin hineingeführt, obgleich von ſeiner Kopfwunde geheilt, ſah er doch bleich und krankhaft aus, und ein trübes wirrſinniges Lächeln ſpielte um ſeinen Mund, als er den alten Herrn erblickte.

Jakob bot ihm die Hand, die er annahm, und ſagte: „Habt Ihr irgend einen Groll auf mich, junger Herr?"

„Wenn ich nur wüßte, wer ich wäre!" verſetzte Martin. „Ich hab' es gewußt und wieder vergeſſen, und nun beſinn ich mich Tag für Tag darauf. Aber es will mir nicht einfallen. Wenn Ihr es wißt, ſo ſagt mir! Um Gottes Barmherzigkeit: ſagt es mir!"

Jakobs Züge erheiterten ſich bei dieſen Worten, und er nickte ſeinen beiden Neffen bedeutungsvoll zu. Ihre Blicke ſagten, daß ſie mit dieſer Ausſage des Wahnſinnigen ebenfalls wohl zufrieden ſeien.

„Ihr werdet es zur rechten Zeit ſchon erfahren" tröſtete der Greis den armen Narren.

„Ja es wird mir einfallen," flüſterte Martin in ſich hinein. „Dann möchte ich wohl," fuhr er fort, „daß Ihr mir einen Wunſch erfülltet."

„Sprecht ihn aus!"

„Ich möchte mich gern verheirathen und wüßte wohl eine Sponſe, die ich mir zur Wirthin erkieſen wollte."

„Wen meint Ihr?"

„Die ſchöne Regina Turzo hätt' ich gern zur Frau," lächelte er mit der alten Verſchmitztheit.

Betroffen blickten ſich die Fugger an. „Wenn Ihr ganz geſund ſeid, läßt ſich davon weiter reden," meinte Herr Jakob, und Martin zog ſich mit einem verdrießlichen Geſicht zurück.

Als er fort war, trat Raimund Mohr in das Zimmer. Jakobs Augen begrüßten mit Wohlgefallen die edle und ſtolze Geſtalt des Jünglings. Er ermahnte ihn, fleißig und treu zu ſein und ſich mit Eifer den Geſchäften des Hauſes zu widmen, Gott im Herzen zu tragen und das Andenken Jakob Fuggers in Ehren zu halten, dann werde ihm ſein Glück im Schoße dieſes Hauſes blühen. Er ließ ſich von dem Jüngling, der von der langen Rede gerade nicht erbaut ſchien, das Verſprechen in die Hand geben, dieſen Ermahnungen pünktlich nachzukommen.

Die übrigen Glieder der Familie kamen alle herbei, um von ihrem Haupte Abſchied zu nehmen. Er ſprach ihnen zu, feſt zuſammen zu halten und der Ehre des Hauſes nichts zu vergeben. Segnend legte er die Hand auf die Häupter der Kinder und entließ dann alle bis auf Bübenhoven, deſſen verſtändige liebevolle Aeußerungen ſeinem Herzen ein großes Labſal waren. Dieſer mußte ihn auch Nachmittags in die Fuggerei führen; denn es verlangte ihn, ſeine Schöpfung noch einmal zu ſehen. Mit verklärtem lächelnden Blick wandelte er durch die Straße und betrachtete die kleinen netten Häuſer; hier und da ſprach er einem Weber freundlich zu, lobte eine Frau, gab einem Mädchen die Hand. Die Kinder liefen zuſammen und küßten ihm die Hände. Bübenhoven mußte Geld unter ſie austheilen, und er ſelbſt redete ihnen zu, gute und brave Menſchen zu werden und ſich ſtets des alten Jakob Fuggers zu erinnern. Die Eltern riefen des Himmels Segen auf ihn herab. Da zog in die Seele des Greiſes jene große heilige Ruhe ein, die Ruhe, welche der Karmeliterprior gemeint, und die der Rückblick auf eine Laufbahn voll Werke ſchöner Menſchlichkeit am Ende derſelben gewährt, die Ruhe, welche nichts mehr weiß vom Streit der Erde und den Blick nach Oben gewendet gläubig hoffend ruft: Herr, ich habe als dein treuer Knecht mit dem Pfunde redlich gewuchert, das du mir anvertraut haſt. Ich gebe es dir mit Zinſen zurück. Nimm mich auf in deinen ewigen Frieden! —

Als er heim kam, trat ihm Frau Sibylle im einfachen Feſtſchmuck feierlich entgegen, nahm ihn bei der Hand und führte ihn in ihr Kloſter. Hier begrüßten ihn Doktor Froſch und Urban Regius im Amtsornat. Der Tiſch war zum Altar umgewandelt. Das Allerheiligſte ſtand in der Mitte, daneben der gefüllte Kelch, zwei brennende Kerzen auf ſilbernen Leuchtern zu Seiten. Jakob drückte ſeiner Sibylle dankbar die Hand, eine Thräne der Rührung zitterte an ſeiner grauen Wimper. Er hatte ſie verſtanden: zum erſten und zum letzten Male ſollte er das Blut des Welterlöſers trinken. Tief ergriffen und andächtig faltete er die Hände und folgte dem Gebete, das Regius ſprach. Wonnebebend empfing er dann das Brot des Lebens aus Froſchs Hand, aber als er aus dem Becher trank, den ihm Regius reichte, hob ſich ſeine gebückte Geſtalt empor, ſein Auge ſtrahlte von himmliſchem Glanz, er erſchien plötzlich als ein Anderer. Schweigend küßte er Sibyllen auf die Stirn und zog ſich in ſeine Gemächer zurück.

Von dieſer Stunde an that er ſich, aller irdiſchen

Dinge ab. Ruhig und heiter verkehrte er in erbaulichen Geſprächen mit Bübenhoven, Sibylle, Froſch und Regius, die ihn die folgenden Tage beſuchten. Seine Kräfte nahmen merklich ab. Am dritten Abend traf ihn plötzlich im heiterſten Geſpräch ein neuer Schlagfluß. Er faltete die Hände und wies die Arzneimittel, die Stetten verordnet, zurück. Die Sprache war ihm wieder vergangen; ſein gütiges Auge dankte zuweilen ſeinen um ihn verſammelten Lieben. In der Mitternachtsſtunde, zu derſelben Zeit, wo er ſich drei Tage zuvor am Webſtuhle ſitzen geſehen, hauchte er die Seele aus. Bübenhoven flüſterte ein ſchönes Gebet über den Sterbenden hin. Der letzte Blick des brechenden Auges ſagte, daß er den Liebling verſtanden.

Am folgenden Tage wurde der letzte Wille des Verſtorbenen auf dem Rathhauſe eröffnet. Erben des Geſchäfts waren Raimund und Anton, dem erſtern war die Verwaltung der Herrſchaften, dem letztern die der Bergwerke ins Beſondere aufgegeben. Die Verwaltung des Hauſes in Antwerpen war Bübenhoven anvertraut, ſo lange er Luſt habe dieſelbe zu führen. In ſein ungeheures Vermögen ſollten alle Kinder ſeiner Brüder zu gleichen Theilen gehen, Bübenhoven mit eingerechnet. Vorab gingen aber viele Legate für Kirchen und Schulen und Armenanſtalten. Ein großes Kapital war zur Erhaltung der Fuggerei ausgeſetzt. Ohne Prunk als Leinweber wollte er begraben ſein, und ſein Wille wurde heilig gehalten. Die Weber der Fuggerei trugen ſeinen einfachen Sarg zur Gruft in der von ihm und ſeinen Brüdern erbauten Kapelle an der Karmeliterkirche zu St. Anna, deren Chor und Orgel er ſo prachtvoll hatte herſtellen laſſen. Es war ein eigenthümliches Geſchick, daß gerade die Kirche, an welche die Fugger über dreimalhunderttauſend Gulden gewendet, die erſte und vorzüglich evangeliſche in Augsburg wurde und die Karmeliter mit ihrem Prior an der Spitze ſich zu der neuen Kirchenlehre bekannten. Und ſie hielten dem Meiſter Jakob das feierliche Todtenamt. Die Frauen und Kinder aus der Fuggerei ſchloſſen ſich der Familie am Sarge an, gleichſam dazu gehörig. Dann kam die Weberzunft; hierauf die übrigen Zünfte, der Biſchof und das Domkapitel, die Abgeordneten der Baiernherzöge und eine Menge Adlige aus Stadt und Umgegend, der Stadtrath und die übrigen Honoratioren der Stadt. Zuletzt eine ungeheure Menge Volks. Denn alle beweinten in ihm einen Vater. Die Stadt trauerte eine ganze Woche um ihn.

## 8.

## Das Ende des Freiheitstraums.

In den Alpenlanden war der mächtig gewordne Volksgeiſt nicht ſo leicht und ſo ſchnell zu unterdrücken; hier leitete Michael Geismaier die Bewegung, und die Bauern fanden Zeit, den Krieg im Kriege zu lernen, was ihnen in Deutſchland nicht vergönnt geweſen war.

Während die Salzburger ihren Erzbiſchof auf ſeiner Bergveſte belagerten und den Felſen, auf dem ſie ſtand, zu unterhöhlen ſuchten, während aus Schwaz und Hall in Tyrol ihnen die Bergknappen, die ſie um Hülfe angerufen, haufenweis zuzogen, führten in der Mitte des Juli die ſteieriſchen Bauern einen furchtbaren Vernichtungsſchlag auf das ſie drängende Heer des Bauernfeindes Siegmund von Dietrichſtein aus. Die Steierer hatten ſich vor ſeiner Macht über die Grenze in das Salzburgiſche gerettet und fanden in den Hochalpen Schutz und Sicherheit.

Dietrichſtein konnte ſeine böhmiſchen und deutſchen

Knechte nicht bezahlen und verlangte Geld von der Kriegskammer in Wien. Statt deſſen kam ihm von dort der Befehl zu: er ſolle das Land bis aufs Mark brandſchatzen und Alle hart ſtrafen, die nicht zahlen wollten. Darauf plünderte Dietrichſtein Dörfer und Städte. Männer wurden truppweis geſpießt, geſchunden, geviertheilt, erſtochen, Weibern die Brüſte ab- und Schwangern die Frucht aus dem Leibe geſchnitten. So hatte der Türk nie im Lande gehauſt, wie dieſe chriſtlichen Brüder. Die Bauern in den ſalzburgiſchen Alpen wurden dadurch in die äußerſte Wuth verſetzt. Tauſende ihrer Brüder liefen ihnen zu, und der Haupthaufen ſtand unter dem ſalzburgiſchen Hauptmann Michael Gruber zu Radſtadt. Dietrichſtein lag mit ſeinem reiſigen Zeug in dem Städtchen Schladming, hart an der ſalzburger Grenze und ſchrieb an Gruber, wenn des Erzherzogs ungehorſame Unterthanen heimgeſchickt würden, werde er zurückkehren. Gruber antwortete, darüber müßten die im Hauptquartier zu Salzburg entſcheiden und bot einen achttägigen Stillſtand an. Im Begriff ihn anzunehmen, wurde das öſtreichiſche Heer, an viertauſend Mann ſtark, am 3. Juli Morgens plötzlich in und vor dem Städtchen von den Bauern, die über das hohe wilde Gebirg geklettert waren, überfallen. Die Knechte gingen zu meiſt gleich zu den Bauern über. Im Nu wurde alles Geſchütz von ihnen genommen und gegen dreitauſend Mann, darunter ein großer Theil des ſteierſchen und kärnthenſchen Adels erſchlagen. Dietrichſtein, verwundet und gefangen, ſollte durchaus von den Bauern geſpießt werden. Die Landsknechte legten ſich dawider; ihnen und Gruber verdankte er das Leben. Vierzig Böhmen und Raitzen meiſt von Adel wurden enthauptet, die gefangnen deutſchen Adligen mit Hohn und Spott in Bauernkitteln und Bauernhüten auf Ackergäulen in das von den Bauern beſetzte Schloß Werfen geführt.

Durch ſchnelle Bewilligung aller Anträge der fünf Herzogthümer beugte der Erzherzog den Folgen dieſes gefährlichen Schlags vor, ſo daß die gefürchtete abermalige Erhebung der Bauern unterblieb. Ebenſo außerordentlich waren ſeine auf dem Landtag den Tyrolern gemachten Zugeſtändniſſe. Unter den wichtigſten war auch die freie Predigt des Evangeliums und die Erwählung der Pfarrer durch die Gemeinde. Aber die Südtyroler nahmen den Landtagsabſchied nicht an, und im September ſchlugen hier die Flammen des Aufruhrs von neuem empor und konnten nur durch ſtarke Heeresmaſſen, die der Erzherzog dorthin warf, blutig unterdrückt werden. In großer Anzahl flohen die geſchlagenen Tyroler in die Lombardei und ins Venetianiſche.

Dem auf ſeinem Schloſſe hart belagerten Erzbiſchof von Salzburg kamen der Herzog Ludwig von Baiern und Görg von Frundsberg mit ſeinen Landsknechten zu Hülfe. Aber auch jetzt wußte der edle und beſonnene Feldherr einen Kampf mit den Bauern zu vermeiden. „Gnädiger Herr,“ ſprach er zum Herzog, „wir würden Alle darob bleiben und keine Ehre davon haben.“ — Herzog Ludwig, ſchon durch manchen Schaden von den Bauern betroffen und ohne Geld zur Fortführung des Kriegs, brachte einen Vertrag zwiſchen den Bauern und dem Erzbiſchof zu Stande. Die Bauern, des Kriegs müde, gaben viel nach, und ihr oberſter Hauptmann Gruber wurde ebenfalls durch Geld zur Verrätherei an ihnen gewonnen. Nachdem der Vertrag von beiden Theilen beſchworen war, hoben die Bauern die Belagerung des Schloſſes Salzburg auf und entließen gleich darauf den gefangenen öſtreichiſchen Adel aus Schloß Werfen. Es iſt nicht nöthig, die Punkte des Vertrags anzugeben, da ſie der treuloſe Kardinal Lang doch nicht hielt. Er brandſchatzte, verfolgte, verderbte ſeine Unterthanen nach wie vor. Und der Erzherzog Ferdinand, der dem Vertrag beigetreten war, hielt ihn gerade wie der Erzbiſchof, d. h. auf Fürſtenweiſe. Noch im Herbſt ließ er Schladming überfallen, mitten im Frieden, um den dort gefallenen Adel zu rächen, und die an der Niederlage desſelben und am Siege der Bauern ganz unſchuldige Stadt an allen vier Ecken anzuzünden. Wer von den fliehenden Einwohnern ergriffen wurde, mußte, in die Flammen zurückgeſchleudert, elendiglich verbrennen, oder ſtarb an die Bäume an der Straße aufgehängt. Die Entronnenen wurden geächtet, die Stätte für verflucht erklärt. Als ſo rachewüthigen Mordbrenner und Mörder zeigte ſich hier der nachgiebige, volksfreundliche Erzherzog Ferdinand.

Die Folge dieſer unklugen Grauſamkeit war der abermalige Ausbruch der Empörung. Die Bauern rotteten ſich an der ſalzburger Grenze zuſammen, ſperrten die Straßen, hielten einen Landtag und trugen die Revolution auch wieder nach Salzburg hinüber. Die Bauern ſchwuren im Winter, ſobald die Stauden grün würden, wollten ſie ſich ihr Recht holen und allen Adel und alle Herren vertilgen. Und kaum hatte der Frühling die Stauden grün gemacht, ſo ſtand das verrathene Bergvolk wider ſeine treuloſen Herren in Waffen.

Und da war ein Mann bei den Bauern, der durch Geſinnung und Talent berufen war, ein empörtes Volk zum Sieg über ſeine Tyrannen zu führen — Michael Geismaier.

Geismaier hatte ſich auf die Ladung der Regierung nach Innsbruck geſtellt, um ſich hinſichtlich der Weigerung des Brixener Landes den Landtagsabſchied zu nehmen, zu verantworten. Bald aber erkannte er, daß es mit allen Zugeſtändniſſen in dieſem Abſchied nichts als Heuchelei ſei, und daß die Regierung die Rechtsordnung deſſelben ſelbſt nicht hielt und nur auf Mord und Vertreibung der Volksmänner ſann. Er entfloh und verließ nach der Niederlage der Südtyroler das Land. Im Winter hielt er ſich in Zürich, Luzern und Graubündten auf. Kaum war der Frühling angebrochen, als neue Hoffnungen in den Alpenlanden lebendig wurden.

König Franz von Frankreich, ſeit der Schlacht bei Pavia in der Gefangenſchaft des Kaiſers und ſeit Ende Auguſt nach Madrid gebracht, hatte ſich am 14. Januar 1526 zu einem Traktat mit Karl verſtanden, in welchem er von dieſem ſehr ungroßmüthig behandelt worden war. Nur um in Freiheit zu kommen, hatte er den Traktat beſchworen, obgleich er vor ſeinen Leuten die feierliche Erklärung abgegeben, daß er ihn nicht halten werde. Kaum am 21. März in Freiheit geſetzt und in ſeine Reſidenz zurückgekehrt, bot er auch Alles auf, um ein Bündniß wider Karl zu Stande zu bringen. Der Papſt Klemens, die Republik Venedig und der Herzog von Mailand, alle gleich eiferſüchtig auf die wachſende Macht des Kaiſers in Italien, ließen ſich zum Bunde mit Franz gegen Karl herbei, und während des April und Mai gingen die Boten dieſer Mächte hin und her, und in ihren Kabinetten wurde mit geheimnißvoller Thätigkeit gearbeitet.

Der ſchlaue Plan des Königs, die deutſchen Bauern zu unterſtützen und die Macht Oeſtreichs durch eine allgemeine Erhebung des gemeinen Volks im ſüdlichen Deutſchland zu brechen, war zwar durch ſeine Gefangenſchaft vereitelt worden, ſo wie Franz aber wieder in ſeinem Lande angekommen war, hielt er wenigſtens den Verſuch der Mühe werth, ob die blutig unterdrückte Empörung nicht von neuem anzufachen ſei. Franzöſiſche Emiſſäre durchſtreiften die blutgetränkten Landſchaften und forſchten nach dem Volksgeiſt und den obwaltenden Umſtänden, und überzeugten ſich, daß nur in den öſtreichiſchen Alpenländern auf eine neue Erhebung zu rechnen, und daß Geismaier der einzige Mann ſei, welcher eine ſolche Erhebung zu wichtigen Folgen führen könne. Einer dieſer Emiſſäre ſuchte den talentvollen Tyroler in Chur auf, wo er eben verweilte. Er wurde dadurch veranlaßt, einen Geſandten an den König und an die Republik Venedig zu ſchicken, und er verwendete dazu einen vornehmen Mann und einen Junker, zwei Brüder, Namens la Chapelle, die oft in ſeiner Umgebung geſehen wurden und zu ſeinen vertrauteſten Freunden gehörten, auf denen aber ein geheimnißvolles Dunkel lag, da ſie Niemand kannte, ja die von Manchen ſogar für — Frauen gehalten wurden. Nach der Abreiſe dieſer Geſandtſchaft begab ſich Geismaier nach Taufers an der tyroler Grenze, um Verbindungen, die er vorſichtig in Tyrol angeknüpft, zu verfolgen. Sein Plan ging dahin, ein kleines Heer zu werben, und er hatte in Graubündten dazu ſchon gute Vorkehrungen getroffen. Von Venedig erwartete er das Geld dazu. Mit dieſem Söldnerhaufen wollte er Glurns und Churburg überrumpeln und das dortige Geſchütz des Erzherzogs wegnehmen. Tiefer im Land, behauptete er, auf zahlreiche Hülfe rechnen zu dürfen, und Adel, Städten und Allen, welche dem Erzherzoge gegen das Volk Geld vorgeſtreckt haben, ihren Lohn geben zu wollen

Von Taufers ließ er eine Landesordnung in Druck erſcheinen und in Tyrol verbreiten, für die das Volk ſich erheben ſollte. In dieſem Dokumente zeigte er ſich als kühnen und geiſtesſtarken Reformator, der die tiefen Krebsſchäden des politiſchen und kirchlichen Lebens nicht nur mit ſcharfem Blick richtig erkannt, ſondern ſie auch gründlich zu heilen Kraft und Willen habe.

Er bewies, daß er ein würdiger Genoſſe Ulrich Huttens, Thomas Münzer und Jakob Wehe's ſei, gleich geſchickt und entſchloſſen, die Feder wie das Schwert für die Sache des Volks zu führen. Sein Scharfblick durchdrang in dieſer Schrift alle Verhältniſſe des öffentlichen und Privathaſtig die Straße hinab durch die zahlreichen Menſchen, welche herbeiſtrömten, um den dritten Kirmeßtag zu begehen. Die Mittagsſonne des heißen Auguſttags ſchickte ihre glühendſten Strahlen auf das Haupt der eiligen Wanderin, aber von Angſt und Verzweiflung getrieben, beflügelte ſie ihre Schritte und in höchſter Anſpannung aller phyſiſchen und pſychiſchen Kräfte langte ſie beim Kloſter Weiſſenborn an. Eine Frau, die ihr begegnete und von ihr nach Förberts-Hennſens Wohnung befragt wurde, führte ſie mitleidig über den Bergrücken des Schoßberges hinüber ins Thal bis zur Hütte des Wundermanns. Amalia nahm alle Lebensgeiſter zuſammen, dankte ihrer Führerin, ſchritt ſchnell über die Schwelle und öffnete die Stubenthüre. Da fühlte ſie die Sinne ſchwinden. „Wo iſt mein Adolf?“ rief ſie und ſank ohnmächtig der erſchrocken hinzuſpringenden Andort in die Arme. Die gräßliche Hitze des Tags hatte der Unglücklichen den letzten Reſt von Kraft aus Mark und Bein geſogen. Henns ſaß mit ſeiner zahlreichen Familie eben am Tiſche, das einfache Mahl zu verzehren, Er, die Frau, die drei älteſten Töchter, Sophie, Barbara und Lieſe waren ſchon geputzt, um nach Tiſche die Ruhler Kirmeß zu beſuchen. Henns ließ die Beſinnungsloſe auf das hölzerne Lotterbette, dort Faulbette genannt, legen und ihr einige Kopfkiſſen unterſchieben, dann ging er in ſein geheimes Kämmerchen und verweilte lange darin. Mit ſehr ernſtem Geſicht trat er heraus und betrachtete die bleiche Leidensgeſtalt der Fremden eine Zeit lang und ſeine Mienen drückten immer mehr das innigſte Bedauern aus, ja Andort glaubte in ihrem Le-

lebens nach beiden Seiten, der politiſchen und der kirchlichen bis in die kleinſten Details. Es war die Arbeit eines geiſtreichen und großen Geſetzgebers.

Während er auf die Wirkung dieſes Manifeſtes in Tyrol wartete, brach die durch die neue Treuloſigkeit des Erzbiſchofs und die ſcheußlichen Thaten des Erzherzogs hervorgerufene neue Erhebung der Bauern in Salzburg los, und zog Geismaiers Blicke dahin. Auch kehrte um dieſe Zeit ſeine Geſandtſchaft aus Venedig und Frankreich zurück.

Wer hätte in den beiden ſtattlichen, ritterlich gekleideten Herren, welche ihre ſtolzen Roſſe ihren Dienern übergaben und mit dem edelſten Anſtand ſich in Geismaiers Herberge verfügten, den wilden Bauernaufwiegler, den gemeinen Tabuletkrämer, den Bildernazzi und die reizende Geliebte Hieronymus Fuggers erkennen wollen, ſelbſt wenn er die Narben im Geſicht des Erſtern geſehen hätte? Und doch waren es die beiden Schweſtern Eleonore und Martha Bry. nur wieder in andrer Verpuppung.

Die Schweſtern eilten in die Arme des hochherzigen Volksführers, und Martha, der liebenswürdigſte Junker, küßte den ſchönen Mann ſo feurig, daß daraus zu erſehen war, ſie ſei ihm mehr als ſein Geſandter. „Wir bringen dir Geld, viel Geld von der Republik!“ rief ſie triumphirend, „und die ſchönſten Zuſagen vom König Franz. Selbſt der Legat des Papſtes hat uns den Segen des heiligen Vaters für dich gottloſen Ketzer und lutheriſchen Freigeiſt aufgepackt. Was willſt du mehr zum Sieg über das öſtreichiſche Lügenregiment?“

„An dieſem Segen habt Ihr nicht ſchwer zu tragen gehabt,“ lachte Geismaier, „und das venetianiſche Geld iſt auch mir lieber.“

„Ob und doch iſt der päpſtliche Segen eben ſo viel werth!“ rief Martha pathetiſch. „Was iſt Geld? Ein ſchweres unnützes Metall. Erſt durch die Einbildung der Menſchen erhält es ſeinen Werth, und wird dadurch geſchickt, die thörichten Menſchen zu fangen und für uns zu gewinnen. Was iſt der päpſtliche Segen? Ein leeres albernes Wort, ein unnützer Schall. Erſt durch die Einbildung der Menſchen erhält er ſeinen Werth und wird dadurch eine Macht, die thörichten Menſchen noch mehr zu bethören, zu fangen, zu gewinnen, zu unterwerfen, zu Sklaven zu machen.“

„So iſt's leider, meine köſtliche Martha!“

„Der mainzer Kurfürſt erzählte mir einmal, die römiſchen Auguren hätten ſich zuweilen einander ins Geſicht lachen müſſen, wenn ſie ihren Hokuspokus für das Volk gemacht hätten. Gerade ſo erging es uns beiden und dem päpſtlichen Nuntius, als er uns den Segen des römiſchen Oberpfaffen für dich aushändigte. Wir mußten ihm ins Geſicht lachen, und er lachte uns ins Geſicht. — Und doch bin ich herzlich froh, daß ich aus dieſem ſtinkenden Knäuel von Schuften, Pfaffen und Geldſäcken heraus und wieder im reinen Luftkreiſe eines Mannes bin, eines ächten Mannes, dem ich die Hand, das Herz und das aufrichtige Wort bieten kann: ich liebe dich, weil du ein wahrer Mann biſt. — Sieh, ich habe mich nach dir geſehnt, nach deinem Auge, deiner Stimme, und erſt die Entfernung von dir machte es mir klar, wie ich dich liebe und verehre, und oft habe ich meiner Schweſter meinen heißen Dank ausgeſprochen, daß ſie mich dem Schwächling, dem Hieronymus Fugger, entführen ließ. Nie hab' ich ihr größern Dank für etwas gewußt. Nur zwei Männer hab' ich geliebt, Hutten und dich. Alle Andern, die an meinem Wagen zogen, hab' ich verachtet und zu meinem Vortheil und Vergnügen benutzt.“

„Die edle Natur bricht bei ihr immer durch, wenn ſie mit einer edlen Natur zuſammenkommt,“ ſagte Eleonore. „Fürwahr dieſes Glück iſt uns auf unſrer Reiſe nicht zu Theil geworden, und Ihr mögt es deshalb auch an mir begreiflich finden, wenn auch ich Euch ſage: auch ich habe mich nach Euch geſehnt. Vom ritterlichen König Franz, der dem ſchlauen Kaiſer Karl alle Eide und Verſprechungen gab, die dieſer verlangte, mit dem ſtillen Vorbehalt, kein Wort davon halten zu wollen, bis zu dem dürren Nobile Staatsfinanzer in Venedig, der uns das Geld für Euch auszahlte und uns an ſeine Farobank einlud, um es uns wieder abzunehmen, lauter abgefeimte Schufte. Seht dieſen König, der ſich mit des Kaiſers Schweſter Eleonore, der verwitweten Königin von Portugal, verlobt, der ſeine Söhne als Geiſeln ſtellt, um nur frei zu werden, und kaum befreit, alte Ränkeſchmieden in Thätigkeit ſetzt, um ein Bündniß zum Verderben dieſes Kaiſers zu Stande zu bringen, der dumm genug war ihm zu glauben!“

„So iſt das Bündniß mit dem Papſt und Venedig wirklich geſchloſſen, und der König bricht auch der Königin Eleonore ſein Wort?“

„Der Bund iſt fertig, und die Herren erfrechen ſich ſogar, ihn die heilige Ligue zu nennen. Ob Eleonore nun nicht Königin von Frankreich wird, kann man noch nicht ſagen. Recht geſchäh es ihr und dem Kaiſer ſchon: denn erſt war ſie der Preis des Verraths für den Connetable von Bourbon. Nun da der Verrath geſchehen und der ehrenwerthe Herzog dem Kaiſer mehr zur Laſt als zum Vortheil iſt, findet dieſer nicht nöthig jenem ſein Wort zu halten, und die Königin Eleonore wird wie eine koſtbare Waare an den Meiſtbietenden verſchachert. Das iſt ſo Art der Könige. Und nun ſeht auch dieſen Papſt an! Ein ſchäbigerer ränkeſüchtigerer Schacherjude hat noch nicht auf St. Peters Stuhl geſeſſen. Wieder ein Mediceer, ein Krämerſohn, eine ſchmutzige Schacherſeele! Schade, daß die Fugger, welche ſich dem Dienſte der keuſchen Mutterkirche gewidmet, ſo frühzeitig in den Himmel gegangen ſind! Sie hatten ſchon das Zeug dazu, wie die Mediceer, tüchtige Tiaraträger zu werden. Und dies Venedig iſt ein wahrer Pfuhl von Laſtern und Sünden, worin ſich die Würdenträger der Könige und der Kirche mit den ſchachernden Nobilis wälzen, wie die Säue im Schlamm. Wahrlich die Lagunen hauchen dort nicht allein peſtilenzialiſchen Geſtank aus, die geiſtige Welt dieſer nobeln Republikaner ſinkt noch ärger, trotz aller Wohlgerüche des Orients, die ſie auf ihren Schiffen herbeiſchleppen und in ihren Paläſten anzünden.“

„Und doch müſſen wir dieſe Menſchen zu unſern hohen und edeln Zwecken benutzen,“ verſetzte Geismaier achſelzuckend. „Hätte ſich König Franz bei Pavia nicht fangen laſſen und dieſe Ligue wäre ein Jahr früher zu Stande gekommen, die Sache des Volks hätte in Deutſchland geſiegt. Mein Tyrol wäre frei.“

„Ich weiß es wohl, es iſt ein Fluch, der auf dem hochherzigen Streben nach Freiheit, Recht und Wahrheit ruht, ſich der Lüge, der Schurkerei, der Liſt bedienen zu müſſen, und es hat mir eine wollüſtige Freude gemacht, dieſe elenden Menſchen zu betrügen und zu überliſten. Wäre ich noch jung und ſchön wie einſt, ich würde meine Talente ganz anders gebrauchen, um all dieſe Narren und Schufte in ihr Verderben zu führen. Wie ein ſchöner Strafengel des Himmels wollt' ich ſie kirren und ihnen dann den Lohn geben. Trotz alledem ſchleiche ich aber doch tauſendmal lieber als Bildernazzi unter den Tyrolern herum, und arbeite im geſunden wackern Volke für die Zwecke der Freiheit, als unter jenen lebendigen Leichen als Graf la Chapelle.“

„Ich danke Gott, daß Ihr in beiden Geſtalten wirken könnt, es gilt ja hier wie dort demſelben Ziele, das leuchtend vor unſern geiſtigen Augen ſteht. Und es gibt nun auch Arbeit genug für den gewandten Bilderhändler. Nun wir Geld haben, friſch die Hand ans Werk! In Salzburg iſt der Aufſtand bereits gegen den nichtswürdigen alten Sünder, den Erzbiſchof, wieder ausgebrochen. Dorthin gehe ich; wirkt Ihr in Tyrol.“

Martha hatte ihre Laute geſucht, und ſpielte und ſang muntere Weiſen. Geismaier küßte ſie auf die ſchöne Stirn. Wieder die alte, wehmüthig ſtimmende Erſcheinung: ein großer edler Mann in den Liebesbanden eines leichtſinnigen Weibes.

Geismaier ging mit ſeinem Anhang zu den empörten ſalzburger Bauern, die ihn mit Freuden aufnahmen und erſt zum Hauptmann, dann aber zu ihrem oberſten Anführer erwählten. Seine talentvollen Freunde aus Tyrol befehligten unter ihm das tüchtige Bauernheer. Seine Verbindung mit König Franz und Venedig wurde immer inniger; alle Mittel waren vorhanden, um den Krieg gegen den Erzbiſchof und den Erzherzog mit Glück zu führen. Geismaier belagerte Radſtadt; Bauernhaufen ſtürmten und verbrannten eine große Anzahl Alpenſchlöſſer, und im Mai war das ganze Erzbisthum im offnen Aufſtand. Geismaier durfte hoffen bald auch Tyrol wieder in Waffen zu bringen gegen die treuloſe Regierung.

Aber dem alten Erzbiſchof gelang es durch alle Mittel der Verführung und Beſtechung die Erzknappen ruhig zu erhalten, ja auch Michael Gruber ward zum Verräther an der Volksſache, und führte mit Praßler zwei im Solde des Erzbiſchofs ſtehende Fähnlein Handwerker und Grubenleute gegen das Pinzgau, ſie wurden aber von den Bauern geſchlagen. Zugleich ſiegten dieſe über tauſend Reiſige in den Radſtädter Tauren, wo ſie ſich mit Verhauen verſchanzt hatten. Achthundert dieſer Erzbiſchöflichen wurden erſchlagen, darunter viele Ritter; Andre, lebendig gefangen, wurden von den Bauern enthauptet. Und wenige Tage ſpäter ſchlug Geismaier das Kriegsvolk des ſchwäbiſchen Bundes, dem er entgegengezogen war, bei Kuchel an der Salzach, und verfolgte die Geſchlagenen bis gegen Salzburg hin. Ebenſo erlitt das Bundesheer am 17. Juni großen Verluſt bei einem Sturm auf den Paß Lug.

Nach dieſen Siegen, welche die Bauern Geismaiers ausgezeichnetem Feldherrntalente zu verdanken hatten, ſchien es wirklich, als wenn die edle Volksſache über den Trug der Fürſten triumphiren ſollte. Aber ſie waren doch nur das letzte Aufflackern der Flamme vor ihrem Erlöſchen. Geismaier hatte ſich getäuſcht, als er auf eine neue Erhebung Südtyrols zählte, vergebens durchwanderte Eleonore als Tabuletkrämer die Alpen. Der Geiſt des Volks war ermattet; die Schlauheit der Regierung hielt jede neue Empörung nieder. Die rachſüchtige Frau mußte ihrer eignen Sicherheit wegen das Land verlaſſen. Der ſchwäbiſche Bund warf neue Truppenmaſſen in die ſalzburger Thäler, und die Pinsgauer erlitten am 3. Juli von ihnen eine ſo blutige Niederlage, daß faſt das ganze Pinsgau ſich unterwarf, die Waffen niederlegte und dem Erzbiſchof neu huldigte. Drei Stürme Geismaiers auf Radſtadt wurden zurückgeſchlagen, alle ſeine Anſtrengungen die feſte Stadt zu erobern, waren vergebens und nun ſah er ſich bald auf drei Seiten bedroht. Georg Frundsberg zog mit großer Macht des ſchwäbiſchen Bundes von Kuchel her über Abtenau, und vom Pinsgau kamen die Erzbiſchöflichen. Der tapfre Rebell wußte keine Rettung weiter für ſich, als die Belagerung aufzuheben, und verließ in der Nacht vor dem Tage, wo ihm die Schlacht drohte, den Platz.

Viele ſeiner Leute zerſtreuten ſich in den Thälern, er ſelbſt ſtieg mit einem zahlreichen Haufen über die Rauriſer

Tauren in das Puſterthal in Tyrol hinab. Aber Frundsberg verfolgte ihn mit dreitauſend Mann, erreichte ihn bei Brunecken und zerſprengte den Haufen. Die Schlacht war kurz und entſcheidend; es war die letzte im gewaltigen Kampfe des Volks gegen die Fürſtengewalt in den zwei denkwürdigen Jahren der Erhebung. Mit ihr war das blutige Spiel zu Ende.

Es war ein köſtlicher Sommerabend, als ein kleines Häuflein über den Alpenpaß ging, welcher die Flußgebiete der Etſch, der Drau und der Piave, und Tyrol von dem venetianiſchen Gebiet ſcheidet. Von der Höhe blickte der edle Geismaier noch einmal auf das Tyrolerland zurück, deſſen Alpenkuppen im Gold der ſcheidenden Sonne glühten. Ein Thränenpaar zitterte an ſeinen Wimpern. „Ich wollte Euch das köſtlichſte Gut, das der Menſch beſitzen kann, bringen, ihr guten treuherzigen Bewohner dieſer Thäler, die Freiheit! Frei ſolltet ihr ſein, wie dieſe unſre Berge, frei vom Pfaffen- und Fürſtendruck. Wollt' ich denn etwas für mich? Beim Himmel, der ſich über uns wölbt, nein! Alles für Euch! Ihr ſolltet glücklich werden; denn wahrhaft glücklich iſt nur der freie Mann, du ſollteſt groß, mächtig und ſtark werden, mein Vaterland, mein reizendes Tyrol! Die Liſt der Gewalt, der Verrath der Büberei hat über den edelſten Willen, über die hochherzige Tapferkeit geſiegt, deine beſten Söhne haben ihr Herzblut auf deinen Mutterboden ausgegoſſen oder irren in der Fremde, und bübiſche Pfaffen, ein treuloſer Fürſt mit dem ſcheußlichſten Schurken im Verein ſetzen dir hohnlachend den Fuß wieder auf den Nacken. Jammernd krümmſt du dich am Boden. Wie? die Lüge ſollte für immer ſiegen über die Wahrheit, Liſt und Trug über Recht und Tugend? Der heuchleriſche Pfaffe ſollte ungeſtört ſchwelgen im Schweiß und Blut des armen frommen Volks? Unzucht und Büberei ſollten unumphiren über Herzen voll Liebe und Begeiſterung für des Vaterlandes Wohl? — Ewiger ſtarker Gott, der du dieſe rieſigen Bergſäulen gegründet, als Pfeiler deines Ruhms, wäre das dein Wille? Dann wärſt du ſelbſt eine Lüge, und die Natur, dein heiliges Buch, ein Betrug. Du hätteſt uns die Vernunft nur zu unſrer furchtbaren Qual, zu unſrer gräßlichen Verzweiflung gegeben. Aber du biſt die Wahrheit, deine Werke ſind Wahrheit, und dein Wille bezweckt unſer Glück. Um glücklich zu werden, wurden wir zu vernünftigen Weſen geſchaffen. Aber deinen klaren Willen verhöhnen die eigenſüchtigen Buben, die durch Lug und Trug ſich der Gewalt bemächtigt haben. Die Herrſchaft der Lüge muß in ſich ſelbſt zerfallen. Vernunft und Wahrheit müſſen Sieger bleiben. Drum ſcheid' ich nicht für immer von euch, ihr ſtolzen Alpen. Leuchtet im Abendglanz, glühet im Morgenroth den armen Menſchen in den Hütten an euerm Fuß die Hoffnung auf Freiheit in die verzweiflungsumnachtete Seele! Ich komme wieder, ich komme wieder, meine niedergetretenen Brüder, um Euch aufzurichten und Euer Haupt mit dem Kranze der Freiheit zu ſchmücken. Vorwärts, Kamraden! wir ſcheiden nicht für immer aus dem Lande Tyrol!"

Martha umarmte den begeiſterten Sprecher und küßte ihm die Thräne von der Wange. Dieſes Weib war gebeſſert und veredelt durch den edeln Mann.

Eleonore reichte ihnen die Hand. „Hier laßt uns ſcheiden. Ich kann nicht mit Euch ſtill liegen in dieſem Lande, und wenn Ihr ſelbſt Euern Wohnſitz in Padua aufſchlagt, was ſoll ich dort?"

„Aber wohin willſt du?" fragte Geismaier ſchmerzlich verwundert.

„Direkt nach Venedig hinab."

„Und dann?"

„Auf einem Schiffe weiter."

„Wohin?“

„Zu Suleiman. Ihm will ich dienen gegen die habsburger Knaben. Ich kenne ſeine Pläne. Bald ſollt Ihr von mir hören!“

Ein Kuß, ein Händedruck, und das außerordentliche Weib war hinter dem Bergvorſprung verſchwunden. Langſam und trauernd zog das Häuflein weiter in die Verbannung.

## 9.

## Neuer Kampf und Untergang.

Das ſchöne Ziel, die ſchmachvollen Ketten, womit die herrlichen Kräfte Deutſchlands gebunden und niedergehalten wurden, zu zerbrechen, dieſen befreiten Kräften einen ihrer würdigen Spielraum zu geben, das deutſche Reich zu einer Wahrheit zu machen und mit dem Glanze und der Erhabenheit der Freiheit zu umkleiden, dieſes Ziel, dem alle großen und edeln deutſchen Herzen voll glühender Begeiſterung zugejauchzt, es war wieder in die Nebelferne künftiger Jahrhunderte entrückt. Zwei weitgreifende Pläne zur Erreichung deſſelben waren gänzlich geſcheitert, der Plan Franz von Sickingens und ſeiner Freunde, durch Regeneration des Adels, und der Plan Thomas Münzers und ſeiner Genoſſen, durch Verwirklichung der Volksherrſchaft. Sie hatten mit dem Blute ihrer großen Herzen den kühnen Drang bezahlen müſſen, Deutſchland frei und groß zu machen. Wohl gingen die Wogen der geiſtigen Bewegung eine Zeit lang noch hoch, aber die Kraft des Volks war doch gebrochen, und es mußte allmälig in die tiefſte Ohnmacht verſinken, wie ſie ſich denn auch in den beiden folgenden Jahrhunderten ſchlimm genug, mehr und mehr kund gab. Jetzt glimmte das Feuer noch unter der Aſche, und die ſtille Wuth ohnmächtiger Verzweiflung machte ſich in Prophezeihungen und Hindeutungen auf eine baldige Volkserhebung und Vernichtung aller Tyrannen Luft. Beſonders wurde das Jahr 1530 als das der Erlöſung bezeichnet. Die Bewegung der untern Volksſchichten, in welcher das politiſche Element vorwiegend geweſen, war in einem Meer von Blut ertränkt; die Bewegung der mittlern Volksſchichten in den Städten, welche zumeiſt kirchlicher Natur war, hatte ſich erhalten und trat unverzüglich, nur noch ſtärker hervor, wenn gleich nicht mehr mit dem Schwunge lodernder Begeiſterung, und hatte drei Anhaltepunkte, die Fürſten, welche ſich der evangeliſchen Wahrheit zugewandt und in der Durchführung der Reformation nicht nur geiſtige und ſeeliſche Befriedigung, ſondern auch großen weltlichen Vortheil gewannen, die freien Städte, in deren Schoße Handel und Gewerbe blühten, und in Folge deſſen Wiſſenſchaften und Künſte gediehen und der Aufſchwung der Geiſter nicht gehemmt werden konnte, und endlich den Norden Deutſchlands, der von der politiſchen Bewegung weniger ergriffen worden war und ſich deshalb der kirchlichen mit ungeſchwächter Kraft zuwenden konnte. Aber kirchliche Freiheit kann ohne politiſche Freiheit nie zur vollen geſunden Blüthe gelangen, d. h. zu einer Blüthe, die zur reifen Frucht wird. Das mußten die wittenberger Reformatoren zu ihrem Schmerz erfahren, und Luthern ward das bittre Bekenntniß nicht erſpart daß er ſich gar ſehr in den Fürſten getäuſcht habe. Es wurde jetzt die Aufgabe dieſer, die Lehre des Evangeliums, als die vermeintliche Quelle aller Freiheitsbeſtrebungen, ebenfalls gänzlich zu unterdrücken, und der Herzog Heinrich von Braunſchweig, der wüthendſte Haſſer aller Zeitideen und Beſtrebungen, ging ſelbſt nach Spanien zum Kaiſer, um den zum erſtenmal Thränen in ſeinem Auge ſchimmern zu ſehen. Sie faltete die Hände und von den Kindern allen wagte keins, einen Laut von ſich zu geben. Henns aber zog ſeinen blauen Tuchrock an, ſetzte den dreieckigen Hut auf, wandelte ſchweigend zur Hütte hinaus und das Dorf entlang. Bald kehrte er in das Pfarrhaus ein und bat den Herrn Pfarrer Fiedler mit geziemender Reverenz um eine Unterredung unter vier Augen, die ihm ſogleich freundlich gewährt wurde. Nach einer Viertelſtunde kam Henns wieder nach Hauſe, langte vom Wandbänkchen eine Schachtel, that eine Wurzel heraus und rieb ſie ſtark unter Amaliens Naſe. Die Kräfte kehrten ihr theilweiſe zurück, nicht ſo das Bewußtſein. Henns befahl ſeiner Frau, die Kranke am linken Arm zu nehmen, er ſelbſt faßte ſie am rechten, und ſo führten ſie die Schwache langſam nach dem Pfarrhauſe. Freundlich beſorgte Geſichter, ein guter Wille, chriſtliches Mitleid, ein helles heiteres Zimmer und ein ſchneeweißes Bette darin nahmen die Unglückliche auf; kaum ruhte ſie auf dem Lager, als ſie in einen tiefen Schlaf fiel. Frau und Töchter des Pfarrers ſtanden um ſie und weinten Thränen der Liebe, Henns aber ging mit dem ehrwürdigen Seelenhirten und hielt noch lange mit ihm ein heimliches Geſpräch.

Der Morgen des dritten Rühler Kirmeßtags war für den eingekerkerten Lambeck nicht weniger traurig, als für ſeine Geliebte. Ein wüſter krankhafter Schlummer hatte ihn mehr geſchwächt als geſtärkt und die erſten Strahlen dieſen gegen die Anhänger des Evangeliums zu gewinnen, was ihm um ſo leichter gelang, als Karl ſelbſt nicht von einer höhern Idee beſeelt war und die Zeitbewegung, die er nicht verſtand, als gefährlich haßte und ſich nur zu ſeinen politiſchen Zwecken, ſo lange als er es für gut fand, dienſtbar machte. Beging er doch in Spanien zu derſelben Zeit die unverzeihliche Unklugheit, mit großer Strenge gegen die ruhigen und fleißigen Mauren zu verfahren, und Chriſten aus ihnen zu machen. In Deutſchland befahl er die ungeſchmälerte Vollziehung und Durchführung des wormſer Edikts, d. h. die gänzliche Unterdrückung der evangeliſchen Lehre. Dagegen verbanden ſich die evangeliſchen Fürſten, an deren Spitze der Kurfürſt Johann von Sachſen (ſein Bruder, der weiſe Friedrich, war zur Zeit des wildeſten Bauernkampfes am 5. Mai geſtorben) und der jugendliche Landgraf Philipp von Heſſen ſtanden, und die Städte, deren bedeutendſte Straßburg, Nürnberg und Augsburg waren. Von Volksintereſſen waren natürlich keine Rede mehr, es gab nur noch Intereſſen der Fürſten und der Städte und vor allem Intereſſen des öſtreichiſchen Hauſes. Die Konflicte derſelben traten nun wieder ſcharf hervor. Und da bewährte ſich wieder alte Glücksſtern dieſer Oeſtreicher. Alles was gegen die beiden Brüder Karl und Ferdinand unternommen wurde, um ihre Macht zu brechen oder wenigſtens zu verringern, ſchlug merkwürdiger Weiſe und meiſt ohne ihr Zuthun zu ihrem Glück und zur Vergrößerung ihrer Macht aus. Wie die Beſiegung der Communeros in Spanien durch den Adel Karln gleichſam zum abſoluten König des Landes gemacht hatte, wie durch das Unterliegen Sickingens und der Bauern in Deutſchland ſeine kaiſerliche Macht geſtiegen war, trotz des Mißverhältniſſes, daß er, der deutſche Kaiſer, in Spanien lebte, wie ſein mächtigſter Feind bei Pavia in ſeine Gefangenſchaft gerathen war, ohne daß er dort oder hier verſönlich für ſich gewirkt hatte, ſo führte auch jetzt der Kampf der dynaſtiſchen Intereſſen mehre Jahre hinter einander zur Vermehrung der Macht und des Glanzes des Hauſes Oeſtreich, und wenn ſie zuweilen auch noch ſo ſehr bedroht waren, freilich zum Unglück der Länder und Völker, einem ſo ſchweren und furchtbaren Unglück, daß es noch nach drei Jahrhunderten, immer neues Verderben gebährend, auf ihnen laſtet, wie ein böſer Zauber, den ſie trotz aller Anſtrengung nicht abzuſchütteln vermögen, und von dem die edelſten und beſten Kräften vernichtet werden.

Während ſeiner Gefangenſchaft in Madrid hatte König Franz Gelegenheit gefunden, ſeine Verbindung mit dem kriegeriſchen Großſultan Suleiman fortzuſpinnen und ihn um Hülfe gegen Karl anzurufen. Im Divan kam der Vorſchlag des Bei von Algier Chair-Eddin Barbaroſſa zur Sprache, für deſſen Ausführung freilich noch gar nichts geſchehen war. Es war davon die Rede, zu gleicher Zeit mit einer von Chair-Eddin befehligten Flotte Spanien anzugreifen und mit einem Landheere unter des Großſultans perſönlicher Führung Ungarn raſch zu erobern und von da in Oberitalien einzufallen, und ſo die Macht des Kaiſers zu brechen. Der Ausführung dieſes genialen großartigen Planes ſtand nichts im Wege; denn weder Spanien noch Neapel hatten eine Seemacht, die ſie einer ſolchen Flotte hätten entgegenſtellen, und keinen Seehelden, der ſich mit Barbaroſſa hätte meſſen können. Ebenſowenig vermochte Ungarn einen ſolchen Sturm aufzuhalten. Die königliche Macht hatte ſich trotz aller Anſtrengung der jungen Königin nicht wieder heben können; denn ihr alter Feind Johann Zapolya, Woiwode von Siebenbürgen, arbeitete ihr mit Erfolg entgegen und hatte unter dem Adel eine große Partei, nicht minder wandte ſich ihm die über die reformatoriſchen Beſtrebungen der Königin erbitterte Geiſtlichkeit zu. Das ganze Reich war durch den immer heftiger entbrennenden Streit in Verfall gerathen und mußte die Beute Suleimans werden, wenn er nur wollte. War aber Ungarn in ſeinen Händen, ſo ſtand ihm durch Kärnthen und Krain Oberitalien offen. Da war es ein Glück für die beiden Habsburger, daß Suleimans Tapferkeit nicht an Planen feſthielt und nur das Ergebniß augenblicklicher Launen und Gelüſte war. Wäre er nicht von vorn herein gegen den Seekrieg eingenommen geweſen, weil er ihn nicht kannte und ſich nicht perſönlich dabei betheiligen konnte, und weil er die großen Ausgaben für eine Flotte ſcheute, ſo hätte ſeit der Unterwerfung Chair-Eddins bis jetzt eine Seemacht geſchaffen werden können, welche ganz Spanien und Unteritalien bezwungen; und hätte ein Landheer von Oberitalien her dieſen Angriff unterſtützt, ſo hätte das Staatenverhältniß Europa's ſchnell eine ganz andre Geſtaltung gewinnen müſſen. Aber eine Flotte konnte nun nicht ſchnell geſchaffen werden, und Chair-Eddin war zu fern, um ihn befragen zu können. Der Haupttheil des Unternehmens mußte unterbleiben; denn Suleimans Laune wollte den Feldzug ſo raſch als möglich begonnen haben. Ein gewaltiges Heer kam in den erſten Monaten des Jahrs 1526 zuſammen, es war über hunderttauſend Mann ſtark. Mit ihm brach der junge Sultan in der letzten Woche des April gegen Ungarn auf. Unaufhörlich zogen ihm Verſtärkungen zu.

In Ungarn waren in der allgemeinen Verwirrung ſo gut wie gar keine Vorbereitungen getroffen. Die Mannſchaften waren vom König zwar einberufen, aber Niemand hatte ſich geſtellt. Von der ausgeſchriebenen Kontribution war nichts eingekommen. Die Königin wandte ſich in ihrer Verzweiflung mit rührender Bitte wieder nach Kremnitz an Turzo, um durch deſſen Vermittlung ein Darlehen von Anton Fugger zu erhalten. Es wurden Boten nach Augsburg geſchickt, und mit Mühe gelang es fünftauſend

Gulden auf die Neuſohler Bergwerke von dem vorſichtigen Fugger zu erhalten. Das war das ganze Geld, womit der Krieg gegen den eroberungsluſtigen Großſultan geführt werden ſollte. Ebenſo armſelig war's mit dem Heere beſtellt. Mit einem Gefolge von dreitauſend Mann ging König Ludwig ins Feld. Es war ein trauriger Anblick, den zwanzigjährigen Knaben mit dieſem Häuflein ausziehen zu ſehen. Die Königin weinte herzlich; ihr ahnete das Schickſal des Kindes, an das ſie durch die Staatskunſt ihres Großvaters gekettet war. Der ſchöne ſo ſterblich in ſie verliebte Markgraf Georg von Brandenburg war ihr alleiniger Tröſter.

Das osmaniſche Heer, bis zu der furchtbaren Stärke von dreimalhunderttauſend Mann angewachſen, wälzte ſich an der Donau herauf; das ungariſche war mit Noth und Mühe auf zehntauſend Mann gebracht worden und ſtieg endlich durch böhmiſch-mähriſche und andre Zuzüge auf vierundzwanzigtauſend Mann. Die Magnaten weigerten ſich ohne den König vorzurücken. König Ludwig ſagte mit dem Muthe der Verzweiflung: „Ich ſehe mein Kopf ſoll für den ihren haften: wohlan! ich will ihn hintragen.“ — In der Ebene von Mohacz ſtießen die feindlichen Heere aufeinander. Mit der Tapferkeit des Todesmuthes warfen ſich die Ungarn den Türken entgegen und erlitten eine furchtbare Niederlage. Die beſten Leute fielen; die Uebrigen ſtürzten ſich in wilde Flucht. Dem unglücklichen Königsjüngling war nicht einmal beſchieden, in der Schlacht zu fallen; viel elender und jämmerlicher ſollte er umkommen. Hinter einem Schleſier her, der ihm den Weg zeigte, war er ſchon durch die ſchwarze ſumpfige Lache, die die Ebene durchſchneidet, geſetzt; ſein Pferd glimmte bereits das andre ſteile Ufer hinauf, als es ausglitt und zurückſtürzte. Der arme König erſtickte in dem Moraſt.

Die Königin floh nach Kremnitz und mit Turzo's

Hülfe weiter nach Wien und Tyrol zu ihrem Bruder Ferdinand.

Dem ſiegreichen Suleiman wurden die Schlüſſel von Ofen entgegengebracht; er feierte das Beiramfeſt daſelbſt. Jedermann erwartete, daß er ſeine Waffen unverzüglich nach Oeſtreich und Italien tragen werde, und Beſtürzung und Furcht waren im ganzen deutſchen Reiche unermeßlich groß. Nirgends wäre an einen ernſtlichen nachdrücklichen Widerſtand zu denken geweſen. Aber in einer ſeiner unbegreiflichen Launen ging Suleiman ſiegestrunken und ſtolz zu ſeiner ſchönen Roxelane zurück und bekümmerte ſich ebenſowenig um die Behauptung der eroberten Plätze, als um ſeine, dem Könige Franz gemachten Verſprechungen.

In Ungarn trat ſofort der Woiwode von Siebenbürgen Johann Zapolya als Kronbewerber auf, unterſtützt von Suleiman und einem tüchtigen Heere, und er wurde am 11. Nov. 1526 zu Stuhlweißenburg zum König gewählt.

Um die böhmiſche Königskrone bewarb ſich der Herzog Wilhelm von Bayern. Gegen ihn und den Woiwoden machte der Erzherzog Ferdinand von Oeſtreich ſeine Familienanſprüche auf beide Königskronen geltend. Nicht allein auf die alten Verbrüderungs- und Erbtraktate ſich ſtützend, auch als Gemahl der böhmiſch-ungariſchen Königstochter und als Bruder der verwitweten Königin von Ungarn und Böhmen, fand ſeine Anſprache vielen Anklang. Und er unterſtützte ſie in Böhmen durch Gnadenverleihungen und Verſprechungen an die Großen, durch Uebernahme eines Theils der Staatsſchuld, durch Schmeicheleien und Zuſagen an das Volk. So wurde er am 23. October 1526 zum König von Böhmen erwählt. Seine Schweſter Maria hatte perſönlich für ihn in Böhmen gewirkt, ſie wirkte auch perſönlich für ihn in Ungarn, und ihr großer Anhang war bald auf Ferdinands Seite. Anton Fugger mit kaltem ruhigen Scharfblick erkennend, daß der Moment der mächtigſten Erhebung des öſtreichiſchen Hauſes gekommen ſei und damit, wenn er ſich klug benehme, die Erhebung des Hauſes Fugger, unterſtützte den Erzherzog nicht nur mit großen Summen, ſondern er reiſete zu Anfang des Jahrs 1527 ſelbſt nach Ungarn und gewann ganz im Stillen viele Magnaten für den Erzherzog mit — Kremnitzer Dukaten. Als nun Ferdinand, der am 24. Februar, dem Geburtstage ſeines Bruders in Prag gekrönt worden war, mit einem ſtattlichen, zumeiſt aus Deutſchen beſtehenden Heere nach Ungarn zog, fielen ihm jene mit dem fuggerſchen Golde ſchon beſiegten Herren ſchaarenweis zu, und nach einem Sieg über Zapolya bei Tokai konnte ſich Ferdinand am 3. November auch in Stuhlweißenburg zum König von Ungarn krönen laſſen. Freilich war nicht die Hälfte des Landes ſein, das übrige war und blieb türkiſches Eigenthum. Die Unternehmungen der Feinde des öſtreichiſchen Hauſes hatten ihm alſo zu den beiden neuen Kronen verholfen.

Nach dieſer Wendung der Dinge begriff Suleiman, daß er aus Ungarn nicht wieder heim hätte kehren ſollen, und um dieſen Fehler wieder gut zu machen nahm er im folgenden Jahre große Rüſtungen zu dem zuerſt beabſichtigten Kriegszuge vor. Mit Chair-Eddin und König Franz trat er in engere Verbindung, der Erſtere ſollte nun endlich die Flotte ſchaffen, wozu er ſich ſchon längſt erboten, der Andre ſollte die Wege nach Italien frei halten. Gegen dieſen beabſichtigten Türkenzug rüſtete auch das deutſche Reich mit Macht, das von einer neuen Erhebung der Bauern nun nichts mehr zu fürchten hatte.

Denn die Verbindung des Papſtes mit dem wortbrüchigen Frankenkönige gegen den Kaiſer förderte die Sache der Evangeliſchen in Deutſchland, und der Reichstag zu Speier 1526 lieferte den Beweis, daß der Kaiſer nun gar nicht mehr ernſtlich gewillt ſei, auf die Erfüllung des wormſer Ediktes ſtreng zu dringen. Die Wurzeln des Evangeliums, durch den unſeligen Ausgang des Bauernkriegs ſo gefährlich gelockert, fanden dadurch Kraft und Zeit, ſich wieder zu befeſtigen. Um deſto dankbarer rüſteten ſich die Evangeliſchen zum Türkenkriege.

Aber nicht allein für Ferdinand, auch für Karl war das Jahr 1527 ein glückbringendes. Zu derſelben Zeit als jener die böhmiſche Krone gewann und ſich rüſtete die ungariſche zu gewinnen, ließ Georg von Frundsberg in des Kaiſers Namen und Auftrag die Werbetrommel in den oberländiſchen Reichsſtädten rühren, und Alles lief ihm zu, weil es gegen den Papſt, den Hauptfeind des Evangeliums, gehen ſollte. Tauſende der armen Bauern fanden als Landsknechte in dieſem Heere nicht nur Unterhalt, ſondern auch Ausſicht auf Befriedigung ihres Rachegefühls. Auch Frundsbergs bekannter Geſinnung war der Kriegszug gegen den Papſt ſehr angemeſſen. Da der Kaiſer wenig Geld geben konnte und Ferdinand alle ſeine Hülfsquellen für ſeine eignen Zwecke in Anſpruch zu nehmen genöthigt war, ſo verſchwendete Frundsberg ſein eignes Vermögen zur Anwerbung und auf den erſten Unterhalt der Söldner. Die Fugger gaben zwar wieder Einiges her, aber es war doch nicht möglich ihnen noch mehr abzufordern, da ſie ſchon ſo große Summen gegeben hatten.

Was im Spätherbſt mit Frundsberg nicht über die Alpen zog, ging im Frühjahr mit dem Erzherzog nach Ungarn. Es war eine allgemeine kriegeriſche Bewegung in Deutſchland, namentlich im ſüdlichen, und alle Unzufriedenen, alle die der Zeitgeiſt trieb, und die ſich im Jahr zuvor ſchmerzlich getäuſcht geſehen und auf den wortbrüchigen Erzherzog gegrollt hatten, waren jetzt plötzlich mit ihm und dem Kaiſer ausgeſöhnt, weil ſie, die beiden habsburger Brüder, ein deutſches Heer gegen Rom und den Papſt ſchicken wollten. Alle Straßen nach Tyrol waren voll Menſchenzüge; denn Meran und Botzen waren die Sammelplätze des frundsbergiſchen Heers, und außer dem gemeinen Volk ging da eine Menge junger Leute aus den angeſehenſten Häuſern der Städte mit; jenes fragte nicht nach der ſchlechten Löhnung, welche Frundsberg bieten konnte, dieſe dienten ganz umſonſt. Von Jenen kamen zwölf-, von dieſen viertauſend Mann zuſammen, alle begeiſtert, alle willig die größten Strapatzen zu ertragen; denn es ging gegen den Papſt. In dieſem Zuge iſt der Hauptgrund zu ſuchen, daß jede weitere Erhebung des gemeinen Mannes in Süddeutſchland unterblieb; der revolutionäre Volksgeiſt ſtürzte ſich in eine andere ihm vom Kaiſer ſelbſt eröffnete Bahn; der gute Deutſche hatte nun kaiſerliche Erlaubniß oder vielmehr Befehl gegen Papſt und römiſche Kleriſei feindlich zu verfahren.

Nach einem wahrhaft verwegenen Zuge über die gefährlichſten Alpenpäſſe der Sarkaberge, eigentlich nur auf einem ſtets an Abgründen ſich hinziehenden Felſenfußſteig — um die wohlbeſetzte Klauſe von Verona zu umgehen — und nach einem nicht minder kühnen Uebergang über den Po, ſtets geneckt vom Heere der Ligue, vereinigte ſich Frundsberg mit Bourbon, der in Mailand gelegen, am 12. Februar bei Firenzuola, und beide zogen mit den verbündeten Heeren unverzüglich auf Rom zu. Bourbon haßte den Papſt noch mehr als Frundsberg; denn Klemens hatte es verhindert, was der Kaiſer ſo eifrig betrieben, daß er Herzog von Mailand werde. Und wie ihre Heerführer, ſo brannten Spanier und Deutſche gleich vor Begierde, Rom zu erobern, die ſeit Jahrhunderten dort aufgehäuften Schätze zu plündern, den Papſt zu vertreiben. Das Heer hatte eine ungeheure Summe rückſtändigen Sold vom Kaiſer zu fordern, aber es fragte nicht danach und gedachte ſich in Rom bezahlt zu machen. Aber kaum verlautete auch, der Papſt wolle unterhandeln und habe einen Geſandten geſchickt, ſo brach die Meuterei im Lager mit ſolcher Wuth los, daß Bourbon nur durch ſchnelle Flucht das Leben rettete. Frundsberg wurde, als die Landsknechte nicht auf ſeine väterliche Ermahnung hörten, von einem Schlagfluß getroffen, dem ſchwere Krankheit folgte, von der er nicht wieder geneſen ſollte, ſo daß er zur fernern Führung des Heeres untauglich blieb. Es war ein bittres Loos für den ausgezeichneten Mann, auf ſo unrühmliche Weiſe ſeine Heldenlaufbahn beſchließen zu müſſen.

Das über dieſen Schlag ſchmerzlich betroffne und reumüthige Heer bat jetzt den Herzog von Bourbon, es nur ohne Verzug fort nach Rom zu führen. Nach mancherlei Fährlichkeiten und Verhandlungen langte Bourbon mit dem ſpaniſch-deutſchen Heere am 5. Mai Abends vor Rom an und ſtürmte ſchon am 6. früh die Stadt; denn ein anſehnliches italieniſch-franzöſiſches Heer war ihm im Rücken. — In dem Augenblick, als der Herzog eine Sturmleiter hinaufſtieg, traf ihn eine Kugel in den Unterleib, woran er nach einigen Stunden den Geiſt aufgab. Die Stadt wurde genommen und in den nächſten Tagen geplündert, mehr als zehn Millionen Goldes fiel dem ſiegreichen Heere in die Hände, wovon die Spanier und Neapolitaner das Meiſte, die gutmüthigen Deutſchen — froh, daß ſie nur wieder zu eſſen und zu trinken hatten — das Wenigſte erhielten. Der in der Engelsburg gefangen gehaltene Papſt hoffte vergebens auf Befreiung durch das Heer der Ligue; es ließ ihn im Stich, und er mußte ſich, verhöhnt und verſpottet, zur Annahme harter Bedingungen verſtehen.

Aber bald brachen die Folgen unerhörter Schwelgereien, Peſt, Meuterei und Unordnung aller Art die Kraft des ſiegreichen Heers, und der Sieg wurde durch die Beſtialität der Sieger verkümmert. Der Prinz von Oranien, an Bourbons Stelle Oberanführer, mußte vor dem Grimm der Söldner ſchimpflich aus der Stadt fliehen, weil der Sold trotz aller erbeuteten Schätze und der Verſprechungen des Papſtes nicht gezahlt werden konnte. Alle Zucht und Ordnung hörte auf, die Peſt wüthete furchtbar, und in der erſten Hälfte des Juli verließen Spanier, Italiener und Deutſche nacheinander die Stadt und zogen zerſtörend im Lande herum, bis die Deutſchen in der ſchlechteſten Verfaſſung gegen Ende des September nach Rom zurückkehrten, um den Papſt zur Zahlung der verſprochenen Summen als ihres Kriegsſolds zu zwingen. Die Ligue, zu welcher auch der König von England getreten war, ſandte ſogleich ein neues franzöſiſches Heer nach Italien und im Herbſt dem Kaiſer eine neue Kriegserklärung nach Spanien. Ganz Italien war in einer furchtbaren Verwirrung; am ſchlimmſten ging es aber in Rom ſelbſt zu, der Papſt konnte oder wollte das in den Verträgen mit den kaiſerlichen Bevollmächtigten und den Hauptleuten der Söldner verſprochene Geld nicht ſchaffen und entfloh endlich in der Nacht des 6. December verkleidet aus der Stadt, eben als ſeine Befreiung vor der Thür war und die Ordnung ſich herzuſtellen begann. Der Prinz von Oranien kehrte nun in die Stadt zurück, nahm ſeinen Poſten wieder ein und führte das zuſammengeſchmolzene Heer am 17. Februar 1528 aus der Stadt nach Neapel, welches von dem ſtarken und tüchtigen franzöſiſchen Heere unter dem Marſchall Lautrec ernſtlich bedroht wurde. Es ſchien ein paar Wochen lang, als wolle ſich das Zünglein des Kriegsglücks wieder auf die Seite des Franzoſenkönigs neigen, aber plötzlich brachen in dem franzöſiſchen Heere vor Neapel Peſt und Hungersnoth ſo furchtbar aus, und die Trümmer des Bourbon-Frundsbergiſchen Heers, welches die Stadt vertheidigte, machten ſo verzweifelte Ausfälle auf die Franzoſen, daß das ganze Heer mit ſeinem Marſchall erlag und gänzlich aufgerieben wurde. Selbſt die ſchreckliche Gottesder Sonne, welche in ſein Gefängniß fielen, ihn nur zu neuer Verzweiflung geweckt. Fünf Stunden, die er noch allein zubringen mußte, wurden ihm zu einer martervollen Ewigkeit. Er hatte Muße genug, ſich durch Ausmalen aller ſchrecklichen Lagen, in denen ſich Amalia befinden konnte, immer grauſamer zu quälen und er ſchonte ſich ſo wenig, daß er die Folter ſich ſelbſt bis zur furchtbarſten Pein ſchärfte. Gegen zehn Uhr erſchien endlich der Amtsdiener, um den Verzweifelten ins Verhör zu führen. Auf dem Wege dahin durchzuckte ihn zuerſt wieder ein Hoffnungsſtrahl. Er faßte nämlich den Entſchluß, ſich ohne Weiteres zum Herzog bringen zu laſſen und ſich ihm zu entdecken. Mit gewonnener Feſtigkeit trat er in die Amtsſtube. Der Amtmann Jenichen begann ſogleich in dem für Diebe, Bettler, Landläufer und dergleichen Geſindel ſtehenden Tone: „Wie heißt Er?“ — „Adolf Lambeck“ war die feſte Antwort. — „Woher?“ — „Aus Böhmen,“ — „Geburtsort? Wohnort?“ — „Prag.“ — „Weiſ' Er ſeine Päſſe und andre Papiere vor, welche Ihm zur Legitimation dienen können!“ — „Ich habe keine Papiere bei mir.“ — „Keine Papiere? Schon gut! Weiter! — Was hat Er für einen Stand, was für ein Gewerbe?“ — „Ich habe jetzt keins von beiden, ſonſt würd' ich nicht gezwungen geweſen ſein, meine Kleinodien zu veräußern.“ — „Seine Kleinodien? Will Er mich äffen?“ — „Nein.“ — „Denkt Er, Er hat einen Narren vor ſich?“ — „Nein.“ — „Wie iſt Er zu der Uhr, dem Ring und den Edelſteinen gekommen?“ — „Es iſt alles mein Eigenthum.“ — „Wie iſt Er dazu ge-

geißel wüthete zu Gunſten des jungen Kaiſers, und mit ihrer und der Hülfe des ſpaniſch-deutſchen Heers wurden ſeine Feinde abermals niedergeworfen. Der Anfang des Jahres 1529 ſah ihn als unbezwungenen Herrn von Italien. Der gedemüthigte Papſt war genöthigt, am 29. Juni 1529 Frieden mit dem Kaiſer zu ſchließen, worin er deſſen Herrſchaft in Italien anerkannte, nur um die Florentiner wieder zu bezwingen, die die Mediceer verjagt und ſich ganz von Klemens losgeſagt hatten. Der Kaiſer verband ſich dem Papſte aber auf ſolche Weiſe und machte ihm ſo ſchöne Konceſſionen, daß die Evangeliſchen in Deutſchland bald genug die Wirkung verſpürten.

Dieſem Friedensſchluß folgte bald der zweite zwiſchen dem Kaiſer und dem Könige von Frankreich. Er wurde von der Mutter des Königs, Luiſe von Savoyen, und der Statthalterin der Niederlande, Erzherzogin Margaretha, die jener einſt als Herzogin von Savoyen ſo nah geſtanden hatte, zu Cambrai am 25. Auguſt geſchloſſen, weshalb er der *Damenfriede* genannt wurde. In Folge deſſelben wurde des Kaiſers Schweſter Eleonore, verwitwete Königin von Portugal, gleich darauf Gemahlin des Königs Franz von Frankreich, und die beiden erbitterten Feinde wurden nun Schwäger.

Während hier im Weſten Alles zu Glück und Macht des habsburger Herrſcherhauſes ausſchlug, brauſte aus Oſten ein neuer Sturm wider daſſelbe heran, der all dies Glück und dieſe Macht zu vernichten drohete: Suleiman erhob ſich mit dritthalbhunderttauſend Mann zum heiligen Kriege, um die Habsburger und mit ihnen das ganze Chriſtenthum zu ſtürzen. Ehe der Kaiſer noch den Frieden mit dem Papſt und König Franz abgeſchloſſen hatte war Suleiman Herr von ganz Ungarn, in welchem ihm König Ferdinand keine Macht entgegenzuſtellen hatte, und am 26. September langte er mit dem ungeheuern Heere vor Wien an und ſchlug ſein Lager auf. Suleiman hatte begriffen, welch einen Fehler er gemacht, als er vor drei Jahren auf ſeinem Siegeszug umgekehrt und wieder nach Hauſe gezogen war; er wollte ihn jetzt wieder gut machen und hatte ſeine Einrichtung getroffen, um drei Jahre von Konſtantinopel entfernt zu ſein. Bald mußte er zu ſeinem Schrecken inne werden, daß es zu ſpät war, und er jetzt nicht mehr verrichten konnte, wozu vor drei Jahren die günſtigſten Umſtände geweſen waren. Drei furchtbare Stürme auf die Stadt ſchlug die heldenmüthige Beſatzung, aus vier deutſchen und einem böhmiſchen Regimente beſtehend, ſo tapfer zurück, daß Suleiman genöthigt war, am 15. Oktober die Belagerung aufzuheben und den Rückzug anzutreten, um ſein Heer nicht in Deutſchland aufgerieben zu ſehen. Ungarn blieb aber in ſeinen Händen; denn dem König Ferdinand fehlten Macht und Mittel, aus dem Siege der wiener Beſatzung die rechten Vortheile zu ziehen und den Sultan zu verfolgen. Zapolya ward vom Großſultan zum König von Ungarn erhoben. Von Deutſchland und der Chriſtenheit insbeſondere von den Habsburgern war jedoch die Gefahr abgewendet.

---

## 10.

## Die Fugger und die Helfer Oeſtreichs.

Die kirchliche Bewegung in Deutſchland war in den letzten drei Jahren voll Kampf immer mächtiger geworden. Im Kurfürſtenthum Sachſen, in Heſſen und in den freien Reichsſtädten bildete ſich das neue Kirchenthum mehr und mehr aus und gewann feſtere Geſtaltung. Der junge Landgraf gründete in Marburg die erſte evangeliſche Univerſität; aber ſchon zeigte ſich eine Spaltung zwiſchen den ſchweizer und den wittenberger Reformatoren.

In Augsburg theilten ſchon am Chriſtfeſte 1526 Dr. Froſch und Urban Regius, an welche ſich Kaspar Huberin und Johann Schmitt anſchloſſen, zu St. Anna das vom Rath freigegebene Abendmahl unter beiden Geſtalten aus. Die Karmeliter legten bis auf wenige ihr Ordenskleid ab und vertheidigten in einer eignen Schrift ihren Austritt. Im folgenden Jahre verheiratheten ſich die Meiſten nach dem Beiſpiel ihres Priors Froſch und des Predigers Regius. An dem Hin- und Herwogen der öffentlichen kirchlichen Kämpfe nahm die Stadt den lebhafteſten Antheil. Ihre, wie Ulms und Nürnbergs Abgeordnete ſaßen überall im Rathe der evangeliſchen Stände und das Wort derſelben war nicht ſelten von entſcheidender Wichtigkeit, namentlich auf den Reichstagen zu Speier 1526 und 1529. Als der Kaiſer ſich im Jahre 1528 zur Ausſöhnung mit dem Papſte ſo willfährig zeigte und den evangeliſchen Deutſchen merken ließ, daß ſie abermals von ihm hintergangen waren, ließ er auch den augsburger Stadtrath durch ſeinen Vicekanzler, Propſt von Waldkirchen bedeuten, die Stadt ſei bei ihm in Ungnade gefallen, weil ſie die Religion verändert habe, und ſie ernſtlich vermahnen, der neuen Lehre zu entſagen. Da zeigte ſich recht deutlich die der erſten freien Reichsſtadt inwohnende moraliſche Kraft. Die ausgeſprochene Willensäußerung des Kaiſers hatte nur ein engeres Anſchließen an das geiſtesverwandte Ulm zum Schutze der evangeliſchen Lehre zur Folge. Nun gerade wurde auf allen Kanzeln der Stadt evangeliſch gepredigt, ja als auf dem Reichstage zu Speier 1529 die Sache der Evangeliſchen in Folge des Friedensſchluſſes zwiſchen Kaiſer und Papſt und dem dadurch bewirkten engern Zuſammentreten der altgläubigen Stände, wieder eine üble Wendung nahm, trat der Rath in Augsburg erſt recht entſchieden auf und ſagte den bedrohten verehelichten Prieſtern ſeinen Schutz zu. Aber mit derſelben Entſchiedenheit verfuhr er auch gegen alle Ausſchreitungen, namentlich gegen die ſich immer wieder erhebenden Bilderſtürmer, und gebrauchte ſogar grauſame Strenge gegen die Wiedertäufer.

Mit dem Hauſe Fugger und denen, die ihm nah ſtanden, gingen in dieſen vier Jahren einige Veränderungen vor. Die beiden Häupter des Hauſes, Raimund und Anton ſchloſſen ſich der biſchöflichen Partei enger an, und der Letztere war ſogar ein Haupt derſelben. Ebenſo feſt hielten ſie am habsburger Hauſe, und brachen mit den Baiernherzögen, welche erſt nach der böhmiſchen Königskrone geſtrebt hatten und nun ſogar an die Möglichkeit dachten, die Kaiſerkrone zu gewinnnen, und deshalb in Verbindung mit Zapolya traten, allen Geſchäftsverkehr ab. Anton war wieder ein ſo eiſerner Anhänger der Habsburger und der päpſtlichen Macht, wie Jakob in ſeiner Jugend geweſen war, nur nicht mit der Gemüthlichkeit deſſelben. Erſt 1527 verheirathete er ſich in ſeinem fünfunddreißigſten Jahre mit Anna Rehlinger von Horgau, einer Nichte des Bürgermeiſters und den erſten Familien der Stadt entſprungen, und bezog mit ihr das Haus Jakobs am Weinmarkt, das ihm die Tante Sibylle überlaſſen hatte. Bei ihm blieben Junker Martin, der nach Jakob Fuggers Tod den Geſchlechtsnamen „van der Voort“ erhalten. Regina Turzo bezog mit der Tante Sibylle ein andres Haus. Martin blieb tiefſinnig und behielt ſein ſtilles ſcheues Weſen. Selten ſprach er ein Wort, aber er war ein guter und fleißiger Arbeiter auf der Schreibſtube und führte jedes ihm aufgetragene Geſchäft mit der größten Pünktlichkeit aus, ſo daß er für das Haus einen brauchbaren Mann abgab. Auch Raimund Mohr hatte ſich allmälig an die Geſchäfte gewöhnt und arbeitete täglich mit auf der Schreibſtube, obgleich nie mit großer Luſt. Mit ſeinem vierundzwanzigſten Jahre ſollte er Reginas Gatte werden; ſo hatte es Jakob Fugger verordnet, und ſein Wille war ſeinen Neffen in jeder Beziehung heilig.

Hieronymus führte ſein eignes Geſchäft fort und lebte meiſt in Augsburg. Wenn er auch genöthigt war, eine Reiſe nach Tyrol zu machen, immer kehrte er ſobald als möglich zurück; denn in den Mauern des Katharinenkloſters leuchtete ſtill der Stern, der ihn anzog, obgleich für ihn, nach Art der Sterne, unerreichbar. Johanna von Sickingen hatte ſich als Nonne einkleiden laſſen. Hieronymus ſah ſie ſelten, aber ſie zu ſehen machte all ſein Glück aus. In ſtiller Wehmuth verlebte er ſeine Tage und wies alle Aufforderungen ſeiner Verwandten und Freunde, ſich zu verheirathen, mit reſignirtem Lächeln zurück. Nur wenn er ſeine Schweſter Felicitas im Kloſter beſuchte, wich die trübe Wolke von ſeiner bleichen Stirn; denn dann trat Johanna an Felicitas' Arm in das Sprachzimmer und eine Stunde verflog ihm, deren Wonne den Kummer ſeiner Tage aufwog. Offen trat er zur neuen evangeliſchen Kirche über, als die Bekenner der wittenberger Lehre ſich förmlich vom Papſt losſagten, und er ward deshalb von ſeiner Tante Sibylle vorzüglich gern gelitten.

Bübenhoven hatte einige Zeit dem fuggerſchen Hauſe in Antwerpen vorgeſtanden, dann aber die Bitte der Erzherzogin Statthalterin, ſeiner Gönnerin erfüllt, und war als ihr Hofmeiſter und Kavalier in ihre Dienſte getreten. Er widmete ſich ganz der hohen Frau, zumal ſie ſeit einiger Zeit kränkelte.

Georg Frundsberg, der vieljährige Freund des fuggerſchen Hauſes, war krank und elend, im Geleite ſeines Sohnes Kaspar, in einer Sänfte über das hohe Gebirge von Graubünden nach Mindelheim zu ſeiner Hausfrau zurückgekehrt. Ueber Jahr und Tag hatte er an ſchwerem Gebreſte in Ferrara als Gaſt des Herzogs Anton gelegen.

ſelbſt als dieſer ſich gegen den Kaiſer wandte. Im Anfang des Jahres 1528 war ſein Sohn Melchior als kaiſerlicher Hauptmann in Rom an der Peſt geſtorben, und er ſelbſt endete nach ſehr trüben Erfahrungen, unter denen der Undank der Habsburger eine der ſchlimmſten war, acht Tage nach ſeiner Ankunft auf ſeinem Schloſſe zu Mindelheim am 20. Auguſt, erſt 53 Jahre alt. Alle kaiſerlichen Feldoberſten waren von der Lebensbühne abgetreten. Auch der gräßliche Truchſeß ſtarb um dieſe Zeit in grämlicher Stimmung über ſeine Blutthaten, die ihm vom ſchwäbiſchen Bunde ſchlechten, vom Erzherzog Ferdinand nur kurzen kalten Dank eingebracht. Der eitle tyranniſche Erzbiſchof von Salzburg endete in Blödſinn. Der Markgraf Kaſimir von Brandenburg, der Vaterſchänder und Bluthund, ſtarb, kaum vierzig Jahre alt, als Feldobriſter des Königs Ferdinand auf deſſen Zuge nach Ungarn 1527, ſchon ein Jahr nach ſeiner ſchauderhaften Bauernmetzig, und nicht etwa in einer Türkenſchlacht, nein, an einer furchtbaren Darmgicht auf dem Heereszug auf freiem Felde. Sein Bruder Georg gab auf Andrängen des Bruders Albrecht, der ſich zwei Jahre vorher zum erblichen Herzog von Preußen erklärt hatte, den gefangenen Vater frei, und nun zeigte ſich's, daß dieſer nie geiſteskrank geweſen war; er lebte noch neun Jahre als regierender Fürſt. Kaſimirs einziger Sohn und Erbe war jener Markgraf Albrecht, Alcibiades genannt, der wüſte Parteigänger, die Geißel ſeines Landes und Deutſchlands, der 1527 geächtet und landlos 35 Jahre alt ohne Erben ſtarb. Auch Markgraf Georgs einziger Sohn, Georg Friedrich, ſtarb 1603 ohne Leibeserben, ebenſo des Herzogs Albrecht von Preußen einziger blödſinniger Sohn Albrecht Friedrich 1618. Das ganze mit blutigen Verbrechen belaſtete Haus ging unter und ſeine Länder fielen an die kurfürſtlich brandenburgiſche Linie. Es gibt doch eine Nemeſis in der Geſchichte.

Auch im Untergange jener Männer der Bedrückung, des Meineids, der Gewalt, des tauſendfachen Words, die in Deutſchland zu Gunſten der beiden jungen habsburgiſchen Fürſten gewüthet, tritt ſie deutlich hervor. Nach wenig Jahren ſchon und ſie waren alle aus dem Leben geſchieden, jene eiſernen entſetzlichen Menſchen, die Männer der Gewalt und jener bedenklichen dem habsburger Hauſe gewidmeten Treue, jene Männer, die mit eiſerner Fauſt und liſtigen Ränken in die fortſchreitende Entwickelung des einem herrlichen Ziele, dem Volksglück, zuſtrebenden Zeitgeiſtes hemmend und zerſtörend eingewirkt, die den jungen Kaiſer auf eine Stufe der Macht gehoben, auf welcher vor ihm kaum je ein deutſcher Kaiſer geſtanden, und der das Alles ruhig und kalt hinnahm, als verſtände es ſich von ſelbſt, und dem Andenken ſeiner Förderer kaum eine Ehre erwies. Ein neues Geſchlecht ſtand auf der Lebensbühne, im herzloſen Ränkeſpiel der Politik, im Verhöhnen aller großen und edeln Gefühle, die der beſſere Theil der Nation eine Zeitlang gehegt, aufgewachſen. Man ſang Spottlieder auf die unterlegnen Bauern, man beſchimpfte das Andenken ihrer Häupter. Mit welchem Unflath der Geſinnung wurde nicht Thomas Münzers Name überſchüttet! — Selbſt die kirchliche Angelegenheit war zum kalten diplomatiſchen Streit geworden, voller Ränke, voller Ingrimm, aber aller Begeiſterung leer. Ein böſer Froſt lag auf den Geiſtern, deren würdiger Repräſentant der herzloſe Kaiſer ſelbſt war.

Ein Glück für das Haus Fugger, daß der Segen Meiſter Jakobs darauf ruhete.

## 11.

## Karls Geburts- und Krönungstag zu Bologna.

Welch ein Pomp! — Kaiſer Karl feiert ſeinen dreißigſten Geburtstag mit ſeiner Kaiſerkrönung von der Hand des Papſtes zu Bologna. — —

Am 27. Juli 1530 war er in Barcelona zu Schiffe geſtiegen, am 12. Auguſt in Genua ans Land getreten. Andreas Doria, der berühmte Genueſe, führte ihn. Ein großes Gefolge aus dem vornehmſten und reichſten Adel der ſpaniſchen Königreiche begleitete ihn auf der wichtigen Reiſe. Zehntauſend ſpaniſche Soldaten wurden mit ihm auf der ſpaniſch-italieniſchen Flotte von Barcelona nach Genua übergeſetzt. Es war Alles gethan, ihn in der Herrlichkeit und Macht des Siegers, in der Pracht und Größe des erſten Fürſten des Erdkreiſes zu zeigen. Er wußte was er that, dieſer kalte verſchloſſene, ſchlaue Karl, als er mit ſolchem Schaugepränge den Fuß auf die italieniſche Erde ſetzte und von da nach Deutſchland zu ziehen gedachte. Sieben volle Jahre hatte er die Länder des heiligen römiſchen Reichs nicht geſehen, hatte Spanien in dieſer Zeit nicht verlaſſen. Es waren gerade die wichtigſten Jahre im Leben des Menſchen, die Jahre der Reiſe und feſten Geſtaltung des Charakters, die Jahre der Ausprägung und Vollendung des innern und äußern Menſchen, des Ueberganges aus dem Jünglings- in das Mannesalter. Und wie hatte er ſich ausgebildet! Der deutſche Jüngling, einſt nach Spanien gegangen, um die Erbſchaft der Kronen ſeiner mütterlichen Großeltern anzutreten, dann nur auf nicht volle zwei Jahre zurückgekehrt, um ſich in Aachen zum deutſchen König krönen zu laſſen und den Reichstag zu Worms zu halten, jetzt kam er als ein vollendeter Spanier wieder. Er hatte unter den Spaniern nicht allein ſpaniſch regieren gelernt, er hatte den Geiſt ſeines mütterlichen Großvaters, Ferdinands des Katholiſchen, begriffen und ſich zu eigen gemacht.

Viele Tauſende waren aus ganz Oberitalien herbeigeſtrömt, ihn zu empfangen, zu begrüßen, zu ſehen. Es war ein ſo furchtbares Gedränge, daß Viele erdrückt wurden, Andere vom Quai hinabgeſtürzt in den Gewäſſern des Hafens den Tod fanden.

Dieſer ungeheure Menſchenzudrang, dieſe beiſpielloſe Aufregung in ganz Oberitalien hatte ihren guten Grund. War doch dieſem jungen Kaiſer gelungen, was eigentlich noch keiner ſeiner Vorgänger zu Stande gebracht hatte, ſich zum Herrn von Italien zu machen. Wie waren ſie ſeit Jahrhunderten über die Alpen gekommen, die ſtolzen kriegeriſchen deutſchen Oberfürſten mit mächtigen Heeren, um ſich die Kaiſerkrone des heiligen römiſchen Reichs in Rom aufſetzen zu laſſen und das Land ſich unterthänig zu machen, und wieder vertrieben worden! Und dieſer Karl, dieſer merkwürdige Glücksſohn, hatte das ſtolze Ziel erreicht, ohne ſein perſönliches Zuthun; es war ihm Alles wie im Schlafe zugefallen. Und welch ein mächtiger Gebieter war er! Die neuentdeckte Welt, die ungeheure, deren Umfang man noch nicht einmal kannte, aus der man täglich Seltſameres, Wunderbareres vernahm, und in welcher die Phantaſie ſich in den kühnſten Ausſchweifungen erging, ſie huldigte ihm als ihrem König und Herrn; ganz Spanien mit ſeinen Königreichen war ſein Erbe, Neapel und Sicilien ſein Eigenthum, Burgund und Niederlande nannten ihn ihren Herzog, Oeſtreich war ſein Stammland, er war deutſcher Kaiſer! So lang es eine Geſchichte gab, hatte die Welt noch keinen ſo mächtigen Monarchen geſehen. Dazu ſeine Siege! Seine Siege; es klang merkwürdig, denn er war doch noch nie in einem ernſtlichen

Kriege geweſen, hatte noch keine Schlacht geſehen. Und der ſtolze kriegeriſche Franzoſenkönig, wie der ſtolze kriegeriſche Papſt waren von ſeinen Feldherrn wiederholt geſchlagen und gefangen genommen worden. Der wilde Heinrich von England hatte nichts gegen ihn ausrichten können; das reiche Venedig war gedemüthigt.

Da ſtieg er nun aus dem Schiffe, dieſer Kaiſer, als Triumphator und ritt, von den prächtigen ſpaniſchen Granden umgeben, langſam durch das endlos wogende, ihm unaufhörlich zujauchzende Volk, ein ſchmächtiger, faſt zierlich gebauter junger Mann mit einem bleichen ziemlich unanſehnlichen Geſicht, mit dünnem röthlich blonden Haare und Bart, mit einer ſchwachen Stimme, ohne Stolz aber auch ohne Majeſtät; nicht wie ein König, nicht wie ein Krieger ausſehend, ſondern wie ein Hofmann. Das war der Günſtling des Glücks, wie die Erde keinen zweiten beſaß. —

Seit faſt vier Jahren war Karl mit der Prinzeſſin Iſabella von Portugal, Tochter des Königs Emanuel und Schweſter des jetzigen Königs Johann des Dritten, vermählt. Damals, als er den König Franz von Frankreich der Gefangenſchaft entlaſſen, war er nach Sevilla zu ſeiner Vermählung gereiſt. Ein Jahr ſpäter war ihm ein Infant geboren worden, den er ſeines Vaters Namen Philipp gab. Als er jetzt von der Kaiſerin-Königin geſchieden und ihr die Regierung der ſpaniſchen Königreiche übergeben, war ſie abermals geſegneten Leibes und ihre Entbindung von einem zweiten Prinzen wurde dem Kaiſer in der Mitte des folgenden Jahres, als er eben mit dem Papſte zuſammen in Bologna war, gemeldet. Der Infant ſtarb aber wenige Monate nach ſeiner Geburt. — Es war keine Ehe, die die Herzen geſchloſſen. War es doch zweifelhaft, ob Karl überhaupt jener Gemüthsregungen, die man dem Herzen zuſchreibt, fähig war. Die Jugend wenigſtens, wo jene Gekommen? Antworte Er mir auf meine Frage oder ich werde Mittel anwenden, die Ihn bei der Schnur zu bleiben lehren werden? Woher hat Er die Sachen?“ — „Das Eine habe ich geerbt, das Andere zum Geſchenk erhalten, das Dritte gekauft.“ — „Wie will er Sein Eigenthumsrecht auf dieſe Effecten darthun?“ — „Durch nichts weiter als die Verſicherung, daß ſie mein ſind, und daß ein Andrer kein Recht darauf wird darthun können.“ — „Das wollen wir abwarten. Seit wann hält Er ſich in der Stadt auf?“ — „Seit geſtern Nachmittag.“ — „Woher kam Er?“ — „Von Eiſenach.“ — „Er muß doch ein Bündel, einen Paß und dergleichen haben?“ — „Ich habe nichts weiter, als was dort auf dem Tiſche liegt.“ — „Hat Er auch nichts weiter gehabt?“ — „Es iſt mir geſtohlen worden.“ — „Und Uhr und Ringe hat man Ihm gelaſſen? Das mach' Er einem Narren weiß! Wie hoch gibt Er den Werth der von ihm zum Verkauf ausgebotnen Gegenſtände an?“ — „Die Steine allein ſind für den Kenner fünf bis ſechshundert Gulden werth. Ich hätte ſie für den zehnten Theil dieſer Summe verkauft, weil ich in Noth war.“ — „Nun ſo weiß Er ſich zum Guckuk! aus, wes Standes Er iſt, oder ich laſſ' ihn vier Wochen bei Waſſer und Brot auf die Frohnfeſte bringen. Sein Rock, Sein Fußwandern und alle andern Umſtände paſſen nicht zu geſchnittenen Edelſteinen, einer mit Brillanten beſetzten goldnen Uhr und einem ſolchen koſtbaren Ring. Er iſt ein ganz verdächtiger Menſch, und wenn Er nicht auf der Stelle die Wahrheit bekennt, ſo beſchreib' ich die Sachen in den Zeitungen und rufe den fühle friſch und lauter ſtrömen, war ſchon lange für ihn vorüber. In ſeiner Geſtalt, in ſeinen Geſichtszügen war ſchon deutlich jene Raffinerie der diplomatiſchen Künſte, gepaart mit einer gewiſſen Verdroſſenheit, ausgeprägt, die ihm eine für ſein Alter unheimliche Ruhe und ſelbſt ſeinem Lächeln etwas von der Kälte des Sonnenblicks, der von einem Gletſcher zurückprallt, verlieh.

Bald langten Geſandtſchaften von allen Höfen in Genua an, dem Kaiſer Huldigung und Ergebenheit zu bezeigen. Er hatte gegen alle das höfliche Lächeln und die Verſicherung des Friedens und Wohlwollens. Seinen Feinden zeigte er keine Strenge, im Gegentheil waren die Bedingungen, die er für die Verſöhnung ſtellte, äußerſt billige. All ſein Streben war die Empörung, den Krieg zu erſticken, Ordnung und Ruhe herzuſtellen, die Segnungen des Friedens zu fördern. Von den Florentinern verlangte er ſtreng die Zurückberufung der Mediceer, unbedingte Unterwerfung unter den Willen des Papſtes. Den jungen Herzog Aleſſandro Medici, natürlichen Sohn des Papſtes Klemens von einer Hausmagd, aber für einen Sohn des letzten Herzogs Lorenzo geltend, von den Florentinern zwei Jahre vorher verjagt, beſtimmte Karl zu ſeinem Schwiegerſohne, d. h. zum Gemahl ſeiner natürlichen Tochter Margaretha, und hatte ihn ſtets um ſich.

Inzwiſchen bedrohte der Eroberungszug Suleimans durch Ungarn nach Oeſtreich und ſeine Belagerung Wiens noch einmal Karls Macht in Italien, und Mailand und Venedig glaubten im Großſultan einen mächtigen Erſatz für den König Franz gefunden zu haben. Des Kaiſers Blicke ſchweiften nicht ohne ernſtliche Beſorgniß von Genua nach Wien; aber ſein Glücksſtern zerſtäubte ſchnell die Wolken, und als Suleiman heimzog, war Karls Macht in Italien nur noch feſter gegründet. Deſto billiger und verſöhnlicher zeigte er ſich gegen Mailand und Venedig.

Nie war ein klügerer Kaiſer nach Italien gekommen. Nachdem er auch den Herzog von Ferrara wieder zu Gnaden angenommen, ging er zu Anfang Novembers nach Bologna, wo ihn der Papſt erwartete. Das Gepränge war groß von beiden Seiten.

Als der prächtige Zug — der Kaiſer im ſilbernen Helm und Küraß auf einem milchweißen Pferde unter dem von den Profeſſoren und Doktoren der Univerſität getragenen Himmel von güldnem Stuck — unter Trompeten- und Paukenſchall auf dem Platze vor der Hauptkirche des heiligen Petronius angekommen war, ſtieg Karl vom Pferde und ſchritt auf die geräumige mit koſtbaren Tapeten überkleidete Bühne zu, welche hier aufgeſchlagen war, und auf welcher Papſt Klemens in Pontificalibus mit der Tiara auf dem Haupte, umgeben von Kardinälen und Biſchöfen, ihn erwartete. Während der Kaiſer zwiſchen zwei Kardinälen die Stufen hinaufſtieg, erhob ſich der Papſt und ging ihm einige Schritte entgegen. Oben angelangt, warf ſich Karl auf beide Kniee nieder und küßte dem Papſt den Fuß. Klemens hob ihn auf, küßte ihn auf Stirn und Wangen und gab ihm die Hand. Karl ſprach: „Allerheiligſter Vater, ich komme hier zu den Füßen Eurer Heiligkeit in der Abſicht, die ich ſtets gehabt, mit Euch gemeinſchaftlich zum Beſten der Chriſtenheit, die ſchon lange Noth leidet, zu wirken, und bitte ich Gott, der mir ſo große Gnade erwieſen, er möge unſer Vorhaben ſegnen und machen, daß meine Ankunft allen Chriſten zum Vortheil gereiche.“

Der Papſt erwiederte: „Ich verſichre Ew. Majeſtät, daß ich nichts eifriger, als dieſe unſre Zuſammenkunft gewünſcht; Gott und alle Heiligen mögen mir Zeuge ſein! Und ich bin der göttlichen Majeſtät viel Dank ſchuldig, daß ſie Euch ſo glücklich hierher gebracht und mir die Freude gönnt, Euch zu ſehen; ferner, daß ſie die Dinge ſo gewendet, daß ich nicht zweifle, es werde durch Euere kaiſerliche Macht nicht nur der Kirche, ſondern auch ganz Europa der Friede wieder gegeben werden.“

Nach dieſer Begrüßung beſchenkten ſie ſich mit einigen Kleinodien und ſtiegen von der Bühne unter dem Beifallsruf des Volks herab, der Kaiſer zur Linken des Papſtes. Jener begab ſich mit mehren Kardinälen in die Kirche, um ſein Gebet zu verrichten, dieſer in ſeinen Palaſt. Zunächſt daran war der Palaſt des Kaiſers und beide durch eine neuerbaute hölzerne Galerie verbunden, ſo daß ſie ſich ſprechen konnten, ohne die Straße zu betreten, gerade wie kurz zuvor die beiden Fürſtinnen in Cambrai, als ſie den Friedensſchluß verhandelten.

Und ſie verhandelten auch mit einander im Geheimen, der Papſt und der Kaiſer, über die hölzerne Galerie herüber und hinüber, und zwar den Weltfrieden, das heißt, die Unterdruckung jedes kräftigen Aufſtrebens des Volksgeiſtes in Staat und Kirche, in Italien wie in Deutſchland, ſie verhandelten, daß die lutheriſche und zwingliſche Ketzerei gewaltſam unterdrückt werden müſſe.

Seht da den „deutſchen“ Kaiſer, der durch deutſche Soldaten, die kampfmuthig und begeiſtert ſeinem Rufe folgten, als er ſie gegen den Papſt führen ließ, ſich zum Herrn von Italien machte und den Papſt gefangen nahm, ſeht ihn ſich mit dem Papſt verbinden und unterhandeln zur Bekämpfung deſſelben deutſchen Geiſtes, der nach Befreiung von der Schlangenumarmung des Papſtes rang und deshalb ſo jubelnd und freudig dem Kaiſer gefolgt war! Das iſt die weltberühmte ſpaniſche Kunſt, die Kunſt der Könige. Und doch ſpielten das Oberhaupt des Reichs und das Oberhaupt der Kirche ebenſogut Komödie miteinander, wie vor dem Volke. Sie konnten ſich einander nicht ausſtehen: ſie grollten einander in der tiefſten Seele, keiner traute dem Andern. Aber der Papſt brauchte den Kaiſer gegen die republikaniſchen Florentiner und gegen die Ketzer in Deutſchland und der Kaiſer brauchte den Papſt gegen Mailand und Venedig, gegen Frankreich und wieder gegen Deutſchland. Mit einem Worte: Jeder brauchte den Andern gegen den mächtig aufſtrebenden und ſich ſeiner Kraft allmälig bewußt werdenden Volksgeiſt. So kam denn ihr Bund zu Stande zur Ehre Gottes und Jeſu Chriſti und zur Erlangung des Friedens und der Ruhe und Ordnung in Europa.

Dann gingen Boten vom Kaiſer aus nach Deutſchland, die Stände des Reiches durch Circularbriefe zu einem großen Reichstag nach Augsburg zu beſcheiden, der am achten Tage des Monats April eröffnet werden ſollte.

Unter den vielfachen und verwickelten Verhandlungen und Abſchlüſſen mit den verſchiedenen italieniſchen Staaten verſtrich die Zeit. Der Kaiſer gewann alle Herzen durch ſeine Güte, ſeine Mäßigung. Nur Florenz, das ſich durchaus dem rachſüchtigen Mediceer auf St. Peters Stuhl nicht fügen wollte, wurde auf Befehl des Kaiſer vom Prinzen von Oranien belagert.

Der Kaiſer hatte gewünſcht, nach Beendigung dieſer Angelegenheiten ſich in Rom krönen zu laſſen und dann erſt nach Neapel zu gehen, bevor er Deutſchland heimſuchte; aber ſein Bruder Ferdinand ſandte ihm Boten auf Boten mit der immer dringendern Mahnung: Karl möge unverzüglich über die Alpen kommen, um dem gefährlichen Geiſte in Deutſchland mit der ganzen Macht ſeines kaiſerlichen Anſehens entgegen zu treten und ihm ſelbſt dann wieder zu Ungarn zu verhelfen. Den Kaiſer trieb es ſelbſt; er gab jenen Plan auf und beſchloß, ſich in Bologna krönen zu laſſen. Er beſtimmte ſeinen Geburtstag zu dieſer wichtigen feierlichen Handlung; dieſer für ihn bereits ſo bedeutungsvolle Tag ſollte dadurch noch höhere Bedeutung gewinnen. Vor fünf Jahren war an dieſem Tage die Schlacht bei Pavia geſchlagen, vor drei Jahren war an dieſem Tage ſein Bruder Ferdinand in Prag zum König von Böhmen gekrönt worden. Mit dem dreißigſten Geburtstage, wo der Mann in das Zenith ſeines Lebens tritt, wollte Karl die uralte Kaiſerkrone von des Papſtes Hand auf dem Haupte empfangen. Er wollte ſein Glück an dieſen Glückstag binden, und er band es daran; es gelang ihm wider Erwarten. Es war in jeder Hinſicht eine merkwürdige Kaiſerkrönung.

Zwei Tage vorher, am 22. Februar, fand die Krönung Karls mit der eiſernen Krone zum König der Lombardei mit großen Feierlichkeiten in der Kirche Johannes des Täufers ſtatt. Dieſe von Karl dem Großen ſtammende Krone, der ein ſchmaler in den breiten Goldring eingelaſſner eiſerner Reif den Namen gegeben, wurde ſeit ſiebenhundert Jahren in Monza verwahrt, und dem Herkommen gemäß hätte ſich Karl in dieſer Stadt damit krönen laſſen ſollen. Aber Karl ſagte: er reiſe nicht zu den Kronen; die Kronen müßten zu ihm kommen. Und wie die Kaiſerkrone, ſo ward die eiſerne Krone nach Bologna gebracht.

Der Kaiſer wurde von zwei Kardinälen in die Kirche geführt. Er trug einen langen Purpurmantel mit ſilbernen Ranken und einen goldgeſtickten ſpaniſchen Hut. Der Markgraf von Moja trug ihm das Schwert in der Scheide, der von Aſtorga das Scepter, der Herzog Aleſſandro von Medici den Reichsapfel und der Markgraf von Montferrat die Krone vor. In einer Kapelle der Kirche empfing ihn der Kardinal von Tortoſa und verrichtete, vermöge päpſtlicher Vollmacht, die Salbung auf die Schultern und den rechten Arm an ihm. Hierauf wurden in der Sakriſtei dem Kaiſer von Kardinälen die königlichen Gewande angelegt. Indeſſen kam der Papſt in die Kirche, dem der Kaiſer ehrerbietig entgegen ging. Der Papſt trat, nach Beendigung der Meſſe und mehrer Chorgeſänge vor den Altar, der Kaiſer kniete auf ein Sammtkiſſen vor ihm.

Der Papſt ſteckte dem Kaiſer einen koſtbaren Ring an den Zeigefinger der rechten Hand und gürtete ihm das Schwert um, beides mit der Wortformel des alten Ritus. Der Kaiſer ſtand auf, zog das Schwert und führte damit drei Streiche in die Luft, ſteckte es wieder in die Scheide, kniete wieder nieder und empfing die lombardiſche Königskrone aus des Papſtes Hand auf das Haupt. Er küßte dem Papſt den Fuß und erhob ſich. Der Papſt ſtimmte das Te deum laudamus an. Der Chor fiel ein und ſang dann das Agnus dei, während deſſen Papſt und Kaiſer den Friedenskuß auf die Wangen wechſelten.

Der Papſt ertheilte hierauf allen Anweſenden auf hundert Jahre Ablaß und beſchloß damit die Krönungsfeier. Hand in Hand gingen Papſt und Kaiſer in den Palaſt zurück.

Die Menſchenmenge, die aus ganz Italien zuſtrömte, wuchs in dieſen Tagen ſo außerordentlich an, daß die Stadt ſie kaum beherbergen konnte, aber gerade Diejenigen fehlten, denen es am erſten gebührte, hier mit Würde und Repräſentation aufzutreten: die deutſchen Fürſten. Hoher und geringer Adel, hohe und niedrige Geiſtlichkeit aus Spanien und Italien waren am Morgen des 24. Februar in Maſſe zugegen; ein einziger deutſcher Fürſt war durch Zufall Tags vorher angekommen, der Pfalzgraf Philipp, der kurz zuvor Wien gegen Suleiman vertheidigt hatte. Die deutſchen Kurfürſten waren nicht eingeladen worden, keine deutſche Ritterſchaft, wie ſie ſonſt ihren Kaiſer nach Rom führte, war zu ſehen. Auf dem Platze ſtanden wohl dreitauſend deutſche Landsknechte, aber ein Spanier befehligte ſie, der kontrakt gewordne Antonio de Leiva, der auf einem Tragſeſſel ſaß. Was hier in Glanz und Pracht auftrat, war aus Spanien und Italien zuſammengekommen. Spaniſche Edelknaben eröffneten den Zug nach der Kirche St. Petronius, deren Kapellen der Papſt die Namen der Kapellen von St. Peter beigelegt und einem Ort in derſelben ſogar als die Konfeſſion Petri geweiht hatte. Den ſpaniſchen Jünglingen folgten die ſpaniſchen Granden. Da waren es vorzüglich die Träger der alten berühmten Namen der kaſtiliſchen Geſchlechter: Mendoza, Guzman, Pacheco, Padilla, Manriquez, Zuniga, Toledo, Cueva, Rojas, Ponce de Leon, Saldanga, Gatlinara, Olivarez. Jedes große Haus war vertreten. Alle wetteiferten in Pomp und Herrlichkeit. Es war ein Schaugepränge, wie es noch kein Menſch geſehen, womit die ſtolzen Spanier den Italienern imponiren wollten. Der Glänzendſte war Alvarez Aſſorio Marquis von Aſtorga. Aber auch Aragonien, Katalonien, Navarra hatten ihre zahlreichen Repräſentanten geſendet und nur Männer aus den erſten Adelshäuſern. Daſſelbe war mit Neapel und Sicilien der Fall. Aus den übrigen italieniſchen Staaten immer die Blüthe des Adels, die nicht hinter den Spaniern zurückſtehen wollte. Millionen waren verſchwendet worden an die Hülle des Menſchen, um die vermeintliche Stellung zu behaupten. Hierauf kamen die Herolde, nicht etwa der deutſchen, ſondern der ſpaniſchen und italieniſchen Provinzen. Das Scepter trug der Markgraf von Montferrat, das Reichsſchwert der Herzog von Urbino, den Reichsapfel der zufällig gekommene Pfalzgraf Philipp, die goldne Kaiſerkrone Karls Schwager, der Herzog von Savoyen. So waren die Aemter der deutſchen Kurfürſten beſetzt. Hinter ihnen trat der Kaiſer in der Mitte zweier italieniſcher Fürſten einher; die Mitglieder ſeines ſpaniſchen geheimen Raths, ſein Hofſtaat und die fremden Geſandten folgten ihm nach. Er hatte einen langen babyloniſchen Mantel um, deſſen Schweif ſein Oberkämmerer, der Graf Heinrich von Naſſau trug, und die Königskrone auf dem Haupte. Ueberall Spanier, Spanier, Italiener, Italiener, ſo weit das Auge blickte. Wo waren die Deutſchen? Hier wurde ja der deutſche Kaiſer gekrönt! Armes verhöhntes Deutſchland! Was bedarf der Spanier Don Carlos der deutſchen Fürſten zu ſeiner Krönung als deutſcher Kaiſer! Und Euch geſchieht ſchon recht, Ihr verblendeten thörichten deutſchen Fürſten! Wie Ihr das deutſche Volk behandelt habt, ſo behandelt Euch wieder dieſer deutſche Kaiſer. Wahrlich, Franz von Sickingen hätte ſich mit der ſilbernen deutſchen Königskrone in Aachen begnügt, aber nur deutſche Männer hätten ihn umgeben, nur das deutſche Volk hätte ihm zugejauchzt, nur Deutſchlands Größe wäre ſein Ziel geweſen. Er ruht in der kühlen Erde. Ihr habt ihn geſchlachtet, und der kalte höfliche Spanier hat kein Herz für Euch. Er kennt nicht das deutſche Volk, er verſteht die großen Ideen nicht, von denen es erfüllt iſt; kein Flügelſchlag des Zeitgeiſtes hat ſeine gewöhnliche Seele berührt; er verdammt den mächtigen Drang nach freier Bewegung des deutſchen Geiſtes, den Drang nach Einheit und Größe; er will Frieden, Ordnung und Herrſchaft im ſpaniſchen und im päpſtlichen Sinne.

Und wie merkwürdig! Faſt wäre ſeinem deutſchfeindlichen Streben auf dieſem Krönungsgange für immer ein Ziel geſetzt worden. Der Zug ging über eine neuerbaute hölzerne Gallerie, durch welche der Palaſt mit der Kirche St. Petronio verbunden worden war. Kaum war der Kaiſer vorüber und eben im Begriff, in die Kapelle zu treten, welche vor der Kirche am Ende der Gallerie errichtet worden war, als dieſe unter der Laſt der nachdrängenden Menſchenmaſſe zuſammenſtürzte. Erſchrocken über das Krachen des zuſammenbrechenden Gebälks und das furchtbare Geſchrei der Fallenden, Verletzten, Sterbenden, wandte ſich Karl um; noch bläſſer als gewöhnlich ſagte er mit lächelnder Miene: „Das weiß ich, daß ich am 24. Februar zweimal geboren worden bin. Vor dreißig Jahren in Gent und heute in Bologna.“ Dann trat er in die Kapelle. Der ſelbſtſüchtige herzloſe Fürſt dachte nur an ſich; er erkannte auch jetzt, in dieſem ſchauerlichen Augenblick nur ſein ihm unerſchütterlich getreues Glück, das ihn auch jetzt wieder geſchützt hatte.

Der Papſt erwartete ihn auf einem Thron ſitzend, der daneben ſtehende um ein paar Stufen niedrigere Thron war für den Kaiſer beſtimmt. Karl verneigte ſich vor dem Statthalter Chriſti; dieſer erhob ſich und weihete jenen zum Kanonikus von St. Peter und St. Johann im Lateran. Die Kanonikuſſe ſtimmten einen Chorgeſang an, und der Kaiſer ließ ſich einige Minuten neben dem Papſt auf dem Throne nieder. Nun traten die Ceremonienmeiſter und beiſitzenden Kardinäle zum Papſt, die Kanonikuſſe von St. Peter und St. Johann im Lateran zum Kaiſer, um ihnen die paſſenden Gewänder anzulegen. Der Papſt wurde mit dem großen Pontifical-Ornat, der Kaiſer mit dem geweihten Diakonalkleide angethan. Der Papſt ſchritt zum großen Altar und begann die Feier der Meſſe, von zwei Muſikchören begleitet; der Kaiſer bediente ihn während derſelben als Diakonus, indem er ihm das Waſſer in einem goldenen Becken und gleicher Kanne reichte, wie er es ſelbſt von einem Kardinal empfangen hatte. Der Papſt reichte dem Kaiſer, welcher niederkniete, die Hoſtie auf goldner Patelle, und ſtimmte das Gebet an: „Herr, ich bin nicht würdig ꝛc.“, welches der Kaiſer fortbetete und dreimal mit leiſer Stimme wiederholte. Unter vollen Chorgeſängen empfing er die Hoſtie, und ſie dauerten bis die Ceremonie des Kelchs vorüber war. Nach der Segenſprechung ſetzte ſich der Papſt auf einen mit güldnem Stuck belegten Seſſel vor dem Altar nieder; der Kaiſer begab ſich nach ſeinem Throne zurück, wo ihm die Kanonikuſſe das Prieſtergewand wieder abnahmen, die hohen adligen Herrn, die ſtatt der Kurfürſten hier waren, ihm dagegen mit den Sandalen und dem von Edelſteinen ſtarrenden Kaiſermantel, der vom byzantiniſchen Kaiſerhofe herübergekommen war, bekleideten. Nun wurde der Kaiſer von den Kardinälen nach der Sakriſtei geführt und empfing hier vom Kardinal Farneſe die Salbung an der rechten Hand, die bis zum Ellnbogen entblößt wurde, und an den beiden Schulterblättern. Der Kardinal ſprach während der Salbung die Formel: „Chriſtus ſelbſt gießt über dein Haupt die Segnung aus und macht ſie dir bis zum Innerſten deines Herzens dringen.“

Darauf ſchritt der Kaiſer, von den Kardinälen und Hofherrn begleitet, zum Altar, auf welchem die Reichskleinodien niedergelegt waren, zurück und kniete vor dem ſitzenden Papſt nieder. Dieſer nahm aus der Hand des Marquis von Aſtorga den goldnen mit Edelſteinen beſetzten Scepter und las dazu aus dem römiſchen Ceremonial, welches ein knieender Kardinal ihm aufgeſchlagen vorhielt, die Worte: „Nimm hin, mein Sohn, das Scepter und gebrauche es zur Regierung des Reichs, welchem vorzuſtehen Gott, wir und die Kurfürſten dich würdig befunden haben“. Der Herzog von Escalon bot dem Papſte das Reichsſchwert dar; er nahm es und übergab es dem Kaiſer mit den Worten: „Nimm hin dieſes Schwert, und bediene dich ſeiner zur Vertheidigung der Kirche Chriſti gegen die Feinde des Glaubens!“

Der Kaiſer that damit drei Streiche in die Luft und ſenkte die Spitze jedesmal zur Erde. Aleſſandro de Medici gab dem Papſte den goldnen, reich mit Edelſteinen verzierten Reichsapfel in die Hand, und dieſer überantwortete ihn dem Kaiſer weiter ſprechend: „Dieſe Kugel bedeutet die Welt, die du mit Tugend, Muth und Treue beherrſchen ſollſt“. — Zuletzt überbrachte Bonifazio Gonzaga Markgraf von Montferrat, die goldne Krone Karls des Großen. Der Papſt ſetzte ſie auf das geſalbte Haupt. „Nimm, unüberwindlicher Kaiſer, die Krone, die vor

Eigenthümer derſelben auf, und eh' ſich dieſer meldet, bekommt Er das Tageslicht nicht wieder zu ſehen und nichts als Schwarzbrot und Waſſer zu ſchmecken!" — „Ich bitte, mich zum Herzog zu führen; bei ihm allein kann und will ich mich legitimiren." — „Wie? Iſt Er toll geworden? Zu Seiner Durchlaucht? Hab' ich recht verſtanden?" — „So iſt's! Ich habe ihm etwas ſehr Wichtiges zu entdecken." — „Glaubt Er denn, man könne ohne Weiteres zu einem ſolchen Herrn rennen? Mein Dienſt iſt mir zu lieb, als einen Abentheurer zu unſerm gnädigſten Herrn zu ſchicken. Ich bin ein beeideter Diener Seiner Durchlaucht. Die beiſitzenden Herrn ſind es nicht minder. Hat Er ein Geheimniß zu entdecken, ſo iſt hier Zeit und Ort dazu und eben ſo gut, als wenn es der Durchlaucht höchſteigene Ohren vernähmen. Iſt die Sache dann meines Erachtens von ſolcher Wichtigkeit, ſo werd' ich mich ſogleich zu unſerm gnädigſten Landesherrn begeben, und Höchſtdenſelben das Erfahrne mittheilen." — „Auf dieſen Vorſchlag kann ich unmöglich eingehen," verſetzte Lambeck mit Würde. „Es iſt durchaus nothwendig, daß ich den Herzog ſelbſt ſpreche. — Ich bin mehr, als ich ſcheine", ſetzte er mit Nachdruck hinzu. — „Ei ſei Er, was er wolle! Ich ſitze hier von Amtswegen und übe die Juſtiz aus. Mir iſt Er ſein Geheimniß zu ſagen ſchuldig, oder der Amtsdiener ſoll's ihm mit dem Stock ausbläuen. Da wollen wir gar nicht viel Umſtände machen. Sr. Durchlaucht kümmern ſich viel um ſolche Vagabunden. Alſo, will Er beichten oder nicht?" — „Keine Macht der Erde wird mich zu zwingen vermögen." —

aller Welt die dir verliehene Gewalt bezeugt, damit alle Völker, die ihr untergeben ſind, dich ehren und dir gehorſam ſind!"

Der Kaiſer trat im vollen Ornat an den Altar, legte Hand und Scepter auf das Evangelienbuch und ſchwur den ihm vom Papſt vorgeleſenen Eid, daß er den Papſt und die römiſche Kirche, alle ihre Beſitzthümer, Ehren und Rechte vertheidigen wolle. Das war derſelbe Eid, den die Hierarchie einſt, als ſie dem Kaiſerthum ſiegreich den Fuß auf den Nacken geſtellt, aufgebracht, und ihn ſchwur jetzt der Kaiſer dem Papſte, den er mit Hülfe der für Luthers und Zwinglis Lehren begeiſterten Deutſchen vor drei Jahren in den Staub geworfen hatte, er ſchwur ihn gegen Luther und Zwingli und ihre Anhänger. Das Rad der Zeit ſollte um drei Jahrhunderte zurückgedreht werden; noch einmal fand die Verbindung der geiſtlichen und weltlichen Hierarchie ſtatt, um die Entwicklung des Menſchengeiſtes im Fortſchritt der Weltgeſchichte in die ſtarre Form veralteter Geſetze zu bannen.

Nach dem Schwur kniete der Kaiſer abermals vor dem Papſt und küßte ihm den Pantoffel. Und doch, trotz aller Demuth des Kaiſers vor dem Nachfolger St. Petri konnte dieſer den Argwohn nicht los werden, daß er der Betrogene ſei, ja er äußerte ſogar gegen den franzöſiſchen Geſandten, Biſchof von Tarbes: er ſehe es, daß er betrogen werde, er müſſe ſich aber ſtellen, als merke er es nicht. Der Kaiſer ſeinerſeits hatte den Papſt in demſelben Argwohn und beklagte ſich über deſſen Falſchheit in ſeinen Briefen an ſeinen Bruder, den König Ferdinand. — Das iſt die Rache des Weltſchickſals: die Feinde des Lichts trauen einander nicht.

Sobald der Fußkuß applicirt war, kehrten Papſt und Kaiſer Hand in Hand zu ihren Thronen zurück; der Kardinal-Diakonus de Medici ſtellte ſich auf den Altar und rief mit lauter Stimme: „Es lebe der großmächtigſte und unüberwindlichſte Beſchützer des Glaubens Karl der Fünfte!" In dieſem Augenblicke donnerten hundert draußen aufgeſtellte Kanonen, und alles Volk in und außer der Kirche rief unter Trompeten- und Paukenſchall: „Es lebe der Kaiſer!" Die aufgeſtellten Soldaten präſentirten auf Leiva's Kommando die Gewehre und gaben eine Salve. Der Lärm dauerte eine halbe Stunde. Auf dem Platze ſprang aus Brunnenröhren rother und weißer Wein, ein gewichtiger gebratner Ochſe ward dem Volke preisgegeben, und allerlei Backwerk unter daſſelbe ausgeworfen. Das war für den Pöbel die Hauptſache.

Die Menſchenmenge wurde von den Soldaten genöthigt den Platz zu verlaſſen. Der Zug ſetzte ſich aus der Kirche in Bewegung. Ihn eröffnete der ſpaniſche und italieniſche Adel zu Pferde; die päpſtliche, die kaiſerliche und die bologniſche Fahne folgten. Hierauf die Herolde, die Geſandten, das Venerabile und die Univerſität und das Stadtregiment von Bologna, die Kardinäle und die Fürſten, welche die Reichskleinodien vortrugen, alle theils zu Pferd, theils zu Maulthier; nur der Papſt und der Kaiſer auf milchweißen Zeltern unter einem von drei venetianiſchen Geſandten und drei bologniſchen Patriciern getragenen Himmel von güldenem Stuck, der Papſt im großen von Edelſteinen glänzenden Pontifical-Ornate und mit der dreifachen Krone auf dem Haupte, der Kaiſer im Kaiſermantel und mit der goldnen Krone. Als ſie zu Pferde ſtiegen, trat der Kaiſer hinzu und hielt dem Papſte den Bügel. Klemens weigerte ſich, dieſe Ehre anzunehmen, aber Karl bat, ihm dieſe ehrerbietige Dienſtleiſtung zu vergönnen. Der Papſt entgegnete endlich: „So will ich dieſe Ehrenbezeigung annehmen, doch nicht für mich, ſondern für den, deſſen Vicar ich bin." Der Kaiſer hielt den Bügel, Andreas Doria den Zaum des päpſtlichen Pferdes. Als aber der Kaiſer, nachdem der Papſt aufgeſtiegen war, den andern Zügel ergriff, um das Pferd einige Schritte zu führen, gab Klemens dies durchaus nicht zu, und der Herzog von Urbino empfing den Zügel aus des Kaiſers Hand und führte mit Doria das Pferd ſechs Schritte. Dem Kaiſer hielt der Großkanzler und Großkommandeur Don Francisco de Lovos den Bügel und der Herzog Aleſſandro de Medici den Zaum.

Die Straßen, durch welche der Zug ging, waren mit prächtigen Tapeten behangen, alle Fenſter mit ſchönen Frauen beſetzt. Jubelgeſchrei erſchallte überall, und der Papſt ertheilte dann und wann den Segen. Der kaiſerliche Herold im Zuge warf Goldſtücke unter die Menge aus, welche für dieſen Tag geprägt waren, auf dem Avers Karls Bild, auf dem Revers ſein Symbol, zwei Säulen, dazwiſchen die Jahreszahl und die Worte plus ultra. Endlich verabſchiedete ſich der Papſt, und der Zug ging zum Palaſt des Kaiſers. Die Kardinäle, der hohe Adel, die Geſandten wurden von ihm zur Tafel gezogen. Der Kaiſer zog ſich in ſeine Gemächer zurück, ließ ſich den ſchweren Ornat abnehmen und ruhete eine Zeit lang auf ſeinem Bette. Dann verfügte er ſich zur Tafel. Auf der Tafel, an welcher er allein aß, lagen die Reichskleinodien ausgebreitet. In demſelben Zimmer ſpeiſten an einer andern Tafel, die einen halben Fuß niedriger ſtand, die Kardinäle, der Herzog von Savoyen, der Pfalzgraf, der Herzog von Urbino, der Herzog von Medici, der Herzog von Mailand, der Markgraf von Montferrat und der alte Leiva.

Im nächſten Saale ſaßen an zwei Tafeln die ſpaniſchen Granden, der übrige italieniſche hohe Adel und die Prälaten; in einem dritten die Univerſitätsverwandten, der Magiſtrat, die Geſandten; in einem vierten wurden die übrigen Edelleute bewirthet. Die Muſik der kaiſerlichen Kapelle durchrauſchte die Säle. Der Kaiſer wurde von ſpaniſchen Herzogen und Markgrafen bedient. Vor dem

Palaſt war das Fußvolk und Kanonen aufgeſtellt, welche bei den Toaſten gelöſt wurden. Der Kaiſer brachte zuerſt ſtehend und mit entblößtem Haupte die Geſundheit des Papſtes unter Geſchützdonner und Trompeten- und Paukenſchall aus. Alle ſtimmten ein und leerten die Becher. Der Kardinal von Medici bedankte ſich im Namen des Papſtes und trank die Geſundheit des Kaiſers. Dann wurden nach einander die Geſundheiten der Kaiſerin, des Königs Ferdinand, des Infanten von Spanien Philipp und der Erzherzogin Margaretha getrunken. — Nach ſieben Uhr Abends hatte die Tafel begonnen, gegen elf Uhr wurde ſie aufgehoben, dieweil der folgende Tag ein Freitag war. Der Kaiſer ſchlug hierauf ſieben Edle zu Rittern, worunter der Marquis d'Aſtorga und der Pfalzgraf, und zog ſich dann zurück.

Das war die große Komödie zu Bologna; ſie war gut ausgeführt worden, und die beiden Hauptakteurs hatten ihre Rollen vortrefflich geſpielt.

Karl war ermüdet von der Aufregung und dem Lärm des Tages. Luis de Moja, ſein Lieblingspage, bediente ihn beim Auskleiden.

„Den Heiligen ſei Dank gebracht,“ ſagte der Page, „daß ſie heute Ew. Majeſtät Leben erhalten. Wäre die Gallerie einige Minuten früher eingeſtürzt — Gott wüßte, wie anders dieſer Tag geendet!“

„Seltſam!“ ſagte der Kaiſer vor ſich hin. „Ich hatte dieſen Morgen beim Gebet ein eigenthümliches bängliches Gefühl: es war eine Ahnung. Und jetzt kann ich mich nicht überreden, daß das Einſtürzen der Gallerie bloßer Zufall geweſen iſt. Den Florentinern, den Mailändern, den Venetianern, ja ſelbſt den Römern wär es ſchon recht geweſen, wenn ich erſchlagen worden wäre, und ich mag es nicht wiſſen, wer den Einſturz des ſcheinbar feſtgezimmerten Gebälks veranlaßt hat. Daß er mir galt, davon bin ich überzeugt. Wie viel Menſchenleben hat das Unglück gekoſtet?"

„Es ſind nur drei todt geblieben, darunter ein ſehr ſchönes Weib, eine Zigeunerin."

„Eine Zigeunerin!" ſagte der Kaiſer betroffen.

„Ja, es iſt daſſelbe Weib, das die Thürwache heute früh zweimal hat zurückweiſen müſſen. Sie hat durchaus begehrt, zu Ew. Majeſtät gelaſſen zu werden, was doch vor der Krönung nicht möglich war."

Karls Züge verfinſterten ſich. „Es wäre vielleicht beſſer geweſen, wenn man ihr den Willen gethan. Was mag die Frau gerade dieſen Morgen von mir gewollt haben? Hätte ſie mich warnen wollen? Nun iſt ihr Mund auf ewig ſtumm. Ich ahne, mit ihr wird ein ſchweres Geheimniß begraben."

„Sie hielt todt ein kleines koſtbares Büchlein krampfhaft in der Hand. Die es der Leiche abgenommen, haben darin das ſchöne gemalte Bildniß eines fürſtlichen Herrn entdeckt, und halten es für das Konterfei von Eurer Majeſtät hochſeligem Herrn Vater. —"

Der Kaiſer war mit ängſtlicher Spannung den Worten des Pagen gefolgt. „Ha!" unterbrach er dieſe Mittheilung mit ungewöhnlicher Erregtheit und ſtreckte die zitternde Hand nach dem Portefeuille aus, das ihm der Page darbot und er auf den erſten Blick wiedererkannte. „Ich ahnete es wohl! Sie! Sie! Es war in der Nacht, als mir die Boten die Kunde vom Tode des Königs von Aragonien brachten." Von Erinnerungen und Gedanken bewältigt, ſchlug er das wohl erhaltene Büchlein auf; das Bild ſeines Vaters blickte ihn an. Darunter ſtanden die Worte in kaſtiliſcher Sprache: „Karl, gehe nicht über die hölzerne Gallerie zur Krönung, du biſt ſonſt des Todes".

Der Kaiſer ſtand auf und ging unruhig, aber ſchweigend auf und ab. Aller Schlaf war ihm vergangen. —

„Ruf' mir den Grafen von Naſſau!“ befahl er endlich. Als der Page fort war, nahm Karl das Büchlein wieder zur Hand. „Wunderbares Geſchick!“ ſprach er dumpf. „Dieſes Kleinod, den letzten Befehl meines ſterbenden Vaters an mich enthaltend, das ich als ein thörichter Minneknabe vor vierzehn Jahren leichtſinnig in die Hand der ſchönen Zigeunerin legte, muß mir gerade heute zurückgegeben werden. Und nicht von ihr ſelbſt mehr. Ihre todte Hand hat es feſt gefaßt gehalten. Sagte ich ihr nicht damals, ich wollte ihr jede mögliche Gnade gewähren, wenn ſie mir das Büchlein überreichen würde? Heute hat ſie es gewollt und den Tod darüber gefunden. Dieſe harten Männer durften das Zigeunerweib ja nicht zum Kaiſer laſſen. Da bin ich nun der mächtigſte Kaiſer der Erde, und das einzige Herz auf dieſer Erde, das mich liebte, das mich warnen wollte, durfte nicht zu mir, weil ich im Begriff ſtand mich von dem falſchen Heuchler krönen zu laſſen.“ Er lachte bitter in ſich hinein. — Der Graf von Naſſau trat beſtürzt in das Zimmer: „Iſt Ew. Majeſtät ein Unwohlſein aufgeſtoßen?“

„Weißt du von den Leuten, welche die einſtürzende Gallerie erſchlagen?“

„Sie ſind von ihren Angehörigen beim Anbruch des Abends abgeholt worden.“

„Wenn die Leute arm ſind, müſſen wir ihnen Gold geben. Was kann der Kaiſer anders? — Es iſt eine Zigeunerin darunter.“

„Eine ſpaniſche Zigeunerbande, die zum Krönungsfeſt hierhergekommen, hat die Leiche in ihre Herberge getragen, behauptend, die Erſchlagene ſei ihre Fürſtin. Der Stallmeiſter Gebes iſt ihr Fürſprecher geweſen. Man hat ihn dieſer Tage mit den Zigeunern und namentlich mit der erſchlagenen Frau verkehren ſehen.“

„Ich weiß. Geh jetzt und zieh Kundſchaft ein, wo die Zigeunerherberge iſt. Mir aber gib vorher mein ſchweigend, dann ergriff er ihre Hand und flüſterte: „Sonaka!“ Die Augen wurden ihm feucht. Sein ſchönſter Jugendtraum ſtand lebhaft vor ſeiner Seele. Er fühlte, daß er einſt einen Himmel auf Erden gehabt, als er das Haupt auf der Bruſt dieſes Weibes gewiegt. Die Kronen hatten dieſen ſüßen Himmel für immer verſcheucht. Sie hatte den ihrigen behalten bis zum Augenblick ihres Todes. Sie war mit dem Herzen voll Liebe für ihn geſtorben. Zwei bittre Schmerzensthränen rollten über Karls Wangen. „Komm!“ war das einzige Wort, das er ſprach, und ſie gingen. Karl hatte von ſeiner Jugend Abſchied genommen. Während er heute mit unvergleichlichem Prachtgepränge zu ſeiner kalten Krönung gezogen war, war ſie in ſeliger warmer Liebe geſtorben und lag nun auf Stroh in einem düſtern Stalle. Und dieſe beiden Herzen hatten einſt in heißem Jugendleben an einander geſchlagen. — Seht da die Menſchengeſchicke!

In der bitterſten Stimmung betrat der Kaiſer ſeine Gemächer wieder. Er blieb allein und durchlas ſeines Vaters Befehl an ihn. „Wie ſchlecht hab' ich ihn erfüllt!“ rief er im höchſten Verdruß. „Ich kenne heute den Admiral Alfonzo de Granada noch nicht. Ich weiß nicht, ob er lebt oder todt iſt, ob er Kinder hat, denen ich vergelten könnte, was mein Vater an ihm verſchuldet. Und hab' ich nicht ſelbſt ſchwere Schuld gegen Sonaka auf mich geladen?! Vergib, vergib, Verklärte!“ rief er ſchmerzvoll und warf ſich vor dem Betpult nieder und betete brünſtig zu Gott und den Heiligen. Spät erſt ſuchte er das Lager, noch ſpäter ihn der Schlaf.

Das war Karls Geburts- und Krönungstag zu Bologna.

## 12.

## Der Kaiſer in Innsbruck.

Erſt anfangs Mai ging der Kaiſer mit ſeinem zahlreichen und prächtigen Gefolge über die triendiniſchen Alpen nach Innsbruck, wo ihn ſein Bruder Ferdinand und ſeine Schweſter Maria erwarteten. Der Papſt hatte ihn, wegen der zur äußerſten Vertheidigung entſchloſſenen Florentiner, zurückzuhalten vermocht. Die Langeweile dieſes Aufenthalts hatte ihm der venetianiſche Maler Tizian Vercelli dadurch verſüßt, daß er ſein Bild in Lebensgröße im Krönungsornat gemalt. Hoch erfreut über dieſes Bild hatte Karl den Künſtler zum Ritter geſchlagen und ihm einen Jahrgehalt ausgeſetzt.

In Mantua erhob Karl den Markgrafen zum Herzog, dem Herzog von Ferrara gab er Kapri, dem Herzog von Savoyen, ſeinem Schwager, das vom König Franz abgetretene Aſti; bei den reichen Genueſen borgte er Geld, viel Geld, und band ſie dadurch feſter an ſein Intereſſe, und dieſes Geld ſchenkte er Andern und band ſie dadurch ebenfalls an ſich. So hatte er, als er Italien verließ, es erſt wahrhaft und zwar perſönlich erobert, nicht durch Feuer und Schwert, ſondern durch Gunſt- und Gnadenbezeigungen, durch Gold und Güte, durch Schlauheit und Nachgiebigkeit, durch Verſtellung und Wahrheit, mit einem Worte: durch die ſpaniſche Kunſt. Aber dem deutſchen Reiche erwuchs daraus kein Vortheil; nicht das Reich hatte Italien gewonnen, ſondern der Kaiſer, ja bei ſcharfem Licht betrachtet, kaum der Kaiſer, ſondern Don Carlos, König von Spanien. Das deutſche Reich kam in keinerlei Betracht dabei, ja Karl und ſeine Umgebung ließen dies den deutſchen Fürſten deutlich genug merken. Vertrauend auf ſein Glück und ſeine Kunſt und auf die Schwäche und Verderbtheit der menſchlichen Natur, hoffte Karl und mit ihm der Papſt, er werde mit Deutſchland und der Ketzerei auf dieſelbe Weiſe und durch dieſelben Mittel eben ſo ſchnell fertig werden, wie er mit den Italienern fertig geworden war. Schon in Innsbruck ſollte er merken, daß er ſich hinſichtlich des deutſchen Geiſtes geirrt.

Karl hatte ſeine beiden genannten Geſchwiſter in acht Jahren nicht geſehen, da überraſchte ihn denn die hohe vollendete Schönheit der verwitweten Königin von Ungarn und Böhmen. Maria ſtand im fünfundzwanzigſten Lebensjahre, und ihre geſchonte Blüthe hatte den höchſten Grad der Vollendung erreicht. Die glückliche Vermiſchung des habsburgiſchen und ſpaniſchen Typus verlieh ihr einen unausſprechlichen Reiz, dem jedoch ihre hohe geiſtige Begabung und ihr liebenswürdiges Weſen vollkommen entſprachen. In jeder Beziehung war ſie eine der ausgezeichnetſten Frauen. Karl hatte ihr wegen ihrer Ketzerei gegrollt, war es doch an allen Fürſtenhöfen beſprochen und getadelt worden, daß ſie nach dem Tode ihres Gemahls die Dedikation eines Buchs von Luther angenommen und ihm freundlich für dieſes Troſtmittel gedankt hatte, und daß der feurigſte Anhänger Luthers, der Markgraf Georg von Brandenburg, ihr Freund und täglicher Umgang geweſen war. Aber vor dieſer Schönheit, vor dieſer Anmuth verſchwand ſein Groll. Hätte er nur einen Theil ihres Gemüths gehabt, er wäre jetzt von ihr bekehrt worden, und die Geſchicke der Welt hätten ſchnell eine andre Wendung genommen. Schon fürchteten der päpſtliche Legat a latere Campaggi, der mit dem Kaiſer nach Innsbruck gekommen war, und die ſpaniſchen Hofherren etwas dergleichen; denn ſie wollten bemerken, daß Karl ſeiner Schweſter größeres Intereſſe beweiſe und innigere Huldigung weihe, als einem Bruder zukäme. So oft er konnte, war er in

„Oho! pfeift der Vogel ſo?“ Der Amtmann ſchellte; der Diener trat ein. „Führ' Er den Kerl da ins Loch und reich' Er ihm heute nur ein Pfund Brot und einen Krug Waſſer!“ — Da brach Lambecks feſter Wille. Mit gefalteten Händen und einem erbarmungswürdigen Geſichte wandte er ſich zum Amtmann und rief: „Bei der ewigen Gerechtigkeit, als deren Verweſer Sie hier ſitzen, haben Sie Mitleiden mit einem namenlos Unglücklichen! Schlagen Sie mir die Bitte nicht ab, laſſen Sie mich zum Herzog führen. Es wird und kann Ihnen nicht übel gedeutet werden. Ich beſchwöre Sie; es ſteht mehr als ein koſtbares Menſchenleben auf dem Spiel! Haben Sie Erbarmen!“ — „Beicht' Er mir Sein Geheimniß! Außerdem ins Loch!“ — „Nun denn!“ ſagte Lambeck zerknirſcht in ſich hinein, und ſchwankte vor dem Schergen her. In den Kerker tretend, ſchwanden ihm die Sinne und er ſtürzte auf das Stroh.

Als er wieder zu unausſprechlichem Weh erwachte und die ſchrecklichen Nebel- und Trugbilder des Lebens, die der befangene Unglückliche ſtets für wüthende Ungeheuer hält, auf ihn los fuhren und mit blutigen Rachen nach ihm ſchnappten, da bemerkte er, daß die Thüre ſeines Gefängniſſes wieder geöffnet wurde. Aber die Erſtarrung dumpfer Gleichgültigkeit ließ ihn nicht einmal nach der Gegend ſehen, woher der Schall der Fußtritte ertönte. „Mein werthgeſchätzter Herr,“ redete ihn eine bekannte Stimme an, und Lambeck ſah den Amtmann mit einem höchſt freundlichen Geſichte vor ſich ſtehen. „Mein werthgeſchätzter Herr wollen Sie ſich nicht gefälligſt erheben und mir folgen? Ihre Angeleihrer Geſellſchaft; wenn er ausritt war ſie ſtets ſeine Begleiterin. Die Diener hörten ſie oft über die kirchliche Bewegung in Deutſchland ſtreiten. Maria wurde dann immer warm und heftig; Karl blieb ſtets ruhig und kühl. Das war's eben, daß er für eine große weltbewegende Idee nicht warm, nicht begeiſtert werden konnte, wie ſie. Deshalb war er auch nicht zu bekehren. Ihre Schönheit, ihr Geiſt ihre Seele berührten ihn wohl angenehm und wohlthuend, aber ſie vermochten ihn nicht zu durchdringen und zu bewegen. In ihm ſtand die Ueberzeugung feſt: die frechen deutſchen Theologen hätten Chriſtum geſchändet, und die Ehre des Kaiſers erfordere, daß er die Schande austilge. Die Königin Maria war dagegen der Anſicht, daß Chriſtus vom Papſt und den Pfaffen geſchändet, von Luther und ſeinen Genoſſen aber wieder rein gewaſchen werde, und daß die Ehre des Kaiſers ihn in entgegengeſetzter Richtung führen müſſe, als er wandle. Die Geſchwiſter waren alſo himmelweit verſchieden und deshalb an eine Vereinigung nicht zu denken. Und doch liebten ſie ſich, und Karl liebte die Schweſter ſogar zärtlich.

Die junge, edle Königin mußte übrigens bei ihrer wichtigen, klaren, vorurtheilsfreien Anſchauung der öffentlichen Dinge und bei ihrem innigen Gemüthsleben manchen Schmerz erfahren, und ſie hatte den Troſt, in der Königin Anna — wenn dieſe auch nicht von hoher geiſtiger Begabung war — eine treue Freundin zu beſitzen, der ſie ſich ganz anvertrauen durfte. Die Eröffnung des Reichstags hatte nämlich wegen des wiederholten Aufenthalts, den der Kaiſer noch in Italien erfahren, aufgeſchoben werden müſſen. Jetzt, nachdem Karl die Stimmung der deutſchen Reichsſtände und den ihm fremd gewordenen deutſchen Geiſt ſondirt und zu ſeinem Unbehagen gefunden hatte, daß nicht Alles ſo ſei, wie er und der Papſt gewünſcht, jetzt blieb er mit Fleiß länger in Innsbruck, als er erſt beabſichtigt, um ſich hier zuvor zu überzeugen, wer zu ihm halte und wer nicht. Da ſtrömten die Fürſten, der hohe Adel und die hohe Kleriſei, die die Reformation haßten, oder nach kaiſerlichen Gunſt- und Gnadenbezeigungen lüſtern waren, nach Innsbruck zur Begrüßung des Kaiſers. Und Mancher kam, den Maria nicht erwartet hatte. Was ihr für den geliebten Bruder, den deutſchen Kaiſer, lieb war, that ihr wehe für die Sache Gottes. Durch Eins aber wurde ſie erbittert. Der vom übermüthigen, trotzigen Adel Dänemarks vertriebene König Chriſtiern, des Kaiſers Schwager, der in Brüſſel bei der Statthalterin lebte, kam ebenfalls nach Innsbruck, wo der Kaiſer förmlich Hof hielt. Nun war Chriſtiern, der Freund des Volks, „der Bauernkönig“, ſchon vor mehren Jahren öffentlich zu der neuen Kirche übergetreten. Maria ſah in ihm alſo einen Verbündeten, wie ja ihre verſtorbene Schweſter Iſabella gleich ihr mit Begeiſterung an Luthers Lehre gehalten hatte und mit dieſer Ueberzeugung in den Tod gegangen war. Chriſtiern ſtand ſo gut wie ſie ſelbſt mit Luther im Briefwechſel, und er hatte ihr ſelbſt oft genug geſchrieben, daß er an der erkannten evangeliſchen Wahrheit feſthalten werde. Und kaum war er ein paar Wochen am kaiſerlichen Hofe, als er ſich vom Kaiſer, von den anweſenden Fürſten und Prälaten berathen ließ und mit beklagenswerther Oſtentation öffentlich in den Schoß der alleinſeligmachenden Kirche zurückkehrte, ein ungeheurer Triumph der römiſchen Partei, der genialen Königin gegenüber. Sie behandelte von Stund an ihren ſchwachen Schwager mit um ſo größerer verachtungsvoller Kälte, als er vom Kaiſer mit zur Schau getragener Auszeichnung begnadigt wurde.

Von den proteſtantiſchen Fürſten kam keiner nach Innsbruck. Der Kurfürſt Johann von Sachſen lehnte die Einladung dahin ſogar mit ehrerbietigen Worten ab.

Hatte doch Karl ihm bereits zugemuthet, er ſolle den Predigern, die er mit nach Augsburg gebracht, Stillſchweigen auferlegen. Jedermann begriff, daß der Augsburger Reichstag, auf welchen ſich der Kaiſer in Innsbruck auf ſo ſeltſame Weiſe vorbereitete, der gänzlichen Unterdrückung der evangeliſchen Lehre gelte, und die Spannung ſtieg um ſo höher, als die proteſtantiſchen Stände zu gar keinem ernſtlichen, d. h. bewaffneten Widerſtand entſchloſſen waren, und Luther und Melanchthon ſtets von einem ſolchen abriethen.

Bei der Deputation, welche die Stadt Augsburg nach Innsbruck an den Kaiſer ſchickte, um ihn auf deutſchem Boden zu beglückwünſchen, befand ſich Anton Fugger, der, als er ſeine ſtädtiſche Pflicht erfüllt, in traulicher Abendſtunde eine beſondere Audienz beim Kaiſer hatte. Karl führte den Geldfürſten in ſein Kloſet, alle Dienerſchaft war entfernt, und der vertrauliche Ton, den er hier anſtimmte, war weit verſchieden von dem der ſtrengen Förmlichkeit, mit dem er zu der Deputation, und namentlich zu Anton Fugger, als Haupt derſelben, geredet hatte. Seit Anton Fugger, als Geſandter Augsburgs an den Kaiſer in Spanien in Toledo krank danieder gelegen und von dieſem mit ſchmeichelhafter Aufmerkſamkeit behandelt worden war, ſchien ſich zwiſchen beiden Männern ein ähnliches Verhältniß geſtalten zu wollen, wie es zwiſchen dem Kaiſer Maximilian und Jakob Fugger beſtanden hatte. Freilich hatte Karl ſo wenig von der gemüthlichen Treuherzigkeit ſeines Großvaters, wie Anton von derſelben Eigenſchaft ſeines Ohms, aber gerade weil ſich die Charaktere dieſer beiden wieder gleich waren, wie die jener, ſo fühlten ſie ſich von einander angezogen. Antons ſtolze Kälte, ſein ruhiges vornehmes Weſen im großen Styl entſprach vollkommen der feinen ariſtokratiſchen, marmorglatten und kalten Klugheit des Kaiſers. Karl glaubte und vertraute Antonen mehr als irgend einem andern Deutſchen. Deshalb ließ er ſich auch von ihm über die nach der blutigen Unterdrückung der politiſchen Bewegung nur um ſo mächtiger gewordene kirchliche Bewegung, namentlich in den freien Städten berichten und erfuhr da freilich Manches, was er noch nicht gewußt oder was man ihm in einem falſchen Licht gezeigt hatte, und was ihn allerdings ſtutzig machte.

„Genug von dieſen Dingen,“ ſagte endlich der Kaiſer, „und kommen wir auf häusliche Angelegenheiten! Ihr habt mir noch nichts von Euerem Hausgenoſſen geſagt. Martin lebt doch noch bei Euch?“

„So iſt's. Ich habe Euerer Majeſtät zuletzt von der trüben Geiſtesſtörung berichtet, die ihn ſeit ſeiner Verwundung in der Bauernſchlacht, in die ihn ſeine unbändige Mutter geführt hatte, beherrſcht. Darin hat ſich ſeit jener Zeit nichts geändert; er leidet immer noch an dieſem ſtillen trüben Wahnſinn. Dabei iſt er einer der fleißigſten und geſchickteſten Arbeiter auf unſrer Schreibſtube geworden und findet, wie es ſcheint, in ſteter emſiger Beſchäftigung Glück und Zufriedenheit.“

„Weiß er, daß jene Tollhäuslerin ſeine Mutter iſt, und hat ſie ihm Entdeckungen gemacht?“

„Nie hat er ein Wort geſprochen oder irgend etwas gethan, woraus ſich auf ſolche Wiſſenſchaft ſchließen ließe. Die Vergangenheit, d. h. ſein Leben vor der Leipheimer Schlacht iſt ihm mit Nacht verhüllt oder liegt wenigſtens in unklarer Dämmerung und ſeltſamer Verwirrung in ſeinem kranken Geiſte. Ueberhaupt ſpricht er äußerſt wenig und nur das Nothwendigſte in Bezug auf das Geſchäft. Sobald er nicht beſchäftigt iſt, verſinkt er augenblicklich in ein tiefes finſtres Brüten, während dem er nichts, was um ihn iſt und vorgeht, zu ſehen und zu hören ſcheint, und ich vermuthe, daß er aus Furcht vor dieſem ihm qualvollen Zuſtande immerfort angeſtrengt arbeitet.“

„So ſeid Ihr alſo über ſein früheres Leben im Ungewiſſen?“ fragte der Kaiſer.

„Dem iſt nicht ganz ſo,“ entgegnete Fugger mit einiger Verlegenheit. „Manche Partien ſeines Lebens haben ſich mir auf unerwartete Weiſe enthüllt, und es ſind mir darüber ganz überraſchende Aufſchlüſſe geworden. Eine gerade nicht geringe Anzahl von Dokumenten, die ihm gehörten, hatte er vor der für ihn ſo verhängnißvollen Schlacht auf dem Bauernhofe, wo er geboren worden iſt, niedergelegt, und ſie kamen ſpäter in unſre Hände.“

„Von dieſen Papieren habt Ihr mir nichts geſchrieben. Was enthalten ſie?“

„Es war der ausdrückliche Wille meines Ohms, durchaus keinen Gebrauch davon zu machen, wenn dies nicht die Nothwendigkeit gebiete. Bei ſeiner Geiſteskrankheit iſt natürlich eine ſolche Nothwendigkeit nicht zu erwarten. Aerztliche Behandlung hat ihn nicht heilen können; er wird ſein Leben in dieſem traurigen Zuſtande beſchließen. Neue Aufſchlüſſe über die öffentlichen Angelegenheiten Ew. Majeſtät enthalten die Geſchriften nicht, und mein Ohm hatte jedenfalls ſeine gute Abſicht, als er mir verbot, ihren Inhalt zu irgend eines Menſchen Kenntniß zu bringen. Auch ſind ſie meiſt in arabiſcher Sprache abgefaßt, und es hat uns viel Zeit und Mühe gekoſtet, ſie mit der gehörigen Vorſicht ins Deutſche überſetzen zu laſſen. Ein gelehrter Rabbi in Wien hat uns für ſchweres Geld dieſen Dienſt geleiſtet.“

„Und Ihr ſeid heute noch nicht gewillt, das Verbot Eueres verſtorbenen Ohms zu umgehen?“

„Ich würde mit Ew. Majeſtät eine Ausnahme machen, wenn Ihr es beföhlet.“

„Wohlan ſo macht mich mit dem Inhalte bekannt!“

„Martin hat danach nicht nur im Dienſte des Königs von Frankreich, ſondern auch des Dei von Algier geſtanden und iſt von beiden zu wichtigen Sendungen gegen die Intereſſen Euerer Majeſtät gebraucht worden. So ſcheint er mehr als einmal beim Großſultan geweſen zu ſein und das Bündniß zwiſchen dieſem und dem König Franz verhandelt zu haben. In Algier hat er ſogar unſre heilige Religion abgeſchworen und iſt zum Islam übergetreten. Genug, er iſt ein faſt eben ſo großer Feind Eueres kaiſerlichen Hauſes und insbeſondere Euerer geheiligten Perſon, wie ſeine Mutter eine Feindin. Auch iſt er vom König Franz als Bote und Unterhändler an den Herzog Ulrich von Würtemberg geſchickt worden, und ſein Auftreten im Bauernkriege hängt mit dieſer Feindſchaft zuſammen, obgleich wir wiſſen, daß es eigentlich ſeine Mutter geweſen iſt, die ihn gezwungen hat, unter den aufrühreriſchen Bauern zu kämpfen.“

„Das ſind ſcheußliche Dinge, die Ihr mir von dem Menſchen ſagt, und wahrlich nicht geeignet, ihm meine Gnade zuzuwenden.“

„Er bedarf deren auch nicht, Majeſtät. Ihr werdet gewiß nichts dagegen haben, daß er Zeit ſeines Lebens in unſerm Hauſe in der Stellung verbleibt, die er einmal eingenommen hat, und die die ſeinen Umſtänden angemeſſenſte iſt.“

„Ihr habt recht. Er lebe, arbeite und ſterbe bei Euch. Es ſei ferner nicht mehr die Rede von ihm! — Doch was iſt aus ſeiner Mutter, dem argen Weibe, geworden?“

„Wir haben über dieſe ungemein böſe und rachgierige, proteusartige, außerordentliche Frau durch unſre Handelsverbindungen in der Türkei Nachrichten erhalten. Erſt hat ſie bald als gemeiner Tabuletkrämer, bald als vornehmer Edelmann den verſchiedenen Anführern der empörten Bauern gedient, dann iſt ſie zu Suleiman nach Konſtantinopel gegangen und hat ihn auf dem erſten Feldzug nach Ungarn begleitet. Aus Verdruß, daß der Sultan nicht damals ſchon nach Wien ging, verließ ſie ihn. Höchſt wahrſcheinlich hat ſie dann einige Jahre in Algier bei Barbaroſſa gelebt, deſſen ihr befreundete Gemahlin jene Euch und mir wohlbekannte Agnes von Cardona iſt, die auch einſt in Augsburg ihre ſchlaue Rolle ſpielte; ja ich habe die Spur, daß Eleonore van der Voort in dieſer Zeit in Florenz und Mailand geweſen iſt, verſteht ſich, immer als Mann verkleidet, wie ſie es liebt; wenigſtens hat ein geheimnißvoller Fremder mit auffallenden Flecken im Geſicht dort mit den Häuptern der Empörung verkehrt. Dann iſt ſie wieder zu Suleiman zurückgekehrt und hat mit ihm vor Wien gelegen. Genug, ſie hat jedem gedient, der ſich gegen Euerer Majeſtät Macht auflehnt und gegen Euch kämpft. Wo Eleonore jetzt lebt, darüber habe ich keine Kunde.“

„Dies Weib muß aus der Hölle ſtammen,“ ſagte Karl ernſt. „Wenigſtens iſt ſie der böſe Genius unſeres Hauſes. Sie hat meine Mutter um den Verſtand gebracht, meinen Vater bis in den Tod verfolgt, mit mir hat ſie's eben ſo vor. Wohl mir, daß ich unter dem Schirme guter Geiſter ſtehe, die alle Anſchläge der Hölle gegen mich zu nichte machen! Mit ihrem Beiſtand werde ich mit all meinen und der heiligen Religion Feinden fertig werden; auch mit dem verruchten Auguſtinermönch und ſeinem Anhange.“

„Das walte Gott und die Heiligen!“ verſetzte Fugger.

„Wenn ich in Deutſchland die geſchäftigen Höllengeiſter gebändigt, Ruhe und Ordnung geſtiftet und der heiligen Mutter Kirche wieder ihr volles ſtrahlendes Anſehen verſchafft habe,“ fuhr der Kaiſer mit geſteigertem Affekt fort, „dann gedenke ich mit der ganzen Macht des Reichs gegen dieſen Suleiman, den Erzfeind der Chriſtenheit, zu ziehen und ihn unſchädlich zu machen. Ich werde meinen Bruder Ferdinand im Triumph nach Ungarn zurückführen. Der Kampf gegen die Türken und ihre Vertreibung aus Europa war der große Plan des Kaiſers Maximilian. Er hatt ſich die Ausführung deſſelben gleichſam zur Aufgabe ſeines Lebens gemacht. Durch die blinden, trägen, eigenſüchtigen Reichsſtände wurde er daran verhindert, und wir haben die ſchlimmen Folgen dieſer Verkehrtheit zu genießen. Was ihm nicht gelang, hoff' ich auszuführen; denn glückliche Sterne ſtehen über meinem Haupte. Dann ein Kriegszug gegen dieſen übermüthigen verwegenen Seeräuber in Algier, der fort und fort die ſpaniſchen Küſten überfällt und beraubt und Tauſende von guten Chriſten in die Sklaverei wegſchleppt. Dieſem gräulichen Unfuge muß ich ein Ende machen, wie allem Unfug, mag ihn Barbaroſſa anſtiften oder Luther, die Florentiner oder die Schweizer, die Franzoſen oder die Türken."

„Gott und die Heiligen erhalten Ew. Majeſtät bei dieſem frommen Muthe!" rief Fugger mit Wärme.

„Dir vertrau' ich das an, Anton Fugger und noch Anderes, Geheimeres und Wichtigeres," ſpann der Kaiſer das Wort mit ſteigender Vertraulichkeit fort, indem er die Hand auf die Schulter des Augsburger Bürgers legte und ihm unverwandt ins Auge ſah. „Ich würde es nicht thun, wenn ich nicht wüßte, wem ich mich anvertraue. Wie dein Ohm meines Großvaters Freund war, ſo biſt du der meinige. Ja, ich weiß, was ich an den Fuggern in Augsburg habe. Drum alſo höre, was ich von dir will. Ich gehe mit großen und kleinen Plänen ſchwanger, die ſich theils auf die Geſtaltung der Weltangelegenheiten, theils auf die meiner eignen Perſon und meines Hauſes beziehen, und deren Vorbereitung und Reife nur im Schoße des tiefſten Geheimniſſes gedeihen kann. Verſtehe: ich will, daß weder mein Herr Schwager, der König Franz, noch der Papſt, noch mein Herr Ohm, der König von England, den leiſeſten Wind von meinen Plänen erhalten, ebenſo wenig die Venetianer oder die Mailänder, als dieſe lutheriſchen deutſchen Fürſten. Ja meine eignen Geſchwiſter dürfen nicht das Mindeſte davon erfahren; denn König Ferdinand iſt dem Papſte viel zu ſehr ergeben, Königin Maria dagegen dem Luther. Ich traue weder meinen Räthen, noch den Kanzleibeamten. Dir aber trau' ich. — Ich bedarf einer ganz geheimen Schreibſtube und eines oder einiger Schreiber, auf deren Treue und Verſchwiegenheit ich Häuſer bauen kann. Dieſe Schreibſtube ſollſt du mir während des Reichstags in deinem Hauſe einrichten; du und vielleicht einer deiner Leute, für deſſen Treue du bürgen kannſt, führt die Schreibereien nach meiner Angabe aus. Und um meinen öftern Beſuchen in deinem Hauſe den ſchicklichſten Vorwand zu geben, ſo daß ſie keinem Menſchen auffallen können, beſtelle ich bei dir Quartier in deinem Hauſe für die Königin Maria. Wo könnte ſie beſſer wohnen als bei dir, und wohin könnte ich täglich leichter, ohne Aufſehen zu erregen, gehen, als zu ihr? Die Briefe gehen unter deiner Aufſchrift, mit deinem Pitſchir und mit deinem Poſtboten. — Haſt du einen ſolchen Mann, wie ich ihn brauche?"

„Ich habe ihn ganz nach Euerm Bedürfniß, mein gnädigſter Herr. Es iſt der junge Raimund Mohr, meines Bruders Pathe und Pflegeſohn. Das Wichtigſte ſchreibe ich natürlich ſelbſt. Und die Königin Maria iſt mir hoch willkommen. Ich weiß die Ehre zu ſchätzen, die Ihr mir in dieſem hohen Gaſte erzeigt."

„So richte Alles beſtens ein, mein lieber Fugger, und ſei meiner Gnade gewiß."

„Gott ſchütze Euere kaiſerliche Majeſtät und mache Alle Euere Feinde ohnmächtig!" rief Anton, entzückt von dieſem Beweis des höchſten Vertrauens und küßte, ſich verabſchiedend, des Kaiſer dargebotene Hand.

## 13.

## Die beiden Handlungsdiener des Fuggerſchen Hauſes.

Ganz Augsburg war mit den Vorbereitungen zum Empfang des Kaiſers beſchäftigt; überall erhöhtes Leben, geſteigerte Bewegung. Die Reichsſtände waren ſchon alle verſammelt, die Fürſten alle in Perſon zugegen. Jedermann ſah mit großer Spannung der Ankunft des Reichsoberhauptes entgegen; denn Jeder, mochte er zu der einen oder zur andern Partei gehören, hatte die Ueberzeugung, daß ein wichtigerer Reichstag noch nicht in Augsburg gehalten worden ſei.

Auf der Fuggerſchen Schreibſtube häuften ſich die Geſchäfte, und Alles, was geſchah und was geſchehen ſollte, wurde da ausführlich beſprochen.

Auf den ſtillen ſcheuen Martin machten dieſe Reden einen unerwarteten Eindruck. Von der Stunde an, als die Nachricht eingelaufen war, der Kaiſer werde nach Deutſchland kommen und in Augsburg einen großen Reichstag halten, hatte ſich ſeine Theilnahme an den öffentlichen Dingen von Tag zu Tag geſteigert. Die trübe Schlaffheit wich allmälig aus ſeinen Zügen, ſein Auge wurde lebendiger; er horchte mit unverkennbarer Theilnahme jeder, auf den Kaiſer bezüglichen Kunde. Wenn er auch zuweilen wieder in ſein altes finſtres Brüten verfiel, ſo dauerte es doch nicht lange, und er fuhr dann meiſt erſchreckt daraus empor und ſchaute ſich munter und fragend um. Als endlich bekannt wurde, der Kaiſer ſei von München, wohin er von Innsbruck gegangen, aufgebrochen, und die ganze Stadt von Menſchen wogte, da ergriff den unglücklichen Geiſteskranken ebenfalls eine fieberhafte Begenheiten haben ſich in kurzer Zeit ſehr günſtig geſtaltet. Stehen Sie doch auf!“ Dabei bot er dem Erſtaunten die Hand und führte ihn ſelbſt aus dem Gefängniß. „Irren iſt menſchlich,“ fuhr er fort, „und der Richter iſt leider dem Irrthum gar zu oft unterworfen. Wir müſſen nach vorliegenden Umſtänden ſchließen, und da ich vorhin gar nicht die Ehre, Sie zu kennen, haben konnte, ſo werden Sie es gewiß nicht ganz unverzeihlich finden, wenn ich etwas ſtrenge verfuhr. Ich hatte ohnedies heute einen heißen Tag und wir armen Menſchen können nicht allwiſſend ſein.“ — „Ja aber, mein Gott, kennen Sie mich denn jetzt, Herr Amtmann?“ — „Wenn ich auch noch nicht Dero Namen und Stand genau zu kennen die Ehre habe, und deshalb immer noch um Verzeihung bitten muß, wenn ich irgend einen Verſtoß begehe, bis es Ihnen gefällig ſein wird, ſich zu decouvriren, ſo weiß ich doch ſo viel, daß Sie nicht der ſind, für den ich Sie zu halten ſo unglücklich war. Ich bitte Sie, rechnen Sie meinen Fehler der menſchlichen Unvollkommenheit zu, und ich erſuche Sie flehentlich, tragen Sie es mir nicht nach! Suchen Sie eine böſe Stunde zu vergeſſen!“ — „Aber ſo ſagen Sie doch, wodurch iſt Ihre Anſicht von mir ſo ſchnell geändert worden?“ — „Ihre Durchlaucht hatten ſo eben die Gnade, mir einen Boten mit dem hohen Befehl zu ſchicken: ich möchte Sie auf der Stelle in Freiheit ſetzen; auch ließ des Herzogs Durchlaucht die Bitte an Sie ergehen, Sie möchten ihm die Ehre Ihres Beſuchs ſogleich ſchenken. Durchlaucht befinden ſich jeden Morgen um dieſe Zeit im Park und ſind auch heute wegung. Ueber ſein Geſicht flog es oft wie ein Blitz, dann lächelte er halb bitter, halb wehmüthig vor ſich hin, und dann ſprach er wieder heftig und laut zu ſeiner Umgebung, ſo daß ihn Alle erſtaunt anſahen.

Keiner beobachtete dieſe Veränderung in Martins Weſen mit ſchärferem Auge und größerer Theilnahme als Raimund Mohr. Der junge Mann las mit fieberhaft ängſtlicher ſteigender Hoffnung, mit fliegender zitternder Haſt in den Augen des Geiſteskranken, forſchte in ſeinen Zügen, horchte auf ſeine Worte. Endlich kam der Sonntag, ein prächtiger Frühlingstag, geeignet jedes kranke Menſchenherz geſund zu machen und über den Wuſt der gemeinen menſchlichen Erbärmlichkeiten zu erheben. Raimund Mohr ging auf Martins Zimmer und fand ihn emſig ſchreibend. Doch bewillkommte er den ſeltnen Beſuch mit einer Art Freude, die Jener noch nicht an ihm bemerkt hatte.

„Es ſcheint, Ihr befindet Euch wohler als zeither," begann der Jüngling mit ſcheinbarer Ruhe, „und an der bevorſtehenden Ankunft des Kaiſers in unſrer Stadt ſcheint Ihr ganz beſondern Antheil zu nehmen."

„Wie Ihr's ſagt, Herr Raimund Mohr, ſo iſts. Ich habe die Nächte zeither ſehr ſchöne Träume gehabt; immer ſeh' ich den Kaiſer, wie er mich entweder zum Ritter ſchlägt, oder mich zum Reichsgrafen macht, oder mir koſtbare Geſchenke überreicht, ein arabiſches Roß, ein Schwert, einen ſilbernen Harniſch, einen prächtig geſtickten Mantel. Seht, das muß doch etwas zu bedeuten haben. Meint Ihr nicht auch?"

„Gewiß. Sollte nicht auch der Kaiſer zu Euerm frühern Leben, vielleicht zu Euerer Geburt und Abkunft in irgend einer Beziehung ſtehen?"

Martin warf einen ſtechenden tückiſchen Blick auf Raimund und lächelte dazu ſeltſam hämiſch.

„Es will mich zuweilen auch ſo bedünken, und es iſt mir, als hätte mir früher Jemand darüber Aufſchlüſſe gegeben. Aber ich habe das Alles vergeſſen und kann mich durchaus nicht darauf beſinnen, wie ich auch nachdenke und mich anſtrenge. Aber es fällt mir gewiß noch ein. Dann und wann zuckt mir's ſeit einigen Tagen wie ein Blitz durch den Kopf. Auch flüſtert mir der Kaiſer Nachts im Traume immer ein vertrauliches Wort zu, er gibt mir irgend einen ſchönen Namen; aber früh morgens, wenn ich erwache, hab' ich dieſes Wort jedesmal vergeſſen, den ganzen Tag über ſchwebt mir's gleichſam auf der Zunge, aber dennoch iſt's mir noch nicht eingefallen, ich mag darüber ſinnen wie ich will. Aber es kommt gewiß noch.“

„Vielleicht fällt Euch beſſer ein, was mich angeht,“ fuhr Raimund geſpannter fort. „Ihr erinnert Euch doch noch, wie Ihr in Kremnitz zu mir kamt und Euch mir erbotet, mich zu meiner vornehmen Mutter zu führen. Ihr zeigtet mir damals einen koſtbaren Ring, den Ihr von meiner Mutter zu haben behauptetet. Ihr wußtet alſo damals recht gut, wer meine Aeltern ſind; denn Ihr wolltet mich ja zu ihnen bringen. Ich ſelber habe ſchon lange nicht daran geglaubt, daß ich der Sohn eines verunglückten Bergmanns in Ungarn bin, wie man in dieſem Hauſe behauptet. Nun hab' ich Euch ſchon mehrmals nach meinen Aeltern gefragt, ſeit Ihr mit mir im Dienſte der Fugger ſteht, aber Ihr waret krank und konntet Euch auf nichts beſinnen. Sollte es Euch nicht jetzt einfallen? Ihr begreift doch, daß wir in dieſem Hauſe natürliche Verbündete ſind. Dem Einen wie dem Andern geſchieht hier unrecht, und wir müſſen uns deſſen gemeinſam erwehren. Alſo ſagt, ich beſchwör' Euch: wer bin ich? wer ſind meine Aeltern?“

Raimund hatte mit mehr und mehr erhöhter Stimme geſprochen und ſtand nun glühend vor Erregtheit und Erwartung vor dem bleichen Martin, ihm ſcharf in das unruhige Auge blickend, als müſſe er ihm das Geheimniß ſeiner Geburt gleichſam aus der Seele herausziehen. Plötzlich war Martin wie zur Bildſäule geworden und blickte ſtarr ins Leere. Aber ſein Auge war eigentlich nach innen gekehrt. Nach einer Minute erwartungsvollen Schweigens von beiden Seiten lief ein leiſes Zittern über ſeine Glieder, welches ſchnell zunahm und heftiger wurde; ſeine Augen begannen zu funkeln, über ſeine Züge ergoß ſich eine flammende Röthe, er ſtieß einen gellenden Schrei aus, der Raimunden erſchreckte. „Ja, jetzt hab' ich's endlich! Jetzt weiß ich's!“ rief er heftig und triumphirend und machte dazu mit den Armen faſt ſchreckliche Bewegungen. „Ihr ſeid ein Erzherzog von Oeſterreich, Ihr ſeid der Bruder des Kaiſers und des Königs Ferdinand, der König Philipp von Spanien war Euer Vater, und Euere Mutter iſt eine große ſtolze Frau, eine ernſte ſtrenge Frau. Ich aber bin ein mauriſcher Prinz, ich bin der rechtmäßige Erbe der Königskrone von Granada. Mein Vater iſt der Sidi Selim Aben Muhamed Alnayar, und meine Mutter war eine königliche franzöſiſche Prinzeſſin.“

Raimund hatte mit ſteigendem Schrecken zugehört und verließ ſchnell mit einer Geberde der Furcht und des Entſetzens das Zimmer, wo es ihm plötzlich ſehr unheimlich geworden war.

„Er iſt verrückter als je!“ bebte es von ſeinen bleichen Lippen, „und bald wird er eingeſperrt werden müſſen.“ —

## 14.

## Der Einzug des Kaiſers in Augsburg.

Am 14. Juni brachte ein Herold die Nachricht nach Augsburg, daß der Kaiſer am folgenden Tage Nachmittags eintreffen werde. Am 6. war er mit ſeinem Bruder und ſeiner Schweſter und den anweſenden Fürſten und Prälaten in Innsbruck aufgebrochen und hatte ſeinen Weg über München genommen, wo er von den Baiernherzögen prachtvoll empfangen und bewirthet worden war.

Am Morgen des 15. Juni glich Augsburg einem Ameiſenhaufen. Eine ſo glänzende Verſammlung von Fürſten weltlichen und geiſtlichen Standes, von Geſandtſchaften aus ſchier allen europäiſchen Ländern, von hohem und niederm Adel und Kleriſei, evangeliſchen Predigern, Doktoren und Profeſſoren, Theologen und Juriſten, aus der Nähe und Ferne, aus Ober- und Niederdeutſchland, von Bürgern aus vielen Städten, Kaufleuten, Krämern, fahrenden Schauſpielern, Kunſtreitern, Poſſenreißern, Pfeifern, Zigeunern, Juden, Frauen aus allen Ständen, von der Fürſtin und der ſtolzen Courtiſane des geiſtlichen Fürſten bis zur fahrenden Dirne und dem Liebchen des gemeinen Pfaffen herab — eine ſolche Verſammlung hatte Augsburg noch nicht in ſeinen Mauern geſehen. Alle Häuſer waren bis unter das Dach mit Menſchen beſetzt, alle Straßen und Plätze waren voll Menſchen, Pferde, Wagen und anderes Geräth.

Gegen Mittag kam zuerſt der Kardinal von Lüttich mit hundert niederländiſchen Reitern an; er ſelbſt ward in einer Roßſänfte getragen. Sofort ſetzte ſich der Zug der Kurfürſten und Fürſten, weltlichen und geiſtlichen, nebſt den Bürgermeiſtern und Rathsverwandten und den Vätern und erwachſenen Söhnen der vornehmſten Familien Augsburgs vom Weinmarkte aus, wo ſie ſich verſammelt hatten, zu Roß und zu Fuß, in Bewegung. Das geſammte Hofgeſinde der Fürſten ſchloß ſich an; eine ungeheure Menſchenmaſſe ſtrömte mit. An der kleinen Lechbrücke erwarteten ſie den Kaiſer. Die Ankunft deſſelben verzögerte ſich bis gegen Abend. Der Zug des Kaiſers war noch impoſanter und prachtvoller als der von Augsburg gekommene. Neben ihm ritten der König Ferdinand, der päpſtliche Legat Campeggi, zunächſt die Herzöge von Baiern, Wilhelm und Ludwig, der Pfalzgraf Friedrich, die Kardinäle von Salzburg und Trident, der Erzbiſchof von Bremen und viel andre hohe weltliche und geiſtliche Häupter aus Spanien, Italien und Deutſchland, alle im koſtbarſten Schmuck. So wie der Kaiſerzug den Lech paſſirte, ſtiegen die deutſchen Kurfürſten und Fürſten am rechten Ufer des Fluſſes von den Pferden und gingen dem Kaiſer entgegen. Als Karl dies wahrnahm, wollte er ebenfalls abſteigen, aber er war dabei ſo eilig, daß er faſt herabgefallen wäre. Die Kurfürſten rannten herbei, ihn aufzufangen, inzwiſchen kam er glücklich herab. Auch König Ferdinand war abgeſtiegen, und beide erwiederten den Gruß der Kurfürſten und Fürſten mit großer Huld und Freundlichkeit und reichten jedem Einzelnen die Hand. Der Kurfürſt von Mainz, als Reichskanzler, bewillkommte jetzt den Kaiſer im Namen aller dieſer hier verſammelten Glieder des heiligen römiſchen Reichs mit einer Rede und beglückwünſchte ihn zu ſeiner Krönung. Der Kaiſer und ſein Bruder unterredeten ſich einige Augenblicke mit dem Pfalzgrafen Friedrich, worauf dieſer den Fürſten im Namen des Kaiſers Dank ſagte. Die Einzigen, welche während dieſes Empfangs auf den Pferden ſitzen blieben, waren die Erzbiſchöfe von Trident und Salzburg; der Kardinal Campeggi war aber kurz vorher ganz bei Seite geritten, um der Unannehmlichkeit zu entgehen, daß ihm die Ehre, die er als Geſandter des Papſtes beanſpruchte, nicht erwieſen würde. — So wie der Kaiſer wieder zu Roß ſteigen wollte, erfaßten die jungen Fürſten von Sachſen, Heſſen, Lüneburg, Mecklenburg, Brandenburg und Anhalt die Zäume, den Sattel und den Steigbügel und halfen ihm hinauf.

Eine Strecke weiter ſtanden der Bürgermeiſter und die Rathsherrn von Augsburg. Sie fielen dreimal vor dem Kaiſer auf die Knie und zogen dann einen koſtbaren dreifarbigen Traghimmel über ihn und ſeinen weißen polniſchen Hengſt. Sechs Augsburger Rathsherrn trugen den Baldachin und bildeten mit ihren Bürgern, Kaufleuten, Söldnern und Volk, zum Theil im Harniſch, zum Theil in Sammt und Seide gekleidet, zu Roß und zu Fuß, über zweitauſend Köpfe ſtark, eine lange und prächtige Schlachtordnung, während das ſchwere Geſchütz von den Mauern unaufhörlich dem gekrönten Herrn der Stadt ſeine Donnergrüße entgegen rief.

Der feierliche, großartige und in ſeiner Art einzige Einzug in die freie Reichsſtadt fand nun in folgender Weiſe ſtatt. Zwei Fähnlein Landsknechte, die der Kaiſer erſt jetzt in Memmingen angeworben und gemuſtert hatte, um ihnen die Wachen der Stadt zu übertragen, als deren Herr er jetzt angeſehen ſein wollte. Sie hatten nicht die rechte kriegeriſche Haltung; denn es waren viel junge Leute dabei. Aber auch viele Männer, die die italieniſchen Kriege mitgekämpft, befanden ſich unter ihnen. Angeführt wurden ſie von ihrem Oberſten Maximilian von Eberſtein. Ein Mann zog vorzüglich die Augen der Augsburger auf ſich, Simon Seits, Feldſchreiber des Kaiſers, ein Augsburger Bürger, der jetzt, in Goldſtück gekleidet, auf brauner Jenette mit koſtbar geſtickter Decke, nicht ohne glänzenden Troß, in ſeine Vaterſtadt zurückkehrte. Die Knechte gingen je ſieben in einem Gliede und waren etwa tauſend Mann ſtark. Um ſechs Uhr Abends erreichten die Erſten das Thor. — Nach keinem Vorzug ritten die reiſigen Mannen der Kurfürſten einher, je drei in einem Gliede, zum Theil Hofgeſinde, Fürſten, Grafen und Herrn, zum Theil Grafen, Edelleute und Räthe, welche aus den Ländern einberufen waren. Voran die des Kurfürſten von Sachſen und darunter der junge Kurprinz Johann Friedrich, der ſechszehn Jahre ſpäter in einem ſo traurigen Konflikt um derſelben Sache, wegen welcher ſie jetzt in Augsburg zuſammen kamen, gerathen ſollte. Den ſächſiſchen folgten die pfälziſchen, brandenburgiſchen, kölniſchen, mainziſchen und trierſchen Haufen, jeder in ſeiner beſonderen Farbe und Rüſtung. Der reiſige Zeug der Baiernherzöge ſchloß ſich an. Der Rangordnung des Reichs nach hätten die Baiern hier noch nicht eintreten dürfen, aber ſie ritten plötzlich vor, und Niemand hinderte es. Und ihre Pracht war wenigſtens des Platzes würdig. In lichten Harniſchen, rothen Leibröcken und hohen Federbüſchen mit Spießen, fünfhundert Pferden, je fünf in einem Gliede, gaben ſie ein herrliches Bild. — Hierauf des Herzogs Heinrich von Braunſchweig Reiter, vierzehn Glieder, je drei in einem Gliede; die des Landgrafen von Heſſen in ſechsundzwanzig Gliedern; Pommern in ſieben Gliedern; des Deutſchmeiſters Walters von Kronberg Roſſe. Endlich eine große Schaar von Grafen, Edelleuten, kaiſerlichen und königlichen Räthen, Spanier, Italiener und Deutſche.

Wieder dauerte es eine Weile, bis der dritte Zug, der des Kaiſers und der Fürſten ankam. Ihn eröffneten die Edelknaben des Kaiſers und des Königs, in gelben oder rothen Sammet gekleidet, auf zwanzig ſpaniſchen Roſſen des kaiſerlichen Großhofmeiſters von Roys, dann neunundzwanzig Glieder ungariſche Huſaren, je fünf in einem Gliede; des Kaiſers Marſtall, dreiundzwanzig der herrlichſten Pferde, polniſche, türkiſche, arabiſche, ſpaniſche, genueſiſche, geritten von kaiſerlichen Edelknaben in gelben Sammetröcken; nun wieder zweihundert Pferde und des Königs Ferdinand Hofgeſinde, ſpaniſche, deutſche, böhmiſche Herren, zum Theil in goldnem Stuck und Sammtkleidern, mit großen goldnen Ketten, aber faſt alle ohne Harniſch. Botſchafter fremder Fürſten, des Kaiſers und des Königs Räthe, Herrn des kaiſerlichen Regiments, ſpaniſche Große, Alle in ſchwarzem Sammet. Dies war das Geleite; nun kamen die fürſtlichen Herren ſelbſt, und ein paar Reihen Trompeter und Heerpauker mit ihren Trommelſchlägern, theils in des Kaiſers Farbe (gelb), theils in die des Königs (roth) gekleidet, Perſevanten und Herolde kündigten ſie an. Ihnen voran ein langer ſchwarzer Pfaffe mit einem großen Kreuze in der Hand, die Staffiere und Palafreniere des päpſtlichen Legaten mit Säulen und Kolben in den Händen. Prächtigen und trotzigen Anſehens ſind die Fürſten, die Biſchöfe mit jenem unausſprechlichen Dünkel in den Geſichtern, der ſich nach Luthers Auftreten und der Beſiegung der Bauernempörung noch ſchärfer ausgeprägt hatte, als früher. Das waren nun die Herren und Beherrſcher der deutſchen Länder, jeder in dem ſeinigen faſt unumſchränkt nach ſeinem Gelüſten ſchaltend und waltend, und unter einander meiſt in Feindſchaft. Da ſah man den an Luthers Lehre mit Begeiſterung hängenden Ernſt von Lüneburg und ſeinen Vetter, den dem Papſtthum mit Fanatismus ergebenen Heinrich von Braunſchweig, außerdem noch wegen der unbeendigten Hildesheimer Fehde bittre Feinde, nebeneinander reiten; da den jungen, Zwinglin noch mehr als Luthern ergebenen heißblütigen Landgrafen Philipp von Heſſen und ſeinen an der Mutter-Kirche mit verbiſſener Zähigkeit hängenden Schwiegervater Georg von Sachſen, den Feind Luthers, die kürzlich beide wegen der Packiſchen Händel ſo hart aneinander gerathen waren; neben den Baiernherzögen ihre

Vettern, die Pfalzgrafen, kaum auf kurze Zeit leidliche Freunde und jetzt ſchon wieder heimliche Feinde; neben den Brandenburgern die Herzoge von Pommern, die jenen zum Trotz auf dem Reichstage die unmittelbare Belehnung zu erſtreben gedachten. Da ritten der alte Markgraf Friedrich von Brandenburg, der zwölf Jahre auf der Ploſſenburg in der Haft ſeiner Söhne gelegen und dem Papſt treu geblieben war, und ſein Sohn Georg, der Anhänger Luthers und der Königin von Ungarn. Die einzige Vereinigung dieſer Fürſten war der Kaiſer, den ſie als ihr Haupt ſämmtlich anerkannten und (wenigſtens ſcheinbar und oſtenſibel) verehrten. Die weltlichen und geiſtlichen Kurfürſten ritten zunächſt. Der von Sachſen, Johann, trug als Erzmarſchall ſeinem Kaiſer das bloße Schwert vor; ihm zur Rechten der von Brandenburg, Joachim, ſein bitterer Feind. Jetzt der Kaiſer allein, unter dem von ſechs Augsburger Rathsherrn getragenen Baldachin. Der deutſche Kaiſer in der Mitte der deutſchen Fürſten, der deutſchen Reichsſtädte, des deutſchen Volks, zu einem deutſchen Reichstage gehend, und nichts Deutſches an ihm, nichts innen, nichts außen, ein fremder Mann hier; ſeinen Geſinnungen, ſeinen Sitten und Gewohnheiten nach ein Spanier, ein König von Spanien, und ſpaniſch gekleidet vom Kopf bis auf den Fuß. Ein kleines ſeidnes ſpaniſches Hütlein deckt jenen, ein goldner ſpaniſcher Waffenrock den Leib; mit goldnen ſpaniſchen Zierathen iſt der weiße Hengſt behängt. Ueber ſeinem Haupte ſteht das Bild des deutſchen Reichsadlers am damaſtnen Traghimmel wie zum Hohne. Karl hätte gern ſeinen Bruder und den päpſtlichen Legaten zu ſeinen Seiten unter dem Baldachin geſehen; es lag ihm daran, den Letztern recht augenfällig zu ehren und auszuzeichnen, und deshalb ſollten ihm die geiſtlichen Kurfürſten den Vorrang überlaſſen. Aber ſie hatten ſich deſſen kurz und beſtimmt geweigert, und ſo ritt nun der Legat Campeggi mit dem König Ferdinand unmittelbar hinter dem Baldachin des Kaiſers. Neben dem Kaiſer liefen dreihundert Trabanten, Deutſche, Niederländer und Spanier, gelb, braun und aſchgrau gekleidet; neben dem König und dem Legaten wieder hundert Trabanten, roth gekleidet. Nun die Erzbiſchöfe mit dem ſtolzen Beichtvater des Kaiſers, dem Biſchof von Osma, Biſchöfe und andre hohe Geiſtliche in großer Anzahl, gefolgt von hundert kaiſerlichen Hatſchieren, zu Pferde und gerüſtet, die reiſigen Mannen und das Hofgeſinde der geiſtlichen Herrn, jede Schaar in ihrer beſondern Farbe, alle entweder in Harniſchen mit Spießen, oder als Schützen mit Schießzeug bewaffnet, über dreihundert Köpfe, darunter zwölf Stradioten und zwei Türken. An dieſe ſchließen ſich achtzehnhundert Fußknechte der Stadt Augsburg unter vier Fähnlein, mit Harniſch und Spieß gerüſtet; ſie ſind meiſt mit ſchwarzen barchentenen Paltröcken, an den Aermeln zwei weiße Atlasſtreifen, angethan; vierhundert aber tragen aſchfarbne Kleider und zeichnen ſich durch Pracht der Kleidung und Bewaffnung auffallend vor den Uebrigen aus; es iſt die von den Fuggern allein angeworbne und ausgeſtattete Schaar; denn aſchgrau iſt die Farbe der Fugger.

Zwölf Halbſchlangen, die draußen den Kaiſer mit ihrer Stimme begrüßt, und hinter ihnen der ſtattliche Zug der Augsburger Bürger zu Roß und zu Fuß, zweitauſend Mann unter vier Fähnlein, alle wohlgerüſtet, mit Federbüſchen und anderm Schmuck herrlich ausgeſtattet. Darunter Raimund, Anton und Hieronymus Fugger und Raimund Mohr.

Als der Kaiſer ſich dem Stadtthore näherte, ertönte das Geläute aller Glocken der Stadt und der Donner des Geſchützes von den Mauern und Thürmen, ſo daß Niemand ſein eignes Wort verſtehen konnte. Innerhalb der dort zu finden," wie ich vom Diener erfahren habe. Wenn Sie erlauben, werde ich Ihnen ſelbſt den Weg zeigen und Sie bis an die Hauptthüre des Parks führen. Iſt Ihnen aber erſt gefällig, in der Eile ein kleines Frühſtück bei mir einzunehmen und Ihren Anzug etwas in Ordnung zu bringen — Sie verzeihen mir gütigſt dieſe Bemerkung! — ſo nehme ich mir die Freiheit, Sie, mit Ihrer gütigſten Erlaubniß, zu bedienen." — Mit dieſen Worten führte der höfliche Mann den wiederauflebenden Lambeck in ſein Staatszimmer, wo bereits einige Flaſchen Wein und ein ſchmackhaftes Frühſtück ihrer harrte. Der Amtmann deutete den Fremden zu einem Toilettentiſchchen mit der Bitte, ſich deſſelben nach Bequemlichkeit zu bedienen, und verfügte ſich auf einige Minuten ins Nebenzimmer. Als Lambeck den Deckel des Tiſches aufhob, ſtand eine kleine geſchmackvolle Vaſe vor ihm, worin ſeine Uhr, der Ring und die Steine lagen. Er mußte über des Amtmanns Feinheit lächeln, ihm ſein Eigenthum zurückzuſtellen, ſteckte die Sachen zu ſich, machte ſeine Toilette und trank dann mit dem zurückgekehrten Amtmann ein Glas Wein, worüber dieſer ganz vergnügt wurde. Hierauf machten ſich beide auf den Weg. Der Amtmann war ſehr unterhaltend; als aber Lambeck die Bemerkung hinwarf, als habe er ihm dieſe Einladung des Herzogs zu danken, indem er dem Fürſten ſein dringendes Begehren habe zu wiſſen thun laſſen, wurde der Amtmann ſehr verlegen. „In Wahrheit, mein werthgeſchätzter Herr," verſetzte er, „von mir hat Seine Durchlaucht keine Silbe erfahren, eben ſo wenig vom Amtscommiſſaire oder den Amts-

Stadt kam dem Kaiſer ein neuer Zug entgegen, der Biſchof von Augsburg mit dem Domkapitel und der geſammten Kleriſei der Stadt, Mönchen und Nonnen in großer Proceſſion. Die Pfaffen brachten einen andern Himmel mit, unter den ſie den Kaiſer nehmen wollten. Allein der Hengſt des Kaiſers ſcheute ſich ſo ſehr vor dem Pfaffenhimmel, daß er ſeinen Reiter faſt abgeworfen hätte, und war, zum größten Ergötzen des Volks, mit nichten darunter zu bringen. Da ſagte das Volk: das Pferd ſei klüger als ſein Herr, es wolle nichts wiſſen vom Himmel der Pfaffen.

Unter Geſang und Glockengeläute ging der Zug nach der Domkirche, wo der Kaiſer auf die Knie niederfiel, die Hände erhob und betete. Als der Segen über ihn geſprochen war, führten ihn die Fürſten nach der Pfalz, ſeiner Herberge.

Da nun die evangeliſchen Fürſten oder die Proteſtanten wie man ſie allmälig ſchon von ihrem auf dem letzten Reichstage zu Speier übergebenen Proteſte nannte, mit dem Kaiſer im Dome geweſen waren und die geiſtlichen Ceremonien mitgemacht hatten, ſo knüpfte der ſchlaue Karl daran ſogleich ein Begehren an ſie, indem er den erſten großartigen und bewältigenden Eindruck ſeiner Ankunft benutzen wollte, um ſie zu einer weſentlichen Nachgiebigkeit zu vermögen.

Er ließ nämlich, während die übrigen Fürſten nach ihren Herbergen abzogen, den Markgrafen Georg von Brandenburg, den Landgrafen Philipp von Heſſen und den Herzog Franz von Lüneburg in ein beſonderes Zimmer beſcheiden, wohin er ſich ſogleich mit ſeinem Bruder verfügte. Hier eröffnete ihnen der Letztere: der Kaiſer laſſe ſie hiermit auffordern, die Predigten nunmehr abzuſtellen. Die ältern Fürſten ſchwiegen erſchrocken auf dieſe unerwartete Zumuthung; aber der feurige Landgraf verſetzte unerſchrocken: „Ew. Majeſtät Willen in Ehrfurcht; aber in den Predigten kommt kein andres Wort vor, als eben Gotteswort, wie es auch S. Auguſtinus gefaßt hat. Gotteswort läßt ſich aber nicht abbeſtellen, nicht heute, nicht morgen und nimmermehr.“ — Solche unwiderlegliche Argumente waren aber dem Kaiſer höchſt widerwärtig; er wollte ſie nicht hören und machte eine abwehrende ärgerliche Bewegung mit der Hand. Dabei ſtieg ihm das Blut zu Kopfe, der kecke Ton des Landgrafen verletzte ihn, und faſt zornig ſprach er ſelbſt: „Ich will es; die Predigt iſt der Zankapfel. Ihr müßt ſie abſtellen. Ich, der Kaiſer fordere es von Euch.“

„Herr,“ ergriff jetzt der Markgraf wehmüthig, aber feſt das Wort und ſprach ſo ehrerbietig als entſchloſſen, „ehe ich von Gottes Wort abſtünde, wollte ich lieber auf der Stelle niederknieen und mir den Kopf abhauen laſſen.“

Karl, der ja nur Milde und Verſöhnung im Munde führen wollte, erſchrak über dieſe männliche Erklärung. Betroffen über den ihm gegenüber ausgeſprochenen Gedanken an eine ſolche Möglichkeit, rief er begütigend: „Lieber Fürſt, nicht Köpfe ab, nicht Köpfe ab!“ —

Die drei Fürſten wurden huldreich entlaſſen; Karl begriff immer mehr, daß er es nicht mit biegſamen Italienern zu thun hatte. Er war den Reſt des Abends ſchweigſam und nachdenklich und verfügte ſich bald zur Ruhe.

Am folgenden Tage fand die Frohnleichnamsproceſſion ſtatt. Der Kaiſer forderte die proteſtantiſchen Fürſten auf, „dem allmächtigen Gott zu Ehren“ daran Theil zu nehmen. Sie lehnten es auf das Beſtimmteſte ab, weil ſie die Theilnahme auf den angegebenen Grund hin als eine Verletzung ihres Gewiſſens anſehen müßten. Nicht dazu habe Gott das Sakrament eingeſetzt, daß man es anbete. Hätte der Kaiſer ihre Begleitung als einen Hofdienſt beanſprucht, ſo würden ſie ihm gefolgt ſein wie Naman in der

Schriſt ſeinem König. — Die Proceſſion ging ohne die Proteſtanten vor ſich, ſie war dürftig. Die Zeit des Glanzes der Kirche war vorüber. Der Menſchengeiſt trieb in andre, in neue, in höhere Bahnen.

Am Abend dieſes Tages langte die Königin Maria mit ihrem Gefolge von München in Augsburg an. Es war der Wille des Kaiſers geweſen, daß ſie, als die einzige Frau, nicht mit im Kaiſerzuge in die Stadt einreiten ſollte. Verabredetermaßen nahm ſie ihre Herberge in Anton Fuggers Hauſe am Weinmarkt und wurde vom Stadtrath dort mit den gebührenden Ehren empfangen. Ihr alter Freund der Markgraf Georg machte ihr denſelben Abend noch die Aufwartung, und ſie plauderte mit ihm bis tief in die Nacht. Nie war ſie liebenswürdiger als im heitern Zwiegeſpräch mit dem ihr ſo ſehr ergebnen Fürſten, den ſie ſcherzweiſe ihren Großonkel zu nennen pflegte, weil ſein Bruder Johann der zweite Gemahl der zweiten Gattin ihres Großvaters, des Königs Ferdinand von Aragonien geweſen war.

## 15.

## Die beiden Brüder.

Der Kaiſer machte Tags darauf ſeiner Schweſter den Beſuch. Er hatte ſie ſchon mit Ungeduld erwartet. Ihr Liebreiz, der eine magiſche Gewalt über ihn ausübte, wie keine Macht der Erde weiter, zerſtreute auch diesmal ſchnell die Wolken des Unmuths von ſeiner Stirn. Es war doch ein ſonderbares und höchſt eigenthümliches Verhältniß zwiſchen dem Kaiſer und ſeiner ſchönen Schweſter. Innerlich erbittert über den Widerſtand der proteſtantiſchen Fürſten, den er nicht erwartet hatte, ſuchte und fand er bei ihr Erheiterung und Stunden behaglichen ſchönen Gefühls, bei ihr, deren ihm wohlbekannte Geſinnung und Ueberzeugung ſo ſehr mit denen der ihm widerſtrebenden Fürſten übereinſtimmte, und die ihm gegenüber gar kein Hehl daraus machte, daß ſie ſich über dieſen würdigen und männlichen Widerſtand herzlich freue. Er mußte von ihrem Charakter vorausſetzen, daß ſie ſich in freundliche Beziehungen zu jenen Fürſten ſetzen und ſie ermuntern werde, feſt bei ihrem Glauben zu beharren, wie er es in Bezug auf den Markgrafen Georg von Brandenburg gewiß wußte. Vergebens waren ſeine, ihr entwickelten, politiſchen Gründe, daß er zum Papſt halten müſſe; ſie wollte in Glaubensſachen nichts von Politik wiſſen und blieb die Feindin des Papſtes und der Pfaffen. Ja, nur Karls dringender Bitte gelang es, daß ſie ſich nach langem Weigern endlich bereit erklärte, den Beſuch des Kardinals Campeggio annehmen zu wollen. Nichts bedauerte ſie mehr, als daß Luther nicht mit dem Kurfürſten von Sachſen nach Augsburg gekommen war; er war nach dem Willen ſeines Herrn und auf Anrathen ſeiner Freunde, als noch mit der Reichsacht belegt, in Koburg zurückgeblieben und wohnte dort auf der hohen Bergveſte im Schloſſe des Kurfürſten. Den anweſenden Melanchthon hatte Maria bereits zu ſich einladen laſſen, wie ſie ihrem kaiſerlichem Bruder lachenden Mundes berichtete. Und gerade dieſer kleine weibliche Trotz, umkleidet mit der reizendſten Anmuth und dem ſüßeſten Muthwillen, war es, der jeden aufkeimenden Unwillen Karls in der Geburt erſtickte und ihn immer ſtärker an das herrliche Weib feſſelte, das ihm ſchon mit den engſten Banden des Bluts verbunden war, das er aber bis jetzt ſo gar nicht gekannt hatte.

Bei dieſem erſten Beſuche ließ der Kaiſer ſich und der Königin ſämmtliche Glieder des Fuggerſchen Hauſes nebſt dem Dienſtperſonal des Geſchäfts vorſtellen. Er beabſichtigte damit Martinen auf eine ungeſuchte und ungezwungene Weiſe zu ſehen. Die Leute waren im großen Gaden der Reihe nach aufgeſtellt, obenan Frau Sibylle im altmodiſchen koſtbaren Schmuck, den ſie ſeit Jahren nicht getragen, neben ihr ihr ſchlankes, bleiches holdes Pflegekind Regina Turzo in reicher ungariſcher Nationaltracht. Dann kam Raimunds Familie, Antons Ehewirthin, Hieronymus, dann die Schweſtern mit ihren Gatten, die alle zum Reichstag gekommen waren, um den Kaiſer und die andern hohen Herrſchaften zu ſehen. Bei Raimunds Familie ſtand Raimund Mohr, bei Antons Frau Martin van der Voort. Raimund und Anton Fugger führten den Kaiſer und die Königin herein. Karl hatte ſeine Schweſter am Arme. Anton ſtellte ihnen die Familienglieder einzeln vor. Der Kaiſer war ſehr leutſelig und reichte der tiefknickſenden Frau Sibylle die Hand, belobte das Andenkem ihres verſtorbenen Jakob, befragte ſie nach ſeiner Krankheit, nach ſeinem Tode. Die Königin unterhielt ſich gütig mit ihrer Landsmännin Regina Turzo und erkundigte ſich nach ihren Eltern. Maria's ſcharfes Auge hatte ſogleich beim Eintritt Raimund Mohrs Apollogeſtalt geſucht und gefunden. Obgleich ſie gehofft und erwartet hatte, ihn hier zu ſehen, zuckte ihr Arm doch leiſe in dem des Kaiſers, beim Anblick des unvergleichlich ſchönen Jünglings. Längſt wußte ſie, wo er war, der würdige Gegenſtand ihrer erſten und einzigen Liebe, und neben dem Wunſche, dem glänzenden, geräuſchvollen Reichstage beizuwohnen, Luthern und Melanchthon perſönlich kennen zu lernen, die proteſtantiſchen Fürſten zu begrüßen und dem intereſſanten Kampfe der beiden Parteien zuzuſehen, hatte ſie ein geheimes aber weit ſtärkeres Verlangen nach Augsburg geführt, den geliebten Jüngling, den ſie im Herzen trug und noch keimen Augenblick vergeſſen hatte, wieder zu ſehen. Wie ſtand er dort in ſeiner ſiegſtrahlenden Schönheit! das Herz zuckte und bebte ihr vor namenloſer Wonne. Sie mußte ihre ganze Kraft zuſammennehmen, um der großen königlichen Kunſt der Verſtellung keine Schande zu machen, als der Kaiſer mit ihr ein paar Schritte weiter ging und ſie dem Geliebten nun gegenüberſtand. Zum Glück hatte Karl auch nicht die entfernteſte Ahnung von der Liebe ſeiner Schweſter; aber eben ſo wenig hatte ſie eine ſolche von dem Verhältniß, in welchem der Kaiſer zu dem bleichen blonden jungen Manne mit den ſeltſamen Flecken im Geſicht ſtand, welchen Anton Fugger eben mit Namen benannte und als ſeinen Pflegeſohn bezeichnete. Des Kaiſers Auge rühete forſchend auf Martins Zügen und Geſtalt und ſeine erſt heitern Mienen nahmen unwillkürlich einen finſtern Ausdruck an. Martins ſonſt ſo gedrückte Geſtalt hatte ſich auffallend emporgerichtet: in ſeinen Augen, die er feſt auf den Kaiſer gerichtet hielt, glühte ein wildes, ſchier unheimliches Feuer.

„Ihr ſeid ein Niederländer dem Namen nach?“ fragte Karl kalt.

„Ein geborner Schwabe, Ew. Majeſtät zu dienen,“ antwortete Martin mit bebender Stimme. „Meine Aeltern aber waren beide Niederländer.“

Was Karl gewollt, war geſchehen; er hatte den Menſchen ſprechen gehört, den Ton der Stimme. Er ging vorüber.

„Raimund Mohr, Pathe und Pflegeſohn meines Bruders,“ berichtete Anton.

„Ah der!“ ſagte der Kaiſer betroffen von der Schönheit des Jünglings. „Ein geborner Ungar?“

„Der Sohn eines Bergmanns in Kremnitz.“

Um Martins Lippen ſchwebte ein liſtig-höhniſches Lächeln. Raimund Mohrs Blicke, in holder Verwirrung den ſüßen heißen Blicken der Königin ausweichend, gewahrten dieſes Lächeln, und es empörte ihn, er wußte ſelbſt nicht, warum.

Die Königin glühte und ſtrahlte wie eine prächtige Centifolie, aber kein verrathendes Wort entſchlüpfte ihren Lippen.

„Es iſt der Verlobte von Regina Turzo, ſeiner Landsmännin," fuhr Anton fort. „Schon im Mai hätte, nach meines ſeligen Ohms Willen, die Hochzeit ſein ſollen; wir haben ſie bis zur Ankunft Euerer Majeſtät verſchoben, weil wir hofften, Ihr würdet unſrer Bitte um die Gnade, dem Feſte durch Euere hohe Gegenwart einen Glanz zu verleihen, wie ihn noch kein Fuggeriſches Familienfeſt gehabt, geneigtes Gehör geben."

„Ich will Brautführer ſein," nickte der Kaiſer gnädig.

Ein leichtes Wölkchen lag jetzt über der Stirn der Königin, und ein leiſer Schmerzenszug kräuſelte um ihren kleinen reizenden Mund, als ſie das Auge noch einmal auf den jungen Halbgott richtete und ſein Auge in Thränen glänzen, um ſeinen Mund Schmerz und Unmuth zucken ſah.

Der Kaiſer und die Königin zogen ſich in ihre Gemächer zurück. Anton verfügte ſich bald darauf dahin, um den Kaiſer in das abgelegene Zimmer zu führen, welches zur geheimen Kanzlei eingerichtet war. Raimund Mohr wurde dorthin gerufen, um vom Kaiſer in Dienſt und Pflicht genommen zu werden, ihm den Eideshandſchlag zu leiſten und ſeine geheimen Inſtruktionen zu erhalten.

Martin beobachtete, was um ihn vorging, plötzlich wieder mit der alten ſchlangenſchlauen Scharfſichtigkeit. Es war eine ungeheure Veränderung mit ihm vorgegangen, er hatte ſeine ganze Geiſteskraft wieder. Am Tage des Einzuges war ſeine Unruhe bis zur fieberhaften Beweglichkeit geſtiegen, ſo daß Alle, die ihn kannten, als ſie ihn ſo herumſchießen ſahen und bald haſtig ſchwatzen hörten, bald ſeinen ſtieren Blick wahrnahmen, mit Bedauern meinten, daß ihm der Kopf nun ganz und gar verrückt, daß er völlig wahnſinnig geworden ſei. So ging es die ganze Nacht mit ihm; er konnte nicht ruhen, nicht ſchlafen: er hatte den Kaiſer geſehen, und ſeine Gedanken waren nur mit demſelben beſchäftigt. Wie das Lager, ſo war ihm das Zimmer, das Haus unerträglich. Gerade in dieſer Nacht wurde ihm nicht ſchwer, unbemerkt zu entwiſchen. Er irrte durch die nichts weniger als menſchenleeren Straßen, immer mit dem wogenden Gedankenchaos ringend, das ihm durch den Kopf brauſte. So kam er vor die Pfalz und rannte auf und ab, nach den Fenſtern der Zimmer hinaufſtarrend, die der Kaiſer bewohnte. Am folgenden Morgen war er ſchon ſo weit gediehen, daß er ruhiger heimkehren und ſich zu faſſen vermochte, als ihn Anton Fugger aufforderte, ſich mit den Uebrigen dem Kaiſer vorſtellen zu laſſen. Und während der Vorſtellung war ihm ſeine alte Ruhe, die alte Klarheit ſeines Geiſtes zurückgekehrt.

„Thor, der ich war!“ murmelte er pfiffig lächelnd vor ſich, als er durch das Haus ſchlüpfte. „Als er mir gegenüberſtand, fiel mir Alles ein, worauf ich mich ſo lange ſchon vergeblich beſonnen habe. Nun ich es weiß, will ich meinen Nutzen daraus ziehen, und Regina muß mein Weib werden.“

Der Kaiſer war kaum zur Königin zurückgekehrt, als Martin keck in das Vorzimmer trat. Die hier poſtirte Dienerſchaft kannte ihn ſchon als einen Hausgenoſſen, und die Erklärung: er habe mit Seiner Majeſtät zu reden, öffnete ihm die Thür des Zimmers. Der Kaiſer, in der Meinung, es ſei Raimund Mohr, der ihm irgend eine Meldung machen wollte, war deshalb unangenehm überraſcht, Martin hereintreten zu ſehen. Er erhob ſich von dem Lotterbette, wo er neben der Schweſter ſaß und gab ihr mit der Hand ein Zeichen, auf welches ſie ſich in das Nebenzimmer verfügte.

„Was wollt Ihr von mir?“ fragte Karl übelgelaunt, doch Martin wurde durch die Frage und ihren Ton nicht eingeſchüchtert.

„Ew. Majeſtät hat nach meiner Herkunft zu forſchen die Gnade gehabt. Es drängt mich Euch hier zu ſagen — was ich unten nicht konnte — wer mein Vater war —“

„Ich erlaß Euch das,“ unterbrach ihn der Kaiſer raſch und unwillig. „Ich will es nicht wiſſen. Entfernt Euch!“

„Nicht alſo, mein kaiſerlicher Herr!“ flehte Martin mit ausgeſtreckten Händen. „Hört mich und erfahrt mein Geheimniß! Mein Vater war der König Philipp von Spanien, der Erzherzog von Oeſtreich, der Herzog der Niederlande. Ja Ew. Majeſtät Erzeuger iſt auch der meinige. Ich bin Euer natürlicher Bruder.“

„Ein Wahnſinniger biſt du!“ rief Karl zornig. „Ich ſchone deine Verwegenheit nur, weil dein Verſtand verwirrt iſt.“

„Nie war mein Kopf heller, mein Verſtand geſunder als heute. O ſprecht nicht ſo ungnädig zu mir, in deſſen Adern daſſelbe Blut fließt, wie in den Euern! — Zweifelt Ihr an meiner Behauptung? Die Fugger wiſſen, wer ich bin, der König Ferdinand weiß es — o Ihr ſelbſt wißt es, Majeſtät! Gebt der Stimme Eueres Herzens Gehör, die mich anerkennt!“

„Ja, ich weiß wer du biſt“, verſetzte der Kaiſer ruhig und kalt, faſt höhniſch. „Ich weiß auch was du biſt und was du geweſen biſt. Ich kenne dich genau. Du biſt der eheliche Sohn des Kaufmanns Peter van der Kapellen zu Antwerpen und deſſen Eheweibes Eleonore Bry, du biſt der Stief- und Adoptivſohn des Malers Martin van der Voort, des zweiten Ehemanns deiner Mutter, der dir ſeinen Namen gegeben hat, und der verſtorbene Jakob Fugger hat ſich deiner und deiner Mutter angenommen, weil er dem Hauſe Peters van der Kapellen einige Verbindlichkeiten ſchuldig zu ſein glaubte und ein dankbares Herz hatte. Geh hin, mein Sohn, und beruhige dich. Du biſt von deiner Mutter, einem böſen Weibe, zu argen Zwecken gemißbraucht, hintergangen und belogen worden.“

„Nicht alſo! Majeſtät! Der Brief meiner fürſtlichen Abſtammung, den die Natur ſelbſt auf geheimnißvolle Weiſe mit unauslöſchlichen Zügen mir in's Angeſicht geſchrieben, widerlegt Euch. Als Euere königliche Mutter, die ſpaniſche Juana, in einem Anfalle wüthender Eiferſucht, der meinigen die Scheere, womit ſie ihr das goldblonde lange Haar abſchnitt, in welches ſich der Erzherzog Philipp ſo ſehr verliebt hatte, in das Antlitz ſtieß und es zerfetzend, Eleonorens ſtrahlende Schönheit vernichtete, da empfing die Frucht ihrer und Philipps verbotener Liebe in ihrem Schoße dieſelben Wunden, und noch eh ich geboren wurde, blutete ich für die Schuld meiner Erzeuger. An Euch iſt's, Majeſtät, dieſes unſchuldige Blut zu ſühnen. Seht mich an, meine Geſtalt; ſeht dieſe Züge, dieſes blonde Haar, und dann betrachtet ein getreues Konterfei Eueres Vaters, befragt ältere Männer, die ihn perſönlich gekannt haben, und Ihr werdet überzeugt werden, daß ich dem König Philipp ähnlicher bin, als Ihr und Euer Bruder.“

Der Kaiſer hatte ſich abgewandt und ſchien nicht mehr auf die Worte des kühnen Sprechers zu hören. Jetzt kehrte er ſich ihm wieder zu, erdfahl und mit Zügen voll Entſetzen und Abſcheu. Seine Lippen zitterten vor furchtbarer Aufregung, aber er verſtand ſich zu beherrſchen. „Unglückſeliger!“ ſprach er mit gedämpfter Stimme, „woran haſt du mich erinnert! An das unſagliche Unglück meiner Mutter, deren Geiſt ſeit jener fürchterlichen Stunde in den Banden düſtern Wahnſinns liegt bis heute. Sieh, weil die Hand meiner armen Mutter bei jener unſeligen That der Leidenſchaft auf wunderbare geheimnißvolle Weiſe dich zeichnete, will ich dir vergeben; denn ich weiß, daß beiſitzern. Auch wäre das der Zeit nach ſchon ganz unmöglich geweſen; denn kaum hatten Sie die Amtsſtube verlaſſen, als der Hofbediente bei uns eintrat. Es wäre eitel und unrecht, ſich fremdes Verdienſt anzueignen; ich bitte Sie aber dringend, mir deshalb nicht weniger gewogen zu bleiben und unſerm geſtrengen Herrn keinen Bericht zu machen.“ — „Beſorgen Sie nichts, Herr Amtmann! Aber wie mag der Herzog Kunde von mir erhalten haben? Und die Worte der Einladung beweiſen, wie mir eben beifällt, daß er mich kennt! Das ſind wunderbare Räthſel.“ — „Mit deren Löſung ich dem gnädigen Herrn leider nicht dienen kann,“ verſetzte der Amtmann und machte einen tiefen Bückling. „Uebrigens ſehen Sie gefälligſt dort neben dem ſchönen Gärtnerhauſe das eiſerne Thor. Belieben Sie, da einzutreten! Sie treffen dort ſtets herzogliche Diener, welche Sie bei Sr. Durchlaucht anmelden.“ Somit empfahl ſich der Amtmann, nicht ohne noch eine Menge Kratzfüße und Höflichkeitsformeln hinzuzufügen. — Lambeck befand ſich hinter dem hochgelegenen ſchönen Schloßgebäude und vor ihm öffnete die heimliche grüne Stille des Gartens ſeine Pforten. Er trat hinein. Ein Diener kam ſogleich auf ihn los. Der Fremde nannte ihm den Namen Adolf Lambeck. „Des Herzogs Durchlaucht hat befohlen, Ew. Gnaden ſogleich ohne weitere Anmeldung zu ihm zu führen,“ verſetzte der Diener und fügte die Bitte, ihm zu folgen, hinzu. Durch einen ſchönen Gang, von hohen Pappeln gebildet, ging Lambeck ſchweigend hinter dem Diener her und ſah zu beiden Seiten einen geſchmackvoll angelegten Nutzgarten, aber eine zweite Thür that ſich du mein Todfeind biſt, ich weiß, daß du aus Feindſchaft zu mir den Chriſtenglauben und damit deine Seligkeit abgeſchworen haſt und ein Sohn des verfluchten Mohamed geworden biſt. Ich weiß, daß du dem ſcheußlichen Seeräuber, dem Fluch Spaniens, dem nichtswürdigen Chair-Eddin Barbaroſſa, daß du dem Sultan Suleiman, daß du dem König Franz, daß du dem Herzog Ulrich von Würtemberg gegen mich gedient haſt. Für all meine Feinde biſt du thätig geweſen, mich und mein Haus zu verderben, ſelbſt mit den aufrühreriſchen gottverfluchten Bauern haſt du gegen Geſetz und Recht gekämpft. Es gibt nichts Schändliches und Schlechtes, was du nicht gegen mich vollbracht hätteſt. Und doch wagſt du mir unter die Augen zu treten und etwas von mir zu verlangen! — Was willſt du von mir?"

Martin war nun ſeinerſeits ebenfalls in der innerſten Seele erbebt. Die Flecken in ſeinem Geſichte waren weiß wie Kalk geworden. Er zitterte an allen Gliedern. Das hatte er nicht erwartet, daß der Kaiſer die Geſchichte ſeines wirren Lebens ſo genau kenne. Doch er war nicht der Mann, der ſich zurückſchrecken ließ, und der Kaiſer hatte viel zu ſanft geſprochen, um jede Hoffnung in ihm zu erſticken. Er ſtürzte auf die Knie nieder, erhob die Hände und flehte: „Vergebung, mein kaiſerlicher Herr! Meine verſtoßne Jugend wurde verführt und mißbraucht. Wäre ich erzogen worden, wie es einem Sohne des Königs Philipp zugekommen, nimmer wäre ich auf ſolche Abwege gerathen. Nicht auf mir laſtet die Schuld dieſer Vergehungen. Verzeiht und macht wieder gut, was Andre an mir verbrochen haben!"

„Hätt' ich dir nicht ſchon verziehen, du würdeſt vor ein Gericht geſtellt werden und deine Frevel mit deinem Leben büßen. Sei thätig und ordentlich, und du wirſt noch ein geachteter Mann werden."

„Die natürlichen Söhne des Habsburger Hauſes ſind ſtets zu adligen Ehren und Würden erhoben worden. Sie haben meiſt der Kirche als hohe Prälaten gedient."

„Ha, dahin ſteht dein Sinn, eitler Menſch!" ſprach der Kaiſer entrüſtet und wandte ſich wieder von ihm ab. „Ein Bekenner des Koran und chriſtlicher Biſchof! Du biſt ein närriſcher Kauz! Der Sohn Eleonorens van der Voort, der ſcheußlichen Megäre, wird nun und nimmer von den Fürſten des Hauſes Habsburg etwas erlangen. Geh und wage nicht wieder vor mir zu erſcheinen bei meinem ſchwerſten Zorn! Es könnte dich den Kopf koſten, thörichter Menſch!"

Mit drohender Geberde verließ der Kaiſer das Zimmer. Martin machte ſich auf und floh mit ſcheuem Schritt hinaus. Ein tückiſches Lächeln ſchwebte über ſeinen bleichen Zügen.

Auf ſeinem Zimmer verſank er in ein finſtres Brüten, aber es war nicht mehr das alte Brüten ſeines verwirrten nachtumhüllten, es war das ſeines nur allzuklaren, kalten, berechnenden und ſpekulirenden Geiſtes. Erſchreckt vom Unwillen und Zorn des Kaiſers gab er zwar den Plan auf, ihn auf die verſuchte Weiſe für ſich zu gewinnen, aber nach einer Stunde hatte er ſich ſchon einen andern zur Erreichung ſeines Zieles gebildet, und ruhig und kalt, als wäre nichts mit ihm vorgefallen, miſchte er ſich bald darauf unter die auf den Straßen wogende Menſchenmenge.

## 16.

## Sehnſuchtsqual und Herzenserguß.

Raimund Mohr hatte Anton Fuggers Haus in großer geiſtiger Aufregung verlaſſen. Vom Wiederſehen der Königin Maria mächtig ergriffen, hatten ſich ſeine Gefühle ſo ſeltſam gemiſcht und geſteigert, daß ſie ihm ſchier die Bruſt zu zerſprengen drohten. Es waren ſüße und bittre Gefühle, die in ihm wogten und drängten, aber die letztern überwiegend. Die hohe Schönheit und Anmuth der Königin hatte wieder einen ſtarken Eindruck auf ſeine Sinnlichkeit gemacht, aber gehoben, beſeligt war er nicht von dieſem Wiederſehen worden. Er fühlte ſich vielmehr gedrückt davon. Die Sehnſucht ſeiner Seele nach irgend einem Ziele, das er nicht kannte und das nur in dunkele, aber raſtlos webende Ahnungen gehüllt in ihm ſtand, ergriff ihn mächtiger als je. Es war ihm, als müßten ihm Schwingen wachſen, und er von ihnen getragen von dannen ſtürmen, nicht zu der Königin, nicht nach Ungarn, aber wohin? das wußte er nicht. Und doch war's ihm wieder, als fingen die glühenden Küſſe, die er einſt von der Königin erhalten, an, auf ſeinen Lippen und Wangen zu brennen, ſo daß ihm unerträglich heiß davon wurde. Die reizende Maria! Er hätte ſich noch einmal von ihr ſo küſſen laſſen, ſie ſo wieder küſſen mögen. Dieſe Widerſprüche in ihm, die er nicht vereinigen konnte, das Hin- und Herwogen ſeiner Gefühle nach den verſchiedenſten Seiten machte ihn faſt toll. Er ſtürzte ſich in die Menſchenwogen. Der herrlichſte Frühlingstag lag über der Stadt und ihrer Umgebung und lockte Alles heraus ins Freie. Fürſtliche Männer und Frauen, Adel, Bürger, Alles trieb durcheinander zu Roß und zu Fuß. Niemand hätte ahnen können, welch ein Geiſt in dieſer frohen genußſeligen Menge gährte.

Er ſtieß auf Frau Sibylle Fugger und Regina Turzo, die ſich nach ihrer Wohnung verfügten, und die Letztere forderte ihn auf, ſie zu begleiten. Sie war ſo lieb, ſo gut; ihre ſchöne edle Seele klang ihm voll heiliger, wahrer, inniger Liebe aus ihren ſanften Worten, ſtrahlte ihm aus ihrem reinen ausdrucksvollen Auge entgegen. Er wußte, wie ſtark und wahr er von ſeiner Verlobten geliebt wurde, und doch vermehrte dieſes Wiſſen nur ſeinen Unmuth und machte ihn keineswegs glücklich. Seufzend riß er ſich los und ging weiter. Der Kampf der Gefühle in ſeiner Bruſt war nur heftiger geworden. Er hatte beim Scheiden von Reginen eine Thräne in ihrem Auge ſchwimmen geſehen, die ſie ihm zu verbergen ſuchte, ihre Stimme hatte wehmüthig gezittert; ſie war ihm bleicher vorgekommen, als ſonſt. Das fiel ihm jetzt ſchwer aufs Herz, und ſeine Gedanken ſprangen ſchnell auf die Königin Maria über. Gewiß grämte ſich Regina, daß ihre gefährliche Nebenbuhlerin nach Augsburg gekommen war und nun gar im Fuggerſchen Hauſe wohnte. Und er hätte dieſen Gram ihr ſo gern verſcheucht; er war ja der lieben Schweſter ſo herzlich gewogen und zugethan. Aber weder der Gedanke an ſie, noch der an die Königin befriedigte ihn; ſein ſtürmiſches Herz wußte ſelbſt nicht, was es wollte.

Plötzlich horchte er auf. Die ſchmerzlich ſüßen Töne eines ungariſchen Nationaltanzes ſchlugen an ſein Ohr und drangen in ſeine Seele, Stimmen der Heimat, Jugendgrüße, Klänge aus dem fernen Vaterland. Der Tanz wurde auch hier, wie dort, von Zigeunern geſpielt; denn nur ſie ſind die geſchickten Muſikanten, welche der Geige, dem Cymbal und dem Triangel ſo ſchmerzlich aufjauchzende Töne zu entlocken verſtehen. Die ſeltſame Tanzmelodie ſprach ſo recht Raimunds Stimmung aus. Was kein Wort vermocht hätte, thaten dieſe Töne. Nichts hätte ihn in dieſem Augenblick gewaltiger ergreifen können; er fühlte ſich wie bezaubert und gebannt. Ein Zigeunermädchen tanzte auf einem ausgebreiteten Teppich. Wie eine Minute vorher Raimunds Ohr, ſo wurde jetzt ſein Auge entzückt, und beide führten ſeiner Seele einen Rauſch zu, der mit ſeiner wüſten Verſtimmung kurz vorher im grellſten Kontraſt ſtand.

Die Tänzerin war noch ſehr jung, man war verſucht, ſie noch ein Kind zu nennen, und doch war ſie eine hohe, vielleicht ſchon eine vollendete Schönheit. Man begriff, daß die Sonne Andaluſiens ſie gezeitigt, daß ſpaniſches Blut ihr die Reife in einem Alter gegeben, wo deutſche Mädchen noch Kinder ſind. Ein ſo wunderbar und eigenthümlich reizendes weibliches Weſen hatte Raimund noch nie geſehen; ihm vergingen die Gedanken bei ihrem längeren Anblick; die Seele trat ihm in die Augen; er verſchlang ſie damit, gleichſam um ſeine Trunkenheit dadurch zu beſchwichtigen, aber er vergrößerte ſie nur. Das Feuer, das von dieſen glänzend ſchwarzen Augenſternen ausſtrahlte, fraß ſich ihm tief ins Herz; die ſchlanke ſchmächtige elaſtiſche Geſtalt mit den Grazienbewegungen einer Löwin in dem phantaſtiſchen bunten Anzuge gemahnte ihn wie ein Traumbild oder wie die aus einem Kindermärchen entſprungene Schöpfung eines Dichters. Und doch kam ihm dieſes abenteuerlich ſchöne Kind wieder ſo bekannt vor; es war ihm, als habe er ihre Züge irgend in ſeiner früheſten Jugend ſchon geſehen, als ſei er mit der Beſitzerin derſelben ſchon vertraut geweſen, ſo daß er mit dunkeln Erinnerungen kämpfte, um ſie ſich klar zu machen.

Ein Schlag auf ſeine Schulter weckte ihn aus den bunten Träumen.

„Wie gefällt Euch dieſe kleine Hexe, Junker?“ fragte eine rauhe Stimme. Schlag und Frage kamen von einem ſtarken Manne von ebenſo dunkler Geſichtsfarbe und glänzend ſchwarzen Haaren, wie die Zigeunerin beſaß, in einem ſpaniſchen Waffenrock von der kaiſerlichen Farbe und in einem kleinen ſpaniſchen Hute.

Raimund erkannte ſogleich und mit froher Ueberraſchung den poſſierlichen Freund ſeiner Kindheit, den Bergknappen Toni, der ihn einſt von Antwerpen nach Brüſſel heimlich entführt und zu der ſchönen fremden Frau gebracht hatte, deren Geſtalt noch immer ſo lebendig in ſeiner Seele ſtand, und der er am folgenden Morgen von dem ernſten Manne, der ihn ſo ſehr geliebt, wieder abgenommen worden war. Sonderbar, daß ihm gerade dieſe Scene in dieſem Augenblick, da er Toni erkannte, mit den lebhafteſten Farben und den kleinſten Nebenumſtänden in die Erinnerung trat. „Ach, Toni!“ rief er und ſtreckte ihm die Hände entgegen, „ſei gegrüßt! Wie freu' ich mich, dich wieder zu ſehen. Welch ein ſtattlicher Mann biſt du, und wie vornehm ſiehſt du aus!“

„Nun, ich habe auch ſchon meinen vierzigſten Geburtstag gefeiert und hab's bis zum Stallmeiſter des Kaiſers gebracht,“ verſetzte Jener ſchmunzelnd. „Du biſt auch ein ſchmucker Burſch geworden und haſt dich gut gemacht im Hauſe der Fugger. Ich weiß, man kann ſich da pflegen. War ja auch einmal Weberlehrjunge beim alten Jakob, Gott hab' ihn ſelig, und ich will heute noch meine alte gute Freundin, die treffliche Frau Sibylle, aufſuchen und ihr meine Reverenz machen. Hab' ſie immer noch im beſten Andenken, die gute dicke Frau. Dich hab' ich geſtern ſchon beim Frohnleichnam und alsbald als meinen prächtigen Jungen aus Kremnitz erkannt. Das Herz lachte mir im Leibe, als ich dich ſah, ich konnte aber nicht zu dir, weil ich im Dienſt war. Aber befragt hab' ich die Leute nach dir und zu meiner Genugthuung erfahren, daß die Regina bald deine Frau wird. Glück braucht man dir nicht zu wünſchen; denn der Himmel überſchüttet dich ja von ſelbſt damit.“

„Bah!“ verſetzte Raimund verdrießlich. „Die Sache ſieht von außen ſchöner aus, als ſie innerlich iſt. Ich glaube, du wirſt mich verſtehen, wenn ich dir im Vertrauen ſage: mir ergeht's im Fuggerſchen Hauſe gerade, wie es dir darin ergangen iſt, und ich habe zeither oft an dich und deine Jugendſchickſale gedacht. Ich bin ſo wenig zum Kaufmann gemacht, wie du zum Leinweber und Bergmann.“

„Ah, pfeift der Vogel ſo!“ lachte der Stallmeiſter. „Ob mir nicht geſtern, als ich dich ſah, ſolch ein Gedanke durch den Sinn fuhr! Solch ein prächtiger Junge mit heißem Blute, wie dir's im Auge blitzt, und in der Fuggerſchen Schreibſtube! Und nun endlich Neffe und Kompagnon des Hauſes! Dazu gehört deutſches Fiſchblut. Wir ſind kein deutſches Rindvieh, das ſich tagtäglich geduldig ins Joch ſpannen läßt, weder du, noch ich.“

„Ich verkenne nicht, die Fugger ſind meine Wohlthäter. Aus dem Staube der Armuth haben ſie mich in die goldene Fülle des Reichthums emporgehoben; den Knaben von dunkler niedriger Herkunft haben ſie zu ihrem Sohn gemacht und gleichſam um das Maß ihrer Güte für mich zum Ueberlaufen voll zu machen, wollen ſie mir die gute ſanfte Regina, dieſen Engel in Menſchengeſtalt, zum Weibe geben. Sie, die Tochter des alten ungariſchen Adelshauſes und des Fuggerhauſes, deſſen Gold es zu einem Fürſtenhauſe macht; ich arm, ohne Namen, ohne Aeltern und Verwandte. Jeder Ritter, jeder Reichsgraf würde ſich glücklich preiſen, Regina's Hand zu erhalten. Ich weiß das Alles, und mein Herz iſt voll Dankbarkeit für meine Wohlthäter. Und doch — !“

Er ſchwieg ſchmerzlich bewegt und drückte die Hand auf das ſtürmende Herz.

„Und doch möchteſt du lieber heute als morgen davon laufen und die ganze goldne Herrlichkeit, ſammt der guten ſanften adligen Regina im Stich laſſen,“ ergänzte Toni boshaft grinſend.

„Freilich iſt's ſo!“ beſtätigte Raimund kleinlaut. — „Sieh, ich bin recht froh, daß du mit dem Kaiſer nach Augsburg gekommen biſt, und ich doch mein volles Herz einmal bei einem Freunde ausſchütten kann. Du biſt der einzige wahre Freund meiner Kindheit. Du haſt's immer gut mit mir gemeint, und an keinem Menſchen hing ich mehr, als an dir. Du ſollſt Alles erfahren, was mich drückt. Vielleicht wird mir's dann wieder wohl. O, daß ich noch einmal ſo heiter und glücklich wäre, wie ich als Knabe war, als ich mit dir ſpielte!“

„Schütte mir dein Herz aus, Junge, vielleicht wird's doch noch. Du liebſt ein andres ſchönes Kind und ſollſt die Regina heirathen; du ſollſt in der Schreibſtube hocken, rechnen und Geld zählen, und ſäßeſt für dein Leben gern auf einem muntern Rößlein und jagteſt den ſtolzen Hirſch im Walde. Nicht wahr, ſo iſt's?“

„Und doch auch wieder nicht ſo. Ich liebe kein andres Mädchen; Regina iſt mir der liebſte aller Menſchen. Sie iſt großen und edlen Sinns, mit einem ſchönen Herzen voll Liebe und Güte, ein wahres Heiligenbild; ſie liebt mich über Alles. Ich verehre ſie, aber der Gedanke, ſie zum Weibe zu haben, erfüllt mich nicht mit Wonne. Ich habe gar keine Luſt zu heirathen und wollte, ſie wäre wirklich meine Schweſter. Die geringſte Weigerung von meiner Seite würde mich frei und ledig machen; es würde keinem Menſchen einfallen mich zu dieſer Verbindung zwingen zu wollen, aber ich würde die engelgute Regina in den Tod betrüben, ich würde als ein Undankbarer erſcheinen. Und das macht dies Band ſo unzerreißbar feſt. — Ferner bin ich nicht gezwungen, Tag für Tag in der Schreibſtube zu arbeiten. Ich habe mein eignes Pferd und kann hinausreiten, über Berg und Thal, wann ich Luſt habe. Auch den ſtolzen Hirſch in den Fuggerſchen Wäldern zu jagen iſt mir nicht verwehrt. Ich werde dazu ſogar aufgefordert und angehalten. Ich kann auf Reiſen gehen, wann ich will, wohin ich will; denn überall hat das Haus Fugger ſeine Geſchäfte."

„Nun zum Henker!" rief Toni verwundert, „was willſt du denn eigentlich noch? du haſt Geld und haſt Freiheit, zu thun und zu laſſen, was du willſt. Wohin ſtehen denn nun deine Wünſche?"

„Das ganze Kaufmannsgeſchäft iſt mir zuwider. Niemals werde ich ein erträglicher Kaufmann werden."

„So laß dich in die Fuggerſchen Herrſchaften ſetzen als Adminiſtrator, als Förſter, treibe Landwirthſchaft, was du willſt."

„Glaubſt du, ich wäre dadurch gebeſſert? Das Alles behagt mir nicht."

„So geh nach Tyrol oder nach Ungarn in die Bergwerke. Eins wird dir doch zuſagen?"

„Nichts. Nicht unter der Erde iſt das Ziel meiner heißen Sehnſucht. Was meine Tage mit fieberhafter Unruhe, meine Nächte mit träumeriſcher Schwermuth erfüllt, es iſt kein Gegenſtand, den die Fugger beſitzen. Ich weiß ihn nicht mit Namen zu nennen; aber wenn ich auf den Bergen ſtehe und meine ſehnſüchtigen Blicke nach Süden ſchweifen laſſe in die blaue Ferne, da weiß ich gewiß, daß ich ihn dort finden würde, aber weit, ſehr weit von hier. Mir iſt, als müßt' ich Tag und Nacht zu Pferde ſitzen und wie der Sturmwind mit flatternden Haaren und Gewanden durch die Wüſte ſauſen, davon würde ich geſunden; ein andermal iſt mir wieder, als müßt' ich in Schlachten kämpfen tagelang, wild und gewaltig und mit tauſend Reitern brauſend über das mit Leichen bedeckte Schlachtfeld dahin ſtürmen. Da würde mir wohl werden und ich finden, was ich ſo ſchmerzlich entbehre. — Dieſe enge Schreibſtube mit den Eiſengittern vor den Fenſtern, dieſe Rechenbücher, dieſe Goldhaufen, dieſes ewige ſchaale Einerlei des Erwerbes und Gewinnes machen mich toll.“

„Nur ein klein wenig noch Geduld, mein Junge! Kein Menſch verſteht dich beſſer als ich. Der Kaiſer ſoll dich mitnehmen in den Türkenkrieg, den er jetzt vorbereitet. Da kannſt du hundert Türken die harten Schädel ſpalten. Der Wein, der in dir gährt, muß austoben; es iſt ein edles Gewächs.“

„Und noch eins quält mich. Stets ſagt man mir, ich ſei das Kind eines armen vor meiner Geburt verunglückten Bergmanns; meine Mutter ſei gleich nach meiner Geburt geſtorben; der alte Fugger habe ſich meiner erbarmt und mich in das turzo'ſche Haus gebracht. Längſt ſchon hab' ich daran gezweifelt. Sagten mir doch die Bergleute in Kremnitz, ich ſei der Sohn des Bergkönigs. Vieles deutet darauf hin, daß ich von edlem Herkommen bin. Ja man hat mir geſagt, das Erbarmen der Fugger möchte ſich zuletzt als eine Verſündigung an mir ausweiſen.“

„Das ſind ſtets auch meine Gedanken über dich geweſen.“

„Ich muß Licht darüber haben, ich muß! Es läßt mir nicht länger Ruhe. Dieſe Zigeuner — ſie kennen das Schickſal jedes Menſchen. Und eine ſchöne Zigeunerin ſoll mich als Säugling nach Kremnitz gebracht haben.“

In dieſem Augenblick ertönte von den Zigeunern her die Muſik einer Sequidillia, jenes berauſchenden ſüdſpaniſchen Nationaltanzes, voll mauriſcher Elemente. Die Guitarre ließ ihre ſanft ſchmeichelnden Töne hören, die Kaſtagnetten klapperten, und das ſchlanke reizende wildſchöne Mädchen gaukelte über den Teppich hin.

„O!“ rief Raimund und erfaßte zitternd und krampfhaft Toni's Hand, während ſeine Augen funkelten und ſein Geſicht wie mit Purpurfarbe übergoſſen war. „Welche auf, eine kleine Brücke führte über einen Fluß und mit heiligem Staunen trat der Gefühlvolle in die großartige grüne Nacht des herrlichen Gartens. Die majeſtätiſchen Bäume wölbten ſich hoch zu dichten Blätterdächern und wie in einem Dome wandelte er unter dieſer Wölbung und zwiſchen dieſen natürlichen Säulen, durch welche die ſchönſte Erwartung nach immer reizenderen Partieen ſpäh'te und mit willkommner Spannung helle Waſſerwellen, von den ihnen vermählten Sonnenſtrahlen glänzend, und durch Blätter und Bäume neckiſch dem begierigen Neuling entgegen ſchimmernd, begrüßte. Schöne breite Sandwege ſchlangen ſich durch das duftige, von Vögeln belebte Gebüſch und durch das friſche Grün einzelner Raſenplätze, ſchauerlich rauſchte es in den Wipfeln der Bäume, durch welche kein Sonnenſtrahl drang, friſche Kühle wehte von dem Waſſer her und eine heilige Ruhe ſchien über dieſen Hain, der Raſt eines Herrſchers würdig, ausgegoſſen. Lambeck fühlte ſich tief ergriffen. Endlich trat er aus dem dichten Laubgange in eine etwas freiere Partie. Ein kleiner See dehnte ſich vor ſeinen Blicken aus, ein paradieſiſches Eiland erhob ſich aus dem Schooſe deſſelben und reckte hohe Bäume in die blaue Himmelsluft hinaus. Blumengebüſche umblühten den Boden, durch die Hecke ſchimmerten blanke Gartentiſche und Stühle und die grüne Verhüllung des zauberiſchen Inſelchens ließ der Phantaſie freies Spiel, ſich den verborgenen Raum mit den herrlichſten Reizen zu ſchmücken, gleichwie der Schleier vollkommene Reize vermuthen läßt. Rechts am Ufer auf einer mäßigen Anhöhe gewahrte Lambeck einen kleinen, mit Säu-

Töne! Das iſt das Rechte! Ihr Heiligen, wie wird mir! Als ſchwebte mir das Wort ſchon auf der Zunge, das mir alle Räthſel löſte; als müßte es von dieſen Leuten kommen, in dieſen Tönen verborgen liegen, was mir fehlt! — Kennſt du dieſes himmliſche Kind? Zu ihr, zu ihr zieht es mich unwiderſtehlich.“

„Es iſt Karlotta, die Enkelin Zaroya's, der Zigeunerfürſtin. Ich will dich dieſen Abend in ihre Herberge führen. Da kannſt du mit dem ſüßen Kinde plaudern ſo viel du willſt. Und die alte Karracha, meine Großmutter, die auch mit hier iſt, ſoll dir aus der Hand wahrſagen. Vielleicht erfährſt du von ihr, wer dein Vater iſt.“

Dieſes Verſprechen verſetzte den aufgeregten Jüngling in Entzücken. Ihre Zuſammenkunft wurde verabredet, und nachdem Toni ſich entfernt hatte, berauſchte ſich Raimund noch lange im Anſchauen der unvergleichlichen Karlotta und im Anhören der ungariſchen und ſpaniſchen Tänze. Von Straße zu Straße folgte er den muſicirenden und tanzenden Zigeunern und gab ihnen all ſeine Baarſchaft. So verfloſſen ihm die Stunden wie ein kurzer Traum.

Am Ort der Zuſammenkunft fand er bereits den Stallmeiſter warten, und Beide wanderten in die Jakobsvorſtadt, wo ſie im Hintergebäude eines alten Hauſes die Zigeuner fanden. Raimund trat hinter Toni mit klopfendem Herzen in die ſchwarzgeräucherte Spelunke.

Karracha, eine lebende Mumie — ſie war vierundachtzig Jahre alt — humpelte ihm mit einer gewiſſen Feierlichkeit auf ihrer Krücke entgegen. Ohne Zweifel war ſie durch Toni von Raimunds Beſuch in Kenntniß geſetzt; denn die Zigeuner empfingen ihn wie einen hohen Herrn, und die Zigeuneraltmutter ſprach einen arabiſchen Glückwunſch zu ſeiner Bewillkommung aus, den er nicht verſtand. Dann führte ſie ihm Karlotta zu, die ſich züchtig vor ihm verneigte. Verwirrt von dem Anblick des holden

Mädchens, in welchem er ſeinen heißeſten Jugendtraum verkörpert vor ſich ſah, vermochte er anfangs kein Wort über die Lippen zu bringen. Die Zigeuner umringten ihn und faßten ſich an den Händen, eine ſanfte Muſik ertönte, und die Gruppe bewegte ſich im Kreiſe im leichten Tanze. Eine ſchöne Frau — es war Zaroya — hatte Karlotta's Hand erfaßt und führte ſie ihm zu und wieder zurück, dieſelbe Bewegung während des Tanzes mehrmals wiederholend, wobei ſich Alle verneigten.

„Sie huldigen dir, Herr, als ihrem Gebieter," ſagte Karracha zu Raimund.

„Als ihrem Gebieter?" fragte er erſtaunt. „Was ſoll das bedeuten? Wie komm' ich dazu?"

„Längſt hab' ich deinen Stern ſtrahlen ſehen. Ich wußte, daß du zu uns kommen würdeſt. Du mußteſt kommen; denn du gehörſt zu uns, wir gehören zu dir."

„Erklärt mir dieſe Räthſel! Kennt Ihr mich denn?"

„Dein Blut und Karlotta's Blut ſind verwandt und doch feindlich. Aber ihr ſeid beſtimmt, die Feindſchaft in Liebe zu verwandeln. Der alte Haß zwiſchen deinem und ihrem Blute wird durch euch gelöſt werden. — Getröſte dich, mein Herr! Bald werden ſich dir alle Räthſel löſen, bald alle deine Wünſche erfüllt werden."

Zu weitern Erklärungen war die Alte nicht zu vermögen, und Toni ſchnitt Raimunds Bitten mit den Worten ab: „Laß ſie! Du erfährſt jetzt doch nicht mehr. Du weißt ja nun, daß die Fugger dich belogen haben. Du haſt gehört, daß dir die Stunde bald ſchlagen wird, wo du die Rechte deiner Geburt geltend machen darfſt."

In der That gab ſich Raimund leichter zufrieden, als man von ſeinem ſtürmiſchen Temperament hätte erwarten ſollen. Aber ſeine Seele war zu ſehr mit Karlotten beſchäftigt, daß er nicht Zeit hatte, noch viel an das Räthſel ſeiner Geburt zu denken. Die Scheu der beiden jungen

Leute wich bald einem harmloſen Geplauder. Die übrigen Zigeuner verließen allmälig die unfreundliche Herberge, um ſich in die Krüge und Schenken der Stadt zu begeben und dort zu muſiciren, zu tanzen, allerlei Kunſtſtücke zu machen und zu wahrſagen. Raimund horchte auf die Muſik der Worte aus Karlotta's Munde. Sie erzählte ihm von Spanien, ihrem Vaterlande, und ihm war, als würde ihm von dem ſeinigen erzählt. Nur einen ſchlanken jungen Burſchen ſah er zuweilen aus der Dämmrung mit böſen Augen auf ſich her ſtarren und ſie unheimlich umſchleichen; er hörte, daß Karracha ihm einigemale befahl: „Joſſuf, geh!“ Aber er ſtampfte mit dem Fuße und gehorchte nicht.

Raimund war wie gebannt. Die ſüß und ſtark duftenden Wogen der erſten Liebesſeligkeit umrauſchten und betäubten ihn. Längſt war Mitternacht vorüber, als er wie ein Trunkner aus dem düſtern Hauſe trat. Karlotto flüſterte ihm ſcheidend die Bitte zu, bald wieder zu kommen. Ein grimmiger Blick Joſſufs traf ihn, ein böſer Fluch ſchlug an ſein Ohr, als er aus der Thüre trat.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Ausgewählte

# Romane und Novellen

von

**Ludwig Storch.**

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Einunddreißigſter Band:

## Ein deutſcher Leinweber.

Zwölfter Theil.

Leipzig,
Ernſt Keil.
1862.

# Ein deutſcher Leinweber.

Zeit- und Lebensbilder
aus der erſten Hälfte des ſechszehnten Jahrhunderts

von

**Ludwig Storch.**

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Dritte Abtheilung.

## Das Haus Fugger.

Roman in vier Theilen.

Vierter Theil.

Leipzig,
Ernſt Keil.
1862.

# Das Haus Fugger.

Roman in vier Theilen

von

**Ludwig Storch.**

Vierter Theil.

## 1.

## Bruder und Schweſter.

Die Königin Maria wünſchte nichts ſehnlicher, als den geliebten Jüngling heimlich ſprechen zu können, um ihn mit dem Plane bekannt zu machen, welchen ſie in Bezug auf ihn ſchnell entworfen hatte.

Der König Ferdinand ſollte ihm den ungariſchen Reichsadel verleihen, und ſie wollte ihn dann zu ihrem Hofcavalier machen. Aber die mit erneuter Heftigkeit erwachte Leidenſchaft ihres zärtlichen Herzens verlangte vor allen Dingen eine heimliche Zuſammenkunft mit ihm. Dazu mußte natürlich die größte Vorſicht angewandt werden, damit der dichteſte Schleier des Geheimniſſes darüber gebreitet werde. Auch wußte ſie ja ſchon aus Erfahrung, daß die Fugger in dieſer ihrer Herzensangelegenheit ihre Gegner waren. Die Königin Anna war hingegen darin auch ihre Vertraute, und es gelang der feurigen Maria leicht die gutmüthige Schwägerin zu bereden, daß dieſe Zuſammenkunft durch ſie vermittelt würde. Die beiden königlichen Frauen hatten nichts Angelegentlicheres zu thun, als allerlei feine Pläne zu ſchmieden. Zuerſt mußten ſie auszukundſchaften ſuchen, ob Raimund Mohr aus freiem Entſchluß und aus Liebe zu Regina Turzo in der nächſten Zeit deren Gemahl werden wollte, oder ob er nicht vielmehr von ſeinen Wohlthätern, den Fuggern, dazu beredet und gewiſſermaßen gezwungen werde. Maria wollte etwas dahin Zielendes in des Jünglings Augen geleſen haben, als er dem Kaiſer als Regina's Verlobter genannt worden war. Doch mußte ſie darüber volle Gewißheit haben, um mit Sicherheit weiter handeln zu können. Ohne bewährte Hülfe dritter Perſonen konnte natürlich nichts ins Werk geſetzt werden, und eine alte len gezierten Tempel, vor welchem ein friſcher grüner Raſenteppich ſich ausbreitete. In den geöffneten Flügelthüren des Tempels ſtand ein Mann von mittlerer Größe, einem ausdrucksvollen geiſtreichen Geſichte, durch welches eine gewiſſe Strenge, die jedoch auch für Würde gelten konnte, hindurch blickte. Er war in einen einfachen Ueberrock ohne alle Auszeichnung gekleidet. „Se. Durchlaucht,“ flüſterte der Diener dem Fremden zu und ging, dem Herzog den angegebnen Namen zu nennen. Dieſer ſchritt ſogleich die Stufen herab dem ſich mit Anſtand verbeugenden Fremden entgegen; der Diener entfernte ſich ſchnell. — „Ich ſollte mit Ihnen zürnen, Herr Graf,“ redete der Herzog ungezwungen den höchlich Erſtaunenden an, „daß kein größeres Vertrauen zu mir Sie früher hierher führte. Sie erdulden die widrigſte Bedrängniß, unterwerfen ſich den gemeinſten Verhältniſſen, wo ein einziges Wort Ihnen alle Verlegenheiten erſparen konnte.“ — „Eure Durchlaucht verzeihen mir einen Augenblick, in welchem es mir gelingen möge, mich zu faſſen! Noch ſtehe ich voll Verwunderung; denn ich kann nicht begreifen, wie Sie zur Kenntniß meiner Perſon kommen.“ — „Ihr Name, Ihr romantiſches Schickſal, mein theurer Herr Graf, ſind mir, worüber Sie ſich vielleicht nicht ſo ſehr verwundern werden, bekannt genug. Und in der That machte die Kataſtrophe Ihres Lebens, der ich dieſe Kenntniß verdanke, einiges Aufſehen an deutſchen Höfen und was drum herum hängt. Allein fürchten Sie nichts. Das iſt lange vergeſſen. Auf dieſem ewig bewegten unſtäten Meere vertreibt eine Welle die andere; dies ephemere Geſchlecht der Hofleute treue in dergleichen Händeln wohl erfahrne Hofdame der Königin Anna, Frau von Valſy, wurde ins Geheimniß gezogen. Dieſe berichtete, ſie habe heute eine alte ſehr intereſſante Bekanntſchaft erneuert, eine Zigeuneraltmutter, die untrüglichſte Wahrſagerin ſeit zwei Menſchenaltern, die ſchon der Königin Iſabella von Kaſtilien die verborgenſten Geheimniſſe enthüllt und an verſchiedenen Höfen die geheimſten Geſchäfte der höchſten Damen und Herren ſo geſchickt als pünktlich beſorgt habe, daß man ihre Dienſte in hohem Preis gehalten.

Die beiden Königinnen bekamen auf dieſen Bericht hin die unwiderſtehlichſte Luſt, ſich von der alten ſo hoch gerühmten Wunderfrau wahrſagen zu laſſen und nach Befinden der Umſtände den Verſuch zu wagen, ob durch ihre Vermittlung geheime Zuſammenkünfte zwiſchen Marien und dem ſchönen Gegenſtande ihrer glühenden Leidenſchaft erzielt werden könnten. Die Hofdame erhielt Befehl, die alte Zigeunerin Abends ſpät zur Königin Maria zu bringen, und ſchon am folgenden Abend krückte Karracha von ein paar Kammerfrauen geführt, die ſteinernen Treppen im Fuggeriſchen Hauſe am Weinmarkt hinauf und trat keck, als wandle ſie immer in ſolchen Gemächern, vor die beiden jungen Königinnen, eine häßliche, aber darum nicht minder willkommne Pythia.

Die alte Hexe machte ihren Hokuspokus mit großer Feierlichkeit, zog einen Zauberkreis mit ihrem Stabe, ließ die Königin hineintreten und ſah dann in die dargebotne ſchmale und zierliche Hand. „Wenn Ihr auch zwei Kronen durch den Tod Eueres Gemahls verloren habt, ſo ſteht Euch doch nächſtens die Herrſchaft über ein großes und reiches Land zu, und Ihr werdet ſie ganz allein ausüben. Ihr liebt den ſchönſten Fürſten, der da lebt und werdet von ihm geliebt. Wie an Schönheit, ſo iſt ihm an ritterlicher Tugend kein Andrer gleich. Darum erblüht Euch das ſüßeſte Minneglück. Ihr hattet den Geliebten verloren und habt ihn wiedergefunden. Der dichte Schleier eines wunderbaren Geheimniſſes liegt über ihm, aber wenn Ihr die rechten Mittel wählt, wird es Euch nicht ſchwer werden, dieſen Schleier zu lüften. Ein Mann, der Euch blutsverwandt iſt, wird Euch dabei treu dienen. Nur durch ihn könnt Ihr zum Ziele Euerer Wünſche gelangen. Ohne ſeine Hülfe iſt all Euer Streben vergeblich. Ihr werdet ihn ſicher an einem rothen Muttermaale in ſeinem Antlitz erkennen.“

Maria verlangte darüber noch nähere Erklärungen, Karracha verſicherte aber keine ſolchen geben zu können. Anna flüſterte der Schwägerin zu: ſie ſei im Stande, ihr über dieſen Punkt aufhellende Mittheilungen zu machen. Die kleine zarte Königin erhielt hierauf ebenfalls die gewünſchte Prophezeihung, welche darin beſtand, daß ſie zur Mutter und Ahnfrau eines mächtigen und langdauernden Herrſchergeſchlechts über vier große Länder beſtimmt ſei und ihr Gemahl über ſeine Feinde — nur den Hauptfeind ausgenommen — glänzend triumphiren werde.

Die beiden Königinnen zogen ſich zurück, und die vertraute Hofdame verhandelte das Uebrige mit Karracha. Die Zigeuneraltmutter übernahm den Auftrag, den jungen Raimund Mohr zu einer heimlichen Zuſammenkunft mit einer vornehmen Dame, die ihm ihr Herz geſchenkt, zu vermögen. Erſt ſollte ſie aber von ihm erkunden, ob er ſeine verlobte Braut wirklich aus Liebe heimführen wolle, oder ob er ſich dazu nur aus Rückſichten der Dankbarkeit gegen das Fuggerſche Haus verſtehe. Reich beſchenkt wurde die Alte entlaſſen. Zwiſchen ihr und Frau von Palfy war ein dritter Ort zur Zuſammenkunft beſtimmt, wo die Letztere die gewünſchten Nachrichten in Empfang nehmen ſollte. Denn ein öfteres Kommen der Zigeunerin in die Wohnung der Königin mußte, um keine Aufmerkſamkeit zu erregen, ebenſo vermieden werden, wie der ohnedies nicht angenehme Beſuch der Hofdame in der Zigeunerherberge.

Am folgenden Tag ſchon konnte Frau von Palfy der verliebten und mit heißer Sehnſucht der Antwort harrenden königlichen Herrin die Kunde hinterbringen, daß Raimund Mohr nichts weniger wünſche, als die eheliche Verbindung mit Regina Turzo. Nur mit brüderlicher Neigung ſei er ihr zugethan, trage aber eine heftige Liebe zu einer andern Dame im Herzen. Ohne Hülfe des bezeichneten blutsverwandten Mannes mit dem Muttermaale ſei ein heimlicher Minnedienſt nicht möglich.

Ueber dieſen ſo deutlich bezeichneten Mann hatte die Königin Anna ihrer Schwägerin ſchon Tags vorher Mittheilungen gemacht, welche dieſe in nicht geringes Erſtaunen verſetzt hatten. Anna hatte erzählt, daß Martin der Sohn jener in der Geſchichte des öſterreich-ſpaniſchen Herrſcherhauſes ſo ſchlimm berüchtigten Kaufmannsfrau von Antwerpen ſei, eine Frucht ihres verbrecheriſchen Umgangs mit dem Erzherzog Philipp, und daß er auf einem Bauernhofe in der Nähe Augsburgs geboren, wohin ſeine Mutter durch den alten Fugger gebracht worden, daß er als Knabe von dort entwichen, als Jüngling nach Tyrol gekommen und bei Jakob Fugger nach ſeiner Abkunft geforſcht, daß dieſer ihn dem Erzherzog Ferdinand zugeführt und ſie, die damalige Erzherzogin, mit dem Schickſale des jungen Mannes, für den ſich der Kaiſer ſehr intereſſirt, bekannt gemacht worden ſei. Seit einer Reihe von Jahren lebe dieſer Martin nun im Fuggerſchen Hauſe, an Geiſtesſchwäche und Trübſinn leidend. Maria erinnerte ſich ſogleich des bleichen Menſchen mit den rothen Flecken im Geſicht, der ihr bei der Vorſtellung der Fuggerſchen Familie aufgefallen, und mit dem der Kaiſer geſprochen, erſt im Gaden und dann auf ihrem Zimmer, wohin Jener gekommen. Der Ton heftiger Worte ihres Bruders war im fernen Zimmer an ihr Ohr geſchlagen. Die Gemüthsbewegung Karls nachher war ihr nicht entgangen; ſie war aber in Gedanken zu ſehr mit dem Jüngling ihrer Liebe, den ſie nach Jahren jetzt wiedergeſehen, beſchäftigt geweſen, um auf andre Dinge viel achten zu können. Jetzt wurde ihr die Sache wichtig, und ſie wunderte ſich, daß der Kaiſer darüber gegen ſie gänzlich geſchwiegen. Nicht allein die geheimnißvolle Hindeutung der Zigeunerprophezeihung weckte ihr Intereſſe an dem armen natürlichen Bruder, ihr edles und tieffühlendes Herz gebot ihr liebevolle Theilnahme an ſeinem Schickſale. Sie beſchloß, ſich mit ihm in eine nicht auffällige Verbindung zu ſetzen, wozu ihr ihre Wohnung in demſelben Hauſe, wo auch er wohnte, die beſte Gelegenheit bot. Frau von Palfy wurde beauftragt, den Buchhalter Martin van der Voort heimlich auf ſeinem Zimmer heimzuſuchen und ihn zu einer geheimen Unterredung mit der Königin Maria einzuladen. Darüber vergingen einige Tage in Ungeduld und vielfacher lebendiger Bewegung. Die Königin erhielt von fürſtlichen und hochadligen Perſonen zahlreiche Beſuche, namentlich von den proteſtantiſchen Fürſten, die ſich angelegentlich um ihre Gunſt und Vermittlung mit dem Kaiſer bewarben, ebenſo von gelehrten Theologen und Trägern der kirchlichen Bewegung, und der ſanfte Melanchthon, deſſen ruhiges und beſonnenes Weſen ihr vorzüglich zuſagte, war mehrmals bei ihr. Auch der Kaiſer ließ keinen Tag vorüber gehen, ohne ſie zu ſehen; auf ſeinen Wunſch ritt ſie wieder wie in Innsbruck mit ihm aus in der Umgegend der Stadt. Auch ſtritten ſie wieder miteinander, wie in Innsbruck, und doch drückte er ihr ſo warm die Hand, doch küßte er ſie ſo zärtlich auf Stirn und Wange, wenn er ſchied, doch ſah man ihn nur munter und froh in ihrer Geſellſchaft; nur bei ihr plauderte er heiter, und nur über ihre witzigen, oft ausgelaſſenen Einfälle lachte er herzlich. Außerdem war er immer ernſt, düſter, ſchweigſam. Es war eine merkwürdige und ungewöhnliche Liebe, die des Kaiſers Karl zu ſeiner ſchönen Schweſter Maria, und keine ſeiner andern Schweſtern durfte ſich einer ſolchen rühmen. Und doch war keine ſo feine Widerſacherin, wie Maria, die Freundin Luthers und des reinen Evangeliums.

Auch fiel in dieſe Tage die Eröffnung des Reichstages, wo die beiden Parteien ſich nun offen gegenüber traten, um den Kampf, der alle Welt und insbeſondre die Königin Maria lebhaft intereſſirte, zu beginnen.

Endlich brachte Frau von Palfy ihrer Gebieterin die Nachricht, daß ſie Martinen geſprochen und er, hocherfreut über die Einladung der Königin, denſelben Abend, ihrem Befehle Folge leiſtend, bei ihr erſcheinen werde. Zu gleicher Zeit verſicherte die Hofdame, der junge Mann ſei von ſeiner Geiſteskrankheit völlig geneſen und erfreue ſich des beſten und ſchärfſten Verſtandes, den nur ein Menſch beſitzen könne.

Mit einer faſt fieberhaften Spannung erwartete ihn die Königin. Die warmen würzigen Lüfte einer köſtlichen Späthfrühlingsnacht drangen ſchmeichelnd mit dem Geſurre der draußen über den Markt hin und herwogenden Menſchenmenge durch die geöffneten Fenſter in die Räume ihrer Wohnung. Die Kerzen waren mit Schirmen umſtellt, ſo daß eine liebliche Dämmerung im Zimmer waltete. Die reizende Königin ſchritt im faltenreichen ſchneeweißen Batiſtgewand unruhig auf und ab. Ihr dunkles Haar quoll in Locken unter der Haube hervor in den Nacken. Ihr Buſen hob ſich dann und wann von einem Seufzer. Sie hatte heute den ſchönen Raimund geſehen. Er hatte ſie tieferröthend und das große ſprechende Auge ſenkend ehrerbietig gegrüßt. Die nahen Kirchthürme verkündeten die zehnte Stunde; die Thür wurde leiſe geöffnet, Frau von Palfy geleitete Martinen herein, verſchwand wieder und drückte die Thür ins Schloß.

Der Eingetretene ſchritt unbefangen, wenn nicht keck auf die in der Mitte des Zimmers ſtehende Königin los, beugte ein Knie vor ihr und haſchte nach einem Flügel ihres Gewandes, auf deſſen Zipfel er die Lippen drückte. Maria wurde nicht gerade angenehm von dieſem freien Benehmen berührt. Dennoch ſprach ſie gütig: „Euer trauriges Schickſal iſt mir erſt in dieſen Tagen bekannt geworden. Hätte ich früher von Euch und Euerer Abſtammung gewußt, als ich noch regierende Königin von Ungarn und Böhmen war, ich würde Euerm Schickſale ſchnell eine beſſre Wendung gegeben haben. Doch auch jetzt bin ich vielleicht im Stande, Manches für Euch zu thun.“

„Ew. königlichen Hoheit Gnade wird Balſam in die tiefen Wunden träufeln, die ein hartes Geſchick mir Unſchuldigen geſchlagen hat,“ verſetzte Martin mit geſchmeidiger Zunge.

„Es iſt nicht das erſte Mal, daß ich Euch gegenüber ſtehe. Ich habe Euch wieder erkannt. Ihr ſeid derſelbe junge Mann, den ich in Kremnitz verhinderte, den jungen Raimund Mohr dem Hauſe ſeiner Pflegeältern zu entführen. Warum floht Ihr damals? warum entdecktet Ihr Euch nicht mir, wozu Ihr die ſchönſte Gelegenheit hattet?“

„Meine Geburt und Abſtammung waren mir ſelbſt noch ein Geheimniß. Ich kannte weder den Namen meiner Mutter, noch den meines Vaters.“

„Und ſeid Ihr jetzt mit dieſen Verhältniſſen ganz vertraut?“

„Vollkommen. Meine Mutter hat ſich mir ſelbſt entdeckt und mir jeglichen Aufſchluß über meine Entſtehung gegeben. Ich weiß Alles.“

„So würde mir es lieb ſein, wenn Ihr mir die Euch gewordenen Mittheilungen wiederholen, ja wenn Ihr mir alle Euere Erlebniſſe erzählen wolltet. Doch vorher beantwortet mir eine Frage: Was hattet Ihr damals in Kremnitz mit Raimund Mohr vor? Wohin gedachtet Ihr ihn zu bringen?"

Martin ſchwieg einige Augenblicke. Die Frage hatte ihn überraſcht; er hatte geglaubt, es würde nur von ihm die Rede ſein; jetzt ahnete er, daß das Intereſſe der Königin an Raimund größer war, als das an ihm. Doch ſeine Schlauheit hatte ſchnell den Vortheil begriffen, der für ihn daraus erwachſen könne, wenn er die Umſtände klug benutze und ſich der Königin unentbehrlich mache.

„Hoheit," ſagte er zögernd, „es iſt ein Geheimniß von der äußerſten Wichtigkeit. Ich weiß nicht gewiß, ob die Herren Fugger damit bekannt ſind; doch vermuthe ich es. Der alte Jakob hat es gewußt. Aber wenn die Neffen es auch von ihrem Ohm erfahren haben, ſo ahnen ſie doch nicht, daß ich der Mitwiſſer deſſelben bin. Obgleich nun Raimund Mohr die Ahnung hat, daß das Vorgeben, er ſei der Sohn eines verunglückten Bergmanns, ein ſchlau erſonnenes Märchen iſt, um ihn in Abhängigkeit zu erhalten und ſich ſeine dankbare Ergebenheit zu ſichern, ſo ahnet er doch nicht im Entfernteſten, wer er wirklich iſt. Dieſes Wiſſen würde ſchnell ſeine Dankbarkeit in Haß und Rachedurſt verkehren. Aber noch weit gefährlicher, als den Fuggern, würde Raimunds Kenntniß von ſeiner Abſtammung einem weit mächtigern Herrn werden — dem Kaiſer."

„Seltſam und unbegreiflich!" rief Maria erſtaunt. „Ihr ſteigert mein Verlangen, das jenen jungen Mann betreffende Geheimniß zu kennen, auf den höchſten Gipfel."

„Der Verrath dieſes Geheimniſſes an Raimund Mohr würde ſicherlich mein eignes Verderben ſchnell herbeiführen. Noch iſt es mir nicht gelungen, mir die Gnade des Kaiſers zu erwerben. Jede Hoffnung darauf verſchwände für immer, ja ich würde ſeinem Zorne erliegen, wenn er erführe, durch mich ſei ausgekommen, was aller Welt und vorzüglich dem Jüngling für immer verborgen bleiben ſoll. Bevor ich alſo nicht aus Euerer königlichen Hand feſte Zuſagen erhalten habe, darf ich mich — ſo groß auch mein Vertrauen auf Euere königliche Großmuth iſt, nicht blosſtellen. Die Pflicht gegen mich ſelbſt, die Pflicht der Selbſterhaltung verbietet mir es."

„Das heißt mit andern kurzen Worten: Ihr traut mir nicht recht. So laßt denn hören! welche ſind Euere perſönlichen Pläne und Wünſche?"

„Erlaubt mir vorher die Gegenfrage: Hat man Euch berichtet, wer mein Erzeuger war? Kennt Ihr die Geſchichte meiner Entſtehung?"

„Die Antwort auf dieſe Frage liegt ja ſchon in meiner an Euch ergangenen Einladung und in meiner Anſprache von vorhin an Euch. Die mir gewordene Nachricht, daß mein Vater auch der Euerige ſei, wird durch Euere äußere Erſcheinung faſt zur Gewißheit."

„Werde ich alſo auf den thätigen Beiſtand der edelſten Königin, der edelſten Frau, werde ich auf das Herz der edelſten Schweſter rechnen dürfen?"

Das vertrauliche Wort mißfiel der Königin noch mehr, als das vertrauliche Benehmen bei aller geſchmeidigen an Kriecherei anſtreifenden Oſtentation. Es wehte ſie kühl an, ſtatt warm. Aber ſie war ſchon zu weit gegangen, um ſtehen bleiben zu können, und vor Allem mußte ſie Raimunds Geheimniß wiſſen. Doch gemeſſener als von einer Schweſter, die den Bruder — ſei er auch ein natürlicher — zum erſtenmal als ſolchen ſpricht, erwartet werden durfte, entgegnete ſie: „Die Königin Maria wird ſich Euch ſtets königlich erweiſen. Sagt nur, wozu Ihr meines Beiſtandes bedürft! was ſoll ich für Euch thun?"

„Mir zur Geltung der Anſprüche verhelfen, zu denen Don Philipps, Eueres königlichen Vaters, Blut mich berechtigt."

„Und welche ſind das?"

„Die beſcheidenſten, die der Baſtardbruder des mächtigſten Monarchen des Erdbodens haben kann. Der Kaiſer ſoll mich als ſolchen anerkennen, mich zum niederländiſchen Grafen oder ſpaniſchen Marqueſe erheben und mir ſo viel Einkünfte auf königliche Güter anweiſen, daß ich ſeiner würdig davon leben kann. Er und Ihr werdet Euch ein bis in den Tod dankbar ergebenes Herz ſchaffen."

„Wenn aber der Kaiſer nicht auf Euer Verlangen einginge? Ihr habt ihn ſchon angeſprochen, und er hat Euch zurückgewieſen."

„Ihr vermögt viel über ihn."

„Und doch kann ich Euch den Erfolg meiner Fürſprache nicht verbürgen."

„Wenn es Euch beim Kaiſer fehlſchlüge, ſo wendet mir die Gnade des Königs Ferdinand zu."

„Der König thut nichts, namentlich in Familienangelegenheiten, was dem Kaiſer unangenehm wäre."

„Wenn weder der Eine noch der Andere zu bewegen wäre, etwas für mich zu thun, ſo empfehlt mich der Gnade Euerer Schweſter, der Königin von Frankreich oder Euerer Tante, der Erzherzogin Statthalterin."

„Ich will verſuchen, was ſich für Euch thun läßt. Ihr habt mein Verſprechen."

„Und wenn ich an Euer eignes Herz eine Bitte wagen darf: ich liebe Regina Turzo. Seit fünf Jahren trage ich die Leidenſchaft für ſie in der Bruſt. Verwendet Euch für mich bei ihr, bei ihren Eltern, bei den Fuggern."

„Sie iſt ja die Verlobte Raimund Mohrs."

„Er liebt ſie nicht; er wird zu dieſer Verbindung halb gezwungen, halb beredet. Sie darf nicht ſeine Gemahlin werden. Denn, erführe er, wer er iſt, er würde ſie verſtoßen. Das holde Bild würde ſehr unglücklich werden. Ihr begreift aber, um ſie zum Altar führen zu können, muß ich ihr einen edeln Namen, eine würdige Stellung bieten können. Die Turzo ſind ein altes ſtolzes Geſchlecht. Nicht vergebens betreiben ſie und die Fugger Reginas Verbindung mit Raimund Mohr. Daraus erkenn' ich, daß ſie wiſſen, wer er iſt. Aber auch der Baſtardbruder des Kaiſers würde ihnen ein hochwillkommner Eidam ſein."

Die Königin ging nachdenkend auf und ab. Ihre Pulſe flogen. Ihr Auge glitt brennend über die vorgebeugte Geſtalt Martins. Sie kam zur Ueberzeugung, daß die heißen Pläne ihres eignen Herzens ſie zum Verbündeten dieſes ihr blutsverwandten Menſchen machten, gegen den ſich doch in dieſem Herzen eine ſtille Abneigung, ein leiſer Widerwille kund gab. „Wohl!" ſagte ſie endlich entſchloſſen. „Ich werde mich mit all meinem Einfluß für Euch verwenden. Aber ſeid Ihr denn auch gewiß, daß Regina Turzo Euch wieder liebt?"

„Ich werde ihre Liebe zu gewinnen wiſſen. Die Schwägerin des kaiſerlichen königlichen Hauſes zu werden, iſt lockend."

Die Königin ſchüttelte unwillig das ſchöne Haupt. Martins nur nothdürftig überfirnißte Rohheit wurde ihr immer klarer. Aber ſie mußte das Geheimniß um jeden Preis erfahren. Alle ihre Gefühle waren im ſtürmiſchen Aufruhr. Sie hätte Alles verſprochen, um nur zum Ziele zu gelangen; ſie hätte jede Rückſicht beſeitigt; denn ſie war jetzt nur — aber ganz — ein liebeglühendes Weib.

„Ihr habt nun mein feierlich gegebenes Wort, daß ich Euere Intereſſen auf alle mir mögliche Weiſe fördern will.

hat auch nur für die Tagesbegebenheiten ein Gedächtniß; ſein verwöhnter Gaum ſchnappt nur ſtets nach neuer Speiſe. Ihre Geſchichte war mir indeſſen beſonders deshalb intereſſant, weil ich voriges Jahr auf meiner Reiſe nach England die liebenswürdige Theilnehmerin Ihrer Schickſale in London kennen lernte und mich in ihrer Geſellſchaft ſtets ſehr wohl befand.“ — „Doch erlauben mir Ew. Durchlaucht, noch bin ich meinem Staunen nicht entnommen, wie Sie erfahren konnten, daß mich in Ihrer Reſidenz ein Unfall betroffen, ſo wie Sie überhaupt etwas von meiner Anweſenheit in Ihrem Lande wiſſen konnten.“ — „Ei und Sie haben vergeſſen,“ erwiederte der Herzog lächelnd, „daß ich in meinem Lande einen Allerweltswiſſer habe? Sie ſelbſt ſind in die geheimnißvolle Höhle des Trophonius hinabgeſtiegen, um des Orakels grauſenvolle Stimme zu vernehmen und wundern ſich noch, daß der Fürſt ſich auf den pythiſchen Dreifuß ſetzt, wenn ſein Unterthan ein wahrer fernſehender Apollon iſt?“ — „Alſo daher?“ ſagte der Graf gedehnt. „Iſt der wunderliche Förberts-Henns auch hier im Spiele?“ — „Gewiſſermaßen,“ erwiederte der Herzog, „das heißt, nicht direct, aber doch kommt meine Wiſſenheit von ihm. Genug, es macht mir große Freude, daß ich Ihnen einen unangenehmen Bericht erſparen und Sie mit der Verſicherung, alle Ihre Verhältniſſe bis in die kleinſten Schattirungen zu kennen, überraſchen kann. Wie ich das erfahren, ſoll Ihnen heute Nachmittag klar werden, wenn Sie meine Bitte, mit meiner Privattaffel vorlieb zu nehmen, nicht zurückweiſen werden.“ — „Ich weiß die Ehre zu ſchätzen“ verſetzte der

Ihr ſteht unter meinem Schutz: Ihr ſollt nicht gefährdet werden. Jetzt ſagt: wer iſt Raimund Mohr?“

„Der rechtmäßige Erbe des Königsthrones von Granada: der Sohn des Sidi Selim Aben Muhamed Alnavar, der als Chriſt Alfonzo de Granada hieß und Admiral der Königin Iſabella von Kaſtilien war. Sidi Alnavars Vater war der Wali von Baza Sidi Muhamed Aben Yahye Alnavar, der noch, während der Regierung ſeines Vetters Boabdil el Chiko's, Sultans von Granada, zu Ferdinand und Iſabella überging und ſich mit ſeinem Sohne taufen ließ und nachher nach der Eroberung Granada's durch das chriſtliche Königspaar Statthalter des Königreichs wurde. Raimunds Mutter aber iſt die franzöſiſche Prinzeſſin Luiſe von Maine, die erſte Geliebte Eueres und meines Vaters, dann verwitwete Herzogin von Najara, die einſt mit Euerer Tante, der Erzherzogin Margaretha nach Spanien gegangen war, als dieſe dem Prinzen von Aſturien vermählt wurde. Eines Tags verſteckte im königlichen Schloſſe von Toledo ein Page des Erzherzogs Philipp einen auf den Tod verfolgten Mann in das Zimmer einer Hofdame der Königin Iſabella. Der Mann hatte das Schwert gegen den Erzherzog gezogen, von dieſem furchtbar an ſeiner Ehre gekränkt. Dieſer Mann war Don Alfonzo de Granada, mit ſeinem mauriſchen Namen Sidi Alnavar. Die Hofdame war die Herzogin von Najara; der Page Marx von Bübenhoven. Don Alfonzo war nämlich von Euerer Mutter, der Infantin Donna Juana geliebt; er hatte ſie wieder geliebt. Beide hofften, Ferdinand und Iſabella würden ein chriſtliches Königreich Granada mit einem ihnen tributpflichtigen König errichten, und Don Alfonzo, den Sproß des mauriſchen Königshauſes, auf den neuen Thron ſetzen und ihm Donna Juana zur Gemahlin geben. Die öſtreichiſche Doppelheirath vernichtete dieſe Hoffnungen. Aber der ſchöne Philipp von

Oeſtreich liebte ſeine Gemahlin, die minder ſchöne Juana nicht, deſſen bin ich ein lebender Beweis. Ja, er behandelte ſie unwürdig. Der Wahnſinn Euerer Mutter zeugt heute noch davon. Don Alfonzo ſetzte den Erzherzog über dieſe abſcheuliche Behandlung zur Rede; denn der edle Maure hatte nie aufgehört, Euere unglückliche Mutter zu lieben. Daher der Haß und Streit zwiſchen den beiden fürſtlichen Männern. Don Philipp ließ einen Preis auf Don Alfonzo's Kopf ſetzen, aber die hochſinnige Herzogin von Najara rettete den Verfolgten mit Gefahr ihres eignen Lebens. Sie verbarg ihn, wurde ſeine Gemahlin und floh mit ihm nach England. Doch auch dort nicht ſicher, gingen ſie nach Ungarn. Sie wollten zur Königin Anna, die eine Verwandte und Jugendgeſpielin der Donna Luiſe war; in den Karpathen wurden ſie von Räubern überfallen und beraubt. Don Alfonzo ließ ſeine hochſchwangere Gemahlin in einer Dorfſchenke zurück und eilte allein an den Königshof nach Ofen. Die Frau wurde bald darauf von einem Knaben entbunden. Der Zufall wollte, daß in derſelben Nacht Herr Jakob Fugger mit zwei Neffen, Raimund und Marx Fugger, in demſelben Wirthshauſe übernachtete, auf der Reiſe nach Kremnitz begriffen. Die Kindbetterin befahl ſterbend ihr Kind dem reichen Fugger an; Marx, ein Prieſter, taufte es, Raimund hielt es über das Becken und gab ihm ſeinen Namen. Der Knabe wurde im Turzo'ſchen Hauſe in Kremnitz erzogen. Die genaueſten Nachrichten über alle dieſe Verhältniſſe und Begebenheiten kann und wird Euch der Junker von Bübenhoven geben, der ſich als Geſandter Euerer Tante hier befindet. Er wird und muß Euch die Wahrheit meiner Ausſagen vollkommen beſtätigen."

Das Erſtaunen der Königin war, während der Erzählung Martins, mit jedem Worte deſſelben geſtiegen. Sie ſchlug mehrmals die Hände vor Verwunderung zuſammen und ließ einzelne unwillkürliche Ausrufungen hören. „Und wie ſeid Ihr zur Kenntniß all dieſer Dinge gekommen?“ fragte ſie endlich.

„Das ſonderbare Geſchick meiner Jugend machte mich zum Diener und Begleiter des Don Alfonzo de Granada, der durch die Vermittlung Euerer Tante vom Kaiſer Maximilian den deutſchen Namen Ritter von Süderland erhalten hatte. Mit ihm kam ich nach Spanien, wohin ihm eine niederländiſche Gräfin von Iſſelſtein, die ihn liebte, folgte und dort ſtarb; mit ihm ging ich dann nach Afrika, wo — wie Ihr wißt — viele Tauſende ſeines Volkes leben, und wo er in Algier bei Chair-Eddin Barbaroſſa eine Zuflucht fand.“

„Und dorthin wolltet Ihr den jungen Raimund Mohr bringen?“

„Euer Scharfſinn hat es errathen. Doch geſchah es nicht auf den Wunſch ſeines Vaters, ſondern auf den der Gemahlin Chair-Eddins, Suleima Abdelmelic, die, ebenfalls ein Sproß des mauriſchen Sultangeſchlechts von Granada, den ungeheuern Plan hegte, die Herrſchaft des Kaiſers in Spanien zu ſtürzen, den Thron der Mauren wieder aufzurichten und Raimund darauf zu heben. Wenigſtens ſollte der Jüngling zur Empörung und Erhebung der noch in Spanien lebenden Mauren benutzt werden. Vielleicht iſt Euch dieſe kühne Frau unter ihrem chriſtlichen Namen bekannt; denn ſie war ein Liebling Euerer Großmutter Iſabella, eine Geſpielin, Freundin und Hofdame Euerer Mutter, Freundin und Geſellſchafterin Euerer Tante. Sie war die Ziehſchweſter des Königs von Neapel und hieß Agnes oder ſpaniſch Ineſe de Cardona.“

„Ha dieſe! Meine Tante hat mir von ihr erzählt. Sie lebte am Hofe zu Brüſſel.“

„Jetzt weiß Ew. königl. Hoheit das ganze Geheimniß.“

„Ihr müßt mir Alles noch einmal ausführlich erzählen, ſo wie Euere eignen Schickſale, die, wie ich begreife, auf's Innigſte damit verwebt ſind. Dann werde ich genauen Bericht vom Junker von Bübenhoven einfordern. Jetzt ſchwimmt mir im Kopfe alles wie ein Chaos herum und muß ſich aufklären. Das Eine verſteh ich, den Namen des Jünglings. Mohr heißt Maure, Raimund der Maure, der mauriſche Königsſohn. Vor Allem müßt Ihr mir eine geheime Unterredung mit Raimund Mohr verſchaffen. Ich muß den edeln jungen Mann genau kennen lernen. Nur durch Euch kann ich dazu gelangen. Ihr ſeid jetzt mein innigſt Verbündeter.“

„Ich diene Euch mit Leib und Leben. Gebietet über mich. Nur bedenkt wohl, ob es zweckdienlich iſt, daß Raimund jetzt ſchon das Geheimniß ſeiner Geburt erfahre.“

„Nein; er darf es noch nicht wiſſen.“

„Zu einer Zuſammenkunft, die in der Stadt überall leicht bemerkt und verrathen werden könnte, ſchlage ich Euch den auf eine Stunde von hier einſam auf der Höhe nach Ulm zu gelegenen Fuggerſchen Maierhof, der Wellenhof genannt, vor. Die Verwaltung dieſes kleinen Guts iſt mir von Herrn Anton übertragen. Ich habe dort ein Zimmer, wo Ihr ungeſtört mit dem Jüngling ſprechen könnt, ſo lang es Euch beliebt. Befehlt, wenn ich ihn dorthin beſtellen ſoll.“

„Morgen Nachmittag um ſechs Uhr, will ich mit einer meiner Frauen dorthin reiten auf dem graden Wege. Raimund ſoll auf einem Umwege dorthin kommen. Ihr aber ſorgt, daß um dieſe Zeit auf dem Hofe keine Menſchen ſind, die zu Verräthern werden könnten.“

„Verlaßt Euch auf mich. Ihr ſollt in jeder Hinſicht ſicher ſein.“

„Wohl! Nun erzählt mir Euere und Raimunds Lebensgeſchichte mit allen Nebenumſtänden.“

Martin kam dieſem Befehl mit der ihm eigenthümlichen ſchlauen Geſchmeidigkeit nach. Er wob wieder Lüge in Wahrheit; er verſchwieg ſeine Fehler oder ſuchte ſie in ein glänzendes Licht zu ſetzen; aber der Scharfſinn der Königin ſah heller, als er wünſchte. Vorhin, als er ihr das wichtige Geheimniß enthüllt, war er ihr plötzlich eine angenehme Perſon geworden und zu dem Vermittler zwiſchen ihr und Raimund Mohr fühlte ſie gleichſam eine ſchweſterliche Zuneigung. Der erſte unangenehme Eindruck, den er auf ſie gemacht, war dadurch faſt verwiſcht und hatte dem lebhafteſten Intereſſe für ihn Platz gemacht; als er aber nach Mitternacht von ihr ſchied, war jener erſte Eindruck wieder und ſtärker in ihr hervorgetreten. Sie hatte das unklare und drückende Gefühl, ſich mit einem unedeln Charakter eingelaſſen zu haben. Doch ſchnell drängten andere heiße und bunte Gefühle, kühn flatternde Gedanken und von ihrer Phantaſie prächtig beleuchtete Bilder der Zukunft, deren reizender Gegenſtand der ritterliche Maurenprinz war durch ihre aufgeregte Seele. Seine Mutter war ihres Vaters erſte, wahre und reine Liebe geweſen, und ihre unglückliche Mutter hatte ſeinen Vater geliebt; die Liebenden hatten den ſchönen Plan gehegt, als König und Königin von Granada, über ein edles Volk zu herrſchen. Jetzt ſah ſie ſich im Geiſte mit Raimunden auf dieſem Throne, das herrlichſte Paar in königlichem Prachtglanze. O, welche Entſchädigung für ſie, für die Marter an einen ungeliebten knabenhaften Gemahl, auf einem freudloſen Thron gekettet geweſen zu ſein! Wie ganz anders, wie überaus wunderbar und außerordentlich war plötzlich ihre Stellung zu dem geliebten Jüngling geworden! Vorhin noch war ihr höchſter Wunſch geweſen, ihn zu ihrem Cavalier zu gewinnen; jetzt wollte ſie ſeine Gemahlin werden, jetzt ihn zum König von Granada machen. Heil dem König und der Königin von Granada! brauſte es, als der vieltauſendſtimmige Chorus eines glücklichen Volks durch ihre brennende Seele. Ihr ſchönes Haupt glühte fieberiſch, ihre Pulſe flogen. Wohl dachte ſie auch einen Augenblick an die Schwierigkeiten, die ſich ihr entgegenthürmen könnten, daß der Kaiſer nicht leicht für ihren kühnen Plan zu gewinnen ſein dürfte; aber das liebeheiße Herz eines Weibes glaubt kühn mit den ſchwerſten Dingen leicht und ſchnell fertig werden zu können; das Herz einer Königin iſt noch kühner; Maria's Herz war das kühnſte.

## 2.

## Die Augsburgiſche Konfeſſion und die Liebe der Königin Maria.

Am 20. Juni wurde der Reichstag mit den herkömmlichen Feierlichkeiten im großen Saale des Rathhauſes eröffnet. Der Kaiſer hatte ſich Tags zuvor durch den Genuß des Leibes und Blutes Chriſti und am Morgen ſelbſt durch eine vom Kardinal-Legaten gehaltene Meſſe vorbereitet. Er ſaß im vollen kaiſerlichen Ornat auf einem Thron, und vor ihm auf der Tafel lag das bloße Reichsſchwert. Ihm zur Rechten und Linken auf niedern Seſſeln hatte der Legat und der König Ferdinand ihre Plätze, dann die Kurfürſten, Fürſten und Städte nach der Hierarchie des Reichs. Seit dem Reichstage zu Worms 1521 war der Kaiſer zum erſten Male wieder in der Mitte der verſammelten Stände. Jedermann fühlte die Wichtigkeit des Moments. Durch das Unterliegen der Volkspartei hatte ſich ſeit vier Jahren der Geiſt der alten Zeit immer mehr gekräftigt; jetzt kam er mit dem Kaiſer, dem Beſieger Italiens, dem Verbündeten des Papſtes, und ſtellte ſich dem eingeſchüchterten Geiſte der Neuzeit gegenüber, dem die Fürſten und die Wittenberger Kirchenreformatoren nur halbe Konceſſionen gemacht hatten. Daß er auf ſehr ſchwachen Füßen ſtand, wer konnte ſich's verhehlen? Es fragte ſich: ſollte er unterliegen? Sollte die Unvernunft der abgelebten Zuſtände noch einmal triumphiren? Der Fluch der Niederlage des Volks hatte ſich ja ſchon gezeigt; die Widerſacher des Alten hatten ſich in zwei Parteien geſpalten; die Wittenberger und die Schweizer hatten ſich getrennt. Auf den trotzigen und höhniſchen Geſichtern der Anhänger des Papſtes und des Kaiſers, welche die große Majorität in der Verſammlung hatten, zeigte ſich deutlich genug, wie wenig Hoffnung für die ſchwache Minorität vorhanden war, die kirchliche Reform durchzuſetzen.

Campeggi eröffnete die Sitzung mit einer langen Rede, worin er auf Einigkeit der Kirche drang, d. h. auf das Nachgeben der proteſtantiſchen Stände und ihren Rücktritt unter Papſt und Rom. Dann ließ der Kaiſer durch den Reichskanzler die Reichstagspropoſition verleſen. Sie legte den Ständen dringend und vor allen andern Dingen eine dem Zwecke entſprechende Rüſtung wider die Türken ans Herz. Zunächſt erklärte er ſeinen kaiſerlichen Willen dahin, die religiöſen Irren im Reiche in Milde und Güte beizulegen und forderte alle Stände auf, ihm mit ihrem beſten Willen dabei zur Hand zu ſein. Zu dem Ende möge ein Jeder, wie er ſchon im Ausſchreiben begehrt, ſeine Meinung und Gutdünken in Schriften überantworten.

Der Reichsrath faßte aber den Beſchluß, die kirchliche Angelegenheit zuerſt vorzunehmen. Sofort erhoben ſich die fünf proteſtantiſchen Fürſten, der Kurfürſt Johann von Sachſen, der Markgraf Georg von Brandenburg, der Herzog Ernſt von Lüneburg, der Landgraf Philipp von

Heſſen und der Fürſt Wolfgang zu Anhalt von ihren Stühlen und ſtellten ſich vor dem Kaiſer auf. Der kurſächſiſche Kanzler ergriff im Namen und Auftrag dieſer Fürſten das Wort an den Kaiſer, verſicherte ihm ihre Unterthänigkeit und Gehorſam als Reichsfürſten und bat um Erlaubniß, ihr Glaubensbekenntniß überreichen und in öffentlicher Reichsverſammlung vorleſen zu dürfen, um ſich auf ſolche Weiſe aus der üblen Nachrede zu ſetzen, daß ſie Ketzer ſeien.

Der Kaiſer hatte gute Gründe, die proteſtantiſchen Fürſten, namentlich ihr Haupt, den alten Kurfürſten von Sachſen, ſo glimpflich als möglich zu behandeln, um einen bis jetzt noch ſehr geheim gehaltnen Plan ins Werk zu ſetzen. Dieſer beſtand in nichts Geringerem, als ſeinen Bruder zum römiſchen, d. h. eigentlich deutſchen König erwählen zu laſſen. Es lag ihm alſo Alles daran, die Kurfürſten dafür zu gewinnen, und Herr Hans war doch der mächtigſte und einflußreichſte. Dann bedurfte er der Anhänger der neuen Kirchenlehre zu ſeinem beabſichtigten Kriegszug gegen die Türken. Sie hatten ihm trefflich gegen den Papſt geholfen; ſie ſollten ihm jetzt gegen Suleiman helfen.

Deshalb erklärte Karl jetzt, er werde das angekündigte Glaubensbekenntniß entgegennehmen und ſich die Vorleſung deſſelben in der nächſten Reichsverſammlung gefallen laſſen. Damit wurde die erſte Sitzung geſchloſſen.

Die päpſtliche Partei, im höchſten Grad ärgerlich über die Erklärung des Kaiſers, begann ſogleich ihre Intriguen. Sie beſtürmte den Kaiſer und verlangte, daß die Verleſung des Glaubensbekenntniſſes unterbleibe; dieſe Ketzer und Abtrünnigen ſeien ſolcher Ehre nicht werth, der Kaiſer dürfe ſich in keine Unterhandlungen mit ihnen einlaſſen, ſondern habe unbedingten Gehorſam zu fordern, widrigenfalls die ihm zuſtehende Gewalt anzuwenden ſei. — Der

Kardinal-Legat, gewohnt, den Kaiſer allen ſeinen Wünſchen entgegen kommen zu ſehen, erfuhr bei ſeinem Beſuch in den Prachtgemächern der Pfalz, daß der gegen ihn ſo nachgiebige Kaiſer ihm auch einen ſehr entſchiedenen Willen entgegenſetzen konnte. Karl erklärte ruhig: Seine Eminenz möge ihn doch nicht für ein Kind halten, das heute widerrufe, was es geſtern verſprochen. Keinem Menſchen auf der Welt zieme Worthalten mehr, als dem Kaiſer. Das Glaubensbekenntniß der Proteſtanten werde in der Reichsverſammlung geleſen werden. —

Die proteſtantiſchen Fürſten hatten nicht allein ſein Wort, auch die geliebte Schweſter Maria hatte es, und es ihr zu brechen, dazu hätte ihn der Papſt ſelbſt nicht vermögen können.

Die von Melanchthon ausgearbeitete Schrift, deren Grundzüge von Luther herrührten, wurde am 25. Juni vom kurheſſiſchen Kanzler in der Reichsverſammlung verleſen, zuerſt in deutſcher, dann in lateiniſcher Sprache. Die proteſtantiſchen Fürſten hatten erwartet, daß dies im gewöhnlichen Lokal des Reichstags, im großen Saale des Rathhauſes, geſchehen werde, aber der Kaiſer beſtimmte die kleinere Kapitelſtube der biſchöflichen Pfalz dazu, wo nur die Stände und keine Zuhörer Platz finden konnten. Ebenſo wollte der Kaiſer auch nur die lateiniſche Faſſung verleſen laſſen, aber die proteſtantiſchen Fürſten ſtellten ihm ſehr angelegentlich vor, daß es eine deutſche Sache ſei, um die es ſich handle, und daß ſie in einer deutſchen Reichsſtadt verhandelt werde. Die deutſche Sprache trug den Sieg davon.

Dieſes wichtige Dokument, daß unter dem Namen der „Augsburger Konfeſſion“ ſo berühmt geworden iſt, enthielt nichts, welches den Principien der lateiniſchen Kirche entgegen geweſen wäre; ja, die proteſtantiſchen Stände gingen im Gefühl ihrer phyſiſchen Schwäche darin ſogar von ihrem Grundſatz ab, nichts anzuerkennen, was nicht im neuen Teſtament begründet ſei, indem ſie, um ihre ſtarken Gegner ebenfalls zur Nachgiebigkeit zu gewinnen, Glaubensſätze aufſtellten oder vielmehr zugaben, von denen kein Wort in der Bibel ſteht. Wie viel nachdrücklicher und würdiger hätten ſie auftreten können, wenn Luther ſeine Halsſtarrigkeit aufgebend, der menſchlichen Vernunft, die er freilich für den „Teufel" erklärte, Konceſſionen gemacht und ſich nicht von den der Vernunft weit mehr huldigenden Schweizer-Reformatoren getrennt hätte. Daher war es gekommen, daß die oberdeutſchen freien Städte und namentlich Augsburg ſelbſt auf der Seite der Schweizer ſtanden und ihren Lehrbegriff annahmen, ja daß der Landgraf ſich ſo ſtark zu Zwinglin hinneigte, daß er das Melanchthonſche Glaubensbekenntniß nicht mit unterſchreiben wollte, und erſt durch eine ſehr nachdrückliche briefliche Mahnung Luthers dazu vermocht wurde.

Die päpſtliche Partei begann nun ihre Berathungen, was zu thun ſei. Wenn die Proteſtanten durch eine befremdende Nachgiebigkeit, mit der ſelbſt Luther nicht einverſtanden war, gehofft hatten, ihre mächtigen Gegner zu irgend erheblichen Konceſſionen zu beſtimmen, ſo mußten ſie ſich zu ihrem Schmerze bald eingeſtehen, daß ihren Hoffnungen die Täuſchung auf dem Fuße folgte. Während ſie ſich nur in der Defenſive hielten, gaben ſie den übermüthigen Römlingen Blößen, die dieſe ſogleich benutzten; es wäre für die zeitgemäße Entwickelung und den vernünftigen Fortſchritt erſprießlicher geweſen, ſie hätten mit kräftiger Hand die Offenſive ergriffen, und die Entſcheidung auf die Spitze des Schwertes geſtellt. Dazu hätten ſie aber mit den Schweizern eins ſein müſſen; denn die große Maſſe des Volkes, die nach Befreiung von den römiſch-katholiſchen Banden lechzte und den Kampf gegen

Graf. — „Ich muß geſtehen,“ fuhr der Herzog fort, indem er mit dem Grafen am Ufer des Sees durch die ſchattigen Gänge wandelte, „Ihre Bekanntſchaft mit Förberts-Hennſen hat mich von neuem auf dieſen ſonderbaren Mann aufmerkſam gemacht, von welchem ich wohl ſchon ſeit zehn Jahren und noch länger je zuweilen wunderliche und unglaubliche Dinge gehört, die ich meiſt dem Aberglauben zuſchrieb und nicht weiter beachtete. Ich bitte Sie, theilen Sie mir mit, was Sie von ihm vernommen, und wie Sie ihn gefunden; denn ich bin ein Freund des Wunderbaren und Auſſerordentlichen, und habe der Kenntniß und Beſchaffenheit ſolcher Dinge, welche über dem engen Kreiſe unſrer Begriffe, Vorſtellungen, Schlüſſe und Combinationen weit hinaus liegen, in Freimaurerlogen, myſteriöſen Clubbs und den magiſchen Kreiſen zelotiſcher Geiſterbeſchwörer nachgejagt, aber ſtets die Wolke ſtatt der Juno umarmt.“ — Der Graf erzählte ſowohl ſeine eignen bei Förberts-Hennſen gemachten Erfahrungen, als auch die mancherlei ſeltſamen Berichte von Wilm und dem Heiligenſteiner Wirthe ſehr ausführlich, vergaß auch nicht zu bemerken, daß der letztere vorgegeben, er wiſſe die ganze Bildungsgeſchichte des Sehers. Während dieſer Erzählung, welcher der Herzog ſeine ganze Aufmerkſamkeit ſchenkte, und nur bei den einzelnen Abſchnitten treffliche Bemerkungen einſchaltete, waren ſie um den ganzen See durch die köſtlichſten Laubhallen und wahre Feenſchlöſſer, von Blumenhecken und Bäumen luſtig aufgebaut und von jedem Windhauch ſanft erzitternd, dann über ſchwellende Raſenteppiche und zwiſchen duftenden Blumenrabatten hindie Römlinge gern wieder aufgenommen hätte, ſtand wohl hinter Zwinglin, aber nicht mehr hinter Luthern, der ſich ſeit fünf Jahren den gemeinen Mann, namentlich in Oberdeutſchland entfremdet hatte.

Der Kaiſer verſchmähte ſeinerſeits auch nicht geheime Schritte zu thun, um einzelne der proteſtantiſchen Fürſten für ſich zu gewinnen und durch allerlei Mittel, die einem Kaiſer und beſonders ihm leicht zu Gebot ſtanden, ihrer Partei zu entführen. Dem alten Herzog Johann zu Sachſen ſtellte er die Unterwerfung unter den Papſt als Bedingung zur Belehnung mit der Kurwürde, die dieſer noch nicht hatte, und um die er geziemend nachgeſucht. Die jüngern proteſtantiſchen Fürſten ſuchte er durch ein Mittel zu gewinnen, welches noch ſehr ſelten fehl geſchlagen hat. Ueber Erwarten leicht gelang ihm nämlich, ſeine Schweſter Maria zu überzeugen, wie es zur Einheit des deutſchen Reichs, zur Befeſtigung der Macht und des Anſehens des Hauſes Oeſtreich, zur Bekämpfung der Türken und zur Zurückführung des Bruders Ferdinand auf den ungariſchen Thron, ferner, zur kräftigen Niederhaltung der feindlichen Mächte in Italien und zur Paralyſirung des von heimlichem Groll erfüllten Schwagers, des Königs Franz von Frankreich, unerläßlich nothwendig ſei, daß die proteſtantiſchen Fürſten ſich der kirchlichen Obermacht des Papſtes wieder unterwürfen und den lutheriſchen Neuerungen entſagten, und daß ſie als öſtreichiſche Fürſtin aus allen Kräften mitzuwirken habe, dieſes Ziel bald zu erreichen. Der Kaiſer gedachte alſo die hohe Macht der weiblichen Schönheit und Anmuth Maria's und den geiſtigen Einfluß, welchen ſie auf die proteſtantiſchen Fürſten ausübte, zu benutzen, um den Einen und den Andern wieder in das päpſtliche Lager herüberzuziehen, wie dies bereits mit ſeinem Schwager, dem König Chriſtiern von Dänemark ſo gut gelungen war.

Maria würde zu andrer Zeit dieſen ſeltſamen und verfänglichen Antrag des Kaiſers, der mit ihren religiöſen Ueberzeugungen in ſo grellem Widerſpruch ſtand, unbedingt, vielleicht ſogar mit Entrüſtung zurückgewieſen haben; jetzt ging ſie zu Karls eigener Verwunderung ſogleich darauf ein. Sie wollte ſich nämlich den Kaiſer durch ſolche wichtige Dienſtleiſtungen verpflichten, um ihn ihren ſtillen kühnen Wünſchen in Bezug auf Raimund Mohr und die Königskrone von Granada geneigt zu machen; ſie hoffte, wenn der Zeitpunkt gekommen ſein würde, dieſe Wünſche vor ihm laut werden zu laſſen, ſich nicht nur an ſeine Liebe, ſondern auch an ſeine Dankbarkeit wenden zu können und des erſehnten Erfolges dadurch nur um ſo ſichrer zu ſein.

Durch Martins ſchlaue Vermittlung hatte ſchon mehr als ein zärtliches Stelldichein der verliebten Königin und des heißblütigen Jünglings auf dem einſamen Wellenhofe ſtattgefunden, und obgleich ſie bis jetzt ſo viel Gewalt über ſich behauptet hatte, dem Geliebten keine klaren Eröffnungen über ſeine hohe Abſtammung zu machen, um nicht durch ſeinen Ungeſtüm Alles zu verderben, ſo mußten ihre ſüßen ſchmeichleriſchen Worte, ihre geheimnißvollen Andeutungen, ſein ohnedies ſchon heftig erregtes Gemüth in die lebhafteſte Bewegung verſetzen. Das rein Weibliche in ihr, das, in leidenſchaftlicher Liebe zum Durchbruch kommend, ihre königliche Würde gänzlich vergaß, verſcheuchte in Raimunden bald die ſcheue Ehrfurcht, die er vor der Königin hatte, und er hätte nicht voll Jugend und Kraft, voll ſtürmenden drängenden Bluts und heißer Gefühle ſein müſſen, um nicht berauſcht zu werden von der Liebe eines ſo göttlichen Weibes, einer ſo reizenden Königin und dieſe im vollen Maße zu erwidern. Aber der wunderbare Zauber, der ihn an die ſchlanke junge Zigeunerin feſſelte, wurde durch die Liebe zur Königin nicht aufgehoben, ja es war gleichſam, als würde derſelbe dadurch noch geſteigert. Raimund kam in ein merkwürdiges Doppelverhältniß. Seine Liebe zur Königin war bei weitem ſinnlicherer Natur; er glühete für ſie, aber dieſe Liebe machte ihn nur glücklich, wenn das wonnetrunkene Auge der Königin ſich in ſein eignes tauchte, wenn der raſchere Schlag ihres Pulſes durch ſeine Finger zitterte, und ſelbſt dann, in den glücklichſten Momenten, konnte er ihre Hoheit doch nicht ganz vergeſſen,, und ein drückendes Gefühl ging für ihn davon aus. War er fern von Marien und gedachte ſeines Verhältniſſes zu ihr, ſo überflog es ihn wie ein Schrecken, wie ein geheimes Grauen; der Gedanke, von der ſchönen Königin geliebt zu werden und ſie zu lieben, wurde ihm faſt unheimlich. Von ganz andrer Art waren ſeine Empfindungen für Karlotten; dieſe Liebe war mehr geiſtiger Natur. Er ſtand hoch über dem ſüßen Kinde und beugte ſich zu ihm hinab, um die reinen Liebkoſungen zu empfangen, das harmloſe holde Geplauder deſſelben zu vernehmen. Das Glück, welches ihm die Liebe der Zigeunerin bereitete, war ohne allen bittern und aufreizenden Beigeſchmack. Auch war, der Natur der Sache nach, ſeine Liebe zu ihr tiefer und inniger, als die ihrige zu ihm; denn ſie war ja noch ein Kind. Die Liebe der Königin zu ihm war dagegen überwältigend, athemraubend. Daher geſchah es, daß er in der Zuſammenkunft mit der Königin ſich nach der Zigeunerin ſehnte und von jener zu dieſer eilte, um ſich ein paar Stunden in der ſchmutzigen Zigeunerherberge unter dem naiven Gekoſe des „Kindes“ erſt wahrhafter Liebesſeligkeit bewußt zu werden.

Maria aber, die ſtolze Witwe des Königs von Ungarn und Böhmen, die geliebte Schweſter des mächtigen Kaiſers, vergaß in dem Liebewonnemeer, in das ſie ſich geſtürzt, Alles, woran ſie ſonſt ſo ſtarken Antheil genommen. Was kümmerte ſie jetzt die Sache der Proteſtanten? Sie empfing die Fürſten zerſtreut und kalt. Was waren ihr Luther und Melanchthon? Sie war nur noch ein liebendes Weib und hatte für nichts Sinn und wahres Intereſſe, als für ihre Liebe, für ihre Hoffnungen, für ihre Pläne.

Martin wurde täglich mehr ihr Vertrauter, ihr geheimer Agent. Er hatte faſt jeden Abend geheime Audienz bei ihr. Der Schlaue baute auf die Hoffnungen und Entwürfe der königlichen Schweſter das ſchimmernde Luftſchloß ſeiner eignen. –

Die Ritte der Königin nach dem Wellenhofe wurden ihr unbequem; ſie konnten ihr gefährlich werden. Martin kam ſchnell ihren desfallſigen Wünſchen entgegen. Er ſtellte Herrn Anton in einer vertraulichen Unterredung vor, daß die geheime Kanzlei des Kaiſers im Hauſe durchaus nicht unbewacht bleiben könne. Man kenne die ungeheuren Ränke des Papſtes. Der Kardinal-Legat könne Wind von der Sache erhalten und Alles aufbieten, um ſich in den Beſitz mancher hier aufbewahrten Papiere zu ſetzen; ein Gleiches habe man ſich von den proteſtantiſchen Fürſten und Städten, ja vom König von Frankreich und vom Großſultan zu verſehen; denn wer könne wiſſen, ob der Letztere nicht auch ſeine Spione in Augsburg unterhalte. Es ſei daher nothwendig, daß Raimund Mohr, als der vom Kaiſer Vertraute, in der Kanzlei ſchlafe und Waffen bei ſich führe, um jedem nächtlichen Beſuch ernſtlich zu begegnen, der bei dem unruhigen Treiben im Hauſe, durch den Aufenthalt der Königin veranlaßt, nichts Unmögliches ſei. — Anton belobte die Scharfſicht Martins, und Raimund Mohr erhielt ſein Lager in der Kanzlei. Von dieſem Tage an konnte ihn die Königin ungeſtört und ohne alle Gefahr Nachts ſprechen, ſo oft ſie es wünſchte. Martin lag auf der Lauer und führte ihr den Geliebten zu. Die heißen Wogen des Liebesrauſches brauſten immer höher um den beglückten Jüngling; er hatte nicht Kraft genug, ihnen zu widerſtehen; willenlos wurde er von ihnen getragen und fortgeriſſen; es war ihm zuweilen, als müßten ſie ihn verſchlingen. Es war vorauszuſehen, daß er die ungeheure, immer fieberhaftere Spannung all ſeiner Seelenkräfte und Gefühle nicht lange werde ertragen können.

## 3.

## Oeffentliches und geheimes Reichstagstreiben.

Nach der Verleſung und Uebergabe der Konfeſſion der Proteſtanten erwartete der Kaiſer, der Natur der Sache angemeſſen, daß die Majorität des Reichstages, die katholiſchen Stände, mit einer ähnlichen Erklärung in ihrem Sinne oder wenigſtens mit einer Anklage gegen die Evangeliſchen hervortreten werde; er wollte dann den Vermittler und Schiedsrichter beider Parteien machen und dadurch ſein kaiſerliches Anſehen und oberſte Reichsmacht in das klarſte und ſtrahlendſte Licht ſetzen. Der König Ferdinand ſtellte ſogar in der Verſammlung der Stände einen darauf zielenden Antrag, als einige Zeit nach der Uebergabe des proteſtantiſchen Glaubensbekenntniſſes nichts der Art erfolgt war. Aber die katholiſchen Stände waren noch ſchlauer als er. Die Majorität ſah ſich als rechtmäßige Inhaberin der Reichsgewalt an, den Kaiſer nur als Vertreter derſelben. Sie grollte dem Kaiſer, daß er die Proteſtanten angehört, daß er ſie als Partei überhaupt anerkannt; ſie geſtand den Ketzern eine ſolche rechtliche Exiſtenz gar nicht zu. Sie grollte dem Kaiſer ferner, daß er ſich in Bologna ohne die Kurfürſten hatte krönen laſſen. Sie grollte dem König Ferdinand, daß er Verſuche gemacht hatte, ſich auf Unkoſten einzelner Fürſten zu vergrößern, ſie grollte ihm, daß er päpſtliche Bewilligung geiſtlicher Einkünfte ausgebracht, die wohl in Spanien durchgingen, in Deutſchland aber unerhört waren und deshalb in der geſammten Kleriſei Mißvergnügen und Widerſtand erzeugt hatten. Die Majorität lehnte alſo ab, ſich als Partei zu konſtituiren und den Kaiſer als Schiedsrichter zwiſchen ihr und den Proteſtanten anzuerkennen. Sie erklärte: ſie ſtehe auf dem feſten Boden der Kirche und des chriſtlichen Glaubens, habe daher nichts Neues vorzubringen und halte ſich allein an das (Wormſer) Edikt des Kaiſers. Mit Ketzern könne ſie nicht verhandeln; wolle der Kaiſer eine Anklage, ſo möge er ſie von der Uebertretung ſeines Edikts ableiten. Es ſei altes Herkommen, daß der Kaiſer der Majorität des Reichstags beitrete, und es ſei ihre Anſicht, daß der Kaiſer auch jetzt ihr Intereſſe zu dem ſeinigen zu machen habe. Er möge in dieſer Sache mit der Kurfürſten, Fürſten und Stände Rath aus kaiſerlicher Machtvollkommenheit procediren. Dieſe Erklärung ſtand im Widerſpruch mit dem im Ausſchreiben klar ausgeſprochnen Willen des Kaiſers, den Streit der Parteien zu vermitteln. Wollte Karl jetzt nicht als offner Gegner der Majorität auftreten und ſeinen katholiſchen Eifer in ein zweideutiges Licht ſtellen, ſo mußte er ſich dem Begehren der Majorität fügen. Er mußte es vorzüglich auch, um die Kurfürſten für ſeinen Wunſch zu gewinnen, daß ſie ſeinen Bruder zum römiſchen König erwählten. Von dieſem Tage an war Karl eine ziemlich überflüſſige Perſon in Augsburg; er mußte verfügen, wie und was die Majorität beſchloß; aber er war darüber voll Unmuth und Bitterkeit.

Die Majorität war keineswegs einer Meinung über die in der kirchlichen Angelegenheit zu thuenden Schritte. Ein Theil wollte ohne Weiteres mit dem Schwerte drein ſchlagen, überzeugt, daß nur Gewalt der Spaltung im Reiche ein Ende machen könnte. Dies war auch die Anſicht des Kardinal-Legaten und des ganzen päpſtlichen Anhangs. Die größere Partei wollte doch lieber die Güte verſuchen. Wie aber das anzufangen ſei, wußte kein Menſch. Ihr Hauptbeſtimmungsgrund war die Furcht vor den Türken. Der Kardinal-Erzbiſchof-Kurfürſt Albrecht von Mainz ſetzte in der Reichsverſammlung auseinander, daß die katholiſchen und evangeliſchen Stände ſich nur im Intereſſe des Großſultans bekriegen würden. Ueberhaupt war die Anſicht verbreitet, Suleiman unterhalte nicht minder, wie König Franz, Spione in Augsburg, und beide warteten nur darauf, daß der Religionskrieg in Deutſchland ausbreche, um das Land mit ihren Heeren zu überfluthen. Der Kaiſer trat der Anſicht der Gemäßigten bei, und es ward beſchloſſen, die Konfeſſion vor allen Dingen widerlegen zu laſſen, und dazu wurden die berühmteſten Dunkelköpfe, die ſpitzfindigſten Scholaſtiker der ariſtoteliſch-dominikaniſchen Schule beſtellt, die von den Humaniſten ſchon längſt beſiegt und lächerlich gemacht waren: Eck von Ingolſtadt, Cochläus von Dresden, Wimpina von Frankfurt an der Oder, Faber von Wien, gelehrte Weihbiſchöfe, Dominikaner, Barfüßer und Karmeliter von unrühmlich bekannten Namen. Dieſe Leute wurden von der Majorität des Reichstags und vom Kaiſer beſtellt, die Irrthümer der Proteſtanten zu widerlegen. Darin lag eine unbewußte Selbſtironie. Dieſe gelehrten Herren, welche in der literariſchen Fehde unterlegen waren, ſollten nun, mit der Reichsgewalt hinter ſich, noch einmal den Federkampf aufnehmen. Bald genug zeigte ſich aber auch, daß ſie nicht höher zu fliegen vermochten, als ihre Flügel reichten. Ihre Widerlegung des proteſtantiſchen Glaubensbekenntniſſes war plump und ſchlecht, ſo weitſchweifig und ſo voller armſeliger Streitigkeiten und Behauptungen, auf die es hier nicht ankam, ſo voller Schmähungen und Schimpfreden auf die Gegner, daß der Kaiſer mit großem Unwillen die

Arbeit zurück gab und befahl, eine beſſere anzufertigen; denn Kaiſer und Reich ſollten ja die Widerlegung zu der ihrigen machen; ſie ſollte der Ausdruck der Majorität des Reichstags ſein. So ſchlimm ſtand es um dieſe faule Sache, daß ſie durch nichts zu ſtützen war, als durch die rohe Gewalt. Deshalb hatten die gewiß recht, welche eben nur dieſe Gewalt angewendet wiſſen wollten und die jämmerliche Schreiberei der Scholaſtiker verachteten und verlachten. Und auch für die Proteſtanten wäre es beſſer geweſen, es wäre damals ſchon zum blutigen Kampfe gekommen, wie es denn ſpäter doch dazu kommen mußte. Sie hätten dem Angriff eine verzweifelte Gegenwehr entgegenſtellen müſſen und hätten die Sympathien der Mehrzahl des Volks für ſich gehabt. Das war auch dem Kaiſer nicht verborgen geblieben und fiel ſchwer in die Wagſchale wo bereits die Türkengefahr lag. So wunderlich ſtanden nun die Dinge: die von den Proteſtanten aufgeſtellten Glaubensſätze in welchen ſie ſich der alten lateiniſchen Kirche ſo viel als möglich und ſchon mehr als ihnen dienlich genähert hatten, ſollten überzeugend widerlegt werden, was doch moraliſch und rationell ganz unmöglich war; die Gewalt ſcheute der Kaiſer und ſcheuten die Wittenberger Profeſſoren, und doch ſollte die Trennung ausgeglichen werden, ein Dilemma, wie ſie in den Zeiten neuer Weltgeſtaltungen ſtets hervortreten, und an deren Löſung ſich in der Regel die beſten Kräfte verbluten.

Kaiſer Karl war nichts weniger als ein genialer ſcharfſinniger Kopf; ihm war kein Blick in die Zukunft vergönnt, ihn drückten die Wirren der Gegenwart; denn ſein nüchterner Verſtand ließ ihn die Dinge, wie ſie waren und ſeine ſchwierige Stellung wohl erkennen. Er war meiſt ernſt, düſter und verſchloſſen, und die mancherlei Luſtbarkeiten, die ihm die Stadt bereitete, die üppigen Feſte und Gaſtmähler bei den Fuggern, Welſern und andern Geſchlechtern, erheiterten ihn nicht. Nur der Königin Maria gelang es, die Wolken von ſeiner Stirn zu verſcheuchen, und er ſuchte deshalb ihre Unterhaltung mit einer an ihm befremdenden Leidenſchaftlichkeit. Drei Dinge zogen ihn oft und viel in das ſtolze Fuggerhaus am Weinmarkt, ſeine Schweſter, ſeine geheime Kanzlei, in welcher er vieles abmachte, was ihm am Herzen lag, und Anton Fugger, den als ſeinen treueſten und verſtändigſten Anhänger er immer lieber gewann. —

Raimund Mohr vollzog die ihm aufgetragenen Arbeiten meiſt zu des Kaiſers Zufriedenheit, und Alles ging im Hauſe äußerlich ſeinen geregelten Gang. Hätte Jemand dieſe äußerliche Hülle wegnehmen können, es würden wunderliche Dinge ans Licht gekommen und die Bewohner des Hauſes gegenſeitig in das größte Erſtaunen gerathen ſein. Aber weder der ſehr kluge Hausherr noch ſonſt Jemand von ſeiner Familie ahnten etwas von den leidenſchaftlichen Verhältniſſen, in welchen Raimund zur Königin Maria und zur Zigeunerin Karlotta, und Martin zur Königin und Raimund Mohr ſtand. Aber ebenſowenig wußte die Königin etwas von Raimunds Liebe zu Karlotten, und auch dem katzenſchlauen Martin war dieſes romantiſche Minnethum bis jetzt entgangen, und die junge ſchlanke Zigeunerin wußte nichts von ihres Geliebten Umgang mit der ſchönen Königswitwe. Dagegen kannte auch Raimund Mohr Martins Pläne nicht. Nur die alte Karracha hatte alle dieſe verborgenen Fäden in der Hand, und Regina's ſtilles tiefes Gemüth ahnete, daß nicht Alles war, wie es ſein ſollte. Sie ſah ſich von ihrem Verlobten vernachläſſigt, ſie erbebte innerlich vor der düſtern Glut, die aus ſeinen Augen herausſchlug, und hatte gar keine Freude an den großartigen Anſtalten, die zu ihrer Hochzeit gemacht wurden. Ihr ſtiller ſchöner Eifer ging auf die Pflege und Wartung ihrer Großtante Sibylle, welche faſt immer kränklich war. Am wenigſten von Allen wußte der Kaiſer; denn er kannte nicht einmal Raimund Mohrs Herkunft, mit dem er doch in ſchier tägliche Berührung kam; er ahnete auch nichts, er hatte keine zu Ahnungen geneigte Seele.

Martin verbarg unter der Hülle kalter Gleichgültigkeit ein leidenſchaftlich tobendes Herz. Er hatte für die Königin Maria Alles gethan, was ſie gewünſcht und nicht gewünſcht; er hatte gehofft, ſie werde aus Erkenntlichkeit nun auch für ihn thun, was er ſo ſehnlichſt wünſchte, aber er wartete vergebens, und ſchon war der Tag feſtgeſetzt, an welchem die von ihm mit ſo heißer Glut — deſto heißer, je verſchloſſener er ſie hielt — geliebte Regina Raimunds Gattin werden ſollte. Er hatte nicht genug bedacht, daß Könige und Königinnen nur in ſeltenen Fällen für geleiſtete Dienſte wahrhaft dankbar zu ſein pflegen, und daß Maria viel zu ſehr mit ihren eignen weitgreifenden und hochfliegenden Plänen beſchäftigt war, um an die ſeinigen denken zu können, die ſie eben nicht ſonderlich intereſſiren konnten. Seine Unruhe wuchs von Tag zu Tag; er begriff, daß er durchaus etwas Entſchiedenes thun müßte, wollte er nicht Reginen und eigentlich Alles verlieren, aber er konnte nicht mit ſich klar werden, was eigentlich zu thun ſei. — Die Hülfe ſollte ihm von außen kommen.

Brütend ſaß er eines Abends auf ſeinem Zimmer. Da wurde die Thüre leiſe aufgethan, und Karrachas alte häßliche und verknöcherte Geſtalt humpelte herein.

„Herr Martin van der Voort," hüſtelte ſie, „ich komme zu Euch, als Botin einer wichtigen Perſon, die Euch in Euern eignen Angelegenheiten ſprechen muß, aber durchaus nicht zu Euch in dieſes Haus kommen kann. Es ſollen Euch Dinge von großer Bedeutung für Euch mitgetheilt werden; deshalb werdet Ihr erſucht, mir zu folgen. Ich werde Euch an einen ſichern Ort führen, wo ihr dieſe Mittheilungen entgegennehmen könnt."

gewandelt. Hie und da öffnete ſich ein Durchgang durch die Baummaſſe und die blaue Ferne trat nah an den grünen Vordergrund, wie ein Bild im Rahmen; der hohe majeſtätiſche Inſelberg, die ganze Kette des Thüringer Waldes, das bunte Feld in der Nähe, die freundlichen Dörfer in der Gegend verſtreut, und im Hintergrunde am Gebirge die Thürme des angenehmen Waldſtädtchens Ordruf, vorn aber zur Linken der lange Seeberg, auf deſſen erſter und der Stadt nächſter Erhöhung der neue, vom Herzog vor kurzem erbaute Tempel der Urania, das ſchöne Obſervatorium, im Sonnenſchein glänzte. Sie waren wieder am Tempelchen angekommen. „Sie haben bei dieſer Gelegenheit zugleich mein Pathmos mit mir durchkreuzt,“ ſagte der Herzog. „Hier bring' ich, fern von aller Welt, im Genuß der Natur, meine glücklichſten Stunden zu. Gott gab mir ein kleines Land, es hat aber viel ſeines Segens. Und dennoch würden mich mancherlei Sorgen zu Boden drücken (denn zu denen des Herrſchers kommen dieſe des Gatten und Vaters), hätte ich mir dies Elyſium nicht geſchaffen, in dem mir die heimlichſten und ſeligſten Genüſſe blühen, von denen die Welt nichts erfahren ſoll und darf. Und doch lauert die Bosheit überall; deshalb dulde ich nicht einmal eine Bedienung um mich, wenn ich hier bin, und muß Sie erſuchen, mich in dies kleine Pantheon zu begleiten, um aus meiner eignen Hand ein Glas Wein zu empfangen.“ Der Graf ging mit in den Tempel, in welchem nur einige Glasſchränke mit Büchern und mathematiſchen Inſtrumenten, ein Sopha und einige Tiſche mit Erfriſchungen ſtanden. Dem kühnen Lauſcher war hier jeder

„Wer iſt die Perſon?“ fragte Martin.

„Ihr werdet ſie ſelbſt ſehen.“

„Iſt es ein Mann oder eine Frau?“

„Ein Mann, mein Junge. Euere Unſchuld ſoll nicht in Verſuchung geführt werden. Kommt nur, die Sache hat Eile.“

Martin drückte ſeinen Hut tief ins Geſicht, warf ſeinen ſpaniſchen Mantel um und folgte der greiſen Zigeunerin. — Sie leitete ihn in ihre verſteckte Herberge. Hier ſchob ſie ihn in eine düſtre Kammer und drückte die Thür hinter ihm zu. Ein Mann in unſcheinbarer bürgerlicher Tracht erhob ſich von einer Bank und trat auf ihn zu. Beim dürftigen Schein des trübbrennenden Holzſpans, der in der ruſigen Wand ſteckte, erkannte er — ſeine Mutter. Ein jäher Schrecken fuhr ihm durch Herz und Glieder. Sie, die Gefürchtete hatte er am wenigſten hier erwartet. Der Gedanke an die Möglichkeit, daß ſie jemals zu ihm zurückkehren könnte, hatte ihn ſchon bebend gemacht.

Er nahm ihre dargebotene Hand mit einem furchtſam-wehmüthig-bittern Gefühl; denn er hatte die Ahnung, daß er nun wieder ihrem furchtbaren dämoniſchen Einfluß auf ihn verfallen ſei, und daß es ihm nicht möglich werden werde, ſich demſelben zu entziehen. Es erging ihm, als er ihr in das tückiſch lächelnde Auge ſah, wie dem Vogel der Klapperſchlange gegenüber, der keinen Verſuch macht ſeine Flügel zu gebrauchen und dem bezaubernden Blicke zu entfliehen.

„Du zitterſt ja wie ein Espenlaub, Knabe!“ lachte die ſchlimme Frau höhniſch. „Iſt das ein Beweis von deinem böſen Gewiſſen? Komm ich dir etwa ungelegen? Haſt dich vielleicht mit unſern Feinden verſöhnt und ſtreichſt ihnen dienſtfertig das Katzenfell?“

„Wohin denkt Ihr, Mutter!“ ſtammelte der Erſchrockene ſich zuſammennehmend, ſo gut er es vermochte.

„Wie könnt' ich nach dem Eide, den ich Euch vor fünf Jahren auf dem Haſenhofe in der Mitternacht geſchworen, jemals daran denken, Euch und Euern Planen untreu zu werden?“

„Es würde auch dein ſicheres Verderben ſein. In dieſem Falle hätte ich, wie ich dir ſchon damals zuſchwur, keine Gnade und Barmherzigkeit mit dir. Du müßteſt von meiner Hand ſterben, und wenn ich kein Meſſer mehr hätte, um dich abzuſchlachten, ſo würde ich doch noch Kraft haben, dich mit den Händen zu erwürgen, und wäre auch die mir ausgegangen, ich würde dir Brot und Wein vergiften. Denn nichts Schlimmeres könnte mir begegnen, als dich im Dienſt derjenigen zu ſehen, die ich mit unauslöſchlichem Haß verfolge, ſo lange mir der Athem ein- und ausgeht.“

Ein leiſer Schauder lief durch Martins Gebeine.

„Genug davon!“ fuhr ſie fort. „Es hätte mir keine größere Freude begegnen können, als hier, gleich nach meiner Ankunft zu erfahren, daß du endlich von deinem geiſtigen Siegthume geneſen biſt. In der That, deine verdammte dumme Krankheit hat mir manchen ſchlechten Strich durch manche gute Rechnung gemacht. Doch das läßt ſich Alles nachholen. Ich hoffe, du biſt ſeit deiner Geneſung für unſre Zwecke nicht unthätig geweſen. Was haſt du mir darüber zu berichten?“

„Viel. Es läßt ſich heute Abend, da es ſchon ſpät iſt, und ich bald wieder auf dem Platze ſein muß, nicht berichten. Deshalb ſagt mir lieber zuvörderſt, wo Ihr Euch die letzten Jahre über, ſeit ich Euch nicht geſehen, aufgehalten, wie Ihr gelebt und was Ihr getrieben habt, endlich woher Ihr kommt, und was Ihr hier beabſichtigt?“

„Du fragſt viel und thöricht, wie ein Kind, ſtatt mir zu antworten und Bericht zu geben. Doch will ich dir kurz ſagen, was du zu wiſſen verlangſt. Ich habe abwechſelnd in Algier bei meiner edeln Freundin Suleima und in Stambul im Harem des Großſultan bei der ſchönen Roxelane gelebt; ich habe Ungarn durchwandert und die Kriegszüge des Sultans nach Ungarn und Oeſtreich mitgemacht. Aber auch in Spanien bin ich wieder geweſen unter den Mauren in Granada und Kordova und unter den Zigeunern in Andaluſien. Und überall habe ich für unſere Zwecke gewirkt. Jetzt komme ich aus Ofen, wo ich mich beim König Johann einige Zeit aufgehalten habe, und bin hier als Berichterſtatter des Großſultans und des Ungarkönigs. Ich hoffe, daß die Fürſten hier ſo aneinandergerathen, daß die Kriegsflamme bald über ganz Deutſchland loht. Dann iſt endlich unſre Erntezeit gekommen. Doktor Luther iſt unſer beſter Verbündeter, obgleich er nichts vom Dreinſchlagen wiſſen will. Das wird ſchon ohne ihn kommen, dafür bürgt mir der Landgraf, der Hitzkopf. Bald wird Alles drunter und drüber gehen und den faulen Pfaffen, die ſich wieder ſo ſicher dünken, wie in Abrahams Schooß, die fetten Hälſe gebrochen werden. Die Fürſten müſſen ſich einander todtſchlagen; den Kaiſer ſchlagen wir dann todt. So wird's, ſo muß es kommen. Mit den Spionen des Franzoſenkönigs habe ich mich ſchon in Verbindung geſetzt, und wahrſcheinlich gehe ich von hier nach Paris zum König. Es kommt darauf an, wie die Sachen hier verlaufen. — Was weißt du?“

„Der Kaiſer will Alles im Stillen für ſich vermitteln und dann ſeinen Bruder zum deutſchen König krönen laſſen und mit einem mächtigen Kriegsheere nach Ungarn führen.“

„Das wird nimmer geſchehen. Er iſt oft im Hauſe Anton Fuggers. Man vermuthet, daß er dort mehr thut, als Beſuche bei ſeiner Schweſter machen. Was weißt du darüber?“

„Er hat eine geheime Kanzlei im Hauſe, wo er die wichtigen Dokumente ausfertigen läßt. Es wird ſehr geheimnißvoll betrieben.“

„Haſt du ſchon Einſicht genommen in ſolche Dokumente?“

„Nein. Wie könnte ich? Kein Menſch außer dem Kaiſer, Anton Fugger und Raimund Mohr darf das Zimmer betreten.“

„Du mußt es betreten; du mußt die Schreibereien leſen! Ich befehle es dir! Wozu biſt du hier, Schwachkopf, wenn du nicht für mich arbeiteſt? Verſchaffe dir Nachſchlüſſel und geh' Nachts auf die Kanzleiſtube.“

„Raimund Mohr ſchläft dort und bewacht ſie.“

„So gib ihm einen Schlaftrunk ein. Karracha ſoll ihn dir brauen. Ich erkenne keine Entſchuldigung an. Wenn es gilt, das öſtreichiſche Haus zu ſtürzen und zu verderben, mußt du das Unmögliche möglich machen. Denn ich will es.“

Martin verſprach Alles, was ſeine Mutter von ihm forderte. Er fühlte wieder ihre Gewalt, wie das ſtärkſte Roß die des guten Reiters. Aber ſo ſehr er ſich vor ihr fürchtete, ſo konnte ſie doch mit aller ihrer Macht über ihn nicht verhindern, daß er doch ſeinen eignen Gedanken und Plänen nachhing. Und dieſe waren auf nichts Anderes gerichtet, als ſie dennoch zu hintergehen, ſein Glück auf eigne Fauſt zu betreiben und bei der Königin Maria und Regina Turzo ſeine Sache zu betreiben, dort ſeine Erhebung, hier ſeine Minnewerbung, und dann, wenn er ſein glänzendes Ziel erreicht, ſeine Mutter, auf welche Weiſe es auch ſei, unſchädlich zu machen. Vielleicht ahnete ſie ſeine ihr ſo feindſeligen Gedanken; denn ſie entließ ihn mit fürchterlichen Drohungen, falls er ihr nicht gehorche und befahl ihm, ihr einen Abend um den andern Bericht abzuſtatten. Im Gaden, wenn man den weiten Raum ſo nennen durfte, der freilich mehr einem Stalle glich, war es ſtockfinſter; denn die Zigeuner waren ausgeflogen und Martin tappte umher nach dem Ausgang. Er hatte nicht den Muth, ſeine Mutter zu bitten, daß ſie ihm mit dem Kienſpan leuchte. Ein ſchwacher Lichtſtrahl fiel durch eine Thürklinſe und lockte ihn an. Er trat hinzu, legte das Auge an den ſchmalen Spalt und erblickte zu ſeinem Erſtaunen Raimund Mohr und die ſchöne Zigeunerprinzeſſin auf einer Bank Arm in Arm ſitzend und ſich gegenſeitig zärtlich abküſſen. Dazu vernahm ſein feines Ohr das ſüßeſte Liebesgeſchwätz, das ein paar Verliebte nur führen können. Der vorſichtige Schleicher hielt ſich nicht lange auf; er hatte genug geſehen und gehört, und die unerwartete Entdeckung wog ihm den Verdruß auf, den ihm der gezwungene Beſuch bei ſeiner Mutter verurſacht hatte. Er fand die Thüre glücklich und war nach einigen Augenblicken unbemerkt auf der Straße.

## 4.

## Eigennütziger Verrath.

Am andern Morgen nach dem Gottesdienſt — es war Sonntag — machte Martin einen Beſuch bei der alten Frau Sibylle Fugger, welche das Bett hütete. Die Geſtaltung der Verhältniſſe drängte ihn zu raſchen entſcheidenden Schritten. Wie er erwartet, fand er die ſanfte Regina am Bette ihrer Großtante. Nachdem er ſich mit einſchmeichelnden theilnehmenden Worten nach dem Befinden der Kranken erkundigt und eine Menge Neuigkeiten ausgekramt hatte, welche das bunte Leben in der Stadt jetzt täglich bot, entſchlummerte die Alte. Jetzt flüſterte er Reginen zu, er habe auch ein paar Worte mit ihr allein zu ſprechen, die ſich auf ihr Schickſal bezögen, an welchem er den wärmſten Antheil nehme. Sie führte ihn in ein andres Zimmer.

„Es iſt nicht allein die heilige Pflicht der Dankbarkeit, die ich dem Hauſe Fugger ſchulde,“ begann er mit jenem ſüßlichen heuchleriſchen Schmeicheltone, womit er alle an Kopf und Herz beſchränkten Menſchen kirrte, „es iſt auch die ganz beſondre Verehrung und Hochachtung, die ich Euern ausgezeichneten Tugenden und edlem Weſen zu zollen, mich ſchon längſt angetrieben fühle, es iſt, wie ich Euch vorhin ſchon ſagte, die lebendigſte Theilnahme an Euch und Euerm Geſchick, die mich ſo kühn macht eine Frage an Euch zu richten, die mir in meiner untergeordneten Stellung freilich nicht zukommt. Aber ich bin von Euerm edlen hochherzigen Gemüth überzeugt, daß es mich aus den angeführten Gründen entſchuldigen wird, daß Euer ſchönes, nur tugendſamen Regungen und keiner gemeinen Leidenſchaft zugängliches Herz, mir darob nicht zürnen wird, ja nicht zürnen kann. —“

„Ich bitt' Euch, kommt zur Sache, Herr van der Voort,“ unterbrach Regina dieſen Wortſchwall, der ihr, wie das ſüßliche Weſen des Sprechers, von deſſen Falſchheit ſie ein beſtimmtes untrügliches Gefühl hatte, ſehr zuwider war.

Durch dieſe eben nicht freundliche Aufforderung etwas verlegen gemacht, fuhr er mit weniger Sicherheit fort: „Der Tag Euerer Verbindung mit Raimund Mohr für die ganze Lebenszeit rückt ſchnell und ſchneller heran, und meine ſtille Beſorgniß, die ich zeither tief im Herzen verſchloß, ſteigt in gleichem Grade. Die Angſt ſprengt mir endlich das Siegel von Herz und Mund; eine unwiderſtehliche Gewalt drängt mich Euch zu fragen: Habt Ihr zeither an Euerm Verlobten keine Veränderung wahrgenommen?“

Regina erſchrak; auch ihr ſtieg eine zeither nur ſtill und unbewußt in ihr lebende Angſt plötzlich als drohendes

Geſpenſt in der Seele auf. Sie ſah es mit dem innern Auge und erblaßte vor ſeinem Anblick. Sie wußte auch, daß Martin recht hatte, in dem, was ſeiner Frage zu Grunde lag, aber ſie war zu gleicher Zeit empört, daß er ſich ihr als Vertrauter aufdringen wollte. Und doch mußte ſie wiſſen, was er wußte, und um jeden Preis, ſelbſt um den höchſten und theuerſten, klar zu ſehen. Sie antwortete daher mit Vorſicht, obgleich ihre Stimme vor Aufregung zitterte: „Welche Veränderung könnt Ihr meinen? Die Zerſtreuungen des Reichstags und die beſondern Geſchäfte, die ihm übertragen worden ſind, haben allerdings auf ihn gewirkt. Er hat viel von ſeiner Munterkeit verloren.“

„O, wenn es die Munterkeit allein wäre! Die ließe ſich wohl wieder beibringen. Ich fürchte, er hat etwas Koſtbareres verloren, was Euch ganz allein angeht.“

„Was meint Ihr für einen Verluſt?“

„Fräulein Regina, ſeid Ihr überzeugt, daß Euch Raimund wirklich jemals geliebt hat?“

„Welche Frage, Herr Martin van der Voort!“

„Ich kann mir nämlich nicht denken, daß ein Mann, deſſen Herz einmal in hoher Liebe für einen Engel, wie Ihr ſeid, erglühte, jemals aufhören könnte ſolch ein hohes reines Weſen mit allen Trieben ſeiner Seele zu lieben. Wenigſtens mich könnte nichts verlocken, wenn ich des höchſten Glücks eines ſolchen Beſitzes gewürdigt wäre. Wenn ich einen Paradiesgarten mein nennen dürfte, wie könnte mir einfallen zur Luſt in einem Sumpfe zu waten?“

„Ihr ſprecht räthſelhaft. Hätte Raimund vergeſſen, daß ich — ſeine Braut bin?“

„Ich muß an dem Glauben feſthalten, daß er Euch nie geliebt hat, und daß nur die Dankbarkeit, die er dem Hauſe Fugger ſchuldet —“

„Mir ein Opfer bringe!“ unterbrach ihn Regina mit einem ſchmerzlichen Schrei, der ihre erkünſtelte Faſſung vernichtete. „Ein Opfer von Raimund anzunehmen, iſt Regina Turzo zu ſtolz. Nicht die Pflicht der Dankbarkeit, nur die Liebe ſoll ihn an mich feſſeln.“

„Ich ſchwöre Euch zu, die Liebe thut es nicht. Und die Dankbarkeit würde ſich in ihr Gegentheil verkehren, wenn er erführe, wer ſeine Eltern geweſen ſind. Wahrlich, Ihr ginget dem traurigſten Leben entgegen; denn er würde das Geheimniß ſeiner Geburt doch erfahren, ſo ſorgfältig man es ihm auch zu verbergen ſucht.“

„Ihr kennt dieſes Geheimniß und waret deshalb in Kremnitz.“

„Ich kenne es und war deshalb dort.“

„Werdet Ihr mir es anvertrauen, wenn ich Euch darum bitte?“

„Gewiß nicht, ſo lange Ihr noch an Raimunds Liebe glaubt und mich im Herzen für einen böſen Verläumder aus eigennützigen Abſichten haltet. Denn es kann Euch nicht verborgen geblieben ſein, daß mein Herz in wahrer und aufrichtiger Minne für Euch ſchlug ſeit den Tagen, wo Ihr wie ein helfender Engel an meinem Krankenbette waltetet. Die aufrichtige Bewundrung Euerer Tugenden wurde zur ſtillen, aber heißen Liebe. Aber ich war geiſteskrank und Ihr die Verlobte eines Andern. Jetzt bin ich geſund und habe die Ueberzeugung erlangt, daß Euer Verlobter Euch nicht liebt, wie man eine Gattin lieben muß. Und es iſt wahrlich nicht das geringe Loos eines Buchhalters auf der Fuggerſchen Schreibſtube, daß ich dem Fräulein Turzo biete. Auch ich bin nicht, der ich ſcheine. In Kurzem werdet Ihr erfahren, daß ich Perſonen nah verwandt bin, an deren hoher Stellung Ihr jetzt ſtaunend hinauf ſeht. Aber nicht eher werde ich um Euere Hand werben, als bis Ihr Euch von Raimunds Untreue überzeugt habt, und ich Euch ein glänzendes Loos, würdig des Hauſes Turzo, bereiten kann.“

„Wohl! Gebt mir klare Ueberzeugung, daß Raimund falſch iſt!“

„So rüſtet Euch, mir dieſen Abend, in guter Verhüllung, an einen Ort zu folgen, wo Ihr Raimunden in den Armen einer Zigeunerin ſehen ſollt.“

Als der ſchlaue Schleicher fort war, überließ ſich Regina den Ausbrüchen ihres heftigen Schmerzes. Sie weinte lange und troſtlos. Aber mit dieſen Thränen trug ſie auch ihrer menſchlichen, ihrer weiblichen Natur den Zoll ab. Sobald ſie ſich ausgeweint hatte, war ſie wieder ſtark und größer als erſt. Ihre Seele war gewachſen; ſie hatte ihren Entſchluß gefaßt, und ſie wußte auch, daß nichts im Stande ſein würde ihn zu erſchüttern. Sie fühlte ſich feſt genug ihren Leidenskelch bis zum herben Bodenſatz zu leeren; ſie wollte ſich von des Geliebten Falſchheit überzeugen und dann den Umſtänden gemäß handeln. Darum hatte ſie Martin die Begleitung zugeſagt und traf nun die Anſtalten dazu.

---

## 5.

## Zigeuner- und Königspläne.

Am Nachmittag deſſelben Sonntags ſchritt der Stallmeiſter des Kaiſers, Antonio Cebes, haſtig nach der Vorſtadt und der verſteckten Zigeunerherberge zu. Ihm zur Seite lief der junge Zigeuner Juſſuf, der Sohn ſeines Bruders Jayme. Der junge Menſch ſchwatzte viel und heftig auf ſeinen Ohm hinein, worauf dieſer weiter nichts erwiederte, als ihm dann und wann mürriſch Schweigen aufzuerlegen. Sie traten in die düſtre Spelunke und fanden Karracha allein. Die vierundachtzigjährige Altmutter wohnte den Tänzen und Spielen ihrer Leute auf den Straßen nicht bei. Sie pflegte am Tage der Ruhe und machte nur Abends ihre geheimen Ausgänge und Geſchäfte.

„Iſt Nazzi zu Hauſe?“ fragte Toni die Alte flüſternd, indem er auf Eleonorens Kammer deutete.

„Er wird bald ausgehen. Haſt du mit mir allein zu reden?“ — „Ja!“ — „So verziehe ein wenig.“

Der Stallmeiſter ſetzte ſich ſchweigend auf eine Bank. Juſſuf lief ungeduldig vor die Thür.

Nach einer Viertelſtunde wurde die Kammerthür geöffnet, und ein dem Anſehen nach alter Mann trat heraus. Kinn und Mund waren in einen ſchwarzen mit ſtarkem Grau vermiſchten ſtruppigen großen Bart gehüllt. Ein gleiches Haupthaar hing ihm unter dem breiten niederländiſchen Hut hervor. Was man vom Geſicht ſah, hatte eine dunkelgraue Farbe und war voller Runzeln. Der Anzug war gemein und ſchmutzig. Die gebeugte Geſtalt war auf einen Stab geſtützt. Niemand, ſelbſt ihr eigner Sohn nicht, hätte in dieſem Greiſe Frau Eleonore van der Voort erkannt. In dieſer Umwandlung ging ſie ihre Kundſchaftswege.

Toni trat auf das abenteuerliche Weib in der ſeltſamen Vermummung zu und begrüßte ſie. Sie flüſterten einige Minuten heimlich zuſammen; dann verließ Eleonore das Haus, und Toni begab ſich zu dem dürftigen Lager, auf welchem ſeine Großmutter ruhete.

„Du biſt auch von ihr gewonnen,“ ſagte die Alte. „Du haſt es mir in Bologna zu verhehlen geſucht, aber ich habe darüber nachgedacht, ob du nicht um die Gallerie wußteſt, auf welcher der Kaiſer erſchlagen werden ſollte. Daß ſie die Hand dabei im Spiele hatte, iſt für mich kein Zweifel; denn ſie war erſt in Florenz, und der Baumeiſter der Gallerie wurde von den Florentinern beſtochen, oder war ſelbſt ein Florentiner. Nicht wahr ſo iſt's? Geſteh' es nur: ihr wart beide betheiligt, du und ſie?“

Zugang abgeſchnitten; denn das Gebäude hatte kein Fenſter. Der Herzog griff nach einer Weinflaſche, ſchenkte zwei Kryſtallgläſer voll und ſagte ſcherzend, indem er dem Grafen die Spende darbot: „Es iſt der Lieblingswein Ihrer Geliebten, und Ihr Landsmann, und Sie ſehen daraus, daß ich mich ſogar für die Neigungen der ſchönen Amalia intereſſirte; ſie ſind mir treu im Gedächtniß geblieben. Hätte mich nicht das Schickſal der Fürſten — leider nicht die Liebe! — an eine Gattin gebunden, fürwahr, mein lieber Graf, ich ſtehe nicht für mich, ob ich nicht Ihr Nebenbuhler geworden wäre. Ich war nie ein Feind des ſchönen Geſchlechts. Doch Scherz bei Seite! Ich wollte über einen ſehr ernſten und wichtigen Gegenſtand mit Ihnen ſprechen und Ihre Meinung über Dinge hören, die das Alltagsleben nicht mit ſich bringt, und über die Alltagsmenſchen auch gar keine Stimme haben.“ —

„Aber, mein Fürſt, wie konnten Ihnen die wenigen Augenblicke, die mir bei Ihnen zu leben bis jetzt vergönnt war, die Gewißheit geben, daß ich kein Alltagsmenſch ſei?“ —

„Es liegt in vielen Geiſtern ein gewiſſes Gefühl, recht eigentlich ein Umgangsgefühl, ein Takt, der mit dem des Schicklichen viel Analoges hat, ich möchte das Wort Inſtinct nicht dafür brauchen, denn es iſt doch eine freie Thätigkeit der Pſyche, wenn ſie ſich auch im Momente derſelben nicht die Gründe und ſogar die Thätigkeit ſelbſt nicht zum Bewußtſein bringt, welches beim erſten Entgegentreten eines Andern ſogleich von ſeinem ganzen Weſen, als Geiſt, Charakter, Gemüth, eine Ahnung gibt. Dieſe Ahnung hat mich faſt nie betrogen. Und wenn ſie mir auch bis jetzt nicht ge-

„Kennt Ihr denn alle großen und herrlichen Pläne dieſer großen und herrlichen Frau?“ fragte Toni ausweichend.

„Was iſt daran?“ verſetzte die Alte ärgerlich. „Sie will ihre Rache kühlen an Leuten, die ihr kein Leids zugefügt. Mag ſie's, es geht mich nichts an. Aber Großes und Herrliches iſt dabei nicht. Die edle Suleima iſt ihre Freundin und hat ſie an Zaroya empfohlen. Sie iſt unſre Gaſtfreundin, und wir ſind ihr Schutz und Beiſtand ſchuldig. Ihr Thun und Treiben kümmert uns nicht. Aber wenn ſie dir den Kopf verrückt und dich zu undankbaren und ſchlechten Handlungen gegen den Kaiſer verführt, ſo iſt mir das nicht einerlei.“

„Seht, Ihr kennt Ihre Pläne nicht, ſonſt würdet Ihr nicht ſo geringſchätzig von ihr reden.“

„Mein Bub', ich kenne ſie. Sie will den Kaiſer ſtürzen und ſein Haus; ſie will den Pfaffen die Hälſe brechen und das ganze Chriſtenthum vernichten. Ueber Deutſchland ſoll Suleiman herrſchen, über Spanien Chair-Eddin. Wem ſie Italien und Frankreich zugetheilt hat, weiß ich nicht, aber chriſtlichen Fürſten gewiß nicht. Uns könnt' es ſchon recht ſein. Was geht uns das Chriſtenthum an? Aber ſie iſt doch ein verrücktes Weib.“

„Ich dachte mir's wohl, daß Ihr nicht Alles wißt. Mit Chair-Eddins und Suleimans Hülfe will ſie auch unſerm armen zertretenen und zerſtreuten Volke zu neuem Glanze und zu Macht und Größe verhelfen.“

„Und dich zum König machen, zum Sultan! He? Iſt's nicht ſo? Dir Italien ſchenken und Rom zu deiner Reſidenz?“

„Warum ſoll ich zum König nicht ſo gut das Zeug haben, wie irgend ein andrer Kronenträger? Ich denke, ich hab' es mehr, als Alle.“

„Ein prächtiger Lumpenkönig! Schöne Poſſen das!“ höhnte Karracha.

„Kühn ſind die Pläne, aber nicht dumm. Die deutſchen Fürſten kommen täglich hier hitziger aneinander. Zuletzt müſſen ſie das Schwert ziehen und ſich gegenſeitig auf Tod und Leben bekämpfen. Gleich wird's auch in Italien losgehen; denn das Joch des Kaiſers iſt den Italienern unerträglich, und der Franzoſenkönig ſchürt das Feuer. In Spanien wird ſich das gemeine Volk erheben. In Deutſchland wird der Bauer aufſtehen. Das Jahr 1530 iſt als das der großen Rache und Umwälzung prophezeit. Suleiman überzieht mit furchtbarer Heeresmacht Deutſchland und Italien. Chair-Eddin führt auf ſeiner Flotte die Mauren von Afrika herüber; die Mauren in Spanien machen ihm leichte Arbeit. Unſer Volk wird ſich unter der Fahne des Propheten ſammeln und ſeine Rolle ſpielen.“

„Das iſt in Eurem Köpfen alles fertig, und der Kaiſermord, womit ihr in Bologna anfangen wolltet, mißglückte gleich. Du haſt Eins nicht bedacht, daß nicht alle Leute denken wie du und ſie. Du hatteſt Sonaka in die Karte ſehen laſſen, und ſie hatte nichts Eiligeres zu thun, als den Kaiſer zu warnen, den ſie noch eben ſo heiß liebte, als ſonſt.“

„Dafür ward ſie auch von der Gallerie erſchlagen,“ lachte Toni boshaft. „So müſſe es Allen ergehen, die ſich an dieſe übermüthigen Großen wegwerfen. Sonaka hat mir mein Leben verdorben; ſie hat ihren Lohn dahin. Ich werde es dem Kaiſer nie vergeſſen, daß er mir ihre Liebe ſtahl. Die Rache hat noch nicht eine Stunde in mir geſchlafen. Und wenn er mich zum Großſtallmeiſter erhöbe, meine Gedanken würden blutige Rache ſein. Ich gehöre den Völkern an, die zu Allah beten, und die berufen ſind, der Chriſtenlüge ein Ende zu machen.“

„Es wird dir den Kopf koſten,“ ſagte die Greiſin gleichgültig.

„Ich muß ein andres Wort mit Euch reden,“ fuhr der Stallmeiſter fort.

„Der Raimund Mohr liebt Karlotten, ich bin ihm treu ergeben, weil er ein Sohn jenes Volkes iſt, das, unter den eiſernen Fuß der Chriſten geworfen, kniriſcht und mit ſeinen Brüdern in Afrika ſich zur Abwerfung der Gewalt erheben wird. Seit ich von Euch erfahren, daß er ein mauriſcher Fürſt iſt, hing mein Herz mit zwiefacher Liebe an ihm; denn ich liebte ihn ſchon als Knaben, als ich noch nicht wußte, wer er war. Ich begünſtige ſeine Liebe zu Karlotten; denn eine Verbindung zwiſchen ihnen paßt ganz in meinen und Nazzis Plan. Dadurch wird mein Volk mit dem ſeinigen eng verbunden. Und Ihr ſelbſt habt dieſe Liebe begünſtigt. Ich ſuchte Juſſuf, der in das Mädchen verliebt iſt, wie ich es in ihre Mutter war, auf alle Weiſe zu beſchwichtigen; ich tröſtete ihn mit meinem eignen Beiſpiel. Ihr ſelbſt wieſet Juſſufen ſtreng zurück und nahmt ihm alle Hoffnung auf Karlottas Beſitz, gerade wie Ihr einſt mit mir verfuhrt. Und nun höre ich mit Befremden, daß der Wind ſich bei Euch gedreht hat. Ihr habt Juſſufen wieder Hoffnungen auf Karlotten gemacht; Ihr habt ihm geſagt, ſie werde nicht Raimunds Weib werden; er werde von ihr laſſen. Was ſoll das bedeuten?“

„Das bedeutet, daß die Lage der Dinge ſich geändert hat. Es iſt ein Plan im Werke, vernünftiger als der deinige, der unſerm Volke und den gedrückten Mauren in Spanien wahrhaft zum Heile gedeihen kann, was mit den tollen Träumereien deiner Freundin nie der Fall ſein würde. Zwar wirſt du nicht König werden, aber du biſt dazu auch verdorben. Dafür wird es Raimund werden, und ihm gebührt die Krone.“

„Was iſt's für ein Plan? Welche Krone habt Ihr meinem Schützling Raimund zugedacht?"

„Du haſt mir den Eurigen mitgetheilt, den ich verwerfen muß. Dafür will ich dir den nicht verſchweigen, zu welchem ich halte, und ich hoffe dich dazu zu bekehren, weil er vernünftig und ausführbar iſt. Die Königin Maria liebt Raimund Mohren; ſie weiß, wer er iſt, und will ihn zum König von Granada, ſich zu ſeiner Königin machen. Sie hat ſich mir anvertraut und mich um meine Mitwirkung erſucht. Ich habe ihr meine Hülfe zugeſagt; denn aus der Verwirklichung dieſes Plans werden für uns die größten Vortheile entſpringen."

Toni war beſtürzt über dieſe Mittheilung, aber er verbarg der Großmutter ſeine innere Bewegung. Wenn auch nicht gerade zuſtimmend, äußerte er ſich doch auch nicht gegen dieſen Plan. „Von Glück und Zufall, von Klugheit und kräftiger That wird es abhängen, welcher von beiden Plänen gelingen ſoll. — Ich will Euch nicht entgegen ſein, und Nazzi ſoll nichts von der Liebe der Königin Maria erfahren. Doch nun noch Eins. Mein Vater iſt hier angekommen. Ihr wißt, er ſteht im Sold des Königs Ferdinand. Seine Zwecke ſind nicht die meinigen. Aber er iſt mein Vater. Er iſt Euer Sohn. Er iſt ſtets ſeinen eignen Weg gegangen. Er und Nazzi ſind die bitterſten Feinde. Wir müſſen ſie von einander fern halten. Deshalb wird Euch der Alte nur dann beſuchen, wenn Nazzi nicht zu Hauſe iſt. Ich bitt' Euch jeden Hader zwiſchen den Beiden zu verhüten."

„Ich werde thun, wie du wünſcheſt. Mir liegt ſelbſt daran, daß ſie einander nicht treffen; denn ich müßte auf Seiten des wilden Weibes ſtehen, weil ſie unſre Gaſtfreundin iſt." —

Während dieſer lebhaft geführten Unterhaltung war es Abend geworden, und Toni nahm mit der Alten eben einen

Imbiß ein, als mehre Zigeuner und Zigeunerinnen athemlos hereinſtürzten und verkündeten, Karlotta ſei ſo eben von bewaffneten Männern geraubt worden, und die Schergen hätten jedem mit dem Tode gedroht, der ihnen folgen würde. Es kamen immer mehr, die Beſtürzung war allgemein. Juſſuf ſchwur wüthend Raimund Mohren den Tod; denn Niemand weiter als er habe den Raub ausführen laſſen. Toni eilte endlich fort, um beim kaiſerlichen Stadtvogt den frechen Mädchenraub anzuzeigen. Die meiſten der Uebrigen liefen wieder fort, um eine Spur der Geraubten aufzuſuchen. — Bald trat auch Raimund Mohr arglos und voll Sehnſucht nach den Küſſen des holden Mädchens in das düſtre Neſt. Die Kunde von ihrer Entführung wurde ihm aus Karrachas Munde. Wie ein Verzweifelter ſtürzte er fort mit dem Schwure, ſie zurückzubringen und furchtbare Rache an dem Frevler zu nehmen. Draußen begegnete er ein paar verhüllten Geſtalten, auf die er nicht achtete, die ihn aber wohl erkannten. Es waren Martin und Regina. Zitternd hielt ſich die Schmerzvolle an des Schlauen Arm. Auch ſie erfuhren von dem Raube und verließen die unheimliche Herberge ſchnell wieder. Regina hatte genug geſehen und gehört. Auch ſie argwöhnte, daß Raimund den Raub des Mädchens veranlaßt habe, und Martin beſtätigte ſie in dieſem Glauben. Sie verlebte eine ſchlimme troſtloſe Nacht, und früh war ihr Kiſſen feucht geweint. Wie ſie den Jüngling ihrer Wahl geliebt, ſo tief, ſo rein, ſo innig, ſo liebte ihn weder die Königin noch Karlotta. Um ſo gewaltiger war aber auch ihr Schmerz, und um ſo erhabener der Sieg, den ſie über denſelben davontrug.

## 6.

## Unverhofftes und verhängnißvolles Wiederſehen.

Die ſchlanke junge Zigeunerprinzeſſin hatte unter allen Ständen nicht wenige feurige Anbeter gefunden, und wenn ſie auf der Straße tanzte, hielt wohl mancher der vorüberreitenden Fürſten und Herren das Pferd an und ließ den lüſternen Blick ſchmunzelnd auf der lieblichen Geſtalt verweilen. Es hatte natürlich auch nicht an verlockenden Anträgen gefehlt, die mit der reizendſten Unſchuld und Natürlichkeit zurückgewieſen wurden. Die Silber- und Goldſtücke, die es nicht ſelten auf den Teller der Einſammlerin regnete, ließen ſich die Zigeuner wohl gefallen, und die andern hübſchen Tänzerinnen zeigten ſich gegen dringende Liebeswerbung gerade nicht ſpröde, aber Karlotta war und blieb ein unzugängliches Zauberſchloß, und mancher der hohen Herren, weltlichen und geiſtlichen Standes zog nicht ohne ſtillen Aerger nach vergeblichen Verſuchen, ſtürmiſchen und ſanften, wieder ab. Ganz Augsburg ſprach von der jungen reizenden tugendhaften Zigeunerin, und die Abgewieſenen verbargen ihren Aerger in dem Ausſpruch: ſie ſei eben noch ein Kind.

Aus den Niederlanden waren mit dem König Chriſtiern von Dänemark und der zahlreichen Geſandtſchaft der Statthalterin auch mehre hohe Kirchenhäupter nach Augsburg gekommen. Darunter der mächtige Erzbiſchof-Kardinal von Lüttich, ein ſtattlicher ritterlicher Herr von ſtarkem Körperbau mit hochrothem fleiſchigem Antlitz, ein mittler Funfziger, dem, wenn er zu Roß ſaß, kein Menſch den geiſtlichen Fürſten anſah. In der That zeigte ſich ſeine Fauſt geſchickter den Sperber zu tragen und das Jagdgeſchoß zu führen, als den Weihwedel zu ſchwingen und das Meßbuch zu durchblättern. Auch war er ein minne- und weinfröhlicher Herr geweſen all ſein Lebtag und hatte in dieſen Kämpfen glänzende Siege davon getragen. Wenn er auch gerade kein Kirchenlicht war, ſo ging es an ſeinem Hofe doch keineswegs düſter zu. Schöne Frauen füllten die Gemächer ſeines Biſchofshofes, und gute Weine deren Keller. Die Gunſt des Königs Philipp hatte ihn zuerſt gefördert, dann hatte er durch ſein munteres Weſen der Statthalterin zu gefallen gewußt und war ſtets ein gern geſehener Gaſt an ihrem Hofe geweſen. So hatte er es vom Archidiakonus zu Antwerpen erſt zum Probſt in Brüſſel und nach und nach zum Erzbiſchof von Lüttich gebracht; der Papſt hatte ihm zuletzt den Kardinalshut verliehen. — Um beim Kaiſer nicht anzuſtoßen, hatte er kein Liebchen mitgebracht, überzeugt, er werde in Augsburg eine köſtliche Auswahl finden für Luſt und Belieben. Als Kenner weiblicher Schönheit war ihm Karlottas Erſcheinung in den Straßen der Reichsſtadt beſonders aufgefallen; er hatte ihrem Tanze mehr als einmal zugeſehen, und das Beſondere, Ungewöhnliche, Pikante an dieſem ſchlanken Zigeunerkinde reizte ihn ſo ſehr, daß er ohne Weiteres zu dem Beſchluſſe kam, die reizende Tänzerin für ſich zu gewinnen. Der geiſtliche Fürſt konnte natürlich nicht unter Karlottas Minnewerbern auftreten; auch hörte er von ihrer ſtrengen Tugend. Dies fachte aber ſeine Flamme für ſie nur noch mehr an; er ertheilte ſeinen Knechten geheime Befehle, und das Mädchen wurde von der Straße weggeraubt.

Der minneluſtige Kardinal war ein alter Bekannter des Oberkämmerers der Statthalterin, Marx von Bübenhovens, und auf der Reiſe zum Reichstag und nach Innsbruck hatten ſie viel zuſammen verkehrt und die Nachtherbergen getheilt. Dafür beſtellte Bübenhoven dem Erzbiſchof die Herberge in Augsburg, wo dieſer unbekannt war. Der

Oberkämmerer brachte ſeinen fürſtlichen Gönner und Freund in demſelben Hauſe unter, wo er ſelbſt die Wohnung nahm, nämlich bei ſeinem Schwager Hieronymus Fugger. Hieronymus beſaß nämlich ein ſehr großes und geräumiges Haus, in welchem der ſtille und trübſinnige Mann mit geringer Dienerſchaft allein wirthſchaftete. Der üppige Erzbiſchof von Lüttich fand darin den ſeinen Wünſchen entſprechenden Platz. Der Erzbiſchof hatte ſeine Zeit für Karlottas Raub gut gewählt; Hieronymus Fugger und Bübenhoven waren zu einem Bankel beim Bürgermeiſter Rehlinger gegangen; die erſchrockene Karlotta wurde ohne Aufſehen ins Haus und in ein nach dem Hofe abgelegenes Zimmer gebracht. Bald darauf trat der minneluſtige Kardinal im leichten Nachtgewande herein, ein paar brennende Kerzen tragend, welche ihm das ſchöne Kind in ſeinem verführeriſchen Schmerze zeigten.

„Du haſt nicht Urſach zu weinen — und ich werde deine Thränen zu ſtillen wiſſen,“ redete der Kirchenfürſt die jammernde Zigeunerin mit ſich überſtürzender Haſt und ſtoßweiſe hervorſprudelnden Worten an. „Was dein kleines eitles Herz nur wünſcht und begehrt — ſollſt du in köſtlicher Fülle haben — und brauchſt nicht mehr auf den Straßen zu tanzen — und deine Reize den Blicken aller Neugierigen — für ein paar Heller bloß zu ſtellen. — Ich will dich in Sammet und Seide kleiden — wie eine geborne Fürſtin — und du ſollſt auch die Fürſtin meines Herzens ſein. — Ich will dir einen ſchönen Zelter ſchenken — da kannſt du reiten, wann du willſt. — Auch ein paar Gürtelmägde will ich dir halten. — Du ſollſt ſpeiſen wie eine Königin — der ſüßeſte Malvaſier ſoll im goldnen Becher vor dir perlen. — Auf den weichſten Pfülben ſollſt du ſchlafen.“

„Ich verlange nichts von Euren Schätzen,“ weinte Karlotta, „nur um das Eine beſchwöre ich Euch, laßt mich los! Gebt mich frei! Erlaubt mir, zu den Meinigen zurückzukehren!'"

„Daß ich ein Narr wäre!" polterte der Biſchof. „Es wird dir ſchon gefallen bei mir — doch greine nicht! — Ich kann das nicht leiden — dein kleiner Mund wird viel beſſer thun, mich zu küſſen —"

Aber Karlotta ſchluchzte und ſchrie nur noch jämmerlicher, rang die Hände und geberdete ſich wie eine Verzweifelnde. Der Biſchof wurde davon vertrieben. „In ein paar Stunden," ſagte er abgehend, „wenn du ausgegreint haſt — will ich wiederkommen. — Da ſollſt du dich überzeugen, wie gut ich's mit dir meine."

Ein Diener trat gleich darauf ein, deckte den Tiſch und brachte die leckerſten Speiſen und Weine. Dabei rühmte er dem Mädchen die Güte und Liebe des Herrn auf die übertriebenſte Weiſe und pries ſie glücklich, daß das Auge des Gnädigen wohlwollend auf ſie gefallen ſei. Karlotta antwortete keine Sylbe, rührte weder Speiſe noch Trank an und lief nur ſchreiend und ſtöhnend im Zimmer auf und ab. Sie verſuchte die Thür zu öffnen, aber ſie war verſchloſſen. Die Fenſter vermochte ſie aufzuſchieben, doch die Tiefe und die Nacht gähnten ſie draußen ſchauerlich an. —

Um dieſelbe Zeit kehrte Bübenhoven von dem Banket nach Hauſe zurück. Hieronymus hatte ſich von ihm getrennt und war in das Katharinenkloſter gegangen, in deſſen Sprachzimmer er Sonntag Abends gewöhnlich eine Stunde in freundlicher Unterhaltung mit den Nonnen Johanna, Felicitas und Barbara zubrachte.

Bübenhoven erfuhr von ſeinem Knechte, der allein zu Hauſe geweſen war, daß die Knechte des Kardinals ein weinendes Mädchen ins Haus geſchleppt, und er ſetzte hinzu, er möge ſchier darauf ſchwören, es ſei die Zigeunerin geweſen, die durch ihren Tanz auf der Straße alle Welt entzückt. Der Oberkämmerer war über dieſe Nachricht betroffen.

Bald kam der Knecht wieder und berichtete, im Hofe höre man deutlich das Wimmern, Schluchzen und Stöhnen des eingeſperrten Mädchens. Bübenhoven überzeugte ſich ſelbſt und überlegte eben, was er zu thun habe, als eine verhüllte Frau hereintrat. Sie warf den Mantel ab. Die Zigeunerin Zaroya ſtand vor ihm. Er hatte ſie ſchon geſprochen, ſeit er in Augsburg war; er konnte ſeine heiße ſchwärmeriſche Jugendliebe nicht vergeſſen, und ſo oft er das Weib ſah, das ihn einſt als reizendes Mädchen mit ihrer Gegenliebe entzückt hatte, ſchwelgte der ſanfte gemüthliche Poet in den ſeligſten Erinnerungen. Dann plauderte er mit ihr lange von der Vergangenheit. Er nahm immer noch den regſten Antheil an ihr und ihrem Schickſale. Und ſie war immer noch eine intereſſante Frau, dreiundvierzig Jahre alt, voll Leben und Beweglichkeit und mit der ganzen Würde ihrer Stellung angethan.

„Karlotta iſt vor einer Stunde von Bewaffneten auf der Straße geraubt und entführt worden,“ redete die Zigeunerfürſtin ängſtlich ihren ehemaligen Geliebten an, „Karlotta, Sonakas Tochter, deine Enkelin, und ich bin gekommen, deine Hülfe, deinen Beiſtand für ſie und uns anzurufen. Ich vermuthe, der Kaiſer hat ſie rauben laſſen, um ſie uns zu nehmen, aber er hat kein Recht auf ſie; weder Sonaka, noch ich, noch ſonſt Jemand von unſern Leuten hat ihm jemals ein ſolches Recht zugeſtanden. Wir haben uns ſtets fern gehalten von ihm, um das Kind nicht durch ihn zu verlieren. Du mußt mit dem Kaiſer reden. Du mußt uns das Kind wieder ſchaffen!“

„Du biſt im Irrthum, Zaroya! Nicht der Kaiſer iſt der Räuber deiner Enkeltochter. Einer ſolchen unedlen Handlung iſt er nicht fähig. Ein lüſterner Pfaffe hat ſie geraubt, und ſie iſt dir nahe. Sie iſt hier im Hauſe in der Gewalt des Erzbiſchofs von Lüttich.“

ſagt haben würde, daß Sie kein gewöhnlicher fader Hofmann ſind, ſo würde es mein kalter berechnender Verſtand aus Ihren, doch ohne allen Zweifel genialen Handlungen geſchloſſen haben, die mir vom Wiener Hof aus mitgetheilt worden ſind. Doch ich bin unvermerkt gerade auf das rechte Thema gekommen; laſſen Sie uns den zufällig eingeſchlagenen Weg verfolgen. Wir hören ſtets von Gefühl reden; ja das Wort wird oft bis zum Ekel mißbraucht und Tauſende ſprechen es aus, ohne ſich etwas dabei zu denken und ſich darüber Rechenſchaft zu geben. Das geiſtige Weſen des Menſchen iſt kein Bücherſchrank, in Fächer und Kaſten abgetheilt, worin nun jede einzelne geiſtige Thätigkeit von den andern abgeſondert und geſchieden aufbewahrt würde und ſich ganz für ſich, ohne Bezug auf die andern, abhandeln, lehren und lernen könnte, wie unſere über die Maßen hölzernen und trockenen Philoſophen uns ſo gerne weiß machen wollen. Der menſchliche Geiſt, in der weiteſten Bedeutung des Worts, iſt ein unzertrennliches Ganze und ſeine verſchiedenen Fähigkeiten fließen in einander, ſtützen, ergänzen einander. Aber zwei Hauptrichtungen ſind beim erſten Blick doch ſtreng geſchieden: Verſtand, Gefühl. Was meinen Sie?" — „Es iſt die Meinung unſrer Philoſophen," verſetzte der Graf, „der ich früher aus Gewohnheit beipflichtete. Erſt ſeit kurzer Zeit habe ich das Lächerliche eingeſehen, was in der Bannformel liegt, welche ſie gegen Alles, was nur von fern nach Gefühl riecht, unerbittlich ſtreng ausſprechen. Sie möchten mit dem Meſſer des Sectors den Geiſt zerlegen und das auf kein wohlausſtudirtes Geſetz des Denkens zurückzuführende Ge-

„Ha, der alte Schelm! So komm mit mir, daß wir ſie ihm entreißen."

„Das wäre unklug. Er würde es läugnen und ſie ſchnell aus der Stadt führen laſſen. Wir müſſen mit Liſt gegen den ſtolzen und mächtigen Pfaffenfürſten verfahren. Auch dürfen wir ihn nicht bloßſtellen, denn er ſteht in hoher Gunſt bei der Statthalterin, beim Kaiſer beim Papſt. Was liegt an einem Minneabenteuer mit einem Zigeunermädchen, auf das am Ende alle Schuld gewälzt wird? Der Kaiſer weiß ja nicht, wer ihm Karlotta iſt! Er weiß nichts von ihrem Leben. Darum Vorſicht. Wir dürfen nichts ohne den Hausherrn unternehmen."

„Aber wir müſſen raſch handeln, daß das Kind nicht zum Opfer pfäffiſcher Begierde wird."

„Begleite mich ins St. Katharinenkloſter, wo wir Hieronymus Fugger finden. Vielleicht können uns die ehrwürdigen Schweſtern einen ſchnellen und ſicheren Weg zu Karlottas Befreiung angeben."

Zaroya ließ ſich erſt in den Hof führen. Karlotta ſchaute eben weinend aus dem geöffneten Fenſter.

„Karlatto!" flüſterte Zaroya hinauf. Das Kind ſchwieg und horchte herab. „Ich bin's, Zaroya. Harre noch ein klein wenig und widerſetze dich allen Zumuthungen. Ich bringe dir bald Befreiung. Haſt du verſtanden?"

„Ja, Großmutter!" hauchte die Gefangene herab.

Raſchen Schritts eilten Bübenhoven und Zaroya dem Kloſter zu. Im Sprachzimmer fanden ſie Hieronymus Fuggern im Geſpräch mit einem alten Manne. - Hinter dem Gitter waren die Nonnen Barbara, Felicitas und Johanna. Bübenhoven zog ſeinen Schwager bei Seite und flüſterte ihm zu, was vorgefallen war.

„O!" rief Hieronymus, „das muß ich dem Alten dort erzählen. Der weiß gewiß am beſten, was zu thun iſt." Zaroya war aber ſchon zu dem Greiſe getreten und ſprach mit ihm. Hieronymus brauchte nicht mehr hinzuzufügen. Er nahm den Alten bei der Hand und führte ihn zu Bübenhoven. „Junker," hörte ſich dieſer von einer ihm wohlbekannten Stimme angeredet, „ich vertraue Euerer Ehrenhaftigkeit, daß Ihr nicht verrathet, daß ich in Augsburg bin. Herr Fugger hat ſich bei mir eben für Euch verbürgt. Was zwiſchen uns vorgefallen iſt, Ihr werdet Euch während des Reichstags nicht daran erinnern."

„Eleonore!" ſtammelte der Oberkämmerer erſchrocken.

„Gut, ich bin Euer gewiß!" fuhr die vermummte Frau fort. „So gewiß wie Eueres Schwagers, Euerer Schweſter, meiner Schweſter und der dritten Schweſter dort. Laßt uns jetzt in Euere Herberge gehen! — Doch ſagt mir, Herr Fugger," wandte ſie ſich zu Hieronymus, „beſitzt Ihr noch Kleider von meiner Schweſter Martha?"

„Noch alle," entgegnete er erröthend. „Ich habe ſie wohl aufgehoben in einer Spinde."

„Wohl!" Sonſt hätten mir die Nonnen aushelfen müſſen, oder ich hätte erſt zu den Zigeunern gehen müſſen, um mir Frauenkleider zu verſchaffen. Jetzt kommt und überlaßt mir die Befreiung des Mädchens. Ihr habt doch eine Leiter, die zu ihrem Fenſter hinauf reicht?"

„Gewiß." — Die Viere gingen. Zu Hauſe angekommen, bat ſich Eleonore Martha's Kleider aus. Zaroya blieb bei ihr. Nach kurzer Zeit trat ſie umgewandelt zur ſtattlichen Frau, wieder zu den Männern. Ihre Erſcheinung imponirte; ſie war noch eine herrliche Geſtalt.

„Ich werde jetzt hinauf ſteigen in das Zimmer, und Karlotta herab. Ich will den Pfaffen erwarten und mit ihm reden," ſagte ſie mit einem Tone, der wie ſataniſche Schadenfreude klang. Dazu funkelten ihre Augen, wie die einer wüthenden wilden Katze. „Ich bitte Euch um nichts, als Euch im Hofe bereit zu halten, falls der Pfaffe — was ich kaum fürchte — ſich an mir vergreifen und ſeine

Leute gegen mich anrufen ſollte. Dann kommt mir auf meinen Ruf zu Hülfe. Doch es wird nicht nöthig ſein. Ich werde ſchon allein mit dem alten Schurken fertig werden. Er iſt ja mein Vetter und ging ſonſt auf meinen Wink wie ein dreſſirter Pudel."

Die Leiter wurde leiſe und vorſichtig herbeigebracht und angelehnt. Eleonore ſtieg hinauf und durch das Fenſter ins Zimmer. Einige Minuten darauf half ſie Karlotten auf die Leiter. Das Mädchen kletterte raſch herab, und wurde von ihrer Großmutter fort in das St. Katharinenkloſter geführt, wo die Nonnen ſie in Empfang nahmen und ihr eine Zelle anwieſen. Denn ſo war es erſt ausgemacht worden. Karlotta ſollte das Aſylrecht des Kloſter gegen die Nachſtellungen des Lüttiche Kardinals genießen, bis ſie ſich wieder herausbegeben könnte.

Die Leiter wurde entfernt. Eleonore ſchloß das Fenſter, ſtellte die Kerzen weit von ſich und ſtreckte ſich auf das Lotterbett. Nie hatten ihre Züge einen bosbaftern Ausdruck. Sie wartete auf ihr Opfer. Die Zeit wurde ihr lang. Bald holte ſie aus dem Buſen einen Dolch hervor, zog ihn aus der Scheide und prüfte Spitze und Schneide; bald ſtürzte ſie lechzend einen Becher von dem vor ihm ſtehenden Wein hinab, bald maß ſie das Zimmer mit raſchen Schritten hin und her. — Endlich knarrten Schloß und Angel. Die Thüre ging auf. Der Erzbiſchof trat herein. Flink, leichtfertig, in üppiger Kleidung, duftend von Wohlgerüchen, recht wie ein junger Minnefant, nahte er dem Bette, auf welchem die rachedürſtende Frau lag.

„Haſt du dich beruhigt, mein ſüßes Kind? — Haſt Vernunft angenommen? — Recht! Recht! — Ich wußte das gleich! — Du ſollſt's nicht bereuen! — Jetzt laß dich küſſen, mein Täubchen!" —

Er beugte ſich zu ihr hinab. Eleonore fuhr auf und faßte ihn raſch beim Kopfe. Dazu ſtieß ſie einen Wuthſchrei aus, ähnlich dem einer hungrigen Hyäne. „Was — iſt — das!“ ſtammelte der Fürſt zum Tod erſchrocken.

„Willkommen, Vetter Innocenz!“ heulte die böſe Frau. „Deine heißgeliebte Baſe iſt's, das von dir begehrte Weib deines Ohms Peter van der Kapellen, und du kommſt zur langerſehnten Minneſtunde, mein frommer Beichtvater.“

Zum Tod entſetzt war der Biſchof auf das Bett hingeſunken. Der ſtarke Mann war keines Wortes fähig. Ihm war in ſeinen verwirrten Sinnen, als ſei ihm ein hölliſcher Zaubertrug geſchehen, und eine Teufliu ſtehe vor ihm, ihn in die Hölle abzuführen.

„Haben dich die paar Worte ſchon niedergeworfen, ſtarker Held?“ höhnte das Weib weiter, und in einem furchtbaren Tone fuhr ſie fort: „Ja, Eleonore ſteht vor dir, um endlich Abrechnung mit dir zu halten, heuchleriſcher, ſchurkiſcher Pfaffe, glatzköpfiger alter Schandbube! Auswurf der Menſchheit! Du biſt mir recht in das Meſſer gelaufen, und ich will es dir mit unſaglicher Wolluſt im Leibe umdrehen. Viele Jahre habe ich auf dieſe Stunde gewartet und geſpart. Ich wußte, daß ſie kommen würde, und ſie iſt da! hei ſie iſt da, und der Tanz ſoll beginnen.“

Der Biſchof machte eine Anſtrengung, ſich zu erheben. Angſtſchweiß rann ihm von dem blaugewordenen Geſicht.

„Verſuch' es, dich von der Stelle zu rühren, oder deine Pfaffen und Knechte um Hülfe zu rufen, und im Nu ſitzt dir mein guter Dolch in der Gurgel.“

Er ſtöhnte und rührte ſich nicht. Er war noch der alte Feigling.

„Sieh, ich war die erſte Stufe deiner Erhebung, als du mich an den ſchönen Philipp von Oeſtreich verkuppelteſt, als du meine Eitelkeit und meinen thörichten Sinn zu deinem Vortheil ausbeuteteſt, niederträchtiger Sünder! Ha, ich will jetzt die letzte Stufe ſein, auf der du von deiner ſtolzen Höhe hinabſteigen ſollſt — ins Grab.“

„Gnade! Gnade!“ keuchte der gefällte muthloſe Kirchenfürſt.

„Ha! das thut mir wohl!“ lachte die rachetrunkne Frau. „Das iſt mir eine Genugthuung für ſchwere Leiden, die du mit verſchuldet. Dich um Gnade flehen zu hören! Aber ich will dir keine Gnade gewähren. Ich will von dir gehen, wie du von mir gingſt, als die grauſame Scheere der beleidigten Spanierin mir das goldne Haar geſtohlen und meine Schönheit vernichtet hatte. Da, als ich blutend vor dir lag, ein geſchändetes Weib, da gingſt du von mir gleichgültig, hohnlachend, — Teufel! — Der treuloſe Philipp hatte mich verlaſſen in meinem Elend, ſo verließeſt auch du mich, Fürſtenknecht, Pfaffe! Damals ſchwur ich ihm und dir Rache, ſchwur allen Fürſten und Pfaffen, den Blutſaugern und Verderbern der Menſchheit, Rache. Der Tod enthob ihn meinem Dolche, du wurdeſt ihm aufgeſpart. Erſt Erzbiſchof und Kardinal mußteſt du werden, auf dem alten Sündenwege mußte ich dir begegnen, damit du recht in deinen Gräueln dahin fahreſt, wo wird ſein Heulen und Zähneklappern.“

Der Erzbiſchof hatte ſich etwas geſammelt; die Verzweiflung gab ihm einen raſchen Entſchluß ein. Er ſprang auf und wollte nach der Thüre fliehen. Im Nu verrannte ſie ihm den Weg, mit Löwenſtärke warf ſie ihn zurück, der Dolch blitzte in ihrer Fauſt, zwei — drei blitzſchnell geführte Stöße — und das ſchwarze Blut ſtrömte ihm aus Kehle und Bruſt. Er ſchrie jammervoll; ſie ſtürzte nach der Thür, riß ſie auf, rannte einen herbeieilenden Knecht um und war plötzlich in der Nacht verſchwunden. Weder Bübenhoven noch Hieronymus ſahen etwas von ihr. Wie eine Katze war ſie aus dem Hauſe geſchlüpft.

Zwei Tage darauf erſcholl die Kunde durch die Stadt: der Kardinal von Lüttich ſei am Schlagfluß geſtorben.

## 7.

## Schmerzliche Erklärungen.

Raimund Mohr ging bleich und verſtört umher und war zur Arbeit unfähig. Die Zigeuner hatten ihm geſagt, Karlotta ſei nicht wiedergefunden. Er wurde von ihnen mit kalter befremdender Ehrerbietung behandelt; Karracha und Zaroya erklärten ihm endlich: er müſſe Karlotten vergeſſen, ſie ſei nicht für ihn, er aber für ein höheres, für ein erhabenes Loos beſtimmt. Er eilte zu ſeinem Freunde Toni. „Ich kann dir nicht helfen,“ antwortete ihm der Stallmeiſter auf ſeine Klagen, „ich weiß von der Entführung des Mädchens. Meine Meinung aber, die ich dir nicht vorenthalten will, iſt, das Karlotta auf Zaroya's und Karracha's Anordnung entfernt worden iſt, um ſie dir zu entziehen. Vielleicht hat das Mädchen es ſelbſt gewünſcht. Denn du haſt ihr verſchwiegen, daß die Fugger glänzende Vorbereitungen zu deiner Hochzeit mit ihrer Baſe treffen und — was auch ich nicht gewußt habe — daß du der brünſtigſte Minneknabe der Königin Maria biſt. Du haſt freilich ein tolles Spiel getrieben und dazu ein undankbares gegen mich, der ich deine Liebe zu Karlotten beſchützte. Aber für ſolch ein unwürdiges Spiel iſt das Mädchen zu gut.“

„Du mißkennſt mich, Toni!“ rief der Jüngling verzweiflungsvoll. „Ich ſchwöre dir zu, daß ich allein Karlotten liebe! O, und wie raſend liebe ich ſie! Gott und alle Heiligen ſind mir Zeuge! Und keine Andre ſoll mein werden. Das ſchwöre ich dir zu, ſo wahr ich in der Noth von den vierzehn heiligen Helfern Hülfe und Rettung erwarte!“

„Aber warum thateſt du nichts, dich von dem läſtigen Verlöbniß frei zu machen, wenn du's aufrichtig mit Karlotten meinteſt? Das arme Kind mußte ja endlich von deiner bevorſtehenden Hochzeit erfahren. Spricht doch die ganze Stadt davon.“

„Ich habe ihr auch davon geſagt, doch nicht die ganze volle Wahrheit. O, wenn du meinen Kampf kennteſt, du würdeſt billiger gegen mich ſein! Du weißt, Regina iſt meine Ziehſchweſter; ſie iſt ſanft, gut, edel, das trefflichſte Mädchen, das ich kenne, und ich liebe ſie, wie man nur eine Schweſter lieben kann. Nein, ich liebe ſie weit mehr; ich verehre ſie, wie eine Heilige. Aber ich kann ſie nicht lieben, wie man die Geliebte, die Gattin liebt. Sie läßt mich kalt, wie das Licht des Mondes; Karlotta iſt meine Sonne, meine heiße ſtrahlende Sonne, die mich mit Glut erfüllt. Aber Regina liebt mich nicht wie einen Bruder; ſie liebt mich wie die Braut den Bräutigam. Ihr einziger und höchſter Wunſch iſt, mich zu beſitzen und mir ewig anzugehören. Ich weiß, ich ſtoße dem herrlichen Mädchen einen Dolch ins Herz, an dem ſie verbluten wird, wenn ich ihre Liebe zurückweiſe. O, davor habe ich gezittert! Wie ein thörichter Knabe hoffte ich auf irgend ein Ereigniß, daß die Entſcheidung herbeiführen ſollte. Die Fugger werden mich aus ihrem Hauſe ſtoßen als einen verabſcheuungswürdigen Undankbaren. Ich bin arm und verlaſſen. Ich habe keinen Verwandten. Soll ich mit dem Fluche des Undanks durch die Welt gehen? Und doch muß ich mich losreißen. Ich fühlte täglich die Nothwendigkeit ſtärker zu werden, aber mir fehlte der Muth zur That. — Um mich endlich dem Wahnſinn zu überliefern, mußte die ſchöne geiſtreiche Königin mich mit ihrer Liebe beglücken, umſtricken. Welcher Mann hätte kalt bleiben können unter ihren Liebkoſungen, ihren feurigen Küſſen? Aber ich fühle jetzt deutlich: ich liebe die Königin nicht. Es war ein Sinnenrauſch; ich taumelte unter Roſen und Narciſſen, von den ſtarken Düften trunken. — Jetzt muß ich handeln, mag auch daraus entſtehen, was da will.“

„Du dauerſt mich, und um ſo mehr, da ich nicht ohne Grund fürchte, daß Karlotta für dich verloren iſt. Entweder haben die Fugger oder die Königin — vielleicht beide — ſich mit Zaroya und Karracha zu Karlottens Entführung verbunden, und du wirſt ſie ſchwerlich wiederſehen."

„Wohlan, es gilt!" rief Raimund mit fürchterlicher Stimmung. „Jetzt muß es reißen und brechen." Er ſtürzte fort und ging gerades Weges nach dem Hauſe der alten Frau Sibylle Fugger. Er fand Reginen allein auf ihrem Zimmer. Sie lag bleich und abgehärmt auf ihrem Ruhebette. Eine fliegende Röthe zuckte einen Augenblick über ihr ſchönes leidendes Geſicht, als ſie ihn ſah, dann wurde ſie nur um ſo bleicher.

„Du biſt krank, Regina, und ich erfahre das erſt jetzt?" rief er beſtürzt.

„Nicht doch! Ein leichtes Unwohlſein, das bald vorübergehen wird," verſetzte ſie ſchmerzlich. „Was ſollt' ich dich mit der Kunde beläſtigen?"

„*Beläſtigen*? Großer Gott! Welch ein Vorwurf für mich!"

„Kein Vorwurf! Ich will und werde dir keine Vorwürfe machen. Ich wünſchte nur deinetwegen, du wärſt offen und wahr gegen mich geweſen. Du haſt mein Herz doch nicht gekannt, Raimund, ſonſt hätteſt du ihm den Schmerz erſpart, dich —"

„Regina, du weißt!"

„Ich weiß, daß du — mich nicht liebſt!" Ein Thränenſtrom erſtickte ihre Stimme. Heftig ſchluchzend verhüllte ſie das Geſicht.

„Regina, ich verſtumme im martervollen Gefühle meiner unvergleichlichen Schuld. Erwarte keine Entſchuldigung; denn ich weiß keine! Keine Rechtfertigung; denn ſie iſt unmöglich!"

„Warum unmöglich, Raimund? Du liebſt mich nur als Schweſter. Du haſt dich früher ſelbſt über deine Gefühle für mich getäuſcht. Jetzt biſt du klar. Das ſpricht dich frei.“

„O, nicht dieſe Güte, Regina! Sie erſchüttert mich gewaltiger, als dein gerechter Zorn es vermöchte. — Schilt mich einen Undankbaren! Halte mir vor, was deine Aeltern, was die Fugger für mich gethan. Rechne mir alle Liebe vor, die ich von dir und den Deinigen genoſſen, und zerſchmettre mein Herz mit deinen Vorwürfen. Ach, der Todesſchmerz kann nicht entſetzlicher ſein, als dieſer Zwieſpalt in meiner Bruſt.“

„Raimund, wir verſtehen uns ſchon nicht mehr und haben uns doch von Kindesbeinen an ſtets ſo innig verſtanden. Welchen Vorwurf könnte ich dir machen! Die einzige Schuld, die dich trifft, daß du mich ſogleich hätteſt enttäuſchen ſollen, als du klar über dich wurdeſt — ſie iſt dir vergeben.“

„Regina! Regina!“ rief er und ſtürzte verzweiflungsvoll zu ihren Füßen, ihre kalte Hand krampfhaft ergreifend.

„Laß mich, Raimund!“ hauchte ſie, ihm die Hand ſanft entziehend. „Es iſt der erſte Sturm, der in meinem vollen Blüthenfrühling wüthet. Er wird ſich austoben, und es wird wieder ſtill werden in meinem Gemüth, ſehr ſtill!“

„Und ich Verworfener bin es, der dieſen Sturm erregte. Deine geknickten Frühlingsblüthen, ſie klagen mich an als ihren Verbrecher. O, daß dieſer Sturm mir den Tod gäbe! — Fluch mir und meinem Schickſal!“

„Halt ein, Raimund, und frevle nicht!“

„Kann ich noch mehr freveln, als ich ſchon gethan? Bin ich nicht ein Frevler an dir und deiner Liebe! ein Frevler an deinen Aeltern und Verwandten und ihrer Güte! Kann der Himmel mir gnädig ſein, kann er mir vergeben, daß ich mich losſage von ſeinem Engel, von dir, Regina?“

„Der Himmel iſt Allen gnädig, die ſich zu ihm wenden, und ſendet Ruh und Frieden in jede ſtürmiſche Bruſt."

„Ach, Regina, mich beſchleichen wirre, böſe Gedanken. Ich muß doch nicht zu Euch gehören, daß ich nicht Frieden finde unter Euch, an deiner Seite, daß ich verzweifelte am Glück aus deiner Hand, um das mich alle Welt beneidete. O, ein unbezwinglicher Drang lockte mich fort! Wie könnt' ich dir ſchildern, wie's in mir wogte und brauſte!"

„Es iſt nicht deine Schuld. Was kannſt du für dieſen ungeſtümen Trieb! was kannſt du dafür, daß die Stimme deines Herzens dir nicht meinen Namen zuflüſterte! daß ich dich nicht zu bannen vermochte an den friedlichen Herd ſtiller Häuslichkeit!"

„Regina, meine Seele nennt dich eine Heilige. Ich verehre dich, wie ihr die Himmelskönigin verehrt."

„Raimund!" rief das bleiche Mädchen erſchrocken, „verehrſt du die Himmelskönigin nicht! Iſt es wirklich wahr, was man mir ſchon geſagt hat, daß auch du von unſerm heiligen Glauben abgefallen biſt, daß das lutheriſche Gift in dein Herz gedrungen iſt? O, die Königin von Ungarn, ſie hat dich verführt! Das macht mir noch größeren Schmerz, als der Verluſt deiner Liebe."

Raimund, zwiefach ergriffen von dem Vorwurf, den ſie ſelbſt nicht ganz verſtand, verſetzte haſtig: „Meine theure Regina, was ſoll ich dir in dieſer Stunde auf dieſen unerwarteten Vorwurf erwidern! Du holder Engel, halte feſt an deinem Glauben, der dich beſeligt. Ich kann es nicht. Meine Ueberzeugung hat mich auf andre Wege geführt. Mehr noch als der Lehre Luthers hange ich der Zwinglis an. Ich kann nicht anders. Und doch genügt auch ſie mir nicht. Ich bin im Widerſtreit mit mir ſelbſt. Der ungeſtüme Drang, das wilde Feuer in mir treibt mich von den Altären dieſer Kirchen, wo fromme Seelen, fühl herausſchneiden. Was nicht in ihren Kram paßt, ſoll fort, ſoll gar nicht exiſtiren. Und doch iſt das Gefühl gerade das zarte, aber unzerreißliche Band, woran wir mit dem Jenſeits, mit der höhern Welt, mit dem Geiſterreich zuſammenhängen. Die Erfahrungen meiner jüngſten Vergangenheit haben mir über Vieles der Art die Augen erſt eröffnet.“ — „Sie haben ſehr Recht,“ verſetzte der Herzog freundlich. „Das Gefühl iſt das über alle aus Erfahrungen abſtrahirten Geſetze weit hinaus liegende und nach keinen Formen zu berechnende eigentliche Lebensprincip der Pſyche, das als Lichtſtrahl, als blendende Verklärung beſtehende Aroma derſelben, der geiſtige Lebensborn, aus dem ſie ſich ewig jung trinkt, während der Verſtand allein ſich abnutzt und verbraucht, wie wir oft an trockenen Verſtandesmenſchen wahrnehmen; das Gefühl iſt das zarte Fühlhorn, welches die Pſyche in die Unendlichkeit hinausſtreckt, und wodurch Ahnungen und Empfindungen aus höhern Lebenskreiſen des Weltalls in ihre tiefſte Tiefe hinabſchauern. Der Verſtand muß auf feſtem Boden fußen; er muß etwas Gegebnes haben, ein Object, auf welches er operirt, und für das gewöhnliche Menſchenleben in ſeiner niederen Bedeutung, in ſeinen für die äußeren Sinne gezogenen Kreiſen, reicht er aus. Er iſt, um mich eines großartigen Vergleichs zu bedienen, die ſchöne Erde, die Jeder mit Füßen tritt, die man nach allen Richtungen hin unterſuchen und kennen lernen kann, das Gefühl aber iſt der ſie umgebende unendliche, tiefblaue Luftraum mit den Myriaden glänzender Sterne, der ſie, die Erde, doch eigentlich trägt und hält, und aus wie du, den Schmerz des Lebens in gläubiger Entſagung und Unterwerfung unter den Willen eines Gottes verklären, der — der doch nur eine Schöpfung der Pfaffen iſt. Ach, ich mag dir nicht noch weher thun, als ich ſchon gethan; darum laß uns davon ſchweigen."

„Deine Reden erfüllen mich mit namenloſer Angſt. Raimund, es gilt das Heil deiner Seele! Um Gottes Barmherzigkeit, du biſt in die Fallſtricke der Hölle gefallen. Dieſe Zigeuner — o mein Gott! Dein Bild iſt wild und ſchrecklich. Du biſt namenlos unglücklich, biſt ewig verloren. Und ſo ſoll ich dich verlaſſen! Welch ein Kampf für mich."

„Du mich verlaſſen? Wie ſoll ich das verſtehen? An mir iſt's, dich und Augsburg zu meiden. Ich ziehe mit dem Kaiſer in den Türkenkrieg. Dort wird eine mitleidige Kugel den grauſen Brand meines Herzens für immer löſchen. Willſt du nach Ungarn zurückkehren, in dein ſchönes Vaterland?"

„Niemals! Ich habe auf Erden kein Vaterland mehr. Ich bleibe in Augsburg."

„So iſt's recht. Unter Deutſchlands Adel kann ſich die Tochter der Turzo und der Fugger den würdigen Gatten wählen."

„Ach wie wenig haſt du mein Herz gekannt! — Ich vermochte nicht ohne dich im Vaterhauſe, in der Vaterſtadt, im Vaterlande zu leben. Es zog mich dir mit ſtarken Geiſtesbanden nach. Ich wäre vor Sehnſucht nach dir geſtorben, wenn ich nicht zu dir gekommen wäre. Ich war unausſprechlich glücklich in Augsburg, in deiner Nähe. Ich liebte dich. Wie ich dich geliebt, wie könnte ich es mit Worten bezeichnen wollen! Aber für ein Herz, wie das meine, gibt es nur eine Liebe, wie es nur einen Frühling gibt für die Natur, nur einen Gott für die Welt.

Meine Liebe iſt geſtorben, mein Frühling abgeblüht, mir bleibt nur Gott.“

„O, Regina! Regina! Ich erliege der Verzweiflung.“

„Nicht doch! Du ſollſt und mußt noch glücklich werden. Auch ich werde es ſein, doch in einem andern Sinne, als ich mir geträumt. — Sieh wir waren ſo glücklich als Kinder. Waren unſre Seelen nicht verbunden, wie zwei Knoſpen eines Roſenzweigs? Die Berge und Wälder von Kremnitz haben neidiſch unſer hohes Glück geſehen; denn es war höher als ſie, es war ſo hoch wie die Sterne. Damals gelobte ich Gott oft im Stillen, dir mein Leben zu weihen. Dieſen Schwur muß ich halten. Dein Weib kann ich nicht werden, aber es bleibt mir eine andre, eine noch höhere und herrlichere Löſung meines Schwurs übrig. Ich muß deine Retterin werden, deine Retterin aus den Garnen der Hölle. Mein Leben iſt dir geweiht, dem Gebet für dich. Ja, Raimund, nur in der Stille des Kloſters kann ich den Frieden des Herzens finden, der mich geſchickt macht, durch unabläſſiges brünſtiges Gebet deine Seele dem Himmel zu gewinnen.“

„Regina, du wollteſt der Welt entſagen? Meinetwegen?“

„Raimund, ich habe dir entſagt und ohne dich gibt es keine Welt mehr für mich, kein Vaterland, keine Aeltern, keine Verwandte. Ich war heute früh ſchon im Katharinenkloſter und habe vor der Baſe Felicitas und der Priorin meinen unumſtößlichen Entſchluß beſprochen. Der Tag, welcher zu unſrer Hochzeit beſtimmt war, wird der Tag meiner Einkleidung ſein.“

„O, Engel! Heilige! Zerknirſcht lieg' ich dir zu Füßen. O könnt ich mich todt weinen! — Du durfteſt nicht mein Weib werden. Der Staub der Erde durfte dich nicht berühren. Auch keines andern Mannes Weib! du haſt Recht! Rein und unbefleckt von irdiſcher Begierde mußt du in den Himmel eingehen, wie er dich entlaſſen hat. — Ja, Heilige, bitte für mich!“

„Steh auf, mein Bruder! Gott wird meinem Gebet Kraft und dir gnädig Ruhe und Glück verleihen.“

„Nur einen Kuß noch auf deine reine Hand! Den letzten! Den Kuß der Dankbarkeit! Ich nehme mit ihm auf ewig Abſchied vom ſüßen Glück meiner Jugend.“

Und er küßte ihre Hand knieend.

Frau Sibylle, von dem langen lauten Geſpräch angelockt, öffnete in dieſem Augenblick die Thür.

„Ei iſt das eine Zärtlichkeit!“ rief ſie lachend. „Auf den Knien? — Hatt' ich doch den ſchmucken Jungen im Verdacht, er ſei etwas kühl gegen mein Täubchen geworden. Deſto mehr freut mich's, ihn in dieſer Stellung zu überraſchen. Nein, auf den Knien hat mein Jakob niemals vor mir gelegen. Das würde ſich auch wunderlich ausgenommen haben. Aber dir ſteht's gut an, mein Junge.“

Raimund war verwirrt aufgeſprungen und zeigte eben nicht die Geſichtszüge eines glücklichen Bräutigams.

„Sei ruhig und laß mich gewähren!“ flüſterte ihm Regina zu.

„Ich komme Euch wohl ungelegen?“ fuhr die alte dicke Frau ſchmunzelnd fort. „Ihr ſeht ganz verſtört aus. Aber laßt mich nur! Der Anblick war mir ein Augen- und Herzenstroſt. Jetzt muß ich dem hübſchen Burſchen da meinen Verdacht abbitten, und wie gern thu' ich's; denn ich bin ihm immer ſo gewogen und zugethan geweſen, als wär' er mein eigener Sohn.“

„O meine gütige Mutter!“ rief Raimund zerknirſcht und faßte ihre fleiſchige Hand.

„Aber warum ſo ein ſaures Geſicht! Euere Zärtlichkeit macht mich geſund. Auf Euerer Hochzeit tanz' ich den Ehrentanz mit dir. — Sieh, die Regina iſt mein Augapfel. Sonſt hatt' ich die Sibylla lieb, ſehr lieb, wie keine ihrer Schweſtern. Sie war meine Pathe, und ich hatte ſie aufgezogen. Sie war ein gutes und frommes Mädchen. Und der Bübenhoven war mir auch ein gar lieber Geſell, ſo recht nach meines Herzens Wunſch gerathen. Da war nun mein einziger Wunſch, ſie möchten ein Paar werden. Und ſie wurden's. Das war mir eine Freude! Aber der liebe Gott hat das ſchmucke Weibchen zu ſich genommen; mir aber hat er einen köſtlichen Erſatz in meiner Regina beſcheert. Sie iſt gerade wieder ſo gut und fromm, wie Sibylle war. Sie liebt mich wieder ebenſo, wie Jene. Und du, Raimund, biſt wieder gerade ſo ein prächtiger Junker, wie Bübenhoven war. Da wünſcht' ich denn nichts ſehnlicher, als es möchte ſich wieder ebenſo machen, wie mit jenem Pärchen. Und es hatte ſich eigentlich ſchon ſo gemacht, eh' ich's nur einmal wünſchte. Ihr liebtet Euch von Kindheit an. Das machte mich fröhlich und guter Dinge. Nur dauerte mir die Zeit zu lange, bis Ihr zuſammen kamt. Aber mein ſeliger Alter hatt' es ſo angeordnet, und ſo mußt' ich wohl zuwarten. Nun war mir's auf einmal, als ſeiſt du kalt geworden, Raimund, gegen mein lieb Töchterlein, und als gräme ſich das gute Kind darüber. Das hat mich krank gemacht; weiter nichts. Glaubt's mir. — Aber nun iſt Alles gut. Ich weiß nun, daß ich meine paar Tage bei Euch verleben und in Euren Armen ſterben kann. Und Ihr ſeid meine Erben, Ihr allein. Die Andern haben Alle genug, Ihr aber habt nicht viel, ſo bekommt Ihr das Meine, dies Haus und Alles was drin iſt. Ihr werdet ſchon ein hübſches Schätzchen finden, wenn ich die Augen für immer zugethan habe; denn mein alter Jakob hat gut für mich geſorgt."

„Ach, beſte Mutter!" brach Raimund's gräßlicher Schmerz los, und er preßte ſeine heißen bebenden Lippen auf die Hand der heitern Greiſin. „Ich bin der Unſeligſte aller Menſchen!"

„Hilf Gott!“ rief die Alte jetzt höchlich erſchrocken. „Was iſt das! Der Unſeligſte! Und Thränen auf meiner Hand! Um aller Heiligen willen, Kinder, was habt Ihr vor?“

„Ich werde Euch alles ſagen, Mutter. Geh, Raimund, und laß mich allein mit ihr.“

„Aber warum nicht in ſeiner Gegenwart?“

„Um ihm nicht noch einmal wehe zu thun.“

„Regina, Regina, Du ſammelſt glühende Kohlen auf meinem Haupte!“ rief Raimund mit wehmutherſtickter Stimme.

„Geh, Raimund, ich bitte dich!“

„Du willſt es, Regina, und ich gehe.“

„Geht er doch ſo traurig, als hätte dich ein Andrer zur Braut gewonnen,“ bemerkte Sibylle ihrer Pflegetochter.

„So iſt's auch, meine Mutter!“ ſprach Raimund noch in der Thüre. „Ein Andrer hat ſie zur Braut gewonnen, der ihrer reinen hohen Liebe würdiger iſt — der Himmel!“ Und weinend verließ er Zimmer und Haus.

„Der Himmel! Regina, was ſoll das heißen? Was bedeutet dieſe ſeltſame Rede?“ fragte die Alte zitternd.

„Einen Gedanken, meine Mutter, der zum Willen, zum Entſchluß in mir gereift iſt.“

„Wille? — Entſchluß? — Bin ich doch wie betäubt. — Du, die glückliche Braut —“

„Des Himmels!“

„Kind, Kind! Frevle nicht am Himmel, nicht an mir, nicht an uns Allen! Raimund hat dein Wort, das Wort deiner Aeltern, das Wort der Fugger!“

„Er gab es mir zurück.“

„Es dir zurück? Weshalb?“

„Weil er eingeſehen, daß wir kein Ehepaar werden können.“

„Was hindert Euch?"

„Die Geſchwiſterliebe, die wir für einander hegen, ſie kann und wird nie die Liebe der Gatten werden. Wir haben uns verſtändigt. Wir haben uns klar gemacht, was uns ängſtigte. Mich zieht es in den ſtillen Frieden des Kloſters, ihn auf den lauten Markt der Welt. Ich will Nonne, er will Krieger werden."

Während ihrer Rede war Raimund Fugger durch die offen gebliebene Thür in das Zimmer getreten und hatte die letzten Sätze vernommen.

„Was muß ich ſehen und hören?" fragte er beſtürzt. „Auf der Straße begegnet mir Raimund außer ſich und ſchießt an mir vorüber, ohne mich zu ſehen; hier hör' ich noch ſeltſamere Dinge."

„Sie will in's Kloſter, er in den Krieg!" ſchrie Frau Sibylle. Ich verſtehe nichts von all dieſen Dingen, aber der Tod iſt mir eingeſchenkt."

„Was habt ihr vor?" fragte Raimund Fugger Reginen ſtreng. „Erkläre dich!"

„Ich habe mich erklärt. Ich kann nie Raimund Mohrs Gattin werden. Ich werde den Schleier wählen."

„Das werden wir nicht zugeben. Du mußt Raimunds Frau werden!"

„Ihr habt keine Gewalt über mich. Und meine Aeltern werden ihre Zuſtimmung zu meinem Entſchluß geben."

„Regina, das iſt mein Tod!" heulte Sibylla. „Bedenke doch, daß du mir unentbehrlich geworden biſt, deine Jugend, deine Liebe erheiterten und beglückten mein Alter. Wie ſoll ich ſie miſſen?"

„Sie wird Euch auch bleiben, wenn ich im Kloſter bin. O, ich beſchwör' Euch, ſucht mich nicht zu hindern, nicht von dem abzuhalten, was doch geſchehen muß. Erſpart mir und Euch noch größern Schmerz. Mein Leben kann nur noch von dem Sonnenſtrahle angeglänzt werden, der durch das Fenſter meiner Zelle fällt.“

„Hier waltet ein böſes Geheimniß,“ ſagte Fugger ernſt. „Ich habe es meinem Pflegeſohn ſchon ſeit einiger Zeit angeſehen, daß ihn etwas drückt und erregt. Er war ſtets zerſtreut, fuhr oft wie aus tiefen Gedanken auf und ſtarrte wild um ſich. Bald war er übermäßig fröhlich, bald tief traurig. Zuweilen rührte er die Speiſen auf unſerm Tiſche nicht an und klagte ſich unwohl.“ — Und mehr für ſich, als für die Andern ſetzte er leiſer hinzu: „Sollte er hinter das Geheimniß ſeiner Geburt gekommen ſein? — Ich muß mir Licht ſchaffen in dieſer Verwirrung.“ — Und zu Sibylle gewandt: „Verzweifelt nicht, Baſe! Dieſe Mädchenlaune wird vorüber gehen, und Alles noch gut werden. Ich gehe, um mit Anton darüber zu ſprechen.“

---

## 8.

## Anton Fuggers Plan.

Zu derſelben Stunde gingen Anton Fugger und Marx von Bübenhoven in einem Zimmer in des Erſtern Hauſe im lebhaften Zwiegeſpräch auf und ab.

„Du kannſt es nicht abläugnen,“ ſagte der Oberkämmerer, „der Kaiſer hat alle Hoffnungen, welche die Deutſchen, und namentlich, welche das Volk auf ihn geſetzt, gänzlich getäuſcht.“

„Ich wäre thöricht oder falſch gegen dich und mich, wenn ich es läugnen wollte,“ entgegnete Anton. „Es handelt ſich hier allein um die Frage: ob er nicht in ſeiner Stellung durchaus zu dieſer Täuſchung gezwungen war?“

„Davon wirſt du mich nicht überzeugen. Kein Menſch, er ſtehe niedrig oder hoch, ſoll ſich durch Verhältniſſe zwingen laſſen, ein allgemein in ihn geſetztes Vertrauen zu täuſchen. Wir wollen uns die Sache ſo klar, als möglich machen. Ein neuer Geiſt iſt ſeit einem halben Jahrhundert in Deutſchland erwacht, von den gelehrten Humaniſten iſt er ausgegangen, aber er hat ſchon alle Schichten des Volkes durchdrungen; er iſt groß und mächtig geworden."

„Ja, wir haben es vor fünf Jahren geſehen, wohin er geführt, indem er in das Volk gedrungen war," verſetzte Fugger mit ſpöttiſchen Tone.

„Was war die furchtbare Empörung des Volks anders, als die Rachethat für Jahrhunderte erlittene Unbill, als die Anſtrengung, ſich eines entſetzlichen Druckes zu entledigen, der, da er Allen zum Bewußtſein gekommen, unerträglich geworden war? Die Empörung iſt unterdrückt worden, und das war gut; denn aus ihrem Sieg wäre jedenfalls eine namenloſe Verwirrung erwachſen; daß ſie auf ſo gräßliche und blutige Weiſe unterdrückt wurde, iſt nicht gut. Denn der Geiſt iſt dadurch nicht getödtet worden, wie wir uns bereits überzeugt haben; aber arges Unglück iſt aus den Bluttharen erwachſen, und das Aergſte wird noch kommen. Der Geiſt wächſt von neuem, und ſeine Fittiche ſind nun vom Blute des gemordeten Volks geröthet. Was will dieſer Geiſt? Befreiung von dem Drucke der römiſchen Hierarchie; Herſtellung der urſprünglichen chriſtlichen Kirche nach den klaren Ausſprüchen Chriſti, nach der Lehre und Einrichtung der Apoſtel. Er will alle ſpätern menſchlichen Zuſätze entfernt, er will die Kirche von allem Zwange pfäffiſcher Herrſch- und Selbſtſucht gereinigt wiſſen; er will das wahre Chriſtenthum in die Kirche und in das Leben eingeführt ſehen. Da der Papſt ſich weigert, ſolchem Verlangen zu willfahren, ſo erklärt ihn der neue Geiſt für den Antichriſt — und er hat ein unbeſtreitbares Recht dazu — das vom neuen Geiſt beſeelte deutſche Volk will den Antichriſt bekämpfen und machtlos machen und wendet ſich an ſeinen Kaiſer mit dem Begehren: er ſoll es unter ſeinen Fahnen ſchaaren und gegen den Papſt führen. Nur dieſer Geiſt beſiegte vor drei Jahren den Papſt und eroberte Rom, nur dieſer Geiſt warf die Türken aus Deutſchland hinaus, und nur dieſer Geiſt kann und wird ſie aus Ungarn vertreiben, ja aus Europa. Nur dieſer Geiſt wird die Franzoſen fern halten von den Grenzen Italiens und Deutſchlands, er wird die Rechte des Kaiſers gegen die Uebergriffe der Fürſten kräftig ſchützen, er wird immer für den Kaiſer eintreten, ihm immer den Sieg verſchaffen, ihn groß und ſtark machen. Und mit dem Kaiſer das Reich. Hält der Kaiſer zu ihm, ſo werden wir wieder ein mächtiges Reich haben, die Zeiten der großen Hohenſtaufen werden wiederkehren. Tritt der Kaiſer in arger Verblendung ihm entgegen, ſo wird Deutſchland in Parteien zerfallen, klein, arm und ohnmächtig werden. — Und was ſehen wir nun den Kaiſer Karl thun, auf den alle Hoffnungen der redlichen und einſichtsvollen deutſchen Herzen geſtellt werden? Er ſtößt den Geiſt zurück, durch den er den Papſt, den Sultan und den König beſiegte und verbündet ſich auf's Engſte mit dem Papſte gegen dieſen Geiſt. Die erſte Folge dieſes unſeligen Bündniſſes ſehen wir ſchon vor Augen. Der Kaiſer iſt zu ſeinem großen Verdruß zum willenloſen Werkzeuge der fürſtlichen Gegner des Zeitgeiſtes herabgeſunken. Das Volk ſtaunt und trauert. Es hat vergebens auf ſeinen Kaiſer vertraut. Die Folgen werden ſchrecklich ſein.“

„Du haſt von deinem Standpunkt aus gut geſprochen,“ verſetzte Anton Fugger ruhig. „Der meinige weiſt mich auf die Vertheidigung des Kaiſers hin. Du haſt ſogar vergeſſen anzuführen, daß der Kaiſer früher viel von einer Reformation der Kirche ſprach und ſich ſehr dazu geneigt zeigte, ferner, daß diejenigen Fürſten — ich meine die Baiernherzöge — die am entſchiedenſten auf Seiten der römiſchen Hierarchie ſtehen, die gefährlichſten Feinde des Erzhauſes Oeſtreich ſind und ihm ſchon nach der Kaiſerkrone geſtrebt haben. — Doch höre mich nun wohl an und betrachte mit mir die Lage der Dinge und die perſönliche Stellung des Kaiſers zu ihnen genau. Karl iſt ein Sohn des Erzhauſes Oeſtreich, das immer treu und feſt zum Papſt gehalten und dieſer Treue ſeine Größe zu verdanken hat. Er iſt in dieſer Treue und im frommen Glauben an die Satzungen der römiſchen Kirche erzogen; aber er iſt auch ein Enkel Ferdinands und Iſabella's, der größten Stützen der Kirche. Und nun: er iſt der Erbe von Oeſtreich, von den Niederlanden, von Spanien. Karl iſt König von Spanien, und er war es früher als deutſcher Kaiſer. Das iſt für ſeine Stellung von ungeheurer Wichtigkeit."

„Ja, es iſt ſehr ſchlimm, das du recht haſt! Denn gerade darin liegt das Unglück Deutſchlands. Nie waren die Kurfürſten kurzſichtiger, als damals, wo ſie einen mächtigen, reichen Kaiſer wollten und den König von Spanien wählten. Der alte Jakob trug auch einen Theil der Schuld. Gott wird ſie ihm vergeben haben; denn ſie entſprang aus einem edlen dankbaren Herzen. Er ſah die Folgen nicht ein, und hing, wie du und ich mit dem ganzen Herzen am Erzhauſe. Die öſtreichiſchen Fürſten hatten die Fugger gehoben, der Fugger erhob dafür den öſtreichiſchen Fürſten wieder; aber Deutſchland iſt dabei zu Schaden gekommen."

„Wir thun beſſer, das dahin geſtellt ſein zu laſſen und die Dinge zu nehmen wie ſie eben ſind. Genug, Karl war in Spanien der Nachfolger des Kardinal Ximenes, des größten und ſtrengſten Kirchenfürſten der neuern Zeit. Karl konnte nur in Ximenes' Grundſätzen dort dem ſie Leben trinkt. Ahnung und Sehnſucht tragen zu den Sternen hinauf; der Körperſinn findet hier unten ſeine volle Befriedigung.“ — „Ja, und wir alle können doch ohne dieſe Luft nicht leben,“ verſetzte der Graf, „und der bunte Schmetterling wiegt ſich am liebſten in der vom Sonnenſtrahl zitternden Luft und ſeine Farben ſchillern bunt in einander; ſo die Pſyche im Reich der Gefühle ſchwelgend.“— „Wir hochverſtändigen gebildeten Leute wehren mit Händen und Füßen von uns ab, was ſich uns durch Augen und Ohren täglich und ſtündlich aufdringt, blos weil wir es nicht mit dem Verſtande begreifen können; dagegen hat das Gefühl in den untern Volksklaſſen, wo man nichts von Syſtemen des Denkens weiß, zu allen Zeiten ſein Recht behauptet. Dort weiſt man nicht den Anhauch einer höhern Welt, das unſichtbare Eingreifen des Naturgeiſtes in das Menſchenleben mit ſpöttelnder Klugthuerei zurück. Sehen Sie, beſter Graf, ich habe unendliche Mühe gehabt, alles Angelernte, alle verkehrten Vorurtheile und den Wuſt veralteter, nie vom Genius geprüfter Dogmen wieder zu vergeſſen, mich von dem Boden, welchen die Philoſophen ſo fleißig bebauen, loszureißen, um der Natur näher zu kommen. Das Weltall verſuchte ich nun zu umfaſſen und ich maß die Bahnen der Sterne; es genügte meinem brennenden Durſte nicht. Auch das geheimnißvolle Weben des Erdgeiſtes; — denn auch dieſer Rieſenkörper unter unſern Füßen muß eine Seele haben, im Verhältniß auch beſchränkt, gleich der unſrigen, wie überhaupt jeder in die Form gebannte Geiſt, — welches ſich durch die Geſchichte aller regieren, und er nahm ſie um ſo williger an, als Naturanlage und Erziehung ihn dazu antrieben. Sein eigner Lehrer Adrian Florens wurde Papſt. In keinem Lande Europa's ſteht die Kirche noch ſo in ihrer alten kräftigen Herrlichkeit, als in Spanien; Königthum und Prieſterthum durchdringen und bedingen ſich gegenſeitig. Die Scholaſtik der Dominikaner blüht in Spanien jetzt erſt recht auf und beherrſcht alle gelehrten Köpfe. Die leiſeſte Annäherung an die umſtürzenden Lehren Luthers würde dem Könige die Krone koſten. Aber Karl iſt, wie geſagt, ſeiner Natur nach ſolchen Ideen feind; ſie ſind ihm aufs Aeußerſte zuwider, und nichts betrübt ihn mehr, als daß ſeine eignen Schweſtern, die verſtorbene Königin Iſabella und die Königin Maria ihnen zuneigten. Auch bekämpfte er den Papſt Klemens durchaus nicht als Oberhaupt der Kirche, im Sinne der Proteſtanten, ſondern als Fürſten des Kirchenſtaats, der ſich mit ſeinen Feinden verbunden hatte. War es ſeine Schuld, wenn die deutſchen Kriegsvölker das anders auffaßten? Die gottloſe Verhöhnung des Papſtes und der Kirche durch das rohe deutſche Volk hat den Kaiſer ſehr geſchmerzt und erbittert. — Und nun wollen wir einmal annehmen, Karl wäre weniger ein ſtrenggläubiger Sohn der Kirche, auch er neige — was jedoch bei ihm unmöglich iſt — zu den lutheriſchen Neuerungen und hätte den Papſt ferner bekämpft. Welche furchtbaren Verwickelungen und Verwirrungen würden daraus entſtanden ſein! Ein unabſehbares Unglück für Deutſchland, ja für ganz Europa. Der Fall des Papſtthums hätte den Fall des Kaiſerthums nach ſich gezogen; denn beide ſind auf einander geſtützt, bedingen ſich gegenſeitig. Das Eine kann nicht beſtehen ohne das Andre. Der Kaiſer hätte alſo gegen ſich ſelbſt gewüthet, gegen die Zukunft ſeines Hauſes, gegen die des Reichs. Läßt ſich ſolch ein Wahnſinn von einem beſonnenen Manne erwarten, ja nur als möglich denken? Der Kaiſer muß als ſolcher, er muß als König von Spanien zum Papſt halten mit all ſeiner Macht; er muß der Gegner der Proteſtanten ſein; denn dieſe ſeine Macht beruht ſeit uralten Zeiten bis heute auf der Macht der lateiniſchen Kirche. Unmöglich kann er der wilden und regelloſen Neuerungsſucht eines großen Theils des deutſchen Volks den Zügel ſchießen laſſen. Das wäre dem Unverſtand Thür und Thor geöffnet. Er verkennt nicht, daß ſich Mißbräuche in die Kirche eingeſchlichen haben, und er dringt ernſtlich zur Abſchaffung derſelben auf ein allgemeines Koncilium. Aber das Kind ſoll nicht mit dem Bade verſchüttet, der Kopf nicht mit dem Kragen abgeſchnitten werden. — Und wie ſeine innern, ſo weiſen auch ſeine äußern Verhältniſſe den Kaiſer an den Papſt und das treue beharrliche Feſthalten an der Kirche. Will er den Woiwoden aus Ungarn vertreiben und ſeinen Bruder auf den Thron der Magyaren zurückführen, er kann es nur mit Hülfe der Majorität des Reichstags mit den altkirchlichen Ständen. Will er ſeinen Schwager Chriſtiern auf den däniſchen Königsthron wieder einſetzen, er kann es nur mit den katholiſchen Fürſten. Denn die Partei, welche den König Chriſtiern vertrieben hat, iſt den proteſtantiſchen Lehren zugethan, und die deutſchen Proteſtanten werden wahrlich nicht die däniſchen und ſchwediſchen Anhänger des Lutherthums bekämpfen. Will er die Schmach, welche König Heinrich von England dem Kaiſerhauſe durch die Scheidung von Katharina von Aragonien angethan, vertilgen, er muß den Papſt beſtimmen den ertheilten Ehedispens für ungiltig zu erklären, wie dieſer auch bereits gethan hat. Seinen Schwager, den König Franz von Frankreich, kann er nur zur Ruhe zwingen durch ſeine Verbindung mit den Stützen der Kirche; denn Franz hat ſtets Luſt, ſich mit den Proteſtanten zu verbinden, obgleich er nichts weniger, als ihr Glaubensgenoß iſt. Soll die Schweiz dem Reiche nicht ganz verloren gehen, muß er das mit den altgläubigen Kantonen — die die alte gleichſam ererbte Feindſeligkeit gegen das öſtreichiſche Haus vergeſſen haben — im vorigen Jahre gegen die Neuerer abgeſchloſſne Bündniß aufrecht erhalten. Kurz, wohin wir auch blicken, der Kaiſer wird von ſeiner eignen Natur und von ſeinen Verhältniſſen genöthigt, an Papſt und Kirche feſtzuhalten und die neuen Ideen ſich nicht über den Kopf wachſen zu laſſen.“

„Du haſt überzeugend geſprochen. Ich begreife, daß Karl dem jungen Zeitgeiſte keine Konceſſion machen kann und wird,“ ſagte Bübenhoven mit trübem Ernſte oder vielmehr Traurigkeit. „Es bleibt alſo nichts übrig, als ein entſcheidender Kampf zwiſchen beiden Principien. Und dieſer Kampf kann nicht mit Worten und Schriften, er muß mit dem Schwerte geführt werden. Was Hutten und Sickingen als unvermeidlich begriffen und ſchon vor ſieben Jahren ausführen wollten, es wird doch geſchehen müſſen.“

„Ich glaube es ſelbſt,“ verſetzte Anton Fugger. „Aber du haſt an Sickingens und Huttens Untergang, du haſt an dem Unterliegen des furchtbar drohenden Volksaufſtandes zwei Jahre ſpäter geſehen, wohin ein ſolcher Kampf führen wird, zu einer gänzlichen Niederlage der Proteſtanten, zum Siege der Kirche gegen ihre Widerſacher. Wahrlich, Kaiſerthum und Papſtthum ſind mit einander verbündet noch ſtark genug, alle ihre Feinde niederzuwerfen und in gänzliche Ohnmacht zurückzuſtoßen. — Wer alſo klug iſt, wird es mit dem Kaiſer und dem Papſte halten. Ich gebe auf all dieſe Bewegungen zu Gunſten der Kirchenreform im Sinne der Wittenberger und Züricher nicht viel. Dieſe Schwärmereien ſind mit einem drohenden Kriegsheer gedämpft. Das Haus Fugger wird katholiſch und kaiſerlich bleiben und wenn ganz Augsburg von Kaiſer und Papſt abfiele, und die Fugger werden bei ſolcher Treue und Beharrlichkeit gut fahren. — Es iſt mir leid, daß die beiden Kleriker in unſrer Familie, mein Onkel Marx und mein Bruder Marx von einem frühzeitigen Tode hinweggerafft worden ſind. Es ſollte mir für meinen Bruder nicht bange ſein, um den Kardinalshut und ein Erzbisthum. Von meinen und Raimunds Söhnen müſſen ein paar geiſtlich werden. Mir ſelbſt hat der Kaiſer in dieſen Tagen ein paar Wörtlein geſagt, die auf unſre baldige Erhebung hindeuten. Ich werde die Treue der Fugger, wie es dem Kaiſer ziemt, zu belohnen wiſſen, ſprach er. — Wohl, mein lieber Bübenhoven! Wir werden feſthalten. Ich will dir meine geheimſten Gedanken nicht verhehlen. Der Kampf, von dem wir vorhin ſprachen, wird vielleicht bald ausbrechen. Augsburg und die andern Reichsſtädte werden wider Kaiſer und Papſt ſein, wie die proteſtantiſchen Fürſten. Dieſe werden verjagt werden, jene die Reichsfreiheit verlieren. Denk' an die Mediceer! Ihre Vorfahren waren Leinweber, wie die unſrigen. Sie waren Wechsler, wie wir. Sie wurden die Fürſten von Florenz; wir werden die Fürſten von Augsburg werden. Nur klug und vorſichtig auf das Ziel losgeſteuert! Darum iſt mir die Verbindung Raimund Mohrs mit Regina Turzo ſo ſehr wichtig. Noch weiß der Kaiſer nicht, wer er iſt. Er darf es auch nicht eher erfahren, als nach der Hochzeit, er möchte ſonſt die Verbindung hintertreiben. Wir entſchuldigen uns deshalb mit dem ausdrücklichen Verbot meines Ohms Jakob. Wäre Regina eine Fugger, ſo ſähe die Sache ſchwieriger aus; das Haus Turzo iſt aber ſo alt und vom beſten ungariſchen Adel, daß die Vermählung ſeiner Tochter mit einem Fürſten nichts Auffallendes hat, zumal mit einem ſolchen Fürſten. Aber wir werden doch dadurch einem Fürſten verwandt, und der Kaiſer wird dem Fürſten Raimund ſicherlich allen möglichen Vorſchub leiſten."

„Das iſt aber gerade gegen den ausdrücklichen Willen ſeines Vaters und unſres ſeligen Ohms. Dieſer mir mehrmals kundgegebene Wille lautete dahin, daß Raimund ein ruhiger Bürger und Kaufmann werden und niemals etwas von ſeiner fürſtlichen Abſtammung erfahren ſolle. Du weißt, in welchen engen und freundſchaftlichen Beziehungen ich zu Don Alfonzo de Granada ſtand; ich war ſein Retter, als die Rache des Erzherzogs Philipp ihm nach dem Leben ſtrebte, ich war ſpäter, als ihm der Kaiſer Maximilian auf Fürbitte der Erzherzogin Margaretha den Namen Ritter von Süderland verliehen, oft mit ihm zuſammen, und ſein Sohn war mehr als einmal der Gegenſtand unſrer Unterhaltung. Da ſagte er: ich bin durch meine hohe Geburt unausſprechlich unglücklich geworden; der Fluch dieſer Geburt hat mich von Land zu Land getrieben; die edeln Frauenherzen, die ſich mir zuneigten, ſind dadurch in Noth und Tod geſtürzt worden. Ich will meinem Sohne ein gleiches unſeliges Loos erſpart wiſſen. Im Hauſe der Fugger wachſe er auf, als der Sohn der Niedrigkeit; er lerne arbeiten und ſeinen Lebensunterhalt durch geregelte Thätigkeit gewinnen. Nie erfahre er, wie nahe er dem Unglück des mauriſchen Volks ſteht. Seine Tage ſollen fern von der gefährlichen Größe in Ruhe und Zufriedenheit mit ſeinem niedern Looſe verfließen. — Und darauf fußen die Verabredungen, die er mit Jakob Fugger nahm; darauf bezieht ſich endlich die Verfügung des Letztern in Bezug auf Raimund Mohr. — Das Alles wollt ihr nun umſtoßen, und trotz dieſer Verfügungen den jungen Mann mit ſeiner vornehmen Geburt bekannt machen und ihn in eine Laufbahn einführen, wo er den ſchwindelnden Weg der Größe zu ſeinem Verderben gehen wird. Und dieſe Enthüllungen ſollen erſt erfolgen, wenn er durch das Sakrament mit unſerm Hauſe unauflöslich verbunden iſt. Das iſt ein gefährliches Spiel. Ich fürchte, er wird Euch der Falſchheit und Hinterliſt anklagen, und Ihr werdet Euch einen bittern Feind und Haſſer erzogen haben.“

„Nicht doch!“ lächelte Anton kalt und im Gefühl überwiegender Klugheit. „Was iſt er ohne uns? Ein armer unbedeutender mauriſcher Prinz. Erſt das Geld und der Einfluß der Fugger geben dieſem Prinzen die rechte Folie. Wir machen ihn reich; wir verſchaffen ihm die Gnade des Kaiſers und wo möglich die Beſitzungen ſeines Vaters. Dagegen giebt er uns die Folie ſeines fürſtlichen Namens. Des Kaiſers Verbindlichkeiten gegen unſer Haus, welche durch Martins Pflege ſchon vermehrt worden ſind, werden durch unſre Verwandtſchaft mit Raimund erhöht. Kommt dann der unausbleibliche Zeitpunkt, auf welchen ich hindeutete, ſo erleichtert uns dies Alles den Weg zu einem hohen und glänzenden Ziele. — Und überdies wiſſen wir Alle zur Genüge, wie neckiſch der Zufall ſein Spiel zu treiben pflegt. Unverſehens würde er einmal Raimunden das Geheimniß ſeiner Geburt verrathen; und dann hätte er Urſache uns zu grollen, daß wir es ihm verſchwiegen. Es zeigt ſich immer mehr, daß er durchaus nicht zum ruhigen Bürger, zum betriebſamen Geſchäftsmann paßt. Der Adler verläugnet die ihm angeborne Natur nicht. Vergebens iſt's, ihn mit den Hühnern und Gänſen auf dem Haushofe zuſammenzuſtecken. Eines Tags, wenn ihm die Schwingen erſtarkt ſind, wird er zur Sonne empor ſteigen, und werden ihm die Flügel gebrochen, wird er vor Sehnſucht nach der Sonne ſterben. Dieſe Sehnſucht drängt und treibt ſchon in Raimunds Bruſt. Ich habe ihn zeither wohl beobachtet. Darum müſſen wir von dem Willen ſeines Vaters und unſers Ohms abgehen und für uns ſelbſt aus Raimunds Adlernatur den möglichſt größten Vortheil ziehen.“

„Möge der Himmel deine hochgehenden Pläne ſegnen!“ ſagte Bübenhoven mit gutmüthiger, aber auch wehmüthiger

Ironie; denn er konnte kein Glück darin ſehen, wenn die Fugger Herzöge von Oberſchwaben würden.

Raimund Fugger trat raſch in das Zimmer. „Der Teufel ſelbſt hat ſein Spiel!“ rief er ungewöhnlich aufgeregt. „Ich komme von der Tante Sibylle. Regina ſchwört Stein und Bein ins Kloſter gehen zu wollen; Raimund ſchießt auf der Straße wie ein Toller an mir vorüber. Nun verräth mir der alte Veit, daß dieſelben Zigeuner hier ſind, welche bei Raimunds Geburt waren und ihn nach Kremnitz brachten, und daß der junge Menſch alle Abende heimlich zu ihnen läuft und ein Minneſpiel mit der jungen Zigeunerin angeſponnen hat, die allen jungen und ſelbſt vielen alten Männern den Kopf verrückt. Soll doch dieſe Verrücktheit dem Kardinal von Lüttich das Leben gekoſtet haben. — Das iſt eine ſchöne Beſcheerung, die uns die kleine Hexe anrichtet.“

Anton war vor Schrecken bleich geworden. „Wir müſſen raſch und entſchieden handeln,“ ſagte er mit ſeiner gewohnten Ruhe. „Vor allen Dingen müſſen wir erforſchen, ob Raimund von den Zigeunern das Geheimniß ſeiner Geburt erfahren hat, und danach unſere Maßregeln nehmen. Jedenfalls müſſen wir die kleine ſchöne Zigeunerin unſchädlich machen, ſei es, auf welche Weiſe es wolle. Zigeunerwitz ſoll wahrlich nicht durch die Pläne der Fugger fahren. Bis morgen muß Alles wieder in Ordnung ſein. Regina wird ſich leicht verſöhnen laſſen.“

Bübenhoven lächelte ungläubig und betrachtete einen Augenblick den zu den äußerſten Gewaltmaßregeln ſo ſchnell entſchloſſnen Anton verwundert und mit leichtem ſtillen Kopfſchütteln.

## 9.

## Der Plan der Königin Maria.

Bei der alten Karracha fand Anton Fugger mit einer ſchweren Geldbörſe leicht Eingang und Gehör und viel weniger Widerſtand, als er erwartet hatte. Sie und Zaroya verſprachen dem reichen Manne, den Minnehandel zwiſchen Raimund Mohr und Karlotten nicht mehr zu dulden und mit einer guten Entſchädigung Fuggers Augsburg in einigen Tagen zu verlaſſen. Bis dahin ſollte das Mädchen in ihrem Verſteck im Katharinenkloſter bleiben. Damit ſchien dem ſehr verſtändigen Anton die Sache abgemacht. Mit Raimund Mohr und Katharina Turzo hoffte er noch viel leichter fertig zu werden oder eigentlich ſchon fertig zu ſein. Aber bei Reginen ſtieß er zuerſt auf hartnäckigen Widerſtand. Sie erklärte ihm auf das Entſchiedenſte, daß ſie weder Raimunds, noch eines andern Mannes Weib werden wolle, ſondern eine Nonne, und all ſein Bitten und Drohen, ſeine Verſprechungen und Ueberredungskünſte richteten nichts bei ihr aus. Sie zu zwingen hatte er weder Recht noch Gewalt; denn die alte Sibylle, über den Vorfall noch kränker geworden, trat auf des Mädchens Seite und ſchnitt dadurch mit einem Male alle weitern Operationen ab. Es blieb den beiden Brüdern nichts weiter übrig als einen Eilboten nach Kremnitz zu ſchicken, um Regina's Aeltern für ſich zu gewinnen.

Mit Raimund Mohr war auch nicht viel anzufangen. Er befand ſich in einer ſo exaltirten Stimmung, daß er bald troſtlos weinte, bald ſich und ſein Schickſal verfluchte, bald hoch und theuer ſchwur, er müſſe und werde mit dem Kaiſer in den ungariſchen Krieg ziehen; denn es ſei ſeine heiligſte Pflicht für ſein Vaterland zu kämpfen und zu fallen; ſich mit Reginen zu vermählen halte er aber für Sünde; denn er liebe ſie nur als Schweſter. Aus dieſen verworrenen Aeußerungen ging indeſſen ein Troſt für die Fugger hervor, der Jüngling hatte von den Zigeunern, wie dieſe bereits heilig und theuer verſichert, das Geheimniß ſeiner Abſtammung nicht erfahren. So hofften ſie denn von der Zeit, von den Nachrichten aus Kremnitz und von der perſönlichen Einwirkung des Kaiſers auf dieſe plötzlich getrübten Verhältniſſe, die ſie zu beanſpruchen gedachten, noch immer das Gelingen ihres Planes.

Raimund Mohr erfuhr inzwiſchen vom Stallmeiſter Toni Karlottas Aufenthalt, und obgleich Anton die Verfügung getroffen hatte, daß das Zigeunermädchen kaum anders als Gefangne im Katharinenkloſter gehalten wurde, ſo gelang es ihm doch durch die Hülfe der Schweſter Barbara, die ſich ihm ſtets gewogen gezeigt, Karlotten wiſſen zu laſſen, daß nach dem Tode des Erzbiſchofs von Lüttich keinerlei Gefahr mehr für ſie vorhanden ſei. Karlotta langweilte ſich über die Maßen in dem finſtern einſamen Kloſter unter den triſten Nonnen und ſehnte ſich in gleichem Grade nach ihrem Geliebten, nach dem ſonnigen Sommer, nach dem bunten fröhlichen Menſchengewühl auf den Straßen, wie nach ihren Stammgenoſſen und Spiel und Tanz. Nachdem ſie ſo gute Botſchaft von Raimunden erhalten, wollte ſie fort zu ihm und zu ihren Leuten. Die von Anton Fugger gewonnene Priorin verſuchte ſie zurückzuhalten, das Mädchen ſchrie, rang die Hände verzweiflungsvoll und härmte ſich ab, ſo daß die Schweſtern Felicitas und Johanna Mitleid mit ihr hatten, und mit Hieronymus Fugger bei ſeinem nächſten Beſuch über die gewaltſame und widerrechtliche Gefangenſchaft der Zigeunerin ſprachen. Dieſer beſprach ſich mit Bübenhoven. Beide waren über Antons deſpotiſche Handlungsweiſe, die ſie durchſchauten, empört, und wie Hieronymus immer der ſtille Antagoniſt ſeiner Vettern, namentlich des kalten klugen Spekulanten Anton geweſen war, ſo war ihm vorzüglich deſſen Spekulation mit Raimund Mohr zuwider, und er freute ſich ſehr über das Mißlingen derſelben. Bübenhoven hatte aber noch ein beſonderes Intereſſe an dem lieblichen Zigeunermädchen: ſie war ſeine Enkeltochter, und ſein ſanftes Dichterherz fühlte ſich warm und innig zu ihr hingezogen. Beide Männer thaten die nöthigen Schritte, und Karlotta wurde noch denſelben Tag in Freiheit geſetzt, da gar kein Grund vorhanden war, ſie im Kloſter zurückzuhalten. Kaum aber zeigte ſich das Mädchen auf der Straße, als ſie auch ſogleich vom Volke umringt und mit Jubel begrüßt wurde. Die Menſchenmenge häufte ſich, jauchzte, jubelte und führte ſie in Proceſſion, wie eine Fürſtin zu den Zigeunern, die eben auf den Weinmarkt vor Anton Fuggers Hauſe ſpielten und tanzten. Hier mußte Karlotta tanzen. Der Beifall ſtieg und wurde zum Sturm; es regnete Blumen auf ſie und Geld auf den Teller der Einſammlerin. Hatte man das holde Mädchen erſt ſchon überaus gern geſehen, ſo wurde ſie nun raſch der Liebling des Volks, und Alles ſchwärmte für ſie.

Der Grund davon lag nicht allein in ihrer Schönheit und in ihrem Tanze. Die große Maſſe war mit fanatiſchem Eifer der Kirchenreformation zugethan, und die Bevölkerung Augsburgs vorzüglich der Zwingliſchen Lehre. Wenn ſich Melanchthon oder ein andrer Reformator auf der Straße zeigte, wurde er vom Volke mit ehrerbietigem Jubel begrüßt und begleitet, kam ein Biſchof oder gelehrter Mönch des Wegs, wurde er mit Ziſchen und Hohnreden empfangen. Die proteſtantiſchen Fürſten überhäufte das Volk mit lauten und ſtürmiſchen Beweiſen der Ehrfurcht, Liebe und Bewunderung, am meiſten den jungen körper- und geiſteskräftigen Landgrafen von Heſſen; gegen die katholiſchen äußerte es nicht ſelten ſein Mißfallen; den

Völker, wie ein dumpfer geiſterſchütternder Wehelaut in lang gehaltenen Tönen hinzieht, auch dies wollt' ich verſtehen lernen; aber die Orakel ſind verſtummt und unſere myſtiſchen Verbindungen, in die ich gierig mich einließ, nagen nur noch an der Schaale, der Kern iſt ihnen verloren gegangen. Ihre Erzählungen von jenem ſonderbaren Manne haben mich mächtig ergriffen, und ich werde mich beeilen, ſtreng prüfend zu unterſuchen; und vielleicht ſprudelt endlich ein reiner Quell. Das Meiſte, was ich von Förberts-Hennſen bis jetzt gehört, beſchränkte ſich auf ſympathetiſche Kuren von Kühen, Pferden, gewiſſer äußerer Uebel am menſchlichen Körper, Anſagung von Diebſtählen, Gegenwirkungen von Hexereien u. d. gl., was mir, ſo wie es mir nämlich vorgeſtellt wurde, nur gewöhnliche Marktſchreierei und nicht der Mühe werth ſchien, des Mannes Bekanntſchaft zu machen; aber er iſt mir heute ſo intereſſant geworden, daß ich mich ihm in dieſen Tagen noch nähern werde. Er hat, wie mir däucht, ſchon oft wegen ſeiner Wunderthäterei Händel mit den dortigen Uetterodtiſchen Gerichten gehabt, und es iſt ſogar einmal etwas davon an die Regierung gekommen. — Doch wir verplaudern die Zeit," unterbrach ſich hier der Herzog, „während wir wahrlich nothwendigere Dinge zu ſchaffen hätten. Das Erſte und Nothwendigſte iſt, daß wir Ihre Geliebte Ihretwegen beruhigen, mein theurer Graf. Sie hat eine böſe Nacht gehabt und ſich über Ihr Ausbleiben ſehr geängſtigt.

Wäre es nicht gut, wenn wir ſogleich einen reitenden Boten nach Ruhla an ſie abſchickten? Es würde ſie ganz

Kaiſer und den König Ferdinand ließ es ſtumm vorüberziehen; der Königin Maria huldigte es dagegen auf alle nur erdenkliche Weiſe. Dem ſtolzen und brutalen Erzbiſchof von Lüttich hatte die Menge ihren Haß nicht verhehlt. Nun hatte ſich gleich nach dem plötzlichen Tode dieſes widerwärtigen geiſtlichen Herrn das mannichfach variirte Gerücht verbreitet: er habe das ſchöne Zigeunermädchen rauben laſſen, um ſie zu ſeiner Kebſe zu machen, ſie habe ihm aber durch ihre Zauberkünſte den Tod dafür eingeſchenkt. Andre erzählten: die Knechte des Erzbiſchofs hätten geſehen, wie ſich die Zigeunerin plötzlich in eine Teuflin verwandelt und ihren Herrn mit der Berührung ihrer glühenden Hand getödtet. Dem großen Haufen war das anfangs ziemlich gleich; ihm genügte, daß Karlotta dem Erzbiſchof nach Verdienſt gelohnt. Daher das allgemeine und große Intereſſe an ihr. Dieſes wurde dadurch noch erhöht, daß man erfuhr, ſie liebe den ſchönen Ungar und werde von ihm geliebt, und dadurch ſei deſſen Verbindung mit der Baſe der Fugger rückgängig geworden. Waren doch die beiden Brüder Fugger nichts weniger als beliebt in Augsburg. Ihr hochmüthiges Zuhalten zu Kaiſer und Papſt hatte ſie um die Volksgunſt gebracht, wenn nicht gar ſie verhaßt gemacht, und man gönnte ihnen den Streich, den die Zigeunerin ihnen geſpielt.

Dieſe Dinge wurden in der dichtgedrängten Menge von Mund zu Mund beſprochen, während Karlotta mit bezaubernder Anmuth, wie noch nie, ihre Tänze auf dem Weinmarkt ausführte.

Der Kaiſer befand ſich eben bei ſeiner Schweſter und ſie unterhielten ein merkwürdiges Zwiegeſpräch. Maria, von der herannahenden Hochzeit ihres ſchönen Günſtlings und des ſanften Ungarmädchen zu einem Entſchluß gedrängt (von den Vorfällen zwiſchen Raimund Mohr und Regina Turzo hatte ſie keine Kunde erhalten), hatte die heitre Laune, welche ihr kaiſerlicher Bruder diesmal zu ihr gebracht, benutzt, um geſchickt auf ihr Ziel loszuſteuern. Sie mußte die Hochzeit hintertreiben; dazu mußte ſie mit der Farbe herausgehen. Sie that es mit großer Schlauheit.

„Ich habe geſtern einen beſondern Genuß gehabt,“ begann ſie vorſichtig. „Ferdinand hat Annen und mir ſpaniſche und mauriſche Geſchichten erzählt. Dann iſt er jedesmal liebenswürdig. Er lebt und webt darin; es ſind die Eindrücke ſeiner Jugend, und er iſt doch ganz und gar ein Spanier und wird es bleiben; niemals wird er ein Ungar, ein Böhme! oder gar ein Deutſcher werden.“

„Geht es mir anders?“ lächelte der Kaiſer. „Und ich bin doch mit dir in den Niederlanden aufgewachſen, und unſre liebe Erzieherin, Tante Gretchen, iſt doch eine ächte Deutſche. Aber Spanien iſt ein wunderbares Land, wie es kein zweites gibt; es thut's Jedem an, den ſeine Sonne beſcheint, und Keiner, der dort lebt, wird ſich den mächtigen Einflüſſen, die auf ihn eindringen, entziehen können, am wenigſten der König des Landes, oder der Königsſohn. Wer nun vollends dort geboren wurde und aufwuchs, wie Ferdinand! Der Zauber Spaniens muß ihn beherrſchen ſein Lebelang. Nicht vergebens hat ein in allen ſeinen Verhältniſſen ſo eigenthümliches Volk, wie die Mauren, dort achthundert Jahre gelebt und ſeine Blüthen entfaltet. Trotz des Chriſtenthums iſt Spanien mauriſch in Sitte und Lebensgewohnheit, und man wird bei jedem Schritte an jenes außerordentliche Volk erinnert. Nirgend aber wirkt dieſer Zauber mächtiger als in Granada und ſeiner herrlichen Königsburg der Alhambra. Ganz Deutſchland vermag nichts auch nur entfernt Aehnliches zu bieten.“

„Daſſelbe ſagte auch Ferdinand. Und ich war niemals in dieſem Wunderlande, wohin mich ſchon ſo oft die ſtärkſte Sehnſucht meiner Bruſt zog und jetzt — ich geſtehe es — mächtiger und unwiderſtehlicher als je. Ja, ſie zieht mich nicht nur nach dem Lande, ſie zieht mich noch mehr nach der unglücklichen Königin, die uns geboren hat, und die ich nur mit den Augen eines einjährigen Kindes geſehen. Es hat mich oft mit bitterer Wehmuth erfüllt, daß ich ſtets fern von der armen Geiſteskranken war, daß ſie mich nicht kennt und ich ſie nicht, die doch der Liebe und Pflege ihrer Töchter ſo ſehr bedarf.“

„Du ſollſt ſie ſehen und pflegen; du ſollſt die ſtolzen ſpaniſchen Städte ſehen und die herrlichen mauriſchen Städte Kordova und Granada, du ſollſt mit mir in der Alhambra wohnen, und kommſt mit deinem Wunſche nur dem meinigen zuvor,“ ſprach Karl mit ungewöhnlicher Wärme. „Du gehſt mit mir nach Spanien; wir trennen uns nicht wieder, meine liebe Maria.“

So zärtlich hatte er noch nicht zu ihr geſprochen; die überraſchte Königin erröthete unwillkürlich vor dem Ausdruck ſeines Auges.

„Aber deine ketzeriſchen Gelüſte mußt du in dem trüben kalten Deutſchland zurücklaſſen,“ ſetzte er fein lächelnd hinzu. „Sie taugen nicht für das helle warme Spanien. Dort würden Luther und Zwingli, Melanchthon und Oekolampadius und alle die hochweiſen Herrn, die mit ihnen laufen, von der heiligen Hermandad eingefangen und vom Inquiſitionsgericht in einem prächtigen Auto-da-fé verbrannt werden.“

Ein leichter Schauder lief durch die Glieder der Königin und überhauchte ihr edel ſchönes Geſicht mit einer augenblicklichen Bläſſe. Doch ihre Gedanken kehrten ſchnell zu dem frühern lockenden Bilde in ihrer Seele zurück, und ſie flüſterte: „Ja, auf der Alhambra möchte ich wohnen! Welch ein Genuß, von der Generalife aus die blühende Veja zu überſchauen und in den Luſthainen der Sultaninnen zu wandeln. Dieſe mauriſchen Königinnen waren doch glücklicher als wir. Ferdinand hat mir ein reizendes Bild von ihrem Leben entworfen; es floß ihnen wie ein bunter ſchöner Traum dahin.“

„Dafür iſt ihnen der Himmel verſchloſſen, deſſen nur gläubige Chriſten theilhaftig werden,“ entgegnete der Kaiſer ernſter.

„Ich wollte, ich wäre ein Mann!“ ſeufzte Maria. „Ich ließe mich von dir zum Vicekönig von Granada machen.“

„Wunderlicher Einfall!“ lachte der Kaiſer.

„Man hat mir geſagt, es leben noch Nachkommen des granadiſchen Sultansgeſchlechtes, und ſie hätten ſich zum Chriſtenthum bekehrt.“

„Ein ſolcher Königsenkel, wenn auch nicht aus dem Stamme der Könige von Granada, wurde voriges Jahr in Valencia entdeckt. Er war lange als der geheime König der Mauren verehrt worden, und ſeine Abſicht war, ſich ſogleich nach meiner Abreiſe nach Italien zu empören.“

„Und was war ſein Schickſal?“

„Er wurde mit ſeinem ganzen Stamme und Anhange niedergehauen. Nur die äußerſte Strenge frommt dieſem unruhigen Volke. Ich werde keinen Bekenner des Koran in Spanien dulden. Im Königreich Valencia lebten noch gegen dreißigtauſend mauriſche Familien, während nicht viel über zwanzigtauſend chriſtliche vorhanden waren. Nach dem Siege von Pavia fühlte ich mich aus Dankbarkeit gegen Gott verpflichtet, die Feinde Gottes unter meiner Krone zu Chriſti Heil zu bekehren. Die Mauren widerſetzten ſich mit bewaffneter Hand. Es kam zum Krieg zwiſchen mir und ihnen. Sie warfen ſich in die Sierra Espada, aber die deutſchen Landsknechte, die mir nach Spanien gefolgt waren, ſuchten ſie dort auf und bekehrten ſie ſchnell zum Chriſtenthum. Die Moſcheen wurden in Kirchen verwandelt, und die heilige Inquiſition nahm die Neugetauften in ihre ſtrenge Obhut. Man muß ſie zu ihrem ewigen Heile zwingen; ſie ſind wie ſtörriſche Kinder.“

Die junge gefühlvolle Königin war wieder erblaßt. Es graußte ihr vor dem Glaubenseifer ihres Bruders. „Ich ſprach nur von den Nachkommen der Könige von Granada,“ fuhr ſie nach einigen Augenblicken ängſtlichen Schweigens fort. „Noch ſoll Don Alfonzo de Granada leben, ein fürſtlicher Sproß jenes Hauſes.“

„Was weißt du von ihm? Wo lebt er? Wer ſagte dir von ihm? Wer nannte dir dieſen Namen?“ fragte der Kaiſer emporfahrend mit ungewöhnlicher Haſt und Erregtheit.

„Ich weiß nicht, wer mir von ihm ſagte, ich weiß nicht, wo er lebt,“ verſetzte Maria faſt erſchrocken. „Ich glaube, Ferdinand hat mir von ihm erzählt.“ — Zögernd und lauernd fügte ſie hinzu: „Wenn er nun noch lebte oder ein Sohn von ihm, und er oder dieſer Sohn wäre ein guter Chriſt und dir treu ergeben: würdeſt du den Einen oder den Andern zum Vicekönig von Granada erheben?“

„Seltſame Frage! Ich glaube ſelbſt, ich wäre nicht abgeneigt dazu, obgleich ich keinem Abkömmling der Mauren traue, und wenn er noch ein beſſrer Chriſt ſcheint. Die Gründe, weshalb ich dennoch vielleicht einen ſolchen Verſuch wagte, erlaß mir. Sie beziehen ſich auf unſern Vater. Merkwürdiger Weiſe habe ich mich in dieſen Tagen und in dieſem Hauſe mit jenem Alfonzo de Granada beſchäftigt, um Näheres über ihn zu erkunden. — Sollte deine Frage —“ er ſprach den Satz nicht aus und ſchwieg in Nachdenken verſinkend.

„Und wenn ein ſolcher Vicekönig von Granada um meine Hand würbe,“ fuhr Maria mit leiſe bebender Stimme fort, „würdeſt du ſie ihm gewähren?“

Ueberraſcht blickte ſie der Kaiſer an, als wollte er in ihrer Seele forſchen. „Maria!“ rief er endlich und der Ton ſeiner Stimme klang faſt ſchmerzlich. „Was iſt das? Was bedeuten dieſe ſeltſamen Fragen? — Maria, ich gönne dich keinem Manne.“

Damit war denn das Geheimniß ſeines Herzens, vielleicht ihm ſelbſt ein ſolches bis zu dieſem Augenblick, klar ausgeſprochen. Mit Thränen in den Augen küßte ihn die Königin auf die Wange; er aber heftete ſeine Lippen einen Augenblick auf ihren ſüßgeſchwellten Mund. Es war nicht der Kuß eines Bruders, den er ihr gab.

In dieſem Augenblicke erſchallte tauſendſtimmiger Jubelruf vom Markte herauf. Der Kaiſer zuckte auf; er glaubte, ihm gelte dies ſtürmiſche Jauchzen. Verwundert trat er mit der Königin ans Fenſter. Schon ſeit Wochen war er der jubelnden Begrüßung des Volks in Augsburg nicht mehr gewohnt. Mit Ueberraſchung erblickte er die zarte Silphengeſtalt der Tänzerin im Kreiſe, den das jubelnde Volk um ſie geſchloſſen, und ward ſeines Irrthums inne. Ein paar Augenblicke lang ſtieg eine dunkle Röthe in ſein feines blaſſes Geſicht, und mit geſpannter Aufmerkſamkeit verfolgte er die anmuthigen Bewegungen der tanzenden Zigeunerin. Die lebhafte Königin wurde durch das Schauſpiel ſehr ergötzt; ſie liebte das Volk, weil ſie von ihm geliebt wurde, und ſie ſah eine ſolche Maſſenanhäufung ſtets gern. Aber plötzlich ſtieß ſie einen kurzen und gedämpften Schrei aus und erblaßte.

Ein junger vornehm gekleideter Mann hatte ſich aus dem Hauſe ſtürzend, mit kräftigen Armen einen Weg durch die Menge gebahnt, war in den Kreis geeilt und hatte die Tänzerin umarmt und geküßt. Beifallsjauchzen des Volks war dieſer improviſirten Scene gefolgt. Die Königin hatte Raimund Mohren erkannt. Ebenſo der Kaiſer. Er warf einen ſcharfen forſchenden Blick auf die beſtürzte Schweſter, und ſie ſenkte verlegen das Auge vor dieſem

Blick. Der Bläſſe folgte eben ſo ſchnell Purpurglut in ihrem Geſicht. Karl kniff die Lippen feſt zuſammen, ſtets ein Zeichen ſeiner innern Erregtheit. „Iſt dieſer hübſche Burſche vielleicht ein Sohn des Don Alfonzo de Granada?“ fragte er nach einigen Minuten peinlichen Schweigens.

„Ich glaube, Ew. Majeſtät beſitzt etwas Sehergabe,“ verſetzte Maria trotzig.

„Er ſieht ſchon aus, wie ein mauriſcher Prinz und hat Wohlgefallen an ſchönen Landsmänninnen, wie wir eben geſehen haben,“ lachte der Kaiſer bitter. Die Königin ſchwieg ſchmollend; der Kaiſer empfahl ſich mit kurzem Abſchiedsgruße und verfügte ſich in ſeine geheime Kanzlei, wohin er Anton Fuggern beſcheiden ließ.

Dieſer hatte aus einem andern Fenſter des Hauſes die ärgerliche Scene zwiſchen Raimund Mohr und der Zigeunerin mit angeſehen und erwartete die Rückkehr des Jünglings, um ihn tüchtig ins Gebet zu nehmen, als ihn der Page des Kaiſers in die Kanzlei rief.

Die Königin Maria war ſo unmuthig, daß ſie in Thränen ausbrach. Ihr kleiner Kopf kreiſte mit allerlei Racheplänen, aber ſie waren weit mehr gegen die ſchöne Zigeunerin, als gegen ihren Liebling gerichtet, obgleich auch er beſtraft werden ſollte. Eh noch der Tag ſich neigte, hatte ſie von einer ihrer Kammerfrauen Raimunds Minnehandel mit Karlotten und das daraus hervorgegangene Zerwürfniß mit ſeiner Braut erfahren. Mißmuthig befahl die Königin ihren Zelter und ritt nur von einem Kämmerling begleitet, ins Freie. Spät kam ſie mit einem Entſchluß zurück: die Zigeunerin ſollte entfernt und der Kaiſer genöthigt werden, Raimunden zum Vicekönig von Granada zu erheben.

## 10.

# Zwiefacher Verrath und Scheinflucht.

Martin widerſtand weniger ſeiner eignen Natur, als ſeiner Mutter, wenn er die nächtlichen Beſuche Raimunds bei der Königin Maria zu ſeinem Vortheil zu benutzen ſuchte. Da hielt er vorſichtig in dem verlaſſnen Zimmer Wache, zündete eine Diebslaterne an und öffnete mit einem Nachſchlüſſel, den er ſich verſchafft, den Schrein, in welchem die Scripturen verſchloſſen waren, durchlas ſie und zog ſich Notizen heraus. Da er nun wahrnahm, daß auch die Königin Maria keine Anſtalt machte, ihn dem Ziele ſeiner Wünſche näher zu führen, ja, als er ſich auch von ihr mit nicht zu verbergender Kälte behandelt ſah, und endlich, als er erfuhr, daß Regina feſt entſchloſſen ſei, den Nonnenſchleier zu nehmen, daß alſo nirgends von ihm die Rede war, da gewann ſeine Mutter ihren ganzen Einfluß wieder über ihn, oder vielmehr das eigne böſe Princip in ihm, daß ihm nur aus ihr bewältigend entgegen trat, erhielt tückiſch und rachelechzend unbeſchränkte Herrſchaft über ſeine Seele. Während er auf der einen Seite noch an dem Plane feſthielt, durch die Königin zu reuſſiren, theilte er auf der andern ſeiner Mutter die im Schoße der Nacht geſammelten Notizen, ſo weit er es für gut fand, mit. Darunter befand ſich auch ein Verzeichniß der ungariſchen Magnaten, welche es insgeheim mit dem König Ferdinand und dem Kaiſer hielten, nebſt Auszügen aus ihren Briefen an beide und aus verſchiedenen Plänen, wie Ferdinand wieder zum Beſitz von ganz Ungarn gelangen könnte. Dieſe Dinge waren Eleonoren natürlich von großer Wichtigkeit, ſie ſchrieb einen Brief an den Woiwoden oder jetzigen König Johann und verrieth darin Namen und

Pläne. Ein aus Ungarn gebürtiger Zigeuner bei der Bande ward von ihr gewonnen, den Brief zu beſtellen. Aber, wie ſchlau und heimlich ſie auch Alles angelegt, ſie ward doch überliſtet.

Der alte Antonio Cebes hatte ſich geſchickt vor ihr zu verbergen gewußt, aber er hatte ſie jede Stunde bei Tage und bei Nacht beobachten laſſen, und die Zigeuner, von denen ſie umgeben war, ſtanden in ſeinem Solde und hielten zu ihm, ihrem Stammgenoſſen, mit Nationalſympathie und Treue, während ſie nichts an die fremde Abenteuerin feſſelte. Der Bote, welchen Eleonore an den Woiwoden geſchickt, wanderte zwar nach Ungarn, aber er hatte ihren Brief erſt an den alten Cebes abgeliefert. Von dieſem gelangte das Geſchrift noch an demſelben Tage in die Hände des Königs Ferdinand und des Kaiſers. Der Letztere gerieth darüber in großen Zorn, indem er durch dieſes Dokument die Ueberzeugung erhielt, daß all ſeine Vorſicht vergebens geweſen war und ſelbſt im Fuggerſchen Hauſe der Verrath ihn umgeben habe. Um jedes Aufſehen zu vermeiden, begab er ſich ſelbſt in gewohnter Weiſe dorthin, um Anton Fuggern die unangenehme Erfahrung mitzutheilen und mit demſelben die geheimen Maßregeln gegen Raimund — denn dieſen hielt er natürlich für den Verräther — zu berathen. Zu dieſer Vorſicht wurde er dadurch beſtimmt, daß er von Anton Fugger über Raimund Mohrs Abſtammung das Ausführliche erfahren hatte. Er fühlte ſich nach dem letzten Befehl ſeines Vaters dem jungen Menſchen ſelbſt dann noch verpflichtet, wenn dieſer wirklich den Verrath begangen; er vermuthete, daß derſelbe nicht allein ſtehen, ſondern einer Verſchwörung angehören möchte, die er, der Kaiſer, gern ganz entdeckt hätte, und auf keinen Fall wollte er in dieſer Sache etwas ohne den treuen, umſichtigen und ruhigen Anton unternehmen. Aber er fand ihn nicht zu

Hauſe und begab ſich, um ihn abzuwarten, zu ſeiner Schweſter. Noch hatte er nicht wieder mit Marien geſprochen; er wußte alſo nicht, auf welchem Wege ſie hinter das Geheimniß von Raimund Mohrs Geburt gekommen war, da dieſer ſelbſt es durchaus nicht kannte. Obgleich er nun ſeit der letzten Unterredung mit der Königin ihr grollte, ſo trieben doch ſeine tiefgewurzelte Neigung zu ihr und die Furcht, ſie in irgend einer Weiſe blosgeſtellt zu ſehen, ihn jetzt dazu, ihr hinſichtlich des erfahrenen Verraths Mittheilungen zu machen und ſeine Beſchuldigung Raimunds unverhohlen auszuſprechen. Vielleicht hatte er dabei auch die geheime Abſicht, die Neigung der Königin für den ſchönen Abkömmling der Könige von Granada, die ſie ihm verrathen, zu erſticken. Aber ſeine Erzählung des Vorfalls brachte eine ganz andre Wirkung in Marien hervor. Sobald ſie erfahren hatte, daß der aufgefangne Brief von der gefährlichen Eleonore geſchrieben ſei und dieſe ſich heimlich in Augsburg aufhalte, entdeckte ihr Scharfſinn im Nu den Verräther und den Hergang des Verraths. Sie verbarg ihre Beſtürzung. Es galt, raſch zu handeln, um einer Entdeckung ihres wahren Verhältniſſes zu Martin und Raimund zuvorzukommen. Sie erſuchte den Kaiſer mit erkünſtelter Ruhe den jungen Mann nicht eher zu beſchuldigen, als bis die Sache genau unterſucht ſei. Während ſie ſprach und ſich gleichgültig für die Sache anſtellte, überſah ſie den ſehr beunruhigenden Kolliſionsfall, in welchen ſie durch dieſe Entdeckung verwickelt worden war. Ihr eignes Intereſſe gebot ihr, Martinen von der ihm und ſeiner Mutter drohenden Gefahr ſo ſchnell als möglich zu unterrichten und beide durch thätige Hülfe der Gewalt und der Strafe zu entziehen, um von Martin, an dem, wie ſie ſich geſtehen mußte, ſie nichts Beſſres verdient, nicht blosgeſtellt und in den böſen Handel ſelbſt verwickelt zu werden. Der Kaiſer mußte nämbefriedigen, wenn Sie ihr einige Zeilen ſchrieben.“ — „Wenn es mir erlaubt iſt, Ihre Güte in Anſpruch nehmen zu dürfen, mein durchlauchtigſter Herr, ſo würde ich es vorziehen, ſelbſt ſogleich zu ihr zu eilen und die Schmerzen der Trennung durch die ſchönſten Nachrichten zu verſüßen.“ — „Wiſſen Sie etwas? Gönnen Sie mir dieſe Freude der Ueberraſchung. Ich bitte mir ohnedies aus, daß Sie ferner Ihre Wohnung bei mir nehmen und mir die angenehme Sorge für Sie und Ihre liebenswürdige Gefährtin überlaſſen. Was wollen Sie alſo weiter in Ruhla? Ich führe Ihnen Amalien heute noch zu. Unterhalten Sie ſich unterdeſſen mit meinem Zach, der mit uns ſpeiſen wird, begleiten Sie ihn auf die Sternwarte, laſſen Sie ſich unſre Einrichtung und die neuen Inſtrumente zeigen. Sie werden Reſpect vor uns bekommen. Ich laſſe ſogleich einen Wagen anſpannen und nach Ruhla abgehen. Nach Tiſche reit' ich ſelbſt, wenn Sie es ſo zufrieden ſind.“ — „Ihre Durchlaucht überhäufen mich mit Güte. Doch Sie ſind für Amalien gewiß der liebſte und ſicherſte Bote meines und ihres in Ihnen uns aufgegangenen Glücksſterns.“ — „So laſſen Sie uns gehen!“ ſagte der Herzog, und beide wandelten neben einander in vertraulichem Geſpräch durch die laubigen Bogengänge, deren groteſke Schönheit keine verſtändige Gartenſcheere zur plauſibeln Regelmäßigkeit verwieſen hatte. Am Gärtnerhauſe gab der Herzog Befehle und ging dann mit dem Grafen auf der öſtlichen, der beiden großen im Halbbogen geſchweiften Rampen hinauf, welche auf die Schloßterraſſen und das hintere Thor führen. Der Herzog lich in dieſem Falle ihre leidenſchaftliche Liebe zu Raimund, ihre Zuſammenkünfte mit ihm, ihre Pläne mit ihm und die Art, wie ſie ſich Martins dazu bedient, erfahren, und das Scheitern dieſer Pläne und ſeine Ungnade waren dann unvermeidlich. Entzog ſie ſich aber dieſen Entdeckungen dadurch, daß ſie Martin und ſeine Mutter fortſchaffte, ſo war damit auch das Mittel unmöglich geworden, Raimunds Unſchuld an den Tag zu bringen, und ſie ſah ihre Pläne dadurch ebenfalls bedroht. Es kam noch hinzu, daß ſie bereits Schritte gegen das Zigeunermädchen gethan hatte. Schon hatte ſie gegen den ihr ergebenen Stadthauptmann Sebaſtian Schärtlin den Wunſch ausgeſprochen, daß auf die gefährliche Hexe gefahndet werden möchte. Aus ganz anderm Grunde hatte Anton Fugger daſſelbe Verlangen geſtellt. Ihre Leidenſchaft für Raimund hatte eine Höhe erreicht, wo ſie auf nichts Rückſicht nahm, um den Jüngling für ſich zu gewinnen und den Königsthron von Granada mit ihm zu theilen.

Als nun Anton Fugger nach Hauſe zurückgekehrt und der Kaiſer mit ihm in das Kabinet gegangen war, wählte Maria mit Entſchloſſenheit unter den beiden Uebeln dasjenige, welches ihr als das geringere erſchien und wodurch ſie ſelbſt ſich vor der Entdeckung zu ſchützen vermeinte. Sie hoffte, da ſie Raimund für den Augenblick preisgeben mußte, ihn ſpäter, ſobald nur Martin und Eleonore glücklich entkommen ſeien, doch zu retten, ſeine Unſchuld darzuthun und Martins Schuld zu beweiſen. Sie ließ alſo Martin heimlich in ihr Kloſet rufen.

„Unglückſeliger!“ redete ſie ihn an, „welch ein Dämon hat Euch getrieben, alle meine Bemühungen, Euer Glück zu begründen, ſo hochverrätheriſch zu vernichten! Ihr ſucht von des Kaiſers Gnade ein glänzendes Lebensloos zu erlangen und verrathet verbrecheriſch den Kaiſer an Euere böſe Mutter, ſeine Feindin! Ihr beanſprucht von uns Geſchwiſterliebe und betrügt uns Alle auf die gemeinſte und ſpitzbübiſchſte Weiſe. Wißt denn, Euere Ränke ſind entdeckt, Euer Verbrechen iſt an den Tag gekommen. Der Kaiſer weiß bereits, daß Ihr Nachts ſeine Papiere im Hauſe durchforſcht, der Brief, welchen Euere Mutter an den Woiwoden geſchrieben, und worin die Magnaten genannt ſind, die ihrem rechtmäßigen König ergeben ſind und mit dem Kaiſer in Verbindung ſtehen, er iſt in ſeiner Hand, ein furchtbarer Beweis Eueres Verbrechens. Dankt es dem Intereſſe, welches ich an Euch nehme, daß ich Euch rette und dem ungemeſſnen Zorne des Kaiſers entziehe. Hier habt Ihr meine Börſe. Entfernt Euch ſchleunigſt mit Euerer Mutter aus der Stadt. Ehe eine Stunde vergangen ſein wird, werden Verhaftbefehle gegen ſie und Euch gegeben ſein. Der Kaiſer weiß bereits, daß ſie ſich bei den Zigeunern aufhält. Ihr begreift, daß ihr beide verloren ſeid, wenn ihr in die Hände der ſtrafenden Gerechtigkeit fallt. Thut mir geheime Meldung, wenn Ihr in Sicherheit ſeid; ich werde Euch ferner noch zu nützen ſuchen."

Martin hatte mit ſprachloſem Schrecken die Hiobspoſt vernommen. Er begriff, daß Alles für ihn verloren ſei, wenn er nicht ſchleunigſt den Rath der Königin befolge. Nur wie ein Blitz zuckte der Gedanke durch ſeinen Kopf, ſeine Schuld auf Raimund zu ſchieben und ſich hinter die Schuld der Königin, als ihr Vertrauter, den ſie nicht fallen laſſen dürfe, zu verſtecken; aber er ſah eben ſo ſchnell ein, daß ihm das nichts helfen werde, da der Brief ſeiner Mutter gegen ihn zeugte und er ſich durch neue Treuloſigkeit auch den Haß der Königin zuziehen würde. Uebердies hatte er erſt heute in einer Unterredung mit Reginem den letzten Schimmer von Hoffnung auf ihren Beſitz verloren. Den Rath der Königin zu befolgen, war wirklich das Einzige, was ihm übrig blieb. Er empfahl ſich alſo kurz, um die ſchleunigſten Vorkehrungen zu ſeiner Flucht zu treffen. Er war damit bald fertig; denn furchtſam und feige, wie er war, wagte er weder, ſich irgend noch im Hauſe aufzuhalten, oder etwas von ſeinem Gepäck mitzunehmen. Er ſteckte alſo nur Geld und Papiere in ſeine Taſchen. Als er eben aus dem Hauſe hinausſchreiten wollte, begegnete ihm Raimund. Mit einem hämiſchen Lächeln zog er ihn bei Seite. „Der Augenblick iſt gekommen," flüſterte er ihm zu, „wo ich dir das Geheimniß deiner Geburt entdecken kann. Wiſſe denn, du biſt der einzige Sohn des mauriſchen Fürſten Alnayar, der als Chriſt den Namen Don Alfonzo de Granada führte. Dein Vater lebt in Algier bei dem Dei Chair-Eddin Barbaroſſa. Deine Mutter war eine franzöſiſche Prinzeſſin, Luiſe von Maine, aus dem Hauſe Anjou, das Neapel und Ungarn Könige gegeben. Sie war die Jugendfreundin der Erzherzogin Margaretha von Oeſtreich und die erſte Geliebte ihres Bruders, des Erzherzogs Philipp, meines Vaters und des Kaiſers Vaters. Denn ich bin ein Sohn Philipps, ſo gut wie der Kaiſer und der König von Böhmen. Du aber biſt der rechtmäßige Erbe der Königskrone von Granada, welche die ſpaniſchen Könige deinem Hauſe geſtohlen. Hätte die ſchlaue Politik des Kaiſers Maximilian nicht deine Mutter und meinen Vater gewaltſam getrennt, ſo wäre ſie ſein Weib geworden und nicht jene ſpaniſche Juana, an die er ohne Liebe geſchmiedet wurde, und du wärſt Philipps älteſter Sohn, du wärſt jetzt deutſcher Kaiſer. Noch mehr und von der andern Seite: Die ſpaniſche Juana liebte deinen Vater, den Don Alfonzo de Granada, und hätte die treuloſe Politik ihrer Aeltern, des ränkevollen Königs Ferdinand und der ſchlauen Königin Iſabella, ſie nicht von einander geriſſen zu Aller Unglück, ſo wärſt du Juanas älteſter Sohn und jetzt König von Spanien. So biſt du von dieſen Kaiſern und Königen um die Kronen betrogen, ja, ſelbſt die, welche dir nach göttlichen und menſchlichen Rechten zukömmt, die Krone von Granada, ſie iſt im Beſitz dieſes glücklichen Karl, der dich zu ſeinem Schreiber braucht. Und die wackern Fugger haben treulich geholfen, dich zu belügen und zu betrügen und hätten dich gern zu einem Gliede ihres Hauſes gemacht, um ſich durch dich ſelbſt zu heben. — Nun weißt du genug."

Raimund ſtarrte den Sprecher wie ein Wahnſinniger an. „Alfonzo de Granada!" tönte es unwillkürlich von ſeinen bebenden bleichen Lippen. „Schrieb ich doch dieſer Tage einen Brief des Kaiſers an dieſen Mann, worin er ihn einladet, nach Spanien zurückzukehren, wo er ihn in ſeine Güter und Würden wieder einzuſetzen verſpricht."

„Die geraubte Krone wird er ihm nicht zurückgeben," lachte Martin und wollte gehen.

Raimund hielt ihn krampfhaft am Arme zurück: „Weshalb wollteſt du mich aus Kremnitz entführen und wohin? das eine ſage mir noch."

„Ich war ein Bote der Gemahlin des Dei von Algier, die eine Verwandte deines Vaters iſt. Chair-Eddin und Suleima, ſeine Gattin, wollten dich nach Granada führen mit Heeresmacht und dich auf den Thron deiner Väter ſetzen. Der Ring, den ich dir zeigte, war von Suleima; ich gab aber vor, er ſei von deiner Mutter. Deine Mutter ſtarb in Ungarn gleich nach deiner Geburt. — Ich war jahrelang in deines Vaters Geſellſchaft. — Nun laß mich; ich habe ein dringendes Geſchäft." Er ſchlüpfte aus der Thür und eilte in die Zigeunerherberge, wo er ſeine Mutter fand und ihr in ihrer Kammer athemlos mittheilte, was ſich ereignet hatte. Eleonore begriff die Gefahr, in welcher ſie ſchwebte, aber ſie verlor die Ruhe der Beſonnenheit nicht. Es war ihr nichts Ungewohntes ſich in gefährlichen Lagen zu befinden. Ihre Pläne forderten ihren längern Aufenthalt in Augsburg; denn noch war im Reichstag nichts entſchieden, wie ſchroff auch die Parteien ſich gegenüberſtanden. Jeden Tag durfte man den Bruch erwarten, und ſchon hatte ſich der Landgraf zum großen Verdruß des Kaiſers heimlich entfernt. Eleonore konnte nicht eher gehen, bevor nicht die Entſcheidung erfolgt war; der ganze Zweck ihrer Reiſe wäre vereitelt geweſen. Aber bei den Zigeunern war ſie nicht eine Stunde mehr ſicher; auch kam der Verrath offenbar von ihnen. Sie hatte ſchnell ihren Plan gemacht und ſchritt ohne Zaudern an ſeine Ausführung. Ohne Aufſehen verließ ſie mit ihrem Sohne die Herberge; außer Karracha war kein Mitglied der Bande zugegen. Ebenſo unbemerkt erreichten ſie das Katharinenkloſter, und nach einer Stunde hätte ſie Niemand in den züchtigen Nonnenkleidern wiedererkannt, mit welchen ſie die Schweſter Barbara verſehen hatte. Selbſt unter dem dichten Schleier waren die verrätheriſchen Flecken in ihren Geſichtern geſchickt zugeſchminkt. Martin nahm ſich als Nonne nicht übel aus. Die entlegenſte Zelle nahm ſie auf; ſie waren geborgen. — Die Pförtnerin war durch ein reiches Geldgeſchenk von Eleonoren gewonnen, ihr zu jeder Zeit in der Nacht Ein- und Ausgang zu gewähren. Die Klauſur war ohnedies nicht ſtreng und der Trubel des Reichstags geſtattete noch Ausnahmen. Die Priorin war auch keine ſtrenge Oberin und hatte den Freuden der Welt nur zum Schein entſagt. Die reformatoriſchen Ideen waren ihr nicht unbekannt geblieben, und die beiden fremden Nonnen, die als Flüchtlinge aus einem aufgehobenen Kloſter in Sachſen galten, durften ihres Schutzes gewiß ſein.

## 11.

## Der geheimnißvolle Nachtwandler.

Raimund Mohr ſtand lange wie verzaubert. Ein jäher Blitzſtrahl hatte die Wolken zerriſſen, die ihn zeither umhüllt, aber ſein Auge war davon geblendet, er vermochte ſich in den neuen Verhältniſſen nicht zu orientiren, ſie nicht zu überſchauen. Nur das eine Gefühl erfüllte ihn ganz mit maßloſem Groll und Bitterkeit, daß er betrogen, furchtbar betrogen ſei, und daß diejenigen, welche er bislang für ſeine Wohlthäter gehalten, ſich ſchmachvoll an ihm vergangen. Seine Liebe ſprang in Haß über, und dieſer ging viel zu weit, weil er eben unfähig war, die Verhältniſſe richtig zu würdigen. Auch waren ihm nun plötzlich ſeine Natur und ſein Weſen klar, die ihm zeither ſtets als ein ſeltſames Räthſel vor Augen geſtanden hatten; er verſtand den unbändigen Drang ſeiner Bruſt und die unerträgliche Unzufriedenheit mit ſeiner Beſchäftigung, ſeiner Umgebung und ſeinem ganzen Leben. Am meiſten empörte ihn gegen die Fugger, daß ſie ihn mit Reginen hatten verbinden wollen, und er war in der wildeſten Aufregung nahe daran, ſelbſt ſie, die Unſchuldige, Edle, zu haſſen. Dieſer Haß wandte ſich nicht minder gegen den Kaiſer und die Königin Maria. Er fürchtete den Verſtand zu verlieren und ſtürzte aus dem Hauſe; nur dunkel ſchwebte ihm der Gedanke vor, daß Karlotta allein im Stande ſein möchte, den ihn durchraſenden Sturm zu beſchwören, daß er nur bei ihr Ruhe und die Fähigkeit, ſeine Lage beſonnen zu überſchauen und einen Entſchluß zu faſſen, finden würde. Als er an die Herberge kam, tönte ihm ein herzzerreißendes Geſchrei entgegen. Er erkannte Karlottens Stimme; ein Haufen Häſcher führte ſie eben gefeſſelt heraus. Wie ein gereizter Löwe warf er ſich auf die bewaffneten Männer, und ſie wichen einen Augenblick ſeiner Wuth. Er hatte mit ſeinem Schwerte einige verwundet. Aber ſchnell ſah er ſich umringt, verwundet, von der Uebermacht überwältigt. Gefeſſelt, wie die Geliebte, wurde er mit ihr ins Gefängniß gebracht. Doch ſelbſt dieſes traurige Glück ſollte er nur kurze Zeit genießen. Sein Vergehen und ſeine Gefangennahme war unverzüglich den Fuggern gemeldet worden, und ſogleich langte der Befehl des Kaiſers an, ihn in Anton Fuggers Haus abzuliefern. Hier wurde er in ein Zimmer gebracht und bewacht; denn er tobte, wie ein Raſender. — Nach einer Stunde wurde er vor den Kaiſer und Anton Fugger geführt. Der Letztere nahm das Wort: ein ſchlimmer Verdacht hafte auf ihm, dem Kaiſer die geſchworne Treue gebrochen zu haben und zum Verräther der ihm anvertrauten Papiere geworden zu ſein. Er las ihm Eleonorens Brief an den Woiwoden vor. Dieſe unerwartete Beſchuldigung gab dem jungen Manne ſeine Beſonnenheit wieder. Mit dem Ausdruck der äußerſten Verachtung wies er ſie zurück.

„Ich weiß nicht, wie der Verrath ſtattgefunden hat, aber ich habe ihn nicht begangen,“ erklärte er beſtimmt.

„Es ſcheint, daß du dich von Martin van der Voort haſt verführen laſſen, ihm die Notizen zu geben, welche zu dieſem Briefe benutzt ſind,“ ſagte Anton, „und ſobald dieſer nach Hauſe zurückgekehrt ſein wird, wird er dir gegenübergeſtellt werden.“

„Ich erwarte es,“ verſetzte Raimund im Gefühl ſeiner Unſchuld.

Der Kaiſer verließ unbefriedrigt und mißmuthig das Haus, nachdem er befohlen hatte, ihm zu melden, wann Martin und Eleonore verhaftet ſeien, wozu der Befehl an die Häſcher bereits gegeben war. Als ihm am folgenden Morgen angezeigt wurde, daß weder Martin in das Fuggerſche Haus, noch Eleonore in die Zigeunerherberge zurückgekehrt ſeien, ſteigerte ſich ſeine üble Laune, und er gab die ſtrengſten Befehle zu ihrer Haft. Aber er mußte ſich bald überzeugen, daß ſie entflohen ſeien. Wer hatte ſie gewarnt? Dieſe Frage beſchäftigte ihn ſtundenlang und oft drängte ſich ihm die Antwort auf: „die Königin Maria.“

Mit Unwillen ſtieß er ſie von ſich und nahm lieber an, daß die Entflohenen von dem Zigeunerboten, welchem der Brief abgenommen worden war, hiervon benachrichtigt worden ſeien. Nichtsdeſtoweniger konnte er den Verdacht gegen die geliebte Schweſter nicht los werden.

In dieſen Zweifeln und quälenden Gedanken wurde ihm Anton Fugger gemeldet. Bleich und verſtört trat der Geldfürſt ein, ſo daß der Kaiſer auf den erſten Blick wahrnahm, daß ihm etwas ungewöhnlich Unangenehmes begegnet ſei. „Was iſt geſchehen, daß dich ſo erſchreckt hat?“ fragte er ſelbſt voll banger Beſorgniß.

„Ich halte es für meine heiligſte Pflicht,“ begann Anton zögernd, „Euerer Majeſtät nichts zu verſchweigen, was ſich in Bezug auf Euch und Euer Haus in dem meinigen ereignet. Ich muß deshalb ehrlich berichten was ſich in der verwichenen Nacht zugetragen, ſo unangenehm Euch auch die Kunde ſein mag. Wahrlich, mir iſt ſie es nicht minder.“

„Zur Sache! Ich kenne deine Treue,“ entgegnete Karl mit der wiedergewonnenen alten eiſigen Ruhe.

„Ich hatte, eh' ich mich zur Nachtruhe begab, den beiden Wächtern Raimund Mohrs befohlen, mich zu wecken, wenn es dem Gefangenen einfallen ſollte, irgend etwas Ungewöhnliches vorzunehmen. — Und ich wurde geweckt. Der Wächter berichtete, der Gefangene habe ſich vom Lager erhoben und führe ſo ſeltſame Reden, daß daraus erhelle, er habe den Verſtand verloren. Er ſchreie fort und fort nach ſeiner geraubten Krone. Erſchrocken begebe ich mich in ſein Schlafgemach. An dem ſeltſamen vorſichtigen Tritt, an dem unheimlichen glanzloſen Blick des Jünglings erkenne ich ſogleich, daß ich einen Nachtwandler vor mir habe. Er ſieht weder mich, noch die Wächter. „„Karl!““ ſpricht er mit einer Stimme, vor deren Ton ich mich entſetze, „„gib mir meine Krone zurück! gib mir die Königskrone von Granada, die deine Vorfahren den meinigen vom Haupte geriſſen haben. Ich bin der rechtmäßige König von Granada, nicht du. Du erdrückſt mein armes Volk. Ich will und muß es wieder zu Ehren und Anſehen bringen. Bedenke: wären deine Vorfahren nicht grauſam geweſen gegen ihre eignen Kinder, ſo wäre mein Vater der Gatte deiner Mutter geworden, und ich wäre der Erbe der ſpaniſchen Königskronen, oder meine Mutter wäre die Gattin deines Vaters geworden, und ich wäre jetzt Herr von Oeſtreich und der Niederlande und deutſcher Kaiſer. Darum ſei gerecht und gib mir wenigſtens die geraubte Krone zurück! — Du willſt nicht? Du gehſt! Ha! Ich will die ſchöne Königin, deine Schweſter, zu meiner Hülfe aufrufen. Wir wollen uns gegen dich verbinden und dir die geſtohlne Krone abzwingen.““

Fugger machte eine Pauſe, gleichſam als ſcheute er ſich weiter zu erzählen. Der Kaiſer hatte ihm ruhig und ſchweigend zugehört. „Wie mag er es erfahren haben?“ fragte er jetzt faſt gleichgültig.

„Es iſt mir unbegreiflich. Geſtern wußte er es noch nicht.“

„Einerlei! Er weiß es nun, und er hätte es doch einmal erfahren. — Was geſchah weiter?“

„Er zog einen Schlüſſel aus der Taſche und verließ das Zimmer; ich leiſe ihm nach. So ſteigen wir die Treppe hinab und kommen zu den Thüren der Gemächer der Königin. Mit dem Schlüſſel will er die Thür öffnen, welche in das Schlafgemach Euerer königlichen Schweſter führt. Entſetzen erfaßt mich. Mit kräftiger Hand weiſ' ich den Verwegenen zurück und zerr' ihn die Treppe hinauf. Er folgt mir willenlos. Schlaftrunken, träumeriſch ſchaut er mich und die Wächter an; er weiß nicht, was mit ihm geſchehen iſt, und legt ſich auf mein Geheiß wieder nieder. Die übrige Nacht verfloß ruhig."

„Und was iſt aus dem Schlüſſel geworden?" fragte der Kaiſer.

„Er entfiel ſeiner Hand, ich hob ihn auf."

„Wohl! Deiner Verſchwiegenheit bin ich gewiß. Ich ahnete ſchon, daß das Herz der Königin im heißen Minnerauſch ſich dem ſchönen Maurenprinzen zugewendet. Auch ſie weiß, wer er iſt, und durch ſie wurde ich zuerſt darauf gebracht, dich ernſtlich über ſeine Herkunft zu befragen. Der Schlüſſel beſtätigt meine Ahnung als Gewißheit. Der Schlüſſel ſoll mir als ihr Heilmittel von dieſer Leidenſchaft dienen. — Jetzt befolge genau, was ich dir ſage. Den Schlüſſel ſteckſt du ihm heimlich wieder in das Wams und kündigſt ihm die Freiheit an, doch laß ſeine Schritte genau überwachen. Mir aber bereiteſt du mit der größten Heimlichkeit ein Lager in deinem eignen Schlafgemach. Raimund ſoll ferner in der Kanzlei ſchlafen. Vorſichtig entfernſt du alle Perſonen, die uns Nachts in den Weg kommen oder belauſchen könnten. Niemand darf es ahnen, daß ich eine oder einige Nächte bei dir zubringe."

„Es ſoll Alles nach Euerer Majeſtät Befehl vollzogen werden."

Anton Fugger wurde in Gnaden entlaſſen.

Der Kämmerer meldete: ein paar Zigeunerinnen, wovon die Eine uralt ſei, verlangten durchaus Seine Majeſtät zu ſprechen; ſie ließen ſich nicht abweiſen und bäten dringend in einer wichtigen Angelegenheit um Gehör.

„Führe ſie herein!"

las in des Grafen Geſicht Erſtaunen über die Schönheit des Gebäudes und die herrliche Lage deſſelben. „Ich hoffe Ihrem Wunſche entgegen zu kommen," ſagte er, „wenn ich Ihnen vor der Tafel noch einen Gang um das Schloß herum vorſchlage." — „Sie werden mich ſehr verbinden," verſetzte der Graf, „wenn Sie mir vom Throne dieſer Gegend einen Theil Ihres ſchönen Landes zeigen." — „Gut, ſo will ich mit dem Berge anfangen, hinter welchem jetzt noch Ihre Amalia lebt." So gingen ſie auf die weſtliche Terraſſe. Den ſüdlichen Horizont begränzte in mäßiger Entfernung die blaue Höhenkette des Thüringerwaldes und wie ein auf den Knieen liegender, die Arme auf die Erde ſtemmender, das rieſige Haupt aber hoch empor hebender Hüne, ſah der majeſtätiſche Inſelberg herab in die mit Dörfern überſäete Ebne. „Sehen Sie, der weſtliche Berg dort iſt der Breitenberg bei Ruhla," bemerkte der Herzog und nannte mit geläufiger Zunge alle ausgezeichneten Berge und Oerter, ſo wie ihre Merkwürdigkeiten. In weiter Ferne nach Norden war ein Theil des Harzes mit dem Brocken ſichtbar und nach Nord-Oſten und Norden das ſchöne geſegnete Land mit ſeinen fruchtbaren Ebnen, zu ihren Füßen aber die freundlichſte aller Städte. — „Ich wüßte kein Schloß von ſchönerer Lage," ſagte der Graf. — „Auch ich kenne nur eins, welches mit meinem Friedenſteine *) Aehnlichkeit hat und auf ſolchen erhabnen Terraſſen liegt, das iſt

---

*) Name des Reſidenzſchloſſes zu Gotha, von Herzog Ernſt dem Frommen, 1640 erbaut.

Karracha und Zarova traten in das kaiſerliche Gemach und ließen ſich auf die Knie nieder, die Hände flehend emporgeſtreckt.

„Was begehrt Ihr von mir?“ fragte der Kaiſer mit ungewöhnlicher Milde.

„Gnade und Freiheit für meine Enkelin Karlotta!“ rief Zarova.

„Karlotta iſt Sonaka's einziges Kind,“ ſagte die alte Karracha mit Bedeutung, „Sonaka's, die in Bologna von der einſtürzenden Gallerie erſchlagen wurde. Sonaka hat nur einen Mann geliebt; ſie hat ſich nie von einem andern berühren laſſen. Sie blieb ihrer erſten Liebe treu. Das kann ich vor Gott bezeugen. Und ihrem ſüßen Kinde gab ſie den Namen ſeines Vaters.“

Ein mildes, faſt verſchämtes Lächeln flog über des Kaiſers Züge und überhauchte ſie mit einem Schimmer ſeiner verſchwundenen Jugend. Plötzlich ſtand ihm ein reizendes Bild vor der Seele, wie ein ſchöner Traum.

„Warum hat Sonaka das dem Vater ihres Kindes nicht ſelbſt geſagt, als ſie noch lebte?“ fragte er dann mit einem leiſen Anfluge von Wehmuth.

„O, weil ſie ſtolz war, wie ich es bin!“ verſetzte Zarova. „Nie wollte ſie, nie wollten wir von dem Vater Karlottas etwas begehren, was unſern Stolz verletzt hätte. Wir ſind die Fürſtinnen unſres Stammes. Sie war glücklich, daß ſie einſt von ihm geliebt worden war, und hätte ſich dieſes ſüße Glück ſelbſt um den reichſten Preis nicht trüben laſſen. Sonaka war eine edle Seele und ihres Geliebten würdig bis zu ihrer letzten Stunde.“

„Und ihre Liebe führte ſie in den Tod,“ fügte Karracha hinzu. „Das hat auch ihr Geliebter erkannt; denn er erwies ihrer Leiche die Ehre eines Beſuchs in ſtiller Mitternacht.“

„Weib, woher weißt du das?“ fragte der Kaiſer überraſcht und von ſchmerzlichen Erinnerungen ergriffen, ſo daß es feucht in ſeinen Augen ſchimmerte.

„Ich hielt die Todtenwache bei ihr und ſaß in einer Ecke des Stalles hinter einem Strohbündel, als die Todte den Beſuch erhielt, der ihre aufopfernde Treue anerkannte.“

Der Kaiſer winkte ihr, zu ſchweigen und wandte ſich ab.

„Karlotta hat nichts verbrochen,“ weinte Zaroya; „ſie iſt unſchuldig, wie ein Lamm und rein wie das Sonnenlicht.“

„Geht getroſt,“ ſprach Karl. „Eh der Abend kommt, iſt ſie frei. Im Katharinenkloſter werde ich ihr zum Schutz für den fanatiſchen Pöbel eine Freiſtatt erbitten. Doch müßt Ihr ſie in dieſen Tagen ſtill und ſchnell nach Spanien zurückführen. In Kordova werd' ich ihr die Wohnung bereiten laſſen. Nicht ferner kann ich dulden, daß ihre Jugendblüthe auf Gaſſen und Plätzen den frechen Blicken des Pöbels ausgeſetzt iſt, eines Pöbels, der ſie geſtern vergötterte und heute als Zauberhexe verſchreit und verfolgt. Meine Macht reichte nicht hin, ſie gegen dieſen Pöbel zu ſchützen. Bei meiner ſtrengen Ahndung, ſie ſoll nicht mehr auf den Straßen und in den Schenken tanzen, um Euern Seckel zu füllen! Ich werde Euch zu entſchädigen wiſſen.“ Er winkte noch einmal, und die Zigeunerinnen verließen mit Dankſagungen auf den Lippen das Gemach.

Der Kaiſer ſandte ſeinen Oberkämmerer zur Priorin des Katharinenkloſters mit der Bitte, die kleine Zigeunerin noch einmal aufzunehmen und ihr für ein paar Tage eine Zelle zu geben, worin ſie Abends ein Mann ſprechen könne, ohne von den Nonnen bemerkt zu werden. Wie ſchlecht kannte der Kaiſer die Frauen, vorzüglich die Frauen in den Klöſtern! Der Oberkämmerer befahl der Priorin die Sache als ein tiefes Geheimniß, und eine Stunde ſpäter wußten alle Nonnen, daß die ſchöne Zigeunerin auch dem ſittenſtrengen Kaiſer das Herz gerührt habe, daß er ſie ins Kloſter bringen laſſen und ihr hier Beſuche machen werde. Ein Ereigniß von ſolcher Wichtigkeit hatten die Schweſtern des Stifts der heiligen Katharina noch nicht erlebt, und es wurde natürlich in allen Zellen ſo heimlich und ſo eifrig als möglich beſprochen. Wie manches Nönnchen beneidete im Herzen, während ſie als ſtrenge Sittenrichterin ihren Abſcheu vor dieſer unerhörten Entweihung des heiligen Hauſes ausſprach, die kleine Ziegeunerin! Wie hätte es nun anders kommen können, als daß die Priorin für Karlotten ein Gemach beſtimmte, das aus einem ſichern Verſteck überſehen werden konnte!

Unterdeſſen war aber noch mehr geſchehen, um dem Kaiſer begreiflich zu machen, daß man einer Kloſterfrau kein Herzensgeheimniß anvertrauen darf. Eleonore van der Voort hatte es vortrefflich verſtanden, ſich bei der etwas beſchränkten Priorin in beſondere Gunſt zu ſetzen. Die in ihren Mauern ſeit dreißig Jahren hauſende Frau lauſchte mit Begierde auf die unterhaltenden Erzählungen von dem bunten und wunderlichen Treiben draußen in der Welt, und wer konnte wohl mehr und Seltſameres davon berichten, als die vielerfahrne Eleonore! Die Abenteuerin war in kurzer Friſt die vertrauteſte Freundin der neugierigen Oberin geworden, und ſie war die Erſte, welche das kaiſerliche Geheimniß erfuhr. Eleonore hätte ihre Natur verläugnen müſſen, wenn ſie daſſelbe nicht zu ihren Zwecken benutzt hätte. Es war noch nicht Mittag, als Martin, als alte Bäuerin verkleidet, Anton Fuggers Haus umſchlich, für den Fall, daß er Raimunden nicht zu ſprechen ermöglichen ſollte, mit einem Briefe an ihn verſehen, der den jungen Mann auf geheimnißvolle Weiſe in das Kloſter beſchied, wo ihm wichtige ihn betreffende Eröffnungen gemacht werden ſollten. Doch der Brief wurde entbehrlich.

Während dieſes Vormittages verbreitete ſich das Gerücht ſchnell durch die Straßen der Stadt, der ſchönen Zigeunerin werde der Prozeß gemacht und ſie in wenigen Tagen als Hexe öffentlich verbrannt werden. Man erzählte, daß ſie nicht nur den Erzbiſchof von Lüttich durch Zauberei umgebracht, auch den ſchönen Ungar im Fuggerſchen Hauſe habe ſie ſo behext, daß er den Verſtand verloren und Nachts mit böſen Geiſtern verkehre. Allen Männern habe ſie's angethan, und ihre Zauberkunſt komme der des Doktor Fauſt gleich. Die abenteuerlichſten Geſchichten davon wurden aufgetiſcht, und die Volksmaſſe freute ſich kannibaliſch auf ihre Hinrichtung. Das Gerücht drang auch in das Fuggerſche Haus; es erreichte Raimund Mohrs Ohr, welcher kurz vorher durch Anton Fugger in Freiheit geſetzt worden war. Ein paar Augenblicke war er wie gelähmt vom Entſetzen, das plötzlich über ihn hereingeſtürzt war. Seine Züge waren entſtellt, die Augen weit vorgetreten und mit Blut unterlaufen; ſein Anblick fürchterlich. Dann ſchnellte er empor und rannte fort nach der Zigeunerherberge, wo er erfuhr, was der Kaiſer den beiden Frauen zugeſagt und verfügt hatte. Der Wechſel ſeiner Gefühle war ſo ſtark, daß er ihn faſt niederwarf. Er brauchte Zeit um ſich zu faſſen.

Auf dem Heimwege dahinſchlendernd dachte er eben darüber nach, wie er es anzuſtellen habe, um die Geliebte Abends im Kloſter zu ſehen und zu ſprechen, als er ſich am Aermel gezupft fühlte und eine alte Bäuerin vor ſich ſah, die ihn mit bedeutungsvoller Geberde in den Winkel eines Hofes zog, wo ſie ſich ihm als Martin zu erkennen gab. Wenige Worte deſſelben beſtätigten dem ſtaunenden Jüngling die kurz zuvor vernommene Kunde von Karlotta's bevorſtehender Befreiung und Ueberſiedelung in das St.

Katharinenkloſter, aber der ſchlimme Nachſatz, daß ſie der Kaiſer dieſen Abend dort heimlich beſuchen werde, machten wiederum ſein Blut faſt erſtarren. Alſo das war der Preis ihrer Befreiung! Er hätte in dieſem Augenblick die ganze Menſchheit umbringen mögen vor Wuth, Haß und Rache. Aber er wollte ſich ſelbſt überzeugen, und das gerade hatte Martin gewünſcht. Der Plan dazu wurde ſchnell verabredet; dann ſchieden ſie. Raimund todtenbleich und zitternd wankte nach Hauſe und verlebte bis zum Abend fürchterliche Stunden.

Er kam ſpät, dieſer Abend, aber er kam doch, und Raimund, gut verkleidet, ſchlüpfte an Martins Hand, der ihn an der Pforte erwartet, in die kühle Kloſterhalle. Eleonore warf ihm in einer dunklen Zelle das weite Gewand und den Schleier einer Nonne über, und ſo wurde er in das Verſteck gebracht, wo er durch eins der unſcheinbaren kleinen Löcher in dem Geſims der Wand Karlotten in der durch ein Licht erleuchteten Zelle erblicken konnte. Die andern Löcher wurden von der Priorin, Eleonoren und Martin beſetzt. Eleonore flüſterte ihm zu: „Ihr mögt ſehen, was Ihr wollt, faßt Euch; denn wenn Ihr durch einen Laut Euch und uns verrathen ſolltet, ſo ſeid Ihr des Todes!“

Er glaubte, es ohnedies zu ſein; denn die Wuth drohete ihm die Bruſt zu zerſprengen; er kam ſich wie ein ſchwer Berauſchter vor und mußte ſich anhalten, um nicht umzuſinken.

Die elfte Stunde ertönte vom Kloſterthurme, als die Thür von Karlottas Zelle ſich öffnete, und der Kaiſer im Rock eines Hauptmanns der Schaarwache hereintrat. Karlotta ſchien ihn zu erkennen; ſie verneigte ſich tief und demüthig vor ihm. Karl ſprach gütig zu ihr, aber in dem Verſteck waren nur einzelne Worte zu verſtehen. Raimunds Ohr erfaßte einige dieſer Worte; der Kaiſer nannte das

Mädchen „mein ſüßes geliebtes Kind!“ Sie fuhren dem Lauſcher wie Dolchſtöße durch die Seele. Er war gleichſam nur noch Auge und Ohr. Und er ſah, mit welchem Wohlgefallen der Kaiſer die Zigeunerin lange betrachtete, wie er ihr dann Wange und Kinn ſtreichelte, endlich die Arme um ſie ſchlang, ſie zärtlich an die Bruſt drückte und ihr Küſſe auf Mund, Stirn und Wangen gab. Und Karlotta erwiderte dieſe Küſſe.

„Bring' mich fort; ich ſterbe!“ flüſterte Raimund dem neben ihm ſtehenden Martin zu. Dieſer faßte ihn raſch unter den Armen und zog ihn leiſe heraus in die friſche Luft des Kloſterhofs.

„Nicht du ſollſt ſterben, Thor!“ raunte er ihm hier ins Ohr. „Der dir zu deiner Königskrone auch noch die Geliebte geſtohlen, er hat den Tod von deiner Hand verdient. Ein Dolchſtoß — und du biſt gerächt. Wer hat ſchönere Gelegenheit dazu, als du?“ Damit führte er ihn auf die Straße und wünſchte ihm mit teufliſchem Hohne eine gute Nacht. Raimund wankte fort; er ſah nicht die Sterne am Himmel, nicht die Häuſer in den Straßen. Nur der Inſtinkt führte ihn in das Anton Fuggerſche Haus, und todtmüde, wie an allen Gliedern zerſchlagen, ſank er auf ſein Lager. Die Erlebniſſe dieſes Tages hatten endlich ſeine Kraft gebrochen.

Der Kaiſer verfügte ſich mit einem einzigen Begleiter aus dem Katharinenkloſter ebenfalls in das Haus Anton Fuggers, wo er von dem Hausherrn erwartet und in ein Gemach geleitet wurde, welches an die Kanzlei ſtieß. Hier war für die beiden Männer das Lager bereitet. Nachdem ſie ſich überzeugt, daß Raimund Mohr im Nebenzimmer feſt ſchlief, verkehrten ſie noch lange im leiſe geführten Zwiegeſpräch. Die Kerze war verdeckt; der Mond goß ſein volles Silberlicht durch die hohen Fenſter und erhellte die Gemächer auf ſeltſame geheimnißvolle Weiſe. Plötzlich hörten ſie, wie Raimund ſich erhob und ſich ankleidete. Sie ſchlichen herzu und beobachteten ihn. Er ſuchte etwas in einer Spinde. Endlich zog er mit leiſem unheimlichem Lachen einen Dolch hervor. „Du ſollſt das Herzblut des gekrönten Räubers ſchmecken!“ flüſterte er hohl und ſchauerlich. „Maria ſoll mich zu ihm bringen. Sie muß! Ich zwinge ſie. Sie hat mich ſo heiß geküßt, daß all mein Blut zu Feuer und Flamme geworden iſt. Das ſoll ihn verzehren und ſie. Und dann — meine Krone! meine Krone! Rufſt du mich, mein Volk?! Ich höre, ich höre deinen ſehnſüchtigen Ruf nach mir, deinem König. Geduld! ich komme! Ich komme!“ Er zog den Schlüſſel aus der Taſche und ging durch die Thür. Der Kaiſer und Anton Fugger folgten vorſichtig. Raimund öffnete die in das Schlafzimmer der Königin führende Thür und trat hinein; Karl war ihm auf den Ferſen und ſchlüpfte hinter den Vorhang des Bettes; Anton blieb an der Thüre ſtehen. Der Nachtwandler trat an das Bett der Königin und berührte die Schläferin; ſie fuhr empor, umwallt von den weißen Nachtgewändern und der Fülle dunkler Locken, eine Lilie, die aus dem Blätterſchmuck hervor ihren Kelch dem Mondſtrahl zukehrt. „Raimund!“ flüſterte ſie ſüß und ſehnſuchtsvoll und ſtreckte die Arme nach ihm aus, „zwei Nächte hab' ich vergebens auf dich gewartet, und nun ſtürzeſt d. nicht in meine Arme und läßt mich deine Küſſe nicht trinken, nach denen ich ſchmachte. O du kennſt die verzehrende Gluth der Liebe nicht! Wie ſtehſt du ſo ſeltſam kalt vor mir, wie ein Nachtgeſpenſt! Was haſt du? mir grauſt vor dir!“

„Maria, ich liebe dich nicht mehr!“ ſagte der Nachtwandler in ſeinem ſchauerlichen Tone.

„Raimund! Welch ein fürchterliches Wort! Ich bin entſetzt davon. Sollteſt du wirklich — geiſteskrank ſein?

— Was willſt du denn von mir, wenn du mich nicht mehr liebſt?“

„Meine Krone! Die Königskrone von Granada!“

„Ha! ſo weißt du, daß du der Sohn des mauriſchen Königshauſes biſt?“

„Ich weiß Alles.“

„Wohl, du ſollſt deine Krone haben. Aber beſinne dich doch, Raimund! Welch ein Irrthum hat ſich deines Geiſtes bemächtigt! Deiner Liebe, unſrer Liebe ſollſt du die Krone verdanken. Ich werde deine Königin, dein liebendes Weib ſein.“

„Du willſt Karlotten verbrennen laſſen, und der Kronenräuber hat ſie mir geraubt. Das fordert Blut!“

„Raimund, um der heiligen Jungfrau willen! Die Angſt, die mir aus deinen Worten erwächſt, bringt mich um. — Himmel, was haſt du in der Hand? Einen Dolch! Barmherziger Gott, willſt du mich ermorden?“

„Nein! den Kaiſer! Und du ſollſt mir helfen, daß das Eiſen ſein Herz nicht verfehlt!“

„All ihr Heiligen! Er iſt wirklich wahnſinnig!“ ſchrie die Königin auf und ſprang empor, um zu fliehen. Der Kaiſer vertrat ihr den Weg: „Bleib, Thörin, damit du die Früchte genießeſt, die du geſäet haſt!“ Maria ſtieß einen zweiten, noch furchtbarern Schrei aus und ſank wie vernichtet in ihren Seſſel.

„Bring uns Licht, Anton!“ befahl der Kaiſer kalt und ruhig dem an der Thüre ſtehenden Fugger. Nach ein paar im peinlichen Schweigen verſtrichenen Minuten trat Anton mit zwei brennenden Kerzen herein. Der Schlafwandler ſtand wie ein Steinbild. Der Kaiſer ergriff ihn am Arm und rief ihm zu: „Raimund Mohr!“ Wie vom Blitz getroffen ſtürzte er nieder; der Dolch rollte am Boden hin.

Verächtlich ſtieß ihn der Kaiſer mit dem Fuße an und herrſchte ihm zu: „Steh auf, Unglücklicher! Der Kaiſer befiehlt es dir.“

Raimund erhob ſich träumeriſch beſtürzt. Er ſchaute ſich ſtaunend um und erkannte ſeine Umgebung. Sein bleiches Geſicht zeigte das Gepräge des Schreckens, und er bedeckte es plötzlich mit beiden Händen.

„Was haſt du hier zu ſchaffen? Rede!“ ſprach der Kaiſer ernſt zu ihm.

Er ſchwieg. — Die Königin erhob ſich feſt und ſtolz: „Wenn es ſich um ſein Hierſein handelt, ſo bin ich die Schuldige. Aber mein Herz ſpricht mich frei. Ich liebe ihn; ich liebte ihn vom erſten Tage an, als er an den Hof nach Peſth kam. Stets hatte ich die Ahnung, daß er aus edlem Blute entſproſſen ſei, und als ich erfuhr, er ſei ein Sohn des Königshauſes von Granada, war ich entſchloſſen, ſeine Gattin zu werden. Wie ich ihn liebe — darüber kein Wort! Er iſt meine erſte Liebe, er wird meine einzige ſein. Von der jämmerlichen Politik Maximilians — dem Gott vergeben möge! — an einen unreifen Knaben gekettet, hätte ich meine Jugend in Trauer und Leid verwelken ſehen müſſen, wäre Raimunds leuchtende Geſtalt nicht zu mir getreten. Er hat meinem Leben Glanz und Friſche gegeben. Jetzt entſcheide, Kaiſer Karl: ſoll er die Krone von Granada haben, die ihm gebührt, und mit ihr meine Hand, oder willſt du ungerecht und grauſam gegen uns Beide ſein?“

„Was haſt du zu dieſer Erklärung zu ſagen?“ wandte ſich der Kaiſer an Raimund. „Keine Lüge! Keine Heuchelei! Bei meinem ſchwerſten Zorn!“

„Ich liebe nur Karlotten, die Zigeunerin.“

Die Königin verhüllte ihr Geſicht. Der Kaiſer weidete ſich einen Augenblick an ihrem Schmerz.

„Und was wollteſt du mit dieſem Dolche?“ Der Kaiſer ſchleuderte die Waffe mit der Fußſpitze zu Raimunds Füßen hin. Dieſer zuckte ſchaudernd zuſammen und ſchwieg.

„Unſeliger!“ ſchrie ihn Anton an, „du haſt deine innerſten ſchwarzen Gedanken verrathen. Scheuſal, den Frieden dieſes Hauſes mit dem gräßlichſten aller Verbrechen zu entweihen, mit dem Kaiſermord, daran haſt du gedacht. Ich fordere deinen Kopf vom Kaiſer!“

„Der Kaiſer gebe ihn Euch, und mir das Ende meiner Qual. Denn das Leben iſt mir unerträglich. — Ihr aber, Kaiſer und Fugger, krönt Euer gemeinſchaftliches Werk, das Ihr an mir vollbracht habt, das Werk des Lugs und Trugs, krönt es mit meinem Morde!“

„Genug des Frevels, Elender! — Mein Kaiſer, erlaubt, daß ich ihn zu ſchwerer Haft bringe und als ſein Ankläger auftrete.“

„Thue, was dir recht dünkt!“ entgegnete Karl.

„Folge mir!“ — Fugger und Raimund verließen das Gemach.

Karl ſaß ſeiner Schweſter ſchweigend gegenüber. Ein Gefühl, wie Schuld, laſtete auf ſeiner Bruſt. —

In der Frühe des folgenden Morgens reiſte die Königin Maria von Augsburg nach Prag, wohin ſie vom Kaiſer verwieſen war. Raimund Mohr lag im Kerker. Einen Tag ſpäter waren die Zigeuner aus der Stadt verſchwunden. Auch Eleonore und Martin wurden hier nicht mehr geſehen; ſie entkamen ſicher nach Ungarn. Der Kaiſer aber war düſtrer und verſchloſſner als je.

---

## 12.

## Thaten, Leiden und Abreiſe des Kaiſers.

Auf dem Reichstage kam nichts zu Stande. Obgleich die von den katholiſchen Gelehrten und Biſchöfen endlich dem Kaiſer zu Genügen ausgefertigte Widerlegung der das königliche Luſtſchloß zu Windſor in England. Ich würde aber auch in der Tiefe nicht leben können. Lächeln Sie, daß ich mich zum Herrſcher beſtimmt glaube, aber das Niedere und Gemeine iſt mir in jeder Hinſicht ſo zuwider, daß ich mich bei längerem Aufenthalt in volkreichen Ebenen oder Thälern unwohl, eng und gedrückt fühle; weniger peinlich iſt mir das Gefühl, wenn ich allein bin; doch mir in jeder Beziehung wahrhaft ſelbſt genügend lebe ich nur auf Höhen, auf Bergen, auf dem Throne. Nennen Sie dieſe meine Ueberzeugung immerhin einen Wahn; ihm entſpringt mein und meines Volkes Glück, ihm verdank' ich die ſichere Richtſchnur meines Handelns, und nie habe ich mir den Vorwurf machen dürfen, daß ich mir als Fürſt oder Menſch etwas vergeben, meiner Würde ein Widerſpiel, die Pflichten des Herrſchers verletzt habe. Wenn dieſer mächtige Zug nach der Höhe mich nun vom Niedern ſtets fern hielt, wie viel Hohes und Herrliches hat er mir dann geboten!" — Durch die ſchönen Baumgänge waren ſie rund um den hohen Friedenſtein wieder bis zum öſtlichen Thurme gelangt. „In dieſem Thurme iſt meine Wohnung," fuhr der Herzog fort, „da hab' ich den herrlichen Wald und die Gebirgskette, ſo wie meine Sternwarte ſtets vor Augen. Ich blicke von da auf das grüne Meer meines Gartens, auf meine Kaſtanienalleen herab, lebe mir, der Natur und den Wiſſenſchaften, und denke Tage lang nicht an die Stadt und den Hof." Der Herzog führte den Grafen durch eine für ſeinen Gebrauch allein beſtimmte Treppe in den Thurm hinauf, zeigte ihm erſt noch flüchproteſtantiſchen Konfeſſion gar nichts widerlegte, ſo gaben doch die proteſtantiſchen Kirchenlichter immer mehr zu, ſo daß im Dogma von einem Widerſpruch gegen die Kirche eigentlich gar nicht mehr die Rede war; und auch in den Kirchengebräuchen ließen ſie, um des lieben Friedens willen, nach und nach von ihren ſich auf die heilige Schrift ſtützenden Ausſprüchen fahren, ſo daß ſich der ganze Unterſchied zuletzt nur noch um einige unweſentliche Dinge drehete. Ein paar abweichende Gebräuche! Sollte deßhalb die Einheit des Reichs und der Nation aufgegeben werden? Sollte deßhalb ein Bürgerkrieg entbrennen? Hatte die Kirche nicht ſtets in verſchiedenen Ländern und in verſchiedenen Zeiten abweichende Gebräuche geduldet? — Man hätte meinen ſollen, die Vereinigung der Parteien hätte deshalb gar nicht beanſtandet werden können. Und doch kam ſie nicht zu Stande. Denn je mehr die proteſtantiſchen Kirchenlehrer nachgaben, deſto hartnäckiger und unverſchämter wurden die Forderungen des päpſtlichen Legaten, der zur rechten Zeit ſtets des Kaiſers katholiſchen Eifer zu entflammen und ihn zum Standpunkt der Kurie zurückzuführen verſtand. Ebenſo bearbeitete er die Majorität der Stände, ſo daß dieſe ſo ziemlich die ganze hierarchiſche Ordnung der Kirche, als vom heiligen Geiſt eingegeben, als unantaſtbar forderte.

Hier traf Luthern und ſeine theologiſchen Helfer der Fluch für ihre Abtrünnigkeit von der Volksſache. Hätten ſie ſich fort und fort auf die friſche, treibende Kraft des Volks geſtützt, wie ſie vom Anfang gethan, wie wäre der ganze Trugbau der Hierarchie vor ihren Augen zerfallen! Wie herrlich hätte auf den feſten Volksgrund die neue Kirche errichtet werden können! Aber ſie waren dem jugendlichen Zeitgeiſt, dem kühnauftretenden Volksgeiſt untreu geworden, ſie waren vor ſeiner Kraft und Kühnheit erſchrocken und zurückgebebt auf die Seite der Fürſten geſlohen, und nun half ihnen alles Nachgeben gegen die Katholiſchen nichts, „um die Einheit des Reichs und den Frieden zu erhalten.“ Wären nicht die proteſtantiſchen Fürſten ſtandhafter geweſen, als die proteſtantiſchen Theologen, die ganze Reformation hätte auf dem Augsburger Reichstag ein ſchmähliches Ende erreicht. Da war es denn noch ein Glück für ſie, daß die Katholiſchen zuletzt Dinge forderten, die ſie, die Proteſtanten, unmöglich zugeben konnten, wenn ſie ſich nicht vor der Welt und Nachwelt lächerlich machen wollten. Und ſo zerſchlugen ſich denn alle Vermittelungsverſuche, und der Kaiſer griff nun die Idee eines allgemeinen Konciliums wieder auf, wofür er das Verſprechen des Papſtes hatte. Karl ſchrieb deshalb an den Papſt, und dieſer zeigte ſich nicht abgeneigt ſein Wort zu halten und auf ein Koncilium einzugehen — obgleich ſeine Kurie dagegen war — wenn die Proteſtanten bis zur Zuſammenberufung deſſelben alle ihre Neuerungen aufgeben und ſich gänzlich und unbedingt wieder der Kirche unterwerfen wollten.

Daß der Kaiſer dieſe unerhörte Bedingung der Minorität der Stände vorlegen und allen Ernſtes verlangen konnte, daß ſie darauf eingehe, gab den Beweis, daß es ſeiner geiſtigen Faſſungskraft durchaus verſagt war, das Weſen des Proteſtantismus zu begreifen. Es verdroß ihn gewaltig, daß die proteſtantiſchen Stände eine ſolche Bedingung von ſich wieſen, und da nun ſeiner Meinung nach alle Mittel und Wege der Güte erſchöpft waren, zeigte er ſich ſeinerſeits ſehr geneigt, die der Gewalt anzuwenden und die Proteſtanten mit dem Schwert auf dieſelbe Weiſe zu bekehren, wie er die Mauren in Valencia bekehrt hatte. Aber nun hatte ſich die Kriegsluſt der Majorität verloren. Es war eben Alles erſchlafft, und die Griesgrämlichkeit des Kaiſers, ſeit ſeine Schweſter abgereiſt war, wirkte noch mehr lähmend auf ſeine Partei.

Deshalb brachten die Stände einen Abſchied in Vorſchlag, der den Krieg zwar in Ausſicht ſtellte, aber noch verſchob. Die Proteſtanten ſollten Bedenkzeit bis zum 5. Mai erhalten und ſich dann über die unvergleichlichen Artikel erklären. In dieſem Entwurf waren die Proteſtanten aber wiederum mit Ausdrücken und Bedingungen auf eine ſie empörende Weiſe behandelt, ja, es ſtand die dreiſte Lüge darin, ihr Glaubensbekenntniß ſei mit gutem Grunde der heiligen Schrift widerlegt worden. Die Proteſtanten verwarfen natürlich dieſen ſie ſchmähenden Abſchied unbedingt. Darauf die Erklärung des Kaiſers und der Stände: wenn die Proteſtanten den Abſchied nicht ſo, wie er ſei, annähmen, ſo würden ſie, Kaiſer und übrige Stände, Alles daran ſetzen, um ihre Sekte unverzüglich auszurotten. — Die Proteſtanten blieben ſtandhaft, und im vollſten Zwieſpalt trennten ſich die Stände. Die Städte blieben nicht minder feſt, wie die Fürſten, ja, ſo lange auch Augsburg gezögert hatte, ſich gegen ſeinen Kaiſer und Gaſt zu erklären, zuletzt geſchah es doch. Alle Beſtrebungen der mächtigen Fugger führten zu nichts. Es zeigte ſich, daß Anton weit davon entfernt war, in ſeiner Vaterſtadt eine Popularität zu beſitzen, wie ſie einſt ſein Ohm beſeſſen hatte. Die evangeliſche Lehre hatte zu tief Wurzel gegriffen in der freien Reichsſtadt, als daß kaiſerliches und Fuggerſches Anſehen ſie hätten ausreißen können. Der große Rath, zu welchem Glieder aller Zünfte gehörten, mußte — was nur in ſeltnen und ſehr wichtigen Fällen geſchah — zuſammengerufen werden, und da zeigte ſich denn die überwiegende Farbe. Im Angeſicht des Kaiſers verweigerte Augsburg die Annahme ſeines Abſchieds. Und dieſe Erklärung ſchmerzte Karln beſonders. Er hatte in Augsburg ſo viel gelitten, daß er ſehr angegriffen ausſah, und man fürchtete, er möchte erkranken. Um nun ein Gegengewicht gegen dieſe Laſt des Ungemachs zu finden und einen Luſt- und Freudentag in dieſe trübe Zeit zu legen, veranſtaltete der Kaiſer eine Feierlichkeit, mit welcher er ſich ſchon lange in Gedanken beſchäftigt hatte. Die proteſtantiſchen Fürſten waren abgereiſt, die katholiſchen noch zugegen. Sie wurden in die Pfalz entboten, wo der Kaiſer noch einmal alle Pracht entfaltete, die er beim Einzug in die Stadt dem ſtaunenden Volke gezeigt hatte. Ein impoſanter Zug entwickelte ſich von der Pfalz nach dem Rathhauſe. In der Mitte deſſelben zwiſchen dem Kaiſer und dem Könige gingen die beiden Brüder Raimund und Anton Fugger; ihnen folgten alle Glieder der Fuggerſchen Familie. Selbſt Georg Turzo und ſeine Frau waren aus Kremnitz gekommen. Im großen Saale, wo die Reichstagsſitzungen gehalten worden waren, ſchloſſen die Fürſten einen Kreis, in deſſen Mitte die beiden Fugger von Marſchällen geführt wurden. Der Kaiſer ſaß auf dem Throne, ihm zur Seite auf einem niedrigen Seſſel der König. Der Erzbiſchof von Mainz verlas an den Stufen des Throns eine Urkunde des Kaiſers, worin er die beiden Brüder Fugger nebſt ihren Nachkommen für ewige Zeiten zu Grafen und Pannerherrn des heiligen römiſchen Reiches ernannte, ihnen auf der ſchwäbiſchen Grafenbank den Platz unter den Reichsſtänden anwies und ihnen die vom Kaiſer Maximilian an Jakob Fugger verpfändeten Herrſchaften Kirchberg und Weißenhorn erb- und eigenthümlich überwies, das von Jakob Fugger geſtiftete Familienfideikommiß der Fuggerſchen Güter zur Reichsgrafſchaft erhob und ihnen einen kaiſerlichen Siegelbrief einhändigte, der ihnen fürſtliche Gerechtſame verlieh, Alles „für bewieſene Treue und Anhänglichkeit an die Perſon des Kaiſers und das ganze kaiſerliche Haus, ſo wie für ihre übrigen großen Verdienſte um das Reich.“

Die Grafen Fugger gaben dann dem Kaiſer und den Fürſten ein koſtbares Banket auf dem Rathhauſe.

8*

So war die zweite Stufe der Erhebung des Hauſes Fugger erreicht. Es ſah dagegen faſt wie Ironie aus, daß Hieronymus Fugger einige Tage ſpäter den Titel als kaiſerlicher Rath erhielt.

Dieſer glänzenden Feſtlichkeit folgte im Fuggerſchen Hauſe bald eine ſehr wehmüthige, die Einkleidung Regina Turzo's, als Nonne im St. Katharinenkloſter.

Nach dieſen Vorgängen erließ der Kaiſer den Reichstagsabſchied, worin er den ernſtlichen Entſchluß verkündete, das Edikt von Worms ſtreng zu vollziehen. Er beſtätigt aufs Neue die Gerechtigkeiten der geiſtlichen Fürſten; er ſchärft die Handhabung der angegriffenen Kirchenlehren und Gebräuche ein und bedroht alle dawider Handelnden mit ſchweren Strafen bis zur Acht. Der Wille des Kaiſers, die Widerſpenſtigen mit der Schärfe des Schwertes zum Gehorſam zu bringen, leuchtete hindurch. Kaiſer und Reich — und hinter ihnen der Papſt — waren entſchloſſen, den letzten Reſt der großen Volksbewegung, den verkümmerten Proteſtantismus, durch rechtliches Verfahren — dazu war das Reichskammergericht revidirt und vermehrt worden — und mit Gewalt zu unterdrücken und den jungen Genius der Freiheit in den blutgetränkten Staub zu werfen. —

Aber ſchnell genug zeigte ſich, daß in dem neu aufgepfropften Reiſe des alten Feudalreichs doch nicht mehr die friſche treibende Lebenskraft war, und der gegen die Bekenner des reinen Evangeliums ſo kriegsluſtige Kaiſer mußte ſich nach wenigen Monaten ſchon überzeugen, daß er in Deutſchland eben nicht König von Spanien war. So klein und ſcheinbar machtlos das Häuflein der proteſtantiſchen Stände gegenüber dem Kaiſer, dem Reiche und dem Papſte war, ſo wenig ſie erſt zum realen Widerſtande Luſt bezeigt und Vorbereitungen getroffen hatten, jetzt trieb die Drohung des Reichsabſchiedes ſie zuſammen. Die beiden Parteien nahmen bald nach dem Schluß des Reichstags ſehr verſchiedene wichtige Handlungen vor, jede in ihrem Sinne. Der Kurfürſt von Mainz rief die übrigen Kurfürſten nach Köln zur Wahl des Königs Ferdinand zum römiſchen König zuſammen, und auch der Kurfürſt von Sachſen wurde dazu eingeladen. Dieſer proteſtirte aber gegen die Wahl, als eine ſolche, die das Beſtreben des Kaiſers kund gebe, die Kaiſerkrone in ſeinem Hauſe erblich zu machen. Er ſelbſt berief dagegen die proteſtantiſchen Stände in die ihm gehörige kleine Stadt Schmalkalden im Thüringer-Walde, wo ſie ein Trutz- und Schutzbündniß gegen die ihnen drohende Gewalt ſchloſſen. Bald traten ſie auch in Verbindung mit den Königen von Frankreich und England und erhielten von beiden Hülfe zugeſagt. König Franz, der nur auf eine paſſende Gelegenheit wartete, den mit dem Kaiſer abgeſchloſſenen Frieden zu brechen, ſchickte einen geheimen Agenten an die Höfe der proteſtantiſchen Fürſten und ließ ihnen die ſchönſten Verſprechungen machen.

In ſolcher Weiſe wurde das Jahr beſchloſſen. In Köln wurde Ferdinand in ſeiner und des Kaiſers Gegenwart von den übrigen fünf Kurfürſten am 5. Januar 1531 zum römiſchen Könige erwählt, und ſchon am folgenden Tage brachen die beiden Brüder mit den Kurfürſten und einer Menge andrer Fürſten und Herrn mit dem prachtvollen Zuge, der den Kaiſer von Spanien begleitet hatte, nach Aachen auf, wo am 10. Januar die Krönung des erwählten Königs mit allem alterthümlichen Gepränge und Feierlichkeiten vollzogen wurde. Aber gerade dieſe Wahl und Krönung, welche die Partei des Kaiſers ſtärken ſollte, ſtärkte im Gegentheil den ſchmalkaldiſchen Bund. Denn auch die Baiernherzöge, welche ſeit lange nach der höchſten Reichsgewalt geſtrebt, ſchlugen ſich nun zur Partei der Gegner des Kaiſers, obgleich ſie die eifrigſten Anhänger des Papſtes waren. So kamen merkwürdiger Weiſe die erbittertſten Feinde und die wärmſten Freunde des Papſtes in eine Bundesgenoſſenſchaft gegen den Kaiſer. Der ſchmalkaldiſche Bund erſtarkte raſch, und als ſeine Glieder kurz vor Oſtern abermals in Schmalkalden zuſammenkamen, erklärten ſie ſich mit Kurſachſen ſehr energiſch, dem König Ferdinand den Gehorſam verweigern zu wollen. Obgleich nun Ferdinand in ſeiner Wahlkapitulation ausdrücklich auf den augsburger Reichsabſchied verpflichtet worden war und vom Kaiſer die Reichsverwaltung zum größten Theil übertragen erhalten hatte, ſo ſah er ſich doch ziemlich machtlos. Denn auch die öffentliche Meinung, die Volksſtimme, war gegen ſeine Wahl. Bei all ſeinem Glück kam der Kaiſer nicht aus dem Aerger und Verdruß heraus.

Von Aachen gingen die beiden fürſtlichen Brüder nach Köln zurück, wo ſie ſich mehre Wochen aufhielten, bemüht das Bündniß des Herzogs Wilhelm von Baiern mit dem Könige von Frankreich zu trennen. Dann begleitete der Kaiſer ſeinen Bruder nach Prag, wo Ferdinand eine Verſöhnung Karls und Marias zu Stande brachte. Trotz des Verdruſſes, den ihm die ſchöne Schweſter in mehr als einer Hinſicht bereitet, war der Kaiſer doch ſehr geneigt, ihr zu verzeihen; denn ſeit ihrer Abreiſe von Augsburg hatte ihn eine unbezwingliche Sehnſucht nach ihr gequält, und ohne daß er es ſich ſelbſt geſtand, war ſie der Hauptgrund ſeiner Reiſe nach Prag geweſen. Unter den Zerſtreuungen und Feſtlichkeiten, die der König, und unter den Sorgen, die die proteſtantiſchen Fürſten dem Kaiſer bereiteten, erhielt er im Frühling zwei ſchmerzliche Botſchaften. Zuerſt überbrachte Marx von Bübenhoven die Nachricht von dem unerwartet ſchnellen Tode der Erzherzogin Statthalterin Margaretha. Obgleich ſchon ſeit einigen Jahren kränklich, hatte ſie den Aerzten und ihrer Umgebung doch keine Beſorgniß für ihr Leben gegeben. Eine nervöſe Krankheit von nur wenigen Tagen hatte ſie nun plötzlich dahin gerafft, und der Kaiſer und die Königin Maria wurden durch den Tod ihrer edeln Erzieherin, die ſie ſtets als ihre Mutter betrachtet, in tiefen Schmerz verſetzt. Dieſer war um ſo größer, da Karl die geliebte Tante nicht wieder geſehen hatte, und eben mit den Vorbereitungen zu ſeiner Reiſe in die Niederlande beſchäftigt war, um ſeine treue und verehrte Statthalterin heimzuſuchen. Margaretha war am 20. Januar 51 Jahre alt geworden und die beiden fürſtlichen Brüder hatten ihr mit der Meldung der Krönung Ferdinands zum römiſchen König von Aachen aus Glückwünſche zu dieſem Geburtstage durch eine beſondre Geſandtſchaft zugehen laſſen, wobei ihr der Kaiſer ſeinen baldigen Beſuch angekündigt. Jetzt betrübte es Karln, daß er nicht von Aachen, wo er ihr ſo nah geweſen, nach Brüſſel gegangen war.

Die zweite unangenehme Kunde war die von den ungeheuern Rüſtungen des Großſultans Suleiman, um Deutſchland durch Ungarn, und Neapel und Spanien zu Waſſer zu überziehen. Durch Briefe und Kundſchafter wurde Karl unterrichtet, daß ſein Schwager, der König Franz, damit umgehe, ein Bündniß mit Suleiman abzuſchließen, wie er ein ſolches bereits mit den proteſtantiſchen Fürſten abgeſchloſſen hatte, und daß der König Heinrich von England nicht abgeneigt ſei, dieſes neue Bündniß zu unterſtützen, wie er das alte unterſtützt hatte. Der proteſtantiſche Fürſtenbund erhielt dadurch eine früher nicht für möglich gehaltene moraliſche Stärke, die für Kaiſer und Reich nicht ohne drohende Gefahr war. — Der Kaiſer traf Vorkehrungen, ſo viel er vermochte.

Von Prag zog er nach den Niederlanden, um die durch den Tod ſeiner Tante erledigte Regierung ſelbſt zu übernehmen und zu ordnen. Er fand dort viel Arbeit, bereiſte das ganze Land und hielt ſich in den einzelnen Städten lange auf. Im Spätſommer ernannte er ſeine Schweſter, die Königin Maria, zu ſeiner Statthalterin und Nachfolgerin ihrer Tante und ließ ihr dieſe ihr ſchmeichelhafte Erhebung durch eine Geſandtſchaft nach Prag melden. Maria brach bald darauf mit einem glänzenden Gefolge auf und wurde vom König Ferdinand einige Tagereiſen begleitet. In Köln erwartete ſie eine große Anzahl niederländiſcher Edelleute, vom Kaiſer geſchickt, um ſie mit den größten Ehrenbezeigungen in das Land zu führen, welches zu regieren ſie berufen war. Der Kaiſer empfing ſeine ſchöne Schweſter mit großer Auszeichnung in Brüſſel und wies ſie in die Regierung ein. Ihre Schönheit, ihre Anmuth und ihre bekannte Vorliebe für die Kirchenreformation gewannen ihr ſchnell alle Herzen. Die ſtille Schwermuth, die in ihrem Auge lag und ſich in den rauſchenden Feſten, die ihr zu Ehren gegeben wurden, oft genug als tiefer Seelenſchmerz in ihren reizenden Zügen ausprägte, erweckte ſogar in den jungen Männern eine Art ritterlicher Schwärmerei für die junge Königin, zu welcher im niederländiſchen Charakter doch ſonſt ſo wenig Anlage vorhanden war. Maria's fünfundzwanzigſter Geburtstag wurde am 17. September in Brüſſel mit einem Glanze gefeiert, welcher ſelbſt dem Kaiſer ſchmeichelte. Er ſelbſt bot Alles auf, dieſen Tag zu verherrlichen und ihr den ſchönen Maurenprinzen vergeſſen zu machen. Ihre ſtille Trauer bewies, daß ſie ihn nicht vergeſſen konnte. —

Erſt zu Anfang des Winters verließ Karl Brüſſel — es wurde ihm ſo ſchwer, ſich von Marien zu trennen — um nach Regensburg zu gehen, wohin er den neuen Reichstag zuſammenberufen hatte. In Mainz aber hielt ihn Kurfürſt Albrecht auf, und es gelang dieſem geiſtlichen Fürſten, der bei der Schwäche und dem Schwanken ſeines Charakters doch niemals der proteſtantiſchen Partei und der Kirchenreformation im Herzen ernſtlich abgeneigt geweſen war, ihn in Bezug auf die Strenge gegen den ſchmalkaldiſchen Bund auf andre Gedanken und andre Entſchlüſſe zu bringen.

Denn die öffentlichen Dinge hatten ſich in einem Jahre unerwartet geändert. Die katholiſchen Fürſten hatten ſich wenig mehr um des Kaiſers Pläne bekümmert; jeder war in ſeinem Lande ſeinen eignen Intereſſen nachgegangen; für das allgemeine Intereſſe zeigten ſie ſich gleichgültig. der Volkstrieb war unterdrückt, die Lebensadern unterbunden, nirgend etwas weiter, als eine üppige verſchwenderiſche Fürſtenwirthſchaft, keine Kraft, keine Erhebung, kein Zuſammenhalten und Zuſammenwirken. Ueberall das traurige Bild moraliſcher Zerfahrenheit und Zerfallenheit. Dagegen die proteſtantiſchen Stände in einem feſten drohenden Bund voll ſteigenden Lebens, voll täglich ſich ſchöner entwickelnder Kraft; die Völker zu den Fürſten haltend, in den freien Städten wachſender Muth, wachſender Gemeinſinn, wachſender Reichthum. Der ganze Norden Deutſchlands ergriffen von der reformatoriſchen Bewegung. Herzog Wilhelm von Baiern im Bunde mit den Proteſtanten, der König von Frankreich entſchloſſen ſie gegen den Kaiſer zu unterſtützen, und endlich im Oſten die furchtbar gegen Karl ſich erhebende Macht der Osmanen. Der Kurfürſt hatte über Alles dieſes ſpecielle Kunde und bewies dem Kaiſer, daß er nur mit Hülfe der Proteſtanten Suleiman von den Grenzen des Reichs werde zurückwerfen können, daß ſie aber entſchloſſen ſeien nicht das Geringſte für ihn zu thun, wenn die Strenge des augsburger Reichsabſchieds gegen ſie ferner gehandhabt würde. Jetzt begriff Karl, daß er ſich vom Papſt hatte verleiten laſſen, gegen die Proteſtanten zu weit zu gehen, und er lenkte von Stund an um. Inne gehalten hatte er eigentlich ſchon auf den Rath des Königs Ferdinand, der mit einem raſchern und richtigern Ueberblick über die Verhältniſſe in allen Briefen an den Kaiſer in die Niederlande die Gefahr geſchildert, welche das harte Auftreten gegen den ſchmalkaldiſchen Bund dem Reich bringen müſſe. Schon hatte Karl deshalb den Fiscal des Reichskammertig ſeine groſe, unter den Wohnzimmern befindliche Bibliothek, und beide ſtiegen dann hinauf zu der ihrer harrenden Tafel. In dem einfach, aber geſchmackvoll ausmöblirten Cabinet des Herzogs waren nur vier Gedecke aufgelegt. Kaum waren ſie eingetreten, als ein Diener dem Herzog leiſe etwas berichtete. „Mein Zach bringt noch eine junge Landsmännin mit, was ich Ihnen zu ſagen bis jetzt vergeſſen," wandte ſich der Herzog jetzt an den Grafen; „ich werde Sie nicht beſonders vorſtellen, um Ihnen eine Verlegenheit zu erſparen. Uebrigens haben Sie für Ihr Incognito weder von ihm, noch von der ungriſchen Dame etwas zu befürchten. Ihre eigenen Landsleute werden Sie nicht verrathen; man ſagt ja, die Ungern hielten feſt zuſammen." Die Thüre öffnete ſich und der Aſtronom trat mit Fräulein von Schönfeld herein. Der Graf hatte nicht ſobald das Fräulein näher betrachtet, als er in ſichtbare Verlegenheit gerieth, die von Minute zu Minute zu ſteigen ſchien. Der Herzog wuſte jedoch die Unterhaltung ſo geſchickt anzuknüpfen, ſo unbefangen zu leiten und ihn ſo unbemerkt hineinzuziehen, daß ſein momentaner Schrecken nicht bemerkt wurde. Während des Speiſens verſank der Graf öfter in ein tiefes Nachdenken und ſtarrte dann, wenn er ſich unbemerkt glaubte, das Fräulein an, als müſſe er ſich gewiſſe Anklänge in ſeiner Seele zum Bewuſtſein bringen. Die Dame betrachtete ihn mit nicht weniger Intereſſe. „Ich merke ſchon," begann endlich der Herzog lächelnd, „die beiden Leutchen da ſehen ſich zu tief in die Augen. Was ſoll das bedeuten?" — „Ich weiß in der That nicht, meine gerichts angewieſen, mit dem Prozeſſiren gegen die Proteſtanten inne zu halten bis zum neuen Reichstag in Regensburg. — Jetzt trieb ihn der allgemeine Schrecken vor den Rüſtungen Suleimans zu Unterhandlungen mit den proteſtantiſchen Ständen. Der Kurfürſt von der Pfalz, welcher nach Mainz gekommen war, um den Kaiſer zu begrüßen, und der Kurfürſt von Mainz übernahmen die Vermittlung; die Eröffnung des Reichstags wurde verſchoben. Die beiden Kurfürſten traten ohne Verzug mit dem Kurfürſten von Sachſen und durch dieſen mit den andern proteſtantiſchen Fürſten in Verbindung, und es kam zu Anfang April des folgenden Jahres eine Unterredung zu Schweinfurt zu Stande, welche ganz geeignet war, dem ſchmalkaldiſchen Bunde zum vollſten Bewußtſein ſeiner Macht zu verhelfen.

Der Kaiſer war nach Regensburg gegangen, und in der Mitte des April wurde der Reichstag eröffnet. Die furchtbare Macht der Umſtände verbot von irgend Anderm zu handeln, als von der Türkenhülfe; denn die Kunde von dem bereits erfolgten Aufbruch Suleimans mit einem Heere, wie Europa noch keins geſehen, flog Alles mit Entſetzen erfüllend durch Deutſchland. Man erzählte ſich, daß der Sultan nichts Geringeres im Sinne habe, als ſich ganz Europa zu unterwerfen und Konſtantinopel zur Hauptſtadt der Welt zu machen. Der Kaiſer überzeugte ſich bei der Rüſtung, daß dieſe Drohung zur Wahrheit werden könne, wenn die Proteſtanten nicht das Schwert für ihn zögen, und die Verhandlungen wurden der Nähe wegen nach Nürnberg verlegt. Der heranziehende Sultan brachte die Vereinigung bald zu Stande, die ohne ihn ſchwerlich erfolgt ſein würde. Es kam ein Religionsfriede zum Abſchluß, der, wenn er auch die Beſchlüſſe des augsburger Reichsabſchieds nicht aufhob, ſie doch ausſetzte und die Verfolgung der Proteſtanten hemmte. Damit war aber die katholiſche Partei höchſt unzufrieden; es kam zu ſo heftigen

Diskuſſionen und ihr Zorn wendete ſich nicht nur gegen die Proteſtanten, ſondern nun auch gegen den Kaiſer ſelbſt, daß dieſer von den unaufhörlichen ihm über die Maßen widerwärtigen Zänkereien und Hetzereien ganz leidend und hinfällig wurde. Er war doch erſt zweiunddreißig Jahre alt, aber er hatte faſt das Ausſehen eines Greiſes. Sein von Natur ſchwächlicher Körper war verfallen, ſeine Geſichtszüge bleich, mager und abgeſpannt. Auf einer Wolfsjagd, die man zu ſeiner Erholung veranſtaltet, ſtürzte er mit dem Pferde und verletzte ſich das linke Bein. Dieſe Beſchädigung hatte einen ſo ſchlimmen Verlauf, daß die Aerzte ſchon der Anſicht waren, der Schenkel werde abgelöſt werden müſſen. Die Krankheit wurde ſo gefährlich, daß man für gut fand, ihm eines Nachts die Sakramente zu reichen. Durch ärztliche Kunſt war das Uebel endlich faſt beſeitigt, als es ſich durch unzeitige Theilnahme an einer Proceſſion erneuerte. Karl ſuchte und fand im Bade zu Abach, während des Reichstags, Heilung, aber er war ſo ſehr von Hypochondrie heimgeſucht, daß er zu Zeiten keinen Menſchen vor ſich ließ, ſelbſt ſeinen Bruder nicht. — Die Beſchämung, die ihm die Proteſtanten bereiteten, wirkte dazu mächtig auf ihn. Denn kaum hatte er ſich im Nürnberger Vertrag — obgleich mit innerm Widerwillen — ihnen wieder geneigt gezeigt, als ein erfreulicher Eifer unter ihnen entbrannte, ihm ihren kräftigſten Beiſtand gegen die Türken angedeihen zu laſſen. Nicht nur, daß ſie ihre baaren Beiträge ihm ſchnell einſchickten, ſie machten ihm auf den Vorſchlag des Kurfürſten von Sachſen auch ein ſehr anſehnliches freiwilliges Geldgeſchenk; die Werbetrommel ging ſchnell in ihren Ländern und Städten um, und bald darauf bedeckten ihre Heere die Landſtraßen nach Wien, dem Verſammlungsorte der kaiſerlichen Kriegsmacht. Es war rührend zu ſehen, wie dieſe ſo oft verſtoßenen und beleidigten Proteſtanten, die nichts verlangten, als die Ausübung der chriſtlichen Religion nach der Vorſchrift des Evangeliums, jetzt wieder wetteiferten, ihrem Kaiſer, der ihnen ſchon mehr als einmal ſo ſchlecht gelohnt, zu helfen. Die Reichsſtädte ſtrengten ſich über ihre Kräfte an. Nürnberg hatte ein Fähnlein zum Reichskontingente zu ſtellen, und es ſtellte zwei, warb mit einigen Nachbarn noch hundert Reiter, gab 15 Stück grobes Geſchütz, 175 Centner Pulver, 1000 Spieße, 200 Harniſche und einen großen Vorrath von Mehl; Augsburg gab all ſein Geſchütz, und das Alles „dem Kaiſer zu Ehren und gemeiner Chriſtenheit zum Beſten." — Bei weitem nicht ſolchen Eifer zeigten die katholiſchen Stände.

Aus Neapel und dem übrigen Italien und aus Spanien kamen große Geldſummen und bedeutende Streitkräfte. Die Königin Statthalterin der Niederlande ſchickte viel Geld und viel ſtreitbare Männer. Außer Frankreich hatte die ganze europäiſche Chriſtenheit ihr Contingent zu des Kaiſers Heer geſtellt. Das deutſche Element war das vorwaltende in dem großen Heere, und in den deutſchen Haufen das proteſtantiſche. Die große Hälfte der Deutſchen waren Proteſtanten und ſie waren die beſten Soldaten. Der Kaiſer übernahm den Oberbefehl ſelbſt; mit der Geſundheit hatte er Muth und Kampfluſt gefunden. Er war entſchloſſen, zu ſiegen oder zu ſterben. Zum erſten Male ſah man ihn an der Spitze eines Heeres. Aber es war ihm nicht vergönnt eine Schlacht zu ſchlagen. Suleiman, wankelmüthig, wie immer, erſchrak vor dem gewaltigen Heere und vor dem Geiſte, der es beſeelte. Er hatte auf den Geiſt der Zwietracht unter den Deutſchen gerechnet, und er ſah den Geiſt der Eintracht, er ſah die glühendſte Kampfbegeiſterung. Er ſandte 15000 leichte Reiter nach Oeſtreich, die von den Deutſchen aufgerieben wurden, er ſelbſt wandte ſich nach Steiermark und erſchien vor Grätz. Die türkiſche Großſprecherei von der Eroberung

Europas erfüllte ſich als raſcher Rückzug. Ehe der Herbſt zu Ende ging, war Suleiman wieder in Konſtantinopel und Karl auf der Rückreiſe nach Italien und Spanien. Keiner von den beiden hohen Herrn hatte von dieſem mit ſo großem Geräuſch unternommenen Feldzug ſonderlichen Ruhm davon getragen.

In Bologna hatte der Kaiſer wieder eine Zuſammenkunft mit dem Papſte. Beide hegten noch größeres Mißtrauen gegeneinander, als bei der erſten. Das Verſprechen des Kaiſers in Augsburg, den Papſt zur baldigen Zuſammenberufung eines allgemeinen Koncils zu vermögen, hatte dieſen mit großem Mißvergnügen erfüllt, Karls ſpäteres Benehmen gegen die Proteſtanten es erhöht. Karl beſtand jetzt perſönlich auf dem Koncil, und Klemens machte deshalb heuchleriſche Verſprechungen. Sie ſchieden beide mit der Ueberzeugung von einander, daß ihre ſogenannte Freundſchaft nicht lange mehr dauern werde.

Zu Anfang des März 1533 reiſete der Kaiſer über Modena und Mailand nach Genua, überall von den Fürſten auf das Prächtigſte empfangen und bewirthet. Am glänzendſten zeichnete ſich Andreas Doria in Genua aus, der im verwichnen Herbſt mit ſeiner Flotte die Türken auch im mittelländiſchen Meere geſchlagen hatte. Jetzt führte er den Kaiſer auf ſeinen Galeeren wieder nach Barcelona über. Karl war viertehalb Jahr aus Spanien abweſend geweſen.

## 13.

## Don Raimondo de Granada.

Unter dem Gefolge des Kaiſers befand ſich Raimund Mohr, jetzt Don Raimondo de Granada genannt. Aus ſeiner Haft in Augsburg entlaſſen, war er in das vom Kaiſer geworbene, in der Nähe Augsburgs verſammelte Heer eingeſtellt, das nach Oeſtreich und gegen die Türken geführt werden ſollte. Der Kaiſer behandelte ihn gnädig, ließ ihn aber ſcharf überwachen. Nach Beendigung des Feldzugs wurde ihm eröffnet, daß ihn der Kaiſer mit nach Spanien nehmen und dort ſein ferneres Schickſal beſtimmen werde.

Raimunds Erſcheinen am Hofe zog die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ihn, ebenſowohl ſeiner ungewöhnlichen männlichen Schönheit, als ſeines ſchnell bekannt gewordenen intereſſanten Schickſals wegen. Denn das Gerücht von ſeinem Minnehandel mit der Schweſter des Kaiſers hatte auch den Weg nach Spanien gefunden, und die Schickſale ſeines Vaters, gerade in dieſer Beziehung den ſeinigen ſo ähnlich, waren am Hofe Vielen noch im guten Andenken und wurden durch das Auftreten des Sohnes in der Erinnerung aufgefriſcht.

Die Herzen der jungen Donna's am Hofe waren dadurch bald genug für Don Raimondo gewonnen, und manche flammten um ſo heftiger für ihn, je ſchwermüthiger er ausſah, je zurückhaltender er auftrat. Mit der größten Theilnahme hörten ſie die Verſicherung, der Kaiſer habe dem ſchönen Morisko ſeine beſondre Gnade zugewendet und werde ihm alle Güter und Beſitzungen ſeines Vaters zurückgeben und ihn zur Würde eines ſpaniſchen Grands erheben. Raimund hätte an die Thür eines Grafes oder Marquez anklopfen dürfen, um ſich die Tochter des Hauſes zur Gemahlin zu erbitten, er wäre überall mit Freuden aufgenommen worden. Aber der intereſſante Gegenſtand ſo vieler ſtillen Wünſche blieb unberührt von aller Schönheit, von aller Freundlichkeit und wollte keine Annäherung, keinen Wink verſtehen; kalt und theilnahmlos ging er durch die glänzenden Hoffeſte, ſelbſt daß die Kaiſerin ihn auszeichnete, ſchien keinen Eindruck auf ihn zu machen. Stets lagerte die Wolke der Schwermuth auf ſeiner hohen Stirne. Dem Kaiſer, der ihn nie aus den Augen ließ, ſchien dieſe Stimmung ſeines Schützlings auf der einen Seite zu gefallen, auf der andern war ſie doch auch geeignet, ihm Beſorgniſſe einzuflößen. So ſtreng auch die Mauren in Granada überwacht und durch die eiſerne Hand des Despotismus und die feurige Hand der Inquiſition niedergehalten wurden, ſo war damit doch die Despotenfurcht in Karls Bruſt nicht erſtickt, die Mauren möchten mit ihren Brüdern in Afrika in geheimer Verbindung ſtehen, und eines Tages eine mächtige Erhebung des in den Staub getretenen Volks erfolgen, und Raimund ihm dann der gefährlichſte Menſch in Spanien werden. Wenn Suleiman der Sieg zu Land und zu Waſſer geglückt wäre, ſo würde dieſe Erhebung zweifelsohne erfolgt ſein. Wer bürgte dafür, daß dem Beherrſcher des Oſtens nicht ferner ein ſolcher Sieg dennoch glücke? Schon geſtalteten ſich die Verhältniſſe ungünſtig für den Kaiſer. König Franz, der zu dem alten Groll gegen Karl nur Erbitterung über das durch den Letztern in Italien hervorgerufene Bündniß mit dem Papſt und den italieniſchen Fürſten geſchöpft hatte, näherte ſich dem Papſte, und es kam zwiſchen ihnen ein Verhältniß zu Stande, welches den Kaiſer beunruhigen mußte. Ja, Franz ging ſo weit, dem Papſte eine eheliche Verbindung zwiſchen ſeinem zweiten Sohne Heinrich mit der Nichte des Papſtes, Katharina von Medici, Schweſter des Herzogs Alexander, anzubieten. Die Enkelin eines Kaufmanns mit einem Königsſohne verbunden! Daran war zu erkennen, wozu Franz entſchloſſen war, um Karln zu ſchaden. — War er nicht fähig auch neue Verbindungen mit Suleiman einzugehen? Und wurde der Seeräuber Chair-Eddin in Algier nicht immer frecher und mächtiger zur See? Wenn nun noch dieſe verſchiedenen Kräfte und

Intereſſen ſich vereinigten, ſo war es nicht zweifelhaft, daß das mauriſche Intereſſe ſeinen Mittelpunkt in Raimund finden würde. Der Kaiſer mußte ſich des finſtern Menſchen — war es ſchwer zu errathen, worüber er brütete? — für immer entledigen, um vor ſeinen und der Mauren Plänen ſicher zu ſein und doch gebot ihm die von ihm heilig gehaltene Pietät, den letzten Willen ſeines Vaters in Bezug auf Don Alfonzo de Granada gewiſſenhaft zu erfüllen. Karl fand Mittel und Wege dieſe beiden ſich ſo ſchroff widerſprechenden Intereſſen zu vereinigen und ſich ſelbſt wie dem Maurenprinzen genug zu thun. Er nahm ſeine Maßregeln.

Mit dem Kaiſer war auch Marx von Bübenhoven nach Spanien gekommen, doch hatte er ſich nur kurze Zeit am Hofe in Toledo aufgehalten und war dann nach dem Süden des Landes gereiſt, um Unternehmungen des Kaiſers auf Bergbau zu betreiben, zu welchem Zwecke ihn Karl nach dem Tode ſeiner Tante für ſeine Dienſte gewonnen hatte. Raimund hatte ihn in Toledo nur flüchtig begrüßt und ſpäter nicht erfahren, wohin er auf des Kaiſers Befehl gegangen.

Im Herbſte ging der Kaiſer der Jagd wegen in das Königreich Murcia und nahm nur ein kleines Gefolge mit, zu welchem auch Raimund auserwählt wurde. Im nördlichen, gebirgigen und waldigen Theil der Provinz wurde eine Woche lang gejagt und die Gaſtfreundſchaft der Edlen in Anſpruch genommen. Eines Tages aber entließ der Kaiſer all ſeine Begleiter bis auf Raimund, und indem er jene nach der Hauptſtadt Murcia ſandte und ihnen befahl, ihn dort zu erwarten, wandte er ſich mit dieſem in das obere Thal der Segura, wo ſie Abends ein altes mauriſches Bergſchloß erreichten, verſteckt in der öden Wildniß eines von hohen Felſen eingezäunten Seitenthals.

Raimund konnte nicht begreifen, was der Kaiſer mit ihm vorhabe, indem er ihn in die ſchier ſchauerliche Einſamkeit dieſes verfallenden Schloſſes führte, und die Ahnung durchzuckte ihn, ob dieſes Felſenneſt wohl gar zu ſeinem künftigen Gefängniß beſtimmt ſei. Hatte Karl vielleicht in ſeiner Seele geleſen?

Ein Zimmer war hell erleuchtet, als ſie durch das Thor ritten, und es dünkte Raimunden, als ſei der Hof von Menſchen belebt. Diener nahmen ihnen die Pferde ab; einer derſelben führte Raimunden in ein hohes düſteres Zimmer, das durch eine dürftige Kerzenflamme nur noch unheimlicher wurde. Der Kaiſer war abhanden gekommen, Raimund hatte nicht bemerkt, wie und wohin. Raimund fröſtelte; es war ihm ſeltſam bänglich zu Sinne. Die Zeit ging mit bleiernen Füßen; die ſchauerliche Stille wurde nur dann und wann durch einen fernen Laut oder durch ein Geräuſch unterbrochen, die dem Einſamen nur unbeſtimmte Vermuthungen vergönnten. Er wurde immer aufgeregter und verſtimmter; das Herz klopfte ihm hörbar in der Bruſt. So mochte ungefähr eine Stunde vergangen ſein, als der Diener wieder eintrat.

„Donna Karlotta d'Auſtria, die Herrin dieſes Schloſſes, läßt Euch erſuchen an ihrer Tafel Platz zu nehmen und mir in den Speiſeſaal zu folgen.“

Raimund gehorchte ſtumm und ſtieg hinter dem ihm vorleuchtenden Diener eine ſteinerne Treppe hinauf; eine Thüre wurde geöffnet, er trat in ein hohes weites mit vielen Kerzen hell erleuchtetes Gemach. Er ſah nur wenig Menſchen. Zwiſchen dem Kaiſer und Bübenhoven trat eine prächtig gekleidete Dame auf ihn zu. Als ſeine Augen auf ſie fielen, durchzuckte ihn ein freudiger Schrecken. Karlotta war's, ſeine Karlotta, die vor ihm ſtand, ihn ſelig anlächelte, ihm die Hand zum Willkommen bot. Der Kaiſer nahm ſie an der einen Hand, Bübenhoven an der andern. Der Erſtere ſprach zu Raimunden: „Sie iſt meine Tochter, und ich gebe ſie dir zum Weibe. Du haſt die Prüfung gut überſtanden.“ Der Andre ſprach: „Sie iſt meine Enkelin und ich gebe ihr und dir meinen Segen.“ Aus dem Hintergrunde trat noch eine Dame, es war Zaroya: „Sie iſt auch meine Enkelin; ich habe ihre Mutter geboren. Ich bin aus dem Königsgeſchlecht meines Volkes entſproſſen, wie du aus dem der Mauren von Granada. Sie iſt dir ebenbürtig in jeder Beziehung, und der Kaiſer hat ihr ſeinen Geſchlechtsnamen gegeben und ſie zur Marqueſe erhoben. Sie heißt Donna Karlotta d'Auſtria.“

Raimund war beſtürzt und faſt betäubt, die Freude konnte bei ihm nicht zum Ausbruch kommen. Der Kaiſer kam ſeiner Befangenheit zu Hülfe. „Jetzt erleichtert Euere Herzen durch heitres Plaudern! Kein Zeuge, kein Lauſcher ſoll Euch ſtören. Eine Stunde habt Ihr Zeit dazu, dann wartet Euer der Prieſter und der Traualtar.“

Karlotta führte den Geliebten in ein andres Zimmer, wo der Mund des ſchönen Paars bald von den Gefühlen ihrer Bruſt überfloß und ſie ſich gegenſeitig ihre Schickſale ſeit dem augsburger Reichstag mittheilten. So langſam die vorhergehende Stunde dem harrenden Raimund geſchwunden war, ſo ſchnell verflog ihm dieſe. Selig traten die Liebenden auf Zaroya's Einladung in den Saal zurück, wo unterdeſſen der Altar hergerichtet war, vor welchem ein Prieſter ihrer wartete. Es war Raimunden wie ein Traum, aus welchem er zu erwachen fürchtete, als er die Geliebte, deren Verluſt er ſo ſchmerzlich betrauert hatte, als ſeine Gattin im Arme hielt, beglückwünſcht vom Kaiſer, den er noch nie ſo heiter und froh geſehen, und von den übrigen Verwandten. Der Kaiſer führte die Braut zur Tafel. Kaum ſaß die kleine Geſellſchaft an derſelben, als die Thür aufgethan wurde, eine rauſchende luſtige

Muſik erſchallte und ein buntes Völkchen paarweiſe herein tanzte. Es waren die Zigeuner, die der Kaiſer beſtellt hatte, ihrer jungen Fürſtin die Brautlieder zu ſingen. Unter Geſang und Tanz verſtrich der Abend. Alle vergaßen, daß der größte Herrſcher der Welt unter ihnen war; Karl hatte den Purpur abgelegt und war nichts weiter als ein glücklicher Menſch.

Am folgenden Morgen ſprach er zu Raimund: „Ich habe dich zu meinem Statthalter von Hiſpaniola ernannt und du wirſt in wenigen Tagen mit deiner Gattin auf einem Schiffe abreiſen, welches im Hafen von St. Lucar ſegelfertig liegt. In Karthagena erwartet Euch ein Küſtenſchiff, welches Euch nach St. Lucar bringen wird. Bübenhoven wird Euch dahin begleiten. Franceſco Pizarro hat auf dem Feſtlande der neuen Welt reiche Länder entdeckt und ſie theilweiſe für die Krone Spanien erobert. Es hängt von deinem Betragen ab, daß ich dich vielleicht bald zum Vicekönig jener Länder erhebe."

Kaum hatte Raimund dieſe inhaltſchweren Worte vernommen, als er ihren ganzen Sinn begriff. Der Kaiſer hatte ihn zwar durch Karlotten an ſeine Perſon gefeſſelt und ihn zur Dankbarkeit verpflichtet, aber er ſollte nichtsdeſtoweniger für immer aus Spanien entfernt und über das ungeheure Weltmeer in jene Länder verbannt werden, welche noch immer aus der Ferne ſich halb wie eine Fabel ausnahmen. Er wußte, weshalb er fortgeſchickt wurde, und die alte Bitterkeit trat ihm wieder ins Herz; aber es blieb ihm keine Wahl; er mußte gehorchen. Und damit er nicht entwiſchen könne, wurde ihm Bübenhoven als Wächter mitgegeben. Er ſah, daß er des Kaiſers Gefangner war. Die Enttäuſchung war ihm fürchterlich. Die koſtbaren Geſchenke, die der Kaiſer zurückließ, konnten Raimunds Schmerz nicht ſtillen, der ihn um ſo verzehrender marterte, je weniger er wußte, was er ſich von Kar-

Gnädige," ſagte der Graf erröthend, „was ich aus den Erinnerungen machen ſoll, die mich ſeit einer Viertelſtunde ſchon beſtürmen. Daß ich die Ehre, früher ſchon in Ihrer Geſellſchaft zu ſein, genoß, darüber bin ich im Reinen, nicht ſo über Zeit, Ort und Verhältniſſe dieſes Zuſammenſeins. Vielleicht gefällt es Ihnen, mich darüber aufzuklären." — „Sie irren ſich nicht Herr Graf," verſetzte das Fräulein, „und die Unbedeutenheit meiner Perſon in den glänzenden Kreiſen, in welchen ich Sie früher zu ſehen die Ehre hatte, tragen die Schuld, daß Sie ſich meiner nur dunkel erinnern. Sie hingegen hatten damals ſchon das Glück, einer der vorzüglichſten Gegenſtände der Aufmerkſamkeit aller vornehmen Damen Wiens zu ſein, und daher ſind Sie mir, ſo wie Ihre Schickſale genugſam bekannt." — Des Grafen Schrecken war ſichtbar; doch der Herzog redete ihn augenblicklich ſehr freundlich an: „Laſſen Sie ſich durch den pikanten Ton dieſer loſen Brünette den Appetit nicht verderben. Ich will Ihnen ſogleich aus dem Traume helfen. Dieſes ſchwarzäugige Fräulein iſt eine geborne Wienerin und die jüngſte Tochter des Oberſten von Schönfeld. Ihre Mutter iſt eine geborne Ungrin und Bekannte meines Zach, ein Paar ältere Schweſtern des Fräuleins ſind in Ungern verheirathet und bewohnen in der Gegend von Peſth, meines Zachs Vaterſtadt, Güter, und ſo haben wir das Glück ihrer Anſchauung erlangt. Es hängt nun freilich noch eine andre höchſt komiſche Geſchichte dazwiſchen, die ſie Ihnen ſelbſt erzählen mag, und die ich mit großem Vergnügen noch einmal mit anhöre." — Der Graf hatte ſich gegen lotten zu verſehen hatte. War auch ſie im Dienſte ihres Vaters, und durfte er ihr anvertrauen, was ihm das Herz ſo mächtig bewegte? Doch in dieſer peinlichen Ungewißheit ſollte er wenigſtens nicht lange, bleiben. Er konnte Karlotten ſeine Mißſtimmung nicht verbergen, und zu ſeinem Troſte erfuhr er von ihr, daß ſie weniger die Tochter des Kaiſers, als ſein Weib, ſein ihn mit ganzer glühender Seele liebendes Weib war. Auch ſie war mit der Verfügung des Kaiſers unzufrieden, aber ſie vermochte ſo wenig, als er, etwas daran zu ändern.

Bübenhoven drängte zur Abreiſe, und ſchon am folgenden Tage verließ das junge Ehepaar in ſeiner Begleitung das einſame Schloß. Sie hatten eine Landreiſe von ſechs Tagen bis nach Karthagena. Ein paar Maulthiere, mit ihrem Eigenthum bepackt, folgten ihren Pferden. Am dritten Tag der Reiſe würden ſie von einem ſchmucken Reiter eingeholt, dem Anſchein nach einem Edelmanne des Königreichs, der nach der Hauptſtadt zu reiſen vorgab. Er unterhielt ſich eine Zeitlang mit ihnen und zeigte ſich über die Verhältniſſe des Landes gut unterrichtet. Doch ſprach er mehr mit Bübenhoven, mit welchem er vorausritt. In einem Orte, wo ſie anhielten, um ſich und die Pferde zu ſtärken, benutzte der Fremde die Gelegenheit, als Bübenhoven ſich entfernt hatte, Raimunden einen Brief mit den Worten zuzuſtecken: „Leſet dies. Ich weiß wer Ihr ſeit. In Karthagena erwarte ich Euere Antwort.“

Raimund ging bei Seite und las: „Wenn Ihr — was mehr als wahrſcheinlich iſt — lieber nach Afrika zu Euerm Vater, zu Verwandten und Freunden und zu Euerm Volke, die Euch alle mit Sehnſucht erwarten, gehen wollt, als nach Weſtindien, wo Euer ein trauriges Schickſal erwartet, ſo geht am Abend nach Euerer Ankunft in Karthagena öſtlich vom Hafen am Ufer des Meeres etwa eine Viertelmeile entlang. Der, welcher Euch dieſen

Brief übergeben, wird Euch dort begegnen und Euch nähere Eröffnungen machen, Euch auch Briefe Eueres Vaters, des Dei von Algier und ſeiner Gemahlin Suleima übergeben. Es wird Sorge getragen werden, daß Euer Begleiter und Beaufſichtiger, der Junker von Bübenhoven, Euch nicht folgen kann.“

Eine ſchöne Hoffnungsſonne ging dem Verzweifelten in dieſen Zeilen auf. Freudeſtrahlend gab er bald darauf dem Fremden ein zuſtimmendes Zeichen, worauf ſich dieſer bald von ihnen trennte.

In Karthagena angekommen, überzeugte ſich Raimund, daß Bübenhoven den Befehl habe, ihn nicht aus den Augen zu laſſen; denn er begleitete ihn auf jedem Schritt. Das Schiff, welches ſie nach St. Lucar bringen ſollte, lag in Bereitſchaft und hatte nur auf ſie gewartet, um in der Frühe des andern Morgens den Anker zu lichten. Die Reiſenden ſollten Abends an Bord gehen; ſo hatte es Bübenhoven angeordnet. Raimund begriff nicht, wie er ſich losmachen ſolle; doch vertraute er dem Worte des Fremden. Plötzlich trat ein reich gekleideter Herr in das Hafenhaus, wo die Reiſenden verweilten. Er hatte kaum die Augen auf Bübenhoven fallen laſſen, als er haſtig auf ihn losſchritt, ihn an der Schulter faßte und in barſchem Tone ſagte: „Ihr ſeid der berüchtigte Seeräuber Sinan, genannt der Jude, der Schiffsaga Chair-Eddins und mein Gefangner. Ich verhafte Euch im Namen des Kaiſers und Ihr müßt mir unverzüglich zum Richter folgen.“

„Ihr irrt Euch in meiner Perſon,“ verſetzte Bübenhoven ruhig. „Ich bin ſelbſt ein Diener des Kaiſers.“

„Das müßt Ihr vor dem Richter beweiſen. Ihr habt mir unverzüglich dahin zu folgen, und wenn Ihr Euch ſträubt, ſo ſtehen die Alquacils vor der Thüre, welche Euch zwingen werden.“

Bübenhoven bat Raimund eine kurze Zeit zu verziehen;

der Irrthum werde ſich ſchnell aufklären. Kaum war er fort, als Raimund Karlottas Arm nahm und mit ihr die bezeichnete Richtung am Ufer hin einſchlug. Karlotta's Neugierde forſchte vergebens nach dem Grunde dieſes Ganges. „Du wirſt ihn bald genug erfahren,“ tröſtete ſie ihr Gatte.

Sie waren noch nicht weit gegangen, als ihnen ein Schiffer begegnete und auf ſie zutrat. Sie erkannten den Fremden wieder.

„Hier iſt der Siegelring Eueres Vaters!“ ſagte dieſer, nachdem er ſie mit Herzlichkeit begrüßt und ihnen einen prächtigen Ring hinhielt, in deſſen Stein Raimund die Granade erblickte. „Die Briefe findet Ihr in einem Boote, das nicht weit von hier in einer Bucht verſteckt liegt. Dort werdet Ihr auch einen alten Bekannten ſehen, der Euch die erwünſchteſten Nachrichten über die Euerigen in Algier mittheilen wird.“

Raimund und die ſtaunende Karlotta beflügelten ihre Schritte, von dem geheimnißvollen Fiſcher geführt. Sie erreichten mit der Nacht das Boot. Ein andrer Schiffer ſprang ihnen entgegen und ergriff Raimunds Hand. Dieſer ſtieß einen Schrei der Ueberraſchung aus. Martin van der Voort war's, der vor ihnen ſtand und rief: „Ich grüße Euch im Namen Sidi Alnayars, deines Vaters, Chair-Eddins und Suleima's, ich grüße dich ſelbſt! Tretet herein und leſet die Briefe der Euerigen, unterdeſſen wird Sinan, der Befehlshaber des eine Meile von hier auf der Meereshöhe kreuzenden Schiffes, bei uns ſein. Oder willſt du lieber, daß ich dir meine Schickſale erzähle, ſeit wir uns nicht geſehen?“

Sie beſtiegen das Boot. Eh' aber Raimund Zeit fand, die Briefe zu leſen, ſprang jener ſtolze Fremdling, welcher Bübenhoven zum Richter geführt hatte, in das Fahrzeug. Im Nu ſetzten ſich die Ruder in Bewegung, und das Boot ſchoß in die dunkle See hinaus. Bald aber ſtieg der Mond aus den Wellen empor und ſein Licht zeigte ihnen ein prächtiges Schiff. Ein Pfiff wurde dort beantwortet. Sie legten an und erſtiegen auf der herabgeworfenen Leiter die Goelette, die ſofort alle Segel beiſetzte. Am dritten Tage lief ſie im Hafen von Algier ein.

## 14.

## Barbaroſſa's Eroberung von Tunis.

Zu jener Zeit war das ungeheure Gebiet von Tunis der reichſte und blühendſte der Staaten an der nordafrikaniſchen Küſte. Sein Gebieter, der König Mahmed, ein hochbejahrter Greis, hatte mit den Frauen ſeines Harems vierunddreißig Söhne erzeugt.

Die Favorite Zaide wußte den von ihr beherrſchten Dei zu der Ungerechtigkeit zu beſtimmen, daß er ihren Sohn Mulei-Haſſan, einen der jüngſten der Prinzen, öffentlich und geſetzlich zu ſeinem Nachfolger ernannte. Aber dieſer Mulei-Haſſan war ein Ungeheuer. Kaum hatte er durch ſeine Mutter das Ziel, nach welchem er geſtrebt, erreicht, als er ſeine fürſtliche Wirkſamkeit damit begann, ſeinen Vater zu vergiften, damit dieſer nicht etwa die Verfügung hinſichtlich der Thronfolge wieder ändern möchte, und alsbald nach Mahmeds Tode ließ er ſeine Brüder einfangen und umbringen. Einer der Aelteſten, Alraſchid, hatte aber Mulei-Haſſans Plan durchſchaut und ſich glücklich zu den Beduinen der großen Wüſte gerettet. Es gelang ihm, die Scheiks einiger Stämme für ſeine Sache zu gewinnen und mit ihrer Hülfe Verſuche zu machen, den grauſamen Mulei-Haſſan vom Thron zu ſtürzen und ſich ſelbſt darauf zu ſetzen. Aber die Söhne der Wüſte wurden vom Heere des jungen Königs geſchlagen, und Alraſchid konnte ſich der Gefahr, von ihnen an Mulei-Haſſan ausgeliefert zu werden, nur durch ſchnelle Flucht entziehen. Es blieb ihm nichts weiter übrig, als nach Algier zu gehen, und Chair-Eddins Gaſtfreundſchaft und Hülfe in Anſpruch zu nehmen. Dies ereignete ſich im Herbſte des Jahres 1534. Chair-Eddin nahm den um Schutz Flehenden mit allen Zeichen der Ehrerbietung und Freundſchaft auf und machte ihm die glänzendſten Verſprechungen. Kurz zuvor war Chair-Eddin vom Padiſchah Suleiman nach Konſtantinopel eingeladen worden, und als Alraſchid nach Algier kam, traf der Dei eben ſeine Vorkehrungen zu der großen Seereiſe. Suleiman hatte endlich durch Schaden einſehen gelernt, wie nöthig es ſei, eine tüchtige Flotte gegen Neapel und Spanien auszurüſten und ihr einen Anführer zu geben, der an Kenntniß des Seekriegs und an Tapferkeit dem berühmten Andreas Doria nichts nachgebe und ihm die Spitze bieten könne. Es gab nur einen ſolchen Mann unter den Gläubigen: Chair-Eddin Barbaroſſa. Aber Suleiman war neidiſch auf den außerordentlichen Ruf dieſes Fürſten; er mochte keine Größe neben ſich dulden; er wollte allein der Beſieger des mächtigen Kaiſers Karl ſein und einem Andern nichts vom Ruhme dieſes Sieges gönnen. In dieſem Neide war der Grund zu ſuchen, weshalb der Sultan immer noch nicht auf die Vorſchläge und Anerbietungen Chair-Eddins, Suleimas und Eleonorens eingegangen war. Die letzten Jahre hatten ihn aber gewitzigt. Eleonore van der Voort, die in ſeinem Harem lebte und der Hauptkundſchafter und Berichterſtatter über die europäiſchen Verhältniſſe war, drang endlich mit ihrer Stimme durch. Im Divan wurde beſchloſſen, dem Dei von Algier die Bildung und den Oberbefehl einer neuen großen Flotte aufzutragen und ihn nach Konſtantinopel zu rufen. Mit dem Staatsboten, welcher dem Dei den Befehl des Großſultan überbrachte, reiſte Eleonore nach Algier.

Eleonore van der Voort und Agnes von Kardona ſahen ſich wieder und hielten ſich umarmt, zwei Frauen vom kühnſten Geiſte und ſich geiſtig verwandt in Entwerfung und beharrlicher Verfolgung außerordentlicher und abenteuerlicher Pläne und in dem unabläſſigen Anſtreben nach demſelben Ziele, dem Sturz des öſtreichiſchen Fürſtenhauſes, wenn auch aus ganz verſchiedenen Beweggründen. Dieſe beiden Frauen, in ihren Charakteren ſo gänzlich verſchieden, hatten ſich doch, die Eine, wie die Andre, des weiblichen Charakters ſo entäußert, daß ſie vor keiner That, die ſelbſt die abgehärtetſten Männerherzen erbeben macht, zurückwichen, um ihre zügelloſen Leidenſchaften zu befriedigen. Aber die Eine handelte aus glühender ſchwärmeriſcher Liebe für ein edles niedergetretenes Volk, deſſen Tochter ſie war, die Andre aus glühender Rache für erlittene Schmach, die ſie doch ſelbſt verſchuldet und indem ſie das niedergetretene Volk, deſſen Tochter ſie war, aus den Feſſeln, die ihm unwürdige Machthaber angelegt, befreien zu wollen vorgab, würdigte ſie ſelbſt den gemißhandelten Genius der Freiheit zum Befriediger ihres Rachedurſtes herab. Jene war von einer Abenteuerin zur Gemahlin eines geiſtesſtarken thatkräftigen Fürſten emporgeſtiegen; dieſe aus glänzenden Verhältniſſen zur verwegenſten Abenteuerin herabgeſunken. So ſahen ſie ſich wieder. Eleonore hatte faſt ſchon das Ausſehen einer Greiſin, obgleich ſie erſt vierundfunfzig Jahre alt war, aber ungeheure Strapazen hatten ihre Spuren in dieſe einſt ſo ſchönen Züge verwüſtend eingegraben, nachdem ſie von Donna Juana's mörderiſcher Scheere zuerſt durchwühlt worden waren. Nichts deſto weniger war ſie immer noch eine ſtolze Geſtalt. Agnes, oder vielmehr Suleima, zwölf Jahre jünger, hatte ſich neben der imponirenden Würde ihrer Geſtalt auch noch einen großen Theil ihrer Schönheit erhalten oder vielmehr wiedergewonnen.

Jetzt wollten ſich dieſe beiden Frauen vereinigen, um die Welt in Flammen zu ſetzen.

Sie theilten ſich einander ihre Schickſale und Erlebniſſe mit.

„Ich habe eine Wiedergeburt erfahren, wie ſelten ein Weib,“ ſagte Suleima. „Ich hatte mich meines Volkes, meines Zieles, ja meiner ſelbſt unwürdig gemacht, ich hatte mich an dem verhaßten Gegenſtand meiner ſchmählichen Leidenſchaft, jenen elenden Markgrafen von Brandenburg, gerächt, aber nun war mir das Leben zuwider, und ich ſtürzte mich in das Meer, um den Tod zu ſuchen, der noch mein einziger Wunſch war. In der Meerbucht, in welcher ich ſterben wollte, lag die Barke eines Raubſchiffes Chair-Eddins. Er ſelbſt war's, der mich für todt aus dem Waſſer zog, und ſtundenlang lag ich beſinnungslos. Als ich die Augen aufſchlug, ſtand mir der kühne Seeheld gegenüber und begrüßte mein neues Leben mit Jubel. Ich befand mich auf ſeinem Schiffe, und er führte mich nach Algier in ſeinen Harem. Mein früheres Leben war gleichſam untergegangen im Meere, und als eine Wiedergeborne ſtieg ich daraus empor. Nun erſt fand ich die mir angemeſſene Beſtimmung; ich war die Favorite eines Mannes, der mich verſtand und für die Triebe meines Geiſtes nicht nur die entſprechenden Triebe im eignen Geiſt, ſondern auch die ſtarke ausführende That, den kräftigen Willen und die mächtige Stellung hatte. Wir erkannten ſchnell, daß wir für einander geſchaffen waren, und wir haben unſer Leben dieſer Erkenntniß gemäß eingerichtet. Wäre der Sultan Suleiman auf unſre Pläne eingegangen, er wäre jetzt Herr von Europa, und er wird es noch werden, wenn er es jetzt nicht verſchmäht, wie ſeine Einladung zu beweiſen ſcheint, darauf einzugehen.“

„Er wird es nicht. Der Vezier hat ſich endlich überzeugt, daß ich Recht hatte. Er war mein Gegner. Nun haben ſie den Schaden und werden es beſſer machen. Um etwas Großes zu vollbringen, gehört der rechte Mann an den rechten Ort. Glaube mir, von Suleiman iſt mehr Geſchrei, als er werth iſt. Ein wildes Strohfeuer, weiter nichts. Ins Maßloſe ausſchweifende Selbſtüberſchätzung mit dem prächtigſten Wortſchwall. Soll's zur That kommen, ſind plötzlich die Sterne nicht günſtig. — O, wenn ich je den rechten Mann für mich gefunden hätte, wie du: was hätten wir zuſammen ausgerichtet! Nur wahre Geiſtesgröße iſt zum Herrſchen geboren; die Natur hat ihr den Stempel der Hoheit und Macht auf die Stirn gedrückt, und Alles, was ſie unternimmt, iſt groß und gut, wenn es der beſchränkte Verſtand der Maſſen auch nicht begreift. — Sieh, ich war eine geborne Königin, wie du; aber mir bot kein geborner König die Hand zur Rettung und Vereinigung. Auch ich lernte einen großen geiſtesſtarken Mann kennen, einen gebornen König, einen Einzigen. Aber nicht mir bot er die Hand, ſondern meiner jüngern und ſchönen Schweſter. Er hieß Gaismeier und hätte Beherrſcher ſeines Vaterlandes Tyrol werden müſſen. Aber er erlag ſeinem Geſchick. Ich habe keinen zweiten wieder gefunden. — Doch ſage, wo iſt meine Schweſter Martha?“

„Beim Sidi Alnayar in Konſtantine. Alnayar hat ſich die große Aufgabe geſtellt, das fruchtbare Land auf europäiſche Weiſe bebauen zu laſſen und verwendet dazu zahlreiche Chriſtenſklaven. Martha iſt ſeine Pflegerin; denn er iſt alt geworden. Als ſie ihr Geſchick vor ſechs Jahren an die Küſte von Algier führte, kam ſie ihm wie gerufen. Er bedurfte einer Chriſtin, wie ſie iſt, für ſein Haus, und ſie hat ſich gut in ihre Lage gefunden.“

„Wohl ihr, daß auch ſie im Ruhehafen eingelaufen!

Sie war nicht für große Dinge geſchaffen. Ich werde ſie ſehen und mich freuen. — Lebt Raimund bei ſeinem Vater?"

„Ja, aber ihm gefällt die ruhige Einförmigkeit dieſes Lebens nicht. Er richtet den ſehnſüchtigen Blick nach Spanien hinüber. Die Krone von Granada iſt das Ziel ſeiner heißen Wünſche, und Martin nährt ſeine Hoffnungen mit den Nachrichten, die er ihm von unſerm Volke drüben oft bringt. Denn dein Sohn iſt unermüdlich, wie du ſelbſt, und uns von unſchätzbarem Werth. In den mannichfachſten Verkleidungen durchirrt er das Meer und die Küſtenländer. Er iſt unſer beſter Kundſchafter in Spanien und Neapel, er unterhält unſre Verbindung mit dem Könige von Frankreich. Und wo es reiche Beute zu machen gibt, weiß er ſtets anzugeben. Chair-Eddin und ich halten ihn hoch."

„Es freut mich, ſein Lob zu vernehmen. Ich habe Luſt ihn auf ſeinen Fahrten zu begleiten. Ja, auch ich werde in Spanien für unſere Zwecke perſönlich zu wirken ſuchen."

Es wurden vorläufig mancherlei Pläne von den beiden Frauen verabredet. Dieſen unbeſtimmten Plänen gab Alraſchids Erſcheinen am Hofe in Algier bald genug beſtimmte Geſtalt und Richtung. Es ſtellte ſich nämlich ſchon am erſten Tage ſeines Aufenthaltes für die Herrſcherfamilie klar heraus, daß der Prätendent des Thrones von Tunis ein ſehr mittelmäßiger Kopf, ein ſehr gewöhnlicher Menſch war, der kein andres Recht vor ſeinem jüngern Bruder aufzuweiſen hatte, als das der frühern Geburt, welches aber eben kein Recht war. Inzwiſchen behauptete er eine ſtarke Partei in Tunis zu haben, welche Mulei-Haſſan durch furchtbare Grauſamkeiten täglich vermehre.

„Der Thron von Tunis muß dein werden!" rief Suleima ihrem Gemahl zu, als er allein in ihren Gemächern war. „Du mußt dieſe Länder zu einem großen Königreich vereinigen. Dann biſt du der gewaltige Herr des Meeres bis an die Pforten von Neapel und Rom, dann ſteigſt du ungehindert an den Küſten Spaniens und Frankreichs ans Land. Spanien und Neapel ſind in deine Hand gegeben, und mit Suleiman im Bunde wirſt du das Chriſtenkreuz unter deine Füße werfen und den ſtolzen Habsburger vernichten.“

Sie gab ihm den Weg an, wie er ſich in Beſitz von Tunis zu ſetzen habe, und Chair-Eddin umarmte entzückt das kühne umſichtige Weib.

Der Dei machte dem Fürſten Alraſchid den Vorſchlag, mit ihm nach Konſtantinopel zu reiſen, um den Großſultan für ſeine Angelegenheit zu gewinnen. Wenn eine Flotte des Großherrn ihn nach Tunis zurückbringe, werde Mulei-Haſſan ohnmächtig die Flucht ergreifen. Dieſe Ausſicht ſchmeichelte Alraſchids Wünſchen ungemein; er ging in die künſtlich verdeckte Falle und beſtieg das Schiff, welches ihn mit Chair-Eddin nach der hohen Pforte führte. Zuvor aber ließ er ſeine Anhänger in Tunis durch einen geheimen Boten unterrichten, er werde bald mit einer türkiſchen Flotte kommen und mit einem ſtarken Heere den Thron ſeiner Väter in Beſitz nehmen.

Chair-Eddin, der gewandte Grieche, ſpielte am Hofe des Großherrn ſeine Rolle vortrefflich und wußte den eiteln Suleiman, den Großvezier, die ſchöne Roxelane und alle Perſonen von Einfluß durch geſchmeidiges unterwürfiges Weſen für ſich zu gewinnen. Suleiman, glühend vor Begierde, Europa zu erobern, beauftragte den Dei mit der Bildung der Flotte. Der Angriffsplan auf Neapel und Südſpanien wurde verabredet. In dieſen Eroberungsplan paßten die Ereigniſſe vortrefflich. Tunis war ein ſelbſtſtändiges Königreich. Chair-Eddin wußte dem Sultan begreiflich zu machen, daß dieſes große Reich ihm ebenfalls das Fräulein mit erheitertem Geſichte verbeugt und ſie verſichert, daß er ſie nun gar wohl kenne. „Wie aber um der Welt willen, kommen Sie nur dazu, in der Maske eines Dorfpaſtors zu agiren?“ fragte das Fräulein. Der Graf konnte auf dieſe ihm unverſtändliche Frage nicht antworten, und das Fräulein erzählte nun zur allgemeinen Beluſtigung das mit Wilmen gehaltene Examen vom Morgen des vorigen Tags. — „Ja, fragen Sie nur einen Rühler,“ lachte der Herzog, „und Sie mögen noch ſo gut ſich belehrt glauben, ſo iſt Ihnen doch ein Schwank aufgebunden, deſſen Größe und Poſſierlichkeit Sie erſt mit der Zeit einſehen lernen.“ — Nach einer halben Stunde wußte der Graf Alles, was ihm bis jetzt unerklärlich geweſen war, und nur Förberts-Hennſens Wiſſen, daß der bang Erwartete im Gefängniß in Gotha ſitze, blieb allein dunkel. Mit den wärmſten Ausdrücken dankte der Graf dem Fräulein für ihren landsmänniſchen Eifer und die ſchnelle Hülfe, die er durch ſie erhalten; ſie aber wußte mit heiterer Laune jeden Dank abzulehnen. Die Tafel dauerte nicht lange; man ſpeiſte nach des Herzogs gewohnter Art ſehr einfach. Die Pferde ſtanden ſchon geſattelt, der edle Ernſt beurlaubte ſich von ſeiner Tiſchgeſellſchaft, nahm viele tauſend Grüße vom Grafen und dem Fräulein an Amalien mit und ſprengte mit einem Reitknecht zum hintern Thor der weſtlichen Rampe hinab, indem die übrigen der öſtlichen hinab nach dem Seeberg zu gingen. Ueber die Dörfer Laucha, Fröttſtädt, Schwarzhauſen und Schmerbach ging die flüchtige Reiſe des als Jäger ſchlicht gekleideten Fürſten. Vom letzunterworfen werden müſſe, wie Algier, um Einheit der Kräfte zu erzielen. Sei Suleiman Herr der nordafrikaniſchen Küſtenländer, dann habe die Flotte einen Hintergrund, der ſie unüberwindlich machen müſſe. Gut geführt, werde ſie ihm dann bald auch die europäiſchen Küſtenländer des Mittelmeers unterwerfen. Suleiman war entzückt von dieſer Ausſicht. Chair-Eddins Plan wurde genehmigt.

Mit ſcheinbar überſchwenglicher Großmuth verſprach der Großherr dem hülfeſuchenden Fürſten von Tunis jede Unterſtützung. Die Flotte, welche ihn heimführen, das Heer, welches ihn auf den Thron ſetzen ſollte, wurden vor ſeinen Augen ausgerüſtet. Alraſchid ſah ſich im Geiſt ſchon auf dem Throne. Der unglückliche Thor! In der Stunde, in welcher die Flotte abſegelte, als er ſchon von ſeinem hohen Gönner ſich verabſchiedet hatte, wurde er verhaftet und in einen Kerker geworfen, den er nur als Leiche wieder verließ.

Suleima hatte unterdeſſen Alraſchids Partei in Tunis mit immer neuen Hoffnungen zu nähren gewußt. Ihre geheimen Sendboten überbrachten die günſtigſten Nachrichten. Bald bewährte ſich ihre Wahrheit. Wie ein Sturmwind vor dem Gewitter flog die Kunde von dem Herannahen einer großen türkiſchen Flotte unter Chair-Eddins Führung über das Mittelmeer und die Länder zu beiden Seiten deſſelben, und verbreitete Furcht und Schrecken. Die Küſten von Kalabrien und Sicilien wurden von Chair-Eddin verwüſtet, die Inſel Malta, erſt vor vier Jahren dem Johanniter-Orden vom Kaiſer Karl übergeben, wäre faſt in die Hände des großen Seeräubers gefallen, der ſich eines Tags mit zweihundertundfunfzig ſtolzen Schiffen im Meerbuſen von Tunis vor Anker legte. Er ſetzte ſeine Völker ans Land, und die Feſtung Goletta, welche den Meerbuſen beherrſcht, fiel ſchon am folgenden Tage durch den Verrath ihres Befehlshabers in ſeine Hand. Er ließ überall bekannt machen, er führe Alraſchid auf der Flotte und handle in ſeinem Namen. Der Fürſt liege krank auf dem Admiralſchiff. Mit dieſer Kunde ließ er die Stadt auffordern, ſich ihm zu ergeben.

Alraſchids Partei, ſchon lange geſchickt auf die Ankunft ihres Hauptes vorbereitet, erhob ſich mit den Waffen in der Hand. Die übrige Bevölkerung, müde der kindiſchen Grauſamkeit Mulei-Haſſans, ſchloß ſich ihr an. Ganz Tunis rief nach dem Befreier Alraſchid, und der junge Tyrann konnte nur das nackte Leben durch die eiligſte Flucht retten. All ſeine Schätze blieben zurück. Jubelnd wurden die Thore dem großmüthigen Befreier Chair-Eddin geöffnet, und er zog in der Mitte ſeiner Krieger ein und verfügte ſich auf die Citadelle, welche die Stadt beherrſchte.

Immer und immer ertönte Alraſchids Name auf den Straßen, aber vergebens ſah ſich die begeiſterte Menge nach ihm um. „Wo iſt er?“ — „Auf dem Admiralſchiff!“ — Hunderte ſegelten auf Booten hinaus. Er war nirgend zu finden, und die Türken verlachten die Betrogenen mit Hohn. Neues Geſchrei erhob ſich, der fürchterliche Betrug war offenkundig. Alles lief wüthend zu den Waffen und ſtürmte mit Verwünſchungen Chair-Eddins gegen die Citadelle. Der ſchlaue Dei war auf dieſen Anfall vorbereitet. Ein mörderiſches Feuer aus den Kanonen der Veſte empfing ſie, warf ſie nieder, jagte ſie in die Flucht. Die ungeordneten Haufen zerſtoben; Chair-Eddin war Herr der Stadt und des Landes. Mit Trompetenſchall ließ er verkünden, daß er Tunis für ſeinen Herrn den Großſultan Suleiman in Beſitz genommen, und daß Jedermann dieſen als Landesherrn und Gebieter zu huldigen habe. Ebenſo ihm, dem Dei von Algier, als Statthalter und Unterkönig.

Und die Tuneſen huldigten. Der Streich war geglückt. Das Land lag zu den Füßen des Seeräubers, und Suleima hielt ihren prächtigen Einzug.

---

## 15.

## Ein romantiſcher Plan des Kaiſers.

Kaiſer Karl hielt Hof in der Alhambra zu Granada. Er erachtete ſeine Anweſenheit in der alten mauriſchen Königsſtadt für nothwendig, um jedes aufrühreriſche Gelüſt des Moresken-Volks im Keim zu erſticken. Eine drohende Heeresmacht deutſcher Reiter und Landsknechte hatte ihn begleitet. Die blutigſte Strenge hing über dem armen Volke der Araber. Aber hoffend blickte es nichtsdeſtoweniger nach Afrika hinüber, von wo es ſeinen Retter erwartete. Chair-Eddin Barbaroſſas Name war nach der Eroberung von Tunis im Munde aller Mauren in Spanien, und die Gerüchte von ſeinem Thun und Treiben überboten ſich in Seltſamkeit und Abenteuerlichkeit. Er werde mit furchtbarer Heeresmacht nach Spanien herüberkommen, hieß es, und einen jungen König aus dem alten Herrſcherſtamme herüberführen und auf den Thron ſetzen und das Land für ihn erobern. Dann werde er Neapel gewinnen und der Herrſchaft des Kaiſers in dieſen Ländern ein Ende machen. Er werde den Papſt aus Rom treiben und den Islam zur Herrſchaft bringen. Denn zu gleicher Zeit werde der Sultan Suleiman über Ungarn in Deutſchland einfallen und von Norden her Italien erobern. Was ein niedergedrücktes, unter dem eiſernen Fußtritt des Despotismus ſchmachtendes Volk wünſcht und erſehnt, das glaubt es auch. Die ausſchweifendſten Gerüchte fanden bei den Mauren Glauben, und die Aufregung unter ihnen ſtieg mit jedem Tage.

Der Kaiſer ſah von dem hohen Königsſchloſſe ernſt und bekümmert in die verwickelte Lage der Dinge und die für ihn ſich daraus erhebende Gefahr. Er verkannte dieſe Gefahr nicht. Zwar hatte ihn der Tod im Herbſt von einem läſtigen und zweideutigen Freund befreit, mit welchem er nie einen aufrichtigen Frieden haben konnte. Klemens VII., der ränkevolle Mediceer, war plötzlich nach kurzer Krankheit im 56. Lebensjahre vom Stuhl Petri in die Gruft geſtiegen, nachdem er kurz zuvor die Vermählung ſeiner Nichte mit dem franzöſiſchen Prinzen zum größten Verdruß des Kaiſers gefeiert hatte, und Alexander Farneſe, dem Kaiſer ſtets ergeben, hatte, von den Kardinälen gewählt, als Paul III. den päpſtlichen Thron beſtiegen, dem Kaiſer ein treuer Bundesgenoſſe. Deſto treuloſer hatte ſich Karls Schwager und alter Feind, der König Franz, ihm gezeigt. Auf der einen Seite hatte er offen ein Bündniß mit Suleiman abgeſchloſſen, eine Geſandtſchaft nach Konſtantinopel geſchickt und eine türkiſche empfangen, auf der andern hatte er die proteſtantiſchen Stände in Deutſchland an ſich zu locken geſucht und ihnen ſchöne Verſprechungen gemacht. König Heinrich von England war ebenfalls mit dem Kaiſer zerfallen und ſtand im Begriff wegen ſeiner Eheſcheidung von des Kaiſers Tante ſich und ſein Land vom päpſtlichen Kirchenregiment loszuſagen.

Die Gerüchte von neuen großen Rüſtungen Suleimans wurden durch Nachrichten von König Ferdinands Partei in Ungarn beſtätigt; die Einnahme von Tunis durch Chair-Eddin und die Unterwerfung dieſes Königreichs unter Suleimans Oberhoheit war ein höchſt wichtiger und in ſeinen Folgen ſehr bedrohlicher Moment für Karl. Er erfuhr durch ſeine Kundſchafter, wie eifrig Chair-Eddin an der ſtärkeren Befeſtigung von Goletta und von Tunis ſelbſt arbeiten laſſe, wie die türkiſche Flotte unter ſeinem Oberbefehle vergrößert werde, mit welcher Pracht und Macht der Seeräuber als König in Tunis ſich gebahre. Dabei nahmen die frechſten Räubereien auf dem Mittelmeer und an den ſpaniſchen und neapolitaniſchen Küſten mit jedem Tage zu. Kein ſpaniſches und neapolitaniſches Schiff durfte ſich mehr aus dem Hafen wagen; die tuneſiſchen Kaper durchſchwärmten das Meer nach allen Richtungen, ihre zügelloſe Beſatzung überfiel die Dörfer und Städte oft weit in das Land hinein, warf Alles nieder, was ſich ihrer Brutalität widerſetzte und führte Menſchen und Thiere, Hab und Gut mit ſich fort. Auf dieſe Weiſe wurden Tauſende von Menſchen in die Sklaverei nach Tunis geſchleppt und waren dort, wenn ihre Verwandten nicht ein hohes Löſegeld bezahlten, den härteſten Arbeiten und Entbehrungen unterworfen. Die Klagen über dieſes unerträgliche Raubweſen aus Sicilien, Neapel, aus den baleariſchen Inſeln, Katalonien, Valencia, Murcia, Granada und Andaluſien mehrten ſich mit jedem Tage vor dem Kaiſer. Aber eben ſo wenig blieben die portugieſiſchen Küſten verſchont, ja ſelbſt bis an die franzöſiſchen Küſten wagten ſich die verwegenen Korſaren. Die Johanniter-Ritter auf Malta konnten ſich ihrer kaum mehr erwehren und waren fort und fort in Gefahr von ihnen ganz aufgerieben zu werden. Das Uebel wurde dadurch vermehrt, daß faſt Alle, welche von mauriſchem Blute abſtammten, den tuneſiſchen Räubern, offen oder heimlich anhingen und ihnen allen Vorſchub gegen die ſpaniſche Bevölkerung leiſteten. Je größer die despotiſche Strenge war, deſto wilder der Fanatismus, mit welchem ſie ihre baldige Befreiung und Erhebung durch die afrikaniſchen Brüder verkündeten. Die bürgerliche Ordnung wurde durch dieſes unerhörte Unweſen vernichtet, der geſellſchaftliche Zuſtand in den Küſtenländern in völlige Auflöſung verſetzt, und endlich war wirklich von Chair-Eddin das Aeußerſte zu befürchten. Das waren Dinge, die das Herz des Kaiſers mit Kummer und Beſorgniß erfüllen mußten. Ihn erfreute nicht die zauberiſche Schönheit des Frühlings, der ſeine koſtbaren Gaben in üppiger Fülle über die Vega von Granada ausgeſchüttet hatte, er war nur mit dem Gedanken beſchäftigt, wie er dem tollen Raubweſen ein Ende machen und dem gedrohten großen Angriff von Tunis zuvorkommen könne. Denn die ganze Küſte durch Heeresmacht zu ſchützen, war unmöglich.

Mitten in dieſen Sorgen wurde Karl von einem unerwarteten Beſuche überraſcht. Es war Mulei-Haſſan, der junge aus Tunis vertriebene König, dem es nach langen Irrfahrten geglückt war nach Spanien überzuſetzen. Er erſchien als Hülfeflehender; der vertriebene König kam, um den mächtigen Kaiſer, der Moslem den Beſchützer der Chriſtenheit anzurufen, daß er ihm wieder zum Reiche verhelfen möchte. Dieſe Bitte ſchmeichelte Karls Eitelkeit. Konnte es einen größern Ruhm für ihn geben, einen glänzenderen Beweis für ſeine Uneigennützigkeit, welche König Franz immer zu verdächtigen ſuchte, als wenn er dem muhamedaniſchen Könige zu ſeinem Rechte verhülfe? Karl überſah mit einem Blick, welch ungeheurer moraliſcher Gewinn in der Meinung der ganzen Welt ihm aus ſolcher großmüthigen That erwachſen mußte, und daneben erreichte er ſeine eignen Zwecke. Von Stund an war er entſchloſſen, einen Kriegszug gegen Tunis zu thun, und zwar in eigner Perſon. Noch hatte er nicht Gelegenheit gehabt, ſich als Kriegsheld auszuzeichnen; Suleiman hatte ihn vor drei Jahren um dieſe Ehre, nach der er ſo ſehr geizte, durch den unerwarteten Rückzug betrogen. Jetzt bot ſich ihm eine unvergleichliche Gelegenheit, den Ruhm, der ihm noch fehlte, im höchſten Glanze zu erwerben. Er behandelte den König Mulei-Haſſan mit aller Auszeichnung, die einem gekrönten Haupte ſchuldig zu ſein in ſeinen Begriffen von königlicher Würde lag. Mulei-Haſſans Bedürfniſſen wurde nicht nur ſchnell abgeholfen, er wurde mit orientaliſcher Königspracht umkleidet. Karl führte dann ſeinen Gaſt nach Madrid an den Hof, wohin er die Königin Germaine mit ihrem jetzigen Gemahl, dem Prinzen von Kalabrien, einlud.

Dieſer Prinz war der eigentliche Erbe des Königreichs Neapel, der letzte Sproß aus dem aragoniſchen Königshauſe. Bei ſeiner Vermählung mit Germaine hatte er ſeinen Anſprüchen an Neapel zu Gunſten des Beſitzers entſagt und war nun der leichten Gefangenſchaft oder Beaufſichtigung entlaſſen. In der That war von dieſem nicht mehr jungen Fürſten für den Kaiſer nichts zu fürchten. Er war ein freundlicher wohlwollender Herr, der nichts mehr als Muſik liebte und ſelbſt mehre Inſtrumente mit Fertigkeit ſpielte. Zur Erlernung derſelben hatte er in ſeiner langen Gefangenſchaft die beſte Muße gehabt. Nun lebte er auf den Gütern ſeiner Gemahlin in Aragonien und hielt ſich zu ſeiner Unterhaltung eine Kapelle. All ſeine Bedienung und Umgebung mußte muſikaliſch ſein. Dies war nicht nur auch mit ſeinem Beichtvater, dem Pater Philipp der Fall, ſondern derſelbe war ſogar ſein Kapellmeiſter. Dieſer Geiſtliche war derſelbe Menſch, welcher einſt als Knabe mit ſeinem ſchönen Geſang und Lautenſpiel die wahnſinnige Königin Donna Juana erfreut hatte, den ſie als Philipp und Sohn ihres Gemahls von der ſchönen Kaufmannsfrau in Antwerpen ſo ſehr geliebt und dann ſo tödtlich gehaßt hatte, daß er ihr nicht mehr unter die Augen hatte kommen dürfen. Er war jener arme Leinwebersſohn aus der Fuggerei in Augsburg, der Pathe des wackern Knechts Veit Schellenberger: er war's, deſſen Glück dadurch begründet worden, daß Jakob Fugger ihn für Martin van der Voort auszugeben beabſichtigt hatte und der auf Agnes von Kardona's Betrieb nach Spanien geführt worden war, um den Verſuch zu machen, ob die Königin Juana nicht durch ihn herzuſtellen ſei. Der Kaiſer hatte, ſo lange er in dem Wahne war, dieſer junge Menſch ſei der natürliche Sohn ſeines Vaters, ihn für eins der höchſten Kirchenämter beſtimmt und ihm deshalb eine geiſtliche Ausbildung geben laſſen. Heinz Gogel, das Augsburger Stadtkind, hatte aber, ſeiner Naturanlage folgend, zumeiſt Muſik getrieben und in den theologiſchen Studien ſehr geringe Fortſchritte gemacht. Später, als der Kaiſer erfahren, wer ſein Schützling eigentlich war, hatte er ihm die Prieſterweihe ertheilen laſſen und ſich nicht mehr um ihn bekümmert. Muſik und Geſang hatten dem guten Pater von Augsburg eine ſchöne Exiſtenz verſchafft; der Prinz von Kalabrien hielt ihn höher, als irgend einen Kleriker, den Papſt ſelbſt nicht ausgenommen. Heinz lebte als Pater Philipp mit dem Fürſten auf gleichem Fuße und begleitete denſelben auf jeder Reiſe. So kam er auch jetzt mit an den kaiſerlichen Hof, um bei Gelegenheit ſich vor demſelben hören zu laſſen; denn der Prinz that gern groß mit ihm.

Heinz war ein ſtattlicher Mann geworden und hatte das ſpaniſche große Weſen angenommen; er war gewohnt mit Fürſten, Granden und Hofleuten umzugehen; er war ſelbſt ein Hofmann. Sein prächtiger Bauch zeugte davon, daß er ein Verehrer der fürſtlichen Küche, ſein dunkelrothes pockennarbiges breites Antlitz, daß er auch ein Verehrer des fürſtlichen Kellers war.

Dieſer treffliche Mann lag eines Tages auf dem Lotterbette in behaglicher Ruhe, eine Flaſche Xeres vor ſich auf dem Tiſche und dachte über eine neue Kunſtleiſtung nach, die er zu Ehren des jungen tuneſiſchen Königs vor dem Hofe ausführen ſollte, als ſein Diener ihm einen Fremden meldete. Der Pater winkte herablaſſend ſeine Zuſtimmung und — Martin van der Voort trat in das reiche Gemach. Da ſtanden ſie ſich wieder gegenüber, deren Schickſal ſo ſeltſam mit einander verflochten war, wie ſie ſich einſt auf dem Haſenhofe einander gegenüber geſtanden hatten. Aber welch ein Unterſchied zwiſchen beiden! Der Sohn des Leinwebers gleiſend von Wohlleben, der Sohn des Königs mager, gebräunt von der afrikaniſchen Sonne, die Züge tief gefurcht von den Mühen und Anſtrengungen eines raſtloſen Lebens, gebeugt von der Macht ſeines feindſeligen Geſchicks, in ſchlechter, faſt armſeliger Kleidung. Der Vater erkannte ihn auf den erſten Blick. Die gegenſeitige Begrüßung war eben nicht ſonderlich herzlich.

„Mein frommer Vater," ſagte Martin, nachdem ſie ſich nach ihren Befinden erkundigt hatten, „Euch geht es gut und mir ſchlecht. Ihr ſeid durch mich in die Wolle gekommen; es iſt billig von Euch, daß Ihr mir wieder hinein helft. Es gab eine Zeit — aber es iſt ſchon lange her — als ich, ohne es ſelbſt zu wiſſen, eine ſo wichtige Perſon war, daß man zu meinem Schutze für nöthig fand Euch für mich auszugeben. Ich war der Sohn des Königs von Spanien, und Ihr mußtet ihn ſpielen. Heute wiſſen die, welche es angeht, wer ich bin, aber ich bin keine wichtige Perſon mehr. Der Kaiſer zürnt mir, ich bin in Armuth und Elend gerathen. Ich bin alſo zu Euch gekommen, um Euere Hülfe anzurufen." Hierauf erzählte er die Geſchichte ſeiner Schickſale, halb Wahrheit, halb Lüge, wie alle ſeine Berichte über ſich, und ſchloß mit dem Vorſchlage, der Vater möge ihn zuerſt mit dem Prinzen von Kalabrien bekannt machen. Darauf baute er den Plan, daß die Königin Germaine ſich ſeiner annehmen und ihn der Kaiſerin empfehlen möchte. Durch dieſe hoffte er endlich die Gnade des Kaiſers wieder zu erlangen. Vielleicht war es ſein Ernſt damit, wahrſcheinlicher war, daß er wieder einen zwiefachen Plan hatte und keinen mit Treue verfolgte. Glückte der eine nicht, mußte der andre glücken. Er ſpielte wohl wieder dieſelbe zweideutige und falſche Rolle, wie in Augsburg zur Zeit des Reichstags, jene liſtige Doppelrolle, welche ſeiner Natur angemeſſen war. Der Vater Philipp war im Grunde doch eine gutmüthige deutſche Haut geblieben. Obgleich ihm Martin keineswegs gefiel, ging er doch auf deſſen Vorſchläge ein. Zuerſt verſchaffte er ihm adlige Kleidung; dann ſprach er mit dem Prinzen über ihn. Dadurch nun, daß die Königin Juana noch lebte und zwar in jenem traurigen Wahnſinn, der Folge des Minnehandels, welcher Martinen ins Leben gerufen, war das Andenken an jene Begebenheit, welche damals ſo ungeheures Aufſehen gemacht hatte, immer friſch erhalten worden, und Martin wurde zu einer intereſſanten Perſönlichkeit. Der Prinz gutmüthig, neugierig und verſeſſen auf ſolche Hof- und Kabinetsſtücke, ließ ſich den berüchtigten Königsſohn ſogleich zuführen; und es gelang dem ſchlauen Martin ſchnell, den ſchwachen Mann für ſich zu gewinnen. Denſelben Tag noch ſtellte der Prinz ihn ſeiner Gemahlin vor, deren lebhaftes Intereſſe für ihn rege geworden war. Am Abend ſchon erfuhr die Kaiſerin von ihm. Sie war auch ein Weib, und Martins Angelegenheit recht für Frauen geeignet. Iſabella und Germaine waren entſchloſſen Alles, was ihnen möglich, für den Unglücklichen zu thun; er mußte ihrer Meinung nach wenigſtens zum ſpaniſchen Granden erhoben werden.

In einer geheimen Audienz bei der Kaiſerin, welcher Germaine beiwohnte, wußte Martin durch geſchickte Erzählung ſeiner Schickſale die beiden Frauen tief zu rühren. Hinſichtlich des Verraths der Dokumente in Augsburg wuſch er ſich ſchneeweiß und wälzte alle Schuld auf Raimund, der durch ſeine Flucht nach Afrika dem Hofe überdies verdächtig geworden war.

So weit war für Martin Alles nach Wunſch geteren Dorfe aus mußte der Reitknecht voran, um den Oberförſter König in der Ruhl von des Herzogs Ankunft zu unterrichten und ihn auf das im Walde einſam gelegene kleine Jagdhaus, zwiſchen Schmerbach und Ruhla, zu beſtellen. Auf einer in ein enges Thal ſich abſenkenden, tief im dichten Walde verſteckten kleinen Wieſe lag das Jagdhäuschen, wo der Herzog gewöhnlich abzuſteigen pflegte. Der Oberförſter, welchen der Herzog ſehr liebte, war dann mit ſeinem Kreiſern meiſt um ihn. Rühlerderbheiten und Jagdderbheiten kamen dort in einem Guſſe zum Vorſchein, in beiden war der höchſt komiſche altdeutſche Degen, der vortreffliche Oberförſter, gleich ſtark. Der Fürſt brachte den Purpur nie mit in dies kleine Haus; er war Menſch unter Menſchen, und zwar unter den natürlichſten ſeines Landes. Hielt man auch in dieſen harmloſen Unterhaltungen nicht immer das rechte Maaß und Ziel, überſprang man zuweilen im kecken Uebermuth, was man mit vornehmen Naſenrümpfen Anſtand nennt, ſo vergaß der Herzog doch nie ſeine Würde; und überdies war man ja auch von aller Welt hier in dieſer romantiſchen Waldeinſamkeit abgeſchnitten und dieſe buſchbekränzte Wieſe war ſchier eine Inſel, auf der man ſich nicht nach dem ängſtlichen, oft läſtigen Zuſchnitt der Sitten auf dem Feſtlande zu richten brauchte.

Als der Herzog auf dem Jagdhäuschen anlangte, fand er den Oberförſter bereits; denn der Reitknecht war ſcharf geritten und der brave Waidmann pünktlich im Dienſte. „Ei, ei, durchlauchtiger Herr!“ rief er mit ſeinem gewohnten komiſchen Pathos dem Herzog entgegen, und half ihm gangen, aber kaum hatte der Kaiſer ſeinen Namen aus Iſabella's Munde vernommen, als ſich ſeine Züge verfinſterten und ein Wort des Unwillens über ſeine ſonſt ſo ſchweigſamen Lippen glitt. Die beiden fürſtlichen Frauen hatten Mühe ihn von dem ſchnell gefaßten Entſchluß, den Verräther verhaften und den Verrath ſtreng unterſuchen zu laſſen, abzuhalten, und nur durch die Vorſtellung, daß ſich eine ſolche Unterſuchung nach faſt fünf Jahren und in Madrid ganz unmöglich führen laſſen würde, gab er ihn auf. Aber Martin zu ſehen, ihm eine Gnade zu erzeigen, ihm Mittel zu ſeinem Unterhalte anzuweiſen dazu war er nicht zu bewegen, und erklärte der Kaiſerin kurz: Er wolle ſich in Tunis ſelbſt überzeugen, ob Martin ſchuldig oder nicht, ob der Verdacht, den er gegen ihn hege begründet ſei oder nicht.

Damit waren freilich die Frauen nicht zufrieden. Je härter der Kaiſer war, deſto mehr erfreute ſich Martin ihres Schutzes und ihrer hohen Gunſt. Sie machten heimliche Oppoſitionen gegen den Kaiſer. Martin wurde von ihnen, vom Prinzen von Kalabrien und mehren vornehmen Hofherrn und Damen, wie der natürliche Königsſohn behandelt und erhielt von der Kaiſerin und der Königin einen ſtandesmäßigen Unterhalt. Die beiden Frauen ſchrieben ſeinetwegen ſogar an die Schweſtern des Kaiſers, an die Königin Eleonore von Frankreich und an die Königin Katharina von Portugal. Die letztere, die jüngſte Schweſter des Kaiſers, war nämlich mit dem Könige Johann III. von Portugal, dem Bruder der Kaiſerin, vermählt.

Der Kaiſer war mit ſeinem Vorhaben, einen großen Kriegszug nach Tunis ſelbſt zu führen, ſo ſehr beſchäftigt, daß er an allen andern Angelegenheiten wenig Theilnahme zeigte. Es war, als ſei plötzlich der romantiſche Geiſt ſeines Großvaters Maximilian über ihn gekommen, und alle Welt war erſtaunt, den nüchternen, kalten, Alles wohl überlegenden und abwägenden Karl ſich in ein ſo gewagtes und zweifelhaftes Unternehmen gleichſam ſtürzen zu ſehen. In der That grenzte ſein Eifer für dieſe Sache ans Fabelhafte. Nachdem er dem König Mulei-Haſſan durch einen Vertrag ſich verbindlich gemacht, ihn mit Kriegsmacht nach Tunis auf den Thron zurückzuführen, ließ er ihn mit einer Escadrille nach Afrika überſetzen, damit er dort unter ſeinen Freunden und Anhängern ein Heer zuſammen bringe. Er ſelbſt ſetzte raſch ſeine Hebel in Bewegung. Seine Boten flogen gleichſam nach allen Winden, um ein mächtiges Heer zu ſchaffen, nach den Niederlanden, nach Deutſchland, Böhmen, Neapel, Sicilien, Malta, nach Genua zu Doria, nach Liſſabon. Der Hafen von Cagliari wurde zum Verſammlungsorte aller Schiffe beſtimmt. Ganz Europa ſprach in kurzer Zeit von nichts anderm, als von dem abenteuerlichen Zuge, welchen der Kaiſer vor hatte. Karl kehrte ſich nicht an die mißbilligenden Urtheile in ſeiner Nähe und aus der Ferne, nicht an die Abmahnungen ſeiner Miniſter und Räthe, nicht an die Bitten ſeiner Gemahlin und Verwandten. Er wollte ſich nicht allein Kriegsruhm erwerben, er wollte nicht allein über die Feinde der Chriſtenheit ſiegen oder für den heiligen Glauben ſterben: es hatte ſich ſeiner ein ſeinem Charakter widerſprechender Fanatismus bemächtigt; er wollte vorzüglich mit dieſem Zuge gegen die Ungläubigen eine geheime Schuld ſühnen, die ihn ſeit fünf Jahren drückte, die Leidenſchaft für ſeine Schweſter Maria.

Mitten in dieſen großartigen Vorbereitungen wurde Martin van der Voort eines Morgens vermißt, und hinterließ ſeinen großmüthigen Beſchützerinnen die Beſchämung, daß der Kaiſer hinſichtlich ſeiner Recht gehabt. Zum Glück fragte Karl nie nach ihm, und ſo machte ſeine treuloſe Entweichung kein Aufſehen. Martin hatte ſich überzeugt, daß er vom Kaiſer niemals etwas zu hoffen haben werde, und ſo floh er mit den Notizen, die er geſammelt, wieder zu Chair-Eddin, der ihn als Kundſchafter an den ſpaniſchen Hof geſandt hatte. Hätte er hier ſein Glück gemacht, wäre er den Mauren untreu geworden. Des Kaiſers Widerwille gegen ihn führte ihn nach Tunis zurück.

## 16.

## Afrikaniſche Rüſtungen und Hoffnungen.

Eleonore van der Voort war mit Suleima nicht nach Tunis gegangen. Sie hatte ſich in das Haus des Sidi Alnayar in Konſtantine übergeſiedelt, dem ihre Schweſter Martha vorſtand. Der alte Herr konnte ſich nämlich niemals entſchließen, dem europäiſchen häuslichen Leben, deſſen Reize er ſo viele Jahre genoſſen, zu entſagen. So war Martha eigentlich die deutſche Wirthſchafterin in dem mauriſchen Hauſe. Raimund und ſeine Gemahlin lebten mit dem endlich gefundenen Vater in herzlicher Eintracht und Liebe. Es ſchien, daß das Schickſal ermüdet ſei, dieſe Menſchen in wirren und trüben Verhältniſſen umherzutreiben, als wolle es ihnen durch ſtilles Glück und Ruhe die Leiden der Vergangenheit vergelten. Raimund hatte den Glauben ſeiner Väter und den Namen Abul Kaſim angenommen. Karlotta war natürlich ſeinem Beiſpiele gefolgt Alnayar hatte ſich jeder Betheiligung an den politiſchen Kämpfen und Beſtrebungen ſeines Volks entſchlagen. Es war jene elegiſche Stimmung über ihn gekommen, jene verklärte Wehmuth des Alters, das ein Leben voll Leiden und bitterer Täuſchungen hinter ſich hat und an keine Verwirklichung ſeiner hochherzigen Beſtrebungen mehr glaubt. Mit Chair-Eddins Hauſe ſtand Alnayar in faſt gar keiner Verbindung. Was konnte der edle, ſanfte, duldende, im kleinen Kreiſe ſtill ſchaffende und nur in ſolchem geräuſchloſen und beſcheidnen Wirken ſein einziges Glück noch findende alte Mann auch mit dem kühnen, hochſtrebenden, ehrgeizigen Korſaren gemein haben? Es war natürlich Alnayars Wunſch, daß ſein Sohn an dieſem ſtillen Leben und Schaffen ebenfalls Geſchmack, daß auch er ſein Glück darin finden möchte. Dies ſchien auch Anfangs der Fall zu ſein. Auch Raimund hatte nur wenige Beſuche im Hauſe des Dei von Algier gemacht. Aber es ſchien nur, und unter den ruhigen Zügen, die er ſeiner Umgebung zeigte, barg er eine glühende leidenſchaftliche Seele, die mit gewaltigen Plänen und großen Ideen ſchwanger ging. Es trieb und drängte ihn für ſein Volk etwas Großes zu thun, es aus dem Staube, in welchen es vom chriſtlichen Despotismus getreten worden, aufzurichten und wieder zu Macht und Größe zu erheben. Und er war nicht einſam mit ſeinen Gedanken; er brauchte nicht auf ſich ſelbſt gewieſen, unverſtanden und nur von der eignen Glut zehrend, zu verkümmern. Das Schickſal hatte ihm durch Kaiſer Karls Hand eine hohe Gunſt erzeigt und ihm in ſeinem Weibe eine ſeiner würdige Gefährtin gegeben. Kam bei Karlotten vielleicht auch der Trieb weiblicher Eitelkeit hinzu, ſich mit königlichem Glanz geſchmückt zu ſehen, die ſie ja von Vater und von Mutter aus königlichem Blute entſproſſen war; genug ſie harmonirte mit ihrem Gatten, ſie baute mit phantaſtiſch kühnem Sinne an dem ſchimmernden Tempel ſeiner künftigen Herrlichkeit; ſie nährte mit liebender Hand in der Zurückgezogenheit des Harem die Flamme ſeiner aufſtrebenden Geiſteskraft. Granada war das Ziel ihrer Wünſche; die Alhambra ſtand als leuchtendes Bild vor ihrer Seele.

Martha Bry's ſich am Boden haltende, im kleinen, ſchön und behaglich ausgeſtatteten Kreiſe ſich gefallende Geiſtesthätigkeit war nicht zur Verbündeten des jungen

Ehepaars gemacht; ihre Wirkſamkeit befriedigte den Vater; denn ſie ſchaffte ſeinem Alter ein Leben voll ſtill heitrer ſchöner Genüſſe. Mit Eleonoren trat dagegen der aufreizende böſe Dämon in das friedliche Haus. Sie gab Raimunds und Karlottens unbeſtimmten Bildern der Zukunft ſcharfe Umriſſe und lebendige Farbentöne; ſie ſetzte die Phantaſieſchöpfungen des jungen Paars, die in der Luft geſchwebt hatten, als reale Gebilde auf den feſten irdiſchen Boden; ſie ertheilte aus dem reichen Schatze ihrer Erfahrungen praktiſche Rathſchläge. Seit ſie da war, ritt Raimund nicht mehr hinaus, die Spuren der verſunkenen Römergröße im Lande aufzuſuchen, ſaß er nicht mehr über den Büchern, Karthagos und Hannibals Geſchichte zu ſtudiren. Eleonorens Zuruf: ſelbſt ein Hannibal zu werden und unverzüglich Hand anzulegen an die Eroberung Spaniens fiel in ihm auf einen fruchtbaren Boden. Es wurden Pläne geſchmiedet; die erſten nöthigen Schritte vorbereitet. Eleonore wurde Raimunden unentbehrlich. Sie liebte es zuweilen aus ihrem Leben zu erzählen. So gab ſie auch Gaismeiers Geſchichte zum Beſten, an deſſen Andenken, als an dem eines großen thatkräftigen Mannes ſie mit großer Verehrung hing. Als ſie die Scene ſchilderte, wo ſie ſich von ihm getrennt, vergoß ſie Thränen. — Martha ergriff dann das Wort und erzählte weiter, daß Gaismeier von der Republik Venedig ſeinen Aufenthalt in Padua angewieſen erhalten und eine fürſtliche Rente bezogen habe, daß er aber hier im Sommer 1526 von jenem alten Zigeuner Antonio Gebes, der früher eine ſo dämoniſche Gewalt über ſie ausgeübt, gemeuchelmordet worden ſei. Martha hatte dann noch einige Jahre in Venedig gelebt. Dann war ſie auf einer Seereiſe nach dem ſüdlichen Spanien, wohin ſie ihr von den Fuggern in die neuen Bergwerke geſetzter Bruder gerufen, einem algieriſchen Kaper in die Hände gefallen und auf dieſe Weiſe in Chair-Eddins Haus gekommen.

Von hier war ſie Alnayars Ruf gefolgt, ſein Hausweſen zu leiten.

„Die gerechte Vergeltung hat jenen alten Schurken und Mörder ereilt,“ ſagte Eleonore ernſt. „Wir waren ſtets die bitterſten Feinde. Und ſo geſchah es denn, daß er in Ungarn, wohin er ſich als Spion des Königs Ferdinand gewagt, vor drei Jahren von einer Kugel tödtlich getroffen wurde, die ich ihm zuſandte. So wurde ich des edeln Gaismeiers Rächerin ohne es ſelbſt zu wiſſen.“

Die Zuhörer wurden von einem leiſen Schauer durchfröſtelt. —

Dieſe geheimnißvollen Entwürfe und Anſchläge in Konſtantine wurden plötzlich von Martins Ankunft und ſeiner Kundgebung über die Rüſtung des Kaiſers gegen Tunis durchkreuzt. Bald erſchien auch ein Bote Chair-Eddins an Raimunden mit der Aufforderung, die waffenfähigen Mauren im Gebiet von Konſtantine nach Tunis zu führen. Dies veränderte plötzlich die Scene in Alnayars Hauſe. Kriegeriſches Gedränge, lauter Waffenlärm traten an die Stelle der ruhigen häuslichen Bilder.

Raimund frohlockte über des Kaiſers Entſchluß. Ihm ſtand es wie eine unerſchütterliche Gewißheit in der Seele, daß das kaiſerliche Heer und Karl ſelbſt den Untergang in Afrika finden würden; er jauchzte, ſich dadurch nach ſeinem Ziele raſch um ein großes Stück Wegs hingeriſſen zu ſehen, ſchneller als er in ſeinen kühnſten Träumen zu hoffen gewagt hatte. Mit fieberhafter Haſt betrieb er die Rüſtung. Karlotta ließ es ſich nicht nehmen, ihm in Allem behülflich zu ſein und ihn nach Tunis zu begleiten. Nur der alte Sidi Alnayar ſchüttelte von böſen Ahnungen beſchlichen wehmüthig das ergraute Haupt. Als er ſeinen Sohn zum Abſchied umarmte, rollten ein paar Thränen über ſeine Wangen. „Leb wohl,“ ſprach er. „Ich habe ein ſchönes, wenn auch nur kurzes Glück in deinem Beſitz genoſſen. Es war doch ein freundliches Abendroth an dem früher ſtets umwölkt geweſenen Himmel meines Lebens."

„Und noch glänzendere Tage werden unſerm Wiederſehen folgen, mein Vater," verſetzte Raimund freudigen Muths. Alnavar ſchwieg darauf, wandte ſich ab und weinte ſtill.

Eleonore war ſchon längſt vorausgeeilt.

Als Raimund und Karlotta an der Spitze eines ſtattlichen Heerhaufens Tunis erreichten, war dort Alles in wilder kriegeriſcher Bewegung. Von allen Seiten ſtrömten aus dem Lande bewaffnete Schaaren herbei. Des Königs mächtiger Wille brachte ein großes Heer zuſammen. Goletta wurde ſtärker befeſtigt und ſechstauſend Türken, die mit Chair-Eddin von Konſtantinopel gekommen waren, unter dem Befehl der beiden ausgezeichnetſten Anführer und Korſaren Sinan des Juden und Hai-Eddin Kalamans, des ſogenannten Jagdteufels, hineingelegt. Chair-Eddin ſelbſt blieb in der Stadt und traf mit ſeinem Scharfblick die beſten Anordnungen. Suleima und Eleonore entfalteten eine unermüdliche Thätigkeit. Zu ihnen geſellte ſich als drittes und jüngſtes Glied eines ſeltnen Frauenbundes Karlotta.

Raimund erhielt ſeinen Standpunkt in ihrer Nähe. Ein fanatiſcher Geiſt hatte ihn ergriffen und ging von ihm aus durch alle Mauren. Es galt, das Chriſtenthum zu vernichten und ihr altes unvergeßliches Vaterland in Europa wieder zu erobern. Aber noch weiter ſchweiften ihre verwegenen Hoffnungen.

Chair-Eddin entſandte Boten an König Franz und an den Großherrn Suleiman. Der Erſtere ließ ihm verſprechen, ſogleich wenn der Kaiſer nach Afrika abgereiſt ſei, in Oberitalien einzufallen, der Letztere, ſobald der Kaiſer vor Tunis geſchlagen ſei, Deutſchland zu überziehen.

Es galt Europa, es galt der ganzen Chriſtenheit.

## 17.

## Karls Zug nach Tunis.

Kaiſer Karl verließ mit einem zahlreichen und glänzenden Gefolge Madrid zu Anfang des Monats Juli, um die Rüſtung der Flotte in Sardinien ſelbſt zu betreiben. Die Kaiſerin und der Infant Philipp begleiteten ihn bis Barcelona, wohin einige Galeeren des Dogen Andreas Doria von Genua zu ſeiner Ueberſchiffung beſtellt waren. Sie ließen nicht auf ſich warten. Andreas Doria, der große Seeheld, kam ſelbſt, um ſeinen Kaiſer über das Meer zu führen. Auch wartete bereits eine Botſchaft des Papſtes Paul auf Karl, welche ihm ein von ihm für Doria beſtelltes, vom heiligen Vater geweihtes Schwert überbrachte. Karl veranſtaltete zur Uebergabe dieſes koſtbaren, mit goldnem Kreuz und Scheide ausgeſtatteten Schwertes eine Feierlichkeit im großen Styl. Wie er durch ſeinen Entſchluß die Mauren in Afrika zu bekriegen eine fanatiſche Begeiſterung unter dem Volke in Spanien und Italien hervorgerufen hatte, ſo gedachte er ſie klug zu nähren. Auf ſeiner Reiſe hatte ihn der Jubel des Volkes begleitet; in Barcelona empfing ihn dieſer Jubel; man nannte ihn den Streiter Chriſti, man verglich ihn mit ſeinen Großeltern Ferdinand und Iſabella, den Eroberern Granada's. Die Botſchaft des Papſtes begrüßte ihn als die ſtarke Säule der Kirche. In Barcelona wurde das kaiſerliche Paar vom Bruder der Kaiſerin, dem Infanten Dom Luis von Portugal empfangen, welcher eine ſtarke Escadron zur Unterſtützung des kaiſerlichen Kriegszugs herbeigeführt hatte. Wahrlich, Karls Zug nach Tunis war nicht ſowohl Ergebniß romantiſcher Schwärmerei des Kaiſers, wofür ihn die Proteſtanten in Deutſchland gern ausgegeben hätten; er war vielmehr

Ergebniß ſeiner berechnenden Klugheit und ſeiner frommen und aufrichtigen Anhänglichkeit an das päpſtliche Chriſtenthum, ein religiöſer Akt, aus dem Verſtand und dem Gewiſſen Karls hervor gewachſen. Er führte ſtets Chriſtum im Munde, und es war ihm ernſt damit; denn er war kein Heuchler. Daß dieſer ſein Chriſtus nichts als ein päpſtliches Götzenbild war und mit dem großen Menſchheitlehrer von Nazareth nichts gemein hatte, als einen Namen, den dieſer nicht einmal geführt, das wußte Karl nicht; das einzuſehen, fehlten ihm alle Mittel.

Auf der prächtigen fur den Kaiſer beſtimmten Galeere war ein reich geſchmückter Thron errichtet. Karl zog im halben Kaiſerornat, d. h. mit dem kaiſerlichen Mantel und der Krone bekleidet, das Scepter in der Rechten, an der Seite der Kaiſerin und des Infanten unter einem von hohen Klerikern getragenen Baldachin, von ſeinen Rittern und Hofherrn gefolgt, aus der Stadt in die Galeere, wo er vom Dogen Doria im großen Admiralſchmuck an der Spitze der Schiffsmannichaft empfangen wurde. Vom Thron herab überreichte Karl dem greiſen Seehelden, welcher ſich auf ein Knie niederließ, das päpſtliche Schwert, und ſprach: „Edler Doria, ich überreiche Euch das Schwert, welches Euch der Statthalter Chriſti für dieſen heiligen Glaubenskrieg geſchickt hat, und welches unfehlbar den göttlichen Segen über Euere Tapferkeit bringen wird.“ Doria nahm das Schwert und verſetzte: „Ich ſchwöre Euerer kaiſerlichen Majeſtät und Seiner Heiligkeit, daß ich dieſe geweihete Waffe nur zu Gottes und der Kirche Ehre und Ew. Maj. Dienſt gebrauchen will.“

Der Kaiſer erhob ſich und umarmte den Dogen. Die Geſchütze der Flotte, des Hafens und der Stadt donnerten bei dieſem Akt, und der Schall der Pauken und Trompeten der auf der Galeere befindlichen kaiſerlichen Kapelle ſchloß ſich daran.

Nach dieſer Handlung nahm die Kaiſerin Abſchied von ihrem Gemahl. Sie weinte und verhehlte ihm nicht, daß eine böſe Ahnung ſie ängſtige. Da zog er das Krucifix, welches er ſtets auf der bloßen Bruſt trug, hervor und hielt es ihr mit den Worten entgegen: „Falle ich in dieſem zu Gottes und Chriſti Ehre unternommenen Kriege ſo wird dieſer hier Euer Gemahl und unſers Philipps Vater ſein.“

Die Segel wurden aufgezogen und die Flottille mit der Blüthe des ſpaniſchen Adels und mit dem portugieſiſchen Geſchwader ſetzte in vier Tagen nach Sardinien über. Hier fand Karl das Heer verſammelt, den Kern des Kriegsvolks faſt aller Nationen Europa's. Die Königin-Statthalterin der Niederlande hatte auf einer Flotte ein Korps deutſcher Fußvölker geſchickt. Es waren ſechstauſend kampfbewährte Männer zugegen. Die Galeeren von Neapel und Sicilien hatten die alten geübten ſpaniſchen und italieniſchen Söldlinge gebracht, jenes durch die Siege über die Franzoſen berühmt gewordene Kriegsvolk. Es waren ſechzehntauſend Spanier und ſechstauſend Italiener nebſt zweitauſend Pferden. Der Papſt hatte ſo viel Mannſchaft geſtellt, als in ſeinen Kräften ſtand; der Maltheſer-Orden eine zwar kleine aber furchtbare Flotte ausgerüſtet; die tapferſten Ritter befanden ſich darauf. Es war die Stärke Spaniens, Italiens und Deutſchlands, welche mit dem Kaiſer nach Afrika zu gehen ſich eingeſtellt hatte. Auch Karl wußte, was es galt.

Andreas Doria wurde vom Kaiſer zum Admiral der Flotte ernannt, der Marquis del Guaſto zum Oberbefehlshaber der Landmacht. Die oberſte Leitung behielt ſich Karl ſelbſt vor. Aber er rief den Soldaten zu, wenn er muſternd ihre Reihen durchſchritt: „Seid guten Muths, Ihr Brüder! Chriſtus ſelbſt iſt unſer Heerführer. Er zieht uns voran, er führt uns zum Sieg; denn wir kämpfen vom Pferde, „vorgeſtern nahmen Sie Abſchied von mir, als ſollt' ich Sie in Jahr und Tag nicht wieder ſehen, und heute führt Sie der Gukuck ſchon wieder auf mein Häuschen *) her, und bringen mich um die Kirmeßkatzbalgerei dieſes Nachmittags, und die wahrſcheinliche Ehre, den Schwanz des Vogels auf dem Säuraſen **) herabgeſchoſſen zu haben. Ja aber Sie können nicht von Ihrem König bleiben, und es iſt auch ganz ſo in der Ordnung, daß der Herzog dem König die Aufwartung macht." — „Nun ſei nur ſtille, Laubkönig, und ziehe nicht wie ein Laubfroſch los. Du kannſt die Stunde des verſäumten Kirmeßſpaßes dieſe Nacht ſchon wieder beiholen. Jetzt laufe mir in die Ruhl hinab auf den Zainhammer. Dort wohnt bei der Hoffactorin Hellmann eine Frau von Welwar. Dieſer bringſt Du von einem ungenannten Freunde die Nachricht, daß Herr Lambeck ſich ſehr wohl befinde und noch dieſen Abend bei ihr ſein werde, daß ſich ferner Ihr Schickſal glänzend geändert, und endlich bitteſt Du um die Erlaubniß, daß der ungenannte, wenn auch nicht unbekannte Freund, ihr ſogleich aufwarten dürfe. Fall aber nicht nach gewohnter Art mit der Thür ins Haus und plumbe mit meinem Namen oder mit der Durchlaucht u. dgl. heraus; denn ihr Grünröcke pflegt die Worte nicht auf die Goldwage zu für ihn und ſeine heilige Kirche. Ich aber bin der großen Ehre theilhaftig, ſein Fahnenträger zu ſein.“

---

*) Noch jetzt heißt dies einſam gelegene Jagdhäuschen: Königshäuschen.

**) So heißt der obere Theil von Ruhla und der Platz des Schießhofes.

Am 16. Juli ging die Flotte, die faſt aus fünfhundert Schiffen beſtand und über dreißigtauſend regelmäßige Krieger an Bord hatte, unter Segel. Der Kaiſer war von zweitauſend adligen Männern aus dem älteſten und vornehmſten Häuſern Spaniens, Italiens und Deutſchlands umgeben, die als Freiwillige gekommen waren, für die Kirche zu ſtreiten. Alle berühmten Namen dieſer Länder waren vertreten. Ebenſo hatte Portugal ſeine beſten Männer auf das von Dom Luis befehligte Geſchwader geliefert. Niemals war das Mittelmeer von einer gleichen Flotte durchſchnitten worden. Europa ſah mit erwartungsvollen Staunen auf dieſes Schauſpiel.

Wohlbehalten landete die Flotte zu Portofarina, dem alten Utika, und ſetzte das Heer ans Land, welches ſich unverzüglich auf Goletta in Marſch ſetzte. Der Kaiſer ſchlug im Angeſicht der Feſtung ein befeſtigtes Lager auf. Die türkiſche Beſatzung ſuchte dies durch häufige Ausfälle zu verhindern; auch von einigen mauriſchen Truppenkorps wurde das kaiſerliche Heer faſt täglich vexirt; aber der Geiſt in demſelben war ein ſo herrlicher, und der Kaiſer verſtand ihn immer höher anzufachen, daß nicht nur alle dieſe Angriffe mit großer Tapferkeit zurückgeſchlagen, ſondern auch die größten Strapazen unter der glühenden afrikaniſchen Sonne mit Freudigkeit ertragen wurden. Karl theilte unverdroſſen dieſe Mühen und Beſchwerlichkeiten. Neun Tage und Nächte kam er nicht aus den Kleidern und wenig vom Pferde, indem er alle Arbeiten, ſelbſt beſichtigte, alle Wachtpoſten viſitirte, alle Anordnung ſelbſt traf und ſich furchtlos oft genug der Gefahr ausſetzte.

Chair-Eddin und ſeine Umgebung begannen zu begreifen, welch eine furchtbare moraliſche und phyſiſche Kraft in dieſem begeiſterten, kampfluſtigen, abgehärteten und kriegserfahrenen Chriſtenheere ſei, und daß die leichten eines ſolchen Kriegs unkundigen Reiterhaufen der Mauren im Nachtheil gegen die Chriſten ſtänden. Die Tollkühnheit der Verzweiflung ergriff die Führer. Auch im Lande ſelbſt drohte ihnen Gefahr. Ueber zehntauſend Chriſtenſklaven waren hier vertheilt, meiſt kräftige Leute. Es ließ ſich voraus ſehen, daß ſie, ſobald der Kaiſer zum Angriff übergehen werde, ja, wenn er Goletta einnehmen ſollte, nicht ruhig zuſehen würden. Deshalb ließ ſie Chair-Eddin greifen und nach Tunis auf die Citadelle bringen. Hier wurden ſie in große Gewölbe zuſammengeſteckt, wodurch ihr Zuſtand bald unerträglich wurde. Chair-Eddin machte in einem Kriegsrathe den gräßlichen Vorſchlag, ſie auf einmal Alle zuſammenzuhauen, um ihrer ledig zu werden. Allein Sinan und Raimund widerſetzten ſich einem ſolchen barbariſchen Mord unbewaffneter Menſchen, die zeither durch ſchwere Arbeit dem Lande unberechenbaren Nutzen gebracht. Raimund ſchwur mit Thränen im Auge, eine ſolche entſetzliche That müſſe ihren Waffen Unglück, ihnen ſelbſt den Untergang bringen.

Chair-Eddin rief ſtolz: „Wohl, Ihr wollt es! Ihr wollt die Chriſtenhunde geſchont wiſſen; es ſei! Allah wende es zum Beſten!“

Raimund ſprach: „Laß uns gegen die bewaffneten Chriſten ſtürmen, die über das Meer gekommen ſind uns zu vernichten. Und wenn wir ſie alle niedermetzeln: unſre Sache bleibt eine gerechte. Der Mord eines einzigen Chriſtenſclaven macht ſie zu einer ungerechten. Haben wir nur einen Sieg erſt erfochten, dann wird unſer Stern ſteigen, der ihrige ſinken und untergehen.“ —

Und der Stern des chriſtlichen Heers begann bereits zu ſinken. In der Nacht eines Tages, an welchem die Spanier in der unerträglichen Sonnenhitze bis zur Erſchöpfung an den Schanzen gearbeitet hatten und maſſenweis in tiefen Schlaf gefallen waren, machten die Türken und Mauren über dreitauſend Mann ſtark einen heftigen Ausfall aus Goletta und richteten unter den aus dem Schlafe erſchreckt emporfahrenden Kriegern eine furchtbare Verwirrung und Metzelei an. Sie nahmen über dreihundert abgeſchnittene Köpfe der beſten Soldaten auf ihren Spießen mit und ſtellten ſie auf den Feſtungsmauern auf. In der folgenden Nacht erfuhren die Italiener einen eben ſo ſtürmiſchen Angriff mit ähnlicher Niederlage von einem türkiſchen Korps, welches ſich am Tage unbemerkt genähert hatte. Vierhundert Mann fanden den Tod, zweihundert geriethen in Gefangenſchaft. Der Führer der Italiener, Graf Sarnoc blieb mit ſeinen beſten Hauptleuten; ſeine reiche Bagage fiel in die Hände des Feindes. Großer Jubel erſchallte in Tunis, als der Kopf und die rechte Hand des Grafen als Siegeszeichen anlangten. Der Muth der Mauren wurde gehoben, und es erfolgte Ueberfall auf Ueberfall über die einzelnen chriſtlichen Heerhaufen. Schon war eine große Menge aufgerieben; die beſchwerlichen Schanzarbeiten dauerten fort, und der Einfluß des verderblichen Klimas äußerte ſich in ausbrechenden Seuchen, welche Tauſende niederwarfen und Hunderte raſch in den Tod riſſen. Auch der Mangel an nöthigſten Lebensmitteln, vorzüglich an Trinkwaſſer, wurde täglich fühlbarer. Die unmäßige Hitze machte Fleiſch und Brod faſt ungenießbar.

Schon war den Chriſten der Muth geſunken, am meiſten den Spaniern. Sie hielten ſich in dieſem unwirthbaren Lande alle für verloren und gefährliche Meutereien drohten auszubrechen. Nur des Kaiſers Perſönlichkeit und ſeine ermuthigenden Anſprachen an die einzelnen Haufen vermochte die offne Empörung niederzuhalten. Er ſtellte ihnen vor, welch eine ewige Schande für ſie, welch ein abſcheuliches Aergerniß vor der ganzen Welt es ſein werde, wenn ſie aus Furcht und Schrecken jenen unſterblichen Ruhm, den ſie ſich in Europa durch gewaltige Schlachten gegen Chriſten erworben, in Afrika gegen Muhamedaner verloren gehen laſſen wollten, ehe ſie noch in einer Schlacht ſich mit den Feinden gemeſſen hätten.

Alle ſchrien nach einer Schlacht, um dieſen aufreibenden Arbeiten, die zu nichts nützten, ein Ende zu machen. Zum Glück für dieſe augenblickliche Stimmung des Heeres, langte der Graf Alarcon, ein alter bewährter und durch gewonnene Schlachten berühmter Krieger, in welchen er die Spanier befehligt hatte, mit einem Succurs von dreitauſend Mann auf einer neapolitaniſchen Escadre im Lager des Kaiſers an. Dreihundert ſpaniſche Edelleute befanden ſich als Freiwillige bei ihm. Der Kaiſer, hocherfreut über die Ankunft des Grafen, deren Wichtigkeit er einſah und ſogleich zu benutzen gedachte, umarmte ihn vor allem Volke; das Heer begrüßte ihn mit Jubel. Der Marquis del Guaſto trat ſogleich vom Oberbefehl zurück, welchen Alarcon auf des Kaiſers Befehl übernahm.

Von dieſem Augenblick an wendete ſich das Kriegsgeſchick. Schon am folgenden Tag führte Alarcon ein Korps von dreitauſend Reitern und eine dieſen entſprechende Anzahl deutſcher und ſpaniſcher Fußknechte plötzlich gegen den eines ſolchen Angriffs nicht gewärtigen Feind und erfocht einen glänzenden Sieg. Die geſchlagenen Mauren, welche viele Todte und Verwundete auf der Wahlſtatt zurücklaſſen mußten, flohen nach der Stadt hin und richteten dort große Beſtürzung an. Deſto glänzender war die Wirkung dieſes Sieges auf das chriſtliche Heer. Der Kaiſer ritt umher und verſprach den Soldaten die Plünderung der Stadt Tunis, von deren Schätzen er eine reizende Beſchreibung machte.

Die Mauren benutzten einen heftigen Sturm am folgenden Tage zu einem Ausfall aus Goletta. Der die ganze Atmoſphäre erfüllende Sand war ihr Verbündeter und die Spanier wurden zum Weichen gebracht. Die Italiener und Deutſchen ſchlugen aber die Angreifenden mit ſtarkem Verluſt zurück. Beſchämt über ihr Zurückweichen verlangten die Spanier mit Ungeſtüm die Feſtung zu ſtürmen. Es mußte ihnen nachgegeben werden. Aber die Moslim wehrten ſich mit ſolcher Tapferkeit und der Verluſt der Spanier war ſo ſtark, daß der Kaiſer Befehl zum Rückzug gab. Doch erhöhte dieſes fehlgeſchlagene Unternehmen die Wuth des chriſtlichen Heers, und der Kaiſer entſchloß ſich zu einem allgemeinen Sturm auf die Feſtung.

Während der Woche, welche die Vorbereitungen dazu noch koſteten, langte der König Mulei-Haſſan mit dreihundert Reitern im Lager an.

Noch war eine Batterie herzuſtellen, aber der Kaiſer ergriff ſelbſt Hacke und Schaufel und arbeitete mehre Stunden. Natürlich folgten alle Adligen ſeinem Beiſpiel. Das ganze Heer warf ſich gleichſam auf die Arbeit und in wenigen Tagen war Alles hergeſtellt. Am folgenden Morgen wurde die Feſtung zugleich vom Lande und vom Meer aus angegriffen. Alle Batterien auf den Schanzen und auf den Schiffen ſpieen ihr flammendes Geſchoß gegen die Mauern und Gebäude. Bald ſtürzten Thürme ein, Breſchen entſtanden, Feuerſäulen ſchoſſen auf. Der Beſatzung verfiel der Muth; ſie zog ſich gegen Abend in die Bollwerke zurück. Die Kanonade wurde bis nach Mitternacht fortgeſetzt. Dann ließ der Kaiſer durch die Trompeter das Zeichen zum Sturmlaufen geben. Während die alten ſpaniſchen Soldaten die Leitern anlegten und zuerſt mit wildem Geſchrei hinaufſtürmten, griffen die Deutſchen die Bollwerke an. Die Italiener bildeten die zweite Sturmcolonne.

Eine Stunde lang wehrten ſich die Afrikaner verzweifelt. Aber der Muth der Chriſten ſteigerte ſich bis zur Raſerei des Fanatismus. Sie erſtiegen die Mauern und warfen Alles nieder. Die Hälfte der Beſatzung war ſchon aufgerieben; die andre Hälfte ergriff die Flucht über die Brücke, welche über den Kanal führte. Die Deutſchen verfolgten ſie und erlegten ihrer noch Viele. Der größere Theil entkam mit Hülfe der Nacht nach Tunis zu, um Chair-Eddin die Schreckensbotſchaft zu überbringen.

In der erſten Frühe des nächſten Tags zogen Kaiſer Karl und König Mulei-Haſſan in die eroberte Feſtung ein, ſtürmiſch begrüßt vom Freudengeſchrei des ſiegreichen Heers.

Die gefallenen Moslim lagen noch am Wege. Des Kaiſers Augen fielen plötzlich auf eine Leiche, deren langes blondes Haar in Locken über den Boden zerſtreut war. Eine auffallende Ausnahme von den übrigen Todten. Karl hielt ſein Pferd an und ſchaute dem Gefallnen in das rückwärtsgebogene Geſicht. Aus der bleichen Fläche deſſelben traten mehrere dunkelblaue Flecken. Karl erkannte dieſe Flecken, die unheilvollen Zeichen eines Muttermales, herrührend von einer Scheere, die vor vierunddreißig Jahren durch einen rachſüchtigen Schnitt in ein prächtiges blondes Frauenhaar dem Geſchick ſeines Hauſes und ſeiner Länder eine andre Wendung gegeben hatte. Er kannte den unglücklichen Mann, der hier ſein trauriges Schickſal erfüllt hatte. Martin war Tags vor dem Sturme als Chair-Eddins Botſchafter in die Feſtung gekommen. Eine chriſtliche Kugel hatte ihm die Bruſt zerriſſen. Der Kaiſer ritt weiter, aber ernſt, faſt trüb geſtimmt, trotz des Sieges.

Drei Tage ſpäter führte Karl ſein Heer auf der Ebene gegen Tunis und ſtieß drei Meilen vor der Stadt auf den

Feind. Chair-Eddin hatte ſein Heer in Schlachtordnung aufgeſtellt, eine impoſante Macht. Es waren ſiebzigtauſend Mauren zu Pferd und zu Fuß, die Letztern theils Bogen-, theils Rohrſchützen, und ſiebentauſend Türken. Er war alſo faſt noch einmal ſo ſtark als der Kaiſer. Mit dem verwegenen Muthe, welchen die unabweisbare Ueberzeugung verleiht, daß das entſcheidende Schickſal vor der Thüre ſtehe, daß der Sieg die Bahn eröffne zu ſchimmernder Macht und Größe, die Niederlage aber Vernichtung bringe, redete der kühne Abenteurer, der es vom Töpfersſohn in Lesbos bis zum König in Tunis gebracht und dem ſein ſtrahlender Glücksſtern ſich noch niemals verhüllt hatte, ſein Heer an. „Wenn Ihr das Heer der Chriſten vernichtet, ſo ſteht Euch Euer Vaterland, aus dem Euere Väter von den Chriſten vertrieben wurden, wieder offen. Denn Spanien iſt Euer Vaterland. Viel tauſende Euerer unglücklichen Brüder warten dort nur auf Euern Sieg, um das ſchmachvolle Joch der Chriſten abzuwerfen und Euch mit offnen Armen zu empfangen. Ein Sproß des Königshauſes von Granada wird an Euerer Spitze kämpfen. Die Schiffe des Kaiſers mit ſeinen Schätzen ſind Euere erſte koſtbare Beute. Ihr braucht ſie nur zu beſteigen und über das Meer zu fahren, um Spanien in Beſitz zu nehmen. Der Feind unſres Glaubens muß alſo von Euch geſchlagen werden. Wohlauf denn, zur Schlacht! Die Stimme des Propheten iſt's, die Euch zum Kampfe ruft!“

Aber auch Kaiſer Karl hatte einem Glücksſtern zu vertrauen, der ihm noch niemals untreu geworden war und ihn zum mächtigſten Herrn der Erde gemacht hatte. Mit dieſem Gefühl ſprach auch er zu ſeinem Heere. „Ihr ſeht die Feinde Chriſti, unſers göttlichen Erlöſers, vor Euch. Sie ſind auch unſre Feinde. Chriſtus der Herr iſt Euer Führer; ſeine herrliche Fahne geht Euch voran. Ihr werdet durch die Vernichtung dieſes Feindes zeitlichen und ewigen Lohn erringen. Euer Ruhm wird unſterblich ſein. Jeden, welcher in dieſem heiligen Kriege fällt, trägt Chriſtus ſogleich in Abrahams Schooß. — Ihr Spanier beſonders bedenkt, daß Euch Mauren gegenüberſtehn, die Euere Väter ſiegreich von Spaniens chriſtlichem Boden vertrieben, die ſie dort und ſelbſt in Afrika ſtets mit dem glücklichen Erfolg bekämpft haben. Zahlreich ſind die Schlachten, in welchen die Chriſten den Muhamedanern oblagen. Fügt ihnen noch eine glänzende Zahl hinzu. Befreit Euer Vaterland von den grauſamen Räubereien, mit welchen es zeither durch dieſe Barbaren heimgeſucht wurde. Verleiht Chriſti Namen heute neuen Glanz. Millionen Euerer Brüder werden Euch dafür ſegnen. Die Stadt Tunis mit ihren unermeßlichen Schätzen iſt Euer. Auf denn zum Sieg in Chriſti Namen!"

Und das Krucifix ſchwingend gab er das Zeichen zum Angriff. Das Geſchütz begann ſeine Donner. Das der Muhamedaner richtete große Verwüſtung im kaiſerlichen Heere an. Die Mauren dehnten ſich zu einem großen Halbkreis um die Chriſten aus. Ihre Abſicht war offenbar ſie zu umringeln. Da warf Karl ſeine eiſernen Reiter auf Chair-Eddins Centrum, und die ſpaniſchen und deutſchen Fußknechte rückten im Sturmſchritt nach. Wie die Mauren ſich zertheilten, ſo zogen die Chriſten ſich zuſammen und trieben ſich als Keil in die Mitte des Feindes. Dadurch wurde dieſer zerſprengt und die Schlacht entſchieden. Sobald Chair-Eddins Centrum durchbrochen war, erhoben die Chriſten das Siegesgeſchrei, und die Mauren ergriffen die Flucht. Das chriſtliche Schwert mähete ſie nieder. Tauſende von ihnen bedeckten ſterbend das Schlachtfeld. Der herrlichſte Sieg war in kurzer Zeit gewonnen. Chair-Eddin vermochte die allgemeine Flucht der Seinigen nicht aufzuhalten; er wurde von ihr mit fortgeriſſen. Karl ſtieg vom Pferde und kniete im heißen Sande des Schlachtfelds nieder, ein Dankgebet zu ſprechen. Das Heer um ihn ſtimmte ein gloria in excelsis an. Dann brachen die Sieger nach der Stadt auf.

---

## 18.

## Karl der Sieger.

Die Verwirrung in Tunis erreichte ſchnell eine furchtbare Höhe. Zuerſt lähmte der Schrecken, welchen die heranſprengenden fliehenden Reiter verbreiteten, auf kurze Zeit die Lebensthätigkeit der Bewohner. Dann erhob ſich ein entſetzliches Klagegeſchrei, und die ganze Bevölkerung lief verzweiflungsvoll heulend wirr auf den Straßen durcheinander. Ein Theil ergriff mit dem, was er von ſeinen beſten Habſeligkeiten fortbringen konnte, ſchleunigſt die Flucht; ein anderer Theil ſammelte ſich auf Suleima's und Eleonorens Ruf, um ſich zum Widerſtand zu rüſten. Suleima hielt Anreden an das Volk, wie ſie einſt von Maria de Padilla vernommen. Wie dieſe hatte ſie ſich ein Schwert umgegürtet, wie dieſe ſchwang ſie muthig eine Fahne. Eleonore unterſtützte die königliche Freundin mit Kraft, und als Chair-Eddin ankam, fand er Urſache, die Anordnungen der Frauen zu preiſen. Es gelang ihm, die Trümmer des fliehenden Volks aufzuhalten. Aber die Stimmung dauerte nur kurze Zeit. Das bewaffnete Volk verlangte ſich in die Citadelle zu werfen. Doch dieſe war von den gefangenen dort eingeſperrten Chriſtenſklaven beſetzt. Und von ihnen drohete jetzt im kritiſchen Augenblicke neues Verderben. Aus dem Geſchrei hatten ſie die Niederlage des Königs vernommen. Mit tauſendſtimmigen Gebrüll verlangten ſie von ihren Wächtern die Oeffnung der Kerker, und dieſe hatten nicht den Muth bei der gefährlichen Lage der Dinge ein ſolches Begehren zu verſagen. Zehntauſend Menſchen ſtürzten auf die Wälle heraus, richteten die Geſchütze gegen die Stadt und erhoben ein ſo weitſchallendes Triumphgeſchrei, daß allem Volke in der Stadt grauſte. Der Gedanke, daß der Feind die Citadelle bereits in ſeiner Gewalt habe, und jeden Augenblick die Stücke löſen und mörderiſche Kugeln herabſenden könne, wirkte niederſchmetternd. Und ſchon erſchallte der Ruf, daß die ſpaniſchen Reiter ſich am Horizonte zeigten. Mann, Weib und Kind ſtürmte heulend fort, aus den Thoren, in die Weite. Wohin man blickte, boten ſich dem Auge Bilder des Entſetzens. Die weichherzigen Rathgeber verwünſchend, die ihn zur Schonung der Chriſtenſklaven vermocht, warf ſich Chair-Eddin auf's Pferd. Nicht einen Augenblick war er mehr ſicher; denn ſchon erhob ſich Mulei-Haſſans Partei, um ihn zu fangen. Sein ſchnelles Roß entriß ihn glücklich ihren ſchon nach ihm ausgeſtreckten Händen. Aber Suleima und Eleonore wurden von ihnen gefaßt und in einen Kerker geworfen. Stolz und feſten Schrittes gingen ſie Arm in Arm unbekümmert um den Hohn ihrer Feinde. Sie waren als ächte Heldinnen auch auf dieſes Schickſal vorbereitet und ſahen ihm feſt ins Auge.

Die Partei des vertriebenen Königs, von Minute zu Minute wachſend, öffnete die Thore der Citadelle. Jubelnd ſtrömten die Gefangenen heraus. Sie ſchickten unverzüglich einen reitenden Boten an den Kaiſer ab, ihm ihre Befreiung zu verkünden. Auch die Stadt ſandte eine Botſchaft an den Kaiſer, welche ihm die Schlüſſel der Thore überbrachte und um Schonung des Lebens und des Eigenthums der zurückgebliebenen Mulei-Haſſan ergebenen Bewohner anflehte. Karl konnte dieſe Bitte nicht erfüllen; er hatte ſeinen Kriegern die Plünderung der Stadt verſprochen. Um aber Unglück vorzubeugen, legen, eh' ihr ſie fortſchickt.“ — Nichts zu befürchten, Durchlaucht, bei vornehmen Weibern bin ich wie aufs Maul geſchlagen, zumal wenn ſie geputzt auf dem Kanapee ſitzen, und Kaffee trinken. Im Walde mag ich noch eher mit ihnen auskommen.“ — „Nun mach's ſo gut, als Du's kannſt, ſpude Dich; ich will Dich bis in Dein Haus begleiten, aber den Schützenhof *) wollen wir vermeiden, damit mich das Volk nicht erkennt und Lärm ſchlägt; denn die Rühler wiſſen nicht, was es heißt: der Fürſt reiſt Incognito.“ — „Dafür wiſſen ſie deſto beſſer, ihn treu zu lieben und anzuhängen.“ — „Ich bin's ja überzeugt, ſie ſind meiſt, wie Du, aber ich will mich heute ihren etwas ſtürmiſchen Liebkoſungen nicht ausſetzen, und deshalb nicht erkannt ſein.“ — „Da ich nicht dafür ſtehen kann, daß uns Einer begegnet und Sie doch erkennt, ſo will ich Ihnen einen Vorſchlag thun, Durchlaucht. Ich will ein Laubmännchen aus Ihnen machen, ſo gehen Sie unerkannt durch alles Volk.“ — „Ein Laubmännchen? Was iſt das?“ — „Wenn im Frühjahr das Laub ausgekrochen iſt, rotten ſich in der Ruhl die Kinder in verſchiedenen Haufen zuſammen, brechen mir in den Wald, ſchneiden mir ein Paar recht friſch grüne Buchenbüſche ab — nun ich drücke ein Auge zu und Eure Durchlaucht werden's auch thun; denn ein Laubmännchen anputzen, iſt eine uralte Volksſitte, und ich hab' als Junge den Wald genug beſtohlen — und legen die laubigen Reiſer

---

*) Er gränzt an die Förſterwohnung.

ließ er ſchnell auf dem Wege die Heerführer zu einem Kriegsrath zuſammenrufen. Sogleich ſchöpften die nach Beute lechzenden Soldaten Verdacht, daß ihnen die zugeſagten Früchte des Siegs verkümmert werden ſollten, und ohne den Beſchluß des Kriegsrathes abzuwarten und trotz der ungeheuren Strapazen, die ſie bereits erduldet, ſetzten ſie ſich mit unbändigem Geſchrei und in wilder Unordnung in ſchnellern Marſch. Alle Zucht, aller Gehorſam hatten ein Ende. Wie hungrige Raubthiere erreichten ſie die Stadt und ergoſſen ſich in die Straßen und Häuſer, alles Lebende mordend, was ihnen aufſtieß, alles Werthvolle raubend und zuſammenſchleppend. Alle ſchauderhaften Ausſchweifungen, welcher ſiegreiche, durch die Wuth des Sturms entmenſchte Soldaten fähig ſind, alle blutigen Greuel, zu welchem Volks- und Religionshaß ſolche Soldaten hetzt und ſtachelt, wurden an dieſem Tage verübt. Ueber dreißigtauſend unſchuldige Einwohner von Tunis fielen als Opfer chriſtlicher Beſtialität, zehntauſend, meiſt Frauen und Kinder, wurden als Sklaven in die Citadelle geführt. Die Beute war über alle Erwartung reich und groß.

Während das Entſetzensgeſchrei der Ueberfallenen und das Jammergeſchrei der Sterbenden die Lüfte durchſchnitt, zogen die befreiten Chriſtenſklaven aus der Stadt, voran ein Greis mit langem weißen Barte ein hohes Kreuz tragend, das ſie ſchnell zubereitet hatten, und ſangen den ambroſianiſchen Lobgeſang. Als ſie den Kaiſer erblickten, fielen ſie auf die Knie und prieſen ihn als ihren Retter und Befreier. Der Kaiſer umarmte und küßte die Aelteſten mit Thränen der Rührung. Dann zog er an ihrer Spitze in die Citadelle. Die Stadt, wohin ſich Mulei-Haſſan begab, ſcheute er ſich zu betreten; er mochte die Greuel der entfeſſelten Leidenſchaft nicht ſehen, die er nicht hindern konnte.

Eine ſchauerliche Nacht folgte dem gräßlichen Tage. Die gefangenen mauriſchen Krieger mußten alle Leichen aus der Stadt in eine große Grube ſchaffen und beim erſten Licht des folgenden Morgens die Straßen von Blut ſäubern. Gegen Mittag hielt Karl, Mulei-Haſſan an der Seite mit ſeinem glänzenden Gefolge den Triumphzug durch die Stadt. Herolde verkündeten mit Trompetenſchall, daß der Kaiſer den rechtmäßigen König des Landes auf den Thron ſeiner Väter zurückführe und feierlich wieder in die Macht einſetze. Der verabſcheute Mörder nahm den von Blut und Leichen umgebenen Herrſcherſitz ein, um das Rachewerk an ſeinen Widerſachern zu beginnen. Kaiſer Karls chriſtlicher Sinn hatte ihm dazu verholfen. Da gedachten denn die Schmeichler die einflußreiche Favorite Chair-Eddins und ihre umſichtige Freundin dem jungen König vorzuführen, damit er an ihnen, den Weibern, ſeine Rache auslaſſe. Der Kerker wurde geöffnet, und — zwei Leichen gefunden. Arm in Arm geſchlungen lagen ſie, die Königin und die Bettlerin. Das Gift, das ſie für einen ſolchen Fall bei ſich getragen, hatte ſeine Wirkung gethan. Zwei der außerordentlichſten Frauen waren vom Schauplatz abgetreten. Die biſtialiſche Gemeinheit der Geſinnung wollte wenigſtens einen Erſatz für das vereitelte Schauſpiel. Der Rachedurſt ſollte wenigſtens gekitzelt werden, da er nicht befriedigt werden konnte. Die Leichen wurden beide vor die königlichen Häupter gebracht. Ein Strahl von Freude zuckte über Karls Geſicht. Obgleich er Eleonoren nie geſehen, erkannte er ſie doch; er erkannte ſie an den Narben, die ſeine Mutter gegraben, an dem blonden Haar, das ſeinen Vater einſt beſtrickt. Auch Suleima'n betrachtete er einige Augenblicke und das Bild ſeiner Jugend ſtand vor ſeiner Seele, wie dieſes reizende Weib ihm einſt in Brüſſel Reitunterricht gegeben hatte. Seine beiden größten und ſchlauſten Feindinnen waren nicht mehr. Mulei-Haſſan befahl, die beiden Leichen durch die Straßen zu ſchleifen und ſie dann den Hunden vorzuwerfen. Karl befahl ruhig und feſt, um ſie auch vor ſpäterer Mißhandlung zu ſchützen, ſie nach Goletta zu führen und in mit Steinen beſchwerten Säcken ins Meer zu verſenken. Und ſein Befehl war hier noch Geſetz. Im Meeresgrund an der Küſte von Afrika lagen am andern Tage die Leichen der beiden Frauen, die es verſucht hatten, der Welt eine neue Geſtalt zu geben.

Kaiſer Karl ſollte noch ein ſolches Schauſpiel ſehen und überzeugt werden, daß ſein Glücksſtern im vollſten Glanz in ſeinem Zenith ſtehe; aber dieſe Ueberzeugung ſollte zugleich mit großem Schmerz für ihn verbunden ſein, damit er ſich erinnerte, daß er ein Menſch ſei. Chriſtliche und mauriſche Krieger waren ausgeſchickt, die Todten auf dem Schlachtfelde zu begraben. Die Letztern kehrten zurück mit zwei Leichen, die ſie ſich vom Kaiſer zum Geſchenk erbitten wollten, um ſie nach Konſtantine zu führen. Es waren die Raimunds und Karlotta's. Sie waren bei einander gefunden worden, Raimund mit von einem Schwerthiebe geſpaltenem Kopfe, Karlotta über ihm mit von einem Dolche, den ſie noch in der Hand hielt, durchbohrter Bruſt.

Karl ſah ſie tief erſchüttert. Er ließ ſich einen Kranz bringen, und legte ihn auf die beiden ſchönen Leichen. Dann wandte er ſich ab. Den Mauren wurde ihre Bitte gewährt. Die Kämmerer des Kaiſers erzählten am andern Morgen in vertraulicher Weiſe, daß ihr Herr die ganze Nacht über im Zimmer gewandelt. Seine Augen waren geröthet.

Mit Mulei-Haſſan ſchloß er einen Vertrag, wonach der König ſein Land als ſpaniſches Lehn des Kaiſers empfing und ſich verbindlich machte, alle Chriſtenſklaven im Königreich freizugeben, allen Unterthanen Karls freien Handel und freie Religionsübung zu geſtatten, keinen türkiſchen Seeräuber zu dulden u. ſ. w.

Der Kaiſer behielt nicht nur Goletta, ſondern alle feſten Seehäfen des Königreichs; für Unterhaltung der Beſatzung ſollte der König jährlich zwölftauſend Kronen bezahlen und als Lehnszins jährlich ſechs arabiſche Pferde und ebenſoviel Falken entrichten.

Am 17. Auguſt ging Karl unter Segel nach Neapel, wo ihm die glänzendſten Feſte gefeiert wurden. Dann gegen König Franz, der mit einem Heer in Savoyen eingefallen war, zu neuen Siegen.

Der ſiegreiche Zug nach Tunis umgab das Haupt des Kaiſers mit einem Nimbus, vor dem der Stern der Proteſtanten in Deutſchland verbleichen mußte; er flocht den unſterblichen Kranz des Ruhms um ſeinen Namen, wie keine ſeiner übrigen Thaten, des höchſten Ruhms, deſſen ein Herrſcher theilhaftig werden konnte, des Siegers über die Feinde der Chriſtenheit: er führte ihn auf die Höhe ſeines Glücks. In allen Zungen Europas ward er verherrlicht, die befreiten Chriſtenſklaven verkündeten ſein Lob in allen Landen. Sein Name wurde denen der größten Helden der Vergangenheit beigeſellt. Kein König des Alterthums hielt in den Augen der Mitlebenden den Vergleich mit ihm aus, und der Despotismus erhielt durch dieſen leichten Sieg zum Schaden der Völker unerſchütterliche Grundlagen.

Und doch fraß an Karls Seele ſchon der Lebensüberdruß, der ihn zwanzig Jahre ſpäter die Kronen niederlegen ließ und in das einſame Kloſter St.-Juſt in Placentia führte.

Schl.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

38/3

# Ludwig Storch's
# Poetiſcher Nachlaß.

Zuſammengeſtellt und herausgegeben
von
**Alexander Ziegler.**

Biblioth.
Universitatis
Lipsiensis
1895

Eiſenach.
Hofbuchhandlung von H. Jacobi.
1882.

# Ludwig Storch's
# Poetiſcher Nachlaß.

8804

Zuſammengeſtellt und herausgegeben

von

**Alexander Ziegler.**

Biblioth.
Universit.
Lipsiensis
1894

Eiſenach.
Hofbuchhandlung von H. Jakobi.
1882.

1884, 635
D
A

an einem aus ihrer Mitte von Fuß bis zum Kopf knapp an einander, binden ſie feſt, und formen die über den Kopf ausgehenden dichtbelaubten Zweige zu einer grünen Krone. Alles iſt bedeckt, ſelbſt das Geſicht, und man ſieht nichts als einen wandelnden Buſch, den die Andern, ein eigenes dazu beſtehendes Liedchen ſingend, durch das ganze Dorf führen. Oft gibt's drei Laubmännchen auf einmal und niemand kennt die angeputzten Kinder; deshalb wollt' ich Eure Durchlaucht auch in ſolch einen Blätterrock ſtecken und im Triumph in mein Haus einführen." — „Ich danke für die Ehre!" ſagte der Herzog. „Vielleicht ein andermal mach' ich von Deiner Güte Gebrauch, heute habe ich mehr zu thun, und die Sonne nimmt dort vor uns eben ihren Abſchied. Deshalb thut Eile Noth!" — Raſchen Schrittes erreichten ſie die einſame Förſterwohnung, das letzte Haus des Ortes. Der Reitknecht führte die Pferde langſam nach. Der Herzog trat in des Oberförſters Garten und dieſer eilte, den erhaltnen Befehl auszuführen. Es verrann wohl eine ganze Stunde und die Dämmerung verhüllte bereits die fernen Gegenſtände allmälig. Der Herzog hatte ungeduldig den Raſenplatz ſchon vielmal gemeſſen, und wurde auf den Oberförſter grimmig; durch die Luſt flogen die letzten Hörnertöne vom nahen Schützenhof herab und die Schützen rotteten ſich zum Heimzug zuſammen; da trat der ſehnlich Erwartete endlich in den Garten. „Aber ſag mir nur, König, bin ich Dein Narr geworden?" rief ihm der Herzog unwillig entgegen. — „Ach Gott!" ſeufzte der Oberförſter komiſch, „Sie wären nicht der einzige; denn wahrhaftig ich bin ein ſolcher

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52868-X
STORCH,L. FN. 1834б/073

Seinem

lieben Freund und Landsmann

Herrn

**Kapellmeiſter Friedrich Lux**

aus Ruhla, derzeit in Mainz,

Componiſt der romantiſchen Opern: „Das Käthchen von Heilbronn"
„Der Schmied von Ruhla" u. ſ. w.

hochachtungsvoll

gewidmet

von

**Alexander Ziegler.**

Ruhla, den 1. Mai 1882.

# Inhalt.

Seite

Vorwort . . . . . . . . . . . . . . . .

## I. Glockenlieder.

### Die Glocken im Ruhlathale. Liederkranz.

Widmung . . . . . . . . . . . . . . . . 3
1. Glockenklang in der Seele . . . . . . . . 5
2. Das Glockenhaus . . . . . . . . . . . 6
3. Die drei Glocken . . . . . . . . . . . 8
4. Knabenluſt . . . . . . . . . . . . . 9
5. Der Glockenklang . . . . . . . . . . . 10
6. Gretchen . . . . . . . . . . . . . . 12
7. Mittagsglöckchen . . . . . . . . . . . 13
8. Feierabendglöckchen . . . . . . . . . . 14
9. Abendgang . . . . . . . . . . . . . . 16
10. Feſt-Einläuten . . . . . . . . . . . . 17
11. Kirmeßgeläute . . . . . . . . . . . . 18
12. Kindtaufsglöckchen . . . . . . . . . . 20
13. Hochzeitsgeläute . . . . . . . . . . . 21
14. Grabgeläute . . . . . . . . . . . . . 22
15. Sturmglocke . . . . . . . . . . . . . 23
16. Die Geiſterglocke im Kirchberg . . . . . . 25
17. Der Glöckner am Rennſtieg . . . . . . . . 29

Seite

18. Der Glocken Werben . . . . . . . . . . 30
19. Täuſchende Glockenſtimmen . . . . . . . . 31
20. Glockentroſt . . . . . . . . . . . . 32
21. Glockenklänge der Poeſie . . . . . . . . 34
22. Letzte Glocke . . . . . . . . . . . . 35

## II. Hochdeutſche Gedichte

*ad gloriam Thuringiae et Ruhlae (Patriotische).*

1. Weihe . . . . . . . . . . . . . . . 39
2. Thüringen, du holdes Land ꝛc. ꝛc. . . . . . . . 40
3. Der Fackelzug auf dem Krahnberg zur Feier der Völkerſchlacht bei Leipzig von Gotha's Gymnaſiaſten begangen am 18. Oktober 1821 . . . . . . . . 41
4. Deutſche Biederkeit und Treue. Dichtergruß von der Rednerbühne am erſten Liederfeſte des Thüringer Sängerbundes zu Molsdorf, am 16. Auguſt 1843 44
5. Lied, Liebe, Wein. Spruch am Sängerfeſt in Molsdorf am 16. Auguſt 1843 . . . . . . . . . . 46
6. Gruß an das Vaterland am Liederfeſte in Molsdorf am 16. Auguſt 1843 . . . . . . . . . . 49
7. Der Thüringer Sängerbund 1843 . . . . . . . . 51
8. Der Stadt Eiſenach nach dem großen Thüringiſchen Sängerfeſte 1847 . . . . . . . . . . 53
9. Der Liedertafel in Eiſenach 1847 . . . . . . . 55
10. Thüringerlied (vom Volke geſungen auf dem großen Geſangfeſt zu Eiſenach, Auguſt 1847 . . . . . 57
11. Heil Thüringen . . . . . . . . . . . . 60
12. Tannenduft . . . . . . . . . . . . . 61
13. Die Erneſtiniſche Bibel . . . . . . . . . 62
14. Ruhla (auf dem im Jahre 1867 erbauten „Karl Alexander-Thurm" des hohen Ringbergs) . . 66
15. An die verjüngte Ruhla (Ruhla rediviva) . . . . 72

Seite
16. Der neue Treue Eckart. Zur nahen Inauguration der Ruhla-Eiſenbahn 1879 . . . . . . . . . . 74

## III. Landſchaftsbilder.

### Der Wind im Walde. Acht Lieder.

1. Im Frühling . . . . . . . . . . . . . . . 79
2. Im Sommer . . . . . . . . . . . . . . . 80
3. Im Herbſt . . . . . . . . . . . . . . . 80
4. Im Winter . . . . . . . . . . . . . . . 81
5. Der Fant . . . . . . . . . . . . . . . 81
6. Der Grobian . . . . . . . . . . . . . . 82
7. Der Muſikant . . . . . . . . . . . . . . 82
8. Der Grämling . . . . . . . . . . . . . . 83

### Inſelberg-Fahrt.

1. Winterverzweiflung . . . . . . . . . . . . 84
2. Mahnende Stimmen . . . . . . . . . . . . 85
3. Hinaus! Hinauf! . . . . . . . . . . . . 87
4. Erſte Einladung . . . . . . . . . . . . 88
5. Zweite Einladung . . . . . . . . . . . . 89
6. Dritte Einladung . . . . . . . . . . . . 90
7. Ausfahrt . . . . . . . . . . . . . . . 90
8. Ankunft . . . . . . . . . . . . . . . 91
9. Inſelberg . . . . . . . . . . . . . . . 92
10. Wünſche . . . . . . . . . . . . . . . 93
11. Ausſicht . . . . . . . . . . . . . . . 95
12. Troſt . . . . . . . . . . . . . . . 95
13. Nacht . . . . . . . . . . . . . . . 97
14. Im Gipfelhauſe . . . . . . . . . . . . . 100
15. Das Ehrenfeſt . . . . . . . . . . . . . 102

### Im Park in Gotha.

1. Eintritt . . . . . . . . . . . . . . . 105
2. Unter der Schirmlinde . . . . . . . . . . . 106

Seite
3. Die Inſel . . . . . . . . . . . . . . 107
4. Abends am Teiche . . . . . . . . . . . 108
5. Der Park im Mondſchein . . . . . . . . 109
6. Gefühl des See's . . . . . . . . . . . 110
7. Mein Herz und der See . . . . . . . . 111
8. Nachtgedanken . . . . . . . . . . . . 112

## Frau Romantik.

1. In Thüringen . . . . . . . . . . . . 113
2. Sankt-Johannes-Tag und -Nacht . . . . . 116
3. Sankt Johannestag 1847 . . . . . . . . 118
1. Hörſelberg . . . . . . . . . . . . . 121
2. Wutha-Thal (Wuotans Thal) . . . . . . 122
3. Farnroda . . . . . . . . . . . . . . 124
4. Wittgenſtein . . . . . . . . . . . . 126
5. Scharfenberg . . . . . . . . . . . . 128
6. Löthtöpfen (mundartl.) . . . . . . . . 130
7. Thal . . . . . . . . . . . . . . . . 131
8. Heilgenſtein (die frühere Schenke) . . . . 134
9. Heilgenſtein (Kloſter Weißenborn, die jetzige Schenke) 136
10. Heilgenſteiner Hecke (componirt vom 83jährigen Kapellmeiſter Methfeſſel für den Apolloverein in Ruhla) . 138
11. Liebchensborn . . . . . . . . . . . . 139
12. Meine liebe Ruhl . . . . . . . . . . . 141
13. Der Ruhlabach . . . . . . . . . . . . 143
14. An den Ruhlabach „Erbſtrom" genannt . . . . . 146
15. Bärmer und Breitenberg . . . . . . . . 148
16. Bellevue . . . . . . . . . . . . . . 149
17. Stumpff-Denkmal . . . . . . . . . . . 150
18. Zur Einweihung des Stumff-Denkmals 1863 . . . 152
19. Zieglersgarten in zwei Abtheilungen . . . . . 153
20. Wachſtein (componirt vom Kapellmeiſter Friedrich Lux). 155

Seite
21. Ottowald. . . . . . . . . . . . . . 156
22. Königshäuschen . . . . . . . . . . . . 156
23. Ludwig-Storchs-Ausſicht . . . . . . . . . . 157
24. Der Storchname . . . . . . . . . . . . 162

## IV. Dialektlieder und Stücke.

1. De rühler Meagen . . . . . . . . . . . . 165
2. A luſtig rühler Frau . . . . . . . . . . . 166
3. Sübben Kann Bier . . . . . . . . . . . . 171
4. Oenger der Lengen . . . . . . . . . . . 172
5. Der Schießplatz . . . . . . . . . . . . 174
6. Für ſaouſzig Jarrn . . . . . . . . . . . 176
7. Das Lied von der Ruhl . . . . . . . . . . 178
8. De Ruhl a dütſcher Pfuhl . . . . . . . . . 179
9. Of den Bärmer un in der Bärmig . . . . . . . 180
10. Gölle Keeind . . . . . . . . . . . . . 181
11. Mi zwea Scheatzerchen. . . . . . . . . . . 182
12. Rieſchen . . . . . . . . . . . . . . 183
13. Barlieſchchen . . . . . . . . . . . . . 184
14. Der Iſerſüchtig . . . . . . . . . . . . 185
15. Den frömmen Klugſchiſſern . . . . . . . . . 186
16. D's ütteröhſch Breeuhuis . . . . . . . . . 187
17. Der Rebbeskuchchen. A aller rühler Schnetzer . . . 193
18. Der Meenſchenfreaſſer . . . . . . . . . . 206
19. De gewonnen Gaans . . . . . . . . . . . 239
20. Der Bool Quirlequitſch . . . . . . . . . . 257
21. D's rühler Kotſchengewirr (Volkslied) . . . . . 272

## V. Gelegenheits-Gedichte.

1. Reinhardsbrunn . . . . . . . . . . . . 281
2. Zur Einweihung des Kurſals in Elgersburg 1840 . 283
3. Impromptu . . . . . . . . . . . . . . 284
4. Der jungen Eiche. Zum 14. April 1863 . . . . 284

Seite
5. Sonnett. An Frau Pauline Ziegler. Zum Abſchied von Ruhla den 20. Auguſt 1863 . . . . . . 285
6. Zum nordfränkiſchen Sängertag. Juli 1863. . . . 286
7. Freundesgruß an Herrn S. Z. am Tage ſeiner Vermählung in Coburg den 10. September 1863 glückwünſchend dargebracht . . . . . . . . . 287
8. An einen lieben Freund, geſtorben am 2. März 1871 289
9. Neujahrsgruß an Alexander Ziegler 1875 . . . . 290
10. Herzens- und Blumengruß dem Jubilar Herrn Chriſtian Baacke, dem funfzigjährigen Gärtner des Ziegler'ſchen Gartens in Ruhla an ſeinem Ehrentage, den 9. September 1875 . . . . . . . . . . . 291
11. Ins Fremdenbuch zu Möhra, den 22. Juni 1877 . 293
12. In hoc signo vinces. Den Manen Tiedge's geweiht 294
13. An die Verwaltungsmänner der Tiedgeſtiftung . . 297
14. Nänie den Manen Dr. Hertels . . . . . . . . 298

## VI. Politiſche Gedichte.

1. Landgraf Ludwig von Thüringen . . . . . . . 305
2. und 3. Fürſt und Junker . . . . . . . . . 306
4. Der Waffenſchmied . . . . . . . . . . . 308
5. Ludwig der Eiſerne . . . . . . . . . . . 310
6. Perſönliches Regiment . . . . . . . . . . 311

---

Aufruf zur Herſtellung eines Ludwig Storch Denkmals 314

und komme aus einer Geſellſchaft Leute, die ſeit heute Mittag ſämmtlich zu Narren geworden ſind. Das iſt eine ſaubere Geſchichte! Als ich im Zainhammer ankomme, iſt das ganze Haus in Aufruhr. Ich frage nach der gnädigen Frau. Ja wo iſt ſie? Wiſſen Sie etwas von ihr? brüllt mir der Manufactur-Commiſſär Gotter entgegen, und der Doktor Storch, ſeine Frau, ſein Sohn, ein Würzburger Student, der junge Hellmann mit ſeiner Frau und eine Heerde andrer Leute umzingeln mich wie die Kreiſer eine Sau, reißen die Mäuler thorweit auf und überpurzeln ſich mit Fragen und Ermunterungen an mich, ich ſoll durchaus wiſſen und ſagen, wo die gnädige Frau ſei. Ich denke nicht anders, als ich bin in ein Tollhaus gekommen; denn was ich ſie gefragt, wollen ſie alle von mir wiſſen. Endlich klärt ſich's auf, daß ich's nicht weiß, und daß ſie's noch weniger wiſſen, wo die Dame iſt, und ich erfahre in lauter einzelnen Brocken, daß die Vermißte krank geweſen und ſehr ſchwach zu Bette gelegen, als ihr die Hoffactorin gegen elf Uhr dieſen Morgen einen Beſuch machte. Die Frau verſichert heulend und ſchreiend, die Kranke ſei ſo ſchwach geweſen, daß ſie ſich unmöglich auf einem Beine habe halten können. Die Hauswirthin hat einen nothwendigen Ausgang zu thun, und entfernt ſich. Bald darauf will die Magd der Kranken etwas Suppe bringen, findet aber Zimmer und Bette leer; ſie fragt, Niemand weiß etwas von der Kranken. Mittlerweile kommt die Hoffactorin wieder nach Hauſe; ſie weiß ſo wenig wie die Andern, wohin die Dame gekommen. Nun wird Sturm geſchlagen, Alarm geblaſen, man rennt, ſchreit, flucht,

# Vorwort.

Der vorliegende poetiſche Nachlaß des am 5. Februar 1881 in Kreuzwertheim am Main geſtorbenen Dichters Ludwig Storch (geb. am 14. April 1803 in Ruhla), den ich unter Zuſtimmung der Wittwe, Frau Bernhardine Storch, geb. Frommann, in der literariſchen Welt unter dem Namen **Elfriede von Koburg** bekannt, zu einem wohlthätigen Zweck herausgebe, legt ein glänzendes Zeugniß von der Heimathsliebe des dahingeſchiedenen Dichters ab, der nicht nur ein Repräſentant der Menſchenliebe und ein treuer Deutſcher, ſondern auch ein ächter Thüringer und ein ſpecifiſcher Ruhlaer geweſen.

Ludwig Storch, genannt die „Thüringer Edeltanne“, hat Menſchen, Berge, Wälder und Sagen ſeiner ſchönen Heimath ſtets mit glänzender Phantaſie und kräftiger, ſchwungvoller Sprache lieb und ſchön, wahr und treu geſchildert und hat auch in den vorliegenden Gedichten ein literariſches Vermächtniß ad gloriam Thuringiæ et Ruhlæ niedergelegt, welches um ſo größere Anerkennung verdient, als die mundartlichen Gedichte dem verſtorbenen Dichter urſprünglich ſehr ſchwer und erſt mit der Uebung geläufiger geworden. Dieſe dichteriſchen Schöpfungen, in denen ſpecifiſch rühler Geiſt mit derbem Humor, Ironie und Sarkaſmus ſteckt und die wohl alle ſtichhaltig vor dem Genius des rühler Dialektes ſein werden, ſind von dem

Dichter, ebenſo wie die Gedichte im Hochdeutſchen, u. A. die Glockenlieder, mit ſeinem Herzblute geſchrieben und vielleicht das Gemüthlichſte, was Storch je gedichtet.

„Wie glücklich macht es mich — ſchrieb mir Ludwig Storch ſchon von Würzburg i. J. 1865 — daß ich Dir mit dieſen rühler Gedichten eine Freude mache und nach dem ſchönen Rückert'ſchen Ausſpruch beflügelt die Freude über Deine Freude meine Feder. Ich habe ja nun etwas, womit ich armer alter Mann Dir danken kann. Wenn alſo dieſe rühler Gedichte trotz der großen Schwierigkeit des Reims — und das Dichten im rühler Dialekt iſt ſchwerer als ſich Jemand einbildet, zumal wenn man, wie es bei mir der Fall, immer krank iſt — wie Du ſagſt, ein Schatz ſind — und ich glaube es faſt ſelbſt — ſo biſt Du der Schatzgräber, der ſie an den Tag gefördert. Denn ohne Dich hätte ich nicht daran gedacht auch nur ein einziges drucken zu laſſen. Nahm ich ja nicht einmal Notiz von Firmenichs an mich geſtellte Bitte ihm rühler Dialektdichtungen für ſein Werk zu liefern. Ich habe dieſe Dichtungen für meine rühler Landsleute gedichtet, die ſich Herz und Sinn für das naive Volksweſen unſeres gemeinſchaftlichen Geburtsortes friſch bewahrt haben, und für das deutſche Publikum, welches Wohlgefallen an naiver, deutſcher Volksthümlichkeit hat, dem die Gedichte von Hebel, Grübel, Kobell u. A. gefallen. An ein gelehrtes Publikum habe ich nicht entfernt gedacht.“

Aus dieſem Grunde habe ich auch vorgezogen, zumal in beſonderer Berückſichtigung vielfacher an mich ausgeſprochnen Wünſche meiner rühler Landsleute die betr. mundartlichen Dichtungen des beſſeren Verſtändniſſes und Abſatzes wegen, nicht nach der Schreibart der Germaniſten drucken zu laſſen, wenn auch gewiß der Druck mit Antiqua, Accenten und der ganzen von **Jakob Grimm** eingeführten Orthographie in linguiſtiſcher und wiſſenſchaftlicher Beziehung der richtige geweſen wäre.

Da das Herz des Volkes im Dialekt warm und lebendig pulſirt, ſo verdient jede Mundart — ſomit auch die ruhlaer — als ein koſtbares Stück nationalen Volkslebens, der Heimathsliebe und der daraus folgenden Vaterlandsliebe, neben dem Wort auch in der Schrift aufbewahrt zu werden. Obgleich nun die ruhlaer Mundart, in welcher unſtreitig eine außergewöhnliche Menge von mannigfaltigen und intereſſanten Spracherſcheinungen zu einem wohlverſtändlichen Organismus zuſammen gewachſen iſt, recht eigentlich eine hennebergiſche Mundart iſt, ſo hat neben allen Vorzügen einer echt oberdeutſchen, ſtark in's Mitteldeutſche überſtreifenden Volksmundart das Ruhlaiſche, wie Profeſſor Karl Regel in ſeinem vortrefflichen Werk geiſtreich nachgewieſen*), doch auch einestheils in einer Reihe beachtenswerther Wendungen manche ſchätzbare Erinnerung an den heidniſchen Glauben der deutſchen Urzeit aufzuweiſen und bezeugt anderntheils durch den Sonderbeſitz einer nicht ganz unerheblichen Anzahl von Wörtern ſlawiſcher Herkunft, daß ein urſprünglich an dieſem Orte vorhanden geweſenes, ſorbiſches Volkselement auch nach langer Ueberwucherung durch den germaniſchen Hauptbeſtand des Stammes nicht ganz bis auf die letzte Spur hat aufgezehrt werden können. Eine Reihe eigenthümlicher nur aus dem Slawiſchen deutbarer Wörter und Ausdrücke u. A. Bojen (böhmiſch buh Gott), bruinschnetzen Preißelbeeren (böhmiſch: brusnica, ruſſiſch: brusniza), bäschken (ſchlechtes Weib), bäste kelschen (ſchwere Noth) u. v. A. beweiſen, wie Profeſſor Regel in ſeinem Buche S. 156 ſcharfſinnig bemerkt, „daß im ruhlaer Dialekt wirklich ein beſonderes, den benachbarten Mundarten abgehendes ſlawiſches Element vorhanden iſt, welches von dem durchaus deutſchen Grundcharakter dieſes Dialekts im Laufe der Zeit zwar ſehr vermindert, aber doch nicht völlig verzehrt werden konnte. Aus dieſer unleugbaren, ſprachlichen Thatſache müſſen wir aber unweigerlich den weiteren Schluß ziehen, daß das ruhlaer Völkchen in früherer Zeit einen nicht ganz unbeträchtlichen Bruchtheil ſlawiſcher Mitbewohner in ſich enthalten hat, welcher durch den mit ihm verbundenen weit überwiegenden germaniſchen Stammbeſtand zwar allmählich germaniſirt, aber doch nicht bis zur gänzlichen Unmerkbarkeit abſorbirt worden iſt, indem er vielmehr, wie in den ſlawiſchen Sprachreſten ſo auch in einer von allen thüringiſchen und hennebergiſchen Nachbarn ſchroff abweichenden Eigenartigkeit des Localcharakters ſeine unvertilgbaren Spuren hinterlaſſen hat. Da nun die oben betrachteten Wörter faſt ohne Ausnahme darauf hinweiſen, daß wir es hier mit einer ſlawiſchen Beimiſchung aus dem böhmiſchen Stamme zu thun haben und da für eine ſpätere Einwanderung von dort her keinerlei geſchichtliche Nachweiſe oder Andeutungen vorliegen, ſo müſſen wir an ein ſehr frühes Vorhandenſein einer ſorbiſchen Niederlaſſung in dem abgeſchloſſenen ruhlaiſchen Gebirgsthale glauben, welche auffallend weit weſtlich in's thüringiſche Gebiet hinein verſchlagen, ſich gleich einer entlegenen Inſel erſt eine geraume Zeit halb vergeſſen behauptet haben muß, bis ſie von den herandringenden Wogen der thüringiſchen und hennebergiſchen Anwohner und Einwanderer überfluthet und faſt verſchlungen worden iſt. Daß dieſe hiſtoriſch unbeweisbare Thatſache doch der wirkliche Vorgang bei der Entſtehung und früheſten Entwickelung des merkwürdigen Ortes geweſen ſei, das wird noch ganz beſonders durch ſeinen Namen glaubhaft gemacht; denn während ſich für den Namen Ruhla keine irgend annehmbare germaniſche Etymologie geben läßt, bietet ſich für ihn ganz ungeſucht und der Oertlichkeit entſprechend eine ſlawiſche Erklärung dar: Das Volk der ganzen

---

*) Die Ruhlaer Mundart dargeſtellt von Karl Regel. Weimar. Hermann Boehlau. 1868. 314 Seiten.

Umgegend wie des Ortes ſelbſt gebraucht dieſen Namen nur als ein appellat. Femininum, die Ruhl, und das ſtimmt vortrefflich zu ſeiner Herkunft von böhmiſch role, ſerbiſch und polniſch rola, ruſſiſch rolja 2c. 2c. Die Ruhl iſt ſomit eigentlich „das Feld" und wie hätten die ſorbiſchen Anſiedler in der ſchmalen Gebirgstiefe des langgeſtreckten Thales, das erſte hier zwiſchen wildem Wald und ſchroff abſtürzenden Berghöhen für den nährenden Anbau gewonnene Stück Land, beſſer und natürlicher benennen können als den Fruchtacker, das Saatfeld, die Ruhl? Auch auf eigentlich ſlawiſchem Boden findet ſich dieſer Ortsname Rohla, Rolaw in dem bei Karlsbad gelegenen Dorfe Neo-Rohla, Neu-Rohle, jetzt Neu-Rohlau, wo ſich auch ebenſo wie in unſerer thüringiſchen Ruhl der Dorfname mit auf den vorüberfließenden Bach übertragen hat: Neu Rohle am Bache Rohla ſ. Schaller Topographie des Königreichs Böhmen II, p. 50 und Sommer das Königreich Böhmen XV, p. 29." —

Die Storch'ſchen Gedichte ſind und bleiben für die Erforſchung des thüringiſchen reſp. ruhlaer Volksthums wichtige, reichhaltige und ergiebige Quellen und Jeder, der ein leidiges Intereſſe an der Sache hat, wird zugeben müſſen, daß nicht nur die Dialektgedichte, ſondern auch die Ruhlalieder, von denen nur wenige früher in meinem „Ruhlabuche" und in der „Ruhlaer Zeitung" zum Abdruck gekommen, ſehr gelungen, ihres Dichters würdig und viele darunter wahrhaft ergreifend, und andere wieder, z. B. die dialektiſchen Epen „Der Rebbeskuchchen", „Der Meenſchenfreaſſer" „Der Bool Quirlequitſch" u. A. ächte volksthümliche Produkte ſind.

Ludwig Storch hat durch ſeine literariſchen Arbeiten die Ruhl berühmt gemacht, jedenfalls dazu beigetragen, der Ruhl mit ihrer eigenthümlichen großartigen Meerſchaum-Pfeifen-Welt-Induſtrie, kulturgeſchichtliche Bedeutung zu ſichern.

Aus Liebe, Anerkennung und zur Erinnerung an den dahingeſchiedenen ächten Sohn des Thüringerwaldes iſt demſelben auch im Jahre 1882 an einem romantiſchen Waldplatze des Bärenberges bei Ruhla ein Denkmal von der „dankbaren Ruhl“ errichtet worden.

**Ruhla**, am 1. Mai 1882.

Alexander Ziegler.

## I.

# Glockenlieder.

## Die Glocken im Ruhlathale.

### Liederkranz.

Was unten tief dem Erdenſohne
Das wechſelnde Verhängniß bringt,
Das ſchlägt an die metallne Krone,
Die es erbaulich weiter klingt.

Fr. Schiller im „Lied von der Glocke.“

Die Glocke ruft, ſie ſpricht keine Worte, aber ſie ruft die Worte in der Seele an, und die Worte werden zum Stabe in der Hand des Müden und zum Wegweiſer vor den Augen des Verirrten.

Berthold Auerbach, „Auf der Höhe“ II. p. 12.

An

# Alexander Ziegler.

Auch Deine Seele knüpft ein grünes Band,
Gewebt aus einem deutſchen Liederſtrahle,
An unſres Erbſtroms reizgeſchmückte Wand,
Du, deſſen Wiege auch in jenem Thale
Der hellen Ruhla, gleich der meinen, ſtand. —

Du haſt der Erde Fernen ſchon durchzogen,
Haſt weiter als Odyſſeus alles Land
Geſehn, befahren alle Wogen,
Die ſich erſtrecken von des Südens Sand,
Durchſchnitten vom lebend'gen „Wüſtenſchiffe",
Bis zu des Nordens eisumſtarrten Strand,
Umpanzert von dem mövumſchwärmten Riffe.
Doch wo Dich auch die ew'ge Sonne fand,
Wohin der raſtlos heiße Trieb Dich führte,
Das Heimweh faßte Dich mit ſtarker Hand,
Wenn ſanft ein Glockenton Dein Ohr berührte.

Da hörteſt Du im Geiſt, Dir hergeſandt,
Wie einen jener heimathlichen Grüße,
Das Prachtgeläut' von unſrer Berge Rand
Mit aller zauberiſchen Jugendſüße.

Im Nu die reiche Fremde Dir verſchwand,
Du ſiehſt die Ruhl in ihrem Thal ſich dehnen,
Und von der Sehnſucht ſittlich übermannt,
Füllt ſich Dein Auge mit der Wehmuth Thränen.

Der Glocken Liedergruß, uns wohlbekannt,
Des grünen Ruhlathales treuen Söhnen,
Bring' ich Dir in der Dichtung Prachtgewand
Und in des Liedes buntverſchlungnen Tönen.

Noch einmal zieh' der Jugend bunter Tand
Vorüber Dir an Deines Geiſtes Auge,
Und Deiner Heimathliebe alter Brand
Entflamme neu von der Begeiſtrung Hauche!

die ganze Familie kommt zuſammen, man vertheilt ſich nach allen Weltgegenden, ſucht auf allen Plätzen, läuft in alle Häuſer, fragt alle Menſchen, aber Niemand weiß ein Sterbenswörtchen von der Dame, es iſt durchaus keine Spur von ihr aufzufinden. Kurz und gut, das ganze Haus iſt umgewendet, man hat ſchon im Waſſer geſucht; es iſt Alles vergeblich. Sie iſt verſchwunden und all den klugen Leuten bleibt nichts weiter übrig, als das Maul bis an die Ohren aufzuſperren und zu warten, ob ihnen der Himmel durch dieſen gängen Kanal Erleuchtung zukommen laſſen will. Ich habe mich vom Stand der Dinge ſelbſt ſattſam überzeugt und deshalb bin ich ſo lange geblieben.“ — „Das iſt bei Gott ſehr ſeltſam!“ rief der Herzog erſchüttert. „Vielleicht hat ein verzweifelter Gedanke die Unglückliche überwältigt. Das wäre fürchterlich! Höre, König, jetzt gilt's! Dieſe Dame iſt mir ſehr theuer und es liegt mir Alles daran, noch vor der Nacht über ſie in Gewißheit zu ſein. Und ſollt' ich die ganze Ruhl aufbieten. Doch mit Beſonnenheit! Wie handeln wir am ſchnellſten, am zweckmäßigſten und klügſten?“ — „Ich möchte wohl etwas ſagen,“ äußerte der Oberförſter ſchüchtern, „wenn ich nicht befürchten müßte, daß Eure Durchlaucht mich derb auslachten.“ — „Es mag ſo barrok ſein, als es will, ich bin jetzt nicht zum Lachen aufgelegt, und überdies iſt mir jeder Einfall in ſolchen Nöthen ſehr willkommen. Alſo friſch heraus!“ — „Bei dem zuſammengelaufenen Volke im Zainhammer war ein junger Meſſerſchmiedegeſell, der ſich ganz beſonders für das Schickſal der Dame zu intereſſiren ſchien. Ich ſtand zufäl-

### I.

## Glockenklang in der Seele.

Du liebliches Geläute
Der Glocken meines Heimaththals,
Mein Geiſt hört dich noch heute
Beim ſanften Glühn des Abendſtrahls!

Erloſchen ſind die Sterne
Der harmlos ſüßen Jugendzeit;
Ihr Glocken tönt mir ferne
Aus der entſchwundnen Seligkeit.

Auf meinen ſtillen Gängen
Schließt auf ihr der Erinnrung Thor;
Mir labt mit euern Klängen
Die Seele das entzückte Ohr.

Sie trinkt in vollen Zügen
Den heimathlichen Wonnelaut
Mit träum'riſchem Vergnügen,
Bis daß mein Auge Thränen thaut.

Der Ton der lieben Glocken
Mir fort und fort im Herzen ſchallt
Mit zauberiſchem Locken
Nach Jugendzeit und Heimathwald.

Ach! durch der Seele Räume
Zieht er verſchwebend ſchmerzlich ſüß
Und weckt mir bunte Träume
Von dem verlornen Paradies.

Ihr Glocken, ruft vergebens
Mich in mein Heimaththal zurück.
Es floh im Streit des Lebens
Auf ewig meiner Jugend Glück.

Ja ſingt nur Trauerlieder
In meiner dunkeln Seele fort!
Die Thräne träufelt nieder,
Und meinem Schmerze fehlt das Wort.

## 2.

## Das Glockenhaus.

An des Berges ſteiler Wand,
An des Todtenackers Rand
Steht das feſte Balkenhaus,
Wo die Glocken hangen.
Ach, wie viel dort ein und aus
Bin ich ſonſt gegangen!
Glockenhaus, du offner Bau,
Düſter, alt und wettergrau!

Plan für manches Knabenſpiel,
Meiner Wünſche höchſtes Ziel,

Du mir liebgewordnes Haus,
Wo die Glocken hangen!
Und wie mancher ſüße Graus
Hat mich da befangen,
Wenn ich bis zur Mitternacht
Selig ſchaudernd hier gewacht!

Knab und Mädchen hingen bunt
Feſt an des Erzählers Mund
In dem luſt'gen düſtern Haus,
Wo die Glocken hangen.
Horchten ſtill, wie Mann und Maus
Unter war gegangen,
Und wie mancher Geiſt ſodann
Spukt als böſer Feuermann.

Vor Geſpenſterfurcht erblaßt,
Hielten wir uns eng umfaßt.
Durch das altergraue Haus,
Wo die Glocken hangen,
Zog ein dumpfer Geiſterbraus,
Daß ſie leis erklangen,
Wie im Traume wunderbar,
Und uns ſträubte ſich das Haar.

Sonntags ſprang im raſchen Lauf
Ich den ſteilen Weg hinauf
Nach dem grünumbuſchten Haus,
Wo die Glocken hangen,
Die ins weite Thal hinaus
So harmoniſch ſangen.
O der Knabenſeligkeit
Bei dem dröhnenden Geläut!

Deiner Glocken Ton und Schwung
Feſſelt mir Erinnerung,
Du am Wald gelegnes Haus,
Wo die Glocken hangen. —
Heute dieſen Liederſtrauß
Wand dir mein Verlangen,
Dich zu ſchmücken, theures Dach.
Sei geſegnet tauſendfach!

## 3.

## Die drei Glocken.

Die große war ſchon alt und grau,
Die würdige Matrone.
Es zitterte der ganze Bau
Von ihrem kräft'gen Tone.

Die mittlere, die junge Frau,
War blank nach Art der Damen.
Sie trug den ſchönſten Reim zur Schau
Und ihres Meiſters Namen.

Die kleine ſah und klang ſo ſchlau
Und keck, wie manch ein Mädchen,
Und rief ins Herz mir Wald und Au
Und mein geliebtes Gretchen.

## 4.

## Knabenluſt.

Dort liegt einander gegenüber
Ein Kirchenpaar gar groß und ſchön;
Die Glockenhäuſer ſtehn darüber,
Zwei Glockenhäuſer auf den Höhn.

Das Häuslein auf der ſteilen Seite
Des Thales bot mir mein glücklich Loos,
Da unter Spielen und Geläute
Ward ich ein Knabe ſchlank und groß.

Das andre lag für meine Gänge
Und wilde Knabenluſt zu fern,
Doch hört ich ſeine Glockenklänge
Als mir vertraute Töne gern.

Und nur vorüber an dem meinen
Schlang ſich der Weg zum Berg empor,
Zu Rainen, Quellen, Felſen, Hainen.
Es war des Waldes klingend Thor.

Wie konnt ich da vorübergehen,
Wenn ich zum grünen Walde ging!
Ich mußte nach den Glocken ſehen,
An denen meine Seele hing.

Auch widerſtand ich dem Gelüſte
Auf ihrem Haupt zu ſitzen nicht.
Da jagte ſich auf dem Gerüſte
Mit Andern kühn ein kleiner Wicht.

Hier bin ich ſtundenlang geblieben,
Von Mutter eilig ausgeſandt.
Und hab' mit Glockenöl geſchrieben
Groß meinen Namen an die Wand.

Auch die Geſpielen blieben hocken,
Gleich mir zu raſchem Gang beſtellt;
Und läuteten nun gar die Glocken,
Vergaßen wir die ganze Welt.

Bis endlich mit dem Schlag der Glocken
Uns andern Schlag ein Mahner gab,
Da fuhren wir empor erſchrocken
Und ſtoben raſch den Berg hinab.

### 5.

## Der Glockenklang.

Wie hallt der Glocken lieblicher Klang
Das ganze prächtige Thal entlang;
Drei klingen vom Berge hüben,
Drei klingen vom Berge drüben.

Und hüben und drüben ſind ſie gleich
An ſilberhellen Tönen reich,
Wenn ſie an feſtlichen Tagen
Harmoniſch zuſammenſchlagen.

Die große, mittlere, kleine ſind
Zu hören wie Vater, Mutter und Kind.
Zwei Häuſer laſſen erklingen
Ihr gottesdienſtliches Singen.

Wie feierlich ward mir zu Sinn,
Ging ich im grünen Bergwald hin
Und hörte unten im Thale
Die Glocken mit einem male!

Von ihren Tönen angeweht,
Ward mein Gedanke zum Gebet.
Es wuchs mein Herz vor Sehnen.
Ich weinte ſüße Thränen.

Da iſt im innerſten Gemüth
Die Liederbrunſt mir aufgeglüht,
Wenn ſo im tiefen Walde
Fernher das Läuten ſchallte.

Sonntäglich glänzten Baum und Strauch,
Die Häuſer ſtrahlten feſtlich auch
Im Thalgrund unten, im tiefen,
Wenn hell die Glocken riefen. —

Ich zog im Bau am Glockenhang
Wohl ſelber einſt den Glockenſtrang,
Doch nur zum lieben ſeinen
Geſange meiner Kleinen;

Der kleinen Kecken zu Mittag
Oder des Feierabends Schlag,
Den ich mit Knabenhänden
Zu Thale durfte ſenden.

Als ich das Glöcklein ſchallen ließ,
War jenes Thal mein Paradies.
Drin Liebe, Klang und Lieder
Sanft ſchauten auf mich nieder.

O Jugendliebe! O Glockenklang!
O Lieder voll von Sehnſuchtsdrang!
O grüne Waldesbäume!
O Paradieſesträume!

---

## 6.

## Gretchen.

Zur Kirche läutet's zum dritten mal,
Es ſchlagen alle drei Glocken.
Nun, Herz, halt aus in der Liebesqual,
Im heimlichen, trunknen Frohlocken!

Nun muß ſie kommen, das liebliche Kind!
Nun mußt du die Süße erblicken;
Ihr flirrenden Augen werdet nicht blind
Vor namenloſem Entzücken!

Still laß ich, an die Gardine gedrückt,
Durchs Fenſter die Blicke gleiten
Und muſtre die Schaaren, die feſtlich geſchmückt,
Zur Kirche vorüber ſchreiten.

Wie klingen die Glocken ſo laut, ſo leis!
Wie ſchlägt mein Herz mit den Glocken! —
Da ſeh' ich den Mantel ſo blüthenweiß
Und zittre freudig erſchrocken.

Da ſeh' ich das blühende holde Geſicht,
Da ſeh' ich die goldenen Locken.
O Herz, mein Herz, zerſpringe nur nicht!
Zerſpringet nur nicht, ihr Glocken!

Sanft ſchlägt die reizende Mädchengeſtalt
Das Auge, das glänzende, nieder.
Und Herz und Glocken mit stürm'ſcher Gewalt,
Sie jauchzen die herrlichſten Lieder.

## 7.

## Mittagsglöckchen.

Vier Viertel und zwölf ganze Schläge
Verkündigen die Mittagszeit,
Woran bald ſchnell ſich und bald träge
Des Mittagsglöckchens Singſang reiht.

Recht wie ein Kinderſchellchen bummelt
Die Kleine von dem Berge hell.
Nun heißt es: „Bürſchchen, dich getummelt!
Jetzt mußt Du in die Schule ſchnell!“

Da gilt's, die Biſſen zu verſchlingen,
Und ach! Die Suppe iſt ſo heiß.
Dann treibt die Angſt zu mächt'gen Sprüngen
Und ſetzt das liebe Kind in Schweiß.

Am liebſten hör' ich von der Mutter:
„Nun iſt das Eſſen noch nicht gar!"
Ein Stückchen ſchwarzes Brod mit Butter
Reicht ſie mir zum Erſatze dar.

Des Mittagsglöckchens helle Weiſe
Ward mir gar oft zum ſüßen Troſt.
Es gab mir die erſehnte Speiſe,
Entführend mich verhaßter Koſt.

---

## 8.

## Feierabendglöckchen.

Wenn ſich abgemüht der Woche Fleiß
Mit geſchäft'gen Feilen, Zangen, Hämmern,
Wie erſehnen in des Hauſes Kreis
Alle rührigen Hände dann ſo heiß
Ihres letzten Tages leiſes Dämmern!

Plötzlich ſingen von des Berges Rand
Glockentöne ſanft, wie Engelſtimmen,
Und es läßt die ſchwarze ſchwielige Hand,
Die genährt der Kohle rothen Brand,
Langſam in der Aſche ſie verglimmen.

liger Weiſe bei ihm, da ſagte er leiſe zu mir: ich hätte wohl einen Gedanken, aber der gelehrte Herr Manufacturcommiſſair Gotter und der Herr Doktor Storch würden mich ausſpotten und ſchimpfen, wenn ich ihn laut werden ließe. — Nun ſo ſag' ihn mir heimlich, Wilm, erwiederte ich; denn ich bin nicht gelehrt und auch kein Doktor. Da zog er mich bei Seite und flüſterte: Ich wollte was drum wetten, die gnädige Frau iſt zu Förberts Hennſen ins Thal. — Das iſt nämlich ein gar närriſcher Kauz —" „Ja wahrlich!" rief der Herzog freudig überraſcht, „der Burſche hat recht. Ich bin ebenfalls überzeugt, daß ſie dort iſt. Setze Dich auf meines Reitknechts Pferd, der Kerl kann uns nachlaufen, und begleite mich ſchnell ins Thal." Unverzüglich wurde dies ins Werk geſetzt und ſchon nach einigen Augenblicken ſprengten die beiden Reiter die ganze Ruhl entlang, hatten bald den Weg durchs Ruhlathal zurückgelegt und langten vor dem Heilgenſtein an. „Wir wollen die Pferde hier ſtehen laſſen," ſagte der Herzog, „und zuſammen hinübergehen; ich bin höchſt begierig, ob die Dame da iſt und ob der Mann, der mich ſchwerlich ſchon geſehen, mich kennt." Als ſie abſtiegen, kam der Wirth mit höflichen Grüſſen aus der Thüre und half den Herrn ſelbſt herab. „Ei guten Abend, verehrteſter Herr Oberförſter," rief er ſchmunzelnd und rückte am Lederbärtelchen, „hab' die Ehre eine ganze Woche lang nicht gehabt und nun noch zu Tages Ausgang. Es muß was wichtiges ſein, was Sie vom Schützenhof und dem dritten Kirmeßabend noch ſo ſpät auf den Heilgenſtein treibt." — „Freilich, Herr Schenk; es iſt uns ein koſtbar Stück Wild

O wie ſüß der Klang des Glöckleins ſchallt!
„Friede! Feierabend! Müßige Weile!
Kommt herauf zum grünen Bergeswald!“ —
Und der Hammer ſinket alſobald,
Und am Schraubſtock raſten Zang' und Feile.

Und des Mannes bildneriſche Kraft,
Die ſechs Tage lang geübte, feiert.
Hammer, Zange, Feile, die geſchafft,
Sind von andrer Hand hinweggerafft,
Und das kleine Haus wird blank geſcheuert.

Fried' und Abend ſenken ſich zu Thal,
Hold begrüßt vom Feierlied der Glocken.
Durch des Waldes dämmerigen Saal
Folgen Jüngling, Mann und Greis zumal
Ihrem ſüßen zauberiſchen Locken.

Feierabendglöckchen, deinen Gruß
Jetzt erſehn' ich oft, der Ruheloſe;
Einſt auch brachte deines Tones Kuß
Ruhe mir und waldlichen Genuß
In des Heimaththales trautem Schoße.

Ach, wo iſt dein ſüßer Frieden hin,
Wo des Feierabend liebe Stunden?
Helles Glöckchen, Ruhebringerin!
Ohne Raſt und Ruhe iſt mein Sinn,
Und der Friede meiner Bruſt entſchwunden.

## 9.

# Abendgang.

Auf dem Berg geh' ich verſenkt
Tief in Dichterträume.
Gold der Abendröthe hängt
Hoch im Kranz der Bäume.

Lautlos liegt die Menſchenwelt
Dämmernd mir zu Füßen.
Abendwolken, leis erhellt,
Scheinen mich zu grüßen.

Horch! Aus ferner Glocken Mund
Tönen zarte Stimmen,
Die mit Duft und Nacht im Bund
Sanft den Berg erklimmen.

Immer dichter ſpinnt und webt
Nacht den dunkeln Schleier.
Sel'ger meine Bruſt durchbebt
Die erhabne Feier.

Der Empfindung Knoſpe ſchließt
Raſch ſich auf zur Blüthe,
Und der Dichtung Quelle fließt
Stark mir im Gemüthe.

Glockenklang, dein ſanfter Ruf
War ein ſchöpfriſch „Werde!"
Deine Gottesſtimme ſchuf
Himmel mir und Erde.

Schuf das ſchönſte Paradies,
Zauberiſche Räume,
Stimme, die in Lieder ließ
Hauchen meine Träume.

So des Dichters Abendgang
Brachte reiche Beute.
Sei geſegnet, Glockenklang,
Abendlich Geläute!

## 10.

## Feſt-Einläuten.

Das Feſt wird eingeläutet
Die Glocken jubeln alle drei.
Der Jugend heller Freudenſchrei
Weiß was der Klang bedeutet.

Thalauf, thalab verſtehen
Die Menſchen, was die Glocke ruft.
Es zittert froh die Abendluft
Von ihrer Töne Wehen.

Wie ſchlagen ſie zuſammen!
Wie jauchzt ihr Wiederhall im Thal!
Und von der Abendröthe Strahl
Die Kirchenfenſter flammen.

Das Feſt wird vorbereitet
An dieſes Tages letztem Reſt.
Und morgen, morgen iſt das Feſt!
Das Feſt wird eingeläutet! —

O Klang in jenen Tagen,
Als auf das Feſt ich mich gefreut!
Ach, wie ſo anders iſt es heut!
Ich mag es gar nicht ſagen.

---

## 11.

## Kirmeßgeläute.

Aber der Ausbund der Wonne und Freude
Sitzt helläugig im Glockenſtuhl,
Wenn ertönet das Kirmeßgeläute. —
Schönres iſt nichts als die Kirmeß der Ruhl.

Zerrt an der Glocken geglätteten Strängen
Heute nicht raſender Uebermuth?
Hörſt du nicht aus den jauchzenden Klängen
Trotziger Jugend wild luſtiges Blut?

Heiſa! da leuchtet aus ihren Blicken,
Was kein Name bezeichnend nennt,
Was als namenlos ſelig Entzücken
Tief in der Seele ſiedet und brennt.

Haſt in der Welt du ſchon ſchönre Kinder
Als die Mädchen in Ruhla geſehn?
Wiſſen wohl Andre anmuth'ger, geſchwinder
Sich mit dem Tänzer im Kreiſe zu drehn?

O bekenne, gewanderter Knabe:
Nirgend ſo weit mir der Himmel geblaut
Und mir die Fiedel erklungen, ich habe
Schon ſo köſtliche Tänzrin geſchaut!

Wer auf der Kirmeß in Ruhl nicht getanzet,
Spreche von Jugendvergnügen nicht mit!
Nur auf der Kirmeß dort ſäet und pflanzet
Freude ſich Blumen auf Tritt und auf Schritt.

Nur wer das Kirmeßgeläute vernommen,
Der wohl verſteht was ſolch Läuten heißt;
Und in die fröhliche Ruhl wird er kommen,
Bis ihm entwichen der fröhliche Geiſt.

Kirmeßzinkel und Kirmeßglocken,
Böllerſchüſſe, o einziger Klang,
Wo ich als Knabe mit goldnen Locken
Selig die ſeligen Kirmßer umſprang!

Tanzen mit Gretchen, das durft' ich nicht wagen,
War ſie doch ſchon von den Burſchen umſchranzt.
Und ſo hab' auch in ſpäteren Tagen
Nie ich mit Gretchen nur einmal getanzt.

Ach, ſo miſcht ſich dem Becher der Freude,
Den mir die bunte Erinnerung beut,
Auch der Wehmuthstropfen noch heute,
Und ein Klagton dem Kirmeßgeläut.

---

## 12.

# Kindtaufsglöckchen.

Kindtaufsglöckchen, Kindtaufsglöckchen,
Folgend deinem hellen Rufe,
Sprang ich wie ein luſtig Böckchen
Flink hinauf die Kirchenſtufe.

Dieſes ſchmeichleriſche Klingen
Bracht' uns Knaben ſo zu Laufe;
Denn nur Knaben durften ſingen
Lieder bei der heil'gen Taufe.

Nicht ein einzig Unterröckchen
Ward zur Taufe eingeladen.
Nur die Knaben rief das Glöckchen
Um zu ſtehn bei Kind und Pathen.

Hei! wie fühlt ich mich im Trabe
Ueber Gretchen ſtolz erhaben!
Und wie ſtellte ſich der Knabe
Selbſtgefühlvoll zu den Knaben!

Dieſes Glöckchens klares Läuten
Hielten wir gar hoch in Ehren,
Denn es gab uns zu bedeuten,
Daß wir mehr als Mädchen wären.

Drum der Stolz der wilden Rangen. —
Zeigten uns doch dieſe Lieder,
Die wir bei der Taufe ſangen,
Uns als künftige Gebieter.

Darzubringen das Geläute
Schien uns den Reſpekt, den ſchuld'gen.
Aber beſſer weiß ich heute,
Wem als unſern Herrn wir huld'gen.

## 13.

## Hochzeitgeläute.

Hochzeitgeläute! Hochzeitgeläute!
Aller drei Glocken harmoniſcher Klang!
Wie ſie ſo freundlich ertönen doch heute!
Hei! wie viel junge blühende Bräute
Sah ich auf ihrem ſeligſten Gang!

Läutet nur zu, daß der Boden erdröhne!
Wie hervor aus Menſchengemüth
Quellen die jubelnden koſenden Töne.
Seht, wie die myrtengekrönte Schöne
Bei dem Klange der Glocken erglüht! —

Ach, wo ſind ſie, die lieblich Erglühten?
Längſt iſt das frohe Geläute verhallt,
Und verwelkt ſind die feſtlichen Blüthen.
Sie zerzauſte des Sturmes Wüthen
Und des Lebens finſtre Gewalt.

Hochzeitgeläute, mein Leben krönen
Durfteſt du nicht mit deinem Laut.
Ach, mein Auge füllt ſich mit Thränen!
Die ich geliebt mit glühendem Sehnen
Ward eines Andern glückliche Braut.

## 14.

## Grabgeläute.

„Ernſt begleiten ihre Trauerſchläge
„Einen Wandrer auf dem letzten Wege,"
Und an ihren ernſten Trauerklang
Heftet ſich des Schmerzes dumpfes Stöhnen,
Und es miſchet ſich mit ihren Tönen
Der Begleiter frommer Grabgeſang.

Und wie bei der Taufe ſchallten wieder
Beim Begräbniß nur der Knaben Lieder
Hell vorauf im feierlichen Zug.
Und ich war's, der hochgewachſ'ne Knabe,
Der dem Zug vorausſchritt bis zum Grabe
Und das hohe ſchwarze Kreuzbild trug.

Hört' ich, wie die Klänge ſich vereinten,
Deuchte mir als ob die Glocken weinten,
Als entſtrömten ihrem Mund von Erz
Heißer Schmerzen tiefempfundne Klagen,
Wenn zu Grabe wir ein Kind getragen,
Oder einer Jungfrau kaltes Herz.

Vielen auf dem Weg zur ew'gen Ruhe
Trug das Kreuz ich vor der engen Truhe,
Die ihr ſtill erfülltes Schickſal barg.
Und dem Glockenklang dem wehmuthsvollen,
Lauſcht' ich tief ergriffen und der Schollen
Schaurig dumpfem Dröhnen auf dem Sarg.

Und vergeſſen ſind ſie Alle, alle,
Die wir mit der Glocken Trauerſchalle

Kühl gebettet in der Erde Schoß.
Ihre Gräber hüllt die grüne Decke. —
Sagt, o ſagt: zu welchem Lebenszwecke
Haben ſie erfüllt ihr Menſchenloos?

Mit des Stoffes Schwere nur zu ringen,
Um ein dürftig Leben zu erſchwingen,
War ihr Schickſal. Oft der Sorge Raub,
Oft geplagt von kläglichem Gebreſte,
Waren all ſie ſchwerbeladne Gäſte,
Und ſind nun verweht, wie dürres Laub.

Warum lebten ſie? — Du fragſt vergebens.
Keine Antwort im Bereich des Lebens!
Aus der ew'gen Nacht trittſt du zu Tag:
Kaum iſt dir dein erſt Geläut erklungen,
Hat die Nacht ſchon wieder dich verſchlungen,
Und dein letzt Geläute ſchallt dir nach.

## 15.

## Sturmglocke.

Ein geller Wimmerton durchkreiſcht
Das Dorf vom hohen Glockenſtuhl.
Das iſt der Feuerruf! Der heiſcht
Die wackern Männer aus der Ruhl.

Da ſchwingt die Glocke nicht der Strang,
Die Zunge nur ſchlägt an den Mund
Und thut das ganze Thal entlang
Die Schreckensbotſchaft Allen kund.

Vom Feuerjo! ertönt die Luſt
Die langen Gaſſen ab und auf,
Das mancher flinke Burſche ruft,
Ein Bild des Grauns im raſchen Lauf.

Und Jeder eilt mit Herz und Hand
Herbei, die Feuerſpritze fliegt,
Und eh' du's denkeſt iſt der Brand
Von der vereinten Kraft beſiegt.

Sie ſtürzen in den Flammenſchwall,
Sie faſſen des Gebälkes Glut;
Sie kommen All, ſie helfen All
Mit unerhörtem Mannesmuth.

Das Waſſer, das in Strömen quillt,
Löſcht bald den letzten Funken aus;
Und wie durch Zauber iſt geſtillt
Der eben mächt'ge Flammenbraus.

Das iſt die kühne Männerkraft,
Die nicht Gefahr und Arbeit ſcheut,
Die rührig angreiſt, hilft und ſchafft,
Und ſtets der Noth die Rettung beut.

Ich war als Knabe ſtets dabei,
Wenn laut die Feuerglocke rief.
Ich ſtand mit in der Doppelreih,
Durch die der Waſſereimer lief.

Geſegnet ſeid, ihr Männer all'!
Wie oft hab' euer ich gedacht,
Die auf der Glocke Feuerſchall
Dem Nachbar Hülfe ihr gebracht!

---

durch die Netze gebrochen und wir haben eine Spur, daß es die Fährte hier herab genommen. Wißt Ihr nichts davon?" — „Müſſen ſich erſt deutlicher erklären, Herr Oberförſter; denn obgleich ich meinen Haſen jedesmal auf den Pelz brenne, ſo bin ich doch in die löbliche Waidmannsſprache nicht gehörig eingeweiht, um Sie diesmal verſtehen zu können." — „Eine vornehme Dame iſt heute gegen Mittag aus der Ruhl entwiſcht und man vermuthet, daß ſie ein Bischen nicht recht wohl im Kopfe ſei." — „O da kann ich dienen. Lieſekät *), die alte Wetterhexe, hat heute halb zwölf Uhr einer ſehr vornehm ausſehenden, bleichen, reich gekleideten Frau vom Kloſter an den Weg ins Thal bis zu Förderts-Hennſens Haus gezeigt. Sie bracht's mir brühwarm, trunken von der Ehre." — „Nun da haben wir's ja," ſagte der Herzog. „Es bleibt faſt kein Zweifel übrig. Alſo wollen wir nur ſchnell hinüber zu Förderts-Hennſen." — „Da brauchen die Herrn ſich nicht ſo weit zu bemühen," bemerkte der Wirth; „denn Henns ſitzt oben in der Wirthsſtube, und trinkt und ſingt mit ſeinen Zechbrüdern nach Herzensluſt. Er iſt vor einer halben Stunde mit Frau und Kindern erſt aus der Ruhl gekommen, die Familie hat er heim geſchickt, er aber, erſt ſchon ziemlich luſtig, blieb, weil er ſeine gewohnte Geſellſchaft hier verſammelt fand. Kommen Sie alſo nur herauf." — „Verrath' mich nicht!" flüſterte der Herzog dem Oberförſter zu, und Beide ſtiegen

---

*) Eliſabetha Katharina.

## 16.

## Die Geiſterglocke im Kirchberg.

Aufwärts nach des Gebirges Joch
In eines hohen Thals Gelänge
— „Die alte Ruhl“ heißt's heute noch —
Lag ſonſt das Dörfchen klein und enge.
Da hat es weithin durch den Wald,
Wo muntre Quellen thalwärts ſpringen,
Von kräft'gem Hammerſchlag geſchallt
Und vom Geräuſch der Schwerterklingen.

Da hat der Oefen Glut gebrauſt,
Begrüßt vom Schlacht- und Schelmenliede.
Hier rührten ſie die nerv'ge Fauſt,
Die alten wackern Waffenſchmiede,
Die dem landgräflichen Geſchlecht
Den Harniſch und das Schwert geſchaffen,
Den ſtolzen Ritter, wie den Knecht
Verſorgt mit guter Wehr und Waffen.

Nicht an des Thales lehner Wand
Erhob ſich ihre kleine Kirche,
Das Gotteshaus noch weiter ſtand
Hinauf im waldigen Gebirge. —
Da wo die prächt'gen Bergeshöhn,
Getrennt von quellenreichen Gründen,
Viel dichter noch beiſammen ſtehn,
Wirſt du noch jetzt den „Kirchberg“ finden.

Und auch das Dörfchen Winterſtein,
Jenſeit in einer Schlucht gelegen,

Lud einſt des Kirchleins Glocke ein
Von Berg zu Thal mit hellen Schlägen.
So ziehn ſie nach dem ew'gen Wort
Von beiden Seiten aus dem Grunde
Zur Bergeskirche, und ihr Hort
Vereint das Volk zum guten Bunde.

Ein Köhler oder Kreiſer heut
Zeigt dir des Pfads verwachſ'ne Steige,
Wo dir die Tanne Zapfen ſtreut
Und grüne Schatten Buch' und Eiche;
Sein Name „Kirchweg" erbte fort,
Obſchon Jahrhunderte verödet,
Doch Keiner zeiget dir den Ort,
Wo einſt die Frömmigkeit gebetet.

Tief in des Waldes Einſamkeit
Iſt längſt des Kirchleins Spur verſchwunden;
Die Bäume haben weit und breit
Sich eng und enger noch verbunden.
Wo rings das Menſchenleben ſchweigt,
Da äſen Hirſche nun und Rehe,
Und nur der Fuß des Jägers ſteigt
Zuweilen zu der Kirchenhöhe.

Doch wenn des Abends Dämmerfluß
Umſchwillt die waldigen Gelänge,
Ertönen, wie ein Geiſtergruß,
Vom Kirchberg leiſe Glockenklänge.
Das iſt ein wunderbar Getön,
Ein ſehnſuchtmattes ſüßes Singen,
Das durch die Thäler von den Höhn
Getragen wird auf Engelſchwingen.

Wenn dieſe Geiſterklänge wehn,
Gemiſcht mit lauen Abendwinden,
Dann ſoll die Kirche wieder ſtehn,
Doch ſei's nicht gut ſie jetzt zu finden.
Dann ziehn herbei durch Thal und Wald
Die alten rußigen Waffenſchmiede,
Und auf des Kirchbergs Haupt erſchallt
Der Meßgeſang mit ihrem Liede.

Schwebt ſanft und leis der Klang hervor
Aus nachterfülltem Waldgehege,
Hört doch nicht jedes Menſchenohr
Die geiſterhaften Glockenſchläge.
Meiſt iſt's ein Kind, das in dem Hag
Beim Reiſigleſen ſich verſpätet,
Das, hört's der Geiſterglocke Schlag,
Von Furcht ergriffen wird und betet.

Ich aber hab' den ſüßen Klang,
Den wunderbaren, oft vernommen,
Wenn ich auf ſtillem Abendgang
Tief in der Berge Nacht gekommen,
Wollt' ich, ein träumeriſches Kind,
Die ſteile Bergeswand erklimmen,
Da hauchte mir der duft'ge Wind
Die holden Geiſterglockenſtimmen.

Und aus dem Waldesdickicht quoll
Der weichen Töne flüſternd Singen.
Wie da die Bruſt mir mächtig ſchwoll,
Als wollte ſie vor Luſt zerſpringen
Und Wonnethränen goß mein Aug'

Zum Thau des grünen Mooſes nieder,
Und bei der Geiſterglocke Hauch
Erwachten in mir junge Lieder.

Leicht gaukelte des Mondes Strahl
Durch die verſchlungnen Buchenzweige,
Und raſcher eilt' ich aus dem Thal
Empor die ſanft erhellten Steige.
Je näher ich dem Berge kam,
Wo einſt das Gotteshaus geſtanden,
Je ferner ich den Schall vernahm,
Bis ſeine Töne leis entſchwanden.

Nun ſtand der Wald ſo ſchweigend da,
Vom Mondſchein glänzend übergoſſen.
Die Gipfel waren fern und nah
Von ſeiner Silberfluth umfloſſen.
In Andacht reiht ſich Haupt an Haupt,
Und eine ungeheure Kirche
Mit Säulen, wunderſchön belaubt,
Lag um mich her das Hochgebirge.

Es war der Ruf der Poeſie,
Der mir vom Kirchberg Nachts erklungen,
Der von verſunknen Glocken lieh
Die alten geiſterhaften Zungen.
Er weckte die entſchlafne Welt
Vor meinem innern Auge wieder.
Vom Mond der Dichtung ſanft erhellt,
Faßt' ich ſie ein in meine Lieder.

## 17.

## Der Glöckner.

Den wunderbaren Glocken, die in den Bergen hängen
Und mir die Seele labten mit ihren Geiſterklängen
Gehört ein rieſenhafter gewalt'ger Glöckner an,
Der oft mit ſeinem Läuten Wunder an mir gethan.

Hoch hebt er Haupt und Nacken und ſtrecket weit die Glieder
Und ſchaut mit ſtolzer Miene ins Ruhlathal hernieder.
Hört' ich die Glocken läuten in der Johannisnacht,
So hab' ich auch des Glöckners mit Dichterdank gedacht.

Fürwahr der hohe Glöckner iſt würdig dieſer Glocken,
Und ihre Töne ſäuſeln durch ſeine grünen Locken.
Hoch ſchwillt die Dichterſeele, die auf dem Glöckner ſteht,
Von dieſen Glockengrüßen und Liedern angeweht.

O Glöckner, trauter Glöckner, du waldgeſchmückter Rieſe,
Wie oft verweilt' ich ſelig in deinem Paradieſe!
Dort trat der Tod einſt nah mir; wir ſahn uns Aug' in Aug'.
Schon ſtreifte meine Stirne leiſe ſein eiſ'ger Hauch *)

Erhabner Glöckner, ſpende noch mancher Dichterſeele
Die ſanften Glockentöne aus tiefer Bergeshöhle!
Laß ihre Liedergrüße ins offne Ohr ihr wehn
Und deiner Glocken Sprache ihr tiefſtes Herz verſtehn!

*) Ein unfreiwilliger Stoß von geliebter Hand. Folge eines Fehltritts, auf der Höhe des Granitfelſens am Rondel des Glöckners führte mich raſch dem Abgrunde zu, und ich erhielt mich nur an einem ſchwachen wilden Roſenzweige, der auf dem Felſen gewachſen war und nach dem ich im Fallen unwillkürlich griff. Der Sturz vom Gipfel des Felſens hätte mir das Leben koſten müſſen.

## 18.

## Der Glocken Werben.

Einſt ſtand ich auf des Berges Gipfel
Dem Zuge ſchneller Wolken nah!
Es rauſchten unter mir die Wipfel,
Und ſchweigend lag die Ferne da.

Ich ſchaut' hinaus in bunte Kreiſe,
Die niemals noch mein Fuß betrat,
Da plötzlich durch das Dickicht leiſe
Sind Glockenſtimmen mir genaht.

Es war ein wunderlieblich Singen,
Vom Thal zu mir heraufgeſandt,
Und Schauer fühlt' ich mich durchdringen,
Als ich das Glockenlied verſtand.

„Auf! Großes mußt du bald vollbringen!
Zieh in die weite Welt hinaus!"
So ſprach zu mir das ferne Klingen
Aus meinem lieben Glockenhaus.

„Hinaus! hinaus!" rief das Geläute,
„Dem Vogel nach, der oſtwärts fliegt!
„Zieh rüſtig in die Welt, die weite,
„Die vor dir ausgebreitet liegt!

„Du darfſt nicht in dem Thale bleiben!
„Es hat kein Feld für deine Kraft.
„Soll Blüthen ſie und Früchte treiben,
„So mach' dich auf die Wanderſchaft!

„Die Bahn, das Glück dir zu erjagen,
„Iſt deinen Schritten aufgethan!
„Nun wandre ohne Furcht und Zagen
„Fort auf des Strebens freier Bahn!“ —

So war ich armer blöder Knabe
Bethört von dieſem Glockenlied,
Daß hurtig nach dem Wanderſtabe
Am andern Tag ich griff und ſchied.

Ach, niemals mehr ward mir beſchieden
Das alte ſtillgenoſſ'ne Glück!
Nie kehrt' ich in den ſüßen Frieden
Des trauten Heimaththals zurück.

Nie hab' ich einen Kranz errungen
Auf jener Bahn im Lebensdrang,
Und Kleines iſt mir kaum gelungen,
Wenn Andern Großes leicht gelang.

Nicht mit den Glocken will ich rechten;
Nicht ſei ihr Werben angeklagt!
Die Schuld iſt bei den Schickſalsmächten,
Die mir des Kampfes Preis verſagt.

---

## 19.

## Täuſchende Glockenſtimmen.

Frieden des Heimaththals? Trauliches Leben?
Und ein altes genoſſenes Glück? —
Täuſchende Götter werfen und weben
Roſige Schleier der Dichtung zurück.

Zaubern der Glocken ſchmeichelnde Töne
Mir in die Seele, und ſchmücken den Pfad
Heut mir mit lockender farbiger Schöne,
Den mein beſchwingter Fuß einſt betrat.

Aber wie anders, voll Dornen und Neſſeln
War der Weg, als einſt ich ihn ging,
Wo mich den Knaben mit eiſernen Feſſeln
Schon ein gebieteriſch Schickſal umfing.

Ach, die Glocken, nur Jammer und Klage
Tönten ſie meinem unſeligen Loos!
O mir brachten die Jugendtage
Nur der Leidenſchaft ſchaurig Getos!

Aber der Kette eiſerne Ringe,
Die mir die ſchuldloſen Arme gedrückt,
Hat ſchon mit ihrer tönenden Schwinge
Gütig die reizendſte Fee mir geſchmückt.

Und noch heute läßt ſie erſchallen
Mir der Glocken täuſchend Gekos,
Und bekleidet, mir zu Gefallen
Hartes Geſtein mit Blumen und Moos.

---

## 20.

## Glockentroſt.

Wenn ich manch böſen Tag
Strebte in Sonnenglut,
Oder danieder lag
Ohne Kraft, ohne Muth;

Wenn ich den harten Pfad
Keuchte in Sonnenbrand
Und zu dem ſteilen Grat
Mühſam empor mich wand;

Wenn ich dann oben war
Und doch nur Oede fand,
Nirgend ein Brünnlein klar,
Niemals ein grünes Land;

Wenn aus der Stirne heiß,
Bleich und verzweiflungsvoll
Mir der Erſchöpfung Schweiß
Nieder zur Erde quoll:

Da durch die Seele drang
Süß mir, wie Quellenton,
Glockenklang, Jugendſang,
Freundlicher Heimathſohn;

Flüſterte kühlend leis,
Koſend und geiſterhaft,
Reichte mir tropfenweis
Stärkung und neue Kraft.

Heimathlaut, Glockenlied,
Reizend, erinnerunghell,
Mir durch die Seele zieht
Labend dein friſcher Quell.

Jugendlied, Glockenklang,
Heilender Liebesgruß! —
Weiter mit kühnem Drang
Setz' ich nun Stab und Fuß.

O ſo begleite mich
Sanft bis zum Abendroth!
Glöcklein, o läute mich
Singend hinab zum Tod!

---

## 21.

## Glockenklänge der Poeſie.

Wenn mich auf ſtillen Waldesgängen
Der Flammenborn des Abends tränkt
Und mit den alten Glockenklängen
Erinnrung liebend mich beſchenkt,

Dann unterſcheid' ich nicht das Klingen.
Iſt's jenes aus dem Glockenhaus?
Sind es die Töne, die da gingen
Vom geiſterhaften Kirchberg aus?

Es ſind die Stimmen, ſüßen Laute
Des Jugendtraums, der Frühlingszeit.
Die Poeſie, die holde, traute,
Grüßt mich aus Heimathbergen weit.

Wie oft vernahm ich ihre ſüße
Begrüßung in der Seele ſchon!
Sie kleidet ihre ſchönſten Grüße
Stets in den theuern Glockenton.

Der immer hell die Stirn mir küßte,
Wenn ſie der Schwermuth Nacht bethaut,
Ich ſegne dich, wie in der Wüſte
Der Wandrer ſegnet Quellenlaut.

die dunkle ſteinerne Treppe im Hauſe hinauf, der Wirth öffnete die Thüre und ſie ſtanden in der Stube vor einem ringsum mit Menſchen beſetzten Tiſch. Der unharmoniſche aber nichts deſto weniger ſehr frohe Geſang, welcher ihnen ſchon unten in die Ohren getönt, verſtummte bei ihrem Eintritt, die meiſten Bauern grüßten den Oberförſter ehrerbietig. Der Herzog überblickte die Scene, um den Wundermann herauszufinden, aber es gelang ihm nicht. „Wir wollen Eure Freude gar nicht ſtören,“ ſagte der Waidmann, „nur ein Wort mit Euch Henns!“ Die hagere Geſtalt ſtand folgſam ſogleich auf und ging mit dem Oberförſter in eine Ecke. Ein Paar Augenblicke darauf wandte der Letztere ſich mit dem freudigen Ausruf: „Sie iſt glücklich gefunden!“ wieder zum Herzog, und berichtete dieſem ſchnell daß die Vermißte krank im Pfarrhauſe liege. Alſobald verließen Beide das Wirthshaus. „Die Gäſte da oben zechen heute auf Koſten des Herrn Oberförſters,“ ſagte der Herzog zu dem bis an die Thüre ſie begleitenden Wirthe; „wir kommen nachher wieder.“ König erzählte, was er von Hennſen erfahren. Daß er den Herzog erkannt, ſchien Keinem wahrſcheinlich. Freundlich und ehrerbietig empfing der Pfarrer Fiedler die ſpäten Gäſte; denn der Oberförſter König wurde in der ganzen Gegend als ein Ehrenmann gehalten und geſchätzt. Der Herzog begehrte die Kranke zu ſehn und zu ſprechen. „Es thut mir leid.“ verſetzte der Geiſtliche, „daß wir Ihrem Wunſche, mein Herr. die Erfüllung verſagen müſſen. Die gnädige Frau iſt noch nicht recht wieder zu ſich gekommen und es ſcheint mir in der That, als

So ſei auch heute mir willkommen,
Der immer Wonnen mir beſchied!
Du haſt die Pein von mir genommen
Und mir geſchenkt ein neues Lied.

---

## 22.

## Letzte Glocke.

O Freunde, ſenktet ihr am Berge,
Auf dem die Glockenſtube ſteht,
Wohl bald den ſchlichtſten aller Särge,
Von Glockenklängen ſanft umweht;

Von ihrem Liede eingeſungen,
Von ihren Tönen eingewiegt
Ein müdes Haupt, das viel gerungen,
Nun ſtill in dieſem Schreine liegt!

Kein Monument auf dieſen Hügel!
Laßt nur die Gräſer darauf blühn!
Friſch fächle hier der Töne Flügel,
Des Glockenklangs im jungen Grün!

Das Feierabendglöckchen ſchmeichle
Hoch ſingend um den kleinen Raum,
Und dunkler Abendpurpur äugle
Herab durch einen Blüthenbaum!

Und' Friede, Friede ſei entboten
Von meines Glöckleins hellem Erz,
Ja Friede, Friede allen Todten!
Auch dir dann ſtaubzerfallnes Herz!

Hier zieht des Pfades ſchmal Gelände
Empor ſich zu des Berges Steig,
Und wenn ich da die Ruhe fände,
Am grünen Wege läg' ich gleich.

Dann ging vorbei an meinem Staube
Die Jugend zu dem Waldrevier
Und kehrt' geſchmückt mit jungem Laube
Des Frühlings, heim, vorbei an mir.

Wenn dann in heiterm Abendglänzen
Das Glöcklein oben freundlich ruft,
Da fiele wohl aus ihren Kränzen
Ein grünes Blatt auf meine Gruft.

Daß nur nicht allzu ſtrenge Richter
Sich meinem ſtillen Hügel nahn!
O ſagt: er war ein armer Dichter,
Dem bittres Leid ward angethan!

Euch, Glocken, will ich's anbefehlen,
Daß meine Manen nichts betrübt.
Ihr ſollt es Allen laut erzählen,
Wie ich gelitten und geliebt.

Ihr ehret mit der Töne Schwingen
Der hier in euerm Frieden liegt,
Und kündet es mit Jubelſingen,
Daß er der Erde Schmerz beſiegt. — —

Verſchwinde, ſchöner Traum! — Begraben
Werd' ich nicht an des Berges Rand.
Auch meinen Staub wirſt du nicht haben,
Auch meinen Staub nicht, Vaterland!

## II.

# Hochdeutſche Gedichte

*ad gloriam Thuringiae et Ruhlae.*

## Weihe.

Im Dichter lebt der heilige Drang,
Daß er mit leuchtendem Geſang
Die Stelle magiſch überſtrahle,
Wo ihm des Lebens Morgenroth
Der Jugend ſüßen Nektar bot
In der olympiſchen Purpurſchale.

Sahſt du in einem Tropfen Thau
Der Sonne Gold, des Himmels Blau
Und alle bunten Erdenlichter?
So ſtrahlt der Jugend flüchtiges Glück
Der Thräne Spiegel dir zurück,
Die kaum geweint ein alter Dichter.

Verglüht des Liedes magiſch Licht,
O zürne drum dem Dichter nicht!
Siehſt du nicht mehr die Berge prangen
Im Glanze, den der Magier baut,
Von Sternen, die er ausgeſtreut,
Blieb doch vielleicht ein kleiner hangen.

# Thüringen.

Thüringen, du holdes Land,
Wie iſt mein Herz dir zugewandt!
Deiner Berge Häupter ragen
Auf gen Himmel kühn und ſtolz,
Die die Eich' und Buche tragen
Und der Tanne ſchlankes Holz.
Aus der Wälder dunkeln Hallen
Springt zu Thal das edle Wild,
Und das Lied der Nachtigallen
Voll aus Buſch und Haine quillt.

Thüringen, du holdes Land,
Wie iſt mein Herz dir zugewandt!
Silbern hüpft in deinen Gründen
Mancher friſche Labequell.
Und durch deine Thäler winden
Bäche ſich ſo klar und hell,
Weichen Raſens Teppich breitet
Bunt ſich zwiſchen Waldesſaum,
Wo der Fuß des Wandrers gleitet
Stets auf reichgeſchmücktem Raum.

Thüringen, du holdes Land,
Wie iſt mein Herz dir zugewandt!
Früh auf deinen Feldern reifet
Goldner Ähren Segenswucht,
Daß, ſo weit das Auge ſtreifet,
Herrlich glänzt die reiche Frucht.
Jauchzend tönt mir oft entgegen
Arbeitsfroher Schnitter Lied,
Wenn zu Dorf auf allen Wegen
Die erſehnte Ernte zieht.

Thüringen, du holdes Land,
Wie iſt mein Herz dir zugewandt!
Alte wunderbare Sagen
Nachts durch deine Wälder gehn,
Die da jubeln, die da klagen
In des Abendfittichs Wehn.
In des Waldes duftigem Garten
Sieht ein ſchuldlos Sonntagskind
All die Märchen, kleinen, zarten,
Spielen mit dem Abendwind.

Thüringen, du holdes Land,
Wie iſt mein Herz dir zugewandt!
Hier iſt die alte Kloſtermauer,
Dort des Bergs verfallnes Schloß,
Wo in Freude und in Trauer
Manche heiße Thräne floß.
Und wohin auf Höhn, in Gründen
Mein begeiſtert Auge blickt,
Hat mit ihren Duftgewinden
Poeſie das Land geſchmückt.

---

## Der Fackelzug nach dem Krahnberg

zur Feier der Völkerſchlacht bei Leipzig von Gotha's Gymnaſiaſten
begangen am 18. Oktober 1821.

Euch, die Ihr noch mit lautem Herzensſchlage
An jene Stunden deutſcher Freiheit denkt,
Die Ihr an großen Bildern jener Tage
Mit aller jugendlichen Inbrunſt hängt,
Euch gilt dies Wort, das ich Euch freudig ſage,
Euch Brüder iſt dies lange Lied geſchenkt,

Um alles Große in Euch zu erneuern
Und würdig dieſen ſchönen Tag zu feiern.

Die Sonne, die da glänzend aufgegangen,
Sie hüllt zwar wiederum ein Nebelflor,
Der hat den Himmel feindlich jetzt umhangen,
Doch Strahlen brachen einzeln noch hervor.
Den Schwachen nur iſt aller Muth vergangen,
Und wer im Leid verzagt, der iſt ein Thor.
Ob Alle auch den ſchönen Glauben ſenken,
Wir wollen doch des Siegestags gedenken.

Ja, Brüder, laßt uns deutſche Kraft bewahren,
Wie auch die Zeit uns ſtreng erſcheinen mag;
Wie dort die Helden ſtritten mit Gefahren,
Das Vaterland erlöſ'ten von der Schmach,
So ſeien hochgeſinnt auch unſ're Schaaren,
Solch' hohen Geiſt bring uns der heut'ge Tag,
Wir wollen hier, daß es die Sterne hören,
Dem Vaterlande ew'ge Treue ſchwören!

Ja ihm nur, Brüder, wollen wir uns weihen,
Dem heil'gen Lande, das uns All' gebar.
Wir brauchen's nicht vom Joche zu befreien,
Es drohet ihm von außen nicht Gefahr,
Drum kann das Schwert uns keinen Dienſt verleihen
Doch andre Wege bieten ſich uns dar,
Auf denen wir im jugendlichen Streben
Uns ganz dem Dienſt des Vaterlands ergeben.

Laßt uns für Weisheit und für Recht erglühen,
Der Tugend Dienſt ſei einzig unſre Zier,
Was ihr zuwider iſt, das laßt uns fliehen,
Ein deutſcher Jüngling huldige nur ihr,

Daß wir uns Alle eifriger bemühen
Dem Staat zu dienen einſtens nach Gebühr,
Und ob wir unſer Blut auch nicht verſpritzen,
Doch kräftig unſrem Vaterland zu nützen.

Und ruft dereinſt wohl unter ſeine Fahnen
Die treuen Söhne auch das Vaterland,
Dann läßt ſich nicht ein braver Deutſcher mahnen,
Er nimmt die blanke Eiſenbraut zur Hand;
Es lebet auf die rüſt'ge Kraft der Ahnen
In uns, und gleich wie ſie entbrannt,
So wollen wir der Feinde Schaaren ſchrecken,
Und ſoll uns auch die kühle Erde decken.

Doch euch ihr Geiſter der gefallenen Helden,
Euch, deren Blut das Feld bei Leipzig trank,
Euch jauchz' ich nach in eure Sonnenwelten
Der hier vereinten Brüder heißen Dank;
Ein Gott wird Kampf und Tod euch reich vergelten,
Hier lebt ihr ſtets gefeiert im Geſang,
Und noch der ſpäte Enkel mög' es ſagen,
Wie Helden einſt die Völkerſchlacht geſchlagen.

Und ob verlöſchen auch der Berge Flammen,
Die euch ein dankbar Volk einſt angebrannt,
Von uns, die All' von deutſchem Blute ſtammen,
Sei eures Namens Herrlichkeit genannt, —
Und dankend treten wir dahier zuſammen,
Die Blicke zu den lichten Höhn gewandt.
Verklärte Geiſter ſchauet auf uns nieder,
Wir ſind euch anverwandt, wir ſind euch Brüder!

# Deutſche Biederkeit und Treue.

Dichtergruß von der Rednerbühne am erſten Liederfeſte des Thüringer Sängerbundes zu Molsdorf, am 16. Auguſt 1843.

Dir ſei mein Gruß mit deutſcher Herzlichkeit,
Thüringen, meiner Liebe Land, geweiht,
Der Dichtergruß dir theurem Heimathland,
An dieſem Feſttag, der ein neues Band
Mit Sang und Klang um unſre Herzen ſchlingt
Und uns der Freude Strahlenkrone bringt,
Heil dir, mein Volk, du Deutſchlands treues Herz!
Laß deine Lieder flattern ſonnenwärts!
Und nimm mein Wort, von deinem Lobe voll
Als deiner Tugend ſchwachen Ehrenzoll!

Es iſt ein guter Spruch, bewährt und alt,
In unſrer Zeit mit friſchem Klang erſchallt,
Der Spruch von deutſcher Biederkeit und Treu',
Und er bewährt ſich wiederum aufs Neu.
Er zeigt am glänzendſten ſich in der Noth,
Wenn Unglück naht und wenn Verderben droht.
Dann blüht zur ſchönen That empor ſein Kern,
Ein milder Engel, ſegensreicher Stern;
Der leuchtet Troſt und Hülfe, Fried' und Ruh'
Den bangverzagten Herzen freundlich zu.

Noch lebt die deutſche Treue, ſtill geehrt,
Auf unſerm Markt, an unſres Hauſes Herd;
In Stadt und Dorf hat ſie ſich angebaut:
Wohl dem, der ihr und dem ſie ſich vertraut!
Als blaue Blume iſt ſie aufgeblüht
Aus unſres Volkes innerſtem Gemüth
Und wird zur Zierde jeglichem Gewand
Auf deutſcher Bruſt im großen Vaterland.

litte ſie an momentaner Geiſtesverwirrung. Seit einer Stunde ſchläft ſie aber ſehr ruhig, und es wäre von uns Allen unbillig, ſie in dieſem ihr gewiß ſehr wohlthätigen Schlafe zu ſtören.“ — „Sie haben recht, Herr Pfarrer, aber den Wunſch, ſie wenigſtens zu ſehen, werden Sie mir nicht abſchlagen.“ — „Sie haben jedenfalls ein großes Intereſſe an der Dame; wenigſtens iſt ſie Ihnen ebenſo lieb als mir und gewiß weit näher bekannt; deshalb werden Sie ſo behutſam als möglich thun.“ Eine Tochter des Pfarrers führte den Herzog die Treppe hinauf in das Zimmer der Kranken. Das Licht ſtand von ferne, doch ſo, daß einige ſchwache Strahlen deſſelben auf das Geſicht der Schlummernden fielen und es erkennen ließen. Leiſe auf den Zehen trat der Herzog hinzu; er wagte kaum zu athmen. Durch die edlen Züge des Marmorantlitzes hatte eine tiefe Wehmuth ihre ſchmerzlichen Spuren verbreitet, der Kelch dieſer zarten aber koſtbar duftenden Blume hatte ſich, vom Sonnenbrand zu heftig getroffen, ſchmerzvoll geneigt. Oder nag'te vielleicht gar ein Wurm an der Blüthe? an der Wurzel? Unwillkührlich hatte der Herzog die Hände gefaltet und ein wortloſes Gebet gebetet. Tiefer beugte er ſich, ſchwache Schatten kämpften mit ſchwachen Lichtſtrahlen auf Amaliens Geſicht, ein eigener magiſcher Zauber ſchien jetzt drüber ausgegoſſen und dem Herzog kam es verklärter vor. Er war ganz Auge für dieſe überirdiſche Schönheit. Da lächelte die Schlummernde und liſpelte: Adolf! -- Der Herzog nahm, tief ergriffen, ſein Portefeuille aus der Taſche, riß ein Blatt heraus und ſchrieb mit der Bleifeder darauf: „Dein Adolf

An ſeinen Grenzen liegt ſie als ein Leu
Und zeigt den Nachbarn, wie die deutſche Treu',
Rühmlich bekannt aus mancher heißen Schlacht
Des Landes Marken hält in guter Wacht,
Daß nie ein Fremder ſich gelüſten läßt
Nach deutſchem Strom und Land in Oſt und Weſt.

Durch unſre Hand auf unſern Märkten rollt
Die deutſche Biederkeit als reines Gold,
Das jed' Jahrhundert glänzend ausgeprägt,
Das jed' Geſchlecht mit ſeinem Stempel ſchlägt;
Doch immer bleibs der alten Treue Gold,
Der Tacitus Bewundrung ſchon gezollt.

Saht ihr ſie nicht nach Hamburgs Rieſenbrand
Als Engel wandeln durch das weite Land?
Da von der Morgen- bis zur Abendmark
Ward ihr Gefühl in allen Herzen ſtark,
Vom Südland bis zum Meer in Mitternacht
Hat jedes Herz ſein Scherflein dargebracht. —
Hat ſie ſich nicht bewährt in jüngſter Noth,
Als Mangel weinte: gib uns unſer Brot?
Da in des Lebens fürchterlichem Drang
Erhielt ihr Name himmliſch ſüßen Klang.
Zur Armuth trat ſie als der Liebe Geiſt
Und hat im Stillen Alt und Jung geſpeiſt.
Geſättigt that der dankerfüllte Mund
Das Lob der deutſchen Treue fröhlich kund;
Und allen Herzen ward es offenbar,
Daß ſich verjüngt die Treue Jahr für Jahr,
Wie ſich das Korn, wie ſich der Wein verjüngt
Und Segensfülle allen Häuſern bringt.

So lebe hoch in Rede, Klang und Lied
Die Treu', die nie aus deutſchen Herzen ſchied!
Das walte Gott, daß deutſche Biederkeit
In Deutſchland blühe bis in ſpäte Zeit!
Sie wachſ' im Volke mächtig und gedeih,
Daß Untreu ferner nur ein Märchen ſei,
Und iſt die Untreu gründlich abgethan,
Dann geht das goldne Reich der Treue an.

## Lied, Liebe, Wein.

Spruch am Sängerfeſte in Molsdorf, 16. Auguſt 1843.

Ins qualerfüllte Menſchenleben
Tritt ſtrahlend eine heitre Drei,
Dem armen Pilger beigegeben,
Damit ſein Tag nicht freudlos ſei,
Daß ſie die rauhe Bahn verſchöne,
Mit ſeinem Schickſal ihn verſöhne
Und in das trübe Einerlei
Ihm flechte ſüße Liebestöne,
Der Liebe ſtill gepflegte Glut
Und goldner Traube kühles Blut.

Heil dem Liede!
Was in Luſt und Bangen
Sehnſucht und Verlangen
Das Menſchenherz erregt:
Der Andacht heil'ge Schauer,
Des Schmerzes düſtre Trauer,
Die mächtig dich bewegt.

Der Freude kurze Dauer,
Vom ſchönſten Rauſch gepflegt,
Wenn ſich des Lenzes Blüthen
Um deine Bruſt gelegt,
Und wenn des Sturmes Wüthen
Zerknickt ſie zu dir trägt:
Was nur dich ernſt und froh zum Himmel zieht,
Spricht ſich verklärt am ſchönſten aus im Lied.

Heil der Liebe!
Leichter durch des Lebens Auen
Wandeln wir am Arm der Frauen,
Die mit liebeſelgem Blick
Auf des Mannes Streben ſchauen.
Reizender entfliehn die Stunden,
Wenn zwei Herzen ſich gefunden,
Und ein gütiges Geſchick
Mit einander ſie verbunden;
Und vereinigt leben Beide
Eines in des Andern Leide,
Eines in des Andern Glück;
Jenes wird, wie dies zur Freude.

Heil dem Weine!
Füget euch dem ſüßen Zwange
Dieſes Königs, weil ihr müßt,
Den am grünen Bergeshange
Sonnenſtrahlen wach geküßt,
Der dann in verſchwiegner Nacht
Feſtgegründet ſeine Macht,
Um mit bündigen Geſetzen
Alle Herzen zu ergötzen.

Seht ihn mit dem Zauberſtabe,
Den er heiter lächelnd ſchwingt! —
Wenn er ſeine ſüße Gabe
Uns als Feſteswürze bringt,
Herz zu Herzen froh geſellt,
Jeden Buſen höher ſchwellt,
Weichen alle düſtern Schleier,
Heller blickt das Aug' und freier.

Als ein mächtiger Gebieter
Thut er jedem Kreis ſich kund;
Denn er weckt die reichſten Lieder
In des Herzens tiefem Grund,
Miſcht dem hellen Becherklang
Gern den fröhlichen Geſang,
Und ſchwingt ſo zu unſrer Freude
Siegend ſein Panier auch heute. —

Doch als Freudenbote
Laß neben dem Wein
Auch dem lieben Brote
Einen Spruch mich weihn!
Denn der Herr, der den Wein geheiligt,
Hat auch das Brot dabei betheiligt,
Und vereint als Speiſe wie als Symbol
Sie dienen zum Leibes- und Seelenwohl.

Zwiefach geſegnet uns, du Frucht ſo theuer,
Brotſpenderin, o Korn der goldnen Ähren!
Zwiefach geſegnet allen Menſchen heuer
Nach banger Zeit und ſchmerzlichem Entbehren!
Gottlob, du fülleſt wieder unſre Scheuer!
Nicht lange ſollte unſre Sorge währen.

Kind unſrer Flur, du heilig täglich Brot,
Du hilfſt uns Allen aus der Hungersnoth!

Ein Jahr liegt hinter uns mit ſchwerem Drange,
Mit Sonnenglut und ird'ſchen Feuers Wüthen.
Ach! Gottes kühler Regen fehlte lange,
So daß die Fluren hart und dürftig glühten.
Da wurde vielen Menſchenherzen bange:
„Wer ſoll vor Mangel uns und Noth behüten?“
Getroſt! getroſt! der Herr gibt wieder Segen
Und hat das Feld getränkt mit reichem Regen.

Die Ähre ſchoß empor in dichten Reihen,
In der das Korn in goldner Fülle ſchwoll,
Und Sonnenſchein gab köſtliches Gedeihen,
Seht unſre Speicher werden übervoll.
So laßt ein Loblied uns dem Himmel weihen,
Ein Erntelied, des Herzens würd'gen Zoll!
Schließt heißen Dank in eure Lieder ein!
Ja auch ein Dankfeſt ſoll das heut'ge ſein.

## Gruß an das Vaterland

am Liederfeſte in Molsdorf.

Mit dem Freunde geiſtverwandt,
Tret' ich vor dich, Hand in Hand,
Mein geliebtes Vaterland,
Bring' auf deinen Hochaltar
Angeſichts der Sängerſchaar
Mit ihm dieſe Gabe dar.

Wie ſein treuer Forſchertrieb
Dieſes Buch begeiſtert ſchrieb:
O ſo ſei ihm hold und lieb!
Wie ich treu mit reiner Brunſt
Es geſchmückt durch deutſche Kunſt:
Schenke mir auch deine Gunſt!

Werde Wahrheit, ſchöner Traum!
Vaterland, aus deinem Raum
Steig' der Eintracht ſtarker Baum:
Bringt er Früchte dir zum Lohn,
Gönn' dem Dichter, deinem Sohn,
Freundlich einen Theil davon!

Sieh' ein neu Jahrtauſend zieht
Auf, und manch prophetiſch Lied
Tönt aus innerſtem Gemüth.
O daß in Erfüllung geht
Was uns vor der Seele ſteht!
Unſer brünſtiges Gebet.

Werd' ich auch den Tag nicht ſehn,
Wann auf deinen ſtolzen Höhn
Treu verbundne Völker ſtehn,
Wird mein Grab doch lichter grün,
Wenn in Lieb' und Eintracht kühn
Alle Herzen für dich glühn.

---

# Der Thüringer Sängerbund

1843.

Thüringen, auf! und tritt zuſammen!
Vereine dich im Sängerbund!
Daß wir von einem Volke ſtammen
Bezeuge du mit Liederflammen
Froh lodernd dir aus Herz und Mund!
Das Band der Liebe und des Sanges
Thu' Allen eures Herzensdranges
Gefühl in vollen Chören kund!

Von euern Bergen ſteigt hernieder,
Aus euern Thälern zieht herbei
Und miſcht euch in den Kranz der Lieder!
Sie hallen von den Bergen wieder
Zu Thal und Au, wie Jubelſchrei!
Von Höhe laßt's zu Höh' erklingen,
Daß unſer herrliches Thüringen
Zu Sang und Klang verbunden ſei!

Ihr, des Gebirges heitre Söhne,
Bringt eure Stimmen hell und zart!
Ihr Städter, bringt das kunſtvoll Schöne!
Ihr aus den Gauen, bringt uns Töne
Zum Sang nach eurer ſchlichten Art!
Damit ein „guter Klang" gelinge
Sei auf des Liedes Feuerſchwinge
Das „Streng' und Zarte" wohlgepaart!

Ja ſchaaret euch in unſern Städten
Um eure Sängerfahnen dicht!
Das Lied wird heute zum Propheten;

Als Genius wird es dorthin treten,
Wo Morgenroth die Nacht durchbricht.
Als Oriflammen wird es lodern
Und kühn ſich Lebensodem fodern,
Sein Element, das heil'ge Licht.

Die alte würd'ge Kapitale
Soll Pflegerin des Bundes ſein.
Vom Lied verklärt in ihrem Thale
Stehn Dom und Kreuze, heil'ge Male,
Und hell erglänzen Erz und Stein!
Des Sängerbunds lebend'ge Maſſen
Ergießen ſich durch ihre Gaſſen
Und ordnen ſich in Glied und Reihn.

Es ſoll auf allen Straßen ziehen,
Wie Sonnenſtrahl, das deutſche Lied!
Es ſoll in allen Hütten blühen,
Es ſoll auf jeder Lippe glühen,
Der Gott ein fröhlich Herz beſchied!
Es ſoll durch alle Gauen wallen,
Es ſoll durch alle Thäler ſchallen
Das deutſche Lied, das deutſche Lied!

Thüringen war vor alten Tagen
An Sängern und an Liedern reich,
Wie luſtig klingen ſeine Sagen!
Auf bunter Schwinge Klang getragen,
Sind ſie den ſchönſten Liedern gleich.
Hier baute Phantaſie ſich Tempel
Und fluthet um der Vorzeit Stempel
Als milder Zauber liebesweich.

In unſrer Wartburg Prunkgemächern
War einſt ein Liederſtreit entbrannt,
Da ſchallte Sang und Klang von Bechern,
Da ward von wilderglühten Zechern
Das Lied, wie Pfeil und Schwert, entſandt.
Und was die Sänger dort geſungen,
Wie ſie geſtritten und gerungen,
Das ward der Sängerkrieg genannt.

Auch du, mein Bund, in unſern Tagen
Zieh aus zum neuen Sängerkrieg!
Laß deine Fahnen vor dir tragen:
Du ſollſt die Schlacht des Liedes ſchlagen;
Dir winkt ein heller Freudenſieg.
Einſt tönen wirds vom Enkelmunde
Das Lied, das aus dem Sängerbunde
Als Siegesmal zum Himmel ſtieg.

## Der Stadt Eiſenach

nach dem großen Thüringiſchen Sängerfeſte 1847.

Du herrliches Thüringerfeſt,
Das friſch des Liedes Band
Aus Süd und Nord, aus Oſt und Weſt
Um tauſend Herzen wand,
Du ſchmückſt das Bild der lieben Stadt
Uns mit Erinnerungen,
Wo unſer Lied die Straßen hat
Wie Luthers Lied durchklungen.

Wie einſt die fromme Bürgerin
Ihm öffnet' Herz und Thür,

So hat ein gaſtlich edler Sinn
Empfangen uns dahier:
Auch uns ſtand offen Herz und Thür
Den Söhnen des Geſanges,
Zum Herde geladen traten wir
Froh freundlichen Empfanges.

Und wie die helle Gaſtlichkeit
An jeder Schwelle ſtand,
So bot, wie zu der Väter Zeit,
Uns Liebe warme Hand.
Da haben wir es klar erkannt
Und habens tief empfunden,
Daß ein gemeinſam Vaterland
Uns innig hält verbunden.

Geſegnet ſei, geſchmückter Herd,
Der du dem Sängergaſt
Mit deinen Gaben lieb und werth
Erfriſcht die Seele haſt!
Geſegnet ſeid, ihr Herzen all,
Die grüßend mit: „Willkommen!"
Mit Händedruck und Kuſſesſchall
Uns freudig aufgenommen!

Thüringerland, du holdes Land,
Wo Lied und Becher klingt,
Und wo der Freundſchaft Roſenband
Sich um die Herzen ſchlingt,
Du mögeſt fürder Jahr für Jahr
Den Liebesbund erneuen
Und deiner Kinder biedre Schaar
Mit Lied und Luſt erfreuen.

iſt glücklich, und erwartet dich, um es mit Dir zu ſein." Dann verließ er das Zimmer und auch ſogleich das Haus, um ſeine Rührung nicht merken zu laſſen. Schweigend ging er neben dem Oberförſter. „Eure Durchlaucht ließen vor einer Stunde ſehr ungnädig etwas von einem Narren fallen," brach der Waidmann endlich das Schweigen, „aber fürwahr ich bin mein lebtag noch kein größerer Narr geweſen als heute Abend. Mich ſoll gleich der leibhaftige wilde Jäger holen, wenn ich von der ganzen Geſchichte auch nur ein Wort verſtehe." — „Darum laß Dir auch keine grauen Haare wachſen," erwiederte der Herzog, „und überdies bitt' ich mir von Dir aus, daß Du reinen Mund hälſt und Niemand von Dir erfährt, wer Dein Begleiter war, noch überhaupt etwas von meinem heutigen Beſuche bei Dir verlauten läßt." — „Ich verſtehe ſchon. Eure Durchlaucht verſchmähen manchmal ein galantes Abentheuer nicht; und mir geziemt's zu gehorchen und zu ſchweigen. Aber wahrlich es iſt gut, daß Eure Durchlaucht nicht mehr ſolcher Kerle im Lande hat, wie der Förberts-Henns; ſonſt möchte es ſehr gefährlich mit Dero Geheimniſſen ſtehen." — „Uns hat dieſer Eine noch kein ſolches ausgeplaudert." — „Ich habe allen Reſpect vor dieſem lebendigen Eſſigtopf, der wahrlich mehr kann als Brot eſſen. Vor einigen Jahren hatte ich ganz eigenes Malheure mit meiner beſten Pirſchbüchſe, kein Schuß gelang mir drauf, und wenn mir ein Rehbock über die Naſe gelaufen wäre, ich hätte ihn nicht getroffen. Dadurch warf ich einen Haß auf die Büchſe, die erſt mein beſtes Gewehr geweſen war, und meinte, es müſſe einmal ein Purſche heim-

Dir, Eiſenach, du theure Stadt,
Sei unſer Dank geweiht!
Verkünden möge dieſes Blatt
Ihn noch in ſpäter Zeit!
Ja wie in unſern Herzen licht
Der Liebe Flammen ſprühen,
So ſoll in dieſem Dankgedicht
Ihr Feuer lodernd glühen!

## Der Liedertafel in Eiſenach

1847.

Dir, trautem Sängerbunde
An unſrer Wartburg Fuß,
Bring' ich mit frohem Munde
Heut Dank und Liedergruß.
Euch Männern des Geſanges
Reich' ich die Bruderhand,
Und preiſe ſüßen Dranges
In euch das Vaterland.

Ihr habt mich jüngſt belehret,
Daß ich euch theuer bin.
Zu denen, die ihr ehret,
Stellt euer Herz mich hin.
Um meine Bruſt geſchlungen
Habt ihr der Liebe Band.
Ich grüße dankdurchdrungen
In euch das Vaterland.

Als Zeugen und als Richter
Habt ihr bekannt mit Fleiß,

Daß auch den Liederdichter
Umfang' der Sängerkreis.
Ihr habt mit treuen Händen
Mich in den Kreis geführt,
Und mir mit Liebesſpenden
Das innre Herz gerührt.

Ich will es nicht verhehlen,
Da ihr's doch alle wißt:
Was weichen Dichterſeelen
Vor Allem theuer iſt,
Das hat wie tauſend Kerzen
In mir auch ſtets geflammt:
Das Land, des tieſem Herzen
Mein eignes Herz entſtammt.

Ich habe für Thüringen
Als Knabe ſchon geſchwärmt,
Um ſeine Gunſt im Ringen
Hab' ich mich ſchwer gehärmt.
Und bin ich auch erlegen
Des Schickſals harter Hand,
Doch hab' ich Dichterſegen
Gefleht auf dieſes Land.

Ward meiner Liebe Feuer
Verkannt, geſcholten gar,
Mir blieb vor allen theuer
Das Land, das mich gebar.
Und geht mein Pfad auch einſam
Durch einen ſtillen Grund,
Ich thu' mit euch gemeinſam
Das Lob Thüringens kund.

Ihr wolltet Blumen ſtreuen
Auf dieſen ſtillen Pfad.
Ein Dichterherz erfreuen
Iſt eine edle That.
Mein freudiges Empfinden,
Mein tiefgerührter Sinn
Soll heißen Dank euch künden.
Mein Herz — o nehmt es hin!

Stets mögen helle Funken
Des Frohſinns euch entſprühn!
Draus ſteige ſangestrunken
Des Liedes Flamme kühn!
Laut juble ſeine Weiſe
In euerm Kreiſe fort,
Thüringen, dir zum Preiſe,
Thüringen, unſer Hort!

## Thüringerlied.

(Vom Volke geſungen auf dem großen Geſangfeſte zu Eiſenach 1847.)

Beſchirm, o Gott, mit ſtarker Hand,
Auf die wir hoffend ſchauen,
Das herrliche Thüringerland
Und ſegne ſeine Gauen!
Gib ſeinem edeln Gut
Gedeihn durch Sonnenglut!
Laß ſeiner Wolken Kraft,
Wenn Arbeit rüſtig ſchafft,
Das theure Land bethauen.

Und haſt du gnädig Flur und Wald
Des Segens Hort gegeben,
So fördre mit des Lichts Gewalt
Der Geiſter mächt'ges Streben!
Stets ringe das Geſchlecht,
Zu Tugend, Wahrheit, Recht,
Zu Wiſſenſchaft und Kunſt
Mit der Begeiſtrung Brunſt
Sich friſch empor zu heben!

Du weckteſt im Thüringerland
Den großen Wahrheitszeugen,
Des hohen Muth kein Widerſtand
Des Wahnes konnte beugen.
So laß des Lichtes Glanz
Von unſrer Berge Kranz,
Aus unſrer Thäler Pracht
Laß ihn die dumpfe Nacht
Des Geiſtes ſtets verſcheuchen!

Heil, Martin Luther, kühner Held,
Der dieſem Gau entſprungen!
Dank jubeln dir der Enkelwelt
Begeiſtrungsfrohe Zungen
In deines Liedes Ton,
Thüringens größter Sohn!
Dir ſei im Angeſicht
Der Wartburg, hehr und licht,
Laut Ruhm und Preis geſungen!

Der in den Straßen dieſer Stadt
Mit liederreichem Munde

Sein kärglich Brot erſungen hat
Im kleinen Sängerbunde,
Des Lob thut heute kund
Der große Sängerbund;
Des ganzen Volkes Schaar
Bringt es ihm ſingend dar
In dieſer Weiheſtunde.

Geſchmiedet auf der Wartburg dort
Hat er des Lichtes Waffen,
Die mächt'ge Schrift, das ſcharfe Wort,
In friedlich ſtillem Schaffen.
Panier ſei uns dies Wort!
Wartburg ſei unſer Hort!
Ewigen Geiſtes Strahl
Sei unſer blanker Stahl,
Eine gute Wehr und Waffen!

Eine feſte Burg iſt unſer Gott!
Die Burg von ew'gem Lichte. —
Die Lüge werde hier zu Spott
Und jeder Trug zu nichte!
Die Wartburg ſtrahl' als Bild
Der Lichtburg ſtark und mild
Stets im Thüringerland!
Sie glänz' als Geiſtespfand
Im Tempel der Geſchichte!

Vorwärts, mein Volk, auf Luthers Bahn!
Vorwärts auf hellen Wegen!
Es bricht ein neuer Welttag an
Mit hoher Kräfte Regen.

Thüringen, nah und fern,
Begrüß den Morgenſtern!
Ein Phönix kühn und jung
Streb' deiner Flügel Schwung
Dem Sonnenborn entgegen!

---

## Heil Thüringen!

Heil dir, Thüringerland!
Dir ſchwört mit Mund und Hand
Der Sänger Treu.
Aus Herzen ſangeskühn,
Aus Liedern friſch und grün
Sehn wir empor dich blühn
Jugendlich neu.

Dich ruft zu jungem Glanz,
Blüthe des Vaterlands,
Des Liedes Strahl.
Was erſt vereinzelt war,
Eint ſich in einer Schaar
An deinem Hochaltar
Zum Opfermahl.

Wenn uns das Lied durchglüht
Und helle Flammen ſprüht,
Da wird uns klar,
Daß wir hier alleſammt
Dem einen Volk entſtammt,
Das einſt, wie wir, entflammt
Für Großes war.

Ströme, Begeiſtrung, licht
Aus Klang uns und Gedicht,
Wie Blitzesſchein!
Glüh' hoch in uns empor,
Dring' mit dem Männerchor
Durch das entzückte Ohr
Ins Herz hinein!

Thüringen, Segen dir!
Sei unſer Sangpanier!
Sei unſer Hort!
Heil deinem Sängerbund!
Wir thun mit Herz und Mund
Dir unſre Liebe kund
In Klang und Wort.

Und bis in ſpäte Zeit
Sei Kraft und Herrlichkeit
Dir ſtets zu Theil!
Leuchte in Sonnenglanz,
Stirne des Vaterlands,
Geſchmückt mit unſerm Kranz!
Thüringen Heil!

## Tannenduft.

O Waldesduft, du friſcher Strom,
Der mir den Mantel bauſcht,
Wie hat dein köſtliches Arom
Die Seele mir berauſcht!

Ich fühle deinen kühlen Kuß,
Vom raſchen Steigen matt,
Und ſchlürfe deinen Düftefluß
Und trinke nie mich ſatt.

Du gießeſt mir ein köſtlich Bad
In dieſe wald'ge Schlucht
Und ſtreuſt auf meinen ſchmalen Pfad
Die würz'ge Tannenfrucht.

Dich ſegn' ich, herber Harzgeruch,
Der durch die Tannen zieht!
Doch ſieh! des Dichters Segensſpruch
Wird immerdar zum Lied.

* * *

Aber in der Glut der Kerze
Und im lauten Glockenerze
Das Geheimniß flammt und klinget,
Wie es keine Lippe ſpricht,
Bis es in das Leben ſpringet
Als ein glühendes Gedicht.

---

## Die Erneſtiniſche Bibel.

O Bibel ſchön gebunden
Voll prächt'ger Bilderzier,
Viel wonnereicher Stunden
Dankt meine Jugend dir!

Ich ſuchte mit Begierde
In manchem alten Druck
Schon früh nach ſeiner Zierde,
Dem bunten Bilderſchmuck.

Vom Elternhaus zehn Schritte
Ein Mütterchen bewohnt
Gar eine kleine Hütte,
Vom Tode lang verſchont.

Der Boden iſt geſcheuert,
Hell leuchten Deck und Wand,
Und jeder Tag erneuert
Den blüthenweißen Sand.

Der Tiſch vom Ahornbaume
Iſt immer blink und blank;
Rings läuft im kleinen Raume
Die reingewaſchne Bank.

Des Ofens Pracht von weiland
Mit Schilderei bedacht
Der Hochzeit, wo der Heiland
Waſſer zu Wein gemacht.

Die runde Fenſterſcheibe
Gefaßt in Blei und Holz;
Am Ofen bei dem Weibe
Der Kater ſchlank und ſtolz.

Doch auf dem Kandelbrette
Hat Hanne's größter Schatz
Sein ſchmucklos Ruhebette
Und ſeinen Ehrenplatz.

Schön war verziert mit Spangen
Das große heil'ge Buch,
Nach dem ich ſtets Verlangen
In meiner Seele trug.

Und wenn ich brav geweſen,
Durft' ich zu Hannen gehn,
Durft' in der Bibel leſen
Und ihre Bilder ſehn.

Von der Begeiſtrung Hauche
Strahlt meiner Wange Glut,
Wenn mein entzücktes Auge
Auf dieſen Bildern ruht.

Gehüllt in Prachtgewändern,
Zum Manne raſch gereiſt,
Bin ich des Oſtens Länder
Auf flücht'gem Roß durchſtreift.

In meiner Seele Zunder
Zuckte ein Feuerſtrahl,
Und alle heil'gen Wunder
Erlebt' ich noch einmal.

O, welche Wonneſchauer
Hab' ſelig ich geſpürt!
Ach, hätte ihre Dauer
Doch auch den Mann berührt!

Dann ſprach Frau Hanne milde:
„Dies Buch hat Gott gemacht;
Doch der auf dieſem Bilde
Hat's ausgeſchmückt mit Pracht.

lich daraus geſchoſſen und ſie mir verdorben haben. Aus Aerger war ich einmal im Begriff, ſie an einem Baume zu zerſchlagen, als ein Kreiſer, der eben mit mir ging, mir den Vorſchlag machte, er wolle ſie einmal zu Förberts-Hennſen tragen, vielleicht ſei da gar eine Hexerei im Spiele. Ich lachte darüber, gab ihm die Büchſe aber doch, eben weil ſie mir gar nichts werth war. Tags darauf ſtellte mir der Kreiſer das Gewehr mit einem pfiffigen Lächeln wieder zu und erſuchte mich, daſſelbe nun einmal zu probiren. Ich ladete es ſpottend, ging in den Garten und ſchoß nach einem Baumaſt. Der Schuß fiel und der Aſt flog wie abgeſchnitten herab. Ich ſchoß drei, viermal nach andern Gegenſtänden und traf jedesmal auf den Punkt. Henns hatte verſichert, ich habe ſie in Winterſtein im Wirthshaus einmal unvorſichtig in eine Ecke geſtellt ohne einen Pfropf darauf, und als ich hinausgegangen, habe ſie mir ein Wilddieb, der zugegen geweſen, verſprochen. Henns hatte ſie bald und gut kurirt; denn die Büchſe gäb' ich nicht um fünfzig Karolin; ſie iſt ſeitdem das beſte Gewehr, was man ſich nur denken kann, aber ich gehe auch nie ohne einen Pfropf auf ihr, verlaſſe ſie nie und gebe ſie keinem Andern in die Hand." — Sie ſtanden wieder vor dem Heiligenſtein, aus deſſen Fenſtern ihnen Geſang entgegenſchallte. Der Reitknecht war eben angekommen. Die Geſellſchaft ſchien ſehr luſtig zu ſein, und ließ ſich durch den Eintritt der Beiden in den Ausbrüchen ihres Frohſinns nicht ſtören, vielmehr tranken die Leute ihrem vermeintlichen Wohlthäter, dem Oberförſter, tapfer zu, und er verſchmähte es nicht, ſich unter

„Er kniet hier auf dem Hügel,
Sein Herz zu Gott gewandt,
Bet-Ernſt, ein Fürſtenſpiegel
Und Herr in unſerm Land.

Bracht' ſeinem Volke Segen
Und baut' den Friedenſtein.
Nun zieht auf allen Wegen
Das Glück ins Land herein.“ —

Da ward von frommen Thränen
Mein Knabenauge naß;
Nun glüht' ein ſtilles Sehnen
In mir ohn' Unterlaß.

Und auf die Berge lief ich
Im ſpäten Abendſchein,
Und in die Ferne rief ich:
Heil dir, Schloß Friedenſtein!

Und ließ den Ruf ertönen,
Nach Oſten hingewandt:
Heil Ernſt des Frommen Söhnen!
Heil meinem Vaterland!

# Ruhla.

(Auf dem i. J. 1867 erbauten „Carl Alexanderthurm“ des hohen Ringberges *).

In meiner Liebe voller Schale
Nimm hin das warme Dichterwort,
Du bergumragte Stadt im Thale,
Mein bachdurchrauſchter Heimathort!
Weit dehnſt du deine ſchlanken Glieder
Am Fuße deiner Berge hin
Und horchſt dem ſingenden Gefieder,
Du reizgeſchmückte Wäldnerin!

---

*) Dieſer an 60 Fuß hohe im Jahre 1867 von A. Ziegler erbaute Thurm, zu Ehren des Landesherrn (Großherzog von Sachſen) alſo genannt, hat ſeit ſeinem Beſtehen eine große Anziehungskraft auf die unſere Gegend beſuchenden Fremden und ſomit auch eine nicht zu unterſchätzende Bedeutung für unſeren Ort ausgeübt. Die Lage deſſelben auf dem 2000 Fuß hohen Ringberg, einem reizenden Vorberge des nordweſtlichen Thüringerwaldes, iſt in der That gut gewählt. Der nach einem Riß reſp. Modell von dem rühmlichſt bekannten Baumeiſter Eduard Müller in Dresden (genialer Erbauer der großen Halle des Dresdener Sängerfeſtes) pyramidalförmig aufgeführte Holzthurm iſt bequem in kurzer Zeit (¾ Stunden) auf ſchattigen Spaziergängen zu erreichen und bietet eine liebliche panoramaartige Ausſicht, die mit jener des Inſelsberges wetteifern kann. Man ſteht hier an einer Stelle, über welche die verſchwenderiſche Natur alle ihre Seligkeit ausgegoſſen. Im bunten Kaleidoſcop breitet ſich ein großartiges Panorama vor unſeren erſtaunten Blicken aus und ein unbeſchreiblich ſchöner Kranz von Wäldern, Fluren und Bergen in den ſchönſten Formen entrollt uns ein herrliches, reiches Naturbild mit all' den Schönheiten, mit welchen eine gütige Schöpferhand unſer liebes Thüringen ſo reich geſchmückt hat.

Der Ringbergthurm dominirt ein ſichtbares Terrain, deſſen Umkreishalbmeſſer 3 geographiſche Meilen beträgt; ſeine entfernteſten bei hellem Wetter ſichtbaren Punkte ſind im Norden der Brocken (im Vordergrund das Hainicht, die Wartburg, das Kreuzburger Schloß, der Heldraſtein bei Treffurt, der Hilfensberg mit der Kapelle bei Wanfried u. ſ. w.), im Nordweſten das Oktogon der Wilhelmshöhe bei Caſſel (Meißner, Habichtswald, Alheimer Baſaltkuppe bei Rothenburg, Sillingswald), im Weſten und Südweſten: das Rhöngebirge (Landeckerberg, Dreienberg,

Als du die Wiege mir geſchaukelt,
Haſt du mich angelächelt traut,
Und hell in Lied und Wort umgaukelt
Mit deiner Sprache altem Laut.
Mein junges Herz, das liebewarme,
Rief dir den erſten Jubel zu.
Da nahmſt du mich in deine Arme,
Und meine Leitrin wurdeſt du.

---

Ulſterberg, Ochſenberg und Dietrichsberg mit Stoppelsberg und Rockenſtuhl bei Geiſa, ſowie dem Vogelsgebirge in der Provinz Oberheſſen im Hintergrund, Bayer, Bleß, Gläſerberg, Ellenbogen, Milſeburg oder das Heufuder bei Fulda; Geba u. ſ. w.), im Süden: das Ruhlaer Waldgebirge: Ottowald, Kiſſel, Vogelhaide, Birkenhaide, Glöckner, Gerberſtein, Weißenberg, im Süden und Südoſten: der Inſelsberg, der Ettersberg bei Weimar, Poſſen bei Sondershauſen, die Gleichen, das Gothaiſche Schloß (im Vordergrund Meiſenſtein, die Marktberge, Scharfenberg, die Hörſelberge u. ſ. w). Die reiche Landſchaft des Mittelgrundes gegen Norden und Oſten iſt mit zahlreichen Ortſchaften (an 30) überſät. Der Blick auf die im tiefen Bergkeſſel gelegene freundliche „Ruhl“ belohnt den Thurmſteiger für ſeine Mühe auch bei nicht hellem Wetter hinreichend.

Die Gebirgsart des Ringberges iſt Glimmerſchiefer, in welchem bisweilen Quarz eingeſprengt iſt. „Den Glimmerſchiefer des Ringberges“, heißt es in dem alten ausgezeichneten Werk: Der Thüringerwald von Hoff und Jakobs, S. 333, „hat man zu Dachſchiefer zu bearbeiten verſchiedene gelungene Verſuche gemacht und einen nicht unbedeutenden Bruch dazu eröffnet. Man lobt an dieſer Schieferart, daß ſie weit weniger Reparaturen bedürfe, als der gewöhnliche Thonſchiefer, der noch dazu für dieſe Gegenden ſehr entfernt, wenigſtens zwanzig Stunden weit, herbeigeführt werden muß.“ Thatſache iſt es, daß von dieſem Schiefer der Nikolaithurm in Eiſenach vor 250 Jahren gedeckt und erſt in der neueſten Zeit von dem Schieferdeckermeiſter Jakobi in Eiſenach durch Leheſtener Schiefer erſetzt worden iſt. Auch iſt der Ringberger Schiefer noch in den 70r Jahren des vorigen Jahrhunderts zur Deckung der Dachfenſter des Kreuzburger Schloſſes verwendet worden. Die Kirche in Mosbach war noch vor Kurzem mit Ringberg-Glimmerſchiefer gedeckt. Nachrichten über den alten Bergbau bei Ruhla ſind übrigens im Weimariſchen Archiv des Finanzminiſteriums unter dem Titel: Kammer-Archiv-Akten X 198 zu finden. Nach einer Arbeit des Herrn Geh. Regierungsrathes Dr. Schomberg ſind in den erwähnten Akten auch Nachrichten über Bergbau nach Kupfer und Kobalt bei Mosbach, nach Eiſenſtein am Münnichsfeld, an der Eichleite, Bornberg und am Ringberg enthalten.

Du haſt der Dichtung Zauberſegen
Mir in die Seele früh geſenkt
Und mich in dunkeln Waldgehegen
Aus deinem Elfenborn getränkt.
Du pflückteſt mir vom Blüthenſtrauche
Am Berggeländ den erſten Strauß
Und goßeſt auf mein Knabenauge
Die Fülle deiner Bilder aus.

Haſt du mir erſt das Herz erhoben,
So haſt du's dann mir hart gedrückt.
Nicht alle Blumen konnt' ich loben,
Die ich an deinem Bach gepflückt.
Du ſprachſt der Menſchlichkeit Geſetzen
Zu meinem Schmerz nicht ſelten Hohn.
Ich ſah dich Liebespflicht verletzen,
Und grollend bin ich dir entflohn.

Doch thatſt du auch mit deinen Kindern,
Wie eine Mutter nimmer ſoll
Vergeben wird ja allen Sündern,
Und ich verwand den alten Groll,
Dem beſſern Ziele zugewendet,
Geht reine Wege nun dein Fuß,
Drum huldigend hab' ich dir geſendet
Oft aus der Ferne Gruß und Kuß.

Und wenn du mich auch rauh gebettet
Und mir gereicht manch bittre Frucht,
Und hab' ich mich auch ſelbſt gerettet
Aus Schmach und Noth durch frühe Flucht,

Doch blieb ich immer dir ergeben
Und wandte liebend meinen Blick,
Wohin mich auch geführt das Leben
Nach deiner Mutterbruſt zurück. —

Du biſt es, der an allen Enden
Natur der Schönheit Segen beut
Und auf dein Thal mit vollen Händen
Der Anmuth ſüßen Zauber ſtreut.
Auch ſpendet immer reiche Gaben
Sie deinen Kindern zum Beſitz
Und ſtattet Mädchen aus und Knaben
Mit Lieblichkeit und Mutterwitz.

Von deinem Ringberg Blicke ſenden
Auf deine Reize, welche Luſt! —
Dort ſtanden mit verſchlungnen Händen
Einſt Göthe und ſein Karl Auguſt. —
Um deine Schätze auszubeuten
Bringt jedes lenzgeſchmückte Jahr
Dir zu erhöhten Lebensfreuden
Der Gäſte immer größre Schaar.

Oft können deine hellen Gaſſen
Zur waldesfriſchen Sommerzeit
Der Waller langen Zug nicht faſſen,
Herbeigekommen weit und breit.
Sie richten ihre frommen Schritte
Zu manchem wunderthät'gen Bild.
Gewährt wird manche brünſt'ge Bitte,
Und manche Sehnſucht wird geſtillt.

Auch zieht ein Heer von Muſenſöhnen
Zum Frühlingsfeſt zu dir herein,
Um ſeine Lieder deinen Schönen
Als warme Huldigung zu weihn.
Gefeiert biſt du längſt geweſen,
Und mehr als mancher großen Stadt
Iſt deines Namens Ruhm zu leſen
Auf manchem weitgeflognen Blatt.

Auf allen Eiſenſchienenwegen
Dampft dein Erzeugniß in die Welt.
Zum Kauf iſt deines Fleißes Segen
Auf allen Meſſen ausgeſtellt.
Begehrt an fernen Handelsorten
Iſt er vom ernſten Muſelmann
Und nach des Weſtens weiten Borden
Durchſegelt er den Ozean. —

Noch klingt aus deines Volkes Munde
Thüringens Laut uralter Zeit,
Wie eine ſagenhafte Kunde
Ehrwürdiger Vergangenheit;
Und ſinnend horcht oft dem Berichte
Der Wandrer, den er nicht verſteht,
Wie von vergeßnem Nachtgeſichte
Erinnrungträum'riſch angeweht.

Auch ſtammeln wunderbare Sagen,
Verſtändlich nur geweihtem Ohr,
Verſchleiert Wort aus jenen Tagen,
Wo Wodan hier geherrſcht und Thor,

Faſt letzter Hauch der frühen Sitte
Aus längſt verſunkner Menſchenwelt,
Der hier mit leiſem Flügelſchritte
Noch geiſterhaften Umgang hält.

Aus dem mit den zerfallnen Reſten
Verklungner Zeit genährten Raum
Aufſtrebt mit ſeinen kräftgen Aeſten
Des neuen Lebens ſtarker Baum.
Veredelt reift an ſeinen Zweigen
Die goldne Frucht Humanität. —
Dem Enkel wird die Zukunft reichen,
Was edler Sinn hier ausgeſät.

So mögeſt du an Kraft und Schöne
Stets reicher blühn, du theurer Ort,
Und deine Töchter, deine Söhne
Bewahren ſich den alten Hort
Der Sitteneinfalt, Tugend, Treue!
Doch mit der Frucht der alten Zeit
Vermähle lieblich ſich die neue
Zu menſchlicher Glückſeligkeit!

# An die verjüngte Ruhla.

*(Ruhla rediviva.)*

Nirgends ſcheint doch unſres Herrgotts Sonne
So ſchön als da, wo ſie zuerſt uns ſchien,
So lachend keine Flur, ſo friſch kein andres Grün.
Wieland, Oberon.

Noch einmal zog mich Sehnſucht zu der Stelle,
Wo mir des Lebens Herd zuerſt geglüht
Und mich umſpielt des Lichtes junge Welle;
Noch einmal wollt' ich treten an die Schwelle,
Wo mir des Auges Blume aufgeblüht,
Wo ich als Knabe liebte, träumte, ſpielte,
Den erſten Schmerz, die erſte Wonne fühlte.

Ich kam und war erſtaunt von allen Dingen,
Die meiner Sinne warmen Reiz erregt,
Wie Haupt und Glieder ſchön ſich dir verjüngen
Und alle Kräfte munter aufwärts ringen,
Die die Natur in deine Bruſt gelegt.
Zur jungen Heldin wurde die Matrone
Und reichte Hand und Mund mir, ihrem Sohne.

Des reinen Menſchenthums erhabne Züge
Dem früh ich der Begeiſtrung Glut gezollt,
Verkehrteſt ſonſt du in bewußte Lüge
Und thateſt Unrecht ohne Reu' und Rüge,
Da hab' im Herzen ich dir oft gegrollt;
Jetzt ſah ich deine hohe Stirn ſich glätten
Und dich zur Schaffensthat empor dich retten.

Das iſt das Segenswerk der rechten Lehren
Die deine neuen Schulen dir gewährt,
Der edlen Meiſter, die zu deinen Ehren

Aus wüſtem Dunkel zu durchſonnten Sphären
Dich muthig aufgeflügelt und verklärt.
Auch dich hat nun des Zeitgeiſts Macht gewonnen
Und dir das neue Flügelkleid geſponnen.

Und wunderbar! Die ein Jahrtauſend ſchliefen
Die Schätze in der Berge dunkeln Schacht,
Als hier nur wenig Häuer ſchaffend liefen,
Erſchloſſen ſind ſie wieder, aus den Tiefen
Erſteht des Erzes hochgerühmte Pracht,
Und herrlich ſtrahlt der Glanz, der einſt gedämmert
Wo ſeinen Herrn der Waldſchmied hart gehämmert.—

Und deine Schulen gleichen jetzt Paläſten,
Pflanzſtätten junger Kunſt und Wiſſenſchaft.
Wo in der Hand der Trefflichſten und Beſten
Der Muſendienſt gedeiht zu ſchönen Feſten,
Durchgeiſtet von des Eifers ganzer Kraft. —
Mein überraſcht Gefühl ſtrömt in den Worten:
Hergott was iſt aus meiner Ruhl geworden!

O hätteſt du mir gleiche Gunſt erwieſen,
Wie deine Huld ſie jetzt der Jugend ſchenkt,
Wie würd' ich dankbar heut dich froh begrüßen,
Wie würd' ich jubelnd an die Bruſt dich ſchließen,
Die ſchwermuthvoll der alten Zeit gedenkt!
Doch will ich mich in ſpäter Abendſtunde
Noch dein erfreun in deiner Knaben Munde.

So blüh' denn fort zu immer reichern Segen
Des Wiſſens und des Könnens, theurer Ort!
Befruchtend tritt der Genius dir entgegen
Humanität und ſtreut auf allen Wegen

Dir ſeinen Blumenſchatz in That und Wort!
Heil, Ruhla, dir! Ich darf dir's froh bekennen,
Heut bin ich ſtolz mich deinen Sohn zu nennen.

## Der neue Treue-Eckart.

Ein Dichtergruß an Alexander Ziegler, zur nahen Inauguration der Ruhla-Bahn.

(Von Ludwig Storch an die Ruhlaer Zeitung von Kreuzwertheim zum Abdruck eingeſchickt.)

Mein lieber Freund, Dir gilt dies ſchlichte Lied.
Wie ich's ſchon längſt im Herzen ſtill getragen,
Das Lieb' und Dankbarkeit zum Berge zieht,
Wo Du Dein ſchmuckes Zelt haſt aufgeſchlagen.
Es ging damit, wie es mir oft geſchieht:
Mich drängt dies Herz, Dir alles das zu ſagen,
Was tief darin lebendig iſt geweſen,
Seit ich Dein jüngſtes ſchönes Buch geleſen.*)

Doch ſtellte ſich das rechte Wort nicht ein;
Du weißt, es muß mir ſtets von ſelber kommen,
Um meinen Hörer wahrhaft zu erfreun
Und ſeiner eignen Dichterbrunſt zu frommen.
Denn du biſt auch ein Dichter — nicht zum Schein —
Wie wenig mir ſchon in den Weg gekommen,
Ein Dichter, der ſtets mit der That beweiſt,
Was ohne Vers und Reim ein ächter Dichter heißt.

---

*) Zur Geſchichte des Meerſchaums mit beſonderer Berückſichtigung der Meerſchaumgruben bei Eſki Schehr in Kleinaſien und der betreffenden Induſtrie zu Ruhla in Thüringen. Von Alexander Ziegler. Eine von eben ſo großem Forſcherfleiße als Liebe zum Heimathorte zeugende treffliche Abhandlung.

ſie zu ſetzen und mit ihnen zu zechen. Henns war unter Allen der Ausgelaſſenſte. Er ſtimmte die ſchnurrigſten Lieder an und ſang ſie mit ſolchen poſſierlichen Geberden, daß der Herzog faſt nicht aus unmäßigem Lachen herauskam. Kaum war eins der fröhlichen Volkslieder abgegurgelt, ſo rief Henns ſchon wieder den Andern zu: „Nun, Schönjöck, Obermüller, ein anderes.“ Und damit trommelte er mit beiden Fäuſten auf den Tiſch, welcher vom übergegoſſenen Biere troff.

„Nun, ſagt mir nur Henns, warum ſeid Ihr doch jetzt ſo luſtig und freundlich,“ redete ihn endlich der Oberförſter an, „und am Tage macht Ihr meiſt ein Geſicht, als hättet ihr Neune todt gebiſſen und wolltet eben an den Zehnten gehen. Alle Leute, die zu Euch kommen, beklagen ſich darüber und ſagen, es ſei ſelten ein rechtes Wort aus Euch herauszubringen!“ — „Ei, da gehen mir andre Dinge durch den Kopf, an die kein Menſch weiter denkt und denken kann, und die ich erſt bei der Bierkanne vergeſſe. Glaubt nur, mir macht's kein großes Vergnügen, nicht auch zu ſein, wie Andre; aber das läßt ſich nun ſchon nicht mehr ändern. Es hat ſein Gutes, aber auch ſein Schlechtes, wie jed' Ding in der Welt.“ — „Der Teufel mag Euch aber auch Alles einblaſen,“ fuhr der Jäger fort. — „Nein, Herr Oberförſter, der nicht,“ erwiederte Henns, plötzlich ſehr ernſt, und ſchier feierlich. „Wer ſich zu dem wendet, hat ſich von Gott abgewendet, und das that ich nie.“ — „Sagt mir doch, Henns, wenn Ihr, wie die Leute ſagen, Alles wißt, wer iſt denn der Herr dort, mit dem ich ge-

Raſtlos und redlich haſt du uns gezeigt,
Wie ſolch ein Dichterherz ſich hebt und dichtet,
Und wer wie ich in Liebe Dir ſich neigt,
Des Seele wird von Dir erwärmt, durchlichtet.
Drum hätt' ich gern Dir noch die Hand gereicht,
Eh' ſich der Lebenshauch in mir verflüchtet,
Und hätt' es durch das Wort Dir noch bewieſen,
Eh' meine letzten Lieder mir verfließen.

Da rufſt Du mir die frohe Botſchaft zu:
„Geſchlagen hat für Ruhla heut die Stunde,
Die wir ſchon lang erſehnten, ich und Du.
Wir grüßen ſie mit dankerfülltem Munde!"
Hei! flammt mein Dichterherz empor im Nu,
Und hoch erfreut von der willkommnen Kunde,
Stellt plötzlich ſich zum klingenden Verein
Des Liedes Zauberwort von ſelber ein. —

Bald wird am Erdſtrom in erwünſchten Tagen
Uns als ein reiches Gottgeſchenk verliehn,
Der Zukunft Genius auf dem Hochzeitwagen
Bekränzt mit Sang und Klang vorüberziehn,
Um Ruhla's Fleiß in alle Welt zu tragen,
Wie unſerm Traum ſein reizend Bild erſchien.
Dann werden hoch des Feuerroſſes Mähnen
An unſrer Berge Wand empor ſich dehnen.

Nicht mehr wie ſonſt ſtürmt Wodans Götterroß
Mit ſeinem ſchauerlichen Geiſterheere
Hervor aus jenem alten Sagenſchloß
Die Welt zu ſchrecken mit verhülltem Speere.
Nicht wilde Jagd, nicht ſchlimmer Jägertroß,
Ein neuer Eckart mit der Friedenswehre!

Vorüber iſt's mit dem geſpenſt'gen Graus,
Ein ſchönres Heer ſauſt in das Thal hinaus.

Der neue Eckart wandert mit dem Stabe
Dem Zug voran, der ſich in's Thal ergießt.
Er warnet und belehrt der fromme Knabe,
Aus deſſen Hand der Liebe Segen fließt.
Er kommt der Ruhlafreund mit reicher Gabe,
Wie ſie in ſeinem treuen Herzen ſprießt.
Was Tag für Tag ſein Edelmuth geſponnen,
Es iſt gediehn, er hat das Ziel gewonnen.

Nun reiten ferner nimmer die Walkyren
Auf Feuerroſſen durch das ſchöne Thal,
Um Zug für Zug hinauf hinab zu führen.
Hell glüht der Bärenberg vom Feuerſtrahl,
Des Flammen Fleiß und Lebensfreude ſchüren,
Denn wahre Poeſie trifft hier die Wahl —
Heil Dir, mein Eckart, mit dem Segensſtabe!
Dein iſt mein Herz mit allem was ich habe.

O möge Deinem grünen Berg noch lange
Des Dampfes Fahne Heil und Segen wehn!
O mögeſt Du auf Deines Lebens Gange
Die vollen Früchte Deiner Thaten ſehn!
Und möge röther glühn auch Deine Wange,
Wenn alle eiteln Bilder rings vergehn!
O werde Dir, von Fürſt und Volk geliebt,
Dein Schaffen nie verkümmert und getrübt!

Kreuzwertheim, den 5. Mai 1879.

## III.

# Landſchaftsbilder.

# Der Wind im Walde.

## Acht Lieder.

### 1.

### Im Frühling.

Es fährt des Windes laue Hand
Wohl durch des Waldes Räume.
Am Raine fächelt er den Strauch
Und auf dem Berg die Bäume.

Die Blüthen raubt dem Strauch der Weſt,
Den Odem ſich zu würzen;
Die Tanne ſeinem Werben läßt
Des Thaues Tropfen ſtürzen.

Mir Blüth' und Tropfen ſtreut aufs Moos
Der duft'ge Schmeichler nieder
Und wirft dazwiſchen in den Schoß
Mir junge frohe Lieder.

## 2.

## Im Sommer.

Es fährt des Sturmes Rieſenkraft
Wohl durch des Waldes Räume.
Er beugt des Strauches ſchwachen Schaft
Und beugt die ſtarken Bäume.

Dem Strauche knickt in wilder Haſt
Er ab die ſchlanken Zweige,
Der Tanne bricht er ab den Aſt,
Der Buche und der Eiche.

Und ſchleudert ſie auf meinen Sitz
Am alten Eichenſtamme
Und zündet mir mit grellem Blitz
Des Liedes hehre Flamme.

## 3.

## Im Herbſt.

Es fährt des Windes friſcher Hauch
Wohl durch des Waldes Räume;
Am Raine ſchüttelt er den Strauch
Und auf dem Berg die Bäume.

Dem Strauch er keck die Blätter raubt
Bemalt mit gelben Tüpfeln.
Die braunen reifen Zapfen ſchnaubt
Er aus den Tannenwipfeln.

Mir Blatt und Zapfen ſtreut aufs Moos
Der Ungeſtüme nieder
Und wirft dazwiſchen in den Schoß
Mir bunte Sehnſuchtslieder.

## 4.

## Im Winter.

Es fährt des Windes kalter Hauch
Wohl durch die Waldes Räume,
Am Raine ſchüttelt er den Strauch
Und auf dem Berg die Bäume.

Vom Strauche ſchüttelt er des Schnees
Feinwollige weiße Flocken.
Eiszapfen bricht er mit Getös
Der Tanne aus den Locken.

Auf Haupt und Bruſt und Schultern ſtreut
Er Schnee und Eis mir nieder
Und wirft mir in die Seele heut
Des Schmerzes dunkle Lieder.

## 5.

## Der Fant.

Im Lenze koſ't er zärtlich leis
Der duftende Geſelle
Bald mit dem ſchlanken Blüthenreis,
Bald mit der jungen Quelle.

Er und die Quelle ſind ein Paar
Verliebte kecke Springer.
Er kräuſelt ihr das Wellenhaar
Mit ſeinem Schelmenfinger.

Und dann erzählt ſich wechſelſeit
Das halde Liebespärchen
Aus alter wunderbarer Zeit
Die allerſchönſten Märchen.

## 6.

## Der Grobian.

Im Sommer brauſt er durch den Tann
Mit Toben und mit Schelten
Und läßt als grober Ehemann
Nicht andre Stimme gelten.

Nun pauſt er manchen böſen Tag
Des Waldes ſchlanke Töchter
Mit Braus und Blitz und Donnerſchlag,
Wie ein berauſchter Fechter.

Da ſchlägt der wilde tückiſche Puck,
Der Poltrer, mit Geſchoſſen
Vernichtend in des Waldes Schmuck
Mit Hagel und mit Schloßen.

## 7.

## Der Muſikant.

Im Herbſte muſicirt er fein
Bald auf der Pickelflöte,

Bald bläſt er durch den öden Hain
Poſaune und Trompete.

Auch ſpielt der Orgelſchläger Wind
Auf ungeheure Taſten.
Die rieſ'gen Orgelpfeifen ſind
Die ſtolzen Tannenmaſten.

Ein ſchaurig Lied von einem Schiff
Hat er mir jüngſt gewimmert,
Das er am ſcharfen Felſenriff
Mit Mann und Maus zertrümmert.

### 8.

## Der Grämling.

Im Winter wandelt er zu Eis
Und zwingt ſie ſtreng zu ſchweigen
Die Quelle, die er liebeheiß
Geführt zum Frühlingsreigen.

Zuweilen ſchwingt mit ſchwacher Hand
Er noch die Tannenfahnen,
Und flüſtert von der Wüſte Sand
Und reichen Karawanen.

Und auf Frau Holle's weichem Pfühl
Entſchlummert wohl der Müde
Und träumet ſüß vom fernen Nil
Und Cheops' Pyramide.

# Inſelberg-Fahrt.

## 1.

### Winterverzweiflung.

Mir waren jüngſt der Seele Schwingen
Gelähmt von tückiſcher Gewalt,
Gebunden wie von Schlangenringen,
Ihr heilig Feuer zu bezwingen
Und zu verhöhnen rauh und kalt.

Die Freude ſchlang den goldnen Faden
Oft um der Gäſte muntre Zahl;
Ich war dazu nicht eingeladen,
Ich ging allein auf düſtern Pfaden,
In Schmerz verſunken und in Qual.

Dort ſaßen ſie im Glanz der Kerzen,
Die Heuchelei, die Kriecherei,
Die Bosheit mit verkohltem Herzen,
Geſchickt das Strahlende zu ſchwärzen,
Und auch die Dummheit ſaß dabei.

Geläſtert ward ich und geſcholten,
Beſpöttelt ward ich und gehaßt.
Wie mir die klugen Leute grollten,
Die gern mich zugeſchnitten wollten,
Wie jeden andern ſeinen Gaſt!

kommen bin?" — „Auf der Stelle kann ich's Ihnen nicht ſagen; wollen Sie aber mit mir heim gehen, ſo ſollen Sie hören, daß ich's weiß." — „Er weiß es alſo nicht!" lachte der Oberförſter, ließ friſches Bier bringen und ermunterte wieder zum Singen. Aber es wollte keine rechte Munterkeit wieder einkehren. Henns ſah den Herzog ſtets an und ſich ebenſo von ihm beobachtet; er wurde unruhig und als der Fürſt dem Reitknecht nach den Pferden zu ſehen befahl, horchte Henns hoch auf, ging bald darauf vom Tiſche und wünſchte plötzlich eine gute Nacht. Sein Aufbruch war das Zeichen für die Andern; ſcheu entfernten ſie ſich, und der Herzog ſah ſich bald mit dem Wirth und dem Oberförſter allein.

„Was nur Henns haben mochte?" fing der Wirth an; „es iſt ihm irgend etwas aufgeſtoßen, was ſeiner Luſtigkeit plötzlich ein Ziel ſetzte und ihn fort trieb." — „Er ſcheint überhaupt ein ſonderbarer Mann zu ſein," bemerkte der Herzog. — „Freilich, der ſonderbarſte, den man finden kann." — „Ihr würdet dem Herrn da einen großen Gefallen thun, wenn Ihr ihm manches von Förberts-Hennſen erzählen wolltet," ſagte der Oberförſter zum Wirth. „Er hat viel von des Tauſendkünſtlers Poſſen gehört, doch möcht' er der Sache auf den Grund kommen." — „Auch vernahm ich von einem Herrn Lambeck, der geſtern früh hier bei Euch geweſen, und dem Ihr manches erzählt habt, das Ihr über Förberts-Hennſen vielen Aufſchluß geben könntet. Wenn Ihr das thun wollt, ſo ſoll's Euer Schaden nicht ſein." — „Ei, wenn ich dienen kann, mit großem Vergnügen; der Herr erweißt mir viel Ehre," verſetzte der Wirth

Und doch ein Todter wär' ich lieber,
Als ſolch ein wohlgelittner Fant. —
Die Tage wurden immer trüber,
Gefoltert ward mein Herz vom Fieber,
So arg verketzert und verkannt.

So zogen mir des Winters Tage
Im ewig düſtern Einerlei,
So zogen ſie in Noth und Plage,
So zogen ſie in ſtiller Klage
Am heißen Haupte mir vorbei.

## 2.

## Mahnende Stimmen.

Erlegen waren Eis und Schnee
Der Sonne Glutgeſchoſſen;
Mich plagte noch das alte Weh;
Ich ſaß daheim verdroſſen,
Da ward mir eine Panacee
Ins kranke Herz gegoſſen.

Es wurden plötzlich Stimmen wach
In meines Zimmers Wänden;
Es war als griffen Dach und Fach
Nach mir mit lieben Händen,
Geſchickt mein ewig Weh und Ach!
Mit einem mal zu enden.

Wie kichern ſie, wie lachen ſie
Rings in dem öden Zimmer!

Mir iſt als ſah ich hier noch nie
So farbenreichen Schimmer,
Als küßte mich die Phantaſie
Mit ſolcher Inbrunſt nimmer.

„Was gehn dich die Philiſter an,
Die grämlichen Geſichter?
Wie? oder ſehnſt du dich etwan
Gar unter das Gelichter?
Wohlauf, du arg bethörter Mann,
Und fühl' dich ſtolz als Dichter!

„Wenn ſelber du den Edlen fliehſt,
Willſt du, daß er dich finde?
Die Welt, die du ſo dunkel ſiehſt,
Iſt deines Auges Binde,
Die du noch wacker dich bemühſt
Zu färben oft mit — Tinte.

„Dort guckt der erſte Frühlingstag
Dir durch die Fenſterſcheiben.
Dich bittet heller Lerchenſchlag,
Kein Wörtchen mehr zu ſchreiben.
Wie da ein Menſch verzweifeln mag
Und ſolche Poſſen treiben!

„Krank biſt du, unausſtehlich krank.
Fort aus den engen Räumen!
Laß all das Murren, laß den Zank,
Das ſchwere trübe Träumen!
Hinaus! hinaus! ſei frei und frank
Bei grünen Waldesbäumen!“ —

Voll Aerger fahr' ich wild empor.
Ich kenn' die kleinen Drachen.
Ihr Höhnen ziſcht mir heiß ins Ohr,
Es ſtachelt mich ihr Lachen.
Doch nehm' ich ernſt und ſtill mir vor,
Es beſſer nun zu machen.

## 3.

## Hinaus! Hinauf!

Fort nun aus der düſtern Zelle!
Auf der Schwelle
Blieb mein Wahn.
Und auf buntem Wieſenplan
Wogt der Lüfte laue Welle,
Tanzt des Lichtes junge Helle
An mein wundes Herz heran.

Zu den Bergen! Ihre Höhen
Muß ich ſehen
Blau und rein,
Will im Frühlingsſonnenſchein
Auf den freien Scheiteln ſtehen,
Will arf ihren Rücken gehen
Und will froh und glücklich ſein.

Und mit ſchmerzlich ſüßem Sehnen
Wein' ich Thränen,
Wie ein Kind,
Die das Eis des Herzens ſind.

Von der Berge grünen Lehnen
Kam in duftigen Geiſterkähnen
Frühlingsgruß und ſchmolz es lind.

Ha, wie ſüß iſt dies Empfinden!
Dieſes linden
Grußes Wehn!
Sanfte Lockung auf die Höhn!
Werd' ich wohl die Knoſpen finden
Jungen Glücks, die in den Gründen
Meiner trauten Berge ſtehn?

---

## 4.

## Erſte Einladung.

Und wie ich wonnetrunken
So ſteh' in mich verſunken,
Da flattert ein Vöglein
Aus dem Buchengeheg
Mir über den Weg.

„Ich ſoll zu Bergespfaden
Den lieben Dichter laden!“
So klingt mir des Vögleins
Hell zwitſchernder Ton.
Schon iſt es entflohn.

Ich ſtehe lang befangen;
Es röthet meine Wangen
Ein flammender Schein.
Es neckt mich wie Traum;
Begreif' ich's doch kaum.

### 5.

## Zweite Einladung.

Wie ſich mir ſeltſam leiſe
So Bild in Bild verwirrt,
Da ſeh' ich wie im Kreiſe
Ein Käfer mich umſchwirrt.

„Mich ſchickt das Wort des Zwerges,
Des Bote und Knecht ich bin.
Er dient der Frau des Berges
Frau Venus Königin.

„Du ſollſt den Wald betreten,
Dem thöricht du entflohn!
Was ſchaffſt du in den Städten?
Du biſt des Berges Sohn!

Was weilſt du in den Gaſſen,
Wo dich doch Keiner mag?
Schon recht, daß ſie dich haſſen!
Drum fort zum grünen Hag!

„Wärſt du im Wald geblieben,
Wo all die Geiſter ſind,
Die dich von Herzen lieben,
Du wärſt ein frohes Kind.“

## 6.

## Dritte Einladung.

Und ſtill, wie ein Schäfer,
Verweilt' ich noch lang
Und dacht' an den Käfer
Und ſeinen Geſang.

Schon tranken die Sterne
Vom nächtlichen Born,
Da ſchallt aus der Ferne
Ein Jägerhorn.

Es rief ſo beklommen
Hervor aus dem Wald:
„Wann wirſt du denn kommen?
Ach, komme doch bald!“

So klagte und fragte
Der waldliche Ton
Ins Herz mir — da tagte
Im Oſten es ſchon.

---

## 7.

## Ausfahrt.

Und alſo dreifach eingeladen
Zog ich im Morgenſtrahl,
In Gottesluſt mein Herz zu baden,
Hinaus zu Berg und Thal.

Und leichter eilt' ich durch die Felder
Den lieben Häuptern zu.
Schon goß das Grün der ſtolzen Wälder
Ins bange Herz mir Ruh.

Wie winkten mir die Höhen heiter!
Und tauſendſtimmig ſcholl's
Entgegen mir: „Herauf! Nur weiter
In unſer laubig Holz!

„Auf unſre Felſen, unſre Spitzen,
Wo graue Wolken ziehn,
Die bald in unſerm Schooſe ſitzen,
Bald wetterlaunig fliehn!

„Herauf! Wir zeigen dir die Länder
Aus grüner Waldesnacht.
Die Nebel flattern, wie Gewänder:
Die Ferne glüht und lacht."

## 8.

## Ankunft.

Und an den Berg tret' ich heran,
Der mich herbeigerufen,
Und rüſtig klimm' ich ſchon hinan
Die mooſigen Felſenſtufen.

Der Morgen drängt mit friſchem Hauch
Bergabwärts mir entgegen;
Es eilen Blätter, Buſch und Strauch,
Sich mir ans Herz zu legen.

Die Blätter ſchwanken thauesſchwer
Und netzen meine Wangen,
Und jeder Zweig im Wald umher
Scheint froh mich zu empfangen.

Und klarer Thau und würzger Hauch
Auf allen grünen Pfaden!
Die Friſche winkt ſo lockend, Aug'
Und Bruſt in ihr zu baden.

Und Aug' und Bruſt geſtärkt empor
Zu freien Himmelsräumen,
Wo Leben ſingt der Vögel Chor,
Wo Leben ſproßt aus Bäumen!

Sie grüßen mich, ſie küſſen mich
Mit Blättern und mit Liedern;
Aus eitlem Stolze ſollt' nun ich
Nicht Gruß und Kuß erwiedern?

Ich bin nicht eitel, bin nicht ſtolz,
Weiß nichts von großen Dingen,
Und muß in jedem grünen Holz
Aus Herzensgrunde ſingen.

---

## 9.

## Inſelberg.

Auf der Höhe, auf dem Gipfel
Weht ſo rein der Himmelshauch.
Horch! wie rauſchen rings die Wipfel,
Und wie flüſtern Halm und Strauch!

Grünen Thales Sehnſuchtleben
Wächſt auf Bergen, Bergen gleich,
Zieht mit übermächtgem Streben
Nach der Ferne weitem Reich.

Nur hinan zur freien Spitze,
Wo der Himmel reiner blaut,
Und von ihrem Felſenſitze
Weit ins Land die Wolke ſchaut!

Von dem grauen Haupte wallen
Lange Locken in das Thal;
Aus dem ungeheuern alten
Starrt des Berges Scheitel kahl.

Auf dem Scheitel Porphyrbrocken
Und der langgeſchweifte Kamm
Ueber all den grünen Locken
Sind der Wolkenfluth ein Damm.

Links in tiefe ſchwarze Schlünde
Stürzt des Berges jähes Dach!
Eingeſtreut ſind Wieſengründe,
Und als Auge blitzt der Bach.

## 10.

## Wünſche.

Auf dem Gipfel ſteh' ich,
In die Tiefe ſeh' ich;
Ueber mir Himmelszelt,
Unter mir Menſchenwelt.

Alles liegt ſo ferne.
Unten wär' ich gerne,
Lieber im Wolkenbett.
Wenn ich doch Flügel hätt'!

Auf den Bergesſpitzen
Drüben möcht' ich ſitzen,
Faſſen den Wald, das Thal,
Alles mit einem mal!

Durch die düſtern Klüfte
Möcht' ich ziehn wie Düfte,
Wallen wie Nebelband,
Rings um des Berges Rand!

Möchte lange Küſſe
Glühn auf Felſenriſſe,
Faſſen mit kühner Hand
Liebend die ſcharfe Wand;

Mit der Bruſt, der nackten,
Rühren die gezackten
Felſen und hart Geſtein
Drücken ins Herz hinein;

Möcht' in Waldeskühle
Spielen Kinderſpiele,
Weben, wie Mondesſtrahl,
Ruhig um Berg und Thal!

froh einmal recht nach Herzensluſt erzählen zu können, brannte die Tabackspfeiſe an, rückte den Stuhl und begann: „Förberts-Henns iſt jetzt ohngefähr ſechs bis acht und vierzig Jahre alt. So lang ich mich erinnern kann, hab' ich ihn gekannt, und er war damals ein ſtiller, arbeitſamer Burſche. Sein eigentlicher Name iſt Johannes Hornſchuh; aber hier und in der Ruhl, auch noch an mehreren andern Orten der Umgegend, nennt man ja die Leute ſtets bei irgend einem Spitznamen, und da der alte Hornſchuh, ich weiß nicht weshalb, der alte Förbert hieß, ſo nannte man ſeinen Sohn natürlicher Weiſe: Förberts-Henns. Sein Vater war ein armer Fenſtermacher im Thal, und Henns lernte dieſe Handthierung ebenfalls. Von früh auf hatte er mit harter Noth zu kämpfen, und da's hinten und vorne nicht hangen und langen wollte, ſo mußte Henns von Kindheit an brav arbeiten, lernte aber dabei weder leſen noch ſchreiben, erübrigte ſich ſpäter kaum für den Sonntag zu einer Kanne Bier, und ſtreifte deshalb in Stunden der Erholung auf den Bergen und in den einſamen Thälern hin, kroch oft halbe Sonntage auf der alten Burg Scharfenberg herum und war überall in der Gegend, nur da nicht, wo Menſchen ſich zeigten. Seine einzige menſchliche Geſellſchaft waren die Hirten, bei denen er aver ſehr gerne verweilte und ſich Stunden lang mit ihnen unterhielt. So war er bald bei dem Kittelsthäler, dem Mosbacher, dem Farnröder, Schönauer, Teubacher, Seebacher Hirten, bald bei dem Schmerbacher, Winterſteiner und Rühler. Auf den Tenneberger Boden in der Ruhl lebte noch vor einigen

## 11.

## Ausſicht.

Du, vertraut dem Himmelswehen,
Heiliger Berg, in Licht getaucht,
Altar in den Wolkenhöhen,
Wo der Odem Gottes raucht,
Laß mich hier verweilend ſtehen,
Von dem Urgeiſt angehaucht!

Trägt die Tieſe mir entgegen
Bunte Welt: ſo luſtig hoch
Iſt erſtarrt drin alles Regen,
Nur die Farben leben noch.
Wird der Blick auch nichts bewegen,
Aber Bilder gibt er doch.

Menſchenleben ahnungsleiſe
Dämmert in das Berggebiet,
Doch verſchwunden ſind die Kreiſe,
Die es unten lärmend zieht.
Hohes drängt zur hohen Reiſe,
Niedres in die Tieſe flieht. .

## 12.

## Troſt.

Es fällt von mir wie mürber Zunder
Aus Büchern und Gelehrten-Sälen,
Und mich umglüht das farbige Wunder
Der Waldesnacht und Bergeshöhlen.

Die Bäume ſchauen auf mich nieder,
Die Quellen ſehn zu mir empor,
Und alle tragen grüne Lieder
Der Waldesſehnſucht an mein Ohr.

Die Lieder ſind's, die mich erheitert,
Die Stimmen, die der Wald geflüſtert.
Ich fühle mir das Herz erweitert
Und Baum und Quelle mir verſchwiſtert.
Es rauſcht in meiner Seele Tiefen,
Wie Waldeswipfel, wunderbar,
Und Lieder, die im Herzen ſchliefen,
Entſprudeln, wie die Quelle, klar.

Und ob mich arge Sorgen preßten,
Die Menſchen zürnend mich geſcholten:
Jetzt unter dichtbelaubten Aeſten
Wird alle Unbill mir vergolten.
Ihr Bäume meint es mit dem Sänger,
Ihr Quellen meint's mit mir ſo gut,
Und keine Sorgen drücken länger
Den tiefgebeugten Jugendmuth.

Mich ekelte der Menſchen Treiben.
Ich zog in blau erhobne Fernen.
Auf Felſenplatten wollt' ich ſchreiben
Und leſen in den ewigen Sternen.
Kaum trat ich unter grüne Bäume,
Kaum war ich in dem dunkeln Wald,
So tanzten alle Jugendträume
Laut jubelnd um mich alſobald.

Der Bäume fröhliche Geſichter,
Des Bergbachs ſchäumende Gefälle,

Sie jubelten: „Da iſt der Dichter!“
So jauchzt' der Berg, der Fels, die Quelle.
„Wir ſehnten lang uns, dich zu grüßen.
Oft rief nach dir das Jägerhorn:
Nach dir verlangten Wald und Wieſen,
Dich lockten rauſchend Quell und Born.

„Komm, Herz, beflügle deine Schritte
Und bring' uns deine Schmerzenswunden!
Du Armer ſollſt in unſrer Mitte
Von allem bittern Leid geſunden.
Leg' ab den düſtern Blick der Trauer
Und kleid' ihn neu in Grün und Hell.
Du biſt — o fühl's mit Wonneſchauer! —
Ja unſer herziger Geſell.“

Nun ſingen munter wir zuſammen,
Ich, Fels und Baum und Berg und Quelle;
Da ſteigen Lieder auf, wie Flammen,
Und alle Gipfel werden helle.
Die düſtern Bilder ſind verſchwunden,
Die bangen Zweifel ſind entflohn,
Und wahr in mir hab' ich's empfunden:
Ich bin des Waldes Liederſohn!

## 13.

## Nacht.

Dem Lied hab' ich gelauſchet,
Dem Zauberlied zu lang;
Ich habe mich berauſchet
In Waldesduft und Sang.

Ich gab mich hin dem Locken
Der dunkeln Waldespracht.
Nun fahr' ich auf erſchrocken,
Denn mich umſchleicht die Nacht.

Sie ſchaut mich mit den hohlen
Geſpenſtigen Augen an.
Beſchwingt wünſch' ich die Sohlen
Auf rauher Bergesbahn.
Ich habe von dem Mooſe
Mich eilig aufgerafft,
Da ſchwirrt um mich Getoſe
Seltſam und geiſterhaft.

Es geht ein wirres Tönen
Und Flüſtern durch den Wald,
Der nun den Menſchenſöhnen
Kein guter Aufenthalt.
Wohl hab' ich es vernommen
Und hab's doch nicht gehört.
Die Bruſt iſt mir beklommen,
Der Sinn iſt mir bethört.

Ins Herz wird mir getragen
Ein wunderbar Gemiſch
Von Wispern, Seufzen, Klagen
Aus Felſen und Gebüſch.
Wie Schmerzen und wie Wonnen
Erfaßt mich's glühend heiß.
Ich glaub' ich bin umſponnen
Von einem Zauberkreis.

Das iſt das alte Wunder
Von dem die Quelle träumt,

Wenn ſie bei Nacht bergunter
Im Hüpfen weilt und ſäumt.
Das iſt das alte Wunder,
Das früh am Himmel blüht
Und Abends reicher, bunter
In Flammen glüht und ſprüht.

Gehüllt in Prachtgewänder
Von Duft und Sternenglaſt,
Durchſtürmt es Meer und Länder
Mit ſchauerlicher Haſt.
Doch unter Waldesbäumen,
Verklärt von grünem Schein,
Will's immer länger ſäumen,
Da muß ſein Lager ſein.

Hier, eingelullt von Lüften,
Entſchläft's zu ſüßer Ruh.
Es deckt's die Nacht mit Düften
Und weichen Schatten zu.
Im Haar wühlt ihm der loſe
Verliebte Abendwind.
Sanft hält der Wald im Schooſe
Der Nacht geliebtes Kind.

Dem Dichter iſt's gegeben,
Dem Dichter iſt's erlaubt,
Daß er des Wunders Weben
Vernimmt, erſchaut und glaubt.
Erlebt das Wunder hab' ich,
Durchbebt von ſüßem Graun.
Hin meine Seele gab' ich,
Ins Aug' ihm tief zu ſchaun.

---

## 14.

## Im Gipfelhauſe.

Ich ſteig' empor und tauche
Auf aus dem finſtern Tann
Und aus dem Zauberhauche,
Der tückiſch mich umſpann.

Dem Geiſt des Bergs, dem böſen,
Bin glücklich ich entronnen,
Dem trügeriſchen Weſen,
Das tückiſch mich umſponnen.

Und ob es mir noch grauſe
Vor all den Nachtgeſpenſtern,
Mir glänzt im Gipfelhauſe
Ein Lichtſchein aus den Fenſtern.

Und freundliche Geſichter
Erwidern meinen Gruß,
Dem angſterfüllten Dichter
Zum labenden Genuß.

Ich nahe meinem Bette
Im Herzen frei und froh,
Iſt auch die Lagerſtätte
Nur ausgefüllt mit Stroh.

Ich lege ſtill mich nieder
Und denk' und fühle kaum,
Und Seele mir und Glieder
Beherrſcht ſogleich der Traum.

Da huſcht es leis am Fenſter,
Da ſchlüpft es durch die Thür.
Wie? folgten die Geſpenſter
Zum Kuppenhauſe mir?

Ach nein! Es ſind die Sagen
Aus Wald und Wieſenraum,
Die kommen hier und fragen
Nach mir beim Bruder Traum.

Denn ſie ſind ja Geſchwiſter
Die Sagen und die Träume. —
Das iſt nun ein Geflüſter,
Wie Quellen und wie Bäume.

Sie kommen mich zu laden
Zu einem Freudenfeſte.
Auch nahn auf allen Pfaden
Schon andre werthe Gäſte.

Wie viel wird da verhandelt
In bunter Eil' und Haſt!
Die Hütte iſt verwandelt
In einen Goldpalaſt.

Welch Glitzern und welch Prangen
Im drängenden Gewimmel!
Und an der Decke hangen
Wohl Sterne gar vom Himmel!

Hier ſtehen prächtige Sitze
Von Gold und Edelſtein,
Die ſtreun umher, wie Blitze,
Hellfarbig Licht und Schein.

Es raget aus der Reihe
Ein hoher Saphir-Thron.
Nun flüſtert wie zur Weihe
Ein wunderbarer Ton.

Dies Locken, Werben, Kirren
Es kommt aus dem Geſtühl.
Mich grüßt es in dem wirren
Und lärmenden Gewühl.

Durch hohe Bogenthüren
In langen bunten Reihn
Die kleinen Märchen führen
Die Gäſte nun herein.

Sind's Hirten nicht und Schäfer?
Sind's Kinder nicht und Fraun?
Die ſollen hier als Schläfer
Der Wunder ſchönſtes ſchaun.

So ſind denn all die Gäſte,
Die Kinder meines Thals,
Gekommen zu dem Feſte,
Zum Freudenkelch des Mahls.

### 15.

## Das Ehrenfeſt.

Ein Greis geht ſtill bedächtig
Dem bunten Zug voran;
Ihm folgt ein Weib, gar prächtig
Geſchmückt und angethan.

Sie ſieht mit Feuerblicken,
Die mir das Herz berücken,
Mich ſcheuen Knaben lüſtern an.

Ich kenne dieſe ſtolze
Wildſchöne Zauberfrau.
Sie wäſcht ſich Nachts im Holze
Mit Waldeswieſenthau.
Auch hab' ich auf den Höhen
Raſch reiten ſie geſehen.
Ich kenne dieſen Blick genau.

Mein Herz iſt mir erſchrocken,
Als ſie vorbeigeſauſt.
Es waren ihre Locken
Vom Hagedorn zerzauſt.
Des Roſſes Nüſtern ſchnoben,
Als es bergauf geſtoben,
Daß mir die Seele lang gegrauſt.

Es gaben ſeine Hufen
Nicht Funken, noch Geſtäub.
Leicht trug's auf Felſenſtufen
Hinan das Götterweib.
Ich ſah in allen Träumen
Das ſchwarze Roß ſich bäumen
Und drauf den reizgeſchmückten Leib. —

Hier ſchreitet ihr zur Seiten
Ein bleicher Muſenſohn.
Ich kenne ſeine Leiden
Und ſeines Liedes Ton.
Es iſt der edle Ritter,
Der büßte Wonnen bitter
Im Berge manch Jahrhundert ſchon.

Nun naht mit Liedesſchalle
Wer nur dem Berg entſprang.
Sie kommen alle, alle;
Die Halle wird gedrang.
Das iſt ein bunt Entfalten
Wildzaubriſcher Geſtalten,
Ein jubelvoller Feſtgeſang!

„Uns iſt,“ ſo wiedertönen
Die Decke und die Wand,
„Von allen Erdenſöhnen
Der Dichter nur verwandt.
Gegrüßt uns, deſſen Wiege
Auf einer Bergesſtiege
Im grünen Buchenwalde ſtand!

„Der uns den goldnen Faden
Des Lebens weiter ſpinnt;
Dem, uns verklärt zu baden,
Der Dichtung Quelle rinnt!
Heil dir, du Vielgetreuer!
Du biſt uns lieb und theuer,
Du dieſer Berge ſcheues Kind!“ —

Sie faſſen mich, ſie heben
Mich auf den goldnen Thron.
Mir wird das Feſt gegeben,
Mir gilt des Liedes Ton.
Und alle Zauber weben
Sich in mein innres Leben;
Ich bin des Waldes Liederſohn!

Jahren der Hirt Hanns Heß; er war ein alter Mann. Von dem hat Förberts-Henns unter allen Hirten am meiſten gelernt. Denn Hanns Heß konnte alle Krankheiten heilen und wären ſie noch ſo ſchlimm geweſen; war aber der Kranke für den Tod reif, ſo ſagte es der Hirt ohne Umſtände. Auch wußte er viel verborgene Dinge, und ſoll einen Pudel gehabt haben, der ihm alle Geheimniſſe offenbarte. Wenn Jemand zu ihm kam und fragte nach etwas Verborgenem, ging Hanns Heß aus der Stube und der Pudel, welcher ſonſt ſtets unter dem Ofen auf einem weichen Kiſſen lag, folgte ihm nach; wenn der Hirt nachher wieder herein kam, wußte er's jedesmal. Als nun der Pudel ſo alt geworden war, daß er nicht mehr allein ſtehen konnte, durften die Leute nicht mehr in die Stube kommen, und da wollen ihn denn manche mit dem Pudel haben ſprechen hören. Vor ein Paar Jahren ſtarb der Pudel, und ſieben Tage darauf war Hanns Heß auch todt. Nun, wie geſagt, von den Hirten und von Hanns Heßen insbeſondere hat Förberts-Henns als ein junger Burſche gar viel gelernt; denn er kannte bald alle Kräuter und Blumen in unſern Bergen und wußte, wofür jedes einzelne gut war, wie's oft kein Doktor weiß, ja er war auch mit ihren geheimen und Zauber-Kräften vertraut, was er aber nicht Allen auf die Naſe band. Ebenſo verſtand er ſich auf die Kraft der im Schooß der Erde verborgnen Steine und Metalle. Aber bis zur Vollkommenheit konnte er's doch immer nicht bringen, die rechte Anwendung ſeiner Wiſſenſchaft fehlte ihm. Inzwiſchen waren ſeine Eltern geſtorben, er

# Im Park in Gotha.

## 1.

### Eintritt.

Zaudernd ſcheu den ſchwermuthdüſtern
Heil'gen Hain betritt mein Fuß.
Stille Sehnſucht macht mich lüſtern,
Grüne Nacht, nach deinem Kuß.

Küſſe mich auf Aug' und Wangen,
Süße dunkelgrüne Nacht,
Die du lüſternem Verlangen
Oft Gewährung ſchon gebracht:

Die du ſchwermuthvoll gelächelt
Heißen Wünſchen ſchönen Preis
Und die glühnde Stirn gefächelt
Mir mit einem Blüthenreis.

Meiner Liebe grüne Zeichen,
Die ich ſelig ſtets verließ,
Ach, es ſchläft in dieſen Sträuchen
Ein geſtorbnes Paradies!

Dieſer Büſche Purpurſchatten,
Wo ein Herz mit raſchem Schlag
Oft in ſeligſtem Ermatten
Wogend an dem meinen lag!

Dieſe weichen üppigen Mooſe,
Sanft geſchwellt und thauig kühl,
Ja mir fielen ſüße Looſe
Einſt auf ihrem grünen Pfühl!

Beut kein Mund mir mehr Genüſſe,
Selig ſelbſt berauſcht, wie einſt:
Grüne Nacht, nur deine Küſſe
Sind's, die du ins Herz mir weinſt.

---

## 2.

## Unter der Schirmlinde.

Traulicher Raum
Am friedlichen Teiche! —
Gruß dir, mein Baum,
Der du die Zweige
Schwermüthig ſenkſt;
Wie voll heißen Wehs
Sie kühleſt und tränkſt
In den Waſſern des See's.

Halt' mich umfaßt
Schirmende Stelle
Mit grünem Aſt!
Hüpfende Welle,
Küß' mir den Fuß!
Zweige, belaubt,
Mit zärtlichem Kuß
Berühret mein Haupt!

Neige dich, Nacht,
Mich zu umfangen! —
Kühlt mir und ſacht
Der Schläfe und Wangen
Brennende Gluth! —
Frieden und Ruh
Weht von der Fluth
Betäubend mir zu!

Seligen Traum
Gib, kräuſelnde Welle!
Schützender Baum
Wehre der Helle
Des ſtörenden Tags!
Zitternder Schein
Des dämmernden Hags,
Wiege mich ein!

---

### 3.

## Die Inſel.

Drüben in des Eilands Frieden
Dicht umhegt von grünem Laub,
Löſen Herzen, die geſchieden,
Fürſtenherzen ſich in Staub.

Düſtere Geſchicke hatten
Sie ergriffen ruhelos,
Ruhe gaben deine Schatten,
Kleiner, grüner Inſelſchoos

Wo auf dieſes Sternes Räumen
Ward des Glücks Aſyl geweiht?
Nur in deinen ſtillen Räumen,
Süße, heil'ge Einſamkeit! —

## 4.

## Abends am Teiche.

Abendſchatten breiten
Auf den Hain ſich weich.
Wolkenbilder gleiten
Auf dem dunkeln Teich.

Volle Zweige neigen
Sich vom Uferrand.
Leichte Nebel ſteigen
Aus dem See ans Land.

Still und nachtumwoben,
Wie von Geiſterhand
Aus der Fluth gehoben,
Liegt das Inſelland.

Abendlüfte thauen
Auf die Gräber mild;
Ferne Berge blauen
In das Thränenbild,

Das mir dieſer Hügel
Blumenteppich beut,
Von des Weſtes Flügel
Blüthenüberſtreut.

Auf dem Weiher ſchwimmen
Todte Blüthen hin,
Stille Ahnungsſtimmen
Für den ſtillen Sinn.

Dunkler auf den Matten
Glüht des Abends Glanz;
Dichter webt die Schatten
Hoher Bäume Kranz.

Deine Schmerzen kühle,
Herz, und ſchlage ſacht!
Selige Gefühle
Bringt dir nun die Nacht.

---

### 5.

## Der Park im Mondſchein.

Auf des Waſſers dunkeln Spiegel,
Auf des Teiches nächt'ge Ruh
Drückt der Mond ſein helles Siegel
Und webt das Geheimniß zu.

Alle Wonnen, die genoſſen,
Ruhen tief im ſtillen Grund,
Und der Silberkuß verſchloſſen
Hält des Weihers kühlen Mund.

Keine Welle wagt zu flüſtern,
Leicht in matten Glanz gewebt.
Wie verzaubert ſtehn die Rüſtern.
Und kein Blättchen zuckt und bebt.

Eng mit geiſterhaften Gittern
Durch der Bäume dicht Gezweig
Hegt des Mondes leiſes Zittern
Ein den ſanftverklärten Teich.

Und in dieſen duft'gen Schranken
Aus der Bäume ſtiller Höh
Steigen Schatten, fliehn und wanken
Ueber den beſternten See.

## 6.

## Gefühl des See's.

Wie ein blaues Auge
Erſcheint mir der Weiher,
Leiſe durchbebt;
Von des Schmerzes Hauche
Mit dem Thränenſchleier
Sanft überwebt.

Schwermüthig verlangend
Mit tiefem Sehnen
Blickt er empor.
Klagend und bangend
Um, das Glück mit Thränen,
Das er verlor.

Verwandt deine Leiden
Sind meinen Gefühlen,
Trauernder See.

Ach, in uns beiden
Zucken und wühlen
Jammer und Weh!

## 7.

## Mein Herz und der See.

Herz, mein Herz, du gleichſt dem See
Tief in Einſamkeit,
Von des Mondes Strahlenſchnee
Glänzend überſchneit!

Ringsum grünen Baum und Strauch
Blüthenüberfüllt,
Doch ſie hält der Wehmuth Hauch
Mondlich eingehüllt.

Ueber deinen ſtummen Mund
Zuckt das bleiche Licht,
Aber in den tiefen Grund
Dringt ſein Schimmer nicht.

Gräber auch in deinen Schoos
Hat der Schmerz gebaut,
Und von ihnen ringt ſich los
Tiefer Klagelaut.

Herz, mein Herz, du gleichſt dem See,
Den der Mond beſcheint,
Wo mein unergründlich Weh
Einſam klagt und weint.

### 8.

## Nachtgedanken.

Die aus heißen Schmerzensthränen
Aufglüht, des Entzückens Qual,
Dieſes bitterſüße Sehnen
Weckt mir nun des Mondes Strahl.

Ja die höchſten aller Wonnen
Gleichen Schwertern in der Bruſt,
Und der Schmerzen reichſter Bronnen
Iſt der Bronnen reichſter Luſt.

Im poetiſchen Gemüthe
Quillt allein der Nektarduft
Wunderbarer Sternenblüthe,
Leuchtend in die Todtengruft.

Aber ihren reichſten Schimmer,
Der durch Wetterwolken bricht,
Höchſten Schmerz und Wonne nimmer
Wiedergibt ſie das Gedicht.

Nur die menſchlich reiche Fülle
Iſt der ſchönen Kunſt erlaubt,
Göttlichem wirft ſie die Hülle
Selber um das hohe Haupt.

# Frau Romantik.

## 1.

## In Thüringen.

Sie war eine hohe wunderbare,
Die mächtigſte und reichſte Fee;
Sie herrſchte mehr als tauſend Jahre
Zu Lande weit und weit zur See;
Sie wob der Dichtung Roſenbande,
Die ſchönſten im Thüringerlande,
Zu heiliger Luſt und ſüßem Weh.

Da ſtrahlte hell im Zauberberge
Ihr reichgeſchmücktes Königsſchloß. —
Bedient von Elfen und der Zwerge
Und Rieſen buntgemiſchten Troß
Hielt ſie hier Hof und Dienſt der Minne,
Daß auf der nahen Wartburg Zinne
Es ſelbſt das Fürſtenpaar verdroß.

Die höchſte aller Götterfrauen,
Mit Scheu von jedem Mund genannt,
Weithin in allen deutſchen Gauen
Einſt als Frau Holle wohlbekannt,
Ward ſie mit ihrem Hofgeſinde
Von Frau Marien mit dem Kinde
Verdrängt und in den Berg gebannt.

Verdrängt? Die Mächtige herrſcht auf Erden.
Maria herrſcht im Himmel nur. —
Sie ſauſt auf ihren Schwanenpferden
Als Königin durch Berg und Flur.
Die Minneſänger, Lautenſchläger,
Die kecken Schwert- und Lanzenträger,
Sie folgen freudig ihrer Spur.

Gar mancher Dichter ſah die Dame
In ihrem flatternden Gewand,
Und ihnen ward der rechte Name
Der hohen Herrſcherin genannt.
„Romantik“ hieß die wunderbare,
Die ſelbſt auf prächtigem Hochaltare
Als göttliche Maria ſtand.

Thüringen war ihr ſchönſter Garten,
In dem ſie ſich zumeiſt ergötzt.
Zum Sängerkrieg hat ſie die Scharten
Aus Oſterdingens Schwert gewetzt.
Die hohe Burg, die vielgenannte,
In der der Liederſtreit entbrannte,
Hat ſie zum Denkmal ſich geſetzt.

Hat ſie nicht ſelbſt den kühnen Springer
Gelehrt das erſte Minnelied?
Den eiſernen Vaſallenzwinger
Hat ſie geführt zum Rühler Schmied,
Sie, die zu himmliſchem Erbarmen
Mit allen Kranken, Bloſen, Armen
Das Königstöchterlein erzieht.

Und wie ſie einſt dem Ritter Jürgen
Als Helferin zur Seite ſchritt,

verſtand ſeine Profeſſion tüchtig und nahm ſich eine Frau. Anfangs gings ihm gut; er hatte viel Arbeit, war unermüdet, und beſuchte nur Sonntags Nachmittags die Hirten, Abends aber trank er hier auf dem Heiligenſtein ſein Bier. Aber der ſpärliche Erwerb reichte bald für das Bedürfniß der Familie, die ſich ſchnell vermehrte, nicht mehr zu. Henns verdoppelte vergeblich ſeinen Fleiß, gönnte ſich kaum ein Paar Stunden Schlaf, verfertigte nach Kräften und Vermögen auch alle Schreinerarbeiten, die man bei ihm beſtellte, war nur Sonntags eine Stunde hier zu finden und that alles, was einem rechtſchaffenen Manne ziemt, um die Seinigen nicht Noth leiden zu laſſen. Aber in ſeiner Arbeit war kein Segen, deſto mehr in ſeiner Ehe; denn in ſechs Jahren hatte ihm Andort acht Kinder geboren, das paßte wie die Fauſt auf's Auge. Schmalhanns war Küchenmeiſter in der kleinen Hütte; Henns dauerte mich oft. Er hatte ſtets mit der größten Dürftigkeit gekämpft, nun aber fehlte es manchen lieben langen Tag am Brot zum Sattwerden; die Kinder, obgleich in den gröbſten Linnen gekleidet, waren doch abgeriſſen, und Andort hatte voll auf zu thun, um in Feierſtunden die Kittel zuſammenzuſticken und rein zu erhalten; am Tage taglohnte ſie in der Ruhl und Schönau, Abends aber ſchaffte ſie für ihre Wirthſchaft, und man muß es ihr in Ehren nachſagen, ſie that was in ihren Kräften ſtand. Henns wurde von Tag zu Tag mißmuthiger, und ich fand ihn einmal im Walde, wie er helle Thränen vergoß. Auf mein Befragen geſtand er mir, wie ſehr es ihn ſchmerze, die Seinigen ſolche Nothdurft leiden zu ſe-

Da er, den Lindwurm zu erwürgen,
Hinaus ins öde Blachfeld ritt,
So geht im kühnern Drachenſtreite
Dem „Junker Jürgen" ſie zur Seite,
Der muthig in die Wartburg tritt.

Wie hier ſie auf der Felſenſtiege
Zu dem bethürmten Berge geht,
Mit Liedern die Landgrafenwiege
Im friſchen Wälderhauch umweht,
So an der Fürſtengruft im Grunde
Von Reinhardsbrunn mit ernſtem Munde
Stimmt ein ſie in des Mönchs Gebet.

Auf der geheimnißvollen Quelle
Hat ſie die Flämmchen angebrannt;
Sie baute mit die Kloſterzelle,
Die nach dem Töpfer ward benannt.
Sie mußte ja die Schuld mit ſühnen,
Denn ſie war's, die den minnekühnen
Ludwig zu Adelheid geſandt.

Doch immer tiefer, immer bleicher
Senkt ſich ihr Stern ins ewige Meer.
Des Ritterthums einſt voller Speicher
Verfällt, ſchon lange öd' und leer.
Ein neuer Stern iſt aufgegangen,
Der ſteht im jugendlichen Prangen
Am Abendhimmel groß und hehr.

Es iſt der neuen Weltgeſchichte,
Der Freiheit glänzend Meteor.
Bald ſteigt der Menſch in ſeinem Lichte

Zur höhern Lebensbahn empor,
Und aus des Kampfes Finſterniſſen
Geht andrer Glaube, beſſres Wiſſen
Als Sieger jung und ſchön hervor.

---

### 2.

## Sankt-Johannes-Tag und -Nacht.

Ein Tag war's, den ſie ſich erkieſen
Zu ihrem Feſt, und eine Nacht,
Da ſteigt zu Licht in Wald und Wieſen
Verborgner Schätze ſeltne Pracht,
Da blüht auf ſtillen grünen Wegen
Der Wunderblume blauer Segen,
Die dir erſchließt des Berges Schacht.

Am Kreuzweg ſteht die goldne Schüſſel,
Gefüllt mit Schätzen bis zum Rand,
Und haſt du nur den Zauberſchlüſſel,
Entgeht dir nicht das theure Pfand.
Im Keſſel glüht des Goldes Feuer,
Das ihn bewacht, das Ungeheuer,
Beſchwichtigſt du mit reiner Hand.

Und wenn nun Mond und Sterne ſcheinen,
Da wird's noch bunter als am Tag,
Da halten alle Waldesfeinen
Und Elfen fröhliches Gelag,
Und alle Zauber weben, walten
In wirren trügriſchen Geſtalten
In Wald und Wieſe, Feld und Hag.

Keck ſpringt aus farbigen Blumenkelchen
Der Elfen leichter Chor heraus,
An ihrer Königin Tiſch zu ſchwelgen.
Das iſt ein Zechen! Das ein Schmaus!
Das iſt ein Jauchzen, Jubiliren!
Hier Tanzen, Ringen und Turniren
Und dort der Liebe heißer Strauß!

Das iſt ein Tag, wie keiner weiter!
Das eine Nacht wie keine mehr!
Raſch ſprengt inmitten ſtolzer Reiter
Romantik durch das Land daher.
Reich fließt aus ihrem Zauberbrunnen
Die kühnſte Luſt, ein Strom von Wonnen,
Und ſchwillt zum hohen Wonnemeer.

Zur Seite reitet ihr der Ritter,
Der einſt zu ihr zurückgekehrt,
Als ihm des Papſtes Strenge bitter
Verzeihung ſeiner Schuld verwehrt.
Und wie ſein Lied in aller Munde,
So wird der Held zu dieſer Stunde
Von allen Geiſtern hochgeehrt.

Das iſt der Tag des Sankt-Johannes,
Das iſt des heiligen Täufers Nacht.
Den höchſten Zauber ihres Bannes
Zeigt Frau Romantiks Göttermacht.
Sie wird von ihr und ihrem Dichter
Und all dem luſtigen Gelichter
Im vollen Saus und Braus durchwacht.

## 3.

## Sankt Johannestag 1847.

Und wieder am Johannestage
Des vierzigſten und ſiebenten Jahrs
Zur Mittagszeit beim zwölften Schlage
Recht zu der Zauberſtunde war's,
Da ſollt' ein Wunder ohne Gleichen
Sich dem erſtaunten Blicke zeigen,
Das Bild des Feuerdromedars.

Ha! durch des Hörſelberges Mitten,
Durch's Schloß der alten mächtigen Fei,
Iſt tief der Eiſenweg geſchnitten,
Auf dem von neuer Zauberei
Zuerſt der ſtarke Feuerwagen
Mit Blitzes Schnelle wird getragen
An Berg und Fluß und Dorf vorbei.

Und eh' der Schritt, den ich gewendet,
Mich in das Thal hinunter trug,
Da war die erſte Fahrt geendet.
Am Fuß der Wartburg hielt der Zug.
Hoch auf des Feuerroſſes Rücken
Der Zeitgeiſt ſaß, der dieſe Brücken
Von wuchtigen Eiſenreifen ſchlug.

Das war ein Toſen und ein Schnauben,
Als er in dieſe Lande fuhr!
Ein beſſres Wiſſen, höhres Glauben
Folgt ſeiner lichten Feuerſpur.

An dieſem Tage ſank für immer
Der Frau Romantik letzter Schimmer
In ihres Gartens ſchöner Flur.

So ſtürmte auf des Dampfes Schwingen
Der junge Herrſcher in das Land. —
Ich hört' ein leiſes Klageklingen,
Das ſterbend in den Lüften ſchwand.
Mir war's, als habe vom Altane
Der Wartburg eine Trauerfahne
Den letzten Gruß herabgeſandt.

Horch! Auf des Schloſſes hoher Warte
Ein volles Jubellied erklingt!
Ich ſeh' im Geiſte die Standarte,
Die jetzt der junge Zeitgeiſt ſchwingt!
Das Banner hat der Freiheit Zeichen,
Die auch vom Kapitol ſich neigen,
Das einen Völkerbund umſchlingt.

Erhabner Sitz des Ritterthumes
Und abgeblühter Herrlichkeit,
Erſehn zum Leuchter auch des Ruhmes,
Der Flamme einer neuen Zeit,
Dich hat zu des Gedankens Träger
Einſt des Gedankens edler Pfleger,
Dein großer Luther, ſelbſt geweiht.

Auf deiner Zinne wird erſtehen,
Der neuen Aera Genius,
Und läßt der Freiheit Fahne wehen
Dem Enkelvolk zum Liebesgruß.

Horch! Schon verſucht er Siegestöne,
Schon glüht die Zeit, die bräutlich ſchöne,
Empfangend unter ſeinem Kuß.

Aus der Geſchichte tiefem Bronnen
Schöpft' ich den Trunk mit hohler Hand.
„Ein neuer Welttag hat begonnen,
Für dich, mein theures Vaterland!
Ihm will ich mich zu eigen geben,
Ihm ſei mein Wollen, Schaffen, Streben,
Ihm ſei mein Leben zugewandt!“

„Im Liede ſoll ſie ſich verklären,
Die in die Gruft geſtiegne Welt,
Wie in der Wehmuth ſtille Zähren
Der Glanz der Abendröthe fällt.
Doch junger Thatkraft heißes Drängen
Brauſt in begeiſterten Geſängen
Dir, junger ſchöpferiſcher Held.“ —

Das war das Wort, das mir entflogen
Im ahnenden Prophetenton. —
Als kaum neun Monden hingezogen,
Da klang mir's wie Erfüllung ſchon.
Da ſauſt' im purpurnen Talare,
Glutaugig und mit wirrem Haare,
Einher die Revolution.

## 1.

# Hörſelberg.*)

Uralter Götterberg, dich grüßt das Lied,
Das ich auf deinem ſcharfen Grate ſinge,
Um deſſen Felſenſtirne leiſe zieht
Der Vorzeit wunderbare Geiſterſchwinge.
Iſt das ihr Flüſtern nicht aus deiner Höhle?
Es dringt mir tief in die erregte Seele
Als heil'ge Stimme der Vergangenheit,
Die ihren Gegengruß dem Dichter beut.

Der du den Namen trägſt von Wuotans Roß,
Allvaters mit dem ſchöpferiſchen Hauche,
Du warſt der Aſen reiches Götterſchloß,
Und Wuotan hauſt noch heut in deinem Bauche,
Sein Heer zieht immer noch dem Volk zum Grauſen
Aus deiner Pforte mit geſpenſt'gem Brauſen
Und jagd vorüber in des Mondes Glaſt
Um des Gebirges Kranz in wilder Haſt.

Noch klarer tritt ein zweites Götterbild
Aus deinem Thor, die reizende Frau Holle,
Sie, die beherrſcht das Leben ſanft und mild,
Die Lebensſpenderin, die anmuthvolle.
Und wenn ſie auch des Pfaffen Liſt verkehrte
Zur Zaubrin, die des Sängers Herz bethörte
Und in gemeine Liebesbande ſchlug,
Wir kennen heut der Kirche ſchlauen Trug.

---

*) Vergl. die Hörſelberg-Sagen im Vörwerts-Häns von Ludwig Storch. S. 219—224. Ferner: Der Sagenſchatz und die Sagenkreiſe des Thüringerlandes von Ludwig Bechſtein. I. Thl. Sagenkreis des Hörſelberges S. 127—154. Hildburghauſen 1835.

Und hat als Venus ſie den Berg erfüllt
Mit Sinnenluſt und Schönheit ihrer Glieder,
So kam in dunkles Wittwenkleid gehüllt
Als Königin Reinſchwig ſie von England wieder.
Wie ſie die Form gewechſelt manch Jahrhundert
Geſcholten, die verehrt erſt und bewundert,
Stets bleibt ſie die Begrückrin dieſer Flur,
Die milde Kraft der ewigen Natur.

Heil meinem Volke, deſſen frommer Sinn
Mit dieſem Berge immer ſie verbunden!
So nahm ich früh ſchon das Verſtändniß hin
Des Sagenmunds in meinen ſchönſten Stunden.
Stets wandeln ſich der Name und die Hülle,
Doch geht durch ſie in majeſtät'ſcher Stille
Die ewige Idee der Gotteskraft,
Die männlich ſtark und weiblich milde ſchafft.

Und ſo beſingt, o Berg, dich mein Gedicht
Als meines Thales glanzumwogte Schwelle,
Noch heut geſchmückt mit altem Götterlicht
Und mit der Dichtung jüngſt gezeugter Helle!
Auch mir iſt einſt aus deinem Schooß ein Funken
In meiner Seele Liederſtoff geſunken,
Und aus der Flamme zuckte Strahl um Strahl,
Ward ich geboren doch in dieſem Thal.

### 2.

## Walha-Thal.

(Wuotans Thal.)

Reizend Thal, in deſſen Schooße
Meine Seele wurde wach,

Das mir warf die erſten Looſe
Aus dem hellen Wuotansbuch!
Auch von heil'gen Liederfunken
Warfſt du mir die Seele voll,
Daß ſie licht- und liebetrunken
Hoch von Gottbegeiſtrung ſchwoll.

Angeekelt von der Lüge,
Die von Chriſtenliebe ſpricht
Und des Geiſtes kühne Flüge
Tückiſch ſtört und unterbricht,
Such' ich hier an deinem Fluſſe,
Wuotan, deiner Wahrheit Spur. —
Heile mich mit deinem Kuſſe,
Geiſt der ewigen Natur!

Ja an deinem Feuerſtrahle,
Hoher Wuotan, wärm' ich mich.
Ueberall in dieſem Thale
Flammenauge find' ich dich:
An der Berge grünen Hängen,
In des Fluſſes klarem Bett.
Niemals konnte dich verdrängen
Hier der Gott von Nazareth.

Trug doch flüſternd oder brauſend
Deines Namens altes Wort
Lang ſchon über ein Jahrtauſend
Dieſes Baches Welle fort.
Und ſie wird zu ſpäten Tagen,
Den Verfinſterern zum Spott,
In des Lichtes Sieg ihn tragen,
Flammenauge, Sonnengott!

Deine Botin, die Walkyre
Sah ich ſchreiten auf den Höhn.
In der grauen Locke ſpüre
Leis ich ihres Hauches Wehn.
Die mit deines Waſſers Traufe
Einſt mir gab die Dichterweih',
Macht mich nun mit neuer Taufe
Auch vom letzten Wahne frei.

Ha, wie wird mir froh zu Sinne!
Denn ich bin den Spuren nah,
Die ich einſt hier im Beginne
Meines Tages dämmern ſah.
Den ich ſchon in meiner Wiege
Leuchten über mir geſehn,
Geiſt des Alls, du führſt zum Siege,
Die im Herzen dich verſtehn!

### 3.

## Farnroda.*)

Nichtwahr ein ſtattliches Schloß? — Im Styl des vergangnen Jahrhunderts
Zeugt es von fürſtlichen Bluts untergegangnem Geſchlecht!

---

*) Das uralte Schloß Farnroda, das mit 6 Dörfern: Seebach, Eichrodt, Wutha, Hucheroda u. A. und 700 Acker Waldung eine beſondere Herrſchaft und Reſidenz der Burggrafen von Kirchberg, die zu Hachenburg am Weſterwald im Naſſauiſchen in der ihnen zugehörigen Grafſchaft Sayn-Hachenburg wohnten, bildete, fiel nach dem Ausſterben dieſer alten thüringiſchen Dynaſtie i. J. 1799 an die Landesherrſchaft Sachſen-Weimar und iſt ſeit dem Jahre 1842 in den Privatbeſitz der Familie Markſcheffel und ſeit 1873 in den Beſitz des Herrn Dohrn und ſeit 1874 in den Beſitz des Herrn Hauptmanns Brauſe übergegangen. Die Ortskirche in Farnroda

hen, und durch ſeinen doppelten Fleiß dieſem Mangel nicht ſteuern zu können. Er klagte mir, wie ſchief ihm alles gehe, wie er an Unternehmungen, an denen er etwas zu verdienen geglaubt, großen Schaden gelitten, und wenn es ſo fort gehen würde, müſſe er mit Frau und Kindern bald den Bettelſtab ergreifen, deſſen er ſich doch als ein rüſtiger Mann tief in der Seele ſchäme. Nun, man iſt ja ein Chriſt; freilich aber hatte ich auch eine junge Frau und Kinder; ich ſchrieb manche Kanne Bier nicht auf, die Henns bei mir trank, oder wenn er ſeine Paar Pfennige aus allen Taſchen zuſammengeleſen hatte, ſchob ich ſie ihm unvermerkt wieder in die Jacke. Wenn nun ſeine Freunde und Kameraden hier waren, — nun Sie haben ſie ja heute Abend hier beiſammen geſehen, der Obermüller und Schönjöck ſind die vorzüglichſten, — ſo vergingen Hennſen die Sorgen wohl auf ein Paar Stunden. Freilich waren's auch nur Stunden. Nun geſchah's einmal, daß gegen Abend zwei Fremde hier bei mir einkehrten; ſie waren in lange braune Röcke gekleidet und trugen große Hüte, wie die ungriſchen Doktors. Sie machten nicht viel Redens, aßen und tranken. Eine Stunde drauf fand ſich nebſt andern Zechgäſten auch das Kleeblatt, Förberts-Henns, Schönjöck und der Obermüller ein. Dieſe drei, meine Hauptſänger, ſtimmten bald ein luſtiges Lied an, die beiden Fremden fielen mit ein, rückten hinzu, und da ſie von der Geſellſchaft freundlich bewillkommt und aufgenommen wurden, ließen ſie brav Bier und Brandwein einſchenken, und bezahlten alles, was das ſingende Kleeblatt durch die Gurgel jagte. Die

Sitz der Regierungsgewalt „burggräflicher Herrſchaft Farnroda“,
Prangte des Staats in Sedez kleinliche Prachtreſidenz.
Streng regierende Narren und Affen des vierzehnten Ludwig
Stellten hier galliſchen Krams Plunder in Menge zur Schau.
Süßlicher Duft der Odeurs durchzog die getäfelten Zimmer
Und der entſprechende Laut plappernder Fraun aus Paris.
Welchen gewalt'gen Contraſt bot dieſem verquickten Geflunker
Fröhlicher Kinder der Ruhl derbe aufſprudelnde Kraft!
Heil! Das Dynaſtengeſchlecht, das faule iſt ſpurlos verſchwunden.
Arbeit, dein rüſtiger Sohn, nahm von dem Platze Beſitz!
Gänzlich das Städtlein Farnroda ging auf in dem größern von Eiſenach,
Aber auch dieſes iſt längſt wieder mit Weimar vereint.
Nach mir hatt' ich ſchon früh das Vorbild der deutſchen Entwicklung.
Immer der kleinere Kreis gehet im größeren auf.
Bis ſich zuletzt markvoll aus den ſchwachen vereinzelten Stücken
Hebet dein rieſiger Leib, Deutſchland, urkräftigen Geiſts.
Wo ſich der Luxus entnervend geſpreizt und die thörichte Glanzſucht,
Waltet die nervige Fauſt ſchaffend den rechten Gewinn.
Dann der Wiſſenſchaft Amme, Germania, gibſt du Geſetze
Deiner bedürftigen Welt, würdig des menſchlichen Seins.
Wahrlich es werden nicht Kammern, es werden nicht Revolutionen
Bringen die köſtliche Frucht, eh ſie von ſelber gereift.

---

iſt eine der älteſten in Thüringen, bewahrt mehre Epitaphen der Burggrafen von Kirchberg, ſowie auch aus der Burgkapelle des Scharfenbergs einen alten Taufſtein. Letzterer ſteht am Brunnen vor der Kirche.

## 4.

## Wittgenſtein.*)

Schneewittgen, hold Prinzeßchen,
Das in dem Felſen wohnt,
Wie ſchlecht war deine Treue
Von Menſchen dir gelohnt!

---

*) Vom Scharfenberg kann man entweder über das wegen ſeines Apfelweines früher von den Ruhlaern viel beſuchten, gegenwärtig zum Rittergut Farnroda gehörenden Vorwerk Hucheroda und durch den ſchattigen Ebertsberg oder auf der Chauſſee über den „Tannhäuſer“ nach dem Wittgenſtein in kurzer Zeit gelangen. Wir möchten dem erſteren Weg den Vorzug geben, da wir hier im Ebertsberg nicht nur neueröffnete Ausſichtspunkte, ſondern auch Buchen von großer Schönheit (ohne Moos an den Stämmen) kennen lernen, wie ſie nur ſelten in Thüringen vorkommen. Von hier erreichen wir leicht den „erdbeerumrauſchten“ zwiſchen Erlen- und Weidengebüſch, Eichen, Buchen, Aſchen und Maßholder gelegenen und mit einem 4—5 Fuß breiten und 25 Fuß hohen Spalt (Prinzeſſin-Höhle mit wunderlichen Steingebilden) durchſetzten Felſen Wittgenſtein, der gleich den Ebertsbergen an abenteuerlichen Sagen reich iſt.

Die uralte Volksſage, nach der vor alten Zeiten auf dem Wittgenſtein ein Schloß geſtanden haben ſoll, läßt eine Prinzeſſin oder Jungfrau in den Felſen verbannt ſein, die alle ſieben Jahre erſcheint. Wer dann bei ihrem Anblick ſich nicht fürchtet, erhält große Wohlthaten, wer ſich aber vor ihr ſcheut oder ſie gar mit höhnender Rede neckt und beleidigt, dem fliegen von unſichtbaren Händen Steine an den Kopf, Maulſchellen um die Ohren oder er leidet anderen Schaden. Die aus der Seebach zurückgekehrten Farnröder Neujahrsſänger (Choradjuvanten) und die Muſikanten aus Thal, die der verzauberten Prinzeſſin einſt eine Nachtmuſik gebracht, erhielten Knochen und friſche Eichenzweige, die ſich aber nur dem Einen in Gold verwandelt, der ſie für werth gehalten nach Hauſe mitzunehmen. Auch der Farnröder Hirt, der ſtets eine fremde aus dem Wittgenſtein kommende Kuh mit ſeiner Heerde geweidet hatte, erhielt auf ſeine Forderung einen alten Thaler Hutgeld, der ſich gewiß auch in Gold verwandelt hätte, wenn er nicht grob gefordert (Vergl. Vörwerts-Häns von Ludwig Storch. Leipzig 1856. S. 50—57).

In der Nähe beginnt ſeit dem Jahre 1874 die epochemachende Quellwaſſerleitung für die waſſerarme Stadt Eiſenach. Das klare und weiche Waſſer wird hier (oberhalb der nie zufrierenden Brunnkreßteichen) einer ſehr ſtarken Quelle entnommen, in zwei eingeſenkten durch Galerie verbundenen Sammelbrunnen aufgefangen und in eine bedeckte Brunnenſtube geleitet, in welcher die über 2 Wegſtunden (8,7 Kilometer) lange Hauptleitung beginnt.

Es ward dein ſchöner Ritter,
Mit dem du manche Nacht
Spazieren hier gegangen,
Abſcheulich umgebracht.

Und als du das erfahren
Beim nächſten Morgenroth,
Da brach dein ſchmachtend Herze
Und du warſt mauſetodt.

Nun ſuchen zwei Geſpenſter
Bei Nacht einander ſich
Und können ſich nicht finden
Und flennen jämmerlich.

Das eine iſt ſchwarz und dunkel,
Das andre weiß und klar,
Ihr paßt euch ſchlecht zuſammen,
Das iſt doch offenbar.

Er iſt als ſchwarzer Ritter,
Als Wittgen du bekannt.
Doch wird der grüne Felſen
Nach dir allein benannt.

Und du allein weinſt Thränen
In Wuotans hellem Fluß,
Der badet unabläſſig
Des Felſens nackten Fuß.

Er will am Ende waſchen
Den ſchwarzen Ritter weiß,
Doch wird das nicht gelingen
Selbſt Wuotans Wäſcherfleiß.

Oft lieben ſich zwei Leute
Und wollen gern ſich frein,
Doch weil ſie etwas hindert,
So wollen ſie treu ſich ſein.

Doch ſolches Bündniß leiden
Die andern Leute nicht.
Darüber gibt's Mord und Todtſchlag
Und endlich — ein Gedicht.

Ob Wittgen und der Schwarze
Auch als Geſpenſter gehn,
Die alte dumme Geſchichte
Wird immer wieder geſchehn.

---

### 5.

## Scharfenberg.*)

(Löthtöpfen.)

Ragender Thurm des bewaldeten Kegels,
Finſterer Zeiten romantiſcher Reſt,
Heute des luſtigen Waldgevögels
Weithin winkendes reizendes Neſt,
Und der Jugend am feſtlichen Tage
Köſtliches Ziel im ſchattigen Hage!

---

*) Hinter dem „Gaſthauſe zum Scharfenberg“ ſteigen wir auf einer etwas verſteckten, ſteilen Treppe durch den Berggarten (Veranda) auf dem in ſchneckenförmigen Windungen ſich bequem um den ſteilen Bergkegel herumziehenden Promenadewege jm dichten Laubholzwald in ¼ St. zur Ruine Scharfenberg (im Volksmunde „Löthtöpfen“ genannt) empor und erfreuen uns hier der lieblichſten Ausſicht auf den Inſelsberg, auf das Ruhlaer Hochgebirge, auf die Ebertsberge, Farnroda, auf das Thal des Erbſtromes u. ſ. w. Die Burg Scharfenberg wurde im 11. Jahrhundert

Hei! was weiß denn das bunte Gefieder
Von dem verderblichen blutigen Streit,
Der vor viel Jahren die fürſtlichen Brüder,
Herrſcher des Landes ſo ſcheuslich entzweit,
Väter gemordet und Mütter bekümmert,
Fluren verwüſtet und Dörfer zertrümmert!

Was denn von Apel, dem tückiſchen Knechte,
Der der gerechten Strafe erlag,
Was von dem Sturm und dem heißen Gefechte,
Der die trotzige Mauer zerbrach!
Vögel wollen nur lieben und leben,
Wollen ſich nähren und fliegen und ſchweben.

---

erbaut und gehörte den Grafen von Henneberg. Als einer der hier wohnenden Dienſtmannen Fulda's und des Hauſes Henneberg-Frankenſtein wird Poppo's von Stein Bruder, Hartung genannt, der ſich auch „von Scharfenberg“ ſchrieb. Beide Brüder (der eine dieſſeits des Waldes auf dem Scharfenberg, der andere jenſeits des Waldes auf dem Stein d. h. Altenſtein) wohnten alſo nachbarlich zuſammen und kaum 2 Stunden von einander entfernt. Beide waren fuldaiſche Dienſtmannen und beide dienten auch dem Hauſe Henneberg-Frankenſtein. Nach mehrfachem Beſitzwechſel gelangte die Burg an Herzog Wilhelm von Thüringen und wurde im ſächſiſchen Bruderkriege vom Kurfürſt Friedrich II. von Sachſen zerſtört. Außer der Thurmruine ſind noch einige Mauertrümmer, ſo wie ein wohlerhaltenes in den Burghof führendes Thor vorhanden, an deſſen innerer Seite (dicht neben dem Thor) das Wappen der letzten Beſitzer, der Familie von Uetterodt, angebracht iſt.

Nach einem lobenswerthen Beſchluſſe des Gothaiſchen Speciallandtags ſind zur Reparirung des ſchadhaften Thurmes auf Koſten der Domäne 590 Thaler verwilligt und dieſe zweckmäßige Ausbeſſerung im Herbſte des Jahres 1874 durch den Maurermeiſter Weiß in Thal zur Ausführung gebracht worden. Auch iſt durch die Bemühungen des Fremdenkomité in Thal, das bisher viel Gutes und Schönes geſtiftet, ein Treppenaufgang im Innern des Thurmes und ein Ausſichts-Plateau hergeſtellt worden. Und ſo ſei gegrüßt, du altes, liebes, ephenumranktes „Löthtöpfen“, Zeuge fröhlicher und heiterer Jugenderinnerungen, auch in deinem neuen Gewand — uns „Alten“ bleibſt du doch „daos nirall grao Gemür“, das von den Kränzen der Sagendichtung umrankt und an das Herz gewachſen iſt.

Waren wir ſelber doch luſtige Vögel,
Flatternde Kinder im duftigen Wald.
Hier wär die Freude der Jugend die Regel.
Fern war die Tücke, der Trug, die Gewalt,
Lebende Liebe und liebendes Leben
Haben ſich froh hier die Hände gegeben.

Freundlicher Thurm, o bleibe noch lange
Fröhlicher Jugend beglückendes Ziel!
Gib ihr nach kurzem erhitzenden Gange
Schattige Plätzchen zu neckiſchem Spiel!
Labe an ſonnigen feſtlichen Tagen
Sie mit der Ruhe erſehntem Behagen!

Laß ſie dann freundlich des Dichters gedenken,
Der wohl ſein trauriges Schickſal vergaß,
Wenn er auf deinen buſchigen Bänken
Sonntags im Kreiſe der Spielenden ſaß.
Labten doch hinter dem bergenden Strauche
Roſiger Mund ihn und ſtrahlendes Auge.

## 6.

## Löthtöpſen.

Oſs Löthtöpſen! Oſs Löthtöpſen!
'Siis Sonntig und Sonnenſchiin,
De Meagen ſeein bi Blummen gepotzt,
Der Waald iis fröſch un grün.

Ofn Löthtöpfen, ofn Löthtöpfen
Dao würd me mit Füür übberſchött,
Dao werrn den Jongen un Meagen
Uhr Herzchen zeſummen gelött.

Im Löthtöpfen, im Löthtöpfen
Seein ümmer Kollen un Füür.
Me brucht nuir a poirmao zu blaoſen drin
Un nuir a beschen zu ſchüür.

Mit den Löthtöpfen, mit den Löthtöpfen
Dao warſch wohl ümmer ſo.
Ich hun dort lichterloh gebraant
Un woir doch net von Stroh.

Daos Löthtöpfen, daos Löthtöpfen,
Daos uirall grao Gemür,
Daos bliit me us der Jugendziit
Milaat doch lieb un thüür.

## 7.

## Thal.*)

Wie ſollt' ich, Dörfchen, dich nicht lieben,
Dich nicht in meinem Lied erheben!
Ich hab' ein Buch von dir geſchrieben,**)
Das mir die Liebe eingegeben.

---

**) Ausgewählte Romane und Novellen von **Ludwig Storch**: Vörwerts-Häns. Leipzig. Ernſt Keil 1855.

*) Vom Heiligenſtein führt ein anmuthiger Spaziergang jenſeit des Baches durch den ſchattigen „Philoſophengang", unweit der zur Aufnahme von Sommergäſten freundlich eingerichteten ſchmucken „Thalmühle".

Doch wenn ich noch zehn Bücher ſchriebe,
Die dir mein innres Herz verriethen,
Ich könnte drin nicht alle Liebe
Für dich erſchöpfend dar dir bieten.

Wie eine ſchöne Purpurroſe
Sanft zwiſchen keuſchen Brüſten liegt,
Haſt du in zweier Berge Schoße
An beide traulich dich geſchmiegt.

---

an der Stöckhardt'ſchen Villa vorbei, nach dem Amtsſitz Thal, wo wir in dem durch einen neuen großen Saal vergrößerten Gaſthof zum Scharfenberg bei Edmund Braun ein behagliches Unterkommen finden. Das gothaiſche Dörfchen Thal, das u. A. die romantiſch gelegene „Villa Thielemann", das Louiſenbad mit zweckmäßigen Bade-Einrichtungen und mit parkartigem Garten, die Villa Palleske, das von A. Nehrling neuerbaute und vielbeſuchte Hotel zum Tannhäuſer nebſt angrenzender Poſtſtation und Telegraphenſtation, ſo wie andere neuerbaute Villa's in ſeinen weiteren Kreiſen einſchließt, liegt überaus anmuthig im üppig grünen, von maleriſchen Bergen umſäumten Wieſengrunde. In demſelben wohnte zu Ende des vorigen Jahrhunderts der weitberühmte Wunderdoctor Johannes Hornſchuh, den Ludwig Storch in ſeiner ſchönen Novelle „Vörwerts-Häns" verherrlicht hat — eine Novelle, die faſt jeder Einwohner der Gegend kennt und die auch jeder Curgaſt leſen ſollte. In der ſeit vielen Jahren von dem Herrn Pfarrer Raſch gewiſſenhaft verwalteten „Volksbibliothek des Thal'ſchen Amtsbezirks", die über 6000 Bände zählt, iſt dieſes das Ruhlathal glorificirende Buch, ſowie die ſämmtlichen zahlreichen Werke L. Storchs — ebenſo wie in der über 3000 Bände zählenden „Schul- und Volksbibliothek" in Ruhla — gegen Entrichtung einer geringen Leſegebühr zu haben. Nach dieſem Buch (S. 39) ſtammt „Vörwerts Häns" aus einem Vorwerk in Thal. Sein Vater war da freiherrlicher Meier und man nannte den Jungen nach hieſigem Gebrauche „Vorwerks-Hänschen"; weil das Wort aber gar zu lang und zu ſchwer auszuſprechen iſt, ſo haben's die Leute abgekürzt und ſich mundgerecht gemacht. So iſt „Vörwerts-Häns" daraus geworden und der Name, den er als Kind erhalten, iſt ihm auch als Mann geblieben. Nach anderen Quellen (vergl. Thüringer Hausfreund, II. Jahrg. 1874. Heft 9 ꝛc. ꝛc. „Der Kurort Thal in Thüringen von C. P.") ſtand ehemals nach der Straße zu ein ſchmaler Thorweg zur Einfahrt; nach dieſem eigenthümlichen Bau nannte man das Haus ſelbſt ſpottweiſe Fuhrwerk und den Sohn des Beſitzers, der ſeines Handwerks ein Glaſer war, Fuhrwerks-Johannes, nach der üblichen Verſtümmelung der Familiennamen in Förwarts reſp. Vörwerts-Häns abgekürzt.

Du Zielpunkt meiner erſten Reiſe,
Die ich im Mutterarm vollbracht,
Und die ich dann in jeder Weiſe
Und jeder Jahreszeit gemacht.

Dem Knaben boteſt du den Köder
Für ſeines Geiſtes heiß Verlangen,
Hier bin ich mit dem kleinen Bröder
Einſt in die Schule gern gegangen.

Wo immer ich die frohen Schritte
Zu mir vertrauten Häuſern lenkte
Und ſtets des Wundermannes Hütte
Den Blick wißgier'ger Jugend ſchenkte.

Oft ließ ich mir ſein Wirken ſchildern,
Das doch ein Räthſel mir geblieben,
Bis in der Dichtung bunten Bildern
Sein ſeltſam Leben ich geſchrieben.

Da wurde werth mir jede Stelle
An deines kleinen Bachs Gerinn
Und immer zog zu deiner Schwelle
Mich ein poetiſcher Zauber hin.

Und heute noch in deinem Grunde
Webt's wunderbar mir im Gemüth,
Wenn eine ſchöne Feierſtunde
Mir dort in alter Weiſe blüht.

8.

# Heilgenſtein.

(Die frühere Schenke.)

An dir hängt meine Seele,
Du altes verwittertes Haus,
Und zogen auch deine Gäſte
In die neue Schenke aus.

In deinem kühlen Gemäuer
Verweilte ich jedes mal,
Eh' ich hinübergegangen
Ins nahe gaſtliche Thal.

Und wenn ich in die Schönau
Und weiter nach Gotha marſchierte,
Oder mein Weg nach Eiſenach
Ueber Farnroda führte.

Auch konnt ich nicht vorüber
An dir, du Jugendglück,
Kam ich von meinen Reiſen
Ins Ruhlathal zurück.

Ich konnte nicht vorüber
An deiner gaſtlichen Thür,
Und ſtets belohnte mich labend
Das heilgenſteiner Bier.

Da hab' ich mit Behagen
Manch guten Trunk gethan,
Und die verräucherten Wände
Sahn mich ſo freundlich an. —

andern Gäſte verloren ſich allmälig und die kleine Zechgeſellſchaft erzählte ſich mancherlei Geſchichtchen, wie das faſt immer bei ſolchen Gelegenheiten zu gehen pflegt, und einer nach dem andern tiſchte ſeine erlebten wunderlichen Begebenheiten und Erfahrungen auf. Mich zogen ſie auch mit hinein, und ſo verfehlte ich denn nicht, mein Scherflein beizuſteuern. Henns, munter und offenherzig, wie jedesmal, wenn er etwas unter der Stirne hat, nahm endlich auch das Wort: In der Welt bin ich nicht weit herumgekommen, ſagte er; denn meine größte Reiſe iſt einmal nach Gotha geweſen, gelernt hab' ich in meiner Jugend auch nicht viel; ich kann nur ſehr nothdürftig ſchreiben und das Leſen hab' ich erſt ſeit einigen Jahren für mich ſelbſt gelernt, alle Kunſt meiner Hände beſchränkt ſich auf hobeln, bohren und ſchnitzen, erlebt hab' ich eben ſo wenig etwas Großes und Außerordentliches; Abends wiegte die Noth mich und meine Kinder ein und Morgens klopfte der Kummer an's Fenſter, um mich zu wecken, und ſo ging's einen Tag wie den andern, ohne ſonderliche Ausnahme, und doch wollt' ich Euch von dem, was ich weiß und erfahren, ſo viel und wunderliches Zeug erzählen, daß es Euch ganz unglaublich vorkommen müßte; denn mein Wiſſen geht über das Gewöhnliche und Natürliche hinaus. — Ei, ſo laßt doch hören, guter Freund, ſagten die beiden Fremden aufmerkſam, rückten näher an Hennſen und ließen die Kannen friſch füllen. — Ihr müßt mir jedoch feierlich verſprechen, das, was ich Euch jetzt anvertrauen will, Niemandem zu verrathen. Wir thaten's. Es iſt nun lange her und man hat

Viel edler deutſcher Jugend
Ward hier der Tag verſüßt.
Ich habe Schillers Söhne
In dieſem Hauſe begrüßt.

Zu Pfingſten brachte der Braihan
Hier eine Extrafreude,
Da drängten ſich am Berge
Geputzte durſtge Leute.

Da wurden die Mützen geſchwungen,
Mit grünen Zweigen geſchmückt,
Da wurde gejauchzt und geſungen
Und Mädchen ans Herz gedrückt.

Rings lagen die hübſchen Kinder
Schäkernd im weichen Gras
Und trieben mit den Burſchen
Allerlei hübſchen Spas.

Und gab's auch keine Heil'gen
Auf unſerm Heil'genſtein,
So gab's doch gute Menſchen
Im fröhlichen Verein. —

Hier ſog ein ſchlanker Knabe
Sein Herz voll Poeſie,
Und wie's ihm auch ergangen,
Dich, Haus, vergaß er nie,

Und wird dich nicht vergeſſen,
Ob du verödet biſt,
Und in der neuen Schenke
Das Völkchen dich vergißt.

### 9.

## Heilgenſtein.*)

### (Kloſter Weißenborn, die jetzige Schenke)

„Wo ihr zu Gottes Ruhme
Wohl eine Kirche ſchaut,
Da einen Schank daneben
Hat Satan ſich erbaut.“ —

Seht Kirche hier und Schenke
Im innigſten Verein!
Doch hat mit dieſem Hauſe
Der Teufel nichts gemein.

Vielmehr gar fromme Mönche
Haben es aufgebaut
Und, bin ich recht berichtet,
Hier auch ſchon Bier gebraut.

Die Mönche wurden vertrieben;
Das Kloſter ward verſchont.
Drauf haben ſtolze Junker
Lange darin gewohnt.

---

*) „Der Heiligenſtein“ iſt ein vielbeſuchter Gaſthof (Piſébau) in einer reizenden Waldgegend neben einem uralten Kirchlein, dem Ueberbleibſel eines zerſtörten Mönchskloſters (Wilhelmiterordens). Die wenigen Häuſer, die ſich um daſſelbe gruppiren, bilden die kleine weimariſche Gemeinde Weißenborn. Die gen. auf weimariſchem Grund und Boden gelegene Kirche ſteht übrigens merkwürdigerweiſe mit der weimariſchen Landeskirche in gar keiner Verbindung, da deren Benutzrechte an Thal (Gotha) abgetreten ſind, wohin auch die weimariſchen Einwohner von Heiligenſtein und Weißenborn eingepfarrt ſind. Die früher ſehr beſuchte Schenke, der ſog. alte Heiligenſtein, iſt ſeit mehreren Jahren zu einem Logirhaus eingerichtet worden. An Stelle des früheren Kloſters Weißenborn iſt der jetzige Heiligenſtein erbaut worden, wie Ludwig Storch in dem obigen Gedicht mit Humor nachweiſt. Seit dem Jahre 1881 iſt der Heiligenſtein Eiſenbahnſtation reſp. Anhaltspunkt der Ruhlaer Eiſenbahn geworden.

Die Junker ſind verſchwunden,
Wie erſt die Mönche ſind.
Dann hauſte hier ein braver
Schneider mit Frau und Kind.

Den Kloſterſchneider hab' ich
Gekannt in meiner Jugend.
Zuweilen wohnten Damen
Auch hier voll ſtiller Tugend.

Drauf hat ein braver Jäger
Das Kloſter umgebaut
Zur Schenke und zum Brauhaus
Und gutes Bier gebraut,

Hat einen Felſenkeller
Tief in den Berg gegraben.
Wir danken dieſes Gaſthaus
Dem alten wackern Knaben.

Nun ſpringt die lautre Quelle
Für Seele und Magen hier
Das „Wort" auf jener Seite,
Auf dieſer Lagerbier.

Du kannſt raſch nach einander
An beiden dich erlaben.
Für den, der nicht verwöhnt iſt
Sind's beide gute Gaben.

Ja haſt du ſcharfe Ohren
Und ſonſt das rechte Zeug,
So labſt du dich am Becher
Und Gotteswort zugleich.

So mögen beide Häuſer
Noch lang beiſammen ſtehn
Und viel vernünftge Leute
Von einem ins andre gehn!

---

### 10.

## Heilgenſteiner Hecke.*)

(Componirt vom 83jährigen Methfeſſel für den Apolloverein in Ruhla.)

Trauter Hain voll Buchenbäume,
Du biſt Ruhla's grünes Thor.
Auf des Dorfes helle Räume
Schön bereiteſt du uns vor.

---

*) Wenn man von Ruhla nach Heiligenſtein reſp. Thal wandert, ſei es auf der Chauſſee, durch den Breitenberg oder den Ringbergdiſtrikt, überall tritt uns ein herrliches Landſchaftsbild entgegen, das von des Waldes ſüßeſter Romantik durchweht iſt. Der Weg in der Thalſohle führt durch einen mit ſchönem Wieſengrün und prachtvollen Buchenwaldungen geſchmückten Grund, wie man ihn nicht leicht lieblicher im nordweſtlichen Thüringerwald finden wird. Auf dem halben Wege ſteht die ſog. „dicke Buche“ („deck Büchen“) — ein ehrwürdiger Zeuge vergangener Jahrhunderte, als ein Beweis gegen den nur materiellen Intereſſen geweihten Sinn unſerer Zeit. So iſt auch dieſe thüringiſche Buche, in deren unmittelbaren Nähe ſich ein reizender Blick auf den Scharfenberg entfaltet, als ein aufgehobener Zeigefinger zu betrachten, welcher hindeutet auf Rieſenältern, wie ſie der mütterliche Schooß der Erde zwar auch jetzt noch tragen und nähren könnte, wie ſie aber die jetzige Oekonomie nicht leicht mehr aufkommen und gedeihen läßt. Sie wurde damals beim Bau der Chauſſee durch warme Fürſprache — ebenſo wie der noch ſtehende Buchen- und Eichenkranz an dem abgetriebenen Breitenberg — vor dem vernichtenden Axthieb gerettet und iſt noch ein Repräſentant des früheren Buchenwaldes in dieſem Ruhlathale, als dieſes noch mit der ſog. „Heiligenſteiner Hecke“ dicht beſchattet war, die unſer Ruhlaer Dichter Ludwig Storch in dem von ihm gedichteten und vom 83jährigen Albert Methfeſſel für den Apolloverein in Ruhla componirten Liede ſehr ſinnreich „Ruhla's grünes Thor“ genannt hat.

Wenn im Lenz wir thalauf wallen
Läßt ſein Lied ein Vögelchor
Uns begrüßend hier erſchallen
Und erquickt uns Herz und Ohr.

Wer willkommen wird geheißen
So von Baum und Vogelſang,
Der wird froh und dankbar preiſen
Ruhla's Thal voll Reiz und Klang.

Sieht er freundliche Geſichter
Dann und muntrer Mädchen Schaar,
Wird gewiß er ſchnell zum Dichter
Wenn er's nicht ſchon lange war.

## 11.

## Liebchensborn.

Wer dein Geheimniß hat gewußt,
Du ſchönſte Quelle tief im Walde
Am Waldrand auf der ſonnigen Halde,
Verſchloß es feſt in ſeiner Bruſt.

Dem trunknen Auge bot ſich nie
Im Walde reizgeſchmücktre Stelle
Mit einer lieblich klarern Quelle
Voll waldlich tiefer Poeſie.

Du anmuthvoller Quellenmund,
Von grünen Schatten überſchleiert,
O ſelig wer bei dir gefeiert
Verwandter Herzen heil'gen Bund!

O ſelig wer ſich nieder bog
Und mit der küſſeheißen Lippe
Im kühlen Naß der Aganippe
Der Dichtung ſüßen Zauber ſog!

Wer dir den Namen einſt verliehn,
Hat in des Rauſches ſel'gen Stunden
Des Zauberſegens Kraft empfunden
Und treue Herzen ſegnen ihn.

Auch ich in ſchöner Zeit empfand
Den Zauberſegen in der Seele
Und ſang aus der entzückten Kehle
Manch warmes Lied an deinem Rand.

An einem glänzenden Gedicht*)
Schuf, Quelle, ich zu deinem Ruhme
Und einer holden Mädchenblume,
Doch ach! vollendet hab' ich's nicht.

Nun iſt dein heller Reiz erblaßt.
Sie durften mit geſchäft'gen Händen
Den Zauber löſen und dich ſchänden
Als ſie in Röhren dicht gefaßt.]

---

*) Ich trug mich lange mit dem Plane, die nun vernichtete Schönheit des Liebchensborns in einem größern mythiſch-hiſtoriſchen Gedicht zu verherrlichen. Trübe Schickſale hinderten mich an der Ausführung desſelben. L. B.

## 12.

# Meine liebe Kuhl.

In der Heimath bin ich wieder,
Die ich lange nicht geſehn,
Und ins ſchöne Thal hernieder
Grüß' ich ſie von grünen Höhn.

In dem Thale bin ich wieder,
Wo ich einſt zum erſten Schritt
Von dem Mutterarme nieder
Auf den weichen Waſen glitt,

Wo die traumgewebte Binde
Früh im wechſelvollen Spiel
Dem erwachten Muſenkinde
Vom erſtaunten Auge fiel.

In dem Haine bin ich wieder,
Wo der Seele Jubelruf
Meine erſten Sehnſuchtslieder
Unter ſüßen Schmerzen ſchuf,

Wo ich dann in bittern Wehen
Manchen langen trüben Tag
In den Wäldern, auf den Höhen
Weinend, händeringend lag.

O wie oft ward ich betrogen
Um ein blumig Jugendloos,
Und wie haſt du mich belogen,
Friede in des Waldes Schoß!

Und wie floh ich von der Stätte
Aengſtlich wie vor Natterbiß,
Wenn ich von des Unheils Kette
Wunden Herzens los mich riß!

Und ſo oft ich wiederkehrte,
Warf ſich mir die alte Pein,
Die erſtarrende Beſchwerde
In die warme Bruſt hinein.

Und noch einmal kam ich wieder,
Doch nicht mehr mit Jugendhaſt,
Zwiefach drückten Herz und Glieder
Alters Eis und Kummers Laſt.

Wo der Locken goldne Ringe
Einſt getanzt um junges Hirn,
Legten ſich nun Silberlinge
Um die faltenreiche Stirn.

Und die alten Wunden drohten
Noch einmal zu bluten hier,
Aber Balſam ward geboten
Freundlich, friſch und labend mir.

Dieſer alten böſen Wunden
Immer neuen Schmerzensbrand
Hat mit Wort und That verbunden
Manche liebe Freundeshand.

An der Jugend frühſte Tage
Schloß ſich mir das ſpäte Glück,
Und ich ſchau nun ohne Klage
Auf die Zwiſchenzeit zurück.

## 13.

## Der Ruhlabach.

Sei gegrüßt am Mühlenwehr,
Bach aus meinem Thale!
Kennſt du deinen Freund nicht mehr,
Der viel hundert male
Wange, Bruſt und Fuß getaucht
Einſt in deine Welle
Und den Labetrunk geſaugt
Friſch aus deiner Quelle?

Deine Augen blitzen hell
Noch in meine trüben;
Freilich, herziger Geſell,
Du biſt jung geblieben.
Doch der Jugend roſig Glück
Mit den blonden Haaren
Strahlſt du mir nicht mehr zurück,
Wie vor fünfzig Jahren.

Kann ich heut auch nicht mehr jung
Fröhlich mit dir ſpringen,
Soll doch die Erinnerung
Nochmals mich verjüngen.
Noch einmal dein friſches Naß
Soll die Stirn mir kühlen,
Und mit deiner Welle laß
Noch einmal mich ſpielen!

Wo ich immer ſchweifend ſprang,
Ueber deine Brücke

Und das grüne Thal entlang,
Folgten deine Blicke.
Grüßt' mein unbefangner Sinn
Jede Schwelle heiter,
Auf der Wandrung her und hin
Warſt du mein Begleiter.

Hinter meinem Gartenzaun
Triebſt du keck die Mühle.
Stundenlang da konnt' ich ſchaun
Deinem Wellenſpiele.
Wie ich deinen Perlenſchaum
Sah vom Rad zerſtieben,
So von meinem Jugendtraum
Iſt mir nichts geblieben.

Morgens ſprang mit nacktem Bein
Ich vom warmen Pfühle
Jubelnd in den Bach hinein
Unten bei der Mühle.
Nie genoß ich höhre Luſt
Als im Naß zu waten,
Aug' und Wange, Stirn und Bruſt
In der Fluth zu baden.

Täglich gab mir neue Kraft
Deiner Welle Segen
Zu der böſen Wanderſchaft
Auf verwirrten Wegen.
Immer friſchteſt du mir ſanft
Die erſchlafften Glieder,
Und zu deinem Blumenranft
Kehrt' ich immer wieder.

von Hennſen ſpäter mehr gehört, deshalb iſt es kein Geheimniß mehr und ich kann's den Herrn ſchon mittheilen, was er uns damals erzählte. Erſt brachte er viel vor von dem, was er von den Hirten gelernt, und fuhr dann ſo fort: Vor einigen Jahren war ich einmal Sonntags beim Winterſteiner Hirten geweſen und hatte mir — es war um Johanni herum — viel Blumen, Kräuter und Wurzeln zuſammengetragen. Der Hirt hütete nicht weit vom Inſelberg im Walde, und ich hatte vom Hutplatz bis heim gut und gern drei Stunden Wegs und zwar durch die wildſten und ungangbarſten Berge. Das hatte ich nicht bedacht, mich auch auf die langen Tage verlaſſen, und mich alſo verſpätet. Als ich an den Meißenſtein kam, überraſchte mich die Nacht ſchon, ich glaubte aber die Berge und Thäler genau genug zu kennen, und ging raſch und ohne Furcht weiter. Aber es wurde ſchnell ſehr finſter, ich fiel über Stock und Stein, kam auf Höhen und Berge, in Thäler und Gründe, die ich nicht kannte, mußte oft ſteile Wände hinanklimmen und ſtürzte Strecken hoch herab, ſo daß ich ſtets in Gefahr war, ein Glied oder gar den Hals zu brechen. Da ich nun durchaus nicht wußte, wo ich war, in der ſtockfinſtern Nacht auch gar nicht hoffen durfte, aus dem wilden Gebirg heraus zu kommen, ſo bequemte ich mich, zu bleiben, wo ich mich eben befand. Es war dies aber ein waſſerreiches enges Thal und wohin ich trat, fühlte ich Waſſer aus dem Boden dringen. Ich retirirte mich alſo rechts an den Berg und machte mir, ſo gut's gehen wollte, am Fuß deſſelben ein Lager, warf mich darauf und befahl mich in Gottes

Eine kühle Schattenbucht,
In den Berg gegraben,
Hatt' ich da mir ausgeſucht
Mit den andern Knaben.
Seinen Spiegel birgt der Bach
Heimlich in dem Neſte,
Und die Buche wölbt zum Dach
Drüber ihre Aeſte.

Voll von junger Lebensglut
Ihre Leiber gaben
Deiner hellen Quellenfluth
Dieſe blonden Knaben.
Welch ein toller Uebermuth!
Welch ein jubelnd Necken!
Und wie raſtete ſich's gut
In dem kühlen Becken!

Murmelnd ſtimmt des Waſſers Fall
In die Kinderlieder,
Während flüſſiges Kryſtall
Schmeichelt meine Glieder.
Wie der Quelle blanker Schild
Den Narziß der Mythe,
Gibt des Baches Spiegelbild
Meines Leibes Blüthe.

Wieder hab' ich aufgeſucht
Die geliebte Stelle,
Aber einſam in der Bucht
Murmelt nun die Welle.
Nur ein ſcheues Waſſerhuhn
Flattert durch die Büſche,

Und ich ſelber mag nicht ruhn
In des Berges Niſche.

Trauernd wehet graues Moos
Von der Buche Aeſten.
Fiel vielleicht ein dunkles Loos
All den frohen Gäſten?
Sind ſie ihre Bürde los,
Mühevolles Leben?
Hat der Erde Mutterſchoß
Ihnen Raſt gegeben?

Hätten doch auch mich zum Grund
Deine Silberwogen
Mit der Poeſie im Bund
Still hinabgezogen!
Hätten aus dem wüſten Streit
Friedlich mich gerettet
Und in deine Lieblichkeit
Selig mich gebettet!

## 14.

## An den Ruhlabach, „Erbſtrom" genannt.

Geliebter Bach, ich gräme mich,
Daß du ein Narr biſt ſonder Gleichen.
Geh, altes Kind, und ſchäme dich
Als ſolchen Prahler dich zu zeigen!

Du „Erbſtrom“? Das iſt lächerlich!
Geh, altes Kind, und ſchäme dich!

Du biſt kein Strom, es iſt nicht wahr.
Du biſt ein Bach, ein Kind der Berge.
Und nun ein ſtolzer „Erbſtrom“ gar!
Kein Titel macht zu Rieſen Zwerge.
Was du vermagſt, iſt offenbar.
Du biſt kein Strom, es iſt nicht wahr!

Denkſt du, weil in der großen Ruhl
Du jedem Hauſe biſt von Nutzen,
Du könnteſt auf dem Fürſtenſtuhl
Wie Elb' und Rhein heraus dich putzen?
O nenne dich doch wie der Ort
„Die Ruhl“, das iſt ein liebes Wort.

Doch du, mein Bach, haſt keine Schuld.
Du wollteſt dich nicht ſelbſt erheben.
Du trägſt den Namen mit Geduld,
Den du nicht ſelber dir gegeben.
Der alten Rühler Unverſtand
Hat „Erbſtrom“ thöricht dich genannt.

Und nicht genug dich Kleinen groß
Mit prächt'gem Namenslaut zu nennen,
Man gab dir auch ein traurig Loos,
Dein ſchönes Vaterland zu trennen.
Was Eins nach Recht und Klugheit ſei,
Das reißeſt mitten du entzwei.

Bald wieder ſei zu einem Land
Verbunden neu durch deine Brücken

Was einſt der Fürſten ſtarke Hand
Zerriſſen in zwei kleine Stücken!
Dann wird die Ruhl zur ganzen Stadt,
Die dir viel Glück zu danken hat.

---

## 15.

## Bärmer und Breitenberg.

Aus des Bärmers Waldeszelt
Lieb' ich in die kleine Welt
Meinen Blick zu ſenden.
Könnt' ich doch mit dieſem Blick
Jedem doch ein ſüßes Glück
Aus dem Herzen ſpenden!

Unten reiht ſich Haus an Haus,
Dehnen ſich die Straßen aus
Und des Thales Wände.
Zwei geſchmückte Kirchen ſtehn
Gegenüber auf den Höhn,
Zier der Berggelände.

Meines Breitenberges Haupt
Hebt ſich drüben dicht belaubt
Von dem breiten Rücken.
Breitenberg und Bärmer ihr,
Mit der ſchönſten Liederzier
Möcht ich gern euch ſchmücken.

O ihr Berge lieb und traut,
Die mein Jugendleid geſchaut
Und in Waldgehegen
Mir ein ſtilles Glück gewährt
Und mein hartes Loos verklärt
Mit der Dichtung Segen!

Ach auf meinem Abendgang
Werden Bilder und Geſang
Seltner ſchon und ärmer,
Und ſo denk' ich mehr zurück
An das mir geſchenkte Glück,
Breitenberg und Bärmer.

# Bellevue.

Reizender nicht könnt' es liegen
Dieſes allerliebſte Haus
Für geſelliges Vergnügen,
Und viel durſt'ge Vögel fliegen
Luſtig ſtets hier ein und aus.

Unten tief zu deinen Füßen
Grüßt dich der beliebte Ort,
Offen deinen Gegengrüßen,
Kühle Labequellen fließen
In dem Hauſe fort und fort.

Trittſt wohl mitten in der ſchönen
Kühler Mädchen reichen Kranz.

Geigen und Trompeten tönen;
Mit fidelen Muſenſöhnen
Führſt du dieſen Flor zum Tanz.

Herzen gingen hier verloren,
Eh's die Leut'chen ſich verſehn.
Schätzchen wurden hier erkoren,
Schwüre wurden hier geſchworen,
Und noch mehr iſt hier geſchehn.

Fremden, die zur Höhe kamen
Alles hier zum Herzen ſpricht,
Haus und Ausſicht, Bier und Damen,
Nur der kauderwälſche Namen,
Der franzöſ'ſche Titel nicht.

## 17.

## Stumpff-Denkmal.

Wandrer, begrüße das Bild und verehre die Manen des Mannes,
Deſſen Züge es trägt! Glaub' mir, er hat es verdient!
Wahrlich ein herrlicher Menſch des Wortes ſchönſter Bedeutung,
Trieb ihn ſein edeler Sinn ſtets zu dem Hohen empor.
Sohn des entzückenden Thals, das die Ruhla lieblich durchpulſet,
Wuchs im beſcheidenen Kreis ſtill und beſcheiden er auf.
Achtet' die Sitte der Ahnen und ehrte Vater und Mutter,
Wandelte fromm vor dem Herrn, ſo im Gebet wie in That.
Fleißig mit Geiſt und mit Hand ausbildet die Kunſt er des Vaters
Und zur Meiſterſchaft früh bringt's ſein nie raſtender Trieb.

Seine gebildete Hand baut ſchöne Organe der Tonkunſt,
Aber der Sehnſucht Drang treibt aus dem Thale ihn fort.
Fort aus der Mark Deutſchlands und weiter durch Länder und Meerfluth
Führt der verlangende Geiſt unſeren Jüngling hinaus.
Und in der Weltſtadt Lärm an dem nebligen Ufer der Themſe
Strebt ſein dädaliſcher Sinn mächtig zur höheren Kunſt.
Freunde gewinnt ihm ſein Streben, ſein Fleiß und ſein rechtliches Weſen,
So daß den eigenen Herd bald ihm vergönnt war zu baun.
Schnell ein geachteter Fürſt der Arbeit iſt er geworden.
Glänzend krönte ſein Werk Albions Ehre und Gold.
Aber ſein liebendes Herz war immer in Deutſchland geblieben,
Deſſen gewaltiger Zug deutet zur heimiſchen Ruhl.
Harfen hat er gebaut, der als Harfenbauer berühmt war;
Eine Harfe auch war lieblich ertönend ſein Herz.
Und er ließ ſie erklingen zu Ruhla's Ruhme; ihn führte
Oft von der Themſe Geſtad wieder der Geiſt in dies Thal.
Bilder der Jugend umgaukelten ihn in Erinnerung ſchwelgend,
Und aus der Dichtung Schoß ſprang ihm ein leuchtendes Glück.
Offen erhielt er den Sinn ſich dem Menſchlichen; ſeiner Erregung
Kinder ein Zwillingspaar war das Gefühl und die That.
Saat ausſtreun raſtlos ſo des Guten und Schönen, Bedürfniß
Nannt' er's; des reinen Gemüths Thräne bethaute das Korn,
Schweſterlich diente die Hand dem Herzen, nicht prunkende Sklavin
Legte ſie, was ſie erwarb, fröhlich auf ſeinen Altar.
Aber zumeiſt war Deutſchlands Größe und Ruhm ihm der Tempel,
Wo er ſein Opfer gebracht huld'gend germaniſchem Geiſt.
Der ſich in Wort und in Ton kundgab im weitſtrahlenden Kunſtwerk.
Da mit begeiſterter Lieb' beugte der Jünger das Knie.

Immer ſo lauſchten entzückt Ohr, Seele und Herz dem Bewegte
Nach dem germaniſchen Laut, nach dem germaniſchen Ton.
Ehrfurchtsvoll naht er den Schöpfern, durchglüht von begeiſterter Liebe,
Und ſein eigenſtes Selbſt gab er den Meiſtern dahin.
Wahrlich ſo hat ihn erkannt der gewaltige Heros von Weimar,
Und der olympiſche Fürſt nannte den Glücklichen Freund.
Wahre, o Felſen, ſein Bild und zeig' es den ſpäten Geſchlechtern
Enkel, verehret ihn hoch! Eifert dem Herrlichen nach!

## 18.

## Zur Einweihung des Stumpffdenkmals

Auguſt 1863.

Rauſchet, Wipfel, ſtolzer, freier
In den Fall des Liederſtrahls!
Denn es gilt die Liebesfeier
Einem Sohne dieſes Thals.

Seit dies Herz voll Lieb und Güte
Hier zu Licht und Ton erwacht,
Hat der Zeit gewalt'ge Blüthe
Ein Jahrhundert faſt vollbracht,

Aber ſeinen Manen huld'gen
Freudig wir noch manches Jahr,
Und den Liederdank, den ſchuld'gen,
Bringen wir dem Bruder dar.

Fragt die Welt nach ſeinem Namen
Und was Großes er begann,
Sagt: er ſtreute guten Samen
Als ein braver deutſcher Mann.

An der fernen Themſeküſte
Hielt ihn des Geſchickes Gunſt,
Aber ſtets die Mutterbrüſte
Sucht' er ſeiner deutſchen Kunſt.

Und die Schöpfer deutſchen Liedes,
Ob im Worte, ob im Ton,
Grüßt' er freudigen Gemüthes
Als ein deutſcher Liederſohn.

Deutſche Größe zu verehren,
Glühte ſtets ſein hoher Sinn,
Und was Herz und Hand gewähren,
Gab er opfernd für ſie hin.

Darum ein Erinnrungszeichen
Wollen wir dem Edlen weihn,
Das der Enkel ſpätem Reichen
Soll ein heilig Denkmal ſein.

## 19.

## Ziegleršgarten.

### I.

Zieglersgarten iſt die Crême,
Iſt die Perle dieſes Thals
In dem Ruhladiademe,
Und im Glanz des Abendſtrahls
Reizend, wenn ſich leichten Schatten
Seine Blumendüfte gatten.

Als ein Boudoir der hohen
Blumenariſtokratie
Läßt er blühen, duften, lohen
Feinſte Blumenpoeſie.
Doch im zarten Dämmerſchleier
Hält er ſeine ſchönſte Feier.

Wenn die Höh'n ſich leicht verhüllen,
Teich und Bach mit Wiederſchein
Goldnen Abendroths ſich füllen,
Dann tritt in den Garten ein
Und genieß den Kuß des Friedens
In dem Zauberreich Armidens!

* * *

2.

Mit dieſen Reizen mir vermiſchen
Sich Farben der Erinnerung
Die nie die Zeit mir wird verwiſchen,
Sie bleiben meiner Seele jung.
Denn meiner Kindheit ſchönſte Stunden
Sind mir in dieſem Raum entſchwunden.

Hier durft' ich jugendſelig leeren,
Natur, dein Amaltheahorn.
Hier labten mich die erſten Beeren
Und ſchmerzte mich der erſte Dorn.
Hier träumt' ich früh auf Blüthenzweigen. —
Der Raum war meinem Vater eigen.

Hände. Nun iſt mir's bis dieſe Stunde, als ſei ich gar nicht eingeſchlafen und Alles, was ich ferner geſehen, habe ſich wirklich vor meinen ſichtlichen Augen gezeigt und zugetragen, manchmal aber habe ich mich doch ſchon überredet, ich habe geſchlafen und dieſe Dinge nur geträumt. Dem mag nun ſein, wie ihm wolle, kurz mir kam vor, als trete ein altes eisgraues Männchen mit langem Barte, in grauer grober Kutte mit ledernem Gurt zu mir heran, und trotz der Finſterniß konnte ich die kleine Zwergſtalt doch genau erkennen. Es iſt gut, daß Du endlich da biſt, ſagte das Männchen freundlich zu mir, ich habe Mühe genug gehabt, eh' ich Dich hierher gebracht, und an einem andern Orte konnte ich mich Dir doch weder zeigen noch offenbaren. Du ſollſt nämlich wiſſen, daß in dieſem Thale ein unbändiger Waſſergeiſt hauſ't, deſſen Herr und Meiſter zu werden Dir beſtimmt iſt, wenn Du die rechten Kräfte dazu anwendeſt. Aber dafür laß mich nur ſorgen; ich bin ein Erdgeiſt und Feind des Waſſergeiſtes, und wohne tief im Markberge, an welchen Du Dein Haupt gelegt haſt. — Was ſoll ich denn aber mit dem Waſſergeiſt machen? fragte ich. — Du ſperrſt ihn ein, und er muß Dir ſtets dienſtbar ſein, er muß Dir alle verborgenen Dinge ſagen. Ihn zu bezwingen, haſt Du heute ſchon einige Kräuter gepflückt; denn der magiſchen Kraft der Kräuter, richtig gebraucht und angewandt, ſind alle Geiſter untergeben. Du brauchſt nur noch Einiges, ihn einzufangen, aber ich darf es Dir nicht eher nennen, bis Du es gefunden haſt und alle Mittel in Deinem Beſitz ſind. Willſt Du ihn aber unten im Thale

## 20.

# Wachſtein.

(Componirt von Kapellmeiſter Fritz Lux aus Ruhla.)

Aus des Waldes hohem Thore
Tret' ich auf den Felsaltan.
Auf der herrlichen Empore
Lacht mich hold die Ferne an.
Welche Bilder, welche Scenen
Faßt der wald'ge Rahmen ein!
Wie viel Wonne, wie viel Sehnen
Spendet dieſer Felſenſtein!

O wie oft hat dieſer Ferne
Zauberiſche Bilderpracht
Wie in magiſcher Laterne
In die Seele mir gelacht,
Hat mit ihres Kuſſes Friſche
Mir das Dichterherz durchglüht
Und in dieſer Felſenniſche
Mich mit Wonne überſprüht!

Bis zu ſpäter Abendſtunde
Weilt' ich auf dem Felſendach.
Mit dem Mond ein Lied im Bunde
Hielt mir dann die Seele wach.
Schweigen lag auf allen Orten
Und ein matter Dämmerſchein.
So zum Wachſtein mir geworden
Biſt du vielbeſuchter Stein.

## 21.

## Ottowald.

Geſellt ſich zum Verlangen dir der Wille
Das Herz voll Waldduft und Geſang zu ſaugen
Und eines üppigen Sommertags zu tauchen
In eine wundervolle Waldidylle,

So tritt mit offnem Sinn und hellen Augen
In unſres Ottowalds poetiſche Stille,
Und deutſcher Waldesſchönheit hehre Fülle
Wird lieblich dich umdrängen und umhauchen.

Was ſelbſt vermag kein Dichter auszudrücken,
Das bieten im harmoniſchen Vereine
Hier alle Reize des Gebirgs. Entzücken

Gewährt dem ſinnigen Herzen dieſer reine
Gruß. Du darfſt die reichſten Blüthen pflücken
Zum Liederkranz in dieſem Dichterhaine.

## 22.

## Königshäuschen.

Der Gegenſatz von Zieglersgarten
Iſt Königshäuschen. Kleiner Bau,
Wie blickſt du von des Waldes Rande
Beſcheiden in die weite Au!

Wie einfach aber auch dein Weſen,
Der Wald, der Born, die Wieſe ſchlicht,
Doch iſt es Poeſie, die ſchmeichelnd
Zu unſerm Herzen daraus ſpricht.

Nur iſt ſie merklich demokratiſch,
So wie die ſchlichte Meiſe ſingt
Auf deinem Dach und wie daneben
Das ſchlichte Brünnchen leiſe ſpringt.

Auch dient das liebe Königshäuschen
Dem Volke zur Beluſtigung,
Und mir erwacht an ſeiner Stätte
Die reizendſte Erinnerung.

Hier war es, wo das ſchlanke Mädchen
Den erſten Kuß ſich rauben ließ,
Das, wie ein zierlich Reh zu ſchauen,
Des Schloßhirzs ſchöne Jane hieß.

Ich hab um dieſes Dach gewoben
Der Dichtung ſanften Heiligenſchein.
Heut ſtrahlt er ſchon im höhern Glanze
Und iſt für alle Zeiten ſein.

O du des Waldes ew'ger Zauber,
So hoch und tief, ſo ernſt und ſchlicht,
Hier trafſt du immer mir entgegen
Als ein verkörpertes Gedicht!

## 23.

## Ludwig-Storchs-Ausſicht.

Wer weiß es denn was ich gelitten,
Und wie ich manche böſe Nacht
Allein mit meiner Qual inmitten
Von Zorn und Zweifel zugebracht;
Wie ich gerungen und geſtritten
In der verſchwiegnen Geiſtesſchlacht!

Ihr geht vorbei mit kaltem Herzen
Der Dichterbruſt voll heil'ger Schmerzen.

Mir ward des Brotes karger Biſſen
Mißgönnt, den mühſam ich erwarb,
Und mir vom Munde weggeriſſen.
Wer fragte denn ob ich verdarb?
Wer machte denn ſich ein Gewiſſen
Ob ich in Noth und Jammer ſtarb?
Das Elend hat mich groß gezogen,
Belogen ward ich und betrogen.

Stets ſchwarz und zäh wie flüß'ge Kohle
Lag Menſchenſchmutz auf meiner Bahn
Und leimte mir die Flügelſohle
An den gemeinen Boden an.
Was ich dem allgemeinen Wohle
Und Einzelnen zu lieb gethan,
Das ward mit Undank mir vergolten.
Verleumdet ward ich und geſcholten.

Der Liebe Saatkorn, das ich ſtreute,
Zertrat gemeine Niedertracht.
Des Hohns auch und der Schlauheit Beute
Hat es nie Segen mir gebracht.
So haben mich die wackern Leute
Mit ihrem Eifer ſtets bedacht.
In jeder der Geſellſchaftsſchichten
Fand ich ein Contingent von Wichten.

Und doch trotz ihrer Wundenmaale
War meine Seele voller Glut
Für ihre ſchönen Ideale
Und für der Menſchheit höchſtes Gut.

An edlen Kern in ſolcher Schale
Hatt' ich zu glauben doch den Muth.
Sie ſchläft nur unter dieſem Schlamme
Die ew'ge gottgenährte Flamme.

Wenn ſie zum majeſtät'ſchen Lohen
Zu bringen immer noch mißlang,
Wenn die Gemeinheit mit der hohen
Geſinnung immer ſiegreich rang
Und der Gewaltthat freches Drohen
Den Mannesmuth zum Schweigen zwang:
Stehn Dichterherzen doch dem Hoffen
Auf eine beſſre Zukunft offen.

Ich fand in meiner Heimath Bergen
Die ew'ge Hoffnung immer neu
Und jubelte gleich Frühlingslerchen
Des jungen Lieds Prophetenſchrei.
Hier war ich von bezahlten Schergen
Und feilen Läſterzungen frei.
Der Wald hat heil'ge Kraft von böſen
Gemeinen Dingen zu erlöſen.

Und konnt' ich von der Höhe ſenken
Den Blick in tiefe Waldesnacht,
Hab' ich auf mooſ'gen Felſenbänken
Der Menſchheit Zukunft oft bedacht:
„Wird nie zu reinem Glück ſie lenken
Des freien Geiſtes edle Macht?"
Da ſprach, Waldeinſamkeit, dein Frieden:
„Einſt wird ihr dieſes Glück beſchieden!"

Da ſog' ich mit dem duft'gen Hauche
Des Waldes mir das Herz geſund.

Da ſtärkt' ich mir das müde Auge
Mit Blicken in den grünen Grund.
Vom Rieſenbaume bis zum Strauche
War ich mit jedem Blatt im Bund.
Ich ſchaute nicht nach Menſchenſtätten,
Nur nach des Waldes ſchatt'gen Betten.

Betrittſt du, Wandrer, dieſe Stelle,
Mit der mein Namen ſich verband,
So flattert deines Blickes Schnelle
Hinab nicht in bewohntes Land.
Hier grüßt dich keines Hauſes Schwelle,
Nur eine mächt'ge Felſenwand.
Nur wald'gen Grund, nur wald'ge Höhen
Wird überraſcht dein Auge ſehen.

Doch dieſe Berge in der Runde
Wie ſchön geformt, wie reich geſchmückt!
Wird nicht vom Wald in dieſem Grunde
Die durſt'ge Seele dir erquickt!
Hier Berg und Thal und Fels im Bunde,
Daß dich das Ganze hochentzückt!
Ja hier iſt fern vom Menſchenjammer
Der Waldpracht bilderreichſte Kammer!

Hier darfſt du Stunden, Tage träumen
In Waldgeheimniß tief gehüllt.
Sende von dieſen ſtolzen Bäumen
(Sie tragen meines Namens Schild)
Den Blick nach all den wald'gen Räumen
Und laß das hochpoetiſche Bild,
Umfluthet von der Schönheit Wellen,
In deiner Seele feſt ſich ſtellen!

Und von den Bergen laß dir ſagen:
„Einſt wird wie wir die Menſchheit groß
Und ſchön hoch auf gen Himmel ragen.
Des niedern Sklavenſinnes los,
Wird Hochſinn in der Bruſt ſie tragen,
Wie Gold wächſt in der Berge Schoß.
Wahr Gottes Wille wird auf Erden,
Daß Allen ſoll geholfen werden.“ —

Wer meinen Namen jüngſt gegeben
Dem Berg hier, hat mich recht erkannt
Und wußte, daß mein innres Leben
Mit dieſer Waldnatur verwandt.
Die rechte Liebe hat hier eben
Das Kind mit rechtem Laut benannt.
Wer wünſcht, daß er mich recht verſtehe,
Der ſchau' hinab von dieſer Höhe.

Die Liebe, die ſich hier bethätigt,
Als ſie das Wort zum Berge ſprach,
Sie hat am Abend mich entſchädigt
Für den vergangnen ſchweren Tag,
Und hat befreit mich und erledigt
Vom Druck des Haſſes und der Schmach.
O Liebe, ſtreu' in meinem Namen
Hier immer deinen reichen Samen!

Und ſteht auf meines Berges Hange
Ein holdes Mädchen ſpät allein,
Dem höher ſich gefärbt die Wange,
Iſt es des Abends Purpurſchein?
Iſt es das Roth vom raſchen Gange
Oder von ſüßer Sehnſuchtspein?

Sie wird den Blick ins Waldthal ſenken
Und meiner liebevoll gedenken.

So möge Alle, die erſtreben
Mit Herz und Fuß den ſtillen Ort,
Erinnrung liebevoll durchbeben
An meines Liebs geflügelt Wort,
Und dauern ſo mein ſchönres Leben
In ihren Seelen lange fort!
Ausſtrahl ihr Aug', wie meines heute,
Die gottgezeugte Seelenfreude.

Dann, Liebe, die die Welt durchzittert,
Erfülle ſie und ſegne ſie!
Wenn ſie ein ſtark Gefühl erſchüttert,
So ſei's die Frucht der Poeſie!
Daß nichts an dieſem Ort verbittert
Der Menſchenſeele Harmonie!
Daß Alle, Alle die da kamen
Im Herzen ſegnen meinen Namen!

## 24.

## Der Storchname.

Als Hygieias Born mein Ahn in der Bärmig entdeckte,
Ward „Storchsbrunnen" nach ihm paſſend die Quelle benannt.
Als mein Vater mit Fleiß die köſtlichſte Nelke erzeugte,
Ward „Storchsnelke" nach ihm paſſend die Blume genannt.
Ich beſang mein heimiſch Gebirg und der lieblichen Berge
Schönſtem im Waldreich gab Liebe den Namen von mir.
So mit Quelle und Blume und Berg für immer verbunden
Ward der Namen. Iſt das nicht auch ein lieblich Gedicht?

## IV.

# Dialektlieder und Stücke.

ſehen, ſo reibe an der Blume, die Du ihrer Seltenheit wegen an Deinen Hut geſteckt haſt, und hege feſt den Willen, daß er ſich Dir zeige. Ich that's alſobald, da wurde es mehrere Schritte unter mir an den rinnenden Waſſern helle, ein bläulicher Duft ſtieg aus ihnen empor, ſchwebte eine Spanne weit über ihnen und formte ſich zu einem ganz kleinen Kinde, kleiner als jedes Neugeborne. Aus ſeinen Augen ſchoß ein heller Thränenſtrom, es drohte dem alten Zwerg mit der Hand und war verſchwunden. Als ich mich nach dem Alten umſah, war auch er nicht mehr da. Ein kalter Schauer nach dem andern rieſelte durch meine Gebeine, es ſchlugen mir alle Glieder vor Froſt, obgleich die Nacht warm war, und ich fürchtete mich ſehr. Nach einer Stunde ſchlief ich aber doch ein. Wie ich nun noch zwiſchen Schlaf und Wachen war, flüſterte es immer neben mir: frag' mich nicht, laß mich gehn, bring' Dir auch Goldfiſchchen ſchön; ich konnte mich aber doch nicht ermuntern. Nun träumte mir aber, der Winterſteiner Hirte habe im Walde ein großes ſchönes Buch gefunden, das ſolle ich ihm abkaufen und nicht fahren laſſen. Als ich aufwachte, war's Tag, ich erkannte ſogleich die Gegend und ging heim. Auf dem Wege kam mir erſt alles in der Nacht Geſehne und Gehörte wieder ins Gedächtniß. Es gingen nun wohl vierzehn Tage hin, in denen ich ſtets über die wunderlichen Geſchichten nachdachte, als mir einfiel, den Winterſteiner Hirten doch wieder beſuchen. Sonderbar aber war und bleibt es, daß ich zufällig eines Tags ſechs ſchöne Fiſchchen am Stege vor meiner Thüre im Bache fand, die ſich ohne

## De rühler Meagen.

Of den Gickſtein un of den Sengerrain
Da wohnen a poir Meagen,
Die ſeien unſes Herrgotts
Si herrlichſter Seagen.
Mei lacht daos Herz in Li,
Mei würd ich weeiß net bi,
Bann ich Wellnminchen ſeh,
Bann ich zu Dörtchen geh.
Juchhe!

Aober ich weeiß noch Ein',
Die wohnt im Gereſſen,
Daos is üch minner Seel
An a preachtger Beſſen.
Bann me ſe von wieten ſieht,
Kriet me ſchon Koppetiet.
Die het an Haals bi Schnee,
A Göſchchen bi rother Klee.
Juchhe!

Nun kenn ich an noch a Biert'
Im Kartelstöpſen,
Die macht de Jongen verwirrt
Schier all in den Köäpſen.
Baos machen ſe dao für Streeich
Ueber daos klei Schengleich!
Bann ich den Nacker ſeh,
Mögt ich glich reacht gekreh:
Juchhe!

Aoch, ich weeiß er noch zahn
Un villicht ſeein's er honnert,
Daoß bann Euner a Narr ſchon wür.
Me ſich goir net verwonnert.
Me ſao doch nuir Eine freei.
Nun ſaott me bear daos ſao ſeei?!
O du Herrje, Herrje!
Dao thüt de Waohl en weh.
Juchhe!

---

## 2.

## A luſtig rühler Frau.*)

Härr Valten ä rühler Hannelsmuhn, hiel feil in Lipzig of der Meaß,
Unn hatt ſie Frau unn Keng ſo gern, daoß e ſe für Lie ſchier moojt gefreaß.
Si Aoppetiet wuir ümmer größer; es hent en goir kei Nied kenengen.
Nun muß me, baon me für Lie wie freaß doch ümmer earſt hao in Hengen.

Hea het ſi Woir ſchier all verkaouft; hea nimmts mit den Priis net goir ſche genau
Un deenkt: je ehr fort is d's Gezügk, je fixer biin ich beei minner Frau.

---

*) Es iſt dieſelbe Frau, welche 52 auf folgende Weiſe zählte, indem ſie ſagte: „zwea maol zwu fauſzehn wengker zwea mao zwaa zwu."

Hea het in d'a Blatten witter nüſcht als bi e ſi Truit wie herz unn ſchmatz
Un rüfft in Beatt mehn als emao: baos frä ich mich of dich, mi Schatz!

Nun ſchreb ä oń di goir li Frau: bis Muntigaobbed komm ich hein;
Ich treeink ſo öm ä Bier erömm noch a Maoß Bier of den Heilgenſtein.
Ich hun a reacht gut Meaß gemaoigt unn hun kenn einz'gen Stommel mehn.
Nun breng ich deei aobber au miet a Meaß, ſo eappes heſt de noch net geſehn.

Baos woir in Huß daos ſtür a Frä! Es koacht un brätt un beackt Frau Truit,
Un wäſcht und kemmt un potzt ür Keng, un ſchmöckt ſich ſealber bi a Bruit.
Un ban ſe ſieht un bear er begehnt in Huß un druſſen, dan rüfft ſe un:
„Me genn hütt of den Heilgenſtein ich un de Keng engehn min Muhn.

Un bii's om dreei is Naochmittaogs, ſie ſtann mitenanner bi de Doaden.
Dao geht de Thür uf. — „J Herrich!“ — Baos is de gut Frau Truit erſchroacken!
„Mi Vaoter! Mi Vaoter!“ ruffen de Keng. Herr Balten ſteackt den Kopf durch de Thür.
„Jao baos die tuiſſig Schock Schwerrnoth!“ kriſcht Truit, „du Stool, bi kömmſt d' m' an für!“

„Dao hun ich de Keng höſch ungethun un hun mich ſealber emao geſchmockt,
Un wann de engehn of den Heilgenſtein, dao kömmt der Hansnarr ungeſockt.
Baos hatt' ich mich of den Weagk gefrät! Ich woll dich heinführ bi a Pfao
Un woll durch de ganz Ruhl enuf de allerſchönſten Reeder ſchlao."

„Büzmerten dou, baos well au ſchon? Daoß dich der bös Feahl erſtiß!
Ich hun mich werrlich ſo d'erſchrt, ich mögt dich in de Freaſſen geſchmiß.
De biſt a aller Haoſenfuß un gönnſt me goir kei bischen Spaoß.
Ich hun an Erger un an Zorn of dich, du all domm Raobenaos!" —

Herr Balten ſpricht: „Nu ſeei nuir gut! De heſt dich werrlich reacht erbooßt.
Gib dich zufrieden, Truitchen! Guck, ich hun je nüſcht davoon gewooſt,
Daoß du meei wollſt engehn geh. Es is daozu noch net ze ſpeät.
Ich geh' widder of den Heilgenſtein, un thu je gern baos dich erfrät." —

„Da mach nuir, daoß de fortkömmſt, Narr! Ich kun dich ſuſt goir net erſeh.
Gehk durch's Gereſſen der Wieſen enaob; ich wi durch's Duirf mit den Keugen geh.
Me kommen in er halben Stonn, dao kreatſch net bi a aller Guil.
Un ongen of den Heilgenſtein da kriſt de an a reacht ſchö Muil." —

Herr Balten packt ſich widder fort durch de Hengerthür, un
Schriet für Schriet
Dröckt e ſich ſtell der Wieſen enaob, daoß en kei Menſch us der
Freundſchaft ſieht,
Hea is müh bi a Schengerſchguil un het un jieder Zehn a
Blaoſen.
Hea kröchzt un flennt daoß en ſtößt der Book un leäuft en an
ſi Naoſen.

Hea is 'je Taogk un Naoicht geronnen für ittel Sehnſuicht
un Begier
Naoch Frau un Keng; of den Heilgenſtein dao trounk e an net
en Troapfen Bier
Un dürſcherten doch goir zu ſehr. — Nun krücht e langſam bi
a Schneacken
Voll Durſt un Honger widder enaob durch de heilgenſteiner
Heacken.

Im Wirthshuß ſaoß e noch goir net lang verdroaſſen beei der
Bierkann dao,
Als ſchon Frau Truit de Thür uſrißt, ſtoalzirt in de Stubben
bi a Pſao.
„Guten Taogk! Wellkomm, mi lieber Muhn! Biſt de dao, mi
gölle Herzensblant?
Ich hun a Frä, daß ich dich ſeh, ich ſchlügk vill libber glich
a Naod.“

„Gett hear, een Keng un wöſcht de Schnultzen un gatt en a
Paotſchhaand un a Muil
Hea macht üch aiſ en Rütter ze Pfeard; hea is üch goir a
frommer Guil.

Me ſeein geronnen bi de Narrn, daoß me mitenanner uſſer Nothen.
Dehein hun ich en Nebbeskuchchen un en preacht'gen Schwinnesbraoten."

„Un wärſcht de lenger uusgebleben, ich heatt mich werrlich todt gebrollen,
Ich hun geſchreit un Waſſer geſlennt, daoß me Naoſen un Auwen ſeein geſchwollen.
Nobber nun hun ich a Hearenfrä, daoß ich en taogklaang ſeng un lach.
Gehk hear, du Schippel, gimme a Muil! Ich wie's dehein reacht ſchön mit de mach."

„Mach hin nun, Aller! Me wenn nun hein. Een gölle Keng, treeinkt nis daos Bier.
De biſt wohl müh, du aller Knuirz? -- Ich wie dich durch de Nuhl hinführ.
Dao ſonn de Lüt daos Muil uſſperr; da ſonn ſe all verwonnert ſeh
Vaos ich min Muhn ſo gern noch hun, da ſonn ſe ſeh bi ich mich fräh." —

So däſſelt ſe'n un macht en Buſchbrig un geht en krabblig öm den Grerind
Un giet en Müller drin un druf un heeißt en ümmer ür gölle Keeind
Naochen führt ſe'n durch de Heacken ins Duirf un macht a Waſen un a Gepraß,
Daoß ſe Frau un Muhn un Keng ſo breit ſich machen bi de Nöhlerſchgaß.

Un reachts un leeinks grüßt ſe de Lüt un rüfft: „Je haott
en au ſchon geſehn?
Min Muhn! Hea kömmt von der lipziger Meaß. Ich woir en
mit den Keugen engehen.“ —
So breng ſe'n endlich richtig hein todtmüh, doch glöcklich, ohne
Schaoden.
Nun Kaffe hear un Rebbeskuchchen un noachen den Schwinne-
braoten!

### 3.

## Sübben Kann Bier.

Frau Böſchhann hatt ümmer Bier of,
(Se wohnt of den temmerſchen Boden).
Un bear ſich emao beei ür beſoff,
Dan hoinzt ſe nis naoch Noten.
Se borrt au gern a Kann oder zwu,
Un' ſchreb villicht au de breit dezu,
Aobber naoch mutt bezaohlt wear.

Hähſtoffel in der Metterſchgaß
Daos woir a luſtig Luider;
Hea troannk gern von en fröſchen Faß
Un laogk ümmer of der Schluider.
Getäffelt hatt e ſo lang Frau Hann
Bis on der Taofel ſtunn' ſübben Kann,
Sübben Streech von decker Kriden.

Hähſtoffel konn ſich net mehn gehall,
Hea woir goir ſchlömm beraothen,

Dao giengk e emao knall un Fall
Önger de preenſchen Saldaoten
Un bie e aobzoogk feaderlicht,
Aobber mit luſtigem Geſicht,
Dao ſtun Frau Hann un Fenſter.

„Laht wohl, Frau Hann, un bliht geſoind!“ —
„„Baos ſeein au daos für Puſſen!
Vou well au heu, du Schengershoind?““ —
„Ich marſchir widder de Ruſſen!“ —
„„Heriin! dao ſtenn je noach ſübben Kann!““ —
„Stenn ſe dreu för mich, eu gut Frau Hann?
Eu ſeeid doch werrlich a Proichtſtöök!“

„Aobber es is a verfluchtes Deeingk,
Un weärn's üch ſübben Feaſſer,
Ich könn ken Tropfen mehn getreeink.
Laott ſe ſteh, Frau! Odder noch beaſſer
Treeinkt ſe ſealber, allerlieſt Frau Hann!
Gönnt üch de gaauzen ſübben Kann,
Un leert ſe of mi Geſoindheit!“

---

## 4.

## „Oenger der Lengen.“

De all groß preachtig Lengen
Woir decker als hunnert Spann;
Kei größer un ſchönner ze fengen
Wiit un breit im Lann.

Hoch übber de höchſten Deacher
Erhob ſe ſtoalz ühr Heit,
Für de frommen iſeneacher
Höken a Herrlichkeit.

Die hockten önger der Lengen
Uebber enanner ſchier
Un verkaoften den rühler Kengen,
Baos die wonn ſchnaobbelir.

In Kötzen hatten ſe Kirſchen voll Saft,
In Föllweſern Eapfel un Birn.
Baos maoicht me, daoß me ſich Geald verſchafft
Net für verfluchten Zwirn!

Of der Kirmeß aobber gaob's Geald bi Hä;
Oenger der Lengen verſoffens de Jongen.
Un on den Meagen ſaobk me ſi Frä,
Ban ſe öm de Lengen römſprongen.

Oenger der Lengen, önger der Lengen
Dao is aus 's Gelaogk,
Dao taanzen ſe und ſengen
Bis zum heallerlichten Taogk. —

Oenger der Lengen hun ſe's getreben
So mehn als honnert Joihr.
Se woir ümmer höſch gebleben,
Me wir nüſcht uner gewoihr.

Naochen hun ſe ſe ömgehauwen.
Millionen Sapperment!
Ich hun me werrlich de Auwen
Schier us den Koapf geflennt.

### 5.

## Der Schießplatz.

Der Schnider of der Köhlerſchgaß
Daos woir a guter Muhn;
Hea heat an a gut Frau gehaot.
Daos gieng mich goir nüſcht un.

Hea heat an zwea Meagen gehaot,
Aobber keine wuir a Frau.
De Ein die het en Bockel gehaot,
De Anner a Feall of en Au.

'S gaanz Joir hunn ſe Büttel gemaoicht
Un earbten daos woir ſchlömm.
Ich aobber woir a dommer Jong
Un kömmert mich net drömm.

Ich kömmert mich nuir öm den Platz
Für d'n Schnider ſinner Thür.
Saß Schriet nuir laangk un zween nuir breit,
Daos woir das gaanz Revier.

Aobber für Jongen goobs kei Fleack
Zum Schießen ſo bequem
Als daos für unſen Schnider ſinn Huß,
Un keis ſo ungenehm.

Daos Pleatzchen für der Schniderſchthür
Woir allen Wennſchen ür Ziel.
Dao laogken me den gaanzen Taogk
Im luſtgen Stennerſpiel.

Schwierigkeit von mir fangen ließen. Und ſechs bis zehn Fiſchchen hab' ich dort bis jetzt täglich geſehn und gefangen. Sonntags darauf führte ich den Vorſatz, zum Hirten zu gehen, aus. Ich fand ihn am Meißenſteine. Wie ſehr mußte ich mich nun wundern, als er mir erzählte, er habe durch einen höchſt ſonderbaren Zufall mitten im Walde ein großes Buch gefunden, worin lauter wunderliche Bilder und Züge abgezeichnet ſtänden, und welches in einer fremden Sprache geſchrieben ſei. Ich war ſehr begierig, das Buch zu ſehen und trieb mit dem Hirten bald nach Hauſe. Das Buch war in altes wurmzernagtes Holz gebunden und mit Pergament eingefaßt, die Schrift darin alt und gelb, auch gar nicht deutlich zu leſen. Die Sprache verſtand ich auch nicht, ſah aber wohl aus den Zeichen und Bildern, daß es damit eine eigne übernatürliche Bewandtniß haben müſſe; denn ich hatte dergleichen bei Hanns Heſſen in der Ruhl früher auch geſehen. Ich bot dem Hirten acht Groſchen für das Buch und erhielt es ohne Weiteres. Freudig eilte ich noch in der Nacht heim, das Buch unter dem Arm und wußte nicht was für einen großen Schatz ich trug. Einige Tage darauf brachte ich das Buch unſerm Herrn Pfarrer Fiedler, der aller Sprachen kundig iſt. Er las darin und ſagte dann: in dem Buche ſteht ſo viel, was Euch gar nichts nützt, und was Eurer Seelen Heil ſchaden könnte; was Ihr brauchen könnt und Euch nicht ſchädlich iſt, will ich Euch bei Gelegenheit überſetzen. Das hat er auch gethan, und ſo habe ich den Blut- und Feuerſegen daraus gelernt und ſchon manchmal mit gutem Erfolg angewendet;

Mit 'n Meaſſer wuir a Kreis gemaoiſt,
A Kudden un a Maol
Un in den Kreis ſaoßt jeder Jong
Si richtig Stennerzaohl.

„A Rupſen un Gletſchen!“ rief der Jong.
„A Bebes!“ wuir gemaoiht.
Daos ging un, bann de Schul nis woir.
Un duirt bis in de Naoicht,

Daos woir a Gewabel un a Gegill
Un munchmao gaobs an Schlea,
Un von der gaanzen Köhlerſchgaß
Warn alle Jongen beei Wea.

Bi oſt in villen langen Jarrn
Daoicht ich wohl un den Platz
Un daos lebendig Stennerſpiel
Un un die luſtig Hatz.

Bi lang is ſchon der Schnider todt,
Bi lang ſie gut all Frau!
De Meagen machen kei Büttel mehn,
Geſtorben ſeein ſe an.

De Jongen von der Köhlerſchgaß
Seein an todt, bi mich ducht
Un bann ich emao vorübber geh,
Wearn mei de Auwen ſücht.

## 6.

# Für faonfzig Jarrn.

Den Rühlern läänſt de Heaſſengreenz
Graod übers Muil un de Naoſen.
Dao mögt me doch de Peaſteleenz
Gekrie miet Büllen un Blaoſen.
Un de wellen Brottröder
Daos ſeein earſt reacht Schwerrnöther,
De Ruhl un Brottero
Daos iſt bi Füür un Stroh.

Je Sontig of den Juſelsbeargk
Werrn Knöttel mietgenummen.
De loſen Goſchen ſpannen Weargk
Eh me's nuir deenkt zeſummen.
De Brotteröder, de Rühler,
Hübben un drübben Wühler!
De Ruhl un Brottero
Daos iſt bi Füür un Stroh.

Nun geht de Sach bi alleriet
Beei den ſchlömmen Geſeallen.
Baotſch! heet dao eh me ſich's verſieht
A Jong a ſchö Muiſcheallen.
Wops! krinn ſe ſich brein Köäpfen
Un gann ſich eappes ofs Töpfen.
De Ruhl un Brottero
Daos is bi Füür un Stroh.

Dezwöſchen miet Bier un Braondewin
Begiſſen ſe ſich de Leaber

Un ſchmiſſen un ſtoſſen toller drin
Bi Oſſen un bi Eaber.
Ball hengt a Fittich hübben,
Ball blutt a Naoſen drübben.
De Nuhl un Brottero
Daos is bi Füür un Stroh.

Un baos für Broacken werfen ſe ſich
Enanner in de Freaſſen.
Geſcheall daos kunn'ſe fürchterlich
De Saochſen bi de Heaſſen
Bi riſſen ſe uf de Müller!
Baos thun de Kerl für Giller!
De Nuhl un Brottero
Daos iſt bi Füür un Stroh.

Un blutten ſe nun bi de Schwiin
Un hunn ſe ſich zerſchmeſſen,
Geſchollen un noch obendrin
De Huttel abgereſſen,
Noach genn ſe hein de Pfuttel
Un ſtecken ſich un de Huttel.
De Nuhl un Brottero,
Die machen's ſimmer ſo.

## 7.

## Daos Lied von der Ruhl.

Es gieht nuir ei Ruhl in der Wealt.
So Meaſter bi Etterwengen,
Die ſeein ju übberaoll mannelswies
Im dütſchen Rich zu ſengen.
Aobber bi ſich an Enner ſtealt,
Hea ſengt nuir ei Ruhl in der Wealt.

Es gieht au nuir ei rühler Spraoch.
Es lernt ſe au kei Frömmer;
Un bann e ſe Joir un Taogk ſtudirt,
Hea macht's nuir ümmer dömmer.
Dröm bi ſich au ei Frömmer ſtealt,
Es lernt ſe kenner in der Wealt.

Au gieht's kei rühler Meagen mehn,
So knapp un preachtig Denger.
Baos machen ſe net beeim Taanz für Spröng!
Baos thun ſe net für Senger!
Und bi ſich au ei Bürſchchen ſtealt,
Hea ſingt ſo keine in der Wealt.

Dröm kommen ſe au von wiit un breit
In unſe Ruhl gelaouſen
Un gloatzen un horchen un ſchnüffeln erüm
Un freaſſen von unſen Raouſen.
Raoch ſchwearn ſe, ſeein ſe los ür Geald
Es gäb nuir ei Ruhl in der Wealt.

## 8.

## De Ruhl a dütſcher Pfuhl.

Dao machen ſe goir a groß Gebromm.
Daoß Dütſchlaand ſo zerreſſen;
Nun ſonn ſe in de Ruhl nnir komm,
Dao giet's carſt weeinzig Beſſen!
Kei Uirt im gaanzen dütſchen Rich
Lät ſich mit unſer Ruhl verglich.
Baos hun mei hie für Lenner!
Wößt me's net, gleit's üch Kenner.
Ach Ruhl, du groß un preachtig Ruhl,
Dou biſt a reachter dütſcher Pfuhl!

De Greenz von Wiimer un von Goth'
Die läuft dei durch den Rachen.
Gekrie möcht me de Schwerrnoth,
Un is au widder zum Lachen.
Pfunſcht Enner of der Ütterodt,
Of der Herrnuirt ſpreachen ſe: Healf Gott!
Un macht a Kuh en Flaoden,
So fellt e in zwen Staaoten.
Ach Ruhl, du groß un preachtig Ruhl,
Dou biſt a reachter dütſcher Pfuhl!

Läuft Enner früh in de Berr a Spann,
Dao kun e ball de Feeinken
Hür muſecir im Meininger Lann
Un is zum Braondwintreeinken
Schon widder hein, un is e joungk
So macht e nooch en Katzenſproungk
Un kömmt us Kurfürſt=Heaſſen
Ze Mittaog heim zum Eaſſen.

Ach Ruhl, du groß un preachtig Ruhl,
Dou biſt a reachter dütſcher Pfuhl!

Ball is me au in Bayerlann,
Me brucht net well ze ſprengen.
Me läänſt ennübber in de Tann,
Der Weagk is licht ze ſengen.
Un wi ich Preeußen au beſüch,
Nach Langenſaalz zu tummel ich mich,
Un eh de Hünner ſchlaoffen,
Bin ich widder üngetroaffen.
Ach Ruhl, du groß un preachtig Ruhl,
Dou biſt a reachter dütſcher Pfuhl!

Ach batt doch bi öms teaglich Brot
Un lernt's au euern Kengen,
Daoß Wümer net un daoß net Goth
Zuglich in Ruhl ze ſengen,
Un daoß der Taogk kümmt aben ſo,
Bou Ruhl un Steimich un Brottero
Zu en Lann gehüren
Un zeſummen muſeciren.
O Ruhl, du groß un preachtig Ruhl,
Naoch ſeatz dich in den Großvaoterſtuhl!

## 9.

## Of den Bärmer un in der Bärmig.

Of den Bärmer, of den Bärmer
Dao ſchiſſen ſe naoch den Bool,
Dao ſchiſſen ſe naoch der Schieben
Un treaffen ſe au wohl.

Doch is daos net ümmer, net ümmer der Fall.
Es gieht au goir munchmao blos nuir en Knall.

Of den Wärmer, of den Wärmer
Dao ſetzen ſe im Reng
Un thun ſo unſchuldig
Als wärn ſe noch Keng.
Doch is daos net ümmer, net ümmer der Fall,
Es paſſirt au goir munchmao appes in Wall.

In der Wärmig, in der Wärmig
Dao taanzen ſe ſchön
Im Forſchthuis, die Päärchen
Goir luſtig ſich drehn.
Doch is daos net ümmer, net ümmer der Fall.
Es gieht au goir munchmao Schlea of den Ball.

---

## 10.

## Gölle Keeind.

Noch, daos hun ich für a Frä,
Bann ich mi Barlieſchchen ſeh!
Gölle Keeind mit göllen Häörchen!
Wärn me doch nuir earſt a Päörchen!
Gölle Keeind! Gölle Keeind!
Laobſaol bi der Frühjoirsweeind!

Sontig of den Heilgeſtein
Taanz ich mit drei jeeden Reihn.
Gölle Keeind mit göllen Löäckchen,
Biſt a allerlieſtes Döäckchen!
Gölle Keeind! Gölle Keeind!
Bear dich ſieht, dear is di Freeund.

Deenk ich Naoichts im Beatt un dich,
Würd me allemao wonnerlich.
Gölle Keeind mit göllen Zöäpſchen,
Biſt a Luiderchen, a Töäpſchen!
Gölle Keeind! Gölle Keeind!
Un dich daoicht ich ümmer heeint.

## 11.

## Mi zwea Scheatzerchen.

Wann ich a Tuwen ſeh
So wiß bi fröſcher Schnee,
Fellt me mi Gretchen iin.
Daos woir a niedlich Döäckchen
Mit göllengaalen Löäckchen
Bi Stern- un Sunnenſchiin.

Wann in de Berr ich geh
Un ſeh a preachtig Reh
In Wald von Fern,
Dao ſeein a mi Gedaanken
Wei Janen der höſchen Schlaanken.
Die hatt mich goir ſche gern.

Der Jane ühr gleenzend Hoir
Schwarzbruin bi Kaffee woir.
Warrn daos li Keng allzwea!
Ich heatt de Ein gern gefreaſſen
Un woir of de Anner verſeaſſen
Un kreet ich nooch mehn Schlea.

Warrn Gretchen ühr Auwen ſchön
Warrn's Janen ühre ſchier noch mehn,
S'iis goir net ze ſunn.
Ball hun ich von dear geſceuert,
Ball hun ich naoch denner geheeuert,
Bi a Böölchen in Zuin!

Baos hatt ich für Herzensnoth!
Nun iis Jane lang ſchon todt.
Schlooshirzen-Jane don!
O Keeind, daos ich ſuſt beſeaſſen,
Ich hun dich net vergeaſſen
Un weeunſch deei gute Rouh!

## 12.

## Riekchen.

Baos machſt de mei für Herzſchmerzen,
Du allerlieſt Keeind.
Bann de höpfſt bi a Beiſterzen,
Dao guck ich mich ſchier bleeind.

Bann de ſengſt bi a Lerchen
Oder trillerſt bi a Feeink,
Dao wear ich ſchier a Neärrchen,
Du allerlieſt Deeingk!

De heſt ſe ſchönner geſongen
Als bi daos Kotſchengewirr,
De allerwellſten Jongen
Die werrn ſe gaanz kirr.

Un ſaog me nuir, Rieckchen,
Wi fengſt es aa un,
Daoß dou me a Tückchen
Für lang heſt ungethun?

Ach laoß mich net verheener
Wi en allen Karnguil
Da heſt en Zweener
Un gimma a Muil*).

---

*) Anmerkung. Die letzten zwei Verszeilen beziehen ſich auf die uralte Volksſitte, den Mädchen die Küſſe für kleine Geldſtücke abzukaufen.

## 13.

## Barlieſchchen.

„De Meagen ſeein well Denger
Un all Schwerrnothsgehöck;
Barlieſchchen is a Sprenger
Un goir a preachtig Stöck.“

So ſugk Kruitgürn ſi Klemmer:
„Un wär' ſche nuir mi Schatz,
Ich gäb er en gleſern Stenner
Für ſo'n hüſchen Schmatz.

En Mürmel un a Küllchen
Die wengt ich au noch drun,
Un heatt ich earſt a Müllchen,
Da wür ich au ür Mun.“

auch kann ich Zauber und Hexerei löſen, angemachte Dinger vertreiben, und noch viel anderlei. Das Buch hat der Herr Pfarrer noch. — Iſt's vielleicht ein ſolches? fragte einer der Mönche, und zog ein groſſes Buch aus ſeinem Bündel, und hielt's Hennſen aufgeſchlagen vor. — Wahrhaftig und Gott! rief Henns überraſcht, in dem dicken Wälzer blätternd, gerade ſo ſieht's in dem meinigen aus. Das ſind ganz dieſelben Figuren. -- Was iſt Euch denn aber ferner mit dem Erd- und Waſſergeiſt begegnet? fragte der andere Fremde. Ich habe nichts wieder von ihnen geſehen und gehört. — So ſeid Ihr der rechten Schlüſſel noch nicht mächtig geworden, ſagte der Andre geheimnißvoll, und um Eure Aufrichkeit mit gleicher Münze zu vergelten, ſollt Ihr wiſſen, daß wir Euch dieſe Schlüſſel verſchaffen können. Und da wir übrigens ſehen, daß wir in Euch den rechten Mann gefunden haben, und die andern zwei Eure guten Freunde ſind (der Obermüller war nämlich ſchon, während Henns erzählte, heimgegangen), ſo tragen wir kein Bedenken, uns zu entdecken und Euch zu ſagen, weßhalb wir eigentlich hier ſind. Höchſt erwartungsvoll rückten wir näher zuſammen, und obgleich es gerade Mitternacht war, ſo kam doch keinem von uns Schlaf in die Augen. Henns vorzüglich ſaß wie eine Hechel und rührte und regte ſich nicht. Nun mußten wir ihnen erſt einen förmlichen Eid ſchwören, über Alles, was wir hören würden, die größte Verſchwiegenheit zu beobachten. Wir thaten's, und wurden dadurch noch geſpannter auf die Dinge, die da kommen ſollten. Hierauf eröffneten ſie uns mit vielen

## 14.

## Der Iſerſüchtig.

Barlieſchchen, Barlieſchchen, baos biſt de ſo höſch!
Baos is di Lärvchen ſo voll un ſo fröſch!
Bi a burſchtörfer Apfel ſo roth un ſo wiß!
Me mögt glich heißhöngrig enin gebiß.

Dao heſt in der Ruhl baos allerſchönſt Heit,
Un baos iſt a Stoffel, dear baos net gleit.
Un im Koapf heſt de Auwen bi Kollen im Braand,
Se gucken je werrlich durch de allerdeckſt Waand!

Dao kommen de Studenten von wiethear ebeei
Un taanzen ze Pfengſten öm lieſten mit beii.
Uebberlea ich's, ſo kun ich ſe net dröm verdeenk,
Aobber de Kuſſen mögt ich en ümmer geleenk.

Ich weeunſch den Schwerrnöthern nüſcht Guts un den Haals
Un mögt mit beei ümmer allein gewaalz.
Kei Annerer dürf dich ungriff, baos wär mi Verbot,
Obber allmitenanner ſchmeß ich ſe todt.

De rühler Jongen die dörften's net liid,
Daoß de Meagen mit Frömmen taanzten en Schriet,
Un bann a Studentchen verliebt wöll ſpiel,
Dan mütten de Jongen glich tüchtig abkiil.

Hütt hun ich gehürt un baos macht mich verröckt,
Es heatt a Student dich on ſich gebröckt
Un heatt beei Müller gegan goir vill
Un dou heattſt ümmer gehalten gaanz ſtell.

Ich mögt glich de beaſte Ketſchen gekrie.
Vaos gaob ich meei öm daos Meagen für Müh,
Aobber ich konn's net dahin gebreng,
Daoß ich a Muil kreet von dan Deng.

Aobber kömmt ür nuir widder a Student ze naoh,
Dao gieht's a Unglöck, daos muß ich ſao,
A Unglöck bi a Huis ſo grooß.
Gat aoicht! der Tüfel iſt ſchon loos.

---

## 15.

## Den frömmen Klugkſchiſſern.

Die in de Ruhl kommen
Un wonn dao den Dommen
A Lichtchen ünbürn,
Dan fealt's im Gehirn.
Heiſa juchhe!
In de Ruhl mutt e geh,
Wollt e appes learn.
Me helfen üch gern.
Rupſen und Gletſchen!
Beaſte Ketſchen!
A Böffelstüten!
So ſchwatzen de Rühler
Mit dommen Lüten.

Hun ſe Hochmuth in den Köäpſen,
Krinn ſe appes ofs Töäpſen,
Un bi ſich's gebührt,
Wearn ſe ungeführt.

Heiſa juchhe!
Jn de Ruhl mutt e geh,
Wollt e appes learn.
Me helfen üch gern.
Rupſen un Kletſchen!
Beaſte Ketſchen!
A Böffelstüten!
So ſchwatzen de Rühler
Mit dommen Lüten.

Se krinn von den Jongen
Eis ufgebongen,
Naoch dröcken ſe's klug
Jn a neenes Buch.
Heiſa juchhe!
Jn de Ruhl mutt e geh,
Wollt e appes learn.
Me helfen üch gern.
Rupſen un Kletſchen!
Beaſte Ketſchen!
A Böffelstüten
So ſchwatzen de Rühler
Mit klugen Lüten.

## 16.

## D's ülleröhſch Breenhuis.*)

Bann ich d's Aobbeds net beei den Meagen laogt,
Dao woir ich im Breenhuis munch Stonn.

---

*) Jn dieſem Gedicht „Breenhuis“ hat der Dichter im Gegenſatz zu den übrigen Gedichten verſucht eine tiefe ſittliche Jdee, die Schiller in ſeiner

Ich frät mich den gaanzen Naochmittaogk,
Daoß unaob ſao geh de Sonn.
Wi ſchüllg woir doch daos Huis um Tao,
Un d's Aobbeds — bear daos könn geſao!
Ich kunn's net, aobber werrlich!
Dao woir daos Breeuhuis herrlich.

Traot me euiin durch de all ſchwarz Breaterthür,
Dao hatt me zer Leeinken de Pſann,
Un dröuger im Ofen a höhlig Füür,
Als wöll me den Tüſel dreu bann.
Der Breeuknecht füttert alleriet
Den Ofen mit en Büchenſchiet
Öm dreu im rothen Rachen
De Flammen unzeſachen.

Nun ſieht me d's ſchwarz Gebealk un d's Daoch
Vom Füürſchün wonnerlich beleackt.
Es iis als heatt e in jedem Faoch
Vill Geiſterflemmchen uufgeweackt.
Es knackt im Ofen, pfucht un kracht.
Es iis als ob a Geiſt dreu lacht
Un führ mit rothen Hengen
Ömher un allen Wengen.

Dreei Sitten hatten Treappen enaob
Zum Ofenlooch, ſo daoß a Ruum
Von e poir Schrieten ſich ergaob,
Of dan me d's Aobbeds zeſummen kum.

---

Theilung der Erde ausſpricht, auf ſeine Art in einem kühler Bilde auszuſprechen, den ſeeliſchſten Schmerz über die Verkümmerung des Dichters dem Reichthum ſeiner poetiſchen Anſchauung gegenüber. Von all den herrlichen Brauhausſchätzen hat der Dichter in der That nichts erbeutet als „Fräſchber und Treber."

Dao ſaoß me eröm im halben Kreis
Vom Füürſchün roth un lidlich heiß.
Dao wurn Kartöffel gebraoten,
A Jeder woir iingelaoden.

Da gaob's nun ümmer a groß Geſchweatz
Von allerlei Schwerrnothsgezück.
Me könn's Kenn uſenannergeſeatz,
Un dann me's nooch ſo dütlich ſügk.
Zum Schönſten aobber wuir verzahlt,
Vi übber de Wieſen un durch den Waald
Laoufen de Wannerdenger,
Vertüfelt luſtig Sprenger.

Der Breenknecht un de Breenmaod warn
De Oberlüüt im großen Raoth.
Jch aobber hatt min größten Narren
Gefraſſen un der allen Maod.
Vaos konn de Suiſen*) höſch verzehl!
Es fuihr me allemao in de Seel
Vi a Founken in den Zonner.
Jch hürt mi heallblao Wonner.

Vom Pfernerſchgeiſt, dear wuir im Sack
Von Jeſewittern in de Gaollert geſchlaoppt,
Un vom verweeunſchten Joumfernpack,
Vaos alle Meenſchen neackt un foappt,
Von ſeallen mit den Schlöſſelboind,
Vom füürigen dreeibein'gen Hoind,
Vom Viereſel un von Annern,
Die Naoichts als Geiſter wannern.

---

*) Suſanne.

Een konnt me's ſchon geglei, en Lüüt,
Daoß ich dao bi verzaubert ſaoß.
Un übber dear Herrlichkeit de Ziit
Un druſſen de gaanz Wealt vergaoß.
Daos Breenhuis woir a Zauberſchlooß,
Un alle Geiſter warn dreu los.
A Fee maoicht miit en Fluiſen,
Daos woir de all Maod Suiſen.

Un laogk ich naochen deheim im Beatt,
Dao kumen de Geiſter munch a Dotzt,
De Suiſen aobber woir joungk un neatt
Un bi a Künneken ungepotzt.
Dao laat ich bi a Fürſcht de Naoicht
In lutter Herrlichkeit un Praoicht,
Un weeinkt ich mit en Fenger,
Dao taanzten de Wannerdenger.

Un wacht ich nun früh morgens uuf,
Dao konn ich mich net zereacht gefeng.
Dao aobber braoicht von der Gaß a Ruf
Mich widder of de reachten Spröng.
„Hollt Früſchber un Treber!“ rief a Mun.
Mi Motter aobber bleekt mich un:
„Stiikt uuf! Dao heſt de zwe Schueber!
Geh hin, holl Früſchber un Treber!“

Nun us den warmen Pfuſchen eruis,
Daoß ich für Vieh un Meenſchen holl,
Waoß früh beſcheert daos all Breenhuis,
Den Eimer un de Kötzen voll.

Dao kreet ich Treber für Schwiin un Küh
Un Früſchber für uns, de goir dönn Brüh.
D's Naoichts künneglich Ergötzen,
Früh Eimer un Treberkötzen.

Un bi's im Breenhnis woir zearſcht,
Warſch ümmer in mein Laben ſuſt.
Ich hun daos Glöck in ſinner Wearſcht
Beei min Kartöffeln oft beluſ't.
Dao glitzert öm mich all ſi Praoicht.
De Wealt vergaoß ich in ſo 'ner Naoicht.
Doch woir ich d's Morgens nüchtern,
Dao giengk me's bi allen Dichtern.

A anner Suiſen, an ſchon aalt
Un an als Maod un Fee bekaant,
Het d's Naoichts mei heerlich Deng verzahlt.
Se würd de Poeſie genaant.
Dao hun ich all ühr Scheatz geſehn,
Bi der Breenhnisfüürſchiin wonnerſchön.
Doch woir ich a ſchleachter Heber,
Ich hob nur Früſchber un Treber.

---

## „Holli Früſchber un Treber!“

Noch träumeriſch behaglich hörte ich — ſchreibt L. Storch — früh Heinchens (O Heinchen der Krakehler, der Raufbold, der auf der Bierbank, ſobald ihm der Gerſtengeiſt zu Kopfe geſtiegen war, immer Händel anfing und immer Schläge bekam, oft blutige, der freundliche Neujahrsſänger (mit Suiſen der Trebermeaſterſchen) und Gratulant) des Nachtwächters und Gemeindedieners gelle Stimme und freundlichen Mahnruf: „Hollt Früſchber und Treber!“ Dann wendete ich mich wohl behaglich um und ſchlief noch einmal ſo ſüß. Ach, die Jugend ſchläft ſo gern! — Aber ſo gut wurde es mir nicht alle Morgen. Denn die Kuh im Stalle und das Schweinchen im Koben wollten ihre Nahrung und der Haustrank mußte beſchafft werden und die Mutter hatte gar oft keine Magd. Da rief ſie: „Lui, ſtiik uuf und holl Früſchber un Treber!“ Noch halb verſchlafen taumelte ich mit dem Eimer in der Hand und der Kütze auf dem Rücken nach dem geliebten Brauhauſe, kaufte den Eimer voll Früſchber und die Kötze voll Treber. Die Treber fütterte ich dem Vieh, das Früſchber füllte ich auf thönerne Krüge, die ich dann um den warmen Ofen ſtellte, um die Gährung zu fördern. Wenn ſie ein Mützchen hatten, propfte ich ſie zu und trug ſie in den Keller. Unvergeßlicher köſtlicher Trank, wie oft hab' ich mich nach deinem kühlenden labenden Naß geſehnt mit dem milchweißen Schäumchen und perlend und knallend den Propfen austreibend wie Champagner. Stets bin ich beim Champagner an dich und dieſe ganze Jugendparthie erinnert worden, aber nie hat mir der Schaumwein ſo gut geſchmeckt. Auch das Früſchber erhält ſeine guten Eigenſchaften durch die ſich darin entwickelnde Kohlenſäure. Noch jetzt iſt mir oft in der ſtillen Frühe weit von der Ruhl als hörte ich Heinchens freundlichen Mahnruf, mir das Labſal für meine durſtige Leber zu holen, und die Thränen treten mir in die Augen

Ach Früſchber, ach Früſchber, bann ich un dich deankt wird me
ganz böſchber
Eu Lüt bann ich in die Ruhl komm, goat me a Töpfen voll
Früſchber!

## 17.

# Der Rebbeskuchchen.*)

A aller rühler Schnetzer.

Ich gieng bannwarſch im Ottewald
Mit Hannjürn un dem Schpetzer,
Da hun di Männer mei verzahlt
An reachten rühler Schnetzer.
Ich hun gemeckert un gelacht,
Doaß me de Derm im Li gekracht;
Ich dehnk ich muß mich uisſchütt.

Voas warn de allen Rühler doch
Für Toauſendſchockſchwernöther!
Un allewi giehts ümmer noch
So himmelſackerſch Köter,
So Luider, die im Heit nüſcht hunn
Als bie ſe enn en Schnir unthunn,
Verflucht Gehöck un Lömmel.

So en durchtreben Schengleich woir
Für Allers Möllanreschen.
Voas moaicht dear net im goanzen Joihr
Für Puſſen un für Späschen!
Voas dear de Lüt het ungeführt,
Beſchwatzt, beſchummelt un uisgeſchmiert,
Doas gleit allwi kei Meenſch mehn.

---

*) „Der Rebbeskuchchen". „De gewonnene Gaans" u. ſ. w. — ſchreibt K. Regel — halte ich für ächte volksthümliche Produkte L. Storch's, die im hohen Grade verdienen dem Druck übergeben zu werden, da ſie ſehr gelungen und ihres Dichters würdig ſind." Bei dieſer Gelegenheit freut es uns auf das ſehr gelehrte ausgezeichnete Werk „Die Ruhlaer Mundart. Von Profeſſor Karl Regel", Herm. Weimar, Böhlau 1868 empfehlend hinweiſen zu dürfen.

Hea gieng als heatt's en goir kei Nied,
Wiel aben 's Beaſt vergeaßen,
So trebſch als heatten en alleriet
De Hünner Brot gefreaßen,
Dröm täſſelt muncher Schaofskoopf ſich
Un meint der ließ ſich ſicherlich
Unführ bie ſuſt Büzmerten.

Nun gengen on en Frühjoihrstaogk
Wohl ührer zahn Geſeallen
Frühmorgens of de Feeinkenlaogk
Enüber in de Eallen.
Da nuhm im Büſſenraanzen miet
A Jeder boas en Gott beſchied
Odder boas de Frau heargaob.

Der Ein a tüchtig Schwartenwurſcht,
Der Anner a Stöck Scheeinken
Un in der Buttel für den Durſcht
Hat jeder cappes ze treeinken.
Nuirdhüſſer träht dar mit ſin Speak,
Der Viert verſaah ſich für den Weagk
Mit Pekelfleiſch un Kühmel.

Hollt Enner goir en fröichen·Wack
Un a Knackwurſcht us der Schleppen,
Glich wonn's de Annern au gern ſchmeack
Un ſtoß'n en in de Neppen.
Se lann ſich henger a Heacken hin
Und treeinken dao den Braondewien
A Jeder us ſin Raanzen.

Dao fengt daos Möllaureschen un:
„A Wuirt zu Kumeraoden!

Worten, daß ſie ſehr geſchickte Schatzgräber ſeien und durch ihre gelehrten Kenntniſſe und geheimen Künſte erforſcht hätten, daß im benachbarten Kloſter Weiſſenborn groſe Schätze vergraben lägen. Das Kloſter habe nämlich unterirdiſche Gewölbe, die mit der Zeit ganz unzugänglich geworden wären, und von denen kein lebender Menſch mehr etwas wiſſe, dorthin hätten die Mönche ihre Schätze vergraben und ſie ſelbſt, die ſie auch Mönche ſeien, hätten dies in alten Schriften gefunden. Nun ermunterten ſie uns, das Unternehmen und den Gewinn mit ihnen zu theilen, da ſie durchaus Leute brauchten, die mit dem Ort genau bekannt ſeien, und ſie in uns gerade die rechten und geſchickteſten gefunden zu haben glaubten. Ich fragte ſie, weil ich oft von Betrügereien der Art gehört, und auch dieſen beiden nicht recht traute, ob wir früher Geld oder Geldeswerth zur Hebung des Schatzes herbei ſchaffen müßten; ſie aber erwiederten, wir ſollten ſie doch nicht für Lügner und Betrüger halten; hier ſei kein Geld nöthig, um Geld zu gewinnen, auch kein alberner Teufelsſpuk, wie die falſchen und ſpitzbübiſchen Schatzgräber den leichtgläubigen Leuten gewöhnlich vorzuſpiegeln pflegten, zu beſiegen, ſondern es bedürfte einzig und allein ſtarker Arme und Hände, um den Boden tief aufzuwühlen und die Kaſten, in denen das Gold liege, herauszuheben. Ihr Herrn, fuhr ich, noch immer ſehr ungläubig, fort, woher in aller Welt mögt Ihr nur wiſſen, an welchem Ort im Kloſter die Schätze liegen, wenn ich auch gern zugeben will, Ihr wißt, daß ſie vorhanden. Ihr ſeid aber doch niemalen in unſre Gegend gekommen, und

Es het zum Marſch ſich jeder Muhn
Mit Spiis un Traank belaoden.
Nun wie ich üch en Fürſchlaogk mach.
Hürt zu un übberleat de Sach
Zum allgemeinen Baeſten.

„Eu Lüt, es is noch früh un Taogk
Un wiet net mehn zer Fallen,
Da ſchallt wohl muncher Feeinkenſchlaogk
Uns hütt noch zu Gefallen.
Ich däächt, daoß Jeder röm traktirt
Un Futter gäb bie ſich's gebührt,
So bie ha's het im Schnappſaoke.

Is daos üch reacht, ſo ſou den Taanz
Ufthu mi aller Naanzen.
A Rebbeskuchchen bie a Kraanz
Un dren a Pommeraanzen.
De Krumen weich, de Rengen hart.
Ich ſchnied a Jedem aob ſin Part
Un weunſch' üch proſtdemaohlziit!

De Annern ſchmoinzeln un langen zu
Un loben Möllanreſen.
Dear helt de Auwen of ſie Schuh
Un ſteallt ſich goir geteſen.
Der Schliffer Tines grifft erſehrt
Sin Naanzen un, bou e beſchwert,
Naoch'n neckt er für ſich zefrieden.

Dem Kuchchen fix ſi Reacht geſchieht.
Nun brengt delekaoten Scheeinken

Der klei Hanwelm der Schnaollenſchmied.
Se ſchwatzen, caſſen un treeinken.
Hanvaltensdecker brengt a Huhn,
Un ſo ſi Sach a jeder Muhn.
Se laoßen ſich's ſchmeack bi Hunnegk.

Der Schliſſer Tines het alleriet
Goir mörderlich gefreaßen.
Nun ſpricht zu ün der Schnaollenſchmied:
„Dou heſt wohl dins vergeaßen?
Hea embert: „Alle Schock Schwerrnoth!
Ich hun nüſcht als a troacken Brot,
Daomiet lah ich kei Ehr ien.“ —

Wie ſe nun durch den Eallengroind
Vergnügt un luſtig traben,
Da wiſpert Welm: „Der Schliſſerhoind,
Dear gönnt nuir ſich gut Laben.
Der Gitzhaals wie uns hütt beſchiß.
Ich weeiß ſi Schlech graod gaonz gewiß.
Aobber wart, me wonn en heimlücht!“

„Dan thu' ich hütt en Schaobernaock,
Daß alle Nühler lachen.
Hea het kei troacken Brot im Saock,
Daos lüht hea in ſin Nachen.
En Nebbeskuchchen het das Naos.
Daos is e delekaoter Fraaoß
Für ün of dieſſen Aobbed.

Si Gretlieſchchen un mi Anndort
Die ſeien gut Kumeraoden.

Se het das Rebbes beei uns geborrt
Un het uns Alles verraothen. —
Hütt kum ſe in der Früh un broll,
Da mutt ſe an Anies noch holl
Zum guten Rebbeskuchchen.

Der Schliffer het den Wanſt deckvoll
Bis Aobbeds aobgemeaßen.
Hea het ju bie a Woolf ſo toll
Geſoffen un gefreaßen.
Wie e naochen bie von ohngefeähr
Sich abbdröck, rupſen hengerhear
Glich Enner ün of der Fearſchten!

Ich geh dem Racker net vom Dach;
Ich hun en bie unn er Kehlen.
Dehnkt hea e könn' ſich d'vongemach,
Dao het e ſich geſchneeben.
Der Rebbeskuchchen ſao dem Fratz
Im Haals net dieſſen Aobbed kratz.
Daos gieht ea Hatz zum Lachen.

Un daoß e morn zum Frühſtöck net
— Bann meei de Feeinken loacken —
In ſin verfluchten Raanzen het
Noch'n einz'gen Kuchchenbroacken,
Dafür laott mich nuir ſorr die Naoicht.
Ich hun me eappes nisgedaoicht.
Mei freaßen morn den Kuchchen."

Se kommen zu den Feeinken ball
Un hunn aa groß Vergnügen.

Mit Schlifferstinſen thun ſe all
Als gleiten ſe ſi Lügen.
Doch Aobbeds geht of Triet un Schriet
Mit Tinſen ümmer Euner miet;
Es helft en goir kei Schwitten.

Hea behukt: „morn eh ſe ſich's verſenn,
Binn ich doch nisgereſſen.
Vom Rebbesluchchen ſaoh ich Kenn
Un Kenner kriet en Beſſen.
Un hun min Kuchchen ich geſchmuiſt,
Lach' ich de Narrn nis in de Fuiſt,
Daoß ich ſe hun beſchummelt.“

In Öbereallen in der Scheenk
Hun ſe Quartier gefongen.
En Theil laht ſich dao of de Beenk,
Daos ſeein zemeeiſt de Jongen.
Beos eäller is, daos krücht ins Hä.
Hanwelm un Tins leein of der Strä,
Vall ſchnarchen ſe all un raſſeln.

Der Schliffer het ſich öngerſch Heit
Gelaht den Büſſenraanzen
Un treimt in größter Heiterkeit
Vom Rebbeſer, dem gaanzen.
Of einmaol kriet e en Reppenſtooß.
„Herr Jeſes! is an der Tüfel loos?“
So kriſcht Hanwelm, der Racker.

Rengs in der Stubben züt eröm
E Haouſen von Wannerdengern.

Se hunn all Knaottentücher öm
Un Lichter in den Fengern.
Der Schliſſer ſetzt des Todes ſchier
Un zittert bie e Murmelthier
Un batt e Vaoterunſer.

Derwie macht Welm den Raanzen leer
Von dam erweninſchten Peäckchen
Un macht den Schnappſaok dafür ſchwer.
Mit en poir allen Weackchen.
Fort ſeein de Wannerdenger; 's Heit
Laht Tines widder deck un breit
Of den allen Püſſenraanzen.

Ball ſchnarcht e widder Schlaogk of Schlaogk
Derwie de Annern luſſen.
Die gucken ſchon dem jongen Taogk
Ins Farbentöpſchen druſſen.
Dao kömmt Hanwelmchen beiterdei
Und helt daos Päckchen mit Geſchreei:
„Me hunn den Rebbeskuchchen!"

Se falln drübberhear im Morgenroth
Bie übber a Bierſoppen.
Den Lappen eraob! — „Baos Schockſchwerrnoth!
A Rebbes — a aller Schoppen!
Kei Kuchchen! — Het deer uns ugeführt!
Gleeich gammen baos en druf gebührt!" —
Se rütteln 'n uf mit Püſſen.

„Potz Haogel, Blitz un Dunnerſchlaogk!
Von heſte den Rebbeskuchchen?

Das Rebbes het der Hoind im Saok!
Iſt daos net öm ze fluchchen?
Baos ſchwatzten me Alles hear un hin
Bie me den Rebbeskuchchen krinn.
Nun humme nuir 's leer Rebbes.

Nuir 's leer Rebbes? Verdammter Spaos!
Uns all reacht ſchlömm ze foppen
Het daos verhimmelt Raobenaaos
Ins Rebbes gepackt den Schloppen.
Daoß dich der bös Feahl erſtiß!
Me wonn 'n öms Muil erommer ſchmiß.
Me wonn daos Luider aobkihl.

So grehlen ſe un machen Fühſt
Un gann en noch mehn Püffer.
Vom Lärm wird ganz verwirrt un wüſt
Im Heit der duſſ'lig Schliffer.
E rißt ſin Büſſenraanzen nuf
Un brengt mit Schreeien un Geſchnunf
Ernis de allen Weackchen.

„Den Kuchchen heatt' ich, en Schengerhonn?
Den Kuchchen?! A Böffelstüten!
Es iſt a Schann daos önger der Sonn
Für allen braoven Lüten!
Ich heatt en? Ich dächt baos mich beß!
Bu is mi Kuchchen? Ich wie's weß.
En haott me den Kuchchen geſtollen.

„Dou Stoffel, me wollt'n en zu erſt muis.
Es hieng uns in de Zongen

Beei minner Seel ſo wiet ernis
Bie fürm Chriſtkengchen den Jongen.
De Goſchen lief uns von Waſſer voll. —
Nun für den Kuchchen — 's is ze toll!
A Nebbes un a Schloppen!

Der Schliffer gillt bie un en Spieß
Un thüt erbermlich Flenner,
Daoß ühn der Book gewaltig ſtieß
Un Troapſen grooß bie Stenner
Von d'n Backen kullerten in's Graos.
Baos für a Herzeleid woir daos!
Es gaob für ün kei größerſch.

Un fiel en daos Dunnerwaoter iin,
Daos droht von ſinner Allen,
Dao gillt e voallens bie e Schwin
Un is goir net ze halten.
Gretlies, bie is me ſchlömm ze Sinn!
Bou is der Rebbeskuchchen hin,
Dan dou ſo höſch gebucken?

„Bu is der Kuchchen?!“ daos Geſchreei
Erſchallt us allen Nachen.
„Der Tüſel het ſie Spiel derbeei
Un macht uns ſo toll Sachen.
Bu is der Kuchchen? Es gieht Schmeß!
He bu?! Daos muß der Pfärrner weß
Odder de all Büzmutz. —

Anreschen ſchmoinzelt bie e Schelm
Un ſpricht zum Rabberſchjongen:

„Vaos grehlſt de nuir ſo oſſig, Welm?
Dou ſchaodiſt je nuir din Longen.
Na der Speaktaokel würd ze grooß.
Se kriſchen bie von der Kehten los:
Vu is der Rebbeskuchchen!“

Biizmerten, domme, ſeeid en all
Mit euerm Gefrae un Lermen!
Den Kuchchen wonn ſe knall un fall
Un hunn en in den Dermen.
Daoß nuir 'nem Einzigen ienfiel
Wie ſü verſchluckt mit Stoumpf un Stiel
Gretlieſchchens Rebbeskuchchen!“

Nun riſſen all de Gloatzen uuf
Wie geätlich Kotſchenreder
Daos gieht a Geleächter un Geſchnuuf
Un earſt en reachten Zeter:
„Verfluchtes Toapf! Dou Schengerſchhoind!
Der Schnetzer is me doch ze boint!
Dou biſt des Tüfels Abbies!

Dao het e nun den gaanzen Weagk
A Pfärrnersgeſicht geſchneeden
Un führt uns all of den Katzendreak
Un lacht nun uis noch Jeden.
Dou biſt a reachter Housgeſeall,
A Braand un Stähuker us der Heall,
A Krötekull, a Racker!“ —

„Nun ſaogk me gleeich, du Tüfelsfratz,“
Der Schliffer freet mit Fluchchen,

„Heſt dou mei als e Heaxenkatz
Gemuiſt den Rebbeskuchchen.
Ernis, du Leich, mit dinner Bicht
Un gib uns gaanz genau Bericht
Von dinn verfluchten Könſten!

Ich ſalber dieſſen Morgen hun
Den Kuchchen iengeſchlugen
Un hun en in den Raanzen gethun
Un hun en hergetrugen.
Nun ſaogk me, Hoind, bie dou 'n erſchnappt,
Daoß ich dich net derbei ertappt?
Dou biſt a Heaxenmeiſter!“

„Geſchwindigkeit kei Heaxerei!“
Spricht Reschen druf mit Lachen.
„Baos macht en nuir für groß Geſchrei
Übber ganz natürrlich Sachen
Bann Enner emao en Schnetzer macht
Übber dan de gaanz Ruhl gillt un lacht,
Sao gleeich der Tüfel derbeei ſeei!“

Gretlies kaouſt neächlen ſo öm Bier
In der Möllen Mahl un Butter.
Stracks lußt ich henger der Kummerthür
Bin ſe dao minner Motter
Verzahlt ſe wöll an Kuchchen back;
Ühr Tines mütt ſich goir ſehr plack
Un äs gern Rebbeskuchchen.

Dear ſao miet of de Feeinkenloack,
Kei Annrer kriet en Beſſen.

Do daocht ich glich. Us Schaobernoack
Mach ich me kei Geweſſen.
Dan Lömmel ſteall ich ſchon a Bein,
Daoß ha den Kuchchen net allein
Verzehrt un mei ün haelfen.

Un dieſſen Morgen beet früher Ziet
Schlech ich naoch Tins ſin Hüſchchen.
Ich hatt naoch Kuchchen Aoppetiet
Bie de Katz het naoch dem Müſchchen.
Stell zweeinſt ich durch das Fenſter nin.
Sie trounken dren ſchon Braondewin
Un aoſſen fröſchen Kuchchen.

En höſchen Nebbeskuchchen packt
Herr Tines in en Lappen,
Un Alles würd gut ingeſackt.
A Proichtſtöck zum Erſchnappen.
Nun paßt ich uf. Daos Nebbes ſteht
Bies woir gebrucht neächtzaobbet ſpeht
Noch in der Heall dernaben.

Freund Tines ſpricht: „Geh hin, Gretlies,“
Un langt er hin de Buttel,
„Un holl a Kärtelchen Annies.“ —
„De biſt a reachter Pfuttel!
Mußt ann den gaonzen Morgen ſuff?“
Nun gieht's e Gebiß drenn un e Gepuff.
Hea grifft ſchon naoch der Fuchtel.

Da reß ſe mit der Buttel nis.
Ich kuiz mich in e Eacken

habt, wie Ihr ſelbſt ſagt, noch keinen Schritt ins Kloſter gethan. Statt aller Antwort zog einer der Fremden eine kleine gabelförmige Ruthe unter ſeinem langen Rocke hervor, ſchwang ſie dreimal im Kreiſe herum und ſetzte ſich die Gabel auf die Bruſt. Dazu murmelte er allerhand unverſtändliches Zeug und die vordere Spitze der Ruthe oder der untere Theil derſelben machte gar ſonderbare Bewegungen. Hierauf ſagte mir der Menſch zu meinem größten Schrecken, wie viel Geld ich im Hauſe habe, was für Geldſorten es ſeien und wo es herum liege, und Alles auf den Heller. Er ſagte mir, wieviel ich gerade in der Taſche habe, was ich ſelbſt nicht wiſſen konnte, und als ich es heraus that und nachzählte, traf es zu. Er gab mir jedesmal genau an, was für ein Stück ich in der verſchloſſenen und in der Hoſentaſche verborgenen Hand halte, aber nicht allein den Werth, ſondern auch die Jahrszahl und das Gepräge wußte er zu nennen. Wir ſaßen alle wie vor den Kopf geſchlagen. Doch das nicht genug, er zählte mir an den Fingern alles her, was ich an Metall und Geldeswerth im Hauſe hatte, und es kamen Dinge zum Vorſchein, die mir ſelbſt unbekannt und unglaublich waren. Da er aber den Ort bezeichnete, wo die Sachen ſtehen und liegen ſollten, ſo ſprang ich auf, obgleich es nach Mitternacht war, rannte im Hauſe herum wie beſeſſen, fand aber zu meinem größten Erſtaunen alles beſtätigt. Nun glaubten wir den Leuten natürlicher Weiſe alles auf's Wort. Förderts-Henns umarmte ſie freudetrunken und trieb ſie ſtürmiſch an, bald zum Werke zu ſchreiten. Es wurde verabredet, die erſte

Un mach's er naoch un kriſch ins Huis
Un ſcheall mit vollen Backen:
Dyn Schwinsmatz, Suffgarſcht, Raobenaos!
Ich werf de on Koopf daos Braondwinsglaos!
De Anwen wie ich de nis kratz.

Hea ſeährt heruis un wie ſe wechs
Un jeäkkert bic zum Taanzen.
Ich foihr enin un hol mei fix
Den Kuchchen us dem Raanzen.
Un übber den Schloppen ſtolpr ich hin.
Ins Rebbes demiet! in den Saock enin!
Daos geht bie Rupſen un Gletſchen.

Baos giſte baos heſte fort bie toll
Mit Schmoinzeln un Gekicher!
Als Tines flucht' un Gretlies broll,
Woir ich in Nummer Sicher.
Bies witterſch gieng daos weßt e ju.
Bißt en üch kun ich nüſcht dezu.
Bröm ſeeid e net geſcheendter!

Den delekaoten Kuchchen hun
Ich net für mich behallen.
Ich hun en als e brawer Muhn
Ehrlich getheilt mit Allen.
Un Tines het das Meeiſt gekreet. —
Nun aobber macht! es wiird juſt ſpeht
Un mei verſümen de Feeinken."

## 18.

# Der Meenſchenfreaſſer.

## Erſter Riet.

## Der Eſelstriber.

Es woir für mehn als hunnert Jarrn in der Ruhl a gaanz durchtrebner Schelm,
Dear Fillenhanſen Klenner hieß; ma naant en im Duirf an den klenn Welm.
In der Schul dao woir e ümmer der Beaſt un laos un ſchreeb un reachent bi Kenner.
Un konn kei Jong den Kanter geember, wooßt's allemao Fillenhanſen Klenner.

Si Vaoter woir a Fillenheäuwer; daos ſoll an unſer Welmchen wear.
Hea ſchmeeß aohber alle Fillen entzwea un maoicht ſi Sachen all derquear.
Es ſturben en all ſi Lüt goir ball, arm woir e bi a Kirchenmuis,
Aobber Welmchen woir a luſtig Seel un maoicht ſich werrlich goir nüſcht druis.

Si Vaoterſchhüſchen eng un klein of Ütteroh in der Köhlerſchgaß
Saohk naben den großen Scholzenhuis nis bi a Kartel naben en Faß.

Der Scholz, ſi Paoth, nuhm ſich ſinner un; hea woll aobber
nüſcht vom Scholzen weß
Un ſpielt ſin Paothen munchen Streeich un kreet defür ſi tüchtig
Schmeß.

So mutt der Scholz emao ins Thaol ze Gericht un feahlt
en ſi gut Aozel,
Se würd in allen Eacken geſuicht; hea deenkt zeleatzt e mütt
verzwaozel.
De Glucken ſetzt of Eiern dren un weeiß kei Meenſch reacht
bu ſe ſteackt,
„Dao würd doch in der Scholzenaozel,“ ſpricht Welm, „emao a
geſcheent Sach nisgeheackt.“

En annermao trät in der Gemein der Scholz en wichtgen
Hannel für,
Da krappelt un bißt ſen un den Benn un bürnt en dao un
dort bi Füür.
Hea ruckt un kratzt ſich, 's helft en nüſcht, daos Deeingk würd
ſchlömmer un ze toll.
Ufſprengt un flucht e un guckt ſich's un: Ehmeatzen im Stuhl
a Föllwes voll!

Un widder kömmt e in de Gemein un wie en langen Fürtraogk
hall
Un macht ſin Aktenböngel uf, dao deankt e e muß vom
Stühlchen fall.
Waos het e dren ſtaott den Bericht? Von ſinner Frau a all
Dormeſen! —
Daos warn ſo Welmchens Streeich; ſi Zeit ſteackt voll von ſo
vertrakten Späſen.

Nun ſoll e cappes Reachtes wear, im ütteröhichen Gericht a
Schriber.
So woll's ſi Paoth, doch unſe Welm wuir knall un fall a
Eſelstriber.
Zum Fillenheäuwer Setzfleiſch hatt der Luiderjong net für en
Bierer.
Doch werrlich für ken Healler net hatteſen zu en Akten-
ſchmierer.

Hea ſchafft ſich a poir Eſel nun un woir nun d's gaanz
Joihr of den Benn.
Un ſaohk me in ſchlömmen Waoter kenn, ſo ſaogk me doch
Fillenhauſen Klenn.
Nun konn e fort ſi Puſſen getri, bi es gemaoicht ſchon in der
Schul,
In den Buirſchdörfern übber Feald, of den Wea un endlich in
der Ruhl.

Nun woir e goir a höſcher Jong un ſo a reacht gewurfelt
Toapf.
Bi a poir Kolln in vollen Braand, ſo hett daos Kerlchen Auwen
im Koapf.
Un Löäckchen het e ſchwarz un kruis, yn Backen het e bi Melch
un Blut.
De Meagen all in der gaanzen Ruhl ſeein dan verfluchten
Racker gut.

De Meagen aobber net allein, es ſaohken en gern an alle
Wiber,
Un kaouſten ühren Weeis, ühr Gearſchien un Korn beim luſt'gen
höſchen Eſelstriber.

Mit nuir zween Eſeln fing e un; naoch Joihr un Taogk warn's er ſchon faſt,
Un d's Fiſſenheänwerſch Hüſchchen woir daos ſchönſt ſchier of der Köhlerſchgaß.

Dernaben aobber im Scholzenhuis dao wohnt Kleiwelmchens Auwenſtern.
Den Scholzen ſi einzig Töchterchen, Dörtlies, die het e goir ze gern.
Se woir a goir li herzig Keeind, woir aobber net ealler als fouſzen Joihr.
Ühr Auwen warn ſchön himmelblao un göllegahl ühr Loackenhoir.

Kleiwelm un Dörtlies, preachtig Poir! ſe warn nun aben Naobberſchkeng,
Se warn zeſummen uffgewaoſſen, dao kennt a Jedes ſcho de Deng
Earſcht ſpielten ſe un lieſen ſe mitenanner jeden Triet un Schriet,
Naochen wolln ſe widder mitenanner ſpiel un laouf, daos woll der Scholz net liid.

Bann Welmchen wör a Schriber worn im Thaol beeim ütteröhſchen Richter,
Dao wör gegangen ehr de Sach. Der Scholz woir goir a groſzer Düchter.
Nun aobber geht daos nümmermehn; es paßt ſich emao net von weagen
Kleiwelm a Eſelstriber iis, un Dörtlies iis a Scholzenmeagen.

Nun wuir dem Naobberſchjüngelchen vom Scholzen-Paothen d's Huis verboten;
Daos aobber ſchlech ſich doch eniin bi a Sperrlen in de Zockerſchoten.

Giengk d's Robbeds der Herr Scholz zum Bier un ſaoß vergnügt beeim Schaofskopfkarten,
Dao brucht Dörtlieſchchen goir net lang ofs Naobberſchjöngelchen ze warten.

Doch daos Vergnügen duirt net lang, es wuir dem Scholzen ball verraothen.
Dear wuir gaanz well, maoicht großen Lerm un kreet me hear ſin jongen Paothen
Un ſugk: „verfluchter Böchchel dou! un würſcht de in min Eigenthum
Betraten noch a einzig mao, ich ſchmiß dich werrlich kroump un luhm!“ —

Un dann der Scholz en Galgen baout für Naobberſchwelmen gleeich derzu,
Graod wil's ſo ſtreng verboten iis, mütt's doch daos klei Schengluider thu.
Hea iis bi d's Tüfels of daos Meagen, un het beei Tao un Naoicht kei Rouh,
Un ſtiehlt ſich dann's nuir müglich iis zu Dörtchen bi a Fuchs ſo ſchlaon.

Robber heatt es au noech ſo ſchlaon gemaoicht, der Scholz kum doch amball derhenger
Un heatt ſen witterſch keei Meenſch geſugen, ſo ſugk ſen ümmer ſi klenner Fenger.
Of Welmchen paßt der Naoichtweachter uf un zwea ſeänreaſer höhlig Lömmel,
Die muttenen tüchtig Muttſchen ga un au in Dreack e beschen temmel.

Kleiwelm geſchmeſſen un getraten het au dervoon nooch Schann un Spoot,
De rühler Jongen net allein, au de Buiren lachen ſich ball todt.
Daos konn e net ertrao, e maoicht ſi beschen Haob un Gut ze Geald
Un daoicht: „leackt meei de Deiſen uis!“ un giengk vergnügt fort in de Wealt.

Juſt us der Ruhl gezojen warn vill Lüt naoch Neeuſtaadt ſcalleriet;
Se hotten nüſcht ze ſchecken behein un woir ſchlömm Ziit für de Meaſſerſchmied.
Dao zogk ſe der jong Künn'k von Preeußen zum Meaſſermachen in ſi Laand.
Hea wuir naochen ſpehter in der Wealt übberaoll der all Fretz genaant.

Von Welmen a Vaoterſchbrudderſchſuhn (me hieß nuir den langen Kleiwer;
Hea kleit im Summer) woir au mit fort. Im Weeinter woir e a Fillenheäuwer,
Of dan un de annern rühler Lüüt, die wohnen in Neeuſtaadt Eaberſchwaald,
Hatt. Welm, als e us der Ruhl fort ronn, vergnügt ſi Hearz un Senn geſtaalt.

Hea woir beei Ziit ſchon übber de Berr, im Zwergſaok hott e Kaas un Brot.
Der arm Schelm jeäkkert bi a Katz, dröm woir e au goir ball in Goth.

Dao maoichten aben of den Mart Seilteenzer un Rütter ühr
Konſtſtöcker.
Die gefielen unſen Welmchen ſo, daoß e un ennfort mutt juchz
un mekker.

Beſonnerſch Enner fielen uf, der Hanswurſcht mit ſinner
langen Pretſchen;
Bann dear ſi Puſſen maoicht, rief Welm gaanz ergerlich: „J
beaſte Ketſchen!
Dear deenkt nun wonnerſch bi ſchön es mächt mit ſin gemaolten
höälzern Meaſſer,
Un baos e könn' geſtürz für Böök. Gehk hin, Hansoirſch, daos
kun ich beaſſer!“ —

Un bi e ſo rief, ſugk naben en a Minn — es woir den
Rüttern ühr Prenzepaol —
„Ei Bürſchchen, wenn du's beſſer kannſt, ſo komm doch her und
mach's einmal!“
Daos ließ ſich Welm net zweamao heiß, hea wuirf ſin Steacken
un Saok beei Sitten
Un maoicht ſi Spräng un Burzelbeim, ſi tollen Puſſen un
rühler Schwitten.

De göthſchen Lüüt of den gaanzen Mart die gillen, grehlen,
juchzen un lachen
Sich kraank ſchier übber den neenen Hanswurſcht un ſi verweeunſchten nearrſchen Sachen,
Der Prenzepaol ſtricht öm en eröm un täſſelten, grauten den
Bockel un lohten,
Un eh's reacht Naoicht woir, hing Kleiwelm ſchon feſt of der
göllnen Liimrothen.

Daos woir nun reacht der Platz für ün, ſi rühler Tüfelsgezük ze machen.
De Lüüt die kumen taouſendwiis wiithear un platzten ball für Lachen.
Es hatt noch kei Hanswurſcht gemaoicht ſo luſtig Puſſen, Zwirn un Faxen. —
So zogken ſe wiit im Rich eröm, in Thüringen, in Preeußen un in Saochſen.

Es woir nun den Hanswurſcht ſi Sach, daoß e mutt trommel un trompeter.
Daos learnt Kleiwelmchen bi en Spaos, un ball muſecirt e beaſſer als Jeder.
Dao hürten de Lüüt ürn blaowen Wonner, bann Welmchen de Trompeten blies,
So daoß hea ball im gaanzen Lann der allerbeaſt Trompeter hieß.

Si Konſtſtöck maoicht e goir ze ſchön, daos gefiel allen Bürgern un Buiren,
Dao ſchwerzt e ſich Geſicht un Heng un ſpielt ſehr gut en wellen Muiren
Earſcht het e ſich mit en hollängſchen Mynher, en decken Schwinsmatzen, eröm gebeſſen,
Naochen het e mit ſin Pretſchenmeaſſer dan höhligen Viehkerl todtgeſchmeſſen.

Naochen baockt en mit en Lappen zu, un nuhm de Trompeten hear un blies
Un maoicht zeleatzt a tüchtig Füür un ſtaalt daodruf en großen Braotſpies.

Der todt Kerl wuir enbeei geſchlaoppt un wuir en a Bein vom Wanſt gereſſen.
Us Naabsbraoten beſtunn der Kerl un annern delekaoten Beſſen.

Daos Blut woir guter rother Wiin, 's gaob gut zu Eaſſen au gut ze Treeinken,
De Arm warn groß brunſchwigger Würſcht, de Hüſten preachtig weaſtphealſch Scheeinken.
Nun briet ſich Welmchen den Mynher un Spies un ſchnet aob mit ſin Meaſſer,
Un fraoß un ließ ſich's ſchmeack goir gut, davoon hieß hea der Meenſchenfreaſſer.

Daos Seilteenzerſch- un Rütterſchvoalk maoicht au in Maogdeburgk ſi Spröng
Un Welm of ſinner Trompeten blies ſi allerſchönſtes Schmetterteng.
An Huſoirenoberſcht wuir verzahlt von dem geſcheckten Trompetenbläſer,
Dao giengk dear hin un hürt en zu un ſaohk ſich debeei un ſi Späſer.

„Die Hundeſeele muß ich haben!“ daos ſchwert der Oberſcht Stein un Bein.
„Mit dem leg' ich bei meinem König — Gott ſtraf mich! — große Ehre ein.“ —
Nun ließ e gleeich daos Bürſchchen holl, un eh e Stonn vergangen woir,
Lief Fillenhanſen Klenner ſchon in der Staodt eröm als preeuſcher Huſoir.

günſtige Gelegenheit zu ergreifen und Förberts-Henns und Schönjöck verließen erſt gegen Morgen freudetrunken das Haus. Henns war mit den beiden Schatzgräbern vorzüglich vertraut geworden und ſie hatten ihn wegen ſeiner vielſeitigen Kenntniß der Naturkräfte ſehr liebgewonnen. Nun ergab ſich aber nach einigen Tagen, daß wir ohne den Kloſtermeier nichts machen konnten; auch ſagten die Schatzgräber, es ſeien unſrer ohnedies zu wenig; denn es gäbe viel Arbeit und des Geldes wäre genug, um ihrer zehne reich zu machen. Es wurde daher beſchloſſen, ſowohl den Meier als noch einige andere tüchtige und brave Männer ins Geheimniß zu ziehen. Wir überließen dieſe Sorge Hennſen, der ſich am meiſten für das Unternehmen intereſſirte und mit Freuden alles that, was dazu gehörte. Mit unſrer Zuſtimmung warb er den Obermüller, den Meier, einen Seebacher und drei Kühler, und brachte ſie in unſre geheime Verſammlung. Sie gelobten ſtrenge Verſchwiegenheit und thätigen Beiſtand. Endlich kam's zur Sache. Alle Theilnehmer verſammelten ſich eines Abends bei mir und gegen Mitternacht ſchlichen ſie ins Kloſter; es war ausgemacht, daß ich daheim bleiben ſollte. Ei was! ich mochte nichts mit Geiſtern und Teufelsgeſchichten zu thun haben. Ich hatte zu leben, und eben nicht beſondere Luſt, reich zu werden. Sie kamen in der Nacht nicht wieder und Schönjöck ſtellte ſich am andern Morgen hier ein, und erzählte mir, die beiden Teufelsbanner hätten, im innern Hofraum des Kloſters angelangt, ihre Wünſchelruthen ſpielen laſſen, und dann geſagt, es ſei erſt ein kleiner Schatz

Ball hatt e zu ſinner größten Frä noch en annern rühler großen Jongen,
Den Meaſſermeacher Schicken Kriſchen im Huſoirenregement gefongen.
Dear woir naoch Neeuſtaadt miet gezojen bannwarſch mit noch en poir Kumraoden,
Naochen woir e aobber knall und fall gegangen önger de Saldaoten.

Der Schickenkriſch woir aobber au a reachter rühler Puſſenſchmied.
Die zwea Kerl laogken ümmer zeſummen un maochten Schnetzer, Meß un Schniet.
Es hatten ſe alle Huſoiren gern, un bann die tüchtig wollen lach,
Dao mutt daos rühler Jongenpoir ſi luſt'gen Narrnspuſſen mach.

Net lang duirt's zogk der Preeußenkünnek ſchon widder in den Kriegk naoch Praogk
Un wechkſt noch emao de Kaiſerlichen, un daos giengk hurtig Schlaogk of Schlaogk.
Dao hunn ſich Welm un Schickenkriſch gezeit als tüchtig rühler Schmiſſer.
Beei den Braovſten woir daos Rühlerpoir in jeder Schlaoicht, nüſcht woir gewiſſer.

Zum Ungrief het Kleiwelm geblaoſen, daos woir a einzig Luſt un Praoicht.
Dao reten de Huſoiren all bi de Heallentüfel in de Schlaoicht.

Der Künnek ſugk: „Ein Mordkerl iſt der kleine luſtige Trompeter!
Sowie der Burſch ſich hören läßt, hüpſt jede Klinge gleich im Leder."

Un widder hatt daos preenßiſch Heer mit Glaanz gewoannen a groß Schlaoicht,
Dao wuir der tapfer Schickenkriſch vom Künnek zum Wachtmeiſter g'maoicht,
Zum Staobstrompeter aobber Welm un kreegt von Selber a Trompeten.
Dao ſeein emao unſe rühler Burſch vom Schlaoichtfeall ſtoalz eweagkgereten!

In Dreaſen kum's zum Frieden ball, un widder warn de Preeußen Gewenner.
Si allerſchönſten Stöckchen blies dao unſe Fillenhauſen Klenner,
Als in de Künneksreſedenz de Regementer zoogken iin,
Dao wuir daos klei Schengleich beklaotſcht un hochgeehrt in gaanz Berlin.

Die zwea Laandslüüt warn widder beeiſummen in Garneſon mit fröſcher Luſt
Un maoichten rühler Narredeei un luſtig Schnetzer graod bi ſuſt.
Dao ſugk zum Klenn emao der Anner: „Herr Staobstrompeter, weeißt de daos!
Me wonn zer rühler Kirmeß riet; daos giet gewiß en reachten Spaos!" —

Kleiwelm rüfft: „Beaſte Ketſchen, don! daos is a Wuirt bi Schwinnebraoten!
Baos wärn me allwi ungeſehn als zwea ſo preachtig preeuſch Soldaoten!

Me reten je werrlich dört eröm als bi e poir gebreaſſelt Prenzen.
An biin ich dem Scholzen noch eappes ſchölk, daos bezaohl ich eµn gern mit guten Zenſen.

Herrjeh! Dao fellt me eappes iin. Daos giet weeißgott a Hauptvergnügen!
Vaos wonn me dao für Schnetzer mach un daos für goir groß rühler Lügen!
Gehk hear zum Oberſcht, aller Jong! Me wonn uns gleeich Uirlaub erbaat.
Beei minner Seel! Daos giet en Jux, ſo hunn me noch kenn gehaot milaat.“ —

---

### Zweiter Riet.

## Of der rühler Kirmeß.

De rühler Kirmeß bi ſe woir ſo uf un aob für honnert Jarrn,
Die maoicht zu Kengen de allen Lüüt, de jongen aobber zu großen Narrn.
Un bear von Frömmen zum earſtenmao in der Ruhl zur Kirmeß kum
Dear konn ſich licht ze Schannen gelaouf un konn getaanz ſich kroump un luhm.

Es giengk net ellein den Beinen ſo, den Scheadeln giengk's ümmer nooch ſchlömmer,
De Geſcheenten wurn geſcheenter net, de Dommen aobber wurn nooch dömmer,
Geſoffen wuir daos Doppelbier bi Früſchber dao in jeden Gelaogk.
Jeleatz ſaohk Jeder den Himmel un für en höhligen Duibelſaok.

Es gaob a Gelaogk un jeden Platz, bu getaanzt wuir, daos warn er vier.
In mehn als zwanzig Hüſſern gaob's naochen noch eiſicht un Doppelbier;
Der größt Durſcht im gaanzen Lann dear woir nuir in der Ruhl zu fengen,
Un of der Kirmeß gaanz beſonnerſch dao woir e goir net todt ze brengen.

Sunaobbeds banns Healljaobbed lütt dao giengk der groß Speaktaokel un
Zegleeich on der Oenger- un Oberlengen, of den Temmerſchenboden un of den Plun.
A jeder Platz hat ſi Muſik. Vom Gronn bis enuf zum Seäuraoſen
Warn de Hüſſer uſſen un ennewengk un de Gaß bi geleeckt un geblaoſen.

De Platzburſch gingen im Duirf eröm un hollten mit Muſik ühr Meagen
Un meeiſtens hun ſe ſich verkleeidt mit Feaderhüten, Parricken un Deagen.
Nun zoogk durch d's gaanz Duirf jed Gelaogk ſin Haonſen Spiellüüt un der Spetzen.
De Jongen hatten au Geeiſchel miet un platzten ümmer mit neeuen Schmetzen.

Den Sontig wuir in jeden Huis geſooten, gebacken un gebraoten,
De Kirmeßkuchchen wuirn verſuicht, ob ſe den Wibern gut geraothen,
A Gleeſchchen wuir wohl au getruonken Pommeranzen oder Spanſchbetter.
Nu gaob's villicht ſchon Kirmeßgeeſt, a Frau Baos un en Herrn Vetter.

Fröm Beatellüüt ſummelten hounertwiis den Kuchchen in den
größten Kötzen.
Un Naochmittaogks mit vollem Spiel marſchierten duirchs Duirf
de Herrn Schötzen,
De göthſchen a Part un de herrnörtſchen a Part, un o jed
Part ſchlaoppt ſin großen Bool
Un fuihrt mit den Kleinod geſchmockt ſin Künnek. Dao woir
d's gaanz Duirf voll Gejohl.

Den Muntig wuir in jeden Hus noch gepotzt, gebacken un gereben
De Menner un de Jongen hunn ſich überaol eröm getreben.
Es kumen au de Kirmeßgeeſt ins Duirf gezoigen bi Ehmetzen,
Die all im Wanſt groß Knurren hunn un ühr getäſchtig Schnäbel
weatzen.

En Katzenbockel machen ſe all, un Munche en poſſierlich krommen,
Steht nun der Huisherr für der Thür un heeißt de Geeſt reacht
ſchön willkommen,
Dao ſeein ſe froh un traaten iin, un nun get's loos mit Caffen
un Treeinken
Earſcht Kuchchen, Bier un Braondewiin, naochen Gurkenſalaot
un allen Scheeinken.

Un dann ſe ze Naoicht gegeaſſen hunn, dao geht earſcht los
dear preachtigſt Spaos.
Daos iis a Heallenlerm im Duirf, a Gekrehl, a Gebuidel un a
Geblaos,
Daos iis a Gegick, a Gegill, a Geplatz, a Gefiddel, a Geſeng,
a Gequakel.
Me hürt ſi eigen Wuirt net reacht, ſo groß un ſchlömm iis
dear Speaktackel.

Öm Denſtig früh dao würd gelütt of beiden Sitten mit allen Gloacken,
Un iis de Kirmeßkirchen uis dao krachen emball de Doppelhaocken.
Of der Gaß iis nun a Meenſchenſpiel von groſʒen Lüüten un von Kengen.
Daos ſchlömmſt Gewühl iis of den Plun, om Bermer un önger der Lengen,

Un iis der Kirmeßbraoten brenn, naochen get de Sach reacht Schlaogk of Schlaogk.
De Schötzen zinn of ührn Schötzenhof, de Burſch un de Meagen in ühr Gelaogk.
A jeder führt mit en neeuen Tuch gepotzt ſin höſchen Kirmeßſchatz.
Nun get daos Schiſſen un Taanzen los a jedes on ſin beſtömmten Platz.

Hütt aobber iis a Laben im Duirf, ſo iis doch vill Joihr keis gevaaſt.
Un wör daos Hüſchchen nooch ſo klein, es het doch mehr ſchon als enn Gaoſt.
Aobber de groſʒen Hüſſer hunn der Kirmeßgeeſt mehn als e Dotzt
Schoirwiis de Iſeneacher feein gekummen bi de Pfaowen gepotzt.

So iis der ganzen Ruhl enuf a grüßlich Meenſchenſpiel allengen
Aobber bi de Hearen in der Tonn gebraang, ſo ſteun ſe önger der Lengen
Us allen Stedten un Dörfern feein ſe ſtonnwiit heargekummen
Un hunn de Wiber au nooch de Keng, un heattenſer zahn, miitgenummen.

Of einmao kommen zwea Rütter gereten den Rain eraob beei der hernörtſchen Schul,
So eappes het me noch net geſehn, ſo lang au ſchon beſteht de Ruhl.

„Das ſeein ſe!“ ruffen de Lüüt emball un wieſen of daos Rütterpoir.
Dear Ein a klenner ſchül'ger Muir, der Anner a ſchönner preenſcher Huſoir.

Mi göllen Borten rich beſaotzt en rothen Rook het un der Muir,
A klenner dreeicackiger Feaderhut ſetzt pföffig of ſin leeinken Uihr.
A ſelber Trompeten blink un blaank, die trät e on enner gollen Schnuir,
Un of en Apfelſcheemel ritt reacht ſtolz un naoſewiis der Muir.

Der preenſch Huſoir, a ſtrammer Kerl, dear het ſi höhlig Bearenmötzen
Of den Puiderkoopf mit decken Zoopf bi en rühler Heitlappen ſetzen.
Hea klappert mit der Seabelſcheiden un macht a Himmelhoindsgeſicht,
Als wör e of allen Kirmeſſenſpaos, of de Rühler un of de Ruhl erpicht.

Scheen gloatzen de Lüüt de Rütter unn, un farrn vonnenanner bi klei Küchchen,
De Keng hunn ſchier den Tod un Haals, daoß ſe zetern un ſich fix verkrüchchen
De Rühler ſpreachen: „Se thunn üch nüſcht, es iis ju Schickenkriſch, kei Frömmer.
Den Muiren het e mietgebraoicht, daos iis üch werrlich au kei Schlömmer.“ —

De Rütter rieten önger de Lengen un machen Halt beeim Elephanten.
De Platzburſch brengen of Tealern Bier, es blaoſen Tuſch de Muſikanten.

Aobſtinn de Ritter un ſeatzen ſich of Stühl, un hounert Meenſchen ſetzen
Gleich dröm eröm, es iis e Gedreng, daoß ſe all bi Braoten ſchwatzen.

Un naben den Muiren ſetzt der Scholz un der ütteröhſch Gerichtsſchriber,
Un of den Beenken net wiit dervoon Dörtlieſchchen un noch anner Wiber.
Der Thealſch iis goir a decker Mun, fürnjoihr iis en de Frau geſtorben.
Nun ſchlicht e naoch den Scholzenkeeind und het beeim Allen om ſe geworben.

Der Schriber ſpricht zu Schickenkriſchen: „Ihr ſeid ein braver Offizier!
So ſeid denn heut mein werther Gaſt in gutem Kirmeßdoppelbier!
Doch ſagt, mein Freund, wie ſeid Ihr nur zu dieſem Mohrenkerl gekommen?
Ich hätte gern davon etwas aus Euerm eignen Mund vernommen.“ —

„Minnherr, ich hun ins Morgenlaand fürnjoihr a ſehr groß Reis gemaoicht,
Dao hun ich us der Muirenſtaadt den Schnitziſchnatzi mietgebraoicht.
Ich hatt om ſchwarzen Hounsgeſicht — een kount's geglei — min größten Spaos,
Wil e de Trompeten kun ſo übber de maoßen ſchön geblaos.

„Daobeei iis aobber a Sach im Spiel, die doch mich werrlich ſehr bekömmert
En böſen Honger het der Kerl, der alle Taogk ſich mehn verſchlömmert.

Wärſch Aoppetiet naoch Pekelfleiſch, ich käöuſt en herzlich gern gaanz Feaſſer,
So weeiß ich minnes Lie's kenn Raoth. Mi Mürchen iis a Meenſchenfreaſſer."

„Herr Jeſeskriſtes!" rüfft der Scholz; der Schriber aobber würd kridewiiß.
De meeiſten Wiber thun en Gill, als ſtäckten ſe aben all un'n Spieß.
Dao gitt's a Geſchnaoder: aoch, aoch, aoch! Jis daos en Unflaoth! Uh! dear Graon!
I du verfluchter ſchwarzer Garſcht, du Kötz! du Matz! du Pfuttel dou!" —

Durchs Meenſchenſpiel läöuſt wiſſelfix a Gebruis, bi a groß Geweaſſer:
„A Meenſchenfreaſſer iis der Muir! Een Lüüt! Een Lüüt, a Meenſchenfreaſſer!
'Milaat iis daos noch net geſchehn — zum verweeunſchen es ſe un zum fluchchen —
Daoß Enner unſe Keng wie freaß zu unſen rühler Kirmeßkuchchen!" —

Der Muir ſpricht in ſin Kaouderwealſch en goir ſacht Wuirt zu Schickenkrieſchen.
Dear ſtiet nun uf un ſpricht ſo ſehr, daoß de Lüüt ün hürn un allen Töſchen:
„Een gölle Lüüt, ich bitt üch ſehr, nahmt üch doch für den Kerl inaoicht
Daoß e Eis von üch net ůnverſenns zum Freaßen bi a Schwinchen ſchlaoicht.

„Hea het me allewie geſugen, un werrlich 's iis ſi Ernſt dermiet,
Of den Herrn Schriber us den Thal heatt e en ſtarken Aoppetiet.

Der Herr iis freilich deck un feeiſt un het Speak bi a höhlig Schwiin.
Dan freßt e bi a Schwartenwurſcht zum Frühſtöck mit Pleaſir euiin.

„Hea meint e wör aobber au zefrieden mit den Herrn Scholzen von Ütteroh,
Un wör e au net goir ze feeiſt, ſo wör ſi Pirzel doch net von Stroh.
Hea wöll au witterſch nüſcht von en freaß als aben den Pirzel un de Aanken.
Nun guckt bi dear zer Kirmeß het de wonnerlichſten Freaßgedanken!

„Staott daoß der Garſcht bi anner Lüüt ſich Scheeinken un Salaot ließ ſchmeack,
En Hemelsbraoten mit Spenaot, a Knackwurſcht mit a fröſchen Weack,
Wie e den Gerichtsſchriber freaß un vom Scholzen nuir daos Pirzelſtöck,
Un meint nuir heab gefreaßen feein, daos wör nouch a beſonnerſch Glöck.

„Nun kenn ich ſchon ſin Aoppetiet; ich kun en net mehn lang erhall.
Bann e net ball ſi Futter kriet, dao würd der Nacker de Lüüt unfall.
D's Waſſer läöuft en ſchon im Mull zeſummen, guckt e den Schriber un.
Dear un der Scholz von Ütteroh, die hun ſen aben ungethun.

„Dao nun de Nühler of der Kirmeß ſich alle Joihr zerſchmeſſen hunn,
So gitt's villicht für Schnitziſchnatz ſi Zehn un Maogen vill ze thunn.

zu heben und dieſer der Schlüſſel zu den größern. Habe man den Kleinen, ſo könne man den groſen damit leicht gewinnen. Hierauf haben ſie einen Kreis gezogen und aus einem Buche viel wunderliches Zeug vorgeleſen, endlich ſei hinten aus dem Hof hervor ein Mönch geſchritten kommen und habe ihnen gewinkt. Einer ſei gefolgt, der andere aber im Kreiſe leſend ſtehen geblieben. Die andern Männer, Förberts-Henns ausgenommen, haben ſich ſehr gefürchtet. Der Mönch habe auf eine gewiſſe Stelle mit dem Finger gezeigt und ſei verſchwunden; ſogleich habe der Mann da mit der Hacke eingeſchlagen, die andern herbeigerufen und zur Arbeit ermuntert. Nach zwei Stunden rüſtigen Grabens ſeien ſie auf die Thür eines Gewölbes gekommen und an der Seite derſeben hinter einem ausgehauenem Stein habe ein kleiner Topf geſtanden. Dieſen hätten die Schatzgräber ſchnell herausgenommen, und zu den Männern geſagt, ſie möchten die Erde nur wieder in das Loch werfen, damit Niemand etwas merke, doch nicht feſt; denn das ſei auch der Weg zu den groſen Schätzen. In des Meiers Stube habe der eine jedem Manne aus ſeiner Taſche zehn dicke Tonnen*) ausgezahlt, mit dem Bemerken, der Schatz müſſe vor der Hand ganz unberührt bleiben, bis der groſe damit gehoben ſei, dann werde Alles zu gleichen Theilen gemacht. Dann ſeien die Mönche mit dem Topf zu Förberts-Hennſen

---

*) Volksname für die franzöſiſchen Laubthaler.

Om beaſten freeilich wärſch für ün, ſao Enner todt bli of den Platz,
Es wör der Schriber odder der Scholz; dao wür e ſchmoinzel,
leack, un ſchmatz.“ —

Den Schriber läöufts den Bockel enaob bi iiskall Waſſer un
widder heiß.
De Jongen würd en ſtiif im Mull; es brecht en uis a kaller
Schweiß.
Es leeit en bi a Stein im Wanſt, hea zittert ſchlömm on Arm
un Bein,
Un deankt: „daoß Gott ſich minner erbarm! Noch, wör ich armer
Mun deheim!“

Der Muir guckt ſo verliebt ün un, dao röckt e engſtlich mit
den Stuhl
Un flucht für ſich: „Daoß dich der Feahl, de rühler Kirmeß un
de Ruhl!“
Hea würft ball nach den Burſchen reachts, ball naoch den Meagen
leeinks de Auwen.
Me merkts, hea mögt ſich reterir im ſchlömmſten Fall wohl zu
den Frauwen.

Der Scholz iis ſchon mehn reſolvirt un ſpricht: „Daos wärn
ju fealtſen Moden!
Nüſcht dao! de Meenſchenfreaſſereei di iis in unſern Lann verboten.
Es giet hie netemao mehn well Thier. Nuir Würmer freaßen
in Grao de Todten.
Me freßt beei uns kei Meenſchen net un netemao of den
temmerſchen Boden.“ —

Kriſch embert: „Maog's verboten ſei, ſo bi allwi der Hannel
ſteht,
Konnt een den Muiren nüſcht gethu, ſo lang e noch Kenn gefreaßen het.

Un bann e Enn of der Hernuirt freßt odder of den temmerſchen Boden
Dao muß daos ütteröhſch Gericht reacht ſchön dervoon bli mit Pfoten.

„Fräß nun der Muir hütt dao zer Steall den Herrn Schriber vom thealſchen Gericht,
So giengk üch daos nüſcht un; es gehürt ins herrnürtſch Scholzen Amt und Pflicht.
Geſcheuter es doch minnerſeel es wehrt ſich jeder ſinner Huit,
Un der Herr Schriber dao erhelt ſi Laben ſich un ſinner Bruit.“ —

Der Scholz zum Schriber: „Ich muß jao, daoß mei daos Deeingk im Koopf erömgeht.
Me kun doch werrlich net gewart, bis daoß e Enn gefreaßen het.
Me wonn mit den Herrn Richter ſchwatz un ſeatzen en Bericht ins Werk,
Dear morn uns Amt in Iſenach geht un uns Amt af Tennebergk.“ —

Keei Meenſch iis froher als der Schriber, daoß e ins Thaol kömmt mit Manier.
Hea deankt: Der Scholz mütt ün beſchötz, bann un ün wöll daos bös ſchwarz Thier
Dröm ſeein ſe au des Weagks ball eins un nahmen Aobſchied von Dörtlieſen,
Un dröcken ſich zeſummen aob ſacht durchs Gereſſen un übber de Wieſen.

Amball der Muir un Schickenkrieſch gen au fort un der Bermig ehenger.
Es wichen wiit de Lüüt zeröck, als giengk dao mit ſin Kneacht der Schenger.

Doch laouſen ſe naochen hengerdriin un farrn öm ſe eröm de
Schwermer.
A höbliger Haouſen kömmt geſchnaotert bi Schneegeens oben
of den Bermer.

Der Muir fährt munchmao bi a Hoind eniin un of a Meagen los,
Packt ſe un Arm, ſperrt d's Muil wiit uff, ſchnarrcht ſchlömm
un macht de Zehn all blos.
Dao thunn ſe Stürzer un riſſen uis un gillen als ſtäckten ſe
un en Spies,
Als heatten ſe allmitenanner ſchon in Armen un Benn en
ſchlömmen Bies.

Of den Bermer gitt's widder en fräſchen Lerm. „Geu Lüüt,
der Meenſchenfreaſſer kömmt!
Hütt freßt e den thealſchen Schriber hütt, e hets geſungen gaanz
beſtömmt.
Dear freßt uns all mitnanner noch!“ So riſſen de Wiber nuf
de Müller,
Un farrn bi Hommel all eröm un thunn all meenſchenmüglich
Giller.

Nun woir daos Scholzenkeeind Dörtlies an of den Bermer
miit gezojen
Un oben hatt er Schickenkriſch a poir klei Wuirt ins Uihr geſujen.
Dao ſchlech ſe fort ſich in den Waald, amball der Muir woir
heangerhear,
Doch of en annern Fleack eniin, daos ſaohk uis bi von ungefeahr.

Doch henger drin von Baum ze Baum ſacht ſchlechen ſich
a poir rühler Jongen,
Die kumen of einmao us den Wall, als bürnten en de Käpf,
geſprongen.

„Der Muir freßt dört baos Scholzenmeagen! Een Lüüt! Een Lüüt, me hunns geſehn.
Hea het er d's Muil ſchon aobgefreaßen; ſe iis ſchon todt un gifft net mehn.“

Daos giet en Uſſtaand un e Gekrehl, a Gefluch, a Gegill un a Wibergezeter.
„Der bös Ritt ſao den Racker erſtoß! Dan verfluchten ſchwarzen Schwinstrompeter!
Dan wonn me fang, dan wonn me beer un ſpies on ſin eignen Deagen.
A Böſſelstüten ſao e freaß, aobber kei rühler Scholzenmeagen.“

De Schötzen wonn mit den Büſſen fort; de Wiber kriſchen: „Vu iis der Hoind?“
Dao kömmt Dörtlieſchchen us den Wall getraten fröſch un kerngeſoind.
„Je, Schwerrnothsmeagen, baos iis an baos? Het dich an net gefreaßen der Muir?“
Se meckert: „Ich dächt baos mich beß! Hea het me a Stöckchen geblaoſen nuir.“

„Don!“ rüfft a Frau, „ich ſeh de's nun, hea het dich doch erömgezeartt,
Un öm de Goſchen biſt de ſchwarz; ich glei der Kerl het abgefärt.
Odder e het us der Trompeten dich ſchwarz bi Kiehnrauch ungeblaoſen;
De biſt je au un Backen ſchwarz, un un der Stirn un un der Naoſen.“

Nun gilt's a groß Geleachter ſchier. „Baos gelt de Weatt, dan Meenſchenfreaſſer
Si Sach un baos drömmerommer hengt, baos kennt baos li Dörtlieſchchen beaſſer.“

Daos Meagen würd nun ſchlömm genizt; ſe macht ſich aobber goir nüſcht druis,
Un iis, bann an ſchwarz in Geſicht, doch luſtig bi in Speak a Muis.

---

### Dretter un leazter Riet.

## De Meenſchenfreaſſerei.

Der Gerichtsſchriber un der Scholz genn in der heilgeſteiner Heacken
Un ſchwatzen bi ſe die kitzlich Sach zegliich wonn faß un allen Eacken.
Der Scholz ſpricht: „Laott mich nuir gewenhr! Jch fang en un im Narrnskoben
Beei üch im Thaol iis die Kanaljen für Joihr un Taogk gut ufgehoben.“

Un bi ſen dao ſin Roppetiet vertrie wonn, daos belachen ſe juſt,
Dao hürn ſe immet henger ſich, dear bi a loſer Fittich huſt.
Se brenn ſich öm. „Schock Peſteleenz! Der Luidermuir! Der Schengerſchknoachen!“
So rüfft der Scholz un thüt en Saoz un het ſich fix im Wall verkroachen,

Un rißt nis daos de Bein nuir konn un lätt de Schriberſeel in Stich.
Der arm Mun kun net henger drin; es würd en goir ze wonnerlich.
Hea iis ze feeiſt un in de Bein iis ün gefarrn der grüßlich Schreacken
Dao ſteht e nun mit dan ſchwarzen Kerl allein in der heilgeſteiner Heacken.

Mit jeden Schriet, dan thüt der Muir, wird den guten Schriber ze kurz der Aothem.
Für den Auwen würd's en grün un gaal, es werrn en au ze kurz de Waoden.
Saalztroacken iis en daos Gefreeß, im Nachen ſteackt's en bi a Pflook,
Un obendriin beei ſinner Angſt ſtößt en goir jämmerlich der Book.

Der arm Mun het den Tod in Li; hea mögt a Vaoterunſer gebaot,
Es fellt en aobber kei Würtchen iin, un thüür iis für iin guter Naoth.
Es iis en als ſpürt e ſchon in Li de Klengen von dan langen Meaſſer,
Un in der Aanken ſchon den Zuhn von dan verfluchten Meenſchenfreaſſer.

Der Muir föhrt in de Schleppen. Der Thealſch: „Hilf Gott! Hea hollt daos Inſtrement,
Bumiet e mei mit Stiich un Schniet de arm Seel us den Dermen trennt.“ —
Der ſchwarz Kerl brengt a Deiſen eruis un preſentirt ſin Schnupftewaok
Der Thealſch: „Hea wie mich earſcht betüüb, naochen krie ich of den Koopf en Schlaogk.“

Hea ſpricht: „Herr Mohr, ich bitt' Euch ſchön, macht mir nicht abgeſchmackte Sachen!
Ich will Euch zur Verſtändigung den allerbeſten Vorſchlag machen.
Mein Fleiſch iſt doch ſchon alt und zäh; was wär' denn daran noch zu ſchmecken?
Auch leid ich ſehr am Podagra und würd Euch jedenfalls anſtecken.

„Doch ein paar Schweine fett und zart hab' ich Neujahr ins Haus geſchlachtet.
Ich weiß, daß Ihr Appetit bekommt, wenn Ihr den rothen Speck betrachtet.
Glaubt mir, die Hälfte iſt noch da von Schinken, Speck und großen Würſten.
Die Backenſchinken namentlich, bei Gott! das iſt ein Mahl für Fürſten."

„Nehmt an, mein Freund, den ganzen Reſt! Ich bitt' Euch thut die Liebe mir!
Und morgen Vormittags noch laß ich ſchlachten meinen fetten Stier.
Auch davon geb' ich Euch ſogleich ein Vorder- und ein Hintertheil
Ich ſchwör' Euch zu, es wäre mir nicht um ein Mantel Thaler feil." —

Wi e ſo ſchwatzt, kömmt Schickenkriſch gerounen bi a flüchtig Reh
Un rüfft von wiiten: „Gott ſeei Daunk, daoß ich üch nooch un Laben ſeh!
Daoß henger üch hear der Racker wör, erfuihr ich in der Ongermöllen.
Daoß ich a Unglöck wöll verhüt biin ich gejcackert bi a Föllen." —

„Ich hab' ein gut Gebot gethan, daß mich der Herr in Frieden läßt.
Ich bitt Euch, ſagt's ihm noch einmal und macht ihm Alles klar aufs beſt'.
Und legt bei Euerm braven Freund ein gutes Wörtchen für mich ein.
Ich ſchwör' Euch hoch und theuer zu: es ſoll nicht Euer Schaden ſein." —

Se ſchwatzen's nooch emao duirch. Die Zween kaoſmaotſchen lang nooch hear un hin.
Naochen Kriſch zum Schriber: „Hea nimmt's un, doch leeit en Meenſchenfleiſch im Senn.
Dao meint e zu den Schwiin un Stier ſollt een nooch ener Brüttchen lea.
Het e die dreei Stöck Fleiſch von üch, naochen wie e ſich zefrieden gea."

Der Schriber ſpricht: „Es mag drum ſein; ich will ihm auch das Mädchen laſſen.
Nur ſoll mit meinem Fleiſch und Blut er fernerhin ſich nicht befaſſen." —
Hea helt de Haand hin, un der Muir ſchlät iin, der Hannel woir net ſchwer.
Nun genn ſe of den Heilgenſtein; es dürſchert ſe all dreei goir ſehr. — —

Es woir um leatzten Kirmeßtaogk a Meenſchenwirrwarr önger der Lengen,
Daoß bear nooch kum — un 's kumen er vill — zum Stenn kei Pleatzchen wooſt ze fengen.
De Schötzen un de Kirmeßburſch, ühr Frauwen un Meagen un ühr Keng
Stenn vorn un ſpearrn de Müller nuf un warten of de nearſchen Deng.

Fürm Elephanten iis a Gerüſt hart un den Fenſtern ufgeſchlugen.
E großer Braotſpies un klei Hoalz würd us den Huis enufgetrugen.

Un önger den Lüüten iis e Gefree: „Es an nnir woihr? Es an nnir woihr?“
Un Anner embern: „Freeilich es! Hea freßt hütt Enn mit Huit un Hoir.“

De Spiellüüt ſpielen tüchtig unf. Nun hockert of d's Gerüſt a Mun,
Dear iis ſo feciſt un iis an geraod bi der Gerichtsſchriber ungethun.
Hea betrapicht ſich of den Töſch daos Biel un daos geſchleſſen Metzgerſchmeaſſer,
Un ſpricht e heatt goir grüßlich Angſt für den verfluchten Meenſchenfreaſſer.

Es duirt net lang dao kömmt der Muir gerounen in ſinn rothen Rook
Un macht Seatz öm den Decken eröm bi a vergnügter Heppelbook.
Naochen fengt e Hennel miet en nun, un bißt ſich miet en druf un driin,
Un giet en a Wutſchen of de Platten un giikt en endlich bi a Schwiin.

A Knoattentuch würd druf gedaockt; ſo leeit e hengen un der Waand.
Der Muir nimmt Zonner, Staohl un Stein un ſeatzt daos Riiſig fix in Braand.
Un ſchleappt den todten Mun embeei un hackt en mit den Meetzgerſchbiel
A Bein eraob, ſteackt's un den Spies, als wör daos nuir a Kengerſpiel.

Nun bröllen aobber los de Lüüt, ſe lachen ſich en Bockel
ſchier.
Daos Bein om groſzen Braotſpies iis a Hengerviertel vom
thealſchen Stier.
Der Schickenkriſch dreht öm den Spies (den Schriber hatt e
earſcht gemaoicht),
Derwie der Muir den todten Kerl ins Klein mit Biel un Meaſſer
ſchlaoicht.

Waos thunn ſe of den Platz für Gill, als e ſo unſſchnitt den
todten Mun
Un hollt vill Würſcht un Speak eruis un Scheeinken un a ge-
braoten Huhn.
Doch net allein ſo köſtlich Fleiſch, an gut Blut het daos
Meenſchenthier.
Es kömmt us ſinner Huit eruis mehn als a Dotzt Krü
Doppelbier.

Un als der Muir nun het zerlaat den feeinſten Schriber us
den Thaol,
Dao iis daos gaanz Gerüſt bedaockt mit guten Beſſen reacht
zer Waohl.
Hea ſchnitt nun aob un lät ſich's ſchmeack; derwie iis an der
Braoten goir,
Un nun trangſchirn ſe alle zwea, der luſtig Muir un der
Huſoir.

Es ſeein vier Muſekantenkuir, die ſpielen all ühr ſchönſten
Stöcker.
Of den Platz un in den Hüſſern ſchallt a Jubelgeleachter un
a Gemecker.

ins Thal, die andern aber vergnügt über die zehn blanken Silberſtücke heim gegangen. Schönjöck zeigte mir das Geld. Ich gönnte es ihm; denn er vertrank es doch bei mir.

Die Kerle gruben nun alle Nächte wie Taglöhner; der Schutt mußte aber bei Seite geſchafft werden. Das machte viel Arbeit; denn man durfte ja am Tage nichts ſehen. Endlich hatten ſie die Thüre wieder gewonnen und ſie aufgemacht, und waren auf eine verfallene Treppe gelangt. Eh dieſe aufgeräumt war, gingen auch einige Nächte hin; endlich kamen ſie an eine zweite Thüre. Wäre die auch aufgebrochen, ſo ſei man in dem Gewölbe, wo die Schätze ſich befinden müßten, ſagten die Mönche nach Schönjöcks Bericht; denn ich bin blos einmal eine halbe Stunde dabei geweſen, da wurde mir's aber in dem alten verfallenen Kloſterhof in der finſtern von einer Laterne ſpärlich erleuchteten Nacht angſt und bange, und ich lief wieder heim. Was brauchte ich auch dabei zu ſein; ſie hatten mir ja meinen Antheil ohnedies verſprochen. Nur noch eine Nacht war zu arbeiten und in der folgenden ſollte das große Glück aus der Erde ſteigen. Schönjöck hatte ſeine Frau ſchon ein Paar Nächte mitgenommen, damit ſie, während die Männer hackten und ſchaufelten und die Erde fortſchafften, die Laterne halten ſollte. Nun mußte ſich's aber unglücklicher Weiſe fügen, daß in dieſer letzten Nacht, welche der Hebung des Schatzes voranging, unſer Hirt von einer weiten Fußwanderung, ich glaube in die Behringsdörfer, die er noch nach dem Eintreiben ſeines Viehs gemacht, um Mitternacht heimkehrte, und ſehr durſtig war. Er ſchickt alſo ſeine Frau an den Klo-

Se merken all baos nun würd komm. Dao gitts für Jeden ze Eaſſen un Treeinken
Us den Gaoſthof kommen groß Schöſſel vill voll Braotwürſcht, Reppchen, Braoten un Scheeinken.

Es kommen an Feaſſer voll Doppelbier, un jeden ſteackt a blanker Huhn,
Der Schickenkriſch rüfft: „Nun ſeeid emao ſtell, een Lüüt!“ un fengt ze ſpreachen un.
„Een Lüüt, vom Meenſchenfreaſſer ſeeid een all goir höflich iingelaoden,
Mit ün ze freaſſen baos dao giet gebacken geſooten un gebraoten.

„Au konnte geſuff ſo vill e wollt; 's geht alles us ſinner großen Schleppen.
Hea het ar nooch fröſch Meenſchenfleiſch, es ſtammt von ſinner eignen Reppen.
Daos aobber wie e für ſich behall, doch wie es herzlich gern üch wiis.
Nuir wie e ſich a wengk earſcht wäſch, naochen kömmt e gleeich mit ſinner Dörtlies.“

Nun widder Muſik, Gegill un Gelerm un an Geriß, Geſtoß Geſchmiß. —
„Stell!“ Alles gloazt hin of d's Gerüſt. „Herr Jeſes! Guckt! der Muir iis wiß.
Dao ſteht e in ſinn rothen Rook de Scholzen Dörtlies un der Haand
Un in der annern de Trompeten un ſpricht der Lengen zugewaandt:

„Een rühler Lüüt, ich grüß üch ſchön! Es het von üch erkaant mich Kenner,
Daos woir me aobber aben reacht. Ich biin ju Fillenhauſen Klenner
Als Eſelstriber für en poir Jarrn dao kaant in der Ruhl mich werrlich Jeder.
Nun aobber biin ich, bi een ſett, a künneklich preenſcher Staobstrompeter.

„Dört ſteht a Mun, den daank ich vill, den braoven Scholzen, miun Herrn Paothen.
Een ſett, daos een net haott woll glei, der Luiderjong iis doch geraothen.
Un iis e au kei Schriber worn, ſo wuir e dooch a Staobstrompeter,
Un freßt e au de Scholzen net, ühr Meagen freßt, der Schockſchwernöther.“

„Ich hun me en Kirmeßſpaos gemaoicht un e iis werrlich gut gelongen.
A Meenſchenfreaſſer biin ich au geraod ſo bi de annern Jongen.
Alle Taogk wie ich mi Dörtlies freaß für ittel Lie un unaobwendig,
Un mach ich ſe ibeſt todt derbeei, ſo mach ich ſe ümmer widder labendig.

„Dörtlieſchchen würd nun ball mi Frau; zer Hotzek ſeeid e iingelaoden.
Der Herr Schriber vom thealſchen Gericht der het ſe me förmlich aobgetraoten.

Hütt ſeeid mi Geeſt un laott üch ſchmeack de Spiiſen all von Schwiin un Stier.
Vom thealſchen Schriber iis daos Fleiſch, von Welmchen iis daos Doppelbier.

„Nun ſoatt e au von minner Konſt munch neeu un preachtig Stöckchen hür.
Ich wie mit der Trompeten üch amball ins preeußiſch Laoger führ.
Grifft zu! derwie een eaßt un treeinkt wie ich en Marſch zum Ungrief blaos.
Doch nahm earſcht Jeder daos e kriet en Deckelkrugk, a Kann, a Glaos!

„Paßt uuf! Voll rühler Doppelbier vom Zapfen iis mi Kartelsglaos.
Hoch laa für ümmer unſe Ruhl, für ümmer an der rühler Spaos!"
Hea treeinkt un bläſ't den ſchönſten Tuſch; daos iis a rühler luſtig Klengen!
Un alle Meenſchen ruffen Hoch! die treeinken un jubeln önger der Lengen.

„Jis daos a Luider, a Raobenaos, a Leih, dear Fillenhanſenwelm
De gaanz Ruhl het e ungeführt bi ſo a reachter rühler Schelm."
So ſpreachen de Menner un treeinken braov. — „Dear klei ſchwarzköäpſig Eſelstriber,
Dear het den Tüfel ſeh barbes laouf!" ſo ſpreachen un treeinken un gillen de Wiber.

Se haun au mit den Zehnen iin un konnen's ohne Gaobel
un Meaſſer.
Baos liit un laat, baos eßt un treeinkt, daos iis für hütt a
Meenſchenfreaſſer.
Un ümmer luſt'ger würd daos Voolk; baos thun ſe net für
Leach un Giller!
Un Welmchen bläſ't den Deaſſauer Marſch un macht de allerſchönſten Triller.

Vertilgt iis ball des Schribers Schwiin, gefreaſſen iis des
Schribers Stier
Un noch a Schook Braotwürſcht derzu. Doch fort un fort gitt's
Doppelbier.
Zum Taanz bläſ't Welm, es fallen iin de Spiellüt, de der
Reihn ungeht.
Mit ſinner Dörtlies Welm fürnun, un henger hear baos Bein
mir het.

Juchhe! Juchhe! baos liit un laat, daos dreht ſich luſtig öm
de Lengen.
Un ſo a rühler Kirmeßluſt iis of der Wealt net mehn ze
fengen.
Juchhe! Juchhe! Daos höpft un ſprengt, daos treeinkt un jubelt
ümmer beaſſer.
Vivat de Kirmeß in der Ruhl! Vivat de rühler Meenſchenfreaſſer!

# De gewonnen Gaans.

Es is a Fleack naoch Michelstaogk' und goir a preachtig Water hütt,
Sunnaobben-Naochmittaogk' noch ball, es het noch net Healljaobbed gelütt.
Der Giller wirft de Fillen hin un brommt: „Kenn Strüich mehn! Schockſchwerrnoth!
Vaos earbt me ſich de Woachen aob un het ömeng kaum d's troacken Brot!“

„Nüüm uf, Hanjürr! ich hunſen ſaot; es het mich net a beschen Nied;
Of a hösch hart gebraoten Gaans, a ſeeiſte, heatt ich Aoppetiet.
Verzwaozel möögt ich, daoß ich net diſſen Aobbed hun a knorplich Pfäöpf,
Den Birzel un d's Gefölls, daoß ich emao den Wanſt könn ufgeknöpf.“ —

Der Jong thüt Humer un Zangen eweagk un macht de Werſcht zum Sonntig hösch.
„Ich wollt ich wöößt a Gaans, ich hoolt ſe; es ſöll mich werrlich kenner derwösch!“ —
„Dao ſetzen's!“ lacht der Meiſter höhnſch, „un warten of dich, Krötekull,
Bill beaſſer keſt de hütt dehein dinner Motter in de Kaas gebull.“ —

Daos geht Hanjürrn un d' Ambition. — Der Giller ſchubbt d's Fenſter uf
Un wie ſin ſtarken Aoppetiet un Earger of der Gaß verſchnuf,

Dao kömmt a Steimicher ongen eruf, der Maolſchen-Decken-
-Hantebies,
Daan me in Steimich un in der Ruhl nuir d's ſteimicher
Brommiſen hies.

Brommiſen het e meeiſt gemaoigt, un kei Meenſch maoigt de
Denger beaſſer,
Un daovon het der Mun den Numen, aobber a maoigt an
Schaollenmeaſſer.
He earbt d's gaanz Joihr in de Ruhl, un Bearentines un der
Bröcken,
Der Hannelsmun, der gaob en gern ſo vill e woll un konn
ze ſchecken.

Der Steimicher hatt en höſchen Verdienſt, woir flißig un a
gemaoigter Mun,
Hea hatt a Huis mit er Laiben drof un en Staol un an en
Garten drun.
Hea hatt ſi Kuh un ſi zwu Geeis un ſchlaoicht im Herbeſt ſich
ſi Schwiin.
Un eappes Tücht'ges mietgebraoigt het an ſi li Frau Kaotterin.

Ein Schmearwanſt thüt e vill zu gut, zemaol goir gern beei
annern Lüüten,
Wu's ün nüſcht koſt als „großen Daonk!“ un höchſtens a klei
Wöffelstüten.
Wann e ſi Beinchen mit Manier kun önger en frömmen Tööſch
geſteack,
Of dan a Reppenbraoten ſteht, dao lätt ſich's Hant'bies preachtig
ſchmeack.

Der Giller is a armer Schelm, aobber a pföſſig Luider un durchtreben,
Un daos e für ſich uisgeheackt, daos het es ſich henger d's Uihr geſchreben.
De Earbet wie en goir net ſchmeack, ſuſt aobber thüt's a guter Beſſen,
Un für en Haoſen obder a Gaans heatt e den Pfärrner ſealberſch bereſſen. —

Hea is a aller Jonggeſeall, de Naobberſchfrau koacht en ſe Eaſſen.
Saldaot earſcht, naochen Defenſiöner, het e daodrübber d's Freein vergeaſſen.
Hea weeiß um beaſten, daoß net graod ſich zieh lätt ſo a krommer Roſt.
Hea kun ſich ſealberſcht kaum dernehr, un Frau un Keng wärn en zer Laoſt. —

„Gutten Taogk, Herr Vetter Hantebies! De biſt je quatſchlich hengen un vorn,
Un heſt de laoß a Zöäpſchen waoß, de biſt wohl ibeſt Scholz geworn?
Vuhear? Vuhin? — Errin, all Kötz! De derffſt me net verrüber geh.
De mußt mit mei ins Tubenhuis un mußt mi Realgenſchliſſen ſeh.

„Dao ſteht a Zibbelkuchcheneacken von hütt Mittaogk un a Schluck Annies.
Naochen treeinken me a Kann Doppelbier. Vaos meinſt de, Vetter Hantebies?“ —
Daos woir d's Getäſſels goir ze vill für Maolſchen-Decken-Hantebieſen,
Un in de rühler Fallen eniin giengk richtig d's ſteimiger Brommiſen.

„Ich hun hütt aobgeliefert, Klaos, un kun mich net lang uſgehall.
Of de poir Schneber, die ich breng, wart bi of d's Krißkennchen
mi All.
Se täſſelt mich hütt un het me ze Ehrn dieſſen Morgen früh
a Gaans geſchlaoicht,
Die würd gebraoten, komm ich hein.“ — „Is ſe feeiſt?“ — „Es
is a Praoicht!“

„Ich braot ſe ſealberſcht; bi mei's reacht, ſo kunn me's witterſch
kei Meenſch gemach,
So hart un bruin der Birzel, de Pfäöpf, dao muß d's Hearz
in Li en lach,
Wie ich ſe nun beei Ziit noch freaß, dao derf ich net kurz mach
de Schriet,
Un deenk ich un de knorplich Pfäöpf, krie ich allwie ſchon
Aoppetiet.“

Der Jong guckt ſchoirf den Meiſter un. Der Giller nickt.
Der Jong ennis
Un deenkt: „Der ſteimcher Büzel kum gottlob zer reachten Ziet
ins Huis.“
Nimmt a geatlich Seackchen öngern Arm un föhrt bi a Naoz
ennis der Thür,
Der Gaß enuf, den Duirf ennis, als heatt e of den Scheadel Füür.

Der Giller ſpricht: „A jong feeiſt Gaans, die hun ich diſſen
Aobbed au.
Se iis noch net im Huis, geraod hollt ſe im Duirf mi Naobberſchfrau.
Dao keſt d'es werrlich neger gehao un bruchſt net earſcht dich
aobzelaouſen.
De brätſt me aben ſo ſchön mi Gaans, un freßt naochen miet
von minner Naouſen.

„Un thüſt me en reachten G'fallen demiet, bann de me fertig machſt den Braoten.
Annlies kun net zereacht miet komm un brengt mich allemao ze Schaoden. —
Me genn allwie a Stonn zum Bier, paorraot macht Alles derwie Annlies,
Naochen bann me den Durſcht awengk geläöſcht, dao brätſt de de Gaans naoch dinner Wiis.

„Un brätſt de hütt mi Gaans reacht ſchön, naochen keſt de dike morn gebraot.
Diſſen Aobbed aobber freſzt de dich mit Wohlluſt earſt on minner ſaot.
Naochen keſt de ümmer noch heimgegeh, de geſt net lenger als a Stonn.
So Kerl bi don un ich die laoufen, bann's gelt, noach bi de Meetzkerſchhonn."

D's Brommiſen deenkt: „Daos is me reacht! Bi dear dao pfüfft, ſo wie ich taanz.
Hütt fraſz ich a Viertel von ſinner Gaans, naochen hun ich mine morn nooch gaanz." —
Nun treeinken ſe „earſcht en Braondewiin un naochen genn ſe zum Doppelbier.
Geſoffen hunn ſe eh e Stonn vergangen dreei Kann obder vier.

Der Giller ſpricht: „He, Hautebies, Brommiſen, laoſz de eappes ſao!
De heſt de Schleppen hütt voll Muns, un ich wie werrlich nüſcht d'voon hao.

Aobber baos reacht un bellig is, daos deenk ich, Schippel, lücht de iin.
Ich ga de Gaans, bi ſich's verſchtebt un don giſt Bier un Braondewiin."

Der Steimcher embert: „Guckſte, Klaos, bann de ſo ſchwatzt un vernünftig biſt,
Dao thüt me werrlich Alles gern, bann de en aobber unführſt un belüßt,
Bi ſo di Oirt is, ſiſte, Garſcht, dao mögt me gliich de Kreenk gekrie.
Ich hatt munchmao a Wuth of dich, ich heatt de moigt of den Bockel geſtie."

Der Giller lacht: „De biſt a Kötz! Es iis je nüſcht als Narrebeei.
Baos macht m'an übber ſo en Spaos glüch a klamberrlich Kengsgeſchreei!
De mußt mich widder unführ, Kerl! De heſt je an kei Stroh in Heit.
Daos iis je earſcht a reachter Spaos, daoß Enner thüt den Annern B'ſcheid.

„Me wonn en Packt zeſummen mach; me wonn de Sach gliich hütt probier.
Daoß jeder ſao ſi Müglichſt thu, daoß e den Annern kunn ungeſchmier.
Un bear ſich lätt „of den Geensdreak führ un iis a wengk zu Schaoden gekommen,
Dear het a feeiſt Gaans verſpielt, die eaßen me allemao zeſummen." —

ſterbrunnen, um ihm noch einen Krug des wohlſchmeckenden Waſſers zu holen. Nun wiſſen Sie, Herr Oberförſter, der klare ſchöne Born ſpringt auf dem äußern Kloſterhof an der Mauer, gleich bei der Thüre; wenn man von da um die nach dem Waſſer gelegene Ecke des alten morſchen Hauſes geht, ſo kommt man an die hintere Seite, da ſieht's wüſt aus. Sonſt haben da noch Gebäude geſtanden, ſind aber eingefallen und nun liegen die Steine umher; die Hofmauer iſt auch in ſchlechtem Zuſtand und man kann unten und oben in den Hof hineinſehen und ſteigen nach Belieben. Indem nun die Frau in jener Nacht eben ihren Krug füllt, hört ſie da hinten herum ein dumpfes Pochen und Schlagen; ſie horcht und geht endlich dem Schalle nach. An die Ecke gekommen, ſieht ſie Lichtſchimmer aus dem Hof in das verſtreute wüſte Geſtein fallen; die Neugierde überwiegt und beſiegt die Furcht; ſie ſchleicht erſt auf den Zehen, dann auf allen Vieren durch die Steine, legt ſich auf den Bauch und lugt durch die Spalten in die Kloſterflur. Da ſieht denn das Bieſt die ganze Beſcheerung und erkennt auch gleich die handthierenden Perſonen. Wie das Donnerwetter iſt ſie daheim und vergißt ſogar den Krug auf dem Brunnentroge, berichtet ihrem Manne athemlos, was ſie geſehen, und der macht ſich theils aus großer Neugierde, theils aus Unglauben, trotz ſeiner großen Müdigkeit auf, ſchleppt ſich auf den Kloſterhof und ſieht die ganze Geſchichte mit an. Statt am andern Morgen die Kühe auszutreiben, geht der verfluchte Kerl nach Eiſenach, und zeigt die Sache dem Amte an, denn der Eſel

„Daos iis me reacht!“ ſpricht Hantebies, „ich wie de ſchon en Puſſen mach,
Un Schniet, daodrübber ſonn morn früh de Flöh all of der Höpfgaß lach.“ —
„Mach nuir! ich wie mich ſealberſcht frä, bann de me a Scheallen ungeheenkt,
Un die me ümmer allſilat un an im Himmel nooch gedeenkt.“ —

Nun ſuffen de Kerl ins Doppelbier als heatt's of ſü allein gewart.
Nooch Anner ſeatzen ſich derzu un an a Schaofskoopf würd gekart.
De Schleppen würd den Steimcher licht, der Scheadel aobber würd n ſchwer.
Eh widder a Stonn vergangen iis, iis d's Heit voll und de Schloppen leer.

Hanjürr der Jong ſteht un der Thür un het den Meiſter zugewonnken.
„Allongs nun, Vetter Hantebies, de Karten fort un uisgetrounken!
Deheim wart ſchon de Gaans of dich, die iis ſo feeiſt es iis a Staot,
Un ſao ſe naoch din Schnaobel ſeei, de weeißt, ſo mußt ſe ſealberſcht braot.“ —

D's Brommiſen gloatzt un iis verſchnupft als wör e für den Koopf geſchoſſen
Un denkt: „Die rühler Schengerſchhonn, de Luider hunn mich doch begoſſen.
Baos helft's! zum Tüfel iis mi Geald, dao wie ich deaſtermehn nun freaß
Un wie den Giller en Puſſen ſpiel, ſilat ſao e dun net vergeaß.“ —

Der Steimcher borrt ſich earſcht beeim Wirth zer Bierſchold
noech a gaanz Decktonn.
„Se hunn mich je gaanz nisgeplöngert die gottverfluchten
temmerſchen Honn.
Nun paßt ſchon ſeeit zwu Stonn mi All un ſpannt of mi
gelöſten Pfenn.
Die wie ühr zwenzig Göllen hao un ich — der bös ſeal! —
breng er kenn.“ —

Der Giller führt ſin Tööſchgaoſt hein; dao iis ſchon Alles in
guten Stann,
Im Kachelofen bürnt daos Füür, de Gaans leeit fertig in der
Pfann.
Buirſchdörfer Eapfel ſteacken drenn un Bibes iis an net geſpöirt.
Der Steimcher ſchmoinzelt: „So es reacht! Een haott's gemaoicht
daos iis a Oirt!

„A Gaans bi mine graod ſo feeiſt; daos iis ju werrlich un
Gott a Staot!
Un daos iis ſchon a Spaos für mich, daoß ich daos Laobſaol
kun gebraot.
Nun latt me Hoalz un Rieſig hear, un gett me a wengk us
der Wea.
Ich muß mich hütt zeſummen nahm, daoß ich an Ehr kun
iingelan.“ —

Der Giller of de Laiden geht un rüfft emball enuf den Jongen.
„I du ſchwerrnothſer Kröbelskoopf, de biſt je bi a Hirz geſprongen.
Nun ſaogk me gliich bi ſingſtes un, daoß de de Gaans ſo fix
erbütt.
De heſt me en reachten Spoos gemaoicht, lang hatt ich kei ſo
Frä bi hütt.“ —

„Bi a Rupſen un Gletſchen,“ embert der Jong, „woir ich den Huis un den Duirf ennis
Un ronn der allen Ruhl enuf ſchier ſchärfer als a Rattennis,
Un Seatzer thet ich der Glaosbich enaob, daoß ich ſchön of de Naoſen fiel.
Ich hun noch lang kei Stoun gebrucht, aobber es woir mi Ehr in Spiel.

„Un der Wallfoihrt, villicht neachten earſcht von'n Jeager erſchoaſſen, loag a Katz.
Ich ſugk: Dich kun ich graod gebruch, komm in min Saok eriin, mi Schatz!
Nun widder fort! Ich nuhm me net de Ziet, daoß ich mich unir verſchnof.
So kum ich werrlich ball genung of Meiſter Hantebieſens Hof.

„Ich bleeinzelt a wengk zum Fenſter eniin, dao ſchob de Frau de Gaans geraod
In de Kachel un ſugk zu den Kengen: ſo! bann e kömmt, dao kun e ſe glich gebraot.
Ich in de Stubben mit en Saotz: Frau, in der Ruhl woir eener Mun
Mit Annern hütt zum Doppelbier un het des Guten zu vill gethun.

„Naochen ſoff e mit den Rühlern nooch mehn als a Kartel Braondewiin,
Dao ſollt ich en naoch Steimich führ, doch woire benuidelt bi a Schwiin,
Un in der Glaosbich ſchmeeß e öm un ſchlief un ſchnarcht gliich bi a Bear,
Doch ſugk e earſcht: ſaogk's minner Frau, ſe ſao ſich eruf zu me ſchear.

„Een mutt en holl, dan armen Mun, e könnt üch werrlich ſuſt erfrier.
Gett d'wi fürnis, ich komm gleeich naoch; me wonnen naochen zeſummen führ.
Ich hun noch eappes ze ſchecken hie. — Macht hin un laott en net lang leei.
Es duirt net a poir Anwenzweeinz dao bin ich fertig un widder derbeei.

„De Frau maoigt Gloatzen bi Kotſchenreder un gillt un ſchriet, krakehlt un broll:
Daos Naobenaos! Der Schengerſchhoind! Un ronn den Duirf ennis bi toll. —
Nun warn de Keng noch in der Stubben, dao ſugk`ich: dao ongen taanzt a Bear
Miet en Caffchen in er rothen Montuir. Furt warn ſe bi nisgelaoſſen Schmear.

„Ich fix de Gaans us der Kachel ernis! de Katz in de Pſann! In de Kachel dermiet!
De Gaans in den Saok! Baos giſte baos heſte den Berr enuf ſo in enner Riet!
Ball woir ich beei der Frau; ſe freet: bröm läoufſt au nuir ſo mörderlich? —
Ich hun noch vill ze ſchecken hütt; 's würd Naoicht. Se warten dehein of mich.

„Baos heſt au in din Saok?“ — „A todt klei Wannerdeeingk; drom laouf ich aben.
Me mußen's diſſen Aobbed noch begrao. Gott ſcheenk en d's ewig Laben!

Kommt geſoind hein, gut Frau Meiſterſchen! Schlaoſt wohl! Lat wohl! Ich wie fürun.
Un daoß een hengerhear ball kommt, daos ſao ins Uihr ich eeuern Mun.

„Se ꝛtert lang nooch henger me; ich aobber tummelt mich un ronn
Un hun den Weagk zeröck gemaoigt in noch net gaanz dreeiviertel Stonn.
De Eapfel un den Bibes hun ich us der Pfann an mietgebraoigt.“ —
„Don ſoll an naochen en Fittich krie; de heſt di Sachen gut gemaoigt.“ —

D'ſ Brommiſen brät den Gaans ſchön bruin, kei Köchenmeiſter könn'ſ ſo ſchön.
Nooch iis ün keine ſo geraothen; e het noch keine ſo geſehn.
Hea ſchmoinzelt munchmao miet der Gaans un kratz ſich widder in der Nanken.
Ball läöuft en d'ſ Muil voll Waſſer, ball ſchmißt e ſich eröm mit ſin Gedaanken.

„Daos weeiß de beaſte Ketſchen net, ich kreet noch nüſcht devoon eweagk,
Baos für en Tuck meei Klaos wie thu; ich wie mich henger den Jongen ſteack;
Dan krie ich of mi Sitten ſchon, der Lömmel iis bi Stroh ſo domm.
Ich wie mich reacht geteſen ſteall un wie en ſchon on de Hörner komm.“

„Hanjürr, de krieſt a hall Decktonn, paß uf, du Leich, un ſaogk me's un,
Wu haott au, als e de Gaans geſchlaoicht, daos Geensgerappel hiſtgethun?"
Der Joug verſteht gleeich baos e wie un macht a dehmiſch Schaofsgeſicht.
„Eeu wollt en wohl en Puſſen mach? Gat d's Geald hear! naochen wie ich bicht.

„Wann ich en kun en Schnir gethu, ich helf üch gern un lach mich todt.
Ich ga ſen hein baos hea mich tückt. Ich krie von ün mehn Schlea als Brot.
Wann eeu mich net verraoth, ich ſao üch alles, baos eeu mir wollt weß,
Un lach meei in de Fuiſt zum Daank für all die Püff un Triet un Schmeß.

„D's Gerappel hun ich in en Saok; es ſao gekoacht wear übbermorn.
Hea iis von Linnentuuch un hengt of der Laiben un der Treappen vorn." —
D's Brommiſen freet: „Un weeißt an an bi mich de Meiſter wie unführ?" —
„J freeilich!" lacht der Luiderjoug, „ich weeiß de gaanz vertüfelt Schmier." —

„Dea heſte a gaanz Decktonn, mi leatzt! Nun ſaogk me gleeich baos wie an mach.
Ich ſeatz en ſchon en Floogk ins Uihr un biin den Racker of den Dach." —

„Bann een de Gaans naochen miet en caßt, dao macht e üch — ſo meint hea — wliß.
'S wör eeuer Gaans, die ich gebollt von Steimich, Meiſter Hantebies

„Die Schwitten ſao üch kuſennir un erger, daoß een kritt de Krenk
Zu Doppelbier un Braondewiin wie e üch naochen de Kuffen leenk;
So ſoalt een ſuff un ſuff bis een kenn Arm un Bein mehn konnt gerea,
Naochen wie e üch of de Laiben trao un wie üch in de Pfuſchen lea.

„Hea aobber wie naoch Steimich geh 'un wie bei eeurer Frauwen ſchlaoff,
Mit dear ſteht e ſchon lang goir gut, dear Krötenkoopf, dear all Schluiraff!
Die ganz Geſchicht dao mit der Gaans die hunn die zwea ſchon aobgekart.
Hea het ſe of de Glaosbich beſtaalt, dao wie ſe ſpeet noch of en wart.“ —

Der Steimcher rißt de Auwen uf un krömmt ſich bi a Wurm un ſpricht:
„Schock Million Peaſtelenz! Der Tüfel ſao er hall daos Licht!
Nu wart nuir, Pfuttel! Dich wie ich fang, du Noos! Daoß dich de bös Gebreach!
Un hun ich dich ertappt, du Toapf, naochen wie ich a Wörtchen mit deei ſpreach!

„Den Giller aobber, dan Luiſezoopf, dan thu' ich earſt en Schaoberuaok.
Geh hin, Hannjürr, un holl me fix daos Geensgerappel in din klenn Saok!
Wann es mit Hüdſen morn wie freaß, dao het der Racker nüſcht in Toopf,
Daoo fluchcht un ſchelt daos Hemelsheit, daoß e für Earger kriet en Kroopf.“ —

Der Jong föhrt in den Eacken cröm un baos e dao nuir kun gefeng,
All Knoachen, Fillen- un Hunnerſtiel, all Loumpen un noch ſchülger Deng,
Daos ſteackt e ins Seackchen un knüppelt's zu un brengt's den ſchlaoun Brommiſenſchmied,
Dear pfroapſt's fix in ſin Ranzen eniin un macht ſich ſeball fort dermiet.

Der Giller erwoſcht en in der Thür: „Nun ſaogk, baos ſeein au baos für Schlech?
Bu well au hin? Dou läßt doch net die ſchön gebraoten Gaans in Stech?
Hansbartel, ſeatz dich un den Tööſch un ieß un treeink baos de nuir feſt.
Es iis die eigen Gaans, Biizmerten, die de ſo gut gebraoten heſt.“

„A Böffelstüten es, du Kaab! Deenkſt heattſt den Geeimpel in der Schneiſen?
Ullemutz! Proſt, Herr Vetter Klaos! Gehk hear un leack mich in der Deiſen!

Don deenkſt de beattſt mich ungeführt? Du Oſt, dao mußt de ehr uffſtie.
Ich wie de ſchon de Koalben luis; ich wie dich ſchon enönger krie.". —

Als ob en der Koopf bi e Irrwiſch bürnt, ſo rißt e nis uf un devoon.
Un Hanjütr ſeatzt de g'braoten Gaans of den Tööſch un het ſin großen Hohn:
„Dan hun ich emao Bein gemaoicht; mit en Schriet macht e ſübben Schriet.
Een ſugkt mei nuir en Fittich zu, ich hatt of d' hall Gaans Aoppetiet." —

Bi Meiſter Klaos nun Alles hürt, wie e ſich ſchier en Bockel lach.
„De hall Gaans heſt de wohl verdient, ſo gut heſte gemaoicht di Sach.
Für mich de Pföäpf, naoch'n frieß dich ſaot! — Jis daos a Geenſchchen! 's iis a Praoicht.
Me konnen hütt z'frieden geſeei; me hunn en guten Mart gemaoicht!"

Se freaßen baos in de Huit nuir wie un ſchmatzen bi de Laonferſchwiin,
Un ſchwemmen den guten Braoten enaob mit Doppelbier un Braondewiin.
„Daos iis a Stöckchen Earbt ſo gut kum doch noch keis us unſer Eaß.
Daos ſteimcher domm Luider kun behein ze Naoicht ſi Pöpel gefreaß.

„Hanjürr, a Lehrjong biſte noch, heſt aobber gemaoicht a Meiſterſtöck.
De biſt vom reachten rühler Schlaogk, vom allerpſöffigſten Gehöck;
Un bann de ſo fort machſt, Raobenaos, dao keſtes ſchon zu rapp's gebreng.
Nuir bli me ümmer höſch beeim Spaos un laoß dich net vom Schenger heng!" — —

D's Brommiſen rennt un brommt un brommt; ſo kämmt e in de Glaosbich ſchneall.
Es iis ſchon öm e Nün eröm; der Mun machts bi um Taogk ſo heall.
Dao ſtürzt Frau Keatter of en los! ſe het en geſuicht un lang gewart.
Un het de Platten tüchtig voll. Nun ſao der Racker krie ſin Part.

Hea aobber bröllt: „Du Schengerſchnoos! ich ſchleeif dich gleeich eröm beeim Harn!
So es doch woihr, de biſt a Huir! Di Platz iis of den Schengerſchkarrn.
Dou deenkſt es wör di Huirenkerl un ich lägk brübben in ſinner Pfuſchen?
Un wellen nun reacht Müller ga? Ich aobber ſchmiß dich of de Goſchen." —

Frau Keatter iis earſcht müſchchenſtell; ſe iis für Earger ſchier rohhart.
Nun brecht ſe los: „Du Schwinsmatz dou! Dao hun ich of den Garſcht gewart!

gedachte viel Wolle dabei zu ſcheeren, hat ſich aber das Maul wiſchen müſſen. Zwei Stunden darauf ſaß mir der Amtsdiener mit ſechs Landſoldaten auf dem Halſe und nahmen ohne Weiteres die beiden Mönche feſt; ich denke der Schlag ſoll mich rühren, da ich gar nicht anders meinen konnte, als mir würde es nicht beſſer gehen. Zum Glück zog das Wetter bei mir vorbei. Die Herrn Schatzgräber hatten keine ſchlechte Wuth, aber ſie verriethen nicht einen ihrer Theilnehmer, und der Hirt hatte nur Schönjöck und ſeine Frau angegeben. Die Mönche ſprachen dieſe aber frei und gaben vor, ſie hätten die beiden Leute als Taglöhner gebraucht. Wie die Arreſtanten nun von der Wache umgeben da ſaßen, rief der eine: nun will ich doch auch zuſehen, wer uns verrathen hat. Er zog ſein Wünſchelrüthchen hervor, machte ſeine Capriolen damit und ſagte dann: ein altes Weib hat uns vorige Nacht belauſcht, und ihr Mann uns verrathen. Doch es ſoll dem ſchlechten Hund auch ſchlecht bekommen. Er erzählte die Sache nun, als habe er zugeſehen und der Amtsdiener nickte immer verlegen dazu, weil er wohl wußte, daß ſich Alles ſo verhielt. Wohl fünf bis ſechs Jahre nachher hat's mir das Hirtenweib geſtanden, daß ſie die Verrätherin geweſen, und mir genau erzählt, wie ſich's zugetragen. Sie hatte keinen Segen davon gehabt, ihr Mann war abgeſetzt worden, und krank und elend mußten ſie betteln gehen.

Die Mönche wurden nach Eiſenach geführt, aber Gott weiß, wie ſie es angefangen und ſich herausgeredet hatten, nach acht Tagen waren ſie wieder auf freiem Fuß und la-

Du domm dreeieackig Hemelsheit, du heſt an beſoffen gelehn
im Wall?
Heſt an-de tuiſſig Gebreach gekreet, un muß ich de an den
Dumen hall?“ —

Nun biſſen ſe ſich un ſcheallen ſich un honzen ſich enanner nis,
Daos geht den gaanzen Weagk ſo fort un an durch d's Duirf
hin bis ins Huis.
„Wu iis de Gaans?“ bröllt Hantebles. „Wu iis de Gaans?
Gleich giſt ſe hear!
Ich wie ſe braot un wie ſe freaß; ich hun je Honger bi a
Bear.“ —

„Dort in der Kachel ſtett ſe. — Earſcht mach ich den Klootz
de Gaans zereacht,
Nun kömmt der Kerl beſoffen hein un macht mich bi en Pfuttel
ſchleacht.“ —
Der Mun hollt fix de Pfann eruis. — „Je Himmel-tuiſſig-
Schock-Schwerrnoth!
Jis daos mi Gaans, du Heaxen don?! A Katz heſte 'niün ge-
thun, a todt!

„Nun geht me a Licht uf bi en Arm; der Giller het doch
reacht gehaot,
Es woir mi Gaans. Dou heſt ſen geſcheckt, daoß e küm die
Naoicht. Dao platz de Naoht!
So komm ich henger all di Schlech. Un meei zum Hohn leaſt
'eiin de Katz.“ —
De Frau gillt: „Oß, de machſt mich toll! Nobber ich wie de
d's Geſicht zerkratz!“

Se fellt gleeich übbern hear für Wuth, hea aobber macht ſich
von er los.
Hea kun ſich noch net miet er geſchmiß, ſi Bearenhonger iis
ze groß,
„Der Tüfel het de Gaans gehollt, aobber d's Gerappel hun
ich doch.
Dao hun ich wenigſtens eappes dervoon, daos wie ich me mit
en Hüds gleeich koach.“ —

Hea hollt den Saock un macht en uf. Nea baos ze ſchlömm
iis iis ze ſchlömm!
Hea kriet den Blearr un pfuchcht für Wuth un mögt ſich bi a
Wurm gekrömm.
„Dear Hohn un Spoot iis all von deei, dear Dreak, die Stiel,
de Knoachen, de Katz.
Ich werf de gleeich en Schnetzer in Wanſt, du Leich! Du Toapf!
Du Huir! Du Fratz!“ —

Nun würd's er aobber au ze vill; ſe ſchmißt in de Freaßen
eniin,
Se kratzt en un ſe ſchengt en uf, daoß e blutt bi a geſtoachen
Schwiin,
Se würft en nidder of de Diel, ſe temmelt tüchtig of en eröm
Se reeiſt en un ſe beert en aob. Nea baos ze ſchlömm iis, iis
ze ſchlömm.

Nun ſücht ſe im Ranzen un in den Schleppen; hea weeiß um
beaſten baos dao feahlt,
Dröm iis e ſtell un reaht ſich net: „Je, Schengerſchhoind, du
heſt au d's Geald?“ —

„Zum Tüfel es! Ich hun's verkaut!“ ſo rüfft e gaanz verzwaozelt well,
Nun aobbe bläänt ſen fürchterlich, un hea labeet hellt müſchchenſtell.

Un bi ſen ſo het zugericht, dao leat ſen ins Beatt un gieten Rouh.
Un leat ſich zu en, als wärn ſe gut zeſummen un ſpricht: „Büttmerten Don!
Me ſeein von den Rühlern ungefühnt, bi's daos Gehöck halt ümmer macht.
Seigk ſtell! Me wonn's ken Meenſchen ſao, ſuſt wearn me an noach nisgelacht.“

---

## 20.

# Der Pool Quirlequitſch.

De Frau Burgkgreafen von Kirchbeargk im neuen Schloaß Farroh
Daos woir a grüßlich fürnehm Frau, doch d's Labens nemmehn froh.
Se woir ſo höhlich deck un hatt a groß Gewüüchs in Li,
Daos konn kei Dokter ufgebreng un kenner klein gekrie.

Se laogk den gaanzen Taogk in Beatt odder in Großvaoterſtuhl.
Se fuihr munchmao naoch Iſenach un munchmao in de Ruhl.
Der iſeneacher Herzog woir ühr Vetter un ühr Paoth.
Der herrnürtſch Pfärrner in der Ruhl dear gaob er guten Raoth.

Ühr einzig Frä noch of der Wealt daos woir a niedlich Gaffchen:
Schwarz warſch un hatt en wißen Bleaß un ſaokh nis bi a Pfeaffchen.

Es hieß Mignon. Der Herzog hat's der Frau geſcheenkt zum Spaos.
Es maoicht er Kaopriolen für, bannſe in Sorgſtuhl ſaoß.

„Mi Jong“ verſtunnen aobber de Lüüt den Numen in Farroh
Un ſugken: es iis der gneadig Frau ühr Jong un kaanten en ſo.
Doch iis „ühr Jong“ kei Numen net, un en Numen wonn ſe hao,
Dao mutten ſe dan Affenvieh en Numen ſealberſcht gao.

Der Aff lief nemlich Taogk un Naoicht im gaanzen Durf eröm,
Un woir in allen Hüſſern d'hein un plaogt de Lüüt goir ſchlömm.
Ball ſtüürt e dao, ball krummt e dört un woir a reachter Prietſch,
Dröm naanten 'n de farröhſchen Lüüt den Junker Quirlequitſch. —

Nun hatt a rühler Eſelstriber zween Jongen, a Zwillenspoir,
Hoch ufgeſchoaßen preachtig Burſch un aalt earſcht ſoufzen Joihr.
Koap hieß der Ein', der Anner Klaos; ſe warrn durchtreben Töäpf.
Von Puſſen, Schnetzern, Schwitten warrn gaanz vollgepfroapft ühr Köäpf.

Bann ſe früh morgens übber Feald genn, ſeein ühr Eſel leer,
Un d's Aobbeds trieben ſe ſe hein mit Fruicht belaoden ſchwer.
So kommen ſe ſchier alletaogk a poirmao naoch Farroh,
Daodrübber woir Junker Quirlequitſch un an der Zwillen froh.

Deck Freundſchaoft hunn de Jongen ball geſchloaßen mit dem Affen,
Se warrn je, bann me ſe ſo ſaohk, für enanner bi geſchaffen.
Warrn ſe doch Jongen nuir all dreei un gaanz vertüfelt Jongen,
Als wärrn ſe us en Narrngelaogk mit glichen Benn geſprongen.

Früh wart der luſtig Quirlequitſch ſchon of de luſt'gen Brüdder,
Un d's Aobbeds ongen für den Duirf wart Quirlequitſch ſchon
widder.
Se braoichten 'n Eapfel miet un Nöß un ließen 'n allemao riet.
Se treben miet en domm Gezügk un maoichten rühler Schniet.

Beeim lemmerſchen Forſchthuis wohnten ſe un dreu verkaouften
ſe vill,
Un zu den Jeagerſchburſchen dreu giengken ſe d's Aobbeds ſpill.
Dan maoichten ſe au Botenſpröng un hollten Schnaps un Bier.
De Jeager nuhmen ſe munchmao miet als Kreeiſer ins Revier.

Nun ſtun a nisgeſteſtoapfter Kuiz of en Schaaul in Hengerearn
Im Forſchthuis, dan betraoichten ſich de Jongen goir ſche gern.
Van Kaop den Kuiz in de Auwen kreet, da daoicht e un den
Affen,
Beeim Quirlequitſch fiel allemao der Kuiz iin dem Laffen.

Hea ſugk zu Klaoſen: „Meeiner Seel! ich wöll die Zween
wärrn Enner,
Un wör der Quirlequitſch a Kuiz, ich gäb' en gleſern Stenner!“ —
Jer farröhſch Kirmeß hatt der Aff gekreet a neeu roth Jacken,
Un als e widder de Jongen ſaohk, dao blies e uf de Backen.

Kaop meint: „Bann ich ün potzt, ich wööſt ſchon baos en
beaſſer ſtünn,
A ſchönner Jacken werrlich un Gott! Die heatt ich wohl für ün.“
„Baos für a Jacken?“ freet en Klaos. „Ich mein den Baolk
von Kuizen.
Den Schnaobel litt me freeilich eweagk, dafür het e ſi Schnuizen.“ —

Bi ſe nun d's Aobbeds heimwerts trinn naoch Farroh zu
von der Wuth,
Da hollen ſe iin zwea fürnehm Herrn, der Ein a jonges Blut,

Der Anner, lang ſchon us den Schnider, het en Bröll of der
Naoſen.
Die fangen emball zu ſchwatzen un mit Kaoben un mit Klaoſen.

A Herr Burgkgraoſ iis der Jong, dear in Paris ſtudirt,
Dear All iis a Magiſter, dear den Burgkgraoſen führt.
Wiil de Motter gleit ſe mütt nun ſterr, het ſe laoß kumm den
Suhn.
Den Hofmeiſter het e mitgebraoicht, en grouindgelehrten Mun.

Se ſeein a wengk ſpazier gewaaſt un genn nun hein ins Schloos.
Se freun de Brüdder allerlei zu ührn Vergnügen blos.
De Jongen embern goir net domm un gann Beſcheid reacht gern,
Ühr Goſchen get bi a Klappermölln, un daos geſellt den Herrn.

„Was gibt es denn in eurer Ruhl für Sehenswürdigkeiten
Beſondre Dinge oder die erſcheinen ſo euch beiden?“
So freet der all Herr. Köäpchen iis mit der Embert beei der
Haand:
„Dao gitt's verflucht Schwerrnothsgezük bi net im gaanzen
Laand.“

„Sag' an, was iſt das!“ — „O Herrje! Me hunn en
Herrſcheklaoſen —
Der herrnürtſch Pfärrner es, — dear het de allergrößt Naoſen.
Daos Wonner von Naoſen mutt e ſeh, dao's gitt's net wiit
un breit.
Ich mein daos iis in unſer Ruhl de größt Merkwürdigkeit.

„Das magſt du glauben, liebes Kind; doch hat ſo manch
Geſicht
In aller Welt ein rieſig Horn, und danach ſchau' ich nicht.“ —
„Dao mutt e zu Fineudeckern geh, dear het en Gückelhuhn,
Dear bißt all Gückelhünner todt un get an of den Mun.“

„Das iſt ſo was Beſondres nicht. In England ſah ich Hähne,
Die kämpften tapfern Helden gleich und waren groß wie Schwäne.
Habt ihr nicht Vögel in der Ruhl von ganz beſondrer Art,
Die man an andern Orten ſo nicht eben leicht gewahrt?"

„En Tüppert hett Beervierſchhenner, dan ſell un werrlich
un Gott.
Ich weatt en gleſern Stenner, dao ſeeid een gaanz verdott!
Hea iis gahlgrunzfärwig, der ſchönſt Tüppert, dan's giet.
Daos iis a reacht Wonnerthier ſpricht jeder, dear en ſieht."

„Ich ſah das ſchönſte Sortiment der Welt von edlen Tauben
Im Königsgarten zu Verſailles. Das hat — du kannſt mir
glauben —
Der reichſte mächtigſte Monarch galant aus aller Welt
Für ſeine Herzensdame zuſammen dort geſtellt." —

„Dao mutt e Buitejürn ſin allen Feeinken hür,
Dear pfüfft den urnshüſſer ſcharfen, d's Gutjoir, de Würzgebühr,
Da Wiinbeer, all dreei Kotſchengewirr un au daos Hozziggewirr.
Me brucht en nuir a gut Wuirt ze gann, gleeich geht e ins
Geſchirr."

„Das mag ein tücht'ger Vogel ſein, doch ſolche giebt es mehr.
Wenn du nicht ſeltne Vögel weißt, ſo hab' ich kein Begehr." —
„Schwerrnoth! Dao ſellt me eappes iin, daos haott e noch net
geſehn.
Es giet en Vool in unſen Waald, ſo en gitt's doch net mehn." —

„Was iſt das für ein Vogel?" — „Herr, dao bliet üch d's
Muil ufſtenn.
Dao konnt e wiit un breit gereis, een ſengt ſo werrlich kenn.

So ſicht e ſchier nis bi a Kuiz, doch het e a Meenſchengeſicht,
Kenn Schnaobel net, a Naoſen, a Muil; an flüüt net viel, hea krücht."

Der all Herr rißt de Auwen uuf un ganz verwonnert ſpricht:
„Was hör' ich! Lebt ein Vogel hier mit Menſchenangeſicht?
Da ſehen Euer Excellenz die Alten hatten Recht:
Das ſind Harpyien offenbar, ein ſcheußliches Geſchlecht."

Un zu den Brüddern: „Haben ſie auch Arme, Hände, Finger?
Und lange ſcharfe Krallen dran? Sind's ſtarke Flügelſchwinger?
Bekämpfen ſie den Menſchen auch des Sieges ſtets gewiß?" —
„Daos wie ich mein! Der Vool kun ſchon en Menſchen todt gebiß.

„Au het e meenſchlich Arm un Heng un tüchtig Kraollen drun,
Un Lüüten, die in Rüſig warrn, het e ſchon eappes gethun." —
„Wie heißt der Vogel?" — „In der Ruhl dao heeißt e Quirlequitſch,
Doch kun ich werrlich net geſao bi me ün heeißt of dütſch."

„Es iſt kein Zweifel, Excellenz, was wir davon zu halten.
's iſt die Harpyie, ſo wie ſie beſchreiben uns die Alten;
Wie Heſiod, Homer, Virgil das Raubthier kund gegeben,
So finden wir im Quirlequitſch das Scheuſal noch am Leben."

„Es wär doch gut wir ſähen erſt den Vogel, Herr Magiſter.
Die Rühler und die Lügenbrut ſind leibliche Geſchwiſter.
Sie führen gern den Fremden an; das iſt ſchon viel geſchehn.
Nicht eher glaub' den Vogel ich, als bis ich ihn geſehn." —

„I daos verſtätt ſich! 's kömmt druf un daos een au drun wollt weng,
Un lohnt's der Müh ſo laouf ich, daoß den Quirlequitſch ich feng." —

„Zweï Lilienthaler zahl' ich dir," daos Carelenzchen ſpricht,
Wenn du uns einen Vogel zeigſt mit Menſchenangeſicht." —

„A Wikrt a Mun!" rüſſt Koap, „un gatt me nooch a Paotſchhaand druuf!
Het me emao den Paotſch gegan, kun Kenner zeröck gehuf.
Bann ich en ufgetreben hun un weeiß ſi Reaſt in Wall,
Dao komm ich naoch Farroh ins Schloos un holl üch aob amball.

„Doch kun ich's net gewiß geſao, ob ich den Racker feng,
Un bann ich en gefongen hun, ob ich en derzu breng,
Daoß e au ſetzen bliet im Baum. — Un bann e üch wie biß,
Dao mutt en mit en Steacken drob un in de Freaßen ſchmiß." —

Se giengken von enanner nun im Duirf. — Es woir om Frittig. —
Ühr Plünchen of den Heimwea mohhlen de Brüdder, de loſen Fittich.
Als ſe heinkumen, warſch ſchon Naoicht, doch Klaos ins Forſchthuis taypt;
Kei Stonn, e het den Luir erſehn un brengt den Kuiz geſchlaoppt.

Se zinn den Baolk aob un machen ühr Sachen all paraot
Un hallen bis ſpeht in de Naoicht noch emao großen Raoth.
D's Morgens nuhmen ſe übber Feald a geatlich Seackchen miet,
Ühr Buttelchen voll Braondewiin un Brot en poir höſch Schniet.

Daoß Quirlequitſch ſchon of ſe wart, daos woir en a gut Zeeichen.
Hea kriet a Hamvel Haoſelnöß un e klei Braondwiinsweichen.
Die fraoß e goir ſche gern un woir getäſchtig druf bi toll,
Un ſtreng verboten warſch im Duirf, daoß men Braondwiin ga net ſoll.

Se gann en unir a Stöckchen Brot, e maogk beatel bi e wie,
Un ſpreachen: „Diſſen Aobbed, Jong, dao ſolle vill mehn krie!“
Daos verſtun daos Schengleich preachtig, un bi ſe heimwerts,
treben,
Dao wart e; ſchier den gaanzen Taogk woir e ſetzen gebleben.

Gleich ſpreengt e of en Eſel druf. Se täſſeln 'n un laoßen 'n riet,
Un gann en Nöß un groß Roſin un Weeichen Schriet für Schriet.
Un bi ſen us den Duirf erſcht hun, ſe machen de Weeichen neaßer
Un ſchüten ümmer mehn Braondwiin druf. Dao thüt der Aff
ſchö Freaßer.

Es duirt net lang, dao iis daos Thier beſoffen un fellt öm,
Nun steacken ſen in den Saock eniin geraod bi in a Hemm,
Un bengen en of den Eſel ſeſt un deacken en zu reacht ſchön,
Dao ſchläſt e naoch er Minuiten ſchon un ſchnarrcht de höchſten
Tön.

So brengen ſen ball glöcklich hein daos arm beſoffen Vieh,
Un ſtecken's in den Kuiz ſin Baolk. Daos macht au net vill Müh.
Den Schnaobel hunn ſe, un noch a Stöck geſchneten us den
Leader,
Nun liimen ſen ſeſt öms Geſicht de Kappen un de Feader.

Se machen de Arm un de Fittich ſeſt mit Feadern un mit
Faoden,
Un noch es lang net Mitternaoicht, dao iis ühr Werk geraothen.
In ſüßen Schlaof der Frommen iis der Aff a Vool geworn.
Nun ſpekelirt un frät ſich ſchon daos Jongenpoir of morn.

Je freaßen kriet e d's Morgens nüſcht, aobber Braondewiin
ze Mittaogk.
Naochen ſchleappen ſen, bi ſe gegeaßen hunn widder fort im Saock.

gen hier. Doch kehrten ſie nicht bei mir ein, ich mochte mich auch ferner mit der ganzen Geſchichte nicht mehr befaſſen, noch wollte ich die gefährlichen Leute im Hauſe haben. Es war auch gerathener für ſie, ſich im Gothaiſchen aufzuhalten, da konnte ihnen das Eiſenacher Amt nichs anhaben. Sie wohnten daher einige Wochen ganz heimlich bei Förberts-Hennſen, er pflegte ſie ſorgfältig, und da ſie viel Geld hatten, ließen ſie ſich nichts abgehen. Es leidet gar keinen Zweifel, daß Henns mit ihnen auf dem beſten Fuß ſtand; denn ſie gingen Tage lang zuſammen im Walde herum, und dann ſchleppten ſie ihre großen Bücher mit. Henns hatte ſich das ſeinige vom Herrn Pfarrer wieder geben laſſen, und ſie ſtudirten ſtets ſehr fleißig darin. Wer mag wiſſen, was Henns von ihnen alles gelernt hat. Thälſche Leute, die ſich verſpätet, haben ſie am Wittgenſtein in finſtrer Mitternacht zufällig gehört; auch auf dem Scharfenberg ſind ſie in der Nacht geſehen worden. Hennſens Buch, und das, was der Mönch uns am erſten Abend zeigte, ſollen der Höllenzwang geweſen ſein, aber in Hennſen ſeinem ſoll noch mehr geſtanden haben, z. B. die Art und Weiſe, wie man Geiſter citirt. Henns hat lange nachher einmal im Rauſche erzählt, die beiden Pater wären Jeſuiten geweſen, in allerlei Naturgeheimniß und verborgenen wunderbaren Dingen wohl erfahren. Auch habe er einſt unter ihrer Leitung nach ſeinem Höllenzwang den Geiſt eines vor dreißig Jahren verſtorbenen Mannes citirt. Der Geiſt habe ganz die Geſtalt des Mannes gehabt, der ihm wohl bekannt geweſen, und auch deſſen gewöhnliche Kleider

Den Rütter enuf in den Breitenbeargk un bis uns höälzer Pfeard,*)
Un tummeln ſich baos ſe nuir konn, daoß de Sach ze lang net weahrt.

En Bengfaoden bi a Baum ſo laangk huun ſen ons Bein gebongen,
Raochen ſeatzen ſen of en Eichenaoſt; die ſchockſchwerrnothſen Jongen!
Klaos leat ſich in en Strunch un wie den Affen hall um Faoden.
Koap jeackert naoch Farroh ennaob die Herrn dort iinzelaoden.

Die — bi der Jong ins Schloos eriin kömmt — huun aben aobgetaofelt.
„Me huun den Quirlequitſch, den Vool, doch richtig ufgegaofelt,
Un huun en a gut Futter gebraoicht; in er Eichen ſetzt e feſt.
Nun tummelt üch! Een konnt en dort geſeh, ſo lang e freßt.

Die zween Herrn breachen hurtig uuf un henger den Jongen hear,
Un laoufen naoch den höälzern Pfeard ſealberſcht bi a poir Pfear.
D's Kläöſchchen het den Vool noch feſt oben in der Eichen,
Un de's Quirlequitſchchen ſchnaobbelirt widder a Braondwiinksweeichen.

Der Herr Magiſter röckt den Bröll. „Ich bin verwundrungsvoll,
Und weiß nicht was ich denken, nicht was ich ſagen ſoll.
Wahr iſt es, was der Knabe ſprach — Excellenz, Sie glaubten's nicht! —
Ein Vogel ſitzt lebendig hier mit Menſchenangeſicht.

---

*) Eine Stelle tief im Walde am öſtlichen Hange des Breitenberg von einer abnormen Weißbuche ſo genannt.

„Daß eine Harpyie ich ſeh', fürwahr das Dank ich Gott,
Wie ſie Homer beſchrieben hat, Virgil und Heſiod!
Das iſt ein Curioſum traun! wie ich noch keins geſehn.
Auch Excellenz ſind höchſt erſtaunt, Sie müſſen's eingeſtehn.“ —

An Bröll ſeatz au daos Herrchen uuf, den Vool ſich zu begaffen.
„Des Vogels Kopf erinnert doch viel mehr an einen Affen.
Dem Mignon der Mama ſchier gleicht der ſeltne Vogel hier,
Und zwiſchen Aff. und Eule ſteht unſtreitig dieſes Thier.“ —

Daos arm Geſchöpf dear Quirlequitſch erkennt den jongen Herrn.
Hea het ſen of den Baum lang ſaat un mögt zu feallen gern,
Un eh ſich's ongen die verſenn, thüt e enaob den Saotz
Un hengt den Graoſen im Geniik un giet'n an reachten Kraotz.

Der Burgkgraof thüt en Löwenbraol un fellt öm of de Naoſen
Un gillt als wören d's Labenslicht ſchon hallweagk uisgeblaoſen.
Bi daos der Herr Magiſter ſtieht, dao thüt e höhlich Stürzer,
Doch der Aothen un de Waoden werrn beei jeden Sproungk ün kürzer.

Jn alle Glieder iis gefarrn dan armen Mun der Schreacken.
Hea het amball den Bröll verlurn, de Aozel, den Hut, den Steacken.
So kömmt e haabtodt naoch Farroh bi e Wonnerdeeingk ins Schloos.
Un bi e den Lüüten dao verzehlt, iis au ühr Schreacken groß.

Hea jumert: 's iſt 'ein ſchrecklich Thier, und wie Homer beſchrieben
Schon ſeine Wuth und Grauſamkeit, ſo iſt's bis heut geblieben.

Es hat gewiß der Excellenz die Gurgel abgebiſſen
Und aus der hochgebornen Bruſt das edle Herz geriſſen.“ —

Es föhrt beſtürzt de Dienerſchaoft in allen Ecken eröm.
Der Frau Burgkgreafen ſunn ſe nüſcht; mit dear gett's hütt
goir ſchlömm.
De Schloosmaod wimmert: „Schon dreei Neacht geruffen het
daos Küüzchen,
Diſſen Morgen het de Katz gemaut un hatt e blutig Schnüüzchen.

„Der Kuiz het goir ſe ſchlömm gethunn un woll ins
Schloos eriin.
Si Gloatzen hunn geglüht bi Kolln un gaoben en Füürſchiin.
Der Kuiz daos iis a böſer Gaoſt, daos iis daos Lichenhuhn.
Nun gitts ball Lichen hie in Schloos un d's Herzeleid get un.

De Menner nahmen in de Haand daos ſcharf un ſpetzig iis,
Müſtgaoſel, Hellebarden, Biel, Hägaoſel, Axt un Spieß.
Se wonn dan Vooll den Goirnis mach, un laat nuir nooch
ühr Herr,
Dao wonn ſen d's Laben reatt un bann ſe ſealberſcht mütten
ſterr. — — —

Bi d's Gaſſchen of den Graofen ſaoß un dear die Giller theet,
Dao het's der Koap für mit en Grief beeim Pirzelchen gekreet.
Hea wuirf daos Vieh ſinn Brudder zu; dear packt's emball um
Schwaanz
Un ſchlaoppt's den deckſten Waald eniin. Daos woir a kurzer
Taanz.

Daos Herrchen heet ſi Köäpſchen uuf un freet noch ganz
geleſen:
„Wo iſt das arge Ungethüm, das fürchterliche Weſen?“ —

„Ich hun en bi e üch woll biß en tücht'gen Hieb gegaan,
Dao iis e fix den Waald eniin un deenkt gewiß un dan.

„Un heatt ich den verfluchten Garſcht of's Töpfen net geſchmeſſen,
Ich wöll gleeich öm en Mürmel weatt, e heatt üch todt'gebeſſen.“ —
„Sein Blutdurſt muß entſetzlich ſein. Iſt weit das Ungeheuer?“ —
„Hea iis den Mettelbeargk enaob un thet murziaoliſch Schreier.“ —

„Du biſt mein Retter, braver Burſch; ich danke dir das Leben;
Denn ohne deine That hätt mir das Thier den Tod gegeben.
Ein halb Karlin verſprach ich dir; hier haſt du zwanzig Kronen.
Und meine theure Frau Mama wird dich noch mehr belohnen.“ —

Daos Herrchen macht ſich of de Bein un iis zeleatzt heilfroh,
Daoß e nooch ſi goir li Laben het. So kömmt e naoch Farroh.
De Lüüt in Waffen un in Wehr ſeein aben of den Benn
Un hunu nun all a Heaxenfrä, daoß ſe ühr Herrchen ſeuu.

Der Herr Magiſter kömmt zu fellt ün öm den Haals un flennt,
Daoß en d's Waſſer bi a Stroom enaob ins Haalstuch rennt.
Se genn zer Frau Maomao eniin, die au noch munter woir,
Un theilen er de Naochricht miet von ührner Labensgefoihr. — —

Kaum woir der Burgkgraof fort, ſo zahlt ſi Geald der Koap un lief
Mit luſt'gen Spröngen ſinn Brudder naoch, dan e un enn fort rief.

Es wuir ſchon Naoicht, dao embert Klaos doch endlich, aobber
ongen.
Kaop rennt enaob. „Vu heſt au d's Vieh?“ — „Es iis me
fortgeſprongen.

„Hea bees un kratzt mich goir ſche ſchlömm. Ich woll'n ins
Seackchen ſteack,
Dao fuihr e ins Geſtrüüch bi Schnupftebaok eweagk.
Ich glei e iis en Baum enuf; e thet goir höhlich Sprönzg.
Ich hun en übberaol geſuicht; ich kun en net gefeng.“ —

„Schock Peaſtelenz! baos ſonn man maoch, bann ſich daos
Vieh net fengt?
Me werrn je werrlich gleeich allzwea on d'n Beinen uufgehengt.
Es muß embeei, 's helft Alles nüſcht! Me mußen en für Tao
De Muntuir uiszieh, un naoch Farroh mußt en im Seackchen
trao.

„Au mußen me widder zeſummenfleck den Kniz un mußen
en ſteall
Im Forſchthuis of den Schaank, ſuſt würd uns uisgekloapſt
daos Feall.“ —
De Jongen ſüchchen Alles uis, ſe kennen 'n net gefeng.
Se mußen heingeh, aobber es iis de Hoſen ün ze eng. — —

Un woir der arm Vool Quirlequitſch au ſchlömm eröm ge-
ſchongen,
Doch woir e glöcklich uisgekratzt, nun fröhger als de Jongen.
Karſcht ſchleech e of allen Vieren fort, naochen iis e tüchtig
geſprongen.
An het e naoch Farroh enaob den kürzten Weagk gefongen.

De Naoicht woir ſchwarz, es giengk der Weeind un ſiel a
kruiſer Reen.
Bis un de Huisthür kum der Aff un krazt drun mit den Zehn.
De Schloosmaod hürt's un macht ſe uuf, in der Haand a
Lampenlicht,
Un lücht dan wonnerlichen Vool in ſi verweeunſcht Geſicht.

Se thüt en fürchterlichen Gill un ſchmißt hin in den Earn
Un batt: „De guten Geiſter all, die loben Gott den Herrn!"
Us allen Thüren farrn eruis de Lüüt mit heallen Lichtern,
Un werrn gleeich, dann ſe ſenn den Vool, bi a Waand in den
Geſichtern.

„Der Kuiz! Der Kuiz!" ſo kriſcht de Maod un rennt dervoon
bi toll.
„Daos iis a Wonnerdeeingk, daos wi de Frau Burgkgreafen
holl!" —
„Herr Gott in Himmel ſteh uns beei!" ſo ruffen all die Lüüt,
„Vor Peaſtilenz und jähen Tod uns gnädiglich behüt!" —

Der Quirlequitſch der Treappen enuf fix bi a Nattemuis.
Dao gillen ſe, daos us den Mull, nur kun un riſſen nis.
Se purzeln übberenaauner hear, ſe grehlen ſchlömm un machen
En Lerm, als ſtäken ſe ſchon all, den Tüfel haab in Nachen.

Der Herr Magiſter freet verdott baos daos iis für a Lerm,
Doch ſieht e kaum den Quirlequitſch, ſo fehrt ſen in de Derm.
Hea ſprengt ins Zimmer zeröck un zetert: „Gott ſei mein Heil
befohlen!
Das ſchauderhafte Höllenbieſt will unſre Seelen holen!" —

Derwie iis ſchon der Quirlequitſch Haals übber Koopf ins Zimmer
Un ſprengt ofs Beatt der kraanken Frau, bi e's gethun het
ümmer.

Bi daos der jong Herr Burgkgraof ſicht, dao thüt en Heidenbröller
Un zittert bi a Gaspenlaub un iis wiß bi a Möller.

De Frau Burgkgreaſen mögt gegill, doch iis er de Jongen kaalt.
Se batt nuir, daoß der Tüfel net hao übber ſche Gewaalt.
Nun pſitzt ſe feſt de Auwen zu un züüht eruf de Deack
Un meint, Gott, dear geſcheckt dan Spunk, dear nimmt en an widder eweagk.

Der Aff höpſt of der Deack eröm für ittel Frä un Luſt,
Schlät Burzelbeim un quickſt un macht ſi Puſten graod bi ſuſt.
Dao deenkt de Frau: „Das iſt Mignon; kein Andrer kann das machen.“
Un rißt de Auwen uuf un feengt gleeich höhlich un ze lachen.

Se lacht, daoß ſe ſchier ſteacken bliet un laouſen er übber de Auwen.
Dao kommen all ühr Lüüt eriin de Menner un de Frauwen.
„Es iis Mignon!“ — „Es iis mi Jong!“ — Giet daos a luſtig Lachen!
Se ſchüten ſich uis, ſe thunn ſo Leach, daoß 'n de Herzbengel krachen.

Un bi de gneadig Frau ſo lacht, platzt er d's Gewüchs in Li.
Es würd er of eimao licht un ſchön, ſe kun's goir net beſchrie.
Un Alles, baos ſe het beſchwert, get fort, goir ſchüllig Sachen,
In Kurzen es ſe bi a Duis. Se wur geſoind von Lachen.

Den Herrn Magiſter aobber iis der Verſtaand ſtell ſtenn gebleben,
Baos ſo e rühler Zwillenspoir für Puſſen het getreben.

Dao nun de Luiderjongen net ſich waogen naoch Farroh,
So werrn ſe geholt, doch mit Beſeahl: es ſao en kei Meenſch droh.

Se kommen bi arm Sünder nun, un deenken: „nun gilt's
Schlea!“
Roap ſpricht zu Klaoſen: „Laoß mir ſeei, der Bockel get net
enzwea!“
Se werrn emball ins Schloos geführt un für de gneadig Frau,
Die nimmt mit freeundlichen Geſicht de höſchen Burſch ins Au.

Nun mußen ſe allzwea bekenn ühr gaanz verfluchten Schwitten,
Naochen kaanzelt ſe de Greaſen aob un lieſt en de Levitten.
Zeleazt kriet Jeder vier Decktonn. — „Ihr habt mir Spas
gemacht.
Ich hab' mich über euern Jux geſund und froh gelacht.“

## 20.

## D's rühler Kotſchengewirr*).

(Volkslied).

### Solo.

Baos hunne me in der Ruhl?
Baos hunn me in der langen Ruhl.
Si ſa langen Ruhl!
Baos hunn me in der Ruhl?

---

*) „D's Kotſchengewirr“ iſt eigentlich zum rühler Nationallied beſtimmt und ich möchte, daß es zu dieſem Zwecke recht volksthümlich komponirt würde.“ Ludwig Storch.

### Quartett.

Me hunn en Wirt, dear allmilaat
So groß iis bi a geatlich Staodt,
Breit Gaſſen un höſch Huis für Huis,
Sieht unſe Ruhl goir freeundlich nis.

### Chor.

Daos hunn me in der Ruhl!

### Solo.

Waos hunn me in der Ruhl?
Waos hunn me in der langen Ruhl?
Si ſa langen Ruhl!
Waos hunn me in der Ruhl?

### Quartett.

Schö Geärten hunn me, un mich dücht
Der Zieglerſchgarten iis villicht
Der ſchönſten enner wiit un breit.
Es iis a Praoicht un Herrlichkeit!

### Chor.

Daos hun me in der Ruhl!

### Solo.

Waos hunn me in der Ruhl?
Waos hunn me in der langen Ruhl?
Si ſa langen Ruhl!
Waos hunn me in der Ruhl?

### Quartett.

De Bearr ſeein werrlich net gereng,
Der Waald iis au voll höſcher Deng.

A Frä bear of den Bearmer ſtiit
Un of de Ruhl enaopper ſieht!

**Chor.**

Daos hunn me in der Ruhl!

**Solo.**

Baos hunn me in der Ruhl?
Baos hunn me in der langen Ruhl?
Si ſa langen Ruhl!
Baos hunn me in der Ruhl?

**Quartett.**

Un iis de Ruhl au noch kei Staodt,
So hunn me doch a freeundlich Baod,
A Kuirhuis mit en Saol, dao kun
Si Geald vertruidel jedermun.

**Chor.**

Daos hunn me in der Ruhl!

**Solo.**

Baos hunn me in der Ruhl?
Baos hunn me in der langen Ruhl?
Si ſa langen Ruhl!
Baos hunn me in der Ruhl?

**Quartett.**

Un Frauwen un Meagen hunn me hie,
Dao lacht en gleeich daos Herz in Li.
A preachtig Meagen bi a Duis
Beſetzt als Schaotz jed rühler Huis.

**Chor.**

Daos hunn me in der Ruhl!

getragen. Als er ihn um die Zeit ſeiner Geburt und ſeines Todes gefragt, habe der Geiſt Jahr, Monat, Tag und Stunde von beiden angegeben, auch auf weiteres Befragen um die Urſache ſeines frühen Todes berichtet, daß er noch zwanzig Jahre lang würde gelebt haben, wenn der Arzt ihm nicht eine falſche Medicin gegeben, die ſein leichtes Uebel vermehrt und unheilbar gemacht. Ich will dergleichen Dinge nicht für Wahrheit ausgeben; Henns hat's erzählt und ich erzähl's wieder. Er hat aber Dinge gemacht, die noch weit unglaublicher ſind, und wir doch mit unſern Augen geſehen haben, und das Sprichwort iſt: was die Augen ſehen, glaubt das Herz. So viel iſt gewiß, Henns hat ſeinen Höllenzwang den vertriebenen Jeſuiten für 300 Thaler verkauft, und von dem gehobenen Schatze hat auch kein Menſch weiter etwas zu ſehen bekommen, denn mit der Hebung des großen ging's verflucht flau, und kurz, es wurde zuletzt nichts draus. Die Betheiligten hielten zwar viele heimliche Zuſammenkünfte und berathſchlagten ſich, ſie ladeten mich auch dazu ein, aber ich bin nie mit hingegangen; wenn ſie jedoch eine Nacht feſtgeſetzt hatten, da regnete es entweder, oder es wurde einer krank, oder ſonſt abgehalten, oder man fand, daß das Kloſter von Spähern umſchlichen wurde und endlich verlautete die Sache ſo ſehr, und wurde im Thal, auf dem Heiligenſtein, in der Ruhl, und ſchier in allen benachbarten Dörfern ſo bekannt, daß ſich der Richter hinein hing, und Förberts-Hennſen bei ſchwerer Strafe andeutete, den fremden verdächtigen Geſellen ferner weder Herberge, noch Unterhalt zu geben. Die Jeſuiten haben ſich verloren,

**Quartett.**

Me hunn au Lieder un Geſaangk,
Für die ſugk Muncher ſchönſten Daank.
Un ſcein de Lüüt au noch ſo well,
Sengt erſcht de Ruhl, ſchwiit Alles ſtell.

**Chor.**

Daos hunn me in der Ruhl!

**Solo.**

Baos hunn me in der Ruhl?
Baos hunn me in der langen Ruhl?
Si ſa langen Ruhl!
Baos hunn me in der Ruhl?

**Quartett.**

Me fangen au noch ümmer Vööl
Un hengen drun mit Lüb un Seel.
Gern hürn me pfüff ſo'n niedlich Deeingk,
Kahlröthchen, Zischen, Meiſen, Feeink.

**Chor.**

Daos hunn me in der Ruhl!

**Solo.**

Baos hunn me in der Ruhl?
Baos hunn me in der langen Ruhl?
Si ſa langen Ruhl!
Baos hunn me in der Ruhl?

**Quartett.**

Au het noch muncher Hamberſchmun
Si Tuben, Hünner un Gückelhuhn,
Un het ſi Frä drun alleriet,
Bann e ſe ſo zeſummen ſieht.

**Chor.**

Daos hunn me in der Ruhl!

Solo.

Baos hunn me in der Ruhl?
Baos hunn me in der langen Ruhl?
Si ſa langen Ruhl!
Baos hunn me in der Ruhl!

Quartett.

Un bi den Feeinken in den Buir,
So hunn me au nooch Realgenfluir,
Aurickel, Lack un Rosmarin,
Un Moirmen hunn me au noch fiin.

Chor.

Daos hunn me in der Ruhl!

Solo.

Baos hunn me in der Ruhl?
Baos hunn me in der langen Ruhl?
Si ſa langen Ruhl!
Baos hunn me in der Ruhl?

Quartett.

Nun hunn me au nooch preachtig Küh.
Me frät ſich werrlich on dan Vieh,
Bann's der Hirt in Wall erömmer führt
Un me de Scheallen bimbel hürt.

Chor.

Daos hunn me in der Ruhl!

Solo.

Baos hunn me in der Ruhl?
Baos hunn me in der langen Ruhl?
Si ſa langen Ruhl!
Baos hunn me in der Ruhl?

**Quartett.**

Me kun mit unſen Laogerbier
Doch au a wengk gerennemier.
Es iis a lobenswearth Getreenk,
Un alle Schriet iis au a Scheenk.

**Chor.**

Daos hunn me in der Ruhl!

**Solo.**

Baos hunn me in der Ruhl?
Baos hunn me in der langen Ruhl?
Si ſa langen Ruhl!
Baos hunn me in der Ruhl?

**Quartett.**

De fröſch rein Luft of unſen Bearrn
Die ſchnappen au de Frömmen gern.
Luftſchnapper ſeein ſe dröm genaant.
De rühler Luft iis wiit bekaant.

**Chor.**

Daos hunn me in der Ruhl!

**Solo.**

Baos hunn me in der Ruhl?
Baos hunn me in der langen Ruhl?
Si ſa langen Ruhl!
Baos hunn me in der Ruhl?

**Quartett.**

Kurzöm, buhin me au nuir bleckt,
Jis meeiſt de Sach net ſchleacht beſcheckt.
Un Koopf un Hearz, un Treen un Muth
Seein in der Ruhl vurzüglich gut.

**Chor.**

Daos hunn me in der Ruhl!

## V.

# Gelegenheits-Gedichte.

## Reinhardsbrunn.

(Nordweſtlicher Thüringerwald.)

In des Thales grünem Grunde,
Wo des Bornes Silber ſchäumt,
Klingt's zur ſpäten Abendſtunde,
Wie Geſänge ſüß verträumt.

Dringt das geiſterhafte Flüſtern
Aus dem mondbeglänzten Quell? —
Wenn die Schatten tiefer düſtern
Wird's auf ſeinem Spiegel hell.

Und von Geiſterhand entzündet,
Glüht ein blaues Flämmchenpaar,
Stellt ſich ſchweſterlich verbündet
Jede Nacht dem Blicke dar.

Eine Hütte ſteht am Bache,
Wo der Töpfer Reinhard hauſt,
Dem bei mitternächt'ger Wache
Vor den Lichtern oft gegrauſt.

Und zum Grafen dringt die Kunde
Vom geſpenſt'gen Flammenpaar.
In der nächſten Geiſterſtunde
Nimmt ſie Ludwig ſelber wahr.

Und er ſinnt im langen Schweigen,
Spricht zu Reinhard dann gewandt:
„Dies erkenn' ich als ein Zeichen,
Das der Himmel mir geſandt.

„Ich verſprach dem Papſt zu gründen
Einen reichen Kloſterbau
Zu der Sühne meiner Sünden
Und der Sünden meiner Frau.

„Lange hab' ich's ſchon erwogen,
Und nur ſchwerer ward die Wahl,
Wo mir ſteigen Dach und Bogen
Aus der Ebne, aus dem Thal.

„Betend mit erhobnen Armen
Hab' ich mich dem Herrn geneigt.
Sieh! nun hat mir ſein Erbarmen
Selbſt die Stelle angezeigt.“ —

Als des Waldes Nacht gelichtet
Mit der ſcharfen Wucht des Beils,
Wird das Kloſter aufgerichtet,
Hohe Stätte ewigen Heils.

Wo des Töpfers Reinhard Hütte
Stand am Brunnen arm und klein,
Hebt ſich aus des Thales Mitte
Nun das reiche Haus von Stein.

Und es tauft der Graf die Schwelle
Reinhardsbrunn, daß die Abtei
Reinhards und der Brunnenquelle
Ewiges Gedächtniß ſei.

## Zur Einweihung des Kurſaals in Elgersburg

1840.

Zwei Genien ſind der Menſchheit beigegeben,
Zu ſchmücken, zu erhellen unſer Leben.
Geſundheit iſt es und geſellige Freude.
Zu ihrem Kult verſammeln wir uns heute.

Verſchwiſtert hat ſich ihnen die Najade;
Der eine wohnt in ihrem kühlen Bade,
Der andre haust in dieſem neuen Saale,
Und beide wandelen mit uns im Thale.

Die hellen Räume, die wir froh begrüßen;
Sie ſollen manches bittre Weh verſüßen;
Hier ſoll ſich zu den Genien der Quellen
Der Geiſt der Freude brüderlich geſellen. —

Wir wollen dich zum ſchönſten Zwecke weihen,
Du lichter Saal, zum fröhlichſten Gedeihen!
Ihr Quellengeiſter gebt ihm euern Segen!
O tritt, geſellige Freude, uns entgegen!

Erfriſche jedes leidentrübe Auge,
Das hier umblickt, mit deinem ſüßen Hauche!
O ſei hier jeder, jeder Schmerz geſtillet!
Dann iſt des Hauſes ſchöner Zweck erfüllet.

## Impromptu.

(Der Dichter, an einem heißen Junimorgen auf einer einſamen Bank am Schloßberg in Elgersburg entſchlummert, fand erwachend einen üppigen Vergißmeinnichtſtrauß an ſeiner Bruſt).

Der Dichter ringt die kargen Looſe
Oft ab dem irdiſchen Geſchick,
Doch plötzlich aus der Götter Schooſe
Fällt ihm das unverhoffte Glück.
Zum Schlummernden trat's heute leiſe
Und legt' die deutungsvolle Bluſt
Raſch, ſinnig, recht nach Götter Weiſe
Ihm an die ſanftbewegte Bruſt.
Wie war von deiner Blumengabe
Er überraſcht, verhüllte Hand,
Als er am Herzen — ſüße Labe!
Die Gunſt des Augenblickes fand!
Du gabſt mir Blumen, dir zum Danke
Erblühte raſch dir dies Gedicht.
Auch ihm entblühet der Gedanke:
Vergißmeinnicht!

---

## Der jungen Eiche.*)

(Zum 14. April 1863.)

Wachſe, grüne, junge Eiche!
Breite luſtig Deine Zweige
In des Himmels blaues Zelt,
Herold einer freien Welt!

---

*) Bei Pflanzung einer im Walde gefundenen, gekeimten Eichel niedergeſchrieben zu Freyburg a. U. am 60. Geburtstage des Dichters.

Thür. M. Z.

man weiß nicht recht wie; manche wollen ſie ſpäter wieder geſehen haben, und ich für mein Theil bleibe dabei, wenn wirklich ſo groſe Schätze im Kloſter ſteckten, ſo werden ſie ſie wahrlich nicht liegen gelaſſen haben, und nach ſo viel Mühwallerei unverrichteter Sache von dannen gegangen ſein. Förderts-Henns wird ſein Theil ſchon auch bekommen haben; denn von Stund an machte er ſich beſſere Tage, trank täglich ſein Bier, manchmal drei Kannen, arbeitete nicht mehr ſo viel, kleidete ſich und Frau und Kinder beſſer, fing nach und nach ſeine Kurirerei und Wahrſagerei an, und da der Zulauf ſtark würde, hing er bald das Handwerk ganz an den Nagel. Eh' die Jeſuiten gegangen, haben ſie Hennſen und Schönjöcken noch mehrere Bücher geſchenkt, und ihnen den Gebrauch derſelben gelehrt. Schönjöck konnte ſich aber nicht ſo in die Poſſen ſchicken, wie Henns, er ſchenkte alſo dieſem die ſeinigen, der ſie hernach beſſer zu benutzen wußte. Viele ſagen nun auch, mit Hülfe der Jeſuiten habe Henns den Waſſergeiſt wirklich gefangen, deſſen Herrſchaft ihm beſtimmt geweſen ſei, und dieſen Geiſt habe er in dem ſtets verſchloſſenen Kämmerchen an der Stube, wohinein er durchaus Niemanden zu gehen erlaubt, in einer zugepfropften Flaſche oder einem Kruge, und bringe ihm öfters ein Waſſeropfer. Man hat nämlich bemerkt, daß Henns oft mit einem neuen irdnen Topf ſtillſchweigend und niemandem auf eine Frage oder Anrede antwortend, an den klaren Bach vor ſeiner Hütte läuft, den Topf voll Waſſer ſchöpft und damit in ſein Kämmerchen geht. Oft that er das ſogar, wenn Leute zugegen waren, deren Anfragen er nicht gleich

Zarte Pflanze, o gedeihe!
Du empfingſt die ſchönſte Weihe
An des Dichters Wiegenfeſte.
Mögen Deine ſtarken Aeſte
Einſt von ſeinen Liedern zeugen,
Nie, wie er, Dein Stamm ſich beugen.

Wachſe, Eiche, und einſt ſpät
Soll durch Deine Majeſtät
Wohl nach mehr als tauſend Jahren
Eine freie Welt erfahren,
Daß der Dichter Dich geſä't,
Baum voll Deutſcher Majeſtät.
Trage lange edlen Samen!
Trage lang' auch ſeinen Namen!
Der wie Du im innern Mark
Frei und ſtolz war, friſch und ſtark.

## Sonett.

An Frau Pauline Ziegler. Zum Abſchied von Ruhla,
den 20. Auguſt 1863.

Roſenknoſpe und Orangeblüthe
Bot in dunkeln Laubes reicher Zier
Jüngſt zum ſinnigen Geſchenke mir
Holde, Deine anmuthsvolle Güte.

Und ich deutete mir im Gemüthe
Deine duft'ge Gabe. War's nicht hier
Wo zum Herbſthauch noch einmal von Dir
Roſenglanz und Blüthenduft mir ſprühte?

Da noch einmal in die weißen Locken
Wob ſich mir des Frühlings Roſenpracht
In dem Thale meiner Jugendlocken.

Und Orangenduft erfaßt mit Macht
Mich noch einmal, der ich ſüß erſchrocken
Dir dafür mein dankbar Herz gebracht.

---

## Zum nordfränkiſchen Sängertag.

Juli 1863.

Das Lied iſt Blüthe, die uns Düfte ſtreut,
Die ſchöne Form und Farbenzier uns beut;
Doch in der Blüthe anmuthsreichem Stern
Sitzt ſchon der Frucht geheimnißvoller Kern.

Und wenn der Blüthe Farbenſchmelz verglüht,
Wenn ihres Duftes Zauberreiz verſprüht,
So ſchwillt der Kern von innen aus und ſchwillt,
Bis daß der Reife Labung ihm entquillt.

So lebt in unſ'res Liedes Schmelz und Duft
Die Zukunftsthat, die uns zur Größe ruft;
Des Liedes Klang verkündet unſern Drang
Nach hohem Gang und nach Zuſammenhang.

Zuſammenhang, Zuſammenklang! Es bricht
Der Kern hervor und drängt ſich an das Licht;
Und Blüth' an Blüthe dränget ſich zum Kranz.
Heil dir, du Blüthenpracht des Vaterland's!

## Freundesgruß an Herrn S. J.

Am Tage ſeiner Vermählung, Coburg 10. Sept. 1863, glückwünſchend dargebracht.

Schon glänzt die Hagebutte röther
Und ſchmücket neu den Roſenſtrauch;
Die gelben Felder ſchauern öder,
Beſtreift vom erſten kühlen Hauch.
Der Apfel ſehnt ſich ſchon vom Baume,
Die Traube ſchwillt am ſonn'gen Rain;
Schon in der Pfanne ſchmort die Pflaume,
Die volle Schote ladet ein.

Das ſind die altgewohnten Zeichen,
Daß nun der Sommer Abſchied nimmt
Und daß des Herbſtes bunter Reigen
Die frohe Hirtenflöte ſtimmt.
Nun heimſet die vergnügte Menge
Der Erde unſchätzbares Gut
Und bringt das duftende Gedränge
Des Früchteſchwalls in ſichre Hut.

Was in den Fluren und Gehegen,
Was in den Gärten ſchön gereift,
Des Thales und des Berges Segen
Wird nun im Hauſe aufgehäuft.
Das Haus! das Haus, das iſt der Speicher
Für alle Gaben, allen Fleiß.
Doch wächſt die Fülle zehnfach reicher,
Begrüßt die Liebe ſeinen Kreis.

Was Du geſchafft mit treuem Walten,
Was dir die Erde willig gab,

Muß erſt zum wahren Glück geſtalten
Der Liebe grüner Zauberſtab.
Sie zündet in des Hauſes Wänden
Des Herzenskultus keuſchen Glanz
Und krönt mit anmuthvollen Händen
Den Giebel mit dem Sternenkranz.

Erſt durch die Liebe wird zum Tempel
Des Hauſes ſegensreicher Bau.
Dem ird'ſchen Gute drückt den Stempel
Des Himmels auf die holde Frau.
Erſt wenn ſie die gebot'ne Fülle
Mit fromm geſchäft'gen Händen hebt,
Wird ſanft des Stoffes trübe Hülle
Vom reinſten Seelenhauch umwebt.

Du haſt, o Freund, mit dieſer Feier
Dein Haus zum Tempel nun geweiht,
Um ſeiner Pfoſten Paar den Schleier
Geſchlungen edler Weiblichkeit.
Zu Deinem wohlgefügten Herde
Führſt Du die junge Prieſterin
Und legſt zum Garbenſchmuck der Erde
Des Himmels köſtlichern Gewinn.

Nun gieße dieſes Sternen Leuchten
Bis ſpät in dem erhabnen Haus
Den Strahlenthau, den ſegensfeuchten,
Auf alle Räume freundlich aus,
Und lehre wie im edlen Weibe
Hoch über allem ird'ſchen Gut,
Daß es zum wahren Glück beſcheide
Der Seele Sternenſchimmer ruht.

---

## An einen lieben Freund

geſtorben am 2. März 1871.

Durch Stadt und Land der Friedensbote zog,
Ein Himmelskind, auf leuchtendem Gefieder.
In unſrer Wartburgſtadt der Engel flog,
Ernſt ſenkend die erſt froh gehobnen Lider,
Zu einem ſtillen Hauſe, und er bog
Den Palmzweig auf ein krankes Antlitz nieder
Und löſte ſanft mit liebevoller Hand
Das ſchmerzdurchwobne das ird'ſche Band.

Uns ward das Heil des ird'ſchen Friedens kund,
Den himmliſchen empfing der Freund vom Boten,
Der macht des Dulders krankes Herz geſund
Mit ſeinem Kuß, den Gotteshauch-durchlohten.
Uns aber macht der Schmerz die Seele wund,
Daß er ſo früh geführt ward zu den Todten.
Doch Friede! Friede! ruft das Engellied,
Und ew'gen Frieden ihm, der von uns ſchied!

Lebt er doch ſtets in unſern Herzen fort,
Verklärt von unſrer Liebe warmen Lichte;
Wir rufen uns zurück ſein treues Wort,
In unſrer Bruſt verwandelt zum Gedichte;
Wir gehn wo er geweilt am lieben Ort,
Und die Erinnrung löſt ſich im Geſichte;
Zur Wehmuth wird der Schmerz, der ſein gedenkt,
Bis ſich die Wimper thränenthauend ſenkt.

Fahr wohl! Fahr wohl! Das neue Morgenroth
Gedieh dir nun zum ew'gen Sonnentage.

Wir aber ſagen nicht mehr daß du todt,
Und leis verhallet unſre Trauerklage.
Der Kuß, den dir der Friedensengel bot,
Geſtaltet ſich zur bilderreichen Sage,
Die webt um deinen Hügel friſches Grün,
Aus dem die Blumen treuer Liebe blühn.

Kreuzwertheim am Main, 12. März 1871.

## Neujahrsgruß an Alexander Ziegler 1875.

Wie in dem alten
Wollen wir's halten
Auch in dem neuen.
Wollen uns freuen
Am Guten und Rechten,
Wollen uns ſcheuen
Vorm Böſen und Schlechten.
Wollen uns wenden
Mit Herzen und Händen
Zum Großen und Schönen
In Bildern und Tönen,
Wo wir es finden
Es tiefer ergründen.
Wir wollen uns lieben
Mit edelſten Trieben,
Die zu uns gehören
Im Herzen verehren.
Die dem Guten und Schönen
Ins Angeſicht höhnen,
Uns ſchelten und haſſen,
Links liegen laſſen. —

Wir wollen geſcheidt ſein
Und immer bereit ſein
Zu ſchaffen und wirken
In unſern Bezirken,
Im Ringen und Streben
Zu ſein und zu leben.
Die Wiſſenſchaft fördern
Das Dunkle erörtern,
So im Schaffen und Handeln
Eine Strecke noch wandeln,
So lang uns das Licht lacht
Und man ein Gedicht macht.

Kreuzwertheim, den 1. Januar 1875.

---

## Herzens- und Blumengruß

dem Jubilar Herrn Christian Baacke, dem fünfzigjährigen Gärtner
des Ziegler'ſchen Gartens in Ruhla, an ſeinem Ehrentage,
den 9. September 1878.

Ein Ehrentag für einen Ehrenmann!
Wer wollte dem nicht heut die Ehre geben,
Dem ſeine ſchönſte Lebenszeit verrann
In treuem Fleiß und ehrenhaftem Streben?
Ein halb Jahrhundert! Ei wer das gewann
Im Dienſte ſchöner Kunſt und edlem Leben,
Der darf ſich ſolchen Tages wohl erfreuen,
Dem Freundesherzen Dankesblumen ſtreuen.

Wir bringen unſerm würd'gen Jubilar,
Der immer Lieb und Achtung ſich gewonnen,
Glückwünſche unſres frohen Kreiſes dar

Zum Tag, wo er vor funfzig Wandelſonnen
Der junge Pfleger dieſes Gartens war
Und ſeiner Laufbahn erſten Schritt begonnen.
Mit Ehren hat er dieſe Bahn durchmeſſen
Und ſeiner Pflichten keine je vergeſſen.

Seht dieſes Gartens weitberühmte Pracht!
Wer ſah nicht Ruhla's ſchönen Zieglersgarten,
Der ſeinen Gang durch unſer Thal gemacht,
Der Reize lieblichſten, die ſeiner harrten?
Die Hand, das Haupt, die hier geſchafft, gedacht
Und heut noch ihrer Schöpfung rüſtig warten,
Die zur Vollendung herrlich ſie erhoben,
Der Meiſter iſt's, den ſeine Werke loben.

In ſeinen Blumen wurde er zum Greis,
Doch hat ihr Duft verjüngt den braven Alten,
Und ſeines Forſchens immer reger Fleiß
Hat Lebensluſt und Kräfte ihm erhalten.
Hier winkt ihm das verdiente Lorbeerreis
Aus Flora's bunten wechſelnden Geſtalten,
Das wir ihm freudig in die Locken drücken,
Um würdig unſern alten Freund zu ſchmücken.

Die Blumen heben dankbar leis empor,
Wie Kinder zu dem Vater ihre Köpfchen
Und manches farb'ge Auge lugt hervor
Aus dieſer langen Reih' gefüllter Töpfchen
Und alle blühen ein Gedicht im Chor:
„Als Freudenthräne glänzt hier manches Tröpfchen,
Der Wartung uns und Pflege hat gegeben,
Der Jubelvater Baacke er ſoll leben!“

Wer in des Gartens lichte Wege tritt,
Wenn er vom Berge heut herabgekommen,
Und hier ſein Auge über Schönheit glitt,
Von der er ſich ſein Wonnetheil genommen,
Der nimmt auch noch den Wunſch des Herzens mit,
Als ihm der Blumengruß gedieh zum Frommen,
Daß Gott den Jubilar, den lieben Alten
Uns und dem Garten lang noch mög' erhalten.

## Ins Fremdenbuch zu Möhra.

Den 22. Juni 18[illegible].

(Egſ.) Möhra. Zwei Thüringer, beide zugleich geborene Ruhlaer, Hofrath Alexander Ziegler und der Neſtor der Thüringer Dichter, Ludwig Storch (mit Gemahlin), ſeit Jahren in Kreuzwertheim a. M. lebend, beſuchten am 22. Juni unſern Lutherort und Luthers Denkmal. Von den Gäſten ſchrieb jeder einige Worte in das Fremdenbuch, die beiden letzteren mit Hindeutung auf den Ultramontanismus, der ſein Haupt ſo kühn erhebt, und auf den „alt' böſen Feind“ Folgendes:

1) „Hier wo der erſte Funke der mächtigen Sonne entglommen, — die mit gewaltigem Strahl drang in die tiefdunkele Nacht, — Hier ſoll jeder Deutſche erkennen, was Kraft und freudiger Wille — ſtets vermögen und ſo folg' er dem Herrlichen nach!“

2) „Heil, Bruder Martin, deutſcher Held, der Du mit Flammenzungen — den röm'ſchen Drachen einſt geſtellt — und ſiegreich haſt bezwungen! — In dieſem vaterländ'ſchen Ort — ertönt Dir unſ'res Dankes Wort!“ —

Dorfz. 27. Juni 1877.

## „In hoc signo vinces!“

### Den Manen Tiedge's geweiht.

Motto:

Nun glüht ſeine Wange roth und röther,
Von jener Jugend, die uns nie entfliegt,
Von jenem Muth, der früher oder ſpäter,
Den Widerſtand der ſtumpfen Welt beſiegt,
Von jenem Glauben, der ſich ſtets erhöhter,
Bald kühn hervordrängt, bald geduldig ſchweigt,
Damit das Gute wirke, wachſe, fromme,
Damit der Tag dem Edlen endlich komme.
Goethe.

Ja dir auch war ein Leben aufgegangen,
Das reichbekränzte Tage dar dir bot.
Und herrlich ſchmückt zuletzt die greiſen Wangen
Der Widerſchein vom ew'gen Morgenroth.
Zum Sternenhimmel zog dich dein Verlangen,
Der Licht und Heil entſendet ird'ſcher Noth,
Um aus den Strahlen, die den Stoff beleben,
Der Dichtung prächtig Bannertuch zu weben.

Denn in das helle Feld der hehren Fahne
Haſt du des Himmels ſchönſten Stern geſtickt,
Damit der Menſch in dunklen Tagen ehre
Wer ihm des Horts geweihte Fülle ſchickt,
Und ihn der Heilquell an die Liebe mahne,
Die unentwegt aus ew'gen Fernen blickt.
Und auf die Fahne hat dein Herz geſchrieben:
Mein Licht iſt Wahrheit, meine Tugend: Liebe.

Der Freundtſchaft Hain voll Cedern und Cypreſſen
Ließ grünen dir den ſchlanken Fahnenſchaft,
Dir Maßſtab, um damit die Welt zu meſſen,
Die — oft in üpp'gem Sinnenrauſch erſchlafft —
Der Menſchheit hochgeſteckte Ziel vergeſſen.

beantworten konnte. Hatte er friſches Waſſer hineingetragen, dann wußte er jedesmal, was ſie begehrten. Eine neugierige Frau ſoll einmal durch die Spalte gelauſcht und ihn mit der Flaſche und dem Waſſer beſchäftigt geſehen, auch ſeine und noch eine andre Stimme leiſe ſprechen gehört haben, obgleich er allein im Kämmerchen war. Nun kurz und gut; ſeit jener Zeit fing Henns an in der Umgegend berühmt zu werden, er that wunderbare Kuren, entdeckte den Leuten Diebſtähle und andre verborgene Dinge, und ſein Name wurde endlich ſo bekannt und gefürchtet, daß ſchier kein Tag hingeht, wo man nicht früh zehn bis zwanzig Menſchen, die oft zwölf Stunden weit und noch weiter herkommen, vor ſeiner Thüre findet. O es ſind ſogar aus weiten Gegenden vornehme Leute zu ihm gekommen, zu deren Ohren der Ruhm ſeiner außerordentlichen geheimen Kunſt gedrungen war.“ — „Der Mann muß ſich ja unter ſo bewandten Umſtänden goldene Berge erwerben,“ ſagte der Herzog. „Er weiß wahrſcheinlich die verborgnen Schätze und wird für ſeine Dienſte gewiß auch gut bezahlt.“ — „Wie man's nimmt,“ verſetzte der Wirth. „Geld hat Henns gewiß, und iſt ein wohlhabender Mann, aber durchaus kein Beutelſchneider. Denn er nimmt niemals das Geringſte von armen Leuten an; ja er giebt den Dürftigen wohl noch dazu. Deshalb iſt er auch ſehr geliebt. Von den Reichen aber nimmt er, was ſie ihm geben, doch hat er noch nie Jemandem etwas abgefordert. Iſt dem Kranken nicht zu helfen, was er ſogleich weiß, ſo verhelt er's den Angehörigen deſſelben, die zu ihm kommen, nicht, und

Die Fahne rauſcht: Erkenn' der Liebe Kraft!
Trink muthig aus der Wahrheit reiner Quelle!
Und bade in des Lichtes warmer Welle!

Die ſtumpfe Welt hat ſich dir abgewendet
Und leiſtet deiner Mahnung Widerſtand.
Doch hat dein Muth das heil'ge Werk vollendet:
Hoch hielt die Fahne deines Glaubens Hand.
Urania, deine ernſte Muſe, ſpendet
Den Fahnenknauf und dran ein roſig Band.
Der Dichter weiß was dies Geſchenk bedeutet
Der Himmliſchen, die nach den Sternen deutet.

Drauf wild und wilder iſt der Kampf entbronnen,
Treu Dichterherz, vor deinem Seherblick.
So hat ſich das Jahrhundert abgeſponnen,
So legt das neue langen Weg zurück.
Das Schwert zerſchlägt, was erſt das Schwert gewonnen
Errang es nun das bang erſtrebte Glück?
Dein Greiſenhaupt erblich im ſel'gen Sterben,
Und deine Fahne kam an wenig Erben.

Sie haben von der Menſchheit hoher Warte
Nach dem erſehnten Heile ausgeſpäht.
Da ſahn ſie ſinken manches Trugs Standarte,
Und wieviel Kronenſtaub der Sturm verweht.
Der Sieg des Lichts verzog, der lang erharrte,
Und was der Beſten Hochſinn ausgeſät,
Zertreten ward's, der Erntetag verkümmert.
Was Hoffnung aufgerichtet, lag zertrümmert.

Doch deine Fahne trug, die lichtgeſchmückte,
Verklärter, ein verwandter Liebesheld,

Der muthig an das edle Herz ſie drückte,
Die leuchtende dann zeigte aller Welt.
Der Ruf der Dichter-Oriflamme glückte;
Sieh wie die Liebe tauſend Herzen ſchwellt!
Wer fragt noch, da die ſchöne Brunſt entglommen
Wird dann der Tag dem Edlen nimmer kommen?

Und ging auch Serre in die Sternenkreiſe
Von wo vereint nun Beide auf uns ſehn:
Ihr Liebeskorn keimt langſam, ſproſſet leiſe,
Doch groß und edel wird es ſchön beſtehn.
Es wird in unberechenbarer Weiſe
Einſt einem hehren Ziel entgegen gehn. —
Verklärtes Paar, ſieh deine Fahne fliegen!
Licht, Liebe werden doch die Welt beſiegen!

Wohl hat zwei Völker, die ſich lieben ſollten,
Auf's neu der Selbſtſucht grimmer Haß entzweit.
Der Schlachtenlooſe ſchwarze Kugeln rollten
Und ſtreuen Tod aus und unſäglich Leid.
Wer geht hervor rein, groß und unbeſcholten
Aus dieſem böſen wildverworrnen Streit?
Die Tricolore ſank im grauſen Kriege
Gebot die Preußenfahne wahrem Siege?

Nicht doch! — Mit ſanften Engelshänden ſchwingen
Sich Lieb' und Treu' an unſre Fahne an
Und rufen: Laßt die blut'gen Banner liegen
Und ſcheidet euch von Haß, von Trug und Wahn!
In dieſem Zeichen, Menſchheit, wirſt du ſiegen!
O wandle auf des Dichters Blumenbahn!

Dann wird das Gute wirken, wachſen, frommen,
Dann wird der Tag dem Edlen endlich kommen.

Kreuzwertheim am Main, am 118. Geburtstage
Chriſtoph Auguſt Tiedge's.

## An die Verwaltungsmänner der Tiedge-Stiftung.

Süße Gewohnheit des Dankens, wie rufſt du alljährlich ſo freundlich
Feſtlich das Namenpaar herrlicher Männer mir zu!
Jenes unſterblichen Sängers Urania's, den zu der Sterne
Ewig leuchtendem Kreis fromme Begeiſterung trug,
Das prometheiſche Kraft dort Strahlengarben geſammelt,
Liebreich die himmliſche Saat aus in die Herzen geſtreut,
Dann den Namen des Kriegers, der jenem im Leben befreundet,
Mit ihm als Doppelgeſtirn hoch uns zu Häupten nun glänzt.
Beide hochwürdige Vertreter zwiefachen edelſten Deutſchthums
Schauen ein Januskopf ſinnig nach Oſt und nach Weſt,
Jener ins Morgenroth, wo die Liederblüthen ihm flammten,
Dieſer zum irdiſchen Plan, Saatfeld begeiſterter That.
Wahrlich das nenn' ich mir Deutſche ureigens germaniſchen Weſens,
Jeder in ſeiner Art Muſter des innerſten Kerns!
Immer ſo leben ſie fort als Dioskuren Tuisko's,
Helfer und Retter; ihr Werk wuchert mit Segen und Glück.

Männer vom Geiſte der Liebe erfüllt, der dichtenden, ſchaffenden
Pflegen der deutſchen Kunſt fleißig beſäetes Feld,
Und vertheilen mit ſorgender Hand die Früchte des Friedens

Hin und wieder im Land deutſcher Gemarkung mit Luſt,
Werfen die Garbe der Liebe, mit rühmlichem Fleiße geſammelt,
Bald auf des alternden Haupts ſpärlich erleuchteten Herd,
Bald auf den kärglich beſetzten Tiſch der Wittwen und Waiſen
Deſſen, der einſtens gewirkt kräftig für unſeren Ruhm.
Wer auch den deutſchen Namen in Kunſt und in Dichtung
verherrlicht
Und nun der Gabe bedarf, wird mit der Garbe geehrt.
Dankend richten den Blick und das Wort alljährlich viel Herzen
Oft nach der Königsſtadt, Werkplatz des Zwillingsgeſtirns.
Mir auch wurde das Danken allmälig zur ſüßen Gewohnheit,
Tiedge und Serre vereint leben im Herzen mir fort.
Stiller wird immer der Weg, der Schritt langſamer und ſchwerer
Und auf dem Herde mir brennt winzig die Flamme nur noch.
Aber der Markt, feilbietend des Tages bezwingend Bedürfniß,
Fordert erbarmungslos immer geſteigerten Preis.
O ſo laſſet den Greis von der ſüßen Gewohnheit des Dankens
Nicht mehr ſcheiden! Gewährt was er bedarf und erfleht.

Kreuzwertheim, 17. Juli 1874.

---

## Nänie

den Manen Dr. Theodor Julius Hertel's*) am erſten Morgenſtrahl
des 9. April 1880 in Kreuzwertheim am Main.

Oeffne das Fenſter, daß die friſche Luft
Des Frühlingsmorgens mir die Wangen kühle,
Die heiß vom Traum der Nacht, von Tod und Gruft

---

*) Der im April 1880 verſtorbene Bürgermeiſter Dr. jur. Theodor Hertel in Dresden (geboren 1807 zu Remt bei Wurzen) iſt u. A. faſt 20 Jahre lang ein ausgezeichneter Vorſitzender der Tiedgeſtiftung und ein eifriger Beförderer der Schillerſtiftung geweſen. Der edle Verſtorbene

Mir in die Bruſt warf quälende Gefühle!
Wie thut ſo weh' mir heut der Veilchenduft! —
O weh! Ein edler Freund erlag dem Ziele!
Der ſich ſo herrliches Verdienſt erworben
Hertel, der Menſchenfreund, er iſt geſtorben.

---

hat mit dem Major Serre auf Maxen und den übrigen Mitgliedern des Hauptvereins, denen auch der Schreiber dieſer Zeilen — gegenwärtig der einzige noch Lebende jener Mitglieder — anzugehören die Ehre hatte, jene große Allgemeine Deutſche Nationallotterie mitbegründet, welches zu Schillers Verherrlichung im Jahre 1859 begonnene und Deutſchland zur Ehre gereichende und glücklich durchgeführte National-Unternehmen einen alle Erwartung überſteigenden Reinertrag von mehr als 450,000 Thalern erzielt hat, wovon 300,000 Thaler im Intereſſe der Deutſchen Schillerſtiftung und 150,000 Thaler zum Beſten der Tiedgeſtiftung in Staatspapieren bei dem Königl. Miniſterium des Cultus in Dresden niedergelegt ſind.*) Während die Deutſche Schillerſtiftung den Zweck hat, deutſche Schriftſteller und Schriftſtellerinnen, welche für die National-Litteratur (mit Ausſchluß der ſtrengen Fachwiſſenſchaften) verdienſtlich gewirkt, vorzugsweiſe ſolche, die ſich dichteriſcher Formen bedient haben, dadurch zu ehren, daß ſie ihnen oder ihren nächſtangehörigen Hinterlaſſenen in Fällen über ſie verhängter ſchwerer Lebensſorge Hülfe und Beiſtand darbietet, ſollen die aus der Tiedgeſtiftung an deutſche Künſtler zu verabreichenden Unterſtützungen und Beihülfen auch Ehrengaben für ausgezeichnete Leiſtungen ſein und ſind als ſolche zu veröffentlichen. Sie können laut § 17 der Statuten gewährt werden:

a. an deutſche Dichter und an deutſche Künſtler im Gebiete der Muſik, Malerei, Kupferſtecher- und Bildhauerkunſt und Architektur, denen entweder im höheren Alter eine Unterſtützung nothwendig geworden oder welche ohne eigene Schuld in jüngeren Jahren einer Unterſtützung bedürftig erſcheinen, ohne Unterſchied des Geſchlechts;
b. an deren hinterlaſſene Wittwen und Kinder;
c. an junge aufſtrebende, ſich auszeichnende Talente, die zu ihrer Ausbildung einer Unterſtützung bedürftig und ganz beſonders würdig ſind. Doch ſoll die Verabreichung derartiger Beihilfen nur ausnahmsweiſe erfolgen und als Regel feſtſtehen, daß die Stiftung nur bezweckt, verdienſtliche und ausgezeichnete Leiſtungen zu ehren.

---

*) Zur Geſchichte der Schiller-Lotterie. Ein glücklich durchgeführtes deutſches National-Unternehmen. Von Alexander Ziegler. 8. Aufl. Dresden 1864. Carl Höckner.

Was ſtille Tugend Köſtliches beſitzt,
Das war ihm eigen, dem verehrten Greiſe;
O Gott, wie viel hat er der Welt genützt
Mit ſteten Wirkens liebevollem Fleiße!
Wie hat er Hunderte vor Noth geſchützt,
Thränen getrocknet von den Wangen leiſe!
Zumeiſt die edelſten bedrängten Herzen
Hat er erleichtert von des Tages Schmerzen!

Ein Dreigeſtirn am Geiſteshimmel glänzt
Des Deutſchen Volks — wo wäre wohl ein zweiter? —
Drei Heldenbilder ſind's, die es bekränzt,
Das Aug' voll Thränen, doch der Buſen heiter:
Tiedge, Serre, Hertel! — O, wie lenzt
Ihr Freudenbringer, ſtillen Glück's Bereiter,
Wie lenzt in mir die Botſchaft eurer Thaten!
Ihr habt auch mir das Herz voll Dank geladen!

Doch Dir, mein Hertel, gilt dies Dankeslied,
Der jüngſt am Liebesaltar iſt gefallen,
Kämpfend für Menſchenwohl, wie Dir es rieth
Dein reiches Herz, geehrt von Allen, Allen,
Die Dir ein gütiges Geſchick beſchied
Stets zu Apoſteln für Dein Erdenwallen;
So haſt Du ſie beglückt auf Deiner Bahn,
Ja, ihnen Allen haſt Du wohlgethan!

Dein Angedenken wird uns heilig ſein,
So lange Poeſie und Kunſt uns blühen;
Von unſ'rer Oſtmark bis zum Vater Rhein
Und wo ſonſt deutſche Herzen glüh'n und ſprühen,
Wo deutſchen Geiſtes Saaten ſchön gedeih'n

Und kalte Schatten ſchwinden und entfliehen,
So lang Begeiſt'rung ringt nach Idealen
Sie werden dir des Dankes Opfer zahlen.

Nun, Frühlingslüfte, trocknet mir die Wange
Und hemmt den Schmerz um den verblich'nen Freund!
Nun ſchon im Buſen iſt mir nicht mehr bange,
Denn auch mit mir hat er es gut gemeint.
Nachzittern wird der Schmerz in mir noch lange,
Doch ſieh, wie freundlich ſchon die Sonne ſcheint!
Ein Jeder anerkennt ſein hohes Streben:
Er wird in Segen fort auf Erden leben.

# VI.

# Politiſche Gedichte.

nimmt den Leuten nicht erſt das Geld ab, wie andere Aerzte, ſondern wenn man ihm in dieſem Falle etwas bietet, weißt er's gewöhnlich mit den Worten zurück: Geht hin und labt den Kranken dafür; denn in ein Paar Tagen wird ihm die große Glocke geläutet werden." — „Demnach iſt er alſo auch ein recht braver Mann?" fragte der Herzog. — „Das iſt er gewiß, lieber Herr. Eine Sünde thut er nicht mit Willen und dient dem Herr Gott alle Sonntage in der Kirche. In den Gerichten hat er gar vielmal ausgeſagt, wenn ihn der Herr Richter Thielemann wegen ſeiner Kuren und dem Angeben verborgener Dinge derb vornahm, er thue alles das in Gottes Namen, und blos um des Guten willen, auch habe all ſeine Sach' Segen und guten Fortgang; das komme aber daher, weil er ſtets das Böſe mit den ſchärfſten Waffen bekämpfe, und es aus ſeiner Dunkelheit, wo es walte und niſte, an das helle Tageslicht hervorziehe. Ach der Herr Richter iſt gar ein Schlimmer, und hat Hennſen oft übel behandelt, aber er trägt's ihm dennoch nicht nach. Und deshalb kann ich es gar nicht leiden, wenn man auf Hennſen ſchimpft, weil er immer mürriſch ausſieht und grob heraus fährt. In dieſer rauhen Schale ſteckt ein guter Kern; und kein Menſch kann ja wiſſen, was ihn ſo mißmuthig macht. Seine Frau macht ihm auch den Kopf viel heiß; denn ſie iſt der Beſten keine, und keift und lärmt oft den lieben langen Tag. Wenn er aber noch barſcher iſt, die Leute finſter anlugt und grob behandelt, ſo ſagt er ihnen doch alles Dienliche, thut ihnen Gutes und nimmt keinen Groſchen von ihnen. Gewöhnlich kommt er Nachmit-

### 1.

## Landgraf Ludwig von Thüringen.

Wie glänzt dein Helm! Wie klirrt dein Sporn!
Wie raſſeln deine Eiſenglieder!
Dein Feueraug' voll edlem Zorn:
So tritt herein in meine Lieder!

Im Waffenrauſchen ſtolz und mild,
Der Guten Freund, der Böſen Dränger,
Gegrüßt, du hohes Fürſtenbild,
Von deines Ruhmes ſpätem Sänger!

Dir folgte ſchon mein Knabentraum
Auf deinem waldumhegten Ritte;
Ich hielt dein müdes Roß am Zaum,
Als du begrüßt des Schmiedes Hütte.

Als Meiſter Schmied das Feuer ſchürt,
Die Eiſenſtäbe roth zu machen,
Da hab' ich große Luſt verſpürt,
Die Kohlen tüchtig anzufachen.

Und als das „Ludwig hart!“ erſchallt
Im Hammerklang und Sprühn der Funken,
Da hab' ich wohl die Fauſt geballt
Und dir bekräft'gend zugewunken.

Dann hab' ich wohl mit junger Kraft
Den Schild dir in die Schlacht getragen,
Als du die trotzge Junkerſchaft,
Die Meutrer, auf das Haupt geſchlagen.

Mit welchem Jubel ſah ich dann
Dich ſchwingen deine Geiſel wacker,
Als du mit ſeltnem Pfluggeſpann
Gepflügt bei Freiburg deinen Acker.

Und wie des Knaben heißes Blut
Gedient dir, Wartburgheld von Eiſen,
So drängt des Mannes edle Glut,
Zu ſeinem Liede dich zu preiſen.

Doch mit dir auch den Waffenſchmied
Von Ruhla, wo auch ich geboren.
So feire denn, mein luſtig Lied
Das Männerpaar von mir erkoren.

### 2.

## Fürſt und Junker.

Seht ihn — wie edel, ſtolz und kühn! —
Den ſchönſten Jüngling ſeines Landes
Im Feuer friſcher Luſt erglühn,
Den prächt'gen Stern des Fürſtenſtandes!

Die ſchwer am Fürſtenmantel hängt,
Der Sorge Laſt iſt ihm zuwider;
Worin die leichte Luſt ſich fängt,
Das bunte Kleid ſchmückt ſeine Glieder.

Daß nichts die heitre Flamme trübt!
Kein Becher ſchal! Kein Tropfen bitter!
Derweil er Freudenſpiele übt,
Regiert, Vaſallen, Junker, Ritter!

Die ſaugen ſich voll Blut und Schweiß
Des Landes, das ſie ſchwer bedrücken,
Und wiſſen ihren Herrn mit Fleiß
In neuen Lüſten zu verſtricken.

Sie ſorgen, daß an Ludwigs Thron
Des armen Volkes Klage ſchweige,
Sie ſchaffen, daß kein ernſter Ton
Des jungen Fürſten Ohr erreiche.

### 3.

In ſeiner Wartburg hohem Haus
Der Landgraf ſitzt bei vollen Bechern,
Schaut auf das Waldgebirg hinaus
Aus ſeinen fürſtlichen Gemächern.

Da ſtehn in friſcher Morgenpracht
Der Berge waldgekrönte Rieſen;
Süßlockend aus der grünen Nacht
Des Jagdhorns muntre Töne fließen.

Er eilt hinab, ſpringt auf ſein Roß
Und ſtürmt ins dichte Waldgehege.
Ihm folgt der Junker ſtolzer Troß,
Der Knappen Schaar auf ſteilem Wege.

Ein Hirſch, der durch das Dickicht brach,
Setzt über Berg und Thal und weiter.
Der Landgraf jagt dem flücht'gen nach.
Weit hinten bleiben die Begleiter.

Und über Bach und Stein und Dorn
Trägt ihn das Roß zu finſtern Gründen,
Stets neu gereizt vom ſcharfen Sporn,
Bis er den Weg nicht weiß zu finden.

Nun irrt er einſam durch den Wald.
Bald ſenkt die Nacht ihr ſchwarz Gefieder.
Umſonſt des Jagdhorns Ruf erſchallt
Und hallt an Felſenwänden wider.

Ein Wetter tobt im Bergrevier,
Das finſtre Wolken ſich entladen.
Der Landgraf führt ſein müdes Thier
Still auf des Forſtes wirren Pfaden.

Da rauſcht ein Bach, und Funken ſprühn
Tief in des Ruhlathales Mitte
Und einen Ofen ſieht er glühn. —
Er ſteht vor eines Schmiedes Hütte.

## 4.

## Der Waffenſchmied.

Mit gutem Gruß tritt er hinein
Heiſcht einen Biſſen und ein Lager.
Ihm kommt der Schmied im Feuerſchein
Entgegen dürftig, blaß und hager.

Der düſtre Wirth ſetzt auf den Tiſch
Ein ſchimmlich Brot zum Abendeſſen,
Den Krug voll Waſſer hell und friſch,
Die harte Koſt damit zu näſſen.

Und deutet auf ein Strohgebind
Zur nächt'gen Raſt in duſt'ger Ecke. —
Mit Müh verſucht's das Fürſtenkind,
Ob ſolch ein ſteinern Brot ihm ſchmecke.

„Wer biſt du?“ — „Habe mich verirrt,
Gehöre zu des Landgrafs Knechten.“ —
Die Kohle ziſcht, das Eiſen klirrt
Vom Hammer in des Schmiedes Rechten.

Der ruft dazwiſchen: „Werde hart,
O Ludwig, hart wie dieſes Eiſen!
Dann wird wie deinen Ahn im Bart
Dein treues Volk dich dankbar preiſen.

„Wärſt du ein Fürſt nach rechter Art,
Wie wollt ich dir die Fährte weiſen!
O Landgraf Ludwig werde hart!
O werde hart wie dieſes Eiſen!

„Der iſt kein Fürſt, der, arg bethört
Von Jugendluſt und Schmeichelworten,
Nicht auch des Volkes Klage hört,
Das höhnend ſeine Junker morden.

„Des Vogtes ſcharfe Geiſel ſchwirrt
Zum blut'gen Spotte meinem Grolle,
Wenn ich an ſeinen Pflug geſchirrt
Aufwühlen muß des Junkers Scholle.

„Dann ſchmieden Nachts, um den Bedarf
Des Jammerlebens zu erſchwingen! —
Horch auf und werde hart und ſcharf,
Mein Fürſt, wie dieſe Schwerterklingen!“ —

So pocht der Schmied die ganze Nacht
Und klagt und ſchreit in Ludwigs Ohren.
Der edle Jüngling liegt und wacht.
Kein Schlag, kein Wort geht ihm verloren.

Er ſchwang ſich auf ſein Roß und ſchied
Als kaum das Morgenlicht gedämmert.
Ihn hat in dieſer Nacht der Schmied
Im Ruhlathale hart gehämmert.

## 5.

## Ludwig der Eiſerne.

Und wieder klirrt der raſche Sporn
Des Fürſten durch der Wartburg Hallen.
Sein Feuerang' voll edlem Zorn
Entbietet ſchleunig die Vaſallen.

Ein Jüngling ritt er geſtern aus,
Ein Mann iſt heut er heimgekommen,
Es war der Jugend Saus und Braus
In einer Nacht von ihm genommen.

Gepanzert tritt er ins Gemach
Und ſchilt des Landes freche Dränger
Und ſchwört: er dulde dieſe Schmach
An ſeinem armen Volk nicht länger.

Da ſtehn beſtürzt die edlen Herrn.
„Wer mag es ihm verrathen haben?“
Kaum aber iſt der Landgraf fern,
So lachen ſie des zornigen Knaben.

Sie ſagen: „Schafft ihm Tanz und Spiel,
So wird ſein Eifer nimmer dauern!“—
Und frech verfolgen ſie ihr Ziel
Und ſchinden nach wie vor die Bauern.

Doch in der Wartburg hohem Haus
Iſt jeder Freudenton verleidet.
Der junge Landgraf ſprengt hinaus
In Wehr und Waffen hart gekleidet.

Und reitet durch das ganze Land
Des Junkers Unbill zu erkunden,
Da drückt er manche ſchwielige Hand,
Von arger Frohne wund geſchunden.

Und wieder klirrt ſein Eiſenſporn
Durch ſeines Fürſtenhauſes Hallen.
Nach Freiburg ruft ſein heißer Zorn
Die widerſpenſtigen Vaſallen.

## 6.

## „Perſönliches Regiment.“

Die Junker reiten auch durchs Land
Und werben eiligſt Söldnerhorden,
Da flammt empor des Aufruhrs Brand
Und wüthet der Empörung Morden.

So war von je die Junkertreu,
Will ſich der Fürſt nicht ihnen fügen,
So laſſen ſie mit Mordgeſchrei
Des Aufruhrs blut'ge Fahne ſteigen.

Zu allen Zeiten eilen ſie
Sich unentbehrlich zu erweiſen.
Wer ſie nicht will, den heilen ſie
Von ſolchem Wahn mit Blut und Eiſen.

Doch Ludwig zog mit treuem Heer
Der frechen Junkerbrut entgegen,
Und ſeinem Schwerte, ſeinem Speer
Iſt ſie in kurzer Schlacht erlegen.

Den ganzen grimmen Junkertroß
Hat er in dieſem Strauß gefangen
Und auf ſein neuenburger Schloß
Führt er die Herrn im Siegesprangen.

Gefeſſelt bringt er Zug um Zug,
Und als beiſammen ihre Schaaren,
Spannt ſie der Fürſt in ſeinen Pflug
Und treibt die ſtolze Brut zu Paaren.

Die Glieder in das Joch geſchirrt,
Wie müſſen keuchend ſie ſich bücken!
Des Fürſten ſcharfe Geiſel ſchwirrt
Herab auf ihren fleiſchigen Rücken.

Das iſt ein treffliches Geſpann,
Das ſich ins harte Joch muß fügen!
Die trotzigen Junker Mann an Mann
Sie müſſen einen Acker pflügen.

Die Schreiber ſtehen auch nicht fern
Die edlen Stiere zu begaffen
Und das Gericht des hohen Herrn,
Und hinter ihnen ſtehn die Pfaffen.

Die machen alle im Verein
Zu ſolchem Pflügen große Augen
Und ziehen ſchnell die Rüſſel ein,
Womit ſie dick und fett ſich ſaugen,

Womit ſie ſchröpfen Blut und Schweiß
Des armen Volks, des fleiß'gen wackern. —
So hat der Fürſt all das Geſchmeis
Zur Ruh gebracht mit ſeinem Ackern.

Dem Volk wird auf dem „Adelsfeld“
Durch Fürſtenhochſinn Recht und Frieden.
Du eiſerner geprieſ'ner Held,
Wie herrlich ließeſt du dich ſchmieden!

Und du, mein rühler Waffenſchmied,
Wie trefflich klopfteſt du das Eiſen!
Dich muß im deutſchen Männerlied
Noch ſpät der freie Enkel preiſen.

O ſetzt doch einen Ehrenſtein,
Wo ſtand die rühler Waffenſchmiede!
Und auf des „Adelsackers“ Rain
Baut eine ſtolze Pyramide!

# Aufruf

zur Herſtellung eines

## Ludwig Storch-Denkmals.

Unſer berühmter hochgeehrter Landsmann, Dichter und Ehrenbürger **Ludwig Storch**, am 14. April 1803 in Ruhla geboren und am 5. Februar 1881 in Kreuzwertheim am Main geſtorben, genannt die „Thüringiſche Edeltanne“, iſt ſtets ein Repräſentant der Menſchenliebe, ein treuer Deutſcher und ein ächter Thüringer geweſen. Derſelbe hat ſich aber auch durch ſeine zahlreichen ſchönen Dichtungen und Erzählungen (an 50 Bände haltend), ſowie insbeſondere durch ſeine unſere Heimath betreffenden Schilderungen, ſ. „Vörwerts-Häns“ ꝛc., große Verdienſte um unſern Ort in kulturgeſchichtlicher Beziehung erworben.

In Hinblick, daß die Errichtung eines würdigen Denkmals nicht nur ein ſichtbares Zeichen unſerer Liebe, Anerkennung und Erinnerung an den dahingeſchiedenen echten Sohn des Thüringerwaldes und Dichter, ſondern auch eine Ehrenpflicht ſein wird, ferner in Hinblick, daß dieſes Denkmal, welches am beſten in einem auf einer Eiſenplatte in Form einer römiſchen Tafel tags um drei Uhr mit ſeinem griesgrämlichen Geſichte hierher auf den Heiligenſtein geſchlichen, und ſetzt ſich dort in die Ecke, hat er aber nur erſt eine Kanne hinein, dann rückt er ſchon vor, bei der zweiten knüpft er mit der Geſellſchaft Unterhaltung an, bei der dritten muntert er zum Singen auf und ſtimmt ein Lied an, und nun geht's ſo fort, immer luſtiger und ausgelaſſener, wie Sie ihn heut Abend geſehen haben. Dann ſchwadronirt er an einem hin, wie ein beſoffener alter Soldat, ſingt die ſchnurrigſten Lieder und bleibt oft bis gegen Mitternacht ſitzen. Meiſt iſt er der letzte Zechgaſt, und macht den Kehraus. Deshalb iſt mir's ſehr aufgefallen, daß er ſich heute ſo bald fort ſchob. Wenn er ſo recht ſelig iſt, kann man Manches von ihm erfahren, was er ſonſt um keinen Preis ſagen würde, und er thut Jedem, der mit ihm ſingt, die größten Gefälligkeiten. Muſik und Geſang ſind nun einmal ſeine Leidenſchaft. Stehen einige Kannen Bier für ihn dabei, ſo hat er keine Bedürfniſſe weiter und iſt der beſte Menſch auf der Welt." — „Mein Intereſſe für den Mann ſteigt immer mehr," ſagte der Herzog, „und ich werde ihn morgen in der Frühe beſuchen. Euch aber, mein lieber Wirth, danke ich für die angenehme Erzählung; ſagt mir nun, was die Leute und wir verzehrt, damit ich Zahlung leiſte; es fängt an, ſpät zu werden und erinnert uns, uns nach dem Nachtquartier umzuſehen." — „O, ich könnte Ihnen noch die ganze Nacht von Hennſen erzählen," erwiederte der Wirth freundlich; „es fällt mir immer eins mit dem andern ein. Die Rechnung macht Einen Thaler acht Groſchen." —

ruhenden Portrait-Relief in Bronze beſtehen und die Inſchrift in vergoldeten Lettern

Dem Andenken des Volksdichters

## Ludwig Storch

geboren am 14. April 1803 Ruhla,

geſtorben am 5. Februar 1881 Kreuzwertheim.

Die dankbare Ruhl.

aufweiſen dürfte, am ſogenannten Sarkophag- oder ſteinernen Sargplatz im Bärmer oder Bärenberg — als Pendant des daſelbſt im Jahre 1863 errichteten Stumpff'ſchen Denkmals — auf einem dem eigenartigen Charakter des Verſtorbenen am meiſten entſprechenden romantiſchen Waldplatz angebracht wird, erſucht das unterzeichnete Komité diejenigen Mitbürger, welche zum Andenken Ludwig Storchs einen Beitrag geben wollen, in die baldigſt in Umlauf zu ſetzende Liſte ihren Beitrag — auch der kleinſte wird willkommen ſein — perſönlich eintragen oder an unſern Kaſſirer, Herrn Poſtmeiſter Arbing, abliefern zu wollen.

Da das Modell zu dem an genannter Lokalität anzubringenden Denkmal, wie wir ſchon jetzt mit großem Dankgefühl mittheilen können, von einem unſerer Mitbürger zur koſtenfreien Verfügung geſtellt werden wird, ſo dürften die Herſtellungskoſten durch dieſe Zuwendung ſehr vermindert werden und praeter propter 1000 Mark mit Einſchluß eines nothwendigen gußeiſernen Schutzgitters excl. Modellkoſten betragen.

Das unterzeichnete Komité wird ſeiner Zeit öffentliche Rechnung über die geſammelten Gelder ablegen und auch die Namen der Geber veröffentlichen.

Wir haben Ludwig Storch mit Stolz den unſern genannt und ſind überzeugt, daß auch unſere Mitbürger das Andenken an den mit warmer Begeiſterung ſeinem ſchönen Heimathsland und ſeinem lieben Geburtsort Ruhla zugethanen edlen Verſtorbenen hoch halten und durch „Thaten“ beweiſen werden.

Das Komité zur Herſtellung eines

**Ludwig Storch-Denkmals in Ruhla:**

Poſtmeiſter Arburg (Kaſſirer), Chauſſeegeld-Einnehmer Ackermann, Buchhändler Brand, Kommerzienrath Julius Dreiß, Rektor Fiſcher, Meerſchaum-Bildhauer Freißlich, Kartograph Bruno Haſſenſtein (in Gotha angeſtellt), Bürgermeiſter Heuer, Kapellmeiſter Friedrich Lux (derzeit in Mainz), Hotelbeſitzer Berthold Michel, Schuldirektor Stoll, Oberförſter Hugo Wittich, Bankier Albert Ziegler (in Eiſenach), Eiſenbahndirektor Hugo Ziegler, Paul Ziegler und Hofrath Dr. Alexander Ziegler, Vorſitzender.

Ruhla, den 8. Oktober 1881.

Von **Alexander Ziegler** ſind folgende Werke erſchienen:

## Skizzen einer Reiſe
durch
## Nordamerika und Weſt-Indien,
mit beſonderer Berückſichtigung
**des Staates Wisconſin.**
Dresden und Leipzig. Arnold. 1848. 2 Bände. 6 Mark.

## Republikaniſche Licht- und Schattenſeiten
in den
## Vereinigten Staaten von Nord-Amerika.
Dresden und Leipzig. Arnold. 1848. (Vergriffen.)

## Der deutſche Auswanderer
nach den
## Vereinigten Staaten von Nord-Amerika.
Leipzig. Fr. Fleiſcher. 1849. 365 Seiten. 3 Mark.

## Der Geleitsmann.
**Katechismus für Auswanderer nach Nord-, Mittel- und Süd-Amerika, Auſtralien, Algerien etc.**
Leipzig. J. J. Weber. 1853. 235 Seiten.
1½ Mark.

## Reiſe in Spanien.

Mit
Berückſichtigung der national-ökonomiſchen Intereſſen.
Leipzig. Friedrich Fleiſcher. 1852. 2 Bände.
13½ Mark.

---

## Meine Reiſe im Orient.

Leipzig. J. J. Weber. 1855. 2 Bände. 10½ Mark.

---

## Meine Reiſe im Norden.

**In Norwegen, auf den Orkney- und Shetland-Inſeln,**
**in Lappland und Schweden.**
Leipzig. J. J. Weber. 1860. 2 Bände.
9 Mark.

---

## Martin Behaim aus Nürnberg.

Der geiſtige Entdecker Amerika's.
(In das Portugieſiſche übertragen von Gonçalves Dias
aus Rio de Janeiro.)
Dresden. C. Höckner. 1859. (Vergriffen.)

---

## Die Reiſe des Pytheas nach Thule

(Shetland-Inſeln).
Dresden. C. Höckner. 1861. 1½ Mark.

## Regiomontanus

(Joh. Müller aus Königsberg in Franken)
ein
## geiſtiger Vorläufer des Columbus.
Dresden. C. Höckner. 1874. 2 Mark.

---

Geſchichte
der
## Schiller-Lotterie.
Ein glücklich durchgeführtes
**deutſches National-Unternehmen.**
Nebſt einem Anhang
Aktenſtücke, Verträge, Satzungen und Statuten der Schiller- und Tiedge-Stiftung, Jahresberichte etc. enthaltend.
Achte vermehrte und verbeſſerte Auflage.
Mit des Major Serre's Portrait in Stahlſtich.
Dresden. C. Höckner. 1864. 4 Mark.

---

## Der Rennſteig des Thüringer Waldes.
Eine Bergwanderung
mit einer hiſtoriſch-topographiſchen Abhandlung über das Alter und die Beſtimmung dieſes Weges. Mit einer Karte.
Dresden. C. Höckner. 1862. 5 Mark. (Vergriffen.)

## Neueſtes Reiſehandbuch
für
## Thüringen.
Von
**H. Schwerdt & Alexander Ziegler.**
Mit 6 Karten, 3 Städteplänen, 13 Illuſtrationen und 3 Gebirgspanoramen.
Zweite Ausgabe.
Hildburghauſen. Bibliogr. Inſtitut. 1864. 6 Mark.

---

Das
## Thüringerwalddorf
## Ruhla und ſeine Umgebung.
Eine culturgeſchichtliche Ortskunde
und
ein treuer Geleitsmann
für
Badegäſte, Touriſten und Einheimiſche.
Vierte Auflage.
Dresden. C. Höckner. 1876. 2 Mark.

---

Zur
## Geſchichte des Meerſchaums
mit beſonderer Berückſichtigung
der Meerſchaumgruben bei Eski Schehr in Kleinaſien
und der betreffenden Induſtrie zu Ruhla in Thüringen.
Dresden. C. Höckner. 1878. 3 Mark.

Der Herzog zahlte. „Wie iſt mir doch!“ bemerkte der Oberförſter. „Vor einiger Zeit erzählte mir auch ein Thälſcher Mann auf dem Revier, Henns habe voriges Jahr am güldnen Sonntag einen Schatz am Marktberge aus lauter Dukaten beſtehend gehoben; wißt Ihr davon nichts, Herr Schenk?“ — „Ja, ja.“ entgegnete dieſer haſtig; „er hat davon einmal in der Luſtigkeit beim Obermüller etwas fallen laſſen, und der verrieth mir's wieder. Seine Töchter hatten nämlich uralte dicke Dukaten am Halſe durchlöchert getragen, immer einen ſchöner als den andern. Die Leute waren darauf aufmerkſam geworden, und der Obermüller hatte ihm, als ſie ein Paar Stunden erſt zuſammengezecht, ins Gebet genommen. Henns hat aber nichts weiter geſtanden, als er hätte deren noch mehr, der kleine graue Berggeiſt im Markberg habe ihm dazu verholfen; der ſei ſein guter Freund. Der güldne Sonntag ſei für ihn im eigentlichſten und wahrhaftigſten Sinne ein güldener Sonntag geweſen, und ſeine Kinder ſollten davon ein Andenken haben. Ueberhaupt ſprechen Manche, er könne vermittelſt des Höllenzwangs viele von den Erd-, Luft-, Waſſer- und Feuergeiſtern citiren und ihnen als Meiſter befehlen. Dieſe ſagten ihm alles, was er von ihnen zu wiſſen begehre, mit der größten Genauigkeit. Unter allen ſollen die Waſſergeiſter die trotzigſten und ungehorſamſten ſein; er aber wiſſe ſie mit der Macht, die ihm über ſie verliehen, doch zu bändigen. Es wird viel über ihn geſprochen und gemuthmaßt, der Eine behauptet das, der Andere Jenes; er aber läßt Jedem ſeinen Glauben. Am Ende mein' ich, weiß kein Menſch das Rechte." — „Nun, wir wollen uns auch die Köpfe nicht dieſen Abend noch anſtrengen, um es heraus zu finden," bemerkte der Herzog lächelnd, und machte dadurch des Wirths Geſprächigkeit ein Ende. „Du, mein lieber König, kannſt wieder nach Hauſe gehen; ich will mir ſchon eine Schlafſtelle ſuchen. Vergiß aber nicht den unruhigen Leuten in der Frau Hoffactorin Hauſe mit der Nachricht, daß die Verlorne wieder gefunden ſei, eine ruhige ſchlafbringende Nacht zu bereiten. In einem der Gaſthöfe ſuche dann noch meinen Kutſcher auf und befiehl ihm morgen bei guter Zeit im Thal beim Oberſten von Uetterodt zu ſein." — „Werde alles unterthänigſt beſorgen und wünſch' gute Ruhe," ſagte der Forſtmann ehrerbietig und entfernte ſich. Der Wirth machte darüber große Augen. Hierauf nahm der Herzog ein Blatt Papier aus ſeinem Portefeuille, ſchrieb mit der Bleifeder einige Worte darauf und befahl dem Reitknecht, das Billet hinüber ins Thal ins Schloß zu tragen, und dem Herrn von Uetterodt ſelbſt zu übergeben. Der Herzog ging in der Stube auf und ab. Der Wirth ſtand in ehrerbietiger Entfernung und wagte nach ſolchen Wahrnehmungen nun nicht eher wieder zu ſprechen, bis ihn der fremde Herr frage. Aber der Herzog fand Geſchmack an der Redſeligkeit des Mannes, und kam ſeinen Wünſchen entgegen. „Bei ſo bewandten Umſtänden gewährt ja wohl Förberts-Henns Euch und Euren Biergäſten recht viel Unterhaltung, und verſchafft Euch vielen Zulauf?" — „Ei freilich," erwiederte der Wirth, „haben wir oft tauſenderlei Spas. Oft macht er trolliges Zeug. So kam er vor einigen Wochen — dort an dem Tiſche war's — über eine Kleinigkeit mit dem Kittelsthäler Schulmeiſter zuſammen. Der gallige Mann ereiferte ſich, Henns lachte, der Mann wurde toll und böſe — Henns lachte noch mehr, der Schulmeiſter wurde ſplittertoll, und Henns wollte ſich ausſchütten. Der Schulmeiſter ſchimpfte ihn einen Hexenmeiſter, Teufelsbanner, Höllenbraten, aber Henns lachte fort. Alles umſtand den Tiſch und fragte. Der Kerl, ſchrie der Schulmeiſter, beſchuldigt mich, ich ſöffe hinter des Herrn Pfarrers Rücken den Abendmahls-Wein. Aber ich will ihm lehren, ehrliche Leute zu beſchimpfen. Es entſtand ein allgemeines Gelächter, und wollte kein Ende nehmen. Der Schulmeiſter, darüber vollends wüthig, ſprang auf und rannte wie beſeſſen fort, um heim zu gehen. Der Narr, ſagte Henns, wollte mich foppen, weil er mich für betrunken hielt. Nun will ich ihn foppen, gebt acht, er wird bald wieder da ſein. Wie geſagt, ſo geſchehen. Am Berge hinter dem Hauſe erhob ſich ein klägliches Geſchrei, und bald kam der Schulmeiſter wieder. Wie er es auch gemacht und verſucht, er war nicht vom Berge fortgekommen, und wenn er ſich recht abgelaufen, war er wieder an der Hinterthür geweſen. Nun wurde er erſt recht ausgelacht. Henns hatte ihn gebannt, und der Schulmeiſter mußte ihm Alles abbitten und gute Worte geben, daß er nur den Bann wieder aufhob." — Eben ſetzte ſich der Wirth in Bereitſchaft, noch mit einer andern Geſchichte aufzuwarten, als ein Geräuſch auf der Treppe entſtand, und die Stubenthüre weit aufgeriſſen wurde. Ein Bedienter ſtand mit einer Laterne da, und haſtig ſchritt der Oberſt von Uetterodt herein. Der Wirth war flink mit ſeinem Lederkäppchen vom Kopfe und machte ſehr tiefe Kratzfüße; faſt aber wär' er vor Schrecken gar zu Boden gefallen, als er die Anrede des gnädigen Herrn an ſeinen Biergaſt vernahm. „Warum haben Eure Durchlaucht nicht ſogleich nach Dero Ankunft geruht, mein Haus mit Ihrer gnädigſten Anweſenheit zu beglücken?“ ſagte der Oberſt in tiefſter Devotion; „doch habe ich ſtrengen Befehl gegeben, daß nichts zu Dero Empfang verabſäumt wird.“ — „Und haben mich verrathen, wie ich höre, was ich mir doch dringend verbat,“ fiel ihm der Herzog unmuthig ein. — „Bitte um gnädigſte Entſchuldigung. Meine übrigen Gäſte ſind noch in Ruhla, und es iſt der glücklichſte Zufall, daß ich früher heimkehrte. Es hat mich nämlich eine junge Dame gebeten — o ſie iſt Eurer Durchlaucht gewiß bekannt: denn ſie hält ſich beim Herrn Hofrath von Zach in Gotha auf — ſie bat mich heute früh um meinen Wagen, und da ich zu Fuße nicht ſpät in der Nacht heimkehren mochte, ſo brach ich früher auf, gleichſam die hohe Ehre ahnend, welche mir zu Theil werden ſollte.“ — „Nun kommen Sie,“ ſagte der Herzog; „es iſt ſpät und ich bin ſchläfrig. Gute Nacht, Herr Schenk.“ Des Wirths Naſe küßte faſt den Staub des Bodens, und die Worte ſeiner extravaganten Höflichkeit waren nichts als baarer Unſinn. Wie konnte es auch anders ſein? Staunen, Ueberraſchung, die Ehre, Alles wirbelte in ſeinem Kopfe, und als die beiden Herrn über die Schwelle waren, that er noch manchen Freudenſatz, und konnte die ganze Nacht vor Entzücken kein Auge zuthun.

Als der Oberſt mit ſeinem hohen Gaſte auf dem Damm anlangte, von dem man über den Bergrücken, dann ins Thal hinabſteigt, vernahmen ſie vom Kloſter her Stimmen, und gewahrten bald auch eine Laterne auf dem Dammwege her flackern. „Das ſind gewiß meine Gäſte,“ ſagte der Edelmann, „ja, ja, die haben ſich auch bald abgedrückt.“ — „Machen Sie nur meinetwegen kein Aufhebens,“ bemerkte der Herzog, „wenn mich auch einer kennt, ſo will ich nicht, daß deshalb das Dorf zuſammengetrommelt werde, vielleicht gar, um mir mit einer ſchlechten Nachtmuſik den Schlaf der ganzen Nacht zu verſcheuchen.“ „Wie Eure Durchlaucht befehlen.“ — Die ſpäten Wanderer waren heran gekommen, und des Hauptmanns von Löwenzahn Stimme tönte allen Andern vor. Endlich begrüßte man ſich gegenſeitig und wunderte ſich, daß man ſich hier finde. Der Oberſt ſtellte den Herzog als einen Herrn von Mettin vor, der eben erſt auf dem Heiligenſtein angekommen, und welchen er auf erhaltene Meldung da abgeholt. Der Hauptmann nahm davon nicht Notiz, ſondern ſchrie immer dazwiſchen: „Ein Wort mit Ihnen, Herr Oberſt! Der verteufelte Wahrſager hier in Ihrem Dorfe iſt am ganzen Unglück meines Jägers ſchuld, und wenn ich Ihnen etwas werth bin, ſo laſſen Sie den Kerl morgen einſtecken, und fünf und zwanzig aufzählen.“ — „Aber, beſter Freund, ſein Sie doch nicht ſo ſtürmiſch; Sie ſehen ja, daß ich noch einen fremden Gaſt habe." — „Ei was! Sie müſſen mir Ihr Wort geben, den Kerl durchprügeln zu laſſen, oder ich vergreiſe mich ſelbſt an ihm. Er hat meinen Jean des Diebſtahls beſchuldigt, und das dumme Volk glaubt ſeinen Alfanſereien, und ſchlägt meinen braven Jungen beinahe kochgar. Erſt vor einer Stunde hat mir Jemand die Urſache entdeckt, der Zorn ließ mich nicht länger bleiben, und die andern Herrn hatten die Güte, mit mir zu gehen." — „Ach Liebſter!" verſetzte der Oberſt ängſtlich, „was Sie vorhin erſt erfuhren, habe ich den ganzen Tag über ſchon gewußt." — „Ei, und Sie haben es mir verborgen? Wie ſoll ich das deuten?" — „Auf die beſte Art. Ich wollte allen unnützen Lärm verhüten. Es muß doch etwas Wahres an der Sache ſein; man ſpricht von einem Meerſchaumpfeifenkopf, einer jungen hübſchen Fuhrmannsfrau u. dgl. Nun, ich will nichts wiederholen." — „Wie? Sie erklären meinen Jean ebenfalls für einen Spitzbuben? Sie beleidigen mich in dem Diener, und Sie müſſen mir Satisfaction geben." — „Mit Vergnügen, wenn Sie ſich beleidigt finden, einen ſchlechten Menſchen in Ihren Dienſten zu haben." — „Und der Lügenprophet ſoll ſeine Ausſagen beweiſen." — „Beweiſen Sie ihm erſt die Ausſage." — „Er muß durchaus mit Schande beſtehen, meinem Jean eine Abbitte und Ehrenerklärung thun, und ein Vierteljahr bei Waſſer und Brot ins ärgſte Loch geſteckt werden. Und wenn Sie nicht Gerechtigkeit üben und Ihre Gäſte ungeſtraft vom ſchlechtſten Ihrer Bauern beſchimpfen laſſen wollen, ſo gehe ich an den Herzog, damit die Canaille zu aller Welt Exempel auf zehn Jahre ins Zuchthaus kommt.“— „Der Förberts-Henns ſoll ein ſehr braver Mann ſein, und nie mehr als die Wahrheit ſagen,“ warf jetzt der Herzog hin, und dieſer Wink genügte dem Herrn von Uetterodt, um dem Hauptmann ängſtlich zuzurufen: „Mein Beſter! Sie werden bei Ihrer Durchlaucht ſehr übel fahren, wenn Sie Dieſelben mit ſolcher Geſchichte überlaufen. Bedenken Sie, daß Ihr Jean dadurch erſt recht in die Dinte kommen könnte. Laſſen Sie die Sache doch ja auf ſich beruhen!“ — „Wie?“ kreiſchte der Hauptmann außer ſich vor Wuth, „in was für ein verruchtes Land bin ich gerathen, wo man den Unterthan beſchützt, welcher den Fremden ohne allen Grund des Diebſtahls beſchuldigt? Was für ein Fürſt muß dieſer Herzog ſein, wenn er der gekränkten Unſchuld ſein Ohr verſagt, oder ſie noch dazu verdammt?“ — „Um Gottes willen, Herr Hauptmann, Sie vergeſſen ſich ganz!“ jammerte der Oberſt. — „Der Herzog wird Sie hören, aber auch ſtreng unterſuchen und ſtreng richten,“ ſagte der Herzog ſehr ernſt; dann zum Herrn von Uetterodt gewendet: „Erzählen Sie mir doch die Geſchichte, um deren Object es ſich hier handelt, Herr Oberſt.“ — Dieſer that, wie ihm befohlen; der Hauptmann widerſprach heftig, ſein Jäger habe die Pfeife nicht geſtohlen, es ſei Alles erlogen. Darüber langten ſie im Schloſſe an. Der Hauptmann ſchimpfte mit geläufiger Zunge auf die Mühler, auf Förberts-Hennſenn, den Oberſten, die Gerichte, das Land, den Herzog und betrug ſich zu des Oberſten größtem Entſetzen immer gemeiner. Der Herzog machte, ohne weiter ein Wort zu ſprechen, Anſtalt ſich zu entfernen und zur Ruhe zu begeben. „Und Sie, mein Herr, haben mich ebenfalls beleidigt, indem Sie dem Charlatan Recht geben," rief der Hauptmann gereizt, da der vermeintliche Herr von Wettin zu Allem ſchwieg. „Wer ſind Sie, mein Herr?" fragte hierauf der Herzog mit all dem imponirenden und vernichtenden Stolze ſeines Weſens. — „Ich bin königlich-preußiſcher Hauptmann der Cavallerie, und mein Name iſt Hieronymus von Löwenzahn. Wer aber ſind Sie, der Sie ſich unterſtehen, mich in ſolchem Tone zu fragen?" — „Das ſollen Sie morgen erfahren, wenn Sie nüchtern geworden ſind. Uebrigens kenn' ich Sie ſchon durch das Fräulein von Schönfeld." — „Herr, das iſt impertinent. Wer ſind Sie?" — „Herr Hauptmann, ich bitte Sie um die ewige Barmherzigkeit, was thun Sie?" rief der Oberſt. — „Schweigen Sie! Sie ſind unverſchämt!" riefen einige andre Gäſte, die gleich nach dem Eintritt ins Schloß den Herzog erkannt hatten. Aber der berauſchte Menſch wüthete fort: „Wer ſind Sie? Ihren Namen muß ich wiſſen! Ihr Blut muß ich ſehen! Sie haben mich auf den Tod beleidigt. Sind Sie ſatisfactionsfähig? Erlauben mir Stand und Adel, mich mit Ihnen zu ſchlagen? Noch einmal: Wer ſind Sie?" — „Der Herzog Ernſt von Gotha," ſagte der Gefragte mit einem würdevollen, aber zerſchmetternden Blick und verließ das Zimmer. Dies Wort und dieſer Blick in Verein verfehlten ihre Wirkung nicht. Wie von einem betäubenden Schlage getroffen, taumelte der Hauptmann zurück. „Nun haben Sie's!" ſagte der Oberſt. „Konnten

Sie nicht aus meinem Benehmen ſo etwas merken? Aber wie unvernünftig ſchwatzten Sie zur Nacht hinein. Durch Ihre frühere Unbeſonnenheit haben Sie ſich um die liebenswürdigſte Braut gebracht und können froh ſein, wenn Sie durch dieſe neue blos Ihren Dienſt verlieren." — „Herr Oberſt, ich bin in Verzweiflung," rief der Hauptmann aufſpringend, „zeigen Sie mir des Herzogs Zimmer, ich will ihm die eklatanteſte Abbitte thun und mich ſeiner gnädigen Verzeihung vergewiſſern." — „Wo denken Sie hin! Sie würden den Herzog nur noch mehr erbittern, wenn Sie ſo inconſequent ganz aus dem einmal gezeigten Charakter fielen." — „Aber ſo rathen, ſo helfen Sie mir doch, mein Kopf brennt! Ich werde unſinnig." — „Es ſind Ihnen nur zwei Wege übrig," ſagte einer der andern Gäſte, „entweder Sie bleiben morgen bei Ihrer Strenge und rufen das Recht oder den Herzog als oberſten Verwalter deſſelben in dieſem Lande für Ihren Jäger an; die perſönlich dem Herzog angethanen Beleidigungen bringen Sie aber gar nicht in Berührung. Er iſt ein fürſtlich geſinnter Herr und mehr als zu edel, um Ihr gemeines Betragen nicht dem Uebermaße des Weins und Punſches, welchen Sie zu ſich genommen, zuzuſchreiben. Da ich nun aber heute in Ruhla aus gewiſſem Munde erfahren, daß Ihr Jäger mit der Frau jenes Fuhrmannes auf einem allzuvertrauten Fuße geſtanden, und wahrſcheinlich mit ihrer Bewilligung dem Manne die Pfeife entwendet, die dieſer auch bei ihm gefunden und als die ſeinige erkannt hat; da ferner der Jäger hauptſächlich deswegen die argen Schläge erhalten, weil er ſich Gemeinheiten gegen ein Rühler Mädchen erlaubte, und man noch mancherlei murmelt, als z. B. Sie Herr Hauptmann hätten jenes Mädchen verführen wollen, ſeien aber ſelbſt ſchlimm bei dem Handel angeführt worden, ſo möchte ſich aus all dieſen vorliegenden Umſtänden ergeben, daß Sie bei der gerichtlichen Unterſuchung dieſer Thatſachen ſehr ſchlecht fahren möchten, zumal wenn des Herzogs Strenge, die Sie doch mit großer Unverſchämtheit angerufen haben, ſelbſt unterſucht. Es bleibt Ihnen alſo nach meinem Dafürhalten nur der zweite Weg übrig, nämlich Sie ziehen mit guter Manier den Kopf aus der Schlinge. Sie haben hier nichts mehr zu gewinnen, eher Alles zu verlieren und haben ohnedies ſchon verloren genug. Machen Sie ſich aus dem Staube, ſchreiben Sie von der preußiſchen Gränze dem Herzog einen demüthigen Brief, appelliren Sie an ſeinen Edelmuth, kriechen zu Kreuze, und Sie gewinnen damit ſo viel, daß Ihr König nichts von Ihren Ungezogenheiten erfährt und Sie Ihre Stelle behalten.“ — „Iſt Ihr Wagen noch nicht wieder zurück, Herr Oberſt?“ fragte der Hauptmann kleinlaut, und ſchien die Derbheiten in des Gaſtes Rede ganz überhört zu haben. — „Er iſt vor einigen Stunden angekommen.“ — „So werde ich vor Tages Anbruch nach Eiſenach fahren und von dort mit Extrapoſt weiter reiſen.“ — „Aber was wird's aus Ihrem zerſchlagenen Jäger?“ — „Ei der verdammte Kerl muß mit auf die Reiſe und ſollt' er unterwegs verenden. All mein Unglück hab' ich dem Schlingel zuzuſchreiben.“ — „Nun wie Sie wünſchen,“ ſagte der Oberſt kalt; „ich werde ſogleich Befehl geben, daß Ihnen Morgen nichts abgeht.“ — Ein ſehr lauer Abſchied trennte den angſtvollen betrübten Hauptmann von ſeinem Wirthe und den übrigen Gäſten, die noch ein Viertelſtündchen zuſammenblieben und den Vorfall belachten. „Ich muß,“ ſagte der Oberſt, „den Herzog morgen nur gleich unterrichten, wie der brutale Menſch zu mir kommt. Einer ſeiner Brüder hat nämlich in meine Familie geheirathet; dem hat's in Gotha und Tabartz ſehr gefallen und Beides hat er in Berlin oft gerühmt. Der junge Herr da hat dumme Streiche gemacht, gleich nachdem er das Hauptmannsdiplom erhalten, und die Weiſung bekommen, ſich auf eine geraume Zeit zu entfernen. Er ſetzt ſich demnach uns auf den Hals und ſchreibt aus zärtlichen Romanen und andern Büchern die ſentimentalſten Briefe an ſeine Braut, während er Nichts von Allem fühlt, und ſich ihr, die ihm unter einem andern Namen naht, ſelbſt gibt wie er iſt. Nun kommt noch die ſaubere Geſchichte von dieſem Abend hinzu. Der wird an Ruhl und Thal denken, ſo lang ihm der Athem ein- und ausgeht.“ — Die Gäſte verfügten ſich nach manchem Witz- und Scherzwort alle zur Ruhe, und lange wiegten ſie ſich noch im weichen Arm des Schlafs, als der Hauptmann mit ſeinem wunden Jäger ſchon auf der Straße der alten Fürſtenſtadt Eiſenach zu rollte.

Der Herzog war früh auf und der Oberſt machte ihm im vollen Staate die Morgenaufwartung. „Der junge Mann hat das Haſenpannier ergriffen?“ fragte der Fürſt lächelnd. — „Ew. Durchlaucht wiſſen ſchon, daß er abgereiſt iſt?" — „Ich hörte es wohl dieſen Morgen. Wiſſen Sie aber, Oberſt, daß wir dem Förberts-Henns die Praxis ſeiner geheimen Kunſt doch mit allem Ernſt verbieten müſſen? Ich habe mir dieſen Morgen die Sache reiflich überlegt. Was kann der Menſch mit ſeiner unbegreflichen Allwiſſenheit nicht für ſchlimme Geſchichten anrichten, wenn er Jedem auf alle Fragen dient. Nicht vergebens hat eine gütige Gottheit den Schleier der Nacht über das Böſe geworfen, nicht vergebens unſern Geiſt mit Blindheit geſchlagen. Es iſt gegen die Ordnung der Natur, wenn eins ſeiner Geſchöpfe durch geheimnißvolle außerordentliche Mittel zu der furchtbaren Macht gelangt, dieſen Schleier wegzuziehen, dieſe Blindheit zu entfernen, ſo bald als ihm beliebt. Und Alles was gegen die Natur iſt, was in ihren Gang ſtörend eingreift, iſt ſchädlich und muß unterdrückt werden. Ich will den Mann heute noch beſuchen, aber ſodann laſſen Sie ihm ein ſtrenges Interdict auflegen. Er iſt, wie ich höre, reich genug, und braucht nicht aus Noth die Kunſt zu treiben." — „Wie Ew. Durchlaucht befehlen; ich werde meinem Richter Thielemann ſtrenge Maßregeln gegen den Johannes Hornſchuh nehmen laſſen." — Nach eingenommenem Frühſtück ging der Herzog zu Hennſen. Reinlich gekleidet trat ihm der Wundermann an der Thürſchwelle entgegen. „Durchlauchtigſter Herr," ſagte er, „Sie thun meinem ſchlechten Hauſe eine hohe Ehre an." — „Alſo kennſt Du mich heute?" — „Es iſt Ihrem geringen Knechte vergönnt." — „Warum kannteſt Du mich aber geſtern Abend nicht?" — „Der innere Geiſt ſagte es mir nicht an, doch ahnete ich es plötzlich, deshalb ging ich nach Hauſe." — „Woher weißt Du alle verborgenen Dinge?" — „Der Geiſt ſagt ſie mir. Ich weiß nicht, woher ihm das Wiſſen kommt; aber er verſagt mir keine Antwort, ſobald ich allein ihn frage." — „Und weiter kannſt Du keine Rechenſchaft über Deine geheime Kunſt geben?" — „Keine, Ew. Durchlaucht. Meinem Landesvater würde ich nichts vorenthalten." — „Man ſagt, Du habeſt ein Kämmerchen, in welchem Du jedesmal geweſen ſein müßteſt, um Antwort auf eine Frage geben zu können?" — „So iſts. Dies iſt das Kämmerchen. Ich gehe hinein, um allein zu ſein. So wie ich mich ohne Zeugen darin befinde, kommt der Geiſt über mich, und ich weiß, was man verlangt hat." — „Aber Du geſtatteſt ja auch ſonſt Niemandem den Eintritt in das Kämmerchen?" — „Das iſt eine Eigenheit von mir; ich habe einige Bücher, Kräuterbüchſen und dergleichen drinne und möchte es mir nicht von der Frau oder den Kindern verſtören laſſen; ein anderer Menſch hat aber nichts drinne zu thun. Iſt es indeß Ew. Durchlaucht gefällig?" — Damit ſtieß er die Thüre auf und der Herzog ging in das verſchrieene kleine Gemach, und ſah nichts als einen Tiſch, einen Stuhl, mehrere Folianten, Büchſen und Schachteln, einige Fläſchchen und dergleichen unbedeutenden Kram darin. Der Herzog ſchlug die Bücher auf. Es waren alte nekromantiſche Schriften, ein Kräuterbuch, einige Sachen von Jacob Böhme, Apollonius von Thyane u. dgl. In den Büchſen waren Kräuter und Wurzeln, in den Flaſchen Eſſenzen. Unbefriedigt ging der Herzog aus der engen kleinen Zelle. — „Wie biſt Du zu ſolch hellſehendem Geiſte gekommen?“ fragte er. — „Wie der Heiligenſteiner Wirth Ew. Durchlaucht geſtern Abend noch erzählte, ſo verhält ſich die Sache im Ganzen genommen; im Einzelnen hat er Manches falſch berichtet. Die Gabe lag wohl vom Anbeginn in meinem Geiſte, und ich kurirte alles Vieh durch Sympathie, eh ich die Jeſuiten noch geſehen. Sie aber weckten die ſchlummernde Kraft auf und bildeten ſie aus. Ich habe ihnen vieles zu danken.“ — „Alſo weißt Du, was ich mit dem Wirthe geſprochen und was er uns erzählt?“ — „Ich hörte jedes Wort hier in meiner Kammer.“ — „Unbegreiflicher Menſch! Sage mir, werd' ich das, was ich vom deutſchen Kaiſer erbeten, wirklich erlangen?“ — „Es thut mir leid, daß ich Ew. Durchlaucht nicht dienen kann. Ihr Eintritt in mein Kämmerchen trübt die Sehkraft meines Geiſtes Wochenlang. Die augenblickliche Gegenwart eines Menſchen auf der Stelle, wo mir das Wiſſen kommt, verhindert das Zuſtrömen der Geiſtesklarheit nachher lange, und nur allmählig kehrt die geſchwächte Kraft wieder. Es dämmert dann immermehr, bis das volle Licht wieder eintritt. Schon einigemal iſt es mir ſo gegangen, und dies iſt der eigentlichſte und wahrhaftige Grund, weshalb ich Niemanden in meine Kammer treten laſſe. Meinem Landesvater konnte ich dies nicht verwehren.“ — Der Herzog wollte ihn reich beſchenken. Henns nahm es aber nicht an, ſondern ſagte: „Ich habe genug, um leben zu können. Aber mein Hab' und Gut, meine Kunſt und Wiſſenſchaft, Alles ſteht zu meines Landesherrn Verfügung. Es giebt der Armen viele, die Ew. Durchlaucht Gabe bedürftig ſind." — „So theil' es unter ſie aus oder gib es dem Dürftigſten," ſagte der Herzog gerührt, drückte dem braven Manne die Hand und entfernte ſich, um nach dem Pfarrhauſe zu gehen. Der würdige Pfarrherr bewillkommte ihn ehrerbietig. „Die gnädige Frau," ſagte er, „iſt ſchon lange munter, hat das Blättchen geleſen und viel Freudenthränen geweint. Sie wollte zwar gern wiſſen, wer es geſchrieben, aber da wir nicht die Ehre haben, Sie zu kennen, ſo konnten wir den Wunſch der guten Dame nicht erfüllen und ihr nur von Ihrem Beſuche erzählen." — „Sie erfreuen mich unendlich mit dieſer Nachricht, mein werther Herr Pfarrer," verſetzte der Herzog verbindlich; „es ſoll Ihnen nachher auch nicht vorenthalten bleiben, wer ich bin. Die gnädige Frau iſt doch ſchon angekleidet?" — „Ja wohl; eine meiner Töchter iſt noch immer bei ihr, um mit ihr zu frühſtücken, weil ſie es ſo wünſchte." — Der Herzog ſtieg leiſe die Treppe hinauf und öffnete Amaliens Zimmer. Sie ſaß mit dem Rücken nach der Thüre zu, der Herzog that einen Schritt vorwärts, die Pfarrerstochter erhob ſich und deutete auf ihn. Da wandte ſich Amalie, und von Ueberraſchung überwältigt, rief ſie, ihm entgegen eilend und ſich tief verbeugend: „Ah, mein Herzog, mein Retter!" — Der Herzog verneigte ſich mit großer Ehrerbietung und küßte ihr die Hand. Die Pfarrerstochter lief aber erſchrocken hinter Beiden weg, durch die noch offene Thüre die Treppe hinab und verkündete athemlos, daß der Fremde ein Herzog ſei.

„Prinzeſſin, ich ſchätze mich glücklich, Sie zu finden, Ihnen meine Arme und mein Herz zu öffnen, Ihnen ein Aſyl zu bereiten, einen ſichern Port, wo Sie kein Sturm mehr treffen ſoll,“ ſagte der Herzog. — „O müſſen wir ſo uns wiederſehen?“ ſchluchzte Amalie. — „Laſſen Sie die Vergangenheit ruhen. Sie ſind der Stimme des Herzens gefolgt, und die Convenienz verbietet dies Fürſtentöchtern. Aber vor dem Richterſtuhl des Herzens, vor dem der Vernunft und vor dem Gottes ſtehen Sie gerechtfertigt, Prinzeſſin, und ich verdamme Sie nicht. Ich kenne das menſchliche Herz: unter dem Kittel, wie unter dem Purpur ſchlägt es immer als daſſelbe; und gottlob von Vorurtheilen hab' ich mich frei gekämpft.“ — „Sie gehen mir wie ein heller Stern an dem umnachteten Himmel meines Lebens auf. O es war entſetzlich düſter um mich!“ — „Laſſen Sie es, Prinzeſſin, noch liegt Ihnen die böſe Vergangenheit nicht ferne genug, um mit Ruhe und Heiterkeit auf ſie zurück blicken zu können. Erfreuen Sie ſich der Gegenwart und der Zukunft. Der Graf iſt bei mir und erwartet Sie mit der heiligſten Sehnſucht des Geliebten. Er hat mir verſprochen, ſo lange bei mir zu verweilen, bis alle Ihre Verhältniſſe geordnet ſind. Und Sie werden mir gewiß das Glück Ihrer Gegenwart nicht verſagen?“ — „O wie ſoll ich Ew. Durchlaucht danken. Ich glaubte auf dem wildeſten Meere zu treiben, und nun bin ich plötzlich im Hafen der herrlichſten Inſel gelandet. Noch kann ich den ſchnellen Wechſel der Dinge nicht faſſen. Noch begreif' ich nicht recht, wie ich in dies Haus, unter dieſe

Menſchen gekommen bin, obgleich es mir die Guten ſchon einigemal erzählt haben. Ich weiß nur ſoviel, es brannte fiebriſch in meinem Kopfe; ich ſah gräßliche Geſtalten und war krank, ſehr krank; aber kaum hat mich der Hauch Ihrer Güte beſtreift, ſo fühl' ich mich geſund, als wie von der heilenden Hand eines Gottes berührt." — „Ihre Erklärung macht mir unendliche Freude; denn in wenigen Minuten wird mein Wagen hier ſein, der uns ſchnell nach Gotha, Sie in die Arme Ihres Adolf, mich an meinen Schreibtiſch bringt; und während Sie dort das Glück der Liebe genießen, will ich an Sr. Majeſtät den Kaiſer und an Sr. Durchlaucht Ihren Herrn Vater ſchreiben, und ich hoffe mit Gott, Beide für Sie zu gewinnen, ſo daß ein liebendes Paar nicht in Amerika das Glück der Ruhe und Zufriedenheit zu ſuchen braucht." — „Sie ſind mein Retter, und zwei Herzen werden Ihnen ewig dankbar glühen," ſagte Amalie weich, nahm ſeine Hand, eh' er's verhindern konnte, und zwei helle Thränen brannten mit zwei innigen Küſſen darauf. In dem Augenblick trat des Herzogs Reitknecht herein und meldete des Wagens Ankunft. Der Fürſt befahl vorzufahren. Als Amalie an ſeinem Arm die Treppe hinabging, ſtand der Pfarrer mit ſeiner Familie voll Ehrerbietung an der Thüre. „O Gott!" rief der Geiſtliche, „es iſt ja unſer durchlauchtigſter Landesvater! Und ich habe Höchſtdero Antlitz nicht erkannt!" — „Ja ich bin's, Ihr guten Leute, und dank' Euch herzlich für die vortreffliche Aufnahme und Bewirthung dieſer Dame," ſagte der Herzog und ſchüttelte dem Pfarrer die Hand. Dann hob er die Prinzeſſin in den Phaëton, war ſchnell an ihrer Seite, und das Thal entlang ging die flüchtige Fahrt der ſchönen Reſidenz zu.

---

Acht ganze Tage dauert die Rühler Kirmeß, und den letzten Sonntag geht's gemeinlich noch einmal recht in Saus und Braus. Dann aber, wenn Alles vorüber iſt, ſind die Beutel leer und die Köpfe ſchwer; nirgends Arbeitsluſt, überall ſüßer Schlendrian, und erſt in der zweiten Woche hernach bekommen alle Werkſtätten wieder ihr altes Leben. Man macht dann nur ein halb Stündchen früher Feierabend und treibt ſich auf der lebendigen Gaſſe umher, grüßt die Nachbarn und Nachbarstöchter freundlich, läßt ſich in irgend ein Spielchen ein, die Alten beim Bierkrug, die Jungen beim Buſentuch. Andere treiben an den ſteilen Bergen mancherlei Kurzweil, oder ſpazieren mit den freundlichen Mädchen im grünen ſchattigen Wald, bis die Nacht Buſch und Baum, Berg und Thal und das Erröthen der ſchämigen Gebirgerinnen umſchleiert. So war's ſonſt alle Jahre und auch in dem, welches die erzählten Begebenheiten in ſich faßte; ob's jetzt noch ſo iſt, weiß der Erzähler nicht; denn ſein Schickſal hat ihn dem lieben Ort entfremdet, wo ihm die Sonne zuerſt leuchtete.

Es war vierzehn Tage nach der Kirmeß, als am ſchönen Abend eines ſchwülen Auguſttages die junge weibliche Nachbarſchaft ſich vor Gretchens Thüre verſammelt hatte.

„Einige, die eigentlich nur noch Kinder waren, ſahten*) auf der einen Seite des blanken Trittſteins, die älteren ſaßen zuſammen und erzählten ſich. Ohnfern ſchoßen auf einem ebnen Platze mehrere Burſche mit Stennern**). Wilm hatte ſchon lange nach Gretchen hinübergeſchielt und ſie ihm mit den Augen gewinkt; das Spiel wurde ihm läſtig. „Kupſen und Gletſchen!“***) ſagte ſein Vordermann und ſchoß ſeinen Stenner in den Kreis. „Bebes!“***) rief Wilm ärgerlich, ſetzte ſeinen Schöſſer in den Kreis, ſchoß ab und machte, obgleich mit Verluſt, dadurch dem Spiel ein Ende. Mit ein Paar Sprüngen war er an Gretchens Seite. Die andern Burſche ſchoſſen fort und ſogar mehrere Männer geſellten ſich dazu. Auf der Wieſe nicht weit davon warfen muntere Knaben nach der Gais †).

„Nun will ich auch eins erzählen,“ ſagte Gretchen, als eben eine ihrer Geſpielinnen geendet hatte, und Wilm ſpitzte freudig die Ohren. „Nicht weit von Mechterſtett,“ begann die Reizende mit unbeſchreiblicher Anmuth, „am Wege nach Sättelſtett iſt links ein Paar Hundert Schritte vom Wege, nicht weit vom verfallenen Hochgericht, ein herrliches klares Brünnlein zu finden, das alle Leute dort kennen und gerne trinken. Vor langer langer Zeit hütete nun einmal der Mechterſtetter Hirte nicht weit von der Quelle am Berg, und ging in der heißen Mittagsſtunde, wie er täglich zu thun pflegte, wenn er nicht allzuweit von der Quelle war, dorthin, um ſich zum Mittagsbrot einen friſchen Trunk zu holen, und ſich im Schatten der ſchönen um das Brünnlein herumſtehenden Bäume ein Stündchen gütlich zu thun. Der gute Mann erſtaunte aber nicht wenig, als er die Augen von ohngefähr aufhob und nahe an dem Brunnen einen noch nie geſehenen Hügel mit einer ſchönen geöffneten Thüre erblickte. Er vergaß das Trinken, trat an die Thüre und ſah einem langen, ganz ſonderbar erleuchteten Gang hin, durch welchen eine weiß gekleidete Jungfrau auf ihn zukam. Ihr Kleid und Schleier waren altmodiſch, aber blendender als Schnee, ihr Geſicht war bleich, aber mild und ſchön, und großer Schmerz in den Zügen deſſelben nicht zu verkennen. Am Eingang der Pforte blieb ſie ſtehen und ſah den Hirten bittend an. Dieſer wußte vor Verlegenheit nicht was er thun ſollte; denn er hatte weder das Herz, ſie anzureden, noch davon zu laufen. Als er ſich nun ſo nach irgend einem Retter aus dieſer Angſt umſah, erblickte er plötzlich oberhalb des Brunnens drei köſtliche Blumen aus einem Strauche gewachſen, die er noch nie geſehen, ſo lang er auch ſchon die Heerde geweidet und alle Blumen der Umgegend dabei kennen gelernt hatte. Die Blumen vor ihm waren gelb und glänzten ſo herrlich wie die Sonne, ihre Blätter aber glichen den Strahlen derſelben. Der verlegene Hirt trat hinzu und brach ſie ſich ab, um ſie ſeinen drei Kindern zu ſchenken, die ihn jeden Nachmittag auf der Weide zu beſuchen pflegten. Als er ſich nun wieder nach der Jungfrau umſah, waren die Züge derſelben ganz heiter geworden und ſie ſprach nun zu ihm mit einer hellen ſanften Stimme, die wie Silberglöckchen klang: Nun kannſt Du mich erlöſen, wenn Du hier hinein gehſt, aber auf dem Rückweg das Beſte nicht vergiſſeſt. Der Hirt ließ ſich das nicht zweimal ſagen; denn er war ſehr neugierig geworden, was wohl dadrinne ſein müſſe, und die Worte der Jungfrau gaben ihm Muth. Er machte ſich alſo auf den Weg, ging durch den langen Gang, kam in viele Gemächer und Hölen, die glänzten alle von Karfunkel und Kryſtall und überall zeigte der künſtliche Tag eine nie geſehene Pracht. Goldene und ſilberne künſtlich gearbeitete und durchbrochene Körbe und Fäſſer ſtanden rings an den Wänden mit den koſtbarſten Edelſteinen angefüllt. In andern Zimmern waren die reichſten Tiſche, Stühle, Betten und andere Möbeln aufgeſtellt. Endlich kam der Hirt in den Ritterſaal. Da ſaßen viele Ritter mit ihren Frauen und Töchtern um die reichbeſetzte Tafel und ließen ſich von köſtlich gekleideten Knappen bedienen. Die Schüſſeln dampften, der Pokal ging fleißig in der Runde, aber Alles war ſtumm; Keins von ihnen gab nur einen Laut von ſich und nicht einmal das geringſte Geräuſch war zu vernehmen. Der verwunderte Hirt beſah ſich Alles gehörig und dachte endlich wieder an den Rückweg. Aber ich werde doch nicht wieder ſo arm hinausgehen ſollen, als ich herein gekommen bin, ſagte er zu ſich ſelbſt; ich will mir was Schönes mitnehmen.

---

*) ein Kinderſpiel.

**) kleine ſteinerne Kugeln. Dies iſt ein ſehr unterhaltendes Spiel, nach ganz eigenen und verwickelten Regeln geſtaltet, welches auf dieſe Weiſe allein in der Kuhl geſpielt wird.

***) techniſche Ausdrücke des Spiels.

†) ein anderes Kinderſpiel für Knaben.

Da ſah er in einem leeren Gemach ein gar koſtbares güldenes Trinkhorn an der Wand hängen, darüber drei kreuzweiß gelegte große Schwerter befeſtigt. Das Horn gefällt mir; ich will mir's zum Andenken mitnehmen, dachte der Hirt, legte die Blumen, die er bis dahin immer in der Hand gehalten, auf den Tiſch, ſtieg auf einen Seſſel, langte das Horn herab und betrachtete ſich froh die ſchöne Strukturarbeit auf demſelben, und ſo ging er aus dem Zauberſchloſſe, ohne nur wieder an die Blumen zu denken. Die Jungfrau ſah ihn traurig an, ſeufzte tief und ſagte: Du haſt das Beſte vergeſſen, und nun werde ich ewig unerlöſt bleiben. Ein dumpfes Getöſe erhob ſich ſogleich im Innern des Schloſſes, die Jungfrau wurde wie von unſichtbaren Mächten zurück geriſſen, obgleich ſie ſich ſträubte und klägliche Jammertöne ausſtieß. Raſſelnd ſchloß ſich die große eiſerne Thüre, der Hügel ſank raſch zuſammen und der Platz war wieder wie zuvor. Unter der Erde aber hörte der Hirt die Jungfrau wimmern und alle Mittage, wenn er an das Brünnlein ging, legte er das Ohr an die Erde, hörte das Klagegetön und weinte, daß er die Blumen vergeſſen. Das Horn aber hat er vor ſeinem Tod dem Thüringer Landgrafen geſchenkt und dieſer ihn dafür bis an ſein Ende reichlich ernährt. Noch jetzt hören viele Leute zu gewiſſen Zeiten des Jahrs eine weibliche Stimme winſeln und klagen. Das war die Geſchichte vom Rechterſtetter Hirten.“ — Gretchen ſchwieg. „Die arme Jungfrau!“ ſagten einige ihrer Geſpielinnen. „Der dumme Hirt!“ ſagten andere. „Von ſolch einer Wunderblume weiß ich auch eine Geſchichte," bemerkte Wilm. „O erzähl' ſie uns; wir bitten Dich!" riefen ſechs der niedlichen Mädchen mit unwiderſtehlicher Stimme," und er begann: „Sonſt gab's in der Ruhl viele Bergleute und in den Bergen da herum wurden Stollen und Schachten gegraben. Nun ging einmal ein ſolcher Bergmann gerade auf dem güldenen Sonntag am Markberge ſpazieren, um ſich die Stelle zu beſehen, wo nächſtens eingeſchlagen und ein neuer Stollen angefangen werden ſollte. Auf einer großen Meilerſtätte findet er eine ſonderbare ſchöne Blume, wie er noch nie eine geſehen, ganz einſam ſtehen. Da ſie ihm ſehr gefällt, ſo bückt er ſich, bricht ſie ab und ſteckt ſie auf ſeine Bergmannsmütze. Als er ſich nun wieder aufrichtet, iſt zu ſeiner größten Verwunderung die ganze Gegend um ihn verändert. Vor ihm ſteht ein herrliches Schloß, von welchem ein wahrer Sonnenglanz ausſtrahlt, und deſſen Thüren weit geöffnet ſind. Der Bergmann guckt hinein und ſieht Vieles, was ſeine Neugierde gewaltig reizt, deßhalb macht er ſich ohne viel Nachdenken hinein, geht durch Marmorgänge, in welchen goldne Leuchter hängen, und ſchlüpft über weiche Purpurdecken. Durch zwei offen ſtehende eiſerne Thüren kommt er in einen großen reich ausgeſchmückten Saal, in deſſen Mitte ein kleines graues, wunderlich gekleidetes Männchen hinter einem koſtbaren Tiſche ſitzt und aus einem großen Kaſten Goldſtücke zählt. Freundlich ſieht das Graubärtchen den Bergmann an, nickt ihm ein Willkommen zu und ſagt: Nimm Dir guter Freund, ſo viel Du willſt, und deutete auf das Geld nur vergiß mir den Schlüſſel nicht! — Der Bergmann füllte erſt alle Taſchen, aber da ging nicht viel hinein, dann that er ſein Mützchen ab und machte es voll und nahm dann noch, was beide Hände faßen konnten. Indem er weggehen wollte, bemerkte er, daß während des Füllens die ſchöne Blume von der Mütze herabgefallen war, aber er hatte ja keine Hände ledig und dachte: Gold iſt Dir lieber als die Blume und ließ ſie, unbekümmert um des Berggeiſtes geheimnißvolle Warnung liegen. Vergiß den Schlüſſel nicht! rief der Geiſt noch einmal unrithig, aber der Bergmann rannte vom Golde verblendet fort; das Grauröckchen zappelte hinter ihm her und machte ganz verzwickte Grimaſſen. Als der Bergmann an der Thüre war, rief das Männchen zum drittenmal wie unſinnig: Vergiß den Schlüſſel nicht! Doch der Bergmann war für die Mahnung taub. Kaum hatte er nun den Fuß aus dem Schloſſe geſetzt, ſo war alles verſchwunden und er ſtand wieder auf der Meilerſtätte. Eine Stimme aber rief ihm zu: Hätteſt Du die Blume nicht vergeſſen; denn ſie war der Schlüſſel; ſo hätteſt Du ſo oft wiederkehren und Dir ſo viele Schätze holen können, als Du gewollt hätteſt. Der Bergmann aber grämte ſich nicht ſehr darum; denn er hatte genug, um gut leben zu können.“ — „Ei das wollt' ich meinen!“ ſagten einige Mädchen; „wenn wir nur ſo viel hätten; dann wären wir gewiß eben ſo reich, als die reichen Kaufmannsfrauen.“ — „Ja manchem Menſchen iſt's beſchieden, und er weiß es nur nicht recht anzufaſſen und zu benutzen," ſagte Lieſejane *), Gretchens Freundin, davon weiß ich auch etwas zu erzählen." — „Stille! ſtille! Lieſejane erzählt!" riefen die Andern und Aller Ohren waren ſogleich geſpannt, leiſe athmeten die im Kreiſe ſitzenden Mädchen und die ſüße Erwartung drängte ſie noch enger zuſammen. „Dem Kloſterknecht im Kloſter Weißenborn," ließ ſich die Erzählerin vernehmen, „er heißt Hansjür und kommt oft in unſer Haus, wo er einmal ſelbſt erzählt hat, was ich euch wieder erzähle, dieſem Knecht träumte es eines Nachts vor mehreren Jahren, im Stalle unter der Wohnung des Pachters ſtände ein Schatz, der für ihn beſtimmt ſei, doch müſſe er denſelben Nachts um zwölf Uhr heben. Er achtet aber nicht auf dieſen Traum. Bald darauf träumt ihn ganz daſſelbe zum zweitenmal. Da er nun gehört hatte, wenn einem ein und dieſelbe Sache dreimal kurz hintereinander träume, dann ſei ſie wahr, ſo beſchloß er den dritten Traum des nämlichen Inhalts abzuwarten und dann an den bezeichneten Ort zu gehen. Und daſſelbe Geſicht kam ihm in der Nacht darauf zum drittenmal vor; unverzüglich ſprang er ſogleich aus dem Bette und lief in den Stall. Und da ſah er denn auch wirklich zu ſeinem größten Erſtaunen einen großen irdnen Topf mit blanken Goldſtücken gefüllt. Er wollte eben zutappen und den Topf nehmen, als er über ſeinem Haupte einen ungeheuren Mühlſtein an einem dünnen Faden hängen und mit

---

*) Eliſabetha Chriſtiane.

größter Schnelle ſich herumdrehen ſieht. Neben ihm aber ſteht ein rieſiger Mann, der mit dem Kopf an die Decke reicht und in ſeiner Hand eine große Scheere hält, mit welcher er alle Augenblicke nach dem Faden zu ſchnappen droht, um ihn zu durchſchneiden. Der Knecht ſprang entſetzt zum Stalle hinaus; auf dem Hofe beſann er ſich jedoch eines Beſſern. Er kehrte zurück und — Alles war verſchwunden." — „Ei der Narr!" rief Wilm ärgerlich. „Der Kerl mit der Scheere war nur ein Höllenſpuk. Er hätte nicht zugeſchnitten, wenn Hansjür den Topf genommen hätte. Wer ſich vor den Wanderdingern*) nicht fürchtet und die rechte Zeit, wo ein Schatz zu Tage ſteht, gerade trifft, kann wohl ſein Glück machen. Auf der kleinen Halde beim Aſchhof hat vor Zeiten ein Kloſter geſtanden, von welchem ein gepflaſterter Weg in die Kirche im Kirchberg führte, dort haben ſchon manche Leute eine blanke ſilberne Kanne ſtehen ſehen, aber Einer ſagte es dem Andern, oder ſie gaben ſonſt einen Laut von ſich und da war die Kanne verſchwunden; denn ſo etwas muß ſtillſchweigend geſchehen. Ueberhaupt oben in der alten Ruhl, wo zu katholiſchen Zeiten das Dorf gelegen hat, und im Kirchberg, wo die Kirche dazu ſtand, wohin die Mühler eine gute Viertelſtunde zu gehen hatten, im Waſſerberg, im Keſſelrain und da herum ſpukt es immer fort, und im Mühlrain iſt ſchon manchem, der ſich verſpätet, das wüthende Heer über den Kopf hingeſauſt. Noch dies Frühjahr ſah ein Holzhacker die ganze Schaar durch die Gipfel der hohen Bäume ziehen, lauter dürre, langbeinige, ſpinnwebgraue Geſpenſter. Noch ehe der hölliſche Spuk aus dem Hörſelberg bei Sättelſtädt — denn darin ſoll er hauſen mit einer unzähligen Schaar böſer verdammter Geiſter — heraus und durch die Lüfte dahinfährt, macht ſich der getreue Eck *) auf und geht auf der Erde hin in der Richtung, welche nachher der wilde Jäger nimmt, in der Geſtalt eines alten grauhaarigen Mannes, mit ſchlichten Kleidern angethan und einen ganz weißen Lindenſtab in der Hand führend, und warnet Jedermann vor dem argen Trug der Hölle, daß die Leute ſich niederwerfen ſollen mit dem Geſicht auf den Boden; denn alſo kann ihnen das wilde Heer nichts anhaben." — „Aber wer iſt denn der getreue Eck?" fragte Gretchen. — „Das iſt ein guter Geiſt, von dem das Sprichwort kommt: Du biſt der getreue Ecken, Du warneſt Jedermann. Schon viele hundert Jahre ſitzt er inwendig im Hörſelloche, durch welches man in den Berg hinein geht, und wenn Jemand ſich erdreiſtet und dringt auf dem engen Wege in die Höhle um zu ſehen, was im Berge los iſt, ſo warnt ihn Eck und läßt's nicht zu, daß irgend eine Seele ins hölliſche Verderben renne, aus welchem ſie nie wieder erlöſt werden kann, wie einſt der ſchöne Tannhäuſer Ritter, der noch im Berge iſt und drin bleiben muß in alle Ewigkeit." — „Erzähl'

---

*) Mühler Ausdruck für Geſpenſter, eigentlich: „Wannerdenger" ausgeſprochen.

---

*) treue Eckart.

uns die hübſche Geſchichte vom Tannhäuſer,“ ſagte ein anderer Burſche, der unterdeſſen auch hinzugetreten war. „Du weißt ſie am beſten Wilm, und kannſt ſie auch am beſten vortragen.“ — „Wenn Ihr mir verſprecht, daß Jedes von Euch rund um dann auch Etwas erzählen will.“ — „Ja das wollen wir!“ riefen alle, und Knaben und Mädchen verließen die Spiele — denn es dunkelte ſchon ſehr — und ſchloſſen ſich mit den Jünglingen an den immer größer werdenden Kreis. Wilm begann: „Ihr alle kennt gewiß den Hörſelberg; haben wir doch nur zwei Stündchen bis zu ſeinem Fuß, und wenn man oben auf unſerm Breitenberg ſteht, da liegt er unter einem, wie ein großer Sarg, ſchroff und kahl, und gar nicht ein bischen ſo freundlich, als unſre Berge um die Ruhl herum. Kein Baum und Strauch kommt recht auf ihm fort, kein Raſenteppich, keine Blume will auf ſeinem Rücken gedeihen und er ſieht ſo fahl und grau aus, daß mir bei ſeinem Anblick immer unheimlich wird. Das Alles macht, weil dieſer Berg von Gott verflucht iſt und eine Unzahl böſer Geiſter ihr arges Weſen darin treiben. Der Hörſelberg ſoll nämlich ſo eine aparte Kammer der Hölle ſein, wohin ſonſt nur gewiſſe Geiſter kamen. Vor Zeiten ſoll auch manchmal der Berg ein weites Thor gehabt haben und manche weltluſtige Leute dahinein gegangen ſein, um ihre Sinne auf die allerergötzlichſte Weiſe zu vergnügen. Denn was ein ſündliches Herz nur verlangt und begehrt, konnte man drinne im Uebermaß und ſo lange man wollte genießen, aber dieſe Leute waren hernach auch dem Teufel verfallen. Drinnen im

Berge war aber eine Königin all der verführeriſchen Geiſter, die hieß mit Recht das reizendſte Weib, denn desgleichen zaubervolle Schönheit konnte auf Erden nicht mehr gefunden werden. Aber es war nicht die ſanfte Milde des Himmels, welche den Männern aus dieſem Körperbau entgegen lächelte, ſondern die wilde Glut der Hölle, die ihnen entgegenloderte und ihre Sinne beſtrickte, verwirrte und verzehrte. Dies Weib hieß die Frau Venus und war bei den alten Heiden ſonſt die Göttin ſinnlicher Liebe und Luſt geweſen. Seit aber die Fackel des Chriſtenthums auf Erden angeſteckt worden war und aller Welt leuchtete, hatte ſich die böſe Sieben in den Hörſelberg retirirt, der auch zu alten Zeiten von ihr den Namen Venusberg führte, wie man ihn wohl noch zuweilen nennen hört. — Nun zog einmal ein junger wunderſchöner Rittersmann durchs Land von einer Burg zur andern und ſang gar köſtliche Lieder, die er ſelbſt dichtete; und anmuthiger und herrlicher als er war auch kein Mann auf der Erde anzutreffen. Eines Abends zog er mit ſeinem Knappen Eck durch das Hörſelthal und wollte noch die Wartburg erreichen, auf welcher jeder Spielmann und Sänger vom Grafen herzlich willkommen geheißen und gut geſpeiſt und gepflegt wurde. Als nun der Tannhäuſer Ritter an den Venusberg kam, ſah er das Thor in den Berg weit geöffnet und einen wunderbaren Glanz daraus ſtrahlen. Er machte ſich herbei und ſah einen Gang entlang, der war mit vielen tauſend an der Wand reihenweiß angebrachten Lämpchen heller erleuchtet, als wenn am Mittag die Sonne am ſchönſten ſcheint. Süße

Wohlgerüche zogen aus dem Berge und mit ihnen wundervolle Klänge; des Ritters Sinne wurden von beiden gefangen genommen, wie mit Ketten zog's ihn in den Berg; er hörte nicht die Warnung ſeines getreuen Knechts Eck, der ſich die Kehle faſt wund ſchrie. Der Tannhäuſer kam bald in den von Glanz und Pracht ſtrahlenden Saal von Karfunkel und Edelgeſtein, durch welche das wunderſame Licht hereinſtrömte. Drinnen aber wogte es von den ſchönſten Mädchen, die ſangen und ſpielten auf Zithern die köſtlichſten Lieder. Mitten im Saal ſtand der von Edelſteinen aufgebaute Thron der Frau Venus; ſie ſaß darauf und glänzte wie die Sonne, herrlich angethan und die Krone auf dem Haupte. Alles rings umher glinzerte und flimmerte. Die Königin ſtieg herab und ging dem Ritter entgegen und ſprach: Sei mir willkommen, ſchöner Tannhäuſer; lange habe ich auf Dich gewartet, ſüßer Sänger; denn Dich lieb ich allein, und Dir nur begehr' ich zu eigen anzugehören. Der Tannhäuſer ſank berauſcht an ihre Bruſt, und an ein Fortgehen war nun gar nicht mehr zu denken. Er lebte von nun an in Saus und Braus mit der ſchönen Frau Venus, und ſein treuer Knecht wartete manches Jahr draußen vergebens auf ſeines Herrn Zurückkunft. Endlich bekam aber der Tannhäuſer das wüſte Leben ſamt den Reizen der Venus ſatt; er ſehnte ſich nach dem Tage zurück, es ſchmeckte ihm kein Eſſen und Trinken im Berge mehr, die Tänze der Nymphen, und aller Sinnenkitzel ergötzte ihn nicht mehr, ſein Gewiſſen erwachte und warf ihm die mit der Venus begangenen Sünden vor, und der Ritter hatte keine Ruhe und Raſt mehr im Berge und zehrte ſichtlich ab. Die ſchlaue Venus bot alle ihre Kunſt auf, um ihn von neuem zu feſſeln und zu vergnügen, aber es konnte ihr nicht gelingen. Der Ritter gedachte nur ſeiner argen Sünden und wie er von Gott möchte Vergebung derſelben erlangen. Da ſprach einſt Frau Venus zu ihm: Sag' mir mein geliebter Tannhäuſer, womit kann ich Deinen Trübſinn und Deine überhandnehmende Schwermuth verſcheuchen. Sag' es und ich will's thun, ſo wahr ich die Venus bin. — Wohlan erwiederte der Tannhäuſer, Du haſt's mir zugeſchworen und Du mußt's halten. — Ich werde es halten, weil ich's geſchworen, und habe es geſchworen, weil ich Dich über alles liebe, mein Ritter, ſagte Venus. — So entlaß mich, bat der Ritter, mein Herz ſehnt ſich nach Gottes Wort und ſeiner Kirche. Ich ſchmachte nach dem Leib und Blut meines Heilands und Erlöſers und möchte mir Vergebung der Sünden vom Statthalter Chriſti auf St. Peters Stuhl in Rom holen, damit mein Herz wieder beruhigt werde. — Das Geſicht der Frau Venus hatte ſich ſehr verdüſtert, doch ſie ſuchte den Schmerz über des Ritters Untreu, der ihr ſo oft in heißen Umarmungen ewige Treue geſchworen hatte, zu bekämpfen, und antwortete ihm: Solches Begehren hätte ich nimmermehr von Dir erwartet, Tannhäuſer. Aber es ſey; ich entlaſſe Dich, doch nur unter der einen Bedingung, daß Du mir ſchwörſt, Du willſt zu mir zurückkehren, wenn Dir der Pabſt Deine Sünden, wie Du den Genuß meiner Liebe thöricht nennſt, nicht verzeiht. — Ich ſchwör' es Dir zu, verſetzte der Tannhäuſer und ſchwur und wurde von der traurenden Frau Venus dann aus dem Berge entlaſſen. Nun machte er ſich mit ſeinem Knappen, dem getreuen Eck, auf und zog gen Rom, da ſaß ein Pabſt auf St. Peters Stuhl, der hieß Urban. Und der Tannhäuſer bereute alle ſeine Sünden herzlich und ihm war's ſehr leid darum. Zerknirſcht warf er ſich dem Pabſte zu Füßen und bekannte alles, was er mit der Frau Venus im Hörſelberge begangen und flehte Vergebung und Leib und Blut des Herrn, der ja für alle Sünder geſtorben ſei, zum Unterpfand derſelben. Aber der harte Pabſt ſtieß erzürnt ſeinen Stab in die Erde und ſagte: Tannhäuſer, Du biſt der größte Sünder, den je die Erde getragen und Dir kann ſo wenig Verzeihung Deiner Sünden werden, als dieſer dürre Stab Blätter und Früchte tragen wird. Da ging der Tannhäuſer troſtlos von dannen und rief verzweifelt: So iſt für mich allein der Heiland nicht am Kreuze geſtorben? So bin ich ewig verdammt! Und er zog wieder an den Hörſelberg und ging hinein und iſt nicht wieder heraus gekommen. Sein Knappe aber ſetzte ſich in den Berg, wo man hineingehet und warnte Jedermann nicht hineinzutreten, dieweil es ja ſchon ſchlimm genug ſei, daß eine Seele verlohren wäre. Und dort iſt er ſitzen geblieben und geht nicht eher fort, als wenn der wilde Jäger auszieht; denn dann warnt er die Leute vor dem Höllengraus. Pbaſt Urban in Rom aber erhielt bald darauf die Kunde, daß ſein dürrer Stab Knospen treibe, und erſchreckt ging er hin, das Wunderwerk ſelbſt zu ſchauen. Und es verhielt ſich alſo: Aus dem Stecken ſproßte eine Fülle grünen Laubs und bald reiſten Früchte daran. Da bangte dem Pabſte vor Gottes Gericht und eine groſe Furcht kam ihm an, daß Gott dem Tannhäuſer vergeben und nicht er, und er ſandte Boten aus in alle Welt, den Tannhäuſer zu ſuchen und nach Rom zu bringen. Aber ſie fanden ihn nicht; denn ſchon war er im Berge und der Hölle verfallen. Das iſt die Geſchichte vom Tannhäuſer und dem getreuen Ecken. Späterhin haben die Leute von dem Angſtgeſchrei der gemarterten Seelen den Berg Hörſelberg genannt d. h. Hör, Horch, die Seelen im Berg; auch hat das Dorf Sättelſtedt ſonſt Satanſtedt geheißen, weil man vor Alters nicht anders meinte, als der Satan hauſe darin. Dieſes Dorf hat eine reiche Königin aus England gebaut nebſt einem Nonnenkloſter, worin ſie geſtorben iſt. Das Kloſter ſteht jetzt nicht mehr. Dieſe Königin hieß Meinſchwig. Ihr Gemahl war ein groſer Sünder; als er nun geſtorben war, erſchien ihr ſein Geiſt und klagte ihr, wie er im Hörſelberge gemartert werde. Da machte ſie ſich auf und zog über das Meer und kam nach Thüringen. Da baute ſie Dorf und Kloſter und that gar viel ſchöne und fromme Werke, wodurch ſie auch endlich den armen Geiſt ihres Gemahls aus dem hölliſchen Feuer im Hörſelberge erlöſte. Dergleichen wunderbare Geſchichten könnt' ich Euch noch gar viele erzählen. Jetzt nur noch eins. Oben über dem Forſthauſe liegt in der Hecke der Tolljungfernſtein nah am Goldbrunnen; dort läßt ſich von Zeit zu Zeit eine weiß gekleidete Jungfrau ſehen. Erſt ſteht ſie lange oben auf dem Stein, als warte ſie auf etwas, dann ſteigt ſie herab und wandelt einigemal ruhig und ſchweigend um den

Fels. Dann aber macht ſie mit einem in ihren Händen befindlichen Bund groſſer Schlüſſel einen erſchrecklichen Lärm und geberdet ſich dabei wie unſinnig, ſo daß der Stein davon den Namen erhalten hat. Hat ſie das tolle Weſen einige Minuten getrieben, ſo geht ſie wieder in den Stein hinein. Drum ſagt man auch hier, wenn ſich einer recht wild und ungeberdig aufführt: er geberde ſich wie die tolle Jungfer." — „Ach wer draußen im Walde immer herumgeht," ſagte Annabäll,*) „der ſieht oft wunderliche Dinge. Mein Vater hat eines Jahres drei Sonntage hinter einander drei weiße Lilien unter der dicken Eiche im Breitenberg ſtehen geſehen, wo doch gar keine Blume wächſt. Weil ſie ſo ſchön geweſen ſind, haben ſie ihn gedauert, und deßhalb hat er ſie nicht abgebrochen. Das Drittemal iſt er aber kaum zehn Schritte davon fort, ſo fällt ihm ein, es könnt damit doch eine eigene Bewandniß haben, er geht alſo zurück, aber zu ſeinem Erſtaunen waren die Lilien nicht mehr zu ſehen. Mein Vetter Hanntines,**) der Metzger iſt in ſeiner Jugend einmal mit noch ein Paar Burſchen nach Möhra gegangen, um dort Hammel zu kaufen. Sie hatten um zwölf Uhr des Nachts fortgehen wollen, irrten ſich aber um eine Stunde und brachen ſchon um elf Uhr auf und ſchritten wacker drauf los. Nicht weit von Möhra, wenn man den Wald herauskommt, iſt ein langer Raſenplatz mit vielen einzeln ſtehenden Bäumen. Der

---

*) Diminutiv von Anna Barbara.

**) Johann Juſtinus.

Platz heiſt die Kanan. Als ſie dorthin kamen, ſahen ſie um etliche große Feuer ein Gewimmel von Schaafen, Ziegen, Hunden und Menſchen. Es kam den Burſchen bedenklich vor, daß ſie nicht den geringſten Laut von all den Geſchöpfen vernahmen, ohnerachtet ſie doch nahe dabei waren, noch mehr ſtutzig aber wurden ſie, da ihre Hunde die Schwänze einzogen und ſich winſelnd und furchtſam an ſie anſchmiegten und trotz alles Aufmunterns und Schlagens nicht wichen. Sie fürchteten ſich und eilten vorüber. In Möhra wollte Niemand etwas davon wiſſen, ſie mochten fragen wie ſie wollten. Auf dem Heimwege am Tage beſahen ſie ſich die Stelle, wo ſie den Spuk geſehen, konnten aber nirgends die Spur eines Feuers entdecken. Höchlich darüber verwundert, fragten ſie einen in der Nähe arbeitenden Bauer, der ihnen berichtete, der geſpenſtige Spectakel ließe ſich alle Jahre in einer Nacht ſehen, und viele Leute ſeien ſchon zu todt erſchrocken darüber." — Die Mädchen krochen mit Ach! und Uh! noch mehr zuſammen und ſahen ſich nur ſcheu um, des ohngeachtet baten mehrere Stimmen: „Ach Wilm erzähl' Du uns noch was von Wanderdingern." „In der Herrenſchleifmühle," begann dieſer, „hat vor vielen Jahren einmal der Schleifer ſeine Frau ums Leben gebracht. Sie kam nämlich mit dem Mittagseſſen eine halbe Stunde zu ſpät, und der Mann war darüber ſo grimmig, daß er ſie in das Kammrad ſtieß, welches ſie ſogleich in Stücke zerbrach. Der jetzige Schleifer hat ſchon oft am hellen Tage, wenn er eben Mittag macht, ihren Geiſt nach der Schleifmühle zukommen und verſchwinden ſehen; ja ſie iſt ſonſt welchen in der Mühle mit gar kläglichen Geberden am Kammrad erſchienen. Habt ihr auch ſchon vom Pfarrer Feuchter gehört?" — „Ah der ſpukt in der Gallert, wenn man nach Etterwinden geht, iſt's das enge ſchauerliche Thal, durch welches man muß. Doch erzähl' nur." — „Der Pfarrer Feuchter war Pfarrer auf der Eiſenacher Seite. Gott weiß, was er ſein Lebtag mochte getrieben haben; denn kaum war er todt, ſo ſpukte er furchtbar und wanderte mit großem Geräuſch durchs ganze Haus, machte die Thüren auf, ſchlug ſie wieder zu, warf Tiſche und Stühle über einander und vertrieb alle Leute aus dem Pfarrhaus. Als nun das Ding von Tag zu Tag ärger wurde, verſchrieb die Gemeinde ein Paar Jeſuiten. Dieſe citirten den Geiſt des Pfarrers im Angeſicht des Schulzen und der ganzen Gemeindevormundſchaft in die Kirche vor den Altar. Dort mußte er in einen Sack kriechen und nun trugen ſie ihn in die Gallert, maßen eine Strecke ab, wo er wandern darf, ließen ihn heraus und bannten ihn dorthin. Viel hundert Menſchen haben ihn in der Dämmerung dort im Chorrock und mit den Schläppchen geſehen. Er nieſt zuweilen, ſpricht aber Jemand, der nicht weiß, daß es ein gebannter Geiſt iſt: helf Gott! ſo gibt ihm der böſe Pfarrer eine Maulſchelle und verſchwindet. Solche Poſſen macht er viel. Er hat ſich ſogar Leuten aufgehockt, die haben ihn tragen müſſen, wie den Biereſel." — „Ach den Biereſel hat mein Vater auch einmal bis an unſre Hausthür tragen müſſen," ſagte Gretchen. — „Was iſt denn das eigentlich für ein Kerl?"

fragte die kleine Annabäll. „Ich habe ſchon einigemal davon gehört.“ — „Das iſt ein Geſpenſt, welches in Geſtalt eines großen Eſels in der zwölften Stunde Nachts auf der Gaſſe herumſchleicht und den Männern, die ſo ſpät erſt aus dem Bierhauſe heimkehren, aufhuckt und ſich von ihnen ganze Strecken weit, meiſt bis an ihre Wohnung, tragen läßt. Andern Leuten thut er nichts. Drum iſt's gut, wenn die Männer bald heimgehen.“ — „Haſt du's gehört Wilm?“ fragte Gretchen ſchelmiſch. „Ach wär' ich nur erſt Dein Mann,“ flüſterte er ihr zu; „ich wollte Dich gewiß nicht die halbe Nacht allein laſſen.“

„Iſt denn der Wilm nicht hier?“ fragte hier eine freundliche Mannsſtimme; die Mädchen ſahen auf, ein großer Mann ſtand vor ihnen und entſetzt ſchrieen ſie, nicht anders meinend, als ein Geſpenſt mache ihnen die Aufwartung. Wilm aber war ſchnell in die Höhe und rief freudig überraſcht: „Ei, Herr Lambeck, ſind Sie wieder da? Ich dachte Sie wären über alle Berge und wir würden Sie mit keinem Auge wieder zu ſehen kriegen.“ — „Glaubſt Du denn ich wäre ohne Abſchied von Dir gegangen?“ — „Ach Gott, man weiß ja nicht wie's kommt, und Sie waren fort, kein Menſch konnte begreifen wohin, und gleich darauf verſchwand auch die gnädige Frau wie ein Schatten. Hätte mir der Herr Oberförſter König, zu dem ich Ihretwegen einen eignen Weg machte, um mich zu erkundigen, nicht im Vertrauen geſteckt, es gehe Ihnen recht wohl, obgleich er mir nichts Näheres ſagte, ſo hätten wir uns um Sie gewiß ſehr gegrämt. Da fällt mir auch ein: Sind

Sie denn bei der Frau Hoffactorin geweſen?“ — „Nein, mein Freund; auch werde ich nicht dorthin gehen; denn ich habe nichts bei ihr zu thun.“ — „So wiſſen Sie auch nicht, daß vor acht Tagen ein junges Frauenzimmerchen hier war und ſich nach Ihnen und der Frau von Welmar ſehr angelegentlich erkundigte. Die Frau Hoffactorin hatte ſie zu mir geſchickt, ich konnte ihr ja keine Rechenſchaft geben und wies ſie an den Herrn Oberförſter: da war's ihr nicht beſſer gegangen. Sie kam wieder zu mir und ſagte, wenn ich erführe, wo Sie wären, möchte ich Ihnen berichten: ſie habe Geld für Sie und halte ſich in Eiſenach im Mohren auf. Zum Zweitenmal kam ein rothnaſiger Kerl mit einem großen Schnurrbart mit ihr, und ſie wollten mich viel über Sie und die gnädige Frau ausfragen, aber Sie wiſſen ja, wie ich den Leuten in dem Falle diene.“ — „Es iſt gut, lieber Wilm; ich habe das Frauenzimmer gefunden; ich komme nämlich heute von Eiſenach, und habe das Kammermädchen nach Gotha geſandt, wo ſich die gnädige Frau jetzt aufhält. Komm doch und begleite mich nach dem Elephanten.“ Wilm ging ſogleich mit. „Du haſt mir einigemal geklagt,“ fuhr der Graf fort, „daß Du Dein Gretchen deshalb nicht heirathen könnteſt, weil Dir eine runde Summe zum Meiſterwerden, zur Einrichtung und Anſchaffung des Werkzeuges fehle. Da Ihr nun, Du und Gretchen, die gnädige Frau ſo gut gewartet und ihr in der ſchlimmen Nacht ſo treulich Beiſtand und Geſellſchaft geleiſtet, ſo hat ſie Euch recht lieb gewonnen und wünſchte Euch ein Andenken zu geben. Ich ſagte ihr

Deinen Wunſch, und ſo hat ſie mir denn ein Päckchen mit zehn Doppelkarolinen mitgegeben und läßt Dich bitten, es zu Deinem Nutzen anzuwenden und Dich mit Deinem Weibchen ihrer oft zu erinnern. Und wenn Ihr das thut, ſo vergeßt mich auch nicht dabei.“ — „Geſchenkt?“ rief Wilm ſtarr vor Erſtaunen. — „Nun freilich geſchenkt; was denn ſonſt?“ — „Nein Herr Lambeck, das thu' ich nicht. Ich habe das Geld nicht verdient, und was man nicht verdient, ſoll man nicht nehmen. Sie könnten ja das Geld ſelbſt brauchen.“ — „Nimm Du's nur in Gottes Namen! Du haſt's auch redlich verdient. Denke doch, wie ſehr Du die gnädige Frau beleidigen würdeſt, ſchlägſt Du ihr Geſchenk aus, womit ſie ſich bei Euch beiden verewigen will! Gretchen wäre gewiß nicht ſo unhöflich und wollte der guten Frau wehe thun.“ — Nein das will ich beim Himmel auch nicht.“ — „Nun ſo nimm!“ — „Weil ich denn muß. So will ich Euch zur Hochzeit bitten.“ — „Ich danke mein Freund; wir reiſen in dieſen Tagen ab. Aber morgen kannſt Du mich noch ins Thal begleiten. Komm früh in den Gaſthof. Für heute ſchlaf wohl!“ — Der freudige Burſche drückte dem Gründer ſeines Glücks die Hand und empfahl ſich. In entzückter Haſt flog er zu Gretchen, die noch an den Schauern geſpenſtiger Erzählungen ſich ergötzend unter den Geſpielinnen vor der Thüre ſaß. Die Ueberraſchung des unſchuldigen herrlichen Kindes, die Umarmungen, Küſſe und kindiſchen Tändeleien, die ihr Liebe und die unerwartete Erfüllung ihrer ſüßeſten Wünſche eingaben, dulden keine Beſchreibung. Wilm vertraute ihr das Geld an und trennte ſich erſt ſpät von ihr. In der Wohnung ſeiner Aeltern fand er einen Gaſt. Die junge Fuhrmannsfrau Annlies war vor einer Stunde ſehr betrübt dort angelangt, um ſich nach ihrem Manne zu erkundigen. Ihrer Ausſage nach war ihm auf einer kleinen gleich nach der Rühler Kirmeß unternommenen Reiſe ſein letztes Pferd gefallen; er hatte das Geſchirr draußen verkauft und war ohne Geld und berauſcht nach Hauſe gekommen. Drauf ſei er einige Tage im Rauſche geblieben, habe ſie übel behandelt, und eben ſo einen jungen Burſchen, der ſeinen Schnapps da getrunken. Dieſer habe ihn verklagt; aber denſelben Tag ſei Kaspar fortgegangen, man wiſſe nicht wohin und habe ſich noch nicht wieder ſehen laſſen, obgleich ſchon acht volle Tage verfloſſen ſeien. Sie habe ſich endlich aufgemacht, um ihn in der Gegend bei ſeinen Bekannten zu ſuchen, und ſei zu dieſem Zweck auch in die Ruhl gekommen. „Ich habe von Kasparn nichts geſehen noch gehört,“ ſagte Wilm, „aber Ihr könnt nirgends leichter erfahren, wo er ſteckt, als bei Förberts-Hennſen, und da ich morgen in der Frühe zu ihm ins Thal hinabgehe, ſo könnt Ihr mit.“ Die Frau nahm den Vorſchlag an und ging kläglich winſelnd zu Bette. Als der Tag durch die runden Glasſcheiben der Fenſter guckte, weckte ſie Wilms Mutter, und ſie trollte ſich bald mit dieſem nach dem Elephanten, wo der Graf bereits wartete. Die Frau hielt ihrer ehelichen Treue auf dem Wege große Lobreden und merkte nicht, wie verdächtig ſie ſich dadurch machte. Die Art ihres Vortrags war dabei naiv und unterhaltend; der Graf wanderte mit ſtillem Entzücken durch die natürlichen Bogengänge des herrlichen Waldwegs, ſog die würzige Morgenluſt ein, die das Thal entlang aus den Gipfel der Bäume wehte, horchte auf das Rauſchen des Waldbachs und begrüßte die ſtolzen Berge mit wonnethränenden Auge; und ſo langte die kleine Geſellſchaft bald vor Förberts-Hennſens Hütte an. Sie fanden den Mann in einem großen Folianten ſtudirend. Er trat dem Grafen freundlich entgegen, und als dieſer ihm ein reiches Geldgeſchenk in die Hand drückte, dankte er kurz ohne alle Ziererei dafür. „Ich bitt Euch,“ ſagte er dann mit Nachdruck, „bedenkt und überlegt all meine früheren Worte und handelt darnach. Thut Ihr das, ſo werden wir uns nicht wiederſehen und alle Eure Sachen nach Wunſch gehen.“ — Hierauf brachte die Fuhrmannsfrau die Bitte vor, ihr zu ſagen, wohin ihr Mann ſei. „Es thut mir leid,“ verſetzte Henns, „aber ich kann es Euch nicht ſagen. Mir iſt vor kurzem auf ausdrücklichen Befehl unſeres durchlauchtigſten Herzogs von den hieſigen Gerichten ſtreng verboten, irgend Jemandem zu dienen.“ Die Frau fing an zu heulen und ſchreien, Henns war und blieb für ihre Bitten taub. Der Graf hatte mit der Frau Mitleiden und ſagte: „Ich will's bei Sr. Durchlaucht verantworten; thut mir den Gefallen.“ — „Wenn Ihr das wollt, recht gerne; aber Ihr müßt es mir ſchriftlich geben.“ Der Graf ſchrieb und verſicherte ihn der Uebernahme der Verantwortlichkeit. Sogleich ging Henns in das Kämmerchen und verſchloß die Thüre hinter ſich. Nach fünf Minuten banger Erwartung trat er wieder heraus und ſagte zu Annlieſen: „Euer Mann hat ſich vor acht Tagen im Hörſelgauer Teich erſäuft und liegt am Zapfen. Ihr werdet am beſten wiſſen, Frau, daß Ihr Euch dies ſelbſt zuzuſchreiben habt. Er hat den unſeligen Entſchluß gefaßt und ausgeführt, nachdem er Euch wieder auf einer Untreue ergriffen.“ Die Frau war leichenblaß vor Schrecken geworden und lief mit Zetergeſchrei zum Hauſe hinaus. Auch die beiden Männer gingen. Wilm begleitete den Grafen noch eine Strecke und nahm dann gerührt Abſchied von ihm. In Schönau ſtand des letztern Wagen ſeiner wartend, der ihn ſchnell nach der ſchönen Reſidenz trug. Bei Amalien fand er Lorchen, das Kammermädchen, die er in Eiſenach getroffen und hierher geſchickt hatte. Mit geläufiger Zunge erzählte ſie, wie ſie den Schmuck in Kaſſel nicht habe veräußern können, weil man ihr zu wenig darauf geboten und wie ſie lieber Noth gelitten. Sie ſei damit nach Frankfurt gewieſen worden und habe ihn für ſechshundert Thaler an einen reichen Juden verkauft. Der Graf ſetzte viel Mißtrauen in ihre Rede, und als er ſie über ihrem Begleiter in der Ruhl, den er nach Wilms Beſchreibung für ſeinen Diener hielt, befragte, behauptete ſie keck, es ſei ihr Kutſcher geweſen. Das Geld hatte ſie bis auf eine kleine Summe, die ſie verzehrt haben wollte, Amalien bereits eingehändigt. Vergebens ſuchte der Graf ſeine Geliebte zu bereden, daß ſie Lorchen ſogleich verabſchiede und er gab endlich ihren Bitten nach, ſie zu behalten; denn ſie hing ſehr an dem Mädchen.

Der Graf machte dem Herzog ſeine Aufwartung. „Was meinen Sie, beſter Graf,“ ſagte dieſer, „wir warten gar keine Antwort von Wien ab. Sie müſſen und ſollen Amaliens Gemahl werden, die Antwort falle aus wie ſie wolle. Sie haben mich den phyſiſchen Zuſtand der Prinzeſſin ahnen laſſen; alſo thut Eile Noth. Der churmainziſche Coadjutor von Dalberg in Erfurt iſt mir nicht abgeneigt; er iſt ein Ehrenmann und allein vom Churfürſten von Mainz abhängig; ja er iſt vielmehr ſelbſt Churfürſt. Ich darf ihm unter dem Siegel der Verſchwiegenheit Ihren und Ihrer Braut Namen und Stand anvertrauen; und er ſorgt aus Gefälligkeit für mich, daß Sie ſchnell getraut werden. Dazu habe ich mir mein ſchönes Landſchloß zu Ichtershauſen, welches nicht weit von Erfurt liegt, auserſehen. Iſt es Ihnen recht, ſo ſchicke ich noch heute eine Eſtafette an den Coadjutor. Wir haben Abends Antwort und können die Sache ſchnell arrangiren. Das Schloß hat eine ſchöne Lage, einen angenehmen Garten und iſt bequem. Verborgen und Ihrer Liebe lebend, verweilen Sie ſo lange dort, bis ich mit den Kaiſer und dem Fürſten über Sie im Reinen bin.“ Der Graf nahm mit Entzücken den edlen Vorſchlag des gütigen Herzogs an. Aber erſt am andern Morgen, als ihm der Herzog die Einwilligung des Coadjutors zuſicherte, überraſchte er Amalien mit der freudigen Nachricht ihrer baldigen kirchlichen Verbindung, und nun ſchien ihrem Glücke nichts mehr zu fehlen. Zwei Tage darauf fuhren ſie mit dem Herzog und dem Fräulein von Schönfeld, die als treue Freundin bei Amalien ausgeharrt hatte, nach Ichtershauſen; Lorchen folgte mit einigem zu ihrer kleinen häuslichen Einrichtung Nöthigen nach. Der Herzog hatte aus Vorſicht nicht einmal einen Diener mitgenommen. Das heitere ſchöne Schloß that ſich ihnen freundlich auf, die von der Hand des Herbſtes ſchon leisberührte Natur begrüßte ſie wie mit einem wehmüthigen Lächeln. Schon wartete ihrer der Coadjutor mit dem Prälaten und dem Sakriſtan. Nach einer Stunde frommer Vorbereitung ſchmückten das Fräulein und Lorchen die Braut. Sie war ſehr einfach gekleidet und trug keine Auszeichnung ihres hohen Standes an ſich. Die reiche Perlenſchnur um ihren Hals war ein Sinnbild der häufigen Thränen, welche ſie den ganzen Morgen geweint hatte. Schon ſtand ſie fertig geſchmückt und harrte des Bräutigams, welcher ſich mit dem Coadjutor unterhielt, als der Herzog in ihr Zimmer trat. „O weg mit dieſen Perlen!“ ſagte er, „ſie machen uns traurig. Erlauben Sie mir, daß ich für Ihren Halsſchmuck ſorge.“ Damit hielt er Amalien ein in rothen Sammt gebundenes Käſtchen hin, ſchlug den Deckel zurück, und ihr eigener Schmuck blitzte ihr entgegen. Lorchen ſah ihn und wurde bleich. Während der Herzog mit des Fräuleins Hülfe die Perlenſchnur löſte und den Schmuck um Amaliens Hals ſchlang, vermochte das Mädchen den prüfenden Blick ihrer Herrin nicht zu ertragen. Amalia zitterte ſtark, doch konnte ſie jetzt weder Zeit noch Luſt gewinnen, Lorchen zur Rechenſchaft zu ziehen; denn der Herzog drängte mit den Worten: „Ich habe mich zum Brautführer aufgeworfen, meine Theure. Gewähren Sie mir Ihren Arm; der Bräutigam wartet ſchon im Saale.“ Amalie ging mit ihm; das Fräulein folgte, aber Lorchen nicht. Der Saal war ſinnreich und ſchön ausgeziert. Der Graf nahm Amaliens zitternde Hand, er bemerkte in ſeiner großen Bewegung den Schmuck an ihrem Halſe nicht; ſie traten vor den Prälaten. Der Herzog, der Coadjuter und das Fräulein waren Zeugen der heiligen Handlung. Als dieſe vorüber war, führte der Herzog ſeine Gäſte zur Tafel. Hier erſt gewahrte der Graf den Schmuck; doch verbot die Gegenwart der beiden Geiſtlichen ſeinem Erſtaunen Worte zu leihen. Erſt als dieſe nach einigen Stunden wieder abgefahren waren, klärte man ſich gegenſeitig auf. Der Herzog hatte den Schmuck von ſeinem Hofjuwelier gekauft. Der Graf wollte Lorchen zur Rede ſetzen, aber ſie war nirgends zu finden. Von den in der Küche beſchäftigt geweſenen Leuten erfuhr er, daß ſie vor mehreren Stunden aus dem Schloſſe gegangen ſei. Später fand Amalie, daß ihr das Mädchen noch eine bedeutende Summe entwendet habe. Sie war entwichen. Der Graf machte ſeiner Gattin keinen Vorwurf über das Vertrauen, welches ſie Lorchen geſchenkt; doch wurde er ſehr nachdenklich. Förberts-Hennſens Worte kamen ihm nicht aus dem Sinn. Die Wehmuth, welche die Herzen mit einem Thränenſchauer erfüllt hatte, ließ keine unbeſchränkte Heiterkeit aufkeimen. Der Herzog fuhr gegen Abend mit dem Fräulein nach ſeiner Reſidenz zurück, um den liebenden wehmüthigen Gatten einige Tage ungeſtörter Einſamkeit zu gönnen. Das Fräulein verſprach jedoch auf Amaliens dringende Bitte nach zwei Tagen wieder zukehren und dann nicht wieder von ihr zu gehen. Die edle Unglückliche hatte ſich ſo ſehr an die theilnehmende Freundin gewöhnt, daß ſie derſelben ſo wenig als des Freundes entbehren konnte. Tags darauf erfuhren die Gatten, daß Lorchen den Schmuck ſelbſt an den Juwelier für eine weit größere Summe, als ſie angegeben und abgeliefert, verkauft hatte. Auch bei dieſem Handel war der bärtige Burſche geweſen und es war nun keinem Zweifel mehr unterworfen, daß Georg, des Grafen Diener mit ihr gemeinſchaftliche Sache gemacht hatte; Lorchen hatte ſich bei dem Juwelier für eine Gräfin ausgegeben und ihn durch Georg, welcher nach dem Beiſpiel ſeines Herrn den Kammerdiener vorgeſtellt, nach dem Gaſthof rufen laſſen, wo ſie den Schmuck verkauft. Dadurch hatte ſie allen Verdacht von ſich abgewendet und war in dieſem Stück klüger geweſen, als der Graf. Förberts-Henns hatte alſo auch in dieſer Beziehung wahr geredet.

Der Leichnam des Fuhrmanns Kaspar war auf Anelieſens Anzeige bei der Ortsbehörde wirklich auf der angegebenen Stelle aus dem genannten Teiche gezogen worden. Das herbei gerufene Tenneberger Amt, unter welches das Dorf gehörte, exquirirte das Weib ſcharf, wie und woher ſie den Ort wiſſe, da der Körper doch tief auf dem Grunde gelegen, und ſie machte kein Hehl daraus, daß ſie dieſe Kunde von Förberts-Hennſen habe. Das Amt berichtete darüber an die hochadlichen v. Uetterodtſchen Gerichte zu Thal, um den Johannes Hornſchuh zu vernehmen, ob ſich die Sache ſo verhalte, wie die Ehefrau des Fuhrmanns angegeben, und wie er dann zu ſolcher Kenntniß gekommen. Henns wurde dadurch in einen ſehr gefährlichen Handel verwickelt; denn der ihm feindlich geſinnte Richter Thielemann bot alle Kunſt auf, die That eines an dem Fuhrmann begangenen Mordes auf ihn zu wälzen. Die Unterſuchung zog ſich ſehr in die Länge und Henns konnte endlich nur durch einen Machtſpruch des Herzogs befreit werden. Die Folge war, daß das Verbot geſchärft und eine beträchtliche Geldſtrafe auf Uebertretung deſſelben geſetzt wurde. Unglücklicher Weiſe hatte jedoch Henns kurz vor der Fällung dieſer Sentenz ſich durch die kläglichen Bitten eines Schönauer armen Bauern bewegen laſſen, ihm zu ſagen, wer ihm Schinken, Würſte und Speck von zwei Schweinen, den ganzen Vorrath des Mannes für den Winter geſtohlen, und wohin der Dieb die Eßwaaren gebracht. Der Bauer hätte mit Weib und Kindern darben müſſen; Henns war gutmüthig und mitleidig und bedachte, trotz ſeines fernſehenden Geiſtes die Folgen nicht. Der Dieb wurde entdeckt, und da Schönau auch zu den Uetterodtſchen Gerichten gehört, ſo bekam der ſtrenge Richter Thielemann die Sache zu verhandeln. Henns wurde natürlich nicht geſchont. Er mußte funfzig Thaler Geldſtrafe zahlen und es wurde ihm bei abermaliger Uebertretung des Verbotes Zuchthausſtrafe angedroht. Von nun an gingen alle Leute traurig und abgewieſen von Hennſens Thür. Er ſtudierte ſtets in ſeinen Büchern. — Von ſeinem letzteren Vorſtand vor Gericht erzählt man noch folgendes. Der Richter habe ihn geſchimpft und Henns ſich dies verbeten und zwar in ſehr beſtimmten

Ausdrücken, die den ehrgeizigen Richter beleidigt und in Harniſch gebracht. Wüthend habe er dem Gerichtsdiener geſchellt, und dieſem zugerufen: „Klemm ſteckt mir den groben Kerl auf vier und zwanzig Stunden in den Narrnskoben!“ Der Landknecht habe aber ganz gegen Gewohnheit unbeweglich wie eine Bildſäule geſtanden. Ganz außer ſich ſchreit der Richter: „Nun was wird's? Seid ihr bei euch?“ — „Ich kann nicht!“ erwidert der Diener. — Außer ſich vor Zorn befiehlt der Richter dem Schreiber, das Amt des trägen Executors der Gewalt zu verſehen; doch der Schreiber erhebt ſich nicht vom Stuhle. Jetzt will der Richter ſelbſt Hand anlegen, doch auch er wird von unſichtbaren Mächten auf dem Seſſel zurück gehalten. Nur der Actuarius ſoll frei vom Banne geweſen ſein, weil er nie auf Hennſen geſcholten und keinen Gedanken gehabt, ihm zu ſchaden. Der Richter ſoll dadurch ſo weit gebracht worden ſein, daß er den wunderbaren Mann noch gebeten, ihm und den andern die Freiheit wieder zu geben.

---

Der Herbſt hatte, ein gieriger Räuber, der Natur all ihren koſtbaren Schmuck entriſſen und war ſchon damit auf der Flucht, indeß ſie ſchmerzvoll über den Verluſt das Haupt ſenkte und das trübe thränenſchwere Auge, müde vom Kummer, allmählig zum langen Schlafe ſchloß, zum Schlafe, der alle Schmerzen vergeſſen macht. Die hohe Warte, allein übrig geblieben von der Burg Scharfenberg, ragte über blätterloſen Bäumen und ſah hohläugig vom Winde ſchauerlich durchpfiffen auf die dampfenden Schlöte des Dörfchens herab, wie ein lebensſatter Greis auf das jüngere Geſchlecht. Förberts-Henns ſchlich einſam und ſinnend unter den Trümmern der Vorzeit. Da gewahrte er eine Kutſche mit vier Pferden beſpannt ſchnell durch den Wieſengrund heran eilend und wie von einer Ahnung getrieben ſchritt er den Berg hinab. Der Wagen war auf den Edelhof gefahren, aber ſchon begegneten Hennſen zwei ſeiner Kinder, von Andort ausgeſchickt, ihn aufzuſuchen. Eine vornehme Dame, erfuhr er von ihnen, ſei angelangt und habe mit der ängſtlichſten Haſt ihn zu ſprechen begehrt. Henns ging heim. Die ſchöne Fremde trat ihm entgegen. „Mein lieber Mann," ſagte ſie dringend, „ich bin die Freundin und Geſellſchafterin der Prinzeſſin Amalia, der Ihr vor einigen Monaten ſo wichtige Dienſte geleiſtet habt. Aber es hat ſich mit ihr noch ein weit größeres Unglück ereignet und ich bin gekommen, von neuem Eure Hülfe für die Unglückliche in Anſpruch zu nehmen." — Henns zuckte die Achſeln bedenklich und erwiederte: „Ich kenne Sie wohl, Sie ſind das Fräulein, welches auf der Rühler Kirmeß mit hier bei unſerm gnädigen Herrn war. Was aber die Hülfe betrifft, ſo muß ich zum Voraus bemerken, daß mir jede Handlung der Art bei Zuchthausſtrafe unterſagt iſt, und ich alſo diesmal der Prinzeſſin nicht dienen kann." — „Ach Gott!" ſeufzte das Fräulein tief, „ſo iſt die Arme auf ewig verloren. Auf Euch war unſre Hoffnung allein geſetzt." — „Nun erzählen Sie nur, was vorgefallen iſt," ſagte Henns ſchon gerührt, „ich nehme großen Antheil am Schickſal der Prinzeſſin.“ — „Allzuleichtgläubig vertraute die Edle ihrem Kammermädchen, die ſie erſt beſtohlen und dann verrathen hat. Dieſe Schändliche entwich vor längerer Zeit und nun iſt klar geworden, daß ſie entweder ſelbſt nach Wien gereiſt oder einen Brief an den Fürſten, der Prinzeſſin Vater, geſchrieben und ihm angezeigt hat, wo die Prinzeſſin ſich aufhalte. Vor acht Tagen erſchien der Fürſt plötzlich zu unſer Aller furchtbarſtem Entſetzen mit einer ſtarken Begleitung im Schloſſe zu Ichtershauſen, welches der Graf mit ſeiner Gattin bewohnt. Er hatte einen Verhaftsbefehl des Kaiſers bei ſich und bemächtigte ſich mit der gräßlichſten Härte ſogleich der Perſon des Grafen. Den Auftritt vermag ich Euch nicht zu ſchildern. Halb todt wimmerte Amalia zu den Füßen ihres grauſamen Vaters; er ſtieß ſie von ſich. Da ſank ſie ohnmächtig zurück und die ſchnelle Folge des jähen ungeheuren Schreckens und der unmenſchlichen Mißhandlung war eine ſchwere unzeitige Niederkunft. Amalia rang lange mit dem Tode; der Graf war zerriſſen vom wüthendſten Schmerz; der Fürſt blieb kalt. Ich allein hatte noch Kraft zu handeln, und ſandte reitende Eilboten nach Arnſtadt, Erfurt und Gotha, um die geſchickteſten Aerzte herbeizuholen. Es kamen mehrere; nach Anwendung vielfältiger Mittel brachten ſie Amalien zum Leben, aber nur, um das Entſetzen der ſie Liebenden auf die höchſte Staffel zu führen. Sie hatte ihren Verſtand verloren. Die Verwirrung ihres Geiſtes ſtieg von Tag zu Tag, wurde immer heftiger und artete in die wildeſte Raſerei aus. Nun brach dem alten Fürſten das Herz; er bot den Aerzten Tauſende, keiner konnte Hülfe verſprechen; er wollte den Grafen als Sohn anerkennen, ihn mit dem Kaiſer ausſöhnen, ihm Ehrenſtellen verſchaffen, aber mit gräßlichem Blick ſtarrte ihn dieſer an und ſagte: Sieh Alter, Du haſt Deines Kindes herrlichen Geiſt gemordet. Da iſt Jammer ohn Ende. Endlich zuckte dem Grafen der Gedanke an Euch durch den Sinn; er erfaßte ihn, wie einen rettenden Engel, all ſeine Hoffnungen, all ſeinen Glauben, ſein Vertrauen, ſein Lebensglück ſetzt er auf Euch. Er und der alte vernichtete Fürſt laſſen Euch bitten und beſchwören, hier Hülfe zu leiſten.“ — „Wenn mir's der Herzog von Gotha erlaubt, ſo will ich gern.“ — „O habt Ihr weiter kein Bedenken, ſo kommt; der Herzog, welcher vorgeſtern erſt bei uns war, nimmt den größten Antheil an Amalien, er wird gewiß die Einwilligung nicht verſagen. Kommt, kommt mit mir!“ — Henns ließ ſich von Andort den großen blauen Ueberrock und den dreieckigen Hut bringen, warf ſich in den Sonntagsſtaat, ging in ſein Kämmerchen und griff dann nach dem Stock. Seine Taſchen waren mit Arzneimitteln bepackt. Er ging mit dem Fräulein. Nach einigen Minuten zog der Wagen wieder die Wieſe hinab und einige Stunden darauf ſtanden beide im Vorzimmer des Herzogs. Dieſer gab Hennſen nicht nur die Erlaubniß zu dieſer Kur, ſondern auch für andere dringende Fälle, und für jeden andern wo man ihm einen Erlaubnißſchein mit des Herzogs eigenhändiger Unterſchrift vorzeigen würde. Henns fuhr mit dem Fräulein ſogleich nach Ichtershauſen;

der Herzog folgte in einer Stunde nach. Schon ſein Eintritt ins Krankenzimmer hatte eine beruhigende Wirkung auf die Prinzeſſin; denn die kaum drei ſtarke Männer erſt zu halten vermocht hatten, lächelte dem Wundermanne ſeltſam entgegen und ſtreckte die Hände nach ihm aus. Er legte ihr die ſeinigen mehrmals auf den Kopf und die Bruſt, die Anſpannung ihrer Kräfte nahm ſichtbar ab, ſie ſank in Ermattung und Schlaf. Henns begehrte nun drei Tage mit ihr allein zu ſein, und gern erfüllte man dies. Alle wichen zurück und verlebten in banger Erwartung dieſe Zeit. Henns ließ ſich faſt gar nicht ſehen, und wenn er ſich zeigte, war ſein Blick trübe, ſein Mund ſtumm. Daraus wahrſagte man ſich nichts Gutes. Am Morgen des vierten Tages trat er in des Fürſten Zimmer und winkte ihm; zitternd folgte der Greis. Vor dem Krankenzimmer ſtand ſchon der Graf. „Umarmt Euch und verzeiht Euch im Herzen Alles; Hand in Hand gefügt, Mund an Mund!“ Es geſchah und Henns öffnete leiſe die Thür, der gegenüber das Bett ſtand. Amaliens Engelsgeſicht ſah lächelnd auf die Vereinten, ihre Blicke verklärten ſich; ſie hob die ſchwachen Arme nach Vater und Gatten und beide kamen, die Theure zu umfaſſen. Sie war gerettet. Die Liebe des verſöhnten Vaters, die Zärtlichkeit des glücklichen Gatten beflügelten ihre völlige Geneſung. Henns verließ die Glücklichen mit ihren Segnungen überſchüttet und fürſtlich beſchenkt, und kehrte in ſein einſames Thal zurück.

Ein Jahr darauf erhielt er einen Brief aus Ungarn mit einem bedeutenden Wechſel. Er war von Amalien.

Sie meldete ihm wie ſie ſeit kurzem auch eine glückliche Mutter geworden. Henns zerriß den Wechſel; er fühlte ſich belohnt genug, und bedurfte des Geldes nicht. Seine glückliche Kur hatte aber eine andere merkwürdige Folge. Im Herbſte 1789 erſchienen nämlich zwei Abgeordnete des Kaiſers Joſeph II. in Hennſens Hütte, um ihn über die große Verwirrung, welche durch des Kaiſers Neuerungen in deſſen Staaten entſtanden, und worüber Rebellion auszubrechen drohte, um Rath zu fragen. Die geheimeren Motive dieſer Sendung hat man nie erfahren. Henns ließ ſich auf nichts ein und erklärte den Abgeordneten mit myſtiſchen Worten, ſein Rath komme für den Kaiſer doch zu ſpät und würde nichts mehr helfen. Einige Monate darauf ſtarb der Kaiſer, und merkwürdig genug ſagte Henns den Todestag deſſelben einſt in der Geſellſchaft ſeiner vertrauten Freunde voraus.

Henns erhielt bald darauf die Erlaubniß der unumſchränkten Ausübung ſeiner Kunſt. Es war nämlich im Hauſe des nachherigen Gardegenerals von Uetterodt ein reiches Silberſervice abhanden gekommen. Nach langem fruchtloſen Forſchen der Obrigkeit war man genöthigt an Henns zu gehen. Eh er aber den Dieb entdeckte, mußte man ihm die Erlaubniß vom Herzog, dem Herrn von Uetterodt und dem Richter Thielemann unterſchrieben einhändigen. Die unzähligen Beweiſe ſeiner übernatürlichen Kraft hier nur zum Theil aufzuführen, würde dem Zweck der Novelle zuwider ſein. Ihr Andenken lebt dort im Munde des Volks und wird ſich noch lange darin erhalten wie die Sage von ſeiner Kur der raſenden Prinzeſſin, die jetzt ſchon einen mythiſchen Charakter angenommen hat.

Förderts-Henns ſtarb zu Anfang dieſes Jahrhunderts. Seiner Ausſage nach hätte es nur ſeines Willens bedurft, um noch zehn Jahre zu leben; aber er war alt und lebensmüde. Viel Vermögen hinterließ er nicht. Seine Kinder leben zum Theil noch im Thal, zum Theil in der Umgegend. Man braucht im ſchönen Thal und auf dem ſtark beſuchten Heilgenſtein nur ſeinen Namen zu nennen, um ſogleich Wunderdinge von ihm zu hören.

Wandrer, Freund der Natur, Verehrer des Wunderbaren und nicht vernünftelnder Spötter deſſelben, kommſt Du nach Leſung dieſer Geſchichte in jene ſchönen Thäler, unter jene freundlichen Menſchen, ſo grüße ſie vom Erzähler, und wenn Du dort eine glückliche Stunde lebſt, gedenke ſeiner mild, dem auch zwiſchen jenen Bergen mancher ſelige Tag dämmerte.

Bei W. Nauck in Leipzig ſind folgende, für die Leſewelt höchſt anziehende, Werke erſchienen:

### Der Freiknecht.

Hiſtoriſcher Roman aus dem Ende des 14ten und dem Anfange des 15ten Jahrhunderts, von L. Storch. 3 Theile 8. Preis 4 Rthlr.

Abentheuerliche und romantiſche Geſchichte des

### Iwan Wiſchyghin

oder der ruſſiſche Gilblas von L. Bulgarin. A. d. Franzöſiſchen übertragen von A. Kaiſer. 3 Theile 8. 2 Rthlr. 8 gr.

### Der todte Eſel
und
### das guillotinirte Mädchen.

Ein Roman, aus dem Franzöſiſchen übertragen von L. v. Alvensleben. 8. Preis 18 gr.

### Thereſe,
oder
### Reſignation aus Pflichtgefühl.

Ein Roman 8. Preis 1 Rthlr.

### Hahn und Henne.

Lebensgeſchichte zweier Thiere von C. Herloßſohn. Mit 25 Holzſchnitten von Fr. Green. 8. Preis 2 Rthlr.

### Die Handſchue.

Zwei Novellen von Fr. Laun. 2 Theile. Preis 21 gr.

## Die Schlittenbekanntſchaft.

Ein Roman von F. Laun. 8. Preis 1 Rthlr 4 gr.

**Gleich**, Dr. Fr., 47 Jahre eines Revolutionsmannes oder Leben und Abentheuer Hanet Clerys während den Kriegen in Deutſchland und Italien, ſowie auf St. Domingho und Corſika. A. d. Franzöſ. für deutſche Leſer bearbeitet. 8. 1829. 2 Theile. Preis 2 Rthlr.

## Rußland,

wie es iſt, oder: Sitten, Gebräuche, Religion und Regierung in Rußland. Frei nach dem Franzöſiſchen des Dupré de St. Maure von A. Kaiſer. 2 Theile. 8 Preis 1 Rthlr. 16 Gr. Mit 1 Vignette.

Dieſes Werk, bei weitem das intereſſanteſte, welches je über das Leben und Treiben in dieſem ungeheuern Kaiſerreiche erſchienen iſt, iſt ſo eben fertig geworden und in allen Buchhandlungen Deutſchlands zu haben.

## Siegfried von Lindenberg

von Müller von Itzehoe. Neu herausgegeben und gloſſirt von Müllners Schatten. Aus Tenare geſandt an den Leipziger Eremit. Mit 1 Vignette: Kotzebue, Müller und Müllner in der Unterwelt. 3 Theile 8. Elegant brochirt. Preis 3 Thlr.

Der berühmteſte Roman Müllers, welcher ſeit Jahren im Buchhandel fehlte, wird in dieſer neuen, veredelten Geſtalt, ausgeſtattet mit Müllnerſchen Witz und Laune, gewiß allgemein anſprechen, und wird hiermit dieſe intereſſante Neuigkeit der Aufmerkſamkeit des deutſchen Leſepublicums empfohlen.

# Die Beguine.

## Hiſtoriſcher Roman
aus der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts.

Von

**Ludwig Storch.**

## Erſter Theil.

247. 1153

Frankfurt am Main.
Druck und Verlag von J. D. Sauerländer.
1833.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

# Erſtes Kapitel.

In ſeinem dürftig mit Stroh gedeckten Häuschen, dicht am Allerheiligenthore in Frankfurt am Mainſtrom, ſaß der Thorwart **Eitel Blum**, ein gar luſtiger Geſell, und pfiff einem in einem Gitterbauer eingeſperrten Lübich, der vor ihm auf dem Tiſche ſtand, eine neue Weiſe vor. Der gelehrige Vogel ſetzte zuweilen an, blieb aber ſtets wieder ſtecken, ſobald er einige Töne gepfiffen hatte, und der Thorwart rief dann: „daß dich der gähe Ritt angehe, du Dummbart! du wirſt doch lernen, was die Nürnberger Pfeifer können? Wart, Schelmenzünftler, und paſſ' auf, daß dich dein Stücklein an einen beſſern Herrn bringe!“ Und unverdroſſen fing er die Lection wieder von vorn an. Nach mehrfachen Verſuchen, die der wieder an's Fenſter gehängte Lübich für ſich machte, ſchien er endlich zur großen Freude ſeines Lehrmeiſters die ganze Weiſe durchpfeifen zu wollen, als die Thüre aufging, und des Thorwarts Frau mit einem kleinen ſchreienden Kinde auf dem Arme hereintrat. Der Vogel verſtummte augenblicklich.

„Daß dich Gotts Marter ſchände!“ ſchrie der Thorwart und zog ein grimmiges Geſicht, „mußt du mir mit dem Zeterbalg da die ganze Mühwaltniß zu Waſſer machen und die Freude ob meinem Schelmlein verſalzen? Hatt' ich dir nicht anbefohlen, draußen zu bleiben, bis es Nacht ſey? was kommſt du ſchon und läßt mir von dem Schreihals die ſchöne neue Weiſe verderben?“

„Ich glaube gar, St. Urban hat bei dir eingeheizt, Bruder Volland, daß du mich angehſt, wie ein ungeberdig Pferd und bei offnen Augen nicht ſiehſt, daß dir die Nacht ſchon auf der Naſe liegt,“ erwiderte die Frau, eben auch nicht manierlich und ſuchte das Kind zum Schweigen zu bringen. „Was gilt's,“ keifte ſie weiter, „du haſt die Löſung für den Lübich ſchon im Voraus in firnem Wein verthan; drum glotzeſt du auch ſo vor dich hin, ohne zu ſehen, und ſchiltſt das Kindlein, das uns doch wahrlich mehr einbringt, als all deine Pfeifer.“

Der Thorwart hatte das niedrige Fenſter aufgeſchoben und ſchaute, die neue Weiſe leis vor ſich hinpfeifend, auf die lebendige Straße hinaus, um das Gepelſer ſeiner Frau und das Jammern des Kindes nicht zu hören. Darüber erbittert, verließ ſie ebenfalls die kleine ſchmutzige Stube wieder und trat vor die Hausthür, die durch das Thor einpaſſirenden Menſchen mit den Augen zu muſtern. Das Kind hatte ſie vorher durch ein Stück in Milch getunkte Semmel beruhigt.

Wirklich hatte ſich die Dämmrung lieblich und ſanft über die Erde ergoſſen, und ſchwebte, eine geflügelte, zeitige Vorbotin eines ſchönen Herbſtabends, langſam in die Straße nieder, ſtets dichtere und dunklere Schleier hinter ſich herziehend, die aber ein hochflammendes Abendroth mit Goldrändern umſtrickte oder mit Strahlen durchwebte. Die Erde ruhte mit müdem, ſchlaftrunknen Auge in den Armen des feurigen Himmels, die ſie feſt und feſter umſpannten; die Nacht umhüllte die ſchweigende Umarmung.

Durch das Thor drängte in geſchäftiger Eile nicht allein der reiche Segen der Ernte, es zogen auch Wagen herein, ſchwer beladen mit Handelswaaren aus Thüringen und Meißen, nebſt den Kaufherrn; Groß- und Kleinhändler, Juden, fahrende Frauen und ander Volk, welches die Herbſtmeſſe nach des heiligen römiſchen Reichs Kammer führte, meiſt in Haufen und vom Geleit der Herren von Hanau oder der nahen Heſſenfürſten beſchirmt und umgeben, Reiſigen oder laufenden Soldknechten, je nachdem die Reiſegeſellſchaft bemittelt war.

In einigen Tagen ſollte die Herbſtmeſſe beginnen, und in das Vespergeläute vom hohen Stiftsthurme miſchte ſich der Jubel der unzähligen Menſchen, die theils ſchon in Frankfurt verſammelt waren, theils durch alle Thore, von allen Seiten, zu Land und Waſſer, der reichen königgeliebten Mainſtadt zueilten.

Viele der Vorüberziehenden grüßten den Thorwart freundlich als einen alten Bekannten, eilten aber, des ſinkenden Tags halber, jedes Zwiegeſpräch ſcheuend, der Herberge zu. Endlich ſchritt langſam und bedächtig ein ſchwarzer Bär durch das Thor, gezügelt von der Kette, deren Ende ſein Führer in den Händen hielt und belaſtet mit der Familie dieſes Führers, zu welcher außer einer Frau mit drei Kindern, auch noch ein kleiner Affe zu gehören ſchien, der mit dem älteſten Buben Arm in Arm auf des Bären Halſe ſaß und weder in Größe noch Geſtalt ſich merklich von ſeinem Nachbar unterſchied.

„Gott grüß, Eitel Blum!“ rief der Bärenführer und griff an den alten abgetragnen Gugelhut, deſſen Lappen oder Flügel ihm weit in das mit ſchwarzen Zottelhaaren und ſtarkem, zerzausten, unreinen Bart bedeckte Geſicht herein hingen. Dies alte häßliche, ſchwarze Geſicht war außer den Haaren des Kopfes und Bartes zum Theil noch mit einem Pflaſter bedeckt, welches das linke Auge, den Naſenflügel und die Hälfte des Backens auf dieſer Seite verbarg und wahrſcheinlich eine böſe Wunde heilen ſollte. „Wie ſteht's, alte Pickelhäringshaut?“ fuhr der alſo Bezeichnete fort. „Stößt dich der Narrnkolben deines faulen Witzes noch immer wie ein toller Bock in die Weiche? Was macht deine luſtige Vögelhecke?“

„Ei, gut Vesper, alter Brummbär!“ verſetzte der Thorwart, der ſchnell ſeine bunte Laune gefunden hatte, „ſchier hätt' ich dich bei'm heiligen Urban! nicht erkannt. Nun wahr iſt's, du wirſt von Meſſe zu Meſſe einem Menſchenkinde unähnlicher, dafür nimmt deine Ähnlichkeit mit deinem Bären immer mehr zu, und nicht vergebens heißt du Betz — ich glaube, den Namen haſt du dir ſelbſt gegeben — denn von einem menſchlichen Antlitz iſt an dir nicht viel mehr zu verſpüren, und wenn dein Brummer dort auf die Hinterbeine tritt, um ſeine Kunſtſtücke zu machen, ſo weiß ich in der That nicht, wie ich Euch beide unterſcheiden ſoll. Im Fall dein Broderwerber ein Mal unverſehends von einem böſen Unfall heimgeſucht werden ſollte, ſo kannſt du dich von deinem Weibe an der Kette führen laſſen und in St. Peters Namen auf Straßen und Märkten tanzen; es wird keiner Chriſtenſeele einfallen, daß du nicht der Bär biſt.“

„Biſt noch der alte Speisvogel,“ lachte der Bärenführer. „Aber bei'm Haupte des St. Bartholomäus, ich glaube gar, du treibſt dein toll Geſpeis nicht allein mit Worten, und haſt wie der Erzvater Abraham deiner Alten dort noch zu fröhlicher Mutterſchaft verholfen; denn ich ſehe ſie ja einen kleinen Wurm im Lacken tragen, der wenigſtens im Zetern und Lärmmachen ſeine Abſtammung' von dir bekundet. Ei, ei, alter Knabe, wie iſt das gekommen? Nun ſollte dir billig von Seiten der Bürgermeiſter und des Raths der Stadt Frankfurt der Narrenkittel angethan werden.“

„Das wäre eine unverdiente Ehre für ihn,“ warf jetzt die Frau ein, welche mit dem Kinde hinzugetreten war. „Glaubt Ihr denn, daß die Kraft des heiligen Geiſtes urplötzlich über ihn gekommen ſey? Was Hänschen nicht lernt, wird Hans nimmer lernen. Das Kindlein iſt uns zur

Pflege anvertraut, und wir beziehen ein ſchönes Geld dafür.“

„Zur Pflege?“ ſagte der Bärenführer ſtutzig. „J von wem denn? Wer ſind denn ſeine Eltern?“

„Die letztere Frage können wir Euch nicht beantworten,“ flüſterte die Frau geheimnißvoll, „denn wir wiſſen's ſelber nicht, und die erſtre dürfen wir Euch nicht beantworten; denn es iſt uns ſtreng verboten.“

„Schweigen ſteht Euch gut, Frau Eulchen. Es war eine alberne Neugierde. Aber Gotts Hagelſchlag! ſeh' ich recht, das Kind hat ja ein Feuermal auf der Stirne ſitzen, wie eine ſpitzige Glene.“

„Freilich,“ ſagte Eitel, „es hat ein Schwert im Maul und den Spieß an der Stirn; man kann den blutrothen Streif auch für einen guten Solinger anſehen, den ein ungeberdiger Schnapphahn aus den Eingeweiden eines fahrenden Handelsknechts herauszieht. Wenn der Schreiköder ein Bube wäre, ſo dächt' ich, er müſſe einſt ein wilder Raufkumpan werden.“

„Alſo ein Mägdlein iſt's?“ fragte Härt wieder, und eine ungewöhnliche innre Bewegung gab ſich bei ihm äußerlich kund.

„Und gewiß vornehmer Leute Kind,“ raunte ihm Eulchen zu: „es hat Euch die feinſten Linnenwindeln in Fülle mitgebracht, ein Käpplein von Zendel und ein Jöpplein von Diſſelſet. Sein Röcklein iſt oben fein gezottelt, ſeht her! und geſteppt, daß es eine Luſt anzuſehen iſt.“

„Zeigt doch her!“ gegenredete der ſchwarze Bärenführer und heftete höchſt neugierige Augen auf das Kind, indem er an dem Lacken zerrte, in welchen es geſchlagen war.

„Nehmt doch Einkehr bei uns,“ bat die Frau, „auf der Straße kann ich's Euch nicht zeigen. Es möchten böſe Augen darnach ſchauen, die ſind allweg, und ihm Leids anthun,“ und begierig ſich mitzutheilen, zog ſie den willigen Mann nach.

„Komm nur herein, Betz, ſollſt auch all meine Vögel ſehen,“ rief der Thorwart jetzt vergnügt aus der Thüre. „Kannſt auch Meß über Einkehr bei mir nehmen mit Frau und Kindern, auch dein ſchnackig Äfflein ſoll's gut bei mir haben; denn ich bin des Gemüths, wir paſſen fein zuſammen und Einer kann dem Andern ſeine Schwänk und Schalksſtreiche ablernen. Nur den Bären weiß ich dir nicht zu ſtellen; den legſt du in die Herberge zum Rebſtock an der erſten Ecke linker Hand, und haſt ihn in der Nähe. Denn ich begreife wohl, daß du nicht im Stande biſt, dich lange von ihm zu trennen. Ihr ſeid ein Paar verbrüderte Kumpane und ſolch wackrer Kumpanei ſoll man nicht zürnen.“

„Reiße nur deine Schalkspoſſen, alter Lurbruder,“ erwiederte Härt, nachdem er die Kette des Bären an der Thürpfoſte befeſtigt hatte, „kommſt du mir unter deinen Vögeln doch auch vor, wie ein luſtiger Fink, oder wie eine ſchwatzhafte Elſter, oder auch wie ein welſcher Kapaun. Na,. Gott zum Gruß und Glück in's Haus! Ich denk' wohl, ich nehm' mein Einlager bei Euch, Frau Eulchen, obgleich ich's ſeit Jahren in der Herberge des Wipprecht Nennſer, des Stelzfußes in der Schnurgaſſe, zum Würzgärtlein geſchildet, gewohnt bin.“

„Das iſt mir eine feine Mähr,“ verſetzte die Frau freundlich und flüſterte ihm dann zu: „Ihr ſollt auch Alles erfahren, was wir über das Kindlein wiſſen.“ Damit ging ſie vergnügt, der Frau und den Kindern des Bärenführers von dem Thiere zu helfen und ſie willkommen zu heißen in der engen Behauſung.

Härt beſah ſich unterdeſſen die Wände der kleinen niedrigen Stube, welche aus lauter dünnen gegitterten Holzſtäben beſtand, hinter denen eine Menge gefiederter Sänger des Hains und der Flur ihre kleinen Käfige hatten und munter hin und her hüpften.

„Du haſt guten Vorrath an ſingendem Federvieh,“ bemerkte er bei der Muſtrung. „Nur ſchade, daß ihre Zeit vorüber iſt und ſie nichts weiter von ſich geben, als ihr ſchlechtes Gezwitſcher.“

„Hab deſſen keine Pein; ſie finden in der Meſſe all' ihre Käufer. Da iſt ein Provencer Vögelhändler, der hierher zur Meſſe Papagaien, edle Sperber, ſüdländiſche Falken und allerlei ausländiſch Federgethierig führt, der kauft mir den letzten Schwanz ab, er mag ſingen oder nicht. Aber ich hab' auch einen Dauspfeifer, vor dem mußt du Reverenz machen, wie vor eines Biſchofs rothem Hute. Siehſt du ihn dort am Fenſter hängen! der kann ſeine ſechs Laiſen und die ſiebente pfeif' ich ihm jetzt ein. Und dieſe ſiebente iſt das neueſte Stücklein in deutſchen Landen.“

„Und wie biſt du denn dazu gekommen?“

„Die Pfeifer von Nürnberg, die ihren Herrn vortreten bei'm Pfeifergericht, welches übermorgen gehalten wird, haben's mitgebracht, um es den Frankfurter Altbürgern, Bürgern und Pfahlbürgern, ſo auch allem fremden Volke aufzutiſchen. Einer davon, ein alter Kumpan von mir, hat's mir vorgeſungen — nun ich that ihm was gütlich dafür — ich hab's meinem Lübich vorgepfiffen, und wenn übermorgen die Pfeifer damit fertig ſind, und wunder denken, was ſie neues aufgeführt, ſoll's ihnen mein Vöglein auf dem Samſtagsberg in des Provencer Bude zu aller Welt Erſtaunen nachpfeifen als ein lang gelerntes Stücklein."

„Ei, ſo laß mich's doch auch ein Mal hören!" bat der Bärenführer.

Der Thorwart ſchob die alte Lederhaube auf ein Ohr, ſtellte ſich vor den Lübich an's Fenſter und ſang nach einer eigenthümlichen Weiſe:

„Ach reines Weib von guter Art,
Gedenk an alle Stetigkeit,
Daß man auch nie von dir ſait,
Das reinen Weibern übel ſtait.
Drum ſollt du nun gedenken
Und ſollt von mir nit wenken.
Dieweil daß ich das Leben han.

Noch iſt mir eine Klage noth
Von der lieben Frauen mein,
Daß ihr zartes Mündlein roth
Will mir ungenädig ſeyn.
Sie will mich zu Grund verderben,
Untroſt will ſie an mich erben.
Dazu en weiß ich keinen Rath!"

„Ein fein minniglich Liedlein,“ ſagte der Bärenführer, während der Lübich die Weiſe nachpfiff. „Und mancher Minnegauch wird dir den Vogel theuer bezahlen. Aber, Eitel, wie dein Vogel pfeift, hab' ich nun gehört, auch geſehen, was all dein zweibeiniges Vieh hinter dem Gegitter für Federn trägt, nun ſage mir doch auch im Vertrauen, wie pfeifen denn die gnädigen Herrn von Frankfurt und was für Federn trägt das zweibeinige Altbürgervolk, Schultheiß und Schöffen, die Bürgermeiſter und Rathsherrn?“

Der Thorwart nickte pfiffig und ſagte: „Die ſingen und pfeifen eine treffliche Laiſe, auch noch ſpannen aber von alter Treu, ein herzig Liedlein, Gott erhalt ſie dabei, wie bei Gut und Ehre!“

Und er ſang:

„Wiſſet, wer den Seinen je erkieſet,
Und ohne alle Schuld ſeinen treuen Freund verlieſet,
Der wird viel gern ſiegellos.
Getreuen Freund, den ſoll niemand laſſen,
Wenn man das vergelten nit en kann.“

Der Lübich war ſogleich mit in die Weiſe eingefallen und ſang ſie munter mit.

„Hörſt du,“ lachte der Thorwart, „der iſt doch ein ächter Frankfurter; ſie könnten ihn aufnehmen auf der adligen Trinkſtube zum Ladram. Er ſingt ja wie alle unſre Altbürger und trägt eben ſo bunte Farben, wie ſie, an ſeinem Wamſe.

„Alſo noch immer das alte Lied, obgleich nach neuer Weiſe? Der Finkler lockt ſie ſchier ſeit Jahr und Tag nicht mehr, aber ſie flattern noch immer auf ſeinen Heerd herab und thuen, als ob's ſein Futter wär', was ſie freſſen, da's doch die Atzung des lieben Herr Gotts iſt. Aber ſie ſollen ſich hüten, daß ihnen der Böhme nicht als ein Raubvogel auf dem Dache ſitzt und einem nach dem andern den Hals umdreht.“

„Hoho gemach, Kumpan! Der iſt ein Raubvogel, wie meiner Wirthin Katze auch einer iſt. Die gnädigen Herrn von Frankfurt ſind wohl ſchon mit andern fertig geworden, als mit dieſem Pfaffenkönig. Wie ich dir vorgeſungen, Betz, ſo halten's die geſtrengen Herrn nach Ehr und Gewiſſen. Der ſelige Herr in deutſchen Landen, der wackre Baiern-Ludwig war der beſte König, den Frankfurt in ſeinen Mauern beherbergt hat, und keinem hat die Stadt mehr Gutes zu danken. Ihn hatte ſie ſich zum Freund erkieſen und ihm iſt ſie treu ſelbſt nach ſeiner Hinfahrt. Sollen wir uns die Federn, die uns unter ſeinem milden und gebigen Regiment gewachſen ſind, von der lützelburgiſchen Katze wieder ausrupfen laſſen? Und überdies iſt ſattſam kundlich, männiglich hier, wie in allen Landen deutſcher Zunge, daß Karl von Böhmen gar kein deutſcher König iſt von rechter Gülte und Möge; und ſo werden die Baiernherzöge ſchon dafür ſorgen, daß es dem Leibe nicht länger am rechten Kopfe fehle.“

„Und haſt du noch nichts gehört, ob die Partei der Baieriſchen noch zu keiner friſchen Königskühre geſchritten iſt. Sie hatten den König von Engelland erkieſt, doch dieſer hat die deutſche Krone ausgeſchlagen.“

„Alldieweile haben die Herren in der Mark Brandenburg ſattſam zu ſchaffen und wird manch Poniß und Gerennſe geben gegen den wieder aufgeſtandnen Markgrafen Waldemar. St. Bartholomäus mag wiſſen, was an der Mähr iſt.“

„Du wirſt ſehen, Eitel, es iſt der rechte Kurfürſt Waldemar; er iſt viele Jahre lang im gelobten Lande in ſtrenger Haft geweſen und nun heimgekehrt. Ludwig von Baiern wird ihm das mit Unrecht beſeßne Land herausgeben müſſen, dem König Karl die Reichsinſignien und ihr Frankfurter werdet froh ſeyn, wenn er euch gnädig die Privilegien beſtätigt, die euch König Ludwig gegeben.“

„Sieh, Härt, mir kann's am Ende gleich ſein, ob wir einen Böhmen haben oder einen Baiern. Ich warte des Thors und meiner Vögel und zwitſchre mit, wie der große Hauſe ſingt.“

„Nun das ſind doch Töne, die ſich hören laſſen. Wenn nun aber Eitel Blum irgend eine Urſache hätte, anders zu ſingen, wie die große Schaar, z. B. wenn er ſich mit ſeinem Geſang eine beßre Atzung verdiente, was würde er da thun?“

„I nun,“ lachte der Thorwart, „kennſt du das güldne Sprüchlein nicht: weß Brot ich eß, des Lied ich ſing?“

„Wohl geſungen, Eitel! Das iſt ſchon eine Sonnenkrone werth. Siehſt du, ſie iſt mit dem Gepräg des durchlauchtigſten Herrn Karl von Böheim, Königs des deutſchen Reichs. Vertrink' du ſie auf ſeine Geſundheit; er iſt ein gar leutſeliger frommer Herr und läßt alle Frankfurter, die's ehrlich mit ihm meinen, herzlich grüßen. Darunter biſt du natürlich auch mit verſtanden und all dein Lebtag iſt dir ſolche Ehr noch nicht widerfahren, daß dich ein ſo mächtiges gekröntes Haupt habe grüßen laſſen. Es ſoll auch gar nicht der letzte Kronenthaler ſeyn — Merkſt du?“

Der Thorwart war noch zwiſchen ſchmunzelndem Staunen und der freudigen Hoffnung auf längſt erſehnte dauerhaftere Genüſſe zu Ehren St. Urbans, des heiligen Weinzechers, befangen, und ſah abwechſelnd das blanke Silberſtück und den unblanken Bärenführer an, als ſich draußen auf der Straße ein großer Lärm erhob, aus Pferdegetrab, wilden Flüchen und kräftigen Ausrufungen, kreiſchendem Schreien der Frauen und Kinder, Johlen und Rufen, Bärengebrumm und Waffengeklirr gemiſcht. Eitel fuhr an's Fenſter, Härt aber ſprang zur Thüre hinaus und beide erkannten im Zwielicht ein Paar Reiter, von denen der erſtere als ein ſtattlicher Ritter angethan war. Wie der Augenſchein lehrte, hatte ſich das Pferd des Ritters vor dem Bären geſcheut, der gemächlig quer in die Straße getreten war. Einige Schläge des Ritters mit der flachen Klinge auf den Rücken des Bären hatten dieſen in Wuth geſetzt, er hatte die Kette zerriſſen und ging eben auf den Hinterfüßen, wie er zu tanzen gewohnt war, und mit drohend aufgehobnen Vordertatzen auf das ſich bäumende Pferd los, deſſen Reiter nun die Schärfe des Schwertes gegen das grimmig brummende Thier zu gebrauchen im Begriff ſtand. Die Frau und die Kinder des Bärenführers ſuchten durch Schreien und Zurufen den

Bären, um deſſen Heil ſie beſorgt waren, zurückzuhalten, aber er hörte nicht auf ſie; das Geſchrei des ſchnell verſammelten Volkshaufens und die wilden Flüche des Ritters ſchienen ſeine Wuth im Gegentheile nur noch mehr zu entflammen. Da fuhr Härt dazwiſchen, wie ein Blitz, und ſchrie: „Betz, Betz, laß ab, und Ihr, Herr Ritter, ſteckt Euer Schwert bei Seite! Ihr reizt das Thier immer mehr und ich kann nicht ſtehen dafür, daß Euch kein Leids widerfahre, wenn es in Wuth iſt."

„Daß dich Gott ſchände, verfluchter Zottelkopf," ſchalt der Ritter, „erſt ſtellſt du den unhöflichen Burſchen mitten in den Weg, und nun verlangſt du auch, ich ſoll ihm fein ausweichen und mich vor ihm fürchten! Wart, ich will erſt dir und dann deinem Kumpan einen Denkzettel anhängen und euch einen kenntlichen Abdruck meines Spielzeugs auf den Weg geben." Und ſomit hieb er auf Härt ein. Dieſer bückte ſich, um dem Streiche auszuweichen, den er aber zum Theil doch empfing, der Ritter wollte ihm nach und ſpornte ſein Pferd herab, aber in demſelben Augenblick fühlte er auch die Tatze des Bären in ſeinem Nacken. Das Thier war durch die ſeinem Herrn angethane Beleidigung vollends bis zur höchſten Wuth gebracht worden, und würde den Ritter in Stücken zerriſſen haben, wenn ihn nicht ein eiſerner Schnauzkorb daran verhindert hätte. So begnügte er ſich, ſeinen Feind von dem zuſammengeſtürzten und vor Angſt zitternden Pferde zu ziehen, ihm das Geſicht mit einigen Griffen zu zerkratzen und ihn auf dem Boden mit Füßen zu treten, was ohnſtreitig auch zum Tode des Ritters geführt haben würde, wenn Härt nicht, zwar blutend aus der von dem Schwertſtreich empfangenen Wunde, aber doch entſchloſſen den Bären bei der Kette gefaßt und mit drohenden Worten hinweggeriſſen hätte. Das umſtehende Volk war ein unthätiger, wenn auch kein ſchweigender Zuſchauer geweſen, und ſelbſt der Knappe des Ritters hatte dem Hülfrufe ſeines Herrn zum Trotz keine Hand aufgehoben, um mit dem ungeſtümen Thiere gemein zu werden. Nun, da die Beſtie hinter dem Häuschen wieder angebunden war und keine Luſt bezeigte, den Kampf fortzuſetzen, traten barmherzige Leute hinzu und hoben den blutenden Mann auf, um ihn in des Thorwarts Stube zu tragen.

„Au weh!“ rief Eitel Blum, als er ihm ins Geſicht ſah, „irr' ich nicht, ſo iſt's ja ein Frankfurter Stadtkind?“

„Ei freilich!“ ſagte der Knappe darauf, „es iſt mein Herr, der Ritter Dymar zum Paradeis, älteſter Sohn des Schöffen und Altbürgers Rußmann von Marburg, genannt zum Paradeis.“

„O ich kenne dich; du biſt der dicke Rupprecht von Bockenheim, der ſeinem Vater — iſt er nicht ein Eigenhöriger? — die Gänſe zu Markt geführt und die Looſung in neuen Funkelhans dünn gemacht hat. Es war eine rührende Geſchichte.“

„Verdammter Gauch!“ rief der Knecht erbittert und es fehlte nicht viel, ſo ſetzte es abermals Schläge.

„Gemach und laß dich bedeuten! Du haſt geſehen, mit Bären iſt nicht gut fechten. Du wirſt nicht auslöffeln wollen, was dein Herr eingebrockt hat? Komm herein, Rupprecht, und laß uns ein Willkomm trinken; denn es ſcheint mir, als kehrtet ihr von langer Fahrt heim, und betrifft euch gerade auf der Schwelle unſrer Stadt ſolch dummer Schnack. Komm'! was gehen mich deines Vaters Gänſe an? Trinken wir! Hätte dein Herr nicht die ſtarke Platten angehabt und die Schoſſen mit den eiſernen Knieböcklein, Beß hätt' ihm das Fleiſch ſtückweiſe vom Leibe getreten, ſo hat er ihm nur das bunte Wappenröcklein zerſetzt, die Bundhaube vom Kopf geriſſen und ein Mal unſanft ins Geſicht gegriffen.“

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52868-X
STORCA,L. FN. 18330/057

„Wenn er ihm nur nicht ein Auge ausgeriſſen hat," jammerte der Knecht, indem er aus dem dargebotnen Kruge in der Hausflur trank, welchen Eulchen eigentlich für den Bärenführer beſtimmt hatte.

„Die Altbürger ſehen auch mit einem Auge genug," tröſtete Eitel, ſchelmiſch lachend. Dann traten ſie in die Stube.

Man hatte den betäubten Ritter auf das harte Lotterbett gelegt, dicht am Lager des Kindleins, das Eulchen von ſich gethan, um dem Ritter die Wunden im Geſicht mit kaltem Waſſer zu waſchen, und die Kleine ſchrie aus vollem Halſe, während der Lübich am Fenſter ſeine neue Laiſe pfiff. Einen Schritt weit davon verband Drude, des Bärenführers Gefährtin, die an der linken Kopfſeite ihres Mannes, dicht über dem ſchwarzen Pflaſter, befindliche Wunde. Einige flackernde Kiehnſpäne in der Wand und an einem Leuchtſtecken auf dem Tiſche verbreiteten Licht über die Scene.

Der Ritter kam bald wieder zu ſich, und ſeine Augen fielen auf das Kind. Er betrachtete es genauer und fuhr bei Erblickung des Feuermaales an der Stirne deſſelben zurück.

„Wem gehört das Kind?" fragte er ſogleich.

„Es iſt mein, geſtrenger Herr," verſetzte Eulchen.

„Euer, Frau?" fragte er ungläubig. „Kann ein alter verdorrter Baum auch noch ſolche Früchte tragen?"

„Ich habe es nicht geboren, ſondern nur in der Pflege."

Da zog der Ritter die Frau an ſich und flüſterte ihr etwas ins Ohr, indem er ſie dabei ſtarr und fragend anblickte. Sie nickte bejahend mit dem Kopfe. Der Ritter ſprang auf und ſchien die Schmerzen, die er empfand, zu verbeißen.

„Mein Pferd, Rupprecht!" ſagte er mit ungeberdiger Heftigkeit. „Du biſt doch ein rechter Schlump und Bönhaſe. Warum ſtießeſt du dem Bären nicht die Glene durch den Wanſt? Ich will dich zu Hauſe lohnen für deine treuen Dienſte. Und mit dir, Bärenvater, will ich morgen auch ein Wörtlein reden." Damit ging er trotzig und wild hinaus, drückte die Bundhaube wieder auf den Kopf, ſprang auf das Pferd und ſprengte davon. Der Knappe ſtieg ebenfalls auf ſeinen Klepper, und Eitel reichte ihm nach und nach Schild, Tartſche, Glene und den auf dem Globen ſtehenden gekrönten Helm des Herrn, welches alles der Sitte der Zeit gemäß der Knecht dem Ritter nachführen mußte. Während dieſer Rüſtung beſtürmte der Thorwart den Knappen noch mit neugierigen Fragen. „Ei, ſeht doch, ihr kommt aus der Brandenburg? Hat's brav Rauferei und Balgerei geſetzt? Hat der Baiern-Kurfürſt geſiegt, oder der vom Tod erſtandne Waldemar? Weißt du nicht, ob ſie einen neuen König gegen den Böhmer-Karl gewählt haben?“ Der Knecht beantwortete einige dieſer Fragen nur kurz, andre gar nicht und klepperte ſo raſch als möglich ſeinem erbosten Herrn nach. Der Thorwart trieb mit allerhand Schnack und Spaßworten das umſtehende Volk von einander und ging dann in die Hütte zurück.

Dort verkehrte Härt eben mit Eulchen heimlich in einem Winkel. Ihm, dem ſchlauen Späher, war die Bewegung des Ritters beim Anblick des Kindes nicht entgangen und es lag ihm daran, zu erfahren, was derſelbe Frau Eulchen ins Ohr geflüſtert habe. Ein Sonnenthaler war auch in ihre Hand gewandert und die Frage bereits in ihren Ohren verhallt: „Ihr wolltet mir ja kund thun, wer euch das liebe Kindlein dort in Pflege gegeben und anvertraut, Frau? Wer iſt's denn? Löst das Band eurer Zunge.“

„Der Frater Ananias, aus dem Barfüßer Kloſter der Guardian,“ erwiederte die Frau flüſternd.

„Der?“ dehnte Härt mit einem unangenehmen Naſenton. „Kommt er zuweilen zu euch?“

„Es vergeht ſchier kein Tag, daß er nicht zuſpricht; denn er iſt unſer Seelenfreund; auch iſt er dem Kindlein abſonderlich zugethan, es wird ſein Häcklein haben — und bringt mir täglich was in die Schleppen, damit's dem Würmlein wohl gehe.“

„Nicht wahr, Frau Eulchen,“ lachte jetzt der Bärenführer, „wer baß ſchmiert, der fährt baß? Mit Gaben macht man die Kinder lachen und geſchweigt ſie damit. Gaben machen den Pfaffen taub, den Richter blind, das Kind ſtill, das Weib willig, die Narren fröhlich, den Weiſen munter, den Mönch andächtig, den Feind zum Freund. — Sagt mir doch, wann und zu welcher Tagszeit pflegt denn der hochwürdige Frater Ananias zu Euch zu kommen?“

„Meiſt zur Vesperzeit, und wir ſind ſeines Zuſpruchs jeden Augenblick gewärtig.“

„So wird's Zeit, Drude, daß wir fürbaß ziehen und uns eine andre Herberge ſuchen.“

„Aber fürchtet Ihr Euch vor dem Frater Guardian?“

„Er iſt ein Schorkopf, ich bin ein Zottelkopf; er iſt fromm und ich bin gottlos; er führt den lieben Gott in der Hand und ich den Bären. Wo Pfaffen und Mönch eingehen, geh' ich aus. Ich ſeh' dich ſchon mehr, Eitel Blum und auch Euch, Frau Eulchen. Fort, fort, ihr Bälge! Wir müſſen ander Einlager ſuchen.“ Und gute Nacht bietend verließ er in auffallender Haſt das Häuslein, band ſeinen Bären ab und ſchritt mit demſelben rüſtig fürbaß in der dunkel gewordnen Straße. Langſam und unwillig über den unfreiwilligen Aufbruch folgte Drude, die Kinder und der Affe, die ſich's ſchon bequem gemacht hatten, und Frau Eulchen ſah mit ſtillem Ärger den lieben Gäſten nach. Eitel drückte ſich auch brummend ab, um zu verſuchen, wieviel ſeine Gurgel an dieſem Abende von dem ſchönen Sonnenthaler verarbeiten könnte, und ſeine Ehewirthin ſchob den ihrigen ſchmunzelnd in den Wetſcher. Alles war wieder ſtill in der Hütte, wie zuvor, und vor ſich hin lächelnd über die Pläne, die durch ihren Kopf zogen, nahm ſie das Kindlein in den Arm und ſang:

„Schlaf, Gutchen, ſchlaf ein!
Es rauſcht und plätſchert der Main.
Es rauſchen und flüſtern die Bäume,
Dich führen und hätſcheln die Träume.
Ja träum' nur von Väterlein, Mütterlein.
Schlaf, Gutchen, ſchlaf ein!“

Und der Lübich ſang die Weiſe des Wiegenliedes mit; denn ſie war eins von ſeinen Stücklein.

## Zweites Kapitel.

Zwei Tage darauf, um die zehnte Stunde des Vormittags gaben die Glocken vom hohen Bartholomäusſtifte herab das Zeichen, daß die Meſſe eingeläutet werde. In wenigen Minuten ſtimmten die Glocken aller Thürme mit ein und die feierlichen Klänge hallten, wie harmoniſcher Geſang, über die Stadt hin und weiter hinaus zu den benachbarten Dörfern.

Unter den hellen Buden auf dem Samſtagsberge hatte ſich eine große Menſchenmenge verſammelt, die erwartungsvoll auf die Thüre eines majeſtätiſchen Hauſes ſah, aus welcher nach einiger Zeit ein Häuflein Pfeifer hervortrat und ſich in Reih und Glied ſtellte. Ihnen folgten die Abgeordneten der Stadt Nürnberg in bunter Staatskleidung paarweiſe und jeder trug vor ſich her ein Geſchenk; der Eine ein Paar ſchöne weiße Falkenhandſchuhe, der Andre einen feinen Gugelhut, der Dritte einige aus feſtem Holz gedrehte Pokale, der Vierte ein mit den Farben der Stadt Nürnberg gemaltes Fäßlein voll Pfeffer, der Fünfte eine neue hölzerne Schüſſel voll Ingber und anderm Gewürz, und wieder Andre in ſchön ausgeſchnitzten Schreinen blinkende Goldgulden und Räderalbus. Die Pfeifer ſpielten luſtig die neue Laiſe und das Volk begleitete ſie jubelnd durch die Straßen bis zum Dome. Dort ſtand, dem Gewandthaus gegenüber, an der Seite eines beträchtlichen Platzes, das Rathhaus, ein uraltes, zum größten Theil hölzernes Gebäude. Im düſtern Saale zur ebnen Erde ſaß bei offnen Thüren, an langer, mit einem großen Tuche, das die Farben des deutſchen Reichs trug, gedeckter Tafel der derzeitige Schultheiß der Stadt Frankfurt, der Ritter Herr Walter von Kronberg, in ſeiner glänzenden Amtstracht, ihm zu beiden Seiten die zwölf Schöffen, alle in ſchier fürſtlicher Pracht; denn ſie waren hier an Kaiſers Statt.

Die Pfeifer blieben an der Thüre, die Abgeordneten ſchritten, ſich verneigend, hinein und überreichten die Geſchenke mit Grüßen vom Schultheißen, Bürgermeiſtern, Schöffen und Rathsherrn ihrer Stadt und baten mit geziemenden Worten um Erneuerung der Zollfreiheit Nürnbergs. Hierauf nahm der Schultheiß das Wort und ließ die Nürnberger bei dem Eid, der ſie ihrer Obrigkeit verpflichtet, das Verſprechen geloben, keinen Mißbrauch zulaſſen zu wollen mit der ihnen bewilligten Zollfreiheit.

Noch war das Gericht nicht zu Ende, als ſich draußen neue Töne vernehmen ließen, und die Abgeordneten der Stadt Bamberg mit ähnlichen Geſchenken hereintraten. Ihnen folgten endlich die der Stadt Worms. Und als ſie alle drei die neue Zollfreiheit erhalten hatten, erhob ſich das Schöffengericht, und den Schultheißen an der Spitze, voran die vereinten Pfeifer, zogen nun die Schöffen und die Abgeordneten der drei Städte durch mehrere Hauptſtraßen, von der ſchauluſtigen Menſchenmaſſe umfluthet, bis ſie in den Saalhof einkehrten, um dort einen Imbiß und Morgentrunk einzunehmen.

Auf dieſem Zuge kamen die Herrn auch an der Bude eines Vogelhändlers vorüber. Hier ſaßen herrlich bunte Sitlige in hohen Käfigen, ſtolze Falken mit Kettlein an einem Fuße, ſchreiende Sperber und andre Federgeſchöpfe der ſüdlichen Natur; in kleinern Gittern hüpfte der deutſche Fink, die Amſel, das Rothkehlchen, und vorn an hing in einem zierlichen Gebauer der Lübich des Thorwart Eitel Blum.

Als nun die Pfeifer die neue Laiſe zur Luſt des Frankfurter Volks aufſpielten, fiel auch der Lübich ein und ſang wacker mit. Eitel ſtand darunter und ſchnalzte vor Freuden mit der Zunge, zupfte den Provençalen am weiten Rockärmel und machte ihn auf den Vogel aufmerkſam, während er auch zu gleicher Zeit die Pracht des Zugs anſtaunte. „Gotts fünf Wunden!“ rief er, „hab’ ich doch mein Lebtag die Nürnberger noch nicht ſo hoffarthen geſehen, als heuer in der alten Meſſe. Man ſieht’s ihnen an, ſie wollen’s den Frankfurter Gadenleuten und Ulnern zuvorthun. Ihre Streichhoſen ſind von einem ganz neuen Zeuge, wie man hier noch gar nicht getragen, und ihre Lerſen mit einem weiten Umſchlag, wie ich’s noch nicht geſehen. Ihre Armleder ſind koſtbar mit Spreck geſteppt und ihre Hoicken ſo bunt und eben ſo mit Kleinſpalt durch und durch gefüttert, wie des Schultheißen ſeine, aber bei St. Urban! ſie haben noch mehr Geren.“

Indem der Thorwart ſeine Verwundrung in dieſen Worten laut werden ließ, ſtürzte ein halb ohnmächtiger Menſch in den Laden des Vogelhändlers, bis an deſſen Thüre von einigen Andern am Arme geleitet, und fiel ſogleich mit dem Geſicht auf den Boden, ſo daß man nicht ſehen konnte, wer er war. Seine Kleidung kündigte ihn als einen armen Pfahlbürger oder Zunftgenoſſen an. So lang der Zug dauerte, bekümmerte ſich Niemand im Ernſt um ihn, und erſt als der ohrbetäubende Lärm der Muſik vorüber war, blieb ein Häuflein Menſchen ſtehen, dem Laden zugekehrt und ſeinen Antheil an dem Unglücklichen mit Worten und Gebehrden ausſprechend. Denn man bemerkte jetzt, daß er von der fallenden Sucht gemartert wurde und das böſe Weſen ihm gewaltig zuſetzte.

Eitel war ſchnell bei der Hand, hob ihn mit Andern auf und legte ihn dem Laden entlang auf ein bequemeres, ſchnell von Packtuch bereitetes Lager.

„Ach, es iſt ja Nyle Katzmann, der Wüllknappe,“ ſagte der Thorwart mit einem widrig verzogenen Geſichte, in welchem ſich unwillkührlich ein großer Abſcheu ausſprach. „Behüt' uns St. Benedict vor dieſem!“

„Was iſt's mit ihm?“ fragte ein junger bleicher Mann, deſſen zierliche Kleider ihn als einen Edelknecht verriethen. „Sag', Mann, weshalb wünſcheſt du des Heiligen Schirm und Hut vor dieſem hülfloſen Geſellen?“

„Herr,“ verſetzte der Thorwart ſchaudernd, „man ſpricht nicht gern davon. Es iſt gar ein wunderlich ſeltſam Ding mit ihm; das Blut ſtockt mir, und den Rücken hinab läuft mir's eiskalt, wenn ich nur dran denke. Ich hab's ſchon einigemal gehört, aber mich ſoll der heilige Bartholomäus bewahren, daß ich's weiter ſagte.“

Der Edelknecht wurde aber durch die wunderlichen Reden des Thorwart noch neugieriger, griff in die Taſche und holte einige Turnoſen heraus, die er jenem mit den Worten hinhielt: „Hör', Alter, dieſe ſind dein, wenn du mir's ſagſt.“

Eitel beſann ſich einen Augenblick und erwiederte dann ſehr geheimnißvoll: „Nun, ich kann's Euch wohl vertrauen, Junker, der Wüllknapp iſt vom Teufel beſeſſen.“ Und als er noch die letzten Worte ſprach, fiſchte er ſchon die kleinen Silberſtücke weg. Die Umſtehenden lachten, und der Edelknecht ſah verdutzt vor ſich hin.

„Laßt Euch nur von dem nichts aufbinden, Junker Heilmann,“ ſagte ein andrer Handwerksmann, mit einem behaglichen Geſichte, „den Speisvogel müßt Ihr kennen lernen; das iſt der Stadt Frankfurt Fatzer und Stocknarr und treibt Euch Schnack und Schwank, wo er auch gehe und ſtehe.“

„Ei, du biſt's ja, Schneider Kümmel,“ ſagte der Junker gutmüthig. „Weißt du denn nicht, was dem Wüllknappen fehlt?“

„Er ſoll ein arg Gebreſte haben; aber was es iſt, weiß ich ſelber nicht.“

„Soll der Teufel mit dabei ſchalten?“

„Der Herr mag's wiſſen! Seht nur, Junker, wie's ihn herumwirft und was er für Geſichter ſchneidet!“

Der Edelknecht, deſſen Mienen den Ausdruck des tiefſten Mitleids mit dem breſthaften Manne hatten, beugte ſich über ihn her, und wiſchte ſich eine Thräne des Gefühls aus dem großen blauen Auge. Und als der herzvolle Jüngling in den Anblick des Leidenden verſunken, noch eine Weile ſtand, richtete ſich der lange bleiche Mann bis zum Sitzen empor, ſchlug die Augen auf und heftete ſie, in deren Tiefen ein unheimlicher Glanz flimmerte, auf den Junker. Kaum war aber dieſes geſchehen, als er auch ein verworrenes Geſchrei ausſtieß und ſein Geſicht mit langen knöchernen Händen bedeckte.

„Was fehlt dir, Knapp?“ fragte der Junker gutmüthig. „Willſt du dich ſtärken und einen Schoppen firnen Wein trinken, ſo nimm dies Geld und geh hier an die Ecke in den Specht.“

„Ach, Junker,“ ſtöhnte der Wüllknappe, „behaltet Euer Geld, und ſtärket Ihr Euch mit geiſtlichem Wein. Beichtet Eure Sünden und laßt Euch Gottes Leichnam reichen zum Widerpart eines ſchlimmen Schickſals, das Euch bedroht.“

Und kaum hatte er dieſe Worte mit hohler Stimme hervorgebracht, als er ſich raſch aufraffte und eiligen Schritts von dannen ging. Der Junker konnte ihn nicht ohne ein unheimliches Grauen betrachten.

Die Geſtalt des Wollwebers war ſehr langſchäftig, was durch eine auffallende Magerkeit noch bemerkbarer wurde. So lange er gelegen, hatte man davon nichts wahrgenommen; nun aber war es ſchier zum Verwundern. Der Junker ſah bald den Grund davon ein, indem er bemerkte, daß der Oberkörper in gar keinem Verhältniß zu dem Kopf und den Beinen ſtehe; denn während jener kurz und zuſammengeſchoben war, ragte der

Kopf dünn und lang, wie eine Kegelmütze, empor, und die Beine erinnerten an lange Stelzenſtöcke. So ſchritt er denn mit ungeheuern Schritten hinaus und der Junker mußte an eine Schilderei denken, worauf Freund Hain mit ſeinen langen Knochenbeinen einen entſetzlich großen Schritt über einen ganzen Todtenacker machte.

Den unangenehmen Eindruck, welchen dieſe Erinnrung und die ſeltſamen Worte des Wüllknappen auf den Edelknecht gemacht hatten, vermehrte noch der düſtre grauſige Ausdruck des Geſichts, nachdem er jene Worte geſprochen. Dieſes erdfahle dürre Antlitz — die Knochen waren nur mit einer gleiſenden Haut überſpannt — durchzwickte ein ſo widriger Schmerz, unter den grauen buſchigen Brauen brach ein ſo wirrer geiſterhaft matter und doch wieder von einem Glanz, der dem Mondſchein glich, durchglühter Blick hervor, daß der Junker innerlich bebte. Um den langen Kopf hingen nur einzelne graue Haare und bekundeten den angehenden Greis.

„Der alte Mann iſt wirrſinnig," ſagte der Junker endlich mehr zu ſeiner Beruhigung, als zu den andern. „Sein langer Kopf iſt verrückt; das iſt ſein ganz Gebreſte."

„Ich ſagt' es Euch ja gleich, daß ihn der

Teufel in der Scheere habe," bemerkte Eitel. „Laßt den närriſchen Kauz laufen, er hat die Beine dazu. Was kümmert Euch ſein Gekrächze! Hört lieber auf die neue Laiſe des Lübichs da oben, der ſchon lange Euch zu Gunſten gepfiffen, obgleich Ihr ſein noch nicht wahr genommen."

Der Edelknecht horchte jetzt auf, und rief dann überraſcht:

„Ei, das iſt ja das neue Liedlein an die zürnende Maid, von einem unglücklichen Minnewart, das die Nürnberger mitgebracht haben."

„Freilich, iſt's das!" jubelte Eitel, und die vor dem Laden ſich anhäufende Menge, die den Tönen des Vogels horchte, erhöhte das Entzücken des Thorwächters noch durch fleißigen Beifallsruf.

In des Edelknechts Geſichte malte ſich die Freude über den ſchönen Geſang des Vogels ab, und als dieſer die Weiſe abgeleiert, fragte er den Provençalen: „Wie hoch haltet Ihr das minnigliche Vöglein?"

Eitel winkte dem Vogelhändler zu und ſtreckte zwei Finger nach der Sonne aus, und dieſer forderte ſofort zwei Sonnenkronen. Das umſtehende Volk lachte über die ungeheure Fordrung, aber der

Edelknecht fuhr raſch in die Taſche und zog einen Geldbeutel heraus.

„Ihr werdet doch erſt um den Vogel feilſchen, Junker Heilmann zum Paradeis,“ ſagte der Schneider Kümmel heimlich zu dieſem, ihn am Rock zupfend, „Ihr kauft ihn für eine halbe Krone, und damit iſt er übertheuer bezahlt.“

Aber der junge Altbürgersſohn hatte die beiden Sonnenthaler ſchon auf den Ladentiſch gelegt und rief nach dem Lübich. Eitel kletterte auch ſchon empor, um ihn herabzuholen.

„Das Vogelhaus koſtet auch einen Thaler,“ ſagte der Vogelhändler, durch des Junkers Leichtſinn unverſchämt gemacht, und da dieſer den Bauer einmal in der Hand hielt und dem Vöglein liebkoſete, ſo warf er ohne Zögern und Bedenken auch das dritte Silberſtück auf den Tiſch und eilte in freudiger Haſt mit ſeinem theuer erkauften Eigenthum von dannen. Die Menge lachte ihm nach und der Schneider ſagte vorwitzig: „Es iſt unfein von dir, Eitel Blum, daß du den ehrlichen Junker zum Paradeis alſo übervortheilſt. Er iſt freilich nicht ſchlau und witzig, aber eine gute Haut.“

„Ei was!“ verſetzte der Thorwart unwillig, „ſein Vater, der Schöff, hat der Sonnenkronen mehr als ich, und du machſt auch nur den Fuchsſchwänzer, weil du des guten Junkers Wamms und Hoſen zuſammenſtocherſt. Wer weiß, wie viel Mal er dir dein Bockfell bezahlen muß und wie theuer, und doch trägſt du's nach wie vor über deiner Schneiderſeele ausgeſpannt, und wenn man's nicht ſähe, ſo röche man's; und iſt auch niemals einen Weißpfennig werth geweſen."

Der Schneider, roth vor Wuth, wurde ausgelacht, da es ihm aber an Muth fehlte, mit dem Thorwart anzubinden, ſo zog er ſich mit Schelt- und Schmähreden zurück; und das Volk ergötzte ſich noch lange an Eitels Schwänken und Schalkspoſſen.

Der Edelknecht drängte ſich durch die Volkshaufen, unbekümmert um das, was neben ihm vorging, und nur mit freudigem Antlitz ſeinem Vogel ſchmeichelnd, und ihn liebreich anredend, gleichſam als ſei der Lübich eine zarte Maid und er der minnefröhliche Knabe, der ihr ſein ſehnſüchtig Gewerb mit koſiger Herzlichkeit vortrage. Noch hatte er nicht das väterliche Haus erreicht, aber ſchon lag es vor ihm, ein hohes weites Steingebäude, uralt und ehrwürdig, zum Paradeis geſchildet, welchen Namen es ſchon vor mehren hundert Jahren, dem in ihm grünenden altbürgerlichen Geſchlechte mitgetheilt hatte: da wurde er plötzlich am Arme gefaßt, und sah ſeinen Vater, den Ritter Rullmann zum Paradeis in ſeiner ſtolzen Schöffentracht vor ſich ſtehen, eben im Begriff vom Pfeifergericht und Mahl heimzukehren.

„Was treibſt du da für tolles Weſen, Knabe?“ fragte der Alte mit zornrothem Geſicht und die Zotteln auf ſeiner Gugel wackelten bei jedem Worte. „Heiliger Chriſt! Läufſt einher auf der Straße, wie ein gemeiner Troßbube oder wie ein halseigner Knecht, einen Vogelbauer an der Hand tragend?“

„Verzeiht, mein Vater,“ ſtammelte der Junker erſchrocken, „das Vöglein ſingt die ſchönſten neueſten Stücklein, die Euch die Nürnberger Pfeifer eben aufgeſpielt; es gefiel mir baß und ich hab' es drum gefeilſcht.“

„Aber mußt du den Bettel ſelbſt ſchleppen? Paßt ſich das für einen Edelknecht? Für den Sohn des Ritters und Schöffen Rullmann von Marburg zum Paradeis? Für den Bruder des ſäuberlichen Ritters Dymar? Wie willſt du mit Ehren unter den adligen Geſellen auf Laderam oder auf dem Löwenſtein ſitzen, wenn du als dein eigner Bube die erfeilſchten Waaren heimträgſt? Fürwahr, du biſt kein Mehrgarn meiner Ehre. Heiliger Chriſt! mein Vater hätte mich Hunde tragen laſſen, wär ich dergleichen ſchuldig geworden. Wo iſt Lotz, dein Knappe, daß er dich bediene?“

„Ich weiß es nicht,“ verſetzte der Jüngling eingeſchüchtert und ſuchte ein leiſes Zittern zu verbergen, welches über ſeine Glieder lief.

„Der Bube ſoll es mir baſſern mit harter Sühne,“ eiferte der kleine Schöffe fort, den verblüfften Sohn vor ſich hertreibend. „Denn wenn du auch ſonder adlig Thun und Weſen dich anſchickſt, ſo ſoll der Knapp dein Acht haben, und meine Ehre wahren, die du ohne Furcht und Scheu ſtündlich an den Pranger ſtellſt. Heiliger Chriſt! wenn ich meinem Vater ſolche Schande angethan hätte! Und was ſoll's mit dem Vogel?“

Heilmann ſah verlegen darauf und ſchwieg, indem ſein jugendliches Geſicht ſich mit Purpurröthe überzog.

„Was ſoll's damit? Hurtig! Antwort! Heiliger Chriſt! ſtehſt du doch da ſelbſt wie ein Gimpel. Was gedenkſt du mit dem Breitſchnabel anzufangen?“

„Ich weiß es nicht!“ ſtammelte der blöde Jüngling.

„Gewiß wieder ein unadlig Gewerb, ein gemeiner Zeitvertreib. O daß du für ſolches Geſchlenk mit Gleue und Schwert handthiertest und ein adlig Thun vollbrächteſt, wie's einem Edelknecht ziemt, um doch auch ein Mal in die Stechbahn einreiten und im Turnei und Schimpfſpiel dich als mein Blut zeigen zu können. Heiliger Chriſt! Junge, hat mich deine Mutter betrogen, oder hab' ich dich im Schlafe gezeugt?“

Der alte Schöffe war vorausgeeilt im Eifer ſeines Zorns, der Junker ſchlich leiſe hinter her und zerdrückte ein Paar Thränen in den gutmüthig blickenden großen blauen Augen.

Als der Erſtere in die hochgewölbte Thorfahrt ſeines Hauſes trat, erblickte er im Hofe deſſelben mehre reiſige Leute, Hofjunker und Dienſtmannen in Wappenröcken mit den pfälziſch-baieriſchen Farben, zum Theil ihm perſönlich bekannt, wie ſie eben beſchäftigt waren, die ſtolzen Pferde abzuſchirren und das Gefährt zu beſchicken. Im Geſicht des adligen Altbürgers wurde es aus Novemberſturm plötzlich Juniſonnenſchein; er ſtrich ſich in froher Überraſchung den wohlgepflegten Bart, die äuſſere Zierde ſeiner richterlichen Würde, und ging den erſten Hofjunker mit den Worten an: „Heil'ger Chriſt! lieb' Herrlein, ich bin der guten Hoffnung, meinem Haus iſt ehrliche Mähr überkommen, während ich dem Schöffengeding beiſaß?“

„So iſt's, edler Herr,“ verſetzte der Junker. „Seine kürfürſtlichen Gnaden, unſer gnädigſter Herr Herzog und Pfalzgraf hat Einkehr bei Euch genommen, wie immer, wenn er gen Frankfurt fährt. Ihr wißt es ja, Herr Ritter und Schöff, daß er Euch und Euerm Hauſe abſonderlich zugethan iſt.“

„Ich eile, Seine kurfürſtliche Gnaden zu bewillkommen und meine Reverenz und Gewandkuß darzubringen,“ ſprach der Schöff und eilte die ſteinerne Steige hinauf. Eben trat auch Heilmann mit ſeinem Vogelbauer auf den Hof und drückte ſich, beim Anblick der geputzten Hofherrn noch mehr verdutzt, mit auffallender Scheu nach einem Hintergebäude. In dieſes führte eine hölzerne Treppe, auf welcher der Junker nach ſeinem einſamen Logement gelangte, verfolgt von den unzarten Spöttereien des leichtfertigen Dienſtvolks, deren jedes Wort, von ihm nur zu deutlich vernommen, ihm eine Wunde in die weiche Seele verſetzte.

Der Schöffe trat in das Prunkgemach, welches der Baiernherzog Kurfürſt Rudolph von der Pfalz jedes Mal während ſeines Aufenthaltes in

Frankfurt zu bewohnen pflegte, bewirthet und beköſtigt nach Stand und Würde auf Koſten der Stadt. Dem ſich tief Verneigenden ſtand der Kurfürſt mit edelſtolzer Haltung zwar im einfachen Kleide aber voll angeborner Würde gegenüber, ein hoher ſchöner Mann, wie faſt alle Wittelsbacher, deren ruhmwürdigen Stamme er entſproſſen war, und duldete es, daß der Schöffe nach dem Zipfel ſeines Wappenrockes haſchte, und einen ehrfurchtsvollen Kuß darauf drückte.

„Wie treibt ihr's in Frankfurt, Schöff?“ fragte der Kurfürſt freundlich.

„Wir treiben's wie immer, gnädigſter Herr; wir hangen ehrlich und treu dem durchlauchtigſten Hauſe Baiern an, und wenn auch ſein edelſtes Haupt, unſer Kaiſer und Herr, leider zu früh zur Grube gefahren iſt; dem Lützelburger aber weiſen wir die Zähne, wie ein ſeinem Herrn getreues aber beißiges Hundethier, wann der Dieb nahe kommt und ihm eine Schlackwurſt, ihn zu geſchweigen, hinhält. Der Pfaffenkönig gäbe wohl manche Wurſt, wenn er uns damit gewinnen könnte.“

„Ach! der böhmiſche Karl hat deren ſelbſt gar wenige,“ verſetzte der Kurfürſt verächtlich lächelnd, „ſonſt wär' er nicht ſo dürr und abgemagert, wie der alte Kleppergaul eines elenden Strauchdiebs, der ſein Handwerk ſchlecht verſteht. Ja wahrlich dieſer Schattenkönig ſieht aus, wie ein Schatten, und nicht vergebens iſt er ein Lützelburger, denn bei meinem Schutzpatron! mit ihm iſt's lützel und gering, und bald hoff' ich, wird's gar nichts mehr mit ihm ſein. — Habt Ihr keine Kundſchaften aus der Mark, Schöff? Es ſind an ſechs Wochen, daß ich den letzten Boten empfing."

„Damit kann ich Eure Gnaden dienen; denn mein älteſter Sohn iſt vor mehreren Tagen heimgekehrt."

„Iſt er?" rief der Kurfürſt heftig. „Ei ſo beſcheidet mir doch den Ritter Dymar ſogleich zur Stelle; bittet ihn in meinem Namen um freundlichen Zuſpruch bei mir, damit er mir flugs berichte, wie meines Vetters Ludwig Sachen ſtehen."

Der Schöffe machte ein ängſtlich verlegenes Geſicht, drehte an den Schellenknäufen ſeines Rokkes und ſagte: „Haltet zu Gnaden, durchlauchtigſter Herr Kurfürſt, mein Sohn, der Ritter Dymar, leidet an einem Gebreſte, welches ihn wohl verhindern dürfte, Euch die Aufwartung zu machen."

„Liegt er darnieder ſeit der Heimfahrt? Iſt er wund worden im Ponitz? Es muß ſo arg nicht ſeyn, ſonſt hätt' er ja nicht heimkehren können aus der Mark gen Frankfurt, eben keine kleine Reiterfahrt.“

„Er hat Unglück gehabt mit einem Bären,“ verſetzte der Alte leiſe und befangen.

„Ihr meint wohl den askaniſchen Bären, und drückt Euch nur bildlich aus? So iſt Euer Sohn doch niedergelegen von dem aus dem Todtenreich rückgekehrten Askanier oder deſſen Mummenſchanz, und iſt wund heimgekehrt als ein breſthafter Mann.“

„Ach, ich meine nicht den askaniſchen Bären,“ lächelte der Altbürger über den Irrthum des Kurfürſten, „mit dem iſt er ſchon fertig worden. Es war ein Bär in unſrer Stadt, mit dem er bei ſeinem Einritt gemein wurde.“ Hierauf erzählte der Schöff das Unglück ſeines Sohnes und — was er befürchtet hatte — der Kurfürſt lachte darüber.

Während ſeines Berichtes trat aus dem Cloſet zur Seite ein hohes ſchwächliches Frauenzimmer in gewählter vornehmer Tracht, nicht ohne Reize, aber von einer gelb-braunen Geſichtsfarbe und mit ſcharfausgebildeten Zügen, die von mancherlei Erfahrungen zu ſprechen ſchienen.

Der Schöffe verneigte ſich tief vor ihr, ſprechend: „Durchlauchtigſte Prinzeſſin, ich heiß Euch willkommen, Namens der freien kaiſerlichen Reichsſtadt Frankfurt und Namens meiner ſelbſt im Paradeiſe. Möge dies Haus für Euch den Namen in der That führen!“

„Das walte Gott! Ich dank’ Euch, Herr Ritter,“ verſetzte die Dame. „Doch laßt Euch das nicht behindern, die Mähr auszuerzählen, von der ich im Closet ſchon Einiges vernommen.“

Der Schöff hätte in die Erde ſinken mögen, die Schande ſeines ritterlichen Sohnes — denn für große Schande hielt er den lächerlichen Vorfall — auch noch vor der Kurprinzeſſin enthüllen zu müſſen. Stotternd ſuchte er von dem allzu Auffallenden zu verwiſchen und das Gefährliche des Kampfes mit dem Bären recht ſtark aufzutragen, nichtsdeſtoweniger konnte er auch ein ſpöttiſches Lächeln der Prinzeſſin nicht verhindern.

„Und der Bär hat dem Ritter Dymar das Geſicht alſo zerkratzt, daß er ſich nicht ein Mal vor uns ſehen laſſen kann? Der arme Bärenkämpe!“ ſagte die Fürſtin. „Da kann er ja auch mein Geſell und Treuenhänder nicht ſeyn, wie ſonſt, wenn ich gehe, mir den Tant für das Chriſtfeſt zu kaufen. Schon auf der Herfahrt von Heidelberg aus dacht’ ich daran, wen ich mir wohl küren würde von den Frankfurter Herrn, weil ich den Ritter Dymar noch in der Mark wähnte, und da iſt mir Euer jüngerer Sohn eingefallen. Nun macht ſich's wirklich nothwendig, daß ich ihn erkieſe, obgleich Dymar daheim iſt.“

„Verzeiht, gnädige Prinzeſſin,“ ſtammelte der Altbürger und große Tropfen Angſtſchweiß fielen von ſeiner breiten rothen Stirne, „mein jüngrer Sohn iſt nicht geſchickt, mit Gebühr und Genügen einem fürſtlichen Frauenbild ritterlich zu Hofe zu ſein. Er iſt ein blöder Knabe, linkiſch und verſtockt, ein Greiner und Tuckmäuſer, und hat mir durch ſein tölpiſches Weſen ſchon viel gebrannutes Herzeleid bereitet.“

„Wer weiß, ob er nicht ein minneſehnſüchtiger Träumer iſt,“ bemerkte der Kurfürſt. „Das kenn' ich ſchon! Das führt eine Weile ein wunderlich Schlaraffenleben, ſchwatzt lieber mit dem Mondsgeſicht, als mit einem Menſchengeſicht, glotzt die Sterne an, ſtatt die Stirn eines kampfluſtigen Gegners, fingert lieber an einer Laute herum, als an einem Schwert, thut immer wehleidig und möcht in ein Mauſeloch kriechen. Das wacht nachher ein Mal plötzlich auf, wenn's zufällig in ein Paar Augen ſieht, die's ihm anthun, und derlei Traumbolde werden nicht ſelten die beſten Schrankenraufer und Turnierfechter.“

„Wolle Gott und St. Peter ihm gnädig ſeyn, daß er bald aufwache!“ ſeufzte der bekümmerte Vater.

„Ihr ſolltet den Knaben mehr in maidliche Geſellſchaft ſtecken, das Frauenvolk weiß ſolche Traumwandler ſchon munter zu machen. Gebt mir ihn an meinen Hof als Edelknaben, da giebt’s Fräulein, Geſpielinnen meiner Tochter, Töchter meiner Vaſallen, Kämmerinnen, Zofen, Gürtelmägde, lauter minnigliche herzige Dinglein, die ſchon zu Handen ſind, wenn’s das Heil eines hübſchen Junkers gilt.“

„Ich dank Euch für die Ehre, durchlauchtiger Herr, aber ſchier bin ich des Gemüths, an meinem Jungen iſt Hopfen und Malz, Schmalz und Salz vergeudet.“

„Ei es wäre doch nicht gut, etwas aus dem jungen Manne zu machen,“ ſagte die Prinzeſſin, „wenn er nicht gerade zu geiſtarm und albern iſt.“

„Das eben iſt mein Gemüth,“ verſetzte der Schöff ſeufzend.

„Ei ein Löw wirft kein Schaaf, ein Kalb brütet keine Eule. Wie es ein Vogel iſt, alſo legt’s Eier; wie es zu Neſt zeugt, alſo brütet es

Junge aus. Er wird's wohl in ſich haben, kann's nur nicht von ſich geben. Sagt ihm nur Herr Schöff, die Prinzeſſin Anna von der Pfalz laſſe ſich ſeine Begleitung auf die Meſſe erbitten.“

„Und von mir vergeßt nicht, dem Ritter Dymar zu ſagen,“ ſetzte der Kurfürſt hinzu, „daß ich ſeines baldigen Zuſpruchs gewärtig ſei, wenn er nicht wolle, daß ich zu ihm komme. Denn ich ſei ſehr begierig ſeiner neuen Mähr aus ſeinem eignen Munde. Gott befohlen, lieber Schöff! Grüßt mir Eure Ehewirthin fein!“

Ritter Rullmann zum Paradeis ſtieg mit ſchwerem Herzen die Stufen wieder hinab und verfügte ſich in ſein Wohngemach, wo er Hausfrau und Tochter mit wirthſchaftlichem Fleiße ſchaffend fand.

„Mutter Affra,“ ſagte er kleinlaut, „die Prinzeſſin Anna begehrt unſern Heilmann zum Hofgeſellen für die Meßbeſuche. Was ſoll das geben?“

„Hilf heiliger Steffan!“ zeterte die kleine unanſehnliche Hausfrau auf, obgleich in ihren harten trocknen Zügen keine beſondere Bewegung ſichtbar wurde. „Das alſo hat dein trübſelig Geſicht zu bedeuten, welches du doch ſonſt nicht vom Pfeifergericht mit heimzubringen pflegſt. Haſt du denn kein Wehrwort für den linkiſchen Tölpel eingelegt?“

„Ei freilich! Ich habe mich wohl verwahrt und nichts verſchwiegen, was er für ein Hans-tapp-in-Tag-hinein iſt. Aber die gnädige Prinzeſſin meint', ſie wolle ihr Heil mit ihm verſuchen, und der Herr Kurfürſt begehrte ihn gar zum Edelknaben und Hofjunker.“

„Vielleicht wird noch etwas aus ihm,“ tröſtete Frau Affra. „Der Kurfürſt mag ihn mitnehmen nach Heidelberg, da mag ſich der Dummbart von den witzigen Hofleuten hänſeln und ſcheeren laſſen, bis er klüger iſt. Uns geſchieht die Ehre, und ich will froh ſeyn, wenn wir das Hängemaul los ſind. Geh, Gele, und ſag' ihm an, weſſen er ſich zu verſehen hat. Hol' ihn herab, wenn er daheim iſt, damit wir ihn ein wenig zum Gebrauch der Prinzeſſin zuſtutzen.“

Das Mädchen erhob ſich, eine ſtolze herausfordernde Geſtalt, lächelte höhniſch und verließ mit unverkennbarer Freude über den erhaltenen Auftrag das Gemach.

„Was werden wir doch noch an dieſem Bengel erleben?“ eiferte die Hausfrau weiter. „Ich wollte, er wäre uns ſtatt des muntern Kunz geſtorben, der zu jeglichem adligen Gewerbe ſchon ſo früh alles Geſchick zeigte. Den hat uns der Himmel genommen, und dieſen Dummſchädel dafür gelaſſen; ich möchte darob alle Tage mit dem lieben Gott und allen Heiligen zanken, daß ſie meiner nicht beſſer obacht gehabt haben, da ich ihnen doch mit Worten und Gaben fürnehmlich gedient habe all mein Lebtag.“

„Es hat jede Heerde ein räudiges Schaaf und jeder Haushalt ein ungeſchlagenes Kind,“ tröſtete ſie ihr Eheherr. „Alle unſre übrigen Kinder ſind fein in Manierung und adligem Weſen, alle ſind riſch und gewandt und zeigen ſich als Leute von Gut und Möge und eines berühmten altbürgerlichen Adelsnamens würdig. Heilmann iſt aber ſtets ein Latſchpeter geweſen. Wir müſſen's in Geduld ertragen.“ Nach dieſen Worten verfügte ſich der Schöffe auf das Gemach ſeines älteſten Sohnes, des Ritters Dymar, um demſelben das Begehr des Kurfürſten anzuſagen.

Bald darauf trat Heilmann hinter ſeiner Schweſter her in das Zimmer, ſchüchtern und mit ſcheu umher geworfenen Blicken.

„Weißt du ſchon, Junker Mondkalb, welch eine Ehre dir widerfahren ſoll?“ fuhr ihn die hartherzige Altbürgerin an. Der Jüngling blieb ſtumm.

„Er will aber nicht mit der Prinzeſſin gehen,“ ſagte Gele ſpöttiſch. Seht doch nur, Mütterlein, wie er zittert und bebt; und die Geſichter hättet Ihr erſt ſehen ſollen, die er ſchnitt, als ich ihm anſagte, was jetzt ſeines Amtes ſey.“

„O du Maulaffe, du Haſenſohn!“ wüthete Frau Affra, „willſt du dich denn zu gar nichts bequemen, immer ſo dumm und unbeholfen bleiben? Gleich läßt du dir vom Schneider Kümmel eine Schaube von rothem geſchornen Sammt nebſt einem neuen Feierwamms von himmelblauem Tuch, ein Paar Streichhoſen und eine gezattelte Gugel beſtellen, hörſt du! damit du fein ehrlich und ſäuberlich der Prinzeſſin vorantrittſt. Ferner laß dir vom Bartſcheerer die einzelnen aus deinem Kinn lang hervorgeſchoſſnen Haare abkippen, auch die Straube etwas zuſtutzen und die Krolle vorn zurecht legen, damit du doch auch ausſiehſt, wie ein andrer adliger Geſell.“

„Ach, Mütterlein, lieb Mutter, erſpart mir den Gang!“ jammerte Heilmann.

„Donner und Strahl!“ fluchte die Frau und ſtampfte zornſprühenden Augs mit dem Fuße. „Gleich packe dich zum Schneider, du dumm gebackner Kalmäuſer, du alfanzeriger Kohlhaaſe! Du gehſt mit der Prinzeſſin, ſonſt laß ich dich zwiſchen ein Paar Hunden aufhängen, du Schandbalg! Fort! fort!“ Und mit ſenniger Fauſt ſtieß die unmütterliche Frau den weinenden Jüngling zur Thüre hinaus, während Gele, die adlig gerathene Tochter, eine helle Lache aufſchlug.

## Drittes Kapitel.

Mit verbundnem Kopfe ſchlich der Ritter Dymar in der Abenddämmerung nach den Gemächern des Kurfürſten. Kein Kämmrer meldete ihn, kein Edelknabe öffnete ihm die Thüre, und das verſchmitzte Hoffräulein der Prinzeſſin entwich aus dem dämmerigen Cloſet, als er hineintrat, um außerhalb deſſelben den ihr gehörigen Lauer- und Wachdienſt zu verwalten. In ſeinen Augen lag etwas von trotziger Herausforderung, gleichſam als wär' er gekommen, Rechte geltend zu machen, die er geſchmälert glaubte, und ohne alle Zeichen gebührender Ehrerbietung nahte er der von dem Lotterbette aufſtehenden Prinzeſſin.

„Anna,“ begann er mit dem dreiſten Tone des Vorwurfs, „du wirſt dich nicht wundern, wenn ich nicht mit der wilden Haſt eines minnebrünſtigen Fanteſ in deine Arme ſtürze, wie ich wohl ſonſt that. Unſer Verhältniß hat ſich merklich verändert, ſeit wir uns zum letzten Mal geſehen; und es ſind von deiner Seite Dinge vorgefallen, die ſelbſt das heißeſte Blut eines Minnewarts zu kühlen vermöchten.“

„Ich wüßte nicht, welche es wären,“ verſetzte die Prinzeſſin mit dem gereizten Tone beleidigten Stolzes, „die den Ritter Dymar zum Paradeis berechtigen könnten, mich mit ſolch zürnender Rede anzutreten. Und wenn ſich jenes Verhältniß, welches ich ſonſt — ich geſtehe es — gern unterhielt, ſeither verändert hat, ſo iſt das wahrlich nicht von meiner Seite geſchehen, und ob ich gleich die frühere Anna mit Leib und Seele bin, ſo ſehe ich doch nicht mehr den minnegirrenden Dymar vor mir ſtehen, den ſonſt ein freundlicher Blick meines Augs, ein zu den ſchönſten Hoffnungen aufmunternder Druck meiner Hand in maßloſes Entzücken verſetzen konnte.“

„Anna!“ rief Dymar, wie von ſchmerzlich ſüßen Erinnerungen überraſcht, „ja es war eine ſelige Zeit, wo kein andrer Gedanke in meiner Seele Platz fand, als Liebe zu dir, wo ich dich nie anders träumte, als mein Gut, mein unveräußerliches Eigenthum, meine Welt. O Anna, du hätteſt mich zum edelſten Menſchen ziehen können, und als dein reiner Minnedienſt mich beglückte, da war ich edel und gut. Und wenn auch die unzähmbare Flamme der Leidenſchaft mich durchloderte, ſo war ſie doch das reine Element der Liebe und der niedre Erdgeiſt hatte keinen Theil daran. Nun aber iſt das Alles anders, und die heiligen Rechte, die du mir auf dich zugeſtanden, ſind von dir in frevelhaftem Leichtſinn mit Füßen getreten worden. Ach, Anna, und konnte es heiligere geben?“

„Ich wüßte nicht,“ verſetzte die Prinzeſſin mit einem Anſtrich von ſtolzer Verwunderung, „welche Rechte ich dir jemals eingeräumt hätte, ich wüßte ſogar nicht, welche Rechte, die Prinzeſſin Anna von der Pfalz, die einzige Tochter des mächtigen Kurfürſten bei Rhein und die Tochter des ruhmvollen Hauſes Wittelsbach dem Ritter Dymar zum Paradeis, dem Sohne des Altbürgers und Schöffen zu Frankfurt einräumen könnte.“

„Ha, war es ſo gemeint!“ fuhr Dymar in wild bittrer Lache auf; „alſo bin ich nichts geweſen, als das gefällige Spielzeug deiner Sinnlichkeit, der willkommne Fröhner deiner Lüſte? Du ſahſt in mir nur den Mann, nicht den Ritter, nicht den thatendurſtigen Jüngling, der die ſtolzeſten kühnſten Hoffnungen in die Zukunft hineinträumte? Es gab eine Zeit, Prinzeſſin Anna, durchlauchtigſte Fürſtin von der Pfalz, o es hat ſchöne Stunden gegeben, wo es Euch beliebte, ganz anders zu reden. Genug, ich weiß nun, woran ich bin, und es iſt gut, daß ich Gewißheit habe. Aber nicht den lichten Engeln kann ferner mein Dienſt geweiht ſeyn. Ich habe ein Mal geliebt mit aller Glut und Seligkeit eines jungen ſtarken Herzens; und du ſelbſt, du ſchönes Bild, noch herrlicher ausgeſchmückt von jenen Glutblumen meiner Seele; du ſelbſt haſt nun allen meinen Träumen von künftigem Glück furchtbar Hohn geſprochen, und ich fühle, daß ich für ewig verdorben und verloren bin.“

Sein Ton hatte ſich zuletzt bis zum Ausbruch des wildeſten Schmerzgefühls geſteigert.

„Dymar,“ ſagte die Prinzeſſin ſanfter, „wenn ich ſtrenge war und dir wehe that, ſo haſt du mich mit deinem herausfordernden Tone erſt gereizt. Bedarf es wohl einer Verſichrung, daß ich dich liebte und noch immer liebe, aber konnteſt du jemals im Ernſt glauben, mein Vater, der ſtolze Fürſt, werde mich dir zum Weibe geben? Konnteſt du hoffen, ſein Bruder Ruprecht, ſeine Vettern, as ganze Wittelsbacher Haus würden ſolch eine

Verbindung zugeben? Haſt du ſo ganz vergeſſen, daß mein Großohm der mächtige deutſche Kaiſer Ludwig war?“

„Dem Kühnen gehört die Welt. Fließt in meinen Adern nicht auch adlig Blut? Hat mich das Schwert deines Großohms nicht zum Ritter geſchlagen? Hab' ich nicht jetzt wieder in der Mark Brandenburg zu Gunſten deines Vetters, des Kurfürſten Ludwig, neue Lorbeern geſammelt? Sollte es meinem Streben nicht gelingen, dem neu zu erwählenden Könige zu dienen mit handlicher und feſtiglicher That? Sollten mein Muth und die Flamme meiner Liebe mich nicht heben, daß ich irgend ein Stück Land zu Lehn empfinge und den Grafenſtand dazu? Sind das unmögliche Dinge? Und iſt vielleicht dein Urahn auf anderm Wege zu Macht und Größe gelangt? Aber freilich nur die roſenrothe Hoffnung deines Beſitzes konnte der Leitſtern meines Strebens ſeyn; ohne ſie werd' ich der ruhmloſe Altbürger von Frankfurt bleiben. Aber bei St. Stephan! nicht ungerecht will ich auf jenen Ruhm verzichten und mein künftiges Leben in die düſtergrauen Schleier der Gewöhnlichkeit hüllen.“

„Du haſt einen ſchönen Traum geträumt, Dymar; genüge dir daran. Ach und wenn ich vielleicht durch allzugroße ſtrafbare Zärtlichkeit das eine oder andere Bild dieſes Traumes in deine nur allzuempfängliche Seele heraufſchwor, ſo zürne mir nicht, Theurer, da die Wirklichkeit ſtreng die Erfüllung ſolcher Traumſchwärmerei verſagt. Was ſpricht, was thut nicht ein liebendes Weib! Und der Heftigkeit der Leidenſchaft, mit der ich dich minnte und deine Glut erwiederte, iſt wohl alles zu verzeihen. Nur in geheimnißvoller Abgeſchiedenheit, wo alle Schranken fallen und der Fürſt Menſch iſt, nur da durfte ich dir ganz angehören, das liebende Mädchen dem liebenden Jünglinge. Und hab' ich dir nicht Alles gewährt, was gänzliche Hingebung gewähren kann? Was kannſt, was darfſt du mehr von mir verlangen, als ſolch ſüßen Minnedienſt? Aber du Undankbarer zürnſt mit mir, ich weiß nicht weshalb, überhäufſt die Liebende mit Vorwürfen, die von Sehnſucht brannte, dich zu umarmen, und ich weiß nicht, womit ich ſie verdient habe. Iſt das die geprieſene Liebe, die unbändige Glut? Iſt das das ſehnſüchtige Verlangen nach mir? Was, ſag' mir, harter herzloſer Mann, was willſt du von mir?“

„Treue, die du mir mit den heiligſten Eiden in unbewachten traulichen Stunden unzählige Male geſchworen.“

„Und hab' ich ſie dir nicht gehalten?“

„Nein!“ donnerte der Ritter.

„Zeihe mich der Untreue, wenn du's vermagſt!“ rief Anna gereizt und mit flammenden Augen. „Meinſt du, ich hätte es nicht erfahren, wie du neuerlich den jungen Grafen von Katzenellbogen begünſtigt? Daß der Vormund des Mainzer Stiftes, der ſchöne Kuno von Falkenſtein, dir zu Hofe geritten?“

„Alſo Eiferſucht iſt der innre Kern dieſes zornmüthigen Minne- und Larvenſpiels?“ lachte Anna. „Ach, mein Trauter, laß dir darum nicht bange ſeyn. Was ich dir gewährte, erhält kein Andrer von mir.“

„Ich höre aus dem leichtfertigen Ton deiner Rede nur eine Beſtätigung deiner Schuld,“ verſetzte Dymar ernſt, ſchier mürriſch. „Anna, ich kenne dich. Deine leidenſchaftliche Begehrlichkeit hat mir mein Loos ſtets in der Ferne gezeigt. Dich lockt die Blüthe jedes ſchönen Mannes; ich leſe in deiner Seele. Du haſt meinen menſchenſcheuen Bruder ſchier mit Gewalt vor dich bringen laſſen und gerade ſein Weſen hat dich angezogen und unreine Wünſche in dir erregt. Er iſt ein hübſcher Junge und ſeine unbeholfene Blödigkeit reizt deine Verwöhntheit. Du möchteſt ſeine Blüthe brechen.“

„Unverſchämter!“ rief die Prinzeſſin, und es blieb zweifelhaft, ob dieſes Wort von Überraſchung, ſich auf geheimen lichtſcheuen Wegen ertappt zu ſehen, oder von Zorn über den Argwohn des begünſtigten Ritters hervorgerufen worden ſey. Wenigſtens verſuchte ſie das Letztere ſo glaubhaft als möglich zu machen.

„Traf ich den Nagel auf den Kopf? Zerſchlug ich über dem Hahne den Topf?“ hohnlachte Dymar mit furchtbarer Bitterkeit. „Mit mir ſoll dir der buhleriſche Scherz nicht ſo leicht geworden ſeyn, mein girrendes Täublein. Nicht vergebens theilſt du mit mir ein ſchweres Geheimniß, nicht vergebens weiß ich, was für Folgen — —“

„Seine hochfürſtlichen Gnaden kehrt eben heim und ſteigt die Treppe herauf,“ rief das Gürtelfräulein durch die Thüre, und Dymar fühlte die kalte zitternde Hand der Prinzeſſin, die ihn zum Ausgang ſchob, und da eben ein Lichtſtrahl hereinfiel, ſo erblickte er ihr Geſicht bleich und verſtört.

„Um aller Heiligen Willen, Raſender, ſchweig!“ flüſterte ſie ihm heftig zu, „Beate ſoll dich um Mitternacht an der Thüre hier erwarten, und zu mir bringen. Ich muß dich noch ſprechen. Deine letzten Worte waren entſetzlich.“ Und allein ſtand er in der wieder eingetretenen Dunkelheit und grinſete, wie ein Teufel. Dann tappte er nach dem Vorzimmer des Kurfürſten, ließ ſich von dem dienſtthuenden Kämmrer anmelden und trat gleich darauf unbefangen in das kerzenhelle Gemach des baieriſchen Herzogs.

„Mein junger Freund, ich bedaure Euern Unfall herzlich,“ redete ihn der Kurfürſt an; „auch meine Tochter läßt Euch ihr Beileid ausdrücken. Sie war jedoch muthwillig genug zu bemerken, Eure Verwundung könne als eine gerechte Strafe für Übertretung oder Nichtbeachtung der gemeinen Ritterregel gelten, ſich nie mit einem an Geburt und Waffen ungleichen Gegner in Zweikampf einzulaſſen.“

„Wie iſt die Prinzeſſin Anna von meinem Gegner und der Art des Kampfes unterrichtet worden?“ fragte Dymar mit Verwundrung und ſchlecht verhehlter Verdrießlichkeit, indem er in den Worten des Pfalzgrafen einen ſeinen Stolz tief beleidigenden Spott fand.

„Euer Vater hat uns den Bärenſcharmützel ausführlich erzählt.“

„Die alte Plapperelſter!“ grammelte Dymar in den Bart und hielt an ſich, um nicht noch heftiger und mißbilligender über die voreilige, ihn beſchämende Mittheilung ſeines Vaters herauszufahren.

„Laßt Euch das nicht anfechten, Ritter,“ erinnerte der Kurfürſt; „Ihr wißt ja, daß ich immer Eures Hauſes Freund war, und Euch auf meinen Knieen ſchaukelte, wenn ich mit meinem Ohm, dem hochſeligen Kaiſer gen Frankfurt fuhr und mit meinem Bruder mein Einlager im Paradeis nahm, während der Kaiſer den Saalhof bezog? Erinnert Euch nur des Tags, als ich Euch, den ſtattlichen Edelknecht, vor den alten Kaiſer führte, und er Euch freundlich und huldreich den Ritterſchlag ertheilte mit noch fünf andern Altbürgern! Denkt daran und Ihr werdet wiſſen, daß ich Antheil nehme an Euerm Geſchick und Euer Vater keinem Fremden die Bärenmähr vertraut hat. Doch vergeſſen wir die alberne Geſchichte ganz! Kommt und nehmt vorlieb mit einem Vespertrunk vom beſten Würzwein, den mir die gute Stadt Frankfurt heute durch die beiden Bürgermeiſter Gerlach von Hohenhaus und Seyfried von Speier verehrt hat. Seht mein Edelknab hat ſchon die Becher kredenzt und weiß, was Noth thut. Drum thut Beſcheid! Auf das Glück des baieriſchen Hauſes gegen die lützelburger Brut!“

Dymar ſtieß an und leerte den Becher, gewonnen und wieder freundlich geſtimmt durch die herablaſſende Freundlichkeit des reichen und mächtigen Fürſten.

„Und nun ſetzt Euch auf jenes Polſter, Ritter zum Paradeis, und erzählt mir ſchnell von Eurer Fahrt und Bedrängniß, von Kampf und Siegen und ſonſtige Mähr aus der Mark; denn ich bin ſehr brünſtig zu erfahren, wie dort das Spiel gefallen iſt.“

„Hat Eure kurfürſtliche Gnaden noch keinen Boten von Euerm Herrn Bruder, dem Herzog Ruprecht, erhalten?“

„Bis dieſe Stunde noch nicht.“

„Solches nimmt mich ſchier Wunder,“ ſagte Dymar, „denn mit mir zugleich aus Königsberg iſt der Hauptmann des Kurfürſten von Mainz, Gilbrecht von Wyſſel, mit zwei Knechten ausgezogen, der führte alle Briefe bei ſich, an Eure Gnaden vom Kurfürſten Ludwig von Brandenburg, von Euerm Bruder dem Pfalzgrafen Ruprecht und von den andern baieriſchen Herzögen, ferner an den alten Kurfürſten von Mainz, an den Domprobſt Kuno von Falkenſtein und noch an andre von unſern mächtigen Freunden. Aber er hatte auch ein Brieflein des Grafen Günther von

Schwarzburg, unſres Feldhauptmanns, an ſeine eheliche Wirthin; denn der Graf gedachte mit dem Markgrafen von Brandenburg gen Dresden zu ziehen, um dort den tapfern Landgrafen von Thüringen und Meißen zur Annahme der deutſchen Krone zu bereden. Der Hauptmann von Wyſſel, der Briefbote, zog alſo mit mir zuſammen bis Erfurt, von da bog er allein ab gen Arnſtadt, dem Sitz des Schwarzburgers, welches aber nur einige Stunden von Erfurt entfernt iſt, und verſprach mir, mich auf dem Wege noch einzuholen. Ich zog langſam die Straße fürbaß durch das Heſſenland, aber der Hauptmann kam nicht und ſo glaubte ich faſt, er habe mich verfehlt. Nun aber bin ich ſchon vier Tage in Frankfurt und habe nichts von ihm vernommen, alſo iſt er wohl ſchon nach Eltvill, zu ſeinem Kurfürſten, und gar gen Heidelberg geritten, Euch die Geſchriften zu überbringen.“

„Es wird ihm doch kein Unfall begegnet ſein,“ äuſſerte Kurfürſt Rudolph ſein Bedenken. „Der Landgraf von Heſſen und des Hauptmanns Herr, der Kurfürſt von Mainz, haben einen böſen Span miteinander und ſind ſchon in harter Fehde zuſammengerathen. Vielleicht hat der Landgraf den Hauptmann aufgegriffen; denn er hält's mit des Alten Widerpart, dem Gerlach von Naſſau, der jetzt dick und breit in Mainz ſitzt und ſich Erzbiſchof und Kurfürſt ſchelten läßt; und der Landgraf iſt deshalb immer gewappnet auf den Beinen. Alſo in Ermangelung eigner Kunde muß ich Euch erſuchen, mir mitzutheilen, was ihr gegen den wieder lebendig gewordenen askaniſchen Bären ausgerichtet. Verzeiht, Ritter, daß ich Euch ſchon wieder an den albernen Bären erinnere. Es bleibt immer ein wunderliches Zuſammentreffen.“

Der Ritter verſchluckte die Pille und erzählte auf des Kurfürſten neues Geheiß: „Man glaubt nicht ohne guten Grund und genügende Urſache, daß es ein gemeiner Müllersheſel iſt, den der ſchlaue und hinterliſtige Herzog Rudolf von Sachſen auserſehen, um ihm das Fell des todten Bären umzuhängen. Dazu bedurfte er denn eines geſchickten Schneiders und wer wäre für ſolch Geſchäft wohl tauglicher geweſen, als der Lützelburger Karl, der König von Böheim, der deutſche Pfaffenkönig? Sieht er nicht aus, wie ein geborner Schneider, ſo dünn und dürr und ſchmächtig, daß er ſelbſt, wie ein Faden, durch ein Nadelöhr ginge? Hat er nicht eine Schneidersſeele, einen wahren Schneidersmuth?“

Gut geſprochen! trefflich bemerkt!“ rief der

Kurfürſt und wollte ſich ausſchütten vor unmäſſigem Lachen. „Nur weiter, wackrer Ritter.“

„Der Sachſenherzog rief alſo den Schneider herbei und der brachte auch einen Geſellen oder Buben mit, den Erzbiſchof Otto von Brandenburg, der mußte einfädeln, und Karl nähte den Müllerseſel in die Bärenhaut. Schon lange vorher hatten ſie ausgeſprengt, der Bär lebe noch und werde wieder heimkehren und das dumme Brandenburger Volk hatte es gern geglaubt; denn es liebt den Herzog Ludwig eben nicht ſonderlich. Nun ſchoben ſie den Eſel hin und riefen, ſeht das iſt der Bär und alle Welt lief ihm zu, die Anhaltiniſchen Fürſten, viel Grafen und Herrn und mancher Haufen Volk; denn ſie meinten, die alten goldnen Zeiten müßten nun wieder kommen und das Schneiderhandwerk beſtärkte es im Wahnglauben. Der König Karl wußte wohl, daß er dem baieriſchen Hauſe nirgend mehr ſchaden könne. als wenn er den Müllersknecht unterſtütze und als den wahrhaftigen Waldemar anerkenne.“

„Gewiß hätte er uns keinen ſchlimmern Poſſen ſpielen können,“ verſicherte der Pfalzgraf Rudolf; „aber Ihr ſprecht mit ſolcher Gewißheit von einem Müller, als wär' die Mähr' über allem Zweifel erhaben, daß es nicht wirklich der Kurfürſt Waldemar von Brandenburg ſein könnte, den man vor neunundzwanzig Jahren im gelobten Lande todt ſagte. Es wäre ja doch kein Ding der Unmöglichkeit, daß der Kurfürſt in harte Gefangenſchaft gerathen und endlich daraus erlöſt, heimgekehrt ſei, ſein altes Beſitzthum wieder in Anſpruche zu nehmen."

„Nimmermehr!" verſetzte Dymar. „Es iſt in der Mark handlich und kündlich, daß der Betrüger, welcher zu dem Mummenſchanz gebraucht wird, ein alter Müllersknecht, Namens Jacob Rehbock, iſt, der eine ſehr große Ähnlichkeit mit dem ſeligen Kurfürſten Waldemar haben ſoll. Man ſagt, der Herzog Rudolf von Sachſen habe den Mann auf einem einſamen Ritte durchs Land ſchon zu jener Zeit auf einer Mühle gefunden, als er noch Vormund des nachher verſtorbenen jungen Prinzen Heinrich, Waldemars Sohn, und deſſen Wittwe Agneſens geweſen, und weil er ſchon damals im Schilde geführt, die Mark an ſich ſelbſt zu bringen, ſo habe er im Nothfall, wenn nämlich der ſchwächliche Prinz heimfahren werde, den Müller auserleſen. Und als nun dieſer Fall wirklich eingetreten, habe Rudolf durch ſeine Getreuen überall ausſprengen laſſen, Waldemar lebe noch in Gefangenſchaft im Morgenlande. Mittlerweile habe er den Müller wohl vorbereitet auf den Mummenſchanz und ihn auf die Rolle des Waldemar eingeritten, wie ein Schulpferd auf die Lection, aber herausgetraut habe er ſich doch nicht eher mit ihm, als nach des Kaiſers Ludwig Tod, deſſen Macht und Anſehen er baß gefürchtet. Und weil ihnen der Kaiſer zu lange gelebt, hätten ſie ihm durch die Wittib des Herzogs Albrecht von Öſtreich ein Tränklein beigebracht, das er nachher in Nürnberg baß verſpürt und auf der Jagd davon umkommen ſei."

„Mir klingt das Eine ſchier ſo unwahrſcheinlich, als das Andre," bemerkte der Kurfürſt. „Doch fahrt nun fort von der Kriegsfahrt ſelbſt zu berichten."

„Als ich unter dem Panner Eures Neffen, des Pfalzgrafen Ruprecht des Jüngern, in der Mark anlangte — der Graf Günther von Schwarzburg zog mit einem mannlichen Haufen reiſiger Leute mit uns aus Thüringen — ſetzte das Heer des Lützelburgers dem Markgrafen eben hart zu, und viele Städte waren ſchon gezwungen worden, dem Müllersknechte als ihrem rechtmäßigen Herrn zu huldigen. Wir warfen uns mit den Leuten des Markgrafen in die feſte Stadt Frankfurt an der Oder; denn der Feind war uns weit überzählig und drängte uns fort. Karl belagerte uns in der Feſtung. Wir aber, die wir unſre Streitkräfte nun beiſammen hatten, thaten nach einigen Tagen einen heftigen Ausfall unter Anführung des tapfern und kriegskundigen Grafen von Schwarzburg und warfen im ſcharfen Gerennſe eine große Anzahl darnieder. Tags darauf hob der Böhmenkönig ſchon die Belagerung auf; denn wir hatten ihm vielen Schaden gethan, und ſein Schneidersmuth ließ keinen Sturm auf die Stadt zu. Auch hatte er weder Bleiden noch Donnerbüchſen, um die nothfeſte Stadt mit Nachdruck anzugreifen, und der Schwarzburger hatte ihm in der Nacht die Katze mit glühenden Pfeilen über den Köpfen der Söldner anſtecken laſſen, ſo daß ſie Hals über Kopf die Flucht ergreifen mußten, wollten ſie nicht jämmerlich verbrennen. Drauf geburte ſich's, daß wir im Felde mit ihnen zuſammentrafen und hatten da waidliche Handthierung mit einander, daß zu beiden Seiten viel todt blieben. Als aber der Graf Günther von Schwarzburg die überlegne Menge des Feindes überſah, ſprach er zum jungen Pfalzgrafen, Euern Neffen: „Zwar ſind wir herangekommen mit großem Genügen, aber es würde doch wohl gethan ſeyn, umzukehren.“ Aber der jüngere Ruprecht rief aus: „Sehr tapfrer Graf, ſprecht nicht alſo, daß ich bei meinem erſten Zuſammentreffen mit dem Feinde ihm den Rücken kehren ſoll.“ Hierauf griffen wir muthig an und ein gewaltig Tormen entſtand. Das Volk des Böhmenkönigs wich endlich zurück und der Sieg war unſer. Da ſprengte der junge Pfalzgraf, von Muth und Kühnheit hingeriſſen, und angefeuert von dem glücklichen Erfolge der auf ſeinen Willen unternommenen Schlacht, den fliehenden Feinden allzu voreilig nach und kam in die Nähe des Herzogs Rudolf von Sachſen, der mit ſeinen Leuten noch Stand hielt. Vergebens war unſre Mühe, ihm zu folgen, ehe wir uns mit Streithammer, Flammberg und Glene Platz gemacht hatten, war er lange ſchon vom Gefolge des Sachſenherzogs umzingelt und gefangen.“

„O Sankta Maria!“ rief der Kurfürſt erſchrocken. „Mein Neffe gefangen! Dann iſt der Sieg theuer erkauft.“

„Wohl iſt er's, aber er iſt auch vollkommen. Bald war nirgend ein Feind mehr zu ſehen und die Fehde für dies Mal beendigt.“

„Es iſt ein tollkühner Junge, und ich erkenne ſeinen Vater Adolf in ihm,“ ſagte der Kurfürſt. „Es wird ihm ſchweres Löſegeld koſten.“

„Wir wurden darauf entlaſſen,“ fuhr Dymar fort, „die Fürſten aber pflogen noch Rath wegen der Wahl des Oberhaupts des heiligen römiſchen Reichs, da doch der König Eduard von Engelland die deutſche Krone nun wirklich ausgeſchlagen hat.“

„Das kommt daher, weil man die Sache zu ſchläfrig betrieben,“ verſetzte der Kurfürſt. „Ich dächte doch der Erzbiſchoff von Mainz kennte den böhmiſchen Schleicher! Der engländiſche König war geneigt, die Krone anzunehmen, da ſchien's aber von unſrer Seite kein rechter Ernſt, und ſo ließen wir dem lützelburger Schneider, wie Ihr ihn ſehr treffend nennt, Zeit, dem guten König Eduard ein neues wohlgefüttertes Wamms zu machen; ja Karl ſoll neuerlich bei dem Engländer ſogar um deſſen Tochter Iſabella zu freien gewillt ſein, wie wir durch Spione erfahren haben. Ein Menſch, wie dieſer Lützelburger, findet kein Mittel für ſo ſchlecht, um zu ſeinem Zweck zu kommen. Als nun König Eduard in dem warmen Wammſe ſteckte, und vernahm, daß ſein Töchterlein unter eine eben ſo warme Haube kommen ſollte, wieß er uns Baiern höflich mit unſrer deutſchen Königskrone ab. Und für wahr, ich weiß jetzt keinen beſſern Mann in deutſchen Landen, als den Meißner Markgrafen Friedrich, aber ſie mögen ſich doch ja eilen, daß ihnen der ſchlaue Böhme nicht zuvorkommt; mit ſeinem böhm'ſchen Gelde hält er überall gut bezahlte Spione."

„Aber erlaubt mir eine Frage, gnädigſter Herr Kurfürſt, die ich blos durch Eure mir oft und viel gezeigte Güte wage, und die mir als ein Dienſtmann des baieriſchen Hauſes gerade nicht zukommt."

„Sprecht nur immerhin, wackrer Kämpe, ich hab' Euch ſtets wie ein Vater angeſehn, und einem lieben Sohne hält man ſchon jede Frage zu gut."

„Warum, ſagt mir, ſehr edler Herr, warum haltet Ihr die deutſche Krone nicht bei dem baieriſchen Hauſe? Der höchſtſelige Kaiſer Ludwig hat die Macht dieſes Hauſes für die Ewigkeit feſtgegründet. Von den Bergen Tyrols bis hinauf in die ſandigen Steppen von Brandenburg herrſcht der baieriſche Name, ihr habt unzählige Anhänger in deutſchen Landen, der Kurfürſt Ludwig iſt im Beſitz der Königlichen Inſignien, ich glaube, es würde dem Wittelsbacher Hauſe ſogar nicht ſchwer werden, die deutſche Krone erblich zu machen in ſeinem Geſchlecht. Warum läßt ſich Kurfürſt Ludwig nicht zum deutſchen König wählen, warum beſteigt Ihr nicht den Thron Eures Ohms, wenn der brandenburger Markgraf ſeine guten Gründe hat, auf jene Würde zu verzichten? Und wenn auch Ihr nicht wollt, warum will Euer Bruder Ruprecht nicht, warum nicht die übrigen Söhne des ſeligen Kaiſers, die Herzöge Stephan, Wilhelm, Albrecht, Ludwig der Römer?“

Der Kurfürſt hatte lächelnd zugehört, dann antwortete er:

„Ihr fragt wie mein Beichtiger und Gewiſſensrath, Ritter Dymar. Doch ich will Euch auch ein Mal antworten, wie dieſem. Wir Baiernherzöge wiſſen am beſten, mit welcher unſäglichen Mühwaltniß und Plackerei der Beſitz dieſer unſeligen Krone verbunden iſt. Müßte nicht jeder von uns ſogleich ein wild Gebeiß anfangen mit dem Papſt und der ganzen Pfaffheit? Müßte man nicht das Schwert ziehen gegen den Böhmen, um es wahrſcheinlich nicht wieder einzuſtecken? Hätten wir nicht gleich mit Frankreich ſchlimme Händel? Dazu ſind wir ja jetzt im ruhigen Beſitz großer, ſchöner und geſegneter Länder, ſind mächtig und ſtark genug unter uns und durch unſern großen Anhang in Deutſchland ſchier unüberwindlich. Jeder deutſche König muß es mit den Baiernherzögen halten, ſonſt iſt er verloren. Bedürfen wir alſo noch des gefährlichen Schimmers der Krone zu unſerm dauerhaften Glück? Jener Reif hat noch keines Glücklichen Stirn berührt. Wer dieſe Krone nimmt, muß nicht viel zu verlieren, muß all ſeine Hoffnungen auf ſtarken Arm und ſcharfes Schwert geſetzt haben. Nur wenn ſich kein ſolcher Mann unter unſern Freunden fände, nur dann würde ich meinen Bruder Ruprecht vorſchlagen; er iſt der beharrlichſte und kriegeriſchſte von uns allen, denn von meinen Vettern, den Kurfürſten nicht ausgenommen, iſt keiner ein Ritter von handhafter gewaltiger That, und ich ſelber trage meinen Neſtfalken lieber auf der Fauſt, als den Flammberg darin. Seht, Ritter, das ſind die Gründe unſers Handelns.“

„So behüte Gott jedem vor der deutſchen Krone!“ ſagte Dyzzar.

„Faſt möcht ich in Euern lächerlichen Wunſch einſtimmen, läge es nicht in meinem Vortheil, daß der Markgraf von Meiſſen je eher deſto lieber zugreife. Denn wie es auch kommen mag, das iſt unſer feſter Vorſatz, an deſſen Ausführung wir alles ſetzen: Karl von Böhmen wird niemals deutſcher König, eher ſoll das Wittelsbacher Haus untergehen.“

## Viertes Kapitel.

Der Ritter Dymar hatte ſich noch nicht lange wieder auf ſein Gemach zurückgezogen, begleitet von den Dankſagungen des freundlichen Kurfürſten, und lag eben unter den Händen eines Feldſcheers, der ihm Abends jedes Mal das arg zerkratzte Geſicht verband und mit Heilſalbe beſtrich, als ſein Reitknecht einen andern Knappen mit fröhlicher Geberde hereinführte, welchen Dymar auch ſogleich im Lichte der Kerze für den Schildknecht des Hauptmanns von Wyſſel erkannte.

„Ei woher kommſt du, alter Krippenreiter? und wo iſt dein Herr, der ſchnelle Bote?“ rief er ihm zu.

Der Knappe machte eine Bewegung mit der Hand und zog ſein Geſicht in ſo wunderliche Fratze, wie einer, der wohl vieles ſagen könnte, wenn er nur dürfte, und verſetzte darauf mit trockner Stimme: „Mein Herr, der Hauptmann Gilbrecht von Wyſſel, Dienſtmann ſeiner hochwürdigen Gnaden des Herrn Kurfürſten und Erzbiſchofs von Mainz, Herrn Heinrichs Edlen von Virneburg, läßt Euch, Herr Ritter Dymar zum Paradeis, kund thun und zu wiſſen, daß er vor einer Stunde eingezogen iſt in das Allerheiligenthor der Stadt Frankfurt am Main und hat ſein Einlager für dieſe Nacht genommen in der Herberge zum blauen Hecht, läßt Euch auch erſuchen, ihm dieſen Abend eine Stunde zu gönnen auf einen Imbiß und Schlaftrunk, was maßen er Euch manche neue Mähr mitzutheilen habe und geſonnen ſei, morgen mit Hahnenruf gen Eltvill aufzubrechen."

„Kerl," lachte der Ritter, „du haſt ja alle Anlagen Obermeiſter einer adligen Geſellentrinkſtube zu werden oder Nothfalls kannſt du auch als Minner-Bruder einer armen Seele die Beicht leſen, ſo flink geht dir's vom Maule ab und deine Naſe verfehlt nicht einem Theil deiner Rede den ſchnarrenden Durchgang zu gewähren, wie's der Mönche Art iſt." Der Knappe lachte pfiffig mit einem wahren Spitzbubengeſicht. „Sage aber deinem Herrn, dem Hauptmann u. ſ. w., daß ich unmöglich ohne Geſicht zu ihm kommen könne, daß aber dieſer weſentliche Theil meines Körpers, wie du ſelbſt geſehen, unter Pflaſter und Meſſer liege. Er möge ſich alſo zur guten Stunde in das Paradeis begeben, und ſich bei einem Humpen Freudewein — wegen ſeiner endlichen Ankunft — von mir die Leviten abkanzeln laſſen, daß er, gegen wohl geleiſtetes Verſprechen, mit der Heimfahrt ſo lange gezögert. Auch ſolle er die Mähr nicht mitzubringen vergeſſen.“

Der Knappe entfernte ſich, und ehe noch eine halbe Stunde verrann, trat ein junger ſchöner Mann mit einem Blondlockenkopf und anmuthiger Haltung in das Gemach. Ein Wamms von Büffelleder, geſteppt und gezattelt, war geeignet, die ſchlanken Formen ſeines Körpers hervorſtechen zu laſſen, und die ſchwankende Feder auf ſeiner Gugel erhob noch den Ausdruck des kecken Stolzes, der ſich aus ſeinem ganzen Weſen kund that.

„Gott grüß, Ritter Dymar!“ rief er fröhlich, „was doch bei St. Georg! habt Ihr für einen wunderlichen Straus beſtanden, der mich um den Anblick Eures ehrenwerthen Geſichtes bringt.“

„Es iſt ein dummer Firlefanz geweſen und der Müh des Erzählens nicht werth,“ verſetzte Dymar ärgerlich, ſich ſtets von neuem an die widrige Bärengeſchichte erinnert zu hören. „Sagt mir lieber, Gilbrecht, wo führt Euch ein guter oder böſer Geiſt herum — ich weiß nicht wem

Ihr Eure Leitung übertragen habt. Ich denke nicht anders, als Ihr zecht ſchon wieder mit Euerm weinfröhlichen Kirchenfürſten in Eltvill, Ihr werdet es ja wohl nicht übel nehmen, wenn ich ihn nenne, wie ihn alle Welt wegen ſeiner ſtets durſtigen Zunge nennt, mit Euerm Herrn Burßmann, und hütet ſeinen geiſtlichen Leib gegen die An- und Einfälle des jungen Naſeweiſes, den ihm der Papſt als Gegner auf den Hals geſchickt hat, ich meine den ſogenannten Erzbiſchof Gerlach von Naſſau, der auch aus Mainz vertrieben und ſich mit ſeinem Pfaffenvolk im erzbiſchöflichen Palaſt brüſtet; unterdeſſen zieht Ihr noch im Lande umher, um, der Himmel weiß, was für Abenteuer zu beſtehen.“

„Die Ihr ebenſogut erfahren ſollt, wie ſie der Himmel und all ſeine Heiligen wiſſen. Wir ſind ja alte Kumpane, Dymar, und es iſt Euch bekannt, daß ein Geheimniß für mich zu behalten, wenn's mir nicht von Andern anvertraut worden, eben nicht meine Sache iſt. Inter amicos nil separatum ſagt mein alter wackrer Erzbiſchof, meintwegen Herr Burßmann, wenn Ihr ſo lieber wollt, denn ich muß Euch nur geſtehen, daß ich ihn ſelbſt am liebſten ſo nenne — verſteht ſich, wenn er's nicht hört. Alſo ſollt Ihr auch haarklein erfahren, welch ſeltſam Geſchick und Fügung mich gegen meinen Willen ſo lange zurückhielt. Homo cogitat, Deus disponit. Ja lächelt nur über meine lateiniſchen Brocken. Nicht vergebens bin ich den Mainzer Pfaffen durch die Schule gelaufen und ſtehe in täglichem und ſtündlichen Verkehr mit geſchornen Köpfen, die aller lateiniſchen Herrlichkeiten voll ſind. Ihr wißt ja auch, daß mir in trüber Laune kein lateiniſches Wörtlein über die Zunge will, und daß meine Laune dies Mal ein himmelblaues Jöpplein, ein roſenrothes Höslein, grüne Serſen mit Flügellein anhat, ein Käpplein von allen fröhlichen Farben zuſammen und ein muntres lateiniſches Geſichtlein trägt, ſo wie ich ſelbſt eins hatte, als ich noch als Knabe mein Penſum lernte und dem dicken Pater Präceptor vorleierte, ſeht, Freund, das alles müßtet Ihr mir eigentlich ſchon bei meinem Eintritt in Euer Gemach angeſehen haben, wenn's nicht zu ſchlecht erhellt wäre, um überhaupt etwas ſehen und erkennen zu können. Ihr glaubt wohl, weil man Euer Geſicht nicht ſehen kann, es thäte auch nicht noth, daß Ihr das Geſicht Eures Zuſpruchs ſähet."

„Genug von der Einleitung, Hauptmann!" unterbrach der Ritter den Sprecher, „ich bitte dich, lieber Junge, mich nicht vorher in helle Verzweiflung zu ſchnattern, ſo daß ich, wenn's zur Sache kommt, allen Geſchmack dran verloren habe. Übrigens bin ich mit Euch keineswegs in gleicher Seelenſtimmung, und erinnre Euch deshalb an das gute Sprichwort: Lange Würſt, kurze Predigt. Iſt Euch was Frohes widerfahren, ſo eilt, es mir freundſchaftlich mitzutheilen; vielleicht, daß es mich erheitere.“

„Ei was!“ rief der junge Hauptmann mit lachendem Unwillen, „bei einer fröhlichen Schlemmerei bringt man Braten und Brühe auch nicht in einem irdnen Napf, oder läßt ihn den Geſellen in der rußigen Küche auf dem Heerde aus der Pfanne verzehren, worin er gar geworden. Man ſchmücket die Tafel fein mit blüthenweißem Lacken, begränzt ſie mit Maaslieb und Thymian, ſtellt poſſierliche Schaugerichte auf und giebt Ingberszeltlein und Mandelkäſe umher, Hunger und Durſt zu reizen.“

„Nun ſo erzählt doch nur die Wundermähr! Ich will ja geduldig zuhören; aber verlangt nicht, daß ich ruhig zuſehen ſoll, wie Ihr immer und immer nur die Tafel ſchmückt, ſo daß mir die Hoffnung zu Waſſer wird, die Speiſen ſelbſt zu ſehen.“

„Als ich gen Arnſtadt kam,“ begann der Hauptmann jetzt in einem gemäßigtern Tone zu erzählen, „wurde ich von der Ehewirthin und den Kindern des tapfern Grafen von Schwarzburg gar wohl empfangen und redlich gehalten. Nachdem ich meine Briefſchaften abgegeben, gedachte ich noch ſelbigen Tags wieder aufzubrechen und Euch bald einzuholen auf der Straße durch die Buchen. Aber daran durfte ich nicht lange denken. Die Gräfin iſt gar ein herrlich Weib, ſo voll Zucht und Tugend, wie ich noch kein Frauenbild geſehn, und eine Tochter hat ſie — Ihr werdet Euch entſinnen, daß uns des Grafen Günther Edelknabe viel Herrliches von ihr erzählt hat in der Mark Brandenburg —“

„Ach was merk ich die Minnemähr eines ſolchen Milchbarts wie der junge Graf Hohenſtein!“ verſetzte Dymar mürriſch. „Ich habe mit meiner Herzensdame ſattſam zu thun, und nicht Zeit mich um andre Frauen zu kümmern.“

„Es iſt auch ganz einerlei, ob Ihr’s gemerkt habt oder nicht, übrigens ſprach der goldlockige Edelknabe oft und feurig genug von ihr, ſo daß man wohl etwas merken konnte. Kurz und gut, die junge Gräfin Eliſabeth ſieht gewiß um kein Härchen anders aus, als der Engel, welcher der

Mutter Maria das Heil verkündete, ſo fromm, ſo heilig, ſo gut.“

„Man hört's Euch an, daß Ihr ein Pfaffendiener ſeid, Hauptmann. Auch weiß ich nun ſchon die ganze höchſt ſeltſame Mähr, die ſchier ein Wunder genannt zu werden verdient. Ihr habt Euch in den heiligen Engel vergafft, habt ihm ein Ave und Credo vorgebetet, und hofft nun durch ſeine Fürſprache ſelig zu werden.“

„Weit fehl geſchoſſen!“ lachte der Hauptmann, „und wenn Ihr die Lanze Eures Spottes noch ſo feſt eingelegt und den Anritt noch beſſer gethan zu haben glaubtet, Ihr habt doch weit in den Wind geſtochen und einen Nebelmann ſtatt des Kämpen getroffen. Was kümmerte mich die junge Schwarzburgerin! Ich bin ein viel zu lockerleichtes Blut, als daß ich mir ſolch Heiligenbild zum Lieb erkieſen könnte. Auch ſagt ich Euch ja, daß der blonde Hohenſteiner, des Günther Edelknabe, das Fräulein getreulich verehrt und ich hoffe nicht, Ihr haltet mich für ſo ſchlecht, daß ich mich wie ein Kirchenräuber in eines Andern Heiligthum einſchleichen könnte. Da ſei Gott für! Es hat mir ſehr wohl gefallen in des Schwarzburgers Haus und ich bin redlich gehalten worden, faſt als wär ich ein Vetter und

Magen, aber mein Herz blieb nicht in der Burg.“

„Nun wo anders, wo anders,“ zeterte der Ritter, „denn auf Minnetant und Liebesbrunſt läuft doch alles hinaus. Du biſt immer ein rüſtiger Dirnenjäger geweſen, Gilbrecht, und deshalb behaupt' ich feſt, du biſt der Sohn eines verliebten Pfaffen.“

„Mag doch mein Vater ſeyn, wer da will, und Ihr könnt vielleicht recht haben. Darin habt Ihr aber ſicherlich recht, daß mein Herzlein, wie eine Rohrdommel ein Mal wieder an einer Leimruthe kleben geblieben iſt. Aber dies Mal iſt's kein leeres Schimpfſpiel; ſondern Ernſt, ehrlicher Ernſt, und wahrlich, es iſt nicht ſchade, daß mir die allzuloſen Fittige gekürzt und beſchnitten ſind. Ja, Dymar, ich bin gefangen, für mein ganzes Leben gefangen und fühle mich hochbeglückt in dieſer ſüßen Haft.“

„Alte Leier!“ brummte Dymar. „Doch laßt hören, wie es zugegangen, daß ſolch Flattergeiſt an der Ruthe hängen geblieben. Warf doch ein Mal die Pfälziſche Prinzeſſin ihr Auge auf Euch und vermochte Euch nicht zu feſſeln. Wem mag's wohl gelungen ſeyn?“

„Schweigt mir von der Pfälzerin! Sie iſt kein Lieb für unſer Einen. Ruhten doch auch ihre begehrlichen Blicke auf Euch, wenn ich recht geſehn; aber Ihr und ich, wir ſind doch wahrlich zu gut, uns zum Spielwerk und Nothnagel eines ſolchen Weibes, wie dieſe Anna, gebrauchen zu laſſen. Wo ich liebe, da muß mein Herz auch dabei ſeyn. — Nun ſo hört, welch einen Zug ich gethan! Am andern Tag nach meiner Ankunft in Arnſtadt führte mich der junge Graf, des Günthers einziges Söhnlein, ein holder Bube von ohngefähr zehn Jahren, Namens Heinrich, der ſich über die Kunde von ſeinem Vater wie toll freute, er liebt ihn, wie ſeine Schweſtern, über die Maßen — zum Recompenz für meine Botſchaft und aus guter Gaſtfreundſchaft in dem hübſchen blanken Städtlein umher, mir alles, was merkwürdig iſt, zu zeigen. Des Grafen ſtattliches Schloß, welches an dem einen Ende der Stadt in der Ebne über Hecken und Geſträuch emporragt, hatten wir bereits beſehn und von dem hohen Thurme das Städtlein und die wunderſchöne Umgebung erblickt, nun zogen wir auch durch die Straßen, begafft von den neugierigen Bewohnern, deren mancher ſich mit herzlicher Anhänglichkeit an ihren Herrn nach dem tapfern Grafen und ſeinem Wohlergehn erkundigte. Denn dieſe Leute lieben den Günther mehr, als der Mönch ſeinen Abt oder Heiligen. Es iſt gar ein herziges Weſen in dem Thüringen, das Gott reich geſegnet. Daß der Schöpfer auch die ſchönen Mädchen nicht vergeſſen hat, ſollt Ihr gleich hören. Das Gräflein meinte, mich über einen großen Platz nach einem Thore führend, nun müſſe er mir auch die große neue Günthersmühle zeigen, die ſein Großohm gebaut; das ſey ſchier das Merkwürdigſte in der Stadt. Und als er dies geſprochen, ſtanden wir vor dem Thore und dicht daran war ein ſtattliches Haus gelegen, von Stein erbaut, groß und weit, und ſchier anzuſehen, wie ein Ritterhaus oder Kemnote. Wir traten hinein; da belehrte mich bald viel Lärm und Geklapper, daß wir in einer Mühle waren. Hei! das war ein Getöſe, man konnte ſein eignes Wort nicht verſtehen; denn die Mühle hatte wohl ſechszehn Gänge. Während wir daſtehen und ich mir die Mühle betrachte, tritt plötzlich ein Mädchen uns an und bedeutet den jungen Grafen mit der Hand, ſie wolle uns in den Gewerken herumführen. Ich aber ſah nichts mehr von der Mühle, hörte nichts mehr von ihrem Geklapper, denn meine Seele war mir plötzlich in die Augen gefahren, und dieſe Augen hafteten auf einem Gegenſtande, als wenn ſie drauf geniedet wären, und dieſer Gegenſtand war die wunderſchöne Müllerin. Das war das ſchönſte, niedlichſte, neckiſchſte, heiterſte Mädchengeſicht, welches ich jemals geſehn auf all meinen Fahrten in deutſchen Landen, das war der edelſte ſchlankſte Wuchs, das war die flinkſte Bewegung. O Ritter, ich war allſogleich wie bezaubert! Sie führte uns ja wohl herum, aber ich weiß nichts, was ich außer ihr in der Mühle geſehen habe, und wahrlich an ihr hatten meine Augen genug zu ſchauen. Ich habe ſie ſeither täglich und ſtündlich geſehn, und je mehr ich ſie ſehe, deſto größre Luſt bekommen meine Augen nach ihr, und faſt hätt' ich Verlangen ohne Weiteres nach meiner Herberge zu laufen, weil's mir ſchier unmöglich fällt, mich ein Stündlein von ihr zu trennen.“

„Was hören meine Ohren!“ rief Dymar überraſcht. „Ihr habt die ſchöne Müllerin mit gen Frankfurt geführt? Nun das iſt ſeltſam, bei St. Peter und Paul!“

„Ei freilich!“ gegenredete jener. „Sie iſt ja mein ehelich Weib.“

„Dein Weib?!“ kreiſchte der Ritter. „Biſt du toll geworden, Gilbrecht, in den wenigen Tagen, die wir uns nicht geſehen? Oder hat irgend ein mächtiger Zaubrer verderblichen Einfluß auf dein Gehirn erlangt? Aber nein, Ihr ſcherzt nur mit mir, Hauptmann. Ein ſo kluger Mann, wie Ihr, wird nicht Hals über Kopf das erſte beſte glatte Geſicht zur Stelle kaufen, das ihm über den Weg läuft. Auch kenn' ich Euch beſſer in Betreff des Minnedienſtes."

„Ihr werdet ſie ſehen, Ritter, und mich weder für verrückt, noch meine Handlungsweiſe für unbegreiflich halten. Und wenn ich wirklich eine Thorheit begangen habe, ſo iſt es doch eine ſolche, die ich all mein lebtag zu bereuen, nicht Gelegenheit haben werde."

„Segn' Euch Gott!" verſetzte Dymar mit demjenigen Anſtrich von Spott, welcher dem Schwergläubigen eigen zu ſeyn pflegt. „Mit Verliebten ſoll man nicht richten; und deshalb erzählt mir nur weiter, Anfang und Ende Eurer Thorheit weiß ich nun, aber noch nicht, was dazwiſchen liegt."

„Gerade ſo viel, als Ihr Euch mit geſundem Menſchenverſtande denken könnt. Doch will ich's Euch mit klaren Worten erzählen. Mehr aber, als meine Worte ſoll Euch der Anblick der Holdſeligen ſelbſt überzeugen. Genug, ich führte die ſchöne Himmeltrude aus der Mühle und hörte nun auch die reinen Töne ihrer Stimme. Sie merkte wohl, daß ſie mir's angethan, und lachte mir muthwillig in's Geſicht. Kaum war ich eine Viertelſtunde in ihrer Nähe, ſo wußte ich, daß ſie nicht allein das ſchönſte, ſondern auch das launigſte, ſcherzhafteſte und witzigſte Kind von der Welt ſey. Das ſprühte und flackerte aus ihr, wie angemachtes Pulver, wenn man einen Feuerfunken dran bringt, und dabei drehte und wendete ſie ſich, hüpfte und lachte, wie ein Füllen ſaust und braust, ſtampft und wiehert, wenn's nach langem Winter zum erſten Male auf die Weide gebracht wird. Was war das Ende vom Liede? Mein Herz klapperte ſo heftig wie ein Mühlgang und blieb, als ich die Mühle verließ, dort zurück, und als ich ihr das unverholen ſagte, erwiederte ſie lachend, ſie wolle den neuen Mühlgang ſchon fleißig bedienen und wacker aufſchütten, ſo daß er Tag und Nacht arbeiten ſollte. Auf dem Schloſſe erfuhr ich von der gütigen Gräfin, daß es mit der ſchönen Himmeltrude gar eine eigne Bewandtniß habe. Ihre Mutter war eben ſo ſchön und muthwillig geweſen und hatte als die Tochter des reichen Müllers bei allen Tänzen, Gelagen und Banketten den Vortritt gehabt. Ein älterer Bruder unſres Grafen hatte das minnewerthe Kind geſehn und es war ihm ergangen, wie mir mit der unehelichen Frucht ſeiner Neigung. Ein Müllerburſche hatte nachher den Fehl wieder gut machen ſollen, aber die Mutter war bald geſtorben am gebrochnen Herzen. Himmeltrude war nun zwar in der Mühle aufgewachſen, aber ziemlich fremd darin und wurde wegen des ihr angebornen Stolzes und kurzen, witzigen Weſens von den übrigen Bewohnern der Mühle nicht gut gelitten. Sie nannten ſie ſpottweiſe nur die weiße Gräfin, weil ſie unverdroſſen der Arbeit ſich annahm und immer von Mehl über und über beſtäubt war. In der Erzählung der edlen Schwarzburgerin ſah ich einen Fingerzeig des Himmels, daß Himmeltrude für mich beſtimmt ſey, inmaßen ſich unſre Verhältniſſe ſo ähnlich ſehen, wie ein Ei dem andern. Bin ich doch, wie Ihr wißt, Ritter Dymar, eben auch nicht den muffigen Wolken eines hochaufgethürmten Ehebettes entſtiegen, und wenn mein Erzeuger nicht auch von adligem Blut und edlem Muth wäre, ſo hätte er mir — obwohl er nicht für gut findet, ſich mir mit offnem Helm zu zeigen — nicht die einträgliche Hauptmannſtelle verſchafft."

„Ich dächte, es könnte dir nicht ſchwer werden, deinen Vater zu errathen," fiel Dymar lachend ein, und that ſich in Mienen und Geberden ſchier was drauf zu gute, zu zeigen, er wiſſe recht gut, wer des jungen Hauptmanns Daſeyn verurſacht habe.

„Ei was kümmert mich's!“ verſetzte jener erröthend. „Man darf nicht nach allen Dingen fragen; und wenn ich's wiſſen ſoll, wird man mir's auch ungefragt mit klaren Worten ſagen. — Genug, ich fand, daß Himmeltrude zu mir paßte, beide aus edlem Blute entſproſſen, beide mit derſelben Macula der Geburt behaftet; es konnte keins dem Andern etwas vorwerfen. Die Gräfin Eliſabeth, die Mutter, veranſtaltete mir zu Lieb und Ehr ein Tänzlein bei dem weißen Brunnen, einer herrlichen Quelle in einem anmuthigen Thale, dicht bei der Stadt, und ſparte nichts zu unſerm Vergnügen. Zu meiner großen Freude fand ich Himmeltruden dort, ſie war und blieb meine Tänzerin; unſre Herzlein flatterten ſich immer näher und ſaßen endlich beiſammen, wie ein Paar Tauben, die ſich auf dem Forſte des Daches ſchnäbeln. Ritter, und ich hätte der unnützen Geſchrifte halber davon reiten ſollen? Und wenn mich's das Leben gekoſtet, ich hätte es nicht vermocht! Ich will Euch aber nicht länger mit meiner Mähr beläſtigen; denn ich ſehe, Ihr fangt allgemach an zu gähnen. Nur das muß ich noch berichten, daß ich, den die Zeit drängte, mit meinem Gewerb nicht zauderte, daß Himmeltrude froh war aus der Mühle und aus Arnſtadt fortzukommen, daß die Gräfin ihren Schwager, Himmeltrudens Vater, der auf der Blankenburg, einige Stunden Wegs von Arnſtadt ſitzt, durch einen Boten benachrichtigte und das Mädchen von dorther eine ſchöne Summe zur Ausſtattung erhielt, mit dem Verſprechen, auch ferner ihrer zu gedenken; — und ſo that uns denn am fünften Tage der Schloßkaplan ehelich zuſammen im Beiſein der edlen Gräfin, ihrer Kinder und der ganzen Dienerſchaft. Am andern Morgen brachen wir in der Frühe auf und mein Weiblein nahm ſich auf ihrem Zelter ſo ſtolz aus, wie die edelſte Burgfrau."

„Aber was wird Herr Burßmann angeben?" fragte Dymar wieder lachend. „So ganz ohne ſeine Zuſtimmung hätteſt du doch nicht einen ſolchen Schritt thun ſollen, Gilbrecht."

„Laßt mich nur mit ihm fertig werden. Ich verſteh' ihn zu behandeln. Und wenn ihm der Krall auch ſchwillt, wenn wir einen Becher zuſammengetrunken haben, iſt Alles wieder gut. Aber nun kommt, Ritter, begleitet mich in die

Herberge; es ſoll dort Niemand weiter als Himmeltrude, Euer bepflaſtertes Geſicht ſehen, damit Ihr Euch mit eignen Augen überzeugt, daß ich nicht zu viel geſprochen habe.“

„Schier hat mir Euer Reden Luſt gemacht, das ſeltne Wunderbild zu ſchauen; auch bin ich begierig zu erfahren, in wie fern hier Euer Geſchmack mit dem meinigen übereinſtimmt, da er hinſichtlich der Pfälzerin ſo weit davon abwich.“

„Nun ſo kommt!“ rief der erzbiſchöfliche Hauptmann, ſchon im voraus ſtolz auf den Sieg, welchen ihm Himmeltrudens Perſönlichkeit bereiten würde.

Der Ritter zog den Kragen ſeines Wammſes über das Geſicht, eine mit Pelz ausgefütterte Lederhaube weit über den Kopf, und ging dann am Arme ſeines Waffengefährten nach deſſen Herberge, nachdem ſie zuvor die von Gilbrecht mitgebrachten Briefe an den Kurfürſten Rudolf, auf Dymar's Erinnern, in die Hände eines Hofjunkers beſorgt hatten.

Mit einem gewiſſen boshaften Verlangen, die junge Frau des Hauptmanns möchte, weniger ſchön als ihr Gemahl ſie beſchrieben, ihm Veranlaſſung zu Spöttereien über den unklugen Schritt des minnetollen Freundes geben, trat Dymar in die matt erleuchtete Stube, aus welcher ihm das emſige Schnurren einer Spindel entgegen tönte. Gilbrecht ging voraus, um Himmeltruden auf den Eintritt ſeines Freundes und vorzüglich auf deſſen verbundnes Geſicht aufmerkſam zu machen und vorzubereiten. Kaum hatte er ihr dieſe Worte zugeflüſtert, als ſie in ein lautes Lachen ausbrach und ſich recht herzlich ſatt lachte, unbekümmert um den durch dieſen ſonderbaren Empfang verdutzten Ritter, welcher faſt ohne Bewegung vor ihr ſtand, und ihr ſtarr in das wunderliebliche Geſicht ſah. Selbſt der Hauptmann wurde über das allzu natürliche Betragen ſeines Weibchens verlegen, und fand es endlich für gut zu erinnern, daß ſie ſeinen Freund als Gaſt zu bewillkommen habe.

„Verzeiht mir, Herr Ritter,“ ſprach ſie endlich, die Lachluſt mit Gewalt bekämpfend, „mein ernſthafter Ehewirth ſagte mir eben, er führe einen Ritter, von welchem er mir auf unſrer Fahrt ſchon geſprochen, mit verbundnem Geſichte herein, ich möchte nicht verſäumen, mich demſelben in einem vortheilhaften Lichte zu zeigen. Und ich dachte, er wolle blinde Kuh mit uns beiden ſpielen. Denn abgeſehen davon, daß das Licht auf unſerm Tiſche eben kein vortheilhaftes iſt, ſo iſt es doch hell genug für einen Mann mit verbundnem Geſicht; daß Eure Augen nicht verbunden ſind, hat er mir nicht geſagt. Sollt' ich da nicht lachen? Da ich nun freilich von Eurem ganzen Geſicht weiter nichts ſehe, als die Naſenſpitze und die Augen, ſo muß ich annehmen, Ihr ſeid gekommen, etwas zu riechen und etwas zu ſehen. Mit der Befriedigung des erſtern Gelüſtes kann ich mich nicht befaſſen; wollt Ihr aber ein kleines thüringiſches Weibchen ſehen, in welches ſich ein kurmainziſcher Hauptmann flugs vergafft hat, wohlan, ſo beſeht es von allen Seiten.“ Und damit ſprang ſie munter auf und drehte ſich vor dem Ritter fünf bis ſechs Mal auf dem Abſatz wie ein vom Faden losgelaſſner Kreiſel.

Der Ritter Dymar, erſtaunt über ſolch kecken ihm bis jetzt unbekannten Muthwillen eines weiblichen Geſchöpfes, erſtaunt ferner über die hohen Reize, deren Vollendung bei weitem alles übertraf, was er nach des glücklichen Hauptmanns Beſchreibung erwarten konnte, erſtaunt endlich über die Redegeläufigkeit dieſes lebhafteſten aller Weiber, ſtand einige Augenblicke ſprachlos und ſich ſelbſt vergeſſend und hielt nur immer die Augen aus ihren Verſtecken hervor feſt auf das Wunderweſen gerichtet.

„Wenn Ihr mir alſo unverwandt ins Geſicht ſtarrt, Herr Ritter," rief ſie ferner, „ſo ſolltet Ihr mir wenigſtens das Wiedervergeltungsrecht nicht ſo grauſam verſagen. Ihr ſeid allzuſehr im Vortheil; denn ich weiß nicht ein Mal, woran ich Euch wiedererkennen ſoll, wenn Ihr mir ohne Pflaſter auf beiden Backen entgegentretet, weil die Spitze Eurer Naſe nicht ausgezeichnet genug iſt, um daran die Kette meiner Erinnrung zu hängen; ſie hat weder einen Haken, noch iſt ſie ungewöhnlich lang, noch auch zu kurz — ſonſt würde man ſie vor allen Pflaſtern gar nicht ſehen, ſie iſt weder zu dick, noch zu dünn, ſondern hält ſich, wie hundert und tauſend andre Naſen, die ich mein Leben über ſchon geſehn habe, auf dem ſchlechten Wege der Mittelmäßigkeit. An Euern Augen iſt auch nichts beſondres zu merken, es müßte denn ein ziemlich tückiſcher Blick ſein, den ſie an ſich haben, der mir aber nicht große Luſt macht, viel hinein zu ſehen, Eure Stirn iſt zerkratzt, als wenn die Nägel einer böſen Frau ſich daran verſucht hätten, und weiter iſt von Euerm liebwertheſten Antlitz platterdings nichts zu ſehen, und Ihr werdet mir ſonach als ein wildfremder Mann vorkommen. Ich dächte alſo, Ihr zögt die Pflaſter auf ein Paar Augenblicke ab, damit ich mir nur ein Bild von Euch machen kann; ich will ſie Euch nachher wieder ſorgfältig drauf kleben.“

„Der Teufel hole alle zerkratzten Geſichter!“ brummte der Ritter bitterböſe, ſein beſchädigtes Geſicht ſtets als Zielſcheibe verſchiedener Spottreden betrachtet zu ſehen.

„Alſo iſt es wirklich ganz zerkratzt?“ fragte Himmeltrude mit ſchelmiſcher Theilnahme, „und Ihr ſeid daheim mit einer böſen Sieben geplagt, die Eurem ritterlichen Sinn mit ſolch ſichtbarem Erfolge die ſcharfen Nägel entgegenſetzt? Ich bitt' Euch, macht mit Euerm Geſichte meinem neugebacknen Eheherrn nicht bange, und veranlaßt ihn nicht etwa, mir täglich, wenn er früh die Augen aufſchlägt, die Nägel meiner Hände abzuſchneiden, als erſtes und wichtigſtes Geſchäft; denn ich brauche ſie nothwendig zum Spinnen und Nähen!“

„Sie iſt ein kleines herziges Schneppermaul,“ entſchuldigte der Hauptmann zum Ritter gewendet, der noch immer wie verblüfft daſtand, „man muß ihr ſchon etwas zu gute halten.“

„Ach man hält alles zu gut, ſelbſt das Maul,“ verſetzte Dymar, rückte ſich einen Schemel und ſetzte ſich. „Fürwahr, ich habe zeither geglaubt, ich ſey auch kein zu verachtender Wortfechter, und ſo wie ich in Stechen, Brechen und

Fechtirung mir manch Fähnlein und manchen Dank verdient, ſo hab' ich auch im Redegefecht nicht ſelten den Preis davon getragen; aber ich führe die Waffen eines Knäbleins gegen die ſolch eines Wigand und gewaltigen Rieſens, wie Eure Ehewirthin iſt, Gilbrecht von Wyſſel, und fürwahr, ich habe zeither auch nur mit Kindern gefochten."

„Dann wärt Ihr mir ſelbſt zu meinem Wappner und Schildknecht zu ſchlecht; ein Feind, der ſich in den Sand legt, eh getrommetet wird, iſt zu gar nichts zu gebrauchen," lachte Himmeltrude.

„Hab' ich Euch doch auch meine Dienſte noch nicht angeboten, ſchöne Frau," entgegnete der Ritter, indem ſeine Augen immer lüſterner an den Reizen der ſchönen Müllerin hingen. „Ihr müßtet denn ein ſolches Verlangen in meinen Augen geleſen haben; und könnt grauſam genug ſein, daſſelbe ohne weitres ſo ſchnöde zurück zuweiſen? Und doch könnte eine Zeit kommen, wo Ihr eines Schildknechtes gar ſehr bedürftig ſein dürftet, eines getreuen Knappen, der, wenn er auch nicht im Stande wäre, ſich im Waffenſpiele mit Euch zu meſſen, doch Kraft genug beſäße, Euch Schild oder Tartſche über das Maul zu halten.“

„Warum über ſolches?“ fragte die junge Frau.

„Könnt Ihr das nicht errathen, ſchlaue Thüringerin? Ei ſo muß ich es Euch wohl ſagen. Bekannt iſt Euch jedenfalls das ſchöne Sprichwort: Weiber führen das Schwert im Maule, darum muß man ſie auf die Scheiden ſchlagen. Wenn nun Euerm Ehgeſpons ein Mal einfallen ſollte das Leder ſolcher Schwertſcheiden mit einem kräftigen Schlage zu unterſuchen oder ihn gar allmählig die Luſt anwandelte, dies Leder, in ſo fern es zu hart und ſpröde wäre, durch öftres Klopfen zu erweichen, thäte Euch da nicht ein Schildknappe noth?“

„Ich würde Eure Dienſte doch leichtlich entbehren können; denn wer ſich ſelbſt nicht gegen die äußerſten Spitzen der fünf Finger einer Weiberhand zu ſchützen vermag, wie vermag der Andre gegen eine volle Männerfauſt zu ſchirmen? Geht, geht, Euer zerkratztes Geſicht macht mir wenig Muth, mich Euch anzuvertrauen. Auch gedenk’ ich den Streit mit meinem blonden Wirthlein ſchon ſelbſt auszufechten, und ich will ihm ein andres und probateres Mittelchen, das Leder meiner Scheiden zu erweichen und zahm und biegſam zu machen, angeben, und ich wette, es wird ihm beſſer gefallen, als das Eurige, mein ſchlagluſtiger und ſelbſt doch genug geſchlagner Ritter; komm her, Gilbrecht, hier iſt das Mittelchen.“ Mit dieſen Worten umſchlang die Mäthwillige den Nacken ihres jungen ſchönen Mannes und drückte ihm drei bis vier heftige Küſſe auf die Lippen.

„Probatum est!“ rief der abgeküßte Hauptmann dazwiſchen, und der Ritter wiſchte ſich ſelbſt den Mund mit einem Lächeln, das deutlich genug verrieth, er würde dieſe Art der Erweichung ſelbſt mit dem größten Vergnügen jeder andern vorziehen und jeden Augenblick bereit ſein, ſie in Anwendung zu bringen.

„Probatum est!“ rief auch er endlich, und reichte der jungen liebenswürdigen Frau die Hand. „Ich bekenne mich gern in jeder Hinſicht überwunden, ſo wohl von Euch, muntre Frau, als auch von Euch, Freund Gilbert. Ein ſolches Weiblein hätt ich auch in aller Eil gekauft und mit mir von dannen geführt, ſo wie Ihr gethan, aus Furcht es möchten andre Käufer kommen, wenn ich zauderte; denn ſolche Waare iſt fürwahr rar und ſelten. Blitz und Strahl! warum bin ich nicht von Erfurt mit Euch gen Arnſtadt gezogen; ich hätte ja eben ſo gut dies Kleinod im Mehlſtaub finden können.“

„Ei glaubt Ihr denn, ich hätte im Kleienkaſten gelegen, die man der Säu vorſchüttet? Ich lag vielmehr unter dem ſchwerſten Mühlſtein als ein verborgner Schatz. Eure Augen und Naſenſpitze ſcheinen mir aber nicht die eines Hexenmeiſters und Schatzgräbers zu ſein. Ich will Euch auch ein Sprichwort dran geben: Es ſind nicht alle Köche, ſo lange Meſſer tragen. Mein Gilbrecht war der Koch und der Schatzgräber. Es hätten hundert andre kommen können, es wäre keinem geglückt. Aber kaum trat der Rechte in die Günthersmühle, ſo war ich mit Leib und Seele ſein, und zog gern und freudig mit ihm von dannen, Vaterhaus und Heimath verlaſſend.“

Der ſeelenvergnügte Hauptmann ſchloß das ſminnigliche Weib von neuem in die Arme und ah mit triumphirenden Blicken zu ſeinem Waffengefährten hinüber, ihm gleichſam mit den Augen zurufend: glaubſt du noch immer ob ich toll bin? Der wonnetrunkne Mann ahnete nicht, daß es beſſer für ihn und alle geweſen wäre, wenn er den Ritter bei jenem thörichten Wahne gelaſſen hätte. Der arme Glücksritter ſah nicht, was in der Seele des Altbürgerſohnes vorging, und überließ ſich ganz dem Genuſſe der unſchuldigen Freude, ſeine ſchnelle Wahl in den Augen eines Freundes gerechtfertigt zu ſehen, gleichſam als gäbe es keine Möglichkeit, daß er nicht über lang oder kurz in dieſem ſüßen Genuſſe geſtört werden könnte.

Dymar wurde allmählig heiter und endlich luſtig; er befahl nämlich wacker Wein aufzutragen und ließ ſich von den roſigen Lippen der ſchönen Frau oft Beſcheid thun. Auch fehlte es keinen Augenblick an Gelegenheit, das Funkenſpiel des Witzes und der Wortſtreiterei wieder anzufangen, und zu verſchiedenen Malen wurde ſie von beiden Seiten benutzt. Lange ſchwur der Ritter, keinen ſo glücklichen Abend verlebt zu haben, und vergaß über dem Glanz, der ihm aus den Augen der ſchönen Müllerin und aus dem Weinbecher entgegenſtrahlte, die Prinzeſſin Anna ſammt ihrer dringenden Beſtellung. Mitternacht war ſchon längſt vorüber als er ziemlich bezecht heimtaumelte und ihm erſt auf dem Wege die letzten heute gehörten Worte der Pfälzerin wieder einfielen. Der Gedanke an ſie preßte ihm aber auch ſogleich einen Fluch aus, und dann wendete er ſeine umnebelten Gedanken wieder der ſchönen Müllerin zu, deren liebliches Bild er durchaus nicht los werden konnte.

## Fünftes Kapitel.

An demſelben Abende — es mochte gegen neun Uhr ſein — ſchlich Heilmann in einem weiten Mantel (einer viel gerenigen Hoicken, nach damaliger Benennung) aus ſeinem Stübchen im Hinterhauſe über den Hof und durch einige Straſſen. Unter dem Mantel hatte er den Vogelbauer mit dem theuer erkauften, aber auch wohl gelernten Lübich, der für den Junker freilich einen unſchäßbaren Werth hatte, ſo daß er ihn für jeglichen Preis von dem Vogelhändler gekauft haben würde. Dies unſchuldige Vöglein ſollte ja der Dollmetſcher und Verkünder von Gefühlen in Heilmanns Bruſt werden, die der Arme nicht vermögend war in ſüßen hellen Worten über die Lippen zu bringen.

Ja zuweilen ſteckte er während ſeines heimlichen Ganges den Kopf unter den Mantel und zog den Bauer herauf, ſeinem Munde näher, aus welchem leiſe die Töne dem Vogel zufloſſen:

„Ach, reines Weib von guter Art,
Gedenk an alle Seligkeit ꝛc.“

gleichſam den Vogel zu mahnen, was er fernerhin allein zu ſingen habe. — Endlich ſtand er in der Eſchenheimer Gaſſe vor einem großen Hauſe ſtill, und lugte mit ängſtlichem Blicke an der Höhe desſelben hinauf, um zu erſpähen, ob in den Zimmern, welche den Gegenſtand ſeines heftigen Verlangens zu umſchließen pflegten, Lichtſchimmer ſei. Hierauf öffnete er leiſe die Thüre und fühlte ſich die Steige hinauf. Aber er war noch nicht zur Hälfte hinauf, als gewaltiges Herzklopfen und eine ihn überbrühende Angſt ihn am Weitergehen verhinderten. Zaghaft, was er thun ſollte, ſtand er ein Weilchen und verſpürte zu ſeiner Beſchämung ein überhand nehmendes Zittern in ſeinen Gliedern. Erſt jetzt ſchien er zu überlegen, oder vielmehr überlegen zu wollen, was er in dieſem fremden Hauſe zu ſchaffen geſonnen ſei, und das über ihn gekommene ängſtliche, drückende Gefühl verwirrte ſeine Gedanken ſo ſehr, daß er ſich auf jene Frage keine genügende Antwort zu geben vermochte. Mit dieſer Erkenntniß oder Unerkenntniß unter ſeine Stirne, trat ein ſtarker Schweiß auf dieſelbe, und er rüſtete ſich bereits, die Treppe wieder hinab zu laufen, als ein plötzlicher Lichtglanz von oben her ihn daran verhinderte. Er hatte nicht Zeit, ſich lange nach der Quelle deſſelben umzuſehen, ſondern huſchte ſo behende als möglich hinter einen ihm naheſtehenden ungeheuern Treppenpfeiler, der mit ſeinem viereckigen Umfange und den dadurch verurſachten Schatten die Geſtalt des jungen Mannes nothdürftig deckte. Kaum hatte er dort Stellung gefaßt, als auch einige Frauen die Treppe hinab vorüber rauſchten, in deren einer er ſeine Schweſter Gela erkannte. Jetzt trat er hervor, um ebenfalls das Haus zu verlaſſen, aber in demſelben Augenblick kehrte die Gürtelmagd des Hauſes, welche jenen hinab geleuchtet hatte, mit der Lampe in der Hand zurück. Heilmann wollte wieder hinter den Pfeiler flüchten, verrieth ſich aber durch ein unvorſichtiges Geräuſch; die Dienerin that einen lauten Schrei, und von Mitleid bewegt, trat der Junker nun eben ſo raſch wieder hervor und ſagte mit ſeinem gutmüthigen Tone: „Erſchrick doch nicht, Regina, ich bin es ja.“

„Ach, heilige Magdalena!“ rief das Mädchen tief aufathmend, „was treibt Ihr hier, Junker Heilmann zum Paradeis, und wie könnt Ihr mich alſo erſchrecken?“

„Ich wollte dich ja nicht erſchrecken, Regina,“ verſetzte der Edelknecht, „und deshalb ſei mir nur nicht böſe?“

„Aber was wollt Ihr denn in dem Hauſe der Freifrau von Waſum zu ſolcher Stunde, in ſolchem Aufzug und auf ſolch ſeltſame Art?“

„Sey ſtille,“ ſagte Heilmann, ſich ihrem Ohr nähernd, „es iſt recht ſchön, daß ich dich allein auf der Treppe getroffen habe. Ich will mich dir anvertrauen, und du ſollſt alles erfahren, was ich auf dem Herzen habe. Sieh dieſes niedliche Vöglein“ — bei dieſen Worten hielt er den Bauer der erſtaunten Dienerin vor — „ſingt gar eine herzige neue Laiſe. Ich habe es für Gutchen, dein Edelfräulein, gekauft. Sei ſo gut und hänge den Gebauer über ihre Spinde, wo ſie gewöhnlich zu ſitzen pflegt, wenn ſie dieſen Abend zu Bette iſt, und verſieh mir das niedliche Thierchen ſchön mit Atzung, hörſt du!“ Er zog eine Schachtel mit Körnern zum Vogelfutter aus der Taſche und übergab ſie ebenfalls Reginen. „Und wenn Gutchen morgen erwacht,“ fuhr er mit größrer Lebhaſtigkeit fort, „und das Vöglein ſtimmt die neue Laiſe an, und das Fräulein verwundert ſich darüber, ſo darfſt du immerhin verrathen, wer es dieſen Abend gebracht hat. Und dann hinterbringſt du mir wieder, was ſie geſagt hat. Nicht wahr, Reginchen? Morgen um zehn Uhr will ich auf dem Samſtagsberge vor dem Römer ſeyn. Da kannſt du mir die Mähr berichten.“ Einige Turnoſen rollten aus ſeiner Hand in die der plötzlich ſehr freundlich gewordenen Gürtelmagd, und mit höflichen Gebehrden verſprach ſie dem Freigebigen alles pünktlich zu beſorgen.

„Lauſche ja recht ab, was ſie für ein Geſicht macht, wenn du meinen Namen nennſt,“ fuhr der von Liebeshoffnungen trunkene Jüngling fort, „und ſage mir ja getreulich, was ſie von mir denkt. Und nun ſchlaf wohl, ich gebe dir mein Glück in die Hand.“ Hurtig war er hinab und auf der Straße, die er jetzt mit ſtolzen Schritten maß, erzeugt von den kühnen Siegsgedanken ſeines Kopfes, von den wonnigen Glutgefühlen ſeines Herzens. Mit lichten roſenrothen Tinten malte er ſich Bilder um Bilder aus, in welchen ſeine Herzenskönigin ſtets die Hauptrolle ſpielte. Nie vermögend, ſeinen ſtarken Gefühlen, ihr oder irgend einem andern Menſchen gegenüber, Worte zu geben, ſchwelgte er dafür um ſo hingebender und ungebundener in dieſer ſeiner eignen Welt, gleichſam einem in ein hohes Felſenufer eingezäunten See vergleichbar, in welchem ſich des Himmels ewiges Blau mit ſeinen Sternen abſpiegelt, in welchen ſich wohl durch Felſenſtraßen einige Bächlein winden, aus welchem aber kein Ausfluß möglich iſt. Je hartnäckiger die Natur ihm die Gabe verweigert hatte, ſich Andern mitzutheilen, deſto reicher ſchien ſie ihn mit ihren weit herrlichern Geſchenken, mit denen eines tiefen Gefühls und einer reichen Phantaſie zur Entſchädigung bedacht zu haben. Und wenn nun auch der Mangel eines guten Erdenwegführers, eines ſcharfen Verſtandes, ihm Tadel und Zurückſetzung von ſeiner Umgebung zuzog, ſo durfte er ſich in ſtillen abgeſchiedenen Zufluchtsorten in einſamen Stunden eines getreuen Führers in höhern Gefilden erfreuen, deſſen lichte Spuren freilich zu ſeinem Unglück von den blöden Augen ſeiner Angehörigen nicht erkannt werden konnten.

Dieſer Führer ſchöner Seelen hatte die des edlen Heilmann in die Nähe des Edelfräuleins Guta von Waſum gebracht, und ein heiliger Schauer, das Vorgefühl der erwachenden Liebe, die Wehen und Geburtsſchmerzen, die der Geburt des Götterkindes in der Seele vorhergehen, hatte ſie durchzittert; ſie hatte endlich Liebe, tiefe heilige Liebe geboren, aber das Kindlein war und blieb ſtumm. Nun ſollte der Lübich ſingen, was er nicht zu reden vermochte, und er fühlte ſich überglücklich, wenigſtens der Dienerin ſeiner Angebeteten mit halben Worten verrathen zu haben, was in ihm vorging. Zwar rieſelte noch immer ein leiſes Zittern durch ſeine Glieder, aber es war jetzt das Beben der Wonne, das Zittern der ſüſſen Erwartung vor dem Schleier der nächſten Zukunft, hinter welchem ein hoffnungsfarbiger Lichtglanz hervorbricht.

Wie hätte der Jüngling in dieſem Zuſtande geiſtiger Aufregung ſich ſeinem Lager übergeben können, über welches der wohlthätige Schlaf für dieſe Nacht ſeine dunkeln und farbigen Geſpinnſte doch nicht breiten zu wollen ſchien? Er brachte die Stunden des Abends bis zu der Zeit, wo das Thor des Paradeiſes verſchloſſen zu werden pflegte im Freien zu; aber der klare Sternenhimmel hatte ihn ſo ſehr angezogen, er fühlte ſich ſo wenig ermüdet, und die engen Wände ſeines Gemachs übten einen ſo unerträglich widrigen Eindruck auf ihn aus, daß er ſich den Wunſch nicht verſagen konnte, noch eine Zeit lang unter der dunkelblauen ſternbeſäeten Himmelsdecke zu verweilen und er erſah ſich dazu den hohen Altan auf dem Dache des Hauſes aus, wo er ungeſtört mit ſeinen Gefühlen allein zu ſein hoffen durfte. Mit ſchwärmeriſcher Haſt griff er nach ſeiner Laute, ſchlich über den Hof, die Treppe hinauf und langte ungeſehen auf dem Altan an, bereitete ſich einen Sitz und blickte lang ſtumm und ſehnſüchtig nach den Sternen. Endlich irrten ſeine Finger leiſe und dann ſtärker in den Saiten, ſo daß ſie einzelne Töne, Läufe und Accorde erklingen ließen, und dazwiſchen ſprach er, wie ein begeiſterter Rhapſode, wie ein Mondſüchtiger oder Wahnſinniger einzelne Worte, ganze Sätze und Ergießungen ſeines Gemüths, welches fern von allen Menſchen, in geheimnißvoller Nacht, unter dem Einfluß der Strahlen jener ewigen Weltſonnen eine wunderbare und außerordentliche Thätigkeit zu entwickeln begann.

„Stille! — Heilige Stille! — Kein Menſchenlaut! — Nur Gottes Odem, der Sturmwind, braust von fern. — Gott! — Gott, was biſt du! Wie herrlich und groß ſind deine Werke, wie herrlich und groß mußt du ſelbſt ſein! Schauer durchlaufen mich, aber ſie gewähren mir das höchſte Entzücken. Wenn ich dich nur denken könnte, Urquell alles Lebens und warum nur bei dem Gedanken an dich mir ſtets Gutchens Bild vor die Seele tritt! Aus den Sternen lächelt es mich an, aus dem Dunkel der Nacht tritt es hervor, dort licht und glänzend, wie die Sterne ſelbſt, hier düſter und ſchattenhaft, wie die Nacht. In den ſeltſamen Lauten der Nacht hör' ich ihre Tritte, und wenn der Sturm am fernen Gebirge ſeine Fittige regt, iſt mir's, als vernähm' ich das Flüſtern ihrer Stimme. O Gutchen, wenn du ahnen könnteſt, was in mir vorgeht! Aber ich glaube, du ahneſt es, du mußt es ahnen. Es muß doch eine Seele geben, die mich verſteht und dieſe biſt du. Ach, die Andern verſtehen mich ja alle nicht, fühlen nicht mit mir, ſtoßen mich kalt und grauſam zurück, wenn ich ihnen nahen will, höhnen und ſchelten mich und drücken mir ſtets Dolch um Dolch ins Herz, das nie geneſen kann von dem ewigen Gebreſte. Sonſt war ich glücklich, wenn ich mit euch koſen durfte, ihr lieben güldnen Sternlein, und wenn ihr mir ſo mitleidig theilnehmend in die Augen und in das Herz blicktet, wich aller Harm über Menſchenunbill heraus, ich vergaß, wie mich Vater geſchlagen, Mutter geſtoßen, Bruder geſcholten und Schweſter verſpottet; euch fühlt' ich mich näher verwandt, ihr waret mir traute Eltern und Geſchwiſter; euch klagte ich mein gebranntes Herzeleid, euch weinte ich meine Thränen, und ihr tröſtetet mich als getreue Freunde und vergoldetet das Schmerzensnaß mit euern Strahlen; aber ſeit einiger Zeit iſt mir das Herz aus der Bruſt geflohen, nicht zu euch, nein zu einem lieblichen Menſchenkinde; meine glühenden Wangen ſehnen ſich an warmen weichen Wangen zu ruhen, mein Herz möchte an einem andern ſchlagen, mein Mund an einem andern hangen. Werdet ihr mir darum zürnen, ihr lieben Sternlein? Thut es nicht; ich bin euch ja nicht untreu geworden: ich lieb euch noch eben ſo ſehr und ſo innig, und nur wenn ich euch anſchaue, wird mir klar, was am Tage über mit träumeriſcher Ungewißheit in meiner Bruſt lag, daß ich Gutchen auch liebe. Es iſt mir immer, als hättet ihr mich erſt über dieſe Liebe verſtändigt: woher denn anders wollte ich es wiſſen? wer wohl hätte es mir geſagt? Ihr habt es mir ja zugeflüſtert, daß es Liebe iſt, was mich ſo mächtig bewegt. Darum werdet ihr meiner Liebe auch hold ſein und mir ſtets nahe ſtehen in meiner dunkeln Lebensnacht. Tretet auch als treue Boten und Verkünder meiner heißen gewaltigen Liebe zu ihr, die ſich mein Herz auserkohren, redet ſo deutlich und klar zu ihr, wie ihr ſtets zu mir geſprochen, und ſagt ihr, wie ich ſie liebe, da ich's ihr doch ſelbſt nie werde ſagen können. Ach, warum iſt denn am Tage unter den Menſchen meine Zunge ſo gebunden und in der Nacht unter euch, ihr lieben, lieben Sterne, bin ich doch beredt und kann ſagen, wie es mir im Herzen waltet; warum blendet doch das Sonnenlicht meine Augen und euer Licht thut mir ſo wohl, ihr Sterne? Warum verſtoßen mich doch die Leute des Tags und thun mir ſo weh, und die Geiſter der Nacht meinen es doch gut mit mir?" Thränen rollten über die Wangen des Jünglings, er griff wieder in die Saiten und entlockte ihnen rührende Klagetöne. Dieſe bildeten ſich allmälig in die neue Weiſe, um deretwillen er den Lübich gekauft, und mit leiſer Stimme ſang er das Lied dazu.

Die kühle Nachtluft des Herbſtes fing allmälig an, ſeine Glieder erſtarren zu machen, auch drückte die von der Kälte herbeigerufene Müdigkeit ſeine Augenlieder nieder, und er nahm endlich die Laute und ſchlich wieder ſo leiſe, wie er heraufgeſtiegen war, hinab. Wie ein Geiſt ſtrich er an den Thüren der Gemächer vorüber, die auf ſeinem Wege lagen; da fühlte er ſich plötzlich gefaßt und von einer weiblichen Stimme alſo angeredet:

„Ei ſchämt Euch, Ritter, daß Ihr mich in der kalten Nacht ſo lange warten laßt! und was wird erſt die Gnädige ſagen, daß Euer Herz Euch nicht ſchneller antreibt? Wie haben ſich doch die Zeiten geändert! Sonſt ſtandet Ihr lange vor der beſtimmten Stunde, wie ein Hund vor des Fleiſchers Thür, jetzt kommt Ihr, wie des Müllers träger Eſel geſchlichen. Hilf St. Gertrud! wie kalt iſt Eure Hand! Nur ſchnell herein!“ Mit dieſem leis geſprochenen Verweiſe wurde er in ein dunkles Gemach gezogen. Gern hätte er ſich gewehrt, gern dem Fräulein den Irrthum begreiflich gemacht, aber der Arme war ſeiner Natur und ſeinem unbeholfenen Weſen nach, gleich ſo verdutzt und verblüfft, daß ihm das Blut faſt in den Adern ſtockte, die Zunge im Halſe salztrocken wurde und ſeinem Munde jeglicher Ton verſagt war. Als ein willenloſes Geſchöpf ließ er ſich fortziehn, bis er an ein Bett ſtieß.

„Hier bring' ich endlich den kalten herzloſen Mann, den treuloſen Flüchtling,“ ſagte Beate. „Selbſt ſeine Hand iſt wie Eis, die ſonſt, wenn ich ihn zu Euch brachte, wie ein Roſt glühte.“ Die boshafte Zofe gab dem verwirrten Jünglinge noch einen Stoß und verließ dann das Gemach wieder. Hellmann befand ſich in der peinlichſten

Verlegenheit; aber ſie ſollte ihren höchſten und furchtbarſten Grad erreichen. Denn er hatte ſich kaum den Gedanken bilden können, was er doch nur in dieſem finſtern Gemach beginnen ſolle, als es ſich vor ihm regte, und in demſelben Augenblicke ihn ein Paar Arme mit ſtürmiſcher Heftigkeit umfingen und zu dem weichen Lager zogen. Angſt und Schrecken ſchnürten ihm an der Kehle, als er in den geflüſterten Worten die Stimme der Prinzeſſin Anna erkannte: „Wie, du zauderſt, in meine Arme zu ſinken, entſetzlicher Menſch, die ſich dir doch mit der alten Glut öffnen? Nur du biſt kalt geworden; ja deine Wangen ſind erſtarrt, und ſo iſt es dein Herz gegen mich, ſonſt hätteſt du heute nicht dieſe furchtbare Drohung gegen mich ausſtoßen können. Es wäre dir möglich, den Mord des abſcheulichen Mönchs zu verrathen? Bedrohte er nicht meine Ehre, der ſchlechte heuchleriſche Mann, und mußte ich, um dieſe zu wahren ihn nicht niederſtechen laſſen? Und du ſelbſt könnteſt meine Schande hervorrufen wollen aus dem dunkelſten geheimſten Winkel, wohin ſie mit des ruchloſen Mönchs Blut gebannt worden iſt? Dymar, du könnteſt aus thörigter, raſender Eiferſucht, wozu ich dir doch keine Veranlaſſung gab — denn was man dir auch geſagt hat, iſt ſchändliche, boshafte Verläumdung, iſt nichtswürdige Lüge — du könnteſt mich verderben wollen, mich, deren Liebe dir nichts verſagen konnte? Dymar, du könnteſt die einſt ſo heißgeliebte Anna vernichten wollen? denn ich würde Hand an mich ſelbſt legen, ſobald nur das Mindeſte von allem verlautete, was zwiſchen uns vorgefallen iſt. Aber ſo antworte doch, Dymar! dein Schweigen martert mich fürchterlich. Ich beſchwöre dich, ſage doch nur ein liebendes Wort; aber du biſt nicht nur kalt, du biſt auch regungslos wie ein Stein. Dymar, Dymar, was iſt mit dir?“

Ihre flüſternde Stimme hatte ſich bis zum heiſern Tone der Verzweiflung geſteigert, ſie faßte jetzt den armen Jungen, dem all das Gehörte wie ein Mühlrad brauſend im Kopfe herumging, mit beiden Armen, und rüttelte ihn aus ſeiner dumpfen Seelenerſtarung auf.

„Ich bin nicht Dymar,“ ſagte er endlich mit halberſtickter Stimme; „ich bin Hellmann, ſein Bruder.“

Kaum hatte er ſich dieſer Worte mit Mühe entledigt, als die Prinzeſſin einen Ton ausſtieß, der den Höhrer zweifelhaft machte, ob es ein Schrei oder der erſte Ausbruch des Lachens ſei; bald aber überzeugte er ſich zu ſeinem großen Befremden, daß der letztere Fall hier vorhanden; denn an jenen Ton reihte ſich bald ein ungemein ſchallendes, faſt wild ausgelaſſenes Lachen. Es ſchien, als wolle die Prinzeſſin ſich, wie man zu ſagen pflegt, vor Lachen ausſchütten, es ergriff alle ihre Muskeln, erſchütterte ihren ganzen Körper, und ſtieg, immer lauter und gewaltiger werdend, die Tonleiter raſch auf und ab, ohne daß der verlegne Edelknecht auch nur ein Aufhören hätte hoffen dürfen. Das Sonderbarſte dabei war, daß ſich die Arme, die ſie vorhin um ihn geſchlungen hatte, immer enger und feſter an ſeinen Körper ſchloſſen, und je mehr er ſich Mühe gab, ſich derſelben zu entledigen, zu deſto dichtern Feſſeln zu werden ſchienen. Endlich fühlte er ſich von der wilden Lacherin ſo gewaltig zuſammengepreßt und ſo feſt gehalten, daß er hätte eben ſo laut aufſchreien mögen, als ſie lachte. Nichtsdeſtoweniger, ſo ſeltſam es auch in ſeiner wunderlichen Lage ſein mochte, wurde er von dem raſenden Lachgeiſte der Prinzeſſin unwiderſtehlich hingeriſſen, und je weher und bänger ihm in der Bruſt war, je mehr ihn die männlich, ja rieſig ſtarke Umarmung der Kurfürſtentochter auch körperlich ſchmerzte, deſto lauter war er, ganz gegen Luſt und Willen, zu lachen gezwungen, und ſtimmte in das grauſige

Gelächter Anna's mit ein, während ihm das Herz vor Furcht und Schmerz zerſpringen mochte.

Dieſe merkwürdigen Lachlaute hallten weit durch die nächtlich ſtillen Räume des ganzen Hauſes. Zuerſt ſtürzte die Zofe ſchreiend herein: „Hilf heilige Maria und heiliger Joſeph! Was habt Ihr denn mit ihr gemacht, Ritter, daß ſie von dem argen Übel überfallen worden iſt? O St. Brigitte, er lacht ſelber mit! Sie hat ihn angeſteckt. Das iſt ja entſetzlich! Ihr Heiligen alle, erbarmt euch meiner Noth! Was denn nur ſoll ich beginnen? Das ganze Haus wird munter werden. Herr Ritter, ſeid Ihr denn raſend? Iſt denn der gräßliche Lachteufel auch in Euch gefahren? So flieht doch, ſonſt ſind wir ja alle verrathen, und es iſt mein Tod! O weh mir! er hört ſo wenig als ſie. Jetzt gilt's meine eigne Rettung.“ Und von Furcht und Entſetzen gepeitſcht, floh ſie aus dem Kloſet, die Treppe hinab; denn ſchon hörte ſie in den Gemächern des Kurfürſten Stimmen laut werden. Von der größten Angſt fortgetrieben, ohne daß ſie wußte, wohin ſie floh, ſtieß ſie in der Hausflur an einen Menſchen, und erfüllte die Stille der Nacht mit neuem Zetergeſchrei. Der Mann, von welchem ſie zurückgeprallt war, rief und fluchte mit weinſchwerer Zunge:

„Rupprecht! Rupprecht! fette faule Haut! Schläfſt du denn, wie in Abrahams Schoos? Bärenhäuter! Licht! Licht! Verdammter Fetzen! Die Nachtgeſpenſter gehen mich an. Kreuz, Nagel und Dorn, wo bin ich denn? Licht! ſonſt ſitzen mir die bleichen Schemen und böſen Schatten auf dem Nacken. Donner, Strahl, Hagel und Gewitter! Träger, nichtsnutziger Knecht!“ Auf dies Geſchrei, vermiſcht mit dem der Zofe, welches nur aus wilden, unartikulirten Tönen beſtand, erſchienen bald einige Knechte und Mägde des Hauſes, die den kniſternden Kiehnſpahn am glimmenden Kohlenhaufen des Heerdes entzündeten und mit zagender Neugierde, was ſolch wilder Lärm zu bedeuten habe, in die Hausflur leuchteten. Dort ſtand der Ritter Dymar, eben vom Nachttrunk ſeines Freundes, des Hauptmanns von Wyſſel heimgekehrt, zitternd und die Arme vor Entſetzen vorgeſtreckt, und ihm gegenüber die Kammerfrau der pfälziſchen Prinzeſſin. Kaum aber hatte die Letztere den Erſtern beim rothen Strahl der Kiehnſpähne erkannt, als ſie neues Entſetzensgeſchrei ausſtieß und mit den Worten: „Ein Geſpenſt! Ein Geſpenſt iſt oben!“ der Sinne ledig zu Boden ſank. Dieſe Worte waren eben nicht geeignet, dem umſtehenden Hausgeſinde zu dieſer Stunde Muth einzuflößen, und der dicke

Rupprecht, der zur Hülfe ſeines Herrn ebenfalls endlich herbeigekommen war, rieth bereits zum allgemeinen ſchnellen Rückzug, und es blieb allein noch zu bedenken, was man mit dem ohnmächtigen Gürtelfräulein machen wollte, als ein neues und größeres Grauen unter den furchtſamen Leuten verbreitet wurde und ſie in wilder Flucht von einander ſprengte. Sie vernahmen nämlich plötzlich das hölliſche Gelächter, das bei Eröffnung der Thüre zu ihnen herabdrang, und gleich darauf ein wildes Toben und entſetzliches Fluchen. Dieſer Lärm, zuſammengehalten mit der letzten Äußrung Beata's, konnte den Leuten keine andre Meinung beibringen, als daß Geiſter der Hölle um dieſe mitternächtige Zeit in den Zimmern des Kurfürſten von der Pfalz ihr unheimliches Weſen trieben, und keine Macht der Erde hätte ſie, Stand zu halten, vermocht. In wüthender Haſt ſtürzten und purzelten ſie übereinander her, und nur der halbberauſchte Ritter Dymar befahl dem zagenden Rupprecht, ihm die Treppe hinauf vorzuleuchten. Der dicke Knappe machte ein erbarmungswürdiges Geſicht und flehte mit kläglichen Tönen, der geſtrenge Ritter möge ihn doch mit dieſem entſetzlichen Gange verſchonen, ſo daß ihm Dymar einen Schlag ins Geſicht gab, ihm den brennenden Spahn aus der Hand riß und mit einigen kräftigen Flüchen muthig und ohne Zagen die Treppe erſtieg. In demſelben Augenblick trat auch der alte Schöffe aus der Thüre des großen Gadens, geweckt von den ungewohnten lärmenden Tönen in ſeinem Hauſe, und verfolgte eilig ſeinen Sohn, ſo daß beide gemeinſchaftlich an der Thüre des Kloſets anlangten. Dieſes war von mehren Kerzen erhellt, und ringsum ſtanden die zur nächſten Bedienung des Kurfürſten gehörigen Hofjunker und Edelknaben; der Kurfürſt ſelbſt lief wüthend in einer Pelzſchaube im Zimmer auf und ab, und auf dem Bette der Prinzeſſin erblickten die Eintretenden dieſe in der unanſtändigſten Entblöſung, das Geſicht convulſiviſch verzerrt, die Arme krampfhaft um Heilmanns Leib geſchlungen, deſſen Lachen ſich in lautes Heulen, Weinen und Schluchzen verwandelt hatte, während ſie ſelbſt in dem ohrzerreißenden grauſigen Lachen fortfuhr. Sie ſchien durchaus ihrer Sinne nicht mächtig zu ſein und nichts von den Anweſenden zu bemerken, während der unglückliche Heilmann im größten Jammer vergeblich die Hände rang und um Erlöſung flehte aus den Armen der — dem Anſcheine nach — wahnſinnigen Prinzeſſin. Dies war der Anblick, der ſich den beiden Rittern zum Paradeis, Vater und Sohn, bei ihrem Eintritt in das Kloſet entgegen bot, und Dymar wurde ganz nüchtern davon.

Der Schöffe verſtummte vor Schrecken und fühlte ſeine Knie wanken, und der Kurfürſt rief tobend nach der Zofe.

„Herr Chriſt!“ ſtöhnte endlich der Eigenthümer des Hauſes, „was iſt das für ein ſeltſam Unglück? Ich bitte Eure kurfürſtlichen Gnaden unterthänig, mir zu ſagen, was hier vorgefallen iſt?“

„Seht Ihr denn nicht ſelbſt, alter Thor?“ polterte der Angeredete. „Die zärtliche Umarmung Eures blöden Lotterbuben und des Schandſacks, den ich nicht mehr meine Tochter nennen kann! Und ſie hat den ſchrecklichen Lachkrampf bekommen, mit welchem ſie ſeit einiger Zeit behaftet iſt, und der ſtets das böſe Weſen mitbringt, das ſie umherwirft und ihr die Glieder verrenkt und verdreht, wie der Erbfeind.“

„Heiliger Chriſt! das iſt eine arge Mähr!“ ſeufzte der Altbürger wieder. „Aber haltet mir zu Gnaden, Herr Kurfürſt; ich kenne die Dummheit und Tölpelhaftigkeit meines Jungen zu gut, als daß ich nicht glauben ſollte, hier ſei von keinem thörichten Minnedienſte die Rede.“

„Nun ſo thut Eure Augen auf,“ lärmte der Kurfürſt.

„Stille Waſſer ſind tief,“ flüſterte Dymar.

„Mag die Sache nun ſein, wie ſie will,“ fuhr der bekümmerte Schöffe fort, „Ihr ſeid der Ehre Eures fürſtlichen Hauſes ſchuldig, den dichteſten Schleier des Geheimniſſes über dieſe Begebenheit zu werfen, deren Räthſel ſich uns vielleicht entwirren. Ich ſehe nur getreue Diener Eures Hauſes um Euch, laßt uns alle einen heiligen Eid leiſten, nichts von der Begebniß dieſer Nacht zu verrathen; es wird Euch und uns dienſtlich und förderlich ſein.“ Während dieſen Worten zog er die Thüren zu, und verriegelte ſie von innen. „Reißt ſie nur erſt von einander!“ kreiſchte der Pfalzgraf.

Dymar ſprang mit einem Leibdiener des Kurfürſten hinzu; der Letztere verhüllte die Prinzeſſin und ſuchte ihre Arme von dem wimmernden Heilmann los zu machen. Der Krampf hatte nachgelaſſen und ſtieg nur noch als ein hohles Röcheln aus ihrer Bruſt, die Spannkraft der Arme hatte nicht mehr die frühere eiſerne Feſtigkeit, und Dymar riß ſeinen Bruder von ihrer Bruſt. In demſelben Augenblick kehrte Anna's Bewußtſein zurück, ſie rollte die Augen umher, erblickte Dymar, that einen kläglichen Schrei und ſank in Ohnmacht.

Heilmann warf ſich Anna's Vater zu Füßen und rief kläglich: „Ich bin unſchuldig! ich bin unſchuldig!“

„So ſchweig doch, Bube!“ wüthete der Schöffe, der in des Kurfürſten Geſicht las, wie unangenehm es demſelben war, in Gegenwart ſeiner Bedienung alle Schuld dieſes ärgerlichen Vorfalls auf ſeine Tochter allein gehäuft zu ſehen. Deshalb winkte er auch Dymarn, und dieſer ſtieß den Bruder in eine Ecke mit dem Bedeuten, daß er ihm den Hals umdrehen wolle, wenn er noch ein einziges Wort verlöre.

Hierauf zog der Schöffe den Kurfürſten in das Fenſter und flüſterte ihm angelegentlich zu, bis ſich dieſer allmälig beruhigte.

„Ihr Herrn,“ ſagte endlich der Ritter Nullmann, mit einem ungewöhnlichen Stolze vortretend, „jeder von uns gelobt ſeiner kurfürſtlichen Gnaden auf Ehre und Seligkeit einen guten Eid in die Hand, über dieſe Nacht ein ewiges Stillſchweigen zu beobachten. Wer aber wider ſolches Gelöbniß frevelt, der ſoll das mit ſeinem Blut und Leben beſſern. Ich werde Euch vorgehen.“

Und dem Kurfürſten die Hand reichend ſprach er den Eid, und ihm folgten ſämmtliche Anweſende.

Nach dieſer Zeremonie ſtieg Rullmann mit gleichſam triumphirenden Schritten zwiſchen ſeinen Söhnen, von denen der eine mit boshafter Schadenfreude, der andre mit wehmüthiger Zerknirſchung zu Boden blickte, in das Erdgeſchoß hinab. Dort befahl er Heilmann mit weniger rauhen Worten, als dieſer erwartet hatte, ſich zu Bett zu legen, Dymar aber wurde von ihm zu einer heimlichen Unterredung in ſein Gemach eingeladen.

## Sechstes Kapitel.

Die Aufſicht über die Sicherheit der Stadt und die augenblickliche Beſtrafung der Frevler gegen Ruhe und Ordnung, vorzüglich wenn ſie auf handhafter That ergriffen wurden, machte das Amt des Oberſtrichters aus, der dadurch zu einem ſehr mächtigen Manne wurde und nur unmittelbar unter dem Schultheißen und den Schöffen ſtand. Er hatte vorzüglich darüber zu wachen, daß keinem, der das Geleit gelöſ't, Unbild geſchehe, oder irgend ein Einheimiſcher durch einen Fremden zu Schaden komme. In ſtreitigen Sachen konnte er aber nichts entſcheiden; waren die Parteien aus dem niedern Bürgerſtande, ſo gehörten ſie der Gerichtsbarkeit des Rathes an, deſſen Weisthum ſich aber keiner aus einem altbürgerlichen Geſchlechte unterwarf; dieſe und Fremde trugen ihren Streit, von welcher Natur er auch war, dem Schöffengeding zur Entſcheidung vor.

Am Morgen nach jenen nächtlichen Vorfällen im Paradeiſe war offen Gedinge vor dem Schultheißen und den Schöffen auf dem Rathhauſe; die Schöffen waren ſchon alle beiſammen und durchwanderten paarweiſe im Geſpräch den Saal. Ritter Rullmann zum Paradeis ging heute noch aufgeblaſener als ſonſt, den runden Bauch herausdrückend, an der Seite des Schöffen Syfried von Breitenbach, eines dürren Männleins mit ſpitzigem Geſicht und tückiſchen Augen, die ſich raſch nach allen Seiten hin bewegten; beide verhandelten eifrig über etwas. —

Vor den verſchloßnen Thüren lungerten die Diener des Gerichts, auf der Bruſt den kaiſerlichen Adler, in der Hand lange weiße Stäbe.

An der Wand hingen die Hellebarden, welche ſie außerhalb des Rathhauſes zu tragen pflegten. Auf dem breiten düſtern Platze der Hausflur, ringsum mit alten hölzernen Bänken verſehen, hatten ſich die Geladenen oder die von den Gerichtsdienern herbeigeführten Beklagten verſammelt, und vertrieben ſich theils ſtehend und herumwandelnd, wie ihre Richter, die Zeit mit Sprechen, theils ſaßen ſie maulend, faul oder verdroſſen auf den Bänken. Dicht am Eingange hatte Härt Betz, der Bärenführer, Platz genommen und verkehrte mit dem luſtigen Thorwart Eitel Blum, welcher ebenfalls mit vor das Gericht gezogen war. Aber wie dieſe beiden ſchien auch der Bär ſelbſt vor des Kaiſers Stuhl und Statt gefordert zu ſein. Er ſtand draußen, an der Thürpfoſte des Rathhauſes angebunden, von zwei Dienern der Juſtiz mit Spießen bewacht, und wie um ihn die fröhliche Jugend und die ſchaubegierige Menge ſich verſammelt hatte, ſo umſtanden in der Hausflur bald die fröhlichen und traurigen Geladnen den Thorwart, um ſeine Schalkspoſſen und Pralltriller zu hören und zu belachen. Die Vorladung des Bärenführers hatte überdies noch eine Maſſe müßigen Volks, welches Intereſſe an dem Manne oder an ſeinem Thiere nahm, herbeigezogen, was theilweiſe ſich vor der Thüre aufgeſtellt hatte, oder ſich auf dem Platze vor dem Rathhauſe herumtrieb.

Das Gelächter, welches in der Nähe Eitels erſchallte, zog auch einen der wichtig thuenden Gerichtsdiener herbei, der ſich aus hoher Weisheit veranlaßt fühlte, den luſtigen Mann alſo anzureden:

„Du haſt nun ſchon manch Gericht Schelmereien aufgetiſcht, Eitel; ich dächte du ließeſt nun das eitle Geſchlenk eines Schalksnarrn und berietheſt dich, wie du den Schaden beſſern willſt, den du dem Ritter Dymar zum Paradeis zugefügt. Das ſind wenigſtens Betrachtungen, die einem ſo ernſten Orte angemeßner ſind, wie deine Pickelhäringsſtreiche.“

„O du geſetzter Beſenſtiel,“ erwiederte der Thorwart, mit affectirter Ernſthaftigkeit, „du kannſt deine zuſammengeflickte Schneiderweisheit doch nicht zu Hauſe laſſen, ſelbſt wenn du als Diener des Schöffengerichts vor der Thüre des Gerichtsſaals ſtehſt. Fürwahr, der Schultheiß hätte keinen beſſern Mann zum Thürhüter beſtallen können, als dich, der du dir die Livrei ſelbſt gemacht haſt. Ja, du biſt der eigentliche Mann hier, Bruder Kümmel; denn was wäre der Bürgermeiſter ohne den von dir gemachten Rock, und im Rocke ſteckt, wie bekannt, die Würde. Trotz deiner wichtigen Klugheit haſt du aber einen Raben ſtatt eines Adlers im gelben Lacken auf deiner Bruſt — auf die Vögel verſteh' ich mich einmal beſſer als du — und haſt dadurch angedeutet, weſſen Eigenthum du eigentlich biſt oder ſein wirſt."

Das Volk lachte dem ſich erzürnenden Schneider und Thürſteher ins Geſicht, und dieſer wollte mit wuthbraunem Munde etwas Heftiges erwiedern, als eine Bewegung vor der Thür entſtand und gleich darauf der Schultheiß, von ſechs bewaffneten Stadtknappen gefolgt, in ſeinem prächtigen, dem kaiſerlichen Ornate faſt gleichen Anzuge herein trat. Ehrerbietig wich Alles zu beiden Seiten zurück und Kümmel flog mit Schneiderſchnelligkeit an die Thüre, riß beide Flügeln derſelben auf und machte mit dem Stabe ſeine Reverenz vor dem hochgebietenden Herrn. Sogleich erſchallte im Saale ein Glöcklein, der Schultheiß beſtieg nach leichter Begrüßung der Schöffen den thronartigen Seſſel, und die zwölf Schöffen nahmen ihre niedrigern Sitze um die Tafel herum ein. Vorn blieb ein leerer Raum mit Schranken, wohin der Vorgeladene geſtellt wurde.

Nach der förmlichen Einleitung begannen die Verhöre ſogleich, und kaum war eine Stunde vergangen, als Härt Betz und Eitel Blum vorgerufen wurden.

„Ich will dir den Raben ſchon anſtreichen, Hundsfott,“ flüſterte der Thürſteher dem Thorwart zu.

„Streich lieber den Raben ſelbſt an,“ verſetzte Eitel, und wenn du's mit rother, blauer oder gelber Farbe thuſt, ſo werden ſie glauben, es ſei ein ſchwatzhafter Papagai, und ihn für dein Wappen und Ebenbild halten.“

Der Schneider ärgerte ſich abermals, aber die Geforderten ſtanden ſchon vor den Schranken des Gerichts. Der Schöffe Syfried von Breitenbach hatte ſich erhoben, den Mantel als Zeichen ſeiner richterlichen Würde abgelegt und war den Schranken gegenüber getreten.

„Biſt du der Bärenführer Härt Betz von Rynheim?“ fragte der Schultheiß barſch.

„Ja,“ verſetzte dieſer ebenſo.

„Wohlan, Kläger, ſo ſprecht und bringt Eure Klage vor den Stuhl, wo wir Gericht hägen im Namen ſeiner kaiſerlichen Majeſtät des nächſt zu erwählenden Kaiſers!“

„Ich beklage dieſen Mann,“ begann der Schöffe Breitenbach, „daß er durch ſeinen Bären, welchen er mitten in der Straße angebunden, den Ritter

Dymar zum Paradeis böswillig und vorſätzlich nach dem Leben getrachtet, ſolcher Beſtie nicht gewehrt, als ſie beſagten Ritter mörderiſch angefallen, ſondern ſie vielmehr noch angehetzt und angetrieben. Der Ritter iſt darob wund geworden und kaum mit dem Leben davon kommen. Solches muß der Thorwart Eitel Blum bezeugen. Ich fordre daher vor des Kaiſers Stuhl, daß der Bärenführer ſolchen Schaden beſſre."

„Der Oberſtrichter hätte dem Manne die Buße auferlegen können," ſagte der Schultheiß ärgerlich.

„Er hat ſie abgewieſen," verſetzte der Schöff; „denn der Bärenführer iſt nicht auf handlicher That ergriffen und läugnet."

„Was haſt du dagegen anzubringen, Härt Betz?" fragte der Schultheiß den Bärenführer.

„Ich habe dem Bären gewehrt," ſagte dieſer, „aber der Ritter reizte ihn ſelbſt zur Wuth mit ſeinem thörichten Kampfe, und hätte mir bald den Kopf mit ſeinem Schwerte geſpaltet. Seht her, geſtrenger Herr Schultheiß, noch trag' ich das Pflaſter auf der Wunde." Er näherte ſich, ſo weit es die Schranke geſtattete, dem Oberrichter, um ihm den verwundeten Kopf zu zeigen. Dieſer glaubte, das ganze über dem linken Backen liegende Pflaſter bedecke die Wunde, und der Mann wolle dies abziehn; er wehrte alſo mit der Hand ab, ſtarrte dem Zottelkopf einen Augenblick unbeweglich ins Geſicht, und fuhr ſich dann mit der erhobnen Hand über die Augen, gleichſam als habe er mit einer halberwachten Erinnrung zu kämpfen.

„Wenn ich den Bären nicht zurückgeriſſen hätte, der Ritter wäre von ihm zertreten worden,“ fügte Betz hinzu, „und doch läßt er mich nun der böſen That anklagen.“

„Was ſagſt du zu dem Handel, Eitel Blum? Iſt der Ritter wund geworden?“

„Ei, Ihr weiſen Herrn,“ rief dieſer, „kennt Ihr denn das Sprichwort noch nicht: Wen du vom Galgen löſeſt, der brächt' dich gern ſelbſt daran? Darum dächt' ich, Ihr ließet den Bärenführer kurzweg hängen; es geſchieht ihm ſchon recht, warum hat er dem Bären gewehrt und den Ritter nicht zertreten laſſen.“

Ein kaum bemerkbares Lächeln ſchwebte über das Geſicht des ernſten Schultheißen. „Du biſt ein ſchellenlauter Geſelle, wir kennen dich ſchon. Ihr läugnet beide nicht, daß der tapfre Ritter von dem Bären iſt verwundet worden?“

„Nein; aber es iſt im ehrlichen Zweikampf geſchehen,“ ſagte Betz. „Der Ritter hat das Schwert zuerſt gezogen.“

„Sehr ritterlich,“ bemerkte der Schultheiß mit einem Seitenblick auf den vor Zorn bebenden Schöffen zum Paradeis. „Genug wir wollen Gnade vor Recht ergehen laſſen und dir die Buße zu Haut und Haar erlaſſen, die auf einen böswilligen Angriff auf eines Menſchen Leben ſteht, du ſollſt und mußt es dem Ritter Dymar zum Paradeis mit dem Bären ſelbſt beſſern. Der Bär ſoll von gerichtswegen ſogleich an den Meiſtbietenden verſteigert werden.“

Rullmann murmelte einen leiſen Fluch über das milde Urtheil; aber beim Abſtimmen fand ſich, daß außer ihm und dem Kläger, der nicht mitſtimmte, alle andere Schöffen mit dem Spruch zufrieden waren, und die Geladenen erhielten Befehl, abzutreten. Einer der Scherchen wurde in die Stadt geſchickt, um die ſofortige Verſteigerung des Bären auszurufen, und es dauerte nicht lange, ſo war der Platz vor dem Rathhauſe gerdrang voll Menſchen.

Betz ſah mit boshaftem Lächeln den Vorkehrungen zu, aber ein gewiſſer Schmerz, ſich von dem ihm liebgewordnen Thiere trennen zu müſſen, war doch ſelbſt durch dies verzichtende Lächeln hindurch in ſeinem behaarten und bepflaſterten Geſichte nicht zu verkennen, und als nun endlich der

Gefährte ſeiner zeitherigen Leiden und Freuden ausgeboten wurde, da füllte ſich ſein düſtres Auge mit Thränen der Wuth und des Schmerzes, und er ballte die Fauſt gegen das Rathhaus, grimme Verwünſchungen ausſtoßend. Eitel ſuchte ihn zu tröſten, ſo gut er vermochte, aber die Scherze des Thorwarts ſchienen den finſtern Mann nur noch heftiger aufzubringen, und ſeine Wuth wurde zu ſeinem eignen Verderben zu laut. Ein Paar Ohren, die des Schneiders und Pförtners Kümmel, krochen in der Nähe umher, um etwas aufzuſchnappen, was dem Thorwart gefährlich werden könne, da dieſer ſich aber wohl hütete, dergleichen zu ſagen, ſo nahmen ſie mit den unvorſichtigen Äuſſerungen des Bärenführers vorlieb.

Ehe der rachſüchtige Mund des Schneiders Bericht erſtattete, war der Bär verkauft. Betz ſtand neben ihm, ſtreichelte und krappelte ihm an Kopf und Hals, und das Thier ſah ihn gleichſam mit wehmüthigen Augen an, als fühle es ſelbſt den Schmerz der Trennung. Auf dem Bären aber ſaß der Affe und ſchnitt verdrießliche Geſichter. „Leb' wohl, Bruder Betz," ſagte der Führer. „Die edlen Herrn von Frankfurt wiſſen nicht was ſie thun, daß ſie uns von einander reißen. Der Teufel ſoll ihnen dafür das Licht halten. Komm, Lips," rief er dem Affen zu, „wir wandern davon und laſſen unſern lieben Betz einem andern Herrn."

Da trat der Käufer des Bären, ein junger rüſtiger Kerl, ihn an, und ſagte laut: „Was geb' ich dir für den Affen, Landsmann? Komm, laß uns des Handels einig werden."

Und damit zog er den Bärenführer bei Seite, und flüſterte raſch ihm in's Ohr:

„Du ſollſt den Bären behalten, und ich will dir zum Schein als Knecht dienen. Verſtanden? Wir werden uns näher kennen lernen und du ſollſt mit mir zufrieden ſein. Ich habe gehört, was du Gutes von den edlen Herrn von Frankfurt ſagteſt, und einem Manne, der ſich ſo muthig äußert, muß geholfen werden. Dir ſoll Erſatz und Rache werden für erlittene Unbill."

Betz ſtaunte dem jungen robuſten Mann in das verwegne Geſicht; dieſer ſah ihn aber eine Zeitlang eben ſo betroffen und unverwandten Augs an, bis er in die Worte ausbrach: „Bei St. Criſpinus! ich glaube, wir kennen uns ſchon. Mich ſollen die Raben verzehren, wenn wir uns nicht ſchon ein Mal getroffen und Bekanntſchaft mit einander gemacht haben? Nein, ich irre mich nicht, trotz Eurer Straube und Eures Pflaſters. Wen ich ein Mal geſehn, den kenn' ich, und wenn er ſich das ganze Geſicht verklebte. Seht mich ein Mal recht an und denkt dann an einen Mann, der Euch in einer warmen Sommernacht des vorigen Jahrs zwanzig Schritte vom Rheinſtrome bei Bacherach einen guten Rath gab, den Ihr, wie der Augenſchein lehrt, trefflich befolgt habt."

„Sancta Maria benedicta!" murmelte der Bärenführer. „Du haſt recht; ich bin dir mein Leben ſchuldig. Komm ich ahne den Mann in dir, den ich ſuche."

Kaum aber hatte er, zitternd vor Furcht und Schrecken, ſich erkannt zu ſehen, und vor heftiger Begierde, ſeinen Erkenner ſelbſt näher kennen zu lernen, einige Schritte mit dieſem vorwärts gethan, als er zu ſeiner neuen und noch größern Beſtürzung plötzlich von den Schergen des Schöffengerichts mit ihren Hellebarden angefallen, und wieder gefangen in das Rathhaus geführt wurde. Eitel Blum, der es ſah, machte Eulchen, die Frau Härts darauf aufmerkſam, die noch bei dem Bären ſtand, ihm mit Worten und Händen liebkoſend, und lief dann ſelbſt eilig davon. Das Weib aber warf ſich wie raſend den Gerichtsdienern in den Weg, ihre Kinder unterſtützten ſie in Heulen und Wehklagen, und der

Affe machte zur Beluſtigung des Volks ſeine poſſierlichen Sprünge dazwiſchen. In demſelben Augenblicke war die Schöffenſitzung aufgehoben und der Schultheiß ſchritt aus der Thüre des Rathhauſes. Jedermann machte Platz, die Häſcher mit den Hellebarden Reverenz, aber Eulchen erhob ſich nicht in ihrer Verzweiflung und ihre Buben zeigten keinen Reſpect vor dem mächtigen Statthalter und Vogt des Kaiſers. Vielmehr ſchrien und winſelten ſie ihn an, den Vater frei zu geben, aber der ſtolze Mann ſtieß ſie ärgerlich, ſich alſo in ſeinem Wege aufgehalten zu ſehen, mit dem Fuße zurück und trat den jüngſten Knaben, daß er laut aufſchrie. Ein unedler Fluch entfuhr dabei ſeinem Munde und ein Wink befahl den laufenden Stadtgeſellen, die bewehrt hinter ihm gingen, die läſtigen Bittſteller aus dem Wege zu entfernen, was dieſe ſogleich mit allem rohen Ungeſtüm bezahlter Knechte thaten.

Das Volk murrte und der Schultheiß ſah ſich mit einem verächtlich fragenden Blicke um. Der Bärenführer aber, vor deſſen Augen ſich der empörende Auftritt ereignet hatte, rief zähneknirſchend: „Merkt Euch das, ſehr edler Schultheiß von Frankfurt!“

„Was ſagt der Hund?“ verſetzte dieſer. „Dafür übergebt ihn dem Schöffen zum Paradeis.“ Und mit trotzig aufgeworfnem Munde ging er von dannen, und Härt wurde, des Zetergeſchrei's des Weibes und der Kinder ungeachtet, in das Rathhaus abgeführt.

Kaum aber hatte der ſtolze Schultheiß noch einige Schritte vorwärts gethan, als er vor einem jungen ritterlich reich gekleideten Manne ſtehen blieb, an deſſen Arm ein wunderſchönes Frauenbild hing, und denſelben ſogleich mit den Worten anredete: „Seh ich recht, der Hauptmann von Wyſſel zurückgekehrt aus dem märkiſchen Krieg?“

„So iſt's,“ verſetzte dieſer. „Es freut mich, Euch munter zu ſehn, Herr Schultheiß.“

„Ei das iſt ſchön!“ rief dieſer mit einem plötzlich verklärten Geſichte, „und welch holde Maid habt Ihr Euch zur Begleiterin auserkoren?“

„Wenn Ihr dies und das ſchön an uns findet, Herr,“ ſagte Himmeltrude, „und dies mit Freimuth ſagt, ſo werdet Ihr mir nicht verargen, wenn ich Euch eben ſo offenherzig ſage, daß ich das, was ich ſo eben von Euch geſehn habe, keineswegs ſchön, ſondern vielmehr ſehr häßlich und abſcheulich finde.“

Der Schultheiß maß die kühne Sprecherin erſtaunt mit den Augen, aber die Schönheit der jungen Frau war ſo groß, daß dieſe immer noch funkelten, während der Hauptmann mit einiger Verlegenheit ſagte: „Ihr müßt meiner jungen Frau ſchon etwas zu gut halten, Herr Schultheiß; ſie iſt eine Thüringerin, und dieſe pflegen etwas vorlaut zu ſein und alles zu ſagen, wie ſie's meinen.“

„Eure Frau?! Ihr erfreut mich abſonderlich mit dieſer Mähr, Hauptmann. Ihr habt Euch was Köſtliches auserwählt. Damit Ihr nicht allzuſtrenge von mir denken mögt, ſchöne Frau, ſo ſoll jenes Bettelvolk ſogleich beſtens verſorgt werden. — Man ſoll der Leute wohl pflegen und ihnen Gnade angedeihen laſſen!“ herrſchte er einem Diener zu. „Vor ſolcher Schönheitsſonne ſchmilzt das richterliche Eis,“ wandte er ſich dann wieder an Himmeltruden, „aber Ihr könntet der Stadt gefährlich werden, Huldin; Ihr würdet alle Verbrecher und Frevler ihrer Strafe entziehen; denn Euerm Verweis würde ſich kein Richter ausſetzen, Euern Bitten keiner widerſtehen können. Was aber wird mir denn zum Lohn für meine Gnade?“

„Thut Ihr Euere guten Werke nur des Lohns wegen?“ fragte Himmeltrude mit verſtellter Verwundrung. „Der Himmel mit all ſeinen Heiligen und Märtyrern wird Euch ſchon dafür belohnen.

Sagt mir Euern Namen, Herr, damit ich Euch in mein Gebet einſchließen und meinem Schutzheiligen beſtens empfehlen kann.“

„Mein Name iſt Walter von Kronberg, des Kaiſers Schultheiß und Vogt der Stadt Frankfurt, doch ſag' ich ihn Euch eben nicht des Himmels wegen, ſondern daß Ihr davon Gelegenheit nehmen möget, auf Erden je zuweilen an mich zu denken.“ „Vielleicht wenn mir's mein Ehewirth erlaubt.“

„Es wird ſich wohl noch ein beſſrer Gegenſtand zur Erinnrung an mich finden, als mein bloſer Name,“ fuhr der Schultheiß ſehr höflich fort. „Wenn Ihr's erlaubt, Hauptmann, ſo ſucht ſich Eure Wirthin ein Andenken an den Frankfurter Schultheißen in den Augsburger Silberbuden aus.“

Wyſſels Gutmüthigkeit konnte nicht wohl etwas dagegen haben, ohne den mächtigen Schultheißen zu beleidigen, ſondern mußte ſich das Anerbieten für eine Gnade ſchätzen, ſo unlieb ſie ihm auch war.

Der vornehme Schultheiß hoffirte im muntern Geſprächſel der reizenden Himmeltrude und löste ſich zu Wyſſels ſtillem Ärger beinahe auf in ſonnlicher Freundlichkeit. Mit ritterlicher Artigkeit führte der umgewandelte Mann die Schöne durch die Reihen der Buden, in welchen die Augsburger Silberſchmiede ihre prächtigen Kunſtwerke, reich und glänzend, den Käufern zur Schau ausgeſtellt hatten. Der Hauptmann erzählte auf des Schultheißen Verlangen Bruchſtücke ſeiner Kriegs- und Minnefahrt, und berichtete zuletzt, daß er in der Frühe dieſes Morgens, als er eben zur Abreiſe nach Eltvill habe aufbrechen wollen, die Kunde erhalten, der Kurfürſt von Mainz, ſein gnädiger Herr und Gebieter habe ſich für heute im Saalhof Quartier beſtellt und werde in wenigen Stunden in Frankfurt anlangen. Deshalb habe er die Fahrt ſogleich eingeſtellt, um ſeine Botſchaft hier abzugeben.

„Und dieſem zufälligen Umſtande verdankt die Stadt Frankfurt und deren Schultheiß das Glück, die ſchöne Frau von Wyſſel kennen zu lernen,“ ſchmeichelte der Ritter von Kronberg. „Die Ziegeln werden vor Freuden über meine Gegenwart bald von den Dächern hüpfen,“ ſpöttelte Himmeltrude, „und doch wird ihre Freude und die aller derer, welche den Ziegeln und Steinen gleich ſind, nicht ſo groß ſein, als die meinige, daß ich die weltberühmte Frankfurter Meſſe ſehe.“

„Ihr ſprecht in dunkeln Redensarten, ſchöne

Frau. Wen haltet Ihr denn den Ziegeln und Steinen gleich, und in wie fern iſt eure Freude größer?“

„Weil ich ein Herz habe und die Ziegeln und Steine keins, und auch die Leute keins, die den Ziegeln und Steinen gleich ſind, wenigſtens iſt es ſo hart wie dieſe; zum Beiſpiel das Eurige, Herr Schultheiß; denn hättet Ihr ein weiches chriſtliches Herz, wie ich, ſo würdet Ihr die arme Frau vorhin nicht mit dem Fuße geſtoßen und ihr zartes Kindlein nicht auf die Hand getreten haben.“

Damit drehte ſie ſich einer Bude zu, um die Waaren anzuſtaunen.

„Die Frau hat ja ihr Begehr erlangt, ihr Mann iſt freigegeben, und drum werdet Ihr doch nicht länger ſchmollen,“ höfelte der minneluſtige Schultheiß.

„Mir kommt’s nicht zu, mit Jemand zu ſchmollen. Wahrt Euch nur, Herr, daß Euch der Himmel nicht zürne!“

„Schmollt Ihr der kühnen Schwäzerin nur nicht, Herr Schultheiß!“ flehte der Hauptmann wieder.

„Und wenn man auch wollte, man könnte nicht,“ verſetzte dieſer. „Möge mir der Himmel all meine Sünden ſo verzeihen, wie ich ihr vergebe, was ſie mir anthut. Weil Ihr denn ſo fromm ſeid, ſchöne Frau," wandte er ſich jetzt wieder an Himmeltruden, „ſo werdet Ihr jenen zierlich gearbeiteten Weihkeſſel als Geſchenk von mir nicht verſchmähen. An der Thürpfoſte Eures Gemachs aufgehängt, wird er Euch nicht nur an Gott und alle Heiligen, ſondern auch an den Eurer Meinung nach, gar unheiligen und ſündhaften Schultheißen erinnern, und Euch an Euer Verſprechen mahnen, für ſeine Sünden zu beten. Mich aber laßt mit dem Geſchenke einen kleinen Minnedienſt verbinden, das heißt in Sitten und Ehren und mit Eures ehelichen Wirthes freundlicher Gewähr."

„Ich glaube wohl, daß Euch Fürbitter noth thun," verſetzte Himmeltrude, „aber eben ſo noth möchte Euch Euer eignes Gebet ſein; denn ein Mann von Euerm Alter hat kaum noch auf ein Paar Hände voll Jahre zu zählen, und darum dürfte Euch Gebet und Buße beſſer ſtehen als jeglicher Minnedienſt."

„Freilich wenn ich kein Herz hätte, wie Ihr behauptet, ſchelmiſches Weibchen, aber leider! habe ich eins und zwar ſo weich und friſch und warm wie das eines jungen Minnewarts, obgleich ſich die Haare um Stirn und Schläfe bleichen.“

„Wieder ein Beweis mehr, daß Alter nicht vor Thorheit ſchützt,“ warf die Hauptmannsfrau noch hin, aber der Schultheiß war an die Silberbude getreten, und that nicht, als ob er die bittre Bemerkung höre. Wyſſel ſah Himmeltruden mit einem bittenden Blick an und flüſterte ihr dann, als der Schultheiß um den Weihkeſſel feilſchte, zu, doch des mächtigen Mannes etwas zu ſchonen und zu bedenken, daß das leutſelige Benehmen deſſelben keine geringe Gnade für ſie ſei. — Der Schultheiß überreichte ihr den Weihkeſſel, der von feinem Silber mit getriebener Arbeit, die Paſſionsgeſchichte Chriſti bildlich vorſtellend, kunſtvoll gefertigt war. Hierauf befahl er einem Knechte, das Geſchenk der Edelfrau in ihre Herberge nachzutragen und beurlaubte ſich mit der an den Hauptmann gerichteten Bitte, ihn mit Frau Himmeltruden in ſeinem Hauſe zu beſuchen.

Wyſſel machte ſeinem Weibchen einige ſanfte Vorwürfe über ihr Betragen gegen den mächtigſten Mann der Stadt Frankfurt, aber ſie antwortete: „Solch einem alten Sündenbock muß man jeden Augenblick einen Spiegel vorhalten. Und laß uns doch erſt zuſehen, ob er nicht noch weit ſtärkere Pillen werth iſt. Mich verlangt's ſchier zu wiſſen, ob mein Wort für den armen Bärenführer auch etwas gefruchtet habe.“

„Du wirſt doch dem Schultheißen Walter von Kronberg auf ſein richterlich Wort glauben? Und was geht uns denn weiter der ſchmutzige Geſelle an? Was auch wollteſt du denn thun, um dich zu überzeugen?“

„Was weiter als auf das Rathhaus gehen und fragen, ob der arme gefangne Mann wieder frei gelaſſen worden und die jammernde Frau auch der verſprochnen Gnade wirklich theilhaftig geworden iſt.“ Und der Gegenvorſtellungen ihres Mannes ungeachtet, ſchickte ſie den Knecht mit dem Weihkeſſel nach ihrer Herberge, und zog den gutmüthigen und gegen ſie nur zu nachgeblichen Gilbrecht mit nach dem Rathhauſe fort.

„Iſt der Bärenführer frei gegeben?“ fragte ſie die in der Hausflur lungernden Stadtgeſellen. Die Kerle lachten unbändig, und Einer grunzte: „der Schöffe zum Paradeis läßt ihm jetzt die Freiheit mit der Knotengeiſel eingeben.“

„Führ mich zu dem Schöffen zum Paradeis!“ rief Himmeltrude aufgebracht, und ließ ſich nicht von ihrem Manne zurückhalten, dem ſtämmigen Burſchen zu folgen. Wyſſel hielt es für das

Veſte zurückzubleiben, und ſo ſtieg die muthige junge Frau dem Soldknechte nach, eine Treppe hinab, in einen feuchten und moderigen unterirdiſchen Kerker. Noch hatte Himmeltrude den nur ſpärlich vom Tageslicht beleuchteten Pfad nicht ganz zurückgelegt, als ſie ein herzzerſchneidendes Geſtön vernahm, und als der Knecht die Kerkerthüre öffnete, fuhr ſie erſchreckt zurück. Vor ihr auf einer Marterbank war der unglückliche Bärenführer ausgeſpannt und ein ſtarker Mann ſchlug mit einer Geiſel, in deren lederne Riemen zackige Eiſenſterne geknüpft waren, auf den entblößten Rücken des ſtöhnenden Mannes los. Daneben ſtand der Schöffe zum Paradeis und weidete ſeine Blicke an den Zuckungen des wüthenſten Schmerzes, welche den Leib des Bärenführers hin und her riſſen. Auf ſeiner Stirne war jener brutale Stolz in ſeiner höchſten Ausbildung ſichtbar, den man zwar früher ſchon an ihm bemerkt, der aber ſeit geſtern Abend vom Kinde zum Rieſen geworden war.

Der eintretende Gerichtsdiener deutete mit der Hand auf den Schöffen und Himmeltrude warf ihre Augen mit einem Gemiſch von Verwunderung und Zorn auf den Mann, den ſie wiederum mit ſtaunendem Auge vom Kopf bis

Fuße maß, indem er auffahrend fragte: „Was wollt Ihr?“

„Euch Rechenſchaft abfordern, Herr Schöffe, wegen der Greuelthat, die ihr hier begeht,“ antwortete die Hauptmannsfrau mit feſtem Tone.

„Mir Rechenſchaft?“ hohnlachte der Schöffe. „Heiliger Chriſt! Ich muß glauben, Ihr ſeid eine Wirrſinnige; oder iſt das nicht, ſo ſagt, wer wagt's, dem Schöffe zum Paradeis mit ſolchen Worten zu begegnen?“

„Was kümmert Euch meine Perſon. Hier handelt es ſich um dieſen unglücklichen Mann, den der Schultheiß freigegeben und den Ihr nichts deſto weniger gegen ſeinen Befehl, gegen Recht und Billigkeit als einen Verbrecher züchtigt.“

„Er hat des Kaiſers Schöffen geläſtert, ihm geſchehe ſein Recht und Niemand ſoll mich daran hindern. Von einem Weisthum des Schultheißen iſt mir nichts bekannt.“

„Ha!“ kreiſchte Himmeltrude auf, „wo iſt der Diener, dem der Schultheiß jenen Befehl zurief! Ich beſchwöre Euch, Herr Schöffe, haltet ein mit der grauſamen Strafe, bis ich Euch einen Befehl des Schultheißen überbracht. Mir hat Herr Walter von Kronberg die Freiheit dieſes Mannes geſchenkt, mir muß der Schultheiß gerecht werden, mir muß er ſein Wort halten. So ſeid drum menſchlich und laßt den armen Mann nicht länger ſchlagen, da ihm, wenn er wirklich Strafe verdient hat, dieſe doch geſchenkt worden iſt.

„Und wer ſeid Ihr denn?“ lächelte der Schöffe, „die Ihr verlangt, ich ſolle Euch auf's Wort glauben, die Ihr verlangt der Schöffe Nullmann von Marburg, Ritter zum Paradeis ſoll eine Viertel Stunde zögern in Vollſtreckung ſeines richterlichen Amtes? Herr Chriſt! wie kommt Ihr mir vor?“

„Und vermag denn die Bitte eines Weibes nichts über Euch? Was helfen Stand und Name, wenn Ihr nicht in meinem Auge die Gewährſchaft findet? O ſeid barmherzig, und ſchenkt einer bittenden Frau einige Minuten Euerer Zeit. Ich will laufen, recht laufen, um Euch des Schultheißen Befehl in noch kürzerer Zeit zu überbringen!“

„Ihr wißt, daß Ihr ſchön ſeid,“ greinte der Schöffe. „Aber von welcher Art iſt dann der Lohn für mich, wenn dieſe Schönheit ſich für den ſchmutzigen Bettler hier verwendet? Ei ſo dächte ich, der Schöffe zum Paradeis ſei doch ein ſtattlicherer Mann, der ſonſt wohl der Gunſt fahrender Frauen ſich erfreute. Herr Chriſt! ich bin noch nicht veraltet, um's bei der bloſen Erinnerung früherer Jahre zu laſſen."

„Elender!" murmelte Himmeltrude, kehrte ihm den Rücken und eilte die Treppe hinauf! Wartend ſtand ihr Gemahl und betrachte ſich die Waffen der Stadtgeſellen. „Gilbrecht," rief ſie ihm zu, „führe mich ſchnell zum Schultheißen!"

„Was willſt du dort?" fragte er verwundert.

„Ich bitte dich, ich beſchwöre dich, führe mich! eile! eile! ſonſt ſchlagen ſie den armen Mann todt. O dieſe Menſchen ſind fürchterlich!" und im gewaltigen Sturm ihres aufgeregten Gemüths riß ſie den Zögernden mit ſich fort und überhörte die Worte, in welchen er ſeine Verwunderung und Mißbilligung über ihr Thun und Treiben ausſprach.

Bald ſtanden ſie an der Thüre des großen Hauſes, in welchem der mächtigſte Mann Frankfurts waltete. Die Thüre war mit Wachen beſetzt und nur auf Himmeltrudens dringendes Verlangen, welches gar keine Einwendung dulden wollte, ſondern das Gerede der Knechte mit befehlendem Tone überflügelte, wurde ſie vor den Schultheißen geführt.

Die ſtrenge Amtsmiene, mit welcher er ihr entgegentrat, glättete ſich bald zum freundlichen Minnegeſicht, als er ſie erkannte.

„Welch glücklicher Zufall führt die ſchöne Frau von Wyſſel ſchon jetzt in meine Behauſung?“ fragte er mit höfelnder Geberde und erfaßte Himmeltrudens Hand.

„Kein glücklicher, ein unglücklicher Zufall oder vielmehr die ſchändlichſte Nichtachtung Eures Befehls und die unerhörteſte Bosheit, womit der Schöffe zum Paradeis den armen Bärenführer blutig ſchlagen läßt, bringt mich zu Euch, Herr Schultheiß, um Euch zu fragen, wie Ihr mir doch ſo ſchön Wort gehalten? Nein, nein, um Euch zu bitten, daß Ihr den Mann freigebt, wie Ihr mir verſprochen.“

„Wie kömmt doch die ſchönſte Frau in Frankfurt dazu, den häßlichſten Mann in Frankfurt mit ſolchem Antheil zu überſchütten? Weit beſſere Männer würden ſich glücklich fühlen, den zehnten Theil ſolcher Gunſt von Euch zu erlangen.“

„O ſetzt doch nicht ewig perſönliche Verhältniſſe voraus! Wißt Ihr denn nichts von Menſchenliebe, von Chriſtenthum? Ich kenne ja den Mann nicht, aber die Klagen ſeines Weibes, ſeiner Kinder haben mich tief erſchüttert. Fühlt Ihr denn keine gleiche Regung in Euerer Seele? Ach, Ihr kommt mir vor, wie die Richter die das Heil der Welt an's Kreuz nageln ließen.“

„Ich vergaß, daß Frau von Wyſſel nicht nur die ſchönſte, ſondern auch die frömmſte Frau iſt,“ ſüßelte der Schultheiß. „Ach, wer doch auch in Fälle käme, die Euer frommes Mitleid in Anſpruch nehmen könnten! Der ſilberne Weihkeſſel baute mir dann wohl ein kleines Stüflein in dem Himmel Euerer frommen Gunſt.“

„Ihr hättet beſſer gethan, den Keſſel zu behalten und dem Manne die Freiheit zu geben, wie Ihr gelobt,“ zürnte Himmeltrude. „Aber nun eilt, Herr Schultheiß, und ſtellt mir den Befehl zur Freilaſſung des Bärenführers aus; die Minuten fliegen und der Schöffe zum Paradeis läßt den Mann todt prügeln, wenn ich zur beſtimmten Zeit ihm Euren Befehl nicht eingehändiget habe.“

„O wie würde ich eilen, allen Sündern zu vergeben, wenn ein Kuß von Eurem Munde, ſchöne Frau, mich mein richterliches Amt vergeſſen ließe! Gebt, gebt und macht mich glücklich!“

„Nimmermehr!“ ſagte Himmeltrude ernſt zurücktretend. „Haltet Ihr es nicht für Pflicht, den Mann freizulaſſen, ſo will ich ihn nicht mit einer Untreue und Schlechtigkeit erkaufen. Schämt Euch, mir ſolchen Antrag zu machen und laßt es Euch doch nicht ſo gar gleichgültig ſein, daß ich Euch nicht nur als Richter, ſondern auch als

Menſch verachten muß! Sagt kurz, wollt Ihr den Befehl geben oder nicht?“

„Ei, ei, wie ſtrenge!“ drohte der Schultheiß mit dem Finger und lächelte dazu, ſich verlegen in die Lippe beiſſend. „Ich gehe ja ſchon und fühle, daß ich der Sklave Eures Willens geworden bin.“ — Er ſetzte ſich nieder, ſchrieb den Befehl, überreichte ihn der wartenden Hauptmannsfrau und drückte, ehe ſie es verhindern konnte, einen Kuß auf ihre kleine vollkommene Hand.

Sie machte ein recht bitter böſes Geſichtchen dazu, knirte ſtumm und verließ ohne Umſtände Gemach und Haus, ihren Mann eben ſo ſchnell wieder fortziehend, wie ſie ihn hergebracht hatte. Unterwegs kam es zu einigen Erklärungen und Gilbrecht ſagte: „Wenn du alles Unrecht gut machen willſt, ſo wirſt du nicht zur Ruhe kommen. Du biſt noch viel zu neu in der Welt, mein minnigliches Weib, darum ſtößt dir jed’ Unrecht, was du ſieheſt, ſo gewaltig vor den Kopf. Aber das wird ſich geben. Beherzige das Sprichwort: Wer alle Ding verfechten will, darf das Schwert nicht einſtecken. Was dich nicht brennt, das laß du ungelöſcht.“

„Gilbrecht!“ rief Himmeltrude in Aufregung, „ich werde ganz irre an dir! Biſt du auch einer der Werkeltagsmenſchen, die den Müllerseſel der Gewöhnlichkeit ſeinen Schritt gehen laſſen? Ich bin ein Sonntagskind und will auf dem flügelſchnellen Roſſe der Begeiſtrung durch das Leben ſtürmen. Willſt du mich den Ritt allein machen laſſen, Gilbrecht?“ fragte ſie ihn, und ſah ihn mit ſo taubenfrommen Augen, die ſich allmälig mit Thränen füllten, in das Geſicht, daß er ihre Hand ergriff und rief: „dein Weg ſoll auch der meinige ſein, geliebtes Weib.“

Schon hatte der grauſame rachſüchtige Schöffe zum Paradeis den Befehl zur erneuten Züchtigung ſeines Opfers gegeben, und ſchon fiel der erſte Streich wieder auf den zerfleiſchten Rücken des Bärenführers, als Himmeltrude kreiſchend hereinſtürzte, dem Stockmeiſter in den Arm fiel und dem Schöffen den Befehl überreichte.

„Ich wünſch' Euch Glück, ſchöne Frau, zu dieſem Geſpons,“ höhnte der Schöffe und zerdrückte das Papier in ſeiner Hand. „Der Geſchmack iſt verſchieden. Ich will Euch an der Befriedigung des Eurigen ferner nicht hinderlich ſein.“ Und hohnlachend ging er mit ſtolzen Schritten davon, blähte ſich auf und erwiederte des Hauptmanns höflichen Gruß kaum mit einem leiſen Nicken.

* * *

Der Bärenführer wurde losgebunden. „Armer Mann!“ beklagte ihn Himmeltrude, „Ihr ſeid wohl übel zugerichtet?“

Härt wandte ſein ſchmerzverzogenes Geſicht und mußte einen Engel vor ſich zu ſehen glauben, denn unwillkührlich falteten ſich ſeine Hände und ſein Mund lispelte vernehmbar:

„Mittis ex coelo, domine, angelos tuos in carcerem ut vincla frangent.“ *)

Himmeltrude hörte erſtaunt die fremden Worte aus des gemeinen Mannes Mund und wähnte, ſein Verſtand habe gelitten.

„Wißt Ihr noch, Mann, wo Eure Frau iſt, und ſeid Ihr im Stande zu ihr zu gehen?“ fragte ſie wieder theilnehmend.

„Ich leide unſägliche Schmerzen,“ verſetzte er, „und werde wohl nicht gehen können.“

Himmeltrude faßte ihn bei'm Arm, und als ſie oben waren, unterſtützte ihn Gilbrecht auf der andern Seite. Indem ſie den blutenden Mann alſo durch die Hausflur des Rathhauſes führten, war eben die Sitzung des Stadtraths aus, welche im zweiten Stockwerk des Rathhauſes gehalten

---

*) Herr, du ſendeſt deine Engel in das Gefängniß, damit ſie die Ketten zerbrechen.

wurde, und die beiden Bürgermeiſter gingen mit den Rathsherrn vorüber und warfen verwunderte Blicke auf die beiden Führer und den Geführten, jene, vorzüglich die Frau ein ſeltnes Bild von Schönheit, dieſer von finſtrer abſtoßender Häßlichkeit. Zwei der Rathsherrn, die zuletzt gingen, blieben ſogar ſtehen, und der eine, ein kleiner muntrer freundlicher Mann ſchon in den funfziger Jahren, fragte nicht ohne den ſchönen Ton des Mitgefühls in der Stimme: „Was fehlt dem Manne? Wo iſt er breſthaft worden?“

Himmeltrude erzählte, was vorgefallen war.

„Der Schöff zum Paradeis treibt gräulichen Mißbrauch und Unfug mit ſeiner Macht,“ wandte ſich der Fragende an ſeinen Begleiter. „Wahrlich ein Reichsoberhaupt thut noth, ſolche Willkühr und Gewaltthat zu unterdrücken.“

„Ihr werdet das nicht hindern, liebwerther Meiſter Zaan, ſelbſt wenn das Reich gut beſtellt iſt,“ verſetzte der Andre.

„Ach nehmt mir doch meinen Glauben nicht, Junker von Lichtenſtein. Wenn ich mein Garn auf den Stuhl ziehe und ſchlage die Faden ein, ſo nehm' ich die heraus, welche zu ſtark oder zu ſchwach ſind und das Gewebe uneben machen würden, und ziehe dafür andre hinein. Und das

Reich gleicht einem Weberſtück, der König iſt der Weber. Solch ein dicker Faden, wie der Schöffe zum Paradeis muß aus dem Aufgeſpinnſt." Der Andre lächelte und der muntre Rathsherr Zaan, der ſich durch dieſe Worte als ein Wollweber kund gegeben hatte, wandte ſich wieder an den Hauptmann Wyſſel mit den Worten: „Führt ihn doch in das nahgelegne Beguinenhaus in der Fahrgaſſe, dem Hofe der Johanniterherrn ſchief gegenüber; die barmherzigen Schweſtern werden ſein wohl warten und pflegen, bis ſein Gebreſte geheilt iſt."

„Wir wiſſen das Haus nicht; denn wir ſind fremd in Frankfurt," ſagte Himmeltrude.

„So will ich's Euch zeigen," entgegnete der Rathsherr, und ging voran. Der Weg mit dem ſtöhnenden Härt war beſchwerlich; doch ſtanden ſie nach einiger Zeit vor einem alten Gebäude, an deſſen Thürſchelle der gefällige Rathsmann zog, und ſich dann, begleitet von dem Danke des jungen Ehepaars entfernte. Eine von den Schweſtern der evangeliſchen Armuth erſchien in ihrer einfachen, faſt dürftigen Tracht, welche kaum von fern an die Regel des heiligen Franciscus erinnerte, zu deſſen Orden, dritter Klaſſe, ſie ſich bekannten, und Himmeltrude gab derſelben ihr Verlangen zu erkennen, auf den todtbleichen ſchwachen

Härt deutend. Kaum hatte die hülfreiche Beguine gehört, was hier Noth ſei, als ſie den breſthaften Mann in ein weites Zimmer führte, wo mehre Betten für Kranke bereit ſtanden. Einige andre Schweſtern waren in geſchäftiger Eile bemüht, den Bärenführer zu entkleiden und ſeine Wunden zu unterſuchen, andre liefen nach Arzneimitteln und Verband, und Himmeltrude weinte eine Thräne der Rührung über die Barmherzigkeit der Frauen. Unter dieſen zeigte ſich auch eine hohe ſchlanke Geſtalt, die mit einem Wundbalſam in einer Schaale hereintrat, den zerfleiſchten Rücken des vor Schmerz ohnmächtig gewordnen Bärenführers damit zu beſtreichen. In ihrem bleichen Geſicht, über welches die Laſt der Jahre und des Kummers mit eiſernem Schritte verwüſtend gezogen war, ſah man doch noch Spuren ehemaliger Schönheit, aber mehr als dieſe zog ein höchſt ehrwürdiges Weſen an ſie an, welches ſie, wie ein Heiligenſchein umgab. Mit geſchäftiger Hand zog ſie ihm das Pflaſter von der Kopfwunde und vom linken Auge, weil ſie auch darunter eine Wunde vermuthete, wuſch ihm das ſchmerzverzogne Geſicht und beſtrich es mit dem Balſam. Der kühlende Balſam, welchen ihre Hand den Wunden ſpendete, erregte dem Bärenführer ein angenehmes Gefühl; er kam wieder zu ſich und erhob dankbar ſeine Augen nach der wohlthätigen Frau, und auch ihr Blick fiel in ſein Geſicht. Aber allſogleich ließ ſie die Schaale fallen, ſtieß einen Schrei aus und rief: „Geipel, hier ſehen wir uns wieder!“

Aber der alſo Angeredete drückte das Haupt tief in die Kiſſen des Bettes und ſtöhnte ärger als zuvor.

Die Schweſtern ſahen verwundert die Beſtürzte und ſetzten ihr ſchon mit Fragen zu, als dieſe ihnen ein Zeichen mit der Hand gab, und bleich und zitternd das Krankengemach verließ.

Gilbrecht und Himmeltrude fanden keinen Beruf, ſich nach der Urſache dieſes ſeltſamen Vorfalls zu erkundigen, und gingen deßhalb, um ſich nach ihrer Herberge zu verfügen und auf den Empfang des Kurfürſten von Mainz vorzubereiten.

## Siebentes Kapitel.

In den hohen Zimmern der Frau Eva von Waſum leuchtete die Pracht des Reichthums von allen Gegenſtänden, die ſich dem Auge darboten. Der Fußboden war mit venetianiſchen Teppichen ausgelegt, in welchen man die Tafelrunde des Königs Artus von England mit all den heldenmüthigen Geſtalten ſeiner Ritter eingewebt erblickte; die mächtigen Knäufe der ſchön geſchnitzten Bett- und Stuhlgeſtelle waren übergüldet, die Polſter mit feinwollnen bunten Stoffen überzogen, und auf dem Kandelbret, welches um die Wand herumlief, ſtanden gar koſtbare Gefäße von Holz und Metall, meiſt von zierlich gearbeitetem Silber. Die Anordnung des Ganzen predigte außer dem Reichthum die eifrigſte Ordnungsliebe; hier waltete — das ſah man — ein edler Geiſt; denn die Ordnung iſt die Mutter des Schönen. Mehr noch als an dem todten Hausrath bewährte ſich dies an den vier lebenden Weſen, welche dieſe ſchönen traulichen Räume bewohnten, an Frau Eva von Waſum und ihren beiden Töchtern Gretchen und Gutchen, und der Gürtelmagd Regina. Alle waren ſo rein und nett, daß ſich das Auge jedes Mannes mit Vergnügen an ihnen weidete.

Frau Eva war mit Recht noch eine ſchöne Frau zu nennen. Ein geregeltes züchtiges Leben, die Segnungen eines gut benutzten Wohlſtandes hatten ihr die ſpätere Blüthe weiblicher Reize, welche von Kennern meiſt der erſten reizenden Blüthe der Jungfrau vorgezogen wird, erhalten, und obgleich ſie an der Schwelle der vierziger Jahre ſtand, ſo hätte man ſie doch leicht für eine angehende Dreißigerin halten können, und es ſchien ſchier unglaublich, daß ſie die Mutter der beiden erwachſnen Töchter ſei, zumal Gretchen, die Ältere, obgleich erſt zwanzig Jahr, doch nicht jene reizende Friſche der Jugend beſaß, nach der man das Alter meiſt abzuſchätzen pflegt, und deßhalb für älter angeſehen werden konnte. Auch entbehrte Gretchen des blendenden Schmuckes der Schönheit, und obgleich ſie weder mißgeſtaltet noch häßlich war, ſo mangelte ihrem Geſicht doch die Zuſammenſtellung der Formen und Züge, aus welcher auf eine geheimnißvolle Weiſe Schönheit und Reize hervorgehen. Mit dieſen war dagegen ihre jüngere achtzehnjährige Schweſter, Gutchen, in reicher Fülle begabt. Nicht ſo ſchlank gebaut, wie Gretchen, ſtrahlte ſie aber an Liebreiz in Formen und Bewegungen, und ließ ſelten ein Männerauge unentzückt. Es konnte nicht fehlen, daß bei ſo vielen Vorzügen, unter denen der allbekannte, bedeutende Reichthum der Frau von Waſum keiner der unbedeutendern war, Gutchen von einer Menge von Minnewarten aus den altbürgerlichen Geſchlechtern Frankfurts und des Adels der Umgegend umſchwärmt war, indeß auf das ſtille, nicht reizende Gretchen ſelten ein gütiger und nie ein huldigender Blick fiel. Aber Gretchen ſchien das nie bemerkt zu haben und würde in ihrer Anſpruchsloſigkeit ſich verwundert haben, wenn es anders geweſen wäre.

Die Mutter war mit Reginen auf die Meſſe gegangen, um einige Einkäufe zu machen, und die beiden Schweſtern ſaßen allein mit Kunkel und Spindel beſchäftigt, wie es zu jener Zeit auch den adligen Fräulein zukam. Beide hatten über die Sehenswürdigkeiten der Meſſe geſprochen und dann eine geraume Zeit ſchweigend einander gegenüber geſeſſen, als der Lübich, der in ſeinem ſchönen Bauer in der Fenſtervertiefung hing, vor welcher Gutchen ihren Sitz zu haben pflegte, ſein neues Lied zu pfeifen begann. Die Schweſtern horchten aufmerkſam den langgezogenen Tönen, bis er ſchwieg, und Gretchen zu reden begann: „Fürwahr, es hätte dir Niemand eine artigere Meßgabe erſinnen können, als Junker Heilmann zum Paradeis; das Vöglein iſt gar ein herzig Ding.“

„Gewiß herziger als der Geber,“ verſetzte Gutchen mit kaltem Spott auf den Lippen. „Ich glaube gar, der gefrorne Junker thaut jetzt allgemach von ſelber auf; denn wahrlich, ich erinnere mich nicht, ihn durch irgend einen Blick oder ein Wort zu ſolcher Höfelei eingeladen zu haben. Sonſt gab ich mir wohl die Mühe ihn zum Hänschen zu haben, aber ſeit einiger Zeit iſt er ſo eſſigſauer, ſo hölzern ungelenk und ſo ſalztrocken geworden, daß er nicht ein Mal mehr zum Gegenſtand irgend eines Witzes taugt.“

„Ich glaube, du haſt dem Junker ſonſt unrecht gethan und thuſt ihm jetzt auch unrecht. Wohl mag er nicht zum Gegenſtand deiner Spöttereien taugen, aber eben ſo wenig verdient er von dir gänzlich überſehen zu werden.“

„Ei ſieh doch!“ lachte Gutchen, „ich glaube gar, du haſt dem hübſchen Heilmann etwas zu tief in die ſchwimmenden blauen Augen geſehen.

Vielleicht hat ihn Regine falſch verſtanden, und der Vogel iſt dir beſtimmt, ſo wie das Herz des ſtummen Minnehelden.“

„Ach nein!“ verſetzte Gretchen erröthend und die Augen unverwandt auf die Kunkel heftend, „du biſt das Ziel ſeiner Wünſche, und dir gilt des Vogels Liedlein. Aber ich möchte dir mit des Junkers Herzen auch die Erkenntniß wünſchen, daſſelbe zu ſchätzen. Wenn ich an deiner Stelle wäre, ich würde ihn allen Edelknechten und Rittern vorziehen, die dir zu Hofe leben; denn ihn erkenne ich als den Edelſtein unter ihnen, und wenn er auch noch nicht geſchliffen und gefaßt iſt, ſo hat er doch ſeinen Werth.“

„Ach, ich merke, ſeit du von Gelen gehört haſt, Junker Heilmann klimpre zuweilen, wenn er allein in ſeiner Zelle ſteckt, auf der Laute und ſinge auch wohl ein Reimlein dazu, biſt du ganz für ihn eingenommen, und ich wette, deine feine Naſe riecht ſo etwas von einem Minneſänger oder Troubadour aus ihm heraus. Du würdeſt wohl thun, den Junker an deinen Lectionen beim Frater Ananias Theil nehmen zu laſſen. Es könnte mit eurer Hülfe wohl ein fahrender Spielmann und Liederdichter aus ihm werden.“

„Ich weiß wohl, daß du geringſchätzig von den hohen Minnegeſängen denkſt, womit mich die gefühlvolle Gelehrſamkeit des Fraters Ananias bekannt gemacht hat, und woran meine ganze Seele hängt. Aber ich bitte dich, verachte mir doch meine ſtillen Freuden nicht, ſo wie ich dich nicht um deine lauten beneide. Wenn du ſie kennteſt oder Sinn dafür hätteſt, würdeſt du anders darüber denken."

„Du biſt auch gewaltig übelnehmiſch," grollte Gutchen. „Der Junker Heilmann iſt kaum ſo viele Worte werth, als wir ſeit dieſem Morgen ſchon über ihn gemacht haben, und ich thue am Beſten, ich ſchicke ihm ſein Geſchenk wieder, um ihn ſelbſt damit in die Vergeſſenheit zu bringen." Sie ſchielte dabei ſchelmiſch-lauernd nach Gretchen.

„Das wäre ja abſcheulich!" rief dieſe aufgebracht. „Lieber will ich den Vogel nehmen und in mein Kloſet hängen, damit er dir aus den Augen kommt und mit ihm die dir ſo widrige Erinnerung an den armen Heilmann aus der Seele."

„Thu das, mein Schweſterchen; ich will dir beides abtreten. Häng' den lieben, gefiederten Sänger neben deinem Bette auf, und denke bei ſeinem Anblick ſtets an den ungefiederten; wenn der Vogel ſingt, ſo bedenke, daß der Geber in deiner Nähe ſtumm iſt, und wenn du ſamt dem Vogel des Nachts ſchläfſt, ſo erinnre dich, daß Heilmann wie ein Mondſüchtiger umherläuft. Ich lobe mir Leute, die am Tage munter ſind und Nachts ſchlafen, die mit mir plaudern, und wenn ſie ſingen können, mir eine Freude damit machen. Ich und Heilmann paſſen nicht für einander. Das habe ich ihm auch dieſen Morgen durch die Blume zu verſtehen geben laſſen.“

„Wie?“ verſetzte Gretchen, die eben beſchäftigt war, den Vogel abzuhäckeln, „du haſt dem Junker etwas Unzartes ſagen laſſen? Und ſo ſtatteſt du ihm den Dank für ſein ſchönes Geſchenk ab? Das wenigſtens hätt' ich nicht von dir erwartet.“

„Ei er hat ja geſtern Abend, als er den Vogel gebracht, ausdrücklich in Reginen gedrungen, ihm dieſen Morgen um zehn Uhr Beſcheid zu ſagen, wie ich das Geſchenk aufgenommen.“

„Und was haſt du ihm ſagen laſſen?“ fragte Gretchen geſpannt.

„Wenn ich den Geber hätte, wollte ich ihn in einen großen eben ſo ſchönen Gebauer ſtecken laſſen, weil er dann vielleicht eher ſeinen ſangreichen Mund aufthun und mir ſeine Liedlein vorſingen lerne, und wie er mir den Vogel an ſeiner Statt geſchickt, ſo wollte ich ihn nachher zum Recompenz anſtatt des Vogels halten. Denn wofür ſich einer giebt, dafür muß man ihn nehmen.“

„Ich hoffe, Regine iſt klüger geweſen als du,“ bemerkte Gretchen mit Thränen im Auge, „und hat dem guten Junker nicht dieſe unbeſonnenen kränkenden Worte wieder geſagt.“ Damit verließ ſie das Zimmer, den Vogel an der Hand und verfügte ſich in ihr Gemach, wo ſie ihn einſtweilen auf einen Tiſch ſtellte, der voller koſtbarer Bücher und Pergamentrollen lag.

Als ſie wieder in das Wohnzimmer zurückkam, begrüßte ſie Gele, die Tochter des Schöffen zum Paradeis, Gutchens innigſte Freundin, die unterdeſſen gekommen war, mit einem Geſichte, auf welchem man deutlich leſen konnte, daß etwas Außerordentliches ſie ſchon wieder hergetrieben, da ſie doch Abends vorher der Geſpielin einen Beſuch gemacht hatte.

„Habt ihr auch ſchon von dem Wunderbild gehört, was ſeit heute früh in Frankfurts Mauern angeſtaunt wird, und von dem man nicht Rühmens und Redens genug machen kann?“ begann Gele, und gab ſich wenig Mühe, den Anſtrich von Hohn und Neid, womit ihre Worte reichlich verſehen waren, zu verwiſchen.

„Wunderthier?“ verſetzte Gutchen. „Iſt etwa noch ein Bär eingezogen, oder eine Meerkatze zur Meſſe gebracht worden? Wir wiſſen von nichts.“

„Eine Katze mag ſie wohl ſein,“ höhnte Gele weiter, „aber ſie iſt von menſchlichem Fleiſch und Blut und verrückt allen Männern, die ihr zu nahe kommen, die Köpfe.“

„Nun, ſo ſage doch nur, wer und was es iſt,“ drängte Gutchen ungeduldig. „Mit deinen räthſelhaften Redensarten iſt mir nichts gedient.“

„Nun ſo hört und ſtaunt! Der Feldhauptmann des alten Kurfürſten von Mainz, Gilbrecht von Wyſſel, einer, dem ſonſt kein Edelfräulein gut genug war, obgleich er von ſehr zweideutiger Geburt ſein ſoll, hat ſich auf ſeiner Heimfahrt aus der Mark Brandenburg ein junges Frauenbild mitgebracht, das er für ſeine Ehewirthin ausgiebt, desgleichen Schönheit ſoll, wie die Männer ſagen, die Erde nicht mehr haben. Lachſt du nicht, Gutchen?“

„Wer ſind die Dummbärte, die das ſagen?“ rief Gutchen aufgebracht.

„Gemach, liebes Mägdlein, und vor meines Vaters grauen Haaren gekatzenbuckelt! Der Schöffe Nullmann von Marburg, Ritter zum Paradeis hat mit feurigem Entzücken von dem thüringiſchen Wunderbild — die Maid iſt aus Arnſtadt in Thüringen — geſprochen, wie ein lichterloh brennender Minneknabe von achtzehn Jahren."

„Ei was! Du wirſt den heiſeren Geſang eines alten Bänkelſängers, dem der Liebesgott noch ein Mal die Sinne verwirrt hat, nicht für Beweis der puren Wahrheit ſeines Lieds nehmen wollen?" ſagte Gutchen ſpöttiſch.

„Gemag doch, du voreilig Schneppermaul! Mein Bruder Dymar geht, ſeit er der Thüringerin zu tief ins Auge geſehen hat, umher, wie ein Traumbold, und kam bei Tiſche mit ſeinem Vater darin überein, daß dieſer jungen Frau der Preis der Schönheit vor allen, die da lebten, zuerkannt werden müſſe."

„Das iſt ja abſcheulich vom Ritter Dymar!" rief Gutchen und ſtampfte mit dem kleinen Fuße.

„Was fällt dir ein?" fragte jetzt Gretchen verwundert. „Haſt du ein Recht den Ritter oder irgend einen Mann zu ſchelten ob ſeiner Meinung? Was geht es dich an?"

„Du redeſt, wie du's verſtehſt," eiferte Gutchen gegen ihre ſanfte Schweſter. „Dein zweibätzner Geſicht wird freilich von der erſten beſten Magd überboten; wenn man aber Anſprüche hat auf Schönheit, ſo kann einem nicht einerlei ſein, wenn ein junger Ritter, wie Dymar zum Paradeis, ſo verkehrt urtheilt. Nicht wahr, Gela?“

„Höre nur weiter!“ fuhr Gela fort, die es darauf angelegt zu haben ſchien, die hochmüthige Gute zu ärgern. „Es ſind wohl an die zehn Edelknechte und Altbürgerſöhne heute bei uns geweſen, wie Gerlach zu Glauburg, Wilhelm von Holzhauſen, Conrad Rebſtock, Johannes Burggraf und Andre — ich weiß ſie nicht gleich Alle zu nennen, die waren Alle einerlei Gemüths über die Frau von Wyſſel. Die meiſten waren ihr in den Straſſen nachgezogen, um ſie zu beäugeln, wo ſie ſich gezeigt, da iſt das Männervolk ſtehen geblieben und hat das Wunderthier angeſtaunt, und was ſie überdies erzählten, klang noch ſeltſamer.“

„Laß hören! Laß nur hören!“ rief Gutchen ſchnippiſch mit etwas Zornröthe auf dem ſchönen ſtolzen Geſichte.

„Der Schultheiß, Ritter von Kronberg, iſt ihr zu Hofe gegangen und hat ihr einen koſtbaren Weihkeſſel bei den Augsburgern gekauft; dann iſt ſie allein bei ihm geweſen, um einen alten häßlichen Bärenführer loszubitten, der wegen Vergehen am Oberrichter in Haft und Strafe lag.“

„Was treibt der alte minnegirrende Geck nicht für Thorheiten!“ warf Gutchen ein.

„Doch iſt er keiner von uns beiden ſchon zur Laſt gefallen,“ ſpöttelte Gela. „Doch das iſt noch nicht Alles. „Gegen Mittag iſt der alte Kurfürſt von Mainz, der Virneburg mit ſeinem ganzen Hofſtaate in Begleitung des ſchönen Domprobſtes, Kuno von Falkenſtein, hier eingeritten, und haben ihr Einlager im Saalhof genommen. Da hat denn der Feldhauptmann ſeinem Herrn die junge Frau vorgeſtellt. Der Kurfürſt iſt erſt heftig über den Gilbrecht von Wyſſel hergefahren, daß er ohne Erlaubniß und ſonſtige Meldung ein Ehebündniß eingegangen, kaum aber hat der geiſtliche Herr den Zankapfel ins Aug gefaßt und ein Paar Wörtlein mit der Thüringerin gewechſelt, als er ganz wie umgewandelt iſt, ſchmunzelt, lacht, ihr hoffirt, und ſie nicht wieder von ſich läßt. Ebenſo vernarrt iſt gleich der herrliche Falkenſteiner in ſie; der hat ſie mit großem Gefolg von weltlichen und geiſtlichen Herrn Nachmittags auf die Meß geführt und hat ihr Geſchenke gekauft. Das Volk iſt ſchaarenweiß zugelaufen, um die größte Schönheit der Welt zu ſehen.“

„Du haſt uns zum Beſten!“ lachte jetzt Gutchen, und zog die ganze Erzählung in Zweifel.

„Ich weiß es aus dem Munde eines Mannes, dem ich glauben darf,“ verſicherte Gela dagegen; „das iſt der Hofjunker des pfälziſchen Kurfürſten Veit von Eſchelbach.“

„Ach, ſieh doch! von deinem Eſchelbach?“ fragte Gutchen. „Ich konnte dich geſtern nicht nach ihm fragen im Beiſein der Andern; aber nun ſage doch ſchnell, wie ſtehn eure Sachen?“

„Eſchelbach gedenkt noch in dieſer Meſſe mit dem Kurfürſten und dann mit meinem Vater zu reden; und geht ſein Gewerb bei beiden gut, ſo wird er mich im Anfang des neuen Jahrs heimführen.“

„Du glückliches Mägdlein!“ ſagte Gutchen. „Du wirſt an einen prachtvollen Hof kommen und unter den erſten Frauen deſſelben glänzen; denn der Kurfürſt wird deinem Geſpons gewiß eine gute Hofſtelle geben. Die Prinzeſſin Anna will dir wohl und wählt dich dann jedenfalls zu ihrer Hof- und Leibdame.“

„Du malſt das Bild gleich fertig; doch ſo weit ſind wir noch lange nicht,“ verſetzte Gela.

„Sage mir doch, ſtimmte denn dein Minnewart auch mit ein in das Lob der Thüringerin, oder ließ er deiner Schönhet den Preis?“ fragte Gutchen.

„Er erzählte nur und fällte gar kein Urtheil,“ antwortete die Schöffentochter.

Eben trat die Eigenthümerin des Hauſes mit Reginen herein, von der Meſſe heimkehrend, wie die mancherlei Einkäufe bewieſen, welche die Gürtelmagd auspackte. Beide Töchter eilten ihrer Mutter entgegen; Gutchen mit ſtürmiſcher Haſt, Gretchen mit ſanfter Bewegung. Gutchen umſchlang die hohe edel gebaute Matrone und küßte ſie auf Mund und Wangen, während Gretchen beſcheiden daſtand und ſich ſelbſt an den heftigen Liebkoſungen der Schweſter zu erfreuen ſchien. Es war offenbar, daß die Mutter die Schmeicheleien Gutchens mit großem Wohlgefallen ertrug, indem ſie dieſelben mit Küſſen und andern Liebeszeichen erwiederte, eben ſo, daß die jüngere Tochter ſich im Herzen der Frau von Waſum eines beſtimmten Vorzugs von der Ältern zu erfreuen habe, welche Letztere kaum einen gütigen Blick von ihr empfing. Auch beſtätigte ſich dieſe Wahrnehmung durch die Vertheilung der Meßgeſchenke; Gutchen erhielt das Reiche, Glänzende, Werthvolle, Gretchen das Geringere, Unbedeutendere. Und doch war Gretchen ſo ſeelenvergnügt darüber und ſchien es gar nicht zu bemerken, daß ſie in allem nachſtehe. Dankbar küßte ſie der Mutter die Hand, während Gutchen in den Armen derſelben lag.

„Nun, Kinder,“ begann endlich die verwittwete Edelfrau, nachdem die Geſchenke vertheilt waren, „will ich Euch zum Beſchluß noch durch eine Euern Ohren angenehme Mähr erfreuen.“

„Doch nicht etwa auch von der wunderſchönen Frau des Feldhauptmanns Gilbrecht von Wyſſel?“ fragte Gutchen höhniſch.

„Alſo wißt Ihr auch ſchon von dieſem Feienkind?“ verſetzte Frau Eva von Waſum. „Gott ſei's geklagt! Es iſt als hätte Frankfurt heute nichts beſſres zu thun, als von dieſem Frauenbilde zu reden, und nicht allein, weil ſie ſo bezaubernd ſchön, ſondern weil ſie einen ſchrecklich häßlichen und ſchmutzigen Bärenführer aus Haft und Strafe beim Schultheißen freigebeten. Die Leute ſagen alle, er müſſe ihr Vater ſein oder ſonſt in einer nähern Beziehung zu ihr ſtehen; und es mag wohl ſein Häckchen haben.“

„Was wird ſie anders ſein, als eine fahrende Dirne, die unter dem Schönſchirm des Feldhauptmanns zur Meſſe gezogen, um ſich nur an Fürſten und Herrn zu verhandeln,“ ſagte Gutchen mit kaltem Hochmuth.

„Denke doch nicht gleich das Übelſte!“ erinnerte Gretchen ſchonend.

„Der heilige Bartholomäus mag wiſſen, was es mit ihr für Bewandtniß hat!“ ſeufzte die Wittwe im Schmerz unbefriedigter Neugierde. „Einige ſagen, ſie ſei die Tochter eines ſchwarzburgiſchen Grafen in Thüringen, Andre das Kind eines Müllers oder Müllersknechts, wieder Andre meinen, keins von beiden ſei der Fall, und viele behaupten ſogar, ſie hinge mit dem Brandenburger Müllersknecht zuſammen, der dort den Kurfürſten Waldemar ſpielt, und der Bärenführer ſei vielleicht ein Spion des Müllers oder auch des Böhmenkönigs geweſen. Einige wollen ſogar wiſſen, der Bärenführer habe heimlich in der Stadt für den König Karl geworben und Geld mit dem Gepräge deſſelben ausgetheilt. Kurz es iſt ein Gerede und ein Geſchaue, wo ſie, von einer Hofſchaar von weltlichen und geiſtlichen Herrn umſchwärmt, durch eine Straße zieht, einer Fürſtin gleich, da läuft Alles zu Hofe, um ſie zu ſehen, und wenn ſie vorüber iſt, erzählt man ſich die wunderlichſten Geſchichten von ihr.“

„Das iſt ja ein wahrer Schweifſtern an unſerm Himmel,“ ſagte Gutchen. „Man wird dies Wunderbild doch auch zu ſehen bekommen.“

„Das war's eben, was ich Euch vorhin verkünden wollte. Die Stadt wird den Fürſten und Herrn, die theils ſchon hier ſind, theils noch eintreffen werden, ein glänzendes Bankett geben; dort wird man ſich auch die viel beguckte und viel beſprochene Thüringerin in der Nähe beſehen können."

„Ein Bankett!" riefen Gutchen und Gela zuſammen in froher Überraſchung.

„Noch Näheres wird uns der Frater Ananias darüber berichten können. Ich ſeh' ihn eben über die Straße kommen, gewiß um dir Lection zu ertheilen, Gretchen."

Nicht lange darauf trat ein in geiſtliche Kleider des Franciscanerordens gehüllter Mann in das Zimmer. Dieſe Kleidung fiel durch Zierlichkeit und Reinlichkeit in die Augen, ebenſo hatten Kamm und Scheermeſſer den Kopf des Kloſterbruders in ſorgſamer Pflege und das einnehmende, freundliche, wohlgebildete Geſicht war mit Lebensfriſche und Geſundheit wie übergoſſen. Dieſes Geſicht ſah wie das der verkörperten Lebensklugheit aus, und ohne widrig verſchmitzt zu ſein, ſchienen ſeine ſchönen lebhaft leuchtenden Augen doch ſtets zu ſagen: die Welt will betrogen ſein, alſo werde ſie betrogen.

Nachdem Frater Ananias die Damen mit der gefälligen Leichtigkeit eines Hoffmanns gegrüßt, wandte er ſich zur Hausfrau und legte ihr ſeine Freude über ihr muntres und fröhliches Ausſehn an den Tag. Dabei hingen ſeine Augen mit Wohlgefallen an ihren von Reichthum und Behaglichkeit gut ausgefüllten Formen, und das Auge der Wittwe wieß das ſeinige nicht mit Strenge zurück, ſondern begegnete ihm wie keinem Fremden. An der Mundart des Kloſterbruders konnte man hören, daß er kein geborner Deutſcher ſei, auch ſprachen das glänzend ſchwarze Haar und Schnitt und Färbung des Geſichts genugſam für ſeine transalpiniſche Abkunft.

„Ich ſeh Euch's an, mein Pater, daß Ihr uns Neuigkeiten bringt,“ ſagte Frau von Waſum; „denn um Euern Mund ſchwebt jenes mir wohlbekannte Lächeln, der Herold und Vorläufer einer uns zugedachten Überraſchung.“

„Nun heraus damit!“ herrſchte Gutchen. „Was wird's am Ende weiter ſeyn, als die ſchöne Thüringerin und das glänzende Fürſtenbankett.“

„Wenn Ihr's ſchon wißt, bin ich überflüſſig,“ ſagte der Mönch mit einem leiſen Anſtrich von Unmuth und wandte ſich an Gretchen, um dieſe zum Beginn der Lection aufzufordern.

„Nichts wiſſen wir weiter, als eben das, was die kleine Unartige, Euch ein wenig zu ſtacheln, herausgeplumpt hat,“ rief Frau von Waſum und hielt den ſchönen Mann an der Hand zurück. „Nichts wiſſen wir und ich bitt' Euch, hochwürdiger Pater, eröffnet uns Euern Schatz und theilt uns großmüthig das Neueſte daraus mit.“

„Wenn Gutchen Buße thut,“ verſetzte der Frater.

„Legt ſie mir auf, hochwürdiger Herr!“ ſpöttelte dieſe.

„Ihr ſollt es mir dadurch beſſern, daß Ihr auf dem Bankett nicht einen Tanz verſäumt,“ ſagte der Mönch mit höfelnder Verbeugung.

„Topp!“ rief Gutchen. „Ihr ſeid doch ein herziger Buß- und Beichtvater.“

„Nun ſo mögt Ihr denn wiſſen, daß man den Pfalzgrafen Ruprecht nebſt den beiden Herzögen Wilhelm und Stephan von Baiern hier erwartet, wahrſcheinlich ſoll unter dem Deckmantel der Luſtbarkeit eine ernſte Berathung über die noch bevorſtehende Königswahl vorgenommen werden. Auſſer dem alten Erzbiſchof von Mainz, der mit dem Domprobſt, dem kühnen und gewaltigen Kuno von Falkenſtein bereits heute angekommen iſt, werden noch eine Menge andrer geiſtlichen Herrn, hier eintreffen, und es wird lebendig werden in dieſer Herbſtmeſſe.“

„Und das Bankett! das Bankett!“ riefen Gutchen und Gela zu gleicher Zeit.

„Der Kurfürſt Rudolf ſoll bereits mit dem Erzbiſchof davon geſprochen haben. Und morgen werden die beiden Bürgermeiſter zu den Fürſten umher gehen, um ſie einzuladen,“ verſetzte der Mönch, indem ein ſchelmiſches Lächeln um ſeinen Mund ſpielte.

„Man ſagt, die Thüringerin,“ fuhr Ananias fort, „die, wie ich aus Euern Reden bemerkt, Euch nicht mehr unbekannt iſt, werde eine große Rolle auf beſagtem Bankett ſpielen; ſie werde des Erzbiſchofs Dame ſein.“

Gutchen wandte ſich ab um ihr verdrießliches Geſicht zu verbergen, und Gretchen zupfte den Frater beim Ärmel; denn ſie kannte die Schwäche ihrer Schweſter, aber es that ihr wehe, ſie leiden zu ſehen.

Ananias nahm vom Schweigen der Frauen Gelegenheit, um ſich mit Gretchen zu entfernen, und die Lection eines Troubadours zu beginnen.

# Achtes Kapitel.

Das Zwielicht hinter den trüben runden Glasſcheiben des Beguinenhauſes in der Fahrgaſſe wandelte ſich in der Tiefe der Krankenſtuben ſchon in Nacht, und entzog die auf dem Lager aufrechtſitzende Geſtalt des häßlichen Bärenführers den Blikken jener hohen ſchlanken Frau, welche gleich bei Härts Eintritt in das Haus ſich als ſeine Bekannte verrathen hatte. Sie war eben hereingetreten und fragte jetzt mit reiner theilnehmender Stimme, deren zitternden Schwingungen man aber wohl die Bewegung ihrer Seele abmerken konnte: „Ich höre von meinen Schweſtern, daß Ihr dies Haus wieder verlaſſen wollt, obgleich Ihr noch nicht ganz wieder hergeſtellt ſeid, Härt? — Ich nenne Euch bei dieſem Namen, weil Ihr es durchaus ſo verlangt und von Euerm wahren Namen nichts wiſſen wollt.“

„Was iſt mein wahrer Name?“ verſetzte der

Bärenführer mürriſch. „Was iſt überhaupt wahr? und was iſt überhaupt ein Name? Ich ſage Euch: nichts! Ein Name iſt ein Kleid, an welchem man den Mann erkennt. Und ſo wie ich den Rock wechſele, kann ich auch den Namen wechſeln.“

„Ich bin auch gar nicht gekommen, mit Euch über Eure Grundſätze zu ſtreiten,“ verſetzte die Begine. „Dieſe Zeiten ſind lange vorüber und mit ihnen viel Freud und noch mehr Leid. Vor wenigen Wochen war es mir nur noch wie ein ſchon längſt entſchwundner Traum, von dem die Erinnrung einige Bilder feſtgehalten und aufbewahrt hat; ſeit Ihr freilich in dies Haus getreten, iſt der Wahn des Traums entſchwunden, und ich weiß, daß ich einſt thöricht genug war, zu glauben, ein weibliches Gemüth, das ſich der reinſten Abſicht bewußt iſt, ſei im Stande ein verwildertes männliches Gemüth in die Schranken der Sitte und Ordnung, an den friedlichen Herd des Hauſes, in den Schoos des ſtillen Glückes zurückzuführen. Ach, ich habe jenen Wahn ſchwer gebüßt! —“

Als ſie ſchwieg vernahm der Bärenführer ein leiſes Schluchzen, wie es der plötzlich erwachende und gewaltſam zurückgehaltne heftige Schmerz hervorpreßt, und mit etwas ſanfterm Tone als vorher, ſagte er nach einer kleinen Pauſe: „Barbara, du ſcheinſt nicht zu bedenken, daß ich weder deine erſte noch deine einzige Liebe war. Hätte ich gewiſſe Dinge nicht erfahren, wer weiß wie ganz anders es mit dir und mir geworden wäre.“

„Was du auch noch immer nach einem Zeitraum von fünfundzwanzig Jahren gewiſſe Dinge nennen magſt, Mann, dem einſt der unrühmliche Sieg über meine Schwachheit gelang! Du irrſt in der Vorausſetzung, ich ſei zur ungetreuen Betrügerin an deinem Minnedienſt geworden. Die Jahre der bunten Jugendgaukeleien ſind vorüber, die Farben des Lebens haben ſich mir abgeblichen, der Sturm der Gefühle hat ausgetobt, die Glut der Leidenſchaft iſt verlöſcht, durch den ſtrengen Dienſt, dem ich mich geweiht, hoff’ ich die Fehler meiner Jugend zu ſühnen. Weiter will ich, weiter erwart’ ich nichts vom Leben. Dieſer Umſtand berechtigt mich zu der Fordrung des unbedingten Glaubens an die Wahrheit deſſen, was ich dir ſage. Was könnte ich auch darunter haben, dich über ein Verhältniß zu belügen, das mir fremd geworden iſt, wie du ſelbſt? Oder glaubſt du vielleicht gar, ich fühle noch Luſt, die einſt zerriſſenen Bande nach einem Vierteljahrhundert wieder anzuknüpfen? Nein, nein! Ich ſchaudre jetzt vor deiner Geſtalt zurück, wie einſt vor den wilden Ausbrüchen deiner Seele. Ich will nichts, gar nichts weiter von dir, als den Glauben, daß ich dich niemals betrogen habe.“

„Der ſchöne Graf von Schwarzburg, der freche Pfalzgraf Rudolf!“ rief der Bärenführer jetzt leidenſchaftlich und mit Unmuth ſich gegen einen Glauben ſtemmend, den er Jahre lang gehegt, der in ſeiner Seele gewurzelt und mit ihr verwachſen war und der ihm jetzt ausgeredet werden ſollte; „ſind dies nicht zwei Namen, deren Klang dich plötzlich in deiner Seele über dein frommes Geſchwätz erröthen machen müſſen?“

„Ich habe nie geläugnet und werde nie läugnen, daß ich den ſchönen Grafen von Schwarzburg geliebt,“ verſetzte die Beguine mit Ruhe. „Aber wer beſaß denn mein Herz eher, der ritterliche Günther von Schwarzburg oder du? Erſt meine Liebe zu dem edeln Günther oder vielmehr der ſchüchterne Minnedienſt, den er mir weihete, entflammten dein wildes Herz zu jenem Feuer leidenſchaftlicher Begier, mit welcher du mich beſtürmteſt, und wenn ich je einer Liebe untreu wurde, ſo war es der zu Günther. Aber auch ihm habe ich nie mein Herz verlobt; nie iſt von ſeinen Lippen das Geſtändniß ſeiner Minne gefloſſen; nur ſeine Augen ſprachen zu mir. Vielleicht hätte ihm die Zeit den Mund geöffnet, vielleicht wär' ich jetzt ſein glückliches Weib, wenn du nicht, wie ein Sturmwind in den Blüthenhain meiner Jugend gefahren wärſt, um dir die köſtlichſten, die duftendſten Blumen zu brechen. Ich war jung und ſchön; als Hoffräulein der jüngſten Kaiſerstochter zog ich leicht die Augen aller Männer auf mich, die zum Hofe gehörten oder demſelben nahe ſtanden. Aber meine Unſchuld ahnete nichts von den verderblichen Leidenſchaften, welche dort heftiger und gefährlicher als an jedem andern Orte der Welt in des Menſchen Bruſt wüthen. Der liebenswürdige Graf Günther kam mit ſeinem Vater, dem Grafen Heinrich dem Zwölften, an des Kaiſers Ludwig Hof, um unter des Kaiſers unmittelbarer Aufſicht ſeine erſten Kriegsthaten zu verrichten. Er hatte eben das zwanzigſte Jahr angetreten; ich ſtand im Begriff hinein zu ſchreiten. Er war der ſchönſte Jüngling, den ich noch geſehen, in ſeinem blauen Auge ſchwamm eine ſchwärmeriſche Glut, die beim erſten Blitz mein Herz entzündete. Früher kannte ich die Liebe blos aus Mährchen; jetzt war ich plötzlich für den Zauber ihrer Macht empfänglich. Ja ich liebte Günthern, das iſt mir ſpäter erſt ganz klar geworden, als wir einander nicht mehr angehören durften. Aber ich wiederhole es noch ein Mal, nie hat mir ſein Mund beſtätigt, was mir ſeine Augen geſtanden; nie haben Worte unſer ſüßes Geheimniß enthüllt.“

„Aber mir, mir hat er es ſpäter geſtanden!“ rief der Bärenführer; „mir hat er vertraut, welch ſtarke Minne für dich ihn beſeelt, und dies Geſtändniß, obgleich es zu einer Zeit erfolgte, wo ich ſchon in deinem vollen Beſitz war, goß doch ein gährendes Gift in meine Seele. Ein wüthender Haß gegen den Grafen erfüllte mich und noch jetzt — wie ſeltſam! — zuckt es ſchmerzlich in meiner Bruſt bei dem Gedanken, daß ich nicht der Einzige geweſen, der deine Liebe beſeſſen, der dich geliebt, und es iſt gut, daß er mir ſpäter nicht mehr begegnete.“

„Wie ungerecht du biſt!“ klagte die Beguine. „Aber ſo ſchwarz und nächtig war immer dein Gemüth. Was kümmerte dich ob Recht oder Unrecht auf deiner Seite: du haßteſt, wer deiner Meinung nach dir nur irgend zu nahe getreten war, mit unverſöhnlicher Härte. Und doch warſt du es ja, der mein und Günthers Herz von einander riß. Im Sturme deiner Leidenſchaft überflügelteſt du meine liebebedürftige Seele, die Glut deiner Empfindung ſtellte Günthers ſanfte Gefühle in Schatten, und ich war dein, eh' ich mir's klar bewußt war. Und doch zürnſt du mir ob der Liebe zu dem Schwarzburger?"

„Und vom Pfalzgrafen Rudolf ſagſt du gar nichts?" bemerkte Härt mit Bitterkeit.

„Was ſoll ich von ihm ſagen?" verſetzte Barbara ſanft. „Er war ſchon damals ein Freund meines Bruders, und wollte mich durch deſſen Fürſprache von meinem Vater kaufen, als unſre Minne ruchbar wurde. Was alſo hatte ich wohl mit ihm gemein?"

„Ich habe es anders erzählen hören," ſagte Härt, immer in ſeinem Unglauben beharrend. „Und wenn ich nun auch all dies nicht berückſichtigen wollte; wie aber, frag' ich dich, konnteſt du zugeben, daß dein ſtolzer rachſüchtiger Bruder mich alſo demüthigte, mir meine ritterliche Ehre befleckte und mich zwang einen Stand aufzugeben, dem ich durch Geburt und Rechte angehörte? Wenn er mir auch perſönlich abhold war, ſo hatteſt du Verwandte, mächtige Freunde, den Kaiſer ſelbſt, deren Hülfe du in Anſpruch nehmen konnteſt."

„Die Jahre ſcheinen dein Gedächtniß geſchwächt zu haben," entgegnete Barbara, „ſonſt würdeſt du wiſſen, daß du mir den Todesſtoß mit dem Zweifel an meine Treue gabſt, daß du verſchwunden warſt vom kaiſerlichen Hofe, Niemand wußte wohin und mich der Schande und Nachgier meines Bruders und Verwandten überließeſt. Mein Vater verſtieß mich, mein Bruder nahm mich zwar auf, aber nur um mich mit Vorwürfen zu quälen, und als ich entbunden war, ſtieß er mich aus dem Hauſe, behielt aber mein Kind, das ich nie wieder geſehn. Ich wanderte nach Frankfurt, und diente hier unerkannt als Magd, bis mich dies Haus aufnahm, wo ich nun ſchon ſiebzehn Jahre walte und mit Segen wirke. Ich habe dich ſpäter geſehn, aber du haſt mich nicht erkannt und ich fühlte keinen Drang, die begrabnen Schmerzen wieder aufzuwecken; und hätte dich dein Unglück nicht in dieſer ſonderbaren Geſtalt hier herein geführt; es wäre wohl nie zu einer Erklärung zwiſchen uns gekommen. Doch jetzt warſt du in meiner Nähe; ich hatte mich dir verrathen: mein Herz drängte mich, es forderte mit unabweisbarem Befehle, dir meine Unſchuld an den Tag zu legen, dir zu ſagen, daß du der Urheber all meines namenloſen Unglücks ſeiſt, und — dir zu verzeihen. Ich ſchob es von Tag zu Tag auf, als ich aber vorhin hörte, du wollteſt unſer Haus bald verlaſſen, da trieb es mich her. Nun habe ich mein Herz erleichtert; du ſcheinſt meinen Worten keinen Glauben zu ſchenken. Das thut mir wehe; aber ich habe mir doch nun ſelbſt ein Genüge geleiſtet und ich gehe mit ruhigem Gemüth und nur mit Thränen im Auge über dich und deine Sünden. Möchte der Herr dir gnädig ſein!“

Sie ſtand weinend auf; da haſchte der Bärenführer nach ihrer Hand.

„Barbara,“ begann er mit dem mildeſten Tone, den ſein rauhes Organ fähig war hervorzubringen, „ich bin in deiner Hand. Wenn die ſchlechten Herrn von Frankfurt erführen, wer ich bin, oder vielmehr, wer ich ſonſt war, die Wagniß, mich in ihrer Stadt betreten zu laſſen, koſtete mir mein Leben. Barbara, du warſt mir einſt gewogen; du wirſt mich nicht verrathen.“

Erzürnt über dieſe Rede riß die Begnine ihre Hand aus der ſeinigen, die ſie ihm in ſüßer Hoffnung ſeiner Bekehrung gelaſſen hatte, ſchob ihren Seſſel zurück und ſagte ſtolz: „Ihr habt mich nie gekannt, noch irgend ein liebendes weibliches Herz, und das iſt das Unglück Eures Lebens. Mögt Ihr jetzt immerhin ſein, wer Ihr wollt: vor mir ſeid Ihr ſicher. Die vier engen Räume dieſer Stube halten uns umſchloſſen, dichte Nacht hat uns eingehüllt; ſobald Ihr aus dieſen Wänden hinausgetreten ſeid, ſobald das Tageslicht Euch wieder beſcheint, kenn' ich Euch nicht mehr. Drum lebt wohl für dieſes Leben; ich hoffe Euch nicht wieder zu ſehen, und wenn auch, ſo werden wir uns fremd ſein."

Und mit dem bittern Gefühl des gekränkten Selbſtbewußtſeins ſchritt ſie, ohne ſeine Antwort abzuwarten, hinaus; aber eine ſalzige Thränenfluth rann über ihre Wangen und ſprach dem Stolze Hohn, der ſich in ihre Worte gelegt hatte.

Härt Betz dehnte verdrießlich ſeine Glieder, fühlte ſtöhnend nach ſeinen erſt in der Heilung begriffnen Wunden, ſtand dann auf und lugte durch eine Fenſterſcheibe auf die Straße. Da glaubte er in zwei vorübergleitenden Geſtalten Bekannte zu erkennen. Er hörte die Schelle an der Pforte ziehen, gleich darauf Schritte in der Hausflur, und ſein Herz klopfte hörbar unter dem rauhen Gewande. Obgleich ihm das Gehen Mühe machte und Schmerzen verurſachte, ſo eilte er doch durch das dunkle Zimmer, dem Eingange deſſelben zu, die Thüre wurde geöffnet, Lichtſchimmer drang herein, und hinter der Magd des Hauſes, die einen flammenden Kiehnſpan trug, traten Drude, das Weib des Bärenführers und der junge kecke Kerl herein, welcher den Bären erſtanden und Härt, kurz vor deſſen Gefangennehmung ſo merkwürdige Worte zugeflüſtert hatte.

Die Magd ſteckte den Span in einen Ritz der Wand und entfernte ſich; und Drude ſagte mit froher Haſt zu Härt:

„Iſt dein Gebreſte wieder heil?“ und flüſternd ſetzte ſie hinzu: „Es wartet dein ſchon die Rache.“

„Stille!“ bedeutete ſie Härt mit Mund und aufgehobnem Finger. „Hier ſehen und hören Wand und Thür.“

„Wir haben große Noth gehabt, dich zu finden,“ fuhr das Weib geſchwätzig fort, „und da ich glaubte, die edeln Herrn von Frankfurt hätten dich tief unter die Erde feſtgeſetzt, ſo erkrankte auch ich ob all des Herzleids; aber dieſer wackre Mann hier ſuchte mich in unſrer Herberge auf und nahm ſich meiner an als ein wahrer Freund. Er hat redlich und willig für mich und deine Kinder geſorgt; auch Eitel Blum, der Thorwart und Eulchen ſeine Ehewirthin, haben mein nicht vergeſſen in meinem Elende, und den älteſten Buben zu ſich genommen. Unterdeſſen hatte unſer Freund hier auf dem Rathhauſe erfragt, daß du nicht im Gefängniſſe ſäßeſt, ſondern halb zerſchlagen von jenem wunderſchönen Frauenbild, von dem die ganze Stadt ſpricht und groß Aufhebens macht, von dannen geführt worden ſeiſt. Um aber nun zu erfahren, wohin dich die ſchöne Frau gebracht, mußten wir uns an ſie ſelbſt wenden; und kaum war ich wieder vom Lager erſtiegen, als wir heute zu ihr gingen. Faſt konnten wir nicht zu ihr vor Fürſten und Herrn, weltlichen und geiſtlichen Standes, die ſie umſchwärmten und ihr hoffirthen auf minniglich züchtige Weiſe. Sie erkannte mich gleich, als ich vor ſie trat, und fragte theilnehmend, wie ſich mein Bube befände, den der Schultheiß getreten, indem ſie lachend auf dieſen zeigte, der ohnfern ſtand und ihm zurief, er ſolle das mir und meinem Kinde beſſern. Als ich hierauf mein Gewerb anſagte, zu erfragen, wohin ſie dich gebracht, willfahrte ſie mir freundlich, nannte mir dies Beguinenhaus und ſagte, ſie müſſe ſich Vorwürfe machen, daß ſie nicht wieder nach dir geſehn und gefragt, aber die hoffährtigen Herren ſeien daran Schuld, die ihr nirgend Ruhe ließen und ſie ſtets umſchwärmten, wie die Bienen den Weiſel, wenn er ausfliegt. Die Herrn lachten ob dieſer Worte und beſchenkten mich auf das Geheiß der ſchönen jungen Frau. Hierauf bat ſie mich noch, dich zu grüßen und meine Kindlein und ihr auch ferner Nachricht von unſerm Geſchick zukommen zu laſſen. So gütig und leutſelig hat ſich noch Niemand von vornehmem Blut mir gezeigt; ich küßte ihr den Saum ihres Rocks und werde ſie im Herzen behalten.“

„Es iſt gut,“ ſagte Härt mit einem Blicke, der dem Weibe nun zu ſchweigen gebot, und wandte ſich an den jungen Menſchen, der ſich unterdeſſen an eine Bettpfoſte angelehnt hatte. „Ich verdank' dir ſchon mehr, wackrer Geſell,“ ſagte er, jenen bei der Hand faſſend, „aber noch weiß ich deinen Namen nicht und kenne keine Gelegenheit, dir einen Gegendienſt zu erweiſen. Belehre mich über beides.“

„Was ich bin, kannſt du zum Theil aus unſrer erſten Bekanntſchaft errathen,“ verſetzte der Andre. „Mich dir jetzt näher zu entdecken, iſt mir der Ort nicht bequem genug; doch ſollſt du, wenn du mir folgſt, dieſen Abend noch Alles erfahren; ſintemal ich Grund genug habe, mich dir ganz zu vertrauen. Wir werden uns ſchon genau kennen lernen; und es wird genug Gelegenheiten zu Gegendienſten geben. Übrigens nennſt du mich Pfauenſchwanz, wenn du mich durchaus bei'm Namen rufen willſt, und giebſt mich bei denen, die dich nach mir fragen, für einen wandernden

Schlächtergeſellen aus. Dieſe Meſſer werden deine Ausſage allzeit beſtätigen.“ Damit zog er aus einem buntgeſteppten rothledernen Gurte um ſeinem Leib einige ſcharf geſchliffne Schlachtmeſſer, in deren heller Politur ſich das Licht blitzend ſpiegelte, und deren ſchwarze Griffe mit ſilbernen Buckeln beſchlagen waren.

„So dächt' ich, wir gingen,“ redete Betz, „denn ſagt, was hätten wir weiter hier zu ſchaffen; meine Wunden, in deren Höhlung die Herrn von Frankfurt ihr eignes Schickſal geſchrieben haben, werden wohl auch draußen verharrſchen. Die Dinte wird vertrocknen an der rauhen Luft; aber das Geſchrift wird ſtehen bleiben, damit ich's am rechten Tage ein Mal vorzeigen und mein Recht darin geltend machen kann. Es iſt mir hier in dieſem Hauſe überhaupt zu wohl gegangen. Dieſe Ordnung und Ruhe hat mich gelangweilt; ich bin an regeres Leben gewöhnt, und wahrlich, es thut noth, daß ich wieder in die alte Bahn trete.“

„Ich denke, es ſollen ſich dir noch neue eröffnen,“ ſagte der junge trotzige Pfauenſchwanz mit einem wichtig thuenden Lächeln.

„Ruf mir die Paar Schweſtern des Hauſes, die mein gepflegt,“ befahl Härt ſeinem Weibe, und Drude eilte gehorſam und unterthänig ſeinem Worte.

Bald darauf trat eine Schweſter herein, und der Bärenführer ſtattete ihr in kurzen Worten ſeinen Dank ab, und wurde von ihr gütig entlaſſen.

Von Drude und Pfauenſchwanz geführt, langte er bald in ſeiner Herberge an. Dort ging er zuerſt zu ſeinem Bären; denn er hatte unterwegs gehört, daß dieſer wieder in ſeinem Stalle ſtehe und ſeines Herrn warte. Er umarmte ihn ſchier gerührt, ob des unverhofften Wiederſehens und drückte ihm Freudenküſſe auf die Schnauze. Das Thier ſchien die Freude ſeines Herrn zu theilen, es ſchmiegte ſich an ihn und beleckte ihm Hände und Geſicht. Nach dieſer Begrüßung wandte er ſich an Pfauenſchwanz:

„So du mir nun dies und das mitzutheilen haſt, was kein Weib zu hören braucht, ſo laß uns irgend eine Gelegenheit aufſuchen, wo wir allein ſind.“

„So komm in meine Herberge in der Thöngesgaſſe, dort wirſt du mehr finden, was dir ſeltſam und überraſchend vorkommen mag.“

Und langſam durch die ſtaubigen Straßen ſchleichend — Frankfurts Boden war zu jener Zeit noch nicht gepflaſtert — erreichten ſie die enge finſtre Gaſſe, welche Pfauenſchwanz bezeichnet, und ſchlüpften bald darauf in ein halbgeöffnetes Pförtlein. Der Junge zog den Alten nach durch die undurchdringliche Finſterniß, welche ſie umfing, erſt einen ſchmalen Gang entlang, dann über einen Hof, endlich in einem Hintergebäude eine Treppe hinauf. Oben in einem Gemach oder Zimmer, deſſen Pforte wieder hinter ihnen ins Schloß fiel, angelangt, pfiff Pfauenſchwanz drei Mal einen eigenthümlichen gellenden Ton auf dem Finger; hierauf vernahm der Bärenführer ein Geräuſch, wie wenn eine Thür geöffnet wird.

„Freie Jagd!“ rief der junge Kerl mit heiſerer Stimme nach der Gegend zu, woher das Geräuſch gekommen war, und augenblicklich zuckte ein Lichtſtrahl vor ihnen aus dem Boden auf und flog an die Decke. Härt ſah eine geöffnete Fallthüre in der Mitte eines wüſten Gemachs, aber er hatte nicht Zeit, ſich lange umzuſehen, indem ihn Pfauenſchwanz ſchon die Treppe hinabzog, auf deren oberſten Stufen ein verwegen ausſehender Kerl mit einer Lampe ſtand und ſie freundlich begrüßte. Dieſer Menſch zog die Fallthür, ſobald die beiden Wandrer herunter waren, wieder zu, und nahm die leichtgezimmerte Treppe hinweg, ſo daß die Herabgeſtiegnen von der Oberwelt nun ganz abgeſchnitten waren. Ein verworrenes Getöſe von Menſchenſtimmen ſchlug von fern her an Härts Ohr. Der Mann mit der Lampe leuchtete vor bis an eine Thüre und kehrte dann wieder an ſeinen Poſten zurück. Pfauenſchwanz öffnete die Thüre mit einem Schlüſſel, den er bei ſich trug, eine matt erleuchtete Vorhalle nahm ſie auf; das Getöſe war hier ſtärker zu vernehmen. Eine zweite Thüre flog auf, und Härt ſah in einem weiten Gemach eine nicht unbeträchtliche Anzahl Männergeſtalten von verſchiedenem Alter, meiſt in der Kleidung gemeiner Handwerksleute. Es gab einen allgemeinen Aufſtand unter ihnen, als Pfauenſchwanz mit Härt hereintrat. Die meiſten blickten mit freudig neugierigen Augen auf den Letztern.

„Hier bring' ich Euch den lang verſprochnen Mann, Ihr Zünftler und Fauſtgenoſſen der freien Jagd auf Land- und Waſſerſtraßen," redete Pfauenſchwanz die Verſammlung an, „es iſt der berühmte Bärenführer Härt Betz von Rynheim, den Schultheiß und Schöffen der Stadt Frankfurt ungerechter und ſchändlicher Weiſe an Leib und Gut geſchadet haben, daß ſein Buckel noch eitert von den unmenſchlichen Schlägen, die ihm der übermüthige Schöff zum Paradeis auf der Marterbank mit der Geiſel geben ließ — der Teufel ſoll ihnen das Kerbholz bezahlen.“

„Sei willkommen, Härt Betz, in unſrer Mitte!“ riefen viele Stimmen auf ein Mal. „Wir wollen dir dazu verhelfen, daß dir's die Stadt büßen und beſſern ſoll,“ ſetzten einige hinzu. „Denn wir ſind das beſte und unparteiiſchte Geding auf der Welt.“ Ein allgemeines Gelächter verſchlang dieſe letztern Worte, welche ein von beſſerm Anſehen und vornehmerer Kleidung als die übrigen, mit einem muntern, eben noch nicht über die dreißig zeigendem Geſicht, gerufen hatte.

„Nun ſind wir nicht ein beſſrer Schöffenſtuhl, als der auf dem Rathhauſe?“ fuhr der Sprecher ſelbſtgefällig fort, als das Gelächter verſchollen war, „ſind wir auch nicht eingeſetzt und beſtätigt von des Kaiſers Gnade, ſo beſſern wir auch nur, was das verfluchte Bürgervolk ſchadet und ſchlecht macht.“

„Ihr habt recht, Junker von Falkenſtein,“ verſetzte Pfauenſchwanz, „und haben wir auch keinen Schultheißen unter uns, ſo ſeid Ihr doch ein vornehmerer Mann als je einer in Frankfurt Schultheiß geweſen, und wir geſtatten Euch immer der Erſte unter uns zu ſein. Und wenn wir den böhmiſchen König als Oberhaupt des deutſchen

Reichs anerkennen, ſo wollte ich hundert blanke Sonnenthaler, die ich mir morgen oder übermorgen verdienen will, gegen einen ſchlechten Kreuzpfennig wetten, er beſtätigte Euch Junker zum Schultheißen und uns zu den Schöffen ſeines Gedinges zu Frankfurt.“

„Und warum wollt Ihr ihn nicht anerkennen, Ihr lieben Herrn und Geſellen?“ ergriff der Bärenführer jetzt das Wort. „Es möchte Euch wohl zu rathen ſein. Iſt der Böhmen-Karl nicht vor zwei Jahren zu Rems bei Trier auf offnem Felde von dem Kurfürſten des Reichs zum Könige gewählt, iſt er bald darauf zu Bonn nicht feierlich gekrönt worden? Was hindert Euch, ihn anzuerkennen und dadurch Euer Glück zu machen?“

„Ei was!“ rief ein langer ſchmutziger Kerl hinter der Tafel hervor, riß ſich die alte zerfetzte Ledergugel im wilden Unmuth vom Kopfe, ſchob den hölzernen Weinkrug von ſich, um beſſer auf den Tiſch ſchlagen zu können. „Erſtlich wollen wir keinem Könige hörig und unterthänig ſein, und wenn's der König Etzel ſelber wär. Wir ſind ſelbſt die Könige des deutſchen Reichs, wir ſind die Pfalzgrafen bei Rhein, denn wir ziehen unſre Renten und Gefälle von den Straßen und Flüſſen, aus Wald und Flur; und wie das Schiff auf dem Main- und Rheinſtrome unſer iſt, und der Krämer-Wagen auf den Straßen der Wetteran, des Erzbisthums, des Rheingaus und der untern und obern Pfalz, ſo iſt der Hirſch unſer und das Schmahlthier in den Wäldern, der Fiſch im Waſſer und der Vogel in der Luft. Wir tragen unſern Sperber auf der Fauſt, wir halten unſre Schweinshatz, treiben fröhliche Kurzweil, Schimpf- und Ernſtſpiel, vergnügen uns daheim mit unſern minniglichen Dirnlein; wir ſind unſern Feinden ein Schrecken, unſern Freunden eine Luſt; und ſo haben wir alle Freuden eines Königs, ohne eins ſeiner Leiden. Was nun und aus welchem Grunde ſollten wir uns mit dieſem böhmiſchen Karl befaſſen, die wir weit beſſer ſind und es weit beſſer haben, als er? Bei St. Bartholomäus Barte! zieht und kriecht er nicht im Lande umher, ein augendieneriſcher Fuchsſchwänzer und katzenbuckelt und hoffirt, daß ſie ihn annehmen ſollen als König — man hat's wohl erfahren. Seinen Feinden iſt er ein Spott, ſeinen Freunden ein Eckel. Wetter und Strahl! wir wollen keinen König! Wenn wir eines guten Raths bedürfen, ſo giebt ihn der Pfauenſchwanz, der iſt der Geſcheidteſte von allen ehrlichen Schelmen von unſrer Kumpanei. Und der Böhmen-Karl iſt ein Pfaffenkönig; er iſt nicht in Frankfurt gewählt und nicht in Aachen gekrönt; als ſie die Fatzerei und den Mummenſchanz bei Trier und in Bonn mit ihm trieben, lebte der Kaiſer Ludwig noch; der Papſt konnte ihn nicht abſetzen; denn der römiſche Pfaffenfürſt hat dem deutſchen Kaiſer ſo wenig etwas zu befehlen, wie der Böhmer-Karl uns. Wenn Ihr ihn ſehen ſolltet, Ihr würdet lachen; er iſt ſo dürr und ſchmächtig, wie eine Ruderſtange, iſt bleich und ſpitz, ſpricht nicht laut, ſondern flüſtert, will Alles in Güte abmachen. Ich habe das Schiff mit geführt, das ihn gen Bonn brachte; ein Paar Ruderknechte geriethen in Zank, da zitterte der gewaltige König gleich und beſchenkte die Knechte beide mit einer Hand voll Turnoſen, daß ſie nur ſchweigen ſollten. Und der ſoll uns muthige Leute regieren?“

Der Sprecher wurde von den überhand nehmenden übrigen Stimmen unterdrückt und hörte endlich auf zu toben.

„Auch du haſt recht, Bruder Hahnefuß,“ entgegnete ihm Pfauenſchwanz, „und wenn wir einen König brauchen, ſo werden wir dich dazu wählen. Die deutſchen Könige pflegen es ſtets mit der Stadt Frankfurt zu halten, deren geſchworne Feinde wir ſind, und ſchon deshalb können wir nichts mit den Königen gemein haben und ihnen nicht gehorchen. Aber merkſt du denn nicht, kurzſichtiger Hahnefuß, daß wir aus eben dem Grunde ein Großes mit dem Könige Karl gemein haben, weil er der Feind der Stadt Frankfurt iſt, wie wir? Uns will ſie nicht als Gericht und Dingſtuhl, ihn will ſie nicht als König anerkennen. Wir thun ihr Schaden, wo wir nur wiſſen und können; er wird's nicht minder thun. Alſo gleiche Brüder, gleiche Kappen."

„Wie ich ſchon geſagt," jubelte der lange Kerl, der Hahnefuß benamt, jetzt auf, „der Pfauenſchwanz iſt doch der geſcheidtſte von allen Schelmen, ſie mögen adlig ſein, oder nicht. Bei'm St. Bartholomäus! er hat Recht: wir machen mit dem Böhmer-Karl gemeinſame Sache gegen die Frankfurter Gaden- und Krämerpilſe. Kommt her, Härt Betz, und ſetzt Euch zu mir. Ihr ſeid dem Böhmen hold, wie ich gemerkt; nun grollt mir nicht, wenn ich gegen Euch ſprach. Sobald's aber gegen die Frankfurter Ellenreiter geht, bin ich mit dabei, und fechte für den Herrn, dem du anhängſt. Ich hab's wohl gehört, wie dich das Schöffengericht getückt; der Pfauenſchwanz hat's uns erzählt. Dem entgeht nichts, und wenn's hinter zehn Riegeln und Schlöſſern geſchieht; 's iſt ein Teufelsbraten! — Trink' mit mir Bruder!

Wir wollen's ihnen ſchon einträuken, daß ſie an uns denken ſollen.“

„Darauf thu' ich Beſcheid,“ verſetzte der Bärenführer, und führte die hölzerne Kanne zum Munde.

„Unſer neuer Kumpan, Härt Betz, trinkt auf künftige gute Geſchäfte mit der Stadt Frankfurt!“ rief der Hahnefuß ſo laut als möglich, und augenblicklich ergriffen alle ihre Kannen, brüllten ein allgemeines Proſit und zechten aus Leibeskräften.

„Ich muß dich nur etwas näher mit der Geſellſchaft bekannt machen, Alter,“ ſagte der Pfauenſchwanz zum Bärenführer, „ſonſt ſitzeſt du mir immer wie verrathen unter fremden Leuten. „Sieh dies wackre Junkerlein dir gegenüber iſt dem berühmten Geſchlechte der Falkenſteiner entſprungen und ein Vetter und Magen des gewaltigen Mainzer Domprobſtes, den du gewiß kennſt — denn wer hätte nicht von dem wackern Ritter Küno, wie ihn das Volk nennt, gehört? Ich ſehe deine Augen verwundert fragen, was doch dieſer Edelknecht unter uns zu ſchaffen habe? und ich will dir ehrlich auf dieſe Frage dienen. Er gehört nicht zu unſrer Zunft, ſondern zu der der Herrn vom Stegreif, der Nachreiter und Buſchklepper. Als adlig Blut ſitzen ſie hoch zu Roſſe und fallen aus den waldigen Höhen des Taunus, wo ſie ihre Neſter haben, auf die Straßen herab, ſich ihre Atzung zu holen. Die verſtändigen unter ihnen halten Gemeinſchaft und Freundſchaft mit uns, wohl ermeſſend, daß ſie Diebe ſind und Menſchenſchlächter wie wir; die dummen Hanſen und Wichte unter ihnen verachten uns, indem ſie glauben, ein adliger Dieb ſei beſſer als einer aus ſchlechtem Blut, und einem Krämer den Kopf mit dem Degen, um ſich ſeiner Habe zu bemächtigen, ſpalten, wäre ehrenvoll, ihm mit dem Meſſer die Gurgel abſchneiden, mache aber unehrlich. Junker Uffo von Falkenſtein iſt einer der verſtändigſten und bringt manche vergnügte Stunde unter uns zu. Da wir uns nur bei unſern geſellſchaftlichen Namen nennen, ſo heißt er unter uns der Birbe.*) — Dieſer keuchende Kahlkopf, der dich fort und fort mit neugierig dummen Augen anglotzt, iſt unſer Wirth und Herr des Hauſes zur grauen Katze geſchildet, in welchem du dich gegenwärtig befindeſt. Weil er alle Falſcherei, Lug und Trug einer Katze in ſich vereinigt, aber dabei nicht ſo ſchlau iſt, als das Thier, deſſen Namen ſein ſchlechtes Haus führt, ſo nennen wir ihn die dumme Katze. Seit ihm ein verzweifelter Geverlſcher in der Todesangſt die Hand abhieb, war er untauglich für unſer Geſchäft, und wir kauften ihm aus unſern Mitteln dies Haus mit einem Weinſchank, wo er nun gemächlich faullenzt. — Dein langer Nachbar mit dem großen Maule, das er vorhin ſo gewaltig aufriß, als wollte er dich verſchlingen, iſt der Hahnefuß, einer unſrer bravſten Männer. — Dies muntre Bürſchlein, glatt wie ein Aal, iſt der Gaisbock. Er iſt ein Schneider und führt deshalb ſein Meſſer ſo gewandt und ſicher, wie ſeine Handwerksgenoſſen die Scheere. Du kennſt ihn wohl noch, Härt, von unſerm erſten Zuſammentreffen im vergangnen Jahr. Der Gaisbock war damals mein Begleiter, und unſre beiden Meſſer ſollten dir an die Gurgel. — Dort der alte wackre Kumpan, der dir ſo freundlich zunickt, iſt der Ochſenzimmer, der beſte Taſchendieb, der jedes Mal die beſte Meſſe in Frankfurt macht. — An ihm ſitzt der Galgenreiter, den hatten ſie in Köln ſchon am Galgen, und doch macht' er ſich frei und ritt zum Grauen alles Volks auf dem Galgenholze. — Der dort ſo rüſtig zecht, iſt die Latſchhenne, der hat ſich den Doctorgrad vom langen Schwerte erworben. — Der dicke Burſche hinter ihm iſt der Backfiſch, ein trefflicher Sprecher und Fahrenſchüler. — Das winzige Geſicht hier iſt das Petermännlein, von Profeſſion ein Schalksnarr und Pickelhäring. — Der Froſchgeſang, der dort faul auf der Bank lungert, ein alter Bänkelſänger aber ein geſchickter Zunftgenoß. Weiter hinten ſitzt noch einiges junges Volk, fariſcher Nachwuchs der freien Jägerſchaft. Du wirſt ſie alle kennen lernen; jetzt aber laß uns einige Schoppen Wein trinken; ich habe mir den Hals ganz trocken geſchwatzt.“

---

*) Zuſammengezogen aus Biderbe d. i. Biedermann. Hier nur ironiſch.

Sie ſetzten ſich, zu zechen und Pläne zu beſprechen auf die folgenden Tage und die ganze Meßzeit. Härt erhielt ſeine Rolle, gleich den Übrigen, einer ſtreckte ſich nach dem andern auf das ausgebreitete Stroh; Einige brachen nach Mitternacht auf, entweder, um ihrem lichtſcheuen Geſchäft nachzugehen, oder ihre Herberge aufzuſuchen — denn nicht alle hatten ihr Logament in der grauen Katze. Unter den Letztern war auch Härt Betz, der mit vielen Erfahrungen reicher, und den Kopf voller Entwürfe, ſich an die Seite ſeines Weibes auf den harten Strohſack legte und bald ruhig entſchlief.

## Neuntes Kapitel.

Die Donnerbüchſen auf der neuen Mainbrücke — ſie war noch nicht ganz vollendet; eine ungeheuere Waſſerfluth hatte die alte vor zwei Jahren fortgeriſſen — ſandten ihre Schüſſe krachend ſtromaufwärts, das helle Geläute von den Thürmen der Stadt hallte harmoniſch zwiſchen die Schüſſe; auf den Straßen wogte und drängte es dem Allerheiligen Thore zu, und dort waren Zinken- und Trommetenbläſer, Pfeifer und Pauker in Menge aufgeſtellt und beide Seiten des Thors hielten die Fähnlein der laufenden Stadtknechte beſetzt.

Zum Thore hinaus quoll die lärmende ſchauluſtige Menge; die Schenken und Weinhäuſer waren leer, die Gaden und Buden meiſt verlaſſen und geſchloſſen, und die Zunft der Diebe trieb geſchäftig ihr Handwerk. Der Bänkelſänger warf die abgegriffne Laute auf den gekrümmten Rücken, und ſpähete umher, wie er mit ſeinen Fingern einen reichern Erwerb mache, als auf den ſchnarrenden Saiten herum zu greifen; der albern gekleidete Klopffechter ſprang von dem hohen Bretergerüſt, dem das vergnügliche Volk ſich abgekehrt, um ſich einem andern Schauſpiele zuzuwenden, warf ſich ſchnell in ein andres unſcheinbares Kleid und ſchlich mit Dietrich und Nachſchlüſſel an den einſamen Buden und Gewölben hin, dort ſeine Geſchicklichkeit zu verſuchen, und ſein eigentliches Gewerbe zu treiben; der gewandte Pickelhäring zog jetzt andern Vortheil von ſeiner marderſchnellen Gewandtheit, indem er, mitten im Volksgedränge, mit ſicherm Schnitt ſeines ſcharfen Meſſers dort einer Frau den Wetſcher vom Gürtel löste, hier einem reichen Kaufherrn die ſilbernen Kugeln vom Rocke trennte, einem jungen prahleriſchen Edelknechte die goldne Kette von der Bruſt ſtahl, einer ſtolzen fahrenden Dirne den leichtfertig erworbnen Putz abnahm, während ſein Freund und Spießgeſelle, der Narrnherold oder der witzige Fahrenſchüler, durch allerlei tolle Streiche und loſes Gerede die Aufmerkſamkeit der Beſtohlnen auf ſich zogen. Das geſchäftige, ſchachernde, immer ſchreiende Volk Israels, war, wenn auch nicht verſtummt — eine Sache der Unmöglichkeit — aber doch ruhiger geworden, und zog nur plappernd mit der allgemeinen Volksmenge;

denn jetzt war nicht Zeit zu Handel und Kauf. Fremder und Einheimiſcher, Altbürger und Zunftgenoß, Ritter und Knecht und die ſchön geſchmückte Schaar der Frauen und Jungfrauen; Juden, Diebe, Bettelvolk, Käufer und Verkäufer, kurz alles, was Beine hatte und darauf laufen konnte, ſtrömte in Maſſe nach dem Allerheiligenthore. So weit das Auge trug vom Thore der Staße nach Hanau zu, wimmelte es von bunten Menſchenmaſſen, und das freundlichſte Herbſtwetter war der allgemeinen Wandrung recht hold und günſtig.

Vor dem Häuschen des Thorwarts Eitel Blum, dicht unter den geflickten Fenſtern und hinter der mehre Mann hohen Reihe der Muſici und Stadtknechte ſprachen ein Paar Männer mit einander, die der Zufall im dichteſten Volksgewühl hier zuſammen geführt hatte.

„Es iſt doch ein ſonderlich Vergnügen, ſolch fürſtliche Herrlichkeit mit anzuſehen,“ begann der Eine, der ſich durch ſeinen Dialect als Sachſenhäuſer Stadtkind kund that, und ſchnalzte vor Freuden mit der Zunge. „Na, Ihr da ſcheint mir ein Fremder, hab' ich nicht recht?“

„So iſt's!“ verſetzte der Angeredete, „ich bin ein Pech- und Kiehnrußhändler aus dem Thüringerwalde.“

„Na, ich dachte mir ſo etwas von Euerm Ausſehn abgenommen,“ verſicherte der Sachſenhäuſer, ſich was Rechtes auf ſeinen Kennerblick zu gut thuend. „Da wißt Ihr freilich den Teufel nicht, wer die fürſtlichen Herrn alle waren. Aber darum ſeid Ihr auch unparteiiſch. So ſagt mir denn, welcher hat Euch am beſten gefallen?“

„Mir iſt ſonderlich einer in den Augen gelegen, der große ſtarke Mann, welcher in der dritten Reihe ritt. Er war angethan, wie ein ſtattlicher Ritter und trug ein roth Piret mit ſchwanker ſchwarzer Straußenfeder, aber er mußte doch ein geiſtlicher Herr ſein; denn es hing ein Pfaffenmäntlein auf ſeinen Schultern über dem ritterlichen Wappenrock.“

„Ha, Ihr meint den mit der braunen Straube und dem breiten röthlichen Antlitz, den Bausbacken und dicker Naſe, die in der Mitte eingedrückt iſt? Ja, Freund, da ſeid Ihr auf meinen Schlag hinaus!“ rief der Sachſenhäuſer in hoher Freude. „Das iſt auch mein Mann; dem könnt' ich den Staub von den Füßen küſſen. Ein tapfrer', ritterlicher Herr, der ſeines Gleichen nicht findet, im Main- und Rheingau.“

„Aber, wer iſt er denn?“ fragte der Thüringer den entzückten Sachſenhäuſer, deſſen redeſeliger Mund fort und fort überſtrömte vom Lobe des Beſprochenen.

„Das iſt der vieltapfre, waidliche Ritter Kuno,“ ſagte der Sachſenhäuſer mit nachdrücklicher Wichtigkeit. „Habt Ihr noch nichts vom Ritter Kuno gehört, ſeit Ihr am Mainſtrom hauſt? noch keine Liedlein ſingen hören in den Weinſtuben oder auf der Straße, die man zu Ehren des Ritters Kuno ſingt?“

„Alſo iſt er kein geiſtlicher Herr?“

„Ei freilich! Er iſt ja der Domprobſt des Mainzer Stiftes und Vormund des Erzbisthums, ſeit der Papſt dem Erzbiſchof ſo hart zu Leibe gegangen, ihn abgeſetzt, und durch den jungen Grafen Gerlach von Naſſau, den er zum Erzbiſchof erwählt, aus Mainz hat vertreiben laſſen. Seit aber Ritter Kuno das Amt verwaltet, hat weder der Papſt, noch die Naſſauer, noch irgend Jemand Herrn Burſmann, dem Virneburger, auf dem kurfürſtlichen Stuhl weiter etwas angehabt.“

„Aber was hat er denn mit den Naſſauern für einen Span?“

„Seht, das iſt eine alte Geſchichte. Das werdet Ihr doch wiſſen, daß der Papſt in Rom immer einen gewaltigen Span mit unſerm ſtarken Kaiſer, dem Baiern-Ludwig hatte — Gott weiß, was die beiden für wunderliche Händel mit einander hatten, unſer eins erfährt niemals den rechten Grund und die wahrhaftige Urſach. — Der Papſt erklärte endlich den Kaiſer für abgeſetzt und das Reich für erledigt. Da kamen nun ein Paar geiſtliche Kurfürſten zuſammen, die's mit dem Papſt hielten und wählten den Böhmenkönig, der auch ein abſonderlicher Freund des Papſtes ſein ſoll; aber es geſchah nicht hier und waren ihrer auch nicht genug, um die Kur gültig zu machen. Es war eine Narrnkomödie. Der gewaltige Ludwig lachte dazu; der ließ ſich nicht nur ſo abſetzen und er hat die Kaiſerkrone behauptet, bis an ſein ſelig Ende, und wär' jetzt noch unſer Haupt, wenn ihm ein ſchlechtes Weib, wie man ſagt, nicht mit Gift vergeben hätte. Er ſaß geruhig in der Mitte ſeiner mächtigen Fürſten und Lehnsträger. Der mächtigſte darunter, der auch des Kaiſers Sache am eifrigſten anhing, war der Kurfürſt von Mainz, Herr Heinrich von Virneburg, gewöhnlich Herr Burßmann genannt von Leuten unſers Schlags, dem der Kaiſer – wie man ſagt — erſt zum Erzbisthum verholfen. Ihr habt ihn vorhin auch vorbeireiten ſehen, gleich in der erſten Reihe der kleine Mann mit dem rothen Geſicht im Fürſtenſchmuck und erzbiſchöflichen Hute. Der hat ſich nicht um den Papſt geſchoren und wenn er ſich noch toller geberdete in ſeinem alten Avignon, ſondern iſt des Kaiſers Freund und Rath verblieben; da wurde der Papſt endlich ganz grimmig, ſetzte auch dieſen ab, und beſtallte an ſeiner Statt einen jungen Grafen von Naſſau, Namens Gerlach, zum Kurfürſten und Erzbiſchof von Mainz. Aber Herr Burſmann ließ ſich ſo wenig abſetzen, wie ſein Freund, Herr Ludwig der Baier. In Avignon hatten ſie ihm vorgeworfen, er ſei unfähig das Erzſtift zu verwalten, weil er mehr beim Weinkrug ſitze, als ſich für einen geiſtlichen Herrn ſchikken wolle, aus welchem Grunde man ihn auch Burſmann heißt, da ernannte er aber eine Vormundſchaft aus Domherrn und kurfürſtlichen Räthen beſtehend und ſetzte zu deren Haupt den Konrad von Kirkel. Die Naſſauer, als eben der Graf Gerlach und ſein älterer Bruder der Graf Johann wollten Herrn Heinrich aber mit Gewalt vertreiben und fielen mit ſtarker Möge ins Erzbisthum ein. In der Fehde wurde der Vormund Kirkel von den Naſſauern gefangen und nun ging's dem alten Zecher knapp; die Mainzer Bürger waren vom Naſſauer gewonnen und empörten ſich gegen ihn. Er wurde vertrieben und mußte ſein Hoflager auf dem Schloſſe zu Eltvill aufſchlagen, das er gebaut. Eben war auch ſein Freund und Beſchützer, der Kaiſer Ludwig zu Nürnberg verſtorben. Man glaubte ſchon der Böhmer-Karl werde nun die deutſche Krone ohne weitres in Beſitz nehmen können, und um Herrn Burßmann ſei's geſchehn. Dem war aber nicht alſo. Er that ſich mit ſämmtlichen Baiernherzögen zuſammen und erklärte das Reich für erledigt, damit man ohne Säumen zu einer neuen Kur ſchreite; ferner wählte er den tapferſten und ſtreitbarſten aller Domherrn, ſo weit die deutſche Zunge geht, zum Domprobſt und Vormund; das war Herr Kuno von Falkenſtein, der gewaltige Ritter, der Euch ſo wohl gefallen. Dieſer legte ſeinen Panzer an, nahm ſein gutes Schwert zur Hand und rückte den Naſſauern mit einem muntern Haufen ins Land, nahm an ſiebzig Ortſchaften ein und erlaubte uns, nach Belieben zu hauſen — ja, ich vergaß Euch zu ſagen, daß ich unter ihm gedient. Da mußten die Naſſauer den gefangnen Kirkel wieder herausgeben und ſich mit dem Erzbiſchof Heinrich vertragen. Der Gerlach kroch nun im Lande umher — es iſt ein winziger Burſch — erſt dreiundzwanzig Jahre alt und hat noch keinen rechten Bart, ein wahres Milchgeſicht! und hetzte das Volk gegen den Ritter Küno auf. Die Binger Bürger glaubten, es ſei ihnen irgend ein Unrecht vom Domprobſt geſchehen und ließen ſich von dem Naſſauer Grafen gewinnen, wie die Mainzer. Erſt überfiel ein ſchlechter Edelknecht und Raubgeſell, vom Gerlach beſtochen, den Domprobſt mit einem Haufen, als er eben im Bette ſchlief; aber er ſprang zum Fenſter hinaus und entkam glücklich. Dann rückten die Binger mit Verrath und ſchlechter Hinterliſt vor ſein Haus und überfielen ihn, aber er entkam abermals aus dem Fenſter durch einen kühnen Sprung und rettete ſich nach dem Felſenneſte, dem Ehrenfels, was jenſeits Bingen am Rheine liegt. Das über der Stadt Bingen auf der andern Seite gelegne Schloß Klopp hielt er ebenfalls mit kurfürſtlichen Söldnern beſetzt. Vom hohen Ehrenfels herab konnte er nun ſehen, wie die Naſſauer und Binger vereint das Schloß Klopp belagerten, er konnte den Leuten in der Feſtung Zeichen geben und welche von ihnen empfangen. Einſt in der Nacht hörte er ein ſeltſames Geräuſch über den Rhein her erſchallen. Er ſprang aus ſeinem Bette ans Fenſter. Da hörte er von Bingen her das Geklirre der Waffen, das Zurufen der Hauptleute. Alſogleich ſtürmte er mit einem

Haufen wackrer Reiſigen den Berg hinab, ließ ſich über den Rhein ſetzen und rückte mit ſchnellen Schritten nach Klopp. Wirklich wollten die Binger einen nächtlichen Überfall auf das Schloß unternehmen; aber der Ritter Küno war der erſte, der in den Wallgraben ſprang, ſchlug die Binger aufs Haupt und brachte den Belagerten Hülfe. Die überraſchten Bürger flohen in die Stadt zurück, und ſeitdem hat er ſie in Zaum und Zügel gehalten und trefflich gebändigt. Die Naſſauer haben nichts wieder gegen ihn gewagt, und der Kurfürſt ſitzt in Eltvill feſt, ſo daß er bald einen neuen König gegen den Böhmen auf die Beine heben wird.“

„Das iſt Alles recht gut,“ verſetzte der Thüringer bedenklich, „aber es will mich doch bedenken, als ob es einem geiſtlichen Herrn nicht zukäme, alſo zu rumoren.“

„Laßt das gut ſeyn,“ ſagte der Andre, „was iſt's weiter, ob er Domprobſt iſt, oder ein mächtiger Graf; ich finde da keinen beſondern Unterſchied, und die Kirche iſt auch nur Nebenſache bei ihm, wie bei jedem venünftigen Menſchen.“

Der Pechhändler ſah den Sachſenhäuſer Soldknecht mit großen Augen höchlichſt verwundert an, dieſer fuhr aber unbekümmert und lachend fort:

„Ja, im Lager und in der Schlacht lernt man anders über dieſe Dinge urtheilen, als in der Pechhütte und im Kramladen. Seht z. B. beſitzt Herr Küno ein gefeites Schwert, und hält oft Zwieſprach mit ſeinem Rappen. Das weiß ich gewiß; denn ich hab's ſelbſt gehört. Ihr werdet gleich ſchreien, das Roß iſt der Teufel und Herr Küno hat ſeine Seele dem Höllenfürſten verſchrieben; ich ſag' Euch darauf: Ihr ſeid auf dem Holzwege, denn Herr Küno will nur das Gute und Rechte, und thut niemals etwas Übles, weder öffentlich, noch heimlich. Und doch verträgt ſich ſolch ein Schwert und ſolch ein Roß nicht mit der Pfaffheit in Euerm Sinne. Nun was ſagt Ihr dazu?"

„Daß du ſelber ein gefeiter Eſel biſt," antwortete eine Stimme.

„Was?" ſchrie der Sachſenhäuſer erboſt, „ich bin jetzt ein zünftiger Schiffer, und Ihr könnt Euch unterſtehen? —"

„Ich hab' Euch nicht geſchimpft," ſagte der Thüringer ruhig. „Hier dieſer Mann am Fenſter gab Euch den Ehrentitel."

„Ah, der luſtige Geſell Eitel Blum," ſagte der Schiffer.

„Ja, du Schaafsgeſicht, mußt du den Pfaffen alſo das Wort reden?" ſagte dieſer ſchalkhaft.

„Ich hab' dein ganz Geſprächſel mit angehört, und da mir deucht, der Domprobſt habe dir deinen Sold noch nicht bei Heller und Pfennig ausgezahlt, ſo will ich an ſeiner Statt die Rechnung mit dir richtig machen. Komm herein, ich will dich mit meinem gefeiten Ochſenzimer zum Ritter ſchlagen und dir wieder erzählen, was mir ſo eben meiner Frau ihre Katze über dich anvertraut hat.“

Der ehemalige Söldner, jetzt Mainſchiffer, hatte weder beſondre Luſt zu ſothanem Ritterſchlage, noch trug er groß Verlangen, die bezeichneten Neuigkeiten zu erfahren; glücklicher Weiſe wurde er auch aller Zwieſprach mit dem ſchelmiſchen Thorwart, vor deſſen Zunge er große Furcht zu haben ſchien, durch das plötzlich laut und heftig ertönende und wie ein Lauffeuer ſich fortpflanzende Geſchrei des Volks enthoben; denn bald hörte und verſtand man nichts weiter, als die Worte: „Sie kommen! Sie kommen!“

Wirklich gewahrte man jetzt in der Ferne auf der Straße einen hellen Haufen ſich daher wälzen, und die freundliche Sonne blitzte dort aus manchem glänzenden Waffenſtück wieder. Alles drängte um zu ſehen und vor dem Lärm hörte man das Geläute aller Glocken der Stadt nicht, welches die Ankommenden feierlichſt begrüßte. Näher und näher kam der Zug und ritt endlich durch das Thor. Voran drei Trommeter, die blieſen ein luſtiges Stücklein, auf welches ihnen die Stadtpfeifer antworteten, ſodann folgten drei Herolde, alle auf ſtattlichen geſchmückten Gäulen, und in die baieriſchen Farben gekleidet; auf der Bruſt trugen ſie geſtickte Wappenſchilder, die einundzwanzig länglichten nach der Linken herabgeſchobnen ſilbernen Wecken im blauen Felde, das Wappen des uralten Herzogthums Baiern, daneben der güldne Löwe mit rother Krone auf dem Kopf und mit weitvorgeſtreckter rother Zunge, das Wappen der Pfalz bei Rhein, dem Baiernhauſe gehörig, ſeit Kaiſer Friedrich der Zweite den Grafen Ludwig von Wittelsbach, des berühmten Otto Sohn, damit belehnt. Vom Hauptmann Gilbrecht von Wyſſel angeführt, ritt nun eine Abtheilung Ritter mit geſtickten Wappenröcken über dem glänzenden Harniſch, mit Glene und Tartſche und offnem Viſir. Von ſtolzen Roſſen leicht getragen, erſchienen, nach einem kleinen Zwiſchenraume drei vornehme Reiter; zur Rechten und Linken die beiden Pfalzgrafen bei Rhein, der Kurfürſt Rudolf in der reichen prächtigen Kleidung des Friedens, ſein Bruder Ruprecht, heimkehrend aus blutiger Fehde, im eiſernen Kriegsgewand, aber nicht minder glänzend; man konnte es auf den erſten Blick ſehen, daß beide Brüder waren, denn beide trugen die Familienzüge der Wittelsbacher, nur lag in Ruprechts Geſicht noch mehr aufgeblaſner Stolz; zwiſchen beiden ritt ein kleiner wohlbeleibter Mann auf einem kleinen ſchwarzen geduldigen Rößlein; er trug den Biſchofsmantel mit den erzbiſchöflichen Inſignien und auf ſeinem ziemlich dicken Kopfe prangte der goldgeſtickte viereckige Kurfürſtenhut. Sein Geſicht zeigte viel Kupfer, ein Geſchenk, welches der fröhliche Weingott ſeinen innigſten Verehrern ſpendet, wenn ſie eine Reihe von Jahren ihm mit gleicher Anhänglichkeit gedient; ſeine kleinen Augen blitzten argwöhniſch unter ſchwarzen buſchigen Augenbrauen hervor, nach allen Seiten hin, und wenn die beiden Pfalzgrafen die Begrüßungen des Volkes nur mit kaltem Stolze erwiederten, ſo nickte der geiſtliche Herr dafür um ſo freundlicher und herablaſſend zu beiden Seiten jedem Gruße Dank.

Der bezeichnete geiſtliche Fürſt — ein Mann, der ſein ſechszigſtes Lebensjahr ſchon zurückgelegt haben mochte; denn graue Locken ſtahlen ſich unter dem Hute hervor — war der unerſchütterliche Anhänger des Wittelsbacher Hauſes, von deſſen

Wohle das ſeinige abhing, der aus ſeiner Reſidenz vertriebne Kurfürſt und Erzbiſchof von Mainz, Graf Heinrich von Virneburg. In der zweiten Reihe ritten wieder drei ſtattliche Männer, zur Rechten und Linken die beiden Baiernherzöge Stephan und Wilhelm, Söhne des verſtorbnen Kaiſers Ludwig, mit ihrem Oheim, dem Pfalzgrafen Ruprecht aus der Mark Brandenburg heimkehrend, und deshalb in voller Rüſtung und darüber mit koſtbaren Wappenröcken bekleidet. Obgleich ſie ſchöne Männer in der Blüthe des Mannesalters waren, ſo mußte doch ihr Mittelmann die Blicke aller Schauer von ihnen ab und auf ſich ziehen und feſſeln. Denn mehr als Kopfhoch ragte er über ihnen hervor; der ganze Körperbau dieſes Mannes hatte etwas Rieſiges; dazu ſaß er auf einem mächtigen Streitroſſe, dem größten von allen, die im Zuge zu ſehen waren. Die Haltung des ritterlichen Herrn war majeſtätiſch und doch hatte in ſeinem edelſchönen Geſichte die biederſte Freundlichkeit und Güte ihren Sitz aufgeſchlagen. In dieſem Geſichte, ja in ſeinem ganzen Weſen waren Kraft und Milde auf eine bewundernswürdige Weiſe verſchmolzen. Aber ſeine Geſichtszüge waren nicht nur edel, ſie waren auch männlich ſchön, gewinnend. Ein braunes Haar quoll in ſtarken Locken unter ſeinem einfachen Piret hervor, die liebliche Röthe der Geſundheit und Mannskraft lag auf ſeinen etwas ſtarken Wangen; ſeine Naſe war dick und hatte einen kleinen Druck in der Mitte; aber dieſen Fehler machte das ſchöne, kluge, ſtets lebendige Auge wieder gut, welches unter langen dunkeln Wimpern hervorſtrahlte, wie die Sonne hinter Wolken. Obgleich er einen kleinen Chormantel trug, ſo rechtfertigte doch ſeine übrige ritterliche Kleidung den Namen Ritter Küno, den ihm das Volk gab, und ein ungeheures Schlachtſchwert an ſeiner linken Hüfte ſprach dem winzigen Mäntlein Hohn, welches gleichſam nur zur Andeutung über Schultern und Rücken gehängt war, wes Standes der ritterliche Kämpe eigentlich ſei. Der Domprobſt ſprach angelegentlichſt mit den beiden Herzögen und aus ſeinem blitzeſprühenden Auge konnte man abnehmen, daß von Fehde und Schlacht die Rede war: der Kampf gegen den falſchen Waldemar machte den Gegenſtand ihrer Unterhaltung aus, und die Herzöge berichteten über die verſchiedenen, in dieſer Fehde vorgefallnen Gefechte und über die Gefangennehmung ihres Vetters, des Pfalzgrafen Ruprecht des Jüngern.

An die Fürſten ſchloſſen ſich ihre Großwürdenträger, als der Erzmarſchalk, Erztruchſeß, Erzſchenk und Erzkämmerer des Kurfürſten von Mainz, der Erbmarſchalk, Erbtruchſeß, Erbſchenk und Erbkämmerer des Kurfürſten von der Pfalz; auf dieſe folgten diejenigen der Mainzer Domherrn, welche den geheimen Rath des Kurfürſten und jetzt die Vormundſchaft des Erzſtiftes bildeten, vierundzwanzig an der Zahl, die dem Kurfürſten nach Eltvill gefolgt und deren Vorgeſetzter der Domprobſt Kuno von Falkenſtein war; alle glänzten in den reichen geiſtlichen Kleidern der Kanoniker. An dieſe buntgeſchmückten gut genährten Herrn ſchloſſen ſich die Hofherrn und Hofjunker, Pagen und Edelknaben der Kurfürſten und Herzöge, und unter ihnen Ritter und Kriegshauptleute. Ferner wurde der herrliche Zug fortgeſetzt vom Schultheiſſen und den beiden Bürgermeiſtern der Stadt, jener als der Vornehmſte in der Mitte, alle drei in ihrem reichen Ornate und der Erſtere faſt fürſtlich angethan; hernach die Schöffen und Rathsherrn und endlich eine große Anzahl Altbürger und Patrizier, die, um die Baiernfürſten zu ehren, ihnen mit entgegen geritten waren. Den Beſchluß machten die Reitknechte und Troßbuben mit hochbepackten Roſſen, eine große Anzahl.

Die Frankfurter Pfeifer hatten während des

Zugs wacker aufgeſpielt und traten nun fort muſicirend an; das Volk quoll lärmend und ſchreiend in hellen Haufen nach bis vor den Saalhof, wo die hohen Gäſte abſtiegen, empfangen von den Keller- und Speiſemeiſtern des Raths, welche bereits einige Stückfäſſer firnen Wein nebſt einigen wohlgemäſteten Ochſen, beides, Fäſſer und Thiere mit bunten Kränzen und Bändern behangen, für die Herrn herbeigeführt hatten.

Als die Menſchenmaſſe vor des Thorwarts Häuschen vorübergequollen war, ſchlüpfte der Bärenführer hinein und begrüßte den luſtigen Eitel, der eben im Begriff ſtand, dem großen Strome als ein rühriges Fiſchlein zu folgen.

„Halt, Kumpan!“ ſagte Härt; „du haſt jetzt einen andern Weg zu machen als nach dem Saalhof, und fürwahr andre und beſſre Dinge zu verrichten, als die bunte Narrethei dort anzuglotzen.“

„Was ſoll's, alter Greiner?“ verſetzte Eitel. „Ich ſoll dir wohl den Narrnkolben vortragen durch den Maingau, und als dein Herold ausdrommeten, wie dir Schultheiß und Schöffen der Stadt Frankfurt das Geſäß haben zerdreſchen laſſen?“

„Laß dein Geſpeis und höre mich an. Du

mußt dich ſogleich aufmachen und nach Mainz gehen, ich werde dir einen Brief an den jungen Kurfürſten Gerlach von Naſſau mitgeben. Findeſt du ihn nicht auf dem kurfürſtlichen Schloſſe in Mainz, ſo mußt du ſtracks nach Trier zum alten Kurfürſten Balduin, bei welchem ſich dann Kurfürſt Gerlach aufhält.“

„Und wann ſoll ich fort?“ fragte Eitel. „Trier iſt ein weiter Weg; dazu gehört ein langer Athem und geſchmierte Beine. Wann der Hals trocken iſt, wird der Athem kurz, und vom vielen Laufen werden die Beine ſteif. Darum Naſſes in den Hals und Fettes an die Beine!“ Damit hielt er die gekrümmte Hand hin.

„Du ſollſt haben,“ ſagte Härt, „und wenn die rechten Nachrichten eingehen, kannſt du morgen mit dem erſten Tageslicht aufbrechen. Folge mir jetzt in das Haus des Herrn Ulrich von Hanau; dort werden wir hören, was wir nicht wiſſen.“

Und beide verfügten ſich ſofort in das genannte am Hirſchgraben gelegne Haus. Der Bärenführer ließ den Thorwart in der Hausflur warten und huſchte heimlich und behende in ein Gemach; kein Knappe hielt ihn auf, keine Magd verwehrte ihm den Zutritt; er ſchien hier heimiſch, wohlbekannt und ſicher.

„Gut, daß Ihr kommt!“ rief ihm Herr Ulrich von Hanau zu. „Es wartet Euer ſeit dieſer Nacht ein beſſrer Mann als ich in meinem Hauſe, der ziemlich erbittert auf Euch hier anlangte, weil Ihr ihn ſo lange ohne alle Kunde gelaſſen, den ich aber beſänftigt durch Bericht Eures Unfalls.“

„Ich verſtehe!“ ſagte Härt darauf. „Führt mich zu ihm!“

Sie ſtiegen eine Hintertreppe hinauf und gelangten bald in ein Gemach, deſſen Pracht ſeltſam zu der ſchlichten Knechtskleidung des jungen Mannes abſtach, welcher darin verweilte. Auch war der Tiſch mit allerlei guten Speiſen und Getränken beſetzt und der gering Gekleidete ſaß auf einem Polſterſeſſel und las in einem Buche, eine zu jener Zeit unter den Laien höchſt seltne Erſcheinung. Über das glatte Geſicht des jungen Leſers zuckte ein freundlicher Strahl, als er die beiden Männer hereintreten ſah, doch erhob er ſich nicht, ſondern winkte nur mit der Hand, näher zu treten. Härt folgte dieſer Einladung und machte eine kleine Verbeugung.

„Ich habe bereits von Herrn Ulrich vernommen, welch Unglück Euch hier betroffen hat, mein Bruder," ſagte der Sitzende. „Ihr habt als ein Martyrer für die gute Sache gelitten, und Euer edles Blut vergoſſen, gleich dem, der nun zur rechten Hand Gottes ſitzet, und deſſen unwürdiger Knecht ich bin." Dieſe Worte wurden mit ſo viel Anſtrich von erheuchelter Frömmigkeit geſprochen, der das blutjunge lebensfrohe Geſicht des Sprechers ſpottete, daß um die welken bärtigen Lippen des Bärenführers ein ſpöttiſches Lächeln zuckte; auch ſchien Härt gar keine Luſt zu bezeigen, in dieſen angeſtimmten Ton einzugehen, ſondern verſetzte ruhig: „Ich ſtand eben im Begriff, einen Boten an Eure kurfürſtliche Gnaden abzuſchicken und kam nur in das Haus mich mit Herrn Ulrich zu beſprechen, was wir Euch alles melden wollten; denn ich hoffe durch Kundſchafter noch Manches zu erfahren, was in dieſer Nacht auf dem großen Bankett im Saalhofe vorgeht."

„Da mich Euer unverſchuldetes Schweigen nun einmal hierher geſprengt hat," fuhr der verkleidete Gerlach von Naſſau, der vom Papſte eingeſetzte Gegenkurfürſt Heinrichs von Virneburg, fort, „ſo werd' ich meine Gegenwart benutzen, um unſre hieſigen Freunde zu verſammeln und mit ihnen zu berathen, was hier zu thun iſt."

„Erlaubt mir, Herr Kurfürſt,“ ſagte der Bärenführer dreiſt, „konnte Euch mein unverſchuldetes Schweigen hierher führen — ich finde darin keinen auslangenden Grund der Reiſe — oder habt Ihr andre und wichtigere Gründe dazu gehabt?“

„Euer Schweigen ängſtigte uns, mein Bruder, da wir ſtets Nachrichten von Euch zu erhalten gewohnt ſind, wenn Ihr auf Euern Ausflügen ſeid. Unſer durchlauchtigſter Herr, der König Karl kam aus der Mark Brandenburg nach Trier zu ſeinem Groſsoheim, und dort gelangte zuerſt ein Gerücht zu uns, die Baiernherzöge würden verſuchen, den Markgrafen von Meiſſen zur Annahme der deutſchen Krone zu bewegen; ſodann erfuhren wir, mein alter halſtarriger Gegner werde unter dem Schutze ſeines wilden Raufgeſellen, des Kuno von Falkenſtein, mit den beiden Pfalzgrafen und andern ihrer Anhänger hier in Frankfurt zuſammenkommen, und da ich, wie Ihr wißt, jetzt einen guten Plan gegen den trotzigen Falkenſteiner im Sinne, und bereits vieles zu ſeiner Ausführung gethan habe, ſo fürchtete ich ſchon, der Teufel habe ihnen ſelbiges wieder zugetragen, und ſie beſchlöſſen vielleicht neue Fehde gegen mich und meinen Bruder. Daß ſie etwas Arges im Schilde führen, iſt wohl gewiß; ich wollte mich aber überzeugen, ob es gegen König Karl und unſre ganze Partei im Allgemeinen, oder gegen mich allein im Beſondern gerichtet ſei. Und deshalb machte ich mich auf, begleitet von einem Knechte, dem ich adlige Kleider hatte anlegen laſſen, damit ich als ſein Knappe in Frankfurts Thore einreiten möchte. Nun ſagt mir an, mein Bruder, was habt Ihr vernommen, das uns zu Dienſt und Frommen ſein könnte?“

„Das Gerücht über den Markgrafen Friedrich von Meiſſen hat Euch nicht belogen, Herr Kurfürſt,“ berichtete der Bärenführer. „Der Kurfürſt Ludwig von Brandenburg, der Pfalzgraf Ruprecht der Ältere, die Herzöge Stephan, Wilhelm, Albrecht und Ludwig der Römer waren Alle in Dresden, und mit ihnen der tapfre Graf Günther von Schwarzburg, des verſtorbnen Kaiſers Feldherr, weil dieſer beim Markgrafen beſonders gut angeſchrieben ſtehen ſoll und die Baiern hofften, Niemand werde den Markgrafen leichter zur Annahme der Krone bereden können, als der Schwarzburger.“

„Und was haben ſie ausgerichtet?“ fragte der junge Kurfürſt haſtig.

„Noch weiß ich nichts Näheres; denn erſt vor einer Stunde ſind der Pfalzgraf Ruprecht und die Herzöge Stephan und Wilhelm mit großem Pompe hier eingezogen und haben ihr Einlager im Saalhofe genommen; doch ſo viel hab' ich bereits geſtern durch die Herolde, welche den Einritt der Baiernfürſten der Stadt anzuſagen, vorausgereist waren, erfahren, daß Markgraf Friedrich nicht ſogleich Ja und Amen geſagt und eben nicht ſonderliche Luſt gezeigt, gegen unſern durchlauchtigſten König Karl als Gegenkönig aufzutreten; vielmehr hat er ſich mit ſeiner übeln Leibesbeſchaffenheit entſchuldigt, ſintemal er heftig mit dem Podagra behaftet iſt, und als ſie ihm hart zuſetzten, hat er ſich einige Monate Bedenkzeit vorbehalten. —"

„Einige Monate!" rief der unbärtige Gerlach, hoch erfreut, „o dann haben wir gewonnen! König Karl muß nach Dresden, um mit ſeiner ſchlauen Gewandtheit die Mühe der verfluchten Baiern zu nichte zu machen und den Markgrafen für ſich zu gewinnen. Er muß bald fort!"

„Gemach, edler Herr!" ſagte der Bärenführer ruhig. „Es geht nicht ſo ſchnell, wie Ihr denkt. Noch ſind die beiden Hauptmänner in Dresden, ich meine der Kurfürſt von Brandenburg und der Graf Günther von Schwarzburg; die ſcheinen des Markgrafen Entſchluß dort abwarten und ihm täglich und ſtündlich fein zureden zu wollen.“

„So muß der König einen heimlichen Geſandten an den Markgrafen ſchicken.“

„Erſt wollen wir zuſehen, was wir in dieſer Nacht erfahren. Der Wein, den die gute und getreue Stadt Frankfurt ihren geliebten Baiernfürſten ſpendet, und die Geſelligkeit der Altbürger und ihrer minniglichen Weiber und Töchter wird ſchon manche Zunge löſen; es kommt nur darauf an, wen wir auf das Banket ſchicken.“

„Dafür iſt bereits geſorgt,“ fiel Herr Ulrich von Hanau ein, der bis jetzt geſchwiegen und mit Erſtaunen zugehört hatte, welches vertraulichen oft ſogar zurechtweiſenden Tones ſich der alte häßliche Bärenführer gegen den jungen netten Kurfürſten bediente. „Drei unſrer beſten Freunde und dem durchlauchtigſten Könige Karl mit Leib und Seel ergeben, gleich mir, die aber noch nicht vor aller Welt Augen Partei genommen haben, wie ich, werden die Baiernfürſten und ihren Hofhalt in dieſer Nacht umſchwärmen, und ihnen wird kein Wort entgehen, was Einer in Bezug auf König Karl und den gegenwärtigen Herrn Kurfürſten fallen läßt.“

„So horchet Ihr unter dem Volke umher

und werbet für uns, wie zeither, mein Bruder,“ ſagte Gerlach. „Die Erfahrung hat uns gelehrt, daß man vom gemeinen Manne oft Zweckdienlicheres erfährt, als vom vornehmen, und Ihr, mein Bruder, habt Euch in dieſer Hinſicht als den nützlichſten unſrer Freunde bewährt, welches wir Euch in Gnaden gedenken werden, der König und ich.“

„So Ihr bald etwas gegen den Falkenſteiner ausführen wollt, ſo könnt ich Euch durch ein Häuflein neuer Freunde, die ich mir gewonnen, von großem Nutzen sein; doch müßte es bald geſchehen, in dieſen Tagen ſchon.“

„Ei ſo laßt doch hören, mein Bruder!“ ſchmunzelte das glatte Geſicht des jungen Grafen. „Ich würde lieber heute als morgen etwas gegen dieſen Schlagtodt unternehmen, um ihn uns unſchädlich zu machen; doch das ſag' ich Euch, in offner Fehde richten wir nichts gegen ihn aus; er führt ein Schwert, wie einſt Roland.“

„Von offner Fehde iſt auch gar keine Rede,“ lachte Härt. „Die Leute, von denen ich ſpreche, lieben die offnen Helme nicht. Erlaubt mir aber, daß ich erſt mit ihrem Hauptmann rede und höre, ob er ſich auch bereitwillig findet. Ich denke Euch morgen klaren Beſcheid zu thun.“

„So ſtellt Euch nur früh ein, mein Bruder," ſagte der junge Kurfürſt und entließ den Bärenführer gnädig mit der Hand winkend.

## Zehntes Kapitel.

Der Saalhof — jenes alte Palatium der Karolinger, einſt vom Kaiſer Ludwig dem Frommen — auch vorzugsweiſe der Deutſche genannt — dem Sohne des großen Karl, an der ſchönſten Uferſtelle des Mains erbaut, und von vielen Kaiſern, zuletzt vom jüngſt verſtorbnen Ludwig dem Baier lange bewohnt — der alte Saalhof ſtrahlte hell und jung vom Kerzenlicht, das in ſeinen Hallen wogte; und aus ſeinen Fenſtern flog der freundliche Glanz und erhellte draußen die Nacht und ſpiegelte ſich auf der Fluthebne des Mains in langen zitternden Streiflichtern. Vor den weiten Pforten des großen Steinhauſes drängte ſich die ſchauluſtige Volksmaſſe; die Diener des Schöffengerichts und des Rathes wehrten die Haufen mit brutaler Aufgeblaſenheit zurück, und der Schneider Kümmel beſtimmte mit Hülfe eines

Rathskämmerers, wem der Zutritt erlaubt ſein ſolle. Die laufenden Geſellen der Stadt waren vor der Thüre aufgeſtellt und ſchnitten den ungezognen Leuten drohende Geſichter, machten Platz, wenn ein vornehmer Altbürger mit ſeinem hoffährtigen Weibe und gefallſüchtigen Töchtern anſtolzirte, oder ein ſäuberlicher Junker mit ſeiner Maid angeſtiegen kam. Wenn aber ein Schöffe oder Ritter der Pforte nahete, dann wollte ſich der vielvermögende Schneider im Leibe zerreißen, ſchrie ſich die Kehle faſt wund: „Platz! Platz, ihr Hallunken und Maulaffen!“ und focht fürchterlich in der Luft.

Die Gäſte waren faſt alle eingetreten und ſchon ſchallten die luſtigen Töne der Reigen herab und ergötzten außer der vornehmen Menge im Saale auch noch die gemeine vor der Thüre ſich balgende. Durch die letztere machte ſich ein baumlanger, ſpindeldürrer Mann Platz, indem er mit den Ellnbogen fleißig ruderte, bis er an die Pforte herandrang. Ohne Umſtände trat er hinein; der Schneider Kümmel hatte bereits die Hellebarde muthig ergriffen und verſucht, ein donnerndes Halt! zu rufen, da blieb ihm die letzte Hälfte des barbariſchen Tons in der Kehle ſtecken, das grauſige Wort verlor ſich in heiſerern ſterbenden Laut, der Arm ſank, mit ihm der zackige Spieß, ſcheu wich der Schneider einige Schritte zurück; ſeinem Beiſpiele folgten die übrigen Diener der blinden Gerechtigkeit, und ungehindert ging der Lange durch ihre Reihen; ein Theil des Volks, welches den Schrecken des Schneiders benutzte, drang ebenfalls unaufgehalten nach, und eh die Hellebardierer den Muth wieder fanden, hatte ſich eine beträchtliche Anzahl eingeſchmuggelt.

Mit großer Mühe und nur mit thätlicher Hülfe der Stadtknechte konnte der Strom wieder eingedämmt werden.

„Der verdammte Nyle Katzmann iſt am ganzen Unheil Schuld!“ lärmte der Schneider. „Ich glaube der Kerl iſt ein längſt verſtorbner Mann, der als Leiche umherwandelt; denn ein rechtes Leben, wie andre Menſchenkinder hat er nicht in ſich. Er guckt einen mit ſo verwirrten, ſchier gebrochnen Augen an, daß einem das Herz im Leibe erbebt.“

„Zumal wenn man ſo ein Haſen- oder Bocksherz hat, wie ein mit der Hellebarde bewaffneter Schneider,“ ſpottete eine Stimme im Volke dicht neben dem zitternden Kümmel, und dieſer erkannte im Ton derſelben den Thorwart Eitel. Mit haſtigem Zorne drang der in ſeiner Amtswürde gekränkte Schneider in die dichtgeſchloſſne Reihe, aus welcher die Stimme erſchallt war, aber der liſtige

Blum hatte bereits für gut befunden, ſich durch die Beine der ihn Umdrängenden fort*zu machen, und der Schneider konnte ſeine Wuth nur in ohnmächtigen Flüchen und Scheltereien auslaſſen, die noch dazu dem gaffenden Volke zur allgemeinen Beluſtigung dienten.

Lange ſchon war keiner der Geladnen mehr durch die Thüre in das Haus eingetreten, die Wachen hatten ihre Spieße behaglich an die Wand gelehnt und gähnten oder horchten der breiten und belehrenden Geſchwätzigkeit des Schneiders Kümmel zu; das Volk zerſtreute ſich allmälig oder ſchlich hinter den faulen Stadtknechten und dem eifernden Schneider der Treppe hinauf nach dem Tanzſaale.

Der Glöckner auf St. Bartholomäusſtift hatte die zehnte Stunde ſchon geraume Zeit mit dem Ave eingeläutet, als ein Kahn den Main herauf tiefe Furchen in das rauſchende Waſſer zog, das ſich unwillig über den Aufenthalt an ſeinem Kiele brach und theilte. Drinnen ſaßen ſchweigend einige verhüllte Männergeſtalten, die das Waſſerfahrzeug mit rüſtigen Armen vorwärts trieben. Als ſie in der Gegend des Fluſſes anlangten, welche von den Lichtern des Saalhofs ſo wunderbar ſchön erleuchtet war, hielten ſie einige Minuten an und ſchaueten unverwandten Augs nach dem von Jubel erfüllten kaiſerlichen Palaſt herüber; dann beſprachen ſie ſich und ſteuerten bald darauf ans Ufer. Zwei davon ſtiegen aus und gingen nach der Pforte des Saalhofs zu. Bei ihrem Eintritte ſtob die um den Schneider zuſammengeknäulte Schaar ehrerbietig von einander, und Kümmel ſenkte ſeine Waffe tief zur Erde. Der Vordere, ein mit ſüdlicher Pracht ritterlich gekleideter Mann von mittler Größe, mit einem wohl gepflegten langem lockigen Bart und Haupthaare, von glänzend ſchwarzer Farbe, ging ſtolz an den bewaffneten Söldnern der Stadt vorüber, ihren Gruß kaum mit einem leiſen Kopfnicken erwiedernd, und blieb ohnfern der großen Treppe in einer ehrfurchtgebietenden Stellung ſtehen. Der Andre that ſich durch Kleidung und Verrichtung bald als Diener des Erſtern kund; denn er ging auf die Rathswächter los, erkundigte ſich nach ihrem Oberhaupte, und als man ihn an Kümmel wieß, der ſich nicht wenig in die Bruſt warf, richtete er folgende Worte an denſelben: „Mein Herr, der Graf Rudolf von Veldenz, ſeit vier und dreißig Jahren im Dienſte des Königs von Neapel Robertus des Gütigen und deſſen Tochter, der Königin Johanna, iſt in ſein Vaterland zurückgekehrt, und als er vernommen, daß die Kurfürſten hier beiſammen ſeien, iſt er auch gen Frankfurt geritten, um ihnen ſeine Dienſte anzubieten, und bittet jetzt den Schultheißen und die Bürgermeiſter um die Gewähr des Zutritts zu dem Banket.“

Der Schneider flog mit tiefen Reverenzen der Treppe hinauf, und meldete ſeinen geſtrengen Herren den ausländiſchen Gaſt, kehrte bald zurück und erſuchte den Grafen, ihm zu folgen. Noch hatten ſie die Treppe nicht ganz erſtiegen, als ihnen einige Schöffen, und unter ihnen der Ritter Rullmann zum Paradeis entgegen traten, um den Grafen zu empfangen und in den Saal einzuführen.

Das helle Licht der an den Wänden hin befeſtigten Kerzen und der großen im Saal aufgehängten Leuchter fiel dem Fremdling in das Geſicht, der Schöffe zum Paradeis ſah ihn verwundert an, bekannte Züge ſprangen ihm entgegen, aber er lachte über ſich ſelbſt, als ihm die Pracht der neapolitaniſchen Ritterkleidung in die Augen ſtach, welche den eingeführten Grafen zierte. Zuerſt ließ ſich derſelbe dem Kurfürſten von Mainz vorſtellen, der eben mit dem Schultheißen ſich angelegentlichſt unterhielt. Der kleine rothnaſige

Erzbiſchof ſchrack ſichtlich zuſammen, als ihm der Name des Grafen genannt wurde, faßte ſich aber ſchnell und redete ihn alſo an: „Wir haben uns in unſrer Jugend gekannt, Graf Rudolf von Veldenz; es iſt aber ſehr lange her. Ich war damals Kapitular in Trier und Ihr als Edelknabe an des Kaiſers Hof; ja es ſind an vierzig Jahre, bei meiner Treu! und wir ſind unterdeſſen beide alt geworden.“

„Eure kurfürſtliche Gnaden hat's in der Zeit weit genug gebracht,“ verſetzte der Graf, „während ich mit Mühe den Ritterſchlag aus Italia heimbringe.“

„Warum ſeid Ihr nicht daheim geblieben. Wer weiß, was aus Euch geworden an des Kaiſers Hofhalt!“

„Eine große Laufbahn kann man nur unterm Panier des Krummſtabs und der Schlüſſel machen. Das Schwert bringt nicht ſo weit als der gekrümmte Stecken.“

„Deſto weiter bringen beide zugleich,“ fiel jetzt der ſtarke Domprobſt Kuno von Falkenſtein in das Geſpräch ein, der auch hinzugetreten war, indem er die eine Hand auf den Knauf ſeines langes Schwertes legte und mit der andern am

Kreuze zupfte, welches an einer Kette über den pelzverbrämten Probſtmäntlein hing.

„Es kommt hie und dort auf Glückes Gunſt an,“ entgegnete der Graf. „So ſoll ja mein Bruder Geipel auch zu St. Peters Fahne geſchworen haben, vor vielen Jahren ſchon, allein ich höre auf meiner Reiſe durch den Rheingau, daß er dabei noch weniger Glück gehabt, als im Hofdienſt, und daß er ganz verſchollen und vergeſſen iſt.“

„Er trat in den Orden des heiligen Dominicus,“ ſagte der Erzbiſchof nicht ohne einige Verlegenheit, „und war ein Mitglied des hieſigen Predigerkloſters. Ich glaube, er würde bald zu hohen Würden emporgeſtiegen ſein, wenn nicht gerade er den heftigen Streit zwiſchen den Ordensbrüdern des heiligen Franciscus und denen des heiligen Dominicus über die Perſon des höchſtſeligen Kaiſers Ludwig auf's Äußerſte getrieben und die Flamme des Haſſes immer wüthender angefacht hätte. Ihr werdet in Neapolis genugſam vom Streite des Papſtes Benedict XII. und des Kaiſers Ludwig gehört haben; nun ſeit die Päpſte in Avignon wohnen, ſind ſie Knechte Frankreichs geworden, St. Peter reſidirt noch unſichtbar in Rom, und die ſich ſeine Statthalter auf

Erden nennen und nicht in ſeiner Stadt, in ſeinem Hauſe wohnen, ſind falſche Statthalter, denen man keinen Gehorſam ſchuldig iſt. Der fränkiſche König Philipp wollte dem Kaiſer Ludwig an die Kehle und ſteckte ſich hinter ſeinen ſogenannten Papſt, den er als Hund gebrauchte und an den Kaiſer hetzte. Ludwig aber erklärte im Reichsbeſchluß von 1338, daß der von den Kurfürſten gewählte König oder Kaiſer keiner päpſtlichen Beſtätigung bedürfe; das Reich ſei unabhängig.“

„Ich habe davon gehört,“ verſicherte der Graf Veldenz, „es iſt in Neapolis viel über dieſen merkwürdigen Reichsbeſchluß geſtritten worden.“

„Ja, ja,“ lächelte der Erzbiſchof, „Euer König war ſtets ein getreuer Anhänger Benedicts, ſo wie die Königin Johanna, Eure jetzige Gebieterin eine getreue Anhängerin Clemens VI. iſt, die ihm ja ſogar Avignon um einen Spottpreis verkauft hat. Doch ich wollte Euch ja über Euern Bruder Geipel — als Predigermönch Pater Dominik genannt — berichten, was mir von ihm bekannt iſt. Er hatte früher ſchon geglaubt, Urſache zur großen Unzufriedenheit mit dem Kaiſer Ludwig und mir zu haben — er hatte ſchlimme, wunderliche Händel angerichtet, und war ein Trotzkopf und unbändiger Geſell — und aus dieſem

Grunde verließ er plötzlich des Kaiſers Hofdienſt, man wußte nicht, wohin er gekommen war. Erſt Jahre nachher zeigte er ſich hier in Frankfurt als Dominikaner wieder. Nach jenem Reichsbeſchluß vor zehn Jahren, und der nun offenbar ausgeſprochnen Widerſetzlichkeit des Kaiſers gegen die thörichte Anmaßung des Papſtes, erklärte ſich Pater Dominik, immer noch den alten Groll im Herzen nährend, gegen den Kaiſer und zwar mit ſolcher Heftigkeit, daß es faſt zum förmlichen Aufſtande gekommen wäre. Er ſtand hier an der Spitze des Ordens, und an ihn ſchloſſen ſich Dechant und Kapital des Stifts zum heiligen Bartholomäus, die Carmeliter, die weißen Frauen und andre Nonnen, welche von den Predigermönchen abhängig waren; ihnen gegenüber ſtanden die Franciscaner, die dem Kaiſer treu verblieben. Es war eine üble Wirthſchaft hier, bei meiner Treu! Ihr, Herr Schultheiß könnt mehr davon erzählen, als ich; denn Ihr ſeid deſſen ein Augenzeuge geweſen."

„Ja, Herr Graf," ſagte Walter von Kronberg, „ich kann Euch verſichern, daß Euer Bruder, jener Pater Dominik, Schlimmes mit uns im Sinne hatte. Als Kaiſer Ludwig jenen kräftigen Beſchluß, der ihm das Reich und uns in

Unabhängigkeit vom Papſt und Frankreich — was im Grunde eins iſt — erhielt, mit einer gründlichen Schrift gegen den Papſt an die Thüren der Hauptkirche hängen ließ zu Jedermanns Einſicht, da war es jener wüthende Pater Dominik, Euer Bruder, Herr, welcher die Kühnheit hatte, des Papſtes Bannfluch über den Kaiſer daneben anzuſchlagen. Dafür wurde er auch nebſt all ſeinen Brüdern aus Frankfurt vertrieben; er wäre ſamt ſeiner Brut von den Bürgern erſchlagen worden, wenn er nicht ſelbſt gegangen wäre. Seit der Zeit — es ſind nun zehn Jahre her — hat man in Frankfurt nichts wieder von ihm vernommen.“

„Ihr kennt ihn ja aus der Jugend her,“ fügte der Kurfürſt von Mainz hinzu. „Es war auch ein heftiger Streit zwiſchen Euch Beiden, der Euch aus dem Vaterlande trieb, ſo ich nicht irre.“

„So iſt's,“ erwiederte der Graf. „Wir konnten uns nie recht genießen, obgleich wir einander ſehr ähnlich ſehen, und Geipel betrug ſich ſtets hart und ungezogen gegen mich. Hernach ereignete ſich etwas zwiſchen uns, wovon ich nicht gern rede, obſchon es Ew. Gnaden wohl bekannt ſein wird, welches mich denn auch von dannen führte; und ſo bin ich mit meinem Bruder in keine Berührung wieder gekommen.“

„Aber ſagt, Herr Graf,“ wandte ſich der ritterliche Domprobſt wieder zu dem neapolitaniſchen Ritter, „was hat Euch in Euern ſpätern Tagen wieder nach Deutſchland getrieben, da Ihr doch die beſte Zeit Eures Lebens am Hofe eines Königs zugebracht, deſſen Land an Schönheit und Reichthum ſeines Gleichen ſucht unter der Sonne?“

„Zweierlei Dinge ſind's, die mich von dannen geführt, mein edler Herr; zuerſt das Weiberregiment und ſodann die gar arge und über alle Beſchreibung ſchlimme Peſt, die wie ein Engel des Herrn, grauſamer als der in Ägyptenland war, alles mit ſeinem giftflammenden Schwerte niederſchlägt, was da lebet, ſei es Menſch oder Thier. — Seit die Königin ihren unſchuldigen Gemahl, den König Andreas, ermorden ließ — vor drei Jahren — hab' ich ſie gehaßt. Andreas Bruder, der König Ludwig von Ungern kam mit Heeresmacht nach Neapolis, um den ſchändlichen Mord ſeines Bruders an der ungetreuen Gattin deſſelben zu rächen, die ſich unterdeſſen wieder mit dem Prinzen Ludwig von Tarant vermält hatte. Die Königin flüchtete mit ihrem Gemahl; ich blieb in Neapel zurück; aber vor einigen Monaten kehrte ſie, vom Papſte unterſtützt, der ihr eben Avignon abgekauft hatte, mit Heeresmacht zurück; die Ungern wurden verdrängt, und nun war es an mir zu gehen. Man hatte vor, mich der Untreue an der Königin zu beſchuldigen und mich gefangen zu ſetzen; ich kam zuvor und floh mit Groll im Herzen gegen Königin und Papſt; aber ich würde ſchwerlich nach Deutſchland zurückgegangen ſein, welchem ich entfremdet worden bin, wenn nicht die ſchwarze Peſt in ganz Italien wie ein nimmer ſattes, der Hölle entſtiegnes Ungeheuer wüthete."

„Man hat ſchon viel Beunruhigendes von dieſer anſteckenden und die Menſchen eines jählingen Todes hinraffenden Seuche gehört," bemerkte der Erzbiſchof mit einem ängſtlichen Geſichte. „Ihr könnt uns jedenfalls etwas Näheres über dieſe Krankheit berichten, Herr Graf."

„Von dem ungeheuern Erdbeben, welches am 25. Januar dieſes Jahrs Griechenland und Italien heimgeſucht, werdet Ihr wohl vernommen haben," redete der Graf.

„Wir haben wohl," verſetzte der Kurfürſt. „Hat's ja doch auch in Kärnthen an dreißig Ortſchaften zuſammengeworfen, ihre Kirchthürme eingeſtürzt, und mehr als tauſend elendiglich umgekommner Leichen hat man nachher aus dem Schutte hervorgezogen. Die alte Stadt Villach iſt ſo von Grund aus zerſtört worden, daß nur wenige Einwohner ſich haben retten können, und als der Boden nach acht Tagen zu ſchwanken aufgehört, hat man Berge von ihrer Stelle verrückt und viele Dörfer umher ganz verſchüttet geſehn. Bis gegen Baſel hin hat ſich das Erdbeben erſtreckt, und es ſind mir ſchlimme Berichte davon zu Augen und Ohren gekommen. Die Minnerbrüder, deren Klöſter in jener Gegend zerſtört worden ſind, durchziehen noch immer das Land, die Mildthätigkeit der Leute für ihre Bauten in Anſpruch zu nehmen."

„Noch ſchlimmer war es bei uns in Italien," fuhr der Graf von Veldenz fort, und der Haufe der ihn Umſtehenden wurde immer größer. „Das Elend iſt kaum zu beſchreiben. Nach jenem Hauptſtoße dauerte die zitternde Bewegung des Bodens faſt vierzehn Tage fort. In Neapel, Rom, Piſa, Bologna, Padua, Venedig und vielen andern italieniſchen Städten ſind unzählige Häuſer eingeſtürzt und die meiſten beſchädigt, Menſchen ſind zu vielen Tauſenden erſchlagen und elend umgekommen. In Neapel war eine Verwirrung, wie ſie am jüngſten Tag nicht ärger ſein kann, und männiglich glaubte man, daß der letzte Tag der Welt angebrochen ſei. Das Geheul der Menſchen und Thiere hätte einem den Verſtand rauben können. Die Erde hat ſich an vielen Stellen weit aufgeriſſen und daraus iſt ein giftiger Bradem hervorgequollen, der ſich in der ganzen Luft verbreitet, ſo daß viele, die ſothane Luft eingeathmet, ohnmächtig niedergeſtürzt, oder betäubt, mit ſtarkem Kopfſchmerz geplagt, oder anderm ſchlimmen Gebreſte behaftet wurden. Die Peſt ſelbſt aber war ſchon früher in einigen Hafenſtädten Italiens ausgebrochen, die Inſeln Cypern und Sicilien ſind ſchon im vorigen Jahre von ihr heimgeſucht worden; man ſagte, die Seefahrer hätten ſie mit von Conſtantinopel gebracht, und dorthin ſei ſie vom ſchwarzen Meer gekommen. Nach jenem Erdbeben hat ſie ſich nun ſchnell in Italien ausgebreitet, und bald wüthete ſie auf allen Inſeln des Mittelmeers, vorzüglich in Sardinien, Corſica und Majorca. Im April begann ſie in Neapel auf grauſige Weiſe zu morden, ich zog mich auf's Land zurück, bald wurde auch dies mit Leichen überſäet; ich eilte nach der Lombardei, aber ſchon war ſie hier ausgebrochen, nun floh ich in die Schweiz, und bin endlich hierher gekommen, wo man noch fröhliche Geſichter ſieht, um den Fürſten meines Vaterlandes meine Dienſte anzubieten, die gegen den Papſt ſtehen."

Die Geſichter der Umſtehenden ſprachen der zuletzt gemachten Bemerkung des Grafen Hohn; ſie waren nichts weniger als fröhlich, ſondern, wenn früher etwas von Freude in ihnen geweſen war, ſehr lang und ernſt geworden, und in manchen ſpiegelte ſich der Schrecken über den grauſigen Bericht ſichtbar ab.

Während die Fürſten — auch der pfälzer Kurfürſt und die andern Baiernherzöge waren hinzugetreten — den Grafen noch lange umſtanden, und ſich über die entſetzlichen Verwüſtungen der Peſt in Italien, über Erdbeben und Überſchwemmungen des Meers, über den Krieg des Ungernkönigs gegen die Königin von Neapel und anderlei Weltgeſchichten berichten ließen, flog die junge lebensluſtige Welt in den bunten Reihen des Tanzes dahin, und bildete einen ſonderbaren Gegenſatz gegen den Schrecken, welchen des Fremdlings Erzählung verbreitete. Auf die genußbegehrende Jugend der Altbürgerstöchter vermochte ſelbſt die Kunde von dem in Italien und Frankreich wüthendem Tode keinen beſondern Eindruck zu machen. Wähnten ſie ihn doch noch fern, den ſchrecklichen Schlächter, und waren ſie doch eben auf dem glänzendſten Banket, welches ſeit dem letzten Hoflager des verſtorbnen Kaiſers Ludwig hier war gegeben worden.

Nicht allein viele adlige Junker und Altbürgersſöhne, ſondern auch Ritter, Schöffen, Rathsherren und gewichtige Altbürger, den Schultheißen, als aller Oberhaupt, nicht ausgenommen, waren um ein holdes Frauenbild zu Hauf verſammelt und ſuchten von dem ſprudelnden Witz etwas zu erſchnappen, der aus dem Munde der lieblichen Frau von Wyſſel unaufhörlich strömte, und nicht ſelten die Eigenliebe der Umſtehenden, gleich beiſſender Lauge übergoß. Aber der höfelnde Schultheiß ging allen mit gutem Beiſpiel voran, indem er ſein Theil geduldig abſchüttelte, lachte und ſcherzte. Weil Himmeltrude ſich für gar nichts Beßres als die Tochter eines Müllers ausgab, obgleich man ſich im ganzen Saale in die Ohren ſagte, wer ſie eigentlich ſei, und weil ſie ſchon mehrmal drollig erzählt hatte, wie ſie ſelbſt gleich einem Mühlknappen in der Mühle gearbeitet, ſo nannte man ſie ſchon an dieſem Abend faſt allgemein die ſchöne Müllerin, ein Name, welcher ihr ſpäter verblieb.

Unter den jungen Leuten, welche nach ihrer Unterhaltung geizten, war auch der Ritter Dymar zum Paradeis zu bemerken, und je ſchonungsloſer und unbarmherziger ſie ihn behandelte, und je heftiger ſie ihn mit der widrigen Bärengeſchichte, deren Spuren freilich noch ziemlich deutlich auf ſeinem Geſichte ſtanden und nur dürftig mit einigen zierlichen Pfläſterchen verdeckt waren, verfolgte und zu ärgern ſuchte, deſto gewaltiger fühlte er ſich an ſie angezogen, deſto feſter in ihren Kreis gebannt, und oft mit den Zähnen knirſchend über die ſpottende Unbill, die ſie ihm anthat, oft zum Recompens mit der Geißel des Spottes wieder auf ſie einſchlagend, hatte er es ihr doch kein Hehl, daß ſie das liebenswürdigſte Weib ſei, welches er kennen gelernt habe. Er zankte mit ihr über ihre kleinen Ungezogenheiten, und führte ſie doch zum nächſten Reigen, er ſchwur ihr ewige Fehde ins Geſicht, und war unwirſch, wenn ſie einem andern den Tanz zugeſagt hatte.

Eben hielt Himmeltrude wieder ein glänzendes Wortgefecht mit Dymar zum Ergötzen aller Umſtehenden, als der hohe Kuno von Falkenſtein, der eben die Erzählung des Grafen von Veldenz mit angehört hatte, ſich zu dem Kreiſe wandte und Himmeltruden mit ritterlicher Artigkeit antrat:

„Viel edle Frau,“ ſagte er, „der Blick Eurer Augen thut mir jetzt um ſo wohler, ſeit ich von dem Tod und Verderben gehört, womit der Himmel oder die Hölle die arme Erde heimſucht. Wahrlich, wenn in der Nähe des fremden Ritters dort, der ſo genauen Bericht bringt von dem grauſigen Ungeheuer der Peſt, der Tod und das Entſetzen zu lagern ſcheinen, ſo umſchweben Euch hier Leben und Freude, und mir iſt's, als könnte der nicht an der Peſt ſterben, der Euch in das engliſche Auge geſehn."

„Hochwürdiger Herr," verſetzte Himmeltrude lächelnd, „mich dünkt der Domprobſt und Vormund eines ſo mächtigen geiſtlichen Stiftes, ein ſo gewaltiger Prieſter vor dem Herrn, ſollte ſich, wenn er mit dem Himmel verkehren und durch Buße und Gebet die Peſt abwenden wollte, entweder unmittelbar mit dem barmherzigen Vater oder dem für unſre Sünden geſtorbnen Sohn über ſothanen Handel verkehren, oder, wenn er ein Mal nicht ohne Fürſprecher und Mittelsperſonen fertig werden könnte, ſich dazu lieber die Heiligen und Englein erkieſen, und nicht die ſündhafte Frau eines Kriegsmanns, die nichts Himmliſches weiter an ſich hat, als was Eure Artigkeit ihr in Worten beizulegen für gut findet."

„Kraft meines Amts und prieſterlichen Würde kann ich Euch verſichern, ſchöne Frau, daß Ihr dereinſt ein vollendeter Engel ſein werdet, trotz den Erzengeln, die des Vaters Gnadenthron umſtehen, daß Ihr alſo eine vollgültige Anwirthſchaft auf ſolches Fürbitteramt habt, ja daß Euch Gott ſchon vom Anbeginn zum Engel geſchaffen, ſonſt hätte er Euch nicht einen ſo ſchönen Leib und eine noch ſchönere Seele gegeben; und da Ihr ein Mal von Ewigkeit beſtimmt ſeid, ein Bote Gottes zu werden, ſo hört der Vater auch jetzt in Euerm unvollkommnen Zuſtande ſchon auf Eure Bitten, ſo hat er ſchon jetzt Euern Augen die wunderthätige heilende Kraft gegeben, deren ich vorhin erwähnte.“

„Nein! nein!“ rief Himmeltrude, „zu all dem bin ich nicht fromm genug, bin ich viel zu muthwillig, zu irdſch geſinnt.“

„Und doch ſeid Ihr edel und gut, wie mir Euer Gemahl ſo ſehr gerühmt hat. Meint Ihr die Mähr von dem alten Bärenführer ſei nicht ſchon zu meinen Ohren gedrungen? Wahrlich, ich ſage Euch, edle Frau“ — hier wurde Kuno's Stimme ernſt und feierlich — „das war das Werk eines Engels, und nicht am Beten, Bußfahrten, Winſeln und Kopfhängen thut ſich mir ein fromm Gemüth kund, nicht an der zackigen Geiſel und am härnen Gewand erkenn' ich den Engel im Fleiſch: Ihr dienet Gott allein in der That und Wahrheit mit Eurer Freude, Euerm kindlichen Muthwillen, Eurer harmloſen Unſchuld und mit den frommen und guten Werken, ſo Ihr verrichtet. Und deßhalb verehr' und ſchätz' ich Euch und freue mich ſehr über die Wahl meines Hauptmanns."

„Ihr bereitet mir das größte Glück mit den letzten Eurer Worte, hochwürdiger Herr," verſetzte Himmeltrude gerührt, indem ſie ein Paar große helle Thränen in ihren ſchönen glänzenden Augen zerdrückte. „Mein Gilbrecht hat mir viel von Eurer Biederherzigkeit, Eurer Treue und andern hohen mannlichen Tugenden erzählt, und ich war Euch mit ganzer Seele zugethan, eh' ich Euch von Angeſicht kannte. Und von ſolch einem Manne geſchätzt zu werden, gilt mir Alles, während mir das minneſchmachtende Gekirre, die aufmerkſamſte Augendienerei, die gewandteſte Zierhöfelei nichts gelten. Dieſe Junker und Ritter ſprechen mir nach dem Maule, Ihr habt mir aus der Seele geſprochen, ſie ſind Narrn und Affen in meinen Augen, mit denen allerlei toll Geſpeis und Narrthei zu treiben mir erlaubt iſt; aber wenn ich ihnen Schellen anhänge, wie ſie's verdienen, ſo glaubt ja nicht, hochwürdiger Herr, daß ich kein Gemüth hätte für Eure ſinnigen Reden. Ich hab Euch verſtanden und dank' Euch für dieſe Worte."

Mit bezaubernder Freundlichkeit reichte Himmeltrude dem Domprobſte die Hand, und er empfing ſie, ſüß geſchmeichelt von der ihm bewieſnen Auszeichnung.

„Erlaubt mir,“ ſagte er, „daß ich dieſe ſchöne Hand noch einige Augenblicke behalten darf, um Euch an die bereit ſtehende Tafel zu führen; denn ich merke, daß das Zeichen zum Aufbruch ſogleich gegeben werden wird. Euch zum Tanze zu führen, mußte ich leider Andern überlaſſen; denn, obgleich ich wohl weiß, daß viele Geiſtliche jetziger Zeit nicht nur dem Krieg, der Jagd und dem Becher obliegen, ſondern auch dem Tanze und der Minne, trotz jedem ritterlichen Herrn, ſo will's ich doch, um meinen unzähligen Feinden keine Gelegenheit zu noch größerm Geſchrei zu geben, als ſie bereits wider mich erhoben haben — bei Krieg und Jagd und zuweilen beim Becher bewenden laſſen, ſo gewaltig und ſchier unabweisbar auch Eure gaſtliche Geſtalt ſelbſt ein Pfaffenherz zum eifrigſten Minnedienſt auffordert. Und ich bin doch eigentlich mehr ein Krieger, denn ein Prieſter; und war denn nicht der ſtarke Kriegsgott der heimliche Minnewart der Frau Venus, der Liebesgöttin? Aber was hilfts! Wozu ich geboren, das hab' ich abgeſchworen. Geſtattet mir, das, was ich am Tanze eingebüßt, bei Tafel an Eurer Seite wieder einzuholen, ſchöne Frau, und

Euch dort ſo zu dienen, wie es einem ſchwertführenden Pfaffen, wie ich, erlaubt ſein muß.“

Himmeltrude ließ ſich von dem hohen ſchönen Dompröbſt nach der Halle führen, wo die Tafel in langer Reihe prächtig gedeckt und geſchmückt war, und alle Blicke der jungen und alten Männer flogen neidiſch dem ſieghaften Kuno von Falkenſtein nach. Er aber plauderte, unbekümmert um Blicke und Gemurmel: „Es hat Euch nicht an edeln Tänzern gefehlt, ſchöne Frau, wie ich wohl bemerkt habe. Die baieriſchen Herzöge vernachläßigten Eurethalben, wie es mir ſchien, ſogar ihre Baſe, die ſchöne Prinzeſſin Anna von der Pfalz.“

„Der Pfaffenhut brütet — wie ich wohl merke — die Schmeicheleien, ein Frauenherz zu bethören, noch zierlicher und ſchlauer aus, als Sturmhaube und Ledergugel,“ ſagte Himmeltrude, dem Domprobſt ſchelmiſch mit dem Finger drohend.

„Ich ſprach im Ernſt und ſonder Schmeichelei,“ fuhr der Falkenſteiner fort. „Die Prinzeſſin ſaß auf ihrem Thronſeſſel immer ziemlich einſam und verlaſſen, und wenn die eiſerne Pflicht nicht die Hofherrn ihres Vaters an ſie gefeſſelt hätte, es wäre bei ihr wie gekehrt geweſen; dagegen ſtanden die Herzöge, die Grafen und Ritter um Euch, und ſelbſt mein alter Kurfürſt warf ſein Auge wohlgefällig auf Eure Züge, obgleich er ſeit ſeinem Hierſein noch nicht aus Eurer Geſellſchaft gekommen iſt.“

„Er iſt ein gütiger Greis,“ ſagte Himmeltrude, „und ich muß mich ihm dankbar bezeigen, ſo wie Euch, daß Ihr meinen Gemahl wegen ſeiner ſchnellen Verheirathung ohne Erlaubniß, nicht beſtraft habt.“

„Wer hätte ihn ſtrafen, wer ihm nur zürnen wollen, der Euch geſehen, ſchöne Frau? Doch hütet Euch vor dem Kurfürſten, traut ihm nicht ganz!“

Himmeltrude konnte nicht wohl begreifen, wie dieſe ſeltſame Warnung ihr vom eifrigſten Vertheidiger des Kurfürſten zukommen konnte; ſie ſetzte ſich mit dem Domprobſt zur Tafel; Alles ſtrömte herbei und bald waren alle Sitze eingenommen.

Auf dem erſten Sitze am obern Ende der Tafel ſaß in reicher fürſtlicher Kleidung die ſchöne ſtolze Pfälzerin. Um ihren ſchlanken Leib floß in Falten, die ein Gürtel von Goldſtück über den Hüften knapp zuſammenhielt, der prächtige Surkot von rothem geſchornen Sammet, über den Rücken hing ein mit kleinem Spelt gefüttertes und verbrämtes

Purpurmäntlein; Hals und Buſen waren ſchier frei und mit Ketten und Edelgeſchmeid beladen. Eben ſo geſchmückt war ihr Piret von rothem Zendel, und mit bunten Reiherfedern beſteckt. Mit ſtolzem Unwillen flogen ihre Blicke von den ihr nahe ſitzenden Fürſten auf die mit dem Domprobſt — dem ſchönſten Manne des ganzen Bankets — verkehrende ſchöne Müllerin, und glitten von ihr zum Ritter Dymar über, der ohnfern auf der andern Seite ſaß. Ein ſtiller Groll ſprach aus jedem ihrer Züge, aus dem Tone ihrer Worte, die ſie nur ſpärlich an ihren Vetter zur Linken und an ihren Vater zur Rechten richtete. Der Kurfürſt und Pfalzgraf Rudolf hatte ſeine Wirthin, Frau Affra, ſein Bruder, der Pfalzgraf Ruprecht, ihre Tochter Gela, der Kurfürſt und Erzbiſchof von Mainz, die Frau des Schultheißen, und die übrigen Fürſten, Grafen, Ritter, im Gefolge der Kurfürſten, Pröbſte und Domherrn, die Weiber der übrigen Schöffen und Rathsherrn zur Tafel geführt. Dem Domprobſte Kuno von Falkenſtein gegenüber ſaß der kurfürſtliche Hauptmann Gilbrecht von Wyſſel und kümmerte ſich wenig um ſeine Tiſchnachbarin, die junge warme Frau eines alten kalten Schöffen, er ertappte ſich vielmehr auf manchem griesgrämlichen Blicke, den er ſeinem Vorgeſetzten und ſeiner luſtigen, geſprächigen Frau zuwarf, während ihn allerlei böſe Gedanken beſchlichen und quälten, die er bis zu dieſen Tagen noch nicht gekannt hatte. An ihn reiheten ſich die Männer des Hauſes. Marburg zum Paradeis mit den Frauen des Hauſes Waſum abwechſelnd. Zuerſt der Schöffe, Ritter und Altbürger Herr Rullmann zum Paradeis in ſonnenfreundlichem Geſprächſel mit Frau Eva von Waſum, die die zierliche Hofdienerei mit wohlgefälligen Blicken und Worten aufnahm und die grauen Haare, welche unter der goldgeſtickten Gugel des Sechszigers hervorquellen, zu überſehen ſchien. Auf ſie folgte der Ritter Dymar zum Paradeis mit ſeinem beklebten Geſichte, und hatte als älteſter Sohn ſeines Vaters auch die älteſte Tochter der Frau von Waſum, das einfache unſchöne Gretchen neben ſich. Die ſinnige Jungfrau dankte es ihm im Stillen, daß er ihr nicht mit vielen Worten zur Laſt fiel; ſein Auge hing mit düſtrer begehrlicher Glut an Himmeltrudens ſonnenheitern Zügen und verſenkte ſich ſo ſehr in das Anſchauen derſelben, daß er ſogar die Bedienung ſeiner Dame darüber vernachläſſigte. An dieſem Paare hatte Junker Heilmann und das ſchöne reich und herrlich geſchmückte, ſchnippiſche hochmüthige Gutchen Platz.

Mit ſtillem Entzücken hingen des Jünglings Blicke an den Zügen und Augen der wohlgebildeten Jungfrau und füllten ſich zuweilen mit Thränen, wie wenn man in der heiligen Stunde der Rührung zu einem wunderthätigen Bilde der Gottesmutter betend aufſchaut. Fieberhitze und Fieberfroſt wühlten abwechſelnd im Marke ſeiner Gebeine, und jagten ihm das Blut und hielten es in Erſtarrung feſt; es flirrte ihm zuweilen vor den Augen, wenn ihre Hand zufällig die ſeinige berührte, und wenn er ihr im eifrigen Dienſte etwas von den Speiſen reichte, zitterte ſeine Hand auffallend heftig. Er fühlte es wohl, wie gleichgültig ſie ihn behandelte und es war ihm oft, als lege ſich eine ſchwere Eismaſſe auf ſein glühend heißes Herz, wenn ſie ſeinen ſchüchternen aber innigen Worten entweder gar keine oder nur eine ſehr kurze Antwort ſchenkte, aber der liebende Jüngling entſchuldigte ſie mit jungfräulicher Schaam, ſelbſt als er deutlich ſah, wie ihre Blicke nur ſeinem ältern Bruder zuflogen, und ſie böſe wurde, als dieſer gar keine Augen für ſie zu haben ſchien. Er ſchützte bei ſich ſeinen eignen Unwerth, ſeine tölpelhafte Schüchternheit, ſeine unüberwindliche Befangenheit vor, und fand es ſehr natürlich, daß er ihr, der Angebeteten, nicht gefiele; aber er hätte ſich todt weinen mögen vor unſäglichem untröſtlichem Schmerz bei dieſen Schlüſſen.

In bunter Reihe an vier langen Tafeln, die endlich auch durch den Saal aufgeſchlagen waren, ſaßen in bunter Abwechslung die vornehmſten Leute Frankfurts, geiſtlichen und weltlichen Standes, nebſt dem Gefolge der baieriſchen Fürſten und des Erzbiſchofs. Da ſah man den Domprobſt des Stiftes St. Bartholomäus, Heinrich Beyer mit ſeinen zwölf Kanonikern unter den Kanonikern des Mainzer Stiftes, welche mit dem Kurfürſten gekommen waren; ferner den Kommthur des deutſchen Hauſes, Herrn Otto von Mühlhofen, ſo wie den Kommthur des Johanniterhauſes, Herrn Johann von Schwalbach, beide in ihren glänzenden Ordenskleidern. Der Letztere hatte ſich am Ende einer Tafel zu dem von Neapel gekommenen Grafen von Veldenz gefunden, und beide verkehrten in heimlichem jedoch hitzigen Geſpräch zuſammen. Während nun die übrige Geſellſchaft in lauter Fröhlichkeit ſich den Genüſſen der Tafel hingab, kamen allmählig zu den beiden miteinander verhandelnden Rittern erſt Herr Ulrich von Hanau, dann der Schöff Hamann von Holzhauſen, ein Freund Ulrichs, und endlich mehre junge Anhänger deſſelben, nahmen theils lange, theils kurze Zeit an der heimlichen Unterhaltung Theil, gingen ab und zu, und Niemand hatte ihrer beſonders Acht, außer einem Paare Augen, die klug und argwöhniſch das Thun und Treiben dieſer Herrn beobachteten. Dieſe gehörten jenem Rathsherrn an, welcher Himmeltruden und ihrem Manne, als ſie den wunden Bärenführer nach dem Beguinenhauſe führten, den Weg gezeigt hatte, Namens Kulmann Zaan, ein reicher Wollwebermeiſter und vor dreizehn Jahren ſchon jüngerer Bürgermeiſter, der Erſte, welcher aus der Zahl der Handwerker zu dieſer Würde emporgeſtiegen war. Zaan ſaß in der Nähe; denn wenn auch der Stolz des Schultheißen und der Schöffen ihn, den angeſehnen Bürger, das allbeliebte Rathsmitglied, nicht vom Bankett, welches die Stadt bezahlen mußte, hatte ausſchließen können, ſo hatten ſie ihm ſeinen Platz doch an der letzten Tafel mit andern Nichtadligen angewieſen, und dort hatten der Graf Veldenz, Herr Ulrich von Hanau und der Schöff von Holzhauſen auch ihr Gelag aufgeſchlagen. Ob nun gleich der Rathsherr Zaan nicht Alles verſtand, was die Letztern zuſammen redeten, ſo vernahm er doch einzelne Worte, aus denen er ſich etwas zuſammenſetzen konnte, und als ſpäter die Becher fleißiger gehandhabt wurden, hörte der ſchlaue Wollwebermeiſter, daß von den

Verhandlungen der Baiernfürſten mit dem Markgrafen von Meiſſen und den bereits geſchehnen und noch zu thuenden Schritten die Rede war, um beſagten Markgrafen zur Annahme der Königskrone zu bewegen. Er konnte auch leicht merken, daß die hier beiſammen Sitzenden eben keine Freunde der Baiernfürſten ſeien, aber er fand nicht für gut, ſeine Wahrnehmungen Andern mitzutheilen.

Die Mahlzeit war kaum über die Hälfte gehalten, als ſich plötzlich an der erſten Tafel erſt ein einzelnes Geſchrei, dann ein allgemeines Gelächter erhob, welches ſich ſchnell auch den übrigen mittheilte. Man fragte, wurde berichtet, ſtand auf, ſchaute auf die Mitte der Tafel, lachte laut und ſchwatzte über den ſtattgefundnen Vorfall. Dort hatten ſich die Gäſte erhoben und auf einen Ball zuſammengedrängt. — Die Urſache dieſer Störung war der arme Junker Heilmann zum Paradeis, und mit Spottgelächter nannte man ſeinen Namen laut im ganzen Saale. In das Anſehn ſeiner Tiſchnachbarin ganz verſunken, hatte der liebeglühende, liebeſtumme Jüngling Eſſen und Trinken vergeſſen; er lauſchte nur auf den Blick ihrer holden Augen; er glaubte ihr jeden Wunſch aus dieſen Augen leſen zu können.

Einer der Tiſchwarte brachte auf ſeinen Wink einen Napf mit brauner Bratenbrühe; denn Heilmann hatte bemerkt, daß es ſeiner Dame daran fehle. Er nahm den Napf, um ſie ſelbſt zu bedienen; ſie hatte aber ſeiner nicht Acht, ſondern ſchaute voll Grimm und Wuth auf Dymar hin, und als dieſer eben, wie ein Sehnſuchtsträumer, nach einem Blicke der ſchönen Müllerin haſchte, fuhr ſie mit der Hand unwillig und heftig empor und berührte ſo die ohnedies zitternde Hand Heilmanns, womit er ihr den Napf hinhielt. — Dieſer entfiel ihm und die Brühe ſtürzte auf Gutchens reizenden Buſen, ihr geſticktes Leibchen, ihr prächtiges Kleid. Schreiend ſprang ſie auf und nannte den Junker einen Tölpel, einen dummen Tapphanſen, ein albernes Mondkalb, und dergleichen zierliche Redensarten mehr. Dieſer, zum Tod erſchrocken über ſeine Unvorſichtigkeit, war ebenfalls in die Höhe geſprungen, aber der Unglückliche warf nicht nur den Seſſel mit dröhnendem Geräuſch hinter ſich um, er ſtieß auch ſo heftig an die Tafel, daß die Weinkrüge und Brühnäpfe umpurzelten, und ihren Inhalt theils auf die Tafel, theils auf die koſtbaren Gewänder der daran Sitzenden, theils auf den Boden ausgoſſen. Ein allgemeines Geſchrei und Gelächter erhob ſich, Heilmann wollte die Beſchüttete mit ſeinem Tellertuche reinigen, ſo gut es ſich thun ließe, aber er hatte ſie kaum berührt, als die Wüthende ihm einen ſtarken Schlag auf den Backen gab, und er, wie vom Blitze getroffen, zurücktaumelte. Hier empfing ihn ſeine Mutter, die ihren Platz eilig verlaſſen hatte, mit einem Strome von Schmähreden und Fauſtſchlägen; gleich ihr ſtürzte ſein Vater auf ihn los und rief: „Herr Chriſt, ſchafft mir den Buben aus den Augen, der mir alle Freude verdirbt! Hat dich ein böſes Auge in der Wiege verhext, oder ein Nir dir's angethan für dein ganzes Leben, daß du alſo viehiſch dich gebehrdeſt und mir Schmach und Schande machſt? Fort! fort, aus meinen Augen, unadliger Geſell!“

Gela war auch herzugekommen und ſpie ihm ins Geſicht; Dymar faßte ihn endlich bei der Hand und führte ihn mit den Worten nach der Thüre: „Du biſt und bleibſt doch Junker Dummbart. Geh heim und ſtecke dich bis an die Ohren in dein Bett; hier kannſt du dich ferner nicht mehr ſehen laſſen. Du magſt wohl Geſchick haben, ein ſinnlich Weib Nachts zu beſchleichen; aber einer Jungfrau in Sitten und Züchten mit ritterlicher Manierung zu dienen, dazu biſt du verdorben für dein

Leben lang. Klimpre auf der Zither und ſchwatze mit dem Monde, nur bleibe aus den Trinkſtuben adliger Geſellen und von Banket und Gaſterei.“ Damit ſchob der Harte den verſtummten, von ungeheuern Seelenſchmerzen ganz vernichteten Bruder zur Thüre hinaus, und Heilmann tappte wie ein Berauſchter, nur mit halbem Bewußtſein hinaus und dem Maine zu, und würde wahrſcheinlich hinein gegangen ſein, um die wilde Glut, die in ſeinem Kopfe und auf ſeinen Wangen braunte, zu kühlen, und ſein in krampfhaften Zuckungen auftobendes Herz zu beſchwichtigen, wenn ihm nicht der Thorwart Eitel Blum dicht am Waſſer begegnet wäre, der ſich hier herumtrieb, um ſeinem guten Freunde, dem Schneider Kümmel, wo möglich noch Eins anzuhängen. Eitel ſchien zu errathen, was in des armen Junkers Bruſt vorging; er machte ihm Schwänke vor und führte ihn nach Hauſe.

Frau Eva von Waſum hatte ſich mit der überſchütteten Tochter beſchäftigt und ihr Kleid mit Tüchern getrocknet. Dies war endlich ſo weit gelungen, daß Gutchen nicht für nöthig fand, das Banket zu verlaſſen, und ſich umzukleiden. Der Aufſtand ſtillte ſich endlich wieder, und die Männer griffen wacker zu den Bechern. Keine

Seele zeigte weiter mit dem armen Junker Mitleid, als das anſpruchsloſe Gretchen. Ihre Augen füllten ſich mit Thränen, als ſie ihn ſo ſchlecht behandeln ſah, und ihr Buſen hob ſich wehmüthig, da er ging und nicht wiederkehrte. Gern hätte ſie bei den Eltern des Armen ein gutes Wort eingelegt, aber Frau Affra gebehrdete ſich ſo wüthig und ſchoß ſo zornflammende Blicke umher, Ritter Nullmann ſah ſo grimmig auf, daß das ſchüchterne Gretchen in der Seele erbebte und ſchwieg.

Die Tanzluſtigen begaben ſich in den großen Saal zurück, wo der Ton der Pfeifer ſchon wieder zum raſchen Reigen lockte; die Trinkluſtigen blieben bei der Weinkanne ſitzen. Um den Erzbiſchof verſammelten ſich die eigentlichen Zecher, und in behaglicher Freundlichkeit leerte der Kirchenfürſt auf das Heil der Stadt Frankfurt und ſeiner Bewohner einen Becher um den andern. Sein wonneglänzendes Angeſicht hatte ſich ſchon während der Mahlzeit dem Domprobſte Kuno und Himmeltruden zugekehrt; jetzt winkte er beide zu ſich und ſagte: „So mir Gott helfe, mein Hauptmann Gilbrecht hat ein Kleinod an meinen Hof gebracht, das mehr werth iſt, als die beſte Perle meines Kurfürſtenhutes, und mein Ritter Kuno weiß das Kleinod zu ſchätzen, wie ich merke.“

„Das wiſſen auch andre Männer,“ ſagte der Schultheiß, der daneben ſaß, „ich kann Eure kurfürſtliche Gnaden verſichern, daß die Frau von Wyſſel ſchon in Frankfurt ihre Schätzer und Verehrer fand, eh der hochwürdige Domprobſt noch hier anlangte.“

„Schönheit, Klugheit und Tugend verdienen von Jedermann geſchätzt zu werden,“ verſetzte der Domprobſt, „und aus dieſen drei Perlen beſteht das Kleinod, welches wir vor uns ſehen.“

„Wie gern möchten die Herrn die dritte entbehren,“ ſagte Himmeltrude über die lüſternen Geſichter hinblickend, bis ihr Auge an Gilbrechts ſchmerzlichen Zügen hängen blieb. Sie hatte dieſen Abend noch wenig Worte mit ihm gewechſelt, und eilte deßhalb ſchnell zu ihm. Aber er war einſilbig und der Kurfürſt rief ihr nach, ihm den Becher zu kredenzen, eine Schaar Tänzer ſtand ſchon bereit, ſie in Empfang zu nehmen, Dymar an der Spitze, der auch, nachdem ſie dem Kurfürſten mit züchtiger Gebehrde den Pokal gefüllt und gereicht, den Sieg über ſeine Nebenbuhler davon trug. Gela und Gutchen ſtanden ohnfern und goſſen gegenſeitig Gift, Neid, Tadel, Schmähung über Himmeltruden aus. Auch der Blick der Prinzeſſin Anna, welche eben von einem ihrer

Vettern zum Tanze abgeführt wurde, traf die ſchöne Thüringerin mit unverhaltnem Groll.

Während des Mahles hatten ſich die Zuſchauer an der Thüre um den langen Ryle Katzmann verſammelt, welchen der Schrecken des Schneiders und der Soldknechte heraufgelaſſen hatte und horchten andächtig den leiſe und mit einem wunderlich milden und weichen Ausdruck der Stimme hervorgebrachten bedeutungsvollen Worten deſſelben; denn er ſprach gar ſchauerliche Dinge von den Wundern und Zeichen am Himmel und auf der Erde, von der ſchwarzen Peſt, und daß ſie kein Land und keine Stadt verſchonen, und in Frankfurt ſein werde, wie ein nächtlicher Dieb im Schaafſtalle des reichen Mannes.

Nun traf ſich's zufällig, daß die Pfeifer die neue Laiſe der Nürnberger zum Tanze aufſpielten; der lange Wüllknappe verſtummte augenblicklich und wollte nach der Thüre, indem er beide Hände vor die Ohren hielt. Aber das Gedränge war groß, er konnte nicht gleich hinaus; ein wunderbares leiſes Stöhnen arbeitete ſich aus ſeiner hohlen Bruſt herauf, das von Augenblick zu Augenblick ſtärker wurde. Da kam ihm der Graf von Veldenz, der eben durch die Thüre herein trat, in Wurf und ſogleich ging das Stöhnen in ein furchtbares Heulen über. Entſetzt floh er vor dem Grafen zurück weit in den Saal hinein; es gab abermals einen allgemeinen Aufſtand. Der Zufall hatte den ſeltſamen Mann faſt dicht an die Prinzeſſin Anna geführt, welche beim Anblick ſeines geſpenſterhaften Weſens entſetzt zurückfuhr. „Aſchengeſichter! Aſchengeſichter!“ heulte der Wüllknappe. Dann wandte er ſich mit ſeinen furchtbar verzerrten Zügen grinſend an die Prinzeſſin, indem er mit der dürren Hand auf den Grafen von Veldenz deutete und rief mit heiſerer Stimme: „Kennt Ihr denn des Würgers Herold und Knappen nicht? Ihr habt ihn ja voriges Jahr erſtechen laſſen durch gut bezahlte Ströter. Aber er iſt wieder aufgeſtanden. Kennt Ihr ihn nun, ſchöne Prinzeſſin? Hu! hu! Aſchengeſichter! Aſchengeſichter!“

Die letzten entſetzlichen Worte wurden von einem wilden Gelächter der Prinzeſſin verſchlungen. Der Wüllknapp ſtürzte, die Hände vor das Geſicht haltend, fort zur Thür hinaus, und ſtieß ein ängſtliches Geſchrei dazu aus; die Pfeifer ſpielten luſtig fort, und die Prinzeſſin Anna lachte, vom Lachkrampf befallen, immer grauſiger, lauter, furchtbarer; ihr Geſicht wurde zur ſcheußlichſten Fratze verzogen und entſtellt, ihre Zofen und

Frauen eilten wehklagend herbei und fingen ſie in den Armen auf, wo convulſiviſche Zuckungen ihr die Glieder verdrehten; Alles drängte heran, hockte übereinander, doch Viele flohen beim Anblick der Prinzeſſin ſogleich wieder erſchreckt zurück, und als die kranke Anna hinweggetragen wurde, hörten endlich auch die Pfeifer auf zu ſpielen, die die wilden Lachtöne bis jetzt mit dem luſtigen Stücklein begleitet und dadurch das Entſetzen der Zuhörer noch erhöht hatten.

## Elftes Kapitel.

Einige Tage nach dem Banket wurde der Wüllknappe Ryle Katzmann vom Schneider Kümmel und andrer bewaffneter Macht in das Paradeis geführt. Der Schneider eiferte an einem fort auf den langen bleichen Menſchen ein: „Du biſt allein Schuld an dem harten Verweis, den mir meine geſtrengen Herrn gegeben, du arger Geſell! Hätte mich nicht mein Gönner, der Schöff zum Paradeis geſchützt, ich wäre deinetwegen vom einträglichen Dienſt gekommen. Was hatteſt Du auch auf dem Banket zu ſchaffen? Du konnteſt daheim bleiben. Doch es wird Dir nun auch ſchlecht ergehen."

Der Wüllknapp antwortete keinen Laut, aber wenn er den Schneider ein Mal bedenklich mit ſeinen grünen unheimlichen Augen anſah, that dieſer vor Schrecken einen Satz bei Seite, und vergaß das Wort ſeiner zürnenden Rede. Im Hauſe angelangt, verfügte ſich Kümmel zum Schöffen, um demſelben über die anbefohlne und glücklich ausgeführte Gefangennehmung Ryle's Bericht abzuſtatten; und die Soldknechte bewachten einſtweilen den Webergeſellen mit ihren langen Spießen in der Hausflur.

Darauf entſtand ein Hin- und Herlaufen im Hauſe, und nachdem der Gefangne lange gewartet hatte, wurde er zu Kümmels und der Söldner Verwundrung von einem Hofjunker des Kurfürſten von der Pfalz die Treppe hinauf geführt. Die Thüren öffneten ſich, und der ſeltſam ausſehende Mann wurde in das Gemach der Prinzeſſin geſchoben. Anna ſaß auf einem hohen Seſſel am Fenſter, bleich und abgemattet; zu ihren Füßen ihr Lieblingsfräulein Beate. Weiter war Niemand im Zimmer. Ein leiſes Zittern fuhr durch die Glieder der ſchönen Pfälzerin; ſie konnte den flirrenden Blick aus Ryle's grünen Augen nicht ertragen, und wendete das Geſicht ab, indem ſie Beaten zuflüſterte: „Sprich Du mit ihm.“

„Ihr habt durch Euer wunderliches Betragen und Worte auf dem Banket die gnädige Prinzeſſin Anna von der Pfalz in ſo argen Schrecken verſetzt, daß ſie ſich noch immer krank befindet,“ redete Beate den ſich ſchüchtern umblickenden und an der Thüre bleibenden Ryle an, „und die Prinzeſſin wünſcht nun zu wiſſen, was Euch zu ſolchen Worten, jämmerlichem Geſchrei und häßlichen Geberden vermocht hat. Ihr werdet hoffentlich den Wunſch der gnädigen Prinzeſſin ſogleich erfüllen.“

„Ich bin ſehr betrübt, daß die hohe Frau krank geworden iſt,“ redete der Wüllknappe nach langem Schweigen mit einer ganz weichen mädchenhaften Stimme. „Ich habe ihr nichts zu leid thun wollen; ich kenne ſie gar nicht. Aber weil's geſchehn iſt, ſo will ich's ihr oder ihrem Gemahl mit jeglicher Strafe beſſern, die ſie begehrt.“ Nach dieſen langſam und leiſe vorgebrachten Worten, fiel er wieder in ſeine ſinnende Stellung zurück, und ſein Auge hatte das Anſehn, als ob er ganz geiſt-abweſend ſei.

„Die Prinzeſſin Anna von der Pfalz, die Ihr hier ſitzen ſeht, und die Ihr an jenem Abende faſt zu Tode erſchreckt habt, iſt noch nicht verehlicht.“

Ein ſchwefelgrüner Lichtglanz fuhr aus Nyles Augen, als er ſie ſchnell zu der Prinzeſſin erhob, und mit dem Tone der feſteſten Überzeugung ſagte: „Und doch iſt ſie's! Der Pfaffe macht die Ehe nicht. Nicht wahr hohe Frau?“ —

Herrin und Zofe ſahen ſich mit befremdenden Blicken an; die Prinzeſſin wurde ſchier noch bleicher. Endlich flüſterte ſie Beaten etwas mit bebenden Lippen zu.

„Wißt Ihr etwas von dem Geheimniſſe der gnädigen Prinzeſſin?“ flüſterte das Fräulein dann ängſtlich leiſe.

„Ich weiß nichts; ich kenne ſie nicht,“ verſetzte der Wüllknappe wieder mit ſeiner vorigen Gleichgültigkeit und ſtarrte theilnahmlos vor ſich hin.

„Ihr ſpracht ſchon auf dem Banket Worte, die uns ahnen ließen, Ihr wäret von manchem unterrichtet —“

„Ich weiß nichts; ich kenn' Euch nicht,“ ſagte Nyle mit erſterbender Stimme, faſt ängſtlich.

„Aber was hat Euch denn auf dem Saalhofe angefochten, daß Ihr ſo jämmerlich geſchrien und ſo ſchreckliche Dinge geſprochen?“ rief Beate ärgerlich.

„Ich bin ein armer unglücklicher Mann,“ ſeufzte Ryle aus hohler Bruſt auf. „Zuweilen überkommt mich ein wunderbarer Geiſt; dann weiß ich nicht, was ich rede und thue. Es wäre beſſer für mich, ich wäre todt, als daß ich's in ſolch böſen Stunden allen, die bald ſterben werden, anſehen muß.“

„Wie?“ rief die Zofe entſetzt und die Prinzeſſin wehrte ſchaudernd mit beiden Händen ab, „wie? Ihr ſeht es den Leuten an, die bald ſterben müſſen?“

„Nicht immer; nur zu mancher Zeit, und als ich auf dem Banket zuſah, überraſchte mich's, dann ſah ich viele um mich her wandeln mit erdfahlen, aſchgrauen Geſichtern und gebrochnen Augen, und das macht mir einen gar grimmen Schmerz, ſo daß ich laut aufſchreien muß. Seit man aber ſo viel von der Peſt oder dem ſchwarzen Tod hört, wie ſie die Peſt nennen, kommen meine böſen Stunden öfter, als ſonſt, und ich ſeh' dann unzählige aſchgraue Geſichter. Jenen Abend aber war mir's, als träte mir — wie ich eben zur Thür hinaus wollte — ein Knecht und Würgengel des Todes entgegen. Was ich da zu Euch geſagt, weiß ich nicht mehr; auch hab' ich's nicht ſelbſt geſagt, ſondern der Geiſt, der zur ſelbigen Stunde in mich gefahren war. Ihr könnt's mir nicht anrechnen, hohe Frau."

„Man hat der gnädigen Prinzeſſin auch geſagt, daß Ihr jedermann ſein Geſchick voraus ſagen könntet."

„In den Werkſtuben hat mich ſonſt ein alter Wüllknapp wohl unterrichtet, und ich begriff die geheime Wiſſenſchaft leicht; denn er ſagte mir, ich ſei beſtimmt dazu, weil die Luna mit dem Scorpion ſchwanger ging, als ich geboren worden. Zeigt mir Euere flachen Hände beide, hohe Frau."

„Was ſoll's mit den Händen?" fragte die Prinzeſſin ängſtlich. „Könnt Ihr nicht wahrſagen ohne ſie?"

„So meint Ihr wohl, der Himmel habe vergeblich die Linien und Zeichen in Euere Hände gegraben? Glaubt das nicht! Da iſt kein Strichlein ohne Sinn und Bedeutung; und in die Hände hat der große Geiſt das ganze Schickſal des Menſchen geſchrieben; die Hände ſind das Buch ſeiner Weisheit und die Finger bedeuten die zehn Gebote auf zwei Tafeln geſchrieben, welche Gott dem Moſes übergab; das ſind die beiden Hände. Die zehn Gebote ſind das allgemeine Geſetz, was aber in jedes Menſchen Hand beſonders darunter verzeichnet iſt, das iſt auch das beſondere Geſetz für den Menſchen, darinnen geſchrieben ſtehet, welch Glück und Unglück ihn betrifft, und wie lang ſein Leben dauert. Meine Kenntniß geht nicht weiter, als daß ich dieſe Schrift leſen und verſtehen kann."

„So ſchaut hinein!" ſprach Anna, indem ſie beide Hände ausſtreckte, welche Beate unterſtützte. Ryle trat gebückten Hauptes hinzu; ſein grüner Blick flirrte brennend auf den Händen umher; ſein ganzer hagerer vorwärts gebeugter Körper war Ausdruck höchſter Anſpannung. Endlich ſagte er mit leiſer, faſt unverſtändlicher Stimme: „Euch wird die höchſte Ehre und Würde, die ein Weib auf Erden erlangen kann, zu Theil werden. Damit begnügt Euch."

Das Auge der ſtolzen Pfälzerin funkelte. „Weiter!" rief ſie befehlend.

„Weiter?" fragte der Wüllknappe zaghaft. „Soll ich Euch mehr berichten? Erſpart mir das Übrige."

„Nein, Ihr ſollt Alles ſagen!"

„Was Ihr liebt, wird Euch nie zu Theil; was Euch zu Theil wird, liebt Ihr nicht. Zu Euerm einzigen Kinde dürft Ihr Euch nie bekennen. Euer Leben wird kurz und freudenleer ſein.“

Anna's Mienen verzogen ſich; ſie ſchlug eine helle Lache auf, das höher und gellender wurde und die Fenſter des Zimmers erſchütterte, Beate erfaßte ſie, Diener ſtürzten durch die Thüren herein und trugen die vom gräßlichſten Lachkrampf befallne Prinzeſſin aufs Lager, wo ſich ſogleich die widrigſten Zuckungen und Verrenkungen der Glieder einſtellten, während das Lachen immer noch zunahm und endlich in ein Raſen ausartete, wie die empörte Phantaſie ſich das Hohngelächter der Hölle denkt.

Ryle Katzmann floh entſetzt, wie wenn ihn eine giftige Schlange geſtochen hätte, nach der Thüre; aber ſchon eilte ihm einer der Hofherrn auf Beates Wink nach; er wurde ſogleich in der Hausflur wieder feſtgenommen und mit ſtarker Bedeckung auf das Rathhaus geführt, wo ihm jener unterirdiſche Kerker geöffnet wurde, welchen der Bärenführer Härt Betz zu Anfang der Meſſe bewohnt hatte.

Das Gerücht ſeiner Einkerkerung verbreitete ſich ſchnell in der Stadt, und eh noch der Abend völlig eintrat, ſchritt der Rathsherr und Wollwebermeiſter Kullmann Zaan durch den Thorgang des Paradeiſes, und überraſchte den Schöffen Rullmann, wie derſelbe eben beſchäftigt war, den vor ihm ſtehenden heftig weinenden Heilmann tüchtig abzukanzeln und die Unart zu verweiſen, wobei die Flüche und Scheltworte wie große Gewitterſchloſſen auf das Haupt des armen Jungen herabhagelten.

So wie der Rathsherr mit würdiger Freundlichkeit eintrat, ſetzte der Schöffe dem Strome ſeiner Rede einen Damm und befahl ſeinem ungerathenen Sohne ſich durch das Kloſet, auf deſſen Thüre er deutete, auf ſeine Kammer im Hinterhauſe zu verfügen und dort ſo lange zu verharren, bis er ihn werde rufen laſſen. Heilmann leiſtete dem Befehle ſogleich Folge, fand aber die Thüre, welche aus dem Kloſet auf den in das Hinterhaus führenden Gang mündete, verſchloſſen, und viel zu ſcheu, und die Strenge ſeines Vaters fürchtend, wenn er das bereits begonnene Geſpräch der beiden Männer unterbräche, blieb er ganz ruhig ſtehen und war ſo ein unfreiwilliger Zuhörer des ſonderbaren Zwieſprachs.

Mit der eignen Art Herablaſſung, welche adlige Dummköpfe dem bürgerlichen Manne zeigen, dem ſie irgend Verbindlichkeiten ſchuldig ſind, oder den ſie zu einem ihrer ſchlechten Zwecke gebrauchen wollen, empfing der adlige Schöffe den bürgerlichen Rathsherrn. „Herr Chriſt!“ rief er, mit der Hand über das Geſicht fahrend, „Ihr trefft mich bei einem ſchlechten Geſchäft, das mir viel Wehleid bereitet. Der Junge ſchlägt mir ganz aus der Art; ich glaubte, er ſollte mir ein koſtbarer Neſtfalk werden und er iſt ein ſchlechter Zeiſig geworden. Schon oft habe ich ſamt meiner Ehewirthin gewünſcht, der Himmel möchte ſich ſein in Gnaden erbarmen und ihn zu ſeinen ewigen Freuden erheben, da er hier auf Erden deren doch wenig hat. Aber andre und beſſre Kinder ſind mir geſtorben und der iſt geblieben. Nun ſoll er ſich die Platte ſcheeren laſſen und ins Mainzer Stift; vielleicht bringt er's doch ein Mal zum Kanonikus, zum Ritter iſt er verdorben.“

„Mich geht Euer Haushalt nichts an, Herr Schöff,“ verſetzte Zaan, „doch da Ihr mir davon redet, kann ich Euch nicht verhehlen, daß mich's ſchier bedünken will, als thätet Ihr dem Junker Heilmann manch Unbill.“

„Wie kommt Ihr mir vor, Meiſter Zaan!“ kreiſchte der Schöff auf. „Heiliger Chriſt! ich meinem verdorbnen Schlingel Unbill thun! Der Knittel ſollte ihm alle Tage auf dem Buckel liegen, daß er endlich aus ſeiner Träumerei erwachte;

und wer thut ihm etwas? Nichts geſchieht ihm, und Ihr ſchwatzet von Unbill?“

„Ich bin gar nicht gekommen, mit Euch von Euerm Sohne zu ſprechen,“ fiel Zaan dem Erzürnten ins Wort, „und ich hätte keinen Athem darum verloren, wenn Ihr's nicht an mich gebracht. Laßt uns alſo davon ſchweigen!“

„Und was iſt's, das Euch in mein Haus geführt?“ fragte der Schöff mit ſtrenger Miene.

„Zwei Dinge ſind's, und das Erſte abſonderlich. Ihr habt heute meinen armen und elenden Wüllknappen Ryle Katzmann ſonder Urſach und Urtheil in die Rathhaus-Löcher legen laſſen. Ihr ſollt mir den ohnedies unglücklichen Mann wieder herausgeben. Ihr ſollt mir Rede ſtehen, was Ryle verbrochen hat.“

Eine ſchnelle Zornesflamme loderte über des Schöffen Geſicht. „Heiliger Chriſt!“ rief er auffahrend, „wie mögt Ihr Euch doch erkühnen, einen Beiſitzer des Schöffengerichts, einen zu Schild und Schwert gebornen Ritter, einen Vorſteher der adligen Trinkſtuben Ladram und Löwenſtein alſo zur Rede zu ſtellen über ſein Thun und Laſſen?“

„Ich bitt' Euch, Herr Ritter,“ ſagte Zaan lächelnd, „wollet Euch mir gegenüber doch nicht auf das hohe Pferd ſetzen, damit es nicht mit

Euch davon renne, und ich allein im Paradeiſe zurückbleibe. Behandelt doch ja den Zunftgenoſſen nicht ſo geringſchätzig; es haben wohl ſonſt ſchon Zünftige im Schöffengericht geſeſſen und es iſt ſo ſehr lange noch nicht her, daß man nur Altbürger und Adlige darin ſieht. Mit einem neuen Könige könnte ſich die Sache auch wieder ändern. Und fürwahr, Herr Ritter, ich tauſchte nicht mit Euch, weder um Euern Schöffenplatz, noch um Euer Ritterthum, noch endlich um Euer Vorſteheramt auf den Trinkſtuben; Ihr wißt wohl warum. Alſo ohne viel Worte: Ihr gebt mir den Knappen frei! Hat er etwas verbrochen, ſo habt Ihr ſein Verbrechen blos beim Rathe anzuzeigen; denn vor unſern Stuhl gehört er dann als Stadtkind, nicht vor das Schöffengericht. Dies hat nur Recht zu ſprechen in ſtreitigen Fällen, Weißthum zu geben und Rachlung zu machen, zu ſchlichten und zu entſcheiden nach dem alten Kaiſerrecht, nicht aber zu beſtrafen, die dem Rath angehören."

„Ihr vergeßt, daß wir Meß über offen Geding halten in des Kaiſers Namen, und jede Unbill, die dem gemeinen Weſen geſchieht, ſühnen können und ſollen, nach Recht und Möge. Und überdies hat ſich der Wüllknappe auf dem Saalhofe, des Königs Pallaſt, vergangen und zwar gegen die Prinzeſſin von der Pfalz; deshalb wird ihm des Königs unmittelbarer Richter die Buße auferlegen.“

„Nyle kann nicht beſtraft werden, weder vom Schultheißen, noch vom Oberſtrichter oder den Bürgermeiſtern; denn er iſt geiſtſchwach und ſchier ein Kind. Und was hat er weiter gethan, als kläglich geſchrieen? Die Diener des Gerichts und die laufenden Geſellen, die an der Thüre aufgeſtellt waren, ſind ſtrafbarer, weil ſie ihn hinauf gelaſſen haben. Ich frag' Euch noch ein Mal, Schöff, wollt Ihr mir den Knappen löſen?“

„Er iſt auf Befehl des durchlauchtigſten Herrn Kurfürſten niedergeſetzt, deſſen Tochter er vor allem Volke des Mordes gezeiht.“

„Der pfälzer Kurfürſt hat in unſrer Stadt nichts zu befehlen. Ein Wahnwitziger kann Niemand eines Mordes zeihen. Seine Ausſage hat kein Gewicht, und man kann ihm das Wort nicht beſſern laſſen.“

„Der Nyle predigt überall Tod und Verderben und iſt ein Schrecken der Leute geworden. Er muß unſchädlich gemacht werden.“

„Dafür laßt den Rath ſorgen; denn das iſt ſeines Amtes. Wollte doch aber nur der Himmel, die, denen er den Tod predigte, kehrten zu ihrem

Heil in ſich und beſſerten ſich. — Doch ich mag Euch nicht länger beſchwerlich fallen, Herr Schöff. Es ſcheint, Ihr wollt mir den Knappen nicht frei geben?“

„Ich kann nicht!“ verſetzte Rullmann kalt und ſtolz.

„So muß ich gegen Euch klagbar werden,“ ſagte Zaan kurz. „Und ich gehe zur zweiten Urſach meines Erſcheinens in Euerm Hauſe über und werde damit kürzer fertig ſein. Meine Einrichtungen nöthigen mich, mein kleines Hab und Gut zuſammen zu holen; ich muß jetzt zwei Töchter ausſteuern und der älteſte Sohn fängt an ſein eigen Geſchäft zu treiben; deshalb muß ich Euch bitten, mir binnen heut und St. Sylveſter die Euch auf Euer Haus geborgten zwei tauſend Sonnenkronen zurück zu zahlen, welches Euch hoffentlich nicht ſchwer werden wird.“

Der Schöff erblaßte ſichtbar. „Meiſter Zaan,“ ſtammelte er ſchier bittend, doch ſein Stolz hielt ihn ab, in dieſem Tone weiter zu reden. Deshalb fuhr er gezwungen lächelnd fort: „Ihr ſcherzet nur; das Geld ſteht Euch ſicher. Auch ſeid Ihr ein reicher Mann und braucht die Handvoll Geld nicht, dem Sohne unter die Arme zu greifen und die Töchter auszuſteuern.“

„Ich pflege nicht mit Leuten zu ſcherzen, die mehr ſind, als ich,“ verſetzte der Rathsherr beſtimmt; „auch bin ich ſo reich nicht, als Ihr glaubt; ich brauche mein Geld, ſonſt würde ich mir eine Freude daraus machen, Euch noch länger zu dienen.“

„Ich will Euch den Wüllknappen ſogleich frei geben, wenn mir auch der Kurfürſt zürnt,“ ſagte der Schöffe in der größten Verlegenheit.

„Das verlang' ich nun nicht mehr von Euch. Auch hätt' ich Euch die Schuld gekündigt, ſelbſt wenn Ihr ihn freigegeben.“

„Ihr richtet mich zu Grunde,“ flehte der Schöffe jetzt mit Angſtſchweiß auf der Stirne.

„Laßt Euch doch von Euern mächtigen Freunden helfen; ich meine nicht den Kurfürſten und Pfalzgrafen; ich meine die vom Feldberg und Altkönig da oben, die Reiffenſteiner, Falkenheimer, Epſteiner, Kronberger; ſie können's der Stadt in ein Paar Wochen wieder abſchinden, oder beim Ausgang der Meſſe den fremden Handelsleuten abnehmen.“

„Wie könnt Ihr doch ſolche gottloſe Worte reden, lieber Meiſter Zaan,“ ſagte der Schöffe kleinlaut und an allen Gliedern zitternd. „Als ob ich mit den Feinden und Drängern unſrer Stadt in irgend einer freundſchaftlichen Verbindung ſtände.“

„Freilich ſteht Ihr darin; und wer wider die Stadt iſt, mit dem ſeid Ihr. Glaubt Ihr, ich wüßte es nicht, daß Ihr den adligen Schnapphähnen getreue Boten ſchickt und ihnen ſagen laßt, wann und wo ein guter Fang zu thun iſt? Glaubt Ihr, ich wüßte es nicht, daß Ihr Euern Theil vom Raube erhaltet? Aber ſo mir Gott helfe! das muß anders werden, wenn wir einen neuen König haben; und wenn ich auch meine Stimme jetzt nicht wider Euch laut erhebe — denn was würd' es mir helfen, in ſolch herrnloſer, betrübter Zeit! — aber ſeid verſichert, Schöff, ich werde reden, wann die rechte Stunde ſchlägt.“ Mit dieſen heftigen Worten, die dem Wollenwebermeiſter gegen ſeinen Willen und nur in der größten Hitze ſeines erbitterten Gemüthes entfahren waren, ſtürmte er zur Thüre hinaus, und hinterließ den Schöffen zum Paradeis in einer verzweifelten Stimmung. Als er ſich allein glaubte, überließ er ſich ganz der Wuth einer kleinen Seele, die erſt in einem gemeinen Hohngelächter, dann in Flüchen und Schimpfworten ausbrach und endlich mit dem lauten Vorſatz endigte, den vorlauten Weber auf die ſicherſte Art zum Schweigen zu bringen. Ein ſtarkes Aechzen, faſt wie der letzte Laut eines vom Meſſer des Blutzapfers gefallenen Mannes, ſchreckte ihn aus ſeinen edeln Vorſätzen empor und fuhr ihm durch Mark und Bein. Schier bleich vor Furcht rief er nach Licht — es war unterdeſſen völlig Nacht geworden — und befahl der hereinkommenden Magd zuzuſehen, ob Jemand im Kloſet ſei. Kaum war dieſe hineingetreten, als ſie zeternd den Schöffen herbei rief. Mit zitternden Händen und ſchlotternden Knien folgte der vorhin noch ſo wilde Mann dem Rufe, und erblickte zu ſeinem Erſtaunen Heilmann bleich und — wie es ſchien — leblos auf dem Boden liegen. Die Furcht des Vaters verwandelte ſich ſchnell in Freude, der ihm verhaßte Sohn möchte geſtorben ſein; aber als die Magd ſchon nach einigen Augenblicken freudig ausrief: „Er lebt! Das Herz ſchlägt ihm noch! Es iſt ihm nur ſchwach geworden,“ da erbebte Nullmann von neuem, indem der Gedanke, Heilmann könne ihn und Zaan belauſcht haben, wie ein ſchwarzes Geſpenſt in ſeine Seele trat. Haſtigen Schritts war er an der Thüre, fand ſie verſchloſſen und errieth nun ſogleich, was Heilmann zu Boden geworfen. Sobald der Junker die Augen aufgeſchlagen, ſchickte der Schöff die Magd fort, und donnerte mit zornbebender Stimme:

„Du haſt mich behorcht, Bube! Geſteh' es ſogleich!“

Da ſank Heilmann mit gefalteten Händen und winſelnd zu des unnatürlichen Vaters Füßen, und ſtammelte: „Es war nicht mein Wille.“

Aber Rullmann hörte ihn nicht; wuthſchäumend ſtieß er ihn an die Bruſt, daß er wieder zu Boden taumelte, trat ihn dort mit Füßen, verfluchte ihn, und hätte ihm im roheſten Ausbruch ſeiner Wuth faſt den Tod gegeben.

Die lauten Mißtöne zogen Frau Affra herbei; ſie hörte kaum wovon die Rede war, als ſie ſich aus ihrer ſchlaffen Ruhe heraus arbeitete und gegen alle Gewohnheit laut kreiſchte: „So ſchaff ihn doch morgen des Tags fort nach Mainz ins Kloſter, daß er dort ſcheuere und kehre; dann dazu taugt er allein, der Tölpel! Schaff ihn fort, daß ihn meine Augen nicht mehr ſehen, und meine Seele ſich nicht mehr an ihm ärgert.“

„Nur nicht ins Kloſter!“ wimmerte Heilmann händeringend. „Schlagt mich lieber todt! Ich will's geduldig ertragen.“

„Ins Kloſter mußt du, Schandbalg. Das iſt dein letzter Beſcheid. Morgen bringt dich Dymar fort, ſobald der Tag anbricht.“ Und ſogleich ging die arge Frau, um ihren ältern Sohn herbeizurufen und ihm die Reiſe anzuſagen.

Gela kam mit Dymar herbei, und beide freueten ſich unverhohlen, daß Heilmann ſo bald aus dem Hauſe ſolle. Gela war ſo unweiblich, ihm noch mit manchem Spotte Lebewohl zu ſagen, da ſie doch noch ſchlafen werde, wann er abreiſe.

Heilmann verhielt ſich ruhig und ſtill; es ſchien allen, als habe er ſich in ſein Schickſal ergeben. Sie verließen ihn. Kaum ſah ſich der arme Junge allein, als der Sturm der Verzweiflung über ihn hereinbrach, wie ein vernichtender Orkan. Händeringend wälzte er ſich am Boden und zerraufte ſein blondlockiges Haar. Von Allen verſtoßen, die er geliebt, von ihr mit Schmach abgewieſen und behandelt, die er angebetet, für die er geglüht, der er in ſtillen Sternennächten ſeine zärtlichſten Liebeslieder geſungen; geſchlagen, getreten, und mit dem neuen fürchterlichen Lichte in der Seele, daß ſein Vater ein Schurke ſei, das war des Gräßlichen zu viel. Doch das Schauderhafteſte von allem war ihm der Gedanke, ins Kloſter zu müſſen; ſein ganzes Weſen war Abneigung gegen die Möncherei, und tief in der Seele des gefühlvollen Sängers ſchlummerte — wenn auch ihm unbewußt — die Überzeugung, daß allein

ein treuer herzinniger Minnedienſt ihn von allen Schmerzen des Lebens heilen und noch beglücken könne. Durch die Verzweiflungsnacht ſeines Gemüths dämmerte endlich, wie ein matter Stern der Gedanke, Frau Eva von Waſum, die ſeit kurzer Zeit viel im Paradeiſe geweſen und gewiſſermaßen Hausfreundin geworden war, würde vielleicht über ſeine Eltern etwas vermögen und ihren harten Entſchluß umkehren können. Und wie der von tobenden Wellen dahin Geriſſne nach dem Strohhalm greift, der vom Ufer herab in den Strom hängt, um ſich vom Untergange zu erretten, ſo erfaßte Heilmann dieſen Gedanken, und uneingedenk der Schmähungen, die ihm von dem ſchönen geliebten Gutchen angethan worden waren, jetzt ganz allein von dem Wunſche erfüllt, ſich gerettet zu ſehen, raffte er ſich auf, und rannte nach dem Hauſe der Frau von Waſum. Aber ſein Unſtern wollte, daß die Hausfrau nicht zugegen war. Das ſchöne Geſicht in düſtre Falten gezogen, ſtand ihm Gutchen gegenüber, als er haſtig in das Zimmer trat; er bebte zurück, und ſtammelte ſcheu nur halb verſtändliche Worte. Gutchen hörte etwas von „Erbarmen, Verzweiflung, ihn nicht ganz verſtoßen,“ und ihr ſtolzes Herz ſetzte ſich daraus eine neue Liebeserklärung zuſammen, indem ſie wähnte, Heilmann ſei in glühender Minnebrunſt gekommen, den letzten Sturm auf ihr Herz zu machen; mit höhnender Geberde wandte ſie ſich von dem zitternden Junker ab und ſagte kalt: „Wie könnt Ihr nur wagen, mich noch mit einem Worte anzugehen? Wenn Euch das, was zwiſchen uns vorgefallen, noch nicht genug iſt, Euch abzuſchrecken, ſo mögt Ihr zu Eurer gänzlichen Abkühlung wiſſen, wie ich gar wohl von Eurer Buhlſchaft mit der Prinzeſſin Anna unterrichtet bin, und Alles weiß, was zwiſchen ihr und Euch vorgegangen iſt. Drum geht und beſchreitet dieſe Schwelle nicht wieder; ich verachte Euch.“

Das war Heilmanns Todesſtoß.

„Wie habt Ihr das erfahren?“ ſchrie er wild auf.

„Auch das ſoll Euch nicht verhohlen ſein. Eure Schweſter Gela hat das ſchöne Geheimniß von ihrem Geſpons, dem Hofjunker Veit von Eſchelbach erfahren, der dabei war, als Ihr in den Armen der Prinzeſſin gefunden wurdet,“ ſagte die Arge mit boshaftem Lächeln, nicht ein Mal das Geheimniß der Freundin bewahrend, auf deren Minneglück ſie neidiſch war.

„So mag mir Gott helfen!“ rief Heilmann und ſtürzte verzweifelt aus dem Zimmer. Regine, die Gürtelmagd, rannte aus der Küche herbei, um ihm hinabzuleuchten, aber ſie ſchrack vor dem gräßlichen Anblicke des troſtloſen Edelknechtes zurück, und rief unwillkührlich: „Um der heiligen Mutter willen, Junker, was fehlt Euch? Wohin wollt Ihr mit dieſer Schreckensgeſtalt?“

„In den Tod!“ verſetzte Heilmann ſchauerlich, und war ſchnell der Treppe hinab. Regine ließ vor Schrecken die Lampe fallen, aber ſie ſammelte ſich ſchnell und eilte dem Jüngling nach, ahnend was in ſeiner Seele vorgehe. Die Dunkelheit der Nacht begünſtigte ihre Verfolgung. Heilmann eilte mit raſchen Schritten der Mainbrücke zu, dort verlor ihn Regine im Menſchengedränge aus den Augen. Der Bau der Brücke, ſo wie ſie jetzt ſteht, war nämlich eben damals im Werke, aber noch nicht ganz vollendet, und wo zwiſchen den fertigen Bögen der Übergang durch hölzerne Stege hergeſtellt war, ſtemmten ſich gewöhnlich die Menſchen, die nur einzeln paſſiren konnten. Plötzlich ſchrieen einige Stimmen laut auf, Regine ſchaute mit ahnungsvollem hochklopfenden Herzen auf, und ſah im ungewiſſen Dämmerlicht der Nacht, daß ſich Jemand von der Brücke hinab in das Waſſer ſtürzte. Die Wellen rauſchten und ziſchten hoch auf, und ſchlangen die naſſen

Arme um den Unglücklichen; Regine wußte, daß es Heilmann war. Viele bogen ſich hinab, aber die Nacht ließ nichts erkennen. Schwarz rauſchte das Waſſer dahin. Verzweifelt lief die Gürtelmagd ſchnell durch das Brückenthor zurück, über einen Theil des Domplatzes, durch die Fiſchergaſſe und das Fiſcherpförtchen — denn anders konnte ſie nicht an den Fluß hinab kommen — dann ans Ufer hinab; aber wie viel Zeit ging darüber verloren! und als ſie ankam, ſah ſie nichts als einen Kahn, der ſtromabwärts ſteuerte und ſchon weit war; übrigens war der Waſſerſpiegel ruhig, ſo weit ihr Auge in der Finſterniß trug, und die Magd weinte dem armen Jüngling eine Thräne. Auch der Himmel ſchien ihn zu beweinen; ein kalter Herbſtregen fiel, und trieb Reginen nach Hauſe. Dort ſagte ſie in Eile an, was ſie ſo eben erlebt; Frau Eva erſchrack faſt zu Tode, Gretchen jammerte laut und wollte ſich in Thränen auflöſen, nur Gutchen ſaß ruhig und verzog keine Miene.

Die Hausfrau brach in Regen und Nacht auf, von Reginen begleitet und brachte die ſchlimme Mähr ins Paradeis. Aber kaum hatte Frau Affra die Kunde von Heilmanns unſeliger That vernommen, als ſie in Ohnmacht ſank. Herr Nullmann gab ſogleich Befehl, den Leichnam des

Junkers im Main aufzuſuchen, und Dymar eilte ſelbſt, dies Geſchäft zu verrichten, damit man die Schande des Hauſes ſo viel als möglich verberge. In Dymars Bruſt regte ſich kein Gefühl für den unglücklichen Bruder, brannte doch nur eine Empfindung, wie ein Lavaſtrom, durch ſeine Seele, die leidenſchaftlichſte Liebesbegierde nach der ſchönen Müllerin. Gela hörte die Kunde von des Bruders Selbſtmord gleichgültig an, und ärgerte ſich nur erſt dann darüber, als ihr beifiel, die Schande könne ſie mit betreffen und Junker Veit von Eſchelbach daran Anſtoß finden, ſie in's Brautbette zu führen. Aber in Nullmanns Bruſt tobte eine Hölle, nur hütete er ſich wohl, etwas davon merken zu laſſen. Vielmehr war er um ſein ohnmächtiges Weib bemüht und es glückte ihm und Frau Eva ſie wieder ins Leben zu rufen.

Zu ihrem noch größern Schrecken bemerkten jedoch die Anweſenden gar bald, daß Frau Affra entweder den Verſtand gänzlich verloren habe, oder im tiefſten Tiefſinn verfallen ſei. Sie hatte die Augen weit aufgethan, aber glanzlos ſtarrten ſie vor ſich hin, die Arme hingen ihr ſchlaff am Leibe herab, und wie man ſich auch abmühete, es war kein Wort, ja nicht ein Mal ein Laut von ihr herauszubringen. In dumpfer Gleichgültigkeit ſah ſie vor ſich hin, und ſchien von Allem, was vorging, nichts zu bemerken.

Der Arzt des Hauſes, der berühmteſte jener Zeit in Frankfurt, Meiſter Freidank, wurde eiligſt herbeigerufen; gab aber wenig Hoffnung, als er Affra's Zuſtand unterſucht hatte. Er ließ ihr zwar eine Ader öffnen, den Kopf mit kaltem Waſſer waſchen, ja endlich mit einem glühenden Eiſen an den Fußſohlen brennen: ſie ertrug Alles geduldig und ohne irgend ein Zeichen des Schmerzes von ſich zu geben, aber ſie blieb nach wie vor. Die Nacht verſtrich unter dieſen vergeblichen Verſuchen, und mit dem Morgen kehrte Dymar zurück, ohne Heilmanns Leiche aufgefunden zu haben. Trüb und regnerig ging der Tag auf und blickte mit ſchauerlichem Antlitz durch die runden Scheibenfenſter des Paradeiſes, wo ein rächendes Schickſal Schuld und Sünde zu Boden geworfen hatte.

## Zwölftes Kapitel.

Als der unglückliche Jüngling, ſo ſchmerzlich enttäuſcht und aus dem ſchönſten Traume ſeiner Jugend herausgeriſſen, von allen Menſchen, die ſein Herz ſtumm, doch innig liebte, grauſam gehöhnt und verſtoßen und endlich von Gottes Barmherzigkeit ſich verlaſſen wähnend, von wüthender Verzweiflung gepeitſcht, ſich in den kalten Strom hinabſtürzte, um ſein Leben im feuchten Schooße deſſelben zu beſchließen, kam eben ein Schifflein den Main herab gezogen, von einigen Ruderern geführt, und mit einer Geſellſchaft von zehn Perſonen beſetzt. Sieben Männer machten auf muſikaliſchen Inſtrumenten eine ſeltſame Muſik, in jeder Hinſicht abweichend von den Laiſen der Pfeifer der Stadt. Den vordern Theil des Schiffs hatte ein in jüdiſchen Feſtſchmuck gekleideter Mann nebſt zweien in grobe undurchſichtige Schleier gehüllten Frauen eingenommen. Als das Schifflein eben durch die Brückenbogen hindurchglitt, ſtürzte der Jüngling kaum zwanzig Schritte vor ihnen mit lautem Geräuſch des Waſſers in den Strom. Die Muſik verſtummte ſogleich, die Frauen gaben einen Schreckenslaut von ſich und hielten ſich zitternd an einander. Die große Verwundrung der Muſikanten that ſich durch eine lebhaft geführte Unterhaltung von allen Seiten kund, die in ein heftiges Plappern ausartete, wobei keiner hörte und alle ſprachen. Der geſchmückte Mann wandte ſich, nicht ohne auch erſchrocken zu ſein, in der ſchnellen und ſingenden Redeweiſe der Kinder Israels an die Frauen: „Ich will doch nicht ſein ein Sohn des Geſetzes, wenn das nicht iſt geweſen ein Menſch.“

„Ei freilich, Vater,“ verſetzte die Eine der Frauen, „ich hab's deutlich geſehn. Laß ſchnell dorthin ſteuern, daß wir retten den Unglücklichen.“

„Retten?“ fragte die Andre. „Du mußt reden im Schlafe, Dina. Wer kann wiſſen, wo er liegt im Waſſer? Sollen wir etwa hinein ſpringen und ihn ſuchen? Und willſt du dich verunreinigen an einem Leichname der Söhne Amaleks, da du doch eben kommſt aus dem Bade der Reinigung, um dich zu ſetzen als eine reine Tochter Jacobs an den Tiſch deines Bräutigams, wie es das Geſetz befiehlt? —“

„Aber, Mutter, woher magſt du doch wiſſen, daß es einer iſt von den Edomitern? Kann es nicht vielleicht einer ſein unſrer Brüder? Ja, gewiß, mir ſagt es der Geiſt: es iſt ein Kind des Lichts, das die ſündigen Böcke aus Edom herabgeſtoßen haben im Lärm der Meſſe und in der Finſterniß der Nacht. Vielleicht hat er gemacht im Handel einen Rabbes, und ſie wollen ihn ſtrafen dafür an Leib und Leben.“

„Geſegnet ſei das Wort deines Mundes!“ ſagte der Vater, und wandte ſich zu den Ruderern und Muſikanten, die heftig erſchrocken noch immer mit den Köpfen zuſammen ſteckten, und ihr eifriges Plappern ununterbrochen fortſetzten:

„Es iſt kein Goi, meine Tochter hat's geſagt, es iſt ein Sohn des Geſetzes, den die Bosheit ſeiner Feinde hat herabgeſtoßen in's Waſſer; wir wollen ihn ſuchen; vielleicht, daß der hochgelobte Gott uns hat auserſehen, ihm zu retten das Leben.“

„Eilt, ihr lieben Freunde!“ rief Dina heftig und trieb die Ruderer an. Bald waren ſie an der Stelle, und im matten Schein, welchen der umwölkte Himmel in das Waſſer warf, erblickte einer die ſchwanke Feder, womit des Unglücklichen Gugelhut geziert war, aus der dahintreibenden

Fluth emporragen. Einer der Ruderknechte war mit einem Satze im Waſſer, die Andern unterſtützten ihn mit ihren Stangen, und nicht lange darauf wurde Heilmann, anſcheinend todt, in den Kahn gehoben. Kaum aber hatten ihn die herbeigeeilten Juden näher betrachtet, und trotz der Dunkelheit der Nacht erſpäht, daß der bleiche triefende Geſell keiner der Ihrigen war, als ſie auch ſogleich in ein lärmendes Klagegeſchrei ausbrachen: „O weh geſchrien! Es iſt einer aus dem Geſchlecht des verfluchten Eſau, und hat ſchon gepegert im Waſſer.“

„Wir werden alle unrein, ſo wir dulden dieſe Leiche in unſerm Schiff,“ kreiſchte die Frau in ſich ſelbſt überpurzelnder Haſt, „und der Rabbi kann nicht geben den Segen morgen meiner Tochter.“

„Werft ihn wieder hinaus!“ eiferte der Mann den Ruderern zu, „daß uns nicht ſtrafe der Zorn des hochgelobten Gottes.“

„Nimmermehr!“ rief Dina, kühn aufſpringend und ſich vor Heilmann ſtellend, der am Boden des Schiffleins ausgeſtreckt lag, „ich werde nicht dulden, daß man einen Menſchen, und ſei er auch aus Edom, wieder in's Waſſer werfe, den Ihr kaum herausgezogen. Ich will ihn beſchützen mit meinem Leibe, und ſo ich bin unrein, ſo will ich mich wieder reinigen nach dem Geſetz. Ich will zuſehen, ob nicht noch ein Funken Leben ſei in dieſem jungen Manne, ſelbſt auf die Gefahr hin, daß Simon Ben Mardochai, mein Bräutigam, mich verſtieße als eine Unreine und Gottloſe von der Schwelle ſeines Hauſes.“

Alle Juden im Schiffe ſchrien auf dieſe Worte verwirrt durch einander. Die Mutter rief Gott an, die Läſtrung ihres Kindes nicht zu hören; der Vater ſchwur bei ſeinem Barte, Sammael, der Fürſt der Finſterniß müſſe ſeiner Tochter Kopf verwirrt haben, Andere fluchten: „Capporo, miſo meſchuno,“ *) Andre riefen: „Koſcher, koſcher!“ und wandten ſich mit Abſcheu ab, und wahrſcheinlich würde der arme Heilmann trotz Dina’s menſchlichem Gefühl und muthiger Entſchloſſenheit zum zweiten Male und dann wohl für immer ein Raub der Wellen geworden ſein, hätte ihn nicht jeder für todt gehalten und wäre lieber eher ſelbſt ins Waſſer geſprungen, als daß er den Kadaver eines Chriſten angerührt hätte.

So trieb denn das Schifflein allmälig dem

---

*) Stirb ſchnell als ein Opfer für meine Sünden.

Landungsplatze zu, während in demſelben an die Stelle der orientaliſchen Muſik, ein unaufhörliches Geplapper getreten war, Ergebniß der maulfertigen Geſchwätzigkeit der Angehörigen des Volksſtammes, welchem dieſelbe ſo eigenthümlich iſt. Vor der Metzger-Pforte legten ſie an; die jüdiſchen Muſikanten machten ſich ſogleich eilig davon, in ihre nahgelegnen Wohnungen; denn rechts von der Metzger-Pforte aus nach der Brücke zu, an der Fiſchergaſſe, und weiter nach dem St. Bartholomäusſtifte hin hatten die Juden ihre zahlreichen Häuſer und Häuschen im beſten Theile der Stadt. Dort, ohnfern der Fiſchergaſſe, wo man auf dem Weckmarkt gehet, ſtand ihre Synagoge, auf der andern Seite des damals noch ganz freien Platzes lag an der Ecke das Haus zum Storch und gerade gegenüber das Rathhaus an der Stelle, wo jetzt der ungeheuere Domthurm ſeine Füße eingewurzelt hat.

Hajom Ben Bechai, Dina's Vater, eines der reichſten und angeſehenſten Glieder der damaligen ſehr zahlreichen Judenſchaft Frankfurts — ihre Anzahl überſtieg ſchon den dritten Theil der ganzen Bevölkrung der Stadt — und Beſitzer des ſtattlichen Hauſes zum Storch und davon in Frankfurt nur ſchlechtweg der reiche Jud Storch genannt, wie es der Gebrauch jener Zeit war, Hajom faßte mit der einen Hand ſein Weib, mit der andern ſeine Tochter, um, auf's Äußerſte betrübt, dem Gegenſtande ſeines Schreckens zu entfliehen; aber Dina ſprach: „Ich werde nicht von der Stelle weichen, Vater, ſo wahr mir der Gott, deſſen wahrhaftiger und heiligſter Name nicht genannt, ſondern nur geſchrieben wird; morgen ſeine Barmherzigkeit ſchenken möge zu meinem Brautlauf, bevor du nicht Sorge getragen haſt für den verunglückten Chriſten, damit ich mich überzeuge, ob er ſei todt oder noch lebendig.“

„Hajom Ben Bechai,“ fügte die Frau des Bedrängten hinzu, „wie auch das Kind frevelt, was der hochgelobte Gott nicht hören möge, ſo müſſen wir doch thun, wie Dina begehrt, damit uns nicht größres Unglück widerfahre. Denn hat der Edomiter wirklich gepegert, ſo dürfen wir ſie nicht führen in's Hochzeithaus zu den fröhlichen wartenden Gäſten, ſondern wir müſſen ſie führen in die Synagog, weil ſie iſt geworden unrein, und befragen den Rabbi Salomon Ben Virga, dem einſt das Paradies ſei, was iſt zu thun in dieſem ſchlimmen Falle. Mein Vater, der Raf Samuel, auf deſſen Andenken der Friede ſei, hat uns gelehrt, nichts zu thun von Wichtigkeit ohne zu berathen mit dem Rabbi, dem Ausleger des Geſetzes.“

„Wie du ſageſt, ſo geſcheh’ es,“ verſetzte Hajom ſeufzend. „Ich will laufen hier ums Eck ins Fiſchergäßchen, und rufen den Fiſcher Vallin, daß er komme und zuſehe, ob noch iſt ein Fünkchen Leben in dem verfluchten Goi, was Gott gebe, damit wir können halten Hochzeit morgen und Simon ſich nicht abwende von ſeiner Braut.“

„Ich aber bleibe unterdeſſen hier,“ verſicherte Dina und wich keinen Schritt vom Ufer.

„Nun, ſo bleibe bei ihr, der Unſeligen!“ rief Hajom ſeinem Weibe zu und eilte davon. Die Ruderer banden den Kahn an und gingen dann ihres Wegs; denn der fallende Regen nahm überhand und machte in Verbindung mit der dichter werdenden Finſterniß den Aufenthalt im Freien höchſt unangenehm.

Da ſtanden nun die beiden Weiber in ihre langen Schleier gewickelt, und Lea, die Mutter, zitterte vor Froſt und Unmuth.

„Wenn ich hätte wollen thun meiner Mutter, der das Paradies ſey, ſolch Herzeleid um eines aus dem Stamm der Gojim, der verworfenen Kinder vom Berge Seir, wie du mir thuſt, Dina, ich hätte mich gefürchtet zu verſcherzen die Freuden des Paradieſes und zu gewinnen die ewige Qual des Feuers der Gehennah.“ Alſo eiferte und zankte die Frau in ihrem Unmuthe auf die Tochter hinein, die aber nichts weiter antwortete, als: „Ich aber, Mutter, fürchte nicht zu verlieren das Paradies, wenn ich bleibe, ſondern wenn ich gehe. Du aber kannſt ja gehen und Schutz ſuchen gegen den Regen; ich will allein bleiben hier an der Stelle.“

„Aber haſt du ſo wenig begriffen die Lehren der Schule, haſt du ſo gar nicht behalten, was der Rabbi Salomon dir aus dem Geſetze erklärt? Daß du ſollſt haſſen mit dem ganzen Haß deiner Seele die unſaubern Nazarener, die Knechte der Lüge, die da ſind abgefallen vom Lichte zur Finſterniß und nicht mehr glauben an den Meſſias, ſondern an den Gehenkten? Sollſt du nicht als ein auserleſenes Kind des gebenedeiten Gottes haben einen Ekel und Abſcheu vor allen Unbeſchnittenen und ihnen wünſchen den Tod, wie er ihr Eigenthum iſt? Weißt du nicht mehr, daß nur wir ſind die alleinigen Kinder des Adam, des Menſchen und auch allein nur Menſchen genennet werden vor dem Angeſicht des allmächtigen Gottes, daß jene aber ſind die Kinder der alten krummen Schlange, des Fürſten Eſaus und der Eva, welcher die Schlange beigewohnet und ihren Unflath in ſie geworfen, damit ſie rein werde und geſchickt vom Saamen Adams zu empfangen und zu gebären die reinen Kinder des Lichts, daß ſie gekommen ſind von der Seite des Böſen und ſaugen nun immer Kraft von der Schlange, die ſie gezeuget? Iſt es ſo ganz entſchwunden aus deinem Gedächtniſſe, daß die Spinne iſt das Edomitiſche Reich, und gleich wie die Spinne iſt verhaßt, alſo das Reich Edoms? Alſo hat gelehrt der hochberühmte Rabbi Bechai, dem das Paradies ſei. Und hat dir der Vorleſer nicht aus den Büchern geleſen, wie Eſau und Jacob ſich ſtießen in ihrer Mutter Leibe und daß der Jacob, als ſie geboren wurden, die Ferſe des Eſau gefaßt, zum Zeichen, daß wird Feindſchaft ſein zwiſchen ihrem Saamen in aller Ewigkeit, und der Saamen Eſaus iſt in die Hand gegeben uns, dem Saamen Jacob's, wenn wird kommen der langerſehnte Meſſias und erſcheinen mitten unter uns in all ſeiner Herrlichkeit?“

Dina hörte von den ununterbrochnen Reden ihrer Mutter kein Wort, und da dieſe im zornigen Eifer gar keine Antwort auf ihre aneinander gerichteten Fragen begehrte, ſo merkte ſie auch nichts von der Unachtſamkeit ihrer Tochter. Dina war dicht an den Kahn herangetreten, und ſpähete mit ihren ſchwarzen funkelnden Augenſternen durch die Finſterniß der Nacht hindurch in das Schifflein hinab nach dem unglücklichen Jünglinge und horchte mit geſpanntem Ohre, ob er ſich nicht rege.

Vielleicht würde die troſtloſe Mutter in ihrem Eifer fortgefahren ſein, auf die Tochter zu ſchelten, wenn nicht Hajom mit einem Manne zurückgekehrt wäre, der, in einen Schafpelz gehüllt, den Kopf in einer wollnen Kappe bis über die Ohren herab, ein ſehr mürriſches Geſicht ſchnitt, in ſeiner Hand eine ziemlich blinde Laterne trug, und ohne Gruß an der Judenfrau vorüber in den Kahn ging, auf welchen Hajom mit weitläufiger Erzählung und umſtändlicher Berichtung des Vorfalls, deutete. — Der Fiſcher neigte ſich ſchweigend zu dem naſſen Körper herab und leuchtete ihm in das bleiche Geſicht.

„Hilf heiliger Bartholomäus und ihr andern Heiligen, die ihr der Stadt Frankfurt hold ſeid!“ rief zum Erſtaunen der Juden der ſchweigſame Fiſcher jetzt plötzlich aus.

„Was iſt's? Was kommt Euch vor ſo wunderlich? Was habt Ihr doch zu rufen? Iſt's, daß Ihr kennt das Chriſtenkind?“ ſo riefen Hajom und ſein Weib durch einander mit geſteigerter Neugierde.

„Sollt' ich den nicht kennen?“ verſetzte der Schiffer. „Es iſt ja der jüngſte Sohn des mächtigen Schöffen und Ritters Rullmann zum Paradeis.“

„O weh geſchrieen, ſo deine Zunge ſpricht wahr, Unglücksmann!“ rief Hajom beſtürzt. „Wenn er iſt todt, bin ich ein geſchlagner Mann; der Schöff wird mir nicht zahlen die dreihundert Mark cölniſch nebſt Zinſen von einem Jahre, ſo er mir ſchuldig iſt. Valtin, Valtin, Ihr ſollt haben einen geränderten Thaler, ſo Ihr findet Leben in dem feinen Junkerlein.“

„Ei was, ich werde zuſehen auch ohne deinen Thaler, Hajom,“ verſetzte der Fiſcher. „Es liegt mancher von uns eine geraume Zeit im Maine, aber es giebt ſchon Mittelchen, die ihm doch wieder auf die Beine helfen. Wir wollen's verſuchen.“

Und mit nerviger Fauſt faßte er den Jüngling bei den Kleidern auf der Bruſt, ladete ihn mit einem Schwunge auf den Rücken, ergriff die Laterne und trat, mit ſolcher Bürde beladen, den Rückweg an. Jammernd folgte der Jude und berechnete laut alle Möglichkeiten nach baaren Summen, welche das Todtſein des Junkers für ihn herbeiführen würden; Lea ſchalt von neuem auf Dina, und dieſe allein ging ſchweigend hinterdrein. Aber noch waren ſie nicht funfzig Schritte vorwärts gedrungen, als ſich ein lautes und geſchäftiges Durcheinanderreden in der Ferne vernehmen ließ, welches mit dem Dröhnen ſchneller Schritte vermiſcht, eilig herannahte, und einen Augenblick darauf ſahen ſie ſich von einer Menge ihrer Glaubensgenoſſen umringt, welche ſie von allen Seiten mit einer Fluth von Fragen beſtürmten. Einige von den entflohenen Muſikanten waren nämlich nach dem Storche geeilt, wo die Hochzeitsgäſte fröhlichen Muthes beiſammenſaßen und der heimkehrenden Braut warteten, und hatten dieſen das ſeltſame Unglück gemeldet, welches der Braut begegnet war. Und ſo kamen ſie denn daher geſtürmt, den Rabbi Salomon Ben Virga, in ſeiner ſchönen prieſterlichen Kleidung in ihrer Mitte. Dieſer zog auch Hajom ſogleich bei Seite und redete ihn folgender Weiſe an:

„Iſt dein Maſſel unterthänig worden dem Stamme Eſaus, daß du alſo dieneſt der krummen Schlange? Wie biſt du doch kommen vom Berge Sinai an den Berg Seir, um den Söhnen des Gehenkten zu dienen gegen das Geſetz? Hajom Ben Bechai, ich muß dich ſchelten ob ſolcher That.

Soll ich dir rufen in das Gedächtniß, was da ſtehet im Talmud, unſerm mündlichen Geſetze, in dem Theile Avoda ſara: Die Gojim und Hirten des kleinen Viehes ziehet man nicht heraus, und was der Rabbi Salomon Jarchi dazu geſchrieben zur Erklärung: Die Gojim und die Hirten des kleinen Viehes, wie auch die Räuber, welche den Heiden gleich ſind, ziehet man nicht aus den Gruben, wann ſie darein gefallen ſind, ſondern man läßt ſie drinnen, daß ſie ſterben müſſen. Oder wie der Rabbi Moſche Bar Majemom im vierten Theile ſeines Buches Jad chaſaka im vierten Kapitel ſpricht: Es iſt verboten einen Cutheer zu erretten, wann er dem Tode nahe iſt; als wenn Jemand einen ſiehet, der in das Meer gefallen iſt, ſo ziehet er ihn nicht heraus; denn er iſt nicht ſein Nächſter."

„Rabbi," ſagte Hajom mit Ehrerbietung, „du biſt das Geſetz und ich werde dulden die Strafe, die du mir auferlegſt: aber ich darf auch ſagen, daß wir geglaubt, es ſei eins von den Kindern des Paradieſes, welches ſei herabgeſtoßen worden von der Brücke, und es ſtehet auch geſchrieben in unſerm geſchriebnen Geſetz: Du ſollſt nicht ſtehen wider deines Nächſten Blut, und der Rabbi Moſche Bar Majemom hat in dem Buche, welches du genannt, hinzugeſetzt: Alſo auch einer, der ſei nen Geſellen ſiehet im Meer untergehen, oder daß Mörder über denſelben kommen, oder ein böſes Thier gegen ihn gehet, und hilft ihm nicht, der übertritt das Gebot. Alſo haben wir den Gutheer herausgezogen, meinend es ſei ein Jsraelit, und Dina hat nicht geduldet, daß wir ihn wieder warfen hinein zu unſerm Heil; denn, Rabbi, du mußt wiſſen, es iſt der jüngſte Sohn des mächtigen Richters auf dem Berge Seir, des Ritters und Schöffen zum Paradeis, eines der Vornehmſten in ganz Mokkum.“

„Iſt er das und es bringt uns Vortheil,“ verſetzte der Rabbiner erſtaunt, „ſo mögeſt du der Buße entrinnen.“

Der Fiſcher Valtin hatte ſeine Bürde im Erdgeſchoß ſeines Häuschens abgeladen, und die neugierigen Juden waren ihm zudringlich auf der Ferſe gefolgt. Unbekümmert um ſie, beeilte ſich der Fiſcher ſchweigend, ſeine Verſuche anzuſtellen, entkleidete den Jüngling, trocknete ihn ab, hüllte ihn in ſein Bett und verſpürte bald den leiſen Pulsſchlag des Lebens in der allmälig erwärmten Bruſt deſſelben. Valtin verdoppelte ſeine Arbeit, da er ſie mit Erfolg gekrönt ſah, und noch hatte er Heilmanns Körper keine halbe Stunde mit wollnen Lappen unter der Decke gerieben, als dieſer in einen gelinden Schweiß ausbrach und bald darauf die Augen öffnete. Verwundert, ja ſchier verwirrt warf er ſie umher auf die fremden Geſichter, von einigen brennenden Kiehnſpänen widerlich beleuchtet, da trat Hajom, voller Freude, daß Alles ſo glücklich abging, an das Bett und ſagte mit erhobner triumphirender Stimme: „Geſtrenges Herrlein, ſo ihr ſuchet den, der Euch gerettet das Leben und Euch gezogen aus dem Waſſer, ſo ſehet hier Euern Knecht vor Euch ſtehen, und verfehlt nicht, es Euerm Vater mitzutheilen, daß Hajom Ben Bechai, der Jude zum Storch, es war, der Euch dem Tode entriſſen.“

Während dieſer Rede kehrte in Heilmanns Seele das volle Bewußtſein und die Erinnerung an ſeine verzweifelte That zurück, und einen gräßlichen Schmerzensſchrei ausſtoßend, rief er dem ſchmunzelnden Juden zu: „Unglückſeliger, hätteſt du mich doch ſterben laſſen im kühlen Bette des Fluſſes, in welches ich mich ſelbſt geſtürzt, um nicht länger zu leben! Weißt du denn auch, welch ſchlechtes Geſchenk du mir mit meinem Leben gemacht? Ich will, ich mag es nicht.“

Die Juden zeigten ſich einander lange Geſichter und Hajom wandte ſich zu dem Nächſtſtehenden: „Er iſt noch verwirrt in ſeinem Gemüth;

er weiß nicht, was er ſpricht.“ Und wieder zu Heilmann: „Schlaft nur immerhin Euern Schreck aus, edler Jungherr. Morgen mit dem Tage werdet Ihr heimkehren in Eures Vaters Haus.“

„Nimmermehr!“ ſchrie Heilmann auf, „ich will fort! laßt mich hinaus! Nur nicht heim! Nicht zu Vater, nicht zu Mutter, nicht zu Schweſter, nicht zu Gutchen, nicht ins Kloſter; in den Tod will ich, in den Tod!“

„So wahr uns erleuchtet das Licht des barmherzigen Gottes!“ ſagte Hajom, „es rappelt ihm im Kopfe und der böſe Sammaal, der Engel der Finſterniß hat ihm berührt mit dem kalten Finger den Scheitel ſeines Kopfes.“

Kaum hatten die Juden dieſe Worte vernommen, als ſie Zeter und Weh ſchreiend, das Haar geſträubt vor Furcht und Entſetzen Reisaus nahmen, und in verwirrter Flucht ſich einander überpurzelten, um die Thüre zu gewinnen, nicht anders als wäre der Fürſt des Todes, der tauſendaugige Sammaal mit dem flammenden Schwerte ſchon hinter ihnen, um ihnen den Tropfen zu koſten zu geben, der an der Spitze des Schwertes hängt. Hajom und der Rabbi gingen, ſich berathend, was zu thun ſei, und Lea, die mit Dina in der Hausflur gewartet hatte, gab auch ihr

Wort dazu. In Folge dieſer Berathung wurde beſchloſſen, morgen mit Tagesanbruch dem Schöffen zum Paradeis Meldung vom Schickſal ſeines Sohnes zu machen. — —

Kaum fingen die erſten Kräfte des Tages ſich leiſe zu regen an, als Hajom ſchon in ſeinem langen grauen Zwillichrock, bis unters langbärtige Kinn zugeneſtelt, das halb ſchwarze halb graue Hauptthaar mit einer ſchmutzigen Lederhaube bedeckt, durch die Straßen ſtrich und an der Thüre des Paradeiſes angelangt, die Knechte des Hauſes durch leiſes Pochen an das Öffnen erinnerte. Der dicke Rupprecht fluchte gewaltig, als er den Juden ſah, der ihn aus dem kaum begonnenen Schlaf geſtört, und wieß den demüthig Fragenden die Stiege hinauf nach des Schöffen Gemach. Rullmann war eben vom Wachen und der Angſt der Nacht erſchöpft, in ſeinem Lehnſtuhle eingeſchlummert, als der Jude hereintrat. Ein wiederholtes Räuspern und Fußſcharren ſchreckte den Schöffen empor; er fuhr auf wie von der Zauberruthe des böſen Gewiſſens berührt und ſtarrte den ſich tief verbeugenden Juden mit großen Augen an.

„Geſtrenger Herr Schöff," begann dieſer mit jenem kriechenden einſchmeichelnden Ton der Stimme und den dazu paſſenden hündiſch wedelnden Geberden, „wollt nicht zürnen Euerm Knecht, wenn er hereintritt in Euer Gemach mit dem erſten Lichtſtrahl des Tags. Es iſt eine wichtige Botſchaft, die mich hat hergetrieben ſo früh.“ Bei dieſen Worten ſtrahlte ſein Geſicht von jener Freude, die ſich ſtets darauf ſpiegelte, wenn er einen guten Handel gemacht, ein ihm vortheilhaftes Geſchäft abgeſchloſſen hatte.

„Was bringſt du mir, Storch?“ fragte der Schöff barſch und verdrießlich, indem er die Glieder dehnte.

„Euer Söhnlein, der Junker Heilmann —“

„Heiliger Chriſt! Was iſt's mit ihm?“ fuhr der Schöff haſtig auf und ſtürmte auf den Juden ein, der erſchrocken zurückwich.

„Ich hab' ihn gefiſcht aus dem Mainſtrom, wohinein er iſt gefallen von der Brücke.“

„Aber er iſt doch todt? er iſt doch todt?“ fragte Rullmann haſtig, und der Jude verſetzte, kopfſchüttelnd über die ſeltſame Frage und den noch ſeltſamern Ton, womit ſie gethan wurde: „Er lebt, edler Herr Ritter, und liegt im Hauſe des Fiſcher Valtin im Fiſchergäßchen, aber er hat geſchrieen um aller Barmherzigkeit, daß wir ihn nicht ſollten führen in ſeines Vaters Haus.“

„Das glaub' ich wohl!“ lachte der Schöffe bitter. „Sieh, Storch,“ ſagte er dann zu dem höchlichſt erſtaunten Juden, „ich wollte Dir gern noch funfzig Mark mehr ſchuldig ſein, wenn Du den Jungen hätteſt im Main liegen gelaſſen, oder Du hätteſt ihn mir todt gebracht.“

„Seid Ihr bei Troſt, geſtrenger Herr!“ rief der Jude entſetzt und wich dem unheimlichen Blicke des Schöffen aus. „Bedenkt doch, der Junker iſt Euer Kind!“

„Nun laß es nur,“ ſagte Rullmann, einſehend, welch ſcheußliche Worte er geſprochen. „Du haſt nicht gehört, was mir der Unmuth eingegeben. Ich habe meine große Noth mit dem Buben, und nun auch das noch! Herr Chriſt, daß er mir zur Schande in Frankfurt herumlaufe! Du wirſt Alles begreiflich finden, wenn ich Dir ſage, daß er ſich hat erſäufen wollen und freiwillig in den Strom geſprungen iſt.“

„Etwas Ähnliches hat er ſelbſt geſagt, aber ich glaubte, er ſei verwirrt worden in ſeinen Gedanken, daß er nicht wiſſe, was da rede ſein Mund.“

„Aber ſo erzähle doch,“ fuhr der Schöffe fort, „wie biſt denn Du dazu gekommen, den ſchlechten Buben aus dem Waſſer zu ziehen?“

Der Jude konnte noch immer den ſchrecklichen Eindruck nicht verwinden, welchen die arge Täuſchung all ſeiner ſchönen Hoffnungen, die ihn herein geführt, bereitet hatte, und erzählte deshalb mit weniger Lebhaftigkeit, als er außerdem gethan haben würde: „Meine Tochter Dina wird heute das Weib des fleißigen und wackern Simon Ben Mardochai an der Ecke der Fahrgaſſe. Nun weiß ich nicht, ob Ihr unſre Gebräuche kennt, geſtrenger Herr Ritter, die mit uns gewandert ſind aus dem Lande unſrer Väter in alle Welt, wo wir müſſen leben in der Schmach der Verbannung.“ Der Schöffe erwiederte hierauf nichts, und der Jude fuhr fort: „Die Hochzeit dauert bei uns vom Freitag Abend bis zum Mittwoch Abend; da wird die Braut dem Bräutigam als Weib zugeführt in ſein Haus. Den Dienſtag Nachmittag geleiten wir ſie mit fröhlicher Muſik ins Bad, wo ſie die Mutter wäſcht oder eine Verwandte, damit ſie ſteige rein in das Bett ihres Mannes. Unſre Badehütten nun ſind, wie Ihr wohl wiſſen werdet, oberhalb der Brücke ohnfern dem Fiſcherfeld. Als wir nun geſtern Abend heimkehrten in unſerm Schiff und die Spielleute muſicirten, ſtürzte der Junker nicht weit von uns in den Strom, wir aber zogen ihn heraus — und — glaubten nicht, Euch erwieſen zu haben damit einen ſchlechten Dienſt.“

„Er lebt nun ein Mal, und es iſt gut, Storch,“ ſagte der Schöffe. „Jetzt muß ich nur überlegen, was ich mit ihm beginne. Ins Haus darf er mir auf keinen Fall, ich will ihn nicht wiederſehen. Du könnteſt mir behülflich ſein, mich ſeiner auf eine gute Weiſe zu entledigen. Ich würde Dir Deine Mühe gut vergelten.“

„Wie meint Ihr das, geſtrenger Herr?“

„Ich wollte ihn in ein Kloſter ſtecken, aber er will nicht hinein geſteckt ſein; nun — wenn die verdammte Geſchichte ruchbar wird, nimmt ihn ja kein Kloſter auf. Heiliger Chriſt! ich bin doch ſein Vater und muß für ihn ſorgen. Ich meine, wenn du irgend als Kriegsknecht ihn unterbrächteſt bei einem Fürſten, doch ſo, daß ich nichts zu thun hätte mit der ganzen Sache. Ich wollte Dir auch das Handgeld gönnen und noch was zülegen.“

„I nun, vielleicht ließe ſich machen ein ſolches Geſchäft,“ ſchmunzelte jetzt, bei der neuen Ausſicht auf Gewinn, der Jude wieder. „Ich hab' vernommen von einem guten Freunde, die beiden Mainzer Erzbiſchöfe, der alte zu Eltvill und der junge zu Mainz, der Naſſauer Graf, den gewählt hat euer Papſt gegen jenen, würden ſich bald ſpucken wieder in den Bart, und als der gewaltige Kuno von Falkenſtein ſei zuletzt geweſen vor einigen Wochen in Frankfurt, hab' er ſchon geworben Kriegsvolk. Ich will gehen nach Eltvill und reden mit dem Hauptmann. Vielleicht gelingt's meiner Thätigkeit, daß wir bringen den Junker unter im Heere des Falkenſteiners."

„Thu' das, Storch," ſagte der Schöffe, und der Novemberſturm ſeines Geſichts hatte ſich in Maiwetter verwandelt. „Es iſt mir ohnedies lieb, daß du gekommen biſt," fuhr er dann freundlich fort und trat herablaſſend einige Schritte näher an den gebeugten lauernden Juden heran. „Ich habe außerdem noch mit Dir zu ſprechen. Verdrießliche Umſtände in meinem häuslichen und amtlichen Weſen machen es nothwendig, daß ich jetzt eine Summe baares Geld in Händen habe. Ich kann Dir's auch vertrauen; denn ich weiß, Du biſt ein verſchwiegener Mann, und es iſt ſo gut Dein Vortheil, wie der meinige. Es ſoll nämlich in der nächſten Zeit zu einer Königswahl geſchritten werden, und alle getreuen Anhänger des baieriſchen Hauſes treten zuſammen, um den würdigen Nachfolger unſers ſeligen Kaiſers Ludwig nach Kräften zu unterſtützen. In Frankfurt werden große Summen beigeſteuert werden, und es iſt erſprieslich, daß wir Schöffen des königlichen

Gedinges den übrigen Altbürgern mit glänzendem Beiſpiele vorangehen. Ich bin es der Ehre meines Hauſes ſchuldig, daß ich eine bedeutende Summe opfre, die übrigens gar nicht verloren geht, ſondern mir vom künftigen Kaiſer einſt bei Heller und Pfenning zurückgezahlt wird. Ich bin aber des Geldes blos, und ſehe mich genöthigt, bei Dir zu borgen, Storch.“

„Wie viel ſeid Ihr doch noch benöthigt, geſtrenger Herr Schöff?“ fragte Hajom.

„Zwei tauſend fünf hundert Sonnenkronen,“ verſetzte der Schöff mit faſt zagender Stimme.

Der Jude machte eine leiſe Bewegung des Schreckens mit der Hand, dann flog ein ungläubiges ſpöttiſches Lächeln über ſein graubärtiges alterrunzeliges Geſicht. „Das iſt viel Geld, ſehr viel,“ ſagte er ohne aufzublicken, „und was gedenkt Ihr mir einzulegen zu Pfand und Sicherheit für die hohe Summe, die ich ſchwerlich werde können auftreiben aus eignen Mitteln?“

„Ich verpfände Dir mein Haus.“

„Ich kann nicht wiſſen, ob's Euch beliebt zu ſcherzen mit mir, aber ein ſo geringer Jud', wie ich, iſt nicht gewohnt Scherz von einem ſo vornehmen Herrn, wie Ihr. Aber zürnt mir darob nicht; ich kann nicht anders nehmen Euere Rede als Scherz.“

„Scherz?“ fragte der Schöffe mit gerunzelter Stirne. „Es fiel mir nicht ein, Jude, mit Dir zu ſcherzen. Was kann Dich zu ſolch wunderlichem Glauben verleiten?“

„Ihr verlangt zu wiſſen die Wahrheit, und ich darf ſie Euch nicht verſchweigen. Wie könnet Ihr doch ſagen, Herr Schöff, im Ernſt, Ihr wollet mir verpfänden Euer Haus, da Ihr doch ſolches ſchon ſo ganz verpfändet, daß nicht mehr die Ziegel auf dem Dache, nicht mehr der Eckſtein an der Thüre iſt Euer freies Eigenthum?“

„Herr Chriſt! was ſchwatzeſt Du da für tolles Zeug!“ rief der Schöffe ſcheinbar entrüſtet.

„Ich glaub', edler Herr! daß Ihr ſeid bewandert in den Rechtsſprüchen und der Entſcheidung allerlei ſtrittiger Händel und Fälle; denn es iſt Euer Geſchäft. So glaubt doch auch mir, daß ich bin bekannt in Handel und Wandel und allem Geldverkehr hieſiger Stadt; denn es iſt mein Geſchäft. Und ſo muß ich wiſſen und weiß, daß Ihr habt verpfändet Euer Haus, zum Paradeis geſchildet, an den ſehr achtbaren Meiſter Cullmann Zaan, den Wollenweber und Rathsherrn — ein Mann, vor dem ich habe mehr Ehrfurcht, als vor manchem Rabbi — für zwei tauſend Sonnenkronen; mir ſeid Ihr ſchuldig drei hundert Mark Cölniſch und habt mir nicht gezahlt die Zinſen ſeit einem Jahre. Dem Juden Benjamin Bar Adonai, von den Chriſten genannt der Jude Stern, ſeid ihr ebenfalls zwei hundert Pfund Heller ſchuldig nebſt Zinſen von anderthalb Jahr, ohne die kleinern Summen, die Ihr ſchuldigt unſern Leuten; und mir und dem Benjamin habt Ihr gegeben Pfandbriefe auf Euer Haus; ſagt ſelbſt, was wollt Ihr noch verpfänden daran? So Ihr alſo mir nicht legen könnt ein gutes Pfand in die Hände, ſo kann ich Euch nicht ſein zu Willen und herumgehen bei den Juden und die große Summe, die Ihr begehrt, zuſammentreiben; denn, wie ich Euch ſchon geſagt, ich hab ſo viel nicht in eignen Mitteln und ſo gern ich Euch wollte dienen, wie's Euerm Knechte zukommt, ſo thut mir's doch ſehr leid, nicht zu können, wie ich wollte."

Der Schöffe lief im Zimmer auf und ab und ſein ſonſt kirſchbraunes Geſicht war faſt ſchwarzbraun geworden; verlegen zupfte er ſich an ſeinem röthlichen Barte, und ſagte, als der Jude ſchwieg, allen Stolz vergeſſend, ſchier bittweiſe: „Der Kaiſer Ludwig hat Euch anderthalb Heller wöchentlichen Zins vom Pfunde geſtattet von Einheimiſchen zu nehmen, von Fremden aber zwei. Der Kaiſer hat ſeine lieben Kammerknechte dabei wohl bedacht; fürwahr, die Zinſen ſind faſt unerſchwinglich. Aber ich will Dir zahlen wie ein Fremder, ich will Dir noch einen halben Heller zulegen, wenn Du mir das Geld anſchaffeſt.“

„Und wenn Ihr mir wolltet verſchreiben fünf Heller wöchentlich. Ich kann nicht mehr nehmen Zinſen, als was recht iſt und billig und eingeſetzt vom Kaiſer, dem wir gezahlt ſchwere Steuern. Aber ich kann auch nicht leihen, ſo ich nicht bin geſichert durch ein Pfand.“

„Aber gilt dir denn mein alter Adel, der Ruhm und das Anſehn meines altbürgerlichen Geſchlechtes gar nichts? Iſt es dir nicht Pfand genug, daß d.r Schöffe vom Paradeis ſich Dir verbrieſt und verſiegelt?“

„Wie kann ein ſchlechter Jud' ſchätzen die Unſchätzbarkeit Eueres Geſchlechts und Amts? Euer Geſchrift wird mir ſtets ſein von größerm Werth als alle Pfänder, aber ich kann's nicht machen zu Geld, wann ich komme in Noth, ich kann's nicht wieder verpfänden, wann's mir ſelber fehlt, und wir Juden müſſen leben von unſerm ſauer Erworbenen. Bedenkt, geſtrenger Herr Schöff, daß ich bin ein Vater von ſechszehn Kindern, die ich all muß nähren und erziehen, kleiden und verſorgen!“

„Du biſt nicht allein an Kindern reich,“ ſagte der Schöffe; „auch an Hab und Gut gilſt Du für einen der reichſten Juden hier.“

„Es iſt nicht ſo groß, als es machen die Chriſten; und wenn mich der Herr geſegnet, ſo hab' ich doch nicht liegen die baaren Gelder meines kleinen Guts, ſondern es ſteckt im Verkehr und muß mir tragen, wovon ich zahle die hohen Steuern und friſte mir und den meinigen das Leben. Doch ich will reden mit meinem Schwiegerſohne, Simon Ben Mardochai, der heute heimführt meine Dina; vielleicht findet er ſich bereitwillig, Euch zu leihen das Geld für zwei und und einen halben Heller, wie Ihr verſprochen habt. Und wann ich kann bringen zu Stande das Geſchäft, wird für mich ſchon abfallen auch ein kleines Vortheilchen.“

„Du ſollſt zehn Sonnenkronen davon haben!“ rief der Schöffe, plötzlich wieder auflebend durch den Hoffnungsſtrahl aus des Juden Munde, ohne zu bedenken, daß die letzte Rede deſſelben nichts als eine geſchickte Ausweichung war.

„Ich geh' belaſtet mit zwei Geſchäften,“ ſagte Hajom ſcheidend, „ich werde ſuchen beide abzumachen zu Euerer Zufriedenheit. Friede ſei mit Euerm Hauſe!"

Der Schöffe ſchlug ſich unmuthig vor die Stirne, als der Jude fort war, und lächelte bitter über den Abſchiedsgruß deſſelben.

## Dreizehntes Kapitel.

Wenn der Minneſinger die Harfe ſchlug oder die Zither ſpielte zu den fröhlichen Geſängen der Liebe, die ſeinem begeiſterten Munde entſtrömten, und jedes Auge der ihn dicht gedrängt umſtehenden Zuhörer von hohem Entzücken glänzte, dann ſtimmte er wohl die Saiten tiefer und begann feierlicher und gemeßner ein andres Lied. Schon aus den erſten Tönen trat die verſchleierte Wehmuth hervor und überfächelte mit ihrem kühlen Hauche Aug' und Geſicht der Horchenden; und ſieh das Auge verdüſtert ſich und füllt ſich mit Lebenswaſſer, der unergründlich tiefe Brunnen tritt über, und die Wange ſtreift die Farbe der Freude, das lachende Roth ab, und bekleidet ſich mit der Hülle des Schmerzes, dem bleichen Weiß. Der Sänger ſingt den frühen Tod eines tapfern Jünglings, wie er in der Schlacht erlag unedeln Feinden, oder das Hinwelken einer Jungfrau, der ein loſer Knabe erſt die Treue und dann das Herz brach. Es iſt der ſchaurige Hauch des Grabes, der aus des Sängers Lied uns anweht; es ſind die Wehlaute des Schmerzes, die über friſche Gräber fächeln, die jetzt hervorbrechen aus ſeinen Klängen. Aber Schmerz und Freude, Leben und Tod wechſeln auf Erden wie in des Sängers Lied, und Sproſſen keimen, Blüthen fallen, Früchte reifen und der Tod wandelt ſtets an der Hand des Lebens, zwei Engel mit Morgenrothglänzenden Gewändern, der eine mit aufflammender, der andre mit verlöſchender Fackel, zwei Zwillingsgenien, die Bildner und Erhalter der Welt, unzertrennliche göttliche Brüder. —

Aber die Nacht iſt die Beherrſcherin der Welt, das ſchwarze Ungeheuer; der Freude hat ſie die Grenzen geſteckt, die den Regenbogen auf ihrem dunkeln Grund hingaukelt, nicht dem Schmerz, der fortraſen kann in ihre finſtre nicht auszulangende Tiefe; dem Leben hat ſie ein Ziel geſetzt mit diamantner Kette, dem Tode nur mit einem leichten Damm; ſie läßt ihm die Feſſel brechen und Vernichtung fluthen über den Erdball. Sie reißt, eine wüthende Furie, die Zwillingsbrüder, mit flammender Hand auseinander und läßt den Tod allein wandeln über die Gefilde. Und nicht mehr zurückgehalten von des Bruders Hand, nicht mehr gefleht von seiner weichen Stimme, folgt er, angefeuert von der Herrſcherin, dem Zerſtörungstriebe, und mordet und mordet und haucht Peſtodem über das blühende Leben, daß Alles hinwelkt und ſtirbt. Und nicht mehr ein freundlich-wehmüthig lächelnder Genius iſt er; er wächſt, je mehr er die grauſe Luſt befriedigt, zum wuthſchäumenden verderben blickenden Ungeheuer. Blut trieft von ſeinen rauchenden Händen, unter ſeinem Tritte welkt das Gras und Flammen ſchlagen aus dem Boden empor, ſein Gifthauch entvölkert die Erde; Tauſende trinken den Tod in einem Augenblick, das Kind, der Jüngling, die Jungfrau, der thatkräftige Mann, der ruhende Greis, Alles, Alles ſtürzt unter dem ſauſenden Schwunge ſeiner Senſe. Das iſt das entfeſſelte Verderben, das iſt das Ungeheuere, für deſſen Entſetzen des Sängers Harfe keinen Ton, ſein Lied kein Wort hat. Mag er's verſuchen; die Saite zerſpringt und flattert im Sturme; das Wort verſtummt und des Wahnſinns düſtre Mächte rühren an den Scheitel des Überkühnen.

Es hat wenige ſolche Zerſtörungsperioden gegeben, und wenn ſie öfter kehrten, würde das Leben dürftig verkümmern und ganz verſchmachten unter dem Fußtritt des Todes; die gräßlichſte der in der Geſchichte bekannten, iſt die Zeit von 1347 über zwanzig Jahre vorwärts; ihre gräßlichſten Jahre ſind die drei erſten; ſie bieten dem Blicke ein unüberſehbares Leichenfeld, mit Hügeln, mit Gebirgen von Leichen; da grünt kein Baum, blüht keine Blume, rinnt keine Quelle, ein blauer Nebel hängt dicht über der Flur, das iſt der Peſtbrodem, das Gift, das Alles, was athmet, vernichtet, und der Mond hängt mit bleichem Geſicht darüber, ſelbſt eine glanzloſe geſtorbene Welt, die bleiche Leiche eines ſonſt glücklichen Sterns.

Tief im Schooße der Erde begann das grimmige Todeszucken dieſer Zeit; es brach hervor in entſetzlichen Erdbeben, in faſt unglaublichen Überſchwemmungen und Waſſerverwüſtungen, in Feuerſtrömen aus den Veſuven. Die ungeheuern Kräfte der Natur, nicht genugſam gekannt vom Menſchengeſchlechte aus ihren Wirkungen, verlaſſen das alte Gleiſe der Ordnung, und ſtürzen ſich entfeſſelt mit ihrer ganzen Macht gegeneinander im gewaltſamſten Widerſtreit, die unterirdiſchen Donner brüllen das Schlachtlied, die Grundfeſten der

Erde wanken, die Riegel der Hölle raſſeln auf, die Würgengel mit Flammenſchwerter ſtürzen heraus, mit ihnen die giftigen Nebel, der verpeſtende Qualm.

Man weiß, daß funfzehn Jahre vor dem Ausbruche der Peſth in Europa, alſo im Jahre 1333 in China außerordentlich verderbliche Naturerſcheinungen ſtatt fanden. Von fruchtbaren Flüſſen gewäſſerte Länderſtriche wurden zuerſt von einer verſengenden Dürre heimgeſucht; eine gräßliche Hungersnoth war ihre Folgerin. Plötzlich ſtürzten ſo anhaltende und gewaltige Regengüſſe aus den Wolken, daß über viermal hundert tauſend Menſchen in den überfluthenden Waſſern umkamen. Gebirge ſtürzten ein und bildeten ungeheuere Seen; und während hier die unmäßige Fluth die Menſchen in den Tod riß, fraß ſie in einer andern Landſchaft die unerträglichſte Dürre hinweg. Da entſtanden Heuſchreckenſchaaren in ſo unglaublicher und außerordentlicher Maſſe, daß der Himmel Tage lang bedeckt war von ihrem Flug. Die Erde riß ſich auf und ſpie giftigen Odem aus. Da wurde die Peſt geboren, das Kind des Entſetzens. Fünf Millionen Menſchen wurden in kurzer Zeit in China vom Kampf der Natur in den Tod geriſſen. Jahr für Jahr wüthete nun der Tod in Aſien, und Überſchwemmungen, Erdbeben, Heuſchreckenſchwärme, eingeſtürzte Berge ſtürmten verderbend auf das ſchwache Menſchengeſchlecht.

Erſt im Jahre 1348 wanderte das rieſige Verderben nach Europa herüber. Es ſetzte ſeinen zermalmenden Fuß zuerſt auf die herrliche Inſel Cypern. Dies blühende Eiland, einſt der Sitz höchſter Erdenwonnen, die Mutter des feurigſten Weins, wurde in wenigen Stunden eine grauſige Einöde. Erſt war die Peſt von Oſten hereingebrochen, als eines Tags ein Erdbeben, von einem furchtbaren Orkane begleitet, ſeine Schrecken über das Land verbreitete. Die Wohnungen ſtürzten zuſammen, erſtickender Giftdampf quoll aus dem aufgeriſſenen Boden, und was von den Einwohnern nicht erſchlagen worden war, was nicht von dem verpeſtenden Winde hingerichtet, in ſchrecklichen Todesqualen ſein Leben geben mußte, das mußte in den Wellen erſaufen, welche das überfluthende Meer gleich Gebirgen über die Inſel hinwälzte. Die Schiffe, auf die ſich manche gerettet, wurden an den Felſen zerſchlagen und vom Meere verſchlungen; und wenige Menſchen überlebten von vielen tauſend Bewohnern Cyperns das ſchreckliche Ereigniß, welches aus dem ſchönſten Lande die traurigſte Wüſte machte. — Jene Erdbeben, jene giftigen Nebel theilten ſich nun auch Griechenland und Italien mit. Bis zum Herbſte wütheten die Naturkräfte in dieſem geſegneten Lande immer verderblicher, immer gräßlicher, und es war nicht in alten Geſchichten zu finden, daß gleiches Elend ſchon über den Erdboden gewandelt. Denn mit den unüberſehbaren Schwärmen von Heuſchrecken, die die Luft verfinſterten und ungeheure Strecken weit die ohnedies dürftige Ernte auffraſſen, die dann in's Meer ſtürzten und deren faulige Leichen wie Berge an die Ufer geſpült wurden, was bald einen unerträglichen verpeſteten Geſtank viele Meilen weit erzeugte, mit den fauligen Dünſten, die aus den durch die Überſchwemmungen gebildeten Sümpfen aufſtiegen, mit den Erdbeben, welche das blühende Land von der Spitze Calabriens an bis zu den Alpen hinauf verwüſteten und zerſtörten, ja bis nach Kärnthen ſich erſtreckten, den Boden aufriſſen und giftige Dämpfe aufſteigen ließen, mit all dieſen Schrecken wandelte der furchtbarſte Hand in Hand, die orientaliſche Peſt. In manchen Städten blieb nur der zehnte Mann am Leben, und durch ganz Italien wurde die Hälfte der Menſchen in den Tod geriſſen. Es war ein allgemeiner Vernichtungskampf höherer finſterer Mächte gegen das ſchwache Menſchengeſchlecht. Die Geſchichte weiß nichts gleiches an entſetzlicher Furchtbarkeit weder den einzelnen zerſtörenden Mächten noch ihrer Verbindung an die Seite zu ſtellen. Weder vorher, noch nachher hat ein ſolches Erdbeben gewüthet, wie das vom 25. Januar 1348, welches ganz Griechenland, ganz Italien und viele der angrenzenden Länder weithin erſchütterte; man weiß nichts von gleich furchtbaren Überſchwemmungen, und ſo oft auch die Peſt Europa durchwandert iſt, niemals war ihr Gang verheerender, als zu jener Zeit.

Wie dem ſchonungsloſen Jäger die Hunde voraneilen in die Wildgänge und das edle Wild aufſcheuchen aus der behaglichen Ruhe, ſo flogen der Peſt die Kunden voran von ihrer entſetzlichen Menſchenſchlächterei, und durchſtreiften ſchnobernde blutdurſtige Rüden, die geſegneten Gauen des deutſchen Reichs, Alles aufrüttelnd, aufſcheuchend mit ihrem Schreckensgeheul. Erſt feſſelte das Entſetzen die Menſchen in ſteinerner Umarmung; dann brach der Verzweiflungsſchrei hervor aus der ſtarren Bruſt, die Angſt überſittigte ſie mit mitternächtigem Grauen; und als die Peſt näher und immer näher rückte, als die Erdbeben auch in

Deutſchland ſtark verſpürt wurden, da rannten Geiſtliche und Weltliche, Männer und Frauen, Jünglinge und Greiſe in ſinnverwirrten Schrecken umher. Überall warfen ſich Volksprediger auf, die den Tod verkündeten, den allgemeinen Untergang der Welt weiſſagten; wunderbare Erſcheinungen am Himmel, oft zu nächtlicher Stunde, in der Luft, ſeltſame Menſchen- und Thiergeburten und ſonſtige außergewöhnliche Dinge ſchienen jene Predigten und Prophezeihungen zu beſtätigen, und machten ſie wenigſtens allen glaubhaft. Die ſtarre Finſterniß des vierzehnten Jahrhunderts und der unter ihrem Fittig reichlich brütende Aberglauben, bilden den Hintergrund des ſchauderhaften Gemäldes, und Sorgloſigkeit, Regſamkeit des Lebens und die unerſättliche Vergnügungsſucht, oft durch die drohende Lebensgefahr auf die Spitze geſtellt, heben die Contraſte recht grell und anſchaulich hervor.

Die enge Handelsverbindung zwiſchen Venedig und Frankfurt hatte ſchon früh die Kunde von all den ungeheuern Schreckniſſen, die das Morgenland in ſeinem glühenden Schooße gezeugt und geboren, in die freie Reichsſtadt gebracht, aber ſo lange der unbeſiegbare Feind nicht vor den Thoren ſtand, war das leichtfertige Volk nur ſehr kurze Zeit aus ſeinem Freudentaumel aufzuſchrecken. Man glaubte nicht, daß die Peſt nach Frankfurt kommen könnte, man war der Überzeugung, das geſunde Deutſchland müſſe verſchont bleiben; endlich, in der Herbſtmeſſe — kamen beſorglichere Nachrichten; die Stadtobrigkeit traf Maßregeln, das Einführen der Peſt durch Waaren aus dem Süden zu verhindern; es traten verdrießliche Handelsſperren ein; dann und wann, wenn ſich neue Kunde von der in Frankreich vorſchreitenden Krankheit verbreitete, ſchrack das Volk empor, warf ſich aber dann auch wieder um deſto toller in den Strudel der Luſt, um ſich zu betäuben und die Todesangſt zu erſticken.

Aber noch war die Meſſe nicht über ſechs Wochen vorüber, als das Gerücht wie ein Donnerſchlag über alle Häupter dahinfuhr, die Peſt ſei in der deutſchen Schweiz und Straßburg mit Alles verzehrender Wuth ausgebrochen. Auf Straßen und Plätzen lief das Volk heulend und ſchreiend zuſammen, die Kirchen waren überfüllt, es mußten eine Maſſe neuer Altäre errichtet werden; denn der Betenden waren zu viel; Alle wollten Troſt ſuchen an geweihter Stätte. Es lag wie die drückendſte Gewitterſchwüle über der Stadt;

der Verkehr ſchien ſtocken zu wollen. Das lebenliebende Volk Israels in ungeheuerer Maſſe, nicht in einer Straße wohnhaft, ſondern den ſchönſten und größten Theil Frankfurts, am Main hinab, einnehmend, ſchrie und rang die Hände und vergebens lehrten ſeine Rabbiner, das auserwählte Volk Gottes werde verſchont, der Würgengel des Herrn, der einſt die Ägypter geſchlagen, treffe auch jetzt nur die Heiden, und den Kindern des Geſetzes brächen nun die heilvollen Zeiten des Meſſias an: die Nachrichten aus Straßburg, wo die Peſt vorzüglich ſchlimm unter den Juden würgte, ſprachen ihren Verheißungen gräßlichen Hohn. Aber nicht die Gemüther der Juden allein kamen in ſo wilde Aufregung: Alles, was Menſch hieß wurde ergriffen von Angſt und Furcht, und aus dem Kreiſe der Gewöhnlichkeit herausgeführt und auf die Spitze des Lebens geſchleudert. Viele ſah man im Schlamme der Unzucht ſich wälzen, um noch ſo viel als möglich zu genießen, Andre wollten ihr irdiſches Gut erſt noch verpraſſen, Andre glaubten ſich durch die Flucht in die unwirthbaren waldigen Höhen des Taunus zu retten, meinend, die Peſt werde nur in die Städte wandern; die Meiſten nahmen ihre Zuflucht zu Buße, Bekehrung und zerknirſchtes

Gebet, und gedachten dadurch dem Himmel ihr Leben abzuhandeln.

Um dieſe Zeit machte in Frankfurt ein Mann großes Aufſehen, der wohl ſonſt ſchon und beſonders erſt in dieſem Jahre die Aufmerkſamkeit Vieler erregt hatte. Dieſer Mann war der ſeltſame und abenteuerlich ausſehende Wollwebergeſell Ryle Katzmann. Durch ſeinen Meiſter und Verſorger, den Rathsherrn Zaan, aus dem Gefängniſſe befreit, in welches er auf Befehl des Kurfürſten von der Pfalz war gelegt worden, hatte er bald darauf auf den Gaſſen zu predigen begonnen und Tod und Verderben allen Sündern verkündigt. Der Rath wollte ihm dieß verbieten; er wurde mehrmals wieder eingeſperrt, aber das Volk rottete ſich zuſammen und verlangte ſtürmiſch ſeine Befreiung, und weil er in wilden und entſetzlichen Worten gegen die Pfaffheit ſprach, der die Frankfurter beſonders abhold waren, ſo mußte man ihn frei geben und frei reden laſſen. Das Volk umſtand ihn bald zu hunderten, ja zu tauſenden, und da ſeine unheimliche Gabe der Todtenvorſchau allgemein bekannt war, ſo hielt man ihn für einen Propheten, und gab ſeine meiſt unzuſammenhängenden und ſeltſamen Ausbrüche für wahre Orakelſprüche aus.

Es war zu Anfang des December, aber noch ziemlich warmes Herbſtwetter, dem raſchen Vorſchreiten der Peſt beſonders günſtig, als ſich gegen Abend eines Samſtags in der Schnurgaſſe vor dem Hauſe des Rathsherrn Zaan ein Auflauf von Handwerksleuten bildete, der ſchnell zunahm, und aus deſſen Mitte man den Namen des Wüllknappen oft und vielſtimmig rufen hörte. Die Hausfrau des Rathsherrn ſchickte eilig nach ihrem Ehewirth, der eben nicht zu Hauſe war; das Toben und Rufen wurde unterdeſſen ärger. Endlich erſchien Herr Kullmann Zaan im Volkshaufen und fragte höflich nach deſſen Begehr.

„Wir wollen Nyle Katzmann, daß er uns predige,“ redete ein ſtämmiger Fiſcher, und ſeine Worte wurden durch tauſendſtimmigen Zuruf beſtätigt. „Wir haben ihn ſchon ſeit faſt einer Woche nicht mehr unter uns geſehn,“ fuhr der Sprecher fort, „und wir ſind deshalb gekommen, uns Raths bei ihm zu erholen, und ihn mit uns zu nehmen in unſre Verſammlung.“

„Ja er ſoll mit uns, und uns ſein Peſtliedlein vorkrächzen, und vom neuen Könige weisſagen!“ riefen unzählige Stimmen durcheinander.

„Wir haben heute vernommen,“ fuhr der Fiſcher zu dem Rathsherrn fort, „daß endlich ein neuer König gewählt worden ſei, und wir wollen aus Nyle's Munde hören, ob uns zum Heile oder Verderben."

„Ihr lieben Leute," redete Zaan das Volk an, bei welchem er vor allen Rathsmitgliedern beſonders hoch angeſchrieben ſtand, „der arme Nyle Katzmann iſt krank, ſehr krank; ich glaube ſein Gebreſte wird ihn gar aufreiben."

„Das glauben wir Euch ein Mal, und auch ein Mal nicht, Meiſter Zaan," verſetzte der Fiſcher, „vielmehr argwöhnen wir, Ihr habt den Knappen wieder eingeſperrt, wie ſchon mehr geſchehen, daß er uns nicht predige. Ein Mann von ſo geheimer Wiſſenſchaft, wie Nyle, hilft ſich ſchon leicht ſelbſt, wenn ihn ein Gebreſte angehen ſollte."

„Wenn Ihr meinem Worte keinen Glauben beimeßt, womit ich doch noch keinen Frankfurter Bürger betrogen, ſo überzeugt Euch ſelbſt," redete der Rathsherr beleidigt, und öffnete die Thüre. Ihm nach quoll was hinein ging, aber nur wenig Minuten darauf ſtrömte die Menge wieder heraus, und auf den Schultern zweier ſtarken Fleiſchergeſellen ſaß Nyle, nichts weiter als ein Skelett, und weil er die Augen niedergedrückt hatte, ſo hielten ihn viele für todt, und ſchrieen: „Iſt er todt? Da erhob er die matte Hand und das noch mattere Auge langſam über der ihn umdrängenden Menſchenmaſſe, und Alles jauchzte ihm zu, dem gräßlichen Todtenverkünder. Wie in einem Triumphzuge wurde er auf den Samſtagsberg getragen, und ſchnell aus Balken, Steinen und allerlei Geräth, welches von dienſtfertigen Händen von allen Seiten eiligſt herbeigeſchleppt wurde, ein Gerüſte zuſammengebaut, von welchem herab der kranke Geſell das Volk anreden ſollte. Seine ohnedies weiche und fiſtelnde Stimme war aber ſo matt, daß ſich der Haufe bald überzeugte, er werde ohne Dollmetſcher keinen Vortheil von ſeinen Worten ziehen, und der eine Fleiſchergeſell, welcher ihn getragen, wurde deshalb in Eile zum Wiederholer ſeiner Worte erwählt.

„Ryle! Ryle!“ riefen ſtarke Stimmen, als er ſtand und ſich zitternd anhielt, „iſt's wahr, daß ſie einen Schwarzburger Grafen in Thüringen zum Könige erwählt haben?“

„Ich weiß es nicht,“ wiſperte Ryle und der Fleiſcherknecht donnerte es ihm nach der horchenden Menge zu, „mir träumt von nichts weiter, als von dem heranziehenden Tode.“

„Er iſt halt nur ein Todtenvogel,“ riefen Einige. „Nun wie weit iſt's mit der Peſtilenz?“ fragten Andre mit lauter Stimme.

BIBL. UNIVERS. UPS.

„Es geſchehen ſchreckliche Zeichen und Wunder,“ ſtöhnte der breſthafte Wüllknappe und verzog ſein ohnedies ſcheußliches Geſicht, „ich habe ein ungeheueres feuriges Schwert in der Mitternachtsſtunde am Himmel hinlaufen ſehen, eh ich darnieder lag. Das iſt das Schwert des Würgengels, der auch über unſre Stadt kommen wird.“

„Wer iſt der Würgengel, Ryle? Iſt's der böhmiſche Karl oder die Peſtilenz?“ wurde wieder gefragt.

„Was weiß ich, wer Euch ſchlägt?“ war die ſtotternde Antwort, „ich weiß nur, daß Ihr werdet geſchlagen werden und dahin ſterben, wie die Mücken, wenn's Nacht wird. Nicht über die Hälfte von Euch wird dem grauſen Tode entrinnen. Und was die Peſtilenz übrig läßt, wird das Kriegsſchwert freſſen, und was davon verſchont bleibt, wird das überſtrömende Waſſer verſchlingen, und was doch trocken bleibt, wird in den Rachen der Erde ſtürzen, den ſie weit aufreißt und Gift daraus ſpeit auf die ſündigen Menſchen. Habt Ihr nicht die feurigen Kugeln am Himmel hinrollen ſehen, habt Ihr nicht gehört von dem Kinde mit zwei Köpfen, welches in Holland iſt geboren worden? von dem redenden Ochſen, der in Lothringen der Welt Untergang prophezeit?

Es hat ſchon Jahre vorgeſpukt; und vor ſieben Jahren flog in der Sylveſternacht ein feuriger Drache am Himmel von Frankreich gen Deutſchland und ſpie blaue Flammen, den haben viele Tauſend geſehen; der bedeutete die Peſtilenz. Nun ſind die ſieben Jahr um, das Planetenjahr, und nun muß die Erfüllung kommen. Alle Planeten predigen den Untergang und ſtehen mit drohenden Blicken gegen die Welt gerichtet. Aber Niemand hat ſich gebeſſert, alle ſind in ihrem Sündenſchlamme ſtecken geblieben.“ Hier ſchien ſich plötzlich ſeiner ein höhrer Geiſt zu bemächtigen; denn er richtete ſich in die Höhe, die Schwachheit verließ ihn, ſeine Augen funkelten von jenem unheimlichen grünen Glanze und mit lauter Stimme, die den Dollmetſcher entbehrlich machte kreiſchte er: „Ich ſage Euch, die ſündige Pfaffenbrut, die Knechte der Hölle ſind Schuld an Euerm Verderben. Statt den Leuten die Sünden abzunehmen, bürden ſie ihnen immer mehr auf, die gleiſenden Schlangen. Entſetzen komme über ſie! Der Herr hat ſeine Augenbrauen finſter zuſammengezogen, ſiehe, da flogen die Boten des Elends in alle Lande, ſchneller als des Blitzes Strahl; und aus den Ritzen der Erde ſpringen ſie heraus und würgen. Wehe! Wehe über Euch! Aber tauſend

Mal Wehe über die hölliſche Pfaffenbrut!“ Er raſete zuletzt und ſeine Augen ſchoſſen Blitze. Kaum hatte er die letzten Worte herausgeſtoßen, als er ſein geſpenſtiges Geſicht mit den beiden langen Knochenhänden bedeckte und das wilde Geheul ausſtieß, welches meiſt ſeinen Ohnmachten voranging. Aus den ſchrecklichen Lauten waren nur zuweilen die Worte vernehmbar: „Schatten! Schatten! Aſchengeſichter! Todtenköpfe!“ dann ſtürzte er rücklings in die Arme ſeines Beiſtandes. Ein wirrer Ton des Grauſens ging durch die Menge und von Schrecken erfaßt ſahen ſogar viele Altbürger und junge adlige Geſellen drein, welche von der Jagd heimgekehrt, mit Hörnerklang hier vorüber gezogen waren, aber Halt gemacht hatten, gefeſſelt von den ſeltſamen Worten, die der kecke Fleiſcherknecht in die Menge brüllte.

Man fing an, von den Gefühlen der Angſt und Furcht gepeitſcht, ſich zu zerſtreuen, als ein Haufe Franciscaner in einer Proceſſion herankam, um in ihr Kloſter zurückzukehren, denn die Nacht brach plötzlich herein, obgleich eine gar wunderliche Beleuchtung am Himmel ſtrahlte. Der Frater Ananias ging an der Spitze des Zugs, der zur Abwendung der Peſt von Frankfurt angeſtellt worden war; kaum hatten aber die erſten der

Mönche den noch zuſammengeballten Menſchenhaufen erreicht, als plötzlich alles, was auf den Beinen ſtand, taumelte, Rauchfänge, Ziegeln, Giebel ſtürzten von den Dächern, ein ſchwefelartiger Geruch verbreitete ſich, und nach der fürchterlichen Stille einer Minute, brach ein entſetzliches Geſchrei unter dem Volke aus: „Ein Erdbeben! Ein Erdbeben! Gott und die Heiligen erbarmen ſich unſer! Hilf St. Maria und Joſef!“ Das Geſchrei wurde immer wilder und gräßlicher, aus allen Häuſern ſtrömten die Menſchen; Tauſende ſanken zerknirſcht in den Staub und heulten Gebete, Andre drängten nach der St. Bartholomäuskirche; es war ein Toben und Schreien, um wahnſinnig zu werden.

Unter Ryles Zuhörern war einer ziemlich ungerührt geblieben, der Ritter Dymar zum Paradeis, welcher mit jenem Jagdzug herangekommen war, und wenn er wirklich große Aufmerkſamkeit bezeigte, ſo galt dieſelbe doch keineswegs den Worten, ſondern dem Geſichte des Dollmetſchers, welches er ſich genau betrachtete. Als nun nach dem Erdbeben die allgemeine Verwirrung auf dem Platze ausbrach, beeilte ſich Dymar, unbekümmert um den Spuck und Lärm, den Mann aufzuſuchen. Er fand ihn eben mit Ryle beſchäftigt und zog ihn bei Seite. Niemand bekümmerte ſich jetzt um ihn, jeder war ja nur mit ſich beſchäftigt und von der Angſt erfüllt, das Erdbeben möchte in ſchlimmern Stößen wiederholen, und die Dunkelheit der Nacht hätte ihn ohnedies läſtigen Augen entzogen.

„Dich hab' ich ſchon lang geſucht, Geſelle," flüſterte der Ritter dem Fleiſcherknechte zu. „Ich irre mich nicht in dir; du biſt der Pfauenſchwanz. Ich war mit dir eine Nacht zuſammen in Geſellſchaft vieler adligen Geſellen auf dem Haynreich in der Falkenſteiner Burg, und der Junker Uffo von Falkenſtein hat mir viel Gutes von dir erzählt. Kennſt du mich noch?"

„Wie ſollt ich nicht?" entgegnete Jener. „Ihr ſeid der Ritter zum Paradeis, ein Freund der Herrn da oben auf den Spitzen der Berge."

„Nun höre! Ich weiß was dir und deinen Leuten der Naſſauer Graf, der junge Erzbiſchof von Mainz, für einen Auftrag gegeben." Pfauenſchwanz ſah den Ritter mißtrauiſch an. „Ihr ſollt dem Mainzer Domprobſt zu Leibe gehn," fuhr Dymar fort.

„Ein ſchweres Stück Arbeit!" verſetzte der Kerl achſelzuckend; „denn erſtlich reitet Herr Kuno niemals allein aus, ſondern ſtets mit großem und gut bewaffnetem Gefolge, und ſodann iſt er ſelbſt ſo ſtark, wie ein Löwe, der unſer Einen in der Fauſt zuſammendrückt, nicht anders als wäre man eine Fliege. Ich ſag' Euch, Herr Ritter, ein Stück Arbeit, was ſchwerlich auszuführen ſein wird, und wenn uns der neue Erzbiſchof noch mehr Geld böte."

„Du ſcheinſt ſehr zaghaft zu ſein," ſpöttelte Dymar. „Haben dich die Worte des Wüllknappen und der kleine Erdſtoß auch eingeſchüchtert?"

„Glaubt das nicht, Herr! Ich faſſe jeden Mann, der mir gut bezahlt wird, und denke, es iſt einerlei, ob er an der Peſtilenz ſtirbt oder an meinem Meſſer; aber wo ich die klare Unmöglichkeit vor Augen ſehe, nichts weiter zu gewinnen, als den Strick um meinen Hals, da bleib' ich davon."

„Du mußt nur eine ſchickliche Gelegenheit abpaſſen."

„Ei, wenn ſich die findet und ich erſeh' meinen Vortheil, ſo ſollt Ihr erfahren, daß Auge und Fauſt, ſelbſt einem ſo gefürchteten Herrn gegenüber ſicher ſind. Aber eben an der Gelegenheit liegt's. Wenn ſie da iſt, bin ich nicht da; wenn ich ſie ſuche, finde ich ſie nicht. Auch kann ich's gar nicht allein übernehmen."

„Vielleicht zeigt ſich recht bald eine ſchickliche

Gelegenheit; wenigſtens dürfte die Zeit bald herankommen, welche öfter Gelegenheiten darböte, dich des Auftrags zu entledigen. Man weiß bereits überall gewiß, daß die baierischen Fürſten den Grafen Günther von Schwarzburg zum deutſchen Könige auserſehen haben, und daß derſelbe eheſtens hier in Frankfurt feierlich gewählt werden ſoll. Dies wird vieles Hin- und Herreiſen des alten Kurfürſten und des Domprobſtes verurſachen und in Frankfurt viel Lebendigkeit anrichten. Da, dächt' ich, müßte die rechte Stunde für dich ſchlagen."

„Allerdings, wenn dem ſo iſt, und ich habe heute auch ſchon davon gehört. Ich werde ſogleich meine Maßregeln treffen."

„Und nun kommt erſt ein Auftrag von mir," fuhr Dymar noch leiſer flüſternd fort. „Kennſt du den kurfürſtlichen Hauptmann Wyſſel, der ſtets um den Domprobſt herum iſt?"

„Ich werde ja; der die wunderſchöne Frau hat."

„Kennſt du auch die ſchöne Frau?"

„Wie ſollt' ich nicht! Ein ſolches Wunderbild! Meint Ihr, unſer Einer verſtünde ſich nicht auch darauf?"

„Was zahl' ich dir für den Hauptmann?

Wenn du an den Domprobſt gehſt, kannſt du den Hauptmann gleich mit beſorgen."

„Wir wollen ſehen. Ihr zahlt zwei Pfund jetzt, und zwei Pfund wenn's abgemacht iſt. Ich dächte vier Pfund wären nicht zu viel für ein ſolches Weibchen."

„Was willſt du mit der Frau? Wer hat dir geſagt, daß ich die will?"

„Eure Augen, Herr Ritter. Ich tadele Euch nicht um des Appetits. Ich gönn' Euch den Leckerbiſſen mehr als dem jungen Prahlhanſen."

„Jetzt gleich kann ich nichts zahlen," erinnerte der Ritter. „Ich hoffe aber durch einen guten Handel nächſtens Geld zu gewinnen, davon ſollſt du ſogleich vier Pfund Heller haben."

„Ihr ſeid mir ja gut," lachte Pfauenſchwanz. „Wollt Ihr mir einen Wink zukommen laſſen, ſo fragt nur in der Katze in der Thöngesgaſſe nach mir, und wenn ich auch nicht ſelbſt da bin, ſo wird Euch der Wirth ſchon Beſcheid ſagen."

Sie trennten ſich und jeder verfolgte einen andern Weg durch die aufgeregte, vor Furcht zitternde Stadt.

## Vierzehntes Kapitel.

„Nein, es geht nicht länger! Ihr treibt den Unfug allzu arg, Schöff,“ rief der Schultheiß, Ritter Walter von Kronenberg mit zornrothem Geſicht zum Schöffen Rullmann von Marburg, Ritter zum Paradeis gewendet. „Man ſpricht in der ganzen Stadt von Euern ſcheußlichen Gelderpreſſungen; Ihr haltet kein Mittel für zu ſchlecht, Euch in Beſitz deſſen zu ſetzen, womit Ihr Euer üppiges und verſchwenderiſches Leben friſtet; Ihr ſucht die Juden zu betrügen, Chriſten zu übervortheilen, greift in die Rechte des Raths des Oberſtrichters eigenwillig ein, und beſchönigt Alles mit der Macht Eures ritterlichen Amtes. Täglich laufen jetzt Klagen gegen Euch ein, da es nun kundlich worden iſt und zu Jedermanns Wiſſen gelangt, daß das deutſche Reich nächſtens wieder ein Haupt haben wird. So lange wir ohne Herrn waren, mochtet Ihr wohl dergleichen treiben, ferner wird's nicht mehr angehen, und ich rath' Euch deshalb alles Ernſtes, fernerhin den Geſetzen gerecht zu ſein, Euer Schuldenweſen mit dem Rathsherrn Zaan in Ordnung zu bringen, der ſich nicht länger hinhalten läßt, oder ſchlimmer Folgen gewärtig zu ſein."

Der ſtolze Schöff zum Paradeis ſtand ſtumm und zornbebend ſeinem Vorgeſetzten gegenüber; harte Worte waren auf ſeiner Zunge, ſeine Hand zuckte zu verſchiednen Malen am Degengriffe, aber ſeine ſehr bedrängte Lage mit kluger Seele erwägend, drückte er Wort und Schwert zurück und begann erſt nach einigen Minuten mit halb lauter zitternder Stimme: „Sollte denn Meiſter Zaan nicht zu bewegen ſein, mir das Geld noch länger zu laſſen? Der Jude Storch hat mir verſprochen —"

„Glaubt dem Juden nicht!" verſetzte der Schultheiß. „Er hilft Euch nicht."

„Herr Chriſt! ſo bin ich ein verlorner Mann!" jammerte der Schöff.

„Ich glaube ſelbſt," ſagte der Schultheiß kalt und gleichgültig. „Allein Ihr habt's nicht beſſer haben wollen und jedem ſoll nach ſeinem Willen geſchehen. Wie habt Ihr, wie haben Eure

Kinder das Geld verſchwendet! In lauter Schlemmerei habt Ihr gelebt. Es konnte nicht anders kommen. Euer eignes Kind habt Ihr in den Main gejagt, und als es die Juden herausfiſchten, habt Ihr den geretteten Sohn nicht ein Mal wieder ins Haus genommen, ſondern der Jud Storch hat ihn dem kurmainziſchen Hauptmann von Wyſſel verkaufen müſſen als gemeinen Soldknecht. Ich weiß Alles. Euere Frau iſt tiefſinnig und empfängt ihren Lohn; der Eurige wird nicht ausbleiben. Werft Euch Euern Freunden auf dem Taunus in die Arme und reitet mit ihnen auf die Wege. Weiter glaub' ich, wird Euch nichts übrig bleiben."

„Ihr überhäuft mich mit Schmach, Schultheiß, und ich gehe," ſagte der Schöffe mit erzwungener Würde, „aber die Dinge könnten ſich wenden und einſt eine Zeit kommen, wo es Euch nicht angenehm ſein dürfte, wenn ich Euch an dieſe Stunde erinnerte." Und mit einer ungeheuern Laſt kochenden Grolls in der Bruſt, ſchritt er aus der Rathhausſtube, wo der Zwieſprach gehalten worden war, und eilte haſtigen Schritts ſeiner Wohnung zu.

Auf dem Chriſtmarkte — Weihnachten war vor der Thüre — begegnete ihm der Schneider

Kümmel. „Es iſt gut, daß ich dich ſehe,“ redete ihn der Schöff mit noch immer blauen Lippen an. „Ich brauche ſchnell einen andern Hausmann auf meinem Hofe vor der Galgenpforte, dem ich vertrauen kann wegen wichtiger Obliegenheiten, und ich habe dich dazu auserſehn, Kümmel, in Betracht, daß du mir immer treu geweſen. Komm' dieſen Abend zu mir, daß ich dich unterrichte.“ Der Schneider bückte ſich geſchmeidig und verſprach, ſich bei Zeiten einzufinden, auch den einträglichen Poſten eines Hausmanns und Meiers auf dem Meierhofe des Schöffen gern annehmen zu wollen.

In ſeinem Hauſe angelangt, verfügte ſich der Schöffe ſogleich zu ſeinem Sohne. Durch ſein verſtörtes Anſehn erſchreckt, rief ihm Dymar entgegen: „Was fehlt Euch? Ihr ſeid außer Euch, Vater!“

„Heiliger Chriſt!“ ſtöhnte Rullmann, „es ſtürmt Alles auf mich hinein. Wenn wir nicht zu einem beſtimmten Entſchluß kommen, ſo ſind wir verloren. Dymar, du mußt Gutchen heimführen.“

„Aber ſagt mir nur, was Euch damit geholfen iſt?“ verſetzte der Sohn kalt. „Denn dadurch kommen wir doch nicht in Beſitz des großen Vermögens der Frau von Waſum. Es iſt ihr eigen Gut und nicht das ihres verſtorbnen Gemahls.“

„Aber Frau Eva wäre doch dann vielleicht eher zu vermögen, meine drückenden Schulden zu bezahlen.“

„Das wird ſie ſo lange unterlaſſen, bis ſie nicht Eure oder meine Frau iſt. Und mir wollt Ihr doch nicht etwa zumuthen, daß ich der Schulden wegen, die Ihr leichtſinnig gemacht, eine Frau ehelichen ſoll, die faſt meine Mutter ſein könnte? Für Euch paßte ſie eher, und dann wär' allen unſern Nöthen abgeholfen.“

„Ach ich habe daran ſchon oft ſelbſt gedacht,“ ſagte Rullmann vertraulich zu ſeinem Sohne, „der wirre Tiefſinn deiner Mutter wird wohl niemals geheilt, und Meiſter Freidank ſagte mir noch vor Kurzem, ihr Lichtlein würde nicht lange mehr flackern; ich wollte gern ein reiches Gelübde in das Stift zahlen, wenn ſie der Herr zu ſich nähme.“

„Hofftodt ſtirbt nicht,“ entgegnete Dymar boshaft.

„Aber ich kann ſie doch nicht ermorden oder meucheln laſſen!“ kreiſchte der Alte auf. „Nein, das bin ich nicht im Stande, beim heiligen Bartholomäus! Sie hat mir nichts zu Leide gethan, vielmehr mich geliebt und gepflegt viele Jahre. Wenn ich ihre Jammergeſtalt, ihr ſtarres glanzloſes Auge, ihre verwirrten Haare erblicke, wenn ich die ſtumme bewegungsloſe Frau vor mir ſehe, möchte mir das Herz zerſpringen vor Schmerz, wie wär' ich im Stande ihr ein Leid zuzufügen! Nimmermehr! Ich glaube, ihr Geſpenſt verfolgte mich Zeit meines Lebens Tag und Nacht.“

„Bewahren mich auch alle Heiligen, daß ich Euch zu ſolch einer That riethe!“ rief Dymar. „Es iſt ſchrecklich, erſt noch ihren körperlichen Tod abwarten zu müſſen, da ſie doch eigentlich für Euch und Alle ſchon todt iſt. Sie ißt und trinkt kaum ſo viel wie ein Vogel, ſpricht nie ein Wort, regt keine Hand, ſtarrt vor ſich hin und kaum bemerkt man, daß ſie Athem holt. Iſt das Leben? Nützt dieſer Schein von Leben ihr? nützt er uns? Ach nein, er ſchadet uns! denn ohne ihn wäret Ihr in kurzer Zeit einer der reichſten Männer Frankfurts, während Ihr mit ihm vielleicht ſehr bald der elendeſte, der ärmſte ſeid.“

„Freilich! freilich!“ ſtöhnte Rullmann im Zimmer auf- und abrennend und Ströme von Schweiß vergießend. „Herr Chriſt! Eile thut Noth, ſoll ich nicht Haus und Hof, Amt und Ehre verlieren. Sterben thut ſie gewiß bald; denn

Meiſter Freidank hat es mir geſagt, und er iſt ein Mann, der ſeine Kunſt gründlich verſteht, aber was hilft es mir dann, wenn der härteſte Schlag auf mich geſchehen iſt? Dann weiſt Frau Eva mich ohne Zweifel zurück, und Alles iſt verloren. — Die Verzweiflung hat mir einen andern Plan eingegeben; er iſt ſchwierig auszuführen, aber er iſt's doch, und ich will ihn dir zur Prüfung mittheilen.“

„Er betrifft doch nicht etwa wieder den Kurfürſten von der Pfalz oder die falſche treuloſe Prinzeſſin Anna?“ fragte Dymar erbittert. „Denn dann müßt ich Euch bitten, mich damit zu verſchonen; denn ich will eher mit Euch zu Gaule ſteigen und Haus und Stadt für immer verlaſſen, um als Kumpan der Herrn vom Stegreif hinter die Hecken und Wege zu ziehen und dem friedlichen Krämer ſein Hab und Gut abzunehmen, eh ich mich entſchlöſſe, einen demüthigen Schritt zu thun vor dieſer ſtolzen Katze oder ihrem Vater. Einſt nährte ich wohl thörichte Hoffnungen.“

„Ach auch ich!“ ſeufzte Rullmann. „Und ich habe ihnen leider einen großen Theil meines Guts geopfert. Mein Vorſchlag iſt auch ganz andrer Art und berührt weder die Prinzeſſin noch den Kurfürſten.“

„Nun, ſo ſagt an!“ rief Dymar neugierig.

Der Alte ſah ſich mißtrauiſch im Zimmer um, und ging dann nach der Thüre, um ſie zu verſchließen; da gewahrte er den Frater Ananias durch die Hausflur ſchreiten und winkte ihn höflich zu ſich herein.

Der Kloſterbruder ſprach ſein: Deus vobiscum!“ freundlich, und brachte ſein Wort: „Ich bring' Euch einen ſchönen Gruß, Euch, Herr Schöff, und Euch, Herr Ritter, von der ehrſamen Frau Eva von Waſum, und in Betracht, daß Euer Haushalt durch das erlittene Unglück zerrüttet und auf die Freuden des Chriſtfeſtes nicht eingerichtet ſei, laſſe ſie Euch erſuchen, die Chriſtbeſcheerung heuer bei ihr zu feiern und zum heiligen Chriſttage mit ihrer Küche und ihrem Keller vorlieb zu nehmen. Das Fräulein Gela ſoll ich noch beſonders dazu einladen.“

„Schönen Dank! Schönen Dank, mein Pater!“ ſchmunzelte der Alte. „Seht doch, wie Euere Mähr mich baß erfreut. Gut Gruß bringt guten Dank; Ihr habt mir immer Erſprießliches zugebracht; wenn Euer Fuß über die Schwelle meines Hauſes kam, trug er Segen herein. Ihr habt Euch ſtets als Freund unſres Hauſes bewieſen.“

„Wie Ihr mir, ſo ich Euch, Herr Schöff,“

verſetzte der Guardian. „Glaubt Ihr, ich könne jemals des Beiſtandes vergeſſen, den Ihr dem ganzen Orden des heiligen Franciscus und mir insbeſondere geleiſtet, der Wohlthaten, die Ihr mir in jenem ſchier blutigen Streite mit den gottverfluchten Dominikanern angethan? O Herr, keinen Augenblick meines Lebens kommt mir jene Abendſtunde aus dem Gedächtniß, wo mich der wilde, entſetzliche Dominik mörderiſch überfiel drauſſen vor der Galgenpforte, und der Herr Euch mir zuſandte als meinen Engel und Retter, indem Ihr ſpät zur Stadt heimkehrtet von Euerm Meierhofe. Ich wäre ja ſicherlich den Dolchſtichen des ſtarken und wüthenden Dominikaners erlegen, wenn Ihr nicht hülfreich hinzugeſprungen und den Entſetzlichen mit Euerm Schwerte vertrieben hättet.“

„Es war ein arger wilder Geſelle, der Dominik,“ ſagte der Schöff. „Schon früher, als er noch Geipel von Veldenz hieß und als Unterkämmrer bei des Kaiſers Ludwig Hofſtaat ſtand, ſchon zu jener Zeit waren wir nicht die beſten Freunde. Denn er war ein harter Gegner des Pfalzgrafen Rudolf, der freilich mit ſeinem Ohm, dem Kaiſer oft einen Spahn hatte; ich aber war dem Pfalzgrafen mit ganzer Möge ergeben. Wohin mag Dominik wohl gekommen ſein?“

„Seit ſeiner Auswandrung an der Spitze der Predigermönche hat man nichts mehr von ihm vernommen. Ich bin begierig, ob ſie ſich nach der Königswahl nicht regen, entweder gegen den neuen König, wie zu vermuthen ſteht, oder um ſich wieder in die Stadt einzuſchleichen.“

„Was hört man von der Wahl des Grafen Günther von Schwarzburg?“ fragte jetzt Dymar, wie aus tiefem Sinnen auffahrend. „Ihr habt gewiß genauere Kunde, denn wir.“

„Man trägt ſich überall mit dem ſchönſten Lobe des Grafen,“ verſetzte der Mönch. „Viele hier kennen ihn genau ſchon ſeit der Zeit, als ihn ſein Vater vor fünf und zwanzig Jahren als einen zwanzigjährigen Jüngling hierher an des Kaiſers Ludwig Hof gebracht. Er ſoll nicht nur voll edler Milde und Güte, ſondern auch von gewaltiger Tapferkeit und rechtlichem Sinn ſein. Man erzählt Geſchichten von ihm, die ſeinem Kopfe und Herzen gleich groſſe Ehre machen; und ſchier männiglich freut ſich dieſer Wahl und ſieht in dem Schwarzburger einen zweiten Ludwig.“

„Aber wie weit ſind ſie mit der Wahl?“ fragte Dymar weiter. „Hieß es doch auch ſchon, der Landgraf Friedrich von Thüringen und Meißen habe die Krone angenommen, und ſprach man nicht bereits davon, die Kurfürſten würden zur Küre zuſammenkommen, und nun hat ſich doch Alles als unwahr erwieſen.“

„Er hat ſich umwenden laſſen von den Boten des Böhmenkönigs, die heimlich zu ihm nach Dresden kamen, während der Markgraf von Brandenburg dort lag auf ſeine endliche Erklärung harrend, und ſichs in Banket und Stechbahn bei den ſchönen Frauen Dresdens baß gefallen ließ. Ja, man ſagt ſogar, Karl von Böhmen ſei ſelbſt heimlich 'gen Dresden gereist und habe dem Landgrafen große Summen verſprochen, wenn er die angebotne Krone nicht annehme. Und ſo hat denn auch Herr Friedrich erklärt, er müſſe die Ehre wegen ſeiner ſteten Kränklichkeit ablehnen; er ſoll nämlich ſehr breſthaft am Podagra ſein. Drauf hat der Markgraf von Brandenburg an den Kurfürſten Heinrich von Mainz geſchrieben und den Grafen Günther von Schwarzburg vorgeſchlagen. Der Kurfürſt, dem der Graf ſchon ſeit langen Jahren als einer der trefflichſten Ritter bekannt und zu welchem er ſtets eine beſondre Liebe getragen, hat ſogleich Ja und Amen zu dieſem Vorſchlage geſagt. Der Günther ſoll ſogar früher einer Schweſter des Kurfürſten in Minnedienſt ergeben geweſen ſein, und der Kurfürſt, damals noch Probſt," ihre Verbindung ſehr gewünſcht haben, die aber jener wilde Graf Geipel von Veldenz, ſpäter als Predigermönch mein Feind, hintertrieben."

„Herr Chriſt! ja, das war die ſchöne Gräfin Barbara von Virneburg, Hofdame der kaiſerlichen Töchter," rief Rullmann überraſcht. „Ich habe ſie gar wohl gekannt. Das war damals eine gar üble Geſchichte."

„Nun ſeht," fuhr der Kloſterbruder fort, „von daher ſchreibt ſich des Kurfürſten Liebe zu dem Schwarzburger. Die baierſchen Herzöge mögen aber den edeln Günther all gern, weil er, wie ſein Vater, ihrem Hauſe und vorzüglich dem Kaiſer mit unerſchütterlicher Treue als Feldoberſter gedient und ſtets viel Zeichen ſeiner großen Anhänglichkeit an die Baiern gegeben hat. Es ſind deshalb Eilboten gen Dresden geſchickt worden, daß ſie alle gar wohl zufrieden ſeien mit ſolcher Wahl. Graf Günther ſoll ſich zwar lange und ernſtlich geweigert, endlich aber doch des Markgrafs Bitten nachgegeben und erklärt haben: Wie hochnöthig nach dem ſo plötzlichen Tode des allergnädigſten Kaiſers dem Reiche ein verſtändiges Oberhaupt, wie gering aber für ein ſo hohes Amt er ſelbſt ſei, habe er reiflich bedacht, und deshalb zu Gott dem höchſten Herrn gefleht, daß er die Herzen der Kurfürſten zum Nutzen des Reichs nach ſeiner Weisheit lenken wolle. Weil jedoch dem harten Andrängen zurückweiſende Entſchuldigungen keinen Einhalt gethan, ſo möge er ihnen jetzt nicht länger als eigennützig und einer weiſen Vorſehung keck widerſtrebend erſcheinen. Sein Entſchluß und Wille ſei demnach: wofern die Kurfürſten ſämmtlich zu Frankfurt öffentlich und ordnungsgemäß beſchließen und erklären würden, daß zur Zeit kein gewiſſer König, ſondern das römiſche Reich erledigt, Karl von Böhmen einſtimmig verworfen oder doch von der Mehrzahl nicht anerkannt; ſie dann ihn ohne alle Simonie erwählen und berufen wollten, ſo werde er nicht zögern, ihnen zu willfahren; gehorſam dem ewigen, allmächtigen Gotte, zum Dienſte, Nutzen und Wohl gemeinen Reichs deutſcher Nation, zu Gefallen den Kurfürſten wage er dann Ehre und Gut, Leib und Leben."

„Gut geſprochen, fürwahr!" rief Dymar, als der Mönch ſchwieg, „und ganz im Sinn des Kaiſers Ludwig. O ich habe den Günther in der Mark Brandenburg als einen gar wackern, ſäuberlichen Ritter von handlicher und mannhafter That kennen gelernt. Und wie ich gehört, hat ihm der Markgraf ſolch Begehr ſogleich zugeſagt?“

„So iſt's! Markgraf Ludwig hat ſich ihm urkundlich verbrieft, daß die Wahl binnen ſechs Wochen hier in Frankfurt vor ſich gehen ſolle, und man wird bald davon erfahren.“

„Der neue König wird ſich gewiß ſogleich einen guten Hofſtaat zulegen,“ bemerkte Dymar, „ich wäre wohl gewillt in ſeinen Dienſt zu treten; doch leidet mein Stolz nicht, daß ich mich melde. Ich müßte ihm vorgeſchlagen werden, und da er mich perſönlich aus der Mark kennt, wo ich unter ſeinem Befehl ſtand, ſo würde es keine Schwierigkeiten haben. Aber der Schultheiß und manche Schöffen ſind mir nicht gewogen und werden eher alle Andern vorſchlagen, als mich.“

„Dafür laßt mich ſorgen, Herr Ritter,“ ſagte der Mönch. „Es giebt hier perſönliche Freunde des Grafen Günther, deren einziges Wort gewiß mehr über ihn vermag, als alles Reden des Schultheißen und der Schöffen; ich nenn' Euch unter Allen nur den ehrenfeſten Ritter Rudolf von Sachſenhauſen. Und daß Euch der empfehlen ſoll, darauf geb' ich Euch mein Wort.“

„Ihr ſeid ſo dienſtfertig unſerm Hauſe,“ ſchmunzelte Rullmann.

„Euch dien' ich mit Gut und Blut," verſetzte Ananias."

„Da ich Euch ſo ganz vertrauen darf, mein Pater, ſo erlaubt, daß ich über eine Angelegenheit Euern Rath mir erbitte. Doch folgt mir in mein Kloſet, damit wir dort ungeſtört unter vier Augen darüber ſprechen. Dich, Dymar, ruf' ich herbei, wenn wir einig geworden ſind." Sie entfernten ſich, der Mönch mit lauernden Blicken, und Dymar warf ſich auf ſein Pferd, um einen Ritt zu thun.

In der Nacht noch deſſelben Tags wurde der Pater Ananias von einem Knechte aus dem Paradeiſe mit der Kunde beſchickt, Frau Affra liege im Sterben und begehre eines geiſtlichen Beiſtandes. Der Mönch machte ſich eilig auf, und am Morgen erfuhr man, daß die Rittersfrau geſtorben ſei. Und in der erſten Frühe des folgenden Tags wurde ihre Leiche in weiße Tücher vielfach geſchlagen, wie es die Sitte der Zeit, die noch wenig von Särgen wußte, verlangte, auf der Bahre von den Knechten des Hauſes zum Gottesacker getragen und beerdigt. Der Schneider Kümmel hatte die Beſtattung beſorgt und den Zug der Träger angeführt; nachher bezog er ſogleich ſeine neue Wohnung mit Frau und Kind auf dem Meierhofe.

Frau Affra's Tod machte auch nicht das mindeſte Aufſehen, und wer ihren ſchrecklichen Zuſtand gekannt hatte, konnte ſie nur glücklich preiſen.

Einige Tage darauf lief die Chriſtbeſcheerung im Hauſe der Frau Eva von Waſum ſehr glänzend ab. Der Schöff wurde von der Wittwe mit einer reichen güldenen Panzerkette beehrt, Dymar erhielt eine herrliche, mit Gold und Silber zierlich ausgelegte Stahlrüſtung. Bei der Gaſterei war auch der freundliche Frater Ananias, der Hausfreund und von Frau Eva gar wohl gelitten, zugegen, und auf ſeinen Betrieb geſchah es, daß man ſich gegenſeitig gar ſüße Worte ohne Rückenthalt ſagte, ja ſogar bereits dies und jenes von baldiger Verlobung, Brauttauf und Hochzeit zuflüſterte. Nur Dymarn koſtete es Überwindung, die minnekoſige Freundlichkeit Gutchens zu erwiedern; er mußte dazu all ſeine Verſtellungskunſt aufbieten, und doch war er ſtets zerſtreut; aber er hatte ſeinem Vater geloben müſſen, das glücklich begonnene Spiel nicht zu verderben, und er hielt Wort. Gretchen allein, das ſtille beſcheidne Kind, theilte die allgemeine Fröhlichkeit im Hauſe nicht, ſondern dachte mit einer ſtillen Thräne im Auge an des guten Heilmann's, des unglücklichen ſo bald vergeßnen Jünglings, trauriges Loos, ſie dachte ſich ihn mit Schmach beladen im harten Dienſt, und ſchlich ſich fort auf ihre Kammer, um den Lübich, das theuere Andenken an den theuern Junker, zu füttern und über einem ihrer lieben Bücher ſich auszuweinen.

## Fünfzehntes Kapitel.

In einer nicht allzugroßen Strecke hinter dem Riedhofe, im Vordergrunde der großen Buchenwaldung, welche ſich vom Ufer des Mains aus weit ausdehnte, befand ſich von Bäumen und wildem Geſtrüpp umgeben, ein großer Steinbruch ſchwarzer Mauerſteine, und davon der ſchwarze Bruch genannt. Jahrhunderte hatten ſchon darinne gewühlt und gegraben, und in ſchauerlicher Tiefe zog ſich die ſteinzackige Höhlung in verſchiednen Krümmungen und Windungen eine weite Strecke hin, und gewährte in der oft höchſt ſeltſamen Geſtaltung des dunkeln Geſteins einen überraſchenden aber verdüſternden Anblick. Man war verſucht zu glauben, aus der ſcheinbaren Verwüſtung und Zerſtörung in dieſen ſchwarzen Gängen ſolle erſt die ordnende Hand des Schöpfers die Welt zuſammenbauen, deren erſte Elemente man nur vor ſich ſähe. Selten betrat ein menſchlicher Fuß, auſſer dem der Steinbrecher, dieſe traurige Einöde, und zur Winterszeit wäre der düſtre abgelegne Ort gewiß von keinem menſchlichen Weſen beſucht worden, hätte nicht ein Völklein hier ſein Unweſen getrieben, welches, lichtſcheu und räuberiſch, wie die Eulen, alle Urſache hatte, die beſuchten und bewohnten Gegenden zu meiden, und ſich, gleich jenem nächtlichen Raubvogel, in abgelegnen Winkeln und Höhlen anzuſiedeln. Und ſo waren denn gerade im Winter die unheimlich düſtern Räume des Steinbruchs, in die nur ſelten der Strahl des Tags fiel, und wenn er es that, von den ſchwarzen Wänden nur ſcheu zurückprallte, am meiſten belebt, und oft lärmte in ihnen ein ſo toller Verkehr, wie in den ſchmutzigen Stuben des ſchlechteſten Weinſchankes auf dem Klapperfelde zu Frankfurt. Die Brüderſchaft von der freien Jagd ſchlug nämlich ihre Wohnungen in den Hütten der Steinſprenger und Steinmetzen auf, wenn ſie ſich zu gemeinſamen Zwecken verſammelte, vorzüglich, wenn ſie den Fluß nach Raub belauerte. Der ſchwarze Bruch war einer der vielen Schlupfwinkel, welche das Raubgeſindel in einem Umkreis von ſechs bis acht Meilen hatte, und in welchen man ſtets von dieſen ſchlauen Leuten traf, die unter einander in ununterbrochener Verbindung blieben.

Jene Hütten, von ſtarken Mauerſteinen in den Felſen hinein gebaut, meiſt hoch und geräumig, gewährten den Freijägern einen warmen guten Aufenthalt, und das dürre Holz des ungeheuern Buchenwaldes vertrieb jegliche Kälte aus den unterirdiſchen Häuſern, ſo wie das koſtbare Wildpret dieſes Waldes und der Wein, den ſie den Mainfiſchern abnahmen, Hunger und Durſt und alle Traurigkeit aus ihrem zahlreichen Kreiſe verſcheuchte.

Es war zwei Tage nach dem Chriſtfeſte, als ein Mann eilig auf dem mit Schnee belegten Pfade durch Geſtrüpp und Stein ſich windend, am Ufer des Mains hinauflief, und ohnfern dem Riedhofe ab in den Wald bog. Bald ſtand er an der ſchwindelnden Höhe des Steinbruchs, der ihn hier, wie ein furchtbarer, unergründlicher ſchwarzer Schlund angähnte, aber die Bruſt des jungen Kerls kannte die Furcht nicht, er nahm ſich nicht ein Mal Zeit zu dem Umwege zu dem freilich noch weit abgelegnen Eingang in den Bruch, ſondern mit ſichrer Hand faßte er einen hart an der Mündung ſtehenden ſtarken Baumſtamm und ſtieg auf der daran befeſtigten Strickleiter raſch und gewandt hinab über die hervorragenden Felſenſpitzen hin in den Schlund. Rauch qualmte ihm von unten herauf entgegen, ein wüſtes Geſchrei ſchlug an ſein Ohr; er beflügelte ſeine Schritte und kletterte wie eine Katze in die Tiefe. — Bald darauf ſtand er an der ſchwarzen Hütte, aus der ihm ſüßer Bratenduft, der unregelmäßige Geſang zungenſchwerer Zecher und die Klänge verſtimmter Zithern entgegen drang. Hier unten war es ſchon Nacht, und die ſchwarze Farbe des ringsum aufſtarrenden Geſteins gab dieſer Nacht ein um ſo düſterers und ſchwermüthigeres Anſehen. Damit ſtand freilich der Tumult der Hütte im grellſten Widerſtreite. Der junge Kerl trat ſchnell in die Hütte; ein lauter freudiger Zuruf begrüßte ihn: „Willkommen Bruder Pfauenſchwanz! Willkommen! Du haſt dich lange nicht ſehen laſſen. Wo haſt du geſteckt? Was getrieben? Was für Streiche ausgeübt in der Zeit?“

„Ihr führt ja, wie ich ſehe, ein koſtbares Leben,“ verſetzte der Pfauenſchwanz, und blickte verwundert auf das auf dem Heerde hellloderndе Feuer, um welchen ſich die luſtigen Geſellen mit ihren leichtfertigen Dirnen auf Stroh und Laub gelagert hatten, und auf welchem allerlei Braten und Brühe an Spießen und in Töpfen ſchmorte.

„Das hat uns Bruder Veß, der Bärenführer alſo herrlich bereitet,“ jubelte der lange Hahnefuß trunknen Muthes und reichte dem Pfauenſchwanz einen vollen Krug entgegen.

„Hat ſich der auch wieder gezeigt? Ja, jetzt im ſtraffen Winter mag Niemand den Bären tanzen ſehen.“

„Glaub's wohl! Vorgeſtern langte er mit dem Gaisbock bei uns an; wir hatten eben mit Hülfe der Herrn von Eppſtein und Falkenſtein ein Weinſchiff gekapert und unſern Theil hierher geſchleppt. Da ſagte Härt, er wolle uns, obgleich das Chriſtfeſt eben vorüber, doch noch eine Chriſtbeſcheerung zu dem Weine machen, und er theilte Geld unter uns aus, ſchönes blankes Geld und meinte, es würde bald die Zeit kommen, wo wir für den König Karl vom Leder ziehen könnten; denn die Baiernherzöge und der abgeſetzte Mainzer Kurfürſt hätten einen ſchlechten Thüringiſchen Grafen zum Könige erwählt, das werde und dürfe der Böhme nicht leiden. Dann nahm er einige mit nach Sachſenhauſen; da haben ſie Lebensmittel eingekauft die ſchwere Menge, ſind auf die Jagd gezogen und haben gutes Wildpret eingeſchleppt. Seitdem iſt jeder Tag ein Feſt in unſrer unterirdiſchen Stadt.“

„Und wo iſt der Betz?“ fragte der Pfauenſchwanz.

„Wieder auf der Jagd mit ſechs oder acht Kerlen; wenn's Abend würde, verſprach er wieder zu kommen.“

„Aber Holla, ihr Kumpane!“ rief jetzt der Pfauenſchwanz mit lauter Stimme, daß es an den ſchwarzen Mauern wiederhallte, und Alle emporſahen. „Holla! jetzt iſt nicht Zeit zum Freſſen und Saufen; Ihr habt genug geſchlemmt. Auf! auf! es gilt einen guten Fang zu thun, ein gut Stück Geld zu verdienen. Der Domprobſt Kuno zieht auf einem Schifflein gen Frankfurt heran, um Vorkehrungen zur Wahl des neuen Königs zu treffen. Morgen folgt ihm der alte Kurfürſt zu Pferde. Der Domprobſt iſt vergafft in die Frau des Hauptmanns von Wyſſel und ſcherwenzt ihr zu Hofe. Das liefert ihn uns ans Meſſer. Er mochte gern in ihrer Geſellſchaft den Weg zu Waſſer machen und lehnte deshalb den

Ritt mit Gefolge ab. Wir heben ihn ſicher; er kann uns nicht entgehen.“

„Aber du wirſt doch nicht des lichten Teufels ſein, und einem ſo gewaltigen Prieſter des Herrn ans Leben wollen?“ fragte der Hahnefuß zweifelhaft, und viele ſchüttelten bedenklich die Köpfe.

„I bei Leibe nicht! Wo denkſt du hin?“ verſetzte der Pfauenſchwanz verdrießlich, und ſtieß unwillig den Griff ſeines Meſſers in die Gürtelſcheide. „Fangen wollen wir ihn, nur fangen, und dem rechten Erzbiſchof von Mainz, dem jungen Grafen Gerlach von Naſſau nach Mainz ausliefern, der uns hundert Pfund Heller für ihn gelobt hat. Seht, das iſt doch ein Mal ein Verdienſt! Da könnt Ihr drei Jahre lang zuſammen ſtehlen und habt nicht die Hälfte ſo viel erworben. Und ein Meiſterſtück ohne Gleichen führen wir aus, das uns Ehre machen wird im ganzen Lande.“

„Na, ich bin’s zufrieden,“ ſagte der Hahnefuß zweifelhaft, „und an mir ſoll’s nicht liegen; aber ich fürchte, du kennſt den Domprobſt nicht, und haſt die Zeche ohne den Wirth berechnet.“

„Schweig’ ins Teufels Namen!“ raunte ihm der Pfauenſchwanz zu, und umſpannte mit nerviger Fauſt wieder den Meſſergriff, als das beſte Mittel wider die Kraft des Domprobſtes.

„Aber nun brecht auf! Es kann keine Stunde mehr dauern, ſo ſind ſie da.“

Die bärtigen Burſche rüſteten ſich, einige mit Unwillen, andre mit Luſt.

„Aber wollen wir nicht Härt Beß abwarten mit dem Gaisbock und den Andern, die auf die Jagd gezogen ſind?“ fragte der Hahnefuß.

„Ei unterdeſſen könnte uns der Fang entgehen,“ verſetzte der Pfauenſchwanz. „Wir ſind an zwanzig Köpfe ſtark, und das iſt genug, wenn Jeder ſeine Schuldigkeit thut, ſo eine Hand voll Leute zu überwältigen.“ Sie brachen auf; die Dirnen blieben in der wüſten Wirthſchaft zurück.

Der Pfauenſchwanz und der Hahnefuß gingen traulich zuſammen.

„Es iſt übrigens noch mehr dabei zu verdienen, als die hundert Pfund Heller des Naſſauers,“ flüſterte der Erſtere dem Letztern zu. Es giebt noch mehr ritterliche Leute, die in Minne und Liebesbrunſt zu der ſchönen jungen Frau des Hauptmanns von Wyſſel entbrannt ſind; für ihren Mann iſt mir von einem Frankfurter Altbürgersſohn ein hübſches Sümmchen geboten, und liefern wir ſelbigem Ritter die Frau Himmeltrude lebendig und wohlbehalten auf einen Meierhof vor der Galgenpforte, der ſeinem Vater zuſteht, ſo erhalten wir das Doppelte. Doch das bleibt unter uns. Ich kenne den Hauptmann und auch ſeine ſchöne Frau; ich will dir ſchon den rechten Wink geben.“

Während dieſes Zwiegeſprächs waren die Spitzbuben aus dem Steinbruch in den dämmerigen Wald gekommen, als plötzlich einer der ungeheuern Jagdhunde, die ſie bei ſich zu führen pflegten, anſchlug. Ein andrer Hund ſprang mit freudigen Sätzen aus dem Gebüſche, und ihm folgten die Jäger, Härt Betz an der Spitze. Er begrüßte ſich mit dem Pfauenſchwanz, befragte ſich, wurde belehrt, und ſchloß ſich, als er hörte, es ginge gegen den Domprobſt, ſogleich an. Anſehnlich verſtärkt ging der Zug nun zum Mainufer hinab; dort lagen in tiefen Buchten, hinter Geſtein und Geſtrüpp verdeckt ihre Kähne. Zwei derſelben wurden losgebunden und beſtiegen; dann ſtießen die kräftigen, die Ruderſtangen gewohnten Fäuſte, die leichten Fahrzeuge auf die ſchon mit Dämmrung überſponnenen Wellen des hier breiten Mainſpiegels hinaus, und ſo eng als möglich zuſammenhaltend ſchifften ſie ſtromabwärts und richteten die ſcharfen Augen ſpähend vorwärts und nach den Seiten.

Sie hatten noch nicht lange den Strom bekreuzt, als ſich in mäßiger Ferne ein Schiffchen zeigte, welches von vielen Ruderſtangen ſtromaufwärts getrieben wurde. Der bleiche Mond, der unterdeſſen aufgegangen war, hing kalt und froſtig am klaren Himmel, und ſpiegelte ſein Licht ſtreifend und gebrochen in den zitternden Wellen; der Wind pfiff kalt und ſchneidend von Nordoſt; es ſchien, als ob das laue Winterwetter, welches das Weihnachtsfeſt begleitet, ſich plötzlich in Kälte verwandeln wollte.

Die beiden Fiſcherkähne ſtachen auf das langſam heranrückende Schiffchen zu; als ſie in die Nähe deſſelben kamen, theilten ſie ſich; der eine ſegelte rechts, der andre links, gleichſam, um das Schiff mitten durchzulaſſen, welches an Rumpf, Maſten und Wimpel die kurmainziſchen Farben und Wappen zeigte. Die Männer in den Kähnen hatten ſich bis auf die Ruderer flach an den Boden gelegt, und ſo ſah keiner verdächtig aus.

In dem Augenblick, wo das Schifflein durch die enggelaſſene Straße hindurchſchlüpfen wollte, ſtießen die Kähne geſchickt mit den Schnäbeln dicht daran hin, und Bord an Bord gelegt und mit

Haken feſt gehalten, glich das Schiffchen einem zitternden Waldthiere, auf welches ſich von zwei Seiten ein Paar Vippern ſtürzen und ſich mit gieriger Wuth einfreſſen in das Fleiſch ſeines Leibes. Ein lautes und wildes Durcheinanderrufen entſtand auf dem Schiffe, während die kühnen Räuber, mit bloſen Schwertern über Bord ſpringend, vorwärts drangen, und dazu ein mörderiſches ohrzerreiſſendes Geſchrei erhoben. In dem auf keinen Überfall gefaßten Schiffe ſah's mit der guten Vertheidigung nicht beſonders aus. Ein wirres Hin- und Herlaufen, Weibergeſchrei und einige Männerflüche, ſchien Anfangs der ganze Widerſtand zu ſein, und erſt als die Räuber bereits bis in die vordere Hälfte des Schiffchens vorgedrungen waren, ſtürzten aus dem Hintertheile, wohin ſich alles geflüchtet, einige bewaffnete Männer. Ihre Schwertſtreiche fielen nicht ohne guten Nachdruck auf die Räuber, und die beiden vorderſten, in ritterlicher Kleidung, hätten wohl mit den ſchlechten Burſchen fertig werden können, aber die über ſie herfallende Schaar des loſen Geſindels bannte ihren Arm, und mehrfach hart verwundet, ſank der Jüngſte überwältigt zu Boden.

„Armer Heilmann!“ rief der Andre, aber er hatte nicht Zeit, ſeinem Bedauern noch mehr Worte zu geben, denn auch er wurde hart getroffen, zu Boden geriſſen, und blutete aus mehren Wunden.

„Das iſt der Hauptmann von Wyſſel," raunte der Pfauenſchwanz dem Hahnenfuße zu. „Wir wollen ihm ſchnell mit ein Paar Meſſerſtichen den Reſt geben; wirf du ihn dann ins Waſſer; ich will mich nach dem Domprobſte umſehen, von dem ich noch nichts gewahrt und der doch ſonſt keiner iſt, der ſich zu verſtecken pflegt."

Während die andern Räuber ſich anſchickten, den übrigen Kämpfern den Garaus zu machen, zückten die beiden Vertrauten ihre ſcharfen Schlachtmeſſer auf die Bruſt des unglücklichen Hauptmanns.

In dieſem Augenblicke ſtürzte ein Weib mit erbarmungswürdigem Jammergeſchrei aus dem Hintertheile des Schiffes mitten unter die blutigen Mörder. Der Mondſchein hing ſich in das köſtliche Gold ihrer Haare, die in lockigen Wellen über Schultern und Rücken herabfloſſen, und die Pracht derſelben noch erhöhten. Die Räuber wichen ſcheu vor der Schönheit dieſes Wunderbildes zurück, und mit der flehenden Geberde eines Engels hob ſie die marmorweißen, von der Kälte und dem Schrecken erſtarrten Hände zu den beiden Mördern empor, die eben des Hauptmanns Leben ein Ende machen wollten, und rief mit einer Stimme, geſchickt, Herzen von Stein zu erweichen: „O erbarmt Euch, Ihr Männer, einer Frau, die ganz elend und verlaſſen wäre, wenn Ihr ihr den heißgeliebten Gemahl raubtet! Nehmt Alles, was wir haben; wir wollen Euch geloben bei dem heiligen Leib des Herrn und der Mutter des Troſtes, Euch zu zahlen, was wir beſitzen; nur das Leben nehmt nicht meinem Manne."

„Es fehlt Euch nicht an zärtlichen und ergebenen Freunden, ſchöne Frau," verſetzte der Pfauenſchwanz. „Wir wiſſen ſogar, daß der ſtattliche Domprobſt und Vormund des mainzer Stiftes, Herr Kuno von Falkenſtein, nicht vergebens Euch zu ſüßem Minnedienſt iſt. Doch liefert uns Euern Buhlen aus, und Euer Gatte ſoll frei ſein."

Der verwundete Hauptmann ſtöhnte hoch auf, als arbeite ein gewaltiger Kampf in ſeiner Bruſt.

„Meinen Buhlen!" jammerte Himmeltrude. „Ihr mordet nicht nur meinen Gatten, ſondern auch meine Ehre. Ich kenne keinen Buhlen, ich weiß nicht wen Ihr damit meint, grauſamer Mann."

„Wen anders, als den hochwürdigen Prälaten, den ritterlichen Domprobſt, der mit Euch in Eltvill in dies Schiff geſtiegen, um in Eurer Geſellſchaft gen Frankfurt zu fahren, und nun doch nicht darauf zu ſein ſcheint.“

„Er wurde von einem ihm nachgeſchickten Boten des Erzbiſchofs zurückberufen.“

„Peſt in die Welt! ſo iſt der ſchönſte Theil unſres Planes mißglückt. Nun ſo müſſen wir den möglichſt größten Vortheil von der zweiten und ſchlechtern Hälfte zu ziehen ſuchen. Stoß zu, Hahnenfuß! Das Weiblein ſoll uns goldne Füchſe bringen.“

Himmeltrude erhob ein verzweifeltes Geſchrei und verſuchte die Arme der Mörder mit den züngelnden im blaßen Mondſchein geiſterhaft leuchtenden Meſſern zurückzuhalten. In demſelben Augenblicke trat Härt Beß zwiſchen Himmeltruden und ſeine Spießgeſellen und ſagte mit feſter Stimme: „Wer nicht ſelber ſein rothes Blut mit dem Waſſer des Mains vermiſchen will, rühre mir weder dieſe Frau, noch ihren Gemahl an!“

„Rappelt's dem alten Narrn plötzlich im Kopfe?“ höhnte der Hahnenfuß, und wollte auf den hingeſtreckten Hauptmann los, um den ſich Himmeltrude bemühte.

„Was ficht dich an, Beß?“ fragte der Pfauenſchwanz erſtaunt.

„Was habt Ihr einen alten Mann alſo zu

fragen, Ihr Gelbſchnäbel?“ verſetzte Härt. „Genug, ich will es ſo! Dieſen beiden Leuten wird kein Haar mehr gekrümmt; ungehindert ziehn ſie gen Frankfurt. Ich will es ſo! Verſtanden?“

„Alter Narr, haſt du hier zu befehlen? Biſt du unſer Hauptmann, unſer Führer? Hört nur, was ſich der lumpige Bärenführer plötzlich anmaßt! Wollen wir uns den alten Burſchen über die Hörner wachſen laſſen? Wir haben wohl beſtanden und uns redlich genährt, eh der alte Gaudieb zu uns gekommen iſt. Zurück mit ihm! Unſer iſt der Raub! Und nicht vergebens wollen wir bluten!“ So ſprachen die Räuber untereinander, während Betz ſich zu der weinenden Himmeltrude beugte, um ihr Troſt und die Verſichrung ihrer gänzlichen Sicherheit zuzuſprechen, und ſie daran zu erinnern, wie barmherzig ſie an ihm gehandelt, als ſie ihn aus den Klauen des Schöffen zum Paradeis gerettet.

„Heilige Mutter Gottes! ſeid Ihr das?“ rief Himmeltrude, ihn anſtarrend. In demſelben Augenblicke drangen die Spitzbuben auf Härt ein; aber ſchnell hielt er ihnen einen langen blitzenden Dolch entgegen, ergriff den Hahnenfuß, als den Erſten, der ſich ihm darbot, bei'm Haare und ſchleuderte ihn mit ſolcher Kraft zu Boden, daß die Rippen des Schiffes dröhnten.

„Juckt's Eure Kehlen, ſo kommt heran!“ rief er dazu; aber ſchnell ſich eines Beſſern beſinnend rief er den Pfauenſchwanz mit den Worten heran: „Komm du her; du biſt ein geſcheidter Kerl, die Andern ſind dumme Luder; dir will ich ein Paar Worte in's Ohr ſagen, die dein Erſtaunen beſänftigen ſollen.“ Und unter dem neugierigen Gaffen der Übrigen zog der Bärenführer ihren Kameraden, den ſie gewiſſermaßen als ihr Oberhaupt anzuſehen gewohnt waren, bei Seite und ſagte ihm einige heimliche Worte. Der Pfauenſchwanz fuhr zurück, wie wenn ihn eine Otter geſtochen hätte, und ſagte mit ſo kleinlautem Tone, wie man noch nie an ihm gehört, ſo lange er auch ſchon der Zunft angehörte: „Laßt ab, Ihr Freunde, von dem kurmainziſchen Hauptmanne und deſſen Frau. Es bringt uns ſicher größern Gewinn, ſie ungehindert ziehen zu laſſen, als uns an ihnen zu vergreifen. Ich ſag' Euch, laßt ab!“ Allen blieb das Maul aufſtehen, keiner konnte ſich's erklären.

Aber ein andres Schauſpiel zog ihre Aufmerkſamkeit auf ſich. Himmeltrude hatte ſich nämlich neben ihren verwundeten Gatten gekauert, um das Blut zu ſtillen, welches aus ſeinen Wunden floß, und dieſelben zu verbinden. Plötzlich ſtieß ſie einen Schrei aus: „Heilige Mutter Gottes, er iſt todt! er iſt todt!“

„Nicht möglich!“ ſagte Härt.

„Kein Athem kommt mehr aus ſeinem Munde!“ kreiſchte ſie.

„Ihr habt recht,“ verſetzte Betz, zu ihm hinabgebogen, „eins unſrer verfluchten Schwerter hat ihm den Tod eingeſchenkt.“

„Mein Gilbrecht! Mein Gilbrecht!“ jammerte die junge Frau auf der kalten Leiche und ſank, vom wüthendſten Schmerz ihrer Sinne beraubt, neben ihm nieder. Härt hob die Ohnmächtige auf und trug ſie in das Hintertheil des Schiffs, wo ihre Zofe zitternd und Hände ringend harrte. Als er wieder hervorkam, trat ihm der Pfauenſchwanz entgegen und flüſterte ihm mit einer Art von Ehrerbietung zu: „Die Leiche will ein Paar Wörtlein mit Euch ſprechen, Betz. Der todte Mann hat mich eben bei'm Beine gezupft und mir ſeinen Wunſch anvertraut.“ Verwundert ging der Bärenführer zu dem Hauptmanne, ſein Ohr an deſſen Mund herabzubeugen.

„Ich habe aus Gründen, die meine Frau veranlaßt, mich todt geſtellt,“ flüſterte Wyſſel.

„Ich bitt' Euch, dieſe Täuſchung zu unterſtützen. Ich zweifle an der wahrhaftigen und treuen Liebe meines Weibes, und will ſie prüfen. Verſteht! Gebt mich für todt aus und nehmt mich aus dem Schiffe, bringt mich dann an einen ſichern Ort, wo ich von meinen Wunden geneſen kann. Das Übrige wird ſich finden."

„Gern, wie Ihr wünſcht, Herr Hauptmann," verſetzte der Bärenführer. Die Kähne wurden los gemacht, die Räuber verfügten ſich darauf, und ſchleppten den Hauptmann mit. „Wir wollen ihn nach Gewiſſen und Pflicht am Ufer begraben," ſagte Betz zu den auf dem Schiff zurückbleibenden, und Niemand wagte dagegen eine Einrede zu machen. Die Kähne ſteuerten dem Ufer zu, und das Schifflein mit der ohnmächtigen Frau der Stadt, und Alles verſchwand bald im ungewiſſen flirrenden Lichte des Monds; der Flußgott aber ließ die verſilberten Waſſer nach wie vor ruhig aus ſeiner Urne gleiten.

In demſelben Verlage ſind folgende

# empfehlenswerthe Schriften

erſchienen

und um beigeſetzte Preiſe durch alle ſolide Buchhandlungen zu beziehen.

**Abraham a Santa Clara**, Merk's! Ein curiöſes **Memento** für alle Stände aller Orten. Zur Ergötzung der heutigen Leſewelt wieder an's Licht geſtellt durch **Dr. Heinmar**. Mit dem Bildniſſe des Verfaſſers. Geh. Rthlr. 1. oder fl. 1. 45 kr.

— — Auch eine Heerpredigt wider den Türken, oder: Auf, auf, ihr Chriſten! Das iſt: eine bewegliche Anfriſchung der chriſtlichen Waffen wider den türkiſchen Erbfeind, in Eil' ohne Weil' zuſammengetragen. Geh. 21 gr. oder fl. 1. 30 kr.

Es ſind dieß zwei der witzigſten Schriften von Abraham a Santa Clara, und zwar diejenigen, welche ſeit hundert Jahren nicht wieder hervortraten, und die hier nach der erſten Ausgabe als ein zuſammenhängendes Ganze in lesbarer Erneuerung erſcheinen.

**Adrian, Dr.**, Bilder aus England. Zwei Theile mit 6 Kupfrn. Rthlr. 3. 12 gr. od. fl. 6.

—'— Skizzen aus England. Zwei Bände. à Rthlr. 1. 18 gr. oder fl. 3.

Die Halliſche, Jenaiſche und Leipziger Literatur-Zeitungen, das Berliner Converſationsblatt, die Blätter für literariſche Unterhaltung, Heſperus u. A. haben ſich über dieſe Werke auf das Vortheilhafteſte ausgeſprochen. Das ausgezeichnete Darſteller-Talent, die leichte, lebendige Schilderungsgabe des Verfaſſers, der reizende Wechſel der Gegenſtände, das Intereſſe, das den Leſer vom Anfang bis zum Ende feſſelt, und der elegante Styl ſowie die Wahl der Gegenſtände, die treue, ſtets aus dem Leben gegriffene Darſtellung des anziehenden Landes, in welches uns der Verfaſſer einführt, in welchem er uns heimiſch macht, die liebenswürdigen und wunderlichen Charaktere, mit denen er verkehrt und die er ſo treffend ſchildert, — alles das ſind Vorzüge, welche die eben ſo unterhaltenden, als lehrreichen Bilder und Skizzen aus England auszeichnen und ihnen in gebildeten Kreiſen einen ſo großen Beifall gewonnen haben.

**Adrian**, Dr., neueſtes Gemälde von London und ſeinen Umgebungen. Handbuch für Reiſende nach London. Mit einem Wegweiſer von Frankfurt am Main über Mainz, Coblenz, Köln, Nymwegen und Rotterdam nach London, ſodann von London über Harwich nach Hamburg, über Oſtende nach Brüſſel und über Dower und Calais; Brighton und Dieppe nach Paris. — Beigegeben iſt: Eine Reiſekarte, der Plan und das Panorama von London, ſowie eine Karte der Umgebungen von London. In Etui geb. Rthlr. 3. 4 gr. od. fl. 5. 30.

— — Die Prieſterinnen der Griechen. Geh. 18 gr. oder fl. 1. 12 kr.

Der Gegenſtand, den der als Schriftſteller rühmlichſt bekannte Verfaſſer in dieſem Werke behandelt, iſt zu anziehend und wichtig, als daß es einer empfehlenden Anzeige bedürfte, um daſſelbe in den Kreiſen der Gelehrten und Gebildeten einzuführen.

**Auffenberg**, Freiherr von, der Renegat von Granada. Dramatiſches Nachtgemälde in 5 Abtheilungen. Rthlr. 1. 18 gr. oder fl. 3.

**Byron**, Lord, ſämmtliche Werke, herausgegeben von Dr. **Adrian**. Mit dem Bildniſſe des Verfaſſers, einem Facſimile ſeiner Handſchrift und einer Anſicht von Newſtead-Abtey. Geh. Auf geglättetem Velinpapier Rthlr. 8. 12 gr. oder fl. 14. Auf weißem Druckpapier Rthlr. 6. 18 gr. oder fl. 11.

Dieſe Ausgabe iſt vollſtändiger, als irgend eine bis jetzt in engliſcher Sprache erſchienene, und mit der größten Sorgfalt, mit Sachkenntniß und Geſchmack von einem Vereine rühmlichſt bekannter Männer ausgeführt; keinerlei Rückſicht konnte das Auslaſſen auch nur einer einzigen Stelle bedingen. Obgleich nun dieſelbe um 15 Octavbogen ſtärker wurde, wird dennoch vorerſt der äußerſt billige Subſcriptionspreis beibehalten.

Die vorzüglichſten kritiſchen Blätter haben ſich über dieſe Ausgabe auf das Vortheilhafteſte ausgeſprochen. Eine ausführliche Beurtheilung in der Halliſchen Lit. Zeitung [1832. 195] beginnt:

„Wir ſehen hier ein Unternehmen vollendet, in welchem die Univerſalität des Geiſtes unſerer Sprache einen ihrer glänzendſten Triumphe feiert. Wie möchte auch der Franzoſe oder der Italiener die kühne Kraft des engliſchen Dichters wiederzugeben vermögen, wie den freien Schwung ſeines Geſanges, die Tiefe zerreißender und verſöhnender Gefühle, die verwegene Bildung der Sätze und einzelner Worte, die tauſend bedeutungsvollen Nüancen, welche Byron gleichſam tändelnd, aber nie ohne Abſicht und Bewußtſeyn, hinwirft?"

**Catullus**, überſetzt von Conrad Schwenck. Anhang: Sechſter Geſang der Odyſſee. Auf Velinpapier Rthlr. 1. oder fl. 1. 48 kr. Auf Druckpapier 16 gr. oder fl. 1. 12 kr.

**Cooper's** ſämmtliche Werke, 75 Bändchen. Geh. Ausgabe auf Druckvelinpap. Rthlr. 13. 16 gr. oder fl. 21. 24 kr. Auf Druckpapier Rthlr. 9. 2 gr. oder fl. 14. 36 kr.

Dieſelben enthalten: Der Spion. — Der Letzte der Mohikaner. — Die Anſiedler. — Der Lootſe. — Lionel Lincoln. — Die Steppe. — Der rothe Freibeuter. — Die

Nordamerikaner. — Die Grenzwohner. — Die Waſſernixe. — Der Bravo. — Die Heidenmauer.

Delavigne, eine Pariſer Woche, deutſch und franzöſiſch. Geh. 8 gr. oder 36 kr.

Döring, Georg, Tage der Vorzeit. Dramatiſches Gedicht in vier Darſtellungen, aus der Geſchichte der freien Stadt Frankfurt. 1. Die Gründung. 2. Der Kaiſerſitz. 3. Die Wahlſtadt. 4. Guſtav Adolphs Abſchied von Frankfurt. Cartonirt Rthlr. 1. 8 gr. od. fl. 2. 15.

— — Stimmen des Lebens. Drei Erzählungen. Rthlr. 1. 16 gr. oder fl. 2. 48 kr.

— — Sonnenberg. Eine Novelle in 3 Theilen. Geh. Rthlr. 4. 20 gr. oder fl. 8. 24 kr.

— — die Mumie von Rotterdam. Eine Novelle. 2 Theile. Geh. Rthlr. 3. 4 gr. oder fl. 5. 30 kr.

— — der Hirtenkrieg. Novelle in 3 Theilen Geh. Rthlr. 4. 20 gr. oder fl. 8. 24 kr.

— — das Kunſthaus. Novelle in 3 Theilen. Geh. Rthlr. 4. 20 gr. oder fl. 8. 24 kr.

— — van Speyk. Ein Heldengedicht. Geh. 9 gr. oder 40 kr.

— — Novellen. 4 Theile. Ausgabe auf Velinpapier Rthlr. 6. oder fl. 10. 48 kr. Ausgabe auf Druckpap. Rthlr. 5. od. fl. 9.

— — das Opfer von Oſtrolenka. Novelle in 3 Theilen. Geh. Rthlr. 4. 20 gr. od. fl. 8. 24 kr.

— — Roland von Bremen. Novelle in 3 Theilen. Geh. Rthlr. 4. 20 gr. oder fl. 8. 24 kr.

— — Phantaſiegemälde. 5 Jahrgänge. 1829 bis 1833. Jeder Jahrgang mit einem Titelkupfer von Fleiſchmann. Geb. à Rthlr. 1. 12 gr. oder fl. 2. 45 kr.

Dieſe Dichtungen des berühmten Herrn Verfaſſers haben ſich des außerordentlichſten Beifalls nicht allein von Deutſchland, ſondern auch theilweiſe von England und Frankreich, wohin ſie talentvolle Ueberſetzer verpflanzt, zu erfreuen. Mit Recht nennen ihn kritiſche Blätter den deutſchen Cooper; denn wie er gleich dieſem genialen Schriftſteller einen Reichthum der Erfindung entfaltet, eine ſcharfe Charakteriſirung in allen Individuen aufſtellt, ſo gelingen ihm auch ebenſo die Schilderungen von Naturſcenen, die Darſtellungen reizender und romantiſcher Lokalitäten, mit allen dichteriſchen Details, welche dazu beitragen, ein Bild zum Kunſtwerke zu erheben. Daß die reinſte Moralität in allen ſeinen Dichtungen vorherrſche, und ſie deßhalb ohne Anſtand jeder Jungfrau in die Hand gegeben werden können, iſt allgemein anerkannt.

**Edgeworth, Maria, die Gönnerſchaft. Aus dem Engliſchen von Louiſe Marezoll. 4 Theile. Rthlr. 4. 12 gr. oder fl. 7. 48 kr.**

Dieſe Novelle der allgemein beliebten Verfaſſerin hat ſich des ungetheilten Beifalls zu erfreuen gehabt.

**Erholungsſtunden. Eine Zeitſchrift für gebildete Leſer. 2ter und 3ter Jahrgang, 1829 und 30. Herausgegeben von Georg Döring. Herabgeſetzter Preis eines jeden Jahrgangs Rthlr. 2. oder fl. 3. 36 kr.**

**— — Eine Zeitſchrift für gebildete Leſer. Von Georg Döring. 4ter bis 6ter Jahrgang, 1831—33. à Rthlr. 5 oder fl. 8.**

Dieſe Zeitſchrift, welche ſeit einer Reihe von Jahren ſich des Beifalls der gebildeten Leſewelt erfreut, wird wie bisher in monatlichen Heften erſcheinen. Die Redaktion derſelben hat Herr Georg Döring übernommen. — Durch die ſorgfältige Auswahl, Prüfung und Anordnung dieſes ausgezeichneten und beliebten Schriftſtellers wird dem Publikum eine Zuſammenſtellung des Gediegenſten geboten, wie es ſich nicht leicht in einer andern Zeitſchrift finden dürfte. Zugleich bürgen auch die Namen der bisherigen Mitarbeiter: Adrian, Kruſe, Friederike Lohmann, Ph. von Mettingh, H. Moſengeil, Nänny, Rückert, Schacht, Johanna Schopenhauer, Starkloff, Zſchokke und a. m. für die Tüchtigkeit dieſes Unternehmens.

**Evelina und Johanna**, die Heldinnen des fünfzehnten Jahrhunderts. Ein hiſtoriſcher Roman in 12 Büchern. 3 Theile. Rthlr. 2. 6 gr. oder fl. 3. 48 kr.

**Fiſcher, C. A**, neue Kriegs- und Reiſefahrten oder romantiſche Kriegs- und Lebensabentheuer. 2 Theile. Rthlr. 3. 12 gr. oder fl. 6.

Dem allgemein geſchätzten Verfaſſer ſtand ein Schatz literariſcher Quellen des Auslandes zu Gebote, welche er auf ſeine bekannte anmuthige Weiſe verarbeitete und zum Eigenthum unſerer Literatur machte. Wenn ſeine früheren Kriegs- und Reiſefahrten ſich durch Eleganz, Wärme und Wahrheit der Darſtellung auszeichneten, ſo verbindet dieſe neue Sammlung mit der Leichtigkeit und dem Glanz der Diction und der Treue der Ausführung noch das Anziehende, daß ſie Stoffe behandelt, die, allgemein menſchlich, und hiſtoriſch betrachtet, von dem höchſten Intereſſe ſind.

**Fiſcher, C. A.**, Hyacinthen in meinem Kerker gezogen. Rthlr. 1. oder fl. 1. 45 kr.

Dieſe Hyacinthen ſind die erſte literariſche Production, welche der geiſtreiche Verfaſſer, ſeit 25 Jahren ein Liebling der gebildeten Leſewelt, nach ſeiner Befreiung aus der Feſte Marienburg in die Hände des Publikums gab.

**Gruner, G. A.**, Friedemann und die Seinen, oder das Gottesreich auf Erden. Ein Familienbuch zur Veredlung des häuslichen und bürgerlichen Lebens. 4 Theile. Geh. Rthlr. 3. 8 gr. oder fl. 6.

Der Zweck erheiternder Unterhaltung iſt kein unverdienſtlicher in unſerer Zeit. Es iſt erfreulich, daß die Schrift, welche wir hiermit im größeren Kreiſe zur Kunde bringen, dieſen Zweck, nach dem einſtimmigen Zeugniſſe der nicht Wenigen, in deren Händen ſie ſich bereits befindet, in den verſchiedenſten Familien ſchon erreicht hat. Es iſt erfreulich um des weiteren und höheren Zieles willen, welches ihr aufgeſtellt iſt.

Sie will die Schönheit des Chriſtenthums durch die wahre und unverkünſtelte Darſtellung eines häuslichen Lebens in allen Ständen der bürgerlichen Geſellſchaft, das ein tieferes und gehaltreicheres iſt, als das gewöhnliche, wie es aber gar wohl überall gelebt werden könnte, in einem Lichte zeigen, welches das Wort des abgezogenen Begriffes nicht zu geben vermag.

**Hänle, G. F., die gläſerne Maske. Ein Gemälde aus den Kriminalakten des ſiebzehnten Jahrhunderts. Zweite Ausgabe. Geheftet 21 gr. oder fl. 1. 30 kr.**

Der Verfaſſer hat den Stoff zu dieſer ſkizzirten Geſchichte aus den franzöſiſchen Kriminalakten des ſiebenzehnten Jahrhunderts gezogen, und ſie in das Gewand gehüllt, in welchem die handelnden Perſonen unter den Augen ihrer Zeitgenoſſen gewandelt ſind, und es ihrer Kataſtrophe überlaſſen, ſie zu entkleiden.

**Irving, Waſhington, ſämmtliche Werke. Aus dem Engliſchen überſetzt. 47 Bändchen. Geh. Auf Velinpap. Rthlr. 8. 18 gr. od. fl. 14. 36 kr. Auf ordin. Druckp. Rthlr. 6. 4 gr. od. fl. 10. 6 kr.**

Dieſelben enthalten: Das Skizzenbuch. — Erzählungen eines Reiſenden. — Bracebridge-Hall. — Eingemachtes. — Die Geſchichten des Lebens und der Reiſen Chriſtoph's Columbus. — Die Eroberung von Granada. — Humoriſtiſche Geſchichte von New-York. — Reiſen der Gefährten des Columbus. — Die Alhambra, oder das neue Skizzenbuch.

**König, H., die Wallfahrt. Eine Novelle. Rthlr. 1. 8 gr. oder fl. 2. 24 kr.**

Aus der Niederung eines geheimen Vergehens führt uns die anmuthige Erzählung zur Höhe eines Hülfsberges und zum Ueberblick alles Wallfahrenden auf Erden. — Einheit der Idee in ihrer verſchiedenen Lichtbrechung, heitre Darſtellung bei tiefer Bedeutſamkeit und die dem Verfaſſer eigne Ironie zeichnen dieſes Büchlein aus, das der Leſer nicht ohne Erquickung durch guten Humor und erfreuliche Anſichten des Lebens weglegen wird. Der verkappte Jeſuit knüpft die Fabel an die jüngſte Zeit an.

Kupferſammlung zu Walter Scotts ſämmtlichen Werken. Erſte Lieferung: Das Fräulein vom See. 8 gr. oder 36 kr. — Zweite Lieferung: Kenilworth. 12 gr. oder 54 kr. — Dritte Lieferung: Peveril vom Gipfel. Ivanhoe. 12 gr. oder 54 kr. — Vierte Lieferung: Das Kloſter. Der Abt. — Fünfte Lieferung: Der Seeräuber. Marmion. Die Braut von Lammermoor. — Sechſte Lieferung: Quentin Durward. Rokeby. — Siebente Lieferung: Waverley. Nigel's Schickſale. — Achte Lieferung: Der Alterthümler. Das Herz von Midlothian. — Neunte Lieferung: Die Presbyterianer. Der St. Ronansbrunnen. Robin der Rothe. Von der 4ten bis zur 9ten Lieferung koſtet jede 8 gr. oder 36 kr.

— — zu Cooper's ſämmtlichen Werken. Erſte Lieferung. 20 gr. oder fl. 1. 24 kr. Zweite Lieferung. 16 gr. oder fl. 1. 12. Dieſelben enthalten: der Spion; der Letzte der Mohikaner; die Anſiedler; der Lootſe; Lionel Lincoln; die Steppe; der rothe Freibeuter; die Grenzwohner; die Waſſernire; der Bravo.

— — zu Irving's ſämmtlichen Werken. Erſte Lieferung. 16 gr. oder fl. 1. 12 kr. Zweite Lieferung. 8 gr. oder 36 kr. — Dieſelben enthalten: das Skizzenbuch; Erzählungen eines Reiſenden; Bracebridge-Hall; Eingemachtes; Leben und Reiſen des Columbus.

# Die Beguine.

## Hiſtoriſcher Roman

aus der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts.

Von

Ludwig Storch.

Zweiter Theil.

4 T 1155

Frankfurt am Main.
Druck und Verlag von J. D. Sauerländer.
1833.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

# Erſtes Kapitel.

Der erſte Tag des in ſeinem Gange ſo verhängnißvollen Jahrs Ein Tauſend Dreihundert Neun und Vierzig nach Chriſti Geburt, hing kalt und winterlich über der freien Reichsſtadt Frankfurt am Main. Nichtsdeſtoweniger war ein hartes Gedränge von Menſchen aus allen Ständen auf Straßen und Plätzen. Erſt war die Menge nach dem Bartholomäusſtifte geſtrömt, daß das weite Haus die Maſſen nicht zu faſſen vermocht; denn der Kurfürſt und Erzbiſchof Heinrich von Mainz hielt in voller Pracht ſeiner kirchenfürſtlichen Würde, umgeben von ſeinem Domprobſt und Kapitularen, ſo wie vom Probſte und Kanonikern des Bartholomäusſtiftes das feierliche Hochamt. Den fürſtlichen Stand in der Kirche hatte der Pfalzgraf Ruprecht der Ältere bei Rhein mit ſeiner Familie und zahlreichen Hofſtaat eingenommen. Als der Gottesdienſt vollendet war, ſchien die Einwohnerſchaft ganz Frankfurts auf den Beinen zu ſein, und ſelbſt das geſchwätzige Volk der Juden, ſonſt ſich fern haltend von den Feſten der Chriſten und den religiöſen Feierlichkeiten derſelben, zog heute in Maſſe mit umher, und machte ſo vergnügte Geſichter, als wenn ihm ſonſt was Liebes widerfahren wäre. Aber es war auch heute eine zweifache Veranlaſſung zur Fröhlichkeit: zuerſt das Neujahrsfeſt mit ſeinen Spenden und Glückwünſchungen, mit ſeinen Freuden und Freiheiten, mit ſeinen Honigſcheiben und Würzweinen, mit ſeinen Ergötzlichkeiten in Trinkſtuben, Gelagen, Weinſchenken für Alt und Jung, Vornehm und Gering; ſodann war auf dieſen Tag die Vorwahl des vieltapfern Mannes, des Grafen Günther von Schwarzburg, zum deutſchen Könige feſtgeſetzt, und Jedermann erzählte Liebes und Gutes von dieſem Herrn, und Jedermann freute ſich, daß nun wieder ein redlicher und gewaltiger König ſchalten ſollte in deutſchen Landen, und auf allen Geſichtern glänzte die Hoffnung, Günther von Schwarzburg, der bekannte Feldoberſte und Freund des Kaiſers Ludwig von Baiern — geliebt und geehrt von dieſem und allen Baiernfürſten auf ausgezeichnete Weiſe — werde ein würdiger Nachfolger Ludwigs ſein, und in deſſen Geiſte handeln mit Kraft und Würde gegen den Papſt und alle Feinde des Reichs. Und dieſe Vorwahl war es, welche ſelbſt die Juden in Freude verſetzte. Und faſt hatten ſie nöthig vergnügter zu ſein, über ſolche Wahl, als die Chriſten. Denn war es nicht Ludwig der Baier geweſen, der ſie geſchützt und gehoben, der ſie ſeine „lieben Kammerknechte“ genannt und ihnen weitausgedehnte und vortheilhafte Privilegien ertheilt, die den Chriſten ſchadeten, der ihren Wucher begünſtigt und zum geſetzlich erlaubten Geldhandel erhoben hatte? War es nicht unter dem ſichern Thronſchatten dieſes Kaiſers, daß ſie ſich in Frankfurt ausgebreitet und vermehrt, wie Sand am Meer, ſo daß ſie faſt ein Drittheil der Bevölkerung ausmachten, die ſchönſten Plätze und Straßen am Main, von der Brücke bis faſt an die Fahrpforte hinab und bis zum Samſtagsberg und das Bartholomäusſtift hinüber, inne hatten, ja, was noch wichtiger war, daß faſt alle Geldgeſchäfte durch ihre Hände gingen? Sie hatten gezittert einen geſtrengen Herrn zu bekommen, und ſie waren dem ſtets in arger Geldverlegenheit ſitzenden König von Böhmen ſo gram, wie dem Fürſten der

Finſterniß, weil ſie nicht mit Unrecht fürchteten, ſobald dieſer zum Regiment gelangte, würde ſeine erſte Sorge ſein, ihnen die Federn zu rupfen, und die Wolle zu ſcheeren. Von Günthern, dem vielgelobten Freunde des verſtorbnen Ludwig, hofften ſie dagegen das Beſte, und ſie jubelten im Stillen, wieder einen gewaltigen Herrn zu beſitzen, der ſie ſchützte gegen die Unbilden der Chriſten, deren ſie zeither, bei der natürlich ſtets ſehr gereizten Stimmung gegen ſie, ſeit Kaiſer Ludwigs Tod manche hatten erfahren müſſen.

Nach eingenommenem Mittagsbrote, ihnen im Saalhof auf der Stadt Koſten dargereicht, begaben ſich die beiden Fürſten, der Erzbiſchof mit ſeinem geiſtlichen, der Pfalzgraf mit ſeinem ritterlichen Gefolge in das damals leer ſtehende Predigerkloſter — die Dominicaner waren von den Franciscanern aus der Stadt vertrieben worden — um über die Vorwahl zu beſtimmen, und ſolche vorzunehmen. Der Kurfürſt und Pfalzgraf Rudolf war durch eine Kränklichkeit abgehalten worden, dieſer Vorwahl perſönlich beizuwohnen; doch hatte er ſeinem Bruder Ruprecht ſeine Stimme und Vollmacht zur Wahl in ſeinem Namen überſchickt. Ebenſo war der Erzbiſchof Heinrich vom Markgrafen Ludwig von Brandenburg und vom Herzog Erich von Sachſen, beides Kurfürſten, bevollmächtigt. Auſſer den Domherrn des Mainzer Stiftes, waren noch Mönche des Barfüßerkloſters, und unter ihnen Pater Ananias, als Schreiber beſchäftigt; denn der Urkunden waren mancherlei, die da aufgeſetzt werden mußten.

Unter den Rittern, welche den Pfalzgrafen Ruprecht nach dem Predigerkloſter begleitet hatten, befand ſich auch jener bejahrte Graf Rudolf von Veldenz, welcher der Königin von Neapel gedient hatte, und vor der Peſt fliehend, im verwichenen Herbſte in ſein Vaterland zurückgekehrt war. Während der weitläufigen Verhandlungen waren ſeine Augen vorzüglich auf den Pater Ananias gerichtet, und in ſeinem klugen Geſichte ſprach ſich deutlich die Überdenkung irgend eines wichtigen Planes aus. Da die Kur noch nicht öffentlich war, ſo hatte Niemand vom Volke Zutritt, und die Handlung wurde mit weniger Zeremonieen als gewöhnlich vollzogen. Nachmittags war die Vorwahl vollendet und die Geiſtlichen, welche als Geheimſchreiber angeſtellt waren, blieben allein, um die nöthigen Urkunden auszufertigen, zu beſiegeln und zur Unterſchrift vorzulegen. Der Erzbiſchof erließ die Anzeige dieſer Vorwahl in der Form eines großen Zuſagebriefes an Günther

Grafen von Schwarzburg, Herrn zu Arnſtadt, worin er ihm, dem neu gewählten Könige, mit ſeiner ganzen Macht, unter der Bedingung des Schadenerſatzes — beizuſtehen und zu helfen verſprach. Der Mainzer Kurfürſt gelobte ferner in dieſem Briefe, ohne Wiſſen und Willen des Königs Günther keinen Frieden und keine Sühne mit dem böhmiſchen Könige Karl oder mit dem Papſte und einem ihrer Bundesgenoſſen einzugehen; und wenn er, der Erzbiſchof, mit Tod abginge, ſollte das Kapitel nur einen ſolchen Erzbiſchof ernennen, der gleiche Verpflichtungen gegen Günther zu übernehmen ſich bereit erklären würde; verſöhnten ſie ſich mit Karl oder ſtürbe derſelbe, dann ſollte Heinrichs Hülfe Günthern doch verbleiben gegen den Papſt und alle geiſtliche Herrn, die ihm widerſtehen würden. Eine Urkunde ähnlichen Sinnes ließ der Pfalzgraf Ruprecht der Ältere abfaſſen, worin er dem neuen Könige Günther mannliche Hülfe zuſagte, ſo lange der Krieg zwiſchen ihm und Herrn Karl dauern würde.

Der Erzbiſchof und der Pfalzgraf verfügten ſich in den Saal zurück, mit ihnen der Vormund Kuno von Falkenſtein und einige andre geiſtliche und weltliche Häupter; denn Schultheiß und Stadtrath hatten vor Freude über ſo glückliche Wahl, dem Kurfürſten ein gar koſtbares Neujahrsgeſchenk gemacht, ihm lieber als Gold und Seiden, Perlen und Edelgeſtein, ein Paar mit grünem Moder überzogne Fäßlein Wein, ſo herrlich und koſtbar, wie ihn die deutſche Sonne nicht keltert; in dem einen wogte und ſchäumte das Hispaniſche Traubenblut von Alicante, der weltberühmte Tinto, und im andern wartete gar der unvergleichliche Canarienſect, das glühende Kind jener weſtlichen Inſeln, auf Erlöſung aus ſchier unerträglicher Gefangenſchaft. Der Erzbiſchof war ſchon der rechte Mann, ſolche Bande zu löſen, und er ging mit aller Luſt und Freude eines deutſchen Prieſters an ſolches Werk.

Schon hatte er einige Becher mit unendlichem Wohlbehagen geleert, als er ſich zum Domprobſt mit den Worten wandte: „Es thut mir doch leid, daß der arme Gilbrecht mit dem Leben hat büßen müſſen. Ich glaube, der Hauptmann iſt an einer böſen Krankheit geſtorben.“

„Er iſt von liederlichem Raubgeſindel im Schiffe auf der Herfahrt erſchlagen worden,“ verſetzte Kuno, „alſo nicht an einer Krankheit geſtorben.“

„Und doch,“ lächelte der Kurfürſt und ſetzte den Becher an die Lippen. „Ich meine an einer ſchönen Frau." Und er trank und fixirte des Vormundes Geſicht mit den Augen.

„Glaubt Ew. kurfürſtliche Gnaden, daß der Hauptmann von Wyſſel auf Anſtiften eines Mannes erſchlagen worden ſei, der ſich der ſchönen Himmeltrude bemächtigen wolle?"

„Es läßt ſich ſo etwas aus den Reden der Mörder ſchließen, welche mir das Weiblein berichtet hat. Und findet Ihr meine Vermuthung ſo ſonderbar, Kuno? Habt Ihr für eine anſtändige Wohnung und Unterhalt der jungen Wittwe Sorge getragen?"

„Vergebens hab' ich alle Künſte der Überredung aufgeboten, um ſie zu bewegen, das Beguinenhaus zu verlaſſen, in welches ſie, gleich nach ihrer Ankunft hier, die Verwundeten hat bringen laſſen. Sie ſelbſt hat freilich der Pflege der barmherzigen Schweſtern bedurft; denn der Schmerz über den Verluſt ihres Gatten rieb ſie faſt auf, ſie redete wirrſinnig und ihre Kräfte verließen ſie. Aber kaum iſt ſie im Stande, ſich aufrecht zu erhalten, ſo widmet ſie ihre ganze Sorgfalt, vereint mit den Beguinen, jenen Verwundeten, und unter dieſen vorzüglich dem Junker Heilmann zum Paradeis, den ſein Vater, der Schöff zum Paradeis hier, verſtoßen und durch einen Juden, wie ich Euch bereits berichtet, an uns als Söldling verhandelt hat."

„S'iſt ein frommes herziges Weiblein," grinſte der Kurfürſt und trank, dann zog er den Dompropſt an ſich heran und ziſchelte ihm in die Ohren: „Ein herrlicher Biſſen und ganz wie geſchaffen zum Lohn und Minneluſt eines Mannes, der nicht nur das leuchtendſte Kirchenlicht, ſondern auch der vollkommenſte Ritter iſt. Dem Beſten das Beſte; ſo muß es ſein. Der Gilbrecht war kein übler Kriegsmann geworden, aber dies minnekoſige Weibchen war er nicht werth. Euch gönn' ich das Fiſchlein von Herzen. Es thut mir nur leid, daß der Gilbrecht drum Erde kauen muß, und nun nicht einmal erfahren hat, daß ich ſein leiblicher Ohm war."

Kuno maß der Erzbiſchof mit immer größern Augen und konnte gar keine Worte finden für ſein Erſtaunen. Der vergnügte Kurfürſt hob aber ſchelmiſch lächelnd ſeinen Pokal und ſagte: „Thut mir nur nicht ſo ernſt; ich kenn' Eure Schliche. Ich fühlte in Euern Jahren auch, daß Fleiſch und Blut der Obſervanz nicht gehorchen wollen. Was thut's auch? Wer tadelt Euch darum? Die Form iſt für das Volk, nicht für uns. Stoßt mit mir an auf Eure minnigliche

Luſt und ſüßes Vergnügen mit der ſchönen Wittfrau.“

Da erwiederte der Domprobſt heftig aber leiſe, ſo daß die übrigen Zecher nichts von ſeinen Worten vernahmen: „Ihr könnt Andre nur nach Euch beurtheilen; denn man ſucht keinen im Sacke, man habe denn darin geſteckt. Ich ſage Euch aber, Ihr ſeid nicht werth, daß ich je das Schwert für Euch gezogen habe. Schämt Euch doch, mich ohne allen Groll für den Mörder Eures eignen Neffen — wie Ihr ſagt — zu halten, um einer unedeln Buhlſchaft willen mit deſſen Weibe! Mögen Eure Sünden in dieſem Punkte ſo groß ſein, als ſie wollen, mein Gewiſſen iſt frei von dieſer Schuld.“

Der Erzbiſchof biß ſich in die Lippen und ſuchte ſeine Verlegenheit im Alicante zu erſäufen. Dann richtete er ſeine Worte an den Schultheißen: „Seid Ihr den Mördern noch nicht auf die Spur gekommen, Herr Schultheiß? Es iſt doch wahrlich zu arg, mir meinen Hauptmann mitten auf dem Fluſſe zu überfallen und zu erſchlagen, man kann nicht begreifen aus was für Grund und Urſach!“

„Ich habe fleißige Nachforſchungen anſtellen laſſen,“ verſetzte der Schultheiß, „und auf meinen Befehl hat der Oberſtrichter die Leute, welche ſich auf dem Schiffe befanden, ſcharf inquirirt. Es erhellt daraus, daß es abſonderlich auf nichts weiter, als den Tod des Hauptmanns abgeſehen war. Wer weiß, ob er nicht der ſchönen Frau im Wege war? Wer weiß, welcher ſchmachtende Minneheld erſt über Wyſſels Leiche hin ſein Ziel erreichen kann?“

Des Kurfürſten Blicke fielen wieder auf den Domprobſt; ſie begegneten denen des Schultheißen.

„Aber die Mörder, die Mörder!“ rief der Erzbiſchof, nachdem er die Kehle angefriſcht. „Was haben ſie mit des Hauptmanns Leiche angefangen?“

„Das läßt ſich nicht errathen. Ebenſo wenig, wer ſie ſind. Ein alter Bärenführer iſt dabei, der wegen eines Spans, den er mit dem Ritter Dymar zum Paradeis in verwichner Herbſtmeſſe gehabt, gefänglich einſaß und unſrer Stadt den Untergang geſchworen haben ſoll. Wir haben uns ſchon viel Mühe gegeben, ſeiner habhaft zu werden. Leider ſpielen die adligen Herrn vom Feldberg und Altkönig mit dieſem Geſindel unter einer Decke, geben ihm Schutz und Brot und feuern es immer wüthiger an, den Bürger niederzuwerfen, zu beſtehlen, ihm das Blut zu zapfen und den rothen Hahn aufs Dach zu ſetzen. Der Graf von Naſſau, Euer Gegner, hat ſie förmlich in Sold. Ich bitt' Euch, wie ſoll's das Regiment einer ſchwachen Stadt anfangen, ſolchen Unfug zu unterdrücken? Es hat genug zu thun und zu ſchaffen, ſich das ſchlechte Volk nur immer vom Halſe zu wehren."

„Auch dieſem greulichen Unfuge wird Günther ein Ende machen," bemerkte der Erzbiſchof und griff wieder zum Becher. Die Geſellſchaft folgte ſeinem Beiſpiele, und bald wurde des Hauptmanns von Wyſſel, ſo wie der Wegelagerer und Mordgeſellen nicht mehr gedacht und die Glut des ſüdlichen Weins umfing mit rauſchenden Geiſterfittigen die Häupter der edeln Zecher.

Nur der Domprobſt Kuno von Falkenſtein fühlte kein beſonderes Wohlbehagen in der Geſellſchaft dieſer Herrn; der Argwohn des Erzbiſchofs hatte ihn unangenehm berührt, doch das war es nicht allein, was ihn drängte, ſich zu entfernen. Tief in den ſchattigſten Gründen ſeiner edeln Bruſt ſchlummerte noch als Embryo ein zartes holdes Geheimniß, von deſſen Daſein der tapfre Ritter ſich kaum etwas bewußt war. Aber es erfüllte ihn mit einer ſüßen Unruhe, es war oft, als flüſtere ihm ein leiſes kaum vernehmbares Kinderſtimmchen irgend einen theuern bekannten Namen zu; er verſank in tiefes Sinnen, hörte nichts vom

Geſpräch der Zecher, und fuhr erſchreckt empor, wenn ſein Name genannt wurde. Oft ſchien es ihm, als ob ſein tapfres Blut noch beflügelter ſei, als wenn er in der Schlacht kämpfe, und er überredete ſich endlich, es ſei Pflicht für ihn, ſich um das Wohl der verlaſſnen Frau von Wyſſel zu kümmern, und zu zuſehen, wie ſie ſich befände. Und ſich bei der Geſellſchaft entſchuldigend, eilte er von dannen, und zog bald darauf an der Schelle des Beguinenhauſes. Die Riegel raſſelten auf; ehrerbietig wichen die beſcheidnen Schweſtern von der evangeliſchen Armuth vor der hohen achtunggebietenden Geſtalt des Prieſters zurück, und mit spornklirrenden Schritt trat er in eine der Krankenſtuben, wohin man ihn auf ſeine Frage nach der Frau von Wyſſel gewieſen. Mehre Betten mit Kranken ſtanden in dem Zimmer; vor einem derſelben ſaßen zwei Frauen, mit Nähen beſchäftigt, beide in die einfache, höchſt beſcheidene Kleidung der Beguinen gehüllt. Beide erhoben ſich, und in der Jüngern erkannte Kuno die ſchöne Himmeltrude. Erſtaunt über den unerwarteten Anblick, die Hauptmannsfrau in dieſen Kleidern zu finden, rief er aus: „Wie, edle Frau, ſeh' ich recht, oder täuſchen mich meine Augen? Statt des Wittwenſchleiers, der Euch jedenfalls ſehr gut ſtehen würde, habt Ihr die aſchgraue Joppel der barmherzigen Schweſtern genommen? Und obgleich dieſer Rock Euere Entſchließung ausſpricht, ſo wage ich mir's doch nicht, zu geſtehen —"

„Was findet Ihr ſo auſſerordentliches daran, hochwürdiger Herr," verſetzte Himmeltrude, „daß ich mich der verehrungswürdigen Zahl dieſer Frauen angeſchloſſen habe? Als mich mein Gilbrecht vor noch nicht ganz vier Monaten nach Eltvill an des Kurfürſten Hoflager führte, umflatterte mich ein Heer luſtiger Vögelein mit gar bunten Federn, die ſangen mir ſüße Schmeichellieder vor und ich hatte ſie herzlich lieb. Ach, noch iſt der Winter nicht vorüber, und ſie ſind alle davon geflattert, und haben mich allein gelaſſen. Die Vöglein waren meine Hoffnungen. Was haben ſie mir nicht Alles verſprochen, und wie gar nichts haben ſie gehalten! So lang ſie noch mich umzwitſcherten, war ich der heitern Scherze und aller guten Dinge voll; ſeit ſie fort ſind, iſt's aus mit meiner Heiterkeit. Ach, glaubt nur, die meiſten waren ſchon davon geflogen, als Gilbrecht noch lebte. Er iſt nun hinüber, und Gott mag ihm dort verzeihen, was er an mir Übels gethan; aber er quälte mich recht mit unnützer Eiferſucht; und wenn ich ein Mal ein Paar Wörtchen mit Euch, oder auch mit einem Andern geſprochen, da brannte es gleich lichterloh in ihm, und er machte mir dann meine Tage recht heiß. Im Anfange unſrer Ehe war er nicht ſo und Alles ging recht gut, aber gleich nach den erſten vier Wochen ſuchte ihn der böſe Geiſt heim.“

„Arme Frau!“ ſagte der Domprobſt mit hoher Theilnahme. „So ſolltet Ihr's doch billig mit einem beſſern Mann noch ein Mal verſuchen. Laßt mich für Euch ſorgen, und glaubt, daß ich Euch bei einer neuen Wahl väterlich rathen werde.“

Himmeltrude ſchüttelte wehmüthig lächelnd den kleinen ſchönen Kopf. „Nein, hochwürdiger Herr,“ entgegnete ſie endlich; „ich danke für Euern guten Willen. Aber ich liebte Gilbrechten, und er war gut und brav, und meiner Liebe werth. Schade, daß er mich verkannte, und meinen heitern Sinn für Leichtfertigkeit hielt. Ich glaube, wenn ihn nicht ein böſes Schickſal ſo früh hingerafft, die Mißverſtändniſſe hätten ſich gehoben, und wir wären noch recht glücklich mit einander geworden. Die himmliſche Gnade hat es nicht haben wollen, und ich tröſte mich ſchon; aber nie will ich wieder eines Mannes Weib ſein. Hier ſitzt mir eine viel theuere Freundin, meine Schweſter Barbara, an deren Seite ich mein Leben in ſtiller Thätigkeit zu verleben gedenke. Ihr edles frommes Herz, in welches das meinige ſchier ſchon verwachſen iſt, wird mich für Alles, was ich an der Welt verliere, gar reichlich entſchädigen.“

„Ich kann mich unmöglich in Euern Entſchluß finden,“ begann der edle Falkenſtein wieder kopfſchüttelnd. „Mit ſo viel gerechten Anſprüchen auf das Leben, wie Ihr habt, demſelben einer Grille wegen entſagen, däucht mir — offen geſprochen — ganz ungereimt. In wenigen Wochen zieht Euer Graf, und, wie mir Euer Gemahl wohl vertraut hat, ſogar Euer Ohm in Frankfurt als deutſcher König ein; wird des tapfern Mannes Auge nicht zuerſt auf Euch fallen? Wird er Euch nicht emporheben zum Glanz ſeines Hofes? Werdet Ihr nicht die erſte beneidete Hofdame ſein?“

„Ich werde mein Knie vor dem verehrten König beugen, und dann in das Beguinenhaus zurückkehren.“

„Nein, das wird weder der König, noch der Erzbiſchof zugeben!“ rief Kuno heftig. „Der Letztere wird Euch als ein Band betrachten, welches ihn noch enger mit dem neuen Könige verbindet. Denn nicht allein Graf Günthers Verwandte ſeid Ihr; nein, auch an unſern alten Erzbiſchof feſſeln Euch Bande des Bluts.“

„Wie ſo?“ fragte Himmeltrude.

„Gewiß hat Euch Euer Gatte erzählt, daß er nicht wiſſe, wer ſeine Eltern ſeien —“

„Ha ſo wär' es doch wahr, was Gilbrecht vermuthete: der Erzbiſchof iſt ſein Vater?“

„Nicht alſo hat mir der alte Herr vertraut. Er gab vielmehr Gilbrecht von Wyſſel für ſeinen Neffen aus.“

„Für ſeinen Neffen?“ fragte jetzt die Beguine Barbara befremdet. „Hat Euch der Erzbiſchof nichts Näheres darüber mitgetheilt.“

„Nein, liebe Schweſter. Doch erinnere ich mich gehört zu haben, eine Schweſter des Erzbiſchofs habe früher ihren jungfräulichen Wandel befleckt und ſei, nachdem ſie ein Kind geboren, aus der Zahl der Lebenden verſchwunden, man wiſſe nicht wie. Vielleicht war Gilbrecht jenes Kind; es ſcheint mir wahrſcheinlich; doch gewiß kann ich nichts behaupten.“

Die Beguine ſtand auf und entfernte ſich; auch der Probſt wollte gehen, denn der kurze Wintertag war ſchon lang zu Ende und die Dämmrung im Zimmer bereits zur Nacht geworden. Da brachte eine der Schweſtern Licht, und Kuno's Auge fiel auf den Kranken im Bette: „Iſt das nicht der Junker zum Paradeis von hier?“ fragte er theilnehmend.

„Er iſt's,“ verſetzte Himmeltrude, „und ich will den armen bemitleidenswerthen Junker Eurer Huld und Gnade empfohlen ſein laſſen. Sein Schickſal iſt gar ſchlimm, er hat auf dem Schiffe für uns gefochten, wie ein Held; deshalb verdient er wohl Eure ganze Theilnahme. Glaubt Ihr denn von ſeiner Familie wäre Jemand gekommen, ihn zu ſehen, obgleich ſie gar wohl wiſſen, daß er hier wund und breſthaft niederliegt.“

„Ihr mögt mir zur gelegnen Stunde ſeine Geſchichte erzählen, und nach Prüfung und Ermeſſen, werd' ich gut für ihn ſorgen, wenn er heil iſt.“ Indem ſeine Blicke mit ſtillem Ergötzen an Himmeltrudens Zügen hingen, reichte er ihr die Hand und wollte ſich entfernen. Da trat wieder eine Schweſter herein und berichtete, ein verhülltes Mägdlein ſtehe draußen und begehre den Junker Heilmann zum Paradeis zu ſehen.

„Ha!“ rief Himmeltrude, „das iſt ſeine Schweſter Gela. Ich habe ihr unrecht gethan, und will es gut machen. Der harte Vater, deſſen Grauſamkeit mir wohl bekannt iſt, wird ſie nicht eher fortgelaſſen haben, und nun hat ſie, von der Nacht begünſtigt, ſich heimlich aufgemacht, um den geliebten unglücklichen Bruder zu ſehen. Führ' ſie herein!"

Und in ein weites Stück Linnen gehüllt, trat an der Hand der Schweſter ein Mädchen herein, grüßte ſittig und fragte mit ängſtlicher Stimme: „Wo iſt der arme Heilmann?"

„Dort liegt Euer Bruder, liebe Jungfrau," verſetzte Himmeltrude freundlich, und führte die Zitternde an das Bett, ein Licht ergreifend, womit ſie die Züge des Kranken beleuchtete. Da rollte ein Thränenſtrom über die bleiche Wange der Fremden, und als ſie ſah, daß der Junker ſchlief, ſo flüſterte ſie mit rührendem herzgewinnenden Ton: „O erlaubt mir, daß ich hier bleiben und ihn warten und pflegen darf! ich würde ſonſt vor Angſt vergehen. Ich bedarf keines Lagers, nur eines hölzernen Stuhls, um neben dieſem Bette Nachts zu ſitzen. Erbarmt Euch meiner!"

„Eure Bitte iſt ſehr löblich, und die Priorin dieſes Hauſes wird nichts dagegen haben. So treue Schweſterliebe rührt ja jedes weibliche Herz."

„Ja, ich lieb' ihn, wie eine Schweſter den Bruder," ſchluchzte Jene, und ließ, indem ſie den Linnenmantel ablegte, zu Himmeltrudens Verwundrung einen ſchönen Vogelbauer ſehen, welchen ſie darunter verbergen gehabt hatte. Heilmann öffnete in dieſem Augenblicke die Augen, ſein erſter Blick fiel auf das Geſicht des Mädchens und: „Gretchen!“ rief er mit ſchwacher Stimme. Bei dieſem Tone ſtellte ſie den Bauer auf den Tiſch, knieete vor dem Bette nieder, umklammerte Heilmanns Hand, benetzte ſie mit Thränen und ſprach ſchluchzend: „Erlaubt mir, Junker, daß ich bei Euch bleibe! Ich habe heute erſt von Euerm Unglück gehört. Euer Vater ſpeiste bei meiner Mutter und erzählte von Euch. Ich hatte ſeit der Zeit keine Ruhe und Raſt. Gutchen wünſchte Euch den Tod, das ſchnitt mir durch die Seele. Ach, ich kann's ohnedies nicht mehr zu Hauſe ertragen. Es iſt unmöglich. Glaubt mir, guter Junker; es geht mir nicht beſſer, als Euch in Eures Vaters Hauſe, und vollends ſeit ich gehört, daß meine Mutter Euern Vater freien will, da iſt mir's entſetzlich. Doch ich wollte ja nicht klagen, nicht über die Mutter klagen; das thut kein frommes Kind. Nein, ich bin gekommen, Euch zu pflegen, ſo lang Euer Gebreſte dauert; und ich bin fort von der Mutter und der böſen Schweſter, in der Hoffnung, daß die barmherzigen Beguinen auch an mir Barmherzigkeit üben und mir ein Plätzchen gönnen werden in ihrem Hauſe;

und da habe ich nichts, gar nichts weiter mitgenommen, als den Lübich, das liebe Vöglein, das Ihr meiner Schweſter geſchenkt, das ſie mir aber zuſtieß, weil ſie Euer Geſchenk verachtete.“

Das Mädchen ſprach alles in einem ſo heftigen aufgeregten Tone, und geberdete ſich dabei ſo unwirſch, ihre Wange glühte ſo heftig, ihr Auge irrte ſo brennend umher, daß ſowohl der Domprobſt, als auch Himmeltrude auf den Gedanken kamen, daß auch Gretchen eine Kranke ſein möchte.

Heilmann flüſterte gerührt: „Gott lohn's, gutes Gretchen! So denkt doch eine Seele in Frankfurt noch an den armen Heilmann.“ Kuno aber trat mit ſanften Worten hinzu, hob die weinende Jungfrau auf, und ſagte, auf ſeine Kleidung deutend: „Ihr ſeht in mir einen Prieſter der Kirche, der es gut mit Euch meint und groß Mitleid fühlt mit Euerm Zuſtande. Euch ſcheint ein groß Herzleid widerfahren zu ſein; faßt Vertrauen zu mir und ſchüttet Euern Kummer vor mir aus!“

Gretchen ſah erſt ihn, dann Himmeltruden mit einem ſeelenvollen Blicke an, dann ſprach ſie haſtig flüſternd: „Ihr ſeid liebe und gute Menſchen beide; das ſagt mir mein Herz. Ihr ſeid nicht ſchrecklich, wie Mutter und Gutchen, und der Schöff und Gela," dabei ſchauderte ſie zuſammen. Noch leiſer fuhr ſie fort: „Mutter und Gutchen haben mich heute geſchlagen; Mutter hätte es wohl nicht gethan, aber Gutchen hetzte ſie auf. Auch die arge Gela hat mit geholfen und der Schöff ihnen nicht gewehrt."

„Und weshalb denn?" fragte Kuno mit einem Blicke auf Himmeltruden, andeutend, es möchte in des Mädchens Kopfe nicht richtig ſein.

„Als der Schöff lachenden Mundes von Junker Heilmanns Unfall ſprach, und meinte, es wäre beſſer geweſen, die Mörder hätten ihn ſtatt des Hauptmanns von Wyſſel erſchlagen, da wendete ſich mir das Herz im Leibe, und eh ich mir's verſah, ſchalt ich den Schöffen einen argen und gottloſen Mann. Und als ich ein Mal das Wort ausgeſprochen, konnte ich meine Zunge ferner nicht im Zaum halten; ich warf ihm ſein ſchändliches Leben vor und rief des Himmels Rache auf ihn herab. Woher ich den Muth genommen, weiß ich nicht; auch hörte ich nicht auf der Mutter und Gutchens Drohungen. Dieſe ſchleppte mich endlich ins Nebengemach und ſperrte mich ein. Drauf hört' ich, wie Gela und Gutchen die Mutter auf mich aufhetzten; dann kamen ſie und ſchlugen mich und Gutchen trat mich mit Füßen.“ Ein verzweifeltes Schluchzen, ein Schmerzensthränenkrampf unterbrach ihre Rede und zerarbeitete ihre Bruſt. Der Domprobſt legte ſegnend ſeine Hände auf ihr Haupt und ſagte: „Beruhige dich, meine Tochter! Die Heiligen haben dir ſchon geholfen.“ Und zu Himmeltruden ſprach er: „Nehmt Euch dieſes armen Kindes ſchweſterlich an, liebe Frau, und bedenkt, was der Herr ſpricht: Was Ihr der Geringſten Einem gethan, das habt Ihr mir gethan. — Ich werde mich nach ihren Familienverhältniſſen befragen. Behüt' Euch Gott und alle Heiligen! Ich hoffe Euch bald wiederzuſehen.“ Er ging; Barbara trat mit verweinten Augen wieder herein und machte die Runde bei den Kranken im Hauſe. Wie ein lichter Engel trat ſie an jedes Bett, die Schaale mit der Arznei in der Hand. Und wo ihre kühlenden Tropfen nicht halfen, da floſſen doch ihre milden Troſtworte, wie ein ſüßer Balſam in die Bruſt der Kranken, und erleichterten manch hart beſchwertes Gemüth. Himmeltrude ſtellte die Bitte der in Fieber glühenden Margaretha der Priorin vor, und gern geſtattete ihr die edle Frau, deren Leben eine ſtete Ausübung von Barmherzigkeit, Hülfleiſtung und Liebesdienſte war, den Aufenthalt im Hauſe. Gretchen ließ ihre erſte Sorge ſein, den Lübich an's Fenſter zu hängen, dann ſaß ſie an Heilmanns Bett und beobachtete ihn aufmerkſam, und auf ſeine Bitte erzählte ſie ihm, was ſich Alles begeben, ſeit er Frankfurt verlaſſen. Himmeltrude gewann ſie in der erſten Stunde lieb. Aber ihre Zunge wurde immer ſchwerer, ihre Wange glühte immer höher; die Augen fielen ihr zu. Barbara und Himmeltrude brachten ſie in ein Bett, da ermunterte ſie ſich noch ein Mal; die Erinnrung an ihr Unglück ſchien aus ihrem Gedächtniß entſchwunden zu ſein, die fromme Gewohnheit, ihr tief in das reine Herz gewachſen, führte ihr die Hände zuſammen über der keuſchen Bruſt, und lispelnd betete ſie mit gefalteten Händen ihr Gebetlein, das ſie einſt ihr Vater gelehrt, da ſie, ſein liebſtes Kind, zu ſtammeln begann. Und von ihren Lippen floſſen ſäuſelnd die kindlichen Worte:

„Ich will heint ſchlafen gehn;
Zwölf Englein um mich ſtehn.
Zwei zu Häupten,
Zwei zu Seiten,
Zwei zu Füßen,
Zwei ſo mich decken,
Zwei ſo mich wecken,
Zwei ſo mich führen
Zu des Paradieſes Thüren.“

Kaum waren die letzten Worte verronnen, als ſie ſchon ſchlief, überwältigt von des Fiebers Macht. Zu ihren Häupten aber ſtanden dies Mal zwei ſichtbare Engel, die horchten mit thränenden Augen dem kindlichen Gebet, nickten ſich dann wehmüthig freundlich über das Bett hin zu, legten die Hände darauf und ſegneten die Schlummernde. Es waren die Engel Barbara und Himmeltrude.

## Zweites Kapitel.

Der Graf Rudolf von Veldenz entfernte ſich denſelben Abend bei guter Zeit aus der adligen Trinkſtube zum Ladram, wohin er mit den übrigen Begleitern des Pfalzgrafen Ruprecht von den über die Wahl des neuen Königs erfreuten altbürgerlichen Geſchlechtern geladen worden war, und gewann in der Dunkelheit des Winterabends bald das Haus des Ritters Ulrich von Hanau. Mit ſicherm Schritt gelangte er durch die Hausflur in das Gemach des Ritters, der ihn erwartet zu haben ſchien, und ihm mit haſtiger Freude entgegen eilte.

„Es ſind heute Nachrichten vom König an mich gelangt,“ nahm Herr Ulrich ſogleich das Wort.

„Und was hat er für Ausſichten, für Hoffnungen?“ fragte der Graf.

„Schon hat er den Landgrafen Friedrich in Dresden glücklich für ſich gewonnen, und bei'm Abgange des Boten an den Kurfürſten von Trier wurde bereits an den Vertragsurkunden gearbeitet, welche dieſen mächtigen Vaſallen unſerm Karl verbinden.“

„Doch müſſen wir jetzt eilen, ihm Nachricht von der Wahl des Schwarzburgers zu geben. Iſt König Karl noch in Dresden?“

„Gewiß; auch wird er, dem Briefe ſeines Geheimſchreibers, des Paters Anſelm, zu Folge, noch einige Wochen dort verweilen, und noch mehr Herrn des Meißner und Thüringer Landes für ſeine Sache zu gewinnen ſuchen, um dem Schwarzburger in ſeinen eignen Erblanden zu ſchaden und zu unterdrücken. Dazu ſind bereits die beſten Vorkehrungen getroffen. Die eignen Vettern des Schwarzburgers, ſeine Brudersſöhne, Graf Heinrich XVII. und Graf Günther XXV. von Schwarzburg ſind durch den Grafen Heinrich V. von Hohenſtein, Herrn zu Sondershauſen, der vom Anfange zu König Karl gehalten und ſchon ſeit zwei Jahren im Kriegsdienſte deſſelben ſteht, für Karl gewonnen worden und verweilen bereits in Dresden, ihm ihre Huldigung und Dienſte anzubieten. So iſt der übermüthige Schwarzburger bereits umgarnt.“

„Es wäre gut, wenn wir dem Könige eine Abſchrift der heute niedergeſchriebnen Documente, Günthers Wahl betreffend, überſchicken könnten,“ bemerkte der Graf von Veldenz. „Er könnte manche Maßregel darnach nehmen, und vielleicht durch raſches Handeln die ganze Wahl zu nichte machen.“

„Auf Karls raſches Handeln baut nicht zu viel. Gerade das iſt ſein großer Fehler, daß er zu keinem Entſchluſſe kommen und den endlich gefaßten nicht ausführen kann. Tauſend Bedenklichkeiten ſtellen ſich ihm in den Weg, und ſtatt über ſie hinzueilen, ſeinem Ziele zu, möchte er ſie erſt alle beſeitigen und ſich ebnen Weg bahnen; damit verliert er die koſtbare Zeit. Es hätte gar nicht ſo weit kommen dürfen, er hätte ſogleich nach Ludwigs des Baiers Tod in den ungeſtörten Beſitz des Reichs kommen müſſen, wenn er ein Mal aus ſich heraus gehen und raſch und entſchloſſen handeln könnte.“

„Ihr habt leider mehr als zu recht, Herr Ulrich,“ verſetzte der Graf. „Doch darf uns dieſer mißliche Umſtand nicht abhalten, zu ſeiner Sache zu ſtehen.“

„Darin bin ich vollkommen mit Euch einverſtanden.“

„Um dies aufgeblaſene Krämervolk von Frankfurt zu züchtigen und zu demüthigen.“

„Und der ſtolzen Brut dieſes Baiernſtammes den Kopf zu zertreten, den Übermuth dieſer Wittelsbacher mit Feuer und Schwert zu bezwingen.“

„Alſo die Briefe des alten Säufers, und die des Pfalzgrafen Ruprecht müſſen ſchnell in getreuen Abſchriften nach Dresden in Karls Hände. Die Abſchriften würde Niemand für ein Stück Geld beſſer beſorgen, als der Barfüßer Guardian Ananias; aber Ihr wißt, daß ich alle Urſache habe, dieſen ſchlechten Geſellen bis in den Tod zu haſſen. Zwar bin ich ihm in meiner jetzigen Geſtalt fremd, aber noch ärger wär' es, wenn er mich erkännte; ich ſelbſt kann alſo nicht mit ihm unterhandeln.“

„Auch ich nicht,“ ſagte Ulrich. „Denn all zu ſehr bin ich für einen getreuen Anhänger Karls von Böhmen hier bekannt, als daß der ſchlaue Mönch nicht meine Abſicht errathen und mir die

Abſchrift verweigern würde. Doch mir fällt ein Weg ein, wie wir zu den Abſchriften gelangen können. Sagtet Ihr mir nicht ein Mal, Ananias habe zum Thorwart Eitel Blum ein Kind in die Pflege gethan, und beſuche den luſtigen Finkler und das Kind faſt täglich?“

„So iſt's, und ich habe deshalb des Thorwarts Häuslein ſo viel als möglich gemieden, um nicht mit dem verfluchten Barfüßler zuſammenzukommen; weil ich ſtets fürchten muß, meine Heftigkeit verräth mich.“

„Wohlan, ſo verſchafft Euch die Abſchrift durch den Thorwart.“

„Aber unter welchem Vorwande?“

„Das überlaßt dem ſchlauen Speisvogel. Er wird mit Schnack und Schwank den Mönch ſchon zu beſchwatzen wiſſen. Ein Mandel Tournoſen ſetzen am Ende alles durch.“

„Gut; ich will's verſuchen und heute Abend noch bei dem Thorwart zuſprechen.“

„Nun noch Eins!“ erinnerte der Ritter. Die Briefe des alten Balduin von Trier und des Königs ſind voller Klagen über Geldmangel. Mich wundert das nicht; denn Karl gibt mit freigebiger Hand und gewinnt ſeine Feinde lieber durch Geld, als daß er ſie mit dem Schwerte bekämpft. Seine

Freunde erhält er durch Geſchenke bei frohem Muth; die großen Reiſen des Königs koſten nicht geringe Summen. Die Kaſten des Königreichs Böhmen ſind leer, das Volk murrt über neue Auflagen und zahlt ſie nicht; das Stammland Luxemburg iſt ausgeſogen. Karls alter Großoheim hat, wie Ihr ſelbſt am beſten wißt, ſein Möglichſtes gethan, und was er im Erzbisthum Trier hat zu baarem Gelde machen können, iſt als ſolches in Karls Taſchen gewandert. Allein ſie ſind ſchon wieder leer; wer weiß, welch eine ungeheuere Summe er dem Landgrafen Friedrich gelobt hat; denn umſonſt thut Keiner etwas. Wahrlich, dieſe deutſche Krone wird Karl ein theurer Hut! Er iſt ſo leer, daß er nicht von Dresden fort kann. Der alte Großohm ſoll erſt Geld ſchicken. Dieſer hat ſich in ſeiner Verlegenheit an den Erzbiſchof Gerlach von Mainz gewendet, doch Gerlach iſt ſelbſt voller Schulden und ſchrieb an mich, ausdrücklich Eurer erwähnend, mit dem Bemerken, Ihr würdet ſchon Rath zu ſchaffen wiſſen. Er hat großes Vertrauen zu Euch. Der Brief kam heute mit dem des Königs, beide durch den Boten des alten Kurfürſten von Trier an mich. Hier ſind die Briefe! Lest ſie ſelbſt!“ —

Der Graf durchlas die dargereichten Briefe, zuckte dann die Achſeln und rieb ſich verlegen die Stirne, bis er in die unmuthigen Worte ausbrach: „Dreitauſend Pfund Heller iſt viel, ſehr viel Geld. Heiliger Dominicus, woher ſoll ich das ſchaffen? Ich hier in dem uns ſo feindſelig geſinnten Frankfurt, wo ich jeden Augenblick entdeckt zu werden befürchten muß?“

„Es iſt ſchwierig,“ ſagte Ulrich, „aber nicht unmöglich. Bei der hieſigen Judenſchaft ließe ſich das Geld wohl auftreiben; ſie iſt ſehr reich und bemittelt, begünſtigt von den Privilegien des Kaiſers Ludwig.“

„Aber wer will auf die Verſchwiegenheit eines Juden bauen?“

„Wenn er ſeinen Gewinn dabei ſieht, ſchweigt der Jude, wie ein Grab. Man muß ihm höhere Zinſen als die gewöhnlichen verſprechen.“

„Sie hängen an dem baier'ſchen Hauſe, und werden Niemandem von der Gegenpartei Geld borgen, womit die Baiern beſiegt werden ſollen.“

„Wie ſchlecht kennt Ihr die Juden. Sie haſſen alle, die nicht Juden ſind, mögen ſie einer Partei angehören, welcher ſie wollen. Stellt Ihr den Juden ſicher, und er ſtreckt ſein Geld uns vor, wie den Baiern.“

„Aber eben dies Sicherſtellen wird ſeine

Schwierigkeiten haben. Werden uns die Juden auf bloßes Geſchrift dreitauſend Pfund ausantworten? Und wer ſoll den Schein ausſtellen? Ich oder Ihr, oder wer ſonſt?“

„Der junge Erzbiſchof ſelber. Der Jude begreift leicht, daß Gerlach von Naſſau über kurz oder lang doch das ganze Erzbisthum inne haben wird; denn wenn der alte Burßmann ſich niederlegt, um den langen Rauſch auszuſchlafen — und das kann bei ſeiner Völlerei nicht lange mehr dauern — ſo macht Niemand unſerm Gerlach den erzbiſchöflichen Hut ſtreitig. Glaubt Ihr, daß ein Jude auf dieſe Ausſicht und gute Zinſen nicht dreitauſend Pfund borgt? Ich bitt' Euch, redet mit dem Juden Storch; er iſt einer der Reichſten hier, wie Ihr vielleicht noch von ſonſt her wiſſen werdet; ſtellt ihm vor, was wir eben beſprochen haben, und beredet ihn, daß er Euch nach Wiesbaden folgt.“

„Ich kenne den Juden,“ verſetzte der Graf von Veldenz, „und ſonſt ſchon habe ich mit ihm verkehrt, wann des Kaiſers Hoflager hier war. Die Juden haben ein ſcharfes Auge; er könnte mich erkennen.“

„Befürchtet nichts! Die Länge der Jahre und die Mummerei Eurer Kleidung erinnern kaum

BIBL. UNIVERS. ULB

mehr an Euch in früherer Zeit. Es erkennt Euch in Frankfurt ſchwerlich Jemand, am wenigſten der Jude Storch. Eine andre Schwierigkeit aber iſt, womit Ihr Eure Abweſenheit bei'm Pfalzgrafen Ruprecht entſchuldigt, um jeglichen Verdacht von Euch zu entfernen."

„Ich könnte mich der frühern Liſt bedienen und vorgeben, wie ich vor zwei Monaten that, als der Erzbiſchof von Trier meine Rückkehr begehrte."

„Und was thatet Ihr?"

„Ich machte die beiden Pfalzgrafen ſicher, und gab ihnen an die Hand, bei den Anhängern des Königs Karl den Spion machen zu wollen. Dies war ihnen ein gar erfreulicher Vorſchlag; ſie entließen mich mit Plänen und Segenswünſchungen, und ich habe von Trier aus mehre geheime Boten an ihn geſandt und der alte Balduin ſelbſt hat mir die Briefe dictirt, die ich ihm geſchrieben; eben ſo habe ich mehre Briefe von Rudolf und Ruprecht erhalten, und der erſtere vorzüglich hält mich für ſeinen ergebenſten Freund."

„Fürwahr, Eurer Geſchicklichkeit fehlt die Meiſterſchaft nicht," lachte Ulrich, „und wenn Karl ein Mal die deutſche Krone ruhig auf dem Haupte trägt, dann hat er Euch viel zu danken."

„Meint Ihr, Ritter, ich geizte nach Dank und Lohn. Ihr irrt.“

„Was aber iſt's denn, das Euch ſo raſtlos umher treibt unter Freunden und Feinden, was Euch zu ſo unerhörten Wagſtücken führt, Euch ſo unglaubliches vollbringen läßt?“

„Der Haß, die Rache ſind es!“ rief der alte Mann mit leuchtenden Augen. „Sie treiben mein Leben, von ihnen zehr' ich. Sind ſie befriedigt, dann hat das Leben keinen Werth mehr für mich; dann will ich mein Haupt gern zur Ruhe legen. Aber noch winkt mir Gewährung und darum drauf zu! Den Baiernfürſten gilt es, vorzüglich dem aberwitzigen Rudolf von der Pfalz, der Stadt Frankfurt gilt's, mit ihren aufgeblaſenen Altbürgern, darunter vorzüglich ein halb Dutzend Geſchlechtern und vor allen dem verdammten Schöffen zum Paradeis und ſeinem Söhnlein, dem edeln Ritter Dymar, endlich dieſem tollkühnen Grafen Günther von Schwarzburg gilt's; denn auch er iſt mein perſönlicher Feind, auch ihn haſſ' ich — warum? erzähl' ich Euch ein ander Mal. Jetzt wollt' ich Euch nur noch ſo viel ſagen, daß ich es für überflüſſig finde, die frühere Liſt wegen meiner Entfernung in Anwendung zu bringen. Das koſtbarſte Mittel darf man nicht verbrauchen. Meine

Gegenwart kann hier nützlicher ſein; nach Wiesbaden ſchicken wir einen unſrer Freunde mit dem Juden. Doch erſt muß ich mit dieſem ſelbſt reden. Darum gehabt Euch wohl!“

Er ging und klopfte bald darauf an das dem Rathhauſe gegenüber liegende große Judenhaus, zum Storch geſchildet, und Hajom Ben Bechai empfing ihn kratzfüßelnd in der von der dürftigen Flamme eines einzelnen Öllämpchens erleuchteten Stube und fragte mit unterthäniger Höflichkeit nach dem ſpäten Begehr des geſtrengen Herrn.

## Drittes Kapitel.

Wer in das gaſtfrei geöffnete Schloß des Grafen Günther des Einundzwanzigſten von Schwarzburg zu Arnſtadt in Thüringen trat, der ſah ſich mit freudiger Überraſchung umgeben von den Segnungen eines ſtillen Glücks, des lieblichen Kindes der ehelichen Liebe, der Unſchuld, der Frömmigkeit. Alles athmete Ordnung und gefällige

Reinlichkeit; Alles zeugte von Fleiß und Sorgſamkeit; nirgend war übertriebene Pracht, überflüſſiger Zierrath; behagliche Wohlhabenheit hatte ſich bequem ausgebreitet, und mit dem Nützlichen hatte ſich das Angenehme lieblich verbunden. Man ahnete das ſtille Walten eines Engels in dieſen Räumen; aber wenn der Wandrer in den Kreis der Hausbewohner trat, ſah er mehr als einem Frauenbilde in die engelfrommen Augen und gab ſich der ſüßen Täuſchung hin, von Weſen höherer Art umwaltet zu ſein.

Neben dem Hausherrn, einem ſchönen kräftigen Mann von fünf und vierzig Jahren, mit einem gar feinen und lieblichen Geſichte, in welchem ſich Kraft und Milde, muthige Tapferkeit und fromme Gutmüthigkeit wunderbar vereinigt abſpiegelten, neben dieſem edeln deutſchen Manne, dieſem Helden im wahrſten Sinne, blühte die hohe Lieblichkeit der Hausfrau, deren holde Anmuth nur ein Gegenſtück fand in ihrer eignen Tochter. Die Gräfin Eliſabeth ſtand in ihrem acht und dreißigſten Jahre, aber ein thätiges, ſtilles, auf den Kreis ihres Hauſes beſchränktes Leben, von treuer Gattenliebe, holdweiblicher Unſchuld und frommer Keuſchheit bekränzt, hatten ihr die Blüthe der Jugend noch nicht von den Wangen geſtreiſt, obgleich der würdige Ernſt der Hausfrau ſich um ihre hohe Stirne gelagert hatte, der ihrer reizenden älteſten Tochter, die im ſechszehnten Jahre ſtand, ebenfalls Eliſabeth, gleich der Mutter, geheißen, noch mangelte. Übrigens war die holde Tochter in Allem der holden Mutter gleich.

Auſſer Eliſabeth waren der glücklichen Ehe des Grafen Günther von Schwarzburg und der Gräfin Eliſabeth, geborne Gräfin von Hohenſtein, noch vier liebliche Kinder entblüht. Agnes war vierzehn, Mechtilde elf, Heinrich zehn, und Sophia ſieben Jahre alt, und wie der muntre Heinrich des kräftigen Vaters Ebenbild, ſo waren die Töchter faſt alle der Mutter ähnlich. Die hohe Einfachheit der Sitten, welche die Grundlage des häuslichen Glücks dieſer Familie bildete, war auch hier, wie immer, mit der edeln Einfachheit der Kleidung, der Geräthſchaften und der Lebensbedürfniſſe gepaart. Die Gräfin war mit ihren Töchtern in die feinen Linnen gekleidet, welche ſie ſelbſt an der Spindel ſpannen; ſchon die kleine Sophia wurde zum Fleiß angehalten. Im Winter ſchützte ein zierlich gearbeiteter Schafpelz die zarten Körper vor der Kälte. Die Tafel des Grafen war noch unentweiht von den ſchwelgeriſchen Genüſſen des Südens, die ihr Gift bereits an die fürſtlichen, vorzüglich aber an die geiſtlichen Tiſche in Deutſchland geſpendet hatten. Hier aber dufteten die Gemüſe, welche der fruchtbare Schloßgarten erzeugte und der Wein, der an den gegenüberliegenden Bergen wuchs. Wenn aber der Graf nicht zu Hauſe war, und ſein Dienſt als Feldoberſter des Kaiſers und ſpäter der baieriſchen Fürſten rief ihn oft und viel von ſeinem freundlichen Schloſſe, dann ging es in dem hochbethürmten Grafenſitze ſchier noch einfacher zu, und die Gräfin waltete, wie eine wohlthätige Fee, ſtillſchaffend und die Kindlein fromm lehrend mit Wort und Beiſpiel.

Graf Günther war in den erſten Tagen des neuen Jahres von Dresden heimgekehrt und mit Jubel empfangen worden in ſeinem Schloſſe, in der Stadt, wo er geliebt war, wie ein Vater. Kaum aber hatte er ſeine ſittige Ehewirthin mit der ſeltſamen Kunde überraſcht, zu welch hohem Poſten ihn das Schickſal berufen, und wie er die Verpflichtung in ſich fühle, dieſem Rufe zu folgen, als ſich Eliſabeths Auge trübte und mit Thränen füllte. Zwar wagte ſie anfänglich nicht, ihrem Herrn Gegenrede zu thun, aber es ging wie eine ſchmerzliche Ahnung durch ihre Seele, daß ſie ſich entfernen mußte, um ihren Thränen freien Lauf zu laſſen. Und erſt als ſie ſich ausgeweint, erfüllte ſie unverdroſſen die Pflichten der Liebe, ſie zwang ſich heiter zu ſcheinen, und ſie wurde es endlich in des Gatten liebevollem Umgange. So vergingen einige Tage in wehmüthiger Freude, und der Waffenlärm, von welchem das kaum noch ſo ſtille Schloß widerhallte, übertäubte das weiche Gefühl der Gräfin. Günther war mit ſtarker Begleitung gekommen, und es gab viel zu ſchaffen und zu ſorgen, den Kriegsleuten den Aufenthalt in Arnſtadt angenehm zu machen. Aber noch mehr Gäſte waren angeſagt; in den nächſten Tagen ſchon wollte der Kurfürſt und Markgraf von Brandenburg, Herzog Ludwig von Baiern, mit ſtarkem Gefolge in Arnſtadt einſprechen. Günther warb Fußvolk und Reiſige in Arnſtadt und der Umgegend, zu ſeinem Zuge nach Frankfurt, und von allen Seiten ſtrömten Leute zu, ſich unter die Glücksfahne des tapfern Schwarzburger Grafen zu ſtellen, und durch ganz Thüringen ging ein Jubel über die Königswahl des überall geliebten Mannes. Die Stadt Arnſtadt ſchickte Bürgermeiſter und Rath, die Dörfer umher ihre Schultheißen und Schöppen, den geliebten Herrn mit Glückwünſchen zu begrüßen, und ſo war mitten in der rauhen Winterzeit ein gewaltiges Drängen und Treiben im Schloſſe.

Günthers Leibpage, ein junger Graf Ludwig von Hohenſtein, verwandt mit der Gräfin Eliſabeth, ein treues Blut, hing ſeine ſehnſüchtigen Augen oft an Eliſabeths, der Tochter, huldreiche Geſtalt, und manche Frage lag in dieſen Blicken. Er grüßte die Jungfrau ſtets ſo ſittſam, ſo beſcheiden, aber auch ſo ſchüchtern und ſcheu, er wagte ſo gar kein Wörtchen der Vertraulichkeit an ſeine Jugendgeſpielin und Baſe, daß Eliſabeth ihn einige Tage nach ſeiner Ankunft mit dem Vater, als er ihr begegnete, alſo anredete: „Sag mir doch, Ludwig, was tuckmäuſerſt du? Du haſt ja noch keine zehn Worte mit mir geſprochen, ſeit du hier biſt, und thuſt ſo kalt, ſo fremd, als hätten wir uns vorgeſtern zum erſten Mal geſehen. Und ich habe mich ſo ſehr auf deine Ankunft gefreut.“

„Ach, Eliſabeth,“ verſetzte der Page ſeufzend, „die Zeiten haben ſich in dem halben Jahre, ſeit wir uns nicht geſehen, furchtbar geändert. Ihr ſeid groß und ſchön geworden, und nicht mehr das Kind, mit dem ich im Schloßgarten ſpielte.“

„Ludwig!“ rief Eliſabeth ſchmerzlich erſtaunt, und im Tone des liebevollen Vorwurfs. „Haſt du denn ſo ganz vergeſſen, was mein Vater deinem ſterbenden Vater in die kalte Hand gelobte, daß ich einſt deine Ehewirthin werden ſolle?“

„Mehr als zu oft denke ich an jenes Gelöbniß,“ verſetzte der Page, noch immer mit jenem ſchmerzlichen Ausdruck in Mienen und Worten, „aber was der Graf von Schwarzburg verſprach, braucht der König, vielleicht bald der Kaiſer des heiligen römiſchen Reichs nicht zu halten. Ja, es wäre eine unverzeihliche Thorheit des neuen Königs, wollte er ſein in Jugend und Schönheit ſtrahlendes Kind dem unbedeutenden Edelknechte zur Ehe geben, ſtatt durch ihren Bund mit einem mächtigen Fürſten des Reichs ſeinen Thron feſt zu gründen. Nein, Eliſabeth, ich habe an dem Tage, als Euer Vater in Dresden die erſte Kunde von ſeiner Wahl erhielt, ihn ſtillſchweigend von dem meinem Vater geleiſteten Verſprechen entbunden, und ich fühle es, daß der Geiſt meines Vaters mir Zufriedenheit zulächelt.“

„Iſt es das, was dich ſo fern hält von mir und dir die wunderliche Ehrfurcht gegen mich beibringt?“ rief die junge Eliſabeth lächelnd. „Dann laß deinen Kummer fahren, thörichter Knabe; denn wahrlich, ſchlecht kennſt du meinen Vater, wenn du glaubſt, er könnte je ſein Wort als Kaiſer brechen, was er als Graf gegeben, und gegeben ſeinem ſterbenden Freunde. Nein, Ludwig, wenn deine Minne zu mir nicht kalt wird — ach, und ich habe dich ſo herzlich lieb — ſo wirſt du mein ehelicher Herr und Wirth, und nie werde ich daran denken, daß ich die Tochter des Königs bin. Dein Lieb iſt und bleibt Elſe von Schwarzburg.“

„Du liebholdes Bäschen!“ rief der Junker entzückt, „ich kannte dich und deinen edeln Sinn; ich wußte, daß du ſo reden und ſo handeln würdeſt. Dir wird nicht ſchwindlich auf der Höhe, ſo wenig wie deinem edeln Vater. Ich weiß das Alles; ich kenn' Euch ja, Ihr trefflichen Menſchen. Aber eben weil ich es wußte, mußt' ich dich vermeiden, Elsbeth; denn ein Andres iſt's, daß dein edler Vater geſonnen iſt, mir das meinem verſtorbnen Vater gegebne Wort zu halten, ein Andres, ob ich es annehmen darf. Nein, Elsbeth, ich kann, ich darf dein Gatte nicht werden; es wäre ein Frevel an dir, ein Mißbrauch der Liebe, die ich von deinen Eltern genoſſen, eine Sünde an Günthers königlichem Glanze. Nein, Elsbeth, Ihr ſeid nun die königliche Prinzeſſin, ich bleibe der Edelknecht, der Pannerträger des Königs.“

„Nicht alſo, Ludwig,“ entgegnete Eliſabeth, leis angehaucht vom Schmerze. „Ich erkenne deinen Edelmuth; aber mein Vater wird dir darin nicht nachſtehen. Glaubſt du, der König Günther werde weniger edel ſein, als der Graf Günther? Ich frage jetzt allein dein Herz; iſt es mir noch kindlich fromm in treuer Minne ergeben? Hat es mich im Gewühl des Kriegs, unter den ſchönen ſtolzen Damen am Dresdner Hofe nicht vergeſſen?“

„Nie, keinen Augenblick biſt du aus meinem Herzen gewichen, holde Blume!“ rief der Page in ſeliger Trunkenheit. „Ich habe viele Mädchen und Frauen geſehen im ſtolzen Glanz bei Ringelrennen und Schimpfſpiel, aber — du glaubſt es doch nicht — keine iſt ſo ſchön, wie mein kleines Bäschen Elsbeth von Schwarzburg mit ihrem blonden ſchlichten Haar, in ihrem einfachen Linnenrock, keine verdient mehr die Königstochter zu ſein und von Fürſten und Herrn bedient zu werden, als du.“

„Du biſt immer ein loſer Schelm geweſen und haſt mich gern geneckt. Doch höre nur, wie ich mich freute, als der Vater uns ſchrieb, du habeſt dich gar tapfer gehalten in manchem Tormen und hartem Gerennſe, und ſobald wir einen neuen König hätten, wolle er dich ſogleich zum Ritterſchlag führen vor des Königs Schwert. Nun iſt er's ſelbſt, und wird ſich nicht mahnen laſſen."

„Und dachteſt du auch meiner mit Bangen um mein Leben?"

„Still! ſtill! Ich betete alle Abend und Morgen für dich den engliſchen Gruß, zwei Ave und ein Credo. Und der heiligen Mutter gelobt' ich ein Altartüchlein, wenn du wiederkehrteſt. Auch hab' ich dir eine Schärpe gewebt, mit den ſchwarzburgiſchen Farben, und ſticke dir unſer Wappen hinein."

„Du haſt mich beſiegt, lieb Bäschen!" rief der Page. „Möchte der König in mir einen würdigen Eidam finden; möchteſt du nie bereuen, mir dein Herz geſchenkt zu haben! Möchte ich Gelegenheit finden, dich erſt noch wahrhaft zu verdienen!"

„Die kann es ſchon geben!" ſagte Eliſabeth ernſt. „Sieh, die Mutter weint im Stillen, ſeit der Vater heimgekehrt und uns die Mähr von ſeiner Erhöhung gebracht, und im ſtillen Kämmerlein hat ſie mir ihre Beſorgniſſe, ihren gutbegründeten Kummer mitgetheilt. Sie meinte, und du wirſt das wohl noch beſſer wiſſen, als ſie und ich: der Vater würde einen harten Stand haben;

denn er müſſe ſtehen gegen den Papſt, die Pfaffheit und den hinterliſtigen Böhmenkönig, der von den Pfaffen gewählt und ihr ergebener Freund ſei. Dieſer arge Mann habe ſchon dem Kaiſer Ludwig, gegen den er gewählt worden, auf Betrieb des treuloſen Papſtes, viel zu ſchaffen gemacht, und der ſei ſtark und mächtig geweſen an Land und Leuten, was werde mein Vater gegen ihn, den reichen Böhmenkönig ausrichten? Es werde einen gar ſchlimmen Kampf geben. Und endlich traue ſie auch den Baiernherzögen nicht recht, eine ſtille Ahnung ſage ihr — ſie ſeien nicht treue Freunde. Da thue es denn gar Noth, daß dem guten Vater eine treue ihm ganz ergebne Seele zur Seite ſtehe, die es in allen Dingen ehrlich mit ihm meine, und die Mutter ſagte, du, Ludwig, ſeiſt die rechte Seele, dich wolle ſie anflehen, nie von ſeiner Seite zu weichen, ihn zu beſchützen, ſo viel du vermögteſt. Aber ſieh, ich warte nicht, bis dich die Mutter bittet, ich bitte ſelbſt: wach über des heißgeliebten Vaters Leben. Du weißt es ja, wie ich ihn verehre, liebe, ja anbete."

„Und theil' ich denn dieſe Liebe, dieſe Verehrung nicht!" rief der Jüngling mit begeiſtrungflammenden Augen. „Du ſiehſt ihn nur im häuslichen Kreis, ich ſeh' ihn auch im Gewühl der

Schlacht, im Rathe der Fürſten, und überall ſeh' ich ihn gleich bieder, gleich tapfer, gleich edel. O, Elsbeth, es giebt wenig ſolche Ritter in deutſchen Landen. Aber mir iſt er Vorbild, ihm will ich gleich werden, ſo wahr mir Gott helfe zeitlich und ewiglich! ſonſt wär' ich nicht werth, einſt die Perle ſeines Hauſes mein nennen zu dürfen, koſtbarer als die Perle, welche in ſeiner Königskrone glänzt. Und hier ſchwör' ich dir, mein minnigliches Mädchen, im Angeſicht des Himmels, bei allen Heiligen, die einſt bei Gott meine Fürſprecher werden mögen in meinem Sterbeſtündlein, ich will an ſeiner Seite wandeln, wie ſein guter Engel; *ich hätte es* ſchon aus eigner Liebe gethan; ich will nicht ruhen und raſten, wenn er in Gefahr iſt, ich will im Treffen um ihn ſein und meine Tartſche über ſein Haupt halten; meine Bruſt ſoll ſein Schild ſein. Und nie will ich des Glücks deiner ehelichen Liebe genießen, nie ſoll Prieſters Segen uns verbinden, wenn Günther nicht ſeinen Gegner, den ſchlechten Pfaffenkönig beſiegt und frei und mächtig ſitzt auf dem Throne der Könige des deutſchen Reichs."

„Amen! Amen! So helfe dir Gott! Die Heiligen haben deinen Schwur gehört!" rief das fromme Mädchen und drückte des Geliebten Hand.

„So iſt denn unſer Geſchick an das ſeinige gebunden, und ſein Glück wird das unſre ſein. Und das war unſre feierliche Verlobung, nun erſt bin ich wahrhaftig deine Braut. Die Sternlein ſchauen ſo zufrieden auf uns nieder; wer weiß, ob nicht deines Vaters ſeliger Geiſt darunter iſt, der deine frommen Worte gehört. So weih' ich dich mit dieſem bräutlichen Kuſſe zum Kämpfer meines theuern Vaters. Fällſt du im guten Kampf, ſo wird Gott dir gnädig ſein, und mein Herz fliegt dir nach in den lichten Himmel. Wappne dich mit Muth und Gebet. Der Feinde viel *ſtehen dir entgegen.* Dein eigner Oheim, Graf Heinrich von Hohenſtein zu Sondershauſen, iſt des Böhmen Freund und Kriegsmann — ach und er hat, was die Mutter mir im Geheimen vertraut, und wovon der Vater noch nichts zu wiſſen ſcheint, unſre Vettern Heinrich und Günther von Schwarzburg auf der Blankenburg und der Schwarzburg mit vielen Verſprechungen auf des Karls Seite gezogen und ſchon ſind beide nach Dresden geritten, wo der Böhmenkönig jetzt weilt."

„Das iſt ſchlimm!" ſagte der Page betrübt, „wenn die eignen Vettern und Magen des edeln Mannes Feinde werden. Doch das laß dich nicht kümmern; es ſchlagen ihm treue Herzen genug.

Mögen die Elenden die Stimme des Bluts verläugnen; hier ſchlägt das treueſte Herz und muthig genug, allen Feinden zu trotzen.“ —

Noch denſelben Abend führte die junge Eliſabeth den Geliebten zu ihrer Mutter, und der muthige Jüngling wiederholte dort zur Beruhigung der Gräfin ſeine heiligen Verſprechungen.

Schon am folgenden Tage ritten die Boten des Kurfürſten von Mainz und des Pfalzgrafen Ruprecht mit Wappnern und Herolden in Arnſtadt ein. Sie drommeteten gar luſtig und riefen es allem Volke zu, das in Maſſe zuſammenſtrömte auf dem großen ſchönen Markt, daß der Graf in guter Vorwahl zu Frankfurt ſchon gekürt ſei zum deutſchen König und zum ſechszehnten Januar die große Wahl aller Kurfürſten des heiligen römiſchen Reichs ausgeſchrieben ſei. Dann brachten ſie unter Halloh und Jubelgeſchrei des Volks dem Grafen die Wahl und Zuſagebriefe ihrer Herrn.

Als die Boten beim wohlbereiteten Mahle und kühlem Weine ſaßen, hatte Eliſabeth, die Tochter, nichts Eiligeres zu thun, als dem Schickſale ihrer Freundin, Jugendgeſpielin und Baſe Himmeltrude, der Müllerin, zu befragen, aber wie ſchmerzlich war ihr und der ganzen Familie Erſtaunen, als ſie erfuhren, daß Himmeltrudens junger Gemahl von Räubern erſchlagen worden ſei! Die dadurch erzeugte trübe Stimmung im Hauſe wurde bald durch die Ankunft eines neuen Gaſtes verdrängt, des mächtigſten und angeſehenſten, welcher ſeit lange in das Arnſtädter Schloß eingeritten war. Mit großem und prächtigem Gefolge, beſtehend aus ſeinem zahlreichen Hofſtaate, der Dienerſchaft und einem Haufen reiſiger Leute zog Markgraf Ludwig von Baiern, der Kurfürſt von Brandenburg, durch Arnſtadts Thore. Graf Günther eilte ihm entgegen, und wollte ihm vom Pferde helfen, aber der Markgraf verweigerte dies, ließ ſich von einem Hofjunker bedienen und ſprach, ſich tief verneigend: „Nicht alſo, mein Herr und König! Erlaubt vielmehr daß ich Euch dienend begrüße und freudig ausrufe: Heil Günther dem König von Deutſchland, meinem allerdurchlauchtigſten gnädigſten Herrn und Gebieter!“

„Ich dank' Euch, Herr Kurfürſt, für den guten Gruß. Möge er Euch und mir zum Segen werden. Denn wahrlich, nicht eiteln Vortheils wegen — Ihr wißt es ja — hab' ich mich endlich Euern Wünſchen gefügt und bin bereit die Krone anzunehmen, welche ſo vielen, ſelbſt Euerm Herrn Vater, eine Dornenkrone ward. Das Verlangen, den Wirrſalen in Deutſchland ein Ende zu machen,

4*

das Reich der Pfaffheit aus den Klauen zu reißen und Euch und Euerm Hauſe ferner zu dienen, wie ich zeither gethan, hat mich beſtimmt.“

„Den Baiernfürſten iſt Euer redlich Gemüth zur Genüge bekannt, die übrige Welt wird's bald zu Euerm Ruhme kennen lernen. Doch nun führt mich zu Eurer Hausfrau, damit ich auch ihr meine Ehrfurcht bezeige. Ihr wißt, ich bin gern in Geſellſchaft der Frauen.“

Auf der Treppe des Schloſſes ſtand die Gräfin Eliſabeth mit ihren Kindern, einfach, doch ſehr ſorgfältig gekleidet, wie immer, und empfing den hohen Gaſt mit züchtiger Verneigung.

Der Kurfürſt, ein wohlgebildeter in den Künſten der Minne gut bewanderter Mann, aus deſſen Augen eine ungemeine Lüſternheit und Begehrlichkeit leuchtete, und der, weil er in der Mark allen ſchönen Frauen und Mädchen nachſtellte, gehaßt, ja ſogar deshalb ſchon mehrmals in Lebensgefahr gerathen war, betrachtete ſich die beiden Eliſabethen mit ſchmunzelndem Kennerblick und rief dann entzückt: „So mir Gott und alle Heiligen helfen, ſchöne Frau Gräfin, die ich Euch in kurzer Friſt bald als meine Königin begrüßen werde, jetzt weiß ich erſt ganz die Opfer zu ſchätzen und ihre Größe zu ermeſſen, die Graf Günther dem Baieriſchen Hauſe gebracht, indem er unverdroſſen in unſre Fehden zog und oft viel Monden lang von Euch abweſend war! Wahrlich, ich wäre nicht im Stande meiner Dienſtpflicht ſo getreu und ohne Murren nachzukommen, wenn mein daheim ein ſo minniglich Weib harrte. Mein königlicher Freund, ich bewundere und beneide Euch; Ihr wißt ja, mir ward ſolch Glück nicht beſchieden; denn weſſen das Herz am meiſten bedürftig iſt, das erlangt es am wenigſten.“

„Der Himmel wird auch Euch Eheglück beſchieden haben, Herr Kurfürſt,“ ſagte die Gräfin. „Und jedem guten Menſchen iſt ſolches zu gönnen, da es das ſchönſte Glück auf Erden iſt.“

„Dann darf ich mich weder zu den guten Menſchen zählen, noch der Himmel mit allen Heiligen mir ſonderlich gewogen ſein; denn wahrlich mit meinem Eheglück iſt es ſchlecht beſtellt. Mein gutes Weib ſtarb mir, drauf freiete mir mein Vater eine Andre. Hat Euch Euer Gemahl nichts von der häßlichen Margaretha, der reichen Erbin von Tyrol erzählt, die die Welt ſpottweiſe wegen ihrer verunſtalteten Unterlippe nur die Maultaſche nennt? Nun ſeht, dieſe Anmuth iſt mein Eheſegen; ermeßt daraus ſelbſt, holde Gräfin, wie glücklich ich bin!“

„Nicht der Schönheit des Leibes bedarf es zum häuslichen Glück,“ bemerkte Eliſabeth, den Gaſt in die ihm beſtimmten Zimmer begleitend, „oft iſt in einer unſchimmern Schaale der ſüßeſte Kern.“

„Ihr würdet meinem Unhold gern den Kern erlaſſen,“ ſcherzte der Kurfürſt weiter, „es kann keinen bitterern geben. Mein Vater war ein edler König, aber er war allzu begierig auf Erwerb von Ländern und Macht, um das Anſehn ſeines Hauſes für ewige Zeiten feſt zu gründen. Er hatte beſchloſſen mich zum Herrn von Tyrol zu machen, an und für ſich ein löblicher Beſchluß, aber hilf Gott! mit welchen ſchlimmen Umſtänden war das verbunden, welche ſchlimme Händel hat es nach ſich gezogen! Glaubt mir, der jähe Tod des Kaiſers, die Wahl des böhmiſchen Karl gegen ihn, die Wuth des Papſtes und der Pfaffheit, unſre Kriege und Drangſale, ja ſelbſt die Wahl Eures Gemahls, ſchöne Frau, ſind die Folgen der Gewaltthat, welche mein Vater beging, mich, ohne mich zu fragen, mit der häßlichen Margaretha von Tyrol zu verheirathen.“

„Kann da die Wahl Günthers von ſeligen Folgen ſein, wenn ſie die Folge einer ſo unſeligen Handlung iſt?“

„Kümmert Euch deshalb nicht. Das himmliſche Regiment lenkt Alles ſo wunderbar zu der Menſchen Heil, daß das Böſe in ſeinen Folgen ſich dennoch zum Guten verkehrt, und fürwahr, Günther iſt der Mann, der den Sturm endlich beſchwören und zur Ruhe bringen wird, welchen mein Vater, der Kaiſer, erregt. Doch ich bin Euch die Erklärung meiner Behauptung ſchuldig, theure Gräfin, und ich klage ſchönen Frauen ſo gern mein Schickſal, um eine Thräne des Mitleids in ihren Augen glänzen zu ſehen. Margaretha, Erbin von Tyrol, war bereits mit Johann Heinrich, dem zweiten Sohne des Königs Johann von Böhmen, dem jüngern Bruder des Königs Karl vermält. Sie führte manche Klage gegen ihren Gemal vor dem Stuhle des Kaiſers, er hörte ſie willig an; man ſprach von Eheſcheidung; die Pfaffen zankten ſich, es gab viel Lärm darum. Viel andre Freier meldeten ſich, denn über dem ſchönen Tyrol überſahen ſie das häßliche Maul, mein Vater meldete ſich auch für mich. Aber ich war mit Margaretha im dritten Grade verwandt, und ohne päpſtlichen Dispens konnte ich nimmer ihr Gatte werden; der Papſt aber war meines Vaters Todtfeind. Der Biſchof Leupold von Freiſingen, des Kaiſers Freund, wollte Margarethen ſcheiden und mich dispenſiren, ohne des Papſtes Hülfe, aber auf einer Reiſe nach Tyrol fiel er vom Pferde und brach den Hals. Schon hoffte ich in hoher Freude, ich würde von der Maultaſche erlöst ſein, da fanden ſich zwei berühmte Gelehrte, Marſilius von Padua und Wilhelm Occam, die mit weitläufiger Beredſamkeit zeigten, der Kaiſer könne ſelbſt ſcheiden und dispenſiren. Und der Kaiſer that's. Tyrol wurde mein, mit dem ſchönen Tyrol die häßliche Grete. Die Luxemburger und ihr Freund der Papſt kamen furchtbar in Harniſch, Karl wurde gegen meinen Vater gewählt, Feindſchaft ſtand auf allen Seiten gegen uns auf mit bewaffneter Hand, mein Vater mußte Gift trinken, was ihm eine von dem Böhmen erkaufte Hand gemiſcht, ich hatte ein häßliches böſes Weib und bin bis dieſe Stunde des ſchönen Tyrols nicht froh geworden."

„So geht's, wenn man nach Reichthum freit!" ſagte die Gräfin ſchalkhaft. „Mein Günther hat nicht nach Mitgift und Erbe gefragt, dafür hat auch noch nicht ein Wölkchen den Himmel unſrer Zufriedenheit getrübt."

„Ja, fürwahr, Ihr könnt es glauben, Herr Kurfürſt," rief der neue König, heitern Geſichts, „ich bin ein ſehr glücklicher Ehemann, ein ſehr glücklicher Vater; des dank' ich Gott und allen Heiligen täglich und stündlich. Faſt mein' ich, es könnte keinen glücklichern geben. Seht, meine Elſe blüht ſo friſch, als wie ich ſie vor ſiebzehn Jahren von ihrem Vater, dem alten Diether von Hohenſtein kaufte, meine Kinder haben die Heiligen geſegnet, und der Heinrich wächst mir heran zu meiner Luſt und Freude."

„Ihr ſelig geprieſener Mann! Wenn Jemand würdig iſt, König zu ſein: Ihr ſeid's. Und kann ich mir eine edlere herrlichere Königin denken, als Eure Wirthin? Euer Heinrich wird einſt ein mächtiger Fürſt des Reichs werden, jede Eurer Töchter wird Euch einen Fürſten zum Eidam bringen, wie des Habsburgers Töchter."

„Ihr erinnert mich an einen trefflichen Mann. Den Rudolf von Habsburg will ich mir zum Muſter erwählen. Als er vor ſiebzig Jahren zum deutſchen König gewählt war, lag das Reich darnieder in arger Verwirrung, ſchlimmer als jetzt, er war ein armer Graf, wie ich. Und wie er hab' ich das Reich angenommen, ohne Erwartung irgend eines Vortheils, allein der Ruhe und des Friedens halber, den ich deutſchen Landen gönne; wie er bin ich voll guten Muths und vertraue auf Gott und alle Heiligen."

„Aber bedenkt das wohl, mein werther Ehewirth," erinnerte Eliſabeth, „er hatte die Pfaffen für ſich, Ihr habt ſie gegen Euch. Werdet Ihr die Schlange bezwingen, der hundert neue Köpfe wachſen, wenn Ihr ihr einen zertreten? Wer ſich noch mit ihr in den Kampf eingelaſſen, er iſt rettungslos umgekommen. Rudolf hatte keinen Gegner, Ihr habt den liſtigſten, den trügeriſchſten, den Pfaffenfreund zum mächtigen Gegenkönig. Wenn Ihr auf Euer gutes Schwert vertraut, ſo ficht er mit Bann und Interdict des Papſtes, ſeines Freundes und Erziehers, gewaltigere Waffen als Schwerter und Donnerbüchſen, und ſchier ſo unwiderſtehlich und unbeſiegbar, wie die Hand Gottes ſelbſt. O Günther, ich glaube, Ihr habt nicht wohl gethan, Euch ſolchen Feinden entgegen zu ſtellen! Ich fürchte, es iſt aus mit dem ſtillen Glück unſres Hauſes, Ihr greift nach der Krone des Reichs und die Krone unſrer ehelichen Zufriedenheit fällt Euch vom Haupte."

„Ängſtige dich nicht, liebes Weib," tröſtete Günther, „ich ſtehe hier in Gottes Hand, wie dort, und wenn es mein Schickſal ſein ſoll, das Leben zu verlieren in der Schlacht gegen die Widerſacher und Beſchützer des Unrechts, ſo werden die Heiligen auch für mich bitten an Gottes Thron.

Wie, Eliſabeth, ſoll dein Günther das Reich verkümmern ſehen und die Völker deutſcher Nation verſchmachten und umkommen unter den Geierkrallen des pfäffiſchen Ungethüms, der glatzköpfigen Faullenzer, die ſich fett ſaugen vom Blut und Mark der armen Leute? Ich habe mich nicht hinzugedrängt, ich habe nicht daran gedacht, zu ſolch hohem Poſten tüchtig zu ſein, ich habe mich geweigert, als ich dazu berufen wurde, aber Niemand iſt, der ſich des Vaterlandes annehme; da iſt ſeine Stimme mahnend an mich ergangen; ſoll ich es ſchreien laſſen aus tiefer Noth, da ich doch die Kraft fühle und den Muth, ihm zu helfen? Soll ich es von den Pfaffen und ihren Spießgeſellen hinſchlachten laſſen, wie der Geier die Taube würgt, aus elender Rückſicht für mein eignes Wohl, aus Furcht für meine Haut oder die Ruhe meines Hauſes? So kleinlich, ſo eigennützig kann meine Elſe nicht denken; ich kenne ihren hohen Sinn. Hat es der Himmel beſchloſſen, daß ich verlieren ſoll, was mir ſo lieb, ſo fahre hin, ſtilles Glück; du mußt der ſtrengen heiligen Pflicht weichen! Iſt unſre Sache gut und Gott und ſeinen Heiligen genehm, ſo werde ich ſiegen; will es Gott nicht, ſo werd' ich untergehen, als ein braver Mann in Erfüllung meiner Pflicht."

„Und Ihr werdet ſiegen, wackrer Günther!“ rief der Kurfürſt mit erkünſtelter Begeiſtrung, „und Euere edle Frau wird die Stunde ſegnen, wo ich Euch zuerſt zur Annahme der Krone aufforderte.“

„Ich ſegne ſie jetzt ſchon, wenn auch mit Thränen im Auge und Wehmuth in der Bruſt,“ ſagte die Gräfin mit wahrer Begeiſtrung. „Ja, Günther, du haſt dein Weib nicht verkannt. Mein Liebſtes will ich auf den Altar des Vaterlandes legen, dich, mein Gemahl. Ich habe dich heiß und innig geliebt; du warſt der Inbegriff all meines Glücks; doch das Vaterland fordert dich mit deiner ſchönen Kraft; ich glaube, daß es keinen beſſern Mann zu finden weiß, und ſo mag es dich denn hinnehmen. Zwar bricht mein Herz, denn mir ahnet, daß wenn du ſcheideſt, wir uns nicht wieder ſehen: der Gegner ſind zu viele, ſie ſind zu mächtig, der Kampf zu hart. Mag es brechen, ich will an das Kreuz des Erlöſers flüchten und die heilige Mutter anflehen, der auch das Herz brach, als ihr Liebſtes geopfert und zum König ernannt wurde, bekrönt mit einer prächtigen Dornenkrone: o Günther, auch deine Krone wird dornig ſein.“

„Nicht doch!“ rief der Brandenburger Kurfürſt, ſchier verdutzt. „Laßt Euch doch nicht von ſolchen Träumen erſchrecken, edle Frau! Die Fürſten des Wittelsbacher Stammes umſtehen Euern ritterlichen Herrn, wie eine ſtarke Mauer, und werden ihn mit ihren guten Schwertern vertheidigen in jeder Noth. Kein Haar ſoll ihm gekrümmt werden, es müßte denn erſt ein Baiernfürſt den Boden mit ſeinem Blute gedüngt haben. Wir laſſen nicht von ihm, die wir ihn gewählt, und ſollte unſer ganzes Haus untergehen. In unſrer Mitte iſt er ſicher vor jeder Gefahr. Da ſeht meine Vettern, die Pfalzgrafen Rudolf und Ruprecht, ſtarke Männer, mächtig und reich an Land und Leuten; und wenn ſie auch mit meinem Vater nicht immer einig waren, ſo werden ſie's deſtomehr mit unſerm Günther ſein, der ihnen nicht eigenſinnig begegnen wird, wie der Kaiſer oft that. Seht meine vier Brüder; ſie laſſen alle das Leben für Günther, den ſie lieben, wie einen Vater. Und ſoll ich von mir ſelbſt reden? Eher will ich zu Grunde gehen mit allem, was mein iſt, eh' ich meinen heuchleriſchen Todtfeind auf dem deutſchen Throne ſähe, und nicht meinen vielwerthen Günther. Wer ſolchen Beiſtand hat, ſolche Freunde und Bundesgenoſſen, wie Euer Gemahl, verehrte Frau, der hat den Sieg ſchon gewonnen, und wenn's gegen den Teufel ſelbſt ginge. Die Treue der Freunde macht jeden Bund erſt ſtark, und ſolche Freunde hat Karl nicht; ſo lang er ihnen Geld giebt, bleiben ſie bei ihm; weiter reicht ihre Lumpentreue nicht. Nicht der Papſt, nicht ſein Großohm, der Trier Erzbiſchof Balduin, nicht irgend Einer meinens ſo mit ihm, wie wir mit Günther. Wir haben unſern Freund gewählt, wir wollen ihn auf den Thron erheben, wir wollen ihn darauf erhalten mit feſter Treu, und eher alle ſterben, als ihn fallen laſſen. Das gelob' ich Euch zu Euerm Troſt, edle Frau; ſo wahr mir Gott helfe und alle Heiligen zeitlich und ewiglich. Amen."

„Verſprecht nicht zu viel, Herr Kurfürſt," verſetzte die Gräfin ſchmerzlich. „Wer zu viel verſpricht, hält oft das Kleinſte nicht. Ach, und Euere Worte vermögen mich doch nicht zu beruhigen. Es iſt mir, als könnte ich nicht daran glauben. Und eine böſe Ahnung frißt mir am Herzen. Gott ſtehe uns bei, daß wir's überwinden!"

Und vom heftigſten Schmerz ergriffen und überwältigt, verließ ſie den Saal; Günther ſah ihr lange und ſinnend nach. Der geleckte Markgraf ſchien ſich in einiger Verlegenheit zu befinden; der gute Fürſt war an ſolche Scenen nicht gewöhnt, und ſonſt leicht geneigt, dergleichen für Spiel und

Mummenſchanz zu halten; jetzt, da ihm der Ernſt des Lebens doch allzuſcharf und kühl aus Eliſabeths Worten anwehte, wußte er nicht, was er damit beginnen ſollte, und weil ihm eine ſolche Frau auf ſeinen leichtſinnigen Minnefahrten noch nicht vorgekommen war, ſo ſprach er mit einiger Rührung:

„Ein treffliches Weib, Eure Hauswirthin. Es thut mir um ihretwegen leid, daß die Sachen ſo gekommen ſind.“

„Der Schmerz erhebt ſie und läutert ihr großes Herz,“ verſetzte Günther, „daß ferner auch nicht der kleinſte Theil von Erde daran hängen bleiben wird. Ja, glaubt, Markgraf, ein edles Frauenherz iſt das Koſtbarſte, was Gott geſchaffen, es iſt die feinſte Blüthe der Welt. Wie eine Ceder auf dem Libanon ſaugt es aus dem Boden, dem gemeinen Niederſchlag des Lebens, nur edle Säfte; Alles, was hinein ſtrömt, veredelt ſich, ſelbſt das Gemeinſte, Unreinſte, und nun ſtrebt es, wie jener Baum, zart und doch kräftig, von feiner Bildung und doch mit Würde, dem Himmel entgegen und trinkt mit grünem Wipfel bald den Thau ſeiner Wolken. So hoch gelangt kein Männerherz, ſo nah kommen wir dem Himmel und ſeinen Sternen nicht.“

Der Kurfürſt verſtand davon nicht viel, um aber doch etwas zu ſagen, ließ er ſich alſo vernehmen: „Ihr habt Recht, ſehr edler Graf, und in Euerm Hauſe muß eine gute Fee den Frauen das Herz regieren; denn Euere Mutter, Gott tröſte ſie! war auch eine gar treffliche Hausfrau. Ich erinnere mich Ihrer gar gut, von jener Zeit, als ich mit dem Kaiſer, meinem Vater, auf Eueres Vaters ſtolzer Burg, der Blankenburg, Einkehr nahm. Das ſind nun drei und zwanzig Jahre her; ja, ja — ſo lang iſt's; denn zwei Jahre vorher brachte Euch Euer Vater, Graf Heinrich der Zwölfte, gottſeligen Andenkens, nach Frankfurt an den kaiſerlichen Hof. Es iſt mir noch, wie heute, Ihr ward ein bildſchönes, junges Blut, ich habe nie einen ſchönern Edelknaben geſehn, ſchämig und ſchüchtern, wie ein Mädchen, aber der Muth blitzte Euch ſchon aus den Augen. Es gab einen Aufſtand unter den Hoffräulein und adligen Damen, alle Augen, alle Herzen flogen Euch zu, Ihr ward ein wahrer Minneknab am Hof, aber unter allen that Euch's doch nur Eine an, die ſchöne Gräfin Barbara von Virneburg, die Schweſter unſres wackern Kurfürſten und Erzbiſchofs von Mainz."

„O Gott!" ſeufzte Günther, „woran erinnert Ihr mich! Barbara war meine erſte Liebe, ach, und mit welcher Glut, mit welcher heiligen Leidenſchaft liebte ich ſie, obgleich damals noch viel zu ſchüchtern, es ihr zu geſtehen! Es war eine ſchöne Zeit, der holdeſte Traum meines Lebens, ein ſeliger Rauſch, ein Wonnetaumel, wie ihn nur der ſchäumende Becher des erſten ſüß duftenden, ſüß ſchmeckenden Minneweins erzeugt. Ich habe ihrem böſen Schickſal manche Thräne gezollt, ſeht und noch jetzt wird das Auge des Mannes feucht.“

„Der wilde rauhe Graf Veldenz gewann ſie und raubte dem guten Kinde den Schleier der Unſchuld; ich weiß es wohl. Der arge Geſell war mir damals ſchon unausſtehlich, obgleich ich erſt ſiebzehn Jahre alt war. Aber ſo jung auch, die Barbara gefiel mir doch; ich verſtand mich ſchon auf weibliche Schönheit. Man hat wohl niemals erfahren, was aus ihr geworden, als ſie ihr Bruder verſtieß?“

„Mindeſtens iſt zu mir keine Kunde gekommen, obwohl ich mehrmals mich nach ihr befragt, ſelbſt bei ihrem Bruder. Sie iſt verſchwunden, die Unglückliche, und wird wohl ein frühes Grab gefunden haben. Sie hätte ein beſſres Loos verdient.“

„Ruhe ſie in Frieden! doch ich wollte ja von Euerm wackern Mütterlein ſprechen und von meinem Aufenthalt auf der Blankenburg. Euer Vater hielt uns wohl an drei Wochen; ich ſah Eure Schweſter nicht ungern. Ach! noch oft denk' ich an die frohe Zeit, die ich auf der ſchönen Burg zubrachte. Die Saale ſchlängelte ſich, wie ein Silberband vor dem Blick im ſchönen Thale, das freundliche Saalfeld lag vor uns und die geſegneten Dörfer alle. Das Landvolk zog tauſendweiſe heran, ſeinen Kaiſer zu ſehn und zu begrüßen und die ſchönen Thüringer Mädchen ließen ſich nach Herzensluſt von mir liebkoſen.“

„Ja, ja, Ihr hattet es damals ſchon weit gebracht in der fröhlichen Kunſt der Minne, und die Thüringer würden ſich nicht ſo wundern, wie die Märker, daß Ihr's zu ſolcher Vollkommenheit gebracht, wenn Ihr Landgraf von Thüringen geworden wärt, ſtatt Markgraf von Brandenburg.“

„Nichts aber iſt mir getreuer im Gedächtniß geblieben, als Euer Lehrer, der alte Arzt, Meiſter Frowinus. Ein ſeltamer Kauz, voll Weisheit und Aberglauben, voll Geſchicklichkeit und Unſinn. Mir hat er damals den Tod in meinen jungen Jahren prophezeit, aber ſeht, ich zähle ſchon zwei und vierzig und bin noch wohl behalten.“

„Es war ein ſeltſamer Mann,“ verſetzte der Graf ſinnend. „Eure Angabe weckt auch mir eine

Erinnrung in der Seele. Auch mir hat er einſt wahrgeſagt, ich würde der Vornehmſte werden aus dem Hauſe der Schwarzburger, aber früh ſterben durch ſchändlichen Verrath meiner Freunde und ſchlechte Heimtücke meiner Feinde.“

Der Markgraf ſtarrte einen Augenblick vor ſich hin; Günthers Auge hing trübe an der winterlichen Gegend. Da rief jener: „Laßt den alten Thoren ruhig ſchlummern, uns aber einen Becher Würzwein leeren, ſo gut ihn Eure Hausfrau bereiten kann, und ich bin überzeugt, ſie kann es vortrefflich.“

Schon ſtanden die Edelknaben und Knappen mit den blinkenden Silbergefäßen voll des gewürzten Weins, und der Kurfürſt und Graf traten, nach genoſſenem Trank, in den Kreis ihrer Ritter und Getreuen, und der edeln Boten, die von Frankfurt gekommen waren.

Nur wenige Tage verharrte Kurfürſt Ludwig in Arnſtadt; er trieb zum Aufbruch; denn der ſechszehnte Januar war zum Tag der großen Königskur feſtgeſetzt, auf welchen Heinrich von Mainz alle ſieben Kurfürſten gen Frankfurt beſchieden hatte, und Günther ſollte an dieſem Tage — ſo war es Ludwigs Wunſch — ſeinen Einzug in Frankfurt halten.

Man rüſtete ſich zum Aufbruch. Das Leben in dem Städtlein wurde immer lauter und bewegter; faſt vermochte es die zuſtrömenden Menſchen nicht mehr zu faſſen; der Winter glich einem Freudenfeſte.

„Es ſchmerzt mich,“ redete der Markgraf zur Gräfin Eliſabeth, „daß ich Euch den Gemahl entführen muß; aber die Nothwendigkeit gebietet und das Ziel iſt ſchön. Bald hoff' ich Euch als Königin in Frankfurts Thoren einreiten zu ſehen, umgeben von der blühenden Pracht Eurer Kinder. Dann machen wir zuſammen im Triumphzug in einem Schiffe die Fahrt nach Aachen zur Krönung.“

„So es Gott gefällt,“ verſetzte die Gräfin in Demuth. Und als die Scheideſtunde kam, lag ſie weinend an des Gatten Bruſt und wünſchte Gottes Heil und Segen auf ſein theures Haupt. Dann mahnte ſie ihn beſorgt, der armen Wittwe Himmeltrude nicht zu vergeſſen und ſich ihrer Verlaſſenheit beſtens anzunehmen. Dieſelbe Mahnung erging von der Tochter Eliſabeth an den jungen Grafen Heinrich von Hohenſtein, auch auf ihre jungfräuliche Wange glühte ein Kuß. Eine Thräne zitterte an Günthers dunkler Wimper, als er über die Brücke des Schloſſes ritt. Der große reiſige Zug ſetzte ſich in Bewegung; weiße Tücher wehten ihm nach. Stille des Grabes kehrte in das Schloß ein und die Gräfin wehrte ferner nicht ihren ahnungsvollen Thränenſtrömen.

## Viertes Kapitel.

Der Lärm der neuen Königswahl hatte in Frankfurt die Furcht vor der Peſt einige Zeit verdrängt. Die Gerüchte von ihrem Wüthen und Fortſchreiten fand nicht mehr ſo willige Ohren, als kurz vorher; die vor der Thüre ſtehende Zeit mit ihrer glänzenden Kur und dem tapfern Günther von Schwarzburg als neuen König, war das tägliche Geſpräch, und nur dann und wann ſchlug ein Ton des Schreckens in die Töne der Freude, wie man wohl in das luſtige Hochzeitgeläute je zuweilen einen dumpfen Ton der Todtenglocke hinein zittern vernimmt.

Am ſechszehnten Januar, als an dem vom Kurfürſten von Mainz zur großen und förmlichen Wahl ausgeſchriebnen Tage, hatte ſich Graf Günther von Schwarzburg vor Frankfurt eingefunden, und lagerte ſich mit ſeinem Heere, welches ſich unterwegs noch anſehnlich verſtärkt hatte, auf den

Wahlfeldern vor der Stadt. Dieſe dehnten ſich zwiſchen dem Allerheiligen- und Bornheimer-Thore aus, und ein Theil von ihnen wurde ſchon damals das Klapperfeld genannt. Trotz der ſtarken Winterkälte wurde in der Nähe der Dörfer Vilbel und Bornheim, ein Lager aufgeſchlagen, und das müſſige Volk strömte von allen Seiten zu, um unter dem tapfern ritterlichen Günther zu dienen. In der ganzen Wetterau erſchallte ſein Ruhm von Mund zu Mund; ſein Name war hochgefeiert. An demſelben Tage hatten ſich auch die vier Kurfürſten Mainz, Pfalz, Brandenburg und Sachſen dort eingefunden. Die Thore der Stadt waren alle verſchloſſen und wohl verwahrt, einem alten Rechte zu Folge, welches die Stadt genoß, ſich bei einer Königswahl vor jedem Überfalle zu bewahren. Vor jedem Hauſe mußte auf Befehl des Schultheißen eine Laterne hängen und die ganze Nacht hindurch ein Licht darin brennen. Schaarwachen durchzogen die Straßen; Alles war in geſpannter Aufregung. Die Kurfürſten und Fürſten hatten ſich kümmerlich in den umherliegenden Dörfern einquartirt; Graf Günther lag in Vilbel. In einem Hauſe in Bornheim kamen ſie zuſammen. Hier erklärte Günther mit ſeiner gewohnten Geradheit und rechtlicher Vorſicht, mit welcher er ſchon in Dresden die unerläßliche Bedingung gemacht, er werde das Reich nur annehmen, wenn die Kurfürſten ihn ohne allen Vortheil und allein um Gottes willen wählen würden, auch jetzt, er werde die Wahl für ungültig halten, bevor nicht alle benachbarten Fürſten und Herrn und Städte auf den Wahlfeldern zuſammenkämen, und Angeſichts Gottes eidlich erklärten: das römiſche Reich ſei erledigt, der böhmiſche König von Pfaffen und nicht zu Frankfurt gewählt, kein rechter König des heiligen römiſchen Reichs, die gegenwärtigen vier Kurfürſten ſeien im vollkommnen Beſitze des Wahlrechts und die Stimmen der auf Heinrich von Virneburgs Einladung nicht erſchienenen ungültig.

Dieſes von kluger Vorſicht eingegebne Begehren verzögerte die Wahl noch um volle zwei Wochen, während welcher das Heer in ſeinen Zelten fror. Der Kurfürſt von Mainz ſandte ſeine Boten an alle benachbarten Fürſten, Grafen, Herrn und Städte aus, um ſie zur Wahl einzuladen, und die verlangte Erklärung von ihnen zu erbitten. Täglich ſtrömten von denſelben mit ihrer reiſigen Begleitung hinzu, alle Dörfer in der nördlichen Umgegend der Stadt waren überfüllt, das ganze Feld, vorzüglich in der

Nacht, wo man die mächtigen Feuer, woran ſich das Volk wärmte, weit hin leuchten ſah, glich einem großen Kriegsfelde; es war nicht anders, als ſolle Frankfurt nächſtens belagert werden.

Am acht und zwanzigſten Januar gaben die verſammelten Fürſten und Herrn, ſo wie die Abgeordneten der wetterauiſchen Städte, vom Kurfürſten von Mainz aufgefordert, die feierliche Erklärung: daß das Reich erledigt, Karl von Böhmen kein rechter deutſcher König und bei den vier verſammelten Kurfürſten das volle Wahlrecht ſei; und ſie beſchwuren dies durch eine ihnen vom Erzbiſchof Heinrich von Virneburg vorgeleſene Eidesformel. Hierauf wurde von dem genannten Kurfürſten der große Wahltag auf den dreißigſten Januar feſtgeſetzt.

Der mainzer Kurfürſt hatte nach dieſer Feierlichkeit die übrigen Fürſten zu einem warmen Würzwein eingeladen, um die im Freien erſtarrten Glieder zu erwärmen. Graf Günther hielt ſich aber nicht lange in der Geſellſchaft auf; ſein väterlicher Sinn führte ihn ins Lager, und vom Grafen von Henneberg, ſeinem Vetter, vom Ritter Konrad von Trimberg, ſeinem Waffengenoſſen in Kaiſer Ludwigs Heer und tapfern Kämpen, hochgeſchätzt vom Kaiſer Ludwig, nebſt andern thüringiſchen Rittern und ſeinem Edelknecht Heinrich begleitet, trat er in jedes Zelt und ließ Wein und Fleiſch unter die erfrornen Leute austheilen; überall begleitete ihn ein jubelnder Beifallsruf. Schon dämmerte es, als er ſich mit ſeiner Umgebung auf die Pferde warf, und nach Vilbel ſprengte, um dort Befehle zu geben, wegen ſeines Einzugs, den er gleich nach erfolgter Wahl in die Stadt halten wollte.

Der Graf ging rüſtig an die Arbeit, ſchon waren einige Stunden verflogen und die Winternacht hing ihre dichten Nebelſchleier über die Erde, als Heinrich von Hohenſtein hereintrat, und anſagte, es ſtehe ein alter Predigermönch draußen und begehre allein mit dem Grafen zu ſprechen; es ſei eine Sache von hoher Wichtigkeit, über die er zu verhandeln habe, deshalb möge ihm der Graf eine Viertelſtunde Gehör nicht verweigern, um die er im Namen der heiligen Jungfrau bitte. Günther ließ die um ihn verſammelten Freunde ins Nebengemach treten, und befahl dem Pagen, den Dominikaner herein zu führen. Kaum hatte er ſeinen Gruß angeſagt, als es Günthern aus dieſer Stimme wie Erinnerungen an längſt vergangne Zeiten anwehete, doch vergebens ſuchte er, ſich dieſelben klar zu machen, ſondern ſprach gütig und mild, wie es ſein Weſen mit ſich brachte: „Was habt Ihr mir zu ſagen, mein Vater?“

„Ich bin der Friedensbote eines mächtigen Mannes, dem Ihr groß Unrecht und Unbild zu thun im Begriff ſteht.“

„Das heißt mit klaren Worten: vom Könige Karl von Böhmen. Euer Kleid hätte mir ſchon daſſelbe ſagen können; denn Euer Orden war ja dem Papſte gar gehorſam, als er den Kaiſer in Bann that, des Regiments für verluſtig, das Reich erledigt erklärte, und ſeinen lieben Schüler Karl von Luxemburg wählen ließ.“

„Der Papſt iſt unſer Herr, wie der Eure, Herr Graf, und Ihr würdet wohl thun, ſich ſeinen Befehlen nicht mit ſo blindem Trotze zu widerſetzen.“

„Es hängt Alles vom Glauben ab,“ entgegnete Günther lächelnd. „Ich lebe nun des Glaubens, daß der Papſt in weltliche Dinge nichts zu reden hat, ſo wenig, wie der Kaiſer in geiſtliche, und ſo — ſeht Ihr ſchon — werd' ich ein guter Nachfolger des Kaiſers Ludwig werden.“

„Wozu treibt Ihr das Gaukelſpiel; es iſt eitel Müh und vergebliche Arbeit. Das Reich iſt nicht ledig; König Karl iſt gewählt und gekrönt, auſſer den Baiern erkennen ihn faſt alle Fürſten und Herrn des Reichs als ihr rechtes Oberhaupt. Seht Euch um in deutſchen Landen vom Rheine bis nach Polen, hier den mächtigen Herzog von Limburg, Brabant und Lothringen, den Markgrafen von Jülich, den Grafen von Valkenberg, die reichen Rheinſtädte, die Biſchöfe, dort die Herzöge von Sachſen und Schleſien, den Markgrafen von Meißen und Landgrafen von Thüringen, ja, Eure eignen Vettern, die Grafen von Hohenſtein und Schwarzburg, in Euerm Thüringen die Städte Erfurt, Mühlhauſen, Eiſenach, und überall wohin Ihr blickt, die mächtigſten Grafen, die reichſten Barone, die tapferſten Ritter und Herrn nebſt den Städten, ſie ſind alle dem Könige Karl ergeben, ſie erkennen ihn alle für des Reichs ächtes Oberhaupt, ſie leiſten ihm den Eid der Huldigung, des Gehorſams, der ſchuldigen Treue, ſie nehmen ihre Fürſtenthümer, Grafſchaften und Beſitzungen von ihm zu Lehen. Seht Ihr denn nicht, daß es Tollkühnheit iſt, ſich einem ſo mächtigen Könige entgegen zu ſtellen, der ohnedies Herr des großen Böhmerlandes und der reichen Grafſchaft Luremburg iſt, Ihr, ein armer Graf, der nichts hat, als die zweideutige, unſichre Freundſchaft der Baiernfürſten? Traut nur dieſen Wittelsbachern, die haben ſchon Kaiſer gemordet, die ihre beſten Freunde waren, die ſind ſchon gegeneinander geſtanden, Bruder gegen Bruder, Vetter gegen Vetter. Denkt nur an den blutigen Streit des Kaiſer Ludwigs und ſeiner Brüder, und es muß Euch klar werden, welchem falſchen verrätheriſchen Geſchlechte Ihr vertraut. Sie brauchen Euch zu ihren Zwekken, weiter iſt's nichts, und wenn Ihr ſie für wahre Freunde haltet, ſo muß ich Euch bedauern."

Der Graf war aufgeſtanden und mit ſichtbarer Unruhe im Zimmer auf- und abgegangen. „Und was ſoll's mit der langen Rede?" fragte er endlich, den Mönch ſcharf betrachtend.

„Euch die Unmöglichkeit wollt' ich zeigen, daß Ihr nie Kaiſer werdet. Was hilft es Euch, daß der Kurfürſt von Brandenburg im Beſitz der Reichskleinodien iſt? Die Krone und das Schwert Karls des Großen machen aus Euch noch keinen Kaiſer. Der Papſt, faſt die ganze Pfaffheit, Frankreich, die meiſten Fürſten, ja Gott ſelbſt iſt gegen Euch, denn er ſchickt Euch die furchtbare Peſt entgegen. Alſo laßt ab von Euerm thörichten Beginnen, unterlaßt den Mummenſchanz, den Ihr übermorgen vornehmen wollt, laßt das Reich in Ruh und Frieden, erſpart ihm das Blut, das Ihr unnütz vergießen würdet und welches auf

Rechnung Eurer Seele geſchrieben, einſt gegen Euch als ſchlimmer Ankläger auftreten würde vor Gottes Richterſtuhl, laßt den edeln König Karl ungeſtört im Beſitze des Reichs, aus welchem Ihr ihn zu verdrängen viel zu ſchwach ſeid, und kehrt mit dem, was Euch Karls Güte für Euern Rücktritt bietet, nämlich die große Summe von zwei tauſend Mark löthigen Silbers, in den Schooß Eurer Familie zurück. Ihr ſollt ein gar minnigliches Eheweib und holde Kinder haben, macht ſie nicht unglücklich durch Beharrung auf Euerm Vorſatz, beglückt ſie durch den Reichthum, womit der König Euch überſchüttet, und ſeid ſelbſt glücklich, wie Ihr das Reich glücklich macht durch Entſagung einer Krone, die Euch doch nimmer werden wird in Ruh und Frieden."

„Ihr habt kühn geſprochen und mit lockenden gleisneriſchen Worten, doch ich haſſe die Kühnheit nicht und die Gleisnerei darf mich an Euch nicht verwundern; ſie war ſtets Karls Sache und die ſeiner Freunde, der Pfaffen und ihres Oberhaupts. Auch zweifle ich nicht, daß die gebotnen zweitauſend Mark viel Andre bekehrt haben würden. Nicht ſo den Günther von Schwarzburg, der nie in ſeinem Leben etwas Gutes oder eine Sünde that um ſeines Vortheils, ſeines Nutzens, ſeines

Genuſſes willen. König Karl kann mich nur nach ſich beurtheilen; deshalb verzeih ich ihm die Niederträchtigkeit, mich mit Geld erkaufen zu wollen. Er finde den Erſten an mir, der nicht iſt, wie Er, ſeinen ſchmeichleriſchen Verſprechungen ernſte kalte Ruhe entgegenſetzt, ſein Geld ausſchlägt und ſagt: Hat König Karl von Böhmen die Überzeugung und den feſten Glauben in Hoffnung auf Gottes und aller Heiligen Beiſtand, daß ſeine Sache gut und gerecht, daß er das Reich dem Papſte nicht in die Hand geben will, wie er dieſem doch geſchworen, daß er Ordnung und Recht ſchaffen will, Ruhe und Frieden im Reiche, hat er dieſen Glauben, dieſe Überzeugung, wie ſie der Graf Günther von Schwarzburg von ſeiner Sache hat, ſo mag er ſich mir ſtellen in offner Feldſchlacht, oder im ehrlichen Zweikampf. Zwiſchen ihm und mir kann nur das Schwert entſcheiden; denn ich verachte ihn als einen Reichsverderber, einen Pfaffenknecht, der dem Papſt bei ſeiner Pfaffenwahl vor drei Jahren geſchworen, was kein redlicher Mann halten kann, ohne Schande und Fluch der Mit- und Nachwelt auf ſich zu laden.“

„Weil Ihr denn ſo vielen Werth auf den Eid legt, welchen König Karl dem Papſte vor drei Jahren geſchworen,“ fuhr der Dominikaner noch geſchmeidiger fort, „ſo kann ich Euch verſichern, es iſt dem König noch nie in den Sinn gekommen, nur einen Punkt davon zu halten. Er hat damals nichts gethan, als ſich in die Nothwendigkeit gefügt. Ein gezwungner Eid, thut Gott leid, und er hat dafür bereits von mir Abſolution erhalten.“

„Ha! und Ihr wagt es, Euch mir mit frecher Stirne gegenüber zu ſtellen?“ brauste Günther im edeln Unwillen auf, „Karl wagt es, mir Anerbietungen zu machen, der Meineidige an ſeinem beſten Freunde? Ihr ſchmäht die Baieriſchen Fürſten und abſolvirt von der Sünde des Meineids? Geht, geht! ich mag im Guten nichts mit Karl und ſeinen Kreaturen zu ſchaffen haben. Ich fühle Kraft in mir für Recht und Wahrheit einer Welt voll Lüge trotz zu bieten. Geht und ſagt ihm: Zwiſchen Günther und Karl unterhandle ferner nur das Schwert.“

Der Mönch biß ſich in die Lippen und warf die ſchwarzen ſtechenden Augen tückiſch unter den großen buſchigen Brauen hervor und ſagte mit nachhaltigem Tone: „Beſinnt Euch eines beſſern Beſcheids, Herr Graf, und laßt mich nicht mit

Stadtmauer hin bis in die Gegend der Judenbäder; dort machte er ſich hart am Ufer des Fluſſes durch ein Pfeifen bemerkbar, es erfolgte Antwort, ein Kahn ruderte heran, und über das am Ufer eine Strecke in den Strom hinein angeſetzte Eis wandelte der Mönch, ſprang in das Fahrzeug, ergriff ein Ruder und trieb es ſtromabwärts der Brücke zu.

„Ich will doch ſein krumm, wie die alte Schlange,“ ſagte der darin ſitzende Mann mit dem Tone des Vorwurfs, „wenn Ihr nicht ſeid eine ganze Stunde länger geblieben, als Ihr verſprochen, Herr.“

„Ich bin bald geworden ſelber zu Eis, und hab’ gebetet das groſe Gebet wohl ſechs Mal,“ ſagte eine weibliche Stimme und rüttelte ſich aus ihrem Mantel auf.

„Wenn ich nicht hätte widerſtanden der Stimme meines Weibes,“ fuhr der Jude zu plappern fort, „ſo hättet Ihr uns nimmer gefunden, und ich ſäße ſchon daheim beim Ofen und läſe im Geſetz.“

„Bin ich doch auch noch nie geweſen im Monat Schebat ſo lang im Freien bei ſolcher Kälte und gar auf dem Waſſer,“ fuhr die Frau entſchuldigend fort.

„Tröſte dich, Storch,“ ſagte der Mönch,

„der Handel mit dem jungen Erzbiſchof von Mainz, dem Grafen Gerlach von Naſſau, bringt dir genug ein, und dein Warten, Frau, ſoll dir beſonders vergütet werden.“

Die Ausſicht auf Gewinn vertrieb ſelbſt das ſchmerzliche Gefühl des Froſtes aus den Gliedern des Judenpaars; das Schiffchen war ſchnell am Ziele und legte dicht unter der Brücke an. Der Kahn wurde angebunden, der Mönch verhüllte ſich noch ſorgfältiger, dann ſtiegen alle drei einige ſteinerne Stufen hinauf, bis an ein Pförtchen, das Fiſcherpförtchen genannt, und der Jude pochte mit dem daran befindlichen Hammer. Er mußte die Schläge noch zu verſchiednen Malen wiederholen eh' der Pförtner fluchend und ſcheltend, mit den Schlüſſeln raſſelnd herankam und mit rauher Stimme rief: „Wer iſt's, der Einlaß begehrt? Es iſt verboten von Seiten des Schultheißen, ein Thor oder Thürlein der Stadt zu öffnen.“ An der lallenden Zunge hörte man, daß der Mann der Weinkanne fleißig zugeſprochen hatte.

„Es iſt Hajom Ben Bechai, der Jud zum Storch, und Lea, ſeine Frau, und deren Bruder, Sebulon von Worms, die wir gefahren ſind in's Bad, als geſchieden der Tag und die Nacht iſt gekommen,“ verſetzte der Jude mit geſchmeidiger

Zunge und demüthigem Tone. „Weil ich denn komme ein wenig ſpät, ſo will ich gern löſen zwiefachen Eingang,“ und zur Verſtärkung ſeiner Worte klapperte er mit dem Gelde.

Die Thüre knarrte in den Angeln, die Laterne der Pförtners leuchtete ihnen ins Geſicht. „Ich will doch zwiſchen ein Paar Hunden hängen, wenn das nicht faule Fiſche ſind!“ ſagte der Pförtner. „Seid Ihr doch über drei Stunden ſchon hinaus; Ihr wärt ja im Waſſer zu Holz gefroren. Dahinter ſteckt etwas anders. Und der alte Kauz da, ſieht mir auch eben nicht aus, wie ein Wormſer Jude. Zeig her, alter Gauner, was hüllſt und wickelſt du dich ſo in den Lacken. Hoho! Da guckt ja ein weißer Mönchskittel hervor, wie wir ſie aus Frankfurt mit Steinen gejagt haben.“

„So laßt doch gehen meinen Schwager,“ bat der Jude zähneklappernd vor Furcht und Kälte, „und nehmt drei Turnos, ſtatt der zwei Groſchen.“

„Nichts da!“ grölte der Pförtner, und erhob ſeine Simme zum lauten Ruf: „Bruder Eitel! Gevatter Eitel Blum! Da giebt's etwas für deinen Witzkopf. Ich habe einen guten Fang gethan.“ Und augenblicklich kam der luſtige Thorwart des Allerheiligenthores, der beim Verſchluß deſſelben jetzt ziemlich müßig war, ebenfalls etwas benebelt, aus der nahen Thür des Pförtners geſtolpert und ſagte: „Fängt man im Winter auch fette Vögel? Zeig her, Brüderlein, was haben ſie für Federn?“

„Ein Plattenmönch!“ jubelte der Pförtner, „mit dem will ich auf den Vogelhandel gehen, den wird mir der Schultheiß ſchon gut bezahlen, und dieſe beiden Elſtern nehm' ich auch mit, ſind unter dieſen Umſtänden ſchon auch was werth.“

„Ich will Euch doch zahlen drei Sonnenkronen, lieber Freund Peter Wacker,“ lamentirte der Jude und das Weib hing ſich heulend an den Arm des Pförtners.

„Wir ſind ja doch nichts weiter, als ehrliche Jüden, Ihr kennt uns doch viele Jahre, und auch unſern Bruder aus Worms.“

Der Thorwart Eitel Blum hatte unterdeſſen dem Mönche ins Geſicht geleuchtet und ſeiner lauten Fröhlichkeit plötzlich Einhalt gethan. Der Dominikaner flüſterte ihm nur ein Paar Worte zu, und augenblicklich rief Eitel, den Mönch fortſchiebend: „Bruder Peter, du verſtehſt dich ſo ſchlecht auf den Vogelfang, wie ich auf das Haarſchuhflechten. Bleib bei deinem Leiſten! Ich werde ja das verdammte Judenvolk kennen. Freilich iſt das der Wormſer Sebulon und was du für einen Pfaffenrock angeſehn, war das vertrackte Judenkleid. Komm, Bruder Gevattersmann, der Wein iſt dir zu Kopf geſtiegen.“

„Da hätt' ich ein Mal faſt wieder einen dummen Streich gemacht, wenn du nicht gerade bei mir geweſen wärſt!“ ſagte der Pförtner froh. „Aber her mit den drei Sonnenthalern, Jud, die du verſprochen haſt, denn du kannſt frei paſſiren!“

„Ich brauchte doch nichts zu zahlen, als den Einlaß,“ ſagte Hajom.

„Her mit den drei Sonnenkronen!“ lärmte Eitel, „oder —!“

Der Jud zog den Beutel und zahlte, noch immer zitternd.

„Das giebt einen köſtlichen Wein!“ jubelte Eitel, „und Eulchen kann warten mit ihrem Zeterbalg. Der Fang war doch gut, Peter!“ und beide verſchwanden ſingend in der engen Thüre, während Hajom und Lea Gott dankend, daß ſie ſo davon gekommen waren, ihr Haus erreichten.

Der Mönch war ihnen, trotz ſeines Alters, flüchtigen Fußes vorausgeeilt, aber nicht das Haus zum Storch war ſein Ziel, ſondern das des Ritters Ulrich von Hanau, in welches er bald keuchend trat. Ein Diener führte ihn in das Hinterhaus und öffnete vorſichtig mit eienm Schlüſſel eine Thüre, die auf den Gang führte. Am Ende dieſes Ganges trat der Mönch in ein halberleuchtetes und mit adligen Männern ziemlich angefülltes Zimmer. Alle eilten auf ihn zu, begrüßten ihn, drängten um ihn herum; Fragen kreuzten ſich und als er gewinkt, horchten alle mit geſpannter Aufmerkſamkeit den Worten, die aus ſeinem Munde kamen.

„Wie ich Euch erſt geſagt, Ihr edeln Herrn," begann der Dominikaner zu ſprechen, „ſo iſt es mir mit dem Schwarzburger ergangen. Ich kannte ja das ſtolze und unbeugſame Gemüth dieſes Grafen noch von ſonſt her. König Karl hätte ſich dieſe Demüthigung erſparen können. Ich bin ſchnöde abgewieſen, mit Hohn und Spott abgewieſen und habe für den König eine übermüthige Antwort."

„Ich hätte es auch vorausſagen wollen," fügte Ulrich hinzu, „aber es war unſre Schuldigkeit, den Befehlen des Königs Karl nachzukommen. Sein edles Herz will kein ſanftes Mittel unverſucht laſſen, und er hat ausdrücklich deshalb von Dresden an ſeinen Großohm, den Kurfürſten Balduin geſchrieben, und da dieſer ebenfals wünſchte, wir möchten den Schwarzburger durch Geld zu gewinnen ſuchen, ſo haben wir uns nichts vorzuwerfen.“

„Dann müſſen wir auf ein andres Mittel denken, Günthers Erhebung zu hintertreiben,“ redete der Schöffe Hamann von Holzhauſen. „Ein großer Theil der Bürger hängt uns an, im Rathe ſitzen Freunde von unſrer Sache. Mögen die Baiern und ihr verſoffner abgeſetzter Mainzer Kurfürſt immerhin drängen vor unſern Thoren, den armen albernen Schwarzburger wählen: wir laſſen ihn nicht in die Stadt.“

„Aber mit welchem Rechte können wir ihm den Eingang wehren?“ fragte ein wohlweiſes Rathsmitglied.

„Ein Vorwand, ein altes verſchimmeltes Recht wird ſich ſchon in unſern Rüſtkammern auf dem Rathhauſe finden. Wir holen es hervor, putzen es ab und halten's ihnen als Schild und Wehr entgegen. Wißt Ihr nicht etwas der Art aus dem Kopfe, Schöff zum Jungen, Ihr ſeid ja in Heidelberg Doctor der Rechte geworden und habt in Padua ſtudirt, ſeid auch ſonſt eine lebendige Bibliothek aller römiſchen und deutſchen Rechte und kennt die Verfaſſung unſrer Stadt, wie ich das Credo.“

„Es iſt allerdings ein altes Herkommen,“ verſetzte der gelehrte Doctor, „daß bei ſtreitigen Wahlen zweier Könige wir Frankfurter keinem den Eingang zu gewähren brauchen, er habe denn ſechs Wochen und drei Tage ſeinen Gegner vor der Stadt erwartet und ſich mit ihm gemeſſen durch des Schwertes Schärfe. Dies iſt zu beweiſen als ein Privilegium der Stadt.“

„Darauf müſſen wir halten!“ riefen mehre Stimmen.

„Unterdeſſen wird der Günther draußen ſchon erfrieren,“ ſagte der Schöff von Holzhauſen, „und wenn er noch nicht ganz erfroren iſt, wird ihn König Karl vollends kalt machen; denn bis dahin bringt er ein mächtig Heer zuſammen, das des Günthers Handvoll Leute verſchlingt.“

„So muß jeder von uns morgen wirken im Rath, unter den Schöffen, unter den Altbürgern,“ ſagte Ulrich von Hanau.

Und ſie verabredeten ſich und beſprachen es wohl, wie ſie es anzufangen und einzurichten hätten, um den Sieg davon zu tragen.

Am andern Tage war große Verſammlung des Schultheißen, der Schöffen, Bürgermeiſter und Rathsherrn auf dem Rathhauſe. Die Bürger aber ſtanden in großen Haufen, in ihre warmen

Pelzſchauben gehüllt, auf dem Platze davor bis hinüber an den Storch. Unter ſie hatte ſich mancher von des Böhmenkönigs Partei gemiſcht und machte ſie mit ſchlauen Worten eiferſüchtig auf ihre alten Privilegien und Gerechtſame, und rieth ihnen an, dieſelbe zu bewahren, die Sachen möchten kommen, wie ſie wollten. Auf dem Rathhaus aber ſprach der Schöff von Holzhauſen, und erging ſich weitläufig über das Recht, daß ſie keinen König, der in Zwieſpalt gewählt ſei, einzulaſſen brauchten, und daß man ſogleich dem Schwarzburger Grafen nach deſſen ſtattgefundner Wahl den Einzug ſechs Wochen lang verweigern müſſe, bis er ſich mit dem Könige, Karl von Böhmen, in ritterlichem Kampfe geſchlagen oder gütlich verglichen.

Da entgegnete der Rathsherr Cullmann Zaan: „Nicht alſo, Herr Schöffe. Der Böhmenkönig iſt kein rechtlich und geſetzlich gewählter König des Reichs. Er hat nur drei Stimmen, die von Trier, Köln und Böhmen; denn die ſächſiſche Stimme iſt ſtreitig unter den Herzögen von Sachſen ſelbſt. Böhmen aber war Karls Vater, Trier ſein Großohm, Pfaffen haben ihn gewählt, der Papſt hat ihn zum König gemacht gegen unſern Kaiſer gottſeligen Andenkens, und er hat dem Papſte einen ſchändlichen Eid geſchworen, wie er uns alle unter des Pfaffenhauptes zu Avignon Herrſchaft bringen will. Oder wollt Ihr etwa, daß wir Narren wären und glaubten dem plumpen Mummenſchanz in der Mark Brandenburg mit dem alten Müllersknecht, der Kurfürſt Waldemer ſein ſoll, damit der gute König Karl auch noch die fünfte Kurſtimme habe, und muthet Ihr uns zu, daß wir den blutjungen Gerlach von Naſſau als Kurfürſten von Mainz anerkennen, weil es dem Papſte beliebt hat, ihn alſo zu nennen, damit Karl auch noch eine ſechste Stimme habe. Dann bliebe dem Grafen von Schwarzburg freilich nur der Pfalzgraf bei Rhein. Aber Karl iſt weder zu Frankfurt gewählt, noch zu Aachen gekrönt, alſo iſt er kein König. Der Graf von Schwarzburg wird aber der rechte König ſein, gewählt von der Mehrzahl der Kurfürſten, und ſchon ſind, wie man hört, eine Menge Fürſten und Herrn draußen verſammelt, die alle der Wahl beiſtimmen, ſo wie das ganze Volk. Es iſt daher meine Meinung, es werden dem neuen Könige nach vollzogner Wahl ſogleich die Thore geöffnet; man kann die Leute draußen nicht erfrieren laſſen in der geſtrengen Winterkälte.“

„Ihr mögt wohl von den Baiernfürſten gewonnen ſein, daß Ihr alſo redet; man kennt das ſchon!“ verſetzte der Schöff von Holzhauſen mit einem verächtlichen Blick auf den Rathsherrn.

„Man ſucht keinen im Sacke, man habe denn zuvor darin geſteckt,“ erwiederte der angeſehne Wollwebermeiſter. „Ich kann von mir ſagen, wie der Graf Günther von ſich, ich thue es ohne allen Vortheil, allein um Gottes und des Rechts willen; aber Euch will ich an das Banket erinnern, welches in verwichner Herbſtmeſſe die Stadt den Baiernfürſten im Saalhofe gab, und wo Ihr mit jenem zweideutigen Grafen von Veldenz und dem Ritter Ulrich von Hanau zuſammen heimlich verkehrtet. Erinnert Euch der Worte, die Ihr damals geſprochen und wundert Euch dann nicht, wenn ich gerechtes Mißtrauen in Euern Rathſchlag ſetze.“

Es entſtand ein lauter Lärm, der Schöffe wüthete, der Rathsherr beſchuldigte ihn des Verraths an der Stadt, beide gewannen Partei, der Schultheiß konnte nicht mehr durchdringen, man ſtritt, fluchte und tobte, und ging ſpät in der Nacht auseinander, ohne etwas ausgemacht zu haben.

# Fünftes Kapitel.

Der Wahltag zog in kalter Herrlichkeit, recht wie ein Ritter in Stahl und Waffen, über dem beſchneiten Wahlfelde auf. Aus den benachbarten Städten und Dörfern hatte ſich eine große Volksmenge verſammelt, und aus Pelz und Wolle ſahen vergnügte Geſichter dem prächtigen Fürſtenzuge neugierig entgegen. Trotz der winterlichen Kälte waren zahlreiche Hütten von grünem Tannenreis und kleine Bretterhäuſer aufgebaut, in denen das Volk ſchmauſte und zechte, und das Geklapper der Becher miſchte ſich in die Trompeterſtücklein der Herolde, welche die Wahl anſagten im Namen der Kurfürſten des heiligen römiſchen Reichs. Schalksnarrn und fahrende Schüler hatten ihre leichten Gerüſte aufgezimmert, und damit alle Sinne ergötzt werden möchten, zog ein würziger Bratenduft aus den Feldküchen und erfüllte die reine Winterluft. Ein viereckiger Platz war abgeſteckt, mit Schranken umgeben und von Schnee befreit, am Ende derſelben ſtand eine aus rohem Holz erbaute und mit Purpurtuch bekleidete Tribüne. Um dieſen Platz drängte ſich das Volk gegen die elfte Stunde, auf welche die Ankunft der Fürſten von den Herolden angeſagt war. Ferne kriegeriſche Muſik verkündete den nahenden Zug, und von Bornheim herüber über das Schneegefild bewegte ſich die bunte Maſſe, umjubelt von dem Jauchzen des zuſtrömenden Volks. Voran ritten Trommeter und Pfeifer in ſtattlichen Wappenröcken, hernach kam eine Abtheilung Ritter mit ihren Reiſigen und Knappen, alle mit Fähnlein, dann die Herolde der vier Kurfürſten mit ihren langen Stäben, jeder geziert mit der Wappenfarbe ſeines Herrn. Auf dieſe folgten eine Abtheilung Domherrn des Mainzer Stifts in ihrer Amtstracht, aus ihrer Mitte ragte in reicher, halb ritterlicher halb geiſtlicher Kleidung, auf hohem Schlachtroſſe, der edle Domprobſt Kuno von Falkenſtein, nach dieſem ritten wieder Ritter und der Hauptmann derſelben führte die Fahne mit dem Reichsadler, in den Ecken bezeichnet mit dem Mainziſchen Rade. Nun ritten der Erzmarſchall und Erztruchſeß, Erzſchenk und Erzkämmrer, endlich der Kurfürſt und Erzbiſchof Heinrich von Virneburg, in ſeinem Ornate auf einem weißen Pferde; ihm nach wurden von Pagen zwei leere Pferde geführt und den Beſchluß dieſer Abtheilung machten Ritter und Domherrn. In gleicher Ordnung folgten der Kurfürſt und Pfalzgraf bei Rhein, Herzog Rudolf von Baiern; ihm vor und nach ritten ſeine Hofherrn, Erbmarſchall und Erbtruchſeß, Erbſchenk und Erbkämmrer, ihm nach die Hofjunker und Pagen, ſein Pferd wurde von prächtig gekleideten Edelknechten geführt, ihn umgaben ſein Bruder, der Pfalzgraf Ruprecht und der Herzog Stephan von Baiern. Der Erbmarſchall trug die Fahne mit dem Reichsadler, bezeichnet mit dem güldnen rothgekrönten Pfälziſchen Löwen und mit den ſilbernen und baieriſchen blauen Wecken. In der dritten Abtheilung, umgeben von ſeinen Rittern, ritt der Herzog Erich von Sachſen, als Kurfürſt, ihm wurde die Reichsfahne mit dem ſächſiſchen Rautenkranze vorgetragen und den Beſchluß machte der Kurfürſt und Markgraf Ludwig von Brandenburg, Herzog von Baiern, umgeben von ſeinen Brüdern, Ludwig und Wilhelm. Sein Marſchall trug die Reichsfahne mit dem brandenburger güldnen Adler und den baieriſchen Wecken. Daran ſchloſſen ſich die Fürſten, Grafen, Barone, Herrn und Städte aus der Wetterau und Franken mit ihren Rittern, Wappnern, Fähnleinträgern, Knappen und andern Dienſtleuten. Dazwiſchen ritten Pfeifer, die zu Zeiten aufſpielten. Auf dem Wahlfelde aber hatte ſich der Graf Günther von Schwarzburg mit ſeinem Heere aufgeſtellt, und begrüßte mit lautem Zuruf den herankommenden Fürſtenzug. Die Kurfürſten begaben ſich in die Schranken, mit ihnen die Fürſten und Herrn, der übrige Hauſe des Zugs nahm um dieſelben Platz und die Volksmaſſe mußte weichen; das Heer rückte mit Trompetenſchall heran; an ſeiner Spitze hielt Günther zu Pferde. Der Kurfürſt von Mainz beſtieg die Tribüne und rief mit lauter Stimme nach allen vier Winden aus, daß das Reich erledigt und die Kurfürſten auf ſeine Einladung auf dem Wahlfelde zuſammen gekommen ſeien, einen neuen König zu wählen, welchem der Kurfürſt von Brandenburg durch ſeinen Hauptmann, Lipolt von Stein, das Reich überantworten werde. Er ſtieg ab; die vier Kurfürſten traten zuſammen und beſprachen ſich heimlich, dann riefen ſie einſtimmig: „Wir erwählen den frommen und ritterlichen Mann, Grafen Günther von Schwarzburg, Herrn zu Arnſtadt. Wer mit uns wählet, ſpreche uns nach!“ Und ſogleich erhoben ſämmtliche Fürſten, Grafen und Herrn und Städte ihre Stimmen und riefen: „Wir ſtimmen bei der Wahl und wählen mit den Grafen Günther von Schwarzburg zum Könige des heiligen römiſchen Reichs!“ Und augenblicklich ſchlugen alle Ritter, Reiſige und Knappen mit Schwertern und Lanzen an ihre Schilder, daß es weithin dröhnte, die Trommeter blieſen und das Volk brach in ein unmäßiges Beifallsjauchzen aus. Als dieſes verſtummt war, beſtieg Kurfürſt Heinrich wieder die Tribüne und rief, nachdem die Herolde Schweigen geboten hatten: „Wir erklären für gültig und machen bekannt die Kur des edeln Herrn Günther, Grafen von Schwarzburg, wiederholend und mit einem Eid bekräftigend, daß wir keinen würdigern König kennen; keinerlei Verſprechen, Geſchenke und Angelobungen uns zu ſeiner Erwählung bewogen, ſondern wir dieſelbe allein aus freiem Antrieb und um Gottes willen vollbracht. So wahr uns Gott helfe und ſein eingeborner Sohn Jeſus Chriſtus und der heilige Geiſt, der Tröſter! Amen.“ Und die Herolde, die an allen vier Ecken aufgeſtellt waren, riefen dem Volke noch ein Mal dieſe Worte zu, mit Beifallsjubel flogen ſie von Mund zu Mund. Die Marſchälle öffneten die Schranken, Graf Günther ſtieg vom Pferde und trat, ſich verneigend, hinein. Jeder Kurfürſt nahm von ſeinem Hauptmanne die Reichsfahne und überreichte ſie dem neuen Könige. Der Hauptmann des Markgrafen von Brandenburg aber übergab ihm eine Pergamentrolle mit großem Siegel, vorſtellend das erledigte Reich. Das Volk umher jubelte: Heil dem König Günther! Heil dem römiſchen Reiche! Sogleich trat der Sachſenherzog hinzu als Erzmarſchall des heiligen römiſchen Reichs und trug dem Könige den Marſchallſtab vor, der Kurfürſt von Brandenburg legte ihm als Erzkämmerer den roth ſeidnen, mit Löwen und Kameelen reichgeſtickten Talar oder Königsmantel um; der Kurfürſt von der Pfalz ging ihm als Erzſchatzmeiſter nach, und hob, als der Erzmarſchall die beiden ledigen weißen Pferde vorgeführt, den Fuß des Königs in den Bügel. Der König beſtieg das Roß, das andre wurde ihm leer nachgeführt, die Kurfürſten umgaben ihn und ſo wurde er allem Volke als König gezeigt. Unter Muſik und Lärm ging der Zug zurück.

An demſelben Tage erließ der Erzbiſchof von Mainz noch das Ausſchreiben an die vier Wetterauiſchen Reichsſtädte und an Straßburg, Augsburg und Nürnberg: „daß ſie den Grafen Günther von Schwarzburg als einen rechten römiſchen König anerkennen und ihm gehorſam ſein möchten;“ und die Eilboten flogen mit den Briefen nach allen Gegenden.

Am andern Morgen ſandte der König einen Herold mit vier Trommetern an das Allerheiligen Thor, der bat im Namen des Königs Günther um Einlaß in die Stadt, um mit dem Schultheißen, Bürgermeiſtern und Rath zu verhandeln. Seinem Begehr wurde gewillfahrtet, das Thor ſtark mit Bewaffneten beſetzt und geöffnet. Der Herold ritt unter Zulauf des Volks vor das Rathhaus und gab hier mit lauter Stimme den Wunſch des Königs Günther an die Stadt Frankfurt zu erkennen, daß er ſogleich ſeinen Einzug halten möchte. Hierauf erhob ſich unter Schöffen und Rathsherrn der Streit von neuem, die Bürger liefen haufenweiſe herzu und verlangten ihre alten Privilegien geſchützt, und obgleich Günther faſt allgemein beliebt war, obgleich die Mehrzahl über ſeine Wahl jubelte, ſo ſah ſich der Schultheiß doch genöthigt, dem Herold zu erklären, nach einem alten Herkommen brauche die Stadt, um ſich vor Schaden zu hüten, keinem Könige, der einen Gegenkönig habe, ihre Thore zu öffnen, bevor derſelbe nicht ſechs Wochen und drei Tage auf den Wahlfeldern gelegen und dieſen ſeinen Gegner erwartet, damit die Kraft des Schwertes zwiſchen ihnen entſcheide. Da nun der größere Theil der Bürger auf die Erhaltung ihrer Gerechtſame dringe, ſo ſehe ſich das Regiment der Stadt veranlaßt, dem Könige Günther anzuſagen, daß er vor der geſetzlichen Friſt ſeinen Einzug nicht halten könne. Sei aber bis dahin König Karl nicht erſchienen, um ihm eine Schlacht zu liefern, ſo ſtehe dem feierlichen Einzuge nichts mehr entgegen.

Mit dieſem Beſcheide zog der Herold wieder ab; an ihn ſchloß ſich eine Menge Volks, welches mit ihm aus der Stadt kommen wollte, theils um ſich im Lager umher zu treiben, theils um unter die Fahnen des neuen Königs ſich zu ſtellen, theils auch, um weiter zu reiſen. Unter dieſen Leuten war auch der Graf Rudolf von Veldenz in den unſcheinbaren Kleidern eines Knappen. Indem ſich das Volk im Lager verlief und der Herold in die Wohnung des Königs eilte, verfügte ſich der Graf in das Haus des Kurfürſten Rudolf von der Pfalz.

„Nun,“ rief ihm dieſer entgegen, „wie ſteht's in der Stadt? Ihr ſeid lange ausgeblieben, und ſchon hab' ich befürchtet, einer von den Naſſauern oder Böhmen hätte Euch erwiſcht und Ihr ſäßet im Rathhauſe unter der Erde, oder auf dem Eſchenheimer Thurme in freier Luft.“

„Es war mir nicht eher möglich heraus zu kommen, als mit dem Herolde des Königs; die Bürgerſpieſe laſſen ja faſt keine Maus hinein oder heraus.“

„Aber wie kamt Ihr denn hinein?“

„Durch die Fahrpforte als ein Schiffsknecht des Höchſter Kornſchiffs, ich mußte aber erſt nach Höchſt, das hielt mich lange auf, und die Kälte ſetzte mir arg zu. Die alten Glieder hatten keine Wärme mehr. Nun hab' ich über eine Woche drinne geſteckt und mir den Zank der Ellenreiter und Käſekrämer mitangehört.“

„Und wie ſtehen unſre Sachen in der Stadt?“

„Ich halte dafür, nicht vom beſten. Der Böhmenkönig ſcheint mehr und mächtigere Anhänger zu haben, als wir geglaubt; ſie regen ſich gewaltig und der König erfährt jetzt ihre Wirkung, da die Stadt ſich weigert, ihn vor ſechs Wochen einzulaſſen, ſich auf ein altes Recht ſtützend.“

„Blitz und Hagel! So müſſen wir uns der Stadt durch Liſt zu bemächtigen ſuchen. Meint Ihr nicht auch, Graf?“

„Auch ich halte das für das Beſte; wir müßten ja hier auſſen verkümmern und erfrieren, und wenn der böhmiſche Karl endlich käme, wäre das Heer des Königs Günther muth- und kraftlos; er würde geſchlagen und für uns wäre Alles verloren. Raſche That, beſte That; haben wir uns in der Stadt erſt feſtgeſetzt, ſoll uns kein Böhmenkönig daraus vertreiben. Weil ich nun voraus ſah, daß Ihr dieſer Meinung ſein würdet, ſo hab' ich mich heimlich mit dem Ritter Dymar zum Paradeis beſprochen, da ich wohl weiß, wie abſonderlich derſelbe Euch und Euerm fürſtlichen Hauſe zugethan iſt. Er iſt erbötig, in Verbindung mit ſeinem Vater und andern Anhängern des Baiernhauſes uns die Stadt zu verrathen und uns das Allerheiligen-Thor zu öffnen, ſobald wir über Nacht und Stunde übereingekommen ſind; und es wird ſich deshalb wohl nöthig machen, daß ich noch ein Mal als Schiffsknecht hinein ſchleiche."

„Ihr ſeid ein trefflicher Kämpe, Graf!" rief der Kurfürſt entzückt aus. „Fürwahr kein beſſrer Schatz hätte uns aus Italien kommen können als Ihr, und wenn Andern die Peſt Übels brachte, ſo können wir uns nur bei ihr dafür bedanken, daß ſie uns Euch zugeführt. Ihr habt ganz in meinem Sinn gehandelt, und Niemand eignet ſich zu ſolchem Unternehmen beſſer, als der Ritter Dymar. Wir wollen unſern Plan dem Könige vorlegen; ich zweifle nicht, daß er ihn ſogleich genehmigt. Reitet mit mir zu ihm; Ihr habt Euch ihm ohnedies noch nicht vorgeſtellt; er wird ſich freuen einen ſo treuen und geſchickten Bundesgenoſſen, Anhänger und Freund in Euch gewonnen zu haben, und ſeine Huld wird Euch zur Belohnung gewiß eine der beſten Hofſtellen ſichern. Ich laß Euch allein, und ſchicke Euch Kleider und einen Kämmerling, damit Ihr Euch ankleiden laſſen mögt.“

„Ich befürchte, wir kommen dem Könige jetzt nicht recht; ich ſelbſt bin ſehr ermüdet — mein Alter — die Winterkälte — Wär's Euch nicht genehm, mich dem Könige erſt nach vollbrachtem Werke vorzuſtellen? Ich habe noch nichts für ihn gethan, was mich ihm beſonders empfehlen könnte. Iſt er erſt in Frankfurt, werd' ich ihm in einem weit günſtigern Lichte erſcheinen.“ So ſprach der alte Graf ängſtlich und mit Verlegenheit.

„Seid deshalb unbeſorgt! Günther iſt die Güte und Freundlichkeit ſelbſt. Auch iſt er bereits durch mich und meinen Bruder von Euerm Eifer für ſeine Sache unterrichtet, und es bedarf nichts als meines Wortes, um Euch die beſte Aufnahme zu bereiten. Gelegen kommen wir ihm immer; ſeine Thüre ſteht Jedem zu jeder Zeit offen und alle werden freundlich empfangen. Euch auszuruhen will ich Euch auch Zeit vergönnen; ſtreckt Euch drüben in jenem Gemach auf das Lotterbett, die Stube iſt klein und warm, und meine Junker ſollen Euch ſogleich mit Imbiß und warmem Würzwein bedienen. Habt Ihr ausgeruht, dann machen wir uns auf nach Bornheim zum König.“ Nach dieſen Worten verließ der Pfalzgraf den Grafen, und dieſer ſuchte wirklich das Lager auf, nicht aber um auszuruhen, ſondern um ungeſtört ſeinen finſtern Gedanken nachhängen zu können.

„Geh' mir nur in die köſtliche Falle, in das fein geſponnene Netz, du plumper Dachs,“ ſprach er grollend, „und auch Euch fang' ich darin, ihr feinen Füchſe, ihr ſchlauen Katzen. Die Falle iſt gut, Euch alle zugleich zu erſchlagen, das Netz ſtark und groß genug, alle feſt zu halten. Alles iſt ſo gar trefflich eingefädelt; mein guter Eitel Blum giebt ſeinen geſtrengen Herrn zur rechten Zeit einen Wink; die Stadtknechte werden in den Hinterhalt gelegt, und ſo fangen wir den verhaßten Buben, den Ormar, ſamt ſeinem Vater, den alten Schurken, wir fangen vielleicht den dummen Kurfürſten Rudolf und ſogar den mir widrigen Schwarzburger Grafen, mit deſſen Regiment es dann aus iſt. Und wird er auch nicht gefangen, ſo werden ihn die Bürger doch haſſen und Partei gegen ihn nehmen. Ja, die Zeit meiner Rache ſcheint endlich gekommen; nicht eine Ähre meiner ſchön gepflegten Saat will ich mir ſchneiden, weil ſie reif iſt, nicht auch eine Garbe, ſondern das ganze Feld. Verderben will ich ſie alle auf ein Mal, die Unken und Schlangen, das Otterngezücht; und ſeid Ihr nur erſt unter Karls Scepter, ihr Frankfurter Tölpel; dann will ich Euch ſchon vorhalten, was Ihr mir Alles zugefügt, und mit Schrecken werdet ihr erkennen wer ich bin, ihr nichtswürdigen Gimpel. Auch du, ſtolze Schlange, ſollſt dann an deinem eignen Gifte ſterben, ehrbare Prinzeſſin Anna. Wie wird die Elende erblaſſen, wie erbeben, wenn der Mann, für den ſie Dolche erkaufte, wenn der ermordet Geglaubte, der Beſitzer ihres Geheimniſſes ihr gegenüber ſteht, und das Wort der Rache, der Vernichtung ausſpricht! Doch halt! der Brief des Spitzbuben Ananias fällt mir ein. Was in aller Welt hat doch dieſer ſchlechte Barfüßler mit dem Kurfürſten, daß ſie ſich Briefe ſchreiben? Und mich zum Boten auszuerwählen! Haha! In des Kurfürſten Briefe ſtand weiter nichts, als die Anfrage, ob die kleine Kunigunde noch lebe, und wie ſie ſich befinde. Wer mag das ſein? und wie mag der Kurfürſt zu dieſer Frage kommen?"

Er zog ein zuſammengefaltetes Schreiben aus der Bruſttaſche, löste mit geſchickter Hand den Knoten des Fadens, womit es verſchloſſen war, legte es von einander und durchlas es mit neugierigen Augen. Dieſe Augen wurden immer glänzender, ſchadenfroher, teufliſcher, je weiter er las; das alte ſchwarze Geſicht grinste wie eine ſcheußliche, von hölliſcher Freude verzogne „Larve. „Ha! alſo dieſes Kind bei meinem Eitel Blum! dacht ich mir doch gleich, daß dahinter was ſtecken müſſe. Gut ſo! dieſe Nachricht kommt mir recht zu paſſe, und nicht vergebens will ich die Briefe getragen haben; ſie ſollen mir ein gutes Botenlohn bringen."

So geſchickt, wie er den Faden gelöst, verknüpfte er ihn wieder, ſchob den Brief in die Taſche zurück und that als ob er ſchlief. Ein Edelknabe brachte ihm Wein und Imbiß, ein Andrer prächtige Kleider, und als er Speis und Trank genoſſen, ließ er ſich ankleiden und verfügte ſich dann wieder zu dem Kurfürſten.

„Ich vergaß vorhin, Euch das Antwortſchreiben auf den Brief, den Ihr mir an den Guardian der Minderubrüder mitgegeben, zu überreichen," ſprach er gleichgültig. „Hier iſt es."

Der Pfalzgraf riß den Faden entzwei, durchlas den Brief, ſteckte ihn zu ſich, und befahl die Pferde vorzuführen. In kurzer Friſt hatten ſie Bornheim erreicht. König Günther war mit ſeinen Geheimen, dem mainzer Domprobſt und den rechtskundigen Pfaffen und Schreibern des Erzbiſchofs beſchäftigt.

„Ich bring' Euch hier den Mann, mein Herr und König,“ begann der Pfalzgraf, „von deſſen uns ſehr nützlicher Treue und Ergebenheit ich Euch ſchon viel geſprochen, nämlich den Grafen Rudolf von Veldenz, der aus Neapel gekommen iſt und uns nun ſeine Dienſte geweiht hat. Ich empfehle ihn Eurer königlichen Gnade.“

„Ich werde keinen unſrer Freunde vergeſſen, und derer die unſrer Sache ſo förderlich ſind, wie ich von Euch gehört habe, Graf, obgleich ich Euch eben ſo wenig verhehlen mag, daß ich den Leuten, die auf geraden Wegen wandeln, gewogner bin, als denen, die die dunkeln krummen Pfade ſuchen.“

Der Graf biß ſich in die Lippen und wollte antworten; der Pfalzgraf nahm für ihn das Wort: „Auf den Nebenwegen kommt man meiſt ſchneller zum Ziel, und entdeckt manchen Schatz, der nicht an der alltäglichen geraden Heerſtraße liegt.“

„Ihr habt ſchon recht; auch ſprach ich nur von meiner Liebe. Euer Name, Herr Graf, erinnert mich an einen Mann deſſelben Namens, Geipel von Veldenz, den ich in meiner Jugendzeit am kaiſerlichen Hofe kannte.“

„Er war mein Bruder,“ verſetzte Jener.

„War ſagt Ihr. Lebt er nicht mehr?“

„Wenigſtens nicht für mich. Obgleich wir uns in äußrer Geſtalt, ja ſogar in der Stimme ſehr ähnlich waren, ſo unähnlich waren wir uns doch an Geiſt und Gemüth. Drum — weil ich der Jüngere war — verließ ich früh das Vaterhaus, ja ſogar das Vaterland und fand in Italien Brot und Ehre. Von meinem Bruder Geipel iſt mir dunkle Kunde zugekommen, und das was ich von ihm gehört, macht mich nicht begierig auf eine nähere Verbindung zwiſchen ihm und mir.“

„Daran thut Ihr wohl und ich lob' Euch darum,“ rief der Pfalzgraf. „Euer Bruder hat ſchlechte Bubenſtreiche verübt und iſt des Namens eines adligen Mannes verluſtig gegangen.“

„Er hat ſich, wie man ſagt, zum Mönch ſcheeren laſſen,“ bemerkte der König.

„Ja er trat hier in Frankfurt gegen meinen

Ohm, den Kaiſer, auf, heftete des Papſtes Bulle an die Kirche, predigte Aufruhr gegen ihn und wurde zuletzt nebſt ſeinem ganzen Orden aus der Stadt getrieben. Das Predigerkloſter ſteht bis jetzt leer.“

„Alſo ein Dominikaner iſt er?“ fragte Günther. „Und als ſolcher dem Papſte und König Karl unterthan.“

„So iſt’s,“ antwortete der Pfalzgraf, „und die Brüder ſind demnach noch immer ihr eignes Widerſpiel, wie ſie’s in der Jugend waren.“

„Und hat man nicht vernommen, wohin er nach jener Zeit gerathen?“ fragte der König aufmerkſam.

„Er iſt verſchollen,“ verſetzte der Graf, „und wo ich auch nach ihm gefragt, man hat mir keine Auskunft geben können.“

„Beim heiligen Georg!“ fuhr jetzt der König auf, „er war vorgeſtern Abend bei mir und machte mir Anträge von Seiten König Karls. Seine Stimme, ſein Weſen kam mir bekannt vor, und jetzt, da ich Euch vor mir ſehe, wird mir’s klar. Er hat allerdings noch Stimme und Geſtalt von Euch.“

„Wär’s möglich!“ rief der Kurfürſt. „Sollte ſich dieſer gottverfluchte Mönch in Euer Lager wagen?“

„Er kam als Bote des Böhmen, und ich durfte ihm nichts anhaben.“

„Nun er wird wohl nicht wiederkehren. Jetzt hört an, was ich Euch für einen Vorſchlag thue. Der Graf hat in der Stadt ausgekundſchaftet, daß eine ſtarke Partei gegen uns iſt; ſie hat bereits den Sieg davon getragen, wie Ihr wißt: der Einzug iſt Euch verweigert; ſie wollen unſer Heer erfrieren laſſen, die Hunde! Hernach ſoll Karl kommen mit ſeinen Anhängern und dem Reſtlein vollends den Garaus machen. Das iſt ein feines Eſſen! Aber es ſoll ihnen zur Waſſerſuppe werden. Der Graf hat bereits mit den beſten von unſern Freunden verhandelt; ſie wollen uns bei nächtlicher Weile das Allerheiligenthor öffnen. So überrumpeln wir ſie und Ihr haltet am folgenden Tage Euern feierlichen Einzug. Dann wollen wir ſchon ernſthaft mit den ſaubern Kumpanen ſprechen, die in des böhmiſchen Schneiders Sold ſtehen.“

„Wie ich Euch ſchon vorhin erklärt habe, Herr Kurfürſt,“ verſetzte Günther ernſt und milde, „ich liebe weder die krummen Wege, noch die Leute, ſo darauf wandeln. Der gerade Weg der beſte!

das iſt mein Wahlſpruch. Meinen Pfad muß die Sonne beſcheinen, nicht das verrätheriſche Dunkel der Nacht umſtricken. Die traurige Geſchicklichkeit, ſich in der unheimlichen Nacht auf ſchlechten Schleichwegen umher zu drücken und dem Gegner die Blöſen abzulauern, wenn er ſchläft, wollen wir dem Karl und ſeinen Anhängern überlaſſen. Ich kann nicht auf Euern Vorſchlag eingehen, Herr Pfalzgraf.“

„Aber es iſt Euer eigner Vortheil.“

„Ich habe nie nach meinem Vortheil geſtrebt.“

„Das Reich, wir alle gehen verloren; wir ſind in Karls Hand gegeben.“

„Seid doch nicht ſo kleingläubig! In eines Menſchen Hand? Nimmermehr. Wir ſind in Gottes Hand. Der wird's wohl mit uns machen. Er belohnet die Redlichen.“

„Ihr habt einen frommen Kinderglauben; aber die Welt iſt anders. Es bleibt uns weiter kein Mittel, kein Weg übrig.“

„Erhalte mir Gott meinen kindlichen Sinn! Ich bin damit gekommen bis hierher und habe ſchon vielen Feinden entgegen geſtanden; denn Streit iſt ewig zwiſchen Recht und Unrecht, Treue und Falſchheit. Zieht aber Tücke gegen Tücke, Bosheit gegen Bosheit, dann iſt's kein menſchlicher Streit mehr; die Hölle wüthet gegen ſich ſelbſt; es iſt ein Furienkampf. Ich denke mit meiner offenen Geradheit durchzukommen; laßt mich dabei, Herr Kurfürſt. Und bliebe mir wirklich kein Mittel und Weg mehr übrig, als der vorgeſchlagne, ſo würd' ich dies Mittel doch nicht ergreifen, dieſen Weg doch nicht einſchlagen. Eher wollt ich aufbrechen und wieder heimziehen in mein geſegnetes Thüringen, nach meinem lieben Arnſtadt, als daß ich die Stadt Frankfurt im Schlafe überfiele, das mich Gott bewahre nur vor ſolchem Gedanken! Doch es giebt noch andre redliche Wege, die ich am Tage gehen kann, und die mich gewiß beſſer zum Ziele führen. Der edle Domprobſt Kuno von Falkenſtein, mein vielwerther Freund, hat mir beſſer gerathen, als Ihr, Herr Kurfürſt. Und ſchon ſind die Rechtskundigen und Schreiber daran, ein Dokument an die Stadt Frankfurt auszuarbeiten, worin dem Schultheißen, Schöffen, Bürgermeiſtern und Rath gründlich bewieſen wird, daß das, was ſie gegen meinen ſofortigen Einzug vorgewendet, weder ein Herkommen, noch ein Privilegium ihrer Stadt, ſondern eine bloſe Sage iſt, indem noch nie ein in Zwieſpalt gewählter König dieſe Zeit abgewartet. Haben wir ſie mit der Wahrheit beſiegt, dann werden ſie uns ſchon die Thore öffnen."

„Ich wünſch Euch Glück dazu!" ſagte der Kurfürſt bitter und empfahl ſich mit dem Grafen von Veldenz.

Der König kehrte zu Kuno von Falkenſtein zurück und theilte ihm den abenteuerlichen Vorſchlag des Pfalzgrafen mit.

„Ich wundre mich nicht darüber," verſetzte Kuno. „Der Vorſchlag kommt recht aus der Seele Rudolfs, der gegen ſeinen eignen Ohm, den Kaiſer, ſich treulos verſchwor. Wie wir zuſammenſtehen, theurer Freund, darf ich Euch wohl ſagen, was mir das Herz drückt: Traut den Baiernherzögen nicht ſo ſehr! Die Wittelsbacher ſind alle falſch, wie die Lützelburger. Ihr habt ja den Kaiſer Ludwig gekannt wie ich; auch er hielt es nicht mit Treu und Glauben. Das war auch ſein Unglück."

„Sonderbar!" ſagte Günther nachſinnend, „in wenig Tagen ſchon die zweite Warnung vor den Baiern. Die eine von einem Feinde, die andre von einem ſo treuen Freunde, wie Ihr." Kuno ging, und Günther fiel in ein tiefes Brüten.

BIBL. UNIVERSIT.

## Sechstes Kapitel.

Die Stadt unterhandelte mit dem Könige hin und her, und die Kurfürſten ſahen ſich, auf des Schultheißen und der Schöffen Begehr, genöthigt, noch ein Mal auf den Wahlfeldern zuſammenzukommen und vor allem Volke feierlich zu erklären: „da der König Günther von der Mehrzahl gewählt, und weder Rechte, noch Freiheiten, noch Gewohnheiten vorhanden, daß einer der vorigen Könige, der in gleicher Lage mit dem jetzt erwählten ſich befunden, eine ſolche Zeit abgewartet, ſo müſſe König Günther ſofort in die Stadt eingelaſſen werden.“ Dieſe Erklärung wurde von allen in Gegenwart einiger Abgeordneten der Stadt beſchworen. Nun ſiegte die baieriſche Partei in der Stadt, die Bürger wurden überzeugt, daß ihnen kein Unrecht geſchehe und Tags darauf erklärte der Schultheiß im Namen der Stadt, daß die Thore zum Einzug geöffnet wären.

Günther ſetzte den Einzug ſogleich auf den folgenden Tag, als den ſiebenten Februar feſt; und fürwahr Eile that ihm noth. Denn ſchon am zweiten Februar hatte das Fußvolk, durch den Unwillen des Pfalzgrafen Rudolf gereizt, als er nach jener Unterredung vom Könige kam, und durch den Grafen von Veldenz noch beſonders aufgehetzt, die Zelte verbrannt, die Kälte vorſchützend, und war auseinander gelaufen. Das Heer hatte ſich dadurch ſehr verringert, und nur die Ritter waren ihm geblieben, und was ſonſt noch in den Dörfern hatte unterkommen können.

Um die zehnte Stunde des beſtimmten Tags begann durch die reine Winterluft das Geläute aller Glocken der Stadt zu hallen und den neuerwählten König gewiſſermaßen zu rufen und einzuladen mit dem heiligen Munde des Gottgeweihten Erzes. Die Bevölkrung Frankfurts, Chriſten und Juden, war auf den Beinen, in Mäntel, Pelzſchauben und warmgefütterte Tuchwämſer gehüllt; und nach dem Allerheiligenthore zu ging die Strömung. Dies war mit ſtarken Wachen beſetzt. Von Bornheim her bewegte ſich der ſtolze Königszug. Die ganze Geiſtlichkeit der Stadt, voran der Domprobſt Henrich Beyer mit ſeinen zwölf Kanonikern, dann die Ordensbrüder der Franciscaner, ſo wie ſämmtliche Leutprieſter hatten ſich dicht vor dem Thore aufgeſtellt. Diesmal eröffneten die vier Fahnenträger den Zug, welche dem Könige die Reichsfahnen vortrugen. Günther ritt im Königsmantel mit der violetſeidnen Dalmatika darunter bekleidet; ſein Haupt war unbedeckt, weil er noch nicht gekrönt war; dicht hinter ihm ritten die drei weltlichen Kurfürſten Pfalz, Baiern und Sachſen, als Beſitzer der Erzämter; zu dieſen gehörte eine Abtheilung Ritter. Hierauf ritten, ebenfalls mit vorgetragnen Fahnen, in einer beſondern Abtheilung der Kurfürſt und Erzbiſchof von Mainz, und der Kurfürſt und Erzbiſchof von Köln — denn auch dieſer hatte ſich auf der Erſtern Einladung noch eingefunden — nebſt dem mainzer Domprobſt Kuno von Falkenſtein. Den Beſchluß machten die Kleriker der geiſtlichen und die Hofleute der weltlichen Kurfürſten, mit den Rittern. Der König wurde am Thore von der Geiſtlichkeit begrüßt und vom Jubelgeſchrei des Volkes empfangen und erwiederte die Grüße freundlich. Am Kirchhofe der Bartholomäuskirche ſtieg er ab, und die Pagen, welche das Pferd führten, warfen nebſt den andern Hofleuten das Loos darum. In das Geläute der Glocken brausete nun der volle feierliche Orgelton; auf dem Hochaltare der Kirche flammten ſchon die geweihten Kerzen. Der König trat mit ſeinem Gefolge durch das Hauptthor in die Kirche; die beiden geiſtlichen Kurfürſten, Pröbſte und Kanoniker waren bereits durch eine Seitenthüre eingetreten. Der König ſchritt bis zur Mitte der Kirche vor, da brachte ihm der Dompropſt Heinrich Beyer die heilige Reliquie Frankfurts, das Haupt des heiligen Bartholomäus in einem koſtbaren Schrein entgegen, und der König küßte den Schrein voll Andacht. Dann ſetzte er ſich mit gefalteten Händen auf einen in der Mitte ſtehenden geſchmückten Seſſel; die beiden Erzbiſchöfe kamen ihm im feierlichen Kirchenornate entgegen; der von Mainz ſtellte ſich zu des Königs Rechten, der von Köln zur Linken. Und als nun die Orgel ſchwieg, verneigten ſich beide und knieeten nieder auf ſammtne Kiſſen, und der Erzbiſchof von Mainz begann den heiligen Geſang: „Unſer Anfang ſei im Namen des Herrn;“ ihm antworteten die andern Kurfürſten ſamt der übrigen Geiſtlichkeit: „der Himmel und Erde gemacht hat.“ Und wechſelsweiſe ſangen alſo der Erzbiſchof und das Chor heilige Lieder und Pſalmen: „der Herr erhöre in ſeiner Kraft ꝛc.“ und: „Gott ſei des Königs Schutz! ꝛc.“ Dann betete der Erzbiſchof mit lauter Stimme das Königsgebet: „Chriſtus, mache den König gewaltig; ſchick' ihm deine Hülfe; ſei ihm ein Thurm der Stärke ꝛc." Als dieſes vollendet war, ſtand der Erzbiſchof auf, der König aber kniete nieder, und jener machte das Zeichen des heiligen Kreuzes über ihm und beſprengte ihn mit Weihwaſſer; da traten die übrigen Kurfürſten herzu, richteten den König auf, legten ihm die Hände unter und hoben ihn alſo auf den hohen Altar, und als er nun erhöhet ſtand, begann alles Volk zu ſingen: „Herr Gott, dich loben wir." Günther blickte mit frommen beſcheidnen Blicken auf die Menge. Nach geendigtem Geſange ſtieg er vom Altar, legte das Opfergeld darauf, nebſt ſeinem Oberkleid, der prächtigen Dalmatika, welches er auszog. Das Opfergeld war den Chorherrn beſtimmt, das Kleid aber den Unterdienern der Kirche, und alſo begab er ſich, wie es der Brauch war, unter den Schutz der heiligen Kirche. Die Kurfürſten nahmen ihn in ihre Mitte und führten ihn in den Saalhof, als den ihm zubereiteten Pallaſt. Dort ſpeiſte er mit ihnen und allen Fürſten, Grafen und Herrn, ſo wie dem Schultheißen, den Schöffen, den Bürgermeiſtern, Rathsherrn und den Rittern der Stadt Frankfurt. Das Volk aber, welches zu tauſenden dicht gedrängt in der Kirche der feierlichen Handlung beigewohnt hatte, jubelte noch lange: „Heil dem König! Heil dem römiſchen Reich!“ in den Straſſen, und verlor ſich endlich, vom Hunger und der Kälte vertrieben, in ſeine Häuſer, oder in die Weinſchenken und Herbergen.

Der luſtige Thorwart Eitel Blum hatte natürlich nirgend fehlen dürfen, wo es etwas zu ſchauen gab; aber auch Eulchen, ſein Ehgeſpons, war von einer verzeihlichen Neugierde in die Kirche getrieben worden. Als ſie nun wieder nach Hauſe trippelte und mit ſtarren Gliedern ſich nach dem warmen Kachelofen ſehnte, verwunderte ſie ſich ſchier, die Hausthüre, welche ſie ſelbſt mittels einer hölzernen Klammer — dem Thürſchloſſe — verwahrt hatte, ſchon geöffnet zu finden, indem ſie annahm Eitel habe, ſo bald und ganz gegen ſeine Gewohnheit, den Heimweg gefunden. In das Stübchen getreten, fand ſie aber weder ihren Ehewirth darinnen, noch das Kindlein, die kleine Kunigunde, welche ſie ſchlafend in das Bettlein gelegt hatte, bevor ſie gegangen war. Überraſcht ſchaute die Frau ſich in allen Winkeln des Stübchens um, ſie ſah und hörte aber weiter nichts, als zwitſchernde Vögel; beſtürzt ſuchte Eulchen das Kind in ihrem eignen dürftigen Bette, drunter, zur Seite: es war nirgend zu finden. Sie rannte wie toll in die Küche, in den Stall, auf den Boden, ſie durchſtörte alle Räume, ſie rief des Kindes Namen mit lauter ängſtlicher Stimme, aber es regte ſich nichts, und troſtlos kehrte ſie in die Stube zurück. Ihr einziger Troſt, ihre letzte Hoffnung war nun noch der Glaube, Eitel ſei in einem Anfalle von abgeſchmackter Thorheit nach Hauſe gekommen, habe, um ſie zu erſchrecken, das Kind angehockt und ſei damit zu einem Bekannten gegangen. Sie lief alſo zu Vettern und Baſen, zu Gevattern und guten Freunden und fragte nach ihrem Manne; aber auch dieſer war nirgend aufzutreiben, und ſo mußte die geängſtete Frau wieder heimgehen. Eitel aber kam nicht, und das hätte ſie an einem andern Tage weder betrübt, noch geängſtigt; heute aber ſaß ſie auf feurigen Kohlen und verwünſchte ihren zechluſtigen Mann, der niemals heimkehre, wie andre vernünftige Leute. Ihre Angſt brach endlich in Thränen aus; ſie ſchluchzte erſt, dann ſchrie, endlich heulte ſie, und als Eitel nach Mitternacht betrunken hereintaumelte, war er ſchier verwundert, ſein Weib wie unſinnig brüllen zu hören und in einem troſtloſen Zuſtande zu finden.

An ſeinem Schaafsgeſichte und der mit ſchwerer Zunge hervorgeſtammelten Frage, was ihr begegnet ſei, konnte Eulchen zur Genüge abſehen, daß ſie ſich in ihrer Vorausſetzung geirrt, und dadurch vollends auſſer ſich gebracht, rief ſie: „das Kindlein, die Kunigunde iſt fort, geſtohlen. Das ſich Gott erbarme und alle Heiligen!“

Verdutzt ſah Eitel vor ſich hin, die Weindünſte verdüſterten ſeine Gedanken, und mit groſſer Gelaſſenheit ſagte er: „Leg' dich ſchlafen, Eule. Morgen wird's ſchon wieder da ſein.“

„So haſt du's doch fortgebracht? haſt's vielleicht verkauft, alter Saufaus?“ zeterte Eulchen.

„Ich? Was ſoll ich mit dem Balge? Nun, und wenn's nicht wieder kömmt, ſind wir ja den Schreihals los. Die kleine Kötſche hat mir ſo alle Vögel verdorben, und ihren ſchlechten Geſang bekam ich nicht bezahlt.“

„Aber ich! Und hab' ich dir nicht das Haus erhalten von dem ſchönen Gelde? Ach, all ihr Heiligen! und was wird der Pater Ananias ſagen? Das wird ein Unglück; ich vergehe vor Angſt.“

„Nur jetzt iſt ſchlafen das Beſte!“ ſagte der Thorwärter, der von ſeinem eignen Bedürfniß auf das ſeiner Frau ſchloß. Und ohne ſich viel um Eulchens Harm zu kümmern, ſuchte er ſein Lager, und ſchnarchte bald aus Leibeskräften. Eulchen dagegen ließ ihren bewegten Gedanken freien Spielraum, wohin die Kleine gekommen, in welche Hände ſie gerathen ſei, aber vergebens flog das ſchnelle Gedankenſchiff auf dem weiten Meere der Vermuthungen; es konnte weder Ankergrund finden, noch einen ſichern Landungsplatz, und der kalte neblige Wintermorgen fand die arme Frau noch wachend, mit brennenden, verweinten Augen, verſunken in ihrem Schmerz und zitternd vor Angſt und Froſt. Und dieſe Angſt ließ ſie nicht raſten, ſie trieb ſie fort, während Eitel ſich noch im behaglichen Morgenſchlafe dehnte, ihrem Schickſale entgegen. Das Minoritenkloſter war das Ziel ihrer frühen Wandrung, und ein dienender Laienbruder rief ihr den Frater Guardian vor die Pforte.

Ananias erſchrak ſichtlich, als er aus den abgebrochnen Worten der Frau vernahm, was vorgefallen war, aber ſtatt ſie mit Vorwürfen zu überhäufen, wie ſie erwartet hatte, ſtand er einige Augenblicke ſinnend und ſprach dann gefaßt: „So dich Jemand nach dem Kindlein befragt, ſo ſag', es ſei plötzlich geſtorben; doch gieb allweg dieſelbe Antwort, es mag dich fragen, wer da will, hörſt du? Und ſchärf' es auch deinem Manne ein, daß der Dummbart in der Vollheit nicht ein

Mal die Wahrheit rede. Doch ich will lieber ſelbſt mitgehen, um's ihm einzutrichtern. Du aber tröſte dich; es ſoll dir kein Leid widerfahren." Der Mönch gedachte ſeines Briefs an den Kurfürſten, den er dem Bruder ſeines Todfeinds anvertraut, und es dämmerte in ihm die Ahnung auf, daß er dadurch den Raub des Kindes möchte veranlaßt haben. Eitel ließ ſich gern bedeuten, und verſprach alles, was ihm der Mönch vorſagte; und ſo verfügte ſich dieſer am Nachmittag deſſelben Tages in das Paradeis, wo erſt eine Stunde vorher die pfälziſche Prinzeſſin Anna mit Gefolg angekommen war, um den Feierlichkeiten und Feſten, welche die Königswahl nach ſich ziehen würde, beizuwohnen, und den Glanz derſelben durch ihre fürſtliche Gegenwart zu erhöhen. Mit ihr hatten ſich noch viele fürſtliche Frauen in Frankfurt eingefunden, die ſich die letzten Wochen des Karneval, von welchem ſie ſich beſonders viel verſprachen, in der Schatzkammer des heiligen römiſchen Reichs, unter den Augen des neuen, ſchönen und liebenswürdigen Königs, deſſen Ruhm bereits in alle Welt gedrungen war, vergnügen wollten. Durch alle Thore ſtrömte es bei, und Pfeifer und Trommeter empfingen das einwandernde Volk aus den mit friſchen Tannenbüſchen geſchmückten Weinſchenken heraus mit luſtigen Stücklein, und der tolle Mummenſchanz ſchweifte ſchon in tauſenderlei neckiſchen Geſtalten durch die Straßen. Den Mainſtrom herab und herauf glitten buntbewimpelte Schifflein, und ladeten ihren Inhalt, feſtlich gekleidete Menſchen, an der Fahrpforte aus; und bald lag Schiff an Schiff bis hinauf an die Brücke.

Auf den Saalhof in den hellen Königsgemächern ſaß König Günther mit ſeinen Geheimen, und vor ihm ſtanden die Schöffen und der Rath. Da beſtätigte er ihnen mit königlicher Huld vorläufig, ſo wie den Bürgern und der ganzen Stadt, alle ihre Gnaden, Rechte, Freiheiten und Gewohnheiten, und ſtellte ihnen eine große Urkunde darüber aus, behangen mit ſeinem Siegel, und verſprach ihnen darin mit feierlicher Zuſage, wenn er durch die Gnade Gottes zum Kaiſerthum komme, und zu einem römiſchen Kaiſer gekrönt werde, ſo wolle er unverzüglich, wenn ſie es begehrten, alle Privilegien mit der goldenen Bulle befeſtigen und erneuern. Mit ſolcher Gnade und Freundlichkeit gewann König Günther die Herzen der Einwohner, die böswilligen und verſtockten ausgenommen; und ſelbſt viele von ſeinen Gegnern bekehrten ſich, und verſprachen ſich vom Regiment dieſes milden und doch kräftigen Herrn goldne Tage.

Der folgende Tag lieferte der ſchauluſtigen Menge ein neues willkommnes Schauſpiel. Auf dem Samſtagsberge, dem Römer gegenüber, waren Schranken aufgeſchlagen und innerhalb derſelben erhob ſich ein hoher mit Purpurſammt überſchlagner Stuhl. Früh ſchon waren alle Häuſer bis an die Dächer mit Menſchen beſetzt und vor den Schranken wogte das Volk im dichteſten Gedränge. Der König ritt wieder heran mit allen Kurfürſten, Fürſten und Rittern, die da Platz nahmen in den Schranken; die weltlichen Kurfürſten geleiteten den König zum Thron, der Markgraf von Brandenburg führte ihn hinauf. Als nun mit der großen Glocke das Zeichen gegeben wurde, trat der Erzbiſchof Heinrich von Mainz hervor, ließ ſich auf ein Knie nieder und ſprach den König an um ſein Reichslehen. Da traten um ihn funfzig adlige aus dem Erzbisthum, jeder mit einer Fahne, und ſenkten die Fahnen und knieten nieder; der König aber belehnte den Erzbiſchof, und dieſer ſchwur mit lauter Stimme den Eid der Treue. Sobald dies vorüber war, nahm der Erzbiſchof das Reichsſchwert aus der Hand Kuno's von Falkenſtein, entblößte es, und überreichte es dem König.

Dieſer erhob ſich, hielt das Schwert mit der rechten Hand empor, legte die linke Hand flach an die breite glänzende Klinge, ſtreckte es gegen die Sonne gewendet mit kühner Begeiſtrung im ſtrahlenden Auge empor, legte es dann quer über ſeine edle Bruſt und ſchwur in dieſer Stellung dem Erzbiſchof, der zu ihm hinauf getreten war, den römiſchen Königseid, welchen ihm Kuno von Falkenſtein vorſagte. Nach vollbrachter Eidesleiſtung, legte der König das Schwert auf den Thron, und übergab dem Erzbiſchof von Mainz das Reichsſiegel. Dieſer trat in die Reihen der Fürſten zurück, und die Schöffen und der Rath, an ihrer Spitze Schultheiß und Bürgermeiſter traten in die Schranken und umgaben den Thron, die Bürger zogen vorüber, ſtellten ſich dann auſſerhalb der Schranken und leiſteten 6) den ihnen vom Schultheißen vorgeſagten Huldigungseid. Den Beſchluß der Feierlichkeit machte eine ehrwürdige, der Zeitſitte angemeſſene Handlung. Der König ſchlug nämlich, auf dem Throne ſitzend, mit dem bloßen Reichsſchwerte an vierzig Edelknechte, theils Altbürger von Frankfurt, theils adlige aus der Umgegend, aus dem Hofſtaate der Fürſten und aus ſeinem eignen Heere, zu Rittern. Der Erſte von ihnen war der junge Graf Ludwig von Hohenſtein, des Königs Vetter und zeitheriger Leibjunker. Das Volk begrüßte laut die neuen Ritter wie den neuen König. Nachmittags durchbrauste die Karnevalsluſt die Stadt, ein Mummenſchanz folgte dem andern; Abends war ein glänzendes Banket auf dem Saalhof, nach welchem die vornehmen in Frankfurt verſammelten Leute, ſchon bei guter Zeit in großer Anzahl ſtrömten.

## Siebentes Kapitel.

Ananias ſchlich aus dem Gemache der Prinzeſſin; ſie lag auf einem Ruhebette ausgeſtreckt, noch matt von der auf dem Saalhof in Saus und Braus durchwachten Nacht; das Haar hing ihr in unordentlichen Flechten um Schläfe und Scheitel, einzelne glänzend ſchwarze Locken fielen in das bleiche reizende Geſicht, aus deſſen dunkeln Augen ein Paar Thränen über die Wangen geglitten waren. Die ſchöne Anna ſtarrte vor ſich hin, während ihre Hand krampfhaft die geſtickten Dekken hielt, mit denen ſie bedeckt war; von allen ihren Hoffräulein aber war nur die hübſche verſchmitzte Beate, ihr Gürtelfräulein und Zofe, die vertraute Freundin und Mitwiſſerin ihrer Geheimniſſe, zugegen. Verlegen ſtand das ſchlaue Kind am wärmeſprühenden Ofen; endlich begann es leiſe mit einſchmeichelnder Stimme: „Tröſtet Euch nur, gnädigſte Prinzeſſin, und glaubt meiner Verſichrung, der Himmel hat es alſo wohl gemacht. Der Mantel des Todes liegt nun ſchwer über dem ſchweigenden Geheimniß und hält es feſt unter ſeiner Hülle. Ich meine, es iſt Euch ſogar ein groß Glück damit widerfahren.“ Als die Prinzeſſin noch nicht antwortete, fuhr Beate, näher tretend fort: „Trocknet doch Eure Thränen, und laßt uns lieber von des Königs jungem Vetter, dem ſchönen Grafen von Hohenſtein, reden, deſſen Ihr dieſen Morgen, nach der Rückkehr vom Banket, mit ſo vielem Antheil erwähntet. Er ſcheint Euch nicht ganz gleichgültig geblieben zu ſein.“

Da blitzte Anna's Auge wieder feurig auf; ſie lächelte Beaten an und aus ihren Zügen ſprachen wieder die alten Wünſche, zuckte die ſonſt emporlodernde Begehrlichkeit. „Haſt du ihn geſehn, Beate?“ fragte ſie haſtig. „Er war der Erſte, den der König geſtern zum Ritter ſchlug.

Ach! ich fragte dich ja nach ihm, und du wußteſt nicht, wer er war. Nicht wahr, er iſt ein herrlicher Junge? So friſch und kräftig, wie ein zweijähriges Turnierroß.“

„Und des Königs naher Verwandter,“ fügte Beate mit Bedeutung hinzu. „Günther ſoll den Grafen Heinrich, wie ſeinen Sohn halten.“

„Ich verſtehe dich. Ein ſchönes Hoffnungsbild gaukelt mir aus deinen Worten entgegen. Sobald der tapfre Günther den ſchwachen elenden Karl beſiegt hat, wird es ſchon ein erledigtes Fürſtenlehn geben; wer hätte nähere Anſprüche darauf, als Graf Ludwig von Hohenſtein? Ich ſehe den Fürſtenhut ſchon auf dem blondlockigen Haupte des Jünglings; er muß ihm allerliebſt ſtehen.“

„Und Ihr daneben, Prinzeſſin, im fürſtlichen Schmucke, umſchlungen vom kräftigen Arm des gefürſteten Hohenſteiners. Das muß ihm und Euch noch ſchöner ſtehen. Hab’ ich’s getroffen? Ihr werdet roth.“

„Du biſt eine Schwätzerin; ich kenne dich ſchon. Zu den meiſten meiner Liebſchaften hat mich ſtets deine leichtfertige Zunge beredet.“

„Ich lieh Euern geheimen Wünſchen, der Frucht Eures minniglich warmen Herzens, nur

Worte; ich war nur die Geburtshelferin Eurer Neigungen. Und doch bin ich ſtolz darauf. Wer wüßte, wie oft Ihr Euch bei unwürdigen Gegenſtänden ungebührlich lange aufgehalten, wenn ich nicht dem Roſſe Eurer Begierden Flügel geliehen und es aus der Alltäglichkeit in die Bahn des höhern Genuſſes geriſſen hätte.“

„Du haſt recht; ich habe dir viel zu danken. Und hätt' ich deine treuen Rathſchläge immer befolgt, es wäre nie ſo weit gekommen mit Dymar. Ich haſſ' ihn nicht; aber ich bereue, ihm jemals meine Gunſt geſchenkt zu haben. Und wie er ſo ganz mich vernachläſſigt, das empört mich. Er vermeidet mich; ich hab' ihn, ſeit er mich vorgeſtern in Gegenwart meines Vaters begrüßte, nicht wiedergeſehn. Nicht einmal auf dem Banket war er; ich glaube, er war der Einzige aller Ritter Frankfurts, welcher fehlte.“

„Laßt ihn doch!“ verſetzte die Zofe. „Kümmert Euch nicht um ihn. Er muß Euch gleichgültig ſein in jeder Hinſicht. Er ſoll ſeine eignen Wege gehen, wie ich gehört habe — die Diener im Hauſe haben mir ſchon manches vertraut.“

„Und was weißt du? Was ſind es für Wege, die Dymar geht?“ fragte die Prinzeſſin neugierig. „Sage mir Alles; ich will es wiſſen. Nichts verſchwiegen!“

„Der alte heilige Chriſt hat ſich in ſeinem Alter wiederum verlobt —“

„Wer iſt das, wen meinſt du damit?“

„Ich pflege den alten Schöffen zum Paradeis nur ſo zu nennen, weil er ſelten ein Paar Worte ſpricht, ohne nicht mit „heiliger Chriſt!“ oder „Herr Chriſt!“ das Maul voll zu nehmen, wie ein ächter Glaubensheld und frommer Bruder, während er doch ein Erzſchelm iſt, der ſich mit ſeinen grauen Haaren nicht ſchämt, einem Mädchen in meinen Jahren lüſterne Anträge zu machen. Nun, der alte Sünder hat ſich wieder verlobt — wie Ihr ja ſchon wißt; denn er hat's Euerm Vater ſelbſt vorgekaut — und zwar mit einer reichen Wittwe, deren verſtorbner Herr ein anſäßiger Edelmann in der Wetterau war. Die jüngſte Tochter dieſer Frau iſt ein wunderſchönes Bild; und ſie, ſamt der Mutter und dem alten Schöffen möchten gern, daß Dymar das ſchöne Gutchen von Waſum kaufte; aber was ſie ſich auch für erſinnliche Mühe geben, er weigert ſich beſtimmt, Gutchen zu heirathen, die — ſtolz und hoffährtig — darüber ſchier in Verzweiflung iſt.“

„Das iſt ſchön! das iſt vortrefflich!“ rief Anna ſchadenfroh triumphirend. „Das macht mich Dymarn wieder um vieles mehr geneigt.“

„Freut Euch nicht zu ſehr, gnädige Prinzeſſin!“ erinnerte Beate mit einem warnenden Blicke. „Nicht Euch gilt dieſe Standhaftigkeit, dieſe muthige Weigerung. Der Ritter Dymar iſt in unmäßiger Liebesbrunſt in ein Frauenbild entbrannt, das ſchon Manchen, Jungen und Alten, den Kopf verrückt hat, ſeinen thörichten Minnedienſt aber eben ſo hartnäckig verweigert, wie er Gutchen von Waſum. Nichts deſtoweniger iſt er ihr ſtets zu Hofe, und je ſtrenger ſie ihn behandlt, deſto geduldiger iſt er um ihre Wege, und iſt fromm und ſanft, thut gute und edle Werke, alles, weil ſie es ſo will, der er ſich in ſo unbändiger Minneglut ganz zu eigen gegeben hat.“

„Und wer iſt die Seltſame, die ihn verſchmäht und doch ſo hohen Liebreiz beſitzt, ihn alſo an ſich zu feſſeln?“ fragte Anna befremdet. „Du haſt mir ihren Namen noch nicht genannt.“

„Es iſt die Wittwe des kurmainziſchen Hauptmanns Gilbrecht von Wyſſel, der — wie wir in Heidelberg ſchon erfuhren — ein Paar Tage vor dem Neujahr auf dem Main in einem Schiffe erſchlagen ward, jene reizende Himmeltrude, nur die ſchöne Müllerin genannt, die auf der letzten Meſſe hier ſo großes Aufſehn machte.“

„Iſt die hier?“ fragte Anna gedehnt, und wie es ſchien, ſich langweilend.

„Sie iſt als Schweſter in ein Beguinenhaus hier getreten.“

„Das paßt für die Dirne; ſie war mir immer verhaßt, ein freches naſeweiſes Geſchöpf. Nun, da iſt ja wohl Dymar Krankenwärter geworden, und bedient das breſthafte Volk um züchtigen Minneſold, um einen Gegenblick ſeiner Maid, wenn er ſehnſüchtige Blicke ihr im dunſtigen Krankenzimmer zuwirft. Er iſt ſelbſt verrückt und leidet an ſchlimmem Gebreſte; der arme Schelm.“

„Faſt iſt es ſo, wie Ihr ſagt. Er iſt oft und viel im Beguinenhauſe, ſieht bleich und verkümmert aus, und behauptet, krank zu ſein. Geſtern als Ihr auf das Banket gingt, iſt er ins Beguinenhaus gegangen, und noch nicht wieder heimgekehrt; und als ſein Vater vorhin den dicken Ruprecht, den Knappen, ſchickte, kam die Kunde ins Haus, Ritter Dymar liege im Beguinenhauſe hart darnieder und begehre nicht heim.“

„Eine traurige Geſchichte!“ gähnte die Prinzeſſin. „Hätt' ich doch nie geglaubt, daß Dymar ein ſolch alberner Minneknab, ein ſolcher Gimpel werden würde. Aber es muß dergleichen in der Art liegen; war doch der jüngere Bruder auch ſo ein Seufzerheld und Greiner, obgleich ich weder an der ſeligen Frau Affra, noch an Herrn Nullmann dergleichen jemals bemerkt habe. Jetzt iſt mir Dymar verächtlich; aber ſehen möcht' ich ihn doch in ſeiner Erbärmlichkeit und ihm meine Verachtung deutlich ausdrücken," ſetzte ſie mit Antheil hinzu.

„Wie wollt Ihr das beginnen, gnädige Prinzeſſin?"

„Die Faſchingsmummerei kommt uns dabei trefflich zu ſtatten. Ja, ja, ſo muß es ſein!" rief Anna ſogleich aufſpringend mit leuchtenden Augen. „Das iſt doch ein Mal etwas Auſſergewöhnliches, was das ſchaale Leben würzt, wie Pfeffer die Suppe. Ja, ich will den treuloſen Geſellen, den ſchlechten Wicht beſchämen, ich will ihm in die Ohren ziſcheln, daß ich ihn tief verachte."

„Aber Euer Rachegefühl hat Euch noch nicht dazu kommen laſſen, mir Euern Plan kund zu thun," ſchaltete die Zofe zwiſchen den boshaften Triumph der Herrin.

„Ich mache heute noch einen Mummenſchanz mit dir und allen meinen Fräulein. Du ſtellſt die heilige Eliſabeth vor, wie ſie umhergeht und den Armen und Kranken ſpendet; wir aber ſind theils deine Mägde, theils die Engel, die dich begleiten.“

„Und Ihr, Prinzeſſin? —“

„Ich werde die unanſehnlichſte deiner Mägde ſein. Wir gehen in das Beguinenhaus, und während du dem Hauſe ſpendeſt und an jedem einzelnen Bette — ich will dich reichlich mit Geld verſehen — verweilſt, und alle Augen an dir hängen, will ich zu Dymar ſchleichen, und ihm ins Ohr raunen, was ihm nicht lieb ſein wird zu hören.“

„Vielleicht gelingt’s uns auch, dem ſchönen Grafen von Hohenſtein in unſrer Vermummung näher zu kommen,“ bemerkte Beate lächelnd.

„Schelmin!“ ſagte Anna und ſchlug die Zofe leiſe auf den Mund. „Du erräthſt immer die geheimſten Gedanken meiner Seele; deshalb bin ich dir auch ſo ſehr gewogen, und unzertrennlich an dich geknüpft.“

„Über den Ritter Dymar habt Ihr den ſchönen Grafen ganz vergeſſen, und mir noch immer nicht mitgetheilt, was Ihr mir mit glühendem Munde dieſen Morgen verſprochen. Ich ſah Euch oft mit dem jungen thüringiſchen Ritter auf dem Banket tanzen und ſprechen. Euer Auge glänzte feurig; ich kenn' es, wenn es ſo glüht. Dann iſt jedes Mal ein Blitzſtrahl der Liebe hineingefallen, und es hat entzündet."

„Meinſt du, es hätte in der verwichnen Nacht gebraunt? Ja, ich glaube es ſelbſt. Wenn es mir im Auge ſprüht, glüht es mir auch im Herzen. Und ich fühlte die Glut höher und höher lodern, wenn er mich umſpannt hielt und im raſchen Tanze mit mir dahin flog. O, Beate, das iſt ein Mann! So hab' ich noch keinen beſeſſen. Das iſt alles ſo ſtraff, ſo kräftig, ſo rundes, feſtes, geſundes Fleiſch! Und welch ein Gliederbau! Und welch ein warmes Leben kocht ihm aus Hand und Mund und Augen! O dieſe Augen, dieſer rothe, friſche, kußgeſchwellte Mund! Immer ſteht er mir vor Augen; ich wähne zu träumen, und wache doch. Dieſer Mann muß mein werden, Beate, oder ich ſterbe vor Sehnſucht."

„Wenn ich's bedenke, gnädige Prinzeſſin," verſetzte die Zofe mit Wichtigkeit, „ſo iſt es beſſer gethan, Ihr bequemt Euch endlich zum Heirathen. Freilich, das Joch iſt hart; aber auf die Dauer könnt Ihr doch nicht ſo fort minnen und Gunſt ſchenken, auf wen eben Eures Herzens Trieb fällt. Glaubt Ihr nun wirklich, der Hohenſteiner ſei ein Mann, der Euch die Andern Alle erſetzen kann, ei nun, ſo ſchafft man Rath, daß ſich die Sache bald zuſammen thue.“

„Ja, Beate, ihn oder keinen! Alle, auf denen meine Augen mit Gunſt und Wohlgefallen geruht, alle ſind ſie mir gleichgültig, ſchaal und zuwider, wie verdorbene Weine gegen dieſen jungen ſüßen ſchäumenden Moſt. Selbſt der Mainzer Domprobſt — du weißt, wie ich für ihn glühte — iſt mir gleichgültig geworden, und alle Liebesfunken in mir haben ſich jetzt zu einem Feuer vereint, das allein für den herrlichen Ludwig lodert. Schaffe mir nur Gelegenheit, mit ihm näher zuſammen zu kommen.“

„Die ſollt Ihr bald haben; wenn das Glück gut geht, morgen ſchon. Erzählt mir nur zuförderſt, wie weit Ihr auf dem Banket mit ihm gekommen ſeid.“

„Der König ſelbſt führte mir ihn zu, mit guter Vorbedeutung, ſagend, ſein eigner Sohn ſei noch ein zehnjährig Kind, er bringe mir deshalb ſeinen Vetter, den er für eignen Sohn halte und liebe, und bäte mich, denſelben dafür anzuſehen, auch zu genehmigen, daß Graf Ludwi von Hohenſtein an dem Tage, wo er die Ritterwürde erworben, mein dienender Ritter ſei, und mir in ehrlicher Huldigung die Erſtlinge ſeines Ritterthums darbringe."

„Das war ſehr artig von dem allerdurchlauchtigſten Herrn," ſchaltete Beate ein, „aber Ihr dachtet dabei gewiß an die Erſtlinge ſeines Minnethums."

„Maulaffe!" ſchalt die Prinzeſſin; fuhr aber gleich zu erzählen fort: „Der liebenswürdige Hohenſtein erfüllte ſeine Pflicht mit ausgezeichneter Aufmerkſamkeit, und ich überraſchte ſeinen Feuerblick oft auf meiner Geſtalt. Er tanzte viel mit mir, und erzählte mir von der Schönheit ſeines Vaterlandes, des geſegneten Thüringens. Ich weiß nicht alles mehr; denn jedes ſeiner Worte flog mir wie ein glühender Pfeil in die Bruſt, und der Brand darin wurde immer ärger. Aber er bat mich, mir öfter aufwarten zu dürfen."

„So hat das Fiſchlein ſchon an den Köder angebiſſen und bald wird's an der Angel zappeln!" rief Beate.

„Ach, weißt du aber, was mir im Sinn liegt und mich ſo ſchwermüthig macht? Die Prophezeihung des verrückten Wüllknappen von hier. Erinnerſt du dich noch ſeiner fürchterlichen Worte? Ich hatte ſie lange vergeſſen, und ſeit ich den

Hohenſtein geſehn, ſind ſie wieder lebendig in mir geworden, und ich kann ſie nicht los werden.“

„Schlagt Euch doch den Firlefanz aus dem Kopfe! Jetzt haben wir Wichtigeres zu thun. Ich ruf' Euch Gelen herauf; durch ſie und den Eſchelbach, ihren Verlobten, bringen wir den Hohenſtein morgen in's Haus. Und iſt er hinne, laſſen wir ihn nicht fort, er muß uns denn ſein Herz zurücklaſſen. Das binden wir an ein ſeiden Fädlein mit unauflöslichem Knoten, damit es nicht wieder davon flattert. Er muß Euch auf den Karneval führen, bei dem großen Eſſen, welches den Aſchermittwoch auf der adligen Trinkſtube zum Ladram gehalten wird, Euer Ritter ſein, Euch in der Faſten zur Kirche führen, Euch das Weihwaſſer bieten, den Betſchemel rücken; und wenn Oſtern kommt, vielleicht gar ſchon in das mit Oſterblümlein geſchmückte Brautbett führen.“ Und fort hüpfte die verſchmitzte Dienerin, und die Herrin ſchwelgte in den üppigen Bildern, die Jene ihr vorgeführt hatte.

Nicht lange darauf trat Gela an Beate's Hand herein, und verneigte ſich tief vor der Prinzeſſin, die ihr gnädig vornehm zuwinkte. „Du weißt, gutes Kind,“ begann Anna, „ich habe ſchon früher den Wunſch geäuſſert, dich unter die

Zahl meiner Hoffrauen aufzunehmen; nun hör' ich von meinem Vater, deine Hochzeit iſt nicht fern mehr. Dein künftiger Gatte wird Unterſchenk werden, und mit dir wollt' ich mich beſprechen, zu welchem Poſten du die größte Luſt zeigteſt. Wann wird denn die Hochzeit ſein?"

„Sobald die Faſten vorüber ſind; vielleicht auf das Oſterfeſt ſelbſt."

„Das ſind glückliche Ehen, die Oſterehen, wie man zu ſagen pflegt. Dein Vater wird, wie ich höre, auch nicht viel länger warten?"

„Er will ſeine Hochzeit mit der meinigen zuſammenhalten."

„Das iſt ein ſchöner Einfall. — Ich möchte dich morgen zu meiner Hofdame ernennen, und dazu ein kleines Feſt geben. Eſchelbach kann dazu einige ſeiner beſten Bekannten, jedoch nur auserwählte, bitten. Weißt du, ob er den jungen Grafen von Hohenſtein, den Neffen des Königs, kennt?"

„Ich weiß es nicht; aber mein Bruder Dymar kennt ihn genau."

„Dymar?" ſagte Anna und verzog das Geſicht unangenehm und erſchrocken. „Woher dieſer?"

„Sie haben in der Mark Brandenburg zuſammen gefochten.“

„Das iſt mir gleichgültig. Der Hohenſtein war geſtern mein Ritter, wie du geſehen haſt. Ich wünſche, daß Eſchelbach ihn morgen zu ſich bäte. Sag' ihm das! Hörſt du!“

Gela war ſchlau genug zu verſtehen, und entfernte ſich mit danküberſtrömenden Worten.

Darauf flogen die Dienerinnen den Mummenſchanz anzuordnen und als die Tafel vorüber war, kleideten ſie ſich mit der Prinzeſſin an. Beate war die Heilige — ein lächerlicher Widerſpruch — um die Stirn der plumpen Larve war ein ungeheurer Heilgenſchein von glänzendem Flittergold befeſtigt; auf ihrem Buſen hingen Heilgenbilder, an ihrem Gürtel Reliquien und Roſenkränze. Ihr Anzug war prächtig und geſchmacklos. In der einen Hand führte ſie ein Krucefix, in der andern einen Geldbeutel und einen Schrein, worin fromme Gaben lagen. Ihr folgten ſechs Mägde mit gleichen Schreinen und ſechs Engel, welche künſtlich gemachte Lilienſtengel und Palmzweige trugen und über dem Haupte der Heiligen kreuzten. Anna war unter den Mägden. Luſtig tummelte ſich's auf den Straßen und Plätzen umher, als ſie hinaustraten, und in mannichfacher Vermummung ſchwärmte allerlei Volk in ungeheurer Maſſe; denn der ängſtliche Verſchluß der Stadt, die Spannung der Gemüther, der endliche Einzug des Königs und die demſelben folgenden Feierlichkeiten, hatten früher Niemanden an die Faſchingsluſtbarkeiten, an Mummenſchanz, Banket und andere Kurzweil denken laſſen; nun, da Alles ſo glücklich abgelaufen war und der Königseinzug der Stadt eine ſo große Menge reicher und vornehmer Fremden zugeführt hatte, warf ſich die Bevölkerung mit deſto eilfertigerer Haſt in die buntwogende Luſt, um das Verſäumte in der letzten Woche noch nach zu holen, und gleichſam in leiſer Vorahnung deſſen, was nachher kommen würde, um den hochſchäumenden Becher des Vergnügens noch ein Mal bis zur Hefen zu leeren, eh' ihn der ſchnelle neidiſche Tod von den Lippen des Durſtigen hinwegriß. Ganze Banden von Pfeifern, denen bunte Züge in wilder Geberdung folgten, raſ'ten durch die Straßen mit Sang und Klang, und das betrunkne Volk hielt den Charakter ſchlecht, den es ſich zugelegt hatte; denn meiſt waren es Perſonen aus der Bibel, vorzüglich aus dem alten Teſtamente, die da dargeſtellt wurden und mit großen Schildern an der Stirn ihre Herkunft kund thaten. Doch auch Geſtalten, die der üppigen Dichtung des Mittelalters entſprungen waren, drängten dem erſtaunten hier und dort gefeſſelten und wieder auf andre Gegenſtände fortgeriſſnen Auge in luſtiger Haſt vorüber, jene wunderbaren Gebilde der Sage, ausgeſchmückt und belebt von dem ſchöpferiſchen Liedergeiſt der Minneſinger.

Die Dämmrung zog bereits die Nacht am düſtern Schleppgewande ſich nach, um ſie, die Herrin, auf den Thron des Tags zu erheben, den ſie, die Dienerin, erſt davon verjagt, als der Mummenſchanz der heiligen Eliſabeth mit Herolden und Stabmännern — die mit langen Stäben Platz machten — am Beguinenhauſe anlangte; denn früher hatte die Prinzeſſin Anna nicht gewollt, eine unangenehme Entdeckung und deren vielleicht noch unangenehmere Folgen fürchtend. Die Fahrgaſſe war ziemlich leer; nur auf der Vormauer des Hauſes bemerkte Anna einen Waldmann, der über und über — ſelbſt das Geſicht — mit Moos bekleidet war, und, wie es ſchien, mit großer Aufmerkſamkeit durch die unterſten Scheiben des Fenſters in die Stube lugte. Doch, unbekümmert um ihn, ſchritt der Zug der Thüre zu; die Herolde öffneten, die Heilige trat ein, ihr nach ihr himmliſches und irdiſches Gefolge.

Kaum bemerkte der Waldmann am Fenſter, daß die heilige Geſellſchaft ſich das Beguinenhaus zum Ziel erſehen, als er ſich auch ſogleich derſelben anſchloß, und, nicht anders, als gehöre er dazu, mit in das Haus eindrang. Die Herolde riefen mit lauter Stimme die Abſicht aus, welche die heilige Eliſabeth in dies Haus geführt, und die Priorin beugte ſich demüthig vor ihr, und empfing in den Opferſtock die reichliche Spende für das Haus. Aber auch kein Kranker ſollte leer ausgehen, und der Troß verfügte ſich in das geöffnete große Krankenzimmer. Da ſtand Himmeltrude, eben über einen ſtöhnenden Kranken hingebeugt; in der einen Hand hielt ſie eine Schaale mit ſtark duftender Arznei, die andre hatte der breſthafte Mann krampfhaft umſpannt und hielt ſie feſt. Die Prinzeſſin warf ihre Augen ſchnell in der ganzen matt erleuchteten Stube umher, ſchlich näher und erkannte in dem Kranken, welchen die ihr verhaßte Müllerin eben bediente, den ihr treulos gewordnen Ritter Dymar. Und dicht hinter Himmeltruden tretend, vernahm ſie, wie er mit heiſerer Stimme heftig flüſterte, indem er ſie, die ſich nach dem eintretenden Mummenſchanz zukehren wollte, mit rieſiger Kraft am Arme feſthielt: „Jetzt iſt die gelegenſte Zeit, jetzt hört Niemand auf mich, hat Niemand auf uns Acht. Reiche mir ſtatt dieſer ekelhaften Latwergen endlich die einzige und wahre Arznei, die mich allein geſund machen kann. Sag' das Wort, daß du mein ſein willſt, und ich führe dich ſtark und geneſen aus dieſem Hauſe in die bräutliche Kammer. Hörſt du mich heute nicht, ſo wird's, bei allen Heiligen ſchwör' ich's! nicht gut; denn du treibſt mich zur Verzweiflung. Es iſt das letzte Mal, daß ich dich bitte. Aber der mainzer Domprobſt dort iſt dir lieber als ich; du möchteſt lieber ſeine Metze, als mein ehrlich Weib ſein."

„Elender!" rief Himmeltrude weinend vor Zorn und ließ die Schaale aus der zitternden Hand fallen, daß der braune Saft über das Bett floß, und die andre Hand losreiſſend, wandte ſie ſich von dem heimlich fluchenden Ritter, und ging zu dem Tiſche hin, wo bereits zwei vermummte Männer ſaßen, die jedoch die Larven abgenommen hatten und die Herannahende gar freundlich, mit liebevollen Worten und Blicken empfingen. Als ſich die Prinzeſſin Anna, am ganzen Leibe zitternd, umdrehte, bemerkte ſie dicht neben ſich den wunderlichen Waldmann, der ſich aber ſogleich von da nach dem Tiſche ſchlich, auf welchem die Leuchte ſtand, wo Himmeltrude in der Mitte der beiden vermummten Männer ſaß, und wovon der größere und ältere eben zu der lieblichen Beguine ſagte:

„Ich kenne auf Erden kein herzigeres und lieberes Weib, als Euch, ſchöne Himmeltrude. Was ich für Euch fühle, hab' ich noch niemals für ein Weib gefühlt; ich glaube, ich würde für einen Engel nicht anders fühlen können.“

„Ich würde ſie und keine Andre zum Altare führen,“ wandte er ſich zu ſeinem Begleiter, „wenn ich nicht Prieſter wäre. Aber ich halte es für Pflicht, ihr einen ſtattlichen Eheherrn zuzuführen.“

„Der König wird Euch dieſer Pflicht entbinden, hochwürdiger Herr Kuno,“ verſetzte der Andre. „Er wünſcht Himmeltruden bald zu ſprechen und anſtändig für ſie zu ſorgen.“

Sie wollte eben antworten, als die Priorin herzutrat, und ſie aufforderte, der mildthätigen heiligen Eliſabeth, gleich den andern Schweſtern zu danken, und ſie erhob ſich, dieſem Befehle nachzukommen, da der Zug ſich eben davon zu gehen, anſchickte.

Die Prinzeſſin Anna hatte nicht gethan, weshalb ſie gekommen war und den ganzen Mummenſchanz veranſtaltet hatte. Als nämlich ihre Augen, flirrend und unſicher, dem Waldmanne folgten, fielen ſie auf die beiden Vermummten am Tiſche, und ſie erkannte zu ihrem Schrecken in dem Einen den Domprobſt Kuno von Falkenſtein, in dem Andern aber den Grafen Ludwig von Hohenſtein. Da fing ſie an für ihr Spiel zu fürchten, und um ſich nicht durch bloße Rachſucht ihren ſchönen Plan ſelbſt muthwillig zu zerſtören, ſchwieg ſie, plötzlich von der Erinnrung an Gela's Ausſage ergriffen, daß Dymar und der Graf von Hohenſtein ſich kennten; auch hätte ſie, wenn Dymar Lärm gemacht, von der Anweſenheit des Domprobſtes eher Schlimmes als Gutes zu erwarten gehabt. Dies Alles wohl bei ſich erwägend, zog ſie ſich zurück. Aber die unbefriedigte Rachgier kochte um ſo giftiger in ihrer Bruſt, und kaum hatte ſie die Thüre des Hauſes hinter ſich, als das Gift wild überſprudelte. Haſtig zog ſie Beaten zur Seite, und ſprach eben nicht flüſternd zu ihr: „Haſt du den Domprobſt Kuno und den Grafen Hohenſtein am Tiſche erkannt? Die verfluchte thüringiſche Kötſche zieht alle ſchönen Männer an ſich. Daß ſie des Falkenſteiners Buhlerin iſt, weiß Jedermann; nun wird ſie den ſchönen Grafen auch noch an ſich locken und ziehen. Aber ich will ihr das züchtige Weſen vertreiben, der ſchlechten Dirne. Unter des Stöckers Aufſicht ſoll ſie, wie alle fahrenden

Frauen in Frankfurt. Und hätteſt du gehört, wie der elende Wicht, der Dymar, ſie um Minneſold und Erhörung anbettelte, greinte, winſelte: du hätteſt ihn ins Geſicht geſchlagen, den argen Buben, und dich nicht ſo gehalten, wie ich. Wenn der Falkenſtein und der Hohenſtein nicht da geweſen wären, wer weiß was ich in meiner blinden Wuth gethan hätte. Aber nach Rache, nach furchtbarer, wilder grauſamer Rache lechzt mein Herz; nach Rache an Dymar und der Müllerin. Du mußt mir den Fleiſcherknecht oder einen ſeiner Gehülfen herbeiſchaffen, der mich von dem läſtigen Mönch befreiete."

„Vertraut Euch mir, ſchöne Prinzeſſin!" ſagte eine ihr nicht unbekannte männliche Stimme, dicht neben ihr, und verwundert erblickte ſie den Waldmann wieder neben ſich. „Ich glühe vor Rache, wie Ihr, vor Rache gegen den ſchändlichen Dymar, den buhleriſchen Domprobſt und die ſchlechte Himmeltrude. Ich bin ein Gehülfe des Fleiſcherknechtes, den Ihr meint, und unſre Meſſer ſind eben friſch geſchliffen."

„Um aller Heiligen willen, wer ſeid Ihr?" fragte Anna ſchaudernd und gräßlicher Ahnungen voll.

Da riß der Waldmann die Mooslarve ab,

und beim fahlen Schein des Schnees und des zitternden Lichtſtrahls aus den Fenſtern des Beguinenhauſes erkannten Anna und Beate das bleiche Geſicht des für todt geltenden Hauptmanns Gilbrecht von Wyſſel, und beide ſtießen einen Schrei des Entſetzens aus, der bei der Prinzeſſin aber nicht endigte, ſondern, indem ſie, von furchtbaren Krämpfen geſchüttelt, zu Boden ſtürzte, ſich in jenes ohrzerreißende markerſchütternde Gelächter verlief, welches den Höhrer mit dem Grauſen des Todes und der Hölle erfüllte. Da lag ſie auf den Boden hingeſtreckt und verrenkte die ſchönen Glieder und verzog das reizende Geſicht zur Fratze, und ihre vor Schrecken und Entſetzen laut aufſchreienden Frauen verſuchten ſie aufzuheben; und konnten es nicht, und das wilde teufliſche Hohngelächter aus ihrer Bruſt erſchallte immer lauter und lauter durch die nächtliche Straße, und bildete mit dem Zetergeſchrei der Hoffrauen einen gräßlichen Contraſt. Der Waldmann hatte ſich flüchtigen Fußes davon gemacht; aus dem Beguinenhauſe aber traten die edeln barmherzigen Schweſtern, die Helferinnen und Tröſterinnen in aller Leibesnoth, herbeigerufen von dem Nothgeſchrei, und mit liebender Milde und ohne Scheu legten ſie ihre ſtets bereiten Hände an die Kranke, und die Herolde brachten einen Stuhl aus dem Hauſe, worauf die Unglückliche geſetzt und ins Haus getragen wurde, in welches ſie lachend — wie wohl noch kein Kranker — ihren Einzug hielt, und welches ſie kaum Wuth ſchäumend verlaſſen hatte.

Die Priorin hatte nicht ſobald gehört, wer die hohe Kranke ſei, als ſie dieſelbe in das beſte Zimmer des Hauſes, in das der Schweſter Himmeltrude bringen ließ. Dort nahm ein weiches Bett die Kranke auf und Barbara, die erfahrenſte der Schweſtern, trat, wie ein helfender Engel, heran mit einem bewährten Mittel, welches bald den wilden Krampf löste, und die Leidende in Schlaf verſenkte. Einige von den Hoffrauen blieben zugegen; Andre aber liefen davon, um dem Kurfürſten von der Pfalz anzuſagen, was ſich mit ſeiner Tochter begeben.

# Achtes Kapitel.

Mit nicht geringem Erſtaunen vernahmen der Domprobſt von Falkenſtein und der Graf von Hohenſtein wer die Kranke ſei; am unangenehmſten ſchien aber die Nachricht den im Bette liegenden Ritter Dymar zu berühren; denn er grommelte einige ſchlimme Flüche in den Bart. Himmeltrude wollte, als ſie es angeſagt hatte, wieder zur Prinzeſſin, aber der Domprobſt hielt ſie zurück, ſprechend: „Sie hat ſelbſt der Frauen genug, die um ſie waren, auch werden die übrigen Schweſtern ſie ſchon bedienen, und ſich eine Ehre daraus machen, ſolch hohe Perſon unter den Händen zu haben. Eure Reinheit, Himmeltrude, ſoll aber nichts gemein haben mit der ſchmutzigen Verdorbenheit dieſer Fürſtin. Überlaßt ihre Pflege den Andern; Ihr thut mir und Euch ſelbſt einen großen Gefallen damit. Eure Seele kann nicht ein Mal eine Ahnung von dem ſündigen Pfuhl haben, der in der Bruſt dieſer Gleiſnerin gährt. Verweilt lieber noch bei uns, und gebt uns endlich einen günſtigen Beſcheid auf die Anſprache, um derentwillen ich Euch Euern Verwandten und Landsmann hier zugeführt habe.“

„Ja, Himmeltrude,“ fügte der junge Ritter in einem herzlichen Tone hinzu, „um Euch von dem wunderlichen Vorſatze, in dieſem Hauſe und bei dieſer traurigen Beſchäftigung leben und ſterben zu wollen, abzubringen, wiederhole ich Euch noch ein Mal alle Grüße von der Frau Gräfin, die wir nun bald als Königin begrüßen werden, von meiner lieben Eliſabeth und den andern Kindern, und ſage Euch, daß ſie dem Grafen, nun unſerm Könige, dringend aufgetragen, für Euer Beſtes zu ſorgen, mir aber, daß ich Euch gute Bothſchaft bringen, Euch tröſten, und den König an Euch erinnern ſoll. Deſſen bedurfte es aber nicht; er erinnerte ſich ſelbſt an die ſchelmiſche Himmeltrude, der er ſtets ſo gewogen geweſen, und kaum war der größte Drang der erſten Königsgeſchäfte vorüber, als er mir auftrug, Euch aufzuſuchen, Euch ſeiner ganzen Gnade zu verſichern und in ſeinem Namen das Verſprechen zu geben, daß er Euch verſorgen werde, wie es einem Könige gegen eine ſo treffliche und ſchöne Verwandte zieme, und endlich Euch ſogleich vor ihn zu führen, damit er Euch mündlich das Alles wiederhole. Ja, als er aus des hochwürdigen Domprobſtes Munde Euer reiches und koſtbares Lob vernahm, als ſelbſt der Kurfürſt von Mainz beiſtimmte, da freute ſich der König baß und wünſchte ſehr Euch zu belohnen für ſolch maidliche Tugend. Und da ich nun gekommen bin, als Bote des Königs und der hochwürdige Herr in ſeinem eignen Namen, Euch ein ſchönes Loos zu verkünden, erklärt Ihr kalt und theilnahmlos, es ſei Euer heiliger Wille und feſter Vorſatz, dies armſelige Haus nicht zu verlaſſen. Wahrlich, Himmeltrude, Ihr müßt nicht wiſſen wie ſchön, wie klug, witzig und liebenswürdig Ihr ſeid; Ihr vergeßt Geburt und Stand, um als eine elende Magd jedem breſthaften Bettler zu dienen, der hier hereingebracht wird. Ich bitt' Euch, bedenket wohl, daß Jugend, Schönheit und Stand Euch einen weit höhern Kreis anweiſen, in welchem Ihr — ſo Eure reine edle Seele ein Mal groß Wohlgefallen an Wohlthun und frommen Werken findet — weit Größeres, Edleres und Herrlicheres vollbringen könnt, als in dieſem Hauſe, bedenkt, daß die Welt, der neue Hof unſres Königs Anſprüche, gerechte Anforderungen an Eure Perſon haben, die Ihr unmöglich zurückweiſen könnt. Laßt mich alſo nicht gehen mit dem mir ertheilten Beſcheid, ſondern beſinnt Euch eines beſſern.“

„Geht nur in aller Heiligen Namen damit, viel edler Graf,“ gegenredete Himmeltrude lächelnd, „ich kann Euch doch keinen andern geben. Dreierlei Dinge ſind's, die meinen Entſchluß, in dieſem Hauſe zu bleiben, unwiderruflich gemacht haben. Ich weiß wohl, auch Ihr habt mich für ein tolles Ding gehalten, das nur Sinn hätte für wilde Streiche, kecken Scherz, loſen Witz, und an deſſen klatter Bruſt nichts Ernſtes, kein Schmerz haften und kein Leid irgend eine Thränenſpur graben könnte. Das haben faſt Alle von mir gedacht; und als ich mich in Arnſtadt ſo ſchnell entſchloß, meinen Gilbrecht ohne Verzug zu freien, da ſchrieen ſie: Seht doch die Müllersgräfin, den tollen Leichtſinn! Dem erſten fremden Klopffechter und Leichtfuß wirft ſie ſich an den Hals. So macht ſie's nun, und man kann's ſchier nicht beſſer von ihr erwarten. Aber ich ſag' Euch, ſie haben ſich alle in mir geirrt, und Ihr mit, Herr Graf. Ich wußte wohl, was zu Gilbrecht war; denn um einen Menſchen zu durchſchauen, brauch' ich nicht Jahre; ein Paar Tage ſind mir genug. Gilbrecht war ein Edelſtein, und ich hab' ihn gehalten, wie ein köſtlich Kleinod; und er war es werth, er liebte mich nicht minder. Verlangt alſo nicht von mir, wie Ihr durch mein Scheinſal berechtigt zu ſein glaubt, daß ich den ungeheuern Schmerz über ſeinen frühen Verluſt ſo bald verwinde. Ach! ich werde mein ganzes Leben daran zu verarbeiten haben, wie ſollt' ich jetzt ſchon nach des Königs und Euerm Begehr mich in Eitelkeit ſchmücken, ein hoffärthig Leben führen, und an eines Königs Hof glänzen wollen? Das ziemt an ſich ſchon der Wittwe nicht, am wenigſten mir, die ich den geliebten Gatten ſo früh verlor. Seht nun, in dieſem Hauſe find' ich eine meinem Schmerze angemeſſene Unterhaltung und Beſchäftigung. Hier gehen wir Alle in die Farbe der Trauer gekleidet, die meinem hart geſchlagnen Herzen allein wohl thut; es gewährt mir Troſt, leidenden Menſchen zu dienen und als ein rettender Engel an das Lager des Kranken zu treten; es gewährt mir Zerſtreuung von meinem oft gar wilden Schmerz, recht Vielen zu helfen; es giebt mir Himmelsberuhigung, Andern, Fremden das zu gewähren, was ich meinem armen Ehewirth nicht gewähren konnte, Wartung und Pflege in Gebreſte. Der zweite Grund, welcher mich hier feſtbannt, liegt in den Erfahrungen, die ich in der kurzen Zeit meines Eheſtandes ſchon gemacht.

Harmlos und ohne falſch, wie ich war, folgte ich jedem Zug meines Gemüths; ich war gern in Geſellſchaft der Männer, die mir nicht ſchmeichelten, nicht grinſend von ſchaler Minnerei ſalbaderten, die ſich würdig benahmen, von denen ich lernen konnte; die andern verlachte und verachtete ich. Und weil ich nichts Arges in ſolchem Umgange fand, weil ich mir nicht einbilden konnte, wie er meiner ehelichen Liebe und Treu irgend Eintrag thun könnte, ſo begriff ich auch nicht, wie ein Andrer etwas Böſes daraus zu machen vermöchte. Aber ſei es nun, daß einer oder der andre jener Männer wirklich ſo thöricht geweſen iſt, er könne die Frau des Hauptmanns in Verſuchung bringen und vom Wege ihrer Pflicht abführen“ — der Domprobſt ſah verlegen zur Erde und ſchneuzte das Licht — „ſei es, daß böſe Zungen meinen Gilbrecht aufgehetzt, ſei es, daß er von Natur ſchon eine Anlage zur Eiferſucht gehabt, die ſich durch mein ſorgloſes freies Weſen ausgebildet: genug, die wildeſte Eiferſucht plagte den armen Mann, und er plagte mich, daß es mir einige Male faſt unerträglich war. Er konnte ſich nicht entſchließen, mich in Eltvill zurück zu laſſen, als ihn Dienſtpflicht nach Frankfurt zur Vorwahl des Königs rief, und ſo mußte ich Zeuge ſeines Todes ſein. Dieſe Qual möchte ich nicht von einem zweiten Manne erdulden, den ich doch nicht ſo lieben könnte, wie Gilbrecht; ach! meine Liebe liegt begraben, ich weiß nicht ein Mal wo, und kein Andrer kann ſie beſitzen. Hier in dieſem Hauſe kann ich frei und unabhängig leben, ich brauche den Umgang der Männer, die mir gefallen, nicht zu meiden, ich werde nicht von den Launen eines Herrn und Gebieters gequält, nicht von thörichten Grillen ſeiner Eiferſucht verfolgt. Darum laßt mich in dem Hauſe, wo es mir ſo wohl iſt. Den dritten Grund habe ich dem Herrn Dompropſt auch ſchon genannt, als er das erſte Mal hier war; es iſt meine viel theuere Schweſter Barbara. Dies edle große Herz, gereinigt vom wilden Feuer ſchwerer Leiden, hat mein junges Herzlein ganz in ſich eingeſchloſſen, und hält es feſt für dieſes Leben. Nie, nie kann ich mich von dieſer trefflichſten aller Frauen trennen; jeder Tag zeigt mir eine neue Tugend an ihr, und jede wahrgenommene Tugend kettet mich feſter an ſie. Dies Band iſt unzerreißlich. Nie hab' ich meine Mutter gekannt, ſie ſtarb, als ich noch ein zartes Kind war; aber das Bedürfniß nach einer Mutter und ihrer Liebe wuchs in meinem Herzen auf; ich ſehnt mich ſehr nach einer ſolchen. Und nun hab' ich ſie hier gefunden in dieſem unſcheinbaren, dem Mitleid geweihten Hauſe; aber ich liebe ſie mehr, als ein Kind die Mutter; ich kenne keinen Namen, kein Verhältniß, das meiner liebenden Achtung zu Barbara gleich käme. Nur in ihrem Umgange kann ich ferner leben, und ſie verläßt dieſes Haus, wo ſie nun ſchon viele Jahre mit Segen gewirkt, nicht mehr; alſo verlaſſe auch ich es nicht. Ich werde meinem hohen Könige den Zipfel ſeines Herrſchermantels küſſen, wann es mir ſeine Gnade erlaubt, und ihm für die gnädigen Wünſche und Beſorgniſſe danken, die er meinetwegen gehegt."

„Ich ſagt' es Euch gleich, Graf," wandte ſich der Domprobſt jetzt an dieſen. „Sie wird nicht folgen, und wenn Ihr ihr himmliſche Freuden vormalt. Ich habe ja meine Beredtſamkeit ſchon an ihr verſchwendet. Ihr müßt ſie aufgeben, ſo gut, wie ich. Mit Schmerzen hab' ich's gethan. Des Menſchen Wille iſt ſein Himmelreich. So laßt uns gehen. Aber wo iſt mein blonder Träumer? mein ritterlicher Heilmann zum Paradeis? Seit ich mit Euch rede, ſchöne Frau, hab' ich ihn nicht wieder geſehn."

„Er wird zu Gretchen ſein, um Abſchied von ihr zu nehmen," antwortete Himmeltrude entſchuldigend. „Und wenn er ja auch als Euer Dienſtmann, Herr Domprobſt, noch einige Zeit in Frankfurt bleibt, ſo ſoll er doch ferner mit dem guten, lieben Gretchen nicht mehr unter einem Dache wohnen. Ach, und die Gewohnheit des Umgangs iſt ſo ſüß, das Scheiden von ſolcher Gewohnheit ſo ſchmerzlich! Gretchen hat ihn ſo emſig, ſo treu, ſo ausdauernd gepflegt! Das holde, ſanfte Kind wich nicht von ſeinem Bette, ſie las ihm die Wünſche an den Augen ab, ſie las noch mehr, als er wünſchte. Es war rührend mit anzuſehen, wenn ſie ſich um ihn kümmerte und mühete, wie ſie jedes Anerbieten ihrer Mutter, nach Hauſe zurückzukehren, ſtandhaft abwieß; ja als dieſe einſt ſelbſt kam, um ſie abzuholen, warf ſich Gretchen zu den Füßen der Priorin, klammerte ſich an die Kniee derſelben und flehte um Schutz, ſo daß wir die Frau von Waſum ſelbſt baten, ſie noch bei uns zu laſſen.“

„Solche Treue muß belohnt werden,“ ſagte der Domprobſt. „Ich werde für Heilmann, den ich durch Eure Erzählung und eigne Beobachtung lieb gewonnen habe, ſo ſorgen, daß er Gretchen zum Weibe nehmen kann.“

„Er hat Gottlob! in ihr nun den rechten Gegenſtand ſeiner zärtlichen Neigung erkannt. Der Irrthum, daß er ihre Schweſter dafür hielt, hätte ihm faſt das Leben gekoſtet. Die Beſcheidne hat ihm mit ſchaamgefärbten Wangen geſtanden, daß ſie ſeit lange ſchon in ſtiller ihr kaum ſelbſt bewußter Minne für ihn geglüht, daß es ihr aber nie eingefallen ſei, ſeine Huldigung nur zu wünſchen, weil ſie dieſe als ein natürliches Recht ihrer ſchönern Schweſter angeſehn, und nur ſtets mit dieſer gezankt, weil ſie dieſe Huldigung ſo ſchnöde von ſich gewieſen. Liegt in dieſem unſchuldigen Geſtändniß nicht der reinſte Abdruck eines edeln Herzens? Ich liebe Gretchen, wie meine Schweſter, und auch ihr Herz hat ſich zu mir geneigt."

„Und wünſcht das gute Kind nie wieder zur Mutter zurückzukehren?"

„Gretchen hat einen gar abſonderlichen Abſcheu vor der Heirath ihrer Mutter, und ſie geſtand unter Thränen, ſie wollte lieber ins Gutleuthaus vor der Galgenpforte, als ins Paradeis ziehen. Und was ſie mir erzählt, paßt ganz zu dem, wie ich den Ritter und Schöffen zum Paradeis und ſeinen älteſten Sohn ſelbſt kenne."

„Ihr vergeßt, daß Ritter Dymar bloß zehn Schritte von Euch liegt," ſagte der Domprobſt leiſe.

„Ich vergeſſe es nicht, hochwürdiger Herr. Was ich über die Leute ſpreche, mögen ſie immerhin hören; auch hört es Ritter Dymar nicht zum erſten Mal von mir, daß er nicht mein Mann iſt, und ſich mir mit ſeinem thörichten Minnegewerb nur verhaßt macht. Nicht wahr, mein Herr Ritter?“

Sie trat an das Bett, aber der ſchnarchende Athemzug des Schlafenden tönte ihr entgegen. „Er thut klug daran, zu ſchlafen, oder mindeſtens ſich ſo anzuſtellen,“ ſagte ſie, zu den beiden Männern zurückkehrend. „Wahrlich, das herzloſe, ja grauſame Betragen gegen ſeinen Bruder Heilmann iſt nicht geſchickt, mir Achtung vor dieſem Ritter beizubringen. Er iſt ein würdiger Sohn ſeines Vaters; Heilmann iſt aus der Art geſchlagen. Die Natur ſpielt oft wunderlich.“

„Eine ſolche Unnatur und Hartherzigkeit gegen ein Kind, und ein ſo liebes gutes Kind, wie Heilmann, iſt unerhört!“ rief Kuno. „Der Schöffe hat wohl niemals nach dem armen Jungen gefragt?“

„Ein Mal hat er einen ſeiner Knechte hergeſchickt, nur zum Schönſchirm und der Leute wegen. Hernach kam Ritter Dymar und befragte ſich — dem Anſcheine nach mit großer Theilnahme — nach dem Gebreſte ſeines Bruders, aber ich merkte gar bald, daß ihm Heilmanns Wundheit nur ein willkommner Vorwand zu ganz andern Abſichten war. Eben ſo wenig glaub' ich an die Aufrichtigkeit des Ritters hinſichtlich ſeines eignen Gebreſtes.“

Ein ſchelmiſcher Blick auf Dymars Bett hatte die letzten Worte begleitet; und der Domprobſt erwiederte lachend: „Ich geb' Euch mein ritterlich Wort, Euer Pflegling ſoll von dieſem Abend an, wo er in mein Haus tritt, an mir einen andern und beſſern Vater finden. Nicht als einen Knecht will ich ihn halten; nein, führt er ſich, wie ich hoffe, danach auf und iſt, wie zeither, klar und ehrlich, beſonnen und tapfer, ſo ſoll er in meinem Hauſe und Herzen die Rechte eines Kindes genießen. Nun aber laßt mir ihn rufen; es wird ſpät, und ich muß noch zum Erzbiſchof."

Eine Magd eilte auf Himmeltrudens Befehl von dannen, und bald darauf trat Heilmann an Gretchens Hand in das Zimmer und verneigte ſich ehrerbietig vor dem Domprobſt, den er als ſeinen künftigen unmittelbaren Herrn anſah.

„Haſt du Abſchied genommen von dem guten Beguinenhauſe und den edeln Schweſtern?" fragte Herr Kuno den bleichen Jüngling. „Schwerlich wird dir's in meiner Wohnung beſſer gefallen, ſelbſt wenn ſie bequemer wäre; denn du mußt freilich hier zurücklaſſen, was dir mit Recht lieb und theuer iſt."

„Hochwürdiger Herr," begann Heilmann vortretend, mit zitternder Stimme zu reden, „Ihr habt befohlen, daß ich Euch dieſen Abend noch in Eure Behauſung folgen ſoll, und ich vernahm mit freudigem Willen den Befehl; denn ich habe ein rechtes Vertrauen und große Liebe zu Euch gefaßt. Indem ich mich aber anſchickte, dieſem Befehle Folge zu leiſten, überkam mich ein gar ſeltſam Gefühl, dem ich keinen Namen geben kann, das mir aber die Bitte an Euch eingiebt, mich dieſe Nacht noch im Beguinenhauſe zu laſſen."

„Der Abſchied vom Lieb wird dir zu ſchwer," lächelte der Domprobſt; „du ſollſt ja deine liebe Pflegerin täglich ſehen."

„Bei Gott und allen Heiligen! das iſt's nicht, hochwürdiger Herr; Ihr könnt mir's glauben. Es iſt eine grauſige Ahnung, die mir die Bruſt ſchier zuſammenpreßt." Bei dieſen Worten regte ſich Dymar im Bette.

„Und ſonderbar iſt's," ſagte Gretchen ſchüchtern, „ich theile dies unglückweiſſagende Gefühl mit ihm. Es iſt mir, als müßten wir irgend noch eine ſchlimme Nachricht erhalten, heute Abend, dieſe Nacht, und die böſe Kunde würde mich erdrücken, wenn Heilmann nicht mehr da wäre, ſie mir tragen zu helfen. Ich vereinige deshalb meine Bitten mit den ſeinigen."

„In Gottes Namen denn! Ich habe nichts

darunter, ihn dieſen Abend noch mitzunehmen; ich meinte nur, weil ich eben da war, könnte er gleich mir folgen. So kann er morgen am Tage kommen, wann er will. Meine Thüre und mein Herz findet er immer offen. Gute Nacht denn! Schließt mich in Euer Nachtgebet, liebe Himmeltrude. Gottes Segen über Euch und dies Haus." Und höflich grüßend ging der Graf von Hohenſtein mit dem hohen ritterlichen Prieſter.

„Nun will ich nur nach meiner kleinen Kunigunde ſehen," ſagte Himmeltrude zu Gretchen, „damit ſie mir durch Geſchrei nicht etwa die Prinzeſſin ſtört. Ich würde das liebe Kind gern in ein andres Zimmer thun, aber ich fürchte ſeinen Schlaf zu ſtören; auch könnte ihm der Wechſel aus der Wärme in die Kälte ſchaden."

„Vorhin ſchlief ſie ſanft," verſetzte Gretchen, „als ich drüben war; auch die Prinzeſſin wurde nicht mehr ſo ſchlimm von Krämpfen und Verzuckungen heimgeſucht, wenigſtens hatte das entſetzliche Lachen aufgehört."

Himmeltrude ging in ihre Stube, Hellmann und Gretchen in die Stube der Priorin, und Dymar erhob ſich zur Hälfte im Bette, ſchaute mit argwöhniſchen Augen nach den übrigen in dieſem großen Hauptzimmer liegenden Kranken, welche meiſt ſchliefen, ſchlug ſich dann mit der Fauſt vor die Stirne und murmelte fürchterliche Flüche in ſeinen zerzausten Bart.

Die Prinzeſſin Anna ſchlummerte, die Krämpfe waren vorüber, aber ihre Wuth hatte ſie entkräftet. Die umſtehenden Hofdamen wünſchten ſich Glück, und verſicherten Barbara und Himmeltrude mit leis flüſternder Stimme, daß nun Alles vorüber ſei, und ihre Herrin morgen, wenn auch etwas ſchwach, aber doch wieder geſund ſein und ausgehen können werde.

Indem ſie alſo mit einander plauderten, regte ſich ohnfern dem Bette in einem kleinen Lager etwas, ein zartes Kinderſtimmchen ließ ſich vernehmen, und brach ſogleich in lautes Weinen aus. Himmeltrude eilte hinzu, nahm das Kind mit mütterlicher Sorgfalt aus dem Bettchen auf den Arm und ſuchte es zu beſchwichtigen. Aber es weinte noch bitterlicher, und Himmeltrude wollte ſich eben damit entfernen, als die Prinzeſſin aus ihrer ſchlafähnlichen Ermattung plötzlich auffuhr, ſich mit erſchrocknen Augen umſah und heftig rief: „Was für ein Kind ſchreit da?“

„Es iſt mein Pflegling, durchlauchtigſte Prinzeſſin,“ ſagte Himmeltrude, vortretend an das Bett, und der volle Lichtſtrahl fiel auf das Kind.

Die Kleider deſſelben ſchienen die Prinzeſſin noch aufmerkſamer darauf zu machen, ſie ſtarrte ihm eine Minute lang ins Geſicht; das Kind wendete ſich nach ihr hin.

„Iſt's ein Mädchen?“ fragte Anna mit bebender Stimme.

„Ja, gnädigſte Prinzeſſin.“

„Gebt mir das Kind!“

Himmeltrude befolgte zaudernd und ängſtlich den hart ausgeſprochenen Befehl.

„Wie heißt es?“ fragte die Kranke und der Ton ihrer Stimme wankte immer mehr, in ihren Zügen ſprach ſich eine höchſt ſeltſame Spannung aus. Und während Himmeltrude antwortete: „Kunigunde,“ ſtrich die Prinzeſſin das Käpplein von der Stirne zurück, und erblickte das in der Geſtalt eines Schwertes blutigroth über die Stirne laufende Maal. Und als wenn es eine Natter wäre, die ſie geſtochen, ſchleuderte ſie plötzlich die Kleine von ſich, die zeternd von der im hohen Schrecken aufſchreienden Himmeltrude aufgefangen wurde. An dies Schreien reiheten ſich aber bereits die weit fürchterlichern Lachtöne aus Anna's widrig verzerrtem Munde. Diesmal ſteigerte ſich das grauſige Gelächter nicht, es brach gleich mit der ganzen Stärke ſeiner hölliſchen Töne hervor; jetzt glich es gleich dem furchtbaren Wahnſinnsgelächter an ihrem ewigen Heile verzweifelter Seelen; es war, als hätten ſich die Pforten der Hölle aufgeriſſen, und aus den flammemblitzenden Spalten drängen die markzerreißenden Hohnlaute über Gott und Welt der in die Qual des ewigen Wahns verſunkenen Geiſter herauf.

Grauen und Entſetzen erfaßte die Frauen, und als auch ihre Augen von den ſcheußlichen Gliederverrenkungen der Prinzeſſin gemartert wurden, da ſtürzten einige mit Geſchrei zur Thüre hinaus, andre verſuchten ſich Augen und Ohren zuzuhalten, wieder andre fielen ſelbſt ohnmächtig nieder; denn noch niemals war die Prinzeſſin von ſolcher Wuth der Krämpfe befallen worden, nur die barmherzigen Schweſtern hielten aus in ihrer menſchenfreundlichen Pflicht, und ſtanden, wie Engel, mitten in den Flammen der Hölle, ſie ruhig löſchend und mit frommen Werken die arge Wirkung des Fluchs unſel'ger That aufhebend. Barbara, die heilſpendende Beguine, benetzte aus einem ſchnell herbei geholten Kruge die Leidende mit einem ſtark riechenden Waſſer, Himmeltrude, die das Kind fortgetragen, ſtrich ſie mit den äuſſerſten Fingerſpitzen der Hand, ein Heilverfahren, welches fromme Frauen, die die Pflege der Kranken ſich zum ſchweren gottſel'gen Beruf erwählt, bei der Art Krankheiten oft mit gutem Erfolg anzuwenden pflegten. In dieſer Beſchäftigung traf ſie der Kurfürſt Rudolf, welcher mit dem alten Meiſter Freidank, dem berühmteſten Arzte Frankfurts, hereintrat, von einem Zechgelage beim Kurfürſten von Mainz durch eins der geflohnen Hoffräulein aufgeſchreckt.

Ehrerbietig wichen alle zurück, der Arzt trat an das Bett und ſagte freundlich zu Himmeltruden: „So recht, edle Frau! das wird mehr helfen als alle Medicin; in ſolch reine Frauenhand hat der Himmel gar große Kraft gelegt, und wenn, meines Glaubens, eine helfen kann, ſo iſt's die Eurige. Fahrt nur ſo fort, und Euerm feſten und guten Willen zu helfen, fügt ſich ſchon ein gnädiger Himmel. Meine Wiſſenſchaft ſoll Euch ein klein wenig dabei zu Hülfe kommen. Was Eure reine Kraft vermag, bewirkt freilich kein Arcanum.“ Und von dem ihm mit einem Kaſten gefolgten Diener nahm er eine Phiole, träufelte daraus in ein Glas und bereitete die Arznei. Dann wandte ſich der freundliche Greis zu dem — wie es ſchien — in übler Laune verſunknen Kurfürſten, der ihm heimlich etwas zugeflüſtert: „Wir würden das Äuſſerſte wagen, wenn Eure kurfürſtliche Gnaden auf Euerm Willen verharren wollten.

Es iſt nicht möglich, und ich darf's nicht zugeben. Auch iſt die durchlauchtige Prinzeſſin hier ſehr gut aufgehoben. Ich kenne die Schweſter Barbara als die beſte Krankenpflegerin in ganz Frankfurt; ſie hat ein edles liebevolles Herz und weicht nicht vom Lager der breſthaften Leute; auch beſitzt ſie gar ſchöne Kenntniſſe von der Krankheit und ihren Heilmitteln und kocht die Latwergen und Tinkturen aus Wurzeln und Kräutern gleich dem geſchickteſten Arzte."

Der Pfalzgraf fügte ſich in die ihm unangenehme Nothwendigkeit, die Tochter in dem Beguinenhauſe zu laſſen; opferte reichlich in die Büchſe, ließ einige Diener zur anſtändigen Bewachung der Prinzeſſin zurück, und ging mit dem alten Arzte, welcher noch verſchiedne Verordnungen hinterließ. Himmeltrudens Händeauflegen und Streichen hatte Anna'n wieder in Schlummer gebracht, aus welchem ſie nur je zuweilen fiebriſch, meiſt ſchreiend auffuhr; auch dieſer Übelſtand ſchien endlich zu verſchwinden; ſie ſchlief in tödtlicher Ermattung ſo leiſe und ruhig, daß man kaum ihren Athemzug vernahm. Leiſe ſchlichen die Schweſtern davon, um ihre Lagerſtätten zu ſuchen; Barbara bat Himmeltruden, ſich ebenfalls zu Bette zu verfügen, und das Kindlein abzuwarten, welches wieder unruhig geworden ſei; ſie wolle bei der Prinzeſſin bleiben. Himmeltrude ging auf Barbara's Kammer; die kleine Kunigunde ſchien ebenfalls krank zu ſein; denn ſie war heiß und konnte nicht beruhigt werden. Himmeltrude nahm ſie daher auf, mantelte ſie ein und trug ſie in der Kammer auf und ab, unverdroſſen ſich den eignen Schlaf abbrechend und ein einfältiges herziges Kinderliedlein dazu ſingend.

Mitternacht war ſo herangekommen und von den nahen Stiftsthürmen herab hallte der langgezogne Schlag der zwölften Stunde ſchier ſchauerlich durch die Stille der Nacht. Im Hauſe war alles todtenruhig. Das Lämpchen brannte düſter, und Himmeltrude trat an den Tiſch, es zu ſchnäuzen; da war's ihr, als ſchlüge ein Geräuſch von der Straße herauf an ihr Ohr. Sie horchte; kaum bemerkbar zitterte das Kniſtern des Schnees, von leiſen Fußtritten gedrückt, durch das verſchloßne Fenſter, dann war's, als klänge ein Fenſter auf der andern Seite in der großen Krankenſtube. Sie wollte das Ihrige aufſchieben und hinaus ſchauen, aber es war zugefroren, und da ſie nur eine Hand frei hatte, ſo ſtand ſie ab von dem Verſuche, und ſchritt wiederum ſummend durch die Kammer auf und ab. Nicht lange darauf ging die Thüre auf, und die Hausmagd, die ihre Schlafkammer an der Krankenſtube hatte, trat herein, und berichtete noch halb ſchlafend, es habe ſie eben einer der Kranken geweckt, ſie wiſſe nicht ein Mal welcher, und ihr anbefohlen, die Schweſter Himmeltrude zu rufen, es ſei ihm ſchlimm. Dieſe war ſogleich bereit, ſie wollte das Kind niederlegen, aber es ſchrie laut auf, und da die Magd ſchon wieder gegangen war, ſo nahm ſie die Kleine ſelbſt wieder auf den Arm, und ging mit dem Lämpchen in der Hand der Krankenſtube zu. Verwundert ſah ſie bei ihrem Eintritt den Ritter Dymar völlig angekleidet auf ſeinem Bette ſitzen. Er ſtand auf, ging auf ſie los und redete ſie an: „Ihr habt vorhin unverholen und nicht ohne Spott gegen den Domprobſt den Verdacht ausgeſprochen, daß es mit meinem Gebreſte nicht viel auf ſich haben möchte, und Ihr werdet Euch deshalb nicht verwundern, wenn ich Euch erkläre: Ihr habt die Wahrheit geahnet und geſagt. Nein, ich bin nicht krank; auſſer dem glühenden Minneweh, was mir im Herzen ſiedet und brennt, und das Ihr allein löſchen und heilen könnt mit Euern eignen Liebesflammen. Himmeltrude, ich frage Euch noch ein Mal allen Ernſtes, wollt Ihr mein ſein? Ich ſchwör' Euch zum letzten Mal zu, ich kann nicht ohne Euern Beſitz leben. Sag' an, willſt du mein ſein, ſüßes, holdes, minnigliches Weib?"

„Zurück!" rief ſie mit ernſtem Unwillen dem Zudringlichen zu, der ſie mit ſeinen Armen umſchlingen wollte. „Es bleibt bei der Erklärung, die ich Euch ſchon oft gethan. Ich will, ich mag, ich kann Euch nicht lieben. Quält mich nicht mehr mit Euern mir ſehr läſtigen Anträgen. Entfernt Euch aus dieſem Hauſe, wenn Ihr nicht krank ſeid!"

„Das will ich!" verſetzte Dymar mit wuthbebender Stimme; und donnernd fügte er hinzu: „aber, Weib, nicht ohne dich. So ſollſt du denn wiſſen, weshalb ich mich krank geſtellt. Um dich zu fangen, mein Täubchen! Mein mußteſt du ſein, auf geradem oder krummem Wege, mir freiwillig folgend, oder durch Liſt und Gewalt gezwungen; das galt mir gleich. Nicht länger ertrug ich die Glut wüthender Liebesflammen, die ich den heuchleriſchen Pfaffen, den ſchönen Domprobſt bei dir kühlen ſah; mein mußteſt du werden, und — du biſt's! Ja, ſieh mich nur verwundert an: du biſt gefangen und weißt es nicht. Der Domprobſt mag ſich ein andres Schätzchen ſuchen; du biſt nun das meinige."

Himmeltrude wollte nach der Thüre, aber

vor Schrecken hätte ſie faſt Kind und Leuchte fallen laſſen, als ſie ſechs ſtämmige Männer, vermummt und verlarvt, hinter ſich ſtehen ſah.

„Siehſt du meine Freunde!“ höhnte Dymar. „Zum Fenſter herein ſind ſie gekommen, von mir beſtellt zu dieſer Stunde. Zum Fenſter hinaus gehen ſie wieder, aber du und ich gehen mit ihnen. Ergieb dich ruhig in dein Schickſal; es wird ein ſüßes ſein. Was hülfe dir auch das Schreien und Toben, die Paar Weiber im Hauſe helfen dir nichts. Und ſollte ſich Bruder Heilmann etwas einfallen laſſen, ſo ſind die Meſſer dieſer braven Leute gut geſchliffen. Komm alſo, Liebchen, und nimm den erſten Kuß von meinem Munde!“

Und wieder drängte er an ſie, und wollte ſie umſchlingen. Todtenbleich und zitternd ſchrie Himmeltrude: „Zurück, Elender! nicht lebend bringſt du mich aus dieſem Hauſe!“ Und in furchtbarer Angſt und Verzweiflung hielt ſie ihm, um ihn von ſich abzuwehren, die brennende Lampe und das hochaufſchreiende Kind entgegen; Dymar ſtarrte in Kunigundens Geſicht, welches von dem Lichtflämmchen eben hell erleuchtet war; das blutrothe Schwertmal drohete ihm entgegen, und wie von einem Schwerte durchbohrt oder von Gottes

Blitze getroffen, taumelte er zurück und ſtürzte bleicher als ſie, und ſtöhnend auf das Bett. Staunen erfaßte Himmeltruden und — wie es ſchien — auch die vermummten Männer; ſie ſprachen leiſe untereinander, und einer trat zu Dymar und fragte: „Was fehlt Euch, Herr Ritter?“ Aber er vermochte nicht Antwort zu geben. Nach einigen troſtloſen Minuten ſprang er, wie toll, auf und kreiſchte: „So entreißt ihr doch das kleine Geſpenſt, faßt ſie und ſchleppt ſie fort!“ Aber kaum hatten die Vermummten von einem Geſpenſt gehört, als ſie zurückwichen. Dymar ſtürzte noch ein Mal auf die Bedrängte zu, abermals hielt ſie ihm das Kind entgegen, und zitternd, wie ein Verbrecher, wich er auch diesmal zurück.

Unterdeſſen waren die drei oder vier übrigen Kranken, welche noch in dieſem Zimmer lagen, munter geworden, und erhoben, da ſie ihre Beſchützerin in ſolcher Noth ſahen, ein klägliches Geſchrei. Dymar rief: „Eilt! eilt! ſonſt iſt Alles verloren!“ Doch als ſie die um Hülferufende faſſen wollten, wurde die Thüre aufgeriſſen, und mit bloſem Schwerte drang Heilmann herein, hinter ihm die Diener des Kurfürſten mit Stöcken, Ofengabeln u. d. g. bewaffnet. Wie ein entfeſſelter und in die Kampfbahn gelaſſener Löwe ſtürzte ſich Heilmann auf die Vermummten, und ehe ſie noch Zeit hatten, zu ihren Meſſern zu greifen, hatte er ihrer zwei ſchon mit wüthenden Streichen zu Boden geſtreckt und drang auf den dritten ein. In ſeinem Rücken erhob ſich zu gleicher Zeit ein wildes Geſchrei, welches von den durch den Lärm aus ihren Betten herbeigezognen Schweſtern und den Dienerinnen der Prinzeſſin ausging. Dies ſetzte die übrigen Vermummten ſo in Furcht, daß ſie nach dem Fenſter eilten und Hals über Kopf, heil und verwundet hinausſtürzten. Dymar aber drang wuthſchnaubend auf Heilmann ein, der ſein Schwert vor dem Bruder ſenkte, verſetzte ihm einen Hieb an den Kopf, und würde ihn ſicherlich umgebracht haben, wenn Himmeltrude ihm nicht in den Arm gefallen wäre. Kaum aber kam ihm das ſchreiende Kind wieder in die Augen, als er vor dem Anblicke deſſelben nach der Thüre floh, durch die kreiſchend zurückweichenden Weiber hindurch fuhr, die Hausthüre erreichte und, nachdem er dieſe gewaltſam geöffnet, das Freie gewann.

## Neuntes Kapitel.

Die Priorin des Beguinenhauſes hatte gleich am frühen Morgen bei'm Oberſtrichter die Anzeige von dem raubmörderiſchen Überfall der verwichnen Nacht gemacht und gemeldet, daß einer der vom Junker Heilmann zum Paradeis verwundeten Räuber bereits in der Nacht an einer tiefen Wunde am Schlafe, geſtorben ſei und der andre ſchwerlich lange mehr leben werde. Der Oberſtrichter war alſo bei guter Zeit mit ſeinen Geheimſchreibern und bewaffneten Trabanten im Beguinenhauſe, um ſich an Ort und Stelle in nähere Kenntniß des ſchändlichen Vorfalls zu ſetzen.

Der noch Lebende wurde ſofort ſcharf befragt und bekannte, daß er Einer von den Genoſſen der freien Jagd ſei, jener gefährlichen Bande, der man ſchon lange nachſpürte. Hinſichtlich der Prinzeſſin Anna machte der Menſch einige Geſtändniſſe, die der Oberſtrichter für gut fand, nicht zu Papier bringen zu laſſen; denn es ging klar daraus hervor, daß er mit einigen ſeiner Geſellen von der Prinzeſſin, die ſich damals — zwei Jahre vorher — zu Bacherach aufgehalten, gedungen worden ſei, einen Dominicanermönch zu ermorden; daß ſie ſich aber einer Sünde geſcheut und dem Mönche das Leben geſchenkt hätten. Er wollte noch mehr von dieſem Mönche erzählen, als einem der Schreiber einfiel, den Hauptmann von Wyſſel zu nennen, und den Räuber zu befragen, ob er bei jenem Überfalle zugegen geweſen und was aus der Leiche des Hauptmanns geworden ſei. Da rief der Räuber mit dem letzten Aufgebot ſeiner Kraft, man möge doch die Frau des Hauptmanns herbeiholen, er habe ihr ein höchſt wichtiges Geheimniß zu entdecken. Der Oberſtrichter, wohl merkend, daß es mit dem Leben des Burſchen nicht allzulange mehr dauern möchte, benutzte die Zeit, während einer der Schreiber nach Himmeltruden lief, über Dymars zum Paradeis Verbindung mit der Räuberbande Näheres zu erfahren, und der Befragte gab mit ſchwacher Stimme an, der Ritter ſei durch die edeln Herrn vom Taunus ſchon lange mit den Freijägern bekannt, doch ſelten in nähere Berührung mit dem Einen oder dem Andern gekommen; vor einigen Tagen aber habe er ſie in der Hellerſchenke am

Gutleuthof aufgeſucht und ihnen einen guten Preis geboten, wenn ſie ihm eine Schweſter aus dem Beguinenhauſe raubten und auf den Falkenſtein brächten. Drauf hätten ſie miteinander verabredet, daß er ſich breſthaft ſtellen, im Beguinenhauſe übernachten, ſie durchs Fenſter hereinlaſſen, die Nonne herbeilocken und mit ihnen entfliehen ſolle. Dieſer Plan wäre auch ausgeführt worden, wenn die Beguine ihm nicht das ſchreiende Kind entgegen gehalten, welches er für ein Geſpenſt angeſehen. Sie die Räuber hätten in der Beguine unterdeß die Hauptmannsfrau erkannt. Der Räuber hatte das Letzte vor Schwäche kaum mehr vernehmlich ſagen können; als Himmeltrude hereintrat, machte er eine heftige Bewegung, aber die Stimme verſagte ihm; vergebens waren alle Bemühungen, Himmeltrude mochte verzweifeln, als ſie vernahm, weshalb ſie gerufen worden war; ſie las in den ſterbenden Blicken, in den ſchwachen Bewegungen des Mannes etwas höchſt Wichtiges für ſich; Barbara mußte ihre ganze Kunſt aufbieten, das fliehende Leben zurückzuhalten, aber nach einer Stunde war der Räuber eine Leiche und Himmeltrude ſtand mit ihrem Schickſal grollend vor dem ſtummen Geſellen.

Von da wurde ſie hinweggerufen zu der Prinzeſſin, welche ihrer begehre. Sie ging. Als ſie eintrat, ſtand Barbara zu Anna's Häupten und warf Himmeltruden einen kummervollen Blick zu. Alles ſchwieg, und Himmeltrude ſtand der Befehle harrend. Die Prinzeſſin hob endlich das matte Auge und heftete es fragend auf die junge Beguine. Himmeltrude ertrug den Blick ruhig, und nur Anna's Auge wurde unſicher, ängſtlich; ſie winkte Beaten, die ihr zur Seite ſtand, und dieſe redete Himmeltruden alſo an:

„Die gnädigſte Prinzeſſin hat alle Urſach zu glauben, daß Ihr mit Geſpenſtern und böſen Geiſtern Umgang pfleget und durch ihre Hülf und Beiſtand den Menſchen allerlei Übles zufügt.“

„Ich mit böſen Geiſtern?“ rief Himmeltrude entrüſtet. „Wer kann mich ſolch gräßlicher Anklage zeihen?“

„Es iſt der Prinzeſſin und mir ſelbſt ſeit geſtern zweierlei Teufelsſpuk bei Euch begegnet, und wenn Jemand Euch beſchuldigte, Ihr wäret die Urſache des ſchlimmen Zuſtandes der Prinzeſſin, ſo würde ich ihm nicht widerſprechen.“

Verſtummt vor der furchtbaren Anklage, heftete Himmeltrude ihr Auge auf Barbara, und der Blick derſelben ſprach ihr Muth ein.

Die Prinzeſſin winkte der Zofe wieder und flüſterte mit den bleichen Lippen ein einziges Wort. Beate fuhr fort: „Geſteht es nur, Schweſter Himmeltrude, Ihr ſeid in Geheimniſſe eingeweiht, die nur durch des Teufels Liſt und Werk Euch zu wiſſen kommen konnten. Das Kind — geſtern Abend — was anders konnte es ſein — als — ein Geſpenſt — ein böſer Dämon — eine Incube.“

„Heilige Mutter der Gnaden! Auch Ihr erklärt den armen Wurm für ein Geſpenſt?“ rief Himmeltrude auſſer ſich vor Erſtaunen. „Bei Gott und allen Heiligen! das iſt höchſt ſeltſam. Und ich fange nachgerade an, mich ſelbſt vor dem Kinde zu fürchten. Woher wißt Ihr denn, daß das Kind ein Geſpenſt iſt?“

„Weil's ſchon geſtorben iſt und begraben!“ rief Beate, die Andern kreiſchten laut auf vor Entſetzen, die Prinzeſſin ſchlug eine helle Lache auf, Himmeltrude wurde todtenbleich und ſtürzte aus dem Zimmer, das Gelächter verfolgte ſie, es war ihr, als ob die Geiſter der Nacht ſie mit rauſchendem Flügelſchlag umkreisten. Auf Barbaras Stube empfing ſie das ängſtliche Schreien der kleinen kranken Kunigunde, und aus dem bleichen Geſichtchen ſtarrten ihr die ſchwarzen Äuglein unheimlich entgegen und das blutrothe Mal drohete von der Stirne her. Sie vermochte das Kind nicht anzuſehen, nicht aufzuheben, aber die Hände vor das Geſicht haltend, konnte ſie nicht verhindern, daß das bebende Ohr nur noch ſchärfer lauſchte und das ferne Gelächter der Prinzeſſin ſchmolz mit dem nahen Geſchrei des Kindes zuſammen und floß als ein grauſiger Fluß in ihre gemarterte Seele. Es däuchte ihr ein Triumphgeſang der Unterwelt, das Haar ſträubte ſich ihr, die Sinne ſchwanden; ohnmächtig ſtürzte ſie nieder.

Unterdeſſen lief im Hauſe alles in arger Verwirrung durcheinander; manche eilten, den Kurfürſten zu benachrichtigen, daß er die Tochter aus dieſem Unglückshauſe ſogleich fortbringen laſſen möchte; andre ſtanden an der Thüre und erzählten mit weiblich geläufiger Zunge die wunderbaren Vorfälle des vorigen Abends, der vergangnen Nacht und dieſes Morgens, und das Volk, als es von Raub, Mord und Geſpenſtern hörte, ſtaunte in vergnüglichem Grauſen, häufte ſich an, die entſetzliche Mähr flog entſtellt von Mund zu Mund, und bald hieß es, die ſchöne Himmeltrude ſei eine Hexe und Teufelsbraut, daher komme auch ihre wundervolle Schönheit; ſie habe ihren Gemahl dem Teufel geopfert, und den Domprobſt von Mainz verführt, der mit ihr buhle; ihr Mann, deſſen Leiche nirgend gefunden worden ſei, ſpucke nun als Geſpenſt herum, und ſei der Prinzeſſin von der Pfalz und ihren Kammerfrauen erſchienen, ferner habe ſie das Geſpenſt eines geſtorbenen Kindes bei ſich, womit ſie dieſe Nacht durch Teufelsgewalt ein Paar Räuber getödtet, die ſie hätten von dannen führen wollen. Die Menge ſchauderte ſich, und rief Wehe über die Stadt; die ganze Straße ſtand gedrängt voll Menſchen. Schon liefen eine große Anzahl Faſchingslarven darunter, ſchon kamen ganze Züge von Vermummten herbei, als das Volk plötzlich von hinten mit Stockſchlägen und Hellebardenſtößen von einander getrieben wurde. In ſchönen rothen Röcken mit den baieriſch-pfälziſchen Wappen geziert, ſchritten die Diener und Knappen des Pfalzgrafen einher und trugen eine Sänfte. Das Volk wich ſcheltend zurück und die trotzigen Geſellen gingen in das Beguinenhaus.

Unter den Vermummten, die ſich um die Thüre gedrängt hatten, und die wunderbare Mähr aus der Quelle ſchöpften, war auch ein ſchwarzer Ritter vom heiligen Grabe in einem weiten dunkeln Mantel mit dem blutrothen Kreuze geziert. Dieſer düſtre Mann, faſt ſchauerlich anzuſehen, ſchien den meiſten Antheil an den Berichten der

Beguinen und der geſchwätzigen Magd zu nehmen, und forſchte fleißig nach dem kleinſten Umſtande. Als er nun von dem geſpenſtigen Kinde und dem Entſetzen der Prinzeſſin davor vernahm, murmelte er halblaut vor ſich: „Jetzt bin ich meiner Sache gewiß, nun bedarf es keines Zeugniſſes weiter;“ und indem die kurpfälziſchen Knechte mit der Sänfte in die Stube traten, wo ihre kranke Herrin lag, ſchlich der Grabesritter nach Barbara's Kammer. Er ſchien ſo bekannt in dem Hauſe, er war ſo ſicher. Himmeltrude lag noch ohnmächtig auf dem Boden, mit dem Kopfe auf dem Bette, das weinende Kind nicht weit von ihr. Der ſchwarze Ritter öffnete den Helm, und ein bärtiges Geſicht, ſo ſchwarz wie der Harniſch, ſo düſter wie der Mantel, ſah auf die Ohnmächtige herab. „Himmeltrude!“ rief er ihr ins Ohr; denn er wähnte ſie ſchlafend. „Himmeltrude, erwacht doch! Wie? Die Unglückliche iſt todt! Was iſt das? — Da iſt wahrlich keine Zeit zu verlieren und ich muß mir das kleine Werkzeug meiner Rache retten.“ Und ohne länger bei der Ohnmächtigen zu verweilen, raffte er die kleine Kunigunde in die Lacken, packte ſie unter ſeinen Mantel, hielt ihr mit ſeiner breiten Hand den kleinen Mund zu, und huſchte zur Thüre hinaus.

Eben kam Meiſter Freidank, der Arzt, athemlos herein, die Knappen riefen dem Volke zu, Platz zu machen, gleich darauf ſchritten die Andern mit der wohlverwahrten Sänfte heraus, und unbemerkt entkam der Grabesritter mit ſeinem Raube durch das bewegte Volk.

Kaum war die Sänfte durch die gaffenden Haufen hindurch, ſo riefen einige: „Die Hexe wollen wir ſehen, die ſchöne Hexe! Die mit Geſpenſtern umgeht. Und das geſpenſtige Kindlein.“ Das Geſchrei vermehrte ſich, und die Frechſten der verlarvten Geſellen drangen in das Haus, und verlangten mit dreiſten Reden die hölliſche Schönheit ausgeliefert, um ſie dem Stöcker zur Beſtrafung auszuliefern. Die zum Tod erſchrockenen Beguinen flehten Meiſter Freidank vergebens um Schutz und Hülfe an; die ſchwache abmahnende Stimme des alten Medicus drang nicht durch oder wurde verhöhnt, übertäubt; die Faſchingsmummerei gab den beſten Deckmantel der Unverſchämtheit; die Meiſten waren dadurch unkenntlich und Jeder glaubte, ſich alles erlauben zu dürfen. Immer mehr drängten herein; ſchon war die ganze Hausflur voll, ſchon quoll's in die Stuben und vor der Hausthüre dauerte das wilde Rufen nach der böſen Hexe und dem kleinen grauſigen Geſpenſt fort. Die Beguinen beteten, da ihnen nichts weiter übrig blieb, nur Barbara ging, ihre töchterliche Freundin vor der offenbaren Gewalt zu ſchützen, ſo lang als ſie ſelbſt noch lebe und Widerſtand zu leiſten oder Bittworte zu geben vermöge. Durch den rohen Haufen hindurchdrängend, kam ſie in ihre Kammer, die eben geöffnet war und die Vorlauteſten der unverſchämten Geſellen in ſich aufgenommen hatte. „Da iſt ſie! Wir haben ſie gefunden, die ſchöne Hexe!“ ſo riefen ſie den Andern zu, und Himmeltrude öffnete, von dem wüſten Geſchrei aufgeſchreckt, verwundert die Augen.

„Was iſt das, Schweſter?“ fragte ſie die neben ihr knieende Barbara.

„Ein böſer Zufall,“ flüſterte dieſe. „Faſſe dich, Schweſter, und tritt den rohen Menſchen mit Würde entgegen.“

„Aber wo iſt das Kind?“ ſchrieen die wüſten Geſellen. „Das Hexenkind, deſſen Vater der Teufel iſt.“

„Was wollen die Leute?“ fragte Himmeltrude verwundert.

„Haſt du die kleine Kunigunde ſchon glücklich gerettet?“ flüſterte Barbara wieder heimlich.

„Kunigunde? Was iſt's mit dem Kinde? Wo iſt es?“ rief Himmeltrude aufſpringend.

„Das fragen wir dich, ſchöne Teufelsbraut,“ verſetzten die Verlarvten. „Wo iſt das Höllenbrätlein, das ſo vielen Lärm angerichtet.?“

„Wo haſt du die Kleine, daß ich ſie bei Seite bringe und vor den mörderiſchen Händen dieſer Buben rette?“ raunte Barbara wieder der Bedrängten zu.

„Wohin habt ihr das Kind gethan, ihr Unmenſchen?“ ſchrie Himmeltrude auf. „Vorhin lag es noch hier und jetzt iſt es nicht mehr da. Das Kind iſt mir geſtohlen.“

„Seht nur die ſchlaue Schlange,“ ſagte ein langer Kerl, „ſie hat das Kind weggehext, oder da es ein Höllengeiſtlein, ein Geſpenſt oder Schretlein war, ſo hat ſich's unſichtbar gemacht und iſt von dannen entwiſcht; ſie aber will uns weis machen, es ſei ihr geſtohlen worden.“

„Es iſt ein Schretlein, ein Hütlein, ein Geiſtchen! Es iſt verſchwunden! Es hat ſich unſichtbar gemacht!“ rief und widerhallte es in der Menge, die ſich ſchauderte, bekreuzte und ſegnete.

„Und ſeht ihr denn nicht daran, daß ſie eine Hexe iſt, und ſich dem Teufel ergeben hat?“

brüllte ein Andrer. „Eine fromme Dirne hat keine Schretlein in ihrem Dienſte.“

„Heraus mit der Hexe! Heraus mit der ſchönen Müllerin!“ ſchallte es von draußen, und rohe Hände faßten die Unglückliche, um ſie aus der Kammer zu zerren. Da warf ſich Barbara zwiſchen ſie und Himmeltruden, mit ehrfurchtgebietender Stimme rufend: „Weicht zurück, ihr thörichten Menſchen von dieſem reinen Weibe! Zurück, oder ich rufe des Himmels Rache allſogleich auf Euch herab. Wer es wagt, den Frieden dieſes Hauſes noch länger zu ſtören und ſich an dieſer Schweſter zu vergreifen, der ſoll von heute an im Kirchenbanne liegen. Ihr glaubt wohl, ich kenne Euch nicht? Ihr ſeid mir ſo ziemlich alle bekannt, und noch heute ſprech' ich mit dem Domprobſt, Herrn Heinrich Beyer, und da der Kurfürſt von Mainz und der Vormund Kuno von Falkenſtein hier iſt, ſollen dieſe ſelbſt euch die Kirche verſchließen.“

Dieſe Worte wirkten; die vermummten Burſche wichen vor der majeſtätiſchen Geſtalt zurück. Aber ſchon rief wieder Einer, der als wilder Jäger in Wolfsfelle gekleidet war, von hinten: „Der Domprobſt Ritter Kurt der Falkenſteiner liegt ja ſelbſt in den Banden des ſchönen Weibes, und iſt durch ihre buhleriſchen Künſte von den Netzen der Hölle umſtrickt worden. Fort mit ihr!“ und ſogleich ſtürmte wieder ein wilder Haufe auf die beiden Beguinen ein.

„Hab' ich's ſo recht gemacht?“ fragte der wilde Jäger einen Andern, der als Engel Gabriel mit einem langen Flammberg in der Fauſt neben ihm ſtand.

„Gut, ſehr gut, Freund Pfauenſchwanz,“ verſetzte der Engel leiſe, aber in ſeiner zitternden Stimme war die verhaltne Wuth nicht zu verkennen. „Faſſe ſie nur zugleich mit mir und ſchleppe ſie mit fort. Sie muß noch heute ſterben, die gleißende, ungetreue, falſche Schlange, und dem Kuno muß ich an die Kehle oder ich gehe ſelbſt zu Grunde.“

„Drauf! drauf!“ ermuthigte der Pfauenſchwanz und grinste mit dem ſcheußlich gemahlten Geſichte, indem er ſich in das um ſeine Schultern fliegende Wolfsfell wickelte. Und der Erzengel ſprang hinzu, andre folgten ihm; er ergriff Himmeltruden an dem einen Arm, der wilde Jäger an dem andern, Barbara, die ſich widerſetzen wollte, wurde mit Gewalt an den Boden geſchleudert; ſie raffte ſich auf, da rief ihr Himmeltrude mit ruhigem ſanftem Tone zu: „Laß mich, theuere

Schweſter, deine ſchwache Kraft kann mich doch nicht retten; ein Höherer wird's thun, wenn's ihm genehm iſt; er weiß, wie rein ich bin von aller Schuld und Miſſethat."

Dieſe Worte ſchienen eine ſtarke Wirkung auf den unbändigen Erzengel hervorzubringen; er ließ den Arm der Beguine fahren und ſtand einen Augenblick, wie angewurzelt. Dies benutzte Barbara und rief: „Laßt ſie los oder euch trifft des neuen Königs Zorn. Wir erwarten jeden Augenblick den edeln Kuno von Falkenſtein, und ich ſag' euch, Jeder muß ſterben, der ihr ein Leid gethan; denn wißt: ſie iſt des Königs Günther Baſe."

Es ſchien, als wollten Barbara's Worte abermals den Sturm beſchwören, den Engel aber hatte die Erwähnung Kuno's von Falkenſtein wieder zum Teufel gemacht. Er packte Himmeltruden noch wilder und muthigte die Andern mit Blicken und Geberden auf, ohne ein Wort zu reden. In dieſem Augenblicke ſchallte es durch die Hausflur von der Straße her: „Der Stöcker! Der Stockmeiſter! Der Freirichter!" und jeder Mund ſprach ſchaudernd die Worte nach. Wirklich war der Scharfrichter mit der Schlaufe, woran ein wildes ſchwarzes Pferd geſpannt war, vor dem Hauſe angekommen, und es hatte weder Schläge noch

Scheltworte bedurft, um ihm Platz zu machen, wie bei den kurpfälziſchen Knechten; die Menge war ſcheu und entſetzt zu beiden Seiten zurückgewichen und hatte ſich in einander gekeilt. Den Stöcker begleiteten zwei Häſcher des Oberſtrichter, die gingen zuerſt ins Haus und ſagten der Priorin an, daß der Stockmeiſter auf Befehl des Oberſtrichter gekommen ſei, um die Leichen der beiden Räuber zu holen, die ihm verfallen ſeien und dieſelben an den Galgen zu hängen. Die Magd des Hauſes mußte ſie zu den Leichen führen und ihnen dieſelben übergeben. Sie warfen ihre Stäbe kreuzweiß darauf. Hierauf riefen ſie dem Stöcker zu, zu thun, was ſeines Amtes ſei, und der Mann in der rothen mit gelben Erzſchellen beſetzten Schaube und dem blutrothen Mantel ſchritt, in jeder Hand einen neuen Strick, durch die Thüre. Stumm war das Volk vor Erſtaunen und Erwartung. Nicht lange und er kehrte zurück an jeder Hand eine der Leichen vermittels des Strickes nach ſich ſchleppend, welcher um den Hals geſchlungen war.

„Fahrt wohl, wackre Geſellen, du, ſchnellfüßiger Geisbock, du, guter Latſchhenne, edler Doctor vom langen Schwerte! Du wirſt ohne das Zeichen deiner Würde gehängt, doch es iſt für deinen Stolz ein Glück, daß du nichts davon weißt.“ So murmelte der wilde Jäger und blickte mit Theilnahme auf die beiden Räuber. Aus seinen Betrachtungen weckte ihn die unsanfte Berührung des Erzengels. „Jetzt iſt's Zeit!“ rief eine feſte Stimme. „Übergebt die Hexe auch dem Stöcker!“ Alles ſtimmte bei. „Das iſt die beſte Rache,“ flüſterte der Erzengel, „faſſe ſie und ſchleudre ſie mit mir dem Stöcker zu.“

„Nur das nicht!“ jammerte Himmeltrude. „Tödtet mich lieber!“

Aber ſchon hatten ſie nervigte Arme gefaßt und unter dem rohen Gelächter in die Hausflur geſchleppt, als es einen neuen Auftritt gab. Der Junker Heilmann zum Paradeis mit verbundenem Kopfe und fieberglühend, ſtürzte im bloſen Unterkleide mit dem Schwerte in der Fauſt herbei und warf ſich dem Haufen in den Weg. An ſeiner Seite ſah man Gretchen mit fliegendem Haare. Als das arme Kind keine Rettung mehr für die geliebte Himmeltrude geſehen, war ſie an das Bett des im heftigſten Wundfieber liegenden Junkers geeilt und hatte ihn mit der Gefahr ihrer ſchweſterlichen Freundin bekannt gemacht. Der edle Jüngling beſann ſich keinen Augenblick, ſich einem ganzen mit abergläubiſcher Wuth bewaffneten

Haufen entgegen zu werfen. Unvermuthet traf ſein ſtarker Schwertſtreich den wilden Jäger, der blutend und ſchreiend zurücktaumelte. Ein zweiter Hieb auf des Erzengels Kopf zerſplitterte deſſen Larve und löſte ſie vom Geſichte; auch er ließ ſogleich ab, ſich mit dem Flammberge zu vertheidigen, ſondern zog ſich in den Haufen zurück, wo er verſchwand, getrieben von einem lauten und wilden Schrei Himmeltrudens, die Gilbrechts Züge in ſeinem Geſicht erkannt hatte, jene geliebten Züge, die ihr ſo tief und unausſprechlich ins Herz geprägt waren. Und zum zweiten Male fiel ſie ohnmächtig nieder, und Gretchen fing ſie in den zärtlichen ſchweſterlichen Armen auf. Aber ein furchtbares Geſchrei war entſtanden; der kühne und erfolgreiche Widerſtand eines einzigen Mannes reizte die Wuth des Volks; hundert Arme reichten nach dem unſchuldigen Schlachtopfer. Heilmann wurde erkannt. Nieder mit dem ehrloſen Buben, der ſich in den Main geſtürzt hat, um ſich zu erſäufen! Nieder mit ihm!" donnerten wilde Stimmen durcheinander, die Maſſe drückte auf ihn ein, und was half's ihm, daß er einige verwundete, bald hatte er nicht Raum mehr, den Arm zu bewegen; das Schwert wurde ſeiner Hand entwunden; es regnete Schläge auf ſeinen verwundeten Kopf, er wurde zu Boden geworfen, getreten, die Sinne vergingen ihm. Vergebens ſchrieen Gretchen und Barbara; Himmeltrude wurde aus ihren Armen geriſſen, ohnmächtig emporgehoben und dem Stöcker zugetragen, der auf des Volks Geheiß noch wartend, auf der Straße ſtand. Schon traten die rohen Wichte, die ſie trugen, zur Thüre heraus, die Stufen herab, begrüßt vom wilden Jauchzen des Volks — wie eine geknickte Lilie ſenkte die Holde das bleiche ſchöne Haupt, die ſonſt herrlich ſtrahlenden Augen waren geſchloſſen und ſahen nichts von ihrem namenloſen Jammer. Schon ſtreckte der furchtbare Rothmantel ſeine gierigen Hände mit von Schadenfreude glänzenden Blicken nach der Armen aus — und wenn er ſie berührte, war ihr Leben verwüſtet; denn ewige Schande haftete daran. Bange Stille herrſchte umher und jeder erwartete mit herzklopfender zitternder Freude, daß der Stöcker das ſchöne bleiche Weib, welches der Mund des Volks unverſchämt die Buhle des Mainzer Domprobſts und Mörderin ihres Gatten nannte, ergreifen und mit zu den Leichen der Räuber auf die Schlaufe legen würde, da — im furchtbarſten Augenblicke drängte ſich eine lange knöcherne Geſtalt herbei, ſchlug den Arm des Stöckers zurück und rief mit weicher unheimlicher, faſt quickender Stimme den rohen Trägern der ſchönen Müllerin zu: „Was beginnt ihr, unſelige blinde Narren? Euern eignen Schutzengel wollt ihr ſchlachten? O, du ſündhaftes, von wildem Haß verblendetes Volk! Du ſiehſt es nicht, wie der Würgengel mit dem flammenden Schwerte ſchon über der Stadt ſteht und ſich die Opfer auslieſt, die er treffen wird! Du ſiehſt es nicht, daß dieſe reine Frau der irdiſche Engel iſt mit der kühlen Lilie, die den Peſtbrand von Eurer Zunge verſcheuchen wird, ihr Thoren! Siehe, du wirſt an der Peſt ſterben, und du, und du. Du wirſt Einer der Erſten ſein. Hört ihr, wie ſie an die Thore klopft, die rieſige, in Leichentücher gehüllte Frau, und euch das Sterbelied krächzt, ihr dummen Narren!“ Der rohe Witz der beiden Träger war plötzlich verſtummt; grauſiges Entſetzen erfaßte ſie, als der hagre Geſelle auf ſie deutete und grüne Blitze aus ſeinen Augen auf ſie fuhren. Sie ließen die Ohnmächtige nieder auf den Boden gleiten und ſchwankten davon. Der Stöcker fuhr, wie von einer Schlange geſtochen, zurück, und trieb ſein Pferd mit raſender Haſt. Ein Geſchrei der Furcht und des Entſetzens ging durch die Menge, und „Ryle Katzmann! das Todtenhuhn!“ erſchallte es von Mund zu Mund. Kein Menſch wagte es mehr, Himmeltruden eine Hexe zu ſchelten und ihre Beſtrafung zu verlangen; jeder, deſſen vorlauter Mund vorhin eine Läſtrung gegen ſie ausgeſtoßen, zitterte, Ryle Katzmann werde auch ihn als einen der Peſt Verfallnen bezeichnen; Manche drückten ſich ſtill ab, Andre kamen herbei; aber Alles ging ſo ſtill und flüſternd zu; nur der bleiche Schrecken ging mit den Worten durch die Menge: „Die Peſt iſt vor der Thüre; Ryle Katzmann hat's geſagt.“ Das Blut wich aus den meiſten Wangen, die meiſten Herzen klopften lauter. Ryle hob unterdeſſen die gerettete Himmeltrude auf, und ging mit ihr um, wie mit einem koſtbaren Kleinod. Mehr für ſich als Andre ſprach er: „Ich ſeh den Glanz um deine Schläfe, du holdes Heiligenbild. Gott prüft die Seinen und deine Prüfung war hart. Er gab dir aber auch die Kräfte zu tragen.“ Und dieſes redend trug er ſie auf den Armen, der ſonſt ſo ſchwache Mann, in's Beguinenhaus, wo die gottdankenden Schweſtern ſie in Empfang nahmen und zu Bette brachten. Barbara war mit ſtärkenden Eſſenzen bei ihr; Gretchen, die ſogar Heilmanns Lager verlaſſen hatte, betete weinend an Himmeltrudens Bett. Ryle Katzmann ging wieder unter das

Volk hinaus, welches ihn ſogleich umringte und zum Sprechen aufforderte. Er ließ ſich nicht lange bitten und rief: „Ihr Faſchingsnarrn lauft dahin in Saus und Braus, Geſchlecke und Geſchlemme, hüpft und narreteit in ſchellenlauter Thorheit. Ach, euer Mummenſchanz iſt Todtentanz, euer Mummenkleid das Sterbehemd, und die Pfeifer blaſen nichts als Sterbelieder. Die Peſt iſt in Mainz! Eh die Mondſcheibe voll iſt, wird ſie in Frankfurt ſein!" Ein dumpfes Schreckensgeheul unterbrach ihn. Bald darauf fuhr er ganz ruhig fort, als hätte er die gleichgültigſte Sache von der Welt geſagt: „In Avignon hat am zwanzigſten December bei Sonnenaufgang eine ungeheure Feuerſäule über dem Palaſt des Antichriſts, des gekrönten Höllenthiers, das ſich Papſt und Chriſti Nachfolger nennt, drohend geſtanden eine ganze Stunde lang, zum Zeichen, daß es nun bald aus ſein wird mit der Macht der Teufelsknechte, der Pfaffen, auf Erden. Der mächtige Drache, der ſich, um die Welt zu täuſchen, mit Chriſti Namen ſchmückt, wird geſtürzt und die Schlangenbrut, die unter ſeinen Flügeln niſtet, wird zertreten werden. Es wird ein andres Reich kommen auf Erden; aber viel Tauſend müſſen erſt den bittern Tod ſchmekken. Die Juden werden ſterben; Weh über ſie! Sie werden unſchuldig ſterben; aber ihre Väter haben das Heil der Welt auch unſchuldig an's Kreuz geſchlagen. Die Pfaffen werden ſterben, ſchuldig und mit Recht. Verflucht die geſchornen Köpfe! ſie hat das Schwert des Würgengels ſich zuerſt erſehn und er kennt die Galgenvögel an den Platten."

Der erbitterte Prophet würde noch weiter geſprochen haben, wenn nicht abermals ein bewaffneter Zug die ängſtlich ſtaunenden Zuhörer auseinander getrieben hätte.

„Der König! Der König!" hieß es, und das Faſchingsvolk machte ehrerbietig Platz. Nyle Katzmann lehnte mit dem Rücken an die Thürpfoſte eines Hauſes und ſtarrte den glänzenden Zug an, als aber ſein unheimlich flimmerndes Auge auf Günther fiel, der neben dem Domprobſt von Falkenſtein in der Mitte der Trabanten ging und die Pfeifer vor ihm her die neue Nürnberger Laiſe aufſpielten, ſtieß er einen kläglichen Schrei aus, hielt beide Hände vor's Geſicht und fiel zuſammen. Die zunächſt Stehenden vernahmen noch die Worte: „Aſchengeſicht! Todtenvogel! Purpurmantel, Leichentuch!" in erſterbenden Lauten aus ſeinem Munde. Sobald der Zug vorüber und der König mit dem Domprobſt und dem jungen Grafen von Hohenſtein in das Beguinenhaus getreten war, erhob ſich Katzmann, ſah mit ſcheuen Blicken umher, und floh, mit ſeinen langen Beinen ungeheure Schritte machend, in ſichtbarem Grauſen und ſcheuer Angſt davon. Das Volk gaffte die Pfeifer und Trabanten, die vor dem Beguinenhauſe ſtanden, noch eine Zeitlang an, und verlief ſich dann, um ſich von dem gehabten Schrecken in Schenken und Kneipen zu erholen.

Die Thüren des Beguinenhauſes öffneten ſich vor dem freundlichen Herrn und Könige; ſein gütiges Auge ſpendete Milde umher und wie ein Freund dankte er dem ſittigen Gruß der Priorin und der Schweſtern.

„Wir haben von Eurer Noth vernommen, würdige Frau,“ redete er die Priorin an, „und ich bin ſelbſt gekommen, ihr abzuhelfen. Wie ich aber ſehe, iſt der Sturm Gottlob! vorüber.“

„Verzeiht mir die Kühnheit, allerdurchlauchtigſter König,“ verſetzte die Priorin, „in der höchſten Angſt fiel mir ein, eine Schweſter an den hochwürdigen Domprobſt zu ſchicken, um ſchleunige Hülfe zu flehen.“

„Und wo iſt mein armes Bäschen?“ fragte

Günther. „Hat ihr der Schrecken ſehr geſchadet?“

„Sie liegt zu Bett auf ihrer Kammer und die Schweſter Barbara, die geſchickteſte Krankenpflegerin, bedient ſie mit Arznei.“

„So führt mich zu ihr!“ ſagte der König, von dem Namen Barbara, wie es ſchien, wunderbar ergriffen.

Betroffen wich die alſo genannte Schweſter beim Anblick des hohen Herrn zurück, und athmete tief auf, als er ihrer weiter nicht achtete, ſondern an Himmeltrudens Lager trat und ſie nach ihrem Befinden befragte.

„Mein königlicher Herr!“ rief die Erſtaunte und wollte empor, um ſich Günthern zu Füßen zu werfen; er aber hielt ſie mit freundlichen Worten zurück. „Eure überſchwengliche Gnade, durchlauchtigſter Herr, läßt mich alle erfahrne Unbill vergeſſen und macht mich geneſen.“

„Aber ſo erzähle mir doch, liebe Himmeltrude, wie das Alles gekommen?“

„Dazu iſt ſie wohl zu ſchwach und angegriffen, durchlauchtigſter Herr,“ bemerkte die Priorin; „aber die Schweſter Barbara, welche Himmeltruden wie ihre Tochter liebt, hat Alles mit angeſehen und beſitzt auch den beſten Geſchick, es

Eurer durchlauchtigſten Gnaden vorzutragen. Aber wo biſt du denn, Barbara?“ Die alſo Angeredete hatte ſich in die Ecke des Zimmers an der Thüre geflüchtet und ſtand eben im Begriff, hinter den dort ſtehenden Hofherrn hinweg hinaus zu ſchlüpfen. Bittend hob ſie die Hände zur Priorin empor, dieſe aber fuhr fort: „Fürchte dich nicht vor dem edeln gnädigen Könige, der ja die Güte ſelbſt iſt.“ Und die Zagende bei der Hand nehmend, führte ſie dieſelbe vor Günther, der am Bette ſaß. Die Wange der hohen Frau braunte, ihr großes Auge ſuchte verwirrt den Boden, ihre Hand zitterte heftig in der der Priorin, die ſie verwundert anſah, einer ſolchen Zaghaftigkeit an Barbara gänzlich ungewohnt.

„Sprecht, liebe Schweſter,“ redete ihr Günther zu, „und glaubt, daß ich großen Antheil an Eurer Kranken nehme, und mit Wohlgefallen höre, daß Ihr der armen Mutterloſen in Liebe eine Mutter geworden ſeid. Wie fing das Schauſpiel an und wie verlief ſich's, welches dies Haus des Friedens mit ſo großem Schrecken erfüllte?“

„Durchlauchtigſter Herr,“ begann Barbara mit bebender Stimme, „meine Gedanken ſind von dieſem Schrecken noch allzu verwirrt; ich kann nicht — ich vermag nichts zu erzählen. Verzeiht

— mir — wird — unwohl!“ Sie wollte ſich entfernen, aber der König hatte ſie ſchon bei der Hand gefaßt, und rief überraſcht: „Welche Stimme! — Bekannte Töne treffen in mein Ohr und finden in meinem Herzen die ſchlummernden Laute ihrer eignen Erinnrung wieder. Dieſe Züge! Dieſes Auge! — Barbara von Virneburg!“

Aber kaum noch berührte ihr Name das Ohr der Unglücklichen; ſie wankte ſchon und ſank ohnmächtig in ſeine Arme. Der Domprobſt winkte den Hofherrn, ſich zu entfernen; denn es ziemte ſchon damals dieſen Herrn nicht, den König von einem menſchlichen Gefühl ergriffen zu ſehen. Günther hielt die bleiche Barbara feſt in den Armen, er drückte ſie an ſeine von wunderbaren Schmerzgefühlen durchſtrömte Bruſt. In heiliger Verklärung ging ihm da zuerſt ſein Leben auf. Er fühlte nie ſo ſehr als jetzt die Nichtigkeit aller irdiſchen Dinge und die Überzeugung, daß die Liebe allein die Sonne des Lebens ſei, und wenn auch ihre Strahlen ſich in den Thränenregentropfen des Schmerzes brechen, daß ſie dann nur um ſo herrlicher und glänzender als ſiebenfarbiger Regenbogen erſcheinen.

„Du geknickte Blume, die in meinem ſtillen Gärtlein blühen ſollte, muß ich dich alſo wiederfinden?" liſpelte der König wehmüthig, und legte ſie neben Himmeltruden auf's Bett. Einige Augenblicke herrſchte feierliche Stille; denn in des Königs Auge glänzte eine heilige Thräne.

„Das hat ihr geahnt," ſagte endlich Himmeltrude. „Als Ihr in Frankfurt einzogt, durchlauchtigſter Herr, zitterte ſie vor Freude, Euch zu ſehen. Wir gingen in ein ihr bekanntes Haus in der Allerheiligengaſſe; ſie wurde immer unruhiger als Ihr nahtet, und in demſelben Augenblick, wo ſie Euch erblickte, neigte ſich ihr bleiches Haupt auf meine Schulter. Sie war ohnmächtig, wie jetzt."

„So haſt du mir immer deine Liebe bewahrt, arme Betrogne!" erhob Günther die faſt wankende Stimme, und legte ihr die Hand auf die kalte Stirne.

„Stets heilig und rein," ſagte Himmeltrude.

„Und du biſt von ihrem Schickſal unterrichtet?" fragte Günther ſeine Baſe.

„Ich bins."

„So will ich dich erſt hören, damit das zarte Gefäß nicht zerſpringe von der Glut des Schmerzes; dann will ich ſie wiederſehen. Laßt ſie jetzt! Ich gehe, um ihr das Herz nicht zu zerfleiſchen. Auch ich muß mich ſammeln. Es hat mich angegriſſen und kam mir zu unerwartet.“ Scheidend küßte er Himmeltrudens Stirne und verhieß der Priorin ſeine Gnade.

## Zehntes Kapitel.

Die Winternacht kam frühzeitig und finſter. In die uralte Stadt Trier brachte ſie die gewohnte Ruhe nicht mit, vielmehr eine größere Aufregung als der Tag. Das meiſt faſchingsmäßig vermummte Volk ſtrömte in Maſſe am Ufer der Moſel zuſammen und war am Landungsplatze des Erzbiſchofs, als ob es dort Carnevalspoſſen geben ſollte, dicht gedrängt. Dort warfen große Pechpfannen ihre rothen Flammen qualmend in die Nacht, daß ſie weithin leuchteten und ſich im dunkeln Strome widerſpiegelten. Bis eine Meile über die Stadt hinaus am Fluſſe hinab ſtanden reitende Boten in kleinen Zwiſchenräumen; vom Landungsplatze bis zum glänzend erleuchteten erzbiſchöflichen Palaſt war eine Gaſſe von den zahlreichen Dienern und Söldnern des Kurfürſten von Trier gebildet, die ſprühende Fackeln trugen. In den weiten Sälen ſtand die Pracht des Hofes, in einem derſelben ſaß der Erzbiſchof und Kurfürſt Balduin von Lützelburg, ein vierundachtzig jähriger Greis in ſeinem reichen kirchenfürſtlichen Ornate. Seine Geſtalt war zwar klein, aber ehrfurchtgebietend, ſein dünnes Haar weiß und weich, wie Wolle, ſpielte nur dürftig um den Scheitel; aus ſeinem Geſichte hatte ſelbſt das hohe Alter jenen Zug der Liſt nicht verwiſchen können, der allen Lützelburgern eigen war, und der dem Greiſe das Anſehen eines ſteten Lächelns gab. Um ihn ſaßen vier Männer von verſchiedenem Alter und Anſehn. Der dem Erzbiſchofe an Alter zunächſt Stehende war jener Predigermönch, der in Günthers von Schwarzburg Wohnung geweſen war, um mit ihm wegen Verzichtleiſtung auf die deutſche Krone zu Gunſten Karls von Böhmen zu unterhandlen. Der zweite, dem Erzbiſchof aber an Rang zunächſt Stehende, war ein päpſtlicher Nuntius, bekleidet mit dem Kardinalshute und den übrigen Zeichen ſeiner Würde. Der dritte endlich war der junge, vom Papſte eingeſetzte Erzbiſchof von Mainz, Graf Gerlach von Naſſau, dem es aber, wegen tapfern Widerſtandes des alten Kurfürſten Heinrich von

Virneburg und noch mehr des hochherzigen fauſtfertigen Domprobſtes und Vormundes Kuno von Falkenſtein, bis jetzt noch nicht hatte glücken wollen, in den ganzen Genuß und Beſitz des Erzbisthums zu kommen, obgleich er ſchon ſeit einigen Jahren den erzbiſchöflichen Sitz in Mainz inne hatte, und von den Bürgern der Stadt ſehr begünſtigt wurde. Angethan war er, ebenſo wie der alte Balduin mit dem kurfürſtlichen Ornate.

„Der Sieg iſt unſer, ſag' ich Euch," ſprach Erzbiſchof Balduin im Verlaufe der Unterredung. „Kaum zeigte ſich König Karl in Köln, ſo ſtrömte ihm die ganze Stadt jubelnd entgegen und begrüßte ihn als ihren rechtmäßigen Herrn und König."

„Aber bedenklich iſt's," bemerkte der Nuntius, „daß der Erzbiſchof Walram von Köln von unſrer Partei abgefallen und zu den Baiern übergetreten iſt."

„Was ſchadet's uns?" verſetzte Balduin, „das Volk huldigt meinem Karl. Walram wird abgeſetzt und ein uns ergebner Mann nimmt ſeine Stelle ein."

„Haben wir doch an Mainz das Beiſpiel, daß es damit ſo ſchnell nicht geht."

„Liegt an mir die Schuld, daß ich noch nicht im Beſitz des ganzen Erzbisthums bin?" fiel hier

Gerlach von Naſſau nicht ohne Bitterkeit ein. „Verſprach mir Seine Heiligkeit vor drei Jahren bei meiner Ernennung zum Erzbiſchof doch, mich mit ganzer päpſtlicher Möge zu unterſtützen und mir ſehr bald zum vollen Genuſſe des ganzen Erzbisthums zu verhelfen. Und was iſt ſeit der Zeit geſchehen? Was iſt von jenen Verſprechungen in Erfüllung gegangen?“

„Bei St. Peters Schlüſſeln,“ verſetzte der Nuntius, „glaubt Ihr, Herr Erzbiſchof, wir hätten in Avignon nicht mehr zu thun, als Euch in Euer Erzbisthum einzuſetzen? Hat uns Cola di Rienzo vor zwei Jahren in Rom nicht zu ſchaffen genug gemacht? Hat der Ankauf Avignons von der Königin Johanna von Neapel Seiner Heiligkeit nicht alles baare Geld hinweggerafft? Und kaum waren wir damit fertig, ſo ſtürmte die Peſt verheerend auf uns ein und hat uns ſo geſchwächt, daß wir nur noch reich ſind an geiſtlichen Mitteln, die aber nicht zu Euern Gunſten zu gebrauchen ſind.“

„Die Zeit Eurer Prüfung iſt vorüber, Bruder Gerlach,“ wandte ſich der vierundachtzig jährige Greis zu dem vierundzwanzig jährigen Jünglinge tröſtend. „Nach dem, was wir jetzt zuſammen in Köln vollbracht, iſt mein Neffe Karl in wenigen

Wochen im vollen Beſitze des Reichs und Ihr natürlich zugleich im vollen Beſitze des Erzbisthums Mainz.“

„Und was iſt denn in Köln ſo Wichtiges zu König Karls Glück vorgefallen?“ fragte der Nuntius, der ſelbigen Tag erſt von Avignon angekommen war und von dem eben auch von Köln angekommnen und ſeinem Neffen, dem Könige Karl — um denſelben in Trier glänzend zu empfangen — vorausgeeilten Kurfürſten Balduin nur flüchtig begrüßt worden war, etwas ſpöttiſch.

„Ganz Köln war in hoher Freude; Tauſende ſtrömten zu Karl und umgaben ihn mit Pracht, um ihm recht würdig zu huldigen. Die Herzöge, Grafen und Barone der Umgegend kamen unaufgefordert, um die Lehn ihrer Güter von ihm zu empfangen und ihre mächtige Hülfe ihm eidlich zuzuſagen, und ich nenne Euch unter vielen Andern nur den Herzog von Limburg, Brabant und Lothringen, Johann, und den Markgrafen von Jülich, Wilhelm, als die reichſten und mächtigſten. Ew. Eminenz hinterbringe dieſe Freudenbotſchaft dem Papſte, meinem geliebten Freunde. Ich weiß ja, wie ſehr er meinen Karl, ſeinen Zögling und Schüler liebt, und deshalb wird ſich Seine Heiligkeit über deſſen endliches Glück freuen. Glaubt mir, auch Karl liebt den Papſt, mehr als ein Sohn den Vater, und wird es nie vergeſſen, daß er ihm nicht allein die gelehrten Studien des Alterthums, ſondern auch der Rechtswiſſenſchaft und der Staatskunſt verdankt.“

„Und doch,“ bemerkte der Kardinal Nuntius lächelnd, „ſcheint Seine Heiligkeit Grund zur Befürchtung zu haben, der durchlauchtigſte König Karl möchte nicht alle jene Verſprechungen halten, welche er mit ſeinem nun ſeligen Vater vor drei Jahren kurz vor ſeiner Wahl eidlich in des Papſtes Hände leiſtete.“

„Woher dieſe Befürchtung?“ fragte Balduin überraſcht, indem der alte Dominikanermönch ſich lächelnd abwandte. „Nie war ein Menſch dankbarer, als Karl gegen ſeinen Lehrer und väterlichen Freund. Er wird nie etwas ohne deſſen Einwilligung thun, und ihm alle geleiſteten Verſprechungen getreulich erfüllen, ſobald er es im Stande iſt.“

„Hat er nicht beſchloſſen, Boten nach England zu ſenden und beim König Edward um deſſen Tochter, die Prinzeſſin Iſabella anhalten zu laſſen? Nur Monate ſind's, ſeit ſeine erſte Gemahlin Blanka geſtorben, die als leibliche Schweſter des Königs Philipp von Frankreich ihn eng mit dieſer Krone verband und verſchwägerte, und ſchon will er die Tochter von Philipps Todfeind heirathen? Er will Boten nach England ſenden ohne des Papſts Erlaubniß, ja ohne Seiner Heiligkeit nur etwas von ſeinem Vorhaben wiſſen zu laſſen? Iſt das die gerühmte Dankbarkeit? Wird er durch ſolch unbeſonnenen Schritt nicht ſeinen königlichen Schwager Philipp, wird er nicht den Papſt und alle getreuen Anhänger deſſelben gegen ſich erbittern? Iſt das klug?"

„Ich ſelbſt habe dieſes ſein Vorhaben nicht gebilligt," antwortete der greiſe Kurfürſt beſtürzt; „doch müßt Ihr dieſen Schritt nach Karls edelm liebevollen Herzen beurtheilen. Er hofft dadurch die lang genährte Feindſchaft der Könige von England und Frankreich aufzuheben und die beiden gekrönten Häupter friedlich zu vereinigen; er hofft ſich durch ſeine zweite Vermählung einen mächtigen Bundesgenoſſen an England zu gewinnen, wie er durch ſeine erſte ſich einen ſolchen an Frankreich gewonnen hat."

„Nie kann zwiſchen beiden Friede ſein; denn Edward behauptet nähere Rechte auf den franzöſiſchen Thron zu haben, als Philipp, und wird den Verluſt der Normandie nie verſchmerzen. Doch genug davon. Ihr mögt immerhin wiſſen, daß der Grund und die Urſache meiner Sendung iſt, König Karl allen Ernſtes von der beabſichtigten Heirath Namens Seiner Heiligkeit abzurathen und ſehr triftige Vorſtellungen dagegen zu thun.“

„Karl wird ſich unbedingt den Wünſchen Seiner Heiligkeit fügen,“ ſagte Balduin beſtimmt, „und wenn von meiner Seite nicht die rechten Schritte gegen ſein Beginnen geſchahen, ſo mag der Papſt dies der Schwäche meines Alters zu gut halten. Aber nun ſagt, Herr Kardinal, habt Ihr auch die Bannbulle gegen den thörichten Grafen von Schwarzburg mitgebracht, der ſich des Reichs freventlich und mit Unrecht, auf Betrieb der böſen Wittelsbacher, angenommen?“

„Noch hat Günther von Schwarzburg nichts gegen den Papſt und die Kirche gethan, das einen Bannfluch gegen ihn veranlaſſen könnte; denn als Gegenkönig gewählt werden, iſt kein Frevel an Papſt und Kirche.“

„So wollt Ihr in Avignon abwarten, bis er vielleicht mächtig geworden iſt, und Euch verlacht?“ rief Balduin entrüſtet. „Hier ſitzt der Pater Dominik, der von allem unterrichtet iſt, laßt Euch von ihm erzählen, was der freche Günther ſchon alles gegen Papſt und Kirche gefrevelt. Schon hat er in Frankfurt in Gegenwart aller ſeiner

Anhänger erklärt, er werde ſich in nichts an den Papſt und die Pfaffheit kümmern, ſondern mit Gut und Blut die Unabhängigkeit des Reichs und den Beſchluß der Kurfürſten zu Renſe von 1338 aufrecht halten, daß der deutſche König frei und unabhängig im römiſchen Reiche ſchalten und walten könne nach ſeiner Wahl, und der päpſtlichen Sanction nicht bedürfe. Was wollt Ihr mehr?“

„Ihr kennt den Grafen von Schwarzburg?“ wandte ſich der Nuntius an den Pater Dominik.

„So iſt's, Eminenz,“ verſetzte dieſer. „Von Seiner kurfürſtlichen Gnaden, dem Herrn Erzbiſchof Balduin beauftragt, unterhandelte ich perſönlich mit dem Grafen Günther, um ihn zur Verzichtleiſtung auf die deutſche Krone zu bewegen.“

„Und wißt Ihr wirklich von Freveln, die er gegen den Papſt und die Kirche begangen?“

„Wenn je Einer als erwählter König des Papſtes Widerpart zu ſein ſich anſchickte, ſo iſt's der Günther,“ verſetzte Dominik. „Glaubt ja nicht, Ihr hochwürdigen Herrn, er werde ſich durch Interdict und Bannfluch einſchüchtern laſſen und Gnade flehend zu Kreuze kriechen, wie der Kaiſer Ludwig! Der Schwarzburger hat des todten Baiers Trotz und Kraft, aber nicht deſſen Verzagtheit. Im Gegentheil beſitzt er eine eiſerne

Ausdauer. Er hat die Krone durchaus nicht annehmen wollen und ſich des lange baß geweigert, aber die Baiernherzöge haben ihn überredet und ſchier gezwungen, nun aber hält er feſt daran mit kräftiger Hand, und lebendig wird er das Reich nicht fahren laſſen gegen Bann und Krieg. Ja, ich halte dafür, die Baiern hätten uns keinen ſchlimmern Geſellen auf den Hals ſchicken können, und ich wage, den vollſtändigen Sieg, welchen Ihr dem Könige Karl verſprochen, zu bezweifeln; denn dieſer Günther iſt ein geborner Ritter und Kriegsmann, an Arbeit, Drangſal und Entbehrung gewöhnt, der ſchläft im Panzer, und das Schwert iſt ihm in die Fauſt gewachſen. Auch iſt er beliebt bei allen Raufbolden und Todtſchlägern im ganzen Reiche und ſie hängen ihm an als ihrem Bruder und Kumpan. Schon iſt der weltbekannte Konrad von Trimberg bei ihm, ein wilder Kämpe und der Kuno von Falkenſtein iſt ſo recht für den Günther geſchaffen und gemacht. An Geld fehlt's ihm auch nicht; die wetterauiſchen Städte haben große Summen zu ſeiner Verfügung geſtellt und die Pfalzgrafen bei Rhein haben die Truhen voll, wie Ihr wißt. Endlich iſt der Markgraf von Brandenburg in Beſitz der Reichsinſignien, die er, der König Karls blutiges Gaukelſpiel mit dem

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52868-X
STORCH,L. FN. 18331/058

Müller in der Mark nie vergeſſen kann, ihm niemals ausliefern wird, und ſeine Frau, die Maultaſche mit ihren ungeheuern Reichthümern wird eher Alles hingeben, als den Bruder ihres verſtoßnen Gemahls ruhig im Beſitz des Reichs zu laſſen, damit er Rache an ihr nehme. Ich fürchte, ich fürchte, die Sachen ſtehen nicht ſo gut, als ihr glaubt.“

Von der Wahrheit dieſer Worte überzeugt, ſah der alte Balduin nachdenklich vor ſich hin, Gerlach von Naſſau machte ein verdrießliches Geſicht; denn ſchlechte Hoffnungen gingen aus dieſen Aſpecten für ihn hervor; der Nuntius ſpielte mit ſeiner güldnen Kette und der Pater wollte, die peinliche Stille unterbrechend, eben fortfahren, als raſches Pferdegetrab auf dem Hofe vernommen wurde. Balduin erhob ſich, die Andern folgten ſeinem Beiſpiele. Da riß der Thürſteher die Thüre auf und rief: „Der durchlauchtigſte König naht!“ und ſogleich machten ſich die beiden Erzbiſchöfe, den Nuntius in ihrer Mitte, auf; in der Vorhalle ſchloſſen ſich die Kanoniker des ganzen Domkapitels in ihrem Ornate an, Unterkapitularen und Predigermönche umgaben den Zug mit Fackeln, und alſo ſchritten ſie in großer Anzahl durch die Gaſſe und die Menſchenhaufen dem Fluſſe zu. Pater Dominik war einer der Erſten im Zuge.

Die Luft erſchallte vom Getöſe der faſchingsfröhlichen Menge und die Fluth des Stromes zitterte flammenhaft vom Widerſchein der tauſende von Lichtern, ſo wie die Schneehügel am Ufer roth angeſtrahlt, ſchier zauberhaft anzuſehen waren.

Noch hatte das Kapitel mit ſeinem Oberhaupte nicht lange geharrt, als ein mit bunten Laternen behangenes Schiff, von vier Pferden gezogen, den Fluß heraufſchwamm. Die Pfeifer und Trommeter am Ufer begannen ſogleich zu lärmen, das Volk brach in lautes und anhaltendes Jubelgeſchrei aus, ſpannte, um die Faſchingsnarretei vollſtändig zu machen, die Pferde ab und zog das Schiff vollends heran. Der alte Kurfürſt Balduin, der päpſtliche Nuntius und Gerlach von Naſſau traten auf die Treppe, welche ins Waſſer hinabführte; das Schiff legte an, das Bret wurde auf die Treppe geworfen und ein langer ſchmächtiger Mann in einem Purpurmantel, der mit dem königlichen Hermelin beſetzt war, ſchritt vorſichtig darüber und fiel an des greiſen Balduins Bruſt. „Willkommen in Trier!“ ſtammelte dieſer und hielt den König Karl lange gerührt umſpannt. Karl ſah älter aus, als er war; er ſtand in ſeinem drei und dreißigſten Jahre, aber weder in Geſtalt noch Geſicht war etwas von ſeiner Jugend zu erſpähen. Die erſtere trug er nicht aufrecht, was ſeiner Größe ein königliches Anſehn verliehen haben würde, ſondern der lange, ſchmale und nach oben ſpitz zulaufende Kopf ſenkte ſich, vorwärts gebeugt der Bruſt zu, und drückte dieſe zuſammen; das Geſicht aber war bleich und ſchier ſchwarzgelb, wie das eines Geneſenden oder verlebten Mannes. Das dunkle Haar flatterte dürftig um ſeinen ſpitzigen Kopf, die Stirne war flach, die Augen klein und lauernd, die Naſe lang, etwas groß, aber edel, der Mund klein und zuſammengekniffen, das Kinn vorſtehend, die Backen zuſammengefallen, und ſo wie die ganze Geſtalt überaus mager. Um Aug und Mund ſchwebte ein ſtetes Lächeln, immer freundliche Züge belebten das nicht unangenehme Geſicht und dämpften den widrigen Eindruck der kleinen lauernden Augen.

Als ſein Großohm ihm den päpſtlichen Nuntius nannte, entblößte der König ſogleich ſein Haupt vom Piret, beugte demüthig das Knie vor dem Kardinal und küßte ihm die Hand. Nur die widrige Demuth auf der einen Seite erzeugt widrige Aufgeblaſenheit auf der andern. Der ſchlaue Kardinal benahm ſich mit ſtolzer Kälte gegen den demüthigen König. Dieſer aber greinte faſt vor Freude, als er vom Papſte hörte, und legte demſelben die ſchmeichelhafteſten Namen bei. Vom Nuntius wandte er ſich endlich zu Gerlach von Naſſau, umarmte ihn, nannte ihn gütig und herablaſſend ſeinen lieben getreuen Freund und Vetter, und ſchien ſich in Luſt und Wonne über das unverhoffte Glück, ſo angeſehne Beſchützer und Freunde hier zu finden, auflöſen zu wollen. Mit grinſendem Lächeln winkte er dem Volke mit Hand und Piret ſeinen Dank für die Jubelgrüße zu, die es ihm fleißig entgegen ſchickte, ſagte dem und jenem honigſüße Worte und verſprach, wie ein Kind in der Freude ſeines kleinen Herzens, der beſte Kaiſer deutſcher Nation werden zu wollen, allen Krieg und Streit aufzuheben, allen zu Recht zu helfen, der Geiſtlichkeit das Ihrige zu gönnen und das goldne Zeitalter der Welt zurückzurufen.

Unterdeſſen waren auch ſeine zahlreichen Begleiter aus dem Schiffe ans Land getreten und wurden vom alten Balduin bewillkommt. Es waren die beiden Herzöge von Sachſen, Rudolf der Jüngere und Otto, der Biſchof von Lüttich, der Herzog Johann von Limburg, dann an funfzig Edelleute und Ritter, die Karls Sache anhingen, und ihm von Köln theils das Geleite geben wollten bis nach Trier, oder ihm bis nach Luxemburg, ſein Stammland, folgen wollten, oder endlich zu ſeinem Hofſtaat und Dienerſchaft gehörten, die ebenfalls zahlreich und glänzend war. Unter dieſen

Rittern befand ſich auch der Graf Heinrich V. von Hohenſtein, Herr zu Sondershauſen, ſchon ſeit zwei Jahren Feldhauptmann des Königs Karl, ein Vetter des Königs Günther und Oheim des jungen Grafen Ludwig von Hohenſtein.

Der Pater Dominik ſtand am Ufer und muſterte die Ankömmlinge mit geſchäftigen Augen, deren Schärfe vom Alter noch nicht abgeſtumpft worden war; plötzlich fuhr er zurück, biß die Zähne aufeinander und murmelte einen lateiniſchen Fluch hindurch. Der Ritter Dymar zum Paradeis war eben über das Bret ans Ufer geſchritten und zeigte der Volksmenge ein ſelbſtzufriednes fröhliches Geſicht; denn er gedachte die Faſchingsluſt, in der er in Frankfurt ſo ſchändlich geſtört worden war, und die er in Köln fortgeſetzt hatte, hier vollends zu Ende zu führen. „Du läufſt mir ſelbſt ins Meſſer!“ grammelte der alte Mönch und folgte den Fürſten nach dem erzbiſchöflichen Palaſte zurück. Das Volk tobte noch eine Zeit lang und verlief ſich endlich. Die hohen Gäſte bezogen ihre verſchiednen Zimmer; die Ritter und Dienerſchaft wurde in einigen dem Kapitel gehörigen Häuſern untergebracht.

Nach eingenommener Mahlzeit zog ſich der König Karl mit ſeinem alten Großohm auf ein

Zimmer zurück; bald darauf wurde der Pater Dominik dahin gerufen. Der König reichte ihm vertraulich die Hand und ſagte: „So eben habe ich von meinem liebwerthen Großohm vernommen, daß Ihr das Geldgeſchäft mit dem Juden abgeſchloſſen habt, mein Vater.“

„Bis auf die Unterſchriften des Schuldſcheins,“ verſetzte Dominik. „Der Jude will ſo viel Geld nicht auf die alleinige Unterſchrift des Kurfürſten Gerlach herſchießen. Er ſcheint dem jungen Erzbiſchof nicht recht zu trauen, und — wer will's ihm verdenken? Solch Volk will ganz geſichert ſein; deshalb verlangt der Jud neben der Unterſchrift Gerlachs auch noch die Eurige, hochwürdiger Herr Erzbiſchof und über beiden, die Eurige, durchlauchtiger Herr.“

„Gern, gern!“ rief der König haſtig. „Ich will unterſchreiben und ihn mit den Zinſen auf einige meiner Gefälle in Lützelburg anweiſen. Wo iſt der Mann? Ihr habt ihn doch mit gen Trier gebracht, mein Vater?“

„Er liegt hier bei einem ſeiner Glaubensgenoſſen, und ich werde ihn morgen, zu jeder Stunde, wann Ihr befehlt, durchlauchtigſter Herr, Euch zuführen.“

„Morgen?“ wiederholte der König ſchier erſchrocken und zaghaft. „Mein lieber Vater Dominik,“ fuhr er dann mit bittender Stimme fort, „ich muß das Geſchäft noch in dieſer Nacht mit dem Juden abmachen.“

„Aber weshalb in dieſer Nacht? Ihr ſetzet ja morgen Eure Reiſe nach Lützelburg noch nicht fort. Der Jude iſt darauf vorbereitet, Euch morgen aufzuwarten; was ſoll er denken, wenn er in dieſer Nacht zu Euch beſchieden wird?“

„Ihr habt wohl ein Recht ſo zu fragen, guter Pater,“ fuhr der König kleinlaut fort, „und Eure großen Verdienſte um mich und meine Sache haben Euch dies Recht erworben. Ich will Euch deshalb auch gar kein Hehl aus meiner Lage machen. Ja, ich bin in der äuſſerſten Geldnoth, ich befinde mich in ſo großer Verlegenheit, daß ich nicht weiß, wo aus noch ein. Eh der Tag anbricht, müſſen meine hungrigen Taſchen voll ſein, oder ich beſtehe mit Spott und Schande. Die Königskrone iſt ein geldfreſſendes Ungeheuer; ich habe nur ſtets alle meine Gedanken darauf zu richten, wie und woher ich die Summen ſchaffe, die die Erhaltung meiner Würde fordert. Und doch kann allein mit Geld die Welt beſiegt werden, und iſt mir erſt der Sieg vollkommen gelungen, ſo ſind auch alle Schätze des Reiches mein. Bald,

bald — denk' ich — iſt das glänzende Ziel errungen, und der ruhige Genuß der Herrſchaft wird mich für alle erlittne Noth und Unbill entſchädigen."

„Gott ſegne Eure Tage, durchlauchtigſter Herr!" unterbrach der Dominikaner die ängſtliche Rede des Königs, ſchier unwillig. „Gönnt Euch aber doch einige Stunden Schlaf! Der Jude entläuft Euch ja nicht, und wenn morgen die königlichen Beutel mit ſeinem Gelde gefüllt werden, ſo iſt's ja, wie Ihr ſelbſt ſagt, die rechte Zeit."

„Heiliger Wenzeslaus!" rief der König bedrängt. „Ich habe den Schiffer nicht bezahlen können, der uns von Köln hierher geführt, und wenn der Biſchof von Lüttich in meiner Herberge in Köln nicht gut für mich geſagt hätte, ſo hätte mich der ungeſchliffene Gauch von Wirth nicht von dannen ziehen laſſen. Die Fürſten und Herrn durften ja meine Verlegenheit nicht merken, vorzüglich die Sachſenherzöge nicht; denn wenn ich ihnen nicht ſtets neue Vortheile verſpreche, ſo ſind ſie wohl fähig, zu unſern Feinden überzutreten. Darum muß man ſie Alle bei Güte zu erhalten ſuchen. Der Biſchof von Lüttich hat mir vorgeſchoſſen, was er entbehren konnte, aber es reichte nicht hin, alle Bedürfniſſe für die vielen Menſchen zu befriedigen, und ich konnte doch nicht zugeben, daß Einer auf ſeine Rechnung zehrte. Da hat mir ein Frankfurter Ritter ausgeholfen, der in Köln Dienſte bei mir ſuchte und mit meinem Haushofmeiſter Czerny vertraut worden war. Aber morgen, wenn der Tag graut, will der Schiffer ſein Geld, der Biſchof von Lüttich und der Ritter zum Paradeis, jeder das Seinige, alſo habe ich verſprochen, und muß Wort halten, will ich nicht ein noch größeres Unglück für uns alle herbeiführen. Von meinem Großohm aber habe ich ſo eben zu meinem Schrecken gehört, daß ſeine Reiſe nach Köln auch ſeine Kaſſen geleert; alſo ſchafft mir den Juden zur Stelle und Geld! Geld! oder ich verzweifle."

„Ich gehe, die Befehle Eurer durchlauchtigſten Gnaden zu erfüllen," ſagte Dominik und wollte ſich entfernen.

„Nicht doch!" rief ihm Karl ſchmeichelnd zu. „Ihr braucht ja nicht ſelbſt zu gehen. Wofür iſt das Heer der Diener da? Schickt zu dem Juden und laßt ihm ſagen, ich wünſche in dieſer Nacht, ungeſehen und unbeobachtet, mit ihm zu ſprechen und das Geſchäft mit ihm abzumachen."

„So erlaubt wenigſtens, daß ich dies heilige Kleid, in welchem mich der Jude noch nicht geſeben, mit dem weltlichen vertauſche, in welchem er mich kennt.“

„Wenn Ihr gute Gründe dazu habt, ſo mögt Ihr das immerhin thun, mein Vater,“ verſetzte der König, und der Mönch entfernte ſich.

Unruhig und geſenkten Haupts ſchritt König Karl mit heftigen unſichern Schritten durch das hohe gewölbte Gemach; ſeine grauen Augen ſchweiften lauernd über die im Stuhle ſitzende Greiſengeſtalt hin; wunderliche Pläne ſchienen ſich in ſeinem Kopfe zu bilden. „Es iſt ſchändlich vom Papſte, daß er ſich in meine Heirathsangelegenheit miſcht!“ fuhr er endlich unwillig heraus und unterbrach ſo die unheimliche Stille. „Die Verbindung mit der engländiſchen Prinzeſſin hätte mir Geld, viel Geld gebracht, baares, lachendes, ſchönes Geld, und all meiner Geldverlegenheit, die mich wie ein böſer Geiſt durchs Leben verfolgt, wäre ein Ende geweſen. Hilft er mir etwa? Hat er mir noch irgend die kleinſte Summe vorgeſtreckt, wenn ich in Noth war?“

„Denke nicht mehr daran, mein Sohn!“ ermahnte ihn der alte Balduin. „Du kannſt und darfſt dich dem päpſtlichen Willen nicht widerſetzen; denn Alles, was du biſt, biſt du ja durch Clemens.“

„Es fällt mir auch nicht ein, mich widerſetzen zu wollen; aber es ärgert mich, mich von ihm noch wie den Knaben, dem er einſt den Auguſtinus exponirte, behandeln und meinem ſchönſten Glücke ſo ſtreng und gebieteriſch in den Weg treten zu ſehen. Wie viel ſchönes Geld haben mich nicht nur die Vorbereitungen zu der Reiſe nach England gekoſtet! Das iſt nun alles verlornes Geld, und hätte wahrlich zu beſſern Dingen angewandt werden können!“

Ein eintretender Diener, welcher den Juden Hajom Ben Bechai anmeldete, unterbrach die fernern Ausbrüche des königlichen Unmuthes. „Er ſoll nur hereinkommen!“ rief Karl jetzt haſtig.

Die kleine unanſehnliche Geſtalt des Juden Storch trat in die Thüre. Sein ſchwarzes ſtark mit Grau gemiſchtes Haar hing ſchlicht herab, und war vorn über die Augenbrauen und Ohren, hinten über den Nacken rund gekürzt. Verſchmitzte Schlauheit war der Ausdruck ſeines ſchon alternden, die Nationalzüge ſeines Volks tragenden Geſichts. Der Bart des Kinns hing auf einen einfachen ſchwarzledernen Rock herab, der ſeinen kleinen und magern Körper vom Hals bis zu den Füßen hinab einhüllte. In der einen Hand hielt er ſeinen Lederhut, in der andern einige Pergamentblätter.

„Nur näher! nur näher!“ rief der König ungeduldig dem ſich ungeſchickt bis faſt zur Erde verneigenden Juden zu, und als Hajom noch immer zauderte, ging er ihm ſogar entgegen.

„Du biſt vom Grafen von Veldenz bereits von meinen Wünſchen unterrichtet,“ redete Karl weiter. „Haſt du das Dokument und das Geld mitgebracht?“

„Hab' ich erſt das Geſchrift in meinen Händen, wird das Baare auch bald in den Eurigen ſein, mächtigſter Herr König,“ verſetzte der Jude ſich geſchmeidig verneigend, und reichte dem Könige das Pergament hin.

„Du ſcheinſt mir wenig zu trauen, Jude,“ ſagte Karl ärgerlich.

„Wir armen Juden müſſen leben von dem kleinen Verdienſt, der uns geſichert iſt durch des Kaiſers Huld und Gnade. Verlieren wir mit den Zinſen auch das Kapital, ſo ſind wir geſchlagene Leut. Bedenkt, allerdurchlauchtigſter Herr König, in Eurem hohen und gnädigen Verſtande — und man ſagt Ihr ſeid hochgelahrt und erleuchtet vor allen andern Kindern der Erde — daß ich dennoch wage mein Geld, ſelbſt wenn ich habe das Geſchrift von Euch und den beiden Herrn Erzbiſchöfen in Händen! Und es iſt nicht allein mein Geld, ſondern zuſammengeborgt von andern Juden, denen ich muß einſtehen dafür. Denn in Frankfurt herrſcht der Schwarzburger und hat gar einen ſtarken Arm und ein ſcharfes Schwert; er geht auch einher in Stahl und Eiſen gerüſtet und viel Volks kommt zuſammen unter ſeinen Fahnen. Wenn er nun ſiegte über Euch, durchlauchtigſter Herr König, wer ſoll mir dann wiederzahlen das Geld? Der hochgelobte Gott mag's verhüten!"

„Bin ich nicht König von Böheim? bin ich nicht Herr der Grafſchaft Lützelburg?" rief Karl.

„Ihr werdet mir nicht zürnen, geſtrenger Herr König, wenn ich glaube, daß mir das nicht viel helfen würde. Unſre Brüder in Prag kommen jährlich zwei Mal zur Meß nach Frankfurt und ſind in unſrer Synagoge, und was der Handel bringt und im Geldgeſchäft Wichtiges vorgeht, das erfahren wir Juden in Frankfurt alles haarklein und genau."

Der König blickte verlegen zur Erde und dann in das Pergament; er hatte den Juden wohl verſtanden und fragte nicht weiter; denn der mächtige König von Böheim und reiche Herr von

Lützelburg hatte in ſeiner Haupt- und Reſidenzſtadt Prag unermeßliche Schulden bei Juden und Chriſten aufgehäuft.

Noch war er nicht mit Durchleſung des Dokumentes fertig, als der Pater Dominik als Graf Veldenz gekleidet hereintrat. Der König wandte ſich in gewandter lateiniſcher Zunge an ihn — Karl war ein gelehrter Herr und hatte ſich den Doctorgrad auf der Univerſität zu Paris ſelbſt errungen: — „Mein Vater, der Jude iſt frech und unverſchämt, und vergißt den Reſpekt gegen mich. Weißt ihn zurecht, doch nicht eher, als bis er das Geld gezahlt hat.“

„Haſt du noch Anſtände?“ fragte Dominik den Juden.

„Ich bin der unterſte Eurer Knechte,“ verſetzte dieſer. „Des Königs Auge hat mir zu gebieten, und ſeine Zunge kann mir den Tod geben. Ich erwarte nichts als den Befehl des durchlauchtigſten Herrn“

„So lest,“ ſagte Karl zerſtreut und reichte dem umgekleideten Mönche das Pergament hin. Dieſer las den harten Schuldſchein vor, doch Karl verzog das Geſicht nicht. Der alte Balduin ſchüttelte dagegen bedenklich das greiſe Haupt. „Soll ich mein ganzes Erzbisthum mit allen Einkünften und Gefällen einem Frankfurter Juden verſchreiben?“ ſagte er ebenfalls lateiniſch und mit einem Anſtrich von Wehmuth. „Soll ich in meinem vierundachtzigſten Jahre thun, was ich mein Lebtag nicht gethan?“

„Es ſteht bei Euch, hochwürdigſter Herr,“ ſagte Dominik. „Der Jude geht durchaus keine andern Bedingungen ein; wollt Ihr meinen Worten nicht glauben, ſo verſucht es ſelbſt mit ihm. Er verlangt drei Unterſchriften und Einer muß immer für den Andern und Dritten bürgen und ſtehen. Der hochwürdige Erzbiſchof Gerlach hat bereits in Mainz unterſchrieben.“

„Theuerſter Großohm, geliebteſter aller Menſchen!“ begann der König plötzlich in einer Art von Verzweiflung zu lamentiren — doch alles in lateiniſcher Sprache — „bedenkt Euch nicht, zaudert nicht! Ich verſchreibe ihm die Krone und beſinne mich nicht. Es gilt ja mein Heil, mein Glück! Und iſt erſt der Sieg unſer, den uns das Geld ſicherlich verſchaffen wird, ſo iſt uns ja allen geholfen. Deshalb unterſchreibt — ich beſchwör' Euch bei der Fürbitte aller Heiligen, bei den fünf Wunden Chriſti! unterſchreibt, daß ich das Geld habe, eh der Tag graut.“

Der Greis fügte ſich den dringenden Bitten des Königs. Das Pergament wurde auf dem Tiſche ausgebreitet, Feder und Dinte herbeigebracht und der König und der Erzbiſchof unterſchrieben den Schuldbrief; hierauf wurde der Geheimſchreiber des Königs herbeigerufen, welcher in der Übrigen Beiſein die beiden Siegel, das des Königs und Erzbiſchofs, in großen Holzkapſeln an den Schuldbrief hängen mußte.

Der Jude ſtand während der lateiniſchen Unterredung und des Geſchäfts des Schreibers fernab und belauerte mit ſcharfen Augen die Geſichter, Bewegungen und Worte der drei Männer, ohne ſich zu rühren. Sobald der Schreiber fort war, rief ihm der König zu: „Hier liegt der Schuldbrief nach deinem Willen ausgefertigt, Hajom. Lege die bedingte Summe nun daneben und laß uns Geld und Brief gegenſeitig austauſchen.“

„Aber ſogleich zu erfüllen Euern geſtrengen Befehl, durchlauchtigſter Herr und König, bin ich nicht im Stande,“ verſetzte der Jude fein lächelnd.

„So laufe ſchnell in deine Herberge und hole es herbei; denn ich brauche es noch in dieſer Nacht.“

„Ich kann's auch nicht holen aus meiner Herberge,“ fuhr Hajom fort, „ſo ich's doch nicht mitgebracht gen Trier. Wie könnt' ich einzelner

Mann doch tragen ſo vieles Geld, ohne Schutz und Sicherheit? Ich müßte ja fürchten, daß die adligen Herrn vom Gebirg herabkämen oder die Diebe und Mörder hinter'm Strauch hervorbrächen mir abzuſchneiden den Hals und mir zu nehmen das Geld. Alſo ſorglos ſind wir Juden nicht gewohnt zu thun und zu handeln, geſtrenger Herr König."

„Du haſt das Geld nicht mitgebracht?" rief der König, ſeinem jähen Schrecken Luft machend. „Daß dich Gott verdamme, verfluchter Jud!"

„Er lügt, der Hund! Er lügt in ſeinen Hals hinein," rief Dominik. „Er hat das Geld mit ſich geführt; ich hab' es aus ſeinen eignen Reden entnommen."

„Habt Ihr geſehn, daß ich getragen hab ſchweres Gepäck, edler Herr? Habt Ihr gehört, daß ich Euch anvertraut, ich führe das Geld bei mir, edler Herr? Beſinnt Euch wohl, daß Ihr ſagt Wahrheit vor Euerm Herrn und Könige."

„Im baaren Gelde wirſt du's nicht geſchleppt haben; aber Wechſel haſt du gehabt, venetianiſche Wechſelbriefe."

„Dann wißt Ihr mehr als ich. Geht mit mir wieder gen Frankfurt, edler Herr Graf; dort will ich Euch die Summe auszahlen bei'm Pfenning, oder Euch geben venetianiſche Wechſel, wie der durchlauchtigſte König befehlen wird in ſeiner hohen Gnade, und dagegen eintauſchen den Schuldſchein. Hier aber kann ich Euch gar nichts zahlen; denn ich habe nicht mehr mit mir genommen, als ich brauche zum Leben.“

„So helfe mir Gott!“ rief der König faſt weinend vor Verdruß. „Woher ſoll ich nun morgen das Geld nehmen?“

„Ich habe heute hier getroffen einen Gewertſchen, den ich ſchon kenne viele Jahre und habe manch gutes Geſchäft mit ihm gemacht,“ ſagte der Jude jetzt näher tretend und gleichſam von einem gewiſſen Mitleid für die Noth des Königs erfaßt. „So viel ich gehört von ihm, führt er Wechſel bei ſich auf gute venetianiſche Wechsler. Vielleicht iſt er nicht abgeneigt, Euch gegen gute Zinſen zu leihen; freilich mehr als fünfhundert Pfund wird es nicht ſein.“

„Bring' ihn her, den Gewertſchen!“ rief der König haſtig. „Bring' ihn, eh der Tag graut; er ſoll gute, ſehr gute Zinſen von mir haben. Ihr aber, mein Vater, brecht morgen gleich mit Hajom wieder nach Frankfurt auf und laßt Euch das Geld auszahlen. Ich will Euch einige Ritter und reiſige Leute zu Schutz und Hülfe mitgeben.“

„Die Peſt iſt in Mainz und der Umgegend mit großer Wuth ausgebrochen, und man erwartet ſie täglich in Frankfurt,“ erinnerte Dominik mit Nachdruck.

„Mein theurer Großohm ertheilt Euch ſeinen prieſterlichen Segen, beſprengt Euch mit Weihwaſſer und giebt Euch eine heilige Reliquie mit, wie auch ich eine auf der Bruſt trage — ein Spänlein vom Kreuzesſtamme des Herrn — damit seid Ihr geſichert gegen den ſchwarzen Tod. Gute Nacht! Vergiß mir den Gewertſchen nicht, Jude! Der Tag treff' Euch auf der Reiſe nach Frankfurt.“

Der Jude zog ſich mit Bücklingen zurück, der Mönch verabſchiedete ſich kalt und finſter. Beide reiſeten am Morgen mit Begleitung ab, und der Gewertſche hatte, ehe der Tag recht anbrach, bereits ſein Geſchäft mit dem König abgemacht. Der Wechſel war in Karls Händen und mit ihm neuer Muth in ſeiner Bruſt; denn nie war ſein Herz muthloſer, als wenn ſeine Kaſſe leer war; der Lombarde, ein durchtriebner verſchmitzter Menſch, wie alle Gewertſchen, hatte eine gute Schuldverſchreibung mit Anweiſung auf ungeheuere Zinſen in den Händen, und beide Theile waren wohl miteinander zufrieden.

Sobald das Nöthige abgemacht war, erſchien König Karl bei Frühwein und Imbiß mit freudeſtrahlendem Geſicht in der großen Halle unter ſeinen Freunden. Er ſelbſt trank nur ſparſam Wein und das Wenige mit Waſſer vermiſcht, deſto eifriger redete er ſeinen Freunden zum Trinken zu, und war dagegen um ſo beredter in der Verſammlung. Die Unterhaltung kam natürlich bald auf den Grafen Günther von Schwarzburg, dem man hier den Titel eines Königs nicht zugeſtand, und Karl forderte den Ritter Dymar zum Paradeis auf, der verſammelten Geſellſchaft, als Frankfurter und Augenzeuge von Günthers Weſen und Treiben in Frankfurt zu erzählen. Und zu des Königs und ſeiner Freunde großem Ergötzen, berichtete dieſer, daß Günther ein Trunkenbold und roher Ritter ſei, der nur mit Herrn Burßmann zeche, ſich übrigens um gar nichts kümmere, die Sachen möchten gehn, wie ſie wollten; der nicht ein Mal die Stadt Frankfurt zu regieren verſtehe, geſchweige denn das ganze Reich, — denn in Frankfurt gehe Alles drunter und drüber; — der ſogar in ſeinem armſeligen Söldnerhaufen keine Zucht und Ordnung zu halten vermöge, weshalb die beſten Krieger davon liefen, und das zurückgebliebne ſchlechte Volk bald wegen Raubens von den Bürgern und Bauern erſchlagen werden werde. Er ſchilderte die Geſinnung der meiſten altbürgerlichen Geſchlechter, wie die ſeinige, als ganz dem Könige Karl ergeben und zugethan; nur fürchteten ſie ſich noch vor den Baiernherzögen und dem Domprobſt Falkenſtein: jedoch habe man zu verſchiednen Malen vernommen, es habe die Baiernfürſten, vorzüglich die Pfalzgrafen bei Rhein gereut, den rohen und gemeinen Günther gewählt zu haben, von welchem ſie nimmer Heil zu hoffen hätten.

Dieſe und ähnliche Reden waren Ohren- und Seelenſchmaus für den von ſeinen hohen Regentenegenſchaften ſo ſehr eingenommnen König Karl, zumal da der Erzbiſchof Gerlach von Mainz nicht verfehlte, die Ausſagen Dymars zu beſtätigen, gleichſam, als habe er daſſelbe erfahren und aus dem Munde des Paters Dominik gehört — dieſer war ja nicht zugegen, um widerſprechen zu können — und wenn auch im Gemüth des Einen und des Andern der Zuhörer ein Zweifel aufſtieg, ſo wagte er doch nicht, denſelben laut werden zu laſſen. Im Gegentheil ſagte man dem Könige von allen Seiten die größten Schmeicheleien, lobte die Schärfe ſeines Verſtandes, pries ſeine hohe und helle Einſichten in die Staatswiſſenſchaften, rühmte die Feinheit ſeiner Verhandlungen und die Kunſt, die ſchwierigſten Verhältniſſe, ohne Schwertſtreich, ſondern mit der Weisheit des Wortes zu löſen, und wünſchte ihm Glück zur baldigen Beſiegung ſeines Gegners.

„Wenn Ihr jetzt ein ziemliches Heer zuſammen hättet, durchlauchtigſter Herr,“ bemerkte der Graf von Hohenſtein, „ſo würde es ein Leichtes ſein, meinen lieben Vetter Günther nach Arnſtadt zurückzujagen, wie einen Novizen in das Kloſter aus dem er entſprungen, um unziemliche Buhlſchaft zu treiben.“

„Ihr müßt ja den Schwarzburger als Ritter und Krieger am beſten kennen, mein werther Hohenſtein,“ redete Karl freundlich zu dieſem, „und müßt demnach uns auch den beſten Rath zu geben im Stande ſein, wie wir uns im offnen Kampfe — falls es dazu kommen ſollte — zu verhalten haben.“

„Was iſt er weiter, als ein kecker Straßenräuber?“ verſetzte der Hohenſteiner mit unverſchämter Stirn und that einen gewaltigen Zug aus dem vor ihm ſtehenden Pokal. „Er hat's nicht beſſer und nicht ſchlimmer getrieben als die edeln Herrn auf dem Haynreich; das ſind ſeine Heldenthaten. Was hat er denn Großes vollbracht, als ſich vor ſieben und vier Jahren mit dem Landgrafen von Thüringen herumgeſchlagen, als dieſer mit dem Grafen von Orlamünda in Fehde lag? Und hätten ihm die Virneburger, der alte Burßmann und ſein Bruder Ruprecht nicht ſo weidlich beigeſtanden, die Erfurter — die ſich damals, wie bekannt, gegen den Erzbiſchof empört und mit dem Landgrafen Friedrich verbunden hatten — hätten ihm, vom Landgraf angeführt, in ſeinem eignen Neſte den Garaus geſpielt. Der Virneburger Ruprecht war ſeine Rettung. Ein Häuflein ſchlechten Volks mag er wohl ſchlagen, aber kein mächtig Heer.“

Dem König Karl war während dieſer Rede der Muth gewachſen. „Wohlan denn!“ rief er jetzt, „Ihr lieben Herrn und Freunde, ſo laßt uns nicht länger zögern, dem Gaukelſpiele des Schwarzburgers in Frankfurt ein Ende zu machen, damit ich meinen lieben Frankfurtern und Allen zeigen kann, wie gut ich es mit ihnen meine. Hab’ ich doch in Köln die Zuſagen vieler mächtigen Bundesgenoſſen erhalten; was hält mich ab, ſie aufzurufen, daß ſie herbeieilen mit ſtarken Heeren zu meiner Hülfe?“

„Thut das immerhin, durchlauchtigſter Herr!“ ſagte Gerlach von Naſſau. „Jetzt möchte die rechte Zeit dazu ſein. Denn ich habe gehört, der Kuno von Falkenſtein werbe wieder Ritter und Fußvolk für den Virneburger, um mich in Mainz zu überfallen. Ruft Euer Heer bei Mainz zuſammen, und laßt uns von da gen Frankfurt ziehen und die Stadt einnehmen.“

„Ja und es muß bald geſchehen!“ fuhr Karl auf, wie plötzlich vom Geiſte des Kriegsmuths beſeelt. „Ihr Herrn Herzöge von Sachſen, ſagt an die kürzeſte Zeit, wann Ihr mit Eurer Hülfe vor Mainz ſtehen könnt? denn Ihr habt den weiteſten Weg.“

„Wenn uns kein Hinderniß begegnet, bis zu Faſtnacht oder dem Sonntag Eſtomihi,“ erwiederte Rudolf von Sachſen.

„So ſei dieſer Tag beſtimmt, wo alle meine mächtigen Bundesgenoſſen von Mainz zuſammen ſein und ein ſtarkes Heer bilden ſollen. Da können wir auch noch Faſtnachtsſchwänke und Poſſen zuſammen treiben. Ich reiſe heute noch nach Lützelburg ab, ſammle dort Geld und Kriegsvolk; jeder von Euch reist in ſeine Heimath und thut desgleichen. An die mächtigen Herrn am Rheinſtrom, in Thüringen, Meißen, an die Städte umher gehen heute noch Eilende mit meinen Briefen, worin ich ſie auffordre am geſetzten Tage, Eſtomihi, vor Mainz beiſammen zu ſein.“

„Quod Deus benedicat, ut felix faustumque sit!" *) ſagte der alte Balduin und faltete die Hände zum Gebet.

Karl aber griff nach dem Becher, hob ihn, rief: „Auf gutes Gelingen!" ſtieß mit allen in der Runde an und leerte ihn, vielleicht in ſeinem Leben zum erſten Mal, bis zum Grunde.

Und die Geſellſchaft ſtob auseinander, und die königlichen Boten flogen, als wär der Geiſt des Zauderns und der ſchneckenſchleichenden Verhandlung plötzlich vom König Karl gewichen und habe dem Geiſte des raſchen entſchloßnen Handelns, des Muthes und der Kraft Platz gemacht.

---

*) Gott ſegne es, daß es gut und glücklich gehe!

# Elftes Kapitel.

Spät am Abend trat Ben Bechai in ſein Haus und grüßte ſein Weib mit dem Gruß des Friedens; und Lea nahm, hocherfreut über ſeine Ankunft, die gebräuchliche Antwort herſagend, ihm Reiſeſack, Hut und Stock ab. Geſchäftig reichte ſie ihm dann Brot und Salz und einen Becher mit Waſſer, und als er gegeſſen und getrunken, folgten gegenſeitig Fragen und Antworten, und der Jude neigte ſich vertraulich zu ſeinem Weibe, ſprechend: „Ich habe wieder mitgebracht meine Wechſel und nicht gemacht das Geſchäft mit dem Prager König; aber mein Weg iſt doch nicht geweſen vergebens; weil ich hab' gethan einen beſſern Fang, als ich hätte gewonnen tauſend Pfund Heller."

„Geſegnet ſei das Haupt deines Vaters!" verſetzte Lea neugierig. „Sag an, Hajom, was du haſt gefangen ſo Koſtbares, daß du verſäumt das Geſchäft mit dem Könige von Prag!"

„Ich habe entdeckt den verfluchten Cumar, den ſcheußlichen Gallach, den Cohen der Cutheer, der uns hat geſtoßen unſer Davidchen in den Mainſtrom, daß es jämmerlich erſaufen mußte."

„Haſt du ihn?" rief die Frau freudig. „Was ſoll werden mit dem ſchändlichen Gallach?"

„Ich will ihn verrathen ſeinen Feinden; denn die Cumarim der Gojim haſſen ſich untereinander und ſtreben ſich nach dem Leben. Die Gallachim, die ſich nennen die Minnerbrüder und baarfuß laufen, haben vertrieben die Prediger aus Mokum, und der Mörder unſres Kindes war von dieſer Geſellſchaft; nun will ich gehen zu den Barfüßern und anzeigen, daß ihr Feind iſt in der Stadt."

„Aber, wie iſt er gekommen herein?"

„Ei Lea, es iſt ja derſelbe Mann, der zu uns iſt gekommen als ein mächtiger Graf, um zu machen das Geſchäft für den Böhmenkönig, derſelbe, den wir haben für gutes Geld geführt auf unſerm Schifflein aus der Stadt. Sagt ich dir nicht immer, er ſieht aus, wie der verruchte Mörder? Hatte ich nicht erblickt damals, als wir wurden angehalten im Fiſcherpförtchen, das Kleid des nazareniſchen Cohens unter ſeinem Mantel? Mein Herz war voll Nacht und Mißtrauen gegen den Mann, aber er gab mir zu verdienen viel Geld und wollte machen ein Geſchäft mit mir, das meinen Kindern Reichthum verſprach. Dann dacht' ich ſtets, wie wird ſich wagen der Mörder deines Kindes in dein Haus? Jener ſchlechte Gallach iſt vertrieben von Frankfurt, und darf nimmer wiederkehren; er kann es nicht ſein, er iſt es nicht. Nun aber habe ich die Gewißheit, daß er es iſt, und kommen ſoll über ihn meine Rache, wie der Engel des Todes, der wilde Sammael."

„Und wie haſt du erfahren, daß er's iſt, der uns erſäuft das Knäblein?"

„Als wir gekommen gen Trier," erzählte der Jude, „nahm ich meine Herberge bei dem Wechsler Abraham Ben Jorai, meinem Freunde; das Volk aber lief zuſammen, um zu ſehen den Böhmer König, der auch werden will ein deutſcher Kaiſer, und war viel Lärms in der Stadt. Die Neugier bewog mich auch hinzugehen mit meinem Wirthe auf den Landungsplatz und wir kamen in ein großes Gewühl. Da wir nun auch drängten an den Strom, wo eben der König angekommen mit vielen Herrn auf einem prächtigen Schiffe, da ſahen wir den oberſten Cohen, den Erzbiſchof mit allen andern Prieſtern und etwas bei Seite am Ufer ſteht der Graf, mein Begleiter, in der Prieſterkleidung, gerade ſo von Anſehn und Geſtalt, wie er ſonſt wandelte durch die Straßen von Frankfurt. Ich erkannt' ihn ſogleich, wie er da ſtand und belauerte alle, die da ſtiegen aus dem Schiffe. Zitternd vor Schrecken fragte ich Abraham: ſag' mir, wer iſt der Gallach? — Zwar war er nicht geſchoren, wie die Andern, aber er trug doch das Kleid des Geſchornen — Abraham antwortete: ich kenn' ihn nicht, aber ich will fragen einen mir wohl bekannten Diener des Erzbiſchofs. Und er that's und kam und ſprach: er iſt geheißen Pater Dominik, und iſt ein Haupt der Dominikanermönche, die vertrieben ſind vor zehn Jahren aus Frankfurt vom Kaiſer Ludwig und die aufgenommen der König Karl und der Erzbiſchof Balduin. Er iſt nicht geſchoren, weil er oft reiſt in männlicher Kleidung und beſorgt mancherlei Geſchäft mit ſeiner großen Schlauheit. — Was braucht' ich weiter Zeugniß? Aber ich ſollt' es erfahren noch beſſer. Noch in derſelben Nacht wurde ich gefordert zum Könige. Da kam der Dominik wieder in weltlichen Kleidern, aber der König ſprach zu ihm in der Sprache der Römer und nannte ihn mi pater d. h. mein Vater, welches Wort man nur zu einem von den Cumarim ſagt. Ich aber ſagte, ich habe mein Geld nicht mitgebracht und wolle es ihm auszahlen hier in Frankfurt. Und damit hab' ich ihn gelockt wieder hierher; er will kommen in zwei Stunden, zu holen das Geld. So laß mich jetzt gehen, um den Sohn des Leviathen zu verderben."

„Der Herr ſegne deinen Ausgang!" verſetzte das Weib und entließ den Mann auf's Neue. Er aber ſchritt durch die Straßen, in welchen man hie und da Faſchingslärmwein voller Zecher und luſtiger Thoren hörte, dem Barfüßlerkloſter zu.

Der Guardian des Kloſters, Frater Ananias, hatte kaum dem Hebräer mit ſteigender Aufmerkſamkeit zugehört, als er, innerlich jubelnd, nach der Wohnung des Schultheißen eilte. Nicht lange darauf trat er mit ſechs ſtark bewaffneten Stadtknechten in das Judenhaus, ſechs andre waren vor dem gegenüberliegenden Rathhauſe aufgeſtellt, und ſollten die Thüre des Storchs ſo lange beobachten, bis ein Mann oder einige hinein gegangen ſein würden. Wenn es die rechten wären, wollte man ihnen von oben ein Zeichen mit einem weißen Tuche aus dem Fenſter geben; darauf ſollten ſie die Thüre unten beſetzen. Alſo hatte es Ananias ausgedacht. Die ſechs Mann oben wurden in ein Nebengemach geſteckt und der Barfüßler ſetzte ſich in eine Ecke der Stube, welche von den ſpärlichen Strahlen der Öllampe nicht erreicht wurde.

Zur beſtimmten Stunde, kurz vor Mitternacht, erſchien der Graf von Veldenz mit zwei Begleitern, die beide gleich ihm gegen die Kälte wohl verhüllt waren. Einer davon trug das Pergament, worauf des Königs Karl Schuldbrief ſtand.

„Ich werde Euch aufzählen ſogleich das Geld, dreitauſend Pfund Heller Cölniſch, mein hochwürdiger Pater Dominik;“ ſagte der Jude, ſich geſchmeidig bückend, mit einem ſcharfen Blicke auf das bärtige Geſicht des Greiſes.

„Wie kommſt du dazu, mich bei dieſem Namen zu nennen?“ fragte dieſer augenſcheinlich beſtürzt.

„Soll ich Euch nicht nennen, wie Euch nennen alle Eure Freunde, wie Euch nennt der durchlauchtigſte König ſelbſt? Warum wollt Ihr von mir einen andern Namen, da ich doch weiß, Ihr ſeid ein Prieſter, ein Mönch aus dem Orden der Dominikaner, und ſeid ſonſt geſeſſen im hieſigen Kloſter, wie jedermann weiß.“

„Das klingt verdächtig!“ ſagte Dominik und warf ſeinen Begleitern einen deutſamen Blick zu. „Gib das Geld, Jude, und nimm dagegen den

Brief. Was geht dich mein Name und Stand an? Du haſt's hier nur mit dem Könige Karl und den beiden Erzbiſchöfen Balduin von Trier und Gerlach von Mainz zu thun."

Jetzt trat der Frater Ananias in das helle Licht hervor, und grüßte ſpöttiſch in lateiniſcher Zunge: „Ei guten Abend, Pater Dominik! Woher in Frankfurt?"

„Verrath!" ſchrie der Predigermönch ſeinen Begleitern zu, und er, wie dieſe zogen unter ihren Mänteln lange Dolche hervor, mit welchen ſie auf Ananias, den Juden und ſein Weib eindrangen. Hajom war mit einem Satze, Zeter und Mordio ſchreiend, unter dem Tiſche, Lea riß die Kammerthüre auf, aus welcher die Stadtknechte mit wildem Kampfgeſchrei ſtürmten, und Ananias rang mit Dominik und entwandt ihm mit italieniſcher Geſchicklichkeit den gezückten Stahl. „Dieſen hier! dieſen!" ſchrie der Barfüßler aus vollem Halſe den Stadtknechten zu, und auf ſolche Ermahnung ließen ſie von den beiden Andern ab und warfen ſich auf Dominik. Jene nahmen die Flucht und dieſer wurde bald überwältigt und gebunden. Knirſchend ergab er ſich in ſein Schickſal, und war von dieſem Augenblicke an ſtumm, wie auch Ananias jubelte und höhnte. Die beiden Flüchtlinge wurden an der Thüre empfangen, da ſie ſich aber aus Leibeskräften wehrten, ſo entkam einer glücklich, und zwar der mit dem Schuldbrief; der Andre wurde ebenfalls gefeſſelt. Im Triumph wurden beide Gefangne nach dem Eſchenheimer Thurm — dem Aufbewahrungsort aller Verbrecher — gebracht, und Ananias hatte eine ſchlafloſe Nacht, indem er ſich theils der unbändigſten Freude über den Fang überließ, theils Rachepläne ſchmiedete. Schon in den Frühſtunden des andern Tags machte er die Anzeige beim Schultheißen; der ſchnellen Unterſuchung ſtanden aber zwei wichtige Dinge im Wege, dieſe waren, daß man einen Mönch nicht vor ein weltliches Gericht ſtellen konnte, ſondern ihn vor die Kanoniker des Stifts ſtellen mußte, um ihn nach kanoniſchem Rechte zu richten; ſodann wurde aber an dieſem Tage ein groſſes glänzendes Turnier, welches der König Günther zu Faſtnachtsluſt halten wollte, in der Stadt durch königliche Herolde ausgerufen, und durch königliche Schreiber in der Wetterau, in den Main- und Rheingauen, in Franken und Schwaben ausgeſchrieben.

Es war nämlich Tags vorher die Kunde nach Frankfurt gekommen, daß König Karl alle ſeine Freunde und Bundesgenoſſen entboten habe, mit ihren Leuten, Reiſigen und Fußvolk am 22ſten dieſes Monats, als am Sonntag Eſtomihi, vor Mainz zu ſeinem Heere zu ſtoßen und dort ein gemeinſames Lager zu beziehen, und in froher Laune beſchloß der wackre unerſchrockne Günther, an ſelbigem Sonntage, Mainz gegenüber, ohnweit der Feſtung Kaſſel, ein glänzendes Turnei und Stechen abhalten zu laſſen, zur Faſtnachtsluſt ſeiner Ritter und des Volks, und zum Hohn und Spott des Böhmen, dem es plötzlich eingefallen war, gegen ſeine Natur, den Muthigen zu ſpielen. — Weil nun der beſtimmte Tag eben nicht fern mehr war, ſo rüſtete ſich in Frankfurt alles, was Anſpruch an einen adligen Namen hatte, um das Turnierfeſt recht glänzend zu feiern, und ſelbſt die obere Geiſtlichkeit blieb nicht zurück, jenen Sonntag zur Darlegung und Schauſtellung ihrer Pracht und zum Genuß des Faſchingsvergnügens zu benutzen. Es dachten alſo weder die Kanoniker des Bartholomäusſtiftes, noch der Schultheiß und die Schöffen daran, die beiden auf dem Eſchenheimer Thurm wohl verwahrten Gefangnen zu verhören und zu beſtrafen, und wenn der rachſüchtige Ananias oder ein andrer Franciscaner ſtürmten, vertröſtete man ſie auf die öde Zeit der Faſten, wo ſo etwas bequem abgethan werden könnte.

In der erſten Frühe des Sonntags Eſtomihi war der Mainſtrom vor der Metzger- und Fahrpforte ſchon mit einer unzähligen Menge großer und kleiner Fahrzeuge bedeckt, die alle ſtromabwärts trieben, und lauter Geſang und ausgelaſſenes Geſchrei verkündete ſattſam, welch reges Leben dort walte. Aber auch das Ufer war ſeltſam belebt, und auf der Mainzer Straße hin trabte der glänzende Zug turneiluſtiger Ritter, den tapfern König, den jungen Helden der alten Zeit, in ihrer Mitte; bedächtig auf zahmen Pferden und Mauleſeln folgten die vornehmen Kleriker Frankfurts, und genug Volks, mit manchem Bruder Barfüßler untermiſcht, trabte nebenher. Auch an koſtbar angethanen Frauenzimmern, auf leuchtend weißen Zeltern, fehlte es nicht, denen ihre Zofen und Gürtelmägde nachritten, und vor allen prangte, umgeben von ihren ſämmtlichen Hoffrauen, im höchſten Glanze des theuerſten Pelzwerks, die bleiche Prinzeſſin Anna von der Pfalz.

Auf der Wahlſtadt war ein ſchier unüberſehbares Gewimmel, und die Morgenſonne blitzte nicht allein in den Fluthen des Mainſtroms wider, der hier träge zaudert, ſich dem Rheine in die Arme zu werfen, um Namen und Selbſtſtändigkeit darin aufzugeben, ſondern auch in den blanken mit Silber und Gold gar zierlich ausgelegten Harniſchen der turnirfähigen Ritter, und beleuchtete eine ſchön ausgemeſſne und mit hölzernen Schranken umfriedigte große Rennbahn mit hoher Altane, nebſt Gallerie und Hütten für die Bahnwärtel, Stechgrafen und Kampfrichter. Über der Altane waren eine Menge ſtolzer Reiherbüſche von allerlei bunten Farben aufgepflanzt, und die Bruſtwehr nebſt den Bänken mit rothem Brokat und anderm Stück belegt. In der Mitte prangte das Reichswappen mit dem Wappen Schwarzburgs. Prinzeſſin Anna nahm als die vom Könige erwählte Kampfſpenderin den erſten Platz ein; neben ihr ſaß der König, hinter ihr ihre ſämmtlichen Frauen. Zu beiden Seiten ſaßen der Markgraf von Brandenburg, die beiden Pfalzgrafen bei Rhein, die übrigen Herzöge von Baiern, alle in ihrer fürſtlichen Pracht. — Weiter hin in derſelben Reihe hatten die Kapitelherrn des Erzbiſchofs und Bartholomäusſtifts ihre Plätze. In einer eignen Loge waren der Erzbiſchof und der Domprobſt Kuno. Drunter ſaßen Schultheiß und Schöffen, und zu beiden Seiten derſelben Bürgermeiſter und Rath. An dieſe ſchloß ſich von den Altbürgern, was nicht mit in die Schranken reiten wollte, oder Turnierfähig war. Zunächſt der Stechbahn waren die Sitze der vornehmen Frauen Frankfurts. Rund um die Schranken ſtand die große Volksmaſſe, die aus zwiefacher Neugierde in ſo großer Anzahl gekommen war, ein Mal, um die glänzenden langentbehrten Ritterſpiele zu ſehn, ſodann, um zu erfahren, wie ſich der König Karl und deſſen Heer bei ſolcher Faſchingsluſt Günthers und der Seinen benehmen werde, da es allgemein bekannt geworden war, daß an jenem Tage das Bundesheer des Böhmen jenſeits des Fluſſes aufgeſtellt werden ſollte.

Auſſerhalb der Schranken im Freien, noch theilweiſe von Schnee bedecktem Felde waren viele Zelte aufgebaut, große und kleine, und es blieb nicht lange ein Geheimniß, zu welchem Zwecke ſich die luſtige Stadt erhoben; denn als das helltönende Läuten der Kirchenglocken von Mainz herüber verhallt war, während welchem der König Günther ſein Piret abnahm und Erzbiſchof Heinrich den Segen laut betete, und die ganze Volksverſammlung des Königs frommem Beiſpiel folgte, ſo daß über zehn Minuten eine feierliche Stille auf dem ungeheuern Menſchenhaufen lag — dann als die Glocken und des Erzbiſchofs Mund verſtummt waren und die in die Bahn eingerittenen Herolde mit Trommetenſchall das Turnei, Ringelrennen, Einzelnſtechen und ander ritterlich Kampfſpiel nach allen vier Himmelsgegenden hin angeſagt hatten, begann's in jenen Zelten alſobald laut und reg zu werden. Und aus den Einen drang der Pfeifen helles Getön und lud zum Tanz; der grüne Büſchel am Eingange verſprach noch etwas mehr gegen Kälte und Froſt, und jauchzende Stimmen verkündeten, daß das Mittel mit Erfolg angewandt worden ſei; aus den andern zog der naſenkitzelnde Duft der Speiſen, beſtimmt in den Zwiſchenräumen des Turniers des Volkes Bäuche zu ſättigen.

König Günther war an dieſem Tage über die Maßen vergnügt; hatte ſich doch auch mancher alter und werther Freund bei ihm eingefunden, um den Tag verherrlichen zu helfen, und das Heer zu vermehren. Einer der liebſten war ihm Graf Ruprecht von Virneburg, ein jüngerer Bruder des Erzbiſchofs Heinrich, früher ſchon Kampf- und Bundesgenoß Günthers, ein gerader tapfrer Degen von faſt rieſenhafter Leibesgeſtalt und Stärke, ein wackrer Zecher und Frauenheld. Den Winter über hatte er bresthaft darniedergelegen von einem Sturze, welchen er vom Pferde gethan; heute gedachte er in der Stechbahn ſein Geneſungsfeſt zu feiern. Ein zweiter, dem Könige nicht minder lieber Held, war der damals in ganz Deutſchland als muthiger und gewaltiger Kämpe wohlbekannte Konrad von Trimberg, über zehn Jahre älter als Günther, aber ihm doch mit inniger Anhänglichkeit zugethan und gewiſſermaßen ſein Lehrer im Kriegshandwerk in den Schlachten, die einſt der Baiern Ludwig geſchlagen. Es war ferner der edle Ritter Rudolf von Sachſenhauſen, ein inniger Freund des Königs; ebenſo der Johannitter, Herr Konrad von Ruckinheim, welcher von ſeinen Ordensbrüdern ſtatt des am Könige Karl hängenden Johann von Schwalbach zum Komthur des Ordenshauſes und Baliar in der Wetterau gewählt werden war.

Nachdem das eigentliche Turnier, der Wettkampf in Maſſe vorüber war, an welchem weder der König noch einer der Fürſten Theil genommen hatte, verfügte ſich Günther mit Anna und einigen andern fürſtlichen Frauen, die zugegen waren, ſo wie mit den Baiernherzögen, dem Erzbiſchofe, dem Domprobſt, den Domherrn, mit den genannten Rittern und andern ſeiner Getreuen in das königliche Zelt, um dort das Mittagsmahl zu halten; die übrigen Ritter alle wurden auf des Königs Koſten in andern Gezelten geſpeist. Da kreiste der Becher fleißig in der

Runde und mancher Faſtnachtsſchwank wurde ausgebrütet und zum Beſten gegeben, meiſt auf Unkoſten des Königs Karl. Denn von einigen Mainzern, die die Neugierde aus der Stadt herübergelockt, erfuhr man zur großen Beluſtigung der ganzen ritterlichen Verſammlung, daß ſtatt des großen Bundesheers nur eine kleine Anzahl ſchlechter Söldlinge nach Mainz gekommen, um ſich dort vom Gerlach füttern und wärmen zu laſſen. Karl ſelbſt war, ſich vor der Peſt fürchtend, nicht nach Mainz gekommen, ſondern in Lützelburg geblieben; und ſo war die pomphaft angekündigte Kriegsfahrt zu nichts geworden, dem Böhmenkönige zum großen Schaden, Günthern dagegen zum größten Nutzen. Dieſer Umſtand erhöhte die fröhliche Stimmung der Gäſte ſehr; keck höhnte man den feigen Karl und ſeinen Schildknappen, den Erzbiſchof Gerlach, und manches im trunknen Muthe herausgeſtoßne Wort wurde von umherſchleichenden Spionen des Letztern aufgefangen und ihm getreulich hinterbracht.

Ruhmredig, wie er war, ſprach da der Markgraf Ludwig von Brandenburg zum Könige: „Noch leuchtet Baierns Sonne und beſcheint auch den heutigen Tag, und vor ihrem Strahl läßt ſich kein Böhmenſöldling ſehen weit und breit.

Traun, es iſt ſchlecht beſtellt um die lützelburgiſche Macht! Die Katze wagt ſich nicht heraus, wenn die edle Dogge Umgang hält. Freut Euch, Herr König; das Baiernſchild iſt vor Euch aufgeſtellt zu gutem Schirm; und iſt auch der tapfre Kaiſer Ludwig nicht mehr ſein Träger, ſo ſtehen doch ſeine Söhne und Enkel dahinter, alle aus Wittelsbachiſchem Blute entſproſſen, und bilden mit ihren ſcharfen Schwertern eine Mauer um Euch, die kein feiger Pfaffenkönig umwerfen ſoll.“

„Ich dank Euch, edler Markgraf,“ entgegnete der König. „Feſte Kumpanei und treues Freundſchaftsbündniß thut mir noth. Doch laßt uns nicht vergeſſen, daß Gottes Gnade dabei das Beſte thut! Bitten wir den Herrn, daß er unſern Bund feſt erhalte, damit das Böſe nicht Meiſter werde des Guten, wonach ich ſtrebe, und es unterjoche, die Nacht nicht überflügle den Tag, nicht verdunkle das Licht, das ich dem Reiche bringen will. Ja, laßt uns jene Gottesgnade anflehen, den Born alles Guten, daß die vereinten Freunde nichts trenne, damit die Wahrheit ſiege und das Recht, und Pfaffenlug und Trug zu Schanden werde, und daß der alte Glaube endlich verſpottet werde, als gehöre die Welt den

Thoren und Schurken und Sieg ſei ſtets beſchieden den falſchen Mächten auf Erden.“

„Dafür ſoll uns Gott bewahren und unſre guten Schwerter!“ rief der Markgraf mit erkünſtelter Wärme dem tiefgerührten treuherzigen Könige zu, in deſſen tiefblauem Auge eine Thräne ſchwamm. „Hier iſt meine Rechte! Ihr Vettern und Brüder, fügt die Eurigen hinein, und thut treues Gemüth, Ritterwort und Ehre hinzu; und ſeht, das ſind die ſtarken unzerbrechlichen Thronſäulen. Darauf, edler König, baut getroſt! Baiernherzen und Baiernarme ſind ein unerſchütterlicher Fels! Euer Thron wird nicht wanken und brauste ein Orkan an ihn heran. Drüber aber wollen wir ſetzen das Reimlein:

Baierntreu und Baiernwort
Dauern alle Zeiten fort.“

Der Erzbiſchof hatte unterdeſſen die Becher füllen laſſen und kredenzte ſie den Verbündeten mit dem Bemerken, die ganze Tafelgeſellſchaft werde auf das Wohl des Bundes trinken; er ſelbſt brachte den Toaſt aus, und er war ſtark in allem, was das Trinken anging, die geiſtlichen Herrn blieben im Beſcheidthun nicht hinter den Rittern zurück, ſelbſt die Frauen thaten mehr, als an den Kelchgläſern nippen und Anna trank ſogar herzhaft auf König Günthers und der Seinen Wohl. Ihr Auge ruhte dabei mit Wohlgefallen auf dem jungen Grafen von Hohenſtein, der neben ſeinem Vetter, dem Grafen von Henneberg, unter den Rittern ſaß, und als ihr erklärter Ritter ihre Farben und eine Binde trug, die ſie ihm Tags vorher zum Geſchenk gemacht hatte.

Der alte Erzbiſchof rief heute mehr als je ſein „ergo bibamus!“ *) das ihm zur Gewohnheit geworden war, wie die angenehme Handlung ſelbſt, zu welcher er damit aufmunterte. Sein ohnedies kupfriges Geſicht ſtrahlte heute noch röther von Weinglut und Wonne, und ſchelmiſch nickte er der Prinzeſſin Anna zu, deren Blicke er belauſcht hatte. Bald darauf flüſterte er ihr ſogar ein Verslein aus einem unzüchtigen Mönchsliede zu, worin er ihr Glück wünſchte zu dem feurigen Kuſſe des jungen Ritters.

Man war eben in der beſten Laune und Fröhlichkeit, als draußen vor dem Zelte, wo das Volk ſich in einen großen Haufen zuſammengedrängt hatte, ein unmäßiges Gelächter entſtand, das

---

*) Trinken wir!

nicht wieder enden wollte. Die vornehmen Leute innerhalb des Zeltes hätten auch gern gewußt, was das gemeine Volk auſſerhalb deſſelben beluſtige, und Diener wurden ausgeſchickt, zu erkunden, was die Veranlaſſung zu dem immer erneueten Gelächter gebe. Und die Knechte kehrten zurück und berichteten, draußen treibe ſich ein luſtiger Kauz unter dem Volke herum, und mache ihm Poſſen und Schwänke vor, ſchneide Geſichter, hüpfe in poſſierlichen Sprüngen, ſehe faſt aus wie ein Vogel und ahme auf eine bewundernswürdige Weiſe die Stimmen von ſehr vielen Vögeln täuſchend nach. Die Herrſchaften gönnten dem gemeinen Volke das Vergnügen nicht; ſie wünſchten es für ſich allein zu haben; der König gab Erlaubniß, daß der wunderliche Kauz hereingeholt werden dürfe, es wurden Diener ausgeſchickt, und bald darauf trat oder hüpfte vielmehr der vielbelachte Geſell mit einem wahren Bocksſprunge herein, ſo daß ſchon bei ſeinem Erſcheinen die Meiſten in ein helles Gelächter ausbrachen. Er hatte ein wunderliches, wahrſcheinlich von ihm ſelbſt gefertigtes Kleid an, welches mit bunten Vogelfedern übernäht und an Bruſt und Ärmeln mit Schellen beſetzt war; ebenſo hatte er ſeine Gugel mit mehren prächtigen Federn ſüdländiſcher

Vögel beſteckt und mit einem großen von rothem gezattelten Tuche gefertigten Hahnenkamm verſehen, der von der Stirne quer über den Kopf bis in den Nacken lief. Und ſelbſt das weinrothe verzwickte Geſicht des Menſchen hatte Ähnlichkeit mit einem Vogelkopfe; die große ſtark gebogne Naſe, vorn ſpitz zulaufend und den kleinen Mund ſchier verdrehend, ſah dem krummen Schnabel eines Adlers gleich, Kinn und Stirn traten beide auffallend zurück, die kleinen Augen ſteckten tief im Kopfe und die großen Ohren ſtanden weit davon ab; beide vollendeten das Vogelgeſicht.

„Ei, das iſt ja unſer Thorwärtel vom Allerheiligenthore,“ ſagte der Schultheiß laut, und von andern Seiten der Tafel hieß es: „das iſt ja der luſtge Eitel Blum.“

„Nicht mehr! Jetzt nicht!“ krähete Eitel gleich einem Hahne. „Meine Eule iſt jetzt Thorwart und Eitel Blum ein Vogel.“

„Ohe!“ rief der alte Erzbiſchof Heinrich, „Kumpan, du gefällſt mir. Was biſt du für ein Vogel?“

„Ich bin der Vogel Schelmenbeiß, auch Wahrſang geheißen, ein ſelten Thier. Ich thu' und ſing, wie's mir gefällt, und die Welt macht's ebenſo. Ich ſchelt nicht Pfaffen und Schälke, daß ſie's beſſer treiben ſollen, ich ſing' ihnen die Wahrheit allein deshalb, weil's mir Freude macht alſo zu ſingen. Glaubt Ihr, die Nachtigall würde alſo ſchöne Stücklein pfeifen, wenn's ihr nicht angeboren und ſie ſelbſt nicht groß Gefallen daran hätte? Sie ſingt nicht für Andre, ſondern für ſich; gerad ſo gehts mir auch."

„Ich bitt' dich, Vogel Schelmenbeiß, ſing uns eins von deinen Liedlein," ſagte der Erzbiſchof weiter.

„Es iſt ein höhrer Herr allhier," entgegnete Eitel, „ſo mir der Erlaubniß giebt, will ich gern ſingen."

„Thu das," ſagte der König, „du machſt mir Freude."

„Es ſchickt ſich, daß ich zuerſt ſinge meinem Herrn und Könige; darnach kommt's an die Andern." Und ſogleich warf er ſich in die Bruſt, ſpreizte ſich, weifte mit den Armen, als wenn es Flügel wären und lief dazu in einem kleinen Kreiſe herum. Dann begann er: „Gluck! Gluck! Pipp! Pipp! Reſch! Reſch! Dilum! Die arge Welt verdient einen argen König und Herrn. Wer der Diebe mächtig werden will, muß ſelbſt ein Dieb ſein. Ein fromm Gemüth wird das nimmer vermögen. Fromme Treu und edle Einfalt kann die Welt nicht lenken; ſie wird betrogen von ihr. Wer der Welt Gutes thut, empfängt ihren Lohn dafür. Man muß ſie ſchinden und binden, ſtechen und brechen, alſo daß ſie ſeh', ſie finde ihren Meiſter. Edler König Günther, du willſt alles auf's Beſte machen, und wie's in deinem frommen Herzen waltet, alſo willſt du's auf Erden vollbringen. Sieh für dich; Treu iſt mißlich. Du wirſt der Welt Lohn erhalten. Bedenke wohl, was ich dir ſinge! Und haſt du's bedacht, ſo überlaß das Regiment dem böhmiſchen Karl, das iſt ein rechter König der Welt. Der thut ihr freundlich in's Geſicht und betrügt ſie im Rücken; der leckt jedem die Hand und nennt ihn Bruder in Chriſto, derweil er ihm das Geld aus der Taſche ſtiehlt. Der muß die Welt regieren, von dem muß ſie regiert werden. Der wird dafür auch des Himmels Lohn empfangen. So Ihr, König Günther, nach Eurer Natur, der Welt fort und fort Gutes thut, werdet Ihr gar bald der Welt Lohn empfangen. Hört an, meine Geſchichte: Ein Bauer half einer Natter aus einem Felſen, darin ſie beinahe verdorben war; die verhieß dem Bäuerlein der Welt Lohn zu geben. Als er ihr nun herausgeholfen, wollt' ſie ihn erwürgen, ſprechend: das iſt der Welt Lohn, daß ich den erwürge, der mir das Leben gerettet hat. Der Bauer, der ſich des Lohns nicht verſehen, appelliret vor das nächſt Thier, ſo ihm bekäm; die Schlang ließ ſich's gefallen. Da begegnet ihnen ein magerer Hund, der vor Matte und Alter auf allen vieren lahm, und ihn hinten die Flöhe nach und nach aufgefreſſen hätten. Sie legten ihm den Handel vor. Der Hund gab der Schlangen gewonnen, gab deß ein Exempel bei ſich ſelbſt: er hätt ſeinem Herrn ſo lang gedienet, Nachts das Haus gehütet, am Tage auf ſeinen Herrn gewartet, mit auf die Beut gelaufen, Wachteln gefangen, Wildpret und Vögel aus den Waſſern geholt. Jetzt hab' ihm ſein Herr der Welt Lohn gegeben, und für alle die Gutthat aus dem Haus geſchlagen, dem Schinder auf ſein Weid. Der Bauer appellirt weiter an das nächſt Thier. Da begegnet ihm ein alter Gramen *) auf einer dürren Weid, der etwan ein reiſiger Gaul geweſen, ihn ſein Herr in ein Mühle verkauft hatte; der gab auch der Schlangen gewunnen mit Erzählung, wie ihm dergleichen Weltlohn geben worden war, denn er hätte ſeinem Herrn um ſein Weib geholfen, in

---

*) Grauſchimmel.

Turnieren, Rennen und Stechen viel Ehre eingelegt, ſeinen Herrn tugendlich getragen, und zu aller ſeiner Herrlichkeit geholfen; für das Alles gäb man ihm der Welt Lohn, und hab ihn, alle Säck und Bürde zu tragen und zu ziehen, in die Mühl verkauft; für dieſe ſeine ſaure Arbeit und getreue Dienſte gäb man ihm nicht der Spreuer genug."

„Der Bauer appellirt zum dritten und letzten Mal noch vor das nächſt Thier. Da begegnet ihm ein Fuchs, der ſprach: Wahrlich, Bauer, du haſt eine böſe Sach, die Schlang iſt recht daran. Aber was willſt du mir geben, ich will ſehen, daß ich dir von der Sach helf? Der Bauer verhieß dem Fuchs alle ſeine Hennen. Der Fuchs ſagt zur Schlangen: weil die letzte Appellation an mir ſteht, und es dem Bauer ſein Leben gilt, wär dennoch Noth, du führteſt mich auf die Wahlſtatt, da ſich die Sach verlaufen, daß ich den Augenſchein ſehe. Das war der Schlangen lieb; ſie zogen dahin. Unterwegens ſagt der juriſtiſch Fuchs: Bauer, wann ich mit der Schlangen die Stätt, wo ſie gelegen, zu beſichtigen, in das Loch ſchlüpfe, ſo will ich alsbald wieder zurück herausſpringen, ſo ſtoß du behend den Stein wieder vor, ſo trifft Untreu ihren Herrn, und bleibt die undankbar Schlang in ihrem alten Loch. Das Alles geſchah; der Anſchlag gerieth.“

„Der Juriſt begehret ſeinen Lohn; der Bauer führet den Fuchs heim, ſagt ſeinem Weib, wie es ihm ergangen und ihn der Fuchs bei ſeinem Leben behalten, derhalb er ihm ſeine Hennen zum Lohn verheißen hätt. Die Bäuerin ſagt: Haſt du viel Hennnen, ſo gieb ſie ihm; die Hennen, ſo ich habe, ſind mein. Der Fuchs ſprach: es wäre oft Einer fromm, wenn man ihn fromm ließ; man lehret oft Einen ſtehlen, und machet unterweilen Dieb; fing an die Injuri mit Stehlen und Rauben an der Bäuerin zu rächen, und ſtahl ihr nach einander alle ihre Hennen. Die Bäuerin, das hinterliſtig geſchleyert Thier, gedacht Liſt mit Liſt zu vertreiben und überkam Hunde, die dem Fuchs die Hennen nicht ließen zu lieb werden, ſondern ſtäubten ihn zu oft darob, bis er zuletzt den Tod an den Hennen fraß, und drob gefangen und von den Hunden zerriſſen ward. Da ward ihm endlich der Welt Lohn. Hier hat mein Lied zu End. Gluck! Gluck! Pick! Pick! Dirum!“

Und wieder ſprang er wie toll in fratzenhaften Sätzen umher, daß Alle unbändig lachten. Der König aber ſah ernſten Antlitzes drein; die bittre Lebensweisheit der luſtigen Narrnrede hatte ihn tief ergriffen. „Der Narr hat recht; der luſtige Vogel Wahrſang hat wahr geſungen. Aber mit Gott hab' ich's begonnen, mit Gott will ich's vollenden. Ich kann nicht mit Ehren zurück, und die Ehre iſt des Lebens höchſtes Gut. Erhalt' ich der Welt Lohn, wie es mir faſt düſter in der Seele aufgeht, ſo erhalt' ich ihn als ein Ehrenmann. Ich habe mir ſelbſt genug gethan, bin keinen Schritt von Recht und Pflicht gewichen, habe alles für die gute Sache, nichts für meinen Vortheil gethan; das muß mich tröſten."

Der Kurfürſt von Brandenburg, der des Königs tiefen Ernſt wahrnahm, rief ihm zu: „Laßt Euch doch nicht anfechten des Narrn Geſchrei. Ihr ſeid bei uns geſtanden in aller Noth; glaubt Ihr wohl, daß wir von Euch weichen werden?"

Der König antwortete darauf nicht, ſondern wandte ſich zu Eitel Blum: „Du haſt mich baß ergötzt mit deinem Vogelſang. Wackrer Vogel Schelmenbeiß willſt du an meinem Hofe ſein? Ich will dich halten als einen guten Geſellen. Du ſollſt mir zu Seiten ſein mit deinem Witz."

„Topp!" verſetzte Eitel. „Ich will Euer Vogel Narr ſein; und Euch manches ins Ohr witſchern, was Euch von ſelbſt nicht eingefallen.

Nur vergönnt mir, daß ich meine andern Vögel auch mitbringen darf.“

„So viel du haſt; ich will ſie alle füttern. So trink mit mir aus dieſem Becher; denn der König und ſein Narr ſind Brüder.“

Eitel trank auf des Königs Wohl. Dieſer brach auf; ihm nach die ganze Geſellſchaft. Die Herolde riefen zum Ringelrennen und Einzelnſtechen und Günther ſprach: „Vogel Narr, folge mir!“ Von Stund an ſtand Eitel hinter des Königs Rücken und Günther lieh ihm oft ſein Ohr. Und eh der Abend kam, wußte Günther, daß er einen koſtbaren Vogel erhalten, der ihm über viel Dinge ein ſtilles aber helles Licht aufſteckte, und Günther, der glühende Freund des Lichts, des Rechts und der Wahrheit liebte darum den neuen Narrn.

Die Fürſten ritten miteinander in die Bahn, ſelbſt der König brach mit dem Kurfürſten Ludwig und dem Domprobſt Kuno von Falkenſtein eine Lanze. Unter allen Rittern zeichneten ſich der Domprobſt und der junge Ludwig von Hohenſtein beſonders aus. Beim Ringelrennen gewann der Graf dem Falkenſteiner ſogar den Preis ab. Einen harten Kampf beſtand der ritterliche Pfaffe noch mit dem Grafen Ruprecht von Virneburg

Als beide mit geſchloſſnem Helm in die Bahn ritten, waren ſie an Größe und Anſehn einander ſo gleich, daß man ſie nur noch an den Farben unterſcheiden konnte. Ihr Kampf ſchien bald mehr als Luſt und Spiel zu ſein; Heftigkeit und Erbittrung miſchte ſich hinein; man ſah es deutlich, die beiden Kämpen hegten nicht friedliche Geſinnungen gegeneinander. Endlich ſtürzte Graf Ruprecht, von des Domprobſts Lanze gewaltig getroffen in den Sand, erhob ſich zähneknirſchend und Flüche murmelnd und verließ die Bahn.

Der Tag verging unter dieſen fröhlichen Ritterſpielen; kein Feind hatte ſich gezeigt. Gegen Abend zeigten ſich eine Menge Mummenſchänze. Auf dem Altan vertheilte Prinzeſſin Anna die Preiſe. Es waren ſechs. Der Domprobſt erhielt den erſten, einen güldnen Becher; Ludwig von Hohenſtein den zweiten, ein koſtbares Wehrgehänge, welches Anna unvermerkt mit ihrer Buſenſchleife zuſammengebunden hatte. Ihr zärtlichſter Blick traf ihn, als er's aus ihren Händen empfing; und die ſchöne Gabe war mit noch ſchönern Worten begleitet. Mit zärtlichen Blicken bat ſie ihn, ihr Begleiter auf der Heimfahrt nach Frankfurt zu ſein, und er konnte dies unmöglich abſchlagen.

Schon ſenkte ſich die Dämmrung auf die

Erde und umhüllte erſt die uralte erzbiſchöfliche Stadt jenſeits des Stromes, dann dieſen ſelbſt, als der Zug der Ritter mit Hohn und Spottgeſprächen auf den ausgebliebnen König Karl aufbrach.

„Und es ſind doch viel unter den Spöttern dem Könige Karl zugethan," ſagte Eitel zu König Günther. „Art hält ſich zu Art, Kauz zu Kauz und Adler zu Adler. Ich will ſie Euch alle beim Namen nennen, Bruder König."

Der Erzbiſchof beſtieg ſein Rößlein ziemlich berauſcht und brummte ein lateiniſches Trinklied; Prinzeſſin Anna ritt an Ludwigs Seite. Mancher Ritter geſellte ſich zu mancher Dame, und das Volk quoll hinterher.

Der Graf Ruprecht von Virneburg hatte ſich vom Zuge abgeſondert, und ritt allein in ſeinen Gedanken vertieft und den Groll ob des dem Dompropſte über ihn gelungnen Siegs in der Bruſt wälzend.

Es war bereits finſtre Nacht geworden, als er ſich plötzlich von mehren Reitern und Fußgängern überfallen ſah, die ſich ſchnell des Zügels ſeines Pferdes bemächtigten und mit ihm — trotz ſeinem Widerſtreben davon ſprengten. Er verſuchte, ſich zu wehren, doch die Ubermacht war zu groß, er nicht auf einen Überfall vorbereitet. Unter denen, die ihn im Trabe durch den Wald bergan führten, glaubte er mehre Stimmen zu erkennen. Endlich fragte er, durch ihre Reden aufmerkſam gemacht: „Für wen haltet Ihr mich, Ihr Hallunken? Ich glaube, Ihr ſeid im Irrthum.“

„Ihr ſeid der Domprobſt von Falkenſtein,“ verſetzte einer der vermummten Reiter.

„Den wollt ich Euch gönnen!“ lachte der Graf Ruprecht. „Ihr habt Euch vergriffen, wie ich mir gleich gedacht. Ich bin Ruprecht, Graf von Virneburg.“

„Bei allen Heiligen, ſo iſt's!“ rief ein Andrer von hinten her. „Ich kenne den Grafen Ruprecht an der Stimme. Wir haben uns verſehn.“

„Und ich kenne die deinige nicht minder,“ ſagte der Graf. „Du biſt Gilbrecht von Wyſſel, meines Bruders, des Erzbiſchofs Hauptmann, den man todt geſagt hat.“

„Ihr habt keine ſchlechtern Ohren, als ich, Herr Graf. Ich bin Gilbrecht. Aber ich wollte, Ihr wärt der Domprobſt.“

„Ich wollte es auch, Kumpan. Denn was ihr allem Anſcheine nach mit ihm vorzunehmen gedenkt, wäre mir eben recht. Fürwahr, ich habe nicht Urſache, des Domprobſt's Freund zu ſein.

Er beherrſcht meinen Bruder, verhetzt denſelben gegen mich, und bringt mich um die ſchöne Erbſchaft. Der Teufel ſoll ihn dafür tröſten. Aber was haſt du gegen ihn, Gilbrecht? So viel ich weiß, war er dir immer ſehr zugethan und hielt dich abſonderlich gut.“

„Meine Frau noch beſſer!“ hohnlachte Gilbrecht. „Er hat mein Weib verführt, der Schändliche, und ſträfliche Buhlſchaft mit ihr getrieben; das koſtet ihm das Leben oder ich erwurge an der Schande, die mir der heuchleriſche Pfaffe angethan.“

„Das läßt ſich hören!“ ſagte Ruprecht. „Habt Ihr geſehn, was er mir heute angethan?“

„Wir ſahen Euch wohl in die Bahn fliegen,“ antworteten mehre.

„Nun, daraus entnehmt, daß ich in der rechten Stimmung bin, Euere Anſchläge zu hören. Gilbrecht, vielleicht kann ich dir nützlich ſein.“

„Wohlan, macht gemeinſame Sache mit uns!“

„Ich reite mit Euch. Ich will Eure Geſchichte hören; Ihr ſollt die meine erfahren. Wohin geht's?“

„Auf den Reiffenſtein.“

„Ich merke ſchon, ich bin unter adligen Leuten und finde Bekannte. Laßt uns reiten.“

Und auf und davon gings durch Nacht und Wald.

# Zwölftes Kapitel.

Da Meiſter Freidank, nach der Turnierfahrt, die ſie ſtark angegriffen, der Prinzeſſin Anna nicht erlaubte, ſich wieder unter das Gewühl des Faſching zu miſchen und das letzte, glänzendſte und geräuſchvollſte Feſt vor der trüben eintönigen Faſtenzeit mitzufeiern, ſo hatte ſie, um ſich ſchadlos zu halten, dieſen Tag — Faſtnacht — zu jenem ſchon früher mit ihrem vertrauten Gürtelfräulein verabredeten Hausfeſte beſtimmt, und die edelſten der in Frankfurt verſammelten Ritter geizten nach der hohen Ehre, zu dieſem Zirkel gezogen zu werden. Aber man erſtaunte ziemlich unwillig, daß nur eine ſehr geringe und auserleſene Zahl dieſes Loos traf; die Auswahl unter dem weiblichen Geſchlechte war noch ſpärlicher ausgefallen; und im Stillen ärgerte ſich manche ſtolze Altbürgerstochter über die ſie betreffende Vernachläßigung, die ſich früher laut genug Hoffnungen gemacht hatte, und beſchloß nun, deſto mehr auf dem großen Banket zu glänzen, welches dies Mal auf der adligen Trinkſtube zum Löwenſtein gehalten werden ſollte.

Trotz der kleinen Anzahl von Gäſten waren aber die obern Gemächer des Paradeiſes doch gar herrlich geſchmückt und ausgeziert, und die Eisblumen an den Fenſtern, die der hohen Oefen ſprühende Glut vertrieben, waren mit grünen Moos und Tannenzweig-Gehängen vertauſcht, welche die Rahmen der runden Scheibenfenſter umſpannten und verdeckten. Die Wände waren mit venetianiſchem Stück behangen, die Seſſel, Polſter und Faulbetten mit Teppichen belegt, die Metallknäufe blank geputzt, der Fußboden theils mit rothem Tuch bedeckt, theils mit buntem Sand beſtreut. Die Diener der Prinzeſſin beiderlei Geſchlechts ſtanden in ihren beſten Kleidern in dem Vorgemache, auf der Treppe und an der Hausthüre, um jedem anlangenden Gaſte ein ehrenvolles Geleite bis zum Zimmer ihrer Herrin zu geben; im erſten derſelben waren die Hoffräulein verſammelt, um die Gäſte zu begrüßen; dann ſtanden die Zimmer des Kurfürſten heute ebenfalls zum Gebrauche der einzigen, geliebten Tochter, der der ſtolze Pfalzgraf nichts abzuſchlagen vermochte.

In Anna's Kloſet lag ſie ſelbſt auf den über ihr Ruhebett gebreiteten koſtbarſten lombardiſchen Teppichen, ſanft hingeſtreckt, etwas blaß und ſchmachtend, aber ſtrahlenden Augs und mit lächelnden Zügen. Ihre Geſtalt umfloß in Wellen ein weißes Kleid, und über demſelben ſchmückte ſie ein gleiſender Marderpelz, mit hellblauer Seide gefüttert, für jene Zeit ein fürſtliches Prachtkleid. Vor ihr ſtand die verſchmitzte Vertraute all ihrer innern Regungen und geheimen Erfahrungen, die niedliche Beate von Rothenſtein, ihr Kammerfräulein, in prunkendem Kleiderſchmuck und horchte auf die Befehle und Anordnungen der Herrin, um ihnen eine ſchnelle Bothin zu ſein. Dabei fiel auch manch flüſterndes Wort tief in die Seele der Zofe, die dazu ſtill nickend ihre Beſtätigung gab. Der Hofjunker von Eſchelbach meldete die einzelnen Gäſte, empfing ſie im vordern Zimmer, ſobald ſie von den Hoffräulein begrüßt worden waren, und führte ſie der Prinzeſſin zu, die ſich dann jedesmal bis zur Hälfte erhob, die Hand zum Kuſſe hinhielt, und die ihr dargebrachten Huldigungen freundlichſtolz nickend aufnahm. Die Gäſte wurden dann in das große Verſammlungszimmer geführt, wo ſie der Kurfürſt empfing und im Namen ſeiner Tochter bewillkommte. Endlich meldete Eſchelbach den durchlauchtigſten König und den Ritter Ludwig von Hohenſtein. Über Anna's Geſicht zuckte ein flüchtiges Roth; die Glut ihres Augs hing an der offnen Thüre. Sie erhob ſich ganz, ſtand auf und ging den Gemeldeten entgegen, auf Beate's Arm geſtützt. Die brennend ſchwarzen Locken fielen auf den Elfenbeinhals herab, ein leuchtendes Diadem throute über der Stirne: ſie war wunderſchön, aber ſie war auch ihres Siegs gewiß. Der König trat nur in Begleitung ſeines Vetters herein; die andern Herren ſeines noch kleinen Hofſtaates waren an der Thüre zurückgeblieben. Mit ritterlicher Artigkeit führte der mildfreundliche Günther die Prinzeſſin zum Lager zurück; Ludwig faßte ihre Hand; ein leiſer Druck derſelben war auf Ermuthigung berechnet; ein brennender Blick ihres großen ſchönen Augs unterſtützte den Händedruck und war gleichſam Aufforderung.

König Günther unterhielt ſich mit Annen über ihre Krankheit und ſagte dann zu ſeinem jungen Vetter: „Es hätte dir eigentlich geziemt, am Lager der Prinzeſſin als Wächter zu dienen; denn du warſt und biſt ſo lange ihr erwählter Ritter, bis es ihr gefällig iſt, ſich einen andern zu erkieſen.“

„Hätte die gnädige Prinzeſſin Anna vorgeſtern nur den leiſeſten Wunſch laut werden laſſen,“ verſetzte der junge Hohenſteiner, nicht ohne Verlegenheit, „ich würde geflogen ſein.“

„Mein Freund, du haſt noch ſehr lückenhafte Begriffe vom Ritterthume, wie, leider, Gott erbarm's! unſre ganze Zeit,“ fuhr der König ſcherzend fort. „Ein ächter Ritter läßt ſich um keine ſeiner Pflichten mahnen, am wenigſten aber um die, welche er den Frauen ſchuldig iſt, und vollends ſolcher edlen Frauen, deren Auserwählter zu werden er das hohe Glück genoß. Du biſt in große Fehler gefallen und mußt es der Prinzeſſin minnlich und waidlich beſſern und büßen. Legt ihm die Buße auf, ſchöne Anna.“

„Nun, ich bin ja noch nicht gänzlich wieder hergeſtellt und bedarf Nachts immer noch Wächter,“ verſetzte Anna lächelnd. „Wenn meine Kammerfrauen und Diener dieſe Nacht bei mir wachen, ſoll der Ritter draußen an der Thüre meines Gemachs Wache ſtehen und ſoll frieren in der Kälte, ſtatt auf dem Löwenſtein ſich warm zu tanzen mit den ſchmucken Frankfurterinnen. Er ſoll ſtehen bis an den Morgen und mir die Peſt nicht herein laſſen, wenn ſie etwa in dieſer Nacht von Mainz hier ankommen ſollte. Iſt die Buße hart genug?“

„Noch viel zu gelinde für ſein Vergehen,“ verſetzte der König.

„Ich werde mich ihr und jeder härtern mit Freuden unterziehen,“ der junge Graf.

Und der König beurlaubte ſich und ging in das große Zimmer, wo der Pfalzgraf Ruprecht, der Kurfürſt und Markgraf Ludwig, der Kurfürſt und Erzbiſchof Heinrich, der Domprobſt Kuno, die Herzöge Wilhelm, Stephan und Ludwig der Römer bereits beim frohen Becher verſammelt waren. Den Grafen Ludwig hielt eine zur rechten Zeit an ihn gerichtete Frage Beate's zurück und bald war er in ein höchſt anziehendes Geſpräch über das ächte Minnethum und die Pflichten eines Ritters im Dienſte der Minne, ſo wie ſie vor einem ganzen Jahrhundert und noch früher geblüht, mit der Prinzeſſin und dem Fräulein verwickelt, worin die erſtere vorzüglich ihren Geiſt leuchten ließ. Unter vielem Andern, was dieſe Unterhaltung berührte, zweifelte Anna, daß es noch ſolche Ritter gäbe, welche jeden Befehl ihrer Dame treu und willig zu jeder Zeit und unter allen Umſtänden vollzögen und dabei weder Kampf noch Tod ſcheueten. „Ja, ich kann ſogar nicht einmal mehr glauben, daß unſre Ritter das wahre Verſtändniß eines ſolch heiligen Minnedienſts haben; es iſt mit der Zeit der frommen Begeiſtrung für das heilige Grab geſtorben, die ſüßen Sänger der Liebe ſind nicht mehr, die ſonſt wohl den deutſchen Kaiſer umgaben und, ſeinen Ruhm verherrlichend, den Glanz des Hofes erhöhten; aber mit den Minneſingern iſt auch das Gemüth für Minne in der Ritter Bruſt, ja die Minne ſelbſt hingewelkt, und unſern König Günther umgeben nur kalte Krieger.“

„Nicht alſo, gnädigſte Prinzeſſin!“ rief Ludwig feurig. „Erlaubt, daß ich Euch hierin widerſpreche. Aber der Augenſchein trügt oft. Ich ſchwör' Euch zu, noch iſt das reine Minnethum nicht von der Erde verſchwunden, aber nicht prunkend mehr, wie ſonſt, ſteht die herrliche Blume am Wege, jedem Wandrer zum Pflücken ſich darbietend; ſie blüht einzeln und verborgen im ſtillen Gärtchen, aber auch um ſo inniger und zärtlicher gepflegt.“

„Ihr überraſcht mich, Graf,“ verſetzte Anna, ſich erſtaunt ſtellend. „Auf meinen einſamen Wegen fand ich dies Blümlein Wunderhold noch nicht, ſo emſig auch mein ſehnſüchtig Herz danach ſuchte.“

„Oft ſucht man in der Weite, was einem ſo nahe iſt.“

„Sollte mein Auge ſo kurzſichtig ſein?“

„Ja, wenn ein König je geſchaffen war, das würdige Haupt eines Minnehofs zu werden, ſo iſt es König Günther!“ rief der Jüngling in hoher edler Begeiſtrung — von Annen ſo ganz mißverſtanden — aus. „Er, der ritterliche Held, für das Recht erglühend, für die Wahrheit kämpfend, ein gewaltiger Streiter Gottes, aber ein Feind der falſchen Pfaffen, edle Frauen hochverehrend und ihnen dienend in Zucht und Ehrfurcht, ein großer Freund der Dichtkunſt und der von Gott ſo hochbegabten Sänger, verſpricht König Günther, ſobald er feſtſitzt auf dem Kaiſerthrone, die goldne Zeit des Ritterthums mit Sang und Minne wieder zurückzuführen, wie ſie einſt um den Thron des edeln Hohenſtaufengeſchlechts freundlich blühend gewaltet.“

„Ihr entzückt mein Herz!“ rief die Prinzeſſin mit gemachter Begeiſtrung. „So ſollten alle Frauen inbrünſtig um ſchnellen Sieg für König Günther beten, daß ihnen der neue Frühling recht bald anbräche. Denn was wäre von dem kalten, trocknen, häßlichen, ſtaatsklugen König Karl für uns arme Frauen zu erwarten? So wenig Gutes, wie für das Reich überhaupt, wenn er das Regiment führte. Aber ich bitt' Euch, Graf, bezeichnet mir doch die Ritter näher, welche ſolch ſchönem

Dienſte an Günthers Hofe ſich mit Luſt und Liebe weihen würden? Wir haben ſie ja vorgeſtern im Turniere alle beiſammen geſehn.“

Graf Ludwig ſchlug den ſonſt freien Blick verlegen zur Erde. Seine Beſcheidenheit verbot ihm die Antwort auf dieſe Frage, und vergebens beſann er ſich auf einen Ritter in Günthers Nähe, den er nennen könnte. Ach, es war allein ſein Herz, was ſo liebeglühend ſchlug! Die ſchlaue Beate kam jetzt der lüſternen Herrin zu Hülfe, indem ſie ſagte: „Jeder mißt die Dinge auſſer ſich nach ſich ſelbſt, und wie's dem edeln Grafen von Hohenſtein in der Bruſt waltet, ſo glaubt er's um ſich her grünen und blühen. Das ſchöne Bild, das er Euch entworfen, gnädige Prinzeſſin, hat er von ſich ſelbſt abgemalt, und vor Euch ſteht der wahre Minneheld, wie Ihr ihn lange kennen zu lernen Euch geſehnt habt. Der Sieger im Turnei und Waffenſpiel iſt auch Sieger in der Liebe und Minneſpiel, und wird hier den erſten und beſten Preis erhalten.“

Anna richtete ihren Feuerblick auf Ludwig, und erröthend ſagte er faſt leiſe: „Ein Ritter ſoll ſtets die Wahrheit geſtehen; das hab' ich von meinem königlichen Vetter gelernt. Ja, durchlauchtigſte Prinzeſſin, ein herrliches Frauenbild erfüllt mein ganzes Herz und ihr wünſch' ich in feſter Minne ewig treu zu dienen, wenn auch ihr hoher Stand mir, dem unbedeutenden Grafen, nie erlauben wird, bei ihrem Vater um ihre Hand zu werben, ſondern ich dieſelbe mit blutendem Herzen einem Fürſten übergeben ſehen muß. Stets werde ich ihr meine Minne bewahren, ſtets ſie treu im Herzen tragen, und wenn mir ein ſchwaches Lied gelingt, ſo wird es zu ihrem Preis, zu ihrer Verherrlichung ſein."

„Wie hoch beglückt wird dieſe Dame ſein!" rief Anna und mit mehr Aufrichtigkeit, als ſie früher gezeigt hatte. „Wie beneidenswerth iſt ihr Loos! Aber ſeid nur muthig, edler Graf. Dem Muthigen gehört ja die Welt. Iſt auch der Stand Eurer Dame hoch, wie bald kann Eure ritterliche Tapferkeit ſich mit Hülfe Eures königlichen Vetters ein Fürſtenthum erwerben? Hat doch Kaiſer Ludwig ſo viel für ſeine Söhne erworben. Und der Vater Eurer Schönen wird nicht unerbittlich ſein, zumal wenn er Euere trefflichen Eigenſchaften kennt und die Tochter etwas über des Vaters Herz vermag."

Graf Ludwig ſah wieder verlegen zur Erde. Er glaubte ſein ſchönes Geheimniß verrathen und es war ihm unangenehm, die Prinzeſſin Anna, die ihm ſo unvortheilhaft geſchildert worden war, im Beſitz deſſelben zu ſehen. Nun peinigte es ihn plötzlich, ſich bei ihr der reinen Flamme der Begeiſtrung, deren er ſie doch aus den vertrauten Berichten des glaubwürdigen Domprobſtes, ſo unwürdig wußte, überlaſſen zu haben, und er brach deshalb das Geſpräch ſchicklich ab, als ein neuer Gaſt hereingeführt wurde und der Prinzeſſin die Hand küßte. Er entfernte ſich, aber Beate blieb ihm zur Seite mit muntern Scherzen, und es gelang ihr, ihn in ein Fenſter zu ziehen, wo ſie, wie ſie ſagte, etwas recht Wichtiges mit ihm abplaudern wollte.

„Glaubt nicht, edler Graf, daß Euch die Prinzeſſin dieſe Nacht vor der Thüre ſtehen läßt!“ flüſterte ſie lächelnd.

„So werd' ich ihren Schlummer bewachen,“ verſetzte Ludwig ernſt.

„O wie wenig kennt Ihr ſie, wenn Ihr glaubt, ſie könnte in Euerm Beiſein ſchlummern!“

„Das ſollte mir wehe ſein, wenn ich ſie des Schlafs beraubte. Doch werd' ich, nach ihrem Wunſche, mich des Zwieſprachs mit ihr erfreuen.“

„Ein rechter Zwieſprach; denn ich wette, Ihr werdet nicht ein Mal Zuhörer haben. Ja, Graf, Euch geht in dieſer Nacht die glücklichſte Stunde

Eures Lebens auf. Benutzt und genießt ſie, ſo gut Ihr nur immer könnt. Seid nicht ſchüchtern; die Prinzeſſin iſt Euch ganz ergeben und ſchmachtet nach Euerm Minnedienſt.“ Und ohne weiter eine Antwort abzuwarten, hüpfte das kecke Ding wieder auf ſeinen Poſten und Ludwig ſtand einige Augenblicke, wie von einem Blitze, der vor ihm in den Boden gefahren, geblendet, und konnte lange nicht zu einer klaren Überlegung kommen, was in ſeiner Lage zu thun ſei. Die ihm angeborne Rechtlichkeit leuchtete endlich, gleich einer ſtarken Sonne, durch, und zerſtreuete das Gewölk der Befangenheit um ihn her. Er beſchloß, ſobald er mit der Prinzeſſin allein ſei, ihr ſeine Liebe noch deutlicher zu bezeigen und die junge Gräfin Eliſabeth, des Königs Tochter, als den Gegenſtand derſelben zu nennen, um die ſinnlich ſchöne Pfälzerin vor jeder Thorheit hinſichtlich ſeiner zu bewahren. Mit dieſem feſten Vorſatze gewann er auch wieder Leben und Heiterkeit und miſchte ſich unter die übrige Geſellſchaft, noch immer nicht ahnend, daß das ganze Feſt eigentlich nur ſeinetwillen angeſtellt war, obgleich es das Geneſungsfeſt der Prinzeſſin hieß und Gela als Hofdame derſelben heute eingeführt und als ſolche mit Eſchelbach noch ein Mal verlobt wurde.

Der Abend kam heran und auf den Gaſſen wurde es ſehr lebendig. Der Schöff zum Paradeis entfernte ſich, weil er Vorſteher und Tafelmeiſter der adligen Trinkſtube zum Löwenſtein war, um dort noch manches anzuordnen. Der König, die Fürſten, die übrigen Herrn entfernten ſich allmälig; denn alle waren von den altbürgerlichen Geſchlechtern auf die Trinkſtube zum Banket gebeten, und Graf Ludwig mußte, als Anna's Ritter hier bleiben, um die auferlegte Buße zu dulden. Anna's ſtets glühendere Blicke woben das Netz der Sinnlichkeit um das Haupt des Jünglings, ihre holden ſüßen Worte legten ihm Schlingen, ihre ausnehmende Freundlichkeit, mit der ſie ihn verſicherte, erſt ſeit vorgeſtern, da ſie ihn um ſich geſehen, ſei ſie wieder ganz geſund, war die mit Laub und Blumen verdeckte Falle, in die er ſtürzen ſollte. Der Sturm jugendlicher Leidenſchaft brauste in ihm auf, und er wäre in das Netz gegangen, in die Falle gerathen, wenn der Dompropſt ihn nicht vorher gewarnt, wenn er Annen nicht ſchon aus der getreuen Beſchreibung des ritterlichen Pfaffen gekannt hätte. Sicher und vorſichtig ging er alſo den gefährlichen Pfad. Von den Hoffräulein entfernte ſich Eins um das Andre, auch Beate ließ ſich nicht mehr ſehen; Anna lag in zauberiſcher Schönheit auf das Bett hingegoſſen, Ludwig hatte, auf ihren Wunſch, vor ihr in einem Armſeſſel Platz genommen und mit Leidenſchaftlichkeit griff ſie das am Tage abgeſprochne Geſpräch wieder auf. Ludwig wurde unruhig und ängſtlich; noch nie hatte ſich der unſchuldige ſchwärmeriſche Jüngling in einer ähnlichen Lage befunden, und die ungewohnte ſchwüle Sonnenglut drückte ihn faſt zu Boden. Nur unzuſammenhängend, ſtammelnd vermochte er zu antworten, auf manches gab er ganz verkehrte Antwort; die Pein ſeines Zuſtandes ſtieg mit jeder Minute, und doch hatte der Arme, der reizenden Sirene gegenüber, den Muth verloren, ihr mit kurzen klaren Worten zu ſagen, was er ſich heute ſo feſt vorgenommen hatte. Sie dagegen hielt ſeine ſichtbare Verwirrung für die Wirkung heftiger Sinnenglut, die ihre Reize in des ſchönen Jünglings Herzen entzündet, ſie glaubte den Sieg über ſeine Tugend ſchon ganz errungen, und triumphirend hingen ihre begehrlichen Blicke an ſeiner Angſt. Doch als er noch immer zögerte, an ihre hochwallende Bruſt zu ſinken, hielt ſie es für nöthig, ſeiner vermeintlichen Scheu etwas zu Hülfe zu kommen. Bei einer Bewegung ſprang der Neſtel, der ihr Gewand über der Schulter zuſammenhielt, es fiel über der Bruſt herab und das blendendſte Fleiſch leuchtete in ſchönen Wellenbiegungen dem Auge des jungen Ritters entgegen.

„Neſtelt mir doch das Kleid wieder zu, Ritter,“ bat Anna, „damit Beate nicht unſre Zwieſprach ſtöre.“

Mit zitternden Händen bog ſich Ludwig über ihren Buſen, ſchnell war der Neſtel wieder in der Schlinge, aber auch er lag in der Schlinge ihres Arms; ſie hielt ihn umſpannt, er konnte nicht zurück. Er ſank an ihren Buſen, ihr brennender Mund ſuchte ſeine Lippen. Da ergriff ihn Verzweiflung; gewaltſam riß er ſich los; ſprach mit bebender Stimme: „Wiſſet, daß die Gräfin Eliſabeth von Schwarzburg, des Königs Tochter und meine Baſe, mein Herz beſitzt und ich das ihre. Nicht Eurer unreinen Glut kann ich dienen; ihr iſt mein reiner Minnedienſt geweiht. Erſpart Euch die Mühe; ich kenn' Euch aus dem Bericht eines Freundes, der in Euern Stricken gelegen. Ich verachte Euch.“ Und fort ſtürmte er aus dem Kloſet, die Treppe hinab — ein lautes Gelächter verfolgte ihn.

Beate ſtürzte erſchreckt zu der lachenden Herrin; in Haſt wurden die Mittel angewandt, welche Meiſter Freidank für den Lachkrampf verordnet, und nach einer halben Stunde war das widrige Schauſpiel vorüber. Anna winkte den Andern, ſich zu entfernen, Beaten zu ſich heran, und erzählte ihr mit racheglühenden Worten, was ihr von dem Hohenſteiner widerfahren. Beate wüthete und erleichterte dadurch den Zuſtand Anna's, die von ihrer Körperſchwachheit abgehalten wurde, ihre Wuth durch Worte und Geberden auszudrücken.

„Eures Vaters Stallmeiſter," ſagte das Fräulein, „hat mir geſtern erſt geſagt, daß er den kühnen Karl hier ausgewittert, der uns vor zwei Jahren den frechen Pfaffen vom Halſe ſchaffte; vielleicht könnte man ihn zu unſerm Racheplan benutzen."

„Ja, Rache! ſchnelle, blutige Rache!" ſchnaubte Anna. „Ruf' den Stallmeiſter herbei!"

Der Stallmeiſter kam, ein roher liſtiger Kerl, ſonſt Mitglied einer Diebs- und Mörderbande, und darum mit den meiſten Freijägern, die in Frankfurts Umgegend hausten, ziemlich bekannt.

„Du brachteſt mir vor zwei Jahren, auf Beate's Anordnung, einen Mann nach Andernach, als ich eben dort wohnte —"

„Ha, ich weiß," unterbrach der Menſch die Prinzeſſin mit einem frechen Gelächter, „Ihr meint den ehrlichen Fleiſcherknecht."

„Ganz recht. Du haſt ihn in Frankfurt geſehn?“

„Er treibt ſich hier herum und ſucht etwas zu verdienen.“

„Bring’ ihn dieſen Abend noch her zu mir; er ſoll verdienen und auch du.“

„Ich bring’ ihn,“ ſagte der Stallmeiſter und ging.

Noch war keine Stunde vorüber, als er mit einem als fahrender Minneſinger gekleideten Manne hereintrat, dieſen als den Verlangten darſtellte und ſich entfernte. „Kennt Ihr den jungen Grafen von Hohenſtein, den Vetter des Königs Günther?“ fragte Beate den trotzig daſtehenden Pfauenſchwanz.

„Ich hab’ ihn zum Ritter ſchlagen und vorgeſtern im Turnier zu Kaſſel ſich tapfer halten und den zweiten Preis verdienen ſehen.“

„Wißt Ihr auch, wohin der Ritter Dymar zum Paradeis gekommen iſt?“

„Ich weiß es.“

„Was verlangt Ihr für dieſe beiden Männer?“

„Sie ſind ſchwer! Vorzüglich des Königs Vetter ſehr ſchwer. Es iſt kaum zu vollbringen. Noch nie ſah ich den Ritter von Hohenſtein auſſer oder in der Stadt ohne ſtarke Begleitung.“

„Aber Euer Meſſer iſt ſchnell und ſcharf. Ihr macht es ſchon möglich; auch findet ſich die Gelegenheit.“

„Ich will der Prinzeſſin den Preis heimlich ſagen.“

Verwundert trat Beate zurück; der Pfauenſchwanz trat furchtlos und keck an das Bett und flüſterte Annen zu: „Für Euere Gunſt, ſchöne Prinzeſſin, ſind ſie mir beide feil, und ſollt' ich den Hohenſteiner am hellen Tage auf der Straße niederſtechen.“

Ein Blick des höchſten Unwillens traf den Frechen aus Anna's Augen, aber er ließ ſich dadurch nicht irre machen, ſondern fuhr unerſchrocken fort: „Seid deshalb nicht böſe. Betrachtet erſt meine Geſtalt und ſagt dann ſelbſt, ob ich zu gutem Minnedienſt nicht ebenſo geſchickt und angenehm ſein möchte, wie ein Fürſt, Graf oder Domprobſt, und Ihr wißt ja nicht, ob nicht das beſte adlige Blut in meinen Adern fließt.“ Er ſtellte ſich in ein vortheilhaftes Licht, ſeine ſchwarzen Augen funkelten auf die Reize der Prinzeſſin, und die ihrigen ruhten mit weit weniger Unwillen auf ſeiner kräftigen Geſtalt.

„Sie ſollen beide bald dran,“ fuhr der Pfauenſchwanz fort und hatte den Eindruck, den er auf Anna gemacht, wohl gemerkt, „doch müßt Ihr mir eine Nacht erſt zugeſtehen; denn ich wage mein Leben.“

„Ich will mir's überlegen,“ ſagte die Prinzeſſin ängſtlich.

„Überlegt nicht zu lange. Um keinen andern Preis ſind ſie mir feil, und morgen iſt Aſchermittwoch, der mich nicht mehr in Frankfurt ſieht, wenn Ihr nicht wollt. Geht Ihr den Handel ein, ſo bleibe ich morgen Nacht noch hier.“

„Wartet vor der Thüre des Kloſets; ich will mich mit meiner Vertrauten darüber beſprechen.“

Der freche Freijäger ging. Beate hatte genug gehört, um zu wiſſen, wovon ſich's handle.

„Meine Schande iſt unauslöſchlich, wenn der ſchändliche Hohenſtein redet,“ ſagte Anna.

„Wie wird er Eurer in den Armen der Königstochter ſpotten,“ ſetzte Beate hinzu.

„Wie wird Dymar ſich meiner Gunſt rühmen! Ich ſterbe vor Verdruß.“

„Der Hohenſtein wird ein Fürſt werden, des Königs Schwiegerſohn — natürlich! Wie wird er mit Hohn auf Euch herabblicken!“

„Ich ertrag' es nicht. Mein Blut ſiedet von neuem. Die unbefriedigte Rache zermalmt mir das Herz.“

„Nur der Tod der Schändlichen kann Euern und meinen Rachedurſt ſtillen, nur der Tod ihnen den Mund auf ewig verſiegeln.“

„Aber der Preis!“ —

„Iſt ja leichter zu zahlen, als eine ſchwere Geldſumme. Der Ströter iſt ein junger ſchöner Mann, voll Feuer und Leben. Ich kann nicht begreifen, wie es Euch ſchwer wird.“

„Wenn Jemand eine Ahnung davon hätte!“ —

„Dafür laßt mich ſorgen. Ich ſelbſt führe den kecken Burſchen herein. Niemand ſoll ihn ſehen. Sein Weſen gefällt mir. Wer weiß, ob er nicht ein adliger Geſell iſt? Ich glaube, ich könnte ihm gut ſeyn, ohne mir dafür die Kraft und Gewandtheit ſeines Arms zu bedingen, und Euch reißt er aus der ſcheußlichſten Lage.“

„Es ſei,“ ſagte Anna, nach einigem Kampfe. „Geh', ſag' ihm, daß er morgen Nacht kommen ſoll. Verabrede dich mit ihm.“

Beate that nach dem Befehl, und der Pfauenſchwanz ſprang bald darauf auf die Straße, und ruderte, ein leichter fröhlicher Fiſch, durch die ſtark andrängende raſch bewegte Menſchenfluth. Vor der Fahrgaſſe ſah er beim Schein des Monds, der am klaren Himmel hing, eine bekannte Geſtalt an ſich vorüberſtreichen. „Wohin ſo eilig?“ raunte er dem Waldmanne zu.

„Ach du biſt's,“ verſetzte der Andre. „Die Johanniter haben heute ihren neuen Kommthur, den Konrad von Ruckinheim, eingeſetzt und wollen eben ausziehen, um den König vom Löwenſtein feierlich zu ihrem Gaſtmale einzuholen, nebſt den andern Fürſten und vornehmen Rittern, ſo wie den Vorſtehern der Geſellſchaft. Nach dem Eſſen gehen alle wieder auf den Löwenſtein zurück, von den Ordensrittern begleitet. Ich will mir den Zug mit anſehen; komm mit!“ — Beide ſchoben ſich in die Gaſſe, die ſchon gedrängt voll vermummter und unvermummter Menſchen war.

„Ich hätte große Luſt, dem Domprobſt das Meſſer zwiſchen die Rippen zu ſtoßen, wenn ich an ihn kommen könnte,“ ſagte der Waldmann. „Es giebt keine beſſre Gelegenheit, als bei nächtlicher Weile in ſolchem Gedränge ihn anzutreten. Vielleicht iſt er mit im Zuge der Johanniter.“ —

„Ihr würdet mir und allen Freijägern den größten Gefallen thun,“ verſetzte der Pfauenſchwanz. „Uns überließt Ihr das Geld — denn Ihr ſtecht ihn ja doch nicht des Gewinns wegen todt — und Ihr würdet vom Naſſauer Gerlach in Mainz zum oberſten Feldhauptmann oder Erbmarſchalk gemacht werden.“

„Schweig' mir von dem Gerlach!“ ſagte der Waldmann zornig. „Ich habe nichts mit ſeiner ſchlechten Sache zu thun, und verfechte meine eigne gegen den Domprobſt.“

Sie kamen vor das Beguinenhaus; der Waldmann lehnte nachdenkend an die Thürpfoſte. „O Weib,“ ſeufzte er auf, „was haſt du aus mir gemacht! Aus dem ruhigen Dienſtmann einen herumſchweifenden Räuber, der mit blankem Meſſer ſeinem ſonſt ſo edeln Herrn in dunkler Straße auf den Dienſt lauert.“

„Ei reißt Euch los von ſolchen Gedanken!“ eiferte der Pfauenſchwanz. „Der Domprobſt iſt Euch ins Ehebett geſtiegen und hat Eure Ehre beſudelt. Und dem Ehrendiebe den Tod!“

„Den Tod!“ kreiſchte Gilbrecht und faßte krampfhaft den Griff ſeines unter dem Mooswamſe verborgnen Meſſers. — „O könnte ich mich nur ein Mal von Himmeltrudens Untreue überzeugen!“ fuhr er tief aufſeufzend fort. „Ich glaubte, die Faſchingsmummerei ſollte mir dazu verhelfen, ſie ein Mal in ſeinen Armen zu überraſchen; aber es hat mir nicht gelingen wollen, und der letzte Abend iſt da.“

„Was bedarf's großer Überzeugung?" flüſterte der böſe Geiſt aus dem Pfauenſchwanz. „Jedermann ſagt's und Ihr habt genug geſehn, wovon Ihr auf das Weitre ſchließen könnt."

„Noch ſah ich nicht, daß er ihr einen Kuß auf die blühenden Lippen gedrückt, noch hörte ich kein lüſternes Wort aus ſeinem Munde, zu ihr geredet, und obgleich ich den feſten Glauben an ihrem verbrecheriſchen Umgang habe, ſo treibt es mich doch zu der qualvollen Freude, ſie zu überraſchen, bevor ich den Domprobſt zur Hölle ſchicke. Ich bin ihm um deswillen ſchon ſeit des Königs Einzug, ſo viel als möglich auf der Ferſe gefolgt; ich bin wie ein Marder um das Beguinenhaus geſchlichen und hineingehutſcht, ſo oft ſich's thun ließ, um mein Weib zu belauſchen. Und doch hab' ich nichts geſehn, was mir die Überzeugung geben könnte, und doch genug, was mir den Argwohn erhält, der mir wie Pech und Öl in der Bruſt ſiedet. Geſteh' ich dir's, auch dieſen Abend trieb mich dies Verlangen in die Fahrgaſſe; am Tage macht ihr der Domprobſt wohl keinen Beſuch, des Leumunds wegen; aber Abends ſchleicht er gewiß zu ihr. Und wenn ein Abend geſchickt iſt, ſeine Gänge zu verdecken, ſo iſt es dieſer. Bei der pfälziſchen Prinzeſſin Feſt, auf dem Löwenſtein groß Banket, im Johanniterhofe drüber Schmauſerei. Wie leicht kann er ſich abdrücken, wenn die Köpfe der Fürſten und Herrn voll ſind, und zum Liebchen ſchleichen. Darum will ich hier Wacht ſtehen, und jeden beobachten, der durch dieſe Thüre ein- oder ausgeht.“

„Ich weiche nicht von Eurer Seite, daß Euch kein Übels widerfährt. Vielleicht findet ſich auch noch der Eine oder der Andre von unſrer Kumpanei hinzu; denn heute Abend ſind ſie alle auf den Beinen; jeder denkt einen Fang zu thun und in dieſer Nacht noch ſoll unſer Banket in der grauen Katze gehalten werden.“

Er hatte kaum ausgeredet, als ſie einen kleinen, brennende Fackeln tragenden Haufen ſich durch das Volk winden ſahen. In der Mitte der Fackelträger gingen einige vornehm gekleidete Männer; ein Diener trug ihnen ein Päckchen nach. Sie ſchritten auf das Beguinenhaus zu und gingen durch deſſen Thüre. Hinter ihnen ging ein Einſiedler mit einem langen grauen Barte. Auf dieſen ſprang der Minneſinger zu und flüſterte: „Was haſt du im Werke, Froſchgeſang? Wer ſind die Herrn da, und was wollen ſie im Beguinenhauſe?“

„Um das zu erfahren, bin ich ihnen nachgegangen,“ antwortete der vermummte Bänkelſänger. „Es iſt der Schultheiß mit einigen Schöffen und andern Adligen; ſie kommen vom Löwenſtein. Und wenn mich nicht alles trügt, gilt dieſer Gang der ſchönen Müllerin.“

„Dort ſteht auch Gilbrecht und hat den guten Willen, den Domprobſt in dieſer Nacht in den Armen ſeines Weibes zu erſtechen.“

„Wohl bekomm's ihm!“

„Sind noch mehr von unſern Leuten in der Stadt?“

„Ich habe den Baſchfiſch, den Galgenreiter und den Ochſenzimmer dieſen Abend geſehen. Nur Härt Beß iſt mir lange nicht in den Wurf gekommen.“

„Der hat ſeine eignen Gänge,“ ſagte der Pfauenſchwanz mit einer wichtigen Miene, als wiſſe er mehr von dem Genannten, als Andre.

„Wir wollen doch das Fackellicht der Herrn von Frankfurt auch benützen,“ ſagte Gilbrecht und war wie ein Aal im Hauſe; die beiden Andern hinterher. Der Schultheiß war mit der Priorin eben in Himmeltrudens Gemach getreten, und zierhöfelte vor der ſchönen Schweſter. Die übrigen Herrn ſtanden im Hintergrunde und Gilbrecht lauſchte durch die angelehnte Thüre.

„Sehr edle Frau,“ ſagte der Schultheiß ſüſſelnd. „Wir können das Banket nicht ohne Euch abhalten. Alle Welt fragt nach Euch.“

„Nach mir?“ gegenredete Himmeltrude erſtaunt. „Weiß man denn nicht zur Genüge, daß ich dieſem Hauſe für mein Leben angehöre? Was ſoll die barmherzige Schweſter auf Banket und Tanz? Und wenn ich auch nicht in den Orden getreten wäre, was ſollte die um ihren Gemahl trauernde Wittwe dort?“

„Es hat ſich ſeit einigen Tagen das Gerücht verbreitet, und iſt gewiß auch Euch zu Ohren gedrungen, ſchöne Frau, daß man Euern Gemahl geſehn habe, und die Geſtalt, welche die pfälziſche Prinzeſſin ſo ſehr erſchreckt, ſei nicht ſein Geiſt, ſondern er wirklich geweſen. Und wäre er todt, wie zeither geglaubt wurde, ſo dürfte Euch das nicht hindern, die ehrenvolle Einladung der Geſellſchaft zum Löwenſtein anzunehmen, und das Faſtnachtsfeſt mit Eurer Gegenwart zu ſchmücken, zumal der König Euer Vetter — ſo gut wie jeder andre Mann — nichts ſehnlicher wünſcht. In guter Vorſorge habe ich alſo einige Kleider für Euch mitgebracht, edle Frau von Wyſſel; ich bitt'

Euch nochmals im Namen der ganzen altbürgerlichen Trinkſtube zum Löwenſtein, deren Abgeſandter ich bin, und vorzüglich in meinem eignen, laßt Euch ankleiden und folgt mir inmitten dieſer ehrenvollen Begleitung, die Eures Winks harrend an der Thüre ſteht.“

„Es thut mir leid: Ihr habt Euch vergebens bemüht, Herr Schultheiß. Macht nicht viel Redens mehr; ein Wort für hundert: ich werde dies Haus nicht verlaſſen, ſei mein Gemahl todt oder lebendig. Lebt er, um ſo ſchlimmer für mich; dann hält ihn ein ungerechtes Mißtrauen von mir fern, das mir weher thut, als ſein Tod.“

„Ich werde aber ohne Euch nicht von der Stelle gehen,“ ſagte der Schultheiß beſtimmt. „Ich habe mein Ritterwort darauf geſetzt, daß ich Euch mitbrächte, und Ihr werdet mich doch wahrlich meiner Ritterehre nicht verluſtig machen wollen, die Ihr durch den kleinen Gefallen mitzugehn, wo Euch die Freude winkt, erhalten könnt.“

„Was hab' ich doch mit Eurer Ritterehre zu ſchaffen? Und muthet Ihr mir zu, etwas zu Eurer Ehre zu thun, was gegen meine eigne läuft? Grüßt mir die ehrbare Geſellſchaft zum Löwenſtein und dankt ihr in meinem Namen für die mir zugedachte Ehre, mich aber ruft meine Pflicht jetzt an das Lager der Kranken; deshalb verzeiht, wenn ich mich entferne.“

Der Schultheiß ließ ſich aber damit noch nicht abſpeiſen. Schnellfüßig folgte er der aus der Kammer Eilenden in die Vorhalle, wo Gilbrecht mit dem Pfauenſchwanz und dem Froſchgeſang hinter einer großen Holzſäule ſtand.

„Holdminnigliches Weiblein,“ fuhr der Alte girrend fort, „laßt Euch von den Bitten eines Mannes erweichen, der ſtets Euer treueſter Freund war, iſt und ſein wird. Ein Kuß auf Eure weiche Hand würde mir genügen, und wenn Ihr mich ganz ſelig machen wolltet, ſo dürftet Ihr Eure zarten Wänglein nur meinen gierigen Lippen ein Mal preis geben.“

„Rappelt's Euch unter der Gugel? oder ſpielt Ihr Faſtnachtsſchwank mit mir? Keins ſteht mir an. Laßt mich zu meinen Kranken!“

„Nicht ohne einen Kuß von dir genaſcht zu haben, grauſames Weib. Muß denn der glückliche Domprobſt die ganze Fülle dieſer Reize allein genießen? Soll nicht ein Mal ein Kuß an einen Andern kommen, der da brennt und ſchmachtet?“

„Abſcheulicher, unverſchämter Mann!“ rief Himmeltrude und ſtieß den Zudringlichen mit der Hand zurück, als er ihren Leib umſchlingen und einen Kuß auf die Wangen drücken wollte. Aber ſchwerlich würde ihre Kraft ihn ſo ganz von ſich entfernt haben, als es geſchah; denn in demſelben Augenblicke ſchlug ihn Gilbrecht mit der Fauſt ſo gewaltig in's Genick, indem er ausrief: „Verdammter Gauch!“ daß das Oberhaupt des Schöffengerichts rücklings nach Hülfe ſchreiend an die Wand taumelte. Schon hatte der Einſiedler ein Meſſer gezogen und wollte dem lauten Schultheißen eins damit verſetzen, aber auch Himmeltrude rief ſchmerzlich: „Gilbrecht! Gilbrecht, du biſt's! Ich habe deine Stimme erkannt. Ich würde ſie unter Tauſenden erkennen. Komm zu deinem treuen Weibe. Gilbrecht! fliehe nicht!“ Aber vergebens war ihr weinendes Bitten; der Flüchtling war auf und davon und die Begleiter des Schultheißen führten den arg geſchlagnen Mann fort, der ſich in Wehklagen und Schimpfreden ergoß.

Auf der Straße ging es gedrang zu; denn eben zogen die Johanniterherrn mit ihrem neuen Kommthur aus, um den König einzuholen, und der Schultheiß mußte warten, bis die Volksmaſſe nachgequollen war; dann zog auch er, wiewohl ſehr demüthig, nach dem Löwenſtein zurück.

Es dauerte nicht lange, ſo ſetzte ſich der Zug der Ordensherrn, den König und die Kurfürſten in ihrer Mitte wieder nach der Fahrgaſſe zu in Bewegung. Tauſende von Fackeln ſpotteten des Mondſcheins, Zinkenbläſer und Pfeifer traten vor, und ſpielten wacker und das Volk jauchzte. Da, als eben ein Stück abgeſpielt war, gebot der mit ſeinem Trillerſtecken voranſchreitende Pfeiferkönig die ſehr beliebt gewordne neue Nürnberger Laiſe zu ſpielen; und ſogleich erſchallten die gern gehörten Töne. Aber noch war ſie nicht zur Hälfte durchgeſpielt, als plötzlich ein furchtbares Geſchrei ſich erhob. „Ein Mann iſt umgefallen! Ryle Katzmann iſt todt! Ryle hat die Peſt! die Peſt!“ Und ehe noch das Geſchrei ſich weit ausdehnte, ſtürzten mehre Menſchen zu Boden, ſchrieen um Hülfe, ſpieen Blut aus und verpeſteten die Luft mit ihrem Athem.

„Die Peſt! der ſchwarze Tod iſt in Frankfurt!“ raſeten tauſend Stimmen mit dem ſchauderhaften Tone des gräßlichſten Entſetzens. Das Geſchrei brach in ein wildes Geheul aus, alles floh, was noch auf den Beinen war; das Gedränge war fürchterlich, aber noch ſchlimmer war's für die, welche die Krankheit ſelbſt erfaßte, oder der Schrecken zu Boden geworfen hatte — denn auch dieſe galten für Peſtkranke; — über ſie hin ging der Troß der Fliehenden. Wirklich waren ſchon an zehn Menſchen mit unglaublicher Schnelle erkrankt. — Wie Donnerwort traf die Nachricht die Ohren der Geſellſchaft auf dem Löwenſtein. Der Schultheiß und die Bürgermeiſter eilten, die ſchon einige Zeit vorher eingerichteten Anſtalten für den Ausbruch der Peſt in Wirkſamkeit zu ſetzen. Die Meiſten fürchteten ſich nach Hauſe zu gehen, bevor die Straßen nicht gereinigt ſeien; viele Weiber brachen in lautes Weinen und Jammern aus, die Männer liefen troſtlos und in Verwirrung umher. Und als die Nachricht einlief, daß die Erkrankten in das Gutleuthaus vor der Galgenpforte gebracht worden ſeien, floh alles davon in ſcheuer Angſt, ſtürzte mit bleichen Geſichtern in die Häuſer, die haſtig verriegelt wurden, als ließe ſich der ſchwarze Tod durch Schloß und Riegel ausſperren. Das Freudenfeſt war in Todesſchrecken verwandelt, und eine lange Nacht lag über Frankfurt. Auch der König war nicht zum Schmaus gegangen, ſondern in den Saalhof gekehrt, um unter Gebet und guten Anſtalten den Tag zu erwarten.

Dieſer Tag kam und brachte den Schrecken zum Begleiter. Wenn er ſonſt langweilig war als der aſchgraue nüchterne Aſchermittwoch, ſo war er jetzt fürchterlich; denn man erfuhr von einer Menge Peſtkranken, die das furchtbebende Gerücht noch vergrößerte.

Die Fremden quollen zu Fuß, Roß und Wagen hundertweiſe allen Thoren hinaus, vorzüglich denen nach dem Gebirge zu. Viele der reichen Einheimiſchen geſellten ſich zu ihnen; auf dem Main ſchwammen alle Schiffe und Kähne davon; und an den Thoren und den Landungsplätzen war ein fürchterliches Gedränge und Geſchreie; jeder wollte zuerſt hinaus, als hockte ihm der Tod ſchon auf der Ferſe und mancher fand ihn im Gedränge oder im Waſſer; die Andern achteten nicht viel darauf und ſuchten nur ſich zu retten.

Mit dem erſten Tagesſchein ſtand ein ſchwerfälliger Wagen vor dem Paradeis. Dahinein wurde die Prinzeſſin Anna gebracht. Der Kurfürſt ſetzte ſich mit kummervollem Geſichte zu ſeinem einzigen Kinde.

„Nach Bacherach!“ rief er dem Stallmeiſter zu. „Dort ſind wir ſicher. Und raſch trabten die angetriebnen Pferde dem Thore zu, und die Räder gingen über die Menſchen hin, welche nicht ausweichen wollten oder konnten. Eſchelbach riß ſich aus Gela's Armen, und flog zu Pferd dem Wagen nach.

Der Todesengel wanderte langſamen abgemeßnen Schritts durch die Straßen; eine bleierne Stille ſenkte ſich endlich auf die Stadt, die zitternd das Rauſchen ſeiner Flügel vernahm.

## Dreizehntes Kapitel.

Obgleich der ſchwarze Tod in Mainz ſein grauſiges Panier aufgepflanzt hatte, und täglich ſein Schlachtfeld mehr und mehr mit Leichen bepflanzte, Blumen, die der verpeſtete Hauch ſeines Odems ſchnell welk gemacht und ſeine eiſerne Hand gebrochen hatte, obgleich der über alle Maßen gefürchtete, verabſcheuete Gaſt ſchon fleißig in die Klöſter und Wohnungen der Leutprieſter, Domherrn und andrer vornehmen Geiſtlichen eingekehrt war, ſo kam König Karl dennoch mit ſeinem ſtarken Gefolge und ſchwachem Heere nach Mainz, freilich faſt eine Woche ſpäter, als er ſelbſt beſtimmt, und mit viel weniger Mitteln als er in Trier ſich verſprochen, und mit noch viel weniger

Hoffnungen und guten Ausſichten, als er dort ſich und ſeinen Verbündeten gemacht hatte. Mißmuthig bis zum Weinen, ließ er ſich im Hofe des kurfürſtlichen Pallaſtes vom Pferde heben und dankte dem Gruße des ihm entgegeneilenden Erzbiſchofs Gerlach mit einem ſo ungewöhnlichen Geſichte — die lächelnde Miene war verſchwunden und hatte einer höchſt trübſeligen Platz gemacht — daß der junge Kirchenfürſt ſchier erſchrocken zurückbebte.

„Seid Ihr krank, durchlauchtigſter Herr?“ rief der Erzbiſchof. „Ihr ſeht ſo bleich und breſthaft aus, daß ich für Euch fürchten muß.“

„Krank! ja wohl an Gemüth!“ ſeufzete Karl auf. „Vor der Peſt ſchützt mich wohl des Kreuzes Span, an welchem ein Tropfen des unſterblichen Blutes unſers Herrn und Erlöſers klebt, aber — wie ich wohl merke — nicht vor ſchwerem Seelenleiden, vor Kummer und Sorgen, die mir jetzt mehr zuſetzen, denn jemals vor dieſer Zeit.“

„Ich bitt' Euch, durchlauchtigſter Herr, beehrt mich mit der hohen Gnade Eures fürſtlichen Vertrauens. Schüttet Euern Kummer bei mir aus; erleichtert Euer königliches Herz von den ſchweren Sorgen bei einem treuen, Euch — wie Ihr wohl wißt — mit Leib und Seele ganz ergebnen Freunde. Beglückt mich, indem Ihr mir Euer Geheimniß entdeckt, und mich Theil nehmen laßt an Euern Leiden.“

„Was mich bedrängt iſt kein Geheimniß, lieber Gerlach. Die ſchlimme Lage, in welche ich verſetzt worden bin, iſt offenkundig. Weh mir! der Günther wird über mich triumphiren.“

„Verzagt doch nicht, ſo lang Ihr Euern großen, an Mitteln ſo reichen Geiſt, ſo lang Ihr ſo mächtige Freunde habt!“

„Was hilft mir mein Geiſt gegen dieſen Schwarzburger Schlagtodt! was hilft die feinſte Verhandlung, die ſchlaueſte Berechnung, wenn der mächtige Eiſenfreſſer mit ſeinem Schwerte durchſchlägt! — Was helfen mir die Freunde, die Bundesgenoſſen! Sie laſſen mich alle im Stich. Wer hat ſich denn am Sonntage von ihnen eingeſtellt? O es iſt ſchrecklich, wie ich verlaſſen bin!“

„Der Termin war zu kurz angeſetzt, gnädigſter Herr; auch wurde gleich darauf weit und breit bekannt, daß hier und in Frankfurt die Peſt als ein grimmig Ungethüm hauſe. Könnt Ihr’s Einem verdenken, daß er ſein Häuflein dem Tode nicht in den offnen Rachen ſchieben will.“

„Gott ſtraft mich hart, daß er mir die Peſtilenz in den Weg ſchickt, der mich gerade zum längſt erſehnten Ziele führen ſoll,“ jammerte der König, „und doch hab’ ich ihm und allen Heiligen ſtets treu und redlich gedient, hab der Kirche ſchier mehr als zu viel geopfert und den Prieſtern und Mönchen mehr gegeben, als meine Umſtände erlaubten. Wie viel neue Heiligenbilder hab’ ich nicht machen, wie viel Altäre hab’ ich nicht aufrichten, wie viel Kirchen hab’ ich nicht ſchmücken laſſen, wie viel Klöſter hab’ ich nicht geſtiftet, wie viel alte hab’ ich nicht reich beſchenkt! Wie hab’ ich nicht dem Papſte zu Willen gelebt, mich ſeinen oft harten und eigenſinnigen Befehlen gefügt! Alles, um mir Gott gnädig zu machen, und doch trifft mich ſein Zorn, und doch hab’ ich ſo wenig mich Gottes Beiſtandes zu erfreuen. Er ſchickt die Peſt, die Freunde weichen von mir und laſſen mich im entſchiedenſten Augenblicke allein, des Günthers Heer vergrößert ſich dagegen von Tag zu Tag; die beſten Ritter kommen weit und breit in Frankfurt zuſammen und kehren ſich nicht, wie meine Freunde, an die Peſt, die doch dort eben ſo ſchlimm wirthſchaftet, wie hier; die Stadt Frankfurt ſtellt ihm, den neueſten Nachrichten zu Folge, den fünften Mann aus ihrer Mitte; er iſt unbezwinglich. Ich bin arm, blutarm; nirgend kann ich mehr Geld auftreiben. In Lützelburg konnte ich kaum ſo viel auftreiben, um nur das Leben friſten und das königliche Anſehn zu erhalten. Die ſchönſten Hoffnungen ſind verſchwunden, der Papſt verbietet mir die reiche, ſteinreiche engländiſche Prinzeſſin zu heirathen; der reiche frankfurter Jude betrügt mich; kein Gewertſche will mir mehr borgen; unſer beſter Kundſchafter und Helfer aus mancher Noth, der Pater Dominik iſt in Frankfurt gefangen — o Himmel! deine Hand liegt ſchwer auf mir. Hab' ich das um dich verdient, heiliger Gott, gedenkt ihr meiner in eurer Fürbitte ſo wenig, ihr Heiligen, gegen die ich mich ſo gefällig erwieſen? Habt ihr mich alle, alle vergeſſen? Ich komme jetzt zu Euch, Gerlach, geld=, rath=, hülflos. Schafft mir Geld und Hülfe, ſonſt bin ich ein verlorner Mann. Mein Großohm kann mir nicht helfen; er hat mich ſogar troſtlos entlaſſen. Gerlach, du biſt jetzt allein meine Stütze. Hilf mir, ich beſchwöre dich!"

Die letzten Worte waren mit einer wahren Verzweiflung geſprochen, aber nicht allein dem Sprecher, ſondern auch dem Hörer trat der Angſtſchweiß dabei auf das Geſicht. Gerlach lief mit dem Könige um die Wette im Zimmer auf und ab.

„All ihr Heiligen!" brach er endlich aus,

„wie ſoll ich Euch helfen, durchlauchtigſter Herr, ich, der ich ſelbſt ganz hülflos bin? Die Bürger von Mainz hatten mir verſprochen, gegen den alten Burſsmann in Eltvill zu ziehen; denn ich vernahm, der Domprobſt rüſte ſich von Neuem. Nun werd' ich wohl erleben müſſen, daß er gegen mich zieht. Die Bürger hält die Peſt zurück; alles iſt in Todesfurcht und Verzweiflung, und wenn es ſo fortgeht, ſtirbt mir ganz Mainz aus. Aber von allem Unglück, was Euch und mich betroffen, dacht' ich das für das ärgſte, daß uns der Dominik weggefangen worden iſt. Ja, gnädiger Herr, Ihr könnt dieſen Verluſt kaum ſo ſchätzen, wie ich; Ihr habt den Mann in ſeiner ganzen Brauchbarkeit, mit ſeiner eiſernen Beharrlichkeit und unübertrefflichen Schlauheit, mit ſeiner beiſpielloſen Anhänglichkeit an unſre Sache, und ſeiner unermüdlichen Thätigkeit dafür, nicht ſo gekannt, wie ich. Jetzt, da er von meiner Seite geriſſen iſt, ſeh ich erſt klar, daß er die Säule war, auf die ich meine Jugend lehnte; er ſtand mir mit dem beſten Rath, mit der ſchnellſten Hülfe nah, ſo oft ich ſein bedurfte, und das war ſchier täglich der Fall. Das iſt ein unerſetzlicher Verluſt; wir haben unſern beſten Rathgeber verloren."

„Ihr habt recht!“ jammerte Karl mit. „Wohl hab' ich die hohe Brauchbarkeit dieſes einzigen Mannes erkannt und geſchätzt. Wer ſoll uns rathen, helfen?“

„Unſer erſtes Augenmerk, dächt' ich, müßte deshalb dahin gerichtet ſein, den Pater zu befreien und uns den Genuß ſeiner Schlauheit wieder zu verſchaffen. Ich denke, wenn wir ihn wieder haben, iſt uns auch bald geholfen. Er wird ſchon die beſten Mittel und Wege angeben.“

„Aber wie wollt Ihr das anfangen, Gerlach?“

„Sein heller, gewandter Kopf hatte ſich mit Allen befreundet, die ihm und uns nützlich werden konnten. So auch mit dem zahlreichen Diebsvolk, was in unſrer Gegend umherſchwärmt. Er hatte dieſe Leute für unſre Sache gewonnen; glaubt mir, durchlauchtigſter König, ein großer Gewinn. Er hat mancherlei mit ihnen verkehrt und ſie hatten ihn lieb. Mit Hülfe dieſer ſeiner Freunde denk' ich ſeine baldige Befreiung zu bewirken.“

„Wie und wo wollt Ihr dieſe Menſchen finden?“

„Dafür laßt mich ſorgen. Ich will ſchon Boten nach ihnen ausſchicken, die ſie zu finden wiſſen. Eh ein Tag vergangen, will ich mit ihrem Oberhaupte des Handels einig ſein.“

„Es könnte aber doch mißglücken! Ach! ich habe kein Vertrauen mehr zu meinem Glücke. Der letzte Hoffnungsſtrahl verſchwindet. Selbſt wenn er frei wird, hab' ich dadurch noch kein Geld erlangt. Und Geld muß ich haben, ſoll ich nicht ganz verloren gehen. O über die reiche engländiſche Prinzeſſin!“

„Vielleicht wenn Ew. durchlauchtigſte Gnaden ſich entſchließen könnte, eine andre reiche Heirath zu thun,“ warf der Erzbiſchof hin.

„Entſchließen?“ fragte Karl verwundert. „Ich bin zu Allem entſchloſſen. Ich heirathe jede Fürſtentochter, die mir einen reichen Mahlſchatz mitbringt. Sagt nur, wen?“

Der junge Erzbiſchof ſchritt wieder durch die Stube, ſinnend und grübelnd. Plötzlich überzuckte es ſein glattes Geſicht, wie ein Wetterſtrahl oder Sonnenblick in trüben Tagen. „Ein kühner Gedanke fährt mir durch den Kopf!“ rief er aus. „Wenn Ihr der einzigen Tochter des Kurfürſten von der Pfalz, der ſchönen Prinzeſſin Anna, Eure Hand anbötet? Kaum zweifle ich, daß geſchickte Unterhandlung zum Ziele führte.“

„Wahrlich ein kühner, aber auch ein göttlicher Gedanke!“ rief der König überraſcht. „Wäre das ins Werk zu ſetzen, Gerlach, unſer Vortheil überſtieg alle Erwartungen. Geld in Hüll und Fülle — der Pfalzgraf iſt ſteinreich und Anna ſein einzig Kind. Der Pfalzgraf Rudolf mein Schwieger und auf meiner Seite, durch ihn vielleicht ſein Bruder, Pfalzgraf Ruprecht der Ältere; wir gäben den Pfalzgrafen Ruprecht den Jüngern um ein billiges Löſegeld los und auch der wäre für uns gewonnen. Dieſe überredeten ihre Vettern, die übrigen Baiernherzöge; ich wollte ſchon helfen, verſprechen und geben, Geld hätt' ich ja dann; meine Sache wäre gewonnen. Ein göttlicher Gedanke, Gerlach! Laß dich umarmen, Freund! All unſrer Noth wär' mit einem Schlag' ein Ende. — Aber, aber, wird ſie mir der Kurfürſt auch geben? Wird er zu gewinnen ſein?“

„Hoffnung dazu hab' ich; laßt uns unſer Glück verſuchen! Der Pfalzgraf Rudolf iſt nicht Euer perſönlicher Feind, ja der einzige perſönliche Feind, den Ihr unter den Wittelsbachern habt, iſt der Markgraf von Brandenburg, weil Ihr die Albernheit des Sachſenherzogs mit dem Müllersknechte gut hießt und den Knecht als Waldemar anerkanntet; wäre das nicht geſchehn, ich glaube der Günther wäre gar nicht gewählt worden, und Niemand machte Euch die deutſche Krone ſtreitig.“

„Aber es iſt geſchehn! Wer kann die Dinge vorher wiſſen! Davon nichts mehr! Ihr meint alſo, der Pfalzgraf wäre mir nicht ganz abgeneigt?“

„Was ſoll er gegen Euch haben, ſobald Ihr ihm verbrieft und verſiegelt, daß er und alle, die zu Euch ſtehen, an Rechten und Gewohnheiten nicht gekränkt, an Land und Leuten nicht geſchmälert werden ſoll. Ihr wißt, Rudolf war dem Kaiſer Ludwig nie unwandelbar treu ergeben; auch ſeit des Kaiſers Tod ſoll's zwiſchen ihm und dem Markgrafen ſchon mehrmals zu Streitigkeiten gekommen ſein. Es hält vielleicht ſo ſchwer nicht, als wir uns einbilden, den Pfalzgrafen, wenn man ihm ſeinen Vortheil im rechten Lichte zeigt, zu uns herüber zu ziehen. Die Prinzeſſin Anna ſoll viel, ja Alles über ihren Vater vermögen. Iſt Anna gewonnen, ſo iſt's der Vater auch. Laßt mich handeln, durchlauchtigſter Herr! Vor einigen Tagen wurde mir erzählt, der Kurfürſt wohne mit ſeiner Tochter in Bacherach, wohin ſie die Peſt getrieben. Ich reiſe morgen nach Bacherach und betreibe Euer Gewerb, ſo Ihr mir's erlaubt.“

„Gerlach, mein Engel! Mein Retter in der Noth! Edler und wahrhaftiger Prieſter Gottes, dir vertrau' ich mein ganzes Seelenheil an! Was wär' ich ohne dich! Reiſe mit Gott und bring' mir bald bräutliche Botſchaft! Ewig will ich dir verpflichtet ſein; mein Dank ſoll keine Grenzen haben."

„Erſt aber wollen wir für die Befreiung des Pater Dominik ſorgen, der uns auch in dieſer Sache vom größten Nutzen ſein kann."

Und vertraute Boten wurden ausgeſendet, die für den jungen Erzbiſchof ſchon mehr ſolcher Wege gegangen waren. Am ſpäten Abend kehrten ſie zurück; ihr Gang war nicht vergeblich geweſen: der kecke Pfauenſchwanz trat mit ihnen in den erzbiſchöflichen Pallaſt, und verkehrte in geheimnißvoller Nacht mit dem Erzbiſchof und dem Könige. Eh der Tag graute, war er ſchon wieder auf und davon. Einige Stunden ſpäter reiſete der Erzbiſchof in ritterlicher Kleidung, nur von zwei Knappen, aber von unzähligen Segenswünſchen des Königs begleitet, nach Bacherach ab.

Nach wenigen Stunden ſchon erreichte der Pfauenſchwanz den ſchwarzen Steinbruch, und glitt am ſichern Seile in die Tiefe der ſchauerlichen Mündung an ſtarren Steinmaſſen hinab.

„Brüder!" rief er in eine der Hütten tretend, worin die Geſellſchaft um das Feuer gelagert war. „Härt ſitzt auf dem Eſchenheimerthurm in Frankfurt. Ein ſchlechter Jude hat ihn verrathen. Es gilt, ihn zu befreien.“

„Härt muß frei ſein, und ſollt es uns die Hälſe koſten!“ riefen die Andern aufſpringend.

„Habt Ihr nichts von Gilbrecht gehört, Kumpane?“

„Er iſt uns untreu geworden,“ entgegnete Einer, „und hat ſich zu den Adligen geſchlagen. Geſtern hört’ ich, er hauſe auf dem Reiffenſtein, und reite mit den Herrn vom Stegreif auf die Straßen aus.“

„Mag er, wenn’s ihm dort beſſer gefällt, als bei uns. Art läßt nicht von Art. Er iſt adlig Blut. Ich hätt’ ihn gern gehabt, mir den Härt mit vom Thurme zu holen. Geht’s ſo nicht, geht’s auf andre Weiſe. Froſchgeſang, dich brauch’ ich jetzt allein. Können wir’s zuſammen nicht ausführen, müſſen die andern mit dran. Rüſte dich zum Aufbruch.“

Der Bänkelſänger that alſo. Nach genoſſener Mahlzeit wanderten ſie auf ungebahnten Wegen der Stadt Frankfurt zu. Froſchgeſang trug ſeine Zither auf dem Buckel.

Eh die Thore geſchloſſen wurden, wandelten ſie unangefochten hinein. Niemand hatte ihrer Acht in dieſer argen Zeit. In der grauen Katze befragten ſie ſich, hörten aber zu ihrem Schrecken von nichts als der Peſt und ihren Opfern. So mancher ihrer Freunde in der Stadt war vom ſchwarzen Tyrannen von der Brücke des Lebens in den düſtern unheimlich ſtillen Todesſtrom hinabgezerrt worden. Aber auch das erfuhren ſie, daß über Härt Betz noch kein Gericht gehalten worden ſei, weil Schultheiß und Oberſtrichter jetzt dringendere Geſchäfte hatten, als gerichtliche Unterſuchungen zu führen. Die Peſt hatte alle Geſchäfte abgebrochen, alle Lebensordnung umgekehrt.

Seit dem Ausbruche der Krankheit — allgemein der ſchwarze Tod genannt, ein Name ſo furchtbar, wie ſie ſelbſt — waren täglich zehn, ja gegen zwanzig Menſchen daran erkrankt und geſtorben. Zwar wüthete ſie vorzüglich unter dem gemeinen Volke, und nur wenige aus den edlern Ständen waren bis jetzt davon hinweggerafft worden; aber dies benahm ihr keineswegs etwas an ihrer Furchtbarkeit, denn das Schwert des Todes hing ſtets mit drohender Spitze an einem Pferdehaar über eines Jeden Haupte.

Es lag den ſtädtiſchen Gerichten ob, nicht nur den Erkrankten ſchleunige Hülfe angedeihen zu laſſen, die Todten ſo ſchnell als möglich begraben zu laſſen — ohne Kerze und Trauergeleit

— weil man wahrgenommen, daß die Anſteckung vorzüglich durch Leichen ſtark verbreitet wurde; ſondern auch die Lebenden durch zweckdienliche Schutzmittel vor der Anſteckung zu bewahren. Dies nahm natürlich alle Kräfte des Oberſtrichters, Schultheißen und des Rathes in Anſpruch.

Handel und Gewerbe der Stadt waren für den Anfang gänzlich gehemmt, und nur dann erſt, als alle Städte am Main und Rhein, in der Wetterau und Franken ebenfalls von dem furchtbaren ſchwarzen Tode heimgeſucht wurden und die Anſteckung ſich bereits über halb Deutſchland verbreitete, ſtellte ſich wieder einiger Verkehr in der alten reichen Handelsſtadt ein; doch hielt dieſes halbtodte Treiben keinen Vergleich mit dem bewegten Leben der frühern Zeit aus, und man ſah allgemein einer ſehr ſchlechten Oſtermeſſe entgegen. Inzwiſchen gab die Angſt vor dem Tode kaum einer andern Befürchtung Raum, und wenn nicht die reichen und altadligen Familien der Altbürger, der Gadenleute, Ulner und Wechsler ſich aus der Stadt entfernt und im unwirthlichen Taunus oder auf dem Lande Schutz vor dem Tod geſucht hätten, wodurch Geſchäftsloſigkeit und Mangel bei der arbeitenden Volksmaſſe entſtehen mußte, ſo wäre das Unglück keineswegs ſo arg geworden, wie es allmälig der Fall war.

Davon abgeſehen, war die orientaliſche Peſt dies Mal weit furchtbarer und verwüſtender in Frankfurt — wie überhaupt in deutſchen Landen und ganz Europa — eingekehrt, als jemals früher. Schon einige Male hatte ſie ſich in dieſem Jahrhundert und im vorigen gezeigt, aber ſie hatte verhältnißmäßig nur wenig Menſchen weggerafft; man kannte ſie nicht als ein alles Leben verſchlingendes Ungeheuer, und es ſchienen deshalb Viele — troß der ſchlimmen ihr voraus gegangenen Gerüchte aus Italien und Frankreich — zu glauben, es werde auch diesmal ſo arg nicht ſein. Als aber die Anſteckung täglich, wie ein großer Waldbrand, um ſich fraß, und endlich jede Stunde eine Menge von Opfern verlangte, als man gar nicht mehr wußte, wie viel Menſchen jeden Tag geſtorben waren, da wurde auch dem Leichtſinnigſten das Herz ſchwer, und man fing an einzuſehen, daß man es dies Mal mit einem Übel zu thun habe, wie noch keins verheerend über die Erde geſchritten ſei. Dazu kamen die wahrhaft entſetzlichen Berichte, die ſchier täglich aus andern Städten in Frankfurt einliefen, welches — ſonſt der Mittelpunkt des Handels und Verkehrs — jeȝt der des Schreckens und Todes ſein ſollte.

War aber auch jemals eine Erſcheinung auf Erden geeignet, die Herzen des ganzen lebenden Menſchengeſchlecht mit der fürchterlichſten Nacht des Entſeȝens zu überflügeln, Jeden aus ſeinen Verhältniſſen und Gewohnheiten mit dem gellen ſchier ſinnverwirrenden Schrei der Verzweiflung aufzurütteln, emporzuſcheuchen und zum Ungewohnten und Gräßlichen hinzutreiben, mit ungekannten, ungeahneten Gefühlen wilder, zu ſcheußlichen Zerrbildern verzognen Leidenſchaften zu erfüllen, ſo war es die Erſcheinung des ſchwarzen Todes ſowohl bei dem Einzelnen, als bei der ſchier zahlloſen Menſchenmaſſe, die er in die Erde mit unbezähmbarer Wuth und Grauſamkeit hinabriß.

Zuerſt wurden die Menſchen von einer glühenden Hiȝe befallen, deren Qual ſie nicht ſchlimm genug beſchreiben konnten; gleich darauf ſtellte ſich ein ſo heftiger Kopfſchmerz ein, daß er den Kranken meiſt der Beſinnung beraubte, und wo ſich derſelbe auch befand, zu Boden warf. Faſt mit dieſem Kopfübel zu gleicher Zeit ſtellte ſich in der Regel ein unerträglicher Geſtank des Athems ein, der alles Lebende aus der Nähe des Kranken verſcheuchen mußte. In vielen Fällen war Anfangs mit dieſen Peſtzeichen der Tod verbunden, und nach drei, zwei, auch wohl einer Stunde war der Kranke dahin. Nach einigen Tagen aber, als das unſichtbare Ungeheuer ſeine ſchnellſten Opfer hinweggerafft, ſeine hitzigſte Wuth ausgelaſſen hatte, kam in den Gang der Krankheit eine gewiſſe Ordnung, aber es war eine gräßliche. Immer mehr, immer fürchterlichere Übel entwickelten ſich im Verlaufe der zugegebnen Zeit, und ſelten überlebte [illegible] Kranker den dritten Tag, die meiſten ſtarben ſchon am zweiten an den wüthendſten Schmerzen. Ein über alle Beſchreibung marternder durch nichts zu löſchender Durſt war eine Folge der innern Hitze, die gleich einer aus dem Innern herauslodernden Flamme, Schlund und Zunge ſchwarz färbte. Dabei zeigten ſich die ſchwarzen Peſtbeulen am Leibe des Kranken, die, wenn man ſie öffnete, eine übelriechende Jauche von ſich gaben; kleinere Beulen bildeten ſich an den Ärmen und im Geſicht und bei Vielen war überdies der ganze Körper mit einer Menge Brandblattern in verſchiedner Größe bedeckt, welches Alles unſägliche Schmerzen herbeiführte. Bei Andern brachen ſchwarze Stippchen aus der Haut hervor, entweder einzeln, oder zuſammenfließend in große Flächen. Viele ſanken in einen betäubenden Schlaf, aus dem nicht wieder zu erwachen für ein Glück gelten konnte; Andre wurden ganz ſtumpfſinnig und ſtarrten gedankenlos vor ſich hin; wieder Andre verloren durch Zungenlähmung den Gebrauch der Sprache. — Doch ſo ſchrecklich auch alle dieſe Erſcheinungen waren, ſo waren ſie doch ſtets die Begleiter der morgenländiſchen Peſt geweſen; jetzt zum erſten Mal zeigten ſich mit ihnen Übel von noch weit furchtbarer Art, die aller Erfahrung Hohn ſprachen. Die Werkzeuge des Athems wurden gleich zuerſt von fauliger Entzündung ergriffen, und daher der giftige Brodem, den die Kranken ausathmeten; ein heftiger brennender Bruſtſchmerz marterte das Opfer, welches bald ſtinkendes Blut ausſpie. Meiſt war der Körper ſchon zerſtört, eh ſich die Brandbeulen zeigten. Bei vielen kam dagegen das Blutſpeien nicht vor; dieſe ſtarben an Beulen und Drüſen in den Achſeln und Weichen. Die Berührung der Kranken brachte unvermeidliche Anſteckung, und je geſunder ein Menſch war, deſto ſchneller ging dieſe vor ſich, deſto kürzer und wüthender war der Zerſtörungsprozeß; in den meiſten Fällen führte ſchon die unmittelbare Nähe die Anſteckung herbei.

Dieſer Umſtand mußte die Vorſichtsmaßregeln aufs Höchſte ſteigern; und wenn ſich auch Anfangs

Leute fanden, die ſich zum Warten der Erkrankten und zum Begraben der Geſtorbnen verſtanden, ſo waren ſie ſelbſt doch bald hinweggerafft, und der Rath hatte Noth, Andre zu finden. Man hatte ſtets auf dem Rathhauſe mit weiter nichts zu thun, als Anſtalten zu treffen, die die Weiterverbreitung der Krankheit verhüten ſollten. Zu dem Ende waren mehre Häuſer eingerichtet worden, wohin jeder an der Peſt Erkrankte ſogleich geſchafft werden mußte. Dieſe Häuſer lagen entweder auſſerhalb der Stadt oder in abgelegnen Winkeln derſelben, und kein Geſunder durfte denſelben auf dreihundert Schritte zu nahe kommen, ein Gebot, welches Jeder gern von ſelbſt erfüllte.

Troß den ſchrecklichen Ereigniſſen hatte ſich nach Verlauf einer Woche, während welcher faſt an zweihundert Menſchen geſtorben waren, doch die Ruhe der Gemüther wieder ziemlich hergeſtellt. Der Menſch zittert überhaupt weniger vor einem Übel, dem er ins Auge ſehen kann, als vor dem fernen unbekannten. Auch wollte man finden, daß die Verwüſtung doch keineswegs ſo ſchlimm ſei, als, ſichern Nachrichten nach, an andern Orten; zur groſſen Freude der Altbürger wurde auch wahrgenommen, daß ihr Stand weit weniger heimgeſucht wurde, als die gemeinen Leute; endlich lehrte die allgemeine Erfahrung, daß im Verhältniß weit weniger Weiber ſtarben, als Männer, daß unter den Juden nur ſelten ein Peſtfall vorkam und Kinder ganz verſchont blieben. Obgleich in der zweiten Woche das Übel ſtieg und größern Raum gewann, ſo richtete doch die Kunde davon in der Stadt bei weitem nicht die Beſtürzung und Verwirrung an, wie die frühern Nachrichten aus Frankreich, der Schweiz und Italien, und Nyle Katzmanns ſchauderhafte Prophezeihungen.

Es konnte desungeachtet nicht fehlen, daß viele mit Recht befürchteten, die Krankheit werde ſchon in ihrer wildeſten Wuth ausbrechen, ſo bald der Winter vorüber ſei und die höher geſtiegne Sonne ſtärker zu wirken beginne, und die Ärzte widerſprachen dieſer Anſicht keineswegs. Eine Folge davon war, daß ſich allmälig immer mehr altbürgerliche Familien aus der Stadt entfernten und auſſerhalb derſelben, viele ſogar auf einſamen Schlöſſern im Odenwalde und im Speſſart Zuflucht ſuchten vor der kommenden Gefahr, und jeder Tag, welcher von erhöhter Anzahl der Angeſteckten und Geſtorbnen erzählte, führte auch einen oder einige ängſtliche Reiche mehr aus der Stadt.

Schon auch hatten ſich einige Schöffen mit Frau und Kind davon gemacht, und die Gerichtsthätigkeit des Stuhls mußte dadurch ins Stocken kommen, unberechenbarer Nachtheil daraus entſtehen. Der Schultheiß ſah ſich daher zu dem Befehl veranlaßt, daß kein Schöffe die Stadt verlaſſen ſolle; auch ließ er durch die Gerichtsdiener ſtets invigiliren und die Stadtthore geſperrt halten, ſo daß Niemand ohne ſein Wiſſen und Genehmigung hinaus konnte.

Neue beunruhigende Nachrichten veranlaßten den Schultheißen, eine Verſammlung aller noch in der Stadt anweſenden Schöffen und Rathsherrn, nebſt dem Oberſtrichter und den Bürgermeiſtern anſagen zu laſſen, damit ein allgemeiner Beſchluß zu neuen Maßregeln gefaßt werde. Der ausgeſchickte Gerichtsdiener kam mit der Meldung zurück, daß der Schöff zum Paradeis eben im Begriff ſei, mit ſeiner Verlobten, der Frau Eva von Waſum, nebſt ſeiner und ihrer Tochter die Stadt heimlich zu verlaſſen. Auf dieſe Meldung that der Schultheiß weiter nichts, als er ließ den Thorwarten und den an den Thoren aufgeſtellten Wachen bei Lebensſtrafe anbefehlen, den Schöffen Nullmann von Marburg, Ritter zum Paradeis, durchaus nicht und unter keiner Bedingung hinaus zu laſſen.

Die Verſammlung ſaß im größten Saale des

Rathhauſes ſchon bei einander; auch die Obermeiſter der Gilden und Innungen waren zugegen; denn die gemeinſame Noth der Vaterſtadt verlangte gemeinſamen Rath, gemeinſame Beſchlüſſe und Abhülfe, und das richtige und zweckmäßige Aufgebot aller Kräfte. Der erſte Bürgermeiſter hielt eben einen Vortrag, da trat der Schöff zum Paradeis mit hochrothem Antlitz und zornfunkelnden Augen herein. Auf ſeiner breiten Stirne ſtanden Schweißtropfen; ſeine kleine viereckige Geſtalt machte ſich durch die Verſammelten Platz, und trotzigen Schritts mit geballter Fauſt ging er auf den erhöhten Sitz des Schultheißen zu.

„Ihr habt befohlen, mich ſammt meiner Braut nicht aus der Stadt zu laſſen, Herr Ritter von Kronberg?“ redete er laut mit aufgeworfnen Lippen. „Ich komme, die Beſtätigung ſolch unſinnigen Befehls aus Euerm eignen Munde zu hören; denn ich hab es nicht glauben können und mögen, wiſſend, daß Ihr annoch bei Verſtande ſeid. Und deshalb frag' ich Euch hier allen Ernſtes: nicht wahr, es iſt ein Mißverſtand oder Unverſtand mit dieſem Befehle, und Ihr habt ihn nicht gegeben?“

Ein lautes Murmeln, mit einzelnen kräftigen Flüchen untermiſcht, lief durch den Saal; aller

Augen waren auf den vor Zorn erbleichten und zitternden Schultheißen gerichtet, aller Ohren geſpannt, wie er die unerhörte Frechheit des Schöffen beantworten werde.

„Nur Euch, nicht Eurer Braut, der Frau Eva von Waſum, galt mein Befehl, Herr Ritter von Marburg zum Paradeis,“ verſetzte der Schultheiß mit Würde, obgleich bebenden Mundes. „Mit gutem Verſtande war er gegeben, und nur mit Euerm Verſtande muß es nicht richtig ſein, daß Ihr Euch unterſteht, den Stuhlherrn kaiſerlichen Gedinges mit ſolcher Rede anzugeben, die fürwahr hier Niemand anders als thöricht nennen wird.“

Ein allgemeines Gelächter reihte ſich an dieſe Worte, welches ſich nur noch erhöhete, als der Schöff der Menge ein wildes Eiſenfreſſergeſicht zukehrte und die Augen wie Schwerter umherwarf.

„Und mit welchem Rechte, auf welches Geſetz hin könnt Ihr einem freien Altbürger der freien Stadt Frankfurt aus der Stadt zu gehen verwehren?“ knirſchte Rullmann.

„Es giebt kein Geſetz dafür; doch ich ſelbſt bin das Geſetz: ich habe das Geſetz gegeben, Ihr habt es zu befolgen. Es giebt kein Recht weiter, als das der allgemeinen Noth, das gültigſte auf der ganzen Erde. Mehr als je heiſcht die Noth der Vaterſtadt die Anweſenheit aller Schöffen, damit die Laſt des Gemeinweſens nicht auf mir allein ruhe. Frankfurt hat ſo gut ein Recht an Euch und an Euern Rath, an Hülfe von Euch, wie an mich, an meinen Rath, an meine Hülfe; Ihr ſeid ein Stadtkind ſo gut, wie ich; Euere Ehre, Euern Wohlſtand, kurz Alles, was Ihr ſeid und habt, verdankt Ihr hieſiger Stadt; in den Tagen ihres Glücks, ihres hellen Sonnenſcheins habt Ihrs Euch gar wohl hier ſein laſſen, ſeid gaſſenbreit umhergeſchwenzt und habt von Jedermann Gruß und Reverenz verlangt: nun, in den Tagen ihres Jammers, ihrer Stürme, wollt Ihr treulos von ihr weichen, wollt Ihr Rath und Hülfe feig und verrätheriſch entziehn, wollt das Armuth in Noth und Elend ſitzen laſſen, pfui! Herr Ritter zum Paradeis, das macht Euch Schande! Aber die Stadt würde Euch vielleicht ruhig ziehen laſſen, wie ſie ſchon mehren undankbaren Feiglingen gethan, obgleich unter den Gilden ſchon ſtark davon die Rede geweſen, das Auswandern der Reichen gewaltſamer Weiſe zu verhindern, weil dadurch nothwendiger Weiſe Nahrungsloſigkeit und Mangel hervorgerufen wird, und ohne dies die Ausſicht auf die Oſtermeſſe jämmerlich und betrübend genug iſt. Aber, wie geſagt, vielleicht hätten Euch die Zunftgenoſſen dennoch ziehen laſſen, indem ſie gerade nach dem Verdienſt von Euch nicht beſonders geizen mögen; doch der Schöffenſtuhl, deſſen beeideter und bezahlter Beiſaß Ihr ſeid, hält Euch zurück. Wenn Euch die Stadt großmüthig Eurer Pflicht entläßt: nicht ſo der Schultheiß von Frankfurt. Ihr ſollt mir gerecht werden, Herr Ritter, ſo wahr ich hier an des Kaiſers Statt ſitze!“

„Heiliger Chriſt!“ rief der Schöff, ſchier auſſer ſich vor Wuth. „Ich dächte: Ihr mäßigtet Euer großſprecheriſches Maul; nur wenige Wochen noch dauert's, und Ihr ſeid Schultheiß geweſen und müßt es gar halten. Dann — merkt Euch das! — wird ſich wohl Gelegenheit finden, Euch über gewiſſe mir eben angethane Beleidigungen zur Rechenſchaft zu ziehen, und blutige Genugthuung von Euch zu fordern.“

„Obgleich ich Euch nicht beleidigt, ſo werde ich Euch jede Genugthuung leiſten, die ſich mit der Ehre eines Ritters verträgt. Und wenn Ihr mich auf die kurze Zeit hinweiſt, welche ich das Schultheißenamt noch zu verwalten habe, ſo iſt es gerade eine Urſache mit, weshalb ich Euch zurückhalte, weil ich nicht länger Schultheiß bleiben will, ſondern die Wahl zur geſetzlichen Zeit bei vollzähligem Schöffengeding vorgehen ſoll und muß. Wenn ich Euch nun ziehen ließe, und andre Schöffen, die ſich auf Euer Recht beriefen, ſo würde, wenn die Zeit der Wahl da wäre, kein Schöffe da ſein, um einen Schultheißen zu wählen, und ich würde es bleiben müſſen. Aber ich geize nicht nach der Ehre, mich gelüſtet nicht nach der Macht; gern will ich Euch beides gönnen, und wünſche deshalb, daß Ihr zum Schultheißen gewählt werden möget.“

Der Spott in den letzten Worten verfehlte ſeine Wirkung nicht; es entſtand wieder ein für Nullmann peinliches Lachen, und dieſer rief von neuem gereizt: „So lege ich hiermit mein Amt als Schöffe nieder, behalte mir aber meine Rechte auf künftige Zeit vor; denn ich erkenne Euern Willen nicht als Geſetz an, noch die Frechheit des Volks als ein Recht; ich bin durch Gewalt gezwungen. Und nun verlang' ich, daß mir ſofort das Thor geöffnet und ich an der Ausfahrt ferner nicht mehr behindert werde.“

„Eure Rede, Ritter Marburg zum Paradeis, heißt nichts anders, als ich will ſo lange nicht für einen Schöffen gelten, als mich dies Amt beläſtigt und mich in der Stadt zurückhält. Desungeachtet will ich Euere Worte als ein Geſuch um Entlaſſung aus Euerm Amte annehmen und als ſolches den Schöffen vorlegen, damit ſie darüber abſtimmen, und dem Könige, ob er es genehmigt, wenn die Schöffen nichts dagegen haben."

„Herr Chriſt! macht mich nicht toll!" wüthete jetzt Rullmann. „Meine Braut wartet auf mich; ich muß fort."

„Laßt Eure Braut allein ziehen."

„Nimmermehr! Bringt mich nicht aufs Äusſerſte, Herr Schultheiß. Heiliger Chriſt! Ich könnte mich ſonſt vergeſſen."

„Ihr habt es ſchon, thörichter Mann, und nicht allein mich, ſondern die ganze Stadt Frankfurt, die hier in ihren Oberhäuptern beiſammen iſt, aufs Gröblichſte beleidigt. Sagt ſelbſt," wandte er ſich jetzt an die Menge, „was ſoll ich mit dieſem ſeiner Pflicht vergeſſnen Manne beginnen?"

Ein wildes, wüſtes Geſchrei erhob ſich im Saale: „Ins Gefängniß mit ihm! Der Schelmenritter! Der Feind der Stadt!" Und Rullmann erblaßte. Als das Getöſe ſich gelegt, erhob ſich Meiſter Zaan, der Wüllweber, und ſprach laut: „Es iſt noch gar nicht lange her, daß der Herr Ritter zum Paradeis eine ganz andre und leiſere Sprache redete, und bei weitem nicht ſo ſcharf und lärmend auftrat. Kaum haben ſich für ihn die böſen Zeiten gewandt, als er auch wieder der alte übermüthige Schöff und Altbürger iſt. Doch obgleich er der Alte geworden iſt, und die Geldtruhe ſeiner Braut ihm die Lehre aus dem Gedächtniß gewiſcht haben mag, die ihm das endliche Ziel ſeines unordentlichen und faulen Lebens gegeben, ſo hat ſich in der Stadt doch gar manches geändert, und wir Bürger und Zunftgenoſſen ſind keineswegs gewillt, den frechen Übermuth des Schöffen zum Paradeis und andrer ihm ähnlichen Altbürger ferner zu ertragen, wie wir ſonſt wohl gethan haben. Der Kaiſer Ludwig der Baier mochte wohl Gründe haben, ein Auge zuzudrücken bei dieſem adligen Unfug, unſer wackrer König Günther ſoll das nicht nöthig haben. Wir, ſeine getreuen Bürger werden zu ihm ſtehen, wir werden ihm helfen, in welche Noth und Fährde er immer komme, ſo daß er keines übermüthigen Altbürgers nöthig hat — und gottlob! es giebt deren nicht viel. Mit Günthers Regiment wird für Frankfurts Bürger ein neuer beſſrer Zeitraum erblühen. Ich habe mit dem Könige geſprochen; er hat mir in hoher Gnade ſein königlich Wort und Hand gegeben, daß wir befreit ſein ſollen von den Plagereien unverſtändiger, aufgeblaſener Altbürger.“

Ein lauter Jubel erhob ſich unter den Gildemeiſtern im Saale; einige ſprangen auf und rieſen laut: „So recht! Wir ſind lang genug der Amboß geweſen; auch zum Hammer ſind wir gut genug und wollen nun zuſehen, wie man als Hammer ſchlägt; ſattſam wiſſen wir, wie man als Ambos geſchlagen wird.“

Die Schöffen und Rathsherrn, meiſt aus Sproſſen altadliger Geſchlechter beſtehend, verdroß dieſe kecke Rede unbändig, und es erhob ſich unter ihnen ein allgemeines Geſchrei. Der Schultheiß wurde aufgefordert, Ruhe zu gebieten; die Gildemeiſter beriefen ſich auf das Wort des Königs; es wurde ein wahrer Sturm und man hörte die heftigſten Reden. Der Gegenſtand des Streites theilte ſich auch den unten ſtehenden Zünftlern mit, dem Schultheißen wurde gemeldet, daß das aus Furcht vor der Peſt und Mangel zur Verzweiflung gebrachte Volk willens ſei, das Rathhaus zu ſtürmen. Dieſe Nachricht wirkte betäubend auf die Altbürger, der Schultheiß gebot Ruhe, erhielt das Wort und verſprach alle gegründeten Beſchwerden der Zünftigen anzuhören und mit dem Könige zu beſprechen, auch ihnen abzuhelfen, ſo weit es geſchehen könne, ohne den Rechten der Altbürger und Adligen zu ſchaden.

Der Rathsherr Zaan, der Sprecher des

Volks, verſetzte darauf: „Wir ſind das wohl zufrieden, weil wir die Ordnung und das Recht lieben. Was nun aber den Ritter zum Paradeis angeht, ſo dächt' ich, die Väter der Stadt ſtellten ihm frei, ob er gehen oder bleiben wolle. Im erſten Falle ſoll er aber niemals nach Frankfurt zurückkehren dürfen und aller ſeiner Güter und Ehren verluſtig ſein; bleibt er aber, ſo wollen wir großmüthig vergeſſen, daß er Freundſchaft gehalten mit den altadligen Raubvögeln auf dem Gebirg, mit den Feinden der Stadt, und den ſchweren Verdacht auf ſich geladen, als habe er ehrliche Bürger und fahrende Handelsleute an ſie verrathen; wir wollen ferner nicht mehr daran denken, daß der Schöff zum Paradeis gar oft die Macht ſeines Amtes gemißbraucht und ungerechtes Geld erpreßt hat. Der Herr Schultheiß mag die verſammelten Väter fragen, ob ſie mit dieſem Vorſchlage einverſtanden ſind."

„Nein! Ja!" ſchallte es durcheinander. „Der Schöff muß bleiben; er kann gehen;" ſo verſchieden äußerten ſich die Meinungen. Der Schultheiß ſchritt zur Abſtimmung. Nur wenig Stimmen mehr enſchieden, daß er gehen könne. Und Ströme von Flüchen und Verwünſchungen von ſich gebend, der Stadt fluchend, die ihn geboren, mit geballten

Fäuſten, mit Wuthſchaum vor dem Munde, ſtürzte der kleine Mann davon, um wirklich die Stadt zu verlaſſen. Aber bekannt genug war unter dem Volke, was auf dem Rathhauſe vorgefallen, und wenn Rullmann auch die Erlaubniß zum Gehen von Schöffen und Rath hatte, ſo hatte er ſie doch nicht vom Volke. Schnell rottete ſich dieſes zu Tauſenden zuſammen, bleiche abgehärmte Geſichter, aus welchen die Verzweiflung ſprach und die Fähigkeit, das Ärgſte zu vollbringen. Die Haufen lagerten ſich vor das Paradeis, Nacht und Tag; Herr Rullmann konnte nicht heraus, und als es ihm endlich unter einem Vorwande dennoch gelungen war, aus ſeinem Hauſe zu entkommen, wurde er, am Thore angelangt, von der wüthenden Menge vom Pferde geriſſen und gemißhandelt.

Der Unmuth des Volks war überhaupt keineswegs geſtillt; der Vorfall auf dem Rathhauſe hatte ihn im Gegentheile erſt recht aufgeregt und er machte ſich in allerlei Exceſſen Luſt. Die Gegenwart des allgemein geliebten Königs, die Milde, mit welcher er Jeden behandelte, die Weisheit, mit welcher er neue Anordnungen traf und alten Streit ſchlichtete, hielt den Sturm zurück, der ohne Günther ſicherlich ausgebrochen wäre.

Mitten in dieſen Wirrungen langten die Geſandten aller wetteraniſchen Städte, ferner die von Straßburg, Augsburg und Andern an, und brachten dem Könige die Huldigung dar. Nürnberg war zwieſpaltig geworden, das Volk wollte Günthern, der Stadtrath Karln. Im Verlaufe des Jahrs kam es darüber in Nürnberg zu ſehr blutigen Händeln. Mit dieſen Geſandten kamen aber auch immer ſchrecklichre Nachrichten vom Wüthen der Peſt. Man hörte, daß das Volk in Straßburg und andern Städten glaube und behaupte, die Juden hätten die Peſt gemacht, indem ſie die Brunnen vergiftet, und daß dieſer Glaube ſchon zu gräßlichem Judenmord Veranlaſſung gegeben habe. Es ſchien, als wollten ſich alle geſellſchaftlichen Bande löſen und die Welt in eine heilloſe Verwirrung ſinken.

Der friſchmuthige, thatkräftige Günther ſuchte die Gemüther ſeiner Getreuen durch die Hindeutung auf den nahen Kampf aufzuheitern; unverzagt rüſtete er ſich, und viel hundert prächtige Helme, den ſtarken König in ihrer Mitte, glühten vor edler Begier, den ſchwachen Karl vom deutſchen Boden zu verjagen.

## Vierzehntes Kapitel.

Der Pfalzgraf Rudolf reichte ſeinem geliebten Töchterlein zärtlich die Hand, wünſchte ihr mit väterlich liebevollen Worten eine gute Nacht und verließ, indem ihm die Pagen vorleuchteten, ihr Zimmer.

„Triumph!“ rief Anna, als er fort war, ihrem Gürtelfräulein zu. „Das Spiel iſt gewonnen! Nun, verſchmähtes, getretenes Herz, richte dich empor, und ſchwelge im Genuß der Rache. Der kühne Schwarzburg ſoll untergehn; mit ihm der ſtolze Hohenſtein.“

„Es iſt genug den Einen zu verderben,“ ſagte die Zofe, „denn wie ich Euch geſagt: der Hohenſtein hat dem Eſchelbach mitgetheilt, nur wenn Günther deutſcher Kaiſer werde, hoffe er ſein Lieb als Weib zu umarmen; werde aber ihr Vater ſein Ziel nicht erreichen, ſo habe er ihr und ſie ihm gelobt, einander auf dieſer Welt nicht anzugehören.“

„Welche kindiſche Thorheit! Hohenſtein, du konnteſt gegen mich von Verachtung ſprechen! Wohlan, jetzt tritt mit mir in die Schranken! Miß deine Waffen mit den meinigen! Stolzer Knabe, du ſollſt es bereuen, ſolch ein Wort zur ſchönen Pfälzerin geredet zu haben!“

„So ſeid Ihr mit Euerm Vater einig?“

„Ich bin's. Eile zum Erzbiſchof, und führe ihn heimlich zu mir. Er ſoll die Freudenbotſchaft aus meinem eignen Munde hören.“

Beate ſchlich auf den Zehen; der Knappe führte ſie in ſeines Herrn Gemach, der ſchon zu Bette lag, und that ihm den ſonderbaren Wunſch ihrer Herrin kund, eine höchſt wichtige Sache vorſchützend, die ſie ihm eigenmündig anzuvertrauen habe. Der junge Kirchenfürſt ſchmeichelte ſich, in den zwei Tagen, die er ſchon am kurfürſtlichen Hofe zu Bacharach verweilt, einen ſtarken Eindruck auf die Prinzeſſin gemacht zu haben, und folgte in einem leichten Überkleide mit ſehr angenehmen Hoffnungen dem drängenden Fräulein. Die ſchlaue Kupplerin ſchob ihn durch die Thüre und hielt Wache davor.

„Haltet morgen für König Karl um mich

an, Herr Kurfürſt," rief ihm Anna entgegen. „Mein Vater iſt bekehrt; es ſchmeichelt ihm, in ſeinem einzigen Kinde eine mächtige Königin zu ſehen; er hat mir verſprochen, Euch morgen keine abſchlägliche Antwort zu geben."

„Und mit dieſem Beſcheid tritt Kurfürſt Rudolf doch auf Karls Seite?" fragte Gerlach ängſtlich, gleichſam als traue er ſeinen Ohren nicht recht.

„Ei, das verſteht ſich von ſelbſt, mein weiſer Herr!" lachte Anna.

„O, wie wird mein edler hochverehrter König jubeln, wenn ich ihm dieſe Nachricht überbringe! Und bei allen Heiligen und Märtyrern! er iſt um ſein großes Glück zu beneiden."

„Von meinem künftigen Gemahl macht mir nicht viel Redens. Ich kenn' ihn von ſonſt her von Angeſicht zu Angeſicht. Alſo keine Worte! Wir Fürſtentöchter wiſſen, daß wir uns der Pflicht opfern müſſen."

„Ich erlaubte mir ja nur, ihn zu beneiden! Der Glückliche, all dieſe Reize zu beſitzen, deren beſchränkter Anblick mich ſchon blendet!"

„Ihr wißt Eure Worte gut zu wählen, einer unglücklichen Fürſtentochter ihre Pflicht recht ſchwer zu machen."

BIBL. UNIVERS.

„O, könnt' ich ſie Euch erleichtern, Angebetete!"

„Schont meiner; ich bitt' Euch! macht nicht, daß mein Herz als Opfer breche!"

„Könnt' ich Euch Entſchädigung geben! Dürft' ich Euch mein Herz anbieten! Der Purpurmantel deckte allen Augen unſer ſüßes Geheimniß." Er ſank zu ihren Füßen und umklammerte ihre Kniee.

„Geliebter Verführer!" ſtammelte Anna. „Zwingt mich die Pflicht des Königs Weib zu ſein, ſo ſoll ſie mich doch nicht hindern, deine Freundin zu ſein."

Ein glühender Kuß brannte auf ihren Lippen. Erſt als der Morgen dämmerte, führte Beate den glücklichen Erzbiſchof aus dem Zimmer ihrer Herrin.

Einige Stunden darauf hatte der geiſtliche Geſandte des Königs Karl eine feierliche Audienz beim Kurfürſten Rudolf. Hier hielt er im Namen des Königs um die Prinzeſſin Anna an, und erhielt ſofort die Zuſage ihrer Hand vom Pfalzgrafen. Der ſchwache Fürſt, vor acht Wochen König Günthers Mitwähler, dem er vor drei Wochen den feierlichſten Eid der Treue bei allen Heiligen geſchworen, der vor wenig Tagen noch ſeine

Hand zum Bunde gereicht, auf welchen der edle Schwarzburger ſeinen Thron bauen ſollte, konnte dem Glanze der dargebotnen Kaiſerkrone für ſeines allzugeliebten Kindes Haupt nicht widerſtehen, konnte der ſchlauen Tochter die Bitte nicht verſagen, deren Gewährung ihn treubrüchig gegen den edelſten der Menſchen, den er zur Annahme der Krone mit beredet, gegen ſeine nächſten Verwandten und übrigen Bundesgenoſſen und gegen ſich ſelbſt und ſeine öfter geäuſſerten Grundſätze machte. Das Schmeichelwort des ſtolzen, nach Genuß, Pracht und Rache durſtigen Kindes konnte ihn aller Pflichten vergeſſen machen. Das war nun die vielbelobte Wittelsbachiſche Treue! Die düſtern Prophezeihungen begannen in Erfüllung zu gehen; aber das edle Haupt des Schwarzburgers ahnete nichts von dem ſchändlichen Treubruch.

Gerlach flog nach Mainz; er hatte nicht allein das Jawort des Kurfürſten Rudolf, ſondern die Akte deſſelben, worin er den König Karl als deutſchen König anerkannte, und ſich vom Grafen Günther von Schwarzburg und deſſen Partei losſagte.

Karls Entzücken kannte nicht Maß noch Ziel; er hielt den jungen Erzbiſchof lange ſprachlos umarmt, nännte ihn ſeinen Engel, ſeinen Retter, küßte ihn und ſchmeichelte ihm, wie einem Kinde.

Und gleichſam fürchtend, der Papſt oder irgend ein andres Schickſal möge ihm abermals an ſeinem großen Glücke hinderlich ſeyn, rüſtete er eilig eine prächtige Geſandtſchaft nach Bacharach aus, an deren Spitze der Erzbiſchof Gerlach nun als Oberprieſter und Kurfürſt im prächtigen geiſtlichen Ornate ſtand — das erſte Mal war er in Bacharach nur als Graf von Naſſau aufgetreten — und übertrug demſelben Vollmacht, die Heirathsverſchreibung mit dem Kurfürſten Rudolf abzuſchließen.

Die Geſandtſchaft ward glänzend empfangen; der Hof des Pfalzgrafen war im höchſten Staate; der Kurfürſt Gerlach überreichte dem Kurfürſten Rudolf ſeine Vollmacht, ein reiches Feſtmal befreundete die Geſandtſchaft des Königs noch näher mit dem Hofe des Pfalzgrafen. Die Nacht brachte der junge liebeglühende Erzbiſchof in Anna's zärtlichen Armen zu.

Am folgenden Tage, Mittwoch nach Invocavit, den 4. März, wurde die Heirathsverſchreibung bereits ausgefertigt, von beiden Theilen unterſchrieben und das Verlobungsfeſt gehalten. Das Beilager wurde auf die künftige Woche feſtgeſetzt.

So eilig war es noch nie mit der Heirath eines Königs gegangen; aber ſo wie der Erzbiſchof trieb, ſo machte weder der Pfalzgraf, noch Anna die mindeſte Weigerung; die unerhörte Eile ſchien ganz nach ihren Wünſchen zu ſein.

Mit neuem Jubel empfing König Karl ſeinen Geſandten, unter deſſen Händen ſich Alles zum Glück wandte. Nun ſchickte der frohe Mann Boten aus in alle Lande, die ſein günſtiges Geſchick verkünden mußten; an ſeine Freunde ſchrieb er eigenhändige Briefe und ladete ſie zur Hochzeit ein; nach Trier an ſeinen Großohm ſchickte er die böhmiſchen Ritter ſeines Gefolges als Geſandtſchaft, an ſeine verlobte Braut ſchrieb er lange Liebesbriefe voll gelehrter Citate aus dem Ovid, Tibull und Properz, an den Kurfürſten Rudolf gelehrte Abhandlungen über Regierungskunſt und Staatsweisheit, über die heilſamen Einrichtungen, die er in deutſchen Landen zu machen gedenke, über die Anordnungen der goldnen Bulle, die er als Kaiſer geben werde, und nannte den Kurfürſten, den er über dies Alles um ſeinen erfahrnen Rath erſuchte, mit Schmeichelwort „ſeinen Vater.“ Zwiſchen Mainz und Bacharach waren zu jeder Stunde Karls Reitende auf dem Wege. Dies ſchmiegſame Benehmen verfehlte weder beim

Kurfürſten noch bei ſeiner Tochter die beabſichtigte Wirkung. Anna beantwortete die Briefe des Königs pünktlich, der Kurfürſt bezeigte Allen, die von Karl kamen, die höchſte Gnade und ſandte koſtbare Geſchenke nach Mainz.

Und ſo ſchien der bedrängte Böhmenkönig plötzlich von der Prinzeſſin Anna den Faden erhalten zu haben, welcher ihn aus dem Labyrinthe ſeines bisherigen Lebens auf die ſonnige ebne Straße des Glücks führen ſollte; nur noch ein Hinderniß ſtellte ſich ihm hemmend in den Weg, als er nun den Lauf nach dem Ziele beginnen wollte, er hoffte, daß es das Letzte ſein werde. Obgleich nämlich das Beilager zu Bacharach gehalten, und der reiche Kurfürſt von der Pfalz — wie er ſich ſelbſt erboten — ganz auf eigne Koſten ausrichten wollte, ſo hielt es Karl doch für unerläßlich, mit der eines deutſchen und böhmiſchen Königs würdigen Pracht und Aufwand in Bacharach aufzutreten. Der ängſtliche Mann, der Alles aufs Äuſſere gab, alles darauf hielt, war von neuem ſchier in Verzweiflung, daß ihm alle Geldquellen verſtopft waren und er nirgend eine Ausſicht hatte, in dieſer kurzen Zeit ſich einige Mittel zu verſchaffen, geſchweige denn ſo viel, als zu dem gewünſchten und für nöthig erachteten Aufwand erfordert wurden. Lebte er doch hier mit ſeinem großen Gefolge ganz auf Unkoſten ſeines geiſtlichen Freundes, des Erzbiſchofs Gerlach. Aber auch für dieſe große Verlegenheit erfand Gerlach — dem Karl Alles verdanken ſollte — durch Zufall ein über alle Erwartung köſtliches Mittel, welches, eh die Woche verſtrichen war, die kühnſten Wünſche des Königs in Erfüllung weit überflügelte.

Die Peſt hatte in Mainz, wie in allen andern Städten, anfangs ihre Schlachtopfer nur unter dem niedrigen gemeinen Volkshaufen geſucht; die reichen, ritterlichen und geiſtlichen Leute erhielten dadurch den ſprechendſten unwiderleglichſten Beweis, daß ſie von Gott vor den Andern begnadigt und bevorzugt ſeien, und überließen ſich deshalb zum Theil einer unmäßigen Freude. Aber ſchon nach einigen Wochen wurden plötzlich einige der Sicherſten, der ſich ſo glücklich fühlenden übermüthigen Leute durch eine furchtbare Lehre überzeugt, daß es Gott mit der ihnen angethanen Gnade nicht ſo ernſtlich gemeint. Schnell hintereinander ſtarben mehre unter argen Qualen dahin. Die Übrigen überkam eine deſto größre Todesfurcht, ein neues Entſetzen ging mit der Überzeugung durch ihre Seelen, daß ſie ferner nicht mehr verſchont bleiben ſollten. Leicht bildete ſich, nach den beſchränkten Begriffen der Zeit, der Gedanke aus, Gottes Gnade, die er ihnen ja ſo augenſcheinlich gezeigt, ſei durch irgend etwas verſcherzt worden, und man müſſe eilen, dieſelbe durch fromme Werke wieder zu gewinnen. Geldtruhen, die ſich nie vor den Bitten der Armuth geöffnet, ja, die vielleicht überhaupt nur geöffnet worden waren, um noch mehr Schätze in ihrem Bauche anzuhäufen, niemals aber, um etwas von ſich zu geben, warfen jetzt plötzlich ganze Ladungen, ſchwer an Silber und Geld, aus, und ſchickten das lang gehegte Gut in die Klöſter und auf die Altäre der Kirchen. Prieſter und Mönche aller Orden, in Mainz eine nicht geringe Anzahl, nahmen gern mit beiden Händen und verſprachen dafür mit vollem Munde, Gott und die Heiligen wieder zu verſöhnen; Bußtage wurden angeordnet, Bettage gehalten, große Proceſſionen angeſtellt; aber die Sterblichkeit vermehrte ſich unter Arm und Reich, Vornehm und Gering reißend ſchnell, mit ihr die Mildthätigkeit und das Beſtreben der Reichen, fromme Werke zu ſtiften und Klöſter und Kirchen reich zu dotiren. Aber der Himmel ſpielte ein furchtbares Spiel; es war das der eiſernen Ausübung kalter rückſichtsloſer Gerechtigkeit: die Peſt brach faſt zu gleicher Zeit in allen Klöſtern aus, und ſtreckte die zu Gottes Ehren gemäſteten Mönche vor dem Altare nieder; Kerz und Monſtranz ſchützten nicht; der grauſige ſchwarze Tod zeigte ſelbſt vor dem ihm entgegengehaltnen Crucefir nicht die mindeſte Ehrfurcht; kein Singen half, kein Beten, kein Geiſſeln und Faſten: der unerbittliche Tod trat in gräßlicher Geſtalt vor die Sünder in des Herrn Namen und ſchleuderte ſie mit grimmiger Fauſt, nachdem er ihnen die ſchwarzen Brandmale auf den fauligen Leib gedrückt, in die bald überfüllten Kloſtergrüfte hinab.

Die Mönche, die nicht begreifen konnten, wie Gott doch ſo unbarmherzig mit ihnen, ſeinen Dienern, umzugehen vermöge, ſchoben die Schuld auf das ihnen zugetragne Geld und behaupteten, durch daſſelbe angeſteckt worden zu ſein. Mochte nun etwas Wahres an dieſer Behauptung ſein oder nicht: die Klöſter ſchloſſen ihre Pforten und öffneten ſie um keinen Preis. Vergebens ſtanden die Reichen mit ihren Geldſäcken Tage lang davor, und flehten weinend, man möchte ihnen nur ihr Geld abnehmen; ja, als alles Reden und Weinen umſonſt war, warfen Manche in der Zerknirſchung und Verzweiflung ihres Herzens, die Geldſäcke über die Mauer in den Kloſterhof, um ſie nur unterzubringen und den lieben Herrgott dadurch zur Gnade zu zwingen.

Der Erzbiſchof Gerlach hatte kaum von der beiſpielloſen Frömmigkeit und der noch beiſpielloſern Hartnäckigkeit der Klöſter gehört, als er ſogleich bekannt machen ließ, er werde als oberſter Prieſter Gebete, Bußübungen, Räucherungen anſtellen, und wenn Einer Gott und die Heiligen zu milden Geſinnungen zu bewegen verſtände, ſo wäre er es, der vom Papſt eingeſetzte Erzbiſchof. Er werde alſo auch die frommen Spenden der bedrängten Chriſtenheit in Empfang nehmen und zum Beſten der Spendenden verwenden. Er verſpreche allen Gebenden das Leben. Im Vorhofe des übrigens ſtark verpalliſatirten Pallaſtes, wurden einige große Waſſerkübel aufgeſtellt, und die herbeieilenden Leute durch ein Sprachrohr aus dem Hauſe bedeutet, ihre Gaben hineinzuwerfen.

Die naſſe Kaſſe hatte ſich ſchon am Abend des erſten Tages gegen alles Erwarten gefüllt. Das Waſſer wurde abgelaſſen, das Geld mit großen Löffeln herausgefiſcht, auf glühenden Kohlen abgedämpft und dann in die innern Gemächer des Pallaſtes gebracht. Vier Hände fielen dort gierig darüber her und zählten die ganze Nacht hindurch, die waren des Königs und Erzbiſchofs.

In Karls Augen kam kein Schlaf, die Freude erhielt ihn munter. Mit friſchem Muthe begann er am andern Tage die Zurüſtungen zu ſeiner Brautfahrt. Koſtbare Gewänder wurden gekauft und im Vorhofe durchgeräuchert, Waffen und Schmuck aller Art ſammelten ſich im Pallaſt. Die Peſteinnahme vermehrte ſich Tag für Tag, mit ihr des Königs Entzücken, und ſtill pries er die ſonſt verwünſchte Peſt, und behauptete oft gegen ſeine Freunde, er ſehe daran, daß Gott ihm gnädig ſei und ihn nie verlaſſen werde. Die rückſtändigen Schulden wurden bezahlt; die Ritter des Gefolges erhielten reiche Ehrengeſchenke, die Bedienung ihren Sold und neues Gewand; und ſo ſah König Karl getroſten Muthes den Tag herankommen, der ihn auf den Gipfel des Glücks heben ſollte.

Der Erzbiſchof ſegnete das ganze Gefolge vor der Abreiſe noch feierlich ein, beſprengte alle mit geweihtem Waſſer und theilte jedem ein Stück einer Reliquie mit, um ſie vor Anſteckung zu ſichern; dann brach der ganze Troß, weltliche und geiſtliche Herrn in großer Menge mit Knappen und Buben auf, und erfüllte durch ſeine nie geſehne Pracht und Herrlichkeit alle Augen mit

Staunen, die ſich an den Weg ſeines Zugs drängten. —

Als der Zug in Bacharach einritt, ſaß Karl auf einem blüthenweißen prächtigen Pferde von der edelſten Bauart, das ſtatt der Zäume ſchön gearbeitete güldne Ketten trug. Es wurde von zwei herrlich gekleideten Edelknaben geführt, eine Decke von tyriſchem Purpur hing über Kopf und Rücken, der Schweif war mit buntfarbigen ſeidnen Zöpfen durchflochten. Von des Königs Schultern floß in langen Falten das Pluvial-Mantelkleid, auch Chormantel oder Talar genannt, von dicker dunkelrother Seide, mit buntem Taft gefüttert, am Halſe durch eine aus Edelſteinen gefertigte Agraffe zuſammengehalten. Gleich dem ächten Pluvial-Mantel, den König Günther durch den Kurfürſten von Brandenburg beſaß, war dieſer nachgemachte auch mit Löwen und Kameelen in Seide und Perlen geſtickt, nur die arabiſche Schrift, die am ächten mit kutiſchen goldnen Buchſtaben dem untern Rande eingeſtickt war, und die Nachricht enthielt, daß dieſer Ornat ein Geſchenk der Saracenen an den Kaiſer Otto den Großen geweſen, fehlte an Karls nachgemachtem Kleide. Unter dieſem Mantel trug er ebenfalls die Dalmatika, eine Art prieſterlicher Kleidung, von violetſeidnem Zeuge mit einem rothen Saume, ziemlich enge, vorn zu, faſt bis auf die Füße reichend und mit Ermeln verſehen, die in Gold und Perlen geſtickt waren, wieder Löwen und ander wildes ſüdländiſches Gethierich vorſtellend, wie auf dem Pluviale. Um ſeinen Hals lief die gelbgeblümte mit ſchwarzen Adlern verzierte Stola, ging auf der Bruſt kreuzweiß zuſammen und war am Gürtel befeſtigt, welcher von Seide und Gold gewirkt war. Die langen Strümpfe waren von karmoiſinrother Seide mit goldnem Laubwerk geſtickt. Die Schuhe oder Sandalen beſtanden aus karmoiſinrothem Atlas mit Gold angelegt und mit Seide von derſelben rothen Farbe beſtochen, und hatten zur Verzierung grüne und violette Blumen und zwei goldne Vögel; daran waren große goldne Sporen befeſtigt. Auf dem Kopfe trug er die rothe königliche Gugel oder Reiſekappe, darunter floß ſein dünnes Haar, reich mit Narden getränkt, hervor. Die Handſchuh endlich waren aus purpurrother Seide, auf dem Rücken über und über mit Edelſteinen, Gold und Perlen beſetzt. Vor ihm ritten vier prächtige Herolde, dann vier Fahnenträger, die trugen ihm die Reichsfahnen, die von Böhmen, Mähren und Luxemburg vor; um ihn ritten vier Reichsgrafen, die das purpurne Baldachin über ſein Haupt hielten; ihm nach folgten Fürſten und Herrn, ſein glänzender Hofſtaat, ſeine zahlreiche Bedienung, eine Menge Ritter. Am Eingange der Stadt kam ihm der Kurfürſt Rudolf mit der Prinzeſſin Anna entgegen. Karl ſtieg vom Pferde, küßte ſeiner Braut, die nicht abſtieg, zuerſt den Fuß und dann die Hand, ſagte ihr einige ſehr ſchmeichelhafte Worte, wandte ſich dann zum Kurfürſten, der unterdeſſen auch abgeſtiegen war, umarmte und küßte ihn, weinte vor Freude, und nannte ihn zehnmal ſeinen geliebten Vater. Hierauf beſtiegen ſie die Pferde wieder; Anna ritt in der Mitte, ihr Vater zu ihrer Linken, ihr Bräutigam zu ihrer Rechten, und freundlich unterhielt ſie ſich lange mit dem Letztern, der dann und wann in laute Ausrufungen der Bewundrung ihres Geiſtes ausbrach und ſich nicht glücklich genug ſchätzen konnte.

An ſelbigem Tage ſtrömten in Bacharach noch eine Menge weltlicher und geiſtlicher Fürſten zuſammen, und man ſah recht, wie Karls wieder aufgehende Sonne alles an ſich zog, was ſich vor den Stürmen, die ihn betroffen, zurückgezogen hatte. Der Erzbiſchof Balduin von Trier brachte den abtrünnig gewordnen und neu wieder zur böhmiſchen Partei zurückgekehrten Erzbiſchof Waldemar von Köln mit. Von allen Fürſten des Rheins fehlte nicht einer; es wimmelte von Biſchöfen, Prälaten, Grafen und Herrn.

Am andern Tage ſchon war die Trauung, welche der alte Balduin, im Glücke ſeines Karl ſelbſt wieder auflebend, verrichtete. Die Braut führte der Erzbiſchof Gerlach von Mainz, den Bräutigam der Erzbiſchof Walram von Köln; beide Erzprieſter nahmen während der heiligen Handlung an Balduins Seite Platz. Von den Baiernfürſten, denen Rudolf die Nachricht von der Vermählung ſeiner Tochter mit Einladungen zum Beilager hatte zukommen laſſen, hatte ſich nur ſein Bruder, der Pfalzgraf Ruprecht eingeſtellt. Doch brachte dieſer die Verſichrung, er glaube es werde nicht ſehr ſchwer halten, die andern Baiern zu bekehren, wenn Karl die rechten Mittel anwende; auch er könne jetzt noch nicht offen zu Karls Partei übertreten.

Nachdem Anna durch prieſterlichen Segen die Gemahlin des Königs geworden war, naheten ihr alle Fürſten mit großer Huldigung. Ihr gütiger Gatte ließ ihr ſeinen ganzen Hofſtaat durch ſeinen Hofmarſchall, einen böhmiſchen Grafen, vorſtellen.

Schon mehrmals hatte Anna's ſcharfes Auge im Gefolge des Königs einen Mann erblickt, der, dem Anſcheine nach, ganz unbefangen, ihr nicht mehr und nicht weniger Theilnahme bezeigte, wie jeder Andre, und deſſen Anblick ihr doch das

Blut in die Wangen trieb und ihr Herz lauter pochen machte. Auch hatte ihr die getreue Beate ſchon einige Mal etwas zugeflüſtert, was ihr die mäßige und magere Freude über die große Veränderung ihrer Lage, vollends verdüſterte. Zitternd ſtand ſie nun auf Beaten gelehnt, als ihr der Hofmarſchall einen um den andern der Ritter und Hofherrn nannte; kaum wagte ſie die Augen zu erheben, fürchtend ein Paar Männeraugen zu begegnen, in welche ſie ſonſt ſchon mit Entzücken geſehen hatte. Endlich nannte der Hofmarſchall den hervortretenden Ritter: „der Unterkämmerer des Königs Ritter, Dymar von Marpurg zum Paradeis!“ Es zuckte durch Anna's ganzen Körper bis in die Hand, welche Beate gefaßt hielt. Unwillkührlich hob die Königin die Augen; ſie trafen auf Dymars flammenden Blick, aber er war nicht ſo ſchrecklich, wie ſie ſich gedacht hatte. Beate, welche Dymarn von Anbeginn der langweiligen Ceremonie bis zum Ende derſelben nicht aus den Augen gelaſſen hatte, las in dieſem Blicke nichts weniger als Schreckliches für die Königin, im Gegentheil ganz andre und weit mildere Dinge, die ſie, ſobald ſie mit ihrer Herrin allein war, nicht verfehlte, derſelben mitzutheilen. Beide hatten über dieſen Gegenſtand eine lange Unterredung, die bisweilen heftig wurde, und in Folge derſelben ſuchte am andern Tage ein Dominikanermönch den Unterkämmerer des Königs auf und berichtete, daß ihn Abends um neun Uhr jemand zu ſprechen wünſche und auf einem Schifflein an einem beſtimmten Platze des Rheinufers erwarte, wohin er, der Mönch, ihn bringen werde. Dymar verſprach, ohne ſich lange zu beſinnen, des Mönchs zur beſtimmten Stunde am Eingange des Pallaſts zu warten.

Der Tag verging, wie der vorige, unter groſſen Feſtlichkeiten, Umzügen, Ringelrennen, Fauſtkämpfen, woran ſich zuletzt ein großes Banket reihete. Die Königin hatte mit jedem der anweſenden Fürſten getanzt und zog ſich dann mit der Bitte, ſie mit ihrem Fräulein allein zu laſſen, in ihre Gemächer zurück. Dieſe Bitte war für den König Befehl; ein ſtrenges Gebot ging von ihm aus, die Königin, die ſich der Andacht zu weihen gedenke, mit nichts zu ſtören. Schon jubelte der Erzbiſchof Gerlach, deſſen junges Blut heiße Wünſche peitſchten, in ſtill glühender Bruſt, und erwartete jeden Augenblick irgend einen Wink zu erhalten, der ihn auf nächtlichen Pfaden in die verlangenden Arme Anna's führen ſollte, aber es erſchien kein ſüßer Liebesbote, kein Zeichen gelangte an ihn, und verdrießlich ſuchte er ſeinen ſtillen Ärger im Becher zu erſäufen.

Dymar ſtand zur bezeichneten Stunde an der von Lampenlicht erhellten Pforte des Pallaſtes und wartete mit ungeduldig klopfendem Herzen, in ſeinen Mantel gehüllt, des räthſelhaften Mönchs. Mißtrauiſch, hatte er ſich mit Waffen wohl verſehn, um ſich gegen jeden Angriff zu ſchützen; denn wenn er auch ahnete, daß die Beſtellung von der Königin ausgehe, ſo konnte er doch nicht wiſſen, ob es in guter oder böſer Abſicht geſchehen ſei, und was Anna überhaupt gegen ihn im Schilde führe.

Der Mönch kam und führte ihn ſchweigend an das Ufer des Rheins. Eine Barke lag dort, worin auſſer dem Schiffer nur eine verhüllte Geſtalt ſaß. Dymar zauderte, als ihn der Mönch antrieb, in das Fahrzeug hinabzuſteigen. Der Kloſterbruder ſchien ihn zu errathen. „Kann Euch ein ſchwacher Schiffer und ein noch ſchwächeres Weib etwas zufügen?“ ſagte er. „Euer Zaudern macht Euerm Rittermuthe keine Ehre.“ Dymar ſtieg hinab, doch nicht ohne Beſorgniſſe. Was halfen ihm Muth und Waffen im Kampfe mit den Wellen, in die er von dieſer zerbrechlichen Barke ſo leicht geſtoßen werden konnte? Doch er war ſtets ein guter Schwimmer geweſen, und ſich auf ſeine Kraft verlaſſend, trat er in das Schifflein, welches ſogleich vom Ufer abſtieß.

„Ich kann Euch nicht ſchelten wegen Eurer Vorſicht, Ritter Dymar,“ redete ihn eine ihm gar wohl bekannte Stimme an, „aber ich ſchwör' Euch zu, ſie iſt hier gänzlich überflüſſig, und Ihr könnt von ſonſt her wiſſen, daß ich Euch niemals belogen oder falſch berichtet, im Gegentheil müßt Ihr, wenn ich anders meine Verdienſte um Euch geltend machen darf, Euch überzeugt halten, daß ich ſtets Euer Beſtes gewollt, und Euch förderlich und dienſtlich geweſen bin, wo ich nur gekonnt habe. Fürchtet alſo nicht, daß man Euch ein Leid anzuthun gewillt ſei — dafür bürge Euch meine Perſon — glaubt vielmehr, daß man Verlangen trägt, Euch zu gewinnen und Mißverſtändniſſe auszugleichen, was Euch für die Folgezeit von nicht geringem Nutzen ſein dürfte.“

„Beate!“ rief Dymar erſtaunt und wollte ſich in lauten Ausbrüchen dem Zuge ſeiner Verwundrung — vielleicht nur einer geheuchelten — hingeben, als ſie ihn durch Zeichen bedeutete, ſich zu mäßigen und warnend auf den Schiffer hinwieß. „Leiſe, wenn ich Euch bitten darf!“ ſagte ſie, ſeinem Ohre wieder näher, mit flüſternder Stimme.

„Beate,“ fuhr Dymar eben ſo fort, „wer hätte voriges Jahr glauben ſollen, daß es alſo mit uns kommen würde! Ach, um dieſe Zeit des verwichnen Jahrs lebte und ſchwelgte ich noch in goldnen Träumen der Zukunft; was jetzt geſchehn, iſt ein bittrer Hohn auf ſie."

„Ihr ſelbſt ſeid in einer ſehr bittern und gereizten Stimmung, Herr Ritter," koſete Beate, „und das iſt nicht die, welche ich an Euch wünſche und die Euch überhaupt Vortheil bringen könnte. Das Geſchehene iſt das Unvermeidlichſte, das Unabänderlichſte, und die höchſte menſchliche Weisheit beſchränkt ſich darauf, die Vergangenheit als eine faulende Leiche unangerührt liegen zu laſſen, mit der Gegenwart, der friſch blühenden Jungfrau, zu buhlen und in ihrer Umarmung die Zukunft als lächelndes kräftiges Kind zu zeugen. Laßt Euch nicht mehr anfechten, was geſchehn iſt; es wäre ja jedes Quentlein Harm ſoviel als ein Centner Thorheit. Ergreift die Gegenwart, Ritter, zwingt ſie Euch zu willen zu ſein; zieht allen möglichen Vortheil von ihr, und gebt Acht, welch fröhliche Zukunft ſie Euch gebiert! — Die Königin iſt Euch Verbindlichkeiten ſchuldig, große Verbindlichkeiten, und wahrlich! ſie iſt mit Herz und Hand bereit, dieſelben zu löſen. Und Euch in Kenntniß zu ſetzen, daß ſie nicht Eure undankbare Schuldnerin bleiben will, hat ſie ſelbſt dieſe nächtliche Rheinfahrt angeordnet. Das Nähere werdet Ihr bald erfahren. Wenn Ihr Euern Vortheil nun recht klug benutzt, ſo könnt Ihr am kaiſerlichen Hofe eine Laufbahn machen, wie Ihr ſie ohne dieſe wunderbare Fügung des Geſchickes wohl ſchwerlich jemals gemacht haben würdet.“

Dymar ſaß in düſtres Hinbrüten verſunken und ſtarrte in die dunkeln Waſſer, welche rauſchend des Schiffes Kiel umzogen. Er ſchien die Wahrheit deſſen einzuſehen, was Beate ihm ſo eindringlich vorſtellte, aber ein finſtrer Schleier von Schwermuth hing über ſeiner Seele, und ließ keinen lichten Gedanken darin aufkommen, und wenn er auch nur der einer gewöhnlichen Klugheitsberechnung geweſen wäre. Deshalb ſeufzte er aus tiefer Bruſt herauf: „Ja, wem das Alles ſo klar wäre, wie Euch, mein Fräulein! Es iſt gar ſchlecht mit mir beſtellt, wenn ich mein beſſeres Loos meiner Schlauheit verdanken ſoll. Ich fühle, daß Ihr recht habt, und daß, wenn ich ſchlau genug wäre, mein früheres Verhältniß zu Anna mir glänzende Tage bereiten müßte. Aber wahrlich! ich verſtehe davon nichts; ich weiß nicht, wie ich's beginnen, wie ich's durchführen ſoll. Ihr gegenüber werden mich Schmerz und Unmuth überraſchen —“

„Das iſt's, was Ihr auf alle Fälle vermeiden müßt,“ unterbrach ihn hier Beate, „dies würde Euch von dem ſchönen Ziele, das Euch winkt, nicht nur gänzlich entfernen, ſondern Euch ſogar auch in die größte Gefahr bringen.“

„Ihr nehmt warmen Antheil an meinem Schickſale, Beate.“

„Ich habe ihn ſtets genommen. Ihr habt nur nie Augen für die Leute und ihre Bemühungen, die Euch wohl wollten, und habt nie auf guten Rath gehört. Es ſtände ſonſt alles anders.“

„Beate, ich war undankbar gegen Euch; ich ſeh es ein — leider zu ſpät.“

„Warum zu ſpät?“ Ermannt Euch, handelt, folgt den Winken, die ich Euch gebe und Ihr werdet bald gute Früchte ſehen. Vor allem aber ſchlagt Euch die unglückliche Leidenſchaft zu der ſchönen Müllerin aus dem Sinn; ſo lang Ihr an dieſem Bilde hängt, wird's niemals etwas Rechtes werden.“

Dymar erſchrack bei Erwähnung dieſes Namens, doch antwortete er darauf nicht. Vielmehr fuhr er nach einer Pauſe fort: „Alſo wollt Ihr Euch die Mühe nicht verdrießen laſſen, mich in dem und jenem zu unterrichten, mir unter die Arme zu greifen, meine Unbeholfenheit mit Eurer Schlauheit zu unterſtützen?“

„Ich will! Seid nur ein gelehriger oder vielmehr folgſamer Schüler.“

„Ihr werdet einen folgſamen und dankbaren in mir finden.“

Und ſogleich begann ſie ihn mit klugem Worte zu belehren, wie er ſich dieſen Abend der Königin gegenüber zu benehmen habe, ſie legte ihm ſogar die Worte in den Mund, die, der Schwachheit der Königin angepaßt und auf ſie berechnet, ihre Wirkung nicht verfehlen durften. Dymar ſuchte ſich dieſe Vorſchriften, ſo gut es gehen wollte, ins Gedächtniß zu prägen und ſie ſich anzueignen, ſo ſehr ſich auch ſeine innerſte Natur dagegen ſträubte.

Der Kahn hatte ſich noch nicht weit von der Stadt entfernt, als er wieder anlegte. Beake reichte Dymarn die Hand und führte ihn ſicher bergauf, ſo viel er erkennen konnte, durch einen Weinberg. Bald ſtanden ſie vor einem mäßigen Winzerhauſe; auf Beates Pochen wurde geöffnet, und beide traten hinein. Nicht lange darauf ſtanden ſie in einem hellerleuchteten Zimmerchen, deſſen Fenſterladen ſorgfältig verſchloſſen waren, und vom Lotterbette erhob ſich eine verſchleierte Dame. Sie ſchlug den Schleier zurück, und Dymars Augen wurzelten in den Augen der Königin.

„Dymar,“ begann Anna ſogleich mit dem alten vertraulichen Tone, „ich muß mit dir reden, mein Herz drängt mich. Ich habe dir weh gethan, allein mein Wille hat das weniger verſchuldet, als die gebietende Macht der Verhältniſſe. Ich bin geſinnt, dir zu erſetzen, was ich vermag, dich reich und mächtig zu machen. Gib mir deine Hand und ſei mir ferner nicht mehr feindſelig geſinnt.“

„Ich bin Eurer durchlauchtigſten Gnaden ergebenſter Diener, und zu allem bereit, was Ihr von mir wünſcht und begehrt,“ verſetzte Dymar, ſeiner eingelernten Rolle gemäß, ſüß lächelnd, obgleich ihm das Herz blutete.

„Um Gottes und aller Heiligen Willen!“ ſchrie Anna auf. „Nicht dieſe kalte höfliche Ehrerbietung; ſie klingt mir wie der furchtbarſte Hohn in deinem Munde. Dir allein gegenüber oder nur im Beiſein unſrer Beate will ich nicht die Königin, will ich nur deine Anna, möchte ich gern deine geliebte Anna wieder ſein. Kannſt du mir meine Bitte verſagen?“

„Meine Anna,“ ſagte Dymar mit kalter erheuchelter Freundlichkeit, „ſo du mir es erlaubſt, bin ich wieder der Alte. Mein Herz iſt dir ja noch eben ſo ergeben, ſchlägt dir noch mit demſelben Verlangen entgegen, glüht dir noch mit derſelben Glut, wie ſonſt.“ Beate winkte dem guten Schauſpieler ihren Beifall zu.

„So recht!“ jauchzte die Königin. „Das ſind doch Worte meines theuern Freundes, Worte, die wieder ein Mal aus deinem Herzen kommen, Dymar. Die Ehe iſt ja nur eine todte Form, aber die eiſernen Verhältniſſe der Menſchen gegeneinander ſind aus nichts als todten Formen zuſammengebaut. Wir müſſen uns ihnen fügen; denn ſie ſind der Boden auf dem wir fußen. Wollen wir uns ihnen entziehen, ſo verliert das Leben ſeinen Halt, und wir ſtürzen ins Bodenloſe hinab. Für freie Geiſter gibt es nur ſcheinbar eine Form; nähern ſie ſich, fließen ſie in einander, ſo ſtreifen ſie das enge Zwangskleid ab. Die Ehe mit dem langweiligen, ſüßelnden, gelehrten König Karl gilt mir nichts. Ich muß lachen, wenn ſeine Kraftloſigkeit ſich in einem Zuſtande befindet, der ihm beliebt, heiße Liebe, ſüße Minneglut zu benennen. Ich weiß die Urſachen, weshalb er mich gefreit, ich kenne die, weshalb mein Vater mich ihm gab; wozu alſo noch groß Weſen um ſolche Sache? Mein ſtiller Minnedienſt gehört meinem Freunde, dem zärtlichen Ritter, dem ich ihn ſonſt ſchon geweiht."

Und ſo, die unedle Flamme nährend, die in ihr emporgelodert war, ſchmiegte ſie ſich an den in ihrer feurigen Umarmung einſt ſo glücklichen Mann, nicht ahnend, daß ihm wohl bekannt war, wie ſie vor kurzem noch den Morddolch für ihn — und um welchen Preis — zu erkaufen gedacht, nicht ahnend, daß Dymar gerade von jenem kecken

Mörder, dem Pfauenſchwanz, an den Erzbiſchof Gerlach empfohlen und bereits des Letztern innigſter Freund und Vertrauter geworden war. Das Herz ſchwoll ihm vor Schmerz, Gift und Galle, aber er bezwang ſich und heuchelte Annen Freundlichkeit. Dieſe Faſſung hatte er allein Beates Anweſenheit zu verdanken, welche ihm ſtets von neuem Muth zuwinkte. Aber Anna gedachte in Dymars Armen eine ſüße Minneſtunde zu feiern und Beate mußte ſich auf ihren Wink entfernen.

„Mein trautes Bübchen!“ flüſterte ſie warm. „Der ſchwache Karl ſoll dich mit Gnadenbezeugungen überhäufen. Du ſollſt der geehrteſte, der reichſte aller Ritter werden an unſerm Hofe, und die Huld der Königin ſoll unter güldnem undurchdringlichen Schleier, dir ſtets als höchſtes Kleinod das Leben verſüßen.“

„Verſprich nicht zu viel!“ warnte Dymar. „Schon ſonſt haſt du mir verſprochen, und —“

Sie hielt ihm den Mund zu: „Schweig'!“ flüſterte ſie. „Beim raſchern Pulsſchlag dieſes ſeligen Augenblicks! erwähne deſſen ferner nicht. Biſt du durch mich zu Schaden gekommen, wohlan! ſo bin ich im Stande, dir Alles zehnfach zu erſetzen. Und ich will's, ſo wahr dich mein Herz allein als meinen Gatten anerkennt!“

„Alles erſetzen? Alles wiedergeben, was du mir geraubt haſt?“ fragte Dymar mit ſchneidender Kälte. „Können der Glanz, die Ehre, die heimliche Gunſt, womit allem du mich zu beglükken gedenkſt, mir auch das kindliche Vertrauen erſetzen, was ich ſonſt in der Bruſt trug, die Unſchuld wieder geben, die du mir geſtohlen, den ſüßen Frieden wieder erſtatten, der von dir auf ewig aus mir verſcheucht wurde? Sieh, ich war ehrlich und treu, ein rechtes ritterliches Blut, als du mich an deine wogende Bruſt zogſt; da war ich auf dem Wege an deiner Hand ein Halbgott, ein Heiliger zu werden; du hätteſt aus mir einen Ritter ohne Furcht und Tadel bilden können: und was haſt du aus mir gemacht? Was iſt durch den vertrauten Umgang mit dir, was endlich durch das gräßliche Spiel, welches du mit mir getrieben, aus mir geworden? Ich ſchaudre vor mir ſelbſt! Ich möchte mit meinen Nägeln in meine Bruſt greifen und wühlen, und mir das Herz herausreißen und es dir vorwerfen. Ein ſchlechter verworfner Menſch bin ich geworden, gemeinen Trieben ergeben und zu nichts Beſſern mehr fähig. Du haſt mich verdorben, Anna. Gieb mir mein reines Leben wieder, unwürdiges Weib! Ha! du kannſt es nicht! Das kann die Königin des heiligen römiſchen Reichs nicht!

Schwaches, elendes Geſchöpf! Wohlan, ſo ſchenke auch deine Gunſt dem geliebten Gerlach von Mainz und dein Geld dem für mich gedungnen Mörder, damit er mich niederſteche, wenn du es nicht vorziehſt, ihm den verſprochnen Lohn zu zahlen."

Dymar war im wilden Feuer der Rede aufgeſprungen, Anna hatte ſich das Geſicht verhüllt. Ein sataniſches Gelächter brach aus ihrem weitaufgeriſſenen Munde hervor. Ihr Geſicht verzog ſich zur ſcheußlichſten Fratze. Der hohnlachende Geſang der Furien erſchallte in Triumphesweiſe aus ihrer Kehle. In verzweifelter Angſt ſtürzte Beate herein und warf ſich über die Königin her, indem ſie Dymarn zurief: „Unſeliger, was habt Ihr gethan? Ihr habt ſchlecht Wort gehalten. Euer Verderben komme über Euch."

Aber er hörte nicht mehr, ſondern ſtürmte, wie ſinnverwirrt aus dem Winzerhäuschen — das der Königin eigenthümlich zugehörte — und eilte mit Sturmſchritt der Stadt zu.

## Funfzehntes Kapitel.

Die Nacht flocht ihre grauen Gewebe um die Thürme und Giebel der Stadt Frankfurt. Das ohnedies dürftige Leben verſtummte vollends in den Straßen, und nur die in ſchwarzes Leder über und über gekleideten Kranken- und Todtenwärter ſchlichen durch die öden Straßen und zerrten mit eiſernen Hacken die mit Todten beladenen Schlaufen ſich nach, ein gräßlicher Anblick, der dadurch noch grauſiger wurde, daß dieſe Wärter ſchwarze Filzlarven vor dem Geſichte trugen, an deren Mund und Naſenöffnungen ein in ſtarkem Weineſſig von Zeit zu Zeit geſättigter Schwamm befeſtigt war.

Auſſerdem hörte man wohl noch das Ächzen und Stöhnen, der an fürchterlichen Qualen darnieder liegenden Peſtkranken — der Wandrer floh, von Schrecken erfaßt, ſcheu vorüber — ſonſt alles öde und ruhig in den ſonſt ſo lebendigen Straßen.

Die Glocken wimmerten den Ruf der Mitternachtsſtunde über die Stadt hin; kaum war ihr trauriger Klang verhallt, als ſich dicht am Eſchenheimer-Thorthurm, innerhalb der Stadt, ein ſchwacher Geſang zur Begleitung einer Zither hören ließ. Es war eine wankende Mannsſtimme, welche die klagenden Töne mit Mühe und ohne den eigentlichen und nöthigen Ausdruck zu erreichen, ſich mehr abquälte, als ſie ſang; der greiſe Sänger ſchien auch für jetzt eine ganz andre Wirkung als das Ergötzen ſeiner Zuhörer zu beabſichtigen; denn in der That ſtand er ganz allein an das alte Mauerwerk des verſchloſſenen Thores gelehnt, und lauſchte je zuweilen an der Höhe des Thurmes empor, gleichſam als zweifle er laut genug geworden zu ſein, und dann blickte er wieder beſorgt zum Hauſe des Thorwart und einem andern nahgelegnen Hauſe hin, gleichſam als fürchte er doch zu laut geworden zu ſein. Noch aber hatte er nicht die dritte Stanze ſeines Liedes abgeleiert, als er von oben ein Geräuſch vernahm und beim Wiederaufſchauen an dem einen der vergitterten Löcher einen weißen Gegenſtand erblickte. Der Sänger gab ebenfalls ein Zeichen mit einem Tuche, das Zeichen wurde oben erwiedert. — Dies war für dieſe Nacht genug. Der Sänger winkte mit dem Tuche noch einige Male, was jener oben wohl zu verſtehen ſchien, und ging dann, um in der grauen Katze in der Thöngesgaſſe ſein Lager aufzuſuchen.

Genau um dieſelbe Zeit in der folgenden Nacht war der alte Sänger wieder am Thurme, dies Mal aber in Begleitung eines jungen rüſtigen Geſellen. Die Saiten erklangen, der Geſang zitterte durch die Luft, aber kaum waren zwei Accorde davon verhallt, als oben das Zeichen gegeben wurde, und der Sänger ſchwieg. Der Andre zog eine Schleuder hervor, legte ein um einen Stein gewickeltes Knäul Bindfaden darein, und warf daſſelbe dem Thurmfenſter zu. Es glückte nicht ſogleich, das Knäul hineinzubringen, doch nach mehrfachen Verſuchen fing es endlich der Gefangne. Er ließ hierauf ein Ende des Bindfadens herab, an welches eine Säge und ein Paar ſcharfe Feilen gebunden wurden, die er hinauf zog; dann gingen die beiden wieder in die Katze.

In der dritten Nacht ſchleppten ſie ein langes Seil an den Thurm; der Bindfaden kam herab, das Ende des Seils wurde daran gebunden und hinaufgezogen. Das Seil reichte nicht ganz an die Erde herab, es blieb vielmehr eine beträchtliche Höhe. Der Gefangne befeſtigte das Seil oben ſo gut es gehen wollte, und begann dann nicht ohne große Verwegenheit aus dem Fenſter zu ſteigen, deſſen Eiſenſtäbe er durchgefeilt hatte. Das Seil hatte er ſich doppelt um den linken Arm geſchlungen, mit der rechten Hand half er ſich hinaus und ſtemmte die Füße gegen den Thurm. Langſam machte er auf dieſe Weiſe den Marſch hinab. Schon war er weit über die Hälfte des gefährlichen Wegs, als er ausglitt oder die Hände plötzlich von Krampf angegriffen, ihm den Dienſt verſagten, und er zu ſeinem eignen, ſo wie zum Schrecken ſeiner Befreier, pfeilſchnell hinabſchoß. Stöhnend ſtürzte er hart auf den Boden nieder, die beiden Andern eilten ſogleich hinzu, um ihm auf die Beine zu helfen, aber er war betäubt und gab weiter kein Lebenszeichen von ſich, als ein konvulſiviſches Wimmern, welches ihm der grimmigſte Schmerz auspreßte.

„Pfauenſchwanz,“ ſagte der alte Sänger zu ſeinem jungen Gefährten; „ich denke, unſer wackrer Härt hat das letzte Brot gegeſſen.“

„Es ſcheint mir ſelbſt, als habe dein Witz diesmal das rechte Fleck getroffen, alter Froſchgeſang,“ verſetzte dieſer, „und neben dem Übelſtande, daß wir den reichen Lohn für ſeine Befreiung verlieren, ſehen wir uns in eine große Verlegenheit verſetzt, nämlich nicht zu wiſſen, wohin mit dieſem halbtodten Manne. Hier liegen laſſen, können wir ihn auf keinen Fall; ja, wenn er ganz todt wäre, ſo möchte er liegen und auf einer Peſtſchlaufe mit fortgeſchleppt werden, aber ſo giebt er doch noch Athem und Stimme von ſich und könnte vielleicht gerettet werden. Härt! Härt!“ rief er jetzt zu dem Ohre des am Boden liegenden Mannes gebeugt, aber nur ein ſchmerzliches Stöhnen war die Antwort.

„Wir dürfen nicht länger hier verweilen,“ fuhr der Pfauenſchwanz fort, „wir wagten unſer Leben, ohne von der Peſt angeſteckt zu werden. Faß an, Froſchgeſang und hilf mir den Alten auf meinen Rücken laden. Ich trag' ihn ins Beguinenhaus in der Fahrgaſſe, wo er ſchon ein Mal gelegen, als ihm der edle Schöff zum Paradeis den Buckel hatte zerdreſchen laſſen. Die frommen Schweſtern mögen zuſehen, wie ſie mit ihm fertig werden; unſre Rechnung iſt falſch und unſer Bleibens nicht länger in dieſer peſtdampfenden Stadt.“

Und dahin trollte er mit der ächzenden Laſt, daß ihm der Froſchgeſang kaum zu folgen vermochte. Die Schelle am Beguinenhauſe erklang, die Thüre wurde geöffnet, der Pfauenſchwanz ladete ſeine Laſt auf ein Bett ab, berichtete kurz, daß dieſer Mann einen gefährlichen Sturz gethan habe, und machte ſich dann eilends davon. Eine der barmherzigen Schweſtern kam herbei, das Gebreſte des Verunglückten zu unterſuchen, aber ſie bebte zurück, als ſie ihm ins Geſicht geſehen, und rief: „Wie? biſt du es ſchon wirder, Unglückſelger, oder iſt's dein mich äffend Geſpenſt? Ich hoffte und glaubte, dir niemals mehr zu begegnen, ach! und ſchon wieder tritt dein Schreckbild vor mich. Doch klage nicht, Barbara, thue deine Pflicht getreu auch an dem Manne, der dir dein ganzes Lebensglück geraubt, der dich namenlos elend gemacht hat.“ Und die bleiche Nonne neigte ſich zu ihm, entkleidete ihn mit Hülfe der Magd und fand, daß er das linke Bein gebrochen habe. Emſig that ſie was noth war, ſchickte nach Meiſter Freidank, dem Arzt, ihrem alten Freunde, und bereitete nach ſeiner Vorſchrift Salben, Pflaſter und Arzneien.

Erſt gegen Morgen kam der räthſelhafte Bärenführer, Härt Betz — oder, um ihn genauer und richtiger zu bezeichnen — der Pater Dominik wieder zum Selbſtbewußtſein, und traute ſeinen Augen kaum, als er in Barbara's gramzerwühltes Geſicht ſah. Er fuhr zurück und meinte zu träumen, aber die Schmerzen an ſeinem Beine und die tröſtende Zuſprache der ihm wohlbekannten Beguine überzeugten ihn bald von der Wirklichkeit ſeines Zuſtandes.

„Barbara,“ ſtammelte er, „ich weiß nicht, wie ich in dies Haus gekommen bin, aber ein bös Geſchick treibt mich immer hierher. Ich habe kein Recht an deine Milde und doch bin ich gezwungen, ſie oft in Anſpruch zu nehmen.“

„Wie die Sonne allen Kindern der Erde leuchtet, wie Gottes Liebe alle beglückt, ſo auch wird die Barmherzigkeit, deren Ausübung meine Pflicht iſt, jedem zu Theil, der ihrer bedarf. Ich bitt' Euch, laßt alles Andre unberührt, ſonſt ſeh' ich mich genöthigt, eine meiner Schweſtern zu Eurer Pflege zu beſtellen.“

„Ach!“ ſeufzte der Mönch aus tiefer Bruſt,

„ich kann nicht. Ich brauche mehr als deine Milde, die du allen ſchenkſt, wie die Sonne allen Licht und Wärme; ich brauche deine ganze Großmuth, ſoll ich nicht verderben. Barbara, ich bin vom Eſchenheimer Thurm entſprungen, wo ich im Gefängniß ſaß; ſchon waren die beſten Anſtalten zu meiner Hinrichtung getroffen und ich moderte vielleicht jetzt ſchon, wenn die Peſt nicht den Spruch meiner Richter verzögert hätte.“

„So ſeid ihr der Graf von Veldenz, der im Storch beim Juden gefangen wurde?“ rief Barbara.

„Ich bin's,“ verſetzte Dominik. „Wirſt du mich meinen wüthenden Feinden, den Franciscanern, verrathen, Barbara? Ich weiß, du biſt ihnen zugethan.“

„Ich verachte dich mit deiner ängſtlichen Frage, ſchlechter Menſch!“ ſprach die Nonne entrüſtet. „Aber ich werde dich ſogleich in eine abgelegne, ſchier geheime Kammer bringen laſſen, die keines Fremden Fuß jemals betritt; dort biſt du vor allen Nachſtellungen und Verrath ſicher.“

„Ich wußte ja, welch eine edle Seele in dir wohnt,“ greinte der Mönch, aber die Nonne wandte ſich mit Abſcheu von ihm, ließ ihn in jenes Kämmerlein bringen, welches dicht an das Laboratorium — worin ſie oft arbeitete — ſtieß, und wartete ſeines Gebreſtes nach wie vor mit ſtummem Eifer.

Die Flucht ihres Feindes brachte die ganze Mönch- und Prieſterſchaft Frankfurts in Bewegung; vergebens waren alle koſtbaren Anſtalten zur Hinrichtung, vergebens die Freude der Mönche und des trefflichen Ananias, vergebens der Ärger über deren Vereitlung. Der ſchwarze Tod ſorgte dafür, daß die Sache bald in Vergeſſenheit gerieth; denn wenn der Menſch ſtets mit arger Sorge um ſich ſelbſt beſchäftigt iſt, wenn der Tod ihm ſtets zur Seite geht, da lernt er gar bald alle andern irdiſchen Dinge vergeſſen.

Tage kamen und gingen, Wochen verſtrichen; die Heilung des Beinbruchs ging nur ſehr langſam von Statten; Dominiks Alter und böſe Säfte waren faſt unüberwindliche Hinderniſſe der Kunſt und Pflege des Arztes und der Beguine. Der rachſüchtige Mönch ſchlug ſich Tage lang mit ſeinen ſchwarzen Gedanken herum, während die Schweſtern des Hauſes die Stadt durchwanderten und Labung, oft Hülfe an das Schmerzenslager der Peſtkranken trugen. Da zeigte ſich recht ihr frommer Sinn in der That und Wahrheit. Aus ſechs Häuſern der Beckharden und Beguinen gingen täglich eine Menge barmherziger Brüder und

Schweſtern aus, und thaten, umweht vom Gifthauch des Todes, unverdroſſen ihre fromme Pflicht. Wohin kein andrer Menſch ſich wagte, wohin kein Arzt zu bringen war, da traten ſie mit freudigem Gebet hinzu, und reichten den vom wüthendſten Durſt gemarterten, von allen Angehörigen verlaſſnen Peſtkranken Labung und Beiſtand. Sie verſchloſſen ihre Häuſer nicht wie die andern Mönche und Nonnen, die ſich beſſer dünkten, als die armen Beckharden und Beguinen, ſie verweigerten ihre Hülfe keinem, ſie blieben getreu bis in den Tod. Zwar kehrte mancher der edlen Brüder, manche der trefflichen Schweſtern Abends nicht wieder zurück, oder mit dem Tode in der Bruſt, zwar ſtarben einige dieſer Häuſer ganz aus, aber der Himmel, der die große Noth über das Menſchengeſchlecht geſchickt, hatte auch mitten unter Rohheit und Grauſamkeit eine Menge weicher mitleidiger Herzen geſchaffen, die, willig und wie von der Stimme Gottes ſelbſt gerufen, mit Aufopfrung ihrer ſelbſt, den leidenden und ſterbenden Brüdern zu Hülfe eilten: meiſt war der Tod ihr Loos, und doch füllten ſich die Häuſer der barmherzigen Chriſtenheit immer wieder von neuem.

Die Kunde von des Böhmenkönigs Karl ehelicher Verbindung mit der pfälziſchen Prinzeſſin, und der damit verknüpfte Abfall des Kurfürſten Rudolf von der Partei des Königs Günther, welche in Frankfurt vom Könige bis zum gemeinſten Manne zuerſt das höchſte Erſtaunen, dann den höchſten Unwillen erregt hatte, war auch in die einſame Zelle des breſthaften Pater Dominik gedrungen. Meiſter Freidank erwähnte die Sache ein Mal als etwas längſt Bekanntes, und da der höchlich erſtaunte alte Mönch nichts davon wußte, erzählte der Arzt den Verlauf der Begebenheit, und ſchloß ſeine Rede damit: „Ja, der ſchlaue Karl hat unſern Günther an einer Seite angegriffen, wo's Niemand vermuthet hat. Die Sache wird bedenklich; man flüſtert ſich einander zu, daß bereits mehre von den Baiernfürſten von Karl gewonnen wären, und jetzt iſt er mit all ſeinen Anhängern, die ſich in der kurzen Zeit, ſeit ſeinem Beilager, ins Unglaubliche vermehrt haben, ſamt ſeiner jungen Frau in ungeheuerer Pracht in Speier auf einem großen Tage zuſammen geweſen und hat mit ihnen beſchloſſen, ein großes Heer gegen Günther zuſammenzubringen, welches den erſten Mai bei Frankenthal, zwiſchen Worms und Speier, ſchlagfertig ſtehen ſoll. Da werden wir denn ſehen, was ſich begeben wird. Trotz der Peſt iſt König Günther auch nicht faul geweſen; ein tüchtig Heer ſteht theils hier, theils in Sachſenhauſen und auf den Dörfern umher. Und was Günther vermag, haben wir an den Friedbergern geſehen, die er gar bald zu Paaren getrieben. Ich glaube, es wird ſcharf zugehen; denn Günther hat geſchworen, eher das Leben zu laſſen, als die Krone. Die lützelburgiſchen Narrn hatten ihm auch eine Einladung nach Speier geſchickt, und an dreißig Fürſten und Grafen haben ſie unterſchrieben, d. h. ſie hatten dem Grafen Günther von Schwarzburg durch einen eignen Brief wiſſen laſſen, er ſolle den 25. März, als dem Tage der großen Verſammlung, in Speier erſcheinen und ſich mit dem Könige Karl vergleichen. Der König zerhieb in des Boten Beiſein den albernen Brief mit ſeinem Schwerte, und ſchickte dem Karl dafür eine Abſchrift ſeiner am 10. März erlaſſnen Urkunde gegen die von Avignon aus gegen ihn ergangnen Drohungen. Ernſt und entſchloſſen, frei und unumwunden erklärt unſer edler großer Günther darin, wie es ſein feſter Wille ſei, den Anmaßungen des päpſtlichen Übermuths durchaus nicht nachzugeben. Darin ſtehen Worte, die in Stein gegraben zu werden verdienten, wie ſie freilich ein Karl nicht ſprechen kann. Hört nur, die Kraftſtelle aus der Urkunde hab' ich mir abgeſchrieben, und trage ſie ſtets mit mir herum. Und ein Pergamentblatt aus ſeinem faltigen Rocke ziehend, las er: „Da unſer Vorfahr, der hochſelige Kaiſer Ludwig, ein Geſetz gegeben, daß dem zu Frankfurt von allen oder den meiſten Kurfürſten zum römiſchen König Erwählten vollkommne und jegliche Macht und Verwaltung des Reichs ſchon vor der päpſtlichen Genehmigung zuſtehe, ſo erneuern und erklären wir dieſes Geſetz für gültig auf ewige Zeiten; beſchließen ferner, daß jedes Verfahren gegen daſſelbe nichtig geweſen und nichtig ſei, daß alle Handlungen und Lehrſätze der römiſchen Päpſte, die ihm widerſtreiten, mit der chriſtlichen und apoſtoliſchen Glaubenslehre unvereinbar, da ja, zufolge aller göttlichen und menſchlichen Rechte, der Papſt ſelbſt dem Reiche unterworfen ſein muß, und es bekannt, daß in zeitlichen Dingen weder ihm, noch ſonſt Jemand auf Erden, der Kaiſer untergeordnet. Welch ein Übermuth, welch eine neue, unerhörte Tyrannei, daß des römiſchen Reiches Oberhaupt, der durch geſetzmäßige Wahl erkohrne Schutzherr der öffentlichen Freiheit, der Freiheit beraubt, daß der, deſſen Alles iſt, nicht ſein eigen ſein ſoll!“

„Dieſe Worte mögen denen in Speier ſcharf in die Naſe gefahren ſein,“ fuhr der alte geſprächige Arzt fort, „und ſie können daraus ſehen, mit wem ſie's zu thun haben. Ich bin mit dem Gerlach von Naſſau ſogar verwandt, aber ich kann mir nichts aus ihm und ſeinen Freunden machen." — Der gutmüthige Alte plauderte noch weiter fort; er ahnete nicht, zu wem er das Alles ſprach. Der Mönch war in ein dumpfes Hinbrüten verſunken, und gab nur wenig Worte dazu; nur als der Arzt das Pergament wieder zu ſich ſtecken wollte, ſtreckte Dominik die Hand darnach aus, und bat, ihm das Blättlein noch eine kleine Zeit zu überlaſſen, damit er ſich daran ergötze. Der Meiſter willigte gern ein und entfernte ſich. Dominik lag lange ſtarr und regte weder ein Glied, noch ein Auge; auf ſein Geſicht war eine dunkle Röthe geſtiegen. Allmälig erwachten ſeine Lebensgeiſter von dem Schreckensſchlag, und die erſt innerlich getobt, raſeten nun entbunden nach Auſſen. Zuerſt trat ein weißer Schaum vor des alten häßlichen Mönchs Mund, knirſchend biß er die Zähne aufeinander, ſeine ſchwarzen Augen rollten, wie Fackeln, die der Mordbrenner ſchwenkt, um ihre Glut anzufachen, um dann mit ihnen die Stadt anzuzünden; ſeine Fäuſte ballten ſich, wüthend fuhr er endlich empor und rief mit halb erſtickter, wuthgepreßter, weinender Stimme: „Fluch! Tauſendfacher Fluch dir, elender Karl, ſamt deinem ſchlechten buhleriſchen Weibe! Ha, muß ich das erleben! Iſt das die endliche Frucht meiner mühevollen Beſtrebungen! Iſt das die gehoffte Befriedigung meiner Rache! O ich möchte mein eignes Fleiſch anfallen und auffreſſen: Karl und die Baiern vertragen ſich, Karl freit die Anna! Hahaha! Iſt's nicht luſtig! Und ich kann hingehen und an meiner Täuſchung kauen, bis ich daran erwürge. Ich bin nun überflüßig! König Karl und ſeine Freunde brauchen mich nicht mehr; ſie gelangen durch andre Mittel ſichrer zum Ziele, als ich ihnen geben kann. O über den alten Narrn, der ſeine Tage hingeopfert, um dies übermüthige wittelsbachſche Geſchlecht zu demüthigen, zu ſtürzen! O über den Blödſinn, der nur dazu geholfen hat, ſie, die falſchen Buben, noch mehr zu erhöhen! O hätt' ich doch ſtatt des Beines dieſen alten Kopf am Boden zerſchlagen, daß dem mir unnützen Leben ein Ausweg gebahnt worden wäre! Mich ekelt es an. — — Doch nein! ich will den Reſt meiner Tage noch benutzen, die nun noch unbändiger in mir tobende Racheglut zu kühlen! Jetzt gilt es nicht Euch allein, Ihr Baiern, dir, thörichter Günther, Euch, Ihr Frankfurter Fröſche! Jetzt gilt es auch dir, Karl, und deinen Anhängern! Jetzt gilt es der ganzen Welt. Ich will Mittel ausfindig machen, dem ſchwarzen Tode etwas zu Hülfe zu kommen; ich will der Diener und Knapp der Peſtilenz ſein. Mord und Tod will ich in Euere Häuſer tragen, ihr Schurken alle; ja ich haſſe jetzt Alles, was ein menſchlich Angeſicht hat. Fluch! Fluch! Tauſendfacher Fluch über die Brut! Raffe ſie nicht Alle hinweg, große Vergelterin, Peſt, damit auch mir etwas zu morden übrig bleibe. Laß uns einen Bund ſchließen, herrliches Ungeheuer, daß wir das Gezücht zuſammen vertilgen. Geht nur, ihr barmherzigen Schweſtern, ich ſegne Eure Gänge an das Bett der Kranken; ihr ſpart für meine Mordluſt!“ — Alſo raſete der Schreckliche, in deſſen Seele nun die tiefſte und gräßlichſte Mitternacht hereingebrochen war. — Und wenn auch ſeine grenzenloſe Wuth die lauten Ausbrüche ferner vermied, ſo kochte ſie deſto wilder in der verſchloßnen Bruſt zu einem dichten zähen Gift. Die ſchwarzen Gedanken überfittigten ſeine Seele in der Einſamkeit ſo ſehr, daß ſich zuweilen ſchon Vorboten des Wahnſinns bei ihm einſtellten. Seine erhitzte Phantaſie bevölkerte ſeine Zelle mit den von ihm am meiſten Gehaßten; er ließ ſie an Gift, Dolch und Peſt ſterben, und ergötzte ſich teufliſch an ihrer Todesqual. An dem Blatte, welches ihm der Arzt überlaſſen, ſteigerte ſich ſein wilder unbändiger Geiſt zum flammenden Fanatismus. Er, der wüthendſte Vertheidiger ſeines Ordens, ſah durch die kräftige Erklärung des

Königs Günther, den Dominicanerorden, den Papſt, die ganze Kirche in der größten Gefahr, und zu dem alten ſtarken Haß gegen Günther kam ein neuer noch ſtärkerer hinzu.

Der Engel, der um ihn waltete und ſein pflegte, gewahrte von den Erſcheinungen der Hölle nichts, die ihn umflatterten. Wenn Barbara, ermüdet und erſchöpft von den Gängen durch die Stadt, die ſie meiſt an Himmeltrudens Hand vollbrachte, zurückkehrte, und in Dominiks Zelle trat, um ihm das Bein zu verbinden, war er dem Anſchein nach ruhig, und ließ ſich nichts weiter als Sehnſucht blicken, bald heil zu ſein.

Der ſehr große Bedarf von Arzneimitteln gegen die Peſt hatte die Schweſter Barbara auf Anrathen der Ärzte vermocht, ſeit Kurzem eine Menge Medicamente im Laboratorium des Beguinenhauſes zuzubereiten, in welcher Kunſt ſie durch Unterricht des Meiſters Freidank und jahrelange Übung ſehr bewandert war. Früher hatte Barbara nur ſo viel Arzneien gebraut und angefertigt, als ſie im Hauſe für die daſelbſt beherbergten Kranken bedurfte; jetzt mußte ſie nicht allein alle die Mittel, welche ſie ſelbſt gegen die Peſt anwandte, anmachen, ſondern auch die Ärzte der Stadt, vorzüglich Meiſter Freidank, nahmen ihre Medicamente aus Barbaras Arzneiküche, weil dieſe am beſten zubereitet waren. Es waren aber meiſt Gifte, animaliſche, mineraliſche und vegetabiliſche, welche für das Peſtgift als Gegengift gebraucht wurden. Da nun die edle Barbara ihre meiſte Zeit auf das Beſuchen der Kranken verwandte, ſo fiel ſie bald auf den Gedanken, den breſthaften Dominik, ſobald er ſich nur einigermaßen forthelfen könne, zum Kochen und Bereiten der Arzneien zu gebrauchen, damit während ihrer Abweſenheit keine Stockung im Laboratorium eintreten möchte. Dominik fand ſich bereitwillig zu dieſem Geſchäfte; die innere teufliſche Freude, die er darüber empfand, verbarg er aber unter dem Deckmantel der Ruhe ſorgfältig ihren Blicken. Schon am folgenden Tage half er ſich mit der größten Anſtrengung an einer Krücke fort und horchte in der an ſeine Zelle grenzenden Küche mit geſpannter Aufmerkſamkeit dem Unterrichte der gelehrten Beguine.

Schon nach einigen Tagen brauete er die Gifte zu Barbara's und der Ärzte Zufriedenheit. Der alte Mönch grinſ'te teufliſch über das ihm geſpendete Lob. Von früh bis in die ſpäte Nacht, ja oft halbe Nächte hindurch brachte er an der Kolbe im Laboratorim zu, und beſchwor die tückiſchen Geiſter der Elemente, um ſie zu ſeinem Dienſte zu zwingen. Und leichter und williger gehorchen ſie dem, der ſie zum Verderben zu gebrauchen gedenkt, als dem, der ſie zum Helfen anwenden will. Dominik hatte ſich im Laufe des Monats April die ſtärkſten Gifte in kleinen Phiolen geſammelt, die er vor jedem andern Auge, als die ihr Entſtehen belauſcht, ſorgfältig verborgen hielt.

Zu Anfang des Maimonats trat eines Tags Meiſter Freidank ſelbſt in das Laboratorium und ſagte zu Dominik: „Ihr treibt Euer neu erlerntes Geſchäft gar wacker und mit vielem Verſtand. Jetzt überlaßt es mir aber auf eine Stunde. Ich bin ſo eben zum König Günther gerufen worden, der an einer ſtarken Erkältung leidet und die Peſt zu bekommen fürchtet; ich will ihm ſelbſt einen köſtlichen Trank brauen, der den edeln Herrn ſogleich wieder herſtellen ſoll.“ Und eilig ſuchte der wohlerfahrne Meiſter die Species zu dem Heiltranke zuſammen, ſetzte die Kolbe auf die Kohlenglut und arbeitete emſig, bis der Trank fertig war. Dominik hatte ſeinem Schaffen mit einer furchtbar unheimlichen Glut in den Augen zugeſehen; ein leiſes Zittern lief durch ſeine Glieder; er ſprach ſelten ein Wort. Der geſchäftige Arzt achtete ſein nicht weiter, goß den braunen Heilſaft in einen Becher, bedeckte denſelben und ſagte: „Ich werde ſogleich meinen Famulus ſchicken, daß er den Becher hole; ich ſelbſt verfüge mich wieder zum Könige, um die Wirkung des Heilmittels ſelbſt an ihm zu beobachten.“

Kaum war der Arzt hinaus, als der Mönch mit einem Ausrufe teufliſcher Freude eine ſeiner Phiolen ergriff, und ſie in den Becher leerte. Gleich darauf trat Freidanks Diener ein, nahm den Becher in Empfang und trug ihn in den Saalhof, wie ihm ſein Herr befohlen hatte.

Der König lag auf einem mit Leder überpolſterten Ruhebette, um ihn ſtanden mehre ſeiner Getreuen, der Ritter Rudolf von Sachſenhauſen, der Graf von Henneberg, Konrad von Trimberg, der Johannitercommthur von Ruckinheim und der Graf Ludwig von Hohenſtein.

Die Burgmänner von Friedberg hatten ſich dem Könige widerſetzt und Miene gemacht, Karl zu huldigen; Günther war ſchon im Laufe des März gegen Friedberg gezogen mit ſeinem wohlbeſtellten Heere. Die Stadt hatte ſich ihm am 29. März willig ergeben und ihm gehuldigt; die Burg wurde belagert und erobert; die widerſpenſtigen Burgmänner gedemüthigt. Siegreich zog Günther an der Spitze ſeines Heers wieder in Frankfurt ein; die erſte Waffenthat, die er als König vollbracht, war ihm gelungen. Aber auf dieſem Zuge hatte er ſeiner Geſundheit geſchadet, und wenn ſein Gebreſte auch von keiner ſchlimmen Art war und durchaus keine Anzeichen der Peſt vorhanden waren, ſo waren doch die theilnehmenden Freunde beſorgt und ließen den berühmteſten und geſchickteſten Arzt Frankfurts herbeirufen. Meiſter Freidank hatte verſichert, der Heilkraft ſeines Tranks werde ſogleich jegliches Gebreſte vom Könige weichen. Er trat jetzt wieder heitern Angeſichts und voll feſten Vertrauens auf ſeine Kunſt herein, den bedeckten Becher in der Hand, ſchritt auf den König zu, reichte ihm den Becher und hob deſſen Deckel mit den Worten ab: „Etwas Köſtlicheres und Herrlicheres kann Euch kein Arzt in der Welt bereiten, durchlauchtigſter Herr. Ihr werdet vom Genuſſe dieſes Heiltranks Euch wie neu geſchaffen fühlen und jegliches Übel wird von Euch weichen.“

Der König, ſtets ein Feind vieler Worte und vorzüglich aller Prahlerei und Großſprecherei, wurde durch die allzugroßen Lobpreiſungen des Heiltranks aus dem Munde des Arztes unangenehm berührt. Er hatte den Becher ſchweigend gefaßt, da zitterte plötzlich eine böſe Ahnung durch ſeine Seele; ſein guter Genius warnte ihn. Die Lobrede des Wundermittels kam ihm verdächtig vor. Und zu dem Arzt gewendet, ſprach er ernſt: „Unmöglich kann ich den ganzen Becher Arznei leeren; die Hälfte iſt für meine Natur genug. Euch, Meiſter, aber befehl ich — da Ihr doch das Mittel mir allzu hoch preist — die Hälfte der Tinktur vor mir zu trinken. Es wird Euch nicht ſchädlich ſein, wenn mir's ſo ſehr nützlich ſein ſoll."

Ohne ein Wort zu erwiedern, ergriff Meiſter Freidank den Becher und leerte ihn, lächelnd über des Königs — den er ſo hoch verehrte — ungegründeten Verdacht gegen ihn, bis zur Hälfte, reichte dann das Gefäß dem königlichen Kranken wieder hin und ſprach: „Ihr habt recht, durchlauchtigſter Herr, auch die Hälfte wird Euch helfen."

Günther trank nun ohne Zögern den Reſt des Getränks mit ſeiner gewohnten Ruhe. Doch kaum war dies geſchehen, als der alte Arzt wankte, ſich an der Wand zu erhalten ſuchte, und zum großen Schrecken aller Anweſenden immer bleicher werdend, an den Boden ſtürzte.

„Was iſt das?" rief Ludwig von Hohenſtein, beſtürzt zum König ſpringend; und Rudolf von Sachſenhauſen eilte zu dem Arzte, um ihn zu befragen. „Mir wird ſehr übel," ſagte der König.

„Es muß Gift in dem Becher geweſen ſein," ſtammelte Meiſter Freidank mit ſchwacher Stimme.

„Gift!" riefen alle Männer, wie vom Blitze getroffen. „Barmherziger Gott!“ ſchrie der Hohenſteiner, verzweifelt die Hände ringend.

„Weh Euch, gottverfluchter Mann!“ kreiſchte Rudolf von Sachſenhauſen den Arzt an. „Ihr ſeid ein Vetter der Grafen von Naſſau und von dieſen oder dem ſchändlichen Böhmenkönige beſtochen worden, unſern edeln König zu vergiften.“

„So wahr mir Gott helfe! ich bin unſchuldig!“ ſprach der Arzt, indem er die Hand emporhob. „Vielleicht mein Famulus; ich weiß es nicht,“ ſetzte er mit immer ſchwächerer Stimme hinzu.

„Aber was iſt zu thun in dieſer großen Noth?“ fragte der Ritter den von großen Schmerzen überfallnen Meiſter. „Wenn's Euch ein Ernſt iſt mit Euerm Schwur, ſo gebt ein Gegenmittel an.“

„Ruft die Begnine Barbara aus dem Begninenhauſe in der Fahrgaſſe herbei; ſie kann helfen; ihr will ich die Gegenmittel angeben. Ich will gern ſterben, wenn nur der König gerettet wird.“

Alles rannte in wilder Verzweiflung durcheinander. Ludwig von Hohenſtein heulte wie ein Knabe; er ſtürzte fort, er brachte die bekümmerte Begnine, die er unterwegs mit dem ſchrecklichen Vorfalle bekannt gemacht hatte. Des leidenden Königs Augen fielen auf Barbara; es war ihm, als ginge ein mildes Troſtlicht von ihr aus und auf ihn über. Gläubig ſtreckte er ihr die Hand entgegen; ſie faßte dieſelbe und bedeckte ſie mit Thränen und Küſſen. Trotz ſeiner Qual gab Meiſter Freidank, den man auch auf ein Lager im Nebenzimmer gebracht hatte, die Gegenmittel an und die barmherzige Schweſter flog, um alles herbeizuholen und zu bereiten. Als ſie wiederkehrte, brachte ſie Himmeltruden mit, die weinend an des Königs Bett niederkniete, und ihm die Arznei reichte. Auch der Arzt bekam die Mittel; doch bei ihm, dem alten ſchwachen Mann, ſchlugen ſie nicht ſo an, wie bei dem jungen kräftigen Könige. Günther erbrach ſich verſchiedene Male heftig; doch war damit noch nicht alle Gefahr vorüber. Vielmehr ſchwoll er am andern Tage am ganzen Leibe und war an den Gliedern gelähmt. Barbara, Himmeltrude und Ludwig von Hohenſtein wichen Tag und Nacht nicht von ſeinem Bette und belauſchten jeden ſeiner Athemzüge. Meiſter Freidank ſtarb, aller Kunſt ungeachtet, am dritten Tage. Als Barbara wieder in das Beguinenhaus trat, war Dominik daraus verſchwunden, und Niemand wußte von ihm.

# Die Beguine.

## Hiſtoriſcher Roman

aus der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts.

Von

Ludwig Storch.

### Dritter Theil.

24 II 1155

Frankfurt am Main.
Druck und Verlag von J. D. Sauerländer.
1833.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

# Erſtes Kapitel.

Seit Menſchengedenken war in Frankfurt keine ſo ſchlechte Meſſe geweſen, als die Frühmeſſe des Jahrs 1349. An fremden Verkäufern war's über die Maßen leer, und an fremde Einkäufer war vollends gar nicht zu denken. Denn wo die Peſt noch nicht hauſte, da fürchtete man ſie durch Waaren von Frankfurt einzuführen, und wo ſie bereits ihre glühenden Brandzeichen auf die menſchlichen Leiber drückte, da kämpften Lebensluſt, Todesfurcht, Angſt, Verzweiflung in der Bruſt und ließen keinen Gedanken an Handelsgewinn aufkommen, oder Stumpfſinn und Gleichgültigkeit achteten auf nichts mehr, woran Gewinnſucht und der rege ſchöpferiſche Geiſt des Menſchen ſonſt ſeine Betriebſamkeit kettet. Die ganze Thätigkeit der Meſſe hatte ſich alſo faſt nur auf den Verkehr der Juden beſchränkt, die in Frankfurt, auf unerklärliche Weiſe, meiſt vom ſchwarzen Tode verſchont blieben. Die angeborne Regſamkeit dieſes Volks ließ ſich alſo um ſo weniger irre machen, da es ſich vom Gott ſeiner Väter ſo wunderbar beſchützt ſah, und neben manchem übermüthigen Dankgebet, das jüdiſchen Lippen entſtieg, entſchlüpfte denſelben auch die unvorſichtige Äußerung, von ſchlecht verhehlter Schadenfreude erzeugt, daß ihr Gott ein gewaltiger und furchtbarer, aber auch ein gerechter Gott ſei, der die Feinde ſeines getreuen Volks mit dem Schwerte ſeines Zorns vertilge. Noch größer aber war das Jauchzen in ihren Synagogen und Zuſammenkünften, und aus begeiſtertem Munde ſtrömten da Andeutungen, daß die Zeit der Knechtſchaft bald vorüber, die zweite, größte und letzte babyloniſche Gefangenſchaft ſich ihrem Ende nahe, daß Gott ſein Volk nun zu Ehren und Herrſchaft bringen werde, und damit anfange, die verfluchten Gojim zu vernichten, damit die Erde und all' ihre Schätze fernerhin dem Saamen Israels, den Kindern des Heils gehören ſollten. Mit größrer Sehnſucht und Gewißheit erwartete man unter den Söhnen des altteſtamentariſchen Glaubens den verheißnen Erlöſer, den Beglücker Meſſias, und manche Mutter ſtudirte im Geſetz, um die vorhandnen Anzeichen in den Prophezeihungen ihrem Söhnlein anzupaſſen.

Es konnte nicht fehlen, daß viele dieſer Äußerungen unter den Chriſten verlauteten, und, meiſt aufs Scheußlichſte entſtellt, von Mund zu Mund flogen, und daß dadurch die Bitterkeit, welche die von Seiten der Peſt den Juden bewieſene Schonung und der daraus ihnen entſprungne große Handelsgewinn bereits erregt hatten, aufs Höchſte geſteigert wurde. Auch liefen ſtets Gerüchte aus andern Städten ein, wo man den Juden ſchuld gab, ſie ſeien die Urſache und Veranlaſſer der Peſt, man vernahm ſogar, ſie hätten in vielen Städten die Brunnen, ja die Luft vergiftet, um die Chriſtenheit auszurotten, und der ſchwarze Tod ſei nichts weiter, als eine Wirkung dieſes durch hölliſchen Zauber bereiteten Giftes; und je unſinniger dieſe Behauptung war, deſto größern Glauben fand ſie bei dem gemeinen Haufen, der in tauſend Kleinigkeiten Beſtätigung ſeines Wahnes fand. So hatten mehre altbürgerliche Häuſer, der Erzählung von der Brunnenvergiftung ebenfalls Glauben ſchenkend, ihren Bedarf aus den Quellen des Taunus herbeiholen laſſen, gleich hieß es unter der gemeinen Bevölkerung, alle Reichen und Vornehmen ließen ihr Brunnenwaſſer außerhalb der Stadt holen und würden deshalb nicht ſo arg von der Peſt heimgeſucht, wie die Armen.

Seit der Meſſe hatte die Wuth des Volks gegen die Juden auszubrechen gedroht, es hatte nur dazu an einer Gelegenheit gefehlt, und vielleicht hatte die Anweſenheit des Königs und ſeines gut bewaffneten Heeres einen ſolchen Ausbruch zurückgehalten. Inzwiſchen ſtieg mit dem Übermuthe der vom Könige, und, wie es ſchien, auch von Gott geſchützten Juden die Erbitterung der Chriſten gegen ſie, und wartete des Augenblicks, wo ſie den Saamen Israels verheerend nieder zu treten gedachte.

So wenig nun auch in der Meßzeit irgend ein Handelsartikel Abgang gefunden hatte, und hätte er zu den vorzüglichſten Lebensbedürfniſſen gehört, ſo ſtarken Abſatz erlitt eine Waare höchſt eigenthümlicher Art einige Wochen nach der Meſſe. Die wenigen Klöſter, welche Frankfurt beſaß, hatten, dem Beiſpiele anderer Städte folgend, ſobald die Peſt unter ihren Bewohnern ausgebrochen war, unbarmherzig ihre Pforten geſchloſſen, nicht minder hielten ſich die meiſten Prieſter hinter Schloß und Riegel allein ſicher, und das von allen Seiten bedrängte und von allen Seiten verlaßne Volk, deſſen geiſtliches Bedürfniß von der Noth bis zur Wuth der Bigoterie geſteigert wurde, gerieth darüber in eine noch größere Verzweiflung, als der

Ausbruch der Peſt ſelbſt in ihm hervorgebracht hatte. In dieſen böſen Tagen erſchien plötzlich — und nach des Volkes Meinung ihm vom Himmel geſandt — ein fremder Mönch in Frankfurt, ſeinen äußern Abzeichen nach, vom Orden des heiligen Bernhard, oder der Ciſtercienſer, ſeinem Vorgeben nach aus der Abtei Unſerer lieben Frauen des Gotteshauſes zu la Trappe in der Normandie. Er ritt auf einem ſtattlichen Eſel; denn er war ſchon bejahrt und von ſchwächlicher Leibesbeſchaffenheit; und ſeine beiden Knechte trieben ein Paar ſchwer bepackte Eſel hinterher. Der fremde Kloſterbruder ſegnete das Volk, welches ihm begegnete, ſprach ſalbungsvolle Worte und ließ nicht undeutlich merken, er ſei gekommen, den armen verlaßnen Frankfurtern beizuſtehen, und ihnen nicht nur Troſt und Rath in ihren Nöthen, ſondern auch Beiſtand und Hülfe zu bringen. Er ſprach mit Beſtimmtheit von untrüglichen Mitteln gegen die Peſt, die er durch Gottes und der Heiligen Gnade erlangt und die er gern bereit ſei, den gläubigen Chriſten in Frankfurt abzulaſſen. Das neugierige Volk drängte den drei Eſeln nach, um zu erfahren, was im Kopfe der einen Ladung und in den Säcken der andern ſtecke, und ſo langte der Bernhardiner mit ſeinen Knechten in ziemlich ſtarker

Begleitung auf dem Samſtagsberge an. Dienſtfertige Hände brachten auf des Mönchs Verlangen ſchnell einen Tiſch herbei, die Eſel wurden ihrer Bürde entledigt und in eine nahe Herberge geführt; die Säcke ausgepackt, und auf dem Tiſche allmälig allerlei wunderlicher Kram ausgebreitet. Das erſtaunte Volk ſah da in Käſtchen verſchloſſen, in Lumpen gewickelt, Stücke altes Holz, Späne, Steine von verſchiedner Größe, alte verroſtete Nägel und andres Eiſen, Knochen, alte Knöpfe, Lappen von verſchiednen Farben, Haarlocken, Menſchenzähne und derlei Plunder in großer Menge. „Das ſind heilige Reliquien!“ rief der Mönch dem gaffenden Volke zu, „die haben alle die Kraft in ſich, vor dem ſchwarzen Tode zu ſchützen und zu bewahren. Wer ein ſolch unſchätzbares Kleinod bei ſich trägt, wird von der Peſtilenz gar nicht angegangen, und ſo Einer ſchon darnieder liegt, und man bringt eine ſolche Reliquie an ſeinen Mund, ſo wird er alſobald geneſen. Seht her, mit dieſen Steinen iſt der heilige Stephanus geſteinigt worden; Ihr gewahrt daran noch Spuren ſeines Märterbluts. In dieſem Fläſchchen ſind Thränen der heiligen Magdalena, der Büßerin, die ſie in der Wüſten ob ihrer Sünden vergoſſen. In dieſem Krüglein iſt einiges Blut des heiligen

Petrus, in Rom geſammelt, als ihm daſelbſt iſt zur Ader gelaſſen worden. Dieſe Zähne ſind vom heiligen Laurentius, die ihm ausgefallen, als er auf dem Roſt iſt gebraten worden; dieſe Paar Zähne aber hat ein römiſcher Kriegsknecht dem heiligen Paulus nach ſeiner Bekehrung ausgeſchlagen. Dieſe Haarbüſchlein ſind aus dem Zopfe der heiligen Maria Magdalena, ſo ſie ſich aus Betrübniß über den Tod Jeſu ausgerauft; dieſer alte Dornenzweig iſt aus der Dornenkrone des Herrn; ſeht her! dieſer lange Dorn iſt noch roth gefärbt von ſeinem göttlichen Blute; der hat ihm im Kopfe geſteckt. Dieſes Stück rothes Tuch iſt von dem Rocke des Herrn, um welchen die Kriegsknechte gewürfelt, dieſe Knochen aus dem Grabe des heiligen Jacobus, dies Eiſengelenk iſt von der Kette, an welcher der heilige Paulus gelegen, als ihn der Erzengel Michael aus dem Gefängniß geführt und ſeine Ketten abgeſtreift; dies Stück Leinwand iſt vom Hemd der heiligen Urſula; auch hab ich noch andre heilige Stücke im Sacke, die ganz dieſelbe Kraft beſitzen. Sämmtliche Reliquien waren zeither aufbewahrt im Kloſter zu la Trappe in der Normandie zwei Jahrhunderte, wohin keines Menſchen Fuß gekommen, und die keine Hand berührt hat, weshalb ſie noch alle Kraft beiſammen haben; denn das Kloſter liegt tief in waldigen Bergen, und wer den Weg nicht dahin weiß, findet ihn nimmer.“ Dies und Ähnliches ſprach der Ciſtercienſer mit der zungengeläufigen Geſchwätzigkeit eines bewanderten Handelsmanns, und hunderte ſtürzten herbei, ſich für ſchweres Geld einen Span vom Kreuze zu kaufen, an welches man den Apoſtel Petrus verkehrt gehängt, oder eine Thräne einer heiligen Frau, ein Stück eines Steines u. ſ. w. Der Mönch machte gute Geſchäfte, vorzüglich erſt nach einigen Tagen, als man die Wirkſamkeit der in den Reliquien enthaltenen Wunderkraft erprobt und ſich überzeugt zu haben meinte, ſie ſeien ein Talisman für die Peſt. Das abergläubiſche hülfsbedürftige Volk bemerkte gar nicht, daß ſich die heiligen Waaren auf dem Tiſche des Kloſterbruders nicht verringerten, obgleich er ſchon über eine Woche lang feil hatte und wacker verkaufte; und wenn es ſich traf, daß der Beſitzer einer Reliquie dennoch von der Peſt dahin gerafft wurde, was bei der größern Ausbreitung der Seuche und bei ſeinem dadurch immer vergrößerten Abſatze endlich häufig der Fall ſein mußte, ſo gab er den Angehörigen, wenn ſie ſich über die Unwirkſamkeit der Reliquien beklagten, für ihr ferneres Geld Amulette und Zauberſprüche zum Anhängen und Verſchlucken, und behauptete keck, der Träger der Reliquie ſei mit irgend einer ſchweren Sünde beladen geweſen, weshalb die Kraft des Kleinods an ihm unwirkſam geweſen ſei. — Die reichen Gadenleute, Wechsler, Handelsherrn, Altbürger kauften natürlich die theuerſten und beſten Stücke und der Mönch ſchwur bei allen Heiligen, dies ſei der einzige Grund, weshalb von dieſen vornehmen Leuten ſo wenig an der Peſt ſtürben.

Bruder Anton — ſo nannte ſich der Mönch — war bald die einzige Zuflucht der bedrängten angſtvollen Leute; ſie nannten ihn ihren Retter, ihren Vater, während ſie täglich zu hunderten dahin ſtarben.

Bei weitem nicht dieſelbe Verehrung des Volks ward einem andern menſchlichen Weſen zu Theil, welches doch mit raſtloſer Sorge von einem Krankenbette zum andern eilte, überall hin Kühlung und Labe für die unbändige Glut des Fiebers und an viele Lager ſogar Geneſung brachte, einem Weſen, das einem rettenden Engel viel mehr glich, als der alte kleine Mönch, das ſeine hülfreichen Dienſte nicht für Geld oder andern Lohn verkaufte, ſondern ſeine beiſpielloſen Anſtrengungen in Wartung und Pflege der Kranken allein um Gottes willen that, das nicht viel Redens von ſich machte, aber deſto mehr handelte zum Nutzen und Frommen der leidenden Menſchheit. Aber die ſtille, beſcheidne Tugend iſt zu aller Zeit weniger anerkannt worden, als die laute Marktſchreierei, die viel Rühmens von ſich macht, und mit der helfenden That zurückbleibt. Jener hülfreiche Engel — Seele und Körper gaben ihm ein Recht auf dieſen Namen, wenn es anders erlaubt iſt, ein ſterbliches Weib alſo zu benennen — war die fromme Beguine Himmeltrude, die ſchöne Müllerin genannt. Früh, eh noch der erſte Strahl der Frühlingsſonne durch die Straßen der traurigen Stadt glitt, wanderte Himmeltrude ſchon hindurch, mit einer Flaſche voll Arznei, welche Schweſter Barbara in der Nacht bereitet hatte, und wo die Helferin das verhängnißvolle ſchwarze Kreuz an einer Thüre erblickte, womit jedes Haus, worin ſich ein Peſtkranker befand, auf ſtrengen Befehl des Schultheißen bezeichnet werden mußte, da trat ſie hinein. Oft waren die Angehörigen vor Angſt und Schrecken, Furcht und Entſetzen geflohen, und hatten den Erkrankten ohne jeglichen Beiſtand der Qual der Hitze und der Verzweiflung überlaſſen; da erſchien die holde Frau, Milde und Sanftmuth in den edlen Zügen, und ſpendete dem Unglücklichen aus ihrer Schaale. Kein Schrecken gähnte aus den Zügen des lieblichen bleichen Geſichtes dem verzweifelten Kranken entgegen, vielmehr leuchtete Freude über ihren hohen Beruf von ihrer reinen Stirne, glänzte der Strahl der Hoffnung aus ihrem gütigen Auge, wehte der Gruß des Friedens aus ihren himmliſchen Zügen. Und was Stirn und Auge und Züge ſtill verſprachen, das beſtätigte der anmuthige Mund, von welchem Troſt und Hoffnungsworte floſſen, wie Milch und Honigſeim. Und wenn keine Rettung vorhanden war, dann kniecte ſie an das Schmerzenslager nieder, dem ſie zuvor Kühlung gebracht hatte, und ſpendete dem Leidenden einen Wanderpfennig auf die dunkle Straße, die er ziehen ſollte: ſie betete mit ihm, ſie befahl ſeine Seele Gott und den Heiligen, und übermalte dem Sterbenden die Schrecken des Todes mit freundlichen Farben. Wie Mancher, der allein in Verzweiflung hinübergeſchieden wäre, hielt ſie in den letzten Augenblicken wirklich für einen Engel, gekommen, um ihn ſanft in die andre Welt hinüber zu ziehen!

Gar viele hatte ſie mit ſolch treuer Menſchenliebe in Gebet und troſtreichem Zuſpruch bis zur dunkeln Pforte begleitet, die das Leben verſchlingt und das Todte zurückläßt. Kein Prieſter war zu vermögen, an das Lager eines Sterbenden zu treten; denn die Leutprieſter waren faſt alle geſtorben. Mönch und Nonne hatten ſich in die Klöſter eingeſchloſſen, obgleich die Peſt unter ihnen nicht minder wüthete, als wenn ſie Thür und Thor offen gelaſſen hätten. Die Beckharden und Beguinen gingen allein zur Stätte der Noth und Verzweiflung und thaten mit ſolcher Hülfe unſäglich Gutes. Unter allen aber zeichnete ſich Himmeltrude durch raſtloſen Eifer, durch unermüdliche Thätigkeit aus, und wohin ſich keine ihrer Schweſtern getraute, dahin ging ſie; Niemand hielt es ſo lange aus, als ſie. Der früheſte Morgen hatte ſie durch die Straßen eilen geſehn, die ſpäte Nacht fand ſie am Bette eines Kranken.

Faſt ſchien es ein Wunder, wie der Himmel ſchützend ſeine Hand über ihrem Haupte hielt; faſt alle Schweſtern des Beguinenhauſes in der Fahrgaſſe waren in getreuer Berufserfüllung geſtorben, und kaum war es anders möglich, als daß ſie angeſteckt wurden und den Tod von der Krankenſtätte mit nach Hauſe trugen; einige derſelben waren durch Barbaras ſorgſame Pflege und Heilkunſt von der ſchonungsloſen Seuche geheilt worden, lagen aber noch in einem Siechthum, welches ſich nur ſehr langſam zur Geneſung bequemte: Himmeltrude und Barbara waren die einzigen

Schweſtern des ganzen Hauſes, welche, trotz aller ungeheuern Anſtrengungen und Mühen, noch von keinem Gebreſte waren heimgeſucht worden. Die Letztere ſchien ihre dauerhafte Geſundheit theils einem feſten, durch Leiden und Entbehrungen abgehärteten Körper, theils der Heilkraft der Medicamente, die ſie täglich bereitete, verdanken zu müſſen; die Erſtere aber hatte von der Natur ſelbſt ein ſüßes Schutzmittel gegen die Anſteckung erhalten: die gütige Allmutter der Weſen hatte Himmeltruden begnadigt, die volle und höchſte Würde des Weibes zu erlangen, die heiligſte Beſtimmung des ſchönern Geſchlechts zu erfüllen, indem ſich vor ſechs Monaten ſchon, als die glückliche Gattin noch in trauter Vereinigung mit ihrem geliebten Gilbrecht frohe, nur zuweilen von ſeiner Eiferſucht leis getrübte, Tage gelebt, in ihrem Schooſe der Funke eines neuen Lebens entzündet, der allmälig zum regſamen Flämmlein geworden war. Dieſer für Himmeltruden ſo höchſt erfreuliche Umſtand war es auch, der ihr den unerſchütterlichen Glauben einflößte, ſie ſey zur Helferin und Wärterin der Peſtkranken von des Himmels überſchwenglicher Gnade auserſehen und gewürdigt worden; denn es war eine bekannte Thatſache, daß ſchwangere Frauen nicht von dem Peſtgifte angeſteckt wurden.

Oft dankte ſie Gott und den Heiligen im ſtillen Gebet inbrünſtig, und erkannte in dem Unglücke, welches ſie betroffen und in das Beguinenhaus geführt, eine höhere Fügung, um ſie ihrer eigentlichen Beſtimmung näher zu bringen. Zu gleicher Zeit fühlte ſie die beſeligende Überzeugung in ihrer Bruſt, daß ein holdes Kind des Himmels ſchönſter Lohn für ihre Mühen und ihr Erſatz ſeyn werde für die verlorne Liebe ihres flüchtig gewordenen Gatten. Es war ihr im Laufe der Zeit mehr als ein Anzeichen geworden, daß Gilbrecht noch lebe, ſie aber fliehe und in unheilbarer Verblendung ihr treu liebendes Herz verſchmähe. Mit welcher Nacht troſtloſen Unglücks würden dieſe Nachrichten, denen ihre ahnungsvolle Seele beiſtimmte, ihr zartes Herz überflügelt haben, wenn nicht die leidende Menſchheit ihre Hülfe angerufen, wenn ſie nicht, ſtets im Angeſicht des Todes, am glühenden Peſtlager, ihren eignen Schmerz vergeſſen, oder Troſt dafür gefunden hätte! Und endlich die ſüße Hoffnung, des ſtets noch geliebten Gilbrechts Ebenbild bald an das Herz drücken zu können, als ein ſchimmernder Stern des Lohns im Hintergrunde: ſo erkannte ſie in der Verkettung ihres Geſchicks eine heilſame Fügung für ſich und Andre.

Unter allen Peſtkranken hatte eine ihrer

Schweſtern Himmeltrudens und Barbaras thätige Theilnahme vorzüglich, ja im höchſten Grade in Anſpruch genommen, und dieſe war das gute liebe Gretchen von Waſum.

Nicht minder, wie die übrigen frommthätigen Bewohnerinnen des Beguinenhauſes, war Gretchen an Himmeltrudens Hand durch die giftqualmenden Kammern gewandert, und war nicht zurück geblieben in menſchenfreundlichen Werken; aber, troß aller Vorſichtsmaßregeln flammten auch an ihrem zarten Körper bald die todverkündenden Feuerzeichen empor, und auf das Lager niedergeſtreckt, ſah das gute Kind mit Geduld und Ergebung ihrem ſchmerzlichen Ende entgegen, und hatte nur den einen nicht erfüllbaren Wunſch, ihren geliebten Heilmann noch ein Mal zu ſehen. Dieſer aber war mit dem Domprobſt Kuno von Falkenſtein davon gezogen und hauste jeßt auf der Feſte Ehrenbreitſtein, wo Kuno ſeit dem Ausbruch der Peſt ſein Lager aufgeſchlagen hatte, um von der übrigen Welt abgeſchloſſen, in der reinen Luft des Felſenſitzes vor der Anſteckung ſicher zu ſein.

Sobald ſich bei Gretchen die erſten Anzeichen der Peſt kund thaten, wurden von den Schweſtern Barbara und Himmeltrude alle Maßregeln ergriffen; die Brandbeulen auf ihrem Körper öffnete die erſtere mit geſchickter Hand, und nahm denſelben die böſe Jauche, ſie wurde in kalte Bäder gebracht, Eis auf ihren Kopf gelegt, und da ſich bei ihr die faulige Entmiſchung der Säfte nicht zeigte und ſie demnach mit der weniger gefährlichen Art der Peſt behaftet war, ſo hatten die beiden hülfreichen Schweſtern am dritten Tage die unausſprechliche Freude, ſie außer Gefahr zu ſehen. Zwar ſchien ſich ein Giftſtoff in ihrem Körper feſtgeſetzt zu haben, und nur ſehr langſam und faſt unmerklich ging es mit ihrer Geneſung von ſtatten. Als aber der Mai ſeine blüthenduftigen Sonnentage ſchickte, verſuchte ſie an Himmeltrudens Hand wieder den erſten Ausgang. Nun ließ ſie auch den lieben Heilmann nicht länger ohne Nachricht von ſich; hatte er doch ſchon zwei Mal heimlich einen Knappen geſchickt, und er erfuhr, welcher ungeheuern Gefahr Gretchen ausgeſetzt geweſen war.

Kaum war der Bote einige Tage fort, als eines Abends Heilmann in das Beguinenhaus trat, tödtende Angſt in allen Zügen, und von dem Wahn befangen, Gretchen ſei entweder unrettbar krank, wie faſt alle von der Peſt Befallnen, oder bereits todt, und die mitleidigen Schweſtern hätten ihm das Gräßliche nur verſchwiegen. Und ſo war er denn ohne Säumen vor ſeinen gütigen Herrn getreten und hatte ſich die Erlaubniß zum Ritt nach Frankfurt erbeten; ja dieſer hatte ihm ſogar anbefohlen, Gretchen, falls ſie, der Ausſage des Boten nach, wieder geneſen ſei, mitzubringen und ſich mit ihr ehelich zu verbinden. Um Heilmanns Lage zu ſichern, hatte nämlich der edle Domprobſt den alten Erzbiſchof vermocht, den Junker Heilmann zum Paradeis an die Stelle des Gilbrecht von Wyſſel zum Hauptmann zu ernennen.

Erſt in Heilmanns zärtlichen Armen feierte Gretchen das Feſt des am Rande des Abgrunds wiedergewonnenen Lebens, und der glückliche Jüngling umſchlang mit der bleichen Braut ihre beiden Retterinnen und weinte ihnen, da es ihm, wie immer, wenn er mit Andern ſprechen ſollte, an Worten fehlte, beredte Thränen tiefgefühlter Dankempfindung. Zur Reiſe nach Ehrenbreitſtein war aber Gretchen noch viel zu ſchwach, und da ſie Heilmann nicht eher wieder verlaſſen wollte, bis ſie Kräfte genug beſitze, um mit ihm die zwiefache Reiſe, die durch das Leben und nach dem Orte ſeiner Beſtimmung anzutreten — und er hoffte, ſie in nicht langer Zeit ſtark genug — ſo blieb er, auf Barbaras Einladung, welche jetzt Priorin des Beguinenhauſes war, bei der Geliebten; denn Gretchen hatte den feſten Glauben eines heißliebenden Herzens, in ſeiner Geſellſchaft am ſchnellſten aufzublühen, und die wenigen Stunden, die er zugegen war, gaben den Schweſtern den deutlichſten Beweis von der Wahrſcheinlichkeit der Erfüllung dieſer liebesgläubigen Hoffnung. Da Heilmann ohnedies manche Geſchäfte ſeines Herrn in Frankfurt, vorzüglich beim Könige zu beſorgen hatte, und mancher Vorbereitung zum baldigen Antritt der Hauptmannsſtelle bedurfte, ſo konnte er die Zeit des Wartens nützlich genug ausfüllen.

Trotz dem ſegensreichen Wirken der barmherzigen Brüder und Schweſtern und aller Reliquien, Amulette und Zauberzettel ungeachtet, rief die furchtbare Seuche mit der zunehmenden Wärme der Maiſonne, wie die Ärzte prophezeit hatten, immer mehr Opfer ab. Sie fing nun auch an, ihre Flammenpfeile auf die Wohnungen der Kinder Israels abzudrücken, und ſchon gab es nur noch wenig Straßen, wodurch ſie nicht auf ihrem unſichtbaren gräßlichen Zug gerauſcht, aus welchen ſie nicht unter dem weiten Mantel von Leichentüchern hunderte hinweggeſchleift, denen ſie zuvor die Flammenmahle aufgebrannt und deren Körper ſie, wild und grauſam dahin würgend, zu ſcheußlichen Schreckensbildern verunſtaltet hatte. Endlich flog ſie von Haus zu Haus, die hölliſche Furie, die vom Marteröhl des flammenſpeienden Abgrundes getränkte Fackel ſchwingend, womit ſie nicht Städte und Dörfer einäſcherte, ſondern die Eingeweide des Menſchen anbrannte und ihn in der entſetzlichſten aller Qualen, in der untilgbaren Marter hölliſcher Glut dahinſchlachtete. Übrigens ſtarben die Menſchen ohne weiteres Fieber oder irgend andre Zufälle. Gleich zu Anfang zeigten ſich die ſchwarzen und blauen Beulen und Drüſen in den Achſeln und Weichen, faſt untrügliche Zeichen des Todes — wenn ſie ſchnell geöffnet wurden, war zuweilen Rettung möglich — dann ſtellte ſich bei einigen der unerträgliche faulige Geſtank des Athems mit den wüthendſten Brandſchmerzen im Leibe, und endlich das Blutſpeien, der untrüglichſte Verkünder des Todes, ein, welcher am zweiten und dritten Tage unausbleiblich erfolgte und die Leidenden von längerer Qual, nach ihrem eignen heftigen Wunſche, erlöſte. Die Seuche griff um ſo wüthender um ſich, da ſie ſich von den Kranken den Geſunden bei der kleinſten Berührung mittheilte, wie das Feuer trocknen und fettigen Stoffen in ſeiner Nähe; ja ſelbſt der ſtinkende Athem war anſteckend, und ſo wie ſich Ärzte, Beckbarden, Beguinen und Krankenwärter hüten mußten, den Peſtkranken zu berühren, ebenſo vorſichtig mußten ſie ſein, etwas von der Luft ſeines Athems zu verſchlucken. Wie höchſt ſchwierig, ja ſchier unmöglich dies war, ſah man daran, daß alle Ärzte, Prieſter, barmherzige Brüder und Schweſtern, Krankenwärter und Leichenbeſtatter jählings dahin ſtarben. Alle dieſe Leute waren über und über mit ſchwarzem Leder bekleidet; an den Händen trugen ſie Blechfäuſtlinge, inwendig mit Büffelleder gefüttert; über dem Kopfe hatten ſie eine Leder- oder Blechhaube, in welchen vorn blos kleine Öffnungen für Augen, Naſe und Mund waren; vor den beiden letzten war ein im ſtärkſten Weineſſig angefeuchteter großer Schwamm befeſtigt, durch welchen ſie Athem holten; im Munde ſelbſt kauten ſie Wachholdern. Eſſig, Wachholdern und Räucherpfanne trugen ſie ſtets bei ſich; in der andern Hand hielten ſie einen eiſernen Haken und eine große Holzzange, womit ſie die Kranken anfaßten. Um ihnen Arznei einzugeben bediente man ſich langer, meiſt gekrümmter Trichter. Es war ſchon an und für ſich ein gräßlicher Anblick, dieſe Leute auf den Straßen wandeln zu ſehen, aber noch furchtbarer wurde er, wenn ſie an die Lagerſtätten traten, um ihr menſchenfreundliches Werk zu verrichten.

So lang es Tag war, bemerkte man, auſſer dieſen Helfern und Helferinnen, nichts von der Peſt auf der Straße; denn, wenn es auch vorkam, daß Leute unter freiem Himmel umfielen und erkrankten, ſo wurden ſie doch ſchnell in öffentliche gut eingerichtete Gebäude gebracht. Man ſah zwar nichts vom Tode, aber auch das Leben, welches ſonſt in freundlicher Heiterkeit in den Straßen der Stadt waltete, war daraus verſchwunden, und hatte eine ängſtliche, drückende Leere, eine unglückverkündende Stille zurückgelaſſen. Die meiſten Gaden, in welchen der Handel ſonſt ſeinen lärmenden Verkehr trieb, waren geſchloſſen und ſtanden da, wie eben überhügelte Gräber, ſelten ſchlich eine ängſtliche kummerbleiche Geſtalt über den Markt, wo frohes Gewühl ſonſt ſtets neue Menſchen und Gruppen vorüber drängte, ſelbſt das ſchacherude Volk Israels war verſtummt, und ſo glich die alte Handelsſtadt, der Sammelplatz aller Nationen, ſelbſt einem großen Grabe.

Wenn aber die Nacht kam, dann regte ſich etwas von Leben, ein trübes, ſchauerliches, das man das Leben des Todes nennen konnte. Die Krankenwärter holten ſchweigend die Leichenbeſtatter in die Häuſer, wo der ſchwarze Tod Tags über ſeine Opfer leblos geküßt hatte; die Verſchiednen, wes Standes, Alters und Geſchlechts ſie immer waren, wurden mit den eiſernen Haken auf die Straße geſchleift, dort auf die Schlaufen geſchichtet und ohne Fackelglanz, Leichengepränge, Prieſterbegleitung und andres Gebet, der gemeinſamen Gruft zugefahren. Auf den Kirchhöfen und Todtenäckern war bald kein Platz mehr und ſo wurden denn vor der Galgenpforte und dem Allerheiligenthore große Gruben gegraben, worin die Todten auf und nebeneinander geſchichtet und dann mit Erde bedeckt wurden. Für Jammern und Klagen hatten die bis zur Stumpfheit der Verzweiflung getriebnen Zurückgeblebnen faſt gar keinen Sinn mehr. Die Gattin wurde vom liebenden Gatten geriſſen; ſein thränenloſes Auge ſah die theuere Gefährtin, die Mutter ſeiner Kinder fortſchaffen, er berührte nicht den ſonſt ſo heiß umfangnen Leib. Die Braut ſah den Bräutigam fortſchleppen; keine Klage entwand ſich ihrem krampfhaft verzognen Munde; der Vater ſtarb den Kindern; ſie waren gefühllos für ihre Lage. So mordete die Peſt nicht allein unzähliche Menſchen, ſondern auch die edeln Gefühle in der Bruſt der Hinterbliebnen, und ſie ließen eine an Stumpfſinn grenzende Gleichgültigkeit zurück. Das Einzige, was das gemeine Volk zuletzt noch in Bewegung bringen konnte, war der Hunger. Bei der Flucht ſo vieler Reichen, beim gänzlichen Stocken des Handels und aller Gewerbe, riß der Mangel immer mehr ein, und ſo ſehr auch der ſelbſt todtkranke König und der neue Schultheiß zur Tilgung deſſelben alle Kräfte anſtrengten, ſo blieb den Zurückgebliebnen, ſobald die Erblaßten fortgeſchafft waren, oft nichts, ihr Leben zu friſten, und es konnte oft als eine Wohlthat angeſehen werden, wenn die Peſt nicht ſchonte.

Die Reichen und Vornehmen, welche noch Luſt und Liebe zum Leben und deſſen Genüſſen hatten, die ſie ſich durch ihre Mittel verſchaffen konnten, wurden von unbeſchreiblicher Angſt umhergepeitſcht oder zu den ſinnloſeſten Ausſchweifungen verleitet, weil es immer von neuem hieß, die Ausbreitung und Furchtbarkeit der Peſt habe bei weitem noch nicht die höchſte Stufe erreicht, in den heißen Sommermonaten werde es mit der Seuche ſo ſchlimm werden, wie es in Frankreich bereits geweſen, wo an vielen Orten von zwanzig Einwohnern nur zwei lebend geblieben waren. Mit immer neuem, immer entſetzlicherm Grauſen, die alle wilden und thieriſchen Leidenſchaften des Menſchen von Grund auf rührten und in gräßliche Gährung brachten, ſah man dem gegenwärtigen Elende zu, und dem künftigen größern entgegen. Nirgends Hülfe; nirgends Hoffnung; der Betſtuhl und der Weinkrug, waren die einzigen Tröſtungsmittel, in deren Gebrauch die verzweifelte Menge ſich redlich theilte.

## Zweites Kapitel.

Zu denen, welche ſich zum Weinkrug ſchlugen, gehörte der Schöff Rullmann zum Paradeis. Seit man ihm ſo nachdrücklich das Auswandern verwehrt hatte, was ſpäter noch einigen Andern ebenfalls widerfahren war, hatte er ſich in ſein Haus zurückgezogen, und das Thor deſſelben ſo befeſtigt, daß Niemand ohne ſeine Erlaubniß zu ihm gelangen konnte, und faſt nicht, wenn Gewalt gebraucht worden wäre.

Sogleich nach Ablauf der Faſtenzeit hatte er ſich in aller Stille mit Frau Eva von Waſum ehelich verbinden laſſen, und der einzige Gaſt ſeines Hochzeitmales war der Frater Ananias geweſen, in deſſen Kloſter die Peſt damals noch nicht ihre ſchwarze Fahne ausgeſteckt hatte. Seit dieſer Zeit lebte er mit ſeiner Ehewirthin und dem Barfüßerguardian ein üppiges Leben, und wenn die Sorge mit böſer Peſtkunde bei ihm Eingang fand, ſo ſuchte er ſie mit dem ſtärkſten Weine zu verſcheuchen, und es gelang ihm; denn bekanntlich ſind Sorgen und Wein die erbitterſten Feinde und in den meiſten Fällen bleibt der Letztere glücklicher Sieger über die Erſteren, und ſtimmt, ſind ſie aus dem Felde geſchlagen, ein fröhliches Siegslied an.

Je zuweilen kamen Boten an, deren Briefe, wenn ſie ſolche brachten, Ananias las und beantwortete. Meiſt hielt der Franciscaner erſt einen geheimen Zwieſprach mit dem Schöffen. Sonderbar genug war dieſer Mönch ſowohl der geheime Vertraute Nullmanns, als auch ſeiner Ehewirthin. Oft und viel verhandelte er mit ihm allein, oft und viel allein mit ihr; je zuweilen begleitete er ihn in ſpäter Nacht hinaus auf den Meierhof vor der Galgenpforte, wo der Schneider Kümmel jetzt Hausvogt und Verwalter war, je zuweilen brachte er wieder halbe Nächte im Kloſet der Frau Eva zu; und die Dienerſchaft im Paradeis ſagte ſich davon allerlei wunderliche Dinge ins Ohr, die den Verdacht zu beſtätigen ſchienen, welchen man früher ſchon gegen den Umgang der Frau von Waſum mit dem Barfüßer gehegt. Als Italiener, mit den Wiſſenſchaften nicht unbekannt, war er früher als Lehrer der beiden Töchter, vorzüglich Gretchens, ins Haus gekommen; denn Gutchen wollte nichts lernen — aber das wißbegierige

Gretchen war ſchon lange fort, und der Mönch blieb Freund des Hauſes; ſein Werk war die Verbindung der ſchönen blühenden Wittwe mit dem Schöffen, aber nach der Hochzeit ſchien des Mönchs Umgang mit der Frau Eva zum Paradeis ſchier noch inniger und vertrauter zu werden, als er früher geweſen war; wenigſtens ließ Regina, die Gürtelmagd, gegen die Mägde des Paradeiſes, wohin ſie auch mitgezogen war, dies und das darüber fallen, welches zu ſtets neuen und ſtets ſonderbaren geheimen Unterhaltungen der Mägde und Knechte Veranlaß gab. Eine allgemeine Verwundrung erregte es immer unter dieſen dienſtbaren Geiſtern, daß Herr Nullmann manche höchſt verdächtige Dinge nicht ſah, die er doch bei geſunden Augen — und an der Geſundheit der ſeinigen war bei jeder andern Gelegenheit nicht zu zweifeln — durchaus ſehen mußte, und da er mit dem kräftigen ſchwarzbraunen Schorkopf ſtets freundſchaftlich, ja mit einer noch niemals an ihm wahrgenommenen Zärtlichkeit umging, ſo kamen die aufmerkſamen und pfiffigen Beobachter dieſes ſeltſamen Verhältniſſes auf den Gedanken, Herr Nullmann wolle nicht ſehen, und müſſe dazu ſeine guten Gründe haben.

Gutchen, welche erſt mit der Heirath ihrer

Mutter nicht einverſtanden geweſen war, ſeit alle ihre Pläne auf Dymar mißglückten, hatte ſich vom alten Schöffen doch wieder durch neue Verſprechungen gewinnen laſſen, ihr dennoch zu ſeines älteſten Sohnes Beſitz zu verhelfen, und war, ſeit ſie mit im Paradeiſe wohnte, ihres Stiefvaters Liebling geworden. Es zeigte ſich bald, daß ſie alles über Herrn Rullmann vermochte, daß er ſeine eigne Tochter Gela darüber vernachläſſigte und der geliebten Stieftochter nachſetzte. Die Schlaue wußte von ihrer Macht über den Alten den vortheilhafteſten Gebrauch zu machen und lenkte ihn nach ihren oft wunderlichen und ungezognen Launen. So innige und vertraute Freundinnen nun auch erſt Gutchen und Gela geweſen waren, ſo trat doch, ſeit ſie ſich Schweſtern nannten, allmälig ein geſpanntes Verhältniß zwiſchen ihnen ein, und Gelas ſcharfes Auge glaubte in ihres Vaters Blicken ein weit zärtlicheres Wohlwollen gegen Gutchen zu gewahren, als dasjenige zu ſein pflegt, welches man mit dem Namen des väterlichen benennt. Der zurückgeſetzten Tochter wurde es in ihres Vaters Haus unerträglich; ſie ſandte heimlich einen Boten an ihren Verlobten, und in der folgenden Woche langte der Junker von Eſchelbach in Frankfurt an. Gela glaubte, die Reiſe ihres Verlobten gelte ihr allein, und er ſey nur gekommen, ſie abzuholen und die durch mancherlei Hinderniſſe bis jetzt verſchobne Verbindung mit ihr zu vollziehen, aber des Junkers Ankunft erregte auch dem Schöffen große Freude.

„Endlich!“ rief er dem in ſein Gemach eintretenden Hofjunker entgegen. „Ich habe lange ſchmerzlich auf Euch gewartet, liebwerther Eidam. Heiliger Chriſt! es iſt ja in dem verdammten Frankfurt gar nicht mehr auszuhalten. Wir leben eingeſchloſſen, wie in einer Feſtung und bekommen ſelten ein ander menſchliches Antlitz zu ſehen, was nicht zum Hauſe gehört.“

„Gern wär' ich eher gekommen, Gela heimzuholen, Herr Ritter,“ verſetzte Eſchelbach, „da Ihr mir aber ausdrücklich wiſſen ließt, ich ſolle die Tochter nicht ohne den Vater und deſſen Frau von dannen führen, ſo hat es gar manche Anſtände gehabt. Ich erhielt nicht den gewünſchten Urlaub vom Pfalzgrafen, und als ich endlich nach Speier kam an König Karls Hoflager, mit Euerm Sohne Dymar die nöthige Rückſprache wegen Euerer Flucht zu nehmen, weil, wie Ihr wißt, meine ſchwachen Kräfte dazu nicht ausreichen, und die Königin an das mir gegebne Verſprechen einer guten Verſorgung zu erinnern, fand ich leider auch nicht Alles, wie ich gewünſcht und gehofft hatte, was neuen Aufenthalt, neue Schwierigkeiten bereitete. Endlich wüthet dort, wie hier die Peſtilenz auf eine erſchreckliche Weiſe, ſetzt Vornehm und Gering in Todesangſt und Furcht und zieht das kleinſte Geſchäft in die Länge; denn Niemand hat Luſt dazu."

„Herr Chriſt!" rief der Schöff erſchreckt, „ſagt, wie ſteht es um Dymar? Ihr habt da ein Paar böſe Worte fallen laſſen; erklärt Euch deutlicher darüber."

„Er genießt bei der Königin nicht nur der Gnade, auf die er gehofft, ſondern der König hat ihm — wie ihm ſcheint, auf Betrieb der Königin, welcher Karl, gleich dem jüngſten liebegirrenden Minnewart, gänzlich zu Willen und Gefallen lebt — auch ſeine Gnade entzogen. Als ich mit der Königin ſprach und auf meine Verbindung mit Gela und ihr Verſprechen hindeutete, wandte ſie ſich unwillig ab und würdigte mich keiner Antwort."

„Heiliger Chriſt!" zeterte der Schöff erſchrocken auf, „ſo iſt's hohe Zeit, daß ich mich dem Kurfürſten, Euerm Herrn, und der Königin ſelbſt zu Gnaden empfehle. Wer weiß, welche dummen Streiche Dymar gemacht? Ich werde alles wieder ausgleichen; ich ſtehe bei der durchlauchtigſten Königin gut angeſchrieben.“

„Ich wüßte wohl ein unfehlbares Mittel, wie Ihr den König Karl ſamt der Königin auf ewige Zeit für Euch gewinnen könntet.“

„So ſagt es, ich beſchwör' Euch!“

„Schießt dem Könige Geld vor oder verſchafft ihm welches von Andern. Das hilft ohnfehlbar.“

„Bedarf er deſſen? Meine Frau hat ein artig Schätzlein geſammelt.“

„Ob er's bedarf? Unſer Herr, der Kurfürſt, iſt, wie Ihr wißt, etwas zähe. Er mag dem Könige wohl erſt ſchöne Hoffnungen gemacht haben; und wohl mag es wahr ſein, daß er ihm nach dem Beilager große Summen als Mahlſchatz ausgezahlt, aber die prächtige Verſammlung zu Speier*, wohin auch der König Günther von den Fürſten geladen war, hat alles aufgezehrt. Ihr werdet von Dymar ſelbſt hören, in welcher Geldnoth der König iſt; ich habe bereits mit ihm darüber geſprochen, daß Ihr durch einen dem Könige gemachten Vorſchuß am leichteſten und ſchnellſten zu Gnaden und Ehren gelangen könnt.“

„Zu fürchten iſt dabei nichts,“ meinte der Schöff, „die mächtigen Verbindungen des Königs

Karl verhelfen ihm ſicherlich bald den Sieg über Günther, der, ſeit er das Gift getrunken, den Tod im Leibe umherträgt, und, der allgemeinen Sage nach, das Ding nicht lange mehr treiben wird.“

„Ei, geſichert ſeid Ihr durch Karls Handſchrift, und wärt es, wenn man dem Günther auch nicht das Todtenhemd ſtatt des Purpurmantels bereitete. Ich glaube nicht, daß noch vier Wochen ins Land gehen, und Karl iſt alleiniger Herr in Deutſchland. Denkt doch an die mächtigen Herrn, die ſich in Speier dem Könige verbanden! Da waren, auſſer ſeinen Verwandten und innigſten Freunden, dem alten Erzbiſchof Balduin von Trier, dem Erzbiſchof Gerlach von Mainz, unſerm Kurfürſten Rudolf, auch noch der Biſchof Gerhard von Speier, der Landgraf Heinrich von Heſſen, der Herzog Friedrich zu Teck, der Graf Eberhard von Würtemberg, der Graf Friedrich zu Oettingen, der Graf Heinrich von Hohenſtein, die beiden Grafen Emrich von Leiningen, der Landgraf zu Elſaß, nebſt vielen andern Grafen, Baronen und Abgeſandten der Städte. Seit der Zeit hat der König alles aufgeboten, um ſämmtliche Baiernherzöge für ſich zu gewinnen, und unſer Kurfürſt hat auch das Seinige gethan, um ſeine Vettern herüber zu ziehen; die Briefe, Verſprechungen, Gnadenbezeugungen, die von Speier ausgegangen ſind, haben, wie ich Euch im Vertrauen ſagen kann, guten Erfolg gehabt. Der Pfalzgraf Ruprecht und der Herzog Stephan ſind bereits gewonnen, Ludwig der Römer und Wilhelm haben ſich bereitwillig erklärt, und der Kurfürſt von Brandenburg weißt des Königs glänzende Anträge ſchon nicht mehr mit dem alten Unwillen zurück. Ihr könnt alſo getroſt und ohne Sorgen Euer Geld wagen, und werdet es mit reichen Zinſen zurück erhalten. Euch, Dymarn und mir werdet Ihr aber am Hofe des Königs aufhelfen."

„Es ſei alſo! Doch nun ſagt, habt Ihr bereits Anſtalten zu unſerer Flucht getroffen, und welche ſind ſie? Was habt Ihr mit Dymar verabredet?"

„Er ſelbſt wird Euch das Nähere darüber mittheilen. Er hält ſich mit dem dicken Ruprecht, ſeinem Knechte und ſechs Pferden, ſeit dieſer Nacht auf Euerm Meierhofe vor der Galgenpforte verborgen, und erwartet Euch dieſen Abend dort, um mit Euch die nöthige Verabredung zu treffen."

„Herr Chriſt, das iſt köſtlich!" jauchzte der Schöff. „Bald ſind wir aller Noth und der abſcheulichen Angſt vor der Peſtilenz ledig und los;

denn ſind wir erſt glücklich fort, ſo werd' ich mich hüten, wieder in eine Stadt zu gehen, wo die Peſt wüthet.“

„Ihr mögt hinkommen, wohin Ihr wollt, das arge Sterben wird um Euch ſein.“

„So gehen wir einſtweilen ins Gebirge, bis es vorüber iſt. Lange kann's ja nicht mehr dauern.“

In froher Laune eilte der Schöff zu ſeiner Frau und fand den Frater Ananias bei ihr. Beiden wurde die gute Mähr mitgetheilt und der Mönch rieth, den Abend nicht abzuwarten, ſondern ſogleich auf den Meierhof hinauszugehen, und bot ſich dem Schöffen zur Begleitung an. Beide machten ſich ſogleich auf den Weg und ließen Eſchelbach bei Gela zurück.

Die Begrüßung zwiſchen Vater und Sohn auf dem Meierhofe war nicht eben beſonders warm und herzlich. Der Schöff grinste und ſchmunzelte; Dymar blieb kalt und ſchroff. Es war gut, daß der Mönch dabei war, um den Vermittler zu ſpielen; er brachte durch ſchlaue Worte Dymarn ſeinem Vater nahe, und bald war die Unterhaltung durch Ananias Mühe im Gange.

Es wurde verabredet, daß ſämmtliche Frauen des Paradeiſes, in Knappenkleider gehüllt und ſo unkenntlich als möglich gemacht, gegen Abend des folgenden Tags einzeln aus verſchiedenen Thoren gehen und auf dem Meierhofe zuſammentreffen ſollten; der Schneider Kümmel ſollte früher mit einem Wagen voll Heu und Stroh in die Stadt fahren, und zurück einen alten unſcheinbaren Schrein aufladen, in welchem das Geld und die Koſtbarkeiten der Frau Eva Platz nehmen ſollten. In der Nacht noch wollte die ganze Geſellſchaft aufbrechen.

Als Vater und Sohn, der Mönch und der Schneider über die Flucht übereingekommen waren, zog der Schöffe Dy[illegible]rn bei Seite und begann mit ſanfter, ſchier bittender Stimme, indem er den Guardian zu ſeinem Beiſtand heranwinkte: „Mein Sohn, noch etwas Wichtiges muß ich mit dir abmachen, du haſt dich gegen eine Verbindung mit dem ſchönen edeln Gutchen ſtets hartnäckig ausgeſprochen; ich weiß wohl, deine Minneluſt zu der kleinen thüringiſchen Hexe, die dir's angethan, war Schuld. Doch daran iſt ja nun bei dir nicht mehr zu denken, ſeit du, ſtatt an Günthers Hof zu kommen, wo dir der Ritter Rudolf von Sachſenhauſen auf unſern Freundes Ananias Verwendung, einen ſchönen Poſten verſchafft hatte, wie wir Tags nach deinem Unglück im Beguinenhauſe und deiner darauf erfolgten Flucht erfuhren, an des Königs Karl Hof angeſtellt biſt, wahrlich mit beſonderm Glück! du haſt die ſchöne Müllerin nun vergeſſen, du darfſt dich ja doch nicht in Frankfurt blicken laſſen, auch iſt die ſchlechte Beguine gar nicht deines eifrigen Minnedienſtes werth. Denke alſo wieder an Gutchen; ſie liebt dich, iſt ſchön, jung und vor allem ſehr reich. Nur durch deine Verbindung mit ihr, ſind wir Herrn des ganzen Vermögens. —“ Der Schöff hielt inne und ſah, da Dymar in ſeinem düſtern Schweigen verharrte, ihn lange fragend an.

Der Mönch ſprach vermittelnd: „Ihr werdet den Wünſchen Eueres Vaters nicht länger zuwider ſein, Ritter Dymar, zumal die Erfüllung derſelben mit Euerm eignen Glücke getreulich zuſammengeht.“

„Davon kein Wort weiter!“ unterbrach Dymar den ſchlauen Fuchsſchwänzer. „Ich bin den Kinderſchuhen entwachſen und weiß, was ich zu thun und zu laſſen habe.“

Der Schöff ſchwieg, von der Überlegenheit ſeines Sohns eingeſchüchtert; der Mönch meinte, als Dymar ſich entfernt hatte, man müſſe dies der Zeit überlaſſen, und Gutchen nur recht oft mit Dymar zuſammenbringen, das Übrige werde ſich dann ſchon von ſelbſt machen.

Hierauf hielten ſie noch einen geheimen Rath hinter verſchloſſenen Thüren mit dem Schneider und Verwalter Kümmel. Als ſie ſich wieder nach der Stadt aufmachten, ſagte der Schöffe verſichernd: „Und dabei bleibt's, wie's beſchloſſen iſt! Ihr, Ananias, ſucht Euch heute noch, oder morgen in der Frühe aus dem Beguinenhauſe von der Priorin Barbara das Giftgebräu zu verſchaffen, und ich ſchicke es dir zu, Kümmel. Eh wir fortreiſen, muß ſie todt ſein. Es muß ſo ſein; ich darf nicht länger zaudern. In der Nacht begraben wir ſie, und dann auf und davon!"

Die drei Ehrenmänner gaben ſich darauf die Hände, und gingen von einander. Mönch und Schöff ſchritten in muntrer Zwieſprach der Stadt zu. Der Schneider aber machte ſich, ſobald es dunkel geworden war, daran, in einem Winkel des Hauskellers ein Grab zu graben.

Sobald Rullmann und Ananias in der Stadt angekommen waren, trabte der Letztere nach dem Beguinenhauſe in der Fahrgaſſe, um mit der Priorin zu reden. Er fand ſie am Bette einer peſtkranken Schweſter, welche eben mit dem Tode rang. Barbara trat ihm in ihrem ſchwarzen Lederharniſch entgegen und winkte ihm zu, ſich zu entfernen. Der Mönch entſetzte ſich, blieb aber an der Thüre ſtehen und begann mit ſcheinheiligen Worten: „Die allgemeine Noth ſchrei't zu jedem mitleidigen Chriſtenherzen. Das meinige hat trotz aller Gefahren ihre Stimme erhört, und will, gleich Euch, in das Haus des Unglücks eilen, und das arge Gebreſte daraus zu vertreiben ſuchen. Doch muß ich mir dazu Euern Rath und Beiſtand erbitten. Ich habe keine Arznei. Ich bitt' Euch, gebt mir die ſtärkſte, die Ihr habt; mein beſter Freund und Bruder liegt hart darnieder, ihn möchte ich retten. Gebt mir das ſtärkſte Gegengift der Peſt.“

Die Beguine reichte ihm ein Fläſchchen mit den Worten: „Laßt aber keinen Tropfen davon Euere Hand berühren, es könnte Euch den Tod bringen.“

Ananias grinste teufliſch in ſich hinein; Barbara ſah ihn ob ſeiner plötzlichen Bekehrung verwundert an und wandte ſich dann wieder zur Sterbenden, um ihr eine Kühlung zu reichen. Der Barfüßer griff, um ſich recht gegen das Gift zu verwahren, nach einem am Boden liegenden Lacken, wickelte das Fläſchchen behutſam hinein, verbarg es im Schooſe ſeiner Kutte, ſprach ſeinen frommen Abſchiedsgruß, und ging fröhlich, ſeinen Zweck ſo ſchnell und leicht erreicht zu haben, nach dem Paradeis. Hier fand er Alles in froher Bewegung. Frau Eva hatte ihm einen leckern Abſchiedsſchmaus bereitet. In lauter Heiterkeit ſaß die Geſellſchaft beiſammen. Herr Nullmann bewirthete ſeinen Freund Ananias und ſeinen künftigen Eidam mit den beſten Weinen. Es wurde wacker auf glückliche Fahrt gezecht, und der Schöff, bereits in Beſitz der Giftflaſche geſetzt, rief mit freudeſtrahlendem Geſicht und ſeine trunknen Augen ruhten dabei begehrlich auf Gutchens Reizen: „Nun wollen wir uns erſt des Lebens freuen, wenn wir dem peſtſtinkenden Frankfurt entronnen ſind. Ich fühle mich ſo leicht, als läge die verfluchte Stadt ſchon einige Meilen Wegs hinter mir.“

„Mir iſt immer bange vor der Peſt geweſen,“ erinnerte Frau Eva und holte tief aus der Bruſt Athem. „Gottlob und allen Heiligen Dank, daß wir endlich fortkommen! Ihr, mein verehrter Pater, werdet doch bald Urlaub nehmen, und uns beſuchen?“

„In der Kürze,“ verſicherte Ananias und warf ihr einen Glutblick zu.

Man trank auf fernere Geſundheit, und ziemlich berauſcht hob der Schöff nach Mitternacht die Tafel auf. Die Frauen entfernten ſich auf ihre Gemächer; Eſchelbach ſuchte bald darauf Gelen auf; der Schöff, dem der Wein die Sorge für die Giftflaſche aus dem Gedächtniß vertrieben hatte, verirrte ſich auf die Kammer ſeiner Stieftochter, und der Mönch trat ohne Umſtände bei Frau Eva ein, wo er erwartet worden war.

„Noch eine ſelige Stunde in deinen Armen, theuerſte der Frauen!“ flüſterte er. „Die Abſchiedsſtunde! Sie ſoll im feurigen Minnedienſt verlebt werden.“ Und kühn ſchlang er ſeinen Arm um den üppigen Leib der Frau. „Nicht wahr, bald kehrſt du in die Arme deines Freundes zurück, der ſchmerzlich die Stunden deiner Entfernung zählen wird? Ach, jede wird mir eine Ewigkeit deuchten!“

„Wie könnt' ich lange ohne dich leben, mein innigſt geliebter Mann?“ fragte Frau Eva ſich an ihn ſchmiegend. „Nur dich leb' ich; nur dich hab' ich geliebt. Nimmer wär' ich des Schöffen Weib geworden, wenn er unſre Minne nicht zugegeben, und ich durch ihn nicht das Recht erlangt hätte, frei und ungebunden mit dir umzugehen, was erſt heimlich und ſelten und mit ſteter Gefahr meines guten Namens geſchehen konnte. Nun werd' ich nicht thöricht meiden, was ich mit ſo großem Opfer erkauft habe. Wäre die abſcheuliche Peſt nicht in Frankfurt, kein Menſch ſollte mich von dannen bringen; aber ſeit die gräßliche Seuche hier raſ't, leb' ich in ſteter Todesangſt und kann deines Minnedienſtes nicht recht froh werden. Immer war mir's, als würde auch ich angeſteckt werden und ſterben, und erſt ſeit ich weiß, daß wir morgen die Stadt verlaſſen, iſt dieſe ahnende Furcht von mir gewichen."

„Um nie wieder zu kehren," küßte ihr der Mönch auf den Mund. Und der durch einen ſeltſamen Vertrag des Mönchs und des Schöffen bedingte und erlaubte Minnedienſt hielt das verbrecheriſche Paar in glühender Umarmung.

„Mir wird wunderlich zu Muthe," ſagte der Guardian, nachdem ſeine heißeſten Küſſe verrauſcht waren. „Die Glut der Minne wird zur ſchier unnatürlichen Hitze in meiner Bruſt." Aber kaum hatte er ausgeredet, als er mit dem ſchreienden Ausruf: „Jeſus, Maria und Joſeph!" zu der heftig erſchreckenden Eva Füßen ſtürzte.

„Um Gott! was wandelt Euch an?" rief die Frau und ſuchte, an allen Gliedern zitternd, ihn aufzuheben, wozu ihr aber die Kräfte mangelten.

„Glühender Schmerz! Furchtbarer Brand in meinen Eingeweiden!" ſtöhnte Ananias und wand ſich an der Erde.

„Heiliger Bartholomäus! Ihr ſeid krank, ſehr krank! Man hört's an Eurer Sprache. Ich will ſchnell nach Meiſter Anſelm, unſerm Arzt, ſchicken."

„Ruf erſt deinen Mann!" brachte Ananias noch mit Mühe hervor. Dann erfüllte ſein Schmerzensgeheul das Gemach. Von Schrecken gepeitſcht ergriff Eva die Leuchte und ſtürzte fort, ihren Gemahl zu ſuchen. Er iſt nicht in ſeinem Bette. Eine böſe Ahnung fährt ihr durch den Kopf, ſie eilt auf Gutchens Kammer und — findet ihn dort. Bebend vor Zorn vermag ſie nichts hervorzubringen, als einen Schrei; Gutchen verbirgt ſich ebenfalls ſchreiend hinter dem Schöffen. Das Licht entfällt Eva's Hand, Rullmann hebt es ruhig auf und ſagt, ohne ſeine Stimme zu erheben und ſeinen Worten einen beſondern Nachdruck zu geben: „Herr Chriſt, meine liebe Frau Eva, ereifert Euch doch nicht alſo, ob meiner kleinen Minneluſt. Der Mönch wollte in Euern Armen warm werden, und ich mußte ihm wohl, unſerm Pact gemäß, meinen Platz dort einräumen. Ihr hattet alſo Euer Theil und wart gar wohl damit zufrieden, beſſer als wenn ich Euch noch einen Beſuch gemacht hätte. Eſchelbach gibt der Gela derweil auch gründliche Lection im Minneverkehr, und die liebe Gela hat demnach auch ihr Theil. Die Knechte ſind zu den Mägden geſchlüpft, und Eure Gürtelmagd hat ſich meinen Wappner zugelegt. Soll das liebe Gutchen, die doch auch Fleiſch und Blut hat, und jüngeres und heißeres als Eueres, ſoll ſie allein von allen Frauen im Hauſe in unbefriedigter Sehnſucht hinſchmachten? Soll ich allein leer ausgehen von den Männern beim allgemeinen Minnedienſt? Ihr werdet nicht ſo unbillig ſein, dies zu verſagen. Nein, Ihr werdet es ſogar natürlich finden, daß die beiden, welche übrig waren, ſich zuſammengefunden und die Zeit ſo angenehm vertrieben haben, wie Ihr und Andre. Es hat auch gar nichts auf ſich; denn Dymar heirathet Gutchen ſogleich, wenn wir nach Speier kommen; er hat es mir heute verſprochen, und ich hab es Gutchen vorhin in die Hand gelobt. Macht alſo kein Aufhebens weiter von der Sache. Ich drücke das rechte Auge zu; thut Ihr's mit dem linken. Eine Hand wäſcht die Andre."

Frau Eva faßte ſich, ſo gut ſie konnte, und ſagte mit bebender Stimme: „Ananias iſt ſehr krank geworden."

„Krank?!" rief der Schöff beſtürzt. „Heiliger

Chriſt! er wird doch nicht ——“ Er ſprach den Gedanken nicht aus, ſondern eilte haſtig vor ſeiner Ehewirthin her nach ihrem Gemach, von wo ihm ſchon des Mönchs Schmerzensgeſtöhn entgegendrang. Zu reden vermochte er nicht mehr. Nullmann weckte die Knechte; ſie flogen, um Meiſter Anſelm, der nach Meiſter Freidanks Tode Hausarzt im Paradeiſe geworden war, herbei zu holen. Der Medicus trat nach einer angſtvollen halben Stunde in ſeinem ſchwarzledernen Peſtharniſch herein, mit Eſſignapf, Räucherpfanne, Zange und Eiſenhaken bewaffnet, ein gräßlicher Anblick für Herrn Nullmann. Meiſter Anſelm faßte, ohne ein Wort zu verlieren, den Mönch mit der Zange, wendete ihn auf die andre Seite, befahl einem Knecht, ihm ins Geſicht zu leuchten, und ſagte dann, als er den Kranken einen Augenblick ſcharf betrachtet, mit großer Gleichgültigkeit: „der hat den ſchwarzen Tod im Leibe.“

Der Schöffe und ſeine Frau ſtießen zu gleicher Zeit ein Geſchrei aus; Nullmann floh mit geſträubtem Haare, ſchreckenſtarren Augen und verzerrtem Geſicht aus dem Gemach. Eva wollte ihm folgen, aber die Füße verſagten ihr den Dienſt. Sie ſank an der Thürſchwelle zuſammen, ſchrie wegen wüthender Hitze im Leibe und gab in wenigen

Minuten durch Worte und Ausſehen dem Arzte Gelegenheit, die ſchnelle Ausbildung der Peſt zu beobachten. Er ließ ſie auf ein Bett bringen, und ſagte mit ſeiner frühern eiſigen Gleichgültigkeit: „Ihr habt auch die Peſt, Frau Eva, und ſeid vom Mönche angeſteckt worden. Ich werde Euch Arznei holen.“

Die Dienerſchaft floh bei der neuen Schreckenskunde theils aus dem Hauſe oder verkroch ſich theils in den Hintergebäuden; die wilde Furcht, von welcher alle jählings überfallen wurden, raubte ihnen die Überlegung. Meiſter Anſelm ging ebenfalls davon und kam nicht wieder.

So lagen die beiden allein, in gräßlicher Einſamkeit, auf dem Zimmer, das kurz vorher von ihren ſündigen Küſſen widergehallt war; gemartert von der Peſtglut und ſchier verſchmachtend vor ungeheuerm Durſt. Die Kerzen waren weit herabgebrannt und gaukelten abenteuerliche Schatten an die düſtern Wände, die das Geſtöhn des wüthendſten Schmerzes traf.

Herr Rullmann hatte ſich mit Gutchen in das beſcheidne Stübchen im Hinterhauſe geflüchtet, welches Heilmann ſonſt bewohnt hatte, und das ungeſtörte Beiſammenſein in traulicher Nähe ließ beide bald vergeſſen, was im Hauſe vorgegangen war. Aber ſchon trug der gottloſe Schöff den verderblichen Stoff in ſich, hielt er doch die Giftflaſche mit dem Lacken aufbewahrt, womit der Mönch die Peſt aus dem Beguinenhauſe geholt und ins Paradeis getragen hatte, ſchon ſchwang die gräßlichſte der Eumeniden ihre glühende Schlangengeißel über ſeinem Haupte, und während er an der Seite des ehr- und gottvergeſſenen, von Eitelkeit und Sinnlichkeit bethörten Mädchens ſaß, entzündete ſich ſchon der Brand in ſeinem Leibe; und was der alte Thor für die Gluth ſeiner männlichen Kraft hielt, war ſchon der Funke jenes hölliſchen Feuers der Peſtilenz, das denn auch mit dem erwachenden Frühlingstage in ihm zu raſen begann, und ihm ein wildes Geſchrei abzwang. Kaum gewahrte die nichtswürdige Theilnehmerin ſeines Verbrechens, was mit ihm vorging, als ſie beſtürzt von dannen floh, im leichten Nachtkleid aus dem Hauſe rannte, an deſſen Thorflügel ein Knecht eben auf Befehl des Meiſter Anſelm das verhängnißvolle ſchwarze Kreuz anmalte, und, von nie empfundenen Grauſen angefallen und ins Herz gekrallt, durch die Straßen, die Galgenpforte und dem Meierhofe zu lief. Sie ſah nichts von dem grünen Wieſenteppich, nichts von den Blumen und Kräutern, die um ihren Weg ſproßten, ſie hörte nicht den Frühgeſang der Vögel; ein Schauder nach dem andern drängte ſich durch ihre Gebeine; entſetzt ſchrie ſie zuweilen auf, wähnend, der verderbliche Brand beginne bereits in ihrem Körper ſeine unſichtbaren Flammen zu entzünden.

Kümmel erſchrack nicht wenig, als er ihrer anſichtig wurde, zu dieſer Frühſtunde, in dieſem Anzuge und leichenblaß, aber als ſie ihm mit wenigen Worten kund that, daß während dieſer Nacht die Peſt im Paradeiſe eingekehrt ſei, ſchlug der Meier mit ſeiner alten Schneiderbehendigkeit ein ungeheures Kreuz vor ſich, ſetzte mit einem Sprunge mehre Schritte weit zurück, ſtieß ein jämmerliches Geheul aus, und entwich mit allen Zeichen des Abſcheu's.

Dymar lag noch zu Bette. Die angſtvolle Gutchen eilte zu ſeinem Lager, vertrauend dem trügeriſchen Verſprechen, womit der Schöffe ihre Eitelkeit beſtrickt hatte, Dymar werde ſie zu ſeinem Weibe machen.

„Was wollt Ihr?“ fragte ſie der Ritter verwundert mit einem Tone, der nichts mit der Überraſchung eines Minnewarts gemein hatte, und die Betrügerin ahnen ließ, daß ſie betrogen ſei. Sie ſtammelte die unheimliche Nachricht hervor, daß Vater und Mutter am ſchwarzen Tod erkrankt ſeien, und fügte die Bitte hinzu, unverzüglich mit ihr nach Speier aufzubrechen.

„Mit Euch allein?“ fragte Dymar ſchneidend. „Was ſoll ich mit Euch?“

„Der Vater hat mir gelobt —“ ſtammelte ſie und ſtockte, doch verwirrt fuhr ſie fort: „der Vater hat mir angeſagt, Ihr wärt gekommen, mich —“ und abermals ſchwieg ſie, die Augen auf den Boden geheftet.

„Was ſoll ich mit Euch?“ fragte Dymar noch ein Mal barſch. „Nur offen heraus! Es wird ſich Alles aufklären.“

„Ihr würdet mich freien,“ ſprach das ſonſt ſo ſtolze Edelfräulein, leiſe und hocherröthend, und wagte das Auge nicht auf den Ritter zu richten. Ein ſpöttiſches Gelächter deſſelben riß ſie empor, aber zu ſehr gedehmüthigt, konnte ſie den alten Stolz nicht wieder finden.

„Der Alte iſt ein großer Lügner,“ ſagte Dymar; „und ich ahne ſchon den Grund und Zweck, weshalb er dir die falſche Mähre vorgeſchwatzt. Wirf deine Angeln nach einem Andern aus, mein Kind; mein Weib kannſt und wirſt du niemals werden.“

Heulend und in Verzweiflung verließ ihn Gutchen; das ganze vernichtende Gefühl ihrer

Schuld kam über ſie. Dymar aber kleidete ſich an und befahl dem dicken Ruprecht, die Pferde zu ſatteln. Noch waren ſie mit Rüſtungen zur Abreiſe beſchäftigt, als Eſchelbach mit Gelen anlangte, und ohne Aufenthalt, voll Grauſen, Furcht und Schrecken, mit Dymar aufbrachen. Die vor Wuth, Groll und Verzweiflung faſt ſterbende Gute blieb allein auf dem Paradeishofe zurück.

## Drittes Kapitel.

Himmeltrude kam, auf dem Frühweg ihrer Pflicht wandelnd, vor das Paradeis, und bemerkte das Kreuz. Ohne Zögern trat ſie in das Haus, fand die beiden Kranken und reichte ihnen Kühlung. Dann eilte ſie in das Beguinenhaus zurück und unterrichtete Gretchen vom Schickſale ihrer Mutter. Das edle, ſanfte Kind, ſelbſt noch mit Körperſchwachheit ringend, gönnte ſich keinen Augenblick Überlegung, ſondern lief mit verzweifelter Haſt, gleichſam als könne ſie allein durch Eile das Leben der Mutter retten, nach dem Paradeis. Da ſchaffte und waltete nun mit kindlich frommer Emſigkeit die gemißhandelte, verſtoßene Tochter, und ſelbſt der Mönch hatte deſſen mitzugenießen. Aber Gretchen blieb nicht lange allein; ihr folgten bald die ihr gleichen frommen, getreuen Schweſtern, die weiten Herzen voll Unſchuld und Menſchenliebe, die rührigen Hände voll Hülfe und That. Himmeltrude und Barbara kamen ins Paradeis und brachten die beſten Heilmittel; nicht lange darauf trat auch Junker Heilmann mit verſtörtem Geſicht herein. Er hatte von einem aus dem Hauſe geflohenen Knechte ſo eben die Schreckenskunde erhalten. „Wo iſt mein Vater?“ rief er verzweifelt. Keine der drei Beguinen wußte es; keine hatte an den Schöffen gedacht. „Auch er iſt erkrankt!“ fuhr Heilmann fort; „ein Knecht hat es von Gutchen gehört und mir angeſagt.“ Frau Eva konnte ihm kaum andeuten, ihn im Hauſe zu ſuchen. Heilmann flog durch alle Gemächer und fand den Schöffen endlich bewußtlos in ſeinem ehemaligen Gemach. Da war kein Gedanke an all das gebrannte Herzeleid, an die bittre Schmach, die der grauſam harte Vater ihm zugefügt; es fiel dem edeln Jungen nicht ein, daß er angeſteckt werden könne und müſſe, ſein ſonſt ſo verſchloſſenes Herz that ſich weit auf und quoll über in jammervollen Klagen der Kindesliebe. Und unverzüglich eilte er zu ſeinen ihm in Geſinnungen und Handlungen ſo edeln Freundinnen, ihre Hülfe für ſeinen Vater in Anſpruch zu nehmen. Und Barbara ging mit ihm, gab dem Kranken ein und hielt den unbedachten Jüngling ab, ſich ſelbſt in die größte Lebensgefahr zu begeben. Da war denn die Liebe in das Haus der Verbrechen gekommen, aus dem ſie mit Mißhandlung verſtoßen worden war, und pflegte mit zarter Hand die Lebensblüthe der Menſchen, die mit rauher Hand die Blüthe ihres Gefühls geknickt, und pflegte ſie ſo ſorgſam, mit Angſt und Wehe, gleich als würde ihr mit dem Tode des Vaters oder der Mutter alle Lebensfreuden ſchwinden. Es war rührend zu ſehen — und Barbara und Himmeltrude weinten ſtille Thränen der reinſten Freude darüber — wenn Heilmann furchtlos und mit beiſpielloſem Eifer jede Bewegung des Schöffen beobachtete, bei jedem Schmerzensſeufzer ſich härmte, ihm eingab und alle Vorſchriften Barbara's auf's Pünktlichſte beobachtete, wie er, wenn der Schöff bei Beſinnung war, mit dem zärtlichſten Ton, deſſen die menſchliche Stimme fähig iſt, und in welchen ſich ſeine ganze liebende Seele goß, ſchmerzlich bewegt ausrief: „Mein vieltheurer Vater, wie iſt Euch? Fühlt Ihr Euch beſſer? Iſt die Hitze in Euerm Leibe gemildert? Ach Gott, wendet

Euch nicht von mir! Ich verlaß Euch nicht. Sagt, was ſoll ich thun? Was wünſcht Ihr? Soll ich für Euer Leben beten? Mit Freuden, ich thu' es ſchon." Und vor dem Betpulte niederknieend, an welchem er ſonſt ſchon, in ſeiner Einſamkeit, ſeine kindlich frommen Bitten gen Himmel geſchickt, flehte er die Heiligen um Fürſprache an für das Leben ſeines Vaters. In dem alten verſtockten Sünder tobte auſſer der Peſt noch eine weit ſchlimmere Krankheit, das mit furchtbarer Heftigkeit erwachte böſe Gewiſſen. Aber er war wüthend über die Stimme deſſelben; er konnte den milden thränenſchwimmenden Blick ſeines Sohnes nicht ertragen, er konnte die zärtlichen Worte nicht erhören, Blicke und Worte waren lauter Dolchſtiche in ſeine Seele, und er ſtrebte und kämpfte, ſich gegen jeden ſanften Eindruck zu verwahren und zu verſchließen. Die innere Schaam, die er bei Heilmanns Liebkoſungen empfand, war dem ſtolzen Manne zur Laſt, er wüthete in ſeiner blinden ſelbſtſüchtigen Verſtocktheit gegen die leiſen Regungen ſeines allmälig erwachenden beſſern Selbſts und erſtickte ſie, und ward zum grauſamen Mörder ſeiner in der Wiedergeburt begriffnen Menſchennatur. Die Gegenwart ſeines guten Sohns war ihm endlich ſchier unerträglich, aber er wagte nicht, ſeinen

Unmuth laut werden zu laſſen; denn wer hätte ihm beiſtehen ſollen, wenn er Heilmann abermals verſtieß?

So wüthete in ſeiner Seele ſchwarzer Haß gegen das eigne Kind, während ſein Leib vom ſchwarzen Tode gemartert wurde. Heilmann dagegen blieb ſich gleich; er ſah es nicht, oder wollte es nicht ſehen, wie ſich des Vaters ſchmerzverzogenes Geſicht von ihm abwandte, wie ſich in allen Zügen deſſelben bittrer Widerwille gegen ihn ausſprach, er wollte es nicht bemerken, wie er auf ſeine Fragen vom Vater keine Antwort erhielt, und wenn auch ſein Herz blutete, der edle Jüngling entſchuldigte den mürriſchen Mann mit dem ſchweren Gebreſte, und wich kein Haarbreit von der zarten Pflicht der Kindesliebe, wie ſie ſein treues Herz ihm in ſtrengen und weit ausgedehnten Geſetzen vorſchrieb.

Wenn des rührenden Kindes Bild im Hinterhauſe auf dieſe Weiſe einen finſtern und empörenden Hintergrund hatte, ſo war das im Vorderhauſe um ſo milder und freundlicher. Denn Frau Eva — niemals eine ſchlechte, nur ſtets eine ſchwache Frau — ward von der liebenden Sorgfalt ihrer erſten Tochter, die ſie der zweiten ſtets nachgeſetzt, vorzüglich nach der gräßlichen Erfahrung, die ſie hinſichtlich des geliebten Gutchens in der verwichenen Nacht gemacht, ſo ſehr ergriffen, daß ihr ein Thränenſtrom über die Wangen rann. Sie vermochte den Waffen der Liebe nicht zu widerſtehen; ſie verſuchte es nicht; ſie dachte nicht daran, es zu verſuchen. Schnell war ihr weiches weibliches Gemüth beſiegt; die Thore ihres zeither verſchloſſenen Herzens gingen auf, und mit der neuen Liebe zu dem guten Gretchen und der Reue über die ihr angethane Unbill, zogen noch andre Gefühle, noch andre Erkenntniſſe in die Bruſt der todtkranken Frau. Das wichtigſte war das Erkenntniß ihrer ſelbſt und eine heilige Zerknirſchung über ihr leichtſinniges und ſündhaftes Leben. Der Tag ging unter ſchmerlichen Zuckungen ihres wiedergebornen Selbſt hin; ſie hatte viel zu leiden. Aber ſchrecklicher noch als die Qualen der Peſt tobte in ihr eine wilde Selbſtverachtung, und ſo oft ſie den nicht weit von ihr gebetteten Guardian erblickte, ſtieß ſie ein Stöhnen aus, das wie das Geheul der Verzweiflung klang. Vergebens ſuchte das angſtvolle Gretchen ſie zu tröſten; zum Schrecken der beſorgten Tochter rief Frau Eva ſobald ſie eines Wortes mächtig war, den Tod an, ſie zu erlöſen.

Am andern Morgen — Gretchen hatte

ſchlaflos an ihrer Mutter Bett zugebracht, wie Heilmann an dem ſeines Vaters — ſtellte ſich bei der Kranken das Blutſpeien ein; ihr Athem verpeſtete die Luft; die Peſtbeulen und Drüſen zeigten ſich in den Weichen und auf andern Theilen des Körpers. Ananias hatte in der Nacht ſchon Blut geſpien. Es war eine gräßliche Nacht für das ſanfte Fräulein geweſen, aber unter frommem Gebet und Ausübung kindlicher Liebespflicht war ſie ihr vorübergegangen.

Als der frühe Tag in die Stube trat, wo die Sünder in die heißen Feſſeln der Peſt geſchmiedet lagen, die ſein Vorgänger in Luſt und Schwelgerei verlaſſen hatte, wurde Frau Eva von der Ahnung erleuchtet, daß es mit ihrem Leben aus ſei, und die Hand ihres Kindes ergreifend, flüſterte ſie mit gepreßter, heiſerer Stimme: „Gretchen, ich habe dir viel Übels gethan; willſt du deiner Mutter vergeben, mein Kind?“

„Ach, lieb Mütterlein, ſprecht doch nicht alſo!“ ſchluchzte die Jungfrau unter einem Thränenſtrom. „Ihr habt mir gar nichts Übles angethan, und ſollte es etwas ſeyn, was Ihr dafür hieltet, ſo durftet Ihr ja als Mutter mit Euerm Kinde hart verfahren, und ich gab Euch ſicherlich dazu Veranlaß.“

„Nein, nein, gutes Gretchen,“ redete die Leidende. „So iſt es nicht. Ich ſehe jetzt klarer, als du. Die ſchlechte Gute hab’ ich warm gehalten, und dir wehe gethan. Ach, die Laſt meiner Sünden und Verirrungen drückt mich ſchwer. Gretchen vergieb mir.“

„Euch iſt Alles vergeben. Ich habe niemals einen Groll gehabt gegen Euch in meinem Herzen. Vergeb’ Euch Gott, wie ich es thue.“

Eva ſchauderte zuſammen. Das letzte Wort der Tochter hatte ſie ſchwer getroffen. Sie ſeufzte tief auf, und fragte: „Wird die Schweſter Barbara nicht bald kommen?“

„Ich hoff’ es,“ verſetzte Gretchen und wandte ihre Hülfe dem Mönche zu, welcher in grauſigem Schmerz aufſchrie und entſetzliche Worte ausſtieß, die Gretchens Herz mit Schauder erfüllten.

Bald darauf traten Barbara und Himmeltrude Hand in Hand herein, Rauchfaß und Arzneiflaſche, Eſſig und Wachholdern tragend, nebſt den zur Wartung der Peſtkranken nothwendigen Inſtrumenten. Sie beſprengten das ganze Zimmer mit dem ſtarken Eſſig, dampften ihn auf Kohlen ab, durchräucherten Alles und gaben dann den beiden Kranken ein. Ananias war ſchon über und über mit ſchwarzen Peſtbeulen bedeckt und konnte nicht mehr reden. Als Barbara zu Eva trat, ſagte dieſe leiſe und angſtvoll: „Ehrwürdige Schweſter Barbara, könnt Ihr mir keinen Prieſter bringen, der mir die Beicht hörte?“

Achſelzuckend verſetzte die Beguinenpriorin: „Die meiſten Prieſter unſrer Stadt ſind in Ausübung ihrer frommen Pflicht von der Peſt angeſteckt und dahingerafft worden, und die wenigen, welche noch leben, haben ihre Häuſer und Herzen den Bitten der Kranken und Sterbenden verſchloſſen.“

„Ich fleh' Euch an, um des Blutes Chriſti willen, ſo hört Ihr mir die Beicht, ehrwürdige Schweſter. Ihr ſeid ja eine fromme Frau, und wandelt, gleichſam eine geheiligte Prieſterin, vor dem Herrn.“

„Ich werde Euch dieſe Bitte nicht abſchlagen, Frau Eva,“ verſetzte Barbara. „Der Herr wird in dieſen Zeiten der Noth meine Gebrechlichkeit nicht anſehen, und, wenn ich unwürdig bin, doch auf meinen Willen achten und auf Euer Bedürfniß.“

Himmeltrude und Gretchen entfernten ſich, um ihre Hülfe auch dem Schöffen zu bringen, und Barbara verriegelte die Thür hinter ihnen. Und zu der kranken Frau gewandt, ſprach ſie alſo:

„Im Namen deſſen, den kein ſterblicher Mund ohne heilige Schäuer ausſprechen ſollte, der uns erforſchet und erkennet und alle unſre Wege ſieht, der unſre Herzen durchſchaut und das ungeborne Wort vernimmt, und im Namen des heiligen Lammes, das geblutet hat für unſre Sünden, und im Namen des heiligen Geiſtes, der da erfüllet die Welt, endlich im Namen aller Heiligen, die fromm und gerecht auf Erden gewandelt und nun um den Thron des Allbarmherzigen ſtehen und Fürſprecher ſind für uns und unſre Sünden! Amen. Erleichtere dein Herz, ſprich die Wahrheit, bereue was du gethan, und ſei der Vergebung durch die Gnade Gottes gewärtig; denn der Herr will nicht gehen ins Gericht mit ſeinen Knechten, ſondern ſie rein waſchen mit des Lammes Blut von allen Sünden.“

Ein tiefer Athemzug der Kranken verkündete der milden Tröſterin, welchen Eindruck ihre letzten Worte auf Frau Eva gemacht. Mit bebender, kaum vernehmlicher Stimme begann ſie zu reden, während Barbara ein Crucefix aus ihrem Gewande hervorzog, es ihr erſt an die Lippen zum Kuß und dann vor die Augen zur tröſtlichen Beſchauung hielt.

„Die erſte Sünde, ſo ich begangen, verſchuldete ich an meinen beiden Brüdern,“ beichtete die Kranke. „Noch niemals iſt mir die Wichtigkeit dieſer Sünde ſo deutlich vor die Augen getreten, als jetzt, da ich den Tod mir nahe fühle. Ich war die einzige Tochter meiner Eltern und die ſpäte und letzte Frucht ihrer Ehe; mehre Kinder vor mir waren geſtorben. Der Vater ſtarb, als ich erſt ſechs Jahr alt war, und überließ der Mutter meine Erziehung. Es war ein ſehr wichtiger Umſtand, daß der Vater meinen erwachſenen Brüdern ſeine ganze Gunſt zugewendet und mich ſo gut als vernachläßigt hatte, und dadurch ein ſtiller Groll, ein heimlicher Neid gegen die Bevorzugten in meiner Seele aufgewuchert war. Kaum war mein Vater begraben, ſo trat das Rachegefühl hervor und riß mich ſo weit hin, die ſchwache und mich unausſprechlich liebende Mutter planmäßig gegen die Brüder einzunehmen. Wo und wie ich ſie verrathen, verleumden, verketzern konnte, ich that es mit Freuden. Die Bosheit meines Herzens nahm mit den Jahren nicht etwa ab, nein, ſie ſteigerte ſich, und wurde zum glühendſten Haſſe. Die Brüder waren viel älter als ich, der älteſte, Geipel, wohl an ſechszehn bis achtzehn Jahre, und ſie hätten mich wohl mit Liebe gewinnen können, aber ſie haßten mich auch, weil ihnen durch meine ſpäte Geburt manche Vortheile, auf welche ſie ſicher gerechnet hatten, entgangen waren, und — wie ich ſpäter erfuhr — ſie mich für die Frucht einer ſträflichen Verirrung meiner Mutter hielten, ein Verdacht, in welchem ſie Worte und Benehmen meines Vaters gegen die Mutter und mich beſtärkt hatten. So jung ich noch war, ſo ſchlau war ich, und was bei dem Kinde erſt bloßes Gefühl gewesen war, wurde bei der Jungfrau Sache der Überlegung und Berechnung. Es iſt kaum zu ermeſſen, welchen Schaden ich den Brüdern zugefügt. Die Mutter entzog ihnen, was ſie ihnen nur entziehen konnte, und wendete es mir zu; Geipel, der älteſte, wurde verſtockt und böſe und gab immer größere und öftere Veranlaſſung zur Unzufriedenheit; ich glaube, ich trage einen groſſen Theil der Schuld ſeines unbändigen Gemüths. Haſſend und gehaßt, verließ er uns und ſuchte Dienſte als Page am kaiſerlichen Hofe, wozu ihm ſeine Geburt Recht und Anwirthſchaft verlieh; er hat ſpäter höhere Hofſtellen bekleidet, aber ſchlimme Streiche gemacht; ich habe niemals etwas Gutes von ihm gehört. Rudolf, der Jüngere, ging, der Neckereien und Verfolgungen einer ihm feindlich geſinnten Schweſter und einer, von dieſer gelenkten Mutter, überdrüſſig, nach Italien, wo er in

Dienſte des Königs von Neapel trat. Im vorigen Jahre erſchien hier in Frankfurt auf einem Banket, welches die Stadt den baieriſchen Herzögen zu Ehren gab und auf welchem auch ich mich befand, ein Mann, der ſich für den Grafen Rudolf von Veldenz — dies iſt der Name meines jüngern Bruders — ausgab. Ich aber hatte große Furcht vor ihm, weil ich glaubte, er würde mich zur Rechenſchaft wegen eines großen Theils ſeines mit Unrecht an mich gebrachten Erbguts ziehen, und gab mich ihm deshalb nicht zu erkennen. Später hörte ich einige Male von ihm und lebte in ſteter Angſt, er möchte mich aufſuchen. Endlich vernahm ich, er ſei hier gefangen genommen und auf den Eſchenheimer Thurm geſetzt worden. Faſt in Verwirrung brachte mich aber die Kunde, die ich vom Guardian Ananias erhielt, daß der Gefangne nicht mein Bruder Rudolf, ſondern mein Bruder Geipel ſei, der Dominikanermönch geworden. Nachher iſt er entſprungen, wie mir Ananias geſagt, und ich habe nichts wieder von ihm vernommen. Iſt's Euch nun möglich, fromme Schweſter, den einen oder den andern meiner Brüder, nach meinem Tode, ausfindig zu machen, ſo ſagt ihnen, daß ich ſie ſterbend bitten ließe, mir zu vergeben und für meine arme Seele zu beten;

auch ihren Theil des von mir innegehabten Vermögens an ſich zu nehmen.“

Die Beguinenpriorin hatte ſchweigend das Sündenbekenntniß und den Bericht der Frau Eva mit angehört, allmälig empfand ſie ein leiſes Zittern in den Gliedern; ein tiefer Seufzer entſtieg ihrer Bruſt, als Eva den Namen Veldenz nannte; ſie verhüllte das Geſicht, von welchem ſie die Lederlarve abgenommen hatte, und als ſie das Tuch wegzog, waren ihre Augen thränennaß. „Was habt Ihr weiter auf dem Gewiſſen?“ fragte ſie jetzt mit weicher, theilnehmender Stimme die Kranke.

„Ich bin meinem Gatten treu geweſen und habe ihn geliebt bis in den Tod,“ fuhr jene fort. „Aber er ſtarb zu früh für mich, wie mein Vater. Es war mir zu einſam auf der Burg; ich zog mit meinen Töchtern gen Frankfurt, um ſie in der Stadt beſſer erziehen zu können. Zu ihrem Unterricht wurde mir jener Mann vorgeſchlagen, der uns die Peſt ins Haus gebracht hat“ — Ananias ſtöhnte tief auf — „der mich verderbt hat und mir nun den Tod bringt. Mit ſeiner Kunſt wußte er meine Gunſt zu gewinnen. Aber um unſrer Leidenſchaft ohne Rückhalt zu fröhnen, ſah ſich Ananias nach einem Mann für mich um. Der Glanz und das Anſehen des Ritters und Schöffen zum Paradeis hatte mich ſchon früher angeſprochen. Die Frau des Schöffen ſtarb und Rullmann wählte den Guardian zum Brautwerber. Sie machten einen ſchändlichen Vertrag mit einander und ich war ſchwach und ſündhaft genug, denſelben einzugehen, nach welchem der Mönch mich als ſein Eigenthum anſehen durfte. So haben wir in Sünden fortgeſchwelgt, bis der furchtbare ſchwarze Tod die hochaufgelaufne Rechnung bezahlt hat.“ — Sie ſchwieg, küßte das Crucefix inbrünſtig und ſeufzte aus tiefer Bruſt: „Herr Jeſus, vergib mir alle Sünd und Miſſethat um deines auch für mich vergoßnen Bluts willen!“ — „Amen!“ ſagte Barbara und ſchlug ein Kreuz über ſie. Dann erhob ſie die Stimme feierlich: „Deine Sünden ſind dir vergeben, ſo du wahrhaftig Reu' und Leid darüber trägſt, im Namen Gottes des Vaters, des Sohns und des heiligen Geiſtes. Amen.“

Ananias hatte während der Beichte einige Mal tief aufgeſeufzt, nun war er wieder ruhig und regte ſich nicht. Barbara ging alſo, nach dem Schöffen zu ſehen, und ſie fand ihn bedeutend beſſer, als die beiden Andern. Barbara und Himmeltrude wanderten alſo weiter, die erſtere zum kranken König, die andre zu andern Kranken.

Gretchen und Heilmann blieben wieder allein im Hauſe; ſie ſaßen zuſammen und erzählten ſich; dann beſuchten ſie ihre Kranken und warteten ſie getreulich. Gretchen ſchien immer eine leiſe Hoffnung für das Leben ihrer Mutter zu haben und Stunden lang lag ſie am Bette derſelben auf den Knieen und betete. In ihrer reinen kindlichen Seele war der Gedanke ſo natürlich, daß Gott und die Heiligen auf dies heiße und aufrichtige Gebet aus dem Herzen eines Kindes, das ſtets fromm und gut geweſen, einige gnädige Rückſichten nehmen und ſich die Gelübde, welche ſie in ſcheuer Angſt zum Preis der Erhaltung ihrer Mutter dem Himmel verhieß, wohl gefallen laſſen würden. Als aber der Abend herannahete, wurde Eva's Zuſtand immer ſchlimmer; der Mönch ſchien rettungslos verloren und ſchrie entweder in gräßlichen Tönen, welche den Maßſtab ſeiner Qual abgeben konnten, oder lag in einer dem Tode ſchon ähnlichen Erſtarrung. Gretchen wurde von ungeheuerer Angſt übermannt, ſie hatte wieder gebetet, faſt am Himmel mit ſtürmiſchen Bitten gefrevelt — wenn ſolche Unſchuld in ſolcher Verirrung freveln kann — nun rang ſie troſtlos die Hände über der ſtöhnenden, an nichts mehr theilnehmenden Mutter, und ſann in Verzweiflung nach Mitteln zu ihrer Rettung. Da fiel ihr in ihrer ſchier übermenſchlichen Angſt ein, gehört zu haben, ein fremder Mönch habe Reliquien zu verkaufen, welche ſehr viele Leute vom Tode errettet hätten. Ohne ſich viel zu beſinnen, eilte ſie von dannen auf den Samſtagberg, um den Bernhardiner aufzuſuchen. Aber der eingebrochne Abend hatte den Reliquienhändler in ſeine Herberge getrieben; das geängſtete Gretchen fragte ſich bis dorthin. Sie wurde in die graue Katze in der Thöngesgaſſe gewieſen. Haſtig trat ſie in die dunkeln Räume der Stube, der einhändige Wirth lief ihr entgegen und fragte ſie ängſtlich aus. Auf ihr Begehr nach dem Ciſtercienſermönch that ihr der ſchmutzige Kneipenmeiſter den Beſcheid, der Mönch ſei nicht ſelbſt zugegen, wohl aber einer ſeiner Knechte, der jedoch alles, was ſie verlange, ſo gut beſorgen könne, wie der Herr ſelbſt. Hierauf rief er dieſen Knecht herbei. Ein alter gebückter Mann, deſſen Kopf und Geſicht über und über mit ſchwarzen und grauen zotteligen Haaren bedeckt waren und in einer Art groben und ſchmutzigen Mönchskutte ſteckte, kam, und befragte Gretchen, mit einer, wie ihr dünkte, nicht unbekannten Stimme, nach ihrem Begehr.

„Meine Mutter liegt heftig danieder,“ ſtammelte Gretchen, „und man hat mir geſagt, daß der Frater Anton Mittel habe gegen das Gebreſte. Ich will das beſte, das koſtbarſte; denn meine Mutter iſt reich und wird's bezahlen.“

„Wer iſt Euere Mutter, meine Schweſter? Tragt Ihr nicht die Kleidung der barmherzigen Schweſtern?“

„So iſt's; ich bin eine Beguine, und ſelbſt glücklich vom ſchwarzen Tod gerettet. Meine Mutter aber iſt die Frau des Schöffen Rullmann von Marburg, Ritters zum Paradeis.“

Der Knecht machte eine Bewegung zur Seite und ſagte: „Ich will Euch einen Nagel aus dem Kreuzesſtamm Chriſti geben, das Theuerſte und Beſte, was wir haben. Laßt ihn Eure Mutter küſſen und legt ihr dann denſelben auf's Herz. Wenn das nichts hilft, ſo iſt alles andre vergeblich.“ Damit ging er, die koſtbare Reliquie zu holen.

„Wollt Ihr nicht mit mir gehen, um den Preis dafür in Empfang zu nehmen?“ fragte Gretchen und nahm die Kapſel mit heiliger Scheu, in welcher der wunderthätige Nagel verborgen war.

„Ihr werdet den Preis, welchen Euch der hochwürdige Pater Anton angeben wird, ſchon bringen. Iſt Euer Vater, der Schöff, noch munter und wohl auf?“

„Ach nein, er liegt auch an der Peſt darnieder!“

„Auch er?“ fragte der Knecht, und in die Frage miſchte ſich der Ton eines freudigen Triumphes. „Ich will doch mit Euch gehen,“ fuhr er dann gleichgültig fort, „denn ich habe noch andre Mittel, geheime, wunderbare und außerordentliche. Vielleicht, daß ich helfen könnte, wenn der Nagel nicht hülfe.“

„O ihr Engel des Herrn!“ jubelte Gretchen auf. „Ich will Gottes reichſten Segen auf Euch herabflehen. Auch noch ein Franciscanermönch liegt im Paradeiſe, mit der Mutter auf einer Stube. Er iſt da erkrankt. Wenn Ihr dem Mann Gottes helft, lohnt Euch der Himmel gewiß reichlich.“

„Ein Franciscaner?“ fragte der Knecht auffahrend und ſcharf betont. „Wer iſt's? Wie heißt er?“

„Es iſt der Frater Ananias, der Guardian aus dem Barfüßerkloſter hier.“

„Der?!“ rief der Knecht mit ungeheuerer Schadenfreude. „Den muß ich retten! Dem muß ich helfen. Komm, meine Schweſter!“

Und ſich aufrichtend ſchritt der vorhin gebeugte, ſcheinbar kraftloſe Mann, haſtig von dannen. Gretchen folgte ihm und war nicht wenig verwundert, daß der fremde Knecht, ohne ſie zu fragen, auf das Paradeis los eilte.

Es war Nacht geworden. Eine unheimliche grauenvolle Finſterniß lag düſter und ſchwer im Gemach, und nur das bange Todesſtöhnen der beiden Bewohner deſſelben ſchlug aus der geöffneten Thüre an das Ohr der Eintretenden. Gretchen ging, um eine Kerze anzuzünden. Der Knecht nahm ihr das brennende Licht an der Thüre ab und ſagte leiſe: „Laßt mich allein, fromme Schweſter, mit den beiden Kranken. Meine Kur leidet keinen Zuſchauer." Gretchen ſchauderte; des alten Knechtes Augen leuchteten ſo ſeltſam. Es wurde ihr recht bange; aber ſie ging. Der Knecht verriegelte die Thüre, nahm die zottelliche Haarkappe vom Kopfe, ſtrich die übrigen Haare aus dem Geſichte, und ging dann, in der einen Hand die Kerze, mit gedehnten Schritten auf das Lager des Barfüßers zu; dabei ſtrahlte aus ſeinen Augen eine teufliſche Freude; ſein Geſicht hatte ſich zu einer furchtbaren grinſenden Fratze verſchoben. So wie er an das Bett trat, machte der leidende Ananias eine abwehrende Bewegung mit der Hand, und ſtieß einen wilden Schmerzensſchrei aus, während ſich in ſeinem Geſichte der tiefſte Abſcheu ausdrückte.

„Kennſt du mich, Brüderlein in Chriſto?“ hohnlachte der gräßliche Knecht.

„Dominik!“ ſtöhnte der Barfüßer mit einem Tone, der jedem Andern das Herz zerſchnitten hätte. Den furchtbaren Dominikaner, der in Knechtsgeſtalt am Sterbelager ſeines größten Feindes ſtand, rührte er nicht, vielmehr fuhr er triumphirend fort: „Ich bin's, Bruder Ananias. Dein Auge hat dich auch dies Mal nicht getäuſcht.“ Und als auf der andern Seite Eva, die den Worten des fremden Mannes ängſtlich gelauſcht hatte, ausrief: „Heiliger Bartholomäus, ſtehe mir bei!“ wandte ſich der böſe Predigermönch um, und ſagte langſam: „Nachher komme ich auch zu dir, mein edles Schweſterlein. Erſt laß mich hier mit deinem Buhlen fertig werden.“ Und wieder zum Barfüßer gekehrt, fuhr er recht nachdrücklich langſam und mit ausgeſuchter Bosheit fort: „Wie bald doch kann ich die chriſtliche Liebe wett machen, mein Bruder, die du mir im Hauſe des Juden Storch erwieſen! Du hatteſt es ſehr gut mit mir im Sinne; aber ſiehe, der Herr aller Gnaden hat es noch beſſer mit dir gemacht und dir ſein Antlitz freundlich zugewendet. So nichtig und vergänglich ſind doch alle irdiſchen Dinge! Deine Schlauheit war's vorzüglich, welche mich aus Frankfurt vertrieb, ſamt meinen Brüdern, als ich des Papſts Bannbulle neben der kühnen Schrift des verfluchten Baier gegen den Papſt an die Kirchenthüre angeſchlagen; was hat dir nun deine Fuchsſchwänzerei bei den Baiern geholfen? Du liegſt da und mußt an der Peſt verenden, und ich lache über dich. Du haſt mir genug Tücken angethan, aber wer übrig bleibt, hat doch die Freude. Fahre hin, zum Teufel, deſſen Sohn und Knecht du geweſen biſt, dein Leben lang! Aber das hölliſche Feuer der Peſtilenz verzehre dir erſt alle Eingeweide einzeln zu deiner entſetzlichſten Qual. Und damit ich dir noch etwas ſage, was dich ängſtigt, du Hund, ſo ſollſt du wiſſen, daß ich dem Thorwart Eitel Blum das Kind geſtohlen, welches du dort hingethan, daß ich auch des Kindes Mutter kenne, und dieſe Kenntniß ſchon trefflich benutzt habe; denn ich hatte deinen Brief an den Kurfürſten von der Pfalz geleſen, den du mir gabſt, indem du mich für meinen Bruder Rudolf hielteſt. Nun hab' ich nichts mehr mit dir zu reden, ſchlechter Pfaff. Fahr' zur Höll'!“ Noch ein Mal hielt er dem zwiefach gepeinigten Barfüßer das Licht unter die Naſe, lachte dann wild auf und wandte ſich zu

Frau Eva, die ihr Geſicht mit beiden Händen bedeckte. „Du Rabenaas, haſt an mir die Peſt tauſendfach mit ihren wildeſten Martern verdient,“ redete er die Aufkeuchende mit der ganzen Gewalt ſeines Zorns an. „Du haſt mich nicht allein um das Erbtheil meiner Mutter beſtohlen, ſondern auch um ihre Liebe, als du noch eine kleine Kröte warſt. Für meine Rache warſt du mir immer zu ſchlecht, zu unbedeutend. Als ich noch in Frankfurt war, lebteſt du mit deinem Ehewirth in der Wetterau, hernach, als du hier warſt, ließ ich hier nur zur Meßzeit manchmal einen Bären tanzen, und kümmerte mich nicht um dich. Deshalb hab' ich dich aber nicht aus den Augen gelaſſen, und hab' es im vorigen Herbſt auf dem Banket im Saalhof, wohin ich als unſer Bruder Rudolf kam, der in Neapel auch ſelig an der Peſt geſtorben iſt, wohl bemerkt, wie du dich vor mir fürchteteſt; aber ich hatte nicht Grund, dich in noch größre Angſt zu verſetzen; denn du hätteſt mich ja erkennen und verrathen können. Daher war mir deine Furcht lieb. Inzwiſchen hat der Himmel meine Rache an dir, ſchlechte Kötſche, übernommen, daß er dich zur Hure jenes mönchiſchen Spitzbuben werden ließ und nun dem ſchwarzen Tod befohlen hat, dich in all deinen Sünden hinzuwürgen. So mag auch dich der Flammenfürſt in ſeine Arme nehmen, wie unſern ſchlechten Bruder Rudolf. Ihr beide müßt an der Peſt ſterben, ich allein bleibe übrig. Des freuet ſich meine Seele. Fahr hin, du gottloſes Weib, fahr hin zur Höll!"

Frau Eva ſchrie zuweilen heftig auf, und die Worte ihres racheglühenden Bruders fuhren ihr oft wie widerhakige Dolche in die Bruſt, die er mit grauſamer Luſt umwendete, und herauszuziehen ſich anſtrengte; aber ſie hatte das Crucefix, welches ihr die Schweſter Barbara zum Troſt gelaſſen, krampfhaft gefaßt und drückte es mit der Inbrunſt der Verzweiflung an ihre heißen trocknen Lippen und an die ſchmerzerfüllte Bruſt, und das ſtärkſte Gebet, welches jemals aus ihrer Seele gequollen war, ſtrömte über ihre Lippen, um Vergebung ihrer Sünden. Und ſie fühlte, daß der Allerbarmer ſich auch ihrer erbarmt, ſie nicht verſtoßen habe; ſie ſah dem Tode ruhig entgegen, ſobald ihr entſetzlicher Bruder das Gemach verlaſſen hatte. Nicht ſo Ananias. Dieſer rief verzweifelt nach Gretchen und heulte eine heißere Verzweiflung aus ſeiner gemarterten Seele.

Dominik ſuchte draußen Gretchen auf und fragte nach der Krankenſtube des Schöffen. „Habt Ihr Hoffnung für die Mutter?" fragte die angſtvolle Unſchuld, und der Böſe war teufliſch genug, ihr zu antworten: „Die Kur ſchlägt trefflich an; fragt ſie nur ſelbſt. Morgen wird ſie wieder auf den Beinen ſein.“

Vergnügt führte ihn Gretchen in das Hinterhaus, wo Heilmann mit ſeiner Laute, die er wieder gefunden, in trüben Gedanken ſaß. Mit wenigen Worten theilte ihm Gretchen mit, was der fremde Mann wolle und ſchob ihn dann in die Stube. Der verkappte Dominikaner fand den Schöffen beſſer, als er vermuthet. „Ich kann nicht umhin, Euch einen Krankenbeſuch zu machen, Schelmenritter,“ redete er den Kranken an, „und Euch meine große Freude darüber auszudrücken, daß Euch Gott alſo geſtraft. Wiſſet, ich bin Geipel von Veldenz, der Bruder Eures ſchlechten ſündhaften Weibes, der ich ſchon Euer Feind war, als ich noch an Kaiſer Ludwigs Hof lebte, ich bin der Predigermönch Dominik, den ihr einſt vor der Galgenpforte verwundetet und in die Flucht ſchlugt, als ich dem gottverfluchten Barfüßer Ananias zu Leibe ging, der nun auch in Euerm Hauſe mit der Qual des ſchlimmſten Todes ringt, ich bin der Dominik, den Ihr mit ſeinen Brüdern aus Frankfurt vertreiben halft; ich bin endlich Härt Betz, der Bärenführer, den Euer verworfner Bube mit ſeinem Schwert verwundete, und den ihr im ſchwarzen Loche des Rathhauſes blutig geißeln ließet, ja wohl hättet todtſchlagen laſſen, wenn die ſchöne barmherzige Müllerin mich nicht aus Euern mörderiſchen Klauen gerettet. Schon längſt habe ich Rache an Euch geſucht und nachgeſonnen, welches wohl die quälendſte ſei, aber wie herrlich hat ein gerechter Himmel für mich gehandelt und mich an Euch gerächt, Ihr gräulicher Sünder! Solche Qual, wie Euch die Peſt bereitet, hätte ich Euch nicht anthun können; deshalb freu' ich mich ſo ſehr. Nun fahrt zur Höll, Teufelsbraten!" damit verließ er das Gemach und den geängſteten Schöffen, übergab Gretchen das Licht und ging mit Hohnlachen aus dem Hauſe.

Als Gretchen wieder in das Vorderhaus kam, begehrte Ananias mit wildem unabweißbaren Ungeſtüm die Schweſter Barbara, der er ein großes Geheimniß zu entdecken habe. Er dürfe daſſelbe nicht mit in die Erde nehmen und könne nicht eher ſterben, bis er's ihr entdeckt. Gretchen eilte durch die Nacht ins Beguinenhaus und holte Barbara herbei. Die Priorin blieb keine halbe Stunde in der Stube, verordnete für den Schöffen noch Heilmittel und ging wieder. Gretchen verfügte ſich an das Bett ihrer Mutter. Aber kaum war ſie dort, als der Mönch auf eine Grauſen erregende Weiſe zu toben anfing. Er warf ſich hoch in die Höhe, riß den Mund weit auf und ſtreckte die ſchwarze Zunge heraus. Die Augen quollen aus ihren Höhlen. So rang er bis zur Mitternacht. Dazwiſchen ſchrie Frau Eva, und das von Angſt und Entſetzen beſtürmte Gretchen lag zwiſchen beiden auf den Knien und betete. Sie hörte die Flüche und Verwünſchungen nicht, die der Mönch ausſtieß; ein unſichtbarer Engel deckte die Flügel über die reine Unſchuld. — Endlich war der Todeskampf vorüber, und Gretchen floh weinend zur Mutter. Grauſen erfaßte die Jungfrau. Doch mit heiligem Gottvertrauen und immer friſch und lebendig ſtrömendem Gebet, brachte ſie die gräßliche Nacht zwiſchen der todtkranken Mutter und der Leiche des Mönchs zu, von düſtern Wänden umgeben. Gegen Morgen kam Heilmann, um zu berichten, daß es ſeit dem Beſuche des fremden Mannes merklich beſſer gehe mit ſeinem Vater. Er kam, um Frau Eva ſterben zu ſehen. Das Crucefix in der Hand, von den Gebeten ihres Gretchens und Heilmanns umſäuſelt, wie vom kühlen Dufthauch friſchgebrochner Palmen, und ſelbſt mit geläutertem Herzen den verzeihenden Gott anrufend, ſtarb ſie dahin; und weinend verhüllte Gretchen das lebloſe Haupt der Mutter.

## Viertes Kapitel.

König Günthers Oheim und Heimlicher, der ehrenfeſte Graf Johann von Henneberg, der junge Graf Ludwig von Hohenſtein und die übrigen Freunde des Königs, die ſeiner Perſon am nächſten ſtanden, hatten, als ſie bemerkten, daß es ſich mit dem Gebreſte ihres geliebten Herrn und Freundes eher verſchlimmere als beſſere, einen Boten mit Briefen an Frau Eliſabeth nach Arnſtadt geſandt und ihr darin kund gethan, was ſich Schlimmes in Frankfurt mit ihrem Eheherrn begeben, ſie auch dringend erſucht, nicht zu ſäumen, ſondern ſofort von Arnſtadt aufzubrechen und gen Frankfurt zu kommen, da man nicht wiſſen könne, wie der Herr aller Herrn über des Königs Leben verfügt habe.

Und wirklich hatte des Königs Krankheit einen Charakter, aus dem die Ärzte nicht recht klug werden konnten. Ihre Weisheit beſchränkte ſich blos darauf, in gelehrten Abhandlungen zu beweiſen, daß die Krankheit gar nichts mit der Peſt gemein habe, ſondern allein dem genoſſenen Gifte entſprungen ſei. Was auch die heilkundige Beguinenpriorin, in Verbindung mit den Ärzten, aufbot, es wollte immer noch nicht gelingen, den Geſchwulſt zu bannen, der alle Glieder des Königs umſpannt hielt, und die Lähmung zu vertreiben, die ihn verhinderte, die Kräfte ſeines Körpers nach ſeinem Willen zu gebrauchen. An der Klarheit und raſchen Umſicht ſeines Geiſtes, an der Kraft ſeiner Entſchlüſſe ging ihm nichts ab, und von ſeinem Schmerzenslager überſah er das ganze Feld ſeiner Wirkſamkeit, und wußte immer genau, was zunächſt zu thun war. Selbſt ſeines Stammlandes vergaß er nicht über ſeiner Königspflicht und manche Urkunde zum Beſten ſeiner Unterthanen zeugt vom Scharfſinn ſeines Geiſtes und der Liebe ſeines Gemüths. Er wollte für Alle ſorgen, er wollte keinen vergeſſen. Und wahrlich! es gehörte ein Geiſt voll Scharfſinn und ein Gemüth voll Liebe dazu, in das Wirrſal, welches eine furchtbar ſchwere Zeit, wie die Welt noch keine geſehn, über die Länder hereingeführt, nur einige Ordnung zu bringen, und die in wilde

Empörung gerathenen Elemente des Lebens nur einigermaßen zu beherrſchen.

An ſeinem Lager verſammelten ſich ſeine Räthe, und Johann von Henneberg und Ludwig von Hohenſtein verließen ihn faſt nie. Auch der Markgraf Ludwig von Brandenburg fand ſich öfter dort ein, wenn er in Frankfurt war; denn er pflegte auf den Schlöſſern und Burgen der Fürſten, Grafen und Ritter umher zu liegen und die Geſellſchaft ſchöner Frauen und Jungfrauen aufzuſuchen, als deren vorzüglicher Verehrer er in ganz Deutſchland bekannt war. Je zuweilen ſah man auch den Herzog Wilhelm von Baiern an Günthers Lager, der allein von allen Baiernfürſten noch zu Frankfurt geblieben war, obgleich vielfach verlautete, daß einige ſeiner Brüder zu des Böhmenkönigs Partei übergetreten ſeien. Der König vermied es weislich mit dem Kurfürſten Ludwig oder dem Herzog Wilhelm von dieſem Abfall zu reden, und pflegte oft zu ſeinem Heimlichen zu ſagen: „Wenn ich nicht allein und mit eigner Kraft hätte ſtehen können, ſo würden mich dieſe Schwächlinge auch nicht gehalten haben. Der Bruch der kaum verſprochnen Treu ſchmerzt mich tief, aber ich werd's verſchmerzen. Gott ſchenke mir nur bald eine Ändrung in meinem Zuſtande, entweder zum Leben oder zum Tode. Im erſtern Falle will ich ihnen zeigen, daß ich ihrer nicht bedarf, im letztern — nun dann iſt alles vorbei und Karl mag König ſein.“

Mit den Genannten ſtanden noch drei gar wackre Männer an Günthers Bett, edlen Herzens, ſtarker Hand, voll Muth und bewährter Treu, und ihm ergeben mit Leib und Seele, Gut und Blut, ihn liebend mehr als einen Vater, einen Bruder, einen Freund, ihn hoch verehrend als ihren Herrn und König, drei Männer von alter deutſcher Rechtlichkeit, ſchwertbewährte Kämpen und einſt Kampfgenoſſen Günthers in des Kaiſer Ludwigs Heere. Dieſe drei waren der Ritter Konrad von Trimberg, ein ſtarker ſchon an der Grenze des Greiſenalters ſtehender Mann, Rudolf von Sachſenhauſen, ein reicher und allgemein beliebter Ritter und Altbürger Frankfurts, vor eilf Jahren ſchon Schultheiß und als ſolcher noch in guten Angedenken bei allen Frankfurtern; und endlich der Johannitercomthur Johann von Ruckinheim.

Auch führte das Wohl der bedrängten Stadt den neuen Schultheißen und die neuen Bürgermeiſter oft in den Saalhof an das Lager des Königs, um Theil zu nehmen an den Berathungen und die königlichen Befehle zu empfangen und auszuführen. Der erſtere war der Ritter Gelpel von Holzhauſen; erſter Bürgermeiſter Weicker von Offenbach, zweiter Ludwig von Holzhauſen. Zur Pflege des Königs waren einige Beckharden und Beguinen beſtellt, welche keine Peſtkranken beſuchten. Barbara leitete die Aufſicht, doch verfügte ſie ſich nie eher zum König, bevor ſie nicht in ihrem Laboratorium ſich mit ſtarken Eſſenzen am ganzen Körper gewaſchen, ſich umkleidet und durchgeräuchert hatte. Zuweilen begleitete ſie Himmeltrude, doch nicht oft, weil die Peſtkranken ihre Zeit und Hülfe allzuſehr in Anſpruch nahmen; und meiſt geſchah es nur auf ausdrücklichen Wunſch des Königs, der ſein liebes Bäschen zu ſehen wünſchte. Sie brauchte dann ebenfalls die von der Priorin angewendeten Vorſichtsmaßregeln. Und alſo von treuer Liebe umgeben, ertrug des Königs großes Herz die Schmerzen der Erde, wehten ihm doch Engel des Himmels Kühlung zu. Von der Liebe, welche er einſt zu Barbara und ſie zu ihm empfunden, war wohl das irdiſche Theil verflüchtigt, Zeit und Leiden hatten die ſchweren Stoffe verweht und ausgebrannt, aber in beider Herzen glühte fort und fort das unſterbliche Feuer der Liebe, von Erdenthum und Leidenſchaft gereinigt und geläutert, und die Flammen näherten ſich, je ſchlimmer es mit des Königs Gebreſte wurde, und deuteten ſchon hier an, daß ſie einſt, entkleidet von allem Stoffe, über der Erde zuſammenſchlagen würden.

In die ernſten und düſtern Bilder, die um des Königs Lager ſich drängten, flocht ein Mann doch auch manche heitre Blume des Scherzes und Witzes, damit auch die Freude nicht fehle in dieſem Kreiſe, und übergüldete alſo mit dem blendenden Scheine ſeines Geiſteslichtes das ſchwarze grauenhafte Gewölk, welches unheildrohend über des Königs hohem Haupte hing. Dieſer Mann war Eitel Blum, der fröhliche Thorwart, luſtiger Rath des Königs, wenn auch noch nicht durch Brief und Siegel in das Amt des Narren eingeſtellt. Mit den Verhältniſſen Frankfurts im Großen und Kleinen genau bekannt und vertraut, durch ſeine Schlauheit in manches Geheimniß eingeweiht, das nur wenigen von der untern Volksklaſſe bekannt war, früher von der Partei des Böhmenkönigs zu manchen nicht unwichtigen Dienſten gebraucht, die ihn einen tiefen Blick in das Weſen derſelben hatten thun laſſen, gab Eitel dem Könige Günther im bunten Gewand des Scherzes und der frohen Laune manchen koſtbaren Wink und war ihm von vielfältigem Nutzen. Merkwürdiger Weiſe hatte der König dieſelbe Neigung, wie ſein Narr; er liebte die Singvögel bis zur Leidenſchaft. Als Knabe ſchon war er in ſeinen thüringiſchen Bergen dem ſchlagenden Fink, dem ſingenden Rothkehlchen, der flötenden Nachtigall nachgeſchlichen, und manches der muſicirenden Federmännchen war durch Garn und Leimruthe in ſeine Hände gekommen und wurde gut verpflegt. Auch im Schloſſe zu Arnſtadt hing mancher Bauer mit muntern Vöglein — die Thüringer lieben ſie alle — und Günther horchte, wenn er daheim war, gern ihrem Geſange.

Es überraſchte ihn daher ſehr angenehm, als Eitel ihm eine ſchöne Droſſel in einem kleinen hölzernen Käfich überbrachte, und bald hing die Krankenſtube voll Gebauer mit ſingenden Vöglein. Als des Königs Vorliebe für dieſe Vögel bekannt worden war, hatte ihm Gretchen von Waſum — jenen lieben Lübich verehrt, welchen Heilmann in der Herbſtmeſſe für Gutchen gekauft hatte, und der unter allen Vögeln die ſchönſten Stücklein pfiff.

Eines Tages, als der König wieder von gar grimmen Schmerzen heimgeſucht wurde, fragte er: „Wo iſt Eitel, mein Vogelnarr?“ Und die Kämmerlinge antworteten: „Er iſt mit der Leimruthenſcheide auf den Vogelfang gegangen und noch nicht wiedergekehrt.“ Da wurden Boten nach ihm ausgeſendet und bald darauf trat er fröhlichen Angeſichts in des Königs Gemach und trug an ſeiner Hand einen neuen funkelnden Käfich von geſchältem Lindenholz.

„Heute,“ rief er vergnügt, „habe ich einen guten Fang gethan. Seht, durchlauchtigſter Herr, das ſchönſte Nachtigallmännchen und mit einem Schlage, wie ich ihn kaum ſchon gehört.“

„Danach hab' ich mich lange geſehnt,“ verſetzte der König. „Die Nachtigall paßt zu mir. Nun hab' ich ſchier von Vöglein, was ich wünſche. Wenn mir die Menſchen nicht treu ſind, ſo werden's doch die Vögel.“

„So lang Ihr ſie in Gebauer und Käfig habt,“ lachte Eitel. „Weiter iſt's mit der Treu auch nicht, als die Stäbe langen. Noch niemals hab' ich von einem Vogel und einem Menſchen Treu verlangt. Seht Euch für, daß der eine und der andre nicht entwiſcht, wie die Baiernherzöge. Der Böhmenkarl bläſt draußen die Lockpfeife; ich bin immer des Gemüths, die Nachtigall, die Euch ſo ſchön vortrillert, iſt ein Mal auf und davon, eh Ihr's Euch verſeht und läßt ſich von dem lützelburgiſch böhmiſchen Schelm mit Zuckerbrot füttern.“

„Woran erinnerſt du mich!“ ſeufzte der König auf. „Ich verſtehe dich. Sollte es dem brandenburger Markgrafen möglich ſein, mich auch zu verlaſſen? — So weit kann Treu nicht ſinken; ſo ſehr der Menſch ſich nicht verläugnen.“

„Ihr ſeid ein oft betrogner Mann und man rühmt Eure Weisheit; aber klug ſeid Ihr doch nicht. Lernt von dieſen Vögeln. Und wenn Ihr ihnen das beſte Futter gebt, ſie trauen Euch doch nicht. Liebkost ihnen, wie Ihr wollt, aber macht Käfig und Fenſter auf, und ſie fliegen davon. Als ich vorhin in die Stadt ging, ritt der Herr Kurfürſt von Brandenburg mit zweien ſeiner Brüder und andern adligen Herrn ein, und ſtieg mit viel Lärm und Fröhlichkeit vor dem Strauß, ſeiner Herberge, ab. Die Knappen und Troßbuben johlten, als wär's güldne Zeit in Frankfurt und Katz und Spatz fräſſen aus einem Napfe. Mich will doch bedünken, in einer Stadt, die von der Peſt alſo heimgeſucht wird und wo der König breſthaft darnieder liegt, dürfe man nicht ſo laut werden, wenn man's nur ein wenig redlich meinte. Aber die Redlichkeit iſt's eben, woran ich zweiſle.“

„Du ſingſt mir heute eben kein fröhlich Lied, mein alter Vogel. Beſſer' es!“

„Es wird beſſer werden; denn da kommt fromme Treu in ſchlichtem Kleid, die ich keinem Singvöglein vergleichen mag. Gott grüß Euch, edle Schweſtern!“

Die beiden Beguinen traten in das Gemach, verneigten ſich vor dem Könige und erwiederten Eitels Gruß. Und ſie begannen des Königs geſchwollene Glieder mit Salben zu reiben, und der Narr ſagte: „Ich werde Eurer Pflege halber krank. Ich wollte Euer holdſelig Weſen und Frommheit, ſchöne Schweſter Himmeltrude, ſteckte an, wie die Peſt; wahrlich, ich brächte Euch meine alte mürriſche Eule ins Beguinenhaus, ſelbſt auf die Gefahr hin, daß ſie, gleich den meiſten Beguinen, wirklich von der Peſt hinweggenommen würde.“

Ein Kämmerling ſagte den Kurfürſten von Brandenburg an, und herein kam, mehr hüpfend als gehend, bunt und keck gekleidet, wie ein fahrender Glücksritter, und lachenden Angeſichts, Markgraf Ludwig, Herzog von Baiern, und begrüßte den König mit freundſchaftlicher Vertraulichkeit.

„Ich bin eben in die Stadt eingeritten,“ ſagte er, „und komme ſogleich, mich nach Euerm Befinden zu befragen, durchlauchtigſter Herr.“

„Es iſt immer die alte Leier,“ verſetzte Günther. „Was bringt Ihr für Nachrichten mit, Markgraf?“

„Der König Karl zieht jetzt ſein Heer zuſammen. Graf Eberhard von Würtemberg ſoll ihm einen großen Haufen zugeführt haben. Die Nachricht kam geſtern auf die Burg der Herrn von Eppſtein, wo ich eben war.“

„Der Adler und die Eule ſind beide Raubvögel,“ murmelte Eitel laut genug.

„Die Eppſteiner ſind nicht für die klarſten Ritter bekannt,“ bemerkte der König. „Sie bereiten die Straße und der fahrende Handelsmann klagt vielfältig über ſie.“

„Es kann ſein. Allein es iſt adlig Gewerbe und die Eppſteiner zählen manchen Erzbiſchof und Biſchof unter ihrem Geſchlecht.“ Mit dieſen Worten wandte ſich der leichtblütige Markgraf zu Himmeltruden, welche in einer Schaale eine neue Salbe rieb. „Schöne Frau,“ ſagte er mit dem ihm eignen Schmeicheltone, ſobald er mit Frauen ſprach, „der König ſcheint nicht mehr die Empfänglichkeit für das hohe Vergnügen zu beſitzen, welches die Berührung einer ſo zarten Hand, wie die Eurige, gewährt. Fürwahr, er müßte vor lauter Entzücken ſchon lange geſund ſein. Soviel weiß ich, daß, wenn ich breſthaft wäre noch ſo ſchlimm, es nur des Auflegens Eurer Hand bedürfe, um mich gleich geſund zu machen.“

„Ein feiner Lockvogel!“ flüſterte Eitel dem Könige zu. „Ein hitziger Neſtfalke! Jetzt hat er noch die Kappe auf und das Geſchühr an; thut er beides ab, wird er das edle Thier trefflich beizen.“

„Ich werde Euch nicht minder zu Dienſten ſein, Herr Kurfürſt, wenn Euch Gottes Hand treffen ſollte, wie jedem andern Chriſtenkinde,“ verſetzte Himmeltrude demüthig. „Gott behüte Euch, daß Ihr meines Dienſtes nicht benöthigt ſeid.“

„Nun, ich weiß noch nicht, ob ich's ein Unglück oder vielmehr ein Glück nennen ſoll,“ lächelte der Markgraf. „Man hat ja Wunderdinge von der Heilkraft Euerer Hände gehört, und wenn ich ſie anſehe, komme ich ſchier in Verſuchung zu wünſchen, ich möchte derſelben bedürfen und bald bedürfen; denn es iſt mir ein Gerücht zu Ohren gekommen, der König Karl wolle Euch gewinnen um jeglichen Preis, um durch das Auflegen Eurer Hände das ſchlimme Gebreſte der Königin, meiner lieben Baſe, zu vertreiben.“

„Sei das Gerücht wahr oder nicht,“ verſetzte Himmeltrude, „ſo kann ich Euch verſichern, daß ich um keinen Preis zum König Karl gehen werde, ſo ſehr ich auch die Leiden der Königin bedaure, und ihr mit meinen geringen Kräften gar gern helfen möchte. Aber auch hier warten tauſende auf meine Hülfe und nur der Tod ſoll mich von meiner lieben Schweſter Barbara, von meiner Mutter und Freundin trennen.“

„Gott lohn' es dir!“ flüſterte Barbara mit Thränen im Auge.

„Gott lohn' es dir!“ wiederholte der König und drückte der ſchönen Frau gerührt die Hand.

„Ich verſtehe mich auf das Gezirpe der Lockvögel,“ raunte Eitel dem Könige zu, auf den Kurfürſten deutend. „Der Karl hat ihm ſchöne rothe Vogelbeerlein mitgegeben, die ſich gar ſtattlich ausnehmen.“

„Schweig doch, du Schelmenvogel!“ bedeutete ihn der König, ſchob den pfiffig Lächelnden von ſich, und wandte ſich wieder an die junge Beguine: „Nein, mein Bäschen iſt ja aus meinem Blute entſproſſen und wird demſelben nicht untreu werden. Wenn mir Gott das Leben ſchenkt, will ich auch Taufpathe werden deinem Kinde und mich baß freuen, wenn's ein Bube iſt.“

Da neigte ſich Himmeltrude verſchämt und züchtig erröthend und dankte dem Könige für die hohe Gnade. Auch Barbara neigte ſich auf Günthers Hand und ließ eine Thräne des Dankes darauf fallen. Der Narr wiſchte ſich das Auge; des Königs Blicke ruheten wohlgefällig auf der Priorin. Nur der Markgraf ſtand mit einem ziemlich einfältigen Geſicht in der Scene und hatte nur Augen für Himmeltrudens jetzt in vollendeter Blüthe ſtehenden Reize. Eitel hatte auf die heißhungrigen Blicke des begehrlichen Kurfürſten gar wohl acht und zog ſich daraus ſeine Schlüſſe.

Einige Tage nachher erſchien gegen Abend ein Diener des Kurfürſten von Brandenburg im Beguinenhauſe und fragte nach der Schweſter Himmeltrude. Als dieſe erſchien, flehete er mit ängſtlicher Geberde, ſie möchte ſich doch unverzüglich zum Kurfürſten verfügen, der in dieſer Nacht erkrankt ſei. Die Dienerſchaft fürchte, er ſei vom ſchwarzen Tode befallen; der Kurfürſt aber habe allein zu ihr Vertrauen und geäußert, wenn Jemand ihm zu helfen im Stande ſei, ſo ſei es die barmherzige Schweſter Himmeltrude. Er beſchwöre ſie, ſich unverzüglich mit ihm aufzumachen. Und wann hätte Himmeltrude jemals gezaudert, oder ſich nur einen Augenblick beſonnen, wenn es zu helfen, ein Menſchenleben zu retten galt? Nicht weil es der Brandenburger Kurfürſt, der Kaiſersſohn war, der ihre Hülfe in Anſpruch nahm, beeilte ſie ſich ſo ſehr, ſondern weil ſie ein Menſchenleben in Gefahr wußte. Sie ließ ſich von dem Knechte leiten und gelangte in des Churfürſten Schlafgemach, wo ſie ſich mit dieſem bald allein ſah. Markgraf Ludwig lag zu Bette und winkte die Beguine zu ſich heran.

„Ich bitt' Euch, holdſelige Frau,“ ſagte er mit friſcher Stimme, „laßt mich Euer Antlitz ſehen, legt die häßliche Larve ab. Ich verſpüre nichts von der Peſt in mir.“

„Worüber klagt Ihr ſonſt, hoher Herr?“ fragte Himmeltrude. „Was ſchmerzt Euch? Wo fühlt Ihr Euch krank?“

„Im Kopfe und im Herzen, ſchönes Weib,“ flüſterte der Kurfürſt, und zog ſie, indem er ſie bei der Hand faßte, zärtlich heran. „Ihr ſeid Schuld an meinem Gebreſte; Ihr habt mir dies Weh zugefügt; drum müßt Ihr auch mein Arzt ſein.“

„Aber was redet Ihr?“ ſagte die Beguine ängſtlich und wollte ſich losmachen. „Das ſind nicht Worte eines breſthaften Mannes, der meiner Arzneien bedarf.“

„Wer bedürfte ihrer mehr als ich?“ rief der Markgraf und faßte ihre Hand wieder. „Aber nicht die Gebräue der Priorin können mich heilen, ſondern die Arznei, die Ihr allein geben könnt: der würzige Hauch Eueres Mundes, der ſanfte Kuß Euerer Lippen, das ſtürmiſche Umfangen dieſer runden, weichen Arme, das entzückende Liebkoſen dieſer zarten Hand. Ja, Himmeltrude, mein Herz iſt todtkrank und leidet an unſäglichem Liebesſchmerz, und du nur, du allein kannſt mir Geneſung geben."

Und ſie im Sturme fürſtlicher Leidenſchaft — die rückſichtslos zu ſein pflegt — umfangend, wollte er ſie mit Gewalt zu ſich herabziehen; aber ſchnell und gewandt entſchlüpfte ſie ſeinen Armen, und war mit zwei Sätzen an der Thüre, die ſie aber zu ihrem Schrecken verſchloſſen fand.

„Nicht ſo eilig, liebes Närrchen," ſcherzte ihr der Kurfürſt nach, „ſo leicht entkommſt du mir nicht. Nicht ohne mich geſund geküßt zu haben, darfſt du wieder über dieſe Schwelle hinaus." Und er eilte ihr nach, umfing und küßte ſie heiß und heftig.

„Ich beſchwör' Euch bei Chriſti Wunden, aus denen das koſtbare Blut floß, das uns erlöſt hat von allen Sünden!" jammerte Himmeltrude, fiel auf die Kniee und hob ihre gefalteten Hände flehend empor. „Befleckt nicht mit toller Leidenſchaft ein reines Weib! Mordet mich nicht! Denn nur halbtodt oder ganz gewürgt werdet Ihr Herr meines Leibes werden. Schont der unſchuldigen Frucht meines Leibes!“

„Aber wie du doch ſo ſpröde thun, dich ſo rein brennen kannſt! Und doch weiß ich recht gut, welch ein lieber Buhle dir der Kuno von Falkenſtein iſt. Bin ich etwa weniger werth, weniger liebenswürdig als er? Ich dächte doch, der Kurfürſt von Brandenburg ſtände in keiner Hinſicht dem Domprobſt von Falkenſtein nach.“ Himmeltrude hatte das Geſicht mit beiden Händen bedeckt und weinte laut; der Kurfürſt kam in große Verlegenheit; der bewanderte Liebesritter war noch nicht in dem Fall geweſen. Endlich ſagte er: „Ich ſeh in Euern Thränen ein Bekenntniß Euerer Schuld. Allein ſie iſt nicht ſo groß, als Ihr vielleicht meint. Und wenn die Frucht Eueres Leibes auch das Kind des Domprobſtes iſt, ich will es zu Würden und Ehren bringen, ſei es ein Männlein oder Weiblein. Der Erzbiſchof ſoll Euch ſelber Ablaß geben, ja, wenn Ihr wünſcht, der Pabſt ſelbſt, und wenn Ihr zum König Karl gehen wollt, ſo werdet Ihr dort zu hohen Ehren erhoben werden. Nur ſeid ferner nicht grauſam gegen mich, und erhört das Seufzen und Bitten eines in Flammen der Minne lichterloh brennenden Herzens.“

„Noch ein Mal: laßt Euch erflehen! Gebt Barmherzigkeit!“ ſchrie Himmeltrude auf, und im Tone ihrer Worte lag ſo etwas Wildes, Gräßliches, daß der Kurfürſt davor erſchrack. „Laßt Eure Thüren öffnen und mich hinaus, wollt Ihr ſtatt meiner nicht in wenigen Minuten eine Leiche haben. Glaubt nicht, daß es nur eine Drohung iſt: mir wird ſchlimm. Und Euere ſchonungsloſen entſetzlichen Worte ſind allein im Stande mich zu morden; es bedarf gar keiner gewaltſamen That. Ich fühle mich viel zu ſtolz, ein Wort gegen Euere Beſchuldigungen zu ſagen; laßt mich länger hier und mein Tod wird mich reinigen.“

Dieſe mit furchtbarem Ernſte geſprochenen Worte vermochten über den Kurfürſten ſo viel, daß er ſtill an die Thüre ging und ſie öffnete. Sein bärtiges Geſicht war mit Schaamröthe übergoſſen; die eingetretene Dämmerung verbarg ſie der haſtig davon ſtürzenden Himmeltrude. Das Vorzimmer war ſchon hell erleuchtet und ein Mann in einem Pilgerkleide ſtand dort wartend. Kaum erblickte derſelbe die glühende Himmeltrude, als er ihr raſch den Weg vertrat und mit giftiger Zunge ſagte: „Alſo du biſt die ſchöne Frau, mit der der

Kurfürſt eben eine ſüße Minneſtunde gefeiert, wie mir die Diener berichtet? Und ich war es, der hier warten mußte, bis er ſeine Kurzweil mit dir getrieben? Teufel! das iſt zu arg! Aber du ſollſt mir büßen dafür, falſche Katze, daß du mich allein verſchmäht.“

„Ritter Dymar zum Paradeis!“ rief Himmeltrude erſchrocken und ſchlüpfte dem Wüthenden unter den Armen weg zur Thüre hinaus.

Dymar — denn er war es, der ſich in Bart und Kutte eines Pilgers verſteckt hatte — fluchte ihr nach und ließ ſich dann von dem herbeigekommenen Leibdiener des Kurfürſten demſelben anſagen und in das Zimmer führen. Hier verneigte er ſich trotzig vor dem noch immer verlegnen Markgrafen, der zerſtreut das Schreiben nahm, welches der Pilger aus dem Futter ſeines Hutes holte und ihm überreichte.

„Von meinem Vetter Rudolf,“ ſagte der Kurfürſt freundlich lächelnd, als er das Blatt entfaltet, trat näher an den dreiarmigen Kerzenleuchter auf dem Tiſche und las. „Ah, ſieh da!“ fuhr er ſich unterbrechend fort, „hab' ich Euch doch nicht erkannt in Eurer Vermummung, wackrer Ritter zum Paradeis. Seid mir recht willkommen! Mein Vetter Rudolf und der König Karl haben ſich einen guten Boten an mich gewählt; ſie hätten fürwahr keinen beſſern finden können. Sie ſcheinen zu wiſſen, welch ein gutes volles Kerbholz Ihr ſeit dem Feldzuge in der Mark bei mir habt. Ja, ich bin Euer großer Schuldner, Ritter, und ich freue mich, eine Gelegenheit zu finden, mich Euch erkenntlich zu zeigen. — Ihr habt, wie mir der Pfalzgraf ſchreibt, ganze Vollmacht des Königs Karl?"

„So iſt's, durchlauchtigſter Herr."

„Ich bitt' Euch, laßt Euch auf jenen Seſſel nieder, und redet frank und frei, wie ich es von einem mir ſo lieben Manne, wie Ihr mir ſeid, gern höre. Erfreut ſich mein werthes Bäschen, die Königin, wieder froher Geſundheit, oder hängt ihr — was Gott verhüten wolle! — noch das böſe Gebreſte an?"

„Ich danke der Nachfrage. Man hat lange nichts gehört, daß ſie ſich unwohl befunden. Ihr Ausſehen iſt gut und freundlich."

„Und der König? Mein Vetter Ruprecht, meine Brüder? Ich habe ja faſt alles, was mir lieb und werth iſt, bei Euerer Partei, ſelbſt Euch nicht ausgenommen."

„Des Königs Durchlaucht iſt immer rüſtig und thätig. Er zieht jetzt ein großes Heer zuſammen, und alle ſeine Freunde, alle ihm ergebnen Städte führen ihm große Haufen zu. Die Pfalzgrafen werden beide an der Spitze des Heeres ſtehen, und von den mächtigen Sproſſen des baieriſchen Hauſes vermißt man nur Einen mit Schmerzen in den Reihen, die die Farbe der Königin, ihrer freundlichen Baſe, tragen; nur Einer, der ſonſt am meiſten für die Ehre und das Anſehen der Wittelsbacher beſorgt und thätig war, ſteht dem ganzen Hauſe feindlich gegenüber; und ich bin gekommen, ihn zu gewinnen, ihn hinüber zu ziehen in die Arme der Freundſchaft, der Verwandtſchaft. Der König Karl erwartet Euch, durchlauchtiger Herr, mit der Ungeduld ſeines großen von Liebe und Wohlwollen überfließenden Herzens; er ſehnt ſich, Euch an die brüderliche Bruſt zu drücken. Ihr ſolltet ihn nur kennen, dieſen edeln, wackern Herrn, deſſen Gleichen an Liebe und Güte und freundlicher Milde es nicht mehr giebt unter allen Fürſten des Erdreichs; Ihr ſolltet ihn kennen und wiſſen, wie freundſchaftlich er Euch zugethan iſt: Ihr würdet keinen Augenblick länger anſtehen, in ſeine Euch geöffneten Arme zu eilen. Und wenn Ihr wüßtet, wie die hohe Frau, die Königin ſich grämt, daß Ihr noch immer nicht gekommen ſeid, wohin Euch doch die unzerreißlichen Bande der Blutsverwandtſchaft, Freundſchaft, Ehre und Pflicht ziehen: Ihr würdet heute noch mit mir reiten an König Karls Hofhalt.“

Der Kurfürſt war ungeduldig auf ſeinem Polſter hin und hergerutſch, hatte ſich einige Male geräuſpert, verlegen gelächelt, und ſagte nun: „Mein lieber Herr Ritter, Ihr habt ganz recht, und der König Karl hat recht, die Königin auch und meine Vettern und Brüder nicht weniger; aber Ihr müßt doch auch bedenken, daß ich dem Günther Pflichten ſchuldig bin. Und Günther iſt ein ſehr wackrer Mann, der es weder an mir, noch an Andern verdient hat, daß wir ihn leichtſinni; und pflichtvergeſſen verlaſſen.“

„Der Graf Günther von Schwarzburg iſt nichts als Euer Geſchöpf, durchlauchtiger Herr Kurfürſt. Ohne Euch ſteht er verlaſſen, ſchwach, unbedeutend, wie erſt. Dies iſt doch ein klarer Beweis, daß Ihr die Kraft ſeid und er nur der Hebebaum. Läßt die Kraft vom Hebebaume ab, ſo liegt er da, als ein todtes Stück Holz. Was alſo der Günther thut, wird Euch angerechnet, und das mit Recht. Ihr geltet als Karls Feind, der Euch ſo wohl will; Euch ſieht die Königin als ihren Gegner an, die Euch doch ſtets liebte und noch liebt, gegen Euch müſſen Euere Vettern und Brüder das Schwert ziehen, die Euch lieber ans Herz drücken möchten: der Günther, für ſich ſelbſt, ohne Euch, iſt ihnen ein blutfremder, machtloſer Mann. Ihr ſeht demnach, von einem Könige Günther iſt am Hofe des Königs Karl gar nicht die Rede, ſondern allein vom Kurfürſten von der Mark Brandenburg. Wollt Ihr nun noch länger als der Feind Eueres eignen Blutes gelten? Wollt Ihr es ſogar auf Kampf und Schlacht ankommen laſſen? Soll Bruder gegen Bruder das Schwert ziehen, vielleicht ein Wittelsbacher den Stahl in das Herzblut des Andern tauchen? O laßt es nicht ſo weit kommen, ich beſchwör' Euch bei allen Heiligen!"

Der Kurfürſt kauete an den Nägeln. Er hatte den Ritter Dymar noch nicht von dieſer glänzenden Seite der Beredtſamkeit gekannt, die ihm ſo gewaltig zuſetzte, daß ſeine fürſtliche Tugend kaum zu widerſtehen vermochte. „Ich geb' Euch mein Wort," ſprach er ängſtlich, „ich gehe nicht mit in den Krieg, wenn Günther gegen Karl zieht. Man ſoll nicht ſagen, ich zöge das Schwert gegen mein eignes Haus. Nein, das ſoll man nimmermehr ſagen."

„Aber damit iſt nicht genug gethan, Herr Kurfürſt, wenn Ihr ſelbſt nicht mit in die Schlacht geht; jeder Arm, der gegen König Karl und die Wittelsbacher ficht, wird allein durch Euch in Bewegung geſetzt, wenn auch nicht unmittelbar, aber doch mittelbar durch Günther, Euer Geſchöpf; jeder Tropfen vergoſſenes Blut kommt auf Euere Rechnung. Was habt Ihr denn auch zu befahren, wenn Ihr zu Karl übergeht? Kein vernünftiger Menſch wird Euch darum tadeln; jeder, der die Sache kennt, wird Euch loben, daß Ihr unnöthiges Blutvergießen erſpart. Günther kommt, wie man hört, ſchwerlich mit dem Leben davon, und wenn auch, er wird den mächtigen Karl niemals vom Throne verdrängen. Alſo iſt es doch wohl beſſer, Ihr macht dem Spiele durch Euern Übertritt mit einem Male ein Ende, als daß Ihrs in die Länge zieht, da ſein Ausgang doch derſelbe bleibt.“

„Ich kann mich nicht gleich erklären; jetzt — in dieſem Augenblicke — iſt mir's nicht möglich, Herr Ritter. Erſpart Euch die vielen Worte. Ich bin dem Könige Karl ebenfalls nicht abgeneigt, und wie ich meine Verwandten liebe, weiß jedermann. Es kann ſich machen; es wird ſich machen; nur nicht ſogleich, ſo plötzlich. Wir wollen Günthers Krankheit abwarten; man kann nicht wiſſen, wie ſich's mit ihm wendet.“

„Es wäre beſſer für Alle, ſelbſt für Günther, Ihr beſännt Euch nicht lange. Die reichſten Vortheile warten Eurer. König Karl gelobt Euch die Belehnung in allen Euern Beſitzungen und Würden, außerdem noch drei tauſend Mark löthigen Silbers und Verpfändung der ſchönſten Reichsſtädte dafür. Auſſerdem ſollt Ihr Euch noch eine Gnade bei ihm ausbitten; er giebt Euch ſein königliches Wort für die Gewährung derſelben. Ihr ſollt ihm der Nächſte ſein an ſeinem Herzen, in ſeinem Hauſe; alles frühere, was zwiſchen Euch und ihm vorgefallen, ſoll auf ewig vergeſſen ſein."

„Laßt mir nur noch einige Wochen Zeit. Ich will fort von hier, will mich allmälig von Günthern zurückziehen. Nur nicht ſo ſchnell, ſo augenfällig."

„Der Kurfürſt Rudolf ladet Euch ein, zu ihm nach Bacharach zu kommen. Dies iſt mein letzter Auftrag."

„Sagt meinem Vetter, ich würde mit Freuden kommen, recht bald kommen. Das ſchöne Maiwetter lockt, die Weinſtöcke ſchlagen an den Hügeln des Rheinufers aus. Es muß recht wonnig ſein in Bacharach. Ich ſehne mich, aus dem alten peſthauchenden Frankfurt fort zu kommen. Grüßt mir Alle freundlich und ſagt, daß ich ſie bald ſelbſt zu ſehen hoffte. Wann gedenkt Ihr wieder abzureiſen?“

„In dieſer Nacht noch.“

„Ich werde Befehl geben, daß Euch meine Küche und mein Keller geöffnet werden. Wählt daraus, was Ihr wollt, thut Euch gütlich und reist glücklich.“

Der Kurfürſt zog ſich mit gnädigem Kopfnicken zurück. Dymar nahm von den ihm gemachten Anerbietungen keine an, ſondern verließ das Haus eilig wieder und ſchlich in der Dunkelheit des Spätabends durch die menſchenleeren Straßen, bis er in der Töngesgaſſe in die berüchtigte Katze ſchlüpfte. Dort ſaß eben der Bernhardiner Mönch, der Reliquienkrämer, mit ſeinen beiden Knechten in vertraulicher Gemeinſchaft am Tiſche und einige Geſellen der freien Jagd dabei. Härt Betz — als Mönch Dominik genannt — der ältere der Knechte, zog ſich bei Dymars Anblick ſogleich in den düſtern Hintergrund der großen Stube zurück, einige Flüche murmelnd. Dymar wandte ſich an den zweiten jungen Knecht mit den Worten: „Pfauenſchwanz, ich habe noch etwas mit dir zu verkehren,“ zog ihn bei Seite und ſprach lange leiſe und heftig mit ihm.“

Während ſie noch redeten, trat ein junger kecker Burſche herein, der mit zur Geſellſchaft gehörte, und rief mit lauter Stimme: „Eine neue, wichtige Mähr, ihr Kumpane! Eine neue Mähr!“ Und alle horchten auf. „Der König Günther,“ fuhr der Sprecher fort, „wird übermorgen mit ſeinem ganzen Heere von Frankfurt aufbrechen und dem alten Mainzer Kurfürſten in Eltville zu Hülfe ziehen, den die Mainzer Bürger und ein Theil des Heers, das der König Karl zuſammenbringt, belagern wollen.“

„Woher haſt du dieſe Kunde?“ riefen Einige.

„Die ganze Stadt iſt ſchon voll davon. Heute hat der König einen Boten von Herrn Burßmann erhalten; ſchon iſt der Befehl an alle Ritter und Hauptleute in der Stadt ergangen und auf die Dörfer ſind Reitende.“

„Juchhe! dann iſt Frankfurt unſer!“ jubelte der Reliquienkrämer.

„Unſer alter Froſchgeſang iſt ganz munter und luſtig geworden,“ bemerkte der Pfauenſchwanz, „ſeit ihm die Peſt wieder zur Platten und zu Geld in Hüll und Füll verholfen hat. Er gedenkt ſich nun in Ruhe zu ſetzen und ſeine Paar Tage noch zu verpraſſen.“

„Mit nichten!“ rief der Froſchgeſang, der den Ciſtercienſer in Frankfurt ſpielte. „Wo Ihr ſeid, ihr Brüder, da will ich auch ſein. Ohne Euch wäre mir das Leben öd und erbärmlich. Und wenn der König erſt hinaus iſt, dann ſoll die Luſt in Frankfurt erſt recht angehen."

„Dann wird ſich auch mein Wunſch und Plan leicht und ſchnell ausführen laſſen," ſagte der Ritter Dymar zum Pfauenſchwanz.

„Ei freilich," verſetzte dieſer. „Iſt der König mit ſeinem Heere fort, haben wir überall freie Hand und kein Hinderniß ſteht uns im Wege. Ihr habt mein Wort, und könnt drauf bauen."

„Die Kunde von Günthers Aufbruch treibt mich zu größrer Eile," bemerkte der Ritter, und ſchlich gleich darauf davon. Auf dem Meierhofe ſeines Vaters warf er das Pilgerkleid ab, das der Schneider Kümmel ſchnell zuſammengeflickt hatte, vermied es mit Gutchen zu reden, gab noch einen Gruß an ſeinen Vater ab, warf ſich auf ſein Pferd und flog davon.

Der Befehl zum Aufbruch des Heers veranlaßte in der Stadt und der Umgegend große ungewohnte Bewegung. Der Bote des alten Kurfürſten hatte König Günthers Geiſt plötzlich eine neue Richtung gegeben, die er ſogleich mit angeborner Heldenkraft entſchloſſen, kühn und raſch verfolgte. Nicht eine Ahnung war in ſeiner Seele von der Noth ſeines alten geiſtlichen Freundes aufgeſtiegen, und ſo traf ihn der Brief des Kurfürſten, worin er, der von einer Belagerung hart Bedrohete, um ſchleunigſte Hülfe bat, mitten in der ſtillen Ausübung ſeiner Königspflichten, die vom Siechbette ausging. Nun ſchmerzte ihn die Hinfälligkeit ſeines ſonſt ſo kräftigen Leibes zwiefach, aber er ließ ſich nicht von ihr abhalten. Der kühne Sinn war ja derſelbe geblieben, wenn auch der Leib ſchwach geworden war. Und ſo ließ er ſich zur Bewunderung ſeiner Getreuen in einem Tragſeſſel von den ſtärkſten Männern ſeines Heeres, die einander ablöſen mußten, ſchon am folgenden Tage auf die Ebne vor dem Allerheiligen Thore bringen, wo er Muſtrung über das dort verſammelte und aufgeſtellte Heer hielt, und am frühen Morgen des nächſten Tages brach er auf, und zog, von vier rüſtigen Kriegern in einem Tragſeſſel getragen, an der Spitze der Ritter, denen er ſeine ſtolze Zuverſicht in kräftiger Rede mittheilte, aus Frankfurts Mauern, rief draußen, von der herrlichſten Maifrühſonne begrüßt, ſeinen Kriegern freudigen Muth zu, und verſprach ihnen, trotz Pfaffentrug, Weiberliſt und Fürſtenuntreue den glänzendſten Sieg über alle Feinde; und das Heer jauchzte ſeinem König lange und freudig zu.

In des Königs zahlreichem Gefolge ritt eine hohe Frau auf einem ſchneeweißen Zelter und ein kleiner luſtiger Mann auf einem Eſel. Jene war die Beguinenpriorin Barbara, die mit einigen Ärzten zur Pflege des Königs im Felde beſtellt war. Dieſer war der Vogel Narr des Königs, Eitel Blum, in ſeinem buntſcheckigen Federkleide. Der König konnte ſein nicht wohl entbehren und hielt dafür, ſein Vogel Narr ſei auch ein Arzt, und oft ein geſchickterer, als die mit Medicamenten heilten. Deshalb ritt der luſtige Vogel auch immer zu Günthers Seite.

## Fünftes Kapitel.

Eh noch die Sonne aufging, krochen der alte Froſchgeſang, Härt Betz und der junge Pfauenſchwanz auf dem Gottesacker des St. Leonhardskirchhofes herum und ſammelten Reliquien. Sie laſen nämlich im offen ſtehenden Beinhauſe Menſchenknöchlein, Stücke verfaultes Holz, alte verroſtete Nägel, Steine und dergleichen auf. Schier alles war ihnen recht, was den Stempel des Alters trug, und ſchon war ein ziemlicher Sack mit den koſtbaren Schätzen gefüllt.

„Laßt uns aufbrechen!“ ſagte der Froſchgeſang. „Der Tag kommt jetzt mit Gewalt hervor. Hier darf uns Niemand finden; ſelbſt auf der Straße nicht.“

„So leicht das Gewerbe iſt,“ ſagte der Pfauenſchwanz, den vollen Sack rüſtig auf die Schulter werfend, „ſo blutſauer wird es mir doch. Ich bin nicht an die leichte Arbeit gewöhnt; ich kann ſie nicht vertragen; ſie iſt meinen Kräften nicht angemeſſen. Bei St. Bartholomäus, ich ſterbe nicht an der Peſt, ſondern an der Langeweile!“

„Ei, ſo laß uns die Sache ändern!“ verſetzte Härt. „Hab' ich doch ſchon an Euch gepredigt, wie an dicköhrigen Kloſterbuben. Was zaudern wir? Worauf warten wir? In der ganzen Stadt ſind außer den erbärmlichen Stadtknechten nicht zehn bewaffnete Männer. Iſt doch Alles mit dem König gezogen. Jetzt blüht unſer Waizen oder nimmer; was ſtehen wir an, ihn zu ſchneiden?“

„Ich habe ja gar nichts dagegen,“ meinte der Froſchgeſang. „Aber wie iſt das Ding anzufangen, daß wir am Ende nicht Haare laſſen müſſen? Der Teufel könnte ſein Spiel treiben, und ſtatt daß wir die Frankfurter ſchänden, könnte uns das Fell über die Ohren gezogen werden.“

„Du biſt ein alter Narr mit deinen abgeſchmackten Beſorgniſſen,“ ſagte Härt ärgerlich. „Gleich über die Frankfurter Bürger herzufallen, wäre eine Tollheit und würde uns ſchlecht bekommen. Auf die Juden muß die Jagd gehen, dann ſchlägt ſich die Hälfte des in Frankfurt zurückgebliebenen Volks zu uns. Wenn es gilt, die Juden zu plündern und todt zu ſchlagen, bleibt keine Chriſtenſeele zurück, und wenn wir's ſchlau anfangen, können wir immer das Fett von der Suppe ſchöpfen.“

„Das mein' ich auch,“ ließ ſich der Pfauenſchwanz vernehmen. „Das Judenvolk wird uns Arbeit und Lohn vollauf geben. Iſt das Glück gut, kann's ſpäter auch an andre kommen.“

„Doch du haſt noch nicht angegeben, Härt,“ erinnerte der Froſchgeſang wieder bedenklich, „wie wir's an das ſchlechte Hundevolk bringen. Man kann's doch nicht ohne allen Grund vom Zaune brechen. Laß deinen Schlaukopf ein Mittel aushecken, das uns ſichert.“

„Wie der alte Froſch, ſeit er reich geworden, für ſein bischen Leben zittert!“ höhnte der Pfauenſchwanz.

„Dazu bedarf es keiner beſondern Schlauheit,“ ſagte Beţ. „Überall gibt man den Juden Schuld, ſie hätten die Brunnen vergiftet und dadurch das grauſame Sterben veranlaßt. In Frankreich und auch ſchon in mehren Städten des deutſchen Reichs hat man ſie deshalb todt geſchlagen, und ſo groß auch die Wuth gegen ſie in Frankfurt iſt, ſo hat ſich doch noch niemand an ihnen vergriffen. Man hat ſchon über ſechs Wochen heimlich und laut davon geſprochen, daß die Brunnen auch in Frankfurt vergiftet ſein ſollten und die reichen Leute haben ihr Trink- und Kochwaſſer außerhalb der Stadt holen laſſen. Sobald wir dieſen Umſtand klug benutzen, haben wir gewonnenes Spiel. Laßt uns einige Säcklein mit Kalk füllen, ein Theil davon in die Brunnen werfen, ein ander Theil ohnweit der Brunnen verſtecken. Den erſten Juden, der ſich an einem Brunnen ſehen läßt, greifen wir auf und geben ihm auf den Kopf ſchuld, ein Säcklein in den Brunnen geworfen zu haben. Dies wird dann hervorgezogen, die andern verſteckten werden auch gefunden; für das Übrige laßt das Frankfurter Volk ſorgen.“

„Der Vorſchlag iſt gut,“ ſagte der Pfauenſchwanz und auch der Froſchgeſang gab ihm ſeine volle Beiſtimmung.

Es wurden daher noch an demſelben Tage die nöthigen Vorkehrungen getroffen, und in der folgenden Nacht das heimliche Vorſpiel zu einem blutigen Schauſpiele gegeben.

Zwiſchen dem Rathhauſe, der Bartholomäuskirche und dem Hauſe zum Storch dehnte ſich ein weiter Platz aus und in der Mitte deſſelben ſtand ein überbauter Brunnen. Vom frühen Morgen lag Härt Betz als ein zerlumpter, elender, kranker Bettler unter dem Brunnenhäuschen und ſprach die Vorübergehenden mit ſchwacher Stimme an. Wenn Niemand um ihn war, hatte er die Augen ſtets auf die Thüre des Storchs gerichtet, hoffend und wünſchend, es werde dort heraus Jemand an den Brunnen kommen, um Waſſer zu ſchöpfen; denn er wußte, daß der Bedarf dieſes Hauſes hier geholt werde, und ſeine Seele glühete, ſich an dem Juden Hajom zu rächen und denſelben zu verderben. Lange hatte er ſchon gewartet, es waren viele am Brunnen geweſen, aber Niemand aus Hajoms Hauſe; da kam ein Judenknabe, ziemlich armſelig gekleidet, quer über den Platz, ſchöpfte mit der hohlen Hand aus dem Brunnentroge und labte ſeine lechzende Zunge. Härt, des Wartens müde, ſprang auf, faßte den erſchrocknen Knaben beim Schopfe und rief ihm mit furchtbarer Stimme zu:

„Was haſt du in den Brunnen geworfen, Galgenvogel? Was zogſt du unter deinem Wams hervor und ſchleuderteſt hier hinein! Rabenaas, du biſt ein Jude! Halt! Halt ihr Leute, ihr lieben Leute!“ rief er den durch ſein wildes Geſchrei herbeigezognen Neugierigen zu, „ich lag hier und that als ob ich ſchliefe, weil ich den Judenjungen am Brunnen ſah und merkte, daß er etwas im Schilde führe. Da ſah ich, wie er etwas unter dem Wamſe hervorzog und in den Brunnen warf.“

„Ich hab' nichts geworfen hinein,“ ſchrie der Knabe ängſtlich, „ich hab' nur geſchöpft mit der Hand zu trinken.“

„Teufelsſtrick!“ brüllte ein wilder Kerl, „du haſt Gift in den Brunnen geworfen. Geſteh' es. Dich haben ſie dazu erwählt, weil auf dich nicht leicht Jemand Verdacht hat.“

„Gift! Gift im Brunnen!“ ſchrie die unterdeſſen angewachſene Menge und die Meiſten ſtellten ſich ganz ungeberdig.

„Laßt uns den Brunnen unterſuchen!“ riefen andre, und ſchnell wurden Leitern herbeigebracht, einige Wagehälſe kletterten hinab, und kaum waren ſie unten, als man ſie auch ſchon ſchreien hörte: „Wir haben einen Sack mit Gift gefunden.“

Der Judenknabe ſuchte in dieſem Augenblicke zu entwiſchen, mit wildem Geſchrei wurde er ergriffen, und da er todtenbleich geworden war und am ganzen Leibe vor Furcht zitterte, ſo galt dies als hinlänglicher Beweis ſeiner Schuld. Die Wuth des Volks ſtieg mit der Maſſe deſſelben. Aus allen Häuſern ſtrömten die Menſchen herbei, aus den nahen Gaſſen quoll’s haufenweiſe; das wüſte Geſchrei erfüllte den ganzen Platz. Unterdeſſen war das Säcklein aus dem Brunnen gebracht und der Inhalt deſſelben allgemein für Gift erklärt. Wer von den zahlreichen Zuſchauern noch Beſonnenheit gehabt hatte, wurde nun von derſelben verlaſſen; es war nicht anders, als ob ſämmtliches Volk toll geworden wäre. Wuthverzerrte, todgrinſende Geſichter hockten um den blaſſen, auf den Knien liegenden, wimmernden Judenknaben, und brüllten ihm zu, zu geſtehen, von wem er das Gift habe; das vor Angſt faſt beſinnungsloſe Kind ſprach verkehrte Dinge; einige Fauſtſchläge ſtreckten das unſchuldige Opfer des Wahns zu Boden.

Unter der herbeigelaufnen Menge befanden ſich viele Juden, die ſich neugierig nach der Urſache des Zuſammenlaufs befragten. Stolz auf die vermeintliche Gnade ihres Gottes und die daraus hervorgegangnen kühnen Hoffnungen, trozzend auf ihren Reichthum und auf die ſie ſchützenden Geſetze, erhoben ſie ein großes Geſchrei und ließen manchen beleidigenden Ausdruck hören, als ſie ſahen und vernahmen, weshalb es hier ſo stürmiſch zuging. Einige von den Verwandten des Knaben beſaßen ſogar den Muth, ſich durch die Menge zu drängen, um ihn den grauſamen Mißhandlungen, die auf ihn einſtürmten, zu entziehen. Dieſe Unvorſichtigkeit gab das Zeichen zum allgemeinen Ausbruch wüthender Thätlichkeit. Hundert nervigte Arme langten nach den Juden; eine Fluth gräßlicher Schimpfwörter entſtrömte tauſend verzerrten Lippen; ein Toben, wie Meeresbrauſen, ſtieg in die Luft, und ihm miſchte ſich bald das klägliche Wimmern der thörichten Juden bei, welche von den ſtarken Fäuſten ihrer Feinde am Boden zerarbeitet wurden. Was vom Volke Israels auf den Platz gekommen war, lag bald entſeelt im Staube deſſelben, und die raſende Menge, die nun Blut geſehen hatte, lechzte nach Blut und zog, mit Knitteln und Steinen bewaffnet, brüllend, in mehrere Haufen getheilt, davon. Wie ſchwarze Wetterwolken wälzten ſich dieſe unheilſchwangern Haufen durch die Straßen den nahen Wohnungen der Juden zu. Die erſten Judenhäuſer, die ſich dem aufgeregten Volke darboten, wurden im Sturme eingenommen, Alles, was darin lebend gefunden wurde, todt geſchlagen, der Hausrath zertrümmert, Werthvolles geraubt. Zur diesmaligen Rettung der übrigen Juden zogen mehre Haufen, die Geld erbeutet hatten, in die nahen Weinhäuſer, um ſich neuen Muth zu künftiger Arbeit zu trinken, und als die Juden dies inne wurden, kamen ſie herbeigelaufen, gaben Geld und baten um ihr Leben. Es wurde noch mancher dabei todt geſchlagen, aber die Kraft des Volks hatte ſich doch zerſplittert. Unterdeſſen waren auch der Schultheiß und der Oberſtrichter mit mehren Reiſigen aufgeſeſſen und ritten mit bloſſen Schwertern durch die Straßen. Der Oberſtrichter ließ durch Herolde den Stadtfrieden ausrufen, worin jedem Friedenſtörer mit Abſchlagung der rechten Hand und des Kopfes gedroht wurde; der Schultheiß aber hatte die Altbürger entbieten laſſen zur Steuer der Unordnung und zur Rettung der Stadt aufzuſitzen und jeden niederzuhauen, der ſich nicht dem Friedensgebot fügen wolle.

Durch dieſe beſonnenen und kräftigen Maßregeln wurde zwar dem Unfuge für dieſen Tag geſteuert, aber das Volk beſoff ſich in den Schenken und machte — da ihm dies Leben gefiel — allerlei Pläne für die folgenden Tage. War nun auch die Abſicht des tückiſchen Härt, die Volkswuth auf den Storch zu lenken, nicht gelungen, ſo hatte doch der ſchon lange im Volke glimmende Funke des Haſſes plötzlich Luft bekommen und Brennſtoff gefunden; die Flamme war wild emporgelodert und nun nicht mehr zu löſchen, höchſtens hier und da zurückzuhalten.

Von nun an verging faſt kein Tag, wo nicht Zuſammenläufe ſtatt fanden, Juden todt geſchlagen, und ihre Häuſer geplündert und verwüſtet wurden. Vergebens ſuchte das in ſteter Todesangſt lebende Volk Jsraels beim Schultheißen und den Schöffen, beim Oberſtrichter, bei den Bürgermeiſtern und dem Rath Hülfe und Schutz: die Herren konnten ſich endlich ſelbſt nicht mehr helfen. Der ſchnell aufgeloderte Eifer für Ordnung, Friede und Wohl der Stadt war bei den Meiſten gar bald erkaltet; denn jeder Altbürger fürchtete ſich, mit dem aufgebrachten Volkshaufen handgemein und dadurch vielleicht von der Peſt angeſteckt zu werden. Der Oberſtrichter mußte manchem

Todtſchlag durch die Finger ſehen, um durch harte Beſtrafung des Thäters den aufbrauſenden Unwillen des Volks nicht noch mehr zu reizen, und der geſtrenge Mann hatte ſeine Noth, durch allerlei künſtliche Mittel einen Aufſtand in Maſſe und allgemeinen Judenmord zu verhindern.

Troß aller Mühe und Vorſicht, troß angewandter Strenge und Güte und aller andern erdenklichen Maßregeln, nahm aber dennoch die Unordnung in Frankfurt von Tag zu Tag zu. Die Raubritter der Umgegend, die ſich ſonſt nur während der Meßfreiheit in die Stadt wagten, ſchwärmten jetzt keck bis an die Thore und zogen nicht ſelten in hellen Haufen durch die Straßen, ohne daß der auf ihnen liegende Stadtbann nur in Erwähnung gekommen wäre. Nicht minder als ſie ſchienen jetzt die zünftigen Diebe und Beutelſchneider, die berüchtigten Freijäger und andres lockres und liederliches Geſindel ihren Wohnſitz förmlich in der Stadt aufgeſchlagen zu haben. Unzucht, Lüderlichkeit, ſchamloſes Beginnen des gemeinen Volks, Völlerei, Raubſucht und Mordgier nahmen täglich mit dem Peſtſterben mehr und mehr überhand. Die öffentlichen Frauenhäuſer vermehrten ſich, und Nacht und Tag tobte die wüſteſte Todesverachtung dort, ſich im Schlamme der gemeinſten Sinnlichkeit wälzend. Der Stöcker, ſonſt Herr und Meiſter der öffentlichen Frauen, verlor ſein Recht ganz auf ſie. Die Bande aller Zucht und Ordnung ſchienen ſich gänzlich löſen zu wollen, und keine weltliche Obrigkeit war mehr im Stande, es zu verhindern.

Es war ein Grauſen erregender Contraſt und geeignet, das Gemüth des Menſchen bis in ſeine innerſten Tiefen zu empören und aufzurütteln, wenn man das Wüthen des Todes durch Peſt und ſcheuloſen Mord, die Todtenwärter mit ihren Schlaufen, das Entſetzen, die Angſt, die Verzweiflung, den Schmerz auf den Geſichtern bis zur ſtarren marmorkalten Gleichgültigkeit ſah, und dicht daneben die ſchwelgeriſche Ausgelaſſenheit, die ſchamloſe Befriedigung viehiſcher Sinnlichkeit, das gräßliche Verläugnen alles edlern Gefühls, das wilde Treiben in ſinnloſer Luſt, das ſchauderhafte Schwelgen in Genüſſen, die Tollkühnheit, das Leben auf eine Nadelſpitze zu ſtellen, den Tod herauszufordern und im Fluge nach ſeiner Umarmung ſchnell noch alles heißhungrig und mit ekelhafter Gier zu verſchlingen, was die Sinne nur einigermaßen zu kitzeln vermag. So ſchroff ſtanden ſich die beiden Extreme Leben und Tod gegenüber, ſo nah ſtanden ſie in ihren grellſten Farben dicht aneinander, und doch ſo nah waren ſie durch ein unheimliches Band verbunden und aneinander gekettet.

Die böſen Geſellen, die das erſte ſchlimme Stück gegen die Juden vollführt hatten, fuhren damit fort, und je zuweilen wurde das Volk wieder durch einen aufgefundnen Kalkſack in Wuth geſetzt, den näher zu unterſuchen Niemandem einfiel. Die Brunnen waren ſo verſchrieen, daß ſich ihrer kein Menſch mehr bediente, und Bürgermeiſter und Rath wurden beſtürmt, andres Waſſer herbei zu ſchaffen, und hatten allein damit vollauf zu thun, dieſe Wünſche zu erfüllen.

Die Juden, über deren Haupte ſtets das Schwert des Todes an einem Pferdehaar hing, verkrochen und verſchanzten ſich in ihren Häuſern, ſo gut es gehen wollte, und ſehr ſelten ſah man einen derſelben auf der Straße. Dieſe Vorſicht half wohl dafür, daß ſie nicht in Maſſe todt geſchlagen wurden, nichts deſtoweniger verlangte der ungezügelte, ſtets von neuem angereizte Haufe jeden Tag ſein Opfer, und die ganze Judenſchaft zitterte und trauerte in Sack und Aſche.

Das Sterben hatte im Verlauf des Monats Mai eher zu- als abgenommen und die barmherzigen Schweſtern der Beguinenhäuſer waren vollauf beſchäftigt in Ausübung ihrer heiligen Pflicht. Himmeltrude war gleich ihrer ehrwürdigen Priorin unverdroſſen, unermüdet, und wandelte, der zunehmenden Bürde ihres Leibes ungeachtet, die beſchwerlichen Wege.

Eines Abends trat ſie von einem Sterbenden heraus, dem ſie den Segen ertheilt hatte, und wollte ſorglos die Straße entlang gehen, unbekümmert um einen Trupp wilder Menſchen, der ſich an der Thüre des Hauſes, aus welchem ſie kam, verſammelt hatte.

„Das iſt ſie! Das muß ſie ſein!“ riefen einige Stimmen, und in demſelben Augenblicke wurde ihr die Lederkappe mit der Larve vom Kopfe geriſſen, und kaum hatten die Umſtehenden ihr entblößtes Geſicht erblickt, als ſie jubelnd ausriefen: „Sie iſt's! Wir haben ſie endlich! Herbei mit dem Pferde!“ Ein junger kecker Kerl, den Himmeltrude ſchon mehr geſehn zu haben ſich erinnerte, trat mit einem gewiſſen zierlichen Anſtand auf ſie zu, und ſagte: „Frau von Wyſſel wird erſucht, ſich auf dieſen ſchönen Renner zu ſetzen und mir zu folgen. Seid verſichert, ſchöne Frau, es wird Euch kein Leid geſchehen.“

„Wohin wollt Ihr mich führen?“ fragte die Beguine erſchrocken.

„Nicht weit von hier; kaum einige hundert Schritte von der Stadt. Nur damit Euch der Weg nicht ſo beſchwerlich falle, haben wir Euch dies ſanfte Thier zu Euerm Dienſte erwählt. Erlaubt, daß ich Euch hinauf hebe.“

„Aber muß ich denn? Wer zwingt mich? Iſt denn keine Macht mehr in Frankfurt, daß man mich von der Straße aufheben darf?“

„Es bleibt Euch keine Wahl, edle Frau. Aber noch ein Mal nehmt die Verſicherung, daß Euch kein Haar gekrümmt werden wird. Nur die Liebe und guter Minnedienſt wird um Euch walten.“

Zur Eile getrieben, beſtieg Himmeltrude das Pferd entſchloſſen. Sie ſah ein, daß ihr bei dem Zuſtande, in welchem ſich dermalen die Stadt befand, nichts weiter übrig blieb. Das Stadtregiment lag in Ohnmacht und die ſie umgebenden wilden Geſichter ſchienen jeden Augenblick bereit, ihren Raub mit den Waffen, die ſie von aller Art und in guter Menge führten, zu behaupten.

Indem der Zug durch die Straßen ging, begegnete ihm ein andrer Menſchenhaufe, ein wüſtes Lied ſingend. Plötzlich drängte ſich aus demſelben jener, Himmeltruden gar wohl bekannte alte Mann hervor, auf ſie zu, den ſie in der vorigen Herbſtmeſſe aus den mörderiſchen Händen des Schöffen zum Paradeis gerettet und der ihr ſpäter wieder gedient hatte.

„Was iſt das?“ rief Härt. „Seid Ihr gefangen, edle Frau?“

„So iſt's!“ verſetzte die Beguine und deutete auf den jungen Mann, der ihr zur Seite ging.

„Wie?“ kreiſchte der Alte dieſen an, „du unterſtehſt dich abermals, Pfauenſchwanz, dieſe Frau gefangen zu nehmen, da du doch weißt, wie ſehr ich ihr ergeben und wie viel Dank ich ihr ſchuldig bin? Ich ſage dir, du giebſt ſie zur Stelle frei!“

„Alter Narr!“ verſetzte der Pfauenſchwanz ärgerlich. „Mit dieſer Gefangenſchaft hat es nichts auf ſich. Sie wird mir's noch Dank wiſſen. Und kurz und gut, ich werde kein Eſel ſein, wie vorigen Winter, und ſie abermals frei geben. Ich habe mein Wort gegeben, und du ſollſt mich nicht verhindern daſſelbe zu halten.“

„Laß ſie los!“ donnerte Härt, „oder es wird nicht gut zwiſchen uns.“ Und mit geballter aufgehobner Fauſt und zornſprühenden Augen trat er dem Pferde in den Weg und griff mit der andern Hand nach dem Zügel deſſelben.

„Schwachköpfiger Graubart!“ hohnlachte der Pfauenſchwanz und warf ihn mit einem jugendkräftigen Stoß bei Seite, daß er in den Staub der Straße niederfiel, und alle höhnten den alten Mann, der in furchtbarer ohnmächtiger Wuth laut heulte und Erde kauete. Der Zug aber ging vorüber bis zur Galgenpforte. Dort verabſchiedete der Pfauenſchwanz ſeine Begleiter, und führte das Rößlein mit der koſtbaren Bürde allein dem Meierhofe des Schöffen Rullmann zum Paradeis — und davon der Paradeishof genannt — zu. Als er am Galgen vorüberzog, an welchem die von den Raben zerhackten Leichen ſeiner beiden Genoſſen baumelten, rief er im ſtolzen Übermuthe des Lebens: „O ihr albernen Thoren, daß ihr euch fangen und todtſchlagen ließt! Lebtet ihr noch, jetzt wär' Frankfurt und all ſeine Schätze ſo gut euer, wie es unſer iſt. Jetzt ſind unſre güldnen Tage angebrochen und ihr armen Schelme hängt am Galgen. — Beklagt ihr dieſe beiden Wichte nicht auch, ſchöne Frau?“ ſpöttelte der Freche zu der in Schweigen verſunknen Himmeltrude gewandt. „Ihr kennt ſie, die beiden guten Jungen; haben ſie doch um Euretwillen das Leben eingebüßt. Und doch thaten ſie nichts Beſſeres und nichts Schlechteres, als was ich eben auch thue. Sie waren daran, Euch in die Arme eines minneluſtigen Ritters zu führen, der nun ein Mal nicht von Euch laſſen kann. Und das war doch wahrlich kein todtwürdiges Verbrechen.“

Himmeltrude ahnete nun erſt ſchaudernd auf weſſen Veranlaſſung ſie geraubt worden war, aber es blieb ihr vor der Hand nichts weiter übrig, als ſich geduldig in ihr hartes Schickſal zu fügen und allein vom Himmel, der ſie ſtets gnädig behütet und bewahrt, Rettung zu erflehen und gläubig zu erwarten.

Der Schneider und Verwalter Kümmel empfing die Beguine mit grinſender Freundlichkeit und erſuchte ſie, es ſich einige Tage in Geſellſchaft des Fräulein Gutchen von Waſum auf dem Hofe gefallen zu laſſen, hernach werde ſich noch angenehmere Geſellſchaft für ſie finden, und ihr die Langeweile, die ſie vielleicht jetzt empfinden möchte, ſehr angenehm vertrieben werden.

Während die gefangne Frau in ſtillem demüthigen Schmerze die, wie Spott klingenden Worte des Schneiders anhörte, trat auch Gutchen aus der Thüre und maß die ihr wohlbekannte Himmeltrude erſt mit verwunderten, dann mit giftigen Blicken.

„Was will denn dieſe hier?“ fragte ſie den verlegen werdenden Schneider mit einer verächtlichen Deutung der Hand auf die Beguine.

„Von dem, was ſie hier will, iſt nicht die Rede, ſondern vielmehr von dem, was ſie hier ſoll,“ ſagte Himmeltrude mit ernſter Würde. „Wenn Ihr im Beſitze der Gunſt des Ritters Dymar zum Paradeis ſeid, — wie mir Euer Hierſein zu bekunden ſcheint — ſo fürchtet nicht, ſchönes Fräulein, daß ich Euch daraus verdrängen will. Ihr ſeht, ich bin mit Gewalt hierher geführt worden.“

„Erfehrt Euch nicht, edles Fräulein von Waſum,“ nahm jetzt der boshaft lächelnde Freijäger das Wort, „und gießt die Schale Eueres Zorns nicht über dieſe unſchuldige Frau aus. Ich kann Euch bezeugen, daß ſie Wahrheit ſpricht. Aber ich kann Euch auch eben ſo gut verſichern, daß es der Weisheit des Ritters Dymar zum Paradeis gefallen hat, zu beſchließen: Ihr ſollt dieſen Meierhof meiden und Euch dahin verfügen, wohin es Euch beliebt; und es iſt allein der Schuld dieſes Schurken von Schneider und Verwalter zuzuſchreiben, daß ich Euch noch hier finde und Euch der Ärger bereitet wird, eine Frau hier zu ſehen, welche Euch der Ritter Dymar in jeder Hinſicht vorzieht. Macht es daher mit dieſem Bocksgeſicht aus, das ſein Schuldbekenntniß in ſeinen ſchlechten Zügen trägt, daß es nicht ehrlich gegen Euch geweſen, denn Schneider Kümmel hat vom Ritter Dymar den Befehl, Euch zu entfernen, ſchon erhalten, als der Ritter das letzte Mal hier war, als Geſandter des Kurfürſten von der Pfalz an den Kurfürſten von Brandenburg.“

Gutchens Geſicht war mit dunkler Glut überzogen; ihre flirrenden Augen fielen auf den Schneider, der die ſeinigen nicht zu ihr zu erheben wagte.

„Iſt das wahr, was dieſer Mann ſpricht?“ fragte ſie mit bebender Stimme.

„Ich kann es nicht läugnen,“ verſetzte Kümmel leiſe. „Der Ritter gab mir den Befehl, eh er in der Nacht wegritt, allein ich bin Euch zu gewogen, werthes Fräulein, als daß ich Euch alſo hätte betrüben können; theils dauertet Ihr mich zu ſehr, theils mochte ich Euere liebe Geſellſchaft nicht entbehren und meine Frau und Kindlein waren doch gar zu ſehr an Euch gewöhnt. Deshalb hab' ich den Befehl meines geſtrengen Herrn nicht befolgt und mich ſeinem Zorne ausgeſetzt.“

„Es iſt gut,“ ſagte Gute ihren Schmerz verſchluckend, „und ich dank' Euch für dieſen Beweis Eueres Mitleids. Da ich nun aber ein Mal weiß, weshalb ich von hier fort ſollte, ſo will ich immerhin noch einige Tage bleiben und die Ankunft des ehrenwerthen Ritters abwarten. Ja, ich werde nicht eher gehen, bis mich Herr Dymar zum Paradeis mit eigner Hand aus dieſem Gehöfte wirft." Und das dunkle Auge voll bittrer Thränen, wandte ſie ſich zu gehen.

„Das haltet, wie Ihr wollt," rief ihr Pfauenſchwanz nach. „Dein Bocksfell, edler Schneider, wirds entgelten müſſen. Halte nur immerhin Nadel und Zwirn in gutem Vorrath bei der Hand, damit du dir ſothanes Fell, wenn es dir — wie wahrſcheinlich — der Ritter in Riemen zerſchneiden ſollte, wieder zuſammen nähen kannſt. Ich lade noch größere Verantwortlichkeit auf dein Haupt, indem ich dir dieſe ſchöne Frau übergebe, die wahrſcheinlich hier in aller Ruhe ihre Entbindung abwarten ſoll. Du wirſt dem Ritter mit deinem Kopfe für ſie ſtehen. Das Übrige geht mich nichts an. — Und Ihr, ſchöne fromme Schweſter, laßt Euch hier die Zeit nicht zu lang währen."

Damit wandte er ſich wieder nach der Stadt zu und langte mit der völligen Dunkelheit der Nacht in der grauen Katze an. Die übrigen Gäſte ſaßen ſchon beim Abendbrote und hatten abgeſpeist, als Pfauenſchwanz Platz nahm. Auch Härt erhob ſich vom Tiſche, und ſagte freundlich zu dem jungen Geſellen: „du warſt auch gar zu grob, Brüderchen. Du mußt doch bedenken, daß ich alt bin und ein geborner Graf."

„Ei, was geht mich dein Alter und deine Geburt an?" lachte der Pfauenſchwanz. „Damit haſt du mich ein Mal auf dem Schiffe gegirrt, als der Hauptmann von Wyſſel ans Meſſer ſollte. Doch das zieht nicht zwei Mal. Sobald du ein Narr biſt, werd' ich dich immer als ein Narr behandeln. Ich werde doch wahrlich deiner wunderlichen Dankbarkeit wegen mein dem Ritter Dymar — der uns ſchon viel zugewandt — gegebnes Wort nicht brechen, einen guten Vortheil aus der Hand laſſen und mir den braven Ritter zum Feind machen?"

„Du haſt recht, Bruder," ſagte Härt. „Verzeih meinem alten Kopfe, der oft nicht weiß, was er thut, und ſei mir nicht mehr böſe!"

Damit reichte er ihm die rechte Hand über den Tiſch hin, die der Pfauenſchwanz ergriff und lachend ſchüttelte, indem er rief: „Alles vergeben und vergeſſen! Seit wann biſt du denn ſo weichherzig geworden, alter Lurbruder? Na, gieb dich zufrieden; wir reden nicht mehr davon!"

Unterdeſſen tröpfelte Härts linke Hand aus einem im weiten Ärmel ſteckenden Fläſchchen — eins von denen die er aus dem Beguinenhauſe mitgenommen hatte — eine geruch- und farbloſe Eſſenz in die Suppenſchüſſel, welche vor dem Pfauenſchwanz ſtand, wünſchte dann guten Appetit und „wohl bekomm's!“ und zog ſich in den Hintergrund zurück, woher er ſeine von hölliſchem Feuer leuchtenden Blicke auf den wacker drauf los eſſenden jungen Geſellen ſandte. Unterdeſſen waren auch noch einige Andre gekommen, welche die Beguine mit hatten fangen helfen und den alten Bärenführer verhöhnt hatten. Sie griffen zu ihren hölzernen Löffeln und langten ſich zu. Härt lachte in die Fauſt.

Als ſie abgegeſſen, ſtreckte ſich einer nach dem andern behaglich auf die Streu; Härt blieb lauernd in der Ecke ſitzen, und that, als ſchliefe er. Es war kaum eine Viertelſtunde vergangen, ſo fingen die Geſellen, welche die Schüſſel geleert hatten, an, über brennende Schmerzen im Leibe zu klagen. Während ſie ſich noch ihre Noth mittheilten, brüllte der Pfauenſchwanz wie unſinnig; die andern folgten bald nach. „Wir haben die Peſt! die Peſt!“ ſchrieen ſie. „Das Peſtfeuer wüthet in unſern Gedärmen. Härt lauf' und hole die Beguinen!“

„Ihr habt ja die geſchickteſte gefangen genommen,“ verſetzte dieſer kalt. „Die Priorin aber iſt mit dem König Günther gezogen. Euch iſt nicht zu helfen.“

„So ſchaff einen Arzt zur Stelle!“ heulten die Gemarterten.

Härt ſtand auf und ging zur Thüre. Dort ſchlug er eine laute teufliſche Lache auf und ſagte: „Euch hilft weder Beguine, noch Arzt; denn ich hab Euch Gift zu freſſen gegeben, Ihr Hunde; zum Lohn für die Schmach, die Ihr mir dieſen Abend angethan. Fahrt zur Hölle!“ Und fort war er. Die noch Geſunden fuhren fluchend auf und ſetzten ihm nach, aber er war in der Finſterniß der Nacht verſchwunden, und fluchend kehrten ſie zurück zu ihren ſterbenden Kamaraden, die unter gräßlichen Flüchen und Schmerzen ihr Leben aushauchten. Der frühe Maimorgen ſah den rüſtigſten Freijäger am Main- und Rheinſtrom mit drei ſeiner Mitgeſellen als bleiche Leichen auf dem Stroh liegen und der alte Reliquienhändler machte ſich, von Furcht ergriffen, mit der ſämmtlichen, durch ſeinen Handel erworbnen Beute, aus dem Staube.

## Sechstes Kapitel.

Das Heer des Königs Günther hatte ſich vor den Mauern der Stadt Eltvil gelagert, und den Sitz des alten vertriebnen Kurfürſten, der abermals vertrieben werden ſollte, ſchützend umgeben. Im kurfürſtlichen Schloſſe des Städtchens aber ſaßen die Freunde beim kühlen Weine zuſammen, den ihnen der alte weinkennende Wirth aufgetiſcht hatte, und der Erzbiſchof ſah ſich zu ſeiner Freude von ſtarken, mächtigen Männern umgeben. Der Domprobſt Falkenſtein war mit einem gewaltigen Haufen reiſiger Leute, die er im Rheingau geworben, zu König Günthers Heer geſtoßen; Graf Ruprecht von Virneburg, des Erzbiſchofs Bruder, hatte ſich mit ſeinen Mannen eingeſtellt, und obgleich er ein heimlicher Feind des Domprobſtes war, ſo hatte er ſich doch für die augenblicklich drohende Gefahr mit ihm verbunden. Dem König Günther ſelbſt war der Zug wohl bekommen. Jetzt ſaß er unter ſeinen Anhängern, das große Herz geſchwellt von neuen Hoffnungen, und mitten in den Wogen der geſelligen Freude, mit Plänen und Entwürfen beſchäftigt. Der ſtarke Wein, den Herr Burßmann ſeinen Gäſten ſchenkte, erheiterte bald Günthers Seele, und als ſich die ritterlichen Männer ſattſam über den Zweck ihrer Zuſammenkunft ausgeſprochen und warm gezecht hatten, wandte ſich der König zum Erzbiſchof und deſſen Bruder mit den Worten: „Es wird mir recht mildfreundlich zu Sinne und alte ſchöne Erinnerungen beſchleichen mich gar ſeltſam, daß ich ſchier weinen möchte; denn fürwahr, es iſt mir nicht anders, als ſäßen wir zu Frankfurt am Hofe unſers trefflichen Kaiſers Ludwig zuſammen, und zechten im Vorzimmer. Seht da, unſer alter Trimberg iſt auch dabei. Jüngere, doch nicht minder wackre Männer umgeben uns, wie damals; wir ſelbſt merken nicht, daß wir älter geworden ſind. Wahrlich, Ihr Freunde, das Herz blüht mir weit auf in Sehnſucht und Verlangen; es iſt mir nicht anders, als müßte ſich die Thüre öffnen, wie damals, und eine holde Frauengeſtalt hereinſchweben, jung und blühend, ſittſam und ſchön, und uns maidlich begrüßen, Euch, Ihr Herrn, freundlich als Brüder, mich, zart erröthend als Freund. O, wohin ſind ſie doch, die ſchönen Tage!“

„Wie kommt es doch,“ nahm der Erzbiſchof verlegen das Wort, „daß Euch, mein königlicher Freund, in dieſem Kreiſe plötzlich die unwürdige Barbara einfällt, ſo daß Ihr Euch ſelbſt die klare Freude trübt?“

„Laßt die Todten ruhn!“ ſagte der Graf Ruprecht von Virneburg zum Könige. „Wer weiß, wo die arme Barbara ein frühes Grab gefunden, ſchwer büßend für ihren Fehltritt, zu dem ſie ja doch von dem ſchändlichen Geipel von Velden verführt worden war. Mir ſtand ſie näher als dir, Heinrich; denn ich war nur ein Paar Jahre älter als ſie, und hätte ſie ſich zu mir geflüchtet, ich hätte ſie nicht verſtoßen; aber ich lag eben in Fehde mit den Naſſauer Grafen, und erfuhr ihr Unglück zu ſpät. Ruhe ihrer Aſche! Sie war ein gutes, liebes Kind.“

„Das war edel und brav geſprochen!“ ſagte der König mit einer Thräne im großen blauen Auge, und reichte dem Grafen Ruprecht die Hand. „Glaubt übrigens nicht, Herr Erzbiſchof, daß mich das Andenken an Euere Schweſter trüb ſtimmte; nein, es veredelt und verklärt mir vielmehr die Freude. Wie ein lichter Engel tritt die Erinnerung an ſie in meine Seele, und wenn ich am froheſten und heiterſten bin, dann reicht mir dieſer Engel den Kranz der Wehmuth; denn alle

Erdenfreude, ſoll ſie das Herz erheben und ſtärken, muß mit Wehmuth gedämpft ſein. Ihr aber, Graf Ruprecht, glaubt nicht, daß Euere Schweſter todt ſei; ſie lebt und ihr liebevolles Herz wünſcht nichts ſehnlicher, als eine Vereinigung mit den Männern, an welche ſie durch die heiligſten Bande der Natur gebunden iſt. Ja, meine Freunde, und der mir noch immer theuern Barbara Brüder, ſeht mich als einen um Friede, Vergebung und Verſöhnung flehenden Boten Euerer Schweſter Barbara an. Euere übrigen Schweſtern ſind alle glücklich, Barbara iſt allein namenlos unglücklich geweſen. Die übrigen ſind theils geſtorben, theils weit von Euch; dieſe lebt, dieſe iſt Euch nah. Die langen Jahre haben mit bleiernem Fußtritt der Noth, des Elends, der Schande die letzte Spur ihrer Schuld vertilgt; ein gottesfürchtiges Leben, zahlloſe Aufopferungen und fromme Dienſte, die ſie den leidenden Menſchen gethan, haben an die Stelle der Schuld ein großes glänzendes Verdienſt geſetzt, und ſie hat ſich Euerer Vergebung und neuen Liebe mehr als würdig gemacht.“

„Ich verzeihe ihr von Herzen!“ rief Ruprecht „und die Freude, ſie lebend zu ſehen, drängt alle Erinnerung an ihre Schuld in ewige Vergeſſenheit.“

„Auch mir ſoll ſie willkommen ſein und zwar, weil mein königlicher Freund, der einſtmals der Unwürdigen ſchon geneigt war, ſie mir zuführt.“

„Sprecht nicht alſo, hochwürdiger Herr!“ erinnerte der König mißbilligend, „ſprecht vielmehr wie Euer Bruder, der doch kein Prieſter iſt. Nehmt ſie ihrer ſelbſt, ihrer hohen Tugenden willen, in Euere brüderlichen Arme auf. Daß ſie ſolches verdient, mag mir Euer würdiger Domprobſt bezeugen. Denn Herr Kuno von Falkenſtein kennt Euere Schweſter und ihren frommen und verdienſtlichen Lebenswandel.“

„Und Ihr habt mir nie davon geſagt?“ fragte der Erzbiſchof den Domprobſt verwundert.

„Weil ich Euern thörigten Zorn kannte,“ verſetzte dieſer.

„Oder weil Ihr ſelbſt nicht auf den geradſten Wegen wandelt,“ fügte Ruprecht hinzu.

Der König fuhr fort: „Vom edeln Domprobſt iſt mir die Kunde geworden, daß Ihr, Herr Erzbiſchof, das Kind jenes Fehltritts unter einem fremden Namen erzogen habt. Barbara weiß nichts von dieſem Kinde; ſie ahnet nicht, daß es lebt. Es würde für mich der Gipfel der Freude ſein, meiner geliebten Freundin, die ſich neuerdings ſo große Verdienſte um mich erworben, den ſtets entbehrten Sohn zum kleinen Lohn ihrer großen Mühen an das mütterliche Herz legen zu können.“

„Ihr Sohn iſt der Gilbrecht von Wyßel,“ ſagte der Erzbiſchof mit einer dem Könige widrigen Gleichgültigkeit, „den ich auferzog, nicht ohne bei der ſchmähſüchtigen Welt in den Verdacht zu kommen — den ſie auch vielfältig genug ausſprach — als ſei er mein eignes Kind. Das machte, ich ließ dem unſchuldigen Jungen nicht die Sünde ſeiner Mutter entgelten, ſondern hielt ihn, der Barbara’s blondes Haar und blaue Augen hatte, lieb und werth. Einſt war ich mit ihm am Ufer des Rheins und mußte des Schiffers warten, der uns überfahren ſollte. Der Knabe ſpielte zu meinen Füßen. Schon oft hatte mich der Gedanke beſchäftigt, welch einen Stammnamen ich ihm wohl geben möchte. Der Name ſeines Vaters war mir verhaßt, auch konnte ich dem unehelichen Kinde nicht den Namen eines mächtigen gräflichen Hauſes geben; meinen eignen wollte ich ihm nicht beilegen. Da ſchrie das Kind plötzlich freudig auf und deutete mit der Hand auf ein niedliches Thierchen, welches ſchnell an uns vorüber in das Gebüſch ſchlüpfte. Was iſt das? fragte Gilbrecht. Ein Wieſel verſetzte ich. Da rief der Knabe in kindiſcher Freude: ich möchte auch ein Wieſel ſein. —

Das ſollſt du, verſetzte ich, und noch an demſelben Tage ließ ich ihm urkundlich den Namen von Wyßel beilegen. Ich ließ nichts an ſeiner Erziehung fehlen, und ihn vielmehr in allen ritterlichen Künſten fleißig unterrichten. Hernach, als er alt genug war, machte ich ihn zu meinem Hauptmann. Nun, Ihr kennt ihn ja ſattſam, mein königlicher Herr; denn er hat in der Mark gegen den Müller unter Euch gefochten, und iſt ſpäter durch Euere Botſchaft an Euere Ehewirthin veranlaßt worden, ſich in Euerm Arnſtadt in die ſchöne Müllerin zu vergaffen, die ihm hinſichtlich ihrer Geburt gleich war, und ſie riſch und raſch zum Weibe zu nehmen. Aber an ihm hat ſich das Sprichwort bewährt: Gott behüt das Haus vor ſchöner Frau und Maus. Erſt war er ein muntrer leidlicher Geſell, nachher wurde er griesgrämlich und eiferſüchtig, quälte ſich und die Frau und war ſchier untauglich zu ſeinem Geſchäft. Und kaum hat er ſie ein Paar Monate, ſo heißt's, er iſt auf dem Mainſtrome von Räubern erſchlagen worden. Ich hab' ihn bedauert, den armen Jungen; aber ſeitdem ſind mir wahre wunderliche Gerüchte zu Ohren gekommen, die ſattſam beweiſen, daß Gilbrecht entweder noch lebt, oder als Geſpenſt umherſpukt."

„Spuken thut er wohl umher, aber nicht als Geſpenſt, ſondern als leibhaftiger Gilbrecht von Wyſſel," ſagte der Graf Ruprecht. „Ich kann Euch auf Ritterwort betheuern, Gilbrecht lebt, hat aber weder zu dir, mein Bruder, noch zu ſeinem ungetreuen Weibe zurückzukehren, ſonderliche Luſt. Es möchte jedoch Manchem lieb ſein, Gilbrecht wäre wirklich erſchlagen worden; denn das Wetter ſeiner Rache wird plötzlich über manches Haupt kommen, ſei es beſchoren oder nicht."

Die letzten Worte waren mit deutſamen Blikken auf den Domprobſt begleitet, der jedoch ruhig blieb.

„Wenn Ihr, Graf Ruprecht, den ſeltſamen Kauz geſehn und geſprochen habt, dem es beliebte, für todt zu gelten," nahm der König wieder das Wort, „ſo müßt Ihr nicht nur die Gründe kennen, welche Gilbrecht von Wyſſel hat, nicht wieder in den behaglichen Dienſt ſeines Ohms und in die noch behaglichern Arme ſeines holden Weibleins — das Ihr allzu voreilig ungetreu nennt — zurückzukehren, zumal die Letztere ihn bald zum Vater machen wird, ſondern Ihr werdet uns auch den dermaligen Aufenthaltsort des Wyſſel nennen, damit wir ihn baldigſt beſchicken und ihn über Ohm und Frau eines Beſſern belehren können, da er doch, wie aus Euern Reden genug hervorleuchtet, hinſichtlich beider in großem Irrthum ſchwebt.“

„Wer mag beſtimmen, wie groß dieſer Irrthum, und ob es überhaupt ein ſolcher iſt,“ verſetzte Ruprecht keck. „Der Gilbrecht war ſtets eine gar wackre Haut und dem Erzbiſchof mit Leib und Leben zugethan. Er muß alſo guten Grund gehabt haben, ſeine Meinung zu ändern. Ich weiß ferner aus ſeinem eignen Munde, daß er ſein junges ſchönes Weib über die Maßen geliebt, und dafür zeugt wahrlich auch ſeine jählinge Heirath. Sagt ſelbſt, durchlauchtigſter Herr, müſſen es nicht wichtige Dinge ſein, die ihn aus dem guten Dienſte, von dem geliebten Weibe ins Elend trieben — denn wahrlich, er lebt im Elend — und ihn allen Freuden, allen ſüßen Gewohnheiten ſeiner Jugend entfremdeten?“

„Ihr werft Euch zum Vertheidiger des Gilbrecht von Wyſſel auf,“ gegenredete der König, „und nehmt in dieſer Angelegenheit eine feindliche Stellung gegen den Kurfürſten, Euern Bruder, und gegen Wyſſels Frau an. Euer Bruder mag ſich ſelbſt vertheidigen; die ſchöne Müllerin iſt nicht zugegen und ein ſchutzloſes Weib. Ich bin ihr Verwandter, ihr Freund. Ich habe ſie als ein treffliches Kind in Arnſtadt gekannt, munter und witzig, aber ſittſam und tugendhaft; ich hatte aus gutem Munde, daß ſie hier in Eltvill als Gilbrechts Frau nicht ſchlechter geworden iſt. Ihr werdet daher natürlich finden, daß ich ihre Vertheidigung übernehme. Doch bis jetzt beſteht Euere Anklage ſowohl gegen Euern kurfürſtlichen Bruder, als gegen Himmeltruden nur in dunkeln Reden und ſchlimmen Andeutungen. Es iſt die Sache des Mannes von Ehre, zumal im Beiſein ſeines Königs, offen und klar zu ſein, und fern von Leumund gegen jeden in die Schranken zu reiten mit Speer und Wort. Sagt alſo — da wir hier beiſammen ſind, alte Freunde und Waffengenoſſen, und durch gemeinſchaftliche heilige Sache eng verbunden — ſagt, ich befehle es Euch als Euer König, was hat Gilbrecht von Wyſſel gegen den gegenwärtigen Kurfürſten und Erzbiſchof und gegen ſein ehelich Weib Himmeltrude, genannt die ſchöne Müllerin?“

„So Ihr befehlt, durchlauchtigſter Herr und König, darf ich nichts verſchweigen, was mir wiſſentlich iſt und was ich aus Gilbrechts eignem Munde vernommen habe, treffe es auch, wen es wolle. Es iſt mit drei Worten geſagt: Gilbrecht behauptet, der Erzbiſchof habe Himmeltruden an den Domprobſt Kuno verkuppelt.“

Der rieſige Falkenſteiner ſprang empört von ſeinem Sitze und rief: „Dies Wort ſollt Ihr mir büßen, Herr Graf;“ und zu dem Erzbiſchof gewendet, ſprach er in derſelben Hitze und heftigen Aufregung: „Es hat mir alſo nichts geholfen, daß ich Euere ſchlechten Anträge hinſichtlich der ſchönen Frau mit Abſcheu zurückwieß! Ich gelte dennoch für den Störer einer glücklichen Ehe, und die ſchmähſüchtige Verläumdung hat ihr Theil an mir.“ Und dann vor den König tretend ſprach er weiter: „Heiliges Haupt meines König, gekürt von Gott und dem Reiche, Euch betracht' ich hier ſitzend an Gottes Statt, und wie vor Gott mein Herz, Sinn und Gedanken offen liegen, gleich einem Buche, alſo auch vor Euch, dem als dem oberſten Richter auf Erden etwas zu verbergen ich für eine große Sünde an Gott ſelber halten würde. So vernehmt meinen aufrichtigen und wahrhaftigen Schwur, den ich Euch leiſte in Euere Hand und auf Euer Schwert, daß ich niemals anders als in Züchten und Ehren und mit männlicher tugendlicher Beſcheidenheit mit Frau Himmeltrude von Wyſſel verkehrt, daß niemals ein Wort über meine Lippen gekommen, welches ein ſündiges Begehrniß ihres Leibs ausgedrückt. Ja ich bekenne mit Schaam, daß, eh ich die hohe reine Tugend dieſes verehrlichen Weibes ganz erkannte, ein ſolcher unreiner Gedanke in meiner Seele aufgeſtiegen, der, genährt durch des Kurfürſten leichtſinnige Zuflüſterungen, zur Leidenſchaft zu werden drohte; aber das Feuer ihres ſpottenden Witzes im Scherz und die unergründliche Einfalt ihres reinen Gemüths im Ernſt, brachten mich gar bald vom böſen Wege ab, und meine Hochachtung und Freundſchaft für Himmeltruden ſtieg höher und höher, ſo daß kein Weib auf der Erde lebt, welchem ich eine größere Verehrung zolle. Ihre Tugend iſt reiner als die Sonne, ihre Unſchuld die eines Kindes, ihre Aufopferung kennt keine Grenzen, und nur die blöden ſündentrüben Augen der Menſchen vermögen dies Weib nicht in ſeiner ganzen Reinheit zu ſchauen; und wehe! dreimal wehe über die Verblendung ihres Gatten, der durch ihre Liebe der glücklichſte Mann auf Erden war, und von böſem Leumund vergiftet, ſie verlaſſen und ſo tief betrüben konnte! Dieſe meine Worte ſind die reinſte Wahrheit, ſo wahr mir Gott helfe, der Vater, der Sohn und der heilige Geiſt!“

Und zu dem Kreiſe der Männer gewandt, fuhr er fort: „Ich habe ſtets die böſen Gerüchte gekannt, womit man Ehre und guten Namen der Frau von Wyſſel beſchmutzte. Aber noch niemals hat man mir ins Geſicht geſagt, daß ich der Verderber dieſer ſchönen Frau ſei. Dies iſt heute geſchehen. Nun auch darf ich als ihr Vertheidiger auftreten. Hier liegt mein Handſchuh, ich biete jedem ritterlichen Zweikampf und Fehde an, der länger Zweifel an der Tugend Himmeltrudens von Wyſſel hegt.“ — Er trat zurück und ſetzte ſich. Niemand hob den hingeſchleuderten Handſchuh auf. Der Graf Ruprecht von Virneburg ſah mit ſpöttiſchem Lächeln drein und aus ſeinen Mienen ging genugſam hervor, daß er des Domprobſts Rede und Beginnen für eitel Spiel und Schönſchirm gehalten.

Der König aber ſprach: „Es hätte des Eides nicht bedurft, liebwerther Kuno. Ich bin ſtets von Himmeltrudens Tugend und Reine überzeugt geweſen. Und ſo bieten wir Schmach und Schande dem, der ihren Ruf ferner antaſtet. Euch aber, Graf Virneburg, wollen wir empfohlen ſein laſſen, ſobald die Fehde mit dem Böhmer Karl beendigt ſein wird und wir Eures Arms nicht mehr dringend bedürfen, daß Ihr den armen verblendeten Gilbrecht aufſucht und zur Rückkehr zu ſeinem treuen Weibe vermöget. Zuvor könnt Ihr einen Boten an ihn ſchicken und ihm wiſſen laſſen, was heute hier vorgegangen, ſo wie auch, daß auſſer dem Herzen ſeines Weibes auch das ſeiner Mutter ihn erwartet, ja daß bald das Herz ſeines Kindes ihm entgegen ſchlagen wird. Kann er ſolchen Stimmen widerſtehen, kann er ein ſolches Kleeblatt der Liebe fürder meiden, ſo verdient er keine Liebe und es geſchieht ihm recht, wenn er im Elend umherirren muß.“

„Gern würde ich ihm einen Boten ſchicken, nach meines Königs Befehl,“ verſetzte Ruprecht, „aber ſolches iſt mir unmöglich, da ich nicht weiß, wo dermalen des armen Gilbrecht Aufenthalt iſt.“

„Nun aber habt Ihr genug von Weibern und Minnerei geſprochen,“ erinnerte der alte wackre Degen, Konrad von Trimberg, „laßt uns, was uns beſſer ſteht, nun wieder vom Waffenhandwerk reden und wohl überlegen, wie wir die Mainzer Stadtratzen nebſt ihrem böhmiſchen Mäuſekönig aufs Haupt ſchlagen wollen.“

„Wohl geſprochen, alter Kämpe!“ ſagte der Kurfürſt, der zeither in peinlicher Verlegenheit geſeſſen hatte. „Das ganze Gerede war ziemlich unnütz. Ich hätte nie geglaubt, daß ein weinfröhlicher Scherz alſo von meinem lieben und getreuen Kuno mißverſtanden würde, und er und Andre davon ſo viel Aufhebens machen würden. Laßt uns die Sache vergeſſen! Ich trete auf des Königs und Herrn Kuno's Seite und erkläre jeden für einen Schelm und böſen Chriſten, der meiner lieben Baſe Himmeltrude von Wyſſel Arges nachredet; denn ſie iſt auch in meinen Augen die tugendhafteſte Frau. Leert die Becher, ihr Herrn! Es iſt noch genug Wein vorhanden. Wir wollen Verſöhnung trinken. Es war von Keinem ſo übel gemeint.“

„Ich weiß einen beſſern Platz zur Verſöhnung,“ bemerkte der König. „Wohlauf und folgt mir!“ Und auf den Grafen von Henneberg und den Komthur Ruckinheim geſtützt, verließ Günther in ſeinem Tragſeſſel das Schloß. Alle begleiteten ihn zu Roſſe und ſo gings in das Lager hinaus. Im Zelte des Königs war ein Mahl zugerichtet. Die Herrn und Ritter ſetzten ſich auf Günthers freundliche Einladung an den Tiſch. Zur Linken des Wirthes ſaß der alte Kurfürſt, zur Rechten war ein Platz leer, dann ſaß der Graf von Virneburg. Die Becher waren rundum gefüllt. Der König nahm ernſt und feierlich das Wort und ſprach: „Herr Kurfürſt von Mainz und Herr Graf von Virneburg, ich bitt' Euch, Ihr wolltet jetzt Euere Herzen geſchickt machen zu Chriſti Gebot und denken an die Geſchichte vom verlornen Sohn.“ Und auf ein gegebenes Zeichen wichen die Vorhänge des Zeltes zurück und vom Grafen Ludwig von Hohenſtein und dem Hauptmann Junker Heilmann zum Paradeis geführt, ſchritt eine hohe verſchleierte Frauengeſtalt mit ſeltner Würde herein. Der König verneigte ſich tief vor ihr, die Andern erwiederten ihren Gruß nicht minder höflich. Und des Königs Hand führte ſie zur Tafel heran und hob ihr den Schleier. Barbara's ernſtes Geſicht gebot den umher ſitzenden Männern Achtung.

„Herr Kurfürſt und Herr Graf," ſagte der König, „es iſt Euere ſehr verehrungswürdige Schweſter." Ruprecht hing ſogleich an ihrem Halſe und rief: „Meine Barbe! meine geliebte Barbe! Ich grüße dich viel tauſend Mal aus Herzens Grund!" Und er küßte ſie auf Mund, Augen und Stirn. Barbara's Geſicht erheiterte ſich, und ſie erwiederte ſeine Küſſe. Der Kurfürſt ſtand auch dahinter, nahm ſie erſt bei der Hand, dann in die Arme und ſprach: „Ich vergebe dir Alles! Du biſt wieder meine Schweſter." Das Auge der Priorin trübte ſich wieder. Drauf ließ ſie ſich an der Rechten des Königs nieder. Und ſogleich erhob dieſer den Becher und rief: „All Unbill ſei vergeſſen und verziehn. Darum auf allgemeine Verſöhnung!" Der König ſetzte den Becher an den Mund; Jedermann griff nach dem ſeinigen; da erſchallte hinter der Wand des Zeltes ein muntrer Trompetentuſch, und als die Becher geleert waren, ſanken ſich die Tiſchnachbarn fröhlich in die Arme.

Barbara benutzte die erſte Gelegenheit, wo ſie mit dem Kurfürſten nach aufgehobener Tafel ein Paar Worte allein ſprechen konnte, um nach dem Schickſale ihres Kindes zu fragen, allein er antwortete ihr nach des Königs Willen nur ſehr unbeſtimmt darauf und bejahete ihr nur die Frage, daß der Knabe noch lebe und ſie ihn ſehen ſolle. Damit mußte ſich ihr ſtürmiſches Mutterherz begnügen.

Dem Könige verging ein heitrer Tag. Lange hatten ihn ſeine Freunde nicht ſo guten Muths geſehen; und ſie ſchöpften daraus die ſchönſten Hoffnungen für ſeine Geſundheit. Die heilſame Wirkung, welche dieſe Gemüthsbewegung auf ihn hervorbrachte, zeigte ſich ſchon am folgenden Tage. Schon in der erſten Frühe deſſelben wurde von den Vorpoſten gemeldet, daß das Heer der Mainzer und ein Theil des Heers des Böhmenkönigs unter Anführung des Letztern in einer großen Anzahl großer Boote über den Rhein ſetze. Sogleich ließ ſich der König hinaustragen. Im leichten

Oberkleide, eine Gugel auf dem Haupte, paſſirte er durch die Reihen ſeiner Reiſigen und ordnete den Angriff ſelbſt. Es waren zweihundert ſtarke wohlbewaffnete Reiter, erzgepanzert, auf ſtarken Schlachtroſſen, erprobte Kämpen, meiſt Ritter aus Kaiſer Ludwigs Heeren, die einſt des Baiern Schlachten geſchlagen, markige Thüringer, die mit dem Könige aus Arnſtadt gezogen waren, die edelſten Altbürger Frankfurts und die dem Kurfürſten Heinrich treu gebliebenen Mannen, angeführt vom Domprobſt von Falkenſtein. Dieſer führte von Günther beauftragt den Oberbefehl, weil ſich der tapfre Held nicht ſelbſt an die Spitze der Seinen ſtellen konnte. Das Fußvolk, unter Anführung der königlichen und kurfürſtlichen Hauptleute, blieb, bis auf weitern Befehl des Königs, noch zurück.

Der erſte Strahl der Maiſonne blitzte tauſendfach gebrochen in den blanken Stahlrüſtungen der kampfluſtigen Männer; und als der Domprobſt gleichſam zum Gegengruß der Sonne, den Schlachtgeſang anſtimmte, fielen die Stimmen der rauhen Krieger ſtürmiſch ein, und der Sang hallte donnernd hinüber bis an die morgentlich dampfenden Berge und wälzte ſich mit den Wogen des Rheinſtroms thalabwärts. Und dem Geſange nach ſtürzte die Reiterſchaar, ihrem heldenmüthigen Anführer nach und warf ſich mit ſolcher Heftigkeit auf des Böhmenkönigs Haufen, die kaum Zeit gefunden hatten, ſich aufzuſtellen, daß ſogleich eine Verwirrung entſtand. Wild entbrannte der Kampf. König Karl hatte zwar die löbliche Vorſicht gebraucht, die bewährteſten und tapferſten ſeiner Ritter um ſich zu verſammeln, nichts deſto weniger begann ihm bange zu werden, als er mehre ſeiner Häuflein in ſcheuer Flucht dem Stromufer abwärts laufen, andre ſich in das Waſſer werfen ſah, um die Kähne zu erreichen, verfolgt von einzelnen Rittern, und die Flucht bald allgemein zu werden drohete.

Die Erſten, welche das Feld gänzlich räumten, waren die Mainzer Bürger, ſie, die dieſe Fehde doch veranlaßt und begonnen hatten, die den alten Erzbiſchof nicht ein Mal mehr in Eltvill dulden, ſondern aus dem kurmainziſchen Gebiet gänzlich vertreiben wollten. Kein Befehl ihrer Anführer, nicht die Bitten ihres neuen jungen Erzbiſchofs Gerlach, der an ihrer Spitze hielt, konnte ſie zum Stehen bringen, und als Alle ausriſſen, floh auch Gerlach zur Verzweiflung ſeines Freundes, des Königs Karl. Gern hätte der ſchlaue Böhmenkönig ſein Heil auch in der Flucht geſucht, und ſchon hatten ſeine bleichen bebenden Lippen einige Vorſchläge gethan, wie man ſich am glücklichſten und ſicherſten davon machen könne, aber gerade ſeine tapfere Umgebung war es, die ihn daran verhinderte. Auf ſeinen Befehl mußte aber die ihn umgebende Ritterſchaft ihren Standpunkt auf einem Hügel nehmen, ohnfern dem Ufer zwiſchen dem Rhein und einem Mühlgraben, der eine kleine Strecke davon in den Rhein mündete. So war er auf der linken Seite vom Rhein, auf der rechten vom Bache gedeckt, von vorn ſchützte ihn der Hügel und die Bewaffnung ſeiner Umgebung, im Rücken glaubte er ſich völlig ſicher. — In der Hitze des Gefechts gewahrte der Ritter Rudolf von Sachſenhauſen dieſe Stellung des Böhmenkönigs, er ſah zugleich, daß der Bach von einer nur einige hundert Schritte entfernten Mühle bis zu ſeiner Mündung mit dichtem Erlengebüſch und Bäumen bepflanzt war, und ſchloß, daß in der Nähe der Mühle eine bequeme Durchfuhrt durch den Bach ſein müſſe. Er theilte den ſchnell in ihm entſtandenen Plan dem Grafen Ludwig von Hohenſtein und einigen Andern mit, die ſogleich bereit waren, denſelben auszuführen. Um die Aufmerkſamkeit der auf dem Hügel haltenden von ſich abzulenken, ſtellten ſich einige von ihnen als ſchwer verwundet, Andere ladeten wirklich Verwundete auf und ſo ging's einzeln und in kleinen Häuflein der Mühle zu. Da der Plan in der Eile ſich von Mund zu Mund in König Günthers Reiterſchaar fortpflanzte, ſo geſchah es bald, daß mehre dieſer Ritter im Kampfe mit Rittern aus Karls Heere, ſich ſchwach ſtellend zurückwichen nach der Mühle zu. Plötzlich brach aus dem Erlengebüſch hinter König Karls Rükken ein Haufen kecker Reiter mit verhängtem Zügel und vorwärts geſtrecktem Schwerte hervor, und munter quoll's hinterdrein mit Halloh und Huſſah, daß dem Böhmenkönige die Seele im Leibe erbebte. Ein paniſcher Schrecken hatte ihn ergriffen, kaum vermochte er das Schwert zu halten, zu gebrauchen vermochte er es ohnedies nicht. Mit dem weinerlichen Tone und den Bittworten eines Kindes flehete er um ſchnellſte Flucht, aber ſeine Lamentation traf nur taube Ohren. Die Grafen und Herrn in ſeiner Nähe, beſſere Männer als er ſelbſt, ſchloſſen einen dichten Kreis um ihn und hielten Stand. Ein heftiger Kampf entſpann ſich nun rund um die Perſon des Böhmenkönigs; denn auch von vorn herbei waren Günthers Ritter gekommen und der Kampf galt nun nichts Geringeres, als den König Karl gefangen zu nehmen. Zwar wehrten ſich ſeine Getreuen verzweifelt, aber einer nach dem andern ſtürzte blutend zu Boden; der Sieg war ſchon entſchieden auf Günthers Seite und nichts ſchien gewiſſer, als Karls Gefangennehmung — da ſtürzte plötzlich, im Augenblicke der Entſcheidung, aus demſelben Erlengebüſch am Bache, ein neuer Reiterhaufe hervor, und reißend ſchnell vermehrte ſich die Anzahl der geharniſchten Männer, es war, als ob ſie aus der Erde wüchſen. Bald hatten ſich die neuen, noch kräftigen Ankömmlinge auf dem ganzen Schlachtfelde verbreitet, und die Ritter des Schwarzburgers erkannten im Anführer derſelben bald den ob ſeiner wilden Tapferkeit berühmten Grafen Eberhard von Würtemberg, einen der eifrigſten Anhänger des Böhmenkönigs. Der Graf war einige Stunden zu ſpät nach Bingen am andern Ufer des Rheins angekommen, dort hatte er ſchon gehört, daß Karl die Schlacht verloren. Um ſo eiliger war er auf einigen Booten übergeſetzt und kam gerade zur rechten Zeit zur Befreiung des Königs. Der Kampf entſpann ſich nun von neuem, und um ſo härter.

König Günther hatte von einer Anhöhe unfern der Stadt die Schlacht überſchaut und Reitende trugen ſeine Befehle zu den Anführern des Heers und brachten Nachrichten über die Bewegung und errungenen Vortheile zurück. Ihn umgaben dort mehrere Fürſten, ſeine Anhänger. Sein Auge blitzte kühn und feurig über die Ebne hin, ſeine kranke Bruſt hob ſich ſtürmiſch, als er Rudolfs von Sachſenhauſen und Ludwigs von Hohenſtein That erfuhr und mit eignen Augen ſah, wie ſich Karl bald ergeben müſſe. Als er aber den Grafen von Würtemberg mit der neuen Reiterſchaar aus dem Gebüſch hervorſprengen und ſeine tapfern Ritter in große Gefahr gerathen ſah, da fuhr er wild und gewaltig auf: „Ein Pferd! Ein Pferd! Um Alles gebt mir mein Schwert und mein Pferd!“ Und gleichſam geſund und ſtark, wie in ſeinen glücklichſten Tagen, warf er ſich, zum Staunen ſeiner Umgebung, auf das edle Roß. „Ha, wie das Herz mir ſchwillt!“ jubelte er auf. „Schon athme ich friſcher und freier. Ich fühl's, die alte Kraft iſt wiedergekehrt und ſtürmt durch meine Bruſt. Willkommen, unendlich ſüßes Gefühl! Der Funke lodert wiederum auf zur luſtigen Flamme. So lodere auch du empor, blitzendes Schwert, und triff die Verräther. Wehe dir, Karl!“ Und davon flog er im leichten Überkleide, der einzige Unbepanzerte in der ganzen Schlacht, und die Fürſten und Herrn und Ritter ihm nach.

Aber ſchon hatte ſich König Karl wieder über den Rhein hinüber gerettet und der wilde Würtemberger trieb die Mannen des Schwarzburgers zurück. Die Ermattung beider Heere gebot endlich Stillſtand des Kampfes, der bis zum Mittag ununterbrochen fortgedauert hatte.

Nachmittag ging Eberhard von Würtemberg wieder über den Rhein und überließ dem Könige Günther das Schlachtfeld.

## Siebentes Kapitel.

Es war wieder faſt eine Woche hingegangen, ohne daß von einer Partei gegen die andre etwas Feindliches unternommen worden wäre. Den unglücklichen König Günther hatten nach der Schlacht, die ihm nicht den Siegeskranz gebracht, alle Kräfte verlaſſen. Es war das letzte Aufflackern ſeiner Lebensflamme geweſen; nun war ſie eben ſo ſchnell in ſich ſelbſt zuſammengeſunken und drohete jeden Augenblick zu verlöſchen. Die ſchöne Hoffnung, als werde er ſich nun wieder kräftig erheben, war nichts als ein ſchmeichelndes Trugbild geweſen. Er lag hart darnieder in der Burg zu Eltvill und trauernd kniete Barbara an ſeinem Schmerzenslager — ihre Arzneien wollten nicht mehr anſchlagen — trauernd kauerte Eitel Blum zu Günthers Häupten, ſein toller Narrnmuth hatte ihn verlaſſen; trauernd ſtanden die Frauen umher. Sie ahneten alle, welch harter Schlag ſie bald treffen würde.

Günther war am liebſten mit wenigen ſeiner Getreueſten allein; dann ließ er ſeinen ſchwermüthigen Gedanken freien Lauf.

„Ach!“ ſeufzte er oft auf. „Ich fühl's, es geht zu Ende. Der Kern des Lebens, das innre Mark iſt mir vergiftet, und das vermag deine Kunſt nicht wieder herzurichten und auch deine Liebe nicht, Barbara; keines Menſchen Kunſt und Liebe. Du dauerſt mich und alle, die mich lieben, und mit Stolz kann ich es ſagen, ich weiß mich von viel getreuen Herzen geliebt. Aber das entfliehende Leben kann mir keins feſſeln. — Gift! Wehe! Mußte mir Gift werden? War mir, der ich im Waffenhandwerk aufwuchs, der ich mein Leben treuer Erfüllung der Ritterpflicht weihete, war mir nicht vergönnt, auf grünem Wahlfelde im luſtigen Kampfe das Leben gegen den Siegskranz zu vertauſchen. Muß ich, der Kampfgewohnte, ohne Schwert in der Fauſt ſterben, nein verſchmachten auf dem heißen Bette, zwiſchen den bleichen Wänden, in der Blüthe meiner Jahre und von keinem Schwertſtreiche getroffen? Von Gift hingewürgt — ein Kriegsmann! — Das iſt mir unerträglich. Zwiefaches Gift haben mir die Schändlichen gereicht. Für die kindlich vertrauende Seele gaben ſie mir das zehrende, brennende, furchtbare Gift des Undanks, der Treuloſigkeit, der Hinterliſt; für den kampfſtarken Körper miſchten ſie mir den tödtlichen Saft in den Becher, der mich laben ſollte, und meine Kräfte wurden verzehrt und mein Arm gelähmt. O all ihr Heiligen, es hält ſchwer, ſeinen Feinden nicht zu fluchen. Wahrlich! wahrlich! Der Teufel hat mehr Macht über die Erde, als Gott und alle Heiligen. Denn das Gute muß untergehn und das Böſe triumphirt und wächſt und gedeiht. Das Unkraut iſt allzeit ſtärker als der Waizen. Günther muß untergehen und Karl wird Kaiſer! — Kühn gedacht' ich einſt meines Stammes ſtark Geäſt und grün Gezweig weit in der blauen Himmelsluft auszubreiten und viel Land und Leut damit zu beſchatten, aber ſie haben mir einen Wurm an die Wurzel geſetzt, der nagt die Lebenskraft hinweg, und die Blätter welken und die Äſte dorren und der Stamm ſtirbt ab. Weh mir!“

„Laßt ihn fahren, den bunten Zipfel!“ rief Eitel Blum wehmüthig lachend, daß ihm die Schmerzensthränen in den Augen ſtanden. „Was haltet Ihr ihn noch ſo feſt in der Hand? Laßt ihn fahren und ſeht, wenn der rothe Lappen vom Throne weicht, iſt er ein ſchlechterer Holzſtuhl als meine Bank. Und wahrlich, es gehört in unſrer ſchlechten Zeit kein beßrer Mann auf dieſen Stuhl, als dieſer und die Zeit ſelbſt ſind. Beim großen Heinrich, dem erſten und letzten Vogelfänger, der ein König des deutſchen Reichs geworden, der lützelburgiſche Karl paßt beſſer für dieſen dürftigen, mit einem rothen Fetzen überzognen Stuhl und für dieſe ebenfalls mit bunten Fetzen überkleidete Zeit, als Ihr. Ihr hättet zu jener Zeit kommen ſollen, als mein Patron, der Finkler, König wurde. Ihr ſeid ein Mann wie er. Ihr habt recht, der Teufel hat ſeitdem die Welt überkommen, das könnt' ich aus hunderterlei Dingen beweiſen. Ihr ſeid nicht ſtark genug, ſie ihm wieder aus den Zähnen zu reißen, wenn Euch ein Quentlein Gift zu Boden wirft. Folgt meinem Rathe; Ihr wißt, ich mein' es herzlich gut mit Euch. Zieht mit Gärnlein und Leimruthenſcheide, mit Fangſchnur und Lockvogel hinter die Hecken, in den Hain, an die Tränke; wir wollen zuſammen gehen und Vögel fangen.“

„Wer wüßte, was ich mit meinen Erfahrungen thäte, hauste ich noch in meinen Thüringer Bergen,“ ſagte der König wehmüthig.

„Wahrlich, der ſchlechteſte Buſchfink iſt mir lieber, als Euere Königskrone,“ fuhr der Thorwart fort. „Verſucht's, Herr, ich wette, es bekommt Euch baß. Es hat ſchon einen Vogelfänger gegeben, der ein König des heiligen römiſchen Reichs geworden iſt, und man ſpricht viel von ihm; was gilt's, man ſpricht noch mehr von Euch, wenn Ihr den Spieß herumdreht, und aus einem deutſchen Könige ein Vogelfänger werdet.“

„Könnt ich mir Geſundheit mit dieſem Entſchluß erkaufen, wie gern wollt ich das Gelübde thun! Ach, die Qual eines breſthaften Leibes geht über alle Qualen!“

Der Narr ſchüttelte verzweifelt den Kopf und wiſchte ſich verſtohlen eine Thräne aus dem Auge.

Und ſo ging's Tag für Tag; die trüben Stunden floſſen träge dahin. Es war keine Freude mehr im Lager, die Schwermuth hatte ſich allen Rittern des Heeres mitgetheilt; die tapferſte Bruſt wurde vom argen Mißgeſchick des geliebten

Königs tief ergriffen und erwartete mit banger Ahnung des Ausgangs. Die Beſorgniſſe der Freunde Günthers wurden noch durch andre mißliche Umſtände erhöht. Von den Anhängern des Königs Karl ſammelten ſich immer mehr mit ihren zahlreichen Kriegerhaufen um ſeine Perſon, dahingegen verminderte ſich Günthers Heer täglich. Wer nicht mit Banden der Liebe an den edeln König ſelbſt gebunden war, folgte den glänzenden Lockungen der Gegenpartei. Es waren endlich faſt alle Quellen erſchöpft, die Bedürfniſſe des Heers länger zu beſtreiten und das königliche Anſehen aufrecht zu erhalten; viele ſorgten zwar für ſich ſelbſt, Andre, die das nicht vermochten, zogen unmuthig heim, und ſo ſchmolz das getreue Häuflein immer mehr zuſammen. Die Ärzte und die Beguinenpriorin verhehlten es den Häuptern dieſer Schaar, ſo wie dem Kurfürſten nicht, daß der König nie wieder fähig werden könne, die Angelegenheiten ihrer Partei zu leiten, und daß ſeiner Tage nur noch wenige ſein würden.

In dieſer troſtloſen Lage war es natürlich, daß von Günthers oder ſeiner Freunde Seite nichts Feindliches gegen Karl unternommen wurde, ſondern daß ſie ſich ruhig in Eltvill verhielten. Allein auch den kranken verlaßnen Löwen fürchtete noch der feige Fuchs. Karl und ſeine Anhänger wagten nicht, gegen Günther zu ziehen. Der Schlaue ſchloß aus Günthers Unthätigkeit, daß derſelbe zu freundlicher Unterhaltung geneigt ſei; der Friedfertige wünſchte nichts mehr, als eine Verſöhnung, ſeine Anhänger fanden ſolche vortheilhaft und unter den obwaltenden Umſtänden nicht ſchwer zu bewirken. Und Boten flogen aus Karls Lager. Der Umſichtige hatte ſich den rechten Mittelsmann auserſehn und bald gewonnen.

Es war eine nicht unangenehme Unterbrechung des betrübten Zuſtandes auf der Burg zu Eltvill, daß an einem heitern Frühlingstage der Kurfürſt und Markgraf Ludwig von Brandenburg in das Thor derſelben mit großem und glänzendem Erfolg einritt.

Der König empfing ihn mit großer Gleichgültigkeit; er hatte ſeiner lange gar nicht erwähnt. Der Markgraf half ſich durch freundliche Geſchwätzigkeit über dieſen Ernſt hinweg.

„Findet Ihr es auch noch der Mühe werth, nach mir zu ſehen?“ fragte Günther bitter. „Es iſt lange her, daß Ihr nicht an meinem Bette geſtanden, und man ſagt, Ihr ſeid auch nicht mit in der Schlacht gegen die Pfälzer und den Böhmenkönig geweſen.“

„Durchlauchtigſter Herr und Freund,“ ſagte der Kurfürſt und drehete und wand ſich, wie ein Aal, „Ihr wißt, ich bin kein Kriegsheld, wie Ihr. Davon habt Ihr ja in der Mark voriges Jahr ſelbſt den Beweis erhalten. Was ſollte ich Euch nützen in der Schlacht? Ich gedenke Euch auf anderm Wege weit nützlicher zu werden. Auch hielt mich ſelbſt ein Gebreſte, eine Art Peſt, ans Lager gefeſſelt. Ihr werdet davon gehört haben. Doch ſo wie ich geneſen, bin ich gleich bei Euch, um mich nach Eueren Umſtänden zu befragen.“

„Ihr ſeht, es geht leidlich ſchlecht,“ verſetzte Günther. „Euer Vetter, der Pfalzgraf, hat mir das Seelengift gereicht, wer weiß, welche erkaufte Hand das Körpergift!“

„Euer Unglück geht mir ſehr nahe. Wer hätte auch das ahnen können? O daß es alſo hat kommen müſſen!“

„Denkt an Meiſter Frowinus aus unſrer Jugend auf der Blankenburg und erinnert Euch ſeiner Prophezeihung!“ —

„Es wäre Euch nicht gerathener, als daß Ihr Euch jetzt aller Geſchäfte abthätet,“ fuhr der Brandenburger Kurfürſt nach einiger Zeit fort. „Vielleicht möchte es der ärztlichen Kunſt eher gelingen, Euch wieder herzuſtellen, wenn Ihr frei von allen Sorgen und Bekümmerniſſen leben könnt. Und dieſe Meinung allein hat mich bewogen, einen Auftrag anzunehmen, den ich — wüßte ich Euch nicht wahrhaft damit zu nützen und zu dienen — gewiß mit Unwillen zurückgewieſen haben würde.“

„Und welch einen Auftrag habt Ihr an mich?“

„Der König Karl hat ſich mit mehr denn zehn Boten und Briefen an mich gewendet, und mich durch die dringendſten Vorſtellungen zu gewinnen gewußt, Euch Vergleich und Verſöhnung anzubieten, die er von Herzen wünſcht.“

„Wäre mir Euere Geſinnung nicht ſchon bekannt,“ erwiederte Günther mit kaum verhaltnen Zorn, „ich würde meinen Ohren nicht trauen. Großer Gott! Euch als Abgeſandten des Königs Karl zu ſehen, iſt das Maß meiner Leiden bis zum Überlaufen füllen.“ Und ſich mit Mühe aufrichtend, maß er den, verlegen neben dem Bette ſitzenden Markgrafen mit ſtolzen verwunderten Blicken und fuhr heftiger, aber mit Würde fort: „Ja, Herr Kurfürſt, ich mag es Euch nicht verhehlen, daß ich höchlichſt erſtaunt bin, daß Ihr, Ihr Euch entſchließen konntet, eine ſo verächtliche und ſchlechte Sache zu übernehmen, doppelt, ja zehnfach verächtlich und ſchlecht an Euch, der Ihr vorzüglich mich überredet, die Wahl der Kurfürſten anzunehmen.“

„Ich verzeih Euch Eure Heftigkeit,“ verſetzte der Kurfürſt geſchmeidig. „Wenn Ihr aber die Sache von meinem Geſichtspunkt aus betrachten wolltet, würdet Ihr weniger ſtreng darüber urtheilen. Ihr ſeid durch die unſelige That einer gottverfluchten Hand breſthaft und kraftlos geworden; man iſt überall des Gemüths, Ihr würdet wegen dieſer Körperſchwäche Euch nicht gegen den König Karl und ſeine mächtigen Bundesgenoſſen behaupten können. Ich habe Euch treu angehangen, aber allein vermag ich Euch nicht zu halten. Ich ſah Euern Untergang voraus und deshalb bin ich gekommen, Euch zu rathen, Ihr möchtet aus dem Schiffbruche ſo viel als möglich retten.“

„Es iſt wahr, bemerkte Eitel Blum mehr für ſich, und ohne ſich in das Geſpräch zu miſchen, „kein Stuhl ſteht auf einem Beine; es ſind ihrer zwei noch zu wenig; erſt auf dreien ſteht er nothdürftig, und ſoll er feſt ſtehen, müſſen's vier ſein. Gebt ihm recht, Herr König, und fangt Vögel mit mir.“

„Ich will Euere Treue nicht verdächtig machen,“ erwiederte der König. „Aber ſagt ſelbſt, iſt es nicht wunderlich, daß die Heeresverſtärkung, die

Ihr mir gelobt, auf die ich ſo ſehr gerechnet, bis jetzt nicht in meinem Lager eingetroffen iſt? Hätten mich die edeln Frankfurter nicht unterſtützt, ich hätte ſchon lang mit Schand und Spott abziehen müſſen.“

„Hab' ich doch Boten auf Boten in die Mark geſchickt mit ſtrengen Befehlen an meine Vaſallen, daß ſie mit reiſigem Zeug ſich ſtellen ſollen zu Euerm Dienſt,“ ſagte der Kurfürſt und heftete das Auge verwirrt auf den Boden, „aber die Elenden gehorchen meinen Befehlen nicht. Ihr wißt ja ſelbſt, wie widerſpenſtig ſie ſich zeigten, als Ihr mir zu Hülfe in die Mark kamt, und wie ſie zum Theil noch immer dem falſchen Waldemar anhängen. Meine Gegenwart fehlt, daß ich ſie züchtige und zu Paaren treibe. Und deshalb könnt Ihr mir keine Schuld beilegen. Ihr müßt es mir zugeben, daß ich Euch ſeit unſern Jünglingsjahren geliebt und angehangen, daß ich Alles that, um Euch zur Krone zu verhelfen, daß ich bei Euch aushielt, als Euch die Andern treulos verließen, daß ich endlich das Unmögliche nicht leiſten, Euch allein nichts nützen kann. Die Untreue und Wortbrüchigkeit meiner Vettern und Brüder könnt Ihr mir billiger Weiſe doch nicht anrechnen. Was kann ich für ſie. Ja, Ihr würdet jetzt noch unbillig gegen mich ſein, wolltet Ihr verkennen, daß ich aus der freundſchaftlichſten Geſinnung gegen Euch, aus der edelſten Abſicht komme, nämlich um Euch die ſehr vortheilhaften Vorſchläge Karls zu überbringen. Wahrlich, die Summe, die er Euch für die Verzichtleiſtung auf die Krone bietet, iſt jetzt, wo keine Ausſicht mehr vorhanden, daß Ihr Euch werdet behaupten können, ſehr groß und entſchädigt Euch nicht nur für Euere Verluſte, ſondern ſichert Euch auch außerdem einen anſehnlichen Vortheil."

„Vortheil!" rief der König im ſchmerzlichen Zorn ſeines empörten Herzens. „Hab' ich je nach gemeinem Nutzen, Vortheil oder Gewinn geſtrebt, ſo möge mich Gott verlaſſen in meiner letzten Stunde. Niemals iſt mir andres in den Sinn gekommen, als des Reiches Wohlfahrt allein, und dieſe Sorge ſoll ich mir nun mit Geld abkaufen laſſen? O, pfui über Euern niedrigen Antrag! Er iſt Karls würdig, der alles nach Geld ſchätzt und mißt. Sagt mir kein Wort mehr davon!"

„Wie könnt Ihr doch ſo bärbeißig das Wort des redlichen Freundes zurückweiſen?"

„Schweigt mir auch von Euerer redlichen Freundſchaft!" rief der König gereizter. „Ich war Euer und Eueres Vaters, Eueres ganzen Hauſes

Freund in Wort und That. Das hab' ich bewieſen mein Lebenlang. Unverdroſſen, vielmehr ſtets freudig hab' ich für Euch, Eure Vettern und Brüder, Euern Vater, für das Vaterland, Gut und Blut gewagt, habe geleiſtet, was ein Freund leiſten kann, habe Alles erduldet, was der Krieg Böſes mit ſich bringt. Ich habe Euch meine ſchönſten Lebensjahre geopfert, indem ich in den Schlachten Kaiſer Ludwigs focht, Euch die Mark Brandenburg erhielt — denn wo wärt Ihr wohl, wenn ich Euch nicht treulich beigeſtanden? — ich bequemte mich endlich nach langem Zögern und gründlicher Widerſetzlichkeit, von meiner Seite und nach unausgeſetztem Bitten und Überreden von der Eurigen zur Annahme der Königswürde, und brachte Euch ſo die Ruhe meines Lebens zum Opfer. Ihr kanntet keinen andern Mann, der im Stande wäre, Euch die Vortheile, die Euer Vater dem baieriſchen Hauſe verliehen, gegen die auf Euch erbitterten Lützelburger zu wahren. Ich wollte Euer Schützer ſein; aber mein Hauptzweck war, das verfallne Reich wieder empor zu bringen, die Wirrſale zu ſchlichten, Recht zu ſprechen, das Verdienſt zu belohnen, das Laſter zu beſtrafen. Ihr gelobtet mir mit Hand und Wort beizuſtehen. Seht, das war meine Freundſchaft gegen Euch. Nun laßt uns doch die Eurige gegen mich daneben halten. Herr Gott! wie lang iſt es denn her, daß Ihr, Euere Brüder und Vettern dem Grafen Günther von Schwarzburg die heiligſten Eide ſchwurt, ihm treu beizuſtehen in jeder Gefahr, nimmer zu ruhen und zu raſten bis alle die beſiegt, welche etwas gegen ſeine Erhebung zum Könige hätten, und er unangefochten den Thron beſteigen könne? Wie lang iſt es? Trügt mich mein Gedächtniß? Oder ſpiegelt mir das tief verletzte Gefühl eine viel kürzere Zeit vor, um volle Urſache zur Klage und Beſchwerde zu haben? Mir iſt es, als wär' es noch kein halbes Jahr. Noch klingen ja die Töne jener Eidſchwüre in meinen Ohren wieder, noch verſpeiſen wir die Früchte, die wir damals gepflückt, noch trag ich daſſelbe Wams, in welchem ich die heiligſten Betheuerungen vernommen. Wurde ich von denſelben Männern nicht faſt gezwungen, die Herrſchaft des Reichs zu übernehmen und ſprachen ſie nicht nachdrücklich, das Reich werde zu Grunde gehen, und ich werde die Schuld tragen, wenn ich, der ich die Kraft und Einſicht hätte, ihm zu helfen, mich deſſen nicht annähme? Ach, es war nicht das Reich, wie ich in ſchier kindiſcher Unſchuld glaubte, deſſen Heil ihnen, wie mir, am Herzen lag! Es war nichts weiter als ihr eigner Vortheil. Den fürchteten ſie vom König Karl gefährtet, und der Müllersknecht in der Brandenburg rechtfertigte ihre Furcht, ich aber ſollte dieſen ihren Vortheil wahren, und die Dienſte, die ich ſchier mein Lebenlang dem baier'ſchen Hauſe gethan, rechtfertigen auch in dieſer Hinſicht ihren Glauben. Da bin ich denn zum König gemacht worden — o bittre Schmach! — nicht um das Reich zu ſchützen, ſondern den Wittelsbachern ihre Länder. Nun aber, da ihnen der ſchlaue Böhmenkönig noch größre Vortheile zu gewähren verſpricht, als ſie bereits beſitzen, ſo iſt ihnen ja der gutmüthige Günther von Schwarzburg ein unnützer Mann geworden. Ihr Zweck iſt erreicht, was kümmern ſie ſich um mich! Was ſchadet's, daß ſie dieſem Günther vor wenigen Wochen noch im Angeſichte Gottes Eide geſchworen, über deren Heiligkeit auf Erden nichts gehen ſollte! Was ſind denn Eide in den Augen ſolcher fürſtlichen Herrn! Aber ſo wahr mir Gott helfe, Herr Kurfürſt, ſo wenig ich mich zur königlichen Würde gedrängt, ſo redlich ich gegen alle Euere Lockungen angekämpft, eben ſo wenig werde ich jetzt die angenommene Würde ablegen; nur mit Gewalt muß ſie mir entriſſen werden, und ich werde ſie behaupten ſo lang ich vermag; und wie damals, ſo werde ich jetzt gegen Euere Lockungen kämpfen, und ſo lang ich noch einige Kraft in mir verſpüre, in keine Sühne mit Karl willigen."

„Der Kurfürſt wollte nichts deſtoweniger wieder zureden, aber der König brauſte im heftigſten Zorn auf, rufend: „Bringt mir die Briefe und Urkunden der Kurfürſten, mit ihren Siegeln und Unterſchriften, daß ich dieſen Mann damit geſchweige, was meine Worte nicht vermögen!" Und der Markgraf verſtummte endlich vor der gewitterhaften Heftigkeit Günthers und entfernte ſich.

Dieſer Auftritt hatte den König allzuheftig angegriffen, als daß Barbara nicht die ſchlimmſten Folgen davon hätte fürchten ſollen. Und leider traten ſie bald genug ein. Noch an demſelben Abende wurde der edle Leidende von epileptiſchen Zufällen heimgeſucht, die ihn vollends von Kräften brachten. Barbara wachte an ſeinem Bette, aber weder Kunſt noch Liebe vermochten das vorſchreitende Verderben aufzuhalten. Von Stunde zu Stunde wurde der König ſchwächer. Von König Karl aber trafen neue noch dringendere Boten in Eltvill ein, und der Kurfürſt von Brandenburg ließ nicht ab mit geſchmeidiger Zunge und der Macht ſeiner einſchmeichelnden Beredſamkeit, bald in Vorſtellungen, bald in Bitten das Krankenlager des trefflichen Märtyrers heimzuſuchen. Es langten noch einige der Baiernherzöge, ſo wie der Pfalzgraf Ruprecht, die ihren Übertritt zu Karl noch nicht offen erklärt hatten, in Eltvill an, um dem Markgrafen beizuſtehen, und alle ſtürmten vereint auf Günthern ein, die Sorge für das Reich fahren zu laſſen, und von allem Irdiſchen nur an Weib und Kinder zu denken. Sämmtliche Freunde des Königs, vorzüglich der edle Rudolf von Sachſenhauſen und der Comthur von Ruckinheim unterſtützten die Baiernfürſten. Da gedachte Günther, im Vorgefühl ſeines nahen Todes, mit Wehmuth der geliebten Gattin, der theuern Kinder, auf deren Hab und Gut er im Kampfe mit Karl eine große Schuldenlaſt zu laden genöthigt geweſen war, und er ergriff die Hand des Grafen von Henneberg und ſagte: „Es geht zu Ende; ich muß für die Meinigen ſorgen. Sagt den treuloſen Baiern, daß ich frei und ungezwungen auf das Reich verzichten will, wenn König Karl ſich Bedingungen unterwerfen wird, die, durch feſte Zuſichrung bedeutender Geldſummen, meine Erben vor jeder Noth ſchützen und bewahren.“ Mit einer Thräne im Auge brachte der alte Graf dieſe Erklärung den Baiern, und von dieſen wurde ſie ſofort an Karl befördert, der ſich in Mainz aufhielt. Die Baiernfürſten reiſ'ten nun von Mainz nach Eltvill hin und her, Boten wechſelten mit andern und die Unterhandlungen wurden von Karls Seite mit großer Lebhaftigkeit betrieben, da er ſtets fürchtete, Günther möchte wieder geneſen und dann ſeine Rechte nur um ſo hartnäckiger behaupten.

Um den unglücklichen Schwarzburger aber verſammelte ſich der Rath ſeiner Geheimen, um die Bedingungen feſtzuſetzen, unter welchen er ſeine Anſprüche auf das Reich niederlegen wollte. Nach mehrtägiger lebhafter Unterhandlung, kam man endlich überein, daß König Karl dem Könige Günther für ſeine Entſagung zwanzig Tauſend Mark Silber, für die Zehrungskoſten und andre in Frankfurt durch die Wahl veranlaßte Ausgaben zwölf Hundert Mark Silber als Entſchädigung zahlen ſollte. Nun erſt erklärte ſich der kranke König für bereit, in einer öffentlichen Handlung dem Reiche zu entſagen, und dafür die Schuldbriefe für die verſprochnen Summen zu empfangen, aber in der Mitte der Baiernfürſten und ſeiner Freunde bekräftigte er nochmals feierlichſt mit ſeinem Worte, daß er, wenn nur die eigne Kraft ihm treu geblieben wäre, es dennoch mit dem Gegner würde gewagt haben, ſelbſt wenn alle Fürſten, die ihm Treue geſchworen, von ihm gewichen wären. Aber von dieſer ſeiner edeln Kraft verlaſſen, die ihm ſein Lebtag eine gute Gefährtin geweſen, mit den Schmerzen eines qualvollen Dahinſterbens kämpfend, ſei er ein ſchwacher, wehrloſer Mann, und die Sorge für der Seinigen Beſtes ſeine heiligſte Pflicht. Und alle lobten ihn ob dieſer edeln Entſchließung.

Von den Räthen der beiden Könige ward der Tag beſtimmt, an welchem der Vergleich geſchloſſen, und die Urkunden ausgewechſelt werden ſollten. Es war der Dienſtag vor Pfingſten, der ſechsundzwanzigſte Mai, als König Karl ſich mit ſeinen Räthen im Felde vor Eltvill einfand und das eine der drei Zelte bezog, welche dort aufgeſchlagen waren. Nachdem ſeine Ankunft auf der Burg gemeldet worden war, zog auch König Günther und der alte Kurfürſt von Mainz herbei und nahmen das entgegengeſetzte Zelt ein. In das mittlere Zelt begaben ſich die Räthe und Schreiber. Zuerſt wurde der ſogenannte Sühnbrief angefertigt, hernach die Entſagungsacte Günthers und die Zuſagebriefe Karls ausgeſtellt. Für die verlangten und zugeſtandenen zwanzig Tauſend

Mark Silber ſetzte Karl Günthern, ſeinen Erben, und wie es in dem Sühnbrief ausdrücklich hieß, zu ſeiner und ſeiner Erben Hand, dem Edeln Heinrich von Hohenſtein, Probſt zu Nordhauſen, und Heinrich, Dietrich, Bernhard und Ulrich, Grafen und Herrn zu Hohenſtein, Günthers Schwägern, die demſelben große Summen vorgeſtreckt hatten, als Pfand: die Stadt und Burg Gelnhauſen, zehn Schilling Heller Geldes auf dem Zoll zu Mainz oder Oppenheim, die Städte Nordhauſen und Goslar, die kaiſerlichen Einkünfte zu Mühlhauſen, und wegen dieſer letzten drei Pfandſchaften bis zur Einantwortung, die Stadt Friedberg und alle ſeine und des Reichs Gülten und Steuern zu Frankfurt am Main. Zur Hülfe gegen die Städte, wenn ſie dem Grafen Günther von Schwarzburg die Huldigung weigern ſollten, verſprach Karl den Beiſtand der Burgmänner von Friedberg, zwei Hundert behelmte Mannen mit Karls Panier und auf ſeine Koſten; die Biſchöfe von Bamberg und Würzburg, auch der Burggraf Johann von Nürnberg würden dafür gut ſagen. Ferner gelobte König Karl, Günthern die Willbriefe der Kurfürſten, die Verſicherung, daß er ihm die Pfandſchaft mit ihrem Wiſſen und Willen geſetzt habe, ſofort zu verſchaffen. Für die übrigen zwölf Hundert Mark löthigen Silbers wurden beſondre Pfänder gegeben.

In einer andern Urkunde gelobten König Karl, Graf Emrich von Naſſau und Burggraf Friedrich von Nürnberg dem Grafen Günther von Schwarzburg in Mainz fünf und zwanzig Ritter, jeden mit zwei Pferden und einem Knecht, als Geißeln zu ſtellen, bis alle Verſprechungen der königlichen Briefe gänzlich erfüllt worden ſeien. Ferner machten ſich die Bürgen Karls anheiſchig, nicht eher Mainz zu verlaſſen, bis Günthern, ſeinen Erben und ſeinen Wirthen in Frankfurt, den Eigenthümern des Saalhofs, zwölf Hundert Mark Silbers entrichtet worden ſeien. Auf des edeln Günthers Begehr, ließ Karl noch eine dritte Urkunde ausfertigen, durch welche Schultheißen und Schöffen, Bürgermeiſtern, Rath und der Bürgerſchaft der Städte Frankfurt, Aachen und Friedberg, die ihm vorzüglich, und aller Städte, die ihm angehangen, ſo wie allen Grafen, Herren und edeln Leuten, Rittern und Knechten, die dem edeln Grafen Günther in den Zeiten, als er ſich des Reichs angenommen, gehuldigt und geſchworen, oder ihm ſonſt behülflich geweſen, die vollkommenſte königliche Gnade zugeſagt und ihnen

Beſtätigung aller Freiheiten und Lehnsertheilungen verſprochen wurde.

Nachdem dieſe Briefe ausgeliefert worden waren, verfügte ſich König Karl mit den ihn umgebenden Fürſten in Günthers Zelt, begrüßte den Schwachen mit großer Ehrerbietung und bot ihm die Hand, welche von Günthern auch angenommen wurde. Mit großer Theilnahme erkundigte ſich der König nach Günthers Befinden und als dieſer ihm ſeinen Zuſtand mit wenigen aber ergreifenden Worten angedeutet, vergoß der mitleidige Karl Thränen. Hierauf wandte er ſich an den alten Kurfürſten von Mainz und umarmte ihn, indem er denſelben ſeiner unumſchränkten Gnade verſicherte. Auch der brandenburger Kurfürſt wurde mit großer Höflichkeit umarmt und geküßt.

Auf des alten Erzbiſchofs Einladung zu einem Imbiß verfügte ſich der König Karl in die Stadt und auf die Burg. Langſam folgte der Zug des Grafen Günther nach.

Und noch an demſelben Tage ſöhnte ſich Karl mit dem Erzbiſchof, ſeinem Wirthe, aus und beſtätigte ihm in einer auf der Burg ausgeſtellten Urkunde alle Handveſten, Gewohnheiten und Privilegien des Erzſtiftes. In einer zweiten Urkunde machte er ſich dem Erzbiſchof Heinrich verbindlich, den jungen Grafen Gerlach von Naſſau künftig nicht mehr in ſeinen Unternehmungen gegen Heinrich zu unterſtützen. Es iſt bezeichnend für Karls Charakter, daß er den vom Papſt eingeſetzten, ihm in aller Hinſicht willigen und dienſtfertigen Kurfürſten Gerlach, der ihm doch gewiſſermaßen zu ſeinem jetzigen Glücke verholfen, von dem er viel Geld geborgt, bei dem er zeither mit großem Gefolge in Mainz gelegen hatte, jetzt verläugnet, ihn nur ſchlechtweg den Grafen von Naſſau nennt und demſelben allen fernern Beiſtand zu entziehen verſpricht. Wohlweislich hatte er den getreuen Buſenfreund nicht mit von Mainz nach Eltvill gebracht.

Der Markgraf Ludwig von Brandenburg trat ebenfalls an demſelben Tage auf der Burg zu Eltvill der Sühne ſeiner Brüder mit König Karl nun förmlich bei und gelobte in einer Urkunde, dieſe Sühne feſtzuhalten, auch dem Könige zu huldigen und ihm die Reichskleinodien auszuliefern. Karl verſprach dagegen, ihn in allen Rechten zu ſchützen, ihn mit der Mark Brandenburg und Tyrol zu belehnen und den falſchen Waldemar ferner nicht mehr zu unterſtützen.

So hatte denn der ſchlaue Karl endlich ſein

Ziel erreicht, und zwar auf ſeinen gewohnten Wegen, den Schleichwegen: er war alleiniger König des heiligen römiſchen Reichs, und ohne alles Verdienſt vom Glücke wunderbar begünſtigt, hatte er an dieſem Tage ſeine drei mächtigſten Gegner zu Freunden gewonnen, oder doch wenigſtens den Ausbruch ihrer feindſeligen Geſinnungen gehemmt. Mit welchen Mitteln er dies Ziel erreicht, welch ungeheuere Schuldenlaſt er zuſammengezogen, galt ihm gleich; auch kümmerte er ſich nicht darum, daß die Deutſchen ihn verachteten und ihm oft die ſprechendſten Beweiſe dieſer Verachtung gaben, daß ſie ihn eines empörenden Verbrechens öffentlich beſchuldigten, nämlich die Vergiftung Günthers veranlaßt zu haben, daß ſie ihm Pfaffenkönig und andre Spottnamen gaben: er war alleiniger Herr, und ſelbſt der Gedanke, daß er auf Jahre lang alle Einkünfte dieſem Zweck geopfert, konnte ſeine ſchier kindiſche Freude nicht verringern.

Noch am Dienſtag Abend kehrte Karl mit fröhlichem Muſikſpiel nach Mainz zurück. Am andern Morgen brach Günther auf. Es war ein wehmüthiger Anblick. Die ihm treugeblicbnen Fürſten und Herrn ließen es ſich nicht nehmen, ihm zum letzten Mal die königliche Ehre zu erweiſen. Er wurde auf der prächtigen Tragbahre mit allen königlichen Inſignien geſchmückt, von Rittern geführt, alle bedienten ihn noch ehrerbietigſt als ihren König; das Reichsbanner und die fliegenden Fahnen der Kurfürſten und Fürſten wurden ihm von Panner- und Fahnenträgern vorgetragen; Herolde, Marſchälke, Truchſeſſe und alle königlichen Hofämter begleiteten ihn in vollem Gepränge; ſein Leibroß mit ſeinem Harniſch und Waffen beladen, wurde ihm nachgeführt, über der Tragbahre hielten vier Ritter einen Baldachin mit den Wappenſchildern und Farben des Reichs. Vorher zog ein Chor mit Trommeten und Poſaunen. Wo er vorüberzog in ſolcher Pracht, der dem Tode nahe, geliebte Mann, da lief ihm das Volk weinend entgegen und beklagte ſein unglückliches Schickſal bitterlich. Viele pflückten in der Eile die Blumen des Frühlings und ſtreueten ſie ihm auf den Weg und auf die ſeidne Purpurdecke, die ſeine geſchwollnen Glieder einhüllte. Dem Könige Karl wurde aber viel geflucht an dieſem Tage; denn er galt allgemein für Günthers Mörder.

Und als er nun alſo ſeinen Einzug in Frankfurt hielt unter Poſaunenſchall und Hörnerklang, mit fliegenden Fahnen, da ſtrömte alles Volk zuſammen und wehklagte, und es war ein Tag der Trauer, troß der Peſt, in ganz Frankfurt. Der edle Graf empfing unſägliche Beweiſe der Liebe und des Beileids, das man ihm allgemein ſchenkte, ſie waren freiwillig und hatten um ſo größern Werth, weil ſie einem todtkranken Manne galten, der dem Reiche bereits entſagt hatte.

Auf die Einladung ſeines innigen Freundes Konrad von Ruckinheim, des Comthurs der Johanniter, ließ ſich Günther in das Johanniterhaus auf der Fahrgaſſe bringen; nachdem er ſich des Reichs begeben, wollte er nicht mehr im Saalhofe, der Wohnung der Könige verweilen, auch wünſchte er in den Armen der Freundſchaft zu ſterben.

Schon ſeit einiger Zeit, als er die Gewißheit des nahen Todes in ſich fühlte, hatte er den Wunſch geäußert, ſeine Familie noch ein Mal um ſich verſammelt zu ſehen; dieſer liebevolle Wunſch war auf der Reiſe, wo er ſich nun aller Königsſorgen abgethan, heißer in ihm entglommen und lauter geworden. Ein gütiger Himmel verſagte ihm die Erfüllung deſſelben nicht, wie er ihm die ſo mancher andern nicht minder frommen, die das Heil und die Wohlfahrt vieler Tauſende bezweckten, ſtreng verſagt hatte.

Schon am andern Tage langte Frau Eliſabeth, die Gräfin von Schwarzburg mit ihren Kindern zu Frankfurt an, gerufen von den dringenden Mahnungen der an ſie abgeſchickten Boten. Weinend lag die troſtloſe Frau an des geliebten Gatten Bruſt, weinend umknieten es die Töchter und der einzige Sohn und haſchten nach ſeinen ſchwachen Händen. Auch Barbara kniete daneben. Sie hatte ſich ein heiliges Recht erworben, zu dieſer Familie zu gehören. Stumm ſtanden die Ritter umher und kein Auge blieb ohne den Glanz heiliger Thränen. Aber in Schmerz zerfloß Graf Ludwig von Hohenſtein an der Seite ſeiner geliebten Eliſabeth.

## Achtes Kapitel.

Der ſchönſte Frühlingstag erwachte und ſchlug die Augen auf, ein holder lächelnder Knabe. Er hatte ſich die zarten Wangen roth geſchlafen, und das freundliche Roth dieſer Wangen und das freundliche Blau dieſer Augen überſtrahlte die Flur. Mit ſeinen roſenfarbnen Fingerchen tupfte er an die goldnen Thore des Morgens, die mit blitzenden Diamanten reich geſchmückten Pforten des Schlafgemachs ſeiner königlichen Mutter, der Sonne, um ſie zu wecken, damit ſie ſich mit ihm all der Herrlichkeiten, die über Wald und Flur ausgeſtreuet waren, erfreuen möchte. Und ſie trat heraus, die hohe Königin des Tags, noch im ſchmuckloſen Morgenanzuge, ſie ſchlug züchtig die Augen auf, zog die purpurnen Vorhänge und Wolkenſchleier hinweg, und umarmte den geliebten Sohn, deſſen grünes Lockenhaar von Thau und Narden träufte, mit Inbrunſt; dann begann ſie ſich den königlichen Schmuck anzulegen, indem ſie ſich Diamanten in das goldblonde Haar flocht, ſich in Strahlengewänder hüllte und das Diadem um die hehre Stirne wandt. Endlich warf ſie den erſten freundlichen Blick auf die Flur hinab, die ihr Kind ſchon durchſtreifte, und beſtieg den flammenden Feuerwagen, die ſegenbringende Runde in ihrem Reiche zu machen. Da wurde ſie begrüßt von den Sängern und Muſikern des Hains und der Flur, die ſpielten vor ihr auf gar herrliche Stücklein, und jubilirten über den minniglichen Gruß der Frau Königin Sonne.

Der gefiederten Pfeifer und Trommeter hatten ſich vorzüglich viel in einem ſchattigen Haine verſammelt, der am rechten Ufer des Mainſtroms nahe am ſogenannten Gutleuthofe und weiter hinauf an den Paradeishof, dem Meierhofe des Ritters zum Paradeis grenzend, ſich eine nicht unbedeutende Strecke Landeinwärts zog, von einem Bächlein durchſtrömt, das mit fröhlicher Geſchwätzigkeit über bunte Kieſel hüpfend dem Main zueilte. Auf dies Eichen- und Buchenwäldchen hatte der Frühling einen großen Theil ſeiner Schätze ausgegoſſen, und nicht ohne guten Grund hatten die lieben Vöglein ſeine duftende Kühle zu ihrem Aufenthalte auserſehn. Von Zweig zu Zweig hüpften ſie, die Baumkronen lebten angefüllt, von der muntern Schaar, an dem Ufer des Bächleins flatterten ſie hin und her in liebender Vertraulichkeit und badeten ſich in dem klaren Waſſer oder tranken das erquickliche Naß. Dieſen grünen lauſchigen Ort hatte der verheerende Fuß des ſchwarzen Todes noch nicht beſchritten, hier ſah man keine Spuren ſeines Verderbens und das Leben ſprang hier noch friſch und kräftig, gleich dem Bächlein, in alter Fülle aus ſeiner Urne.

Aber wenn auch der Tod hier nicht waltet, die Liſt ſchleicht doch einher und ſucht die Vöglein zu fangen. Hinter dem dichten grünen Buſche liegt der ſchlaue Finkler und regt ſich nicht; ſeine Augen ſtarren nur nach der Stelle des Bachs, wo er über einem winzigen Arm deſſelben, den die Vöglein vorzüglich als Tränke lieben, ſeine Leimruthen kreuzweiß aufgeſtellt hat. Stromauf und ab hat er die Tränke mit Reiſig und Laub verdeckt und nur die den Vögeln gefährliche Stelle offen gelaſſen. Dann und wann macht er mit geſchicktem Munde die Stimmen der einzelnen Vögel täuſchend nach, und lockt ſie damit aus den Gipfeln der Bäume herab an das betrügeriſche Waſſer. Noch bevor der Tag angebrochen war, hatte er Ruthen, Schlingen und Netz hier aufgeſtellt, und da die Sonne ihr Bett verließ, begann ſeine Ernte. Bald zappelte ein niedliches Rothkehlchen an der Ruthe und verſuchte vergebens damit fortzufliegen, es patſchte herab und kam in Eitels ſchnelle Hände, der wie ein Geier aus ſeinem Verſteck hervor auf das arme Opfer ſchoß; bald piepte ein Fink im Waſſer und ward nur von Eitel erlöſt, um in den großen Lindenholzbauer zu wandern, der von einem Tuche verdeckt neben des Vogelfängers Lagerſtätte ſtand und in welchen einer der kleinen Gefangnen um den andern flattern mußte. Dann machte Eitel ſeinen Weg durch den Schneißengang, den er am Rande des Wäldchens und an der Hecke hin aufgeſchnitten hatte, welche Garten und Ackerfeld des Paradeishofes umfriedigte. Hier hing eine Droſſel in der Schlinge aus Pferdehaaren, dort kreiſchte ein Plattenmönch vom Sprenkel feſtgehalten und manchen, deſſen Stimme ihm nicht genehm war, ließ er wieder fliegen, oder drückte ihm, hatte er ſich beſchädigt, den Kopf ein, um ihn zum leckern Mahle zuzurichten.

Auf dieſer Wandrung war er auch dem Wohngebäude des Meierhofes nah gekommen, da wo ſich der grüne buſchige Zaun an einem Raine hinzog, der gewiſſermaßen den Vorwall des Hauſes bildete. Eben war er mit der Abnahme eines Vogels beſchäftigt, als ſein Blick zufällig auf das Haus fiel, und er im höchſten Giebelfenſter eine weibliche Geſtalt bemerkte, die ihm mit einem weißen Tuche heranwinkte. Eitel ſtutzte anfangs über die ſonderbare Erſcheinung und war ſehr geneigt, ſie für einen Geiſt zu halten. Inzwiſchen errang er ſich doch Muth, die Geſtalt näher ins Auge zu faſſen, und da er ſich nicht wohl vorſtellen konnte, wie ein Geſpenſt den Strahlen der Morgenſonne Stand halten könnte, ſo beſchloß er, nach kurzer Überlegung, dem wiederholten Winken zu folgen, und brach daher ohne Umſtände durch eine Lücke des Zauns, vermied das Gehöfte, kletterte über die Mauer, von welcher die Gebäude eingeſchloſſen waren, und ſtand bald an der Seite des nicht hohen Hauſes, dicht unter dem aus dem Giebelloche ſchauenden Fraunbild. Hier erkannte er zu ſeinem nicht geringen Erſtaunen die ſchöne Müllerin, über deren Verſchwinden in der Stadt viel ſeltſames Reden war.

Himmeltrude hatte auch ihn erkannt, beugte ſich mit freundlicher Geberde herab und rief ihm mit halblauter Stimme zu: „Gott zum Gruß, lieber Eitel Blum! Dich hat der Himmel zu meiner Rettung geſandt. Lauf in die Stadt und ſag es einem meiner Freunde, daß mich Dymar zum Paradeis hier gefangen hält. Geſtern Abend hat er ſich auf heute anſagen laſſen. Eil', daß ſie mich retten, eh er mich von dannen führt. Du ſollſt deines Lohns gewiß ſein."

Eitel nickte bejahend hinauf und machte ſich auf den Rückweg. In dieſem Augenblicke ſchlugen ein Paar Hunde an. Raſch war Eitel über die Mauer, als er auch ein Geſchrei hinter ſich vernahm. Die Hofpforte wurde gleich darauf aufgeriſſen und Kümmel, der Meier, ſtürzte mit zwei ungeheuern Hunden heraus auf den Thorwart zu, der gar nicht für nöthig fand, ſich zu entfernen, ſondern ruhig und lächelnd den haſtigen Schneider mit ſeinen Hunden erwartete.

„Was treibſt du hier in meines Herrn Gehöfte, verdammter Gauch?" ſchrie Kümmel mit zornbebenden Lippen und ſchreckenbleichem Angeſicht.

„Das Scheltwort zurück auf deinen Wanſt, du dürrer Schelm! Ärgere dich nicht allzu ſehr, ſonſt ſchwinden dir noch die Knochen — Fleiſch haſt du nicht mehr darauf — und der Teufel hat dann weiter gar nichts an dir, als deine ſchlechte Seele, die keinen Kreuzheller werth iſt." Lachend wollte der Vogelfänger von dannen gehn. Aber wüthend fiel ihn der Schneider an, indem er die Hunde hetzte und rief: „Nicht von der Stelle, Spitzbube! Ich habe dich in meines Herrn Hof ergriffen und faſſe dich als Dieb auf handlicher That. Weichſt du nur einen Schritt, ſo ſollen dir meine Hunde das Stehen beibringen."

„Pfeifſt du ſo, Spatz?" hohnlachte Eitel, obgleich die beiden Beſtien knurrend die Zähne auf ihn fletſchten und nur das Zeichen ihres Herrn gewärtig waren, um ſie in die Waden des Thorwarts einzuſetzen. „Weißt du etwa noch nicht, Bruder Dummbart, daß ich des Königs Günther luſtiger Rath geworden bin und in deſſen abſonderlicher Gunſt ſtehe? Noch lebt der König, noch iſt ihm die Stadt in Liebe zugethan; es möchte dir den Hals koſten, Kumpan, wenn mir einer deiner Hunde nur ein Bißlein gäbe, wie der Riß von der Nadel eines Schneiders, und überdies kenn' ich den zauberhaften Bannſpruch, der die Hunde allſobald geſchweigt und ihnen die Zähne zuſammenklemmt, als wären ſie an einander geniedet."

Die Ruhe und Furchtloſigkeit des Thorwarts verfehlte ihre Wirkung auf den Schneider nicht, und kaum hatte Eitel ſeinen mächtigen Freund genannt und die Drohung ausgeſprochen, als der Schneider die Hunde furchtſam zurücklockte und nun mit geſchmeidiger Stimme begann: „Ich weiß, du haſt immer nichts Gutes gegen mich im Schilde geführt, Eitel, und deshalb kannſt du mir nicht darum verdenken, wenn ich argwöhniſch gegen dich bin. Sage mir aufrichtig, was hatteſt du auf dem Gehöfte zu ſchaffen, und ich will dich dann ruhig fürbaß ziehen laſſen?"

„Nun ſieh!" verſetzte Eitel ſchelmiſch lächelnd, „gut Gruß gibt gut Antwort. Ich habe mir in dieſer Nacht einen Schneiſſengang an dem Zaun hin angelegt bis hinüber an das Holz, und dort die Tränke beſtellt. Nun iſt mir eine tüchtige Rohrdommel mit der Ruthe durchgegangen, die verflog ſich in dein Gehöfte; ich hinter drein und gedachte ſie zu haſchen. Ich war viel zu hitzig auf den Vogel, um an dich oder deinen Herrn zu denken.

Aber er hat ſich doch davon gemacht, und ich hatte das Nachſehen.“

„Und du hätteſt weiter nichts geſehen noch gehört?“ fragte Kümmel ängſtlich.

„Ich wüßte nichts,“ lachte Eitel, „als daß mir etwa mein kleiner Finger geſagt, du ſeieſt am längſten Hausmeier auf dem Paradeishofe geweſen. Fahr wohl! Ich muß zum König Günther, um ihm meine neuen Vögel zu bringen, woran er allein noch Freude hat.“

Pfeiſend lief er davon und ließ den über die letzten Worte verblüfften Schneider mit einem langen Geſichte ſtehen, durchſtrich ſchnell ſeinen Schneiſſengang und die Tränke, ſteckte, was ſich gefangen in den Bauer, hockte ihn auf den Rücken und trollte der Galgenpforte zu. Indem er haſtig durch die Straßen rannte, rief ihn plötzlich eine Stimme an: „Wohin ſo eilig, Eitel? Haſt wohl was Beſondres gefangen, daß du ſo hurtig thuſt? Iſt's eine Nachtigall, ich will ſie dir abfeilſchen.“

Eitel ſchauete empor; er ſtand vor dem Hauſe des Schöffen Walter von Kronberg, des vorjährigen Schultheißen, der eben zum Fenſter herausſchauete, um nach überſtandenem Schlafe die friſche Morgenluft einzuſchlürfen. Eitel dachte: „ſchnellſte Hülfe, beſte Hülfe!“ und huſchte zur Thür hinein.

„Zeig her deinen Käfig!“ rief ihm Herr Walter entgegen. „Ich bin dieſen Morgen guter Laune und ſoll mich ein Stück Geld nicht verdrießen.“

Der Thorwart aber verſetzte: „Ich weiß ein koſtbar Vöglein, einen wahren Paradies-Vogel in einem engen Käfig ſitzen, der möchte gern erlöst ſein um Gottes willen, und hat mich angegangen mit dringendem Begehr. Seit Ihr nun bei froher Laune und den koſtbaren Vogel zu befreien gewillt, ſo macht Euch auf nach dem Paradeishofe, dort werdet Ihr ihn eingeſchloſſen finden. Doch müßt Ihr bald gehen, ſonſt ſuch' ich einen andern Erlöſer.“

„Was treibſt du für Schnack und Räthſelſpiel, alter Kauz?“ ſagte der Schöffe. „Geh heraus mit klaren Worten!“

„Die ſchöne Müllerin —“

„Wie? Weißt du etwas von ihr?“ unterbrach der Schöff den Vogelfänger.

„Nun ja! Sie iſt eben der gefangene Vogel, den ich meine.“

„Wo iſt ſie? Wo?“ ſchrie Herr Walter.

„Ich ſagt es Euch ja. Sie ſitzt draußen auf dem Meierhofe des Schöffen zum Paradeis. Dort hat ſie der Ritter Dymar in die Giebelkammer einſperren laſſen, und will ſie eheſtens abholen als ſein Lieb.“

„Köſtlich!“ rief der Schöff und ließ ſich vom Thorwart erzählen, wie er der Mähr hinterkommen war. Dann reichte er demſelben einen blanken Sonnenthaler mit den Worten: „Ich behalte mir aber die Ehre, Himmeltruden befreit zu haben, allein vor, verſtehſt du? Niemand weiter darf um den Handel wiſſen. Wenn ich ſie glücklich ins Beguinenhaus geführt, erhälſt du noch eine Sonne.“

„Dies Sonnenlicht ſoll mir warm in den Magen ſcheinen,“ ſchmunzelte Eitel. „Geht in Gottes Namen allein und holt die Frau. An Euch wird der Schneider ſeine Hunde nicht hetzen.“ Und er trabte fröhlich mit ſeinen Vögeln von dannen und lag bald darauf in einem Weinſchank, einen guten Frühtrunk zu thun.

Herr Walter von Kronberg hanthierte ſofort mit Kamm und Scheermeſſer an ſeinem Kopfe herum, ſalbte ſich Kopf- und Barthaar, um den grauen Widerſchein deſſelben zu dämpfen, wählte dann lange in ſeinem Kleiderſchrein und ließ ſich endlich von ſeinem Knechte ein prächtiges Gewand anlegen. Die ſchönſte Gugel von rothem Leder, mit ein Paar ſchillernden Pfauenaugen geſchmückt, bedeckte ſeinen Kopf, eine ſchwere güldne Kette, das Zeichen ſeiner Ritterwürde, klapperte — ſo weit hing ſie vom Halſe herab — an dem neuen feinen Degengehäng. Die gelben Lerſen waren kaum einige Mal getragen, und in den ſilbernen Sporen ſpiegelte ſich die Sonne, als der bejahrte Mann keck, und ſich mit zufriednem Lächeln den Bart ſtreichelnd, die mit koſtbaren Fingerreifen gezierte Hand auf den Degen ſtützend, der Galgenpforte zuſchritt.

Der Schneider Kümmel war höchlichſt verwundert über den frühen Beſuch ſeines ehemaligen Vorgeſetzten und beſondern Gönners in ſolch glänzendem Schmuck und neigte ſich tief zur Erde, mit kriechender Grinſerei dem ſtolzen Schöffen ſeine ehrfürchtige Unterthänigkeit an deu Tag legend und mit kaum vernehmbarer Stimme fragend, was ihm das hohe Glück dieſes Beſuchs zu wege gebracht und womit er dem geſtrengen Herrn dienen könne.

Der Schöff winkte, die ihn neugierig umſtehenden, eben aus dem Bette gekrochenen Kinder zu entfernen, und als dieſes geſchehen war, zog er den Schneider bei Seite und ſagte mit ſtrenger Miene: „Führe mich ſogleich zu der Beguine Himmeltrude, die du in der Giebelkammer des Hauſes verſteckt hältſt."

Faſt wäre der Schneider umgeſtürzt vor Schrecken; ſeine Knie ſchlotterten, ſeine Lippen bewegten ſich krampfhaft, ohne daß ein Laut hörbar wurde; er ergriff ſich an der Thürpfoſte.

„Nun wirſt du bald gehen?" fuhr der Schöff noch ſtrenger fort. Da ſank der Schneider jammernd in die Knie und ſchluchzte: „Wer hat mich bei Euch verleumdet? Ihr ſeid falſch unterrichtet —"

„So werd' ich die Stadtknechte rufen, die mit mir gekommen ſind und draußen an der Mauer eines Lauts von mir harren, um dich gefangen auf's Rathhaus zu führen. Dann will ich die ſchöne Müllerin ſelber ſuchen und finden."

„Geh' es denn, wie's will, und geſchehe, was ich nicht verhindern kann," ſagte der Schneider aufſtehend. „Ich beſchwör' Euch nur, geſtrenger Herr, Ihr wollet mich nicht verderben, ſondern bedenken, daß Alles auf Befehl des Ritters Dymar geſchehen iſt."

„Es ſoll dir nichts geſchehen," verſetzte der Schöff von Kronberg gleichgültig und ſchritt hinter dem Schneider her, ohne weiter ein Wort zu verlieren. Doch ſein freudiger Gang wurde plötzlich durch eine unerwartete Erſcheinung aufgehalten.

Aus der Thüre ihrer Kammer trat Gutchen von Waſum Herrn Walter in den Weg und bot ihm einen freundlichen guten Morgen.

„Gewiß ſchickt Euch der Schöff zum Paradeis," ſagte ſie, „daß Ihr Euch nach mir befragen ſollt. Ich höre, daß er wieder von der Peſt geneſen iſt. Oder iſt's etwas noch Wichtigeres, das Euch ſo frühe herausführt in meine jetzige ſchlechte Behauſung? Ich bitt Euch, ſagt es mir ſchnell an, denn ich bin neugierig. Schier hättet Ihr mich noch im Bette gefunden."

Der Schöff gerieth in die höchſte Verlegenheit. Er hatte bis jetzt kein Sterbenswörtchen von Gutchens Aufenthalte auf dem Meierhofe gewußt, und ſtotternd begann er: „Fürwahr, Fräulein von Waſum, ich bin baß erfreut, Euch zu ſehen. Der ſchöne Maimorgen hat mich aus der Stadt gelockt, und da, wie man allgemein ſagt, Euer Vater Frankfurt zu verlaſſen gedenkt, ſo könnte es vielleicht ſein, daß ich einen Käufer dieſes Hofes mit ſeinen Ländereien abgäbe. Ich gedachte mir, da ich einmal in der Nähe war, das Gebäude auch inwendig zu beſehen und wünſche nicht, Euch in der Morgenruhe zu ſtören."

„Ihr ſeid ein ſehr willkommener Gaſt," verſetzte Gutchen. „Doch fürcht ich ſehr," fuhr ſie mit einem ſpöttiſchen Seitenblick auf den Schneider fort, „Kümmel wird Euch nicht alle Gemächer zeigen.“

„Wie aber kommt es,“ ſprach Kronberg, ohne auf die letztern Worte zu achten, „daß Ihr Euere Schönheit in dieſem abgelegnen Hofe begrabt? Dürft ich Euch wohl in die Stadt zurück begleiten.“

„Ich dank’ Euerer Güte! Wohin ſoll ich? Das Haus meiner Mutter iſt verkauft; ſie ſelbſt iſt geſtorben, meine Schweſter iſt gen Eltvill gezogen oder wo ſonſt hin; der Schöff zum Paradeis lag hart an der Peſt darnieder, und ſo erwarte ich hier, fern von der Stadt und ihrem Todesgrauen, meinen Verlobten, den Ritter Dymar.“

„O dann wünſch’ ich Euch Glück!“ ſpöttelte Kronberg. „Der Ritter wird Euch nicht lange mehr warten laſſen. Der König Karl iſt nun anerkannt, die Geſchäfte ſind meiſt beendigt, und der glückliche Dymar wird vielleicht heute noch in Euere Arme fliegen.“

Gutchen biß ſich in die Lippen; der Schöff ſtand auf Kohlen. „Ich bitt’ Euch,“ ſagte er endlich, „wollet Euch meinetwegen nicht bemühen,“ aber Gutchen wich nicht von der Stelle und ſchien Miene zu machen, als wolle ſie das Haus mit durchwandern. Und ſo ſah ſich der Eilige genöthigt, den Rückweg anzutreten, bevor er ſein Ziel erreicht und nachdem er einige ſchlechte Kammern in Augenſchein genommen hatte. An der Pforte flüſterte er dem Schneider zu: „Gieb mir den Schlüſſel zu Himmeltrudens Kammer und ſuche dies Bieſt bei Seite zu bringen. Schicke ſie fort, oder noch beſſer, ſchließe ſie in ihre Kammer ein, ſo daß ſie mir nicht mehr in Wurf kommen kann. In einer Stunde will ich wieder kommen. Gieb mir ein Zeichen, wann ich ſicher hinaufſchleichen kann.“

Der Schneider verſprach nach dem Willen des Altbürgers zu thun, und dieſer drückte ſich eine geraume Zeit um den Hof und in dem nahen Walde herum, bis er ſich endlich, wie ein Marder, wieder an die Pforte heranſchlich. Der Schneider wartete ſchon auf ihn und flüſterte: „Sie iſt vorhin glücklicher Weiſe ins Hinterhaus gegangen, und ich habe die Thüre hinter ihr ins Schloß geworfen und verriegelt, gleichſam als habe es der Wind gethan oder der Riegel ſei durch Zufall vorgeſchoben worden. Beeilt Euch, geſtrenger Herr.“ Der grauköpfige Schöffe ſchlich recht wie ein loſer Minnewart auf den Zehen die Stiege hinauf und hielt den Athem an ſich. Sein für die Schönheit noch gar ſehr empfängliches Herz war lauter, als ſein Fuß; ſeine Hand zitterte gewaltig, als er den Schlüſſel in das Schloß an der Giebelkammerthüre ſteckte und herumdrehete, und als er nun die Thüre aufmachte und das liebliche Weib, ihn mit einem Strahl ſüßeſter Hoffnung aus dem wunderbar ſchönen Auge begrüſſend, haſtig auf ihn zueilte und dann plötzlich zurückfuhr mit ſchmerzlich verzognem Geſichte, mit erloſchnem Auge, da war der Schöffe keines Lautes fähig und die ſüßliche Anrede, die er ſich einſtudirt, rein vergeſſen.

Himmeltrude ſammelte ſich unterdeſſen ſchnell und redete den lüſternen verdutzten Altbürger mit Würde alſo an:

„Was doch verſchafft mir die Ehre, Herr Schöff, Euch in meinem Gefängniß zu ſehen, den ich am wenigſten hier erwartet?“

„Nichts als der Wunſch, Euch zu dienen und gefällig zu ſein, ſchöne Frau,“ verſetzte der Alte ſtammelnd.

„Wenn es das iſt, ſo eilt, mich aus dieſem Hauſe zu befreien, in welches mich die Bosheit gebracht, um ihr Unweſen mit mir zu treiben. Führt mich hinaus und bringt mich in das Beguinenhaus, wohin mich meine Pflicht ruft.“

„Wie gerne bin ich dazu bereit! Wie hoch erfreut bin ich, der ſchönen Frau von Wyſſel ſolchen Freundſchaftsdienſt leiſten zu können, da ich eben ſo ſicher überzeugt bin, ſie wird — —“

„So laßt uns eilen! Schnell!“ rief Himmeltrude. „Jeder hier zu lang verlebte Augenblick iſt ein verlorner Schatz.“

„Sie wird nicht unerkenntlich ſein für ſolchen Dienſt,“ ſüßelte Herr Walter, und wagte ſich näher an ſie heran, um mit ſeiner goldgeſchmückten Hand das zarte Fleiſch ihrer Wangen zu berühren.

„Was verlangt Ihr für Erkenntlichkeiten, Herr Schöff?“ fragte Himmeltrude ernſt, indem ſie einen Schritt zurücktrat und den vertraulich lächelnden Alten mit den Augen maß.

„Ach, nicht ſo ſtrenge, holdes Täubchen!“ ſchmunzelte Kronberg. „Wir ſind hier unter vier Augen; kein Lauſcherohr iſt in der Nähe, und von der minniglichen Gunſt, womit Ihr mich zu einem Seligen auf Erden machen würdet, erfährt keine Menſchenſeele ein Sterbenswörtchen. Dieſe ſtummen Wände werden aber das ſüße Geheimniß meines unausſprechlichen Glücks ewig bewahren.“ Und von Himmeltrudens Schweigen kühn gemacht, fuhr er näher tretend fort: „Was habt Ihr alſo zu befahren, ſchönſte und reizendſte aller Frauen?

Euch ſelbſt kann die Minnegunſt in keiner Hinſicht ſchaden, vielmehr wird ſie Euch nützen, indem Ihr mich auf ewig zum treueſten Sklaven Eueres Willens macht; an mir werdet Ihr aber zur Wohlthäterin, zur Spenderin neuen Lebens, zur Gewährerin der höchſten Wonne. Wo finde ich auf Erden und im Himmel einen Vergleich, der da auszudrücken vermöchte, wie hoch Ihr mich beglücken würdet? Denn ich bin eben ſo wenig im Stande, Euch ein Bild von der Glut meiner Minne aufzuſtellen, die mich brennt, ſeit mich der Strahl Eueres Auges zum erſten Mal traf. Dieſer Blick war der Blitzesfunke, der in dies Herz gefahren und es angeſteckt hat, ſo daß es jetzt in lichterlohen Flammen ſteht.“

Die Blicke des zierhöfelnden Alten hingen mit ſo viel ſüßlicher Begehrlichkeit an Himmeltrudens Geſtalt, und gerade die Mutterhoffnungen, welche eine bedeutende Veränderung in der Form ihres Körpers hervorgebracht hatten, ſchienen ihm in den Sinnen zu liegen und ſeinen trunknen Augen auf ihren Gegenſtand zu bannen, ſeine Mienen waren zu ſo grinſendem Lächeln verzogen und auf der Fülle ſeiner Unterlippe hatte ſich ſo viel Verlangen gelagert, ähnlich dem, welches ſich im Hungrigen bei Erblickung eines köſtlich duftenden Gerichts erzeugt, daß Himmeltrude plötzlich, von ihrer frühern roſenrothen Laune wieder heimgeſucht, in ein lautes Lachen ausbrach. Da darin aber kein beleidigender Ausdruck war, ſo fühlte ſich der Schöffe ſchon dadurch beglückt und nahm eine noch ſchmachtendere Stellung an. Da wurden denn in der ſchönen Thüringerin alle die durch Noth und Schickſale in Schlaf und Starrkrampf gelegten kleinen Götter des Scherzes und der Laune wieder wach, und ſie war nicht abgeneigt ihnen eine Luſtfahrt mit dem verliebten Schöffen in der alten unſaubern Giebelkammer zu erlauben.

„Schont der Schwachheit eines armen Weibes, Herr Schöff!“ rief ſie daher mit verſtellter Verzweiflung, „und laßt Euch mit dem Geſtändniß begnügen, welches meine weibliche Schüchternheit kaum hervorzubringen vermag, daß ich Euch nicht gram, nicht abgeneigt bin.“

Dieſe Paar Worte hatten ſogleich die beabſichtigte Wirkung. Berauſcht von den Hoffnungen, die ihm in denſelben, gleich einem glänzenden Sternenheere aufgingen, ſtürzte Kronberg zu Himmeltrudens Füßen und flehete: „O ſüßes holdſeliges Kleinod meiner Seele, zeigt mir die herrliche Traube nicht aus der Ferne, nach deren Saft ich ſchmachte. Laßt mich koſten, laßt mich ſchlürſen! Thut das Gotteswerk nicht zur Hälfte! Ich beſchwör' Euch bei allen Heiligen!"

„Ihr werdet zudringlicher und ich bat Euch doch, ein menſchlich Mitleiden mit meiner Schwäche zu haben."

Der Schöff taumelte empor und wollte auf Himmeltruden einſtürzen, um ſie in ſeine zitternden Arme zu ſchließen und rief dazu, kaum verſtändlich: „Bald beſiegt! Und doch die Siegerin. Der Sieger, Euer ewiger Sklave. Verlangt, was Ihr wollt, von mir, nur vorerſt einen Kuß von Euerm Kirſchenmündlein."

„Dieſe Kammer iſt kein Ort für den Kuß eines Altbürgers," verſetzte Himmeltrude ausweichend.

In dieſem Augenblicke tönten von unten herauf einige ſtarke Laute, es war wie ein Zank von Männerſtimmen, doch kein Wort zu unterſcheiden. Gleich darauf ſtürmte es die Treppe herauf. Der Schöff erſchrack heftig, erbleichte und heftete die Augen auf die verſchloßne Thüre. Himmeltrude beobachtete ſeine Schreckensgeſtalt mit großem Vergnügen; er kam ihr vor, wie ein Menſch, der aus der glühenden Hitze eines Hundstags in einen Eiskeller geworfen wird, und da ſie ſelbſt in den haſtig Nahenden ihre von Eitel herbeigerufnen

Retter ahnete, ſo nahm ſie ſich alle Muße, die Auffſtufungen des Schreckens und der Angſt in der Geſtalt, dem Geſicht und den Bewegungen des Schöffen zu beobachten. Als die ſpornklirrenden Tritte bis an die von Herrn Walter verſchloſſene Thüre kamen, flüſterte dieſer in wahrer Todesangſt Himmeltruden zu: „Um Gott und aller Heiligen! Es iſt der Ritter Dymar. Wenn mich der wilde Kumpan bei Euch findet, macht er mir den Garaus. Es ſind ihrer zwei ſo ungeberdige Geſellen. Ich beſchwör' Euch, verrathet mich nicht!“ Und indem er noch ſein flehendes Armenſündergeſicht und die gefalteten Hände zu der lachenden Beguine emporhob, ſuchten bereits ſeine ſo ſchön geſchmückten Beine ein ſichres Unterkommen unter Himmeltrudens Bette, und gleich darauf war der zierlich angethane Liebesritter in dem ſtaubigen und ſchmutzigen Zufluchtsorte verſchwunden und nichts von ihm weiter zu ſehen, als die äuſſerſte Spitze ſeines Raufdegens, den er an ſich zu ziehen in ſeiner Herzensangſt vergaß.

Himmeltrude achtete wenig oder nicht auf den kühnen Minnehelden unter ihrem Bette, und das Lachen des Vergnügens über die Narrheit des verliebten Mannes verwandelte ſich in ein Lächeln freudiger Erwartung ihrer Freunde und der baldigen Erlöſung durch dieſelben. Es war in ihrer Seele zur Gewißheit geworden, daß entweder Heilmann oder der Domprobſt, oder einer ihrer thüringiſchen Landsleute oder ſonſt einer ihrer Freunde aus der Stadt oder der Umgebung des Königs mit dem Thorwart draußen ſei. Kaum aber hatte ſie Zeit, ſich auf irgend eine Vermuthung einzulaſſen, als die Thüre gewaltſam aufgeriſſen wurde, und ſogleich zwei Männer dicht vor ihr ſtanden, in welchen ſie ihren blonden Gilbrecht und den ſchwarzen Bärenführer erkannte. Überwältigt von dieſem unerwarteten Anblicke ſank die erſchrockene Frau mit einem Hülferuf an die Mutter Gottes ohnmächtig auf das Bett.

„Kann dich mein bloßer Anblick niederdonnern, falſche Schlange, die du das Herz mir vergiftet haſt?“ rief Gilbert mit flammenden Augen, und trat an die ſchöne bleiche Frau heran. Als er ihr aber in die edeln Züge blickte, welchen der Kummer und die Anſtrengung ihre Furchen beigegraben, da wandelte ſich allmälig der Zorn ſeines Auges in ſanftes Mitleid, und der Spiegel deſſelben ſchwamm bald in feuchtem Glanze. Von Wehmuth ergriffen, wollte er ihre Hand faſſen, da trat er auf die unter dem Bette hervorragende Degenſcheide und bückte ſich danach. Verwundert zerrte er an dem Degen, und da er Widerſtand fand, war er bemüht, den Grund deſſelben zu erforſchen. Härt Betz, der ſchon Unrath witterte, unterſtützte dieſe Bemühung, ſo viel an ihm war, fleißig, indem er ſich mit dem flachen Bauche auf den ungedielten Boden der Kammer warf, unter das Bett reichte, ein Bein des Schöffen ergriff und daran dieſen mit ſchadenfrohem Lachen hervorzog. Dies Lachen wurde aber zu einem wahren Wiehern, als er in dem am ganzen Leibe zitternden, zierlich geputzten, aber mit Staub und Spinnegeweben beklebten Manne den vorjährigen Schultheißen der Stadt Frankfurt erkannte.

„Ei, Ihr ſeid es ja, mein ſehr ehrenwerther Herr Walter von Kronberg!“ höhnte er dazwiſchen, und rief dann dem wie verſteinert da ſtehenden Gilbrecht zu: „Jetzt hab' ich nicht minder den Heiligen zu danken, als Ihr, daß ſie mir den trefflichen Gedanken eingaben, Euch aufzuſuchen und Euch den Raub und Verſteck Euereſ Weibes anzuſagen; denn die Mühe, die ich gehabt, Euch aufzufinden, iſt mir durch den Fund dieſes ehrenwerthen Ritters unter dem Bette Euerer Frau mehr als reichlich vergolten. So mild und gebig zeigt ſich mir der Himmel, daß er auch mir auf dieſem Wege Rache werden läßt, den Ihr allein mit der Ausſicht auf Rache an den ſchändlichen Dymar machtet. Ja, mein vielwerther Ritter und Schöff von Kronberg,“ fuhr er mit aller Bosheit, die er in ſeine Worte zu legen vermochte, zu dieſem gewendet fort, „Ihr werdet Euch meiner gar wohl erinnern und die Worte nicht vergeſſen haben, die ich Euch voriges Jahr in der Herbſtmeſſe vor dem Rathhauſe zurief, als Ihr meinen Buben und mein Weib getreten, die ſich Euch wimmernd in den Weg warfen? Wo iſt nun Euer richterlicher Übermuth, mit welchem Ihr befahlt, mich dem Schöffen zum Paradeis zu übergeben? Seht, wie gerecht der Himmel iſt! Er hat Euch in meine Gewalt gegeben, und ich denke von dieſer Gewalt den beſten Gebrauch zu machen. Es wird Euch überdies ſchon bekannt ſein, daß ich der Pater Dominik und der Graf Geipel von Veldenz bin, und als dieſer wie als jener noch beſonders mit Euch abzurechnen hätte.“

Die Rede des rachſüchtigen Mannes wurde von einem leidenſchaftlichen Ausbruch Gilbrechts von Wyſſel unterbrochen.

„Wär's möglich!“ rief er, aus ſeiner Erſtarrung aufthauend. „Konnte dies Weib, an Leib und Seele ſo vollkommen, bis zur Buhle dieſes alten erbärmlichen Süßlings herabſinken? Kann die Natur ſolche Fehlgriffe thun, und Himmeltrude war die liebe Natur ſelbſt? Billig ſollte man einem ſolchen Weibe den Hals abſchneiden, das mit allen Anſprüchen auf höchſtes Minneglück ausgeſtattet, ihren Leib einem ſolchen abgelebten Lüſtling darleiht.“

„Und Ihr könnt wirklich glauben, dieſer alte Bock habe Euch Hörner aufgeſetzt?“ lachte Härt aus vollem Halſe. „Da hab' ich doch noch eine weit beßre Meinung von Eurer Frau. Was den Domprobſt betrifft, da will ich nicht ſtreiten, denn der iſt ein kräftiger, an Leib und Seel kerngeſunder Mann, der ein Frauenbild nicht mit ſüßem Geſchwätz, ſondern mit wahrer minnlicher Rede zu unterhalten vermag und ihr wohl gefährlich werden kann. Auch wäre die Sünde in dieſem Falle wohl verzeihlich. Aber dies ſeel- und leibarme Männlein, dieſer grauköpfige Zierbengel kann keiner weiblichen Tugend gefährlich werden; es müßte denn eine von der gemeinſten Sorte ſein, und wahrlich Eure Frau iſt von der edelſten und beſten. — Sagt an, Ihr altes Sündergeſicht, was habt Ihr hier bei der Frau dieſes Mannes zu ſchaffen?“ donnerte er den noch immer am Boden kauernden heftig zitternden Kronberg an, und riß ihn am Arme gewaltſam in die Höhe.

„So wahr mir Gott helfe und alle Heiligen!“ ſtammelte dieſer. „Es iſt nichts vorgefallen zwiſchen ihr und mir. Nicht ein Mal einen Kuß habe ich von ihr erhalten. Ich war eben gekommen, ſie zu befreien, glaubte aber der Ritter Dymar — —“

„Hört Ihr!“ rief Härt dem in ſchmerzliche Betrachtungen verſunknen Gilbrecht zu. Dieſer antwortete aber weiter nichts, als: „Laß uns aufbrechen, Alter!“ Zu Kronberg gewendet, ſagte er bitter: „Ihr werdet Euch für den ſchönen Weihkeſſel ſchon bezahlt gemacht haben. Ich ſollte Euch die grauen Haare ſamt den Ohren abſcheeren, damit Ihr doch eindächtig wäret, die Zeit der Minne ſei für Euch vorüber; aber Ihr ſeid mir zu ſchlecht, elend und erbärmlich, als daß ich meine Hand an Euch legte.“

„Aber nicht mir,“ erinnerte Härt, und indem Gilbrecht die ohnmächtige Himmeltrude auf die Schulter lud, und ſie hinabtrug, machte ſich Härt über den muthloſen Schöffen her und zog ihm die koſtbaren Kleider aus, bis er, trotz aller Bitten, nackt vor ihm ſtand. Dann band er ihm Hände und Füße, legte ihn auf's Bett und hieb mit einer Knotengeißel ſo lange auf den Rücken des kläglich ſchreienden Mannes, bis aus den aufgelaufnen Schwielen Blut ſtrömte.

„So hat mich der Schöff zum Paradeis auf Euer Geheiß zerfleiſchen laſſen!“ rief der Grauſame und verließ die Kammer In der Hausflur lag Kümmel und blutete aus einer ſtarken Kopfwunde, die ihm vorhin Gilbrechts Schwert geſchlagen, als er ſich dem Eindringen deſſelben mit bewaffneter Hand widerſetzt hatte.

Härt ſchlich zu ihm hin und flüſterte ihm ins Ohr: „Weißt du noch, verfluchte Schneiderſeele, daß du mich in der letzten Herbſtmeſſe ins Unglück brachteſt? Der Dienſt ſoll dir vergolten ſein.“ Und raſch ſaß der Dolch, den Härt unter ſeiner Jopel hervorgezogen hatte, in des Schneiders Bruſt, der gleich darauf, ſich in ſeinem Blute wälzend, unter ſchrecklichem Röcheln verſchied. Faſt ſchien es, als wolle er noch etwas zu verſtehen geben, aber Härt achtete nicht auf die ängſtlichen Bewegungen ſeiner Hand und das verzweifelte Geſtöhn, ſondern warf ſich auf das zweite der Pferde, die vor der Pforte angebunden waren, während Gilbrecht das erſte beſtiegen hatte, ſeine ſchöne Bürde im Arm, die wieder zum Bewußtſein gekommen war. Ohne weiter Worte zu wechſeln, ritten ſie ſcharf am Ufer des Mains hinab, bis an ein dichtes Gebüſch, in welches ſie die Pferde zogen und anbanden. Dicht davor lag ein Kahn, der ſie an das jenſeitige Ufer brachte.

Himmeltrude wandelte ruhig neben der Seite ihres Mannes, der ſie keines Blicks, wie viel weniger eines Wortes würdigte, und betrat ohne Angſt oder Furcht den ſchwarzen Steinbruch, wohin ſie Härt führte. In dieſen düſtern Steinmaſſen war, ſeit die Peſt gewüthet, kein Hammerſchlag wieder erſchallt; der Tod hatte die Arbeiter zur Ruhe gelegt, und ungeſtört konnten die Freijäger ihr Weſen auch im Sommer hier treiben. Härt öffnete eins von den fenſterloſen Gemächern mit den Worten: „Hier iſt die Frau ſicher vor jeder Nachſtellung, bis wir das Werk unſrer gemeinſchaftlichen Rache vollendet haben.“

Gilbrecht fuhr aus ſeinem Trübſinn empor; ſein wirrer Blick heftete ſich auf Himmeltrudens ſchmerzlich ruhiges Geſicht.

„Laß uns jetzt allein, Alter,“ ſagte er zu Härt. „Ich habe ein Paar Wörtlein mit meiner Frau zu ſprechen, die nicht für andre Ohren taugen. Erwarte mich am Schifflein; ich werde bald bei dir ſein, um vereint mit dir zu thun, was ſein muß.“ Dieſe Worte wurden mit ſo viel ſchmerzlichem Ausdruck in Miene und Rede geſprochen, daß Härt kopfſchüttelnd von dannen ging. Gilbrecht ſah ihm lange nach; Härt aber eilte durch das Geſtrüpp über dem Bruche und kletterte an der ſtarken Strickleiter wieder hinab.

Gilbrecht wendete ſich nun zu Himmeltruden, und ſprach langſam und eintönig: „Du haſt auf eine ſo ſchlimme Weiſe an mir gefrevelt, daß nur dein Tod eine rechte Buße dafür ſein kann. Nicht umſonſt ſollſt du mich mit dieſer glatten Hülle, mit deinem muntern witzigen Weſen getäuſcht haben; es iſt mein unerſchütterlichſter Vorſatz, dir mit eigner Hand den Lohn für deine ſchändliche Untreue zu zahlen, und mit deinem Leben auch das des mir verhaßten Baſtards in deinem Leibe zu vertilgen, damit deine Schande nie das Licht der Welt erblicke. Bereite dich ſchnell zum Tode. Eh ich dieſen Ort verlaſſe, darfſt du nicht mehr unter den Lebenden ſein."

„Der Tod von deiner Hand wird mir ſtets willkommen ſein, Gilbrecht," verſetzte Himmeltrude gefaßt, „und er iſt mir lieber, als ein Leben, auf welches man boshafter Weiſe alle Schmach zu wälzen bemüht iſt, und das ich, ſelbſt von dir verkannt und geläſtert, kaum mehr zu ertragen vermag. Ich bitte dich deshalb nicht für mein

Leben; aber für das beginnende Leben meines — deines Kindes flehe ich dich an, bei allem, was dir heilig und theuer iſt. Ja, Gilbrecht, ich ſchwöre dir zu bei der Seligkeit, deren ich theilhaftig zu werden hoffe, es iſt dein Kind; kein andrer Mann hat jemals meinen Leib berührt, aber auch ſelbſt in Wunſch oder Gedanken habe ich nie die Ehe gebrochen. Die Wahrheit dieſer Ausſage will ich mit meinem Tode verſiegeln. Glaube aber ja nicht, daß ich dir damit mein Leben abkaufen will; mir iſt nur der Gedanke unerträglich, dich, den geliebten, den allein geliebten Mann als Mörder zweier unſchuldigen Weſen zu hinterlaſſen, von denen das eine auch noch nicht ein Mal einen Schein von Schuld haben kann, und deren anderes über lang oder kurz in deinen Augen gerechtfertigt und als rein erſcheinen muß; denn ich werde dem Himmel die Enthüllung meiner Unſchuld anbefehlen und ſeiner Macht wird es endlich doch gelingen, dich zu überzeugen. Darum höre mich an, Gilbrecht: meine Bitte betrifft allein deine künftige Ruhe und das Leben deines Kindes. Sperre mich in dieſe ſchwarze Einöde und gieb mir nur Brot und Waſſer zur Friſtung meines Lebens bis zu meiner Entbindung. Vielleicht erbarmt ſich ein gütiger Himmel deiner und meiner und erſpart dir den Mord. Das Kindlein aber wirſt du lieb gewinnen, wenn ich todt bin.“

Gilbrecht hatte Zeichen von Rührung blicken laſſen; doch der böſe Geiſt kam wieder über ihn, und er rief: „Ich habe es mir zugeſchworen: du mußt jetzt ſterben. All deinen Worten glaube ich nicht. Du haſt mit dem Domprobſt mein Ehebett befleckt, man ſagt, der Junker Heilmann habe deine Gunſt genoſſen, Dymar ſei nicht ohne Hoffnung von dir gelaſſen worden, deshalb habe er dich bei Seite gebracht, um dich allein zu haben, und der Schöff von Kronberg, der ſchon in der Herbſtmeſſe, als wir ankamen, um dich zierhöfelte, gab unter deinem Bette jenen Gerüchten Kraft und Beſtätigung. Ich kann meine Ehre, die du mir beſudelt haſt, nur in deinem Blute wieder rein waſchen.“

„Ich erwiedere nichts mehr, als daß deine Beſchuldigungen mich mehr ſchmerzen, als deine Dolchſtiche,“ ſchluchzte Himmeltrude. „Darum habe die Barmherzigkeit und ſtoße mich nieder, damit der Qual ein Ende werde. Du haſt von dem Augenblick, wo du dich todt ſtellteſt, an, ein ſehr unwürdiges Spiel mit mir getrieben, mir unſägliche Schmerzen, Leid und Betrübniß zugefügt: mach ein Ende! Ich bitte dich auch nicht mehr für das Leben des Kindes. Was hätt' ich von deiner unſeligen Verblendung für daſſelbe zu hoffen? Es iſt beſſer, wir beide werden deine Fürbitter an des Allerbarmers Throne für deine Sünden. Ich bin bereit, ſtoße mir deinen Dolch ins Herz!“

Noch ein Mal wüthete der Kampf in Gilbrechts Bruſt; die Dämonen des Argwohns, der Eiferſucht hätten vielleicht den Sieg davon getragen, wenn nicht Härt, der die ſeltſame Unterredung mit angehört hatte, plötzlich in das düſtre Gemach getreten wäre und Gilbrechts Arm ergriffen hätte. „Hör' auf, mit deiner entſetzlichen Grauſamkeit!“ rief der Alte, deſſen wilde Rachbegierde ſelbſt keine Grenzen in Grauſamkeit kannte; „ſei es Spiel, ſei es Wahrheit: du biſt ein wildes Thier der Wüſte, und unter deinem blonden Scheitelhaare hätt' ich nimmer dieſe kalte Mordluſt geſucht. Dies Weib iſt rein, wie die Apfelblüthe es iſt, wann ſie der feuchte Strahl des rothen Maimonds geküßt hat. Stich den Dompropſt nieder, den Dymar, den Kronberg, die ſolchem Gerede Veranlaß gaben, aber der Engelsfrau krümmſt du mir kein Haar, ſo lang ich lebe.“

„Ich hab' es mir geſchworen, daß dieſer ſchwarze Steinbruch ihr Grab werden ſolle.“

„Ich entbinde dich des Gelübdes, als Prieſter. — Beſorgt nichts, edle Frau! Er wird ſchon noch zur Erkenntniß kommen. Ich will ihn auf andre Gedanken bringen. Verhaltet Euch hier ruhig bis zu unſrer Rückkehr. Wir haben noch etwas abzumachen. Dann gedenk ich Euch ein beßres Haus anzuweiſen.“ Damit zog er Gilbrecht fort, indem er ihm ins Ohr raunte: „Dymar wartet unſer.“

Kaum aber ſah ſich Himmeltrude allein, als ſie von Furcht getrieben über Stock und Stein nach Sachſenhauſen zulief, und nach einigen Stunden im Beguinenhauſe anlangte.

## Neuntes Kapitel.

Eitel Blum hatte einige Stunden fröhlich im Weinſchank zugebracht; nun erſt dachte er daran, die beſten der gefangnen Vögel dem kranken Herrn Günther zu bringen und ihm damit eine Freude zu machen. Als er nach dem Johanniterhofe ging, führte ihn der Weg am Beguinenhauſe vorüber, und es fiel ihm ein, die durch ihn gerettete Himmeltrude freundlich zu begrüßen. Sein Erſtaunen war aber ſehr groß, als man gar nichts von Himmeltruden wiſſen wollte. Des Schöffen Kronberg Benehmen kam ihm jetzt erſt bedenklich vor, und er fing an zu argwohnen, die arme Gefangne möchte aus dem Regen in die Traufe, und ſtatt befreit in noch ſchlimmere Haft gerathen ſein. Kopfſchüttelnd und ein Liedlein pfeifend, was er jedes Mal zu thun pflegte, wenn ihm etwas nicht nach Willen und Wunſch ging, verließ er das Haus, um ſich in den Johanniterhof zu begeben. In dem Vorzimmer des Königs traf er den Hauptmann Heilmann zum Paradeis, der hier auf den bei Herrn Günther ſich befindenden Domprobſt Falkenſtein wartete. Eitel zog denſelben bei Seite und entdeckte ſich ihm. Dieſer erſchrak, bat den Grafen Ludwig von Hohenſtein, ihn beim Domprobſt zu entſchuldigen, indem ihm ein dringendes Geſchäft vorgekommen ſei, gebot dem Thorwart ſtrenges Schweigen, warf ſich auf ſein Pferd und hielt bald vor dem Meierhofe ſeines Vaters. Entſetzt fuhr er vor der blutigen Leiche des Schneiders in der Hausflur zurück; vergebens durchſuchte er die Stuben, Frau und Kinder des Ermordeten waren davon geflohen. Heilmanns Füßen entwuchſen Flügel, er durchſtürmte das ganze Haus; nirgend eine Spur von Leben. Er kommt in die Giebelkammer. Neuer Schrecken für den gefühlvollen Mann: er wähnt eine zweite Leiche vor ſich zu ſehen. Ein blutiger zerfetzter Rücken ſtellt ſich ſeinen Blicken dar, er eilt herbei, erkennt Kronberg und überzeugt ſich, daß derſelbe nur in einem Zuſtand von Kraftloſigkeit liege. Ein leiſes Stöhnen des Zerſchlagnen mahnt den mitleidigen Heilmann an Hülfe. Ohne lange über die Urſachen deſſen, was ſich ſo ſchrecklich vor ſeine Blicke ſtellt, nachzugrübeln, eilt er von dannen, um nur vor der Hand einen Verband für die Wunden des Leidenden zu finden. Er weiß von ſonſt, daß in einer Kammer des Hinterhauſes, die Steinkammer genannt, Lumpen und dergleichen aufbewahrt werden, und will dort einen weichen Verband ſuchen. Aber er findet die Thüre, welche in das Hinterhaus führt, verſchloſſen, und als er daran reißt, hört er eine kläglich bittende weibliche Stimme und glaubt die ſeiner Freundin Himmeltrude zu erkennen. Seine Augen ſpähen gierig umher und finden eine Hacke, womit er ſogleich die Thüre einſchlägt. Schon glaubt er Himmeltruden befreit zu haben, da tritt ihm todtenbleich und kaum im Stande, ſich auf den Füßen zu erhalten, Gute von Waſum entgegen. Sie, deren ſchnöde Behandlung ihn ohnlängſt zur Verzweiflung gebracht, deren herzloſes Wort ihn in die kalten Tiefen des Mainſtroms getrieben, ſie ſtürzt jetzt wimmernd und händeringend zu ſeinen Füßen, und der junge Mann, der ſo ſtill und heilig für ſie geglüht, deſſen Liebe und Leben ſie einſt war, beugt ſich jetzt mitleidig zu ihr herab, und fragt, eine Thräne im Auge, wie ſie hierher gekommen, und was ihr Arges begegnet ſei. Er hat es vergeſſen, was ſie ihm angethan, er bietet ihr ſeine Dienſte an, er bittet ſie freundlich theilnehmend, ſich ihm zu vertrauen und ſicher auf ſeinen Beiſtand, ſeine Hülfe zu zählen. Aber das tiefe Schaamgefühl, das ihre Bruſt erfüllt, läßt ſie kaum ein Wort hervorbringen; ein Thränenſtrom ſtürzt über ihre bleichen Wangen, ſie deutet mit der Hand rückwärts und ſagt: „Ich habe dahinten einen ſeltſamen Ton gehört, der mir Schauder eingejagt hat. Es iſt gräßlich! Und noch zittern alle meine Glieder. Es muß ein Menſch dort in dem Loche gefangen ſitzen.“

„Ein Menſch in der Steinkammer?“ ſagte Heilmann. „Wer ſollte das ſein? Wie käme ein Menſch auf meines Vaters Hof in Gefangenſchaft? Ihr müßt Euch geirrt haben, Fräulein.“

„Nein! Nein!“ rief Gutchen. „Ich habe den Schneider zeither beobachtet und ihm wohl abgemerkt, daß hier ein Geheimniß verborgen iſt. Und als er mich vorhin eingeſperrt, der Abſcheuliche, und mir alles Pochen und Rufen nichts half, wollte ich zuſehen, ob ſich die Thüre, die auf das Feld hinaus führt, nicht öffnen ließe. Sie iſt neben der Steinkammer. Ich arbeitete lange vergeblich daran herum, da hörte ich jenen entſetzlichen Ton, den ich Euch nicht beſchreiben kann, in mein Ohr dringen und erbebte. Drauf vernahm ich aus dem Vorderhauſe Waffengeklirr, Stöhnen, Ächzen, Fluchen und Lärmen, und fürchtete mich noch mehr. Als aber das ſeltſame Seufzen in der Steinkammer wieder erſchallte, grauste mir über alle Maßen. Zuletzt lief ich davon und ſchrie laut und erbärmlich; denn ich meinte nicht anders, als daß mich ein Geſpenſt äffte. Ihr ſeid mein Erlöſer aus dieſer Angſt geworden.“

„Seltſam!“ ſagte Heilmann. „Bei meinem Schutzpatron! ich muß zuſehen, was in der Steinkammer iſt.“

„Nur mich laßt erſt fort!“ rief Gutchen, und eilte davon.

Heilmann ging zu der Thüre, welche er mit mehren Schlöſſern und Eiſenſtäben wohl verwahrt fand; er legte das Ohr daran und horchte, es war nicht das Mindeſte zu vernehmen. Schon hält er Gutchens Ausſagen für Vorſpiegellungen ihrer Furcht und will ſich wieder entfernen, da fällt ihm der Schöff von Kronberg wieder ein und zugleich, daß es eben dieſe Steinkammer iſt, in welcher ſonſt die Lumpen lagen und aus welcher er einen Verband für den zerſchlagnen Rücken des Altbürgers holen will. Ärgerlich, daß die Thüre ſo feſt verſchloſſen iſt, will er gehen, um ſich die Schlüſſel dazu oder andre Leinwand zu dem Verbande zu verſchaffen, da trifft plötzlich ein höchſt eigenthümlicher Laut, der Ähnlichkeit mit einem ſchmerzlichen Seufzer hatte, und aus der verſchloßnen Kammer zu kommen ſchien, ſein Ohr. Der Ton durchdringt des Hauptmanns Mark und Bein. Er iſt ſogleich entſchloſſen, die Thüre ohne Schlüſſel zu öffnen, wie er die des Hinterhauſes auch geöffnet. Er holt die ſchwere Hacke herbei und der Wucht ihrer Schläge widerſteht lange das Eichenholz und das Eiſenwerk. Nichts regt ſich während der Schläge in der Kammer. Endlich ſpringen die Schlöſſer und Riegel, die Bohle ſplittert. Die Thüre knarrt in den Angeln; Heilmann reißt ſie vollends auf, und ſtürzt hinein. In einer düſtern Ecke der engen Kammer, die ihr Licht durch ein kleines vergittertes, oben an der Decke angebrachtes Fenſter erhält, erblickt er auf einem dürftigen Lager eine abgezehrte, hohläugige, menſchliche Geſtalt. Er geht hinzu, aber kaum hat er ſich die entſtellten Züge dieſes Geſichtes betrachtet, als er auch, gleich einem Wahnſinnigen, laut aufſchreiend, vor dem Bette auf die Kniee fällt und die Hände nach der Schreckensgeſtalt ausſtreckt. Dabei ſträuben ſich ſeine Haare vor Entſetzen zu Berge, die Augen treten ihm hervor, als wollten ſie herausſpringen; ſeine Glieder zittern ſo ſtark, daß er ihrer nicht mächtig iſt; wirre Töne ſteigen aus ſeinem Munde, er fährt empor, um ſich zu überzeugen, ſtarrt das geſpenſtige Weib lange an, betaſtet das lebende und doch bewegungsloſe Gerippe und brüllt endlich: „Mutter! Mutter! biſt du's, oder iſt es dein Geiſt? Hat dein Leichnam im Grabe keine Ruhe? Was iſt das für ein entſetzliches Begebniß, daß ich dich hier lebend finden muß?“

Aber auf ſeine haſtigen Fragen wird ihm keine Antwort. Frau Affra ſieht ihn mit glanzloſen Augen an, und ſcheint keine Ahnung von ihrem Zuſtande zu haben. Durch Heilmanns Seele zieht ein ungeheueres Grauen, aber die Kindesliebe beſiegt es. Er umſchlingt das, was von ſeiner

Mutter übrig iſt, und trägt es laut weinend in das Vorderhaus. Dort legt er das geſpenſtige Weib auf ein Bett, und beſchäftigt ſich mit ihr, ohne wieder an des Schöffen von Kronberg zerſchlagenen Rücken zu denken. Plötzlich hört er Schritte hinter ſich und ſieht ſeine Bemühungen durch die haſtige Ankunft eines Mannes unterbrochen. Eh er noch hervortritt, um nachzuſehen, wer in dies Haus des Schreckens trete, hört er einen wirren Schrei und erkennt ſeinen todtbleichen Vater, ein Schwert in der Hand, das er aber heftig zitternd zu Boden fallen läßt.

Heilmann war, ſeit er in den Meierhof getreten und ſchnell hintereinander ſo ungeheuere Dinge erlebt hatte, noch wenig oder gar nicht zum Nachdenken gekommen, und eilte jetzt auf ſeinen Vater zu, um ihm beizuſtehen. Kaum aber hatte er ihn berührt, als des Schöffen entſchwundene Kraft zurückkehrte, und er in einem wilden Ausbruche von Verzweiflung und Wahnſinn über Heilmann herfiel und ihn, der entſetzt zurückwich, in eine Ecke der Stube drängte.

„Um aller Heiligen willen! was ficht Euch an, mein Vater?“ kreiſchte der junge Mann und wehrte den Händen des Alten, die an ſeinem Halſe würgten.

„Sterben mußt du! Sterben!“ kreiſchte der Schöff zum Paradeis, und wandte verdoppelte Kraft an, ſeinen Sohn zu erdroſſeln.

„Für dich iſt und kann keine Rettung ſein.“ Und ſchon ſah er ſich nach ſeinem Dolche um, als er bei den Haaren gefaßt und einige Schritte zurückgeſchleudert wurde. Heilmann war befreit, und Härt Betz und Gilbrecht von Wyſſel ſtanden mit drohenden Waffen vor dem am Boden zitternden Schöffen zum Paradeis.

„Wo ſind meine Knechte,“ rief dieſer endlich, „daß Fremde herein kommen konnten?“

„Meint Ihr die Handvoll Leute mit der ſchreienden Frau des Schneiders Kümmel?“ verſetzte Härt. „Die hat unſer bloßer Anblick in die Flucht geſchlagen. Das Weib hat Euch wohl aus der Stadt herausgezetert? Sie hätte beſſer gethan, Euch im Neſte zu laſſen. Die Peſt hat Euch nicht in die Hölle geführt und dieſe Arbeit meinem Meſſer überlaſſen. Wohlan denn, viel edler Schöff, der du eben dein eignes Kind abſchlachten wollteſt, mach dich ſelbſt auf die dunkle Reiſe bereit! Dreierlei Kerbholz habe ich mit dir abzurechnen. Du kennſt mich ſchon und weißt, daß ich der Graf Geipel von Veldenz, der Pater Dominik, der Bärenführer Härt Betz bin. An des

Kaiſers Hof haſt du mich verketzert und dann die Virneburger auf mich gehetzt; dann haſt du mich ſammt meinen Ordensbrüdern mit aus der Stadt treiben helfen; dein Schwert hat mich einſt getroffen, als ich mit meinem Todfeind Ananias rang. Endlich haſt du mich auf die Marterbank ſpannen und mich faſt zu todt ſchlagen laſſen. So ſtirb denn, für all deine Bosheit an mir!“

Und das ſcharfe Meſſer zuckte nach des in Todesangſt ſtammelnden Alten Bruſt herab, aber Härts Arm wurde gehalten. Heilmann warf ſich ſchreiend zwiſchen ihn und ſeinen Vater. In dieſem Augenblick wurde aller Aufmerkſamkeit auf Frau Affra gelenkt, die ſich aufgerichtet hatte, und laut ſchreiend ihren Gatten und Sohn beim Namen rief.

Verwundert blickte Härt nach der ſcheußlichen Geſtalt und fragte: „Wer iſt dies Weib? Wie kommt ſie hierher? Sie war vorhin noch nicht da.“ Aber Niemand antwortete ihm.

Das ungewohnte Sonnenlicht und die zuſtrömende friſche Luft führten das Ende eines Kampfes in der Bruſt der unglücklichen Frau herbei, den ſie, aller Wahrſcheinlichkeit nach, ſchon lange gekämpft, deſſen Schmerz ihr wohl auch jene ſeltſamen Laute ausgepreßt, und der noch länger gedauert haben würde, wäre ſie nicht aus ihrem Kerker erlöſt worden. Aber indem ihr Geiſt im Begriff war, die Feſſeln des Irdiſchen überhaupt abzuſtreifen, warf er zuerſt diejenigen beſonders von ſich, die ihn ſeit Heilmanns unſeligem Waſſerſprunge in Unthätigkeit gehalten. Frau Affra hatte plötzlich ihr Bewußtſein wieder erlangt, und ſah mit klugen Augen verwundert umher, aber ihre Begriffe waren dem Ereigniß angemeſſen, welches ihr die Sinne verwirrt hatte; denn ſie fragte mit klagender Stimme: „Geiſt meines Heilmann, haſt du mir alle Sünden vergeben, die ich an dir gethan?“ — Da beugte ſich Heilmann über ſie hin und hauchte ihr zu: „Alles iſt vergeben, lieb Herzmütterlein. Ich denke nicht mehr daran; wenn du nur wieder geneſeſt, dann wollen wir uns noch recht herzlich freuen; denn ich lebe noch und bin kein Geiſt.“

Ungläubig ſah ihn Frau Affra an, und hielt ängſtlich ſeine Hand umſpannt, um ſich der zugeſagten Vergebung auch recht zu verſichern. Aber ſchon brach das Auge und die Hand erkaltete. Schmerzlos war der endliche Kuß des Todes, der ſich feſt und feſter auf ihre Lippen heftete.

„Meine Mutter! Mein liebwerthes Mütterlein!“ rief Heilmann und warf ſich über die Hülle, welche eben den letzten Reſt von Leben von ſich hauchte.

Härt Betz hatte an dieſen Worten genug gehört, um zu wiſſen, wer die Verſchiedne geweſen und ſich des Schöffen zum Paradeis ſcheußliches Verbrechen daraus zuſammenzuſetzen.

„Ei, ſieh da!“ grinste er dieſen an. „Danks dem Arme Eueres Sohnes, daß Euch mein Meſſer nicht abgethan, Herr Ritter. Fürwahr, ich ärgerte mich jetzt, wenn ich dem Stöcker vorgegriffen; denn fürwahr, nun hoff' ich bald die Freude zu haben, Euch am Galgen baumeln zu ſehn.“ Hohnlachend wollte er hinaus, aber Heilmann hatte jetzt auch klar begriffen, was geſchehen ſei, und um was es ſich handle. Entſchloſſen warf er ſich dem alten rachſüchtigen Zottelkopf in den Weg und rang mit ihm. Härt rief Gilbrecht zu Hülfe und Heilmann würde ohnſtreitig, ſammt ſeinem Vater den Kräften der beiden Gegner erlegen ſein, wenn nicht in dieſem Augenblicke ein Ritter mit mehren Knechten auf den Hof geſprengt wäre, in welchem alle Dymarn erkannten. Auf den Flügeln ſüßer Minneluſt herangeſtürmt, warf er ſich vom Pferde, um ſich in die Arme der ſchönen Müllerin zu werfen, aber der erſte Gegenſtand, auf welchen er ſtieß, war Kümmels Leiche, der zweite: die kämpfenden Männer. Kaum hatte er dieſe erkannt, als er ſein Schwert zog und auf die Seite ſeines Vaters und Bruders trat. Die entflohnen Knechte des Schöffen zum Paradeis waren wieder zurückgekehrt und drangen nun mit Dymars Begleitern vereint herein; die Übermacht wurde zu groß, Gilbrecht wehrte ſich verzweifelt und ſchlug ſich auch glücklich durch, obgleich aus mehren Wunden blutend. Das Pferd aber mußte er im Stich laſſen, und um ſeinen Verfolgern zu entgehen, warf er ſich in den Main und erreichte ſchwimmend das jenſeitige Ufer. Härt dagegen ward überwältigt, und fiel in die Hände ſeiner Feinde.

Jetzt triumphirte der Schöff zum Paradeis, und ließ den ihm ſo verhaßten Mann binden und in die Steinkammer bringen. Härt biß die Zähne zuſammen vor Wuth, aber ein Wort wurde nicht von ihm gehört.

Während nun Dymar nach der Giebelkammer lief, warf ſich ſein Vater zu Heilmanns Füßen, und flehete winſelnd: „Mein Sohn, ich beſchwöre dich um Chriſti Blut und die Leiden der gebenedeiten Jungfrau, mache deinen Vater nicht grenzenlos elend und unglücklich. Ich habe ſchwer geſündigt, aber du wirſt mich nicht verrathen und mit mir, deinem Vater, vor Gericht gehen und gegen mich zeugen. Der entflohene Gilbrecht von Wyſſel iſt keiner, der nach Frankfurt geht, um anzuzeigen, was er hier geſehen, und thäte er es: er hätte keine Zeugen, und Niemand würde ihm glauben. Kümmel liegt draußen erſchlagen und Dominik muß in dieſer Nacht noch ſterben. Er iſt nicht umſonſt in unſre Hände gefallen. Dieſe Leiche aber müſſen wir ſo ſchnell als möglich an einem entlegnen Orte begraben. Alſo könnten mich allein meine Söhne verderben. Dymar wußte um das Geheimniß und hat ſelbſt hülfreiche Hand geboten, es zu verſchleiern. Er wäre alſo ſo ſtraffällig als ich und wird ſich deshalb wohl hüten. So müßteſt du mich allein verrathen, und ich hätte es wohl an dir verdient; denn ich habe dich hart behandelt und nicht immer an dir gethan, wie ich geſollt. Wollteſt du jetzt Rache an mir nehmen, heiliger Chriſt! ich wäre ein verlorner Mann.“

„Ihr habt mich immer ſchlecht gekannt und kennt mich bis dieſe Stunde nicht,“ verſetzte Heilmann, ſeinen Vater aufhebend, „ſonſt würdet Ihr nicht das geringſte Bangen haben, ich möchte Euch verrathen. Geht in Euch, thut Buße und kauft dem Himmel durch frommen Wandel und gute

Werke die Strafe Euerer ſchweren Sünde ab. Ich werde weder Euer Richter, noch Euer Kläger ſein. Keins von beiden kommt mir zu, und was Ihr mir auch angethan haben möchtet, ich werde die Pflichten eines Kindes gegen Euch niemals aus den Augen ſetzen. Seid alſo ohne Furcht und Bangen und laßt uns zuvörderſt an die Beerdigung dieſer mir theuern Leiche gehen.“

„Es iſt bereits ein Grab für ſie gegraben,“ bemerkte der Schöff, „im hintern alten Schaafſtalle, wo jetzt das Brennholz liegt. Laß ſie uns dorthin tragen!“

Und ſie trugen die Leiche an das verſteckte Grab, welches Kümmel in jener Nacht gefertigt, in welcher die Peſt im Paradeiſe ausgebrochen war. Heilmann hatte in Ermanglung eines Prieſters Waſſer geweiht, und beſprengte damit die Stätte, wo die Gebeine ſeiner Mutter ruhen ſollten. Seine Thränen fielen ebenfalls reichlich auf den Boden, und dies koſtbare Weihwaſſer heiligte das düſtre Grab zu einem Opferaltar der Kindesliebe. Nachdem der Jüngling dieſes Geſchäft verrichtet, kniete er an der Leiche und betete lange und innig über ihr. Der Schöff ſtand beſchämt dabei, konnte es aber nicht zum Beten bringen. Hierauf legten ſie die Überreſte der Frau Affra in die Grube, deckten ſie mit Stroh, ſchaufelten Erde und Steine darauf, und ſchichteten über der Stätte einen Haufen Holz in die Höhe. Der Schöff war ſchon wieder in das Vorderhaus zurückgekehrt, als Heilmann noch Gebete lispelte und in Schmerz verſunken, an der Holzſchicht lehnte, die ſeiner Mutter Grabmonument geworden war. Dann ging er, um aus der Steinkammer alles Verdächtige zu entfernen. Als er wieder in die Stube trat, hatte der Schöff von Kronberg, von Dymar aufgefunden und herabgetragen, das Bett eingenommen, auf welchem vorhin Frau Affra verſchieden war, und wurde eben von Dymar verbunden. Wenn nun auch Einer der kämpfenden Knechte vorhin einen flüchtigen Blick auf das Bett geworfen hatte, ſo mußte er ſich, kam er wieder in die Stube, überreden, es ſei wohl der bleiche, zerſchlagne Schöff geweſen, den er geſehen.

In Herrn Rullmanns Geſicht war, troß den jüngſten Erfahrungen, ein gut Theil Schadenfreude über Kronbergs Zuſtand nicht zu verkennen, und mit einem gewiſſen Triumphtone ſagte er: „Heiliger Chriſt! Ihr hättet vorigen Herbſt, als Ihr mir auf dem Rathhauſe die ſaubern Dinge alle ſagtet, gewiß nicht geglaubt, daß Euch ſolch

Schickſal auf meinem Hofe widerführe, wenn man es Euch auch geſagt hätte. Euer Übermuth war gar zu groß und Ihr mögt immerhin als eine Strafe des Himmels anſehen, was Euch hier betroffen.“

Heilmann warf ſeinem Vater einen mahnenden Blick zu; Dymar aber ſagte: „Laßt das gut ſein, Vater, und denkt an Euch ſelbſt.“

Das Quälendſte für Dymar war, daß er durchaus nicht begreifen konnte, wie Kronberg hierher und zu den argen Schlägen gekommen war, wohin Himmeltrude gerathen u. ſ. w., und der abgeprügelte Schöff gab auf alle Fragen nur ein jammervolles Stöhnen zur Antwort.

Erſt am Abend wurde Kronberg von einigen Knechten ſo ſtill als möglich in die Stadt getragen, damit alles Aufſehn vermieden würde; darum hatte er beſonders gebeten. Erſt jetzt fiel es Dymarn ein, den gefangenen Bärenführer über die ihm unerklärlichen Vorfälle auf dem Meierhofe zu befragen; er eilte in die Steinkammer, aber Härt war verſchwunden. Die Stricke, mit denen er in der Eile — vielleicht nur loſe — gebunden worden, lagen zerſchnitten und abgeſtreift am Boden, die zerſchlagnen Thüren waren ohnedies nicht verwahrt geweſen. Der Schöff zum Paradeis erblaßte bei dieſer Nachricht und ſtimmte den hochmüthigen Ton, der ſich allmälig wieder eingefunden hatte, ſogleich bedeutend herab. Freundlich und liebreich umſchlich er Heilmann, mit nachgiebiger Gelaſſenheit redete er zu Dymarn.

Der Letztere fand nicht für gut, ſich noch lange auf dem Hofe aufzuhalten. Ohne Gutchen begrüßt zu haben, die aus ihrer Kammer hervorgekommen, ritt er noch am Abend von dannen an König Karls Hoflager zurück. Heilmann verfügte ſich nach der Stadt, um am andern Morgen mit ſeinem Herrn, dem Domprobſt, heim nach Eltvill zu reiten und an Gretchens liebevoller Bruſt den Kummer zu vergeſſen, den er ſeit der Trennung von ihr erfahren. Auch der Schöff ging noch ſpät an Gutchens Hand in die Stadt zurück, nachdem er Kümmels Beerdigung angeordnet hatte. Gutchen wohnte wieder im Paradeis.

# Zehntes Kapitel.

Die Vögel über des edeln Günthers Haupt waren verſtummt; verſtummt die Lieben und Theuern alle, die um ſein Lager ſtanden; nur dann und wann brach verhaltnes Weinen aus einer ſchwerbelaſteten Bruſt hervor. — Günther von Schwarzburg rang mit dem Tode! Zu ſeiner Rechten ſtand Frau Eliſabeth, die geliebte Hausfrau, deren Mund vom ungeheuerſten Schmerze verſchloſſen war, und deren Auge nur zuweilen von der leidenden Geſtalt ihres Gatten zum Himmel ſich fragend aufkehrte: warum, mein Vater, muß ich dieſen bitterſten Kelch leeren? An ihre Seite hatten ſich die weinenden Kinder geſchmiegt. Die junge Gräfin Eliſabeth hatte ſich, gleichſam in Schmerz ganz aufgelöst, an das Bett niedergeſtreckt, und hielt des ſterbenden Vaters Arm umſpannt. Hinter ihr ſtand der Graf Ludwig von Hohenſtein. Auf der andern Seite des Bettes kniete die Beguinenpriorin Barbara und hielt Günthers andre Hand. Neben ihr ſah man Himmeltruden. Und ringsum waren gar edle und treffliche Männer bei Wege, und wohin des Sterbenden Auge ſich wendete, fiel es auf einen treuen Freund. Die Falſchheit blieb fern von ſeinem Todtenbette. Da waren Konrad von Trimberg, der alte Kämpe, Konrad von Ruckinheim, der Obere dieſes Hauſes, Kuno von Falkenſtein, der edle und tapfre Vormund des mainzer Stifts, der alte Graf von Henneberg, Graf Ludwig von Hohenſtein, der Ritter Rudolf von Sachſenhauſen und noch andre thüringiſche Herrn, frankfurter Altbürger, Johanniter und einige Geiſtliche. Zu Günthers Füßen aber ſaß Eitel Blum und weinte.

Aus den Augen des gütigen Herrn ſprach die fromme Milde, die er ſein Lebenlang geübt, in verklärter Schönheit, und aus den Zügen, die der Todesengel ſchon überhaucht, lächelte Ruhe. Der Domprobſt Beyer hatte ihm eben die letzte Ölung gereicht und hielt die Hände zum Gebet gefaltet, da flüſterte er der Gräfin zu: „Er ſcheint Euch noch etwas mittheilen zu wollen, edle Frau,“ und Eliſabeth bog ſich zu ihm herab; er drückte ihren Mund ſanft an ſeine Lippen. Dann begehrte er denſelben Liebesdienſt auch von Barbara, endlich von ſeinen Kindern und Freunden. Er nahm von allen Abſchied mit einem Kuſſe. Während dieſer letzten Berührung des edeln Grafen, mit allen, die ihm lieb und werth geweſen, fing der Lübich, der aus dem Beguinenhauſe herübergewandert war und am Fenſter hing, erſt leiſe, dann lauter das Kinderſchlafliedlein zu ſingen an, welches des Thorwarts Wirthin, Frau Eulchen, der kleinen Kunigunde gar oft vorgeſungen hatte. Immer weicher und ſanfter floſſen die ſchmelzenden Töne herab und flutheten durch das Zimmer; Graf Günther lächelte verklärt; Aller Augen umher füllten ſich mit Thränen, und Eitel ſchaute mit ſtrahlendem Auge nach dem Vogel hinauf, den er gelehrt. Als der Lübich ſein Stücklein beendigt hatte, war Günthers Seele ſchmerzlos entflohen; unter des Vogels Schlaflied war er eingeſchlafen. Das himmliſche Lächeln ſchwebte noch um ſeinen Mund, aber der Glanz ſeines Auges war erloſchen. Stumm gingen die Freunde, nachdem ſie ihm die kalte Hand noch ein Mal gedrückt, und die Kanoniker laſen Meſſen über der Leiche und verrichteten ihre heiligen Gebräuche. Die Wittwe ſchwankte an Barbara's Hand ihren Gemächern zu; die unerwachſenen Kinder folgten ihr weinend. Die junge Gräfin Eliſabeth lag aber troſtlos am Bette in Himmeltrudens Armen. Ihr

Schmerz ſchien der fürchterlichſte zu ſein. Die ſtille Wehmuth, welche über das Johanniterhaus ausgegoſſen war, theilte ſich noch an demſelben Tage der ganzen Stadt mit, und außerhalb deſſelben wurde der Schmerz über den Tod des geliebten und verehrten Mannes weit lauter, als im Hauſe ſelbſt; hier wühlte er ſich grimmig in die Bruſt, dort brach er hervor. Ganz Frankfurt trauerte und Klage erhob ſich überall am Main- und Rheinſtrom und ging durch das ganze Land.

Der 14. Juni war Günthers Sterbetag; faſt fünf Monate war er das Oberhaupt des deutſchen Reichs geweſen. Schon am folgenden Tage darauf hielt König Karl ſeinen glänzenden Einzug in Frankfurt, und alle Baiernfürſten befanden ſich in ſeinem Gefolge. Günthers Tod bot ihm eine erwünſchte Gelegenheit, ſich den Frankfurtern, die ihn eben nicht mit Jubel empfangen hatten, ſo wie allen den anweſenden Reichsfürſten von einer glänzenden und edeln Seite zu zeigen. Er machte zuerſt der Wittwe ſeines Gegners einen Beſuch und entfaltete ihr ſeine ganze Milde; er händigte ihr eine Urkunde ein, worin er dem jungen Grafen Heinrich von Schwarzburg, Günthers einzigem Sohne, die Zuſichrung der Verpfändung Friedbergs und der

Reichsſteuer zu Frankfurt wiederholte, bis die Städte Nordhauſen, Mühlhauſen und Goslar ihrer Pflicht genügt hätten. Mit freundlichem Worte ſuchte er die tiefgebeugte Frau, die edle Tochter zu tröſten. Seine Worte waren nur Stachel in ihre Herzen. Die Beſuche des brandenburger Kurfürſten, ſo wie ſeiner Brüder und Vettern lehnte ſie ab, und der Markgraf Ludwig war froh, daß ihm ſolch peinliches Zuſammentreffen erſpart wurde; denn er war ſich der Verſprechungen gar wohl erinnerlich, die er der edlen Frau vor fünf Monaten in Arnſtadt gemacht hatte.

König Karl bot nun Alles auf, die Trauerfeierlichkeiten bei Günthers Beſtattung durch ritterlichen und kirchlichen Prunk zu erhöhen. Am Donnerstage, den 18. Juni, wurde von zwölf Uhr an in allen Kirchen der Stadt geläutet, und die königliche Leiche in die Mitte des Chors des St. Johannis-Kloſters zwiſchen vier gewundene Kerzen geſtellt. Um die Vesperzeit ſang der Klerus des St. Bartholomäus-Stiftes in dem Chor die größern Vigilien mit neun Leſungen. Den folgenden Freitag verſammelten ſich um vier Uhr alle Brüderſchaften in der Stiftskirche. Von hier aus ging der feierliche Zug. Vor der Leiche ging die Geiſtlichkeit; ihr folgte ein Roß mit einem

Nichtgeharniſchten, des Grafen Günther Banner tragend; dann ein Pferd mit dem Heergeräthe, ferner ein Renner und ein viertes Roß, auf denen zwei Gewappnete ohne Helm ritten; endlich ein fünftes mit einem behelmten Geharniſchten, der des Königs zur Erde geſenktes Schwert und Schild trug. Darauf erblickte man ſechszehn gewundene Kerzen, dann zwanzig Gräfen in Trauergewändern, welche die mit koſtbaren Teppichen bedeckte Bahre, unter der Begleitung und dem Opfer König Karls, faſt aller Kurfürſten, Herzoge, Grafen, Barone, Ritter und einer unzählbaren Menge Bürger, zum Chore des Stifts trugen. Hier brachten ſie dieſelbe in ein mit feiner ſchwarzen Leinwand bedecktes hölzernes Gehäuſe unterhalb des Hochaltars und des unter der Erde mit vier Wänden ausgemauerten Grabes. Bis dahin dauerte das Geläut ununterbrochen fort. Meſſen und Trauerrequien wurden geſungen, und nach dem begonnenen Gottesdienſt zwei gewundene Kerzen, die fünf Roſſe, jedes von zwei Rittern, welche zwei gerade Kerzen trugen, geführt, nebſt allem, was zur prächtigen Ausſtattung des Zugs gehörig, bei dem Hochaltar geopfert, aber von den Verwandten und Freunden des Verſtorbenen mit vierhundert Goldgulden eingelöſt. Als Meſſe, Gebete, Exequien und Opfer beendigt, ward König Günther unter den Klagen und Thränen der Menge mitten im Chor beſtattet; die Grafen hielten ein ſeidenes Tuch über das Grab, mit welchem es dreißig Tage bedeckt blieb. Während der heiligen Handlungen brannten vier Kerzen bei demſelben, und die Geiſtlichen beſuchten es nach gehaltener Meſſe und Kompletorium mit Weihwaſſer, räucherten und ſangen den Pſalm: Erbarme dich ꝛc. und die Kollecte für Verſtorbene.

Die Gräfin Eliſabeth rüſtete ſich unverzüglich nach ihres Gatten Beerdigung zum Aufbruch. An ſie ſchloſſen ſich die dem unglücklichen Könige treu gebliebenen Thüringer, an ihrer Spitze der alte tief gebeugte Graf von Henneberg.

Am Abend vor der Abreiſe trat Ludwig von Hohenſtein in das Zimmer der Gräfin. Die junge Eliſabeth hob das bleiche, von ſchmerzlicher Krankheit zeugende Geſicht zu ihm empor, die Glut dieſes ſo ſchönen Augs war erloſchen. Die Mutter weinte. Ludwig näherte ſich der ſchier ſchon verklärten Geſtalt und ſagte: „Elsbeth, ich kenne durch die gute Mutter deinen Entſchluß; ich kann ihn nicht tadeln, aber er durchbohrt mein Herz wie ein Schwert.“

„Dein ritterlicher Muth wird auch den Schmerz ſiegreich bekämpfen," verſetzte das bleiche fromme Mädchen. „Hab' ich doch, die ſchwache Jungfrau, den ſchlimmen Kampf beſtehen müſſen. Indem ich in das von meinem Vater gegründete Kloſter der Urſulinerinnen zu Stadt Ilm als Schweſter trete, erfülle ich nur ein heiliges Gelübde. Was wir uns vor einem halben Jahre geſchworen, müſſen wir jetzt halten. Doch nicht allein mein Gelübde, auch mein Geſundheitszuſtand treibt mich dazu, den Schleier zu nehmen. Es wäre eine Sünde, wollte ich dir die Hand reichen vor dem Altare; denn ich bin krank, unheilbar krank, ein unvertilgbarer Wurm nagt an der Blüthe meines Lebens und hat ſie ſchon faſt zerſtört. Mein Leben war mit dem meines Vaters zu innig verwachſen, als daß ſein Tod mir nicht die beſten Lebenskräfte geraubt hätte. Ich fühle es, wie die Mordart ſchon an der Wurzel des Baumes liegt. Nie darf ich dein Weib werden; ich würde dich um deine Nachkommenſchaft betrügen, oder das ſchleichende Gift des Todes, das durch meine Adern ſchleicht, ihnen auferben. Der Gedanke daran iſt ſchon ſchrecklich. Mit einem geſunden blühenden Weibe, die Mutter deiner geſunden blühenden Kinder wird, wirſt du glücklich ſein."

Der junge Graf lächelte ſchmerzlich, und ſchlug ſeinen Mantel von einander. Erſtaunt ſahen ihn die Frauen in der Ordenstracht der Johanniter.

„Der edle Komthur dieſes Hauſes,“ ſagte er mit ſchmerzgebeugter Stimme, „hat meinen Bitten nachgegeben und mich unter die Zahl ſeiner Ritter aufgenommen. Aber in dieſen Tagen noch reiſe ich zu einer höhern Beſtimmung ab. Kampf wird mein Leben ſein. Ich werde nie ein Weib berühren. Das Schwert iſt meine Braut, die Schlachttage meine Freudentage. Ich werde den Tod nicht ſuchen, aber auch nicht ſcheuen, ich hoffe, er wird mich bald finden ich werde mich dankbar in ſeine Arme legen.“

„Geh' mit Gott!“ rief Eliſabeth. „Du biſt würdig, ein Streiter des Herrn zu ſein. Meine Segenswünſche werden dich begleiten.“

„Mutter!“ rief Ludwig, indem er vor der Gräfin niederkniete, „gebt mir Euern Segen und nehmt dafür den kindlichſten Dank für Alles, was Ihr an mir gethan.“

Weinend ſegnete ihn Frau Eliſabeth.

„Aber willſt du denn auf ewig von uns ſcheiden, Vetter?“ fragte der kleine Heinrich.

„Auf ewig!“ rief Ludwig und ſtürzte aus dem Zimmer.

Die Wittwe hatte ſehr gewünſcht, Himmeltruden wieder mit ſich nach Arnſtadt führen zu können, und die Beguine war zu nochmaligem Zwieſprach beſchieden worden. Sie kam, aber Barbara begleitete ſie.

„Haſt du dich endlich entſchloſſen, mein Kind?“ fragte die Gräfin, auf Himmeltruden zueilend, „und willſt du mit mir in deine Heimath zurückkehren?“

Himmeltrude ſah ſchmerzlich lächelnd auf Barbara und dieſe antwortete ſtatt der jüngern Schweſter: „Habt Erbarmen mit mir, Frau Gräfin, und nehmt mir die Freundin, die Schweſter, die Tochter, mein Alles nicht! Seht, ich bin ſeit einigen Tagen um zehn Jahre und mehr gealtert; ich verſpüre die Abnahme meiner Kräfte allzu merklich; ich fühle, es geht raſch abwärts auf der Bahn meines Lebens; darum bedarf ich dieſer ſtützenden Hand mehr als je.“

„Es ſei fern von mir, edle Schweſter, Euch, der ich ſo vielen Dank ſchuldig bin, eines ſolchen Kleinods berauben zu wollen,“ verſetzte die Gräfin Eliſabeth. „Es kommt ja ganz allein auf Himmeltrudens freie Entſchließung an. Ich glaubte ihr einen Gefallen zu erzeigen, wenn ich ſie mit mir nähme, da ihr verblendeter Mann ſie eigenſinnig flieht, und ſie wohl nie eines Glücks mit ihm gewärtig ſein darf. Iſt es dein Wille, Himmeltrude, hier zu bleiben?“

Die Beguine beugte ſich auf die Hand der gütigen Frau herab, küßte ſie und ſagte: „Arnſtadt iſt mir fremd geworden, gnädige Gräfin. In Frankfurt bin ich eingebürgert. Das Beguinenhaus iſt mir das liebſte Haus auf der Welt, und nur Gilbrecht — wenn er einſt ſeinen Irrthum und meine Unſchuld erkennte — könnte mich vermögen, daſſelbe zu verlaſſen. Kein Menſch aber auf Erden lebt, der mir lieber wäre, als Barbara, ſelbſt Gilbrecht nicht ausgenommen. Mit ihr möchte ich leben und ſterben. Endlich bin ich meiner Entbindung nahe, und ich möchte die ſchwere Stunde — vielleicht gar die letzte meines Lebens — in Gegenwart meiner mütterlichen Freundin zubringen. Wir ſind gekommen, Euch Lebewohl zu ſagen, vielwerthe Frau.“

„Ihr edeln Seelen müßt zuſammenbleiben,“ ſagte die Gräfin und legte die Hand auf Himmeltrudens Haupt. „Geſtatteten es meine Verhältniſſe, ich würde Euch bitten, mich als drittes Glied in Euern Freundſchaftsbund aufzunehmen; denn wahrlich, ſeit mein Herr in die frühe Gruft geſtiegen, thut mir ſolche Freundſchaft nöthiger als je. So aber rufen mich meine Kinder nach Arnſtadt zurück, und in der Sorge für ſie will ich Erſatz ſuchen für Alles, was ich hier verloren habe. An Euch aber werde ich oft und viel in Liebe gedenken, Euch in meine Gebete einſchließen, immer Euer Andenken ſegnen. So lebt wohl, meine Freundinnen! Gott und die Heiligen behüten Euch!“ Und ſie ſchloß jede der weinenden Frauen an ihre Bruſt. Barbara und Himmeltrude ſchwankten aus der Thüre.

In der Frühe des folgenden Morgens verließ Frau Eliſabeth mit ihren Kindern Frankfurt. Der alte Mainzer Erzbiſchof hatte ihr frei Gefährt beſtellt. Ein kleines Häuflein gab ihr das Geleit; darunter war der Ritter Rudolf von Sachſenhauſen, einer der edelſten Freunde Günthers, und der junge Graf Ludwig von Hohenſtein. Schweigend ritt er an der Seite des Wagens, wo die junge Eliſabeth ſaß. Aber ſein Schmerz, dem er den Mund verſagte, brach gewaltſam aus ſeinen Blicken hervor. — In Hanau ſchieden ſie. Ludwig umſchlang Eliſabeth noch ein Mal, drückte ihr noch einen Kuß auf die Lippen, deutete ſtumm gen Himmel, warf ſich auf ſein Roß und ſprengte Frankfurt zu. Als er im Johanniterhauſe ankam, fand er den trübſelig gewordenen Eitel Blum eben beſchäftigt, die Vögel aus dem Zimmer des verſtorbenen Königs zu räumen.

„O weh!“ rief er plötzlich. „Auch der Lübich iſt geſtorben. Das herrlichſte Thierlein, das ich je gelehrt. Der edle Vogel hat den edeln König nicht lange überlebt. O weh! O weh! Die Beſten ſterben. Was ſoll aus dir werden, Welt.“ Und mit einer Thräne im Auge ſteckte er den todten Vogel in die Taſche, um ihn zu begraben.

## Elftes Kapitel.

König Karl hatte den Saalhof bezogen, um eine Woche oder drüber in Frankfurt zu verweilen, und er hatte dazu mehr als einen Grund. Zuerſt wollte er ſich den ihm feindlich geſinnten Frankfurtern recht freundlich und liebreich zeigen, um ihre Herzen zu gewinnen und den Verdacht, als ſei König Günther auf ſeinen Betrieb vergiftet worden, von ſich zu entfernen. Sodann hoffte er in dieſer Zeit von der Judenſchaft Frankfurts eine bedeutende Geldſumme zu erborgen, denn ſeine Kaſſe war wieder einmal ſo leer, daß er die gewöhnlichſten Ausgaben nicht beſtreiten konnte. Endlich bearbeitete er die Kurfürſten, daß ſie ihn nun noch ein Mal, und zwar nach Geſetz und Herkommen, in Frankfurt wählen und zum römiſchen König ausrufen möchten. Nicht eher glaubte er ſich ganz ſicher in der mit ungeheuern Opfern erkauften Würde, als bis er allen Formen genügt. Er ſchien aber nicht zu bedenken, daß in ſeiner zweiten Wahl das Bekenntniß lag, die erſte ſei ungültig, folglich Günther der rechtmäßige König und der Kampf gegen denſelben ungerecht und gottlos geweſen. Sobald die neue Wahl vor ſich gegangen, gedachte er ſich ſogleich mit ſeiner Gemahlin nach Aachen zur Krönung zu wenden.

Vor allem ſuchte er ſich der Geiſtlichkeit Frankfurts zu verſichern und die zahlreichen Stellen derer, die an der Peſt dahingeſtorben waren, mit ſeinen Anhängern zu beſetzen. Sein zweites Augenmerk war darauf gerichtet, die vornehmſten Altbürger an ſich zu ziehen und ſich ihnen verbindlich zu machen. Ulrich von Hanau und ſeine Freunde genoſſen nun den Lohn ihrer Treue; König Karl würdigte ſie ſeiner Freundſchaft und ſeines perſönlichen Umganges. Auch der Schöff Rullmann zum Paradeis, von Karls Schwiegervater, dem Pfalzgrafen Rudolf — aus guten Gründen — demſelben ganz beſonders empfohlen, genoß der beſondern Gnade des Königs und ſpeiſ'te täglich an der Tafel deſſelben. Rullmanns Schwiegerſohn, den Edeln von Eſchelbach, ernannte er zum Marſchalk der Königin, Gela zu deren Hofmeiſterin. Der Schöff war ſelbſt ſo glücklich, das königliche Ehepaar im Paradeiſe zu empfangen, denn Anna wünſchte ihren hohen Herrn mit dem Hauſe bekannt zu machen, in welchem ſie ſeit ihrer frühen Jugend gewohnt hatte, ſobald ſie gen Frankfurt gekommen war, und Karl war nie glücklicher, als wenn er einen Wunſch der Königin erfüllen konnte.

Seit dieſer Zeit erholte ſich Herr Rullmann ſchnell wieder von ſeiner Krankheit und den ihr folgenden Schrecken; von Tag zu Tag erhob er das Haupt höher, das ſich wieder röthete und zu gleiſſen begann, er ſchlich nicht mehr demüthig, ſondern er ſtolzirte wieder durch die Straßen, ſein Bauch gewann wieder an Fülle und Umfang; er ſprach ſein: „Heiliger Chriſt!“ nicht mehr ſanft und geſchmeidig, ſondern wieder donnernd und grimmig, kurz es kam wieder alles mit ihm ins alte Gleis.

Es war dem Schöffen auch gelungen, ſeinem Sohne, dem Ritter Dymar, wieder zu des Königs Gnade zu verhelfen. Denn er hatte Karln eine große Summe aus der Nachlaſſenſchaft ſeiner zweiten Frau geborgt; dafür verſprach der König in mehr als einer Beziehung ſo gefällig als möglich zu ſein. Und bei der erſten Meldung des Königs an den Pabſt nach Avignon von ſeinem endlichen Siege über alle Schwierigkeiten wurde auch des Schöffen zum Paradeis gedacht und dem heiligen Vater eine dringende Bitte hinſichtlich des Schöffen vorgelegt. — Doch der Hauptwurf, Dymars Tollheit gegen die Königin in ihrem Winzerhäuschen zu Bacharach, wieder gut zu machen, ſollte noch gethan werden. Beate von Rothenſtein, das verſchmitzte Gürtelfräulein der Königin und deren innigſte Vertraute, verkehrte, ſeit der König in Frankfurt eingezogen war, ſchier täglich im Paradeiſe und man ſah ſie mit Gutchen von Waſum oft Arm in Arm durch die Straßen wandeln. Gutchen ſchien ihre vermeintlichen Anſprüche auf Dymarn gänzlich aufgegeben oder vielmehr an Beaten abgetreten zu haben. Dymar begegnete Gutchen nicht mehr ſo abſtoßend und beſuchte ſeines Vaters Haus oft. Es ſchien, als ſei er von ſeiner Leidenſchaft zur ſchönen Müllerin gänzlich befreit, wenigſtens vermied er von ihr zu ſprechen und durch die Fahrgaſſe zu gehen.

Mit Hülfe des alten Schöffen, hatten Dymar und Beate bald ihren Plan geſchmiedet, und eines Morgens trat Beate vor die Königin, ſprechend: „Durchlauchtigſte Frau, ich habe mir ſelten eine Bitte bei Euch erlaubt, obgleich ich Euch treu und verſchwiegen gedient, wie gewiß keine andre gethan hätte; nun tret' ich Euch mit einer kleinen Bitte an, die Ihr mir um ſo weniger abſchlagen werdet, da Ihr dabei nicht ganz unbetheiligt ſeid."

„Und welches iſt ſie?" fragte Anna. „Kann ich ſie gewähren, ſo ſoll ſie gewährt ſein."

„Gebt mir die Erlaubniß, mich verheirathen zu dürfen."

„Mit wem?" fragte die Königin verwundert. „Wer iſt dein Geſpons?"

„Der Ritter Dymar zum Paradeis."

Die Königin erblaßte.

„Nur wenn er mein Gemahl iſt, habt Ihr nie wieder etwas von ihm zu fürchten. Durch mich wird er unzerreißlich feſt an Euere Perſon gefeſſelt, und mehr als durch alle Gnadenbezeugungen, die Ihr ihm zugedacht hattet."

„Der Undankbare!" rief Anna ſchmerzlich.

„Er iſt nicht ſo ſtrafbar, als er erſcheint. Seine heftige Natur hat ihn hingeriſſen, Euch zu beleidigen. Er bereut ſein Handeln ſchmerzlich, und wünſcht nichts mehr, als ſeinen Fehl wieder gut zu machen und Euch getreulich zu dienen.“

„Will er das wahrhaftig?“ fragte die Königin tief aufathmend.

„Bei aller Heiligen Hülfe! Wie könnte er anders meine Hand begehren, da er doch von ſonſt und jetzt nur allzu gut weiß, wie ich mit Leib und Leben an Euch hange, und lieber ihn und alles Andre, als den Dienſt bei Euch aufgeben würde.“

„Du haſt recht. Nur dadurch können wir den Gefährlichen zähmen und ſchadlos machen, wenn wir ihn alſo an uns feſſeln. Es iſt ein weit klügerer Einfall von dir, Beate, als ich anfänglich glaubte, den Dymar zu freien. Ach, ich will es dir nur geſtehen, ich habe mich im Stillen immer vor Dymar gefürchtet, und mich vergebens beſonnen, wie er am leichteſten unſchädlich zu machen ſei. Und gerade das leichteſte Mittel iſt mir nicht beigefallen, das du mir nun an die Hand giebſt. Wie bin ich dir dankbar dafür! Ja, er ſoll dein werden. Und ich will ſelbſt mit dem Könige hinſichtlich Eurer ſprechen.“

Beate brachte dieſen Beſcheid frohlockend in's Paradeis; die Königin ſprach mit ihrem Gemahl, und am andern Tage wurde Dymar zum Oberkämmerer des Königs, Beate zur Hofmeiſterin der Königin ernannt, und beide erhielten die gnädige Zuſicherung, daß der König ihre Hochzeit ſogleich nach ſeiner Krönung ſelbſt ausrichten werde.

Dieſe Kunde hatte ſich kaum in der Stadt verbreitet, als ein ältlicher Mann in der ehrwürdigen Tracht der Predigermönche im Saalhofe erſchien und vor den König geführt zu werden verlangte. Die Höflinge grüßten ihn vertraut und verwunderten ſich ſchier, ihn ſo lange nicht geſehen zu haben, und von mehr als einer Seite wurde die Frage an ihn gerichtet: „Ehrwürdiger Pater Dominik, wo habt Ihr doch verweilt? Es ſind ja Monate her, ſeit man Euch nicht an der Hofhaltung geſehen.“

„Ach,“ ſagte ein Anderer, „haben wir nicht vernommen, daß ihn die Frankfurter gefaßt und auf den Eſchenheimer Thurm geſetzt? Nun ſeid Ihr wohl jetzt erſt wieder frei worden durch des Königs gnädige Fürſprache?“

„So iſt's,“ verſetzte der Mönch, „und ich bin gekommen, dem Könige meinen Dank abzuſtatten. Deshalb führt mich zu ihm.“

Er war es, der ſtolze Geipel Veldenz, der verſchmitzte, ränkeſüchtige Pater Dominik, der furchtbare rachſüchtige Bärenführer Härt Betz. Aber ſchneeweiß und zierlich war jetzt ſein Kleid, ſeine ſonſt gebückte Geſtalt aufgerichtet, der ſchwarze Zottelbart war verſchwunden, Scheere und Meſſer hatten das Haar geſtutzt, die verwachſene Tonſur wieder hervorgerufen, das Geſicht geglättet und angefriſcht, welches von keinem Pflaſter mehr entſtellt wurde.

Keck trat er in des Königs Gemach. Karl wich dem feurigen Blicke des Dominikaners aus, und ſenkte den ſeinigen verlegen zur Erde.

„Gott grüß Euch, königlicher Herr!“ redete Dominik, ſich kaum verneigend. „Ich bin gekommen, Euch Glück zu wünſchen zum unbeſtrittnen Beſitz des Reichs.“

„Ihr habt Euch lange nicht um unſre Wohlfahrt bekümmert,“ redete der König, ſchier ängſtlich.

„Es lehrt ſich wohl, wenn man hart darniederliegt. Ihr habt auch ohne meine Dienſte Euer Ziel erreicht.“

„Ihr ſeid verunglückt; ich habe davon gehört; Ihr wolltet vom Eſchenheimer Thurm entwiſchen, und bracht ein Bein.“

„Ganz recht. Ich wurde gefangen, als ich Euch Geld verſchaffen wollte."

„Ich werde es wieder gut machen. Ihr ſeid mir dienſtfertig geweſen; es ſoll Euer Schade nicht ſein, mein Vater. Ich will nicht allein Euern Orden reichlich bedenken, ſondern auch Euch ſelbſt."

„Womit wollt Ihr mich bedenken, allerdurchlauchtigſter Herr?" fragte der Mönch mit unverſchämter Miene.

„Ihr — Ihr ſollt tauſend Pfund Heller von mir erhalten."

„Tauſend Pfund Heller!" hohnlachte Dominik. „Glaubt Ihr, Herr König, ich habe für ſchnödes Geld den Spion für Euch gemacht in deutſchen Landen umher? Ich wäre bei Tag und Nacht, in Hitze und Froſt Euch zu Willen geweſen, unter Mönchen und Pfaffen, Grafen und Herrn, Bettlern und Dieben, damit Ihr mich nachher mit einem Stück Geld abſoldetet, wie einen Taglöhner, und mich meiner Wege wießet? Nicht alſo haben wir ausgemacht, Herr König. Ich erinnere Euch an Euer und des Kurfürſten Gerlach von Mainz Verſprechen, daß ich hier oder zu Mainz Domprobſt werden ſoll. Ich will Domprobſt ſein; weiter verlange ich nichts."

„Ihr ſeid unbeſonnen, mein Vater. Der

Dompropſt, Herr Heinrich Beyer, iſt ein Ehrenmann; aus welchem Grunde ſollte ich ihn vom Amte zu entfernen trachten? Ich würde ganz Frankfurt gegen mich aufbringen. Und wenn ich vollends Euch an die Stelle zu bringen ſuchte, ſo würden die Bürger wie ein Mann aufſtehen, und Euch und vielleicht gar mich todtſchlagen; denn wo man hier von Euch reden hört, da ſeid Ihr den Frankfurtern verhaßt.“

„Bin ich ihnen verhaßt, den verdammten Krämern?“ grinſ'te Dominik wieder. „Ich glaub' es ſelbſt. Nun wohl, ſo macht mich zum Dompropſt zu Mainz.“

„Der Gerlach iſt noch nicht im vollen Beſitz des Erzbisthums. Der Virneburg iſt noch eben ſo mächtig als ſonſt, und der Dompropſt von Falkenſtein iſt wahrlich nicht der Mann, den man abſetzt, um Euch ſeine Stelle zu geben. Der alte Kurfürſt würde auch nimmer darein willigen.“

„So wollt Ihr mir Euer Verſprechen halten, wie Ihr's dem Gerlach gehalten? Ihr ſeid alleiniger Herr und König, aber er iſt nicht alleiniger Erzbiſchof und Kurfürſt.“

„Was geht Euch an, wie ich's mit dem Gerlach halte? Ich werde ihn entſchädigen und beſitze Macht und Vermögen dazu.“

„Gut. So will ich nur von mir reden. Ich verlange Euer Geld nicht. Ich fordre Erfüllung Eures Verſprechens. Lang genug bin ich im Staube gekrochen; nun will ich auch mein Haupt erheben, und es ziemt Euch, diejenigen hoch zu ſtellen, die Euch zum alleinigen Beſitz der höchſten Würde verholfen.“

„Ich laß Euch zweitauſend Pfund Heller auszahlen. Eine ſchöne Summe; damit könnt Ihr zufrieden ſein.“

„Ich ſag' Euch nochmals; ich mag Euer Geld nicht. Niemals hab' ich mich Euch für Geld verkauft. Ein Kirchenamt, ein mächtiges Kirchenamt will ich, nach Euerm Verſprechen.“

„Es iſt nicht möglich!“ ſagte der König zitternd und leiſe.

„Nicht möglich?“ rief Dominik erſtaunt. „Und warum nicht?“

„Nun ſo mögt Ihr es immerhin wiſſen, was ich Euch gern verſchwiegen hätte: es iſt männiglich bekannt, daß Ihr die Kirchengelübde gebrochen und mit einem Weibe in wilder Ehe gelebt, ja dies Weib für Eure eheliche Wirthin ausgegeben, wenn Ihr mit derſelben im Lande umhergezogen, ſo auch, daß Ihr mehre Kinder mit derſelben gezeugt.“

„Und deshalb wollt Ihr mir das Amt verweigern?“

„Nicht weil Ihr die Gelübde gebrochen, ſondern weil es jedermann weiß, und das Weib behauptet, Ihr wäret Ihr rechter ehelicher Herr. Schon hat der Dominikanerorden beſchloſſen, Euch auszuſtoßen. Wie kann ich Euch unter dieſen Umſtänden ein Kirchenamt verſchaffen? Nehmt das Geld und ſeid zufrieden.“

„Es iſt genug!“ kreiſchte Dominik. „Ich verlange keinen Dank von Euch. Wer war ich, als ich als Bärenführer im Lande umherzog? Euer Spion. Weshalb zog ich mit dem Weibe? Um nicht verrathen zu werden. Ihr ſeid nun König und bedürft meiner nicht mehr. Gottlob! auch ich bedarf Eurer nicht. Lebt wohl!“

Und wuthſchäumend ſtürzte er hinaus; aber er verbiß die Wuth und trat anſcheinend ruhig unter die Höflinge. „Ich will auch der Königin aufwarten,“ ſagte er; „bringt mich auch zu ihr.“ Er wurde in das Vorzimmer geführt; von hier ging er keck und unangemeldet in das Zimmer der Königin. Anna ſaß mit weiblichen Putzarbeiten beſchäftigt am Tiſche, neben ihr Beate. Kaum hatte ſie den Predigermönch in der Thüre erblickt, als ſie erbleichte, laut aufſchrie und in Beate's

Arme flüchtete, indem ſie die von furchtbarem Schrecken ihr abgepreßten Worte rief: „Pater Dominiks Geiſt!“

„Es iſt nicht ſein Geiſt,“ ſagte der Mönch giftig. „Zwar iſt es nicht Euere Schuld, hohe Frau, daß ich Euch nicht als Geiſt einen Beſuch mache und meinen Lohn von Euch einfordre; denn Ihr habt das Eure redlich gethan, mich in Bacharach zu einem Geiſte zu machen. Ihr hattet Euch auch die Burſche gut gewählt, nur ſchade, daß ſie es für unnöthig fanden, mir den Garaus zu machen.“

„Jeſus Chriſtus!“ ſchrie die Königin und begann zu lachen.

„Heiliger Gott!“ rief Beate. „Laßt Euch bedeuten, mein Vater. Ihr ſollt haben, was Ihr verlangt und begehrt. Nur entfernt Euch ſchnell und ſchweigt. Ich beſchwör' Euch bei allen Heiligen!“

„Ich gehe ſchon und ſchweige auch,“ verſetzte Dominik kalt. „Laßt mich der hohen Frau nur erſt noch ſagen, daß das Mägdlein, welches der Pater Ananias dem Thorwart Eitel Blum hier in Pflege gegeben, ſo wenig geſtorben iſt, wie ich. Solch Kindlein iſt in meinen Händen, und ich werde es als meine Rächerin auferziehen. Nicht umſonſt hat es ein feuriges Mal in Geſtalt eines Schwertes auf der Stirne.“

Mit dieſen Worten ging er davon. Draußen triumphirte er: „Das war der erſte Schlag meiner Rache. Sie ſollen noch gewichtiger fallen.“

Die Königin aber wurde vom Lachkrampf befallen, zum erſten Mal, ſeit ſie Karls Gemahlin war. Die Hoffrauen liefen ſchreiend umher: es wurde nach Ärzten geſchickt; der König kam wehklagend herbei und ſah dem gräßlichen Schauſpiel mit Zittern und Beben zu. Das ganze Haus war in Aufruhr. Da erinnerte ſich Beate an die Wunderheilkraft, welche die Beguine Himmeltrude ſchon ſonſt an der Kranken durch Beſtreichen und Auflegen der Hände bewieſen, und der König ſandte ſogleich Boten mit dringender Mahnung ins Beguinenhaus. Es dauerte auch nicht lange, ſo kam Himmeltrude, aber ſie wurde von der Priorin geführt. Ihre nahe Entbindung machte dieſe Vorſicht nöthig.

Mit gewohnter Menſchenliebe gingen die beiden frommen Frauen ans Werk, und kaum waren einige Minuten verſtrichen, als ſich auch der Krampf ſchon legte und die Kranke ruhig und ruhiger wurde, bis ſie endlich in Schlaf verſank. Die Beguinen wollten ſich wieder entfernen, aber der König ließ ſie nicht, und ſie blieben nach ſeinem Willen an Anna's Lager, um ihre Pflege zu beſorgen.

Kaum hatte ſich Anna wieder erholt, als ſie mit ängſtlicher Sorge nach dem Pater Dominik fragte, und wie ihrer Sinne nicht recht mächtig, nach einer kleinen Kunigunde rief. Barbara ſchauderte bei dieſem Namen, und ſuchte die Königin zu beruhigen. Als ihr dies nicht gelingen wollte, hieß ſie alle Andern ſich entfernen, und ſobald ſie ſich mit der Königin allein ſah, ſprach ſie leiſe: „Durchlauchtigſte Frau, es iſt mir von einem Sterbenden ein Geheimniß anvertraut worden, jedoch mit dem Begehr, es Euch zu eröffnen. Zu ſolchem Zwieſprach bietet ſich mir jetzt erſt die ſchickliche Gelegenheit und ich theile es Euch um ſo eher mit, da es ſich gerade um den argen Predigermönch und ein Kindlein Kunigunde handelt, nach welchem ihr ſo groß Begehren tragt.“

„Das Kindlein iſt todt, und der Mönch ſagt, es lebt,“ ſchauderte die Königin.

„Er hat die Wahrheit geſprochen, der böſe Menſch. O kenntet Ihr ihn, wie ich, hohe Frau, Ihr würdet nicht nach ihm begehren!“

„Sagt an! Sagt an, was wißt Ihr von dem Kinde?“ zeterte die Königin.

„Der Minoritenguardian Ananias hat mir auf dem Sterbebette vertraut, das Kindlein Kunigunde ſei nicht geſtorben, wie er Euch berichtet, ſondern dem Thorwart Blum geraubt worden, und zwar, wie er, der Frater Ananias ſpäter erfahren, von dem wilden Dominikaner Dominik. Dies ſolch ich Euch berichten.“

„Heilige Mutter Gottes, ſo iſt es doch wahr, was er geſprochen!“ bebte die Königin auf. „Das iſt ſchrecklicher, als ich jemals gefürchtet. O Mutter! fromme Mutter, rettet mich vor der Rache, der gewiß entſetzlichen Rache dieſes Menſchen! Ich habe Vertrauen zu Euch gefaßt. Mir iſt in Eurer Nähe, als walte ein Engel um mich, und wenn ich Euch in das reine ruhige Auge ſehe, kehrt ſelbſt in meine mannichfach bewegte Seele die lang entbehrte Ruhe ein. Ich will, ich muß Euch alles bekennen, was mein Herz belaſtet. Es treibt mich ein unwiderſtehliches Gefühl dazu. Ich bin eine große Sünderin, aber ich bin mir das zum erſten Male jetzt klar bewußt. Ich fühle mich zerknirſcht und voll Reu und Leid über das, was ich begangen. Erbarmt Euch meiner, hochwürdige Frau, und rettet mich.“

„Faßt Euch, durchlauchtigſte Königin,“ redete Barbara. „Ihr ſollt Euch nicht in mir getäuſcht haben. Allen Troſt, deſſen mein Herz fähig iſt, ſollt Ihr empfangen.“

Und auf Anna's Bitte verriegelte ſie die Thüren des Gemachs und hörte dann die Beichte der unglücklichen Königin.

## Zwölftes Kapitel.

Kaum war die Königin wieder nothdürftig hergeſtellt, als die Hülfe der Beguinenpriorin von einer andern Seite in Anſpruch genommen wurde, woher ſie es eben ſo wenig erwartet hatte. Es langte nämlich ein Bote von Eltvill im Beguinenhauſe an, mit der Kunde, daß der alte Erzbiſchof hart erkrankt ſei, und mit der dringenden Bitte deſſelben an ſeine heilverſtändige Schweſter, ſich ſeiner zu erbarmen und ſein Gebreſte zu heben, nicht aber eindächtig zu ſein der harten That, die er einſt an ihr geübt. Der ſtolze Mann, der die Unglückliche ohne Erbarmen ins Elend geſtoßen, flehete jetzt winſelnd um einen Zuſpruch und Hülfe von ihr. Und ſie hätte nicht an das arge Leid gedacht, welches ihr der Erzbiſchof zugefügt, wenn er ſie nicht ſelbſt daran erinnert hätte, aber ihre edle Seele war weit entfernt, einen Gedanken an irgend eine Vergeltung zu hegen, ſondern ſie war vielmehr um ſo eher ſogleich zur Reiſe bereit, weil das Sterben in Frankfurt etwas nachgelaſſen hatte. Auch hatte frommer Sinn das Beguinenhaus wieder bevölkert, und mancher gelehrigen und verſtändigen Schweſter durfte ſie das Heilgeſchäft übertragen. Einen Wunſch hegte ihre Seele, und ihr Bruder, der Erzbiſchof, hatte denſelben Wunſch in ſeinem Schreiben ausgeſprochen, daß nämlich Himmeltrude ſie begleiten möchte. Doch ſchien ihr die Sache bedenklich wegen der nahenden Entbindung derſelben. Zwar glaubte Himmeltrude ſelbſt noch drei bis vier Wochen Zeit zu haben, aber es war ſich auf dieſe ungewiſſe Angabe durchaus nicht zu verlaſſen. — Wie freudig war daher Barbara überraſcht, als ihr die junge Freundin mit der dringenden Bitte entgegenkam, ihr zu erlauben, ihre Begleiterin zu ſein! Neben dem Verlangen, ſich nicht von ihrer mütterlichen Freundin zu trennen, hatte Himmeltrude auch noch die Abſicht, ihren Haushalt in Eltvill zu beſchicken und in Ordnung zu bringen. Seit ſie nämlich kurz vor Ende des vorigen Jahrs mit ihrem Gatten von dort abgereiſt war, war ſie ſo wenig, als der unglückliche mißtrauiſche Gilbrecht dahin zurückgekehrt, und ihr kleines Eigenthum ſtand dort wahrſcheinlich noch beiſammen, wie ſie es verlaſſen hatte. Himmeltrude hielt es für Pflicht, vor ihrer Niederkunft dieſe Sachen in beſte Ordnung zu bringen und ſie als Eigenthum ihres Kindes in Anſpruch zu nehmen, damit, im Fall ihres Todes, ihr in dieſer Hinſicht keine üble Nachrede folgen möchte. Barbara widerſtand den Bitten der geliebten Schweſter nicht, und beide reiſten auf einem Schifflein ab und langten glücklich in Eltvill an.

Die Krankheit des alten geiſtlichen Kurfürſten war eine Folge ſeines unmäßigen Trinkens und wurde langwierig, weil er ſich den ſtarken Genuß des Weins durchaus nicht verſagen wollte. Die Nachricht von dieſem ſchlimmen Gebreſte war ſüße Muſik in Gerlachs von Naſſau Ohren zu Mainz, der vom König Karl bedeutet worden war, ſich bis zu Heinrichs von Virneburg Tod ruhig zu verhalten, weil ihm das Erzbisthum doch nicht entgehen werde. Aber zu ſeinem noch größern Ärger ſtellte Barbara ſeinen alten Gegner wieder her.

Himmeltrude hatte der Priorin treulich beigeſtanden, ihre eignen Angelegenheiten in Ordnung gebracht, und glaubte noch vor ihrer Niederkunft nach Frankfurt zurückkehren zu können, als ſie plötzlich von der ſchweren Stunde überraſcht wurde. Es ſchien eine gütige Beſtimmung des Himmels zu ſein, daß ſie in denſelben Räumen ſich zuerſt der Frucht ihrer ehelichen Liebe erfreuen ſollte, wo ſie dieſe Liebe ſelbſt ſo glücklich gemacht hatte. Es war ihr, als liege zwiſchen ihrer Abreiſe mit Gilbrecht und dem Tage, an welchem ſie einen geſunden ſchönen Knaben zur Welt brachte, nur ein ſchwerer böſer Traum und oft däuchte ihr, als müſſe Gilbrecht kommen und ſein Kind, das ihm zum Verwundern ähnlich ſah, begrüßen. Sie drückte den geliebten Säugling oft an die mütterliche Bruſt und vergoß viele Thränen dabei. Barbara war ihr zur Hülfe und pflegte ſie mütterlich. Der Domprobſt Kuno wurde des Knäbleins Taufpathe und gab ihm ſeinen Namen. Der alte Erzbiſchof taufte es. Auch er drückte das Kind, von ſeltſamer Rührung übermannt, ans Herz und blickte dann ſeine Schweſter lange ſchmerzlich an. Als die heilige Handlung vorüber war, ließ er ſie zu ſich kommen, gab ihr die Hand und zog ſie auf das Lotterbett.

„Bärde,“ ſagte er mit weicher Stimme, „ich kann dir unmöglich ein dich angehendes Geheimniß länger verſchweigen. Die Taufe des kleinen Kuno von Wyſſel hat mich allzuſehr ergriffen. So ſollſt du denn wiſſen, daß das Knäblein, welches du einſt geboren, Gilbrecht von Wyſſel iſt, Himmeltrudens Gatte.“

„Ha!“ rief Barbara. „Die Ahnung davon war ſchon lange in meiner Seele. So iſt Himmeltrude meine Tochter, Kuno mein Enkellein!“

„So iſt's!“ verſetzte der Erzbiſchof und weidete ſich an Barbara's freudeſtrahlenden Augen.

„Aber wo iſt er, daß ich ihn umarme, den Sohn meiner Schmerzen?“

„Sieh, ich wollte eben die Freude aufſparen, bis ich den Verblendeten von ſeinem Wahne zurück gebracht und geheilt, dir und Himmeltruden entgegenführen könnte, und ſchon ſeit mehren Wochen habe ich unſern Bruder Ruprecht beauftragt, dem Gilbrecht ſeine Irrthümer zu nehmen, und ihn uns zuzuführen, ja der ſelige König Günther ſprach ſelbſt den Wunſch aus, dir deinen Sohn in die Arme zu legen. Nun hat aber weder Ruprecht noch Gilbrecht wieder etwas von ſich hören laſſen. Das macht, Ruprecht iſt dem Domprobſt nicht gewogen und nährt wahrſcheinlich Gilbrechts Haß gegen denſelben. Ich aber konnte dir's nicht länger verſchweigen, und fürwahr, deine treue Pflege meiner verdient wohl dieſe Freude.“

Barbara eilte zu der Kindbetterin und Himmeltrude erfuhr nun, wie nah ſie ſich verwandt waren. Doch ihre Herzen konnten nicht inniger vereint werden. Sie lagen lange Bruſt an Bruſt gedrückt, und weinten.

Der kleine Kuno war das Band, welches die Herzen Aller zuſammenverband, und der Dompropſt zählte ſich, ſeit er des Kindes Pathe war, mit zu der Familie.

Zwar wünſchte der Erzbiſchof ſehr, ſeine Schweſter und Himmeltruden bei ſich zu behalten, und ließ es deshalb nicht an Vorſtellungen fehlen, aber die Pflicht rief beide, ſo ſchnell als thunlich, nach Frankfurt zurück.

Sobald alſo Himmeltrude geneſen war und die kirchliche Weihe empfangen hatte, rüſteten ſie ſich zur Abreiſe. Wegen des kleinen Kindes, zogen es die Frauen vor, die Reiſe zu Land zu machen, und der Erzbiſchof ſtellte zwei bequeme Sänften zu ihrem Dienſt, die von ſtarken Männern getragen wurden. Der Dompropſt von Falkenſtein ſollte ihnen das Ehrengeleit geben.

Es war ein ſonnenheißer Julitag, als ſie aufbrachen. Verſchiedene Kleinigkeiten hatten ſie bis gegen Mittag zurückgehalten; der Erzbiſchof ließ es ſich nicht nehmen, ſie noch mit einem leckern Imbiß zu bewirthen und einige Krüge auf ihre glückliche Reiſe und ferneres Wohlergehn zu leeren. Endlich ging die Reiſe vor ſich. Zwei Männer trugen eine Sänfte; vier andre gingen zum Abwechſeln hinterdrein. Der Domprobſt war zu Pferde, einige Reiſige und zwei Dienerinnen zu Pferde machten die Geſellſchaft aus. Der Weg zog ſich Anfangs am rechten Rheinufer hin, nahm aber ſpäter ſeine Richtung nach den Vorhügeln des Taunus, die damals alle noch mit Wald bedeckt waren. Ohne daß die Frauen in den Sänften es bemerkt hatten, war allmälig um ſie her eine große Veränderung vorgegangen. Drohende Rieſenwolkenhäupter ſtiegen langſam am Horizonte herauf, gleichſam als ſtarrten ſie begierig die lechzende Erde an, und höher und höher hoben ſie die ungeſtaltnen Leiber, gleich den Titanen, den Himmelsſtürmern, und reckten mit langen ſchwarzen Armen über die Himmelsfläche hin, als wollten ſie das Sonnenlicht auffangen und ihm den Durchgang auf die Erde verwehren. Und bald hatten ſie dieſen Zweck erreicht; ſie bildeten eine dunkle Scheide zwiſchen Himmel und Erde, und die Erde verfinſterte ſich grauenvoll. Die Luft war drückend ſchwül, und Menſch und Thier ſchritt, Ströme von Schweiß vergießend, ermattet dahin. Nichtsdeſtoweniger trieb der Domprobſt die Träger zur Eile und verſprach ihnen reichern Lohn, wenn ſie alle ihre Kräfte anſtrengten, um ſo ſchnell als möglich vorwärts zu kommen und noch vor Ausbruch des Gewitters ein Gehöft zu erreichen, welches dicht am Taunuswalde lag und den Reiſenden als Herberge diente. Er war um ſo mehr für die Frauen beſorgt, da ſie ſchon mehre ſehr verdächtig ausſehende Reiter überholt und er aus ihren Blicken wahrzunehmen geglaubt hatte, daß ſie gegen die kleine Reiſegeſellſchaft Böſes im Schilde führten. Doch die ſchwarzen Rieſen thaten ihre rollenden Feueraugen weit auf und ſandten zürnende Blitze in den lechzenden Luftraum. Und den Feuerblicken folgte das donnernde Wort und hallte rollend über Berge und Thäler dahin. Von Regenſtrömen durchnäßt, langten die Reiſenden endlich in der Herberge am Walde an. Hausflur und Stuben waren mit Menſchen angefüllt, welche das Gewitter aus Wald und Feld hier zuſammengetrieben hatte. Man kümmerte ſich wenig um den Domprobſt und die beiden Frauen, und überließ es ihnen ſelbſt, für ihre Bequemlichkeit zu ſorgen. Herr Kuno muſterte die Anweſenden mit theilte draußen ſeine Knechte in zwei Haufen, die erſte Abtheilung mußte einige Schritte voran reiten, dann kam Himmeltrudens Sänfte, neben welcher er ſelber ritt. Zwiſchen dieſer und der andern Sänfte, in welcher Barbara getragen wurde, gingen die freien Sänftenträger; dann ritten die beiden Dienerinnen und zuletzt die andre Abtheilung der Knechte. Dieſe Anſtalten traf der Dompropſt vor der Thüre der Herberge, recht in Aller Angeſicht, um das Geſindel von einem Raubüberfall, den es, ſeiner Überzeugung nach, auf die Geſellſchaft beabſichtigte, zurückzuſchrecken, und er glaubte Alles recht gut gemacht zu haben und ganz ſicher zu ſein. Aber er hatte in der Stube freilich nicht bemerkt, wie einige von den verdächtig ausſehenden Geſellen draußen auf der Hausflur mit den Sänftenträgern verkehrt und denſelben wacker zugetrunken hatten; er hatte nicht geſehen, wie ſie ſich beim Abſchiede brüderlich die Hände gereicht und bedeutſame Blicke miteinander gewechſelt hatten; er hatte endlich keine Acht darauf gehabt, daß einer der in Eltvill gemietheten Träger in dem Gehöfte zurückgeblieben, und an ſeiner Statt ein Andrer in ſeinen Kleidern eingetreten war, und als Hintermann in Himmeltrudens Sänfte ging. Von allen dieſen Ereigniſſen wußte der Domprobſt nichts, und war deshalb auch nach getroffnen Vertheidigungsmaßregeln, ruhig.

Die Nacht kam lieblich kühl herangezogen, zwiefach ſchön nach dem Gewitter, dreifach in dem herrlichen duftigen Wald. Die Wolken waren vom Himmel verſchwunden und ließen die dunkle ſternengeſchmückte Bläue recht in ihrem eigenthümlichen und herrlichſten Glanze erſcheinen; der Mond erſchien endlich, wie eine beruhigende Gottheit, um es der Erde zu verkünden, daß das raſende Wetter nur zu ihrem Heile gekommen und daß der Sturm nun vorüber und er der glänzende ruhige Herold der neuen Ruhe ſei. Und die erſchütterte und getränkte Erde ſchmiegte ſich vertrauend ſeinen Verſöhnungsblicken und trank nun begierig ſeine Lichtküſſe und freuete ſich der zarten Liebkoſungen der Nacht, welche ſie allmälig in ſüßen Schlummer wiegte. Es war gar eine herrliche Sommernacht geworden; der Mond äugelte ſo ſchelmiſch durch das Laub der Bäume auf die Reiſenden herab, und ſein gaukelndes Licht glich zuweilen ſichtbaren Küſſen, die er ihnen zuwarf. Die Luft ſtrich ſo kühl und erquickend und plauderte ſo geheimnißvoll mit den Blättern der Bäume. Der Domprobſt hatte Speiſe und Wein unter die Dienerſchaft austheilen laſſen; er ſelbſt hatte an einer vorzüglich ſchönen Waldſtelle das einfache Mahl mit den beiden Freundinnen eingenommen und einige Flaſchen alten Wein geleert. Seine Augen ruheten mit Entzücken auf der ſchönen jungen Mutter, welche ihrem Kindlein die Bruſt reichte, und die herrliche Nacht und der herrliche Wein löſten ihm die Zunge und gaben ſeinen langgenährten Gefühlen Worte. Sein Herz wallte in ſeliger Empfindung über. Darum beſtieg er auch ſein Pferd nicht wieder, ſondern ließ es ſich von ſeinem Knappen nachführen; er ſelbſt ging dicht an Himmeltrudens Sänfte, um mit der holden Frau zu koſen.

„Ihr tretet nun wieder in Euer ſtilles Walten zurück und ruft ferner mit jeder frommen That, die Ihr thut, reichern Himmelsſegen auf Euer Haupt herab: o dürften meine Blicke Euere Bahn verfolgen, mein Herz würde ſich täglich und ſtündlich ſtärken und erweitern an Euerm tugendlichen Wandel! Ja, meine Freundin, warum ſollte ich es Euch verhehlen, daß mir Euer Umgang von neuem ein heiliges Bedürfniß geworden iſt? Es iſt mir nicht anders, als ob mich dieſe reine Nacht ſelbſt zu dieſem Geſtändniß aufforderte, das noch niemals über meine Lippen gekommen iſt. Ihr mögt es immerhin mit meinen Worten erfahren, welch heilige keuſche Liebe zu Euch meine

Bruſt erfüllt: wir ſcheiden ja in wenigen Stunden von einander und Gott allein weiß, auf wie lange Zeit. Schon ein Mal habe ich mein Herz bekämpft; ſeit ich nun wieder ſo lange in Euerer belebenden Nähe verweilt, ſind die alten Wunden wieder aufgebrochen. Ich weiß, es macht die Sache nicht beſſer und nicht ſchlimmer, wenn ich Euch mein Herz eröffne, aber es iſt mir plötzlich, als verſchaffte es mir eine große Erleichterung, daß ich Euch ganz vertraut gemacht habe mit meinen Empfindungen. Ich will auch keine Antwort von Euch, viel werthe Frau; denn ich möchte bei Gott und Ehre! kein Wort zu meinen Gunſten von Euern Lippen hören, worüber Ihr vielleicht ſpäter als Mutter und Gattin erröthen möchtet."

„Und doch laßt mich ſprechen, Herr Dompropſt," verſetzte Himmeltrude. „Ja und wenn ich auch ein Wörtlein zu Euern Gunſten rede — warum ſollte ich es auch nicht? — ſo fürchtet nicht, daß die reine, unſchuldige Frau des verblendeten Gilbrecht von Wyſſel darüber ſpäter zu erröthen brauchte. Wenn ich auch leichtſinnig genug wäre, zu glauben, ich ſei meinem undankbaren harten Manne keine Pflichten mehr ſchuldig, weil er alle ſeine Pflichten gegen mich vergißt, ſo würde ich doch niemals und unter keiner Bedingung die

Pflichten, die ich mir ſelbſt ſchuldig bin, aus den Augen laſſen. Mag die arge Welt auch von mir ſagen, was ſie nur immer Schlechtes und Verläumderiſches erſinnen kann, mag mein harmloſes, unverſtelltes, oft etwas zu fröhliches Weſen Veranlaſſung zu ſolch böſem Leumund gegeben haben: ich kann Euch hier unter Gottes freiem Sternenhimmel, in der heiligen Nacht zuſchwören, daß niemals ein unreiner Gedanke in meine Seele kam. Ich würde dieſe Verſicherung keinem andern Manne geben, aber Euch gebe ich ſie, weil mir an Euerer Achtung mehr liegt, als an dem Urtheil der ganzen Welt. Und dies iſt nun der Punkt, auf welchen ich hin wollte. Was hat die hohe Achtung, die ich für Euch fühle, mit einer unreinen Leidenſchaft gemein, die man mir andichtet? Ja, ich achte Euch hoch, ſehr hoch, höher als alle andern Menſchen, und es ſchmerzt mich in tiefſter Seele, daß ich Gilbrecht nicht ſo achten kann. Euere freundſchaftliche Neigung hat meinem Herzen immer wohl gethan, und ich verzieh es mir leicht, daß ich ſie der ſeichten Anbetung andrer Laffen, der trüben Minneglut eines Dymar zum Paradeis, der grinſenden Zierböſelei des alten Walter von Kronberg vorzog, wenn es mir die Welt auch nicht verzeihen wollte, und

Gift aus der uns ſchön erblühten Blume der Freundſchaft ſog. Ihr könnt dazu ſo wenig als ich. Über dies arge Gerede habe ich auch keine Thräne vergoſſen, nur das hat mich unendlich geſchmerzt und mir Thränenſtröme ausgepreßt, daß ſich Gilbrecht von dieſem Leumund beſtechen ließ und Glauben und Vertrauen zu ſeinem Weibe verlor, das niemals nur im Wunſche eine Untreue an ihm beging, nur ein offnes fröhliches Geſchöpf und keine Gleisnerin war. Darum, da ich doch Euern Reden nach hoffen kann, es macht Euch Freude, ſo mögt Ihr es wiſſen, daß ich Euch hochſchätzen werde, ſo lang mein Herz ſchlägt, und ſollte ich darüber den geliebten Gilbrecht noch zehn Mal verlieren.“

„Wie hoch entzückt mich dieſe Verſicherung!“ rief Kuno aus. „Sich von dem reinſten und tugendhafteſten Weibe hochgeſchätzt zu wiſſen, iſt das Höchſte und Herrlichſte, was ein edler Mann auf Erden erſtreben kann. Ich habe es erlangt und es wird mir mein ferneres Leben verklären. O wüßte der unſelige Geſell, welchen Schatz — was ſag ich! welchen Reichthum von Schätzen er eigenſinnig und böswillig von ſich ſtieße! Wahrlich, ich kenne keinen beklagenswerthern Menſchen, als dieſen Gilbrecht! Wie ein toller Bube verläßt er ſeinen blühenden Garten, den ſchönſten, den's weit und breit giebt und in deſſen Beſitz tauſend Andre ſich unausſprechlich glücklich, ja ſelig fühlen würden, und irrt in der Wüſte umher. Gott ſchenke ihm bald Einſicht!“

„So bet' ich täglich, edler Herr, und es ſoll das Erſte ſein, was ich dieſem lieben Knäblein lehren will, wenn mir's Gott erhält; die erſten Laute dieſes unſchuldigen Mundes ſollen ein Gebet zur Erleuchtung und Bekehrung ſeines Vaters ſein. Unterdeſſen will ich mein hartes Schickſal geduldig als eine Fügung des Himmels ertragen und nicht gegen Gottes Rathſchluß murren. Das Licht der Wahrheit und damit die Überzeugung von meiner Unſchuld muß doch endlich in Gilbrechts Seele dringen; ja, Gott erhört gewiß mein inbrünſtiges Gebet und die Heiligen werden für mich bitten. Kehrt er dann ein Mal bei mir ein, und ſieht dem kleinen Kuno ins Geſicht, das jeden ſeiner Züge trägt, dann wird er ganz von meinem reinen Wandel überzeugt ſein, und mir an die Bruſt ſinken und mir alles abbitten, was er mir zu leide gethan.“

„Und was werdet Ihr dann thun, edle Frau?“

„Ich werde ihm Alles verzeihen; ach! ich werde nicht, ich habe ihm ja ſchon längſt Alles verziehen; ich werde ihn lieben, ach! ich liebe ihn ja noch ſo heiß wie ſonſt; ich werde wieder ſein Weib, ſein glückliches Weib ſein, und die trübe böſe Zeit ganz zu vergeſſen ſuchen.“

„Edelſte aller Frauen!“ rief der Domprobſt, ſie bewundernd. In demſelben Augenblicke ſtieß der hintere Sänftenträger einen gar ſeltſamen Laut aus, der faſt wie ein Schmerzensgeſtöhn klang und ſank zu Boden. Die Sänfte blieb ſtehen.

„Was iſt dem Manne begegnet?“ fragte der Domprobſt beſorgt. Die Leute kamen herbei und hoben den Mann auf, der in eine an ſolchen Menſchen ungewohnte Schwäche verfallen war. Man trug ihn auf eine, dem Monde ausgeſetzte Stelle; der Domprobſt war ſelbſt um ihn beſorgt. Kaum aber hatte er dem Träger in das vom Mond beleuchtete Geſicht geſehen, als er, faſt erſchreckt ausrief: „All ihr Heiligen, es iſt Gilbrecht!“

„Gilbrecht?!“ rief Himmeltrude in der Sänfte, und war nicht länger zu halten. „Gilbrecht!“ rief Barbara in der hintern Sänfte und eilte eben ſo raſch hinzu, und in wenigen Augenblicken war der erkannte Flüchtling von mehren Armen umfangen. Zur Rechten kniete Barbara vor ihm und ſah ihm mit thränenfeuchten Augen in das

Geſicht, um ihre eignen Züge wieder zu erkennen, und das lang unterdrückte Muttergefühl brach in gewaltigen Freudenlauten hervor, mit welchen ſie ihn anrief. Zur Linken kniete Himmeltrude, ruhiger aber nicht weniger ergriffen, und hielt ihm mit der andern Hand den Säugling, wie zum Vaterkuſſe entgegen. Dahinter ſtand der Domprobſt und ſtreckte die Hand über die Scene, gleichſam als ſpende er Segen über ſie, und wirklich war in ſeinem ſchönen Geſichte der Abglanz jener heiligen Lebensflamme ſichtbar, die in ſolch hehren Augenblicken in der Bruſt jedes edeln Menſchen mächtig aufglüht. Die Diener und Frauen hatten ſich hinzugedrängt, und ſahen ſtill lauſchend auf die drei am Boden liegenden Menſchen, und über die ganze wunderbar heilige Scene goß der Mond liebevoll ſein Silberlicht, und verklärte ſie gleichſam mit dem Lichtſchleier ſeliger Ruhe, den er darüber warf. Wie hätte da der Sturm der Leidenſchaften noch in einer Bruſt toben können, wo alles Ruhe und Frieden athmete, wo Gottes hehre Nacht in großen ruhigen Maſſen umher lag und durch Mond und Sterne, ſeinen Herolden, allen Geſchöpfen Frieden verkündete!

Aber unbemerkt von den Übrigen hatten ſich die andern Sänftenträger davon gemacht, bald wurde ein fernes Pfeifen vernommen und im Walde beantwortet, und eh noch Gilbrecht, vom gewaltigſten Andrange der Gefühle niedergeworfen, ſich wieder zu ſammeln Zeit gewonnen, eh er ſich klar machen konnte, was Barbaras Worte: „mein Sohn! mein geliebter Sohn!“ zu bedeuten, wurde die Geſellſchaft plötzlich von dem Haufen des Gelichters, das ihr ſchon in der Waldherberge aufgeſtoßen war, umringt, und die Seligkeit der Umarmung geſtört, welche drei Herzen aneinander geriſſen hatte. Kaum aber hatte Gilbrecht die Spießgeſellen bemerkt, als er ſich erhob und ihnen zurief: „Drückt Euch ab! Es iſt hier nichts zu fangen. Die Sachen haben ſich geändert. Geht, ich will ſchon mit Euch fertig werden und Euch für Eure Mühe gut bezahlen.“

Die Kerle ſtanden murrend.

„Was wollt ihr noch?“ donnerte ihnen Gilbrecht zu. „Packt Euch!“

„Wir ſind Genoſſen der freien Jagd, wir ſind Freijäger, und laſſen uns von dir nicht alſo mit trocknem Munde heimſchicken,“ ſagte ein frecher Menſch, hervortretend.

„Du kommſt mir eben recht, Galgenreiter!“ fuhr ihn Gilbrecht an. „Ich ſage dir, du packſt dich ſammt allen und empfängſt übermorgen zwei Pfund im ſchwarzen Bruch. Oder wir wollen ſchnell mit euch fertig werden. Du irrſt, wenn du meinſt die Stelle des Pfauenſchwanzes einzunehmen. Dazu haſt du nicht Haare genug auf den Zähnen.“ Die Andern lachten und der vorlaute Sprecher zog ſich ſcheltend zurück. Die Freijäger waren bald in Dämmrung und Wald verſchwunden, und Gilbrecht ſank in die Arme ſeines Weibes, rufend: „Vergieb! vergieb! Gott hat es wunderbar gefügt. Seit Wochen ließ ich dir aufpaſſen, um dich auf deiner Heimfahrt gen Frankfurt zu fangen; heute ſollte das Stücklein ausgeführt werden. Alles war gut vorbereitet. Da machte mich der Himmel zum Zuhörer deines Geſprächs mit Herrn Kuno, und es fiel mir wie Schuppen von den Augen. Laßt uns Gott und allen Heiligen danken! Ich bin von meinem ſchlimmen Gebreſte gewiß auf ewig geheilt. Ich kenne dich nun ganz, Himmeltrude, und du ſollſt an mir den beſten Ehewirth finden.“

„Der Himmel belohnt dich auf der Stelle,“ verſetzte Himmeltrude, „indem er dir durch mich die edle Frau zuführt, die dich geboren hat. Umarme deine Mutter.“

Und er lag an Barbaras Bruſt. Dann reichte er dem Domprobſt die Hand, und erzählend und heiter koſend zogen ſie durch die helle Nacht der ehrwürdigen Stadt zu.

## Dreizehntes Kapitel.

Die Peſt hatte zu Ende des Sommers ihren verheerenden Lauf etwas gezügelt, und wenn auch noch Einzelne dahinſtarben, ſo war es doch nicht mehr jenes gräßliche Menſchenſchlachten, das Alles in Entſetzen und Todesangſt verſetzte. Der Strom des Todes, der weit über ſeine Ufer ſteigend, Fluren und Wälder verwüſtet hatte, begann allmälig ſich wieder auf ſein Bette zu beſchränken und zog weniger tobend dahin.

In Frankfurt hoffte man wieder auf eine Meſſe und ſchon ſtellten ſich zahlreiche Käufer und Verkäufer ein. Es hieß allgemein, daß König Karl mit ſeiner Gemahlin und den Baiernfürſten, ſeinen Vettern, aus beſondrer Huld und Liebe gegen die Stadt Frankfurt, die Meß über mit ſeiner Gegenwart beglücken werde, um dadurch noch mehr Menſchen heranzuziehen und den Verkehr zu beleben. Zu ſeinem Empfang wurden glänzende Anſtalten gemacht.

Eines Tags erſchallte in den Straßen das Geſchrei: „die Kreuzbrüder kommen! Die Geißler ſind vor der Stadt!“

Dieſer Ruf brachte die ganze Bevölkerung Frankfurts in Aufruhr und auf die Beine. Einheimiſche und Fremde, Alles ſtrömte nach Sachſenhauſen hinüber, woher die Angeſagten kommen ſollten. Das Rennen und Laufen glich einer krampfhaften Bewegung des Volks; die Leute ſchienen alle außer ſich, oder von einem höhern Geiſte inſpirirt zu ſein. Viele trugen Lebensmittel, Brot, Fleiſch, Kuchen, Krüge mit Wein und dergleichen; andre wieder andre Geſchenke.

Auf der Straße nach Darmſtadt zu ſah man noch in ziemlich weiter Ferne einen großen Menſchenzug, der ſich langſam heranbewegte. Die Volksmaſſe von Frankfurt und Sachſenhauſen ſtrömte ihm mit einem wilden Begrüßungsjubel entgegen. Während dieſer Zeit fingen in Frankfurt alle Glocken zu läuten an, und die Stadt brachte dadurch der frommen Geißlerſchaar ihren freundlichen Gruß.

Als nun die Frankfurter mit Geſchrei herankamen, erblickten ſie an tauſend Menſchen und wohl noch mehr, die alle mit ſchwarzen Mänteln bekleidet waren und ſchwarze Hüte auf ihren

Köpfen trugen. Ein Jeder aber hatte auf Mantel und Hut vorn und hinten ein großes Kreuz von rothem Tuch. In der linken Hand trugen ſie eine gewundne Kerze, in der rechten aber eine Geißel, deren dreifache Riemen mit Draht durchflochten und in kleinen Zwiſchenräumen mit eiſernen Sternen und Knoten, vorn aber mit ſchweren Knöpfen verſehen waren. Vorn und in der Mitte des Zugs wurden je vier koſtbare Fahnen von Sammt- und Goldſtoff getragen, und vor der ganzen Schaar ging der Meiſter mit einer ungeheuern Geißel in der Hand; ihm folgten die beiden Vorſänger. Die Brüder aber gingen alle Paarweiſe, der ganze Zug.

Sobald das Volk an ſie kam, verneigten ſie ſich tief bis zur Erde, und die Vorſänger begannen auf des Meiſters Wink und ſtimmten die Lais an, die der ganze Haufe mit lauter Stimme nachſang. Das Lied, welches ſie nach einer ſchwermüthigen oft ganz kläglichen Weiſe ſangen, lautete alſo:

„Wer ſeine Seele will berathen,
Der ſoll entgelten und wiedergeben:
So wird ſeiner Seele Rath.
Dazu hilf uns, lieber Herre Gott!
Nun tretet her, wer büßen will:

Fliehen wir die heiße Höll;
Lucifer iſt ein böſer Geſell:
Wen er hat,
Den mit Pech er labt.
Das fliehen wir, wenn wir haben Sinn:
Dazu hilf uns, Maria Königin,
Daß wir deines Kindes Huld gewinnen.
Jeſus Chriſtus, der ward gefangen,
An ein Kreuz ward er gehangen;
Das Kreuz ward vom Blute roth,
Wir beklagen ſeine Marter und ſeinen Tod. —
„Sünder, womit willſt du mir lohnen
„Drei Nägel und eine dornige Krone?
„Das heil'ge Kreuz, ein Speer, ein Stich?
„Sünder, das litt ich um dich!
„Was willſt du nun leiden um mich?"
Nun rufen wir, Herr, mit lautem Tone,
„Unſern Dienſt, den nimm zum Lohne!
„Behüte uns vor der Hölle Noth,
„Deß bitten wir dich durch deinen Tod;
„Für Gott vergießen wir unſer Blut,
„Das iſt uns zu den Sünden gut."
Maria, Mutter, Königin!
Um deines lieben Kindes Minne:
All unſre Noth ſei dir geklagt,
Deß hilf uns, Mutter, reine Magd.
Die Erde bebet, auch klaffen die Steine,
Liebes Herz, du ſollſt weinen.
Wir weinen Thränen mit den Augen,
Und haben deſſen ſo guten Glauben

Mit unſern Sinnen und mit Herzen.
Um uns litt Chriſt viel manche Schmerzen.
Nun ſchlaget euch ſehre
Um Gottes Ehre!
Um Gotteswillen laſſet die Sünde nunmehr,
Um Gotteswillen nun laſſet die Sünde fahren:
So will ſich Gott über uns erbarmen.

Maria ſtand in großen Nöthen,
Da ſie ihr liebes Kind ſah tödten:
Ein Schwert durch ihre Seele ſchnitt,
Sünder, das laß dir ſein leid!

In kurzer Friſt
Gott zornig iſt!
Jeſus ward gelabt mit Gallen,
Dafür ſollen wir kreuzweiß niederfallen.
Erhebet euch mit euern Armen:
Daß ſich Gott über uns erbarme!
Jeſus, durch deine Namen drei
Nun mach uns hier von Sünden frei!
Jeſus, durch deine Wunden roth,
Behüt uns vor dem jähen Tod!
Damit er ſende ſeinen Geiſt
Und uns das kürzlich leiſt'.

Frau und Mann ihr Eh zerbrechen,
Das will Gott ſelber an ihnen rächen.
Schwefel, Pech und auch die Galle,
Das gießet der Teufel in ſie alle:
Fürwahr, ſie ſind des Teufels Spott,
Davor behüte uns, Herre Gott!

Die Eh, die iſt ein reines Leben,
Die hat uns Gott ſelber gegeben.
Ich rathe euch, Frauen und Männern,
Um Gotteswillen, ihr ſollet Hoffart bannen.
Darum bittet euch die arme Seele
Um Gott, laſſet Hoffart nunmehr,
Um Gott, nun laſſet Hoffart fahren:
So will ſich Gott über uns erbarmen.
Chriſtus rief im Himmelreich
Seinen Engeln allzugleich:
„Die Chriſtenheit will mir entweichen,
„Darum will ich ſie auch laſſen vergehen!“
Maria bat ihr Kind ſo ſehr:
„Liebes Kind, laß ſie dir büßen,
„Das will ich ſchaffen, daß ſie müſſen
„Bekehren ſich,
„Darum bitte ich dich!“ —
Ihr Lügener,
Ihr Meineidſchwörer,
Beichtet reine und laſſet die Sünde euch reuen!
So will ſich Gott in euch verneuen!
O weh du armer Wucherer,
Du bringſt ein Loth auf ein Pfund,
Das ſenkt dich in der Hölle Grund!
Ihr Mörder und ihr Straßenräuber,
Ihr ſeid dem lieben Gott zuwider,
Ihr wollt euch über Niemand erbarmen:
Darum ſeid ihr ewiglich verloren
Wäre dieſe Buße nicht geworden;
Die Chriſtenheit wäre gar verſchwunden!

Der leidige Teufel hat ſie gebunden!
Maria hat gelöſt unſere Bande.
Sünder, ich ſage dir liebe Mähr:
Sankt Peter iſt Pförtner:
Wende dich an ihn, er läßt dich ein,
Er bringt dich vor die Königin.
Lieber Herre, Sankt Michael,
Du biſt ein Pfleger aller Seel,
Behüte uns vor der Höllenoth,
Das thu durch deines Schöpfers Tod! —“

Während dieſes kläglichen Geſanges hatten ſie ihre Mäntlein abgethan, und Arme, Rücken und Bruſt erſchienen nackt bis an den Nabel; von da bekleidete ſie ein weißer Kittel bis auf die bloſen Füße. Mit den Geißeln zerſchlugen ſie ſich den Rücken, theils ſich ſelbſt, theils gegenſeitig.

Unter dem Zuſtrömen alles Volks und dem Geläute aller Glocken zogen ſie durch Sachſenhauſen über die Mainbrücke in Frankfurt ein. Singend kamen ſie bis zum St. Bartholomäusſtifte; das ſie umgebende Volk nahm den ganzen Platz ein und drängte ihnen nach in die Kirche, die bald überfüllt war. Im Schiff der Kirche ſanken ſie auf die Knie und ſangen:

„Jeſus der ward gelabt mit Gallen,
Deß ſollen wir alle in Kreuze fallen.“

Und alsbald fielen ſie kreuzweiß mit Wehklagen an die Erde und lagen eine Weile in ſtummem Gebet. Endlich begann der Vorſänger:

„Nun hebet auf eure Hände,
Daß Gott das große Sterben wende.
Nun hebet auf eure Arme,
Daß ſich Gott über uns erbarme.“

Und ſie ſprangen auf, ſtreckten die Hände weit gen Himmel, und fleheten Gott zerknirſcht um Rettung der Welt an. Dann ſchlugen ſie ſich wieder mit den Geißeln, und ſetzten ſolche Bußübungen an drei Stunden fort. Mittlerweile trat einer von ihnen auf, zog ein großes Pergament hervor und las den Frankfurtern einen Brief vor, den ihnen ein Engel vom Himmel gebracht haben ſollte. Darin ſtand, Gott ſei alſo erzürnt über die argen Sünden der Welt, daß er ſie wollte untergehn laſſen, aber er werde gebeten von ſeiner Mutter und von ſeinen Engeln, daß er ſich doch erbarmen ſollte über die Welt, und dergleichen mehr. Als der Brief geleſen war, ordneten ſie ſich wieder in den Zug und gingen mit Fahnen und Kerzen hinaus, wie ſie hereingekommen waren.

Da ſie nun Niemanden anſprachen um Eſſen, Trinken oder Herberge — denn das war wider ihre Regel — ſo liefen die Frankfurter Leute herzu und reichten ihnen Lebensmittel oder zogen ſie zum Imbiß in ihre Häuſer und bewirtheten ſie gut; mancher Bürger nahm ihrer zehn und noch mehr und glaubte ſich dadurch Gott und den Heiligen gefällig zu zeigen.

Auch Eitel Blum, der heitre Thorwart, kroch unter dem Volke umher, obgleich die Frömmigkeit ſeines Sinnes nicht ſtark genug war, um einige der büßenden Männer in ſeine kleine Hütte einzuführen, und ihnen den Wein vorzuſetzen, den er gern ſelbſt trank. Es war nichts weiter als Neugierde, die ihn umhertrieb. Doch bei Erblikkung eines Mannes hielt er ſeinen Lauf an, ſchaute demſelben verwundert ins Geſicht und rief dann: „Bei Sankt Urban! biſt du auch unter den Kreuzträgern, Härt Betz?“

„Freilich!“ verſetzte der Andre. „Mach’ nur nicht groß Geſchrei davon. Unter vier Augen will ich dir alles erzählen.“

„So komm mit mir und nimm mit meiner Koſt vorlieb.“

„So du mir Herberge anträgſt, darf ich ſie annehmen, anders nicht.“

„Ich werde mir doch auch ein Stüflein in den Himmel bauen. Komm', komm'! Eulchen wird große Augen machen und ſich baß freuen über deine Ankunft."

Und eilig ſchritten ſie der Hütte des Thorwarts zu.

Frau Eulchen wäre dem alten Härt vor Freuden ſchier um den Hals gefallen, und des Fragens woher? wohin? nach Frau und Kind, nach Bären und Affen nahm gar kein Ende.

„Wir kommen jetzt von Straßburg," erzählte Härt, „dort hat ſich die Brüderſchaft von zwei hunderten auf tauſend vermehrt. Ein Theil iſt den Rhein hinab gezogen, wir aber herauf gen Frankfurt zur Herbſtmeß."

„Fürwahr, eine Art Vögel, wie mir noch nicht vorgekommen; ſchier wie die Raben, ziehen ſie in Haufen, ſchreien und krächzen. Man hat wohl ſonſt ſchon von ihnen gehört, aber geſehn hatt' ich noch keinen. Nun, ſagt mir nur, wie treibt ihrs und was ſoll die wunderliche Alfanzerei?"

„Glaub nur, es iſt mit dem großen Sterben noch nicht vorüber," verſetzte Härt, „wenn's auch hier ein klein wenig nachgelaſſen hat, ſo wird's ſchon wieder um deſto ärger angehen. In Straßburg und am Rhein herab wüthet der ſchwarze Tod ärger als erſt. Hat er dort ſein Feld bemäht, wird er ſchon auch hier wieder zuſprechen. Alle Welt fängt jetzt an und trägt Reu und Leid über die argen Sünden, Jedermann will büßen und ſelig ſterben. Die Geißler aber wollen büßen für die Sünden der ganzen Welt, wie ihnen der Herr Chriſtus befohlen hat in ſeinem ihnen zugeſchickten Briefe. Darum ziehen wir auch in alle Lande, damit unſre Buße allen Chriſten theilhaftig werde. Wer zur Brüderſchaft will und an die Buße treten, der muß vierunddreißig Tage darin ſein und bleiben, und muß ſo viel Geld aufweiſen, daß ihm täglich vier Pfennige zur Zehrung bleiben. Das macht eilf Schillinge und vier Pfennige. Keiner von der Brüderſchaft darf Geld heiſchen oder Nahrung oder eine Herberge anſprechen, noch ſonſt in ein Haus gehen, man lade ihn denn ein. Auch darf er keine Frau berühren während dieſer Zeit. Das alles ſchreibt die Regel vor, die wir uns ſelbſt gegeben haben. So hoffen wir endlich das große Sterben abzuwenden, daß die Welt nicht gar zu Grunde gehe, um ihrer argen Sünden willen. Deshalb ſind wir denn auch gen Frankfurt gekommen, welches das ärgſte Sündenneſt iſt, voll Unzucht, Ehebruch und Hurerei, daß wir dieſe alte Stadt erretten vom Verderben.“

Frau Eulchen bekreuzte ſich, faltete die Hände und beugte das Knie vor dem frommen Mann. Dann fragte ſie nach Frau Druden und ihren Kindern, und freute ſich zu hören, daß ſie munter und wohlauf ſeien, mit dem Bären und Affen im Lande umherzögen, und auch die Frankfurter Meſſe beſuchen würden. Auf Eitels Erinnerung an einen guten Imbiß, ging ſie dann zur Küche, um dem werthen frommen Gaſte ein Mahl zuzubereiten.

Des Thorwarts Augen hingen mit einem ſchelmiſch argwöhniſchen Ausdruck an Härts Geſicht, ſobald Eulchen ſich entfernt hatte, und ſein Mund verzog ſich zum ſpöttiſchen Lächeln. Härt bemerkte es und fragte: „Was ficht dich an, Eitel?“

„Ich bewundre deine Frömmigkeit,“ verſetzte dieſer. „Ich will heute noch ein Blaufink werden, wenn du nicht der Fuchs in der Kutten biſt. Wahrlich, ich wüßte nicht, was dich die Sünden der Welt angingen, und weshalb du ihretwegen dir den Buckel noch ein Mal zerhauen ſollteſt, da du es deiner eignen Sünden halber, die doch groß genug ſein mögen, nicht ſelbſt gethan, ſondern dem Schöffen zum Paradeis und dem Rathsſtöcker von Frankfurt überlaſſen haſt. Ich bin deshalb des Gemüths, es habe mit dieſer Geißelei und ſothanen Singſang und Buße irgend noch ein ander Häcklein.“

Härt lachte auch, und ſagte dann vertraulich: „Es iſt mir lang bekannt, daß du ein ſchlauer Vogel biſt. Mit deiner ſpitzen Naſe ſchnobberſt du überall den wahren Grund heraus. Du biſt mir immer abſonderlich Freund und zugethan geweſen, und auch ich gab dir manchen Beweis meiner Liebe. Den Pfaffen warſt du immer aufſäßig, und den Pfaffenkönig Karl mochteſt du nicht. Ich weiß, als ich voriges Jahr in der Meſſe hier war, ſchaltſt du den Karl tüchtig.“

„Fürwahr,“ meinte Härt, „es iſt heute oder morgen jährige Zeit, daß du mit dem Ritter Dymar zum Paradeis den Bärenſtrauß hatteſt. Ja, damals ſangſt du anders vom Karl; ich aber ſagte dir gleich, er iſt eine falſche Katze. Biſt du nun belehrt, alter Lurbruder?“

„Ich bin’s. Doch nicht umſonſt will ich dieſe Lehre hinnehmen. So ganz geduldig erträgt man das nicht.“

„Na, was willſt du thun? der gute König Günther ſchlummert ſchon lange.“

„Schweig mir von dem! Es bedarf keines Gegenkönigs, um den Karl zu stürzen. Die Häupter der Kreuzbrüder haben einen großen gemeinschaftlichen Plan, und die Buße der großen Menge, die uns reumuthig zuläuft, iſt das Mäntlein, hinten und vorn mit einem rothen Kreuz geziert, welches unſere Abſicht verdeckt, die gewiß deine Zuſtimmung haben wird.“

„Nun, laß hören! Ich bin dabei, wenn's bunt geht.“

„Doch mußt du mir ſchwören, reinen Mund zu halten.“

„Gut; ich will's.“

Der alte Geißeler zog ein Crucefix hervor und ließ den Thorwart einen kurzen Eid der Verſchwiegenheit ablegen.

„Wohlan,“ fuhr er dann fort, „ſo magſt du wiſſen, daß es nicht Geringeres gilt, als den Untergang der ganzen Pfaffenbrut und des verfluchten Pfaffenkönigs. Die Menſchen ſind es müde, ſich von den Pfaffen am Narrnſeile gängeln zu laſſen. Um fromm und Gott gefällig zu ſein, bedarf man der Pfaffen nicht, die überdies nur Kinder und Diener des Teufels ſind. Darum muß die Pfaffheit ausgerottet werden von der Erde.“

„Schon gut,“ meinte Eitel, „aber wie in aller Welt wollt ihr doch dies Kunſtſtück anfangen und ins Werk richten? Wohin man tritt, ſtößt man ja an einen geiſtlichen Herrn; in allen Häuſern hat ſich die arge Brut eingeniſtet, und wenn nicht der Mann für ſie iſt, ſo iſt’s doch die Frau, wie du an meinem eignen Hauſe wahrnehmen kannſt.“

„Die Peſtilenz hat uns wacker vorgearbeitet, und in Pfründen und Klöſtern die faulen Gäuche wie Diſteln geköpft; und was ſie noch nicht weggerafft, kann immerhin noch von ihr heimgeſucht werden. Gegen die übrigen wiegeln wir das Volk mehr und mehr auf, bis wir den rechten Zeitpunkt erſehen haben, um ſie aus Klöſtern und Kirchen zu treiben, und den Gottesdienſt ſelbſt zu übernehmen.“

„Und der König?“ fragte Eitel.

„Er muß herunter; denn er ſchützt die Pfaffen. Er iſt ihr Knecht und Diener.“

„Nun, ich wünſch’ Glück dazu. Aber rechten Glauben hab’ ich nicht daran.“

„Du wirſt dich bald überzeugen. Karl kommt zur Meſſe hierher. In Kurzem ſollſt du mehr erfahren.“ —

Härt ließ in des Thorwarts Häuslein Geld aufgehen, und Eitel ſprach dem Weinkruge wacker zu. Jeden Morgen und Abend verſäumte Härt nicht, zur Büßung zu gehen und Eitel begleitete ihn faſt jedes Mal dahin.

Auf dem Platze vor dem St. Bartholomäusſtifte und Rathhauſe verſammelten ſich die Geißeler, deren Anzahl ſich täglich vermehrte, indem ſich Menſchen aus allen Ständen an ſie anſchloſſen. Von da zogen ſie mit Singen und Beten Paarweiſe nach ihrer Geißelſtatt, welche ſie ſich vor dem Eſchenheimerthore auf einer freien Wüſtel gewählt hatten. Die prächtigen Fahnen und Kerzen wurden ihnen ſtets vorgetragen. Den Hut hatte Jeder tief in die Augen gedrückt, den Kopf zur Erde geſenkt, mit den Merkmalen der tiefſten Reue und Trauer. Sobald ſie auf der Geißelſtatt angekommen waren, entblößten ſie ihre Füße und entkleideten ſich bis an den Nabel. Die Glocken der Stadt läuteten jedes Mal während ihres Zugs und ihrer Buße. Die Letztere begann damit, daß ſie ſich in einem weiten Kreiſe umher zur Erde niederlegten. Und wie einer Sünde gethan hatte, ſo legte er ſich. Ein Meineidiger legte ſich auf eine Seite und reckte drei Finger in die Höh; ein Ehebrecher legte ſich auf den Bauch, ein Lügner und Fälſcher auf den Rücken, und ſo jeder anders nach der Sünde, die er vorzüglich begangen hatte, ſo daß man ſogleich erkennen konnte, welches Fehls er ſchuldig war. Sobald ſie alle lagen, ging der Meiſter zum erſten Beſten, nach ſeinem Belieben, ſchlug ihn mit der Geißel auf den bloßen Leib und ſprach:

„Steh auf um der reinen Marter Ehre
Und hüte dich vor der Sünden mehre.“

Alſobald ſtand der Geſchlagene auf und folgte dem Meiſter, der nun zu einem Andern ging; dieſer hatte nun nicht allein die Geißelhiebe des Meiſters, ſondern auch die ſeines Bruders zu koſten; aber bei jedem Folgenden ſteigerte ſich die Zahl, denn alle Geſchlagnen ſchloſſen ſich dem Meiſter an und ſchlugen mit auf die noch Liegenden. Die Letzten hatten es ſonach am Schlimmſten, ſie galten aber auch dann bei dem andächtig in großen Haufen umſtehenden Volke für die Heiligſten und Frömmſten; denn an den Hieben wurde die Heiligkeit gemeſſen. Sobald ſie wieder alle auf den Beinen waren, wurde wieder der Himmelsbrief vorgeleſen, dann erzählten ſie der gläubigen Menge, wie ſie vom Heiland ſelbſt beauftragt ſeien, für die Sünden der Welt zu büßen und dadurch dem großen Sterben zu wehren, wie ſie gegen die Juden, die das Heil der Welt getödtet und doch in

Reichthum ſäßen, ſo wie gegen die ſündhaften und böſen Pfaffen und Mönche kämpfen ſollten, die die Sünde hegten und pflegten und rühmten ſich endlich großer Wunderwerke. Das Volk aber glaubte ihnen bei weitem mehr als den Prieſtern und Mönchen; und wie dieſe, den gefährlichen Feind bald erkennend, auch gegen die Geißeler predigten und eiferten, das Volk lief ihnen zu, und ließ ſich großentheils bei ihrer Brüderſchaft anwerben.

## Vierzehntes Kapitel.

Es waren Briefe vom Pabſt Clemens aus Avignon im Saalhofe zu Frankfurt angekommen, und König Karl war von Stund an ſehr vergnügt. Er ließ ſofort noch auf denſelben Tag die anweſenden Baiernherzöge und andre Fürſten, die ihm zu Ehren gen Frankfurt geritten waren, zu einer Gaſtei einladen, und mancher Altbürger ſtand auf der Liſte der Gäſte. Auch der Schöff zum Paradeis und das Fräulein Gutchen von Waſum erfreuten ſich dieſer Ehre. Der König bewillkommte ihn mit vorzüglicher Auszeichnung und Gnade.

Es wurde zur Tafel geblaſen und der Schöff mit Gutchen zu ſeinem hohen Verwundern vom Zeremonienmeiſter auf den Ehrenplatz geführt. Als er verlegen ſein Tellertuch von einander ſchlug, fiel ein zuſammengelegtes Pergament mit einer großen Siegelkapſel heraus. Noch mehr verwundert entfaltete er es, blickte hinein, wurde von einem freudigen Schrecken angewandelt und flüſterte Gutchen ſchnell etwas zu, worüber dieſe erröthend die Blicke auf den Teller heftete. Der König hatte dieſe Bewegungen mit den Augen verfolgt, und erhob nun die Stimme, der Verſammlung zu erklären, daß der Herr Schöff Rullmann von Marburg, Ritter zum Paradeis, und das Fräulein Gutchen von Waſum ein Brautpaar ſeien, laut päbſtlichem Dispens wegen des verbotnen Grades ihrer Verwandtſchaft, welcher Dispens ihnen heute zu Handen gekommen. Hierauf wandte er ſich an das Paar und ſtattete ihm ſeinen Glückwunſch ab, ihm folgten alle Fürſten, Grafen und Ritter der Geſellſchaft, und der König trank dann unter Trommetenſchall einen Becher Wein auf ihr Wohl, und die ganze Geſellſchaft trank ihm nach.

„Heiliger Chriſt!“ rief der Schöff, „bin ich doch noch ein glücklicher Mann geworden. Tod und Peſt und ander Unglück hat mir nicht ſonderlich viel anhaben können, und ich habe doch noch ein ſchönes Ziel erreicht.“

„Fürwahr, ein ſchöneres, als Ihr Euch vorſtellt,“ wandte ſich der Kurfürſt Rudolf von der Pfalz zu ihm, der ihm gerade gegenüber ſaß; „denn eindächtig der mancherlei ſchönen Dienſte, ſo Ihr mir ſtets erwieſen, habe ich beſchloſſen, Euch zu meinem Hofmarſchall zu ernennen. — Ich habe nie vergeſſen,“ ſetzte er, ſich über die Tafel biegend, flüſternd hinzu, „was ich Euch ſchuldig bin, und ich gedenke auch damit keineswegs meine Schuld abzutragen.“

Und abermals erfolgten Glückwünſche von Seiten des Königs und der Gäſte, und der überſelige Schöff lud zum Danke für die große ihm erwieſene Ehre den König, die Königin und die ganze Geſellſchaft zu ſeiner Hochzeit ein, mit welcher zugleich er auch die Hochzeit ſeines Sohnes, des Ritters Dymar mit dem Hoffräulein der Königin, Beate von Rothenſtein, feiern wollte. Und König und Königin, und Fürſten und Fürſtinnen verſprachen zu kommen. Der Tag der Hochzeit wurde in möglichſter Kürze beſtimmt. Der Schöff gelobte in der großen Freude ſeines Herzens die ſchnellſten Anſtalten dazu zu machen. Die fürſtlichen Herrn nahmen ihn beim Wort, und man bezechte ſich, in Hoffnung des künftigen Schmauſes, zum jetzigen Verlobungsfeſte ſchon wacker.

Als die Geſellſchaft vom Könige entlaſſen wurde, neigte ſich bereits der Tag. Dymar und Beate gaben dem Schöffen und Gutchen das Geleite. Ein tanzender Bär, von fröhlicher Jugend umſtanden, verſperrte ihnen die Straße. In Dymars Bruſt wurden unangenehme Gefühle wach. Aber noch ſeltſamer ward ihm zu Muthe, als er in dem Bären ſeinen Kampfwiderpart zu erkennen glaubte, und in der Frau, die den Bären an der Kette führte, die Zuhälterin des ihm ſo widrigen Bärenführers wirklich erkannte. Die Anweſenheit dieſes Bären und dieſes Weibes war ihm höchſt peinigend, indem er die Spöttereien der Hofleute befürchtete, falls die Sache ruchbar werde, und nichts war leichter möglich. Er beurlaubte ſich daher bald von ſeinem Vater und ſeiner künftigen Stiefmutter, führte Beaten ſchnell in den Saalhof zurück und eilte dann wieder nach der Stelle, wo der Bär getanzt hatte. Drude brach eben mit dem Bären und ihren Buben auf, um die Herberge aufzuſuchen. Dymar ſchlich ihr in einiger Entfernung nach. Sie zogen in die Katze in der Thöngesgaſſe. Der Ritter hielt es gefährlich, ihr ſogleich in ſeinen ritterlichen Kleidern zu folgen, auch wollte er eine Summe Geld zu ſich ſtecken, um die Frau damit zu erkaufen, daß ſie in der Frühe des folgenden Tags Frankfurt verließe. Er ging alſo heim, ſteckte ſich in die ihn unkenntlich machenden Kleider eines fahrenden Scholaſten, die ihm ſeine Diener verſchaffen mußten, nahm Geld zu ſich und verfügte ſich zu einer ſpäten Stunde, wo er nicht viel Volks mehr in der Katze zu finden hoffte, in jene Herberge. In der Hausflur fragte er nach der Frau und wurde von einem Hausknechte bedeutet, daß ſie ſich bereits in ihrer Kammer befinde, um ihre Kinder abzufüttern und zur Ruhe zu bringen. Dies war dem Ritter eben recht; er konnte nun die Frau ohne alle Zeugen zu ſprechen hoffen, und er ließ ſich nach der Kammer derſelben führen.

Drude war eben beſchäftigt, bei'm Scheine eines kleinen Öllichtes ein Kind aus einem Napfe zu füttern, das etwas über zwei Jahre alt ſein mochte. Dymar redete die Frau an, aber er blieb mitten in der Rede ſtecken, ſeine Augen blieben ſtarr an dem Geſichte des kleinen Mägdleins hängen, welches die Arme kindlich nach ihm ausſtreckte, einige unverſtändliche Worte lallte und dann erſchreckt zurück fuhr und das Geſicht furchtſam an Drudens Bruſt barg.

„Verzeiht, edler Herr,“ ſagte die Frau, „die Kleine dachte, es wäre ihr Vater, der um dieſe Zeit zu kommen und ſie erſt noch zu begrüßen pflegt, ehe ſie einſchläft. Daran iſt ſie gewöhnt, und nun ſieht ſie ſich getäuſcht.“

„Wie heißt das Kind?“ fragt Dymar mit bebender Stimme.

„Kunigunde!“ — Dymar fuhr haſtig zu, ſtreifte dem Kinde mit der einen Hand die Kappe aus der Stirne und hielt mit der andern das Licht daran. Ein blutiges Schwertmal ſtarrte ihm entgegen. Er ſtieß einen dumpfen Schrei aus und ließ die Lampe fallen, daß ſie verlöſchte. Drude zeterte laut auf, das Kind ſchrie; die drei Knaben, die ſchon auf dem Stroh in der Kammer lagen, ſprangen auf und ſchrieen. Dymar wollte die Dunkelheit benutzen und mit der kleinen Kunigunde davon laufen; aber wie er auch ſuchte und tappte, er konnte ſie nicht finden. Drude rief um Hülfe und der älteſte Knabe war davon gelaufen, um Menſchen herbeizuholen. Da wurde die Thüre geöffnet, und eine rauhe Stimme rief: „Holla! Was iſt das für ein Lärm?“ und alle, ſelbſt Dymar nicht ausgenommen, erkannten die Stimme des Bärenführers. Und wenn er noch zweifelhaft geweſen wäre, die Antwort der Frau hätten ihn belehrt: „Härt, Härt, ein fremder Mann will das Kind ſtehlen.“ — „Wo iſt er?“ kreiſchte Härt, aber Dymar hatte zum Glück die Thüre gefunden, und ſchlüpfte wie eine Katze aus dem Hauſe. Als das Licht kam, war er fort. Härt ließ ſich ſeine Geſtalt genau beſchreiben, aber er konnte nicht klug daraus werden. Drude hatte den Ritter in den Paar Augenblicken nicht erkannt.

„Sie haben Wind von dem Balge,“ ſagte Härt. „Das war ein Abgeſchickter von der Königin. Haſt du die Kleine mit auf die Straße genommen, oder haſt du ſie im Hauſe ſehn laſſen?“

„Sie iſt noch nicht aus der Kammer gekommen, ſeit ich hier bin,“ betheuerte die Frau. „Den ganzen Tag über bleibt ſie eingeſchloſſen.“

„Es iſt hohe Zeit, daß ich meinen Plan ausführe,“ ſagte Härt. „Sie ſind uns auf der Spur. Sonſt möchte mir abermals die Sache verderben.“—

Am andern Tage verbreitete ſich das beunruhigende Gerücht, daß das Sterben wieder zugenommen, und am Abend war ſchon die Stadt mit Schrecken erfüllt. Tauſende ſtrömten zu den

Geißelern, die alle Kirchen einnahmen, alle Plätze erfüllten. Man ſah in den folgenden Tagen faſt nichts weiter, als die ſchwarzen Gugelhüte und Mäntel mit den rothen Kreuzen. Ein Pfaff oder Mönch durfte ſich nirgends mehr erblicken laſſen. Die Meiſten von der Geiſtlichkeit ahneten wohl geheime Pläne, aber nicht welche.

König Karl wünſchte auf der einen Seite, die Cleriſei in Ehren zu erhalten, von der andern die Buße nicht zu beeinträchtigen — denn ſchon ſchrie die ganze Stadt, die Peſt ſei blos deshalb wieder ſo ſchlimm, weil die gottloſen Pfaffen die Buße nicht leiden wollten und der König die Juden ſo ſehr begünſtige — er wollte alſo beides vereinigen und an der Spitze des Volks Gott mit Buße, Beicht und Nachtmahl dienen. Dies ſollte in dem St. Bartholomäusſtifte gehalten werden, und der Tag wurde dazu beſtimmt. Härt lachte teufliſch. Er hatte ſich eine große Anzahl Hoſtien verſchafft, und war in tiefer Mitternacht damit beſchäftigt, ſie im Saft eines jener Fläſchchen zu tränken, die er aus Barbara's Laboratorium entwendet hatte. Er vergiftete ſie. Und ſchon hatte er den Plan entworfen, wie er durch einen Prieſter von Frankfurt, der zu den Geißelern getreten war, die vergifteten Hoſtien gegen die geweihten vertauſchen wollte. Am Morgen des Abendmahls ſollte der Vertauſch ausgeführt werden. Aber in der Nacht vorher ſtarb ein Höfling des Königs plötzlich an der Peſt, und König, Königin, Kurfürſten und Fürſten geriethen in ſolchen Schrecken, daß ſie auf und davon waren, ehe noch der Tag grauete.

Tags vorher hatte König Karl den Juden noch ihre Rechte beſtätigt, auf die man ohnedies ſo erbittert war. Die Geißler ſchrieen und lärmten den ganzen Tag. Es drohete ein allgemeiner Aufſtand auszubrechen. Härt Betz wüthete über ſeinen vereitelten Plan. Er lief des Nachts durch die Straßen und goß in jeden Brunnen einen Theil des Giftes, das er der Beguine entwendet. Am andern Morgen geißelte er ſich auf der Geißelſtatt blutig.

Das Sterben nahm auf eine grauſige Weiſe überhand; man überzeugte ſich, daß die Brunnen wirklich vergiftet ſeien; die Geißler gaben es den Juden ſchuld; ja ſie redeten dem aufgeregten Volke unaufhörlich ein, ſelbſt die Luft ſei von den Juden vergiftet worden. Das Volk rottete ſich täglich in Haufen zuſammen; kein Jude konnte ohne Gefahr ſein Haus verlaſſen. Mehre derſelben, die, auf des Königs Gnadenbrief pochend, und zu ihrer Vertheidigung bewaffnet, ausgegangen waren, wurden ohne Barmherzigkeit auf offner Straße und bei hellem Tage erſchlagen. Den Geißelern wuchs der Muth. Gegen die Cleriſei geradezu aufzutreten, wagten ſie noch nicht; ſie richteten ihre Strafpredigten alſo gegen die Juden, und behaupteten keck, der Zorn Gottes treffe deshalb Frankfurt ſo ſehr, weil es die große Anzahl Juden ſchütze, und das Sterben werde nicht eher aufhören, bis die Juden entfernt wären. Das Geſchrei gegen die Juden nahm nun noch weit mehr überhand, als früher. Der Schultheis, die Bürgermeiſter und der Rath nebſt den verſtändigen und wohlgeſinnten Bürgern, thaten das Ihrige, um die Juden zu ſchützen und den Aufruhr zu ſtillen; aber ſie goſſen nur Oel ins Feuer. Die große Maſſe des Pöbels ſchlug ſich zu den Flagellanten und gab ihre Ausſprüche für unmittelbare Eingebungen Gottes aus. Nun gab es tumultuariſche Auftritte. Der Oberſtrichter führte ſeine bewaffneten Knechte gegen die Volkshaufen; es kam zu Schlachten in den Straßen. Die Geißeler, die das friſche Feuer entzündet, bließen wacker drein, indem ſie das Volk mit fanatiſchem Geſchrei begeiſterten. Die Rathsknechte ſammt den reiſigen Edelknechten und Rittern der Stadt, wurden in die Flucht geſchlagen, nicht beſſer ging es den Altbürgern, die gegen das

Volk ritten. Der wilde Haufe feierte ſeine Triumphe in Judenmorden. Die überhand nehmende Sterblichkeit erzeugte nicht mehr ſtilles Entſetzen und zerknirſchtes Beten, wie früher, ſondern unbändigen Lärm, wüſtes Rachegeſchrei. Beim frühern Wüthen der Peſt hatte Frankfurt einem ſtillen Todtenhauſe geglichen; jetzt war es einem lauten Wirthshauſe gleich. Der Anblick der verlarvten Todtenwärter, Ärzte, Beguinen und Beckharden brachte die Maſſen in Wuth. Die Leidenſchaften wurden wilder und zügelloſer. Nicht ſelten traf es ſich, daß mitten in ſolchem wüthenden und ſchreienden Volkshaufen einer oder ein Paar, von der Peſt befallen, zu Boden ſtürzten, und ſolch ſchrecklicher Anblick machte die Menge nur noch toller.

Ein Hauptaugenmerk des Raths war auf die Anführer und Häupter der von Straßburg eingewanderten Geißeler gerichtet, und da man den berüchtigten Predigermönch unter ihnen entdeckt hatte, ſo machte man auf ihn beſonders Jagd. Auf des Ritters Dymar zum Paradeis Anzeige hatte man in der Katze nachgeſpürt; Bär, Drude und die drei Buben wurden wohl gefunden, aber nicht Dominik, nicht die kleine Kunigunde, an welcher Dymarn Alles gelegen war. Überdies hielt er es für gut, kein Aufhebens von dem Kinde zu machen, und ärgerte ſich doch genug, daß man, trotz ſeiner Vorſicht, bei dieſer Gelegenheit ſeinen Bärenſtrauß wieder in Erinnrung brachte, und behauptete, er habe nur den ihm verhaßten Bären aus der Stadt entfernen wollen. Von dem ſchnell abreiſenden Könige hatte er ſich Urlaub erbeten, und ſich gelobt, nicht eher zu raſten, bis er des Mönchs und des Kindes habhaft geworden. Von Stund an ſpürte er im Geheim dem alten Bärenführer nach, der täglich die Geißelbuße mitmachte, aber vom Volke geſchützt, ſtets ſo ſicher war, daß man ihm nicht das Mindeſte anhaben konnte. Dymar war unabläſſig in ſeiner Verfolgung. Eines Abends hatte er Härts Spur im Fiſchergäßchen verloren. Horchend ſchlich er von Haus zu Haus; endlich war's ihm, als vernehme er in der niedern Hütte eines armen Fiſchers Kindergeſchrei. Es konnten des Fiſchers Kinder ſein, aber Dymar legte ſein ſcharfes Ohr an die Wand, er vernahm Härts Stimme, der das Kind mit rauhen Worten ausſchalt. Dymar flog zum Oberſtrichter; in einer Viertelſtunde ſtand er mit zwanzig Stadtknechten vor des Fiſchers Hauſe. Es wurde angeklopft. Der Fiſcher fragte nach Begehr und erſchrack beim Anblick der Leute. Die Thüre mußte geöffnet werden. Dymar drang hitzig hinein mit dem Dolche in der Fauſt. Die Knechte ſtanden furchtſam vor dem Hauſe und wollten nicht hinein. Der berüchtigte Dominikaner Mönch, der vom Eſchenheimer Thurm entflohen war, galt bei ihnen ſo viel, als der Teufel, und keiner bezeigte Luſt mit ihm anzubinden. Auf der engen dunkeln Hausflur ſtürmt Dymarn ein Mann entgegen und der Ritter erkennt in dem donnernden: „Zurück!“ des geſuchten Mönchs rauhe Stimme. Wüthend ſtößt Dymar mit dem Dolche nach ihm und vernimmt den lauten Schrei eines Kindes. In demſelben Augenblick wird er zu Boden geworfen. Die Knechte vor der Thüre entfliehen auf das Geſchrei, als wenn der Böſe hinter ihnen wäre. Doch daſſelbe Geſchrei, welches die Knechte verſcheucht, zieht den Fiſcher mit Licht herbei. Härt zieht die blutende und ſterbend röchelnde Kunigunde unter dem Kreuzmantel hervor. Der Dolch iſt durch das rothe Kreuz in des Mägdleins Bruſt gegangen.

„Mörder deines Kindes!“ kreiſcht Härt, ſchleudert das ſterbende Kind auf den liegenden Ritter und entflieht.

„Auch dieſe Rache iſt mir vereitelt!“ knirſchte er laufend in ſich hinein. Sein Weg ging nach dem Rathhauſe. Zwei Stunden darauf loderte das alte hölzerne Gebäude an allen vier Ecken in

Flammen auf, und eh ſich die Menſchen aus dem Schlafe riſſen, brannte das ganze Haus lichterloh. Die Glocken der Stadt heulen Sturm, die Geißler rotten ſich zuſammen, doch nicht um zu retten, nein, nur noch mehr zu verderben. Denn während die gierigen Flammen den hintern Theil des Bärtholomäusſtiftes einäſchern und die zu beiden Seiten des Rathhauſes ſtehenden Häuſer ergreifen, berichtet Härt, es ſei aus dem Storch gegenüber ein feuriger Pfeil in das Rathhaus geflogen, den der Jude Hajom abgeſchleudert aus Rache am Rath, weil derſelbe die Juden nicht genug geſchützt. Dies Gerücht fliegt von Mund zu Mund und verſetzt alles in Wuth; die Geißeler hetzen das Volk an; alle Hände bewaffnen ſich. Und ſtatt ſich zu dem Feuer zu wenden, um es zu löſchen, wendet ſich der wüthende Volkshaufe gegen den Storch. Das Haus wird erſtürmt, der Jude Hajom mit Weib und Kindern ermordet. Härt iſt an der Spitze, in der einen Hand ſchwingt er einen Dolch, in der andern eine Brandfackel. „Kennſt du mich, verfluchter Jud?“ ruft er dem ſterbenden Hajom hohnlachend zu.

„Ja, ich kenne dich,“ verſetzte der Jude. „Du biſt Samuel, der gräßliche Fürſt des Todes!“ Und er verſchied.

Das Zeichen zu Mord und Brand war gegeben. Tauſende von Juden ſtarben in der einen Nacht, durch Dolch, Schwert und Flamme. Die Straßen, in welchen die Juden wohnten, wurden an beiden Enden angeſteckt, wer aus der Flamme entſpringen wollte, wurde erſchlagen oder wieder hinein gejagt. Das Geheul der Kinder und Weiber wurde vom wilden Geſchrei der Mörder und Mordbrenner übertäubt. Nur wenige entrannen dem Tode und flüchteten ſich aus der Stadt, und als das Auge des Tages auf die Gräul der Nacht herabſah, gewahrte es keinen lebenden Juden mehr in Frankfurt. Das Bild der Verwüſtung war über alle Begriffe entſetzlich. Die nahgelegenen Straßen waren mit Leichen bedeckt; die Flammen fraßen noch immer gierig um ſich.

Als es völlig Tag geworden war, öffnete das chriſtliche Mitleid die Thüre des Beguinenhauſes in der Fahrgaſſe, welche die weibliche Furcht und das Entſetzen Nachts über verſchloſſen gehalten hatte, und die barmherzigen Schweſtern traten heraus, zu helfen, wo noch zu helfen ſei. An ihrer Spitze ging die Priorin mit ihrem Sohne, der kaum von einer ſchweren Krankheit geneſen war, die ihn in der Nacht, wo er an der Sänfte ſich den Seinigen verrathen, überfallen hatte. An der andern Seite ſah man die wieder friſch aufblühende Himmeltrude. Noch hatten ſie das Ende der Gaſſe nicht erreicht, als ihnen zwei ineinander verſchlungene Leichen mitten im Wege auffielen. Gilbrecht trat hinzu.

„Heiliger Gott!“ rief er aus, und die Beguinen kamen herbei. Alle erkannten ſie den alten böſen Predigermönch Dominik und den Schöffen Rullmann zum Paradeis. Beide hatten wahrſcheinlich in der Nacht miteinander gerungen und Einer dem Andern ſeinen Dolch in die Bruſt geſtoßen.

Barbara war einer Ohnmacht nahe, und als Himmeltrude mitleidig ſagte: „Mit mir hat er es gut gemeint,“ verſetzte Barbara leiſe: „So bete du für ſeine arme Seele. Dein Gebet wird Gott nicht verſchmähen. Du biſt die Reinſte von uns allen.“ —

Die edle Priorin kränkelte von dieſem Tage an. Nicht lange Zeit darauf drang das Gerücht zu ihrem von kindlicher Liebe umwalteten Krankenlager, daß der Ritter Dymar zum Paradeis den Verſtand verloren habe, und die Leiche eines von ihm mit dem Dolche erſtochenen Mägdleins von einigen Jahren durchaus nicht von ſich entfernen laſſen wolle. Er gebe dies Mägdlein für ſein Kind aus und fluche der Mutter, die er aber nicht mit Namen nenne. Zufällig ſei der Thorwart Eitel Blum der Leiche dieſes Kindes und des tobenden Ritters anſichtig geworden, und habe das Mägdlein für daſſelbe erkannt, welches er im vorigen Jahr vom Barfüßerguardian Ananias in der Pflege gehabt und ihm — er wiſſe nicht von wem — geraubt worden ſei.

Als Himmeltrude der bresthaften Mutter dieſe grauſige Mähr mittheilte, zog Barbara die geliebte Tochter an ſich heran, und flüſterte: „Erkenne hierin Gottes furchtbares Strafgericht! Es war ein vornehmes Fräulein — den Namen darf ich dir nicht anſagen — in Liebe zum Ritter Dymar entbrannt und gelobte ihm, ſein Weib zu werden. Der Ritter minnte ſie mit ſtarkem Triebe und glaubte ihrem Wort. Da war er noch unverderbt, und es hätte ein guter Menſch aus ihm werden können, wenn es dem Fräulein Ernſt mit dem Verſprechen geweſen. Aber ſie war ſinnlich und liebte auch andre Männer. Von Dymar empfing ſie ein Kindlein und gebar es in einem Städtlein am Rhein verborgen. Ein Mönch, der ſich dort herumtrieb, wurde in das Geheimniß gezogen, um die Taufe des Kindleins und die Reinigung des Fräuleins zu beſorgen. Dieſer Mönch war Dominik. Das Fräulein trug von der ſchweren Entbindung ein ſchlimmes Gebreſte davon, das ſie von Zeit zu Zeit überfällt und martert. — Dominik für ſein Theil verrieth ſich durch Unvorſichtigkeit oder Tücke dem Fräulein als einen groſſen Feind ihres Vaters und benahm ſich gegen das Fräulein rauh und barſch, die nun ihr Geheimniß und ihre Ehre gefährtet ſah, und in ihrer Angſt ein Paar Mörder dingte, die den falſchen, heuchleriſchen Mönch niederſtechen ſollten. Aber die Mörder verſtändigten ſich mit Dominik, der ihnen ſchon als ein verſchmitzter und zu allen ſchlechten Dingen brauchbarer Mann bekannt war, unterrichteten ihn von der Gefahr, in welcher er ſchwebe, und riethen ihm, ſich aus dem Staube zu machen, welchen Rath Dominik auch befolgte. — Die Gürtelmagd des Fräuleins kannte einen Franciscanermönch in Frankfurt, den Frater Ananias. Durch dieſen brachte ſie das Kind zum Thorwart Eitel Blum, von deſſen Frau man ſich eine gute Pflege des Mägdleins verſprechen konnte. Es wurde mit Fleiß ſolch armſelige Hütte zu des Kindes Aufenthalt gewählt, damit man nie ſeine hohe Abkunft ahnen könne. Aber Dominik fand in ſeiner Verkleidung das Kind beim Thorwart, erkannte es an dem Mahle auf der Stirn, und überzeugte ſich bald, daß es daſſelbe ſei, weshalb er hatte erdolcht werden ſollen. Er kam endlich auch dahinter, wer des Kindes Vater war, was er noch nicht gewußt hatte. Der böſe Dominik wollte das Kind zum Werkzeug ſeiner Rache an Mutter und Vater deſſelben erziehen, und ging gewiß mit ſcheußlichen Plänen ſchwanger. Er hat ſchon Böſes genug gethan, aber noch vielmehr hatte er im Sinne. Der Tod hat ihn daran verhindert. Der durch jenen Minnedienſt verdorbne Dymar iſt aber zum Mörder am eignen Kinde geworden und hat darüber den Verſtand verloren, und die Mutter wird gewiß auch von ihrem Gebreſte bald aufgerieben werden.“ —

Himmeltrude ahnete wohl, wer die Mutter ſei, und faltete die Hände und betete.

Barbara erſtand nicht wieder. Schwere Leiden und Mühwaltniſſe hatten ſie der Kräfte beraubt, die ſie nicht wieder gewinnen konnte. Kurz vor ihrem Tode entdeckte ſie ihrem Sohne, daß der ſchreckliche Geipel von Veldenz ſein Vater geweſen und bat ihn, ſeinem Andenken nicht zu fluchen, ſondern vielmehr für die Seele des argen Sünders zu beten. Gilbrecht ſchauderte bei dieſem Geſtändniß, aber er dankte Gott, daß er weder an Leib noch an Seele die mindeſte Ähnlichkeit mit ſeinem Erzeuger habe. Barbara ſtarb ruhig, wie eine fromme Chriſtin in Gilbrechts und Himmeltrudens Armen und die kindliche Liebe hügelte ihr das Grab und begoß es mit heißen Thränen. Dann verließ das wieder vereinte glückliche Ehepaar Frankfurt und folgte der Einladung des Grafen Ruprecht von Virneburg, Gilbrechts Ohm. Einige Jahre darauf erbte Gilbrecht einen Theil des großen Vermögens des alten Erzbiſchofs Heinrich, der ſich zu Gerlachs von Naſſau Freude endlich hinüber gezecht hatte. Himmeltrude war von ihm noch beſonders bedacht worden, und er hatte dadurch die an ihr begangne Schuld wieder gut machen wollen. Gerlach wurde Kurfürſt von Mainz und blieb der Freund der Königin Anna, die aber nach wenigen Jahren ſchon an den Folgen der Krämpfe ſtarb, ohne Leibeserben zu hinterlaſſen.

Der edle und ſtarke Domprobſt Kuno von Falkenſtein wurde zwölf Jahre nachher zum Kurfürſten und Erzbiſchof von Trier erwählt und bekleidete dies hohe Amt lange mit Kraft und Würde. Der Familie Gilbrechts von Wyſſel blieb er immer ſehr gewogen, und der kleine Kuno, ſein Taufpathe, wurde ſpäter ſein Leibpage. Himmeltrude hatte ſich viel fürſtlicher Geſchenke von ihrem Freunde zu erfreuen. Sie wurde die glückliche Mutter von ſechs blühenden Kindern. In ſteter Freundſchaft blieb ſie mit Heilmann und Gretchen, welche nach Frankfurt zurückgekehrt waren, und faſt alle Jahre beſuchten ſie einander.

Heilmann führte das Geſchlecht der Edlen zum Paradeis fort, welches lange in Frankfurt geblüht hat.

# Erklärungen
## zum erſten Theile.

Seite 3. *Daß dich der gähe Ritt angehe!* und S. 4. *Daß dich Gotts Marter ſchände!* Beides ſind Flüche. Über den erſten ſchreibt Johann Agricola in ſeinen deutſchen Sprichwörtern (Wittenberg 1592): „Dis Wort iſt am Rheinſtrom faſt gemein, und iſt meines Dünkens der Ritt das Fieber, das kalte oder frörer. Der gähritten aber das Fieber, das die Ertzte nennen das Peſtilentziſch Fieber, das bald ende gibt und tödtet. Denn der gäh oder ſchnellen ritten iſt ein unterſchiedner ritte von den andern, als von den viertägigen oder dreitägigen ritten ꝛc." — Über den zweiten Fluch: „So nun dieſe Leut Gotts ſons leiden und marder anders brauchen, denn Gott will, ſo muß ja gewiß folgen, ſie ſeien Gottes Kinder nicht, ſondern des Teuffels."

S. 4. *Ich glaube gar, St. Urban hat bei dir eingeheizt.* Wie's bei den Griechen und Römern für jede Naturkraft einen Gott gab, ſo bei der mittelaltrigen chriſtlichen Kirche einen Heiligen. Agricola ſagt: „St. Urban wird von den Franken dafür gehalten, als die Heyden etwan Bacchum hielten, der des Weins wartete ꝛc."

S. 5. Z. 2 von unten. **Des heiligen römiſchen Reichs Kammer.** Ein Ehrenname, welchen das freie Frankfurt im Mittelalter oft erhielt.

S. 8. Z. 8 v. oben. **Speisvogel.** Geſpeis: Scherz; Speisvogel: Scherzvogel, luſtiger Bruder. **Beim Haupte des St. Bartholomäus!** Im Jahre 1238 kam die Hirnſchale des heiligen Apoſtels Bartholomäus nach Frankfurt, und die Domkirche (St. Salvatoris) erhielt von ihr den Namen St. Bartholomäusſtift. Dieſe Reliquie galt für den koſtbarſten aller Kirchenſchätze Frankfurts, und wurde vom Volke hochverehrt.

S. 10. Z. 2 v. oben. **Ein Käpplein von Zendel und ein Jöpplein von Diſſelſet.** Zendel war vielleicht ſeidnes Unterfutterzeug; Diſſelſet aber Neſſeltuch, abgeleitet von Diſtel. Die Limburger Chronik, dies nicht genug zu ſchätzende Zeitbuch des vierzehnten Jahrhunderts, giebt beide Stoffe als in jener Zeit modig an.

S. 12. Z. 10 v. u. **Laiſen.** Lais, Laiß, Leis, Laiſen, ſind Nebenformen von Lied, das zu lauten, laut gehört. Altfranzöſiſch Lays, Lais. Andre leiten Lais von (Kyrie e-) leison ab; es giebt auch ein Zeitwort davon: laiſen oder leiſen, vorleiſen ſ. v. a. vorſingen.

Z. 5. v. u. **Das Pfeiffergericht** in Frankfurt war eine Feierlichkeit des Mittelalters, bei welcher verſchiedne Städte, mit welchen Frankfurt in näherer Handelsverbindung ſtand, ſich von Schultheißen und Schöffen das Geleit erneuern ließen. Der Name kam von der Zufälligkeit, daß die Abgeordneten der Städte jedesmal mit Pfeifern einherzogen, wann ſie die Geſchenke für das Geleit überbrachten.

S. 13. Das Lied iſt aus jener Zeit und der Limburger Chronik entnommen; ſait: ſagt; ſtait: ſteht.

S. 14. Auch dieſer Vers iſt aus der Limburger Chronik; ſiegellos: der die Glaubwürdigkeit ſeines Siegels verletzt hat, dem man nicht mehr traut; ſ. v. a. ehrlos, rechtlos.

S. 15. Z. 1 v. o. Auf der adligen Trinkſtube zum Ladram. Die Frankfurt eigenthümliche Sitte der Trinkſtuben ging aus den Einigungen der Zünfte hervor, welchen es die Altbürger nachmachten. Trinkgeſellſchaften waren bei der allgemeinen Trinkluſt ſchon in den älteſten Zeiten gebräuchlich. Durch die Einigung auf ihren Stuben wurden die Zünfte politiſch ſtark. Die Trinkſtuben der Altbürger wurden politiſche Verbindungen gegen die Zünftigen, auf die man mit Argwohn, Stolz und Verachtung herabſah. Es gab zu dieſer Zeit verſchiedne, und es war jedem Adligen erlaubt, ſich auf mehren zugleich einſchreiben zu laſſen. Bekannt ſind die adligen Trinkſtuben zum Löwenſtein, Frauenſtein, Laderam (Ladrum), Ulner ꝛc. Die berühmteſte wurde etwas ſpäter die zum Limburg, welche die ausgezeichnetſten Geſchlechter zählte. Das gemeine Weſen dankt dieſen Einigungen viel.

S. 16. Z. 4 v. o. Gülte und Möge: Gültigkeit und Macht.

Z. 16 v. o. Ponitz und Gerennſe: Schlacht und Reitertreffen.

S. 21. Z. 6 v. u. Platten: Bruſtblech, Bruchſtück des Harniſches. — Schoſſen: Blechhoſen. — Knieböcklein: ſtarke Eiſenplatten auf den Knieen.

S. 23. Z. 2 v. u. Tartſche oder Tarſche: ein kleiner Schild, Bruſtſchild, wie bei den Römern clypeus und scutum. — Glene, Glehne, Gleve, eine Lanze.

S. 26. Z. 5 v. u. Wetſcher: lederne Anhängetaſche der Frauen, oft von großer Pracht.

S. 30. Z. 8 v. u. Die alte Meſſe, die Michaelismeſſe, als die erſte, welche vom Kaiſer Friedrich II. durch einen Freiheitsbrief in Schutz genommen wird.

Z. 7 v. u. Gadenleute und Ulner: Kauf- und Handelsleute; den erſten Namen führten ſie von ihren Gewölben (Gaden), den letztern von ihrer Trinkſtube. — Streichhoſen: eng anliegende Beinkleider.

— Lerſen: Beinharniſche oder Stiefeln; zuſammengezogen aus: Lederſen. — Syreck; Sericum, eine Art feines Garn, vielleicht von Seide, oder Seide und Linnen. — Hoicken: Mantel. — Kleinſpelt: Hermelinpelz. — Geren: Falten.

S. 32. Z. 10 v. u. Turnoſen: eine Silbermünze, die zuerſt von Philipp dem Schönen, König von Frankreich, zu Tours geprägt wurde und von dieſer Stadt den Namen erhielt. Frankfurt, durch Ludwig den Baier im Beſitz des Münzrechts, prägte viele Tournoſen. Ihr letzter Werth war ohngefähr 7 Kreuzer oder 2 Groſchen ſächſ.

S. 33. Z. 5 v. o. Speisvogel, Fatzer, Fatznarr, Stocknarr, luſtiger Rath, Pickelhäring ſind lauter verſchiedene Benennungen für den Narrn, je nachdem er im Dienſte eines mächtigen Herrn iſt oder privatiſirt.

S. 39. Z. 2 v. u. Mehrgare: Vermehrer, der ſeinen Namen durch glänzende Thaten berühmt machte, ſeine Ehre mehrte.

S. 44. Z. 5 v. o. Lützel: wenig, gering.

S. 45. Z. 6 v. o. Den askaniſchen Bären. Der Bär iſt bekanntlich das Wappen des Hauſes Ascanien oder Anhalt iſt bekanntlich ein Bär, wegen ſeiner Abſtammung von den Beringern.

S. 46. Z. 4 v. u. Treuenhänder: Vormund, Beſchützer.

S. 52. Z. 12 v. u. Straube: ſtruppiges Haar — Krolle: Haarlocke.

S. 69. Z. 13 v. u. Die Katze: das Schutzdach, worunter die Belagerer ſicher ſtehen, ſich den Mauern nähern und dieſe untergraben konnten; bei den Römern ähnlich: testudo.

Z. 9 v. u. Drauf geburte ſichs: es fügte ſich, es geſchah.

S. 70. Z. 4 v. o. Tormen: ſo viel wie Torniment, ein Reitergefecht.

S. 78. Z. 6 v. o. Herrn Burßmann. Die Limburger Chronik ſagt von dem Kurfürſten von Mainz, Heinrich III., Graf von Virneburg: „und hieße darum Burßmann, daß er gern tranck.“

S. 81. Z. 9 v. o. Die Buchen, Buchonia, ein Strich Land um Fulda, wo jetzt noch der Ort Buchenau liegt.

S. 83. Z. 1 v. o. Magen: Verwandte.

S. 202. Z. 2 v. o. Gewertſcher: Lombarde. Die Lombarden und Juden waren im Beſitz des Wechſelgeſchäfts und Handels. Viele Lombarden ließen ſich in Deutſchland häuslich nieder.

S. 219. Die Limburger Chronik ſagt von Kuno von Falkenſtein: „Mehr ſollt du wiſſen die Phyſionomie und Geſtalt Herrn Cunen vorgenannt. Dann ich ihn oft geſehen und geprüfet habe, in ſeinem Weſen, und in mancher ſeiner Manierung, daß er war ein herrlich ſtarker Mann, von Leib, von Perſon, und von allem Gebeine, und hatte ein groß Haupt mit einer Straube, eine weite braune Grelle *), ein weit breit Antlitz mit bauſenden Backen, ein ſcharff männlich Geſicht, einen beſcheidenen Mund mit Gleffe **), etlicher Maßen dick, die Naſe war breit mit gerunden Naſenlöchern, die Naſe war in der Mitte niedergedruckt, mit einem großen Kien ***), und mit einer hohen Stirn, und hatte auch eine große Bruſt, und Röthel-Farb unter ſeinen Augen, und ſtund auf ſeinen Beinen als ein Löw, und hatte gütliche Geberden gegen ſeine Freunde, und wann er zornig war, ſo bauſeten und floderten ihm ſeine Backen, und ſtunden ihm herrlich und weißlich, und nicht übel.“

S. 253. Z. 3 v. u. Surkot, auch Sorkett, eigentlich ein Mönchskleid, eine Art von Stola, hernach bei den Frauen das Oberkleid.

S. 266. Z. 13 v. u. Ströter: Meuchelmörder, Bandit.

---

*) Grelle, Krolle: Haarlocke.

**) Lefze, Lippe.

***) Kinn.

S. 293. Z. 5 v. u. Söhne Amaleks, Edomiter, Goi (Mehrzahl: Gojim) — Kinder vom Berge Seir, Kinder der (krummen) Schlange, Cutheer: lauter Namen, welche die Juden den Chriſten beilegen.

S. 295. Z. 12 v. o. Gepegert: geſtorben.

S. 300. Z. 2 v. o. Gehennah: die Hölle.

S. 304. Z. 6 v. u. Maſſel, Maſſal: Glücksſtern, guter Engel, Genius des Menſchen im Himmel.

S. 306. Z. 11 v. o. Mokkum: die Stadt.

S. 355. Z. 13 v. u. Simonie: Beſtechung.

## Zum zweiten Theile.

S. 233. Z. 1 u. 2. Cumar: Prieſter der Chriſten — Gallach: Geſchorner, Mönch — Cohen: Prieſter — Cutheer: Chriſten.

S. 241. Z. 6 v. o. Leviathan, der große Fiſch, der nach dem Talmud einſt geſchlachtet und die Gerechten davon geſpeiſt werden; aus ſeiner Haut wird Gott ein herrliches Zelt machen. L. iſt gleichbedeutend mit der Schlange, dem Sammael, dem Fürſten des Todes, und der Lilis, der Fürſtin der Nacht.

# Verbeſſerungen
## zum erſten Theile.

S. 20. Z. 2. v. o. ſtatt ihn, lies: es.
„ — „ 4. v. o. „ er, l. es.
„ 30. „ 1. v. o. „ Sitlige, l. Sittige.
„ — „ 1. v. u. „ Kleinſpalt, l. Kleinſpelt.
„ 32. „ 6 u. 7. v. o. „ vor dieſem, l. für dieſen.
„ 39. „ 2. v. u. „ Mehrgarn, l. Mehrgare.
„ 40. „ 7. v. o. „ baſſern, l. beſſern.
„ 45. „ 6. v. u. „ ſchwächliches, l. ſchmächtiges.
„ 61. „ 2. v. u. „ grammelte, l. grommelte.
„ 62. „ 11. v. o. „ des ? iſt nach dem Worte bezog, ein Punkt (.) zu ſetzen.
„ 67. „ 9. v. o. „ köndlich, l. kundlich.
„ 69. „ 1. v. o. „ fort, l. hart.
„ 78. „ 11. v. o. „ auch, l. euch.
„ 80. „ 14. v. u. „ den, l. die.
„ 83. „ 1. v. o. „ Magew, l. Magen.
„ 91. „ 8. v. u. „ Krall, l. Kroll.
„ 103. „ 1. v. o. „ Ja, l. Je.
„ 107. „ 8. v. o. iſt das Wort: gleichſam, zu tilgen.
„ 158. „ 9. v. o. ſtatt frangont, l. frangant.
„ 202. „ 2. v. o. „ Geverlſcher, l. Gevertſcher.
„ 216. „ 12. v. o. „ der güldne Löwe, l. den güldnen Löwen.
„ 239. „ 18. v. o. „ Kapital, l. Kapitel (Kopitel).
„ 241. „ 5. v. u. „ Tarant, l. Tarent.

S. 244. Z. 1. v. o. ſtatt Bradem, l. Brodem.
„ 247. „ 10. v. u. iſt das Wort: eben, zu tilgen.
„ 255. „ 5. v. o. „ nach dem Worte: Hauſes, das Punkt zu ſtreichen.
„ 278. „ 9. v. u. ſtatt Rachlung, l. Rachtung.
„ 281. „ 9. v. u. „ Falkenheimer, l. Falkenſteiner.
„ 284. „ 10. v. u. „ dann, l. denn.
„ 289. „ 8. v. o. iſt das Wort: hinab, zu ſtreichen.
„ 290. „ 6. v. u. ſtatt im, l. in.
„ 297. „ 7. v. u. „ eines, l. eins.
„ 299. „ 5. v. o. „ Vallin, l. Valtin.
„ 301. „ 1. v. o. „ die, l. der.
„ 308. „ 6. v. u. „ Sammaal, l. Sammael.
„ 324. „ 2. v. o. „ Flammenſchwerter, lies: Flammenſchwertern.
„ 343. „ 5. v. u. „ ritterlich, l. richterlich.
„ 358. „ 10. v. u. „ Brauttauf, l. Brautlauf.
„ 361. „ 12. v. u. „ Mainfiſchern, l. Mainſchiffern.
„ 365. „ 1. v. o. „ heben, l. haben.

## Zum zweiten Theile.

S. 35. Z. 9. v. u. ſtatt ihn, lies: Rudolf.
„ 46. „ 2. v. o. „ vor, l. von.
„ 66. „ 7. v. u. „ ſeltamer, l. ſeltſamer.
„ 69. „ 8. v. o. „ fand, l. fanden.
„ 86. „ 7. v. u. „ auch, l. euch.
„ 90. „ 6. v. o. „ Waldemer, l. Waldemar.

S. 90. Z. 12. v. o. iſt nach habe ein ? zu ſetzen.
„ 100. „ 11. v. o. ſtatt hatten, l. halten.
„ 111. „ 12. v. o. nach: überfiele, iſt ein Punkt zu ſetzen, und ſtatt: das, l. Daß.
„ 153. „ 11. v. o. ſt. klatter, l. glatter.
„ 183. „ 13. v. u. iſt das Wort: ausgeliefert, zu tilgen.
„ 216. „ 9. v. u. ſtatt grammelte, l. grommelte.
„ 241. „ 6. v. o. „ Leviathen, l. Leviathan.
„ — „ 10. v. o. „ Faſchingslärmwein voller l. Faſchingslärm weinvoller.
„ 218. „ 12. v. o. „ Freien, l. freien.
„ — „ 13. v. o. „ bedecktem, l. bedeckten.
„ 250. „ 14. v. o. „ Baliar, l. Balier.
„ 262. „ 1. v. u. „ witſchern, l. zwitſchern.
„ 283. „ 11. v. v. „ Karl, l. Kerl.
„ 292. „ 13. v. o. „ Baſchfiſch. l. Backfiſch.
„ 298. „ 8. v. u. „ lange, l. bange.
„ 345. „ 8. v. u. „ kutiſchen, l. kuſiſchen.
„ 347. „ 3. v. u. „ Waldemar, l. Walram.
„ 376. „ 7. v. u. „ Zelte, l. Zelle.

Aus Verſehen iſt der junge Graf Ludwig von Hohenſtein, Günthers Vetter und Page, viermal Heinrich genannt worden; die Stellen ſind Seite 68, Zeile 5 von unten; Seite 73, Zeile 1 und Zeile 18 von oben, und Seite 128, Zeile 7 von oben. Der gütige Leſer wird erſucht, an dieſen Stellen ſtatt Heinrich zu ſetzen: Ludwig.

C C

In demſelben Verlage ſind folgende

# empfehlenswerthe Schriften

erſchienen

und um beigeſetzte Preiſe durch alle ſolide Buchhandlungen zu beziehen.

---

**Rückert, Fr.,** Nal und Damajanti. Eine indiſche Geſchichte. Rthlr. 1. 18 gr. od. fl. 2. 48 kr.

Das Publikum erhält hier eine, von dem rühmlich bekannten Dichter **Rückert**, mit aller ihm in ſo ſeltenem Grade eigenen Sprachfertigkeit und Reimfülle übertragene indiſche Dichtung, bei der aber alles Fremdartige, ohne Studium der indiſchen Poeſie Unverſtändliche, vermieden iſt, ſo daß ſie als eine ſinnige Liebeserzählung erſcheint, über welche ſich nur ein leiſer fremdartiger, aber lieblichſüßer Duft ausbreitet und ſie umweht. Das Mythologiſche, völlig verſtändlich, erſcheint in der Figur, welche am bedeutendſten eingreift, nur als Allegorie des böſen Gelüſtens, welches in unſrer Bruſt wohnt. Liebe, in bezaubernder Schilderung, ihre Leiden und Treue bilden den Inhalt des Büchleins, und wem Sinn für wahre Poeſie einwohnt, wird an dieſer Dichtung, und wem Sinn für Sprachſchönheit und Ausdruck einwohnt, wird an Rückert's Verſen ein Vergnügen genießen, wie es ſelten geboten wird.

**Schopenhauer, Johanna,** Erzählungen. Acht Theile. Zweite wohlfeilere Ausgabe. Auf Velinpap. Rthlr. 10. 20 gr. oder fl. 19. 24 kr. Auf Druckpap. Rthlr. 8. od. fl. [illegible]

— — Novellen. Zwei Theile. Geh. Rthlr. 2. 20 gr. oder fl. 4. 48 kr.

— — neue Novellen. Drei Theile. Rthlr. 3. oder fl. 5.

Dieſe 5 Bände Novellen ſind neu und noch nicht in der Geſammtausgabe aufgenommen.

**Serrius**, Dr. A., Eloa. Weiheſtunden der Andacht und des Gebets. Mit 1 Kupfer von Fleiſchmann. Geh. 12 gr. oder 48 kr.

Dieſes Werkchen athmet die reinſte Gottesfurcht, und ſpricht dieſe in poetiſchen und melodiſchen Klängen aus, ſo daß neben der Erhebung des Gemüths auch die Bildung des Geiſtes gefördert wird.

**Starkloff**, L., Erzählungen. Rthlr. 1. 16 gr. oder fl. 2. 48 kr.

Ein reicher Humor, Kenntniß des menſchlichen Herzens und lebendige, fortreißende Darſtellungsgabe ſind allgemein anerkannte Vorzüge des geſchätzten Herrn Verfaſſers; unſere Erzählungen gehören überdies noch zu dem Vorzüglichſten, was, nach dem Urtheil von Kennern, aus ſeiner Feder gefloſſen iſt.

**Stelldichein im Tivoli**, das, oder Schuſter und Schneider als Nebenbuhler. Localpoſſe mit Geſang in zwei Acten. Vom Verfaſſer des „alten Bürgercapitain.“ Geh. 12 gr. oder 45 kr.

**Storch**, Ludwig, Malers Traum. Novelle. Rthlr. 1. 16 gr. oder fl. 3.

**Thümmels**, H. W. v., nachgelaſſene Aphorismen, aus den Erfahrungen eines Sieben- und Siebzigjährigen. **Elyſium und Tartarus.** Eine Fantasmagorie. Nebſt des Verfaſſers Biographie. Geh. 21 gr. od. fl. 1. 30 kr.

**Weitzel**, J., Napoleon durch ſich ſelbſt gerichtet. Geh. 16 gr. oder fl. 1. 12 kr.

Der uns längſt durch die Tiefe, die Kraft und den Freimuth ſeines ſachkundigen Urtheils bewährte Verfaſſer dieſer Schrift, ließ die Lobſpender und die Schmäher vorerſt in hellen Haufen vorüberziehen, bevor er das ſprechende Bild des ſo viel beſprochenen und ſo wirre beurtheilten Napoleon, wie es, den Hauptzügen ſeines Thuns und ſeiner Aeußerung nach, im treuen Spiegel der Geſchichte ſich zeigt, aufſtellte, und aus verſchiedenen neuen Geſichtspunkten es betrachten lehrte. So ſteht er, mit ernſter Beobachtung, an der Seite des noch für Wahrheit und Menſchenrecht begeiſterten Jünglings, wie er eine Preis-Aufgabe bearbeitet; ſo ſucht er den Mann auf in dem Kreiſe ſeiner Familie und folgt ihm auf ſeiner weltgeſchichtlichen Heldenbahn, mit lebendiger Farbengebung die ergreifende Erſcheinung der perſönlichen Nähe des Kaiſers vergegenwärtigend, welche dem Verfaſſer ſelbſt, unter verſchiedenen Verhältniſſen und Umſtänden, zu verſchiedenen Zeiten geworden.

**Weitzel, J.**, Scherz und Ernſt; zur Charakteriſtik unſerer Zeit. Geh. Rthlr. 1. 18 gr. oder fl. 3.

**Zehner, H. G.**, die Treuringe. Novelle. Geh. 9 gr. oder 40 kr.

— — die Pietiſtin. Novelle. Rthlr. 1. 8 gr. oder fl. 2. 24 kr.

## Jugendſchriften.

**Dittmar Dr. H.**, Waizenkörner, geſtreut in junge Herzen. Mit Kupfern und Vignetten. Rthlr. 2. 4 gr. oder fl. 3. 48 kr. Auf Druckpapier Rthlr. 1. 12 gr. oder fl. 2. 42 kr.

**Friederich, Dr. G.**, Serena. Siehe die umſtehende Seite.

— — Heliodor. Des Jünglings Lehrjahre. Für religiös gebildete Söhne. Mit 1 Kupfer. Rthlr. 1. 18 gr. oder fl. 3.

**Friedleben, Dr. Th.**, populäre Experimental-Phyſik. Mit 16 Steintafeln. Rthlr. 2. oder fl. 3. 30 kr.

**Hufnagel, C.**, das Leben Jeſu von Nazareth. Für kindliches Herz, Bedürfniß und Leben. 2 Theile. Mit 2 Kpfrn. Rthlr. 3. od. fl. 5.

**Irving's** Geſchichte des Lebens und der Reiſen des Chriſtoph Columbus. Zweite, beſonders für die Jugend beſtimmte Ausgabe, mit 4 meiſterhaft ausgeführten Kupfern und zwei

Karten. 4 Bände. Auf Velinpapier cart. Rthlr. 3. 16 gr. oder fl. 6. Auf Druckpapier geh. Rthlr. 2. 8 gr. oder fl. 4.

Lautir-, Buchſtabir- und Leſe-Spiel für Kinder. Siehe die umſtehende Seite.

Luſtfeld, der Kinder, oder erſte belehrende Mittheilungen der Mütter an ihre Kleinen. Zugleich als erſtes unterhaltendes Leſebuch für Kinder. Von dem Verfaſſer von «Der Knaben Luſtwald, «Der Mägdlein Luſtgarten» u. ſ. w. Mit Kpfrn. und Vignetten. Rthlr. 1. 8 gr. oder fl. 2. 12 kr.

Dieſes Buch hat eine doppelte Beſtimmung: einerſeits gehört es in die Hand der Mutter, „daß ſie daraus ihrem kleinen Kinde vorſinge, vorſpreche oder vorerzähle;“ anderſeits ſoll es, „wenn das Kind anfängt ſelbſtſtändig zu leſen, ſein erſtes Unterhaltungsbuch“ ſeyn. Man wird darin ſchlichte Einfachheit, friſche Naturanſchauung, reine Lebensluſt bei tief innewohnender Sittlichkeit und Sinnigkeit finden und erkennen.

Luſtwandlungen auf der Morgenaue des Lebens, zur Erheiterung und Belehrung der weiblichen Jugend. Vom Herausgeber von «der Mägdlein Luſtgarten.» 2 Bände. Zweite Ausgabe mit 2 Kpfrn. und 2 Vignetten, nach den genialen Zeichnungen Fellner's, meiſterhaft in Kupfer geſtochen von Barth, Fleiſchmann und Grünewald. Rthlr. 2. 20 gr. oder fl. 4. 48 kr.

Dieſe Ausgabe dürfte vom Publikum mit Beifall aufgenommen werden; der Verfaſſer iſt dafür bekannt, daß er nur Gediegenes liefert, und die Kupfer verdienen als ausgezeichnete Kunſtwerke Beachtung; der Preis iſt verhältnißmäßig ſehr billig geſtellt.

Rudolphi, J. J., Schneeglöckchen. Ein Mährchenkranz für Kinder. Rthlr. 1. 4 gr. od. fl. 2.

# In dieſem Jahr ſind erſchienen:

**Adrian**, Skizzen aus England. Zweiter Theil. Rthlr. 1. 18 gr. oder fl. 3.

**Aſchbach**, Dr. J., Geſchichte Spaniens und Portugals zur Zeit der Herrſchaft der Almoraviden und Almohaden. Erſter Theil. gr. 8. Auf Druckpap. Rthlr. 2. 12 gr. od. fl. 4. 30 kr. Auf Velinpap. Rthlr. 3. od. fl. 5. 12 kr.

**Cooper**, Fenimore, ſämmtliche Werke. 76—81 Bändchen. Der Scharfrichter von Bern. Auf Velinpap. Rthlr. 1. 4 gr. oder fl. 1. 48 kr. Auf ordin. Papier 18 gr. oder fl. 1. 12 kr.

**Döring**, Georg, die Geiſelfahrt. Eine Erzählung aus dem vierzehnten Jahrhundert. 3 Bände. Rthlr. 4. 20 gr. oder fl. 8. 24 kr.

— — Tage der Vorzeit. Dramatiſches Gedicht in vier Darſtellungen, aus der Geſchichte der freien Stadt Frankfurt. 1. Die Gründung. 2. Der Kaiſerſitz. 3. Die Wahlſtadt. 4. Guſtav Adolphs Abſchied von Frankfurt. Cartonirt. Rthlr. 1. 8 gr. oder fl. 2. 15 kr.

— — Erzählungen. 4 Theile. 8. Rthlr. 5. 8 gr. oder fl. 9.

— — dramatiſche Novellen. 4 Theile. Rthlr. 5. 8 gr. oder fl. 9.

— — Erholungsſtunden. Zeitſchrift für gebildete Leſer. Sechster Jahrgang 1833. 12 Hefte. Rthlr. 5. oder fl. 8.

**Duller**, Eduard, Franz von Sickingen. Dramatiſches Gedicht in fünf Abtheilungen. 8. geh. Rthlr. 1. 8 gr. oder fl. 2. 20 kr.

Friederich, Dr. G., Serena. Die Jungfrau bei und nach ihrem Eintritte in die Welt. Vierte umgearbeitete und verbeſſ. Auflage. 8. Auf ordin. Pap. Geh. Rthlr. 1. 21 gr. oder fl. 3. 20 kr. Cartonirt auf Velinpap. Rthlr. 2. 12 gr. oder fl. 4. 30 kr.

Gersbach, A., Wandervögelein oder Sammlung von Reiſeliedern, nebſt einem Anhange von Morgen- und Abendliedern. In vierſtimmigen Tonweiſen. Zweite verbeſſerte Auflage. 12. geh. 16 gr. oder fl. 1. 12 kr.

*Kittlitz,* Kupfertafeln zur Naturgeschichte der Vögel. 2tes und 3tes Heft. Rthlr. 2. oder fl. 3. 30 kr.

Kupfersammlung zu Cooper's sämmtlichen Werken. Zweite Lieferung 16 gr. od. fl. 1. 12 kr.

— — zu Washington Irving's sämmtlichen Werken. Zweite Lieferung 8 gr. oder 36 kr.

Lautir- Buchſtabir- und Leſe-Spiel für Kinder. Dritte verbeſſerte und vermehrte Auflage. In einem eleganten Käſtchen. 12 gr. oder 48 kr.

Lips, F. W., ſämmtliche hiſtoriſch-romantiſche Erzählungen. 1r Bd. 8. Rthlr. 1. 16 gr. oder fl. 2. 48 kr.

Nänny, J. C., Gedichte. Rthlr. 1. 6 gr. od. fl. 2.

Der Name des Herrn Nänny iſt den Freunden der Dichtkunſt aus Taſchenbüchern und Zeitſchriften ein erfreulicher Klang geworden, der immer irgend ein aus der Tiefe der Gemüths- und Phantaſiewelt geſchöpftes Product ankündigt. Vorzüglich aber ſind es heitre, liebliche Melodieen, die irgend eine gefühlvolle Anſchauung, eine poetiſche Erkenntniß des Lebens und der Natur enthalten, welche der Muſe des Herrn Nänny gelingen. Sie iſt ein reiches Kind, aber ihr Reichthum beſteht in Blumen und dieſe ſind wiederum einfache Blumen der Wieſe, traulich dem Herzen, wie dem Vaterlande, ein ſinniger Strauß für ſinnige Freunde der Poeſie.

**Oefele**, Freiherr von, Bilder aus Italien. 2 Bände. Geh. Rthlr. 2. 20 gr. od. fl. 4. 48 kr.

Wir dürfen dieſe Bilder, hauptſächlich der Wahrheit und Lebensfriſche wegen, die ſie karakteriſiren, empfehlen. Es ſind Erfahrungen, die der Verfaſſer unter dem reizenden Himmelsſtriche Heſperiens geſammelt, es ſind ſeine oft höchſt eigenthümliche Anſichten, in denen uns ſo Vieles ſchon vielfach Beſprochene wiederum neu erſcheint, es ſind Ergebniſſe heitrer und romantiſcher Natur, welche hier in kecken Zügen, in warmen Localfarben zu Gemälden vereinigt werden, die den Beſchauer anziehn, belehren und ergötzen. Offen und einfach, wie Yorick, erzählt der Verfaſſer, unabſichtlich zur Hauptfigur ſeiner Bilder werdend, in deren Weſen ſich die Menſchlichkeit mit ihren tauſendfachen Schattirungen ſpiegelt.

**Platen**, Graf von, Geſchichten des Königreichs Neapel von 1414 bis 1443. Rthlr. 1. 16 gr. oder fl. 2. 48 kr.

— — die Liga von Cambrai. Geſchichtliches Drama in 3 Akten. geh. 12 gr. oder 54 kr.

*Shakspeare,* William, The Plays. Vol. III. Containing: *Hamlet,* Prince of Denmark. 12. geh. 8 gr. oder 36 kr.

**Storch**, L., die Intrigue. Eine Novelle in 2 Theilen. Zweite verbeſſerte Auflage. Rthlr. 1. 18 gr. oder fl. 3.

— — die Beguine. Hiſtoriſcher Roman aus der Mitte des 14. Jahrhunderts. 3 Theile. Rthlr. 4. 20 gr. oder fl. 8. 24 kr.

**Taſchenbuch**, Rheiniſches, auf das Jahr 1834. Mit 8 Stahlſtichen. Rthlr. 2. od. fl. 3. 36 kr.

Dieſer neueſte Jahrgang empfiehlt ſich durch das Anmuthvolle der Beiträge ſowohl, als auch durch die künſtleriſche Ausſtattung. Das Titelkupfer zeigt uns einen unſerer vorzüglichſten Schriftſteller, Georg Döring. Die übrigen Kupfer behandeln Gegenſtände aus den Werken Lord-

Byron's, des erſten Dichters unſers Jahrhunderts. Sie ſind theils in England, theils von deutſchen Künſtlern gefertigt und tragen alle das Gepräge der höchſten Vollendung; einzelne derſelben ſind Meiſterwerke, wie ſie wohl noch nie vollendeter geboten wurden. Der Verleger glaubt dem fortſchreitenden Geſchmack und den höchſten Anforderungen an eine ſolche literäriſche Gabe Genüge gethan zu haben.

**Walker, G.,** Anweiſung zum Schachſpielen. Die vorzüglichſten Spieleröffnungen und Endſpiele, nebſt einigen eigenthümlichen Stellungen, und fünfzig ausgewählten Aufgaben enthaltend. Aus dem Engliſchen überſetzt und mit Anmerkungen begleitet von J. F. Schierek. Geh. 21 gr. od. fl. 1. 30.

Der Ueberſetzer dieſes Werkchens hat allen Freunden des geiſtvollen Spiels durch ſeine Arbeit einen gewiß dankenswerthen Dienſt geleiſtet. Nicht nur der Anfänger, der ſich belehren will, gewinnt hier raſch einen klaren und vollſtändigen Ueberblick, ſondern auch der erfahrene Schachſpieler wird ſich mancher geiſtvoll entworfenen Spiele, mancher intereſſanten Eröffnungen und Endigungen erfreuen. Der Verfaſſer hat auf Philidors Syſtem fortgebaut, allein auch andere groſse Meiſter ſind nicht unbenutzt geblieben und was er ſelbſt aus eigenen Erfahrungen hinzuthut, gehört zu den ausgezeichnetſten Leiſtungen in dieſem Fache.

***Zschokke's*** **popular history of Switzerland. From the German: — with the author's subsequent alterations of the original Work by W. Howard Howe. Cart. 12. Rthlr. 1. 18 gr. oder fl. 3.**

Der

# Thüringer Sängerbund

und

# ſein erſtes Liederfeſt

zu

# Molsdorf

den 16. Auguſt 1843.

---

## Blätter der Erinnerung

von

**Ludwig Storch**

Druck und Verlag des Verlags-Comptoir in Gotha.
1843.

Dem

Thüringer Sängerbunde

freundlichſt gewidmet.

Thüringen, auf! und tritt zuſammen!
Vereine dich im Sängerbund!
Zeig', daß von einem Volk wir ſtammen!
Laß deine Lieder fröhlich flammen,
Laß lodern ſie aus Herz und Mund!
Das Band der Liebe und des Sanges
Thu' Allen eures Herzensdranges
Gefühl in vollen Chören kund!

Von euern Bergen ſteigt hernieder,
Aus euern Thälern zieht herbei
Und miſcht euch in den Kranz der Lieder!
Sie hallen von den Bergen wieder
Zu Thal und Au', wie Jubelſchrei!
Ja laßt's von Höh' zu Höh' erklingen,
Daß unſer herrliches Thüringen
In Sang und Klang verbunden ſei!

Ihr, des Gebirges heitre Söhne,
Bringt eure Stimmen hell und zart!
Ihr Städter, bringt das kunſtvoll Schöne!
Ihr aus den Gauen bringt uns Töne
Zum Sang nach eurer ſchlichten Art!
Damit ein „guter Klang“ gelinge,
Sei auf des Liedes Feuerſchwinge
Das „Streng' und Zarte“ wohl gepaart.

Ja ſchaaret euch in unſern Städten
Um eure Sängerfahnen dicht!
Es wird das Lied euch zum Propheten;
Als Genius wird es dorthin treten,
Wo Morgenroth die Nacht durchbricht!
Als Oriflamme wird es lodern
Und kühn ſich Lebensodem fodern,
Sein Element: das heil'ge Licht.

Es ſoll die alte Kapitale
Die Pflegerin des Bundes ſein.
Vom Lied verklärt, in ihrem Thale
Steh' Dom und Kirche, heil'ge Male,
Und es erglänz' manch würd'ger Stein!
Bald gießen ſich durch ihre Gaſſen
Des Sängerbunds lebend'ge Maſſen
Und ordnen ſich in Glied und Reihn.

Es ſoll auf allen Straßen ziehen,
Wie Sonnenſtrahl, das deutſche Lied.
Es ſoll in allen Hütten blühen,
Es ſoll auf jeder Lippe glühen,
Der Gott ein fröhlich Herz beſchied!
Es ſoll durch alle Gauen wallen,
Es ſoll durch alle Thäler ſchallen,
Das deutſche Lied, das deutſche Lied!

Thüringen war vor alten Tagen
An Sängern und an Liedern reich.
Wie luſtig klingen ſeine Sagen!
Auf bunten Schwingen fortgetragen,
Sind ſie den ſchönſten Liedern gleich.
Hier baute Phantaſie ſich Tempel
Und fluthet um der Vorzeit Stempel
Als milder Zauber liedesweich.

In unſ'rer Wartburg Prunkgemächern
War einſt ein Liederſtreit entbrannt.
Da ſchallte Sang zu Klang von Bechern,
Da ward von wilderglühten Zechern
Das Lied, wie Pfeil und Schwert, entſandt.
Und was die Sänger dort geſungen,
Wie ſie geſtritten und gerungen,
Das ward „der Sängerkrieg“ genannt.

Auch du, mein Bund, in unſern Tagen
Zieh' aus zum neuen Sängerkrieg!
Laß deine Fahnen vor dir tragen:
Du ſollſt die Schlacht des Liedes ſchlagen;
Dir winkt ein heller Freudenſieg.
Einſt tönen wird's vom Enkelmunde
Das Lied, das aus dem Sängerbunde
Als Siegesmal zum Himmel ſtieg.

„Was nur die deutſche Bruſt mag drängen,
Es wird zum Lied;
D'rum töne fort mit ew'gen Klängen,
Du deutſches Lied!"

Luſt und Liebe zum vielſtimmigen Geſange ſind dem Deutſchen eigenthümlich und wurzeln in ſeiner ehrenwerthen Gemüthlichkeit, die wiederum eine Tochter der deutſchen Treue und mit dem ſchwärmeriſchen oft ſentimentalen Zuge zur Poeſie verwandt iſt. Wir haben die ſchönſten Lieder unter allen Völkern der Erde, und wir wiſſen ſie am ſchönſten zu ſingen. In unſern anmuthigen, rührenden und erhebenden Volksliedern mit charakteriſtiſchen Melodien ſpricht ſich unſ're ganze Seele und die uns eigne tiefe Innigkeit der Gefühle aus. Auch haben die Deutſchen zu allen Zeiten geſungen, im Frieden, wie im Krieg, an Feſt- und an Schlachttagen, bei Geburt und bei Tod, und wir haben Liederſammlungen faſt aus allen Zeiten, ſeit der Deutſche ſchreiben gelernt hat. Und er hat es wacker gelernt; darum hat er auch ſo fleißig ſeine Lieder aufgeſchrieben, denn ſie waren ihm das Liebſte, was er zu ſchreiben hatte. Und immer kamen neue deutſche Dichter und brachten ihrem Volke neue treffliche Lieder, reizende, unſchuldige, holdlächelnde Kinder, und dann traten geſchickte Tondichter herzu, die ſetzten den lieblichen Kindern Flügel an, Tonſchwingen, auf denen ſie nun klingend aufwärts flattern; ſie ſind ja nun Engel geworden, die alle

Menſchenherzen zu beglücken verſtehen. So haben wir allmälig einen ganzen Himmel voll Engel gewonnen, oder vielmehr einen ganzen großen dunkelgrünen, prächtig rauſchenden Liederwald voll, einen deutſchen Liederſchatz, reicher und herrlicher und mehr Segen bringend, als die ſpaniſchen Goldgruben in Chili und Peru.

Der lange Friede, welcher in Deutſchland waltet, weckte allmälig immermehr das ſchon früher hie und da laut gewordene und theilweiſe befriedigte Verlangen, die liebgewonnenen Lieder in möglichſt großen Kreiſen zu ſingen und ſingen zu hören, um ſich in Maſſe daran zu erfreuen. Denn der geiſtige Funke, der aus einem ſchönen gutgeſungenen Liede ſchlägt, gleicht dem elektriſchen Funken, der ſich im Nu tauſend und aber tauſend Menſchen mittheilt, die ſich berühren. Die Heere hatten im Kriege zuſammen geſungen und ſich durch Kampf und That begeiſtert; die Menſchen des Friedens fühlten ebenfalls das Bedürfniß zuſammen zu ſingen, um dem materiellen Einerlei des Schaffens und Wirkens die rechte geiſtige Würze zu geben. Hat doch der Deutſche vorzüglich den göttlichen Trieb in ſich, ſein Leben zu vergeiſtigen und ihm erfriſchende Stoffe zuzuführen, damit es nicht ſchaal werde und zur Bedeutungsloſigkeit herabſinke. Und zu welchem beſſern Mittel hätte er greifen können als zum Liede, zum Männergeſang? Hier iſt ſociale, moraliſche und äſthetiſche Erhebung zugleich geboten. Das Lied iſt das Salz des Lebens. Glänzend bewährt ſich ſeine Engelsnatur, denn wenn es von tauſend begeiſterten Lippen ertönt, gleicht es jenem Engel, der die Waſſer erregte, in welche die Kranken ſtiegen, um zu geſunden. Die Menſchenherzen baden ſich geſund in den Wellen ſeiner Töne.

Den deutſchen Staaten ging die Schweiz voran in der Bildung großer Männergeſangvereine; ſeit 1820 wurden ſie im ſüdlichen Deutſchland allgemeiner, und der Name Liedertafel mehr und mehr gebräuchlich, den zuerſt der von Zelter in Berlin ſchon 1809 geſtiftete Männergeſangverein führte. In Norddeutſchland ſah man ſie meiſt erſt nach 1830 entſtehen. Auch unſer muſikaliſches Thüringen blieb nicht zurück, und vorzüglich war es die alte Hauptſtadt Erfurt, ſtets eine treue Beſchützerin der Muſik, welche den übrigen thüringiſchen Städten und Orten in der Pflege des Männergeſangs und in der Bildung von Vereinen zu dieſem Zwecke voranging. Der im Jahre 1826 entſtandene Erfurter Muſikverein ſtellte 1831, auf Betrieb des muſikaliſch gebildeten, enthuſiaſtiſchen Verehrers der Muſik, Regierungsſecretär Breidenſtein, ſeine ſingfähigen Mitglieder zu einem Geſangverein zuſammen, dem er den Namen „Erfurter Liedertafel“, ſpäter aber „Liedertafel des Erfurter Muſikvereins“ gab. Sein Zweck war und iſt ausſchließlich die Pflege des deutſchen Liedes.

Im Frühling 1837 wurde die gothaiſche Liedertafel von dem nun verſtorbenen herzoglichen Muſikdirector Lübcke aus Coburg gegründet, der in Coburg ein ähnliches Inſtitut errichtet hatte, als deſſen Tochter er den Verein in Gotha angeſehen wiſſen wollte. Die Tochter entwuchs der Mutter aber ſchnell und während dieſe an Entkräftung bald ſtarb, erſtarkte jene immer mehr und wurde zu einer der größten und beſten Liedertafeln Deutſchlands. Sie gab den Impuls zur Gründung der Geſangvereine zu Ohrdruff, Georgenthal und Waltershauſen. In Arnſtadt trat ebenfalls eine Liedertafel unter dem unermüdlichen Stadtcantor Stade zuſammen. Inzwiſchen ſtanden dieſe Vereine einzeln und in keiner Beziehung zu einander, bis das erwachte Bedürfniß ſich näher zu treten und einen Vereinigungspunkt gemeinſamer vaterländiſcher Intereſſen zu finden, die gothaiſche Liedertafel zuerſt im Sommer 1837 veranlaßte, eine Einladung zu einer gemeinſamen Liederfahrt zum 16. Auguſt nach Freudenthal und Burgruine Gleichen an die benachbarten Geſangvereine ergeben zu laſſen. Hier fanden ſich zu geſelliger Freude und Sangesluſt die Liedertafeln von Gotha, Erfurt, Arnſtadt, Ohrdruff, Georgenthal und Waltershauſen zuſammen und verlebten einen ſehr genußreichen Tag. Hier war es, wo der Muſikdir. Ketſchau und Regierungsſecr. Breidenſtein von Erfurt, angeregt von dem ächt thüringiſchen Ton, welcher dies erſte Beiſammenſein ſo gemüthlich machte, Namens der Liedertafel des Erfurter M.=V. den Verſammelten den Vorſchlag thaten, neue und gute Geſänge bei ihnen circuliren zu laſſen und dieſelben zuſammen zu ſingen. Der Vorſchlag wurde allgemein angenommen. Hinderniſſe mancherlei Art, vorzüglich die vielfältigſten Arbeiten der Vorſteher des Erfurter Muſikvereins drängten die Ausführung dieſes ſchönen Plans von einem Jahre zum andern hinaus, bis es im Sommer des vorigen Jahres bemöglicht werden konnte, das gegebene Wort zu löſen. Unter dem 4. Juli 1842 erfolgte eine Einladung der Liedertafel des Erfurter Muſikvereins an die Liedertafeln und Männergeſangvereine von Arnſtadt, Georgenthal, Gotha, Langenſalza, Ohrdruff, Plaue, Ruhla, Stadtilm, Waltershauſen und Wechmar, zu einem auf der Ruine Gleichen am 17. Auguſt zu haltenden großen thüringiſchen Liederfeſte. Dieſes Feſt wurde zur allgemeinen Zufriedenheit, ja Begeiſterung am beſtimmten Tage ohne die mindeſte Störung gehalten und erfreute ſich eines ſehr zahlreichen Beſuchs aus der Nähe und Ferne, ſo daß im Burghofe über 3000 Menſchen verſammelt waren*). Neun Liedertafeln zogen mit ihren Pannern aus dem Freudenthale auf die Burg (Blaue war durch den wenige Tage zuvor ſtattgehabten Brand der dortigen Porzellanfabrik vom Beſuche des Feſtes abgehalten, und Ruhla allein erſchien nicht, ohne einen Grund anzugeben).

---

*) Um dieſes herrliche Sängerfeſt machten ſich beſonders verdient der Muſikdirector Ketſchau als Dirigent, und außer dem Regierungsſecr. Breidenſtein die übrigen Feſtordner Kaufmann Biſchoff, Kaufmann Treſter und der Cantor Wagner, alle aus Erfurt; ferner der Ingenieurlieutenant Gumprecht aus Erfurt, welcher die Erdarbeiten auf Gleichen, am Berge, wie im Hofe der Burg anordnete, der Landwehrlieutenant Walter, Schulz in Mühlberg, welcher alle Localaufträge, Beaufſichtigung der Arbeiter ꝛc. beſorgte und ſich ſonſtigen Mühen

Die ungetheilte Freude dieſes Tags, die herzliche Verbrüderung ſtammverwandter Thüringer, durch Lieder und Sprüche zur ſchönſten Blüthe gebracht, das Glück im freundlichen zwangloſen Verkehr die edle Befriedigung eines längſt gefühlten Bedürfniſſes zu finden, erweckte in den meiſten Theilnehmern den Gedanken, einen großen Thüringer Sängerbund zu bilden, und man ſchied am Abend jenes Tages begeiſtert mit Vorſatz und Verſprechen ſich im nächſten Jahre wieder auf gleiche frohe Weiſe an einem ſchicklichen Orte zuſammen zu finden. Nicht in Einzelnen allein, nein in den Meiſten, wenn nicht in Allen war das Verlangen rege geworden, mit Nichtbeachtung der politiſchen Staateneintheilung, die Thüringen trennt, ſich in einem der Pflege des deutſchen Liedes, der ſittlichen Erhebung und edler geſelliger Freude geweihtem Bunde als Thüringer zu vereinigen, und den uralten immer theuern Stammesnamen dadurch wieder von neuem zu ehren. Wenn es irgend ein würdiges und edles Band gibt, Länder und Städte eines alten Volksſtammes, die durch geſchichtliche Ereigniſſe getrennt worden ſind, geiſtig und ſeeliſch wieder zu vereinigen und die Verwandſchaft der Nachkommen jenes alten Stammes, deſſen Namen wir noch gern führen, in unſer Bewußtſein zurückzurufen, ſo iſt es das deutſche Lied, in welchem ſo viel herrliche Kraft und Herrſchaft über die Gemüther liegt, und das die Herzen zuſam-

---

mit Eifer und Liebe unterzog, und der Domainenpachter Amtmann Schmidt zu Wandersleben, welcher nicht nur eine beträchtliche Ackerſtrecke einräumte, ſondern auch die Stallung für die Pferde unentgeltlich und bereitwillig hergab.

menführt und bindet. Von der vielgliederigen Kette des deutſchen Liedes (welche jedoch mehr einem ſanften Blumengewinde, als einer ehernen Feſſel gleicht) zuſammengehalten, dürfen wir uns Angeſichts ganz Deutſchlands mit Recht Thüringer nennen und werden uns in dieſem alten Stammnamen erſt recht wieder unſres deutſchen Vaterlandes und unſres deutſchen Sinnes bewußt. Denn in dem Namen Thüringen liegt keine politiſche Scheidung von dem gemeinſamen deutſchen Vaterlande, im Gegentheil hebt er diejenigen auf, welche beſtehen und gibt uns eine poetiſche Weihe, welche uns allein geſchickt macht, die Idee des Geſammtvaterlandes würdig zu faſſen. Der Name Thüringen hat durch länger als ein Jahrtauſend hindurch eine poetiſche Geltung erlangt, mehr als irgend ein andrer deutſcher Stammname. Wir fühlen uns durch ihn poetiſch angeregt und gehoben und erinnern uns der Zeiten, da Thüringen das vierte Glied der durch Sprache, Sitte und Abſtammung verwandten deutſchen Völkervereinigung war. Und ohne wahrhaft poetiſche Erhebung werden wir niemals zu einem einigen Deutſchland kommen; der Herrſcherſtab der Poeſie muß uns berühren, um uns die rechte Begeiſterung für Volk und Land zu verleihen, die dann das Schwerſte leicht beſchafft und ſpielend den Bund knüpft, der unſre Kräfte vereint und die vereinten zu dem einen großen und würdigen Ziele des einigen deutſchen Vaterlandes lenkt. Und das deutſche Lied kann und wird uns mit dazu verhelfen. Es führt uns zuſammen, es gibt uns Nationalgefühl, es flößt uns Begeiſterung ein und macht unſere Herzen empfänglich für die Poeſie, die Verklärerin des Lebens, damit ſie ihren Samen hinein ſtreue, der einſt tauſendfältige Früchte tragen wird.

Der Plan eines großen Thüringer Sängerbundes, der ſich die Pflege des deutſchen Liedes vorzüglich zur Aufgabe ſtellte, fand allgemeinen Anklang, und die vom 28. Auguſt datirte Einladung der Liedertafel des Erfurter Muſik-Vereins zu einer die Bildung des Sängerbundes im Auge habenden Conferenz zum 2. October nach Erfurt, wurde als erſter Schritt zu einer ſchönen Vereinigung freudig begrüßt. Die Conferenz mußte jedoch wegen eines plötzlichen, die Unternehmer in Erfurt nah berührenden Todesfalles bis zum 22. und 23. October verſchoben werden, wo ſie als eine vorläufig conſtituirende ſtatt fand.

Dieſe erſte Zuſammenkunft wurde von den Liedertafeln und Geſangvereinen von Erfurt, Gotha, Arnſtadt, Ohrdruff, Waltershauſen, Plauen; Stadtilm, Wechmar und Langenſalza beſchickt. Georgenthal nahm wegen Krankheit des Vorſtehers nicht Antheil. Regierungsſecr. Breidenſtein bewillkommte in ſeinem und im Namen des Muſikdir. Ketſchau die 17 Abgeordneten mit folgender gehaltvollen Anrede, welche als „Vorwort, geſprochen bei Eröffnung der am 22. und 23. October 1842 in Erfurt ſtatt gehabten Berathungen zur Gründung eines Thüringer Sängerbundes“, im Druck erſchien:

„Den hochgeehrten Herren, welche ſich heute als Abgeordnete Thüringiſcher Liedertafeln in Thüringens Hauptſtadt verſammeln, zunächſt den herzlichſten, freundlichſten Gruß zu entbieten, iſt der erſte der Aufträge, mit welchen die Liedertafel des Erfurter Muſik-Vereins ihre beiden Vertreter beehrt hat; — wir entledigen uns dieſes ſchätzbaren Auftrags mit demjenigen Frohgefühl, welches das Zuſammentreffen gleichgeſtimmter Freunde begleitet, mit derjenigen herzlichen Freude, welche die Gewißheit allſeitigen freundlichen Entgegenkommens zur Erreichung eines ſchönen großen Ziels erweckt, mit dem Ausdruck derjenigen perſönlichen Hochachtung, welche wir Ihnen, indem ſich unſere Sympathie'n in ſo erfreulicher Weiſe begegnen, zu zollen uns gedrungen fühlen.

Unter den auf den Bildungsgang und die Sittengeſchichte des deutſchen Volks bezüglichen, inmitten der Segnungen eines ununterbrochenen, nun faſt 26jährigen Friedens zu Tage gekommenen Erſcheinungen nimmt die mehr und mehr erſtarkende, in immer weiteren Kreiſen fortſchreitende Liebe des Volks zum Geſange, zum Männer-Geſange insbeſondere, eine charakteriſtiſche, eine ſehr bedeutſame Stelle ein. Während das deutſche Volk, auf einen bedeutenden Höhepunkt der Cultur gelangt, nach allen Seiten hin in geiſtiger wie in materieller Beziehung vielen Völkern vorleuchtet, ja an Intelligenz und Aufklärung alle Völker der Welt weit überraget, aſſimilirt ſich anderer Seits daſſelbe Volk in einer wahrhaft liebenswürdigen Weiſe denjenigen uncultivirten Völkern, welche die Naturlaute noch nicht verlernt haben, welche ſingen und handeln und deren nähere Kenntniß recht eigentlich von innen des Volks heraus — aus Empfindung, Rede, Geſang und That ſich kund gibt. Wie dieſe ſingen wir, was wir handeln, — wie ſie bewahren wir dem Andenken die Großthaten unſerer Väter durch Geſang, — wie ihre Geſänge offenbaren unſre Lieder die öffentlichen und ſocialen Zuſtände in ihren Abſtufungen und Verzweigungen, — wie ihre Weiſen liefern unſere Melodie'n das treueſte Abbild unſers häuslichen Lebens, den innigſten Ausdruck unſerer Herzensempfindungen, unſerer Freuden und unſerer Schmerzen.

Thüringen, unſer herrliches Thüringen, das eine tief gegründete Vorliebe für die hehre Tonkunſt zu ſeinem Erbtheil rechnet, wie hätte dieſes wohl ohne Theilnahme bleiben können für die Verbreitung und Veredlung des Männergeſanges? — wie hätte Thüringen, ſo oft die Wiege des Geſanges genannt, zurückſtehen dürfen in dem Streben, vorzugsweiſe das Lied, das der Biederkeit und herzlichen Gemüthlichkeit ſeiner Bewohner zuſagende deutſche Lied zu hegen, zu pflegen und allgemein zugänglich zu machen? — Die von Jahr zu Jahr ſich mehrenden Liedertafeln und Männer-Geſangvereine ſind ſprechende Zeugen der regſten Theilnahme Thüringens an dem angedeuteten Fortſchritte einer neueren, einer beſſeren Zeit und, täuſchen wir uns nicht, ſo iſt der Zeitpunkt nicht fern, ſo iſt es uns vielleicht noch beſchieden, zu ſehen, daß jeder Ort Thüringens ja Deutſchlands dem Geſange ſeine Pforten öffnet, der freundlichen, heiteren Muſe eine bleibende Stätte bereitet.

Wie der Kunſtfreund dieſer Erſcheinung, welche den edeln Geſang zum Gemeingut zu machen verheißt, freudig entgegen ſieht; — wie der Menſchenfreund in ihr eine wirkſame Stütze für die beſſere Erziehung, eine ſichere Gewähr für die größere Geſittung des Volks erblickt; ſo begrüßt ſie der Vaterlandsfreund als eine neue Aera für die Entwickelung einer echt volksthümlichen Richtung, als treuen Bundesgenoſſen für die Steigerung und Kräftigung deutſcher Nationalität, als den Hebel und Träger des geiſtigen Aufſchwungs und einer innigeren, ſo Gott will, bis zur Unauflöslicheit ſich bindenden Einigung der verſchiedenen Stämme deutſcher Zunge, deren Geſammtvaterlande eine ſchöne, eine große Zukunft vorbehalten iſt.

Unter dieſen Verhältniſſen und Auſpicien, für deren unvollkommene, in allgemeinen Umriſſen verſuchte Andeutung wir die gütige Nachſicht der ſehr geehrten Herren in Anſpruch nehmen müſſen, lag fürwahr der Gedanke nicht fern, die verſchiedenen Liedertafeln Thüringens in eine nähere Beziehung zu einander zu ſetzen, ihrer Wirkſamkeit eine feſte, beſtimmte und volksthümliche Richtung anzuweiſen und ſie von Zeit zu Zeit zu gemeinſamen, ſolcher Richtung entſprechenden Produktionen zu vereinigen. Dieſen Gedanken hatte die Liedertafel des Erfurter Muſik-Vereins mit Liebe erfaßt und das von ihr mit ſo bereitwilliger Unterſtützung der benachbarten Liedertafeln am 17. Auguſt d. J. veranſtaltete Sängerfeſt auf der Burg Gleichen war weſentlich darauf berechnet, der Verwirklichung dieſes Gedankens näher zu treten. In dem allgemeinen Anklang, welchen das Feſt gefunden, ſahen wir eine um ſo dringendere Aufforderung, alsbald einen Vorſchlag zur förmlichen Begründung eines Thüringer Sängerbundes folgen zu laſſen. Zu unſerer lebhafteſten Freude iſt unſer Vorſchlag von den verehrten Liedertafeln günſtig aufgenommen worden, und ſchon heute ſehen wir uns mit Ihnen, hochgeehrte Herren, vereinigt, um über die Ausführung des Vorſchlags Berathung zu pflegen und einen gemeinſamen Beſchluß zu faſſen. Im Vertrauen auf Ihre Einſicht, Ihre Liebe zur Kunſt und Ihre Hingebung für vaterländiſche Beſtrebungen überreichen wir Ihnen denn hiermit in weiterem Auftrage der Liedertafel des Erfurter Muſik-Vereins einen in XI. Artikeln beſtehenden Entwurf zu den Grundzügen des Thüringer Sängerbundes, indem wir die nähere Entwickelung der dieſem Entwurf zum Grunde liegenden Motive bis zur Erörterung der einzelnen Artikel uns vorbehalten.“

Hierauf legte Regierungsſecr. Breidenſtein den Abgeordneten den Entwurf der Statuten des zu errichtenden Sängerbundes vor. Die Paragraphen dieſes Entwurfs wurden einzeln beſprochen und die Genehmigung der betreffenden Liedertafeln von ihren Abgeordneten vorbehalten. Zugleich wurde eine zweite Zuſammenkunft verabredet welche in Gotha ſtatt finden und die definitive Conſtituirung des Sängerbundes zum Gegenſtande haben ſollte.

Alle Abgeordnete verließen Erfurt hocherfreut ſowohl über die Thätigkeit der Erfurter Beauftragten zur Erreichung des ſchönen vaterländiſchen Zweckes, wie über die gaſtfreundſchaftliche Herzlichkei, welche ſie inmitten der Liedertafel, wie in den verſchiedenen Familienkreiſen genoſſen hatten, und hoffend ſahen die geſangliebenden Thüringer nun der baldigen Verwirklichung ihres Wunſches entgegen.

Die Thätigkeit der Liedertafel des Erfurter Muſik-Vereins und vor allem des Regierungsſecr. Breidenſtein entwickelte ſich nun immer glänzender und erfüllte alle Betheiligten mit einer wahrhaften Begeiſterung für die Sache.

Um ſo mehr wird es von allen Thüringern wahrhaft herzlich und aufrichtig bedauert, daß drei Vereine, welche ſeit 1842 in Erfurt außer der mehrerwähnten Liedertafel des Erfurter Muſik-Vereins ſich gebildet haben und ſich zuweilen unter dem Namen „Erfurter Männerchor" zu gemeinſamen Geſang vereinigen, ſich nicht an den Sängerbund anſchließen zu dürfen gemeint haben, obgleich ſie von den Unternehmern freundlichſt dazu eingeladen worden ſind, und es iſt gewiß Aller Wunſch, daß in Betracht des großen und ſchönen Zweckes ſämmtliche Sänger der Hauptſtadt Thüringens ſich im Angeſicht des Vaterlands dem Thüringer Sängerbunde anſchließen und etwaige perſönliche Verſtimmungen vor der herrlichen Sache verſchwinden laſſen möchten*). Soll der Sängerbund länger eine Anzahl wackerer Männer und Sangesgenoſſen in ſeiner Mitte vermiſſen, die ihm zur Zierde gereichen würden? Soll das vereinigte Thüringen gerade in ſeiner Hauptſtadt unter hochherzigen Sängern einen Zwieſpalt ſehen, dem ein namhafter Grund ſchwerlich zur Seite ſtehen, und der, wenn er wirklich vorhanden, kaum ſo erheblich ſein dürfte, um ihn bei gutem Willen und dem großen Zwecke gegenüber, nicht ſogleich beſeitigen zu können. Tretet alſo herein, ihr Erfurter Sänger, in den Bund des Thüringer Landes, nehmt unſre dargebotne Hand, und reicht die Euere allen Sangesgenoſſen!

Am 14. Januar 1843 fand die zweite Zuſammenkunft der genannten Liedertafeln in Gotha im Locale der dortigen

---

*) Vorzüglich weh thut es mir, die den Erfurter Männerchor bildenden Liedertafeln noch nicht im Thüringer Sängerbunde zu begrüßen, da mir unter denſelben viel liebe Freunde und treffliche Männer nahe ſtehen, die ich ſehnlichſt mit den Freunden und Genoſſen des Bundes in dieſem vereinigt ſähe. Möchte es meiner Bitte gelingen, die werthen Sänger zum Beitritt in den Bund zu bewegen und dieſer kann, ſollte ich meinen, bei der Sachlage nicht ſchwer fallen.

Liedertafel ſtatt, zu welcher Georgenthal ebenfalls ſeine Abgeordneten ſchickte und die Eiſenacher Liedertafel hinzutrat. Die 10 Liedertafeln, welche den Stamm des Sängerbundes bilden, nahmen hier nach wiederholter Beſprechung der Statuten dieſelben an und reichten ſich in ihren Abgeordneten die Hand zur Bildung des Thüringer Sängerbundes, ſich gegenſeitig gelobend, die Zwecke deſſelben nach beſten Kräften zu fördern.

Und ſo ward denn der 14. Januar 1843 der Geburtstag des Thüringer Sängerbundes, und das kräftige Kind, welches Allen Freude verſprach, wurde beim zahlreich beſuchten Taufſchmauſe mit fröhlichen Denkſprüchen und hellem Gläſerklange begrüßt. Es war ein ſchöner Abend, als die thüringiſchen Landsleute aus den verſchiedenen Orten, jetzt Bundesglieder eines herrlichen Bundes mit leuchtenden Augen und frohen Herzen neben einander ſaßen und ſich die Hände reichten. Alle hegten die ſtille und befriedigende Ueberzeugung, daß etwas Großes und Schönes unter ihnen entſtanden ſei, anregend für die Gegenwart, bedeutungsvoll für die Zukunft, und mancher edle Vorſatz entkeimte den begeiſterten, ſtill verklärten Gemüthern. Und in der That iſt in unſerer, dem Materialismus mehr als gebührlich zugeneigten, poeſiearmen Zeit dieſe Erſcheinung in dem alten poetiſchen Thüringen von großer Wichtigkeit.

Die Natur der Menſchheit trägt, wie die des Individuums neben den Krankheiten, die in den Zeitverhältniſſen wurzeln, zugleich das Beſtreben in ſich, dieſe Krankheiten aus dem Organismus auszuſcheiden, ſich ihrer zu entledigen und zu geſunden. Den Verſtimmungen der Lebensthätigkeit arbeitet ſtets eine Reaction, ein thätiges Streben nach Geſundheit entgegen, und entwickelt ſich von kleinen Anfängen zu großen Erfolgen. Das ſind die Kriſen der Zeit. Unſre Zeit leidet, wie ſchon angedeutet iſt, an einer verderblichen Hinneigung zum Materialismus, gleichſam als ſei in der Idee kein Heil mehr zu finden für das Menſchengeſchlecht. Und doch iſt ſie es allein, die wie ein Strahl von jenſeits den irdiſchen Staub verklärt, und in das trübe Einerlei des leiblichen Bedürfniſſes und ſeiner täglichen Befriedigung die Zauber des Schönen und Erhabenen befruchtend und geſtaltend miſcht. Die trüben Erſcheinungen des Standesdünkels, der Verachtung eines Jeden, der nicht Geld und Rang beſitzt, das ſtrenge Abſchließen von aller Gemeinſchaft mit Menſchen, die die Gunſt des Schickſals nicht auf die vermeintlich höhere Lebensſtufe geſtellt, des kalten Hohns, mit welchem die gerechten Anſprüche eines geiſtig Strebenden an das Leben gleichſam als freche Forderungen zurückgewieſen werden; der blaſirten Gleichgültigkeit und Theilnamloſigkeit mit der die Privilegirten und Bevorzugten Alles zu betrachten pflegen, was ihnen nicht Vortheil oder Vergnügen bringt, dieſe trüben Erſcheinungen mit ihrem zahlreichen Gefolge, das zu bekannt iſt, als daß ich es hier näher zu bezeichnen brauchte, hatten uns als ſchwarze unheilvolle Wolken den blauen Himmel verhängt und verwehrten den befruchtenden Strahlen der Lebensſonne Liebe und den beruhigenden Blicken der Sterne, die bei Nacht über dem Menſchenleben ſtehen, den Zugang zu unſern Herzen.

Einſam und verlaſſen mußte der Dichter gehen, mit der Sonne und den Sternen in der eignen Bruſt, aber trauernd, daß er ſie nicht mit Allen theilen, daß das Sonnenreich der Liebe auf Erden noch immer nicht angebrochen ſei, und oft ſtillweinend, daß ihn unverdiente Verachtung treffe, wo er ein liebeſeliges Herz offen entgegen trug. Seht da einigen ſich edle Männer zum Sängerbund, und die Sonne des deutſchen Liedes, die daſſelbe Geſtirn der deutſchen Treue und Liebe iſt, verkündet durch eine herrliche Morgenröthe ihren prächtigen Aufgang. Die beklommenen Herzen wälzen die dunkeln Laſten der Zeit ab, treten ſich näher, vereinen ſich im Liederbund, und der Völkerfrühling einer beſſern Zeit ſendet ſeine warmen Boten, den belebenden Hauch, die Liederſtimmen, das Jauchzen der Freude, über unſre erſtarrten Herzen. Die kalten Wolken werden verſchwinden, der tiefblaue Himmel unergründlicher Treue und Liebe wird uns wieder leuchten, die Sterne des Glaubens, der Religion, des ſtillen häuslichen Glücks, der Zufriedenheit, der heitern Geſelligkeit, des freundlichen Begehens ſchimmern uns wieder. Wir werden geneſen durch das *deutſche Lied!* Es iſt ein Wunderheilmittel, die wahre Panacee der Zeit. —

Der Thüringer Sängerbund beruht auf folgenden „Grundzügen,“ die bei der Zuſammenkunft in Gotha allgemein angenommen wurden:

## I.

Die für das Sängerfeſt auf der Burg Gleichen am 17. Auguſt 1842 thätig geweſenen Liedertafeln zu *Arnſtadt*, *Erfurt*, *Georgenthal*, *Gotha*, *Stadt-Ilm*, *Langenſalza*, *Ohrdruff*, *Plaue*, *Waltershauſen* und *Wechmar* vereinigen ſich zu einem **Thüringer Sängerbunde.**

## II.

Allen übrigen Liedertafeln Thüringens ſteht der Beitritt zu jeder Zeit offen. Es ſollen geeignete Schritte geſchehen, um wo möglich alle Thüringer Liedertafeln in dem Bunde zu vereinigen.

## III.

Nur die *werkthätigen* Mitglieder der Liedertafeln ſind als Angehörige des Sängerbundes zu betrachten.

Männer, welche durch ihr Talent als Dichter oder Tonſetzer die Zwecke des Bundes zu fördern berufen und geneigt ſind, aber keiner Liedertafel angehören, können als Ehrenmitglieder aufgenommen werden.

### IV.

Zweck des Thüringer Sängerbundes iſt, das deutſche Lied zu pflegen und mehr und mehr zum Gemeingut zu machen, auch durch die Macht deſſelben vaterländiſchen Sinn zu fördern — denjenigen vaterländiſchen Sinn, der in geiſtiger und ſittlicher Erhebung des deutſchen Volks, in einer inniger̃en Einigung ſeiner verſchiedenen Stämme, in unverbrüchlicher Treue gegen die angeſtammten Herrſcher und in unverletzlichem Gehorſam gegen die Landesgeſetze ſeine Befriedigung findet.

### V.

Als Mittel zur Erreichung dieſes Zwecks machen ſich die den Sängerbund bildenden Liedertafeln zur Aufgabe:

a) die beſten der bereits erſchienenen und künftig erſcheinenden Lieder gegenſeitig auszutauſchen und in regelmäßigen Uebungen mit Eifer und Ausdauer ſich anzueignen;

b) jährlich ein Sänger- und Volksfeſt zu veranſtalten, für welches eine Auswahl dieſer Lieder, mit beſonderer Rückſicht auf die oben angedeutete vaterländiſche Richtung, zu Geſammt- und Einzel-Vorträgen beſtimmt wird.

### VI.

Um für diejenigen größeren Orte, welche mit mehr als einer Liedertafel dem Sängerbunde angehören, eine Geſammtvertretung bei dem Sängerfeſte hinſichtlich der Einzel- und Geſammt-Vorträge zu erzielen, vereinigen ſich dieſe verſchiedenen Liedertafeln zu einem Chor. Als Grundſatz gilt hierbei, daß, ſofern nicht eine andere Einigung unter ihnen zu Stande kommt, die jüngere Liedertafel, unbeſchadet ihrer Selbſtſtändigkeit dem

Sängerbunde gegenüber, ſich ſowohl hinſichtlich der vorgängigen Proben als der Ausführung der älteren Liedertafel und ihrer Direction anſchließt, es wäre denn, daß die jüngere Liedertafel den engeren Ausſchuß des Bundes (Art. VIII.) bildete, in welchem Falle dann die ältere Liedertafel in gleicher Weiſe der jüngeren ſich anzuſchließen hätte.

## VII.

Jede Liedertafel wählt aus ihrer Mitte einen Vertreter. Dieſe Vertreter bilden zuſammen einen allgemeinen Verwaltungs-Ausſchuß, welcher ſich in der Regel jährlich einmal an einem beliebigen Orte verſammelt.

Dieſer Ausſchuß hat

a) über allgemeine Angelegenheiten und über etwaige Abänderung der Grundzüge des Bundes, ſo wie über die Ausſchreibung ordentlicher und außerordentlicher Beiträge zu entſcheiden;

b) von Jahr zu Jahr diejenige Liedertafel zu wählen, welche den engeren Verwaltungs-Ausſchuß bildet;

c) Zeit, Ort und Umſtände des jährlichen Sängerfeſtes und das in Beziehung auf daſſelbe von dem engeren Ausſchuß einzuhaltende Verfahren zu beſtimmen;

d) die Rechnung der Bundes-Caſſe zu prüfen und abzunehmen und

e) über die Aufnahme von Ehren-Mitgliedern abzuſtimmen.

Alle Beſchlüſſe werden durch Stimmen-Mehrheit gefaßt.

## VIII.

Die für die Bildung des engeren Verwaltungs-Ausſchuſſes jährlich zu wählende Liedertafel hat

a) alle Angelegenheiten des Sängerbundes zu leiten, welche nicht vor den allgemeinen Verwaltungs-Ausſchuß gehören;

b) die Bundes-Caſſe zu verwalten;

c) den Austauſch der gegenſeitig mitzutheilenden Lieder zu vermitteln und

d) das jährliche Sängerfeſt vorzubereiten und deſſen Ausführung zu leiten,

und zwar dies alles nach Anleitung der Grundzüge des Bundes und der ergeblich durch den allgemeinen Verwaltungs-Ausſchuß feſtgeſetzten beſonderen Beſtimmungen.

Der engere Ausſchuß iſt für alle ſeine Handlungen dem allgemeinen Verwaltungs-Ausſchuß verantwortlich.

## IX.

Der Bundes-Caſſe werden, nächſt dem von dem Sängerfeſte am 17. Auguſt 1842 verbliebenen Beſtande, als Einnahmen zugewieſen:

a) ein Antrittsgeld von 5 Rthlr., welches jede neu zutretende Liedertafel zu entrichten hat;

b) die bei dem jährlichen Sängerfeſte von den Zuhörern zu erhebenden Eintrittsgelder;

c) die zunächſt auf zwei Jahre vom 1. Juli 1842 ab von jedem Mitgliede der, dem Bunde angehörenden Liedertafeln mit 3 Sgr. vierteljährlich zu erhebenden Beiträge und

d) die nach Bedürfniß etwa auszuſchreibenden außerordentlichen Beiträge.

Die ordentlichen Beiträge werden vierteljährlich im Voraus durch jede Liedertafel erhoben und mittelſt namentlicher Nachweiſung der beitragenden Mitglieder an die, den engeren Verwaltungs-Ausſchuß bildende Liedertafel portofrei abgeliefert.

Später zutretende Liedertafeln haben die Beiträge für die bereits verfloſſenen Monate des vom Juli bis incl. Juni laufenden-Rechnungsjahres, in welchem der Beitritt erfolgt, nachzuzahlen.

Jede Liedertafel verbürgt die ordnungsmäßige Einhebung und Ablieferung der ordentlichen und außerordentlichen Beiträge von allen ihr angehörigen werkthätigen Mitgliedern.

Aus den Einnahmen werden nur ſolche Ausgaben beſtritten, welche die Zwecke des Bundes im Allgemeinen und die Einleitung und Ausführung der Sängerfeſte im Beſondern berühren.

Die Reiſe- und Zehrungskoſten, welche den Liedertafeln als ſolchen aus der Theilnahme am Sängerfeſte erwachſen, ſind in ſo lange, als nicht von dem allgemeinen Verwaltungs-Ausſchuß ein Anderes beſtimmt wird, von den aus der Bundes-Caſſe zu beſtreitenden Ausgaben ausgeſchloſſen.

### X.

Der Austritt aus dem Bunde kann zu jeder Zeit erfolgen; der ordentliche Beitrag muß jedoch noch für das laufende Vierteljahr, in welchem der Austritt erklärt wird, nebſt dem, etwa auf die Deckung eines Deficits von dem unmittelbar vorhergegangenen Sängerfeſte bezüglichen außerordentlichen Beitrage entrichtet werden.

### XI.

Der Bund iſt ſo lange als beſtehend anzuſehen, als noch drei Liedertafeln demſelben angehören.

Sollte aber die Mehrheit dieſer drei Liedertafeln ſich für eine Auflöſung entſcheiden, ſo wird der vorhandene Caſſenbeſtand mit dem Erlös aus dem dann zu veräußernden Vermögen unter Aufſicht dreier rechtlicher Männer bei einer Spar-Caſſe zinsbar angelegt, um einem ſpäter auf gleicher Grundlage innerhalb Thüringens ſich bildenden Sängerbunde überwieſen zu werden.

---

In der Verſammlung zu Gotha wurde ferner beſchloſſen, daß die Conferenzen des allgemeinen Verwaltungsausſchuſſes jährlich immer 4 bis 6 Wochen nach dem Liederfeſte gehalten und die Verſammlungsorte die Städte Erfurt, Gotha, Arnſtadt und Ohrdruff als die wegen ihrer Lage geeignetſten ſein ſollten. Die nächſte Conferenz wurde für Arnſtadt feſtgeſetzt. Auch kam ſchon hier die Anfertigung einer Liederhalle, welche den Doppelzweck verbände, zugleich Schalldecke für den Geſang und Schutz gegen die Sonnenſtrahlen zu ſein, in Vorſchlag. Die Liedertafel des Erfurter Muſik-Vereins wurde einſtimmig für das erſte Liederfeſt als engerer Verwaltungs-Ausſchuß des Sängerbundes erwählt.

Zugleich wurden durch Stimmenmehrheit zu Ehrenmitgliedern des Sängerbundes ernannt der herzogl. ſächſ. meiningiſche Hofrath und Oberbibliothekar Ludwig Bechſtein zu Meiningen, der Profeſſor am Gymnaſium zu Erfurt Dr. Dennhardt, der fürſtl. anhalt. deſſauiſche Hofkapellmeiſter Dr. Friedrich Schneider und der Verfaſſer dieſer kleinen Schrift.

Ludwig Bechſtein dankte dem Sängerbunde für die ihm angethane Ehre durch folgendes ſchöne Gedicht:

### Dem Thüringer Sängerbund.

Thüringer Sängerbund! Wie mächtig
Dies große Wort mein Herz bewegt!
Ein Schwan iſt's, welcher ſtolz und prächtig
Der Heimath Ruf zur Ferne trägt.
Es rauſcht von klingendem Gefieder,
Wie Lieder dort, und hier wie Lieder,
Daß ſich's in allen Gauen regt.

Habt meinen Dank, ihr Sangverbundnen,
Daß euerm Bund ihr mich geſellt!
Ihr habt mit Wünſchen, ächt empfundnen,
Der Ehren Brief mir ausgeſtellt.
Und gerne will ich euch geloben,
Dem Sängerbunde Treue ſchwören,
Deß Band, ich hoff' es, Dauer hält.

Geſang bricht auf zum Kreuzeszuge,
Die Oriflamme in der Hand,
Entgegenkämpfend jedem Truge
In der Empfindung heil'gem Land.
Ein Sieger, bringt er reiche Beute,
Und knüpft mit Tugend und mit Freude
Das ſittlichſchöne Doppelband.

Im Lied iſt Friede, Frohſinn, Liebe.
Mit treuer Liebe pflegt das Lied!
Es klärt, es läutert unſre Triebe,
Und jede Bruſt bewegt das Lied.
Streut, Sänger, ſtreut in Gottes Namen
Des deutſchen Liedes goldnen Samen!
Denn Segensfrüchte trägt das Lied.

Wohlauf, wohlan vereintes Singen!
Erbrauſe, freudiges Getön!
Laßt volle Mannerchöre klingen
Auf unſrer Berge freien Höhn!
In Domen laßt, in wundervollen,
Die Liedesſtimmen mächtig rollen,
Wie Donner Gottes, hehr und ſchön.

Und mich laßt jene Fahne halten,
Von der Thüringens Löwe blickt.
Umringt, ihr Jungen, mich, ihr Alten,
Mit Eichenlaub den Hut geſchmückt!
Laßt uns in Eintracht treu begegnen,
Und jede ſchöne Stunde ſegnen,
Die unſer Erdenſein beglückt!

So trat die Poeſie, eingeladen von den verbündeten Sängern, anregend und befruchtend in den Bund, um im ſchönen Wechſelverhältniß wiederum von ihm Anregung und Befruchtung zu empfangen. Und gewiß werden aus dieſer edeln vaterländiſchen Verbindung und Wechſelwirkung die herrlichſten Reſultate hervorgehen.

Mit einem freudigen Zuruf wurde in ganz Thüringen der junge Sängerbund begrüßt; bereits hatten ſich ſchon zum Beitritt gemeldet die Liedertafeln und Männergeſangvereine von Suhl, Mühlhauſen und Sömmerda, und es traten nun, vom Comité in Erfurt freundlichſt eingeladen und nach einem in den öffentlichen Blättern von der Liedertafel des Erfurter M.-V. als engeren Verwaltungsausſchuß des Thüringer Sängerbundes erlaſſenen „Aufruf an alle Liedertafeln Thüringens“ vom 27. Januar 1843, allmälig hinzu die Liedertafeln und Geſangvereine von Ehringsdorf, Langewieſen, Neukirchen, Salzungen und Schmalkalden, ſo daß ſich die Zahl der verbündeten Liedertafeln am Feſttage auf 19 belief. Außerdem wurden alle Männergeſangvereine im ganzen thüringer Lande, ſie mögen in Städten, Flecken oder Dörfern beſtehen, vom Verwaltungs-Ausſchuß brieflich und freundlich zum Beitritt eingeladen, und die Meiſten, welche noch nicht beigetreten ſind, haben ihren baldigen Beitritt zugeſagt oder doch wenigſtens Hoffnung dazu gemacht. Nur eine Liedertafel voll guter Sänger ſcheint ſich dem vaterländiſchen Bunde entziehen zu wollen, eine andre lehnte den Beitritt ſogar auf eine unzarte Weiſe ab *).

---

*) Dieſes merkwürdige Antwortſchreiben auf den ſehr höflichen Einladungsbrief möge der Seltenheit wegen hier ohne Orts- und Perſonennamen ſtehen.

„Die freundliche Einladung der verehrlichen Liedertafel des Erfurter Muſikvereins, beizutreten zum Thüringer Sängerbunde muß der ..............er Sangverein zurückweiſen. Genannter Verein beſteht beinah ausſchließlich aus Landgeiſtlichen und Landſchullehrern der Umgegend, von denen die meiſten 2 Stunden vom Verſammlungsort wohnen und ſchon darum nicht jeder Zuſammenkunft beiwohnen können. Nun noch jährlich eine koſtſpielige Reiſe machen, Antrittsgeld und Beiträge zahlen, um einmal vereint zu ſingen!

Manche hat die drangvolle Zeit des vorigen und des laufenden Jahres, welche nicht ſelten die Sorge für des Leibes Nahrung und Nothdurft bis zur ängſtlichen Bekümmerniß ſteigerte und jede andre Ausgabe ſtreng verbot, vom Eintritt in den Bund abgehalten, manche die noch nicht erlangte Reife, indem die Geſangvereine ſich kaum gebildet hatten, doch alle hoffen ſich mit Gott anzuſchließen an den vaterländiſchen Bund und das zweite Liederfeſt im Jahre 1844 mit zu feiern.

Es mußte, nach dem Vorhergehenden, nun ernſtlich daran gedacht werden, einen ſchicklichen Ort zur Abhaltung des erſten Liederfeſtes des neuen Sängerbundes aufzufinden, und die Vorſtände der vereinigten Liedertafeln waren einſtimmig der Anſicht, daß es in ganz Thüringen keinen ſchönern und paſſendern Raum geben möchte, als den herzoglichen Schloßgarten zu Molsdorf, theils wegen ſeiner Lage zwiſchen den Städten Erfurt, Gotha und Arnſtadt, theils wegen ſeiner natürlichen Reize und zweckmäßigen Abgrenzung, welche ſtörenden Andrang unmöglich macht, und es wurden deshalb die nöthigen Schritte gethan, um von Sr. Durchlaucht dem Herrn Herzoge von Coburg-Gotha die gnädigſte Erlaubniß zur Benutzung des genannten Gartens zum Liederfeſte zu erwirken. Dieſe wurde denn auch mit hoher fürſtlicher Huld und Liberalität ertheilt, und der Comité konnte nun daran denken, die zahlreichen und zum Theil ſchwierigen Vorbereitungen zum Feſte ſelbſt zu treffen.

---

Dieſe Umſtände haben die Mitglieder vermocht, ſich verneinend auszuſprechen.

Mit freundnachbarlichem Gruße
........ 3. Januar 1843.

...., Schullehrer,
Director des Vereins.

Man hätte wenigſtens, wenn auch nicht mehr Patriotismus von Landgeiſtlichen, ſo doch höflichere Schreibart von einem Schullehrer erwarten dürfen.

Dieſe gingen nun zuerſt auf die Auswahl der vorzutragenden Geſänge. Sobald dieſe feſtgeſtellt war, wurden die Partituren der gewählten Lieder den einzelnen Liedertafeln vom Comité zugeſchickt; ebenſo jeder derſelben ein Taktmeſſer und die Angabe der Tempi von jedem Geſange. Ferner lag dem Comité die Anordnung des Feſtes ſelbſt und die Zurichtung des Schauplatzes ob, und hier ſind wieder die Namen Breidenſtein, Biſchoff und Wagner von der Erfurter Liedertafel mit Auszeichnung zu nennen, denen ſich der Kaufmann Ludwig von Arnſtadt und, zumal bei der bedauerlichen, durch eine anhaltende Badecur herbeigeführten Abweſenheit des vierten Feſtordners aus Erfurt, des für die gute Sache wahrhaft erglühten Kaufmanns Troeſter, der Dr. jur. Freytag von Gotha würdig anſchloſſen. Die Verdienſte dieſer Männer um das Feſt, welche aus ihrem raſtloſen Streben hervorgehen, fordern alle Betheiligten zum lebhafteſten Danke auf. Und vor Allen iſt es wiederum der Regierungsſecretär Breidenſtein, welcher mit unermüdlichem Eifer, mit genialer Umſicht, richtigem Takt und kräftigem Handeln gleichſam die Seele des Ganzen ausmachte, und den wir mit vollem Rechte als den Schöpfer des Thüringer Sängerbundes und ſeines erſten herrlichen Liederfeſtes zu Molsdorf bezeichnen können.

So waren denn endlich die vorzüglichſten Vorbereitungen getroffen, die zu ſingenden Lieder gewählt und ausgetheilt, die Muſikchöre geworben, die Einrichtungen für die leibliche Pflege der Gäſte gemacht, und der Comité erließ nun ſeine öffentlichen Einladungen und das folgende Programm.

1) Der **Thüringer Sängerbund**, welcher durch das vorjährige Sängerfeſt auf der Burg Gleichen in's Leben gerufen worden aus den Städten und Ortſchaften Arnſtadt, Ehringsdorf, Eiſenach, Erfurt, Georgenthal, Gotha, Stadt-Ilm, Langenſalza, Langewieſen, Mühlhau-

ſen, Neukirchen, Ohrdruff, Plaue, Salzungen, Schmalkalden, Sömmerda, Suhl, Waltershauſen und Wechmar gegen 600 Sänger zählt, wird am 16. Auguſt d. J., unter geneigter perſönlicher Theilnahme des Herrn Hof-Capellmeiſters Dr. Friedrich Schneider aus Deſſau und unter gefälliger Mitwirkung der Muſikchöre des Königl. 31ſten Infanterie-Regiments zu Erfurt und des Königl. 8ten Küraſſier-Regiments zu Langenſalza, ſein erſtes Liederfeſt und zwar in dem von Sr. Herzogl. Durchlaucht von Sachſen Coburg-Gotha gnädigſt bewilligten **Garten zu Molsdorf** feierlich begehen.

2) Morgens 7 Uhr wird das Feſt durch Entfaltung der Feſtflagge auf dem Herzogl. Schloſſe und durch Abfeuerung der Kanonen bezeichnet.

3) Zwiſchen 8 und 9 Uhr treffen die Liedertafeln bei Molsdorf ein, wo ſie auf einem am Wege nach Neudietendorf belegenen Platze von den Feſtordnern feierlich empfangen werden.

4) Von 9 Uhr ab findet die Generalprobe der für den gemeinſamen Vortrag aller Liedertafeln beſtimmten Geſänge ſtatt.

5) Nach der Probe vereinigen ſich Sänger und Muſiker in einem der Laubgänge des Gartens zu einem frugalen Picknick.

6) Um 2 Uhr begibt ſich die Sängerſchaar im feſtlichen Zuge unter Abfeuerung der Kanonen nach der im Schloßgarten errichteten Eſtrade. Den Zug eröffnen die beiden Muſikchöre unter Vortritt eines Feſtmarſchalls; ihnen ſchließt ſich, geleitet durch Feſtmarſchälle, die von einem Ehrenmitgliede getragene Bundesfahne, und dieſer die übrigen theilnehmenden Ehrenmitglieder unter Führung von Feſtmarſchällen. Hiernächſt folgt die unterzeichnete Liedertafel als Feſt-Comité mit ihrer Fahne und Vortritt der Feſtordner, an dieſe reihen ſich Depu-

tationen der nicht zum Bunde gehörigen Liedertafeln in- und außerhalb Thüringen, geführt von Marſchällen, und nun bilden den Zug weiter die übrigen verbündeten Liedertafeln in alphabetiſcher Reihenfolge unter Vortragung ihrer Fahnen und geführt von Marſchällen.

7) Ueber die, vorzugsweiſe einer vaterländiſchen Richtung folgenden **Geſammt-** und **Einzel-Vorträge** der Liedertafeln, über die mit denſelben in angemeſſener Beziehung abwechſelnden Denkſprüche, deren Ausführung die Herren Hofrath Dr. **Ludwig Bechſtein** aus Meiningen, Profeſſor Dr. **Dennhardt** aus Erfurt und Dr. **Ludwig Storch** aus Gotha geneigt übernommen haben, wie über die von den Muſikchören auszuführenden Inſtrumental-Säze wird eine beſondere, auch den Text der Lieder enthaltende Feſtordnung ausgegeben.

8) Nach 7 Uhr kehren die Sänger in der obigen Ordnung unter Abfeuerung der Kanonen an den Ausgangs-Punkt zurück, um nach einem Schlußgeſang und einigen daran ſich knüpfenden Worten eines der Feſtordner für die Heimkehr ſich zu verabſchieden.

9) Der Garten wird von 1 Uhr ab dem Publikum geöffnet. Der Eintritt iſt an die Löſung von Eintrittskarten geknüpft, welche mit je einem Exemplare des Programms und der Feſtordnung vor dem Schloßhofe zum Preiſe von 6 Sgr. abgegeben werden.

In Folge des mehrfach laut gewordenen Wunſches, daß zur Generalprobe Hörer zugelaſſen werden möchten, wird der Eintritt in den Garten auch ſchon von 9 Uhr ab gegen ein erhöhtes Eintrittsgeld von 10 Sgr. geſtattet.

10) Innerhalb des Gartens, welcher zur Bequemlichkeit des Publikums ſo weit thunlich mit Tiſchen, Stühlen und Bänken ausgeſtattet werden ſoll, wird unter Leitung des Gaſtgebers Hrn. **Müller**, im Preußiſchen Hof zu Erfurt, eine be-

ſondere Wirthſchaftsführung eingerichtet werden, von welcher ſowohl Speiſen als auch Bier, Wein, Selterwaſſer ꝛc. gegen feſtgeſetzte Preiſe zu beziehen ſind.

Für den Abſatz des Bieres dienen mehrere Verkaufsſtellen in verſchiedenen Theilen des Gartens.

Etwaige Beſchwerden gegen die Wirthſchaftsgehilfen, von denen jeder eine Nummer am linken Arme trägt, bittet man dem Inhaber der Wirthſchaft oder einem der Feſtordner ſofort mitzutheilen.

11) Die Unterbringung der Pferde in **Molsdorf** und in den benachbarten Orten wird durch Ausgabe von Billets vermittelt, die Wagen aber werden nach Ertheilung eines Legitimationsſcheins auf einem dazu beſtimmten Platze am Wege nach Neudietendorf in geordneten Reihen aufgeſtellt und bis zur Wiederabfahrt unter Aufſicht gehalten werden.

Nur wer ſich durch einen mit der bezüglichen Nummer verſehenen Legitimationsſchein ausweiſen kann, erhält Zutritt zu dem betreffenden Wagen.

Für die Unterbringung der Pferde und Wagen und die Bewachung der letzteren wird eine kleine, zur Deckung der diesfälligen Koſten beſtimmte Abgabe erhoben.

12) Die Ordnung während des Feſtes wie die Schonung der Anlagen im Herzogl. Garten glaubt das Feſt-Comité am beſten dadurch ſichern zu können, daß es beides vertrauensvoll in die Hände der verehrten Feſt-Theilnehmer legt.

Etwa nöthige beſondere Beſtimmungen werden durch gedruckte Anſchläge mitgetheilt werden.

13) Im Falle durchaus ungünſtiger Witterung wird das Feſt auf Mittwoch den 23. Auguſt c. verſchoben.

Erfurt im Juli 1843.

**Die Liedertafel des Erfurter Muſik-Vereins,**
**als-Feſt-Comité.**

Ein Aufruf des Herrn Grafen von Keller in Stedten mit dem Liederfeſte zugleich die Feier der tauſendjährigen politiſchen Selbſtſtändigkeit Deutſchlands zweckmäßig zu verbinden, beſtimmte den Feſt-Comité, mich zur Dichtung eines darauf bezüglichen zum Geſammtvortrag aller Feſttheilnehmer beſtimmten Liedes aufzufordern, und ich entſprach der ehrenvollen Aufforderung nach beſten Kräften. Einer beſondern Feierlichkeit in Bezug auf das tauſendjährige Jubiläum konnte nicht Raum verſtattet werden, um ſo weniger, da Sonntags den 6. Auguſt in den ganzen preußiſchen Staaten die Feier des tauſendjährigen deutſchen Reichs auf Befehl Sr. Majeſtät des Königs, ſo wie auch in andern Ländern, begangen worden war.

Mit der freudigſten Erwartung ſah man nah und fern dem Feſttage entgegen und zagte nur, daß die fortdauernde Ungunſt der Witterung die Freude zu Waſſer machen möchte. Selbſt der vorangehende Tag, der 15. gab durch große Hitze und mehrere aufſteigende Gewitter noch vielfachen Beſorgniſſen Raum; aber als der frühe Morgen des 16. einen ſtarken, ſich allmälig ſenkenden Nebel brachte, da jubelte Alles; denn dieſer Nebel verſprach das ſchönſte Wetter. Und er hielt Wort. Mit dem erſten Morgenſtrahle begann in den Häuſern und Straßen der benachbarten Städte Erfurt, Gotha und Arnſtadt ein reges fröhliches Leben ſich zu entwickeln; alle Geſichter waren feſtlich erheitert, und die zum heutigen Ziele führenden Wege mit tauſenden von geputzten Menſchen bedeckt, welche zu Wagen und zu Fuß Molsdorf zuzogen. So ſehr auch der Molsdorfer Garten zur Zeit ſeines Schöpfers, des Grafen von Gotter *), von deſſen vornehmen Freunden, und ſpä-

---

*) Guſtav Adolf Graf von Gotter, Königl. Preuß. Staats- und Kriegsminiſter, Vicepräſident des General-Directoriums für den Krieg und die Finanzen, Ober-Hofmarſchall, General-Poſtdirector, Ritter des ſchwarzen Adler- und des Alexander-Neſsky-Ordens, Herr von

ter, als er herzogliches Eigenthum geworden, vorzüglich am dritten Pfingſtfeiertage von gebildeten Publikum der Umgegend beſucht worden war, ſo hatte ihm doch gewiß noch nie ein Tag eine ſolche Volksmenge zugeführt. Vorzüglich ſchön machten ſich die mit Laubreißern aufgeputzten Wagen der Liedertafeln, der erſte Wagen jedesmal mit der flatternden Fahne geſchmückt.

Vom Dachfirſt des Schloſſes flaggte die neue Landesfahne; im Garten unmittelbar am Schloſſe ſtufte ſich die große für 600 Sänger geräumige Eſtrade auf 6 breiten Abſätzen empor, von üppigen Tannenzweigen umgeben, mit Feſtons geſchmückt und mit Orangenbäumen umſtellt. In Halbkreiſen,

---

Molsdorf, wurde zu Gotha am 26. März 1692 geboren. Sein Vater, Johann Michael Gotter, ſpäter ebenfalls geadelt, war Kammerrath und zuletzt Kammerdirector. Seine Mutter Ludmilla Magdalena geborne von Happe war die Tochter des Schwarzburg-Sondershäuſ. Kanzlers von Happe. Der Graf Gotter ſtarb am 28. Mai 1762 in ſeinem 70ſten Jahre zu Berlin. Er beſaß Molsdorf von 1733 bis 1748, doch hatte er ſich beim Verkauf des Gutes an den Freiherrn Reder von Schwende die Benutzung des Schloſſes mit den Möbeln und des Gartens vorbehalten. Gotter gab dem Schloſſe ſeine jetzige Geſtalt und legte den Garten an; auch die Pflanzungen an der Apfelſtedt ſind ſein Werk. Eben ſo iſt er der Erbauer von Neudietendorf, welches gleichfalls ſein Eigenthum war. — Es iſt ſehr zu beklagen, daß dieſer merkwürdige Mann keinen Biographen gefunden hat. — In meinem früheſten Knabenalter wurde in meiner empfänglichen Seele ein romantiſches Intereſſe am Grafen Gotter geweckt, und mit ehrfurchtsvollem Staunen wandelte ich durch die Räume des Molsdorfer Schloſſes und Gartens; denn meine Mutter iſt eine geborne Gotter, und das Andenken an den Grafen hatte ich in der Familie friſch erhalten. Mein Großvater, der nachherige Manufacturcommiſſär Gotter in Ruhla, war als Knabe mit ſeinem Vater, dem Rath und Amtmann Gotter zu Zella, Geſchwiſterkindsvetter des Grafen, oft bei dieſem in Molsdorf geweſen. Lange habe ich mich ſchon mit dem Plane getragen, die merkwürdigen Schickſale des Grafen Gotter romantiſch darzuſtellen; ich weiß nicht, ob er je zur Ausführung kommen wird.

die beſonders abgeſchloſſen ſich unmittelbar an den untern Theil der Eſtrade, wo ſich das Orcheſter befand, anreiheten, waren Stühle für den Feſtcomité, die Ehrenmitglieder des Sängerbundes, die Abgeordneten der Liedertafeln, welche nicht zum Sängerbund gehören, und für ſonſtige ausgezeichnete Gäſte bereitet. In der Mitte der Eſtrade erhob ſich der Standplatz für den Dirigenten und am oberſten Ende der mit Moos und Blumen ſinnig ausgeſchmückte Rednerſtuhl. Ein Gartenzimmer des Schloſſes war ebenfalls zur Verfügung für fungirende obrigkeitliche Perſonen, den Feſtcomité ꝛc. geſtellt. Im ſchattigen Haine an der linken ſüdlichen Seite des Gartens waren für wenigſtens 3000 Menſchen Tafeln und Bänke aufgeſchlagen. Dort an der Mauer ſtand auch die geräumige Küche des Gaſtgebers Müller von Erfurt. An verſchiedenen Plätzen des Gartens waren Buden und Zelte mit Erfriſchungen aller Art aufgeſtellt, desgleichen vor dem Eingange in den Schloßhof. Von den benachbarten Orten waren Tiſche und Stühle in bedeutender Anzahl herbeigeſchafft worden, und überall hatte ſich der größte Eifer gezeigt, das Feſt zu fördern und zu unterſtützen. Zur Unterbringung der Pferde und zum zweckmäßigen Aufſtellen der Wagen war ein beſonderes Bureau errichtet, welchem zwei Erfurter Gensdarmen mit vieler Umſicht vorſtanden. Zur Austheilung der Abzeichen der verſchiedenen Liedertafeln, der Abgeordneten, der Marſchälle, der Ehrenmitglieder ꝛc. beſtand ein vom Feſtcomité geleitetes zweites Bureau. Ebenſo waren den verſchiedenen Liedertafeln im Orte höchſt zweckmäßig Garderoben angewieſen.

Am rechten Ufer der Apfelſtedt am Berghange nach Eiſchleben zu ſtand das von Erfurt herbeigebrachte Geſchütz. Der Herr Regierungs- und Oberpolizeirath **Eberhardt** und der Herr Rittmeiſter von **Heldritt**, Commandeur der herzgl. Gensdarmerie, aus Gotha, hatten es freundlichſt ſelbſt übernommen, die Anordnungen der Feſtordner zu unterſtützen. Um die Localbeaufſichtigung der angeführten Einrichtungen machte ſich der Herr Rentamtmann Burgold zu Ichtershauſen ſehr verdient; die ſinnigen Dekorationen der Eſtrade und ſonſtige Anordnungen im Garten gingen von der freundlichen Thätigkeit des Herrn Hofgärtner Heynhold zu Molsdorf aus.

Um 7 Uhr wurde die Landesfahne auf dem Schloßdache aufgezogen und von 10 Kanonenſchüſſen begrüßt, womit das Feſt eröffnet war. Von nun an wurde es von Minute zu Minute lebendiger im Dorfe, auf dem Schloßhofe und im Garten. Gegen 8 Uhr langten die erſten Liedertafeln an, aber nun trafen auch ſo ſchnell hintereinander von allen Seiten die geſchmückten Wagenzüge mit den Sängern ein, daß in kurzer Zeit ſämmtliche Liedertafeln an Ort und Stelle waren. Leider konnte der Empfang derſelben von Seiten des Feſtcomité nicht an dem im Programm bezeichneten Platze vor dem Dorfe nach Neudietendorf zu ſtatt finden, weil wegen der verſpäteten Ernte die Frucht nicht hatte eingebracht werden können; die Empfangsfeierlichkeiten mußten alſo auf dem räumlich beſchränkten Anger vorgenommen werden und konnten ſich wegen des ſchnell ſteigenden Andranges der Menge auf dem engen Terrain nicht ſo würdig entfalten, wie man wohl gewünſcht hätte. Dieſen Uebelſtand vermehrte der dichte Nebel, der die Ankommenden kaum erkennen ließ. Inzwiſchen wurde doch durch die Umſicht des Feſtcomité jeder Unordnung vorgebeugt. Die einzelnen Liedertafeln zogen nach dem in einem Zelte errichteten Bureau, wo ſie ihre Abzeichen empfingen, und wurden von den Feſtordnern in den Garten geführt, die Wägen wurden nach Nummern aufgeſtellt, die Pferde untergebracht.

Die Volksmaſſe ſtieg zuſehends und bald war der ganze Anger dicht voller Menſchen.

Gegen 9 Uhr begann die Probe auf der Eſtrade im Garten, in welchen ſchon mehrere tauſende von Zuhörern eingetreten waren. Ein herrlicher Morgen ſtrahlte vom Firmament. Die Sonne hatte den Nebel beſiegt, aber ſie brannte auch ſchon heiß auf die ihren Glutpfeilen blosgeſtellten Sänger herab. Das Publikum vertheilte ſich in den ſchattigen Gängen des Gartens und fand Schutz unter den herrlichen Bäumen. Freunde fanden ſich zu Freunden, Bekannte, die ſich lange nicht geſehen, begrüßten ſich freundlich; neue Bekanntſchaften knüpften ſich an, und alle Herzen wurden von einem großen ſchönen Gefühle gehoben und getragen.

Die fröhliche Unterhaltung ſteigerte ſich nach der Probe bei dem auf den zahlreichen Tafeln im Baumſchatten gehaltenen Picknick, zu welchem das Muſikchor des königlich preuſiſch. 8. Küraſſierregiments Tafelmuſik machte. Die lauteſte Fröhlichkeit ſaß mit an jedem Tiſche, und die Sänger der verſchiedenen Liedertafeln fraterniſirten. Dann und wann wurden die Blicke auf irgend einen ausgezeichneten Gaſt gezogen; denn es hatten ſich berühmte Namen eingefunden. Ein Flor ſchöner und intereſſanter Frauen und Jungfrauen aus der nahen und fernern Nachbarſchaft war zugegen und ergötzte das Männerauge. Die prächtigen Alleen, die verſchlungenen Gänge des reizenden Gartens füllten ſich mehr und mehr mit tauſenden heiterer Waller.

Um 2 Uhr ſchaarten ſich die Liedertafeln mit ihren wehenden Fahnen in alphabetiſcher Ordnung auf dem Anger des Dorfes an einander. Die vier Ehrenmitglieder des Sängerbundes, Herr Hofrath Ludwig Bechſtein, welcher ſchon Tags vorher von Meiningen eingetroffen war und die Nacht in Arnſtadt zugebracht hatte, Herr Profeſſor Dennhardt, Herr Hofkapellmeiſter Friedrich Schneider, welcher früh von Erfurt gekommen war, wo er, von einer Rheinreiſe zurückkehrend, ſchon ſeit einigen Tagen verweilte, und der Schreiber dieſer Zeilen hatten ſich auf den Wunſch der Feſtordner in dem im

Garten links von der Eſtrade aufgeſchlagenen Zelte verſammelt. Hier wurde Herr ꝛc. Bechſtein mit Schärpe und Fahnenſcapulier bekleidet, denn er war auf den allgemeinen Wunſch aller Liedertafeln zum Träger der neuen Bundesfahne erwählt worden. Von hier wurden wir von Feſtmarſchällen abgeholt und an die Spitze der Liedertafeln geſtellt. Jetzt nahete der feierliche Moment, wo der Feſtcomité mit der prächtigen Bundesfahne herantrat, um ſie Herrn Hofrath Bechſtein zu übergeben. Hr. Regierungsſecretair Breidenſtein hielt eine kurze herzliche Anrede an den von der Bedeutung dieſer Handlung tief ergriffenen Fahnenträger, welcher mit gewählten Worten antwortete und ſeinen Dank für die ihm erwieſene Ehre ausſprach. Er ergriff die Fahne glückwünſchend und entfaltete ſie. In dieſem Augenblicke ſchwenkten alle Sänger ihre mit Eichenlaub geſchmückten Hüte und begrüßten die Fahne mit einem dreimaligen donnernden Hoch, die beiden Muſikchöre blieſen ſchmetternden Tuſch, und alle Fahnen der Liedertafeln neigten ſich vor der Bundesfahne als ihrem Haupte.

Die Fahne iſt 10 Fuß hoch, von weißem Atlas, mit ächt ſilbernen Franzen beſetzt. Auf der rechten Seite ſieht man das alte Wappen der Landgrafſchaft Thüringen, den weißen rothgeſtreiften thüringiſchen Löwen im blauen Wappenſchild, darauf den thüringiſchen gekrönten Helm mit den beiden ſchellenverzierten Hörnern. Die Ecken ſind mit hellblauen Arabesken gefüllt. Auf der linken Seite liest man die mit goldnen Lettern geſchriebenen Worte:

**Thüringer Sängerbund.**
**Deutſches Lied**
verkünde
**deutſchen Sinn.**

von zwei gekreuzten Eichenzweigen zur Hälfte umſchlungen. Die

Arabesken in den Ecken ſind in Silber, blau und roth ausgeführt. Die meſſingne Pike iſt ächt vergoldet. Der cannelirte Fahnenſtab iſt ſilber, blau und roth der Länge nach geſtreift.

Ludwig Bechſtein, den wir wegen ſeiner hohen, ja faſt ſchwärmeriſchen Liebe zu Thüringen und wegen ſeiner dichteriſchen und ſchriftſtelleriſchen Verdienſte um das Land ſo gern und faſt allgemein den „thüringiſchen Dichter“ nennen, verdiente gewiß vor jedem Andern die Auszeichnung, die Bundesfahne zu weihen und zu tragen; denn das von der Zeit abgebleichte, von der politiſchen Zerſtückelung Thüringens geſchwächte Nationalgefühl der Thüringer iſt vorzüglich durch ihn neu belebt und gekräftigt, ja bis zur Begeiſterung geſteigert worden; die Liebe, die ſich jetzt überall in Thüringen für das Vaterland, für ſeine Geſchichte, Sage, Sitte, Kunſt und Wiſſenſchaft ausſpricht, wurde zum großentheil durch Bechſteins Schriften ins Leben gerufen.

In einem einfachen altdeutſchen Rocke, mit einem ſogenannten Gebirgs- oder Vandyks-Hut nahm ſich Bechſteins kräftige Geſtalt mit der blau-roth-weißen Binde und Fahnenſcapulier von gleichen Farben vorzüglich gut aus. Man erkannte auf den erſten Blick den Dichter, den vaterländiſchen Dichter in ihm. Als er da ſtand, begeiſterten Blicks, die prächtige Bundesfahne mit dem thüringiſchen Löwenbilde haltend, von Ehrenmarſchällen umgeben, von den Sängern umdrängt, die ihre eichenlaubgeſchmückten Hüte ſchwenkten, da war ſein poetiſcher Traum wahr geworden, den er in dem Dankgedicht an den Sängerbund ausſpricht:

„Und mich laßt jene Fahne halten,
Von der Thüringens Löwe blickt!
Umringt, ihr Jungen, mich, ihr Alten,
Mit Eichenlaub den Hut geſchmückt.“

Der Zug ſetzte ſich in Bewegung. Vorab die Muſikchöre mit einem Feſtmarſchall an der Spitze. Dann wieder Sängerbund von der öſtlichen Seite her auf die Eſtrade. Die Fahnen wurden ſymmetriſch zu beiden Seiten der Eſtrade einander gegenüber aufgeſtellt, die Bundesfahne im Hintergrunde hinter dem Rednerſtuhle. Dadurch gab die Anſicht der vollen Eſtrade von vorn ein treffliches Bild. Die beiden Muſikchöre trugen als Einleitung „Marcia" von Mozart mit Meiſterſchaft vor, und Muſikdirector Ketſchau trat mit dem Dirigentenſtab auf ſeinen erhöhten Standpunkt. Der Geſang begann auf ſeinen Wink und Mozarts Weihgeſang erhob ſich aus 600 Männerkehlen. Die gedruckte Feſtordnung, welche die Texte der Lieder enthält und mit der Eintrittskarte verabreicht wurde, weiſ't vier Abtheilungen nach, in jeder 7 Lieder. In der erſten Abtheilung wurden Nr. 1. Weihgeſang von Mozart, 2. Liedesfreiheit von Marſchner, 4. das deutſche Lied von Kalliwoda, 6. der Thüringer Sängerbund von Ketſchau und 7. Bundeslied von Wagner mit vorzüglicher Fertigkeit vorgetragen und befriedigten die Höhrer auf das Vollkommenſte. Als Kapellmeiſter Schneider, welcher ſeine Compoſitionen ſelbſt dirigirte, zuerſt auf der Dirigententribüne erſchien, wurde er von der Sängerſchaar wie vom Volke mit ungemeſſenem Jubel begrüßt. Alle Hüte wurden geſchwenkt, die Fahnen neigten ſich vor dem berühmten Meiſter und tauſendſtimmiges Hoch erſchallte zu wiederholten Malen. Nach 3. Sängerfahrt von Fr. Schneider betrat Herr Profeſſor Dennhardt die Rednerbühne und richtete folgenden „Gruß an die Sänger."

Wilkommen, wackre Sängerſchaaren
Aus Süd und Nord, aus Oſt und Weſt,
Die Ihr des Herzens Drang erfahren,
Zu feiern dieſes Bundesfeſt. —
Wie Wolken, Wald und Fluren grüßen,
Grüßt Euch verwandter Herzen Chor;
Ihr ſeht ſie jubelnd Euch umſchließen.
Die Euer Sang hebt hoch empor.

In Andacht lauſchen ſie den Klängen,
Die brauſend gleich dem heilgen Strom
In wunderbarer Fluth ſich drängen
Durch Gottes hocherhabnen Dom.
Die unausſprechlichen Gefühle,
Jüngſt noch verſchloſſen in der Bruſt,
Ihr traget ſie zum hohen Ziele,
Verkläret ſie zu ſelger Luſt.

Sagt, hätten wir uns hier gefunden,
Wenn Gott das Antlitz von uns kehrt',
Wenn wir in nachtumhüllten Stunden
Das Gnadenlicht noch mehr entbehrt;
Wenn unter kalten Regenſchauern
Des Jahres Hoffnung langſam ſtarb
Und zu herzinnigem Bedauern
Der Fluren Segen uns verdarb? —

Trat nicht nach mondenlangem Warten
Hell ſtrahlend wie in Brautgewand
Die Sonne in des Herren Garten
Und grüßte mild das ird'ſche Land?
Es hoben ſich die ſtarren Saaten,
Die fahlen Stauden wurden grün:
Und neuer Troſt, daß ſie gerathen,
Mußt aus den Früchten uns erblühn.

Vor ſolchem Glanz der Huld und Gnade
Entfloh der Sorgen Wolkennacht,
Den Trauerflor von unſrem Pfade
Hob des Erbarmers heilge Macht.
Das iſt die Wandlung, die ſich malet
Auf unſrem frohen Angeſicht,
Der heitre Schein, der uns umſtrahlet
Und flammend aus dem Liede bricht.

Ha, fühlt Ihr Sänger Eure Ehre,
Fühlt Ihr den köſtlichen Beruf,
Daß Euer Lied des Dankes Zähre,
Daß fromme Rührung es erſchuf?

Ein Dankfeſt helft Ihr Lieben feiern
Vor dem, das aus den Tempeln tönt,
Das in dem Anblick voller Scheuern
Mit Gottes Rath den Kleinmuth ſöhnt.

Drum ſeid uns nochmals hoch willkommen
Auf grünem, anmuthvollem Plan!
Iſt bange Furcht von uns genommen,
Hat Großes ſchon der Herr gethan:
So ſchwingt ſich frei von Gram und Leide
Auch himmelwärts nun unſer Geiſt,
Der, liegt Natur im Winterkleide,
Noch froh den Herrn der Ernte preiſt.

Die Ihr den heilgen Chor vermehret
Durch Eintritt in der Sänger Reihn,
Den reichen Liedermund gelehret
Die ſchönſten Weiſen Gott zu weihn:
Wir bannen mit des Sanges Mächten
Euch in den laut begehrten Bund
Und wünſchen, dieſe Stunden brächten
Euch Freud' und Ruhm von Mund zu Mund!

Strömt doch aus deutſchen Liedes Klängen
Was nur die Seele ſtark bewegt;
Laßt ſich's in eitle Form nicht zwängen,
Wird ſtärker drum das Herz erregt.
Den Preis des Höchſten, wie die Liebe,
Die Treue, wie den Heldenmuth,
Den tiefſten Schmerz, der Freude Triebe
Malt es in reinſter Farbenglut.

Willkommen denn zum dritten Male! —
Euch deutſchen Sängern gilt der Gruß. —
Verhall' mein ſchwaches Wort im Thale,
Sei Euch ermunternder Genuß
Der ſtille Beifall dieſer Schaaren,
Die Euch umdrängen Glied an Glied:
Wohlan, laßt's froh ſie jetzt erfahren,
Wie hoch es klingt, das deutſche Lied!!

An dieſen Gruß ſchloß ſich „das deutſche Lied“ von Kalliwoda. Nach Nr. 6. „der Thüringer Sängerbund“ von Ketſchau, ſtieg Ludwig Bechſtein mit der Bundesfahne auf den Rednerſtuhl und ſprach mit kräftiger Stimme dieſen

## Weiheſpruch.

Was mir in einem ſchönen Dichtertraume
Vor Augen ſtand, verwirklicht ward es hier:
In meiner Hand ein wehendes Panier,
Und Sänger rings geſchaart im dichten Raume.
Thüringens Sängerbund! Dir meinen Gruß!
Thüringer Volk! Dir flammt mein Herz entgegen!
Thüringer Land! Nimm Deines Dichters Segen!
Dir ſende Glück des Lichtes Genius!

Ihr Sänger All', Thüringens treue Söhne,
Ihr liebt und pflegt das deutſche Dichterwort;
Vom Mund zu Mund wogt es melodiſch fort,
Ein Schiff voll Klanges auf dem Meer der Töne.
Heil unſerm Bunde! Segen ſei mit ihm!
Die Flammen nährend heil'gen Opferbrandes,
So ſteh' er am Altar des Vaterlandes
Rein, wie um Gottes Thron die Cherubim!

Du Landesbanner mit dem Löwenbilde,
Wie rauſcheſt Du ſo prächtig über mir!
Erhebt den Blick zu Thüringens Panier!
Der Treue Farbe ſpricht aus dieſem Schilde.
Der Sängerbund gab Dich in meine Hand,
Und ſo ertheil' ich Dir die fromme Weihe:
Dich weihe Gott für Eintracht, Lieb' und Treue,
Für unſre Kunſt, für unſer Heimathland!

(Drei Kanonenſchüſſe raſch hinter einander, ohne Muſik, während die Fahne geſchwenkt ward).

Ihr Fahnen alle, die aus Nah und Ferne
Hier traut geſellt im ſchönen Bunde ſtehn,
Ihr ſollt als Banner edler Eintracht wehn,
Und leuchten ſollt ihr hell als Friedensſterne.
Voran den Sängerzügen jeder Zeit,
Erzählt den Enkeln noch von unſern Tagen,
Wie deutſche Herzen hier ſo treu geſchlagen!
Seid All' ſo wie dies Hochpannier geweiht!

(Wie oben, aber mit rauſchenden Fanfaren, Schwenken aller Fahnen).

Dies war ohnſtreitig der erhabendſte und feierlichſte Moment des Feſtes, und die Kanonenſalven bezeichneten ihn auch als ſolchen.

Die zweite Abtheilung wurde von der Jubel-Ouvertüre von C. M. von Weber, vorgetragen von dem Muſikchor aus Erfurt, und dem Feſtmarſch von F. Ries, vorgetragen vom Muſikchor aus Langenſalza, eingeleitet. Die ſieben vorgeſchriebene Lieder dieſer Abtheilung waren: Hinaus! Hinein! Hindurch! Hinauf! von Fr. Schneider, des Deutſchen Vaterland von Reichardt, Vaterlandslied von Marſchner, Deutſchland ſtehe feſt! von Fr. Schneider, Stolz und froh von Schärtlich, Wer iſt frei von Martini, Das treue Herz von Girſchner. Doch kam noch ein Lied hinzu. Nach Nr. 2. Arndts trefflichem „Was iſt des Deutſchen Vaterland," welches verdienter Maßen zur Nationalhymne geworden iſt, ſprach Herr Prof. Dennhardt folgenden den „deutſchen Fürſten und deutſchen Völkern, in und mit ihnen dem deutſchen Geſammtvaterlande gewidmeten Denkſpruch."

Es gab' mal die Zeit, wohl bekannt noch uns Alten,
Da ſprach man zu uns in der Schule vom Reich,
Vom Kaiſer, der drinnen thät herrſchen und walten,
Zehn Kreiſen und zehn mal zehn Fürſten zugleich,

Von Oeſtreich und Baiern, von Sachſen und Schwaben,
Von Brennen und Franken, von Völkern am Rhein:
Doch daß ſie einander auch lieb ſollten haben,
Wir hörten kein Wortchen davon insgemein.
Zu alt war die Eiche, die deutſche geworden,
Sie zählte ja über neunhundert der Jahr';
Leicht konnte die ſchwächere Kranke man morden,
Schon ſtockten die Säfte der Sterbenden gar.
Von Weſten her fuhr nun der Sturm durch die Zweige,
Es ſtürzte zuſammen das morſche Gebäu,
Es ſchlurſten die Würger das Blut bis zur Reige,
Verſchwunden war jegliche Liebe und Treu'. —
Erſt, als er gedüngt ward mit Blute, der Boden,
Entſproßte ein neuer, ein lieblicher Baum,
Es klangen der Barden begeiſternde Oden,
Zur Freiheit drauf machten die Kämpfer uns Raum.
Als Häupter ergrimmeter Völker, die Fürſten,
Sie rächten entrüſtet den Spott und den Hohn,
Mit Gier nach dem feindlichen Blute zu dürſten,
Galt Deutſchen zur Ehre, zum einzigen Lohn.
Mit Gott ward uns Freiheit und Friede errungen,
Wir fühlten im markigen Arme die Kraft:
Die herrliche Zeit ſei auf ewig beſungen,
Die Leben, ein neues, und Heil uns verſchafft.
Drum konnten am ſechſten des Mondes erbeben
Die Wälle der Feſtung vom Donnergeſchütz:
Das „Tauſend“ der Jahre im freideutſchen Leben
Verkündete weithin der ſtrahlende Blitz. —
So ziehe denn feſter die Liebe die Bande,
Vertrauen und Eintracht erhalte uns ſtark;
Gemeinſinn er herrſche im heimiſchen Lande
Und fernerhin ſei um ſo friſcher das Mark!
Gedeihe die neue, die kräftige Eiche
An Wurzel und Haupt, wie am Stamme geſund!
Das Ausland bezeuge das Glück unſrer Reiche,
Sie halte der redlichſte, feſteſte Bund!
Von weiſen und gütigen Fürſten geleitet
Gerathe die Tugend der Bürger, ihr Fleiß;
Wohin nur der Baum ſeine Aeſte verbreitet,
Erſprieße ein fröhlicher blühendes Reiß!

Auf Fürſten, die deutſchen, die Väter und Hirten
Der treueſten Völker, auf's glücklichſte Land
In allen den Gütern, die je ein Land zierten,
Sei nun unſer Wunſch und die Rede gewandt! —

1.

Wen träget die Eiche in oberſten Wipfeln,
Geſchmückt mit der Krone, mit Scepter und Stab?
Wer ſtieg in der menſchlichen Macht zu den Gipfeln,
Zu ſchirmen ſein Land und ſein Glück bis an's Grab?
„Die eigene Wohlfahrt im Volksglück erſchauen,
„Doch denen der Herr auch viel Bürde zuwog,
„Auf die ſo unwandelbar Völker vertrauen:
„Hochherzigen Fürſten ein donnerndes Hoch!!!“

2.

Die unter des Eichbaumes Zweigen nun wohnen
Und ſeines beſchützenden Obdachs ſich freun,
Die ſtreng ihrer Nachbaren Güter verſchonen,
Und feurige Kohlen auf Feindes Haupt ſtreun:
Die unter Regenten der Milde ſich fühlen,
Für Deutſchlands Beſtimmung erglühen ſo hoch,
Mit all' ihrem Streben auf Eintracht nur zielen:
„Den biederen Völkern ein feuriges Hoch!!!“

3.

Du aber, des Vaterlands Abbild, du Eiche,
Die Deutſchland, ſo Fürſten, als Völker umfaßt!
O, daß doch vor deinem hochmächtigen Reiche
Der gierige Fremde urplötzlich erblaßt!
Vor deiner Geſtalt ſoll in Achtung ſich beugen
Der Nachbar am Niemen, wie dort über'm Rhein:
Jahrhunderte ſollen den Flor dir bezeugen,
Der Lebensbaum ſelbſt in Europa du ſein!
Hoch ſchlagen die Pulſe für deine Erſtarkung,
Gern opfert dir alles dein würdiger Sohn;
Mit Gut und Blut ſchützet er deine Gemarkung,
Dein Ruhm und die Freiheit ſein einziger Lohn.

Von Enkel auf Enkel die Macht zu vererben.
Den Fürſten zu wahren ein wackres Geſchlecht,
Um deſſen Verbrüdrung die Nachbaren werben:
Das ſei unſre Ehre und heiliges Recht!
Wenn's zweite Jahrtauſend hinab iſt geſunken:
Sei älter an Würde, nicht ärmer an Treu'!
Erlöſche nur nimmer der göttliche Funken:
Bleib' edel und bieder, ſo bleibſt du auch frei. —

Nach dieſen Worten ertönte ein von mir gedichtetes Lied, welches an die tauſendjährige Feier der politiſchen Selbſtſtändigkeit Deutſchlands erinnerte, nach der Melodie: „Sind wir vereint zur guten Stunde," ſowohl von den Sängern, als von der ganzen Volksverſammlung geſungen.

Nach „Wer iſt frei?", welches die Eiſenacher Liedertafel allein vortrug, war es mir, der Feſtordnung gemäß, vergönnt, von der Rednerbühne herab folgenden Denkſpruch „deutſche Biederkeit und Treue" an die Verſammlung zu richten.

Gruß auch von mir, mit deutſcher Herzlichkeit,
Wie ihn zwei edle Männer Dir geweiht,
Gruß auch von mir, mein Volk, mein Heimathland,
An dieſem Feſttag, der ein neues Band
Mit Sang und Klang um unſre Herzen ſchlingt
Und uns der Freude Strahlenkrone bringt!
Heil Dir, mein Volk, Du Deutſchlands treues Herz!
Laß Deine Lieder flattern ſonnenwärts!
Und nimm mein Wort, von Deinem Lobe voll,
Als Deiner ſchönſten Tugend Ehrenzoll!

Es iſt ein guter Spruch, bewährt und alt,
In unſre Zeit mit hellem Klang erſchallt,
Der Spruch von deutſcher Biederkeit und Treu',
Und er bewährt ſich immerfort auf's Neu'.
Er zeigt am glänzendſten ſich in der Noth,
Wenn Unglück naht, und wenn Verderben droht.

Dann blüht zur ſchönen That empor ſein Kern,
Ein milder Engel, ſegensreicher Stern,
Der leuchtet Troſt und Hülfe, Fried' und Ruh'
Den bangen und verzagten Herzen zu.

Noch lebt die deutſche Treue, ſtill geehrt,
Auf unſerm Markt, an unſres Hauſes Heerd;
Sie hat in Stadt und Dorf ſich angebaut;
Wohl dem, der ihr und dem ſie ſich vertraut!
Als blaue Blume iſt ſie aufgeblüht
Aus unſerm deutſchen innerſten Gemüth
Und wird zur Zierde jeglichem Gewand
Auf deutſcher Bruſt im großen Vaterland.

An ſeinen Grenzen liegt ſie als ein Leu
Und zeigt den Nachbarn, wie die deutſche Treu'
Rühmlich bekannt aus mancher blut'gen Schlacht,
Des Landes Marken hält in guter Wacht,
Damit kein Fremder ſich gelüſten läßt
Nach deutſchem Strom und Land in Oſt und Weſt.

Durch unſre Hand auf unſern Märkten rollt
Die deutſche Biederkeit als reines Gold,
Das jed' Jahrhundert glänzend ausgeprägt,
Das jed' Geſchlecht mit ſeinem Stempel ſchlägt;
Doch immer bleibt's der alten Treue Gold,
Der Tacitus Bewundrung ſchon gezollt.

Saht ihr ſie nicht nach Hamburgs Rieſenbrand
Als Engel wandeln durch das ganze Land?
Da von der Morgen- bis zur Abendmark
Ward ihr Gefuhl in allen Herzen ſtark,
Vom Sudland bis zum Meer in Mitternacht
Hat jedes Herz ſein Scherflein dargebracht. —
Hat ſie ſich nicht bewährt in jüngſter Noth,
Als uns des Mangels Schreckgeſtalt bedroht?
Da in des Lebens fürchterlichem Drang
Erhielt ihr Name himmliſch ſußen Klang.
Zur Armuth trat ſie als der Liebe Geiſt
Und hat im Stillen Alt und Jung geſpeiſt.

Geſättigt that manch dankerfüllter Mund
Das Lob der deutſchen Treue fröhlich kund:
Und allen Herzen ward es offenbar,
Daß ſich verjüngt die Treue Jahr für Jahr,
Wie ſich das Korn, wie ſich der Wein verjüngt
Und Segensfülle allen Menſchen bringt.

So lebe hoch in Rede, Klang und Lied
Die Treu', die nie aus deutſchen Herzen ſchied.
Das walte Gott, daß deutſche Biederkeit
In Deutſchland blühe bis in ſpäte Zeit!
Sie wachſe mächtig bei uns und gedeih'
Daß Untreu ferner nur ein Mährchen ſei!
So feire Deutſchland ohne Schmerz und Reu'
Dereinſt das tauſendjährige Reich der Treu'!

Von den Geſammtvorträgen dieſer Abtheilung wurden 1, 2, 4 und 7 vorzüglich gut geſungen.

Die Pauſe zwiſchen der zweiten und dritten Abtheilung füllte ein Chor aus der Zauberflöte von Mozart, vorgetragen von dem Muſikchor aus Erfurt, und Ouvertüre über den Deſſauer Marſch von Fr. Schneider, vorgetragen von beiden Muſikchören, aus. Nach der erſten Nummer dieſer Abtheilung, Lützow's Jagd von C. M. v. Weber, ſprach Profeſſor Dennhardt zur Menge ſeinen Denkſpruch: „deutſcher Muth und deutſche Tapferkeit.“

Vom Enkel zu Enkel ſei's nachgeſagt:
Das war Lützow's wilde, verwegne Jagd.

Ein ſtrahlendes Bild deutſchen Muthes,
Ein Bild, wie nicht achten des Blutes
Die Tapfern, wenn's Vaterland ruft.
Aus der Muſen heiligem Tempel —
Den Jünglingen Deutſchlands Exempel —
Hinſanken die Helden zur Gruft.

Es zogen ſo zarte Geſtalten
Aus Städten, wo Künſte ſonſt walten,
Hinaus in die blutige Schlacht.

Es ſchmückten die eigenen Bräute
Sie unter der Glocken Geläute
Und Thränen mit kriegriſcher Tracht.

Der Sänger des Schwerts und der Leyer, —
Sein Auge und Lied ſprühte Feuer, —
Er fiel in den vorderſten Reihn.
Ihn rächten die wackeren Brüder,
Zerſprengten die feindlichen Glieder
Bereit ſich dem Tode zu weihn.

Ob ſolcher tüchtigen Jugend,
Ob ihrer männlichen Tugend
Frohlockte das Volk und das Heer.
Begeiſtrung für Edles und Großes,
Bewußtſein des rühmlichſten Looſes,
Das hob ſie, die Kämpfer, ſo ſehr.

Nicht eitelen, nichtigen Götzen,
Wofür Thoren Schwerter nur wetzen,
Galt ja unſer heilige Streit.
Mit Gott für die Fürſten, die rechten,
Für's Vaterland wollten ſie fechten:
Das macht unvergeßlich die Zeit.

Und als nun die Freiheit errungen,
Die Sieger zum Rheine gedrungen,
Setzt' Blücher noch über den Rhein.
Erſt als er die Babel bezwungen,
Als Hurrah nun dort auch erklungen,
Sollt' Friede drauf überall ſein. —

Gelüſtet's je gierige Raben,
Von Deutſchland ein Stücklein zu haben,
Sitzt Blücher blitzſchnell wieder auf.
Sein deutſcher Sinn liegt uns im Blute,
Sein „Vorwärts“ erfüllt uns mit Muthe
Und ſpornt uns zum Siegeslauf.

Vorwärts denn, Ihr muthigen Sänger,
Zeigt's, wie einſt den Corſen, den Dränger,
Der greiſere Feldmarſchall ſchlug.
Iſt's Euch auch dann herrlich gelungen,
Habt brav Ihr den Helden beſungen,
Winkt Lorbeer Euch zum Siegeszug. —

Die hieran ſich ſchließende vortreffliche Compoſition Reiſſiger's „Blücher am Rhein," trug ungeachtet der Schwierigkeiten, welche ſie in der Ausführung für größere Maſſen bietet, den Kranz des heutigen Tages davon; — ſie fand an dem ausgezeichneten Baſſiſten Wagner aus Arnſtadt einen würdigen Repräſentanten des in ihr beſungenen Helden, und unter Ketſchau's ſicherer Leitung gelang ſie ſo vollkommen, daß nicht nur der lauteſte Beifall der Hörer, ſondern auch auf ſtürmiſches Verlangen eine nicht minder gelungene Wiederholung folgte. Ehre den Sängern, welche bewieſen, was ſie für die Folge zu leiſten vermögen, wenn ſie allen Liedern den Fleiß zuwenden, der in dem Vortrag dieſes ſchwierigen Liedes ſich kund gab!

Auch Nr. 3.: „Im Walde" von C. M. v. Weber wurde ſehr wacker geſungen und machte insbeſondere durch das von einer Abtheilung des Chors am andern Ende des Gartens ausgeführte Echo einen ſehr guten Eindruck. Nr. 5.: „Waldgeſang" eine vortreffliche Compoſition, von Methfeſſel war von dem rühmlichſt bekannten und beliebten Liedercomponiſten, unſerm thüringiſchen Landsmanne, dem Thüringer Sängerbunde gewidmet. „Thüringen" von Elſter, von der Arnſtädter Liedertafel auf Verlangen vorgetragen, mußte abgekürzt werden, weil der Nachmittag ſchon merklich vorgeſchritten war.

Daran reihte ſich der Denkſpruch Ludwig Bechſtein's „Thüringen" gewidmet.

**Mein zweites Wort, das gilt dem Land Thüringen,**
**Das einſt ſo groß, das einſt ſo machtig war.**

Laßt immerdar den alten Namen klingen,
Weiht Lieb' und Treu' der Heimath immerdar!
Weckt edler Kräfte treuvereintes Ringen,
Und eine frohe Hoffnung werde wahr:
Die Hoffnung, daß in allen unſern Marken
In Eintracht nur und Strebemuth erſtarken.

Du holdes Land, Du Land der goldnen Auen,
Voll Saatengold, voll grüner Wälder Zier,
Du Land voll ſchöner Jungfraun, wackrer Frauen,
Land kräft'ger Männer, heilig biſt Du mir!
Geſegnet ſei in allen Deinen Gauen,
Geſegnet ſei, Thüringen, für und für!
Der Segen, den heut' meine Lippen lallen,
Soll durch ein neu Jahrtauſend wiederhallen.

O laßt uns all' Begeiſtrungsglut entzünden
Im hellen Morgenroth der Gegenwart!
Laßt uns das tauſendjähr'ge Reich begründen
Der Liebe, das in Selbſtſucht nie erſtarrt.
Dann dürfen wir der Heimath Heil verkünden,
Und ſchöner Zukunft werde dort geharrt.
Sie kommt, ſie kommt! Voll Hoffnung und Vertrauen
Laßt uns an deutſcher Eintracht Tempel bauen!

Als dem verehrten Dichter jubelnder Beifall erſchallte, trat er, ſein neueſtes Werk „Thüringen in der Gegenwart“ *),

---

*) Thüringen in der Gegenwart. Von Ludwig Bechſtein. Druck und Verlag des Verlagscomptoir in Gotha. Dem Thüringer Volke als eine Feſtgabe zur tauſendjährigen Jubelfeier des deutſchen Reichs und zum erſten großen Thüringer Sängerbundes-Feſte in Molsdorf am 16. Auguſt 1843 gewidmet vom Verfaſſer und vom Verleger. 15 Bogen groß 8., f. Velin, in farbig verziertem Umſchlag, 20 Sgr. Dieſes mit Sachkenntniß, großer Umſicht und treuer Liebe geſchriebene Werkchen beleuchtet in vier Abſchnitten: Land und Volk; Sitte und Sage; Können und Wiſſen, und Handel und Wandel die gegenwärtigen Verhältniſſe unſers thüringiſchen Vaterlandes nach allen Seiten hin und die vergangenen, in ſo fern ſie die hiſtoriſche Grundlage der

welches einige Tage zuvor erſt die Preſſe verlaſſen hatte, in der Hand, noch einmal vor und zog mich zu ſich auf die Rednerbühne, ſo daß wir, zwei für die empfangene herzliche Gunſt dankbare Dichter, Arm in Arm der Blüthe des Vaterlandes gegenüber ſtanden, wie Brüder. Und **Bechſtein** erhob die Stimme und ſprach:

„Mein Volk! Dieſes Buch habe ich mit meiner ganzen Liebe zu Dir für Dich geſchrieben, und mein treuverbundner Freund, Ludwig **Storch**, hat daſſelbe gedruckt. Wir weihen und überreichen es an dem heutigen großen und ſchönen Tage dem ganzen Thüringer Volke als ein Zeichen unſrer Anhänglichkeit, unſrer Liebe und Treue!“ Und nun ſprach der Dichter den im Buche ſelbſt ſtehenden Weiheſpruch:

Segen allen **deutſchen** Landen,
Heil und Segen, ewig neu!
Aber mit gar ſüßen Banden
Feſſelt **Heimath** unſre Treu.
Unſre Liebe bleibt inbrünſtig
Immerdar Dir zugewandt;
Bleib' auch Du uns hold und günſtig,
Du geliebtes theures Land!

**Heimathland**, Wir, Deine Söhne,
Wünſchen Deine Zukunft groß.
Reife zur Vollendungſchöne,
Zieh ein großes Völkerloos!
Immer ſchirmen treue Hüter
Von Geſchlecht Dir zu Geſchlecht
Die unſterblich hohen Güter:
**Edle Freiheit, Sitte, Recht.**

Das Buch ergreifend trug ich nun mein in demſelben ebenfalls abgedrucktes Weihegedicht vor:

---

jetzigen bilden, und gibt ein erfreuliches Totalbild des ganzen Landes. Dieſes Buch ſollte in jedes Thüringers Hand ſein, damit er ſein ſchönes Vaterland daraus vollſtändig kennen lerne.

Mit dem Freunde, geiſtverwandt,
Tret' ich vor Dich, Hand in Hand,
Mein geliebtes Vaterland,
Bring' auf Deinen Hochaltar
Angeſichts der Sängerſchaar
Mit ihm dieſe Gabe dar.

Wie ſein treuer Forſchertrieb
Dieſes Buch begeiſtert ſchrieb:
O ſo ſei Ihm hold und lieb!
Wie ich treu mit reiner Brunſt
Es geſchmückt durch deutſche Kunſt:
Schenke mir auch Deine Gunſt!

Werde Wahrheit, ſchöner Traum!
Vaterland, aus Deinem Raum
Steig' der Eintracht ſtarker Baum:
Bringt er Früchte Dir zum Lohn,
Gönn' dem Dichter, Deinem Sohn,
Freundlich einen Theil davon.

Sieh', ein neu Jahrtauſend zieht
Auf, und manch prophetiſch Lied
Tont aus innerſtem Gemüth.
O daß in Erfüllung geht,
Was uns vor der Seele ſteht!
Unſer brünſtiges Gebet.

Werd' ich auch den Tag nicht ſehn,
Wann auf Deinen ſtolzen Höhn
Treu verbundne Völker ſtehn,
Wird mein Grab doch lichter grün,
Wenn in Lieb' und Eintracht kühn
Alle Herzen für Dich glühn.

Die Widmung dieſes vaterländiſchen Buchs einem ganzen Volke, von welchem ein großer Theil, zu ſeiner Blüthe gehörig, hier verſammelt war, dieſe mündliche Widmung, wie ſie wohl noch nie in der Art ſtatt gefunden hat, bildete einen weiten Glanzpunkt des herrlichen Feſtes, an welchem Alles darauf hinwirkte, die Liebe zum Vaterlande zu beleben und zur poetiſchen Begeiſtrung zu ſteigern.

Obgleich die Sonnengluth, welche bisher ſchwer drückend auf den Häuptern der Sänger gelegen hatte, jetzt allmälig nachließ, ſo waren dieſe doch ſo ermattet, daß die folgenden Productionen abgekürzt werden mußten, und die Abſpannung ſtieg gegen das Ende hin, wo gerade die Solovorträge an die Reihe kamen. Doch wurde Alles geleiſtet, was ſich unter ſolchen hindernden Umſtänden nur leiſten ließ, und man kann ohne Uebertreibung die Productionen bis zum Schluß als gelungen bezeichnen. Nur muß man bedenken, daß ſehr viele von den Sängern die ganze verwichene Nacht hindurch gefahren und nun faſt den ganzen Tag ſingend den brennenden Strahlen der Auguſtſonne ausgeſetzt geweſen waren.

Hervorzuheben iſt noch der „Streit der Weintrinker und Waſſertrinker“ von Zöllner, vorgetragen von der gothaiſchen Liedertafel. In dieſer Abtheilung ſprach ich noch den mir aufgegebenen Denkſpruch: „Lied, Liebe und Wein“.

In's ernſte dürft'ge Menſchenleben
Tritt ſtrahlend eine heitre Drei,
Die ward dem Pilger beigegeben,
Damit ſein Tag nicht freudlos ſei,
Daß ſie die rauhe Bahn verſchöne,
Mit ſeinem Schickſal ihn verſöhne
Und in das trübe Einerlei
Ihm flechte ſüße Liedestöne,
Der Liebe ſtill gepflegte Glut
Und goldner Traube kühles Blut.

Heil dem Liede!
Was in Luſt und Bangen,
Sehnſucht und Verlangen
Das Menſchenherz erregt:
Der Andacht heil'ge Schauer,

Des Schmerzes düſtre Trauer,
Die mächtig Dich bewegt;
Wenn ſich des Lenzes Blüthen
Um Deine Bruſt gelegt,
Und wenn des Sturmes Wüthen
Zerknickt ſie zu Dir trägt:
Was nur Dich ernſt und froh zum Himmel zieht,
Spricht ſich fürwahr am ſchönſten aus im Lied.

Heil der Liebe!
Leichter durch des Lebens Auen
Wandelt ſich's am Arm der Frauen,
Die mit ſtillverklärtem Blick
Liebelächelnd auf uns ſchauen.
Reizender entfliehn die Stunden,
Wenn zwei Herzen ſich gefunden,
Und ein gütiges Geſchick
Mit einander ſie verbunden;
Und vereinigt leben Beide
Eines in des Andern Leide,
Eines in des Andern Glück;
Jenes wird, wie dies, zur Freude.

Heil dem Weine!
Füget euch dem ſüßen Zwange
Dieſes Königs, weil Ihr müßt!
Den am grünen Bergeshange
Sonnenſtrahlen wach geküßt;
Der dann in verſchwiegner Nacht
Feſtgegründet ſeine Macht,
Um mit bündigen Geſetzen
Alle Herzen zu ergötzen.

Seht ihn mit dem Zauberſtabe,
Den er heiter lächelnd ſchwingt! —
Wenn er ſeine ſüße Gabe
Uns als Feſteswürze bringt.
Herz zum Herzen froh geſellt,
Jeden Buſen höher ſchwellt,

Weichen alle düſtern Schleier.
Heller blickt das Aug' und freier.

Als ein mächtiger Gebieter
Thut er jedem Kreis ſich kund;
Denn er weckt die ſchönſten Lieder
In des Herzens tiefſtem Grund;
Miſcht dem hellen Becherklang
Gern den fröhlichen Geſang,
Und ſchwingt ſo zu unſrer Freude
Siegend ſein Pannier auch heute. — —

Doch neben dem Wein
Laßt auch dem Brode
Einen Spruch mich weihn!
Denn der Herr, der den Wein geheiligt,
Hat auch das Brod dabei betheiligt;
Und vereint als Nahrung wie als Symbol
Sie dienen zum Leibes- und Seelen-Wohl.

Zwiefach geſegnet uns, du Frucht ſo theuer,
Brodſpenderin! O Korn der goldnen Aehren!
Zwiefach geſegnet allen Menſchen heuer
Nach langer Zeit und ſchmerzlichem Entbehren!
Gottlob, Du fülleſt wieder unſ're Scheuer!
Nicht lange ſollte unſre Sorge währen.
Kind unſrer Flur, Du heilig täglich Brod,
Du hilfſt den Menſchen aus der Hungersnoth!

Ein Jahr liegt hinter uns mit ſchwerem Drange,
Mit Sonnenglut und ird'ſchen Feuers Wüthen.
Ach! Gottes kühler Regen fehlte lange,
So daß die Fluren hart und dürftig glühten.
Da wurde vielen Menſchenherzen bange:
Wer ſoll vor Mangel uns und Noth behüten?
Getroſt! getroſt! der Herr gibt wieder Segen
Und hat das Feld getränkt mit reichem Regen.

Die Aehre ſchoß empor in dichten Reihen,
In der das Korn in goldner Fülle ſchwoll,
Und Sonnenſchein gab köſtliches Gedeihen;
Seht, unſre Speicher werden übervoll.

So laßt ein Loblied uns dem Himmel weihen,
Ein Erntelied, des Herzens würdigen Zoll!
Schließt heißen Dank in eure Lieder ein!
Ja, auch ein Dankfeſt ſoll das heut'ge ſein.

Nach Zöllners Tanzlied*) ſprach Hr. Prof. Dennhardt folgendes Schlußwort:

Die Sonne ſinkt, der Abend ſteigt hernieder
Vom Himmelszelt auf dieſes ſchöne Thal;
Zur Heimath hin neigt ſich der Blick ſchon wieder,
Zum Aufbruch ſammelt ſich der Freunde Zahl.
Mit Lieschen zieht der Michel froh von dannen,
Kein Prinz freut mehr ſich ſeiner ſchönen Braut:
Ihm iſt's ſo warm, er kann die Gluth kaum bannen,
Ob auf das Haupt auch kühl der Abend ſchaut. —
O daß Ihr Alle Gnüge hier gefunden,
Daß Euch das Feſt ein freudenreiches war,
Daß im Gedächtniß doch Ihr ſtellt die Stunden,
Die Ihr verweiltet bei der muntern Schaar;
Daß Euch, wie nach dem Feſte auf Burg Gleichen,
Wo uns der Brand der Sonne ſchwer gedrückt,
Doch neu verlange, in des Sanges Reichen
Genuß zu ſuchen, der das Herz entzückt,
Und neuer Fahrt Euch heiter anzuſchließen,
Wohin die leichtbeſchwingten Sänger ziehn,
Daß Ihr Euch ſelbſt nicht irgend laßt verdrießen
Manch' unvermeidliche Beſchwerd' und Mühn:
Das iſt der Wunſch, den lebhaft Alle hegen,
Die mit der Feſteinrichtung ſich befaßt;
Und Freude wird ſie heimwärts noch bewegen,
Wenn in die Hand Ihr ihnen Zeugniß laßt,
Daß ihre Wahl den richt'gen Tact bekunde

---

*) Der Text dieſes ſo beliebten Liedes iſt bekanntlich meine Dichtung, doch findet ſich in der Feſtordnung noch eine Stanze abgedruckt, die nicht von mir gedichtet iſt. Wie ich höre iſt ſie als eine augenblickliche Improviſation eines Geſangfreundes in der Liedertafel des Erfurter Muſikvereins in die Textbücher derſelben aufgenommen worden und aus Verſehen in das Textbuch der Feſtordnung übergegangen.

Für ſolches Volksfeſt edlerer Natur,
Daß ſie den Grund geleget zu dem Bunde,
Den Herzen knüpfen, treu ohn' allen Schwur.
Gern reicht Ihr dankend wechſelsweis die Hände,
Sie für die Andacht, mit der Ihr gehört,
Ihr für den Reichthum edler Liederſpende
Und was Euch ſonſt des Tages Reiz vermehrt.
— So wird's denn Zeit, daß wir zum Schluſſe eilen,
Nur Einer Pflicht noch gnügend, eh' man ſchied:
Laßt, Freunde, Einen Augenblick uns weilen
Und dann erkling' das letzte ſchöne Lied!

1.

Wir waren Gäſte in des Fürſten Garten,
Und ſeine Huld vergönnt' den Aufenthalt:
Gewiß, Ihr könnt die Looſung kaum erwarten,
Es reißt Euch fort mit Sturmes Allgewalt.
„Dem Hohen Freund der Volksluſt edler Sitte,
„Wir weihen Ihm aus voller Seele Dank: —
„Kling' Ihm das Ohr, als wär' Er hier in Mitte!
„Dem Herzog Hoch in brauſendem Geſang!!!“

2.

Auch Seinen Räthen, Seinen Dienern allen,
Die dieſen Tag uns freundlich halfen baun:
Auch Ihnen ſoll ein dankend Hoch erſchallen,
Beglückt hat uns Ihr ehrendes Vertraun.

3.

In Fürſten-Schutz, in jedes Volksfreunds Hände
Legt dann der Bund froh ſeine Zukunft ein.
Er fördre mit die Wohlthat aller Stände,
Begrüßt mit Huld ſoll überall er ſein!
Wohin er wandert, findet er nur Herzen,
Bleibt auch gewiß ſein Segen nimmer aus.
Drob ſein uns Bürgen Himmels milde Kerzen,
Sie ſteigen auf und leuchten uns nach Haus. —
In Einem Wunſch begegnen wir uns wieder,
Wo wir uns ſehn, wo unſre Fahnen wehn:
„Thüringen bleib' das frohe Land der Lieder!
„Sein Sängerbund ſoll fortan feſt beſtehn!!!“

Den Beſchluß machte **Schneiders** herrliches Vaterlandslied „Herz voll Muth" ꝛc. Der Abend ſchattete ſchon merklich, als der Bund ſich wieder zum Zug in der vorbeſchriebenen Ordnung aneinander reihete und mit klingenden Spiel und fliegenden Fahnen erſt den Garten ſeiner ganzen Länge nach durchzog und dann durch das öſtliche Thor in das Freie trat, um endlich auf dem Dorfanger einen großen Kreis zu bilden, in deſſen Mitte die Feſtordner und Ehrenmitglieder traten. Hier wurde zum Abſchied C. M. v. **Webers** „Weihe des Geſanges" geſungen, wobei viele von wahrer Rührung und Begeiſterung ergriffen, ſich in die Arme fielen und ſich Küſſe des reinſten Wohlwollens, der Achtung, Freundſchaft und Liebe reichten.

Herr Regierungsſecr. **Breidenſtein** nahm zwiſchen den einzelnen Stanzen dieſes Liedes jedesmal das Wort und redete die Sänger nach dem erſten Verſe an:

„Habt Dank, habt Alle Dank, die Ihr mitgewirkt zu des Feſtes Gelingen; habt Dank ihr Abgeſandten der thüringiſchen und außerthüringiſchen Liedertafeln für die dem Feſte gewidmete Theilnahme, und empfanget die herzlichſten Grüße an die lieben Sangesgenoſſen, die zu unſerer Freude Euch geſandt. — Auf Euch aber, Ihr thüringiſchen, Ihr deutſchen Männer, die Ihr dem Sängerbunde als Ehrenmitglieder Euch geſellt, die wir mit Stolz die Unſeren nennen, auf Euch richtet ſich insbeſondere unſer theilnehmender, unſer dankbarer Blick. In Eurem Wort, in Euren Liedern fand das Feſt einen mächtigen Hebel; empfanget den herzlichſten Dank der Hunderte verbündeter Sänger! Möge der Sängerbund an Euch eine bleibende Stütze finden, möge Eure Muſe noch oft unſere Feſte verherrlichen! — Wohlan ihr Sänger, ſtimmt ein in dieſen Wunſch mit dem Rufe: „Die Ehrenmitglieder des Thüringer Sängerbundes — ſie leben hoch!"

(Nach dem zweiten Verſe.)

„Deutſches Lied verkünde deutſchen Sinn" — das iſt unſere Looſung, das iſt der bedeutſame Spruch des Paniers, welches heute in ſo würdiger Weiſe ſeine Weihe empfing. — Deutſcher Sinn? — Was will das bedeuten? — Deutſcher Sinn iſt es, der im Vaterlande mit ſeinen Fürſten und ſeinen Inſtituten göttliches Walten und göttliche Beſtimmung erkennt; deutſcher Sinn, der die Liebe zu den angeſtammten Fürſten, Gehorſam gegen das Geſetz, Treue gegen Weib und Haus, Treue und Glauben in allen Lebensverhältniſſen ſchon bei unſern Urvätern zu einer Erbtugend ſtempelte; deutſcher Sinn, der unſere Väter groß gemacht, ehe innerer Zwieſpalt und Fremdherrſchaft ihn beugte; deutſcher Sinn, der die Flamme heiliger Begeiſterung nährt, der ſein Rieſenhaupt in den Befreiungs-Jahren erhob; deutſcher Sinn, der von den Fürſten gehegt und gepflegt, mit Bewußtſein ſich regt, in allen Gauen, überall, wo deutſche Zungen reden, wo deutſche Herzen ſchlagen, wo Hand und Arm deutſcher Männer in treuer Bruderliebe ſich umſchlingen.

Dieſen Sinn zu wecken, zu heben und zu erſtarken, iſt auch dem deutſchen Liede vorbehalten; in ſeinen Dichtungen, in ſeinen Weiſen prägt er ſich aus, auf ſeinen Schwingen wird er getragen in die Wohnung des Reichen, wie in die Hütte des Armen. Darum Heil dem Sängerbunde, der das Lied zu ſeiner ausſchließlichen Aufgabe ſich gemacht! Werbet ihm Freunde und Bundesgenoſſen in allen Kreiſen, nährt ihn mit Euren beſten Kräften, ſcheuet nicht das Opfer, das noch weiter zu ſeiner Sicherſtellung von Euch gefordert wird und bleibet deſſen eingedenk, daß ein Gut um ſo theurer, wenn es mit Schmerzen errungen worden. — Dann wird der Sängerbund wachſen und gedeihen zur Freude aller Sanges- und Vaterlandsfreunde, dann werden wir wie heute, ſo künftig mit ſtets wachſendem

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52868-X
STORCA,L. FN. 1832/059

Enthuſiasmus und zu immer größerer Genugthuung bei unſerm Abſchiede ſingen durfen:

(Vers 3)
„Und wie immer ſo auch heute."

Nachdem der verehrte Redner in den Kreis zurückgetreten war, konnte ich dem Drange meines Herzens nicht widerſtehen, ihm, dem ja vor Allen das meiſte Lob gebührt, ohne deſſen begeiſterte Liebe, ausdauernde wahrhaft bewundernswürdige Thätigkeit und beträchtliche Aufopferungen aller Art weder Bund noch Feſt zu Stande gekommen ſein würden, mit wenigen, aber herzlichen Worten den Dank des ganzen Bundes auszuſprechen und ihm ein dreimaliges Hoch auszubringen, in welches der ganze Kreis mit dem größten Jubel einfiel.

Und ſomit löſ'te ſich der Kreis auf; das ſchöne Feſt war zu Ende, der Tag hatte ſich geneigt und Dämmerung umflorte ſchon dichter und dichter die Gegenſtände.

Nach wenigen Minuten ſchon zogen die Liedertafeln und die Volksmenge auf allen Wegen ſingend und jubelnd der Heimath wieder zu, alle mit dem frohen Gefühl im Herzen, ein paar glückliche Lebensſtunden genoſſen zu haben und vielen Herzen wackrer Landsleute in Liebe und Freundſchaft näher getreten zu ſein. Die ſchattige Nacht legte ſich kühl und labend auf die Plätze und Gänge des reizenden Gartens, hie und da ſaß noch eine heitre Gruppe, wandelte noch ein Pärchen, bis nach einer Stunde ſich Alles verlor und Stille herrſchte, wo kurz vorher das laute und fröhlichſte Leben gewaltet.

Faſſen wir das ſchöne Feſt des Thüringer Sängerbundes und ihn ſelbſt in ſeiner höhern Bedeutung, ſo iſt nicht zu bezweifeln, daß beides in der neuern Geſchichte und im Entwicklungsgange der modernen Kultur Thüringens von großer Wichtigkeit, ja wohl Epoche bildend ſein dürfte. Wir werden uns, durch Poeſie, Geſang und Bundesverbrüderung gehoben und gekräftigt, wieder als Stammverwandte und Angehörige betrachten, uns die Hand wärmer reichen und unſre gemeinſamen Intereſſen mit vollerem Herzen, mit heiligerer Geſinnung zu wahren ſuchen. Es wird aus dieſem Sängerbunde ein Gottesdienſt am Altar des Vaterlandes hervorgehen.

Blicken wir noch einmal auf den köſtlichen Tag zurück, deſſen Glanzbilder noch vor unſerm geiſtigen Auge ſtehen, deſſen Melodien, deſſen Kanonendonner noch in unſerm Ohre hallen (es waren 200 Schüſſe aus grobem Geſchütz gethan worden), ſo gedenken wir wohl mit Recht einiger der ausgezeichnetſten Gäſte, welche wir in unſrer Mitte zu ſehen ſo glücklich waren.

Die hohe Gegenwart Sr. Durchlaucht des Herrn Herzogs von Coburg-Gotha, auf welche wir zu hoffen Urſache gehabt hatten, entbehrten alle Verſammelten um ſo ſchmerzlicher, als Unwohlſein Höchſtdenſelben von der Theilnahme abgehalten hatte.

Von Gotha war Sr. Excellenz der Herr Geheimrath Freiherr von Stein gekommen, von Erfurt Sr. Excellenz der Herr General von Klaß. Des Herrn Regierungs- und Oberpolizeiraths Eberhardt iſt bereits rühmend gedacht worden. Von Seiten des Hofmarſchallamts war Herr Hofrath Ewald zugegen, welcher ſich bei den Anordnungen im Garten ſchon verdient gemacht hatte.

Die anweſenden Tonkünſtler, Friedrich Schneider (als Stern erſter Größe) und Zöllner, ſind bereits genannt. Der letztere, Schöpfer ſo vieler genialen und lieblichen Liedesweiſen, die in den Mund des Volks übergegangen ſind, er, der noch vor Kurzem in Schweinfurth am fränkiſchen Sängerfeſte ſo hoch geehrt worden war, hatte ſich von allzu großer Beſcheidenheit beſtimmen laſſen, ſich dem Feſtcomité nicht vorzuſtellen, und ſo iſt er unerkannt an den Sängern vorüber gegangen, die ſeine Anweſenheit nicht geahnt haben. Gewiß hätte ihn die Liebe der Landsleute an den Dirigentenpult gezogen, um ſeine ſchönen Lieder von ihm dirigiren zu laſſen, gewiß hätte ihn auch i Molsdorf, wie in Schweinfurth, lauter Jubel begrüßt. So abe erfuhren die Meiſten, daß er da geweſen, als er ſchon wieder fort wa

Von vaterländiſchen Dichtern waren außer Ludwig Bechſtein noch Adolf Bube (Oberconſiſtorialſecretär) und Ph. H Welcker (Profeſſor) aus Gotha gegenwärtig; außerdem begrüßten wir den genialen Prutz, von dem neuerdings ſo vie die Rede geweſen iſt. Wir nennen noch den Conſiſtorialrat Nonne aus Hildburghauſen, Herausgeber der Dorfzeitung Hofrath Becker aus Gotha, Herausgeber des Allgemeine Anzeigers der Deutſchen; Fr. Fröbel, Director des Erziehungsinſtituts in Keilhau.

Was die Geſangproduction im Allgemeinen betrifft, ſ wurde auch bei dieſem Liederfeſte, wie zeither bei mehreren anderen, die Bemerkung gemacht, daß, wie ſelbſt in geſchloſſene Räumen mit der ſteigenden Sängerzahl nicht auch in gleichen Verhältniß die Wirkung ſich ſteigere, dies im Freien noch be weitem weniger der Fall ſei, und es ſprach ſich vielſeitig de Wunſch aus, daß es gelingen möge, die vom Anfang an beabſichtigte Liederhalle ſchon bis zum nächſten Liederfeſte zu Ausführung zu bringen. Und an dieſen auch vom Feſt-Comité getheilten Wunſch mögen ſich noch folgende, aus den Erfahrungen des erſten Liederfeſtes hervorgegangene Bemerkungen und Wünſche reihen, die, zu meiner Freude mehr und minde auch das Comité ſchon am Feſttage beſchäftigt haben und, ſo ich nicht irre, Gegenſtände der Berathungen in der nächſten Zuſammenkunft des allgemeinen Verwaltungs-Ausſchuſſes bilden werden.

Wenn die Liederhalle die Sänger ſowohl vor der Sonnengluth ſchützen, als dem Geſang eine Schalldecke gewähren ſoll, ſo dürfte es eben ſo zweckmäßig ſein, daß die entfernteren

Sänger nicht die Nacht durch zu fahren brauchten, um mit friſchen Kräften auf dem Kampfplatz zu erſcheinen. Da nun, wie zu wünſchen und zu hoffen iſt, der herzogliche Garten in Molsdorf nicht nur für das nächſte Jahr, ſondern überhaupt für immer zum Feſtlocal erbeten werden dürfte, indem ſchwerlich ein geeigneteres ſich auffinden läßt, ſo müßte eine Einrichtung getroffen werden, daß die entfernteren Sänger in den drei Städten Erfurt, Gotha und Arnſtadt bei Sangesfreunden und Bundesbrüdern ein Nachtquartier fänden, um mit dieſen dann zugleich am Feſtmorgen abzufahren. Ferner müßte der Garten von früh an jedem Gaſte für daſſelbe Eintrittsgeld geöffnet werden, wie Nachmittags, damit jedermann darin frühſtücken und zu Mittag eſſen könnte. Eben ſo müßte die Zahl der zu ſingenden Lieder um die Hälfte verringert werden; auch iſt es genug, wenn von den Sprechern jeder nur einmal auftritt; Eigenthümlichkeit, Anſicht und Meinung deſſelben ſtellen ſich ſcharf genug heraus, um von den Hörern richtig beurtheilt zu werden. Und ſo dürften die öffentlichen Productionen, Umzüge ꝛc. höchſtens bis um 5 Uhr dauern; rechnet man auf die Probe Vormittags 2 Stunden, ſo hätten die Sänger von Vormittags 8 Uhr bis Abends 8 Uhr 7 Stunden für die leiblichen Genüſſe und zur frohen Geſelligkeit, um ſich einander näher zu treten und mit einander zu fraterniſiren. Denn der Austauſch der Geſinnungen und die Verbrüderung der Bundesgenoſſen und Landsleute iſt ja doch der höchſte und ſchönſte Zweck des Sängerbundes.

Und ſo mögen denn in jeder Stadt, ja in jedem Dorfe des ſchönen Thüringerlandes, wo noch keine Geſangvereine ſind, ſich die jüngern Männer zur Pflege des deutſchen Liedes verbinden und ihre Mußeſtunden dem erhabenen Zwecke weihen, vaterländiſchen Sinn zu wecken, zu beleben und zur Begeiſterung zu ſteigern, ſo mögen diejenigen Orte, in welchen bereits Männergeſangvereine beſtehen, nicht erſchlaffen, ſondern mit Beſeitigung aller Hinderniſſe ihre Kräfte mehren und das ſchöne Ziel unausgeſetzt im Auge behalten, und dieſe wie jene ſich dem vaterländiſchen Sängerbunde anſchließen, ſo daß er bald das ganze ſchöne, reiche, poetiſche Thüringen mit der Blumenkette des Geſangs umſchlingt und es im Reiche der Kunſt, im Gebiete der Liebe wieder zu einem Lande vereinigen, was es vor dreizehnhundert Jahren war. Darum kann man aber auch nicht genug vor Spaltung und Zerſplitterung warnen. Es ſollen hundert und mehr Liedertafeln in Thüringen beſtehen, aber nur ein Thüringer Sängerbund! Denn nur dann kann etwas wahrhaft Tüchtiges daraus hervorgehen. Mögen die Fürſten des Landes gnädig und wohlwollend auf den Bund ſchauen, der für ihre Länder von den herrlichſten moraliſchen Folgen ſein wird; mögen die vornehmen Stände nicht geringſchätzend auf eine ſo bedeutungsvolle Volksverbrüderung herabſehen, ſondern bedenken, daß ſie nur dadurch zu einem nationalen Selbſtgefühl gelangen können, wenn ſie ſich ſelbſt zu einem Volke zählen, daß durch ſolche Inſtitute täglich moraliſch ſtärker und tüchtiger wird, und daß ſie ohne dies an Bildung und moraliſchem Gefühl reiche Volk vereinzelt da ſtehen. Denn nur durch die Geſammtheit wird der Menſch ſtark, und jede Tugend kommt erſt durch ihre Wirkung auf Volk und Vaterland zu Blüthe und Frucht. Nichts aber iſt der Ausbreitung ſittlicher Gefühle förderlicher als das deutſche in großer Geſammtheit geſungene Lied. Denn, wie es im Weihgeſange hieß,

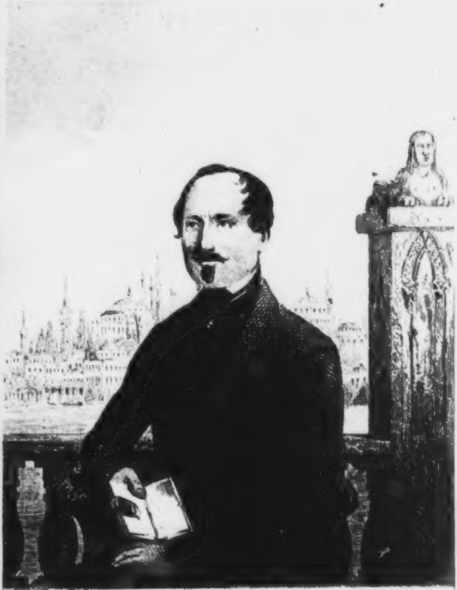
Dem Edeln iſt das Schönſte nur beſchieden
In der Gefühle rein erklungnem Frieden.
Von wilder Luſt der Erde rein,
Rein muß das Herz des Sängers ſein!

Und ſo ſegne Gott Thüringen und ſeinen Sängerbund für und für!

Datum der Entleihung bitte hier einstempeln!

| | | |
|---|---|---|
| | [illegible] | |
| | | |
| | | |
| | | |
| | | |
| | | |
| | | |
| | | |
| | | |
| | | |
| | | |
| | | |
| | | |
| | | |
| | | |

III/9/280 JG 162/6/85



E. CH. DÖBEL.

Leipzig & Engl. Kunst Anstalt A. H. Payne

Des Wagners C. Ch. Döbel

# Wanderungen
# im
# Morgenlande.

Herausgegeben
von
Ludwig Storch.

Fünfte Auflage.

Erſter Band.
Mit Stahlſtichen.

C. Ch. Döbel's Selbſtverlag.
Druck von C. H. Hoßfeld in Leipzig.
1845.

UNIVERSITÄTS
BIBLIOTHEK
LEIPZIG

61-5586
D

14.12.63
Mk

Geogr. /Reisen/ durch mehr. Erdteile

BIBLIOGRAPHISCHES INSTITUT LEIPZIG · VERLAGSBIBLIOTHEK
H

## Vorrede zur zweiten Auflage.

Es war der Wunſch des Wanderers E. Ch. Döbel, daß die zweite Auflage ſeiner Wanderungen mehr als die erſte den Anſtrich ſeiner eignen einfachen Darſtellung tragen möge, und er wandte ſich mit der Bitte an mich, ihm ſeine Manuſcripte zu dieſem Zwecke zu redigiren. Ich habe bei dieſer Arbeit von der erſten Auflage ganz abgeſehen und mich allein an Döbels Papiere gehalten. Es galt hier nicht, ein Werk meiner Feder zu liefern, ſondern vielmehr den Wagner in ſeiner ſchmuckloſen Weiſe ſelbſt reden zu laſſen. Ich habe mich dieſem Geſchäfte mit derjenigen Liebe unterzogen, die ich für Alles hege, was mein geliebtes Thüringen und deſſen Bewohner angeht. Döbel iſt mein Landsmann; dies war genug, ſeiner Bitte zu willfahren.

Die landſchaftlichen Anſichten ſind alle von Döbel ſelbſt an Ort und Stelle aufgenommen worden. Dadurch erhalten ſie ihren wahren Werth.

Gotha, im April 1842.

Der Herausgeber.

## Zur dritten Auflage.

Noch iſt das Jahr nicht vollendet, und ſchon ſind ſämmtliche Exemplare der vorigen Auflage abgeſetzt und eine dritte macht ſich nöthig. Ich habe das Buch genau durchgeſehen und vielfache Verbeſſerungen nachgetragen.

Diesmal ſind auch die in der zweiten Auflage vorkommenden Lithographien in Stahlſtiche verwandelt worden.

Gotha, im November 1842.

Dr. Ludwig Storch.

## Zur vierten Auflage.

An der vierten Auflage iſt im Weſentlichen nichts geändert worden. Sie möge ſich einer gleichen Gunſt zu erfreuen haben, wie die frühern!

Gotha, im Auguſt 1843.

Dr. Ludwig Storch.

## Zur fünften Auflage.

Dieſe Auflage iſt von dem Unterzeichneten ſelbſt genau durchgeſehen und Manches nachgetragen und verbeſſert worden. Auch hat das Buch auf Wunſch vieler Theilnehmer eine intereſſante, gewiß allen Leſern willkommene Zugabe erfahren, indem aus meinem Wanderbuche und mitgebrachten Zeugniſſen Facſimiles in wallachiſcher, türkiſcher, ruſſiſcher, griechiſcher und arabiſcher Sprache beigefügt ſind.

Noch liegt mir die Pflicht ob, für die große Theilnahme, welche die frühern Auflagen meines Buchs überall gefunden haben, ſowie für die Liebe und Freundlichkeit zu danken, mit welcher man mir an allen Orten entgegengekommen iſt.

Berterode bei Eiſenach, im Januar 1845.

E. Ch. Döbel,
Wagner.

# Inhalt des erſten Bandes.

---

Seite

## Kindheit und Jünglingsalter.

Geburt. — Schulleiden. — Tod meiner Mutter. — Die Stiefmutter und erſte Lebensgefahr. — Zwiefache Prügel. — Abſchied aus dem Vaterhauſe. — Knechtsdienſt und mehrfache Lebensgefahr. — Erſte Bekanntſchaft mit der Wagnerprofeſſion. — Kutſcherdienſt. — Lehrjahre in Winterſtein. — Eine Ohrfeige. — Der Geſelle. — Militärpflicht. — Antritt der Wanderſchaft . . . . . 1

## Wanderſchaft.

Fromme Vorſätze. — Baireuth. — Donaufahrt von Regensburg nach Wien. — Verdruß in Wien. — Reiſe auf der Donau nach Ungarn. — Peſth. — Baja. — Beſchwerliche Fußreiſe nach Semlin. — Belgrad. — Das kalte Fieber. — Reiſe über Hermannſtadt nach Kronſtadt in Siebenbürgen. — Ein Abenteuer. — Angenehme Bekanntſchaft in Hermannſtadt. — Kronſtadt. — Abreiſe nach Bukareſt . . 13

## In der Wallachei.

Der große Wald. — Regen, Hunger und Kummer. — Großartige Waldnatur und wüthendes Rindvieh darin. — Steigende Unannehmlichkeit des Weges. — Räubergeſindel. — Eine ſchreckliche Nacht. — Hungersnoth und Vorſpiegelung einer überreizten Phantaſie. — Endlich geſtilltes Bedürfniß. — Ende des großen Waldes und zwiefach gefährliches Nachtquartier. — Eine Bekanntſchaft auf der Straße. — Bukareſt. — Gute Tage nach überſtandener Noth. — Lüderlichkeit in Bukareſt. — Rache eines beleidigten Eheweibes. — Wuth der Peſt. — Schauderhafte Unreinlichkeit der Straßen. — Unerträglicher Geſtank. — Waſſerträger. — Strafe der betrügeriſchen Bäcker. — Baſtonade. — Spießruthen . . . . . . . 31

In der Moldau.

Abreiſe von Bukareſt. — Herzliche Aufnahme in dem Grenzſtädtchen Fockſan. — Eine Nacht in Tekutſch. — Reizende öde Gegend. — Eine merkwürdige Speiſetafel. — Zwei Poſtabenteuer. — Condition in Birlad. — Feier des Oſterfeſtes und Probe des Chriſtenthums. — Ein Erdbeben und fortgeſetzte Feſtfeier. — Reiſe nach Bukareſt. — Lebensgefahr auf dem Heimwege. — Ein unerwartetes Anerbieten. — Anſtalten gegen vier Räuber. — Schlechte Koſt. — Entdeckungsreiſe nach Fockſan. — Cholera in Fockſan. — Entführung einer Köchin. — Verfolgung. — Ein heiterer Abend nach überſtandener Angſt. — Eine Liſt. — Cholera in Birlad. — Einfaches Rettungsmittel. — Billigkeit der Lebensmittel. — Verfahren beim Schlachten des Viehes. — Differenzen mit dem Principal. — Schurkerei eines Arbeiters. — Ein gehörnter Dieb. — Melonenſpiel. — Merkwürdiges Begräbniß. — Zukunft dieſes Landes. — Abreiſe von Birlad. — Ein plötzlicher Schrecken. — Ankunft in Galatz. — Neue Bekanntſchaft und Etabliſſementsplan. — Reiſe nach Jaſſy. — Phyſiognomie dieſer Stadt. — Abenteuer auf der Rückreiſe. — Unappetitliche Weinkelter. — Vereitlung meines Plans. — Prellerei. — Abſchied von der Moldau . . . . . 55

Fahrt nach Konſtantinopel.

Frohe Fahrt. — Windſtille. — Das Schiff auf einer Sandbank. — Ein eigenthümliches Feuerwerk. — Das ſchwarze Meer. — Unnöthiger Schrecken. — Gräßlicher Sturm. — Harter Froſt. — Abermaliger Sturm. — Waſſermangel. — Schnelle und groſe Gefahr. — Schutz im Meerbuſen Burgas. — Zahlreiches Geflügel. — Der Bosporus. — Hohe Reize der Landſchaft. — Therapia. — Erſter Blick auf Konſtantinopel. — Galata, Scutari. — Der Hafen . . . . . 102

In Konſtantinopel.

Das Innere von Galata. — Der Thurm Bujuk-Kuli. — Bukareſtiſcher Schmutz. — Eßwaaren. — Das Hundeheer. — Das Innere von Pera. — Judenkneipe. — Audienz beim Großvezier. — Großmuth des neapolitaniſchen Schiffskapitäns. — Arbeit im Arſenal und eignes Wohnhaus. — Unterhandlung mit dem Großvezier. — Das Innere der Stadt. — Conſumtion. — Laſtträger. — Nothwendiger Beſitz einer Laterne. — Ein Kaffeehaus. — Feuerlärm. — Der Großſultan Mahmud der Zweite und ſeine Frauen. — Spazierfahrten der Frauen. — Berauſchte Soldaten. — Die Begräbnißplätze. — Fahrt an die aſiatiſche Küſte. — Der Firman. — Abreiſe von Konſtantinopel . . . 119

### Reiſe nach Adrianopel.

Ein Aufenthalt. — Abfall des Sachſen. — Muſcheln. — Wendepunkt der Ruſſen im türkiſchen Kriege. — Unangebaute Gegend. — Erſte Wirkung des Firman. — Schlechter Weg. — Wunderbare Menge von Vogelneſtern. — Nachtquartier und Abenteuer im Hauſe eines ſpitzbübiſchen Griechen. — Flucht und ſicheres Nachtquartier in einem Kaffeehauſe. — Tagelange vier Stunden. — Unterſchied zwiſchen Türken und Griechen. — Nachtquartier auf einem rumiliſchen Meierhofe. — Ueble Folgen eines Gewitters. — Vergebliche Nachfrage nach Erleichterung. — Knabenſpiel. — Mein erſtes und letztes Tabaksrauchen in der Türkei. — Stets getäuſchte Hoffnung. — Brunnen am Wege. — Abermalige gute Wirkung des Firman. — Reizender Anblick von Adrianopel . . . . . 140

### In Adrianopel.

Uebel belohnter Patriotiſmus. — Ein kaltes Deckbett. — Philoſophiſch-handwerksburſchenſchaftliche Grillen. — Ein freundlicher italieniſcher Schelm. — Schloſſerarbeit. — Die Frau des engliſchen Conſuls. — Händel mit einem betrügeriſchen Türken. — Ein gefährliches Sonntags-Abenteuer. — Im türkiſchen Gefängniſſe. — Rettung durch Frauengunſt. — Türkiſches Militär. — Naive Schildwache. — Ein neuer Gehülfe und neue Lüderlichkeit meines Compagnon. — Zwei dumme Köpfe und ein todter Kopf. — Trennung. — Der ſchwediſche Schneider. — Eignes Etabliſſement. — Mein Dolmetſcher. — Die Moſchee Selims. — Die türkiſchen Feſte. — Ausflüge. — Türkiſches Gaſtmahl. — Türkiſche Sitte. — Die neuen Speichen. — Neugierde der Frauen. — Streit mit einem Soldaten. — Neue Landsleute und ein Thüringer. — Der Kunſtreiter Hartmann. — Ein verhängnißvoller Schuß. — Ein gehängter Grieche. — Unvermuthete Rettung aus gefährlicher Lage. — Jagdvergnügen. — Seltſame Dreſchmaſchine. — Fauſtkampf. — Hartmann in Konſtantinopel. — Der treuherzige Hanauer. — Plötzlicher Aufgang und ſchnelles Verſchwinden eines glänzenden Glücksſterns. — Ausbruch der Peſt. — Verkauf des Schweinefleiſches. — Ein italieniſcher Leiermann. — Unappetitliches Mittel gegen die Peſt. — Merkwürdige Schlußfolge der Frau Conſuln. — Ehrlichkeit des Secretärs . . 153

### Nach und in Smyrna.

Sehnſucht nach dem heiligen Lande. — Aufbruch. — Seltſame Reiſegeſellſchaft. — Aufenthalt in Fero. — Ein griechiſcher Brautzug. — Ein Waldbrand. — Suſſle. — Jenidje. — Abſchied von meinen Gefährten. — Zweite Seefahrt. — Unerwartetes Wiederſehen. — Ankunft in Smyrna. — Kaffeehaus eines Schweizers. — Hexerei. — Erneuerung einer alten ſchlechten Bekanntſchaft. — Phyſiognomie von Smyrna. — Entbehrlichkeit der Wagner. — Die engliſche Miſſionsanſtalt. — Getaufte Juden. — Induſtrie Smyrna's. — Nahrungsmittel. — Spaziergänge. — Waſſerleitung. — Warmes Bad. — Hirtenvolk. — Das Grab eines Hadſchi. — Türkiſches Jagdverfahren. — Das Schlachthaus. — Meine Spelunke. — Ermordung eines deutſchen Tiſchlers. — Scheußliches Bachanal. — Mord und Raub. — Ein beſſeres Logis. — Feuer in der Stadt. — Unlandsmannſchaftlichkeit der Deutſchen. — Die beiden Klempner. — Verirrung in der Stadt. — Schlimmere Verirrung im Gebirge . . . . . . . . . . . 201

**Nach und in Alexandrien.**

Fahrt auf einem öſterreichiſchen Kriegsſchiffe. — Eine Sandbank. — Muſterhafte Ordnung auf dem Schiffe. — Land. — Nie geſehenes prächtiges Schauſpiel. — Ankunft im Hafen von Alexandrien. — Feier des Ramazan. — Ein Bedienter aus Sachſen. — Mein Einzug in die Stadt auf einem Eſel — Guter Empfang von deutſchen Landsleuten. — Ein tyroler Schloſſer mit ſeiner ſchwarzen Frau. — Ein Mittel, die Frau zu prüfen. — Der Sklavenmarkt. — Phyſiognomie der Hauptſtadt Aegyptens. — Die Alterthümer. — Neue Bauten. — Giraffe. — Ueberhäufte Arbeit. — Faulheit meines Compagnons und Trennung von ihm . 221

**Reiſe nach dem Sinai.**

Die Reiſegefährten. — Der Kanal Mahmudie. — Der Nil. — Nackte Männer und Kinder. — Langſamer Gang des Schiffes. — Jagd. — Die neue Nilbrücke. — Bulak. — Kairo. — Ein Thüringer aus Waltershauſen. — Phyſiognomie von Kairo. — Gedränge und Getöſe in der Stadt. — Die Citadelle und das Schloß des Vicekönigs. — Der Joſephbrunnen. — Aufbruch. — Die Wüſte. — Suez. — Das rothe Meer. — Das ſteinige Arabien. — Der Moſesbrunnen. — Der Brunnen Howara. — Wadi Gharendel. — Wadi Oſſayta. — Wadi Mokkateb. — Der dritte Brunnen. — Verirrung eines Gefährten. — Das Hauptgebirge. 248

# Kindheit und Jünglingsalter.

Geburt. — Schulleiden. — Tod meiner Mutter. — Die Stiefmutter und erſte Lebensgefahr. — Zwiefache Prügel. — Abſchied aus dem Vaterhauſe. — Knechtsdienſt. und mehrfache Lebensgefahr. — Erſte Bekanntſchaft mit der Wagnerprofeſſion. — Kutſcherdienſt. — Lehrjahre in Winterſtein. — Eine Ohrfeige. — Der Geſelle. — Militärpflicht. — Antritt der Wanderſchaft.

Das ſchöne Thüringen iſt mein Heimathland. Im weſtlichen Theile deſſelben, in einem kleinen, zum Großherzogthum Sachſen-Weimar-Eiſenach gehörigen und zwei Stunden von der Stadt Eiſenach entfernten Dörfchen, Berterode, wurde ich am 22. September 1805 von armen ſchlichten Landleuten als der zweite Sohn geboren. Kein Geograph hat es der Mühe werth gefunden, den Ort meiner Geburt in einem ſeiner Werke aufzuzeichnen; und was hätte er auch wohl von ihm anführen können? Er beſteht nur aus achtzehn meiſt kleinen Häuſern und einem Edelhof von alterthümlicher Bauart, und ſeine größte Merkwürdigkeit iſt eine ehrwürdige tauſendjährige Eiche, deren Schaft 32 Fuß im Umfange hält. In dem Schatten dieſes Rieſenbaumes und an dem daran hinfließenden klaren Bächlein ſpielte ich meine Knabenſpiele.

Die heitern wie die trüben Eindrücke der erſten Kinderjahre haben ſich ſämmtlich in meinem Gedächtniſſe verwiſcht, ich erinnere mich nur noch dunkel, daß ich im ſechſten Jahre nach Neukirchen, unſerem eine Viertelſtunde entfernten Kirchdorfe in die Schule geführt wurde, und ſpäter oft weinte über den langen Weg und noch öfter aus Furcht vor dem Haſelſtock des ſtrengen Lehrers, den er an mir nicht ſparte, wenn ich meine Aufgaben nicht gelernt hatte. Eigentlichen, tiefergreifenden Lebensſchmerz empfand ich jedoch erſt beim Tode meiner Mutter, der die Gute von einer ſchmerzvollen, unheilbaren Krankheit von achtzehn Monaten erlöſte. Als ich am letzten Abend ihres Lebens an ihr Lager trat, und ſie mir die kalte, abgezehrte Hand reichte, und ihr brechendes Auge mit Thränen der Wehmuth auf mir ruhte, als ſie mir leiſer, halberſtickter Stimme zu mir ſagte: „Was wird aus dir werden, Ernſt, wenn ich nicht mehr bin?“ da überſtrömte mich eine Thränenfluth, und ich ahnete die Schwere des Verluſtes, der mich bald treffen ſollte, wenn ich auch nicht den Sinn der weiſſagenden Worte der Mutter verſtand. Sie aber ſah die Zukunft unſeres Hauſes voraus, ſie ſah an ihrer Stelle die zweite — die Stiefmutter ſchalten, ſie ſah mich den Mißhandlungen derſelben preisgegeben und alle Verſicherungen meines Vaters, ſie in dieſer Hinſicht tröſten und beruhigen zu wollen, blieben vergebens. Ohne Troſt ſchlummerte ſie hinüber, und meine Thränen floſſen reichlich an ihrem Grabe. In der Seele eines Kindes von acht Jahren ſchlägt jedoch der Schmerz keine tiefen Wurzeln; es hat vom Leben noch ſoviel zu gewinnen, daß es die Größe eines ſolchen Verluſtes nicht ermeſſen kann. Am Ende, dachte ich, iſt es gleichgültig, wer mir Morgens und Abends das Butterbrod ſtreicht, wenn es mir nur wie bisher geſtrichen wird.

Zwei Jahre gingen nach dem Tode meiner Mutter leidlich vorüber. Zwar neckten und foppten mich die Nachbarn fort und fort mit einer Stiefmutter, die mein Vater bald aus dieſem, bald aus jenem Dorfe heimführen, und die bald ſo, bald anders heißen ſollte, allein Alle lächelten, wenn ſie dergleichen zu mir ſagten, und ich glaubte endlich nicht mehr daran, da auch mein Vater mich gut und liebevoll behandelte, und unſer Haushalt nach wie vor derſelbe blieb. Nichts deſto weniger gingen die Worte meiner Mutter und das Gerede der Leute in Erfüllung. Im Jahre 1816 kam die Stiefmutter ins Haus, und ihr Eintritt in daſſelbe hätte mir beinahe das Leben gekoſtet. Als ich am Hochzeitstage mit andern Knaben in der Scheuer des Schwiegervaters zu Biſchofsroda ſpielte, fiel ich, während gerade nach ländlicher Sitte der Morgenſegen geblaſen wurde, vom Gerüſte in die Tenne herab, und blieb daſelbſt für todt liegen. Ohne Bewußtſein brachte mich die neue Mutter in die Oberſtube zu Bett, meinen Vater aber kümmerte mein Unglück wenig; denn als ich wieder zur Beſinnung kam, beſchwichtigte er meine Klagen über Schmerz mit Androhung von Schlägen; der Sturz hatte keine ſchlimmen Folgen, und ich ward bald wieder hergeſtellt. Aber der Horizont meiner Jugend war getrübt, und ich konnte nicht mehr ſo freudig wie früher ins Leben hinausblicken.

Zu meinen ſonſtigen Beſchäftigungen im Hauſe und auf dem Felde kamen noch andere, die mir freilich nur wenig zuſagten, die ich jedoch, wohl oder übel, verrichten mußte. Die neue Mutter ſtellte mich an die Wiege ihres Kindes, und lehrte den zehnjährigen Knaben Schlummerlieder ſingen, oft mit dem Stocke, wenn er die Melodie nicht ſogleich begreifen wollte. Nach der Schule, die ich bisher regelmäßig beſucht hatte, wurde wenig mehr gefragt; es ſchien meine Eltern nicht zu kümmern, ob ich etwas lerne oder nichts. Daher kam es oft, daß ich an einem Tage zweimal Prügel erhielt, zu Hauſe, wenn ich an der Wiege nicht recht geſungen oder gepfiffen, und in der Schule, wenn ich meine Lection nicht gelernt hatte. Von dem Stocke meines Lehrers befreiten mich zuweilen Geſchenke, die ich unter meine Mitſchüler austheilte, damit ſie mir die Aufgaben zuflüſterten, meiſtentheils wurde ich jedoch der Mühe überhoben, mir Rock und Hoſe ſelbſt auszuklopfen, da Eltern und Lehrer dies Geſchäft wechſelſeitig an meinem Leibe verrichteten. In ſolchen Beſchäftigungen und Duldungen vergingen meine Schuljahre, und ich wurde endlich aus der Schule entlaſſen. Ich war zu Verſtande gekommen, und mein ernſtliches Beſtreben ging dahin, ein Handwerk zu erlernen. Leider fand ich mit meinen desfalſigen Vorſtellungen bei meinem Vater kein Gehör, ſei es, daß er das Lehrgeld für mich ſcheute, oder mich nicht gerne im Hauſe entbehren konnte oder mochte. Er ließ mich hart an: „Wenn du nicht bei mir bleiben willſt,“ ſagte er, „ſo diene einem Herrn.“ Ich ließ mir das nicht zweimal ſagen, denn ohnehin litt es mich nicht länger im Vaterhauſe, da ich mich mit meiner Stiefmutter in keinerlei Weiſe vertragen konnte.

Vierzehn Jahre alt, verließ ich mein Heimathsdorf und trat in dem zwei Stunden entfernten Dorfe Wenigenlupnitz bei einem Bauer in Dienſt, dem ich zwei Jahre lang, nicht ohne Liebe und Luſt, um kärglichen Lohn die Aecker pflügte. Nach dieſer Zeit ſehnte ich mich weg von den einförmigen Beſchäftigungen, und fand bald ein anderes Unterkommen auf dem Rittergute zu Mechterſtedt, einem großen und ſchönen Dorfe im Gothaiſchen, zwiſchen Eiſenach und Gotha an der leipzig-frankfurter Landſtraße gelegen. Hier ging mir ein neues Leben auf: ich wurde in das eigentliche Weſen der Landwirthſchaft eingeweiht und brachte es bald dahin, daß ich zum Oberknecht gemacht wurde und als ſolcher die Stelle eines Verwalters verſah. Der Pachter, ein gemüthlicher, menſchenfreundlicher Mann, gewann mich täglich lieber, und ſeine Sorge für mich ging ſo weit, daß er mir auf ſeine Koſten Unterricht im Rechnen und Schreiben ertheilen ließ. Anſtatt jedoch in die Rechnen- und Schreibſtunde zu gehen, ging ich oft in die Werkſtätte eines geſchickten Wagners, der mir in vielen Stücken Unterricht ertheilte und mich den ganzen Winter hindurch um ſich litt. Mein Herr verbot mir dieſe Beſuche nicht, und eigenhändig fertigte ich mehrere Kleinigkeiten, die wir auf dem Gute brauchten. Im Frühling lehrte mich der Pachter die Aecker beſäen, zu welchem Ende auf dem geräumigen Hofe ein großes Plantuch ausgebreitet wurde, auf welchem ich meine Probe ablegen mußte. „Links und rechts!" commandirend, ging der Herr neben mir her und beobachtete jede meiner Bewegungen. Zuweilen ſchrie er aus vollem Halſe: „Strahlen! Strahlen!" und als ich nicht gleich begriff, was er damit ſagen wollte, erklärte er mir, daß die Körner beim Auswerfen nicht in der Luft zuſammen bleiben dürften, damit ſie nicht zu dicht auf das Land fielen. Auf dem Felde ſäete der Herr anfänglich ſelbſt, ſpäter aber, als er ſah, daß ich ſeine Lehren begriffen hatte, ſchickte er mich mit einem vierſpännigen Wagen voll Frucht allein hinaus, und der ſiebzehnjährige Knecht ſäete vom Morgen bis Abend im Schweiße ſeines Angeſichts, ohne in ſeinem Eifer zu ermüden. Die andern Knechte mußten mit der Egge nachfolgen, denn der Herr hatte mir befohlen, ſowohl über ſie, als über die Arbeit zu wachen.

Einſt, als wir am Acker waren, ſagte der Pachter zu mir: „Ernſt, wenn wir nach Hauſe kommen, wollen wir das braune Reitpferd anſpannen, um es ziehen zu lehren." Kaum auf dem Hofe angelangt, wurde das Pferd ins Geſchirr gebracht und vor einem aufgeſchlauften Pflug geſpannt, nachdem zuvor das Thor verſchloſſen worden war. Der ſtärkſte

Knecht ging auf der einen, ich auf der andern Seite des jungen Pferdes, das wir langſam auf dem Hofe herumführten. Als aber der Pflug auf dem Pflaſter zu raſſeln anfing, begann es wüthend zu werden, und riß uns mit ſich fort, ſo daß wir kaum den Boden berührten. Der Stärkere ließ es los und fiel auf das Pflaſter; der Herr, der uns laut lachend zuſah, rief mir zu, ein Gleiches zu thun; allein ich erkannte die große Gefahr, in der ich ſchwebte, denn die Spitze des Pflugſchars, auf deren Seite ich ſtand, würde mich durchbohrt haben, ehe ich bei Seite hätte ſpringen können. Endlich ſtürzte ich ermattet zu Boden, aber in dieſem Augenblicke ſprang auch der Nagel aus dem Grengel, das raſende Pferd rannte mit der Lade und den Rädern davon und mit dem Kopfe ſo gewaltig gegen das Hofthor, daß es rücklings zu Boden ſtürzte. Es wurde in den Stall gebracht, und ſeitdem nicht wieder an einen aufgeſchlauften Pflug geſpannt. Nur vier Schritte von mir entfernt lag der Pflug mit der Schar, den die Hand der Vorſehung von meiner Bruſt abgehalten hatte.

Nächſt dem Braunen hatte der Pachter einen Rappen, der ſo unbändig war, daß er ſich weder zum Reiten noch zum Fahren brauchen ließ. Die muthigſten Knechte, die ſchon 10 bis 12 Jahre im Dienſte waren, wagten es ſo wenig, ſeinen Rücken zu beſteigen, als der Herr ſelbſt. Während der Erntezeit forderte mich der Pachter auf, ſchleunigſt einen Brief nach Sonneborn zu beſorgen und den Rappen zu reiten, da die andern Pferde an der Arbeit waren. Punkt eilf Uhr ritt ich aus dem Thore. „Zwölf Uhr erwarte ich dich zurück," rief er mir lachend nach, und obgleich ich in Sonneborn aufgehalten wurde, ſo hielt ich doch Schlag 12 Uhr unter dem Thore des Gutes. „Kerl, du biſt ein Narr!" rief mir der Pachter zu, der gerade am Fenſter ſtand. „Seines Herrn Befehle muß man reſpectiren und vollziehen," antwortete ich ruhig, „und ſollte auch aus einem Rappen ein Schimmel werden. Vielleicht iſt er nun zahm geworden und zum Fahren zu gebrauchen." Und ſo war es. Der Pachter freute ſich ſehr, würde ſich aber gerade auch nicht gegrämt haben, wenn das Pferd ohne den Reiter wieder gekommen wäre. Einsmals hätte ſich dieſer Fall beinahe ereignet. Einer eingetretenen Dürrung wegen konnten wir den größten Theil des Sommers nicht pflügen, und hatten zu Hauſe gute Zeit, da Futter und Holz in großem Vorrath angefahren waren, und es auch auf dem Hofe nichts zu thun gab. Unſere einzige Beſchäftigung war, die Pferde täglich zweimal in die Schwemme zu reiten und die übrige Zeit hindurch Karte zu ſpielen. Der Weg zur Schwemme führte durch die Hörſel über eine etwa 400 Schritte lange Wieſe nach den tiefern Stellen des Fluſſes. Auf der Wieſe angekommen, machte mir einer der Knechte den Vorſchlag, die Schnelligkeit unſerer Pferde zu erproben. Ich ging darauf ein, ließ den Rappen, den ich ſchon einmal gebändigt, laufen, und langte zuerſt am Waſſer an. Da reißt, indem ich ihn aufhalten will, die Trenſe, und er ſtürzt kopfüber das ſteile Ufer hinab, mich bis in die Mitte des Fluſſes ſchleudernd. Während das Thier ſich wieder aufraffte und das Waſſer aus den Ohren ſchüttelte, faßte ich es am Zügel, ſchwang mich auf ſeinen Rücken und ritt im vollen Trabe, daß mir das Waſſer aus den Stiefeln über dem Kopfe zuſammenſchlug, zum Thore hinein. Mein Herr ſtand am Fenſter und lachte herzlich, als ich ihm erzählte, daß ſich das Pferd mit mir gelegt habe. Vom Wettrennen erfuhr er nichts, ſonſt hätte er uns vielleicht die Karte genommen, an der das Herz hing.

Der Herbſt, die Zeit der Ruhe, war gekommen. Wagen, Eggen und Pflüge wurden unter Dach gebracht; zuvor aber ſollten ſie im Waſſer abgeſchwemmt werden. Durch einen lang anhaltenden Regen war die Hörſel etwas ſtark angeſchwollen, und keiner der Knechte, die ich zu dieſer Arbeit aufforderte, hatte den Muth, ſich hinein zu wagen. „Sie wollten ihr Leben nicht aufs Spiel ſetzen,“ meinten ſie. Dieſe Antwort brachte ich dem Herrn, der darüber zürnte und die Wagen und Pflüge ſelbſt nach dem Waſſer bringen wollte. Ich erbot mich dazu, ſpannte zwei Pferde an, und der Pachter ging ſelbſt mit, um mir die am wenigſten gefährlichen Stellen des Fluſſes zu zeigen. Er blieb auf der Brücke ſtehen und rief mir „Links!“ zu, als ich in das Waſſer gefahren war. Ich gehorchte ſeinem Befehl, aber die Pferde fanden ſchon keinen Grund mehr und wurden gewaltſam nach der Mitte des Stromes geriſſen. Bald war von ihnen nichts mehr als die Köpfe zu ſehen. Es dauerte nur wenig Minuten, da dreht ſich der Wagen, ſo daß das Hintertheil nach vorn gedrängt wurde, und ich mit den Pferden rückwärts dem Strome nachging. An beiden Seiten des Fluſſes eilten eine Menge Menſchen mit Feuerhacken herbei, die aber nicht bis zu mir herüberreichten. Ein Glück für mich, daß ich nicht auf dem Hand-, ſondern auf dem weit ſtärkern Sattelpferde ſaß, ich ſuchte es herumzureißen, es gelang, der Wagen wurde dabei etwas auf die Seite gedrängt und blieb in einem Erlenſtrauch am Ufer hängen. Ich wollte nun verſuchen, auf der Deichſel unter dem Waſſer vorwärts zu kommen, um einen Baum zu erreichen, als ſich der Wagen wieder losriß und nach der Mitte zu getrieben wurde. Meine Angſt war groß, und ich ſah den ſichern Tod vor Augen, da die Pferde zu abgemattet waren, um die Anſtrengung noch länger aushalten zu können. Da mit einem Male trennte ſich durch mehrmaliges Ueberſchlagen der Hinterwagen von dem vorderen und wurde vom Strome fortgetragen, die Pferde ſtrengten ihre letzten Kräfte an, ſchwammen mit dem leichten Vorderwagen bald vorwärts, bald auf die Seite, und gelangten endlich an eine ihnen bekannte Ausfahrt, wo ſie wieder fußen konnten. Ermattet und an allen Gliedern zitternd, erreichten wir das Ufer, wo ich erſt bemerkte, daß dem Sattelpferde die Deichſel zwiſchen die Beine gerathen war.

Nach dieſem Ereigniſſe blieb ich zwar noch eine Zeitlang auf dem Gute, aber die guten Verhältniſſe zu meinem Herrn änderten ſich. Er hatte nämlich einen brutalen Burſchen, der kaum aus der Schule entlaſſen war, als Lehrling angenommen. Das anmaßende Betragen deſſelben gab zu vielen Aergerlichkeiten Anlaß, und da der Pachter einsmals nicht wußte, wem von uns beiden er Recht geben ſollte, ſo verließ ich den Dienſt, den ich anderthalb Jahr verſehen hatte.

Im Gaſthof zum Anker in Waltershauſen wurde mir eine Stelle als Aufwärter angeboten, die ich jedoch nur kurze Zeit bekleidete, da ich auf Empfehlung meines frühern Herrn, der mir immer noch wohl wollte, beim Oberbeamten des Amtes Tenneberg als Kutſcher in Dienſt trat. Kaum war ich einige Tage im Hauſe, als ein Kind und gleich darauf auch die Mutter erkrankten. Ich mußte täglich zwei-, auch dreimal nach Gotha und ſpäter nach Langenſalza zum Arzt reiten, und wurde bald des Reitens ſo überdrüßig, daß ich zu Fuße ging und das Pferd voran laufen ließ, welches die Schnitter auf dem Felde auffangen wollten, im Wahne, es ſei mit mir durchgegangen. Alle meine Ritte waren vergebens, Mutter und Tochter wurden von Tag zu Tag kränker. Da ſagte eines Tages der Amtmann zu mir: „Es gilt das Leben der Frau und des Kindes, reite, und wenn auch das Pferd unter dir zuſammenbricht." Ich ſetzte mich auf, in einer halben Stunde war ich in dem drei Stunden entfernten Gotha, hielt mich da eine Viertelſtunde auf, und war in drei Viertelſtunden wieder auf dem Schloſſe Tenneberg. Mein Herr freute ſich ſehr, als ich ihm die Arzneien überbrachte, aber als ich in den Stall trat und das Pferd todt liegen ſah, empfand ich einen nicht geringen Schrecken. Meine böſe Ahnung hatte mich nicht getäuſcht; bei Ueberbringung der traurigen Nachricht erhielt ich meine Kündigung. Durch dieſe übermäßigen Anſtrengungen hatte ich meine Geſundheit zugeſetzt, und eilte nach Hauſe, um mich wieder herzuſtellen.

Während meiner Dienſtzeit auf dem ſchön gelegenen Schloſſe Tenneberg war ich einige Male nach Winterſtein zum Wagnermeiſter Heß, der für unſer Haus arbeitete, gekommen und hatte ihm meinen Wunſch zu erkennen gegeben, ſeine Profeſſion zu erlernen, die ich ja ſchon in Mechterſtädt liebgewonnen hatte. Er war es zufrieden, mich als Lehrling anzunehmen, unter der Bedingung, daß ich für das Lehrgeld ihm die Feldarbeiten beſorgen ſollte, da er ſich Pferd und Geſchirr zu kaufen gedenke.

Als ich mich nun wieder ganz geſund fühlte, verließ ich ohne alle Unterſtützung von meinem Vater, und nur mit dem verſehen, was ich mir in meiner Dienſtzeit angeſchafft hatte, neunzehn Jahre alt, zum zweitenmal das elterliche Haus, um meine Lehrzeit anzutreten. Ich hatte ſchon viel von den Uebelſtänden der Lehrjahre gehört, doch war ich ja kein Kind mehr, und glaubte, daß mich der Meiſter menſchlich behandeln und nicht vergeſſen würde, „daß ein Meiſter nicht geboren wird.“ Und Gottlob! ich erfuhr nichts von jener rohen und grauſamen Behandlung, die man leider noch immer in vielen Werkſtätten ſelbſt gegen den beſten Lehrling angewendet ſieht, indem man meint, ohne Schläge und Scheltreden ſei er nicht zum tüchtigen Arbeiter zu bilden. Ich merkte kaum, daß ich Lehrling war, und alles ging viel beſſer, als ich mir vorgeſtellt hatte. Der Meiſter muthete mir keine unwürdige Beſchäftigungen zu und behandelte mich wie ſeinen Sohn. Dagegen ging mein ganzes Beſtreben dahin, allen möglichen Fleiß anzuwenden, um etwas Tüchtiges zu lernen. Und ſo kam es, daß ich ſchon in kurzer Zeit ſchwerere Arbeiten in die Hände bekam und auch dann kein böſes Wort vom Meiſter erhielt, wenn ich ein Verſehen begangen hatte. Wenn er ja einmal zankte, ſo geſchah es auf eine belehrende, humane Weiſe, was immer den beſten Eindruck auf mich machte. In ſolchem guten Vernehmen vergingen mir meine Lehrjahre, die ich in Betreibung der Feldarbeiten und in Erlernung der Profeſſion ſo eintheilte, daß ich dabei in meiner Ausbildung nicht zurückblieb.

Zu meiner Betrübniß änderte ſich das ſchöne Verhältniß noch ganz zuletzt, gleichſam als wenn Leute, die ſich ſo lange vertragen, nicht im Guten von einander kommen ſollten. Eines Tages verreiſte der Meiſter, nachdem er ſchon am vorhergehenden Tage einem jeden die Arbeit vorgeſchrieben hatte. Mir hatte er ein Rad zu fertigen aufgegeben, zu welchem noch wenig vorgerichtet war. Als ich es zuſammenſchlug, nahm ich einige Augenblicke die Hülfe meines Nebenlehrlings in Anſpruch. Am andern Morgen trat der Meiſter mit finſterm Geſicht in die Werkſtatt, (Gott weiß, was ihm Uebles begegnet war!) ſchaute meine Arbeit an und fragte nach der des andern Lehrlings. Als dieſer ſagte, daß noch eine Kleinigkeit daran fehle, weil er mir geſtern beim Zuſammenſchlagen des Rades habe helfen müſſen, wandte ſich der Meiſter zornig gegen mich, und gab mir mit den Worten: „Wie kannſt du dich unterſtehen, jenen von ſeiner Arbeit wegzunehmen!“ eine Ohrfeige. Dieſe unverdiente Begegnung an der Schwelle meines Lehrlingsſtandes empörte mich. Ohne Jemand ein Wort von dem Vorgefallenen zu ſagen, verließ ich das Haus, ging nach Friedrichrode zum Obermeiſter, erzählte ihm den Hergang der Sache und trat nach vierzehn Tagen bei einem andern Meiſter, Eckarius, in Cumbach ein, der mich gern aufnahm und mir für meine Arbeit Geſellenlohn gab. Bei ihm überſtand ich den letzten Reſt meiner Lehrjahre. Zum Geſellen geſprochen, ging ich nach Hauſe, genügte dann eine Zeit lang in Eiſenach meiner Militärpflicht, woran ich wenig Geſchmack fand, und blieb den Winter hindurch im Vaterhauſe, um mir die erſten nöthigen Bedürfniſſe für meine Wanderjahre zu verdienen.

Am 13. März 1830 erhielt ich den Urlaubspaß, um den ich nachgeſucht hatte. Er war nur auf ein Jahr gültig, und mir die Marſchroute darin genau vorgezeichnet; ſie lautete bis Wien. Meine Gedanken waren ſchon dort, ehe ich noch einen Fuß aus meinem Dorfe ſetzte.

Am 15. März ergriff ich den Wanderſtab. Mein Vater entließ mich, ohne ein Wort zu ſagen, nur meine Stiefmutter und Geſchwiſter weinten. „Reiſe mit Gott!" ſagten ſie mit Thränen im Auge, als ich ihnen die Hand zum Abſchied reichte. „Wie es dir auch gehe, werde nur Gott und deinem Gewiſſen nicht untreu. Ob wir uns hier wiederſehen, weiß nur der Allmächtige; aber lebe ſo, daß wir uns in jener Herrlichkeit wiederfinden." Bei dieſen herzlich gemeinten Worten traten auch mir Thränen ins Auge: „Ich hoffe euch alle noch hienieden wieder zu ſehen," ſagte ich gerührt, und rief ihnen ſcheidend den Vers zu:

„Trennt auch das Schickſal Freund von Freund,
Die Herzen bleiben doch vereint
Durch Liebe, durch Gebet und Rath,
Und, wo wir können, durch die That.
Vollenden wir einſt unſern Lauf,
So nimmt uns dann der Himmel auf.
Unendlich iſt die Seligkeit,
Die ewig uns vereint erfreut."

# Wanderſchaft.

Fromme Vorſätze, — Baireuth. — Donaufahrt von Regensburg nach Wien. — Verdruß in Wien. — Reiſe auf der Donau nach Ungarn. — Peſth. — Baja. — Beſchwerliche Fußreiſe nach Semlin. — Belgrad. — Das kalte Fieber. — Reiſe über Hermannſtadt nach Kronſtadt in Siebenbürgen. — Ein Abenteuer. — Angenehme Bekanntſchaft in Hermannſtadt. — Kronſtadt. — Abreiſe nach Bukareſt.

Und ſo wanderte ich bald freudigen bald beklommenen Herzens fort unter dem vaterländiſchen Himmel durch ſchöne Thäler, die eine zarte Morgenröthe, eine glanzhelle Sonne, ein mildes Mondlicht und ein unermeßliches Heer goldener Sterne beleuchteten. Mein Auge hing fromm vertrauend an ihren Bahnen. Geſund an Leib und Seele ſchritt ich rüſtig durch die Herrlichkeit des Frühlings. Jeder Thautropfen am Grashalme, jede hell rieſelnde Quelle, jeder ſproſſende Baum im Walde, Gärten, Wieſen und Felder mit den erſten Blumen und das Sängerchor der Vögel riefen mir zu: Gott iſt die Liebe! Da faltete auch ich die Hände und betete: O Gott, der du die Liebe biſt, deine Allmacht hat zahlloſe Geſchöpfe ins Daſein gerufen und deine Vaterhuld ſorgt für alle; ſorge auch für mich, denn auch ich bin dein Kind, wie ſie, auch mich haſt du an deine Allgüte gewieſen. Fern ſei von mir der Frevel, irgend eines deiner Geſchöpfe zu quälen, fern der Leichtſinn oder die Frechheit, das zu entweihen, womit deine Liebe die Erde verherrlicht hat, fern jede ſtrafbare Verletzung oder Zerſtörung deſſen, was Mühe, Fleiß und Kunſt zur Verſchönerung derſelben geſtiftet. Die Erde iſt voll deiner Größe und Güte, auf ihr will ich nur bauen, nicht verwüſten. Ich will mich brüderlich mit meinen Brüdern vereinen, und was an mir liegt, in Wort und That dazu beitragen, daß der Schauplatz deiner unendlichen Majeſtät immer mehr Paradies werde.

Mit ſolchen Vorſätzen ſetzte ich meinen Stab immer weiter, heute unter trüben Wolken, morgen bei heiterem Himmel, ſtets den ſchönen Vers eines Liedes im Munde:

„So wandert, Brüder, muthig fort,
Nach eures Schickſals Ruf,
Und denket auch im fremden Land
Der alten Freundſchaft, deren Band
Uns manche Freude ſchuf.“

Ueber Gotha, Erfurt, Weimar, Jena, durch das Vogtland, hatte ich die baieriſche Grenze erreicht. Während der Charwoche kam ich in Baireuth an und erhielt daſelbſt — was um dieſe Zeit um ſo ſeltener der Fall iſt, da die Meiſter zu den Feiertagen eher einen Geſellen fortſchicken, als einen neuen annehmen — meine erſte Arbeit in einer Werkſtatt. Wiewohl mein Frühſtück, aus zuſammengeſchüttetem Kaffee und einem Kreuzerbrödchen beſtehend, ſpärlich genug zugerichtet war, ſo blieb ich doch drei Monate lang in dem Hauſe des guten Meiſters, wo mir verſchiedene, bisher unbekannte Arbeiten durch die Hände gingen und ich meine Kenntniſſe durch den Neubau vieler Wagen bedeutend vermehrte. Aber meine Sehnſucht, fremde Länder zu ſehen, trieb mich mit Beginn des Sommers weiter. Ich reiſte über Nürnberg nach Regensburg, ohne mich länger als einen Tag in jeder Stadt aufzuhalten. Ich kann daher von den vielen Merkwürdigkeiten dieſer beiden alten Städte, an denen ich ſchnell vorüberging, nichts erzählen, da ich nur einen flüchtigen Eindruck derſelben mit mir fortnahm; auch ſind ſie faſt jedem Gebildeten bekannt und in vielen Büchern ausführlich beſchrieben. In Regensburg begrüßte ich die majeſtätiſche Donau, und hatte nichts Eiligeres zu thun, als mich auf ein nach Wien abgehendes Schiff zu ſetzen, auf welchem ich eine zahlreiche bunte Geſellſchaft, und darunter eine hübſche Anzahl von Handwerksburſchen traf. Schwelgend in den Genüſſen, welche die prächtigen Ufer des Stromes bieten, langten wir am 24. Juni in Engelszell an der öſterreichiſchen Gränze an, wo wir unſere Päſſe und Wanderbücher, ſowie 5 Thlr. Reiſegeld aufzeigen mußten. Nach dem meinigen fragte man nicht, da man ſolches bei mir, dem gut Gekleideten, vorauszuſetzen ſchien. Einer meiner Reiſegefährten wußte liſtig das wachſame Auge der Polizei zu täuſchen. Er hatte ſich mit einem tüchtigen Beutel voll Kreuzer verſehen, den er, als er nach dem Reiſegeld gefragt wurde, derb und klingend auf den Tiſch aufſtieß, obgleich der Geſammtinhalt kaum einen Thaler betrug, wie er uns ſpäterhin geſtand. Die Liſt gelang, und er ſteckte ſeinen Beutel wieder ein, ohne ihn geöffnet zu haben. Da ich mit meinem militäriſchen Urlaubspaß das öſterreichiſche Gebiet nicht betreten durfte, ſo tauſchte ich denſelben gegen ein Wanderbuch um, das ich für 30 Kreuzer ausgefertigt erhielt. Nach kurzem Aufenthalt ſetzten wir unſere Reiſe zu Schiffe über Linz nach Wien weiter fort. Ohne Gefahr ſchifften wir über den Wirbel und den Strudel, die der zwiſchen hohe Felſen eingeklemmte, wild dahin ſchießende Strom unweit Linz bildet. Man macht ſich gewöhnlich von ihnen weit größere und gefährlichere Vorſtellungen, allein die Gefahr verſchwindet, wenn man in die Nähe der gefürchteten Stelle kommt. Als wir uns derſelben nahten, kamen Kähne vom Ufer auf uns zu, um uns um ein Almoſen anzuſprechen, — was von den meiſten um ſo williger gegeben wurde, als ſie dadurch ſich geſicherter glaubten — und uns eine glückliche Fahrt zu wünſchen. Auf einem Uferfelſen über dem Strudel ſteht ein Crucifix, welches die Katholiken auf dem Schiffe beim Vorüberfahren mit frommer Andacht begrüßten. Wir eilten an den Städten und Dörfern auf beiden Ufern der Donau, an ungeheuren Felsmaſſen, an dichtbewaldeten Bergen, von deren Gipfeln Kirchen und Ruinen alter Burgen herabblickten, vorbei, und langten am 26. Juni in der Kaiſerſtadt an. Mit jauchzendem Herzen begrüßte ich das ſtolze Wien, und mein froher Muth trällerte die Verſe des oft gehörten Volksliedes:

„'s giebt nur a Kaiſerſtadt,
's giebt nur a Wien.“

Faſt zwei Stunden brachte ich damit zu, die Herberge zu ſuchen. Als ich beim Eintritt in das Zimmer den Herbergsvater nicht mit den gewöhnlichen, albernen Zunftgebräuchen, ſondern mit einem freundlichen „guten Morgen!“ begrüßte und ihn fragte, ob noch andere fremde Geſellen da ſeien, murmelte er mürriſch einige unverſtändliche Worte und wies mich an einen zweiten Tiſch. Das verdroß mich; mein heiteres Gemüth hatte in Wien einen freundlicheren Empfang erwartet. Ich legte mein Felleiſen in einer daranſtoßenden Stube ab, trat zu dem Tiſche, grüßte den daran Sitzenden, einen Geſellen meines Handwerks, und erfuhr von ihm, daß die andern, welche auf den Bänken an den Wänden der Stube umherſaßen und lagen, Schmiedegeſellen ſeien.“ Durſtig von der Reiſe fragte ich ihn, „ob Bier und Wein gut ſeien,“ und erhielt zur Antwort: „der Wein iſt ſchlecht, laß dir lieber eine Pitſche Bier geben.“ Ich forderte eine ſolche vom Kellner, der ſich lachend entfernte, und als er wieder kam, einen Krug auf den Tiſch ſtellte, der gewiß zwölf Maß enthielt. Der Spaß verdroß mich ebenfalls und da ich in meinem Beutel nicht ſo viel Geld hatte, um das Verlangte ſogleich bezahlen zu können, ich aber nicht eher von dem Biere trinken wollte, als bis ich es bezahlt habe, ſo ging ich in die Nebenſtube, um mir Geld aus dem Felleiſen zu holen. Als ich wieder in die Stube trat, hatten ſich die Geſellen von ihren Bänken bereits erhoben, an den Tiſch geſetzt und mein Bier ſo rein ausgetrunken, daß für mich kein Tropfen mehr übrig war. Dadurch ſtieg mein Verdruß aufs Aeußerſte. Zornig über ſolch ungezogenes Benehmen, bezahlte ich, ohne ein Wort zu ſagen, die Pitſche, nahm mir aber feſt vor, in Wien, auf das ich mich ſo ſehr gefreut, und wo ich nun ſo unhöflich empfangen worden war, nicht in Arbeit zu treten, ſondern ohne weiteres Deutſchland zu verlaſſen. Noch an demſelben Abend ging ich an die Donau, wo ich, ohne lang zu ſuchen, ein Schiff fand, das in fünf Tagen nach der türkiſchen Grenze abging. Ich wurde ſogleich mit dem Schiffer um den Preis einig, und benutzte die vier Tage, die mir bis zur Abfahrt noch blieben, um mir Wien näher zu beſehen.

Von ſolchen Kleinigkeiten hängt gar oft das Schickſal der Menſchen ab. Hätten die erſten Stunden meines Aufenthaltes in der Kaiſerſtadt nicht einen ſo ungünſtigen Eindruck auf mich gemacht, ich hätte mich um Arbeit bemüht, denn das war ja mein Vorſatz geweſen, wäre lange in Wien geblieben, vielleicht ganz und gar, und hätte wahrſcheinlich das Morgenland nicht geſehen.

Meine einzige Beſchäftigung in Wien war auf den Straßen und Plätzen, in den ſchattigen Alleen und Gärten der Vorſtädte umherzuſchlendern. Ich konnte mich nicht ſatt ſehen an den Herrlichkeiten, die mir die Kaiſerſtadt mit jedem Schritte bot. Bald ſtand ich vor einem Palaſte mit unzähligen Fenſtern ſtill, bald vor einer Kirche, deren großartigen Bauſtyl, deren himmelanſtrebenden Thurm ich mit kindlicher Freude bewunderte und anſtaunte. Es war die Kirche des heiligen Stephan. Heilige Schauer ergriffen mich, als ich durch die hohe, immer geöffnete Thüre in das ungeheure, nur matt vom Tageslicht erhellte Innere trat: und meine Seele fühlte ſich unwillkürlich zur Andacht geſtimmt. Als ich wieder aus derſelben ging, zogen andere Gegenſtände meine Aufmerkſamkeit auf ſich, und die rege Welt um mich her verſcheuchte die fromme Stimmung wieder. Hier beſchäftigte eine wogende Volksmenge, die jeden Augenblick eine andere, ſchönere Scene darbot, meine Neugierde, dort hing mein Auge an den prächtigen Equipagen der Reichen, die durch die Menge dahinfuhren, bald ergötzte es ſich an den maleriſchen Trachten der Ungarn, Polen, Türken, die ſich die Kaiſerſtadt zum Aufenhalt gewählt hatten, bald an dem reinlichen, netten, öſterreichiſchen Militär, das zur Parade nach dem Burgplatz eilte. Ich folgte der Menge, die dahin ſtrömte, und geſtehe, daß ich nie herrlichere Militärmuſik als hier gehört habe. — Am meiſten überraſchte mich das öffentliche Leben der Einwohner, wie es ſich in den Gärten der Vorſtädte, vorzüglich im Prater entfaltete. Noch nie in meinem Leben ſah ich ſo viele und ſo heitere Menſchen zuſammen, die ſich hier an einander vorbeidrängten, dort in dicht geſchloſſenen Reihen beiſammen ſaßen, aßen und tranken, ſcherzten und lachten. Die gutmüthigen, immer lächelnden Geſichter ſchwammen in Wonne, kein Kummer, keine Sorge war in ihnen zu leſen. Die harmloſe Fröhlichkeit der Wiener iſt zum Sprichwort geworden, die Befriedigung materieller Lebensgenüſſe iſt ihre einzige, größte Sorge, der Genuß ihr Gott, dem ſie täglich die reichlichſten Opfer bringen. Ich genoß, was mir während meines kurzen Aufenthalts die Kaiſerſtadt an unſchuldigen Genüſſen bot, und als der Tag der Abreiſe herankam, war ich nahe daran zu bereuen, daß ich in meinem erſten Aerger mit dem Gelübde ſo voreilig geweſen war, keine Arbeit in Wien nehmen zu wollen. Doch nahm ich den ſchönſten Eindruck der Hauptſtadt Oeſterreichs in meiner Seele mit mir fort, und ihre Merkwürdigkeiten werden in meinem Gedächtniſſe fortleben.

Nachträglich muß ich noch bemerken, daß ich daſelbſt in meinem Leben die erſte Menagerie ſah, die einen Elephanten und andere verſchiedene Thiere enthielt, darunter eine Kuh mit ſechs Füßen, von welchen zwei auf dem Rücken, nahe über dem Vorderblatt zuſammengewachſen waren.

Am 1. Juli beſtieg ich das Schiff, das ſogleich unter Segel ging. Die Geſellſchaft auf demſelben war ſehr gemiſcht, und die Unterhaltung artete meiſt in Zank und Streit über die Religion aus. Ich nahm keinen Theil daran, eben ſo wenig als der Kapitain, der mich oft, wenn die Streitenden ſich in die Haare zu fahren drohten, fragte: „Was ſagen Sie dazu, Wagner?“ — „Ein Verſtändiger,“ antwortete ich, „wird den Andern gar nicht fragen, welcher Religion er ſei, noch weniger ihn eines Beſſern belehren wollen, am allerwenigſten aber mit Schimpfreden und Schlägen. Bleibe ein jeder bei ſeinem Glauben.“

„Sie haben Recht,“ entgegnete er mir, „ich z. B. bin katholiſch, Sie lutheriſch, aber wir werden deswegen nicht in Wortwechſel gerathen, weil wir überhaupt nicht davon reden.“

Am 2. Juli kamen wir in Peſth, Ofen, der Hauptſtadt Ungarns, gegenüber, an, ich ſtieg an das Land, um mein Wanderbuch viſiren zu laſſen. Die Stadt machte jedoch nicht den günſtigen Eindruck auf mich, wie Wien, und das Leben iſt hier weit theurer, als dort, und lange nicht ſo harmlos und gemüthlich. Da das Schiff, welches mich bis hieher gebracht hatte, wegen zu geringer Fracht in Peſth liegen bleiben mußte, ſo war ich genöthigt, mir ein anderes zu ſuchen, das nach Baja zu ſegeln im Begriff ſtand. Die Geſellſchaft auf demſelben beſtand, außer mir und dem Kapitän, nur noch in einem verwegenen Schneider, und die Fahrt war bei weitem nicht ſo angenehm, wie die frühere. Eine Art Mücken, Gelſe genannt, ließ mich des Nachts keine Stunde ſchlafen, ich mochte mich ſo gut verwahren, wie ich wollte. Ja, hätte ich mich in einen Sack einnähen laſſen, ſie würden doch den Weg zu meiner Haut gefunden haben. Während ich in Verzweiflung war über die Stiche der Quälgeiſter, ſchien die Haut des Schneiders dagegen unempfindlich zu ſein, und wenn ich ihn zuweilen um Gotteswillen bat, er ſollte mir nur eine Stunde lang die zudringlichen Gäſte abwehren, ſagte er gemächlich: „Mir thun ſie gar nichts, ich kann ſchlafen.“ Am Tage war von dieſen Thieren nichts zu ſehen, dafür quälten mich die Fliegen, gegen deren Stiche ich mich jedoch durch Bedeckung ſchützen konnte. Nach drei Wochen, in denen ich kaum eine Stunde ſchlafen konnte, und des Tages über die größte Langeweile empfand, da ſich dem Auge nur nackte, unfruchtbare, meilenweite Sandebenen darboten, in denen oft kein Baum, viel weniger ein Dorf zu ſehen war, langten wir in Baja, einem in einer ſandigen, unfruchtbaren Gegend gelegenen Flecken an. Da kein Schiff vorhanden war, das mich nach Semlin hätte bringen können, bat mich ein Meiſter, Arbeit bei ihm zu nehmen, weil er mit Beſtellungen ſo überhäuft ſei, daß er ſie nicht fördern könne. Durch vieles Bitten ließ ich mich bewegen, bei ihm einzutreten, mehr um eine Gelegenheit zur Weiterreiſe abzuwarten, als lange bei ihm zu bleiben. Seine Werkſtätte, in welcher er ſchon mit drei Geſellen arbeitete, hatte nicht Raum genug für mich, und ich wurde in einem Schoppen untergebracht. Als ich das zur Arbeit nöthige Werkzeug forderte, ſagte er, es ſei in Oeſterreich Gebrauch, daß die Geſellen daſſelbe mitbrächten. Ich erklärte ihm, daß ich ein Ausländer ſei, der ſich ſein Brod weiter zu verdienen getraue, und daß ich hier nicht in Oeſterreich, ſondern in Ungarn ſei, wo ich, wenn ich Werkzeug hätte, nur eine Werkſtätte brauchte, um ſelbſt Meiſter zu ſein, und als er mir dennoch kein Werkzeug gab, nahm ich mein noch gepacktes Felleiſen wieder auf den Rücken, dankte für ſeine Arbeit und ging meines Weges. Da ſich auch in den nächſten Tagen noch kein Schiff fand, trat ich in Begleitung eines Schmiedegeſellen die Reiſe nach Semlin zu Fuß an. Mein Reiſegefährte war ein Ungar, der etwas Deutſch verſtand, und dabei ein ſehr artiger junger Mann. Es war Erntezeit, und wir reiſten durch die Felder, die eine ſolche Fülle von Getraide liefern, daß oft mehr auf den Aeckern liegen bleibt, als in manchen Ländern darauf wächſt. Dieſe Aecker ſind oft 4 bis 5 Stunden von den Dörfern, zu denen ſie gehören, entfernt, daher müſſen die Einwohner dahin fahren. Das Getraide wird auch nicht, wie bei uns, in die Scheuer gebracht, ſondern auf feſtgetretenen Stellen in der Nähe der Dörfer von Ochſen und Pferden ausgetreten, ſodann gereinigt und in großen tiefen Gruben in der Erde aufbewahrt. Obgleich der Boden alle Bedürfniſſe zum Leben im reichſten Maße hervorbringt, ſo ſind die Bewohner der Dörfer doch meiſtentheils arge Räuber. Deshalb haben die Pferde in der Nähe der Dörfer ſtarke Eiſen, ähnlich denen der Sträflinge, an den Füßen, und oft ſieht man ganze Heerden ſo geſchloſſen auf den Weiden. Dennoch vergeht kein Tag, daß man nicht hört, es ſei Dem oder Jenem über Nacht ein Pferd geſtohlen worden. In manchen Gegenden erhält man ſogar gegen eine gewiſſe Abgabe einen Schein, zu Folge deſſen man ſtehlen, aber ſich ja nicht erwiſchen laſſen darf, weil man ſonſt nach dem Geſetze beſtraft wird. Daher iſt das Eigenthum in dieſen Gegenden keine Stunde vor Räuberhänden ſicher.

Je tiefer man in das Land kommt, deſto beſchwerlicher wird die Reiſe, einmal, weil die Ortſchaften ſo weit aus einander liegen, daß man von einer zur andern kaum in einem Tage gelangen kann, und ſodann wegen des Mangels an Waſſer, das in den Dörfern ſchlecht und faſt gar nicht zu trinken, auf den Halden aber äußerſt ſelten iſt. Auf dieſen Halden, ungeheuren Weideplätzen, weiden zahlreiche Ochſenheerden. Die Hirten derſelben haben einen Haufen großer Hunde um ſich, die den Reiſenden nachſetzen und ſie mörderiſch anfallen, ſo daß man oft genöthigt iſt, eine Viertelſtunde ſtehen zu bleiben, ehe ſolch eine Beſtie zurückgeht, oder von ihrem Herrn zurückgerufen wird. In den Dörfern ſetzt man ſich gleicher Gefahr aus, von den Hunden zerriſſen zu werden, und man thut wohl, den Stock an ſich zu ziehen, um ihn nicht bemerken zu laſſen, denn die Einwohner ſind ſchon falſch, wenn ſie einen Deutſchen ſehen, den ſie ſogleich an der Tracht erkennen, und im Stande, die Hunde anzuhetzen, wenn dieſe ihn nicht freiwillig anfallen. Ich machte dieſem Spiele, das ſich in jedem Dorfe wiederholte, dadurch ein Ende, daß ich eine Bleikugel durchbohrte, durch dieſelbe eine Schnur zog, die ich ruhig in der Hand hielt, bis daß ich damit einem eins verſetzen konnte, worauf ich ihn für immer los war. Ging ich allein durch ein Dorf, ſo verfolgten mich jedesmal alle Hunde, und nur wenn der Schmied bei mir war, riefen ſie die Eigenthümer an ſich, weil ihnen ſeine Tracht den Landsmann verkündete.

Eines Tages, als wir durch die große Hitze ſehr müde und matt waren, erblickten wir auf einer Halde eine Viehtränke, in deren Nähe ſich noch mehrere Brunnen befanden. Wir gingen darauf zu, ſchon erfreut, unſern brennenden Durſt löſchen zu können; aber wie erſchraken wir, als die Brunnen ſo mit Kröten angefüllt waren, daß man das Waſſer nicht ſehen, und das Gefäß, welches über dem Brunnen an einem Schlagbaume befeſtigt war, nicht einmal durch ihre dichten Maſſen hindurch dringen konnte. Bei dieſem Anblick verging mir aller Appetit zum Trinken, ich hätte es nicht vermocht, und wenn ich noch drei Tage hätte ſchmachten müſſen. Mein Reiſegefährte ließ ſich aber das Waſſer ganz vortrefflich ſchmecken.

Bis auf den Tod ermattet kam ich in Semlin, der letzten ungariſchen Stadt an. Sie liegt an der Donau, wo die Sau ſich in dieſelbe ergießt, der türkiſchen Stadt und Feſtung Belgrad gerade gegenüber, das ſich auf dem anderen höheren Ufer der Donau erhebt. Sowohl mir, als auch meinem Reiſegefährten gelang es, Arbeit zu bekommen, aber ich konnte die ungewöhnlich fette Koſt und das ſchlechte Waſſer nicht vertragen, und bekam gleich am erſten Tage das kalte Fieber, ſo daß ich nur einen Tag um den andern arbeiten konnte. Es war mein Wille, keine Stunde länger hier zu bleiben, da ich von allen Seiten hörte, daß täglich Deutſche begraben wurden, die den klimatiſchen Einflüſſen und den ungewohnten Nahrungsmitteln unterlegen waren, doch hielten mich die Bitten meiner Meiſterin, einer gutherzigen Frau, zurück, die ſich alle Mühe gab, mich vom Fieber zu befreien und ſogar mein

Bett mit Vorhängen umhing, damit ich vor den Stichen der Gelſen ruhen und ſchlafen konnte. Dennoch beſſerte ſich mein Zuſtand wenig, und als ich erfuhr, daß die Fremden wegen des ungeſunden Waſſers das Fieber ſelten wieder los würden, verließ ich nach vierzehn Tagen noch krank Semlin, um meine Weiterreiſe nach Siebenbürgen anzutreten.

Während der Ueberfahrt nach Pancſowa, am 2. Auguſt 1830, weidete ich mein Auge an Belgrad, deſſen hohe, ſtolze Citadelle ſich in den Fluthen maleriſch wiederſpiegelte. Die Straßen der Stadt reichen bis an das Ufer des Fluſſes herab, aber die Mauern um dieſelbe, ſowie die Vorſtädte, liegen in Schutt und Trümmern, und letztere ſind nur wenig bewohnt. Großes Vergnügen machte es mir, hier die erſten Türken mit ihren weiten Gewändern und langen Bärten in ihrem Vaterlande zu ſehen, und mich überzeugen zu können, daß ſie auch Menſchen, oft beſcheidener und artiger als wir, und keineswegs Tyrannen ſind, als welche ſie ſo oft verſchrieen werden.

In Pancſowa hielt ich mich nicht auf, ſondern nahm meinen Weg über Hermannſtadt nach Kronſtadt, wurde aber unterwegs ſo vom Fieber ergriffen, daß ich meine ſchlotternden Glieder faſt nicht mehr fortzuſchleppen vermochte. Mehrere Meilen vor Hermannſtadt zeigte ſich mir, was ſonſt nur ſelten der Fall iſt, eine Gelegenheit zu fahren. Ein Bauer, mit einem Faß Wein auf dem Wagen, fuhr, wie es in jenen Gegenden gewöhnlich iſt, im vollen Trabe heran. Ich rief ihm zu und bat ihn, mich gegen ein Trinkgeld mitzunehmen, doch er ſchüttelte mit dem Kopfe, murmelte einige mir unverſtändliche ungariſche Worte und fuhr, obwohl er meinen leidenden Zuſtand erkannte, an mir vorbei. Durch das raſche Fahren hatte ſich das Faß auf dem Wagen umgedreht, der Spund war losgeſprungen, und ſchon die Hälfte des Weins herausgefloſſen, ehe den Bauer ein Anderer, der ihm begegnete, auf den Schaden aufmerkſam machte. Er drehte das Faß um, hielt ſo lange an, bis ich zu ihm kam, und nahm mich nun unentgeldlich auf den Wagen, weil er glaubte, daß er ſich durch ſeine Unbarmherzigkeit an mir verſündigt und der Himmel ihm den Verluſt des Weines als Strafe auferlegt habe. Da wir bis zu Mittag deſſelben Tages keine der weit auseinander gelegenen Poſtſtationen erreicht hatten, ſo wurden die Pferde abgeſpannt und auf eine Haide gelaſſen, um daſelbſt zu weiden. Ich lagerte mich in den Schatten des Weinfaſſes. Das Fieber hatte mich wieder ſo ergriffen, daß ich erſt vor Froſt klapperte, dann wieder vor Hitze zu verbrennen und vor Durſt zu verſchmachten wähnte. Auf der weiten Haide war kein Brunnen zu ſehen, und ich mußte aushalten, da weder ich noch der Fuhrman ein Inſtrument hatte, um das Faß zu öffnen. Für einen Trunk aus demſelben hätte ich gern gezahlt, was er verlangt hätte. Ich litt unbeſchreiblich viel, aber was erträgt die Jugend nicht! —

Am Abend deſſelben Tages langten wir in der erſehnten Herberge an. Der Bauer gab ſeinen Pferden ein Futter, und ich ging in die Wirthsſtube, wo gerade — es war Sonntag — getanzt wurde. Die Aufſpieler waren Zigeuner, derer Inſtrumente aus Triangeln und Dudelſäcken beſtand. Nich ſelten gaben die Sporen der Tänzer beim Zuſammenſchlagen der Abſätze zur Ergänzung der Muſik manchen Ton von ſich Der eigenthümliche Nationaltanz der Einwohner intereſſirte mich ſo, daß ich wohl länger als eine Stunde den luſtigen, leichten Sprüngen der Burſche und Mädchen zuſah. Zu meinem Leidweſen fuhren wir vor Anbruch der Nacht wieder ab. Vor dem Orte ging der Weg bergauf; zwei ungariſche Bauern fuhren mit einem leeren, mit Ochſen beſpannten Wagen an uns vorbei, und nöthigten mich, auf demſelben Platz zu nehmen, indem ſie mir durch Zeichen mit den Fingern andeuteten, daß ſie noch bis auf die zweite Poſtſtation von hier fahren würden. Ich folgte ihrer Einladung, und nun ging es im raſcheſten Trabe bergauf, ſo daß wir von dem früheren Wagen bald nichts mehr ſahen. Nach einiger Zeit holten wir einen andern Wagen ein, der den immer ſteiler werdenden Berg nur langſam hinauffuhr. Der Eigenthümer ſchlief neben einem Backtroge, in welchem ſich etwa ſechs Laib Brod befanden. Als wir in ſeine Nähe kamen, erwachte er. Der Eine, auf deſſen Wagen ich ſaß, nöthigte ihn, mit freundlichen Worten, nur fortzuſchlafen, indem er ſeine Ochſen ſchon antreiben wolle. So ſchloß ich nämlich aus Mienen und Geberden meines Fuhrmanns. Jener ſchlief nun fort, und dieſer ſtahl ihm alle Brode bis auf eins aus dem Backtroge. Als wir auf der Höhe des Berges ankamen, ließ er den Schläfer im Stich und fuhr im raſcheſten Trabe abwärts. Ich glaubte, ſie wären aus einem Dorfe und trieben nur Scherz mit einander, und als ſie von der Hauptſtraße abfuhren und einen Raſenweg einſchlugen, meinte ich immer noch, es geſchehe, um den Ochſen das Traben zu erleichtern. Bald aber ſah ich, daß dies nicht der Fall war; ſie entfernten ſich immer weiter von der Hauptſtraße und vor einem dichten Buchenwalde angekommen, theilten ſie brüderlich ihren Raub, und der eine verlor ſich mit ſeinem Antheil im Walde. Da ſah ich mit einem Male, in welche Geſellſchaft ich gerathen war, und es wurde mir in der That nicht wohl zu Muthe. Indeſſen entfernte ſich mein Fuhrmann immer weiter von der Straße und war ſchon im Begriff, in den großen Buchenwald einzubiegen, als ich erſchrocken vom Wagen ſprang, aber ihm nichts weiter zurufen konnte, als das Wort: „Poſt!“ Er nickte mit dem Kopfe, was wahrſcheinlich ſo viel heißen ſollte, als wir ſeien auf dem richtigen Wege dahin, ich traute ihm aber nicht. Wir geriethen in Streit, doch keiner verſtand die Schimpfreden des Andern. Er verlangte Geld, ich verſprach es ihm zu zahlen, wenn er mich nach der Station brächte, die er früher mir mit den Fingern angedeutet habe. In dieſer meiner mißlichen Lage wäre ich ſchon zufrieden geweſen, wenn er mich auf den rechten Weg zum nächſten Dorfe gebracht hätte, aber er verſtand mich nicht, und weit und breit war Niemand zu ſehen, der mir hätte helfen können. Es war um die Zeit, wo ſich Tag und Nacht ſcheiden. Wir beide wollten uns auch von einander trennen, aber er wurde immer gröber, und rief nach ſeinem Gefährten. Mir blieb nichts Anderes zu thun übrig, als raſch eine meiner Piſtolen, die ich mir in Wien als gute Wandergefährten angeſchafft hatte, zu ziehen und ihm damit Schweigen zu gebieten. Dies wirkte; ſchweigend und ohne eine Belohnung zu nehmen, fuhr er von dannen; ich blieb im Walde. Die Nacht brach immer dunkler herein, nirgends war ein Licht zu ſehen, nirgend das Bellen eines Hundes oder ſonſt ein Geräuſch zu hören, das mir die Nähe eines Dorfes hätte anzeigen können, und die Furcht vor Bären und Wölfen, die heerdenweiſe in den Wäldern Siebenbürgens anzutreffen ſind, überkam mich bang und bänger. Dennoch entſchloß ich mich, im Walde zu übernachten, und ſchlug unter einer Buche mein Lager auf. Das weiche Haidekraut war mein Pfühl, das Felleiſen mein Kopfkiſſen; und ſo entſchlummerte ich, angeſtrahlt von dem ſanften Lichte des Vollmonds, das durch die Zweige auf mich niederſchien, zum erſten Male in meinem Leben unter Gottes freiem Himmel, nachdem ich recht herzlich an meine Lieben im fernen Vaterlande gedacht und leiſe einen Liedervers als Abendſegen geſungen hatte:

„Bei Arbeit find' ich Unterhalt
Genug in jeder Stadt;

Auf Reiſen ſitz' ich oft im Wald,
Und eß' am Brod mich ſatt,
Und ſinge Preis und Ehr' und Dank
Dem, der den Biſſen gab,
Und geh dann weiter meinen Gang
An meinem Wanderſtab."

Es war ungefähr um Mitternacht, als ich von gellenden Menſchenſtimmen erweckt wurde, die mir bald von der einen bald von der andern Seite näher kamen. Ich erhob mich ſchnell, ging den Tönen nach und gelangte nach kurzer Zeit wieder auf die Hauptſtraße. Da ich nicht wußte, welche Richtung ich einſchlagen ſollte, folgte ich ihr auf gut Glück und kam nach kaum einer halben Stunde zu Fuhrleuten, die Steinſalz geladen hatten und immer des Nachts fahren, weil die Hitze am Tage zu drückend iſt. Da ich der Sprache nicht kundig war, konnte ich ſie nicht fragen, ob ich auf dem rechten Wege nach Hermannſtadt ſei, doch wanderte ich rüſtig weiter, bis die Morgenröthe am Himmel aufglühete und die erſten Sonnenſtrahlen durch die Zweige der Bäume drangen. Nicht immer hat mir die Sonne des Glücks auf den Wegen meiner Wanderſchaft geſchienen, oft verbargen mir düſtre Wolken die Himmelsſterne, aber immer brach aus der dichteſten Finſterniß ein Strahl des Lichts und der Hoffnung. So auch heute. Das Fieber hatte ſich wieder bei mir eingeſtellt, und ich war nahe daran, ermattet am Wege liegen bleiben zu müſſen, als ein junger Herr in einer leichten Berline vorüberfuhr, der mich auf deutſch fragte, wer ich ſei, wohin ich wolle und woher ich komme? Dieſe meinen Ohren wohlthuenden Fragen waren bald beantwortet. Da er ſah, daß ich das Fieber hatte, bot er mir einen Platz in ſeinem Wagen an, und nie in meinem Leben war mir eine Einladung willkommener geweſen. Bald entſpann ſich zwiſchen uns ein lebhaftes Geſpräch, ich erzählte ihm meine Erlebniſſe des geſtrigen Tages, und ehe ich es noch vermuthete, hatten wir unſer Ziel, die Hauptſtadt des Sachſenlandes in Siebenbürgen, das ſchön gelegene Hermannſtadt, erreicht. Sogleich beſtellte er in dem Gaſthofe, in welchem wir abgeſtiegen waren, ein mir dienliches Mittagseſſen, und fügte demſelben einen Schoppen Wein hinzu, „damit ich ſehen ſollte, daß es nicht allein ſchlechte, ſondern auch gute Menſchen in Siebenbürgen gebe.“ Meine Abenteuer von geſtern theilte er zwei Herren mit, welche am Tiſche ſaßen. Der Eine, ein Huſar, bezeugte mir die lebhafteſte, herzlichſte Freude, als er hörte, daß ich aus Thüringen ſei. Auf ſeinen Kriegszügen war er durch mein Vaterland gekommen, war in Eiſenach einquartirt geweſen, und ſprach von der berühmten Wartburg, die er beſucht hatte, mit wahrer Begeiſterung. Ueberhaupt konnte er die gute Behandlung nicht genug rühmen, die er in Eiſenach und überhaupt in ganz Thüringen gefunden. Dieſe ungekünſtelten Aeußerungen thaten meinem Herzen ſehr wohl; es erfreut in der Fremde nichts mehr, als ſein Vaterland rühmen hören. Die Artigkeit des Huſaren gegen mich ging ſo weit, daß, als ich wieder zum Wanderſtabe greifen wollte, er mich nöthigte, in den Wagen zu ſteigen, der vor der Thüre auf mich wartete und nach Kronſtadt zurückging. Mit den herzlichſten Glückwünſchen für mein ferneres Wohlſein von ihrer, und mit dem innigſten Danke von meiner Seite, trennte ich mich von dieſen wohlwollenden Männern, und nach achtzehn Stunden kam ich am 23. Auguſt 1830, ohne daß mich die Fahrt auch nur einen Heller gekoſtet hatte, in Kronſtadt an. Ich trat daſelbſt bei einem Meiſter in Arbeit, und hatte das Glück, mich in 14 Tagen gänzlich vom Fieber befreit zu ſehen. Dennoch war meines Bleibens in Kronſtadt nicht lange; ich hatte gehört, daß in Bukareſt die Arbeit weit beſſer bezahlt würde, als hier, und nun war all mein Sinnen und Trachten auf die Hauptſtadt der Wallachei gerichtet. Indeſſen konnte ich nicht ſo ſchnell, wie ich wünſchte, dahin gelangen. Ich mußte zuvor um Erlaubniß nachſuchen, das türkiſche Gebiet betreten zu dürfen; und nicht einem Jeden wird dieſe gewährt, am wenigſten denen, welche noch militärpflichtig ſind. Viele verſuchen zwar heimlich über die Grenze zu kommen, allein ſie ſetzen ſich ſtets der Gefahr aus, von den Grenzjägern, die auf dem Kamme des Gebirges nur ſo weit von einander entfernt ſind, daß ſie ſich ſehen und zurufen können, erſchoſſen zu werden, wie oft der Fall iſt, wenn ſie beim Anrufen der Wachen nicht ſtehen bleiben. Doch giebt es Bauern, die, aller Wege und Stege kundig, einen Jeden für eine gute Bezahlung durch den Sanitätscordon einſchwärzen, nur darf er dann ohne Contumaz zu halten, auf dieſem Wege nicht wieder zurück; Jeder, und ſei er ein Fürſt, muß ſich ihr 8 bis 21 Tage unterwerfen. Die Umgehung derſelben wird mit dem Tode beſtraft. So erzählte mir ein Schloſſergeſelle, den ich ſpäter in Adrianopel traf, er ſei durch die Donau geſchwommen, um nicht Contumaz zu halten, auf dem Grenzamte angekommen, wo er ſich der Contumaz gern unterworfen haben würde, habe er die Weiſung erhalten: auf dem Wege, auf welchem er gekommen, auch wieder zurückzukehren; und ſo habe er wieder in die Wallachei zurückſchwimmen müſſen. Früher war ihm eine andre Liſt beſſer gelungen. Er hatte keine Erlaubniß, die Türkei betreten zu dürfen, erhalten, und geſellte ſich daher zu einem Gefährten, der einen Paſſirzettel (Teskereh) erhalten hatte. Auf dieſem war ſein Taufname von dem Zunamen getrennt, und als der Schloſſer an der Grenze nach ſeinem Erlaubnißſcheine gefragt wurde, antwortete er: ſein Name ſtände mit auf dem Teskereh ſeines Gefährten; und mit dieſer kecken Antwort kam er durch. Mir wurde es indeſſen nicht ſchwer, ich erhielt die Erlaubniß am 13. September 1839, und am folgenden Tage trat ich meine Reiſe nach der Wallachei an.

## In der Wallachei.

Der große Wald. — Regen, Hunger und Kummer. — Großartige Waldnatur und wüthendes Rindvieh darin. — Steigende Unannehmlichkeit des Weges. — Räubergeſindel. — Eine ſchreckliche Nacht. — Hungersnoth und Vorſpiegelung einer überreizten Phantaſie. — Endlich geſtilltes Bedürfniß. — Ende des großen Waldes und zwiefach gefährliches Nachtquartier. — Eine Bekanntſchaft auf der Straße. — Bukareſt. — Gute Tage nach überſtandener Noth. — Lüderlichkeit in Bukareſt. — Rache eines beleidigten Eheweibes. — Wuth der Peſt. — Schauderhafte Unreinlichkeit der Straßen. — Unerträglicher Geſtank. — Waſſerträger. — Strafe der betrügeriſchen Bäcker. — Baſtonade. — Spießruthen.

Auf dem nächſten Contumazamte verweilte ich einige Tage, in der Hoffnung, eine Gelegenheit zu fahren zu erhalten. Allein mein Warten war vergebens, die Witterung wurde ſchlechter, und es regnete unaufhörlich, ſo daß es keinem Fuhrwerke möglich geweſen wäre, den Weg über die Berge zu paſſiren. So mußte ich denn, wohl oder übel, mich zur Fußreiſe entſchließen, und wanderte nach einem Aufenthalte von zwei Tagen nach der Wallachei zu. Obgleich mir in dem Wirthshauſe bei der Contumaz von den Wächtern geſagt wurde, daß ich mich hinreichend mit Proviant, mindeſtens mit etlichen Laiben Brod verſehen müſſe, weil in dem fünf bis ſechs Tagereiſen langen Walde kein Wirthshaus, ſondern die und da nur eine Schäferhütte anzutreffen ſei, in welcher man keinen Biſſen Brod, und wollte man ihn noch ſo theuer bezahlen, bekommen könnte, ſo glaubte ich doch, ſie trieben Scherz mit mir, und hielt es für unmöglich, daß man in einem europäiſchen Lande ſechs Tage reiſen könnte, ohne ein Haus zu finden, worin dem Wanderer wenigſtens Brod geboten wird; und ſo hatte ich denn nur für einen Tag Lebensmittel gekauft, weil ich ohnedies an meinem Bündel ſchwer zu tragen hatte.

Als ich die Höhe des Gebirgs überſtiegen hatte, gelangte ich zu dem Hauſe der Grenzjäger, und erkundigte mich bei denſelben nach der Straße nach Bukareſt; allein ſie verſtanden mich nicht, und zeigten immer nur mit der Hand gerade aus. Ich folgte der Richtung mit einem ſehr unbehaglichen Gefühle, erzeugt von der Ungewißheit, ob ich auf dem rechten Wege ſei, von einem endlos vor meinen Blicken ſich ausdehnenden unwirthlichen Walde und vom beginnenden und den ganzen Tag anhaltenden Regen bis zum höchſten Unmuthe geſteigert. In ſolchem geiſtigen Zuſtande und bis auf die Haut durchnäßt langte ich Abends vor einer Schäferhütte im Walde an. Neugierig ſahen die Bewohner derſelben aus den Fenſtern, und als ich ſie fragte, ob ich hier ſchlafen könnte, lachten ſie über meine Anrede, von der ſie kein Wort verſtanden. Erſt als ich den Kopf auf die Seite bog, die eine Hand daran hielt und die Augen zudrückte, nickten ſie mir zu und öffneten das armſelige Haus. Zu meiner Betrübniß wurde ich hier inne, wie thöricht ich geweſen war, den guten Rath der Grenzwächter im Contumazhauſe für Scherz ſzu halten; doch gewährte es mir für den Augenblick ſchon einigen Troſt, daß ich mich der naſſen Kleider entledigen und ſie trocknen konnte. Abends ſpät kam noch ein Mann hinzu, welcher etwas deutſch verſtand, ich ſchrieb mir die Zahlen bis hundert nebſt einigen

Worten, als: Eſſen, Trinken, Schlafen u. dergl. wallachiſch auf einen Zettel, den ich ſpäter in die Hand nahm, wenn ich etwas forderte. Allein er half mir nichts, denn es war ja für Geld und gute Worte platterdings nichts zu bekommen. Das einzige Nahrungsmittel dieſer Waldhirten iſt die Mamalike, die ſie nicht eher zubereiten, als bis ſie dieſelbe eſſen wollen, da ſie durchaus nur warm einigermaßen genießbar iſt. In einem Keſſel mit kochendem Waſſer wird gelbes Maismehl gerührt und dieſes ſo lange eingekocht, bis es ſo derb wird, wie Kuchenteig. Dann wird der Inhalt, der die Form eines Keſſels behält, auf einen Tiſch geſchüttet, mit Zwirnsfaden in Scheiben geſchnitten und warm gegeſſen; kalt iſt der Geſchmack dieſer Speiſe ſo abſcheulich, daß man gewiß nur durch den wüthendſten Hunger zum Genuſſe derſelben getrieben werden kann.

Am andern Morgen erhob ich mich bei Zeiten von der Pritſche, auf der mich keine Feder geſtochen hatte, und ging weiter. Der Himmel war noch immer trübe und mit Regenwolken bedeckt, und ich trat in ein enges, düſtres Thal, das zu beiden Seiten von himmelhohen, ſeltſam und ungeheuerlich geſtalteten Felſen und Bergen eingeſchloſſen wurde, auf deren Gipfeln der Schnee vom vorigen Jahre noch nicht geſchmolzen war. Noch nie hatte ich die Natur ſo großartig geſehen, und obgleich nicht heiter geſtimmt, ſtand ich doch ſtill, in Bewunderung des erhabenen Anblicks verſunken. Da, ganz überwältigt von meiner Umgebung, vernehme ich plötzlich ganz in meiner Nähe das Brüllen einer Heerde, und wie ich mich danach umſehe, erblicke ich wohl acht Stiere, die wüthend auf mich losſtürzen. Einen Hirten erſpähete mein erſchrockenes Auge nicht, dem ich hätte zurufen können, daher flüchtete ich Hals über Kopf in den dichten Wald und die ſteile Berghöhe hinan und eilte in wilder Haſt, bis ich das drohende Hornvieh aus den Augen verloren hatte. Dann kletterte ich mühſam am Abhange des Berges weiter und ſtieg endlich wieder auf die Straße hinab, als ich die Thiere weit genug im Rücken hatte. Durch dieſe große Anſtrengung war mein Hunger rege geworden, allein meine Lebensmittel waren rein aufgezehrt, kein Dorf, kein Haus war in der Nähe zu ſehen, und keine menſchliche Seele begegnete mir, die ich um Auskunft hätte fragen können. Zu meinem nicht geringen Schrecken bemerkte ich, daß ſich der Weg, auf dem ich wandelte, ſich in einen Fluß verlor, über welchen, ſo weit ich umher blicken konnte, keine Brücke führte. Um die Straße nicht zu verlieren, entſchloß ich mich, hindurch zu waten. Aber ich ſank bis unter die Arme in's Waſſer, mußte mit aller Kraft gegen den Strom kämpfen, um nicht mit fortgeriſſen zu werden, und kam ermattet am gegenſeitigen Ufer an, wo ich lange ſuchen mußte, ehe ich den Weg wiederfand. Und ſo mußte ich des Tages noch öfter, mehrmals ganze Viertelſtunden lang, im Waſſer gehen, wenn der Fluß über ſeine Ufer in den Weg getreten war. Wiewohl ich dabei nicht verſchmachtete und durch fleißiges Trinken mir den Hunger auf Augenblicke ſtillte, ſo überkam mich doch zuweilen eine furchtbare Angſt, wenn ich daran dachte, wie leicht ich in dieſer troſtloſen Waldeseinöde Hungers ſterben könnte. Zu beiden Seiten erblickte ich nichts, als die hohen, ſteilen, mit undurchdringlichen Wäldern umgebenen Berge, an deren Fuße mir oft ſechs bis acht, wenigſtens 30 Fuß im Umfang haltende, kreuzweiſe über einander liegende Buchen den Weg verſperrten; die Gipfel der Berge waren theils abgebrannt, theils brannten noch einige, als ich näher kam, und verbreiteten Dampf und Hitze um mich her, mir ein eben ſo fremder als Grauſen erregender Anblick. Durch und durch erſchüttert, vom wachſenden Hunger gequält, von dem über alle Beſchreibung beſchwerlichen Wege auf's Aeußerſte ermattet und ſtets mit Gedanken an meine verzweifelte Lage beſchäftigt, wanderte ich langſam fort, aber wie ſoll ich das Entzücken ſchildern, das mich plötzlich durchzuckte, als ich, um einen Berg biegend, in einiger Entfernung ein Haus erblickte! Voll ſchönſter Hoffnung, endlich meinen Hunger ſtillen zu können, ſchritt ich haſtig darauf zu. Mit wüthendem Gebell empfing mich ein Rudel Hunde und ließ mich nicht eher von der Stelle, bis ſie von den Herren angerufen wurden, die ſo eben fünf Mann ſtark aus dem Hauſe kamen. Es waren rüſtige, wilde Geſtalten, bei deren Anblick mir der Muth entfiel. Sie trugen weiße, ſchmutzige Kittel, um die Hüften von einem Gürtel zuſammengehalten, der dicht mit Knöpfen von den verſchiedenſten Arten beſetzt war. Ueber die Achſel hingen lederne Hirtentaſchen. Die Füße waren mit einer Art Sandalen bekleidet, und dieſe unter dem Knie mit Bändern befeſtigt; auf dem Kopfe trugen ſie runde ſchwarze Hüte mit breiten Krempen, unter welchen rabenſchwarzes Haar bis auf die Achſel herabfiel. Jeder von ihnen führte einen langen, mit einem fauſtdicken Knopfe verſehenen Stock, und der zuletzt Heraustretende war überdies noch mit einem Gewehre bewaffnet. Sie umringten mich und zeigten auf die blanken Knöpfe an meiner Weſte; einige verlangten Geld. Ich bat ſie um Brod (Poëne). „Poëne nögeste" (wir haben kein Brod) antworteten ſie, und deuteten mir durch Zeichen mit den Fingern an, ich möchte die Knöpfe von meiner Weſte abſchneiden. Ich glaubte, ſie wollten Scherz mit mir treiben, und machte Miene, mich zu entfernen. Da drohte mir einer mit dem Stocke, und als ich einen zweiten Verſuch ihnen zu entkommen wagte, erhoben alle ihre Stöcke gegen mich.– Ich dachte, es komme, wie es will, du biſt einmal nahe daran zu verhungern, es gilt alſo Leben oder Tod. Alſo verſprach ich ihnen Geld — Parre oder Paralle — und griff in meine Hoſentaſchen, ſie hielten die

Hände auf, die Baarſchaft in Empfang zu nehmen. Aber wie erſchraken ſie, als ich ihnen plötzlich meine Piſtolen, die ich unvermerkt in den Taſchen aufgezogen hatte, unter die Naſe hielt! Beim Anblick derſelben flohen ſie mit lautem Geſchrei waldeinwärts, und ſelbſt der Bewaffnete machte von ſeinem Gewehre keinen Gebrauch, weil — das Schloß daran fehlte. Mein Hunger war nun für den ganzen Tag geſtillt, und ich ſetzte meinen Weg weiter fort. Im Walde überraſchte mich die Nacht, und wie früher mußte ich mein Lager auf dem ſchwellenden Mooſe unter einem Baume aufſchlagen. Aber es wurde ſehr kühl, und meine Zähne klapperten. Da nun auch der Hunger mich wieder wüthend anfiel, wie ein gewappneter Mann, dem ich keine Vertheidigung entgegen ſetzen konnte, ſo iſt es nicht zu verwundern, wenn ich in der ganzen Nacht kein Auge ſchloß. Wie nun meine körperlichen Empfindungen, ſo waren die Gedanken meiner Seele ſehr peinlicher Art. In einem fremden, unwirthlichen Lande, in einem ungeheuern, unwegſamen Walde, in einer dunkeln Nacht auf dem feuchten Mooſe liegend, leicht gekleidet, von einem fieberhaften Froſt durch und durch geſchüttelt, vom ſchrecklichſten Hunger gemartert, von mörderiſchen Räubern und wilden Thieren bedroht, und ohne Ausſicht und Hoffnung im Laufe des folgenden Tages ein Ziel dieſer Leiden zu finden: wahrlich in ſolchen Umſtänden kann ſich das Gemüth nicht zu heitern Betrachtungen erheben und die Phantaſie mit roſenfarbnen Bildern beſchäftigen! Mit Tagesanbruch erhob ich mich und ſchleppte mich mühſam weiter. Nach einigen Stunden ſah ich eine Köhlerhütte abwärts von der Straße in einem Thale liegen. Die Freude verdrängte augenblicklich meine Abſpannung. Ich eilte darauf zu, und „Brod!“ war mein einziges bittendes Wort. — „Wir haben keins,“ erhielt ich zur Antwort, und zum Beweis, daß die Leute in

Wahrheit geſagt, ſchlugen ſie ein Kreuz. Sie gaben mir ein Stück Mamalike, welches leider kalt und darum kaum zu genießen war. Ich wollte es ihnen bezahlen; ſie verſetzten: „Gott bezahlt's!“ Doch gab ich ihnen mehr, als ſie verlangt haben würden und ging wieder, von ihrem herzlichen „bone drum!“ — glückliche Reiſe! — begleitet, nach der Straße zurück. Jetzt verſuchte ich die Mamalike zu verſpeiſen, allein es war ſelbſt meinem Hunger unmöglich, ſie zu verarbeiten; doch ſteckte ich die Gabe ein. Merkwürdiger Weiſe hatte ſich die Gewalt des Hungers an der Kraft meines Willens noch einmal gebrochen, und ich konnte, bei weitem nicht mehr ſo gepeinigt, wieder rüſtiger vorwärts ſchreiten. Die Straße führte rechts vom Fluſſe wieder in den dichten Wald, in welchem ich etwa gegen 10 Uhr zwei Reitern begegnete. „Haben Sie Brod, meine Herren?“ rief ich halb deutſch, halb wallachiſch. Der Eine antwortete mir deutſch, obwohl er kein Deutſcher war: „Vorn rechts auf dem Berge ſteht ein großes Haus, das viel Brod hat;“ und beide ritten weiter. Und ſo war ich wieder getäuſcht und mußte mein ſchweres Felleiſen und meinen leichten Magen weiter ſchleppen. Singen und pfeifen verging mir freilich, aber der Reiter hatte mir doch Hoffnung gemacht, daß ich bald das unabweisbare Bedürfniß befriedigen werde, und ſo ſchnellte mich die Jugendkraft noch einmal empor. Nach ungefähr einer Stunde zog ſich die Straße wieder rechts, und von einem kahlen Berge herab grüßte ein großes Haus nebſt einer Kirche freundlich zu mir nieder. Ach, welch ein tröſtlicher, geſegneter Anblick für mich armen Leidensbruder! Ich faltete die Hände; es flirrte mir vor den Augen; es krampfte mir die Bruſt zuſammen, und ich konnte kaum die Füße fortbringen. Ich ging von der Straße rechts ab auf den leuchtenden Gottestempel, auf das ſtattliche gaſtliche Dach zu und trat durch ein Gitterthor in einen Vorhof. Sogleich empfing mich ein halb Dutzend Hunde mit lautem Gebell. Ein Mann in einem ſchwarzen Gewande, das ein Strick über den Hüften zuſammenhielt, und mit einem großen Barte, trat durch eine Thüre und führte mich in das Innere des Hauſes. Ich folgte ihm mit Zittern und Zagen. Jedenfalls hatten die große Anſtrengung, die Abſpannung und geſteigerte Aufregung meine Nerven ſo angegriffen, daß ich, am Ziele angelangt, an Leib und Seele gänzlich erſchöpft war, und meine krankhaft überreizte Phantaſie mir Schreckniſſe und Gefahren vorgaukelte und in dem bärtigen, ſchwarzgekleideten Manne mich einen Räuber, in dem ſchönen Hauſe eine Mördergrube erkennen ließ. Ich kam in ein Zimmer, wo mehrere Männer mit gleichen Gewändern und Bärten ſaßen und mich freundlich grüßten. Einer von ihnen brachte ein Gefäß mit Linſen, welche geleſen und dann gekocht werden ſollten. Sie nöthigten mich, mein Bündel abzulegen und Platz zu nehmen, aber meine fieberiſche Angſt ließ es nicht zu, und ich dachte, wenn ich nur ſchon wieder fort wäre. Als ſich die Schwarzröcke Einer nach dem Andern entfernten und nur der allein noch da blieb, welcher die Linſen zu leſen hatte, nahm ich raſch die Thüre in die Hand, ſagte ihm ein kurzes Lebewohl und ſprang hinaus, froh, daß ich durch die vielen Thüren den Ausgang nach dem Vorhofe wiederfand. Mit lautem Gekläff ſetzten mir die Hunde, mit lauter Stimme riefen mir die Bewohner des Hauſes nach; ich hörte und ſah nicht und rannte in meinem Delirium wie ein Wahnſinniger den Berg hinab, bis ich unweit deſſelben ein Haus erblickte, auf welches ich zueilte. Mit mehreren Reiſenden, die eben von Bukareſt zurückkamen, trat ich in daſſelbe ein. Kaum hatte ich mich niedergeſetzt, als ich einen der Schwarzröcke vor dem Fenſter erblickte, der gleich darauf ins Zimmer trat. Er ſetzte ſich zu den eben Angekommenen und fing mit ihnen ein Geſpräch an, das beſtändig von ihrem Gelächter unterbrochen wurde. Einer derſelben verdolmetſchte mir, daß er ihnen ſo eben meine Angſt und meine Flucht aus dem Kloſter erzählt habe. Von ihm erfuhr ich, daß die Bewohner deſſelben griechiſche Mönche ſeien, redliche Menſchen, die jedem Wanderer Nahrung und Herberge in ihrem Kloſter gäben. Ich bedauerte, die guten Leute für Räuber gehalten zu haben, und die Strafe für meine Furcht folgte mir auf dem Fuße nach. Denn anſtatt des Linſengerichts, an dem ich mich bei ihnen hätte laben können, wurde hier unten ſo eben ein heißer Mamalike auf den Tiſch geſtürzt, der, als er ſich etwas verkühlt, in Schafmilch eingebrockt und auf dieſe Art leidlich ſchmackhaft verzehrt wurde. Nachdem ich meinen ausgehungerten Magen damit geſättigt hatte, verließ ich das Haus und wanderte weiter. Der Himmel hatte ſich aufgeheitert, der Tag war ſonnig und ſchön, und mein einſamer Waldweg hatte ein weit freundlicheres Anſehen, als früher. Als es Abend wurde, ſchlug ich mein Quartier wieder im Walde auf, einmal, weil man da vor Räubern weit ſicherer iſt, und ſodann, weil man von Ungeziefer befreit bleibt. Ich hatte deſſelben in der Hütte, in welcher ich die erſte Nacht geſchlafen, ſo viel aufgeleſen, daß ich Hemd und Unterhoſe ausziehen und wegwerfen mußte, um mit einem Male davon befreit zu werden. Die Nacht war mehr geeignet, wie die vorige, daß ein Wanderer unter dem Dache eines Baumes zubringe, und ich trug mir dürres Holz zuſammen, nach welchem ich nicht weit zu gehen brauchte. Dann zündete ich ſeitwärts von der Straße ein großes Feuer an, das wohl zehn Schritte im Durchmeſſer hatte, theils um die Nacht hindurch nicht zu frieren, theils um die Wölfe von dieſem Platze abzuhalten, und ſchlief bei ſeiner behaglichen Wärme ein. Munter und geſtärkt erwachte ich am andern Morgen, und röſtete auf den noch übrigen Kohlen das Stück Mamalike, das ich aus der Köhlerhütte noch in der Taſche trug, und bereitete mir es ſo zu einem leidlichen Frühſtück. Dann ſetzte ich meinen Weg den Wald entlang fort. Am 20. September gegen 2 Uhr Nachmittags kam ich im Thale vor ein einzelnes ſchönes Haus, welches mit mehreren Lanzen behangen war und vor welchem ein ruſſiſcher Koſak auf- und abging. Ich trat auf ihn zu, ſprach ihn um ein Stück Brod an und hatte die Freude, ſolches im Augenblick nebſt einem Tuch voll Aepfel und Birnen zu erhalten. Ich wollte ihm Geld geben, aber er ſchlug es aus, klopfte mich lächelnd auf die Achſel, und freute ſich über meinen geſunden Appetit. Dabei zeigte er unaufhörlich auf den Weg, den ich eben gekommen, und ſchüttelte mit dem Kopfe, als wolle er ſagen, es ſei ihm unglaublich, daß ich denſelben ohne Gefahr zurückgelegt habe. Als der Hunger geſtillt war, verließ ich den Wachtpoſten dankend und von ſeinem Glückwunſche begleitet. Unweit des Hauſes theilte ſich der Weg in zwei, einer führte durch das Waſſer, der andere an einem Berge hin nach einem Dorfe zu, das von der Höhe deſſelben herabſchaute; ich wählte den letztern, und als ich das Dorf erreicht, ſah ich ein zweites auf einer andern Anhöhe liegen. In dieſem beſchloß ich zu übernachten und wanderte immer dieſſeits deſſelben am Abhange des Berges fort, bis ich dem Dorfe gerade gegenüber ſtand. Aber eine tiefe Schlucht, vom reißenden Waldſtrome durchbrauſt, trennte mich von ihm und, um hinüber zu gelangen, mußte ich abermals durch das Waſſer waten; eine höchſt gefährliche Paſſage! Obwohl ich immer mit dem Stocke umherſuchte, war ich doch oft nahe daran, zu ertrinken, da mir die Fluth bis unter die Arme ging und mich fortzureißen drohte. Doch gelangte ich glücklich ans Ufer. In dem erreichten Dorfe nun fand ich das erſte ordentliche Obdach, unter dem ich ruhig ſchlafen konnte, und auch Brod und andere Eßwaaren in Menge. Man kann ſich leicht denken, daß ich mir ein Gütliches that. Aber nur wer ähnliche Strapazen gehabt hat, wird ſich von dem Vergnügen, womit ich tafelte und ruhete, eine wahre Vorſtellung machen können.

Am 21. September Nachmittags erreichte ich das Ende des Waldes, und als ich aus demſelben heraustrat, grüßte ich mit innerlichem Jubel das freie angebaute Land, das ich mit heitern Blicken überflog. Aus einem Haine von Wallnußbäumen ragte, etwa eine Stunde von mir entfernt, der Kirchthurm eines Dorfes hervor, auf welches ich rüſtig zuſchritt. Daſelbſt angekommen, fragte ich nach dem Wirthshauſe, das ſich gleich rechts am Eingange befand. An der Thüre deſſelben hing ein abgeſchlachteter Hammel zum Verkauf. Gleich bei meinem Eintritte beſtellte ich mir für 20 Paras — etwa 1 Silbergroſchen — Fleiſch von demſelben, das mir auch bald, in Zwiebeln gedämpft, vorgeſetzt wurde. Ungefordert fügte die Wirthin, ein junges, ſchönes Weib, auch noch Wein hinzu. Ich ließ mir die Mahlzeit vortrefflich ſchmecken, und fing an, in dem gaſtfreien Hauſe mich recht behaglich zu fühlen. Ich fragte die freundliche, hübſche Frau nach ihrem Manne, ſie antwortete: „La Bukarest Kusak!“ (er iſt Soldat in Bukareſt), und zeigte mir zur mehreren Beglaubigung ihrer Ausſage deſſen Tſchako und Säbel. Als es Abend wurde, deckte die Magd einen Tiſch für drei Perſonen, ſetzte ein Licht und eine Flaſche Wein darauf und trug Klöſe und abgekochte Pflaumen, gebratenes und gekochtes Fleiſch auf. Die Wirthin nöthigte mich, den dritten Platz einzunehmen, und ich ließ mich dazu bewegen, obgleich ich kaum eine Stunde zuvor mich ſatt gegeſſen hatte. Sie ſetzte ſich dicht an meine Seite, ſchäkerte mit mir und trank mir dabei ſo ſtark zu, als wenn ſie die Abſicht habe, mich betrunken machen zu wollen. Während deſſen geſellte ſich ein Bewohner des

Dorfes zu uns, der an der Seite der Magd Platz nahm, fleißig mitzechte und zu verſtehen gab, daß ich und die Wirthin ein ſchönes Paar wären. So reizend die Frau war, ſo ſagten mir doch ihre etwas freien Manieren wenig zu; ich war ein unverdorbener Junge, überdies müde und ſchläfrig, und ich beſtellte daher, um nicht länger in ihrer Geſellſchaft zubringen zu müſſen, mein Nachtlager. Sogleich wurde mir daſſelbe an der Seite nach der Straße zu hinter der Tafel zubereitet, und nicht weit davon ſchlug die Wirthin das ihrige auf. Ohne meine Kleider abzulegen, ſtreckte ich mich nieder, nachdem ich mein Felleiſen und meine Piſtolen, ſo daß es die Anweſenden bemerken mußten, unter das Kopfkiſſen gelegt hatte. Die Wirthin ſetzte ſich auf ihr Bett, unterhielt ſich noch mit dem zuletzt Angekommenen, der bedeutungsvoll mit Händen und Blicken auf uns Beide wies und ſich dann mit der Magd aus der Stube entfernte. Gleich darauf vernahm ich ein Geräuſch an der Thüre, als wenn ſie dieſelbe verriegelten, denn Schlöſſer, wie an den Thüren auf unſern Dörfern, kennt man daſelbſt nicht. Sogleich nahm ich das Licht und die Piſtolen in die Hand und ging nach der Thüre zu, fand ſie jedoch offen. Jetzt verriegelte ich ſie von inwendig, legte ſodann die Piſtolen wieder an ihren Ort und kündigte der Wirthin an, in keinem Falle das Licht, das ich ihr bezahlen werde, auszulöſchen, und legte mich wieder nieder. Ich war feſt entſchloſſen, mich wach zu erhalten, und doch überraſchte mich auf dem weichen Polſter der ſüße Schlaf, den ich auf meinen Lagern im Walde ſo lange entbehrt hatte. Indeſſen erwachte ich bald wieder, aber das Licht war ausgelöſcht. Ich ſchwieg und that, als ob ich ſchliefe, konnte jedoch kein Auge wieder ſchließen, auch wenn ich gewollt hätte, denn eine böſe Ahnung beſchlich mich und trieb mir Angſtſchweiß aus. Es mochte ungefähr 12 Uhr ſein, als Jemand vor das

Fenſter geritten kam und die Wirthin beim Namen rief. Ich wollte hinausſchauen, konnte aber nicht, weil die Fenſter mit ölgetränktem Papier verklebt waren. Die Wirthin ſprang ſchnell vom Bette, zündete ein Licht an und ging hinaus, die Thüre zu öffnen. Ich hörte das Pferd durch die Hausflur an der Stubenthüre vorbei nach dem Stalle gehen, und vernahm das heimliche Flüſtern der Wirthin mit dem eben Eingekehrten. Da ſie nicht ſogleich zurückkam, erhob ich mich und ſetzte mich für jeden Fall in Bereitſchaft. Endlich kam die Frau allein in's Zimmer zurück, und ſo wie ſie eingetreten, langte ich nach dem Lichte, welches ſie jedoch ſchnell, ehe ich es faſſen konnte, ausblies. Nun war es wieder ſtockfinſtre Nacht im Zimmer und kein Laut darin rege. Ich horchte ängſtlich und vernahm bald von dieſer, bald von jener Seite her Hundegebell, das immer lauter wurde, je näher es dem Hauſe kam. Dazwiſchen Pferdegetrab, Menſchenſchritte, einzelne Stimmlaute, Flüſtern. Das Alles war ſehr unheimlich und beängſtigend. Das Herz klopfte mir wie ein Hammer in der Bruſt, mein Haar begann ſich zu ſträuben, denn ich ſah nun deutlich ein, daß ich es mit Mehreren zu thun bekommen würde. Raſch warf ich mein Felleiſen auf den Rücken, nahm meinen Stock unter den Arm, eine Piſtole in jede Hand und ging nach der Thüre zu. Die Wirthin merkte meine Abſicht zu entfliehen nicht und ſah mir nicht nach; ſie glaubte wahrſcheinlich, ich wolle wie früher die Thüre verriegeln, was mir ihrer Meinung nach nichts helfen würde, und ließ mich ungeſtört fortgehen. Etwa ſechzig Schritte gerade über vom Wirthshauſe lag ein Gottesacker. Dorthin flüchtete ich im ungewiſſen Sternenſchimmer und ließ mich auf einem eingeſunkenen Grabe nieder, von welchem aus ich den Eingang des Wirthshauſes ziemlich deutlich ſehen konnte. Es dauerte nicht lange, ſo traten ſieben bis acht Geſtalten in daſſelbe, die jedoch gleich wieder herauskamen, als ſie mich drinnen nicht mehr gefunden hatten, und vor der Thüre eine Zeit lang ſich berathſchlagten. Beinahe hätten mich ihre herumſtöbernden Hunde verrathen, die ganz in meiner Nähe zu bellen anfingen, jedoch von ihren Herren wieder beſänftigt wurden. Darüber waren aber die Hunde des untern Dorfes rege geworden, und ihr Gebell leitete die Räuber irre. Sie eilten nämlich theils zu Pferde, theils zu Fuße nach dem Dorfe zu, jedenfalls in der Meinung, daß ich durch daſſelbe auf der Straße nach Bukareſt zu entflohen ſei und von den Hunden verfolgt werde. Langſam ſchlich ich nun nach der hintern Seite des Gottesackers, und es gelang mir über die Mauer zu kommen. Der Weg ging bergein, und am Abhange ſtanden einige elende Häuſer. Als ich in ihre Nähe kam, ſtürzten auch hier Hunde bellend auf mich los, und ich floh ſchnell wieder dahin zurück, woher ich gekommen, um durch ſie nicht verrathen zu werden. Unterdeſſen war es ganz finſter geworden, und ich ſtürzte, als ich von der Gottesackermauer wieder herabſprang, in ein tiefes Grab, das ſich dicht an derſelben befand. Da ich keinen Schaden genommen, ſo blieb ich darinnen kauern. Unweit von mir bellten die Hunde in einem fort, und die Räuber, dadurch aufmerkſam gemacht, kehrten aus dem Dorfe zurück und gingen über den Gottesacker hinweg dem Bellen nach. Ich hielt den Athem an mich, als ich ſie am Rande des Loches, das ihnen bekannt ſchien, vorbeigehen hörte, aber das Herz im Leibe drohte mir vor Angſt zu zerſpringen. Bei den Häuſern außerhalb des Gottesackers, in welchem einen noch Licht war, hielten ſie an, richteten Fragen an die Bewohner deſſelben und gingen wieder in ihre Wohnungen zurück, als ſie von ihnen nichts erfahren konnten. Das ganze Dorf ſchien mir der Sitz einer Räuberbande zu ſein. Ich brachte die Nacht in dem Grabe zu, froh, auf dieſe

Weiſe den Händen der Räuber entkommen zu ſein. Mit dem anbrechenden Morgen, den 22. September, meinem Geburtstag, hörte ich ein Geſchirr durch das Dorf fahren, und raſch aus meinem Verſteck ſpringend, eilte ich, nachdem ich mir zuvor meine Lagerſtätte noch einmal beſehen, hinter den Gärten hinweg nach der Straße zu, wo ich mit einem Fuhrmanne zuſammentraf. Am Ende der Gärten ſtand ein Mann, wahrſcheinlich einer der nächtlichen Räuber, nicht um mir gratuliren zu wollen, ſondern um zu ſehen, wo ich herkomme. Unſer Weg führte durch eine weite, wenig angebaute, ſondern, ſo weit mein Auge ſehen konnte, nur mit Dornen und Diſteln bewachſene Ebene, die die herrlichſten Früchte tragen könnte, wenn die wallachiſchen Bauern ſich die Mühe nähmen, ſie zu bebauen; allein ſie ziehen nur ſo viel Getraide, als ſie zur höchſten Nothdurft gebrauchen. Ihr größter Reichthum ſind ihre Heerden. Aber auch dieſen Nahrungszweig betreiben ſie faul. Sie rauben und ſtehlen lieber, als daß ſie arbeiten.

Nachmittags kam ich in ein kleines Städtchen, deſſen Bewohner wohl noch nie einen Reiſenden meiner Art geſehen haben mochten, denn ſie ſchauten mich an wie ein Wunderthier und verfolgten mich haufenweiſe bis zum Orte hinaus. Vor demſelben bekam ich Gelegenheit, mit einem Bojaren (Edelmann) einige Poſtſtationen weit bis nach ſeinem Gute zu fahren, das an der Straße nach Bukareſt lag. Unterwegs holten wir einen ſiebenbürgiſchen Kaufmann ein, der einen neuen Wiener Wagen nach Bukareſt bringen wollte.

„Wohin gedenken Sie zu reiſen?“ fragte mich der Kaufmann. — „Nach Bukareſt.“ — „Und haben ſich nicht gefürchtet, allein durch den großen Wald zu reiſen? Iſt Ihnen nichts zugeſtoßen?“ — „Nichts, was von großer Bedeutung für mich geweſen wäre,“ antwortete ich. — „Da haben Sie von Glück zu ſagen; nicht allein die Wälder, ſondern auch alle Ortſchaften ſind von Raubgeſindel bevölkert, das nicht einmal ſein Handwerk zu Fuße treibt, ſondern die ſchönſten Pferde reitet, die natürlich auch geſtohlen ſind.“ — „Und führt man über dieſe Menſchen keine Aufſicht?“ — „Ja wohl; allein die Aufſeher ſind meiſt die Hauptleute der Räuber. Befragen Sie ſich darüber in Bukareſt, oder, wovor Sie Gott behüten möge! überzeugen Sie ſich gar ſelbſt von der Wahrheit meiner Ausſagen, wenn ſie weiter durch das Land reiſen, in dem Sie bis jetzt ſo glücklich davon gekommen ſind. — „Und hatten Sie ſich gehörig mit Proviant verſehen?“ fragte der Kaufmann theilnehmend weiter. — „Leider nicht!“ — Aber wovon haben Sie denn gelebt, da in dieſen Gegenden nichts zu haben iſt?“ — „Ich habe hier die Hungertage meines Lebens überſtanden, die traurigſten, die ich bis jetzt geſehen. Doch ſie ſind überſtanden, und die Erinnerung daran hat immer etwas Angenehmes.“

Nach einer Pauſe fragte der Kaufmann nach meiner Heimath. Ich ſagte ihm, daß ich ein Deutſcher, ein Thüringer ſei.

„Und wohin gedenken Sie zu gehen?“ — „Gern möchte ich Conſtantinopel ſehen, allein meine Reiſekaſſe iſt bis auf zwölf Thaler geſchmolzen, darum will ich vor der Hand in Bukareſt bleiben und mir ſo viel verdienen, wie ich zur Reiſe brauche.“ — „Und was für ein Handwerk treiben Sie?“ — „Ich bin ein Wagner.“ — „Ein Wagner!“ wiederholte der Kaufmann, augenſcheinlich überraſcht. „Verſtehen Sie auch feine Arbeit zu liefern?“ — Ich bejahete. — „Das iſt ja vortrefflich! Da kann ich Sie in Bukareſt empfehlen. Mein Vetter Joſeph Weiß iſt der erſte Wagenfabrikant daſelbſt, der in ſeiner Werkſtätte noch Schmiede, Sattler, Lakirer und Gürtler beſchäftigt.“

Dankbar nahm ich ſein Anerbieten an und vertauſchte meinen gegenwärtigen Sitz mit dem auf dem Bocke ſeines Wagens. Hinter demſelben fuhren noch zwei Frachtwagen, die ebenfalls ſein Eigenthum waren. Wir hatten noch 24 Stunden bis Bukareſt, und im fortwährenden Trabe gings auf der Straße dahin, da die Frachtwagen mit ſechs Pferden beſpannt und nur mit höchſtens 20 bis 40 Centnern beladen waren.

Fröhlich und wohlgemuth langte ich auf dieſe bequeme Weiſe am 23. September Nachmittags in Bukareſt an, deſſen ungeheure Häuſermaſſen ich ſchon von weitem erblickt hatte. Dennoch täuſchte ich mich in meinen Erwartungen hinſichtlich der Stadt, die im Umfange viel größer, aber bei weitem nicht ſo volkreich iſt, als Wien, deſſen kleinſte Straße einen weit freundlichern Anblick gewährt, als hier die Hauptſtraßen, die ungepflaſtert ſind und von Schmutz ſtarren. Die Häuſer ſind meiſt mit Schindeln gedeckt, und Paläſte, wie ſie Wien in großer Anzahl hat, ſind hier nur ſehr einzeln anzutreffen. Auch bemerkt man an den Einwohnern nicht die Kleiderpracht, wie in Wien; der einzige Luxus, den ſie treiben, beſteht in Karoſſen, die ich nirgends in ſo großer Anzahl hinter einander und ſo ſchnell habe fahren ſehen, wie hier. Oft muß man eine Viertelſtunde lang in der Straße ſtehen bleiben, um von einer Seite derſelben auf die andere zu kommen. Von weitem geſehen, gleicht ſo ein ſchnellfahrender Wagenzug dem auf einer Eiſenbahn, nur daß man weiter keinen Dampf bemerkt, als den, welcher von den ſchäumenden Pferden ausgeht, und keine Wolken, als die des furchtbaren Staubes. In einem Gaſthofe abgeſtiegen, führte mich der freundliche Kaufmann ſogleich zu ſeinem Vetter, dem Wagenfabrikanten, deſſen Werkſtätte jedoch noch gar nicht ſo eingerichtet war, wie ſie ſein ſollte und ich der Beſchreibung des Kaufmanns nach erwartet hatte. Ich verhehlte ihm dieſes nicht, er aber meinte, das mache nichts aus. Sogleich wies er mir ein geräumiges Zimmer an und ſchaffte das nöthige Werkzeug herbei. Auf ſein Befragen, ob ich auf Wochenlohn oder auf Stück arbeiten wolle, zog ich das Letztere vor und ging ohne Zögern an die beſſere Einrichtung der Werkſtätte, wofür ich vom Meiſter noch außerdem bezahlt wurde. Mit wahrer Luſt, ja Begierde, griff ich die Arbeit an. Die Behandlung des Meiſters war ausgezeichnet, nur mußte man ſein Geſchäft tüchtig verſtehen, ſo daß er ſich auf einen verlaſſen konnte. Die Koſt vorzüglich; zum Frühſtück Geflügel oder Roſtbraten nebſt einem Schoppen Wein, Mittags Suppe, Gemüſe und Fleiſch, ſo viel man genießen wollte, und Abends Braten und Salat und wiederum einen Schoppen Wein; Sonntags ſtanden oft ſechſerlei Gerichte auf dem Tiſche. Wie wohl mir dabei an meine große Hunger- und Angſtperiode war, kann man ſich leicht denken. Ich ließ mir Wein und Braten trefflich ſchmecken und war froh, daß ich nicht wie König Pharao die fetten Kühe erſt erlebt, und dann die magern, ſondern umgekehrt. Eben ſo reichlich war der Lohn, nachdem einer arbeiten konnte oder mochte; ich hatte mir vom October 1830 bis zum April 1831 gegen 100 Thaler erſpart. Meine Nebengeſellen, die ſchon mehrere Jahre da waren, hatten jedoch noch nicht daran gedacht, ſich etwas zu erübrigen. Es waren luſtige Burſche, von denen fünf oder ſechs nur einen Rock hatten, den ſie der Reihe nach anzogen. Wenn der Erſte ins Wirthshaus ging, ſo nahm er den Lehrjungen mit, zog dort den Rock aus und ſchickte ihn dem Zweiten, dieſer dem Dritten u. ſ. w., bis ſie alle zuſammen waren, und nun das Trinken losging. Wie ſchon geſagt, der Lohn iſt ſtark, der Wein gut und billig, und die Geſellen ſind ſelten. Meiſter und Fabrikanten müſſen zu ihrem Treiben ſchweigen und entlaſſen nicht gern einen geſchickten Arbeiter, weil er auf der Stelle zehn andere Meiſter findet, die ihn mit Freuden aufnehmen. Manche dieſer Arbeiter waren trotz des trefflichen Lohnes und der Billigkeit aller Bedürfniſſe ſo abgeriſſen, daß ſie nicht über die Straße gehen konnten, ohne ihr Schurzfell nach Art der Bergleute umzubinden, damit ihre Blöße nicht gar zu ſehr in die Augen fiel, und doch fuhren ſie nicht ſelten in prächtigen Karoſſen mit lüderlichen Dirnen ſpazieren, die ihnen den Reſt ihrer Baarſchaft abnahmen. Ich will nicht erzählen, auf welche empörende, unverſchämte Weiſe freche Weibsleute Jünglinge und verheirathete Männer in ihre Netze zu locken wiſſen. Eine Frau in Bukareſt hatte ſchon lange bemerkt, daß ihr Mann lüderliche Häuſer beſuchte und ſie gänzlich vernachläſſigte, und hatte ihm Rache geſchworen. Als er eines Abends ſpät nach Hauſe kam, hatte ſie ſchon ein ſcharfes Meſſer in Bereitſchaft, mit welchem ſie ihn, ſowie er zu ihr kam, entmannte. Wenige Tage darauf verſchied der ſo furchtbar beſtrafte Sünder unter den fürchterlichſten Schmerzen. Am 18. Januar 1831 wurde die Frau, nachdem man ihr zuvor die Haare vom Haupte abgeſchoren, öffentlich und, damit ſie Jedermann ſehen konnte, auf einem Stuhl an den Pranger geſtellt. Und obgleich die Kälte ſo groß war, daß man Wagen und Schlitten ſchon aus der Ferne auf dem Schnee knarren hörte, mußte ſie doch in dieſem Aufzuge vom Morgen bis Abend ſtehen bleiben.

Während meines Aufenthaltes in Bukareſt hatte ich neben der Arbeit Muße genug, mir die Stadt genau zu beſehen. Trotz ihres großen Umfangs und ihrer bedeutenden Häuſerzahl zählt ſie doch kaum mehr als etwa 80,000 Einwohner, die ſich in den ungeheuren Räumen verlieren. Man will behaupten, daß ſich die Zahl derſelben jährlich eher vermindere, als vermehre, da die Stadt regelmäßig von der Peſt, ſo oft dieſe im Orient herrſcht, heimgeſucht wird, und Tauſende von Einwohnern hinweggerafft werden. Während meines Hierſeins graſſirte ſie nicht, doch erinnerten mich die Sanitätsſchreier jeden Morgen daran. Es ſind dieſes Leute, welche über den Geſundheitszuſtand der Stadt zu wachen haben. Jeder von ihnen hat eine beſtimmte Anzahl von Häuſern, die er in der Frühe des Morgens viſitiren muß. Iſt in einem Hauſe Jemand erkrankt, ſo muß ihm dieſes unverzüglich angezeigt werden, worauf er die Aerzte davon benachrichtigt, die ſich ſogleich in das genannte Haus begeben, um zu unterſuchen, ob die Peſt oder ſonſt eine anſteckende Krankheit darin ausgebrochen iſt. Ereignet ſich ein Peſtfall, ſo wird das Haus ſogleich geſperrt und mit Wache beſetzt, herrſcht ſie ſchon in mehreren Häuſern, ſo wird auf dem Felde vor der Stadt ein Peſtlazareth errichtet, und die kranken Einwohner derſelben hinausgeſchafft. Selten kommt daſelbſt einer mit dem Leben davon. Ich hatte das Glück, einen ſolchen kennen zu lernen, der mir jedoch das Elend und die Schreckniſſe, die er darin erlebt, nicht fürchterlich genug ſchildern konnte.

Indeß darf man ſich über den ungeſunden Zuſtand der Stadt nicht wundern, wenn man den furchtbaren Schmutz und die über alle Beſchreibung ekelhafte Unreinlichkeit ſieht, die in den Häuſern und auf Straßen und Plätzen herrſchen. Tritt man in eines der geringeren Häuſer der Stadt oder der Vorſtädte, ſo darf man nichts weiter erwarten, als ein Bild des Ekels und Abſcheues, das einem ſogleich auf der Schwelle entgegentritt. Aber noch weit ärger iſt es auf den Straßen, ſelbſt auf den breiteſten, in denen man keinen Schritt verſetzen kann, ohne an ein Pferd, an einen Hund oder ſonſt ein todtes Thier zu ſtoßen, das von den Einwohnern herausgeworfen, daſelbſt verfault, und beſtändig muß man auf die Füße ſehen, um nicht in einen Haufen Koth oder Unrath zu fallen, den die trägen Einwohner, um ihn nicht weit zu tragen, vor dem erſten beſten Palaſte ausſchütten. Daher kann man ſich auch keinen Begriff von dem unerträglichen Geſtank machen, der die ganze Stadt erfüllt. Und wie muß es erſt vor meiner Anweſenheit in der Stadt ausgeſehen haben, da man während derſelben die große Reinlichkeit darin lobte, deren ſich die Einwohner befleißigten, ſeit, nach dem Frieden von Adrianopel, die Stadt unter Oberherrſchaft der Ruſſen ſtand! Täglich ritt ein ruſſiſcher Commandant in Begleitung von drei oder vier Koſaken durch die Straßen und drang ſelbſt in die Häuſer und Vorhöfe der Bojaren, um ſich von ihrer Reinlichkeit zu überzeugen. Und wehe dem Einwohner, der ſeinen Befehlen nicht ſogleich nachkam! — Die Kantſchue der Koſaken wußten ihm auf der Stelle rührige Hände zu machen. So hatte ein angeſehener Kaufmann, der in einem palaſtähnlichen Hauſe wohnte, verabſäumt, vor ſeiner Thüre reinigen zu laſſen, in der Meinung, der Commandant werde, ohne etwas zu bemerken, daran vorbei reiten. Nichts deſtoweniger hatte dieſer durch ſeinen Koſaken den Eigenthümer vor die Thüre rufen laſſen, und als ich gerade vorbei ging, hörte ich die Worte, die er auf deutſch dem Hausbeſitzer, der aus Siebenbürgen war, zurief: „Mein Herr, ich habe Ihnen ſchon zweimal durch meine Koſaken befohlen, Sie möchten das Eis vor ihrer Thüre aufhauen laſſen, damit ſich der Schmutz nicht ferner daran ſtemme. Jetzt befehle ich es Ihnen zum dritten und letzten Male in eigner Perſon. Komme ich zurück, und mein Befehl iſt noch nicht vollzogen, ſo laſſe ich Ihnen von meinen Koſaken die Hoſen ausziehen und Sie mitten in den Schmutz hineinſetzen."

Mit dieſen Worten ritt er weiter, und in der nächſten Viertelſtunde war die Thüre des Kaufmanns gereinigt.

Neben der lieben Gewohnheit, ſäuiſch zu leben, iſt ein Hauptgrund des ungeheuren Schmutzes in der Stadt in dem Umſtande zu ſuchen, daß die meiſten Straßen weder gepflaſtert noch mit Trottoirs verſehen ſind. Quer über den Weg, von einer Häuſerreihe zur andern, ſind grob zugehauene Holzſäulen gelegt, unter welchen ein Kanal hinwegläuft. Die Säulen, über die man hinwegſchreiten muß, um nicht im Schmutz zu verſinken, liegen etwas getrennt, um den Inhalt der Nachtgeſchirre aufzunehmen, die die Einwohner, trotz der ſtrengen Aufſicht, in der Frühe des Morgens da hinein ausleeren. Oft ſchütten ſie den Unrath vor die Thüre ihres Nachbars, um dieſen zu ärgern und der Mühe überhoben zu ſein, die Straße zu reinigen, wenn der Commandant darin Viſitation hält.

Um den Fiſchmarkt zu finden, braucht man nur dem widerwärtigen Geruche nachzugehen, der ſich von ihm aus durch die Stadt verbreitet, und betritt man den Platz, ſo vergeht einem nicht ſelten für immer der Appetit, Fiſche zu eſſen. In großen Quantitäten, um für die Faſtenzeit keinen Mangel daran zu haben, liegen ſie ſchichtweiſe, theils eben friſch abgeſchlachtet, theils halb getrocknet, auf ſchmutzigen Tiſchen zum Verkauf, und nicht allein der unerträgliche Geſtank, der von ihnen ausgeht, ſondern auch die häßlichen, ſchmutzigen Geſichter der Verkäuferinnen rufen im Fremden einen nicht zu unterdrückenden Ekel hervor. Meiſtentheils werden dieſe Fiſche in der Drumbrowiza, einem größern Fluſſe, welcher bei der Stadt vorbei, und in der Gerle, einem kleinen Fluſſe, welcher durch die Stadt fließt, gefangen. Der letztgenannte Fluß verſorgt auch die Einwohner mit dem Trinkwaſſer, da es in der Stadt gar keine Brunnen giebt, und es gewährt einen ſchönen Anblick, wenn man auf der Brücke ſteht und Fluß auf- und abwärts dem Treiben der Waſſerträger zuſieht, die in gewiſſer Ordnung nach einander an den Ufern ſtehen, dann in den Fluß hineinfahren und ihre Fäſſer füllen, um ſie zum Verkauf in alle Theile der Stadt zu führen. Während des Winters tritt oft Waſſermangel ein, vorzüglich in den Vorſtädten, und dann iſt Wein das tägliche Getränk, da er weit billiger iſt, als Waſſer; im höchſten Nothfalle wird er auch zum Kochen gebraucht. Während des Sommers iſt das Waſſer der Gerle ſo dick und trübe, daß man es im vollen Sinne des Wortes ſchneiden kann. In ſolcher Weiſe wird es nur von den Aermſten getrunken, aber in jedem Haushalte zum Garkochen des Fleiſches gebraucht. Iſt dieſes geſchehen, ſo wird die Brühe hinweggeſchüttet und dann das Fleiſch mit Reis, Linſen u. ſ. w. zerſtampft und zu einer Art Mamalike eingekocht.

Wie in allen türkiſchen Städten, iſt es auch hier Gebrauch, daß die Bäcker, wenn ſie zu kleines oder ſchlechtes Brod backen, mit dem einen Ohre an die Laden- oder Hausthüre genagelt werden, und ihr ganzer Vorrath unter die Armen geworfen wird. Ich habe dieſe Strafe mehrmals vollziehen ſehen, und an den zerfetzten Ohrläppchen faſt aller Bäcker merkte ich, daß die Ehrlichkeit keine ihrer Tugenden war. Weit ſchmerzlicher und grauſamer iſt die Baſtonade, die an Jedem vollzogen wird, der ſich eines Verbrechens ſchuldig gemacht hat, auf welchem die Todesſtrafe nicht ſteht. Im Hofe des Stadtrichters muß ſich der Schuldige auf den Bauch legen; die Füße werden an eine Stange gebunden, dieſe dann in die Höhe gehoben und ihm von beiden Seiten, je nach dem Verbrechen, 100 bis 120 Hiebe mit Haſelſtöcken auf die nackten Fußſohlen aufgezählt. Sodann bedankt ſich der Gezüchtigte für gnädig zuerkannte Strafe und geht — wenn ihm ſolches noch möglich iſt.

Jeden Freitag hielten die Ruſſen vor ihrer Hauptwache öffentliches Gericht mit den eingefangenen Räubern, und ließen durch Trommeln die Einwohner dazu einladen, um ſich ein Beiſpiel daran zu nehmen. Oft waren es ſechs bis acht, an denen auf einmal die Strafe vollzogen wurde. Nachdem einem Jeden zuvor ſeine Vergehen vorgeleſen worden waren, wurde ihm das Hemd über die Achſeln gezogen; zu beiden Seiten ſtellten ſich zwei Gerichtsdiener, der eine mit einem Bündel Ruthen, und begannen taktmäßig die Hiebe zu ertheilen, die ein dabei ſtehender Schreiber nachzählte. Zerbrach eine Ruthe, ſo wurde eine andere aus dem Bündel genommen, und, obwohl dem Schuldigen ſchon das Blut über den Rücken lief und er vor Schmerzen laut aufſchrie, wurde doch nicht eher aufgehört, als bis der Richter „Genug!“ rief. Sogleich trat ein anderer mit einer Glasflaſche voll Brandwein in der Hand herzu, that einen Schluck daraus, und beſpritzte mit den geſpitzten Lippen den blutenden Rücken des Gezüchtigten, wobei dieſer noch lauter als zuvor ſchrie. Als ich einmal einer ſolchen Execution beiwohnte, trat ein ſtarker, ſtämmiger Mann — jedenfalls der Hauptmann einer Räuberbande — der ſchon mehrere ſolcher Feiertage erlebt haben mochte, hervor, nahm ſeine 250 Hiebe, ohne einen Laut von ſich zu geben, hin, bedankte ſich höflichſt dafür und ging ſeines Weges, als ſei nichts vorgefallen.

Das war das Leben und Treiben einer Stadt, deren Name auf Deutſch „Freudenſtadt“ heißt, fürwahr der ſchmutzigſte Ort, den ich geſehen, und worin Wallachen, Griechen, Armenier und Juden, ſich gegenſeitig an Unreinlichkeit überbietend, herumwühlen, wie jene Hausthiere, welche den Bekennern des alten Teſtaments ſo ſehr zuwider ſind.

# In der Moldau.

Abreiſe von Bukareſt. — Herzliche Aufnahme in dem Grenzſtädtchen Fockſan. — Eine Nacht in Tekutſch. — Reizende öde Gegend. — Eine merkwürdige Speiſetafel. — Zwei Poſtabenteuer. — Condition in Birlad. — Feier des Oſterfeſtes und Probe des Chriſtenthums. — Ein Erdbeben und fortgeſetzte Feſtfeier. — Reiſe nach Bukareſt. — Lebensgefahr auf dem Heimwege. — Ein unerwartetes Anerbieten. — Anſtalten gegen vier Räuber. — Schlechte Koſt. — Entdeckungsreiſe nach Fockſan. — Cholera in Fockſan. — Entführung einer Köchin. — Verfolgung. — Ein heiterer Abend nach überſtandener Angſt. — Eine Liſt. — Cholera in Birlad. — Einfaches Rettungsmittel. — Billigkeit der Lebensmittel. — Verfahren beim Schlachten des Viehes. — Differenzen mit dem Principal. — Schurkerei eines Arbeiters. — Ein gehörnter Dieb. — Melonenſpiel. — Merkwürdiges Begräbniß. — Zukunft dieſes Landes. — Abreiſe von Birlad. — Ein plötzlicher Schrecken. — Ankunft in Galatz. — Neue Bekanntſchaft und Etabliſſementsplan. — Reiſe nach Jaſſy. — Phyſiognomie dieſer Stadt. — Abenteuer auf der Rückreiſe. — Unappetitliche Weinkelter. — Vereitlung meines Plans. — Prellerei. — Abſchied von der Moldau.

Obgleich die Werkſtätte des Herrn Weiß hinſichtlich Koſt und Lohn und muntere Geſelligkeit faſt nichts zu wünſchen übrig ließ, ſo verleideten mir doch die ſchmutzige Stadt und das ungezügelte Leben in ihr endlich den Aufenthalt, und ich dachte ernſtlich darauf, meinen Wanderſtab weiter zu ſetzen, da ich hinlänglich mit Geld verſehen war. Auch wandelte mich ein großes Verlangen an, andere und ſchönere Länder des Erdbodens zu ſehen. Schon war ich ein volles Jahr von der Heimath fern, aber ich hatte mich des Aufenthaltes in der Fremde noch nicht ſo erfreut, wie ich wünſchte, und Bukareſt war wahrlich nicht der Ort, dieſen Wunſch zu erfüllen. Und ſo verließ ich am 9. April 1831 die eben ſo große als ſchmutzige Hauptſtadt der Wallachei in der Abſicht, nach dem ſüdlichen Rußland zu wandern. Dies wurde mir aber aus Gründen, die ich hier nicht näher erörtern kann, vielfach abgerathen, und ſo änderte ich meinen Plan, und ſchlug den Weg nach der Moldau ein, einem Lande, das zu einem Paradieſe umgeſchaffen werden könnte, wenn nur auf irgend eine Weiſe die trägen Bewohner deſſelben zur Bebauung des fruchtbaren Bodens anzuhalten wären. In dem kleinen Grenzſtädtchen Fockſan, deſſen eine Hälfte wallachiſch, die andere moldauiſch iſt, blieb ich bei einem Wagner, einem Deutſchen aus Schwerin, über Nacht, und nie habe ich auf meinen Wanderungen einen ſo freundlichen Empfang gehabt, wie hier. Die Freude, in mir einen Landsmann und obendrein einen Handwerksgenoſſen zu finden, mit welchem er ſich in der Mutterſprache vom Vaterlande, das man auch in der weiteſten Ferne nicht vergißt, unterhalten konnte, machte den gemüthlichen Mann faſt zum Kinde. Er ließ auftragen, was er in Leib und Leben hatte, und wir, ſammt ſeiner Gefährtin, einem achtzehnjährigen hübſchen Weibchen, mit dem er in wilder Ehe lebte, ſprachen dem Weine fleißig zu, und manches Glas galt den Erinnerungen an das Vaterland. Als mein Kopf ſchwerer und ich immer müder zu werden anfing, ſagt mein Wirth mit der offenherzigſten Miene zu mir: „Bruder, ich habe nur ein Bett, und auf der Ofenbank laß ich Dich nicht ſchlafen; Du mußt es mit mir und meiner

Alten — ſo nannte er ſeine kleine junge Freundin — theilen, da es hinreichend Platz für vier Perſonen hat.“ So beſtimmt ich nun auch dieſen Vorſchlag zurückwies und auf der Bank übernachten zu wollen ernſtlich verſicherte, ſo wurde ich doch trotz meinem Sträuben entkleidet und in das gemeinſchaftliche Bett gebracht. Hindern konnte ich es nicht, denn ich hatte zu Ehren des lieben deutſchen Vaterlandes nach alter deutſcher Sitte des Guten etwas zu viel gethan. Als ich am andern Morgen erwachte, hatte ich meinen ſüßen Rauſch ausgeſchlafen und fand mich allein im Bette, nicht wiſſend, ob meine Wirthsleute ebenfalls darin oder wo anders die Nacht zugebracht hatten.

Nach einem guten Frühſtück ſchied ich unter heißen Abſchiedsküſſen von dem menſchenfreundlichen Paare. Mein Weg führte wiederum durch eine herrliche, leider zu wenig angebaute Gegend, in welcher ich gegen Abend in das unbedeutende, meiſt nur aus dürftigen Hütten beſtehende Städtchen Tekutſch gelangte. Um nicht eine ähnliche Scene, wie Abends vorher, zu erleben, ging ich nicht zu dem Wagner, ſondern in das Wirthshaus. Als ich mir hier einen Brenneſſelſalat mit Eiern beſtellte, da es weiter nichts als Mamalike zu eſſen gab, ſahen mich der Wirth und die Wirthin groß an und lachten über meine Forderung. Doch bald bequemten ſie ſich dazu, als ich ihnen die Bereitung deſſelben, die mich meine Meiſterin in Bukareſt gelehrt hatte, mittheilte. Schnell ſuchten wir junge Neſſeln, reinigten ſie, brühten ſie mit kochendem Waſſer ab, und ich that dieſelben, ausgedrückt und fein geſchnitten, mit Eſſig und Baumöl angemacht, zu ausgebratenem Speck in einen Tigel. Die hart geſottenen Eier wurden zerſchnitten und gleichſam als Verzierung an den Rand der Schüſſel gelegt. So trug ich das Gericht auf und lud Wirth und Wirthin ein, mit zu eſſen. Sie ſchlugen es mir nicht ab, und der Wirth beſonders war ſo erfreut darüber, daß er ein Maß des beſten Weins auftragen ließ. Wahrſcheinlich mochten ihm in ſeinem Leben noch nicht viel Gäſte vorgekommen ſein, die ſich die Ingredienzen zu einem Salat ſelbſt ſuchen, ihn zubereiten, den Wirth zu Gaſt bitten und noch obendrein bezahlen. Von dem „bone trum!“ der freundlichen Wirthsleute, mit denen ich nicht viel reden konnte, da ich ihre Sprache nicht verſtand, begleitet, zog ich am andern Morgen meine Straße weiter. Nach einigen Stunden gelangte ich abermals in eine Gegend, die an Schönheit und Pracht die früheren, durch die ich gewandert, weit übertraf. Nur war dieſelbe wenig belebt, und ſo weit das Auge reichte, entdeckte es kein Dorf oder ſonſt eine menſchliche Wohnung, da dieſe oft Tagereiſen von einander entfernt ſind. Inzwiſchen trifft man zuweilen dicht an der Straße ein Wirthshaus, aber der Wanderer geht gewöhnlich daran vorbei, ohne es zu bemerken, weil es ſich nicht über der Erde erhebt, ſondern unter derſelben erbaut iſt. Sieht man den Eingang nicht, ſo hält man daſſelbe für einen Hügel von Erde, was in der That auch der Fall iſt, nur daß darunter ein viereckiges Loch ſich befindet, deſſen Seiten durch ſtarke querlaufende Pfähle geſtützt und oben am Dache mit Flechtwerk verſehen ſind, um die darüber liegende Erde zu tragen. Doch findet man darin zuweilen ein Glas guten Wein, den man ſich in der Hitze des Sommers vortrefflich ſchmecken läßt.

Noch an demſelben Tage bemerkte ich von Weitem ein anderes über der Erde erbautes Wirthshaus (Kriſchma) und ging darauf zu, in der Abſicht, meine Mittagsruhe darin zu halten, obgleich das Aeußere nicht einladend war. Sogleich beim Eintritt durch das Loch, welches die Thüre vorſtellen ſollte, bot ſich meinem Auge ein ſcheußlicher Anblick dar. Auf dem Boden der Stube lag ein gefallenes, ſchon in Fäulniß übergegangenes Pferd, um welches die Familie des Hauſes ſaß, mit großem Appetit ihr Mittagsmahl verzehrend, ſo daß ihr der Kadaver als Tiſch diente, auf welchem die Speiſen lagen. Auf der Stelle war mir alle Luſt zu eſſen und zu trinken vergangen. Ich fragte den Wirth, wie weit es noch bis zum nächſten Wirthshauſe ſei, erhielt zur Antwort „zwei Stunden“ und ſuchte meines Hungers Herr bis dorthin zu werden. Der Wirth, welcher wohl merken mochte, daß hier meines Bleibens nicht lange ſein würde, nöthigte mich, in ein anderes unterirdiſches Zimmer zu gehen und ſetzte mir ein Glas Wein vor, welches ich, ohne es anzurühren, bezahlte. Die Wirthsſtube war zugleich der Viehſtall und ſtarrte, wie die Bewohner, im vollſten Sinne des Worts von Schmutz. Nachdem ich noch einige Augenblicke ihren geſunden Appetit bewundert hatte, kehrte ich durch die obere Stube, durch welche ich eingetreten war, wieder zurück und verließ das Haus. Eine Thüre brauchte ich weder auf- noch zuzumachen, da im ganzen Hauſe keine zu finden war. Eine ſolche iſt auch gar nicht nöthig, da den Bewohnern nichts geſtohlen wird, im Gegentheil ſie faſt Alles ſelbſt ſtehlen, was ſie brauchen. Hätten ſie, ſo oft ſie nicht zu Hauſe waren, das todte Pferd vor den Eingang des Hauſes gewälzt, ſie wären ſicher geweſen, daß weder bei Tage, noch bei Nacht Jemand darin eingekehrt wäre. Ueberhaupt iſt es ſtets beſſer, im Walde oder unter freiem Himmel, als in einer ſolchen Räuberhöhle zu übernachten, wo Leben und Eigenthum keinen Augenblick ſicher ſind.

Bald darauf fuhr eine Poſtkutſche mit zwei Reiſenden an mir vorbei. Eine ſolche iſt gewöhnlich nicht größer als ein Kinderwagen, ohne alles Eiſenwerk, bis auf die Vorſtecker vor den Rädern, damit dieſe nicht ablaufen, und wird ſo ſchnell gefahren, daß die Räder kaum den Erdboden berühren.

Einige hundert Schritte von mir verlor der Poſtillon den Hinterwagen mit den Paſſagieren und fuhr immer raſcher und ohne auf den Zuruf der Zurückbleibenden zu hören, mit dem Vorderwagen dem Poſthauſe zu, das man aus der Ferne ſehen konnte. Indem ich den Reiſenden näher kam, von denen einer in ruſſiſcher Sprache über den Vorfall fluchte, während der Andre ſich darüber todt lachen wollte, kehrte auch der Poſtillon, der ſeinen Verluſt erſt vor dem Poſthauſe inne geworden war, mit einem andern Wagen zurück, um die Verlorenen abzuholen. Als ich in Birlad dieſen Spaß erzählte, wurde mir ein anderer mitgetheilt, der jedoch tragiſcher endete. Während eines kalten Winters fuhr ein Deutſcher in einem ähnlichen kleinen und offenen Poſtwagen von Fockſan nach Jaſſy. Durch das allzu ſchnelle Fahren mochte ihm der kalte Wind zu ſchneidend ins Geſicht wehen, und er rief dem Poſtknechte zu: es ſei ihm zu kalt. Jener verſteht aber, es ſei ihm zu warm, weil kalto in dieſer Sprache „warm“ heißt, und treibt ſeine Pferde zu doppelter Eile an. Als er nun nach Jaſſy vor das Poſthaus kommt und den Reiſenden nöthigt, aus dem Wagen zu ſteigen, findet er ihn erfroren. Darüber zur Verantwortung gezogen, vertheidigte er ſich damit, daß der Reiſende ihm beſtändig zugerufen habe: es ſei ihm zu warm.

Für dieſe Nacht ſchlug ich mein Lager in einem erträglichen Wirthshauſe auf und gelangte am folgenden Tage bald nach Birlad, das ſich maleriſch in einer großen ſchönen Ebene hinzieht. Mein erſter Gang war in die Wagenfabrik des Herrn Andriko Mamaki, eines griechiſchen Edelmanns, der auch zugleich den Poſten eines deutſchen Conſuls verſah, ohne jedoch ein Wort von der deutſchen Sprache zu verſtehen. Er beſaß die Fabrik gemeinſchaftlich mit einem moldauiſchen Sattler, deſſen Bruder, ein Wagner, darin einige Zigeuner als Schmiede beſchäftigte, die zuſammen eine erbärmliche Arbeit lieferten. Herr Mamaki nöthigte mich, bei ihm zu bleiben, verſprach mir, mich auf Stück arbeiten zu laſſen und zugleich einen Lohn, wie ich ihn nirgends ſo gut empfangen hatte; allein ich zögerte, auf ſeinen Vorſchlag einzugehen, weil das Handwerkszeug gar zu ſchlecht und dürftig war. Er deutete mir zwar an, beſſeres kommen laſſen zu wollen; doch da wir uns darüber nur in einigen Worten verſtändlich machen und durchaus zu keinem genügenden Reſultate gelangen konnten, ließ er einen polniſchen Juden rufen, der unſere beiderſeitigen Angelegenheiten bald in's Reine brachte.

Es war gerade um die Zeit des griechiſchen Oſterfeſtes, wo jeder Bojar ſeine Wagen, und wenn er deren vier bis ſechs hat, in Stand ſetzen läßt. Während meines Aufenthaltes in Baireuth hatte ich von einem Sattlergeſellen manches gelernt und konnte mit dem Anſtreichen und Lackiren ein wenig umgehen. Ich ließ mir jedoch davon nichts merken, um noch mehr zu lernen; aber leider verſtanden meine Meiſter noch weniger als ich, und ich arbeitete nur ſo, wie ſie es mir zeigten. Meiner Beſchäftigung, die in Farbereiben und Abſchleifen beſtand, war ich ſchon in den erſten Tagen überdrüßig geworden, und ich beklagte mich darüber bei dem Juden, den der Herr eines Tages zu mir ſchickte, als er aus der Ferne zugeſehen hatte, wie ich dem Sattler behülflich geweſen war, das Leder zu einem Kutſcherbock zuzuſchneiden, der unter ſeinen Händen durchaus keine Form bekommen wollte. Der Jude fragte mich, ob ich auch das Sattlerhandwerk erlernt habe, und obgleich ich dieſes verneinen mußte, ſo ſagte ich doch, daß ich mehr davon verſtände, als die unwiſſenden Meiſter, die Alles verdürben. Ich drohte die Werkſtätte zu verlaſſen, wenn ich keine beſſere Arbeit erhielte. Sie wurde mir zugeſtanden, und bald ging ein aufgeputzter Wagen zur großen Freude des Herrn Mamaki allein aus meinen Händen hervor. Derſelbe führte mich Abends in die Apotheke, wo ſich zwei Deutſche befanden, die mich ausfragen mußten, ob ich nicht lieber, anſtatt des Sattlers, mit Herrn Mamaki in Compagnie treten wolle. Ich ſchlug dieſen Antrag auf der Stelle aus, denn ich kannte die Griechen und bat den Apotheker, Herrn Mamaki zu ſagen, daß ich nur geneigt ſei, als Werkführer in ſeiner Fabrik zu bleiben, wenn er mir wöchentlich zwei Dukaten Lohn zuſichere, jede von mir gelieferte Arbeit beſonders bezahle und mir erlaube, ſämmtliche bis jetzt beſchäftigte Arbeiter zu entlaſſen und andere, ſowie auch beſſeres Werkzeug aus Bukareſt zu beſorgen. Herr Mamaki ging dieſe Vorſchläge ein und verwilligte mir noch überdies ein Reitpferd, um die Reiſe ſchneller zurücklegen zu können. Bevor ich jedoch dieſelbe antrat, wurde ich aufgefordert, das Oſterfeſt mitzubegehen. Der moldauiſche Sattler, der Compagnon des Herrn Mamaki, nahm mich mit in die Kirche, gab mir daſelbſt eine brennende Wachskerze in die Hand und nöthigte mich, die kirchlichen Ceremonien mitzumachen, die darin beſtanden, daß Männer wie Frauen mehrmals nach- und nebeneinander unter dem Altar wegkrochen. Ich blieb ruhig mit meiner Kerze in der Hand am Eingange ſtehen, ſah dem ſeltſamen Treiben zu und ließ mich durchaus nicht bewegen, Theil daran zu nehmen, ſo dringend mich auch der Sattler wiederholt dazu aufforderte. Die leeren Ceremonien waren meinem Gefühle zuwider. Zu Hauſe angekommen, rief der Sattler das ganze Haus zuſammen und ſagte: „Der Herr Sachſe — er meinte mich — iſt kein Chriſt.“ Die andern wollten ſich auch überzeugen und ſetzten mir deshalb Butter und Käſe vor, während ſie ihr Fiſolen- (Bohnen-) Gericht verzehrten. Als ſie ſahen, daß ich mir Butter und Käſe vortrefflich ſchmecken ließ, überzeugten ſie ſich, daß ich kein Chriſt ſei, denn ein ſolcher genießt während der Faſtenzeit keine Speiſe aus dem Thierreiche, und gingen mir von dieſem Augenblick an aus dem Wege.

Am Morgen des erſten Oſterfeiertages auf meiner Hobelbank, welche mir auch zur Bettſtelle diente, erwacht, ſah ich durch das auf den Hof führende Fenſter den Sattler mit einem kleinen runden Kuchen in der Hand aus der gegenüberliegenden Küche kommen. Eben hatte er den erſten Biß hineingethan, als ich — es mochte um 5 Uhr ſein — ein paar ſo gewaltige Stöße verſpürte, daß die Balken krachten und das Haus wankte. Der Sattler ließ bleich vor Entſetzen und mit entſtellten Zügen den Kuchen zur Erde fallen und ſprang in die Küche zurück; dumm genug, da er in dem alten, ſehr baufälligen Gebäude leicht hätte erſchlagen werden können. Dieſe Stöße wiederholten ſich, und obwohl mir ängſtlich dabei zu Muthe ward, mußte ich doch herzlich über das verunglückte Frühſtück des Sattlers lachen. Das Erdbeben — denn ein ſolches war es — hatte indeſſen mehr Schrecken verbreitet, als Schaden angerichtet, und als alle fernere Gefahr vorüber war, überließen ſich die Einwohner Birlads den Freuden und Genüſſen des lang erſehnten Oſterfeſtes. Die Feier deſſelben beſteht, um es mit dem richtigſten Namen zu nennen, in fortwährendem Freſſen und Saufen, wodurch ſich die Einwohner für das vorhergegangene lange Faſten zu entſchädigen ſuchen. Jeder muß dann ein Oſterlamm haben, der Arme wie der Reiche, jeder ſeinen Wein. Alle Zucht und Sitte hört während dieſer Tage auf, und die Menge wankt ſogar trunken in die Kirche. Tag und Nacht füllt Tanz und Jubel die Straßen und Schenken der Stadt, und in den letztern fließt der Wein in Strömen. Nach den Feiertagen iſt es aber auch um ſo ſtiller, denn ein großer Theil der Einwohner liegt auf dem Krankenlager, auf das ſie ihre unmäßigen Genüſſe geworfen.

Am dritten Oſtertage ließ mich Herr Mamaki rufen und fragte, ob ich die Reiſe nach Bukareſt zu Pferde oder zu Wagen antreten wolle. Um Koſten zu ſparen, wählte ich das erſtere, denn ich mußte mich aufhalten, da ich die Geſellen nicht ſogleich von den Meiſtern wegnehmen konnte, ſondern dieſe erſt 14 Tage zuvor die Arbeit aufſagen mußten. Auf ſein ferneres Befragen, wie viel Geld ich zur Reiſe brauche, lehnte ich jede Vorausbezahlung mit der Erklärung ab, daß ich das Nöthige auslegen und ihm ſpäter darüber Rechnung ablegen wolle. Somit empfahl ich mich, beſtieg das Pferd und gelangte in vier Tagen nach Bukareſt. Mein Aufenthalt daſelbſt dauerte ſechszehn Tage, ehe ich die nöthigen Geſellen von allen zum Wagenbau gehörigen Handwerken gefunden und das erforderliche Werkzeug eingekauft hatte. Sodann kaufte ich für 30 Piaſter (etwa 4 Thaler pr. Cour.) einen Bauernwagen mit einem Korbe von geflochtenem Stroh und ein Geſchirr für ein Pferd. Dieſe Wagen, ohne alles Eiſenwerk und von den Bauern ſelbſt verfertigt, ſind von roher Arbeit und für die Dauer unhaltbar, doch that uns der unſrige treffliche Dienſte. Das eingekaufte Werkzeug und die Felleiſen der Geſellen wurden darauf geladen, und ſo trat ich in der Mitte einer luſtigen Geſellſchaft die Rückreiſe an. Wenn es bergein ging, nahmen auch noch die Geſellen auf dem Wagen Platz, aber bergauf mußten wir das Pferd durch Schieben des Wagens unterſtützen, da es nur ein Reitpferd war und zum Ziehen wenig Luſt hatte. Dieſer Umſtand ſetzte uns immer großer Gefahr aus. Einige Stunden hinter Fockſan führte der Weg bergunter nach einer Brücke; plötzlich ſetzte ſich das Pferd in Galopp, ohne daß wir es aufzuhalten im Stande waren, ſo daß uns Allen die Haare zu Berge ſtanden, denn die Brücke war lang und ohne Bruſtwehr und kaum einen Fuß breiter als die Spur des Wagens; der Fluß, den ſie überſpannte, reißend und, wie es ſchien, von beträchtlicher Tiefe. Ein paar Hände breit zu weit rechts oder links und wir endeten höchſt wahrſcheinlich unſere Wanderſchaft auf immer in den Fluthen. Aber wir kamen — Gottlob! — mit klopfenden Herzen an das jenſeitige Ufer, was uns wie ein Wunder erſchien. Unmittelbar an der gefährlichen Brücke führte der Weg wieder aufwärts, und eilig und noch zitternd von der eben überſtandenen Todesangſt ſprangen wir vom Wagen, um ihn aufzuhalten, damit er nicht rückwärts in den Fluß rolle.

Nach acht müheſeligen Reiſetagen langten wir in der Ebene von Birlad an. Ich ging voran; der Wagen mußte einſtweilen vor der Stadt halten, da ich nicht wußte, wo ich die mitgebrachten Geſellen unterbringen ſollte, und ferner nicht, ob ſich Herr Mamaki ſchon von ſeinem Compagnon getrennt habe. Bis alle Angelegenheiten mit dieſem beſeitigt waren, erhielten wir in dem in der Stadt gelegenen Hauſe des Herrn Mamaki unſer Quartier. Derſelbe konnte ſich nicht genug wundern, daß ich die Koſten der vierwöchentlichen Reiſe aus meiner Taſche beſtritten und alles nöthige Werkzeug angekauft hatte. Dieſer Umſtand ſchien mir in ſeinen Augen ein ſo großes Anſehen zu geben, daß er mir ein eigenes Zimmer anbot, was ich jedoch nicht annahm. „Ich bin eben ſo gut Geſelle wie die Andern,“ ſagte ich, „und mit eben einem ſolchen Bündel gekommen, wie dieſe.“ — „Das habe ich wohl geſehen,“ entgegnete er mir, „doch iſt ein großer Unterſchied ſowohl unter den Bündeln, als unter denen, die ſie tragen.“

Am andern Tage mußte ich mit dem Herrn nach Tekutſch fahren, um dort einige Wagen zu veraccordiren. Nachdem wir einige Stunden gefahren waren, während welchen wir mit einander geſprochen, ſo gut es hatte gehen wollen, trug mir der Herr plötzlich ſeine Tochter zur Frau an. Ich war etwas überraſcht über dieſes Anerbieten und wußte auf der Stelle nicht, was ich antworten ſollte: endlich ſchüttelte ich mit dem Kopfe, als wenn ich ſeine Worte nicht verſtanden hätte. Herr Mamaki ſchien darüber beleidigt und ſchwieg. Mittlerweile kamen wir an einem Wirthshauſe vorbei, in welchem ich Tags vorher mit meinen Geſellen ein Glas Wein getrunken hatte und das heute von Räubern angezündet worden war und noch in vollen Flammen ſtand. Unweit davon um ein anderes lagerten etwa 200 Bauern, die ſich jedoch nicht von der Stelle getrauten, weil die Räuber, vier an der Zahl, in dem eine Viertelſtunde davon entfernten Gebüſche ſich aufhalten ſollten. Als wir der Truppe näher kamen, trat eben ein Bauer dazu, der bitterlich weinte. Er war den Räubern in die Hände gefallen, von ihnen ſeiner Habe beraubt und ſo geſchlagen worden, daß ihm das Blut aus mehreren Wunden am Kopfe drang. So wie mein Herr von Räubern hörte, befahl er dem Kutſcher, ſogleich umzukehren und wieder nach Hauſe zu fahren. Wir waren jedoch noch nicht lange auf dem Rückwege, als wir ſechs Wagen begegneten, auf denen mehrentheils bewaffnete Griechen ſaßen. Der Kutſcher erhielt Befehl, ſich ihnen wieder anzuſchließen. Aber um nach Tekutſch zu gelangen, mußten wir einen andern, ſieben Stunden weitern Weg einſchlagen, der durch das Gebirge an Weinbergen und Ortſchaften vorüber führte. Als ich mich gegen unſere Reiſegeſellſchaft über die Feigheit der Bauern ausſprach, die in ſo großer Anzahl ſich nicht einmal getrauten, vier Räuber anzugreifen, und über ihre Furcht lachte, wurde mir mein Betragen ernſtlich verwieſen, weil, wie man glaubte, die Räuber mein Lachen hören und uns dafür züchtigen könnten. Von der Höhe herab zeigte man mir das im Thale gelegene einſtockige Poſthaus, an welchem ich geſtern mit den Geſellen vorbeigefahren war. In der Nähe deſſelben ſollten ſich die Räuber verborgen halten. Auf einer Wieſe nahe bei dem Hauſe weideten eine Anzahl Pferde, ſo daß ſich die Räuber nach Belieben heute einen Schimmel, morgen einen Braunen u. ſ. w. ausſuchen konnten. Bei unſrer Rückkehr von Tekutſch ſchlugen wir wieder den geraden Weg ein, weil wir hörten, daß ſich die Räuber vor dem Transport ruſſiſchen Militärs, das von Bukareſt nach Jaſſy ging, zurückgezogen hätten. Als wir in das ſchon erwähnte Poſthaus kamen, unweit deſſen die Räuber ſich verborgen gehalten haben ſollten, erzählte uns der Poſthalter mit vielem Leidweſen, was ihm die Räuberbrut alles entwendet hätte. Wir dachten bei ſeiner Erzählung unſer Theil, denn wir hatten bereits erfahren, daß er mit den Räubern in Verbindung ſtehe und wohl gar ihr Anführer ſei. Wenigſtens war mir noch nirgends ein Menſch vorgekommen, deſſen Phyſiognomie mehr einen Räuberhauptmann angedeutet hätte, als die ſeinige. Auch erfuhr ich ſpäter, daß die Eigenthümer des abgebrannten Wirthshauſes zu der Räuberbande gehörten und es mit eigner Hand angezündet hätten, um jedem Verdachte zu entgehen.

Einige Tage darauf, während welcher wir noch im Wohnhauſe des Herrn Mamaki in der Stadt blieben, zogen wir in das vor derſelben gelegene Fabrikgebäude ein, wo alles bald in die ſchönſte Ordnung gebracht wurde. Alles ging gut, nur konnten wir uns mit der Koſt nicht befreunden, die von Tag zu Tag ſchlechter wurde. Zwar wagten die Geſellen, wegen des bedeutenden Lohns, den ſie erhielten, nichts darüber zu ſagen, doch als ich etwa acht Tage ſpäter neugierig in den Topf ſchaute, der uns eben geſchickt worden war, und in dem darin enthaltenen dicken Erbſengericht noch deutlich die Hand eines Näſchers abgedrückt ſah, ſtellte ich das Gericht bei Seite und bewirthete die Geſellen, ohne ihnen ein Wort von dem Wahrgenommenen zu ſagen, auf meine Koſten im Wirthshauſe.

Am andern Morgen ließ ich Herrn Mamakl rufen, zeigte ihm den Topf mit der noch unberührten Koſt und ließ ihn durch einen Dolmetſcher bedeuten, daß ſie durchaus in der Folge beſſer werden müſſe, da die Arbeiter ſeiner Fabrik nicht mehr aus Zigeunern und Leibeigenen wie früher beſtänden, ſondern aus freien Leuten, die bis jetzt nur meinetwegen geblieben wären. Zugleich ließ ich ihn an das Verſprechen erinnern, das er mir früher in der Apotheke gethan. Meine Worte fruchteten. Er verſprach für eine Wirthſchafterin zu ſorgen, die in der deutſchen Kochkunſt erfahren ſei, gab mir auf der Stelle den Auftrag, umherzureiſen und zuzuſehen, wo ich eine ſolche fände, und bot mir zu dieſer Reiſe ſeinen Wagen an. Ich theilte den Geſellen ſeine Erklärung mit, und einer von ihnen, ein Sattler, den ich auf meiner frühern Engagementsreiſe aus Fockſan mitgenommen hatte, benachrichtigte mich, daß ſich daſelbſt zwei deutſche, in der Kochkunſt trefflich erfahrene Köchinnen befänden, die nur einen Fehler, nämlich beſtändig Durſt hätten. „Den können wir ihnen ſtillen,“ ſagte ich, ließ mir die fraglichen Subjecte genau bezeichnen, und trat noch an demſelben Tage meine Reiſe nach der Wirthſchafterin an. Der zwanzigſtündige Weg bis Fockſan war bald zurückgelegt. Etwa noch vier Stunden davon entfernt, gelangte ich wieder an den reißenden Bergfluß, über deſſen Brücke ich kurz vorher mit meinen Geſellen die halsbrechende Fahrt ſo glücklich gemacht hatte, und fand nun dieſe Brücke von den Fluthen weggeriſſen. Auf einem Floße wurde ich mit Wagen und Pferd übergeſetzt, erfuhr aber zu meinem großen Leidweſen von dem Fährmanne, daß die Cholera in

Fockſan ausgebrochen und die Stadt mit einem Cordon umgeben ſei, ſo daß Niemand hinein, noch heraus gehen dürfe. Was war da zu thun? Die Köchin mußte geſchafft werden! Vor dem nächſten Wirthshauſe mußte der Kutſcher ausſpannen, und wir blieben allda bis gegen 10 Uhr Abends. Sodann fuhren wir nach Fockſan zu, das wir gegen Mitternacht erreichten. Die gewöhnliche Straße war geſperrt, wir mußten deshalb weiter links an mehreren Häuſern vorbei, deren Einwohner entweder im tiefen Schlafe lagen, oder daraus geflüchtet waren, da darinnen kein Laut, ſelbſt nicht einmal das Bellen eines Hundes rege war. Um eine Ecke, durch eine kleine enge Gaſſe, die nicht geſperrt war, führte der Weg nach der Stadt. Sogleich befahl ich dem Kutſcher die Pferde anzutreiben und Niemandem, wer es auch ſei, Rede und Antwort zu ſtehen; und ſo gelangten wir in die Hauptſtraße. Hier mit einem Male wurde der Wagen angehalten und von den Wächtern umzingelt, die ſich eben anſchickten, ihn mit ihren Laternen zu unterſuchen. In dem Augenblicke ſprang ich heraus, ließ den Säbel, den mir Herr Mamaki zu meinem Schutz mitgegeben hatte, auf dem Pflaſter klirren, zog die Klinge, als ſie dennoch Luſt bezeigten, den Pferden in die Zügel zu fallen, und fing auf ruſſiſch ſo zu ſchimpfen und zu fluchen an — denn ſolches lernt man ja in einer fremden Sprache zuerſt — daß ſie in der Meinung, ich ſei ein ruſſiſcher Courier, beſtürzt bei Seite traten und mich ungehindert ziehen ließen. Wir fuhren nun durch die Stadt und gelangten durch die Seitenſtraße zu dem Hintergebäude meines Landsmannes, des Wagners, der mich ſchon einmal ſo freundlich aufgenommen hatte. Das Hofthor war verſchloſſen, ich ſtieg darüber hinweg, voll Zittern und Zagen, man möchte meiner Handlungsweiſe eine andere Abſicht unterlegen, öffnete es, und der Wagen fuhr ein, ohne daß es Jemand im Hauſe bemerkt zu haben ſchien. Ich ſchlief einige Stunden in demſelben, während der Kutſcher, nachdem er die Pferde beſorgt hatte, ſich darunter ein Lager bereitete. Als der Morgen graute, wurde es im Hauſe lebendig. Sogleich ſprang ich aus dem Wagen, um den Bewohnern zuvorzukommen, die nicht wenig erſtaunt, aber doch zugleich ſehr erfreut waren, mich wieder zu ſehen. Ich bat ſie wegen meines nächtlichen Ueberfalls um Verzeihung und theilte ihnen ſogleich den Zweck meines Hierſeins mit. Zu meinem großen Bedauern erfuhr ich, daß die beiden Wirthſchafterinnen bereits in Dienſten ſtänden, die ſie nur ungern verlaſſen würden.

„Da kann ſchon Rath geſchafft werden,“ ſagte die Haushälterin des Wagners zu ihm, „und ich will Deinem Landsmanne zu einer Wirthſchafterin verhelfen.“ — „Ich wüßte in der That nicht, zu welcher und auf welche Weiſe,“ verſetzte der Wagner. — „Laß das meine Sorge ſein,“ antwortete ſie lächelnd, indem ſie die Stube verließ und bald darauf mit einem Frühſtück zurückkehrte. Während deſſelben kamen wir auf den Gegenſtand unſerer früheren Rede zurück. „Weißt Du,“ fuhr die Haushälterin zum Wagner gewendet fort, „wen ich für Deinen Landsmann beſtimmt habe? Keine Andre als Klara, die die Hochzeit mit ihrem Hutmacher immer von einem Halbjahr zum andern verſchiebt und ihn doch nicht heirathen wird. Ich wette, ſie wird nicht abgeneigt ſein, unſerm Freunde zu folgen.“

Ich erkundigte mich nach dem Hutmacher und erfuhr, daß es derſelbe war, von dem ich früher einen Blaſebalg und anderes Schmiedewerkzeug gekauft und ihn dabei als einen ſehr artigen Mann kennen gelernt hatte. Als ich der Wirthin darüber einige Zweifel zu erkennen gab, verſetzte ſie mit ſchalkhaftem Lächeln: „Beruhigen Sie ſich! Klara mag den Hutmacher nicht leiden. Denken Sie auch nicht, daß ſie häßlich iſt; ſie iſt ſchön und in meinem Alter, auch hat ſie bereits einen Mann gehabt, der leider im erſten Jahre ihrer Ehe an der Peſt ſtarb." — „Mir kann es gleichgültig ſein," entgegnete ich, „ob ſie jung oder alt, ſchön oder häßlich und ein oder zehn Mal verheirathet geweſen iſt, wenn ſie nur ein gutes Gericht zu kochen verſteht." — „Sie müßten kein junger Mann und vorzüglich kein Deutſcher ſein, wenn das ganz wahr wäre," lachte ſie, und den Wagner anblickend: „weiß ich doch am beſten, welche zärtlich geſinnte Herzen die Deutſchen haben!" — Wir freuten uns der neckiſchen Schelmerei, und ich brach auf, um zum Hutmacher zu gehen und mit ihm Handels einig zu werden, aber die Wirthin hielt mich zurück: „Denken Sie ja nicht daran, daß er ſie gutwillig fortziehen läßt; dazu liebt er ſie zu ſehr. Laſſen Sie nur mich für Alles ſorgen; wir müſſen ihm einen Streich ſpielen." — „Und kann ich Klara nicht zuvor erſt ſehen?" fragte ich. — „Alſo doch ſehen!" rief ſie lachend und drohte mir mit dem Finger. „Nun ich gehe ſchon, ſie zu holen."

Nach einer Viertelſtunde kam ſie in Klara's Begleitung zurück, die in der That jung und ſchön und noch weit reizender war, als ich mir gedacht hatte. Mit einem ihr gut ſtehenden Leichtſinne erklärte ſie ſich ſogleich bereit mir zu folgen, doch unter der Bedingung, ſetzte ſie mit einer mich überraſchenden Naivität hinzu, wenn ich ſie heirathete, denn ich gefiele ihr. Erſtaunt über dieſen unerwarteten Antrag, antwortete ich mit Befangenheit: „Ich bin nicht eigner Herr der Fabrik, ſondern nur Werkführer darin, und bin hieher gereiſt, um mir eine Wirthſchafterin, keineswegs aber eine Braut zu holen. Da ſie jedoch, wie ich gehört, Ihren Geliebten nicht leiden mögen, ſo thun Sie am Beſten, mit mir in eine fremde Stadt zu gehen, wo man weder weiß, daß ihr erſter Mann geſtorben iſt, noch daß Sie den zweiten verlaſſen haben, zugleich gebe ich Ihnen die Verſicherung, daß ſich unter den hübſchen, artigen Geſellen meiner Werkſtatt bald einer finden wird, der die Stelle des Verlorenen erſetzt.“

Mit dieſen Worten hatte ich ſie gänzlich gewonnen; ſie bat mich, noch ſo lange hier zu bleiben, bis ſie ihre Angelegenheiten in Ordnung gebracht habe; und das war bald geſchehen.

Nach einigen Tagen war Markt in der Stadt, und der Hutmacher auf demſelben beſchäftigt. Meine Wirthin bedeutete mich, den Wagen in Bereitſchaft zu halten, da heute die gelegenſte Zeit ſei, den Handſtreich zu vollführen, und ich ertheilte dem Kutſcher die nöthigen Befehle. Gegen Mittag gingen Klara und ihre ſchlaue Freundin noch einmal auf den Markt, um den betrogenen Hutmacher ganz ſicher zu machen, und erſtere fragte ihn ſogar, was ſie ihm heute kochen ſolle. Nach ihrer Rückkehr ſetzten ſie ſich ſogleich in den Wagen, und ich ging, nach abermaligem herzlichen Abſchiede von meinem Landsmanne, zum Thore hinaus, durch welches ich hereingekommen war. Etwa eine halbe Stunde hinter der Stadt holte mich der Wagen mit den beiden jungen Frauen ein. Die Gefährtin meines Landsmannes zögerte von einer Zeit zur andern auszuſteigen, und gab mir nicht undeutlich zu verſtehen, daß ſie eine heftige Zuneigung zu mir gefaßt habe. Es hätte mich alſo nur ein Wort gekoſtet, ſo hätte ſie ſich auch mit entführen laſſen. Doch ich brauchte nur die Eine; die Andre ging betrübt nach der Stadt zurück.

Jetzt befahl ich dem Kutſcher, ſo ſchnell als möglich zu fahren, und er ſchonte die Pferde nicht. Wir mochten bereits drei Stunden von der Stadt entfernt ſein, als der Kutſcher die Peitſche verlor. Während er herabſprang, um danach zu ſuchen, nahm ich die Zügel, und fuhr langſam weiter. Zufällig ſah ich mich nach ihm um und bemerkte zu meinem großen Schrecken drei Reiter, die uns nachſetzten und uns bald ſo nahe kamen, daß an ein Entfliehen nicht mehr zu denken war. Es waren Poſtknechte, die ſogleich den Wagen umringten. „Halt!“ riefen ſie. „Herr Deutſcher, Sie haben dieſes Frauenzimmer, die Frau eines Hutmachers aus der Stadt, entführt. Der beleidigte Mann wird ſogleich hier ſein und Sie nebſt der Entflohenen zur Rechenſchaft ziehen.“

Ich hatte dieſe in wallachiſcher Sprache an mich gerichteten Worte nicht recht verſtanden, erfuhr jedoch ſogleich den Inhalt derſelben von meiner Begleiterin, die ſie mir unter Thränen und Händeringen überſetzte. Ich befand mich begreiflicher Weiſe in einer ſehr unangenehmen Lage und ſchämte mich, mit einem Manne auf ſolche Weiſe zuſammen zu treffen, der mich früher ſo artig behandelt und dem ich jetzt ſeine Braut entführte. Um ſeinem Anblick zu entgehen, drang ich in Klara, ſogleich ſammt ihrem Gepäcke den Wagen zu verlaſſen und nach Fockſan zurückzukehren; aber ſie war, ſelbſt nicht durch Gewalt, dazu zu bewegen. Laut weinend und jammernd ſtürzte ſie zu meinen Füßen.

„Ich werde die grauſamſten Mißhandlungen zu erdulden haben,“ ſchluchzte ſie, „und ewige Schande wird mich treffen. Die ganze Stadt wird zuſammenlaufen, wenn ich zurückgebracht werde. Jedermann wird mit Fingern auf mich zeigen, und ich werde der Gegenſtand allgemeiner Verachtung ſein. Lieber den Tod, als ſolche Schande!“ Ihr Zuſtand rührte mich, und ſchnell auf ein anderes Mittel ſinnend, fragte ich: „Sind die Leute ſehr bigott und leicht einzuſchüchtern?“ — „O ja!“ antwortete ſie. — „Nun gut, ſo nehmen Sie ſchnell eine meiner Piſtolen und drohen, ſich zu erſchießen, wenn ſie uns nicht paſſiren laſſen wollen.“ — Sie befolgte auf der Stelle meinen Rath. Die Poſtknechte erſchraken, baten, ſie möchte davon abſtehen, und ſagten endlich, als Klara das Maneuvre wiederholte, Herr Lorenz — ſo hieß der Hutmacher — habe ihnen einen Dukaten gegeben, um uns einzuholen. — „Hier ſind zwei!“ rief ich ſchnell, ihnen die Goldſtücke hinhaltend, „damit ihr leichter theilen könnt.“

Sie beſannen ſich eine Weile, ſchüttelten mit den Köpfen, hielten aber endlich doch die Hände auf, nachdem ſie ſich zuvor wohl zwanzig bis dreißig Male bekreuzt hatten. Klara war unterdeſſen ohnmächtig geworden.

„Jetzt eilen Sie, daß Sie fortkommen!“ riefen ſie uns zu, und im raſcheſten Trabe erreichten wir den Fluß, bei dem eine Menge Leute beſchäftigt waren, die zerſtörte Brücke wieder herzuſtellen. Ein Floß ſetzte uns über. Klara lag noch immer wie todt, doch erholte ſie ſich, als ich ihr einige Hände voll friſches Waſſer in Geſicht geſprützt hatte. Am gegenſeitigen Ufer angekommen, bemerkte ich, daß die reitenden Poſtknechte, trotz meiner Spende, uns noch immer auf den Ferſen waren und eben mit ihren Pferden durch den Fluß ſetzten. Wegen des ſchlechten Weges, der meiſt durch Gebüſch führte, hatten ſie uns bald eingeholt, doch zu meiner Beruhigung diesmal in keiner feindlichen Abſicht, ſondern um uns anzuzeigen, daß wir nicht den Poſtweg, ſondern den Feldweg einſchlagen ſollten, weil der Hutmacher uns auf erſterem verfolgen würde. Klara war wieder einer Ohnmacht nahe. Mit einem abermaligen Trinkgelde ſprengten die Poſtpferde auf dem Wege nach Tekutſch weiter, wir fuhren langſam auf dem Feldwege fort, in beſtändiger Furcht, uns von ihnen betrogen und bald in eine neue Gefahr geführt zu ſehen, was jedoch zum Glück nicht der Fall war. Bereits hatten wir zwölf Stunden zurückgelegt, als uns ein furchtbares Gewitter überraſchte; ehe es jedoch zu regnen anfing, erreichten wir eine Schenke, in der wir uns gegen zwei Stunden aufhielten. Klara's Angſt hatte ſich noch nicht gelegt, und ſie träumte noch immer von Verfolgung. „Der Regen wird ſeine Liebe ſchon abgekühlt haben,“ tröſtete ich ſie; „oder er iſt ein Narr.“

Während der zwei Stunden hatten die Pferde ausgeruht, und ich drang in den Kutſcher, wenigſtens noch eine Strecke weit bis in den Bezirk von Virlad zu fahren.

„Das iſt nicht möglich,“ ſagte er ängſtlich, „nach Hauſe kommen wir nicht mehr, ohne die Pferde todt zu fahren, und in der Umgegend hauſen die Räuber, die neulich das Wirthshaus in Brand geſteckt haben. Beſſer, wir bleiben hier, wo wir außer aller Gefahr ſind.“

Ich beſah mir nun das Haus, es war aus Steinen aufgeführt, zwei Stockwerke hoch, und das Thor ſo ſtark, daß nicht leicht eine Gewehrkugel durchdringen konnte; im Innern war es für Menſchen und Vieh zugleich eingerichtet.

„Bleiben wir meinetwegen hier,“ ſagte ich zum Kutſcher, „doch gieb zuvor dem Wirthe dieſe ſechs Piaſter, damit er alle Thüren verriegele und Niemanden, wer es auch ſei, einlaſſe.“

Ich hatte nämlich dem Wirthe ſchon vorher erzählt, daß ich aus einem ruſſiſchen Regimente deſertirt ſei und erſchoſſen werden würde, wenn man mich fände, und ihm gedroht, ein Gleiches zu thun, wenn er Jemand ins Haus laſſen würde. Mich ſo auf jede Weiſe geſichert glaubend, beſtellte ich eine Oke Wein und ein Abendbrod; aber Klara ſagte: „Für Letzteres habe ich ſchon in Fockſan geſorgt, denn ich wußte, daß wir in den Wirthshäuſern dieſer Gegend nichts Genießbares bekommen würden.“ — „Nun denn, ſo tiſchen Sie es auf!“ rief ich vergnügt, „damit ich mich, bevor ich nach Virlad komme, von Ihrer Kochkunſt überzeuge.“

Bald ſtanden gebratene Hühner, Schöpſenbraten und Backwerk auf dem Tiſche, und Klara erbot ſich, Alles noch einmal aufzuwärmen; ich lehnte es ab.

„Iſt dieſes das Mittags- oder Abendbrod des Hutmachers?“ fragte ich ſcherzend. — „Keins von Beiden,“ lächelte ſie, „ich habe es geſtern für uns und noch dazu für mein eignes Geld bereitet.“ — „Und waren Sie ſchon mehr auf Reiſen?“ fragte ich weiter. — „Dies iſt meine erſte Reiſe und meine erſte Flucht, obgleich es hier zu Lande nichts Seltenes iſt, daß die Braut den davon gelaufenen Bräutigam oder dieſer die entflohene Braut ſucht.“ — „Dann ſind Sie gewiß froh, daß der erſte Verſuch ſo glücklich ausgefallen und Ihr Hutmacher, trotz ſeiner Anſtrengung, hinter das Licht geführt iſt.“ — „Er hätte es längſt merken können, daß ich ihn nicht leiden mochte; aber er war ſo albern und nicht einmal eiferſüchtig, wenn die ruſſiſchen Offiziere mit mir ſcherzten, für die ich die Wäſche und andere Geſchäfte beſorgte. Jetzt bin ich froh, daß ich ſeiner los bin.“

Klara's Aengſtlichkeit war mit einem Male verſchwunden und ihre Heiterkeit nahm mit jedem Augenblicke zu.

„Was doch Alles in einem Tage mit einem Menſchen vorgehen kann,“ fuhr ſie fort. „Geflüchtet und wieder eingeholt, todt geweſen und wieder lebendig geworden, mit Erſchießen gedroht und abzudrücken vergeſſen! Doch habe ich bei all dieſen Dingen, die mir jetzt ſpaßhaft vorkommen, ungeheure Angſt ausgeſtanden.“

„Gewiß keine größere, als ich. Lieber will ich fernerhin Alles roh genießen, als noch einmal auf ſolche Art eine Wirthſchafterin holen.“

Nachdem wir noch länger über die Vorfälle des Tages geſcherzt, ſtellte ſich endlich das Bedürfniß der Ruhe ein. Da jedoch in dem Wirthshauſe kein Bett zu finden war, ließ ich mir mein Lager im Wagen zurecht machen, während der Kutſcher und die Wirthſchafterin ſich auf den Fußboden der

Stube betteten. Die Nacht ging glücklich vorüber, und mit dem erſten Strahle der Morgenröthe brachen wir auf. Mir war es leichter ums Herz geworden, obgleich wir noch nicht jeder Gefahr der Verfolgung überhoben waren, denn wir hatten noch 8 Stunden Wegs zurückzulegen, in denen viel Unglück geſchehen konnte. Indeſſen kamen wir glücklich bis eine Stunde vor Birlad, wo uns ein Bekannter des Kutſchers begegnete, der uns die betrübende Nachricht mittheilte, daß die Stadt geſperrt ſei, und daß Alle, die von Fockſan kämen, vierzehn Tage Quarantaine halten müßten, bevor ſie eingelaſſen würden. Dieſe Nachricht, dachte ich, wird dem Hutmacher nun vollends jede weitere Verfolgung verleiden; mir war ſie indeſſen ſehr unangenehm. Und doch hatte ich nicht Luſt, mich dem Geſetze zu fügen, ſondern ſogleich einen Plan gemacht, daſſelbe zu umgehen. Ich ſprang vom Wagen, ließ denſelben bei Seite fahren, damit er von Niemandem geſehen werden konnte, und ging zu Fuß nach der Stadt. Der Säbel an meiner Seite und die ruſſiſche Mütze auf meinem Haupte gaben mir ein militäriſches Anſehen, und wohlgemuth, als ſei ich ſpazieren geweſen, wanderte ich von einer andern Seite ein, wo ich von Niemandem aufgehalten wurde. Herr Mamaki freute ſich, als er mich ſah, und noch mehr, als ich ihm den glücklichen Ausgang der Reiſe erzählte. Von mir aber um Rath gebeten, wie ich den Wagen mit der Wirthſchafterin, ohne Quarantaine zu halten, in die Stadt bringen könnte, war er eben ſo verlegen darum, wie der Dolmetſcher, den er deshalb hatte rufen laſſen. Jetzt war ich wieder auf mich ſelbſt gewieſen, und mußte ohne Beihülfe Mittel und Wege auffinden. Sogleich befahl ich einen Ochſenwagen anzuſpannen und Betten darauf zu packen. In dieſe legte ich mich, als es Abend wurde, und ſo fuhr der Wagen zur Stadt hinaus. Am Thore angekommen, berichtete der Knecht zu Folge meiner ihm zuvor gegebenen Inſtruction: daß er einen Kranken ſeiner Herrſchaft auf das Landgut derſelben fahre und ſpäter wieder zurückkehren werde. Und ſo gelangte der Wagen glücklich vor die Stadt. Als wir die Kutſche mit der Wirthſchafterin gefunden, mußte dieſe ſogleich meinen Platz einnehmen, und, nachdem wir die Pferde abgeſpannt, des Geſchirrs entledigt und dieſes ſo wie alles übrige Gepäck unter den Betten verborgen hatten, wurde die leere Kutſche hinten an den Ochſenwagen angebunden. So fuhr er nach der Stadt zurück, während der Kutſcher und ich die Pferde beſtiegen, um die Stadt und endlich, von Niemandem aufgehalten, hineinritten. Auf dem Markte trafen wir zuſammen, eben als der Ispravnik (Richter) über denſelben ritt.

„Haben Sie einen Todten auf Ihrem Wagen?“ fragte er. „Nein!“ entgegnete ich, „aber eine Lebende.“ — „Ein Frauenzimmer!“ rief er verwundert. „Und hat ſie Quarantaine gehalten?“ — „Verſteht ſich. Die geſetzliche Friſt.“ — „Unmöglich — ich habe ja alle Tage die Anſtalt viſitirt und nie ein Frauenzimmer zu Geſicht bekommen.“ — „Ganz recht, Herr Richter,“ entgegnete ich dreiſt, „ich hatte ihr Mannskleider anziehen laſſen. Kommen Sie nur morgen,“ fuhr ich in deutſcher Sprache, die er ſehr gut verſtand, fort, „nach der Fabrik des Herrn Mamaki, und Ihr Wagen wird, wenn Sie meine ſchöne Begleiterin geſehen, von nun an wohl öfter einer Reparatur bedürfen, die im Contobuch keinen Platz finden wird.“ Mit einem herzlichen „Gute Nacht!“ ritt ich von ihm, dem Wagen nach, der bereits in dem Fabrikgebäude angekommen war. Schon von Weitem hörte ich den Jubel der Geſellen über die glückliche Ankunft der hübſchen Wirthſchafterin. Und hätte ſie die Koſt noch ſchlechter bereitet, als ſie bisher geweſen war, keiner würde ein Wort darüber geſagt haben, um ſo weniger geſchah es, als ſie damit, ſowie mit ihrem Betragen alle Urſache hatten, zufrieden zu ſein. — Hinſichtlich des Richters hatte ich mich auch nicht geirrt; ſein Wagen bedurfte immer der Reparatur, die zwar unſre Hände, aber nicht die Feder des Herrn Mamaki in Bewegung ſetzen durfte. Auch die andern Bojaren überhäuften uns mit Arbeit, trotz dem, daß ſie dieſelbe weit theurer als früher bezahlen mußten.

Bisher hatten ſich nur einzelne Cholerafälle in der Stadt ereignet, und die Einwohner ſchienen keine beſondere Furcht vor derſelben zu haben, als aber die Krankheit von Tag zu Tag weiter um ſich griff, nahmen auch Furcht und Schrecken überhand. Bereits hatten die Adligen und großen Kaufleute der Stadt ſich auf ihre Landgüter zurückgezogen, und auch Herr Mamaki traf Anſtalten, ſich auf das ſeinige zu begeben. Da er ſchon längere Zeit, aus Furcht, angeſteckt zu werden, die Fabrik nicht mehr beſuchte, beſchied er mich zu ſich. In dieſem Augenblicke durchſchaute ich ſeinen ganzen Charakter, denn das wallachiſche Sprichwort: man kann aus einem Griechen zwölf Juden machen, und er bleibt dennoch ein Grieche, bewährte ſich auch an Herrn Mamaki. Er beſaß einige Weinhandlungen in der Stadt, die er jedoch nicht auf eigne Rechnung betrieb, ſondern an arme Einwohner verpachtet hatte, da er ſich als Edelmann ſchämte, den Weinſchenk zu machen. Von jeder Oke Wein erhielt der Verkäufer ſein Gewiſſes. Da nun Mamaki glaubte, daß die Weinſchenken an der Cholera ſterben würden, ließ er ihnen durch mich die noch vorhandenen Vorräthe abfordern und nach der Fabrik bringen, theils um ſie dort aufzubewahren, theils für die Arbeiter, von denen Jeder täglich drei Nöſel erhielt. Nachdem er nun auch dieſe Angelegenheit beſeitigt wußte, bezog er mit ſeiner Familie das Landgut und überließ mir die Geſchäfte der Fabrik. Die Sterbefälle wurden täglich zahlreicher, und bald mußten die Leichname ſchichtweiſe auf Wagen nach dem Peſtgottesacker vor der Stadt gefahten werden, wo ſie in tiefe, mit ungelöſchtem Kalk geſpeiſte Löcher geworfen wurden. Und gar mancher mag ſich auf einem ſolchen Wagen befunden haben, deſſen Lebenslicht noch nicht gänzlich erloſchen war. Die Beſorgung der Leichname iſt den Schucklern oder Peſtwärtern anvertraut, Menſchen, die ſchon einmal die Peſt gehabt und dadurch ſich vor Anſteckung ſicher glauben. Dieſe gehen in den Straßen umher und holen die Leichname aus den Häuſern. Nicht ſelten lebt darin noch der letzte Einwohner und könnte gerettet werden; aber ſie werfen ihn lebend auf den Todtenwagen und werden ſo die Erben des Hauſes mit Allem, was ſich darin befindet.

Die Fabrik lag außerhalb der Stadt in einer geſunden, ſtets von friſcher Luft durchſtrichenen Gegend. Ich verſchloß das Thor und befahl, Niemanden außer dem Dolmetſcher einzulaſſen, ſo oft wir ihn brauchten. Doch waren dieſe Vorſichtsmaßregeln überflüſſig, da plötzlich unſere Wirthſchafterin erkrankte. Ich ließ den Dolmetſcher rufen, um ihn nach einem Arzte zu ſchicken, aber er ſagte: „Wozu einen Arzt? Bringen Sie mir ſchnell Eſſig.“

Klara lag einer Todten ähnlich auf ihrem Lager. Mit dem herbeigebrachtem Eſſig rieb er ihr ſo lange die Glieder, bis das Blut wieder in Wallung kam und ſie über Schmerzen zu klagen anfing. Nun ſtellte er die Reibungen ein, und die Kranke verfiel in einen tiefen Schlaf. Nach ſechs Stunden wieder erwacht, klagte ſie über Schmerz in den Gliedern und fragte, was mit ihr vorgegangen ſei. Wir überredeten ſie, daß ſie geträumt habe. Nach einigen Tagen war ſie vollkommen hergeſtellt.

„Sehen Sie,“ ſagte der Jude zu mir, „daß mein Mittel geholfen! So gehen wir nicht nur des Tages, ſondern auch des Nachts zu unſeren peſtkranken Glaubensgenoſſen, von denen bis jetzt nur ſehr wenige geſtorben ſind, in der Stadt umher, und heilen ſie auf dieſe Weiſe, während die Chriſten zur Heilung der ihrigen nichts thun. Wenn irgendwo ein Vater oder eine Mutter im Sterben liegt, treten die Kinder und Verwandten von Weitem an das Bett, halten ſich ein Taſchentuch vor die Naſe, fragen darunter hervor: „Wie geht Dir's, Vater?“ u. ſ. w., und gehen wieder, wenn ſie keine Antwort erhalten, anſtatt ihnen mit thätiger Hülfe beizuſpringen, wie wir thun. Und ſo geſchieht es auch nicht ſelten, daß ſolch ein Elender, von Hunger, Krankheit und Verzweiflung gemartert, ſich auf die Straße wälzt, und darin ſo lange hülflos und von Jedermann gemieden liegen bleibt, bis er den Geiſt aufgiebt.“

In der That enthielten dieſe Aeußerungen des Dolmetſchers keine Unwahrheit; ich ſelbſt habe mehrere auf der Straße elendiglich ſterben ſehen, wenn ich Morgens nach der Fleiſchbank ging, um dort die nöthigen Einkäufe für die Fabrik zu machen. Ein empörender, ſchauderhafter Anblick! Bald war ich auch dieſer Wege überhoben. Die Cholera hatte eine beiſpielloſe Billigkeit der Fleiſchwaaren zur Folge. Da ſämmtliche Edelleute der Stadt, welche früher die den Juden nicht „kauſcheren“ Hinterviertel der Rinder und Schafe gekauft hatten, auf ihren Landhäuſern wohnten, ſo wurde unſere Fabrik mit Fleiſch überhäuft. Allein die Geſellen, meiſtentheils Ungarn, deren Magen ſich trefflich auf Verarbeitung fetter Fleiſchſpeiſen verſtand, wurden dadurch bald ſo verwöhnt, daß ſie von einem zum Frühſtück angeſchnittenen Hammelbraten nicht wieder Mittags eſſen wollten, ſondern denſelben den Hunden auf die Straße warfen. Jede Speiſe mußte friſch zubereitet ſein; die Leckermäuler beriefen ſich auf die Wohlfeilheit derſelben. Auch waren die Fleiſchpreiſe wirklich lächerlich gering. So koſtete das ganze Hinterviertel eines jungen Schafes — denn ältere werden nicht geſchlachtet — nur 6 bis 8 Pfennige, und ein ganzer Hammel, der ſonſt mit 12 bis 16 Groſchen bezahlt wurde, nicht mehr als ein halbes Kopfſtück (12 Kreuzer rheiniſch). Rindfleiſch mochten ſie noch weniger, da es ſchlecht war. Denn nicht wie bei uns wird das Rindvieh zur Schlachtbank geführt, ſondern von Reitern, die mit langen Peitſchen bewaffnet ſind; theils auch von Hunden von den Weideplätzen nach der Stadt gehetzt und ſo auf der Stelle geſchlachtet. Durch die vielen Peitſchenhiebe löſte ſich meiſt die Haut ſo leicht vom Fleiſche, daß man dazu oft nicht einmal eines Meſſers bedurfte. War ein Schaf geſchlachtet, ſo wurde an den Füßen eine Oeffnung gemacht und in dieſe ſtark hinein geblaſen; dadurch löſte ſich die Haut um ſo leichter ab.

Die Cholera hatte nun ſchon drei Wochen gewüthet, und Herr Mamaki verweilte ruhig auf ſeinem Landgute, ohne nach uns zu fragen. Ich hatte während der ganzen Zeit die Arbeiter aus meinem Beutel bezahlt und ebenſo alles Nöthige zum Lebensunterhalt, ſowie die Auslagen für die Fabrik daraus beſtritten. Jetzt da die Quelle zu verſiegen drohte, ſchickte ich zu dem Herrn auf das Landhaus und ließ ihn um Geld erſuchen. Ich erhielt zur Antwort, daß er keins habe, und daß ich alle Arbeiter, bis auf die Wirthſchafterin fortſchicken möge; er wolle mir, wenn die Cholera vorüber ſei, andere kommen laſſen. Ich ſtimmte jedoch damit nicht überein. Als ich den Geſellen die mir gewordene Antwort mittheilte und zugleich vorſtellte, wie ſchwer und unangenehm es ſei, in jetziger Zeit zu reiſen, wo alle Städte und Dörfer wegen der furchtbar wüthenden Krankheit geſperrt ſeien, erklärten ſie, daß ſie lieber um halben Lohn arbeiten, als weggehen wollten. So lieb mir dieſe Antwort war, ſo wollte ich doch zuvor noch einmal mein Heil bei Herrn Mamaki verſuchen. Am andern Tage befahl ich dem Kutſcher, der im Wohnhauſe in der Stadt wohnte, anzuſpannen, und fuhr mit dem Dolmetſcher nach dem Landhauſe. Als wir etwa noch eine Viertelſtunde davon entfernt waren, kam uns ein Diener entgegen, welcher uns dringend bat, nicht weiter zu fahren, da der Herr ſich über alle Maßen vor Anſteckung fürchte. „Nun gut," gab ich zur Antwort, „wenn wir nicht zu ihm kommen dürfen, ſo mag er zu uns kommen, ich muß nähere Erklärung über ſeine geſtrige Antwort haben."

Der Diener ging zurück. Nicht weit von uns war ein zwanzig Fuß breiter Fluß, der, nach des Dieners Beſtimmung, die Scheidewand zwiſchen uns und dem Principale bilden ſollte. Etwa nach einer halben Stunde ſahen wir Herrn Mamaki ankommen. Schon von Weitem hielt er ſich ein Tuch vor Mund und Naſe, und als er uns ſo nahe kam, daß wir uns verſtehen konnten, machte er am jenſeitigen Ufer halt. Nach gegenſeitiger Begrüßung fragte er mich, ob ich krank geweſen ſei. — „O ja!" ließ ich ihm antworten, „ſchon ſeit drei Wochen, und habe mir ſelbſt helfen müſſen. Und da der Arzt, nach dem ich geſchickt, nicht zu dem Patienten gekommen, ſo kommt dieſer in der Abſicht, ſich radical kuriren zu laſſen. In der That, Herr Mamaki, ich bin hier, um mein ausgelegtes Geld in Empfang zu nehmen, widrigenfalls feſt entſchloſſen, mit ſämmtlichen Gehülfen die Fabrik im Stiche und die beiden accordirten Wagen ungefertigt zu laſſen."

Obgleich meine Rede nicht ſo ernſtlich gemeint war, ſo mochte Herr Mamaki doch für ſeine Fabrik beſorgt ſein, denn er gab ſchnell zur Antwort, er werde morgen Geld ſenden, ich möchte keinen Arbeiter gehen laſſen, da er keinen entbehren könne. Mit dieſen Worten empfahl er ſich und ich kehrte nach der Stadt zurück. Als ich den Geſellen anzeigte, daß ſie bleiben und wie früher um den ganzen Lohn arbeiten ſollten, waren ſie ſehr erfreut und fügten ſich, ohne ein Wort zu ſagen, meinen Anordnungen, die darin beſtanden, daß ich ihnen verbot, die übrig gebliebenen Speiſen fernerhin den Hunden vorzuwerfen.

Am andern Tage erhielt ich wirklich eine Summe Geld von Herrn Mamaki, und wir gingen mit erneuter Thätigkeit an die Geſchäfte, um ſo mehr, als wir das Glück gehabt hatten, von allen Anfällen der Cholera verſchont zu bleiben.

Erſt nach vollen drei Monaten legte ſich die Wuth der Krankheit, die eine wahrhaft Grauſen erregende Menge von Opfern gefällt hatte, und alle Geflohenen, die noch am Leben waren, kehrten von ihren Landhäuſern in die halb entvölkerte Stadt zurück. Auch Herr Mamaki fand ſich daſelbſt wieder ein. Mit freundlichem Gruß betrat er die Fabrik, die er in vierzehn Wochen nicht geſehen hatte, und gab uns ſeine volle Zufriedenheit über die während dieſer Zeit gefertigten Arbeiten zu erkennen. Um ihm nach einigen Tagen ſowohl über das von ihm empfangene, als das von mir ausgelegte Geld Rechnung abzulegen, nahm ich, in Abweſenheit unſers gewöhnlichen Dolmetſchers, einen ungariſchen Schmied, der die deutſche und wallachiſche Sprache etwas verſtand und den ich für meinen Freund hielt, zu dieſem Geſchäfte. Aber wie bitter hatte ich mich in ihm getäuſcht! Denn als mir der Herr 50 Dukaten auszahlte und noch 10 ſchuldig blieb, ſagte der Schmied zu ihm: „Warum zahlen Sie dem Sachſen die zwei Dukaten und außerdem noch ſeine gelieferte Arbeit? Zahlen Sie ihm ſo wie uns, und ſeien Sie verſichert, daß er nicht fortgehen wird. Mir brauchen Sie indeſſen nur ein Geringes zuzulegen, und ich führe die Aufſicht über Schloſſer und Schmiede, während ſie täglich durch Ihren Diener die

Arbeiten der Sattler, Wagner und Gürtler controliren laſſen können."

Herrn Mamaki's freundliches Geſicht bezeugte, daß ihm dieſe Worte, die ich recht gut verſtand, nicht mißfielen. Nach einigen Tagen trat er gegen mich damit hervor, ich aber dankte auf der Stelle für ſeine fernere Arbeit und erbat mir mein noch übriges Guthaben, was er mir auch, jedoch mit einem Abzuge von 7 Thalern Pr. Cour., gewährte. Nicht zufrieden mit dieſem Abzug, begab ich mich zu dem ruſſiſchen Conſul, bei welchem ich mein Wanderbuch niedergelegt hatte, und erzählte ihm das Vorgefallene, weniger in der Abſicht, durch ihn das Geld zu erlangen, als vielmehr, um mein Recht zu behaupten. Der menſchenfreundliche Conſul ſchickte auf der Stelle zu Herrn Mamaki, der aber angeblich nicht zu Hauſe war; auch ſpäterhin ließ er ſich ſo oft verläugnen, als er gefordert wurde. So vergingen einige Wochen. Endlich gab mir der ruſſiſche Conſul einige Koſaken zur Begleitung, welche von ihm den Auftrag erhalten hatten, Alles wegzunehmen, was ich ihnen bezeichnen würde. Mit dieſem kräftigen Nachdruck trat ich in die Fabrik und bat mir, um zu meinem Gelde zu gelangen, die zur Schmiedearbeit unentbehrlichſten Werkzeuge aus. Der Ungar brauſte auf und nannte mich einen ſchlechten Menſchen; ſogleich zeigte ich auf ihn, und die Koſaken nahmen ihn ohne Weiteres beim Kragen und führten ihn ab. Beim Conſul angekommen, erzählte ich den Vorfall, und der Ungar wurde ſogleich zwei Tage bei Waſſer und Brod eingeſperrt. Da er ſpäter im Verhöre ſeine Ausſagen gegen mich nicht beweiſen konnte, vielmehr geſtand, daß er ſich von ſeiner Hitze habe übereilen laſſen, und ihm deswegen 25 Stockprügel zugedacht wurden, fiel er mit jämmerlichem Geſchrei dem Conſul zu Füßen und bat ihn um Verzeihung. „Nicht ich, ſondern der," ſagte dieſer, auf mich zeigend, „hat zu verzeihen." — Ich aber ließ, um ihn noch ein wenig zu ängſtigen, von den Koſaken die Bank bringen. Jetzt bat er mich um Gotteswillen, ihm die Strafe zu ſchenken, und ich willigte ein, rief ihm aber noch einmal ins Gedächtniß zurück, wie ich in Bukareſt ſeine Kleider vom Wirthe eingelöſt, ihm hier zu Arbeit und gutem Lohne verholfen und ihn ſtets freundlich und gütig behandelt habe; daneben ſtellte ich ſein ſchändliches Betragen gegen mich und überließ ihm ſelbſt die Entſcheidung, ob er die Prügel verdient habe. Er bekannte dies und bat mich mit den demüthigſten Bitten um Verzeihung. Einſehend, daß er ohne Werkzeug nicht würde arbeiten können, gab ich ihm das Mitgenommene zurück, denn ich wußte im Voraus, daß ich von Herrn Mamaki den Reſt meines Lohnes nicht erhalten würde, auch wenn ich noch vier Wochen in Birlad bliebe.

Während meines ſechsmonatlichen Aufenthalts in dieſer Stadt hatte ich Gelegenheit, ſie genau kennen zu lernen. Sie iſt weder groß, noch volkreich, die Straßen ſind ungepflaſtert und ſchmutzig, wenn auch nicht ſo arg, wie in Bukareſt. Die Sitten und Gebräuche ſtimmen meiſtentheils mit denen der Wallachen, zu deren Volksſtamm ſie gehören, überein.

Als ich einſtmals aus der Fabrik nach der Stadt ging, um Eiſen einzukaufen, trat plötzlich in den Laden, in welchem ich mich befand, ein Menſch von brauner Geſichtsfarbe, mit einem Hute auf dem Kopfe, an welchem große Schafhörner befeſtigt waren. Vom Sohne des Kaufmanns, den ich um eine Erklärung dieſes ſonderbaren Putzes bat, erhielt ich zur Antwort, daß dieſer Menſch — ein Zigeuner — ein Leibeigener ſei, für deſſen Redlichkeit ſein Herr nicht ſtehe, weil er geſtohlen habe, und der deshalb den gehörnten Hut trage, damit die Bewohner der Häuſer, in denen er ein- und ausgebe, ſich vor ſeinen Diebsfingern hüten möchten. Die Hörner ſeien eine allgemein anerkannte und reſpectirte Erklärung ſeines Herrn, daß er nichts erſetze, was der Kerl geſtohlen habe. Man kann keinen ſchlagendern Beweis von der Demoraliſation eines Volkes beibringen, als dieſe Hörner auf dem Haupte. Bei uns zu Lande ſind ſie doch nur ſymboliſch gebräuchlich und Ankläger allzu großer Fortſchritte in der Cultur.

Das Land um die Stadt iſt äußerſt fruchtbar, aber, wie überall in der Moldau, ſchlecht angebaut. Dennoch ziehen die Bauern große und ſchöne Zucker- und Waſſermelonen, die ſie an Markttagen tauſendweiſe nach der Stadt bringen, wo ſie als das beliebteſte Erfriſchungsmittel von Arm und Reich gekauft werden. Doch iſt ihre Anzahl zuweilen ſo groß, daß ſich nicht genug Käufer dafür finden. Um nun die Früchte nicht wieder nach Hauſe zu fahren, ſpielen die Bauern ein eignes Spiel. Man legt nämlich 6 bis 8 Melonen von der Größe eines Kopfes auf eine Bank oder einen Tiſch, ſtellt ſich mit einem großen Meſſer davor und führt damit von der Seite einen Hieb. Wenn der Spieler ſämmtliche mit einem Zuge ſpaltet, oder auch nur ein Stück von einer jeden abhaut, ſo erhält er die Melonen umſonſt, wenn nicht, ſo muß er den Werth derſelben dem Verkäufer bezahlen. Ganze Tage lang bringen die Bewohner der Städte und Dörfer vor den Wirthshäuſern mit dieſem Spiele zu, da ſie nichts Beſſeres zu thun haben, und ich habe oft geſehen, daß ſechs Perſonen einen ganzen Wagen voll dieſer Früchte verzehrten, freilich ſo, daß ſie dieſelben halb auf die Straße warfen.

Die in der Moldau herrſchende Religion iſt die griechiſche, deren Ceremonien die Einwohner mit großer Aengſtlichkeit beobachten, aber dabei äußerſt abergläubiſch ſind. Nicht wie bei uns beſuchen ſie die Kirchen in ihrem Sonntagsputz, ſondern in ihren gewöhnlichen Kleidern, die im Winter aus einem Pelze, im Sommer aus einem weißen, durch einen Gurt um die Hüften zuſammen gehaltenen Hemde beſtehen. Den Gebrauch der Glocken kennen ſie nicht, der Klang von großen Stahlſtäben, die auf den Thürmen an Stricken hängen und mit einem dritten Stab taktmäßig wie auf einer Trommel geſchlagen werden, ruft die Gemeinde zum Gottesdienſte.

Stirbt ein Bojar oder ſonſt eine angeſehene Perſon, ſo folgen die Schulkinder, Mädchen wie Knaben, paarweiſe und in weißen Gewändern dem Sarge, vor welchem die Prieſter im feſtlichen Ornate mit Rauchfäſſern und brennenden Wachskerzen in den Händen paradiren. Der Deckel des Sarges wird vor demſelben hergetragen; im Letzteren liegt der Leichnam offen vor Jedermanns Anblick, damit keiner ſagen könne, daß der zu Beerdigende vielleicht lebendig begraben worden ſei. Nach einem Jahre beſuchen die Verwandten und Freunde des Verſtorbenen noch einmal ſein Grab, weinen ihre letzten Thränen darauf, und vergeſſen dann bei einem fröhlichen Schmauſe jede weitere Trauer. So ernſt und feierlich ſolches Leichenbegängniß iſt, ſo wird es doch nicht ſelten durch allerhand komiſche Scenen geſtört. Einſt ſtarb in Bukareſt ein reicher Bojar, welcher, ſeinem letzten Willen gemäß, auf dem Kirchhofe eines Nonnenkloſters beerdigt wurde. Ich folgte dem Leichenbegängniß, um die Nonnen zu ſehen, welche den Sarg vor der Kirche umgaben. Eine große Menſchenmaſſe ſtand dicht umher. Mehrere Diener kamen aus der Kirche, um Lichter unter die Menge zu vertheilen. Jetzt wurde das Gedränge, indem Jeder nach einem Lichte griff, ſo arg, daß jene ſich genöthigt ſahen, mit den Leuchtern und Lichtern unter die Maſſe zu ſchlagen, die erboſt darüber, den Dienern in die Haare fiel und ſie zu Boden warf. Die Leichenfeier war mit einem Male in eine allgemeine Balgerei ausgeartet, und die Nonnen brachen endlich in ein helles Lachen aus, ſo ſehr ſie ſich auch erſt bemühten, ihre Lachluſt zu unterdrücken.

Der Boden dieſer Länder iſt überall fruchtbar, Feld und Wald, Thal und Berg wechſeln angenehm mit einander ab, die Gegenden ſind meiſt ſchön, zuweilen paradieſiſch reizend; das treffliche Klima begünſtigt die Vegetation ungemein; welch herrliche Saaten könnten unter dieſen vortheilhaften Bedingungen hier blühen, wenn nur — die Menſchen etwas taugten. Der tiefe Verfall der Sitten iſt aber die unglückſelige Folge der Jahrhunderte langen türkiſchen Bedrückung. Auch dieſen Ländern wird einſt die Stunde der Freiheit ſchlagen, die die unaufhaltſam vorſchreitende Intelligenz des übrigen Europa gebieteriſch verlangt, aber es wird lange Zeit dazu gehören, dieſe Völker zur Mündigkeit zu erziehen, ſo daß ſie auch würdig und tauglich für politiſche Freiheit ſind.

Am 17. September 1831 ließ ich mein Wanderbuch beim Conſul Koſtow für einen Dukaten viſiren, miethete mir einen Wagen und verließ Virlad. Mein Weg führte durch eine unüberſehbare Ebene, und erſt zu Mittag erreichte ich ein einzelnes Haus, welches dicht am Walde ſtand. Ich hielt an, theils um das Pferd zu füttern, theils um ſelbſt einen Imbiß zu nehmen, und traf in der Stube zwei alte Leute, welche ein kleines Kind bei ſich hatten, das ihnen jedoch nicht zu gehören ſchien. Sie bedienten uns, ſo gut ſie konnten. Bald nachher trieb mich ein natürliches Bedürfniß zum nahen Walde, und ich nahm, vor Jedermanns Blicken geborgen, hinter einem Buſche, an welchem ein kleiner Bach vorbeifloß, meinen Platz. Zuvor zog ich meine Piſtolen aus der Taſche und legte ſie neben mich. Plötzlich tritt hinter demſelben Buſche eine lange Geſtalt hervor, greift haſtig nach einer der Piſtolen, und ehe ich noch aufſpringen kann, knallt dieſelbe, und die Kugel reißt mir, dicht am Beine vorbeiſauſend, ein

Stück meiner weiten Koſakenhoſe mit fort. Sogleich hatte ich die zweite erfaßt, und war eben in Begriff, ſie auf den Menſchen abzudrücken, als dieſer vor mir auf die Knie niederfiel und mich beſchwor, ihn leben zu laſſen.

„Gott weiß es,“ flehte er, „daß ich es nicht mit Willen, noch in einer böſen Abſicht gethan habe. Ich habe noch nie ſolche Piſtolen — es waren doppelte und mit Percuſſionsſchlöſſern — geſehen, und meine Neugier ließ mich dieſelben in die Hand nehmen, um ſie zu betrachten. Aber ich bin kein Räuber, kein Mörder, ſo wahr mir Gott helfe!“

Zur mehrern Beglaubigung ſeiner Worte riß er ſeine Kleider auf, um zu zeigen, daß er nicht einmal ein Meſſer bei ſich habe, was in jenen Gegenden jeder Bauer führt, wenn er auf den Acker oder ſonſt wohin geht; ich ſah, daß er über den Schuß noch weit mehr als ich ſelbſt erſchrocken war, und ſchenkte ihm das Leben.

Am andern Tage langte ich bei Zeiten in Galatz an der Donau an. Der Gaſthof, in welchem ich abſtieg, lag an einem Berge, von welchem man eine herrliche Ausſicht auf die Ebene, die ſich bis an das ſchwarze Meer erſtreckt, auf die von Schiffen belebte Donau, die ſie durchſtrömt, und in weiter Ferne auf die blauen Berge des Balkan, die ſüdlich den Horizont begrenzen, genießt. Ich konnte mich nicht ſatt ſehen an der herrlichen Landſchaft, und die großen, majeſtätiſch die Donau hinauf- und hinabfahrenden Schiffe riefen den Wunſch in mir wach, auf der Stelle unter Segel zu gehen. Im Hafen angekommen, war es ſchon zu ſpät, doch traf ich dort drei Bekannte aus Bukareſt, die eben an Bord eines türkiſchen, nach Konſtantinopel beſtimmten Schiffes gehen wollten. — Da mein Wanderbuch nicht in Ordnung war, mußte ich zurückbleiben, und obgleich am andern Tage ein zweites türkiſches Schiff dahin abging, ſo war mir doch unterdeſſen die Luſt vergangen, meine erſte Seereiſe auf einem ſolchen zu machen.

Wieder in den Gaſthof zurückgekehrt, traf ich dort einen Wagner, der mir dringend zuredete, hier zu bleiben und ein Geſchäft anzufangen, was er ſchon längſt ſelbſt gethan haben würde, wenn er Mittel dazu gehabt hätte. Er war in Galatz von deutſchen Eltern geboren, hatte in Kriegszeiten den Marketender gemacht und war außer der deutſchen der wallachiſchen und türkiſchen Sprache gleich mächtig. Ich zeigte mich ſeinen Vorſchlägen nicht abgeneigt, und er führte mich zu einem Bojaren, der vor der Stadt in einem Weingarten wohnte und ſehr erfreut war, als er hörte, ich wolle hier ein Geſchäft begründen. Auf der Stelle wollte er mir ſeine drei Wagen zur Reparatur übergeben, verſprach mir, ſowohl für ſich ſelbſt einen neuen Wagen bauen zu laſſen, als auch die andern Bojaren dazu zu vermögen und bot mir ohne alle Vergütung eines ſeiner Häuſer zu einer Werkſtätte an. Ich beſah daſſelbe; es hatte eine herrliche Lage, ſo daß man über das ganze Thal hinweg und meilenweit auf die ſchiffbelebte Donau ſehen konnte, war äußerſt bequem und wie zu einer Fabrik gemacht. Sogleich war ich entſchloſſen, auf den Antrag des Wagners, das Geſchäft mit ihm gemeinſchaftlich zu betreiben, einzugehen, doch geſtand er mir, daß es ihm an allem Werkzeuge mangle, und ſolches auch nicht in Galatz zu kaufen ſei. Er rieth mir daher, ein Pferd zu kaufen, einen Wagen zu miethen, und mit ihm nach Jaſſy zu fahren, wo er von ſeinem Bruder Geld zu bekommen habe, und dort das nöthige Werkzeug anzuſchaffen. Ich kaufte ein Pferd, miethete von dem Wirthe einen Wagen, wofür ich ihm bei meiner Rückkehr vier neue Räder verſprach, und erhielt von dem Apotheker, den ich mittlerweile kennen gelernt hatte, zum Schutz für die Reiſe ein Gewehr. So traten wir am 22.

September unſere Fahrt nach der 24 Meilen entfernten Hauptſtadt der Moldau an. In zwei und einem halben Tage hatten wir die Strecke Wegs ohne weitern Aufenthalt zurückgelegt. Als wir eines Tages an einem See vorbeifuhren, auf welchem wilde Enten ſchwammen, langte ich das Gewehr hervor, um es zu probiren. Aber vergebens war jeder Verſuch zu ſchießen. Siebenmal brannte das Pulver von der Pfanne, und ärgerlich warf ich es wieder in den Wagen mit dem Gedanken: Wenn dich die Hand Gottes nicht ſchützt, wie bisher, dieſe Waffe wird es nicht können!

Bevor man nach Jaſſy gelangt, hat man einen großen Wald von drei bis vier Stunden Länge zu paſſiren, in welchem viele Reiſende theils ausgeplündert, theils ermordet worden waren, da keine gangbare Fahrſtraße durch denſelben führte. Eben war das ruſſiſche Gouvernement damit beſchäftigt, zur größern Sicherheit der Reiſenden eine ſolche etwa 80 Fuß breit durch den Wald bahnen zu laſſen, und tauſend Hände waren beſchäftigt, die herrlichen Bäume zu fällen; über eine Stunde weit war ſie ſchon fertig. Ehe man Jaſſy betritt, ſieht man es von einer Anhöhe aus dem Walde auf einer andern in einer reizgeſchmückten Gegend liegen, rings von prächtigen Gärten und Weinbergen umgeben. Einen ſo herrlichen Anblick die Stadt aus der Ferne gewährt, einen ſo widrigen Eindruck macht ſie in der Nähe mit ihren meiſt elenden Häuſern und dem Schmutz ihrer Straßen. Natur und Kunſt ſtehen hier in einem fürchterlichen Widerſpruche. Die Hauptſtadt der Moldau iſt eben ſo berühmt durch die Reichthümer, welche die Handelsthätigkeit der Einwohner in ihr aufgehäuft hat, als berüchtigt durch die Sittenloſigkeit, die ſchamlos und ohne Deckmantel, gleichſam als wäre ſie die erſte aller Tugenden, die ganze Bevölkerung beherrſcht. Jaſſy iſt das frühe Grab der meiſten Ausländer, vorzüglich der

Deutſchen. Der dem Handwerker reichlich ertheilte Lohn überhebt ihn jeder Lebensſorge, der herrliche wohlfeile Wein macht ihn zum Trunkenbolde, der freie, von keiner Polizei überwachte Umgang mit dem andern Geſchlecht verdirbt ſeine Sitten und führt ihn auf der Bahn der Wolluſt, ſiechend an ekelhaften Krankheiten, dem Untergange raſch entgegen. Faſt in jedem Hauſe, auf jeder Straße, begegnet man ſolchen wandernden Bildern des Jammers und Elends, die ihren abgemagerten Körper nur mühſam fortſchleppen.

Sogleich bei unſrer Ankunft waren wir in einem deutſchen Gaſthofe abgeſtiegen, den man uns als den beſten und nobelſten der Stadt bezeichnet hatte. Aber Himmel, welch ein Anblick bot ſich uns ſogleich beim Eintritte dar! Wir trafen meiſt Deutſche darin, aber an eine Unterhaltung war nicht zu denken. Einer taumelte betrunken in der Stube umher, ein Andrer wimmerte, auf einer Bank liegend, über Schmerzen an ſeinem Körper, während ein Dritter und Vierter, in eine Ecke hineingekauert, ſich die Peſtbeulen mit ſtinkenden Salben einrieben. Dazu kam noch das fortwährende Fluchen der Wirthin in der Küche, die nicht an den Heerd kommen konnte, weil ihn die Quackſalber eingenommen hatten, und auf dem Feuer ihre verdächtigen Heilmittel bereiteten. Das Herz in der Bruſt erbebte mir über dieſe Scene; mich jammerte die in der Blüthe vergiftete Jugend meines Vaterlandes, die hier in dieſem Pfuhle des Laſters fern von ihrer Heimath ſo ſchmählich unterging. Wie mancher hoffnungsvolle Jüngling, vom Segen der Seinigen begleitet, fand hier ein ruhmloſes unbeweintes Grab! Schaudernd hätte ich gern dieſes Sodom ſogleich wieder verlaſſen, aber ich war gezwungen, einige Tage hier zu bleiben, um das nöthige Werkzeug zuſammen zu bringen. Gleich auf ſeinem erſten Gange nach der Stadt erfuhr mein Reiſegefährte, daß ſein Bruder, ohne ihm einen Pfennig zu hinterlaſſen, geſtorben war; wie ich ſpäter hörte, hatten auch ihm Ausſchweifungen ein frühes Ende bereitet.

Am vierten Tage verließen wir Abends 5 Uhr Jaſſy wieder. In einer der volkreichen Hauptſtraßen erblickten wir, in der Mitte einer ſich drängenden Menſchenmenge, einen Ausrufer, der die Trommel rührte, darauf etwas vorlas und ſodann weiter ging. Da ich das Vorgeleſene nicht verſtehen konnte, theilte mir mein Reiſegefährte mit, daß am vergangenen Tage in dem Walde, den wir eben zu paſſiren hatten, ein ruſſiſcher Offizier ermordet und beraubt worden ſei. Dieſe Nachricht war mir eben nicht angenehm, doch befahl ich dem Galatzer zuzufahren. Kaum waren wir eine Stunde von der Stadt entfernt, als wir von einem Trupp Janitſcharen oder Arnauten, welche in der Moldau die Polizei bilden, angehalten und über den Zweck unſerer Reiſe ausgefragt wurden. Sie waren zur Verfolgung der Räuber ausgeſandt und gaben uns den guten Rath, uns an ſie anzuſchließen. So lange der Weg eben war, kamen wir ihnen nach, als er aber bergauf führte, war es nicht mehr möglich und wir verloren ſie bald aus den Augen. Mitten im Walde überraſchte uns die Nacht, und es wurde ſo ſtille um uns, daß wir den geringſten Laut aus weiter Ferne hörten; endlich kamen wir auf den gebahnten Weg und trieben unſer Rößlein zu raſcherem Schritt. Gegen Mitternacht erreichten wir das Ende des Waldes und ſahen aus einem Wirthshauſe, das etwa einen Büchſenſchuß ſeitwärts von der Straße lag, zwei Lichter ſchimmern. Wir fuhren darauf zu in der Abſicht, das Pferd zu füttern, ſelbſt etwas zu genießen und ein Stündchen auszuruhen. Der Wirth empfing uns artig und war ſo gewandt und flink, wie ich noch keinen in jenen Gegenden getroffen. Er pries uns die Billigkeit ſeiner Lebensmittel an, verſprach, für das Pferd zu ſorgen, und nöthigte uns in die Gaſtſtube, wo wir einen Mann und eine Frau, gleichfalls Fremde, trafen. Wir wollten an ihrer Seite Platz nehmen, doch der geſprächige Wirth rieth uns, in ein Nebenzimmer zu gehen, wo eine Geſellſchaft fremder, ſehr artiger Leute verſammelt ſei. Zugleich bat er uns, bei ihm zu übernachten, da er hinreichend Stallung für Pferde und Wagen habe, und ſtellte dabei die Preiſe, vorzüglich der Gerſte — denn Hafer für die Pferde giebt es nicht — ſo billig, daß mir Letzteres auffiel. Die Bauern, die ſie doch ſelbſt bauen, konnten ſie unmöglich ſo wohlfeil liefern. Ich ſprach mich in deutſcher Sprache über den Wirth und ſeine Forderung gegen meinen Reiſegefährten aus, verhehlte meinen Verdacht nicht und konnte den Gedanken nicht loswerden, daß wir in die Höhle der Räuber gerathen ſeien, die den Wald unſicher machten. Meine Vermuthung wurde zur Gewißheit, als ich durch ein Loch der Nebenthüre im andern Zimmer ſechs bis acht unheimliche Geſtalten, mit Piſtolen und langen Meſſern bewaffnet, erblickte, die, eben erſt aus dem Walde gekommen, das aufgetragene Eſſen mit gieriger Haſt verſchlangen. So ſehr ich bei ihrem Anblicke erſchrack, ſo ſtieg doch gleich in meiner Seele ein Rettungsgedanke auf, den ich meinem Gefährten mittheilte und ihm die Ausführung deſſelben übertrug. Als nun der Wirth aus dem Nebenzimmer, in welchem er ſich mehr als bei uns aufhielt, heraustrat, fragte ihn mein Reiſegefährte: Ob die zwölf Janitſcharen, welche die Räuber verfolgen ſollten, die geſtern den Offizier erſchlagen, ſchon da geweſen wären? — Mit einem verlegenen „Nein“ beantwortete der Wirth die Frage.

„Nun denn,“ fuhr jener dreiſter fort, „ſo werden ſie im Augenblicke hier ſein. Sie verließen uns in der Mitte des Waldes, behauptend, daß ſie die Spur der Räuber hätten und verſprachen, gegen Mitternacht hier in Eurem Hauſe wieder mit uns zuſammenzutreffen."

Dies wirkte. Der Wirth wurde verlegener und ängſtlicher und lief hin und her. Mein Auge fixirte ſcharf ſeine veränderten Züge. „Wir ſind gerettet," flüſterte ich meinem Begleiter in deutſcher Sprache zu. „Schmiere Du ſchnell den Wagen, ich will das Pferd nach dem Waſſer führen." Da ihm dieſer Auftrag nicht zu gefallen ſchien, tauſchten wir die Rollen; er führte das Pferd nach dem 200 Schritte entfernten Bache, der unter einer Brücke hinwegfloß; ich beſorgte den Wagen. Er ſtand der Hausthüre gerade gegenüber, ſo daß ich Alles, was im Hauſe vorging, bemerken konnte. So wie wir die Stube verlaſſen hatten, ging der Wirth ins Nebenzimmer, um der Geſellſchaft die eben erhaltene Nachricht mitzutheilen. In einem Nu waren darin alle Lichter ausgelöſcht, und nach wenigen Minuten ſchlich einer nach dem andern durch eine Hinterthüre dem Walde zu. In freudiger Bewegung rief ich ihnen nach: „Wohin?" aber keiner gab Antwort.

Mein Gefährte kam mit dem Pferde, wir ſpannten es ein und fuhren raſch davon. Etwa hundert Schritte vom Hauſe holte ich die alte Flinte des Apothekers aus dem Wagen, legte zum Scherz damit auf den Schornſtein des Wirthshauſes an, und wie ich losdrückte, ſtürzte derſelbe zu meinem Erſtaunen (denn ich glaubte, das Gewehr würde niemals losgehen) mit lautem Gepraſſel vor die Hausthüre. Niemand kam heraus; mein Begleiter aber, welcher das Pferd lenkte, war über den Schuß, in der Meinung, er rühre von den Räubern her, ſo erſchrocken, daß er Zügel und Peitſche aus der Hand fallen ließ. Das ebenfalls erſchrockene Pferd ging mit uns über die ſchmale Brücke durch, ſo daß wir faſt Unglück gehabt hätten, und wurde erſt auf der Landſtraße wieder ruhiger. Und ſo fuhren wir, einer doppelten Gefahr entgangen, die noch übrige Nacht hindurch und hatten am Morgen bereits 20 Stunden zurückgelegt. Ein ſo dichter Nebel überſchleierte Berg und Thal, daß wir auch die nächſten Gegenſtände nicht erkennen konnten, und wir fuhren eine Weile in der Irre umher, bis uns ein Koſak begegnete, der Gensdarmendienſte in jener Gegend verſah. Mein Gefährte fragte ihn, wo wir uns befänden, und ſogleich drehte er ſein Pferd um und brachte uns wieder auf die Fahrſtraße. Ich bot ihm für ſeine Gefälligkeit eine Belohnung an, aber er ſchlug ſie mit den Worten: „das iſt Menſchenpflicht“ aus, und ritt weiter. Gegen 9 Uhr kamen wir in ein kleines unbedeutendes Städtchen, wo wir von Neuem unſern Wagen ſchmieren ließen, damit er dem Pferde nicht ſo ſchwer werde und kein ſo fürchterliches Knarren verurſache.

Gegen 3 Uhr Nachmittags langten wir in Birlad an, und ich nahm meine Wohnung bei den deutſchen Apothekern, die während meines Aufenthalts mir Freunde geworden waren. Mit herzlicher Freude empfingen ſie mich, boten mir ihr Haus zum Nachtquartier an und erzählten mir, daß man noch am vergangenen Tage verſucht habe, ſie aus ihrem Hauſe zu werfen und daſſelbe in ein Lazareth umzuwandeln, was jedoch durch die kräftige Fürſprache der Bojaren, die ſich für ſie ins Mittel geſchlagen, verhindert worden ſei. Unwillkürlich dachte ich an meine Wohnung in Galatz, und düſtere Ahnungen ſtiegen in mir auf, die leider nur zu bald in Erfüllung gehen ſollten. Gegen Abend des andern Tages führte der Weg ſtundenlang durch Weinberge, in denen es von fröhlichen Menſchen wimmelte. Es war die Zeit der Weinleſe. Mit einbrechender Nacht erreichten wir ein Wirthshaus, das mitten in Weinbergen lag. Wir ſtiegen ab, traten in den dazu gehörigen Garten, während das Pferd ſein Futter erhielt, und labten uns an den herrlichen Trauben, deren wir ſo viele verzehren durften, als wir mochten. Nicht weit vom Hauſe ſtand ein großer hölzerner Trog, in welchen die Trauben geſchüttet und von den Gliedern der Familie mit den nackten Füßen ausgetreten wurden. Waren die Einen des Tretens müde, ſo ſprangen Andere in den Trog, ohne ſich zuvor die Füße zu waſchen, die von Schmutz und Ausſchlag ſtarrten. Wiewohl mir bei dieſem Anblicke aller Appetit verging, und ich nicht im Stande geweſen wäre, in der Wallachei noch einen Tropfen Wein zu trinken, ſo fragte ich doch den Wirth, was eine Watre (10 Maas) des Moſtes koſte, und erhielt zur Antwort: „Zwanzig Para!" (einen Groſchen). Ja der Wirth erbot ſich, uns das Faß Moſt, wenn wir es ihm abkaufen wollten, unentgeldlich bis nach Galatz zu fahren und es dort ſo lange zurückzulaſſen, bis es ausgetrunken ſei. Es iſt unglaublich, welch' eine Maſſe des edelſten Weines in jenen Gegenden erzeugt und wie beiſpiellos billig er verkauft wird. Kann z. B. Jemand mehrere Fäſſer entbehren und leiht zwei oder drei einem Weinbauer, ſo erhält er dafür eins derſelben mit Wein gefüllt zurück. Ich verließ den Weinberg, ohne von dem Moſte genoſſen zu haben, während ihn mein im Lande geborner und an die Weinbereitung gewöhnter Gefährte ſich trefflich ſchmecken ließ. Bei der Abreiſe bat ich um einige Trauben, und erhielt deren ſoviel, ohne daß man eine Bezahlung dafür nahm, daß ich ſie im Wagen nicht alle unterbringen konnte. Wir verließen unter herzlichem Dank das Haus und den Garten des freundlichen Wirths und brachten die Nacht in einem, ein Paar Stunden weiter gelegenen Dorfe zu. Mit Tagesanbruch erreichten wir Galatz. Aber wie beſchreibe ich meinen Schrecken, als ich vor dem Hauſe, welches mir der Bojar als Fabrik angewieſen hatte, Soldaten mit geſchultertem Gewehr auf- und abgehen ſah! Während meiner Abweſenheit war es in ein Magazin verwandelt worden, und die Stadt ſelbſt mit Soldaten ſo angefüllt, daß wir nur mit Mühe ein Nachtlager finden konnten. Da ſie, wie ich vernahm, den Winter daſelbſt bleiben würden, ſo war mit einem Male alle Hoffnung für mein Etabliſſement verſchwunden, und mir blieb nichts andres übrig, als das ſo ſchnell unnütz gewordene, erſt angekaufte Handwerkszeug, ſo wie das Pferd um den halben Preis zu verkaufen. Das zur Wagnerei ſelbſt nöthige Handwerkszeug, ſowie eine Hobelbank behielt ich zurück und ſuchte mir ein Schiff, um nach Konſtantinopel zu fahren. Bald fand ich ein ſolches, einen ſchönen Zweimaſter, unter dem Commando eines neapolitaniſchen Kapitäns, eines äußerſt artigen Mannes, mit dem ich mich durch einen italieniſchen Sprachlehrer, der bisher den Kindern der wallachiſchen Edelleute Sprachunterricht ertheilt hatte und das Deutſche ziemlich geläufig ſprach, verſtändigte. Ueber meine Perſon, ſo wie über mein Gepäck war er bereits in Kenntniß geſetzt, und als ich weiter mit ihm über die Verproviantirung einen Accord treffen wollte, ließ er mir durch den Dolmetſcher ſagen, er habe auf dem Schiffe verſchiedene Holzarbeiten zu fertigen, die ich beſorgen möchte; bei unſrer Ankunft in Konſtantinopel wollten wir uns gegenſeitig berechnen. Ich war mit dieſem Vorſchlage zufrieden und bereitete mich zur Abreiſe vor.

In der Frühe des nächſten Tages, an welchem das Schiff unter Segel gehen ſollte, begab ich mich zum Conſul, um meine Papiere in Ordnung bringen zu laſſen. Der dienſthabende Korporal ſagte mir, daß das Schiff heute noch nicht abſegeln könne, weil die Papiere des Kapitän noch nicht ausgefertigt ſeien, und ich ließ mich abweiſen. Mein Gepäck war bereits an Bord des Schiffes. Nachmittags ging ich wie gewöhnlich im Hafen ſpazieren und ſah der regen, mit dem Ein- und Ausſchiffen der Waaren beſchäftigten Menge zu.

Plötzlich faßte mich Jemand bei der Hand; es war ein Matroſe des neapolitaniſchen Schiffes, welcher mich eben ſuchte, da das Schiff in Bereitſchaft war abzuſegeln.

Der Kapitän verlangte mein Wanderbuch zu ſehen, ohne welches er mich nicht an Bord nehmen dürfe. Ich eilte auf der Stelle zum Conſul, es zu holen, und traf dort wieder mit dem Korporal zuſammen, der mich ſchon einmal abgewieſen hatte. Er that mir zu wiſſen, daß mich der Wagner, mit dem ich, um Werkzeug zu holen, nach Jaſſy gefahren, beim Conſul verklagt und daß ich nicht eher die Reiſe antreten könne, als bis ich ihn mit drei Dukaten für ſeine Verſäumniß entſchädigt habe.

Entrüſtet über ſolche unverſchämte Forderung, ſetzte ich dem Korporal auseinander, daß ich alle Bedürfniſſe der Reiſe aus meinem Beutel beſtritten, daß ich ferner das Pferd, ſowie das Werkzeug für mein Geld gekauft und es nun wieder mit Schaden habe verkaufen müſſen, daß ich alſo eher ein Recht hätte zu klagen, als jener; doch mit tückiſcher Ruhe erwiderte mir der Korporal, er müſſe mir, im Fall ich die drei Dukaten nicht zahle, mein Wanderbuch vorenthalten. „Wollen Sie indeſſen,“ fuhr er fort, „die Sache weiter ſuchen, ſo müſſen Sie morgen wiederkommen, da weder Ihr Kläger gegenwärtig, noch der Conſul zu Hauſe iſt. Unterdeſſen lichtet das Schiff, das bereits die Flagge aufgeſteckt hat, die Anker, und da es vielleicht das letzte iſt, welches bei der immer näher kommenden Zeit der Stürme das ſchwarze Meer befährt, ſo werden Sie Ihre Reiſe bis nächſtes Jahr verſchieben müſſen.“

Ich merkte ſogleich, daß ich in die Hände eines Betrügers gerathen war, der mit meinem undankbaren Reiſegefährten nach Jaſſy aus einer Karte ſpielte, und überzeugt, daß ich doch nichts ausrichten würde, ſelbſt wenn ich zum Conſul dränge, der ein Ruſſe und deſſen Dolmetſcher der Korporal war, ſo gab ich, wohl oder übel, dem Letzteren die drei Dukaten, doch nicht ohne ſein ſchändliches Betragen ſcharf zu rügen. Lächelnd nahm er das Geld in Empfang, und nach wenig Minuten war das Wanderbuch vom Conſul Argyropulo, den er ſo eben noch verläugnet hatte, ausgefertigt in meinen Händen, und ich eilte damit nach dem Hafen zurück, noch froh, ſo wohlfeilen Kaufs davon gekommen zu ſein. In der That wird in dieſem Lande der Werth des Menſchen nur nach dem Grade ſeiner Schlechtigkeit beurtheilt *). Betrüger und

---

*) Die Wallachen und Moldauer ſind keine Slaven, wie man oft annimmt, weil ſie faſt ringsum von ſlaviſchen Völkern umgeben ſind, ſondern Ureinwohner mit Abkömmlingen römiſcher Coloniſten gemiſcht, und deshalb mit den Bewohnern Mittelitaliens verwandter, als mit jedem andern Volke. Das ergiebt ſich auch aus ihrer Sprache, die ſogleich als eine Tochterſprache des Lateiniſchen erkannt wird. Aber wie ſehr entartet ſind dieſe Römer! Schier noch mehr als die Bewohner Roms ſelbſt, was viel heißen will. Die entarteten Neugriechen kämpften doch wenigſtens für ihre Abhängigkeit von der Pforte, den Wallachen iſt das nie eingefallen; ſie ſind elende Knechte erſt der Türken, nun der Ruſſen. Man kann ſich bitterer Betrachtungen nicht erwehren, wenn man die Enkel mit ihren Ahnen vergleicht. — Auch das benachbarte Beſſarabien, nur durch den Pruth von der Moldau geſchieden, iſt von Wallachen römiſchen Urſprungs bewohnt, und es bleibt immer auffallend, daß dieſe drei kleinen Länder von jenen ſlaviſchen Völkern, welche Jahrhunderte lang das mittlere und ſüdliche Europa überſchwemmten, gleich einer Oaſe unverſehrt und ihre Einwohner unvermiſcht geblieben ſind. Die Bevölkerung der Wallachei beträgt mehr als zwei Millionen Seelen, die der Moldau mehr als eine Million. Dieſe reizenden, fruchtbaren, vom herrlichſten Klima geſegneten Länder ſind, an einem Strome wie die Donau gelegen, ganz geeignet, die höchſte und edelſte Blüthe der Bildung und des Reichthums zu erlangen. Land- und Gartenbau, Viehzucht, Handel könnten hier betrieben werden, wie in keinem Lande der Erde. Sie könnten ein

Schurken ſind ſie alle, der Schlaueſte wird am meiſten geehrt. Rechtlichkeit und Tugend ſind Fabeln, die man kaum dem Namen nach kennt, und die man höchſtens verlacht. Es iſt ein äußerſt ſchmerzliches Gefühl, ein Land zu durchwandern, das, vom Schöpfer zu einem irdiſchen Paradieſe beſtimmt, von verderbten Menſchen zu einer Hölle gemacht worden iſt. Das iſt der Fluch des eiſernen Despotismus. Völker wie Individuen verderben, wenn ſie von roher Hand ihrer natürlichen Freiheit beraubt werden.

## Fahrt nach Konſtantinopel.

Frohe Fahrt. — Windſtille. — Das Schiff auf einer Sandbank. — Ein eigenthümliches Feuerwerk. — Das ſchwarze Meer. — Unnöthiger Schrecken. — Gräßlicher Sturm. — Harter Froſt. — Abermaliger Sturm. — Waſſermangel. — Schnelle und große Gefahr. — Schutz im Meerbuſen Burgas. — Zahlreiches Geflügel. — Der Bosporus. — Hohe Reize der Landſchaft. — Therapia. — Erſter Blick auf Konſtantinopel. — Galata, Scutari. — Der Hafen.

Ein ſonniger Herbſttag verſprach mir eine glückliche Reiſe. Mit ſehnſüchtiger Erwartung ſtand ich am Ufer des breiten, majeſtätiſchen Stromes, der aus Deutſchland kam, wie ich,

---

Paradies ſein. Der türkiſche Druck hat ſie zu öden Steppen gemacht. Unter ruſſiſcher Hoheit ſehen ſie wenigſtens einer beſſern Zukunft entgegen. D. H.

und gen Oſten zog, wie ich. Zum zweiten Male wollte ich mich ſeinen vaterländiſchen Wellen anvertrauen. Endlich trat ich Nachmittags 4 Uhr an Bord des Schiffes, und wenige Minuten ſpäter gab ein Kanonenſchuß das Zeichen zur Abfahrt. Es war der 22. October. Paſſagiere waren nicht viel; die Mehrzahl derſelben beſtand aus ſechs Slawoniern, einer ſchmutzigen, ziemlich häßlichen Menſchenſorte, die als Handelsleute in Konſtantinopel ich weiß nicht was für ein Glück machen wollten. Dafür war die Geliebte des Schiffskapitän, eine feurige Griechin, deſto reizender. Die Anker wurden gelichtet, und mit einem freudigen Lebewohl nahm ich Abſchied vom Lande. Meine Seele jubelte, mein Herz bebte vor Entzücken, es war meine erſte Reiſe auf einem großen Schiffe und wie ganz anders als die, welche ich von Wien bis Peſth auf einem Boote gemacht hatte! Ein günſtiger Wind blähete die Segel des Schiffes, das ſanft ſchaukelnd über die Wellen dahin tanzte, und zu beiden Seiten flogen die Ufer mit den darauf liegenden Ortſchaften an meinem trunkenen Auge vorüber; ich konnte mich nicht ſatt ſehen an dem wunderherrlichen Schauſpiele. Mit einbrechender Nacht wurde das Schiff vor Anker gelegt und die Matroſen hielten einer nach dem andern Wache bis zum anbrechenden Morgen, wann es wieder rege und lebendig auf dem Verdeck ward. Ich hatte köſtlich in meiner Hängematte geſchlafen und trat mit der roſenfarbenſten Laune unter die Leute. Aber ich erſchrak; denn hier gab es lauter lange und verdrießliche Geſichter, und mein neapolitaniſcher Kapitän fluchte was weniges theils laut, theils leiſe in verſchiedenen europäiſchen Sprachen. Der Wind hatte ſich nämlich gänzlich gelegt, die Donau war glatt wie ein Spiegel, und an ein raſches Fortkommen nicht mehr zu denken. Um nur einigermaßen von der Stelle zu rücken, mußten die ans Ufer ausgeſetzten Matroſen das Schiff von dort aus mit großer Anſtrengung an langen Stricken nach ſich ziehen. So langweilig dies den Andern ſein mochte, ſo angenehm war es für mich, denn ich ſah den Tag über wohl zwanzig Schiffe der verſchiedenſten Nationen, darunter auch einige türkiſche, welche auf eben dieſe Weiſe, wie das unſrige, nur mit noch mehr Beſchwerde, ſtromaufwärts vor meinen Augen vorübergezogen wurden. Der Zuruf der Türken: Hisa josa! Hisa josa! womit ſie ſich einander zur Anſtrengung befeuerten, war eine Art Wechſelgeſang mit angenehmer, klagender Melodie, wie ich ihn noch nie gehört hatte, und weit angenehmer, als das langweilige Gatsch, gatsch, Dihre, dihre, was ſich unſere Matroſen aus voller Kehle zuſchrieen *).

---

*) Schon zwei Jahre ſpäter, als ich die Donaufahrt nach Konſtantinopel machte, flogen Dampfſchiffe von der Hauptſtadt Oeſterreichs bis zur Hauptſtadt der Türkei, und man legt jetzt dieſe ungeheure Strecke in 15 bis 16 Tagen zurück. Dieſe Dampfſchifffahrt iſt von einer Wichtigkeit, deren Größe wir nicht zu ahnen vermögen, denn ſie ragt unabſehbar in die Zukunft hinein. Sie wird allen an der Donau und am ſchwarzen Meere gelegenen Ländern, die bisher Leichen glichen, neues Leben einhauchen und ihre Entwickelung zu Kraft und Selbſtſtändigkeit raſch befördern. Dieſe Dampfſäulen werden Funken unter die ſchlafenden Völker ſchleudern, ſie erwecken und ihre Herzen in Brand ſetzen. Mit den ſchönen Worten des trefflichen Dichters Franz Dingelſtedt, die er in poetiſcher Vorſchau an das Dampfſchiff auf dem Rhein richtet, möchte man mit noch größerem Rechte das Dampfſchiff der Donau begrüßen:

Stern einer neuen Zeit! Sei mir willkommen!
Du gehſt zur richtigen Minute auf.
Heran mit deinen Wundern komm geſchwommen,
Entgegen dem gewohnten Wellenlauf;
Erwecke ſie, die hier am Ufer träumen,
Und reiß' ſie fort mit deiner Räder Kraft!
Ja brauſen muß, wie du, die Zeit und ſchäumen,
Eh' ſie den neuen Geiſt lebendig ſchafft!

Indeſſen hatte der Kapitän meine Hände in Anſpruch genommen und mir mit Winken und Fingerzeigen die Arbeit angewieſen, die ich auf dem Schiffe verfertigen ſollte; ſie war bald und zu ſeiner Zufriedenheit vollendet. Wir waren jedoch an dieſem Tage nicht weit vorgerückt und landeten mit einbrechender Nacht bei einem kleinen am Ufer gelegenen Dorfe.

Am dritten Tage hatte ſich der Wind wieder etwas erhoben und unſer Schiff fuhr durch einen ungeheuern Schilfwald, der ſich an beiden Ufern des Fluſſes meilenweit ausbreitete und von wilden Schweinen ſo bevölkert war, daß wir oft ganze Heerden erblickten. Um 12 Uhr Nachmittags hatten wir das Unglück, auf eine Sandbank zu gerathen, auf welcher das Schiff, das nur 12 Fuß im Waſſer ging, ſitzen blieb. Da der Waſſerſtand, ſoweit der Kapitän den Grund unterſuchen ließ, nur 10 bis 11 Fuß betrug, ſo blieb kein anderes Mittel, das Schiff wieder flott zu machen, übrig, als einen Theil ſeiner Fracht auszuladen, um es auf dieſe Weiſe zu heben. Sogleich wurde der Waizen, womit es befrachtet war, in Böten an das Ufer geſchafft, wo er einen ſo beträchtlichen Haufen bildete, daß ihn wohl zehn Geſpann Pferde nicht hätten fortbringen können. Das ſo erleichterte Schiff hob ſich allmählig und gleitete langſam über einige flache Stellen hinweg. Unterdeſſen hatte der Lootſe den Waſſerſtand mit einer langen Stange ringsum unterſucht und ließ das Schiff wieder anhalten, als er jegliche Gefahr vorüber glaubte. Sodann wurde der Waizen mittels der großen Barke wieder in den Schiffsraum gebracht; und ſo verging der dritte Tag, deſſen Abend die Schiffsmannſchaft von den unaufhörlichen Anſtrengungen ermüdet fand.

Am Morgen des vierten Tages fuhr der Lootſe in einer kleinen Barke voran, um zu verhüten, daß wir abermals auf eine Sandbank geriethen, was ohne ihn leicht möglich geweſen wäre, da der Waſſerſtand an beiden Ufern des Fluſſes ungleich war. Das Schiff folgte langſam nach, und ſo war auch endlich der vierte Tag vergangen, an welchem wir nichts geſehen hatten, als die mit Rohr und Gebüſch bewachſenen Ufer und einige Schiffe, die grüßend an uns vorbeifuhren. Mit Anbruch des Abends landeten wir abermals, und ich ſtieg mit den ſechs ſlawoniſchen Handelsleuten ans Land. Um uns eine Unterhaltung zu machen, ſchnitten wir einen großen Haufen dürren Rohres ab, zündeten es an und hatten die große Freude, zu ſehen, wie der Wind unſere Arbeit unterſtützte und die Flammen vor ſich hertrieb, ſo daß bald eine große Strecke des Ufers einem wogenden Feuermeere glich. Die bewegten Flammen überglänzten weit hin den dunkeln Strom mit magiſchem Glanz und warfen ſelbſt an den Nachthimmel einen rothen Widerſchein. In der That ein impoſantes, prächtiges Schauſpiel und einer beſſern Veranlaſſung würdig, als die war, welche es ins Leben gerufen hatte! In ſtaunender Betrachtung des Feuers brachten wir einen großen Theil der Nacht am Ufer zu und kehrten erſt ſpät auf das Schiff zurück, um es auch von dort anzuſehen und dann unſere Betten zu ſuchen.

Der fünfte Tag unſerer Reiſe war ein Sonntag. Die ganze Schiffsmannſchaft war auf dem Verdecke, um das ſchwarze Meer zu ſehen, deſſen Nähe uns ſchon ſeit 8 Uhr ein gewaltiges donnerähnliches Brauſen verkündigte. Mein Herz bebte vor innerer Freude, und doch mußte ich meine Sehnſucht noch volle zwei Stunden bezähmen. Erſt gegen 10 Uhr erreichten wir die Mündung des Fluſſes, und der langerſehnte Anblick bot ſich meinem Auge dar. Ich war überraſcht und erſtaunt und blieb, von freudigen wie wehmüthigen Gefühlen ergriffen, eine Zeit lang verſunken in das Anſchauen der dunkeln Meereswogen, die ſich nur ſpät und widerſtrebend mit dem hellen Waſſer der Donau vermiſchen. Unweit der Einmündung derſelben in das Meer, an einer Stelle, wo eine kleine ruſſiſche Niederlaſſung, die Suline genannt, lagen mehrere Schiffe, die theils auf günſtigen Wind warteten, theils wie wir, ihre Fracht in kleinere Schiffe ausladen mußten, die hierzu ſchon bereit lagen, da größere von der Donau aus, die an ihrem Ausfluſſe nur 9 Fuß tief iſt, nicht ſogleich auf das hohe Meer hinausfahren können. Mit dieſer Umladung wurden wir mehrere Tage aufgehalten, ehe unſer Schiff ſo weit erleichtert war, daß es nach dem Meere gezogen werden konnte. Da es jedoch wegen Klippen und Untiefen nur mit großer Vorſicht zu befahren iſt, ſo erhielten wir am 29. October Nachmittags 4 Uhr von der Suline aus einen ruſſiſchen Piloten, der mit den gefährlichen Stellen im Meere bekannt war. Dieſer ſtellte ſich auf das Vordertheil unſeres Schiffes und führte von da herab das Commando über zwei kleine Barken, die vorausfuhren, deren eine mit ruſſiſchen, die andere mit unſern Matroſen angefüllt war. Plötzlich — wir waren noch keine halbe Stunde vom Lande entfernt — erhält das Schiff einen ſo heftigen Stoß, daß die Planken deſſelben erdröhnen. Alle Geſichter ſind erbleicht; der Schrecken ſchüttelt die Mannſchaft, und zagend ſuchen die Blicke den Kapitän. Plötzlich ſtürzt dieſer mit ſeiner Geliebten aus der Kajüte, ſchreiend: „Das Schiff iſt verloren!“ Das Blut ſtockt in meinen Adern, ich bin meiner Sinne kaum mächtig. Ein Laut des Entſetzens, der Todesangſt tönt in verſchiedenen Variationen über das Verdeck; die Geliebte des Kapitän ringt jammernd die Hände; ſeine Züge ſind entſtellt, ſein Mund verzerrt, und wohin ich blicke, treten mir Todesangſt, Entſetzen und dergleichen haarſträubende Empfindungen auf den Geſichtern entgegen. Das Schiff ſaß auf einem Felſen feſt. Hätte der Wind mehr geſtürmt, ſo wären wir wirklich verloren geweſen. Die Gefahr war ſehr groß. Alle Anſtrengungen, uns flott zu machen, waren vergebens, und es blieb zuletzt kein andres Mittel übrig, als einen Anker rückwärts gegen die Mündung der Donau ins Meer zu werfen und das Schiff loszuwinden, was nach vielen verunglückten Verſuchen und nur mit unſäglicher Mühe endlich ins Werk geſetzt wurde. Bei näherer Unterſuchung ergab ſich, daß das Schiff keinen Schaden gelitten hatte, und wir vergeblich bemüht worden waren, ſo ſehr zu erſchrecken. Wir ſegelten nun lachend weiter, um die Barke mit dem ausgeladenen Getraide einzuholen, die eine bedeutende Strecke voraus war, und erreichten ſie erſt gegen Abend. Sie wurde an das Schiff gehängt und das Getraide wieder an ſeine frühere Lagerſtätte gebracht. Um 10 Uhr verließ der Pilot unſer Schiff, und bei einem leichten Winde, der die Wellen nur mäßig bewegte, glitten wir hinaus auf die hohe See. Ich hatte meine Hängematte geſucht und träumte mich mit wachem Auge in die Tage meiner Kindheit zurück. Wie damals von der Hand der beſorgten Mutter, ſo wurde ich auch jetzt in einen ſanften, ſüßen Schlaf gewiegt, der mich die ganze Nacht hindurch nicht verließ. Freudig begrüßte ich am andern Morgen das Meer und die aufgehende Sonne, die ſeine dunkeln Waſſer mit ſchrägen Strahlen überglänzte. Aber Niemand auf dem Schiffe wollte meine Freude theilen. Schweigend gingen die Matroſen an ihre Arbeit, ſchweigend deuteten ſie mir, der ich befremdet fragte, nach dem ſich am Himmel aufthürmenden Gewölk, und je größer und ſchwärzer die Maſſe deſſelben, deſto ernſter und düſtrer wurden ihre Geſichter. Mit einem Male erhob ſich Nachmittags gegen 4 Uhr ein ſo gewaltiger Wind, daß wir in einer Stunde 11 Seemeilen zurücklegten. Das Meer wurde immer unruhiger, und ſchon gingen die Wellen ſo hohl, daß wir bald hoch empor geſchnellt, bald tief hinabgeſchleudert wurden, eine Bewegung, der ich keinen ſonderlichen Geſchmack abzugewinnen vermochte, zumal man dabei durchaus nicht ſicher auf den Beinen war. Mit einem Worte: es war mir und allen nicht wohl zu Muthe bei der Sache. Die bald hereinbrechende finſtre Nacht vermehrte unſre Angſt, denn nun begann erſt der Sturm in ſeiner ganzen Kraft zu wüthen. Mit dem Krachen der Seitenwände und der Maſten des Schiffes, mit dem Heulen des Sturmes im Takelwerke, mit dem von gräßlichen Blitzen — die ſo raſch auf einander folgten, daß der Himmel ſtets in Flammen ſtand — hervorgerufenen, unaufhörlich rollenden Donnerſchlägen miſchte ſich der Angſtruf der Matroſen und die jammernden Klagetöne der Slawonier, die auf den Knieen beteten: „Heilige Maria, Mutter Gottes, bitte für uns arme Sünder jetzt und in der Stunde unſeres Abſterbens, Amen.“ Die Geliebte des Kapitän ſtieß ruckweiſe ein herzzerreißendes Jammergeſchrei aus. Mir gegenüber grölte ein Matroſe, der auf der andern Seite in einem Bette krank lag, die furchtbarſten Flüche. Lauter ſehr unangenehme Laute und gar nicht geeignet, einem frohen Muth zu machen. Ich betete aus Herzensgrund im Stillen manchen guten Spruch. Aber weder den frommen noch den Läſterworten wollte der Sturm weichen, vielmehr wurde er immer ſtärker und die Angſt immer größer. Da ſich der Wind gedreht hatte, ſo mußte auch das Schiff nach ihm gedreht werden. Dadurch ſtürmten die Wellen mit erneuter Kraft gegen die Seitenwände und warfen das Schiff wie einen leichten Ball bald hinüber bald herüber, ſo daß zuweilen die Maſten die Fluth berührten. Durch einen der gewaltigen Stöße war der kranke fluchende Matroſe aus ſeinem Bette geworfen worden und betete nun mit den händeringenden Slawoniern um die Wette, worüber ich trotz der gefährlichen Situation lachen mußte. In ſolchen Augenblicken, glaube ich, würde auch der Ungläubigſte und Gottloſeſte ſeine Zuflucht zum Gebete genommen haben.

Die Verheerung, die der Sturm auf dem Schiffe angerichtet hatte, war fürchterlich. Kiſten und Ballen lagen in bunter Verwirrung durcheinander, die Kanonen hatten die Seitenwände des Verdecks auf das Meer geſtoßen, und die Waſſerfäſſer waren aus ihren Schlingen losgeriſſen und ſchwammen theils ſchon im Meere, theils rollten ſie mit offenem Spunde auf dem Verdeck umher. Mitunter ſchlugen die Wellen über das Verdeck und füllten alle Räume des Schiffes ſo mit Waſſer, daß es dem Verſinken nahe wahr. Nur mit Mühe konnte es durch fortwährendes Pumpen davon gerettet werden. Keiner von uns Paſſagieren durfte mehr auf das Verdeck; wir wurden in eine Vorderkammer verwieſen, die ſonſt gewöhnlich den Matroſen zum Aufenthalt diente. Hier waren wir jedoch vor der Gefahr zu ertrinken eben ſo wenig geſichert, denn die Gewalt der Wellen hatte den Deckel, der über dem Eingange lag, mehrmals hinweggeriſſen, ſo daß das Waſſer, ſo ſtark es nur konnte, auf uns herabſtürzte. Doch hatten die Matroſen den Eingang ſogleich wieder gut verwahrt. So ging dieſe zweite fürchterliche Nacht zu Ende. Ich hatte mich in mein Schickſal ergeben und war am Ende gleichgültig geworden gegen den Jammer und das Elend der Slawonier, die gleich mir weder gehen, ſtehen noch ſitzen konnten, ſondern wie todt am Boden lagen und nichts von ſich zu wiſſen ſchienen. Zu ihrer Angſt war noch die Seekrankheit gekommen, die ſie fürchterlich plagte, während ich von ihr nur am zweiten Tage und in einem geringen Grade befallen wurde. Endlich ſchien das Bombardement der Wellen und das Sauſen des Sturmes in den Maſten etwas nachzulaſſen, ſo daß man wieder ein Commandowort verſtehen konnte. Der Tag war angebrochen und der Himmel licht.

Ein leiſes Dankgebet bebte von meinen Lippen zu dem Allmächtigen, deſſen Hand mich aus Sturmesnoth und Drang gerettet; dann eilte ich auf das Verdeck. Alle Hände waren noch beſchäftigt, das Waſſer aus den Zimmer der Kajüte zu ſchöpfen und das Schiff wieder auszubeſſern. Es ſah aus, als wenn es ſo eben in einer Seeſchlacht mitgekämpft hätte, und wäre es nicht von ſo guter, dauerhafter Bauart und ſeine Mannſchaft ſo unermüdlich thätig geweſen, wir wären doch am Ende untergegangen. So waren wir gerettet und begrüßten mit inniger Dankesfreude die Sonne, die eben in aller Pracht aus dem Schoße des Meeres emporſtieg und es mit ihren Strahlen vergoldete. Mit einer, wie es ſchien, der unſrigen gleichen Freude ſpielten um unſer Schiff Schaaren von Delphinen und ragten oft mit ihrem halben Leibe über die Wellen. Dieſe Fiſche, **10 bis 12** Fuß lang und von dunkler Farbe, laſſen ſich nur nach großen Stürmen ſehen und folgen Tage lang ſpielend dem Schiffe nach, vorzüglich wenn Muſik auf demſelben iſt, die ſie, ſowie die Geſellſchaft der Menſchen, ſehr zu lieben ſcheinen. Auch zeigte man mir auf dem Verdecke fliegende Fiſche, die während der Stürme des Nachts auf daſſelbe geweht worden waren.

Das Schiff war durch den Sturm ganz und gar von ſeinem Cours abgekommen und um fünf bis ſechs Tagereiſen zu weit nordöſtlich getrieben worden, und der Kapitän verſicherte, daß wir die Halbinſel Krim in nicht großer Entfernung zur Linken hinter uns hätten. Um unſre Geduld noch mehr zu prüfen, gelangten wir nur langſam vorwärts, die Witterung wurde von Tag zu Tag ſchlechter, Regen und Schnee wechſelten mit einander, und eines Morgens war das Tauwerk voller Eiszacken und alle Seile und Stricke wie verglaſt, wodurch die Arbeit den Matroſen ſehr erſchwert wurde. Doch nach einigen Tagen trat wieder gelindere Witterung ein, wir erhielten andern Wind, der aber bald ſo ſtark ſtürmte, daß wir um 150 Seemeilen öſtlich verſchlagen wurden und eher in Kaukaſien als in Konſtantinopel zu landen glaubten. So befuhren wir faſt das ganze ſchwarze Meer, aber wahrlich nicht zu unſerem Vergnügen. Der Wind wurde denn auch nach kurzer Friſt wieder günſtiger, ſo daß wir das Verſäumte wieder einzuholen hoffen durften. Der erſte Sturm hatte, wie ich ſchon erzählt habe, einen großen Theil der Waſſerfäſſer zertrümmert oder ins Meer geworfen, ſo daß Waſſermangel eintrat, der bald ſehr fühlbar wurde. Ueberdies litten die Slawonier, die für die Beköſtigung ſelbſt Sorge getragen hatten, die drückendſte Noth an allen Lebensbedürfniſſen und konnten nur mit großer Mühe und vielem Gelde das Nöthige zu ihrem Lebensunterhalte vom Kapitän erhalten. Bald fehlte uns das Waſſer zum Kochen gänzlich und unſre Portionen zum Trinken wurden ſo klein, daß wir uns kaum den Gaumen damit befeuchten konnten. In dieſer Noth ſah ſich der Kapitän gezwungen, ſelbſt vom Cours abzugehen und ganz weſtlich zu halten, auf den Balkan zu, deſſen Spitzen uns zu Führern dienten, um in einem der kleinen Buſen unterhalb des Gebirges zu landen und eine Quelle zu ſuchen, an der wir unſere Fäſſer füllen könnten. Bald erblickten wir an der Küſte des Kaps Baglar ein Dorf. Hier war es ziemlich Windſtille und die Wellen gingen nicht ſo hoch, wie weiter draußen auf dem Meere, denn wir lagen unter dem Winde, der vom Balkan herüberwehte, und ſo wurde vor Anker gelegt und die Boote ausgeſetzt. Kaum aber war dies geſchehen, als der Wind ſich abermals drehte und das Schiff mit ſolcher Gewalt umherſchleuderte, daß wir abermals unſern Untergang vor Augen hatten. Ehe noch der Anker gelichtet werden konnte, war die Winde, an welcher er durch ein acht Zoll ſtarkes Tau befeſtigt war, zerbrochen, das Tau mußte gekappt und der Anker im Meere gelaſſen werden, um nur das Schiff ſchnell zu retten, das an einer Klippe des benachbarten Landes zu ſcheitern in der größten Gefahr war. Das Alles ging ſo raſch und eilig, daß wir kaum Zeit hatten, uns zu ängſtigen. Zwar die Slawonier unterließen auch jetzt nicht, zu jammern und zu beten, weil ſie der feſten Ueberzeugung lebten, es habe ihnen aus den früheren Nöthen geholfen. Das Mittel hatte ſich bewährt, wer konnte es ihnen verdenken, wenn ſie es wiederholt in Anwendung brachten?

Wenn ſpäter der Kapitän an den Verluſt ſeines großen Ankers dachte, rang er jammernd die Hände.

Nachmittags gegen 4 Uhr gelangten wir im Meerbuſen Burgas zu einer Inſel, auf der eine Windmühle und mehrere bewohnte Häuſer ſtanden. Da wir hier keinen Sturm zu beſorgen hatten, legten wir das Schiff in der Nähe derſelben abermals vor Anker und ſtiegen an das Land. Unweit der Küſte lagen einige Ortſchaften, in welchen wir nicht nur Waſſer, Wein und andere Lebensbedürfniſſe, ſondern auch Holz erhielten, um die zerbrochene Ankerwinde wieder herſtellen zu können. Während ich mit der Ausbeſſerung derſelben beſchäftigt war, überließen ſich die Andern den Freuden des Fiſchfangs und der Jagd. Ich muß geſtehen, noch nie in meinem Leben ſo viel Vögel beiſammen geſehen zu haben, als hier. Der Meerbuſen war im vollſten Sinne des Worts mit ihnen überzogen. Es waren meiſtentheils wilde Gänſe, Enten und Seemöven, die von den Einwohnern gaſtfreundlich aufgenommen und geduldet zu ſein ſchienen. Nur zur Zeit der Ausſaat und Ernte machen ſie Jagd auf ſie, um ſich die zudringlichen Gäſte von ihren Aeckern fern zu halten.

Nach drei Tagen war ich mit meiner Arbeit ſo weit fertig, daß wir wieder unter Segel gehen konnten. Es war anfänglich der Wille des Kapitän, zurückzugehen, um den verlorenen Anker zu ſuchen, doch gab er bald ſeinen Plan auf, da der Wind conträr war. Weit günſtiger wehte er uns zur Fahrt nach Konſtantinopel; und fröhlich richteten wir dorthin unſern Lauf. Es war der angenehmſte Tag, welchen ich auf dem ſchwarzen Meere verlebt. Während der ganzen Fahrt blieben uns rechts immer das Land und die hohen Balkangebirge vor Augen, links — es war Nachmittags gegen 4 Uhr — konnten wir bald über dreißig größere und kleinere Fahrzeuge zählen, die mit uns dem Bosporus zueilten. Wir traten endlich in die ruhige Strömung dieſer berühmten Meerenge, die einſt eine Weltſtraße werden wird, durch welche der Handel aus dem Herzen Deutſchlands und Rußlands nach dem Süden und Oſten Europas ſeine Dampfſchiffe jagen wird, wenn die im ſchweren Schlafe langer unwürdiger Knechtſchaft erſtarrten Völker erwacht ſein werden und das erblaßte Geſtirn des Halbmonds gänzlich untergegangen ſein wird. Die mit Schlöſſern, Dörfern, ſchroffen rieſigen Felſen und ſchattigen Hainen höchſt maleriſch gezierten beiden Küſten der Meerenge entzückten mich im hohen Grade. Ich war trunken vom Anſchauen und mein Auge irrte von Europa nach Aſien und ſprang von Aſien nach Europa, die ſich hier die Hand bieten. Obwohl unſer Schiff ſchnell wie ein Vogel die Fluthen durchſchnitt, ſo konnten wir doch Konſtantinopel bei Tage nicht erreichen, und mußten noch einmal bei Therapia vor Anker gehen. Es war am 23. December 10 Uhr Abends, als er vom Schiffe aus zum letzten Male in das Meer rollte, und ich dankte mit Inbrunſt Gott, daß er mich glücklich hieher geführt. (Ich hatte mir vorgenommen, nie wieder zur See zu gehen.) So waren jetzt mit einem Male die Gefahren und alles Ungemach der 64tägigen Reiſe auf dem ſchwarzen Meere, die man ſonſt bei günſtigem Winde von der Einmündung der Donau bis nach Konſtantinopel in 5 Tagen zurücklegen kann, vergeſſen, und ich gab mich ſorglos dem Schlummer hin, der mich bald in ſeine Arme nahm.

In der Frühe des andern Morgens erwacht und auf das Verdeck geeilt, wußte ich nicht, wie mir geſchah, ſprachlos vor Bewunderung und Entzücken der Staunendſte unter den Staunenden über den unvergleichlich reizenden Anblick, der ſich von allen Seiten darbot. Ich wollte meinen Augen nicht trauen, denn ich glaubte mich über Nacht in das Land der Wunder verſetzt. Und doch ſtand ich mitten in der Wirklichkeit auf der Grenze zwiſchen Europa und Aſien, und allmälig gewöhnte ſich mein Auge an die Herrlichkeit, die es ſchaute, und das ſtumme, ſprachloſe Entzücken meines Herzens löſte ſich in lautem Jubel. Feenhaft lieblich ſpiegelten ſich die am Rande des Bosporus gelegenen Schlöſſer und Paläſte in der klaren Fluth, die tauſend größere und kleinere Fiſcherbarken und Kaiken belebten, in welchen reichgekleidete Türken von einem Ufer zum andern fuhren. In den am Ufer gelegenen, mit Kiosken und Paläſten geſchmückten Gärten blüheten Gebüſche von Monatsroſen, die ihren Duft weit umher verbreiteten und in dem dunkeln Laube der Orangenbäume reiften goldene Früchte. Von den Bergen, an welchen die Vorſtädte erbaut ſind, grüßten die Friedhöfe der Türken mit ihren dunkeln Cypreſſen und weißen Leichenſteinen wehmüthig herab. Hier haftet mein Auge an einem Schloſſe, von deſſen Wällen die Mündungen der Kanonen herabdrohen, dort an einem Landhauſe, das, umgeben von der üppigſten Vegetation, ein Gemälde bildet, deſſen Reize über alle Schilderung erhaben ſind, und meine Seele jauchzt bei dem Anblicke der Hunderte von Schiffen der verſchiedenſten Nationen, die dem unvergleichlich ſchönen, von romantiſchen Gefilden umgürteten Hafen zueilen oder aus demſelben auslaufen. Weiter hin, vom blauen, durchſichtigen Dufte der Ferne umzogen, winkt die Wunderſtadt auf ihren ſieben Hügeln, deren erhabene, zahlreiche Moſcheen mit ihren hohen ſpitzen Minarets über die tauſende in bunter Farbenmiſchung zu ihren Füßen liegenden Gebäude emporragen und in deren vergoldeten Kuppeln und Halbmonden ſich die Strahlen der Morgenſonne brechen. Ueberall in der Nähe und Ferne ein unendlicher Zauber der Natur, die hier in ewiger Jugendfülle und Schönheit prangt, und in meinem Herzen nur ein Gedanke, daß es auf Erden kein zweites Stambul giebt. So ſtand ich am erſten Weihnachtsfeiertage auf der Grenze zweier Welttheile, den Blick auf die Zauber der Gegend gerichtet, die ich als das ſchönſte Geſchenk anſah, das der Schöpfer der Erde beſcheert.

Etwa gegen 10 Uhr, nachdem ich alle Reize der mich umgebenden Natur in mein Herz geſogen, wurden die Anker gelichtet, um in den Hafen von Konſtantinopel einzulaufen. Wir hatten nicht ganz günſtigen Wind und mußten daher bald hinüber, bald herüber ſegeln, wodurch wir ſechs volle Stunden brauchten, ehe wir durch die Vorſtädte nach der eigentlichen Hauptſtadt gelangten; gerade ſo viel Zeit braucht auch ein tüchtiger Fußgänger, wenn er von Therapia aus zu Lande die Stadt erreichen will. Mir verſtrichen dieſe Stunden ſchnell und angenehm, und kein Schlaf wäre mir in die Augen gekommen, auch wenn der Tag noch einmal vierundzwanzig Stunden gedauert hätte. Jeden Augenblick gingen neue und ſchönere Scenen an meinen Blicken vorüber, bald die Paläſte des Sultans und der Großen ſeines Reichs, bald die einfachen Kaiken der Fiſcher, die pfeilſchnell an einander vorbeiglitten, bald die vergoldeten und prächtig geſchmückten reicher und vornehmer Türken, die ſich zum Vergnügen auf dem Kanale herumfahren ließen. Zuweilen fährt der Großſultan, namentlich an jedem Freitage, in einem prachtvoll geſchmückten Boote nach Galata in die Moſchee, die nächſt der Sophien-moſchee die prächtigſte der Hauptſtadt iſt. Und obgleich der Kanal, der die Stadt von der Vorſtadt trennt, ziemlich breit iſt, ſo geſchieht die Fahrt doch ſo ſchnell, daß, wenn er kaum den Fuß in die ſchön gemalte Kaike geſetzt hat, dieſe ſchon bei Galata unfern des Arſenals unter dem Donner der Kanonen landet. Die ſchon erwähnten Landhäuſer der Türken liegen meiſt auf der reizenden Küſte Aſiens. Auch die Stadt Scutari mit ihren großen, weißen Kaſernen und ihren glänzenden Häuſern lacht von Aſien aus einem Walde von Platanen und Cypreſſen freundlich herüber. Eine dieſer Kaſernen, die der Sultan auf Befehl Napoleons erbaut haben ſoll, ſieht dem herzoglichen Reſidenzſchloſſe zu Gotha ſo ähnlich, daß ich mit einem Male mich in mein Vaterland zurück verſetzt glaubte. Unweit davon befindet ſich auch die prachtvolle Sommerreſidenz des Sultans, durch deren unzählige Fenſter man in das Innere ſehen kann. Es iſt ein ungeheures Gebäude in italieniſchem Styl mit einem platten, durch vergoldete Bruſtwehren verdeckten Dache, und rings um das Gebäude herrſcht, wenn der Sultan es gerade bewohnt, das regſte, geſchäftigſte Leben. Von da aus konnte man erſt das eigentliche Konſtantinopel ſehen. Links von uns erblickten wir das Marmormeer, rechts die Vorſtädte Galata und Pera. An den Thürmen der Vergeſſenheit und an dem Leander- oder Mädchenthurm, Kis-Kuleſi, wie ihn die Türken nennen, vorüber, gelangten wir 4 Uhr Nachmittags zu dem Hafen, in welchem wir erſt einlaufen konnten, nachdem die Kaike, die uns anhielt, unſere Päſſe und Papiere richtig befunden hatte. Der Anblick des Hafens, in und vor welchem die Schiffe faſt aller europäiſchen Nationen vor Anker lagen, iſt bezaubernd und ſoll auf Erden ſeines Gleichen nicht weiter haben. Eine ungeheure Thätigkeit herrſchte in demſelben und wie Hütten neben Paläſten, ſo hielten tauſend kleine Kaiken an den großen Kriegs- und Kauffartheiſchiffen, die ſie mit Vorräthen und Lebensmitteln verſorgten. Eine derſelben nahm auch mich auf und brachte mich zu meiner großen Freude an das feſte Land. Ich war wie betrunken, als ich daſſelbe betrat, und ſchwankte lange Zeit von einer Seite zur andern, ehe meine Füße, an die ſchaukelnden Bewegungen des Schiffes gewöhnt, wieder feſten Halt auf dem Boden faſſen konnten.

## In Konſtantinopel.

Das Innere von Galata. — Der Thurm Bujuk-Kuli. — Bukareſtiſcher Schmutz. — Eßwaaren. — Das Hundeheer. — Das Innere von Pera. — Judenkneipe. — Audienz beim Großvezier. — Großmuth des neapolitaniſchen Schiffskapitäns. — Arbeit im Arſenal und eignes Wohnhaus. — Unterhandlung mit dem Großvezier. — Das Innere der Stadt. — Conſumtion. — Laſtträger. — Nothwendiger Beſitz einer Laterne. — Ein Kaffeehaus. — Feuerlärm. — Der Großſultan Mahmud der Zweite und ſeine Frauen. — Spazierfahrten der Frauen. — Berauſchte Soldaten. — Die Begräbnißplätze. — Fahrt an die aſiatiſche Küſte. — Der Firman. — Abreiſe von Konſtantinopel.

Gleicht Konſtantinopel, vom Bosporus aus geſehen, einem lebenden Mährchen aus Tauſend und einer Nacht und wirkt es bezaubernd aus der Ferne auf das Gemüth des Beſchauers, ſo gleicht es in der Nähe einer verweſenden Leiche und macht einen widrigen, niederdrückenden Eindruck auf ſeinen Beſucher. Er iſt mit einem Male enttäuſcht, und die grellſten Gegenſätze von dem, was er früher mit Staunen und Bewunderung geſehen, treten ihm hier entgegen, ſtatt des Goldes: Schmutz, ſtatt der Herrlichkeit: Lumpen und Elend. Ich hatte mich gefreut auf die innere Schönheit der Stadt, deren äußere Reize ſich mir einen ganzen Tag lang dargeboten hatten, aber wie ſtaunte ich, als ich meinen Fuß in das ſchmutzige Galata ſetzte! Es zieht ſich bis an den Hafen herab und iſt mit einer Mauer umgeben, aus welcher zwölf Thore herausführen. Die Straßen ſind uneben, holpericht und ſchmutzig, die Häuſer meiſt klein und aus Holz erbaut. Ueber ſie ragt der Thurm von Galata (Bujuk-Kuli) weit in die Höhe, von welchem herab man die ſchönſte und umfangreichſte Ausſicht über die Stadt und den Bosporus genießen ſoll. Zu Folge einer Sage ſoll dieſer Thurm von einem Armenier erbaut worden ſein, der wegen Betrügereien im Handel vom Sultan zum Tode verdammt, die Wahl hatte, ſein Leben zu verlieren oder den Thurm zu bauen. Er wählte das Letzte und ſetzte dabei ſein ganzes Vermögen zu. Der Sultan ließ auf dem Thurm, wahrſcheinlich auf Anregung der fremden Geſandten, eine Schlaguhr, die erſte und einzige in der ganzen europäiſchen Türkei, anbringen.

Während ich von einer engen und ſchmutzigen Straße zur andern wanderte, konnte ich mich nicht genug wundern über das europäiſche Ausſehen der Stadt, und mir war nichts neu darin, wie die maleriſchen Trachten der verſchiedenen Nationen, die ſich auf den Bazars drängten, und das ohrenzerreißende Stimmengewirr, das daſelbſt herrſchte; den Schmutz und die Unreinlichkeit kannte ich ſchon von Bukareſt her. Zu Haufen lagen hier todte, ſchon in Fäulniß übergehende Fiſche zum Verkauf und verbreiteten einen unerträglichen Geſtank, während daneben Citronen, Pomeranzen und friſche Weintrauben das Auge anlachten. Auch das Brod, welches hier zum Verkauf ausgeboten wurde, lag auf der Erde. Durch mehrere dieſer Straßen, deren Anſehen ſich immer gleich blieb, gelangte ich zu den Fleiſchbänken, die bei weitem einen beſſern Anblick gewähren, als die Fiſch- und Gemüſe-Bazars. Die ausgeſchlachteten fetten Schafe, auf den Rippen von den Schlächtern mit allerlei Zierathen verſehen, waren in Reihen aufgehängt, aber allen fehlten die Köpfe, da ſie nicht wie bei uns geſtochen, ſondern ihnen mit einem Handſchar die Köpfe abgehauen werden. Am meiſten bemerkenswerth iſt der Fettſchwanz dieſer Thiere, der tellerartig gewunden iſt und nicht ſelten 10 bis 12 Pfund wiegt. Hier war auch der Tummelplatz der tauſend herrenloſen Hunde, die groß und klein, jung und alt, hier geſund und ganz, dort an Schwanz und Ohren verſtümmelt oder räudig, auf den Straßen umherlaufen und ſich um die Ueberbleibſel beißen, die ihnen aus den Thüren zugeworfen werden. Sie haben faſt ſämmtlich keine Herren, werden auf der Straße geboren und ſterben und verfaulen daſelbſt, ohne daß ſich Jemand um ſie kümmert. Zu Dutzenden liefen ſie unter den aufgehangenen Schafen hinweg, rieben ſich ihr räudiges Fell an denſelben und verſuchten nicht ſelten, mit ihren gierigen Zähnen ein Stück Fleiſch abzureißen. Und nie habe ich geſehen, daß ein Türke nach ihnen geſchlagen oder ihnen ſonſt ein Leid zugefügt hätte. Ich möchte auch keinem Europäer rathen, dies zu thun, wenn er ſich nicht der Gefahr ausſetzen will, entweder von den Hunden gebiſſen oder von den Türken übel behandelt zu werden. Trotz dem, daß ihnen täglich die Eingeweide der geſchlachteten Thiere vorgeworfen werden, geſchieht es nicht ſelten, daß ſie ſich unter einander ſelbſt auffreſſen, ja ſogar die Leichen aus den Gräbern ſcharren und verzehren. Während meines Aufenthalts ſoll ſogar ein Schiffskapitän, der Nachts betrunken auf der Straße lag, von ihnen gefreſſen und am andern Tage von ihm nichts weiter gefunden worden ſein, als ſein Hut, einige zerriſſene und mit Blut befleckte Kleidungsſtücke und die Stiefel mit den noch unverſehrten Füßen. Alle in einer Straße geborene Hunde bilden darin eine Geſellſchaft, die eng zuſammenhält, und oft befinden ſich in einer ſolchen Straße, wenn ſie lang iſt, mehrere Parteien, die beſtändig in offenem Kriege mit einander liegen und den mit zerriſſenem Felle zurückjagen, der es gewagt hat, die Grenze zu überſchreiten.

Auf dem höchſten der ſieben Hügel, welche Konſtantinopel bilden, liegt die Vorſtadt Pera, die von Galata durch eine lange Mauer getrennt iſt. Ungeachtet es ganz unregelmäßig gebaut und faſt gar nicht gepflaſtert iſt, ungeſunde, enge und ſchmutzige Straßen hat, ſo haben doch hier faſt alle europäiſchen Geſandten ihre Paläſte, die ſie nur auf kurze Zeit verlaſſen, um in dem reizender gelegenen Bujukdere ihre Wohnſitze aufzuſchlagen. Indeſſen unterſcheidet ſich ſein Anſehen durch nichts von dem Galatas, es trägt dieſelbe vollſtändige europäiſche Phyſiognomie, iſt meiſt von abendländiſchen Chriſten bewohnt, hat mehrere katholiſche Kirchen und Klöſter, und hier wie dort ertönt bei Tage wie bei Nacht das ohrenzerreißende Bellen und Heulen der Hunde, die hier noch zahlreicher anzutreffen ſind. Als ich hindurch ging, herrſchte ein reges Leben in den Straßen, die Einwohner waren eben beſchäftigt, die 12,000 Häuſer, die kurz zuvor abgebrannt waren, wieder aufzubauen. Eine Feuersbrunſt iſt in Konſtantinopel nichts Seltenes, und die Häuſer entſtehen eben ſo ſchnell wieder, wie ſie in Aſche gelegt worden, da ſie meiſtentheils nur leichte, von Innen und Außen mit Brettern vernagelte Buden ſind.

Des müßigen Umhertreibens müde, ſuchte ich nach einem Gaſthofe und nach einem Deutſchen, der mich zurecht weiſen könnte, fand aber nur einen polniſchen Juden, der mich in einer elenden jüdiſchen Herberge unterbrachte, in welcher ich, wohl oder übel, übernachten mußte. Am Abend fanden ſich daſelbſt mehrere Juden ein, mit denen ich in freundſchaftlichem Geſpräch einige Stunden verplauderte. Als ſie ſich entfernt hatten, ſuchte ich mein Lager, nicht auf einem Bette, wie ich gewünſcht, und das ich neun Wochen entbehrt hatte, ſondern auf einer dürftigen Streu, die ich noch außerdem mit Ratten, Mäuſen und anderem Ungeziefer theilen mußte.

Am andern Morgen war meine erſte Frage an den Wirth: ob es möglich ſei, daß ich hier Arbeit bekommen könne? und er gab mir zur Antwort, daß ich in dem Arſenal zu Topchana *) Laffetten zu Kanonen machen könne, wenn ich in dieſer Arbeit geübt ſei. Ich erwiederte, daß ich mich dazu gern verſtehen wolle, wenn die Arbeit nur gebührend bezahlt werde. Der Wirth gab mir auf mein Anſuchen einen andern Juden zum Dolmetſcher, einen ſogenannten Dragoman, und dieſer führte mich in den Palaſt des Großveziers. Nachdem wir in eine geräumige Vorhalle getreten waren, dort die Schuhe von den Füßen gezogen, und ein Thürſteher uns auf unſern Wunſch angemeldet hatte, lüftete dieſer einen rothen, an beiden Seiten mit Goldfranzen beſetzten Vorhang, hinter welchem ſich die Thüre zum Audienzzimmer befand. Sie war geöffnet und wir traten ein. Das Zimmer war auf orienta-

---

*) Topchana, d. i. Kanonenwerkſtatt, grenzt an Galata und liegt dicht am Hafen. Hier werden, wie der Name anzeigt, die großen Geſchütze gegoſſen. Schon Mahmud der Zweite ließ eine chriſtliche Kirche, die ſich hier befand, zur Stückgießerei umwandeln.

liſche Weiſe prächtig eingerichtet, aber ohne Tiſche, Stühle und andere bei uns gebräuchliche Möbel; der Fußboden mit Teppichen von den bunteſten Farben und den prächtigſten Gold- und Silberſtickereien belegt, die Wände mit herrlichen Spiegeln verziert. Rings unter denſelben zog ſich der Divan hin, auf welchem mit untergeſchlagenen Beinen in einem rothſeidenen, ſchwer mit Gold geſtickten Kaftan der Großvezier ſeine Pfeife ſchmauchend ſaß. Nach türkiſcher Art kreuzte ich meine Hände über die Bruſt, verneigte das Haupt und wünſchte ihm einen „guten Morgen“ (Savach heirusen), den er in deutſcher Sprache — die einzigen Worte, die er davon verſtand — herablaſſend erwiederte. Hierauf begann der Dolmetſcher ſeine Rede. Ich ließ durch ihn anfragen, ob ich in Wagnerarbeiten auf europäiſche Art — in welcher die Türken noch weit zurück ſind — Beſchäftigung erhalten könne und erbot mich zuvor, eine Probe meiner Geſchicklichkeit zu liefern. Ich erhielt zur Antwort, daß ich noch heute in das Arſenal gehen und ein Rad als Probeſtück fertigen ſolle. Zugleich befahl er dem Dolmetſcher, in meiner Nähe zu bleiben, um mir alles herbeizuſchaffen, was mir etwa noch fehlte. Ich gab zur Antwort, daß ich erſt Morgen die Arbeit beginnen könne, weil heute noch Chriſtfeſt, und jeder Chriſt gehalten ſei, den Feiertag zu heiligen; darauf empfahlen wir uns mit denſelben Ceremonien, mit denen wir eingetreten waren.

Den andern Tag ging ich in den Hafen nach dem Schiffe, das mich hieher gebracht hatte, um mein darauf befindliches Werkzeug in Empfang zu nehmen. Ich wollte ſogleich die Hobelbank und die andern mir zugehörigen Kiſten in eine gemiethete Barke bringen laſſen, um damit nach dem Arſenal zu fahren, welches dicht am Kanale, unweit einer prächtigen Moſchee, liegt. Zuvor fragte ich jedoch den Kapitän durch den Dolmetſcher: was ich ihm für die Fahrt von Galatz bis hierher zu zahlen habe, und erhielt zur Antwort, daß ich nicht in ſeiner Schuld, vielmehr er noch in der meinigen ſtehe. Ohne mich, ließ er mir ſagen, lägen alle ſeine Anker im Meere; da ich die Winde ſo gut reparirt hätte. Um mir noch ſeinen beſondern Dank auszuſprechen, ließ er mir anbieten, mich unentgeldlich nach Livorno, wohin er in 14 Tagen abſegele, zu bringen, falls es mir in Konſtantinopel nicht gefallen ſollte. Ich dankte für ſeine Güte, denn ich hatte keine Luſt, mich ſo ſchnell dem trügeriſchen Meere wieder anzuvertrauen, wünſchte ihm eine glückliche Reiſe, wenn wir uns nicht wieder ſehen ſollten, und reichte ihm die Hand zum Abſchiede. Er war bis zu Thränen gerührt, und auch mir wurden die Augen naß, denn die gemeinſam ausgeſtandene Gefahr und Todesangſt hatte unſere Herzen befreundet, deren Gefühle wir leider nicht durch Worte, ſondern nur durch Zeichen, durch Blicke und Mienen ausdrücken konnten. Noch nie, ließ er mir durch den Dolmetſcher ſagen, habe er, ſo lange er auf dem Meere fahre, ſolche Stürme erlebt, ich dagegen ließ ihn warnen, nie wieder zur ungünſtigen Zeit das ſchwarze Meer zu befahren. Tiefgerührt ſchieden wir von einander, und um ſich mir noch einmal gefällig zu beweiſen, ließ er ein Boot von ſeinem Schiffe flott machen und, ohne eine Bezahlung dafür zu nehmen, durch ſeine Matroſen meine Geräthſchaften nach dem Arſenale bringen. Daſelbſt wurde das Werkzeug ausgeladen und nach der Werkſtatt gebracht, die aus mehreren Gebäuden beſtand. Unweit des Arſenals in einer gangbaren Straße wurde mir ein anſehnliches Haus zur Wohnung angewieſen, welches dem Sultan gehörte und früher ein Kaffeehaus geweſen zu ſein ſchien. Man überreichte mir die Schlüſſel dazu, und ich ergriff Beſitz davon. Dann ging ich wieder nach der Werkſtätte, um die Hobelbank und das Werkzeug in Ordnung zu bringen und das Holz, welches ich zum Rade brauchte, beizulegen. Eine Zeit lang ſah ich den darin beſchäftigten Arbeitern zu. Sie ſaßen meiſt mit untergeſchlagenen Beinen auf der Erde, den Oberkörper auf das Stück Holz, welches ſie bearbeiteten, feſt angedrückt, welches ſich auf ein anderes, in der Erde befeſtigtes ſtützte. Mühſam arbeiteten ſie an einer Speiche, und um ein Rad zu verfertigen, würden ſie auf ſolche Weiſe 12 bis 14 Tage zugebracht und es dennoch nur zur Nothdurft vollendet haben. Als ich mich an ihrer kümmerlichen Arbeit ſatt geſehen, ging ich nach meiner Wohnung zurück.

Um 8 Uhr des Morgens begab ich mich an die Arbeit, und ſämmtliche Arbeiter ſtanden neugierig um mich her und konnten ſich nicht genug verwundern, wie ich nur auf und an der Hobelbank das Rad verfertigte und mich nicht, wie ſie, von einer Stelle zur andern herumtrieb. Selbſt der Großvezier beehrte mich mit ſeiner Gegenwart und ſah zu, wie ich arbeitete. Und als am andern Tage das hölzerne Rad fertig und ſauber ausgeputzt war, kam er wieder und überzeugte ſich, wie weit meine Arbeit von der türkiſchen verſchieden war. Sodann ließ er mich fragen, ob ich geneigt ſei, die in der Werkſtätte befindlichen jungen Leute in die Lehre zu nehmen und die Werkſtätte nach meiner Art einzurichten, und welchen Lohn ich für meine Bemühung verlange. Ich forderte monatlich 50 Kronenthaler, freie Wohnung in dem Hauſe, das ich bereits inne hatte, und einen ſchriftlichen Vertrag zur Erfüllung der beiderſeitigen Verbindlichkeiten für die Dauer der Lehrzeit, die ich auf drei Jahre feſtſetzte, da ſie in einer kürzern Zeit das Handwerk nicht erlernen konnten. Mißmuthig über dieſe Forderungen, ſchüttelte der Großvezier den Kopf, ging einige Male unſchlüſſig auf und ab und ließ mir endlich, außer dem freien Logis, täglich einen Kronenthaler anbieten. Auf meine ihm zu erkennen gegebene Unluſt, dieſen Vorſchlag anzunehmen, verließ er die Werkſtätte, nachdem er mir als Lohn für die gefertigte Probearbeit erlaubt hatte, für die Dauer meines Aufenthalts in Konſtantinopel frei in dem mir angewieſenen Hauſe zu wohnen.

Ich hatte bisher nur einige Vorſtädte in Augenſchein genommen, und der Anblick, die faſt europäiſche Bauart derſelben war nicht im Stande geweſen, mir einen hohen Begriff von der Hauptſtadt des türkiſchen Reichs zu geben. Das eigentliche Konſtantinopel war mir jedoch noch gänzlich unbekannt, und da ich weiter kein Geſchäft hatte, als ſpazieren zu gehen, ſo verwendete ich meine Zeit darauf, alle die im Innern der Hauptſtadt verborgenen Merkwürdigkeiten und Herrlichkeiten zu beſichtigen, deren leider zu viele ſind, als daß ich ſie alle hätte im Gedächtniß behalten oder gar näher beſchreiben können. — An großen öffentlichen Plätzen iſt Konſtantinopel arm, der vorzüglichſte iſt der Atmeidan, wo die vornehmen Türken ihre Reiterübungen halten und in deſſen Mitte ein 60 Fuß hoher granitener Obelisk ſteht. Uebrigens iſt mancher Marktplatz in kleinern deutſchen Städten größer, denn der Atmeidan iſt nur 250 Schritte lang und 150 Schritte breit. Von der Menge Moſcheen — es ſollen gegen 500 ſein — fiel mir die ungeheure Aja Sophia, die ehemalige Sophienkirche, mit ihren vier Minarets am meiſten auf. Im Innern ſoll ſie prächtig ſein, ihr Aeußeres iſt eine unſchöne formloſe Maſſe wunderlich durch und an einander gebaut. In der Nähe des Atmeidan iſt die prächtige Moſchee des Sultan Achmed mit ſechs Minarets, ein impoſantes Gebäude.

Die ſchönſte aller Moſcheen, wenn auch nicht die größte, iſt die auf dem dritten der ſieben Hügel gelegene Suleimanje, hinſichtlich der äußeren Verhältniſſe und des würdigen Bauſtyls unſtreitig das ſchönſte Gebäude Konſtantinopels. Außerdem ſind noch fünf bis ſechs Moſcheen durch Größe und Schönheit ausgezeichnet. Von merkwürdigen Gebäuden iſt mir das Schloß der ſieben Thürme — es hat jetzt deren nur noch ſechs, da ein Erdbeben einen umgeworfen — vorzüglich erinnerlich. Es iſt ein fünfeckiges, ſehr großes Gebäude, gewiſſermaßen eine Feſtung von ſehr alter Bauart, an jeder Ecke ein Thurm (hier fehlt einer) und in der Mitte zwei. Die Thürme ſind nicht von gleicher Höhe.

Dieſe Plätze und Gebäude, wozu auch die großen Khane und Bazars gehören, abgerechnet, bietet das eigentliche Konſtantinopel denſelben Anblick, wie die Vorſtädte. Die Straßen ſind hier eben ſo eng, ſchmutzig und von einem fortwährenden Peſthauche durchzogen, wie dort, und nur belebter durch die Menſchenmaſſen, die ſich auf den Trottoirs an den Seiten der Häuſer drängen und ſtoßen, da in der Mitte der Straße der Schmutz ſo groß iſt, daß man bei jedem Schritte Gefahr läuft, darin ſtecken zu bleiben. Einzelne Häuſer, unter denen das Trottoir hinwegläuft, haben hervorſpringende Erkerfenſter und bieten ein ſtattliches Anſehen, die meiſten ſind jedoch nur elende Hütten, die jeden Augenblick den Einſturz drohen und von der ärmſten Klaſſe bewohnt ſind. Konſtantinopel ſoll über eine Million Einwohner zählen, was wohl möglich iſt, und der Bedarf an Getraide ſoll ſich, wie man mir verſichert hat, täglich auf 70,000 Malter belaufen. Dieſe ungeheure Angabe gewinnt an Wahrſcheinlichkeit, wenn man bedenkt, wie viele tauſend Schiffe jährlich aus allen Weltgegenden in den Hafen Konſtantinopels einlaufen und daſelbſt ſtationiren, und wie viel Centner Brod nur ein einziges Schiff als Proviant für die Rückreiſe braucht.

Eine der ärmſten Klaſſen der Bevölkerung bilden die

Laſtträger, welche das Gepäck bald vom Hafen her-, bald zu demſelben hintragen. Es ſind größtentheils Armenier oder Türken, von anſcheinend ſchwächlichem Körperbau, aber von ſo außerordentlicher Kraft, daß ein Einzelner oft Ballen von mehreren Centnern die ſteilen Straßen hinaufzutragen vermag. Sind die Ballen zu groß und ſchwer, daß ſie Einer allein nicht tragen kann, ſo haben ſie eigens zubereitete Stangen, auf welche ſie die Laſt legen, ſodann wird jede Stange von zwei oder mehreren Perſonen gefaßt und der Ballen auf dieſe Weiſe langſam an den Ort ſeiner Beſtimmung gebracht. Dabei ſingen ſie nach einer einfachen Melodie das Wort: Iiamo, das die Vorderen anfangen und die Hinteren wiederholen, und dieſes Singen geſchieht aus dem Grunde, damit die Fußgänger in den engen Straßen ihnen bei Zeiten ausweichen. Mehrentheils gehen ſie barfuß und ſchlecht, aber leicht gekleidet, und ihr Leben, das ſie allein durch das Laſttragen friſten, iſt nicht das beſte und angenehmſte, denn oft hat Einer vom Ertrage ſeiner mühevollen Arbeit noch eine zahlreiche Familie zu ernähren. Dennoch ſind ſie munter und vergnügt. Dieſe Laſtträger findet man in allen Theilen der Stadt und der Vorſtädte, da, wie ich ſchon bemerkt, die meiſten Straßen ſo eng und unregelmäßig ſind, daß kein Fuhrwerk durch ſie hindurch kommen kann.

Geht man des Nachts durch eine ſolche Straße, ſo iſt man genöthigt, eine papierne Laterne bei ſich zu führen, und wer dieſes verſäumt, läuft Gefahr, von einer Patrouille aufgegriffen und auf die Wache, die ſich in den Thoren der Vorſtädte befindet, gebracht und daſelbſt bis zum Morgen feſtgehalten zu werden. Iſt der ſo Ergriffene ein Franke, ſo wird er ausgefragt, zu welcher Geſandtſchaft er gehöre, und ſodann dahin ausgeliefert, um ſtrenge Rechenſchaft von ſeinem nächtlichen Umhertreiben in den Straßen abzulegen. Will es das

Unglück, daß gerade in dieſer Nacht ein Verbrechen begangen worden iſt, ſo kann er leicht für den Thäter gehalten, und obwohl er unſchuldig iſt, dafür beſtraft werden, wenn er nicht die genügende Auskunft über den Zweck ſeiner nächtlichen Wanderung angeben kann. Deshalb wird jeder Fremde, welcher Konſtantinopel betritt, ſogleich darauf aufmerkſam gemacht, des Nachts eine Laterne bei ſich zu führen, damit er ſich keiner Verlegenheit ausſetze.

Nachdem ich mehrere Straßen durchwandert hatte, die theils vom regſten Leben, theils von einer drückenden ängſtlichen Stille erfüllt waren, trat ich müde und hungrig in ein elegantes Kaffeehaus, in welches man mich auf meine Nachfrage führte. Es wimmelte darin von Gäſten der verſchiedenſten Nationen, und obwohl ich ſchon viele Städte durchwandert und die Eigenthümlichkeiten manches Volkes in Sitte, Tracht und Sprache kennen gelernt hatte, ſo war mir doch eine ſolche Mannigfaltigkeit der Trachten und Sprachen bisher nicht vorgekommen. Unverſtanden gingen die fremdartigen Laute an meinem Ohre vorüber, und ich ſtand mitten in der Verwirrung, nicht wiſſend, an wen ich mich wenden ſollte, bis ſich einer aus der Geſellſchaft meiner annahm. Von ihm erfuhr ich, daß hier vierzehn Sprachen zugleich geſprochen wurden, nämlich Türkiſch, Arabiſch, Griechiſch, Italieniſch, Engliſch, Franzöſiſch, Ruſſiſch, Serbiſch, Ungariſch, Wallachiſch, Polniſch, Spaniſch, Portugieſiſch und Deutſch. Selbſt Kinder von 4 bis 5 Jahren, die ſich daſelbſt aufhalten, um die Bedürfniſſe zu verabreichen, reden nicht ſelten, von Jugend auf daran gewöhnt, vier bis fünf Sprachen, aber nur äußerſt ſelten Deutſch, da nur wenige Deutſche ſich in Konſtantinopel befinden. Wie ich meinen Hunger an den dargereichten ſchmackhaften Speiſen ſättigte, ſo mein Auge an den maleriſchen Trachten der verſchiedenen Nationen und an den koſtbaren reichen Verzierungen der Zimmer. Abends in meinem Hauſe angelangt, war ich durch die vielen verſchiedenen Eindrücke, die ich in mir aufgenommen, ſo aufgeregt, daß ich nicht einſchlafen konnte und nur in einen unruhigen Schlummer verfiel. Plötzlich ſchreckt mich der Ruf von Menſchenſtimmen empor, ich ſchaue raſch aus dem Fenſter, der Himmel gleicht einem Feuermeere. An zwei verſchiedenen Enden der Stadt zugleich war Feuer ausgebrochen, aber die Einwohner bemühten ſich nicht ſehr, daſſelbe zu löſchen. Die Löſchanſtalten ſind aber auch in einem erbärmlichen Zuſtande, und die elenden Spritzen werden von den dabei Angeſtellten unter furchtbarem Geſchrei auf den Achſeln nach dem Ort des Feuers getragen. Ihre Wirkſamkeit iſt indeſſen wegen des beſchränkten Raumes in den Straßen nur ſehr gering, und die Feueraufſeher begnügen ſich meiſtens damit, ſo lange an die benachbarten Häuſer zu ſchlagen, bis die Bewohner erwachen und entweder zu Hülfe eilen oder ein Licht anzünden. Daher geſchieht es gar oft, daß es in einer Vorſtadt brennt, während man in einer andern nichts davon weiß. Selten vergeht eine Nacht in Konſtantinopel, in welcher die Einwohner durch Feuerruf nicht aus dem Schlafe geſtört werden, doch ſind die Brände nur von geringer Bedeutung, und ſo große Feuersbrünſte, wie die war, durch welche ein Jahr vor meiner Ankunft ein großer Theil der Vorſtadt Pera in Aſche gelegt wurde, kommen nicht oft vor. Die in jener Nacht war bald gedämpft; es waren nur einzelne Bretterhütten, und ich ſuchte, beruhigt über jede fernere Gefahr, mein Lager wieder.

Den andern und die folgenden Tage verbrachte ich in denſelben Beſchäftigungen, wie den erſten, und da ich eines Tages gehört hatte, daß der Sultan auf dem neuerbauten Dampfſchiffe eine Spazierfahrt auf dem Bosporus und nach Aſien hinüber machen würde, ſo verſäumte ich nicht, mich bei

Zeiten an der hohen Pforte einzufinden. Dies iſt nämlich das durch nichts ſonderlich ausgezeichnete Thor, welches aus der Stadt in das neue Serai führt. Dieſes Serai, die Reſidenz des Sultan, beſteht aus einer Menge Paläſte von verſchiedener Größe und Pracht, die auf drei Höfen oder Plätzen vertheilt ſind, und hat ſelbſt den Umfang einer Stadt. Vom Ufer des Hafens und des Meeres ſteigen die prachtvollen Gebäude des Serai's, von Bäumen und Büſchen umgeben, höchſt maleriſch den Berg hinauf. Hier iſt es von der Stadt durch eine hohe Mauer getrennt, durch welche jenes Thor, „die hohe Pforte,“ von welcher die ganze türkiſche Regierung den Namen geliehen, führt. Der große freie Platz vor derſelben war mit Soldaten und einer ſchauluſtigen Menſchenmenge angefüllt, die die Augen unbeweglich auf das geöffnete Thor des Serai's richteten. Kaum hatte ich mich durch dieſelbe gewunden, und mir ein Plätzchen am Springbrunnen erkämpft, als der Sultan, umgeben von den Großen ſeines Reiches, aus der Pforte ritt. Er war ein Mann von mittlerer Größe, ein Vierziger, mit einer Adlernaſe, einem ſcharfen, durchdringenden Blick und einem 7 bis 8 Zoll langen, glänzend ſchwarzen Barte und von bräunlicher Geſichtsfarbe, wie ein Zigeuner. Er trug einen dunkelblauen Ueberrock, hinten mit einem Capucinerbeutel, blaue Sackhoſen, rothe Schuhe und ſtatt des Turbans einen rothen Fes mit einer Trobdel von Gold und Edelſteinen. Seine Frauen, die ſpäter erſchienen und dem Zuge nachfolgten, waren nicht mehr ganz, ſondern nur halb verſchleiert. Meiſtentheils ſchwarz gekleidet, trugen ſie über dem Kopf ein weißes Tuch, das ihnen in das Geſicht herabhing. Ein anderes Tuch, welches die Bruſt bedeckte, reichte bis über den Mund herauf. Ueber dem weißen Kopfſtuch hing der große ſeidene Schleier, der hinten und zu beiden Seiten bis auf die Erde reichte. Sie trugen weiße, auf dem

Fuß zuſammengeſchnürte Pantalons und gelbe Schnürſtiefel. Die Farbe ihres Geſichts, ſo weit man daſſelbe ſehen konnte, war ſchneeig weiß, der Blick der Augen ſcharf und feurig. Langſam und mit kleinen Schritten gingen ſie hinter einander her, wie Gänſe. Die andern türkiſchen Frauen unterſcheiden ſich von denen des Sultans nur wenig. Wenn die türkiſchen Frauen ausfahren, ſo geht dies ebenfalls ſehr langſam von Statten. Vor dem mit Ochſen beſpannten Wagen geht ein Mann her, der die Thiere an einem Stricke nach ſich zieht. Zwiſchen den Hörnern tragen dieſe einen Federbuſch, ihre Schwänze ſind mit rothen Bändern aufgeputzt, und auf ihren Rücken liegen koſtbare, mit goldenen Quaſten und Schellen verzierte Decken. Die Wagen ſind geräumig, mit Malerei und Vergoldung überladen, aber von einer ſchlechten Bauart. Ein ringsum mit Goldperlen und Trodbeln beſetztes rothes Tuch iſt zeltartig darüber ausgeſpannt, und rund um denſelben laufen Fenſter, durch die man jedoch nicht in das Innere ſehen kann, da ſie meiſt mit dichten Gardinen verhängt ſind. Oft ſitzen in einem ſolchen Wagen 6 bis 8 Frauenzimmer mit untergeſchlagenen Beinen lachend und plaudernd beiſammen. Ihre Spazierfahrten ſind jedoch nur auf die großen Plätze und breiten Straßen der Stadt beſchränkt, da ſolche in den engeren unmöglich ſtattfinden können. Die Männer fahren niemals auf ſolche Weiſe; ſie ziehen das Reiten vor und lieben es vorzüglich, im ſchnellſten Trabe durch die Straßen zu jagen, doch ſo, daß ihnen jedesmal ein Laufer vorangeht, der die Fußgänger auszuweichen bittet.

Auf meinen Wanderungen wieder in die Vorſtadt Galata gelangt, ſah ich dort ein Schauſpiel eigener Art. Der eben im Kriege mit dem Paſcha von Aegypten begriffene Großſultan hatte den Soldaten, wahrſcheinlich damit ſie mehr Muth bekommen ſollten, Wein zu trinken erlaubt, und dieſe hatten, das Geſetz des Propheten nicht achtend, von dieſer Erlaubniß den unumſchränkteſten Gebrauch gemacht. Zu Hunderten lärmten und taumelten ſie auf den kleinen Schiffen umher, die ſo dicht am Lande vor Anker lagen, daß man mittels eines Brettes auf ſie gelangen konnte. Die Meiſten waren in einem ſolchen Zuſtande der Trunkenheit, daß ſie von dem Brette und ſelbſt von dem Schiffe herab zum großen Ergötzen der Umſtehenden ins Meer fielen. Sogleich aber waren die Griechen, die den Wein verkauften, im Waſſer, fiſchten die auf dieſe Weiſe innen und außen Durchnäßten wieder auf, und brachten ſie in die dem Strande zunächſt gelegenen Häuſer. Der Wein war ſehr gut und äußerſt billig, denn für einen Groſchen nach unſerem Gelde kann man ein Maaß des beſten Cyperweins erhalten und ſich daran leicht berauſchen, wenn man ihn nicht gewohnt iſt.

Will man der drückenden, ſtickenden und ungeſunden Atmoſphäre Konſtantinopels entgehen und freie Luft ſchöpfen, ſo kann man das nirgends beſſer, als auf den großen geräumigen Gottesäckern, die ſich über der Stadt und den Vorſtädten hinziehen. Man gelangt durch die „lange Gaſſe“ von Pera nördlich dahin und befindet ſich ſelten und vorzüglich des Abends nie allein. Die Verwandten der Verſtorbenen beſuchen faſt täglich die mit einfachen Denkſteinen verzierten und von dunkeln Cypreſſen überſchatteten Gräber und geben ſich daſelbſt weniger den Gefühlen der Trauer und den Erinnerungen an die Todten, als dem Genuſſe der Freude hin; man vergißt ſie bei Geſang und Saitenſpiel und im Genuſſe der Erfriſchungen, die überall hier geboten werden. Was mich am meiſten wunderte, war, daß man, trotz der rauhen Jahreszeit, daſelbſt friſche Weintrauben, Citronen, Pomeranzen und andre Südfrüchte in Menge und zu dem billigſten Preiſe bekommen konnte.

Auf dem Gipfel des Hügels ſteht nämlich ein Kaffeehaus, wo die Bevölkerung von Pera und Galata zuſammenſtrömt. Da giebt es denn eine Menge der ſchönſten Griechen- und Frankenmädchen, auch junge hübſche Frauen zu ſehen, die nichts weniger als verſchleiert und zurückhaltend ſind. Der große Raſenteppich iſt mit ſingenden, tanzenden, koſenden Gruppen beſetzt.

Aber auch dem bloßen Liebhaber der ſchönen Natur werden hier die höchſten Genüſſe geboten, denn der Horizont, der ſich ſeinem Blicke öffnet, iſt ſchier unermeßlich und über alle Beſchreibung herrlich. Man ſieht ganz Konſtantinopel, den Hafen, das Marmormeer mit ſeinen Inſeln zur Rechten unter ſich, gegenüber die lange vielgebogene Küſte von Aſien mit dem ſanft aufſteigenden Scutari, den Schlöſſern, dem Leanderthurme, links den Kanal und in der Ferne das ſchwarze Meer. Dieſes Panorama iſt unvergleichlich groß und erhaben ſchön. Die ſtete Bewegung von ſo vielen Schiffen aller Größe, von ſchön geſchmückten Barken, Booten, Kaiken giebt dem Bilde das Leben eines Jahrmarkts auf dem Meere. Die Spitze des Serai's tritt weit in's Meer hervor, die Sonne glänzt in den Kuppeln der Minarets und in den Fenſtern der Moſcheen und Schlöſſer, die ſich immer höher hintereinander aufbauen, und dazwiſchen die herrlichen Cypreſſen-Gruppen und die Fülle des überall quellenden Laubwerks in und um der Stadt. Welche maleriſchen Contraſte! Man ſollte Konſtantinopel ſtets nur von hier oder Aſien aus ſehen und es nie betreten, um nicht ſo ſchmälich aus ſeinem Entzücken zu fallen.

Wenn man nun dieſe Begräbnißplätze beſucht, ſo findet man zuerſt rechts den griechiſchen, links den armeniſchen Gottesacker, bis man endlich zum türkiſchen kommt. Der griechiſche iſt wenig von den europäiſchen Begräbnißplätzen verſchieden; die Gräber ſind meiſt mit platten viereckigen Steinen bedeckt. Der armeniſche iſt mit einem verſchobenen Viereck von Maulbeerbäumen und einer Menge Cypreſſen und Tannen beſetzt. Die Gräber ſind zuweilen mit hohen Sarkophagen von Marmor verziert. Der türkiſche endlich iſt ganz unregelmäßig mit Cypreſſen bepflanzt, auch ſind die Gräber ohne Ordnung über den ganzen Platz hin verſtreut. Die der Reichen ſind mit ſteinernen Turbanen und prächtigen Sarkophagen verſehen, die der Armen mit einfachen hölzernen Kreuzen oder mit gar nichts. Einige ſind mit Mauern oder hölzernen Umfriedigungen umgeben, zum Zeichen, daß es Familiengräber ſind. Nirgends habe ich ſo hohe, alte und herrliche Cypreſſen geſehen, wie hier. Ihre Wurzeln werden freilich von den Ueberreſten unzähliger Geſchlechter genährt. In der Nähe dieſer Begräbnißplätze liegt am Hügel hinab die faſt ganz von Griechen bewohnte Vorſtadt Dimitri. Türkiſche Begräbnißplätze finden ſich auch noch an mehreren andern Orten.

Hat man Luſt, einige Piaſter daran zu wenden, und, vorzüglich im Sommer, auf dem Kanale nach dem Marmormeere, oder was noch angenehmer iſt, nach dem ſchwarzen Meere und an Bujukdere, wo die Geſandten wohnen, vorüber ſpazieren zu fahren, ſo verſchafft man ſich einen Genuß, den die übrige Welt in dieſer Vollkommenheit nicht mehr bietet. Das reizende Wieſenthal von Bujukdere iſt ein großer wilder Garten, mit den herrlichſten Platanen, Granaten und Mandelbäumen bepflanzt. Hinter den niedlichen Landhäuſern ſteigen terraſſenförmig prächtige Gärten empor, vorn zieht ſich der ſtets belebte Kanal mit ſeinen lieblichen Ufern hin, und jedes Landhaus hat ſeinen eigenen Kai, der einen Vorſprung macht und als Seeterraſſe dient. Die Kais ſind ſtets mit feiner europäiſcher Geſellſchaft beſetzt, vorzüglich Abends, wenn der

Mond ſeinen Zauberglanz über die Wogen des Bosporus ſtreut.

Drei Tage, bevor ich Konſtantinopel verließ, indem ich im Begriff war, über Adrianopel und Belgrad nach Deutſchland zurückzukehren, fuhr ich, damit ich ſagen konnte, daß ich auch in Aſien geweſen ſei — denn ich dachte damals nur an die Heimath und an keine weitere Reiſe — von Galata wieder nach Konſtantinopel, von wo aus alle Tage eine Kaike nach Becuëz abgeht, welches weiter rechts hinaus nach dem ſchwarzen Meere zu, aber auf der aſiatiſchen Seite liegt. Daſelbſt war eben damals eine Tuchfabrik von einem Deutſchen errichtet worden, in der ſich mehrere deutſche Arbeiter befanden. Die Plätze in der Kaike waren ſchon alle beſetzt bis auf einen, deſſen Raum ſehr klein war. Die Einrichtung war nicht wie ich glaubte, man konnte die Füße nicht herunterhängen, viel weniger ausſtrecken, ſondern mußte auf türkiſche Art die Beine unterſchlagen. Dies wurde mir ſehr beſchwerlich. So dauerte es vier Stunden. Ob die Anſichten noch ſo ſchön, der Tag noch ſo freundlich war und die Delphine noch ſo dicht am Schiffchen ſich erhoben, daß man ſie beinahe mit der Hand erreichen konnte, ſo war ich doch nur mit meiner Qual beſchäftigt, vier Stunden lang zu ſitzen, ohne mich regen zu können, was unſer Einer nicht gewohnt iſt, ich aber doch aushalten mußte, um nicht mit den Türken in Streit zu gerathen.

Als ich mich, in Becuëz angelangt, nach der Fabrik begeben wollte, ging ich an einem Thurme vorbei, auf welchem ein Türke ſtand, der ſich die Ohren zuhielt und furchtbar zu ſchreien anfing. In der Meinung, daß irgendwo Feuer ausgebrochen ſei, ſah ich mich um, gewahrte aber nichts und ging nach der Fabrik, wo ich freundlich aufgenommen wurde und das Vorgefallene ſogleich erzählte. Darauf wurde mir geſagt, daß der Türke zum Gebet gerufen habe. Ich mußte mich hier aufhalten bis um drei Uhr des andern Tages, da die Barke nicht früher nach Konſtantinopel zurückfuhr. Becusz iſt ein unbedeutendes Vorſtädtchen. Der Palaſt, in welchem die Fabrik errichtet war, war ſchon ein anſehnliches Schloß und lag hinter Alleen in einer ſchönen Gegend, etwa eine Viertelſtunde von Becusz entfernt.

Wieder in Konſtantinopel gelandet, ging ich noch einige Stunden in der Stadt ſpazieren und dann zum Hafen hinab, um mich nach Galata überſetzen zu laſſen. Daſelbſt angekommen, begab ich mich ſogleich auf die öſterreichiſche Kanzlei in Pera, in der Abſicht, viſiren zu laſſen. Auf meine Angabe, daß ich über Adrianopel und Philippopolis nach Belgrad zu reiſen gedenke, wurde mir ein Firman angeboten. Dies iſt ein Schutzbrief des Großſultan, den jeder Türke mit der größten Ehrfurcht reſpectirt, und deſſen Beſitzer alle türkiſchen Häuſer offen ſtehen. Man verſicherte mich, daß er mir ſehr gute Dienſte leiſten würde, beſonders da, wo ich über Nacht bleiben wolle.

„Doch ſollen Sie nicht dazu beredet werden,“ ſetzte der öſterreichiſche Secretair hinzu, „weil ein ſolcher 60 Piaſter*) koſtet, die bei einem Handwerksburſchen meiſt ſelten ſind, zumal wenn er keine Condition gefunden hat und wieder zurückreiſen muß, wie es bei Ihnen der Fall iſt. — Doch hat man mir geſagt,“ fuhr er fort, „daß Ihnen für den Tag ein Kronenthaler geboten worden, und Sie doch nicht dafür haben arbeiten wollen.“

„Das ſteht wohl bei mir,“ entgegnete ich kurz, „ob ich arbeiten will oder nicht, und ebenſo, ob ich einen Firman nehme oder nicht. -- Doch verzeihen Sie! wenn ich ihn nehmen muß, warum nicht?"

---

*) 4 Thaler Pr. Cour.

„Nein, Sie brauchen ihn keineswegs zu nehmen, doch ich meine es zu Ihrem Beſten. Sie kriegen auch ein kleines Teskereh *) unentgeldlich, womit Sie ebenfalls reiſen und welches Sie, wo Sie angehalten werden, vorzeigen können. Aber damit können Sie, wo keine Chriſten wohnen, Nachts auf der Straße liegen bleiben. Den Firman aber zeigen Sie, wenn Sie in eine Stadt oder in ein Dorf kommen, vor, erfragen das Haus des Wojewode (Richter, Oberhaupt des Orts), bieten ihm einen Gruß und ſagen: „wer bier Ilonack," d. h., gieb mir ein Nachtlager. Und will er nicht, ſo zeigen Sie ihm dieſen Firman, da werden Sie gleich ein Nachtlager haben."

„Nun gut! dann bitte ich, wollen Sie mir einen Firman zukommen laſſen."

„O ja, aber er muß erſt ausgefertigt werden, und das dauert noch zwei Tage."

„Sie entſchuldigen, mein Wanderbuch iſt ja ſchon viſirt."

„Das thut nichts, und wenn Sie noch acht Tage hier bleiben wollen; nach dem fragt Niemand. Hier zu Lande hat man nur türkiſche Schriften aufzuweiſen."

„Dann werde ich in zwei Tagen wieder kommen," ſagte ich, indem ich mich empfahl.

In dieſer Zeit fanden ſich noch zwei deutſche Reiſegefährten zu mir, ein Sachſe und ein Hanauer, beide Schuhmacher.

Der Firman **) war zur beſtimmten Zeit ausgefertigt;

---

*) Verweiskarte.

**) Siehe Beilage I.

da jedoch die beiden Schuhmacher ihre angefangene Arbeit noch nicht vollendet hatten, ſo mußte ich noch etliche Tage warten, weil ich doch nicht gern in der Türkei allein reiſen wollte. Darauf ſagte der Hanauer, er ſei dem Meiſter noch gegen 30 Piaſter ſchuldig, ob ich ihm nicht aushelfen wolle, damit er nur einmal aus Konſtantinopel wegkäme, in Adrianopel wolle er arbeiten und mir das Geld wiedergeben.

„Dies ſollen Sie haben, und Ihr beide ſollt frei reiſen, wenn Ihr mir mein Gepäck tragen helft, daß ich nicht ein Saumthier zu miethen brauche, und von meinen Inſtrumenten nur das Eiſenwerk mitnehmen kann, das Andere will ich gern zurücklaſſen.“

Beide waren es zufrieden, und ſo verließen wir am 9. Januar 1832 die Stadt, die einſt — und vielleicht iſt dieſer Zeitpunkt nicht ſehr fern mehr — die Beherrſcherin von Europa und Aſien ſein wird, wenn kein Türke und keine Peſt mehr in ihr hauſen. Ich hatte 15 Tage in ihr zugebracht.

## Reiſe nach Adrianopel.

Ein Aufenthalt. — Abfall des Sachſen. — Muſcheln. — Wendepunkt der Ruſſen im türkiſchen Kriege. — Unangebaute Gegend. — Erſte Wirkung des Firman. — Schlechter Weg. — Wunderbare Menge von Vogelneſtern. — Nachtquartier und Abenteuer im Hauſe eines ſpitzbübiſchen Griechen. — Flucht und ſicheres Nachtquartier in einem Kaffeehauſe. — Tagelange vier Stunden. — Unterſchied zwiſchen Türken und Griechen. — Nachtquartier auf einem rumiliſchen Meierhofe. — Ueble Folgen eines Gewitters. — Vergebliche Nachfrage nach Erleichterung. — Knabenſpiel. — Mein erſtes und letztes Tabakrauchen in der Türkei. — Stets getäuſchte Hoffnung. — Brunnen am Wege. — Abermalige gute Wirkung des Firman. — Reizender Anblick von Adrianopel.

Beinahe am Ausgange der Stadt beſuchten wir noch einen Deutſchen aus Krakau, welcher Werkführer in einer Lederfabrik war, jetzt aber nicht mehr lebt. Er hatte auf mehrere Jahre einen Contract abgeſchloſſen und eine ſchöne Zahlung erhalten, und als die türkiſchen Lehrlinge ſelbſt arbeiten konnten, ſoll man ihn durch Gift, das man ihm in den Kaffee gethan, aus dem Wege geräumt haben. Dieſer gute Mann ließ uns denſelbigen Tag nicht weiter reiſen, ſondern erſt am folgenden. Als wir nun im Begriff waren fortzugehen, machte der Sachſe die Entſchuldigung: er ſei unwohl. Ich ließ ihn das nicht zweimal ſagen und bat ihn, meine Sachen abzupacken. Es war ein Couvert *) dabei, das ich ungern verkaufte — alles andre Entbehrliche war ſchon verkauft — doch mußte es ſpringen, obgleich es uns während der Nacht gute Dienſte hätte leiſten können. Etliche Inſtrumente mußte ich ſelbſt noch tragen. Der Hanauer, obgleich damals in ſchlechtem Zuſtande, war dennoch ein ſehr beſcheidener Menſch und begrüßte den Sachſen auf eine üble Weiſe, anſtatt ihm Lebewohl zu ſagen. Ich dankte dem Werkführer herzlich für ſein Nachtlager und das Uebrige, wofür er durchaus keine Bezahlung annahm; und ſo verließen wir beide das große und merkwürdige Stambul, die ſchönſte und häßlichſte Stadt der Erde, und wandelten auf der Straße nach Adrianopel. Bald gelangten wir nach Stefani, und am Abend deſſelben Tages nach Kutſchuk-Tſchekmedſche **), einem kleinen, am Marmormeere gelegenen Städtchen, worin wir übernachteten. In der erſten Frühe des andern Morgens ſetzten wir unſern Weg weiter fort, der ſo nahe am Meere vorbeiführte, daß ihn die Wellen oft beſpülten und unſre Schuhe benetzten. Im Sande des Ufers lagen tauſende, von dem Meere ausgeworfene Muſcheln, und ich konnte der Verſuchung nicht widerſtehen, einige derſelben mitzunehmen, obwohl ich ſchon an meinem Bündel ſchwer genug zu tragen hatte. Das Ziel unſrer heutigen Wanderung, ein am Meere gelegenes Städtchen, hatten wir beſtändig vor Augen, und doch mußten wir uns daran halten, es noch vor Sonnenuntergang zu erreichen, obwohl es nur wenige Stunden von dem Orte, wo wir zuletzt übernachtet hatten, entfernt war. Die ſandigen Wege und die Laſt auf dem Rücken hatten unſere Kräfte ſo erſchöpft, daß wir, in einer Herberge angekommen, uns ſogleich auf eine hölzerne Bank ohne irgend eine Unterlage hinſtreckten, mit dem feſten Entſchluß, am andern Morgen keine Muſcheln mehr zu ſammeln.

---

*) Eine wattirte Decke, türkiſches Deckbett.

**) Kutſchuk bedeutet klein, Bujuk groß in türkiſcher Sprache.

Etwa zwölf Stunden von Konſtantinopel entfernt, zeigte man uns ein großes Gebäude, in welchem die ruſſiſche Kavallerie, während des Krieges mit der Pforte, fouragirt hatte. So nahe alſo ſtanden die Ruſſen vor den Thoren Konſtantinopels, und es wäre nach meiner Anſicht ein Kleines geweſen, der Herrſchaft der Türken in Europa ein Ende zu machen, wenn es die andern europäiſchen Mächte zugelaſſen hätten, was noch heutigen Tages zu bedauern iſt. Keine Macht iſt in der Türkei ſo gefürchtet, wie die ruſſiſche.

Unſer heutiger Weg führte durch fruchtbare Ebenen, aber es thut dem Auge wehe, ſie ſo wüſt und öde daliegen zu ſehen. Wilder Wein wächſt hier in Menge und auch andres mir unbekanntes Geſträuch, das jedoch von Unkraut ſo überwuchert iſt, daß es darunter erſticken muß.

Gegen 8 Uhr des Morgens gelangten wir an eine ungeheure, wohl aus mehr als 30 Schwibbögen beſtehende Brücke, unter der ſich einſt eine Bande Räuber aufgehalten haben ſoll, die auch darunter gefangen und den Händen der Gerechtigkeit überliefert wurde. Ehe wir die Brücke betraten, wurden von einer Wache unſere Teskerehs viſirt; ich hielt ihr auch meinen Firman vor, vor welchem ſie ſich verneigte, ohne jedoch etwas darauf zu bemerken, weil das Nöthige ſchon in Konſtantinopel geſchehen war. Jenſeits der Brücke wendete ſich der Weg vom Meere ab, wurde aber immer ſchlechter, da er weder ein richtiger Fußſteig, noch ein Fahrweg war. Die Güter werden nämlich in der Türkei nicht auf Wagen, ſondern auf Eſeln, Pferden und vielfältig auch ſchon auf Kameelen transportirt. Der Boden war ungleich, ohne ergiebig zu ſein, und hie und da mit Gebüſch beſtanden, aus welchem ſich einige größere Bäume erhoben. Mit Staunen betrachtete ich die fabelhafte Menge von Vogelneſtern in denſelben, deren ich auf einem laubloſen Baume mehr als hundert zählte. Der Baum erſchien mir wie ein Wunder, und ich habe auf meinen ferneren Reiſen nie wieder etwas Aehnliches geſehen.

Gegen Abend gelangten wir nach Bujuk-Tſchekmedſche, und beſchloſſen daſelbſt zu übernachten. Mitten in einer Straße ſahen wir uns von einem vor der Thüre ſeines Hauſes ſtehenden Griechen befragt, ob wir Chriſten wären, und auf Bejahung dieſer Frage erſuchte er uns, bei ihm über Nacht zu bleiben. Ich fragte ihn, ob er Wein habe und was das Maas koſte, und beſtellte, als ich den Preis äußerſt billig fand, ein Abendbrod und ein Nachtlager. Sogleich führte er uns durch mehrere Winkel ſeines Hauſes nach einem Viehſtalle, aus dem wir auf einer ſchlechten Stiege in ein verräuchertes, finſtres Kämmerlein ohne Fenſter gelangten. Da ſtanden wir von Finſterniß umhüllt, nicht wiſſend, in welche Hände wir gerathen waren. Doch behielten wir frohen Muth. Der Hanauer war ſtark, er hatte einſt in Bukareſt ein ganzes Zimmer von tobenden Menſchen geräumt und fürchtete ſich auch nicht, es heute noch mit einem halben Dutzend aufzunehmen.

„Ich bin ſchon in manchem verdächtigen Hauſe geweſen,“ ſagte ich zu ihm, „aber in einem ſolchen noch nicht. Doch laß es nur gut ſein; wir werden uns ſchon helfen. Geh und hole ein Licht, wir müſſen erſt etwas eſſen und trinken, um tüchtig dabei zu ſein, wenn man uns etwa zu Leibe will.“

Der Hanauer ging und kam bald mit einem Maas Wein zurück, das jedoch geleert war, ehe wir noch das Eſſen erhielten. Er ging noch einmal, um eine andere Flaſche zu holen, und brachte die Nachricht, daß in der untern Stube 7 bis 8 verdächtige Geſtalten geſeſſen, die ihn mit den Augen von Kopf bis zu Fuß gemuſtert hätten.

„Laß Dir's nur munden und habe keine Furcht," ſagte ich, „aber geh noch einmal hinab, ſetze den Wirth tüchtig zur Rede, daß er uns ſo vernachläſſigt, und befiehl ihm, das Eſſen ſogleich zu bringen, damit uns nicht der Wein zu Kopfe ſteigt, ehe er einen Grund im Magen findet."

Der Hanauer ging zum dritten Male und kehrte bald mit dem Wirthe zurück, der eine frugale Mahlzeit, aus Schafkäſe und an der Luft getrockneter Rindswurſt beſtehend, auftrug. Erſterer mochte noch paſſiren, letztere war jedoch nicht zu genießen. Dem Hanauer war trotz ſeiner Körperſtärke beim Anblick der Geſtalten in der untern Stube aller Appetit vergangen, und nur erſt auf mein dringendes Zureden und wiederholtes Darreichen der Flaſche, die er nie ausſchlug, langte er vom Käſe zu, hatte aber kaum den erſten Biſſen verſchluckt, als vier Griechen in die Stube traten. „Da ſiehſt Du nun! Sie rücken uns ſchon näher!" flüſterte er mir zu. Ich ließ mich jedoch nicht ſtören, ſondern trank den Griechen zu und lud ſie ein, unſer Abendeſſen mit uns zu theilen, was ſie jedoch ausſchlugen. Die Flaſche wurde dagegen von ihnen haſtig geleert, und der Hanauer holte eine dritte. Kaum hatte er ſie wieder auf den Fußboden geſetzt — Stühle waren nicht in der Stube — ſo erſchienen auch die vier andern Griechen aus der Unterſtube. Einer von ihnen, dem äußern Anſehen nach der Stärkſte, griff ſogleich nach der vollen Flaſche, aber ehe er ſie noch zum Munde führen konnte, hatte ſie ihm der Hanauer, dem der Muth plötzlich gekommen war, wieder entriſſen und auf den Tiſch geſtellt. Zornig führte der Grieche einen Stoß nach ihm, aber ehe er ſich verſah, hatte ihn der Hanauer gepackt und kräftig zu Boden geworfen. Solch ein wunderlicher Menſch war dieſer mein Reiſegefährte. Erſt muthlos und verzagt wie ein Kind, und im Augenblick, wo's galt, raſch entſchloſſen, Feuer und Flamme, alle Rückſichten vergeſſend und ſeiner Rieſenſtärke ohne Ueberlegung freien Spielraum gebend. Die zuerſt gekommenen Griechen klopften ihn Beifall lächelnd auf die Achſel, als habe er ein gutes Werk gethan, doch die ſpäter angekommenen machten mürriſche Geſichter und ſprachen eifrig unter einander, ohne daß wir ihre Worte verſtanden und daher nicht wußten, was ſie im Schilde führten. Während der Zeit hatte der Wirth Betten gebracht, die einzigen, die ich in der Türkei erhielt, ſie am Fußboden ausgebreitet, und der Hanauer und ich hatten uns darauf geſtreckt. Die Griechen lagerten ſich auf der bloßen Erde. Wir hatten ihnen anbefohlen, das Licht nicht auszulöſchen, und ſtellten uns nun an, als ſchliefen wir. Nach ungefähr einer halben Stunde erhob ſich einer der Griechen, ſchlich an uns heran, beugte ſich zu uns herab und horchte, ob wir wirklich ſchliefen, und da wir tüchtig ſchnarchten, ſtieß er ſeinen Nebenmann an, der ſich ebenfalls aufrichtete, um das Licht auszulöſchen. Im Nu war ich auf den Beinen und hielt ihm die ſchon in Bereitſchaft gehaltene Piſtole vor den Mund, damit er ſtatt ins Licht in den Lauf derſelben blaſe. Erſchrocken und ohne ein Wort zu ſagen, blickte mir der räuberiſche Böſewicht ſtarr ins Geſicht. Unterdeſſen war mein Reiſegefährte zum Wirthe geeilt, um ihn zu fragen, wer die ſaubern Gäſte in ſeinem Hauſe ſeien; doch der ſchlaue Fuchs ſtellte ſich, als ob er ſie nicht kenne, womit er natürlich am Beſten durchkam. Auf dieſes machten wir kurzen Prozeß, nahmen unſere Bündel auf und verließen das verdächtige Haus. Alle Häuſer waren verſchloſſen, nirgends ein Licht mehr zu ſehen; wir waren munter und fühlten nicht ſonderliche Luſt, in eine zweite Spelunke der Art zu gerathen, und ſo zogen wir es lieber vor, das Städtchen mit dem Rücken anzuſehen und unſere Straße weiter zu ziehen. Außerhalb der Stadt führte dieſelbe wieder dem Meere zu, und wir gelangten abermals über eine Brücke, über einen Meeresarm, der ſich weithin ins Land erſtreckte, geſchlagen und über eine Viertelſtunde lang. Kaum hatten wir dieſelbe hinter uns, ſo wanderten wir in einen andern Ort ein, in welchem es eben ſo dunkel und ſtille war, wie in dem Städtchen, das wir kaum verlaſſen hatten. Lange ſchlugen wir an einem Hauſe an, ehe ein Bewohner deſſelben erwachte und uns zum Wojewoden brachte, der uns, als ich ihm den Firman vorzeigte, ſogleich ein Nachtlager in einem türkiſchen Kaffeehauſe anweiſen ließ, wo wir, wenn wir auch keine Betten erhielten, doch ruhig und ohne Furcht, beſtohlen zu werden, ſchlafen konnten. Ueberhaupt ſind die Türken äußerſt gaſtfreundlich und ehrlich; wie ſie ſprechen, ſo meinen ſie es auch, und das einmal gegebene Wort iſt ihnen heilig. Nur kann man ſich nicht auf ihr Wort verlaſſen, wenn man ſie fragt, wie weit von einem Orte zum andern ſei; dann erhält man zur Antwort: vier Stunden, ſo kann man darauf rechnen, daß es acht ſind. So erging es uns faſt jeden Tag auf unſerer Reiſe von Konſtantinopel nach Adrianopel. Als wir mit dem anbrechenden Morgen unſer Bündel auf den Rücken nahmen und den Wirth fragten, wie weit es zum nächſten Orte ſei, erhielten wir zur Antwort: „lort saal,“ vier Stunden. Wir hofften dieſelben mit dem Dreierbrödchen, dem einzigen, welches der Wirth noch hatte, da er ſo eben erſt backen wollte, zurücklegen zu können, waren aber wiederum in der Angabe der Entfernung getäuſcht worden, und mußten oft ausruhen, denn der Hunger ermattete uns, und ich hatte ohne das übrige Gepäck nur allein gegen 30 Pfund Eiſen zu tragen. Es war bereits Mittag geworden, und noch ſahen wir kein Haus; wir ſtrengten alle Kräfte an und gingen vorwärts, ſo gut wir vermochten. Endlich begegneten uns zwei türkiſche Reiter.

„Freund!“ ſprach ich den Einen mit dem wenigen Türkiſch an, welches ich in Konſtantinopel gelernt hatte, „ich habe kein Brod!“

„Bruder!“ antwortete mir der Mann, „ich habe nur ein kleines.“

Er zog es aus der Taſche, brach es entzwei und gab uns die eine Hälfte, die andre für ſich und ſeinen Gefährten behaltend. Ich wollte es ihm bezahlen, aber er nahm kein Geld und ritt weiter, uns eine glückliche Reiſe wünſchend. Wären es Griechen geweſen, ich ſtehe dafür, ſie hätten uns ausgelacht und nicht um Geld ihr Brod mit uns getheilt, ja ſie hätten uns wohl gar beraubt, ohne uns Brod zu geben. Ich habe dieſe rohe, betrügeriſche Nation von 1830 bis 1835 genau kennen gelernt und weiß, was man ihr zutrauen kann.

Bereits war die Sonne untergegangen, und der Abend nahete mit mächtigen Schritten, als wir links von der Straße einen bulgariſchen Meierhof erblickten, auf den wir losſchritten, um unſer Nachtquartier darin zu ſuchen. Die Bewohner deſſelben nahmen uns freundlich auf und hätten ſich gern mit uns in eine längere Unterhaltung eingelaſſen, wenn wir nur ihrer Sprache einigermaßen mächtig geweſen wären. Wir konnten aber nicht einmal etwas zu eſſen fordern und mußten uns mit dem begnügen, was ſie uns vorſetzten. Es erging mir, wie öfter in meinem Leben; ich wußte nicht, was ich aß. Wir wurden in ein eben nicht ſauberes Zimmer gewieſen, das zugleich als Stall diente, und unmittelbar hinter dem Viehe wurde eine große hölzerne Schüſſel aufgetragen und mit den Fingern die Speiſe herausgelangt. Dazu gehört freilich ein guter Appetit, der uns zum Glück an jenem Abend nicht fehlte. Unſern Ruhe bedürftigen Leibern wurde ſodann ein aufgeſchichteter Haufen Stroh, das ſo kurz wie Heckſel war (weil die Früchte nicht gedroſchen, ſondern von Ochſen ausgetreten werden), in eben demſelben Stalle als Lager angewieſen. Der Hanauer entkleidete ſich und kroch gleich einer Ratte in das Stroh, ſo daß nur noch das Geſicht von ihm zu ſehen war. Ich blieb angekleidet. Die Nacht war kalt, obwohl nicht ſo, wie um dieſe Zeit in meiner Heimath, ſonſt hätten wir auf der Reiſe erfrieren müſſen. Wir brachen in der Frühe auf; der Hanauer wollte Toilette machen, aber er brachte das Stroh in den erſten vierzehn Tagen nicht wieder aus den Haaren. Unſer Weg führte durch eine anmuthige Gegend; es war ein freundlicher Tag, die Sonne ſchien hell und warm, und bis zum Abend ſangen Dutzende von Lerchen über unſerm Haupte. Sie ſchienen ihre Winterquartiere daſelbſt aufgeſchlagen zu haben, denn ſchaarenweiſe hatten ſie ſich auf den Feldern niedergelaſſen. Bald verfinſterte ſich jedoch der Himmel, ein Gewitter brach los und entlud ſeine Regengüſſe auf uns, daß wir bis auf die Haut durchnäßt wurden. In ſolcher Witterung iſt das Wandern in dieſen Ländern noch weit beſchwerlicher, als bei uns; hat man nicht Kleider genug, um zu wechſeln, ein Zimmer mit einem wärmenden Ofen findet man nicht. In den Kaffeehäuſern, die den Reiſenden als Herberge angewieſen werden, ſitzen die Türken den ganzen Tag auf ihren Strohmatten und rauchen und trinken Kaffee. Iſt es kalt, wird der Mankal, eine Schüſſel mit glühenden Kohlen, in das Zimmer geſtellt, aber dann drängen ſich gewöhnlich 10 bis 15 Eingeborne darum, ein Fremder kann kaum dazu, und wenn er ſo glücklich iſt, ſo wird ihm bald zu Muth, als müſſe er von vorn verbrennen und von hinten erfrieren. Wir trüb geſtimmten Wanderer mußten daher unſere

Kleider auf unſerm eignen Leibe trocknen. Vier Stunden waren wir auf der vom Regen verdorbenen Straße und müde von der unſern Rücken drückenden Laſt fortgewandert, ehe wir ein freundliches Dorf erreichten, wo ich, des Tragens des ſchweren Gepäcks herzlich ſatt, ein Maulthier zu miethen beſchloß. Allein all meine Nachfrage nach einer ſolchen Hülfe war vergebens, und wir mußten wohl oder übel uns wieder mit den Bündeln beladen. Bald kamen wir vor das Städtchen Thorlu und freuten uns einige Augenblicke an den Spielen türkiſcher Knaben, die, auf einem Pferdekopfe ſitzend, von einem Hügel herabfuhren, der ſtatt mit Schnee nur mit dürftigem Raſen bedeckt war. Wie lebhaft traten mir bei dieſem Anblicke die Winterbeluſtigungen meiner Jugend in die Erinnerung! Auf einem kleinen ſtahlbeſchlagenen Handſchlitten war ich auf glänzender Schneebahn blitzſchnell auch von manchem Hügel hinabgefahren. Ich ſah hier, daß das Bedürfniß des Vergnügens und die Art ſeiner Befriedigung bei der Jugend überall dieſelben ſind.

Wir gingen in die Stadt, warfen im erſten beſten Kaffeehauſe unſre Bündel ab, und ich begab mich ſogleich zum Richter, um durch ſeine Vermittelung endlich das gewünſchte Maulthier zu erhalten. Nachdem er mich über das Woher und Wohin unſrer Reiſe ausgefragt und ich ihm geſagt hatte, daß wir von Konſtantinopel kämen und nach Edrene*) wollten, erklärte er achſelzuckend, daß weder Pferde noch Maulthiere zu haben ſeien, da ſie alle von dem Militär in Beſchlag genommen worden wären, wie wir ja wohl bemerkt haben würden. Und in der That war die Straße von türkiſchen Soldaten nicht viel leer geworden. „Wollen Sie jedoch eine Stunde warten,“ fügte der Richter hinzu, „ſo iſt es vielleicht möglich, eins zu erhalten, wenn der Transport von heute Morgen zurückkehrt.“

---

*) Türkiſcher Name Adrianopels.

Ich ging wieder nach dem Kaffeehauſe zurück, wo es ſich der Hanauer bei einer Pfeiſe Tabak bequem gemacht hatte und wie ein Türke mit untergeſchlagenen Beinen daſaß und eben ſo ein ſauertöpfiſches Geſicht ziehend. Obgleich ich kein Tabakraucher bin, ſo ließ ich mir doch zum Zeitvertreib auch eine Pfeiſe bringen. Der Abguß (Orgle) derſelben gleicht einer Bouteille oder einem oben zuſammenlaufenden Kelch, an welchem ein Kopf von rother Thonerde befeſtigt iſt, worein man den groben angefeuchteten Tabak ſtopft und ihn mittels einiger glühenden Kohlen anbrennt. Am Halſe des Abguſſes iſt das oft 6 bis 8 Fuß lange Schwungrohr befeſtigt, das man ſich um den Arm und nach Belieben auch um den Leib ſchlingen kann. Der Abguß iſt beinahe ganz voll Waſſer, damit der Rauch, welcher raſſelnd durch daſſelbe gezogen wird, kalt in den Mund kommt. Lange ſaß ich neben meiner Pfeiſe ebenfalls türkiſch ernſt und ſchweigſam und zog aus Leibeskräften, um nur einigen Rauch in den Mund zu bekommen, was mir ſehr ſauer ward. Plötzlich ſah ich einen Transport Pferde vorübergehen, den ich längſt erwartet hatte, und ſprang ſchnell in die Höhe, vergaß aber, daß ich das Rohr der Pfeiſe um den Arm geſchlungen hatte und merkte es nicht eher, als bis das Orgle zertrümmert am Boden lag. Sogleich eilte der Kaffeewirth herbei, nahm die Scherben weg und reichte mir eine andere Pfeiſe. Ich dankte ihm und fragte, was der zerbrochene Abguß koſte; er ging, ohne mir zu antworten, zur Thüre hinaus in das Haus ſeines Nachbars, um dieſen um Rath zu fragen, wie viel er fordern dürfe. Zurückgekehrt, ſchwieg er noch immer, und erſt auf meine zweite Anfrage verſetzte er griechiſch: eno franka! nach unſerm Gelde einen Speciesthaler. Ich hatte nur drei Züge gethan, und ſo hatte mich jeder 14 Silbergroſchen gekoſtet. Ich bezahlte das Verlangte, dachte aber dabei des Sprichworts: „Was deines Amts nicht iſt, laß deinen Vorwitz,“ und ich habe wirklich nie mehr in der Türkei geraucht. Auf der Stelle ging ich zum Wojewode, aber meine Hoffnung, nun ein Pferd oder Maulthier zu erhalten, wurde wiederum getäuſcht; denn ein ſo eben eingetroffener neuer Militärtransport hatte die zurückgekommenen bereits wieder in Beſchlag genommen; und ſo waren wir abermals genöthigt, unſere eigenen Laſtthiere zu machen. Das war in der That und Wahrheit ein verzweifelter Uebelſtand, aber wir mußten uns wohl hineinfügen. Wir verließen das Städtchen gegen 3 Uhr Nachmittags und wanderten auf der gepflaſterten Straße fort, die jedoch ſpäter wieder ſo ſchlecht und grundlos wurde, daß wir nur mit großer Mühe vorwärts kamen. Daß unſer tiefgeſunkener Muth dadurch nicht wieder gehoben wurde, kann man ſich leicht denken. Eins aber mußten wir doch rühmen, nämlich die vorzüglich für die Sommerzeit gar treffliche und heilſame Einrichtung, daß überall an den Landſtraßen Brunnen errichtet ſind, eine Einrichtung, die man außer in der Türkei in keinem Lande findet. Es ſind meiſtentheils Springbrunnen, die aus meſſingenen Röhren das reinſte Quellwaſſer in einen ſteinernen Trog laufen laſſen, damit alles Lebende, das vorüberzieht, Menſch und Vieh, ſeinen Durſt daraus löſchen kann. Für die Menſchen iſt ein Becher, an einem meſſingenen Kettchen befeſtigt, an der Röhre angebracht. Oft wandert man an einem Tage an vier bis fünf ſolcher Brunnen vorbei, die von jedem Türken heilig gehalten werden. Wir konnten uns alſo in unſerm Trübſale wenigſtens oft an friſchem klarem Quellwaſſer laben.

Mit einbrechender Nacht gelangten wir, gänzlich ermüdet, in eine ziemlich bedeutende Stadt, deren Namen ich leider vergeſſen habe. Der Wirth des Kaffeehauſes, in welches wir eintraten, weigerte ſich anfangs, uns über Nacht zu behalten, doch als ich nach dem Wojewode fragte und ihm den Firman vorzeigte, küßte er den Namenszug des Sultan und wies uns auf der Stelle ein Lager an. Die Nacht verging uns ſchneller als der Tag, von deſſen Laſt und Mühen wir ausruheten, und der Morgen fand uns ſchon wieder auf der Landſtraße. Es war der achte, ſeit wir Konſtantinopel verlaſſen hatten, und wir ſchritten nun der zweiten Hauptſtadt des türkiſchen Reichs, dem herrlichen Adrianopel, zu. Die Gegend, durch die wir zogen, war ein Paradies. Nach und nach tauchten über einer Hügelreihe die Spitzen der Minarets von Adrianopel empor, dann Thürme und Kuppeln, bis wir endlich die ganze Stadt, die ſich auf einer ſanften Anhöhe, zwiſchen dunkellaubigen herrlichen Baumgruppen und Hainen, in einer reizenden Gegend hinzieht, vor Augen hatten, ein äußerſt erfreulicher und erhebender Anblick. Die prächtigen Häuſer und Paläſte überſtrahlte die majeſtätiſche Moſchee Sultan Selims mit der runden Kuppel, von welcher ein großer vergoldeter Halbmond herableuchtete. Eine Stunde, bevor man zur Stadt gelangt, führt der Weg durch anmuthige Gärten und Weinberge, wir aber ſchlugen, um näher zu kommen, einen Seitenweg ein, der rechts an einem jüdiſchen Gottesacker und links an Gärten vorbeiführte, die rings um die Stadt ſich hinziehen. Ein Fluß, die Maritza, durchſchneidet dieſelben, doch iſt er nicht ſchiffbar und trägt nur in einer gewiſſen Jahreszeit Flöße, die, mit Reis und andern Erzeugniſſen beladen, dem 24 Stunden von Adrianopel entfernten Mittelmeere zufahren, und daſelbſt von den Eigenthümern zugleich mit der Waare oder einzeln an Holzhändler verkauft werden, da ſie nicht ſtromaufwärts fahren können.

# In Adrianopel.

Uebel belohnter Patriotiſmus. — Ein kaltes Deckbett. — Philoſophiſchhandwerksburſchenſchaftliche Grillen. — Ein freundlicher italieniſcher Schelm. — Schloſſerarbeit. — Die Frau des engliſchen Conſuls. — Händel mit einem betrügeriſchen Türken. — Ein gefährliches Sonntags-Abenteuer. — Im türkiſchen Gefängniſſe. — Rettung durch Frauengunſt. — Türkiſches Militär. — Naive Schildwache. — Ein neuer Gehülfe und neue Lüderlichkeit meines Compagnon. — Zwei dumme Köpfe und ein todter Kopf. — Trennung. — Der ſchwediſche Schneider. — Eignes Etabliſſement. — Mein Dolmetſcher. — Die Moſchee Selims. — Die türkiſchen Feſte. — Ausflüge. — Türkiſches Gaſtmahl. — Türkiſche Sitte. — Die neuen Speichen. — Neugierde der Frauen. — Streit mit einem Soldaten. — Neue Landsleute und ein Thüringer. — Der Kunſtreiter Hartmann. — Ein verhängnißvoller Schuß. — Ein gehängter Grieche. — Unvermuthete Rettung aus gefährlicher Lage. — Jagdvergnügen. — Seltſame Dreſchmaſchine. — Fauſtkampf. — Hartmann in Konſtantinopel. — Der treuherzige Hanauer. — Plötzlicher Aufgang und ſchnelles Verſchwinden eines glänzenden Glücksſterns. — Ausbruch der Peſt. — Verkauf des Schweinefleiſches. — Ein italieniſcher Leiermann. — Unappetitliches Mittel gegen die Peſt — Merkwürdige Schlußfolge der Frau Conſuln. — Ehrlichkeit des Secretärs.

Am 18. Januar 1832 Nachmittags vier Uhr ſchritten wir durch das Thor Adrianopels, und ſogleich fragte uns die Wache, die aus ihrem Häuschen links unter dem Thore hervortrat, nach unſerem Teskereh, das wir ihr vorzeigten. Zugleich erkundigte ich mich, ob Deutſche in Adrianopel anſäſſig ſeien? Der türkiſche Soldat bejahte dies, fragte, ob wir Deutſche wären, und gab uns, als wir unſrer Seits auch mit Ja geantwortet hatten, einen Knaben mit, um uns die Straße zu zeigen, in welcher unſre Landsleute wohnen ſollten. Dieſer Burſche führte uns mitten in eine Straße, gab uns zu verſtehen, dies ſei die bezeichnete, und verließ uns mit einem reichlichen Tringeld von meiner Seite, ohne uns ein Haus angegeben zu haben. Es ergab ſich bald, daß wir falſch berichtet waren; wir mußten weiter nachfragen und erfuhren endlich, daß in dem Hauſe eines ruſſiſchen Schuhmachers, der ſich für einen Franzoſen ausgab, mehrere deutſche Geſellen ſich befinden ſollten. Wiederum lief ein Wegweiſer mit, und ſchon waren wir auch an dieſem Hauſe vorbei, als uns aus einem Fenſter deſſelben eine Stimme nachrief: „Landsmann!“ Wir kehrten um und wurden von zweien, einem Schloſſer aus dem Naſſauiſchen, der mich ſchon von Bukareſt her kennen wollte, und einem Schneider aus Schweden freundlich begrüßt und in das Haus geführt, wo wir unſre Bündel ablegen und ihnen kurze Zeit darauf — ſie waren ſchon halb betrunken — in eine griechiſche Weinſchenke folgen mußten. Wir waren ebenfalls ſehr erfreut, die geliebten Töne der deutſchen Zunge zu vernehmen; ach, ſie klingen fern vom deutſchen Vaterlande ſo unbeſchreiblich ſüß! In dem Schanke ging es an ein Zechen; der Deutſche ſcheint ſich mit dem Deutſchen faſt nicht anders freuen zu können, als beim Kruge oder bei der Flaſche. Unſre neuen Freunde ſchienen ſich vorgenommen zu haben, uns frei zu halten, denn als die erſte Flaſche, die ſie beſtellt, ausgeleert war, und ich eine zweite verlangte und bezahlen wollte, duldeten ſie es durchaus nicht, beſtellten immer mehr, und ließen es dabei am Einſchenken und Zutrinken nicht fehlen. Der

Hanauer, der im Trinken ſeinen Mann ſtellte, ließ ſich nicht lange nöthigen, ich aber hatte mehr Hunger als Durſt, nahm aber Anſtand, etwas zu fordern, weil ich es doch nicht hätte bezahlen dürfen, bis endlich der Hanauer von einem gleichen Gefühle, wie ich, geplagt, der Geſellſchaft ſein Verlangen zu erkennen gab. Sogleich wurde auf Befehl des Schloſſers das Zimmer zu einer Küche hergerichtet, bald loderte eine lebendige Flamme auf dem Heerde mitten darin empor, Keſſel und Pfanne kamen in Bewegung, und reizende Düfte kitzelten unſere Naſen. Stühle, Bänke oder Tiſche waren nicht in der Stube vorhanden, ſondern nur kleine Schemel, aus ſchmalen Brettchen locker zuſammengefügt und mit aus Stroh geflochtenen Sitzen verſehen. Die aufgetragene Mahlzeit beſtand aus verſchieden zubereiteten Fiſchen, und die Kinnbacken meiner Geſellſchafter ſetzten ſich ſofort in eine Erſtaunen erregende Thätigkeit; mir jedoch verging der Appetit, als ich ſah, wie die Speiſen aus einer ſchmutzigen Hand in die andere wanderten. Zum Glück war es bereits Abend geworden, ſo daß ich nicht deutlich ſah, was ich eigentlich verzehrte, und mein Hunger zwang mich, anzubeißen. Nach der Mahlzeit machte die Flaſche wieder fleißigen Rundgang um den Tiſch, und vergeblich bemühte ich mich, die wackern Landsleute in ihrem Eifer zu ſtören. Endlich bat ich den Wirth, er möge ſie zum Weggehen nöthigen, weil ſie ſonſt nicht von der Stelle zu bringen ſein würden; er that es, und ſie fügten ſich ſeinem Willen; ſie wußten wohl warum. Als er nämlich die Bezahlung verlangte und ihnen die ſchon früher aufgelaufene Zeche vorhielt, baten ſie ihn, die neue Schuld zur alten zu ſchreiben. Er aber ſchien dazu keine Luſt zu haben, ſondern ging und ſchloß die Thüre hinter ſich ab. In dieſer Verlegenheit blieb mir nichts übrig, als die Zeche für die zu bezahlen, die mich frei halten wollten, um nicht mit ihnen auf die Wache geführt zu werden; aber ich bedankte mich in Zukunft für ähnliche Traktemente und Unterhaltung.

Dem Gaſthauſe gerade über hatte der Schloſſer ſeine Werkſtätte, die auch zugleich ſeine Wohnung war, und er nahm mich, den Hanauer und den Schneider als ſeine Gäſte mit. Wir traten in die finſtere Behauſung, unſer auf den Beinen etwas unſicher gewordener Wirth wollte ein Licht anzünden, konnte aber das Feuerzeug nicht finden, ſo ſehr er auch danach ſuchte, weil ſeine übrigen Glieder und ſeine geiſtigen Fähigkeiten demſelben Naturgeſetze folgten, wie ſeine Beine, und wir waren und blieben in ägyptiſche Finſterniß gehüllt. Der in der Stube ſchon bekannte Schneider hatte unterdeß die Schlafſtelle gefunden und rief uns zu, ihm zu folgen, allein unſer Wirth wollte ſich die Ehre nicht nehmen laſſen, uns ſelbſt dahin zu führen. Die Stimme des Schneiders war mir zum Wegweiſer geworden, und ich hatte mirs auf dem aus Schilfrohr zubereiteten Lager ſo bequem wie möglich gemacht, als der Schloſſer und der Hanauer über uns hertaumelten, um auch noch darauf Platz zu nehmen. Ich fragte den Schloſſer nach einem Kopfkiſſen, lachend gab er zur Antwort, ſie lägen unter dem Blaſebalge; unſicher ſuchte und tappte ich mit den Händen dort umher und fand große — Steine. Das waren Kopfkiſſen nach der Art deſſen, auf welchem das Haupt des Erzvater Jakob ruhte, als er von der Himmelsleiter träumte. Keinen ſo angenehmen Traum hoffend, äußerte ich meinen Unwillen über die harten Polſter.

„Ein Hundsfott giebt mehr, als er hat, Bruder!“ lachte der Schloſſer, „und wenn Dir dieſe Kiſſen nicht recht ſind, ſo ſieh' zu, wo Du andre bekommſt; es hat ſchon mancher ehrliche Kerl darauf geſchlafen.“ — Still grollend fügte ich mich der eiſernen Nothwendigkeit, die aber hier eine ſteinerne und deshalb keine weichere war. Endlich hatte ein Jeder auf dem dürftigen Lager Platz gefunden; ich und mein Reiſegefährte lagen in der Mitte, der Schloſſer und der Schneider zu beiden Seiten. Ein Pelz diente uns zur Decke, wollte aber weder hinten noch vorn zureichen, und wurde deshalb bald der Gegenſtand des Streites zwiſchen Schloſſer und Schneider, die ſich darum riſſen, daß oft die Näthe krachten, während wir beide uns ruhig darunter verhielten, bis endlich die ſtreitenden Theile, von ihrem Rauſche überwältigt, einſchliefen. Die Nacht war kalt und der Froſt brachte in meine Kinnlade eine unwillkürliche Bewegung, die ein mir ſehr unangenehmes Zähneklappern zur Folge hatte; denn ſo gern ich auch meine Zähne in Bewegung weiß, ſo muß ſie doch von meinem freien Willen abhängig und mir nicht gegen denſelben aufgedrungen ſein. Der Pelz gewährte endlich einigen Schutz; ich wurde warm und entſchlief. Der Morgen dämmerte kaum, als der Schneider furchtbar zu ſchnattern und zu fluchen anfing; wir fuhren erſchreckt empor und ſahen mit einem Gemiſche von Staunen und Schrecken, daß unſer Lager von über Nacht durch den offenen Giebel des Hauſes gefallenen Schnee einen halben Fuß bedeckt war. Ich und der Hanauer hatten dies unter unſrer Decke nicht geſpürt, während der Schloſſer und der Schneider beinahe eingeſchneit waren. Meine durch dieſe Wahrnehmung nicht ſehr erbauten Augen ſchweiften ungeduldig in dem mir noch unbekannten Raume umher, aber ſie kehrten von dieſer ſchnell vollbrachten Reiſe keineswegs erfreuter zurück. Wir befanden uns in einem abſcheulichen Loche und lagen nicht viel beſſer, als auf der Straße. Froſtig und kalt nahmen wir von einander Abſchied — wie hätten wir unter dieſen ſchneeigen Umſtänden anders gekonnt! — und ich und der Hanauer ſuchten uns eine andere Herberge. In der That war mir der Patriotismus in Betracht der

Mahlzeit und des Nachtlagers in der zweiten Reſidenz des türkiſchen Reichs gleich am erſten Tage ſchlecht bekommen, und ich verſpürte eben keine Sehnſucht nach neuen deutſchen Bekanntſchaften.

Das Wetter war rauh und unfreundlich, obgleich der gefallene Schnee ſchon am andern wieder Morgen geſchmolzen war, und wir raſteten in unſerm bequemen Aufenthalte einige Tage. Während der Hanauer ausging, um ſich Arbeit zu ſuchen, blieb ich daheim, bald ſtillen Gedanken, die meinem Heimathlande zueilten, bald den Erinnerungen an die lange Reiſe hingegeben, die in trüben und heitern Bildern an meiner Seele vorüberzogen. Mit wie verſchiedenen Gefühlen verlaſſen doch die einen oder die anderen Wandrer den Ort ihrer Geburt, um ihre Bildungsreiſe durch die Welt anzutreten! Der Eine geht mit Thränen in den Augen, die der Abſchied ihm auspreßt, und mit Widerſtreben, aber die Taſche voll Geld, die ihm die liebende ſorgſame Mutter hinter dem Rücken des Vaters gefüllt, ein Andrer ſchreitet frohen Muthes und leichten Herzens und mit noch leichterem Beutel, aber voll Vertrauen auf die Güte Gottes und der Menſchen hinaus. Ein Dritter hat weder Muth noch Geld und geht nur, weil es die Handwerksgeſetze gebieten. Einer ſehnt ſich Tag für Tag, Morgens, Mittags und Abends nach der Wurſtkammer und dem Schmalztopfe der Frau Mutter, ein Andrer nach Bruder und Schweſter, ein Dritter gar nach einem ſüßen Liebchen, ein Vierter nach den freundlichen Spielplätzen, nach Berg und Thal, die er als Knabe durchſtreift. Hier rennt Einer, als wenn ihm der Kopf brennte, um nur ſo ſchnell als möglich weit, weit von der Heimath fortzukommen, die ihm nur trübe Erinnerungen bietet, ein Andrer fühlt ſich von einem mächtigen Drange in die Ferne fortgezogen und gedenkt ſelten der lieben Seinen, die ſich um ihn härmen, ein Dritter und ein Vierter laufen wie das liebe Vieh in die Welt hinein, ohne ſich um etwas zu kümmern und ohne etwas zu beachten. Sie wandern alle, aber keiner weiß, mit welchen Entbehrungen, mit welchen Mühen und Sorgen er zu kämpfen hat, ehe ihm der freundliche Hafen einer Werkſtätte winkt, in welchen er einlaufen und ſich von unſäglichen Strapazen erholen kann. Da ſehnt ſich wohl der Leichtſinnigſte und Gefühlloſeſte manchmal an den heimathlichen Heerd zurück, wenn rohe hartherzige Menſchen ihn von dem ihrigen abweiſen, weil ſie meiſt nur auf die Kleider ſehen, die der lange Weg, der Regen und Schmutz verdorben haben, und nicht auf das Herz, das darunter ſchlägt. Aber der junge Wandrer hat entbehren und dulden gelernt, er dankt für das Stückchen ſchwarze harte Brod, das ihm das Mitleid reicht, und eilt damit nach dem Wirthshauſe. Mag er bei ſeinem Eintritte den Wirth noch ſo freundlich begrüßen, dieſer zeigt ihm ein finſtres, unfreundliches Geſicht, weiſt ihn in eine Ecke, denn er gönnt ihm den Platz in der Stube nicht, und dort von Allen beobachtet, ſtillt der Arme ſeinen Hunger an dem Bettelbrode und ſeinen Durſt an einem halben Glaſe abgeſtandenen Biers, das er wie das beſte bezahlen muß. Da naht ihm ein finſter blickender, brutaler Diener der Polizei und fragt mit barſchem Ton: „Wie lange iſt Er auf Reiſen? zeig' Er mir ſein Wanderbuch! ſein Reiſegeld!“ und dem Unglücklichen ſtirbt der Biſſen im Munde, wenn das Erſte nicht ganz in Ordnung und Letzteres bis auf einige Groſchen zuſammengeſchmolzen iſt; er weiß nun, was ihn bedroht. In der grimmigſten Kälte, im ſcheußlichſten Regenwetter, wo man keinen Hund hinausjagt, wird er mit Stockſchlägen aus der Stadt getrieben; denn das unbarmherzige Geſetz gebietet, daß er ſich nicht über eine Stunde aufhalten darf. O Menſchen! Menſchen, die ihr euch Chriſten nennt, wie grauſam und entſetzlich geht ihr mit dem armen

Handwerksburſchen um! Sprach nicht der Stifter unſerer Religion: Brich dem Hungrigen dein Brod, und die im Elend ſind, führe ins Haus? Denkt ihr nie daran? — Ja, wenn Einer in einer Chaiſe vor dem Gaſthofe anfährt, ſei er der gröbſte Menſch, der ärgſte Schelm — und die größten und ſchlaueſten Spitzbuben fahren meiſt in Equipagen — der Wirth ſpringt ihm freundlich entgegen und heißt ihn willkommen, wenn er auch nur ein Glas Waſſer verzehrt, und die Polizei wagt nicht, nach ſeinen Papieren zu fragen; ungehudelt ſetzt er ſich wieder in ſeinen Wagen und fährt weiter.

Die Ungleichheit der Stände in der Welt hatte mich in eine trübe Stimmung verſetzt, und ich war nahe daran, mit meinem Schickſale zu hadern, als die Sonne plötzlich durch dunkle Wolken brach und mir helle warme Strahlen ins Geſicht und frohere Gefühle in das Herz warf. Ach, die Sonne, die gute Sonne meint es beſſer mit uns, als die meiſten Menſchen! Das habe ich auf meinen Wanderungen oft erfahren.

Raſch riß ich mich aus meinen Träumereien und eilte in die Stadt, weniger um mir die Merkwürdigkeiten derſelben zu beſehen, als vielmehr um Arbeit zu ſuchen. Allein meine Mühe war umſonſt, da in Adrianopel kein Wagner zu finden war, weil die Türken nur ſelten eines Wagens bedürfen, und ich war nahe daran, meine Betrachtungen über das menſchliche Elend am andern Tage auf der Weiterreiſe fortzuſetzen, als ich unvermuthet bei einem italieniſchen Tiſchler, mit Namen Petri, ein Unterkommen fand. Dieſer Mann beſchäftigte ſich mit dem Wagenbau bis auf die Räder, die er von einem Türken fertigen ließ. Ich war ihm höchlichſt willkommen, er ließ es mir an Arbeit nicht fehlen und verſprach mir beim Abrechnen nach Verlauf der erſten Woche einen weit größern Lohn, als ich gefordert hatte. So arbeitete ich denn mit Luſt; eine Woche verſtrich um die andere, und ſchon waren fünf vergangen, aber ich hatte noch keinen Heller Geld von ihm erhalten, und wenn ich ihn daran erinnerte, antwortete er mir: „Domani, caro Doebelo! domani!“ (morgen, lieber Döbel! morgen!) Und da das „**Morgen**“ immer nicht kommen wollte, ſo wurde ich dringend und heftig; ich erhielt ſtatt des Geldes — Grobheiten zum Lohne, verklagte ihn, erhielt aber als Reſultat der Klage den leidigen Troſt, zu warten, was doch etwas war. Indeſſen hatte ich keine Luſt, länger umſonſt bei ihm zu arbeiten, und ſpazieren gehen mochte ich auch nicht, da dies doch nur auf Unkoſten meines ohnedies ſchwindſüchtig gewordenen Beutels geſchehen konnte. In dieſer Noth bot mir der naſſauiſche Schloſſer Arbeit an. Auf meine Erklärung, daß ich kein Eiſenarbeiter ſei und nicht wiſſe, was ich in ſeiner Werkſtätte ſchaffen ſolle, verſetzte er lachend: „Zuſchlagen, feilen und den Blaſebalg ziehen! Sie haben ein Paar ſtarke Arme.“ — „Gut! aber um welchen Lohn?“ „Ich denke, er ſoll nicht ſchlecht ausfallen; wir theilen, was wir verdienen, mag es viel oder wenig ſein.“ — „Ich bin's zufrieden. Doch wie ſteht's mit den Einkäufen?“ — „Wie mit dem Verdienſt: wir theilen ebenfalls die Auslagen.“ Der Vertrag ſtand mir an, doch ging ich ihn nur unter der ausdrücklichen Bedingung ein, daß ich Rechnung und Kaſſe führte, ſonſt fürchtete ich nicht ohne guten Grund, würde es uns, beim beſten Willen zu arbeiten, bald an Kohlen, bald an Eiſen und andern Bedürfniſſen gefehlt haben.

Nach dieſen nothwendigen Erörterungen rief der Schloſſer, mir die Hand bietend, ſeelenvergnügt: „Topp! Es bleibt dabei! Eh' wir aber Hand ans Werk legen, müſſen wir Brüderſchaft trinken.“ — „Auch das, wenn es ſein muß,“ entgegnete ich, und wir gingen in das gegenüber gelegene Kaffeehaus, wo uns eine Flaſche, ein Kuß und ein Handſchlag enger verbanden. Er bezeigte große Luſt, den neuen Bund tüchtig anzufeuchten und dadurch wahrſcheinlich ſtraffer zu machen, und rief nach einer zweiten Flaſche; er würde in ſeiner hingebenden Laune nach einer dritten und vierten gerufen und den Zweck des Bundes wahrſcheinlich ganz vergeſſen haben, wenn ich ihn nicht ernſtlich angeredet hätte: „Ich habe Dir nun Deinen Willen gethan, wir ſind Brüder geworden, nun laß uns aber auch wie Brüder arbeiten, und zwar ohne Verzug.“ Er war wenigſtens ſo vernünftig, ſich nicht weiter zu ſpreizen und mir auf der Stelle in ſeine Wohnung zu folgen, wo wir ſogleich mit rüſtigen Händen die Arbeit angriffen, und als mein Naſſauer erſt in Bewegung war, ging's vortrefflich mit ihm.

An Beſchäftigung fehlte es nicht, und ſo hatten wir in kurzer Zeit eine artige Summe verdient. Der Schloſſer merkte bald, daß er mich gut gebrauchen konnte, und auch mir ward es klar, daß ich als Wagnergeſelle früher nie ſo viel verdient hatte, wie jetzt als Schloſſergehülfe. Mein Kamerad war einer von den Menſchen, die der Anſtrengung, des Stoßes von einem Andern bedürfen, um in Gang zu kommen, wie eine Maſchine. Mein Eifer riß ihn fort, und bald überbot er ihn. Luſtig und guter Dinge begannen wir jeden Tag ſehr früh zu arbeiten, ſo daß ſich die Nachbarn abſonderlich verwunderten, die Schläge unſrer Hämmer des Nachts zu hören, die ſie ſonſt nur ſelten am Tage gehört hatten.

Um die Beſtellungen zu vermehren, hatten wir hie und da verlauten laſſen, wir würden in Kurzem Adrianopel verlaſſen. Nun ſtrömten die Einwohner von allen Seiten herbei, um ſich das, weſſen ſie benöthigt waren, vor unſerer Abreiſe noch anfertigen zu laſſen. Und obgleich wir uns die Arbeit weit theurer bezahlen ließen, als früher, ſo nahm ſie doch immer mehr zu, denn der Schloſſer hatte den Türken aufgeredet, daß ich ein deutſcher Schloſſergeſelle ſei, der viele Jahre in England gearbeitet habe und nun mit ihm zurückkehren wolle, weil dort die Arbeit weit beſſer bezahlt würde, als hier. So fleißig wir auch waren, mußten wir doch noch einen zweiten Geſellen annehmen. Faſt einen ganzen Monat hindurch fertigten wir eiſerne Zirkel für Alle, die ſolche zu ihrem Geſchäfte bedurften, und befanden uns ſehr wohl dabei, da wir das Stück mit drei Zwanzigern (1 Fl. 12 Xr.) bezahlt bekamen.

Eines Tages ſchickte der in Adrianopel wohnende engliſche Conſul nach einem Schloß, welches der Naſſauer vor meiner Ankunft zur Ausbeſſerung erhalten hatte. Dieſer war aber gerade damals von großem Durſte geplagt geweſen, und keiner der vier oder fünf Schenkwirthe in unſerer Straße hatte dieſes lebhafte Verlangen ohne allen und jeden Gegenbeweis klingender Anerkennung vielfacher Verdienſte um die Perſon meines Freundes mehr zu befriedigen Luſt bezeigt, und ſo hatte denn ſeine brennende Begierde nach kühlenden und ſtärkenden Flüſſigkeiten das Schloß in einem andern Wirthshauſe, wo er noch nichts ſchuldig war, als einſtweiliges Zeichen und Pfand ſeiner künftigen Dankbarkeit für Hülfe in der Noth verſetzt, ſpäter aber Schloß und Dankbarkeit vergeſſen, da der baare Werth der letztern für empfangenen Wein den des erſtern weit überſtiegen hatte. Dennoch ließ er jetzt dem Conſul ſagen, er werde ſogleich kommen und das Schloß anſchlagen: mir aber erzählte er in ſeiner unverwüſtlichen Laune, wie ſich die Sache verhielt. Als Beweis für guten Grund und Boden meines Schloſſers mag dienen, daß er ſich ſchämte, das verſetzte Schloß ſelbſt wieder einzulöſen, und überdies fürchtete, ſich in eins der Wirthshäuſer am Wege zu verirren. Er bat mich alſo mit löblicher Selbſterkenntniß, nicht nur das Schloß zu holen, ſondern es auch ſelbſt beim Conſul anzuſchlagen, wozu ich mich um ſo lieber verſtand als ich von ihm hörte, die Frau vom Hauſe ſei der deutſchen Sprache kundig. Kaum war ich jedoch beim Conſul eingetreten, das ſeiner unnatürlichen Haft entlaſſene Schloß in der Hand, um es in die ſeiner Natur angemeſſene und ihm vorbeſtimmte zu bringen, als mich Madame mit den höhnenden Worten empfing: „Ei, ei, iſt die kleine Reparatur ſchon fertig? Sie ſind mir ein ſchöner Meiſter! wie viel Zeit brauchen Sie wohl zu einem neuen Schloß?“ Dieſe Worte wurden von einem vielſtimmigen Hundegebell von wenigſtens zehn kleinen Kötern begleitet, welche alle auf mich losfuhren.

„Sie entſchuldigen, gnädige Frau,“ antwortete ich beſcheiden und die Hunde abwehrend: „Ich bin nicht der Meiſter, ſondern nur deſſen Geſelle, und erſt ſeit kurzer Zeit in Arbeit.“ — „Und warum kommt er nicht ſelbſt?“ — „Aus Furcht, den Zorn der gnädigen Frau auf ſich geladen zu haben, weil er das Schloß zu lange behalten. Indeſſen läßt er ſich durch mich höflichſt mit überhäuften Geſchäften entſchuldigen und zugleich verſichern, daß er jede fernere Arbeit, womit ihn Madame beehren wolle, ſchnell und pünktlich ausführen werde.“ — „Nun gut,“ ſagte ſie beſänftigt, „ſo mag er morgen kommen und die Schloſſerarbeiten an meinem neuen Hauſe übernehmen.“

Am andern Tage erſchienen wir vor der Frau Conſuln, die uns in Geſellſchaft von ihren zehn Hunden, ihren Geſpielen, im Hofe und abermals zankend empfing. Mit ihr zugleich erhoben aber auch ihre Hunde die klaffende Stimme, was für uns das Gute hatte, daß wir ihre Worte nicht verſtanden und deshalb unſre philoſophiſche Ruhe behielten. Die Hunde wollten uns fort und fort in die Beine, ſie hatte ihnen nur zu wehren und ſie einzeln beim Namen zu rufen, worüber ſie die dem Schloſſer zugedachte Strafpredigt vergaß. Endlich führte ſie uns unter ſtetem Hundegekläff und Abwehren der Beſtien von unſern Beinkleidern in die Zimmer und übertrug uns die Arbeit, die wir um ſo pünktlicher lieferten, als wir beide unter dem Schutze des engliſchen Conſuls ſtanden.

Unſer Geſchäft ſtand in voller Blüthe und wir führten ein Leben, wie wir es uns nicht beſſer wünſchen konnten; doch fehlte es auch nicht an ärgerlichen Auftritten und Abenteuern.

Einſt hatten wir einen reparirten Wagen an den türkiſchen Eigenthümer abgeliefert, aber nur die Hälfte unſrer Forderung auf Abſchlag erhalten. Wir hatten den reichen Türken mehrmals vergebens an den Schuldreſt erinnert und endlich die Weiſung erhalten, daß mit dem bereits empfangenen Gelde unſre Arbeit genugſam bezahlt ſei. Ich wußte von Andern, daß dieſer ſchlaue Bekenner des Koran der loſeſte Bezahler in ganz Adrianopel ſei, der oft die, welche eine Forderung an ihn hatten, von ſeinen Sklaven tüchtig abprügeln und zum Hauſe hinauswerfen laſſe, ſtatt ſie zu bezahlen. Tage und Wochen vergingen, ohne daß uns das öftere Mahnen nur im Geringſten etwas geholfen hätte. Endlich brachte der Kutſcher dieſes Mannes die eiſerne Achſe eines Wagens, die ſein Herr von einem ruſſiſchen Offiziere gekauft hatte, um ſie von uns wieder in Stand ſetzen zu laſſen. Wir nahmen ſie ſogleich in Arbeit, ließen aber dem islamitiſchen Herrn ſagen, daß er nicht daran denken ſolle, ſie eher zu erhalten, als bis er die alte Schuld pünktlich entrichtet habe. Mit dieſem Beſcheide ging der Kutſcher und kehrte erſt nach 2 Tagen zurück mit dem Auftrage ſeines Herrn, daß wir die Achſe ſogleich einſchrauben und unſre alte Forderung erhalten ſollten. Wir gingen, ich mit der Achſe auf der Schulter und den Firman des Sultan in der Taſche. Im Hofe des Hauſes angekommen, ſahen wir den Türken zum Fenſter herausſchauen, von wo er uns den Befehl zukommen ließ, die Achſe an den Wagen zu fügen. Wir aber gaben ihm zur Antwort, wir würden eher keine Hand rühren, bevor er uns nicht den alten Reſt und auch zugleich die neue Schuld bezahlt hätte. Auf dieſe unſre bündige Erklärung wurde der Menſch ächt türkiſch wüthend, ſo daß ich glaubte, er würde durch das Fenſter in den Hof herabſpringen und uns mit hocheigenen Händen den Garaus machen. Ich gedachte mit der Achſe meinen Rückzug durch das Thor zu halten; er befahl kreiſchend und ſchäumend dem Sklaven, das Thor zu ſchließen, und während der furchtloſe Schloſſer noch mit dem biſſigen Herrn parlamentirte, war der Befehl ausgeführt. Ich dagegen verlangte von dem Kutſcher unbedingte Wiedereröffnung der Rettungsthüre und drohete ſie im Weigerungsfalle mit der Achſe einzuſtoßen. Kaum hatte der Herr meine Pantomime verſtanden, als er in den Hof herabrannte und auf mich losſtürzte; ich wandte mich ſchnell nach ihm um, die eiſerne Waffe gegen ſeine Bruſt gerichtet und mit einem kräftigen Fluche betheuernd, ich werde ihn zerquetſchen, wenn er Hand an mich lege. Dieſe ernſte Demonſtration brachte ihn ſchnell zur Beſinnung; er zog, etwas bleich geworden, den Beutel und zahlte die Schuld bis auf den letzten Heller. Dieſer kluge Mann war einer der wegen Schufte unter den Türken, die ſonſt im Handel und Wandel die pünktlichſten, ehrlichſten Leute ſind.

Adrianopel hat, wie man ſich wohl denken kann, keine proteſtantiſche Kirche, in der wir unſern Gottesdienſt hätten verrichten können; zu Hauſe zu ſingen und zu beten und uns ſelbſt etwas vorzupredigen, waren wir eben auch nicht aufgelegt, ein deutſches Buch und am wenigſten ein Erbauungsbuch war ſchwerlich in der zweiten Hauptſtadt des türkiſchen Reichs aufzutreiben, und ſo brachten wir den Tag des Herrn gewöhnlich mit der Jagd zu, die dort für Türken und Franken frei iſt. Nur die Griechen dürfen keinen Antheil daran nehmen, überhaupt nicht einmal große Meſſer oder andre Waffen tragen, da ſie bei den Türken in gar keiner Achtung ſtehen. Wir wollten uns alſo eines Sonntags ebenfalls den Freuden der Jagd hingeben, und kehrten zuvor in einem Gaſthauſe ein, um etwas zu frühſtücken. Der Schloſſer, wenn auch jetzt in den Wochentagen ziemlich nüchtern, doch des Sonntags gewiß jedesmal, gleichſam zur Ehre Gottes, ſeiner einnehmenden Leidenſchaft fröhnend, hatte ſich bald einen tüchtigen Rauſch angetrunken und rannte, als er zur Thüre heraustaumelte, gegen einen Armenier, der ein Bündel Holz auf dem Rücken trug, ſo gewaltig an, daß Beide zu Boden fielen, der Laſtträger aber ſich die Naſe blutig ſchlug und das Bündel im Stiche laſſend eilends auf die nächſte Wache lief. Ehe wir uns recht beſannen, erſchienen ein halb Dutzend Soldaten mit dem ſchreienden Armenier, zerrten den Schloſſer aus der Schenke, in die er wieder getreten war, und mißhandelten ihn vor meinen Augen und im Beiſein einer Menge Menſchen mit den Gewehrkolben ſo furchtbar, daß ich es nicht ertragen konnte. Ich trat auf einen der Soldaten zu, um ihm zu ſagen, daß mein Begleiter den Armenier nicht mit Willen umgeſtoßen, und bat, den unſchuldigen und — wie ſie ſähen — berauſchten Mann nicht ſo zu behandeln. Der von mir alſo angeredete Soldat donnerte mir aber ein fürchterliches „Giaur!“ (Ungläubiger) entgegen und ſtieß mich mit der Kolbe in die Seite. Schon holte er zu einem zweiten Stoße nach mir aus, als ich ihm zuvorkam, ihm — die Hitze hatte mich überlaufen und mir alle Ueberlegung geraubt — das Gewehr entriß und ihn damit im Nu zur Erde ſchlug. Mit wildem

Geſchrei ſtürzten die Andern auf mich los, allein durch das erlernte Bajonettfechten während meines Militärdienſtes (im Großherzogl. S. W. zweiten Infanterie-Bataillon) wußte ich ſie ſo abzuhalten, daß mir Keiner ankommen konnte. Unterdeſſen wehrte ſich der Schloſſer auf der andern Seite die bartloſen Rekruten — alle eingeübten Soldaten waren in den Krieg gegen den Paſcha von Aegypten gezogen — mit ſeinen derben Fäuſten vom Leibe ab. Durch das wüthende Geſchrei der bewaffneten Knaben war allmälig die Beſatzung von vier Wachtpoſten herbeigezogen worden und unſere jugendlichen Gegner bis auf 40 Mann angewachſen, ohne daß ſie uns etwas anhaben konnten, als endlich von der Hauptwache her ein Offizier, 30 Mann mit aufgeſteckten Bajonetten anführend, auf uns losſtürmte. Die lächerliche Geſchichte fing nun an, mir doch bedenklich zu werden; ich entſchloß mich kurz, ſchulterte und präſentirte das erbeutete Gewehr vor dem Offiziere und überreichte es ihm, militäriſch ſalutirend. Dies ſchien ihm zu gefallen; er konnte ſich des Lachens nicht enthalten, daß ſo viele Soldaten uns nicht von der Stelle hatten bringen können, doch fragte er ernſthaft, welcher Nation wir angehörten? Auf unſre Antwort, daß wir Engländer ſeien, wurden wir auf die Hauptwache geführt. Sogleich wurde ein Apotheker herbeigeholt, nicht etwa, um dem Schloſſer ein Mittel einzugeben, ihn ſchnell zu ernüchtern, ſondern um den Dolmetſcher beim Verhöre zu machen; jedoch der Sprache nicht mächtig genug, wollte er einem Andern dies Geſchäft überlaſſen, als ich mich unterfing, auch ein Wort darein zu ſagen. Kaum hatte ich aber als natürlicher Rechtsbeiſtand des Schloſſers den Mund geöffnet, als ich dafür einen derben Schlag auf den fleiſchigſten Theil meines Körpers erhielt. Wüthend wandte ich mich um, wurde jedoch ſogleich wieder ruhig, als ich alle Bajonette auf mich gerichtet ſah.

Darauf wurden wir nach dem Hauſe des Paſcha gebracht. Im geräumigen Vorhofe deſſelben aufgeſtellt, empfingen wir nach kurzer Zeit aus dem Munde eines an den Paſcha abgeſendeten Offiziers unſern Urtheilsſpruch, der auf Gefängnißſtrafe lautete. Und ohne Weiteres wurden wir in den Kerker abgeführt. Zu unſerem leidigen Troſt im Unglück waren wir nicht die einzigen darin. An den Wänden des ziemlich geräumigen düſtern Kellergewölbes ſaßen auf türkiſche Art eine Reihe Verbrecher, worunter ſich auch ein Geiſtlicher befand, mit eiſernen Ringen um den Hals, von deren jedem zwei in der Mauer befeſtigte Ketten ausliefen. Obwohl ich immer auf meinen Reiſen neugierig war und Alles zu ſehen wünſchte, nach einer Bekanntſchaft mit den Gefängniſſen irgend eines Landes habe ich mich nie geſehnt. Nichts deſto weniger ſollte ich durch die Schuld meines Gefährten meine Kenntniß auch in dieſer traurigen Hinſicht in der Türkei bereichern, gleichſam als ob ich das morgenländiſche Leben von allen Seiten kennen lernen ſollte. Wie mancher brave Türke in Adrianopel iſt alt geworden und geſtorben, ohne das geſehen zu haben, was ſich jetzt meinen Augen darbot. Himmel! unter welchem Auswurf der Menſchheit befand ich mich! Mit Muth im Herzen und Thränen im Auge ging ich mehrmals ſtumm im Gemache auf und ab, kaum getröſtet durch das Bewußtſein meiner Unſchuld und den Gedanken, nicht zu den Räubern und Mördern zu gehören, unter denen ich jetzt wandelte. Nicht ſo ruhig, wie ich, benahm ſich der Schloſſer, der, als ſich die große Gatterthüre hinter uns geſchloſſen, an dieſelbe getreten war, und nun ſo gewaltig daran zu ſchlagen und zu rütteln anfing, daß der Lärm zu den Ohren zweier türkiſchen Offiziere drang, die ſich in der offenen Halle vor dem Kerker ergingen und ſeiner ohnmächtigen Wuth lachten und ſpotteten. Endlich traten ſie näher mit der Frage, „welcher Nation wir angehörten?“ und wir antworteten abermals: „Engländer.“ Erſt jetzt in dieſem Augenblicke fiel mir mein Firman ein, den ich bei mir hatte; ich reichte ihn den Offizieren. Sie laſen ihn, gaben ihn aber ohne ein Wort des Troſtes zurück und entfernten ſich, ohne ſich weiter um uns zu bekümmern. Unter den Verbrechern befand ſich ein Grieche, der, der wallachiſchen Sprache vollkommen mächtig, ſich mit dem Schloſſer, der dieſelbe während ſeines ſechsjährigen Aufenthaltes in der Wallachei ebenfalls gelernt hatte, in ein Geſpräch einließ. Es betraf unſere Anweſenheit im Gefängniſſe, und der Schloſſer gab mir den ſchlechten Troſt, daß wir, zu Folge der türkiſchen Geſetze, unſer Vergehen leicht mit dem Leben büßen dürften. Daran konnte ich nun freilich nicht glauben, und doch jagte mir der bloße Gedanke an die Möglichkeit des Todes der Verbrecher einen Schauder durch Mark und Bein.

Bereits war eine qualvolle Stunde vorüber. Der Schloſſer, der die Schuld von Allem trug, ſang und jubelte in einem fort und machte in ſeiner Ausgelaſſenheit den tollſten Lärm, unbekümmert um das Schickſal, das ihn früher oder ſpäter treffen konnte. Da öffnete ſich das Gatterthor, und zwei Janitſcharen — die Gensdarmen in der Türkei — traten ein, um uns zum engliſchen Conſul zu bringen.

Mit hoffnunggeſchwellter Bruſt traten wir in das Haus des Conſul; er war gerade bei Tiſche, und ſeine Gattin trat heraus, um ſich von den Janitſcharen unſer Vergehen und die dafür auferlegte Strafe anſagen zu laſſen. Dann wandte ſie ſich an mich mit der Frage: Ob ſich die Sache ſo verhalte, wie ſie eben erfahren? Ich erzählte ihr den Hergang, wie ich ihn hier mitgetheilt habe. Die gute Frau ſah diesmal nicht ſo zänkiſch aus, wie früher, obgleich die ihr nachgelaufenen Hunde auch jetzt ein Wort mitredeten und ihr viel zu ſchaffen machten, ihnen zwanzigmal das Maul zu verbieten und ihre Zähne von unſern Beinen abzuhalten. Es war mir längſt klar, daß die Frau eigentlich Conſul war, und ich ſparte deshalb keine Redensarten, ſie für uns zu gewinnen, was mir in meiner lieben Mutterſprache gerade nicht ſchwer wurde; ja ich zeigte ſogar den Hunden einige freundliche Theilnahme, und nun — ich ſah es der Frau Conſuln am Geſichte an — ſtand unſer Spiel vortrefflich. Die geſchmeichelte Dame entfernte ſich, um ihrem Manne das eben Erfahrene zu hinterbringen, kehrte aber gleich wieder zurück und entließ die Janitſcharen, nicht ohne die gekrümmten Hände derſelben mit etwas beſchwert zu haben. Nach einigen Augenblicken erſchien der Conſul, der zwar außer ſeiner Mutterſprache franzöſiſch und türkiſch ſprach, aber das Deutſche, kaum um ſich verſtändlich zu machen, jämmerlich radebrechte. Lächelnd ſagte er uns: „Ich Euch zwei Tag in prison muß thun; habt ſo viel Soldat ſchlagen. Das nix nutz.“

Madame lachte über ihres Gatten deutſche Beredtſamkeit und er fuhr ſcherzend fort: „daß ſich mein Weib lacht, ſagt ſie, ich nix verſteh deutſch. Nun habt ſich jetzt viel Arbeit?“ — „Zu dienen, Herr Conſul,“ gab ich zur Antwort. „Wir wiſſen ſchon, wie Sie es meinen.“ — „Nun geht ſich jetzt nach Haus, und wenn alles das Arbeit fertig, nach kommt hierher in prison.“ — „Sehr gütig, Herr Conſul!“ Hiermit empfahlen wir uns und gingen keck an den Wachtpoſten und der Hauptwache vorbei, zur großen Verwunderung der Soldaten, die nicht begreifen konnten, daß wir ſo ſchnell wieder entlaſſen worden waren.

Faſt alle Tage wirbelten die Trommeln der Truppen durch die Stadt, die nach Konſtantinopel zogen, und als das reguläre Militär immer mehr abnahm, traten die Albaneſen an ſeine Stelle, unter ihnen Kinder von 12 und Greiſe von

60 Jahren, die das bedrohte Vaterland noch gegen den Feind vertheidigen ſollten. Sie erſchienen in einem lächerlichen Aufzuge, der Eine zu Fuß, der Andere zu Pferde, der Eine mit einer Flinte, ein Andrer mit einer Piſtole, dieſer mit einem Spieß, jener mit einem Säbel bewaffnet, theils in Schuhen und Stiefeln, theils baarfuß in leichten übergetretenen Babuſchen. Das Merkwürdigſte an ihnen war ihre Muſik; die der Reiter beſtand aus einem Inſtrumente von gebranntem Thon in Form einer Pauke und von höchſtens einem Fuß im Durchmeſſer, darüber ein Fell ausgeſpannt, das beim Anſchlag mit einem Riemen einen dumpfen Ton von ſich gab; die Fußgänger marſchirten nach dem Takt einer Pfeife und eines Dudelſacks durch die Stadt. Die Reiter hatten ſchöne Pferde, und Alle ſchienen freudig in den Krieg zu gehen. Wenigſtens ſuchten ſie ihren Muth dadurch zu bekunden, daß ſie en carrière durch die Stadt ritten und ihre Gewehre in die Luft abſchoſſen. Uberhaupt ſcheinen die Türken gern Soldaten zu ſein; ſie lieben dieſen Stand mehr, als jedes andere Geſchäft und Handwerk. An einer geregelten Thätigkeit, an Mühwaltung, an Nachdenken und Lerneifer, die alle mit der Ausübung einer Kunſt oder eines Handwerks verknüpft ſind, finden ſie nur wenig Gefallen. Wenn ſie auf Wache ſtehen, probiren ſie immer ihre Exercitien, doch kommt es ihnen auch nicht darauf an, ihr Gewehr dem erſten beſten Vorübergehenden aufzudringen, ihn zum Bleiben zu nöthigen und vom Poſten zu laufen. Einſt kam ich aus dem Bazar, wo ich mir getrocknete Pflaumen gekauft hatte, die ich in einem Tuche trug, und ging an einer Wache vorüber. Der Soldat gab mir ſein Verlangen zu erkennen, an meinem frugalen Male Theil zu nehmen. Ich gab ihm das Tuch ſammt dem Inhalte, er mir dagegen ſein Gewehr und ſetzte ſich einige Schritte von mir auf ſeine untergeſchlagenen Beine, um

es ſich wohl ſchmecken zu laſſen. Unterdeſſen ſtand ich mit meiner Schürze und aufgeſtreiften Hemdärmeln wohlgemuth Schildwache. Die Situation mußte ſich in der That poſſirlich ausnehmen. Gern mochte er wiſſen, ob ich auch exerciren könnte, aber ſein Appetit ließ ihm kaum Zeit zu commandiren. Zuweilen rief er kauend ein Commandowort, aber ich verſtand es nicht und exercirte, wie ich es gelernt hatte, worüber er ſich todt lachen wollte. In dieſer Attitüde hätte ich mir die Gegenwart eines türkiſchen Offiziers gewünſcht, leider kam keiner. Auch iſt die Furcht der Gemeinen vor einem ſolchen gar nicht groß. Nachdem mein Held das Tuch ausgeleert hatte, löſte er mich von meinem Poſten wieder ab. Nicht ſelten ſah ich auch im Winter die Wachen neben einem Kohlenfeuer auf der Straße ſitzen und ſich wärmen, und oft, wenn ich Kohlen vorbeitragen ließ, nahmen ſie mir einige Hände voll, um damit ihrem verglimmenden Feuer wieder aufzuhelfen. Die meiſten dieſer Soldaten waren jedoch, wie ich bereits bemerkt habe, nur Kinder, da die einexercirten nach Konſtantinopel gegangen waren. Weil ihnen wegen des Krieges das Weintrinken erlaubt war, ſo ließen ſie ihrem zügelloſen Gelüſte freien Lauf, und Scenen, wie früher im Hafen zu Konſtantinopel, wiederholten ſich auch hier, die ich wegen ihrer Abſcheulichkeit nicht näher beſchreiben mag. Man denke ſich Knaben in allen Abſtufungen des Rauſches jede mögliche Gemeinheit verrichtend! Wer möchte ein ſolch ſcheußliches Bild ausmalen!

In unſrer Werkſtätte häufte ſich die Arbeit von Tag zu Tag, aber die Luſt dazu ſchien dem Schloſſer plötzlich vergangen zu ſein. Er war zu ſeinen früheren Lüderlichkeiten zurückgekehrt und darin noch mehr von einem deutſchen Tuchmacher beſtärkt worden, den wir angenommen hatten, theils um uns im Balgziehen und Zuſchlagen zu helfen, theils um für uns zu kochen, was er vortrefflich verſtand. Immer dachte er jedoch darüber nach, wie es möglich ſei zu leben, ohne zu arbeiten; mein Naſſauer half ihm getreulich mit, und Beide waren bald nicht mehr in die Werkſtätte und nicht aus den Weinhäuſern zu bringen. Mich betrübte und langweilte dieſe überhand nehmende Unordnung zu gleicher Zeit, und ich dachte ernſtlich daran, mich von den unverbeſſerlichen Menſchen zu trennen.

Eines Abends kamen Beide angetrunken, wie immer, nach Hauſe, während ich ſchon zu Bette lag. Sie tappten nach dem Feuerzeuge umher, und ehe ſie es fanden, entſpann ſich folgendes Zwiegeſpräch:

„Wenn er nur brauchbar iſt!“ — „Ich habe nach dem beſten gegriffen, aber ich konnte freilich nicht recht ſehen.“ — „Soll er brauchbar ſein, darf ihm kein Zahn fehlen und auch kein Loch darin ſein.“ — „Wer kann das freilich in Nacht und Angſt unterſcheiden! Mir war nicht anders, als griffe ein Geſpenſt nach dem meinigen.“

Endlich wurde ein Licht angezündet, und ich ſah, wie der Schloſſer einen Todtenkopf zum Vorſchein brachte, und ihn vor daſſelbe hielt.

„Er hat noch alle Zähne,“ rief er froh, änderte aber ſogleich den Ton und ſetzte mißgeſtimmt hinzu: „Schade! Schade! Er hat ein Loch. Wir müſſen uns morgen einen andern holen. Dieſer taugt nichts.“ — „So gehen wir morgen bei Zeiten auf den Gottesacker, um uns umzuſehen, damit wir Abends nicht fehlgreifen,“ ſagte der Tuchmacher. „Bis dahin verſtecken wir dieſen.“ — „Zwiſchen eilf und zwölf werden wir ſchon einen finden,“ flüſterte ihm der Schloſſer zu. „In dieſer Stunde wird etwas vorgehen, aber du brauchſt dich nicht zu fürchten, Narr! es thut dir nichts. Iſt die Stunde vorüber, dann ſind wir gemachte Leute.“

Hiermit begaben ſich Beide zur Ruhe, und ich ſchnarchte wie früher und ließ mir auch am andern Morgen nicht merken, daß ich hörender Zeuge ihrer nächtlichen Unterredung geweſen war. Um die Mittagsſtunde verließen ſie die Werkſtätte unter dem Vorwande, ſich zu baden, kehrten aber bald zurück, vorgebend, das Waſſer ſei zu kalt geweſen. Sie arbeiteten bis zum Abend. Nach dem Eſſen legte ich mich ſogleich nieder und fing bald tüchtig zu ſchnarchen an. Beide, in der Meinung, ich ſchlafe, gingen zur Thüre hinaus, ohne vorher das Licht auszulöſchen und kehrten bald mit einem andern Todtenkopfe zurück. Der Tuchmacher ächzte und klagte und hielt ſich mit den Händen die Hüfte.

„Wenn ich nur wüßte,“ ſagte er zum Schloſſer, „wer oder was mich von der Mauer geſtoßen, daß ich mir im Fallen Schaden gethan. In meinem Leben komme ich nicht wieder auf ſolche Gedanken. Lieber will ich mein Brod kümmerlich verdienen, als auf eine ſolche Art glücklich werden.“

Der Schloſſer antwortete nicht, er hielt den Schädel abermals vor das Licht und warf ihn, da er wieder nicht ohne Fehler war, fluchend bei Seite. Den großen Fehler in ſeinem eignen Kopfe fand er leider nicht. Und ſo gingen Beide abermals zu Bette. Am andern Morgen klagte der Tuchmacher über Schmerz an ſeiner Hüfte; ich machte die ſpöttiſche Bemerkung, er werde ſich im Bade erkältet haben. Er ſchwieg, ich ebenfalls, und ſo gingen mehrere Tage vorüber, ohne daß ſich ſeine Schmerzen verminderten. Endlich konnte ich mich nicht länger zurückhalten. „Ihr ſeid,“ ſagte ich, „noch lange nicht genug geſtraft für Eure That. Ein Paar lebende Türken hätten Euch erwiſchen und den Rücken ſo durchgerben ſollen, daß ihr in 14 Tagen nicht hättet aufſtehen können. Laßt die todten Köpfe ruhen und braucht Eure lebenden, und rührt Eure Hände bei nützlicher Arbeit, damit werdet Ihr ganz andre Schätze erheben, als durch lächerliche Zaubermittel. Müſſiggang iſt aller Laſter Anfang.“

In ſolchem Tone ſprach ich noch weiter. Den Schloſſer verdroß meine hofmeiſternde Rede; er leugnete; er nannte mich mit unerhörter Frechheit einen Lügner, und in wenig Minuten entſpann ſich unter uns ein ſo fürchterlicher Zank, daß die Nachbarsleute herbeiliefen. Erſt als ich drohte, der verſammelten Menge ihre Schändlichkeiten zu eröffnen, bat mich der Schloſſer um Gottes Willen zu ſchweigen, und verſprach mir, in nächſter Nacht den Schädel, den er im leeren Magazine neben unſrer Werkſtätte verſteckt hatte, wieder auf den Gottesacker zu tragen und einzuſcharren, damit er nicht etwa von den Hunden entdeckt und auf die Straße geſchleppt würde.

Vierzehn Tage nach dieſem Erlebniſſe hatte der Tuchmacher mit ſeiner lahmen Hüfte nicht ohne mein Zuthun die Stadt verlaſſen; der Schloſſer aber blieb nichts deſto weniger Bruder Lüderlich. Trotzig verlangte er die Ablegung der Rechnung und die Hälfte des Verdienſtes, die ich ihm ſogleich auszahlte. Bald hatte er das Geld durch die Gurgel gejagt und noch obendrein ohne mein Wiſſen einen Theil meines Werkzeugs verſetzt; ſeine Kleider waren ſchon vorher denſelben Weg gewandert. Es war kurz vor Oſtern, und er wollte ſich das Hemd, das er von Weihnacht auf dem Leibe trug, waſchen laſſen; aber die Reinigung unterblieb, weil er nur das einzige beſaß. Das ſchöne Frühlingswetter hatte ihm nun gar alle Luſt zur Arbeit genommen; es zog ihn unwiderſtehlich ins Weite; er ſehnte ſich nach Wanderung und Veränderung. Gern war ich ihm durch einige Groſchen Reiſegeld zur Abreiſe behülflich, und ohne einen Stock, ohne ein Bündel wanderte er eines Tages luſtig und guter Dinge nach Konſtantinopel zu.

Ich kann nicht umhin, hier noch einige Worte über das Schickſal des ſchwediſchen Schneiders einzuſchalten, den ich bei meiner Ankunft in Adrianopel in Geſellſchaft des Schloſſers kennen gelernt hatte. Er logirte bei dem ruſſiſchen Schuhmacher, wo ein von dem Feldzuge hier zurückgebliebener anderer Ruſſe das Handwerk erlernte. In dieſem Hauſe war der Verſammlungsort der Deutſchen in Adrianopel, und ich fehlte natürlich auch nicht dabei, wiewohl ich nur dann hinging, wenn ein Fremder angekommen war. Eines Tages war ein Deutſcher aus Schleſien eingewandert, der ſich mehrere Tage aufhielt. Dieſer war, wie es ſo geht, bei der Flaſche mit dem Ruſſen in Streit gerathen. An einem Fenſter ſaß der Schneider, emſig beſchäftigt, für einen italieniſchen Doktor eine Hoſe zu vollenden, die ſchon bis auf das Ausbiegeln fertig war. Als er aber die Beine etwas zu ſtark anzog, hatte er das Unglück, daß ihm ein derſelben als Fragment in der Hand blieb. In ſeiner Verzweiflung wollte er flüchten; denn er hatte nicht Geld genug, anderes Tuch zu kaufen, und ich gab ihm die Summe, um die er mich anſprach, nicht, weil ich ſie doch nie wieder erhalten haben würde. Wenigſtens ertheilte ich ihm den guten Rath, dem Doktor den Hergang der Sache offen zu erzählen. Doch hatte ihn der Tiſchler bereits anders inſtruirt, ſo daß er dem Doktor ſagen ſollte, er habe ſich bei dem Streite des Ruſſen und Schleſiers ins Mittel geſchlagen und dabei ſei ihm die Hoſe zerriſſen worden. Der Tiſchler erbot ſich zugleich, ihm dieſe Angabe zu bezeugen. Beide waren zu dem Italiener gegangen, der, ihren Worten glaubend, ſogleich die beiden Ruſſen einſperren und zum Erſatz des Schadens verurtheilen ließ. Aus Furcht, ihre Lüge möchte aufgedeckt werden, hatten Beide, der Schneider und der Tiſchler, die Stadt zu meiden beſchloſſen. Zuvor waren ſie jedoch in eine Weinſchenke eingekehrt, und der

Schwede hatte ſich ſo berauſcht, daß er Nachts auf der Straße liegen bleiben mußte. Am andern Morgen ſah er, daß ihm die Mütze und die Stiefeln fehlten, und er mußte in ziemlich ſtrenger Kälte baarfuß und baarhäuptig Konſtantinopel zuwandern.

Mit dem Weggange des Schloſſers war auch in mir die Luſt zu wandern wieder rege geworden, doch hielt mich eines Theils der engliſche Conſul, dem ich ſeine beiden Wagen wieder herſtellen ſollte, andern Theils die Hoffnung, endlich doch noch von dem italieniſchen Tiſchler, meinem erſten Meiſter, den rückſtändigen Lohn zu bekommen, zurück. Ich war genöthigt, mir ein anderes Quartier zu miethen, was ſich bald fand. Darin errichtete ich mir eine Hobelbank und war bald ſo mit Arbeit überhäuft, daß ſie meine Hände allein nicht zu fertigen vermochten. Daher nahm ich einen durchreiſenden deutſchen Tiſchler als Gehülfen an, und richtete eine zweite Hobelbank ein; unſre Arbeit wurde trefflich bezahlt. Nur hatten wir oft mit der Sprache zu kämpfen, und obgleich ich einen polniſchen Schneider, der nicht viel Sitzfleiſch hatte, um weniges Geld als Dolmetſcher annahm, ſo war mir doch in vielen Fällen mit ihm gar nichts gedient, da er zwar ſehr gut Türkiſch, aber deſto ſchlechter Deutſch ſprach. Endlich langte ein aus Semlin gebürtiger Grieche, Namens Wilhelmi, an, der in einer Lederfabrik zu Konſtantinopel das Amt eines Dolmetſchers verſehen hatte. Dort hatte ich ihn als einen jungen Mann kennen gelernt, jetzt ſah er ſich kaum noch gleich, weder im Geſicht, noch in der Kleidung, die ſonſt ſehr anſtändig war. Er war, während wir uns nicht geſehen hatten, zum muhamedaniſchen Glauben übergegangen, aber die neue Religion ſchien ihm gar nicht behagen zu wollen. Die Hoffnung, ſich dadurch zu verbeſſern, hatte ihn zu dieſem Schritte verleitet, allein ſeine Lage war nun um ſo ſchlechter geworden. Und kann es auch wohl anders ſein? Wer als Chriſt nichts taugt, wird auch als Türke nichts werth ſein, und keine größere Schande kann ihm angethan werden, als die er ſich ſelbſt anthut. Denn wo kein Glaube mehr iſt, da iſt auch keine Redlichkeit, und wo dieſe fehlt, nimmt auch die Achtung ab. Ich habe während meines Aufenthaltes im Oriente viele Deutſche kennen gelernt, die ihren Glauben verändert, aber ſelten einen gefunden, der ſich dadurch gebeſſert hatte. Von den Chriſten verabſcheut und von den Türken verachtet, ſinken ſie in kurzer Zeit immer tiefer. Wilhelmi hatte ſich aus Konſtantinopel flüchten müſſen, theils weil er den Vorſchriften des Koran nicht getreu nachgekommen war, theils wegen verübter ſchlechter Streiche. Ich hätte ihn nicht wieder erkannt, wenn er ſich mir nicht zu erkennen gegeben hätte, denn ſein Geſicht war verunſtaltet, da er ſich, um nicht erkannt zu werden, die Haare ſeines ſchönen ſchwarzen Backenbartes, der Augenbrauen und Wimpern ausgeriſſen hatte. Ich kehrte mich nicht daran, denn ſeine Fähigkeiten waren dieſelben geblieben. Er ſprach faſt alle im Oriente gangbaren Sprachen geläufig und war überdies noch im Rechnen und Schreiben bewandert. Um den Preis von einem rheiniſchen Gulden täglich nahm ich ihn als Dolmetſcher an; und mehrere Monate hindurch leiſtete er mir treffliche Dienſte. Er beſuchte oft die Moſchee, und häufig ſah ich zu, wie er aus einem Büchlein betete und alle Bewegungen und Ceremonien ſeines neuen Glaubens beobachtete, was mir ſtets ein mitleidiges Lächeln abnöthigte.

Schon in Konſtantinopel war es mein ſehnlichſter Wunſch geweſen, die Sophien-Moſchee zu beſuchen, was jedoch mit zu großen Schwierigkeiten verknüpft war. Hier ſollte mein Wunſch, das Innere einer großen Moſchee zu ſehen, erfüllt werden. In Begleitung des Tiſchlers und des Dolmetſchers gingen wir nach der Moſchee Selims, einem Gebäude, das an Großartigkeit und Herrlichkeit der Formen ſeines Gleichen in der Türkei nicht haben und ſelbſt die Sophien-Moſchee in Konſtantinopel darin übertreffen ſoll. Die Kuppel derſelben iſt majeſtätiſch gewölbt, und an jeder der vier Seiten der Kirche ſtreben vier ſchlanke Minarets von gleicher Höhe und Stärke und der ſchönſten Bauart in die Luft. Jeder dieſer Thürme trägt drei Altäne, die über einander herausgebaut ſind, auf denen man rings um den Thurm gehen kann. Auf ihnen ſteht der Hatſchilar (Glöckner) und verkündet ſechsmal des Tages und nach allen Himmelsgegenden hin mit lauter Stimme die Stunden des Gebets. Ich beſtieg einen der Thürme. Auf drei über einanderlaufenden Wendeltreppen, deren eine jede zu einem der Altäne führt, ſteigt man in die Höhe, allein der Raum iſt ſo beengt und niedrig, daß man nur gebückt und mit der größten Vorſicht vorwärts ſchreiten kann, weil meiſt dichte Finſterniß darin herrſcht, die nur hier und da durch ein in der Mauer angebrachtes Loch ein wenig erhellt iſt. Ermattet langte ich endlich mit dem Hatſchilar am Ziele an und trat auf den Altan hinaus. Mir ſchwindelte und ich mußte die Augen ſchließen, obgleich die ſteinerne Brüſtung ziemlich hoch war, und man nicht zu befürchten brauchte, das Gleichgewicht zu verlieren. Aber welch' ein unbeſchreiblich herrlicher Anblick bot ſich mir dar, als ich die Augen wieder aufſchlug! Zu meinen Füßen lag Adrianopel mit dem regen Leben und Treiben in ſeinen Straßen und Bazars, mit ſeiner Einfaſſung von prächtigen Gärten und Luſthainen, vom Frühlinge mit dem üppigſten Grün geſchmückt, durch die ſich die Maritza ſchlängelte, und darüber hinaus ſchweiften meine trunkenen Blicke über eine paradieſiſche, mit Städten und Dörfern beſäete Gegend. Nach langem Schwelgen in dieſen hohen Reizen endlich geſättigt, verließ ich den

Thurm und ſtieg mühſam wieder hinab. Von nun an beſtieg ich faſt täglich das Minaret, und es war mir eine Luſt, Fremde hinauf zu führen. Einſt ging ich mit einem Reiſenden hinauf, und der Hatſchilar begleitete uns nicht, weil er glaubte, ich würde den Weg allein finden, ich hatte jedoch nicht bemerkt, daß ich auf eine andere Treppe gerathen war. Plötzlich waren unſere Schritte gehemmt, theils durch die Laternen, die nur während des Beiramfeſtes ausgehängt werden und einſtweilen hier niedergelegt waren, theils durch die Neſter der Lachtauben, deren ſich oft zwei auf einer Stufe befanden, die nur zwei Fuß breit war. Wir mußten, da uns die brütenden Vögel zu Hunderten um die Köpfe ſchwirrten, umkehren und die richtige Treppe ſuchen, die ich auch bald fand. Beim Herunterſteigen wollten wir die Stufen zählen, der Fremde verlor aber, weil er ſtrauchelte und fiel, die Zahl aus dem Gedächtniß; ich hatte 245, jede einen Fuß hoch, gezählt.

Ehe man zur Kirche kommt, gelangt man in einen großen geräumigen, mit Bäumen bepflanzten Vorhof, worinnen ſich der Brunnen befindet, in welchem die Türken, bevor ſie die Moſchee betreten, das Geſicht, Hände und Füße waſchen, um rein vor Gott zu erſcheinen, ein Religionsgebrauch, der mir ſehr gefiel. Dieſer Vorhof ſoll, wie ich von Ruſſen erfuhr, die während der Expedition zu Hunderten deſertirt und nun in der Stadt anſäſſig waren, dem ruſſiſchen Militär zum Exercierplatz gedient, und die türkiſchen Frauen an den Uebungen der Soldaten, oder vielmehr an dieſen ſelbſt das größte Wohlgefallen gefunden haben, indem ſie in Abweſenheit ihrer Männer von der Eiferſucht derſelben nichts zu fürchten hatten.

Geht man rechts von dem Thurme, den wir beſtiegen, gerade aus durch den großen Vorhof, ſo gelangt man auf mehreren Stufen zu einem Gewölbe, das einige Hundert

Schritte lang iſt. Darin befinden ſich die Läden der Saffianhändler und Schuhmacher. In der Mitte dieſes Gewölbes zeigt man einen ungeheuern Pantoffel und einen Stiefel, der mehr als einen Stalleimer Waſſer faßt. Beide ſollen einem Rieſen angehört haben, deſſen Gebeine über einem Thore zur Schau hängen. — Andre meinen, es ſeien die Gräten eines großen Fiſches, was freilich eher zu glauben iſt. Ueber einem andern Thore iſt eine große, einen Fuß im Durchmeſſer haltende Kugel an einer Kette befeſtigt, mit welcher der Rieſe geſpielt haben ſoll.

In dem Vorhofe findet ſich, wie in jedem andern einer Moſchee, eine beſondere Abtheilung, Portemang (Appartement?) genannt. Dieſelbe enthält öffentliche, ſowohl von den Kirchgängern, als auch von den Kaufleuten und Käufern benutzte Abtritte. Dieſe Kaufleute haben ihre Läden nicht wie bei uns in ihren Wohnhäuſern, ſondern in Gewölben, die ganze Straßen bilden. Daſelbſt legen ſie ihre Waaren zum Verkauf aus, oder fertigen dieſelbe, wenn ſie zugleich Handwerker ſind. Und von da aus gehen ſie in den Stunden des Gebetes zur Moſchee, ohne ihre Läden zu verſchließen, denn ſie ſind ſicher, daß ihnen nichts entwendet wird. Nicht nur, daß die Türken meiſt ſehr ehrliche Leute ſind, ſondern es ſteht auch eine fürchterliche Strafe auf dem Diebſtahle. Sieht man nun einen Kaufmann mit einem Kruge in der Hand durch den Vorhof gehen, ſo weiß man, daß er ſich in das Portemang verfügt; das Waſſer in dem Kruge dient ihm zur Reinigung nach verrichtetem Geſchäfte. Für die Fremden iſt in den Vorhöfen der Moſcheen noch eine bequemere Einrichtung. Dort findet man nämlich einen großen Stein, in welchem zehn bis funfzehn Oeffnungen gehauen ſind, über die ſich der Eine getrennt von dem Andern ſtellt. Durch den Stein laufen Waſſerröhren, und um ſich zu reinigen, braucht man nur einen der daran befindlichen Meſſinghähne zu öffnen. Ich erwähne dieſer Einrichtung in den Vorhöfen der Moſcheen, um Reiſende, die den Orient beſuchen wollen, darauf aufmerkſam zu machen, da ich weiß, wie nützlich einem eine ſolche Mittheilung iſt.

Nachdem wir uns das Aeußere der Kirche genau beſehen hatten, war es unſer eifrigſter Wunſch, auch das Innere derſelben kennen zu lernen. Wir hatten im Vorhofe die Bekanntſchaft eines türkiſchen Prieſters gemacht, der Salep, ein warmes ſüßliches Getränk, in den Straßen verkaufte, und dieſer führte uns, nachdem wir zuvor unſere Schuhe ausgezogen hatten, in das Innere. Durch mehrere reich verzierte, mit Inſchriften geſchmückte Eingänge, gelangt man dahin. Ein ungeheurer Raum, etwas düſter und ohne auffallende Verzierungen, nahm uns auf. Ueber uns wölbte ſich die majeſtätiſche runde Kuppel, von welcher Hunderte, an verzierten Schnuren befeſtigte goldene Lampen bis nahe an unſre Köpfe herabhingen. Sie werden an gewiſſen feſtlichen Tagen angezündet und erfüllen mit ihrem Glanze die weiten Räume. Rings um das Innere laufen zwei Gallerien von Marmor, die auf Säulen von demſelben Material ruhen; auf der einen Seite derſelben erhebt ſich eine prächtig vergoldete Kanzel. Der Fußboden, ebenfalls aus Marmor beſtehend, iſt mit köſtlichen Teppichen belegt. In der Mitte der Kirche ſpringt unter dem Altar ein Brunnen hervor, aus dem wir mit über die Bruſt gekreuzten Händen tranken. Als dies geſchehen war, trat ein Türke an uns heran und fragte, ob wir Deutſche oder Ruſſen ſeien? Wir bejahten das erſtere. Bänke, Stühle und Kapellen, wie in unſern chriſtlichen Kirchen, ſucht man in den türkiſchen vergebens. Ihr Gottesdienſt dauert nicht ſo lange, wie der unſrige, und iſt weder an einen beſtimmten Tag noch an eine Stunde gebunden. Der Türke geht nach der Moſchee, wenn es ihm beliebt, betet dort nach

Bedürfniß und entfernt ſich, während ein Andrer kommt und ſeinen Platz einnimmt.

Gewöhnlich iſt die Anzahl der Betenden nicht groß, und nur während der Feſte, vorzüglich während des Ramazan und Beiram ſind die Moſcheen im wahrſten Sinne des Worts angefüllt. Man muß die Feier eines ſolchen Feſtes mit angeſehen haben, um ſich einen richtigen Begriff davon machen zu können. An jenen Tagen ſind die Häuſer der Stadt feſtlich geſchmückt, und die Straßen und Plätze gleichen Ballſälen, in denen die muhamedaniſche Bevölkerung, auch der Aermſte in ſeiner beſten Kleidung, von einem Genuſſe zum andern taumelt. Vorzüglich ſind die Vorhöfe der Moſcheen die Tummelplätze ihrer ausgelaſſenen Luſtigkeit, und hier ſind Schaukeln und Carouſſels errichtet und andre eigenthümliche Anſtalten getroffen, den Vergnügungsſinn der Gläubigen zu befriedigen. Nach Sonnenuntergang werden die erſten Lampen an den Thürmen aufgehängt, und von Minute zu Minute vermehrt ſich ihre Anzahl bis auf viele Tauſende, bis endlich ein blendendes Glanzmeer auf den Straßen und Plätzen wogt. Den ſchönſten Anblick aber gewährt die Moſchee. Die ſie umgebenden vier Minarets ſind in gewiſſer Höhe durch ſchwebende Seile verbunden, an denen verſchiedene brennende Figuren und bunte Lampen hängen, die das Auge durch ihren Glanz blenden. Die ganze Nacht hindurch brennen die Lampen, und ihr Anblick iſt aus der Ferne wahrhaft prachtvoll, vorzüglich für den eines ſolchen Schauſpiels ungewohnten Europäer. Er ſchwelgt ein Paar Stunden in dem fremdartigen Genuſſe, aber bald wird er deſſen überdrüſſig, da der Lärm und das Wogen auf den Straßen und in den Kaffeehäuſern, jede Nacht ununterbrochen bis zum Morgen anhaltend, ihn während der Dauer des Feſtes keine Stunde ruhig ſchlafen läßt. Mit dem Ende des Feſtes tritt der frühere Ernſt der Türken wieder an die Stelle ihrer ausgelaſſenen Luſtigkeit. Sie haben während dem Feſte ihre eigentliche Natur ganz verändert und ſind wie von einem Paroxysmus befallen.

Von nun an machte ich täglich in den müßigen Stunden Ausflüge in die nächſten Umgebungen der Stadt. Dicht an derſelben, in der Richtung nach Süden zu, gelangt man über eine ziemlich breite Brücke auf eine Straße, die zwiſchen den Gärten hindurch führt. In denſelben ſind Brunnen zur Bewäſſerung des Bodens, der ſo fruchtbar iſt, daß er alles Koſtbare und Herrliche an Südfrüchten und Pflanzen hervorbringt, und in dieſer Hinſicht mit dem reichſten Landſtriche Aegyptens verglichen werden kann. Längs der Straße und rings um die Gärten ſtehen Maulbeerbäume. Die mit ſchief herzförmigen glatten Blättern und weißen Beeren werden weiße, die andern mit rauhen Blättern und ſchwarzen, der Brombeere ähnlichen, lieblich ſchmeckenden Früchten, ſchwarze genannt. Die Blätter des weißen Maulbeerbaumes dienen zur Ernährung der Seidenwürmer, mit deren Zucht man ſich in Adrianopel hauptſächlich beſchäftigt. Deshalb iſt auch die Seide, die ſonſt ſo außerordentlich theuer und ſelten war, jetzt äußerſt wohlfeil, und wenn ſonſt ein ſeidenes Gewand vom Großvater auf die Söhne und Enkel überging, ſo iſt es gegenwärtig die allgemeine und gewöhnliche Tracht. Iſt man etwa eine kleine Viertelſtunde in den Maulbeerbaumalleen fortgewandelt, ſo kommt man an einigen, minder bemerkenswerthen Landhäuſern vorüber zu einem dicht am Fluſſe gelegenen bequemen Kaffeehaus mit einem herrlichen Garten. Hundert Arbeiter waren eben damit beſchäftigt, eine Brücke nach demſelben zu führen. Dort wurde mir ein ſchöner Charakterzug des engliſchen Conſul, meines Gönners, erzählt. Eines Tages kam er auf einem Spaziergange mit ſeiner Gattin zur Brücke, unterhielt ſich freundlich mit den Arbeitern und erfuhr von einem derſelben, daß der Arbeitslohn äußerſt gering ſei. Und noch an demſelben Tage ließ er tauſend Piaſter als Geſchenk zur Belebung ihres Eifers unter ſie vertheilen. Ueberhaupt ſoll er viel Gutes geſtiftet haben und war bei den Türken ſehr beliebt und geachtet. Leider war es ihm nicht vergönnt, die Brücke, deren Bau er ſo großmüthig unterſtützte, zu betreten, weil bald darauf die Peſt ausbrach, als deren erſtes Opfer er fiel.

Faſt jeden Sonntag ließ ich mich vom Kaffeehauſe aus auf die andere Seite überſetzen, um dort zu jagen. Dort wandelt der Fuß noch immer zwiſchen Gärten, an deren Ende ſich erſt eine weite ſchöne Ebene mit Wieſen und Feldern eröffnet, denen weiter nichts fehlt, als fleißige Hände, um ihre natürliche Fruchtbarkeit zu vervielfältigen. Die Wieſen und Kleeſtücke ſind die Weideplätze für die Pferde, die während des Sommers nie in die Ställe getrieben werden. Man ſieht ſie daſelbſt mittels eines Stricks an Pfähle gebunden, deſſen Länge ihnen den Raum beſtimmt, den ſie abweiden ſollen. Täglich wird der Pfahl weiter fortgeſchlagen und ihnen ſomit ein neuer Weideplatz angewieſen. Die Knechte wie der Herr liegen in träger Ruhe in den unfern aufgeſchlagenen Zelten. Nur für den Winter, wenn Pferde und Rinder — die auf gleiche Weiſe, wie jene, weiden — in die Ställe getrieben werden, haben ſie für die Fütterung derſelben zu ſorgen.

Bisher hatte ich von der Lebensart der Türken, von ihren Sitten und Gebräuchen nur wenig kennen gelernt. Ich war ihnen meiſt nur in den Kaffeehäuſern begegnet, wo ſie ſchweigend auf Matten ſaßen, ihren Kaffee ohne Zucker und Milch tranken und ihre Pfeifen rauchten, oder ich war mit ihnen in den Garküchen zuſammen gekommen, wo ſie, Arm und Reich, im bunteſten Gemiſche, mit einer köſtlichen Brühe zubereitete Rinds- und Hammelfüße genoſſen, von denen man ſowohl für drei Pfennige, als für einen Thaler erhalten kann. Jetzt ſollte ich auch auf andre Weiſe und in ihrer Häuslichkeit mit den einſt ſo gefürchteten Moslemim in Berührung kommen.

Eines Tages wurde ich nämlich mit meinem Dolmetſcher von den Söhnen des Paſcha Filippi — wenn ich den Namen richtig gemerkt habe — zu Tiſche geladen. Er war derſelbe, welcher im ruſſiſchen Kriege die Feſtung Schumla dem Feinde nicht übergeben wollte, bis ihm die Soldaten erklärten, daß ſie, ihren ſichern Tod vor Augen, ſich nicht mehr vertheidigen würden. Da der heldenmüthige Paſcha die Stadt nicht retten konnte, ſo wollte er wenigſtens ſeinen Kopf in Sicherheit bringen. Zu dem Ende verfaßte er ein Schreiben an den Sultan, worin er ihm die Lage der Dinge der Wahrheit gemäß mittheilte, ließ es von ſämmtlichen Hauptleuten unterzeichnen und ſetzte zuletzt auch ſeinen Namen darunter. Dann erſt übergab er die Stadt und reiſte nach Konſtantinopel, um mit verzweifelter Kühnheit dem Sultan das Schreiben ſelbſt zu überbringen. Alle fürchteten für ſeinen Kopf, doch der Sultan, durch das Schreiben überzeugt, daß der Paſcha der letzte geweſen war, der in die Uebergabe gewilligt hatte, ſchenkte ihm das Leben. Doch erhielt er den Abſchied, weil er ſo viele Menſchen nutzlos hingeopfert hatte, und lebte ſeit der Zeit als reicher Privatmann in Adrianopel. Mit ſeinen liebenswürdigen Söhnen war ich durch mein Handwerk bekannt geworden; ich hatte einen Wagen für ſie gefertigt.

Ich folgte der ehrenvollen Einladung und wurde mit meinem Dolmetſcher freundlich empfangen und in den obern prächtigen Saal des ſtattlichen Hauſes geführt, wo ſich die ganze Geſellſchaft auf die Polſter des Divan niederließ. Die Speiſen wurden aufgetragen, aber was da Alles in einander gekocht war, kann ich nicht angeben. Nur das weiß ich, daß das Hauptgericht aus Reis, Linſen und einer Art kleiner Waizenkörner beſtand. Eine andere Schüſſel enthielt eine Brühe, die wie Syrup ſchmeckte, während daneben eine Art von Käſe lag, der ſich ſehr leicht mit den Fingern brechen ließ. Alles dies zuſammen ſtand auf einer runden Scheibe, um welche wir auf der Erde auf Teppichen ſaßen. Das Brod brach ſich ein jeder nach Belieben und fuhr damit, es zwiſchen zwei Fingern und dem Daumen haltend, bald in dieſe, bald in jene Schüſſel, um deren Inhalt zu koſten. Im beſten Eſſen begriffen, wurde uns durch einen Sklaven die Ankunft des Paſcha gemeldet. Sogleich ſprangen die Söhne von der Erde auf, ſtellten ſich neben einander wie Soldaten, mein Dolmetſcher that daſſelbe und mir blieb auch nichts weiter übrig. Da ſtanden wir denn wie lebloſe Puppen. Die Thüre öffnete ſich, der Paſcha trat herein; die Söhne verneigten ſich, ebenſo auch wir; ohne ein Wort zu ſagen, ging der ſtolze Fürſt an uns vorbei durch den Saal nach einem andern Zimmer. Die Dienerſchaft folgte ihm mit dem Schibuk nach. Das ganze Weſen des Paſcha verrieth den Tyrannen, und nie habe ich ein dunkleres unheimlicheres Auge geſehen, als das, welches aus ſeinem ſchwarzbärtigen Geſicht unter den düſteren Brauen hervorblitzte; nie habe ich einen Türken geſehen, der eine größere Aehnlichkeit mit dem Sultan hatte.

Wir nahmen unſere Plätze wieder ein. „Bugcrum“ — nach Belieben — ſagten die Söhne und wir aßen weiter. Dies iſt das einzige Wort, womit der Türke einen jeden, weß Standes und Glaubens er auch ſei, zu eſſen nöthigt; aber er ſagt es nur einmal. Da wir unſer Mahl auf türkiſche Weiſe mit den Händen eingenommen hatten, die uns als Meſſer, Gabel und Löffel dienen mußten, ſo wuſchen wir uns nach

Beendigung deſſelben gleich ihnen in dem Marmorbecken des Brunnens, der im Zimmer befindlich war. Dreht man den Hahn auf, ſo läuft das Waſſer etwa einen Strohhalm dick über die Hände in das Becken, aus welchem es ſogleich wieder abfließt. Durch eine Vorrichtung an den Röhren ſteigt das Waſſer in den dritten Stock und fällt dann durch eine andere Röhre wieder herunter. Wir ſchieden endlich mit den üblichen Höflichkeitsbezeugungen von den liebenswürdigen Paſchaſöhnen.

Hat man mit einem Türken ein Geſchäft, ſo wird man äußerſt gaſtfrei von ihm aufgenommen und gleich beim Eintritte in das Zimmer genöthigt, auf dem Divan Platz zu nehmen. Sofort wird einem von den Sklaven eine Taſſe ſchwarzer Kaffee und eine Pfeife angeboten, und der Türke ſitzt eine Zeit lang neben ſeinem Gaſte, ohne ein Wort mit ihm zu wechſeln. Wenn der Kaffee getrunken und eine oder auch mehrere Pfeifen geraucht ſind, nimmt der Türke eine Schnur mit Zahlperlen, ähnlich einem Roſenkranze, die ſie zum Rechnen gebrauchen, in die Hand, und die Unterhaltung beginnt. Er ſpricht wenig, aber jedes Wort mit Ueberlegung, handelt nicht lange, wenn er etwas kauft oder verkauft, oder eine Beſtellung macht, und zahlt auf der Stelle, wenn die Arbeit nach Wunſch ausgefallen iſt. Einſt trug mir der Türke, den ich früher mit der Radachſe zur Bezahlung gezwungen hatte, auf, ihm neue Speichen in die Räder ſeines Staatswagens zu machen, obgleich die alten noch gut waren, ſo daß ich ſie nur etwas auszubeſſern und zu verkeilen brauchte; doch hütete ich mich, ihm dies merken zu laſſen. Statt der vierzig neuen Speichen, die ich ihm einziehen ſollte, brauchte ich nur eine einzige, und ich war eben mit ihrer Fertigung beſchäftigt, als er zu mir in die Werkſtätte trat und mich freundlich lobend auf die Achſel klopfte, daß ich ſchon ſo fleißig an ſeiner Arbeit ſei. „Sei du nur erſt aus meinem Hauſe,“ dachte ich, „dann ſoll es noch ſchneller gehen.“ Nach ſeiner Entfernung ſchlug ich den hintern Ring des Rades ab, verkeilte die Speichen, ſchlug den erwärmten Ring wieder an, damit die Keile nicht herausſpringen konnten, und ſtrich das Rand mit brennend rother Farbe an. Die Türken lieben nämlich, wie alle ungebildeten Menſchen, die grell bunten Farben, und ich hatte einen großen Vorrath zu meinem Gebrauche. Beim Beſuche des vornehmen Mannes am folgenden Tage gab er mir ſeinen vollen Beifall über das Rad zu erkennen und ließ mir durch den Dolmetſcher ſagen, daß ich die andern auch ſo anſtreichen ſolle. Mit möglichſtem Ernſt verſetzte ich: die Farbe ſei ſehr theuer; er ließ mir dagegen bemerken, er ließe ſich das Geld nicht dauern, und ſo zahlte er mir auch am vierten Tage, wo ich ihn wieder zu mir beſtellt, bereitwillig die geforderte Summe für die durch meinen Pinſel wieder neu gemachten Speichen. Man muß dabei bedenken, daß ich täglich dem Dolmetſcher einen Gulden zu bezahlen hatte, den ich meinen Kunden nicht anrechnen durfte, und daß ich der einzige Wagner in Adrianopel war, obgleich mehrere Tiſchler in mein Handwerk pfuſchten, die ſich jedoch erſt bei mir Raths erholten, wenn ſie etwas zu fertigen hatten. Somit hatten die Türken keine Wahl, hie und da herum zu fragen, wer die Arbeit beſſer oder wohlfeiler mache, ſie mußten zu mir kommen, und man wird mir nicht verdenken, wenn ich mir die Arbeit gut bezahlen ließ. Immer erhielt ich von ihnen den Lobſpruch: „Nemso Engless hebre Jabbar!“ — Der deutſche Engländer macht Alles. — Meine Werkſtätte war, vorzüglich wenn ich Wagen anzuſtreichen hatte, zu klein, deshalb ſchlug ich ſie auf der Straße auf und war immer von männlichen und weiblichen Zuſchauern umgeben. Am meiſten aber waren es Frauen, die oft Stunden lang bei mir ſtehen blieben, wenn ich anſtrich, die Blumen und Zierrathen, die ich malte, bewunderten, und ſich oft an den Farben ihre niedlichen Finger beſchmutzten. Sie waren ſo neugierig und naiv wie Kinder, und zeigten ſich eben ſo begierig, alles, was ihnen gefiel, zu betaſten. Ich ſah darunter einige ſehr ſchöne Geſichter, die ihre Schleier zuweilen etwas tiefer fallen ließen, als es erlaubt ſein mochte, ja ſie hatten ſogar den Muth, mich zu fragen, ob ich ein Deutſcher oder ein Ruſſe ſei, und bejahte natürlich das Letztere, weil die Ruſſen von der Expedition her noch bei ihnen in gutem Andenken ſtanden. Mir ſchien es, als würden ſie ſich nicht ſehr grämen, wenn die Ruſſen heute wieder kämen und ihre Männer zum zweiten Male aus Adrianopel jagten. So hatte ich faſt täglich bei meiner Arbeit eine Unterhaltung, wenn auch meiſt nur eine ſtumme.

Eines Tages hatte ich einen Wagen zu lackiren. Schon ſtand er ſchattirt vor meiner Thüre, als mehrere Soldaten daran vorbeigingen, von denen der Eine, ein Unteroffizier, die Farbe mit den Händen abwiſchte und die Arbeit beſudelte und, meinen Zorn verſpottend, ſich mit ſeinen Kameraden in eine Weinſchenke begab. Kaum war eine Stunde vergangen, als der Unteroffizier wieder herausstrat, auf den Wagen zuging, mir frech befahl, denſelben anders wohin zu ſtellen und dabei mit beiden Händen die Farbe von den Speichen abſtrich. Darüber im höchſten Grade erbittert, ſchlug ich ihn ſo derb ins Geſicht, daß er zu Boden ſtürzte. Im Aufſtehen zog er den Säbel und drang damit wüthend auf mich ein. Zum Glück ſtand neben dem Wagen ein ſtarker, drei Fuß langer Stock, der mir dazu diente, die Fenſterladen meiner Werkſtätte aufzuſpreizen, und den ich jetzt zur rechten Zeit ergriff. Während er nun von oben herein nach mir hieb, ſchlug ich ihn von unten hinauf damit ſo derb an die Hand, daß er den

Säbel fallen ließ, zum großen Gelächter der übrigen Soldaten, die unſerem Streite zuſchauten. Wüthend und auf ſeine Gefährten ſchimpfend, hob er den Säbel auf, ſteckte ihn wieder ein und eilte fort, um die Wache zu holen. Dieſe folgte ihm jedoch nicht, weil ſie glaubte, ich würde wieder eben ſo wenig beſtraft werden, wie bei dem frühern Exceſſe. Am andern Tage ging er zornig an mir vorbei, aber am dritten trat er freundlich in meine Werkſtätte und nöthigte mich mit Gewalt, ihm in eine Weinſchenke zu folgen, um bei einem Glaſe Wein das Unrecht, das er an mir begangen und das er offen und ehrlich bekannte, wieder gut zu machen.

Meine Werkſtätte war bald zum Verſammlungsorte der Deutſchen in Adrianopel geworden und alle zuwandernden Landsleute ſprachen darin ein, und obwohl ich viele Ausgaben hatte, ſo war ich doch mit meiner Lage vollkommen zufrieden. Einſt kamen zwei Schloſſer, der eine aus Schleſien, der andere, Namens Auringer, aus Anſpach, ſammt einem Weber aus Oeſterreich zu mir. Ich kaufte den Schloſſern Werkzeug, und ſie fingen an, in Compagnie zu arbeiten; den Weber behielten ſie als Zuſchläger bei ſich. Bald wurden jedoch deſſen Forderungen hinſichtlich der Koſt und des Lohnes ſo unverſchämt, daß ſie ihn fortſchicken mußten. Zu meiner unausſprechlichen Freude beſuchte mich auch ein Thüringer, der noch dazu nur wenige Stunden von meiner Heimath gebürtig war, nämlich aus einem Dorfe bei Langenſalza. Er war ein junger ſchöner Mann, ſeines Gewerbes ein Tuchmacher, blieb einige Tage bei mir und verließ mit dem eben erwähnten Weber Adrianopel. Der Letztere ohne Geld, was in der Türkei viel ſagen will. Sie beabſichtigten nach Jeruſalem zu wandern. Der Tuchmacher beſaß zwar noch einige Dukaten, aber wie weit kommt man damit in einem Lande, wo man keine Meiſtergeſchenke zu empfangen hat! Bald nach ihrem

Weggange entzweiten ſich auch die beiden Schloſſer, und obwohl ich ihnen alle Schmiedearbeit zuwies, ſo war doch an ein Fertigen derſelben nicht zu denken; denn der Schloſſer lief lieber auf den Bazars herum und kaufte ſich Früchte, die ihm beſſer ſchmeckten, als die Arbeit, während der Andre natürlich allein nichts fördern konnte. Bald darauf kamen wieder drei Deutſche, zwei Tiſchler aus dem Würtembergiſchen und ein Schloſſer aus dem Braunſchweigiſchen an, von denen Letzterer an die Stelle des ſogleich entlaſſenen näſchigen Schleſiers eintrat. Einen der Tiſchler behielt ich bei mir; der Andere, Namens Keller, wanderte nach Konſtantinopel. Später traf ich in Smyrna und Alexandrien wieder mit ihm zuſammen, von wo aus wir nach dem Sinai reiſten, wie ich unten erzählen werde. Der neue Schloſſer blieb aber auch nicht lange; auch ihm ſchien die Sommerarbeit nicht zu gefallen. Er wünſchte ebenfalls, Konſtantinopel zu ſehen und ging dahin ab.

Um dieſe Zeit trat ein ſogenannter engliſcher Bereiter in Adrianopel auf, der Hartmann hieß und aus Baiern ſtammte. Er hielt ſich einige Wochen daſelbſt auf, gab aber ſeine Vorſtellungen nicht in der Stadt, ſondern auf einem Dorfe, das den Franken und den europäiſchen Conſuln zum Sommeraufenthalt dient. Sie waren zahlreich beſucht und fanden großen Beifall, weil dergleichen in jener Gegend noch nie geſehen worden war. Er hatte einen Knaben von etwa zwölf Jahren bei ſich, den ich eines Abends ſammt ſeinem Diener mit auf die Jagd nahm. Vor der Stadt an der erſten Brücke ſaßen auf dem Schornſtein eines Hauſes zwei Lachtauben. Auf einem freien Platze um daſſelbe lagerten mehrere Bauern mit ihren Ochſenwagen, die mich wiederholt baten, ich möchte nach den Tauben ſchießen. Ich that's ohne Argwohn, und beide fielen auf einen Schuß vom Schornſtein auf das Dach, wo ſie liegen blieben. Immer noch ganz unbefangen fragte ich die Bauern, wer in jenem Hauſe wohne? Sie antworteten, das Haus gehöre Chriſten, wir möchten nur hineingehen und die Tauben vom Dache holen. Wir folgten der Weiſung ahnungslos und gingen unangefochten durch den einen Vorhof nach dem zweiten, um hier auf das flache, etwa zwei Stockwerk hohe Dach zu ſteigen. Zwiſchen zwei Häuſern klimmte der Knabe auf hervorſtehenden Nägeln empor, ich half ihm, während der Diener im Hofe ſtehen blieb. Schon ſtand ich dem Dache gleich, auf welchem der Knabe nach der Beute ſuchte, als ſich mit einem Male im Hofe ein furchtbares Geſchrei erhob. Vier türkiſche Weiber kamen mit Stangen bewaffnet aus dem Hauſe und ſchlugen aus allen Kräften auf den Knecht, der, ohne ſich lange zu beſinnen, mit unſern Gewehren Hals über Kopf durch die Thüren Reißaus nahm. Bis dahin hatten uns die Weiber noch nicht bemerkt, leiſe rief ich dem Knaben zu, die Beute liegen zu laſſen, und half ihm wieder herab, wobei wir Beide in der Eile leicht hätten Hals und Beine brechen können. Sowie wir aus dem Zwinger hervortraten, ſtürzten die wüthenden Weiber auf uns los, ich aber riß ſchnell der Einen die Stange aus den Händen, und parirte damit die Schläge der Andern, um nur den ſich furchtſam an mich anſchmiegenden Knaben zu ſchützen. Die in der That unbeſchreibliche Wuth der Frauen rief das ganze Haus mit kreiſchenden Tönen auf. Unſer Verſuch, ebenfalls zu flüchten, wurde durch herbeieilende Türken vereitelt, die auch den fliehenden Diener in Empfang genommen hatten. Die Zahl unſrer mit Wort, Blick und Geberde drohenden Feinde mehrte ſich von Minute zu Minute. Bald darauf kam eine Abtheilung Soldaten, die uns alle drei auf die Wachtſtube brachten, weil ſie nicht wußten, wohin anders ſie uns bringen ſollten. Mir wurde nicht wohl zu Muthe bei der Sache. Ich wußte, daß der engliſche Conſul mit ſeiner Gattin, die einzigen beiden Weſen, die uns hätten retten können, verreiſt war, und mit den gräßlichſten Farben trat mir das Schickſal eines Griechen vor die Seele, der wenige Tage zuvor gehängt worden war. Er hatte mehrere Jahre bei einem Türken in Dienſten geſtanden, die er mit denen eines andern Brodherrn vertauſchen wollte, und forderte vom Erſtern den rückſtändigen Lohn. Der niederträchtige Türke vermochte ſeine Frau, zum Richter zu gehen und den Griechen anzuklagen, er habe ſie in Abweſenheit ihres Mannes verführen wollen. — Auf dieſe Weiſe wurde der Elende den drängenden Gläubiger los, der ohne weiteres Verhör zum Strange verdammt wurde. Auf dem Hauptplatze der Stadt, der von einer Kreuzſtraße durchſchnitten wird, in welcher die Apotheke inmitten der ſchönſten Gewölbe und Läden liegt, ſteht ein Eckhaus, deſſen zweites Stockwerk etwa drei bis vier Fuß hervorſpringt und von ſchrägen Säulchen unterſtützt iſt, die den Türken zugleich als Galgen dienen. Das Haus gehörte einem Griechen, der im untern Stock ein reiches Gewölbe hatte. Ich befand mich gerade in dieſem Theile der Stadt, wo nichts von einer Hinrichtung bekannt war, und war Zeuge, wie ſechs Zigeuner Abends gegen 6 Uhr den Griechen, der ſchon den Strick um den Hals hatte, an dem Hauſe des reichen chriſtlichen Kaufmanns aufknüpften. An den Wohnungen der Armen oder der Türken wird Niemand aufgeknüpft. Wenn die Execution vorüber iſt, ſo gehen die braunen Henkersknechte zum Eigenthümer des Ladens und fragen, wie viel Piaſter er geben wolle, damit der Leichnam ſogleich wieder abgenommen werde. Bietet er ihnen nicht auf der Stelle drei bis vierhundert Piaſter, ſo laſſen ſie ihn drei oder mehrere Tage hängen, wodurch das Haus beſchimpft iſt, und die Käufer den Laden meiden, zahlt er aber, ſo wird die Leiche gleich denſelben Abend wieder abgeſchnitten, und nur Wenige haben etwas von der Execution geſehen.

Alle die Schreckensſcenen jenes Abends traten mir vor die Seele, und ich dachte: „Was wird aus dir werden? Kann nicht ein ſchändliches Weib eine ähnliche Anklage, wie gegen jenen Griechen, auch gegen dich vorbringen? Und wenn dies geſchieht, wie bald wird dir dann der Strick über den Kopf geworfen ſein!“

Eine Stunde ging mir in Angſt und Pein vorüber, der Knabe weinte unaufhörlich, und der Knecht ſtand neben mir zitternd und zagend. Niemand ließ ſich ſehen, keiner unſrer Freunde wußte, wo wir waren, und wir konnten Niemand zu ihnen ſchicken, einmal, weil wir uns ihnen nicht verſtändlich machen konnten, und ſodann, weil ſich kein Türke hergegeben hätte, einen Gang für uns zu thun, auch wohl einen ſolchen nicht thun durfte. So waren wir jeder Anklage blosgeſtellt und mußten uns in unſer trauriges Schickſal ergeben. Doch die Hand der Vorſehung hatte auch hier wieder über uns gewacht; denn bald darauf erſchien Herr Hartmann wie ein rettender Engel in unſerem Gemache. Im Begriff, mit ſeinem Dragoman auszureiten, erfuhr dieſer von einem türkiſchen Soldaten, was mit uns vorgegangen war und wo wir uns befanden. Sie hatten uns geſucht und uns endlich gefunden. Nachdem ich Herrn Hartmann mit kurzen Worten den Hergang der Sache erzählt, fragte er bedenklich: „Was iſt unter dieſen Umſtänden zu thun?“ — „Leider nicht viel,“ gab ich zur Antwort, „da der engliſche Conſul nicht anweſend iſt. Eilen Sie jedoch zu ſeinem Secretär, Herrn Blunt, ſagen Sie ihm, was ſich zugetragen, und daß ich mit Ihren Leuten dabei geweſen ſei, ferner daß uns die Türken die Gewehre genommen hätten, von denen eins dem Conſul gehöre, und bitten Sie ihn, er möge beſtätigen, daß wir drei Verhafteten Engländer ſeien und ein gutes Wort für uns einlegen. Hartmann gab ſeinem Pferde die Sporen und ſprengte davon. Wenige Minuten darauf wurden wir von der Wache nach dem Hofe des Paſcha abgeführt, diesmal jedoch nicht links nach den Gefängniſſen, ſondern rechts vor ihn ſelbſt. Er wollte mit eigenen Augen die drei verwegenen Engländer ſehen. Wir traten mit großer Bangigkeit in das Zimmer, wo der Secretär Blunt uns ſchon erwartete. Die Sache war bereits abgethan. Wir wurden frei geſprochen, obwohl der Mann der türkiſchen Frauen, der ebenfalls zugegen war, viel von unſerem Verbrechen erzählte, worauf jedoch der Paſcha nicht achtete. Anfangs wollte man unſere Gewehre zurückbehalten, doch erhielten wir ſie endlich und gingen, herzlich froh, auf dieſe Weiſe durchgekommen zu ſein.

Die Jagd wurde indeſſen nicht eingeſtellt, und mehrere Tage hinter einander ging ich in Begleitung Hartmanns dem edlen Waidwerk nach, jedoch in den Gärten außerhalb der Stadt.

Lange ſtanden wir eines Tages auf der erſten, über die Mariţa führenden Brücke und ſahen den Flößern zu, die alle ihre Kräfte anſtrengen mußten, um mit ihrem Floß unter der Brücke durchzukommen, da der Fluß nicht von gleicher Tiefe war. Am Ufer fiel uns eine Maſchine in die Augen, die vorn ſchlittenartig geſtaltet und hier zwei bis drei Fuß breit und etwa ſechs Fuß lang war. Die Kufen, nur vier bis fünf Zoll ſtark, waren aus Kiefernholz und unten mit großen Feuerſteinen beſetzt, die anderthalb Zoll, die ſcharfe Seite nach außen, von einander ſtanden und ſo feſt in das Holz eingefügt waren, als wären ſie mit demſelben zuſammengewachſen. Dies mochte daher rühren, daß die Steine unmittelbar nach der Fällung und Bearbeitung des Baumes eingeſetzt worden waren und durch das allmälige Zuſammenziehen des Holzes ſo feſt gehalten wurden, daß ſie ſelbſt mit der größten Gewalt nicht ausgebrochen werden konnten. Dieſes ſeltſame Geräthe war eine Drehmaſchine, von deren Anwendung ich mich jedoch nicht habe unterrichten können.

Von der Brücke gingen wir zu einer Mühle, die nach Art der unſrigen erbaut war, und von da zur zweiten Brücke, die zu dem mehrfach erwähnten Kaffeehauſe führte und noch nicht ganz vollendet war. Nicht weit davon auf der Straße ſtanden zwei Fauſtkämpfer, welche vor der gaffenden Menge ihre Kräfte ſehen ließen. Beide waren Chriſten dortiger Gegend und ihre Muskelkraft erſtaunlich. Baarfuß und nur mit weiten kurzen Pantalons bekleidet, gingen ſie gebeugten Kopfes gegen einander und ſuchten ſich zu ergreifen, und wenn dies geſchehen, rangen ſie zum großen Ergötzen der Menge oft eine halbe Stunde lang, bis Einer von dem Andern überwältigt war. Wir ſahen dem Schauſpiele eine Zeit lang zu und entfernten uns dann, um unſere Jagdluſt zu befriedigen.

Etliche Tage darauf ging Hartmann nach Konſtantinopel, um vor dem Sultan zu ſpielen, und nicht allein dieſer, ſondern auch die anweſenden Geſandten fanden an ſeinen Reitkünſten das größte Wohlgefallen, ſo daß er über ein Jahr lang dort blieb und ſehr viel Geld und anſehnliche Geſchenke mit fortnahm.

Der Hanauer, mein Reiſegefährte von Konſtantinopel bis hierher, hatte ſich wegen zu geringen Lohnes nicht ſo viel verdienen können, um mir ſeine Schuld zu bezahlen. Jetzt gedachte er wiederum nach der Wallachei zu reiſen, und bat mich, mir das Geld ſchuldig bleiben zu dürfen, bis wir uns einſt wiederſehen würden. Ich lachte über den naiv gutmüthigen Vorſchlag, der gewiß ehrlich gemeint war, und da er ein artiger, braver und gutherziger Menſch war, der oft den letzten Pfennig aus der Taſche an einen ihn anſprechenden Armen gegeben hatte, ſo ſchenkte ich ihm das Darlehn. Mit Thränen in den Augen ſchied er von mir.

Unterdeſſen war der engliſche Conſul wieder zurückgekehrt und hatte mich ſogleich rufen laſſen, weil an ſeinem Wagen mancherlei zerbrochen war. Er hatte bereits mein letztes Abenteuer erfahren und warnte mich, nie wieder Tauben vom Schornſteine zu ſchießen, noch in die Häuſer der Türken zu gehen. Dabei erkundigte er ſich nach den Schloſſern und den andern Gehülfen. Auf meinen Bericht, daß die Andern weiter gegangen und nur noch der bairiſche Schloſſer da ſei, der aber nicht mehr arbeiten wolle, machte er mir den mich ſehr überraſchenden Vorſchlag, zu ihm zu ziehen, täglich mit ihm und ſeiner Frau, trotz ihres zitternden Hauptes, auf die Jagd zu gehen und ganz und gar bei ihm zu bleiben. Ja, er erklärte, er wolle mich an Kindesſtatt annehmen, und war ſo gütig, mir noch einen monatlichen Lohn anzubieten, wenn ich die Gefälligkeit haben wollte, ihm Geſellſchaft zu leiſten. Ich verſprach ihm am dritten Tage beſtimmte Antwort zu ſagen, und verließ ihn erfreut über die herrlichen Ausſichten für die Zukunft, die mir der vortreffliche Mann eröffnete. Welch ein glückliches Loos ſah ich vor mir ausgebreitet, wie ich es in meinen kühnſten Träumen nicht gehofft! Ganz freudetrunken ging ich umher und machte mir die wunderlichſten Pläne. Aber meine ſchönen Luftſchlöſſer löſten ſich bald in Nebel auf. Am dritten Tage erfuhr ich, daß der Conſul an der Peſt krank liege, die ein Türke aus Konſtantinopel mit hieher gebracht und am vierten verbreitete ſich das Gerücht, daß er, wie ich bereits oben erzählt habe, als das erſte Opfer dieſer ſchrecklichen Krankheit gefallen ſei. Dieſe Nachricht ſchmetterte mich nieder und verbreitete Schrecken und Furcht in der Stadt, die ſeit vielen Jahren von der Peſt nicht heimgeſucht worden war, und Niemand war zu bewegen, den Todten aus dem Hauſe zu ſchaffen, obgleich man demjenigen 300 Piaſter bot, der ſich dieſem Geſchäfte unterziehen wolle.

Endlich verſtanden ſich einige betrunkene Ruſſen dazu, und noch an demſelben Abende wurde der liebenswürdige und von Allen geachtete Mann gleich einem Stück Vieh auf den nächſten vor der Stadt gelegenen Anger gebracht und eingeſcharrt. Mit ihm meine ſchnell und üppig erblühten Hoffnungen. Ich verlor an dieſem Manne einen Gönner, wie ich auf Erden keinen zweiten gefunden habe. Sein mir unvergeßlicher, dem meinigen ſo ähnlicher Name war Döbles. Auf die Nachricht, daß die Peſt ausgebrochen ſei, ſtanden auf einmal alle Geſchäfte und auch das meinige ſtill, denn Niemand wollte mehr etwas arbeiten laſſen, aus Furcht, mit einem Peſtkranken in Berührung zu kommen. Mir blieb daher nichts Andres übrig, als Adrianopel je eher je lieber zu verlaſſen. Zu dem Ende entließ ich meinen Dolmetſcher, der mich zu guter Letzt noch bei der Zahlung für die Reparatur eines Wagens betrogen hatte, da ich zum Eſſen und Spazierengehen keinen mehr brauchte, verkaufte meine Hobelbank an einen griechiſchen Tiſchler, der ebenfalls nicht übel Luſt hatte, mich um den Kaufpreis zu betrügen und erſt vom Richter zur Bezahlung deſſelben angehalten werden mußte, und nahm Abſchied von dem bairiſchen Schloſſer, der ſein Werkzeug auch verkaufte, mir das ihm Geliehene treulich zurückzahlte und den Weg nach Konſtantinopel einſchlug. So ſchnell und plötzlich verdunkelte ſich der bisher ſo heitre Himmel meines Glücks, an welchem mir zuletzt der glänzendſte Stern aufgegangen war, um gleich darauf in ewige Nacht zu verſinken.

Auf meinen Gängen durch die Stadt kam ich auch zu einer griechiſchen Kirche, die an der Straße und nicht weit vom Hauſe des obengenannten griechiſchen Tiſchlers lag. Der Vorhof derſelben war mit einer hohen Mauer umgeben, und darin befand ſich ein heimlicher Fleiſchmarkt. In der Frühe des Tages und in Säcken verſteckt, damit es kein Türke merke, bringen die Bauern der Umgegend ihre geſchlachteten Schweine dahin und legen ſie zum Verkauf aus. Ein Chriſt theilt die Nachricht von dem angekommenen Schweinefleiſche dem andern mit und ein Jeder kauft ein Stück, trägt es aber verdeckt nach Hauſe, weil die Türken, denen der Genuß deſſelben verboten iſt, auch den Anblick deſſelben nicht dulden wollen.

Seit etlichen Wochen befand ſich ein Italiener in Adrianopel, der mit einem Leierkaſten, auf deſſen Oberfläche Puppen nach dem Takte der Muſik tanzten, durch die Straßen und Bazars zog und gute Geſchäfte machte. Die Türken hatten ſo etwas noch nie geſehen und wollten wiſſen, was jede tanzende Figur bedeute. Durch dieſe ſtets ſich wiederholenden und immer dringender geſtellten Fragen ward der Italiener genöthigt, einen alten Armenier, der mit ihm aus der Wallachei gekommen war, förmlich als Dolmetſcher anzuwerben. Dieſer bejahrte und ſtets in einem kleinen Duſel lebende Mann erklärte nun den neugierigen Türken mit beredter witziger Zunge die tanzenden Figuren und verſchaffte ſo dem Italiener immer mehr Zulauf. Aber mit dem Ausbruche der Peſt verminderte ſich derſelbe ſchnell und hörte bald gar auf, ſo daß der Leiermann, welchen ich als einen muntern, unterhaltenden und der deutſchen Sprache ziemlich kundigen Geſellen kennen gelernt hatte, Adrianopel zu verlaſſen beſchloß. Da er denſelben Weg, wie ich, einſchlagen wollte, ſo trug ich mich ihm als Reiſegefährten an und unterhandelte mit ihm über die Koſten der Reiſe. Er führte nämlich einen mit einem ſtarken Eſel beſpannten Wagen bei ſich, der mein Gepäck und im Nothfalle auch mich aufnehmen ſollte. Aber er ſchlug jede Bezahlung aus, unter der Bedingung, daß ich mir gefallen laſſen müſſe, wenn er ſich in den kleinen Städten, durch die wir kämen, einige Stunden mit ſeinem Leierkaſten aufhalte. Ich war es zufrieden, und wir beſchloſſen, nach zwei Tagen abzureiſen. Selbigen Tages ging ich noch einmal zu ihm, um noch Manches zu verabreden. Beim Eintritt in den Vorhof erblickte ich auf einem Brette den nackten Leichnam eines türkiſchen Soldaten von der Hauptwache, der eben gewaſchen worden war. Ich eilte an ihm vorbei nach der Stube des Italieners im obern Stocke. Sie war offen und der Bewohner derſelben nirgends zu finden. Endlich auf den Gang herausgetreten, finde ich ihn am Ende deſſelben eifrigſt damit beſchäftigt, ſeinen eigenen Urin zu verſchlingen. Erſchrocken, ſich von mir in dieſem unſaubern Beginnen überraſcht zu ſehen, ſagte er mir, ehe ich ihn noch fragen konnte: „Der im Vorhofe liegende Soldat iſt heute an der Peſt geſtorben. Mein Vater hat viele Jahre dieſe Länder während der Peſtzeit durchreiſt und iſt 80 Jahre alt geworden, ohne jemals einen Anfall von derſelben zu erleiden, weil er ſich durch das Mittel, das Sie mich ſo eben haben anwenden ſehen, beſtändig davor geſchützt hat.“ — Und in der That iſt das Trinken des eignen Urins das beſte Präſervativ gegen die Peſt, und ich habe es an mir ſelbſt erprobt, als ich ſpäter einen Anfall der Krankheit erlitt.

Am Tage vor meiner Abreiſe überreichte ich dem Secretär des Conſul eine noch unbezahlte Rechnung über ſeine zuletzt ausgebeſſerten Wagen. Er ſtellte ſie der Wittwe zu, die in ein Gartenhaus gezogen war; ſtatt der Zahlung erhielt ich aber den ſeltſamen Beſcheid, daß bereits der Schloſſer ihrem Manne eine Rechnung überbracht, nach deren Empfang er ſogleich erkrankt ſei, daß wir alſo die Schuld an ſeinem Tode trügen, der ſie ſo arm und elend gemacht, und daß es unverſchämt von mir ſei, noch eine Zahlung in Anſpruch zu nehmen. Aufgebracht über ſolche Antwort erklärte ich dem Secretär, daß man in der Stadt recht wohl wiſſe, daß ein aus Konſtantinopel zurückkehrender Türke den Stoff der Krankheit in das Haus des Conſul gebracht habe, und nicht der Schloſſer; ja, und wenn dieſer unbewußt den Peſtſtoff in ſeinen Kleidern gehabt habe, ſo ſei dies doch kein Grund, mir die Zahlung einer Rechnung zu verweigern. Hätten wir es uns nicht auch gefallen laſſen müſſen, wenn der Conſul uns die Peſt ins Haus gebracht und wir daran geſtorben wären? Dem Armen ſei ſein Leben ſo lieb, wie dem Reichen! Der Secretär mochte wohl einſehen, daß ich Recht hatte; auf meine Bitte, mein Wanderbuch zu viſiren und die beſtimmte Erklärung, daß ich morgen abreiſen würde, auch wenn ich das rückſtändige Geld nicht erhielte, beſtellte er mich Nachmittags wieder zu ſich. Zwar ging ich hin, erwartete aber nichts, um ſo größer war mein Erſtaunen und meine Freude, als mir der ehrliche Secretär die Rechnung mit Abzug einiger Thaler bezahlte und mir eine glückliche Reiſe in ſeinem und ſeiner Herrin Namen wünſchte.

## Nach und in Smyrna.

Sehnſucht nach dem heiligen Lande. — Aufbruch. — Seltſame Reiſegeſellſchaft. — Aufenthalt in Fero. — Ein griechiſcher Brautzug. — Ein Waldbrand. — Suſſle. — Jenidje. — Abſchied von meinen Gefährten. — Zweite Seefahrt. — Unerwartetes Wiederſehen. — Ankunft in Smyrna. — Kaffeehaus eines Schweizers. — Hexerei. — Erneuerung einer alten ſchlechten Bekanntſchaft. — Phyſiognomie von Smyrna. — Entbehrlichkeit der Wagner. — Die engliſche Miſſionsanſtalt. — Getaufte Juden. — Induſtrie Smyrna's. — Nahrungsmittel. — Spaziergänge. — Waſſerleitung. — Warmes Bad. — Hirtenvolk. — Das Grab eines Hadſchi. — Türkiſches Jagdverfahren. — Das Schlachthaus. — Meine Spelunke. — Ermordung eines deutſchen Tiſchlers. — Scheußliches Bacchanal. — Mord und-Raub. — Ein beſſeres Logis. — Feuer in der Stadt. — Unlandsmannſchaftlichkeit der Deutſchen. — Die beiden Klempner. — Verirrung in der Stadt. — Schlimmere Verirrung im Gebirge.

Der Gedanke, nach jenem heiligen Lande der höchſten und herrlichſten Offenbarung Gottes und der himmliſchen Erlöſung der Menſchheit zu wandern und die Stätten alle zu beſuchen, die der Weltheiland, als er im Fleiſche gewandelt, betreten, und denen er den unvergänglichen Stempel der Erhabenheit und Heiligkeit für alle Zeiten aufgedrückt, war wie ein zünbender Funke in meine Seele gefallen, der Drang der Sehnſucht nach Oſten, dem Lande des Aufgangs alles Lichtes und aller ewigen Wahrheit hatte ſich meines ganzen Weſens bemächtigt, und ich dachte nicht mehr daran, jetzt ſchon in das deutſche Vaterland zurückzukehren. Ich fühlte das geiſtige Bedürfniß, das Vaterland der ganzen Chriſtenheit erſt zu beſuchen und an der Stelle zu beten, wo mein Erlöſer ſein Blut auch zu meinem Heile vergoſſen hatte. Die kleine Reiſegeſellſchaft, als deren Mitglied ich Adrianopel am 8. November 1832 verließ, war allerdings merkwürdig genug: der verſchmitzte Italiener mit ſeiner Drehorgel, die den Orientalen das nie geſehene, beluſtigende Schauſpiel der tanzenden Figuren darbot; der alte Armenier als Dolmetſcher des Italieners, ein nicht minder durchtriebener Abenteurer als ſein Brodherr, meine Wenigkeit und endlich ein Prachtexemplar von Eſel, der unſre Habſeligkeiten auf einem zweirädrigen Kärrenchen transportirte. Die Zuſammenſtellung konnte in der That nicht wunderlicher ſein.

Wohlgemuth ſchritten wir, vom ſchönſten Herbſtwetter begünſtigt, auf der Straße nach dem 24 Stunden entfernten und am mittelländiſchen Meere gelegenen Städtchen Jenidje dahin. Mir war leicht und froh zu Muthe, und meine Reiſegefährten waren ſehr unterhaltend, der Eſel nicht ausgenommen. Unſre erſte Nacht beſchloſſen wir in einem der zahlreichen Bauernhöfe zuzubringen, die wir gegen Abend auf einer Anhöhe liegen ſahen. So wie wir in einen derſelben traten, liefen die Bewohner derſelben herbei und konnten ſich über unſre Equipage nicht genug verwundern; ſie ſchienen dergleichen in ihrem Leben noch nicht geſehen zu haben. Auch wir ſelbſt waren ihnen ein Gegenſtand der höchſten Verwunderung; ſie wollten durchaus wiſſen, was der Leierkaſten enthalte. Wir hüteten uns aber wohl, ihnen etwas vom Inhalte deſſelben merken zu laſſen, denn ſonſt würden wir ſie die ganze Nacht hindurch nicht losgeworden ſein. Sowie der Morgen graute, waren ſchon alle wieder auf den Beinen, wir aber zogen unſre Straße weiter durch die Gegend, die mit jeder Stunde öder und einſamer wurde und worin die Orte immer weiter und endlich Tagereiſen weit von einander liegen. Endlich gelangten wir zu einem, auf einem hohen felſigen Berge gelegenen Städtchen, mit Namen Fero. Rings um daſſelbe zog ſich ein Kanal, und es ſoll, was ſich noch jetzt aus den Ruinen kund giebt, ehemals eine bedeutende Feſtung geweſen ſein. In den Felſenkammern ſind die leeren Schießſcharten noch zu ſehen, aber die Feſtungswerke liegen meiſt in Trümmern, die, aus der Ferne geſehen, eine große Aehnlichkeit mit dem gleichiſchen Schloß Wachſenburg unweit Gotha haben. Nachmittags daſelbſt angekommen, nahmen wir unſer Quartier in einer griechiſchen Weinſchenke und ſchickten ſogleich den Dolmetſcher nach dem Richter des Städtchens, um die Erlaubniß einzuholen, unſre Orgel ſpielen zu laſſen. Gleich darauf kam der Geſtrenge ſelbſt mit ſeiner Umgebung, war höchſt erfreut über die Probe, die der Italiener vor ihm ablegte und beſchied uns gegen Abend in ſein Haus, um vor ſeinen Weibern zu ſpielen. Wir ſtellten uns zur beſtimmten Zeit ein, die Frauen erſchienen verſchleiert im Saale und unſre Muſik begann. Die heftigſte Neugierde, das unmäßigſte Erſtaunen that ſich in allen Worten und Bewegungen der Weiber kund, und der Armenier ließ fort und fort ſeine Stimme ertönen, immer wieder von Neuem befragt. Vor dem Hauſe mehrte ſich unterdeſſen die Volksmaſſe von Minute zu Minute. Sobald die Frauen, hocherfreut über das Geſehene und Gehörte, das Zimmer wieder verlaſſen hatten, gab der Richter Erlaubniß, alle die, welche vor dem Hauſe zuſammengelaufen waren, einzulaſſen, und bald war die Stube mit Zuſchauern ſo überfüllt, daß wir ſelbſt kaum Platz hatten. Der Italiener drehte, während der Armenier das Geld einnahm und der neugierigen, ſtaunenden Menge die tollſten Erklärungen der Figuren gab. Es war Abend geworden, als wir vom Hauſe des Richters nach der Weinſchenke zurückgingen; unterwegs glitt der Dolmetſcher aus und verrenkte ſich fallend den Fuß. Dieſer Umſtand nöthigte uns noch einen Tag im Städtchen zu bleiben. Am andern Morgen belagerte eine neugierige Menge das Haus, und nun drehte ich die Orgel, während der Italiener erklärte und das Geld einnahm. Bald wurde unſre Muſik durch die einförmigen Töne einer andern unterbrochen, die man auf der Straße einem hohlen, mit mehreren Saiten beſpannten Kürbis entlockte. Dieſe Muſik ging dem Hochzeitszuge einer ſchönen Griechin voran, die mit einem zahlreichen Gefolge von Gäſten am Hauſe vorüberſchritt. Sie wurde von zwei Freundinnen geführt, und ihr Bräutigam in der Mitte von zweien ſeiner Freunde folgte ihr nach. Der Kopfputz der Braut beſtand aus Schnüren zuſammengerollter Dukaten, die über einander bis zum Ohre herabgingen und von dem Halſe über die Bruſt in zwei Reihen bis zu den Knieen herabfielen. Jede dieſer Schnüre mochte wohl funfzig Dukaten enthalten. Ihre ausgezeichnete Schönheit wurde durch dieſen Schmuck noch mehr gehoben. Die Brautführerinnen und die übrigen Hochzeitgäſte waren im ſchönſten, nach ihren Verhältniſſen mehr oder minder reichen Schmuck.

Gegen 9 Uhr des andern Morgens verließen wir, den Dolmetſcher, der ſeinen Fuß noch nicht wieder brauchen konnte, zurücklaſſend, das Städtchen, in welchem wir eine treffliche Einnahme gemacht. Unſer Weg führte über eine große baufällige Brücke in ein enges Thal, auf deſſen linker Seite ſich ein prächtiger Eichenwald hinzog, während rechts Heerden von Schaafen und Ziegen weideten. Mehrere Stunden waren wir auf der Straße, die bald durch den Wald, bald am Saume deſſelben hinführte, gewandert, als wir aus der Ferne eine ungeheure Rauchwolke und eine große Feuerſäule gewahrten. Wir glaubten, daß ein ganzes Dorf brenne. Als wir jedoch näher kamen und kein Haus ſahen, nahmen wir als gewiß an, daß das ganze Dorf bereits ein Raub der Flammen geworden ſei; aber wir hatten uns getäuſcht. An einer lichten Stelle angelangt, ſahen wir, daß der Wald brannte und bereits eine weite Strecke ein dampfender Aſchenhaufen war. Es blieb uns nichts übrig, als über den heißen Boden, an verdorrten Gebüſchen und unter brennenden Bäumen hinweg, deren herabfallende Aeſte uns jeden Augenblick zu erſchlagen drohten, weiter zu wandern. Nach einer Stunde dieſes höchſt gefährlichen Marſches gelangten wir wieder ins Freie auf unbebautes Feld. Zu unſrer Linken zog ſich ein ſchönes, wohl eine Stunde langes Thal hin, aber nirgend erblickten wir eine angebaute Stelle, die uns die Nähe einer menſchlichen Wohnung verrathen hätte. So wanderten wir weiter, bis der Abend hereinbrach und wir ein Stoppelfeld ſahen. Wir ſchloſſen daraus, daß wir uns in der Nähe eines Ortes befanden, aber kein Menſch war zu ſehen, den wir nach dem Wege hätten fragen können. Auf gut Glück erſtiegen wir eine Anhöhe, ein Licht dämmerte uns von weitem entgegen; wir ſteuerten darauf los und kamen bald in dem Städtchen Suſſle an, wo wir abermals in einem griechiſchen Kaffeehauſe mitten in der Stadt unſer Lager aufſchlugen. Am andern Tage lockten die Töne unſrer Orgel die ganze Stadt herbei, unſre Beutel füllten ſich, und Abends traf auch der Dolmetſcher, den wir in Fero zurückgelaſſen hatten, wieder bei uns ein, um mich von dem für ihn übernommenen Geſchäfte abzulöſen. Am Morgen ſchieden wir von dem ärmlichen Städtchen, und erreichten Nachmittags Jenidje, unmittelbar am mittelländiſchen Meere, deſſen Waſſerſpiegel wir ſchon einige Stunden zuvor geſehen hatten. Das Städtchen liegt in einer ſehr rauhen, unfruchtbaren Gegend, in der weder ein Garten angelegt, noch ein Acker bebaut iſt. Die Einwohner ernähren ſich kümmerlich durch einen unbedeutenden Seehandel, den ſie an den Küſten treiben, da große Schiffe in den Hafen nicht einlaufen können. Meines Bleibens konnte hier nicht ſein, ich ſah mich daher nach einem Schiffe um, und fand ſchon am zweiten Tage eins, welches nach Smyrna abzuſegeln bereit ſtand. Es war mir hier eine angenehme Gelegenheit geboten, die erſte und größte Handelsſtadt Kleinaſiens zu ſehen, und ich zögerte keinen Augenblick, ſie zu benutzen. Obwohl die Jahreszeit zu einer ſolchen Reiſe nicht günſtig war, ſo wurde ich doch mit dem Kapitän des Schiffes, einem Griechen, deſſen Mannſchaft ebenfalls aus Griechen beſtand, um den Preis von zwei Dukaten und Selbſtverköſtigung für die Fahrt einig. Außer mir befand ſich nur noch ein Paſſagier auf dem Schiffe, ein griechiſcher Kaufmann, der eine Ladung Tabak nach Smyrna brachte. Ich nahm von meinen beiden zeitherigen Reiſegefährten, die mich in den Hafen begleitet hatten, den herzlichſten Abſchied und ging an Bord des Schiffes, das am andern Morgen die Anker zu lichten beſchloſſen hatte.

Am Morgen des 26ſten November 1832 trat ich meine zweite Seereiſe mit ähnlichen Gefühlen, wie die erſte, an, obwohl ich mir damals vorgenommen hatte, nie wieder zur See zu gehen. Aber was nimmt ſich ein junger Menſch nicht Alles vor! Die Gefahren und das Ungemach der erſten Seereiſe erſchienen mir wie ein Traum, der nur noch in dunkeln Bildern vor meiner Seele ſtand. Meine Sehnſucht trieb mich nach dem Lande der Verheißung zu, und ich baute auf die Allmacht deſſen, der unſer Aller Schickſal lenkt und ohne deſſen Hülfe ich ſchon längſt untergegangen wäre. Aber nicht nur der höhern unſichtbaren Hand ſoll ſich der Menſch überlaſſen, er ſoll ſelbſt lenken an dem Schifflein ſeines Lebens, wie unſer griechiſcher Kapitän, der nie das Steuerruder aus der Hand gab, wenn er ſah, daß es Noth that und außerdem noch ein tüchtiges Kommando zu führen wußte, dem die fleißigen erfahrenen Seeleute auf der Stelle nachkamen.

Das Meer war von Jenidje aus nicht ſehr breit, und wir landeten Abends auf der gegenüber liegenden Küſte, wo der Kapitän noch eine größtentheils aus Wallnüſſen beſtehende Ladung einnahm. Die Ufer waren mit einem Walde von Wallnuß-, Oliven- und Granatäpfelbäumen beſetzt, deren verſchiedenartiges, bald dunkleres, bald helleres Grün maleriſch von einander abſtach. In der Frühe des andern Morgens ſegelten wir weiter an den zahlreichen Klippen und Untiefen der Inſeln des Archipels vorbei, der nur mit kleineren Schiffen ohne Gefahr zu paſſiren iſt, und erreichten am dritten Tage die Mündung des Hellesspontes, wo wir die Kanonen der beiden Dardanellenſchlöſſer deutlich von unſerem Schiffe aus ſehen konnten. Das Meer war mit Schiffen überſät, mehrere ſegelten nach Konſtantinopel, die meiſten jedoch kamen von dorther, und mußten gleich uns den von zwei Inſeln gebildeten Engpaß paſſiren. Rechts auf der Küſte lag ein kleines Städtchen, deſſen Name mir entfallen iſt, links war der Horizont durch ein Gebirge geſchloſſen, deſſen höchſten Gipfel Wolken umhüllten. Wir waren von Klippen umgeben, die in allerlei Geſtalten aus dem Meere hervorragten, und landeten, da wir zu weit vom feſten Lande entfernt waren, nicht eher, als am achten Tage, wo wir früh zwei Uhr in den Hafen einer nicht unbedeutenden Stadt*) einliefen, um

---

*) Kibonia an der kleinaſiatiſchen Küſte, der Inſel Metelino (Lesbos) gegenüber.

Schutz vor dem Sturme zu ſuchen, der während der Nacht ausgebrochen war. Ich glaubte, wir hätten Smyrna ſchon erreicht, aber der Kapitän belehrte mich eines Andern. Im Hafen des Städtchens lagen viele Schiffe vor Anker, und Conſuln von faſt allen Nationen waren daſelbſt zu finden. Gegen vier Uhr verließen wir den Hafen wieder und landeten Nachmittags, da der Sturm ſich nicht gelegt hatte, bei einem kleinen Städtchen am gegenüberliegenden Geſtade*). Ich trat daſelbſt ans Land und der Erſte, der mir begegnete, war ein griechiſcher Matroſe, der die gefährliche Reiſe auf dem ſchwarzen Meere mit mir gemacht hatte, und ſich außerordentlich freuete, mich hier geſund und wohl wieder zu ſehen. Meine Freude war nicht geringer, als die ſeinige, und wir brachten die halbe Nacht in einem Kaffeehauſe zu, wo wir beim Weine die Gefahren unſrer frühern Reiſe noch einmal in der Erinnerung durchlebten.

Am andern Tage 12 Uhr erblickten wir Smyrna, und um 4 Uhr gingen wir in ſeinem geräumigen Hafen vor Anker, und ich ſetzte zum zweiten Male meinen Fuß in Aſien ans Land. Mein erſter Gang war, mir ein Quartier zu ſuchen, wohin ich mein Gepäck vom Schiffe bringen laſſen konnte, und kaum war ich einige Schritte gegangen, als ein alter Italiener, der, wie er vorgab, früher Schiffskapitän geweſen war, auf mich zukam und ſich erbot, mich in die Wohnung eines Deutſchen zu bringen. Ich nahm ſein Anerbieten mit großem Danke an. Auf dem Wege dahin erzählte er mir mit der größten Aufrichtigkeit, daß er früher reich geweſen wäre, jetzt aber ſo arm ſei, daß er für ſich und ſeine Familie heute nichts zu eſſen habe, und ſprach mich um eine Gabe an, indem er mich für einen großen Herrn halten mochte. Ich belohnte ſeine Mühe, ſagte ihm aber, daß ich kein Baron, ſondern nur ein armer Handwerker ſei, der das Seinige zu Rathe halten müſſe, um nicht ſelbſt Hunger zu leiden. Sich höflichſt für meine Gabe bedankend, brachte er mich in ein kleines Kaffeehaus, deſſen Wirth, ein Schweizer, ſich hier verheirathet hatte. Da ich darin nicht übernachten konnte, ſo erlaubte mir mein Halblandsmann wenigſtens, mein Gepäck bei ihm unterzubringen und rieth mir dringend, es ſogleich holen zu laſſen, weil ſich die kleinen Schiffe nur kurze Zeit im Hafen aufhielten. Nachdem ich für den auffallend billigen Preis von 6 Hellern ein Glas Wein mit meinem Führer getrunken hatte, eilte ich in den Hafen zurück und zog den Beutel, um dem Kapitän die bedungenen zwei Dukaten zu zahlen; aber ſiehe da, ſie waren zu meinem ſchmerzlichen Erſtaunen, ich wußte nicht wie? daraus verſchwunden, während das übrige kleine Geld noch darinnen war. Mir blieb daher nichts anders übrig, als eine der Kiſten zu öffnen und Geld zur Bezahlung des Kapitän herauszunehmen. In des Schweizers Kaffeehaus zurückgekehrt, wohin die Matroſen mein Gepäck gebracht hatten, erzählte ich dem Wirthe, welchen Verluſt ich gehabt hatte, und dieſer wollte mir in allem Ernſte aufreden, daß der Italiener die Dukaten durch Sympathie aus meinem Beutel gelockt, als ich ihn geöffnet, daß dieſer Menſch es ſchon Mehreren ſo gemacht habe, und in der ganzen Stadt als ein Zauberer und Hexenmeiſter verſchrieen ſei. Ich lächelte zu ſeiner ernſten Rede, denn meine Dukaten waren fort, ſie mochten nun verloren oder verhext ſein. Kaum hatte ich mich in der Herberge niedergelaſſen, als ein getaufter Jude hereintrat, der mir in Konſtantinopel auf meinem Gange zum Großvezier als Dolmetſcher gedient hatte. Er war ſeiner Profeſſion nach ein Schneider, hatte in Konſtantinopel wenig Arbeit gefunden und war, nach dem Ausbruche der Peſt dort, hieher gekommen, um ſein Brod zu verdienen. Ich bat ihn, mir ein Quartier zu verſchaffen, in welchem ich eine Werkſtätte aufſchlagen und arbeiten könnte, und er war ſo gütig, mir einſtweilen ſein Haus anzubieten. Dankbar nahm ich ſein freundliches Anerbieten an und wollte ſofort mit meiner Habe aufbrechen. Aber der Wirth, dem ich das Gepäck abverlangte, erwiederte lächelnd, er wolle es noch einige Tage beherbergen, ich möchte nur einſtweilen ohne daſſelbe dem Juden folgen, bis ich ein eignes Quartier, an dem hier kein Mangel ſei, gefunden habe. Ich verſtand den Wink meines Schweizers, und ſchon am erſten Tage ſah ich, daß ich mich in dem Hauſe eines Kupplers befand, der mit den Reizen feiler Dirnen, ſowie mit denen ſeines eignen Weibes einen ſchmählichen Handel trieb. Gern hätte ich das Haus auf der Stelle verlaſſen, für den Augenblick aber eines andern Obdachs entbehrend, mußte ich wohl bleiben, und benutzte die wenigen Tage meines Aufenthalts, die Merkwürdigkeiten der Stadt in Augenſchein zu nehmen.

---

*) Der Inſel Metelino.

Smyrna iſt die Hauptſtadt der Levante und liegt auf ſehr unebenem Boden in einer gebirgigen, doch meiſtentheils ſehr fruchtbaren Gegend, die jedoch nicht hinreichend angebaut iſt. Ein Theil der Häuſer zieht ſich an einem Berge empor, deſſen Gipfel die Trümmer einer Burg aus Smyrna's glorreicher Zeit krönen. Von der Pracht und Herrlichkeit des alten Smyrna, von der die Geſchichte ſo viel erzählt, iſt nichts mehr zu ſehen; die jetzige Stadt ſieht aus, wie jede andere türkiſche. Die Straßen ſind eng, winkelig, nur nothdürftig gepflaſtert und an einigen Stellen überbaut, damit kein hereindringender Sonnenſtrahl den Waaren der Kaufleute ſchade. Durch dieſe Dächer über den Straßen iſt es in denſelben während der Sommerhitze zwar ſehr kühl, aber auch ſehr dunkel, und nicht ſelten iſt der Fußgänger in Gefahr, von einem Kameele, das nicht nur auf dem Rücken, ſondern auch von beiden Seiten beladen iſt, an den Häuſern erdrückt zu werden, wenn er ihm nicht bei Zeiten ausweicht. Oft geſchieht es auch, daß ſich in der Mitte einer ſolchen Straße zwei Kameele begegnen, die ſich nicht ausweichen können, und in einem ſolchen Falle bleibt den Treibern nichts anders übrig, als die Thiere abzuladen, um ſie an einander vorbei bringen zu können, da ſie nur ſelten rückwärts gehen. Zwar tragen ſie große Glocken am Halſe, aber der Klang derſelben verhallt in dem Getöſe der Straße, ihre Hufe ſind nicht beſchlagen, um ein Geräuſch machen zu können, und das warnende Schnalzen mit der Zunge laſſen ſie nur hören, wenn ſie guter Laune ſind.

Die einzige ſchöne Straße iſt die Frankenſtraße unweit des Hafens, in welcher meiſt Europäer anſäſſig ſind. Sie enthält die anſehnlichſten Häuſer der Stadt, und darin wohnen die Conſuln aller europäiſchen handeltreibenden Nationen. Ich begab mich zum öſterreichiſchen Conſul, um mich unter ſeinen Schutz zu ſtellen, und fragte ihn, ob ich hier mit meiner Profeſſion Arbeit finden würde. „Schwerlich!" gab er mir zur Antwort, „es müßte denn beim engliſchen Conſul ſein." Sogleich ſuchte ich dieſen auf, erhielt aber auf meine Anfrage folgende Antwort: „Wohl habe ich, mein Beſter, mir drei Wagen mitgebracht, aber nicht gewußt, daß hier die Straßen ſo eng ſind, daß man keinen Gebrauch davon machen kann. Soll ich hier den Wagen erſt ſtückweiſe vor die Stadt bringen laſſen, und bis dahin zu Fuß und wieder zurückgehen, ſo iſt das ein ſchlechtes Vergnügen." — „Da haben Sie Recht, Herr Conſul," antwortete ich und ging wieder meines Weges.

Die Einwohner Smyrna's, etwa 130,000 an der Zahl, beſtehen aus Muhamedanern, Juden, Griechen, Armeniern und andern Nationen, die hier in einem weit freieren Verkehre zu einander ſtehen und duldſamer ſind, als in andern türkiſchen Städten. Es iſt kaum zu bezweifeln, daß zu dieſer gegenſeitigen Toleranz die Miſſionsanſtalt, welche die Engländer hier errichtet haben, das Meiſte beiträgt, indem die würdigen Geiſtlichen derſelben nicht nur in die entfernteſten Theile der Erde ziehen, um die Lehren des Heilands zu verbreiten, ſondern auch in Smyrna ſelbſt die glücklichſten Verſuche, Juden und Türken zu bekehren, gemacht haben. Und wie dieſe Miſſionsanſtalt, in welcher Jeder, weß Glaubens er auch ſein möge, zu gewiſſen Stunden des Tages freien Zutritt hat, für das Heil der Seele, ſo ſorgt die damit verbundene freie Heilanſtalt für die des Körpers. Jeder Kranke oder Arme erhält einen Arzt und die Arzneien koſtenfrei, und damit einem Jeden geholfen werden könne, iſt außer den Geiſtlichen noch ein aller Sprachen kundiger Dolmetſcher angeſtellt. Der Doctor, ſowie der Apotheker der Anſtalt waren getaufte Juden, die ſich früher nur kümmerlich hatten ernähren können und jetzt gemachte Leute waren. Die Bedienung des Hauſes beſtand ebenfalls aus Juden, welche ſich erſt taufen laſſen wollten. Sie redeten mich in deutſcher Sprache an und fragten ängſtlich nach dem Ceremoniel der bevorſtehenden Taufe, da der getaufte Jude, mein kuppleriſcher Wirth, ihnen davon die albernſten Dinge erzählt und dadurch mehr ihre Angſt, als ihre Neugierde erregt hatte, ſo daß der Eine und der Andre furchtſam auf den Rückzug dachte. Ich ſchenkte ihnen reinen Wein ein, und ihr ziemlich geſunkener Muth erhob ſich wieder durch meine Zuſprache. Dennoch bleibt eine ſolche Bekehrung immer bedenklich, und wenn auch die Erfahrung gelehrt hat, daß aus Heiden und Türken zuweilen gute Chriſten geworden ſind, ſo wird es doch nie gelingen, einen Sohn Iſraels von der Reinheit der chriſtlichen Lehre und von der Verkehrtheit und Nichtigkeit des veralteten und leeren Formenweſens, aus welchem das Judenthum im Oriente beſteht, zu überzeugen. Leider muß ich freilich hinzuſetzen, daß das Chriſtenthum gerade in den Ländern, von wo es zuerſt ausgegangen, kaum beſſer iſt. Es thäte ſehr Noth, daß erſt die Chriſten dort über die wahre Bedeutung der Religion, zu welcher ſie ſich dem Namen nach bekennen, belehrt würden. Meine Meinung iſt, daß in jeder Religion ein göttliches und ſittliches Element liege, das, richtig erkannt und befolgt, ihre Bekenner zu Kindern Gottes mache, und ſo ſollte denn jeder ſeines Glaubens leben, und man ſollte Keinem verwehren, ſeinen eignen Weg zu ſeinem Himmel zu gehen.

Das gemeinſchaftliche Band, welches die verſchiedenartigen Einwohner Smyrna's ſo feſt zuſammenhält, iſt der Handel, der jedoch meiſtentheils in den Händen der Juden, Armenier und Chriſten iſt. Ebenſo bedeutend ſind die Fabriken in Seide, Baumwolle und Saffian, die ihre Produkte in alle Theile der Welt verſenden, und die Färbereien und Teppichwebereien, von denen die erſtern das berühmte türkiſche Garn, letztere die bunten Farbendecken liefern, die eben ſowohl durch ihre Pracht, als durch ihre Wohlfeilheit beliebt ſind. Geht man durch die Bazars, ſo ſtaunt man über die ungeheure Menge von Naturprodukten, die hier aufgeſpeichert ſind. Hier Roſinen, aus den getrockneten Beeren der Weintrauben beſtehend, die man ſelbſt im Winter noch friſch und um den billigſten Preis haben kann, dort getrocknete Feigen, an einem andern Orte Pomeranzen und Citronen, die erſt um die Weihnachtszeit ihre völlige Reife erhalten; von allen dieſen Produkten gehen ganze Schiffsladungen in alle Theile der Welt. Gleiche Bewunderung erregen die Maſſen der verſchiedenartigſten Fiſche, Krebſe, Muſcheln, Meerſpinnen, Auſtern und anderer Seltenheiten, die auf dem nahe am Hafen befindlichen

Fiſchplatze zum Verkaufe ausgelegt ſind. Manche Arten derſelben, vorzüglich die Meerſpinnen, die, ein Pfund ſchwer, von den Einwohnern geröſtet und dann gegeſſen werden, haben ein ſcheußliches Anſehen. Aber ſo wie die Menſchen unter einander verſchieden ſind, ſo auch der Geſchmack derſelben, und während die Bewohner dieſe Spinnen als Delikateſſe verzehren, bleiben die ſchönſten Ochſenzungen, die in Europa ſo ſehr geſucht und beliebt ſind, von ihnen unbeachtet hängen. Die bemittelten Einwohner kaufen nur die Lunge und Leber des geſchlachteten Rindviehs für ihre Hunde, während die Zungen für die Armen ein gutes und hinreichendes Nahrungsmittel wären. Dagegen werden hier viele Schweine geſchlachtet, die in den Straßen, vorzüglich in der Frankenſtraße, aufgehängt werden, ohne daß die Türken ſolches verbieten können, wie es in Adrianopel der Fall war. Auch ſieht man daſelbſt eine Menge von wilden Schweinen, die von den Türken geſchoſſen und an die Franken verkauft werden, nachdem ſie ihnen zuvor die Haut abgezogen haben. Dieſe breiten ſie auf die Straße aus und verwenden ſie dann, wenn ſie eine Zeit lang darin gelegen und durch die Füße der darüber Hingehenden recht mürbe geworden ſind, zu andern mir unbekannten Zwecken.

Einer meiner liebſten Spaziergänge war nach dem Hafen, der ſich von Weitem beſſer ausnimmt, als in der Nähe, da die ihn umgebenden Häuſer eben kein beſonderes freundliches Anſehen haben. Er iſt kleiner als der zu Konſtantinopel, wenn er ihm auch hinſichtlich des Lebens und Treibens nicht nachſteht. Oft ſtand ich ſtundenlang in dem wirren Gedränge, den Blick auf das Meer gerichtet, und ergötzte mich, wenn die Kanonen der im Hafen ſtationirten Schiffe ein neues einlaufendes mit ihrem Donner begrüßten oder einem auslaufenden ihre weit hinſchallenden Abſchiedsgrüße nachſendeten, oder wenn zur Geburtsfeier eines Königs oder Kaiſers die Schiffe im Schmucke ihrer Wimpel und Flaggen den frohen Tag ihres Gebieters mit hundertfacher Salve begrüßten.

Geht man durch eine der Straßen des Stadttheils, der ſich am Berge emporzieht, ſo kommt man zu den Trümmern eines alten Schloſſes, das den Gipfel der Höhe krönt, und hinter demſelben thalwärts zu einer Waſſerleitung, bei deren Anblick der menſchliche Geiſt in Staunen und Ehrfurcht geräth. Sie iſt auf künſtlichen Schwibbogen von einem Berge zum andern erbaut, gegen 50 Fuß hoch und 3 Fuß breit, ein Wunderwerk aus Smyrna's Vorzeit, das noch heute ſeinen Zweck erfüllt: das friſche klare Bergwaſſer auf dem nächſten Wege nach der Stadt zu führen, wo es in den Brunnen aller Straßen ſprudelt. Links von den Trümmern des alten Schloſſes gelangt man zu den Bergen, welche wegen ihrer gleichen Höhe und Geſtalt „el due fralelle“ (die beiden Brüder) genannt werden. Sie liegen unweit des Kaſtells, das das den ſchmalen Eingang in den Hafen Smyrna's ſchützt. Nicht fern von dem eben erwähnten, eine Meile von der Stadt entfernten Kaſtelle findet man eine warme Quelle, die mit einem zum Baden bequemen Häuschen überbaut iſt. In das darin befindliche geräumige Becken kann der Badende aus zwei meſſingenen Hähnen nach Belieben warmes und kaltes Waſſer einlaſſen. Erſteres iſt jedoch nicht ſo warm, daß man nicht darin die Hand erhalten könnte. Von hier nach Smyrna zurückkehrend, kam ich mit einigen Begleitern zu einer großen, auf grasreicher Trift weidenden Heerde, deren Eigenthümer ruhig unter ihren Zelten lagen. Es iſt ein friedliches Hirtenvölkchen, deſſen einziger Reichthum in ſeinen Heerden beſteht. Iſt die Trift abgeweidet, ſo zieht Menſch und Vieh weiter zu einer neuen. Jener ſchlägt ſein Zelt auf, iſt nach einigen Stunden eingerichtet, ſpinnt ſein einfaches Leben geräuſchlos ab und kommt nur dann mit Andern in Berührung, wenn er Milch, Butter, Käſe in den nächſten Ort oder in die Stadt zu Markte bringt. Unbeachtet von den Hirten, gingen wir unſere Straße weiter und kamen in einen Wald von Oelbäumen, die, hier regelmäßig angepflanzt, von einem bedeutenden Alter zu ſein ſchienen. Von hier aus führte der Pfad durch eingezäunte Gärten, und ehe wir das Ende derſelben erreichten, hielt unſer Fuß an einem dicht am Zaune eines Gartens errichteten Grabmale; es war mit Schnuren umzogen, an welchen allerhand bunte Lappen hingen. Meine Begleiter, die ich nach der Bedeutung derſelben fragte, belehrten mich, daß hier ein Türke begraben liege, der auf ſeiner Rückkehr von Mekka geſtorben ſei, und daß jeder vorübergehende Gläubige ein Stück ſeines Kleides abreiße und hier aufhänge, um dadurch dem verſtorbenen Hadſchi *) ſeine Verehrung darzubringen. Auch brennen gewöhnlich auf ſolchen Gräbern Tag und Nacht Lampen, doch kann ich nicht beſtimmen, ob das ganze Jahr hindurch oder nur an einzelnen Tagen.

Etwa noch eine Stunde von Smyrna entfernt, gelangten wir von hier aus wieder an das Meer, deſſen Ufer mit Menſchen beſät war, die Auſtern und andre eßbare Muſcheln ſuchten, theils um ſie ſelbſt zu genießen, theils um ſie nach der Stadt zum Verkaufe zu bringen.

Die Jagd iſt hier ebenfalls frei, und ſelbſt die Griechen dürfen Theil daran nehmen, ſowie ihnen auch hier Meſſer und andere Waffen zu tragen erlaubt iſt, was, wie ſchon bemerkt, in Adrianopel nicht der Fall war. Aber auch Türken finden

---

*) Der Wallfahrer. Dies iſt der Ehrenname jedes Türken, der die Wallfahrt zum Grabe Muhameds, des Propheten, gemacht hat.

hier Gefallen am edlen Waidwerk, und ich ſah einen mit ſeinem ganzen Jagdapparate, der, außer der Flinte, in einem etwa 4 Fuß hohen, hölzernen Dreifuß beſtand. Ließ ſich ein Vogel oder ſonſt ein Thier, nach welchem er ſchießen wollte, ſehen, ſo ſtellte er ſeinen Dreifuß zurecht und legte die Flinte darauf. Gewöhnlich aber flog der Vogel auf, und das Thier entfloh, ehe er mit ſeiner Vorrichtung zu Ende war.

Rechts von unſerm Wege weideten an den Bergen zahlreiche Schaf- und Ziegenheerden, und wir gelangten allgemach zu einem Garten dicht am Fuße der Berge in einer kleinen Ebene, prangend von den herrlichſten Südfrüchten, mit denen er bepflanzt war. Hier ſah ich die erſte Palme, die einzige in der ganzen Umgegend. Nun wieder links um mehrere kleine Meeresbuchten kamen wir zu der etwa eine gute halbe Stunde von der Stadt entfernten Schlachtbank. Nicht wie bei uns, wird das Rindvieh aus dem Stalle dorthin geführt, ſondern von den Weideplätzen in völligem Laufe von Türken zu Pferde dorthin getrieben. Daſelbſt wird es ſogleich unter einem offenen, auf Säulen ruhenden Schoppen abgeſchlachtet und zwar auf jüdiſche Weiſe, ſo daß mit einem ſcharfen Meſſer der Hals durchſchnitten und der Kopf vom Rumpfe getrennt wird. Indeſſen geht man nicht ſauber mit dem Fleiſche um, das erſt in den Schmutz am Boden geworfen, dann im Meere abgeſpült und ſpäter in kleinen Schiffchen nach der Stadt gebracht wird.

Von hier aus iſt auf die Straße nach der Stadt viel Fleiß verwendet, ſie iſt eben und hie und da, um ſie breiter zu machen, durch Felſen geſprengt, aus denen mehrere friſche Quellen hervorſprudeln und dem Meere zufließen. Bald kehrten wir, an dem jüdiſchen Gottesacker nahe außerhalb der Stadt vorüber, wieder in das bunte lebendige Menſchengewühl derſelben zurück.

Müde von meinen Wanderungen, ſuchte ich das ſchlechte Haus meines kuppleriſchen Wirths, des getauften Juden Joſeph, auf, weil mir keine andre Wahl übrig blieb.

Faſt alle Abende war darin luſtige Geſellſchaft von verheiratheten und unverheiratheten Männern. Es wurde geſungen und geſprungen, und die Nächte hindurch die ausgelaſſenſten Bacchanalien gefeiert, die nicht ſelten damit endeten, daß die betrunkenen Gäſte dem Wirthe Alles im Hauſe zertrümmerten. Dieſer war ein elender Spielball in den Händen ſeines ſchönen jungen Weibes, einer Chriſtin, die im vertrauteſten Umgange mit einem jüdiſchen Maler, Namens Hermann, ſtand, der es in der Virtuoſität des Wein- und Branntweintrinkens zu einem hohen Grade gebracht hatte. Oft ſah ich ihn Morgens trunken und bleich aus dem lüderlichen Hauſe an ſeine Arbeit gehen. Ich habe nie ſolche Zügelloſigkeiten geliebt und daher auch nie Theil daran genommen, und bin oft, wenn der Lärm im Hauſe zu toll wurde, Nachts auf die Straße gegangen, um dort den Morgen zu erwarten.

Immer noch ohne Beſchäftigung ging ich eines Tages zu dem Schweizer, bei dem ich zuerſt eingekehrt war, und erhielt von ihm die frohe Nachricht, daß er mir bei einem Fleiſcher aus Malta, der ſeine Bude gerade über vom Kaffeehauſe hatte, Arbeit verſchaffen könne. Sogleich ging ich zu dieſem. Er wünſchte ſeinen Wagen neu angeſtrichen und mit einem neuen Verdecke überzogen zu haben, nur konnten wir nicht Handels einig werden. Ich verlangte mit allen Zuthaten 600 Piaſter, und er wollte nur 400 zugeſtehen. Ueber dieſen Verhandlungen war es Abend geworden, und Joſeph kam, mich nach Hauſe abzuholen. Unterwegs begegnete uns ein ſchöner ſtattlicher Mann, der, wie mir mein Begleiter erzählte, als Anführer einer Räuberbande Antheil an der Ermordung eines deutſchen Tiſchlers gehabt habe, deſſen ſchönes Weib er liebte. In der ganzen Stadt war es bekannt, daß ſie die meiſte Schuld am Tode ihres Gatten trage. Einſt war dieſer jenſeits des Meeres mit andern Griechen auf die Jagd gegangen und denſelben Tag nicht wieder zurückgekehrt, obgleich ſeine Frau das Gegentheil behauptete und doch nicht nachweiſen konnte, wohin er gegangen ſei. Etliche Tage darauf hatte das Meer dieſſeits Smyrna einen Leichnam ausgeſpült, der durch eine Menge Stichwunden ſo unkenntlich geworden war, daß er nur der Kleidung nach von den anweſenden Franken für den eines Europäers gehalten wurde. Der Tiſchler beſaß einen Hund, der ſogleich aus dem Hauſe zu einem andern Deutſchen, einem Freunde ſeines Herrn, floh, als der Galan des Weibes ſich darin niedergelaſſen hatte. Mit dieſem Hunde war der letztere Deutſche auf die Nachricht von der Ermordung ſeines Freundes nach dem Meeresufer geeilt, und kaum hatte der Hund den Leichnam erblickt, als er dieſen zu belecken und furchtbar zu heulen anfing. Somit war über die Perſon des Ermordeten kein Zweifel mehr, der muthmaßliche Mörder aber wanderte ungeſtraft in Smyrna umher. Bald darauf wurde die Tiſchlersfrau auf Befehl des Conſuls nach London geſchickt.

Während dieſer Erzählung war ich in meinem Quartiere angelangt, wo es heute ſehr ruhig war. Wir ſaßen in traulichem Geſpräche zuſammen, und Joſeph erzählte mir von ſeinen Wanderungen in Aegypten, wie er dort getauft worden ſei, als Regimentsſchneider viel Arbeit und viel Verdienſt gehabt habe, und welches Glück auch mir dort erblühen könne. Während wir noch ſprachen, kamen mit einem Male Steine und Erdklumpen durch das offene Fenſter geflogen, Joſeph wußte, was das bedeutete, aber er zauderte dennoch, die Thüre zu öffnen, und that es erſt, als man dieſelbe einzuſchlagen drohte. Nun trat der Mann, der uns kaum vor wenigen Stunden begegnet, nebſt ſechs andern ſeiner wüſten Genoſſen, ins Zimmer. Joſeph wurde ſogleich fortgeſchickt, um Raki (Branntwein) zu holen. Kaum hatte er ſich entfernt, als die Lichter ausgelöſcht wurden und ein ſcheußliches Bacchanal begann, das mit einer Demolirung aller in der Stube befindlichen Gegenſtände endigte. Ich ging, als es zu arg wurde, abermals auf die Straße und erwartete daſelbſt den Morgen. Dort fand mich Joſeph und führte mich in das Haus zurück, in dem ich jedoch keine Nacht mehr blieb. Denn nie war man darin ſeines Lebens ſicher, ein einziger Wortwechſel konnte einem das Meſſer eines Griechen in den Leib jagen. Solche Fälle waren ſchon oft vorgekommen, und man hatte während des Faſchings faſt jede Nacht Perſonen durch ſolche Meſſerſtiche verwundet oder todt auf den Straßen gefunden. Iſt Einer von einem Andern beleidigt worden, ſo verſchiebt er ſeine Rache bis auf dieſe Zeit und übt ſie nun unter der ihn unkenntlich machenden Maske ungeſtraft aus. So hörte man auch faſt alle Tage von Raub und Plünderung, die an den Franken verübt wurden. Eines Abends ging ein engliſcher Kaufmann in eine Geſellſchaft, wo geſpielt wurde, und hatte etwa 30 Dukaten bei ſich. Die Griechen hatten es erfahren und lauerten ihm in der Straße auf, die er paſſiren mußte. Als er kam, umringten ihn vier maskirte Geſtalten, ihre Meſſer drohend gegen ihn erhoben. Der Eine verlangte das Geld, und der beſtürzte Mann gab es ihm, ein Andrer die Uhr, und jener trat ſie ihm ab, und ein Dritter begehrte den Mantel und erhielt ihn auf der Stelle. Der Kaufmann durfte kein Wort ſagen und mußte froh ſein, das Leben gerettet zu haben.

Noch an demſelben Tage, der mich am Morgen auf der Straße fand, miethete ich mir in der Maltheſerſtraße ein Quartier und verſtand mich endlich zu der Arbeit des maltaer

Fleiſchers, um nicht länger müßig zu gehen und meine früher erworbenen Paar Thaler zuzuſetzen. Kaum hatte ich jedoch einige Tage darin gewohnt, als Feuer in der Stadt auskam, und ſich in den Straßen ein Lärm und Schießen erhob, bis alle Einwohner munter wurden. Erſchreckt ſah ich zum Fenſter hinaus, da fuhr der Pfropfen einer im gegenüber liegenden Hauſe abgeſchoſſenen Piſtole dicht an meinem Kopfe vorbei in das Fenſter. Von Angſt und Furcht getrieben, liefen die Einwohner in den Straßen umher, denn es hatte ſich das Gerücht verbreitet, daß der Paſcha von Aegypten, der nicht ſehr weit von Smyrna ſtand, im Anzuge und das Feuer von ihm veranlaßt worden ſei, um die Aufmerkſamkeit der Menge von ihm abzuziehen. Zu dieſer Angſt kam noch der fortwährende Donner des Geſchützes von den Schiffen im Hafen, und ſie legte ſich erſt, als man ſich von der Grundloſigkeit des Gerüchtes überzeugt hatte. Das Feuer war bald wieder gedämpft.

Bisher hatte Keiner der in Smyrna anweſenden Deutſchen von meiner Bekanntſchaft daran gedacht, mir ein Obdach zu bieten, mir Arbeit zu verſchaffen oder mir ſonſt mit Rath und That zu Hülfe zu ſein. Es waren ein Tiſchler aus Baiern, ein Klempner aus Schleſien und ein Schneider aus Sachſen, zu denen ſich ſpäter noch drei Polen geſellten, ein Schuhmacher, ein Schneider und ein Gerber. Außer dem Letzteren, welcher eine Gelegenheit nach Amerika ſuchte, waren Alle in Smyrna anſäſſig und verheirathet. Auch der würtembergiſche Tiſchler, Namens Keller, den ich ſchon von Adrianopel her kannte, traf hier ein. Kaum aber hatte ich ein geräumiges Logis bezogen, als ſich faſt jeden Tag Landsleute bei mir einfanden, die meine Wohnung für ſich zur Schlafſtelle wählen oder dieſelbe mit mir theilen wollten. Und bald hatte ich, obwohl ich mir anfangs das Wort gegeben hatte, meinen Landsleuten Gleiches mit Gleichem zu vergelten, einen ſchon bejahrten Klempner aus Riga, der bei einem italieniſchen Meiſter arbeitete und einen eben aus dem Spital entlaſſenen Würtemberger gaſtlich darin aufgenommen. So gering die Anzahl der Deutſchen in der Stadt war, ſo hielten ſie doch nicht, wie es Landsleuten in der Fremde zukommt, brüderlich zuſammen, ſondern waren eher mißgünſtig und neidiſch auf einander, wenn ſie ſahen, daß einer ſeine Hände fleißig rührte und nicht erſt auf Andre wartete, die für ihn erwerben ſollten. So kam es, daß immer ihrer zwei einen Dritten beneideten. Der deutſche Klempner hatte durch ſeiner Hände Fleiß ſich ein reichliches Einkommen geſichert und dadurch den Neid einiger Müſſiggänger auf ſich geladen, die einſt beim Vorübergehen an ſeiner Wohnung ihm die Fenſter einſchlugen. Der Klempner nahm zwar in eigner Perſon an ihnen keine Rache, beauftragte aber damit mehrere Griechen, die jenen nicht nur die Fenſter ihrer Wohnung entzwei, ſondern auch beinahe die Augen aus dem Kopfe ſchlugen. Der Klempner wurde zur Strafe für ſeine Selbſthülfe vom Conſul zu Gefängnißſtraße verurtheilt, die er, da der Conſul kein Gefängniß hatte, in einem Backofen büßen mußte, aus welchem er jedoch bald wieder entlaſſen wurde, weil es dem Conſul an Brod mangelte; den noch übrigen Theil der Strafzeit mußte er durch Geld büßen, und ſcherzend meinte er, „daß er keinen Rauch geſehen, obwohl er den Heizerlohn dreifach bezahlt hätte.“

Die Geſchicklichkeit meines Hausgenoſſen, des Rigaer Klempners, brachte ihm bei ſeinem Meiſter guten Lohn, und noch nie habe ich einen fleißigern Arbeiter geſehen, der nicht zu ermüden war, wenn es galt. Allein er war von der Leidenſchaft des Trunkes beherrſcht und oft in 14 Tagen nicht zu bewegen, das Wein- oder Kaffeehaus zu verlaſſen und wieder an die Arbeit zu gehen. Dabei war es einerlei, ob er Geld oder keins hatte, weil er jede Rechnung, ſie mochte noch ſo hoch ſein, ohne ein Wort zu verlieren, bezahlte, ſobald er wieder Geld verdient hatte. Oft, wenn ich ihm drohte, ihn nicht wieder ins Haus zu laſſen, wenn er ſich nicht beſſere, verſprach er mir ſolches mit Thränen und verfluchte ſein Laſter, aber er war zu ſchwach, ſein Verſprechen zu halten. Dabei war er ein gebildeter und ſehr unterhaltender Mann, der mich in nüchternen Stunden zu unterhalten wußte, auch erzählte, daß er einſt der erſte Klempnermeiſter in Riga geweſen, aber durch den Sturz von einem Hauſe, der ihn mehrere Jahre an das Krankenlager gefeſſelt, ſo zurückgekommen ſei, daß er, um nicht zu verhungern, wieder habe zum Wanderſtabe greifen müſſen. Dabei war er ſtets von der düſtern Ahnung geplagt, daß er keines natürlichen Todes ſterben würde; dieſe Ahnung ſollte merkwürdiger Weiſe in Erfüllung gehen. Nur zu bald hatte er den Neid des deutſchen Klempners auf ſich gezogen, der ihn gern in Arbeit genommen hätte, wenn er ihm ſo reichlichen Lohn, wie der italieniſche Meiſter, hätte zahlen können, und da er dies nicht konnte, ſann er auf Mittel und Wege, den läſtigen Concurrenten bei Seite zu ſchaffen. Einſt war er (der deutſche Klempner) krank und hatte ſich zur Ader laſſen müſſen; der Rigaer beſuchte ihn und fand ihn im Blute liegen, da während des Schlafes ſich die Binde gelöſt und der Blutverluſt ihm eine Ohnmacht zugezogen hatte. Der Rigaer rettete ihn durch ſchnelle Hülfe, erhielt aber für ſeinen Freundſchaftsdienſt ſchlechten Dank. Kurz darauf machte der Letztere mit einem Räuſchchen ſeinem geneſenden Handwerksgenoſſen einen zweiten Beſuch. Aber gleich beim Eintritt packte der neidiſche Deutſche den argloſen Rigaer, ſchlug ihn mit dem Löthkolben einige Löcher in den Kopf und warf ihn auf die Straße, wo er für todt aufgehoben und nach dem Hoſpitale gebracht wurde. Jetzt war es mit einer Strafe im Backofen nicht mehr abgethan, der Thäter ſollte mit dem Leben büßen, wenn der Rigaer an den Wunden ſterben würde. Doch dieſer erholte ſich bald wieder, und die Todesſtrafe wurde in eine nicht unbedeutende Geldſtrafe verwandelt. Eines Tages traf ich den gewiſſenloſen deutſchen Klempner vor ſeiner Wohnung, und die erſten Worte, die er zu mir ſprach, waren gegen den Rigaer ausgeſtoßene Drohungen. „Er verſtellt ſich nur,“ ſagte er, „und will mich wieder in Unkoſten, ja um das Meinige bringen, aber beim Himmel! er ſoll am längſten getrunken haben, wenn ich ſeinetwegen viel bezahlen muß.“

Vergebens betheuerte ich ihm, der Rigaer liege wirklich ſchwer darnieder, um ſein aufgeregtes Gemüth zu beſchwichtigen, er wurde nur immer wüthender, und ich verließ ihn, überzeugt, daß meine Worte nichts fruchteten. Bald darauf ſchied ich von Smyrna und ging nach Aegypten, und erſt dort erfuhr ich den Ausgang des widerlichen Handels von einem deutſchen Handwerker. Nach etwa vierzehn Tagen war der Rigaer geneſen und aus dem Spital entlaſſen worden. Aber ſchon am erſten Tage war er mit dem deutſchen Klempner zuſammen getroffen und in Streit gerathen, der jedoch, von Andern verhindert, nicht thätlich wurde. Der Rigaer hatte nun wieder die Kaffeehäuſer und Weinſchenken am Meere beſucht und dort hatte man ihn eines Tages todt am Strande gefunden. — Ob er ſelbſt den Tod in den Fluthen geſucht oder von andrer Hand dort gefunden hatte, war nicht zu beſtimmen. Nur ſo viel weiß ich, daß er zu ſehr am Leben hing, um es ſich ſelbſt zu nehmen.

Es war natürlich, daß ich unter ſolchen Umſtänden keine Gemeinſchaft mit meinen Landsleuten ſuchte und ihnen ſo viel als möglich aus dem Wege ging. Meiſtentheils war ich auf mich ſelbſt beſchränkt und brachte meine Zeit mit Arbeiten und Ausflügen in der Stadt und deren Umgegend hin. So war ich eines Sonntags, um mir Unterhaltung zu verſchaffen, auf einem für einige Piaſter gemietheten Eſel in die Gegend der „montane fratelle“ auf die Jagd geritten, ohne zuvor einen Deutſchen nach dem türkiſchen Namen der Straße, in welcher ich wohnte, zu fragen. Der Eigenthümer des Thieres, ein junger Burſche, begleitete mich bis vor die Stadt und ging dann dahin wieder zurück, während ich den anderthalb Stunden langen Weg nach dem Walde einſchlug. Dort band ich mein Grauthier an einen Baum, befriedigte meine Jagdluſt und kehrte dann zur Stadt zurück. Hier ritt ich, da ich dem Thiere ſeinen Willen nicht ließ, auf gut Glück in den Straßen umher, bis ich mich endlich in dem, von den Türken bewohnten und mir gänzlich unbekannten Viertel befand. Nachdem ich wohl eine Stunde umhergeirrt war, ohne mich zurecht fragen zu können, blieb mir endlich nichts weiter übrig, als mich der Führung meines Eſels zu überlaſſen, der diesmal klüger, als ich, mich in Kurzem nach der Frankenſtraße zurückbrachte, von wo aus ich meine Wohnung bald wieder fand.

Ein anderes Mal hatten ein Sprachlehrer aus der Schweiz, ein Pole, welcher im Begriff ſtand, nach Amerika zu reiſen, und ich beſchloſſen, eine Landpartie zu machen, um die Oſterfeiertage bei Jagd und andern Vergnügungen auf dem Lande zu feiern. Wir hatten zum Schauplatz unſerer Luſt eine mir unbekannte Gegend, die der Schweizer aber genau kennen wollte, erwählt und waren heiter fürbaß geſchritten. Von den drei Dörfern, die wir auf unſerm Wege finden ſollten, hatten wir erſt das eine erreicht und vom zweiten noch nichts geſehen, indem wir in unſerem Jagdeifer ſicherlich den richtigen Weg verloren hatten. Beſchäftigt, ihn wieder zu finden, geriethen wir immer tiefer in das öde Gebirge, und ſchon brach der Abend herein, ohne daß wir wußten, wo wir uns befanden. Schon ſeit Mittag hatte es zu regnen angefangen und ein Obdach wäre uns um ſo wünſchenswerther geweſen, da ſich allgemach auch der Hunger bei uns einſtellte, und wir nichts hatten, ihn zu ſtillen. Am meiſten wurde der Schweizer davon geplagt, der endlich einen aufſteigenden Falken ſchoß, ihm die Federn ausrupfte und ſich das rohe Fleiſch mit einem tüchtigen Trunke aus der Feldflaſche ſo ſchmackhaft als möglich machte. — Endlich blickten uns die Trümmer einer verfallenen Burg finſter und dunkel von dem Scheitel eines Berges entgegen, und wir gingen darauf los. Je näher wir ihr kamen, deſto ſteiler und gefährlicher wurde der Weg, aber wir ließen nicht ab, bis wir die Ruine erreicht hatten. Doch unſre Hoffnung war getäuſcht, es war kein Gemach, kein Gewölbe darin zu ſehen, das uns gegen das eben losbrechende furchtbare Gewitter hätte ſchützen können. Nur ein runder, oben offener Thurm ragte in die Finſterniß, in welchen die Blitze hineinleuchteten und worin das Rollen des Donners ſich zehnfach verſtärkte; wir krochen durch eine Oeffnung hinein. Zum Glück ging das Unwetter ſchnell vorüber. Wieder herausgetreten, ſahen wir durch die uns umgebende finſtere Nacht in der Ferne den Schimmer eines Lichtes, und ſchnell verließen wir auf dem gefahrvollen Pfade, den wir heraufgeklettert waren, die Burg, mit der Hoffnung, endlich ein Dorf zu erreichen. Aber wir hatten uns abermals betrogen, und je weiter wir wanderten, deſto mehr geriethen wir in das Geſtrüppe des Thales. So mochten wir mehrere Stunden in der Irre herumgelaufen ſein, ohne das Licht wieder zu erblicken oder das Bellen eines Hundes zu vernehmen. Im hohen Grade ermattet und vom Magenkrampf geplagt, waren wir doch immer nur bemüht, die verlorene Straße wieder zu finden. Endlich kamen wir in einen gebahnten Weg und ſchleppten uns mühſam eine Stunde fort, nicht wiſſend, wohin er führe, da vernahmen wir plötzlich lautes Hundegebell — unſerem Ohre hätte die herrlichſte Muſik nicht lieblicher geklungen — und mit erneuerter Kraft gingen wir nach der Seite zu, von welcher es ſchallte. Mit einem Male ſtanden wir vor einer Mauer von großem Umfange. Wir gingen lange vergebens an derſelben hin, um einen Eingang zu ſuchen, und entſchloſſen uns endlich, darüber hin zu ſteigen. Dies wurde ausgeführt, und wir befanden uns innerhalb eines großen, von der Mauer umſchloſſenen Raumes, in welchem aber kein Obdach, ſo weit wir auch danach ſuchten, zu finden war. Von Neuem wollten wir die Mauer überſteigen, doch konnten wir nirgends eine paſſende Stelle dazu entdecken, und ſo blieb uns am Ende nichts übrig, als Nothſchüſſe zu thun, um dadurch die Bewohner der Umgegend herbeizulocken; aber auch dieſes letzte Mittel ſchlug fehl, und der erſte Strahl der Morgenröthe beleuchtete uns abgemattete, ausgehungerte und durchnäßte Leidensbrüder in dem unfreiwillig und doch aus eignem Antriebe von uns aufgeſuchten ſeltſamen Gefängniſſe. Sobald es etwas heller geworden war, trugen wir alle in dem ummauerten Raume befindlichen Steine zu einer Art Leiter zuſammen, auf der wir mit vieler Mühe die Mauer überſtiegen. Einige hundert Schritte von uns entfernt lag das Dorf, deſſen Nähe uns das Bellen der Hunde in der Nacht verkündet hatte. Wir eilten, es zu erreichen und fanden nur einen Bewohner wach, den Bäcker, der ſo eben mit dem Heizen ſeines Ofens beſchäftigt war. Da in jenen Ländern täglich friſch gebacken wird, ſo fanden wir für unſern Hunger nur noch ein kleines Brödchen vom vergangenen Tage, in welches wir uns theilten. Dann traten wir nicht in der heiterſten Stimmung den Rückweg nach Smyrna an, das wir in einigen Stunden erreichten.

# Nach und in Alexandrien.

Fahrt auf einem öſterreichiſchen Kriegsſchiffe. — Eine Sandbank. — Muſterhafte Ordnung auf dem Schiffe. — Land. — Nie geſehenes prächtiges Schauſpiel. — Ankunft im Hafen von Alexandrien. — Feier des Ramazan. — Ein Bedienter aus Sachſen. — Mein Einzug in die Stadt auf einem Eſel. — Guter Empfang von deutſchen Landsleuten. — Ein tyroler Schloſſer mit ſeiner ſchwarzen Frau. — Ein Mittel, die Frau zu prüfen. — Der Sklavenmarkt. — Phyſiognomie der Hauptſtadt Aegyptens. — Die Alterthümer. — Neue Bauten. — Giraffe. — Ueberhäufte Arbeit. — Faulheit meines Compagnon und Trennung von ihm.

Die verunglückte Luſtpartie am Oſterfeſte war mein letztes Abenteuer in Smyrna. Der Frühling war gekommen und nun litt es mich nicht länger in der geräuſchvollen Hafenſtadt. Raſch packte ich meine Habe zuſammen, ließ ſie auf das öſterreichiſche Kriegsſchiff Montecuculi bringen, auf welchem ich einen Platz nach Alexandrien, mit der angenehmen Ausſicht, nichts dafür zu bezahlen, erhalten hatte, und ging am 15. April 1833, von wenigen Freunden begleitet, an Bord deſſelben. Ich war munter und guter Dinge, ſummte die Melodie des Liedes:

Auf, Matroſen, die Anker gelichtet!

und in wenig Minuten bewegte ſich das Schiff, und fort ging es unter dem Donner der Kanonen, als flögen wir davon. Nach etwa einer Stunde hatten wir das Kaſtell erreicht, worin ſich die Hafenwache befindet, die alle ein- und auslaufenden Schiffe viſitiren muß. Ich ſtand auf dem Verdeck, den Blick auf Smyrna gerichtet, deſſen Häuſermaſſen ſich allmälig am Horizonte verloren, als unſer Schiff plötzlich ſtill ſtand. Alles war in Angſt und Schrecken, doch beruhigten wir uns in etwas, als das kräftige Commandowort des Kapitän die Hände der Matroſen wunderſchnell in Bewegung ſetzte. Da wurde ich erſt gewahr, daß ich mich nicht auf einem Kauffahrer, ſondern auf einem Kriegsſchiffe befand. Alsbald wurden die Nothflaggen aufgezogen und das Sprachrohr zur Hand genommen, um das Admiralſchiff, das im Hafen lag, von dem Unfall zu benachrichtigen. Doch bedurften wir zum Glück fremder Hülfe nicht; die Thätigkeit der Mannſchaft hatte das Schiff bald wieder von der Sandbank, auf die es aufgefahren war, befreit, und nun wurden andre Flaggen aufgezogen, um den Schiffen im Hafen anzuzeigen, daß die Gefahr vorüber ſei. Hätte ſie uns auf offener See erreicht, ſo hätten wir ſicherlich zu Grunde gehen müſſen. Zum erſten Male ſah ich hier, durch welche Zeichen ſich die Schiffe auf dem Meere mit einander verſtändigen und ſich gegenſeitig um Hülfe anrufen. Nachdem wir uns alle von dem gehabten Schrecken erholt hatten, gingen wir wieder unter Segel und gelangten an verſchiedenen Inſeln vorbei auf das hohe Meer. Ich könnte nicht ſagen, daß ich auch nur einen Augenblick Langeweile empfunden hätte. Die Stunden verſchwanden mir theils im Geſpräch mit einigen Offizieren und einem ihrer Diener, theils in Anhörung der ſchönen Lieder, welche die italieniſchen Matroſen ſangen, wenn der Abend hereinbrach. Nichts aber gefiel mir mehr, als die Zucht und Ordnung und vor Allem die Reinlichkeit, welche auf dem Schiffe, ſowohl innen als außen, herrſchte. Das Verdeck war immer wie geſcheuert, und jeden Morgen, auch wenn es noch ſo rein war, wurde es abgeſchwemmt. Die Kanonen waren alle blank, kein Roſtfleck auf dem Metall, kein Schmutzfleck an den Lafetten zu ſehen, und die meſſingenen Kapſeln über den Percuſſionsſchlöſſern glänzten wie Spiegel. Bei günſtiger Witterung wurde ſowohl auf dem Verdecke, als auch im Schiffsraume mit den Kanonen exercirt, und jeden Tag war Wachtparade. Der Kapitän war äußerſt ſtreng gegen Soldaten und Matroſen, und doch war es eine Luſt zu ſehen, wie ſchnell und pünktlich ſeine Befehle vollzogen wurden. Beſonders ergötzte mich das Klettern der Matroſen im Takelwerke und der Muth und die Unverzagtheit der kaum ſieben bis acht Jahre alten Schiffsjungen, die die höchſte Spitze der Maſten erklimmten. Eben ſo ſtreng war der Kapitän gegen den Schiffskoch, das Eſſen mußte reinlich und die Portion reichlich ſein; die Soldaten erhielten täglich zweimal Fleiſch und Wein zur Genüge. Die Nächte brachte ich entweder auf dem Verdecke oder in den Hängematten zu, in denen man die Bewegungen des Schiffes nicht ſo ſtark ſpürt. Sie hängen an der untern Seite des Verdecks ſo dicht neben einander, daß man oft Mühe hat, die ſeinige herauszufinden. Aber der Geruch, der von ihnen ausgeht, iſt ſo unangehm, daß man beim Erwachen am Morgen ſogleich nach dem Verdecke eilt, um friſche Luft zu ſchöpfen.

So waren acht Tage recht angenehm bei heiterem Wetter hingegangen, am neunten — es war an einem Freitage Nachmittags 2 Uhr — erſchallte vom Maſtkorbe herunter das entzückende Wort „Land“, und mit freudigen Blicken eilte die Mannſchaft auf das Verdeck. Vor unſern Augen lag ein flaches Ufer, von dem aus ſich eine weite Ebene landeinwärts zog, auf der man jedoch weder einen Berg, noch eine Stadt, noch ſonſt eine Wohnung erblicken konnte. Es war die afrikaniſche Wüſte und wir waren zu weit weſtwärts gekommen. Der Kapitän ertheilte auf der Stelle den Befehl, mehr oſtwärts zu ſteuern, worüber noch eine Nacht, die letzte unſrer Reiſe, vorüberging. Als ich in der Frühe des andern Morgens das Verdeck betrat, prangte vor meinen Augen der Hafen von Alexandrien mit ſeinem unüberſehbaren Walde von Maſten. Schon ſeit Mitternacht lag unſer Schiff lavirend vor demſelben, aber es wagte ohne Piloten nicht einzulaufen, da die Einfahrt wegen der vielen im Meere verborgenen Klippen ſehr gefährlich iſt, und wir leicht vor dem Hafen noch hätten ſcheitern können.

Mit dem erſten, über das Meer zuckenden Sonnenſtrahle bot ſich meinen Augen abermals ein neues, noch nie geſehenes Schauſpiel dar. Von allen Schiffen im Hafen donnerten Hunderte von Kanonenſchüſſen, und mit einem Male waren die Maſten in eine undurchdringliche Dampfwolke gehüllt, die ſich bald zu einer Säule verdichtete, bald ſich wie der Nebel aus einem Thale erhob, der allmälig Bäume und andere Gegenſtände in ſeinen Schleier hüllt. Als der Kanonendonner ſchwieg und der Dampf ſich nach und nach verflüchtigte, erneuerte ſich uns der frühere Anblick, deſſen Pracht durch das glänzende Licht der Sonne noch mehr gehoben wurde.

Bereits mochte es gegen 8 Uhr ſein, ohne daß der Pilot, dem wir ſchon lange das Zeichen gegeben hatten, uns abzuholen, gekommen war. Entweder getraute er ſich mit ſeiner kleinen Kaike nicht durch die hochgehende See, oder er hielt unſer Schiff für einen Kauffahrer. Wir riefen ihn noch einmal durch den Mund einer Kanone, und wenige Augenblicke ſpäter bemerkten wir ſein kleines, von den Wellen hin und her geworfenes Schiffchen auf uns zuſteuern. Bald darauf ſtieg der ſehnlichſt erwartete Führer zu uns an Bord, übernahm das Commando, und wir ſegelten dem Hafen zu. Zu beiden Seiten von uns war Land, und rechts hinter etwa dreißig Windmühlen ragte die berühmte Pompejusſäule empor, links zeigte ſich unſerm Auge der Palaſt des Vicekönigs von Aegypten. Je näher wir dem Hafen kamen, deſto reger ward meine Neugierde. Die darin liegenden Schiffe aller Nationen prangten im Schmuck ihrer Wimpeln und Flaggen, die türkiſchen und ägyptiſchen waren vom Verdeck bis in die äußerſten Spitzen der Maſten mit Fahnen und Bändern von den brennendſten Farben geſchmückt, und in ihren Flaggen blähete ſich als Wappen ein mit Sternen beſäter Halbmond, den ich ſpäter auch als Orden an der Bruſt manches Soldaten erblickte.

Etwa gegen 10 Uhr liefen wir in das ſichere Becken des Hafens ein. Ein freudiges Willkommen ſchallte uns von allen Seiten entgegen, und kaum hatte unſer Schiff an einem ſichern Platze die Anker geworfen, als die Glocken die zwölfte Stunde verkündeten und mit dem letzten Schlage die Kanonade von heute Morgen ſich wiederholte. Auf mein Nachfragen, was dieſes Schießen bedeute, erfuhr ich, daß die Türken ihren Ramazan, das Feſt der Wiederkehr des Frühlings, feierten, und daß es nach hergebrachter Seemannsweiſe von den Schiffen aller andern Nationen mitgefeiert würde.

Meine Neugier trieb mich nach der Stadt, und ich war ſchon im Begriff, mich von dem Schiffe zu entfernen, als mich der Bediente eines Offiziers, ein Sachſe, zurückhielt, der von ſeinem Herrn die Erlaubniß erhalten hatte, am folgenden Tage ebenfalls ans Land gehen zu dürfen. Dieſer Mann war ſchon mehrmals in den Hafen von Alexandrien eingelaufen, ohne dieſer Vergünſtigung ſich erfreut zu haben. Auf ſein inſtändiges Bitten blieb ich, um ihn am andern Morgen zu begleiten.

Der Tag verging mir im Anſchauen des regen Hafenlebens und der ewig wechſelnden Bilder, die es mit jedem Augenblicke meinem Auge darbot. Der ſinkenden Sonne donnerten die Kanonen wiederum ihre Abſchiedsgrüße zu; mit dem Aufgange der erſten Sterne wurden auf den türkiſchen und ägyptiſchen Schiffen die Flaggen eingezogen, und in wenig Minuten waren bunte Lampen und Laternen an den Maſten und in dem Takelwerke aufgehängt, die in Figuren und Namenszügen die ganze Nacht hindurch brannten. War der Anblick der geſchmückten Schiffe ſchon prächtig am Tage, ſo war er noch weit prächtiger des Nachts, und mein verwundertes Auge weidete ſich ſtundenlang an dem bunten Farbenſpiel der Lampen und Laternen.

In der Frühe des nächſten Tages nahm der Herr des Sachſen die demſelben gegebene Erlaubniß zum Landen zurück, oder ſchob ſie vielmehr auf einen ſpätern Tag hinaus, und ich verließ das Schiff allein. — Und ſo hat ſich mancher Deutſche ſchon gelüſten laſſen, Soldat oder Bedienter zu werden, um fremde Länder zu ſehen, hat Angſt und Gefahren der Reiſen ausgeſtanden und hat endlich nichts weiter in die Heimath mitgebracht, als die Namen der fremden Länder, die er geſehen. Von dem Leben und den Sitten der Völker weiß er nichts zu erzählen, die kennen zu lernen ihm jede Gelegenheit grauſam verſagt wurde.

Ich nahm Abſchied von dem armen Burſchen und rief eine der Kaiken herbei, um mich ausſchiffen zu laſſen. Zuvor bat ich einen Offizier, den Kommandanten zu fragen, was ich für die Ueberfahrt zu bezahlen habe, und erhielt zur Antwort: Nichts. Ja, der Kommandant war, wie ich ebenfalls durch den Offizier erfuhr, ſo gütig geweſen, mich bereits dem öſterreichiſchen Generalconſul zu empfehlen, damit ſich derſelbe beim Vicekönig für meine Anſtellung im Arſenal oder für eine andre, meinen Kenntniſſen angemeſſene, verwenden möge. Eine ſolche Güte kam mir unerwartet, und ich bedauerte herzlich, daß ich meinen Dank dafür dem Kommandanten nicht ſelbſt abſtatten konnte, ſondern den Offizier bitten mußte, ſolches in meinem Namen zu thun. Mit herzlichen Worten nahm ich von Letzterem Abſchied und ſtieg mittels einer Strickleiter von dem Montecuculi in die Kaike hinab, die bereits meiner wartete. Schnell gelangte ich zu der Flotte des Vicekönigs, deren Schiffe etwa 60 bis 80 Schritte von einander entfernt lagen; ehe ich aber die Kauffahrer noch erreichen konnte, die gewöhnlich näher am Geſtade liegen, als die Kriegsſchiffe, ging die Sonne auf, und der Donner der Kanonen begrüßte ihre erſten Strahlen. Wir waren den feuernden Schiffen ſo nahe, daß uns das Feuer beinahe in die Augen ſprühete, und bald ſo in Dampf gehüllt, daß die Kaike anhalten mußte, weil der Führer nicht ſehen konnte, wohin er fuhr. Als der Dampf ſich verzogen hatte, prangte die ägyptiſche Flotte wieder in ihrem farbigen Tagesſchmuck, und ich ſah, daß ſie neben ihren ſcharlachrothen Flaggen auch die der Nationen aufgeſteckt hatte, mit denen der Vicekönig in Freundſchaft und Handelsverbindung ſtand. Noch einen langen ſtaunenden Blick warf ich auf den bunten, einem Blumenfelde gleichenden Maſtenwald und fuhr dann ſchneller dem Lande zu.

Es war am 25. April, kurz nach Sonnenaufgang, als mein Fuß den Boden Afrika's in Alexandrien, der Haupt- und größten Seehandelsſtadt Aegyptens, betrat, und mein erſter Schritt ging nach der Douane, woſelbſt die Aufſeher meine Kiſten in meinem Beiſein öffneten, um ſich von ihrem unverdächtigen, ſteuerfreien Inhalt zu überzeugen. So wie ich aus dem Zollhauſe trat, ſah ich mich von Eſelstreibern eingeſchloſſen, deren jeder mich bat, ſein Thier zu beſteigen. Ohne lange zu wählen, nahm ich auf einem derſelben Platz und deutete dem Treiber an, mich nach der Frankenſtraße — skello franko — in die Wohnung eines Deutſchen zu bringen. Alsbald ſetzte ſich mein Eſel, von dem Stachelſtocke des Buben getrieben, in Trab, während der kleine Treiber aus vollem Halſe: „Richlek gamalek!“ (Vorgeſehen!) ſchrie; auf dieſen Ruf, den man überall hört, weicht ein Eſel dem andern aus. Schnell gelangten wir durch einige enge, winkelige Straßen auf den Bazar und darüber hinaus auf einen großen freien Platz, der damals noch wüſt lag, jetzt aber mit den herrlichſten Paläſten angebaut iſt. Ueber einen ähnlichen großen Platz auf der andern Seite kamen wir in das von den Franken bewohnte, am neuen Hafen liegende Stadtviertel. In den obern Stockwerken eines ſehr großen Hauſes wohnten bei meiner Ankunft die meiſten europäiſchen Conſuln und die angeſehenſten Kaufleute, während den untern Raum Profeſſioniſten und Fiſcher inne hatten. Auf der einen Seite an der Ecke dieſes weit ausgedehnten Hauſes war die Wohnung eines naſſauer Tiſchlers, auf der andern nach dem Meere zu die eines Schloſſers aus Tyrol. Beide ruhten vor des Tiſchlers Thür, im Geſpräch vertieft. Als ſie mich gewahrten und an der Tracht als einen Deutſchen erkannten, eilten ſie auf mich zu, hießen mich herzlich willkommen und ſtritten ſich, als ich den Buben mit dem Eſel entlaſſen hatte, um die Ehre, mich zu beherbergen. Ich verſprach endlich, bei Beiden zu logiren, und trat einſtweilen beim Tiſchler ein, um mich auszuruhen; denn es war mir immer noch, als wanke der Boden unter meinen Füßen. Aber kaum hatte ich Platz genommen, ſo erſchien der Tyroler und ließ nicht eher ab, als bis ich ihm nach ſeiner Wohnung folgte. Freundlich daſelbſt aufgenommen, war meine erſte Frage nach der Familie des Wirths.

„Sie werden gleich erſcheinen, Jung und Alt,“ ſagte er lächelnd.

Plötzlich öffnete ſich die Thüre, und eine große ſchwarze Frauengeſtalt trat herein, reichte mir mit herzlichem Willkommen die Hand und nöthigte mich zum Niederſitzen. Erſtaunt ob ſolcher Höflichkeit ſah ich bald den Schloſſer an, und ehe ich noch ein Wort der Gegenbegrüßung finden konnte, ſagte mein Wirth: „Ich ſtelle Ihnen hier meine Frau vor, die ich einſt für 80 Kronenthaler*) gekauft habe, als ſie ſchon eben ſo groß war, wie jetzt. Und ich habe bei dieſem Handel profitirt, wie ſie gleich hören werden."

Abermals öffnete er die Thüre, und zwei braune Kinder, ein Mädchen von acht und ein Knabe von zehn Jahren, traten ein und reichten mir mit eben ſo freundlichem Gruße, wie ihre Mutter, die Händchen. Die Verſchiedenheit der Farbe dieſer Familie frappirte mich, der Vater weiß, die Mutter ſchwarz, die Kinder braun und mit kurzem wolligem Haar, Alle auf europäiſche Weiſe gekleidet.

„Ich habe Ihnen ſchon geſagt," fuhr mein Wirth fort, „wie theuer mir meine Alte zu ſtehen kommt, und ich hätte eine billigere für 40, 30 oder 20 Kronenthaler haben können, allein ſie war die ſchönſte auf dem Markte, und der Kaufpreis hat mir nicht leid gethan. Wenn ſie mir jedoch nicht mehr gefallen ſollte," bemerkte er mit einem ſchalkhaften Lächeln, „ſo könnte ich ſie vertauſchen, oder ſammt den Kindern verkaufen, ohne daß Jemand etwas dawider hätte, und ich würde bei einem ſolchen Handel ſogar Geld gewinnen." — „So werde ich, wenn ich hier bleibe, mir auch bald einige ſolche lebendige Kapitale anſchaffen, um auf ähnliche Weiſe in einigen Jahren Profit zu machen," ſagte ich ſcherzweiſe. „Aber ſagen Sie mir, Landsmann, vertragen ſich mehrere

---

*) 1 Kronenthaler = 1 Thlr. 16 Sgr. = 2 Fl. 34 Xr. rheiniſch.

Frauen eines Mannes auch mit einander?“ — „Das müſſen ſie wohl,“ entgegnete der Schloſſer. — „Bei uns in Deutſchland würden ſie ſich einander die Augen auskratzen.“ — „Im Orient,“ fuhr der Schloſſer fort, „werden ſie bald ſo kaltblütig, daß ſie ſich ſtatt des Mannes mit einer Pfeiſe Tabak begnügen.“ — „Iſt hier ein Sklavenmarkt?“ fragte ich meinen Wirth. — „Allerdings! Ich werde Sie hinführen. Doch bevor wir denſelben betreten, wollen wir ein kleines Frühſtück genießen.“

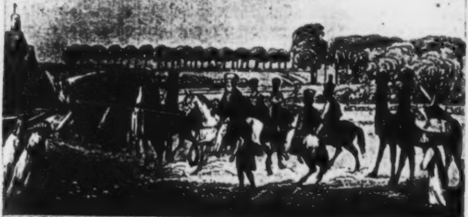
Sogleich trug die ſchwarze Frau Fiſche von verſchiedener Art und Zubereitung auf, wir nahmen alle am Tiſche Platz.

Nach Beendigung der Mahlzeit fragte mich mein Wirth, welche Sorte von Fiſchen mir am Beſten geſchmeckt habe.

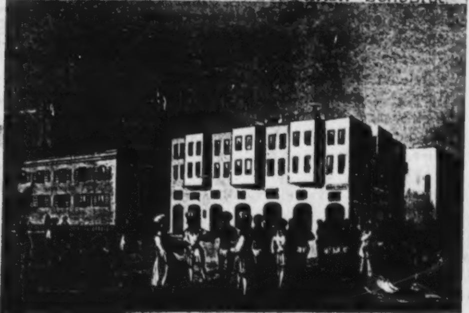
„Ich habe von den häßlichſten genommen,“ antwortete ich, „weil dieſe den lieblichſten Geſchmack hatten.“ — „Und Sie haben die ſchöner ausſehenden faſt unberührt gelaſſen, weil ſie weniger mundeten.“ — „Man betrügt ſich oft, wenn man ſich von dem ſchönen Anſehen einer Sache verführen läßt.“ — „So denke ich auch,“ verſetzte mein Wirth. „Ich hätte hier eine der ſchönſten weißen Frauen haben können, aber wie Sie nicht auf die glänzenden Schuppen des Fiſches, ſo habe ich nicht auf die ſchöne weiße Haut der Frauen geſehen und daher mir dieſe Schwarze genommen. Ihr Verkäufer mußte mir einige Zeit gut für ſie ſtehen; ich führte ſie heim, ließ ſie kleiden und ihr alles Nöthige zur Wirthſchaftsführung erlernen. Schon nach wenigen Tagen ſah ich, welch ein fleißiges, tugendſames Weſen ich an ihr hatte. Als ich ſie immer mehr Tugenden entfalten ſah, ließ ich ſie taufen und lehrte ihr das Vaterunſer in deutſcher Sprache *). Spä-

---

*) Sie hat es mir oft andächtig vorgebetet.



MEHMET ALI AUF DEM WEGE NACH SCHUBRA



NMARKT IN ALEXANDRIEN

Leipzig d Engl Kunst Anstalt A H Payne sc ter ließ ich mich mit ihr trauen und wählte meinen Aufenthalt auf der Inſel Cypern. Daſelbſt habe ich ihre unerſchütterliche Treue für mich erprobt. Ich war durch einen Zufall mißtrauiſch gegen ſie geworden und ſtellte mich eines Tages todt. Als vermeintliche Leiche auf den Gottesacker gebracht, wurde ich durch ihre heißen Thränen und laute troſtloſe Klagen von meinem Mißtrauen geheilt und erſtand zu ihrer und meiner Freude wieder von den Todten, um deſto glücklicher mit ihr zu leben. Bald nachher ging ich mit ihr zum Beſuch in meine Heimath, wo mein erſtes Kind geboren und von einem Fürſten, der es mir aus der Taufe hob, reichlich beſchenkt wurde; dann kehrten wir wieder nach Alexandrien zurück, wo ich mich bis heute heimiſch und glücklich fühle.

Nach Beendigung ſeiner Erzählung führte mich mein neuer Freund nach dem Sclavenmarkte, auf welchem er ſich ſeine Gattin gekauft hatte. Der Anblick der Männer und Frauen, die ohne Kleider und nur nothdürftig die Scham mit geflochtenen Trotteln bedeckt, auf geflochtenen Stroh- und Rohrmatten daſaßen, muß auf jeden Europäer einen ſchmerzlichen und zugleich widrigen Eindruck machen. Ihre Anzahl belief ſich auf 60 bis 80 Perſonen beiderlei Geſchlechts, und die Frauen waren von den Männern getrennt. Die meiſten ſahen gleichgültig, faſt ſtumpfſinnig vor ſich hin, nur einige ſchienen mit wehmüthigen Geberden ihr Schickſal zu erwarten. Der Preis für einen Sklaven oder eine Sklavin iſt verſchieden, von 10 bis 80 Kronenthaler, je nach dem Alter, der Schönheit und dem Wachsthume. Kinder kauft man oft von der Mutter Bruſt hinweg, und die Arme muß dazu ſchweigen. Bejahrte Frauenzimmer werden von den Sklavenhändlern zur Zucht behalten, und nicht ſelten wird auch ein junges Mädchen, das ſich von ihrem Herrn Mutter fühlt, wiederum verkauft oder vertauſcht, wodurch der Sklavenhändler doppelt gewinnt.

Und ſo findet man auf dem Markte neben den ſchwarzen auch braune Sklaven, Kinder weißer Männer, deren Geſichtszüge deshalb ſchöner und proportionirter ſind. Indeſſen iſt auch die Mehrzahl der Neger nicht häßlich, und außer der ſchwarzen Farbe unterſcheidet ſich die Bildung ihres Geſichts nicht viel von der der Europäer. Ich habe Sklaven und Sklavinnen geſehen, die vermöge ihrer korallenrothen, nicht zu ſtark aufgeworfenen Lippen, ihrer blendend weißen, zwei Perlenſchnuren vergleichbaren Zahnreihen und der glänzenden Weiße ihrer wie Sterne funkelnden Augen auch bei uns für Schönheiten erſten Ranges gelten würden. In keinem Lande habe ich mehr Schwarze, aber nirgends auch mehr Blinde gefunden, als in Aegypten, letztere jedoch nur unter den Eingeborenen. Die Schwarzen ſind von dieſem Leiden, das durch die glühende trockne Luft und durch den feinen, ſtets in der Luft fliegenden, ätzenden Sand entſteht, verſchont, und ich habe keinen geſehen, der an den Augen gelitten oder dem ein Zahn gefehlt hätte. Von ihrem künftigen Schickſale nichts ahnend, ſpielen die Negerkinder auf dem Markte, und ihre ſammtartige Haut, die ſie oft mit irgend einer Fettigkeit einreiben, glänzt in der Sonne. Denſelben Glanz bemerkt man auch auf der Haut der Erwachſenen. Kommt ein Käufer, ſo müſſen ſich alle von ihren Matten erheben und in Reihe und Glied ſtellen, und gewöhnlich bringen die Türken einen Hikim, eine Art Arzt, mit, der die Geſtalten unterſucht, ob ſie geſund und ſtark von Nerven ſind. Denn der Türke ſchaut weniger auf Schönheit der Geſichtszüge, als auf ſtarken, kräftigen Körperbau, weil er die Sklaven zur Arbeit braucht. Deshalb müſſen die unglücklichen Geſchöpfe allerhand Bewegungen mit den Armen, Beinen und dem Körper machen, und wenn einer nur das geringſte Verſehen begeht, ſo ſauſt ihm die aus Elephantenhaut zuſammengedrehte Peitſche ſeines unbarmherzigen Herrn gleich auf den Rücken. Abends werden die Sklaven gleich dem Vieh in einen Stall getrieben und Morgens wieder auf den Markt gebracht, wo ſie den ganzen Tag über in der brennenden Sonnenhitze, ohne irgend eine Beſchäftigung, ſitzen, bis der Abend ſie wieder auf ihr kümmerliches Ruhelager führt.

Wie jeder Reiſende, ſo beſuchte auch ich faſt täglich den Sklavenmarkt, und miethete mich endlich in der Nähe deſſelben ein. Die Sklavenhändler, lauter Beduinen, beſuchten mich oft und fragten mich auf arabiſch: ob ich ihnen eine Schöne abkaufen wolle? und wurden bald ſo bekannt mit mir, daß nicht nur die Herren, ſondern auch die Sklaven ſämmtliche Hobelſpäne aus meiner Werkſtatt vor die Hausthüre trugen, um ſich bequemere Sitze daraus zu machen und ſich ihre Mahlzeit damit zu kochen. Nicht ſelten ließen ſie ſich auch zu beiden Seiten meiner Thüre nieder, die Männer rechts, die Frauen links, und es hätte nicht viel gefehlt, ſo hätten ſie meine Werkſtätte zu ihrem Markt gemacht.

Außer dem Sklavenmarkte hat Alexandrien wenig Merkwürdiges aufzuweiſen. Seine frühere Pracht und Herrlichkeit liegt in Trümmern, die nur noch als ſtumme ſterbende Zeugen auf die große Vergangenheit deuten. Ganze Stadtviertel ſind zerfallen, in denen Bettler, meiſtentheils in unterirdiſchen Gewölben, wohnen. Die Stadt bringt auf den Beſchauenden keinen Totaleindruck hervor. Sie iſt ein Gewirr von neuen Paläſten und alten fenſterloſen, dem Einſturze nahen Hütten, ein Gemiſch türkiſcher und europäiſcher Bauart, Sitte und Lebensweiſe, ein Bild von Pracht und Elend, von Leben und Tod, hier mit dem Geräuſche der Tagesgeſchäfte, dort mit der Stille einer Wüſte. Das Frankenviertel iſt das belebteſte, und faſt alle Häuſer ſind auf europäiſche Art erbaut und mit einigen Stockwerken verſehen.

Die einzig wohlerhaltenen Denkmäler aus Alexandriens Vorzeit ſind die Pompejusſäule und die Nadeln der Kleopatra. Die erſtere ſteht außerhalb der Stadt auf einem kahlen Hügel, von welchem man die ganze Stadt, den Hafen und die öde Umgegend überſehen kann. Sie iſt rund, beſteht aus einem Stücke Granit, mißt mit dem viereckigen Fußgeſtelle 115 Fuß, und iſt eines der vollkommenſten Werke, die je aus Menſchenhand hervorgegangen ſind. Wem zu Ehren ſie errichtet wurde, iſt bis auf dieſe Stunde noch nicht ausgemacht*). Sie dient den Schiffern als Signal. Die Die Nadeln der Kleopatra ſind an der öſtlichen Küſte des neuen Hafens auf der Stelle, wo das alte Alexandrien ſtand, zu finden. Es ſind zwei mit Hieroglyphen bedeckte und jeder aus einem Stücke Granit beſtehende Obelisken, von denen der eine noch aufrecht ſteht, während der andere von ſeinem Fußgeſtelle herabgeſtürzt und halb mit Sand bedeckt iſt; beide haben eine Länge von etwa 60 Fuß. Der liegende gehört England, das ihn von Mehmed Ali zum Geſchenke erhalten, aber bis jetzt noch nicht fortgeſchafft hat, weil er für den Transport zu Schiffe zu ſchwer iſt. Beide ſollen Theile eines Tempels geweſen ſein, den Kleopatra dem Cäſar errichtete. Unter den neuern Gebäuden zeichnen ſich der Palaſt Mehmed Ali's und der ſeines Sohnes Ibrahim, welche beide auf einer Halbinſel liegen, und das zwiſchen beiden gelegene königliche Wirthshaus beſonders aus. Aber wie überall im Orient neben dem Palaſte die Hütte, neben der Pracht das Elend ſich befindet, ſo auch hier, denn man kann zu dieſen herrlichen

---

*) Vielfach wird behauptet, ſie ſei von einem römiſchen Statthalter Aegyptens, Namens Pompejus, dem Kaiſer Diocletian zu Ehren errichtet worden. Sonſt ſtand eine Reiterſtatue auf ihrem Gipfel. D. H.

Gebäuden nur durch eine Reihe in die Erde gegrabener Löcher gelangen, in denen man Bilder des Jammers und der Armuth, des Elends und der Häßlichkeit erblickt. So wenig Alexandrien gegenwärtig als See- und Handelsſtadt noch von Bedeutung iſt, ſo hat es ſich doch ſeit der Regierung Mehmed Ali's bedeutend gehoben, der Alles aufbietet, es zu verſchönern und aus ſeiner Aſche als ein Phönix zu neuer Größe und Herrlichkeit aufleben zu laſſen. Ueberall erſtehen neue Gebäude, und der Boden wurde nach Steinen aufgewühlt, um ſie für die neuen Bauten zu benutzen.

Als die größte Merkwürdigkeit aus dem Thierreiche erſchien mir eine Giraffe. Ich ſah ein ſolches Thier hier zum erſten Male. Sie war achtzehn Fuß hoch und ihr Hals allein 6 Fuß lang. Auf dem kurzen kegelförmigen Kopfe trägt dieſes ſeltene Thier ſtumpfe, niemals abfallende Hörner und mitten auf der Stirne einen Knochenhöcker. Die Vorderbeine ſind faſt noch einmal ſo hoch, wie die hintern. Die Haare des Fells ſind kurz und grau, überall mit gelben Flecken bedeckt und übertreffen an Weiche und Schönheit das ſchönſte Tiegerfell.

An Arbeit fehlte es mir nicht, und gleich in den erſten Tagen war ich von dem engliſchen Conſul beauftragt worden, ihm einen neuen Kutſcherſitz an ſeinem Wagen zu machen. Alles, ſelbſt die Schmiedearbeiten beſorgte ich ſelbſt einſtweilen in der Werkſtatt des gutmüthigen tyroler Schloſſers, der eine geraume Zeit krank darnieder lag. Binnen vier Wochen (jeden Tag verdiente ich gegen zwei Thaler) hatte ich mir ſchon ein nicht unbedeutendes Sümmchen erübrigt. Ja die Arbeit mehrte ſich täglich und vermochte mich, mir unweit des Sklavenmarktes eine eigne Wohnung zu nehmen und ſpäter, als ich alles nöthige Werkzeug angeſchafft hatte, mit zwei Tiſchlern in Kompagnie zu treten, die während der Zeit, von aller Hülfe entblößt, in Alexandrien angekommen waren. Aber es ging mir mit ihnen nicht nach Wunſch, denn gerade als die Arbeit am überhäufteſten war, geriethen beide in Streit. Auch ſie liebten den Wein mehr, als die Arbeit, berauſchten ſich faſt täglich und zankten ſich dann; des ewigen Haders müde, ſchickte ich den Unverträglichſten, einen Polen, fort, ohne das für ihn ausgelegte Geld zurückerhalten zu haben, und behielt den andern, einen Darmſtädter, der mich weniger beläſtigte. Gegen alles Erwarten nahm jetzt unſre Arbeit mit einem Male ſo außerordentlich zu, daß wir ſie erſt nicht mit ſieben, dann nicht einmal mit vierzehn Gehülfen zu fertigen im Stande waren. Mein College war mit acht Leuten außerhalb bei neuen Bauten, ich in der Werkſtätte mit ſechs Geſellen beſchäftigt. Meine Arbeit beſtand in Fertigung von Thüren und Fenſtern für Madame Drouvet, die Wittwe des franzöſiſchen und Schwiegermutter des däniſchen Conſuls. Obgleich mit dem Tiſchlerhandwerk wenig vertraut, verdiente ich doch täglich einen Kronenthaler. Für den Rahmen und die Bekleidung eines Fenſters (ohne Glas) erhielt ich nämlich zwölf Kronenthaler. Jedem Geſellen zahlte ich täglich einen ſchweren Gulden; und ſie hätten noch mehr verdienen können, wenn ſie fleißiger geweſen wären. Nach Vollendung der Arbeit für Madame Drouvet ſollte die von meinem Collegen in Accord genommene Bauarbeit, von der leider noch faſt gar nichts fertig war, tüchtig angegriffen werden. Er verſchrieb alſo jenen würtembergiſchen Tiſchler, Namens Keller, mit dem ich in Adrianopel und in Smyrna ſchon zuſammengetroffen war und den auch mein Compagnon perſönlich kannte. Keller war eben in Kairo. Wir ſagten ihm die Vortheile eines Theilnehmers an unſerem Geſchäfte zu. Er kam an und erklärte mit Indignation, die Menſchen müßten ſpazieren gegangen und geſchlafen, aber nicht gearbeitet haben: er ſei nicht geneigt, an ſolcher Faullenzerwirthſchaft Theil zu nehmen. Ich fragte die Geſellen, warum noch ſo wenig geſchehen ſei, und erhielt zur Antwort, daß es oft an Holz gefehlt und daß der Meiſter ſich oft den ganzen Tag nicht habe ſehen laſſen. Entrüſtet ſetzte ich meinen lieben Compagnon darüber zur Rede und kündigte ihm unſere Verbindung auf. Keller hatte mir nämlich das mir ſehr zuſagende Anerbieten gemacht, in ſeiner und eines ſchwediſchen Naturforſchers Geſellſchaft eine Reiſe nach dem rothen Meere und dem Sinai zu machen. Ich hatte mehrere Unterredungen mit dem Schweden, der ſich auch in Alexandrien befand, und mit Keller über die Reiſe. Wir wurden eins; ich erhielt mein in das Geſchäft geſteckte Geld vom Compagnon zurück und machte mich reiſefertig.

## Reiſe nach dem Sinai.

---

Die Reiſegefährten. — Der Kanal Mahmudie. — Der Nil. — Nackte Männer und Kinder. — Langſamer Gang des Schiffes. — Jagd. — Die neue Nilbrücke. — Bulak. — Kairo. — Ein Thüringer aus Waltershauſen. — Phyſiognomie von Kairo. — Gedränge und Getöſe in der Stadt. — Die Citadelle und das Schloß des Vicekönigs. — Der Joſephbrunnen. — Aufbruch. — Die Wüſte. — Suez. — Das rothe Meer. — Das ſteinige Arabien. — Der Moſesbrunnen. — Der Brunnen Howara. — Wadi Gharendel. — Wadi Oſſayta. — Wadi Mokkateb. — Der dritte Brunnen. — Verirrung eines Gefährten. — Das Hauptgebirge.

---

Die mir vorgeſchlagene Reiſe nach dem Sinai war ganz nach meinem Geſchmacke, und ich verließ deshalb ſehr vergnügt in Geſellſchaft des Würtembergers, Keller, des ſchwediſchen Naturforſchers und eines Dolmetſchers, Namens Achmed, Janitſcharen des öſterreichiſchen Generalconſuls, am 3. October 1833 Alexandrien, indem wir uns auf dem Kanal Mahmudie einſchifften. Dieſer berühmte und großartige Kanal iſt ein Werk Mehmed Ali's, bei deſſen Bau mehr als 50,000 Menſchen theils durch die Hitze, theils durch Anſtrengung und Mißhandlung ihr Leben verloren haben. Er iſt etwa 12 Fuß tief und acht deutſche Meilen lang und beſtimmt, Alexandrien mit Kairo in Verbindung zu bringen.

Nach einer ſehr langſamen Fahrt langten wir in einem kleinen, an einem Arme des Nil gelegenen Dörfchen an, wo die Schiffe gewechſelt wurden. Das neue Schiff brachte uns auf den Nil, in welchem nackte Menſchen und gewaltige Büffel in zahlloſer Menge mit einander badeten. Die Jugend beiderlei Geſchlechts lief auch nackt an den Ufern umher; ſie zieht erſt mit dem Antritte des funfzehnten Jahres Kleider an. Unſer Schiff gerieth öfter auf Sandbänke, wurde aber ſogleich wieder von den Matroſen, die nackt in den Fluß ſprangen, befreit. Die auf unſerem Schiff befindlichen Frauen ſchienen an den Anblick nackter Männer gewöhnt zu ſein. Oefter hatten wir gar keinen Wind, ſo daß die Matroſen das Schiff ſtromauf ziehen mußten. Wir ſtiegen unterdeſſen ans Land und machten im Uferſchilfe Jagd auf Waſſervögel und andere Thiere. Gegen Abend erhob ſich der Wind, wir gingen wieder unter Segel und entfernten uns immer weiter aus der anmuthigen Gegend, die einem Getreidemagazine glich, das auch noch mit verſchiedenen andern Früchten reichlich angefüllt iſt. Am vierten Tage kamen wir in eine unüberſehbare Ebene. An den Ufern des Nil lagen etwa zwölf ärmliche Dörfer, in deren Nähe wir die Maſchinen ſahen, welche das Waſſer aus dem Nil pumpen, um das von Gräben durchſchnittene Land zu bewäſſern. Sie werden theils durch Ochſen oder Maulthiere, theils durch nackte Menſchen getrieben, die zu arm ſind, um ſich Vieh für die Beſorgung dieſes Geſchäfts zu halten.

Am fünften Tage erblickten wir in weiter Ferne am Horizonte die Pyramiden von Gizeh gleich kleinen Bergen, und landeten noch einmal am linken Nilufer, um aus einem Dörfchen die Schweſter unſeres Kapitän an Bord zu nehmen.

Ueber die beiden Nilarme, die hier das ſogenannte Delta bilden, und von denen einer bei Damiette, der andere bei Roſette mündet, wurde eben eine Brücke gebaut, die, wenn ſie nach der Angabe vollendet wird, ein Wunderwerk der neuern Zeit genannt werden dürfte. Den Plan dazu hat ein Franzoſe, ein St. Simoniſt, dem Paſcha vorgelegt, und dieſer hat ihn nach London geſchickt, um ihn von zwölf der berühmteſten Ingenieurs prüfen zu laſſen. Die eine Hälfte derſelben hielt die Ausführung für möglich, die andere für unmöglich, und der Paſcha ließ rüſtig fortarbeiten. Wir ſahen eine ungeheure Menſchenmenge eben mit der Ausführung beſchäftigt.

Nachmittags liefen wir in den Hafen von Bulak ein, einem etwa eine kleine Stunde von der Hauptſtadt entfernten und als Vorſtadt derſelben betrachteten Flecken, der ſich durch die ſchöne europäiſche Bauart ſeiner Häuſer auszeichnet. Auf vorzüglich ſtarken und rührigen Eſeln, die hier, wie in Alexandrien, die Stelle der Fuhrwerke erſetzen, ritten wir in die Thore Kairo's und kehrten in der Wohnung eines Griechen ein. Hier trafen wir den berühmten deutſchen Naturforſcher Eduard Rüppel aus Frankfurt a. M., der eben aus Abyſſinien angekommen war. Er war ganz orientaliſch gekleidet und trug einen langen Bart, der ihm bis auf die Bruſt herabfiel und ihm ein ehrfurchtgebietendes Anſehen gab. Leider reiſte er ſchon am folgenden Tage nach Alexandrien ab, um nach Europa zurückzukehren. Der Neger, den er ſich früher in Aegypten gekauft und zur Jagd und zum Einbalſamiren abgerichtet hatte, blieb in Kairo zurück. Zum Dank für treu geleiſtete Dienſte hatte ihm ſein edler Herr außer dem Gewehr, aus welchem er geſchoſſen, und außer andern Gaben die Freiheit geſchenkt. Abends bei Tiſche fand ich auch hier zu meiner freudigſten Ueberraſchung einen thüringiſchen Landsmann, den Direktor der Muſikchöre des Vicekönigs, Herrn Hempel aus Waltershauſen, dem mir durch Freud und Leid ſo lieb gewordenen freundlichen Bergſtädtchen am nördlichen Fuße des maleriſchen nordweſtlichen Thüringerwaldes. Unſre beiderſeitige Freude war ſehr groß, und die theure Heimath, die natürlich den ganzen Abend über Gegenſtand unſrer Unterhaltung blieb, trat in hellen ſüßen Bildern vor unſre Seele. In Hempels Begleitung beſah ich mir am folgenden Tage die Merkwürdigkeiten der Stadt.

Kairo, oder El Kahira, die „Siegreiche“, von den Arabern „Masr“, der ſchöne Ort, genannt, liegt auf dem rechten Ufer des Nil, mit welchem es durch einen Kanal verbunden iſt, und zerfällt in drei Haupttheile: in die Vorſtadt Bulak mit dem Haupthafen, in das alte Kairo (Foſtatt), das öſtlich, und in das eigentliche Kairo oder Groß-Kairo, das nördlich von Bulak liegt. Das alte Kairo bildet den zweiten Hafen der Hauptſtadt. Dieſe, die größte und volkreichſte in ganz Afrika dehnt ſich in einer ſandigen Ebene zu einem Umfange von drei Stunden aus. Allein das Innere iſt bei Weitem nicht ganz von Gebäuden, Straßen und Plätzen eingenommen; man findet große Gärten, wüſte Plätze und Trümmerhaufen, auf denen erſt nach und nach Paläſte prangen werden, welche die Bauluſt und Verſchönerungsſucht des Vicekönigs hieher beſtimmt hat. Aus der Ferne gewährt Kairo kein ſchönes Bild; von Bulak aus geſehen, erſchien es uns wie ein Haufe verworrener Mauern und Häuſer, aus denen kein ausgezeichnetes Gebäude hervortrat, dem Auge einen Stützpunkt zu bieten. Der Straßen ſind eine ungeheure Menge, aber ſie ſind, wie in allen türkiſchen Städten, ſchmutzig, ungepflaſtert, krumm und zum Theil ſo eng, daß ein Reiter Mühe haben würde, durchzukommen. Die Atmoſphäre in denſelben iſt erſtickend, das Gedränge unbeſchreiblich, ſo daß man ſich nur mit der größten Anſtrengung hindurch arbeiten kann. Bald begegnet man einem Zuge beladener Kameele, bald einer Karawane vornehmer Herren und Damen auf Pferden und Maulthieren; hier muß man einem Haufen Soldaten ausweichen, welche die in der Stadt zerſtreuten Wachen ablöſen, dort ſich vor einer Kavalkade von Eſels-Rittern in Acht nehmen, überall iſt man in Gefahr, umgeſtoßen und zerdrückt zu werden. Und bei aller ſcheinbaren Unordnung in dem Straßengewühle geſchieht doch ſelten ein Unfall, weil man faſt bei jedem Schritte auf einen warnenden Ausrufer ſtößt. Zum lauten Ruf derſelben kommt das von allen Seiten ertönende Waarenausgebot der Verkäufer, das Geſchrei der im Gedränge geſtoßenen und getretenen Kinder, das Vocalconcert der Eſel und Hunde, und alle dieſe verſchiedenartigen Laute ballen ſich in ein nimmer endendes, ohrzerreißendes Getöſe zuſammen. Kein Wunder bei einer Bevölkerung von 500,000 Einwohnern der verſchiedenſten orientaliſchen und europäiſchen Nationen, die in den drei Theilen der Stadt wohnen! Die Straßen Kairo's ſind in Quartiere abgetheilt, und dieſe durch Thore verſchloſſen; jede Nation hat ihr eignes; unter allen zeichnet ſich das der Juden durch Unreinlichkeit und ſchlechte Bauart aus. Die Häuſer der geräumigen Straßen, die nach öffentlichen Plätzen und den Bazars führen, welche letztere zum Schutz gegen die Sonne mit Dächern überbaut ſind, beſtehen aus Backſteinen und ſind oft zwei bis drei Stockwerke hoch. Ihre ſehr kleinen Thüren und ihr gänzlicher Fenſtermangel nach der Straße zu laſſen aber eher Gefängniſſe, als menſchliche Wohnungen in ihnen vermuthen. Alle Pracht iſt für das Innere aufgeſpart, doch hat es mir nicht gelingen wollen, in einem derſelben Zutritt zu erhalten.

Mein erſter Gang mit dem Muſikdirector Hempel war nach der Citadelle oder dem Reſidenzſchloſſe des Vicekönigs. Es liegt nordöſtlich von Kairo auf einem Felſen, der zum

Mokattamgebirge gehört und eine Verlängerung desſelben iſt. Die Mauern ſind von beträchtlicher Höhe und von Häuſern umgeben, welche meiſt in Ruinen zerfallen und unbewohnt ſind. Die zum Schloſſe führenden Wege ſind in Felſen gehauen, aber eng und ſo ſteil, daß man an mehreren Stellen hat Stufen anbringen laſſen, um das Hinaufſteigen zu erleichtern. Auf der Burg angelangt, tritt man durch ein mit ungeheuren eiſenbeſchlagenen Flügelthüren verſehenes Thor, zu deſſen Seiten zwei Thürme ſich erheben, wieder ins Freie und durch ein anderes erſt in die eigentliche Citadelle. Am Eingange links in einem Käfige befanden ſich acht männliche, in einem andern zwei weibliche Löwen, auf dem Vorhofe ging ein junger Elephant frei herum. Dieſe Bewohner der Wüſte imponiren dem eintretenden Fremdlinge. Für die Mühe der beſchwerlichen Wanderung entſchädigt die herrliche Ausſicht, die man auf die ungeheure Stadt, auf die vom Nil in tauſend Windungen durchſchlängelte Umgegend und auf die majeſtätiſch aus dem Sande der Wüſte hervorragenden Pyramiden genießt. Die Gebäulichkeiten der Citadelle bieten wenig Intereſſe. Der Palaſt des Paſcha, ein rieſiges, theilweiſe in Ruinen liegendes Gebäude, ſteht beinahe am Ende derſelben, an den Mauern des Walles und zeichnet ſich nur durch den großen, prachtvoll geſchmückten Saal aus, in welchem der Divan ſich verſammelt; die übrigen Gebäude ſind Trümmer, deren frühere Beſtimmung man gegenwärtig nicht mehr kennt. Nördlich von dieſen verfallenen Bauwerken gelangt man zur größten Merkwürdigkeit des Schloſſes, zum Joſephbrunnen. Eine ſanft abſteigende, ſechs bis acht Schuhe breite Wendeltreppe führt 140 Ellen tief in den Felſen hinab. In dieſer Tiefe befindet ſich ein großer Waſſerbehälter, deſſen klares Naß eine von Ochſen oder Kameelen in Bewegung geſetzte Maſchine in daran befeſtigten kleinen Eimern und irdenen

Krügen zu Tage fördert. Der Sage nach ſoll Joſeph dieſen Brunnen haben graben und das Waſſer des Nils hineinleiten laſſen, Andre machen ihn zu einem Werke des Sultan Saladin, der auch zugleich als Erbauer der Burg genannt wird.

Ich würde zu weitläufig werden, wollte ich den Leſer mit einer genauen Beſchreibung der modernen Paläſte hoher Staatsdiener, der prächtigen Bazars, der Kaufhäuſer und Waarenniederlagen, der Bade- und Kaffeehäuſer unterhalten; ſie ſehen ſich in türkiſchen Städten ziemlich ähnlich, und ſelbſt der Sklavenmarkt Kairo's bot mir daſſelbe Bild des Jammers, wie der zu Alexandrien. — Die Ruinen aus Kairo's Vorzeit ſind den Gelehrten ein Räthſel, was hätten ſie mir weniger ſein ſollen? Ich habe ſie geſehen, unbekümmert um ihre frühere Beſtimmung, und nicht darnach gefragt, da ich Wichtigeres zu thun hatte, nämlich Proviant zu kaufen für die Weiterreiſe nach dem Sinai.

Nach einem Aufenthalte von ſieben Tagen, während welcher wir die Merkwürdigkeiten der Stadt und Umgegend beſehen, unſre Papiere in Ordnung gebracht, uns mit Proviant verſehen, unſre ledernen Schläuche mit dem ſüßen Waſſer des Nil gefüllt und uns ein altes Zelt, ein Haus für die Wüſte, angeſchafft hatten, verließen wir am 15. Oct. in der erſten Frühe Groß-Kairo mit acht Kameelen (die Hälfte diente zum Reiten, die andre zur Fortſchaffung des Gepäcks und der Lebensmittel) und ſchlugen die Wüſtenſtraße nach Suez am rothen Meere ein. Die Vorbereitungen zur Reiſe hatten wirklich mehrere Tage lang unſere ganze Thätigkeit in Anſpruch genommen. Ich hatte die letzte Nacht wenig geſchlafen und befand mich in einer frohen Aufregung. Es war ja meine erſte Wüſtenfahrt, und welch ein Ziel ſchwebte mir vor!

Nach wenigen Stunden ſchon, obgleich die Kameele ſehr langſam gehen, betraten wir das einſame düſtere Bereich der

Wüſte. So öde und traurig auch die mich umgebende Natur war, gleichſam das Gerippe des vegetativen Lebens, ſo lebendig und freudig war meine innere Welt. Hehre Erinnerungen an die Frühzeit des Menſchengeſchlechts, an jene erſte heilige Dämmerung der Geſchichte durchſchauerten mich. Friſch und lebendig ſtanden die im Knabenalter in der Dorfſchule erhaltenen erſten Eindrücke mir vor dem innern Auge. Was ich einſt vom Auszuge der Kinder Iſrael aus Aegypten, von ihrem Wege durch die Wüſte, von ihrem Durchgange durch das rothe Meer, von der wunderumhüllten Geſetzgebung auf dem Sinai, was ich von Moſes und Aaron und von den zwölf Stämmen geleſen, und was die Phantaſie des Knaben ſo ſehr beſchäftigt hatte, das glühte gleichſam wieder in mir auf und war mir deutlich erinnerlich. Zog ich doch jetzt dieſelbe Straße, welche Moſes an der Spitze ſeines Volks gewandert war, durch daſſelbe unwirthbare Land, durch welches eine Feuerſäule bei Nacht und eine Rauchſäule bei Tage die Kinder Gottes geleitet hatte.

Die Wüſte zwiſchen dem Nilthale und dem rothen Meere iſt keine unabſehbar ausgedehnte, mit feinem Sande erfüllte Ebene, wie man ſich die Wüſten meiſt und mit Recht vorſtellt, ſondern ein ſehr unebenes, von Gebirgszügen durchſchnittenes Gelände. Das Hauptgebirge lief wie unſer Weg von Weſten nach Oſten und blieb uns ſtets zur Rechten; mehrere ſeiner Nebenarme hatten wir auf unſrer viertägigen Reiſe bis Suez zu überſteigen; meiſt ging unſere Straße durch Thäler und in der Ebene durch die Rinnſale der Winterwaſſer im Sande. Zur Linken war die Gegend vorzugsweiſe eben. Der Boden beſtand entweder aus hartem Kiesgerölle oder aus Kalkgeſchiebe, ſeltener aus weichem Sande. Hie und da gewahrten wir in den Thälern etwas kümmerliche Vegetation, und Manches, was ſich davon am Wege bot, ward von unſern Kameelen gierig abgeweidet. Die Gebirge, entweder aus hartem Sandſtein oder Kalkſtein beſtehend, boten eine eigenthümliche zackige Form und ſchnitten ſtets ſcharf am Horizont ab. Die Stille in der Wüſte hat einen unbeſchreiblichen, ſchier beängſtigenden Charakter, vorzüglich für die, welche aus dem geräuſchvollen Kairo kommen.

Die Reiſe ſelbſt war für mich äußerſt beſchwerlich. Nicht nur, daß ich die langſam ſchaukelnde Bewegung des Kameels nicht vertragen konnte und aus dieſem Grunde, vorzüglich in den erſten Tagen, unaufhörlich von Uebelkeit heimgeſucht wurde, die mit der Seekrankheit viel Aehnlichkeit hatte, ſondern die Hitze war auch am Tage ſchier unerträglich, ſo daß wir von 10 Uhr Morgens bis 5 Uhr Nachmittags Stillſtand machen mußten. Wir ſchlugen unſer Zelt auf und brachten im Schatten deſſelben in einem dumpf brütenden Zuſtande, in halber Bewußtloſigkeit zu. Die Luft lag um uns wie die Temperatur eines Backofen. Um 5 Uhr packten wir das Zelt zuſammen und ritten dem ſich langſam verkühlenden Abend entgegen bis 9 oder 10 Uhr, je nachdem der Lagerplatz näher oder weiter entfernt war. Denn dieſe Kameelbeſitzer, ſtets Beduinen, haben beſtimmte Stellen, auf denen ſie, durch die Wüſte ziehend, übernachten. Raſch lodert nun ein Feuer empor, das Nilwaſſer, das, wie begreiflich, nicht mehr friſch iſt, wird aus dem Lederſchlauch in den Topf gefüllt und der Reis aus dem Sacke dazu geſchüttet, um zur Mahlzeit zu kochen. Dieſer, getrocknete Früchte und geräucherter Fiſch, machen den Speiſevorrath aus; das ohnedies ſchlechte Brod wird in der Sonnengluth ſteinhart. Eine Taſſe Thee wird zum Labſal, obgleich ſie den brennenden Durſt gänzlich zu ſtillen nicht im Stande iſt. Die Nächte brachte ich in der Regel außerhalb dem Zelte, an deſſen Wand auf eine wollene Decke gebettet, zu, die ſchlaftrunkenen Augen bald auf das verglimmende

Feuer, bald auf die Sterne des Himmels gerichtet, bis ſie mir zufielen. Die Nacht hat in der Wüſte einen weit großartigern Charakter, als bei uns. Sie iſt hehrer, heiliger; man fühlt ſich Gott näher und von der belebten Welt ſo weit, als ſei man ſchon in einen höhern Zuſtand verſetzt. Man begreift leicht, daß die Araber der Wüſte den geſtirnten Himmel genau kennen müſſen: die Hitze des Tages nöthigt ſie zur Ruhe, und in der Nacht glänzen ihnen die Sterne heller, als den Bewohnern Europa's. Meine Gedanken waren, eh' ich entſchlief, gewöhnlich mit den Kindern Iſrael beſchäftigt; was Wunder, wenn ich von Moſes träumte, von der Feuer- und Rauchſäule, vom Himmelsmanna u. ſ. w. Vor Tagesanbruch beſtiegen wir unſre Kameele ſchon wieder, das frugale Frühſtück in der Hand. Die Morgen waren die genußreichſte Zeit der Reiſe; Körper und Geiſt fühlten ſich friſch, und ich war im Stande, meinen Gedanken freie Audienz zu geben. Man war in der Regel auch ganz auf ſie gewieſen; denn da die Kameele nicht neben einander, ſondern alle im langen Zuge hinter einander gehen, jedes vom andern durch einen kleinen Zwiſchenraum getrennt, ſo kann man mit ſeinem Hinter- oder Vordermanne höchſtens nur einige Worte mit ſtarker Lungenanſtrengung wechſeln. Aber auch dieſe dürftige Unterhaltung unterbleibt, ſowie die Sonne höher ſteigt; dann nehmen auch allmälig die Gedanken Abſchied, und wenn das mächtige Tagesgeſtirn nun ſeine glühenden Pfeile auf unſer Haupt herabſchießt, dann ſtarrt man gedankenlos in die von Hitze zitternde Luft und verſinkt in einen halb lebloſen Zuſtand. Von Minute zu Minute wird die Gluth der von den nackten, ſteilen Felſenbergen abprallenden Sonnenſtrahlen furchtbarer, das Athmen wird einem ſchwerer; man meint ſterben zu müſſen. — Das Zelt wird aufgeſchlagen, man kriecht hinein und vegetirt ſieben böſe Stunden in ſeinem wenig Kühlung gewährenden Schatten.

Außerdem iſt mir auf dieſem Wege nichts Merkwürdiges begegnet. Am dritten Tage ſahen wir zu unſrer Rechten in Südoſt die ungeheure Felſenſtirne des Attaka ſich erheben, der auf der ägyptiſchen Seite jäh nach dem rothen Meere zu abſtürzt. Dieſer mächtige Bergrücken hat eine ſehr impoſante Form.

Am vierten Tage gegen Abend erblickten wir endlich von einer kleinen Anhöhe aus die dunkle, von der untergehenden Sonne leicht geröthete Fläche des rothen Meeres und drüber hinaus im Abendhimmel verſchwimmend die Gebirge, welche die Felſenwarte des Sinai umlagern. Wir begrüßten das von den letzten Strahlen der Sonne beleuchtete Suez mit lautem Rufe.

Plötzlich war alle Abſpannung von uns wie abgeſchüttelt. Die Kalk- und Sandſteingegend, aus lauter kleinen Hügeln beſtehend, wird im höchſten Grade troſtlos und traurig, und nur der Blick auf den majeſtätiſchen Attaka und in ſeine tiefen Schluchten, ſowie auf das nahe Meer und die Mauerzinnen und Minarets des Städtchens entſchädigt für die Oede der nächſten Umgebung. Das Kaſtell Abſcherud ließen wir links zur Seite und gelangten auf einer allmälig ſich abſenkenden Fläche zu dem etwa noch eine Stunde von Suez entfernten, mit einem kaſtellartigen ſteinernen Hauſe überbauten Brunnen Bir Suez. Das ſalzig ſchmeckende Waſſer deſſelben wird durch von Ochſen getriebene Räder in Rinnen gehoben, die es in große ſteinerne Tröge vor dem Gebäude führen. Menſchen und Kameele tranken; mir wollte es nicht recht ſchmecken.

Das nahe Meer wurde von der Dämmerung immer dunkler gefärbt, der Attaka ſtarrte unheimlich in den Abendhimmel. Mit Einbruch der Nacht langten wir in Suez an.

Erſt am andern Morgen hatte ich Gelegenheit, die wahrhaft ſchreckliche Geſtalt und Umgebung dieſer ſogenannten Stadt in Augenſchein zu nehmen. Sie beſteht aus ungefähr 600 Häuſern und Erdhütten, die nicht einmal alle bewohnt ſind, zählt mit der hier ſtehenden Compagnie des ägyptiſchen Militärs noch immer nicht 1400 Einwohner und liegt in einer Gegend, deren farbloſe Oede und niederdrückende Traurigkeit ihres Gleichen nicht hat. In der That, das Todtenbild dieſer unglücklichen Stadt läßt ſich kaum beſchreiben. Kein Gräschen entſproßt dem heißen harten Kalk- und Sandboden, kein Baum erfreut das Auge, kein Vogel belebt die Luft, Alles iſt ſtill, öde, heiß, hart, Grau in Grau, und wohin der geängſtete Blick ſich wendet: Sand, Kalktrümmer, Staub, nackte ſcharfe Felſen; ja die Wüſte erſtreckt ſich ſogar bis innerhalb der Stadtmauer. Ein Ort zur Verzweiflung. Hier war natürlich unſeres Bleibens nicht, und ſo ſetzten wir denſelben Morgen (den 19. October) noch in einer Barke über den Arm des rothen Meeres, wie man uns verſicherte, an derſelben Stelle, an welcher Moſes ſein Volk hindurchgeführt hatte, als das Meer zu beiden Seiten ſtand, wie eine Wand, und an welcher der nachſetzende Pharao mit Roſſen und Reitern ertrank. Man kann zur Zeit der Ebbe, wenn ein ſtarker Nordweſtwind die Fluthen nach Süden treibt, den Meeresarm durchreiten oder zu Fuß durchwaten; ſpringt aber der Wind nach Südoſt um, dann treibt er die Gewäſſer nordwärts, die dann in Kurzem ſechs bis neun Fuß ſteigen. Die Schiffer erzählten uns, daß Napoleon im Februar des Jahres 1799 auf ſeinem kühnen Zuge von Kairo nach Syrien durch die Wüſte hier faſt das Schickſal des Pharao gehabt. Er wollte nördlich von Suez durch den Meeresarm reiten, der plötzlich ſüdlich umgeworfene Wind wälzte ihm Welle auf Welle zu, und die Rettung gelang ihm nur mit großer Mühe.

Damals ſoll er lakoniſch geſagt haben: „Es wäre ein intereſſanter Text für alle Prediger geweſen, wenn ich hier, wie Pharao, ertrunken wäre.“

Abermals ſah ich hier zwei Welttheile einander ſo nah gegenüber liegen und nur durch einen Meeresarm getrennt; bei Konſtantinopel waren es Europa und Aſien, hier Afrika und Aſien. Aber der Unterſchied zwiſchen dem lebendigen Bosporus und dem todten rothen Meere iſt eben ſo groß, wie zwiſchen den grünen, prächtigen, belebten Ufern Kleinaſiens und Thraciens und denen der einſamen, von ſteilen grauen Felſenbergen gebildeten ägyptiſchen Küſte und des gegenüber liegenden düſtern Felſenwalles im ſteinigen Arabien. Aber nichtsdeſtoweniger hat auch dieſer Anblick ſeine Reize; es ſind die eines großartigen, tiefernſten Charakters. Wir empfangen von ihm einen Eindruck wie von der erſten Geſchichte des Menſchengeſchlechts, die hier in der Morgendämmerung des Erdenlebens ſpielt.

Nach einer halben Stunde betraten wir das Ufer des ſteinigen Arabiens und mußten wohl eben ſo lange auf unſre Kameele warten, welche um die nördliche Spitze des Meerbuſens herumgegangen waren. Wir zogen nun längs der Küſte hin und genoſſen den Anblick des ägyptiſchen Ufers mit ſeinen impoſanten Bergen. Vorzüglich präſentirte ſich der Attaka mit ſeinem ſteilen Abfall ſehr maleriſch. Nach zwei Stunden eine Gruppe von Dattelpalmen und niederes Palmengebüſch. Sie ſtehen bei dem Moſesbrunnen, zu welchem wir nun gelangten. Er beſteht aus mehreren kleinen Waſſerbecken von verſchiedenem Umfange, alle in geringer Entfernung von einander liegend. Eins derſelben zeichnet ſich vor den andern durch Größe aus, dann ſind ungefähr 4 bis 5 größere und eine Anzahl kleinere Quellen. Ihr Waſſer ſchmeckt ſalzig. Der Sage nach ſoll Moſes auf ſeinem Zuge zum Sinai mit ſeinem Zauberſtabe die Felſen des Bodens geöffnet und dieſen Brunnen hervorgerufen haben, um die durſtigen Kinder Iſraels zu tränken.

Wir entfernten uns nun allmälig vom Ufer des Meeres, deſſen Anblick uns endlich ein ſanft anſteigender kleiner Höhenzug verdeckte. Wir waren in der Wüſte Sur, unſer harter, mit Feuerſteinen überſäter Weg lief zwiſchen Kreidekalkhügeln hin. Nach etwa neun Stunden erreichten wir eine andere, bittere und ſchwefelhaltige Quelle auf einem Hügel, wiederum mit Palmenbäumen umſtanden. Es war der Brunnen Howara, in der Bibel Mara*) genannt, der ein kleines Felſenbecken füllt. Wir ſchlugen hier unſer Zelt zur Nachtruhe auf. Am Morgen tränkten wir unſere Kameele und füllten unſere Schläuche, denn nach der Angabe unſrer Führer ſollten wir erſt in vier Tagen wieder zu einem Brunnen kommen. Dann verweilten wir noch in ſtiller Andacht, denn es war heute Sonntag (20. Oct.), und der Ort zu einer ſonntäglichen Feier ſehr geeignet.

Hier hatte der große Geſetzgeber des Alterthums, deſſen Namen in dieſer Gegend an Berge, Felſen, Brunnen für ewige Zeit geheftet iſt, ein Wunder verrichtet, von hier hatte er ſein Volk in die unwirthbaren Thäler des felſigen Urgebirges geführt, von deſſen höchſter Spitze unter Donner und Blitz das Geſetz gekommen war, deſſen ewige Wahrheit ſich aufs Neue im Chriſtenthume bethätigt hat. Auch wir wollten jene ragende Felſenwarte beſteigen, auf welcher nach der bildlichen

---

*) 2. Buch Moſis 15, 23—25. Da kamen ſie gen Mara; aber ſie konnten das Waſſer zu Mara nicht trinken, denn es war faſt bitter. Daher hieß man den Ort Mara. — Da murrte das Volk wider Moſe und ſprach: Was ſollen wir trinken? — Er ſchrie zu dem Herrn: und der Herr wies ihm einen Baum, den that er ins Waſſer, da ward es ſüß.

Sprache der Bibel der Herr mit ſeinem Knechte Moſes geredet, und wir durften nicht hoffen, ſie unter einer Woche zu erreichen. Und welchen beſchwerlichen Weg hatten wir vor uns! Keine Menſchenwohnung, eine einzige Quelle, ein wildes ſtarres Felſengebirg mit tiefen Schluchten und Thälern, die ſelten mit ſparſamem Grün geſchmückt ſind. Fürwahr wir bedurften des Muthes und der Stärkung durch Gebet. Die ſonntägliche Stimmung verließ mich den ganzen Tag nicht; ich ſaß in mich gekehrt auf meinem Kameele und überlegte, welcher Gnade mich Gott vor vielen Tauſenden gewürdigt, daß ich den heiligen Ort ſeiner erſten Offenbarung betreten, daß ich den Berg beſteigen ſollte, von welchem alle Religion und Kultur ausgegangen iſt ſeit mehr als dreitauſend Jahren. Und es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß der Gipfel des Sinai ſchon damals ein durch uralte Anbetung Gottes geheiligter Altar der Völker Arabiens war, und daß dieſer Umſtand den weiſen Greis beſtimmte, dieſen Berg zum Ort ſeiner Geſetzgebung zu wählen.

Wir kamen an dieſem Sonntage an mehreren Thälern vorüber und traten in das Vorgebirge ein, deſſen Kreidekalk- und Sandſteinmaſſen uns in der Ferne wie hohe Mauerruinen erſchienen. Unſre Mittagsruhe hielten wir in der weſtlichen Ausmündung eines ſchönen Thales, das in öſtlicher Richtung ſtrich. Es war mit vielen wilden Palmen und Tamarisken beſetzt, und führt den Namen Wadi Gharendel.*) Unſer Führer ſagte uns, dies ſei das Thal Elim der heiligen Schrift, in welchem die Kinder Iſrael auf ihrem Zuge zum Sinai lagerten, und das nach der alten Ueberlieferung mit zwölf Waſſerbrunnen und ſiebenzig Palmbäumen geſchmückt war.**)

---

*) Wadi heißt Thal. Es wird jedesmal zu dem Namen des Thales geſetzt.

**) 2. Buch Moſis 16, 1.

Mehrere Stunden weiter öſtlich ſollen nach der Verſicherung des Führers noch immer reizende Stellen mit Brunnen ſein, deren Zahl ſich im Frühlinge vermehre. Ueber eine Berghöhe Dſchebel Oſſayta *) mit vielen Felſenhöhlen, in denen ſonſt Einſiedler gewohnt haben ſollen (wir glaubten an manchen die nachhelfende Menſchenhand noch zu erkennen), gelangten wir in das Wadi Oſſayta, das wir durchſchnitten. Es war ſtark mit Tamariskengeſträuch beſetzt. Gegen Abend zog ſich unſer Weg in ſüdöſtlicher Richtung nach dem Gebirge zu, während der Weg nach Tor, am untern Theile des Meerbuſen von Suez gelegen, ſich rechts an das Meerufer hinabzieht. Wir ſchlugen an dieſem Abende unſer Zelt am Eingange des Wadi Mokkateb auf.

Die Morgenſtunden des Montags und der folgenden Tage gingen wir meiſt zu Fuß und vergnügten uns abwechſelnd, je näher wir dem Urgebirge kamen, mit der Jagd auf Vögel und Gazellen. Es gibt aber nicht mehr ſo viele Wachteln hier, wie zu der Zeit, als ſie den fleiſchhungrigen Kindern Israels zu Tauſenden auf die Köpfe fielen. Auch Manna fällt nicht mehr vom Himmel, und wer ſich ſeinen Reis und ſeine Datteln nicht mitbringt, kommt hier leicht in Gefahr Hungers zu ſterben. — Zwiſchen den immer höher werdenden, oft mit ſchroffen Felſenwänden umſtellten Bergen zogen wir durch die tagelang dauernden Thäler, das Wadi Mokkateb, das Wadi Feiran, und erreichten am Mittwoch Nachmittags 6 Uhr (23. Oktober) den verſprochenen Brunnen, deſſen Namen ich in meinem Tagebuche mit Bleifeder ſo unleſerlich geſchrieben habe, daß ich ihn nicht wiedergeben kann. Es war uns in dieſen Tagen nichts der Aufzeichnung beſonders Werthes begegnet.

---

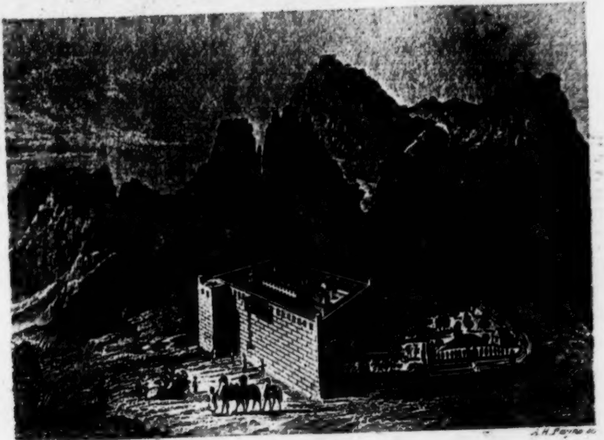
*) Dſchebel oder vielmehr Djebel heißt Berg, unſerm deutſchen Giebel oder Gipfel ſprachverwandt, und wird jedesmal zu dem Namen des Berges geſetzt.

Obgleich es noch hoch am Tage war; ſo beſchloſſen wir doch am Brunnen zu übernachten. Menſchen und Kameele labten ſich am friſchen Waſſer.

Wir waren eben mit dem Aufſchlagen unſres Zeltes beſchäftigt, als ein Beduine auf einem Kameele zu uns ſtieß und uns Datteln zum Verkaufe anbot. Sein Erſcheinen kam uns verdächtig vor, doch kauften wir ihm etwas ab und ließen ihn ſeine Straße weiter ziehen. Nichts deſtoweniger mußte einer nach dem andern des Nachts Wache halten. Am andern Morgen zogen wir mit friſch gefüllten Waſſerſchläuchen verſehen weiter. Bald führte unſer Weg in ein enges, etwa drei Stunden langes Thal, deſſen einſchließende Berge mit Gebüſch bewachſen waren, in dem ſich wegen der Nähe der Quelle Thiere und Vögel aufhielten. Wir ſtiegen von unſern Kameelen, um Jagd auf ſie zu machen. Nach etwa einer Viertelſtunde blieb unſer würtemberger Reiſegefährte zurück, um einen geſchoſſenen Vogel im Gebüſch zu ſuchen. Sein Kameeltreiber blieb einige Zeit darauf ſtehen, um ihn zu erwarten; wir aber gingen weiter, in der Hoffnung, daß er uns bald nachkommen würde. Eine halbe Stunde ſpäter hörten wir zwei Schüſſe, aber wir verfolgten unſern Weg in der Meinung, daß Keller uns nachfolge. Schon waren wir eine Meile weit geritten, aber er kam immer nicht, auch dann noch nicht, als wir an einem einſamen, mit ſteilen Felſen umgebenen und mit Gebüſch beſtandenen Plätzchen über eine Stunde gewartet hatten. Wir dachten an den Beduinen, der uns geſtern Abend die Datteln verkauft hatte, und kamen auf die Vermuthung, daß dieſer uns gleich verdächtige Menſch vielleicht mit unſern Kameeltreibern einverſtanden ſein könne und auch uns Gefahr drohe. Sogleich nahmen wir unſre Gewehre von den Kameelen, luden ſie mit Kugeln, ſo daß wir 14 Schüſſe thun konnten, und ließen die Kameeltreiber durch unſern Dolmetſcher bedeuten, daß keiner lebend von der Stelle komme, wenn unſer Gefährte nicht wiederkehre und ſie mit dem Beduinen, der uns die Datteln verkauft, in Verbindung ſtänden. Zu gleicher Zeit nahmen wir ihnen die Gewehre ab, die uns ohnedies nicht viel hätten ſchaden können, da ſie kein Schloß, ſondern nur eine Pfanne hatten und mit der Lunte abgefeuert werden mußten. Darüber geriethen ſie in großen Schrecken. Sie warfen ſich vor uns auf die Knie nieder und flehten Gott um Hülfe an — „Gott weiß es," rief der Eine, „wir ſind unſchuldig." Hierauf ſchickten wir unſern Dolmetſcher zurück, um den Verlorenen zu ſuchen. Wir mochten wohl wiederum eine Stunde in ängſtlicher Spannung gewartet haben, als wir abermals einen Schuß hörten. Nun glaubten wir ſicherlich, daß wir auch unſern Achmed verloren hätten, und unſer Schrecken darüber war nicht gering. Indeſſen hatte ein Kameeltreiber einen Felſen beſtiegen, von welchem aus er eine große Strecke des Thals überſehen konnte. Von dort berichtete er, daß der Dolmetſcher allein zurückkehre. Und ſo war es. Achmed verkündete uns, daß er, an der Stelle, wo wir den Kameeltreiber des Verlorenen verlaſſen, ſeine Piſtole abgefeuert habe, um dem Verirrten ein Zeichen zu geben und dann, als auf dieſen Schuß keine Antwort erfolgt, umgewandt ſei. Doch merkten wir an ſeinen Worten und vor Allem aus ſeiner zu ſchnellen Rückkehr, daß er aus Furcht nicht bis zu dem beſchriebenen Platze gekommen war. Unterdeſſen ſahen wir Kellers Hund, der bei ihm zurückgeblieben war, im ſchnellſten Laufe auf uns los eilen, doch ſehr traurig werden, als er, ringsum ſuchend, ſeinen Herrn nicht bei uns fand. Dieſer Umſtand fiel uns ſehr auf und machte uns um ſo unruhiger, je unerklärlicher er uns war. Jetzt blieb uns nichts weiter übrig, als unſre Kameeltreiber in die Gegend zurückzuſchicken. Sie waren jedoch kaum eine halbe Stunde fort, als ſie mit der für uns höchſt erfreulichen

Nachricht zurückkamen, daß der Verlorene ſammt ſeinem Kameeltreiber ſich auf dem rechten Wege zu uns befände. Bei uns eingetroffen, erzählte er, ſogleich nach ſeinem Zurückbleiben ſei er, durch friſchen Kameelkoth verführt, auf einen falſchen Weg gerathen. Bald jedoch habe er ſeinen Irrthum eingeſehen und einen Felſen erklimmt, um ſich nach uns umzublicken. Durch einen Fehltritt ſei er geſtürzt, und im Fallen habe ſich ſeine Doppelflinte entladen, deren beide Schüſſe uns vermuthen ließen, daß er von Räubern angefallen worden ſei. Bei dieſem Ereigniß hatte er ſeinen Hund verloren, der dem Geruche der Kameele nachgegangen war und etwa nach zwei Stunden zur Geſellſchaft kam. Keller war nun, als er von der Klippe aus nichts von uns geſehen, noch einige Zeit in der Irre gelaufen, bis er an eine einzelne Hütte gelangte, vor welcher ein arabiſches Weib ſaß. Dieſer hatte er ſich verſtändlich gemacht und war von ihr auf den rechten Pfad zurückgewieſen worden, woſelbſt er auch ſeinen Kameeltreiber fand, der ihn in der ganzen Umgegend geſucht hatte. Sein Wiedererſcheinen nahm uns eine große Laſt vom Herzen.

Wir verließen nun das Vorgebirge und traten über eine mehrere Stunden breite Sandebene, durch welche es vom Urgebirge getrennt iſt, in das letztere, welches meiſt aus Syenit beſteht. Die Berge bauen ſich hier hinter und über einander in wahrhaft grauſiger Wildheit. Ihre Felſenhörner und Zacken, ihre ſenkrechten Wände, gallerienartigen Abſätze üben einen düſtern und niederdrückenden Einfluß auf Auge und Gemüth des Reiſenden. Die Thäler ſind oft ſchaurig eng und ſteil. Die Nähe des Gebirgſtockes thut ſich immer mehr kund. Der Beſchwerlichkeit des Weges halber wird in einer Tagereiſe eine weit geringere Strecke zurückgelegt, als früher. Die Kameele nehmen einen immer trägern Gang an.


E. Doebel del

A.H. Payne sc

DER SINAI

†

# Des Wagners C. Ch. Döbel

# Wanderungen

# im

# Morgenlande.

Herausgegeben

von

**Ludwig Storch.**

Fünfte Auflage.

**Zweiter Band.**

Mit Stahlſtichen.

C. Ch. Döbel's Selbſtverlag.
Druck von C. H. Hoßfeld in Leipzig.
1845.

UNIVERSITÄTS
BIBLIOTHEK
LEIPZIG

61-5586
D
14.12.63
nA
Geogr. / Reisen / durch mehr Erdteile

# Zu den Stahlſtichen.

## Erſter Theil.

### C. Ch. Döbels Portrait.

(Als Titelbild.)

Mit einer Daguerrotype aufgenommen. Im Hintergrunde ſieht man Konſtantinopel. Die Aja Sophia, Moſchee, (ehmalige Sophienkirche. Seite 126) tritt vorzüglich hervor.

### Sclavenmarkt in Alexandrien.

(Zu S. 241.)

Auf derſelben Platte:

### Mahumed Ali auf dem Wege nach Schubra.

(Zu Seite 24 des zweiten Theils.)

## Zweiter Theil.

### Der Sinai.

(Als Titelbild.)

Die höchſte Bergſpitze im Hintergrunde iſt der Sinai. Auf dem Gipfel ſieht man die beiden Kapellen, links die chriſtliche, rechts die muhamedaniſche. An der linken Seite des aufwärts führenden Felſenpfades dicht hinter dem rechten Gipfel des Horeb ſieht man die beiden verfallenen chriſtlichen Kapellen. Die Berge im Vordergrunde dicht hinter dem Kloſter ſind der Horeb. Zwiſchen den beiden Hauptgipfeln deſſelben ſteigt der enge Felſenpfad nach dem Sinai hinauf. Dort ſieht man auf unſerm Bilde die beſprochene Cypreſſe und weiter unten die Grotte des heiligen Sangarius. Den Mittelgrund des Bildes füllt das kaſtellartige St. Katharinenkloſter aus. Links, mit hoher Mauer umgeben, die Kloſtergebäude, rechts mit niederer Mauer der Kloſtergarten. Da das Bild vom gegenüberliegenden Berge aus der Vogelperſpective aufgenommen iſt, ſo ſieht man im Innern die große Kloſterkirche und an der innern Hinterſeite die Zellen der Mönche. Das kleine viereckige, auf dem Hofe einzeln ſtehende mit einem runden Dache überwölbte Gebäude iſt der große Kloſterbrunnen. Am obern Theile der vordern und rechten Mauer ſind die Schießſcharten zu ſehen, und vorn der kleine Anbau mit dem Flaſchenzuge, durch welchen man in das Kloſter befördert wird. Am Boden außerhalb dem Kloſter hinter den Kameelen iſt der viereckige Brunnen angedeutet, den die Beduinen benutzen. Im Garten haben wir rechts das Wachhäuschen und dahinter in der bogigen Mauer den Eingang von außen in den Garten. Wir ſehen endlich den Blumengarten mit dem Gottesacker und links den unterirdiſchen Gang in das Kloſter. Rechts im Hintergrunde erhebt ſich neben dem Sinai der St. Katharinenberg und am Fuße deſſelben das unbewohnte und verfallende Kloſter Erbayin.

## Jeruſalem.

(Zu Seite 54.)

Auch dieſes Bild iſt aus der Vogelperſpective vom Oelberge aus aufgenommen. Aber gerade dieſer Umſtand erlaubt uns die ganze heilige Stadt und ihr Inneres zu überſehen. Im äußerſten Vordergrunde iſt das Thal Joſaphat. An der dem Beſchauer zugekehrten öſtlichen Mauer iſt rechts das Stephansthor, links das zugemauerte goldne Thor. Links hinter dem letztern erhebt ſich ſogleich die prachtvolle Moſchee el Sakara auf der Stelle des ſalomoniſchen Tempels. Links von ihr auf demſelben Platze die kleinere Moſchee el Akſa. Auf der linken Seite des Bildes im Hintergrunde erhebt ſich, der Berg Zion, mit ſeinen Gebäuden und dem hohen Minaret. Ihm zunächſt in der Stadtmauer das Davids- oder Zionsthor. Gerade in der Mitte des Hintergrundes ragt die Citadelle oder Davidsburg empor. Daneben das Thor von Jaffa oder Bethlehemsthor. An der nordweſtlichen Mauer, an der rechten Seite des Bildes, das Ephraims- oder Damaskusthor. Die vom

Stephansthore ziemlich gerade aufwärts führende Straße iſt die via dolorosa (der Schmerzensweg). Gleich hinter dem Thore links beim Beginn des Schmerzensweges die viereckige Vertiefung iſt der Teich Bethesda. Unmittelbar dahinter das Haus des Pilatus. Gegenüber an der rechten Seite der Straße das Haus des Herodes. Faſt in der Mitte der Stadt, etwas nach der rechten Seite des Bildes ſpringt ein hohes mit einem runden Dache verſehenes Gebäude in die Augen. Es iſt die Kirche des heiligen Grabes. Der Häuſerquadrat darüber iſt das lateiniſche Kloſter. Die in der Stadt zerſtreuten hohen Thürme mit Halbmonden auf der Spitze ſind türkiſche Minarets.

## Kapelle über Golgatha in der heiligen Grabeskirche.

(Zu Seite 66.)

Links die Kapelle mit der Stelle, wo das Kreuz ſtand, rechts die Kapelle der Kreuzeserhöhung. Die drei kleinen Kapellen darüber ſind 1) die Erſcheinungskapelle mit der Säule der Geißelung (S. 69); 2) das „Gefängniß des Herrn" (S. 70); 3) Kapelle der Kleiderlooſung (S. 70).

## Kapelle über dem heiligen Grabe.

(Zu Seite 67.)

Das Aeußere dieſes Gebäudes innerhalb des großen Domes iſt im Buche ſelbſt ſo genau beſchrieben, daß hier nichts weiter hinzuzufügen iſt. Auch eine im Buche erzählte merkwürdige Begebenheit iſt auf dem Bilde angedeutet.

## Das Innere der Kapelle über dem heiligen Grabe.

(Zu Seite 68).

Auf dem folgenden Bilde erblicken wir ſechs Darſtellungen. Die mittlere obere zeigt das heilige Grab ſelbſt. Zur Linken die Engels-Kapelle. Und dieſe beiden bilden das Innere der Kapelle des heiligen Grabes. Außerdem ſind noch hinzugefügt das Grab des heiligen Nicodemus oder der Stein der Salbung (S. 67.). Das mittlere Bild der untern drei zeigt die Säule der Beſchimpfung (S. 70). Links die Große Pforte der heiligen Grab-Kirche (S. 85). Rechts die Kapelle, wo die heilige Helena das Kreuz Chriſti fand (S. 70).

## Der Oelberg.

(Zu Seite 93).

Wie die Anſicht Jeruſalems vom Oelberge aus, ſo iſt die vom Oelberge umgekehrt von der Stadt aus aufgenommen und zwar von der Stelle des Stephansthores. Im Vordergrunde haben wir hier, wie dort das Thal Joſaphat mit dem Bache Kidron. Links jenſeits des Baches das viereckige Gebäude iſt das Grab der heiligen Jungfrau Maria (S. 91). Im oberſten Ende der bogigen Umzäunung davor: die Grotte der Todesangſt (S. 92.) Die viereckige größere Umzäunung am Fuße des Berges in der Mitte des Bildes iſt der Garten Gethſemane (S. 93). Dicht darüber die Felſen, auf denen Petrus, Jakobus und Johannes ſchliefen. Die drei Gebäude, auf der rechten Seite des Bildes, am Fuße des Berges ſind die Grabmäler des Abſolon (das auf der linken Seite), des Joſaphat (in der Mitte) und des Zacharias (auf der rechten Seite) (S. 96). Den Gipfel des Oelbergs krönt die türkiſche Moſchee. Der Berg zur Linken iſt der „Berg der galiläiſchen Männer,“ die letzte Bergſpitze zur Rechten der „Berg des Aergerniſſes.“ Zwiſchen ihm und dem Oelberge führen rechts der Weg nach Bethphage, links nach Bethanien.

## Kapelle über der Geburtsſtätte Chriſti. Rahels Grab. Bethlehem. Berg Thabor. Nain.

Auf einem Blatte.

(1. zu Seite 108. 2. zu Seite 106. 3. Bethlehem zu Seite 106.)

Links auf dem Bilde iſt das große Kloſter über der Geburtsſtätte Chriſti zu ſehen; rechts am Berge die Stadt.

(4. und 5. zu Seite 50 und 51.)

## Beſchneidungszug in Aegypten.

(zu Seite 157.)

## Hochzeitzug in Aegypten.

(Zu Seite 155.)

## Leichenzug in Aegypten.

(Zu Seite 158.)

Dieſe Bilder bedürfen keiner beſondern Erklärung, da dieſe ſich im Buche ausführlich findet.

# Inhalt des zweiten Bandes.

## Anblick des Sinai.

Seite

Anblick des Sinai und des St. Katharinenkloſters. — Guter Empfang von den griechiſchen Mönchen. — Das Kloſter. — Der Garten. — Marſch um den Sinai. — Der Horeb und der Sinai. — Das Boſtanthal. — Der Katharinenberg. — Abreiſe vom Kloſter. — Der wallachiſche Mönch. — Wadi Slaf. — Der Serbal. — Tor. — Das Wadi. — Jagd - Ungeſchicklichkeit des ſchwediſchen Naturforſchers. — Ein Unglück. — Sammeln von Naturmerkwürdigkeiten. — Krankheit des Würtembergers. — Schlechtigkeit und Unwiſſenheit des Schweden. — Rückreiſe von Tor nach Suez. — Backkunſt der Beduinen. — Ebene Kaa. — Wadi Naſſeb. — Der Waſſerbeutel. — Sandſturm. — Ueberfahrt über den Meerbuſen. — Kriegsſchiffe. — Suez. — Aegyptiſche Militärzüge in der Wüſte. — Das Kameel. — Verſteinertes Holz. — Heftiger Streit zwiſchen dem Schweden und dem Würtemberger. — Ankunft in Kairo. . . . . . . . . . . 1

## In Aegypten.

Aegyptiſche Rekruten. — Mein Landsmann Hempel und deſſen Frau. — Ratten- und Mäuſejagd. — Der deutſche Naturforſcher Rüppel. — Rüppels Neger und des Schweden Geiz — Mehemed Ali und Schubra. —

Seite

Wanderung nach den Pyramiden. — Der Nilmeſſer auf der Inſel Rudah. — Spuren der letzten Nilüberſchwemmung. — Gizeh. — Große Lebensgefahr. — Die Pyramiden. — Die Pyramide des Cheops. — Die Sphinx. — Das Mumienfeld. — Sakkara. — Die Kammern der Thiermumien. — Probekampf eines Infanteriſten mit zwei Kavalleriſten. — Abreiſe von Kairo und Ankunft in Alexandrien. — Der däniſche Generalconſul **Dumreicher**. — Ein Brief aus der Heimath. — Doctor Koch. — Jagdpartien. — Neue und ſtärkere Sehnſucht nach dem gelobten Lande. . . 21

## In Paläſtina.

Abreiſe aus Aegypten. — Ein ägyptiſches mit Schießpulver beladenes Schiff. Unvorſichtigkeit der Officiere und Matroſen. — Meine Angſt. — Ankunft in Tſur. — Eintritt in das heilige Land. — Koptiſche Chriſten. — Acre. Ein deutſcher Schloſſer. — Reiſe auf den Berg Karmel. — Kaifa. — Der Karmel. — Anfertigung einer Walze. — Wanderung nach Nazareth. — Thal und Wald. — Ein Meierhof und ein reizend gelegenes Dorf. — Nazareth. — Franciskanerkloſter. — Grotte des engliſchen Gruſſes. - Die Werkſtätte des heiligen Joſeph. — Der „Tiſch des Herrn." — Der Berg des Abgrundes. — Der Mariabrunnen. — Wölfe und Schakale. — Kana. — Thal von Hittin. — Tiberias. — Das galliläiſche Meer. — Die Kirche des St. Petrus. — Die deutſchredenden Juden. — Erwartung des Meſſias. — Das Haus eines arabiſch chriſtlichen Prieſters. — Das Bad Salomos. — Ibrahim Paſcha. — Der Jordan. — Der Thabor. — Nazareth. — Reiſe nach Jeruſalem mit einer Pilgerkarawane. — Nablus. — Eine kalte, ſchlafloſe Nacht. — Anblick von Jeruſalem. . . . . . 36

## In Jeruſalem.

Einzug in Jeruſalem. — Das lateiniſche Kloſter und die Caſanuova. — Ein deutſcher Maurer. — Lage und Umfang der heiligen Stadt. — Ihr Inneres. — Die Stadtmauer. — Umfang der alten Stadt. — Einwohner. — Die Thore — Die Moſchee el Sakara. — Via dolorosa. — Die heilige Grabkirche. — Die beiden Kapellen auf Golgatha. — Der Stein in der Salbung. — Die Kapelle des heiligen Grabes. — Die Erſcheinungskapelle. — Zudrang zur Säule der Geißelung. — „Das Gefängniß des Herrn." — Kapelle der Kleiderlooſung. — Kapelle der heiligen Helena. — Die Säule

Seite

der Beſchimpfung. — Die chriſtlichen Religionsparteien in der heiligen Grabkirche. — Die Faſtenzeit. — Die Charwoche. — Tod eines Pilgers aus begeiſterter Andacht. — Prügelei der frommen Väter. — Vereitelte Rache des mecklenburgiſchen Maurers. — Der Palmſonntag. — Der grüne Donnerstag. — Der Charfreitag. — Der Charſamſtag. — Das heilige Feuer. — Die Nacht vom Oſterheiligenabend zum Oſterſonntage. — Der Oſtermorgen. — Das griechiſche Kloſter. — Das lateiniſche Kloſter. — Das armeniſche Kloſter . . . . . . . . . . . . 51

## Nächſte Umgebung von Jeruſalem.

Das Thal Joſaphat. — Grabmal der heiligen Jungfrau Maria. — Grotte der Todesangſt. — Garten Gethſemane. — Der Oelberg. — Moſchee auf dem Gipfel des Oelbergs. — Bethphage. — Bethanien. — Grab des Lazarus. — Der Berg des Aergerniſſes. — Die Grabmäler des Abſalom, des Joſaphat und des Zacharias. — Die Höhle des Jakobus. — Der Felſen des Judas Iſcharioth. — Siloah. — Der Brunnen Siloah. — Der Maulbeerbaum des Jeſaias. — Der Brunnen des Nehemias. — Das Thal Gehinnom. — Hakeldama, der Töpferacker. — Der Berg des böſen Raths und der Weg nach Bethlehem. — Der Berg Zion. — Das Grab Davids. — Der heilige Speiſeſaal. — Die Citadelle. — Das Bethlehemer Thor. — Der Berg Gihon. — Das Damaskusthor. — Die Grotte des Jeremias. — Die Ebene des Jeremias. — Die Gräber der Könige. — Die Gräber der Richter. — Rundgang um die Stadt. . . . . . . . . . . . . 80

## Heilige und berühmte Orte in der Umgegend Jeruſalems.

Weg nach Bethlehem. — Die Stelle des Sterns der heiligen drei Könige. — Kloſter des Propheten Elias. — Ruheſtätte des Elias. — Der Erbſenacker. — Rahels Grabmal. — Bethlehem. — Das Kloſter der Geburtsſtätte des Herrn. — Die Grotte des heiligen Hieronymus. — Grabſtätten des heiligen Euſebius, der heiligen Paula und der heiligen Euſtochia. — Die Grotte der unſchuldigen Kindlein. — Die Grotte der Geburt Chriſti. — Die heilige Krippe. — Das Händchen eines unſchuldigen Kindleins. — Die Grotte der Hirten. — Das Dorf der Hirten. — Einackern der Fellah. — Die

Seite

Milchgrotte. — Mein Zeugniß des Guardian. — Wanderung von Bethlehem nach St. Johann in der Wüſte. — Die Luſtgärten Salomos. — Ein kleines Abenteuer. — Die drei Teiche Salomos. — Das Dörfchen St. Johann. — Das Kloſter St. Johann. — Guter Empfang meiner vom Guardian. — Schöne Ausſicht vom Altan des Kloſters. — Der Oelbaum. — Geburtsſtätte St. Johann des Täufers. — Die Wüſte St. Johann. — Der Ort der Heimſuchung. — Die Grotte des Täufers. — Das Terebinthenthal. — Drei Polen. — Das Kloſter zum heiligen Kreuz. — Ein Verſuch, die Moſchee el Sakara in der Nähe zu betrachten. — Meine Gefühle und Gedanken an den heiligen Orten. — Abreiſe von Jeruſalem. — Ramla. — Jaffa. — Reizende und fruchtbare Gegend. — Der wunderlich gekleidete öſterreichiſche Conſul — Kloſter der ſpaniſchen Franziskaner. — Die zwei Söhne des Conſul. — Die Reiſegeſellſchaft. — Abſchied von Paläſtina. 101

## Abermaliger Aufenthalt in Aegypten.

Meerfahrt. — Kampf des Nilwaſſers mit dem Meerwaſſer. — Feſtſitzen auf einer Sandbank. — Strenges Trauern. — Verzweifelte Widerſetzlichkeit des Mohren. — Schauderhafter Aufenthalt im Quarantänehauſe. — Neue Einrichtung meines Geſchäfts. — Nothwendigkeit des Badens. — Tod eines badenden Soldaten durch ein Seeungeheuer. — Die Schlachtbank. — Speculation der gemeinen Frauen auf Koth. — Schreckliche Armuth der untern Volksklaſſen. — Bettelkinder. — Eſelstreiber. — Das Reiten auf Eſeln. — Ausfahrten des Vicekönigs. — Ausfahren und Reiten der Frauen des Paſcha. — Die Poſten in Aegypten. — Nothwendiger Beſitz einer Laterne. — Strenge Strafen. — Rache des Vicekönigs an ſeinem grauſamen Schwiegerſohne. — Straßenpolizei. — Die Körperbildung der Aegypter. — Die Kinder der Armen und die der Reichen. — Die Kleidung der Aegypter. — Die Lebensart der Aegypter. — Die Frauen. — Einfachheit des Handels. — Große Bequemlichkeit im häuslichen und öffentlichen Verkehr. — Unreinlichkeit. — Garküchen. — Unanſtändige Oeffentlichkeit. — Große Wohlfeilheit der Lebensmittel. — Die geſchlechtlichen Verhältniſſe. — Die Alme. — Ein deutſcher mit einer Negerin verheiratheter Schloſſer. — Schwarze Sklavinnen. — Schließung der Ehe. — Hochzeitsgebräuche. — Die Beſchneidung. — Dürftige Geiſtesbildung. — Begräbniß-Ceremonien. — Kaffeehäuſer. — Begrüßung. —

Seite

Bäder und Badehäuſer. — Jagd. — Aerzte und Chirurgen. — Blindheit. — Eine merkwürdige Kur in Bethlehem. — Betrügereien deutſcher Quackſalber. — Das Trinkwaſſer. — Die Milch. — Der Nil. — Das große Nilfeſt. — Ausſaat und Ernte. — Die Feldfrüchte. — Künſtliche Bewäſſerung. — Kleefelder. — Der Reis. — Die Baumwolle. — Das Zuckerrohr. — Der Kaffeebaum. — Der Weinſtock. — Die Dattelpalme. — Der Granatapfelbaum. — Der Paradiesapfel. — Der gemeine Feigenbaum. — Der Pharaonis-Feigenbaum. — Der indiſche Feigenbaum. — Die Akazie. — Aegyptens vegetativer Reichthum. — Die Religion der Muhamedaner. — Der Fataliſmus. — Sekten der Muhamedaner . . 126

## Die Peſt in Aegypten.

Ungewöhnlich heiſſer Sommer. — Seuche unter den Hausthieren. — Beſorgniſſe und Gleichgültigkeit hinſichtlich der Peſt. — Ausbruch der Peſt in Alexandrien. — Allmäliges Steigen der Krankheit. — Errichtung eines Peſthoſpitals. — Andre Vorſichtsmaßregeln. — Befehl des engliſchen Conſuls. — Entfernung der europäiſchen Schiffe. — Andre Unglücksfälle. — Scheitern zweier Schiffe. — Steigende Wuth der Peſt. — Auswanderung der Europäer. — Meine Abreiſe nach Kairo. — Sturm und zagende Juden. — Luſtige Streiche auf dem Schiffe. — Ankunft in Kairo. — Neue Einrichtung. — Ein alter franzöſiſcher Arzt. — Clott-Bei. — Georg Müller aus Darmſtadt. — Ausbruch der Peſt in Kairo. — Reichard nach Abuſabel. — Einzelne Peſtfälle. — Häufung der Sterbefälle. — In Clott-Beis Hauſe. — Der Leibkutſcher des Vicekönigs. — Steigende Wuth der Peſt. — Doktor Leopold. — Verſuche Clott-Beis. — Höhepunkt der Seuche. — Mangel. — Seltſamer Befehl des Paſcha. — Ausſterben einer mir bekannten Familie. — Tod meiner Reiſegefährten und des Leibkutſchers. — Vertilgungskrieg gegen die Katzen. — Vorſichtsmaßregeln. — Tod eines ſehr Vorſichtigen. — Tod des ſchleſiſchen Tiſchlers Franz Kuniſch. — Krankheit und Geneſung des Würtembergers Keller. — Meine Vorſichtsmaßregeln. — Nachlaſſen der Peſt. — Mein Anfall der Seuche. — Immer größerer Mangel und Noth. — Fortpflanzungsmittel der Krankheit. — Zwei deutſche Barone. — Reiſe nach Abuſabel. — Das Militairhoſpital. — Unterredung mit Clott-Bei. — Abreiſe von Kairo. . . . . . . . . . . . . . 188

## Heimkehr.

Seite

Reiſe nach Alexandrien. — Schlechte Geſchäfte. — Hempel in Noth. — Abreiſe nach Trieſt. — Schlechte Wirthſchaft auf dem Schiffe. — Ungeſchickte Fahrt. — Heftige Stürme. — Noth und ſchlechte Koſt. — Der Hafen von Raguſa. — Ankunft in Trieſt. — Quarantaine. — Reiſe nach Laibach in tiefem Schnee. — Salzburg. — Ankunft in München. — Mein Wanderbuch auf der Polizei. — Hofrath von Schubert. — Gefährliche Erkrankung. — Heimkehr des Königs von ſeiner Reiſe nach Griechenland. — Audienz bei der Königin. — Ankunft des Königs Otto von Griechenland. — Abermalige Erkrankung in Augsburg. — Ankunft in Eiſenberg. — Herzog Georg von Sachſen-Altenburg. — In Weimar. — Audienz bei der Großherzogin. — Waltershauſen. — Ruhla. — Ankunft in Berterode . . . . . 221

---

# Anblick des Sinai.

Anblick des Sinai und des St. Katharinenkloſters. — Guter Empfang von den griechiſchen Mönchen. — Das Kloſter. — Der Garten. — Marſch um den Sinai. — Der Horeb und der Sinai. — Das Boſtanthal. — Der Katharinenberg. — Abreiſe vom Kloſter. — Der wallachiſche Mönch. — Wadi Elaf. — Der Serbal. — Tor. — Das Wadi. — Jagd-Ungeſchicklichkeit des ſchwediſchen Naturforſchers. — Ein Unglück. — Sammeln von Naturmerkwürdigkeiten. — Krankheit des Würtembergers. — Schlechtigkeit und Unwiſſenheit des Schweden. — Rückreiſe von Tor nach Suez. — Backkunſt der Beduinen. — Ebene Kaa. — Wadi Naſſeb. — Der Waſſerbeutel. — Sandſturm. — Ueberfahrt über den Meerbuſen. — Kriegsſchiffe. — Suez. — Aegyptiſche Militärzüge in der Wüſte. — Das Kameel. — Verſteinertes Holz. — Heftiger Streit zwiſchen dem Schweden und dem Würtemberger. — Ankunft in Kairo.

Es war wieder ein Sonntag in unſerm einförmigen Reiſeleben angebrochen, und wir wurden von einer fromm feierlichen Spannung erfüllt; denn heute noch, recht zur Sonntagserhebung, ſollten wir den heiligen Berg des Herrn erblicken und das St. Katharinenkloſter an ſeinem Fuße erreichen. Bisher waren uns die höchſten Gipfel des Gebirges, der Horeb und der eigentliche Sinai immer von andern Bergen verdeckt worden. Plötzlich, bei einer Wendung des ſteilen Weges, ſchrieen unſere Kameeltreiber auf eine im Hintergrunde hervortretende impoſante mehrgipfliche Bergmaſſe deutend: „Schuff de jebel Mosche!“ (Schaut, das iſt der Berg Moſes!), und ein freudiger Schreck durchzuckte mich. Es iſt mir unmöglich, die Gefühle zu beſchreiben, die mich in dieſem Augenblicke durchſtürmten. Ich faltete die Hände zum wortloſen Gebete, und meine Augen füllten ſich mit Thränen der Rührung.

Das rege Verlangen unſers Gemüths ließ uns heute keine Mittagsraſt halten, und ſo ſahen wir denn gegen 3 Uhr Nachmittags von der letzten Berghöhe in das Wadi Boſtan (Gartenthal), auch Wadi Naha genannt, hinab und erblickten das große Kloſter in ſeinem ganzen Umfange und dicht darüber die ſieben Gipfel des ſteil aufſteigenden Horeb. Unſere Augen hafteten mit ſprachloſem Entzücken lange auf dem reizenden Thale mit ſeinem hochummauerten Kloſterfrieden und auf dem majeſtätiſchen Berge, bevor wir hinabritten.

Unſern Dolmetſcher hatten wir mit den Empfehlungsſchreiben nach dem Kloſter vorausgeſchickt, um uns die Erlaubniß auszubitten, einige Tage daſelbſt verweilen zu dürfen. Sie wurde uns gewährt, und Nachmittags nach 3 Uhr (27. October 1833) zogen wir in das Kloſter ein. Am meiſten fiel mir auf, daß das Gebäude weder Thore noch Thüren hatte. Aus einem hohen Fenſter wurde ein Strick herunter gelaſſen, an deſſen Ende ein großer Ring angebracht war. In dieſen mußte ſich Einer nach dem Andern ſetzen, und ſo wurden wir mittels eines Flaſchenzuges bis zum Fenſter gezogen, das vom Boden an wohl gegen 40 Fuß hoch war. Wir wurden äußerſt gaſtfreundlich von den Kloſterbewohnern aufgenommen.

Den erſten Tag brachten wir damit zu, uns von den Anſtrengungen der Reiſe zu erholen und das Kloſter in Augenſchein zu nehmen. Es hat ganz das Anſehen einer Feſtung;

denn hohe, ſtarke Mauern aus großen Granitblöcken und Backſteinen umgeben es ringsum im unregelmäßigen Viereck. Auf jeder Ecke ſteht eine Kanone und oben durch die Mauer geht ein Gang, in welchem Schießſcharten für das leichte Geſchütz angebracht ſind. Die Geſchütze dienen zur Abwehr der Beduinen, die ſonſt, bevor Mehemed Ali hier herrſchte, der den Chriſten kräftigen Schutz angedeihen läßt, ſehr oft Raubüberfälle auf das reiche Kloſter verſuchten. Auch jetzt noch iſt das Kloſter ſtets für den Fall einer Belagerung auf 2 Jahre mit Proviant verſehen. Das Innere iſt ein Haufen unregelmäßiger, auf unebenem Boden aufgeführter Gebäude. Sehr wohlthätig ſpricht überall in den Gemächern und auf den Höfen die ſorgfältigſte Reinlichkeit an. Mir vorzüglich gewährte ſie nach der heißen Wüſtenfahrt, in die wir leider nicht allein mit Staub und Sand zu kämpfen hatten, unausſprechlichen Genuß. Das merkwürdigſte Gebäude iſt die Kirche, die der oſtrömiſche Kaiſer Juſtinian erbauen ließ; das Kloſter ſelbſt ſoll von der heiligen Helena, der Mutter Kaiſer Konſtantin des Großen, geſtiftet worden ſeyn. Die Kirche iſt nicht groß, aber von ausgezeichneter Schönheit, und hat drei Schiffe. Das blau gemalte, den Himmel mit ſeinen Sternen darſtellende Gewölbe ruht auf zwei Reihen von Granitſäulen, der Fußboden ſowie die Wände beſtehen aus ſchwarzem und weißem Marmor; an letzteren prangen in herrlichen goldnen Rahmen viele Gemälde und Heiligenbilder. Zur Erleuchtung der Kirche dienen eine Menge goldener und ſilberner Lampen. Der Gottesdienſt in derſelben beginnt 12 Uhr Nachts und endet 6 Uhr Morgens, und ich habe ihm mit meinem Dolmetſcher beigewohnt, der alle Ceremonien mitmachte, ſo daß die Mönche, weil er auch ſehr gut griechiſch ſprach, glauben mochten, er ſei ein Chriſt. In der Kirche iſt eine Kapelle gerade über der Stelle erbaut, wo Moſes einſt den brennenden Buſch erblickte, durch welchen Gott ſich ihm offenbarte. Bevor wir ſie betraten, zogen alle Mönche und Fremde die Schuhe aus, dem Bibelverſe zu Folge, in welchem der Gott Israels aus dem Buſche dem erſtaunten Moſes zuruft: Tritt nicht herzu, ziehe deine Schuhe aus von den Füßen, denn der Ort, da du aufſteheſt, iſt ein heilig Land (2. Buch Moſis 3, 5.). Ich war von dem Gefühle durchſchauert, daß dies ein urheiliger Boden ſei.

Das Kloſter, zur Verklärung genannt, iſt jetzt im Beſitz griechiſcher Mönche, die vor mehreren Jahrhunderten in kirchlichen Streitigkeiten die Katholiken daraus vertrieben. Außer der Kirche hat das Kloſter nur wenig Merkwürdiges; die übrigen Gebäude dienen den Mönchen zur Wohnung. Aus dem Kloſter führt ein unterirdiſcher Gang nach dem Kloſtergarten, der ebenfalls mit einer Mauer umgeben iſt. Auf der einen Seite derſelben befindet ſich ein Loch, das zum Ausgange dient, wo man ſich an einem daran angebrachten Stricke herunterläßt. Der Garten hat kein ſehr fruchtbares Erdreich, doch bauen die Mönche darin ihre Gemüſe, auch gedeihen Südfrüchte, die jedoch von keinem guten Geſchmacke ſind.

Am zweiten Tage ging ich mit meinen Reiſegefährten in etwa 6 Stunden rings um den Berg Sinai meiſt durch das denſelben umgürtende Boſtanthal; und am dritten Tage früh 6 Uhr beſtieg ich den Berg in Begleitung eines Mönchs. Anfangs wanderten wir über hingeſäete Felsſtücke hinweg, das Steigen fängt erſt etwa 500 Schritte vom Kloſter an. Viele Stufen, in blätterigen Porphyr gehauen, führen zwiſchen den Felſen in einer engen Schlucht hinauf, doch ſind ſie wegen ihres ſchlechten Zuſtandes nur mit großer Vorſicht zu betreten. Es iſt kein Wunder, wenn ſie verfallen ſind, denn die Kaiſerin Helena oder der Kaiſer Juſtinian der Große ſoll ſie haben einhauen laſſen; und ſeit jener Zeit iſt ſchwerlich etwas für ihre Ausbeſſerung geſchehen. Indem wir auf ihnen emporſtiegen, entſtand unverſehens über unſern Köpfen ein großes Brauſen, das uns erſchreckte. Uns umſchauend, wurden wir inne, daß es von einem Paar durch den Engpaß flatternder Tauben herrührte. Eine gute Viertelſtunde Wegs höher ſteht links eine Grotte mit einer friſchen klaren Quelle. Es iſt die Quelle des heiligen Sangarius. Dieſer fromme Mann war vor ſehr langer Zeit Abt des Kloſters. In einem ſehr heißen Jahre ging den Mönchen alles Waſſer in den Ciſternen aus, da rief der Abt durch ſein inbrünſtiges Gebet dieſe herrliche Quelle aus dem Felſen hervor. So erzählte mir der mich begleitende Kloſterbruder. Das Emporſteigen wird durch die mehr und mehr verengerte Schlucht und auf den ausgebrochenen Felsſtufen und Blöcken immer mühſamer; eine Strecke höher tritt man durch einen verfallenden ſteinernen Bogen. Wir näherten uns nun, ziemlich warm geworden, der erſten Hochebene zwiſchen den zwei Hauptgipfeln des Horeb, aus dieſer erhebt ſich der eigentliche Sinai, ein noch höherer Gipfel. Der Horeb bildet ſonach die Grundlage des Sinai, die erſte Bergſtufe deſſelben, ſeine Gipfel ſind die Brüſte des Berges, deſſen Haupt der Sinai iſt. Bevor man das Plateau des Horeb durch ein Felſenthor erreicht, ſieht man am engen Wege zwei gemauerte Brunnen, von denen der eine jedoch ohne Waſſer iſt. Nicht weit davon ſteht, wie mitten aus den Felſen gewachſen, ein Cypreſſenbaum, rings mit einer kleinen Mauer umgeben. Die Ausſicht von dieſem Platze auf das ſtarre Felſengebirge umher überraſcht durch ihre Seltſamkeit. Auf dem Berge ſelbſt iſt keine Spur von Vegetation zu erblicken. Auf der Gebirgsplatte ſelbſt kamen wir gleich zu einer Kapelle, die den Namen des Propheten Elias trägt; daneben iſt eine Felſenhöhle im Berge, welche Elias, der todesmuthige Streiter Gottes, vor der Verfolgung des Königs Ahab und der verruchten Iſabel geſichert, bewohnte und mit Gott ſprach, der ſich ihm hier in einem ſtillen ſanften Sauſen offenbarte.*) Wir beſtiegen nun den eigentlichen Sinai, den bis dieſe Stunde, aus frommer Scheu und eingedenk des in der Wüſte ſeinen Vätern gewordenen Verbots Gottes**), kein Jude betritt, noch ſeinen Fuß berührt. An zwei chriſtlichen Kapellen vorüber, in denen ſich Altäre befanden, langten wir gegen zehn Uhr auf dem Gipfel des Berges an. Zwei Kapellen zieren denſelben, links eine chriſtliche, rechts eine muhamedaniſche. In der erſten findet man auf dem Altare die Namen derer aufgezeichnet, die den Sinai beſtiegen haben, in der andern ſieht man Fetzen von Kleidungsſtücken an einer Schnur aufgehangen, die die Türken zum Andenken ihres Beſuchs hier zurücklaſſen, denn der Berg iſt auch ihnen ein ſehr heiliger. Neben der Kapelle führen in einer Vertiefung einige Stufen zu einem Kamine hinab, woſelbſt die Türken und Araber ihren Kaffee zu kochen pflegen. Ein Brunnen, der in ſolcher Höhe ſich zwiſchen den zwei Kapellen befindet, liefert das Waſſer dazu. Mächtig bewegt ſowohl von den großartigſten Erinnerungen an die uralte Herrlichkeit dieſes Gipfels, der da rauchte, als der Herr mit Poſaunenſchall unter Blitz und Donner zu Moſes ſprach und ihm das Geſetz verkündete, als auch von der unvergleichlich hehren und fremdartigen Ausſicht auf die Wüſte der zackigen Felſenberge, auf das Meer und in die Ferne nach Arabien und Aegypten, eine Ausſicht, die im Umfange 200 deutſche Meilen betragen ſoll, verweilte ich gegen eine Stunde in Staunen und Anbetung verſunken. Ich war hier, wie mich mein Führer verſicherte, faſt 7000 Fuß über der Meeresfläche. Die Rührung verließ mich lange noch nicht, als wir wieder in das Kloſter zurückgekehrt waren.

---

*) 1. Könige 19, 9—12.

**) 2. Moſis 19, 12.

Dem Sinai gegenüber ragt der Katharinenberg, der höchſte unter den Nebenbergen des Sinai. Am Fuße deſſelben liegt ein halb verfallenes und unbewohntes Kloſter, Erbayin genannt. Zwiſchen ihm und dem Katharinenkloſter ſtießen wir am Ausgange des Wadi Raha oder Boſtan auf eine kleine Kloſterruine, el Boſtan genannt. Dergleichen Kloſterruinen giebt es noch viele im Gebirge, die ich jedoch nicht geſehen habe. Wegen des äußerſt ſchlechten Zuſtandes der Wege iſt der Katharinenberg nur mit großer Mühe zu beſteigen. Zwiſchen dem Sinai und dem Katharinenberge zieht ſich das reizende, mit Oelbäumen und Südfrüchten angebaute und mit einzelnen Hütten geſchmückte Boſtanthal hin, an welches das ſteinige Erbayenthal mit dem gleichnamigen verlaſſnen Kloſter ſtößt. Aus einem Felſen am Ausgange des Boſtanthales ſpringt noch heutiges Tages die Quelle, welche Moſes einſt mit ſeinem Stabe daraus geſchlagen haben ſoll und deren Waſſer bis in das Kloſter geleitet iſt.

Das Klima des Kloſterthales iſt nicht geſund, im Sommer drückend heiß, im Winter eben ſo kalt. Zwiſchen zwei ſehr hohen Gebirgen liegend, wird es zur Winterszeit täglich nur 3 Stunden, von 11 bis 2 Uhr, von der Sonne beſchienen. Daher kränkeln die Mönche faſt das ganze Jahr hindurch, doch befand ſich einer unter ihnen, der ſchon 40 Jahre in dieſer Einöde lebte. Nächſt den klimatiſchen Einflüſſen mag das viele Faſten und die ſonſtige körperliche Lebensart der Mönche ſehr zu ihrem kränklichen Ausſehen beitragen. Ihre Regel iſt ſtreng und der Genuß des Fleiſches ihnen durchaus unterſagt. Zu ihrer Nahrung dienen getrocknete Fiſche, Butter, Käſe, Reis und getrocknete Früchte. Unſer Frühſtück beſtand gewöhnlich aus Butter, Käſe, Datteln, abgeſottenen Mandeln und einem Glas Kryſtwaſſer. Es wurde ſchon am Abende zuvor bereitet, weil wir früh, ehe noch der Gottesdienſt vollendet war, auf die Jagd gingen, die größtentheils unſere einzige Beſchäftigung war. Während der zehn Tage, die wir im Kloſter zubrachten, ſchoſſen wir zwei Steinböcke, mehrere Rebhühner, Tauben und anderes Geflügel. Wir ließen uns dieſelben zubereiten, und einige Mönche ſchlugen es nicht aus, unſere Tiſchgäſte zu ſein, und aßen, unbekümmert um die Faſten und die Ordensregel, von den verbotenen Gerichten, jedoch nicht eher, als bis ſich alle Uebrigen entfernt hatten.

Am Tage vor unſrer Abreiſe beſchenkten uns die Vorſteher des Kloſters mit einer Ziegenhaut voll Datteln und einem Sacke voll Granatäpfel, außerdem erhielten wir Brod, Käſe und einige Flaſchen Goldwaſſer, wofür wir ihnen Gegengeſchenke machten, theils in Geld, theils in kleinen Utenſilien. So beſchenkte ich einen aus der Wallachei gebürtigen Mönch, mit dem ich mich am meiſten unterhalten hatte, weil ich das Wallachiſche beſſer ſprechen konnte, als das Griechiſche, beim Abſchiede mit einem Taſchenmeſſer, um welches er mich gebeten hatte. Zum Dank dafür hatte er mein Kameel heimlich mit einem Sacke voll Mandeln und Granatäpfeln beladen, die mir auf der Rückreiſe herrliche Dienſte leiſteten.

Am Morgen des 6. November brachten uns die Mönche das Stammbuch des Kloſters, um unſre Namen einzuſchreiben. Unter vielen andern fanden wir nur die Namen von zehn Europäern. Nachdem wir auch die unſrigen hinzugefügt hatten, verließen wir 2 Uhr Nachmittags mit dem innigſten Dank für empfangene Gaſtfreundſchaft das Kloſter und traten unſre Reiſe nach dem Dorfe Tor am rothen Meere an, das drei Tagereiſen vom Sinai entfernt iſt. Ich hatte vor dem Kloſter noch eine Weile mit dem wallachiſchen Mönche geplaudert, während die Andern ſchon eine Strecke vorausgeritten waren. Als ich nun mein Kameel beſtieg, fand ich daſſelbe ſo ſchlecht geſattelt, daß ich nicht darauf reiten konnte. Ich ſagte dem Treiber, den ich an ſeinem rothen Kleide als den Scheikh (Herrn) der Kameele erkannte, daß ich nicht gut ſitze, er aber meinte, ich ſäße für heute gut genug, und nahm auf meine Worte keine Rückſicht. Auf eine abermalige Beſchwerde erfolgte dieſelbe trotzige Antwort. Jetzt ſchlug ich die Flinte auf ihn an, und dieſe ſtumme Drohung half auf der Stelle. Er zog das Kameel auf die Kniee, um es umzuſatteln. So muß man mit den Arabern verfahren; nach ernſtlichen Drohungen oder einer gehörigen Tracht Prügel ſind ſie die beſten Leute. Nach kurzem Aufenthalte bei der Geſellſchaft wieder angekommen, erzählte er den andern Kameeltreibern, daß ich ihn habe erſchießen wollen, und, da ſie ihn nicht bedauerten, ſondern vielmehr auslachten, wurde er ſo zornig, daß er ſich Abends, ohne etwas zu genießen, niederlegte. Am andern Morgen kam er aber mit freundlichem Gruße zu mir, fragte, ob ich gut geſchlafen habe, und befahl ſeinen Knechten mein Kameel aufs Beſte zu ſatteln. Wir zogen unſers Weges, jedoch meiſt zu Fuße, weil die Gegend zu felſig und unwegſam war und öfter die Kameele mit dem Gepäcke kaum durch die ſteilen, wunderlich gewundenen Engpäſſe hindurch konnten. Wir waren am erſten Tage durch das Wadi Garba, am zweiten in das Wadi Slaf gekommen, der Weg war meiſt ſehr abſchüſſig und zu beiden Seiten ſtarrten die nackten ſchroffen Felſen in ſeltſamen Gebilden empor. Abends als wir an einer Quelle unſer Zelt aufgeſchlagen hatten und eben unſer Abendbrod verzehrten, trat jener wallachiſche Mönch, dem ich mein Meſſer geſchenkt, mit einem freundlichen „guten Abend!“ zu uns und erkundigte ſich nach meinem Wohlbefinden. Ich fragte ihn, wohin er zu gehen gedenke, und erfuhr von ihm, daß er denſelben Weg, wie wir, einſchlage. Hierauf erzählte er uns, daß er uns die vergangene Nacht ſchon eingeholt haben würde, wenn er nicht, etwa eine Stunde vom Kloſter entfernt, von einer Beduinenhorde angefallen worden wäre, die ihn nicht eher habe losgeben wollen, als bis er ihnen das Geld, welches die Mönche ihnen für Butter, Käſe und andere Lebensmittel ſchuldig waren, bezahlt habe. Erſt auf ſeine Verſicherung, daß das Geld im Kloſter für ſie bereit liege, und ſie es dort in Empfang nehmen könnten, ließen ſie ihn ruhig ſeines Weges weiter ziehen.

Am dritten Tage zogen wir durch das enge, erhaben ſchöne Wadi Hebran, das letzte Thal des Gebirges nach Weſten, das in die Ebene el Kaa, in der Bibel die Wüſte Sin genannt, mündet. Den hohen majeſtätiſchen Serbalberg hatten wir zur Rechten. Die letzte größere Hälfte des Tages brachten wir damit zu, die ſandige Ebene zu durchziehen, und langten gegen 6 Uhr Abends in Tor an. Es iſt ein kleiner, nur aus einem Dutzend Häuſern beſtehender Flecken, und liegt dicht am weſtlichen Arme des rothen Meeres, am ſüdlichen Theile des Buſen von Suez. Die Häuſer ſind ſchlecht gebaut, aber darum nicht minder ſehenswerth und merkwürdig; denn ihre Wände beſtehen meiſt aus den grellfarbigen Muſcheln und Korallen, an denen das rothe Meer überreich iſt. Man kann ſich denken, welch buntes ſeltſames Anſehen dieſe Hütten haben! Sie gleichen den mit kleinen Muſcheln überzogenen Tabaks- und Schmuckkäſtchen, die man in Europa oft ſieht. Die Gegend Tors iſt angenehm und für den Naturforſcher äußerſt intereſſant.

Wir hielten uns hier über einen Monat auf, und unſere einzige Beſchäftigung des Morgens und Abends war die Jagd auf Waſſervögel. Wir erlegten viele, deren Felle abgezogen und einbalſimirt wurden, darunter auch Bekaſſinen von verſchiedener Größe, die wir uns zu Dutzenden zubereiteten, und die mir und dem Schweden zur täglichen Mahlzeit dienten. Der Würtemberger war ſtets krank, ſo daß er keinen Theil daran nehmen konnte, und unſer Dolmetſcher hielt zu ſtreng an den Vorſchriften ſeiner Religion, die ihm verbietet, von einem Thiere zu eſſen, deſſen Kopf nicht abgeſchnitten iſt, wenn es noch lebt.

Etwa eine Stunde nördlich von Tor liegt dicht am Meeresufer ein Berg, der vom Meere angeſchwemmt iſt, da er ſchichtweiſe aus Verſteinerungen und Muſcheln beſteht, die man daſelbſt in den ſchönſten Exemplaren findet. An dieſem Berge hin zieht ſich ein ſehr ſchöner, den Mönchen vom Berge Sinai gehöriger, mit Dattelbäumen und andern Südfrüchten angebauter Garten, in welchem eine warme, zu einem Bade eingerichtete und mit einem ſteinernen Hauſe überbaute Quelle ſprudelt. Um das von einem Mönche des St. Katharinenkloſters bewohnte thurmartige Gebäude haben ſich mehrere Landhäuſer der Bewohner von Tor und Beduinenhütten angeſiedelt. Dies iſt das Moſesbad (Hamam Muſa), und das freundliche Palmenthal, über welches der Mönch die Aufſicht führt, hat den Namen el Wadi, das Thal. Nicht weit von dem Garten finden ſich noch andere Quellen, die mit Gebüſchen umgeben ſind und kleine Teiche bilden. In ihrer Nähe erbaute ich mir eine kleine Hütte, in welcher ich früh und Abends mehrere Stunden zubrachte, um Vögel und andere Thiere zu ſchießen, die hierher nach dem ſüßen Waſſer ziehen. Es waren See- und Landvögel, unter letzteren beſonders Rebhühner mit den ſchönſten Farbenzeichnungen und in großer Menge. Ihr Flug iſt ſehr hoch und derſelbe wie bei der Taube; man hört ſie ſchon aus der Ferne, und ihr Geſchrei iſt dem der Kraniche nicht unähnlich. Das Männchen hat fünf verſchiedene Farben, dem Paradiesvogel ähnlich, zwei lange Federn im Schwanze und einen ſchönen gelben Ringel um den Hals. Eines Morgens ſah ich über einem der Teiche einen Raubvogel ſchweben, der zu meinem großen Aerger mir alles andere Geflügel verjagte. Ich ging ihm nach und hatte das Glück, ihn in dem Augenblicke, als er gerade auf ſeine Beute herunterſchoß, zu treffen.

Zu meiner Freude ſah ich, ihn aus dem Waſſer ziehend, daß er eine Ente in den Fängen hatte, der ich ſchon am vorigen Morgen nachgegangen war. So hatte mir ein Schuß eine doppelte Beute geliefert, und ich ließ mir den Entenbraten vortrefflich ſchmecken. An demſelben Tage verfolgte ich eine wilde Gans, die weit kleiner als unſre Hausgänſe, auf den Flügeln dunkelgrau, am Bauche weiß und ſchwarz gefleckt und auf dem Kopfe mit einer weißen Bläße gezeichnet war. Der Vogel ließ ſich mir gegenüber nieder, und wie ich durch das Gebüſch ſchleiche, um ihn zu erlegen, läuft ein Beduine in derſelben Abſicht an mir vorüber. Schnell richtete ich meine Flinte auf ihn, er floh, und die Beute, die er ſchon zu haben glaubte, ward mir zu Theil. Der Schwede war über mein Jagdglück ſehr erfreut, da er ſelbſt nicht ſchießen konnte und nur mit der Beute Andrer ſeine Sammlung bereicherte. Zwar reiſte er auf königliche Koſten, aber er war ſo geizig, daß er nicht einmal Geld für Nahrungsmittel ausgeben wollte und begnügte ſich mit dem Fleiſche der Beute, die ich ihm zubrachte. Er war ein unglücklicher Schütze, dem jeder Schuß mißlang, und der immer die Schuld davon auf das Pulver, den Schrot oder die Flinte ſchob. Einſt ſchoß er nach einem Raben, der ſich mehrere Male in der Luft umdrehete und dann wieder davon flog. Jetzt lief er ärgerlich dem Meere zu, um ſein Gewehr hineinzuwerfen. Scherzend rief ich ihm nach, daß es an der Stelle zu tief ſei, um es wieder herauszuholen, und verſprach ihm von meinem Pulver laden zu laſſen, vielleicht, daß er dann mehr Glück hätte. Er that es, ſchoß eine Bekaſſine und war nun wieder zufrieden.

„Habe ich es nicht längſt geſagt, daß mein Pulver nichts taugt!“ rief er freudig aus, und ich gab ihm lächelnd Recht, obwohl mein Pulver ganz daſſelbe war, wie das ſeinige.

Am 30. November früh 6 Uhr ging ich abermals am

Meeresufer jagen und hatte das Unglück, daß ſich meine Flinte während des Ladens entlud und ich dabei die vordern Glieder meines rechten Zeigefingers verlor, bei allem Unglücke ein Glück, daß ich nicht die ganze Hand einbüßte. Doch hindert mich der Mangel dieſer Fingerglieder gar ſehr bei der Ausübung meines Handwerks. Indeſſen erkannte ich die Urſachen des Schuſſes. Durch das tägliche Jagen war die Flinte etwas abgenutzt, der Hahn ſtand nicht feſt in der Ruhe, und das Unglück war dadurch herbeigeführt worden, daß durch das etwas zu große Zündloch Pulverkörner in die Pfanne gerathen waren, die ſich entzündeten, als das Schloß aus der Ruhe ſprang. Der Schwede geberdete ſich bei meiner Heimkehr über meinen Verluſt wie unſinnig, nicht etwa aus Theilnahme für mich, ſondern aus Eigennutz, weil ich ihm die meiſte Beute geliefert hatte; er wollte auf der Stelle zurückreiſen und hätte gewiß den kranken Keller zurückgelaſſen, wenn er Kameele hätte bekommen können.

Meine Wunde heilte indeſſen, ohne mir große Schmerzen zu verurſachen, und ſchon am dritten Tage ging ich wiederum nach meiner Hütte bei den Teichen und ſchoß wie früher, nur daß ich mit dem Mittelfinger abdrückte, obgleich durch denſelben ein Schrot gegangen war. Jetzt gab ſich der Schwede wieder zufrieden über die Beute, die ich ihm nach Hauſe brachte und unter ſeiner Aufſicht einbalſamirte. Ja, er wollte mich nicht wieder zurückreiſen laſſen, ich ſollte in Tor bei ihm bleiben, ihm Fiſche und Krebſe ſammeln helfen und mich endlich mit einigen Matroſen nach den Inſeln des rothen Meeres begeben, um dort Vögel und andere Thiere für ihn zu erlegen. Ich hätte gern ſeine Vorſchläge angenommen, aber er ſcheuete die Koſten der Ueberfahrt, und ſo wurde nichts daraus.

Unterdeſſen war unſer würtemberger Reiſegefährte von Tag zu Tag kränker geworden, und ich fing an, an ſeinem Aufkommen zu zweifeln. Dazu kam, daß, als ich eines Mittags nach Hauſe kehrte, der Schwede mich mit der Nachricht erſchreckte, unſer Dolmetſcher ſei an der Peſt erkrankt, wie er ſich ſelbſt überzeugt habe. Dabei verbot er mir, den Janitſcharen zu beſuchen, und machte mir den abſcheulichen Vorſchlag, ohne die beiden Kranken, die ſeinetwegen verhungern konnten, da er doch nur Schaden von ihnen gehabt, abzureiſen. Es wäre das Schlechteſte geweſen, was ich hätte thun können, wenn ich meine Reiſegefährten, meinen Landsmann, auf fremder Erde hätte verſchmachten laſſen. Ich beſuchte ſowohl den Tiſchler, als auch den Dolmetſcher, und überzeugte mich gleich beim Eintritte in die Stube, daß ſich der gelehrte ſchwediſche Naturforſcher, der auch zugleich Arzt war, in der Krankheit geirrt hatte. Er hätte als ſolcher wiſſen ſollen, daß die Peſtbeulen nur unter den Armen der Schultern aufſchwellen. Die Krankheit des Dolmetſchers war nichts weiter, als eine ſtarke Entzündung des Ellenbogens, in Folge deren er den Arm in einer Binde trug und mehrere Tage nicht ausging. Bald war er wieder hergeſtellt, und auch Keller genas ſo weit, daß wir uns zur Weiterreiſe anſchicken konnten.

Am 10. Dezember verließen wir Tor und gingen auf dem Landwege, den Meerbuſen zu unſrer Linken, von Suez zurück. Wir hätten zu Waſſer eher dahin gelangen können, allein der Meerbuſen von Suez iſt wegen der vielen Klippen und Untiefen ſchwer zu befahren, und wir wählten auch außerdem den Landweg, um unſre Sammlungen zu vergrößern. Unſer Weg führte durch eine tagelange ſandige, felſige Wüſte, el Kaa genannt, und hier ſah ich zum erſten Male, wie die Kameeltreiber ihr Brod backen. Sie ſammeln nämlich den dürren Kameelkoth, zünden ihn an, und laſſen ihn zur Kohle brennen. Unter der Zeit bereitet ein Andrer in einem hölzernen Gefäße einen Teig aus Mehl und Waſſer, drückt ihn zu einem

Kuchen breit und ſcharrt ihn ſo lange in die glühenden Kohlen ein, bis er ausgebacken iſt. Zu dieſem Zwecke wird der Kameelkoth von den Treibern ſorgfältig geſammelt, weil in der Wüſte kein Holz zu finden iſt, das zu dieſem Behufe taugt. Oft traten unſre Kameeltreiber des Morgens noch ganz nüchtern ihre Reiſe an und hungerten bis zum Abend und waren doch heiter und guter Dinge. Ebenſo wie ihre Herren ſind auch die Kameele an Entbehrungen gewöhnt; ſie mußten ſieben Tage ohne Waſſer gehen, da auf unſrem Wege kein Brunnen zu finden war. Auch mit unſerm Waſſer ging es ſehr knapp zu, und nun kamen mir die Granatäpfel, die ich von dem wallachiſchen Mönche im Sinaikloſter für mein Taſchenmeſſer erhalten hatte, trefflich zu ſtatten.

Nach drei Tagen kamen wir in ein Thal, Wadi Naſſeb, das ganz mit Mannabäumen und anderem Gebüſch angepflanzt war. Dieſer Baum ſchwitzt zu gewiſſen Zeiten einen Saft aus Stamm und Aeſten, der in Tropfen auf die Erde fällt und dann als Manna geſammelt und verſchickt wird; er iſt ein Theil des Nahrungszweiges der Einwohner von Tor und ich habe öfters welchen genoſſen. An demſelben Abende ſtürzte unſer Dolmetſcher von ſeinem Kameele und ſo heftig, daß wir ihn anfangs für todt hielten. Es war jedoch nicht ſo gefährlich, wie wir fürchteten; er erholte ſich bald wieder; doch mußten wir unſere Zelte in einer Gegend aufſchlagen, in der wir vor Räubern nicht ſicher waren.

Am folgenden Abende ging der Schwede, ſobald das Zelt aufgeſchlagen und die Mahlzeit eingenommen war, nach dem Ufer des Meeres, wo er einen Pelikan ſah. Mehrere Male hatte er ſowohl mit Schrot als auch mit Kugeln nach ihm geſchoſſen, ohne daß er fortgeflogen wäre. Endlich traf eine den großen Waſſerbeutel, und der Vogel fiel rückwärts um. Sogleich lief der Schwede auf ihn zu, verſetzte ihm mit der

Kolbe ſeines Gewehres noch einige Schläge und kehrte freudig zu uns zurück. Wir hatten ihm von Weitem zugeſehen und glaubten, er probire ſeine Flinte, als er immer ſo hin und her lief. Der Vogel maß mit ausgebreiteten Flügeln von einer Spitze derſelben zur andern 10½ Fuß, und ſeine Körperlänge von dem langen Schnabel bis zu den Füßen war, wenn er ausgeſtreckt dalag, 7 Fuß. Das Merkwürdigſte an dieſem ſchwanenartigen Vogel iſt der große Waſſerbeutel am Unterſchnabel, in welchem er, wenn ſein Weibchen landeinwärts in Felſenklüpften brütet, oder wenn die Jungen ausgekrochen ſind, eine ſolche Menge Waſſer zum Neſte trägt, daß auch das dürſtende Kameel der Wüſte, das daran vorbeigeht, öfter davon gelabt wird.

Beſchäftigt, dem Vogel das Fell abzuziehen, um es einzubalſamiren, äußerte ich gegen den Schweden, es komme mir ſehr ſonderbar vor, daß am Vogel keine Verletzung zu bemerken ſei. „Entweder iſt er vor Schrecken geſtorben, oder er war nahe daran, zu enden, ehe Sie noch ſchoſſen." Sogleich eilte er herbei, um mir zu helfen, machte, ohne daß ich es merken ſollte, mehrere kleine Schnitte in das Fell und ſagte zu mir: „Sehen Sie, hier ſind Schroten durchgegangen." — „Schroten?" erwiederte ich; „dieſer Vogel iſt wahrſcheinlich vor mehreren Tagen von Räubern angefallen worden und hat im Kampfe mit ihnen dieſe Stiche davon getragen. Da er nun vermuthlich gehört hat, daß eine Karawane von Tor im Anzuge ſei und ſich darunter ein berühmter Arzt befinde, ſo hat er gewartet, bis Sie ankamen, um ſich von Ihnen curiren zu laſſen, iſt aber zu ſeinem Unglücke zum Unrechten gekommen."

Schweigend entfernte ſich der Naturforſcher.

Von unſrer letzten Lagerſtätte aus wendete ſich der Weg rechts, wir fielen wieder in den Weg ein, den wir herwärts gemacht hatten, und nach drei Tagen kamen wir eines Abends

Suez gegenüber am Ufer des Meerbuſens wieder an. Mit einem Male erhob ſich ein ſo großer Sandſturm, daß keiner von der Reiſegeſellſchaft ein Auge öffnen konnte. Im Augenblicke drehten ſich die Kameele, ſtürzten zur Erde nieder und waren nicht eher wieder von der Stelle zu bringen, als bis der Sturm vorüber war. Zum Glück war er kurz, aber dabei ſehr heftig. Um die Augen gegen den feinen ätzenden Sand zu ſchützen, trägt man Sandbrillen, die in Leder gefaßt, mit gewöhnlichem Glaſe verſehen und ſo gemacht ſind, daß ſie das ganze Auge bedecken und keinen Sand durchdringen laſſen.

Auf dem rothen Meere ſahen wir mehr als 40 Kriegsſchiffe, die zum Kriege ausgerüſtet wurden, den der Paſcha von Aegypten mit den Mekkanern führte. Am diesſeitigen Ufer waren viele Menſchen und mehr als 2000 Kameele beſchäftigt, Waſſer aus dem ſechs Stunden entfernten Gebirge zu holen und es nach der Meerenge zu bringen. Von da wurde es in kleinen Schiffen nach der Flotte oder zum Verkaufe nach der Stadt gebracht. Zwar befindet ſich in der Nähe derſelben ein Brunnen, aber von ſo ſchlechtem, abſcheulich riechenden und ſchmeckenden Waſſer, daß mir noch immer übel zu Muthe wird, wenn ich daran denke, wie ich auf der Hinreiſe nach dem Sinai mich damit begnügen mußte. Auf einem ſolchen Waſſerſchiffchen fuhren wir nach Suez über, welches mit Militär beſetzt war. Der Güte eines arabiſchen Soldaten, den ich darum anſprach, verdankte ich den erſten friſchen Labetrunk.

Wir verweilten einige Tage in der Stadt, und ich benutzte die Zeit, am Ufer des Meerbuſens, theils auch im Meere ſelbſt, Conchilien zu ſuchen, um meine und des Schweden Sammlung zu bereichern. Zur Zeit der Ebbe kann man ſich ziemlich weit ins Meer hineinwagen, nur muß man, wie ich oben ſchon bemerkt habe, wegen der oft ſchnell und unerwartet eintretenden Fluth, ſtets auf einen eiligen Rückzug bedacht ſein.

Am 21. December Morgens traten wir unſre Rückreiſe nach Groß-Kairo durch die Wüſte wieder an und brauchten dazu drei Tage. Faſt täglich begegneten uns Militärzüge, bei denen ſich oft mehr als 1000 Kameele befanden. Die unbarmherzigen Soldaten ließen die zum Tod ermatteten und kranken Thiere auf der öden Straße liegen, ohne ſie zu erſtechen oder zu erſchießen und ſo ihrer Qual ein Ende zu machen. Sie mußten elendiglich verhungern und verſchmachten. Der Anblick der hinſterbenden Thiere rührte mich zu Thränen. Ich konnte die grauſame Undankbarkeit der Menſchen gegen ein Thier nicht begreifen, das ihnen von ſo unendlichem Nutzen und ein Schatz iſt, den ſie werther halten ſollten, als Gold und Edelſtein. Das Kameel, das „Schiff der Wüſte,“ wie es von den Arabern genannt wird, iſt ſchon durch ſeinen Körperbau und ſeine beſondern Eigenſchaften dazu eingerichtet, Menſchen und Laſten durch die Wüſte, die ſeine Heimath iſt, zu fernen Ländern zu bringen. Es wandert tagelang, ohne einen Tropfen Waſſer zu genießen; um jedoch die Zunge und den Schlund feucht zu erhalten, netzt es ſich dieſelbe durch eine Feuchtigkeit, die ſich in einem drüſigen Beutel an ſeinem langen Halſe befindet, oder durch einen Schluck Waſſers, das ſich in dem zweiten Magen des Thieres mehrere Tage lang erhält. Zur einzigen Nahrung dienen ihm einige harte Dornen und Diſtelgewächſe, zu deren Zermalmung ſeine Kinnladen und Zähne beſonders eingerichtet ſind. Die Sohlen ſeiner Füße ſind breit und weich und ſo beſchaffen, daß ſie nicht zu tief in den Sandboden treten, ſondern leicht darüber hingleiten, und der ganze Bau ſeines Körpers iſt äußerſt muskulös und knochig. Und ſomit iſt es recht eigentlich zu den Mühſeligkeiten eines Laſtträgers der Wüſte geſchaffen. Sein aus einer fetten Maſſe beſtehender Buckel dient zum Laſthalten, und darüber iſt ein Sattel gelegt, der vorn und hinten etwas vorſteht, ohne jedoch auf den Buckel zu rücken. Mittels zweier Gurte wird er um den Leib feſtgehalten, damit die Laſten, welche auf dem Sattel und zu beiden Seiten deſſelben befeſtigt ſind, beim Auf- und Niederſteigen des Kameels weder vor- noch rückwärts fallen können. Iſt das Thier einmal beladen, ſo trägt es ſeine oft 6 bis 7 Centner ſchwere Laſt willig und läßt ſich dieſelbe nur ungern wieder abnehmen. Während der Nacht ſchläft es oft unter derſelben. Nur das Beladen des Thieres geſchieht nicht ohne Mühe und Schwierigkeit, und wenn die Laſt, die ihm aufgebürdet wird, ſeine Kräfte überſteigt, ſo iſt es ſelbſt nicht durch Schläge zu bewegen, von der Erde aufzuſtehen, ſondern ſtößt ein erbarmungswürdiges Geheul aus. Das Aufſtehen, ſo wie das Niederlaſſen des Thieres geſchieht in vier regelmäßigen Bewegungen. Wird es während des Tagemarſches genöthigt, ſich auf die Kniee niederzulaſſen, damit ſein Reiter abſteige, ſo läßt es meiſt auch jene Jammer- und Klagetöne hören. Uebrigens iſt es die Sanftmuth und Geduld ſelbſt, trabt ruhig fort, wenn ihm ſein Führer nur etwas vorſingt oder vorſpielt, und überläßt ſich oft der Leitung eines Kindes. Auch in den Städten wird das Kameel als Laſtträger benutzt, z. B. bei Bauten, zu welchen es Holz und Steine herbeiſchafft. Kleine Steine werden auf ein zu beiden Seiten des Thieres ausgebreitetes Netz von ſtarken Seilen gelegt, und dieſes dann über dem Rücken zuſammen gezogen. Schon das junge Kameel, auch wenn es noch an der Mutter ſaugt, wird zum Laſttragen angehalten, ſo daß das arme Thier nicht einmal eine freie Kindheit genießt, wie unſere Hausthiere. Die Milch des Kameelweibchen, die nie zum Laſttragen gebraucht werden, iſt nahrhaft, das Kameelfleiſch von gutem, nur etwas ſüßlichem Geſchmacke; gewöhnlich wird es eingepöckelt genoſſen.

Nach dieſer kleinen Abſchweifung kehren wir wieder zu unſrer Wüſtenreiſe zurück. Den folgenden Tag kamen wir durch eine Gegend, in welcher wir noch deutlich die Spuren einer Ueberſchwemmung ſahen, die vor Jahrhunderten, vielleicht vor Jahrtauſenden hier ſtattgefunden haben mußte. Der ebene, wellige Boden war mit verſteinerten Baumſtämmen überſäet, und es kam mir vor, als ſei ein ganzer Wald umgehauen worden. Neben den Stämmen lagen Aeſte und Zweige, die noch aneinander paßten, aber alles Stein. Als wir Abends unſer Zelt aufſchlugen, gerieth der würtembergiſche Tiſchler mit dem Schweden in einen ſo heftigen Wortwechſel, daß beide ihre Flinten ergriffen und Miene machten, auf einander loszudrücken. Schnell ergriff auch ich die meinige und trat drohend zwiſchen die Streitenden, die kaum zwölf Schritte von einander entfernt ſtanden. „Der Erſte, der loszudrücken wagt," rief ich ihnen zu, „kommt nicht lebend vom Platze, ſondern fällt von meiner Hand und wird als wildes Thier der Wüſte einbalſamirt und mit der Sammlung nach Schweden geſchickt, welches Loos wahrſcheinlich den Naturforſcher ſelbſt treffen wird." Dieſe Drohung hielt die wüthenden Menſchen wenigſtens von Mord und Todſchlag ab, ihren Groll beſchwichtigte ſie aber nicht. Zum letzten Male aßen und ſchliefen wir unter dem Zelte in der Wüſte; das Nilthal war nur wenige Stunden noch entfernt.

Kaum grauete der Morgen, als uns die Führer weckten, weil wir alle neugierig waren, zu wiſſen, ob ſich die ſchon in Tor uns zugekommene Nachricht beſtätige, daß alle Beduinen aus der Wüſte einberufen worden ſeien, um dem Heere das Gepäck nachzutreiben. Wir zogen raſch vorwärts und bald ſah mein Auge die Spitzen der Pyramiden, die ſich jenſeits des Nils immer majeſtätiſcher erhoben, je näher wir ihnen kamen. Gegen Mittag erblickten wir die Citadelle, nach und nach einzelne Minarets und Häuſer der Stadt, in die wir am 23ſten December 1833 Nachmittags 4 Uhr, nach zehnwöchentlicher Abweſenheit, geſund und munter unſern Einzug hielten.

# In Aegypten.

Aegyptiſche Rekruten. — Mein Landsmann Hempel und deſſen Frau. — Ratten- und Mäuſejagd. — Der deutſche Naturforſcher Rüppel. — Rüppels Neger und des Schweden Geiz. — Mehemed Ali und Schubra. — Wanderung nach den Pyramiden. — Der Nilmeſſer auf der Inſel Rudah. — Spuren der letzten Nilüberſchwemmung. — Gizeh. — Große Lebensgefahr. — Die Pyramiden. — Die Pyramide des Cheops. — Die Sphinx. — Das Mumienfeld. — Sakkara. — Die Kammern der Thiermumien. — Probekampf eines Infanteriſten mit zwei Kavalleriſten. — Abreiſe von Kairo und Ankunft in Alexandrien. — Der däniſche Generalconſul Dumreicher. — Ein Brief aus der Heimath. — Doctor Koch. — Jagdpartien. — Neue und ſtärkere Sehnſucht nach dem gelobten Lande.

Wir ritten durch die Stadt bis zum Platze Esbekieh, an dem das Hoſpital liegt, und der mit Soldaten angefüllt war. Es begegneten uns Abtheilungen von Mannſchaft, die aus zwölfjährigen Kindern und ſechszigjährigen Greiſen beſtand. Sie waren wie die Gefangenen gefeſſelt, die ich im Gefängniß zu Adrianopel geſehen, und wurden zur Stadt hinausgeſchleppt, um unter die Waffen geſtellt zu werden. War der Anblick der alten bärtigen Greiſe, die ſich mit ſchwachen Kräften nur mühſam fortſchleppten, ſchon traurig und herzzerreißend, der einen Frau war Mann und Kind, Vater und Großvater entriſſen worden, ſo war es der der Väter und Mütter, die ihren Kindern und Enkeln mit lautem Jammer nachliefen, noch mehr. Einige rauften ſich mit wüthenden Geberden die Haare aus, zerfleiſchten ſich das Geſicht, zerriſſen ihre Kleider, Andre warfen ſich auf die Erde und wühlten mit ihren blutigen Nägeln verzweiflungsvoll im Sande. Doch Alles vergebens; ſie fanden kein Erbarmen, ihre Angehörigen wieder zu bekommen, und wurden endlich von den Soldaten mit Schlägen nach der Stadt zurückgetrieben. Nicht lange konnte ich den Anblick des Jammers und Elends um mich her ertragen. Raſch eilte ich meinen Reiſegefährten nach und ſtieg in der Frankenſtraße in einer Locante de Guerre ab. An der Thüre begegnete ich meinem Landsmanne, dem Muſikdirektor Hempel, der eben mit ſeinem Weibe ſeine Eſel beſteigen wollte, um nach Alt-Kairo, wo er wohnte, zurückzukehren. Meine Reiſegefährten hatten ihn ſchon vom Verluſte meines Zeigefingers benachrichtigt, und er zeigte mir wahre und aufrichtige Theilnahme. Seine ſchöne Abyſſinierin betrauerte meinen Verluſt noch lebhafter und wurde nicht eher wieder ruhig, als bis ich ihr durch ihren Gatten einen Beſuch für den morgenden Tag zugeſagt hatte. Ich hielt mein Wort und ſah mich in Hempels Wohnung als ein willkommener Gaſt. Seine Einrichtung war äußerſt einfach und hinſichtlich des Ameublements der Zimmer ganz nach morgenländiſcher Art. Seine ſchwarze Frau ſtellte mir ihre artig erzogenen Kinder vor, die ich mit Mandeln und Datteln, mit denen ich noch vom Sinai reichlich verſehen war, beſchenkte; für den Vater hatte ich einige Flaſchen Wein, der in Alt-Kairo nicht zu haben iſt, mitgebracht. Beim Genuſſe derſelben und in Erinnerung an die Heimath vergingen uns die Stunden, und die Sehnſucht nach derſelben wurde lauter als jemals in mir rege, als mein freundlicher Wirth mir auf verſchiedenen Inſtrumenten, die er mit großer Kunſtfertigkeit behandelte, einige Piecen vorſpielte. Ich theilte ihm meine Gefühle mit, aber ſie fanden in ſeinem Herzen wenig Anklang. Ja, er ſchien ſogar zu bereuen, daß er ſich vor einigen Jahren vom Heimweh hatte beſtimmen laſſen, mit großem Koſtenaufwand ſeine Vaterſtadt noch einmal zu beſuchen, und bezeigte keine Luſt, es zum zweiten Male zu thun. Er lebte in günſtigen Verhältniſſen, und eine zarte Liebe feſſelte ihn an ſein Weib und ſeine Kinder. Der Anblick dieſer glücklichen Familie erinnerte mich lebhaft an die des tyroler Schloſſers in Alexandrien. Erſt am ſpäten Abend verließ ich die Wohnung meines lieben Freundes und kehrte auf einem Eſel nach Kairo zurück.

Am andern Morgen bat mich der Schwede, mit ihm auf die Ratten- und Mäuſejagd zu gehen, und ich verſtand mich dazu. Unſer Reiſegefährte Keller nahm aber keinen Theil daran; er konnte ſich mit dem Naturforſcher nicht wieder verſöhnen und reiſte wenige Tage nach unſrer Ankunft nach Alexandrien ab. Die Beute, die wir nach Hauſe brachten, war kaum der Mühe werth und beſtand nur in einigen Mäuſearten, deren Felle der Schwede ſeiner Sammlung einverleibte. Bei unſrer Rückkehr trafen wir in der Locante, in welcher wir abgetreten waren, Rüppels Neger. Der ſchwediſche Naturforſcher ſpeculirte auf den Beſitz dieſes Negers und ging mit dem Plane um, ſich als Militärarzt bei den Truppen des Paſcha anwerben zu laſſen, um auf den Feldzügen ſeine Kenntniſſe und ſeine Sammlungen ohne weitere Koſten zu bereichern. Dabei ſollte natürlich der Neger das Beſte thun. In dieſer Abſicht hatte er ihn zu ſich rufen laſſen, ihn zu einer Jagdpartie eingeladen und ihn gebeten, die erlegte Beute einzubalſamiren. Dabei hatte er ſich von der Brauchbarkeit und Geſchicklichkeit des Schwarzen auf das Genügendſte überzeugt und bat ihn nach vollendeter Arbeit zu Tiſche. Ich war zugegen, als die Mahlzeit aufgetragen wurde; ſie beſtand aus etwas Kohl und einem halben Ei. Der Neger nahm daran Theil und wartete lange Zeit auf andere Gerichte, um ſeinen durch die Jagd aufgeregten Hunger zu ſtillen, und da nach langem Warten nichts mehr auf der Tafel erſchien, ſtand er unwillig auf, dankte für die Dienſte des Naturforſchers, in die er nicht treten würde, und ſagte mit Stolz:

„Von Rüppels Tafel ſind mehr Gerichte weg-, als auf die Ihrige aufgetragen worden.“ Mit dieſen Worten empfahl er ſich. Und ſo ſcheiterte der Plan des ſuperklugen Naturforſchers abermals an ſeinem Geize.

Während meines erſten Aufenthaltes in Kairo war es mir nicht möglich geweſen, den Vicekönig von Angeſicht zu ſehen, weil er im Winter nur wenig in die Stadt kommt und mit dem Beginn des Frühjahrs ſeinen Sommerpalaſt zu Schubra bezieht. Es war mir ſo viel von dieſer großartigen Schöpfung Mehemed Ali's erzählt, ſie war mir als ein Wunder angeprieſen worden, das ſeines Gleichen im Orient nicht haben ſollte, daß ich in der Frühe eines Morgens eine Wanderung dahin beſchloß.

Schubra iſt ein kleines, eine Stunde von der Hauptſtadt, am Nil gelegenes Dorf. Auf dem Wege dahin hatte ich das Glück, von dem Vicekönig eingeholt zu werden, der mit einem großen Gefolge an mir vorbei ritt. Dem Zuge voran eilten zwei Läufer, und Alle, die ſich auf der Straße befanden, traten ſeitwärts in gebeugter Haltung und mit über die Bruſt gekreuzten Händen, den Gebieter demüthig grüßend. Je zwei mit allerhand Geräthſchaften, vorzüglich mit vielen Tabakspfeifen, beladene Kameele eröffneten und beſchloſſen den Zug, in deſſen Mitte der mächtige greiſe Beherrſcher Aegyptens, umgeben von den Großwürdenträgern ſeines Reichs, auf einem prächtigen arabiſchen Pferde ritt. Ein majeſtätiſcher ſchneeweißer Bart ſchmückte ſein Geſicht, das durch die Lebhaftigkeit ſeiner Augen ſehr an Ausdruck gewann, und ſeine Haltung auf dem Pferde war trotz der Laſt der Jahre kräftig und würdevoll. Seine Kleidung war, bei aller ſeiner Vorliebe für europäiſche Kultur, bis auf das Kleinſte orientaliſch und von blendender Pracht. Die Straße, auf der er einherzog, führte durch eine ſchöne, im Schmucke von Dattelpalmen und Trauerweiden prangende Gegend an einem künſtlich aufgeworfenen Hügel vorbei, worauf einſt Napoleon einen noch ſtehenden Telegraphenthurm errichten ließ, und bog, ohnweit des Hügels, in eine herrliche Allee von Sykomoren und Akazien ein, die bis nach Schubra führt. Schnell brachte ich, hinter einem Dattelbaume verborgen, die Umriſſe des Zugs auf ein Blatt Papier und eilte ſodann dem Vicekönig nach Schubra nach.

Der Garten übertraf bei Weitem die mir davon gemachten Beſchreibungen und ſelbſt meine Erwartungen. Er iſt ein wenig nach türkiſchem Geſchmack angelegt, die Wege mit bunten Steinen gepflaſtert, ſo daß man glaubt, es ſeien prächtige Teppiche darüber gebreitet; und zu beiden Seiten mit Maulbeerbäumen eingefaßt, unter denen kleine, geſchmackvoll verzierte Kiosks und Pavillons verſteckt ſind. Mein Auge war geblendet von dem Glanze des friſchen Grüns der Wieſen, von der Farbenpracht der Blumenanlagen, und mein Sinn betäubt von den lieblichen Düften, die von ihnen ausgingen; ich glaubte in einem Zaubergarten zu wandeln: denn ſo viel Pracht und Herrlichkeit hatte mein Auge noch nicht geſehen. In der Mitte deſſelben erhebt ſich ein großer prächtiger Palaſt von weißem Marmor, umſchloſſen von einem Marmorbecken von gleicher Farbe und ſo groß, daß mehrere Kähne, ohne an einander zu ſtoßen, auf dem Waſſerſpiegel herumrudern können. Ringsherum führen zierliche Gallerien, deren vier Ecken prächtige Säle mit reichlich verzierten Divans bilden. In Marmor gehauene Löwen und Krokodille ſpieen unaufhörlich Waſſer aus den Rachen in das Marmorbecken, damit das Waſſer darin immer von gleicher Höhe bleibt. Ein Theil des Gartens iſt für ausländiſche Gewächſe und Obſtarten beſtimmt, um ſie an das Klima von Aegypten zu gewöhnen. Unmittelbar an dieſen Garten ſtößt ein engliſcher Park, in welchem viele fremde Thiere frei herumlaufen, den man jedoch nicht ohne beſondere Erlaubniß betreten kann.

Erſt mit der ſinkenden Sonne ſchied ich von dieſer Wunderwelt und trat den Rückweg nach Kairo an, das ich noch vor Einbruch der Nacht erreichte, und rüſtete mich für den morgenden Tag zu einer ſchon längſt mit einigen Bekannten verabredeten Reiſe nach den Rieſendenkmälern der Wüſte, nach den Pyramiden. Wir hatten uns einige Araber als Führer nebſt ihren Eſeln, die uns tragen ſollten, gemiethet und machten uns am nächſten Morgen auf den Weg, der von Kairo aus bis zu den nächſten Pyramiden nur 6 Stunden betrug. Er führte zunächſt über Foſtat oder Alt-Kairo, und wir ſetzten daſelbſt in leichten Kähnen über den Nil nach der Inſel Rudah oder Rode, um deren größte Merkwürdigkeit, den Mekias oder Nilmeſſer, in Augenſchein zu nehmen. Es iſt dieſes eine achteckige Säule aus einem Stücke gelblich weißen Marmors, welche in einem Becken ſteht, deſſen Boden wagerecht mit dem Bette des Nils liegt. Sie iſt in Grade abgetheilt und dient ſeit undenklicher Zeit dazu, das Steigen und Fallen des Nils zu beobachten, um danach die größere oder geringere Fruchtbarkeit des Jahres zu beſtimmen. Auf Rudah ſind auch ſehr ſchöne und weitausgedehnte Gartenanlagen Ibrahim Paſchas, des überkräftigen Adoptivſohns Mehemed Ali's. Hier ſoll, wie die Einwohner erzählen, Moſes als Säugling im Schilfkäſtchen auf dem Nil geſchwommen und von der Tochter des Pharao gerettet worden ſein. Nach dem Dorfe Gizeh zu ſah man noch bedeutende Spuren der Ueberſchwemmung, die auf der fruchtbaren Ebene große Sümpfe zurückgelaſſen hatte. Wir gelangten durch dieſelbe, indem unſre Führer ſich mit den Armen umſchlangen und uns auf ihren Achſeln hinübertrugen. Wo das Waſſer ſich verlaufen hatte, ſtanden Gerſten-, Linſen-, Bohnenfelder und dergleichen in der üppigſten Vegetation, und auf den Wieſen wogte das in den verſchiedenſten Arten von Grün ſpielende Gras meiſt in ſolcher Höhe, daß es bis an die Bäuche der darauf weidenden Heerden reichte. Nach einer kurzen Raſt in Gizeh beſtiegen wir unſre Eſel wieder, da das Gehen zu Fuße wegen des vielen lockern Sandes zu beſchwerlich war. An dem plötzlichen Aufhören aller Vegetation ſahen wir, daß wir uns in der libyſchen Wüſte befanden.

Wir waren nur noch etwa eine Viertelſtunde von den Pyramiden, und dennoch würde ich ſie nicht geſehen haben, wenn nicht die ſchützende Hand Gottes abermals über mir gewacht hätte. Während der langſamen Wanderung unſrer Thiere war ich mit meiner Flinte einigen wilden Tauben nachgeeilt, um eine derſelben zu erlegen. Als ich nun bei meiner Rückkehr den Eſel wieder beſteigen will, um meine vorausgerittenen Gefährten einzuholen, läßt mein Führer den einen Steigbügel, der nach morgenländiſcher Sitte nicht am Sattel befeſtigt iſt, ſondern über demſelben in einer Schlinge liegt, los, und derſelbe zieht durch die Gewalt meines Trittes den Eſel zu Boden. Das Thier reißt mich mit um, und ſo unglücklich, daß es auf das Schloß des Gewehres fällt, während mein Kopf gerade vor der Mündung deſſelben liegt. Ein Wunder, daß die Flinte ſich nicht entlud und mir den Kopf zerſchmetterte. Beide Zündhütchen waren durch den Fall ganz zerdrückt. Mit großer Vorſicht raffte ich mich wieder in die Höhe, aber ich zitterte noch immer an allen Gliedern von dem gehabten Schrecken, und meine Füße verſagten mir auf Augenblicke den Dienſt. Langſam ſchritt ich weiter in Begleitung zweier Fellahs (leibeigne Bauern), die ſich mir unterwegs als Führer angeboten hatten und einige Schritte vor mir hergingen. So gelangte ich zu den Pyramiden und ſah, wie meine Gefährten bereits die Hälfte der größten, der Pyramide oder Cheops, auf deren Gipfel einſt Napoleon mit ſeinen Marſchällen ein glänzendes Mahl gehalten haben ſoll, erklimmt hatten. Die Pyramidengruppe von Gizeh liegt auf einem Felſen, deſſen Fläche ſich nördlich etwa hundert Fuß über die Wüſte erhebt und weſtlich nach derſelben hinneigt. Aus weiter Ferne geſehen waren mir dieſe drei älteſten und vorzüglichſten aller Pyramiden wie Berge von Wolken umhüllt, erſchienen, in der Nähe verſchwanden ihre ungeheuern Dimenſionen, und ihre Höhe ſchien kaum mehr beträchtlich, eine Täuſchung, welche in dem außerordentlichen Umfange ihrer Grundlagen, die fünf-, ſechs- und achthundert Quadrat-Fuß betragen ſoll, liegt, indem dieſer die ſcheinbare Höhe verkleinert. In Staunen und Bewunderung verſunken, ſtand ich vor dem größten der Wunderwerke des Alterthums, von dem Anblicke deſſelben überwältigt und in einem Widerſtreite der Gefühle, die in meinem Herzen aufſtiegen. Jahrtauſende ſind an ihnen vorübergegangen, ohne ſie zu zerſtören und andere werden ſie noch unverſehrt finden, alle aber werden fragen, warum es ſo ungeheurer Schätze, ſo vieler tauſend Menſchenleben bedurfte, um mit dieſen rieſenmäßigen Maſſen eine Hand voll Staub zu bedecken! Daher waren es auch nur kalte Gefühle der Bewunderung, die mich bei ihrem Anblick ergriffen, denn ich dachte an die Schmach und die Sklaverei der Völker, die auf ihren blutigen Rücken meilenweit her die Steine zum Bau dieſer Denkmäler der Eitelkeit und des despotiſchen Stolzes ihrer Könige zuſammentrugen; ich gedachte der unglücklichen Kinder Israel, die in drückend harter Sklaverei lebend, die Ziegelſteine, aus denen andere Pyramiden beſtehen, brennen, und noch dazu das Stroh zum Feuer zuſammenleſen mußten. Als ich mein Auge genugſam an den Formen dieſer Rieſengrabmäler geſättigt hatte, ließ ich mich von meinen Begleitern den vorausgeeilten Gefährten nachführen. Der an der Außenſeite auf drei bis vier Fuß breiten und eben ſo hohen Stufen empor führende Weg war gefährlich, theils wegen ausgebrochener und nur noch mit den andern ſehr locker zuſammenhängender, theils wegen ſo glatter Steine, daß man leicht darauf ausgleiten konnte. Daher umſchlangen mich die Führer mit beiden Armen und brachten mich auf dieſe Weiſe immer höher, bis wir etwa nach einer guten halben Stunde auf der Plattform ankamen. Die Ausſicht war über alle Erwartung und Vorſtellung großartig. Mein entzücktes Auge überſah das zehn Meilen lange Nilthal, die tauſend Dörfer und Ortſchaften, gleich Inſeln aus dem Fluſſe ragend, der ſich in faſt unabſehbarer Breite ausdehnt, es haftete an dem blendenden Gelb der Wüſte, aus welcher nah und fern noch andere Pyramiden und Trümmerhaufen untergegangener Städte herüberblickten, es ruhte auf den Kronen der nahen Palmenwalder, auf üppig grünen Wieſen, die aus der Ferne wie Smaragden glänzten, und ergötzte ſich an Kairos Pracht, das mit ſeinen Kuppeln und Minarets am Horizonte auftauchte, bis es ſich endlich müde und geſättigt wieder dem Steinkoloſſe, auf welchem wir ſtanden, zuwandte. Unſer Standpunkt, die Plattform, hielt etwa 30 Quadratfuß und iſt aus ungeheuern Granitblöcken, deren manche 30 bis 60 Centner wiegen mögen, ohne alles Bindemittel zuſammengefügt. Durch welche mechaniſche Kräfte mögen dieſe Quader zu dieſer Höhe heraufgeſchafft worden ſein! Der Boden war mit Hieroglyphen, arabiſchen, perſiſchen und andern Inſchriften und den Namen derer bedeckt, welche dieſe Höhe erklimmt hatten; und mit einem gewiſſen Stolze auf der Stelle zu ſtehen, wo die Eroberer aller Jahrhunderte geſtanden hatten, gruben auch wir unſre Namen in den Stein und ſchickten uns dann zum Herabſteigen an. Dieſes iſt noch gefährlicher als das Hinaufſteigen, und nur mit der äußerſten Vorſicht langten wir am Fuße der Pyramide wieder an. Ueber angewehten Sand, in den wir oft bis an die Kniee verſanken, und herabgefallenes Steingerölle hinweg, umgingen wir dieſelbe in etwa einer Viertelſtunde und ſtiegen ſodann auf der nördlichen Seite wieder einige Stufen zu der Oeffnung hinan, welche in das Innere führt. Nur auf Händen und Füßen kann man hinein gelangen, da der ſchlotähnliche Eingang nur 4 Fuß weit iſt und die Wände ſo glatt ſind, daß ſie keinen ſichern Halt gewähren. Erſt ab- und dann aufwärts folgten wir den Fellahs, unſern Führern, die mit einer Fackel vorankrochen, und kamen etwa nach 40 mühſeligen Schritten in eine geräumige, mit Marmor überkleidete Halle, die man den „Saal der Königin“ nannte. Von da aus wurden wir durch ein Loch von unſern Führern in die Höhe in einen andern, eben ſo niedrigen Gang gezogen, aus welchem wir endlich in das Hauptgemach des ganzen Baues, in den „Saal des Königs“ gelangten. Dieſe viereckige Halle iſt etwa 40 Fuß lang, gegen 16 Fuß breit und 20 Fuß hoch und mit orientaliſchem, von Fackeldampf geſchwärztem Marmor ausgelegt. Nach der Mitte zu ſteht auf einem ſteinernen Fußgeſtelle ein ſieben Fuß langer und etwa vier Fuß breiter Sarkophag, der einem Waſſertroge ſehr ähnlich ſieht. Er iſt aus einem Stücke Jaspis oder Granit, ohne Deckel und ringsum mit Hieroglyphen beſchrieben, und die Maſſe ſo feſt, daß ich nur mit großer Mühe ein Stück davon abſchlagen konnte. Wahrſcheinlich diente er nur zur Hülle eines kleinern Sarges, der die Mumie enthielt. Weitere Gänge ſind im Innern nicht vorhanden, und nach einem kurzen Aufenthalte in der Königsgruſt, in welcher Hunderte von großen Fledermäuſen um unſre Köpfe ſchwirrten, traten wir unſern Rückzug aus der ſtinkenden Atmosphäre wieder an. Die zweite Pyramide, die des Cephren genannt, iſt in neuerer Zeit ebenfalls geöffnet worden, aber wir trugen kein weiteres Verlangen, ihr Inneres in Augenſchein zu nehmen. Die dritte dieſer drei Pyramiden, die des Mykerinus, iſt die kleinſte, aber auch die ſchönſte. Sie war mit Steinen von rothem Granit, Porphyr und Sienit von der Inſel Elephantine überkleidet, die von den Arabern losgeriſſen wurden, theils um ſie den Reiſenden zu verkaufen, theils um damit ihre Häuſer auszuſchmücken. Am Fuße derſelben findet man viele Stücke davon. Bis dieſe Stunde iſt noch kein Verſuch gelungen, ſie zu öffnen.

Einige hundert Schritte von der zweiten Pyramide entfernt, ragt aus dem Sande der koloſſale Kopf der Sphinx hervor, eine Figur, die halb Menſch, halb Löwe iſt. Ihr unterer Theil iſt ganz mit Sand überdeckt, der 70 Fuß hoch über demſelben liegen ſoll, und die Größe dieſes Ungeheuers läßt ſich ſchon leicht aus dem Umfange des Kopfes begreifen, der 10 Fuß im Durchmeſſer und vom Scheitel bis zur Fläche, aus der er hervorragt, 30 Fuß mißt. Eine einzige Klaue dieſes Steingebildes, die theilweiſe noch offen liegt, ſoll 60 und die ganze Figur bis an den Bauch 172 Fuß lang ſein. Der Kopf iſt ſehr verſtümmelt, und man erkennt daran kaum mehr die menſchliche Geſichtsbildung. Welche Beſtimmung die Sphinx hatte, iſt bis jetzt noch nicht erwieſen. Unweit der drei großen Pyramiden erheben ſich noch ſechs kleinere, die aus leicht zuſammengefügten Kalk- und Backſteinen beſtehen und von roher unſcheinbarer Bauart ſind. Hohe, in der Nähe befindliche Sandhügel ſind ebenfalls nichts weiter als ſolche eingeſtürzte Grab-Denkmäler.

Schon in der Nähe der Pyramiden ſoll die Todtenſtadt oder das Mumienfeld beginnen, das ſich in unterirdiſchen Gängen meilenweit unter dem Boden der Wüſte hinzieht. Ich betrat mit meinem Führer auch dieſes und ging bis nach Sakkara, einem kleinen am Nilufer gelegenen Dorfe, deſſen Einwohner ſich hauptſächlich damit beſchäftigen, Mumien zu ſuchen. Die Mumienfelder liegen eine Stunde von dieſem Oertchen, und bei jedem Schritte auf denſelben ſtößt der Fuß auf Trümmer von Grabmälern, auf kleine irdene und gläſerne Geſchirre, Köpfe, Götzenbilder und Stücke zerriſſener Leinwand, die man den Mumien abgeriſſen hat. Eine Viertelſtunde von den theils größern, theils kleinern Pyramiden, die ſich in der Nähe Sakkaras befinden, ſind die Thiergräber, und wir hatten uns ſchon vorher in einem kleinen Dorfe mit Stricken und Fackeln verſehen, um in dieſelben hinein zu ſteigen. Durch einen ſenkrechten Schacht, der theilweiſe vom Sande verſchüttet, aber immer noch 12 Fuß tief und 4 Fuß weit iſt, läßt man ſich an einem Stricke hinab und gelangt dann ſeitwärts in eine lange Reihe unterirdiſcher Kammern. Wie auf der Ebene oben, ſo ſtößt man auch hier bei jedem Schritte an Trümmer von Mumien, Mumienſärgen und Fetzen von alten Grabtüchern. Dieſe Kammern ſind Backöfen ähnlich, und man findet darin die Leichname der den alten Aegyptern heiligen Thiere, die in irdenen, oben verkitteten Krügen und Urnen aufbewahrt und in einer ungeheuern Menge vorhanden ſind. Durch einen niedrigen, etwa 40 Fuß langen Seitengang kömmt man zu einem Sarge, in welchem die Gebeine des Erbauers dieſer Todtenſtadt geruht haben ſollen. Von der Kammer, worin dieſer Sarg ſteht, führen rechts und links labyrinthiſche Gänge weiter in das Innere, deſſen Ausdehnung unter der Sohle der Wüſte man noch nicht kennt; man darf ſie nur mit hinreichender Beleuchtung und in Begleitung eines kundigen Führers betreten. Zur größern Vorſicht befeſtigt man am Eingange eine Schnur, um ſich, was nur zu leicht möglich iſt, in dieſem Labyrinthe nicht zu verirren. Einige dieſer Gänge und Kammern ſind durch ein ſchieferartiges Geſtein gehauen, und die Wanderung in ihnen iſt äußerſt beſchwerlich, da man oft auf Händen und Füßen über Scherbenhaufen hinkriechen muß. Zudem iſt die Atmosphäre durch den von den Mumien ausgehenden harzigen Geruch ſo ſtark gewürzt und heiß, daß man leicht Kopfſchmerzen davon trägt, und ich war froh, als ich wieder das helle Tageslicht erblickte und mich für die Mühe der Anſtrengung an der kühlen Milch ſtärken konnte, die uns die Araber des nächſten Dorfes zum Verkaufe anboten. Wie in dieſen, ſo iſt auch in den andern Grabhöhlen, die die Leichname der Hunde, Katzen, Krokodille und andrer Thiere umſchließen, dieſelbe Einrichtung, aber ich trug kein Verlangen, ſie näher in Augenſchein zu nehmen und kehrte, zufrieden mit dem, was ich geſehen, nach Kairo zurück.

Hier war nun meines Bleibens nicht lange mehr; ich entſchloß mich, nach Alexandrien zurückzukehren. Vor meiner Abreiſe war ich noch Zeuge eines merkwürdigen Auftrittes, der ſich auf der Citadelle in Gegenwart des Vicekönigs zutrug. Ein Italiener, der ſich jedoch für einen Deutſchen ausgab, ſuchte in einem der Infanterieregimenter des Paſcha eine Anſtellung, um ſeine Soldaten im Bajonettfechten zu unterrichten, und bat Mehemed Ali, ihm zwei ſeiner beſten Huſarenofficiere zu einem Zweikampfe zu ſtellen. Der Vorſchlag wurde vom Vicekönige angenommen, er beſtimmte Tag und Stunde des Zweikampfes, und eine ungeheure Menſchenmenge ſtrömte nach der Feſtung. Ein Huſarenofficier, ein Franzoſe, und ein Uhlanenofficier, ein Deutſcher aus dem Elſaß, waren dazu auserſehen und ritten einſtweilen auf dem Hofe umher, um ihre Pferde einzuüben. Der Infanteriſt ſtand vor dem Palaſte mit einem langen hölzernen Stocke, auf welchem ein mit Kreide angeſtrichener Knopf befeſtigt war; die Reiter hatten hölzerne, mit Kreide angeſtrichene und an den Spitzen ebenfalls mit Knöpfen verſehene Säbel. So wie der Vicekönig erſchien, begann der Kampf. Der Infanteriſt ſtellte ſich auf, und die Reiter ritten im geſtreckten Laufe gegen ihn, aber ehe ſie ſich es noch verſahen, erhielten ſie, ohne daß ſie dem Infanteriſten etwas anhaben konnten, mehrere Stöße von demſelben, wie man an den Kreideflecken auf ihrer Bruſt deutlich ſah. Der Infanteriſt war Sieger, aber die Beſiegten ſchienen nicht damit zufrieden zu ſein; der eine wechſelte ſein Pferd, und der Kampf begann von Neuem. Sie wollten ihre Schande rächen und drangen mit wahrer Wuth auf ihren Gegner ein, der jedoch abermals Sieger blieb und erſt dann von dem einen der Reiter, der zugleich links und rechts fechten konnte, einen Säbelhieb erhielt, als er ſelbſt mehrere Stiche auf dem Rocke ſitzen hatte. Der Vicekönig, der dieſes öffentliche Schauſpiel veranſtaltet hatte, um ſeinen türkiſchen Officieren zu zeigen, was ein Europäer Alles leiſten könne, ſchien davon ſehr befriedigt; er gab einem jeden der Kämpfenden einen Beutel mit Geld und bat ſie, ſich in einem Kaffeehauſe bei einer Flaſche Wein zu verſöhnen. Wahrſcheinlich würde der Italiener im Heere des Vicekönigs angeſtellt worden ſein, wenn er nicht kurz darauf in Damiette zu der groſſen Armee, die die Peſt gerade aushob, abgegangen wäre.

Nachdem ich herzlichen Abſchied von meinem Freunde und Landsmann Hempel genommen hatte, ſchiffte ich mich am 4. Januar im Hafen von Bulak nach Alexandrien ein, das ich ohne beſondere Erlebniſſe am 10ten erreichte. Sonach hatte ich meine Reiſe nach dem Sinai in 3 Monaten und 7 Tagen vollendet. Meine Ankunft in Alexandrien war trauriger Art, mich ſchmerzte der Verluſt meines Fingers, der mich hinderte, mein Geſchäft zu betreiben und mich zum Müſſiggehen zwang.

Einen meiner erſten Beſuche machte ich bei dem däniſchen Generalconſul, Herrn Dumreicher, in deſſen Magazinen ich die Kiſten mit meinem Handwerkszeuge aufbewahrt hatte. Er hatte mich längſt erwartet und empfing mich ſehr freundlich, doch ſeine Blicke trübten ſich, als er ſah, daß ich den Arm in der Binde trug, und er bezeugte meinem Verluſte das herzlichſte Beileid. Zu meiner großen Freude übergab er mir einen Brief aus der Heimath, in welche ich vor meiner Reiſe nach dem Sinai geſchrieben hatte. Anfangs wollte ich ihn in des Conſuls Haus nicht erbrechen, doch konnte ich endlich meine Neugierde nicht länger bezähmen und löſte das Siegel. Und wie ich daraus ſah, daß Alle daheim noch geſund waren und in Liebe meiner gedachten, da mußte ich mich dem Conſul empfehlen, denn meine Augen waren von Thränen der Freude getrübt.

Ich nahm mein Quartier wieder in demſelben Hauſe, in welchem ich früher mein Geſchäft getrieben. Daſelbſt wohnte auch ein geſchickter deutſcher Arzt, Doctor Koch aus München, erſter Arzt der ägyptiſchen Kriegsflotte. Ihm vertraute ich die Heilung meiner Wunde an, doch auch ſeine Kunſt war nicht im Stande, ſie ſo zu heilen, daß ich mein Geſchäft betreiben konnte. Während des Monats, den ich in Alexandrien verweilte, richtete ich mich ſehr ökonomiſch ein, ſtand nicht zu früh auf, legte mich aber deſto eher wieder nieder und brachte die noch übrige Zeit damit hin, daß ich mit andern Gefährten, die ebenfalls lieber ihrem Vergnügen, als der Arbeit nachgingen, Jagdpartien anſtellte. Und dieſe brachten mir manches Stück Geld ein. Denn wenn einer oder der andere von ihnen nichts getroffen hatte und ſich ſchämte, ohne Beute in die Stadt zurück zu kehren, ſo kamen ſie zu mir, um mir einen Theil der meinigen abzukaufen, theils um damit bei ihren Bekannten zu prahlen, theils um ihre Familien zufrieden zu ſtellen und ſich Vorwürfe zu erſparen, als hätten ſie Pulver und Blei unnütz verſchoſſen. In der meinigen gab es nie Streit, denn mein Wirth ſah es gern, wenn ich entweder gar nichts oder recht viel von der Jagd nach Hauſe brachte. Im erſtern Falle mußte ich mein Eſſen bezahlen, im letztern kam die übrige Beute ſeiner Küche zu gut.

Trotz der angenehmen Unterhaltung, die mir dieſe Beſchäftigung jeden Tag gewährte, bekam ich dieſelbe doch bald überdrüſſig, und die alte Sehnſucht nach dem heiligen Lande erwachte doppelt ſtark in mir. Meine Wunde war faſt geheilt, und ſo waren meine Anſtalten zur Reiſe bald getroffen.

## In Paläſtina.

Abreiſe aus Aegypten. — Ein ägyptiſches mit Schießpulver beladenes Schiff. — Unvorſichtigkeit der Officiere und Matroſen. — Meine Angſt. — Ankunft in Tſur. — Eintritt in das heilige Land. — Koptiſche Chriſten. — Acre. — Ein deutſcher Schloſſer. — Reiſe auf den Berg Karmel. — Kaiſa. — Der Karmel. — Anfertigung einer Walze. — Wanderung nach Nazareth. — Thal und Wald. — Ein Meierhof und ein reizend gelegenes Dorf. — Nazareth. — Franciskanerkloſter. — Grotte des engliſchen Grußes. — Die Werkſtätte des heiligen Joſeph. — Der „Tiſch des Herrn." — Der Berg des Abgrundes. — Der Mariabrunnen. — Wölfe und Schakale. — Kana. — Thal von Hittin. — Tiberias. — Das galliläiſche Meer. — Die Kirche des St. Petrus. — Die deutſchredenden Juden. — Erwartung des Meſſias. — Das Haus eines arabiſch chriſtlichen Prieſters. — Das Bad Salomos. — Ibrahim Paſcha. — Der Jordan. — Der Thabor. — Nazareth. — Reiſe nach Jeruſalem mit einer Pilgerkarawane. — Nablus. — Eine kalte, ſchlafloſe Nacht. — Anblick von Jeruſalem.

Am 8. Februar 1834 ging ich an Bord eines Schiffes, unter dem Kommando des ägyptiſchen Kapitän Bedui Abuſſenab

(d. h. mit dem langen Barte), welches beordert war, eine Ladung Schießpulver nach der Feſtung Acre zu bringen, die kurz vorher von dem Adoptivſohne Ali's, Ibrahim, erobert und zerſtört worden war. Es war meine vierte Seereiſe, aber vor keiner bangte es mir ſo ſehr, wie vor dieſer, einmal weil wir — es war zwar nur eine Küſtenfahrt — ohne Kompaß fuhren, und ſodann wegen der großen Unordnung, die auf dem Schiffe herrſchte. Denn der Kapitän, ſowie die Matroſen, ja ſogar die Officiere, welche die Wache hatten, liefen Tag und Nacht mit brennenden Tabakspfeifen im Schiffsraume und zwiſchen den Pulverfäſſern umher, in ihrer Unbeſonnenheit nicht an die gräßliche Gefahr denkend, in der ſie bei jedem Tritte ſchwebten. Mir war indeſſen das Rauchen unterſagt worden, auch durfte eben wegen des Pulvers kein Feuer in der Schiffsküche angemacht werden. Ich hatte mich daher auf zehn bis zwölf Tage mit trocknem Proviant verſehen, an dem ich zuweilen meinen Aerger verbiß. Und ſo ging die Fahrt langweilig und in beſtändiger Angſt, doch ohne Unglück vorüber. Erſt am zwölften Tage, als ich am fernen Horizonte die Küſten des gelobten Landes erblickte, erheiterte ſich mein Gemüth, und froher Muth zog in meine verzagte Seele ein. Mit Ungeduld erwartete ich den Augenblick, wann ich meinen Fuß an das Land ſetzen könnte, und dieſer war nicht mehr fern. Wir liefen, da der Kapitän daſelbſt einige Geſchäfte abzumachen hatte, in den Hafen von Tſur ein. Sogleich umringte uns eine Menge Kähne mit Lootſen, die uns ausfragten, woher wir kämen, wohin wir wollten, ob wir Fracht und Paſſagiere an Bord hätten und Lebensmittel bedürften u. ſ. w. und uns nöthigten, ans Land zu ſteigen. Wir hatten noch eine Tagereiſe bis Acre. Ich dachte an das Unglück, das während dieſer Zeit, ja noch in der letzten Minute geſchehen könne, wenn die Allmacht Gottes keine beſſere Aufſicht über das Schiff führe, als der Kapitän, und beſchloß nebſt einigen Türken auszuſteigen und ſicher vor allen Gefahren den Weg nach Acre zu Fuße fortzuſetzen. Und ſo betrat denn am 20. Februar mein Fuß den Boden des heiligen Landes. Knieend küßte ich denſelben und faltete die Hände, aber kein Gebet ging über meine Lippen, nur eine Thräne der tiefſten Rührung ſchlich meine Wangen hinab. Dann erhob ich mich und rief mit lauter Stimme einen freudigen Gruß in das Land meiner Sehnſucht.

Tſur iſt ein ärmliches Dörfchen, daß an der Stelle des alten Tyrus, der größten und reichſten Stadt Phöniziens, ſteht. Ihre Pracht und Herrlichkeit ſind bis auf einige Steinhaufen verſchwunden, über welche das Gras der Vergeſſenheit wächſt. Ich raſtete, um mich von der Reiſe zu erholen, einen Tag in einem elenden, den Einſturz drohenden Häuschen, das mir von einem Chriſten angewieſen worden war. Gegen Abend beſuchten mich mehrere Chriſten von der Sekte der Kopten oder Jakobiten, deren einfache Sitten mir ſehr zuſagten. Sie begrüßten mich, indem ſie das Haupt neigten und die Hand auf die Bruſt legten, mit dem freundlichen Gruße: „Ackschammhär hawaka!“ (Guten Abend, Herr!) und erboten ſich mir, jeden meiner Wünſche zu erfüllen. Am 22ſten wanderte ich nach Jean d'Acre zu, das wenige Tage zuvor von Ibrahim Paſcha eingenommen worden war, nachdem er alle Kanonen ſeiner Flotte, mit welcher er der Stadt nicht beikommen konnte, auf eine kleine Anhöhe ans Land geſchafft und von da aus die Feſtung mit dem beſten Erfolge beſchoſſen hatte. Spät des Abends kam ich vor das Thor, aber da war an keinen Einlaß zu denken, und ich mußte mit meinem Begleiter die Nacht auf dem Felde zubringen. Erſt am Morgen, als die Thore geöffnet waren, betrat ich die nicht unbedeutende Stadt, deren Häuſer durch die letzte Blockade ſo gelitten hatten, daß ſie dem Einſtürzen nahe waren, und deren Straßen von Soldaten wimmelten. Ich fand hier zufällig einen deutſchen Schloſſer von Frankfurt am Main, den ich ſchon in Konſtantinopel kennen gelernt hatte, und wohnte bei ihm.

Nach einem zweitägigen Aufenthalte, der mir nichts Erwähnenswerthes weiter darbot, trat ich mit dem Schloſſer eine Wanderung nach dem drei Stunden von Acre entfernten Berg Karmel an. Unweit der Stadt ſahen wir die Trümmer eines Schiffes am Ufer, das vor wenigen Tagen hier geſcheitert war; zum Glück war die darauf befindliche Mannſchaft ſämmtlich gerettet worden. Der Anblick der Schiffstrümmer brachte in mir eine trübe Stimmung hervor, denn ich dachte an die überſtandenen Gefahren meiner Seereiſen und an die, welche ich noch zu überſtehen haben würde. Mit dieſer Stimmung kam ich in Kaifa, einem unbedeutenden und ſchlecht gebauten Flecken, an, und wir ſetzten, ohne uns weiter aufzuhalten, unſern Weg nach dem Karmel fort, der noch eine halbe Stunde von dem eben genannten Dorfe liegt. Abends 6 Uhr trafen wir am Fuße deſſelben an. Der Karmel iſt ein etwa ſieben Stunden langer Höhenzug, deſſen Gipfel eine ziemlich breite, mit Wald bedeckte Hochebene bildet, in welchem ſich wilde Thiere aufhalten. Vorzugsweiſe nennt man jedoch Karmel denjenigen Berg, welcher Kaifa am nächſten liegt. Am Fuße iſt er mit Oelbäumen, Weinreben und Lorbeeren bepflanzt, zwiſchen denen ſich hin und wieder einzelne freundliche Häuſer finden. Seine Höhe iſt nicht beträchtlich, und ſein Gipfel läuft in kahle, nur hie und da mit niederem Geſtrüppe beſtandene Felſen aus. Auf einem Vorſprunge des Berges nach dem Meere hin hat Ibrahim Paſcha ein ſchönes Militärhoſpital bauen laſſen, damit die kranken Soldaten, von der friſchen Seeluft umweht, deſto eher geſunden möchten. Von dieſer Stelle aus genießt man eine reizende Ausſicht über das Meer. Auf dem Gipfel des Berges ſtehen die Ruinen eines während des griechiſchen Freiheitskampſes zerſtörten Kloſters, und nicht weit von demſelben wird ein neues gebaut, deſſen Bau vor etwa 7 Jahren der vertriebene König von Frankreich beginnen ließ, der aber noch nicht vollendet war, da der jetzige König mit dem endlichen Ausbau nur langſam zu Werke geht. Der Karmel wird als der gewöhnliche Wohnort der Propheten Elias und Eliſäus genannt, die hier mit feurigen Schwertern die falſchen Propheten züchtigten, und noch bis auf dieſe Stunde heißt eine Grotte, die ſich im Berge befindet, die Eliashöhle. Die Ausſicht von der Höhe herab iſt reichhaltig, man ſieht in die Straßen von Kaifa mit ſeinem Hafen, weiterhin die Feſtung Acre, ſüdlich fällt der Blick auf die Trümmerhaufen einer untergegangenen Stadt und nach Norden auf die ſchneebedeckten Häupter des Libanon, die den Horizont begrenzen. Unweit des Kloſters befand ſich eine Schmiedewerkſtätte. Wir gaben uns den Arbeitern als Handwerksburſche zu erkennen und wurden von ihnen dringend gebeten, ihnen eine Walze, die zu einer Steinſchneide-Maſchine gehörte, zu fertigen. Wir nahmen das Anerbieten an, um ein Andenken von unſrer Hände Arbeit hier zurückzulaſſen und brachten ſieben Tage lang mit der Fertigung zu.

Am 4. März kehrten wir nach Kaifa zurück. Ich ging daſelbſt zum Conſul, der auch zugleich Conſul von Acre war, um meine Papiere zur Weiterreiſe viſiren zu laſſen, und fand in ihm einen äußerſt freundlichen jungen Mann, der aus Sardinien ſtammte, und bei dem ich einige Stunden im traulichſten Geſpräche zubrachte. Hier verließ mich mein Reiſegefährte, der Schloſſer, und ging nach Acre zurück, wo er in Ibrahims Arſenale Arbeit gefunden hatte, ich aber zog mit einem Führer landeinwärts dem acht Stunden von hier entfernten Nazareth zu. Eine Stunde von Kaifa kamen wir in ein reizendes waſſerreiches Thal, das an einigen Stellen wohl eine Stunde breit war und allmälig nach dem Karmel zu auslief. Hier und da bot es dem Auge überraſchende Partien, doch war es nicht angebaut, an manchen Stellen mit Diſteln und Binſen bewachſen, an andern mit einem herrlichen Graſe, das jedoch wieder verdorren mußte, da ſich nur ſelten ein Hirte mit ſeiner Heerde hierher verirrte. Nachdem wir das Thal, an deſſen ſumpfigen Stellen unſre Eſel nur mit Mühe fortkommen konnten, der Breite nach durchzogen hatten, traten wir jenſeit deſſelben in einen ſchönen, etwa eine Stunde langen Wald, worin etliche Schafheerden weideten. Am Ausgange deſſelben trafen wir einen ärmlichen, nur aus Erde erbauten Meierhof, deſſen Bewohner wir um einen Trunk friſchen Waſſers anſprachen, den wir auch ſogleich erhielten. Meine Aufmerkſamkeit zogen die Bienenhäuschen auf ſich, die neben dem Hauſe ſtanden. Sie waren kegelförmig, aus Erde erbaut, etwa 5 Fuß breit und 12 Fuß hoch und ringsum voller kleiner Löcher, durch welche die Bienen ein- und auszogen. Es mag in dieſen Gegenden viel Honig geben, denn der fruchtbare Boden iſt mit Blumen und Blüthen überſäet, und es wurde mir immer mehr klar, warum die heiligen Schriftſteller Paläſtina das Land genannt haben: „wo Milch und Honig fließt.“ Drei Viertelſtunden von dieſem Meierhofe erblickten wir auf einer Anhöhe ein Dorf, deſſen herrliche Lage unſer Auge feſſelte. Der Anblick deſſelben wurde immer ſchöner, je näher wir kamen, und bald ſahen wir, daß es von indiſchen Feigenbäumen wie von einer Mauer umgeben war. Nie hatte ich auf meinen Reiſen etwas Schöneres geſehen. Welch einen herrlichen Anblick mußte es erſt gewähren, dieſe Mauer im Schmucke ihrer unzähligen prächtigen gelben Blüthen zu ſehen, die wir auch in unſern Gewächshäuſern, nur etwas verkümmert, antreffen! Die Früchte dieſes indiſchen Feigenbaumes, die an dem Rande der breiten dicken Blätter oft zu 8 bis 10 Stück wachſen, gleichen einer kleinen Gurke, die mit kleinen Stacheln bedeckte Schale läßt ſich, wenn die Früchte reif ſind, leicht abziehen, allein ihr Geſchmack iſt ſo widerlich ſüß, daß man nur wenige auf einmal genießen kann.

In dem Dorfe angekommen, beſtellte ich in einem Hauſe für 10 Para (etwa 7 Pfennige) Milch und war erſtaunt über die Menge derſelben, die uns in einem großen kupfernen Geſchirr vorgeſetzt wurde, und an welcher ſich leicht ſechs Menſchen hätten ſättigen können. Da weder an einen Stuhl noch an einen Tiſch zu denken war, ſo lagerte ich mich auf den Boden in das weiche Gras. Die Bewohner geſellten ſich zu uns und wollten ſich vor Lachen ausſchütten, als mein Führer, der Gewohnheit gemäß, mit der Fauſt, in welcher er etwas Brod zuſammendrückte, in das Milchgeſchirr fuhr und ich ſogleich mit einer Pantomime des Ekels andre Milch beſtellte, die ich aus dem Geſchirr ſchlürfte und mein Brod dazu aß. Nach kurzer Ruhe ſetzten wir unſern Weg etwa 5 Uhr Abends weiter fort, und langten gegen 9 Uhr in Nazareth an, wo mich mein Führer ſogleich nach dem Franziskanerkloſter brachte, da ich außerdem nicht leicht eine Herberge gefunden haben würde. Die gaſtlichen Mönche nahmen mich ſehr freundlich auf, und bewirtheten mich auf das Beſte.

Nazareth, wo das Geheimniß der Menſchwerdung Chriſti ſeinen Anfang genommen hat, iſt ein kleines Städtchen, das 8 Stunden vom Berge Karmel und 25 Stunden von Jeruſalem entfernt liegt. Es beſteht aus kleinen, meiſt dürftigen Häuſern, die ſich amphitheatraliſch am Abhange des Berges erheben, und zählt etwa 3000 Einwohner, die aus katholiſchen, griechiſchen und maronitiſchen Chriſten und Türken beſtehen, von denen die Erſteren die Mehrzahl ausmachen. Die äußerſt gefälligen Mönche zeigen jedem Fremden die Merkwürdigkeiten der Stadt und Umgegend, und dieſe beſtehen zuerſt in dem Kloſter, das ſie bewohnen. Es iſt ein großes feſtes Gebäude mit einer prächtig ausgeſchmückten, nur durch ihre Länge und Breite in einem Mißverhältniß ſtehenden Kirche. Daſelbſt befindet ſich die Grotte, wo Maria den Gruß des Engels empfing, der ihr die Geburt des Heilands verkündete. Auf einer prächtigen Treppe von weißem Marmor ſteigt man in ein kleines, reichgeſchmücktes Gemach hinab, in deſſen Mitte ſich ein von einer ewigen Lampe überglänzter Marmoraltar erhebt. Die Heiligkeit des Orts erfüllt den Eintretenden mit frommer Scheu und ladet ihn unwillkürlich zur Andacht ein. Unweit des Kloſters befindet ſich die Werkſtätte des heiligen Joſeph, die früher in eine Kirche umgewandelt, in neuerer Zeit aber theilweiſe von den Türken zerſtört wurde. Es iſt nur noch eine einfache Kapelle übrig, in welcher täglich von den Mönchen Meſſe geleſen wird. Eine zweite ſteht auf der Stelle der Synagoge, in welcher Jeſus den Juden die heilige Schrift erklärte, und eine dritte erhebt ſich über dem Felſen, den man den „Tiſch des Herrn" nennt, und auf welchem der Heiland oft mit ſeinen Jüngern geſpeiſ't haben ſoll. Südlich vor der Stadt liegt der Berg des Abgrundes, eine ſteile Felſenwand, von welcher die Juden Chriſtum herabſtürzen wollten. Der Ort iſt ebenfalls geheiligt durch die Eindrücke der Hände und Füße des Heilands im Felſen, und an einem daſelbſt errichteten Altar wird an einem beſtimmten Tage des Jahres Meſſe geleſen. Vor der Stadt führt ein mit Obſt- und andern Bäumen eingefaßter Weg zu dem Mariabrunnen, wo die Nazarenerinnen den Bedarf ihres Waſſers holen, den ſie in großen irdenen Krügen auf dem Kopfe nach der Stadt zurücktragen.

Die Umgegend von Nazareth iſt mit wilden Thieren, vorzüglich mit Wölfen und Schakals bevölkert, die nicht ſelten Nachts in die Stadt kommen, um an den todten, auf die Straße geworfenen Thiere ihren Hunger zu ſtillen und dabei zugleich mit den Hunden ein Geheul erheben, deſſen betäubender Lärm einem kein Auge ſchließen läßt.

Am 6. März bat ich mir zu meiner Weiterreiſe vom Guardian des Kloſters einen der italieniſchen Sprache kundigen Führer aus, den ich ſammt zwei Eſeln um den Preis von täglich 9 Piaſter erhielt.

Wir ſchlugen den Weg nach Kana ein, das wir nach drei Stunden erreichten. Etwa 300 Schritte zuvor kommt man zu einem Brunnen mit hellem vortrefflichem Waſſer, der mir als derjenige bezeichnet wurde, aus welchem Chriſtus das Waſſer ſchöpfen ließ, das er auf der Hochzeit zu Kana in Wein verwandelte. Von jeder Seite führen vier Stufen zu dem Brunnen, der etwa acht Fuß lang und drittehalb Fuß breit iſt und in ein ausgemauertes Viereck abfließt. Daneben befindet ſich ein ſteinerner Trog, den ein Engländer für alle Reiſende, die darin baden wollen, hat herrichten laſſen. Das Dörfchen liegt am Abhange eines Hügels und beſteht aus ärmlichen Hütten und Ruinen. Nicht weit von dem ebengenannten Brunnen ſieht man die Stelle, wo das Haus des Bartholomäus ſtand, in welchem die Hochzeit gehalten wurde. Auch zeigt man etwa 150 Schritte weiter die Krüge, in welchen die Verwandlung geſchah; ſie ſind in die Erde gegraben geweſen und beſtehen nur noch aus Scherben.

Von Kana aus führte unſer Weg weiter durch ein ſchönes breites Thal, deſſen Seitenwände aus Kreidekalk mit vielen Grotten beſtehen. Sieben bis acht Stunden lang und an einigen Stellen eine halbe Meile breit, feſſelt es das Auge durch ſeine äußere Schönheit und durch eine Fülle von reizenden Anſichten, die ſein Inneres faſt bei jedem Schritte darbietet. Das Füllhorn göttlichen Segens ſchien darüber ausgegoſſen, und wie viele hundert Menſchen konnten in dieſem Thale leben und Tauſende von Schafen und Rindern das üppige, darin aufſproſſende Gras abweiden, wenn nur die Bewohner der Umgegend den fruchtbaren Boden anbauen wollten, was ohne Mühe geſchehen könnte. So aber verſäumen ſie dies, und wildes Geſtrüpp wuchert auf dem üppigen Boden. Das grüne Gefild dieſes Thals wird als dasjenige bezeichnet, auf welchem die Jünger am Sabbath zur Stillung ihres Hungers Aehren rauften*). In der Mitte des Thals liegt am Abhange eines Hügels ein arabiſches Dörfchen, Campo de Specke, auf arabiſch: Dunan: Gottesacker, das ſeinen Namen von den vielen Gebeinen erhalten haben mag, die ſeit den älteſten Zeiten, wahrſcheinlich aus den Kreuzzügen, hier gefunden werden**). Zu Anfang dieſes Jahrhunderts gewann Napoleon unweit des Thals mit wenig Mannſchaft einen Sieg gegen ein großes türkiſches Heer, und in neueſter Zeit iſt dieſe Gegend der Schauplatz der mörderiſchen Kämpfe Ibrahim-Paſchas geworden, der noch im Jahre 1834 Herr des Landes war***) Weiter ſüdlich im Thale bezeichnete mir mein Führer bei drei alten Olivenbäumen den Platz, wo Kain ſeinen Bruder Abel erſchlug, und ſomit wüßten die Gelehrten, wo das Paradies zu finden wäre, vorausgeſetzt, daß jene benannte Stelle wirklich die ſei, auf welcher das erſte Menſchenblut gefloſſen. Von hier aus gelangt man an einen Berg, der als derjenige bezeichnet wird, an welchem Chriſtus die berühmte Predigt hielt und mit fünf Gerſtenbroden und zwei Fiſchen 5000 Mann ſpeiſete. Erſteigt man die mäßige Anhöhe, ſo fällt der Blick auf das Städtchen Tiberias und das galliläiſche Meer.

Bald hatten wir den Ort erreicht, deſſen ziemlich hohe, mit Thürmen beſetzte Mauern ihm das Anſehen einer Feſtung geben, die, jedoch in der Nähe beſehen, ſo dürftig erſchien, daß ſie nach meiner Meinung bei dem erſten Kanonenſchuſſe zuſammenſtürzen würde. Das galliläiſche Meer, auch der See Genezareth und der See Tiberias genannt, beſpült die Stadtmauern. Seine Länge beträgt etwa ſechs und ſeine Breite zwei Stunden, und ſein Waſſer iſt ſüß. Seine wilden Wellen beſchwichtigte einſt ein Wort des Heilands, und mit trokkenem Fuße wandelte er darüber hin, als er dem ſinkenden Petrus die rettende Hand reichte. An ſeinem Ufer entfloß ſeinem Munde das herrliche Gleichniß vom Sämann, und ſeine Wunderkraft machte daſelbſt die Blinden ſehen, die Lahmen gehen und die Tauben hören. Von hier waren mehrere Apoſtel gebürtig, und der See war Zeuge, wie Chriſtus den Petrus, Jakobus, Andreas und Johannes zum Apoſtelamte berief; hier lebten und wirkten ſie in ihrem Berufe. Von den vielen Städten und Dörfern, die meiſt an ſeinen Ufern ſtanden, iſt keine Spur mehr zu finden, die ihn umgebenden Berge ſpiegeln ſich kahl und ihres Wälderſchmucks beraubt in ſeinen Fluthen, aber dennoch gewährt er ein liebliches Bild durch die Lorbeerroſen, die an ſeinen Ufern wachſen, ihre Zweige über das Gewäſſer breiten, und ihn ſo in einen grünen, mit Blumen durchwebten Rahmen einfaſſen.

---

*) Matthäi 12, 1. — Marci 2, 23. — Lucä 6, 1.

**) Hier beſiegte Saladin in der furchtbaren Schlacht bei Hittin das Heer der Chriſten, und rieb es auf am 4. Juli 1187. D. H.

***) Jetzt nicht mehr. Durch Vermittelung Englands gehören Syrien und Paläſtina jetzt wieder der hohen Pforte an.

Wir waren von dem Regen durchnäßt, der den ganzen Tag angehalten hatte, und ſehnten uns nach Obdach und Ruhe, da er in immer größern Strömen herabgoß. Mein Führer war nach dem Prieſter geeilt, um die Schlüſſel zur Kirche zu holen. Willig waren ſie ihm eingehändigt worden, und wir ſchloſſen die Kirche auf, um Schutz darin zu ſuchen. Sie iſt auf der Stelle erbaut, wo Chriſtus den Apoſtel Petrus, die Netze waſchend, fand. Ich betrat ſie mit frommen Gefühlen und wollte eben ein Gebet verrichten, als ich durch die unharmoniſchen Töne des Eſels, den der Führer ohne mein Wiſſen in das Gebäude gezogen, geſtört wurde. Auf mein Befragen, was das Langohr in der Kirche ſolle, war die Antwort auf italieniſch: „Noi dormiere inschme aqua!“ (Wir ſchlafen zuſammen hier.) Leider glichen die ſchmutzigen Räume der Kirche wirklich einem Viehſtalle. Dennoch wollte ich ſie nicht entweiht wiſſen, und fragte den Führer nach einer Herberge, die leider in ganz Tiberias nicht gefunden wird. Jetzt bat ich ihn, mir einen Schluck Wein oder Brandwein zu verſchaffen, um meine von Kälte und Näſſe ſchlotternden Glieder von innen zu erwärmen, und er brachte mich zu einer Judenfamilie, die nahe am See wohnte und die Pilger mit Speiſen und Getränken bewirthete. Wir wurden freundlich aufgenommen, aber leider war ihr Sabbath kurz vor unſrer Ankunft angegangen, und ſie waren weder durch Bitten noch durch Geld zu bewegen, uns etwas zu verabreichen. Ich fragte ſie, was ſie für ein Geſchäft trieben, und ſie antworteten mir: daß ſie den Meſſias erwarteten, da Chriſtus nicht der rechte geweſen ſei. Auf meine weitere Frage: von wannen er kommen ſollte, antworteten ſie mir: über das Meer, und ſcherzweiſe ſagte ich, da möchten ſie ja die Thüre beſtändig offen halten, damit er nicht etwa wieder umkehre, wenn er Nachts ankomme. Was mich am meiſten wunderte, war, daß die Juden deutſch ſprachen, ohne je in Deutſchland geweſen zu ſein. Ich erfuhr von meinem Führer, daß zwei Drittel der Bevölkerung des Städtchens aus Juden beſtanden, deren Vorältern aus allen Theilen der Erde hierher geſtrömt ſeien, um den Meſſias zu erwarten, und daß ſich die Sprache des Landes, aus dem ſie gekommen, unter ihren Kindern und Enkeln fortgepflanzt habe. Noch alle Jahre kommen ganze Schaaren aus allen Welttheilen hierher, um daſelbſt ihr Leben zu beſchließen, und ihr Glaube an eine Wiederkehr des Meſſias, der vom galliläiſchen Meer herkommen ſolle, iſt ſo unerſchütterlich, daß Einige um die Zeit, in welcher er ihnen verheißen iſt, Nachts auf einen Berg ſteigen, daſelbſt Wache halten und mit unverwandten Augen nach dem Meere hin blicken, um die Erſten zu ſein, die ſeine frohe Ankunft verkündigen können. — Da wir in dem Judenhauſe nicht eingelaſſen wurden, ſo blieb uns nichts andres übrig, als zu dem arabiſch-chriſtlichen Prieſter zu gehen, dem Bewahrer der Schlüſſel zu der obenerwähnten Kirche, und ihn zu bitten, uns ein Nachtlager zu geben, damit wir unſre naſſen Kleider trocknen könnten. Wir wurden freundlich aufgenommen und genöthigt, uns auf türkiſche Manier auf einen Teppich am Fußboden niederzulaſſen, was mir freilich nicht angenehm war. Jedoch wir ſetzten uns, und ſogleich überreichte mir die Frau meines Wirthes eine lange türkiſche Pfeife und eine Taſſe ſchwarzen Kaffee, nahm dann an meiner Seite Platz und wurde ſogleich durch ihre lieben Kinder, wie ich durch ſie bedient, und aus ihrer ſtattlichen Pfeife blies ſie dicke Dampfwolken aus, gleich dem beſten Raucher. Ohne es mir jedoch merken zu laſſen, konnte ich mich des Lachens nicht enthalten. Nach einer Stunde wurde das Abendeſſen auf einen runden niedrigen Tiſch aufgetragen. Es beſtand aus untereinander gekochtem Reis und Linſen und aus geronnener Milch. Auf Rohrdecken ließen wir uns um die dampfende Schüſſel nieder und langten fleißig mit freien Händen zu; doch war mein Appetit nicht ſehr rege, da ich etwa ſechs kleine, eben nicht ſehr ſaubere Kinder auf eben dieſe Weiſe an der Mahlzeit Theil nehmen ſah. Die Milch wurde mit Stücken zuſammengedrückten Brods aus der Schüſſel getaucht. Mir war es indeſſen weniger um das Eſſen als um das Trocknen meiner Kleider und um die Nachtruhe in einem Bette zu thun, das zwar auch nicht viel werth, doch aber beſſer war, als der kalte Fußboden der Kirche, in welcher ich nicht einmal eine Bank geſehen hatte.

Am nächſten Morgen verließ ich Tiberias, das aus ärmlichen Hütten, zerſtreuten Trümmern und etwa 4000 Einwohnern beſteht *), und ging nach den warmen, in der Nähe befindlichen Quellen, das „Bad Salomo's" genannt. Sie ſind mit einem ſtattlichen Hauſe überbaut und im Innern bequem eingerichtet. Unweit davon begegnete mir Ibrahim Paſcha, der eben ein Bad genommen hatte. Er war damals ein Mann von etwa vierzig Jahren mit einem ernſten Geſichte, dunkeln blitzenden Augen, rothem Barte und trug ſich halb orientaliſch, halb europäiſch. Als ich in ſeine Nähe kam, bot ich ihm auf franzöſiſch einen „Guten Morgen!" er, ächt tyranniſch, aber erwiederte meinen Gruß nicht, ſondern ging kalt und finſter an mir vorüber. Wahrſcheinlich hielt er mich für einen Ruſſen, die er nicht leiden mag, weil ſie im griechiſchen Freiheitskampfe dem Sultan zu Hülfe kamen und ſo ſeine ſiegreichen Schritte in Griechenland hemmten. Ich ſelbſt nahm ein Bad, das mich jedoch ſo ermattete, daß ich lange Zeit brauchte, um mich wieder zu ſtärken. Dann ſchritt ich dem Ufer des See's entlang der Stelle zu, wo die gelben ſchmutzigen Fluthen des Jordan ſich in denſelben ergießen. Er iſt der Hauptfluß des gelobten Landes, der unweit Caeſarea in dem kleinen ummauerten Teiche Phiala (Birket Ram) am Fuße des Antilibanongebirges entſpringt, ſich ſodann durch die Seen Samochonitis (Meromſee) und Genezareth ergießt, ohne ſich mit dem Waſſer derſelben zu vermiſchen und endlich nach einem Laufe von ungefähr 50 Meilen in das todte Meer fällt. Er theilt, von Norden nach Süden fließend, das Land in zwei Theile, iſt weder breit (an den breiteſten Stellen kaum 80 Fuß),

---

*) Am 1. Januar 1837 wurde Tiberias von einem furchtbaren Erdbeben gänzlich zerſtört und iſt jetzt faſt nur ein Trümmerhaufen.

noch tief, aber heilig durch tauſend Erinnerungen an große Begebenheiten, deren ſtummer Zeuge er war. Jeder Pilger begrüßt ihn mit Gebet, jeder ſucht in ſeinem Waſſer zu baden, dem eine beſondere Heilkraft zugeſchrieben wird, jeder trinkt davon, und keiner verläßt ihn, ohne einen Stein oder eine Muſchel von ſeinem Ufer oder ein Fläſchchen ſeines Waſſers zum Andenken mit in die Heimath zu nehmen. Seine Ufer, mit Weiden bepflanzt und hin und wieder mit Zuckerrohr angebaut, waren von vielen Tauſend Störchen belebt, die in dem Schlamme ihre Nahrung ſuchten. Auch ich trank einen Schluck ſeines ſüßen Waſſers und füllte ein Fläſchchen zum Andenken meines Beſuchs. Da fragte ich einen Araber, wie der Berg an dem einen Ufer heiße und erhielt zur Antwort: „Jor,“ den andern am jenſeitigen Ufer nannte er mir auf meine weitere Frage: „Dan,“ und ſo war mir mit einem Male die Bedeutung des Namens des Fluſſes klar geworden.

Vom Jordan aus gingen wir nicht nach Tiberias zurück, ſondern ſetzten unſre Reiſe weiter nach dem Berge Tabor fort. Unter allen Bergen Paläſtinas verdient er den Vorzug durch ſeine romantiſche Lage und unvergleichlich herrliche Geſtalt und kann mit den ſchönſten Bergen der Welt in die Wette ſtreiten. Ganz frei, von keinem andern Berge umgeben, erhebt er ſich aus der reizenden, fruchtbaren Ebene Esdrälon und gleicht einem Zuckerhute mit abgeſchlagener Spitze. Seine Seiten ſind ſchroff und ſteil und von ſeinem Fuße an bis zu ſeinem Gipfel, deren Entfernung von einander gegen 3000 Fuß betragen mag, iſt er mit Oliven, Maulbeerfeigenbäumen und anderem duftenden Geſträuch bewachſen, das aus Felſenritzen empordringt. Mehrere Quellen entſpringen an denſelben und fließen in die Ebene ab, und an den Abhängen, wo Gras gedeihen kann, grünt es in üppiger Fülle, mit tauſend herrlichen Blumen geſtickt. Nach einer guten Stunde mühſamen Aufſteigens langten wir auf dem Gipfel an, der eine Stunde im Umfange hat, mit Bäumen, Geſträuchen, ungeheuer hohem Graſe bewachſen und mit den Trümmern der Gebäude bedeckt iſt, die die heilige Helena und der Fürſt Tankred, einer der tapferſten Helden des erſten Kreuzzuges, hier hatten erbauen laſſen. Die Ausſicht, die man hier genießt, iſt über alle Beſchreibung reizend, und ich dachte lebhaft an die Worte des heiligen Petrus: „Hier iſt gut ſein, hier laßt uns Hütten bauen.“ Südlich fällt der Blick auf die ſieben Meilen lange, herrlich angebaute Ebene Esdrälon, auf den kleinen Hermon, an deſſen Fuße das kleine, durch die Auferweckung des Sohnes der Wittwe berühmte Dorf Nain liegt. Weiter ſieht man auf das unwirthbare nackte Gebirge Gilboe, auf den Ort, wo König Saul die Hexe um ſein Schickſal befragte, grüßt in weiter Ferne die Städte Capernaum, Betſaida und Bethulien und verliert ſich endlich in den matten Umriſſen der ſamariſchen Gebirge, die den Horizont begrenzen. Als wir uns an dem bezaubernden Gemälde ſatt geſehen, verließen wir den heiligen Berg und gingen nach Nazareth zurück, das nur drei Stunden vom Tabor entfernt iſt. Eben ſo gaſtfreundlich wie früher wurde ich auch diesmal im Kloſter aufgenommen und verweilte zwei Tage darin, um die Gelegenheit abzuwarten, mich einer Pilgerkarawane, die alljährlich aus dieſen Gegenden zum Oſterfeſte nach Jeruſalem zieht, anſchließen und in ihrer Geſellſchaft ſicherer reiſen zu können. Zwar ſind die Wege in jenen Gegenden nicht ſo unſicher, wie manche und vorzüglich die Engländer glauben, die ohne große Bedeckung niemals das Land durchwandern können; ich habe oft darin ruhig und ohne alle Bedeckung, als die der unſichtbaren Hand Gottes, unter freiem Himmel geſchlafen. Tags vor meiner Abreiſe ließ ich beim europäiſchen Conſul in Nazareth meine Papiere viſiren und war verwundert, dieſelben ohne Siegel wieder zurück zu erhalten. Auf mein Befragen darüber antwortete er verlegen, daß ſein Sekretär ausgegangen ſei und das Petſchaft wahrſcheinlich mitgenommen habe, mir aber kam es vor, als wiſſe er weder etwas von einem Sekretär, noch von einem Siegel. Sodann nahm ich herzlichen Abſchied von dem Guardian des Kloſters, Herrn J. C. Botta, welcher mir zum Andenken und zum Beweis meines Aufenthaltes in der heiligen Stadt ein Zeugniß ausſtellte, und trat am folgenden Tage meine Pilgerfahrt nach Jeruſalem an.

Am 10. März verließ ich in Begleitung von mehr als 200 Perſonen, männlichen und weiblichen Geſchlechts, die aus Griechen, Armeniern, Kopten und andern ſchismatiſchen Chriſten beſtanden, das ärmliche Nazareth. Es war ein ſtattlicher Zug von Maulthieren und Pferden, die theils Menſchen, theils das Gepäcke und die Bedürfniſſe zum Lebensunterhalt trugen; auch ich hatte mir zur bequemern Fortſchaffung meiner Habſeligkeiten ein Maulthier gemiethet. Nur die wenigſten und ärmſten Wallfahrer reiſten zu Fuß.

Am erſten Tage gingen wir durch die fruchtbare und an immer wechſelnden, reizenden Landſchaftsbildern reiche Ebene Esdralon und kamen gegen Abend des zweiten Tages in Nabis oder Nablus, dem ehemaligen Samaria, einem kleinen angenehmen und mit reichen Pflanzungen geſchmückten Städtchen, an. Ein großer Theil der Karawane war geneigt, ſich einige Tage hier auszuruhen und darunter auch der, von dem ich das Maulthier gemiethet hatte. Da jedoch am andern Morgen Mehrere weiter reiſten und ich von ihnen erfuhr, daß Jeruſalem noch an demſelben Tage zu erreichen ſei, ſo entſchloß ich mich, ihnen zu Fuße nachzufolgen, weil man mir ſagte, daß die Straße nur ſehr unbequem zu reiten ſei. Deshalb übergab ich mein Gepäck dem Eigenthümer meines Maulthiers, mit der Bitte, ſelbiges in Jeruſalem nach dem katholiſchen

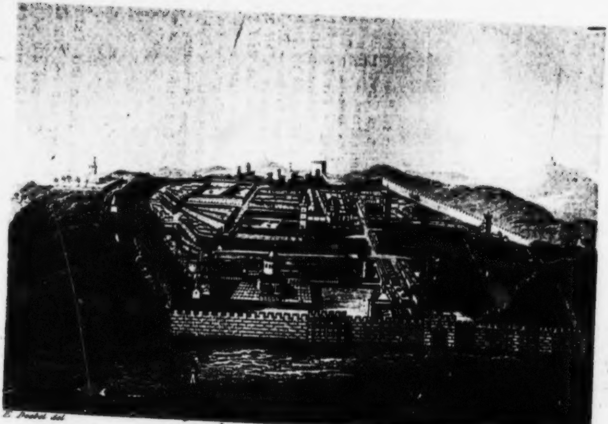
Kloſter zu bringen, und eilte den Vorausgegangenen nach. In wenig Stunden hatte ich ſie eingeholt, allein wir erreichten unſer Ziel nicht und ſahen uns genöthigt, die Nacht auf freiem Felde auf einem türkiſchen Gottesacker zuzubringen. So unangenehm mir dieſes war, ſo ſuchte ich mir doch ein Ruheplätzchen und bedauerte nichts ſchmerzlicher, als daß ich meine Decke, die mir während der feuchten kalten Nacht von großem Nutzen hätte ſein können, in Nabis zurückgelaſſen hatte. Ich ging in die kleine geöffnete Moſchee, die auf dem Gottesacker ſtand, und ſtreckte mich, die Füße in einen haarenen Sack geſteckt, den mir einer der Reiſegefährten überlaſſen hatte, und mit dem Kopfe an die Mauer der Moſchee gelehnt, auf die feuchte Erde nieder. An Schlaf war wegen der empfindlichen Kälte nicht zu denken, und die Nacht wurde mir unendlich lang. Wir waren nur drei Stunden von Jeruſalem entfernt, und die Sehnſucht nach der heiligen Stadt erhielt mich in ſteter Aufregung. So wie der Morgen dämmerte, brachen wir auf, und gegen acht Uhr erblickte mein glückliches Auge von einer Anhöhe die erſehnte hochheilige Stadt. Es war ein großer, rührender und erhabener Augenblick. Die Karawane hielt einige Minuten an, ein ehrwürdiger Greis rief mit weinenden Augen: „Schuff henne Khoddes!“ (Schau, hier iſt Jeruſalem!), und Alle ſanken betend und mit gefalteten Händen auf die Kniee nieder. Ich konnte meinen Gefühlen keine Worte leihen, aber mein Herz jubelte vor Wonne und hatte mit einem Male alle bisher erduldeten Mühſeligkeiten vergeſſen, meine Wangen näßten Thränen, Zeugen eines göttlichen Gefühls, wie ich es in dieſer Stärke noch nicht empfunden hatte. Mir war, als müßte ich mich auflöſen in dieſem Gefühle.

Als wir den Anblick der Stadt ſattſam genoſſen hatten, zogen wir, heilige Lieder ſingend, jubelnd und betend ihrem Thore zu.

# Jn Jeruſalem.

Einzug in Jeruſalem. — Das lateiniſche Kloſter und die Caſa nuova. — Ein deutſcher Maurer. — Lage und Umfang der heiligen Stadt. — Ihr Inneres. — Die Stadtmauer. — Umfang der alten Stadt. — Einwohner. — Die Thore. — Die Moſchee el Sakara. — Via dolorosa. — Die heilige Grabkirche. — Die beiden Kapellen auf Golgatha. — Der Stein der Salbung. — Die Kapelle des heiligen Grabes. — Die Erſcheinungskapelle. — Zudrang zur Säule der Geißelung. — „Das Gefängniß des Herrn.“ — Kapelle der Kleiderlooſung. — Kapelle der heiligen Helena. — Die Säule der Beſchimpfung. — Die chriſtlichen Religionsparteien in der heiligen Grabkirche. — Die Faſtenzeit. — Die Charwoche. — Tod eines Pilgers aus begeiſterter Andacht. — Prügelei der frommen Väter. — Vereitelte Rache des mecklenburgiſchen Maurers. — Der Palmſonntag. — Der grüne Donnerstag. — Der Charfreitag. — Der Charſamſtag. — Das heilige Feuer. — Die Nacht vom Oſterheiligenabend zum Oſterſonntage. — Der Oſtermorgen. — Das griechiſche Kloſter. — Das lateiniſche Kloſter. — Das armeniſche Kloſter.

In unbeſchreiblicher Gefühlsaufregung traten wir durch das Thor, die ſich nur bei dem Morgenländer und bei dem Abendländer auf verſchiedene Weiſe äußerte. Während ich ganz ſtill und in mich verſunken fürbaß ſchritt, jubelte ein Theil der



E. Doebel del.

Leipzig d. Englische Kunst Anstalt.

A. H. Payne sc.

JERUSALEM
vom Oelberg aus

Geſellſchaft in den ſeltſamſten Tönen und Worten, ein anderer Theil ſchrie wie beſeſſen, Andre vergoſſen Ströme von Thränen, Viele zogen vor dem Thore die Schuhe aus und betraten die Stadt barfuß, in tiefſter Demuth; und ſo that jeder nach ſeiner beſondern Stimmung.

Ich fragte mich nach dem am weſtlichen Ende der Stadt liegenden Franciskanerkloſter, gewöhnlich das lateiniſche Kloſter (St. Salvator) genannt, hin und wurde von den Mönchen auf das Freundſchaftlichſte empfangen, obgleich ſie in mir den Proteſtanten erkennen mußten, weil ich den Prieſtern den üblichen Handkuß nicht reichte. Der Gedanke, mich an dem Orte zu verſtellen und mich für etwas andres auszugeben, wo mein Erlöſer den Bund der Wahrheit durch ſeinen Tod beſiegelt hatte, war mir unerträglich. Ich gab mich alſo als das, was ich war. Dies that jedoch meinem Empfange und meiner Bewirthung keinen Eintrag, und ich überzeugte mich auf der Stelle von der Unwahrheit der Behauptung mancher Reiſender, die da meinen, man müſſe ſich für einen Katholiken ausgeben, um die heiligen Orte beſuchen zu können. Im Gegentheil ſchienen mir die Mönche von einer ſeltenen Duldung gegen ihre chriſtlichen Brüder, ſie mochten zu einer Kirche oder Sekte gehören, zu welcher ſie wollten, beſeelt zu ſein. Nach den gewöhnlichen Begrüßungen führte mich der Hausmeiſter in ein beſonderes Gebäude, das Pilgerhaus, Casa nuova (das neue Haus) genannt, das ſich unweit des Kloſters befand, und wies mir daſelbſt ein Zimmer an, in welchem ich einen Maurer, Namens Müller aus Warin im Mecklenburgiſchen, dem es ſehr wohl gefiel, einen griechiſchen Matroſen und ein italieniſches Weib antraf, das ſich ſchon ſeit mehreren Monaten daſelbſt befand und ſehr wohl gelitten zu ſein ſchien. Eigentlich darf man die Gaſtfreundſchaft des Kloſters nur einen Monat in Anſpruch nehmen, während welchem man Koſt und

Betten umſonſt erhält. Erſtere beſteht, außer der Faſtenzeit; Mittags und Abends in Brod mit Gemüſe und Fleiſch und einer Flaſche guten Wein, während derſelben in äußerſt ſchmackhaften Fiſchgerichten und den andern üblichen Faſtenſpeiſen. Zwiſchen den vier nackten Wänden meines Zimmers hielt ich es nicht lange aus, und gern hätte ich noch am Tage meiner Ankunft die heilige Stadt in Augenſchein genommen, wenn ich nicht zu ermüdet von der Reiſe geweſen wäre. Und ſo bezähmte ich meine Sehnſucht bis zum andern Morgen, mit deſſen erſtem Strahle ich meine Wanderung begann.

Jeruſalem, von den Arabern „Beit-el Khobdes" (die heilige Stadt) genannt, iſt auf den einzelnen Hügeln eines ſanft anſteigenden Berghanges erbaut. Das Gebirge, zu welchem er gehört, erſtreckt ſich bis zum mittelländiſchen Meere, da man bis nach dem zwei Tagereiſen entfernten Jaffa an der Meeresküſte immer bergauf ſteigen muß. Der größere Theil der Häuſer liegt auf einem mäßigen Hügel, der nach Oſt, Süd und Weſt mit zuſammenhängenden tiefen Thälern und dann weiter hinaus mit höheren Bergen umgeben iſt, während nach Norden zu eine ſchiefe Fläche mit einer freien Ausſicht in das Land hinſtreicht. Die Stadt hat einen Umfang von etwa zwei Stunden und macht, aus der Ferne geſehen, durch die majeſtätiſchen Kuppeln der Moſcheen und Thürme, welche über die andern Häuſer hervorragen, einen impoſanten Eindruck. Allein in der Nähe verſchwindet jeder Anſchein von Größe. Einſt war ſie groß und mächtig, jetzt gleicht ſie einem Grabe in der Wüſte. Man glaubt das Reich des Todes zu betreten; das Auge ruht auf einer einförmigen, unfruchtbaren Gegend, in der alle Elemente des Lebens erſtorben ſcheinen. Und eine unerklärliche Traurigkeit beſchleicht die Seele des Wanderers beim Anblick der Fülle menſchlichen Jammers und Elends, die ſich hier angehäuft hat, und man meint die Verwirklichung des

Fluches zu ſehen, der auf der unglücklichen Stadt Davids ruht und ſie verdammt, in ewigen Todeszuckungen zu leben. Die Straßen ſind größtentheils enge und unregelmäßige Durchgänge, die Häuſer viereckig, niedrig, und meiſt aus Lehmbackſteinen und ohne Kunſt und Schmuck erbaut, ohne Ordnung an einander gereiht, ohne Fenſter nach Außen, von einem flachen, teraſſenförmigen Dache überdeckt, über welches ſich nur hie und da eine kleine Rotunde erhebt. Aber faſt jeder Schritt in ihr gibt Veranlaſſung zu heiligen Betrachtungen, und jedes Haus, jede Straße, jeder Platz in der Stadt, jeder Stein, jeder Hügel, jede Quelle vor derſelben iſt geweiht durch den Fuß des Erlöſers oder ſonſtige großartige Erinnerungen aus dem alten und neuen Teſtamente, die das Herz zu frommen Gefühlen ſtimmen. Um die Stadt zieht ſich eine 30 bis 40, und an den Stellen, wo ſie über Felſen hinweggeht, über 100 Fuß hohe Ringmauer, die hie und da mit kleinen Thürmen verſehen, aber nicht ſo ſtark iſt, daß ſie eine ernſtliche Belagerung aushalten könnte. Sie bildet ein längliches, etwas verſchobenes Viereck, deſſen Seiten Nordweſt, Oſt-Nordoſt, Süd-Südoſt und Südweſt zugekehrt ſind, und von denen die zwei längſten nach Nordweſt und Süd laufen; ſie iſt aus den Trümmern der Denkmäler, meiſt aus denen des alten ſalomoniſchen Tempels erbaut, wie ſachkundige Gelehrte dieſes aus den außerordentlich großen Steinen darthun wollen. Viele türkiſche Inſchriften, die ſich an der Mauer befinden, nennen den Sultan Soliman, den Sohn Selim I., als den Erbauer derſelben, und man erzählt, daß er den Baumeiſter habe hinrichten laſſen, weil dieſer nicht, wie der Sultan befohlen, den Berg Zion mit in den neuen Stadtbezirk eingeſchloſſen hatte. Das alte Jeruſalem ſoll nach Süden am Fuße der Berge Zion und Morijah, vom Thale Gehinnom bis zum Thale Kidron und bis zu der Stelle, wo beide Bäche zuſammenfließen, ſich ausgedehnt haben, ebenſo nach Nordweſt am nördlichen Fuße des Berges Gihon, über die Ebene des Jeremias hin. An der Oſt- und Südweſtſeite konnte die Stadt dagegen niemals einen größern Umfang haben, dort wegen des in das Thal Kidron ſteil abfallenden Berges, hier wegen des Thales Gehinnom, über welchem die Davidsburg liegt und ebenfalls ſtark abfällt. Zion lag alſo in der Stadt, der Hügel Golgatha aber nicht, ſondern dicht an der Weſtmauer, die ſich von der öſtlichen Spitze der Citadelle in faſt gerader Linie bis zum Damaskusthore hinabzog. Die ganze Weſtecke iſt alſo neuer Anbau, und dadurch die Kreuzigungs- und Begräbnißſtätte Chriſti in die Stadt zu liegen gekommen, die doch nach der ausdrücklichen Angabe der Evangeliſten außerhalb derſelben lagen. Die Einwohner Jeruſalems beſtehen aus Türken, aus Chriſten faſt aller Kirchen und Secten und aus Juden, die das ſchlechteſte und ſchmutzigſte Stadtviertel inne haben und von Türken und Chriſten gleich verachtet ſind. Die Geſammtanzahl beträgt etwa 20,000, worunter 12,000 Chriſten. Die Letztern nähren ſich leidlich meiſt durch die Verfertigung von Heiligenbildern und Roſenkränzen, die ſie am heiligen Grabe weihen laſſen und ſodann an die Pilger verkaufen.

Von den zwölf Thoren der Stadt, welche das alte Teſtament erwähnt, ſind jetzt nur noch vier vorhanden, welche nach allen Himmelsgegenden liegen und jeden Abend mit Untergang der Sonne geſchloſſen werden. Sie heißen:

1) Das Stephans- oder Marienthor, auch das Heerde-Thor genannt, welches ſich auf der nordöſtlichen Seite nach Morgen zu dem Oelberge gegenüber öffnet und ſeinen Namen vom heiligen Stephan hat, welcher, einer unverbürgten Sage nach, vor demſelben geſteinigt wurde, oder von der Jungfrau Maria, weil man durch daſſelbe zum Grabmale derſelben im Kidronthale kommt.

2) Das Thor Ephraims, oder Damaskusthor, auch Thor der Morgenröthe genannt, liegt gegen Nordweſt und öffnet den Weg nach Nazareth und Damaskus. Unweit deſſelben gelangt man zum Grabe der heiligen Helena, zu den Gräbern der Könige und der Grotte des Jeremias.

3) Das Thor von Jaffa oder Joppe, auch Thor von Bethlehem und Rama, iſt das Hauptthor der Stadt, und führt gen Südweſten nach Bethlehem, St. Johann in der Wüſte, Hebron, Jaffa und Rama.

4) Das Thor Davids oder Zionsthor, führt ſüdlich zum Gipfel des Berges Zion, in deſſen Nähe das Grabmal Davids und die Stelle des Speiſeſaals gezeigt wird, in welchem Jeſus mit den Jüngern das letzte Oſterlamm feierte.

Außer dieſen gibt es noch drei verſchloſſene Thore; an der Nordweſtſeite das vom Damaskusthore weiter nordöſtlich gelegene Herodesthor und das an der Südſeite am Morija gelegene Miſtthor, eigentlich nur eine Pforte, jenes wie dieſe ſeit den letzten Unruhen in Syrien geſchloſſen, und das goldne Thor an der Oſtſeite des Morija, das ſonſt zum Tempel führte, ſeit Jahrhunderten aber zugemauert iſt, weil nach einer alten türkiſchen Prophezeihung die Chriſten einſt durch dieſes Thor kommen und die Stadt einnehmen werden. Durch eben dieſes Thor, deſſen Vordertheil prächtig gearbeitet iſt, ſoll der Heiland am Palmſonntage ſeinen Einzug in die Stadt gehalten haben.

Unweit des goldenen Thores, auf dem Berge Morija, einer Fortſetzung des Berges Zion, in ſpäteren Zeiten aber geebnet, ſo daß er ſich jetzt nicht über die andern Stadttheile erhebt, liegt das großartigſte und herrlichſte Bauwerk Jeruſalems, die Moſchee El Sakara, die der Kalif Omar, als er im ſiebenten Jahrhunderte Herr von ganz Syrien war, erbauen ließ. Sie ſteht auf der Stelle des ehemaligen ſalomoniſchen

Tempels, die Perle der türkiſchen Baukunſt, an äußerer Schönheit und Pracht die Aja Sophia zu Konſtantinopel weit übertreffend. Sie ſteht auf einem freien erhabenen Platze und hat acht Seiten und vier Thore, die nach den vier Weltgegenden gehen. Jede der mit Säulen verzierten Seiten iſt mit acht großen viereckigen Fenſtern verſehen, deren runde, weiß, blau, grün und gelb gemalte Scheiben das Auge durch die Pracht der Farben blenden. Die auf einer ſogenannten Laterne ruhende Kuppel iſt mit Blei gedeckt, und unter derſelben wölbt ſich eine mit einer Bruſtwehr verſehene Teraſſe, auf der man rund um die Kuppel gehen kann, und die beſte Ausſicht auf die Stadt und die ſie umgebenden Thäler genießen ſoll. Das Innere derſelben ſoll über alle Beſchreibung prächtig ſein, und die Muhamedaner halten ſie ſo heilig, daß ſie dieſelbe nur barfuß betreten. Den Chriſten iſt der Eintritt in dieſelbe bei Todesſtrafe unterſagt, und ſelbſt chriſtliche fürſtliche Perſonen erhalten die Erlaubniß, ſie betreten zu dürfen, nur mit vielen Umſtänden und Schwierigkeiten.

Unter den Straßen Jeruſalems iſt die Schmerzensſtraße, via dolorosa, obgleich ſie eng und unregelmäßig iſt, dennoch die berühmteſte. Sie beginnt am St. Stephansthore, führt an dem, dieſem Thore zunächſt gelegenen, Teiche Bethesda (einem verſchütteten und mit Mauertrümmern umſchloſſenen, ſchluchtartigen, trocknen Waſſerbehälter, worin einige Bäume und Sträuche wachſen), vorüber nach dem Richthauſe des Pilatus und ſteigt dann den Calvarienberg hinan. Das eben genannte Haus des Pilatus ſteht dicht am Vorhofe des ſalomoniſchen Tempels, von dem man noch ganz unbedeutende, höchſt zweifelhafte Trümmer findet, und ſieht dem urſprünglichen Gebäude gewiß nicht mehr ähnlich, da es im Laufe der Zeiten öfter abwechſelnd zerſtört und wieder aufgebaut worden und jetzt nicht viel mehr als ein Ruinenhaufen iſt. Im zweiten Stockwerke des Hauſes findet man noch einige Zimmer, die allem Anſcheine nach zu Schafſtällen benutzt worden ſind. Von der Teraſſe des Hauſes überſieht man den Platz, auf welchem der Tempel Salomons geſtanden hat, er iſt 500 Schritte lang und 400 breit und gibt ſomit einen Begriff von der Größe des berühmten Hauſes Jehovas. Weiterhin vom Pilatushauſe zeigt man die Stelle, wo Chriſtus gegeißelt, und die, wo er vom Volke verſpottet, mit der Dornenkrone gekrönt und ins Angeſicht geſchlagen wurde. Von dem Richthauſe an zählt man 94 Schritte, bis man in eine Seitenſtraße und darin 100 Schritte weiter vor den Palaſt des Herodes gelangt, deſſen urſprüngliche Geſtalt durch ein neues ſtattliches Haus erſetzt iſt. Geht man von hier wieder in die Schmerzensſtraße zurück und 18 Schritte vom Richthauſe des Pilatus gerade aus, ſo kommt man zu einer Thorhalle, die die Stätte bezeichnet, von welcher aus Pilatus dem Volke die Worte: „Ecce homo!" (Sehet, welch ein Menſch!) zurief. Geht man wieder 170 Schritte vorwärts, ſo kommt man zu der Stelle, wo Chriſtus zum erſten Male, von der Laſt des Kreuzes niedergedrückt, ruhete, und wendet man ſich von da 46 Schritte ſüdlich, ſo erreicht man links eine Pforte, welche zu einer kleinen Straße führt, worin die Schaar, welche die heilige Mutter Gottes begleitete, dem Heilande mit dem Kreuze begegnete. Das Evangelium erwähnt zwar deſſen nicht, aber auf das Zeugniß des heiligen Bonifacius und Anſelmus wird es allgemein geglaubt. Der erſtere erzählt, daß die heilige Jungfrau halb todt niedergeſunken ſei und kein Wort habe ſprechen können (nec verbum dicere potuit). Der heilige Anſelmus verſichert, daß Chriſtus ſeine Mutter mit den Worten: „Salve mater!" (ſei gegrüßt Mutter!) angeredet habe. Der katholiſche Glaube verwirft dieſe mündlichen Ueberlieferungen nicht, und ſie beweiſen, wie tief ſich die wunderbare erhabene Leidensgeſchichte dem menſchlichen Gedächtniſſe eingeprägt hat. Achtzehn dahin geflohene Jahrhunderte, Verfolgungen ohne Ende, ununterbrochene Umwälzungen und immer zunehmendes Einreißen der Gebäude haben das Andenken einer Mutter nicht vertilgen können, welche ihren Sohn beweinte.

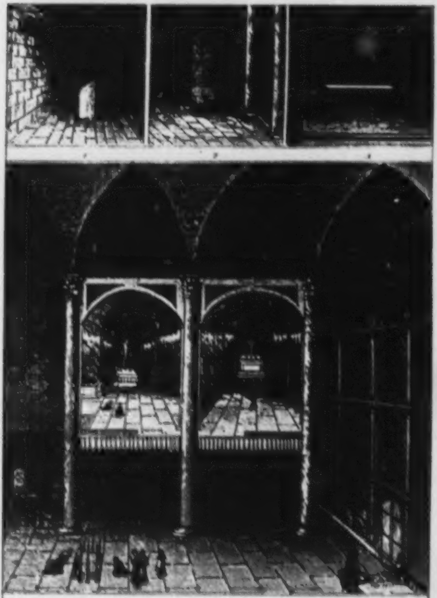
Gegenüber dieſer Stelle ſoll der Aufenthalt des armen Lazarus geweſen ſein, und etwa 100 Schritte weiter links zeigt man das Haus des reichen Mannes. Von jener Pforte, aus welcher Maria dem Heilande entgegentrat, zieht ſich die Straße rechts und mehr und mehr bergan, und iſt man 33 Schritte darin fortgegangen, ſo gelangt man zu der Stelle, wo Simon von Cyrene, der eben vom Felde kam, dem Heilande das Kreuz trug. Wieder 98 Schritte weiter ruhte Chriſtus, der abwechſelnd mit Simon das Kreuz trug, zum zweiten Male. Daſelbſt zeigt man den Platz, wo das Haus der heiligen Veronica ſtand, die dem Heilande ihr Schweißtuch reichte, damit er ſein Geſicht abtrockne. Wie die Sage erzählt, ſoll das blutige Bild deſſelben ſich darin abgedrückt haben. Eine große ſteinerne Säule bezeichnet die Stätte dieſer Begebenheit. Der Name jener Frau aber ſoll zuerſt „Bernice“ geweſen und in Folge dieſes Wunders in Vera-icon (wahres Bildniß) und durch Verſetzung zweier Buchſtaben in Veronica verwandelt worden ſein. Von da gerade aus kömmt man nach 88 Schritten zu der Säule, bei welcher ſich der jüdiſche Pöbel verſammelte, um über die Kreuzigung des Erlöſers zu berathen. Dieſe Säule ſieht man ſchon von weitem in einem mit Mauern umgebenen Garten, der ſich, nur 6 Schritte nördlich von der eigentlichen Schmerzensſtraße entfernt, an einer Kreuzſtraße hinzieht. Wendet man ſich nun wieder links 40 Schritte von der Säule, ſo kommt man an den Ort, wo die Weiber ſtanden, die Jeſum weinend und klagend nachfolgten, und gegen die gewendet er die Worte ſprach: „Ihr Töchter von Jeruſalem, weinet nicht über mich, ſondern über euch ſelbſt und eure Kinder.“ Noch 43 Schritte weiter in dieſer Straße, und man erreicht zur Linken das Thor des Gerichts, durch welches die zur Hinrichtung beſtimmten Verbrecher nach Golgatha geführt wurden. Nach 100 Schritten kommt man an die Stelle, wo Chriſtus zum letzten Male ausruhete; ſie iſt durch eine ſteinerne Säule bezeichnet. Von da bis auf den Hügel des Calvarienberges beträgt die Entfernung nur noch 102 Schritte, und ſo ſind wir nun an der Kirche des heiligen Grabes angekommen. Mithin beträgt die ganze Länge der Via dolorosa 838 Schritte vom Thore des Pilatus bis zur Schädelſtätte, jedoch ohne die Umwege zu rechnen, die man wegen der hin und wieder vermauerten Pforten machen muß, um die einzelnen Stationen zu erreichen, die ich genannt habe.

Wenden wir uns nun zu der Beſchreibung der Kirche des heiligen Grabes, zu welcher ſeit Jahrhunderten die entfernteſten Nationen der Erde pilgerten, um an dieſer gottgeweihten Stätte zu beten, an welcher der Heiland durch das Geheimniß ſeines Todes, ſeines Begräbniſſes und ſeiner Auferſtehung das Werk menſchlicher Erlöſung vollbrachte. Sie ſteht an dem Berge Golgatha, der, wie ſchon angeführt, in früheren Zeiten außerhalb der Stadt lag, ſich aber jetzt in derſelben, faſt in der Mitte, befindet, und iſt von Häuſern, nördlich vom griechiſchen Kloſter, und außerdem von Ruinen umgeben, wodurch ſie etwas verdeckt und entſtellt wird. Sie iſt ein Werk der neuern Baukunſt, einfach, ohne gerade ſchön zu ſein, bildet die Geſtalt eines Kreuzes und iſt mit einer hohen zirkelförmigen Kuppel überwölbt, die auf 16 marmornen Säulen ruht, wodurch 17 Bogenhallen gebildet werden. Unter dieſer aus Cedernholz beſtehenden und mit Blei gedeckten Kuppel läuft eine Gallerie rings durch die Kirche, die, von Säulen getragen, ſich in eine Rotunde verliert. Durch dieſe fällt ein ſpärliches Licht in die fenſterloſen Räume des von unzähligen Lampen erleuchteten Gotteshauſes. Dieſe Mutterkirche aller chriſtlichen Kirchen ſteht unter dem Schutze der Türken, deren Autorität ſämmtliche chriſtliche Sekten anerkennen müſſen, und die ſich oft mit der Peitſche geltend macht, wenn die ewig unter den chriſtlichen Parteien herrſchenden Zänkereien und Zwiſtigkeiten nicht auf gütlichem Wege beizulegen ſind. Auch ſind die türkiſchen Behörden im Beſitz der Schlüſſel zur Kirche. Während der Faſten- und Oſterzeit iſt ſie faſt immer geöffnet, und täglich ſitzen acht bis zehn Türken im Innern nahe an der Thüre mit untergeſchlagenen Beinen auf einem ungeheuern Divan, rauchen, plaudern und trinken Kaffee, den ſie ſich auf einem nahe dabei brennenden Kohlenfeuer ſelbſt bereiten. Sonſt nahmen ſie jedem Pilger ein Eintrittsgeld ab, was gegenwärtig abgeſchafft iſt; ſie ſind nur noch da, um Ordnung zu halten. Einige Zeit nach dem Oſterfeſte iſt die Kirche eine Zeit lang verſchloſſen, und man erhält ſie dann nur gegen eine gewiſſe Summe Geldes geöffnet. Das Innere iſt kaum 100 Schritte lang und 70 breit, aber von ungeheurer Pracht. Es zerfällt in drei Abtheilungen: den Calvarienberg, das heilige Grab ſelbſt und in 12 Kapellen, deren jede eine Handlung aus der Leidens- und Auferſtehungsgeſchichte Jeſu darſtellt. Um dieſe Kirche auf dem unebenen Boden des Calvarienberges bauen zu können, hat man das Erdreich an einigen Orten abnehmen und es an andern wieder auffüllen müſſen; weil man aber die Plätze, wo ſich eigentlich das Leiden Chriſti zutrug, unbeſchädigt erhalten wollte, ſo war man genöthigt, einen Theil des Felſens mit in die Kirche zu faſſen, auf welchem das Kreuz errichtet war, wodurch ſie ein etwas unregelmäßiges Anſehen erhalten hat. In der Kirche befindet ſich ein Kloſter, in welchem 10 Franziskanermönche wohnen, die alle Vierteljahre abgelöſt werden, wenn ſie es nicht vorziehen, ein halbes oder ganzes Jahr darin zu bleiben. Ihnen iſt die Verwaltung der gottesdienſtlichen Gebräuche, das Putzen der Lampen, das Säubern der Kapelle u. ſ. w., übertragen. Auch einzelne Pilger verweilen Tag und Nacht in dem Heiligthume und erhalten ihre Nahrung und andere Sachen durch eine am großen Portale angebrachte Oeffnung, die des Nachts durch ein eiſernes Gitter verſchloſſen wird. Der Gottesdienſt wird abwechſelnd nach dem Ritus der verſchiedenen chriſtlichen Sekten gehalten, jedoch haben nur die Katholiken, die Griechen und Armenier das Recht, die heilige Meſſe zu leſen. Alle chriſtlichen Sekten des Orients, deren Namen in Europa kaum bekannt ſind, ſind hier durch eine Kapelle oder einen Altar vertreten, nur die Proteſtanten nicht*), und allen Nationen iſt der Zutritt geſtattet, außer den Juden, die ſich bei Todesſtrafe nicht einmal in der Nähe des Gebäudes blicken laſſen dürfen.

Treten wir nun nach dieſen allgemeinen Bemerkungen durch das Portal an der Südſeite in die heiligen Räume ein, die ein geheimnißvolles Helldunkel erfüllt! Orgeltöne und leiſer Geſang ſchallt uns von allen Seiten entgegen, heilige Andachtsgefühle durchſchauern unſre Seele, und unſre Hände falten ſich unwillkührlich zum Gebet. Unweit des Portals, dem Chore gegenüber, hemmt rechts eine künſtlich aufgeführte Mauer unſre weitern Schritte. Eine Treppe von 18 Stufen ladet uns ein, hinauf zu ſteigen, und wir gelangen auf eine 40 Fuß lange und 21 Fuß breite Plattform. Wir wandeln auf Golgatha. Außer der Mauer iſt dieſe Stätte von einem beſondern Dache überwölbt und in zwei kleine, von weißen Marmorſäulen getragene und durch einen Bogengang von einander getrennte Kapellen getheilt, deren eine ſich auf der Stelle befindet, wo Chriſtus an das Kreuz geſchlagen, die andere, wo er mit dem Kreuze zwiſchen den zwei Miſſethätern erhöhet wurde; eine dritte Kapelle iſt über dem Orte errichtet, wo die ſchmerzhafte Mutter Gottes ſtand. In der einen der beiden erſten Kapellen, die beſonders den Namen der Kapelle des Calvarienberges trägt, iſt die Höhlung zu finden, in welcher das Kreuz ſtand. Sie iſt 1½ Fuß tief, mit einer großen Silberplatte umlegt und von einem Altare überbaut, den eine Marmorplatte bedeckt. Dieſer Altar ruht auf vier glatten Säulen, während ſechs andre in Form von zierlichen Blumenvaſen drei Seiten umgeben. Die vordere Seite iſt offen, ſo daß man die Höhlung, die das Kreuz getragen, mit gebeugten Knieen begrüßen kann. Vor dem Altare und hinter demſelben brennen dreizehn ſilberne Lampen und außerdem auf der Marmorplatte noch drei große und drei kleine Wachskerzen, die in dem kleinen Raume ein taghelles Licht verbreiten. Hinter dem Altare ſteht ein coloſſales Crucifix. Unweit von dem Orte, wo das Kreuz Chriſti ſtand, ſieht man eine Spalte in dem Felſen, vom Erdbeben beim Tode Chriſti geriſſen. Mag an dieſer Sage nun wahr ſein, was da will, ſo viel habe ich wenigſtens durch eigene Anſchauung, daß der Spalt kein Werk von Menſchenhand iſt. Wie die Höhle des Kreuzes, ſo iſt jede Stelle der Kirche, wo eine heilige Handlung geſchah, durch einen Altar bezeichnet, ſo die Stelle, wo Maria unter dem Kreuze ſtand, und wo Chriſtus an das Kreuz geſchlagen wurde. Ueber letzterem Altare brennen Tag und Nacht neun kleine und zwei große Lampen. Unweit von dieſen Altären findet man einen andern, an welchem Ruſſen und Griechen ihr Gebet verrichten, obwohl auch ſie das Recht des Zutritts in den beiden Kapellen des Calvarienber-

---

*) Seit Anfang des Jahres 1842 haben die Engländer auch ein evangeliſches Bisthum in Jeruſalem gegründet.

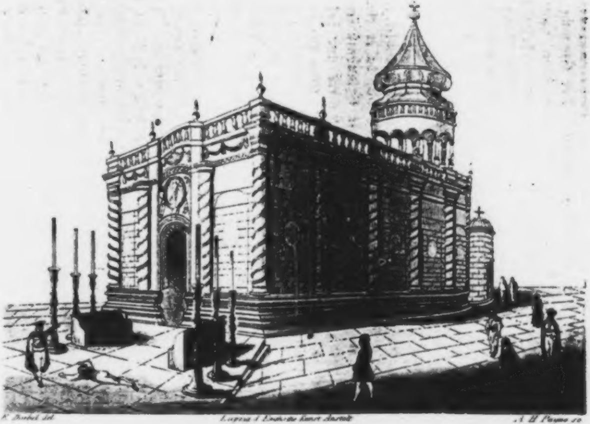


[illegible] Engraved & Printed by [illegible] [illegible]

[illegible]

[illegible]

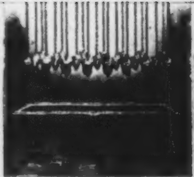
ges haben; wie die Katholiken, ſo küſſen auch ſie die Höhlung, worin das Kreuz ſtand, inbrünſtig. Etwa funfzehn Schritte gerade aus vom Eingange der Kirche liegt der Stein der Salbung, auf welchem der Leichnam Jeſu, ehe man ihn in das Grab legte, von Nicodemus und Joſeph von Arimathia mit Myrrhen und Aloe und andern Specereien geſalbt wurde, um den heiligen Leib vor Verweſung zu bewahren. Der Stein ragt nur einige Zoll aus dem Boden hervor, iſt etwa acht Schuhe lang und zwei breit, und mit einer ſchwarzen, rothgefleckten Marmorplatte überdeckt, weil die Pilger ihn durch Abſchlagen von Stücken zu ſehr zu beſchädigen droheten. Beſtändig brennen 10 Lampen über demſelben und auf jeder Seite ſtehen große Leuchter mit 15 bis 20 Schuh hohen brennenden Wachskerzen. Zwei und dreißig Schritte weſtlich von dem Steine der Salbung iſt das heilige Grab Chriſti (Bulkrot) auf einer ſchönen Ebene gelegen, wo vor Zeiten nach dem Zeugniſſe des heiligen Johannes ein Garten angelegt war. Es liegt in der Mitte der Kirche, gerade unter der Kuppel, durch welche das Licht in das Innere fällt, und ein Gebäude von gelbem und weißem Marmor, in Form einer Kirche erbaut, die ſich in zwei Kapellen ſcheidet und etwa 30 Fuß im Durchſchnitte hält, wölbt ſich über daſſelbe und bildet gleichſam eine Kirche in der Kirche. Neben dem auf der Oſtſeite befindlichen Eingange, ladet auf jeder Seite eine ſteinerne Bank, vor welcher links und rechts drei, vier Fuß hohe und vier Zoll ſtarke, Wachskerzen brennen, zur Ruhe ein. Jede der dreichriſtlichen Parteien, Griechen, Armenier und Lateiner, muß eine dieſer Kerzen unterhalten. Durch einen engen Eingang tritt man in die erſte Kapelle, deren Mauern inwendig mit Marmor bekleidet ſind und auf Säulen ruhen; ſie iſt eine Vorhalle von 17 Fuß Breite und 10 Fuß Länge. In der Mitte derſelben ſteht ein vaſenförmiger Stein, der in der Mitte etwas ausgehöhlt iſt und wahrſcheinlich als Weihkeſſel dient. Aus dieſer Vorkammer führt der Weg in die zweite Kapelle, in das wahre Heiligthum des Grabes Chriſti. Der Eingang zu demſelben iſt kaum 4 Fuß hoch, und man kann nicht anders, als mit halbgebeugtem Leibe durch die enge niedrige Thüre in das Allerheiligſte eintreten. Der Raum dieſer Grotte iſt ungefähr 8 Fuß hoch, 6 Fuß lang und eben ſo breit, mit Marmor ausgelegt und mit Gemälden geſchmückt. Der in Stein gehauene Sarg iſt 2 Fuß 4 Zoll hoch, 6 Fuß 3 Zoll lang und beinahe 3 Fuß breit und nimmt die Hälfte des Raumes der Grotte ein. Er ſteht rechts am Eingange, das Haupt gegen Abend und die Füße gegen Morgen gerichtet. Bonifacius von Raguſa ließ um das Jahr 1555, da er eben Guardian des heiligen Grabes war, mit Erlaubniß ſowohl des türkiſchen, als auch des römiſchen Kaiſers und des Papſtes Paul IV. dieſen Sarg mit dem feinſten weißen Marmor bedekken, damit derſelbe weder durch den unbeſcheidenen Andachtseifer der Pilger zertrümmert und ſtückweiſe in andere Länder getragen, noch von dem herabtriefenden Oele der über dem Heiligthume brennenden Lampen befleckt werde. Denn ſowohl die Lateiner und Griechen, als auch die Armenier und Kopten hängen in der heiligen Kapelle brennende Lampen vom feinſten Silber und Golde auf, deren Zahl ſich gewöhnlich auf 48 beläuft, an Feſttagen aber bis gegen 300 anwächſt. Der Rauch, der von dieſen Lampen, die Tag und Nacht brennen, ausgeht, zieht durch drei in dem Gewölbe angebrachte Oeffnungen hinaus. Schreitet man aus der Grotte in die Vorhalle hinaus, ſo gewahrt man am Eingange derſelben einen Stein, aus dem nämlichen Felſen gehauen, aus welchem das Grab beſteht, der 2 Fuß im Quadrat hält und auf einen 3 Fuß hohen marmornen Schaft ruht, auf welchem der Engel am Tage der Auferſtehung ſaß, als er den Frauen, die da kamen,



K. Birbel del. Leipzig & Englische Kunst Anstalt A. H. Payne sc.

KAPELLE ÜBER DEM HEILIGEN GRABE.

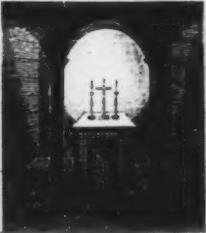
ENGELS KAPELLE



DAS HL GRAB

GRAB DES HL NICODEMUS

GROSSE PFORTE



SÄULE WORAUF CHRISTUS GEGEISELT WURDE

WO DIE HL HELENA DAS KREUZ CHRISTI FAND

[illegible] d. Engl. Kunst Anstalt A.H.Payne

um Jeſum zu ſalben, verkündigte, daß er nicht hier ſei. Daher wird ſie die Engelskapelle genannt. Die Außenſeite des Grabes iſt mit verſchiedenen Marmorſäulen geſchmückt und mit Marmorplatten überkleidet. Eine achteckige, mit Blei gedeckte Kuppel wölbt ſich über dem Gebäude, das, wie ſchon oben bemerkt, gerade unter der Rotunde ſteht und zuweilen von dem Regen, der durch die mit geflochtenem Drathe überzogne Oeffnung hereinbringt, benetzt wird.

Vierzehn Schritte vom heiligen Grabe gegen Mitternacht ſteht ein Altar von grauem Marmor, der ungefähr drei Fuß im Durchmeſſer hat, gerade über der Stelle, wo Chriſtus in Geſtalt eines Gärtners der weinenden Maria Magdalena erſchien. Gegenüber von dieſem Altare iſt die Erſcheinungskapelle, woſelbſt der Heiland nach ſeiner Auferſtehung der heiligen Jungfrau zum erſten Male erſchien. Dieſe Kapelle iſt der eigentliche Aufenthaltsort der Franziskaner, in ihr leſen ſie ihre Meſſen, und aus ihr führt der einzige Aus- und Eingang in ihre Gemächer. Daſelbſt zeigt man auch eine Hälfte der Säule, an welcher Chriſtus gegeißelt wurde; die andre Hälfte befindet ſich zu Rom. Als ich dem Prieſter, welcher mir als Führer zu den Merkwürdigkeiten der Kirche diente, einwendete, daß man mir ſchon die Stätte der Geißelung an einem andern Orte gezeigt habe, gab er mir allerdings Recht, ſagte mir aber zugleich, daß man die Säule aus Fürſorge von ihrem frühern Standorte weggenommen und in dieſe Kapelle gebracht habe. Hier ſteht ſie nun mit einem eiſernen Gitter umſchloſſen, welches nur alle Jahre am grünen Donnerſtage Abends 8 Uhr geöffnet wird, um den Pilgern den Zugang zu dieſer heiligen Reliquie zu geſtatten. In dieſem Augenblick iſt das Drängen der Pilger, deren Anzahl ſich zu Oſtern nicht ſelten bis auf acht Tauſend beläuft, die Tage lang auf das Oeffnen des Gitters warten, unbeſchreiblich, und wer einmal die Säule begrüßt hat, findet nicht leicht den Rückweg wieder, wenn er nicht über das Gitter hinweg in die dichten Reihen der Menſchen hinabſpringt, die auf den zu dieſer Kapelle führenden Stufen ungeduldig harren. Die wenigen Stunden dieſes Tages ausgenommen iſt die Säule das ganze Jahr verſchloſſen, und wer ſie außer dieſer Zeit begrüßen will, kann dieſes nur mittels eines ſpaniſchen Rohrs, auf dem ſich ein ſilberner Knopf befindet, mit welchem man durch eine Oeffnung des Gitters die Säule berührt. Der Pilger bekreuzt ſich, küßt den Knopf und glaubt ſich nun von allen Sünden gereinigt.

Geht man von dieſer Stelle wieder zurück, bis man zu der kommt, wo Chriſtus der Magdalene als Gärtner erſchien, und geht ſodann etwas links gewendet 15 Schritte gerade aus, ſo gelangt man in ein Gewölbe, welches etwa 6 Fuß im Quadrat hält und das Gefängniß des Herrn genannt wird, weil man ihn an dieſem Orte ſo lange verwahrt haben ſoll, bis das Loch zur Errichtung des Kreuzes gegraben war. Nicht weit von hier und zwar zur Linken befindet ſich wiederum eine andere, 10 Fuß lange und 6 Fuß breite Kapelle, welche über der Stelle errichtet wurde, wo die Kriegsknechte dem Heilande die Kleider auszogen und das Loos darum warfen. Verläßt man dieſe Kapelle und geht links durch die Pforte der Kirchenmauer, ſo kommt man auf 30 abwärts führenden Stufen in ein unterirdiſches, in Felſen gehauenes Gewölbe, zu der Kapelle der heiligen Helena. Sie iſt ziemlich geräumig, mit einer Kuppel überwölbt, die auf vier ungleichen Säulen ruht und auf der Stelle erbaut, wo die Heilige betete, als ſie das Kreuz ſuchen ließ, welches ſchon über 300 Jahre verſchüttet war. In derſelben Kapelle rechts, aber 12 Stufen tiefer, iſt der Ort, wo das Kreuz, die Nägel, der Speer und die Dornenkrone gefunden worden ſein ſollen. Nahe bei dieſer Treppe, dem Calvarienberge zu, tritt man in eine 7 Fuß lange und 5 Fuß breite Kapelle, unter deren Altar die Säule ſteht, auf welcher Chriſtus ſaß, als er, von den Juden verhöhnt, ins Angeſicht geſchlagen und mit der Dornenkrone gekrönt wurde. Sie beſteht aus grauem, ſchwarzgeflecktem Marmor und heißt die Säule der Beſchimpfung. Zwölf Schritte nördlich von dieſer Kapelle kommt man auf einer engen Stiege von 18 Stufen auf den Calvarienberg zu dem Orte zurück, wo ſich die Höhlung des Kreuzes befindet. Ganz nahe dabei iſt der Ort, wo die Kreuze der beiden Miſſethäter ſtanden, das des Reumüthigen gegen Norden, das des Verſtockten gegen Süden, ſo daß der erſte dem Heilande zur Rechten hing, deſſen heiliges Antlitz gegen Sonnenuntergang ſah, während der Rücken der Stadt zugekehrt war.

Somit hätten wir die Wanderung durch die Kirche des heiligen Grabes vollendet, und es bleibt uns nur noch eine nähere Beſchreibung der Kirchen und Kapellen übrig, welche die chriſtlichen Religionsparteien, die Anſpruch auf das heilige Grab machen, in der Kirche deſſelben beſitzen.

Die Lateiner (römiſch-katholiſche Chriſten) betrachten ſich als die eigentlichen Herrn des Calvarienberges und insbeſondere als Inhaber der heiligen Orte, wo man das Kreuz entdeckte, wo der Leichnam Jeſu geſalbt wurde, und wo der Auferſtandene den trauernden Jungfrauen erſchien. Ihre Kirche iſt in dem Kloſter, das ſie in der Kirche des heiligen Grabes haben, und ihre Glaubensſätze ſind bekannt. Vor allen andern Religionsparteien zeichnen ſie ſich durch milden Sinn, wahre Andacht und vorzüglich durch die Gaſtfreundſchaft aus, mit welcher ſie trotz ihrer beſchränkten Mittel jeden Pilger ihres Glaubens bewirthen.

Nach ihnen ſind die Griechen zu nennen, deren Kirche auf dem ſchönſten Platze des heiligen Berges ſteht. Sie iſt prächtig ausgeſchmückt, mit Gemälden und Statuen geziert und mit Vergoldung überladen. In dem großen Dome iſt ihnen der Chor als eigenthümlich angewieſen, wo ſie Meſſe leſen und ihre Ceremonien verrichten. In der Mitte ihrer Kirche iſt ein kleiner Kreis von Marmor, in welchem eine Säule ſteht, welche von ihnen für den Mittelpunkt der Erde ausgegeben wird. Ihre Glaubensſätze ſind im Weſentlichen nur wenig von denen der Katholiken verſchieden, und die Trennung beider Kirchen, die in der Mitte des eilften Jahrhunderts ſtattfand, war blos ein Ergebniß des beiderſeitigen Ehrgeizes, der die Geiſtlichkeit des Abendlandes, wie die des Morgenlandes antrieb, ſich über die andre zu erheben. Seit dieſer Zeit ſind beide Kirchen von einander bis dieſe Stunde im Allgemeinen getrennt geblieben, doch haben ſie ſich an einigen Orten in Paläſtina und vorzüglich in Galiläa vom Anfang an nicht getrennt oder ſich wieder vereinigt. Dennoch bedienen ſie ſich in der Meſſe des Brodes, empfangen das Abendmahl in beiderlei Geſtalt und ſchließen verheirathete Männer vom Sakrament der Prieſterweihe nicht aus. Zum Unterſchiede von den Katholiken beſtreiten die Griechen, daß der heilige Geiſt vom göttlichen Sohne ausgehe; ſie reichen neugebornen Kindern das Abendmahl; ihr Gottesdienſt beſteht meiſt nur in Geſängen, die der Prieſter vorſingt und der Chor wiederholt; ſie erheben ihren Patriarchen über den Papſt und erlauben ihren Prieſtern, ſich einmal zu verehelichen. Zu ihren vielen Ceremonien gehören die ſtrengen und häufigen Faſten, wodurch ſie ſich dem Himmel wohlgefällig zu machen ſuchen, doch treiben ſie damit nur Heuchelei, denn ich habe ſelbſt geſehen, wie die Mönche des Berges Sinai manches abgeſchlachtete Schaf während der Faſtenzeit über die Mauer zogen, deſſen Fleiſch ſie gewiß nicht ihren Katzen zum Frühſtück vorgeſetzt haben. Zu ihren hauptſächlichſten Mißbräuchen gehören, daß ihre Prieſter den Beichtkindern öfter ſtarke Geldbußen auflegen, weshalb dieſe natürlich um ſo ſeltener zur Beichte gehen; ferner: daß ſie auf dem Altare, an welchem ein lateiniſcher Prieſter Meſſe geleſen, nicht eher ein Meßopfer bringen, als bis der Altar mit Eſſig geſäubert und neu geweiht iſt, und vor Allem, daß ſie mit dem Oſterfeuer einen ſchändlichen Betrug treiben, wie weiter unten erzählt werden wird.

Die Armenier beſitzen in der Kirche des heiligen Grabes die unterirdiſche Helenenkapelle, ſowie die Stätte, wo die Kriegsknechte über die Kleider des Heilands das Loos warfen. Sie haben ihren Namen von jenem aſiatiſchen Hochlande, welches — jetzt Turkomannien genannt — in das große und kleine Armenien getheilt wird. Ihrem Glauben nach ſind ſie Monophyſiten, d. h. ſie erkennen in Chriſto nur eine Perſon an und hängen an dieſer Lehre mehr aus Unwiſſenheit, als aus Eigenſinn, indem ſie die Perſon mit der Natur verwechſeln und dieſe beiden Dinge nicht genugſam zu unterſcheiden wiſſen. Mit ihren ſonſtigen Gebräuchen gehören ſie der griechiſchen Kirche an, faſten häufig und ſtreng, ſind ſehr dienſtfertig, aber von Charakter hinterliſtig, feig und eigennützig.

Im Verein mit den Kopten beſitzen die Abyſſinier an der Weſtſeite des heiligen Grabes eine kleine, geſchmacklos verzierte Kapelle, letztere außerdem noch die Kapelle, in der die Säule der Geißelung ſteht.

Die Kopten, Nachkommen der alten Aegyptier, die ihren Namen von der ägyptiſchen Stadt Kopto herleiten, ſind eigentlich der griechiſchen Kirche angehörig, haben ſich von dieſer durch monophyſitiſche Glaubensanſichten getrennt, und ſtehen unter einem Biſchof, der in Kairo reſidirt und ſich weder verheirathet, noch Fleiſch ißt. Sie laſſen neben der Taufe auch die Beſchneidung zu, die ſie jedoch als ein zur Seligkeit nicht nothwendiges Mittel betrachten, brennen ihren Kindern mit einem glühenden Eiſen das Zeichen des Kreuzes auf die Stirn und faſten nur dreimal im Jahre.

Die Abyſſinier, die aus einem afrikaniſchen, am Nilſtrome gelegenen und von einem Kaiſer beherrſchten Landſtriche abſtammen, unterſcheiden ſich bis auf einige jüdiſche und muhamedaniſche Anſichten nur wenig vom Glauben der Kopten. Allein ihr Biſchof, der von den koptiſchen Patriarchen aus einem Ordensgeiſtlichen gewählt und geweiht wird, bekleidet ſeine Würde mit einem ſolchen Anſehen, daß die abyſſiniſchen Kaiſer ſo lange nicht als Landesherren anerkannt werden, bis ſie von dieſem Biſchof die Prieſterweihe empfangen haben.

Die Georgier, die zwiſchen dem ſchwarzen und kaspiſchen Meere wohnen, eignen ſich die Stätte zu, wo man den Heiland ſo lange einſperrte, bis die Höhle gegraben war, in der man das Kreuz aufrichtete.

Die Jakobiten und Neſtorianer, aus Chaldäa und Syrien ſtammend, haben die ſogenannte Magdalenenkapelle inne, die an der Stätte erbaut iſt, wo der Heiland in Geſtalt eines Gärtners der Maria Magdalena erſchien; die Erſteren nennen ſich nach Jakob Baradäus (Bardai, ſtarb 578), einem ſyriſchen Mönche, der ſie bei den kirchlichen Streitigkeiten des ſechſten Jahrhunderts zu einer ſelbſtſtändigen Religionspartei vereinigte. Sie haben ebenfalls monophyſitiſche Glaubensanſichten, und zwar nach der Lehre des Biſchofs Neſtorius, der die beiden Naturen in Chriſto aufhebt und nur die menſchliche in ihm anerkennt. Sie haben ſich über ganz Aſien zerſtreut und werden in Oſtindien „Thomas-Chriſten“ genannt.

Neben dieſen letztgenannten Sekten, deren Anhänger nur in unbedeutender Anzahl vorhanden ſind, findet man in Jeruſalem auch einzelne Maroniten, die im Weſentlichen der römiſchen Kirche beiſtimmen und nur an einzelnen alten Gebräuchen feſthalten, die jene Kirche nicht mehr anerkennt. Sie wohnen auf dem Libanon, ſind aber in den neueſten Kriegen zwiſchen der Türkei und Aegypten meiſt aus ihrer Heimath vertrieben.

Dieſes ſind die einzelnen Parteien der chriſtlichen Kirche, welche am heiligen Grabe einen Antheil haben, und man ſollte meinen, ſie müßten an dieſem, der göttlichen Liebe allerheiligſten Orte in der innigſten Freundſchaft und Eintracht zuſammen leben. Aber dem iſt keineswegs ſo. Vielmehr ſind ſie ſtets unter einander uneinig, betrachten ſich mit argwöhniſchen, neidiſchen Augen, ſtreiten um den Vortritt, und nicht ſelten bricht ihr innerlich verhaltener Grimm in offene Feindſeligkeiten aus, und ſie entweihen durch die gemeinſten Rohheiten den heiligen Tempel. Ich ſelbſt bin Zeuge eines ſolch empörenden Auftritts geweſen, den ich weiter unten ausführlich mittheilen werde.

Nur eine kurze Zeit des Jahres hindurch bietet Jeruſalem das Bild einer lebenden, bewegten Stadt dar, und das iſt während der Faſtenzeit. Acht und nicht ſelten zehn Tauſend griechiſche, armeniſche, ruſſiſche und ſyriſche Pilger drängen ſich um dieſe Zeit in dem Schmutze der engen Straßen auf und ab, alle Kaufläden, deren zwar nur wenige ſind, werden geöffnet und ſtellen ihre beſten Waaren zur Schau. Aber unter dieſer bunten Hülle der Bewegung und des Lebens ſieht die elende, nackte Wirklichkeit hervor. Die alte Königsſtadt iſt dann eine geſchmückte Leiche, deren wahre Züge eine trügeriſche Maske bedeckt, die aber abfällt, ſowie das heilige Oſterfeſt vorüber iſt. Die Kaufläden ſchließen ſich großen Theils wieder, die Straßen werden öde, der Tod ergreift wieder Beſitz von ſeinem ihm auf Augenblicke entriſſenen Opfer, und wenn man dieſe Zeit ja einige Perſonen ſieht, ſo iſt es meiſt nur auf den flachen Dächern der Häuſer, wo ſie halbnackt in der Sonne ſitzen und ſich vom Ungeziefer reinigen.

Die Charwoche des Jahres 1834 war eine der belebteſten, und in jeder, auch in der geringſten Hütte hatte ſich ein Pilger einquartirt, um Theil zu nehmen an den Prozeſſionen und heiligen Handlungen, die um dieſe Zeit an jedem heiligen Orte begangen werden. Ich war täglich in der heiligen Grabkirche und einſt Zeuge einer rührenden Scene. Am Morgen des Sonnabends, welcher dem Palmſonntage vorausging, war ein griechiſcher Pilger in Jeruſalem angekommen und hatte ſich einem Zuge angeſchloſſen, der ſich eben nach dem heiligen Grabe begab. Dies zu ſehen, war der einzige Zweck ſeiner weiten Pilgerfahrt, und betend kniete er vor demſelben, ohne es zu wiſſen. Als er in einem Augenblicke ſeinen Nachbar fragte: wo denn nun eigentlich das heilige Grab ſei? und dieſer ihm auf Griechiſch antwortete: „Oeſto!“ (hier!), ſank er mit einem Blicke der reinſten Verklärung im Auge leblos zu Boden. Ich ſtand nur ſechs Schritte von ihm entfernt und eilte mit Andern herzu, um ihm wieder aufzuhelfen, aber vergebens; ſein Geiſt war entflohen. Er ruht unweit des Berges Zion auf dem Töpferacker, den einſt die Prieſter für die dreißig Silberlinge kauften, für welche Judas den Heiland verrieth, und der gegenwärtig der Begräbnißplatz der Pilger iſt.

Zu dieſer rührenden Scene inniger Glaubensſeligkeit wurde am Nachmittage deſſelben Tages ein empörendes Gegenſtück geliefert. Die Katholiken hatten eben ihre Prozeſſion beendigt und waren in ihre Kapellen zurückgegangen, als, der kirchlichen Ordnung gemäß, die Griechen vortraten, um ihre Ceremonie zu beginnen. Mit ihnen zugleich waren aber auch die Armenier, obgleich die Zeit ihrer Andacht noch nicht gekommen war, hervorgetreten, und ſtatt des Gebetes und der kirchlichen Feier begann ein Zank um den Vorrang, der immer heftiger wurde, bis ſich endlich die Hände der beiden Parteien, die ſie nur zum Gebete falten ſollten, zu Fäuſten zuſammenballten, und eine gräßliche Schlägerei begann, wie ich noch keine geſehen und auch nie wieder an einem ſolchen Orte ſehen möchte. Sogleich beim Beginn derſelben hatten die Katholiken, in der Meinung, der Auflauf gelte ihnen, die Thüren ihrer Zellen verriegelt. Diejenigen, welche an dieſer Rohheit keinen Theil nehmen wollten, und unter ihnen auch ich, flüchteten eilig durch einige innere Gemächer nach der Gallerie, die ſich innerhalb der Kuppel um das Gebäude zieht, und ſahen von oben herab, ohne Gefahr, etwas davon zu tragen, auf das wilde Getümmel. Etliche Tauſend Menſchen, von denen einer ärger ſchreit als der andre, ſind im wüthendſten Handgemenge. Ein griechiſcher Prieſter zieht die Schuhe aus und haut damit wacker drein, andre zerbrechen die Stangen, womit man die Lampen anzündet und auslöſcht, und ein rieſenhafter Armenier faßt eine ſolche und ſchlägt damit ſo gewaltig auf die glattgeſchorenen, nur auf dem Scheitel von einem kleinen Büſchel Haare bedeckten Köpfe ſeiner Gegner, daß augenblicklich dicke Blutſtrahlen aus den Wunden ſpringen und Kleider und Geſichter der Kämpfenden röthen. Von der Gallerie herab wirft ein Prieſter, der ſich mit uns dahin geflüchtet hat, ein Brett in die Kirche, das Mehreren auf die nackten Köpfe fällt und zerſpringt. Sogleich beginnt ein wüthender Kampf um daſſelbe, denn jeder trachtet darnach, ein Stück davon als Waffe zu erhalten. Endlich erſcheinen die Türken, um durch ihr Anſehen den Streit zu ſchlichten, und ſchon iſt eine Vermittelung ihrerſeits zu Stande gekommen, als ein kleiner Grieche mitten durch ſie hindurch auf die Armenier losſpringt und ſo den Kampf von Neuem entflammt. Plötzlich iſt der Anſtifter unter den Armeniern verſchwunden, und ich kann nicht ſagen, ob er mit dem Leben davon gekommen iſt. Seine Glaubensbrüder aber ſtürzen ihm nach, und der Kampf wüthet mit einem Male weit ſchrecklicher als zuvor. Einige, die es müde zu ſein ſcheinen, länger daran Theil zu nehmen, wollen entfliehen, aber es iſt unmöglich, da die Thüren, wie gewöhnlich während des Gebetes, verſchloſſen ſind, und die Türken ſich hüten, ſie zu öffnen! denn draußen ſtehen Tauſende, die nur darauf warten, eingelaſſen zu werden, um ſogleich für und wider die Streitenden Partei zu ergreifen. Indeſſen iſt nach Soldaten geſchickt worden; ſie ſind angekommen und haben von der Kirchthüre an bis zur Hauptſtraße zu beiden Seiten ein Spalier gebildet. Der Anführer derſelben, ein Italiener, der den türkiſchen Glauben angenommen (Renegat), tritt mit etwa ſechzig Mann in die Kirche vor den Eingang der Katholiken und weidet mit hämiſcher Schadenfreude ſein Auge an dem Kampfe, der eben mit der größten Heftigkeit wüthet. Erſt nachdem er ſich an dem traurigen Anblicke genugſam ergötzt, ließ er ſeine Soldaten vermittelnd einſchreiten und den Anweſenden befehlen, die Kirche zu verlaſſen. Sie gehorchten um ſo lieber, als ihre Kräfte erſchöpft zu ſein ſchienen. Langſam ſchritten ſie durch die Reihe von Soldaten. Ein hinter mir gehender Italiener prahlte gegen ſeinen Nebenmann, einen Prieſter, mit ſeinen vollführten Großthaten. Eben war er im Begriff, ihm zu zeigen, wie er ſeinen Stockdegen habe ziehen und damit einen erſtechen wollen, als das betheuernde Per Dio santo! (bei Gott dem Heiligen) ihm auf den Lippen erſtarb, denn der Kolbenſchlag eines Soldaten traf ihn und ſeinen Gefährten ſo ſtark, daß Beide zu Boden ſtürzten. Wie der Prieſter dazu kam, weiß ich nicht, der Italiener erhielt ihn aber nicht unverdient. Als nämlich am Morgen deſſelben Tages die Lichter zur Prozeſſion unter die Pilger vertheilt wurden, ſtand derſelbe Menſch neben einem Mecklenburger Maurer. Der Letztere erhielt früher ein Licht, als der Italiener. Da rief dieſer zürnend dem Prieſter zu: „Dieſer iſt ein Proteſtant, warum geben Sie ihm früher ein Licht als mir?“ Aber der würdige Prieſter antwortete in dem Sinne ſeines Herrn und Meiſters: „Alles eins hier, er iſt ſo gut ein Chriſt wie du, und wie du gekommen, um zu ſehen die heiligen Orte unſers Herrn Jeſu Chriſti." Zum Glück verſtand der Mecklenburger von der italieniſchen Rede kein Wort, ſonſt wäre es gewiß ſchon hier zu unangenehmen Auftritten gekommen. Denn als ich nach beendigtem Gottesdienſte ihm den Vorfall erzählte, ward er böſe auf mich, daß ich ihm das nicht an Ort und Stelle geſagt habe, und ſchwur dem Italiener Rache. Einige Tage gingen vorbei, ohne daß er an die Ausführung ſeines Planes dachte, bis er endlich am grünen Donnerſtage, an welchem, wie ſchon bemerkt, den Pilgern der Zutritt zu der Säule der Geißelung geſtattet wird, ſchon um Mittag das Kloſter verließ. Abends traf ich ihn etwas betrunken in der Kirche. Der Italiener ſtand vor ihm, und mein Mecklenburger war eben im Begriff, mit den Worten. „Warte, dir will ich den Proteſtanten anſtreichen!" auf Jenen loszuſchlagen, als ich noch zur rechten Zeit ſeinen Arm erfaßte und ihn faſt mit Gewalt aus der Kirche zog. Am andern Morgen hielt ich ihm ſein ſchändliches Beginnen vor, allein er konnte ſich auf nichts mehr beſinnen. Endlich, da ich ihm meine Ausſage betheuerte, ſchlug er ſich reuevoll an die Bruſt, rannte wie verzweifelnd mit dem Kopfe vor die Wände, und betete in jeder Kapelle, um von Gott Verzeihung für ſeine Sünde zu erflehen. Dabei ſchob er alle Schuld auf die Franziskaner, die ihm die beiden Flaſchen Wein, die jeder Fremde im Kloſter täglich erhält, zu Mittag vorgeſetzt hätten, und beklagte mit Thränen ſeinen Leichtſinn, der ihn außerdem noch zu einem Juden geführt, in deſſen Schenke er abermals Wein getrunken habe, der mit Brandwein verſetzt geweſen wäre. Aber ſeine Reue war nicht ernſtlich gemeint. Ich überzeugte mich ſpäter, daß er Brandwein und Wein mit gleicher Leidenſchaft liebte.

Nach dieſer Abſchweiſung kehren wir zur Beſchreibung der Charwoche zurück.

Am Palmſonntage werden die in einer ſinnbildlichen Darſtellung der Leidensgeſchichte unſres Heilandes beſtehenden heiligen Ceremonien eröffnet und beginnen mit der Palmenweihe. Auf einem an der Thüre des heiligen Grabes errichteten Altare liegt ein Haufen Palmzweige, von drei bis ſechs Fuß Höhe, welche, mit Weihwaſſer beſprengt, von den Prieſtern unter die Pilger vertheilt werden. Der Guardian des Kloſters und die vornehmſten Prieſter nach ihm tragen ſolche mit Blumen, die allerlei heilige Zeichen bilden, geſchmückte Zweige. Nach der Vertheilung bewegt ſich die Prozeſſion paarweiſe dreimal und in großer Ordnung um das heilige Grab und ſodann um den Stein, auf welchem Chriſtus geſalbt wurde. Dann kehrt ſie zu dem Grabe zurück, wo das Hochamt mit der größten Feierlichkeit gehalten wird. Nicht ſelten befinden ſich unter den Pilgern auch einige Türken, die mit ehrfurchtsvollem Verhalten und frommer Andacht den Prozeſſionen und Ceremonien beiwohnen. Vom Palmſonntag an bis zum grünen Donnerſtag werden keine Prozeſſionen gehalten, und nur Mittwochs, als an dem Tage, an welchem die Juden ſich des Heilandes bemächligten und ihn dem Pilatus überlieferten, wird eine Trauermeſſe geleſen. Dennoch wird die Kirche weder bei Tage noch bei Nacht von betenden Pilgern leer. Mit dem grünen Donnerſtage, als dem Tag der Einſetzung des heiligen Abendmahls, treten die Hauptfeierlichkeiten ein; die Kirche iſt prächtig ausgeſchmückt, und der Zudrang der Gläubigen, der Neugierigen und der Türken noch ſtärker, als am Palmſonntage. Um neun Uhr wird ein feierliches Hochamt gehalten, dann findet die Fußwaſchung ſtatt und die Prieſter der verſchiedenen Confeſſionen begehen, jeder nach ſeiner eigenthümlichen Weiſe, das heilige Abendmahl, Abends wird das Gitter um die Säule der Geißelung geöffnet, und die ſtille Andacht des Tages geht in ein wirres lärmendes Schauſpiel über, in welchem man als Mitſpieler kaum ſeines Lebens ſicher iſt.

Am Morgen des Charfreitages wurde mit den rührendſten Ceremonien das Hochamt auf dem Calvarienberg gehalten; dann nahm eine feierliche Prozeſſion ihren Anfang. Um das Andenken an das Leiden und Sterben des Heilands den Gemüthern der Anweſenden tiefer einzuprägen, wird dieſes, wie ſchon geſagt, in einer dem Geiſte des Orients angemeſſenen Ceremonie ſinnbildlich vor Augen gebracht. Ein Prieſter ſtellt den Pilatus vor und ſpricht das Urtheil über einen Jüngling aus, der mit Purpurmantel und Dornenkrone geſchmückt die Rolle des Heilands übernommen hat. Nach Fällung des Richterſpruches wird dem Verurtheilten das Kreuz aufgebürdet, und er geht langſam nach Golgatha zu. Während dieſer Zeit halten die Prieſter Reden und Gebete, oder leſen einzelne Abſchnitte aus der Leidensgeſchichte vor. Auf Golgatha angekommen, wird das Kreuz, ſüdlich von der Stelle, die es tragen ſoll, hingelegt, und eine menſchliche Figur von natürlicher Größe, mit beweglichen Gliedern, die Dornenkrone auf dem Haupt und Blutſpuren im Angeſicht unter lautem Schluchzen der knieenden Menge an daſſelbe genagelt. Sodann wird das Kreuz aufgerichtet und hinter den Altar geſtellt, der über der Höhle, die das wahre gehalten, erbaut iſt. Um die ſiebente Stunde des Abends ſteigen zwei Geiſtliche, die den Nicodemus und Joſeph von Arimathia vorſtellen, zur Höhe des Kreuzes hinan, nehmen die Dornenkrone ab und ziehen die Nägel aus Händen und Füßen, während einige Mönche den Leib mit unter die Arme geſchlungenen, weißen Binden feſt halten. Und ſo wie das blutige Haupt ſich neigte, ein Arm nach dem andern ſchlaff herunter ſank, da warf ſich alles auf die Knie nieder, und eine Grabesſtille, nur von

Schluchzen und Seufzern durchbebt, herrſchte in den heiligen Räumen. Dieſe Feierlichkeit gewährt den erhabenſten Anblick durch die Kinder von ſechs bis vierzehn Jahren, die weiß gekleidet, jedes mit einer brennenden Wachskerze in der Hand, paarweiſe das Kreuz umſtehen, und iſt über alle Beſchreibung rührend. Auch in meinen Augen glänzten Thränen, aber ſie galten nicht dem hölzernen, von Menſchenhänden gefertigten, Bilde, ſondern dem Urbilde der Liebe, das in dieſer Stunde ſein Leben für uns geopfert hat. Eine Predigt in italieniſcher Sprache, die nur Wenige verſtanden, weil die orientaliſchen Chriſten meiſt arabiſch ſprechen, feierte dieſen unvergeßlichen Augenblick. Nach Beendigung derſelben ſetzte ſich die Prozeſſion paarweiſe, voran die Kinder, dann die Prieſter, wieder in Bewegung. Ein Geiſtlicher trug in einer ſilbernen Schüſſel die Dornenkrone und die Nägel, und vier andere das Bildniß des Heilands in einem Leinentuche. Bei dem Steine der Salbung angekommen, wurde es auf denſelben, das Haupt auf ein Kiſſen, niedergelegt, und wie einſt Joſeph, Nicodemus und die heiligen Frauen den wirklichen Leichnam des Heilands, ſo ſalbten jetzt die Prieſter das Bildniß deſſelben mit wohlriechenden Salben und Eſſenzen, die in Gefäßen auf den vier Ecken des Steines ſtanden. Nach Beendigung dieſes frommen Gebrauches wurde das Bildniß unter einem leiſen Trauergeſang auf die Marmorplatte des heiligen Grabes niedergelegt, und die Ceremonie mit einer Rede geſchloſſen. Das war die Feier des ſtillen Freitags, die ſonſt öffentlich vom Richthauſe des Pilatus an durch die Schmerzensſtraße nach Golgatha zu ſtationsweiſe gehalten, aber in dieſer Weiſe von Ibrahim Paſcha in neuerer Zeit verboten worden iſt.

Den andern Morgen, am Charſamſtage, wird von den Franziskanern vor dem heiligen Grabe Meſſe geleſen, und ſodann das Waſſer, welches aus dem Jordan herbeigeſchafft wird, zu Taufen und andern kirchlichen Ceremonien feierlichſt eingeweiht. Gegen 10 Uhr nimmt abermals eine feierliche Prozeſſion ihren Anfang, und die Theilnehmer gehen paarweiſe, jeder eine brennende Wachskerze in der Hand — die Fremden mit einer, worauf die Kreuzigung geſtempelt iſt — zu den einzelnen Stationen in der Kirche. Die erſte iſt da, wo die Kriegsknechte das Loos um die Kleider des Heilandes warfen; die zweite, wo die Säule ſteht, an welcher man ihn krönte; die dritte, wo man ihn an das Kreuz nagelte; die vierte, wo das Kreuz aufgerichtet wurde; die fünfte am Steine der Salbung; die ſechſte vor dem heiligen Grabe, und die ſiebente, wo der Heiland nach der Auferſtehung der Maria Magdalena erſchien. An dieſen verſchiedenen Stationen werden Predigten abwechſelnd in lateiniſcher, italieniſcher, ſpaniſcher und arabiſcher Sprache gehalten. Ich kann nicht umhin, hier eines ſogenannten Wunders zu erwähnen, mit welchem die Griechen an dieſem Tage ihre Anhänger auf eine höchſt plumpe Weiſe betrügen. Den alten Gebrauch der lateiniſchen Kirche, an dieſem Tage das heilige Feuer aus einem Kieſelſteine zu ſchlagen, verſpotten ſie und ſuchen ihre Anhänger glauben zu machen, Gott ſende ihnen, als ſeinen Günſtlingen, das Feuer unmittelbar aus dem Himmel herab.

Die darauf Bezug habende Sage iſt mir von einem Franziskaner-Mönche folgendermaßen erzählt worden. Am Ende des zweiten Jahrhunderts ſtand ein gewiſſer Narciß der Kirche zu Jeruſalem vor. Dieſer befahl ſeinem Diakonus an einem Charſamſtage die Kirchenlampen mit Oel zu füllen, damit zum Oſterfeſte die Kirche beleuchtet werden könne. Dieſer aber ſchützte ſowohl Mangel an Oel als an Geld vor. Da ließ der heilige Biſchof Waſſer in die Lampen gießen, voll Vertrauen, daß Gott ſich hier in einem Wunder offenbaren werde und ſiehe! das Wunder geſchah. Das Waſſer in den Lampen ward in Oel verwandelt, und dieſe ohne Zuthun eines Menſchen von einem himmliſchen Feuer angezündet. Dieſes Wunder erneuerte Gott auch in den folgenden Zeiten, und noch zur Zeit der Könige von Jeruſalem wurden die Chriſten mit dieſem Feuer auf folgende Weiſe begnadigt. Am heiligen Vorabende verſammelte ſich der König mit den Großen ſeines Reiches und aller Geiſtlichkeit in dem Tempel des heiligen Grabes, und Alle riefen mit vereinter Stimme zu Gott, daß er auch ſie mit dem wunderbaren Feuer erfreuen möge, und nach langen Gebeten und Flehen wurden ſie dieſer himmliſchen Gnade theilhaftig. Nach den Zeiten der Könige von Jeruſalem war Gott mit dieſem Wunder weniger freigebig, und die Chriſten lagen oft den ganzen Tag und die halbe Oſternacht in Gebet und Thränen, ehe das Wunder geſchah.

Nach der Zeit wurde das heilige Grab den Kopten und Abyſſiniern anvertraut, und bald darauf erhielten auch die Griechen durch vieles Geld einen Wohnort im Tempel des heiligen Grabes. Dieſe aber wurden von den Muhamedanern verhöhnt und verſpottet, da ſie nicht im Stande waren, durch ihr Gebet das götliche Feuer vom Himmel zu erhalten. Um ſolcher Spötterei ein Ende zu machen, nahmen ſie ihre Zuflucht zur Liſt, mit welcher ſie bis zum Jahre 1834 das leichtgläubige Volk betrogen und den Pilgern die Ehre, der Erſte zu ſein, der ſeine Fackel am heiligen Feuer anbrennen könnte, um 1000 Dukaten verkauften. So weit die Worte des Franziskaners.

In der Oſternacht, die ich im Tempel zubrachte, ließen ſie von einem Türken alle Lampen des heiligen Grabes auslöſchen und den Eingang zum heiligen Grabe, in welches ſich der griechiſche und armeniſche Patriarch begaben, bewachen. Andre Prieſter ſtanden an der Thüre und redeten zum Volke, das auf den Knieen lag und: „Gott, erhöre uns! Gnädiger

Gott, erhöre uns!“ rief und ungeduldig auf die Erfüllung des Wunders harrte. Endlich kam die Nachricht, daß das himmliſche Feuer ſo eben vom Himmel herabgekommen ſei, und ſogleich wurden alle Lampen wieder angezündet, und der Patriarch trat aus der Thüre und zeigte dem ſtaunenden Volke zwei von der himmliſchen Flamme entzündete Wachskerzen. Und hierauf ſtrömte die Menge in die Kirche, um ſich ebenfalls ihren Antheil vom heiligen Feuer zu holen. Außer dieſen Betrügereien charakteriſirt die Griechen noch ihre niedere Geſinnung gegen die Lateiner, ſo daß ſie ſich öfter nicht entblöden, die Bilder zu beſchmutzen, die in den Kapellen derſelben hängen, die Lampen auszulöſchen, die jene an heiligen Stätten zu unterhalten haben, und ſelbſt die ſchöne Orgel der Franziskaner dadurch zu beſchädigen, daß ſie einzelne Pfeifen gewaltſam aus derſelben herausbrechen. So handeln chriſtliche Prieſter an der Stelle, wo ihr Herr und Meiſter geſtorben, begraben und auferſtanden iſt. Darf man ſich wundern, wenn ſie von den Türken verachtet werden?

Ein ſeltener Zeuge bei dieſer heiligen Feuerſcene war Ibrahim Paſcha, auf den jedoch das Wunder ſeine Wirkung ſo gänzlich verfehlte, daß er es vielmehr für eine Gottesläſterung hielt und den Griechen befahl, es für alle künftige Zeiten einzuſtellen. Und ſo bin ich wohl einer der letzten Europäer geweſen, welche die Erſcheinung dieſes berühmten Wunders mit eigenen Augen geſehen haben. In der Nacht von dem Sonnabende auf den Sonntag ſind alle Pilger im ſchönſten Schmucke in der Kirche, ſo weit ſie dieſelbe faſſen kann. Ein jeder hält eine Fackel in der Hand, ebenſo die Weiber und Kinder, die auf den geräumigen Gallerien Platz genommen haben. Ein Halleluja nach dem andern ertönt in den heiligen Hallen, die von einem Glanz- und Duftmeere durchwogt ſind. Bietet die Kirche in dieſer Nacht ſchon einen über alle Beſchreibung prächtigen Anblick dar, ſo noch mehr am Oſtermorgen, wo das Auge von dem Glanze des Goldes, der Edelſteine, der Leuchter, Lampen, Kreuze, die in der Kirche aufgehängt, und der koſtbaren Ornate, mit welchen die Prieſter bekleidet ſind, wahrhaft geblendet wird. Am Eingange des heiligen Grabes iſt ein Altar errichtet, der an Reichthum der Bekleidung Alles übertrifft, was ich noch je Prächtiges geſehen, und daran hält der Guardian des Kloſters das Hochamt und reicht ſodann das Abendmahl den Pilgern und Gläubigen, die paarweiſe zum Tiſche des Herrn treten. Ein feierlicher Segen ſchließt den Gottesdienſt. Aber damit ſind die heiligen Handlungen nicht geendet; vom Morgen bis Abend erſchallen freudige Gebete, und ſelbſt in der Nacht ertönt die Kirche noch von freudigen Hymnen und Lobgeſängen.

Außer der Kirche des heiligen Grabes befinden ſich in Jeruſalem noch einige Klöſter der verſchiedenen chriſtlichen Confeſſionen. So haben die Griechen ihr Hauptkloſter zunächſt am heiligen Grabe, das ſich durch ſeine Räumlichkeit und Reinlichkeit auszeichnet. Von der Terraſſe derſelben führt ein bedeckter Gang über ein gewölbtes Thor nach der Terraſſe des Calvarienberges, ſo daß man von Außen mittels eines Fenſters an dem Gottesdienſte Theil nehmen kann, wenn man ſich verſpätet hat.

Vor vielen Jahren hatten die Lateiner ihren Sitz außerhalb der Stadt auf dem Berge Zion an dem Orte, wo Jeſus mit den Jüngern das letzte Abendmahl feierte. Seitdem aber die Türken dieſes Kloſter in eine Moſchee verwandelt haben, wohnen die Franziskaner in der Stadt in dem Kloſter St. Salvator, das, wie ich ſchon oben angegeben habe, am weſtlichen Ende der Stadt und nur 220 Schritte von der Kirche des heiligen Grabes entfernt liegt. Es iſt mit einer hohen, ſtarken Mauer umgeben und dadurch in den Stand geſetzt, ſich wider die erſten Angriffe eines ſo unruhigen Volkes, wie die Türken ſind, zu vertheidigen. In einem engen Hofe ſtehen die Gebäude ſehr unregelmäßig umher, allein ihre innere Einrichtung iſt troß der vielen Zellen ſo bequem, daß 70 Franziskaner und auch noch eine gewiſſe Anzahl fremder Pilger Platz darin finden. In der 20 Fuß langen Kloſterkirche, an welcher Spanier, Italiener, Franzoſen, Araber und Deutſche — von letztern kamen jedoch nur wenige und ſelten nach Jeruſalem — Antheil haben, wird in der Frühe jedes Morgens öffentlich Meſſe geleſen, und darin werden auch die Kinder der arabiſchen Chriſten getauft. Von der Terraſſe des Kloſters hat man eine umfaſſende Ausſicht auf die Stadt und die Umgegend. Unweit des Kloſters ſteht das von mir ſchon mehrfach erwähnte „neue Haus“ (casa nuova), welches zur Aufnahme der Pilger dient, wenn die Zellen des Kloſters dieſelben nicht mehr faſſen können. Reiche Pilger entrichten den Franziskanern ein Gewiſſes für Koſt und Wohnung, ärmere erhalten Beides von den gaſtfreundlichen Mönchen für einen Monat frei.

Unweit des Berges Zion haben die Armenier ein reiches, geräumiges Kloſter, das allein gegen 800 Pilger faſſen ſoll und „St. Jacob“ genannt wird, in Beſitz. Es ſoll auf der Stelle erbaut ſein, wo Herodes den Jacobus, den Bruder des Johannes, enthaupten ließ. Das Kloſter enthält drei Kirchen, und die Hauptkirche, deren Kuppel auf vier Säulen ruht, ſoll genau auf dem Platze ſtehen, wo der Heilige den Märtyrertod erlitt. Die Kirche iſt reich verziert, und am Tage des Heiligen leſen daſelbſt die Franziskaner, mit Bewilligung der Armenier, am Altare eine feierliche Meſſe. Die zweite Kirche nimmt den Platz ein, auf welchem das Haus des Hohenprieſters Kaiphas ſtand, die dritte den, wo der Hoheprieſter Ananias gewohnt haben ſoll. Unter dem Altare der zweiten Kirche zeigt man den Stein, womit Joſeph von Arimathia das Grab des Heilands verſchloß, und im Vorhofe derſelben einen Orangenbaum, der an der Stelle ſtehen ſoll, wo Petrus ſeinen Herrn und Meiſter verleugnete.

Die andern chriſtlichen Parteien haben keine eignen Klöſter, ſondern nur, wie wir bereits oben angeführt haben, einzelne Kapellen in der Kirche des heiligen Grabes.

Leicht könnte ich die Beſchreibung der Stadt Jeruſalem noch weiter ausdehnen, wollte ich alle die einzelnen Merkwürdigkeiten aus der altteſtamentariſchen Zeit anführen und alle die hundert Orte nennen, an welche die Sage eine heilige Erinnerung knüpft. Aber es ſind ja doch alles nur Sagen, von den Mönchen und Prieſtern erfunden, um die Leichtgläubigkeit des Volks zu täuſchen. Man muß bedenken, daß der römiſche Kaiſer Titus ſchon 40 Jahre nach Chriſti Himmelfahrt die Stadt gänzlich zerſtörte, und der Kaiſer Hadrian im Jahre 118 keinen Stein auf dem andern ließ, dann die Stadt neu aufbaute und Aelia Capitolina nannte. Kein Jude, alſo auch kein Chriſt, durfte in ihr wohnen; auf der Stelle des heiligen Grabes ſtand ein Venustempel. Und erſt die heilige Helena und ihr Sohn Konſtantin der Große vertilgten 200 Jahre ſpäter die heidniſchen Denkmäler und bauten chriſtliche Kirchen. Nach dieſer langen Zeit konnte natürlich Niemand mehr einen Ort in der Stadt beſtimmen, und man hätte nicht einmal mehr die Stätte des heiligen Grabes gefunden, wenn der Venustempel ihn nicht gezeigt hätte.

Man hört alle dieſe Sagen und zuverſichtlichen Behauptungen der Mönche mit an, und wer Luſt hat, ſie für hiſtoriſch erwieſene Wahrheiten hinzunehmen und ſich daran zu erfreuen, dem iſt es zu gönnen. Es beruht eben Alles auf dem Glauben, und Chriſtus ſpricht zu dem ungläubigen Thomas: „Selig ſind, die da nicht ſehen und doch glauben.“

## Nächſte Umgebung von Jeruſalem.

Das Thal Joſaphat. — Grabmal der heiligen Jungfrau Maria. — Grotte der Todesangſt. — Garten Gethſemane. — Der Oelberg. — Moſchee auf dem Gipfel des Oelbergs. — Bethphage. — Bethanien. — Grab des Lazarus. — Der Berg des Aergerniſſes. — Die Grabmäler des Abſalom, des Joſaphat und des Zacharias. — Die Höhle des Jakobus. — Der Felſen des Judas Iſcharioth. — Siloah. — Der Brunnen Siloah. — Der Maulbeerbaum des Jeſaias. — Der Brunnen des Nehemias. — Das Thal Gehinnom. — Hakeldama, der Töpferacker. — Der Berg des böſen Raths und der Weg nach Bethlehem. — Der Berg Zion. — Das Grab Davids. — Der heilige Speiſeſaal. — Die Citadelle. — Das Bethlehemer Thor. — Der Berg Gihon. — Das Damaskusthor. — Die Grotte des Jeremias. — Die Ebene des Jeremias. — Die Gräber der Könige. — Die Gräber der Richter. — Rundgang um die Stadt.

In Bezug auf die hiſtoriſche Wahrheit und die evidente Feſtſtellung der heiligen Orte iſt man in der nächſten Umgebung der Stadt weit beſſer daran, als in dieſer ſelbſt. Berge und Thäler, Felſen und Quellen ſind von den Römern nicht zerſtört worden. Hier iſt Alles noch, wie es zu Abrahams, zu Davids, zu Jeſus Zeiten war, und an jedem Fuß breit Erde haftet eine große Erinnerung, ein heiliger Name.

Treten wir denn zum Stephansthore auf der Oſtſeite der

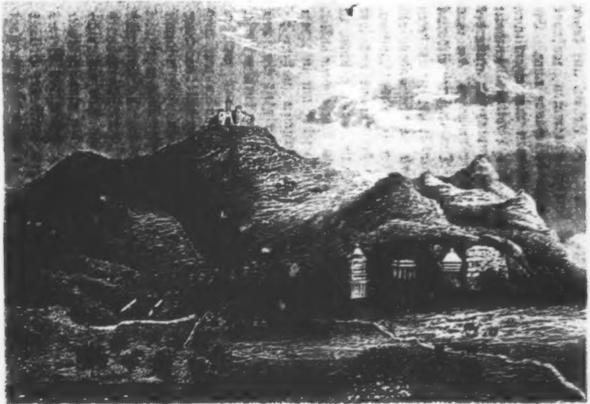
Stadt hinaus! Wir ſtehen ſogleich über dem Thale Joſaphat, an der Weſtſeite deſſelben. Nach allen Seiten hin ruht der Blick auf öden, an den Gipfeln abgerundeten und abgeplatteten Bergen, auf einigen entdeckt man in weiter Ferne eingeſtürzte Moſcheen und Thürme. Dieſe Berge liegen jedoch nicht ſo eng beiſammen, daß ſie nicht hie und da Zwiſchenräume bildeten, durch welche das Auge ſich neue Anſichten ſuchen könnte; aber eben dieſe Oeffnungen zeigen in der Nähe und in der Ferne nur wieder andre Felſen und Berge, die nicht minder öde und wüſt ſind, als die im Vordergrunde. Die Thäler, welche Jeruſalem umgeben, bilden von drei Seiten gewiſſermaßen die Stadtgräben, nämlich auf der Oſt-, Süd- und Südweſtſeite. Die Nordweſtſeite, die längſte von allen, zieht ſich an ihrem ſüdweſtlichen Ende an den letzten Abhängen des Berges Gihon hinauf; es iſt dies, wie ſchon angegeben, der neue Anbau, wodurch Golgatha in die Stadt gekommen iſt. Das nordweſtliche Ende dieſer Seite grenzt an die Ebene Jeremias, wovon nachher die Rede ſein wird.

Das Thal Joſaphat, deſſen Name „Gericht Gottes" bedeutet, ſcheidet die Stadt Jeruſalem von dem Oelberge und zieht ſich von Norden nach Süden zwiſchen dem Oelberge und dem Berge Morija hin. Es wird vom Bache Kidron durchfloſſen, der nur 6 Fuß breit, den größten Theil des Jahres hindurch trocken liegt, nur zur Winterszeit durch das von den Bergen ablaufende Waſſer und bei ſtarken Gewittern anſchwillt und ſich nach ſechs Stunden Wegs in das todte Meer ergießt. Ueber dieſen Bach führen nach der Stadt zwei Brücken. Das Thal hat ſeinen Namen von Joſaphat, König der Juden, der darin begraben liegt, und ſcheint zu allen Zeiten der Begräbnißplatz für die Stadt Jeruſalem geweſen zu ſein, denn bei jedem Schritte darin ſtößt der Fuß auf Denkmäler des Todes alter und neuer Zeit. In der Bibel wird es vom

Bache auch oft das Thal Kidron genannt. Nach dieſem Thale ſind die Blicke der Juden in der ganzen Welt gerichtet, und viele kommen weither nach Jeruſalem, um hier zu ſterben und im Thale Joſaphat begraben zu werden; denn ſie glauben, daß ſie dann beim jüngſten Gericht den Vortheil haben werden, zuerſt gegenwärtig zu ſein und beſſer geſtellt zu werden als andre. An der Weſtſeite des Thales auf ſteil in die Tiefe abfallenden Felſen ziehen ſich die Mauern von Jeruſalem hin, nach Oſten iſt es nördlich vom Oelberge, ſüdlich vom Berge des Aergerniſſes begrenzt. Im Norden berührt es die nackte Ebene des Jeremias, und ſüdlich von der Stadt mündet das von Weſten ſich herabziehende Thal Gehinnom — das Höllenthal — am Fuße des Zionsberges in daſſelbe.

Das Thal Joſaphat iſt eng und tief, die Felſen ſeiner Seitenwände ſind nicht ohne Kunſt ausgehauen, und man gelangt nur mit großer Vorſicht auf Händen und Füßen hinab, wenn man die hier befindlichen Kammern des Todes beſuchen will. Der Anblick des Thales iſt über alle Beſchreibung öde und einförmig, es iſt wirklich ein Thal des Todes, und die Phantaſie des Orientalen ergeht ſich hier in großartig düſtern Bildern. Es gibt aber auch kaum einen Namen, der in der Phantaſie derſelben rührendere und zugleich furchtbarere Bilder erweckt hätte, als der des Thales Joſaphat. Es walten in und über demſelben ſo viele unerforſchliche Geheimniſſe, daß nach dem Ausſpruche des Propheten Joel einſt alle Menſchen vor dem unbeſtechlichen Richter darin erſcheinen werden.

Steht man vor dem Stephansthore, ſo ſieht man ſich gegenüber öſtlich unten im Thale ein großes Gebäude und gelangt, abwärts ſchreitend, auf der obern Brücke über den Bach Kidron zu demſelben. Es iſt das Grabmal der heiligen Jungfrau, der Mutter des Weltheilandes, oder, wie Andre wollen, Joſephs und Marias, der Eltern deſſelben, eine der heiligſten Stätten des Thales. Durch ein gewölbtes Thor kommt man auf ſechs abwärts führenden Stufen zu einem, mit Olivenbäumen bepflanzten und von Mauern umſchloſſenen Raum. Gerade aus in demſelben führt ein Thor zu einer mit vieler Kunſt in den Felſen gehauenen, geräumigen, reich geſchmückten Kapelle. Aus dieſer ſteigt man auf einer prächtigen, funfzehn Schuh breiten Marmortreppe auf 28 Stufen abwärts an eine majeſtätiſche Grotte, in welcher ſich links das Grab Joſephs, rechts die Gräber des heiligen Joachim und der heiligen Anna befinden, der Eltern der Jungfrau Maria. Zwanzig Stufen tiefer wandelt der Fuß auf dem Grabe der heiligen Jungfrau, das ein Altar ſchmückt, auf welchem zum Oſterfeſte mehrere hundert Lampen brennen. Nur mit Erlaubniß der Griechen, welche den Schlüſſel zu dieſem heiligen Orte haben, darf man denſelben betreten. Beim Ausgange aus der Kirche wird jeder Pilger mit köſtlich duftendem Roſenwaſſer beſprengt. Rechts von dem eben genannten ummauerten Raume und ſüdlich nach dem Oelberge hin kommt man zur Grotte der Todesangſt, worin den Göttlichen eine ſolche Seelenangſt und Traurigkeit ergriff, daß ſein Schweiß wie Blutstropfen auf die Erde fiel, während er zu ſeinem himmliſchen Vater betete: „Vater, willſt du, ſo nimm dieſen Kelch von mir!“ Die Grotte iſt in den Felſen gehauen, tief, geräumig, mit mehreren Altären und an den Wänden mit einem Gemälde geſchmückt, welches Jeſum darſtellt, wie er von dem Engel unterſtützt wird. Das die Grotte bedeckende Gewölbe ruht auf drei Säulen von dem nämlichen Felſen und wird durch eine mit Gitterwerk verſehene Oeffnung von oben beleuchtet. Die Grotte iſt durch eine Thüre verſchloſſen, zu welcher die Franziskaner die Schlüſſel haben. Zwiſchen dieſer Grotte und dem Garten Gethſemane, etwa 30 Schritte nach dem Fuße des Berges hin, ſieht man die Stelle, wo Judas ſeinen Herrn und Meiſter durch einen Kuß verrieth,



E. Doebel del.    Leipzig & Englische Kunst Anstalt    A. H. Payne sc.

DER OELBERG.

einen Ort, den ſelbſt die Türken nur mit Abſcheu betreten. Etwa 15 Schritte von dieſer Stätte und zwar noch außerhalb des Gartens Gethſemane zeigt man zwei Felſen, auf denen Petrus, Jakobus und Johannes eingeſchlafen waren, während Chriſtus wachte und in heißen Gebeten die Hände rang. Etliche Schritte von dieſer Stelle kommt man zum eigentlichen Oelgarten oder Garten Gethſemane, dem Lieblingsaufenthalte des göttlichen Meiſters, einem kleinen Raſenplatz am Fuße des Oelberges und mit einer niedrigen Mauer umgeben, die man an mehreren Stellen überſchreiten kann. Den ſchönſten Schmuck dieſes Gartens bilden acht uralte Olivenbäume, unter deren Schatten Jeſus oft mit ſeinen Jüngern geruht haben ſoll. Vier davon ſollen noch aus den Zeiten des Heilands ſtammen. Und betrachtet man den ſtarken Umfang der Bäume und ihre knorrigen Wurzeln, ſo gewinnt der Glaube, daß ſie ſchon zu Chriſti Zeit geſtanden haben, allerdings an Wahrſcheinlichkeit. Jedem Pilger ſind dieſe Bäume heilig, jeder hat in ihrem Schatten geruht und ein ſtilles Gebet geſprochen zu dem geheimnißvollen Flüſtern der Blätter, die zu jeder Zeit ein ſanfter Wind bewegt. An dem Garten Gethſemane vorüber führt der Weg auf den Oelberg, der ſeinen alten Namen von den vielen Oelbäumen hat, mit denen er früher beſtanden war und es theilweiſe noch iſt. Das Thal Joſaphat mit dem Bach Kidron trennt ihn von der Stadt, die etwa eine Viertelſtunde von ſeinem Fuße entfernt iſt. Der Weg zu ſeinem Gipfel iſt rauh und mit Steinen beſät, und nur da, wo Erde ſich zeigt, mit Oelbäumen beſtanden, aber bei jedem Schritte wird man entſchädigt durch die herrliche Ausſicht, die man am reichſten und umfaſſendſten vom Gipfel genießt, den man in einer halben Stunde erreicht. Etwa auf der Hälfte des Berges zeigt man rechts einen Felſen, von welchem herab der Heiland auf die Stadt blickte, deren Untergang er weinend geweiſſagt haben ſoll. Unweit dieſes Felſens etwas aufwärts ſtehen drei alte, nicht zu ſehr verfallene, aber auch nicht mehr brauchbare Kapellen, die die Stelle bezeichnen, wo Chriſtus ſeinen Jüngern das „Vater unſer“ gelehrt, und dieſe ſpäter das erſte Glaubensbekenntniß abgefaßt haben ſollen. Etwa 30 Schritte von dieſer Stelle nördlich gelangt man zu einem Oelbaume, unter dem einſt der Heiland mit ſeinen Jüngern vom letzten Gericht geſprochen haben ſoll. Hat man endlich den Gipfel des Berges erreicht, ſo ſteht man vor einer Moſchee, welche auf dem Platze der ehemaligen „Kirche der Himmelfahrt“ und aus den Ueberreſten derſelben erbaut iſt. Noch jetzt umſchließt die Moſchee einige Häuſer, durch die man mit Erlaubniß der Türken, welche den Schlüſſel zu dieſem Heiligthume und die Aufſicht über daſſelbe führen, in den Vorhof tritt und darin zu einer achteckigen Kapelle kommt, die auf der Stelle ſtehen ſoll, von welcher aus Chriſtus gen Himmel fuhr. Man zeigt noch jetzt im Felſen den Eintritt des linken Fußes eines Menſchen; der 10 Zoll lang und 4 Zoll breit iſt, und ehemals ſoll auch der Eindruck des rechten ſichtbar geweſen, aber ſpäter von den Türken ausgebrochen und als eine hochheilige Reliquie in ihre Moſchee gebracht worden ſein. Nach der Richtung zu urtheilen, die man an der zurückgelaſſenen Fußſtapfe bemerkt, war das Angeſicht des Erlöſers im Augenblicke ſeiner Auffahrt von der Erde nach Norden gerichtet.

Die Katholiken, Griechen und Armenier leſen am Himmelfahrtstage Meſſe in dieſer Moſchee, nachdem ſie dieſelbe zuvor gereinigt haben. Von dem Thurme der Moſchee, der noch über den höchſten Berggipfel emporragt, iſt die Ausſicht am umfaſſendſten. Ueber das düſtre Thal Joſaphat hinweg fällt der Blick weſtlich auf die Stadt, deren Straßen man einzeln unterſcheiden kann, und über mehrere kleine Berge hinweg ſieht man öſtlich die Ebene von Jericho, den Jordan und das todte

Meer. Nördlich ſchweift der Blick über die Ebene des Jeremias zu einigen Trümmern auf dem Scheitel eines Berges, die die Stätte andeuten, wo Joſua die Stiftshütte errichten ließ und das Land in zwölf Stämme vertheilte. Südlich ragt der Berg des Aergerniſſes hervor, und über ihn hinaus ſieht man das Thal Gehinnom, das an ſeinem ſüdweſtlichen Fuße in das Thal Joſaphat verläuft. Verlaſſen wir nach Süden zu den Gipfel des Oelberges, ſo kommt man nach einer kleinen Stunde zu dem ärmlichen Dörfchen Bethphage, aus welchem Jeſus durch ſeine Jünger die Eſelin holen ließ, auf der er ſeinen Einzug in Jeruſalem hielt. Von dem alten Dorfe ſind nur noch einige Trümmer vorhanden, zu denen die Geiſtlichen von Jeruſalem an beſtimmten Tagen, vorzüglich am Vorabende der Himmelfahrt, wallfahren, um mit den daſelbſt befindlichen Chriſten zu beten. Die ganze Nacht bringen ſie mit Abſingung von Pſalmen und Lobgeſängen zu und kehren erſt am Morgen nach Jeruſalem in ihre Klöſter zurück. An der öſtlichen Seite des Oelberges, etwa eine Stunde von Jeruſalem entfernt, liegt das reizende Bethanien, in welchem der Heiland von den Sorgen und Mühen ſeines Berufs in den Armen der treueſten Freundſchaft ausruhete. Heut zu Tage iſt es ein unbedeutender, verfallener, von Arabern bewohnter Ort. Gleich beim Eintritt in das Dorf zeigt man das Haus, in welchem Lazarus mit ſeinen Schweſtern Martha und Maria wohnte, die der Heiland ſo oft beſuchte, und denen zu Liebe er den Bruder aus dem Grabe erweckte. Man findet dieſes Grab unweit des Hauſes; eine Höhle, zu der man auf einigen Felſenſtufen hinabſteigt. In den Wänden derſelben iſt eine etwa 3 Fuß weite Oeffnung, die in eine ziemlich lange und breite, aber nur wenige Fuß hohe Grotte führt, die für das eigentliche Grab gilt. Die Katholiken haben es zu einer Kapelle hergerichtet und leſen öſters Meſſe darin.

Kehren wir wieder über den Oelberg in das Thal Joſaphat zum Grabmale der heiligen Maria, dem Stephansthore gegenüber, zurück, und verfolgen wir das ſchauerlich enge Thal des Todes, das doch eigentlich nur eine Felſenſchlucht iſt, weiter nach Süden. Rechts am Abhange des Morija und dicht an der hohen Mauer deſſelben, über welche die Kuppel der Omarsmoſchee ragt, zieht ſich ein türkiſcher Gottesacker mit ſeinen unzähligen kleinen Steinen hin, links ſteigt in der Schlucht zwiſchen dem Oelberge und dem Berg des Aergerniſſes der Weg nach Bethphage hinauf.

Der Berg des Aergerniſſes (mons offensionis), der ſüdöſtlich an das Thal Joſaphat ſtößt, iſt beinahe ganz kahl und von röthlich brauner Farbe. An ſeinen unangebauten Seitenwänden bemerkt man hie und da ſchwarze, verbrannte Reben, einzelne Gruppen Oelbäume, etliche mit Yſop bewachſene Brachfelder und die Ruinen eingefallener Bethäuſer, Kapellen und Moſcheen. Unten im Thale erblickt man die zweite Brücke mit einem Bogen über das ausgetrocknete Bett des Kidron. Unter dem Berge des Aergerniſſes im ſchauerlichen Todenthale, nahe am Bette des Kidron und der hohen Mauer des Morija gegenüber, kommt man nun zu drei aus dem Felſen gehauenen Grabmälern, die man für die Grabſtätten des Abſalom, des Joſaphat und des Zacharias ausgibt. Dieſe Denkmale ſind von uralter eigenthümlicher Conſtruction. Nahe dabei iſt die Höhle des Jakobus, in welcher ſich dieſer Jünger Chriſti mit noch Andern bei der Gefangennehmung deſſelben verborgen haben ſoll.

Bei dem traurigen Anblicke der zertrümmerten, halb geöffneten Gräber und der Stadt Jeruſalem, aus der kein Rauch aufſteigt, kein Laut zu unſerm Ohre bringt, in deren Nähe kein lebendes Weſen ſich regt, ſollte man glauben, die Stunde ſei gekommen, in der die Poſaune des Weltgerichts ertönen werde, und alle Todten des Thales Joſaphat ſtünden ſchon im Begriff, ihre Gräber zu verlaſſen. Das ſüdlichſte der Denkmäler, die alle aus dem Felſen des Berges beſtehen und mit unſäglicher Mühe aus ihm herausgearbeitet ſind und in ihrer Grundlage mit dieſem noch zuſammenhängen, iſt das des Zacharias mit einer pyramidenförmigen Spitze. Das mittlere iſt das des frommen Joſaphat, mit einer Säulenhalle, aber ſo von Erde verſchüttet, daß man die eigentliche Geſtalt deſſelben nicht mehr genau erkennen kann. Das ſchönſte iſt das des Abſalom, ein viereckiges Monument, das gegen 30 Fuß hoch und an jeder Seite 8 bis 10 Fuß lang iſt. Es ruht auf 24 Säulen, die an jeder Seite gleich vertheilt ſind, und darüber erhebt ſich eine pyramidenförmige Kuppel, deren Höhe jedoch mit dem Grabmale ſelbſt in keinem Verhältniſſe ſteht. Der Raum des Thales Joſaphat zwiſchen den zwei obenbezeichneten, über den Bach Kidron führenden Brücken iſt mit einigen Gärten angebaut und hie und da mit einzelnen Oelbäumen bepflanzt; eine Strecke lang von der obern bis zur untern Brücke fließt der Bach in einem natürlichen Kanale unter der Erde und iſt nicht ſichtbar.

Weiter ſüdlich im Thale geht man über den Begräbnißplatz der Juden und läßt dann einen düſtern Felſen zur Linken als letzten Fuß des Berges des Aergerniſſes. Dieſe ragende Felſenmaſſe bezeichnet die chriſtliche Tradition als den Platz, wo der Verräther Judas ſeinem fluchwürdigen Daſein durch einen Strick ein Ende machte. Nicht weit davon beginnt das von arabiſchen Räubern bewohnte Dörfchen Siloah. Die elenden, an den Felſen, dem letzten Abhange des Berges des Aergerniſſes angebauten oder in denſelben hineingehauenen Hütten, aus geringer Ferne kaum von den ſie umgebenden Grabſteinen zu unterſcheiden, ziehen ſich eine geraume Strecke am linken Ufer des Kidron thalabwärts. Der ſchmale Felſenpfad ſteigt bald ſteil empor, bald fällt er eben ſo. Am Ende des Dorfes findet man weſtlich am rechten Ufer des Baches in dem Zwiſchenraume zwiſchen den beiden Berggehängen des Zion und des Morija, der ſich erſt als Felſenſchlucht, dann als ſanfte Thalung zum Kidronthale herabzieht, den uralten und berühmten Brunnen Siloah, mit einer ſchattigen Baumgruppe umgeben. Zwanzig ausgetretene Steinſtufen führen in das Felſengewölbe hinab zu dem kleinen Spiegel des friſchen, klaren, etwas ſalzig-bitter ſchmeckenden Waſſers. Er iſt der einzige Brunnen in der ganzen Umgegend Jeruſalems und hat die beſondere Eigenthümlichkeit, daß er ebbet und fluthet, ſo daß man faſt glauben ſollte, er hinge mit dem Meere zuſammen. Der kleine Teich iſt immer belebt durch die arabiſchen Frauen des nahen Dorfes, die hier das Waſſer für ihren Hausbedarf holen und ihre Wäſche darin reinigen. Alle dieſe Quelle beſuchenden Pilger waſchen ſich damit die Augen, zum Andenken des Wunders, welches Jeſus damit verrichtete, indem er den Blindgebornen durch das Naß des Brunnens ſehend machte. Hier iſt der Ausgang unterirdiſcher Waſſerbehälter und Gänge, welche nach dem Zeugniſſe alter Schriftſteller nicht nur unter dem Berge Morija, ſondern unter der ganzen Stadt bis zum Berge Gihon an deſſen Weſtſeite hinlaufen ſollen. Die mißtrauiſchen eiferſüchtigen Türken haben aber hier jede chriſtliche Forſchung gehindert, ſo daß hier, wenn die Türken über lang oder kurz nicht mehr Herren der heiligen Stadt ſind (es iſt eine Schande für die ganze Chriſtenheit, daß dieſes ohnmächtige, nur durch das ſogenannte europäiſche Gleichgewicht gehaltene Volk noch in der Stadt ſich als übermüthiger Herrſcher geberden darf, wo unſer Herr und Meiſter ſeine ewige göttliche Lehre durch den Opfertod beſiegelt hat), ein großes, fruchtbares, unterirdiſches Feld der Alterthumsforſchung ſich öffnen wird.

Etwas ſüdlich auf derſelben Seite des Baches ſteht ein uralter Maulbeerbaum an der Stelle, wo der Prophet Jeſaias, auf Befehl des Tyrannen Manaſſe, zerſägt worden ſein ſoll. Nahe dabei in einer grünen Thalweitung waren die im alten Teſtamente oft erwähnten Gärten des Königs.

Nach einer kleinen Strecke ſüdlich öffnet ſich das Thal und zur Rechten tritt von Weſten das Thal Gehinnom ein. Ehe beide Bäche ſich vereinigen, trifft man zwiſchen ihnen den mehr als hundert Fuß tiefen Brunnen des Nehemia, und in ſeiner Nähe teichartige ummauerte Waſſerbehältniſſe. Hier endet das Thal Joſaphat; der Bach windet ſich weiter zwiſchen hohen und ſteilen Felſenmaſſen in einem wilden furchtbar engen Grunde dem todten Meere zu. Hier hin läuft der Weg nach Jericho. Wir aber wenden uns nun weſtwärts dem Thale Gehinnom hinauf.

Gehinnom, im alten Teſtamente auch Ben Hinnom, im neuen Gehenna genannt, iſt wegen ſeiner wüſten traurigen Felſeneinöde von den talmudiſtiſchen Juden als Ort der Hölle bezeichnet worden, die ſie mit allen erdenklichen furchtbaren Qualen freigebig ausſtatten.

Nicht weit vom Brunnen des Nehemia finden wir, am rechten Ufer des das Thal Gehinnom durchſchlängelnden Gihonbachs, die Grabmäler der Könige, an denen noch immer Spuren von Gemälden wahrzunehmen ſind. Zu unſrer Rechten erhebt ſich der Berg Zion, auf dem rechten Thalgehänge zu unſrer (der Aufwärtswandelnden) Linken liegt der Töpferacker (Hakeldama), der für das Sündengeld des Judas Iſchariot, die dreißig Silberlinge, gekauft wurde, und jetzt der Begräbnißplatz der chriſtlichen Pilger und der Chriſten der Stadt iſt. An ihn ſtößt der Berg des böſen Raths, an welchem nach Süden der Weg nach Bethlehem hinauf läuft. Wir kommen im Thale, das ſich nun nordweſtlich hinaufzieht, auf dem Bethlehemer Wege am untern Gihonteiche vorüber und ſchlagen ſo einen Bogen um den Berg Zion, deſſen jetzt außerhalb der Stadt liegende Häuſer in das Thal herabſchauen. Auf dieſem nur ſehr mäßig hohen, kahlen und ſteinigen Berge, einſt der Sitz des größten Königs der Juden, der ihn auch in ſeinen unſterblichen Gedichten verherrlicht hat, erblickt man die Moſchee, welche die Türken aus dem ehemaligen lateiniſchen Kloſter errichtet haben. Von hier aus bietet ſich dem Auge nichts als öde Bergreihen und finſtre Thäler, und ringsum herrſcht ängſtliche Todtenſtille, die nur zuweilen durch den Ruf des Muezzin: Le illah el Allah, der, eine lebende Uhr, von dem Thurme der Moſchee fünfmal des Tages den Gläubigen die Stunde des Gebets anzeigt, unterbrochen wird. Das Innere der Moſchee umſchließt viele heilige Orte, vor welchen die Türken die größte Ehrfurcht haben, ſo das Grab Davids, zu welchem eine kleine Thüre führt, durch die man jedoch nicht eingehen darf; ja man kann ſelbſt nicht einmal durch große Geldſummen die Türken bewegen, ſie nur zu öffnen. Auf der nämlichen Seite ſteigt man in einem Nebengebäude auf etwa zwanzig Stufen zu dem Saal hinan, in welchem Chriſtus mit ſeinen Jüngern das letzte Oſterlamm gefeiert und zum Gedächtniß ſeiner Liebe das heilige Abendmahl eingeſetzt haben ſoll; dieſer Saal heißt der heilige Speiſeſaal. Er iſt ſchmucklos und einfach und nur geheiligt durch die erhabenſten Erinnerungen, die ſich an ihn knüpfen. Hier erſchien Jeſus nach ſeiner Auferſtehung mehrmals ſeinen Jüngern, hier goß er nach ſeiner Himmelfahrt den heiligen Geiſt über ſie aus, und von hier aus gingen die Apoſtel in alle Welt, die Heiden zu bekehren. Man kann dieſen Ort nicht ohne die innigſte Rührung betreten. Oeſtlich unterhalb dem Berge Zion auf einem Berghange hat der Palaſt des Herodes geſtanden, aus deſſen Fenſtern man den ganzen Morija überſehen und

Alles wahrnehmen konnte, was im Tempel vorging, ſo daß die Juden eine hohe Mauer vorbauten. Jetzt iſt Alles bis auf übermooste, zerſtreut umherliegende und den Berghang an das Thal Gehinnom hinab gerollte Bauſteine von Marmor verſchwunden. Die beiden Thore an dieſer Südſeite, das zugemauerte Miſtthor und das Zionsthor haben wir vom Thale aus nur zuweilen geſehen, meiſt verſperren aber die Felſen die Ausſicht auf die Stadt. Sind wir aber über den untern Gihonteich der Südweſtſeite der Stadt wieder ſehr nahe gekommen, deren Mauer auf dem Felſenabhange dicht über dem Thale ſteht, ſo kommen wir an die hohe Citadelle mit dem Thurme Davids oder Piſanerthurm, der wie ein uralter Greis in das Gihonthal herabblickt. Das Thal macht hier eine Biegung und zieht ſich ganz nach Weſten hinauf. Dort liegt der obere Gihonteich. Weſtlich läuft der Weg nach St. Johann in der Wüſte, ſüdlich nach Bethlehem, auf welchem wir eine Strecke im Thale aufwärts gewandelt ſind. Gleich neben der Nordſeite des Kaſtells öffnet ſich das Bethlehemer Thor. Es iſt von zwei mit gothiſchen Zinnen verſehenen Thürmen beherrſcht. Man ſchlägt ſich von hier um die ſcharf nach Weſten vorſpringende Stadtmauer herum. Dieſe Gegend iſt troſtlos öde. Die hohe Mauer läuft jenſeits eines trocknen, ſteinigen, wüſten Grabens hin. Dieſſeits deſſelben dehnen ſich türkiſche Gottesäcker aus. Um die Ecke herum wendet man ſich am Abhange des Gihonberges, der ſich nicht ſehr hoch zur Linken erhebt, in nordöſtlicher Richtung nach dem Damaskusthore hinab. Der Boden iſt ſehr uneben, der Pfad ſteigt und fällt und windet ſich durch Steintrümmer. So erreichen wir nach einer Viertelſtunde das Damaskusthor, durch welches ich, von Nazareth kommend, eingezogen war. Vor demſelben befinden wir uns auf einer Ebene von beſchränktem Raume, auf der das Auge umſonſt nach einem freundlichen Punkte ſucht und nichts weiter findet, als hie und da einen weißen Leichenſtein, auf welchem, von keiner Cypreſſe überſchattet, eine türkiſche Frau weint. Das Auge ermüdet in dieſer troſtloſen Einöde. Hier findet man rechts die Grotte des Jeremias, in welcher dieſer Prophet die Klagelieder geſchrieben haben ſoll. Durch die ſich weiter ausdehnende, holprige, ſteinbeſäete Fläche, die Ebene des Jeremias genannt, gelangt man zu einem Hohlwege mit tiefen Abhängen, über welche man zu den Gräbern der Könige hinabſteigt; zuerſt in einen viereckigen Hof, deſſen Seiten etwa 15 Fuß hoch ſenkrecht in den Felſen gehauen ſind. Auf einer dieſer Seiten iſt ein großes Thor, über das ſich ein Fries von der ſchönſten Arbeit hinzieht, und links von demſelben öffnet ſich ein abſchüſſiger Gang, durch welchen man, da er verſchüttet und verſperrt iſt, nur kriechend und nicht ohne Mühe gelangen kann. Er führt zu drei in den Felſen ausgehauenen Sälen und zu einer Menge anderer Grabgewölbe von kleinerem Umfang, in welchen die Särge, theilweiſe noch ganz, theils in Trümmern vorhanden ſind. Dieſe Gewölbe waren durch ſteinerne Thüren von demſelben Felſen verſchloſſen und liefen auf Angeln vom nämlichen Stein; einige dieſer Thüren ſind noch ganz, andre liegen zertrümmert am Boden. Welcher Zeit die Königsgräber angehören, und ob ſie wirklich vom Könige David angelegt worden oder neueren Urſprungs ſind, darüber ſind die Alterthumsforſcher noch nicht einig, obgleich die Führer der Reiſenden ihr graues Alterthum außer Zweifel ſetzen. Etwa 10 Minuten von den Gräbern der Könige finden ſich die Gräber der Richter von derſelben Bauart, nur nicht ſo prachtvoll, und hinſichtlich ihrer Benennung in ein eben ſo tiefes Dunkel gehüllt, als jene.

Vom Damaskusthore mit zwei Thürmen und von arabiſcher Bauart mit Zinnen in Form von ſteinernen Turbans, gehen wir auf der ſteinigen Hügelfläche, dem Platze der ehemaligen Vorſtadt Bezetha fort, und kommen an einigen Baumgruppen vorüber, an der etwas im Bogen ſich ziehen den Mauer, an die nördliche ſcharfe Spitze derſelben. Hier ſtehen wir wieder über dem Kidronthale und haben uns gegenüber den Oelberg. Auf abſchüſſigem Pfade gehen wir an der faſt geraden öſtlichen Mauer hin, ſehen unten im Thale das Grabmal der heiligen Maria liegen und erreichen an einigen trocknen Ciſternen vorüber endlich das Stephansthor wieder.

Auf dieſe Weiſe ſind wir um die ganze heilige Stadt gewandert und haben alle merkwürdigen Orte und Plätze in ihrer nächſten Umgebung in Augenſchein genommen.

## Heilige und berühmte Orte in der Umgegend Jeruſalems.

---

Weg nach Bethlehem. — Die Stelle des Sterns der heiligen drei Könige. — Kloſter des Propheten Elias. — Ruheſtätte des Elias. — Der Erbſenacker. — Rahels Grabmal. — Bethlehem. — Das Kloſter der Geburtsſtätte des Herrn. — Die Grotte des heiligen Hieronymus. — Grabſtätten des heiligen Euſebius, der heiligen Paula und der heiligen Euſtochia. — Die Grotte der unſchuldigen Kindlein. — Die Grotte der Geburt Chriſti. — Die heilige Krippe. — Das Händchen eines unſchuldigen Kindleins. — Die Grotte der Hirten. — Das Dorf der Hirten. — Ein ackernder Fellah. — Die Milchgrotte. — Mein Zeugniß des Guardian. — Wanderung von Bethlehem nach St. Johann in der Wüſte. — Die Luſtgärten Salomos. — Ein kleines Abenteuer. — Die drei Teiche Salomos. — Das Dörfchen St. Johann. — Das Kloſter St. Johann. — Guter Empfang meiner vom Guardian. — Schöne Ausſicht vom Altan des Kloſters. — Der Oelbaum. — Geburtsſtätte St. Johann des Täufers. — Die Wüſte St. Johann. — Der Ort der Heimſuchung. — Die Grotte des Täufers. — Das Terebintenthal. — Drei Polen. — Das Kloſter zum heiligen Kreuz. — Ein Verſuch, die Moſchee el Sakara in der Nähe zu betrachten. — Meine Gefühle und Gedanken an den heiligen Orten. — Abreiſe von Jeruſalem. — Ramla. — Jaffa. — Reizende und fruchtbare Gegend. — Der wunderlich gekleidete öſterreichiſche Conſul. — Kloſter der ſpaniſchen Franziskaner. — Die zwei Söhne des Conſul. — Die Reiſegeſellſchaft. — Abſchied von Paläſtina.

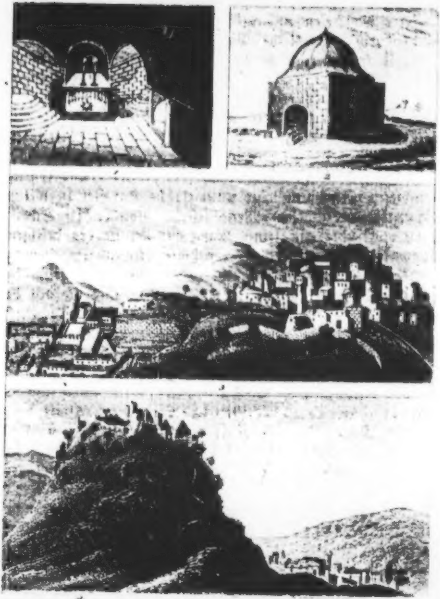
---

Ich hatte die heilige Stadt und ihre nächſten Umgebungen durch öftere Wanderungen genau kennen gelernt und trachtete nun mit Sehnſucht darnach, auch Bethlehem in Augenſchein zu nehmen, das nur zwei kleine Stunden ſüdlich von Jeruſalem entfernt iſt. In der Frühe eines Märzmorgens pilgerte ich in Begleitung eines Prieſters dahin. Der Weg führt durch das mehrerwähnte Thor von Bethlehem, auch Thor von Jaffa, Thor von Ramla und Pilgerthor (Bab-el-Khalil) genannt, auf dem höchſten Punkte der Stadt hinaus in das Gihonthal, das, wie wir geſehen haben, in ſeinem öſtlichen Verlaufe Thal Gehinnom genannt wird. Wir verfolgten dieſes Thal abwärts bis an den Berg des böſen Raths in der Gegend des Töpferackers und erſtiegen dann die rechte Thalſeite. Der Pfad iſt ſteinig, uneben und die öde Einförmigkeit deſſelben nur hin und wieder durch die Trümmer eines Thurmes oder einer Kapelle unterbrochen. Nach einer guten halben Stunde erreichten wir die Stelle, wo die Weiſen des Morgenlandes den Stern wieder ſahen, der ſie zur Geburtsſtätte Chriſti leitete. Hier ergießt ſich eine Quelle in zwei ſteinerne, dem Vieh zur Tränke dienende Tröge. Das Land ringsum iſt an einigen Stellen angebaut, doch nur ſelten erblickt man einen Oelbaum. Von dieſem Orte gelangt man in einer Viertelſtunde zu einem dem Propheten Elias gewidmeten griechiſchen Kloſter. Das Gebäude iſt verfallen, und bietet außer einem ehrwürdigen Oelbaume wenig Merkwürdiges dar. Das dichte Laub dieſes Baumes beſchattet einen großen Stein, der dem Propheten Elias zur Ruheſtätte gedient haben ſoll und die Form des menſchlichen Körpers, von frommen Händen ausgearbeitet, zeigt. Von hier aus wird das Land fruchtbarer und angebauter, und nur der Erbſenacker macht davon eine Ausnahme. Es iſt dieſer ein unfruchtbares Stück Land, das ſeinen Namen von den kleinen erbſenförmigen Steinchen hat, mit denen es überſäet iſt. Die Sage erzählt, daß die heilige Maria, die mit dem Jeſuskinde an dieſem Acker vorbei ging, einen Erbſen ſäenden Bauer gefragt: was er ſäe? und als dieſer ihr ſpottend geantwortet: „Steine," habe ſie gerufen: „Nun, ſo ſoll der Acker auch nur Steine tragen," und von dieſer Stunde an habe der Acker dieſe den Erbſen ſo ähnlichen Steinchen hervorgebracht. Man findet dieſelben in aufgeworfenen Maulwurfshügeln, und wenn man mit einem Stocke etwas in die Erde gräbt.

Abermals eine Viertelſtunde von dieſem Acker entfernt, erblickt das Auge 200 Schritte rechts von der Straße, ein kleines viereckiges, mit einer Kuppel überdecktes Gebäude: *das Grab der ſchönen Rahel.* Das Thor, das ſonſt in das Innere führte, iſt vermauert, und man kriecht jetzt, auf drei Stufen emporſteigend, durch ein viereckiges Loch zu dem eigentlichen Grabe. In demſelben iſt ein Felſenſarg, welcher oben rund gewölbt iſt. Er mißt über der Erde 7 Fuß Höhe, 8 Fuß Länge und $3\frac{1}{2}$ Fuß Breite. Dieſes Grabmal, welches die Bethlehemiten unter die älteſten Denkmäler des Landes zählen, wird nicht nur von den Chriſten, ſondern auch von den Juden und Türken in hohen Ehren gehalten.

Je weiter wir vorwärts ſchritten, deſto freundlicher und anmuthiger wurde der Weg, und zwiſchen Weinbergen und Oelbaumpflanzungen erreichten wir endlich Bethlehem, eine der älteſten Städte Judäa's, berühmt als Geburtsort des ſangreichen Königs David, der hier als Knabe die Heerden ſeines Vaters weidete, und noch weit berühmter als Geburtsort des Heilands. Das Städtchen oder vielmehr Dörfchen Bethlehem, d. h. Haus des Brodes, ſonſt auch Ephrata das Fruchtbare und „die Stadt Davids" genannt, liegt an einem felſigen Berge, auf welchem ſich die kleinen weißen, mit Ruinen untermiſchten Häuſer terraſſenförmig erheben und freundlich aus einzelnen Gruppen von Feigen- und Olivenbäumen hervorblicken. Der nördliche Abhang des Berges iſt ganz mit Feigen-, der ſüdliche mit Oelbäumen beſtanden, und rings um den Berg ziehen ſich herrliche, aber wüſt liegende Thäler, die eines beſſeren Anbaues fähig wären, wenn der Fleiß der Einwohner nicht vom Drucke des türkiſchen Despotismus, der den fruchtbarſten Boden bald in eine Wüſtenei verwandelt, wie von eiſerner Fauſt niedergehalten würde. Feſte Mauern und tiefe Wallgräben umgeben das Städtchen, um die Einwohner einigermaßen vor den Einfällen räuberiſcher Beduinen zu ſchützen. Die Anzahl der erſteren beträgt etwa 4 bis 5 Hundert, meiſt Chriſten, die ſich durch Verfertigung von Roſenkränzen, Kreuzen und Heiligenbildern nähren, die ſie den immer ab- und zuſtrömenden Pilgern theuer verkaufen.

Bethlehem hat die höchſte Bedeutung für den Chriſten durch das Heiligthum der Geburtsſtätte des Heilands. Dieſe liegt außerhalb der Stadt nach Morgen zu auf einem kleinen, nur 100 Schritte entfernten Hügel. Ein großes Kloſter erhebt ſich über der heilgen Stelle, das von drei Confeſſionen der chriſtlichen Kirche: von Griechen, Armeniern und Katholiken bewohnt wird, und drei Kirchen in ſich faßt, in denen die einzelnen Parteien ihre Andacht verrichten. Das außerordentlich geräumige Gebäude iſt wie eine Feſtung mit hohen und ſtarken Mauern umgeben und nur ein enges, niedriges Pförtchen führt in einen geräumigen Vorhof. In demſelben ſchreitet man durch eine kleine Pforte in die Hauptkirche, die, obwohl ſie öfter zerſtört und wieder aufgebaut wurde, dennoch unverkennbare Spuren ihres alten griechiſchen Urſprungs an ſich trägt. Sie iſt in Geſtalt eines Kreuzes erbaut. In der großen Vorkirche ſtehen in vier Reihen 48 Säulen von weißem Marmor von 2 Fuß 4 Zoll durchſchnittlicher Breite und 16 bis 18 Fuß Höhe. Da das Schiff der Kirche kein Gewölbe hat, ſo ruht der mit Blei gedeckte Dachſtuhl nur auf einem ſtarken hölzernen Fries. Vierzig unter dem Dachſtuhle angebrachte Fenſter beleuchteten das Hauptſchiff der Kirche, das von dem Chore durch eine Mauer getrennt iſt. Auf derſelben erblickt man einige zertrümmerte Moſaikgemälde und Spuren anderer Malereien und Inſchriften. Wendet man ſich von da links durch eine kleine Pforte und geht dann rechts gerade aus, ſo kommt man zu der Abtheilung, die ſonſt den Katholiken gehörte, aus der ſie jedoch von den Griechen vertrieben und in eine eigene Kirche gewieſen worden ſind, die zwar weniger geräumig als dieſe, aber weit prachtvoller und mit Gemälden verziert iſt. Ihre Hauptzierde iſt eine vortreffliche Orgel. Von der oben erwähnten Abtheilung, die man die Katharinenkirche nennt, ſteigt man auf 25 engen, nur ſpärlich beleuchteten Stufen in eine unterirdiſche Kapelle, in welcher die Franziskaner zuweilen Meſſe leſen. Von da 10 Schritte gerade aus führt ein kleiner Gang zur Grotte des heiligen Hieronymus, in welcher dieſer berühmte Kirchenvater einen großen Theil ſeines Lebens zugebracht haben und auch darin begraben worden ſein ſoll. Neben ihm ſollen die Gebeine des heiligen Euſebius und die der heiligen Paula und ihrer Tochter Euſtochia ruhen. Auf den Grabſtätten der Letztern liegen die in Wachs geformten, ſich faſt ganz gleich ſehenden Bildniſſe der Mutter und der Tochter. Geht man von hier aus wieder nach der unterirdiſchen Grotte zurück, ſo führen links fünf Stufen aufwärts zu einer vergitterten, mit einem Altare verzierten Grotte, in welcher die Körper der unſchuldigen Kindlein begraben ſind, welche Herodes hatte umbringen laſſen. Am Altare wird von den Franziskanern täglich das Lamm geopfert, für welches die unſchuldigen Kindlein ihr Leben gelaſſen haben. Steigt man noch etliche Stufen aufwärts, ſo kommt man durch eine Thüre zu der Stelle, „wo der Stern oben über ſtand“, der die drei Weiſen aus Morgenland bis hierher leitete. Wir befinden uns in der heiligen, nicht genug zu verehrenden Grotte, wo der Weltheiland geboren wurde. Einige



[illegible] del. [illegible] A. H. Payne sc.

1. KAPELLE [illegible] AUFERSTEHUNG CHRISTI.

2. RAHELS GRAB. 3. BETHLEHEM. 4. BERG THABOR. 5. NAZA

40 Lampen, Geſchenke chriſtlicher Fürſten, brennen an einem Orte, von welchem das Licht aller Welt ausging, und zu dem das Licht des Tages nie eindringen kann. Dieſe Grotte, die eine Kirche bildet, iſt 38 Fuß lang, 10 Fuß breit und 9 Fuß hoch. Die Wände ſind von mit Silber und Gold geſtickten ſeidenen Gardinen bedeckt und der Fußboden mit köſtlichem Marmor ausgelegt. Im Hintergrunde nach Oſten zu iſt die Stätte, wo Maria, die Tochter des Hauſes David, den Weltheiland gebar. Sie iſt mit Lampen beleuchtet und durch einen ſilbernen Stern in der Marmorplatte bezeichnet, welche die einfache Umſchrift trägt:

„Hic de virgine Maria Jesus Christus natus est.“
(Hier iſt Jeſus Chriſtus von der Jungfrau Maria geboren worden.)

Drei Fuß hoch über dieſer Stelle an der Wand des Felſens ſteht eine auf zwei Säulen ruhende Marmortafel, die zum Altare dient. Unter dem Altare brennen in Form eines Halbmondes täglich neun Lampen, die von den Katholiken Abends, von den Griechen Morgens und von den Armeniern des Nachts unterhalten werden. Ein ſilbernes Gitter in Form einer ſtrahlenden Sonne umſchließt ſie. Sechs Schritte weiter nach Süden, zwiſchen den beiden Stiegen, von den die eine zur Kirche der Griechen, die andere zu der der Armenier führt, kommt man ebenfalls auf zwei Treppen, deren jede nur drei Stufen hat, zur **Krippe**, die einen Fuß über dem Boden erhaben und mit Marmor überzogen iſt. In einer von einer Marmorſäule geſtützten Felſenniſche ſtehend, in welcher täglich 5 Lampen brennen, zeigt ſie den Ort an, wo auf Stroh gebettet der Herr des Himmels und der Erde lag, und man darf annehmen, daß weder der Stall, in welchem Jeſus geboren wurde, noch die Krippe von ihrem urſprünglichen Platze hinweg gerückt ſind. Einige Schritte von der Krippe zeigt ein Altar die Stelle an, wo die heiligen drei Könige die auf einem Steine ſitzende Maria mit dem Jeſuskinde anbeteten und ihr die Huldigungsgeſchenke darbrachten. Die ganze Kirche zur Geburtsſtätte des Heilands iſt ein Gegenſtand der zärtlichſten Verehrung, und wohl nirgend wird das Herz zu ſanftern und andächtigern Gefühlen geſtimmt als hier. Sie beſitzt einen Reichthum trefflicher Gemälde, welche die Geheimniſſe der Menſchwerdung, die Anbetung der Weiſen, die Ankunft der Hirten und alle jene Wunder darſtellen, die ſich allda ereignet. Tag und Nacht dampft Weihrauch vor der Wiege des Welterlöſers, und die Räume der Kirche tönen wieder von den Lobgeſängen der auf ihren Knieen liegenden Pilger aller chriſtlichen Confeſſionen. Alles ſtimmt die Seele zu einer Begeiſterung, die ſich nur fühlen, aber nicht beſchreiben läßt.

Als ich wieder in der den Lateinern angewieſenen Abtheilung des Kloſters ankam, zeigte man mir ein verdorrtes Händchen von einem der durch Herodes erwürgten Kinder, das von den Mönchen ſehr werth gehalten wird. Hierauf ging ich vor die Stadt nach dem Orte, wo die himmliſchen Heerſchaaren den Hirten die Geburt des Herrn verkündigten. Der Weg dahin führt eine halbe Stunde lang nach Oſten zu durch ein mit Olivengärten angebautes Thal zu einer Höhle, der Grotte der Hirten. Auf zwanzig Stufen ſteigt man in dieſelbe hinab; ſie muß ehedem ſehr ſchön geweſen ſein, da man hie und da noch einige Spuren früherer Pracht bemerkt. Beſonders ſieht man noch auf dem Fußboden bunte, viereckige, einen halben Zoll ſtarke Steine, mit denen er ausgelegt war, und findet auch noch einige halbverfallene Altäre. Oberhalb der Grotte ſteht eine alte, etwa 80 Schritte im Quadrat haltende Mauer, die einen Haufen unordentlicher Ruinen umfaßt, das Dorf der Hirten, die die Stimme des Himmels vernahmen, als er ihnen die Geburt des Herrn enthüllte. Hier ſoll einer heiligen Sage nach der Urvater Abraham ſich eine Hütte und dem Herrn einen Altar gebaut, hier ſoll Jakob, als er aus Meſopotamien zurückkehrte, mit ſeinen Heerden gewohnt, und hier der Knabe David die Schafe ſeines Vaters gehütet haben.

Die Umgegend Bethlehems bot außer einigen unbedeutenden Trümmern weiter nichts Merkwürdiges mehr, und ich kehrte mit den Prieſtern, die mich begleiteten, wieder in das Kloſter zurück. Wir kamen an einem Fellah (Landmann) vorüber, der mit einem Kameele ſeinen Acker pflügte, der einzige arbeitende Menſch auf dem ganzen Felde. Das Thier zog den plumpen Pflug eben ſo geduldig, wie unſre Ochſen. Ein Paar hundert Schritte hinter dem Kloſter führten mich die freundlichen Mönche zur Milchgrotte, einer ſonſt kleinen, jetzt aber ziemlich geräumigen Felſenhöhle, in welcher ſich die heilige Jungfrau kurz vor der Flucht nach Aegypten mit dem Jeſusknaben verborgen und ihn darin geſäugt haben ſoll. Bei dieſem ſüßen Geſchäfte ſollen einige Tropfen Milch auf den Felſen gefallen ſein und dieſen erweicht und weiß gefärbt haben. Und in der That ſind die ſchmutzigweißen Kalkſteine ſehr mürbe, ſo daß man Stücken abbrechen und ſie zu Staub zerreiben kann. Dieſer ſoll ein bewährtes Arzneimittel für gebärende und ſäugende Mütter ſein, und nicht nur die Frauen der griechiſchen, ruſſiſchen, armeniſchen und andrer Pilger, ſondern auch die der Türken und Araber, ſetzen in ihren Nöthen ein großes Vertrauen in daſſelbe. Dieſer Aberglaube hat denn im Laufe der Zeit die Erweiterung der Höhle veranlaßt. In dieſer Grotte ſteht ein aus Felſen gehauener Altar, an welchem die Franziskaner häufig Meſſe leſen.

Seitdem habe ich während meines Aufenthaltes in Jeruſalem die Geburtsſtätte des Heilandes zu verſchiedenen Malen beſucht und bei meinem letzten Dortſein ein von dem Guardian des Kloſters, Franziskus Guell, verfaßtes und meine Anweſenheit an dem heiligen Orte beglaubigendes Zeugniß erhalten, das ich noch als theures Andenken unter meinen Schriften bewahre *).

Von Bethlehem aus wanderte ich mit einem der italieniſchen Sprache kundigen Begleiter nach dem Geburtsorte des Vorläufers Chriſti, St. Johann in der Wüſte. Er liegt weſtlich von Bethlehem, iſt ebenfalls nur zwei Stunden von Jeruſalem entfernt und bildet mit dieſen beiden Städten ein gleichſeitiges Dreieck. Der Weg dahin führte an Rebenhügeln, Olivenanpflanzungen und herrlich blühenden und duftenden Roſengärten vorbei. Links von der Straße erreichten wir bald den ſogenannten Luſtgarten Salomo's, einen Haufen großartiger Ruinen, die mit einer 16 Fuß hohen Mauer umgeben ſind. Wir traten durch die offene Pforte in ein Labyrinth verfallener Hallen und Gemächer, in denen man noch die Spuren ehemaliger Pracht und Herrlichkeit erblickt. Dieſe Ruinen feſſelten uns nicht lange. Aber wir fanden die Pforte, durch die wir eingegangen waren, verſchloſſen, und ein anderer Ausgang ſchien nicht vorhanden. So weit wir in dem großen Raume umherblickten, kein menſchliches Weſen war zu erſpähen, und die Mauern ſtarrten viel zu hoch empor, als daß wir hätten wagen können, ſie zu überſteigen. Wir durchirrten die Ruinen noch einmal; an einigen Stellen gewahrten wir Spuren von Feuer, das unlängſt hier gebrannt hatte. Nach langem Suchen kamen wir an eine armſelige, mehr unter als über der Erde erbaute Hütte, in welcher ein altes Weib ſaß, das bei unſerm Eintritte erſchrocken in die Höhe fuhr. Ich verſprach ihr in arabiſcher Sprache ein Trinkgeld, wenn ſie uns die Pforte öffne. Sie läugnete, dieſelbe verſchloſſen zu haben, fragte jedoch zugleich, wie viel wir ihr für den Dienſt

---

*) Siehe Beilage Nr. 4.

geben wollten. „Zwanzig Para“, erwiderte ich, „wenn du öffneſt, wo nicht, eben ſo viel Schläge.“

Unſre drohend erhobenen Stöcke und das verſprochene Trinkgeld, etwa ein Groſchen nach unſerm Gelde, bewirkte unſre Befreiung aus der Haft ſchneller, als wir anfänglich geglaubt hatten. Etwa eine Stunde von Bethlehem entfernt, liegen die Teiche Salomo's, drei an der Zahl. Sie ſind in beinahe unzugänglichen Bergen eingegraben, einer über dem andern, ſo daß die beiden untern erſt bewäſſert wurden, wenn der obere überfloß. Sie verſahen Jeruſalem und Bethlehem mit Waſſer, und man ſieht noch die zum großen Theil verfallenen Waſſerleitungen, die es in jene Städte führten. Dieſe Teiche tragen das Gepräge des höchſten Alterthums, und man will ſeinen Augen kaum trauen, wenn man ſieht, wie ſie in den Felſen eingehauen ſind, und bedenkt, welche unermeßliche Anſtrengung ihre Herſtellung ohne Anwendung des Pulvers zum Felſenſprengen gekoſtet haben muß. Das Waſſer zu dieſen Teichen liefert eine Quelle, die ſich in den unterirdiſchen Gewölben ſammelt und nach und nach in die Teiche fließt. Die Ufer derſelben beſtehen aus 12 Fuß ſtarken Mauern, die ſchräg nach dem Waſſer zulaufen, und an dieſe ſtößt wieder ein 10 Fuß breiter Mauervorſprung, auf welchem man bequem um die Teiche gehen kann. In die Tiefe ihres Bettes führen von allen vier Seiten Stufen hinab, ſo daß man zu dem Waſſer, es mag hoch oder tief ſtehen, jederzeit gelangen kann. Das ganze Werk, ſicherlich eine Schöpfung des bauluſtigen Salomo, iſt ſo gut erhalten, daß es noch Jahrtauſende ſtehen kann.

Eine Stunde Wegs von hier entfernt, der über eine ziemlich ſteile Hügelreihe führt, erreichten wir das von tiefen fruchtbaren Thälern umſchloſſene arabiſche Dörfchen St. Johann, den Geburtsort Johannes des Täufers, von den Evangeliſten

„die Stadt Juda“ genannt. Es liegt auf einer kleinen Anhöhe zwiſchen den höchſten Gebirgen Judäa's und ſchließt des Merkwürdigen viel in ſich. Die Stätte, wo der heilige Johannes geboren ward, findet man eine kleine Strecke abſeits vom Dorfe. Sie wurde ſchon in früherer Zeit von den Chriſten für ſchweres Geld erkauft und über derſelben eine Kirche nebſt einem anſtändigen Wohnhauſe aufgeführt. Doch gar bald wurden die Prieſter von den unruhigen Türken aus dem Heiligthume vertrieben und kehrten erſt im Jahre 1679 wieder nach St. Johann zurück. Nun bauten ſie ein ganz neues und feſtes Kloſter von Grund aus auf, und dieſes bietet ihnen ſeitdem eine ſichere Schutzwehr gegen die Angriffe des arabiſchen Raubgeſindels im Orte, das noch weit wilder und roher iſt, als die muhamedaniſchen Bewohner der Umgegend, und keine Gelegenheit vorbei läßt, die Mönche zu kränken. Das Kloſter iſt ein anſehnliches, geräumiges, mit hohen düſtern Mauern umgebenes und durch ein ſtarkes Thor geſchütztes Gebäude, den Franziskanern vom heiligen Lande gehörig, welche ſpaniſche Mönche ihres Ordens zur Verrichtung des Gottesdienſtes hierher ſenden. Der Guardian des Kloſters, ein Spanier, mit Namen Triphon Lopez, dem ich ein Empfehlungsſchreiben aus dem Kloſter zu Jeruſalem überbrachte, empfing mich äußerſt freundlich und zuvorkommend, wies mir eine kleine Zelle an und ſendete mir dann einen andern Geiſtlichen, beauftragt, mir die Merkwürdigkeiten der heiligen Stätte zu zeigen. Dieſer führte mich zuerſt auf die Terraſſe des Kloſters, von der aus man eine reizende Ausſicht in die umliegende Gebirgslandſchaft und in die herrlichen Thäler genießt, welche die Berge von Judäa und Philiſteria ſcheiden, die wohl hoch, aber nicht ſteil und vom Fuße bis zum Gipfel mit den ſchönſten Oelbäumen beſtanden ſind. Es iſt dieſer Baum einer der wichtigſten und nutzbarſten, welche die Erde erzeugt. Seine dunkeln, unten weißgrauen Blätter ſind ſchmal, wie die unſrer Weidenbäume, ſeine Blüthen nur klein und unſcheinbar. Aber der Baum erſetzt durch ſeine guten Eigenſchaften, was ihm an Schönheit abgeht. Die länglichen Früchte, die ſich bei ihrer Reiſe gegen den Herbſt ſchwarz färben, erreichen die Größe einer großen Corneliuskirſche, und aus ihnen preßt man das Baumöl, das im Orient anſtatt des Schmalzes oder der Butter an die Speiſen gethan und auch als Brennſtoff verwendet wird. Nicht ſelten genießt man auch die Früchte mit Salz und Pfeffer eingemacht, eine ſehr geſunde Speiſe, die den verſchiedenen chriſtlichen Sekten im Oriente während ihrer oft 30 bis 40tägigen Faſten allein zur Nahrung dient. Das Holz des Oelbaumes hat herrliche Maſern und läßt ſich, eine ſehr feine Politur annehmend, zu den ſchönſten Meubeln verwenden. Kein Baum verdient den Beinamen „unſterblich“ ſo ſehr, wie der Oelbaum, denn haut man den Stamm ab, ſo ſproſſen bald neben dem alten Stocke neue Schößlinge aus den Wurzeln, die in einigen Jahren wiederum zu ſtarken Bäumen werden. An den judäiſchen Bergen ſind die Oelbäume der Reihe nach gepflanzt; die in der Nähe des Kloſters erheben ſich auf Terraſſen übereinander, ſo daß ſich in den 14 bis 16 Fuß breiten Zwiſchenräumen, die, von 7 bis 8 Fuß hohen Mauern gebildet, bis zum Gipfel des Berges aufſteigen, die Erde ſammelt, in welcher die Bäume wurzeln.

Von einem der Gipfel der judäiſchen Berge blickt ſüdlich eine Burgruine herab, die aus den Zeiten der Philiſter herrühren ſoll. Nördlich fällt der Blick auf ein anmuthiges angebautes Thal, welches der Eichgrund ſein ſoll, in welchem Saul mit ſeinem Heere gegen die Philiſter zog. Dieſe ſtanden gegen Abend „auf einem Berge jenſeits zwiſchen Socho und Aſeka am Ende Damim, die Israeliten auf einem Berge dieſſeits, alſo daß ein Thal zwiſchen ihnen war*)." Dieſes iſt von einem Bache, den mir der Prieſter „Dorrente" nannte durchſchnitten, und aus ihm ſteckte David die fünf glatten Steine in ſeine Hirtentaſche, mit denen er den prahlenden Rieſen Goliath zu Boden ſchleuderte. Der Schauplatz dieſes merkwürdigen Kampfes iſt in dieſem Thale zu ſuchen.

Weiter im nördlichen Hintergrunde der judäiſchen Gebirge bezeichnete mir der Prieſter ein hervorragendes Berghaupt als den Berg der Makkabäer, wo die Gebeine vieler jener Helden liegen ſollen, die Judäa vom Joche Syriens befreiten. Von dieſem Berge herab ſoll Gott dem Erzvater Noah den Befehl ertheilt haben, die Arche zu bauen und Alles, „was auf Erden kreucht und fleucht," hineinzuthun, als er die verdorbene Welt mit der Sündfluth ſtrafen wollte. Außer der ſchon erwähnten Burg ſtarren von den Gipfeln der Berge noch mehrere Ruinen herab, die ſicherlich aus den Zeiten der Kreuzzüge herrühren.

Als mir der Prieſter alle denkwürdigen Plätze der Umgegend von der Terraſſe aus genannt und gezeigt hatte, führte er mich in die in Kreuzesform erbaute, mit Marmor ausgelegte und mit drei Altären und vielen werthvollen Gemälden geſchmückte Kirche, in der ſich jedoch, wie in allen Kirchen des Orients, weder Stühle noch Bänke befinden, weil die Betenden mehr beim Gottesdienſte knieen, als ſitzen und ſtehen. An der linken Seite der 36 Fuß langen und 24 Fuß breiten Kirche führen durch ein vergoldetes Gitter etwa 12 Stufen in eine Grotte zur Geburtsſtätte Johannes des Täufers. Sie iſt mit ſchwarzen und weißen Marmortafeln ausgelegt, mit gold- und ſilbergeſtickten Seidenvorhängen überdeckt und durch mehrere Lampen beleuchtet. Ein Stern bezeichnet die Geburtsſtätte und darüber über einer Felſenniſche ſteht auf einer verzierten Marmortafel die Umſchrift:

---

*) 1. Samuel 17, 1. 2.

„Hic praecursor Domini natus est.“,
(Hier iſt der Vorläufer des Herrn geboren worden.)

Am nächſten Morgen machte ich einen Ausflug in die drei Stunden öſtlich von St. Johann entlegene Wüſte, in welcher Johannes ſieben Jahre lang in Demuth und Buße lebte. Der Weg führte mich zunächſt an dem Orte vorüber, der unter dem Namen: der Ort der Heimſuchung, bekannt iſt. Die Ruinen eines von der heiligen Helena erbauten Kloſters bezeichnen die Stelle, wo das „Landhaus des Zacharias“ ſtand, in welchem Maria ihre Freundin Eliſabeth beſuchte. Unter dieſem verfallenen Gebäude, das am Fuße eines Berges liegt und theilweiſe in den Felſen gehauen iſt, ſieht man eine offene Kapelle mit einem aus Steinen roh zuſammengefugten Altar, der den Ort bezeichnet, wo die beiden Freundinnen zuſammentrafen, und an welchem alle Jahre von den Kloſtergeiſtlichen am Tage der Heimſuchung Meſſe geleſen wird. Unter dem eigentlichen Hauſe des Zacharias aber, das an der rechten Seite der Straße liegt, befindet ſich ein ſchöner, von dem Gebirge geleiteter Brunnen, an welchem viele arabiſche Frauen ſtanden und Waſſer ſchöpften und in großen irdenen Krügen auf dem Kopfe nach Hauſe trugen. Ich wollte mit ihnen ein Geſpräch anknüpfen, aber ſie verhüllten entweder mit ihrem Kopftuche oder mit der Hand das Geſicht, und ſahen mich durch die Finger an, ohne mir Rede zu ſtehen. Ich erreichte die Wüſte in etwa einer Stunde. Sie iſt nicht ſo öde und unfruchtbar, wie die arabiſche, die ich durchzogen, und von den Abhängen der ſie umgebenden Berge blicken einige Dörfer herab. An einem ſolchen Felſenabhange faſt in der Mitte deſſelben befindet ſich die Grotte des Täufers, die durch Menſchenhand in den Felſen gearbeitet zu ſein ſcheint. Denn der Felſen, welcher über ſie herabhängt, reicht hin und wieder bis zur Erde herab und bildet auf dieſe Weiſe natürliche Säulen, die die Decke tragen. Sie iſt ungefähr 4 Fuß breit und 8 Fuß lang und im Innern an der nördlichen Felswand entſpringt eine Quelle, die ſich vor der Grotte zwiſchen Felſen ſammelt und ein ſo tiefes und breites Bett bildet, daß man ſich bequem darin baden kann. Aus dieſem Bett fließt ſie in den Bach Dorrente, der am Fuße des Berges von Abend gegen Morgen ſich hinzieht und ſich endlich in das todte Meer ergießt.

Ich genoß einige Augenblicke der herrlichen Ausſicht, die man von hier aus hat, und wollte endlich dem Bache nach in den Eichgrund oder das Terebintenthal gehen, aber der Führer, den mir die Mönche mitgegeben, weigerte ſich hartnäckig, mir dahin zu folgen, weil er ſich vor den Räubern fürchtete, die darin hauſen ſollten. Ich hörte ihn geduldig an, als aber wirklich ſeine Weigerung Ernſt zu werden drohte, ſagte ich ihm zürnend: „Sie nehmen 9 Piaſter (1 Fl. 12 Kr. oder 20 Sgr.) für den Tag und wollen mich in dieſer ſo unſichern Gegend verlaſſen? Kehren Sie indeß in Ihr Kloſter zurück; ich fürchte keine Räuber und werde das Thal und die Berge allein durchziehen. Und kaum hatte er dieſes Wort vernommen, ſo eilte er haſtig von dannen. So ſtand ich denn allein in der Wüſte St. Johannes des Täufers. Wohl wußte ich, daß der eben ſo mächtige als berüchtigte Beduinenhäuptling Abugoſch dieſe Berge durchſtreife und ſchon manchen Pilger ſeiner Habſeligkeiten beraubt habe, wußte, daß reiche Wanderer ihm ſogar Tribut gezahlt oder doch nicht ohne Bedeckung ſich in das Gebirge Judäa's gewagt hatten, um vor ſeinen Angriffen ſicher zu ſein, wer jedoch in einem fremden Lande ſehen und lernen will, der muß Bequemlichkeit und Furcht daheim gelaſſen haben, und ſo ſchritt ich ohne Furcht den Berg hinab und ſtand bald am Bache Dorrente, aus welchem ich 5 glatte röthliche Kieſelſteinchen zum Andenken *) mit mir nahm, und dann ſeinem Laufe nachging. Noch eine Stunde wandelte ich in dem 600 Fuß im Umfange haltenden Terebintenthale, das ſeinen Namen von den vielen Terebinten (Terpentinbäumen) hat, die darin wachſen, dem Schauplatze des Kampfes zwiſchen dem großen Goliath und dem kleinen David. Das Erdreich dieſes Thales iſt fruchtbar, und die rings ſich hinziehenden Berge prangen im Schmucke herrlicher Oliven-, Granat- und Feigenbäume. Furchtlos verweilte ich einige Augenblicke in der über dem Thale liegenden Todtenſtille, und kehrte dann durch eine Furth des Baches in der Abenddämmerung wohlbehalten nach dem Kloſter zurück. Staunend empfingen mich die Mönche und mit drohend aufgehobenem Finger ſagte der Guardian: „Noch keiner der Fremden, die uns beſuchten, hat ſein Leben ſo gering geachtet, wie Sie.“ Und ich antwortete: „Ich habe auf den vertraut, der den Knaben David ſchützte, als er ohne Rüſtung, aber im Namen des Herrn Zebaoth ſeinem furchtbaren Feinde entgegen ging, und er hat mich wohl geführt.“ Da beugte der fromme Guardian ſein Haupt und reichte mir die Hand und ſchwieg.

An demſelben Nachmittage waren drei Polen im Kloſter eingetroffen, die nach der Revolution aus ihrem Vaterlande geflohen waren und nun heimathslos über die Erde irrten. Sie waren der deutſchen Sprache mächtig und auch einer derſelben in der italieniſchen nicht unbewandert. Als wir nun

---

*) I. Sam. 17, 40.

Abends zu Tiſche ſaßen und uns an den verſchiedenen wohl zubereiteten Faſtenſpeiſen labten und des Weines nicht ſchonten, verlangte einer der Polen, der ſeiner Uniform nach unter einem Jägerregimente geſtanden hatte, mit barſcher Stimme Fleiſch, Butter u. dergl. Aber ſogleich verwies ihm ein Aelterer ſeiner Genoſſen, ſeinen Orden nach zu ſchließen, ein Kapitän, die unartigen Forderungen; indem er ihn bedeutete, daß er nicht in Feindes Land, ſondern in einem friedlichen Kloſter ſei, das Alles darbiete, was es habe, ohne eine Vergeltung dafür zu fordern, und der Jäger ſchwieg beſchämt und ſuchte noch früher, als wir das Nachtlager.

Nach einem Aufenthalte von drei Tagen kehrte ich am nächſten Morgen mit einem vom Guardian beglaubigten Zeugniſſe meiner Anweſenheit nach Jeruſalem zurück.*) Der Weg führte anfänglich durch lachende Weinberge und Berggärten bergauf, war aber mit ſcharfen Kieſelſteinen ſo bedeckt, daß ich nur mühſam darauf fortkommen konnte. Nach einer guten Viertelſtunde zog er ſich zwiſchen Bergen hindurch in ein langes, ſchönes Thal und darin zu einem den Georgiern gehörigen Kloſter: Zum heiligen Kreuz genannt, welches hohe, mit ziemlich verblichenen Malereien bedeckte Mauern umgeben. Der Sage nach iſt dieſes Kloſter an der Stelle erbaut, wo der Baum ſtand, aus welchem das Kreuz des Heilands gezimmert wurde. Die kurze Strecke nach der Stadt war bald erreicht und wohlgemuth langte ich in meiner Zelle in der Casa nuova, und von den Mönchen herzlich begrüßt, wieder an.

Die noch wenigen Tage meines Aufenthaltes benutzte ich, die in und außer der Stadt gelegenen heiligen Stätten zu wiederholten Malen zu beſuchen und vorzüglich den Oelberg zu beſteigen, um mich an ſeiner umfaſſenden Ausſicht zu ergötzen. Einen Verſuch, in den Vorhof des Tempels Salomo's zu dringen, um die Omars-Moſchee zu beſehen, hätte ich beinahe mit dem Leben gebüßt. Vorſichtig war ich durch das Thor des Vorhofes eingetreten und wollte eben, um genau berichtet zu werden, die arabiſche Wache fragen, als dieſe meiner Frage mit Steinwürfen zuvorkam und mich auf ſolche Weiſe, daß mir oft die Steine um den Kopf ſauſten, durch die kleine daran ſtoßende Straße verfolgte. Athemlos langte ich in dem Kloſter wieder an, wo mir die Mönche, denen ich meinen Vorfall erzählte, ſagten, daß ich nicht der erſte ſei, dem es ſo ergangen, daß ich aber noch gut davon gekommen ſei. Noch an demſelben Tage kaufte ich mir Proviant für die Weiterreiſe, brachte mein Gepäck in Ordnung und miethete mir einen Führer mit einem Eſel, um daſſelbe bequem fortbringen zu können, und verließ am andern Morgen 8 Uhr — es war an einem Sonnabende, den 5. April 1834 — die heilige Stadt. Ich hatte in ihr und ihren Umgebungen 21 genußſelige Tage verlebt.

---

*) Beilage 5.

Ich habe es in meiner Darſtellung ſoviel wie möglich vermieden, von meiner Perſon und meinen Gefühlen an den hochheiligen Orten zu reden; ich würde mich oft haben wiederholen müſſen. Denn es waren die reinſten Gefühle hoher Andacht und Gottesverehrung, die mein Herz durchglühten, es waren gottinnige Gedanken und Betrachtungen, die mich fort und fort belebten. Wer an dieſen Stätten eines unreinen Gedankens fähig wäre, müßte ein verſtockter Böſewicht ſein. Mit dieſen Empfindungen und frommen Gedanken meiner Seele haben ſich meine Knie vor der Krippe gebeugt, in welcher der Erlöſer als neugebornes Kind gelegen, hat mein Mund den Steinſarg geküßt, der ihn als Leiche geborgen. Ich war ſtets ganz und gar durchdrungen von der hohen Bedeutung der Orte, die mein Fuß betrat.

Ich gedachte nach Alexandrien zurückzukehren, und mein Weg führte zunächſt nach Rama oder Ramla, aber die Straße dahin, die Ibrahim-Paſcha eben in gangbaren Stand ſetzen ließ, war wegen der vielen Schluchten und Felſenvorſprüngen zum Gehen wie zum Reiten gleich gefährlich und beſchwerlich, und fing erſt bei dem genannten Städtchen etwas ebener und bequemer zu werden an.

Rama iſt 5 Meilen von Jeruſalem entfernt und hat eine herrliche Lage, iſt aber ſchlecht gebaut. Die Häuſer gleichen großen Lehmhütten, und die Straßen ſind ſo abſcheulich, daß man, wenn es regnet, in den Schmutz derſelben bis an die Knie verſinkt. Von einer ſonſt ziemlich bedeutenden Stadt iſt es zu einem ärmlichen Dorfe mit nur 400 Einwohnern herabgeſunken. Gleich bei meinem Eintritte ſuchte ich das daſelbſt befindliche Franziskanerkloſter auf und nahm darin mein Nachtquartier, weil man in demſelben das ſicherſte und bequemſte Obdach findet. In der Frühe des andern Morgens wechſelte ich meinen Führer mit einem andern und trat mit dieſem den Weg nach dem 3 Meilen entfernten Jaffa an. Dieſe Stadt, das alte Joppe, liegt amphitheatraliſch an einem zum Ufer des mittelländiſchen Meeres gehörigen Berge, und iſt nach der Ebene zu wohl eine Stunde weit mit den herrlichſten Oelbaum-, Citronen-, Pomeranzen-, Granatäpfel-, Feigen-, Dattel- und Mandelgärten umgeben, die, aus der Ferne geſehen, einem prächtigen Walde gleichen. Welch eine Fülle der edelſten Südfrüchte findet man hier und ſo billig, daß man 20 bis 25 Stück der herrlichſten Apfelſinen für einen Groſchen kauft! Die befeſtigte, mit einem Kaſtell gekrönte Stadt gilt für einen der älteſten Plätze der Welt, da ſie der Sage nach von einem Sohne Noahs gegründet worden iſt. Hier ſoll auch Noah nach der Sündfluth ſeine Tage in Ruhe beſchloſſen und hier der Prophet Jonas ſich zu Schiffe geſetzt haben, als er vor dem Angeſichte des Herrn flüchtete, um der Stadt Ninive Buße zu predigen. Hier landeten die Schiffe aus Tyrus, welche das Cedernholz und den Marmor zum Tempelbau Salomo's herbeibrachten, und hier predigte der Apoſtel Petrus das Evangelium und erweckte die Tabea vom Tode. Die Einwohner dieſer in alter und neuer Zeit berühmten Stadt, deren Anzahl ſich auf 7000, theils Chriſten, theils Muhamedaner, beläuft, treiben einen anſehnlichen Handel mit den verſchiedenen Producten ihres Landes, das fruchtbar und gut angebaut, alle Sorten von Süd- und andern Früchten und außerdem noch Mais, Dura, Gerſte, Bohnen, Linſen, Erbſen u. ſ. w., und verſchiedene Sorten trefflicher Melonen liefert. Das gute Erdreich der Felder belohnt die Mühe des Landmanns bedeutend, Weide und Futter für Rinder, Kameele, Eſel, Pferde und Schafe findet ſich im Ueberfluß. Dieſer Länderſtrich iſt einer der fruchtbarſten Paläſtina's, das ſelbſt zu den fruchtbarſten Ländern der Erde gehört. Und noch bis auf den heutigen Tag ſieht man die Merkmale von dem Fleiße der Juden, die dieſes Land urbar machten. Sie laſen die Steine auf, ſetzten ſie reihenweiſe wie Mauern aufeinander, hielten dadurch das Erdreich in Terraſſen zuſammen und zogen das ſchönſte Getreide der verſchiedenſten Arten. Indeſſen ſteht die frühere Fruchtbarkeit des Bodens zu der jetzigen in keinem Verhältniſſe mehr. Das Land ſeufzt gegenwärtig unter dem Druck türkiſcher Deſpotie, und ein Sprichwort ſagt: „Wohin der Fuß eines Osmanli tritt, da wächſt kein Gras wieder."

Am 7. April Nachmittags 1 Uhr traf ich in Jaffa ein, und da es daſelbſt keine öffentliche Herberge gab, ſo wurde ich zum öſterreichiſchen Conſul gewieſen, von dem ich ein Quartier und auch nähere Auskunft über meine Weiterreiſe erhalten würde. Ich begab mich zu dem alten, äußerſt höflichen und freundlichen Mann, der ſich, wie mir ſchien, für jeden Europäer intereſſirte; ich war aber bei meinem Eintritt nicht wenig erſtaunt über die poſſirliche Kleidung des alten Herrn. Sie war weder europäiſch, noch orientaliſch, vielmehr ein Gemiſch verſchiedener Volkstrachten. Ein blauſeidener Kaftan umſchloß ſeinen ſchmächtigen Leib und wurde an den Hüften von einem rothen Gürtel oder Shawl zuſammengehalten, um ſeine Beine ſchlotterte eine ſchmutzigweiße, europäiſch zugeſchnittene Hoſe, und ſeine Füße ſtaken in bunten Pantoffeln. Das freundliche Geſicht beſchattete ein ziemlich großer Schnurrbart, das Haupt war, wie das eines Türken, glatt raſirt, und darauf balancirte ein altväteriſcher großer, mit Federn und Treſſen beſetzter Dreimaſter aus der Zeit Friedrichs des Großen. So ſonderbar und lachenerregend das Ausſehn dieſes Mannes war, ſo lieblich und herzgewinnend war ſeine Rede. Sogleich empfahl er mich an das Kloſter der ſpaniſchen Franziskaner, und ertheilte mir die Nachricht, daß ein nach Alexandrien beſtimmtes Schiff ſegelfertig im Hafen liege, aber erſt in fünf Tagen dahin abgehen werde, da ſeine Fracht noch nicht vollſtändig ſei. Sodann ließ er mich nach meiner Wohnung begleiten. Ich wurde von den ſpaniſchen Mönchen mit ernſter Höflichkeit empfangen und während der 5 Tage meines Aufenthaltes anſtändig bewirthet. Während der Zeit, in welcher ich einige Ausflüge in die fruchtbaren Auen der Umgegend oder in das bunte Gewirre des Hafens machte, langten noch zwei italieniſche Kaufleute im Kloſter an, die, in Smyrna wohnhaft, aus Jeruſalem kamen und auf demſelben Schiffe mit mir nach Alexandrien zu reiſen gedachten.

Der 12. April war zur Abreiſe beſtimmt, und am Morgen deſſelben Tages begaben wir uns, die beiden Kaufleute und ich, in die Wohnung des Herrn Francesco Domiani, ſo hieß der öſterreichiſche, aus der Levante gebürtige Conſul mit dem dreieckigen Hute. In ſeinem Bureau ſaßen ſeine beiden Söhne auf einem am Boden ausgebreiteten Teppiche und ſchrieben ohne Tiſch und Stuhl aus freier Hand. Der eine lebte dem Andern um drei Tage voraus, denn dieſer bemerkte in meinem Wanderbuche den 12. April, während jener in dem Paſſe der Kaufleute den 15. einſchrieb, und mich wunderte nur, daß ſie in der Jahreszahl übereinſtimmten. Um 5 Uhr Abends gingen wir, oder wurden vielmehr von halbnackten Arabern zu dem Boote getragen, das uns zu dem wegen der vielen Klippen fern vom Hafen liegenden Schiffe brachte. Die Geſellſchaft beſtand außer der Mannſchaft, den beiden Kaufleuten und mir in einem alten Türken und ſeinem Bedienten, einem Knaben von 13 Jahren, mit dem er in einem ſehr zweideutigen Verhältniſſe zu ſtehen ſchien, und einem Mohren, einem in Aegypten anſäſſigen Handelsmanne. Gleich nach unſerer Ankunft lichtete der paläſtinaiſche Kauffahrer die Anker. Mit Thränen im Auge winkte ich dem gelobten Lande einen Abſchiedsgruß zu, deſſen Küſten uns bald im Abendnebel verſchwanden, und ich lebte fortan nur noch in der Erinnerung deſſen, was mein Auge daſelbſt geſchaut hatte.

## Abermaliger Aufenthalt in Aegypten.

Meerfahrt. — Kampf des Nilwaſſers mit dem Meerwaſſer. — Feſtſitzen auf einer Sandbank. — Strenges Examen. — Verzweifelte Widerſetzlichkeit des Mohren. — Schauderhafter Aufenthalt im Quarantänehauſe. — Neue Einrichtung meines Geſchäfts. — Nothwendigkeit des Badens. — Tod eines badenden Soldaten durch ein Seeungeheuer. — Die Schlachtbank. — Speculation der gemeinen Frauen auf Koth. — Schreckliche Armuth der untern Volksklaſſen. — Bettelkinder. — Eſelstreiber. — Das Reiten auf Eſeln. — Ausfahrten des Vicekönigs. — Ausfahren und Reiten der Frauen des Paſcha. — Die Poſten in Aegypten. — Nothwendiger Beſitz einer Laterne. — Strenge Strafen. — Rache des Vicekönigs an ſeinem grauſamen Schwiegerſohne. — Straßenpolizei. — Die Körperbildung der Aegypter. — Die Kinder der Armen und die der Reichen. — Die Kleidung der Aegypter. — Die Lebensart der Aegypter. — Die Frauen. — Einfachheit des Handels. — Große Bequemlichkeit im häuslichen und öffentlichen Verkehr. — Unreinlichkeit. — Garküchen. — Unanſtändige Oeffentlichkeit. — Große Wohlfeilheit der Lebensmittel. — Die geſchlechtlichen Verhältniſſe. — Die Alme. — Ein deutſcher mit einer Negerin verheiratheter Schloſſer. — Schwarze Sklavinnen. — Schließung der Ehe. — Hochzeitsgebräuche. — Die Beſchneidung. — Dürftige Geiſtesbildung. — Begräbniß-Ceremonien. — Kaffeehäuſer. — Begrüßung. — Bäder und Badehäuſer. — Jagd. — Aerzte und Chirurgen. — Blindheit. — Eine merkwürdige Kur in Bethlehem. — Betrügereien deutſcher Quackſalber. — Das Trinkwaſſer. — Die Milch. — Der Nil. — Das große Nilfeſt. — Ausſaat und Ernte. — Die Feldfrüchte. — Künſtliche Bewäſſerung. — Kleefelder. — Der Reis. — Die Baumwolle. — Das Zuckerrohr. — Der Kaffeebaum. — Der Weinſtock. — Die Dattelpalme. — Der Granatapfelbaum. — Der Paradiesapfel. — Der gemeine Feigenbaum. — Der Pharaonis-Feigenbaum. — Der indiſche Feigenbaum. — Die Akazie. — Aegyptens vegetativer Reichthum. — Die Religion der Muhamedaner. — Der Fatalismus. — Sekten der Muhamedaner.

Während der erſten fünf Tage ging unſre Fahrt ruhig und glücklich von ſtatten, am ſechſten aber, an welchem wir die

Mündung des einen Nilarmes bei Roſette zu paſſiren glaubten, wurden wir in der Nacht ſo weit zurück verſchlagen, daß wir erſt am folgenden Tage die Stelle erreichten. Ein merkwürdiges Schauſpiel bot ſich hier in dem Kampfe der Wellen des Nils mit denen des Meeres meinen Augen dar. Die blaue ſalzige Meerfluth ſchien ſich gegen das ſüße, trübe Nilwaſſer zu vertheidigen, welches letztere, ſpecifiſch leichter als jenes, ungeheuere Wogen aufthürmte und erſt drei Meilen vom Lande, immer bekämpft, ſeine ſchmutzige Farbe mit dem hellen, durchſichtigen Blau der Meeresfläche vereinigte.

Am achten Tage unſrer Abfahrt aus Paläſtina, den 23. April, erblickten wir die ſandige Küſte Alexandriens, und bald ſaßen wir vor dem klippenreichen Hafen auf einer Sandbank, da der Kapitän des Schiffes das Geld für einen Piloten ſparen wollte und ſich ſelbſt klug genug dünkte, jene gefährlichen Stellen vermeiden zu können. Wir wären ſicherlich verloren geweſen, wenn nicht eine Lootſe ungerufen erſchienen wäre und uns in den Hafen bugſirt hätte, woſelbſt der Kapitän ſeine unzeitige Sparſamkeit doppelt büßen mußte. Nun wurden ſogleich die Anker ausgeworfen, und kaum war dies geſchehen, als ein Guardian oder Wächter auf unſerm Schiffe erſchien, um die Schiffsmannſchaft und die Paſſagiere zu zählen. Ein jeder wurde nach ſeinem Namen, nach ſeiner Heimath, nach dem Zwecke ſeiner Reiſe, nach ſeinem Handwerk und nach hundert andern Dingen gefragt, und alles ſorgfältig in ein Buch eingetragen, einem jeden die Päſſe, Wanderbücher und ſonſtige Papiere mit einer Art Feuerzange abgenommen und in ein hölzernes Gefäß zum Räuchern gethan. Das Geſundheitszeugniß, welches mir der Conſul von Jaffa ausgeſtellt hatte, fand von Seiten des Wächters nicht die mindeſte Berückſichtigung, und ich und die beiden italieniſchen Kaufleute nebſt allem unſern Gepäcke wurden in eine Barke geſetzt, um nach dem Contumazhauſe gebracht zu werden. Mit uns Europäern wurde der Guardian auf dieſe Weiſe bald fertig, nicht ſo mit dem Afrikaner. Der Schwarze ſträubte ſich, dem Befehl Folge zu leiſten, und als ihn die neun Matroſen ſammt dem Kapitän mit Gewalt fortſchleppen wollten, hieb er mit ſeiner fürchterlichen Kraft ſo unter ſie, daß bald keiner vor Blut mehr aus den Augen ſehen konnte. Zehn Männer mußten ihm weichen. So blieb er denn mit ſeinen Gegnern allein auf dem Schiffe, woſelbſt er nur 20 Tage Quarantaine hatte, während wir im Contumazhauſe 21 Tage abhalten mußten. Am Ufer gelandet, wurden wir wie Verbrecher hinter der Stadt hinweg nach dem Contumazhauſe gebracht, wo ſogleich ein zweites Verhör über das Woher und Wohin mit uns angeſtellt wurde. Sodann wurden uns zwei Zimmer angewieſen, das eine für die Kaufleute, das andre für mich; aber o Himmel, was waren das für abſcheuliche Löcher! Vergebens ſuchte das Auge nach einem Tiſche, nach einem Stuhle, nach einem Fenſter, und die ſchmutzige Erde des Fußbodens war uns als Bett angewieſen. In dieſem meinen Elende hatte ich wenigſtens den leidigen Troſt, daß viele Andre ein gleiches Schickſal mit mir theilten, und ich pries mich noch glücklich in meinem Zimmer, als ich die daran grenzenden Schweinſtälle erblickte, die mit arabiſchen und türkiſchen, ſchwarzen und weißen Soldatenweibern ſo angefüllt waren, daß man in der von ihnen ausgehenden ſtickenden Atmoſphäre leicht die Peſt hätte bekommen können. Zwar wachte ein Guardian über die Reinlichkeit und Ordnung des Hauſes, und wie er darüber wachte, davon gab der 6 Fuß breite und 30 Fuß lange Gang vor den Zimmern an jedem Morgen ein ſchreckliches Zeugniß. Eben ſo nachläſſig war er in Befolgung der Regel, daß keiner der ſpäter Angekommenen mit einem früher Dageweſenen in Berührung komme. Freilich hätte auf dieſe Weiſe der Wächter den ganzen Tag über in dem Gange ſtehen müſſen. Derſelbe war aus Vorſicht, damit keiner daran denke, zu entſpringen, beſtändig verſchloſſen, aber auch ohne dies würde es keiner gewagt haben, indem jeden Flüchtling ohne weiteres Urtheil der Tod trifft. O wenn doch der, welcher die Idee zu ſolchen Contumazanſtalten ins Leben rief, drei Tage in einem ſolchen Kerker den Vorſchmack der Hölle koſtete, er würde wie ich ausrufen: „Lieber zehnmal die Schrecken der Peſt, als nur einmal das Elend der Quarantaine!" Wie mir erging es den beiden italieniſchen Kaufleuten aus Smyrna, die ihre Neugierde, Alexandrien zu ſehen, verwünſchten, da ſie dieſelbe ſo ſchwer büßen mußten. Am behaglichſten in dieſen unſaubern elenden Räumen befanden ſich die Negerfrauen, die aus Syrien, wo ihre Männer unter den Waffen ſtanden, in ihre Heimath zurückkehren wollten. An den unerträglichen Geſtank gewöhnt, den ſie fortwährend ausdünſten, verſchlägt es ihnen wenig, ob ſie 14 Tage auf einer Stelle liegen, wenn ſie nur der Ruhe pflegen können und das Nöthige zu ihrem Lebensunterhalt bekommen. Ich und meine Reiſegefährten mußten denſelben aus unſern Beuteln beſtreiten, allein da das Eingekaufte erſt durch drei bis vier Hände ging, ehe es zu uns gelangte, ſo erhielten wir natürlich auch nur den dritten oder vierten Theil davon, der kaum hinlänglich war, unſern Hunger zu ſtillen. Endlich, ach endlich! war der zwanzigſte Tag vorüber. Die beiden Kaufleute hatten einige Muſikanten beſtellt, um den letzten Abend bei Geſang und Tanz zu feiern, und beide waren, trotz ihrer Jahre, doch recht fröhlich. Der Morgen des 14. Mai, der uns der ſchweren Haft entließ, wurde von uns mit Jubel begrüßt, und ich athmete tief auf, als mich die freie friſche Luft wieder umfing. Unter allen ſchlimmen Abenteuern, die ich erlebte, ſoll mir der Aufenthalt in dieſem fürchterlichen Hauſe ewig unvergeßlich bleiben!

Ich nahm meine Wohnung wieder im Hauſe des aus Darmſtadt gebürtigen Tiſchlers Georg Müller, bei dem ich früher ſchon gewohnt hatte, und richtete mir daſelbſt eine Werkſtätte ein. Doch betrieb ich mein Geſchäft nicht wieder in Compagnie, ſondern auf alleinige Rechnung, und bald war ich mit Arbeit ſo geſegnet, daß ich die Nächte zu Hülfe nehmen mußte. Dennoch badete ich mich an jedem Abend und jedem Morgen im nahen Meere und fühlte mich nach jedem Bade geſunder und kräftiger an Körper und Geiſt. Eine ſolche Erfriſchung iſt in jenem warmen Lande ein unerläßliches Bedürfniß, und nicht nur Reiche und Vornehme, ſondern auch arme und gemeine Leute befriedigen es faſt täglich. Vorzüglich aber mußten die Soldaten ſich baden und wurden früh und Abends, je nach den einzelnen Corporalſchaften, nach dem Meere getrieben.

Einige Tage nach meiner Ankunft verbreitete ſich plötzlich in der Stadt das Gerücht, daß einer der badenden Soldaten von einem ungeheuern Fiſche verſchlungen worden ſei, und ſogleich ſtrömten die Einwohner nach dem Strande. Ich hatte denſelben gerade verlaſſen, als die Soldaten ſich entkleideten und folgte der wogenden Menge wieder, um mich von der Wahrheit des Gerüchts zu überzeugen. Wirklich war man mit Haken und Stangen, den Verunglückten zu ſuchen, beſchäftigt, und man erzählte mir, daß er, nach Sitte der Araber, mit großem Geſchrei, um ſeine Kameraden auf ſeine Schwimm- und Taucherkunſt aufmerkſam zu machen, in die Fluth geſprungen und ſogleich darin untergetaucht ſei. Mehrere von den Andern hatten ſich genau die Stelle gemerkt, wo er verſchwunden war, und vermutheten, als er nicht wieder erſchien, daß er, des Lebens müde, ſich ertränkt habe. So laut dieſes auch einige ausſprachen, ſo waren doch Andre unabläſſig bemüht, den Verlornen zu ſuchen, und wirklich zogen ſie nach einer halben Stunde ſeinen Leichnam aus den Fluthen. Aber in welch einem fürchterlichen Zuſtande? Arme und Beine waren ihm vom Leibe geriſſen und aus den im Geſicht zurückgelaſſenen Spuren der Zähne ſah man, daß es ein „Pescecane“ (Fiſchhund) geweſen, dem der Unglückliche zum Opfer gefallen war. Und in der That wurden nach etlichen Tagen von Malteſer Fiſchern einige ſolcher Seeungeheuer gefangen, deren jedes gegen 160 Pfund wiegen konnte. Das Fleiſch dieſer Thiere wird von den Menſchen nicht gegeſſen, deſto beſſer ſcheint ihnen das Menſchenfleiſch zu ſchmecken, und ſie halten ſich gewöhnlich in der Nähe der Badeplätze auf. Am liebſten aber weilten ſie an jenem Strande, weil dahin alle in der Stadt gefallenen Pferde, Rinder und andre krepirten Thiere gebracht und theils von den Seefiſchen, theils von hungrigen Hunden verzehrt wurden, wenn die Wellen einige dieſer Cadaver wieder ans Ufer ſpülten. Daſelbſt befand ſich, und zwar unter freiem Himmel, die öffentliche Schlachtbank, in welcher Schafe, Rinder, Büffelochſen und Kameele, die zum Laſttragen nicht mehr tauglich waren, abgeſchlachtet wurden. In einem nahe gelegenen Hauſe wird das Fleiſch von den Eigenthümern geviertelt, abgewogen und durch Kameele, Eſel oder Laſtträger nach den Fleiſchbänken in die Stadt gebracht. Den Koth, welcher aus den Eingeweiden dieſer Thiere auf die Erde geſchüttet wird, raffen die ägyptiſchen Frauen ſogleich mit den Händen in ein Gefäß, ſtellen ſich daſſelbe auf den Kopf und laufen damit ſo eilends davon, daß ihnen oft die aus dem Gefäß überlaufende ekelhafte Flüſſigkeit an der Stirn herabträufelt. Täglich ſind ſie in ziemlicher Anzahl bei der Schlachtbank zu treffen, und oft machen ſie ſich mit ihren Fäuſten den Beſitz dieſer unappetitlichen Beute ſtreitig. Eben ſo ſammeln ſie ſorgfältig allen übrigen Koth auf den Straßen und vermiſchen ihn mit dem kurzen Stroh, das ihre Dreſchmaſchinen ſo klein wie Häckſel ſchneiden, bis ein dicker Teig daraus wird. Aus dieſer ſo zuſammengekneteten Maſſe formen ſie kleine breite Kuchen, trocknen dieſelben in der Sonne und brauchen ſie als Brennmaterial, da es in jenen Gegenden nur wenig Brennholz gibt. Was ſie davon nicht gebrauchen, packen ſie in Körbe und bringen es zum Verkauf auf den Markt.

Freilich iſt die Armuth unter den niedern Volksklaſſen faſt beiſpiellos. Die meiſten Araber vermögen mit ihrem einfachen, blauen Hemde kaum die Scham zu bedecken, und doch iſt dieſes Hemd ihr einziges Kleidungsſtück, ihr ganzer Reichthum. Nicht ſelten iſt dieſe armſelige Hülle auch noch dermaßen durchlöchert, daß man von Weitem glaubt, ſie ſei mit gelben Lappen geflickt, während man in der Nähe ſieht, daß es die gelbe Haut ihres Körpers iſt, welche durch die Löcher ſchimmert. Solchen wandernden Bildern des Elendes begegnet man zu Hunderten auf den Straßen. Kommt ein Europäer in eine Stadt oder in ein Dorf, ſo laufen ihm gleich ein Dutzend nackte Kinder nach, die ihn auf arabiſch mit einem guten Morgen begrüßen und ſogleich ihre Hände aufhalten, um eine Gabe in Empfang zu nehmen. Gibt man den einen etwas, ſo laſſen die andern nicht ab und verfolgen den Fremden durch die Stadt, bis er abermals etwas austheilt, ſeien es zuletzt auch nur einige Hiebe mit dem Stocke, worauf ſie ſchreiend abziehen. Doch ſind ſie ſo klug, zu wiſſen, daß ein Fremder lieber etwas gibt, ehe er ſich von ihnen durch die ganze Stadt verfolgen läßt. Schier noch zudringlicher, als dieſe kleinen Straßenbettler, ſind die Eſelstreiber, die jedem in einem ganzen Rocke Vorübergehenden mit furchtbarem Geſchrei die Tugenden ihrer Thiere anpreiſen. Es ſind meiſt ebenfalls Buben, die zu Dutzenden in den Straßen ſtehen, den nahenden Fremden alle zugleich umringen und ſich oft einander in die Haare gerathen. Hat man ſich den einen mit Gewalt vom Halſe geſchafft, ſo fällt man kaum zwanzig Schritte weiter in die Hände eines Andern, und man thut wohl, immer einen Stock mit ſich zu führen, um ſogleich drein zu ſchlagen, wenn keine Redensarten mehr helfen wollen. Mit dieſem Miethhandel verdienen indeſſen dieſe Buben viel Geld, denn Herren und Damen, Arme und Reiche, Schwarze und Weiße, Jung und Alt — Alles reitet. Nur muß man dieſe Eſelstreiber zu behandeln wiſſen, ſonſt kommt man mit ihnen nicht aus. Sie fordern nämlich unverſchämt und werden noch unverſchämter, wenn man ihnen die Forderung zugeſteht. Sie bedanken ſich nicht einmal dafür, ſondern halten gleich wieder die Hand zu einem Trinkgelde auf. In dieſem Falle kann man nichts Beſſeres thun, als dem Buben ein ſolches mit dem Stocke zu reichen, worauf er gewiß ſogleich zur Demuth zurückkehrt. Hat man indeſſen einen Eſel gemiethet und ihn beſtiegen, ſo darf man nur dem Buben ſagen, wohin man will, und unter dem fortwährenden Geſchrei des Führers: „Richlek gamalek!“ (vorgeſehen!) geht es im raſcheſten Laufe durch die engen menſchengefüllten Gaſſen. Will das Thier in ſeinem Eifer ermatten, ſo ſtachelt es der Treiber mit einem eiſenbeſchlagenen Stocke zu neuer Thätigkeit an, und alle, „die nicht ſelbſt Eſel ſind,“ weichen dem Reiter aus. Zwei Reiter können neben einander vorüber, begegnen ſich aber zwei bepackte Thiere, ſo muß gewöhnlich eins wegen Mangel an Raum wieder zurückgeführt werden, wobei es oft blutige Händel gibt. Obwohl eine faſt unglaubliche Anzahl ſolcher Thiere in jeder ägyptiſchen Stadt vorhanden, ſo iſt doch an Feſttagen ſelten eins zu bekommen, wenn man es nicht zum Voraus gemiethet hat. Denn an ſolchen Tagen reiten ganze Familien ſchaarenweiſe zu den Thoren hinaus, entweder auf die Jagd oder in ihre zwei Stunden von der Stadt entfernten Luſtgärten. An einem ſolchen Tage muß man vier Piaſter, etwa acht gute Groſchen, Miethgeld für ein Paar Stunden bezahlen, während

Wächter auf einem arabiſchen Pferde voraus, und die Frauen folgen ihm auf Eſeln, deren Sättel jedoch ſo hoch gebaut ſind, daß ſie dieſelben nur mittels einiger Stufen, welche ſich an jedem Hauſe der Reichen finden, beſteigen können. Zuweilen begegnet jedoch ein Eſel einer Eſelin, und dieſer läuft, unbekümmert um die ſchöne Laſt auf ſeinem Rücken, jener nach und ſetzt die ſchwache Frau, die den Ungeſtümen nicht zu bändigen vermag, und ehe der Sklave ihr zu Hülfe kommen kann, nicht ſelten unſanft auf die Erde. Um nun wieder auf ihren Sitz zu gelangen, befiehlt ſie dem Diener, die Hände auf die Erde zu ſtützen, und ſteigt ſo über ſeinen Rücken hinweg wieder in den Sattel.

Die Poſten in Aegypten, vorzüglich die von Alexandrien nach Kairo und Suez, werden nicht, wie bei uns, durch Pferde, ſondern durch Dromedare beſorgt, die zwar nicht ſo ſchnell wie jene, aber von deſto längerer Ausdauer ſind. Die Poſten nach kleineren Stationen, oder von den Vorſtädten in die Stadt werden durch laufende Poſtillone bedient. Sie tragen Schellen in den Händen, die ſie an den Thoren ertönen laſſen, um ungehindert paſſiren zu können.

Wie in Konſtantinopel, ſo darf man auch in Alexandrien und Kairo Nachts die Laterne nicht vergeſſen, da die Stadt nicht beleuchtet iſt und die Türken ſich gewöhnlich ſchon um 9 Uhr zu Bette legen. Wird man Nachts in den Straßen ohne eine Laterne angetroffen, ſo ſetzt man ſich hier denſelben Verlegenheiten wie dort aus, und wird am andern Tage mit einem Verweiſe entlaſſen. Anders als mit den Europäern wird mit den Arabern in einem ſolchen Betretungsfalle verfahren; dieſe werden nach Vorſchrift der türkiſchen Geſetze hart beſtraft.

Am allerſtrengſten wird jedoch Diebſtahl und Betrug geahndet, und daher kommt es, daß man das kleinſte Kind in einen Laden oder ein Gewölbe ſchicken kann, um etwas einzukaufen; es wird nie das Geringſte an Maß oder Gewicht fehlen; das Kind müßte denn in den Laden eines Juden gerathen ſein, der, er mag ſein, in welchem Lande er will, immer auf Betrug ausgeht. Betrügeriſche Bäcker werden mit den Ohren an die Thüre ihres Ladens genagelt, oder erhalten die Baſtonade, auf dieſelbe Weiſe, wie ich ſolche während meines Aufenthaltes in der Moldau an mehreren vollziehen geſehen und beſchrieben habe. Hat ſich indeſſen Einer mehrfacher Diebſtähle ſchuldig gemacht, ſo werden ihm die Füße zur Hälfte abgehauen und die Finger von den Händen geſchnitten, damit ſie dieſelben nicht mehr zum Eingriff in andrer Leute Taſchen benutzen können. Die friſchen blutenden Wunden werden mit ſiedendem Oele getränkt, damit der Brand nicht dazu komme, und die Verbrecher ſodann als warnende Schreckbilder wieder in Freiheit geſetzt.

Wie bei uns ſieht man auch ganze geſchloſſene Geſellſchaften von Sträflingen, die alle öffentlichen Arbeiten in und außer der Stadt verrichten müſſen, und wer die Ehre genießen will, in dieſelbe aufgenommen zu werden, darf nur eine Kuppelwirthſchaft treiben und ſich dabei ertappen laſſen. Wenn er ſein Beginnen nicht mit dem Kopfe bezahlen muß, ſo iſt er gewiß, einen Platz in jenen geſchloſſenen Vereinen zu erhalten. Am allerſchnellſten wird der Mörder beſtraft; von Gefängniß, Unterſuchung, Urtheil u. ſ. w. iſt gar keine Rede; der nächſte Baum iſt ſein Galgen. Ich bin unwillkürlicher Zeuge einer ſolchen ſchnellen Execution geweſen. Von den Pyramiden zurückgekehrt, kam ich mit meinen Gefährten in ein am weſtlichen Nilufer, Alt-Kairo gegenüber gelegenes Dorf, in welchem eben Markt gehalten wurde. Eine große Menge Landleute aus den umliegenden Dörfern waren auf dem Platze verſammelt, wo die Waaren feil geboten wurden, und wir ſchritten durch dieſelben auf eine Obſthändlerin zu, um uns mit einigen Pomeranzen den brennenden Durſt zu löſchen. Da drehte ſich einer meiner Gefährten, der ſo eben eine Frucht angebiſſen hatte, zufällig um, ſtieß einen lauten Schrei aus und ließ die Pomeranze fallen. Wir wandten uns ebenfalls und gewahrten, kaum zwölf Schritte hinter uns an einem Baume, einen in den letzten Todeszuckungen hängenden Araber mit kirſchbraunem Geſichte, dem die Augen aus dem Kopfe getreten waren, und dem ſchwarzes Blut aus der Naſe und weißer Schaum aus dem Munde quoll. Als die umſtehenden Knaben ſahen, daß der Baumelnde unſere Aufmerkſamkeit erregt hatte, nahmen ſie Steine und warfen ihn damit ins Geſicht, daß Blut und Schaum weit umherſpritzten. Kaum vier Schritte davon ſaßen arabiſche Frauen, die Butter, Käſe und andre Waaren feil hatten, und ſchienen ſich wenig um das, was um ſie her vorging, zu kümmern. Ich erkundigte mich bei einer derſelben, was der Gehängte begangen habe, und erfuhr, daß er ſeinen Ortsvorgeſetzten erſchlagen, der ſeinen Sohn zum Soldaten eingefangen hatte. Eine regelmäßige Aushebung der Rekruten iſt nämlich nicht gebräuchlich; der Ortsvorſtand eines Dorfes erhält den Auftrag von der Regierung, ſo und ſo viel Mann zu liefern, und muß nun zuſehen, auf welche Weiſe er die aufgegebene Anzahl zuſammenbringt. So oft ich ſpäter Pomeranzen aß, dachte ich nicht ohne innere Rührung an das Schickſal des armen Mannes, der, um ſeinen Sohn zu retten, ſein Leben auf eine ſo ſchmälige Weiſe verlor.

Von der grauſam ſtrengen Ausübung der Rechtspflege mögen folgende Beiſpiele zeugen. Ein Pferdeknecht eines Schwiegerſohnes des Vicekönigs hatte für 5 Para ($2^1/_2$ Pfennig) Milch getrunken und war davon gegangen, ohne ſie der Verkäuferin bezahlt zu haben. Das Weib verfolgte ihn ſchreiend bis an den Palaſt ſeines Herrn. Dieſer hört die Klägerin an und läßt dann den Beklagten vor ſich fordern. Er fragt ihn, ob es wahr ſei, daß er Milch getrunken, und dieſer läugnet es hartnäckig. Die Frau beſteht auf der Anklage und jammert über den Verluſt der 5 Para, von denen ſie einen ganzen Tag leben kann. Da fragt der Herr mit zornigem Blicke noch einmal den Schuldigen, ob die Klage der Frau gerecht ſei? und als dieſer abermals beim Läugnen verharrt, droht er ihm mit Verluſt ſeines Lebens, wenn er gelogen. „Du ſollſt Gerechtigkeit erhalten,“ ſagte der Paſcha zu dem jammernden Weibe. „Ich laſſe dem Sklaven den Leib aufſchneiden, und findet ſich darin nicht, daß er Milch getrunken, ſo laſſe ich dir ſtückweiſe das Fleiſch vom Leibe reißen und den Hunden vorwerfen.“ Sie blieb bei der Anklage, und ſogleich wurde die Operation, unter welcher der „Zeisz“ verſchied, in ihrer Gegenwart vorgenommen. Man fand die Milch in ſeinem Magen, und der Paſcha ließ dem Weibe die 5 Para auszahlen.

Ein andres Beiſpiel ſtrenger Gerechtigkeit wurde bald darauf an allen Straßenecken erzählt. Ein Schmied hatte ein Pferd deſſelben Schwiegerſohns Ali's beim Aufſchlagen eines Hufeiſens vernagelt, und wurde deshalb mit einem ſeiner Handwerksgenoſſen vor den Gebieter gefordert. Kaum war er in den Vorhof des Palaſtes eingetreten, als er von mehreren Sklaven gepackt und zu Boden geworfen wurde. Sogleich wurden dem vernagelten Pferde zwei Eiſen abgeriſſen und dem mitgebrachten Schmiede der Befehl ertheilt, ſie ſeinem Gefährten aufzuſchlagen. So ſehr ſich auch das Herz des Mannes dagegen ſträubte, er mußte gehorchen, und als er mit dieſem traurigen Geſchäfte zu Ende war, ſagte der Paſcha höhnend zu dem Unglücklichen: „Nun laufe einmal, damit du auch die Schmerzen kennen lernſt, die du meinem Pferde verurſacht haſt, und dich für die Zukunft geſchickter benimmſt.“

Das Gerücht dieſer tyranniſchen Handlung war zu den

Ohren ſeines Schwiegervaters gedrungen, der ſich, da es eben Sommer war, nicht in Kairo, ſondern in Alexandrien aufhielt, um die friſche Meeresluft zu genießen. Und obwohl das Leben dieſes Mannes nicht rein von Grauſamkeiten ähnlicher Art iſt, ſo beſchloß er doch die gräßliche That ſeines Schwiegerſohnes zu rächen. Bald darauf mit Anbruch des Winters, der ſich in Alexandrien durch dreimonatlichen Regen kund gibt, kehrte der Vicekönig nach Kairo zurück. Denn hier zeichnet ſich die Winterzeit durch die ſchönſten Frühlingstage aus. In ſeinem Schloſſe angelangt, lud er ſeinen unmenſchlichen Schwiegerſohn, wie gewöhnlich, zum Kaffee und unterhielt ſich mit ihm von allerlei Dingen, ohne des vernagelten Pferdes mit einer Sylbe zu gedenken. In dem Kaffee jedoch, den jener ſorglos trank, lauerte der Tod, und er ſtarb, um für die Zukunft kein vernageltes Pferd mehr zu reiten, nach Verlauf von wenig Tagen. Große Freude ſoll Mehemed Ali empfunden haben, als er die in den Gewölben ſeines Schwiegerſohnes aufgehäuften Schätze in Empfang nahm. Wie hoch ſich die Summe derſelben belief, konnte nicht beſtimmt werden, aber ſchon wenige Tage nach dem Tode ihres Beſitzers wurden ſie auf Kameelen nach der Feſtung gebracht. Dem Alten mochten ſie ſehr erwünſcht ſein, der ja, wie bekannt, immer in Geldverlegenheit iſt, ſo daß er oft die Baumwolle, noch ehe ſie blüht, an die Engländer um eine Ueberſchlagsſumme verkauft, oder ſie centnerweiſe durch ſeinen erſten Miniſter an die Kaufleute und Juden losſchlägt, um nicht in höchſteigner Perſon den Hauſirhandel zu treiben. Der Vicekönig iſt nämlich alleiniger Beſitzer aller Baumwollenpflanzungen, deren Zucht im ganzen Lande nur für ſeine Rechnung und die der königlichen Magazine betrieben wird.

Ueber die Reinlichkeit in den Städten hat der jedesmalige Paſchakah — Platzcommandant — zu wachen, und er weiſt allen denen ihre Stellen an, die Geflügel, Eier, Butter, Käſe, Gemüſe u. ſ. w. zum Verkauf auf den Markt bringen. Dennoch kann er nicht verhüten, daß ſeine Anordnungen und Befehle oft unbeachtet bleiben und ſich die arabiſchen Hökerweiber, um ihre Waaren beſſer und eher zu verkaufen, ihre Plätze ſelber meiſt in den Straßen der Europäer wählen. Sie hatten dies in Alexandrien öfter verſucht, obgleich ſie nicht ſelten von ihren ſelbſtgewählten Plätzen mit Verluſt ihrer ganzen Vorräthe durch den Paſchakah vertrieben worden waren. Eines Morgens hatte ich in der Frankenſtraße einige Hühner gekauft und ſelbige einem Knaben gegeben, um ſie in meine Wohnung zu tragen, als mit einem Male ein Aufruhr entſtand, und die Frau, der ich das Geld für die Hühner bezahlen wollte, davon lief. Eiligſt folgten ihr die andern im Bewußtſein ihrer Schuld nach, und als ich mich nach der Urſache dieſer allgemeinen Flucht umſah, erblickte ich den Paſchakah zu Pferde in Begleitung ſeiner vier Diener, die, ihrem Gebieter voranreitend, 6 Fuß hohe Stäbe auf den Achſeln trugen. Sogleich umringten dieſe die Flüchtigen; die Weiber mußten ſich in Reihe und Glied ſtellen, und nun wurde die Strafexecution für die Uebertretung der Befehle vorgenommen. Diejenigen, die mit Brot handelten, bekamen zuvor einige Hiebe, ſodann wurde von den Dienern das Brot in Stücke zerriſſen und auf die Straße geworfen, damit ſie es nicht mehr verkaufen konnten. Die Verkäuferinnen von Geflügel hatten mit jenen gleiches Schickſal; ſie bekamen erſt einige Schläge auf den Kopf, dann wurden ihre Gatter, in welchen ſie das Geflügel hatten, geöffnet und daſſelbe freigelaſſen, ſo daß es einfangen konnte, wer da wollte. Die Gemüſeverkäuferinnen kamen noch übler weg; ſie mußten ſich auf die Straße ſetzen, und nun ſchlugen die Gerichtsdiener mit den Kohlhäuptern, den Zwiebeln und Lauchſtängeln ſo lange auf ihren Köpfen herum, bis kein Stück mehr ganz und brauchbar war. Am allerſchlimmſten aber erging es einer Eierverkäuferin. Sie mußte ſich ganz gerade und mit erhobenem Haupte hinſtellen, und damit ſie dieſe Stellung nicht ändere, ſtanden zu beiden Seiten zwei Diener mit erhobenen Stöcken; die beiden andern nahmen ihren Eierkorb, der etwa 250 Stück enthielt, traten 8 bis 10 Schritte von der Deliquentin zurück und warfen ihr ſämmtliche Eier ins Geſicht und vor die Bruſt, ſo daß ſie bald über und über gelb geſchminkt, und ihr Geſicht kaum noch zu erkennen war. Lachend ritt nun der Paſchakah mit ſeinen Dienern davon. Nichtsdeſtoweniger ſah ich dieſelben Weiber nach einigen Tagen wieder auf derſelben Stelle, und hörte, wie ſie über das Schickſal, das ſie betroffen, ſcherzten und lachten. Solche und ähnliche Beiſpiele willkürlicher, grauſamer Gerechtigkeit ereignen ſich faſt täglich in den ägyptiſchen Städten, und ich habe einige derſelben hier angeführt, um dem Leſer zu zeigen, auf welcher niedrigen Stufe die Pflege des Rechts und der Polizei in jenem Lande noch ſteht. Wenden wir uns nun zu andern Gegenſtänden.

Die Einwohner Aegyptens ſind von Natur wohlgebildet, und man kann das ganze Land durchreiſen und wird doch ſelten Jemand zu Geſicht bekommen, der durch einen merklichen Leibesmangel verunſtaltet wäre. Ihre Körperfarbe iſt verſchieden, weiß, ſchwarz, braun, gelb, letztere jedoch keine natürliche, ſondern eine durch Kunſt erzeugte. In der erſten Jugend werden nämlich die Kinder von ihren Eltern mit Salz und Oel eingerieben und darauf ſo lange den brennenden Sonnenſtrahlen ausgeſetzt, bis ſie wieder trocken geworden ſind. Dadurch verhärtet ſich ihre Haut gleich einem Büffelfelle, ſo daß weder Hitze noch Kälte mehr Eindruck auf ſie machen. Nicht einmal die Fliegen und andre Inſekten, die ſich vor ihren Augenhöhlen, wie Bienen vor der Mündung ihres Korbes.

verſammeln, ſcheuchen ſie fort, denn ſie ſind unempfindlich gegen die Stiche derſelben, oder zu träge, ſie zu verſcheuchen, und bereuen gewöhnlich ihre Trägheit erſt dann, wenn ſie blind geworden ſind. Eben ſo wenig Sorgfalt verwenden die ärmern Volksklaſſen auf die Füße ihrer Kinder, die weder durch Schuhe noch Strümpfe geſchützt ſind, und da ſie immer baarfuß auf dem heißen Sande umherwandeln müſſen, ſo ſpringen in ſpätern Jahren ihre Fußſohlen ſo auseinander, daß eine Harfenſchlägerin auf den blos liegenden Flechſen ihre Kunſt produciren könnte. Die Reichen und Angeſehenen verſchonen natürlich ihre Kinder mit jenem ekelhaften Firniß und verwenden vielmehr alles Mögliche auf die natürliche Ausbildung derſelben, die in Schönheit der Körperform und der natürlichen weißen Hauptfarbe den Kindern der Europäer nicht nachſtehen. Und ſowohl die Töchter Aegyptens als Paläſtina's würden ſehr ungehalten über den ungalanten Reiſenden ſein, der in dieſer Beziehung einem europäiſchen Mädchen den Vorzug vor ihnen einräumen wollte.

Die Kleidung der Aegypter richtet ſich nach Stand und Würden; die Mode hat gar keinen Einfluß auf ſie, noch weniger bringt ſie eine Veränderung derſelben hervor. Die Einwohner Aegyptens und Paläſtina's weichen in ihrer Kleidertracht von ihrer alten und ehrbaren Gewohnheit nicht ab, und noch jetzt kann ſich der Enkel mit dem Gewande ſeines Urgroßvaters ſchmücken, ohne darin lächerlich zu werden. Der Anzug der Männer in Aegypten iſt von dem der Frauen nur ſehr wenig verſchieden und im Ganzen dem ernſten Charakter der Nation angemeſſen. In den Städten beſteht die Körperhülle der männlichen Bevölkerung faſt durchgehends in leichten weiten Beinkleidern, in einem langen Hemde (Fredje) mit weiten, und einem Unterrocke mit engen Aermeln, der bis auf die Füße fällt und „Dolman“ genannt wird. Dieſen binden ſie unter der Bruſt mit einem Gürtel oder Shawl, der, mit Gold- und Perlenſtickereien verziert, mehrmals um den Leib geſchlungen werden kann. In dieſem Gürtel ſtecken ihre Waffen, während der Tabaksbeutel und die Geldbörſe zu beiden Seiten der Bruſt verwahrt ſind. Ihre Strümpfe ſind von Tuch, und ihre Schuhe meiſtens aus Schaafleder verfertigt und von gelber Farbe. Ueber den gelben Schuhen tragen ſie gleichſam als Ueberſchuhe eine Art rother Pantoffeln, die ſie, wenn ſie auf Beſuch oder zur Moſchee gehen, vor der Thüre ausziehen; an Reitern ſieht man zuweilen auch zierliche Halbſtiefeln. Der Kopfputz beſteht aus einem weißen Turban, der beinahe ſo viel Zeug wie ein Unterrock erfordert und ſo ſchwer iſt, daß ſeine Laſt in heißen Sommertagen einem Europäer unerträglich ſein würde. Dennoch ſchützt er wiederum am beſten gegen die Sonnenſtrahlen, wie ich eigens auf meiner Wanderung nach dem Sinai erfahren habe. Dieſe Kopfbedeckung wird nicht, wie bei uns, bei Begrüßungen abgenommen, ſelbſt nicht vor den ehrwürdigſten Perſonen; der Gruß des Arabers beſteht darin, daß er die rechte Hand vor den Mund, dann vor die Stirn und zuletzt auf die Bruſt legt und dazu das Haupt verneigt.

Die Tracht der Frauen beſteht ebenfalls in weiten ſeidenen Beinkleidern und mehreren Ober- und Unterröcken von rother, grüner, gelber Farbe, die man alle ſehen kann, da das eine Gewand immer etwas kürzer iſt, als das andre. Den Kopf bedecken ſie mit einem ſchwarzſeidenen Schleier, der zu beiden Seiten herabhängt und den ſie wie eine Schleppe nach ſich ziehen. Ein handtuchartiger Streifen fällt über die Wangen bis zu den Füßen hinab; über der Naſe ſteht er mit einem weißen ſchmalen Bande in Verbindung, das abermals einen Theil des Geſichts verhüllt und bis zum Hinterhaupt ſich hinzieht. An dieſem Bande hängen von der Stirn über die Naſe bis zum Mund herab klingende Goldmünzen ſo dicht an einander, daß die Damen kaum ſehen können und zuweilen ihre beſten Freundinnen, wenn ſie ihnen auf der Straße begegnen, nicht eher erkennen, bis ſie an einander treten und ihre Binden und Bänder, die ſich wie Vorhänge auf- und zuziehen laſſen, entfernen. Ihr Gruß iſt derſelbe wie bei den Männern.

Die Kleidung der Armen iſt, wie ſchon einmal erwähnt, ſehr dürftig, und beſteht bei den Männern lediglich aus einem blauen Hemde, das am den Leib gegürtet iſt, auch tragen ſie einen Turban. Daſſelbe blaue Hemd, das jedoch oft kaum im Stande iſt, ihre Blöße zu bedecken, dient den Weibern zur Kleidung. Außerdem winden ſie noch ein blaues Tuch um den Kopf, das zu beiden Seiten in kurzen Zipfeln herabhängt. Als Putz tragen ſie an Händen und Füßen große gläſerne Ringe von verſchiedenen Farben, die in Hebron, unweit Jeruſalem, verfertigt werden. In einem der Naſenflügel haben ſie nach Art der Bären einen eiſernen oder bleiernen Ring, jedoch mit dem Unterſchiede, daß ſie nicht wie jene daran herumgeführt werden. Mich wundert indeſſen, daß es noch keinem Europäer eingefallen iſt, einer ſolchen Aegypterin einen Strick durch ihren Naſenring zu ziehen und ſie in ſeinem Vaterlande für Geld ſehen zu laſſen. Nicht ſelten gerathen ſolche ägyptiſche Frauen aus der unterſten Volksklaſſe mit einander in Streit, und ich habe mit eignen Augen geſehen, wie zwei in ihrer Wuth ſich in die Naſenringe faßten und nicht eher los ließen, bis die eine mit dem Ringe ihrer Feindin auch zugleich ein Stück von deren Naſe in den Händen hatte. Dieſes hemdartige Gewand, das einzige, das Männer wie Frauen beſitzen, tragen beide ſo lange, ohne es zu waſchen, bis es ihnen ſtückweiſe vom Leibe fällt, und kümmern ſich wenig darum, wenn es ihre Schaam nicht mehr zu bedecken im Stande iſt; ja es gibt Männer, die man als melancholiſche Heilige verehrt, welche ganz nackt, ohne daß ſonderlich darauf geachtet wird, in den Städten und Dörfern umhergehen. Unwiſſenheit und Armuth ſind unter dieſer Klaſſe, die in Schmutz und Koth auferzogen wird, beſonders vorherrſchend. Dennoch gibt es in ihr eine Art Mittelſtand, der die Schulen beſucht, eine gewiſſe Bildung hat, Handel und Gewerbe treibt und ſich mit dem kleinen Gewinne begnügt, den dieſe für ihn und ſeine Familie abwerfen.

Die Lebensart der Aegyptier iſt ſehr mäßig und nüchtern, daher ſie auch ihr Leben bis in die ſpäteſten Jahre hinausziehen und ihre Tage mit ſanftem Tode beſchließen. Bei gewöhnlichen Mahlzeiten begnügen ſich ſogar Perſonen von hohem Range mit einem aus Reis, Graupen und Hammelfleiſch dick gekochten Gericht. Die Schüſſel ruht auf einer großen Platte; ringsum liegen Teppiche, auf welchen die Geſellſchaft Mittags und Abends beim Eſſen mit untergeſchlagenen Beinen Platz nimmt. So wenig als Tiſche, Seſſel, Stühle, kennen ſie Meſſer, Gabel und Löffel und betrachten dieſe Geräthſchaften des Platzes nicht werth, den ſie einnehmen. Sie langen die Speiſen mit den Händen aus den Schüſſeln, das Fleiſch wird in Stücke geſchnitten und ſo weich gekocht, daß es gar leicht zerfällt oder doch mit den Fingern zerlegt werden kann. Der Reis wird ohne alle Brühe angerichtet, den ſie dann ohne Löffel mit den Händen, ſo wie das Fleiſch ohne Meſſer und Gabel, nach dem Munde führen. Ja einige Türken wollen ſogar behaupten, Mahomed habe diejenigen, die mit drei Fingern zu eſſen pflegen, mit einer Art von Ablaß begnadigt. Ihre Kochgeſchirre und Tiſchgeräthe beſtehen aus einigen Keſſeln, zwei oder drei hölzernen Näpfen, worin ſie die Suppe und das Fleiſch anrichten, einigen kupfernen Tellern und Bechern. Alles iſt nach dem Verhältniß der wenigen Gerichte abgemeſſen, und der Ueberfluß findet in dieſen Häuſern kein Obdach. Die Aegypter lieben große Gaſtereien nicht und nehmen nur ſelten an ſolchen Antheil, ja ſie beſuchen ſich unter einander nur wenig, und ein geſelliger Ton iſt ihnen fremd. Den Ausländern erzeigen ſie jedoch im Falle eines Beſuches eine beſondere Gaſtfreundſchaft, die freilich von der Art der unſrigen ſehr verſchieden, aber zugleich mit einer ernſthaften Aufrichtigkeit verknüpft iſt und ſowohl von den im Lande gebornen Chriſten als Türken auf das Genaueſte befolgt wird. Will man einen Türken beſuchen, ſo zieht man vor der Thüre ſeine Schuhe und Stiefeln aus, behält aber die Mütze oder den Hut auf und tritt dann mit kreuzweiſe über die Bruſt zuſammengelegten Händen und mit einer Verbeugung des Kopfes in das Zimmer. Sogleich wird einem ein Platz auf dem Divan neben dem Herrn angewieſen, ſodann bringt ein Diener eine Taſſe ſchwarzen Kaffee ohne Zucker und ſpäter eine brennende Tabakspfeiſe. Iſt dieſe ausgeraucht, dann erſt fragt der Herr nach dem Zwecke des Beſuches, und iſt dieſer erörtert, ſo entfernt man ſich wieder mit denſelben Ceremonien, die beim Eintritte ſtatt fanden. Frauen ſieht man nie in den Zimmern ihrer Männer, und dadurch entbehrt die Unterhaltung der Lebendigkeit und Würze, die jedoch die in Aegypten gebornen und aufgewachſenen Menſchen nicht vermiſſen, weil ſie ſie nicht kennen. Die Frauen wohnen in einer andern Abtheilung des Hauſes, im Harem, unter Aufſicht eines Verſchnittenen, der ſie auf allen ihren Gängen begleitet. Alle Geſchäfte werden unter Männern abgemacht, und man ſieht ſich im Gewölbe eines Kaufmanns vergebens nach einem weiblichen Weſen um, und ein unkundiger Käufer würde übel ankommen, wenn er etwa, wie es in Europa üblich iſt, zu dem ernſten Verkäufer ſagen wollte: „Laſſen Sie Ihre Frau kommen, mit der handelt es ſich leichter und beſſer.“ An ein langes Handeln und Bieten iſt unter

Arabern und Türken gar nicht zu denken, nur Juden und Griechen ſchlagen die Hälfte des Kaufpreiſes vor und zwingen ſo den Käufer, wenn er ſich nicht betrügen laſſen will, zu einem ermüdenden Feilſchen.

Bei dieſer nüchternen, einfachen Lebensart geht dem Aegypter, weß Standes und Alters er auch ſein mag, nichts über die Bequemlichkeit, und darum ſind auch faſt alle Profeſſioniſten darauf bedacht geweſen, ihre Geſchäfte ſitzend betreiben zu können. Der Schmied hämmert und feilt, der Tiſchler ſägt und hobelt ſitzend, der Drechsler zieht ſitzend den Bogen mit der einen Hand und hält in der andern das Inſtrument, das er zuweilen zwiſchen die drei Zehen bald des rechten, bald des linken Fußes nimmt und damit an dem Holze oder Horne, aus dem er die ſchönſten Arbeiten verfertigt, auf und nieder fährt. Die Maurer legen ohne Richtwage ihre Steinplatten, indem ſie ſo lange Waſſer darauf gießen, bis es in der Mitte ſtehen bleibt und ſo darthut, daß die Platte wagerecht liegt. — Die Bäcker brauchen kein Gewicht zu ihrer Waare, ſie wiegen dieſelbe in ihrer Hand ab, und dieſe weiß immer das rechte Gewicht zu treffen. Das Brod wird aus Waizenmehl gebacken und in den Straßen zum Verkauf herumgetragen und auch in die öffentlichen europäiſchen Kaffeehäuſer gebracht. Wenn die Verkäufer jeden Morgen ihre friſche Waare dorthin bringen, nehmen ſie die vom geſtrigen Tage übrig gebliebene wieder zurück, denn man ißt in Aegypten ſelten Brod, das über Nacht gelegen hat.

Wie in ihrem Hauſe, ſo lieben die Aegypter auch auf der Straße die Bequemlichkeit über Alles. Hier ſitzen einige auf ihren Polſtern und bieten Südfrüchte dar, daneben handeln Andre mit ranziger Butter und ekelhaften Käſen, die, wie Klöße geſtaltet, in ihrer eigenen Brühe ſchwimmen. Zwiſchen dieſen ſitzen zwei Araber, die ſich gegenſeitig die Köpfe raſiren, dicht bei dem Gefäße, worin der Schmierkäſe duſtet. Nur ein kleiner Büſchel Haare auf dem Scheitel wird vom Meſſer verſchont, aber im Geſichte bleibt der ganze Bart ſtehen, und nur wenige wagen ſich mit dem Meſſer an die Lippen. Die kurzen Haupthaare weht der Wind in das nahe Gefäß, aber den Eigenthümer kümmert das nicht im Mindeſten, denn er ſetzt ſeine Eßwaaren doch ab. Mit der Hand, die noch kurz zuvor ein nacktes ſchmutziges Kind geprügelt, wird der Käſe gereicht, etwas Brühe hinzugeſchöpft und dieſelbe ſodann mit der Zunge wieder reinlich abgeleckt. Ueberhaupt ſcheint ihnen die Zunge als Waſchſchwamm für die ſtets ſchmutzigen Hände zu dienen. Andre bringen gekochte Saubohnen zu Markte und verkaufen ſie an die Armen, die ſo faul ſind, ſich dergleichen ſelbſt zu kochen. Tauſende nähren ſich das ganze Jahr hindurch von dieſem einzigen eben nicht ſehr ſchmackhaften Gerichte. Andre holen ſich ihre Nahrung aus den Garküchen; die ſich zu ebener Erde mitten in der Straße befinden. Für ein Paar Paras erhalten ſie hier hinreichend, dann kaufen ſich Mann und Frau für 2 Pfennige Brod, ſetzen ſich unweit der Garküche auf die Straße und verzehren in gemächlicher Ruhe ihre Mahlzeit, die oft der ganzen zahlreichen Familie nicht mehr als 4 bis 6 Pfennige koſtet. In großen Städten findet man Tauſende ſolcher Garküchen, deren Inhaber Türken oder Neger ſind. Sie kochen in der Regel nur für die ärmern Volksklaſſen, die entweder zu träg oder zu unwiſſend ſind, ſich ſelbſt ein Gericht zuzubereiten oder in ihren ärmlichen Hütten keinen Platz für einen Heerd haben. Was in den Garküchen nicht aufgezehrt worden iſt, bieten die Inhaber auf offener Straße zum Verkauf aus, ja ſie tragen nicht ſelten kleine Feuerheerde auf den Köpfen, ſetzen die Speiſen darauf, damit ſie warm bleiben, und bringen ſie ſo vor die Thüren ihrer Kunden, die dadurch der Mühe überhoben werden, ſelbſt danach zu gehen. So billig die Speiſen ſind und ſo bequem dieſe Einrichtung iſt, ſo wird ſie doch nur von Eingeborenen, ſelten von europäiſchen Reiſenden benutzt. So wird in Aegypten Alles auf offener Straße abgemacht, Eſſen, Trinken, Schlafen und auch manches andre Geſchäft, welches ſonſt dem Auge des Tages verborgen bleiben ſollte, aber eben wegen der Bequemlichkeit der Einwohner nicht verborgen bleibt. Die Verkäuferinnen tränken ihre Säuglinge vor Aller Augen und laſſen ſie oft dicht neben ihrer zum Verkauf ausgelegten Waare ihre Nothdurft verrichten. Iſt der Markt zu Ende, ſo nehmen ſie das kleinſte Kind beim linken Fuße und linken Arme, ſchleudern es ſich über den Kopf, ſo daß es rittlings auf die Achſel zu ſitzen kommt, und überlaſſen es dann dem Kleinen, ſich da oben feſt zu halten, wie es geht. Und ich habe Kinder von kaum einem halben Jahre auf dieſe Weiſe behandeln ſehen, die dennoch nicht herunterfielen. Nun packt die Mutter ſo viel von ihren Geräthſchaften auf den Kopf, als er zu tragen vermag, beſteigt ſodann den Eſel, wenn ſie einen hat, und reitet nach Hauſe, oft noch eine Freundin hinter ſich, die wegen Mangel eines Saumthieres ſonſt zu Fuße gehen müßte.

Wohl in keinem Lande der Erde lebt man ſo wohlfeil, wie in Aegypten, und das Brod mag wohl nirgend ſo billig ſein, wie hier. Für drei Pfennige erhält man ſo viel, daß ein erwachſener Menſch ſich den ganzen Tag davon ernähren kann, ein Pfund Rindfleiſch koſtet 9, ein Maas Milch 3, und ein Paar junge Hühner 18 Pfennige. Letztere werden in Brutöfen bei einem gewiſſen Hitzegrade ausgebrütet und zu Tauſenden auf den Markt gebracht, ſo daß mein Hauswirth täglich einige Stück ſeinem Hunde zum Frühſtücke kaufte. Der Geſchmack derſelben iſt indeſſen bei weitem nicht ſo zart und angenehm, als der unſrer europäiſchen, auf dem Wege der Natur ausgebrüteten Küchlein. Zu gewiſſen Zeiten kauft man in

Städtchen für 3 Piaſter (6 Sgr. 8 Pf. oder 24 Xr. rheiniſch) 140, auf den Dörfern 200 Eier. Eine Gans wird mit 3 bis 4 Groſchen bezahlt, und ſieben Stück wilde Enten oder zwölf Stück Wachteln koſten nur einen Groſchen. Verſchiedene andre Vögel, welche aus Europa oder von den nahen Inſeln während des Winters nach Aegypten ziehen, werden zu Tauſenden am Meeresufer von den Einwohnern auf Leimruthen gefangen oder von den Europäern geſchoſſen, ſodann gerupft und zum Verkauf ausgetragen. Man erhält nach Verſchiedenheit ihrer Größe das Dutzend für 6 bis 12 Pfennige, und ſie ſind wegen ihres Wohlgeſchmacks bei den in Aegypten wohnenden Europäern allgemein beliebt. An grünem Gemüſe iſt das ganze Jahr hindurch kein Mangel, und ſelbſt zu Weihnachten hat man verſchiedene Arten, an denen ſich für einen Heller vier bis fünf Perſonen ſatt eſſen können. Für 3 Pfennige erhält man 20 bis 30 Stück Gurken, für $1\frac{1}{2}$ Pfennig 3 Pomeranzen und für daſſelbe Geld eben ſo viel Citronen. So wenig wie die Juden, eſſen die Araber und Türken Schweinefleiſch, und darum wird die Zucht dieſer Thiere ſehr ſpärlich betrieben, auch genießen es die Europäer nur in den Monaten December und Januar, da der Genuß deſſelben im Sommer hitzige Krankheiten erzeugt. Unter allen Producten iſt der Wein in Aegypten das theuerſte, da das Land ſelbſt nur wenig Reben erzeugt; er kommt aus dem Auslande, meiſtentheils aus Frankreich und Spanien. Doch hat man in Alexandrien die Flaſche zu 1 Piaſter (2 Sgr. $3\frac{1}{3}$ Pf.), in Kairo koſtet er 2 bis 3 Piaſter. Angeſehene europäiſche Familien, auch Profeſſioniſten, wenn ſie in Gunſt des Conſuls ſtehen, dürfen ſich jedoch zweimal im Jahre einige Fäſſer Wein und Branntwein kommen laſſen, wenn ſie vom Conſul einen Erlaubnißſchein dazu erhalten. Dieſen zeigen ſie auf der Douane vor und erhalten den Wein ohne Eingangszoll, der ſonſt auf das Faß 2 Thaler beträgt.

Obwohl die Aegypter, ſowie überhaupt alle Bekenner des Islam, mehrere Frauen heirathen dürfen, ſo machen doch nur die Reichen von dieſer Erlaubniß Gebrauch, die Aermeren begnügen ſich gewöhnlich mit einem Weibe. Doch halten ſie ſich zuweilen neben ihren rechtmäßigen Weibern noch Sklavinnen, denen ſie die Rechte ihrer Gattinnen einräumen, ohne daß jene etwas dawider haben dürfen. Doch ſind die türkiſchen Frauen nicht ſo beſchränkt, wie man gemeinhin glaubt, ſie haben ſo gut ihre Freiheiten, wie die europäiſchen. In der Kühle des Abends verſammeln ſie ſich auf den terraſſenähnlichen Dächern der Häuſer, oder gehen in den Gärten ſpazieren, oder machen Luſtfahrten auf dem Nile oder auf dem Meere. Selten wird man in Aegypten oder in der Türkei hören, daß eine rechtmäßige Gattin ihrem Manne untreu wird, noch weniger, daß dieſer öffentliche Häuſer beſucht. Dergleichen finden ſich in Aegypten unzählige, und faſt jede Hütte der Araber iſt ein ſolches, obgleich dieſe Wirthſchaften ſtreng verboten ſind. Allein die Mädchen werden von ihren Eltern nie zu häuslichen Arbeiten angehalten. Sie waſchen weder ihre Wäſche, noch kochen ſie ſelbſt. Erſtere laſſen ſie von den ſogenannten Waſchmännern für geringen Lohn beſorgen, und ihre Nahrung holen ſie ſich ebenfalls für geringes Geld aus den öffentlichen Garküchen. Statt der Arbeit ziehen ſie den leichtern Erwerb vor, den ihnen die Wolluſt bietet, und ihre ausſchweifende Lebensart, verbunden mit der ihnen von Natur anklebenden Unreinlichkeit, erzeugen die ekelhafteſten Krankheiten, für deren Heilung ſie nie etwas thun, ſondern dieſelbe dem Laufe der Natur überlaſſen. Wehe dem armen Europäer, der zu ſchwach iſt, ihren Lockungen nicht zu widerſtehen! Man findet die Hütten und Zelte dieſer Dirnen, „Alme“ genannt, an den

Ufern des Meeres und des Nils, und ſie ſtehen meiſtentheils mit den Schiffskapitänen in traulichen Verhältniſſen, ſo daß dieſe jeden Europäer, den ſie mit ſich führen, in dieſe Zelte zu verlocken ſuchen. Doch genug hiervon! das Papier würde erröthen, wenn ich die über alle Beſchreibung ſchändlichen und frechen Scenen bezeichnen wollte, die in ſolchen Häuſern aufgeführt werden. Früher wurden alle Frauen, die eines unzüchtigen Umgangs mit Europäern überwieſen wurden, mit dem Tode beſtraft, indem ſie in einen Sack genäht und in's Waſſer geworfen wurden. In neuerer Zeit hat dieſe tyranniſche Handlung aufgehört, nicht etwa aus Mangel an ſchuldigen Opfern, ſondern an hinlänglichen Säcken.

Immer aber bleibt es für einen Europäer höchſt gefährlich, auf die Gattin eines rechtlichen Türken ein begehrliches Auge zu richten, und ich bin Zeuge von den fürchterlichen Folgen geweſen, die ſich ein ziemlich bejahrter Italiener durch ſeinen Leichtſinn für ſein noch übriges Leben zugezogen hatte. Er war ſelbſt Familienvater und hatte ſich gelüſten laſſen, eine türkiſche Dame in ihrem Garten am Harem zu beſchleichen. Plötzlich hörte man einen furchtbaren Schrei, und als man hinzulief, fand man ihn mit ausgeſtochenen Augen am Boden liegen. Man hatte ihn auf einen Eſel geſetzt und führte ihn mit bluttriefendem Geſicht durch die Stadt nach ſeiner Wohnung, wo er mit Weinen, Wehklagen und Vorwürfen von ſeinen Kindern empfangen wurde. Noch gemeiner und unzüchtiger, als die ägyptiſchen „Alme", ſind die ſchwarzen Dirnen, die bald als Sklavinnen, bald als Freigelaſſene oder ſogar Freigeborene in Aegypten leben. In die Sammetwangen einer ſolchen freien Negerin, die als Chriſtin eine Zeit lang in Italien gelebt und von dorther alle Sünde des Landes mit nach Aegypten gebracht hatte, verliebte ſich ein mir bekannter Schloſſer aus Brandenburg und verſprach ihr, trotz allen warnenden

Gegenreden ſeiner Freunde, die Ehe. Als er nun dem Vice-Conſul in Kairo ſeine Abſicht, die Negerin zu heirathen, mittheilte, fragte ihn dieſer: „Sind ſie ein Chriſt?" — „Ja!" — „Ihre Geliebte auch?" — „Allerdings." — „Glauben ſie an Gott?" — „Ja!" — „Und warum glauben ſie an ihn?" — „Weil alle Menſchen ſagen, daß ein ſolcher iſt." — Und wenn nun alle Menſchen ſagen, daß dieſe Negerin eine lüderliche Dirne iſt, und ich es auch ſage, warum glauben ſie denn das nicht?" — „Vedremo" (wir werden es ſehen) ſagte der Schloſſer nach einigem Bedenken zum Conſul und ließ ſich bald darauf mit ſeiner Schwarzen trauen. Mit ſeinen fünf Freunden ward eine luſtige Hochzeit gefeiert, die ſo lange dauerte, als das Faß Wein, das dabei getrunken ward. Aber ſchon bei der Hochzeit hatte ſie die Freunde ihres Mannes liebenswürdiger gefunden, als ihn ſelbſt, und als ſich dieſe nach und nach zurückzogen, wollte der jungen Frau das einſame Leben in ihrem Wohnhauſe nicht mehr gefallen. Eines Tages kurz nach der Hochzeit langweilte ſie ſich dermaßen in ſeinen Räumen, daß ſie ihren Ehegenoſſen mit ſchmähenden Vorwürfen zur Thüre hinauswarf.

„Du biſt kein Mann," ſagte ſie, „du biſt ein ſchlechter Menſch, der an keinen Gott glaubt." — „Ich bin Gottes Kind," antwortete er, „aber du biſt des Teufels."

So zankten ſie ſich lange, ohne daß ſie in ihren Schmähreden nachgab.

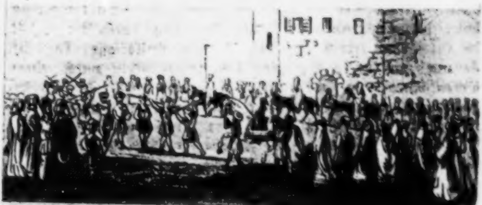
„Du biſt kein Chriſt, denn du machſt kein Kreuz," fuhr ſie fort, und ruhig antwortete er mir weiter: „Ich habe des Kreuzes genug an dir und trage es mit Geduld." Und in der That, er trug es geduldig, und ließ Alles über ſich ergehen.

Viele Europäer leben mit ſolchen Negerinnen, die ſie als leibeigne Sklavinnen gekauft haben und jede Stunde wieder verkaufen können, in den vertrauteſten Verhältniſſen. Doch machen Europäer von dieſem Rechte des Wiederverkaufs nur ſehr ſelten Gebrauch, vielmehr ſchenken ſie ſolchen Sklavinnen, wenn ſie ihnen mehrere Jahre treu gedient haben, die Freiheit, ſo daß ſie kraft des darüber erhaltenen Scheines nicht wieder verkauft werden, ſondern ſich verheirathen können. Dagegen werden die, welche bei Türken und Arabern in Dienſten ſind, nur ſelten frei und ſterben meiſt, wie ſie gelebt, in leibeigner Knechtſchaft.

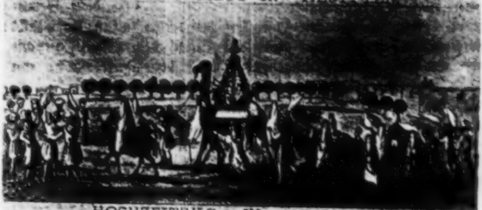
In Hochzeitsgebräuchen und Ehebündniſſen ſind die Aegypter ſowohl wie die aſiatiſchen Völker ſehr von den Europäern verſchieden, und die Ehen werden geſchloſſen, ohne daß das Brautpaar eher etwas davon erfährt, als am Hochzeitstage ſelbſt. Die Eltern oder die Verwandten des Paares ſtiften die Ehen, wie ſie ihnen am zuträglichſten ſcheinen; die Braut hat wenig oder gar nichts mit zu reden, und ihre Neigung wird bei der Wahl eines Mannes nicht leicht zu Rathe gezogen. Iſt nun eine ſolche Wahl entſchieden, ſo werden die Eltern des Bräutigams zu dem Vater der Braut zu Gaſte geladen, bei welcher Gelegenheit der Tag der Hochzeit und der Preis beſtimmt wird, der für die Braut zu erlegen iſt. Nach der Landesſitte kann nämlich der Bräutigam von ſeiner zukünftigen Gattin keine Mitgift verlangen, vielmehr iſt er gehalten, dem Vater der Braut eine gewiſſe Summe Geldes für die Tochter zu bezahlen. Auch erhält die Braut aus dem Grunde keine Mitgift, damit ſie keine Gelegenheit hat, ſtolz und herrſchſüchtig zu werden, ſondern ſich in allen Dingen ihrem Manne unterwirft und ihre einzige Gewalt auf die vier Wände ihres Zimmers beſchränkt. Je mehr Töchter alſo ein Vater hat, deſto reicher ſchätzt er ſich, beſonders wenn dieſelben wohlgebildet und gut erzogen ſind. Auf den Dörfern genügt es ſchon, wenn man für die Braut ein Kameel, ein Maulthier oder ein Paar Eſel opfert, den Städtern aber darf man mit dieſen Langohren nicht kommen. Iſt man nun über die zu zahlende Summe für die Braut einig geworden und die Verlobung durch gegenſeitigen Handſchlag beglaubigt, ſo begibt ſich der Bräutigam mit dem Vater der Braut zu dem Richter, um deſſen ſchriftliche Beſtätigung einzuholen. Wenn ein ſolches Mädchen ſich verheirathet, iſt ſie höchſtens zwölf bis dreizehn Jahre alt. Am Hochzeitstage, der oft der erſte iſt, an welchem Braut und Bräutigam ſich von Angeſicht zu Angeſicht kennen lernen, geht es ſehr feierlich zu. Auf einem wohlgeſchmückten Pferde, Maulthiere oder Kameele wird die Braut, nachdem ſie zuvor von ihren verheiratheten Freundinnen feierlich gebadet und geſchmückt worden iſt, in das elterliche Haus, unter fortwährendem Jubel der ſie umgebenden Menge zurückgebracht. Der ſie begleitende Bräutigam muß es ſich gefallen laſſen, zu Fuß in ſeine Wohnung heimzukehren. Nach dem Mittagsmahle hingegen, das gewöhnlich aus Reis mit Schöpſen- oder Bockfleiſch beſteht, ſetzt er ſich, ebenfalls ſauber gebadet und mit weißen Kleidern angethan, auf ein Pferd und reitet dem Hauſe ſeiner zukünftigen Gattin zu. Auf dem Wege dahin kommen ihm eine Menge Frauen entgegen, die ihn unter freudigem Jauchzen und Zurufen zu dem erſehnten Ziele führen. Bald iſt der Tag vergangen und mit dem hereinbrechenden Abend wird die Braut den Armen der weinenden Mutter entriſſen. Ein Kameel mit einem laubenartigen, aus Palmenzweigen erbauten Thronhimmel nimmt die tief verſchleierte, mit Blumen-, Gold- und Perlenſchmuck überladene Braut und drei bis vier ihrer Freundinnen auf ſeinen geduldigen Rücken, und führt ſie dem Hauſe des Bräutigams zu. Dem Zuge voran gehen Poſſenreißer mit langen Stäben, ihnen folgen einige Muſikanten, deren ohrenbetäubende Muſik das Jubelgeſchrei der Menge noch übertönt. Der Braut zur Seite reiten ihre übrigen Freundinnen, von ihren Sklaven begleitet, die zu jeder Hülfeleiſtung bereit ſind. So bewegt ſich unter immerwährendem Schreien der Zug durch die Stadt. Iſt die Braut jedoch aus der ärmeren Volksklaſſe, ſo reitet ſie nicht auf einem Kameele, ſondern wandelt unter einem Thronhimmel, der aus vier Säulen beſteht, über die ein ſeidenes mit goldenen, lang herunterhängenden Quaſten geſchmücktes Tuch geſpannt iſt, ohne Muſik und weitere Ceremonien, und nur mit einer ſchlichten rothen Hoſe und einem blauen Hemde angethan, unter dem tollſten Jubel ihrer Begleitung durch die Straßen.

Iſt der Zug vor dem Hauſe des Bräutigams angekommen, ſo geben ſich Männer und Frauen in beſondern Gemächern der ausgelaſſenſten Luſtigkeit hin, und wenn die Nacht hereingebrochen iſt, wird vor dem Hauſe des neuen Ehepaares ein Freudenfeuer angezündet und die ganze Nacht um daſſelbe getanzt. Mit dem Erlöſchen des Feuers ſind auch die Hochzeitsfeierlichkeiten zu Ende.

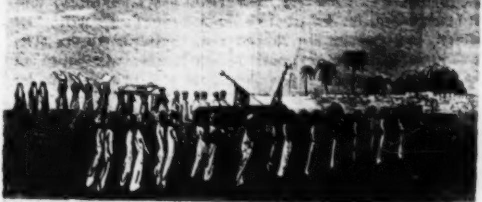
Die Kinder der Aegypter erblicken ohne Hebamme oder ſonſtige ärztliche Hülfe das Licht der Welt; die Eltern glauben, daß die Natur am beſten vollende, was ſie begonnen. Sie verwerfen die Taufe und behalten als Abkömmlinge Abrahams die Beſchneidung der Knaben bei, die ſie jedoch nicht binnen acht Tagen an dem neugebornen Kinde vollziehen, ſondern meiſt erſt im dreizehnten Jahre vornehmen, weil auch Ismael, von dem ſie ihre Abſtammung herleiten, erſt im dreizehnten Jahre beſchnitten wurde. Allein nicht alle halten an dieſer Regel, ſondern laſſen dieſe heilige Handlung ſchon im vierten oder ſechsten Jahre des Knaben verrichten. Der Tag der Beſchneidung eines Knaben wird in jedem Hauſe feſtlich begangen. Im blitzenden, mit Gold und Juwelen überſäten Schmucke wird der Kleine auf ein ſtolzes arabiſches Pferd geſetzt, deſſen prachtvoller, mit Edelſteinen beſetzter Sattel auf



BESCHNEIDUNGSZUG IN AEGYPTEN



HOCHZEITZUG IN AEGYPTEN



LEICHENZUG IN AEGYPTEN

Leipzig, d. Engl. Kunst Anstalt A.H.Payne sc

goldgeſtickten Schabracken ruht. Das herrliche lammfromme Pferd wird von zwei Sklaven geführt, zwei andre gehen zu beiden Seiten des Kindes, um es zu halten. Dem Zuge reitet ein vermummter Reiter voran, und dieſem folgen mehrere Stockſchläger, die mit ihren 6 Fuß langen Stöcken der ſchauluſtigen Menge ihre Fechterkünſte zeigen. Sie verfolgen mit ihren Augen die Richtung des Hiebes und trachten danach, dem Gegner einen Hieb ins Antlitz beizubringen; wem's gelingt, der bleibt ſo lange Sieger, bis ein Stärkerer über ihn kommt. Während dieſer Fechterkünſte hält der Zug mehrmals an. Den Stockſchlägern folgen die Spielleute mit Trommeln, Pfeifen, Triangeln und Dudelſäcken. Die Trommel beſteht aus einem tiefen napfartigen, irdenen Gefäße, über welches eine Haut ausgeſpannt iſt. Auf dieſem Felle paukt der Spieler mit einem dicken Lederſtreifen fleißig herum. Den Knaben geleiten die nächſten Freunde des Hauſes jubelnd und ſpringend. So geht der Zug durch die Hauptſtraßen der Stadt, und ſchreiend folgt ihm die Menge nach. Iſt der Knabe ſchon erwachſen, ſo legt er beſtändig die Hände auf die Bruſt und grüßt mit dem Haupte nach allen Seiten hin das ihn umjauchzende Volk, bis der Zug vor dem Hauſe angekommen iſt, wo die Ceremonie der Beſchneidung vor ſich geht.

Auch mit den ärmern Kindern, die nur des Reichthums der Kleidung entbehren, werden dieſelben Ceremonien vorgenommen.

Die meiſten Kinder ſind wohlgebildet und der größte Schatz ihrer Eltern, die alles auf ihre Erziehung verwenden. Freilich iſt dieſelbe faſt nur auf das väterliche Haus und den Harem beſchränkt, denn Staat und Kirche kümmern ſich ſo wenig um ihre Bürger, daß ſie nicht einmal ein Kirchenbuch führen. Daher kommt es, daß ein Aegypter nie genau weiß, wann er geboren iſt. Fragt man Einen nach ſeinem Alter, ſo antwortet er gewöhnlich: Ich bin drei oder vier Jahre vor oder nach der großen Ueberſchwemmung, als der Nil ſo und ſo hoch ſtand, geboren. Selbſt der Vicekönig Mehemed Ali ſoll nicht wiſſen, wie alt er iſt. Erſt ſeit neuerer Zeit hat dieſer umſichtige Mann höhere und niedere Bildungsanſtalten begründet, deren Theilnahme jedoch noch zu wenig allgemein iſt. Die meiſten Aegypter leben in ihrer Unwiſſenheit dahin und können außer ihren religiöſen Ceremonien nur ſehr wenig leſen und ſchreiben.

In dieſer Unwiſſenheit, bei ihrer naturgemäßen Erziehung und Lebensart und unter ihrem größtentheils geſunden Klima, erreichen ſie ein hohes Alter. Sobald Jemand geſtorben iſt, wird der Leichnam von den Verwandten zu einem Brunnen getragen, deren ſich viele in der Nähe der Moſcheen befinden, und daſelbſt abgewaſchen. Sodann wird die Leiche in weiße Leinwand genäht und nach Verlauf von ſechs Stunden beerdigt. Vier Männer, wie bei uns, tragen den mit einem rothſeidenem Tuche behangenen Sarg, doch ſo, daß nicht wie bei uns die Füße, ſondern der Kopf vorangeht. Auf dem Sarge vorn befindet ſich der Kopfputz, an welchem man erkennt, welches Standes oder welches Geſchlechtes der Verſtorbene war. Wird jedoch ein Santone (eine Art heilig gehaltener Bettler, die nackt, auf einem Eſel reitend oder zu Fuß, mit unbedecktem Haupte, eine Stange in der Hand, an welcher mehrere Tuchſtreifen befindlich ſind, in ganzen Schwärmen bettelnd durch Städte und Dörfer ziehen), oder ein Hadſchi (ein Moslim, der in Mekka am Grabe Muhameds geweſen) beerdigt, ſo werden große grüne Fahnen über den Sarg gelegt, in welche der Name des Propheten eingeſtickt iſt. Wird nun der Sarg nach dem Gottesacker getragen, ſo laufen alle Blinden der Stadt herbei und gehen dem Leichenzuge voran, mit weinerlicher Stimme beſtändig die Formel ausrufend: „Allah haikbar il

Allah, Muhamed resul Allah!“ (Gott iſt wahrhaftig Gott und Muhamed der Geſandte Gottes). Erſt am Grabe ſchweigt dieſer einförmige Trauergeſang. Dem Sarge einer Frau folgen die für Geld gemietheten Klageweiber, die weinen können, ſo oft man es verlangt. Sie haben ein weißes Tuch in ihren Händen, das ſie bald über dem Kopfe aus einander ſchlagen, bald um denſelben herum ſchwingen und dazu immerwährend: „Juchtheh! Juchtheh!“ ſchreien; ein Wort, das ich anfangs für einen Ruf der Freude hielt, bis ich ſpäter erfuhr, daß es „Schweſter“ bedeute. Iſt nun endlich der Leichnam in die Erde geſenkt, ſo wird auf dem Begräbnißplatze ein Todtentanz aufgeführt, der eher unter die Mißbräuche des Volkes, als zu deſſen löblichen Gewohnheiten zu zählen iſt, und mehr zum Lachen, als zur Trauer Anlaß gibt. Unweit des Grabes, jedoch außerhalb des Friedhofes, ſchließen die begleitenden Weiber, und zwar die nächſten Angehörigen der Verſtorbenen, mit fliegenden Haaren einen Kreis, heulen und ſchreien aus allen Leibeskräften, zerfleiſchen ſich Geſicht, Bruſt und Arme, raufen ſich die Haare aus, werfen Hände voll Staub und Sand auf ihr Haupt, beſchmieren ſich das Geſicht mit feuchter Erde, und tanzen dazu unter den tollſten wahnſinnigſten Sprüngen; während dem klatſchen die Umſtehenden mit ihren Händen lauten Beifall und ſtimmen eine Trauermelodie an. Nach Beendigung dieſer Ceremonie, die unter den Chriſten eben ſo gewöhnlich iſt, wie unter den Muhamedanern, kehren die Leidtragenden ruhig wieder in die Stadt zurück.

Von der Einrichtung der türkiſchen Kaffeehäuſer habe ich ſchon früher bei Gelegenheit mehreres erwähnt. Es ſind meiſtentheils kleine, nicht viel Perſonen faſſende Zimmer, in denen Türken und Araber vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend ſitzen und in langſamen Zügen ſchweigend ihren ſchwarzen, ſiedend heißen Kaffee ſchlürfen. Die kleinen Taſſen ſtehen in einem zierlichen blechernen Kelche, damit man ſich die Finger nicht verbrenne, wenn man ſie zum Munde führt. Da ſitzen nun die phlegmatiſchen Muſelmänner, wie die Zecher in unſern Bier- und Weinhäuſern, und blaſen durch Mund und Naſe dicke Tabakswolken in die Luft. An eine Unterhaltung denkt Keiner, am wenigſten an eine politiſche, wie bei uns, und ſelten nimmt ein Gaſt von dem andern Notiz. Nur wenn ein alter Trinkbruder, den ſie in langer Zeit nicht geſehen, in die Kaffeeſtube tritt, ſo grüßen ſie ihn, indem ſie ihn drei- oder viermal derb in die dargebotenen Hände ſchlagen, ihn umarmen, ihn von beiden Seiten über die Achſel zu küſſen, und ihn mit den Worten bewillkommnen: „Daibin. — Salomad, salomad!“ — Wie geht es? — Ich danke, ich danke! — Auf gleiche Weiſe begrüßen ſich zwei Freunde, die ſich lange nicht geſehen haben, wenn ſie ſich auf der Straße begegnen. Aehnliche Ceremonien machen die Aegypter, wenn Einer den Andern beleidigt hat und ſie handgemein zu werden drohen. Sie ſchlagen ſich ebenfalls in die Hände, umfaſſen ſich ſodann und ringen ſo lange mit einander, bis Einer dem Andern den Turban vom Kopfe reißt, und ſie Beide mit ihren kahlen Köpfen dem Gelächter und Geſpötte der ſie umringenden Zuſchauer preisgegeben daſtehen. Hierauf bindet ſich jeder ſeinen Turban wieder um, und befriedigt verlaſſen Beide den Kampfplatz.

Von allen im Koran enthaltenen Vorſchriften ſcheint der Muſelmann keine ſo genau und gewiſſenhaft zu beobachten, als das tägliche Waſchen und Baden. Er wäſcht ſich vor und nach jeder Mahlzeit, vor jedem ſeiner Gebete, nach jeder Berührung ſeines Weibes, er wäſcht und badet ſich Morgens und Abends, mag es Sommer oder Winter ſein, und thut es nicht bloß weil es ihm das Geſetz vorſchreibt, ſondern jede Stadt zählt neben ihren Moſcheen viele und ſchöne Badehäuſer. Dieſe Gebäude ſind gewöhnlich mit einem runden, bleigedeckten Dache überwölbt, durch deſſen gläſerne Kuppel das Tageslicht in das Innere fällt. Dieſes iſt allerwärts mit köſtlichem Marmor ausgelegt, ruht auf ſchönen Säulen von gleichem Geſtein und iſt in mehrere Zimmer geſchieden. Die Behandlung der Badenden von den eigens dazu angeſtellten Badewärtern iſt vorzüglich. Man wird nicht nur gewaſchen, ſondern auch abgetrocknet und dann in ein Zimmer gewieſen, worin ſich ein Sopha befindet. Darin wird der Badende noch einmal abgetrocknet, alle Glieder werden ihm gezogen und gebogen, ihm die Nägel von Händen und Füßen abgeſchnitten, und ihm eine Zeit lang mit einer Art von Ziegelſtein an den Fußſohlen herum gerieben. Sodann reckt er gewöhnlich ſeine Glieder auf dem ſchwellenden Sopha, ein Diener bringt eine Pfeiſe nebſt einer Schaale Kaffee und die Kleider. Für ein ſolches Bad zahlt man nur drei Groſchen nach unſerm Gelde, und ein jeder Chriſt kann um dieſen Preis jedes öffentliche Bad betreten; den Dienern gibt man ein geringes Trinkgeld. So wie die Männer, ſo baden auch täglich die Frauen in ihren eignen Badeanſtalten, die kein Männerfuß betreten darf.

Ein andres Vergnügen der Aegypter iſt die Jagd, und nichts hat mich ſo ſehr ergötzt, als die Art und Weiſe, wie ſie die jungen wilden Enten fangen, deren es auf dem Nil eine faſt unglaubliche Menge gibt. Gewöhnlich werden ſie in Netzen gefangen, doch die ſchwimmfertigen Araber bekommen ſie durch eine Liſt oft ſchaarenweiſe in ihre Gewalt. Sie laſſen nämlich auf den Teichen große ausgehöhlte Kürbiſſe ſchwimmen, damit die jungen Enten, wenn ſie ausgekrochen ſind, den Anblick derſelben gewohnt werden. Sind ſie nun ſo weit flügge geworden, daß ſie bald fliegen können, ſo birgt ein

Araber ſeinen Kopf in einen hohlen Kürbis, nimmt einen Sack in die Hand und geht bis an den Kürbis unter das Waſſer. So ſchwimmt er nun den jungen Enten nach, und wenn er ihnen nahe genug iſt, nimmt er eine nach der andern geräuſchlos bei den Füßen, ſteckt ſie in den Sack unter dem Waſſer und fährt ſo fort, bis alle in ſeiner Gewalt ſind. Sie laſſen ſich darum ſo ſorglos fangen, weil ſie an die Erſcheinung des Kürbis gewöhnt ſind.

Auch die Jagd auf Gazellen hat ihr Eigenthümliches, und ich nahm Theil an einer ſolchen, als ich mich, während der Peſt in Kairo, in dem vier Stunden davon entfernten Abuſabel aufhielt. Ein reicher Bei, vom Vicekönige ſeiner Stelle entſetzt, weil er mehr dem Vergnügen der Jagd als ſeinem Berufe nachgegangen war, lebte auf ſeinem Landgute, wohin er ſich zurückgezogen hatte, einzig und allein den Freuden des Waidwerks und hielt ſich ein anſehnliches Gefolge, das ihn auf ſeinen Zügen begleiten mußte. Einſt ſtellte er eine Jagd auf Gazellen an, die ſich in der Nähe ſeines Landhauſes aufhielten. Zwei Sklaven führten die Windhunde, vier andre trugen die nöthigen Falken, und einer mehrere Ibis, denen man, um ſie zur Gazellenjagd zu gebrauchen, die langen Beine gebrochen hatte. Als der Platz, wo die Gazellen ſich aufhielten, erreicht war, ſetzten die Falkenwärter ihre Thiere ungefeſſelt auf die Hand, die durch einen ſtarken ledernen Handſchuh geſchützt war. Die Falken trugen eine Lederkappe über dem Kopfe und blieben ruhig ſitzen, ſo lange ſie nicht davon befreit wurden. So wie nun die Jäger eine Gazelle erblickten, zogen ſie raſch dem Falken die Kappe ab. Pfeilſchnell ſchoß dieſer auf die Beute, ſetzte ſich zwiſchen die Hörner und hieb mit dem Schnabel ſo lange nach den Augen des Thieres, bis es ſich wie wahnſinnig im Kreiſe drehte und, rings von den Windhunden umſtellt, endlich durch eine Kugel ſeiner Qual entledigt ward. Um nun den Falken ſchnell wieder zur Rückkehr auf die Fauſt des Jägers zu vermögen, wird der an eine Schnur gebundene Ibis losgelaſſen und ſogleich wieder zurückgezogen, ſobald ihn der Falke erblickt hat. Denn dieſer ſetzt ſich nun eilig wieder auf ſeinen Handſchuh und wartet ſeines Antheils an der Beute. So grauſam dieſe Art der Jagd iſt, ſo artig iſt ſie anzuſehen; auch werden die Falken zur Jagd auf Waſſervögel abgerichtet, die ſie pfeilſchnell einfangen und an das Ufer bringen. Auch bei dieſer Jagd werden ſie, wenn ſie ſich zu weit entfernten, vom Ibis zurückgerufen. Viele der Einwohner betreiben die Jagd als einen ergiebigen Nahrungszweig und erlegen, vorzüglich wenn der Nil ausgetreten iſt, eine unglaubliche Menge Waſſervögel, die ſie theils zur Nahrung für ſich und ihre Familie behalten, theils an die Schiffer verkaufen. Leider müſſen die Jäger auch zugleich ihre eigenen Hunde machen, weil man in dieſen Ländern nur ſelten einen aufbringt, theils wegen des heißen Klima, theils wegen der Seuche, die jährlich zu viele hinwegrafft.

Die Aerzte in Aegypten ſind bis auf den heutigen Tag Europäer, während die Chirurgen Araber ſind, die namentlich in der Kunſt des Bartabnehmens unſre europäiſchen Barbiere weit übertreffen. Weniger Geſchicklichkeit zeigen ſie beim Schröpfen, weil ihnen die nöthigen Inſtrumente dazu abgehen. Ich war Zeuge an mir ſelbſt von einer ſolchen Operation, vor der ich allen möglichen Reſpect bekommen habe. Der zu ſchröpfende Patient ſitzt auf dem Teppich des Fußbodens und der Barbier macht mit dem Raſirmeſſer ſo viele Einſchnitte in verſchiedene Theile des Körpers, bis er glaubt, daß es genug ſind. Sodann ſetzt er ein Ochſenhorn auf jede Wunde, nimmt die Spitze des durchbohrten Hornes in den Mund, ſaugt die Luft aus demſelben, bis es auf dem Fleiſche feſt ſteht und hält dann die Oeffnung mit dem Finger zu. Iſt das Horn mit

Blut gefüllt, ſo nimmt er es von der einen und ſetzt es über die andre Wunde und wiederholt dieſe Operation ſo lange, bis er dem Patienten die nöthige Quantität Blutes abgezapft zu haben glaubt. Die niedere, wie die höhere Heilkunde liegt trotz der fremden und geſchickten Aerzte dennoch ſehr im Argen, und es iſt ein großes Glück für die Bewohner, daß das Land, außer von der Peſt, ſo wenig von anſteckenden und gefährlichen Krankheiten, wie wir ſolche in Europa finden, heimgeſucht wird. Eins der ſchlimmſten Uebel, von denen die Aegypter geplagt ſind, iſt die Blindheit, an welcher eine zahlloſe Menge armer Araber und Türken leiden, ſo daß man durch keine Straße irgend einer Stadt geht, ohne einem Dutzend ſolcher Unglücklichen zu begegnen, die ſich durch das Gewühl drängen, oder mit ausgeſtreckter Hand an den Thüren der Häuſer ſitzen und betteln. Man nimmt allgemein als Urſache dieſes Uebels den feinen, in der Luft fliegenden, ätzenden Staub an, ich glaube jedoch, daß ſie mehr in der Unreinlichkeit liegt, die unter den niedern Volksklaſſen herrſcht.

In Krankheitszufällen ſuchen die unwiſſenden Einwohner bei dem erſten beſten Zauberkünſtler oder bei einem Europäer Hülfe, die nach der Meinung des Volks immer Aerzte (Heckim) ſind. Läßt ſich daher einer in einer Stadt oder in einem Dorfe ſehen, ſo laufen ſie ihm durch alle Straßen nach und zeigen ihm ihre Wunden, oder was ſie ſonſt an ſich haben. So geſchah es jenem mecklenburger Maurer, Müller, den ich im lateiniſchen Kloſter in Jeruſalem fand, einmal in Bethlehem, wohin er mir nachgefolgt war, daß ein arabiſches Weib auf der Straße vor ihm ſtehen blieb, und ihn bat, ihr geſchwollenes Bein zu heilen. Er fragte ſie dagegen in ſeinem plattdeutſchen Dialekte, ob ſie Wein habe? und ſie nickte, obgleich ſie die Frage unmöglich verſtanden haben konnte. Sie ging nach Hauſe, und der Maurer folgte ihr nach. In ihrer Wohnung angekommen, rief ſie alle ihre Nachbarn zuſammen, ob ſich vielleicht einer darunter fände, der ſich mit dem Doctor verſtändigen könnte. Zu den Nachbarn hatten ſich bald alle Lahme, Blinde und an andern Uebeln leidende Perſonen geſellt, die das Haus umlagerten und alle von dem Doctor geheilt ſein wollten. Dieſer hatte unterdeſſen wiederholt „Wien, Brued und Schwienfett" gefordert, ohne von Jemand verſtanden zu werden, als der Sohn der Hausfrau aus dem Kloſter zurückkehrte, welcher das Verlangen des Doctors nach Wein beſſer als die Uebrigen zu deuten wußte. In der Meinung, daß dieſer Wein zur Kur ſeiner Mutter gebraucht werden ſolle, die der Doctor freundlich auf die Schulter klopfte und ihr lahmes Bein mit ſeinen Händen ſtrich, öffnete der Sohn eine in der Stube befindliche Fallthüre, über welcher der Doctor Platz genommen hatte, und ſetzte ihm eine kupferne mit Wein gefüllte Schüſſel vor, deren Inhalt dem Mecklenburger ſogleich durch die Gurgel floß. Als eine zweite denſelben Weg gegangen war, ohne daß der Wein auf das lahme Bein der Patientin eine Wirkung hervorgebracht hatte, lief der Sohn in das Kloſter zurück, in welchem mir eben die Merkwürdigkeiten gezeigt wurden, und bat mich, ich möchte mit ihm nach Hauſe gehen, wo ſich ein deutſcher Arzt befinde, der ſeine Mutter mit „Wien, Brued und Schwienfett" kuriren wolle, ohne daß Jemand wiſſe, was er unter den beiden letzten Worten verſtehe. Schon habe er ihm zwei Schüſſeln mit Wein vorgeſetzt, die er ſogleich ausgetrunken und zornig mehr gefordert habe, gewiß aus dem Grunde, weil man ihn nicht verſtehe. Ich merkte ſogleich, von welchem Doctor hier die Rede war und ging mit dem jungen Menſchen in ſeine Wohnung, zu welcher man durch die davorſtehende Menge kaum kommen konnte. Als ſie mich gewahrten, und auch mich für einen heckim hielten, grüßten ſie mich nach morgenländiſcher Art und wollten mir eben ihre Gebrechen und Uebel erzählen und zeigen, als ich ſie mit den Worten: „Enne mosch heckim“ (Ich bin kein Arzt) zurückwies und in die Wohnung trat. Der vermeintliche Doctor war eben mit der dritten Schüſſel beſchäftigt und ſtrich dabei das Bein der Patientin ſo eifrig, daß dieſe ſchon einige Linderung zu verſpüren vorgab. Als jedoch der Mecklenburger mich erblickte, fing er, ſchon halb berauſcht, zu weinen an, und betheuerte mir, daß er allen dieſen Kranken helfen wolle, wenn er nur erſt das Bein der guten Frau, die ſo vortrefflichen Wein habe, kurirt haben werde. „Proſit, alte Mutter!“ rief er ihr dann jauchzend zu und griff zur Weinſchüſſel. Der Sohn fragte mich, was der letzte Ausruf bedeute, und ich entgegnete lächelnd, der heckim kurirt das Bein der Mutter durch Sympathie, weil die verlangten Heilmittel nicht geſchafft worden wären, und in den letzten Worten ſei eine kräftige Zauberformel enthalten. „Und welches ſind dieſe Heilmittel?“ fragte er mich. „Grasso del porco e pane negro!“ (Schwarzbrod und Schweinefett) antwortete ich.

Als das die Wittwe hörte, dankte ſie mehrmals und fragte naiv, ob die andern auch ſympathetiſch oder vom Hansier (Schwein) geheilt werden würden? Lachend erwiederte ich: „Jawohl, von einem Hansier!“ und ging meines Weges. Kurz darauf hatte ſich auch der Mecklenburger den zudringlichen Bitten ſeiner Patientin zu entziehen gewußt und lachte weidlich, daß ihm ſeine Liſt ſo wohl gelungen. Als ich ihm nun erzählte, daß im April des Jahres 1832 arbeitsſcheue, aber verſchmitzte Deutſche mit Wagen voll Heuſamen in Adrianopel herumgefahren ſeien und ſelbigen als Medicin theuer verkauft hätten, da ſchien er von dem Beruf eines Arztes plötzlich ſo begeiſtert zu werden, daß er den Wunſch ausſprach, ſich demſelben ganz und gar zu widmen.

Eines der unentbehrlichſten Bedürfniſſe der Aegypter iſt das Waſſer, das im ganzen Lande und namentlich in den Städten, zu denen kein Arm des Nil geleitet werden kann, wie z. B. in Alexandrien, ſehr theuer bezahlt wird, da es in dieſen Städten weder Brunnen noch Quellen, wie bei uns gibt, ſondern nur einzelne Ciſternen, in denen das Regenwaſſer zuſammenläuft, oder aus dem Nil in dieſelben geleitet wird. In ledernen Schläuchen oder in Ziegenhäuten, deren Außenſeite noch die ſchmutzigen Haare zur Schau trägt, wird es auf Kameelen oder Eſeln zum Verkauf herumgeführt. Ein ſolcher Sack mit Waſſer gefüllt, koſtet je nach der Jahreszeit 20 bis 30 Paras, und man ſieht oft Araber mit 3 bis 4 Eſeln, die ſich einzig und allein von dieſem Waſſerverkaufe nähren. Auch gibt es eine Sekte ägyptiſcher Heiligen, die einen großen an einem Riemen befeſtigten Krug mit trinkbarem Waſſer auf dem Rücken tragen, und den an öffentlichen Bauten ermatteten Arbeitern, oder wer ſie ſonſt um einen erquickenden Trunk bittet, den gelben, blechernen Becher reichen, der an einem Kettchen befeſtigt iſt, damit er ihnen nicht etwa geſtohlen werden kann. Iſt ihr Krug leer, ſo füllen ſie ihn wieder, und von Morgen bis Abend ſieht man dieſe frommen Mönche durch die Straßen ziehen und ihre Labe allen Durſtigen ſpenden. Meiſtentheils führen ſie Nilwaſſer, und dieſes gehört zu dem wohlſchmeckendſten und geſündeſten auf der ganzen Erde, und wird ſelbſt dann noch nicht ſchädlich, wenn man es auch im Uebermaße und nach dem Genuſſe von Südfrüchten trinkt. Auf den, der es zum erſtenmale genießt, bringt es jedoch eine ſonderbare, ſcheinbar nachtheilige Wirkung hervor. Die Annehmlichkeit und den Nutzen des Nilwaſſers lernt man erſt nach längerem Genuſſe kennen und ſchätzen.

Wenn der Nil zu ſteigen anfängt, ſo wird das Waſſer ſo trübe, daß man im vollſten Sinne des Wortes keinen Froſch darin erkennen kann. Nach dem Genuſſe deſſelben zeigt ſich anfänglich am Halſe, dann an den Armen und endlich am ganzen Körper eine Röthe, die von einem brennenden Jucken begleitet iſt, das um ſo mehr zunimmt, je mehr man des Waſſers trinkt, und endlich zu einer faſt unerträglichen Pein wird. Auf der Haut zeigen ſich kleine Bläschen, die man Nilblattern nennt, und die eben ſo ſchnell wieder vergehen, wie ſie entſtanden ſind. Jedoch werden nicht alle Menſchen davon befallen, obgleich es jedem zu wünſchen wäre, da ſie den Körper auf Jahre lang von allen ſich darin bergenden Krankheitsſtoffen reinigen.

Wem das trübe Nilwaſſer nicht zuſagt, reinigt es durch glühende Kohlen oder durch zu Pulver geſtoßene bittere Mandeln, die alle fremdartigen Subſtanzen ausſcheiden und zu Boden ſchlagen, und wer es gar nicht genießen kann, begnügt ſich mit der Milch, die von den ägyptiſchen Landleuten in ungeheurer Maſſe gewonnen wird. Jedoch wird ſolche nicht, wie bei uns, in Flaſchen oder Töpfen zum Verkauf gebracht, ſondern die Fellahs treiben jeden Morgen ihre 3 bis 4 Kühe und wohl auch etliche 10 bis 20 Ziegen durch die Straßen der Stadt und ſchreien aus vollem Halſe: „Haleb, haleb!“ (Milch). Wer nun ſolche haben will, ruft den Treiber an und erhält auf der Stelle aus den Kühen oder Ziegen ſo viel Milch gemolken, wie er bedarf. Dies dauert ſo lange, bis der Vorrath erſchöpft iſt, und hat das Gute, daß man nicht betrogen wird und die Milch ſtets friſch und ohne Zuſatz von Waſſer erhält.

Indeſſen wird man des längern Genuſſes bald überdrüſſig und kehrt über kurz oder lang zum Nilwaſſer zurück. Ich habe erſt darüber nachgedacht, was Aegypten ohne den Nil ſein würde, ein unendlich dürftiges und armes Land, während es mit ihm eins der reichſten und fruchtbarſten iſt. Daher genießt der Fluß beim ganzen Volke eine faſt göttliche Verehrung und verdient ſie um ſo mehr, als er für das ganze Land die Quelle alles Glückes und Segens iſt. Vom 10. bis 15. Juni beginnt der Nil allmälig zu ſteigen und zu wachſen, bis er endlich über die Ufer tritt und viele Meilen weit das Land zur offenbaren See macht. Das Steigen dauert vom genannten Monat an bis zum September, und dieſe Zeit bezeichnen die Araber mit dem Worte Hamsin, d. h. funfzig Tage. Zu dieſer Periode wehen die heißen Winde, der austrocknende und Alles verſengende Harmattan und der giftige, allem vegetativen Leben tödtliche Samum, gegen deſſen Schrecken ſich der Europäer durch eine ſchon oben beſchriebene Sandbrille zu ſchützen ſucht.

Die Fluth ſteigt immer höher, der dürre, oft 3 bis 5 Zoll weit aufgeriſſene Boden ſaugt das Naß gierig ein, und der Jubel der Einwohner wächſt mit jeder Stunde; die Nilufer ſind mit fröhlichen Menſchen angefüllt, die dem ſteigenden Strome zuſchauen, aber ihr Frohlocken wird zum Zagen, wenn der Strom nicht weit genug austritt oder ſich zu früh wieder in ſein Bett zurückzieht. Das Steigen und Fallen deſſelben wird an dem Mekias oder Nilmeſſer auf der Inſel Rudah von eigens dazu angeſtellten Beamten beobachtet. Dieſe theilen die Ergebniſſe der Fluth am Morgen den Ausrufern mit, und dieſe verkünden mit lauter Stimme in der Stadt, wie hoch der Strom in der Nacht gewachſen iſt. Iſt die Nachricht eine freudige, ſo werden ſie von den Einwohnern mit allerlei Kleinigkeiten beſchenkt, bis die Kunde kommt, daß er 20 bis 30 Fuß hoch geſtiegen iſt und nun die Dämme zu durchbrechen droht.

Gewöhnlich erreicht der Fluß ſeine höchſte Höhe um den 4. oder 5. Auguſt, während meiner Anweſenheit in Kairo. im Jahre 1835 traf jedoch dieſe frohe Nachricht erſt am 21. ein, da es dem Strome beliebte, mit ſeinem Steigen zu zaudern und die Einwohner deßhalb in nicht geringer Angſt waren. Sogleich begaben ſich die Imanen und Santonen — die muhamedaniſche Geiſtlichkeit — zu den Brunnen der Stadt, die, mit dem Nil in Verbindung, unter ihrer Aufſicht ſtehen und dem Volke unzugänglich ſind. An denſelben nahmen ſie eine feierliche Ceremonie vor; ſie beteten, ſangen, ſchwenkten ihre Fahnen darüber weg und ſprachen Zauberformeln aus, durch welche ſie die gaffende Menge glauben machten, daß ſie im Stande ſeien, das Waſſer herauf zu beſchwören. Kaum waren dieſe Zauberformeln beendet, als wirklich die Fluth, die bis dahin jedenfalls durch verborgene Schleußen gehemmt worden war, heraufdrang und die niedern Straßen der Stadt überſchwemmte.

Tags darauf wurde der Nil „geſchnitten," und dieſes iſt eins der größten Feſte des ägyptiſchen Volkes. Die feierliche Ceremonie geſchieht zu Alt-Kairo, wo der 22 Fuß breite und an einigen Stellen noch breitere Kanal während der Zeit der Ueberſchwemmung das Waſſer durch Groß-Kairo führt. Eine unglaubliche Menſchenmaſſe drängt ſich an den Ufern des Kanals nach dem Damme zu, der nicht dicht am Fluſſe ſelbſt, ſondern etwa 150 Schritte nach der Stadt zu mitten durch den Kanal gezogen und von einer bedeutenden Stärke und Höhe iſt. Der Damm wird alle Jahre nach dem Durchſtich von Menſchenhänden wieder neu aufgeführt. Hunderte waren eben daran beſchäftigt, ihn zu durchſtechen, und kein Greis, kein Kind war in der Stadt geblieben, denn alle wollten dieſes merkwürdige Schauſpiel mit anſehen. Auf dem Fluſſe hinter dem Damme ruderten eine Menge Schifflein mit Wimpeln und Flaggen geſchmückt, und die Ufer füllten ſich immer mehr mit vornehmen Türken, die zu Pferde, mit ihren Frauen, die zu Wagen, und mit den angeſehenſten europäiſchen Kaufleuten und Conſuls, die auf Eſeln und Kameelen herbeigekommen waren. Unterdeſſen zog das feſtlich geſchmückte Militär mit Muſik in Parade auf und ſtellte ſich zu beiden Seiten des Ufers, ſo daß voran die Artillerie mit ihren Batterien, hinter dieſen die Feuerwerker, theils auf den am Ufer, theils auf den über dem Waſſer erbauten Gerüſten ſtanden. Nun begann in einzelnen Pauſen das Feuern der groben Geſchütze, und wenn dieſes ſchwieg, ließen die Feuerwerker ihre Künſte ſpielen, von denen man jedoch nur mehr hörte als ſah. Dazwiſchen und zu der Muſik und dem Trommelwirbel der Infanterie ſchmetterten die Trompeten der Kavallerie, die auf feſtlich geſchmückten Schiffen heranzog, und bildeten mit dem Jubel, dem Wirren und Wogen der Menge ein ohrbetäubendes Concert. Die ganze Scene war auf und ab in Pulverdampf gehüllt, der ſich nur zuweilen verdünnte und einen Blick in das Treiben der jubelnden Menge geſtattete.

Das Bett des Kanals nach der Stadt zu iſt noch waſſerleer und einzelne Muſikbanden ziehen ſich darin auf und ab. Unterdeſſen arbeiten hundert Hände rüſtig fort, den Damm zu durchbrechen, und bald ſind ſie ihrem Ziele nah. Auf ein gegebenes Zeichen wird er gänzlich durchſtochen, und die Wogen wälzen ſich brauſend der Stadt entgegen. Ihre Gewalt reißt die Arbeiter mit fort, doch bald gewinnen dieſe durch ihre Schwimmfertigkeit das Ufer, wo ſie von dem Volke begrüßt und reichlich beſchenkt werden. Abermals donnern die Kanonen, das Schiff mit den Trompetern und die andern kleinen Schiffe und Barken ziehen unter dem lauteſten Jubel des Volks nach der Stadt zurück, das Volk folgt ihnen und ſetzt dort das Feſt durch Schmauſereien und andre Luſtbarkeiten bis tief in die Nacht fort. Endlich verſtummt der laute Jubel; die Menge geht befriedigt nach Hauſe. Daß in einem ſolchen Gedränge ſich auch Unglücksfälle ereignen, iſt natürlich, allein ſie ſtören die allgemeine Freude nicht. So ward bei der Durchſtechung des Dammes ein kleines Schiff von den brauſenden Fluthen mit fortgeriſſen und von dieſen verſchlungen, doch wurde die darauf befindliche Mannſchaft gerettet. Allein dieſer Unglücksfall kümmerte die tobende Menge eben ſo wenig, wie ein Knabe, der im Gedränge von einem Kameele zertreten wurde.

Bald iſt das Nilthal ein unüberſehbares Meer geworden, auf welchem die einzelnen, auf einer Anhöhe erbauten Dörfer zu ſchwimmen ſcheinen. So ſteht die Fluth gegen 3 Wochen, dann verläuft ſie ſich allmälig, bildet kleine Teiche und verſchwindet endlich, auf dem Lande einen fetten, fruchtbaren Schlamm zurücklaſſend, der jeden Dünger erſetzt. Sogleich wird nun der Same in den Boden geſtreut und der Schlamm mit einer Art Schaare darüber gezogen; eines Pfluges oder einer Egge bedarf es nur äußerſt ſelten. Die Zeit der Ausſaat iſt mehrentheils im November, und ſchon nach wenigen Tagen geht die Saat auf, die in den milden Wintermonaten reift und im März, ſpäteſtens im April eingeerntet wird. Bei dieſem Geſchäft bedienen ſich die Einwohner nicht, wie bei uns, der Senſen und Sicheln, obgleich ihnen der Gebrauch derſelben bekannt iſt, ſondern die Aehren werden mit den Wurzeln ausgerauft und wiederum nicht, wie bei uns, in Garben gebunden und auf Wagen nach den Scheuern gebracht, ſondern von den Kameelen auf einen großen Platz im Felde zuſammen getragen, der leicht gefunden wird, da die ägyptiſchen Landleute ihre Ländereien ſtets neben einander liegen haben. Dieſer Platz wird nun zu einer Tenne eingerichtet und darauf das Getreide ausgedroſchen. Man bedient ſich dazu einer ſchlittenartigen Maſchine, die ſich auf 4 bis 5 hölzernen Walzen bewegt, deren jede mit eben ſo vielen eiſernen Scheiben, die wohl 1 Fuß hoch, 1/4 Zoll ſtark und zugeſchärft ſind, das Getreide, das in einem weiten Umkreiſe zirkelförmig ausgebreitet iſt, zu

Häckſel zerſchneidet. Dadurch fallen denn auch zugleich die Körner aus, die ſammt den zerſchnittenen Halmen in der Mitte des Kreiſes aufgehäuft werden und dann eine andre Lage Getreide ausgebreitet wird. Die Maſchine, worauf der Führer auch ſeinen Sitz hat, wird von Ochſen gezogen, die ſo lange darüber hinweg gehen, als es dem Kutſcher gefällt. Nun wird die Frucht von der Spreu gereinigt, indem man dieſelbe mittels einer Art Wurfſchaufel gegen den Wind wirft, ſo daß die Spreu davonfliegt und die Körner zu Boden fallen. Das ſo gewonnene Getreide wird nicht, wie bei uns, unter Dach und Fach gebracht, ſondern unter freiem Himmel aufgeſpeichert, ſo daß man in Kairo nicht ſelten Waizenhaufen ſieht, die über die Häuſer emporragen. Letztere Getreideart wird von beſonderer Güte und in ſo großen Maſſen gebaut, daß nicht alles im Lande verzehrt werden kann, ſondern ganze Schiffsladungen voll nach dem ſüdlichen Europa den Nil hinabgehen. Außerdem werden noch Gerſte, Mais, Durra, Bohnen, Erbſen und andre Hülſenfrüchte in ſo beträchtlicher Menge erzeugt, daß ſie ebenfalls in großen Maſſen ausgeführt werden. Dagegen wird Roggen und Hafer gar nicht angebaut.

Auf den Aeckern, die näher am Nil liegen und durch Maſchinen bewäſſert werden können, grünt und blüht es das ganze Jahr hindurch, und wenn von ihnen die erſte Ernte eingeſammelt iſt, ſchreitet man zu einer zweiten, oft auch zu einer dritten Ausſaat und Ernte. Dieſe Bewäſſerungsmaſchinen ſind am Ufer des Fluſſes erbaut und beſtehen aus einem großen in Fächer getheilten und von Pferden oder Ochſen umgetriebenen Rad. Dieſes ſchöpft das Waſſer in Rinnen, die es weiter auf die von vielen Gräben durchſchnittenen Aecker führen. Kleinere Maſchinen dieſer Art werden von den arabiſchen Bauern ſelbſt getrieben. Auf den ſo bewäſſerten Feldern werden die obengenannten Getreidearten und außerdem noch Flachs gezogen, der hier eine Länge erreicht, wie in keinem Lande Europas. Nur des Schmuckes grüner Wieſen entbehrt das Land, dafür baut man jedoch auf den Aeckern eine große ſchöne Art Kopf- und Luzernerklee, der nicht abgemäht, ſondern von dem an Pfähle gebundenen Vieh abgeweidet wird. Was dann noch übrig bleibt, wird gemäht, gedörrt und theils eigens verbraucht, theils auf Kameelen als Nahrung für Pferde und Eſel zum Verkauf nach der Stadt gebracht. Indeſſen verſchmähen es auch die arabiſchen Bauern nicht, ganze Büſchel dieſes ſüßen Klees, zumal wenn er noch friſch und jung iſt, mit großem Appetite zu verſpeiſen.

Zu den ferneren Erzeugniſſen des Landes gehört der Reis, eins der erſten Nahrungs- und Erwerbszweige der Bewohner, hier wie in allen andern warmen Ländern auf Aeckern gebaut, die ſtets feucht erhalten werden müſſen, da ohne hinreichende Bewäſſerung die Saat leicht verdorren würde. Die Ausſaat, die ſehr bald emporſproßt, geſchieht im Juni, und die Aecker werden, wenn die Pflanzen ein wenig in die Höhe geſchoſſen ſind, alle drei Tage überſchwemmt. Die Ernte ſindet zu Ende des September ſtatt. Die Aehren werden abgeſchnitten, auf einem freien Platze in Schwaden gelegt, fleißig umgewendet und Abends in Haufen, wie bei uns das Heu zuſammengerecht. Iſt die Pflanze ganz getrocknet, ſo wird ſie von den Eigenthümern auf die flachen Dächer ihrer Häuſer gebracht und dort die Körner ausgeklopft.

Ein nicht minder beachtenswerthes Erzeugniß Aegyptens iſt die Baumwolle, deren Anbau ſeit Mehemed Ali's Regierung beſonders fleißig betrieben wird. Die Baumwollenſtaude ähnelt unſerm Haſelſtrauche, wird 4 bis 5 Fuß hoch, blüht faſt wie eine Malve und treibt eine vierfächrige Samenkapſel von der Größe einer Wallnuß, die ſich zur Zeit der Reife ſchwarzbraun färbt und in vier Theile auseinander ſpringt.

Um die in der Hülſe gelegenen Samenkörner iſt die Baumwolle angewachſen, die nun von den Bebauern eingeſammelt wird. Die Baumwollenſtauden ſtehen reihenweiſe und in Zwiſchenräumen von einander auf Aeckern, die der Ueberſchwemmung nicht ausgeſetzt ſein dürfen und daher meiſt umdämmt ſind. Die Pflanze verlangt viele Pflege, und die Zucht derſelben hat ſich die Regierung vorbehalten und ſtraft Jeden, der ſolche für eignen Nutzen zieht. Wenn ſie eingeerntet iſt, wird ſie von den Landleuten, denen die Pflanzungen anvertraut ſind, in Ballen zuſammengetreten und ſo an die Magazine des Vicekönigs gegen einen Schein, der in der Steuerkaſſe ſtatt baaren Geldes angenommen wird, abgeliefert.

Eben ſo ſtark, wie den Anbau der Baumwolle, betreibt der Vicekönig den Bau des Zuckerrohrs. Es iſt dieſes eine ſchilfartige Pflanze, die eine doppelte Mannshöhe erreicht und an den Ufern des Nil und des Jordan ohne alle Pflege wächſt. Meiſtentheils jedoch wird es auf feuchten Aeckern oder in beſondern Gärten gebaut, die das ganze Jahr hindurch bewäſſert werden müſſen, und deshalb in die Kreuz und Quere mit Gräben durchſchnitten ſind. Einer weitern Pflege bedarf es nicht. Wenn es reif iſt, wird es geſchnitten, in Bündel gebunden und zum Verkauf auf die Märkte gebracht, wo man einen Stengel, je nach dem er lang und ſtark iſt, für 1 bis 3 Pfennige erhält. Aus dem ſaftreichen Mark der Pflanze wird der Zucker bereitet. Die Rohrſtengel werden durch zwei Walzen, die ein Räderwerk umdreht und gegen einander drückt, ausgepreßt, eine äußerſt beſchwerliche und gefährliche Arbeit, die ſchon manches Menſchenleben gekoſtet hat. Da ſich das Zuckerrohr nicht aufbewahren läßt, ſondern ſchon oft nach 24 Stunden verdirbt, ſo müſſen die Neger zur Zeit der Ernte oft Tag und Nacht vor den Walzen ſtehen und das Rohr daran halten. Oefter überfällt ſie bei der Arbeit der Schlaf, ſie bringen unvermerkt einen Finger zwiſchen die Walzen, die ſogleich die Hand und den Arm nach ſich ziehen und zerquetſchen. Darum ſteht immer ein Anderer mit einem ſcharfen Beile dabei, um raſch den Finger oder die Hand abzuhauen, damit nicht der ganze Menſch gerädert wird. Der auf dieſe Weiſe ausgepreßte Zuckerſaft, von welchem während der Ernte die Neger ſo viel genießen dürfen, als ſie nur mögen, wird in Keſſeln zu einem dicken Muß geſotten, dieſes gereinigt, auf Fäſſer gefüllt und an die Raffinerien des In- und Auslandes verſendet.

Den Kaffeebaum ſah ich in des Vicekönigs Garten zu Schubra in großer Anzahl. Seine Blätter gleichen den Pomeranzenblättern, nur daß ſie etwas länger ſind. Die Blüthen weiß, die Frucht eine kleine Kirſche, in der zwei zuſammengewachſene Bohnen den Kern bilden. Mit der Pflege dieſes Baumes beſchäftigen ſich die Aegypter nur wenig, ſein eigentliches Vaterland iſt Arabien, wo er in vielen Gegenden angepflanzt iſt, wie bei uns die Kirſch- oder Zwetſchenbäume. Wollte man aber annehmen, daß in jenen Gegenden in jedem Dorfe oder Wirthshauſe der beſte Kaffee getrunken würde, ſo würde man ſehr irren. Die Einwohner bauen zwar den beſten, aber trinken den ſchlechteſten von der Welt. Kommt man in den Kaffeebergen in ein Wirthshaus, ſo erhält man, wie ich mir habe von Reiſenden erzählen laſſen, ein gar dünnes, erbärmliches, lauwarmes Getränk, das nicht aus den eigentlichen Bohnen, ſondern aus der ſie umgebenden Schale zubereitet wird. So genießen die, welche jene Naturgabe am leichteſten haben könnten, ſie am wenigſten, vielleicht aus demſelben Grunde, aus welchem die Winzer bei uns nur Bier trinken oder die Bergleute, die das ſchönſte Silber ausgraben, oft kein Kupfergeld beſitzen — nämlich aus Armuth, oder auch weil ſie den Kaffee, eben weil ſie ihn ſo nahe haben, am wenigſten achten.

Was mich in Aegypten am meiſten befremdete, war der Mangel an Rebenpflanzungen. Der Wein ſcheint durchaus nicht gedeihen zu wollen, und die Reben, die man anpflanzt und zu Gartenzäunen benutzt, erreichen eine erſtaunliche Höhe, bringen aber nur wenige und nicht ſehr ſaftreiche Trauben hervor. Nur eine beſondere Art des Weinſtocks mit kleinen kernloſen Beeren wächſt daſelbſt, die getrocknet und unter dem Namen kleiner Roſinen oder Korinthen in den Handel gebracht werden. Unter den übrigen Bäumen des Landes iſt wohl die Dattelpalme der nutzbarſte und edelſte. Man findet dieſen Baum in allen Gegenden Aegyptens, und es gibt männliche und weibliche; letztere tragen jedoch nur, wenn ſie in der Nähe der erſtern ſtehen. Der Stamm dieſer Bäume iſt ſchlank, ſchuppig und ohne Aeſte, und die Früchte wachſen nicht an Zweigen mit Blättern, ſondern ein Blüthenbüſchel wächſt unmittelbar aus der Krone und trägt oft eine bis zwei Metzen der herrlichen, nahrhaften, ſüßen Früchte, die ſich zur Zeit ihrer Reife dunkelroth färben. Mehrere ſolcher Bäume reichen hin, eine arabiſche Familie das ganze Jahr hindurch zu ernähren, da die Araber an den täglichen Genuß derſelben gewöhnt ſind. Die meiſten dieſer Früchte werden an der Sonne getrocknet und durch Keltern ausgepreßt. Der ſo gewonnene Saft dient als wohlſchmeckender Zuſatz an verſchiedene Speiſen, ohne welchen dieſe den Arabern nicht behagen würden. Andre werden gebacken wie unſre Pflaumen und ſo mehrere Jahre aufbewahrt, noch andre werden, wenn ſie verſchickt werden ſollen, in Ziegenhäute eingenäht, um ſie auf dieſe Weiſe vor dem Verderben zu ſichern. Das faſerige Holz des Stammes wird zu verſchiedenen Geräthſchaften und zum Bauen verwendet; aus den Blättern werden Hüte, Körbe und Matten u. ſ. w. geflochten, die man um den Preis von 2 bis 3 Groſchen erhält. Die Rippe der Blätter, die nach dem Stamme zu etwas breit ausläuft, wird von den Arabern noch breiter geklopft und wegen ihrer Faſern als Beſen gebraucht. Ein einziger Araber kann bequem an einem Tage 150 Stück verfertigen, und er verkauft darum auch das ganze Dutzend nur für höchſtens 6 Pfennige. Aus der baſtartigen ſchuppigen Baumrinde werden ſehr dauerhafte Seile und Stricke verfertigt. Macht man im Frühjahre einige Einſchnitte in die Krone des Baumes, ſo läuft ein ſüßer Saft heraus, welcher den bekannten Palmenwein liefert, der jedoch dem Europäer nur munden will, wenn er ſorgſam zubereitet und noch nicht, was nur zu leicht geſchieht, in Säuerung übergegangen iſt. Die zarten Herzchen der Blätter und Blüthenkolben liefern den äußerſt ſchmackhaften Palmenkohl, der wie Salat zubereitet wird.

Der Granatapfelbaum, bei uns in Gewächshäuſern gezogen und uns nur als Strauch bekannt, wird in Aegypten ſo groß wie ein Apfelbaum, und erzeugt aus ſeinen ſchönen, ſcharlachrothen Blüthen eine herrliche Frucht von gleicher Farbe. In einzelnen Fächern birgt ſie die vielen Kerne, die von einem ſäuerlich ſchmeckenden Fleiſche umgeben ſind, das, mit etwas Zucker genoſſen, äußerſt erfriſchend iſt. Die Paradiesäpfel, nur mit den Granatäpfeln durch den Namen und die Farbe der Frucht verwandt, wachſen auf den Aeckern an einer krautartigen Pflanze wie unſre Kartoffeln, jedoch nicht unter, ſondern über der Erde an den Zweigen der Staude. Die Frucht hat die Form und Größe eines Apfels, iſt zwiebelartig geſtaltet und reift das ganze Jahr hindurch, ſo daß man an einem Stocke Blüthen, grüne, unreife und ſcharlachrothe reife Früchte findet. In ihrem Innern birgt ſie unzählige kleine Samenkörner, und ihr Fleiſch iſt ſehr ſaftreich. Der Saft derſelben dient als Gewürz und gewährt einen außerordentlichen Wohlgeſchmack. Doch genießt man meiſtens dieſe Aepfel ſammt der Schale als ein eignes Gericht, indem man ſie in Butter und Eiern bäckt; auch werden ſie getrocknet und aufbewahrt.

Ein ferneres Erzeugniß des ägyptiſchen Bodens iſt der gemeine Feigenbaum, deſſen ſaftige, birnenartige Früchte zwiſchen den Blättern der jungen Zweige hervorkommen und ſowohl friſch als getrocknet eine geſunde Nahrung gewähren. Die Früchte dieſes Baumes, wenn er auf gar zu fettem Boden ſteht, bedürfen, um gehörig reif zu werden, erſt des Stiches irgend eines Inſekts, während die auf ärmern Boden ſtehenden von ſelbſt zur Reife kommen. In mehrfacher Beziehung mit dem gemeinen Feigenbaume verwandt iſt der Pharaonis-Feigenbaum, nur daß ſein Stamm höher und ſeine Zweige blätterreicher ſind. Die Früchte dieſes Baumes, ebenfalls wie Birnen von mittler Größe geſtaltet, wachſen nicht an den Zweigen, ſondern an den dicken ältern Aeſten und aus dem Stamme ſelbſt, und übertreffen die gemeinen Feigen an Saft und Süßigkeit. Sie reifen jedoch nicht eher, als bis man ſie angeſchnitten oder ein Inſekt ſie geſtochen hat. Schneidet man nun irgendwo von der Frucht ein Scheibchen ab, ſo zeigt ſich jedesmal dem Auge an der wunden Stelle das Bild eines Cruzifixes, und es geht deshalb im Lande die Sage, daß eben dieſe Pharaonis-Feige jene Frucht des verbotenen Baumes im Paradieſe geweſen ſei, durch deren Genuß Adam und Eva ſich verſündigt haben. Dem Namen und der Frucht nach gehört noch zu dieſem Geſchlechte die indiſche Feige, ein merkwürdiger Strauch ohne Stamm und Zweige, ſondern nur aus ſtachlichen Blättern beſtehend, von denen immer eins aus dem andern hervorwächſt und ſich nach allen Seiten hin ausſtreckt. Man braucht dieſe Pflanzen zu Gartenumzäunungen, und ſie gewähren, wenn ſie in der Blüthe ſtehen, einen herrlichen Anblick. Die gelben Blüthen entſtehen unmittelbar aus den Blättern, aus welchen gleichfalls die kleinen gurkenähnlichen, widerlich-ſüßen Früchte hervorwachſen.

Neben der indiſchen Feige entſproßt die eigentliche Akazie, die das ſogenannte Gummi arabicum liefert. Es iſt ein ſtachlicher Baum von mittlerer Höhe, aus deſſen Stamm und Wurzeln das obengenannte Harz quillt, das bei uns als Heilmittel und zu andern Dingen gebraucht, für die Araber eine ernährende Speiſe iſt, mit der ſie ſich tagelang auf ihren Reiſen durch die Wüſte begnügen.

Neben dieſen genannten Bäumen und Sträuchen wachſen noch tauſend andre, die ich theils nicht alle kennen gelernt habe, theils auch nicht beſchreiben kann, da ich ſonſt kein Ende finden würde. Man muß das geſegnete Aegyptenland ſelbſt durchwandert haben, um ſich einen richtigen Begriff von dem vegetativen Reichthume des fruchtbaren Bodens zu machen, aus welchem faſt ohne Bebauung Alles hervorwächſt, was zur Leibes Nahrung und Nothdurſt gehört.

Ich kann nicht umhin, hier noch Einiges von den Muhamedanern im Allgemeinen und von ihren Religionsgebräuchen und ſittlichen Geſetzen ins Beſondere hinzuzufügen. Wir denken uns die Türken gewöhnlich ganz anders, als ſie wirklich ſind, wir haben vielleicht noch als Kinder von unſern Pfarrern in der Kirche beten hören, daß uns der Himmel vor ihnen bewahren möge, und wir fürchteten ſie als die grauſamſten, blutdürſtigſten Tyrannen und die erbittertſten Erbfeinde des chriſtlichen Glaubens; allein ſie ſind, bis auf Ausnahmen, ſehr leutſelige, nichts weniger als grauſame und blutdürſtige Menſchen und noch weniger unduldſam gegen die Gläubigen anderer Religionen, wie man gemeinhin annimmt. Wenn das

Geſpräch zwiſchen Türken und Chriſten auf Religionsangelegenheiten kommt, ſo ſind die Erſtern nicht ſo anmaßend, ihrer Religion vor der chriſtlichen den Vorzug zu geben, ſie erkennen die letztere vielmehr im vollſten Sinne des Wortes an, und nicht ſelten iſt das Reſultat eines ſolchen Geſpräches, daß alle, die nur einen Gott anbeten, Brüder ſind, mag der Geſandte, durch den ſich Gott offenbarte, Muhamed oder Jeſus Chriſtus oder anders geheißen haben. Ich habe mich oft mit Türken in lange Geſpräche dieſer Art eingelaſſen und nie gefunden, daß ſie in Zorn entbrannten, wenn ich meine Religion bevorzugte, noch weniger verſuchten ſie mich von der Unfehlbarkeit der ihrigen zu überzeugen. Zudem ſind ſie von einem Wohlthätigkeitsſinne beſeelt, der allen Bekennern des Chriſtenthums zur Ehre gereichen würde, und dieſer beſchränkt ſich nicht auf ihre Glaubensgenoſſen, ſondern erſtreckt ſich auf die aller andern Religionen. Sie befleißigen ſich einer ſo ſtrengen Rechtlichkeit, wie man ſie ſelten bei Chriſten, und bei den griechiſchen Chriſten des Orients, die ſtets nur auf Betrug und Uebervortheilung ausgehen, gar nicht findet. Freilich ſind ihre Religionsbegriffe von den unſrigen weit verſchieden, ſie haben weniger Dogmen, die dafür deſto materieller und ſinnlicher ſind. Ihr Glaubensbekenntniß lautet: „Es iſt ein einziger ewiger, unvergänglicher, unumſchränkter Gott, der Erſchaffer der Welt, der Belohner der Tugend und der Rächer des Laſters, und Muhamed iſt der Prophet dieſes Gottes!“ Nächſt dieſem Weſen glauben ſie noch an ein Fatum, an eine gänzliche Ueberlaſſung in die unwiderruflichen Rathſchlüſſe des göttlichen Willens. Dagegen läugnen ſie das Geheimniß einer heiligen Dreifaltigkeit und erkennen in Chriſtum wohl einen Geſandten Gottes, dem ſie jedoch ſeine Gottheit ſtreitig machen, ſo wie ſie dieſelbe auch am Stifter ihres Glaubens läugnen. Die Schriften des alten und neuen Bundes ſehen ſie als ein in der Weſenheit wahres, von den Juden und Chriſten aber verfälſchtes Wort Gottes an. Die Engel denken ſie ſich als rein körperliche, jeder menſchlichen Handlung fähige Weſen, allein Adam und Eva ſind nach ihrer Lehre nicht aus dem himmliſchen, ſondern nur aus dem irdiſchen Paradieſe verſtoßen worden. Mit ihren täglichen Abwaſchungen glauben ſie nicht nur die Flecken des Körpers, ſondern auch die der Seele zu reinigen. Sie glauben an eine Auferſtehung der Todten und an eine Hölle, nicht aber an die ewigen Strafen derſelben, denn am Tage des Weltgerichts wird die Hölle nicht mehr für die Muſelmänner, ſondern nur für böſe Chriſten und Juden ein Ort der Pein ſein. Den Auserwählten räumen ſie im Himmel den Genuß fleiſchlicher Luſt ein, jedoch behaupten die neuern Ausleger des göttlichen Geſetzes, daß unter dieſen nur dem Scheine nach fleiſchlichen Lüſten die Ergötzlichkeiten des Geiſtes auf eine verblümte Weiſe verſtanden werden müßten. Den Frauen iſt das himmliſche Paradies nicht abgeſprochen, denn Muhamed war ein zu großer Liebhaber des ſchönen Geſchlechts, als daß er mit ihm ſo hart hätte verfahren können. Das Kapitel 40 Vers 43 des Koran ſagt: „Wer glaubet und gute Werke ausübet, ſei er männlichen oder weiblichen Geſchlechts, wird in das Paradies eingehen.“ Doch iſt den Frauen im Himmel ein von den Männern ganz abgeſonderter Platz angewieſen. Der Lehre von dem Orte der Reinigung, den die Katholiken das Fegefeuer nennen, ſind ſie gar nicht abgeneigt, denn ſie geben zum Troſte der Verſtorbenen viele Almoſen und beten zu Gott um die baldige Erlöſung der Seelen aus der Pein des Feuers. Die dafür beſtehende Formel findet ſich im Koran in dem Kapitel: Von den Verſtorbenen. Außer dieſen Glaubenslehren gebot der Prophet noch andre ſittliche Geſetze und gottesdienſtliche Gebräuche und ſetzte im Fall der Nichtbeobachtung den Verluſt aller irdiſchen und himmliſchen Güter darauf. So iſt ihnen der Genuß des Schweinefleiſches gänzlich verboten, ſo wie der eines erſtickten Viehes oder eines ſolchen, das ein Wolf berühret hat. Mit dem ſchärfſten Verbote iſt der Wein und Alles das, was ſeiner Natur nach berauſchen kann, belegt, weil Muhamed einſt unbewußt und im Rauſche einen ſeiner erſten Schüler mit dem Schwerte getödtet haben ſoll. Deſſenungeachtet laſſen ſie ſich den Branntwein oder ſonſtiges Aquavit trefflich ſchmecken, weil ihrer Auslegung nach dem Branntweine die berauſchende Kraft nicht von der Natur, ſondern durch Kunſt gegeben worden iſt. Wie es in neuerer Zeit mit dem Verbote des Weintrinkens gehalten wird, davon habe ich einige Beiſpiele erzählt. Die Türken haben ihn lieben gelernt und verſchiedene Urſachen hervorgeſucht, die Strenge des Verbotes von ſich abzuwenden.

Strenger ſind ſie in Beobachtung der Faſten während des Ramazan, der von einem Neulicht zum andern dauert. Während dieſer Zeit enthalten ſie ſich von Sonnenaufgang bis zu Sonnenuntergang nicht nur alles Eſſens und Trinkens, ſondern auch des Tabaks und des Umgangs mit ihren Frauen. Sobald aber der Iman auf den Thürmen die Lampen aushängt, eſſen ſie, was ihnen beliebt, und bringen die ganze Nacht in Schmauſereien und Schwärmen zu. Statt des Sonntags feiern ſie den Freitag, weil Muhamed an dieſem Tage geboren und aus Mekka vertrieben wurde. Fünfmal des Tages verrichten ſie knieend, das Geſicht nach Mekka gewendet, ihr Gebet und tragen zu dieſem Ende mehrere an eine Schnur gefaßte Korallen bei ſich, die einem Roſenkranze gleichen. So oft ſie eine Koralle fallen laſſen, rufen ſie Gott um Hülfe und Beiſtand an. Den Mond halten ſie zwar in großen Ehren, theils zum Gedächtniſſe des in dem Koran angegebenen Wunders, welches Muhamed an ihm gewirkt hat, da er deſſen zerbrochene Trümmer wieder zuſammenfügte, theils auch zur Erinnerung, daß die alte Stadt Byzanz unter der Begünſtigung des Mondlichtes von der Eroberung Philipps, Vaters Alexanders des Großen, der ſie bei Nachtzeit hatte überrumpeln wollen, befreit worden iſt. Deshalb haben die Muhamedaner den Mond zum Sinnbilde des Reichs und der Nation erwählt, erweiſen ihm jedoch keine göttliche Verehrung. Gegen ihre Geiſtlichkeit tragen ſie eine recht zärtliche Ehrerbietung und geben alſo den orientaliſchen und europäiſchen Chriſten ein glänzendes Beiſpiel der ſchuldigen Ehrfurcht gegen die geſalbten Diener Gottes und der Kirche. Der Mufti, als das geiſtliche Oberhaupt der muhamedaniſchen Religion, iſt geſetzt, alle und jede Streitigkeiten in Glaubensſachen zu erörtern. Ihm folgt der Kadi, welcher, obgleich nur ein untergeordneter Richter und Rechtsgelehrter, doch zur Geiſtlichkeit gezählt wird. Darauf kommen die Imanen und Santonen, die in den türkiſchen Ländern das, was bei uns die Pfarrer ſind. Der Kadi läßt dergleichen Candidaten ein Paar Stellen aus dem Koran leſen, ſetzt ſie in das Predigeramt ein und fertigt ihnen ihre Beſtallung darüber aus; die Imanen können ihr Predigeramt niederlegen und zum Laienſtande zurückkehren. Von den Santonen iſt ſchon früher die Rede geweſen. Ihnen folgen die Derwiſche, die muhamedaniſchen Mönche. Man kann ſie in drei Klaſſen eintheilen; die einen führen in den Klöſtern ein gemeinſchaftliches Zuſammenleben, die andern bleiben bei ihren Familien und treiben ihre Hanthierungen, die dritten ziehen bettelnd im Lande herum und fordern oft mehr mit Gewalt, als bittweiſe Almoſen.

Gemäß der Lehre des Fatalismus: daß Alles, was in der Welt geſchieht, nothwendig geſchehen müſſe, ſehen die Muhamedaner allen anſteckenden Krankheiten ohne Furcht entgegen und ertragen ſie, ohne die mindeſte Klage zu führen. Anſtatt auf Mittel zu denken, den Anfällen der Peſt vorzubeugen, nehmen ſie auch nicht einmal die geringſten Maßregeln, wenn dieſelbe bereits eingeriſſen iſt. Sie ſehen täglich mit großer Gelaſſenheit den Tod um ſich her ſeine Ernte halten und verehren die von ihm an einer anſteckenden Seuche Hingerafften wie Märtyrer, die ſogleich in den Schoß der Glückſeligkeit des Paradieſes eingehen. — Macht ein Türke, bevor er ſtirbt, ein Vermächtniß, ſo kann er ſeine Seele mit unter die Erben zählen, und wenn z. B. ein Vater zwei Söhne hinterläßt, kann er aus dem Vermächtniſſe drei Theile machen und den ſeinigen nach Belieben unter die Armen vertheilen oder zu einem andern Zwecke verwenden, z. B. dafür einem Pferde, einem Hunde oder ſonſt einem Lieblingsthiere einen lebenslänglichen Unterhalt verſchaffen. Sie glauben auf ſolche Weiſe ihr Vermögen zu gottſeligen Werken und zum Heile ihrer Seele verwendet zu haben, weil der Schöpfer in allen ſeinen Geſchöpfen geehrt wird und nicht unbelohnt läßt, was man an ihnen thut.

Man glaube jedoch nicht, daß alle Türken eines und deſſelben Glaubens ſind, es finden ſich unter ihnen ſo gut wie unter den Chriſten verſchiedene Sekten, die in ihren religiöſen Anſichten bedeutend von einander abweichen. Eine Partei dreht und deutelt an den Satzungen des Koran, verwirft die Sunna, eine Sammlung von Reden und Thaten des Propheten, die als ein Zuſatz zum Koran gelten, und wird von den Rechtgläubigen, d. h. denen, die unverändert an den Satzungen des Koran und der Sunna hängen, als Ketzer und Schismatiker verdammt und verfolgt. Dieſe Sekten zerfallen in ältere und neuere und beſtehen in weit größerer Anzahl als unter den Chriſten. Ich erlaube mir einige dieſer Sekten anzuführen. Die hauptſächlichſten ſind die Motazaliten, welche unter der Weſenheit Gottes und deſſen Eigenſchaften keinen Unterſchied machen, den Koran als unmittelbare Offenbarung des Wortes Gottes anſehen und glauben: daß die Muſelmänner, welche in ſchwere Sünden verwickelt ſind, den Glauben zwar nicht verlieren, doch aber den Rechtgläubigen nicht beigezählt werden, weil nach ihrer Meinung der rechte Glaube ohne gute Werke nicht beſtehen kann; die Haſchhemianer, welche, um Gott nicht zum Urheber des Böſen zu machen, glauben, daß er die Ungläubigen nicht erſchaffen habe; die Radhamiten, die, um der Allmacht Gottes keine Grenzen zu ſetzen, ihn jeder Sünde, ausgenommen der fleiſchlichen, für fähig halten; die Hajectiten, die Jeſum Chriſtum als das eingefleiſchte Wort und als künftigen Richter der Welt erkennen, zugleich aber der irrigen Meinung ſind, Chriſtus werde vor dem Ende aller Zeiten noch 40 Jahre ſichtbar auf dieſer Erde regieren und das Reich des Antichriſtes zerſtören. Sie glauben ebenfalls an eine Seelenwanderung bis zu dem Tage des Gerichts, wo ſodann nach ihrer weitern Lehre nur jener Leib, der zu eben dieſer Zeit von der Seele bewohnt wird, zur Belohnung oder zur Beſtrafung gezogen werden kann. Fernere Sektirer ſind die Baſcharianer, die Dhamomianer, die Wahabiten, die Radhariten, die alle Rathſchlüſſe Gottes verwerfen und alle Handlungen dem freien Willen des Menſchen allein zuſchreiben. Eine der berüchtigſten Sekten ſind die Alianer, die Anhänger des Kalifen Ali, die in Perſien und Indien wohnen, und die geſchworenſten Feinde aller unbedingten Anhänger des Koran und der Sunna ſind. Das Gebot, ſich des Weines zu enthalten, übertreten ſie aus den geringſten Urſachen und verſpotten das Grüne, die Lieblingsfarbe des Propheten, indem ſie es an den Schuhen und Hoſen tragen. Muhameds beſondere Freunde, Abubekr, Osman und Omar, ſind der vorzügliche Gegenſtand ihres tödtlichen Haſſes, ſo daß ſie bei jedem Hochzeitsgepränge drei Statuen aus Zucker- oder anderm Teige formen, die jene Perſonen vorſtellen, an denen ſodann die Freunde des neuen Ehepaares ihre Wuth auslaſſen und ſie in tauſend Stücke zerſchlagen. — Unter den neuern Seckten ſind vorzüglich zu nennen: die Jabajahiten, welche der Allwiſſenheit Gottes Grenzen ſetzen und dieſe von der Erfahrung abhängig machen, die Muſerinen, welche alle Gottheit läugnen, und an keine Wiedervergeltung nach dem Tode glauben; die Chup-Maſſahiten, die an Chriſtum als einen wahren Gott und Erlöſer des menſchlichen Geſchlechts glauben, eine Anſicht, die ſelbſt in Konſtantinopel von Tage zu Tage mehr Beifall und Anhänger findet; die Cadizadeliten und die Stoiker des Alterthums an Strenge und Ernſthaftigkeit; ſie lieben weder Muſik noch ſonſtige Ergötzlichkeiten und reden immer nur von Gott. Dabei geben ſie vor, daß unter dem von Jeſu verheißenen heiligen Geiſt Muhamed zu verſtehen, und daß die Ankunft des heiligen Geiſtes ein Sinnbild der Ankunft Muhameds geweſen ſei. Die beſten dieſer neuern Sektirer ſind die Eſchrakiten oder Illuminaten, deren Leben ganz und gar der Betrachtung Gottes und ſeiner Vollkommenheiten und Eigenſchaften gewidmet iſt. Sie laſſen die Träumereien des Propheten, inſoweit ſie nicht zu dieſem Ziele führen, gänzlich außer Acht, und ſind Leute eines exemplariſchen Wandels und untadelhafter Sitten. Ihre Liebe gegen den Nächſten und beſonders gegen die Armen und Hilfsbedürftigen iſt thätig und ausgezeichnet, ſo daß dieſen guten Leuten, die man in ziemlich bedeutender Anzahl in Konſtantinopel findet, nichts als das Licht des wahren Glaubens zu mangeln ſcheint.

So weit die Mittheilungen über dieſe Gegenſtände aus dem Munde meines Dolmetſchers zu Adrianopel, des Renegaten Wilhelm, von dem ich bei meinem Aufenthalte daſelbſt geſprochen habe. Wer ſich weiter darüber zu unterrichten wünſcht, wird das Nähere in größern Werken finden, die dieſen Gegenſtand ausführlich behandeln.

## Die Peſt in Aegypten.

Ungewöhnlich heißer Sommer. — Seuche unter den Hausthieren. — Beſorgniſſe und Gleichgültigkeit hinſichtlich der Peſt. — Ausbruch der Peſt in Alexandrien. — Allmäliges Steigen der Krankheit. — Errichtung eines Peſthoſpitals. — Andre Vorſichtsmaßregeln. — Befehl des engliſchen Conſuls. — Entfernung der europäiſchen Schiffe. — Andre Unglücksfälle. — Scheitern zweier Schiffe. — Steigende Wuth der Peſt. — Auswanderung der Europäer. — Meine Abreiſe nach Kairo. — Sturm und zagende Juden. — Luſtige Streiche auf dem Schiffe. — Ankunft in Kairo. — Neue Einrichtung. — Ein alter franzöſiſcher Arzt. — Glott-Bei. — Georg Müller aus Darmſtadt. — Ausbruch der Peſt in Kairo. — Reichard nach Abuſabel. — Einzelne Peſtfälle. — Häufung der Sterbefälle. — In Glott-Beis Hauſe. — Der Leibkutſcher des Vicekönigs. — Steigende Wuth der Peſt. — Doktor Leopold. — Verſuche Glott-Beis. — Höhepunkt der Seuche. — Mangel. — Seltſamer Befehl des Paſcha. — Ausſterben einer mir bekannten Familie. — Tod meiner Reiſegefährten und des Leibkutſchers. — Vertilgungskrieg gegen die Katzen. — Vorſichtsmaßregeln. — Tod eines ſehr Vorſichtigen. — Tod des ſchleſiſchen Tiſchlers Franz Kuniſch. — Krankheit und Geneſung des Würtembergers Keller. — Meine Vorſichtsmaßregeln. — Nachlaſſen der Peſt. — Mein Anfall der Seuche. — Immer größerer Mangel und Noth. — Fortpflanzungsmittel der Krankheit. — Zwei deutſche Barone. — Reiſe nach Abuſabel. — Das Militairhoſpital. — Unterredung mit Glott-Bei. — Abreiſe von Kairo.

Die älteſten Einwohner Alexandriens konnten ſich nicht erinnern, einen ſo heißen Sommer erlebt zu haben, wie den des

Jahres 1834, allein man dachte an nichts weniger, als an einen Ausbruch der Peſt. Wollten auch Manche die ſchlimmen Vorboten derſelben in der Seuche erkennen, die ſchon ſeit Anfang des Sommers unter den Hausthieren ungewöhnlich ſtark herrſchte und faſt alle Hunde der Stadt hinwegraffte, ſo theilte doch die Menge dieſe Bedenklichkeiten Einzelner nicht, um ſo mehr, als die Seuche unter den Thieren bald wieder nachließ und ſich nirgend ein Peſtfall ereignete. Ja man ſpottete der allzu großen Aengſtlichkeit, und ſo ging auch ich ſorglos und gleichgültig in meiner kühlen Werkſtatt an mein Geſchäft, nicht wiſſend, daß gerade in den heißeſten und kälteſten Tagen die verderbliche Seuche am wenigſten Macht hat. Bald ſollte ich eines Beſſern belehrt werden.

Es war gegen die Mitte des Monats Juni, als die ſorglos glücklichen Einwohner von Alexandrien plötzlich durch die Entſetzenskunde aus ihrer ſtolzen Sicherheit emporgeſchreckt wurden: Die Peſt iſt ausgebrochen! Man zweifelte in den erſten Augenblicken an der Wahrheit dieſer Kunde, aber nur zu bald beſtätigte ſie ſich zum Schrecken, zur Angſt und zur Furcht Aller. Außerhalb der Stadt, unweit des Franziskanerkloſters und des fränkiſchen Hoſpitals, ſtehen auf einem Hügel eine Reihe Hütten, welche von Beduinen und Schwarzen bewohnt werden. Sie ſind aus den Steinen erbaut, die man auf den Straßen findet und mit Straßenkoth verklebt, ähnlich unſern Backöfen, aber höchſtens nur 6 Fuß lang und kaum 6 Fuß breit, ohne alle andre Bequemlichkeit als eine Strohmatte, auf welcher die Bewohner ſitzen und liegen — ſtehen können ſie nur ſelten darin — und ſich bei einer Hitze von 28 bis 32° Reaumur dennoch wohlbefinden. In einer ſolchen elenden Hütte, deren ſchönſte mit allem Zubehör nur 6 Piaſter werth iſt, ſuchte die furchtbare Krankheit ihr erſtes Opfer. Es war eine Frau, die, vom Tode geſtreckt, mit den Füßen die eine Wand hinausgetreten hatte;

die andre wurde wegen des zu beſchränkten Raumes ebenfalls eingeriſſen, um die Leichen dieſer und einer zweiten Frau, die in derſelben Hütte gleich nach der erſten geſtorben war, fortzuſchaffen; und ich ſah und hörte, wie der Mann mehr um die Hütte jammerte und klagte, als um ſeine Weiber. Ein drittes Opfer, ein Beduine, der im Augenblicke des Todes die offene Thüre gefunden hatte, und mehrere in den Straßen vorgekommene Sterbefälle wurden von den Einwohnern wenig beachtet, als die Hitze noch zu drückend war, um der Krankheit ein ſchnelleres und weiteres Umſichgreifen zu geſtatten. Indeſſen bewährte ſich der Ausſpruch des dem Frankenhospitale in Alexandrien als Phyſikus vorſtehenden Dr. Groß, daß die Peſt ſich bis zum Herbſte im Volke verhalten und dann mit um ſo größerer Wuth hervorbrechen werde, auf das Pünktlichſte; denn ſchon der Monat September verlangte ſein tägliches Opfer, und bald zählte jede Straße ihre Kranken und Todten. Nun erwachte Alles aus der frühern Sorgloſigkeit, und wenn auch die alten Araber und Türken ruhig die Todten an ſich vorübertragen ſahen und nicht das Mindeſte thaten, ſich durch Präſervative vor der Krankheit zu ſchützen, ja ſogar die Kranken beſuchten und die in Auctionen erſtandenen oder durch Erbſchaft überkommenen Kleider der Verſtorbenen anzogen und, unbekümmert um den darin haftenden Krankheitsſtoff, ſtolz durch die Straßen ſpazierten, ſo war doch das jüngere Geſchlecht über die fataliſtiſchen Anſichten der Alten weit aufgeklärter und mit allem Fleiße darauf bedacht, ein Peſthospital außerhalb der Stadt zu errichten, das endlich trotz vielen Widerſpruchs in Stand geſetzt wurde. Dahin wurden nicht nur alle Erkrankten, ſondern auch ihre Familien, ſowie die Hausgenoſſen Aller, die an der Peſt geſtorben waren, gebracht, damit der Anſteckungsſtoff nicht weiter um ſich greiſe. In der Stadt ſelbſt wurde es von Tag zu Tag einſamer und ſtiller, und das Schweigen der

Todesangſt lag auf allen Geſichtern. Die europäiſchen Kaufleute verriegelten, ja vernagelten ſogar die Thüren ihrer Häuſer mit Brettern und ließen nur eine Oeffnung darin, durch welche Lebensmittel und Briefe abgegeben wurden, wenn ſie zuvor geräuchert oder durch Waſſer und Eſſig gezogen waren. Die Diener eines großen Hauſes waren auch zugleich die Wächter deſſelben. Einer brachte Alles, was der Herr brauchte, bis an die Hausthüre, dort nahm es ein Andrer in Empfang und beförderte es weiter. Waren es Eßwaaren, ſo wurden dieſe in einen mit Eſſig und Waſſer gefüllten Kaſten gelegt, Kleider und Briefe wurden in einer Maſchine geräuchert, die man vor jedem angeſehenen Hauſe ſah. Zwiſchen den hin und wieder in den Häuſern angebrachten Doppelthüren harrten andre Diener, welche die geſäuberten Gegenſtände wieder andern übergaben, die ſie endlich vor dem Herrn niederlegten, in deſſen Gegenwart die Reinigung noch einmal vorgenommen wurde, ehe er ſie zu berühren wagte. Doch dieſe ängſtliche Sorgfalt, mit welcher jeder für die Erhaltung ſeines Lebens bedacht war, rieth plötzlich aller gegenſeitige Verkehr ins Stocken. In dieſer ängſtlichen, gleichſam gewitterſchwülen Zeit erſchien eines Tages ein Befehl des engliſchen Conſuls, daß alle unter ſeinem Schutze Stehenden, die ſich nicht auf ſechs Monate aus eigenen Mitteln verproviantiren könnten, die bis jetzt noch freie Paſſage benutzen und in ihre Heimath zurückkehren ſollten. Mehrentheils waren es Profeſſioniſten und Fiſcher aus Malta, die dieſem Befehle nachkamen. Auch den Schiffskapitänen, welche mit ihren Fahrzeugen im Hafen vor Anker lagen, kam die Notiz zu, daß ſie nur noch eine Woche Friſt zum Auslaufen hätten, da ſpäter durch einen Cordon die europäiſchen Häfen geſperrt werden würden und jeder weitere Verkehr mit der Stadt nicht mehr geſtattet ſei. Zu Folge dieſer Ankündigung ſegelten mehrere Schiffe nur mit halber Ladung ab, andere luden Ballaſt und ſo wie ſie den Hafen im Rücken hatten, trat in allen europäiſchen Häfen der Cordon in Kraft, ſo daß ſie für jedes ſpäter aus Aegypten kommende Schiff geſperrt blieben, auch wenn es ſich erbot, die doppelte Quarantaine-Zeit auszuhalten. Und doch geſchah es, daß viele zwecklos im Hafen von Alexandrien blieben, oder ſich in andern nicht geſperrten Häfen des mittelländiſchen Meeres herumtreiben mußten. Zu dieſem allgemeinen Unglücke der Krankheit kamen noch andere Unglücksfälle. So fuhr ein Schiff im Angeſichte des Hafens durch die Unvorſichtigkeit des Lootſen auf eine Sandbank feſt und ſcheiterte, doch wurde glücklicher Weiſe alle darauf befindliche Mannſchaft gerettet. Es gewährte einen traurigen Anblick, dieſe Unglücklichen baarfuß und baarhaupt mit den durchnäßten Kleidern, dem Einzigen, was ſie von all ihrer Habe gerettet hatten, durch die Straßen der Stadt ziehen zu ſehen, in welcher ſie, kaum einer Todesgefahr entronnen, einer neuen, weit ſchrecklichern entgegen gingen. Jedoch fanden ſie bei den europäiſchen Conſuln und Handelsherren die großmüthigſte Unterſtützung und auch eine Aufnahme in ihren Häuſern, ſo weit dies eben anging. Ein andres Schiff war weit von Alexandrien an der afrikaniſchen Küſte geſtrandet, und obgleich die Mannſchaft auch dieſes Schiffes ebenfalls mit dem Leben davon kam, ſo ſtarben doch die Geretteten an den öden wüſten Küſten der Barbaresken den Hungertod, da ſie, ſo weit ſie auch in das Land hineingingen, kein Obdach, keine Nahrung, keine Quelle fanden. Nur Einer wurde durch wunderbare Fügung des Himmels erhalten. Er war am Meeresufer immer nach Oſten zu fortgelaufen, hatte Tag und Nacht nicht angehalten, weder Hunger noch Durſt, noch den Schmerz ſeiner blutenden Füße geachtet, und kam ſo mit wahrhaft rieſiger Ausdauer, ein Bild des Jammers, in Alexandrien an. Hier erzählte er den Neugierigen, die ihn zu Hunderten umſtanden, ſeine Schickſale unter Thränen und Wehklagen. Er lag in einer Straße, denn er konnte ſich nicht mehr auf den Füßen, die die bloßen Knochen zeigten, erhalten. Die Einwohner leiſteten ihm die thätigſte Hülfe, unter der er genas und vielleicht noch lebt, wenn ihn die Peſt nicht mitgenommen hat.

Das Wüthen derſelben wurde nun von Tag zu Tage ärger, und bald erſchreckte die Bewohner ein neuer Befehl, daß in den nächſten Tagen die Stadt auch nach der Landſeite zu geſperrt, und Niemand weder hinaus- noch hereingelaſſen werden würde. Da nun unter den älteſten Aegyptern die Meinung herrſcht, die ſich auch ſchon oft beſtätigt haben mag, daß, wenn in Alexandrien die Peſt wüthe, dieſelbe nicht zugleich auch in Kairo ausbrechen könne, theils wegen der zu weiten Entfernung beider Städte von einander, theils wegen des durchaus verſchiedenen Klimas derſelben, ſo benutzten viele Europäer die noch geſtattete Friſt und zogen, nachdem ſie ihre Häuſer und Läden verſchloſſen, nach Kairo. Andre begaben ſich in ihre Gärten außerhalb der Stadt, oder bauten ſich auf freiem Felde eine Hütte von Rohr und Palmenblättern, und die Armen gingen als Diener zu den Reichen, die, wie ſchon oben erwähnt, ſich in ihren Wohnungen verſchanzten. Denn wer ſonſt nur einen Diener hatte, brauchte jetzt zwei und drei, und gern wurde der höchſte Lohn zugeſtanden, wenn ſich nur Leute zu ſolchen Dienſten verſtehen wollten.

Bisher hatte ich mit einem Gehülfen aus Riga fortgearbeitet, doch fand ich es bald gerathener, Alexandrien, ehe es noch von dem Cordon umgeben werden würde, ebenfalls zu verlaſſen und nach Kairo überzuſiedeln. Und ſo reiſte ich mit meinem Gehülfen und in Begleitung eines holſteiner Schloſſers Ludwig Reichard aus Itzehoe, nebſt deſſen arabiſcher Magd Fatme und eines Gerbers, Namens Mühlenhoff aus Minneberg bei Paderborn, der bereits in Kairo verheirathet war;

von dem todtbedrängten Alexandrien ab. Der Schloſſer hatte ſein ganzes Werkzeug in ſeinem Quartiere zurückgelaſſen und die Thüre deſſelben nicht blos verſchloſſen, ſondern auch vermauert. Ich dagegen nahm Alles mit, ſowohl Holz, als Werkzeug, mein Hausgeräthe und die angefangenen Arbeiten, worunter ein ſchon faſt fertiger Stuhlwagen und mehrere Kinderwagen ſich befinden. Sechs Kameele waren kaum hinreichend, die Laſt meines Gepäckes nach dem Kanal Mahmudieh zu tragen. Am 2. October ſchifften wir uns auf demſelben ein und kamen ſchon am folgenden Tage zu der Abtheilung des Kanals die man „Ober-Mahmudieh“ nennt. Somit waren wir am weſtlichen Arme des Nil, der mittels einer Zugbrücke den Kanal mit dem nöthigen Waſſer verſorgt. Da Schiffe dieſe Brücke nicht paſſiren können, ſo liegen gewöhnlich auf dem Fluſſe tauſend kleinere Fahrzeuge bereit, um Perſonen und Gepäcke aufzunehmen und weiter zu befördern. Bei unſerer Ankunft war großer Mangel daran; denn die aus Alexandrien flüchtenden Europäer hatten ſie in Beſchlag genommen und räumten uns keinen Platz nicht einmal um den doppelten Preis, den wir boten, ein, weil ſie ſich vor dem anſteckenden Stoffe fürchteten, den ſie in den Kleidern der Menge verborgen wähnten. Endlich hatten wir das Glück, vier Slavonier und einige italieniſche Juden zu treffen, die ſchon ſeit drei Tagen auf eine Gelegenheit, weiter zu kommen, gewartet und erſt dieſen Morgen gefunden hatten, und vermochten ſie, uns ihnen zugeſellen zu dürfen. Wir waren fröhlich und guten Muthes, als wir ſchon nach wenigen Stunden abſegeln konnten. Der Wind war günſtig, aber ſo ſtark, daß ſich das Schiff fort und fort auf eine Seite neigte. Als die Abendröthe am Himmel heraufzog, baten die Juden den Gareis (Schiffscapitän), daß er vor Einbruch der Nacht landen möge, allein der Schloſſer, der die arabiſch geſprochenen Worte verſtand und ohnehin den Juden nicht ſehr grün war, weil ſie bei der Abfahrt den Kapitän veranlaßt hatten, eine größere Summe von uns zu verlangen, trat dieſem Anſinnen keck entgegen, und erklärte dem Kapitän mit lauter Stimme, daß er ſich nicht einfallen laſſen ſolle, zu landen, wenn nicht er mit ſeinen 6 Matroſen und den Juden über Bord geworfen ſein wollte. Meine Worte wirkten, und er war auch ganz der Mann dazu, ſie zu bethätigen, wenn es darauf ankam. Die Fahrt ging weiter, was um ſo nöthiger war, als Kairo jede Stunde geſperrt und unſer Schiff zu ſpät kommen konnte.

Einer dieſer Juden hatte zwei Fäſſer Wein auf dem Schiffe, die er in Kairo um hohen Preis zu verkaufen gedachte. Wir hatten ihm ſchon Tags zuvor für eins 2 Thaler über den Werth geboten, ohne daß er es uns abgelaſſen hätte, und ich verdachte ihn nicht darum, weil er in Kairo 5 Thaler an einem jeden Faſſe zu profitiren gewiß war. Als aber der nächtliche Sturm immer ärger und die Juden immer ängſtlicher um ihr Leben wurden, und einer von ihnen, um ſich Muth zu trinken, zu dem Eigenthümer der Fäſſer ſagte: „Ich will dir die Hälfte des Gewinns geben, verliere du die andre und laß uns den Wein,“ da überließ uns der angſtgequälte Menſch ein Faß ſogar für den Einkaufspreis, 10 Thaler. Jetzt drangen wir ſelbſt in den Kapitän, zu landen, denn die armen lebensluſtigen Juden hatten unſer Mitleid erregt. In der Meinung, daß wir nur arabiſch verſtänden, flüſterten ſie ſich nämlich bei jedem Windſtoß auf italieniſch zu: „die fragen viel nach ihren Sachen und nach uns, die können ſchwimmen, wenn das Schiff ſinkt, wir aber müſſen elendiglich erſaufen.“

Am Mittage des nächſten Tages wurde der Wein geprobt, wobei die Juden und Slavonier thätig Theil nahmen, und eine Flaſche von wenigſtens 18 Maas abgezapft, deren Inhalt uns alle in die fröhlichſte Laune verſetzte. Als aber das Schiff wieder unter Segel ging und pfeilſchnell die Wellen des Nil durchſchnitt und ſich dabei noch ſchräger legte, als früher, fingen die Juden wieder an zu zittern und zu zagen, und ergaben ſich nicht eher ruhig in ihr Schickſal, als bis ich ihnen eröffnet hatte, daß ich eben ſo wenig ſchwimmen könne, wie ſie. Gegen Abend wurde die Flaſche wiederum gefüllt, allein die Juden trauten uns nicht und ließen ihr volles Faß fort von unſerm angezapften auf die andere Seite des Schiffes bringen. Entrüſtet über dieſes Mißtrauen, ſchwur ihnen der Schloſſer Rache. „Sie wollen uns betrügen,“ ſagte er deutſch zu mir, „jetzt ſollen ſie betrogen werden.“ Und er hielt ſein Gelübde. Er gewann nämlich die Matroſen für einige Piaſter, daß ſie während der Nacht unſer ſchon geleertes Faß wieder verſpundeten und verpichten, und es mit dem vollen der Juden vertauſchten. Dieſe erwachten am andern Morgen arglos und fröhlich, und ſchon um 9 Uhr liefen wir in den Hafen von Bulack ein.

Wir ließen unſer Gepäck auf dem Schiffe unter Fatmes Aufſicht zurück und eilten auf Eſeln nach Kairo, um uns daſelbſt vor allen Dingen ein Quartier zu miethen. Ich nahm ein ſolches faſt außerhalb der Stadt auf dem Platze Esbekieh, gerade dem Militärhospital gegenüber, in einem Hauſe, das den Europäern zur Zeit der Ueberſchwemmung des Nil zum öffentlichen Verſammlungsorte diente, wenn ſie Jagd auf die Waſſervögel machten, die auf dem nahen See zu dieſer Zeit in Schaaren ſich einfinden. Der Hausherr überließ mir das Gebäude auf das freundſchaftlichſte, doch unter der Bedingung, daß ich mir, bis zum Tage des Nilſchnittes ein andres Obdach ſuche; um dieſe Zeit wollte er es ſelbſt wieder beziehen. Nichts freute mich mehr, als das gute Zutrauen, das dieſer Mann in mich ſetzte, indem er nichts aus dem Hauſe entfernte, nicht einmal die vollen Weinflaſchen, die wie in einem Conditorladen reihenweiſe rings an den Wänden des Zimmers ſtanden. Sogleich eilte ich nach Bulack zurück, um mein Gepäck ausſchiffen und hierher bringen zu laſſen, was wiederum durch ſechs Kameele bewerkſtelligt wurde. Meinen Antheil an dem Faß Wein überließ ich dem Schloſſer, deſſen Liſt gelungen war, ohne daß die Juden es gemerkt hatten; er brachte es durch ſeine Verbindungen ſteuerfrei nach der Stadt und verkaufte es für 15 Speciesthaler, während die Juden ihr halbgefülltes Faß noch obendrein mit 2 Thalern verſteuern mußten.

Ich richtete ſofort meine Werkſtatt ein und ſah durch zahlreiche Beſtellungen bald meine Exiſtenz gedeckt. Gleich den andern Europäern, die aus Alexandrien hierher geflüchtet waren, hielt ich es für unmöglich, daß die Peſt in beiden Hauptſtädten zugleich graſſiren könne. Andrer Meinung als wir war aber ein alter Franzoſe, der, ohne im Militär Dienſte zu ſuchen, ſchon ſeit 36 Jahren als Arzt der Stadt gedient, die Eigenthümlichkeit des Landes ganz genau kennen gelernt hatte und in ſeinem Thun und Weſen ſo ganz und gar Orientale geworden war, daß man unter dem Turban und dem drei Fuß und ſechs Zoll langen Barte, der, wenn er aufrecht ſtand, ihm bis über die Kniee reichte, ſchwerlich den Franzoſen erkannt hätte. Er ſchüttelte bedenklich zu dieſer allgemeinen Volksmeinung den Kopf und blieb dabei, ſo oft ihn auch der berühmte Arzt der Stadt, Dr. Glott, zu widerlegen ſuchte. Dieſer Letztere, der ſeit 15 Jahren in Aegypten lebte, die Stelle des erſten Regimentsarztes im Heere des Vicekönigs begleitete und wegen ſeiner ausgezeichneten Dienſte von Mehemed Ali mit dem ehrenvollen Titel eines Bei begnadigt worden war, ſetzte ſeinen Gang und ſeine Orden an ſeine Behauptung, während der franzöſiſche Arzt gelobte, ſich den Bart abſchneiden zu laſſen, wenn Kairo von der Peſt verſchont bliebe.

Dieſe mußte unterdeſſen in Alexandrien immer wüthender um ſich gegriffen haben, denn alle Tage kamen Haufen flüchtiger Europäer in Kairo an, und unter ihnen auch mein früherer Hausgenoſſe, der Tiſchler **Georg Müller** aus Darmſtadt, dem ich von Kairo aus geſchrieben hatte. Eine glänzende Ausſicht war ihm hier eröffnet; die Zimmer des königlichen Schloſſes ſollten nämlich auf europäiſche Art eingerichtet und eine Bibliothek angelegt werden, bei welchen Arbeiten ihm die Stelle eines Werkführers zugeſichert war. Freudig war er von Alexandrien hierhergeeilt und ſuchte mich auf. Ich empfing ihn mit herzlichem Gruß und Glückwunſch. Wir freuten uns, wieder beiſammen zu ſein. Im lebhaften Zwiegeſpräche wollte ich ihn eben in das an meine Werkſtätte ſtoßende Beſuchzimmer führen, ſiehe da verändert er die Farbe, klagt über plötzlich eingetretenes Unwohlſein und fängt an, ſich zu erbrechen. Ein jäher Schreck durchzuckt mich — denn Kopfſchmerz, Uebelkeit und Erbrechen ſind die erſten Anzeigen der Peſt. Nach einiger Zeit hatte er ſich jedoch wieder ſo weit erholt, daß er nach Bulack zurückgehen konnte, um ſein Gepäck zu holen, das er unter Aufſicht ſeiner franzöſiſchen Haushälterin im Hafen zurückgelaſſen hatte. Unterwegs hatte ſich der Anfall heftiger wiederholt, ſo daß Müller kaum das Schiff erreichen konnte, und noch am ſelbigen Tage erfuhr ich, daß er ſchwer darnieder liege. Abends machte ich ihm mit einigen Bekannten einen Beſuch, aber er war ſchon ſeiner Beſinnung nicht mehr mächtig, und am andern Morgen erhielten wir die traurige Nachricht von ſeinem Tode. Sogleich wurden alle, die mit ihm von Alexandrien gekommen waren, in ein beſonderes Haus geſperrt, um darin 21 Tage Contumaz zu halten, und auch uns drohete ein ähnliches Schickſal. Man wußte, daß Müller in der Stadt geweſen und auch wieder von einigen Bekannten beſucht worden war, und gab ſich alle Mühe, dieſe auszukundſchaften. Wir aber hatten der Haushälterin des Verſtorbenen mit Nachdruck verboten, unſre Namen zu nennen; dem Kapitän und den Matroſen waren ſie gänzlich unbekannt. Indeſſen ſtanden wir, im Glauben, Müller habe uns den Peſtſtoff mitgetheilt, große Angſt aus und gingen die erſten acht Tage nicht an unſer Geſchäft. Reichard, welcher den Verſtorbenen ebenfalls mit uns beſucht hatte und von gleicher Sorge, wie wir, geplagt war, verließ ſeine ihm bisher ſo treue Fatme, heirathete in aller Eile eine ſchöne Italienerin, die er in Kairo kennen gelernt hatte und zog nach dem vier Stunden entfernten Abuſabel, wo er mit ſeiner jungen Frau ein glückliches Zweiſiedlerleben führte. Ich und mein früherer Reiſegefährte Keller gingen täglich auf die Jagd und trieben uns den noch übrigen Theil des Tages in Kaffeehäuſern umher, zur großen Verwunderung unſerer Bekannten, denen unſere ſo plötzlich veränderte Lebensweiſe ein Räthſel war. Hätten ſie die Löſung deſſelben erfahren, ſo würden ſie uns wie Geächtete geflohen haben. So aber verblieben wir bei der Ausſage, daß wir keine Arbeit, wohl aber Geld genug hätten, um luſtig zu leben, und trieben es ſo noch einige Tage fort, doch in ſteter Furcht, als diejenigen erkannt zu werden, die den Peſtkranken auf dem Schiffe beſucht hatten.

In den erſten Tagen nach dem obengenannten Peſtfall ereignete ſich kein weiterer, und allgemach wurden unſre Herzen leichter. Da wogte eines Tages ein wilder Aufruhr durch die Straßen. Tauſend ängſtliche Stimmen ſchrieen durcheinander „die Peſt!“ und von Neuem belaſtete Centnerſchwere mein Herz. In einer Straße, die zuvor durch die Wache des Kommandanten von allen darin Wandelnden geräumt worden war, ſchritt ein Araber, von allen Seiten von blitzenden Bajonetten der Soldaten umdroht, damit er nicht entlaufe, nach dem Hospital zu, das meiner Wohnung gegenüber lag. Alle Blicke waren auf den Unglücklichen gerichtet, der ſich kaum noch auf den Füßen halten konnte und nicht nur durch Worte und Zeichen, ſondern auch durch die Spitzen der Bajonette angetrieben wurde, zu laufen, damit er um ſo ſchneller das Haus erreiche. Hier wurde er im untern Stocke in ein Zimmer gebracht, und mehrere Soldaten als Wache davor geſtellt, mit dem Befehl, ihn ſofort zu erſchießen, wenn er zu entkommen verſuchen ſollte. Eben ſo wurde ſein Wohnhaus in der Stadt mit Militär beſetzt, und die andern darin Wohnenden von allem Verkehr abgeſperrt, weil man nicht wiſſen konnte, ob ſie nicht auch ſchon von dem Anſteckungsſtoff befallen waren. Der in das Hoſpital gebrachte Kranke verſchied nach einigen Tagen.

Wieder ein Paar Tage ſpäter war die Stadt von Neuem in Aufruhr, als man aus einem Wirthshaus in der Frankenſtraße einen halbtodten Franzoſen, einen in der ganzen Stadt bekannten und beim Militär angeſtellten Muſikmeiſter, vor der Thüre auf eine Tragbahre legte und nach dem Hoſpital brachte, wo er ſchon nach einigen Stunden verſchied. Sofort wurde auch das Wirthshaus mit Soldaten beſetzt, und alle darin logirenden Europäer, ſo wie die, welche dort ſpeisten und eben zur Abendmahlzeit gekommen waren, mußten darin bleiben und 21 Tage Quarantaine halten. Da der Wirth, um ſeinen Gäſten den Appetit nicht zu verderben, ihnen verſchwiegen hatte, daß ſich ein Peſtfall in ſeinem Hauſe ereignet, ſo mußte er nicht nur dieſe, ſondern auch die Wache vor dem Hauſe auf ſeine Koſten ſpeiſen und tränken. Und doch war der Wirth keine Stunde ſeines Lebens ſicher, denn es kam wohl zehnmal in jeder Stunde zu Streitigkeiten, und eines Tages zu einer ſo furchtbaren Prügelei, daß wohl Mord und Todſchlag das Ende geweſen wäre, hätte die Wache durch kräftiges Einſchreiten den Zügelloſigkeiten nicht Einhalt gethan. Indeſſen dauerte die Quarantaine kaum acht Tage, denn die Peſt griff immer weiter um ſich, ſo daß das Abſperren der Häuſer gänzlich nutzlos war, da ohnehin das Militär des Vicekönigs nicht hinreichend geweſen wäre, alle, in denen Peſtkranke lagen, zu beſetzen, und man nach acht Tagen hörte, daß viele von denen, die zur Bildung des Cordons nach Alexandrien gezogen, ein Opfer der Krankheit geworden waren. Täglich ſah man Kranke von einer Straße zur andern wanken, und eines Morgens gab die Sklavin eines Juden, die urplötzlich von der Peſt befallen wurde, ſogleich den Geiſt auf offener Straße auf. Ein beim Hospitale angeſtellter franzöſiſcher Arzt, ein St. Simoniſt, trat zu der Todten heran und unterſuchte ſie trotz aller Warnungen der Umſtehenden, weil er glaubte, daß die Peſt nicht anſteckend ſei. Aber ſchon am andern Tage zeigten ſich die Folgen ſeines Vorwitzes, er wurde krank in das Hospital gebracht und ſtarb kurz darauf. Keiner der übrigen Aerzte ſtand ihm bei, aus Furcht angeſteckt zu werden, Glott-Bei ausgenommen, der ihm, obgleich erfolglos, eine Ader ſchlug.

Der überall und unermüdlich helfende und rettende Glott-Bei war doch allgemach der unabläſſigen Anſtrengung und drückenden Peſtluft überdrüſſig geworden und hatte ſich zu einer Landparthie nach Abuſabel entſchloſſen, um dort einige Tage auszuruhen. Eines Morgens ſchickte er ſeinen Diener mit der Frage zu mir: ob ſein Kabriolet, an dem einige Reparaturen nöthig waren, ihm für den morgenden Tag zur Verfügung ſtehe, und als ich dieſe Frage mit Ja beantworten ließ, kam er ſelbſt in meine Wohnung, nahm die Arbeit in Augenſchein und bat mich, den Wagen in die Remiſe des Vicekönigs zu bringen, die meiner Wohnung gegenüber neben dem Militär-Hospitale lag. Dem Hofkutſcher des Vicekönigs ließ Glott-Bei den Auftrag zukommen, mich in ſeine Wohnung zu geleiten, wohin ich die Rechnung bringen ſollte. Ich hatte dieſen Leibkutſcher ſchon früher in einer Locante kennen gelernt, wo er faſt täglich ſein Frühſtück in gebratenen Hühnerlebern und einer Flaſche franzöſiſchen Tiſchwein beſtehend, eingenommen hatte. Nur da war er zufrieden. Er war ein in der Wallachei geborner Grieche, der ſieben Sprachen und darunter die deutſche ziemlich geläufig ſprach, aber dabei ein durchtriebener, in der ganzen Stadt berüchtigter Vagabund, der mir manche neue Arbeit und Reparatur an den Staatswägen und an denen der älteren Damen des Harems zugewieſen hatte, ohne daß ich bis dieſer Stunde einen Heller dafür bezahlt erhalten habe. Er hatte die Kaſſe für dergleichen Ausgaben in den Händen und war dabei der Erſte aller Hofdiener, die er auf eine ſchändliche Weiſe um ihren Sold betrog, den er in ſeine Taſche ſchüttete, und doch war er dabei Gott und aller Welt ſchuldig. Heute frühſtückten wir zuſammen in der Locante und begaben uns dann nach dem Palaſte Glott-Beis. Auf einer Treppe, die zum zweiten Stock führte, trat ich in einen großen Saal, in welchem die Aerzte der Stadt ſich zu einer allgemeinen Berathung verſammelt hatten. Sie ſtanden, abgeſondert von Glott-Bei, in einem niedrigen Verſchlag, der einem Jeden, mit dem ſie zu thun hatten, ſeine beſtimmte Grenze anwies, und waren ſo vor jeder Berührung geſichert. Außerhalb dieſes Verſchlags, an einem Tiſche, ſaß Glott-Bei, zu dem alle ungehindert Zutritt hatten, der alle Schriften ungeräuchert in Empfang nahm, während die andern ſie nur dann erſt berührten, wenn die Papiere eine Zeit lang in dem Räucherkaſten gelegen hatten; ja er warnte mich ſogar, ihm nicht zu nahe zu kommen, weil er mit Peſtkranken verkehre. Ich aber gab ihm unverzagt mein Conto und nahm einige Augenblicke darauf die Summe aus ſeiner Hand in Empfang. Als das der jüdiſche Schreiber des Arztes ſah, der ebenfalls hinter dem Verſchlag ſaß, flüſterte er mir zu: „Und wenn mir Glott-Bei 1000 Thaler geben wollte, ich würde ſie aus ſeiner Hand nicht annehmen.“ Glott-Bei hatte dieſe Worte verſtanden, und ſagte mit freundlichem

Lächeln: „Brav, mein Herr, daß Sie Muth haben!“ Darauf ließ er ſich mit mir in ein längeres Geſpräch ein, fragte mich, ob ich ihm einen Wagen bauen könnte, der leicht über den Sand gehe, nnd bat um näheren Aufſchluß, als ich ihm dieſe Frage mit Ja beantwortete. Ich erwiederte: „Der Verfertiger eines Wagens für die Wüſte muß ſich nach den Füßen des Kameels richten, das mit leichtem Schritt über den Sand geht, die Radfelgen müſſen breit ſein, wie die Füße jedes Thiers, damit ſie ebenfalls nur den Sand berühren und nicht einſinken.“

Mit einem gnädigen Beifallsnicken und der Aufforderung mich in Kairo nach allem Nöthigen umzuſehen, wurde ich entlaſſen. Der Hofkutſcher erhielt den Befehl, bis Morgen 6 Uhr zwei Pferde für Glott-Bei in Bereitſchaft zu halten.

Die Krankheit hatte ſich bis jetzt nur mit einzelnen Opfern begnügt, aber ſchon in der folgenden Nacht raffte ſie 150 Menſchen hinweg, und der Vicekönig ertheilte auf dieſe traurige Nachricht dem Glott-Bei den Befehl, ſowohl über ſeinen Harem, als auch über die ſeines Sohnes Ibrahim, ſowie über die Paläſte ſeiner und Ibrahims Prinzen das wachſamſte Auge zu halten und Aerzte dahin zu beordern, die alle ſogleich rettend zur Hand ſtehen ſollten. Somit war die Luſtfahrt Glott-Beis vereitelt, und er ging wieder furchtlos an ſeinen Beruf, während die übrigen Aerzte ſtets in Todesangſt ſchwebten. Keiner war davon mehr ergriffen, als ein alter italieniſcher Doktor, den ich nach meiner Rückkehr vom Berge Sinai in Suez kennen gelernt und ihm dort für ſeine Conchilien Käſtchen gefertigt hatte. Er war damals nach Medina mit Ibrahims Armee gezogen und nun zur unglücklichen Stunde nach Kairo zurückgekehrt und ſo von Furcht und böſer Ahnung niedergebeugt, daß ihn kein Wort des Troſtes erheben konnte. Er kannte die Peſt genau und wußte was er von ihr zu befürchten hatte, da er über die kräftigen, rüſtigen Jahre des Mannes hinaus war.

Die Krankheit war in ihrer immer raſchern Ausbreitung von allem denkbaren Grauſen und von einer Verzweiflung begleitet, die meine Feder zu ſchildern zu ſchwach iſt. Niemand, der einen ſolchen ungeheuern Zuſtand nicht ſelbſt erlebt hat, wird ſich davon eine richtige Vorſtellung machen können. Jeder mußte jeden Augenblick den Tod erwarten; in den Häuſern und auf den Gaſſen ſtürzten Hunderte in jeder Stunde nieder, um nicht wieder zu erſtehen. Auch mir ſollte ein lieber Freund entriſſen werden. Eines Morgens trat ein Schweizer, Namens Baumgärtner, mit trübem Antlitz in meine Werkſtätte und benachrichtigte mich, daß ſein Stubengenoſſe und unſer beiderſeitiger Freund, Dr. Leopold aus Polen, der unweit von mir wohnte und mich faſt täglich beſucht hatte, plötzlich, doch wie es ſcheine, nicht an der Peſt erkrankt ſei. Obwohl ich mich ſelbſt unbehaglich fühlte, ſo beſuchte ich ihn doch am andern Morgen, aber er konnte mir auf meine Frage nach ſeinem Wohlergehen kaum antworten. Ich wendete mich mit derſelben Frage an den Dr. Fiſcher aus München, der ebenfalls zugegen war, aber, ohne zu antworten, griff er nach meinem Puls, verſchrieb mir etwas und beſtellte mich am andern Morgen wieder in die Wohnung unſeres Freundes. Gegen 8 Uhr des andern Morgens ſtand ich vor demſelben. Baumgärtner ſah aus dem Fenſter, benachrichtigte mich, daß Dr. Fiſcher wieder nach Abuſabel zurückgekehrt ſei und nöthigte mich hinauf. Ich folgte ſeiner Einladung und trat ein. Aber welch ein trauriger Anblick bot ſich meinem Auge dar! Leopold lag entſeelt auf ſeinem Bette, nicht vom Fieber, ſondern von der Peſt hinweggerafft, da ſein ganzer Körper mit linſengroßen dunkelſchwarzen Flecken überſäet war. Ich machte meinem Freunde bittere Vorwürfe, daß er mich ſo unbeſonnen heraufgelockt habe, und er antwortete mir: damit ich gleich ihm beſtätigen könne, daß unſer Freund wirklich an der Peſt geſtorben ſei. Dabei erzählte er mir, daß abermals ein Vorwitz die Urſache auch ſeines Todes geweſen ſei. Denn da nicht blos die Kranken, ſondern auch die Todten in das Hoſpital gebracht wurden, um daſelbſt ſecirt zu werden, damit ſich die Aerzte überzeugten, ob ſie wirklich an der Peſt und nicht an einer andern Krankheit geſtorben ſeien, ſo hatte Dr. Leopold die Sectionen mit vorgenommen; kurz nach einer ſolchen hatte er ſich mit dem Sectoirmeſſer leicht an der Hand geritzt und ſich dadurch den Tod zugezogen.

Ich benachrichtigte ſogleich den Glott-Bei davon, der bis dieſe Stunde noch nicht glauben wollte, daß die Krankheit wirklich anſteckend ſei. Um ſich mit eigenen Augen davon zu überzeugen, erbat er ſich vier zum Tode verdammte Verbrecher vom Vicekönig, ließ zweien derſelben die Kleider von Peſtkranken anziehen und impfte den beiden andern die Peſtbeulen ein. Sie ſtarben alle vier an der Peſt. Und doch genügten dieſe erfolgreichen Verſuche dem forſchenden Arzte noch immer nicht. Sein Durſt nach Ueberzeugung trieb ihn zum Aeußerſten; er warf das Hemd eines Peſtkranken über ſeinen bloßen Leib, ſetzte ſich zu Pferde und ritt mehrere Stunden im raſcheſten Trabe um die Stadt. Aber ſiehe! der Peſtſtoff haftete an ſeinem Leibe nicht; er blieb unverſehrt und lebt vielleicht noch bis auf die heutige Stunde.

Nach dieſer an ſeinem eigenen Leibe gemachten Probe war er um ſo thätiger, und ſtets da zu finden, wohin ſich kein anderer Arzt getraute, und wohin ihm ſelbſt ſeine würdigen untergebenen Kunſtgenoſſen, die Doktoren, mit Zagen zu folgen wagten.

Die Seuche hatte allgemach ihren Höhepunkt erreicht und wüthete mit unbeſchreiblicher Heftigkeit und faſt täglich ſtarben von den 300,000 Einwohnern der Stadt 2500, Juden und Chriſten nicht mitgerechnet, rettungslos dahin. In ſolcher Wuth hielt ſie acht Tage an und ließ erſt nach dieſer Zeit etwas nach, doch ſo, daß immer noch 2000 und 1500 Menſchen ihr täglich zum Opfer fielen. Die Straßen waren wie ausgeſtorben, nur einzelne kranke Geſtalten wandelten, den Blick des Schmerzes und der Verzweiflung im Auge, durch dieſelben und fielen röchelnd neben ihren todten Brüder hin, die faſt vor jedem Hauſe lagen. Aus den Häuſern drang das Weinen der Kinder, die ihre Eltern, die Schmerzenstöne der Gattin, die den Gatten verloren hatte. Hier Schreien der Angſt und Verzweiflung, dort lautes Gebet der Gläubigen, das in einen Fluch ausgeht, da Allah ſeine rettende Hand zur Hilfe nicht aus dem Himmel reicht und die irdiſche zur Rettung zu ſchwach iſt. Die ärztliche Wirkſamkeit hat aufgehört. Jeder iſt ſich ſelbſt überlaſſen, und alle Bande der Ordnung ſind gebrochen — ein ungeheueres Verhängniß, ein unendlicher Jammer ruht auf der Stadt. Zu dieſem Elende geſellen ſich Hunger und Durſt, tauſend Stimmen ſchreien in kläglicher Angſt nach Brod und Waſſer, und nicht nur die Kranken ſterben dahin, denn welcher Fuß will das Haus des Todes betreten und ihnen Hülfe bringen? ſondern auch die von ihm verſchont gebliebenen ſind nahe daran, den Qualen des Hungers und Durſtes zu erliegen, und miſchen ihr Klaggetön dem Todesröcheln der Sterbenden bei. Da geht ein ſtrenger Befehl durch die Stadt, der Jedem zu weinen und zu klagen verbietet; aber was ſoll der Befehl des Paſcha? Nach wie vor macht ſich die Angſt, der Schmerz, die Verzweiflung in unendlichem Wehegeheul Luft, nach wie vor wüthet die Seuche und will trotz Jammer und Elend, trotz Fluch und Gebet kein Ende finden. Und auf ſolcher Höhe hielt ſich die entſetzlichſte aller Krankheiten wochenlang.

„Kein Reichthum ſchützt, kein Stand, kein Ort:
Hier jammern Wittwen, Eltern dort.
Und da verwaiſte Kinder.
Der Seuche Todeshauch erreicht
Auch den, der ängſtlich vor ihr fleucht,
Dem Frommen, wie den Sünder.“

„Auch Kunſt und Vorſicht rettet nicht:
Wir haben keine Zuverſicht,
Als nur zu Gottes Güte.
O hilf uns, hilf in dieſer Noth,
Allmächtiger! und wehr' den Tod,
Daß er nicht länger wüthe!“

A. Cramer.

Eines Morgens ſprach ein Bekannter aus Trieſt bei mir ein und klagte mir, daß ſein älteſter Sohn am Fieber leide.

„Wohl an demſelben, wie es Andre haben,“ entgegnete ich darauf, und der Trieſtiner ſchwieg, denn er glaubte, ich würde ihm den Zutritt nicht geſtatten, wenn er die Wahrheit ſagte. Am nächſten Morgen kam er mit der Nachricht wieder, daß ſein erſter Sohn geſtorben ſei, und zwei Tage darauf erzählte er mir unter Thränen, daß auch der Zweite hinweggerafft ſei. Von dieſem Tage an kam er nicht mehr. Er wohnte nicht weit von mir, und ich gedachte ihm einen Beſuch zu machen, erhielt aber auf meine Frage zur Antwort: „Alle ſind todt!“ Auch die vier Slavonier, die mit mir zugleich von Alexandrien nach Kairo geflüchtet waren, lebten nicht mehr, und dem Leibkutſcher des Viceköniges hatte ebenfalls ſein letztes Stündlein geſchlagen. Immer in den Wagenremiſen beſchäftigt, kam er faſt täglich zu mir, ohne daß es ihn zu verdrießen ſchien, wenn ich ihn derb an die Bezahlung meiner Schuld erinnerte. Meine Arbeiter, die eben ſo geſund und rüſtig waren, wie ich, trieben Scherze mit ihm, und einſt fragte er: „Welcher von uns wird wohl zunächſt ſpringen müſſen?“ — „Doch nur der,“ entgegnete ich raſch, „der es am meiſten verdient,“ — „Das glauben Sie nicht,“ verſetzte er, „denn nur die Guten finden einen Platz im Himmel.“ — „Nun dafür ſind Sie gewiß ſicher,“ fuhr ich ſcherzend fort. — „Das denke ich auch,“ antwortete er weiter, „denn ich habe mir als beſtes Mittel gegen die Peſt eine Fontanelle legen und einen Zahn ausziehen laſſen.“ Und ſiehe! trotz dieſer Vorſichtsmaßregeln war er doch nach wenigen Tagen eine Beute des Todes geworden.

Auf gleiche Weiſe erging es den St. Simoniſten, die größtentheils in einem Hauſe wohnten; ehe ſie noch den Meſſias von der reinen Jungfrau geboren werden ſahen, waren ſie größtentheils ſelbſt zu einem neuen Leben eingegangen.

Da nun alle von den europäiſchen Aerzten gegen die Peſt verordneten Mittel nicht anſchlagen wollten, ſo wendete ſich die Wuth der Einwohner gegen die Katzen, die den Anſteckungsſtoff von einem Hauſe in das andere bringen ſollten, und es begann ein allgemeiner Vertilgungskrieg gegen die armen Geſchöpfe. In den Straßen und auf den Dächern ſtanden Menſchen mit Stöcken und Flinten bewaffnet und erlegten die fliehenden Thiere, deren Wehgeheul ſich mit den Schmerzenslauten der Peſtkranken vermiſchte. In den erſten Tagen eröffnete ſich ein fürchterliches Bombardement, und bald war keine Katze mehr zu ſehen, ohne daß deshalb die Peſt aufgehört hätte.

Noch wagte ſich kein Vornehmer aus den abgeſperrten Häuſern oder ſonſtigen Verſtecken; man ſcheute jede Berührung mit den Dienern, von denen jedem ſein Platz angewieſen war; und nicht einmal das Waſſer durften ſie der Herrſchaft reichen. Es wurde derſelben von den Waſſerträgern mittels einer Rinne, die ſie aus dem niedrigſten Fenſter des Hauſes auf die Straße [illegible]zten zugeführt. Aber die reichſten Vorräthe nahmen endlich [illegible]. Wer hätte auch daran gedacht, ſich für ein Jahr — ſo lange hielt die [illegible] an — zu verproviantiren? — Nun mußten die Reichſten [illegible] Vornehmſten wohl alle Lebensbedürfniſſe, wenn ſie auch vorher durch Rauch und Waſſer gereinigt waren, aus den Händen der Diener annehmen und noch obendrein große Summen zahlen, damit dieſe nur bei ihnen blieben. Dennoch ſtarb Mancher, ungeachtet der ängſtlichen Vorſichtsmaßregeln. So hatte ſich in der Frankenſtraße ein Europäer in ſeinem Hauſe verſchanzt, vor welchem ein Sklave Tag und Nacht Wache hielt. So oft der Herr ein Bedürfniß hatte, warf er dem Sklaven Geld zum Einkauf auf die Straße und zog dann die Waare, die erſt tüchtig geräuchert und gewaſchen ſein mußte, mittels einer Kette in das obere Stock. Eines Tages aber wartete der Sklave umſonſt vor dem Hauſe, in welchem ſich trotz Pochen und Rufen kein Fenſter öffnen wollte. Endlich ſchlägt er mit mehreren ſeiner Genoſſen das Thor ein und findet ſeinen Herrn in deſſen Zimmer, den Stiefel in der Hand, todt auf dem Bette liegen.

Um dieſe Zeit war ein ſchleſiſcher Tiſchler, Namens **Franz Kuniſch**, auf einer Pilgerreiſe von Jeruſalem nach Kairo zurückgekehrt und hatte bei ſeinen Handwerksgenoſſen um Arbeit und Unterſtützung angehalten, leider aber dieſe nicht gefunden, da es einmal keine Arbeit gab und alle Fabriken des Vicekönigs geſchloſſen waren, und ſodann jeder einzelne für ſich und ſeine Familie zu ſorgen hatte. Einer ſeiner Landsleute hatte ihn zwar einen Monat lang unterhalten, ihn aber dann wieder entlaſſen müſſen, da er kaum mehr für ſich ſelbſt zu leben hatte, und nun ſchlich der von Hunger und Kummer gedrückte Menſch wie ein Schatten durch die Straßen. So ging er öfter an meiner Wohnung vorbei, und ich konnte es nicht über mich gewinnen, einen Deutſchen länger darben zu ſehen; ich rief ihn in meine Werkſtatt, wo ich ſeinen Hunger ſtillte. Flehentlich bat er mich, ihn zu beſchäftigen, er wolle gern die Koſt arbeiten. Und obgleich ich kaum für meine Gehülfen Arbeit hatte, räumte ich ihm doch ein Plätzchen ein, zum großen Aerger der Uebrigen, die meine Menſchenliebe tadelten. Bald erholte er ſich wieder, und alle meine Bekannten, die noch am Leben waren, kamen mit ihren langen Stöcken, durch die man ſich auf der Straße gegen jede menſchliche Berührung ſchützte, täglich zu mir, und wir vertrieben uns die Zeit, wie es eben gehen wollte. So ſaßen wir auch am Oſterheiligenabend zuſammen, als der Schleſier plötzlich über Gliederſchmerz und Kopfweh zu klagen anfing. Meine Freunde und ſelbſt ich waren darüber betreten; ich ließ ihn durch meinen Rigaer Gehülfen in ein Nebenzimmer bringen, der gleich darauf mit der Nachricht zurückkam, Kuniſch habe ſich bereits heftig erbrochen. Alle Geſichter um mich verwandelten ſich: im Nu war mein Zimmer leer und ich allein mit dem Kranken. Es war gerade um die Stunde, in welcher Glott-Bei das Hoſpital beſuchte, und ich eilte zu ihm mit der Bitte, ſich meines Kranken anzunehmen und ihn in's Hoſpital bringen zu laſſen. Er kam mit mehreren andern Aerzten und ſagte, wohl nur, um mich zu beruhigen, daß mein Gehülfe keinen Peſt-, ſondern nur einen gewöhnlichen Fieberanfall habe. Dennoch ließ er ihn in's Hoſpital bringen. Als ich am andern Morgen ihn dort beſuchen wollte, wurde ich nicht eingelaſſen, und Nachmittags erhielt ich die Nachricht, daß der Kranke mich bitten laſſe, ihm einen katholiſchen Prieſter zu ſenden, der ihm den Leib des Herrn reiche. Bald fand ich einen, der auf der Stelle bereit war, mir zu folgen, und ſein Muth, das furchtbare Haus zu betreten, gefiel mir um ſo mehr, als täglich wohl 300 Todte aus demſelben hinausgetragen wurden. Ob einer der proteſtantiſchen Geiſtlichen in Kairo ſolches Muthes fähig geweſen wäre, möchte ich bezweifeln; dieſe Männer, die, wie die Sage ging, aus Handwerksgeſellen ohne alle Vorbereitung Prieſter geworden waren und nicht einmal leſen konnten, hatten ihr Leben zu lieb, um ſich in ſolche Gefahr zu begeben. Der katholiſche Prieſter hatte ſich zwar auch aus Vorſicht mit einem linnenen theergetränkten Hemde begleitet, aber er fürchtete ſich doch nicht, denn als ich ihn bei ſeiner Rückkehr aus dem Hoſpitale fragte: „ob er keine Furcht vor dem Tode habe?" antwortete er demüthig: „Wie es Gott gefällt; ich lebe nur meinem Berufe!"

Am zweiten Oſtertage erhielt ich die Nachricht von dem Tode des Schleſiers und zugleich den Auftrag, ihm einen Sarg zu fertigen, da der Conſul, unter deſſen Schutz er geſtanden, von ihm nichts wiſſen wolle. Auf der Stelle begab ich mich zu dieſem Herrn, fragte nach dem Wanderbuche oder ſonſtigen Papieren des Verſtorbenen, aber er wollte ſich durchaus auf nichts einlaſſen. Eben wurden die Kleider meines hinübergegangenen Gehülfen gebracht, die zufolge des Geſetzes dem Conſul gehörten, und da Niemand die Taſchen zu unterſuchen wagte, ſo that ich es mit einer Schmiede-Zange, fand jedoch weder einen Paß noch ein Wanderbuch, ſondern nur ein Zeugniß aus Jeruſalem, das den Pilger Franz Kuniſch als einen Preußen aus der Provinz Schleſien gebürtig bezeichnete. Ich ließ es durch einen meiner Arbeiter in meinem Beiſein mit einer Zange nach dem Conſul tragen; aber trotz meiner heftigen Vorwürfe nahm ſich der Conſul ſeiner nicht an, vielleicht weil die hinterlaſſene Habe die Koſten der Beerdigung nicht deckte, und es blieb mir daher nichts übrig, als eiligſt nach Hauſe zu gehen, einige Bretter zu einem Sarge zuſammen zu nageln und in das Hoſpital zu ſchaffen. Glott-Bei überraſchte mich bei dieſer Arbeit, ich erzählte ihm das Benehmen des Conſuls, und er war darüber um ſo mehr entrüſtet, als ihm nicht unbekannt war, mit welcher Habſucht der Janitſchar des Conſuls alle Kleider ſeiner im Hoſpitale geſtorbenen Schutzbefohlenen in Empfang nahm. Eine halbe Stunde ſpäter trug ein Eſel die irdiſchen Ueberreſte des Schleſiers nach Foſtat, wo alle Chriſten in einem unterirdiſchen Gewölbe beigeſetzt werden, in welchem der Sage nach einſt die heilige Jungfrau auf ihrer Flucht nach Aegypten ſich mit dem Chriſtuskinde verborgen gehalten haben ſoll. Der einzige Begleiter der Leiche war mein Rigaer Gehülfe, der den Erlaubnißſchein des Prieſters und das zur Beerdigung nöthige Geld trug. — Und ſo hatte ich ſchon früher einen Sattlergeſellen aus der Rheingegend auf meine Koſten beerdigen laſſen, ohne dieſe vom Conſul wieder bekommen zu haben, obgleich er das ſchöne Werkzeug des Verſtorbenen und noch verſchiedene andre werthvolle Dinge aus deſſen Beſitz um hohen Preis verkauft hatte.

Wenige Tage darauf erkrankte auch mein treuer Reiſegefährte nach dem Sinai, der Würtemberger Keller und ſeine Krankheit erwies ſich bald als die Peſt. Sogleich zeigten ſich bei ihm die Beulen, die meiſt unter den Armen, am Halſe und über den Hüften hervortreten und nicht ſelten die Größe einer Kegelkugel erreichen. Wenn dieſe Beulen aufbrechen oder geöffnet werden, ſo läßt das Fieber auf der Stelle nach, und es tritt Hoffnung auf Geneſung ein. Deshalb ſind die Aerzte ſogleich bedacht, dieſe Beulen entweder mit glühenden Eiſen zu brennen oder mit Zugpflaſter zu belegen, um ſie in Eiterung zu bringen und überdies der Natur mit einem Brechmittel zuvorzukommen. Der Geruch der aus dieſen Wunden hervorgehenden Jauche iſt faſt nicht zu ertragen. Alle dieſe Mittel bewährten ſich an meinem Freunde, der vierzehn Tage lang in einen Zuſtand der Beſinnungsloſigkeit verfiel und während dieſer Zeit gerettet wurde, da die Aerzte auch die 10 Carbonen — Geſchwüre von der Größe eines Laubthalers, — die ſich auf dem rechten Beine des Kranken gebildet hatten, ausbrannten. Und ſo genaß er allmälig wieder, aber die Narben, die die Peſtbeulen hinterlaſſen hatten, waren nach drei Monaten noch ſo tief, daß man bequem zwei Finger in dieſelben legen konnte.

Wie ich früherhin mit Gottes Hülfe ſo manchen Gefahren entgangen war, ſo auch bis jetzt der der Peſt, und ich arbeitete rüſtig fort an Glott-Beis neuem Kabriolet. Kein Tag verging, an welchem dieſer liebenswürdige Mann mich nicht beſuchte, den Fortgang der Arbeit in Augenſchein nahm, und ſich nicht ſelten eine Viertelſtunde lang auf das Freundlichſte mit mir in meinem Wohnzimmer unterhielt. Der ihn begleitende Dolmetſcher war ein Grieche, der immer meinem Bette zu nahe kam und ſich nicht ſelten darauf ſetzte. Um dieſes fernerhin zu verhüten, hatte ich eine Rolle an der Decke angebracht und durch einen Strick mein Bett befeſtigt, und ſowie Glott-Bei mit ſeinem Dolmetſcher zu mir kam, zog ich es in die Höhe, worüber der Arzt lachte, aber dennoch meine Vorſicht lobte. Nichtsdeſtoweniger war ich mit dem Griechen, der eines Tages blaß, zitternd und hinkend zu mir in die Werkſtatt trat, in nähere Berührung gekommen. Es ergab ſich, daß der Menſch die Peſt hatte. Ich fürchtete nicht ohne Grund, von ihm angeſteckt zu werden, und dachte auf Mittel, mich ſo viel wie möglich zu ſichern. Schon hatte ich meine Kleider den Flammen übergeben und trug das letzte auf dem Leibe, entſchloſſen, auch dieſes denſelben Weg gehen zu laſſen. Indem ich noch hin und her überlegte, kam mir ein glücklicher Einfall. Ich begab mich zu meinem Nachbar, einem Schmied, und nahm eine Hand voll Hufſpäne aus ſeiner Werkſtatt, that dazu noch einiges alte Leder und das Polſter eines alten mit Roßhaaren beſchlagenen Stuhles, zündete Alles zuſammen an und ſtellte mich über das Feuer, um die Kleider an meinem eigenem Leibe zu entpeſten, ſo daß mich der Dampf beinahe erſtickte. Plötzlich ergreift das Feuer einen Zipfel meines Rockes und theilt ſich ſogleich den übrigen Kleidungsſtücken mit, ich rufe nach Hülfe und werde nur mit Mühe von meinen herbeieilenden Gehülfen gerettet, aber meine ſämmtlichen Kleider ſind untauglich geworden und ich muß mir andre vom Schneider kommen laſſen auf die Gefahr hin, durch dieſe angeſteckt zu werden.

Die Seuche hatte allmälig immer mehr nachgelaſſen, und ich dachte nicht im mindeſten daran, daß ſie noch den Weg zu mir finden würde, denn ich war an Körper und Geiſt munter und geſund. In ſolchem Zuſtande legte ich mich Abends nieder und ſtand Morgens wieder auf. Da befiel mich in einer Nacht, kurz nachdem ich eingeſchlafen war, ein ſchwerer ängſtlicher Traum. Mir war es nämlich, als ſei ich nicht mehr in Aegypten, ſondern daheim in meiner lieben Heimath im Hauſe meines Schwagers, wo ich mit ihm — wie es in der That kurz vor meiner Abreiſe der Fall geweſen war — einen Schlitten verfertigte. Die Mitternacht war während der Arbeit hereingebrochen, und ich eilte nach dem Hauſe meines Vaters. Kaum bin ich jedoch auf der Straße, als ich einen mir bekannten Aegypter erblicke, der mich mit zwei rieſigen Windhunden verfolgt, ohne daß dieſe mich erreichen könnten. Bis auf den Tod ermüdet, lange ich endlich in meinem Vaterhauſe an, aber ſo wie ich die Thüre öffnen will, tritt mir aus derſelben der Nachbar in einer rieſengroßen ſchwarzen Geſtalt mit feurigen Augen entgegen. Meine Kräfte ſchwinden, ich ſinke zu Boden, und wie aus einem Grabgewölbe hervor höre ich die Stimme meines Vaters die Worte rufen: „Schenke ihm diesmal noch das Leben!“

Mit dieſen Worten erwache ich, in Angſtſchweiß gebadet. Ein ſtechender Schmerz durchzuckt mein Haupt, meine Bruſt zieht ſich zum Erbrechen zuſammen, fliegende Angſt treibt mich zum Stuhle. Kaum bin ich noch Herr meiner Sinne, doch wecke ich eiligſt meinen Rigaer Gehülfen, um ein Licht anzuzünden. Sein über meinen Anblick erſchrockenes bleiches Geſicht beſtätigt meine Ahnung, daß die Peſt mich angegriffen hat. Ich vermag nicht mehr im Bette zu bleiben, die ſteigende Angſt foltert mich furchtbar, ich denke an die Lieben in meiner Heimath, an den Tod, der mich auf ewig ihnen entreißen wird, und tauſend wirre Bilder der Todesangſt ziehen vor meiner Seele vorüber. Da kam mir ein lichter Augenblick der Ueberlegung, ich verließ das Bett und lief von einem Zimmer in das andere, doch kaum im Stande, mich auf den Füßen zu halten. Plötzlich fällt mir das Mittel des italieniſchen Leiermannes ein, das ich ihn zu Adrianopel als beſtes Schutzmittel gegen die Peſt genießen ſah, und ſo ſehr mich auch deſſen Gebrauch anekelte, ſo ſtürzte ich ein halbes Nöſel meines eigenen Urins mit eben ſo viel Branntwein vermiſcht hinab, denn es war mir, als ränge ich ſchon mit dem Tode. Sogleich erſuchte ich den Rigaer, mich mit Couverten zu überdecken, und ich lief noch drei Stunden in den Zimmern auf und ab, bis ich endlich von Schlaf und Mattigkeit überwältigt zuſammenſank. Ohne Furcht trug mich nun mein Gefährte auf das Lager, und als ich am Morgen erwachte, ſtand Glott-Bei vor demſelben. Sogleich befahl er ſeinem Dolmetſcher, der vielleicht mein Bett mit Peſtſtoff inficirt hatte, mir eine Ader zu öffnen, aus der erſt nach wiederholten Verſuchen dickes ſchwarzes Blut floß. Der Arzt ſchüttelte bedenklich das Haupt, als ich ihm offen ſagte, welch' ein Mittel ich in der Todesangſt genommen. So ſchlief ich abermals ein. Am andern Morgen wurde der Aderlaß wiederholt, und ich fühlte mich bald beſſer und leichter. Glott-Bei rieth mir zu magerer Koſt, verbot mir jeglichen Genuß des Weins, und ſo war ich ſchon nach wenigen Tagen von dieſem Peſtanfall wieder geneſen.

Mit mehr Muth wagte ich mich nun wieder in die Stadt, die noch immer ein Bild des Jammers darbot, obgleich die Krankheit bedeutend nachgelaſſen hatte. Allein der ſchon früher eingeriſſene Mangel ward von Tag zu Tag drückender, und die allgemeine Noth bald über alle Beſchreibung groß. Die Bäcker wollten kein Brod mehr backen, denn ſie hatten die Erfahrung, daß ſich in dem friſchen, oft noch warmen Brode der Peſtſtoff feſtſetze und daß ganze Familien am Genuſſe dieſer warmen Bäckerwaaren den Tod gefunden hatten. Zudem waren die Bäcker der Stadt meiſtentheils der Seuche zum Opfer gefallen. Auch die Apotheker, die anfangs einen nicht unbedeutenden Gewinn gemacht und ſich ſo vorſichtig benommen hatten, daß ſie Niemand in die Offizin ließen, die Rezepte nur mit einer eiſernen Zange laſen und ſodann verbrannten und das zu empfangende Geld in einer mit Eſſig gefüllten Schüſſel reinigten, waren von der Peſt dennoch heimgeſucht und mitten aus ihren Tinkturen, Salben und Pulvern hinweggenommen worden. Die Andern hatten ihre Offizinen geſchloſſen, und bald war Rath und Hülfe nur noch in dem Hoſpitale zu finden, wo ein franzöſiſcher Schmied als Apotheker und ein deutſcher Gerber als Receptarius angeſtellt waren, die beide unter der unmittelbaren Aufſicht Glott-Bei's ſtanden. Die unermüdliche Thätigkeit dieſes Mannes erſtreckte ſich nach allen Seiten hin, und ſo hatte er gleich vom Anfange die dringendſten Befehle ertheilt, die Häuſer und Straßen rein zu halten. Leider waren dieſe nicht befolgt worden, und allgemach hatte ſich der Schmutz und das Aas in den Straßen zu Haufen aufgethürmt, und der davon ausgehende Geſtank miſchte ſich mit dem der Leichname, die auf den Gottesäckern zu Tauſenden in einer nur höchſt nothdürftig mit Erde gedeckten Grube faulten, und verpeſtete die Luft, der Seuche zu immer neuer Nahrung. Zur ſteten Fortpflanzung und Erhaltung derſelben trugen ebenfalls die europäiſchen Conſuln bei, die die ihnen anheimgefallenen Kleider ihrer verſtorbenen Schutzbefohlenen ſogleich wieder verkauften.

Die allgemeine Zeit der Noth, unter der am meiſten die europäiſchen Bewohner der Stadt litten, hat wohl Niemand ſchwerer empfunden als zwei Deutſche, die ſich beide für Barone ausgaben Seit Monaten hatte ich ſie übermüthig durch die Straßen wandeln und herrlich und in Freuden leben ſehen. Dabei waren ſie zu ſtolz, um mit einem deutſchen Handwerker zu reden, und ihre Mutterſprache war ihnen zu gering; ſie ſprachen nur franzöſiſch. Beide ſuchten Anſtellung im Dienſte des Paſcha. So lange ſie Geld hatten, mochte alles angehen, aber bald blieben ihre Wechſel aus, ſie machten Schulden und zehrten auf Conto; aber ihr Speiſewirth ließ ſich endlich nicht mehr mit leeren Worten abweiſen und verſchloß ihnen ſein Haus. Jetzt fielen ſie der Noth, dem Mangel und dem Mitleide einiger Bekannten anheim, die in Dienſten des Vicekönigs ſtanden. Dieſe erbarmten ſich der Hülfloſen, aber nur auf kurze Zeit, denn Mehemed Ali's Zahlungen waren ſchon ſeit zehn Monaten in's Stocken gerathen. Statt des baaren Geldes erhielten die Angeſtellten Wechſel auf die Staatskaſſe, die weit hinaus erſt zahlbar waren, und wenn die Noth ſie drängte, überließen ſie irgend einem Geldſpeculanten der Stadt dieſe Anweiſungen mit 30 bis 40 Procent Verluſt gegen baar. Der reichbeſoldete Muſikdirector Hempel erbarmte ſich der Noth der deutſchen Barone und nahm einen derſelben unter ſein Dach, aber auch er war gezwungen, dem jungen Adeligen dieſe Freiſtätte wieder aufzukündigen, da auch er in Noth gerieth und ſich mit den Seinigen kaum zu erhalten wußte. Da war der deutſche Baron abermals hülflos. Er kam nach der Hauptſtadt zurück, blaß und abgemagert, von Thür zu Thür bettelnd und hocherfreut, wenn eine milde Hand ſich ihm öffnete. Seinem Gefährten ging es nicht viel beſſer, denn als er eines Tages durch die Frankenſtraße ging, ſah ich ihn vor der Thüre eines aus Hannover gebürtigen Schneiders ſitzen. Freundlich rief er mir einen „guten Morgen, Herr Sachſe!" in deutſcher Sprache zu, und ich war über dieſe Herablaſſung erſtaunt, und noch mehr über das „Herr," mit dem er mich titulirte. Ich dankte ihm, und er fuhr ohne Weiteres fort: „Ich habe gehört, daß ſie manchem Deutſchen und ſelbſt auch Arabern Koſt und Obdach geben, wollen Sie ſich nicht auch meiner erbarmen und mich in ihre Wohnung aufnehmen, wo ich Ihnen als Zuſchläger gern für die Koſt arbeiten will."

So ſehr mich die demüthige Bitte des ſtolzen Barons rührte, ſo konnte ich ihm doch nicht willfahren, da ich zu wenig Arbeit und ſchon genug Gehülfen hatte. Und ſo verließ ich ihn, ohne ihm irgend Hoffnungen machen zu können; nach wenigen Tagen erfuhr ich, daß er bei dem hannöverſchen Schneider als Koch in Dienſt getreten ſei; von dem andern Baron habe ich nichts wieder gehört und geſehen.

Glott-Beis Kabriolet, meine einzige Arbeit, war vollendet, und nichts hielt mich mehr in der decimirten Stadt, aus der ich je eher je lieber abzureiſen beſchloß. Zuvor gedachte ich meines holſteiner Freundes, der ſich mit ſeiner jungen Frau auf das Land geflüchtet hatte und unweit von Abuſabel in einer Rohrhütte wohnte. Die Sehnſucht trieb mich dahin und bald hatte ich die Hütte des glücklichen Paares gefunden. Pfähle ringsumher, durch eine Schnur verbunden, zeigten die Gränze an, die man nicht überſchreiten durfte, ohne Gefahr zu laufen, erſchoſſen zu werden. Einen Tag mußte auch ich Quarantaine davor halten, und wurde erſt auf meine wiederholte Verſicherung, daß keine Peſt in Kairo mehr herrſche, eingelaſſen. Unſre beiderſeitige Freude war herzlich, nur ward ſie oft durch Thränen getrübt, wenn Reichard nach dieſem oder jenem Bekannten fragte, und mein Blick nach Oben ihm andeutete, wo er ſie zu ſuchen habe.

Zwei Tage vergingen mir daſelbſt im traulichen Geſpräche, am dritten begleitete mich das junge Paar nach dem eine Viertelſtunde von ihrer Hütte entfernten Abuſabel, woſelbſt des Holſteiners Schwiegervater an der dortigen Bildungsſchule für angehende Aerzte angeſtellt, eine prächtige Wohnung beſaß. Dieſe Bildungsanſtalt, zugleich auch eine Thierarzneiſchule, zählte ſchon gegen 300 inländiſche Zöglinge, unter Leitung des Dr. Fiſcher aus München und eines ſehr geachteten franzöſiſchen Arztes. Zu ihren praktiſchen Studien bot ſich gerade jetzt die beſte Gelegenheit. Unweit Abuſabel war ein Peſtlazareth für das Militär errichtet, aus welchem mehr geſund wieder hervorgingen, als aus dem Hospitale zu Kairo. Da letzteres die kranken Soldaten nicht mehr faſſen konnte, ſo wurden ſie hierher gebracht, und oft ſah ich, wie in der Frühe des Morgens die Straße von Soldaten geſperrt war, damit der Transport ruhig von ſtatten gehe. Die Erkrankten waren gleich wilden Thieren in hölzerne Kaſten eingeſperrt und wurden von Kameelen, die je zwei ſolcher Kaſten mit etwa 4 bis 6 Mann trugen, nach dem neuen Militärlazareth gebracht. War nun ein ſolcher Transport, der oft aus acht bis zwölf Kameelen beſtand, abgegangen, ſo wurde zwar die Straße wieder freigegeben, aber vor und auf dem Hospitale ſtand immer Wache und an jeder Ecke des Hauſes ein Poſten mit ſcharfgeladenem Gewehr, um den Kranken, der in der Tollheit wagen ſollte, zu entfliehen, ſogleich zu erſchießen.

Nur wenige Tage brachte ich in Abuſabel zu. In dieſer kurzen Zeit erneuerte ich aber eine alte Bekanntſchaft auf höchſt unerwartete Weiſe. Als ich nämlich eines Morgens in Gedanken verſunken über die Straße ſchritt, hörte ich mich plötzlich von einem Weibe beim Namen gerufen; ich blickte mich verwundert um und vor mir ſteht zu meiner größten Verwunderung, meines thüringiſchen Landsmannes und Freundes, des Muſikdirectors Hempel ſchwarze Ehefrau, die ſchöne Abyſſinierin. Sie ließ mir nicht Zeit zur Frage nach ihrem Manne oder nach der Urſache ihres Hierſeins, ſondern erzählte mir, daß Hempel ſie ſchändlicher und lügenhafter Weiſe der Untreue beſchuldigt, ſie verſtoßen und verlaſſen, ſie mit ihren Kindern dem Elende preisgegeben und mit der Armee Ibrahim Paſcha's nach Syrien gezogen ſei. Ich bedauerte ſie herzlich in ihrer hülfloſen Lage, und reichte ihr aus meinen geringen Mitteln eine Gabe für ihre lieben kleinen unſchuldigen Mulaten. Tief gerührt durch die Kinder ohne Vater zeigte ich zum Troſte beim Abſchiede nach den Himmel, wo unſer aller Vater wohnt, der nie untreu wird, wenn auch Alle untreu werden. Und ſo hatte ſich auch dieſes ſchöne innige Eheverhältniß durch ungerechten Verdacht der Untreue aufgelöſt. Mein holſteiner Freund faßte den Entſchluß, mit ſeiner jungen Frau und all ſeiner Habe nach Kairo zurückzukehren. Die Kameele wurden bepackt und eines Morgens beſtiegen wir unſre Eſel und ritten der Stadt zu. Auf dieſem Wege raſteten wir in einem Wäldchen, das Ibrahim angelegt hat, und labten uns einige Stunden an ſeiner Kühle. Bald kam ich in meiner Wohnung an, Reichard ſtieg in einem Gaſthauſe ab, um in den nächſten Tagen nach Alexandrien zu reiſen, wo er ſeinen fernern Wohnſitz aufzuſchlagen gedachte.

Kairo war bei meiner Rückkunſt wieder lebendig geworden, und obgleich die Peſt noch täglich ihre 6 bis 8 Opfer verlangte, ſo achtete man nur wenig darauf. Ihre Wuth war gebrochen und die allzugroße Furcht vor derſelben verſchwunden. Meine beſtellten Arbeiten waren abgeliefert und keine neuen beſtellt worden, und die Ausſichten für die Zukunft um ſo weniger lockend, als der gegenſeitige Verkehr nur erſt allmälich wieder angefangen hatte. Ich hielt mich nur noch ſo lange auf, bis das vielberühmte und ſchon von mir beſchriebene Nilfeſt vorüber war, dann machte ich dem von mir hochverehrten Glott=Bei meinen Vorſatz, Aegypten zu verlaſſen und in meine Heimath zurückzukehren, bekannt. Dem Ehrenmanne, der wegen ſeiner großen, während der Krankheit erworbenen Verdienſte zum General avancirt war, ſchien mein Entſchluß ſehr leid zu thun, und er verſprach mir eine glänzende Anſtellung beim Vicekönig mit monatlich 1000 Piaſtern. Dabei ſollten mir zwei Tage in der Woche, der türkiſche und der chriſtliche Sonntag ganz angehören, in welcher Zeit ich noch eine bedeutende Summe nebenbei verdienen könne, und ſeine liebenswürdige Beredtſamkeit gab ſich alle Mühe, mir ſeine Vorſchläge mit den glänzendſten Farben auszumalen. Auf meine Einwendung, daß ich durch meiner Hände Arbeit ein gleiches Ziel erreiche und mich nicht auf die ungewiſſen Zahlungen des Vicekönigs einlaſſen werde, gab er mir den freundlichen Rath, dennoch zu bleiben und ein Lohnkutſchergeſchäft zu betreiben, da die in Kairo wohnenden reichen Europäer den Mangel eigner Equipage zu ſchmerzlich vermißten. Dieſer Vorſchlag war ſo übel nicht. Ich hatte mir ihn ſchon früher überlegt und mir manchen ſchönen Plan erdacht; auch jetzt ſchwankte ich wieder. Aber die Peſt warf ihre ſchwarzen Schatten in das freundliche Bild meiner aufkeimenden Hoffnungen.

Ich hatte zu viel Gräßliches erlebt, ich war zu vielen und großen Gefahren entronnen und kam zur Ueberzeugung, daß länger in Kairo bleiben den Himmel, der mich bisher ſo gnädig in ſeinen Schutz genommen, verſuchen hieße. Ich dankte gerührt und mit Thränen im Auge für alle fernern Anerbietungen des menſchenfreundlichen Arztes und eilte in den Hafen von Bulak, um ein Schiff zu ſuchen, das nach Alexandrien abging. Bald war ein ſolches gefunden, meine Papiere waren von dem öſterreichiſchen Vice-Conſul, unter deſſen Schutz ich geſtanden, viſirt, und am 28. Auguſt 1835 ſagte ich der Reſidenzſtadt des merkwürdigſten jetzt lebenden Fürſten Valet.

# Heimkehr.

Reiſe nach Alexandrien. — Schlechte Geſchäfte. — Hempel in Noth. — Abreiſe nach Trieſt. — Schlechte Wirthſchaft auf dem Schiffe. — Ungeſchickte Fahrt. — Heftige Stürme. — Noth und ſchlechte Koſt. — Der Hafen von Raguſa. — Ankunft in Trieſt. — Quarantaine. — Reiſe nach Laibach in tiefem Schnee. — Salzburg. — Ankunft in München. — Mein Wanderbuch auf der Polizei. — Hofrath von Schubert. — Gefährliche Erkrankung. — Heimkehr des Königs von ſeiner Reiſe nach Griechenland. — Audienz bei der Königin. — Ankunft des Königs Otto von Griechenland. — Abermalige Erkrankung in Augsburg. — Ankunft in Eiſenberg. — Herzog Georg von Sachſen-Altenburg. — In Weimar. — Audienz bei der Großherzogin. — Waltershauſen. — Ruhla. — Ankunft in Berterode.

Meinen treuen Rigaer vermochte ich, mich nach Alexandrien zu begleiten. Ein günſtiger Wind ſchwellte die Segel, und ohne Aufenthalt erreichten wir am vierten Tage die Hafenſtadt. Nicht um mich lange aufzuhalten, ſondern nur um mein Werkzeug und meine angefangenen Arbeiten, wenn auch mit Verluſt zu verkaufen, miethete ich mir eine Wohnung. Doch gingen meine Geſchäfte über alle Maßen ſchlecht. Die Peſt hatte in Alexandrien mit gleicher Heftigkeit wie in Kairo gewüthet, und alle Bekannte, nach denen ich fragte, waren geſtorben. Auf den Märkten und Bazars ſtanden die ſchönſten europäiſchen Wagen, die ſonſt 300 bis 400 Thaler gekoſtet hatten, um den Preis von 30 bis 40 Thalern zum Verkauf, aber keiner der noch Lebenden mochte ſie um dieſen Preis haben, aus Furcht, der Peſtſtoff ſei noch in ihnen verborgen. Und ſo ſtanden die Wagen lange Zeit, bis ein ſpeculirender Jude ſie für ſpätere Zeiten an ſich brachte. Meine fahrende Habe konnte ich wegen der ungeheuern Transportkoſten unmöglich mit nach Europa nehmen, deshalb überließ ich alles um ein Spottgeld dem Holſteiner, der bereits hier ſeßhaft geworden war, und ſchlug mir den großen Verluſt aus dem Sinn.

Bald war ich mit einem ſlavoniſchen Schiffskapitän um den Preis der Ueberfahrt nach Trieſt einig, und der Tag der Abreiſe auf den 2. October feſtgeſetzt worden. — Am Tage vor meiner Abfahrt eben im Begriff, mich dem Conſul zu empfehlen, ſtieß ich auf einen mir ſchon von Kairo her bekannten italieniſchen Officier, der mich mit der Nachricht erſchreckte, daß mein Landsmann, der Muſikdirector Hempel, krank und hülflos in einem elenden Gaſthauſe Alexandriens darnieder liege. Ich hatte Hempel zum letzten Male vor Ausbruch der Peſt in Kairo geſehen. Damals war Ibrahim nach ſeinem Feldzuge in Syrien nach Aegypten zurückgekehrt und namentlich in Kairo mit großem Jubel empfangen worden. Ihm zu Ehren waren in allen Straßen Triumphbögen errichtet, und, als er Abends einzog, die ganze Stadt erleuchtet worden. Die Muſikchöre aller Regimenter waren mit klingendem Spiel an ihm vorübergezogen, und das Chor Hempels hatte dem Paſcha ſo wohl gefallen, daß er ſeinen Vater gebeten hatte, den deutſchen Muſikus in ſeine Dienſte nehmen zu dürfen. Bald darauf war die Peſt in Kairo ausgebrochen, und Ibrahim Paſcha war mit einer großen Abtheilung ſeines

Heeres wiederum nach Syrien gezogen und hatte Hempeln unter dem Verſprechen, ihm monatlich 1500 Piaſter (75 **Kronthaler**) zu zahlen, mitgenommen. Dieſe Summe war ſpäter kaum zur Hälfte gewährt, und der Muſikdirektor dadurch veranlaßt worden, Ibrahims Dienſt zu quittiren. Aber auf dem Schiffe war er erkrankt und in dieſem Zuſtande in Alexandrien angekommen. Dies Alles erfuhr ich aus den mündlichen Mittheilungen des Freundes, zu dem ich ſogleich geeilt war. Und in der That war er recht krank und ohne alle Pflege. Ich erzählte ihm, daß ich ſeine Frau in den dürftigſten Umſtänden in Abuſabel getroffen und hoffte ſein Herz für ſie zu rühren; aber meine Zureden ging kalt an ihm vorüber, und die arme Frau blieb hülflos. Sein ſchönes Glück war nur von kurzer Dauer geweſen. Jedermann in Alexandrien ſcheute noch die Berührung mit Kranken; das Mitleid kannte man nur dem Namen nach, und ſo war der arme Mann allein auf meine Hülfe gewieſen, der ich eben Aegypten zu verlaſſen im Begriff ſtand. Ich nahm mich thätig ſeiner an, beſorgte ein Saumthier für ihn und ließ ihn nach dem Hospital der Stadt bringen, damit er dort unter beſſerer Pflege geneſen könne. Mancher Freund ſchaute uns nach, als ich ſo mit dem Kranken durch die Stadt zog, doch alle blieben fern, denn ihre Furcht übertraf ihre Liebe. Als ich nun den Landsmann in ein Bett gebracht hatte, reichte ich ihm die Hand zum Abſchied, die er leiſe drückte und mir zurief: „Wir werden uns doch wiederſehen!“ — „Gewiß!“ tröſtete ich ihn, „im Vaterlande!“ und ging, ihn dem Schutze des Himmels anbefehlend.

Der Morgen des 2. Oktobers 1835 fand mich im Hafen, und während meine Sachen von den Zollwächtern in Folge eines Handſchreibens vom öſterreichiſchen General-Conſul nur flüchtig unterſucht und ſodann auf das Schiff gebracht wurden, ſtand ich in ſtummen Betrachtungen verloren am Ufer des Meeres, deſſen trügeriſchen Wellen ich mich noch einmal anvertrauen wollte. Wenige Freunde nur hatten mich begleitet; es waren mein Rigaer Gehülfe und der Holſteiner, die beide in Aegypten ſich niederzulaſſen gedachten. Nach einem herzlichen Abſchiedskuſſe reichten wir uns noch einmal die Hände, und mit Thränen im Auge ſprang ich in das Boot. Es war 8 Uhr Morgens, als es vom Ufer abſtieß, und mit ſtiller Wehmuth warf ich dem ſchönen Morgenlande meine letzten Abſchiedsgrüße zu. Um 9 Uhr wurden die Anker gelichtet, wobei ich ſelbſt mit Hand anlegen mußte, da die ganze Mannſchaft des Schiffes nur aus dem Kapitän, ſeinem Scrivano (Schreiber), vier Matroſen und mir, dem einzigen Paſſagier, beſtand. Wohl hätte der Größe nach das Schiff mehr Mannſchaft bedurft, allein der Geiz des Kapitäns muthete den Vieren zu, was auf einem andern Schiffe kaum zehn vollbracht hätten. Mit günſtigem Winde fuhren wir von dannen, und die flachen Küſten des Landes der Wunder und Schrecken verloren ſich mehr und mehr in den Nebeln des Horizontes.

Einige Tage hindurch ging die Fahrt glücklich von Statten. Der Kapitän berechnete nach dem günſtigen Winde unſre Ankunft in Trieſt, und ſchien ſeinen Proviant nach demſelben eingerichtet zu haben. Daher war er nicht wenig erſtaunt, als er ſchon am ſechsten Tage die Küſte eines Landes erblickte, das weder er noch die Matroſen kannten. Jetzt erhob ſich ein furchtbarer Zank zwiſchen dem Kapitän und dem Schreiber, welcher wohl in den erſten Tagen ſeine Funktion hatte verſehen können, die darin beſtanden, den Wind, das Meer, den Kompaß und die Seekarten zu vergleichen, in letzterer Zeit aber zu andern Geſchäften verwendet worden war. Noch vor einigen Tagen riefen wir einem griechiſchen Schiffe, das Weg und Ziel verloren, lachend die verlangte Auskunft durch das

Sprachrohr zu, jetzt hätten wir verdient, ausgelacht zu werden. Allein dieſe Unordnung ging ganz natürlich zu. Da die Matroſen Tag und Nacht arbeiten mußten, ſo waren ſie bald ſo ermüdet, daß ſie ſich kaum auf den Füßen zu halten vermochten. Daher hatte der Kapitän ihnen den Scrivano zur Unterſtützung beigegeben, und dieſer war endlich, der anſtrengenden Arbeit ungewohnt, ſammt dem Lenker des Schiffes, dem Steuermanne, vom Schlaf überfallen, und das ſich ſelbſt überlaſſene Fahrzeug nach einer unbekannten Richtung hingetrieben worden. Unter den gräßlichſten Seemannsflüchen wurden nun alle Seekarten herbeigeholt, um nachzuſehen, wo wir uns befänden. Der Kapitän machte Anſtalt, abermals ſeinen Zorn an dem Schreiber auszulaſſen; dieſer aber kam ihm zuvor und überhäufte ihn mit den heftigſten Vorwürfen über ſeinen Geiz, der ihn veranlaßt habe, mit ſo wenig Mannſchaft und ſo geringem Proviant eine ſo weite Seereiſe anzutreten. In der That ſollten unſre Portionen verkürzt werden, und wir hatten doch kaum erſt ein Drittel des Wegs zurückgelegt. Nach langem Suchen auf den Karten kam man endlich auf die Vermuthung, daß das Land die Inſel Candia ſei, in deren ſichern Häfen ſich in jüngſter Peſtzeit die ägyptiſche Flotte verborgen. Sogleich wurde unſer Schiff gedreht, aber conträrer Wind ließ es nicht von der Stelle. Wir mußten drei volle Tage vor den Geſtaden Candias laviren, und waren endlich gezwungen, in einer Bucht der Inſel Scarpanto unſer Heil zu ſuchen. Hier ward uns der Himmel gnädig, der Wind ſprang um, wir umſegelten die Inſel und kamen wieder auf die richtige Fahrbahn, die wir ſchon vor mehreren Tagen hätten erreichen können. Ruhig war dieſer Tag hingegangen und beim Untergange der Sonne fiel die ganze Mannſchaft auf die Kniee und dankte in andächtigem Gebet dem Himmel für die glückliche Rettung. Dieſe Scene wiederholte ſich jeden Abend, wenn die Stürme es erlaubten. Kaum aber war eines Abends die Sonne ins Meer geſunken, als ſich hinter derſelben eine große Wolkenſäule erhob, deren Erſcheinung uns keine günſtige Nacht verkündigte. Bald hörten wir das ferne Rollen des Donners, doch kam uns das Ungewitter nicht näher, ſo daß ich nach einigen Stunden zu Bette ging. Es mochte aber gerade um Mitternacht ſein, als mich der Kapitän weckte und mich bat, auf das Verdeck zu gehen. „Wir ſind einer gefährlichen Stelle nahe,“ ſagte er mit ängſtlicher Stimme, „zwei Berge liegen hier im Waſſer, über welche die Wellen gehen, was für uns ein ſehr ſchlimmer Umſtand iſt. Bleiben Sie hier auf dem Verdeck, und ſehen Sie ſich nach allen Seiten nach den Klippen um, und benachrichtigen Sie mich, wenn Sie die gefürchteten Stellen erblicken.“ Ich folgte ſeinem Befehle, aber es war ſo finſter, daß das Auge kaum die allernächſten Gegenſtände auf dem Schiffe entdecken konnte. Nur zuweilen, wenn ein Blitz herniederfuhr, ſah ich die brauſenden Wellen, aber nichts von den Klippen. Unterdeſſen zog das Ungewitter immer näher heran, Blitz auf Blitz, Schlag auf Schlag erfolgte, und zuweilen war es, als wenn der ganze Himmel ſich öffnete, und wir in die Wolken hinaufführen. Zu dem Rollen des Donners und dem Brauſen der Wellen, die der Sturm immer höher peitſchte, miſchte ſich das Krachen der Maſten und Segelſtangen, das Gebet der Matroſen und das laute Weinen und Jammern des Kapitäns. Allein als die Noth am größten, da war auch die Hülfe am nächſten. Das Leuchten eines gräßlichen Blitzſtrahls zeigte mir in geringer Entfernung die gefürchteten Klippen. Ich brachte dem Kapitän die Kunde, ſchnell wurde das Schiff gedreht, und wir ſegelten wohlbehalten an ihnen vorüber. So hatte auch der Sturm ſein Gutes, und der ziſchende Blitz war unſer Wegweiſer zur Rettung.

Aehnliche Stürme hatten wir faſt täglich zu erleben, das Meer wurde immer unruhiger, die Wellen gingen immer höher und der kleinmüthige Kapitän wurde nicht müde, ſeinen Schutzpatron, den heiligen Antonius, um Hülfe anzurufen. Die Matroſen waren beſtändig beſchäftigt, am Takelwerke zu beſſern, und hätte das Schiff einen Leck bekommen, Mann und Maus wäre ertrunken, denn wir waren ohne Hände, das Waſſer auszupumpen. Zu dieſer allgemeinen Noth wehte der Wind uns entgegen, und wir wurden eines Tages nach der den Engländern gehörigen Inſel Cerigo verſchlagen, die leider zu wenig angebaut iſt, als daß ſie uns mit neuen Speiſevorräthen hätte verſehen können. Rechts blickte die Küſte von Morea zu uns herüber. In einer ſichern Bucht der Inſel lagen wir etliche Tage hungernd und durſtend vor Anker. Das Brod war aufgezehrt, die Waſſerfäſſer waren faſt ausgeleert, das Holz war zu Ende gegangen, und das letzte Oel auf die Lampe geſchüttet worden, welche den Compas beleuchtete. Nur an Puffbohnen, mit denen das Schiff befrachtet war, war kein Mangel; aber der Kapitän ließ ſie uns in der trüben Neige des noch übrigen Waſſers kaum halb aufgeſotten vorſetzen, ſo daß ſie nur der äußerſte Hunger hinabwürgte. Für meine zornigen heftigſten Vorwürfe, daß in meiner Heimath die Schweine beſſeres Futter erhielten, blieb der Kapitän taub und war nicht zu vermögen, neue Vorräthe von den Inſelbewohnern an ſich zu bringen. So waren 30 Tage harte Puffbohnen ohne Salz und Schmalz unſer Frühſtück, unſer Mittags- und unſer Abendbrod.

Mittlerweile waren in dieſelbe Bucht mehrere andre Schiffe eingelaufen, die ebenfalls wegen conträren Windes nicht weiter ſegeln konnten, und dieſe kamen dem ſchurkiſchen Kapitän ſehr erwünſcht. Sogleich fuhr er in einem Boote von einem zum andern, bettelte hier Brod, dort Oel und

Wein zuſammen und vertheilte es unter die Mannſchaft. Allein was half uns dieſe Wenigkeit? Holz und Waſſermangel ward von Minute zu Minute dringender, und endlich wurden die Matroſen beordert, an das nahe Land zu gehen, um das Schiff mit dieſen unentbehrlichen Vorräthen zu verſorgen. Reichbeladen kehrten ſie an Bord zurück, und nun konnten wir doch wenigſtens unſre Bohnen weich kochen, die noch immer unſre tägliche Nahrung blieben. Noch an demſelben Abende wurde der Wind günſtiger. Sogleich wurden die Anker gelichtet, und unaufgehalten ging unſre Fahrt an den herrlichen Inſeln Zante, Cephalonia, Corfu und andern Inſeln des mittelländiſchen Meeres vorüber, dem adriatiſchen Meere zu, wo wir an der Küſte von Dalmatien im Hafen von Raguſa vor Anker gingen. Konnten wir auch nicht ſofort ans Land gehen, nach dem ich mich ſehnte, da wir Quarantaine halten mußten und einen Guardian zum Aufſeher bekamen, der jeden unſerer Tritte und Schritte bewachte, ſo ergötzte ſich doch mein Auge an der reizenden Stadt, die auf einer Halbinſel des adriatiſchen Meeres an dem Abhange eines ſteilen Berges ſich maleriſch hinzieht, und ich durfte meinen Hunger an dem ſchönen weißen Brode ſtillen, das uns der Kapitän mit ſcheelem Geſicht reichte.

Endlich am 27. November Abends leuchteten uns die Lichter von Trieſt weit her über das Meer, und um 6 Uhr liefen wir in das ſichere Hafenbecken der öſterreichiſchen See- und Handelsſtadt ein. Ich jubelte den tauſend Lichtern zu, die aus der Stadt zu uns herüberblickten. Glücklich wie ein Kind, als die Anker in das Meer hinabrollten, erwiederte ich freudig den Gruß der Quarantainewächter, die wir ſofort auf unſer Schiff bekamen, und überließ mich ohne Angſt und Sorge dem erquickenden Schlafe und ſeinen goldenen Träumen, die mir die Seele in die Heimath vorausführten.

In der Frühe des andern Morgens wurde unſer Schiff, das die ganze Nacht hindurch ſtreng bewacht worden war, nach dem durch eine Mauer vom Hafen getrennte Contumazhaus gebracht, woſelbſt noch mehrere hundert Schiffe vor Anker lagen. Nachdem das Schiff noch einmal genau viſitirt worden war, fuhren wir an das Land, woſelbſt uns ein Arzt und einige andre bei der Sanitätscommiſſion Angeſtellte empfingen. Der Reihe nach, wie wir gekommen waren, wurde ein Jeder bedeutet, ſich mit der rechten Hand unter den linken und mit der linken unter den rechten Arm und mit beiden auf den Unterleib zu ſchlagen. Als alle dieſes Manoeuvre durchgeführt hatten, erhielten je die Paſſagiere eines Schiffes ihren eigenen Wächter, der als beſondres Abzeichen ein Koppel mit dem kaiſerlichen Wappen und einen langen Stab trägt, keinen der ihm Anbefohlenen aus dem Auge läßt und ihn auf jedem Schritte durch das Contumazhaus begleitet. Als einziger Paſſagier unſres Schiffes erhielt ich einen eigenen Wächter, dem ich ſeine Mühe Tag für Tag mit einem Thaler bezahlen mußte. Die traurige Quarantainezeit dauerte aber, weil das Schiff theilweiſe mit Baumwolle beladen war, 46 Tage. Das machte ein hübſches Sümmchen, das ich lieber mit in die Heimath genommen hätte. So war ich denn ganz allein auf mich beſchränkt, und traf nur zuweilen im Vorhofe des Contumazhauſes mit den übrigen Leidensgefährten zuſammen. Allein einer vermied den andern, und ſelbſt der Arzt wagte nicht mit mir in Berührung zu kommen, als ich ihn bat, mir einen Zahn auszuziehen, der mich ſeit 8 Tagen peinigte. Nach der Hälfte der Contumazzeit wurde das obenbeſchriebene Manoeuvre abermals, und Tags vor der Entlaſſung zum letzten Male wiederholt, und ſo war endlich der 13. Januar 1836, der letzte der 46 langweiligen Tage, herbeigekommen. Sofort trat ich in die Stadt mit ihren ſchnurgeraden freundlichen

Gaſſen, aber ich fühlte mich, als ich kaum das Schiff verlaſſen, nicht ganz wohl, ſei es nun, daß durch die ſchlechte Lebensart der letzten Seereiſe meine Geſundheit gelitten hatte, oder das Klima mir nicht behagen wollte. Ich mußte bis zum 8. Februar in Trieſt verweilen und reiſte noch krank und leidend aus der Stadt, von meiner unbezwinglichen Sehnſucht allzuſehr nach der Heimath gezogen.

Bevor ich abreiſte, beförderte ich meine Naturalienſammlung und übriges Gepäck durch einen Spediteur nach München. Mein Weg führte über die Krainer Alpen nach dem Städtchen Laibach, und ich mußte hin und wieder zu Fuße gehen, weil die Wege mit hohem Schnee bedeckt und nicht gebahnt waren, ſo daß man keine Spur ſehen konnte. Ich zitterte am ganzen Körper, denn ich war ſeit Jahren des Schnees und der Kälte entwöhnt und ſchleppte mich nur mühſam fort. Dazu war ich in beſtändiger Angſt, in einen Abgrund zu gerathen, an denen ſich die Straße hinzieht. Einzelne bemalte Pfähle bezeichneten die Stellen, wo Reiſende verunglückt waren und wo erſt wenige Tage zuvor ein Sautreiber mit 88 ſeiner Thiere umgekommen war. Das waren keine tröſtlichen Ausſichten für mich. Aber auch durch dieſe Gefahren half mir die Hand Gottes; ich wurde nicht kränker, ja ich gewöhnte mich allmählig an das Klima und langte endlich in dem romantiſchen Salzburg an, wo ich einige Tage raſtete. Ich beſah mir die Merkwürdigkeit des lieben Städtchens, deſſen herrliches Glockenſpiel mein Ohr ergötzte, bewunderte das Sigmundsthor, das 152 Schritte lang in die Felſen des Mönchsberges gehauen iſt, beſuchte die majeſtätiſchen Dome, den romantiſchen Gottesacker der Kirche des heiligen Sebaſtian, machte kleine Ausflüge in die maleriſche Umgegend und griff endlich, von ihren reizenden Bildern geſättigt, wieder zum Wanderſtabe. Ueber Salrück, Traunſtein, Ebersberg ſetzte ich auf gangbarer, wenn auch einförmiger und ermüdender Straße meinen Weg nach München fort, das ich, obgleich ſeit einigen Tagen am kalten Fieber leidend, doch mit freudigen Blicken am 13. März begrüßte. Sogleich miethete ich mir eine Wohnung neben dem Rathhauſe. Mein erſter Gang in Bayerns Haupt- und Reſidenzſtadt war auf die Polizei, wo ich mir eine Aufenthaltskarte auf 14 Tage oder 3 Wochen erbat, um mich von meiner Unpäßlichkeit zu erholen. Der anweſende Polizeibeamte fragte mich nach Reiſegeld, und ſofort reichte ich ihm das Verlangte mit der Frage: ob er mehr dergleichen ſehen wolle? und mein Wanderbuch hin. Nachdem er einige Minuten darin geblättert und mich nach mehreren ſchlechtgeſchriebenen Viſa's gefragt hatte, entfernte er ſich und kam einige Augenblicke darauf mit einem jungen Manne zurück.

„Wenn das Wanderbuch Ihnen gehört,“ ſagte dieſer freundlich zu mir, (es war der Polizeidirector von Menz) „ſo beneide ich ſie darum.“

Ich bezeichnete es als das Meinige, und er bat mich, ihm zu folgen. Wir traten eine Treppe höher in ein weites Zimmer, in welchem ſich eine Geſellſchaft von Offizieren und andern vornehmen Herren aus der Stadt befand. Dieſen ſtellte mich mein Begleiter auf die artigſte Weiſe vor, indem er auf mein Wanderbuch mit dem Bemerken deutete: daß er unter den vielen Tauſenden, die er geſehen, noch kein ſolches gefunden, worin auf einem Blatte die Viſa's aus drei Welttheilen ſtänden, und bald lief es von einer Hand in die andre. Zugleich zeigte ich den Herren den Firman des Sultan und meine ſonſtigen Papiere und Zeugniſſe aus dem Oriente. Da ſie nicht Alles leſen konnten, ſo gab mir der liebenswürdige Polizeidirector ein Paar Empfehlungszeilen an den berühmten Naturforſcher Dr. G. H. von Schubert mit den Worten, daß dieſer gelehrte Mann ſich bereit finden laſſen würde, die Viſa's und die verſchiedenen Zeugniſſe ins Deutſche zu überſetzen.

Schon am andern Morgen gab ich mein Empfehlungsſchreiben ab und wurde von dem menſchenfreundlichen Gelehrten auf das Herzlichſte und Zuvorkommendſte aufgenommen. Ich übergab ihm mein Wanderbuch und meine ſonſtigen Papiere, er ſah ſie durch, hieß mich neben ſich auf das Sopha ſetzen, ſchüttelte mir wie einem alten Bekannten treuherzig die Hand und rief ſeine Hausfrau herbei, damit ſie an unſerm Geſpräche Theil nehmen könne. Ich erzählte in aller Kürze meine Reiſe, und er theilte mir unverholen mit, daß es ſchon vor Jahren ſein Wunſch geweſen ſei, das Morgenland mit ſeiner lieben Hausfrau zu bereiſen, daß er ſich aber durch die Schilderungen der Reiſenden, die ſo viel Gefährliches und Schauerliches von jenem Lande erzählen, in ſeinem Entſchluſſe habe wankend machen laſſen. Ich erwiederte, daß ſolche Gefahren größtentheils nur erdichtet ſeien, und man ſicher vor Räubern durch das ganze Land reiſen könne. Dieſe meine Verſicherung ſchien den alten Plan des Herrn Hofrath wieder zu beleben*). Nach weiterm Geſpräche über das Morgenland fragte er mich theilnehmend nach dem Zuſtande meiner Geſundheit, und ich verhehlte ihm nicht, daß die ſchlechte Koſt auf der letzten Seereiſe und das ungewohnte Klima mir ein Wechſelfieber zugezogen habe. Hierauf entließ mich Herr von Schubert mit einigen empfehlenden Worten an den Profeſſor Dr. Horner und nahm mir das Verſprechen ab, ihn nach meiner Herſtellung öfter zu beſuchen. Allein ungeachtet aller Mittel und der großen Mühe, die der gefällige Arzt anwandte, beſſerte ſich mein körperlicher Zuſtand ſo wenig, daß ich mir am Ende einen Aufwärter zu meiner Pflege halten mußte; denn in das Hoſpital zu gehen, wozu mir ſowohl Herr Hofrath Schubert, als auch Herr Dr. Horner wiederholt riethen, konnte ich mich nicht entſchließen. Plötzlich drang die Nachricht in meine Krankenſtube, daß König Ludwig aus Griechenland zurückkehre, und trotz aller Warnungen des Doktors hielt es mich nicht länger darin, und ich miſchte mich unter die jubelnde Menge des Volkes. Und nie habe ich größern Jubel und Freude geſehen. Die meiſten Häuſer der Straßen, durch welche der König kommen mußte, waren mit Blumen und koſtbaren Teppichen ausgeſchmückt, und Tauſende zu Fuß und zu Pferd eilten nach der Anhöhe vor dem Sendlinger Thore. In der Stadt aber herrſchte jene feierliche Stille, die gewöhnlich einer freudigen Erwartung vorausgeht. Gegen 5 Uhr Abends verkündeten die Glocken ſämmtlicher Thürme die Ankunft des Königs am Burgfrieden der Stadt, und nun begann ein freudiges Wogen und Drängen nach dem Sendlinger Thore. An der Stadt wurde der König von der unüberſehbaren Menge mit dem Jubelrufe: „König Ludwig hoch!“ empfangen, während die Muſikchöre die Nationalhymne ſpielten. Unter ſtetem Jauchzen und Frohlocken ging der Zug langſam durch die Straßen der Reſidenz zu.

---

*) Wie ſchön dieſer Plan ausgeführt wurde, beweiſt von Schuberts treffliche Beſchreibung ſeiner Reiſe ins Morgenland.

D. H.

Darauf kehrte ich kränker als zuvor in meine Wohnung zurück, und der Arzt verzweifelte an meiner Geneſung, wenn ich mich nicht der beſſern Pflege im Hoſpitale unterwürfe. Obwohl mit Widerſtreben fügte ich mich doch endlich ſeiner Verordnung und ließ mich dorthin bringen. Nach zehn trüben Tagen, in welchen oft das Sterbeglöckchen ertönte, und ſogar einige meiner Zimmergenoſſen entſeelt hinausgetragen wurden, verließ ich, obwohl noch etwas ſchwach, die Heilanſtalt wieder. Und ſo war ich zuletzt noch im lieben Vaterlande, gleichſam an der Schwelle der erſehnten Heimath, dem Tode, der bereits an meinem Lager geſtanden, entronnen. Mein erſter Weg war zu meinem freundlichen Gönner, um Abſchied von ihm zu nehmen, doch bat er mich, noch einige Tage zu verweilen, um mich noch mehr zu kräftigen.

Eines Morgens war ich mit meinen Vorbereitungen zur Weiterreiſe beſchäftigt, als ein Diener des Königs in meine Wohnung trat und „den Wagner, welcher das Morgenland bereiſt,“ mit ſeiner Sammlung um 7 Uhr Abends zu Ihrer Majeſtät der Königin beſchied. Sogleich eilte ich zum Hofrath Schubert, denn dieſe Ehre verdankte ich nur ihm, und entſchuldigte mich, daß ich mich bei ſo hohen Herrſchaften nicht zu benehmen wiſſe; er aber tröſtete und ermuthigte mich und bat, in demſelben Reiſekleide, in welchem ich zu ihm gekommen, auch bei Hofe zu erſcheinen. Und ſo ließ ich denn meine kleine Sammlung in die Reſidenz bringen und begab mich klopfenden Herzens zur beſtimmten Stunde ſelbſt dahin, wo ich von einem Hofdiener in einen prächtigen Saal geführt wurde, um hier auf mehreren Tafeln meine Sammlung aufzuſtellen. Darauf wurde ich in ein Nebenzimmer und ſodann wieder in den Saal zurückgeführt, in welchem alsbald die Königin, die ich ſchon öfter in der proteſtantiſchen Kirche geſehen hatte, aus einem Kranze reichgeſchmückter Damen und Herren mit der Frage auf mich zutrat:

„Sind Sie der merkwürdige Reiſende, von dem uns der Hofrath Schubert erzählt hat?“

Die Frage bejahend, verneigte ich mich in meiner Verwirrung auf türkiſche Weiſe.

„Nun ſo wollen Sie uns,“ fuhr die Königin fort, „jedes einzelne Stück Ihrer Sammlung erklären.“

Dabei ſtellte ſich die Königin an meine Seite, während rechts die Herren und Damen in Galla, links aber ein Mann im ſchlichten ſchwarzen Frack ſtand, den ich für einen Kammerdiener hielt und ihm den Rücken zukehrte. In dieſem Augenblicke gab mir die Königin einen Palmzweig in die Hand mit den Worten, ich möchte dem König ſagen, woher ſolcher ſei. Verlegen ſah ich mich im Kreiſe der Herren um, bis die Königin, meine Verlegenheit bemerkend, auf den Herrn im ſchwarzen Frack, mit der Aufforderung, etwas laut zu ſprechen, deutete. Zitternd reichte ich dem Herrſcher den Palmenzweig, der mich ſogleich huldvoll anredete, nach meinen Papieren fragte und mir erzählte, daß er von Griechenland aus in Smyrna geweſen ſei, und es bereue, Paläſtina nicht geſehen zu haben. Nach Beantwortung verſchiedener anderer an mich vom Könige gethanen Fragen über das Morgenland, entfernte ſich die glänzende Verſammlung. Im Weggehen erſuchte mich die Königin, die Sammlung da zu laſſen, indem ſie am andern Tage dieſelbe ihren Kindern näher in Augenſchein nehmen laſſen wolle. Am andern Morgen 9 Uhr erſchien die hohe Frau mit ihren Prinzen und Prinzeſſinen in demſelben Saale, jedoch ohne weitern Hofſtaat, und ich erzählte ſtundenlang den liebenswürdigen Kindern von den fremden Ländern, die ich geſehen. Als ich entlaſſen werden ſollte, erbat ich mir von den königlichen Prinzen und Prinzeſſinen die Gnade, aus meiner Sammlung ſich ein Andenken zu wählen, und die Königin erlaubte, daß Jedes ein Stück, doch nur nach meiner eigenen Wahl, annehmen dürfe. Und ſo erhielten die Prinzeſſinen einige Reliquien aus Jeruſalem, die Prinzen ein Straußenei nebſt mehreren Muſcheln aus dem See Tiberias und dem rothen Meere; für den Kronprinzen, der nicht zugegen war, hatte ich eine Reitpeitſche aus Elephantenhaut beſtimmt, die Königin ſelbſt geruhete, einen am heiligen Grabe geweihten Palmzweig und einige ägyptiſche Münzen anzunehmen. — Hocherfreut über die mir gewordene Ehre empfahl ich mich der königlichen Huld und Gnade, die ſich dem wandernden Handwerker ſo freigebig gezeigt hatte.

Während ich nun allen Ernſtes darauf bedacht war, meinen Wanderſtab der Heimath zuzukehren, erſchallte die freudige Kunde, daß König Otto von Griechenland nach langjähriger Abweſenheit ſeiner geliebten Vaterſtadt einen Beſuch abſtatten wolle, und ich beſchloß, die Feſtlichkeiten dieſes Tages noch abzuwarten.

Der Tag kam; die Stadt war feſtlich geſchmückt, wie früher beim Einzug des Königs, und wie damals die Einwohner in freudiger Erwartung. Am prachtvoll verzierten Monumente zu Aibling, wo König Otto, als er nach Griechenland zog, von den Seinen Abſchied genommen hatte, ſank der tiefergriffene Sohn in die Arme des theuern Vaters und der inniggeliebten Mutter. In Perlach harrten ſeiner die königlichen Geſchwiſter. Abends 6 Uhr donnerten die Kanonen, und es begann das Glockengeläute aller Thürme der Hauptſtadt. Schnell flogen die Wagen der durchlauchtigſten Aeltern über die Iſarbrücke nach der Reſidenz. Bald folgte der erlauchte Gaſt dahin, wo der König mit dem ganzen Hofſtaat und allen Civil- und Militärbehörden ſeiner Ankunft wartete. Jubelnd drängte ſich das Volk, die Augen voll Freudenthränen, durch die Reihen des Militärs nach dem Wagen. Aus allen Fenſtern wehten Fahnen und Tücher, und ein tauſendſtimmiges Lebehoch, das noch lange in den Straßen der Stadt wiedertönte, begrüßte den jungen König von Griechenland.

Am 3. Juni des Jahres 1836 verließ ich, mit einigen Empfehlungsbriefen des Hofraths von Schubert verſehen, die Hauptſtadt Baierns und fuhr nach Augsburg. Aber hier verſchlimmerte ſich mein kränklicher Zuſtand ſo ſehr, daß ich mich gegen 5 Wochen aufhalten mußte. Hier überraſchte mich oft der wehmüthige Gedanke, ich werde die geliebte Heimath doch nicht wieder ſehen. Aber der Vater im Himmel, der mich ſo oft geſchützt, half mir auch jetzt wieder auf. Als ich ſo weit geneſen war, ſetzte ich meine Reiſe fort und hielt mich einige Tage in Nürnberg auf, wo ich mich an einigen Fahrten auf der erſten Eiſenbahn Deutſchlands ergötzte. Raſch ging es von da über Hof, Gera und Eiſenberg, woſelbſt ich meine Empfehlungsbriefe in die Hände des Prinzen Georg von Sachſen-Altenburg ſelbſt abgab. Der gütige Fürſt fragte nach Durchleſung des Briefs vom Hofrath v. Schubert ſogleich nach meinen Kiſten, die ich im Gaſthofe zurückgelaſſen hatte. Auf der Stelle wurden ſie auf das Schloß gebracht und mir ein prächtiges Zimmer mit der herrlichſten Ausſicht angewieſen, das ich drei Tage bewohnte. Die Stunden vergingen in belehrenden Geſprächen mit dem liebenswürdigen Fürſten und dem Kirchenrathe Dr. Klein, und ich hätte hier leben und ſterben mögen. Ich zeigte dem Fürſten alle meine kleinen Seltenheiten, unter denen die Münzen von ihm beſonders werth gehalten wurden. Ich gab ihm die Benennung derſelben in fünf verſchiedenen Sprachen an, und er holte aus ſeinem Kabinet ein Schächtelchen mit einem Zettel und nahm zwei ägyptiſche Münzen heraus, die ich ſogleich als diejenigen erkannte, die ich ſeiner erlauchten Schweſter, der Königin von Baiern, überlaſſen hatte. Lächelnd geſtand er die Richtigkeit meiner Vermuthung ein.

Gern hätte dieſer edle Fürſt meine Sammlungen an ſich zu bringen gewünſcht, wenn ich ſie nicht ſelbſt als Andenken an meine Reiſe hätte behalten wollen, doch war er ſo gnädig, ein Straußenei und einige Muſcheln als Erinnerung an den ſchlichten Wanderer anzunehmen. Ein mehr als reichliches klingendes Geſchenk war der Lohn für dieſe kleine Gabe.

Mit Empfehlungsſchreiben des Fürſten an Ihro Kaiſerliche Hoheit, die regierende Frau Großherzogin von Sachſen-

Weimar-Eiſenach und an den Präſidenten Freiherrn v. Zigeſar verſehen, ſetzte ich meine Reiſe über Bürgel, Jena, woſelbſt ich mich nur kurze Zeit aufhielt, nach Weimar fort. Daſelbſt angekommen, ging ich ſofort nach Belvedere, überreichte einer Hofdame das Schreiben an Ihro Kaiſerliche Hoheit, die Frau Großherzogin, und kehrte ſodann in die Stadt zurück, um einen zweiten Brief des Herrn Hofrath von Schubert an den (im Jahre 1842 leider zu früh verſtorbenen) Hofrath Dr. Schorn zu übergeben. Dieſer äußerſt gefällige Mann, ſo wie der Geheime Hofrath Helbig und der Obermedizinalrath Dr. von Froriep ſchienen ſich für mich zu intereſſiren, und ich theilte dieſen Herren ein Bruchſtück aus meinem Tagebuche, meine Reiſe nach dem Sinai, mit, das ſpäter auch in die Hände der Großfürſtin kam.

Am Morgen des 9. Auguſtes beorderte mich ein Unteroffizier, daß ich um 11 Uhr im Reſidenzſchloſſe vor Ihrer Kaiſerlichen Hoheit mit Allem, was ich aus dem Morgenlande mitgebracht, erſcheinen ſolle. Um die beſtimmte Stunde traf ich dort ein und wurde, ohne lange warten zu müſſen, durch den General-Adjutanten, Obriſt von Beulwitz, ſogleich Ihrer Kaiſerlichen Hoheit vorgeſtellt. Mit gewohnter Huld fragte ſie auch nach dem Geringſten, und als ich ihr erzählte, daß ich ſchon im achten Jahre die liebende Mutter verloren, daß ſich ſodann Niemand um mich bekümmert, und daß ich das Geld zu meinen weiten Reiſen mit meiner Hände Arbeit verdient habe, ſchien die hohe Frau nicht ohne Theilnahme mich anzuhören. Sodann nahm ſie meine Papiere und meine Sammlung in Augenſchein. Gern hätte ich ihr als einen Beweis meiner Ergebenheit Alles überlaſſen, allein ſie ſchlug mein Anerbieten aus und geruhete nur, einen geweihten Palmzweig, einen Oelzweig aus dem Garten Gethſemane, ein Fläſchchen mit Waſſer aus dem Jordan und zwei Reitgerten anzunehmen, um letztere dem regierenden Großherzog und dem Erbgroßherzog, denen ich ſpäter vorgeſtellt zu werden die Ehre hatte, zu überlaſſen. Mit den huldreichen Worten: „Mein Sohn, ich werde Deiner für die Zukunft gedenken!“ wurde ich von der hohen Frau entlaſſen. — Ob dieſe Zukunft für mich noch kommen wird? Wer kann es wiſſen! Froh und heiter über die Beweiſe fürſtlicher Gnade und Milde verließ ich am 11. Auguſt die Reſidenzſtadt meiner Heimath und eilte über Erfurt und Gotha nach Waltershauſen, um die Verwandten meines fernen Freundes, des ägyptiſchen Muſikdirectors Hempel, aufzuſuchen. Hier und in dem romantiſch gelegenen Flecken Ruhla verweilte ich noch einige Tage länger, als mein Vorſatz war. Endlich riß ich mich los und kehrte den freudebebenden Fuß meinem Geburtsdörfchen zu. Die Kunde meiner Ankunft war mir von Ruhla aus vorangegangen.

Es war am 30. Auguſt 1836, als ich mit Thränen der Wehmuth im Auge den kleinen Ort wieder begrüßte, wo meine Wiege geſtanden. Hinter dem Garten meiner Schweſter, wo ich am 15. März 1830 weinend von meinen Lieben Abſchied genommen, empfingen mich die Arme der Liebe und Freundſchaft, und ich ſank, ſtumm vor Gefühl und umjubelt von der Freude der Dorfbewohner, die vom Felde herbeigeſtrömt waren, mich zu ſehen, an manches treue Herz. Ich hatte die Heimath, die Heimath hatte mich wieder.

# Nachtrag.

Noch iſt mir Bedürfniß, Einiges nachträglich zu erwähnen, was ſich auf Männer bezieht, die ich im Morgenlande kennen gelernt, oder deren Gunſt ich mir durch meine Wanderungen in den öſtlichen Ländern erworben hatte.

Den mir ſo wohlwollenden däniſchen Generalconſul von Dumreicher (S. 35. 2. Band) traf ich am 9. Januar 1839 in München, wo ich mich eben auf einer Geſchäftsreiſe aufhielt und wurde von ihm ſehr gütig empfangen. Tags darauf machte ich dem Herrn Hofrath von Schubert meine Aufwartung, welcher eben von ſeiner Reiſe ins Morgenland zurückgekehrt war. Seine Freundlichkeit gönnte mir einige höchſt genußreiche Stunden.

Auf derſelben Reiſe fand ich am 12. Mai in Würzburg einen meiner Reiſegefährten in Aegypten, Namens Kuchenmeiſter, Beſitzer einer Tabagie in Würzburg. Während meiner Reiſe auf dem Sinai hatte dieſer Landsmann in Kairo mit meinem Werkzeuge gearbeitet.

Auf einer anderweitigen Geſchäftsreiſe im Jahre 1841 im Herzogthum Naſſau erfuhr ich zufällig in einem Orte, Namens Petersberg bei St. Goar, daß mein Leidensgefährte der Naſſauer Schloſſer in Adrianopel, der mit mir im Gefängniſſe dort ſaß (Seite 169, 1. Band), aus dieſem Orte gebürtig ſei. Ueber ihn ſelbſt konnte ich nichts erfahren.

In demſelben Monate beſichtigte ich auf der Rückreiſe das ausgezeichnete Muſeum in Frankfurt am Main, das ſich durch des berühmten Reiſenden Rüppel Verdienſte ſo ſehr vervollſtändigt hat. In dem Aufſeher erkannte ich ſogleich einen Landsmann wieder, den ich in Groß-Kairo kennen gelernt hatte, und der mich ebenfalls ſogleich wieder erkannte. Dr. Rüppel, der ſich meiner gewiß erinnert haben würde, war leider abweſend.

Eine große unverhoffte Freude wurde mir aber beſonders dadurch bereitet, daß mich der Mecklenburger Maurer Dietrich Müller, den ich in Jeruſalem getroffen hatte, im Januar 1842 in meiner Heimath aufſuchte. Leider hing er ſeiner Leidenſchaft zum Trank immer noch an. Ich bewirthete ihn mehrere Tage, die wir in Erinnerungen an das Morgenland verplauderten. Am 24. Januar begleitete ich ihn bis Eiſenach, wo ich von ihm ſchied.

Im folgenden Jahre traf es ſich, daß mich auf einer Geſchäftsreiſe im nördlichen Deutſchland auch der Weg durch Warin, Müllers Geburtsort, führte. Ich konnte nicht unterlaſſen, daſelbſt einige Beſuche zu machen um mich von der Wirklichkeit zu überzeugen, daß Müller von hier gebürtig ſei. Meinen erſten Beſuch ſtattete ich den Herrn Paſtor ab, legte ihm das, womit ich mich befaſſe, zur Anſicht vor und ohne es lange durchzuſehen, gab er einen Theilnehmer ab, wobei er bemerkte, von Döbel ſchon öfters gehört und geleſen zu haben. Derſelbe erzählte mir weiter, daß vor einigen Jahren ein Maurer, der von Warin ſtamme, von ſeiner Wanderſchaft zurückgekehrt ſei, und vorgebe, auch in Jeruſalem, Bethlehem, Aegypten u. ſ. w. geweſen zu ſein. Niemand wolle es ihm jedoch glauben, ich ſelbſt nicht, fügte der Herr Pfarrer hinzu; denn dieſer Menſch war tagtäglich betrunken, und wie kann ein ſolcher dieſe Reiſe unternehmen und vollenden? Er erzählte ferner: Wenige Tage nach Müllers Ankunft. kam deſſen Schwager zu mir und theilte mir die Nachricht mit, daß Müller jetzt von Jeruſalem gekommen ſei, ein ſchönes Crucifix von da mitgebracht und ein Gelübde gethan habe, daſſelbe in der hieſigen Kirche zum Andenken aufzuſtellen, ſofern es der Herr Paſtor annehmen wolle. Laſſen ſie es ihn nur bringen, erwiederte ich, damit ich den Vielgereiſten auch kennen lerne, und ſo kam Müller halbbetrunken mit dem Crucifixe bei mir an. In ſeiner Gegenwart wurde es in die Kirche gebracht und auf dem Altar aufgeſtellt.

Der Herr Pfarrer, welcher nicht wußte, daß ich Döbel ſelbſt ſei und alſo im Stand war, das zuverläſſigſte Zeugniß über Müllers Ausſagen abzugeben, bezweifelte jedoch die Aechtheit des Crucifixes; denn er meinte: Wäre Müller wirklich in Jeruſalem geweſen und hätte das Kreuz dort gekauft, ſo hätte er es doch nicht mit in ſeine Heimath gebracht, ſondern lieber unterwegs verkauft und durch die Gurgel gejagt; — ein Gedanke, den ich damals ſelbſt gefaßt hatte, als Müller in meiner Gegenwart das Crucifix käuflich an ſich brachte. — Ich machte jedoch dem Herrn Pfarrer die beſcheidene Einwendung, daß es vielleicht doch möglich wäre, daß Müller die Wahrheit geſagt habe, und als ich ihn bat, mir jenes Crucifix zu zeigen, fand er ſich ſehr bereitwillig dazu. In der ſchönen Kirche fand ich daſſelbe auf dem Altare ſtehend, wo ich es ſogleich für dasjenige erkannte, welches ich ſelbſt beſtellt, es aber, weil es mir nicht recht gefiel, Müllern überlaſſen hatte. Jetzt zeigte ich dem Herrn Pfarrer eine Stelle in meiner Reiſebeſchreibung, in welcher von dem Mecklenburger Müller die Rede iſt, gab mich als Döbel zu erkennen und erklärte, daß allerdings Müller in Paläſtina geweſen ſei, ich ihn dort getroffen und mehrere Tage in ſeiner Geſellſchaft zugebracht habe.

Zugleich ſprach ich meine Freude darüber aus, daß an Müller doch noch in der Art ein gutes Haar ſei, daß er mit religiöſen Gefühlen an ſeine Heimath gedacht und ſeinen frommen Vorſatz ausgeführt habe. Auch der ehrwürdige Herr Pfarrer hatte eine aufrichtige Freude hierüber, geſtand, daß nun Müller ſehr in ſeiner Achtung geſtiegen ſei, und ich mußte ihm das Verſprechen ablegen, auch deſſen nächſte Verwandte zu beſuchen.

Und wie ſich meine Angehörigen und alle Bewohner meines Ortes herzlich und aufrichtig freuten, als mich in Müllers Perſon ein Bekannter aus dem Morgenlande aufſuchte, ſo freuten ſich auch deſſen Freunde, als ſie hörten, daß Müller wirklich im heiligen Lande geweſen ſei und dort gebetet habe. Mit Trauer aber vernahm ich, daß unſer Wanderer, der in der Heimath keine Ruhe hatte, in den Niederlanden ſein Grab gefunden habe. — Möge er ſanft ruhen!

Im Jahre 1842 machte ich eine Reiſe in die Schweiz und in St. Gallen traf ich gleichfalls einen Bekannten aus früherer Zeit, Namens Wegelin, ein Schweizer. Er war zu der Zeit, wo ich mich in Aegypten aufhielt, Secretär beim ruſſiſchen General-Conſul in Alexandrien, und hatte mich während ſeines Aufenthaltes in Kairo, in Begleitung ſeines Landsmannes Baumgärtner, einigemal in meiner Werkſtätte beſucht. Daß die Freude des unverhofften Wiederſehens im Vaterlande Wegelins von beiden Seiten unbeſchreiblich groß war, brauche ich wohl nicht erſt zu verſichern.

Das merkwürdigſte Zuſammentreffen aber, was es wohl geben kann, habe ich ebenfalls mit einem Schweizer, dem Bildhauer Hirth aus Solothurn, erlebt. Zum erſtenmal traf ich ihn im Jahre 1832 in Smyrna, der Hauptſtadt Kleinaſiens, zum zweitenmal im Jahre 1833 zu Alexandria in Aegypten, zum drittenmal im Jahre 1834 auf dem Berge Carmel in Paläſtina, wo er damals an dem neu zu errichtenden Kloſter arbeitete und zuletzt zu Anfang des Jahres 1843 in ſeinem Geburtsort Solothurn. Wir haben uns alſo zu verſchiedenen Zeiten in drei Welttheilen begegnet.

# Ueberſetzungen, Zeugniſſe und Viſa's

## I.

## Ueberſetzung des Teskereh (türkiſche Vorweiskarte) aus Konſtantinopel und des Firman des Sultan Mahumed des Zweiten.

(Siehe die Beilagen des I. Bandes.)

Ueberſetzt von Herrn Dr. Fleiſcher, ord. Profeſſor der morgenländiſchen Sprachen an der Univerſität Leipzig.

Die türkiſche Vorweiskarte lautet überſetzt ſo:
„Erlaubnißkarte zur Reiſe eines Deutſchen nach Adrianopel. Der Inhalt der Erlaubnißkarte iſt der, daß der Reis-el-kuttab (d. h. der Reichskanzler und Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten) einem Deutſchen, Namens Ernſt Döbel, auf Anſuchen des Muhamed Aga (des Polizei-Directors) und auf das Zeugniß ſeines Geſandten unentgeldlich die Erlaubniß ertheilt hat, nach Adrianopel zu reiſen."

Der oben vorgedruckte Stempel enthält die Worte: Ihlisâbi Islambul, d. h. Polizeiamt Conſtantinopel, mit der Jahreszahl 1247 (Chr. 1832). Daneben geſchrieben: d. 4. Schaabân, 1247.

Der untergedruckte Stempel enthält die Worte:

Muhammed Serût,
Richter von Konſtantinopel.

Daneben geſchrieben: d. 6. Schaabân, 1247. Das Viſirzeichen aus Kutſchuk Tſchekmedſche enthält die Worte: Derbendi Tschekmedscheï Saghir, d. h. Haſenort Klein-Tſchekmedſche.. Daneben: d. 7. Schaabân 1247.

---

(Der Urtext des Firman iſt türkiſch, das Orginal auf Pergament iſt 2 Fuß breit und 2 Fuß 8 Zoll hoch, die Schrift ſehr zierlich und kunſtfertig. Ueber dem Text prangt in großen Dimenſionen der Namenszug des Sultan als ein ſeltſam verſchlungener Schnörkel).

Den auf dem Wege von Meiner Hohen Pforte nach Adrianopel angeſtellten hochanſehnlichen Richtern, Commandanten und Unterbeamten ſei durch gegenwärtiges kaiſerliches Schreiben kund und zu wiſſen, daß der bei Meiner Hohen Pforte reſidirende bevollmächtigte Geſandte des Kaiſers von Oeſterreich, Baron von Ottenfels, bei mir ein Schreiben des Inhalts eingereicht hat: daß, wenn einer der öſterreichiſchen Kaufleute des Handels oder der Wallfahrt wegen ſich an irgend einen Ort Meines Reichs begeben wolle, ihm von Meiner Hohen Pforte ein Reiſepaß zugeſtellt werde, welcher ihm nicht nur Erlaubniß dazu gebe, ſondern Kraft deſſen ihm auch auf dem Hin- und Herwege von keinem Kopfſteuereinnehmer, oder andern Perſonen Etwas abgefordert oder in den Weg gelegt werden dürfe, ſo bitte er, daß auch ein, unter die von Mir mit den Deutſchen geſchloſſenen Verträge begriffenen und zu den Unterthanen des Kaiſers von Oeſterreich gehörender Deutſcher, Namens Ernſt Döbel*), der in Geſchäften von Meiner Hohen Pforte aus nach Adrianopel reiſen wolle, ein Hohes Regierungsſchreiben erhalten möge, kraft deſſen er auf dem Hin- und Herwege und während ſeines etwaigen Aufenthaltes an irgend einem Orte von Seiten der Kopfſteuereinnehmer oder andern Perſonen unter keinem Vorwande gegen den Inhalt jener Verträge beläſtigt werden dürfe, ſondern ihm im Gegentheile Schutz und Hülfe geleiſtet werden ſolle. Da es nun Mein Wille iſt, daß dem Inhalte jener Verträge nachgelebt werde, ſo ergeht an euch, ihr Mollas und die übrigen Genannten, von Meiner Hohen Pforte der Befehl, daß der zwar nicht in deutſchem Koſtüm reiſende**), aber deutſcher Nation angehörende Obenbezeichnete auf dem Hin- und Herwege und während ſeines etwaigen Aufenthalts an irgend einem Orte von Seiten der Kopfſteuereinnehmer oder anderer Perſonen unter keinem Vorwande gegen den Inhalt jener Verträge irgend wie beläſtigt und beeinträchtigt werde, ſondern ihm im Gegentheile Schutz und Hülfe geleiſtet werden ſoll, damit er ſein Geſchäft geſund und wohlbehalten beendigen möge. Dieſes Mein Hohes Regierungsſchreiben iſt bis zum Ablaufe von 5 Monaten von dato an gültig; nach dieſer Zeit aber ſoll ihm keine Folge mehr geleiſtet, ſondern der, welcher etwa noch Gebrauch davon machen wollte, in Verhaft genommen und wohlbewacht eiligſt an Meine Hohe Pforte hergeſendet werden. Dies iſt mein Wille und Befehl.

---

*) Als Oeſterreicher wurde ich von den Morgenländern faſt überall angeſehen, theils weil mein Wanderbuch in Wien ausgeſtellt war, theils weil die Unkenntniß des Orientalen Oeſterreich gleichbedeutend hält mit Deutſchland.

**) Ich hatte mich in Konſtantinopel ganz türkiſch gekleidet und habe dieſe Kleidung, die das Reiſen im Orient gar ſehr erleichtert, auf meinen dortigen Wanderungen wenig abgelegt.

Nach genommener Einſicht werdet ihr alſo gegenwärtigem Regierungsſchreiben Folge leiſten und meinem vorgedruckten kaiſerlichen Namenszuge Glauben ſchenken. — Geſchrieben im Anfang des Monats Schaabân im J. 1249 (nach Chr. 1833, Mitte October*).

## 2.

## Zeugniß aus dem Sinaikloſter.

(Siehe Beilage 2. II. Band.)

(Der Urtext iſt neugriechiſch. Er iſt ſo unleſerlich geſchrieben, daß bis vor Kurzem kein Gelehrter im Stande war, ihn zu entziffern und zu überſetzen. Dies gelang aber ohne ſonderliche Mühe den Herren Oberſchulrath Dr. Roſt und Profeſſor Dr. Wüſtemann in Gotha, von welchen auch die Ueberſetzung iſt.)

Durch Gegenwärtiges beſcheinigen wir, daß Vorzeiger dieſer Schrift, Herr Ernſt Chriſtoph Tible hieher auf den Weinberg kam und das Innere und die Umgebung des Kloſters beſuchte; und um dies glaubhaft beweiſen zu können, erſuchte er uns um Gegenwärtiges zur Ueberzeugung. Das diene urkundlich. 1833. 26. October.

---

*) Datum und Jahreszahl ſind falſch, und ich weiß nicht, woher der Fehler entſtanden ſein mag. Ich verließ am 9. Januar 1832 Konſtantinopel.

Neophytos Protoangellos Dimeos
und die Gemeine der Väter.

(L. S.)

---

### 3.

## Zeugniß aus dem Kloſter zu Nazareth.

(Siehe Beilage 3. II. Band.)

(Der Urtext iſt italieniſch.)

Ich beglaubige durch Gegenwärtiges, daß Ernſt Chriſtoph die heiligen Orte von Nazareth, den Tiſch Chriſti, den Berg Tabor, den Jordan, überhaupt alles Andere in Augenſchein genommen hat. Zur Beſtätigung dieſer Ausſage bekräftige ich ſolches mit meinem Inſiegel am Tage des 10. März 1834.

Bruder Carmello Botta,
Guardian.

(L. S.)

---

### 4.

## Zeugniß aus dem Kloſter zu Bethlehem.

(Beilage 4. II. Band.)

(Der Urtext iſt lateiniſch.)

Im Namen des Herrn. Amen.

Ich der unterſchriebene Guardian des Bethlehemiſchen Kloſters bezeuge dem Herrn Ernſt Chriſtoph Tebal aus dem

Kaiſerſtaat Oeſterreich*), daß er auf eine fromme, demuthige und nachahmungswerthe Weiſe dieſen heiligen Ort der Geburt unſeres Herrn Jeſu Chriſti und andere heilige Orte, die innerhalb und außerhalb dieſer Stadt verehrt werden, beſucht habe. Zur Beglaubigung habe ich ihm dieſes eigenhändig unterſchriebne und mit meinem Amtsſiegel bekräftigte Zeugniß ausgeſtellt im Kloſter zu Bethlehem am. 18. März 1843.

Bruder Franz Guell,
Guardian.

(L. S.)

### 5.

## Zeugniß aus dem Kloſter Sankt Johannis in der Wüſte.

(Siehe Beilage 5. II. Band.)

(Der Urtext iſt lateiniſch.)

Im Namen des Herrn. Amen.

Ich unterſchriebener Guardian des Kloſters St. Johannis des Täufers in der Wüſte bezeuge dem Herrn Ernſt Chriſtoph aus Poria Rola**), daß er dieſen heiligen Geburtsort St. Johannis des Täufers und andre Orte, welche außerhalb dieſes Dorfes verehrt werden, beſucht habe. Zur Beglaubigung habe ich dieſes Zeugniß mit meiner Hand ausgeſtellt und unterſiegelt. Am Tage des 26. März 1834.

---

*) Da mein Urlaubspaß als Militärpflichtiger mit dem Wanderbuche im Oeſterreichiſchen vertauſcht wurde, ſo möchte man mich auch daher gebürtig glauben.

**) Berterode.

Bruder Tryphon Lopez,
(L. S.) Guardian.

## 6.

## Zeugniß aus dem lateiniſchen Kloſter in Jeruſalem.

(Siehe Beilage 6. II. Band.)
(Der Urtext iſt lateiniſch.)

In Gottes Namen. Amen.

Ich der hier unterzeichnete apoſtoliſche Miſſionär und Pfarrer zu Jeruſalem bekenne und bezeuge, daß Herr Ernſt Chriſtoph Döbel aus Berterode in Sachſen-Eiſenach in Jeruſalem angekommen iſt, und daß er von da in den folgenden Tagen die vorzüglichſten Heiligthümer unſerer Erlöſung, die in Judäa ſind, fromm und andächtig beſucht hat.

Zu deſſen Beglaubigung ꝛc.

Gegeben zu Jeruſalem im Kloſter des Erlöſers am 4. April 1834.

Bruder Johannes Baptiſta aus Siena.
Apoſtoliſcher Miſſionär und Pfarrer zu Jeruſalem.
(L. S.)

## 7.

## Zeugniß des Hofrath von Schubert in München.

Ernſt Döbel aus Berterode bei Eiſenach, ſeiner Profeſſion nach ein Wagner, hat ſich über die Wahrheit ſeiner Angaben und Berichte von ſeinen Reiſen und ſeinem Aufenthalt in den Morgenländern, namentlich in Aegypten, am rothen Meere und in Paläſtina ſo ausgewieſen, daß an den treuherzigen Erzählungen des wackern Mannes kein Zweifel blieb. Namentlich dieſe ſeine Erzählungen ſind mir ſelber ſehr intereſſant und zum Theil höchſt lehrreich geweſen; da er die Gegenſtände oft mit ganz andern unbefangenen Augen geſehen hat, als die Gelehrten oder die vorher aus Büchern Vorbereiteten ſie zu ſehen pflegen. Er hat ſeine weiten Reiſen größtentheils allein, öfters zu Fuß und ohne alle begleitende Empfehlungen gemacht; hat der Luſt am Sehen und Betrachten der merkwürdigſten Gegenden der Erde ſein ganzes, mühſam erarbeitetes Eigenthum aufgeopfert. Die Gegenſtände, die er mit ſich bringt, und die ich ſah, ſind ächt; die Naturalien, namentlich vom rothen Meere, zeichnen ſich durch ihre friſchen Farben aus; die kleinen Steintrümmer ſtimmen der Art nach, ganz mit jenen größeren Maſſen überein, von denen ſie der ehrliche Thüringer, ſeiner Ausſage nach, entnommen hat.

München, am 16. Mai 1836.

Dr. G. H. v. Schubert.
(L. S) Hofrath und Profeſſor in München.

---

## 8.

## Zeugniß mehrerer Herren Gelehrten in Weimar.

Ein junger Handwerker, Ernſt Döbel aus Berterode bei Eiſenach, iſt auf ſeiner Wanderſchaft als Wagnergeſell während der Jahre 1830 bis 1836 nach der Moldau und von da ins Morgenland nach Aegypten und Paläſtina gekommen und hat dort Vieles geſehen und erlebt, was in ſeiner ſchlichten Erzählung ſelbſt denen Intereſſe gewährt, welche mit der Beſchaffenheit jener Länder bekannt ſind. Der offne Sinn, mit dem er Gegenſtände und Menſchen geſehen, der redliche Fleiß, mit dem er ſeine Bemerkungen aufgeſchrieben und ſogar Manches durch Zeichnung feſtgehalten hat, haben ihm möglich gemacht, ſeitdem er ſich wieder in der Heimath befindet, eine ſchriftliche Erzählung ſeiner Reiſe auszuarbeiten, die er durch den Druck bekannt zu machen wünſcht. Zweifelsohne wird namentlich die Beſchreibung ſeines Aufenthaltes am Sinai und am rothen Meere, und die Schilderung Jeruſalems und der heiligen Oerter mit Theilnahme geleſen werden.

Die Unterzeichneten haben ſich von der Redlichkeit und Glaubwürdigkeit des wackern jungen Mannes überzeugt und wünſchen ſein Unternehmen zu fördern, indem ſie Obiges zur allgemeinen Kenntniß bringen und dieſe Reiſebeſchreibung der Theilnahme Aller empfehlen.

Weimar, den 31. März 1837.

v. Gersdorf. (Miniſter.) v. Müller. (Miniſter.) v. Schorn. (Geheimer Hofrath.)

v. Froriep. (Ober-Medizinalrath.)

---

## 9.

## Zeugniß des Hofrath Dr. Falkenſtein aus Dresden.

Mit Freuden beſtätige auch ich, daß die Lektüre der „Wanderungen im Morgenlande“ des unermüdeten und unerſchrockenen Reiſenden C. Ch. Döbel aus Verterode in Thüringen durch die naturgemäße originelle Auffaſſung und durch die Lebhaftigkeit und Wahrheitsliebe der Darſtellung jedem

Freunde der Länder- und Völkerkunde einen wahren Genuß gewähren wird.

Die Kraft und Lebensfriſche des wackern Wagners, welche ihm auf allen ſeinen Wanderungen jede Gefahr und jedes Ungemach der Reiſe glücklich überſtehen ließ, ſpricht ſich auch in ſeiner Erzählung aus, ſo daß der Verfaſſer dieſer anziehenden Schrift, die in ſeinem Selbſt-Verlage erſchienen iſt, der Theilnahme des deutſchen Publikums ganz beſonders empfohlen zu werden verdient.

Dresden, am 4. Mai 1844.

Dr. Karl Falkenſtein
(L. S.) K. S. Hofrath und Ober-Bibliothekar.

# Autographie der merkwürdigſten Viſa aus meinem Wanderbuche.

(Siehe fernere Beilagen des II. Bandes.)

Die Seiten 1 bis 10 meines Wanderbuches enthalten Oeſterreichiſche, Ungariſche und Siebenbürgiſche Viſa's, welche ich, da ſie von geringerem Intereſſe ſind, nicht beifügte.

### 11. Seite.

(Siehe pag. 31 des I. Bandes.)

### 12. Seite.

Viſa des kleinen Städtchens, deſſen Name mir entfallen; (Siehe pag. 45) I. Bandes. Das Viſa iſt ſo undeutlich geſchrieben, daß es bis jeßt noch keinem der Herren Gelehrten gelang, daſſelbe zu überſeßen.

### 13., 14. und 15. Seite.

(Siehe pag. 101 des I. Bandes.)

enthalten ruſſiſche Viſa weshalb ich nur eins von Herrn Profeſſor Dr. Jordan überſeßt beigefügt habe; es heißt:

Der in dieſem Buche bezeichnete öſterreichiſche Unterthan Ernſt Lieber, folgt von hier nach Konſtantinopel.

October, 22. Tag 1831 Jahr. Galazi

Argiropolo.
Aent = Conſul.

### 16. Seite.

(Siehe pag. 137 des I. Bandes.)

Geſehen bei der K. K. Geſandtſchaft bei der Ottomaniſchen Pforte (in einer Zeit, in welcher man wenig von bösartigen Krankheiten hörte.)

Gut, und wird an den Unternehmer übergeben: um ſich zu Lande nach Adrianopel zu begeben.

Konſtantinopel den 2. Januar 1834.

(L. S.) Baron Barbe di Testa.

### 17. Seite.

(Siehe pag. 231 und 248 des I. Bandes.)

Davon heißt das Erſte überſeßt:

Geſehen in dieſem K. K. Oeſterreichiſchen General = Conſulat in Smyrna (woſelbſt keine Peſt herrſcht.) Gut nach Alexandrien.

Smyrna den 15. April 1833.

Der K. K. wirkliche Regierungsrath.
Oeſterreichiſcher General Conſul.

### 18. Seite.

(Siehe pag. 254 des I. Bandes.)

Geſehen in dieſem K. K. öſterreichiſchen Vice-Conſulat. Gut nach Suez in Klein-Arabien.

Cairo, 15. Oktober 1833.

In Abweſenheit des K. K. Vice-Conſul,
v. Stiglitz.

### 19. Seite.

(Siehe pag. 36 des II. Bandes.)

### 20. Seite.

(Siehe pag. 38 und 52 des II. Bandes.)

Die Ueberſetzung des arabiſchen Viſa aus Tſûr iſt von Herrn Dr. Rödiger, Profeſſor an der Univerſität zu Halle, und lautet:

„Unter heutigem Datum, den 14. Schebât (Februar), kam
„ein Schiff von Alexandrien nach der wohlgeſchützten (Stadt)
„Tſûr, und von hier wollen ſie (die Reiſenden) weiter ge-
„hen — und ſo auch der obenerwähnte Ernſt Chriſtoph
„Döbel, in deſſen Händen dieſe Schrift iſt, nach der wohl-
„geſchützten (Stadt) Akka, und von da wollen ſie gehen
„nach dem heiligen Jeruſalem. Geſchrieben am 15. Schebât
„im Conſulat. — Die Reiſe geſchieht, um die heiligen
„Oerter zu beſuchen.“

### 21. Seite.

(Siehe pag. 40. des II. Bandes.)

Geſehen in dem Pro-Conſulat Se. Maj. von Sardinien und von der öſterreichiſchen bevollmächtigten Agentur in St.

Joh. d'Acri in Caiſa. Es wird dem Vorbeſchriebenen übergeben, welcher nach Jeruſalem reiſt.

Caiſa, 4. März 1834.

Der Sardiniſche Pro-Conſul und öſterreichiſche Bevollmächtigte.

L. Malagambo.

## 22.

(Siehe pag. 123 des II. Bandes.)

Geſehen beim K. K. öſterreichiſchen Agent-Conſul in Gioſſa, wo man der beſten Geſundheit ſich zu erfreuen hat, ohne die geringſte Vermuthung von Peſt-Krankheit.

Gioſſa, den 12. April 1834.

Francesco Domiani, Agent-Conſul

# Allerlei Geſchichten.

Von

## Ludwig Storch.

Erſter Band.

Leipzig,
Verlag von C. L. Fritzſche.
1846.

Universitätsbibliothek · Leipzig ·

140 Δ 165

# Inhalt des erſten Bandes.

Seite

St. Hubertustag . . . . . . . . . . . . . 1

Ein Dichterloos . . . . . . . . . . . . 139

Drei ahnungsvolle Bräute . . . . . . . . . . 237

Der Däzen . . . . . . . . . . . . . . . 271

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52868-X
STORCH,L. FN. 1833/060

# St. Hubertustag.

Auf dem Herrenhauſe in Chriſtendorf war große Geſellſchaft. Der herrlichſte Septembertag hatte aus der Umgegend alles herbeigelockt, was ſich zur vornehmen Welt zählte. Doch die allbekannte Liebenswürdigkeit der verwittweten Baronin Scheller und die Reize ihrer einzigen achtzehnjährigen Tochter, Sigismunde, ſchienen auf die zahlreich verſammelte Männerwelt noch mehr Einfluß gehabt zu haben, als das ſchöne Wetter. Welcher Jüngling fragte auch viel nach Sonnen und Sternen, wenn er in Sigismundens große, braune, freundliche, lebensvolle Augen ſah? Fern von aller Prüderie würde ſie einem holden naiven Landmädchen geglichen haben, wenn ihr nicht die feinſte Tournüre, die leichteſte, graciöſeſte Bildung eigen geweſen wäre. So vereinigte ſich in ihr Kunſt und Natur in einem ſeltnen rechten Maße. Das rechte Maß in allen Dingen iſt aber das reichſte und gütigſte Geſchenk der Gottheit an einen Sterblichen.

Die meiſt weißgekleideten jungen unverheiratheten Damen flatterten wie Schmetterlinge in den laubigen Gängen des weitläufigen Parks, verfolgt und geneckt von der männlichen Jugend, die ſich am dichteſten um Sigismunden ſchaarte, bis der Baron Klingen, ein ſchlanker, ſchöner Mann, mit den zwei kleinen, goldnen, für den Kammerherrnſchlüſſel beſtimmten Knöpfen an der rechten Hinterſeite ſeines feinen, äußerſt zierlich gearbeiteten Rockes, ein Ballſpiel auf der nahen ſchönen Wieſe vorſchlug, das von Allen, außer dem Oberlieutenant von Goſſegk, mit Freuden aufgenommen wurde. Klingen war offenbar der älteſte in dieſer muntern Geſellſchaft; wenn er die erſte Grenze des vierten Lebensdecenniums noch nicht überſchritten hatte, ſo ſtand er gewiß nahe daran. Aber die Sorgfalt ſeiner Toilette, der leichte Schwung ſeines Ganges, dem man jedoch das Gemachte anſah, ſein affectirter Leichtſinn ſchienen die Zeit um ihr Recht an ihn betrügen zu wollen. Der Oberlieutenant von Goſſegk, ebenfalls ein ſehr eifriger und feuriger Anbeter Sigismundens, hatte den Vortheil voraus, wirklich noch jung zu ſein. Dagegen machte ihn ein finſteres, lauerndes Auge, das zuweilen recht unheimliche Blicke auf ſeine Rivalen, oder den ſchönen Gegenſtand ſeiner Wünſche ſchoß, vorzüglich wenn er ſich unbeachtet glaubte, weniger angenehm. Man konnte nicht ſagen, daß Sigismunde den Einen oder den Andern, die an der Spitze ihrer Bewerber ſtanden, oder auch einen der Uebrigen auszeichnete; ſie war gegen Alle gleich herzlich, offen, natürlich, und vergebens beſtrebten ſich die Herren, ihr eine Neigung einzuflößen. Sie ſchien die Liebe noch nicht zu kennen.

Die Wieſe, auf welcher die jungen Leute ſich mit dem Ballſpiel vergnügten, zog ſich bis an die Landſtraße und man konnte dieſe eine Strecke mit den Augen verfolgen. Sigismunde warf jedesmal unruhige Blicke dorthin, wenn ſich ein Wagen zeigte; ſie hatte dann des Spiels kein Acht und ihre Wangen färbten ſich höher. Dies bemerkend ſagte der Kammerherr: „Sie ſcheinen heute noch mehr Beſuch zu erwarten, mein Fräulein, und der noch eintreffende ſcheint Ihnen nicht der unintereſſanteſte zu ſein.“

„Meine Mutter wünſcht heute alle unſre Verwandte und Freunde bei ſich zu ſehen,“ verſetzte Sigismunde erröthend.

„Wie intereſſant wäre es, wenn Sie dieſe ſchöne Gelegenheit benutzten, Mundchen, meine feurigen, ergebenen Wünſche zu krönen, und wir der verſammelten Geſellſchaft bei Tafel unſre Verlobung verkündeten,“ bemerkte Klingen ſcherzend, doch war der Vorſchlag ihm Ernſt. „Der herrliche fröhliche Herbſttag wäre dann entſcheidend für das Schickſal meines angebeteten reizenden Frühlingskindes.“

„Der Tag wäre paſſender für Sie, Herr Baron, als für mich," lachte Sigismunde ſchelmiſch. „Und doch wer kann wiſſen, was geſchieht, bevor es Abend wird."

„Sie machen mir bange. Hoffnung und Angſt beſtürmen zu gleicher Zeit mein Herz. Allerdings ſcheinen die Feſtlichkeiten auf ein beſonderes Ereigniß hinzudeuten. Iſt Ihrer Frau Mutter oder Ihr Geburtstag?"

„Ein ſchöner Anbeter, der nicht einmal weiß, wann der Geburtstag ſeiner Geliebten iſt!"

Ich bitte tauſendmal um Entſchuldigung! Sie verwirren mich. Sollte wirklich eine Verlobung? — — Sollte Goſſegk der Glückliche ſein? Aber nein, das iſt ja nicht möglich. Ich bitte Sie, Fräulein! Ich beſchwöre Sie! Erklären Sie ſich deutlicher, was haben Sie vor mit mir? was haben Sie heute vor?"

„Ich ſchwöre Ihnen zu, daß ich nichts mit Ihnen vorhabe!" rief das ſchelmiſche Mädchen pathetiſch. „Mein kleiner Finger hat mir nur eine in ihm aufgeſtiegene Ahnung zugeflüſtert, daß der heutige Tag allerdings entſcheidend für mein Schickſal werden dürfte."

„Es iſt zum Verzweifeln!" rief der Kammerherr mit viel theatraliſchem Anſtand, während Sigismunde dem fliegenden Ball nacheilte.

Nach wenigen Minuten war Goſſegk an ihrer Seite, der ihre Unterredung mit Klingen mit argwöhniſchen Blicken belauert hatte.

„Ei, Sie ſind ja mit dem langen Herrn dort freundlicher als je!“ ſagte er giftig. „Hätte er wirklich über andre, innigern Gefühlen entſprungene Huldigungen den Sieg davongetragen?“

„Sie irren, Herr von Goſſegk. Von einem Siege kann hier keinerlei Rede ſein.“

„O Sigismunde, wie oft hab' ich Ihnen ſchon zugeſchworen, wie glühend mein Herz Sie liebt und verehrt! Sie haben mir ſtets ausweichend, ſcherzend geantwortet. Möchte es Ihnen endlich gefallen, Ernſt zu machen. Entreißen Sie mich dieſer unerträglichen Ungewißheit. Erheben Sie mich zum glücklichſten Sterblichen oder ſchicken Sie mich mit einem Korbe heim. Zehnmal lieber einen Korb als dieſe Qual.“

„Sie ſollen heute noch Gewißheit haben. Mein Wort darauf!“ rief das Fräulein, und der Oberlieutenant ſah den davon Hüpfenden verblüfft nach.

An den Theetiſchen auf der Schloßterraſſe, wo die an Jahren ſchon vorgerückte Frauenſchaft Platz genommen hatte, waren Sigismundens Anbeter Gegenſtand des keineswegs milch- und honigſanften und unſchuldigen Geſprächs. Den meiſten und pikanteſten Stoff zur lebhaften Unterhaltung mußte der Kammerherr von Klingen abgeben.

„Sein Herz bleibt ewig jung,“ ſpöttelte die Oberforſtmeiſterin von Delleben. „Er gehört mit zu meinem Gefolge und wird meiner Tochter Emilie den Hof eben ſo eifrig machen, und ſo oft auch Amor ihm loſe Streiche geſpielt, ſein Herz iſt nie in Hymens Netze hangen geblieben.“

„Er hat ſchlimme Erfahrungen in dieſer Beziehung gemacht,“ warf die Hauptmännin von Teckner, eine hübſche kokette Vierzigerin, ein; „er war mit einer meiner Jugendfreundinnen verlobt, man mußte die Leutchen nach ihrem gegenſeitigen zärtlichen Benehmen Wunder wie verliebt in einander glauben; die Hochzeit war beſtimmt und bereits vor der Thüre, alle Anſtalten dazu gemacht, als ſich die Sache plötzlich auf eine ganz unbegreifliche Weiſe zerſchlug. Es gingen darüber ſeltſame Gerüchte um.“

„Ach, Sie meinen das Fräulein von Löwen!“ redete die Frau von der Neck, die auch eine Tochter zu verheirathen hatte. „Ich habe dieſe Dame früher auch gekannt. Sie hat ausgetobt. Gott habe ſie ſelig, aber ſie war in der That eine wunderliche Perſon, und ich kann den liebenswürdigen Kammerherrn nicht drum verdanken, daß er ſie hat ſitzen laſſen, die hätte ihm eine heiße Hölle auf Erden gemacht. Gottlob, es giebt geſittete, gutgezogene Töchter im Lande, die einen Mann, wie den Baron von Klingen, beglücken können, wie er's verdient."

„Pardon, gnädige Frau!" nahm das Fräulein von Buſch, die die Heirathsjahre hinter ſich hatte, das Wort, „Sie ſind im Irrthum, wenn Sie glauben, Herr von Klingen habe das Fräulein von Löwen ſitzen laſſen. Die Sache verhält ſich gerade umgekehrt; ich bin genau unterrichtet. Zwei Tage vor der Hochzeit ließ ihm das Fräulein das Haus verbieten und ſetzte einen ſo ſtarken Trumpf darauf, wenn er es wagen würde, ihr wieder vor die Augen zu kommen, daß er weislich daheim blieb und jeden Verſöhnungsverſuch unterließ. Er kannte ihren feſten Charakter zu gut, als daß er nicht wußte, ſie werde ihn mit der Hundepeitſche empfangen, wie ſie ihm gelobt hatte."

„Fi donc! Wie gemein!" rief Frau von der Neck mit gekünſteltem Abſcheu. „Der Himmel hat wohlgethan, dieſe Dame zum Beſten ihrer Familie und des ganzen Adels unſres Landes von der Erde zu nehmen; denn ſie beſchimpfte unſern Stand. Sie hatte unausſtehlich freche Manieren und ſprach in Geſellſchaft über Dinge, an die eine junge Dame gar niemals denken ſollte. Ich bin einmal über das andre roth geworden. Zuletzt ſoll ſie noch eine ſcandalöſe Geſchichte mit einem Jägerburſchen gehabt haben und dadurch in eine Criminaluntersuchung verwickelt worden ſein, worüber ſie ſich todt alterirt. Die Sache iſt von der Familie unterdrückt worden, und man hat niemals reinen Grund erfahren. Wer wollte auch ſolche Geſchichten aufzudecken Luſt haben, über die der Tod ſeinen dunkeln Mantel gedeckt."

„Ich verſichere Sie, daß Sie das Fräulein zu ſtreng beurtheilen," eiferte Fräulein von Buſch. „Iſt es denn ein Verbrechen, ſich die Zügelloſigkeiten und Inconvenienzen der Männer nicht gefallen laſſen, ſich ihnen nicht ſklaviſch unterwerfen zu wollen? Fräulein von Löwen verdiente von uns alles Lob; denn ſie iſt für die Ehre unſres Geſchlechts gegen die anmaßenden Männer muthig in die Schranken getreten und wollte lieber unverehelicht ſterben, als ihren edlen Ueberzeugungen etwas vergeben. Daß ſie mit männlichen Erbärmlichkeiten nichts gemein haben wollte, müßte ſie in den Augen aller Frauen, die etwas auf die Ehre ihres Geſchlechts halten, eher hoch als tief ſtellen."

„Mein Fräulein, Sie vergeſſen, daß der Baron von Klingen zu den Bewerbern um die Hand der Tochter des Hauſes gehört, deſſen Gaſtlichkeit wir den Genuß des heutigen Tages verdanken."

„Nicht ſo, gnädige Frau, wie Sie zu vergeſſen ſcheinen, daß das ſelige Fräulein von Löwen ſogar zu den Verwandten dieſes Hauſes gehörte."

„Zu den Verwandten?“ fragte die Angeredete verlegen und forſchte mit dem Auge nach der Baronin Scheller hinüber, die ſchweigend zugehört hatte.

Es iſt mit der Verwandtſchaft nicht weit her,“ verſetzte die ſanfte Frau. „Die Mutter des Fräuleins wurde von ihrem Gemahl, dem damaligen Hauptmann von Löwen geſchieden. Da nur ſie katholiſch, er aber Proteſtant war, ſo verheirathete er ſich bald darauf wieder mit meiner ältern Schweſter in Mecklenburg, unſerm Vaterlande, wohin ihn der Krieg geführt hatte. Die geſchiedene Frau von Löwen ſoll durch die Heftigkeit ihres Charakters dieſe Trennung veranlaßt haben. Die Tochter fiel ihr zu, und ſie ſoll dieſelbe in ihrem ſchrankenloſen unverſöhnlichen Haſſe gegen den Vater und deſſen Frau und Kinder erzogen haben. So hat dieſe Wilhelmine von Löwen niemals meine Schweſter oder deren Kinder, ihre Geſchwiſter, kennen gelernt. Auch mir iſt ſie nie bekannt worden.“

„So ſcheint es, daß Mutter und Tochter von gleicher Natur und Art geweſen ſind,“ rümpfte die Oberforſtmeiſterin von Delleben die Naſe. — — „Aber Sie haben uns zu ſagen vergeſſen, Fräulein von Buſch, wodurch Fräulein von Löwen ſo ſehr auf ihren Verlobten erbittert wurde, daß es zu ſolchem ſcandalöſen Bruche kam.“

„Ich werde mich wohl hüten, das hier laut auszuſprechen, wo Herr von Klingen ſo viele Freundinnen zu zählen ſcheint. Laſſen wir dieſen Affront auf ſich beruhen.“

Dieſe Abwehr war für die meiſten der Damen ein Stachel, ſich eifrigſt nach der Sache zu erkundigen, und als bald darauf die Damen ſich erhoben, um paarweiſe einen Spaziergang durch den Park zu machen, ſah ſich Fräulein vom Buſche von den Wißbegierigſten umringt, die ihr einzeln unter den bündigſten Verſicherungen unverbrüchlicher Verſchwiegenheit das Geheimniß entlockten, daß der Kammerherr in dem Dorfe, wo ſich ſeine Braut bei Verwandten aufgehalten, ein Bauernmädchen allzu liebenswürdig gefunden, ſo daß ſich die ländliche Schöne, um ſich ſeiner Zudringlichkeiten zu erwehren, ihren Liebhaber, einen handfeſten Burſchen angerufen, der dann auch dem zwiefach verliebten Baron auf den Dienſt gelauert und ihn dermaßen durchgeprügelt habe, daß ſich der Unglückliche nicht wohl in Geſellſchaft habe ſehen laſſen dürfen, um nur nicht über die rückgebliebenen Spuren ſeines Abenteuers zur Rede geſtellt zu werden.

Die Braut ſei noch mehr, als über die Treuloſigkeit ihres Verlobten, über ſeine Feigheit empört geweſen, welcher die Schläge ruhig hingenommen, wodurch er zum Geſpötte aller Dorfbewohner geworden ſei, und dies ſei der Grund geweſen, warum ſie ihm ebenfalls mit

Prügeln gedroht habe. Die wiſſenden Damen geſellten ſich zu den unwiſſenden und nach einer halben Stunde war die ganze Geſellſchaft in das Geheimniß des Kammerherrn eingeweiht, der unterdeſſen ſorglos Ball ſpielte. Die heroiſche Dame, von der hier und da noch Schlimmeres erzählt wurde, und deren frühzeitigen Tod man nur bedauerte, weil man dadurch des Vergnügens beraubt wurde, ſie perſönlich kennen zu lernen, wurde der Gegenſtand vielfacher Unterhaltung. Man wußte nicht nur von ihr, ſondern auch von ihrer ebenfalls ganz vor kurzem verſtorbenen Mutter, ſo wie von ihrem Vater pikante und amüſante Anekdoten zu erzählen, und ſo erhob ſich unter der Geſellſchaft bald ein Streit, zu welcher Linie der Löwen die Familie des Fräuleins gehöre, da es deren drei gäbe. Die Wirthin ſelbſt konnte darüber keine beſtimmte Auskunft geben. „Mein Schwager,“ entgegnete ſie auf die deshalb an ſie geſtellte Anfrage, „fiel als Major in Frankreich. Die Kinder waren noch nicht erwachſen, und ſo zweifle ich faſt, daß meine Schweſter, die ihm vor einigen Jahren nachgefolgt iſt, in dieſer Beziehung genau unterrichtet war. Darüber könnte uns nur der Bruder meines ſeligen Mannes, der Geheimrath von Scheller Auskunft geben, der das ganze Adelslexikon, alle Stammbäume der edlen Familien unſres und der benachbarten Staaten, ich möchte behaupten ganz Deutſchlands, auch etwas und oft ſogar Bedeutendes von Frankreich, Italien, England und Rußland im Kopfe hat, die Häupter der erſten Familien auf ſeinen diplomatiſchen Reiſen während faſt funfzig Jahren perſönlich kennen gelernt hat und in allen offnen und geheimen Geſchichten eingeweiht iſt."

In dieſem Augenblicke rollte ein eleganter Reiſewagen die Landſtraße daher, Sigismunde ſprang nach dem Thore und die Baronin beurlaubte ſich lächelnd von der Geſellſchaft, um, wie ſie ſagte, einen noch erwarteten Beſuch zu empfangen. Mutter und Tochter eilten Hand in Hand auf den im Hofe haltenden Wagen zu, deſſen Schlag eben die Diener des Hauſes öffneten, aber Beider Geſichter nahmen einen Ausdruck befremdeter Ueberraſchung an, als ſich ein kleiner alter Mann aus dem weiten Reiſemantel herausſchälte, und ſie mit den freundlichſten Mienen und Worten begrüßte.

„J der Onkel!" rief Sigismunde froh und herzlich.

„Der Wolf in der Fabel!" fügte die Baronin hinzu; „ich habe ſo eben von Ihnen geſprochen."

„Aber mein Gott, lieber Onkel, woher kommen Sie denn?"

„Von Wien, mein Kind. Es freut mich, Kinderchen, daß ihr mich in ſo gutem Andenken habt. Ich euch auch; das beweiſt meine Reiſe zu euch. Ja, ja, ich habe ſo ein allerliebſtes Plänchen mit Sigismunde vor. Ei, wie haſt Du Dich ausgerůndet, Kind, ſeit ich

Dich nicht geſehen! ganz wie meine ſelige Schweſter, als ſie den Oberzeugmeiſter heirathete. Das kommt meinem Plänchen ſehr zu ſtatten. Nun davon nachher! Jetzt zur Geſellſchaft, die ich ſchon im Garten bemerkt. Das iſt allerliebſt. Es iſt doch ein bekannter Zirkel? Nun mir iſt er auf keinen Fall unbekannt, und den jungen Nachwuchs ſtellen Sie mir vor, Frau Schwägerin.“

„Sie können gleich den Streit ſchlichten, der in Bezug auf den Stamm meines verſtorbenen Schwagers, des Majors von Löwen, ausgebrochen iſt. Die Geſellſchaft kann nicht darüber einig werden, zu welcher Linie der Löwen er gehörte.“

„Ach, das iſt eine unglückliche Linie! Ich kenne die Schickſale des ganzen Hauſes genau.“

Am Arme der Baronin ſchritt der kleine alte Geheimrath von Scheller nach dem Garten und begrüßte mit dem zierlichſten Anſtand und den feinſten Manieren, deren Urſprung noch über die Revolution hinaus datirte, die Geſellſchaft, lief von einer Dame zur andern, ließ ſich die jüngern vorſtellen und erinnerte die alten an „ihre Jugendſtreiche,“ wie er ſich ſelbſt belachend ſich auszudrücken beliebte. Nachdem er ſo ſich einige Zeit meiſt unter den Damen herumgetrieben hatte, nahm er mitten unter ihnen in dem herbeigebrachten Fauteuil Platz, und plauderte mit dem Kammerherrn von Klingen, der ihn für den erwarteten Beſuch hielt und deſhalb ein ſehr vergnügtes Geſicht machte. Die Damen erinnerten ihn endlich, ihnen gewiſſen Aufſchluß über das Haus Löwen zu geben, mit welchem die Wirthin ſo nahe verwandt war, und der Geheimrath erhob ſogleich die Stimme: „Wer könnte das beſſer wiſſen, als ich, der ich mit dem ſeligen Major durch die Bande der innigſten Jugendfreundſchaft liirt und ſein Unterhändler mit ſeinen beiden Frauen war; mit der erſten, um von ihr, mit der zweiten, um zu ihr zu kommen. Der Major war der einzige noch übrige Sproſſe der Tannenforſter Linie der Löwen, ſogenannt von dem alten Schloſſe Tannenforſt im E**ſchen Kreiſe, das aber ſchon ſeit fünfzig Jahren im Beſitz des Grafen Hans von Born und deſſen Erben iſt.“

Diejenige der Damen, welche daſſelbe behauptet hatte, triumphirte, und der Geheimrath fuhr fort: „Dieſe Linie war die reichſte, mächtigſte und bevölkertſte zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, wo ſie entſtand, indem ein Kunz von Löwen das Schloß vom Fürſten zum Lohn erhielt; jetzt iſt die Linie von all dem Genannten mit einigen Dörfern und großer Waldung das Gegentheil, und das iſt ſie durch ein ſeltſames und ſchauerliches Schickſal geworden.“

Der Sprecher ſah ſich mit einem ernſten Geſichte im Kreiſe um, und ſeine Augen verriethen zu deutlich, daß er um dieſes Schickſal gefragt ſein wollte.

Ein Paar Damen, paſſionirte Liebhaberinnen von ſchauerlichen Geſchichten, thaten dem alten erzählſüchtigen Herrn auch den Gefallen, ihm zuzurufen: „Aber bitte, bitte, Excellenz, erzählen Sie uns doch das Schickſal der Familie Löwen.“ Und ſo verklärte ſich ſein altes runzliches Geſicht wieder, er rückte ſich im Stuhle zurecht, gab ſich ein wichtiges Anſehen, verneigte ſich galant gegen die Damen, räusperte ſich, und begann, von einem großen Kreis von Zuhörern umdrängt, folgendermaßen:

„Der Enkel des genannten Kunz von Löwen, Gründers der Tannenforſter Linie des Hauſes, Namens Leo von Löwen, war auf dem alten Schloſſe Tannenforſt und in den Wäldern, die es umgeben und ihm den Namen gegeben haben, zum Nimrod aufgewachſen. In ſeinem fünfundzwanzigſten Jahre war er ſchon Oberforſtmeiſter geweſen. Wochen lang zog er mit ſeinen Waidgeſellen durch die weitläufigen Forſte ſeiner Beſitzungen, wo der Bär noch hauſte und das wilde Schwein gehegt wurde. Mit ſeiner Gemahlin, einer Franzöſin und geweſenen Hofdame der Herzogin Julia, hatte er zehn Kinder gezeugt, wovon ſechs Söhne; alle zehn lebten zur Zeit der Begebenheit, die ich Ihnen vorzutragen die Ehre haben werde. Baron Leo mochte ein angehender Funfziger ſein, ſein älteſter Sohn und Erbe, ſein Liebling, Namens Leopold, war dreiundzwanzig Jahre alt. Noch muß ich bevorworten, daß die Löwenſchen Waldungen auf einer

Seite die Landesgrenze bildeten und aus dem Nachbargebiet öftere Streifzüge von Wilddieben den ſchönen Wildſtand verwüſteten. Darüber gerieth der Baron wöchentlich ein paar Mal in unbegrenzte Wuth und ſchwur hoch und theuer, die ganze Diebsrace von der Erde zu vertilgen. Alle ſeine Förſter, Jägerburſchen, Kreiſer, Forſtwarte und Waldläufer hatten den ſtrengſten Befehl, auf jeden Wilddieb zu ſchießen. Aber die kühnen Schützen kamen nie bei Tage und nie allein, ſondern bei Nacht in ziemlicher Anzahl, ſo daß ein Angriff auf ſie nur dem verderblich werden mußte, von dem er ausging. Die Jäger waren aber keine Narren und ließen lieber das Wild als ſich ſelbſt von den Diebsſchützen todtſchießen, und wenn der Baron wüthete, ſo logen ſie ihm wunder vor, wie viel Schüſſe ſie auf Wilddiebe gethan hätten. Legte er ſich ſelbſt einmal mit ihnen in Hinterhalt, ſo kamen gewiß keine Wilddiebe, ſo daß es nicht unwahrſcheinlich ſchien, ſie möchten unter der Umgebung des Grafen ſelbſt ihre guten Freunde haben. Auf dieſe Weiſe war manches Jahr vergangen, und der Baron hatte mit aller Wuth die Sache nicht weiter gebracht; mancher Sechszehner wurde ihm gleichſam vor der Naſe weggeſchoſſen. Den Dorfbewohnern fraß das Wild die ohnedies ſpärliche Saat ab und die meiſten Felder ſchienen nur da zu ſein, um Steuern auf ſie zu geben; denn einbringen thaten ſie ihren Beſitzern wenig oder gar nichts.

Die Bauern jener Zeit hegten aber nicht ſo freche Gedanken, wie die heutigen Tags, und ertrugen geduldig ihren Schaden als etwas, das ſich nicht ändern laſſe. Es trat aber in der letzten Zeit des ſiebenjährigen Kriegs Theuerung in jener Gegend ein, und die Bauern waren theilweiſe von der Pietät ihrer Väter gegen die Herrſchaft abgekommen. Es lag unter den drückenden Umſtänden den Landleuten viel daran, alle ihre Felder zu benutzen und ihre Ernte ungeſchmälert in die Scheuer zu bringen. Das Wild ſchien in dieſem Jahre aber gerade auch hungriger zu ſein, als zu andrer Zeit, und kehrte ſich wenig an die bei Nachtzeit am Waldrande angezündeten Feuer, und an den Zuruf und die Prügel der Bauern. Die ganzen Dorfſchaften hätten müſſen bei Nacht auf der Lauer liegen. Da hatte denn unter der Hand einer und der andre von den Bauern ſich heimlich eine Flinte angeſchafft und bald krachte es hier und da auf Rechnung der Wilddiebe. Als den Bauern das Wildpret zu ſchmecken anfing, mochten ſie wohl auch einen Schritt weiter gehen und ſich bei Nacht, wo man die Wege nicht erkennen kann, von ihren Aeckern in den Wald verlaufen. Man erzählte ſich in der Umgegend, die Bauern hätten mit den Wilddieben gemeinſame Sache gemacht. Dieſe Gerüchte drangen natürlich zu den Ohren des Baron Leo in der Reſidenz; er entbrannte in neuer Wuth und eilte in der Nacht heimlich auf ſein altes Schloß. Noch nicht dort angelangt, hört er aus dem Walde herausreitend in der Nähe einen Schuß; er ſpringt vom Pferde und ſchleicht, wie ein Tiger, nach der Gegend. Er ſieht einen Mann im ungewiſſen Schein der Nacht, der ſein Gewehr ladet. Der Baron wirft ſich auf ihn, packt den Schreienden, ruft ſeinen Reitknecht zum Succurs, und beide bringen den Gefangenen in ein im Walde einſam gelegenes Pürſchhaus. Dort prügelt der Baron den Mann furchtbar und halb todt, bindet ihn an und ſperrt ihn ein. Dem Reitknecht legt er Schweigen auf. Am andern Morgen giebt er ſeinen Jägern Befehl, ihm einen tüchtigen Hirſch zu fangen; dazu waren mehrere Fallen in den Forſten. Nach einigen Tagen wird ein Zwanzigender gefangen, und der Barón läßt dem Thiere wenig und nur aufreizende Nahrungsmittel reichen. Der vermißte Dorfbewohner, Gatte und Vater von fünf oder ſechs Kindern, wird von der troſtloſen Familie, Freunden und Bekannten überall geſucht; es iſt, als ob er von der Erde verſchwunden ſei. So rückte der St. Hubertustag heran, der auf den dritten November fällt und an welchem bekanntlich die hohe Jagd eröffnet wird. Da viele der Damen mit tüchtigen Waidmännern verbunden oder befreundet ſind, ſo wird ihnen eben ſo wenig unbekannt ſein, daß St. Hubertus der Schutzheilige der Jagd und der Patron aller Jäger iſt. Der Baron hatte eine große und glänzende Geſellſchaft auf Tannenforſt gebeten, faſt den halben Adel des Landes; denn mit der großen Jagd ſollte zugleich die Verlobung ſeines älteſten Sohnes Leopold mit einer Gräfin von Born auf Tannenforſt gefeiert werden. Das reizende Mädchen war mit ihren Eltern, Brüdern und Verwandten ebenfalls eingetroffen. Eine rauſchende Muſik eröffnete den St. Hubertustag. Hunderte von Gäſten waren im Schloſſe. Solch eines Feſtes in dieſen alten Mauern wußte ſich kein Menſch zu erinnern. Nach einem kleinem Frühſtück brach die Geſellſchaft zu Roß und Fuß auf. Die Braut auf einem prächtigen zahmen Zelter, der ihr vom Baron Tags vorher verehrt worden war. Alles ſtrahlte Frohſinn und Vergnügen. Die Jagd begann in den weitläufigen Forſten. Die ſtolzeſten Hirſche wurden herbeigetrieben und erlegt. Die Braut hatte den erſten Schuß gethan; man brachte ihr einen herrlichen Sechszehnender, den ſie geſchoſſen haben ſollte. Wilder Jubel und Hörnerklang erfüllten die Luft. Aber plötzlich ertönt ein ſchneidender Schrei, der ſich raſch in der Menge fortpflanzt; Jubel und Hörner ſchweigen, kein Schuß wird mehr gehört, nur ängſtliches, markerſchütterndes Schreien, dann Todtenſtille. Die Hintern drängen vor, ein neugieriges Fragen entſteht unter den Schützen. Plötzlich ſtürzt ein ungeheurer Hirſch hervor, einen Menſchen in ſeinem Geweih tragend. Und was für einen Menſchen!

Die Kleider hängen zerfetzt um ſeinen elenden Körper, deſſen Blöſen mit Blut bedeckt ſind, das aus unzähligen Wunden ſtrömt; ſein bleiches Haupt hängt ermattet und ebenfalls blutend herab, ſein ſterbendes Auge fleht noch um Erbarmen, ſeinem Munde entquillt das gräßlichſte Jammergeſchrei. Alle mitleidigen Herzen ſtoßen Entſetzenstöne aus; die Braut verhüllt dumpf ſchreiend ihr Antlitz und ſinkt in Ohnmacht. Die Treiber haben den vermißten Mann erkannt und rufen ſeinen Namen. Alle begreifen im Nu, was hier geſchehen iſt. Und der Baron tritt mit kaltem Triumph vor und ſpricht laut, daß es Alle vernehmen: „Seht hier endlich die gerechte Strafe eines Wilddiebes! Ich habe ihn, wie es immer Gebrauch war, auf den Hirſch ſchmieden laſſen; ich habe ihn ſelbſt auf der Wilddieberei ertappt. So geſchehe ferner allen Frevlern, die meine Gebote verachten.“ — Aber dieſe Worte bringen auf die Menge nicht die beabſichtigte Wirkung hervor. Alle ſtehen wie erſtarrt, indeß der Unglückliche jammernd fleht, ihn zu erſchießen, damit er ſeiner furchtbaren Qual los werde. Der wüthende Hirſch rennt wieder mit ihnen fort, die Treiber verſuchen ihn zurückzuhalten. Leiſe Flüche über die Grauſamkeit des Baron werden hier und da vernommen. Der Unglückliche war als ein braver, unbeſcholtener Mann bekannt und beliebt. In dem Augenblicke, als der Hirſch durchbrechen will, ſtürzt die Frau des erbarmungswürdigen Menſchen, die eine düſtere Ahnung hierher getrieben hat, mit ihren beiden jüngſten Kindern auf den Armen hervor und dem auf's Aeußerſte gereizten Thiere des Waldes in den Weg. Sie iſt außer ſich und weiß nicht mehr, was ſie thut. Kreiſchend wirft ſie die Kinder an den Boden und will den Hirſch aufhalten. Die Treiber ſpringen hinzu, um noch Gräßlicheres zu verhüten, aber ſchon hat es begonnen, ſchon iſt es geſchehen. Alles muß vor dem raſenden Thiere fliehen. Er ſpießt das eine Kind, zertritt das andere und ſchleift die wahnſinnige Frau. Der ſtarre Schrecken löſt ſich jetzt. Alles ſchreit durch einander nach Hülfe. Die kühnſten Jäger ſpringen hinzu; es fallen Schüſſe, der Hirſch iſt getroffen, aber er raſt nun durch das Dickicht. Die Frau läßt nicht von ihm, und erſt nach mehreren hundert Schritten ſtürzt er zuſammen. Alle eilen zu der Stelle, ſelbſt der Baron und ſeine Söhne. Sterbend liegen Hirſch, Mann und Frau zuſammen. Es findet ſich, daß die Frau von einer Kugel getroffen iſt. Welch ein ſchaudervoller Anblick! Und doch bleibt Baron Leo kalt dabei. Kaum hat der Sterbende ihn erblickt, als er ausruft: Fluch über Dich und Dein Haus, Du gräßlicher unmenſchlicher Böſewicht! Mein Blut und das Blut meines Weibes und meiner Kinder kommen über Dich und Deine Kinder, und der St. Hubertustag bringe euch Tod und Verderben, bis kein Menſch von Deinem

Stamme mehr übrig iſt! — Amen! ſetzte das Weib hinzu, und beide ſtarben unter großen Schmerzen. — Der Baron aber ſchlug eine helle Lache auf und meinte, an ſolchem Bauernvolke ſei ganz und gar nichts gelegen. Es gäbe des Gezüchts genug. Die Wilddiebe werde er aber nun hoffentlich los ſein, und wenn nicht, ſo werde er das heilſame Experiment bald wiederholen laſſen. Dieſe gottloſe Rede erfüllte die Zuhörer mit neuem Grauſen, und Viele wandten ihre Pferde und flohen mit Abſcheu und Entſetzen in den Zügen den Ort ſolcher Gräuel. Als der Baron dies bemerkte, bot er in Worten und Thaten Alles auf, um die Gäſte zurückzuhalten. Er ſpottete der Flüchtlinge und ermunterte die Andern, ſich unbegrenzter Luſt hinzugeben. Die Muſikanten mußten die ſchmetterndſten Fanfaren blaſen, dann riefen die Jägerhörner zum Frühſtück in einen großen Saal von Tannenreiß, welchen der Baron einige Tage vorher an einer herrlichen Waldſtelle hatte aufführen laſſen. Der Saal füllte ſich zwar und die Muſikanten machten Lärm genug, aber ſie blieſen die Freude nicht herbei. Die Gäſte waren blaß und angegriffen, und ſahen ſich mit bedenklichen Geſichtern an. Der Baron ließ die beſten und ſchwerſten Weine auftragen und brachte die Geſundheit der Gräfin Born aus, die ſich eben erſt von Weinkrämpfen erholt hatte. Hierauf erhob er ſich abermals und verkündete mit lauter Stimme die Verlobung ſeines Sohnes Leopold mit der jungen Gräfin Born. Die jungen Leute mußten ſich die Hände reichen und die Ringe wechſeln. Dann wurde ihre Geſundheit getrunken. Der Baron leerte jedesmal ſein Glas und gerieth in eine an ihm ungewohnte Luſtigkeit. Er lachte, machte Witze, brachte Toaſte auf ſeine Gäſte, lärmte, ſchrie und trank dazwiſchen Glas auf Glas leer. Immer andre und beſſere Weine, neue Gläſer, Muſik! Jubel! Manchen erſchien er wie der Jubel in einem Irrenhauſe oder die tolle Luſt der Galeerenſklaven in einem Lager. Endlich erhob ſich der Baron, um die Jagd fortzuſetzen. Er war berauſcht; aber Niemand hätte es wagen dürfen, ihn auch nur mit einem Blicke daran zu erinnern. Sein Sohn Leopold ging beſorgt neben ihm. Der Baron hatte ſich von ſeinem Büchſenſpanner das geladene Gewehr geben laſſen. Der Jäger hatte ein bedenkliches Geſicht dazu gemacht, aber wer hätte es ihm verweigern dürfen? Er ſpannte den Hahn, um auf ein Wild zu warten. Da fiel ihm ein, noch einige Schritte bis zur Spitze eines Hügels vorwärts zu gehen, aber er ſetzte den Hahn nicht wieder in Ruhe und nahm das Gewehr auf. Leopold wich nicht von ihm. Am Hügel glitt der Baron plötzlich an einer naſſen Stelle aus und fiel, der Schuß entlud ſich, und Leopold ſtürzte durch die Bruſt getroffen zuſammen. Ein neuer Schreckenrufs ging durch die Menge. Bis in's tiefſte Herz hinein ſchaudernd wandten alle ihre Schritte oder Pferde, um ſo raſch als möglich einem Orte zu entkommen, wo die ewige Gerechtigkeit ſo ſchnell, ſo draſtiſch, ſo furchtbar richtete und ſtrafte. Selbſt die roheſten, gleichgültigſten Bauern ſtanden erſchüttert vor der Leiche Leopolds. Er war ohne große Schmerzen ſchnell geſtorben. Sein Vater lag ſtumm über der Leiche her und badete ſich in dem entſtrömten Blute. Niemand wagte ihn anzurühren. Die unglückliche Verlobte wurde ohnmächtig fortgetragen. Nach einer halben Stunde war außer den Jägern des Barons und den Bauern kein Menſch mehr auf dem Platze. Man mußte ſich endlich entſchließen, den Baron aufzuheben, um die Leiche zu entfernen. Seine jüngern Söhne unterzogen ſich dem Geſchäfte. Sie führten ihn fort, er ließ alles mit ſich machen, was ſie wollten, und war ein von Grund aus verwandelter Menſch. Er ſprach kein Wort und ſtarrte tiefſinnig vor ſich hin. Das Schloß war wie ausgeſtorben, ſelbſt die Familie Born war fort. Niemand hatte ſich in dem Hauſe aufhalten wollen, wo Gottes Zorn ſo ſichtbar gewaltet. Der Baron blieb in dieſem Zuſtande. Er fragte nicht nach dem Todten und nicht nach den Lebenden. Still ſchlich er im Hauſe und im Park umher. An eine Rückkehr in die Reſidenz war nicht zu denken; auch verlangte ihn dort kein Menſch. Er wurde wie ein von Gott Gezeichneter betrachtet. So blieb er denn in Tannenforſt. Mit der Zeit fiel er ganz vom Fleiſch, und als der Sommer kam, war er nichts weiter als ein wandelndes Gerippe. Das einzige Wort, das man zuweilen von ihm hörte, war das von einem Seufzer begleitete Angſtgeſtöhn: St. Hubertustag. Gegen den Herbſt zu wurde er theilnehmender an den Dingen außer ihm. Er wendete ſich der Religion zu und man ſah ihn ſtundenlang vor einem Hausaltar knieen und inbrünſtig beten. Darauf ließ er auf der Stelle, wo ſein Sohn geſtorben war, eine Kapelle erbauen und von da aus eine Stallung durch den Wald hauen, ſo daß man aus den vordern Erkerfenſtern des Schloſſes über das dazwiſchen liegende Thal, worin ſich das Dorf hinzog, auf dem gegenüberliegenden Berge durch die Stallung die Kapelle ſehen konnte, die gerade auf dem Rücken des Berges ſtand. Dorthin wandelte er nun alle Tage, betrieb den Bau und verrichtete ſeine Andacht. Selbſt das eingetretene ſchlechte Herbſtwetter konnte ihn nicht von ſeinem Bußgange abhalten. So kam denn der Hubertustag herbei. Der Baron war früh ausgegangen. Vergebens erwartete man ſeine Rückkehr. Man ließ ihn in der neuen Kapelle im Walde, im Park, im Dorfe ſuchen. Erſt gegen Abend kam die älteſte Tochter des auf den Hirſch geſchmiedeten Bauers in die Felſen unter dem Park, um ſich für ihre Ziege einiges ſpärliche Gras in dem ſchauerlichen Grunde zu ſuchen. Dort fand das Kind eine zerſchmetterte blutige Leiche und lief eilig in's Dorf, um es heulend zu verkünden. Zwiſchen einige ſcharfe Steinecken eingeklemmt fand man die entſeelte Hülle des Baron. Er war zweifelsohne von dem Felſen des Park hier herabgeſtürzt und hatte ſich im Fallen Haupt und Glieder zerſchmettert. Ob ſein Sturz Zufall oder Abſicht geweſen, war nicht zu entſcheiden. Die Dörfler nahmen ſich kreuzigend und ſegnend des Letztern an. Die entſetzlichen Ereigniſſe des vorigen Jahres wurden nun wieder in der Erinnerung aufgefriſcht und weit und breit erzählte man ſich mit Beben den Tod des Barons. Er wurde ganz ſtill in der Dorfkirche begraben, und ſein nun älteſter Sohn Wilhelm wurde Herr des Schloſſes. — Es vergingen Jahre, und der grauſige Fluch des ſterbenden Bauers ſchien nicht in ſeiner ganzen Ausdehnung in Erfüllung gehen zu wollen. Man wüßte ja auch nicht was man von der Barmherzigkeit Gottes denken ſollte, wenn die Kinder für die Schuld des Vaters büßen ſollten. Und doch ſteht der furchtbare Spruch in der Bibel: die Sünden der Väter werden heimgeſucht an den Kindern bis in's dritte und vierte Glied. Inzwiſchen war —" Hier wurde der Erzähler unterbrochen und die bis dahin von Antheil und Grauſen gefeſſelten Zuhörer und Zuhörerinnen ſahen ſich erſchrocken um. Es fuhr nämlich ein Wagen in den Hof, und Sigismunde, die, ohne daß es

Jemand im Eifer des Zuhörens bemerkt hatte, blaß und bläſſer geworden war, ſprang auf und in den Hof. Ihr Herz flog, während ein Paar Thränen an ihren langen ſeidenen Wimpern zitterten. Die Erzählung des Onkels ſchien ſie noch weit ſtärker erſchüttert und ergriffen zu haben, als die Andern. In dieſer Gefühlsaufregung war ſie bis zu dem eleganten Reiſewagen gelangt, aus welchem ein ſchöner junger Mann leicht und gewandt herausſprang. Sigismunde breitete ſich ſelbſt vergeſſend die Arme aus, um den reizenden Jüngling an ihre Bruſt zu ziehen, ihr Auge glänzte wonnetrunken, jede Spur von Kummer und Leid war wieder aus den lieblichen Zügen ihres Geſichts verſchwunden; aber zur rechten Zeit ſich beſinnend, ließ ſie die Arme wieder ſinken und lispelte ſchamhaft erröthend: „Sei mir willkommen, Emil! Du haſt lange auf Dich warten laſſen und mein Herz war in Angſt und Zagen um Dich.“ Und da ſie der junge Mann etwas verblüfft anſah, fuhr ſie fort: „Kennſt Du mich nicht mehr? Ich bin ja Sigismunde.“ Aber in dieſem Augenblicke war ihre Mutter hinzugetreten, verneigte ſich vor dem Angekommenen ſittſam aber kalt, und fragte höflich, wen ſie die Ehre habe ihren Gäſten als einen gewiß allerſeits höchſt angenehmen Zuwachs der Geſellſchaft zuführen zu dürfen?

„Mein Gott!“ rief Sigismunde beſtürzt, „Sie ſind nicht Baron Löwen? O ich bitte tauſendmal um Entſchuldigung!"

„Ich bin Graf Wilhelm von Born," verſetzte der junge Mann mit angenehmer Verbeugung und einem herzgewinnenden Lächeln, „und würde mich unendlich glücklich ſchätzen, wenn ich den liebevollen Empfang, den mir ihr Herz bereitete, mein Fräulein, auf mich hätte beziehen dürfen. Baron Löwen hat mich hierher zu einem Rendezvous beſtellt, gnädige Frau, indem wir Familienangelegenheiten perſönlich mit einander abzumachen haben und ich darf hoffen, daß er Sie von meinem Erſcheinen in Ihrem Hauſe vorher unterrichtet hat. Aus Ihrem Empfange, gnädiges Fräulein, ſchließ' ich freilich, daß der Baron noch nicht angelangt iſt."

„So iſt es, Herr Graf," nahm die Baronin etwas verlegen das Wort, während Sigismunde, wie eine Purpurroſe glühend, das Auge, welches mit ſo viel zärtlichem Ausdruck auf dem Jüngling geruht hatte, auf dem Boden feſthielt. „Meinem Neffen, den Sigismunde ſeit ſechs Jahren nicht geſehen, und mit dem Sie für den erſten Blick allerdings einige Aehnlichkeit haben, muß irgend etwas zugeſtoßen ſein, und Gott gebe, daß es kein Unfall iſt! denn er wollte ſeinem brieflichen Verſprechen nach ſchon geſtern bei uns eintreffen. Laſſen Sie ſich aber dadurch nicht abhalten, ſich der Geſellſchaft zu ſchenken, die Sie in meinem Garten beiſammen finden werden.“

Der Graf bot den Damen den Arm, den Sigismunde in ſichtbarer Verwirrung annahm, und die Baronin ſtellte der Geſellſchaft den neuen intereſſanten Gaſt vor. Der alte Geheimrath Scheller wurde für einige Augenblicke von einer Befangenheit überraſcht, wie ihm ſelten geſchah; er wußte ſie aber dadurch gut zu bemänteln, daß er auf den Grafen losging, und ſich lange mit demſelben unterhielt. Nichts deſto weniger konnte er nicht verhindern, daß eine der jüngern Damen, als die Geſellſchaft wieder Platz genommen hatte, eine augenblickliche Stille benutzte, um ihm zuzurufen: „Aber Excellenz haben ja Ihre Geſchichte noch nicht beendigt. Ich bitte im Namen meiner Freundinnen darum!“

„Ich bin fertig,“ erwiederte der alte Erzähler mit einer auffallenden Heftigkeit.

„Nein, nein!“ riefen die Mädchen. „Das iſt gar nicht möglich. Was ſträuben Sie ſich denn? Wir wollen Ihnen rechte gute Worte geben.“

Der Geheimrath ſchwitzte Angſtſchweiß und wußte ſich nicht beſſer zu helfen, als daß er Klingens Arm nahm und unter dem Vorwande, er habe ihm eine Mittheilung zu machen, mit ihm in den Gängen des Parks verſchwand.

Der Graf fragte, wovon hier die Rede ſei und welche

Erzählung ſeine Ankunft unterbrochen habe, worauf die Wirthin das Wort nahm und erklärte, es ſei ihr ſelber ſehr angenehm, daß ihr Schwager die Erzählung nicht fortſetze; dergleichen ſpanne wohl die Theilnahme der Zuhörer auf's Höchſte, verſtimme ſie aber auch dergeſtalt, daß ſelten hernach wieder die geſellige Freude aufkommen könne. „Die Erzählung ſchlug nämlich in das übernatürliche Gebiet der Prophezeiungen, Ahnungen u. ſ. w.“ wandte ſie ſich zu dem Grafen.

„Es wird Ihnen nicht viel helfen, gnädige Frau, dergleichen zum Beſten der frohen Stimmung Ihrer Gäſte abzuwehren,“ lächelte der Graf, „der Menſch hat einen angebornen unwiderſtehlichen Zug zu der überſinnlichen Welt, zum dunkeln Reich der Nacht, aus der wir Menſchenkinder auftauchen, in der wir wieder verſchwinden, ohne daß uns die höchſte Weisheit der Völker auch nur eine einigermaßen haltbare Vermuthung angegeben hätte, wie es vor oder nach unſerer irdiſchen Exiſtenz mit uns beſchaffen ſei.“

„Dieſer ſympathetiſche Zug des Menſchen, einzelne Blitze, die plötzlich aus jener Urnacht, der Mutter und das Grab aller Dinge, hervorzucken, aufzufaſſen, und ſich von ihnen zu erzählen und zu berichten, deutet auf unſern Urſprung, auf das Band, womit wir, ſo frei wir uns auch ſonſt zu bewegen ſcheinen, mit jener unſichtbaren Welt feſt verknüpft ſind. Der Menſch iſt ſich ſelber das große Geheimniß, an dem alle Jahrhunderte vergebens gerathen haben, an dem die Welt ewig vergebens rathen wird. Trotz dem fühlen wir uns fort und fort von einer in uns wohnenden Gewalt, die wahrſcheinlich mit dem unerrathbaren Geheimniß innig zuſammenhängt, angetrieben, nach jedem Funken zu haſchen, der hinter dem Isisſchleier, wo das verhüllte Licht wohnt, zu uns herüber glitzert. Das iſt eben der ewige Widerſpruch im Menſchen, der in tauſendfältiger Form und Geſtaltung immer derſelbe iſt, der unſer höchſtes Glück und Unglück zugleich ausmacht, die dunkle unheimlich rauſchende Quelle unſerer ſeligſten Freuden und unſeres trübſten Jammers, es iſt der Widerſpruch in uns, der die Dichter macht und die — Narren. Und ſo ſeh' ich denn auch," fuhr er lächelnd fort, „jene liebenswürdigen Damen dort dem gewaltigen Zuge folgen, der diesmal verkörpert in der Perſon des Geheimraths durch den Park eilt. Sie können nicht anders, ſie müſſen ihm folgen, und er wird ihnen, trotz aller Weigerung, die Geſchichte doch zu Ende erzählen müſſen."

Dieſe Bemerkung brachte wieder Heiterkeit unter die Geſellſchaft und hielt mehrere Damen zurück, welche ſchon auf dem Sprunge ſtanden, den vorangegangenen zu folgen.

„Was würden Sie dazu ſagen, meine Damen," nahm der Graf bald wieder das Wort, „wenn ich Ihnen verſicherte, daß auch mir in Bezug auf die kleine Reiſe, die mich Glücklichen hierher in Ihre reizende Mitte geführt hat, dennoch eine dunkle myſtiſche Prophezeihung geworden iſt und zwar aus dem Munde einer Prophetin, deren Ausſprüche in meinem Dorfe wie ein unfehlbares Orakel verehrt werden?"

„Ach bitte, bitte, erzählen Sie uns!" riefen junge und ältere Damen durcheinander. „Das iſt ſehr intereſſant! Eine Prophetin!"

„Ich muß um Entſchuldigung bitten," entgegnete der ſchlaue Graf. „Wäre es nicht höchſt unzart von mir, dem deutlich ausgeſprochenen Willen unſrer verehrten Wirthin ſo ſchnurſtracks entgegen handeln zu wollen? Nein, wir wollen von unſerm neuen Theatergebäude reden, das ſeiner Vollendung ſchnell entgegen geht."

„Ich werde Sie wohl nun ſelbſt bitten müſſen, Herr Graf, uns Ihre myſteriöſe Geſchichte zu erzählen," ſprach die Baronin auf einem leichten Anflug von Röthe.

„Dann würde ich freilich unmöglich widerſtehen können."

„O ſo erzählen Sie doch, und ſpannen Sie unſre Neugierde nicht auf's Höchſte!"

„In einem meiner Dörfer, Namens Tannenforſt, im Gebirge am Fuße des Schloſſes gleiches Namens gelegen, lebt ein von ſtillem Wahnſinn befangenes Mädchen, die ohngefähr vierundzwanzig Jahre alt iſt. Vor einigen Jahren war ſie das reizendſte Waldkind, und es dürfte auch hier unter Ihren männlichen Gäſten, gnädige Frau, nicht an ſolchen fehlen, die davon zu erzählen wüßten. Sehr widrige Schickſale haben das gute Kind nicht nur um ihre Schönheit, ja ſogar um den Verſtand gebracht. Dafür iſt ihr ein ſehr unheimlicher Gewinn geworden. Sie hat das zweite Geſicht bekommen, eine Erſcheinung, die im Gebirge gerade nicht zu den ſeltenſten gehört.“

„Was iſt das?“ fragte eine der jüngſten Damen.

„Haben Sie nie vom zweiten Geſichte der Hoch- oder Bergſchotten gehört? Dort iſt die Sache gewöhnlicher, als bei uns.“

„Erklären Sie uns, ich bitte!“

„Die ſo ſeltſam Begabten ſehen Ereigniſſe, die ſich fern von ihnen entweder in derſelben Zeit zutragen oder auch erſt in der nächſten Zukunft kommen, mit allen Einzelnheiten und Perſonen vor ihren Augen, ohne daß ſie oft auch nur Veranlaſſung und Zuſammenhang derſelben kennen. Es ſind lebendige Bilder, die ſich ihnen plötzlich vor die Seele ſtellen, deren Bedeutung ſie mit ihrem nüchternen Verſtande erſt errathen müſſen.“

„Und ein ſolches außerordentliches Weſen haben Sie in Ihrem Dorfe?“

„So iſt's, und aus den Wahrnehmungen ihres zweiten Geſichts wahrſagt ſie den Leuten, aber ſtets unaufgefordert und aus eigenem Antrieb. Sobald man ſie um etwas fragt, antwortet ſie niemals.“

„Ich möchte ſie kennen lernen!“ ſagten ein Paar Fräulein verſtohlen zu einander.

„Ei, ich auch!“

„Machen Sie mir die Freude, mich auf meinem Schloſſe zu beſuchen, die ganze verehrte Geſellſchaft,“ ſagte der Graf galant. „In dieſem Augenblicke würde es Ihnen freilich kein gaſtliches Dach bieten können; denn ich habe eine Menge Arbeiter darin, die es reſtauriren. Es war nämlich während der Jahre meiner Minderjährigkeit ziemlich in Verfall gerathen. Eine Schweſter meines Vaters wohnte darauf, und ſelbſt als ich die Volljährigkeit erlangt hatte, konnte ich es unmöglich über das Herz bringen, die alte Dame nur im Mindeſten zu ſtören. Doch iſt ſie vor einigen Monaten geſtorben, und nun betreibe ich die Reſtauration des Schloſſes mit großem Eifer, um es bis zur Eröffnung der hohen Jagd am St. Hubertustage fertig zu haben. Fügen Sie dann die weibliche Anmuth zur rohen Kraft der Männer, und mildern ſie dieſelbe am großen Jägerfeſte. Nehmen Sie Theil an unſrer Freude, damit wir verſtehen lernen, warum die Alten eine Dame zur Jagdgottheit erwählten. Diana ziehe mit ihrem Nymphengefolge in meinem Schloſſe ein!“ Bei den letzten Worten verneigte er ſich bedeutungsvoll gegen Sigismunden, die darob abermals erröthete.

„Am St. Hubertustage?“ fragte ſie mit faſt zitternder Stimme.

„Am St. Hubertustage?“ wiederholten die Andern.

„Er fällt den dritten November,“ fuhr der Graf unbefangen fort und achtete nicht auf die Betonung, womit die Damen das Wort ausſprachen. Das Feſt wird zu Ehren des heiligen Hubertus gefeiert, und man erzählt von dieſem Herrn, er ſei ein ſchöner aber ſchrecklich wilder und gottloſer Prinz geweſen, ein Sohn eines Herzogs Bertram von Guienne, habe am Hofe des fränkiſchen Statthalters oder Majordomus Pipin von Heriſtall allen Damen die Köpfe verrückt und ſei ein ganz unverwüſtlicher Jäger geweſen. Sonntags während des Gottesdienſtes mit wildem Halloh durch Feld und Wald zu jagen, ſei ihm eine wahre Luſt geweſen, ja er habe endlich den Frevel ſo weit getrieben, daß er ſogar am Charfreitage eine große Jagd im Ardennerwald veranſtaltet. Mit wilder Leidenſchaft verfolgt er hier einen prächtigen Hirſch, und dieſer verlockt ihn in eine finſtere Schlucht. Hier angelangt, wendet ſich plötzlich der Hirſch, und Prinz Hubertus erblickt mit Entſetzen zwiſchen den beiden Geweihen deſſelben auf der Stirne ein glänzendes Crucifix. Der Hirſch ſchreitet majeſtätiſch auf ihn zu, Hubertus fällt vom Pferde auf die Kniee und erhebt jammernd die Hände, die er zum erſten Mal faltet, dann verlaſſen ihn die Sinne. Seine Leute finden ihn halb todt und tragen ihn nach Hauſe. Als er nach einer langen gefährlichen Krankheit wieder zu ſich kommt, iſt er ein bekehrter Mann, geht in ein Kloſter und wird der ſtrengſte aller Ordensbrüder. Tag und Nacht betet er und kaſteit ſeinen Leib. Bald verbreitet ſich der Geruch ſeines frommen Wandels, und er wird zu geiſtlichen Würden befördert. Und ſo ſtarb er denn endlich als Biſchof von Maſtricht und Lüttich, nachdem er viele und erſtaunliche Wunder verrichtet hatte. Gleich nach ſeinem Tode wurde er vom Papſte heilig geſprochen, die frommen Jägersleute erwählten ihn aber zum Schutzpatron der Jagd, und ſo wird ſein Andenken jedes Jahr erneuert. Ich aber gedenke ihm dies Jahr ein recht glänzendes Feſt auf Tannenforſt zu geben, weil es das erſte iſt, das ich ihm feiere, und ſo ſind Sie denn nicht nur nochmals von mir herzlich dazu eingeladen, ja Sie müſſen mir ſogar mit Mund und Hand verſprechen, daß Sie kommen wollen. Da will ich denn auch mit meiner Prophetin aufwarten."

Mehrere der Damen gaben das verlangte Verſprechen recht freudig; denn Graf Born war noch nicht vermählt, noch nicht verlobt, ja man wußte ziemlich genau, daß er noch nicht einmal eine feſte Neigung gezeigt habe.

Auch die Baronin und Sigismunde mußten, obgleich zögernd, den Versprechenden beitreten.

„Ihre Tante, Herr Graf,“ ſagte nun das Fräulein von Buſch, „Frau von Löwen, war meine mütterliche Freundin, und ich habe ſie mehrmals auf Tannenforſt beſucht. Man hat mir geſagt, ſie habe noch viel leiden müſſen, und der Tod ihrer einzigen Tochter habe die letzten Tage ihres Lebens gar ſehr verdüſtert.“

„Ich kann in der That wenig Gewiſſes darüber berichten,“ antwortete der Graf, indem eine Wolke über ſeine hohe ſchöne Stirn lief. „Wie ich Ihnen ſchon ſagte, ich bin in der Reſidenz erzogen worden, habe ſpäter jahrelange Reiſen im Auslande gemacht und bin niemals nach Tannenforſt zur Tante gekommen, die, wie man mir geſagt, ſehr menſchenfeindlich geweſen ſein ſoll. Und bei Gott! ich bin gerade das Gegentheil, und ſo würden wir ſchlecht zuſammengepaßt haben. Nach dem Teſtament meines Vaters hatte ſie, als ſeine einzige Schweſter, den Sitz auf Tannenforſt bis zu ihrem Ende, und ſo habe ich denn nicht eher wirklichen Beſitz vom Schloſſe genommen, als bis ſie todt war.“

„Wir ſind durch dieſe Ihre Tante gewiſſermaßen verwandt, Herr Graf,“ wandte ſich die Baronin Scheller an den jungen lebhaften Mann. „Sie war die erſte Frau des Major Löwen, und meine Schweſter die zweite.“

„In dieſem Verhältniß liegt auch der Grund, gnädige Frau, weshalb Sie mich, den ungeladenen Gaſt, hier erſcheinen ſehen. Der Major Löwen hatte bei der Scheidung gewiſſe Kapitalien zum Unterhalt meiner Tante und ſeiner Tochter Wilhelmine angewieſen. Die Inſtrumente darüber haben ſich nach ihrem Tode nicht vorgefunden, und ich als der Univerſalerbe der Tante bin in den Beſitz jener Kapitalien gekommen. Allein es ſcheint, mit Unrecht; denn nur die Intereſſen waren Eigenthum der Tante bis zu ihrem Tode. Wäre ihre Tochter am Leben geblieben, ſo hätte dieſe wahrſcheinlich die ausgeſetzten Kapitalien geerbt. Nun aber dieſe früher geſtorben iſt, als ihre Mutter, müſſen, wie es ſcheint, jene Kapitalien an den Leibeserben des Major Löwen zurückfallen. Die Sache iſt allerdings noch verwickelter und läßt ſich nicht wohl in einen kurzen Vortrag faſſen. Der Erbe und Sohn des Major iſt Ihr Neffe, Herr Emil von Löwen, mit dem ich deshalb ſchon mehrere Briefe gewechſelt. Es macht ſich aber eine mündliche Unterredung zur Wahrung unſeres beiderſeitigen Intereſſes ſehr nothwendig, und zu dieſem Behufe hat er mich hierher beſtellt.“

„Er hat damit nicht nur mir und meiner Tochter, ſondern allen unſern Gäſten und Freunden eine große Freude gemacht.“

„Aber mein Himmel!“ rief wieder eine der jungen

Damen, „über das Alles haben wir noch immer nicht die Ihnen gewordene Prophezeihung vernommen. Wenn wir zum St. Hubertusfeſt nach Tannenforſt kommen ſollen, ſo müſſen Sie uns erſt die Prophezeihung zum Beſten geben. Wir hätten durchaus eher nichts verſprechen ſollen.“

„Beruhigen Sie ſich über das gegebene Verſprechen, Sie ſollen die merkwürdige Prophetin noch nachträglich erhalten. „Die ſtille Lore,“ wie ſie bei uns im Dorfe wegen ihres ſchweigſamen ruhigen Weſens heißt, begegnete mir nämlich, als ich vorgeſtern vom Schloſſe nach der Reſidenz zurückritt, ich hatte nach der vorſchreitenden Arbeit geſehen. Sie ſtarrte mich einen Augenblick an und ſagte dann mehr vor ſich als zu mir: Da wird der junge Graf morgen eine Reiſe machen und von einem guten Blick bezaubert werden, und dadurch kommſt Du endlich zur Ruhe, Vater Lorenz. — Und damit ging ſie vorüber. Von einem Reiſevorhaben hatte ich noch Niemandem ein Wort geſagt. Was ſie mit dem Vater Lorenz gemeint hat, verſtehe ich nicht. Daß man von einem böſen Blick bezaubert werden könne, haben Sie mit mir gewiß alle gehört, und der „böſe Blick“ ſpielt ja eine große und ſchauerliche Rolle im Volksglauben; daß ich aber auf dieſer Reiſe auch durch einen guten Blick bezaubert werde, ja vielleicht ſchon bin, bezweifle ich nicht länger, ſeit ich ſo unverhofft mich in Ihrer holden liebenswürdigen Geſellſchaft ſehe. Wer wollte da nicht an einen ſo ſüßen Zauber glauben?“

Die Fräulein ſchlugen erröthend die Augen zu Boden, einige aber blinzelten leicht nach dem ſchönen, jungen, reichen Manne hinüber, und es kam ihnen vor, als ſeien ſie im Nu von ihm bezaubert worden. Auch bewährte ſich die Vorausſage der Wirthin keineswegs; denn die junge Geſellſchaft war nach der myſteriöſen Unterhaltung nicht nur nicht verſtimmt, ſondern ſogar recht heiter. Die Baronin hatte ſich entfernt, um noch etwas zur Abendtafel zu beſorgen, zu welcher die Diener jetzt einluden. Der Graf reichte Sigismunden den Arm; ihr ſchönes Auge hing einen Augenblick ſo ſinnig ausdrucksvoll an ſeinen Zügen. Da flüſterte er ihr zu, während ſie leicht, wie Göttergeſtalten, über den Sand der Gänge hinſchwebten: „Mein Fräulein, glauben Sie nicht auch, daß ein einziger Blick, ein Sehen und Sich — geiſtig — Erkennen oft über des Menſchen Schickſal entſcheidet?“

„Gewiß!“ verſetzte ſie mit einem leichten Seufzer, „ich bin derſelben Meinung.“

„Ein ſolcher Blick,“ fuhr er fort, „gehört auch zu den überſinnlichen Momenten in unſerm Leben. Ich habe dies heute an mir ſelbſt erfahren. Die Prophezeihung der ſtillen Lore iſt ſchon an mir in Erfüllung gegangen. Ich bin von einem guten, von einem ſehr guten Blicke bezaubert, und er traf mich, als ich in Ihrem Hofe aus dem Wagen ſtieg.“

Er ſah ſie an, ihr Auge war thränengefüllt, ihr Arm zitterte in dem ſeinigen, ſie antwortete nicht. Bei Tafel fiel es Allen auf, wie ſehr doch Sigismunde ihre frühere Munterkeit ſo ganz und gar verloren habe und immer in ſich verſunken und ſinnend vor ſich hinſah, ja, wenn ſie angeredet wurde, wie aus einem Traume auffuhr, und nicht wußte, wovon die Rede geweſen war. Einige ihrer Freundinnen flüſterten ſich ſchon zu: Sigismunde habe ſich offenbar in den ſchönen Grafen verliebt. Denn der Baron Klingen und der Oberlieutenant von Goſſegk, mit denen ſie ſonſt immer am meiſten geplaudert, könnten ihr keinen Blick, ja kaum ein Wort abgewinnen, und wenn ſie ja rede, ſo ſei es mit ihrem Nachbar, dem Grafen, der hinwiederum auch Blick und Wort nur für ſie habe. Ein zweites Geflüſter lief von Ohr zu Ohr der jungen Damen, nämlich: die kühnſten unter ihnen hätten dem alten Geheimrath Scheller das Verſprechen abgenommen, ihnen das Ende der intereſſanten Geſchichte der Familie Löwen zu erzählen, doch habe er dabei die unerläßliche Bedingung geſtellt, daß durchaus kein männliches Individuum dabei ſein dürfe, und wo möglich auch ſeine Schwägerin und ſeine Nichte nicht. Deshalb ſei die Verabredung getroffen worden, ſich nach der Tafel in der Abenddämmerung einzeln fortzuſtehlen und im Pavillon am Ende des Parks zuſammen zu kommen, und wenn ſie beiſammen ſeien, die Thür von innen zu verriegeln, damit ſie nicht von einem läſtigen Zuhörer überraſcht werden könnten. Dieſe heimliche Verſchwörung unter den ſchelmiſchen Kindern erheiterte ſie ſehr, und ſie konnten kaum erwarten, daß die Tafel aufgehoben wurde; und als es endlich geſchehen war, ſo verſchwanden ſie im Park, eine nach der andern, jede männliche Begleitung ſorgfältig und ſchlau vermeidend. Mehrere hatten ſich hinter ihre Mütter und Tanten geſteckt, die ſofort die Herren um die Partie erſuchten, und ſo wurden die meiſten derſelben am Whiſttiſche gefeſſelt, der Graf Born und Sigismunde wandelten aber langſam und wie unbewußt allein auf der Terraſſe auf und ab und ſahen zuweilen in die Pracht des abendlichen Himmels, der ſich mit aufgeſchütteten Bergen bräutlicher Roſen ſchmückte, und in das hier und da herbſtlich verfärbte Grün der Bäume, das geheimnißvoll prächtig von der Pracht des Himmels abſtach. Sie erzählte ihm von den Freuden ihrer ſtillen Häuslichkeit, er ihr von ſeinen Reiſen im ſüdlichen Frankreich und Italien. Zuweilen ſahen ſie ſich wie verabredet einen Augenblick einander an, und dann entwand ſich jedesmal ein leiſer Seufzer Sigismundens gepreßter Bruſt. —

Im verſchloſſenen Pavillon ſaßen die neugierigen Mädchen im dichten Kreis um den ſeelenvergnügten alten

Geheimrath, der nur ſo glücklich war, weil er nun ungeſtört ſeiner Erzähllust nachhängen konnte. Mit umſtändlicher, ſich breit machender Geſchwätzigkeit begann er: „Ich weiß nicht, ob Ihnen die Geſchichte vom heiligen Hubertus bekannt iſt, wie derſelbe aus einem gottloſen Prinzen und tollen Jäger ein ſtiller Mönch und frommer Biſchof geworden iſt.“

„Ja, ja, die kennen wir!“ riefen mehrere Mädchen kichernd, „die hat uns Graf Born ſchon vor der Tafel erzählt.“

„Nun dann brauch' ich es nicht nach derſelben,“ erwiederte die Excellenz piquirt. „In dem Baron Leo von Löwen ſehen wir das leibhaftige Ebenbild des heiligen Hubertus; er iſt St. Hubertus der zweite. Deshalb iſt der Hubertustag für ſeine Nachkommen von beſonderer Wichtigkeit geworden, und ſie hätten denſelben billig mit frömmern und beſſern Gebräuchen begehen ſollen, als in Wirklichkeit geſchehen iſt.“

„Aber erzählen Sie uns doch die Geſchichte vom Baron Wilhelm von Löwen und deſſen Brüdern und Schweſtern!“

„Ei wer wird einen rechtſchaffenen Erzähler ſo drängen! Nun gut. Baron Wilhelm war Herr auf Tannenforſt, aber er verheirathete ſich niemals. Der Grund davon war, daß er ſich ſterblich in ſeines todtgeſchoſſenen Bruders Leopold Braut, die junge Gräfin Born verliebt hatte, aber einen Korb erhielt, als er ihr ſeine Hand angetragen, weil ſie mit einer Familie, auf welcher ſolcher Fluch ruhe, nicht verbunden ſein wolle, und gleich darauf, um für das Seelenheil ihres geliebten Bräutigams ungeſtört beten zu können, als Nonne in das Kloſter der Büßerinnen zu C. trat. Der Baron Wilhelm grämte ſich darüber ſehr. Er hatte noch vier jüngere Brüder, der jüngſte ſtarb ein Jahr nach dem Vater an den Blattern, man ſagt, die Tochter des Waldbauers Adam Raab, ſo hieß nämlich der an den Hirſch Geſchmiedete, habe ſich heimlich in ſein Zimmer geſchlichen und die Fenſter geöffnet im kälteſten Winter. Genug man fand ihn todt im Bette und die Fenſter offen. Er war neun Jahre alt. An derſelben Krankheit ſtarben damals auch die beiden jüngſten Schweſtern. Einige Jahre ſpäter waren die beiden jüngern Brüder des Barons, damals Jünglinge von achtzehn und zwanzig Jahren zuſammen auf der Jagd. Sie waren wild und unbändig aufgewachſen. Der Geiſt ihres Vaters, der in ihnen tobte, war auf keine Weiſe geregelt und durch vernünftige Leitung zu einem guten Ziele geführt worden. Sie glichen kräftigen Bäumen, die ohne Zucht und Pflege in die Höhe ſchießen. Auf der Jagd nun erlegen ſie ein Wild, und jeder maßt ſich die Ehre an, es geſchoſſen zu haben. Sie gerathen darüber in heftigen Streit, von Worten kommt es zu Schlägen, in blinder

Wuth, dem unſeligen Erbtheil ihres Vaters, ziehen ſie die Hirſchfänger und verwunden ſich einander ſo ſchlimm, daß ſie beide in ihrem Blute liegen bleiben, erſt am folgenden Tage gefunden werden, und nach einigen Tagen den Geiſt aufgeben. Mit Grauſen ward man inne, daß jener Tag der Jagd, der St. Hubertustag geweſen war. Baron Wilhelm vermochte ſeinen noch lebenden einzigen Bruder Chriſtian, ſich zu vermählen; er ſelbſt ging ſpäter ebenfalls in ein Kloſter, und iſt dort als ein frommer Mann geſtorben. Von ſeinen Schweſtern hat ſich eine einzige verheirathet, iſt aber auch ohne Leibeserben heimgegangen. Graf Chriſtian lebte in einer glücklichen Ehe und war der Vater von drei Söhnen und mehreren Töchtern. Die zwei jüngern Söhne waren Zwillingsbrüder. Sie wuchſen heran und wurden kräftige Jünglinge. Der Fluch des Hubertustag war faſt vergeſſen, als er ſich nach vielen Jahren plötzlich wieder im Gedächtniß der dortigen Bewohner auffriſchte. Der älteſte Sohn des Baron wird nämlich am St. Hubertustage vom Jagdhunde eines Kreiſers gebiſſen. Jeder Forſtwart des Baron war verbunden, einen Jagdhund zu halten. Nach einigen Tagen zeigt ſich, daß der Hund toll iſt. Der Jüngling wurde ein gräßliches Opfer der bei ihm ausgebrochenen Hundswuth, und Vater und Mutter ſtarben aus Gram und Verzweiflung bald hintereinander. Der Hund gehörte dem Kreiſer

Jakob Raab, einem Sohne des auf den Hirſch geſchmiedeten Mannes. Baron Wilhelm hatte nämlich für die Kinder dieſes Unglücklichen väterlich geſorgt nnd dieſen Sohn zum Kreiſer gemacht. Zwiſchen den beiden Zwillingsbrüdern brach nun ein merkwürdiger Streit aus. Jeder wollte der Erſtgeborene und als ſolcher Erbe der väterlichen Güter ſein. Die Sache konnte nicht ermittelt werden, da die Eltern todt waren. Sie geriethen mit einander in einen langwierigen Proceß, der ſie um Hab und Gut brachte. Tannenforſt wurde auf Befehl des Fürſten verkauft. Der Vater des jetzigen Grafen Born, der Ihnen die Geſchichte des heiligen Hubertus erzählt hat, war der Käufer. Einer der feindlichen Brüder ging außer Lands. Man hörte ſpäter, er habe unter den Engländern gegen die Nordamerikaner gefochten. Er iſt verſchollen. Der andre war ebenfalls Soldat, hatte ſich aber dem Trunk ergeben und lebte zuletzt ſehr kümmerlich von einer kleinen Penſion. Seinen einzigen Sohn ließ der Fürſt im Kadettenhauſe erziehen. Vater und Sohn habe ich ſehr gut gekannt. Der Letztere war mein intimer Freund, der Hauptmann Heinrich von Löwen, der als Major in Frankreich geblieben iſt. Sein Vater dagegen iſt an den Folgen ſeiner Trunkſucht elend geſtorben. Schweſtern hatte der Hauptmann nicht, von ſeinen Tanten war eine Oberin im Kloſter der Büßerinnen zu E., eine andere Nonne, denn ſie waren im

Glauben ihrer Mutter, einer Katholiſchen, erzogen worden. Eine dritte ſtarb als Hofdame der Fürſtin. Keine war verheirathet. Der Major hat zwei Kinder hinterlaſſen, von der erſten Frau, einer gebornen Gräfin Born, eine Tochter, Namens Wilhelmine; Beide ſind nicht mehr unter den Lebenden; von der zweiten Frau, einer Schweſter der Frau Baronin von Scheller, einen Sohn, den Gott vor Schaden bewahren möge! Was kann er vor die Sünde ſeines Ahn? Ein gerechter Gott wird ihn nicht das entgelten laſſen, was er nicht verſchuldet hat. Er ſoll ein junger lieber Mann ſein. Als Kind hab' ich ihn wohl geſehen, ſpäter nicht mehr. Merkwürdig aber iſt's doch und man könnte viel darüber nachdenken, daß die Tochter des Majors, jene Wilhelmine von Löwen, die ich ſo gut gekannt habe, ihre Fatalitäten mit dem Hubertustage doch auch wieder hatte. War das nun Zufall oder Beſtimmung? Wer will's erklären!"

„Erzählen Sie uns noch die Geſchichte dieſer Dame, Herr Geheimrath. Gerade von ihr haben wir ſchon mehr gehört. Sie war die Verlobte des Baron von Klingen."

„Freilich war ſie das. Doch muß ich mir ausbitten, daß Sie, meine holden Damen, mir den Baron nicht auf den Hals hetzen, wenn ich zum Beſten gebe, was ihm begegnet iſt."

„O wir wiſſen ſchon!“ lachten die Mädchen.

„Ein Bauermädchen hat ihm gefallen, und der Geliebte derſelben hat es ihm nachdrücklich verwehrt!“

„So iſt's. Das Seltſame an der Sache iſt aber, daß jenes Mädchen, Lore Raab, ein Nachkomme des an den Hirſch geſchmiedeten Mannes iſt. Dieſe Lore wurde nachher gleichſam der böſe Genius des Fräuleins Wilhelmine von Löwen und veranlaßte den frühzeitigen Tod derſelben. Sie ſelbſt lebt noch, obgleich im ſtillen Wahnſinn!“

„Iſt das die ſogenannte ſtille Lore, die Prophetin in Tannenforſt?“ fragte eine Dame.

„Dieſelbe. Sie iſt Ihnen alſo ſchon bekannt?“

„Und dieſe unheimliche Perſon liebte der Kammerherr von Klingen!“ rief eine Andre. „Ich fange an mich vor ihm zu fürchten.“

„Ueberhaupt kommt mir die ganze Geſchichte jetzt ſchauerlicher vor als erſt,“ bemerkte eine Andre. „Sie rückt uns näher und es iſt Nacht geworden. Man erkennt ſich ja kaum mehr.“

Die Damen drückten ſich mit gelindem angenehmen Schauern noch näher zuſammen.

„Nach Tannenforſt gehen wir aber Alle zum Hubertustag,“ erhob ſich wieder eine Stimme. „Dieſe Lore muß ich kennen lernen.“

„Ja, ich auch,“ ſagte Jede.

„Nun die Erzählung, Excellenz, daß es nicht zu ſpät wird!“

„Frau von Löwen, geborne Comteſſe von Born, war eine etwas exaltirte Dame. Noch ſehr jung und doch ſchon, gegen ihren Willen, war ſie mit dem Hauptmann von Löwen verbunden worden. Ihre Mutter war ſelbſt noch eine junge hübſche Frau und fand noch große Luſt daran, zu gefallen. Da war ihr denn die Tochter im Wege und mußte weichen. Unter allen Hofmachern der Mutter gefiel ihr der Hauptmann am wenigſten, deshalb erhielt er die Tochter. Als Frau von Löwen zu Verſtand kam, ſah ſie ein, daß ſie das Opfer einer Intrigue ihrer eigenen Mutter geworden, und dies füllte ihr Herz mit Groll und Bitterkeit. Ein furchtbarer Stolz verhärtete dies Herz vollends; endlich kam noch die ſich in ihrer Seele bildende Vorſtellung hinzu, auf ihrer Verbindung ruhe ein Fluch. Nie hätte ſich eine Born mit einem Löwen aus dem Tannenforſter Stamme ehelich verbinden ſollen. Dieſe beiden Häuſer ſeien damals, als der Waldbauer Raab ſo grauſam hingeſchlachtet, Leopold vom eigenen Vater erſchoſſen und deſſen Braut, ihre Vorfahrin, in's Kloſter getrieben worden, für ewig geſchieden worden, und es ſei ein Frevel ihrer Mutter am göttlichen Willen, ſie dennoch mit einem Mann zu verbinden, über dem ſolch ein Fluch ſchwebe. Des Himmels Segen könne nicht bei ihrer Ehe ſein. Mit ſolchen düſtern Gedanken plagte ſich die Dame fort und fort. Dabei war ſie äußerſt bigott und wurde Religionsſchwärmerin. Der Hauptmann dagegen war etwas frivol, liebte die Weinflaſche, fröhliche Geſellſchaft und andere Damen. Es iſt demnach kein Wunder, wenn dieſe Ehe keine der glücklichſten war. Baron Heinrich brauchte gar nicht die rechten Mittel, ſeine hyſteriſche Frau für ſich zu gewinnen; ſeine Schritte waren von der Art, daß Beide ſich immer mehr von einander entfernten. Er beleidigte das krankhafte Zartgefühl der Baronin auf abſcheuliche Weiſe, und bei ihr trat nun förmlicher Haß gegen ihn ein. Genug, die Ehe wurde getrennt und zwar durch meine Vermittlung. Dies war in der That noch das Beſte, was geſchehen konnte. Die Baronin erhielt von ihrem damals noch lebenden Bruder, dem Grafen Hans von Born, Hofmarſchall und Vater des jungen hübſchen Mannes, der Ihnen vor Tafel die Geſchichte des heiligen Hubertus erzählt hat, den freien Sitz auf dem Schloſſe Tannenforſt, das ſchon lange leer geſtanden hatte. In der düſtern ſchauerlichen Einſamkeit dieſes Schloſſes wuchs Wilhelmine von Löwen auf, ganz allein von ihrer mit der Welt zerfallenen Mutter erzogen. Eh' ich ihre wunderbare und außerordentliche Geſchichte nun vortrage, muß ich noch voraus bemerken, daß ſeit lange die Sage geht, es ſei im Schloſſe nicht recht geheuer. Die Bewohner des Schloſſes und des Dorfes behaupten nämlich, nicht nur der wilde Baron Leo gehe darin um, ſondern auch ſein unglücklicher Sohn Leopold zeige ſich mit der Todeswunde im Herzen, und führe ſeine Braut als ſchneeweiße Nonne. Ja zu manchen Zeiten ſoll ſogar ein geſpenſtiger Hirſch mit dem zerriſſenen Raab auf dem Geweih, die Frau deſſelben ſchleifend und die beiden Kinder nebenher huſchend von der Waldkapelle, die Baron Leo kurz vor ſeinem Tode bauen ließ, bis zum Schloſſe laufen. Dann ſagen die Leute, es bedeute einen Sterbefall, entweder in der gräflich Born'ſchen, oder in der freiherrlich Löwen'ſchen Familie. Eines Nachts nun war die kleine Wilhelmine allein im Schloſſe; ihre Mutter war zu einer Sterbenden in der Nachbarſchaft gegangen. Das Kind, ſie war zwölf Jahre, war ſeiner Aufwärterin entlaufen und durchirrte, von Neugierde geſtachelt, das Schloß, durch deſſen hohe ſchmale Fenſter der Vollmond ſeinen geſpenſtigen Glanz warf. In einem Zimmer war Wilhelmine eingeſchlafen, da weckte ſie ein ſeltſames Gefühl, ſie ſchlägt die Augen auf —"

Ein heftiger Schlag an die Thüre des Pavillons unterbrach die Worte des alten Erzählers. Die ganze ſchöne Zuhörerſchaft ſtieß uniſono einen heftigen Schrei aus, und fuhr dann jammernd mit den Köpfen zuſammen. Einige waren nahe daran, in Ohnmacht zu fallen. Der Geheimrath, dem ſelbſt das Wort im Munde erſtarrt und die Zunge erkaltet war, ermannte ſich doch zuerſt und fragte, wer draußen ſei.

„Die gnädige Frau läßt bitten, in's Schloß zu kommen," antwortete der Kammerdiener der Genannten. „Es ſei ſo eben noch ein ſehnlichſt erwarteter Beſuch angelangt, den ſie der Geſellſchaft vorzuſtellen wünſche."

Man brach auf und wunderte ſich allgemein ſehr, daß der Mond unterdeſſen aufgegangen war. Alle bedauerten, daß ſie die intereſſante Geſchichte des Fräuleins Wilhelmine von Löwen nun doch nicht gehört hatten, und der Geheimrath mußte feierlich angeloben, was er mit vieler Freude that, ſie bei der nächſten paſſenden Gelegenheit vorzutragen.

Sie waren kaum im Salon angelangt und hatten ſich befragt, wer denn ſo ſpät noch angekommen ſei, als die Flügelthüren geöffnet wurden, und die Baronin und ihre Tochter, Beide von einem jungen, bleichen, kränklich ausſehenden Manne geführt, hereintraten. Dieſer ſchaute ſich mit einem ſchönen, ſeelenvollen Auge, das tief unter der ſtark gewölbten Stirn lag, ſchüchtern, faſt ſcheu im Saale um und verneigte ſich etwas linkiſch. Die Baronin nahm das Wort: „Ich gebe mir die Ehre, meiner hochgeſchätzten Geſellſchaft meinen Neffen, den Baron Emil von Löwen, Verlobten meiner Tochter Sigismunde, vorzuſtellen."

Einen Augenblick Todtenſtille. Sigismunde, hoch erröthet, wagte nicht das Auge zu erheben; als ſie es endlich aufſchlug, traf es des Grafen Born Blick und ſenkte ſich wieder, ſchmerzlich von demſelben getroffen. In des Grafen Auge lag ein ſtiller wehmüthiger Vorwurf, den Sigismunde nur allzu wohl verſtand. Als ſie nun von allen Seiten mit Beglückwünſchungen überhäuft wurde — es war, als ſei eine Schleuße gezogen und der Strom ergieße ſich mit Geräuſch — wollten einige ihrer Jugendfreundinnen, die ein ſcharfes Auge hatten, in dem Sigismundens eine Thräne glänzen ſehen. Der Kammerherr von Klingen und der Oberlieutenant von Goſſegk machten lange Geſichter und waren von Stund an gute Freunde; ſie, die erſt ſelten ein Wort mit einander gewechſelt hatten, und das nur im harten barſchen Tone, plauderten vertraulich zuſammen. Der Graf Born reichte dem Baron Löwen die Hand, und während ſich Beide mit einander beſprachen, erzählte die Baronin den Gäſten, daß ihr der Neffe durch ſein langes Ausbleiben die Freude größtentheils vereitelt habe, indem ſie bei Tafel die Verlobung der Kinder habe bekannt machen wollen. Emil ſei aber von einem plötzlichen Unwohlſein befallen worden, das ihm das Weiterreiſen um faſt einen Tag unmöglich gemacht habe. Ferner erfuhr man von der ſehr geſprächig gewordenen Wirthin, daß dieſe Verlobung ihr und ihrer verſtorbenen Schweſter ſehnlichſter Wunſch ſeit der Geburt der beiden Kinder geweſen ſei, den zu erfüllen die guten Kinder ſich ſo ſehr geneigt gezeigt hätten, zu ihrer hohen Freude. Emil und Sigismunde hätten ſich ſeit ſechs Jahren nicht geſehen, während welcher Zeit er ſeine Studien mit großem Glück gemacht und nun im Bureau des Miniſters von Adlerſtein angeſtellt ſei, Sigismunde aber ſei in der Penſion ausgebildet worden. Aus dieſer langen Trennung ſei auch der Irrthum entſprungen, daß Sigismunde den Grafen Born für ihren Geliebten angeſehen habe. Die jungen Mädchen lächelten alle ſtill über dieſen Irrthum und verſicherten heimlich einander, daß ihnen der Graf Born jedenfalls weit beſſer gefalle, als der Baron Löwen, daß der Letztere zwar kein übel gebildeter junger Mann ſei, daß man aber den Grafen durchaus nicht daneben ſehen dürfe, um jenen liebenswürdig zu finden. Uebrigens hatten Beide unverkennbar einige Aehnlichkeit mit einander, aber der Baron war eine gedrückte unfreie Figur, der Graf trug die edle, kühne, vollendete Geſtalt eines Heros. Wenn der Baron ſprach, flüſterte er nur und rieb ſich verlegen die Hände, des Grafen Rede tönte wohlklingend und kräftig durch den ganzen Kreis. Dieſe und andere Vergleiche und Betrachtungen ſtellten die Mädchen unter einander an, und manche behaupteten kühn, ſie ſähen es an Sigismundens trüben Zügen, daß ſie mit gleichen Gedanken beſchäftigt ſei. Der Geheimrath von Scheller lief von Einem zum Andern und vertraute ihm unter dem Siegel der größten Verſchwiegenheit, daß ſein ſchönſter Plan durch dieſe Verlobung vereitelt worden ſei. Er habe eine herrliche Partie für ſeine Nichte gehabt, einen ſteinreichen ungariſchen Grafen, mit dem ſie ein glänzendes Haus in Wien habe machen können, während ſie jetzt die Frau eines blutarmen abhängigen Barons werde. Und er ſei ſeiner Sache ſchier gewiß geweſen und habe deshalb die Reiſe hierher gemacht. Dabei benahm er ſich ſo wunderlich, daß man nicht wußte, war es eine komiſche Verzweiflung oder ein alberner Scherz. Nach ein Paar Stunden brach die Geſellſchaft auf. Manche hatten über eine Meile zu fahren und die nach der Reſidenz zurück wollten, gar zwei Meilen. Nur der Geheimrath und der Graf Born blieben. Der Letztere begab ſich aber auch verſtimmt auf ſein Zimmer, und nur der Erſtere ſuchte ſich über das Fehlſchlagen ſeines Plänchens dadurch zu tröſten, daß er den beiden Verlobten lange Geſchichten aus ſeinem Leben bis nach Mitternacht erzählte.

Der Graf Born war von Chriſtendorf abgereiſt, und die beiden jungen Verlobten befanden ſich mit der Mutter der Braut allein auf dem ſchönen Landgute. Aber Sigismundens Auge war überſchleiert, ihre muntere Unbefangenheit dahin; ſie ſaß oft in Gedanken und wenn ſie ohne alle Zeugen war, füllte ſie wohl dies ſeelenvolle Auge mit Thränen und ein Seufzer ſtieg aus ihrer Bruſt. Aber kein klagendes Wort kam über ihre Lippen; im Gegentheil, wenn ſie mit dem Verlobten ſprach, goß eine wehmüthige Heiterkeit ſich über ihre Züge aus. Welch ein kalter Nachthauch hatte doch dieſe friſch prangende Blume angeweht, daß ſie die Krone ſo ſchwermüthig hängen ließ? Dem Baron Löwen konnte die Veränderung im Weſen ſeiner Braut nicht auffallen, er hatte ſie ja nicht anders gekannt; er glaubte, ſie habe in den langen Jahren, während welcher er ſie nicht geſehen, das bunte Gewand der fröhlichen Kindeslaune abgeſtreift, auch neigte ſeine eigene Individualität zu ſtillem innern Verkehr, zu ſchwermüthiger Lebensbetrachtung, und für ihn hatte die Welt eine in's Dunkle, Schattige gehende Färbung; er ſelbſt liebte die ſinnende Betrachtung, die Einkehr in ſich ſelbſt. Der poetiſche Schmerz über die Unvollkommenheit aller menſchlichen Dinge, über die Mißklänge, welche Unverſtand und Bosheit in Gottes Schöpfung bringen, war allzuſehr das Eigenthum ſeiner ſchönen Seele, als daß gleiche Stimmungen im Gemüthe ſeiner Braut ihn hätten befremden oder beunruhigen können, vielmehr wurde ſie ihm dadurch nur noch weit theurer. Die Mutter aber hielt Sigismundens ſtilles Weſen für Folge des Brautſtandes; ſie meinte die ſüßbange Ahnung des Räthſels, das dem Weibe als ſeine höchſte und ſchönſte Beſtimmung enthüllt wird, habe die Pſyche des holden Mädchens plötzlich mit heiligem Ernſt erfüllt. Sigismundens Thränen ſah die Baronin nicht, die Seufzer derſelben hörte ſie nicht; die glückliche Frau, die in der Vereinigung dieſer beiden jungen ihr liebſten Menſchen alle ihre Wünſche erfüllt ſah, war viel zu ſehr mit den Vorbereitungen auf die Hochzeit beſchäftigt, die noch im Spätherbſt gefeiert werden ſollte, als daß ſie einen tiefern errathenden Blick in die innern Seelenzuſtände ihrer Tochter hätte thun können. Wie ſtrahlte im Gegentheil das Auge dieſer edeln Frau, wenn ſie die beiden Verlobten Arm in Arm durch den Park wandeln, wenn ſie die lieben Kinder zuſammen in einer Laube ſitzen ſah, wenn ſie hörte, wie Emil ſeiner Geliebten aus einem Buche vorlas oder auf dem Flügel eine eigne Compoſition vorſpielte, ein ſelbſt gedichtetes Lied vorſang, und Sigismunde ihn mit einem Kuſſe auf die Stirn, mit ein Paar tiefempfundenen Worten, mit einer anerkennenden Thräne im Auge belohnte! Das war ja Alles die innigſte Liebe, das höchſte Glück. Und war denn nicht etwa auch Sigismunde durch den täglichen, ſtündlichen

Umgang mit Emil geiſtig gehoben und befriedigt? Was er ihr vorlas, die ſchwermüthigen Geſänge Oſſians, die ſchmerzvollen Lieder Byrons, die Klagen Miltons um das verlorne Paradies, das fand ja Alles ſo reichen vollen Wiederklang in ihrer Seele, ſeine Compoſitionen drückten ihre innerſten heiligſten Gefühle aus, ſeine dunkel gefärbten Lieder waren ja die Worte für ihre Empfindungen, ihre Gedanken. Deshalb konnte ſie ihm ſtundenlang zuhören, wenn er mit ſeinem ſonoren melancholiſchen Bariton jene Lieder ſang, und wenn er aufhörte, ihn doch noch um mehr bitten. Tauſend Echoſtimmen wurden in ihrem Buſen wach, bitterſüße Gefühle, unendlich tiefer Schmerz, der ihr doch auch wohlthat, löſte ſich ab von ihrer Bruſt und ſtieg auf dunkelm Fittig gen Himmel. Sie wußte nicht was für ein fremder Zuſtand ſie wie ein Zauber umfaßt hielt, ſie konnte ſich nicht erklären, welch' eine Maſſe ſeltſamer Gefühle ſie ſtets beſtürme, von denen ſie früher nichts geahnt, ſie mußte ſich dem übermächtigen Herzensbezwinger Schmerz ergeben und unterwerfen und wußte nicht, wie der ihr ſo theuer, ſo unentbehrlich gewordene Tyrann in ihr ſtilles friedliches Haus gekommen war. Zuweilen überraſchte ſie der Wunſch, geſtorben zu ſein, um als guter Genius Emils und — Wilhelms — (des Grafen) Schritte ſchützend umſchweben zu können, ja ſie verlangte recht herzlich, ſich todtweinen zu können; dann wünſchte ſie ſich, Flügel zu haben, ein Vogel zu ſein, um weit, weit in alle Ferne fliegen zu können, auch wohl Emil und — Wilhelm belauſchen zu können, was ſie eben trieben, und dann wohl wieder ein junges ſchlankes Reh in den Wäldern um Tannenforſt zu ſein, von des Grafen Kugel mitten in's Herz getroffen zu werden, ſich vor ſeinen Augen zu verbluten, und ihm ſterbend mit gebrochenem Auge noch Vergebung zuzublicken. Von der Art waren die ſchwermüthigen Träumereien des Mädchens, das ſich ſelbſt ein Räthſel geworden war. Eines Tags überraſchte ſie der Baron mit einem neuen Liede, zu dem er auch zugleich die Compoſition gedichtet, worin ſich auf höchſt ausdrucksvolle Weiſe der Schmerz betrogener Liebe ausſprach. Sigismunde gerieth darüber in heftiges Weinen. Erſchrocken fragte ſie Emil um die Urſache dieſer zahlreichen und heftigen Thränen.

„Ach,“ antwortete ſie befangen, „der Gedanke martert mich, wie unglücklich Du nun wirklich ſein müßteſt, wenn ich Dich nicht mehr liebte, Emil.“

„Ja, das wäre fürchterlich!“ verſetzte er betroffen, „und weit gräßlicher, als ſich in einem Liede ausdrücken ließe. Wir können überhaupt ſchmerzliche Seelenzuſtände nur dann poetiſch wahr ſchildern, wenn wir nicht in ihnen befangen ſind. Sobald die eiskalten Wogen des wirklichen Schmerzes über unſerm Haupte zuſammenſchlagen, erzittert unſer Herz viel zu ſehr, als daß es

Liedesklänge, und wären es auch nur traurige, klagende, von ſich geben könnte; denn das Lied kann immer nur aus einem warmen Herzen kommen. Wenn Du mich nicht mehr liebteſt, Sigismunde, wäre es überhaupt mit all' meinem Liederdichten und Componiren für ewig aus, ja mit mir ſelbſt, und es wäre dann für mich am beſten, ich ſtürbe gleich; denn ich würde dann doch nur als ein Schatten, ein halber Menſch auf Erden wandeln. Mein Herz wäre ja todt.“

„Gott behüte uns vor ſolchem Unglück!“ rief das Fräulein entſetzt von der Schilderung des Bräutigams und erbleichend aus. „Ich werde Dich ewig lieben, Emil. Es iſt ja meiner guten Mutter höchſter Wunſch.“

„Und mein höchſtes, mein einziges Glück, Sigismunde! Sieh', ohne Deine Liebe wär' ich recht elend, unausſprechlich elend. Das Leben hat mich ja ſo karg mit Freuden bedacht; von all' dem bunten und warmen Glück, womit es meiſt die Jugend überſchüttet, weiß die meinige nichts. Noch war ich ein Kind, als das Schickſal mir den Vater raubte. Du weißt, in welchen beſchränkten Verhältniſſen er meine Mutter hinterließ; ohne die ſchweſterliche Unterſtützung der Deinigen hätten wir darben müſſen. Vom früheren Glanz und Reichthum meines Stammes iſt mir zuweilen etwas, wie ein fabelhaftes Mährchen, an's Ohr gedrungen; die Mutter wachte ſtreng darüber, daß ich nichts von den düſtern Schickſalen meines Vaters und der Vorfahren deſſelben erfuhr. Ich wußte nur durch Zufall, daß mir eine ältere Schweſter lebe, von einer andern Mutter geboren, aber die meinige ſagte mir, als ich nach jener fragte, daß ſie mich haſſe. Ich erſchrak darüber im innerſten Herzen, und eine der ſchönſten Blüthen in der Kindesbruſt wurde dadurch abgeknickt und verderbt. Von jener Zeit an datirt ſich mein tiefer innerer Schmerz, die bittre Wehmuth, die wie eine reiche Salzquelle in mir ſprudelt und fort und fort, ihr eignes Becken anfreſſend, überſtrömt. Ich wußte mich gehaßt von einem Weſen, auf deſſen Liebe ich die vollgültigſten Anſprüche hatte, deſſen unnatürlichen Haß ich mit nichts verſchuldet. Das war Nachtfroſt in einem Blüthengarten. Vielleicht wäre ich weniger empfindlich für dieſe frühen feindlichen Geſchicke geweſen, wenn ich mich einer kräftigen treibenden Geſundheit, eines phyſiſchen Entwickelungsdranges zu erfreuen gehabt hätte. Aber ich war gar ein zartes, kränkliches Pflänzchen, mit deſſen Wachsthum und Gedeihen es gar nicht recht fort wollte. Alle Kinderkrankheiten ſuchten mich heim, und es iſt deshalb nicht zu verwundern, daß die Mutter, deren einziges Erdenglück ich war, ſtets für mein Leben zitternd, die ſchützende Hand über mich hielt und mich verweichlichte und verhätſchelte. Sie hütete mich im Zimmer, nur an ihrer Hand durfte ich ausgehen, in Geſellſchaft anderer Kinder kam ich nie; ich konnte das Stückchen Welt, was ſich meiner Beſchauung darbot, nur durch die Augen meiner Mutter betrachten. Und dieſe waren wahrlich trübe genug. Sie konnte Stunden lang weinen, Tage lang ſich mit mir einſchließen und alle menſchliche Geſellſchaft von ſich weiſen. Ach ſie war, wie ich ſpäter wohl erfahren habe, ſehr unglücklich! Sie hatte einen andern Mann geliebt, der ſie treulos verlaſſen, der durch ihren Vater ein glänzendes Lebensglück gemacht und nachher, als ſie Wittwe geworden, in eine ſeltſame, von der Laune des Schickſals wunderlich beſtimmte Stellung gegen die Mutter kam, die ihn oft mit ihr in Berührung brachte und die alte Wunde nie verharſchen ließ. Wäre ich ein lebenskräftiger wilder Knabe geweſen, alle dieſe Dinge würden mich nicht angefochten haben, denn ein ſtarkes Reis wird auch beim ſchlechten Wetter ein ſtarker Baum. Als ich ſpäter das Gymnaſium meiner Vaterſtadt beſuchte, ſchmerzte mich der Spott meiner Kameraden über die ſtete Beaufſichtigung und Bevormundung meiner von Seiten der Mutter, und ſcheuchte mich wieder zu ihr zurück, ſelbſt wenn ich es einmal wagte, mich unter jene zu miſchen; ſo war und blieb ſie denn mein einziger Umgang. Als ich nun zur Univerſität reif war, machte ſie Anſtalt, mit mir zu ziehen. Ich fühlte das Unpaſſende dieſes Schrittes, fühlte, welch' einen nachtheiligen Einfluß die Begleitung der Mutter auf meinen Ruf ausüben müſſe, aber ich hatte nicht den Muth, ihr das zu ſagen und ſie dadurch zu betrüben; auf der andern Seite hegte ich auch die feſte Ueberzeugung, daß ich eben ſo wenig ohne ſie werde leben können, wie ſie ohne mich. Ich beſchloß daher, mich über allen Spott der Studenten hinwegzuſetzen, und die Univerſität mit der Mutter zu beziehen. In der That hatte ich aber damit die ſchlimmere Partie ergriffen. Eine wahre Todesangſt zermarterte die edle liebevolle Frau vor dem Gedanken, ich könnte zu einem Duell genöthigt werden. Sie weinte Stunden lang, wenn ich nicht gleich nach dem Schluſſe des Collegiums nach Hauſe kam. Ihre Beſorgniß wurde krankhafter Natur und drückte und beängſtigte mich immer mehr. Kaum durfte ich mehr wagen, ohne ſie das Haus zu verlaſſen, wenn ich nicht wollte, daß ſie ſich mit den ſchwärzeſten Vorſtellungen aller möglichen Unfälle abquälte, die mich betreffen könnten. Die beiſpielloſe Abhängigkeit erfüllte mich mit Mißmuth und Trauer; oft war ich in wahrhaft verzweiflungsvoller Stimmung, und nur die Liebe, der Engel, der uns ſo innig verband, glich Alles wieder aus. Bald genug hatten mir die Studenten mehrere beſchimpfende Namen beigelegt. Sie nannten mich das „Mutterſöhnchen," das „Neſthäkchen," den „Säugling," das „Wickelhänschen" und dergleichen mehr. Doch dabei blieb es nicht, die ärgerlichſten

Anekdoten circulirten über mich in der Stadt, die allſammt auf meine Koſten erſonnen worden waren; ja es kam noch ſchlimmer! Mehrere Studenten übten ihren Witz darin, Caricaturen auf mich und die Mutter zu zeichnen und zu verbreiten, ja uns in's Haus zu ſchicken. Man hatte mich z. B. als großes Wickelkind abgebildet, wie mich die Mutter in's Collegium trug. Ach, was hab' ich gelitten, wie hat mein Herz geblutet, wenn ich mich ſo von Spott und Hohn verfolgt ſah, und mir leider geſtehen mußte, mir geſchehe nicht ganz unrecht. Ich ſah ein, daß ich die Univerſität werde verlaſſen müſſen; denn die roheſten der Studenten hatten ſich verabredet, Händel mit mir zu ſuchen, und mich entweder zum Duell zu zwingen, oder mich in Verruf zu bringen. Ich begriff aber eben ſo gut, daß es mir unter gleichen Umſtänden auf jeder andern Univerſität nicht beſſer ergehen würde; allein die Mutter war nicht zum Zurückbleiben zu bewegen. Da erklärte ich ihr feſt, daß ſie mir mehr Freiheit geſtatten müſſe und ſetzte ihr meine mißlichen Verhältniſſe ſcharf auseinander. Thränen, nichts als Thränen waren ihre Antwort. Sie wehrte mir in Berlin, wohin ich ging, ferner nicht mehr ohne ſie auszugehen, aber wenn ich heim kam, fand ich ſie faſt jedesmal in Fieber. Ihr Auge hing an meinen Zügen, ſie forſchte mit bekümmertem Antlitz nach meinen Wegen; ſie umarmte mich mit fieberhafter Heftigkeit. Ach, ſtärker hat wohl nie ein

Mutterherz geliebt! Und dieſe Liebe mußte ihr Tod werden.“

„Sie war Dir nachgelaufen, wie mir die Mutter erzählt hat. Du armer Emil!“

„Mein Ehrgefühl gebot mir, dem Wunſche meiner Commilitonen zu folgen und mit ihnen den Fechtboden zu beſuchen, doch mußte ich es heimlich thun. So hatte ich denn auch ſchon mehreren Duellen beigewohnt, ohne daß die Mutter etwas geahnet hätte. Es that mir in der Seele weh, Heimlichkeiten vor ihr zu haben, aber konnte ich denn anders? Nun traf es ſich, daß ein Landsmann und Freund von mir ein Duell bekam und mich erſuchte, ihm als Secundant zu dienen. Ich hatte keine rechte Luſt dazu, und doch trieb mich eine gewiſſe brennende Begierde, mich einmal im Waffenſchmuck zu ſehen. Meine Unruhe hatte mich der Mutter verrathen. Als ich fort wollte, ſuchte ſie mich unter allerlei Vorwänden zurückzuhalten, und da ich auf nichts einging, ſondern mich entfernte, brach ſie auf, von furchtbarer Unruhe getrieben, um zu erfahren, was ich vorhabe. Der Bediente meines Freundes verrieth mich, ſagte aber in der Dummheit, ich ſelber habe ein Duell. Halb todt vor Schrecken giebt ſie dem Menſchen viel Geld, daß er ſie zu dem Orte führt, wo das Duell ſtattfand. Wir ſtanden eben auf der Menſur, die Waffen klirrten an einander, als ſich plötzlich eine Gaſſe öffnet und meine Mutter, mehr fliegend als gehend, hereinkommt, laut aufſchreiend, als ſie mich mit dem Schläger in der Hand erblickt, zu meinen Füßen ſtürzt und in convulſiviſchen Bewegungen jammert. Ein allgemeines Gelächter entſtand. Ich hob ſie auf. Sie ſchwor aber hoch und theuer, nicht von der Stelle zu gehen, bis ich ihr folge. Alle Augen waren auf uns gerichtet, in allen Geſichtern las ich die geſpannteſte Erwartung, was ich thun werde. Ich war in der peinlichſten Verlegenheit. Die Kindesliebe ſiegte. Mit Schamröthe auf den Wangen erklärte ich der Mutter, daß ich ihr folgen werde. Da entſtand ein Murren, Lachen und Flüſtern umher, und ich hörte deutlich dieſelben Schimpfnamen, mit denen man mich in G. belegt hatte. Voll Verzweiflung wandte ich mich und ſtürzte*) Alle, die eine Aeußerung gegen mich gethan. Ich war außer mir und wußte nicht, daß ich in dieſem Augenblicke der Mörder meiner Mutter wurde."

„Du darfſt Dich ja nicht mit uns ſchlagen!" höhnten Mehrere. „Deine Mutter giebt es ja nicht zu!" riefen ſie mir lachend entgegen.

„Ich will infam ſein in Euern Augen, wenn ich mich nicht ſtelle," entgegnete ich und wankte der Mutter nach, die meine Worte wohl vernommen hatte. Sie waren ihr Todesſtoß; denn ſie begriff, daß ich mich ſchlagen müſſe. Ihre edle Seele ſtieß nun keine Klagen aus, aber die Angſt verzehrte ſie im buchſtäblichen Sinne. Ein hitziges Fieber machte nach ſieben Tagen ihrem Leben ein Ende. Was ich gelitten, weiß nur Gott allein. Ich kniete an ihrem Bette, ich klagte mich als ihren Mörder an. Sterbend noch hielt ſie den Gedanken feſt, ich werde mein Leben bald verlieren, und indem ſie die Seele aushauchte, flüſterte ſie mir kaum vernehmlich zu: „Bald folgſt Du mir nach.“ — Die Welt war öde und ſchwarz für mich. Der Gedanke, daß ich den Tod der beſten Mutter verſchuldet, verfolgte mich wie ein gräßliches Geſpenſt. Monate lang ſah ich keinen Menſchen weiter als meinen Bedienten. Die Duelle waren rückgängig geworden, als die Studenten den Tod meiner Mutter erfahren hatten. Einſam bin ich bis jetzt über die Erde geſchritten, meiner guten Mutter nachweinend, deren grenzenloſe Liebe ich allmälig in ihrem reinſten Lichte erkannte. In elegiſche Geſänge ergoß ich meinen Schmerz; das Klavier war meine Freundin. Es wohnen wohl Geiſter darin, aber kein menſchliches Herz voll Liebe. Mein nächtliches Lager iſt oft feucht geworden von den Thränen meiner Sehnſucht nach Liebe. Sieh' da ſchrieb Deine gute Mutter, das Ebenbild der meinigen, und machte mich mit dem Verſprechen bekannt, das ſie einſt ihrer Schweſter gegeben, daß wir Beide ein Paar werden ſollten. Da zuckte ein Lichtſtrahl durch meine Nacht, und durch alle Tiefen meines Lebens jubelte es: Sigismunde iſt das Herz, das Du bedarfſt, um zu leben! Sigismunde wird Dir Deine Mutter erſetzen, ſie wird Dir noch mehr gewähren, ſie wird Dein liebendes geliebtes Weib ſein. Nun hatte ich wieder einen theuern Gegenſtand, an den ich alle Liebeskränze meines Herzens hängen, alle Bande meiner Seele anknüpfen konnte. Die Sehnſucht nach Tod und Grab verwandelt ſich in Sehnſucht nach Dir, mein holdes Bräutchen. Und als ich Dich nun ſah in Deiner blühenden Schönheit, da fühlte ich ſogleich, wie mein Leben innig und unzertrennlich verknüpft, ja verwachſen ſei mit Deiner Liebe. So ſiehſt Du nun, Sigismunde, daß Du mich lieben mußt, wenn Du willſt, daß ich leben ſoll. Ohne Liebe kein Leben.“

---

*) beſchimpfte.

Weinend und heftig ſchluchzend legte das Mädchen ihre glühende Wange an die des Jünglings.

Graf Born hatte ſeine Einladung zum St. Hubertustage nach Schloß Tannenforſt ſo dringend wiederholt, er hatte ſich gegen Baron Emil in ihrer Geſchäftsangelegenheit ſo äußerſt uneigennützig bewieſen, das Wetter war ſo ungewöhnlich heiter, ſo daß man im September zu leben glaubte, und Emil ſehnte ſich, den Stammſitz ſeiner Ahnen zu ſehn, den er noch nicht kannte, daß die Reiſe einmüthig beſchloſſen wurde.

Der Reiſetag übertraf alle andern an herbſtlicher Schönheit. Mittags langten die drei innigverbundenen Menſchen in Tannenforſt an, vom Grafen auf ausgezeichnete Weiſe bewillkommnet. Ein ſehr altes und wunderliches Gebäude, auf einem Bergvorſprunge, hinten an den höhern Berg angelehnt und zum Theil hineingebaut nahm ſie auf, die von den wehmüthigſten Gefühlen, jedes auf beſondere Weiſe, erfüllt waren. Ueber dem Schloſſe rauſchten die waldigen Kronen eines dichten Eichenwaldes, der ſich majeſtätiſch über den Berggipfel wölbte und mit ihm hinaufzog bis zum Hauptgebirgsrücken. Rechts und links vom Schloßberge ſtürzten ſich helle Waldbäche in freundlichen Cascadellen aus dem Gebirge und durch ſchmale Waldthäler, und vereinigten ſich am Fuße deſſelben, von ein Paar Reihen Hütten und Häuſern umſtanden, die das Dorf Tannenforſt bildeten. Aus den ſchmalen, oben gewölbten Fenſtern des Schloſſes ſah man gerade auf die Dächer des Dorfes herab. Gegenüber zog ſich ein grüner Grund, durch welchen der Bach ſich ſchlängelte, und an deſſen rechter Seite der Berg ſich nur allmälig erhob. Dort war der geringe Feldbau des Dorfes, meiſt in Kartoffeln und Rüben beſtehend, die aber ſchon alle eingeerntet waren. Unmittelbar an das Feld ſtieß der mächtige Tannenwald, der ſich mehrere Stunden weit über das Gebirge zog, und von welchem Schloß und Dorf den Namen hatten. Durch das dunkle Gehölz war eine ſchnurgerade Stallung, die ſich über die Höhe hinzog, gehauen, ſo daß man, an den Fenſtern des am Schloſſe weit herausgebauten Erkers ſtehend, dieſe Allee bis auf die Bergeshöhe verfolgen konnte. Dort erblickte man ein kleines Gebäude, das auf einem freien Platze zu ſtehen ſchien und für einen Tempel oder modernen Pavillon gehalten werden konnte, doch war es wegen der Entfernung mit unbewaffnetem Auge nicht ganz deutlich zu erkennen. Der Waldrand am Tannenforſte, dem Schloſſe gegenüber, ſchien einen ſehr angenehmen Spaziergang zu bieten. Ein Fahrweg aus dem Dorfe in's Gebirge durchſchnitt ihn und wurde vom Grafen als die Straße bezeichnet, die die Jagdgeſellſchaft am folgenden Morgen zu paſſiren hätte. Von den übrigen Seiten war das Schloß mit höhern und waldigen Bergen umgeben und der dadurch und durch das altergraue, winklige und bethürmte Gebäude hervorgebrachte düſtre Eindruck wurde allein durch den ſchon erwähnten Wieſengrund und das Dorf etwas geſänftigt. Unmittelbar an die heitere Seite des Schloſſes ſtieß ein ziemlich verwildeter Park, der ſich bergauf zog und im Eichenwalde verlor. Nach dem Thale zu war er mit mächtigen Felſen umzäunt, die ſchroff abfielen, während oben die Gebäude auf ihnen ruhten und der Garten ſich über ihnen ausbreitete. Auf dieſer Seite ſtand ein großer Pavillon in alterthümlichem

Geſchmack, wohnlich und geräumig. Ihn hatte der Graf zur Wohnung ſeiner weiblichen Gäſte beſtimmt, weil das Schloß ſelbſt von Männern überfüllt und einen zu geräuſchvollen Aufenthalt für die Damen bieten würde. Sigismunde erhielt das ſchönſte Zimmer zu ebener Erde. Emil beſah ſich das Schloß und deſſen Umgebungen, ſtill vor ſich wandelnd und ſich ſelber überlaſſen, da er den allmälig in's Triviale ſchattirenden Waidmannsſpäßen, die im großen Saale fort und fort aufgetiſcht wurden, keinen Geſchmack abgewinnen konnte. Das eine Zeit lang todt gelegene alte Grafenhaus wurde übrigens von Stunde zu Stunde lebendiger und geberdete ſich etwas wild und ungezogen, was ſich für ein ſo ehrwürdiges Gebäude nicht recht ſchicken wollte. Es ſchien ſich plötzlich in ein Wallfahrtshaus verwandelt zu haben; denn den ganzen Nachmittag über zogen Menſchen in Haufen und einzeln, zu Wagen, zu Pferde und zu Fuße den ſteilen gepflaſterten Weg des Schloßberges hinan. Auch von den Herren und Damen, die in Chriſtendorf zuſammen geweſen waren, ſtellten ſich die meiſten ein, und der Graf hatte alle Hände voll zu thun, um ſeinen liebenswürdigen Gäſten alle erwünſchte Gemächlichkeit zu verſchaffen. Der einbrechende Abend verſammelte alle Gäſte im großen Saale, der zu dieſem Zwecke eigens hergerichtet zu ſein ſchien und ſchon manches Hundert ſolcher Geſellſchaften beherbergt haben mochte, und dort wurden Sigismunde und ihre Mutter von Klingen und Goſſegk begrüßt. Sobald die Frauen die Tafel verlaſſen und von den galanteſten Herren begleitet, ſich in den Pavillon zurückbegeben hatten, nahm der Saal allmälig die Geſtalt eines Feldlagers an; es ging ſehr ungenirt dabei zu, und man hätte nicht vermuthen können, hier mehrere Lieblinge der feinen Geſellſchaft der Reſidenz zu finden, wenn man ſie nicht kurz vorher auf die feinſte Weiſe mit den Damen hätte verkehren ſehen. Ein Paar Diener hatten weiter keine Obliegenheit, als Wein in Körben herbei und die leeren Flaſchen abzutragen. Man lärmte, ſtritt ſich, ſang bis Einer nach dem Andern den ſchwerer gewordenen Kopf auf die Streu legte, die in der Zimmerreihe, die an den Saal ſtieß, mit Betten und Decken verſehen, ausgebreitet worden war. Den Gäſten, die der Graf aus irgend einem Grunde bevorzugte, waren eigne Zimmer mit Betten angewieſen worden. Dazu gehörte natürlich Baron Emil, der ſich ſpät von ſeiner Braut verabſchiedet und an dem wüſten Treiben der übrigen Männer keinen Theil genommen hatte. Als er ſich innerhalb der ihm angewieſenen vier Wände im Erker allein befand, fühlte er erſt, wie verſtimmt er war. Er hatte in der vorigen Nacht wenig geſchlafen, die frühe Abreiſe, die anſtrengende Fahrt, das unheimliche Bild des alten Schloſſes, aus dem jedoch ſeine Väter hervorgegangen waren, von deren Geſchichte er faſt gar nichts wußte, der Lärm, der ſich ihm, dem Stillen, in dieſen Räumen wahrhaft grauſig darſtellte, die Menge fremder Geſichter, die rohen Späße und der Wein, den er ſonſt faſt nie genoß, Alles hatte zuſammen gewirkt, ihn, der an ein ruhiges, geregeltes Leben gewöhnt war, mit ſich ſelbſt zu entzweien und zu entfremden. Im hohen Grade düſter, aufgeregt und ohne Luſt, noch Bedürfniß zum Schlafe, maß er das Zimmer mit langen Schritten und fing endlich an, ſich der im Ofen luſtig praſſelnden Flamme zu erfreuen, die den Raum mit einer angenehmen Wärme erfüllte, da er bemerkte, daß ihn wirklich gefroren hatte. Die ungewohnte Aufregung hatte ihn in einen fieberhaften Zuſtand verſetzt. Nun begann er ſein Haupt aufzurichten und die Augen im Zimmer umher zu werfen, die ſogleich an einem Bilde haften blieben, das an der Wand, ſeinem Bette gegenüber, hing. Es war ungefähr drei Fuß lang und zwei Fuß breit, und mit einem ſchwarzen Florſchleier überhängt. Dieſer Umſtand befremdete den Baron und jagte ihm wieder ein kleines Fröſteln durch das Mark, dem unmittelbar eine fliegende Hitze folgte. Alte winklige Schlöſſer haben ohnedies etwas Schauerliches, es ſchweben einem darin dunkle Ideen von ſeltſamen Ereigniſſen, ſchweren verborgenen Thaten und unaufgelöſten Lebensräthſeln, die ſich darin aufgeſtellt, vor, es iſt, als hauchten uns Geiſter kühl und bedenklich an, die an den Schauplatz ihrer ungeſtraften Verbrechen, ihrer ungeſtillten Sehnſucht gebannt wären, und da ſeufzten und ſchwebten, wo ihnen das Herz in Jammer und Weh gebrochen ſei. Und nun erſt der ſpäte, der einzige Enkel der vornehmen Herren und Damen, die in ſteifen Gewändern dieſe Gemächer durchrauſcht, der ſich ſchon am Tage dergleichen fröſtelnder Vorſtellungen nicht hatte erwehren können, trotz der Maſſe lärmender Waidgeſellen, in der Nacht in einem hohen, weiten, düſtern Zimmer mit einer alten gedunkelten Wachstuchtapete, einem Bild, mit einem faltenreichen ſchwarzen Flor überhängt, gegenüber! Wie hätte er gleichgültig bleiben können? War es doch dem zur Schwärmerei geneigten Jünglinge, als flüſterten ihm aus allen Winkeln die Geiſterſtimmen ſeiner Ahnen zu, um ihn mit ihren Lebensſchickſalen bekannt zu machen, als ſei hinter dem ſchwarzen Flor ſein eignes Schickſal verborgen, als müſſe ihm irgend etwas Außerordentliches begegnen. Er ſchauerte in ſich hinein, aber mit unwiderſtehlicher geiſtiger Gewalt zog es ihn zu dem Bilde hin. Mit leiſem Beben ergriff er den ſchwerfälligen Leuchter mit der Kerze, um das über einer alterthümlichen Kommode hängende Bild näher in Augenſchein zu nehmen. Um den Schleier zu erreichen, mußte er auf einen Stuhl und von dieſem auf die Kommode ſteigen, die unter ſeinem Gewichte knarrte und gleichſam ängſtlich aufſtöhnte. Haſtig riß ſeine unruhige Hand in der unbequemen Stellung an dem Vorhange. Er fiel, eine Staubwolke von ſich gebend. Emil ſah im Nu ein geiſterbleiches weibliches Antlitz von ungewöhnlichem Gepräge, ein Paar große, ſtarre, unheimliche Augen von höchſt ſchauerlichem Ausdruck bohrten ſich ihm in die Seele, aber ſchon war ihm der Schleier mit einem widrigen Modergeruch über das Haupt gefallen und hatte das Licht in ſeiner Hand verlöſcht. Der Baron war eiskalt vor Schrecken und zitterte an allen Gliedern. Faſt wäre er von ſeinem unſichern Standpunkt herabgefallen. Wie ein Wahnſinniger riß er an dem Schleier, um ſich ſeiner zu erledigen, deſſen Berührung ihm ſo eiſig war, wie die Hand des Todes, der ihn wie ein Bahrtuch gemahnte, das ſich plötzlich in ſchlimmer Vorbedeutung über ſein junges Leben lege, der das Zimmer ſchon mit widrigem Todtengeruch erfülle. Er taumelte nach der Thüre, fand aber keinen Schellenzug; die Nacht grinzte ihn rabenſchwarz an, Furcht und Entſetzen packten ihn. Durch die aufgeriſſene Thür ſtrömte ihm ein kalter Luftzug aus dem Corridor entgegen und brachte ihn zur Beſinnung; er fing an, ſich der kindiſchen Furcht zu ſchämen und zog die Thüre wieder zu. Nun hätte er gern das Licht ſelbſt wieder angezündet, aber zu ſeinem Verdruſſe wurde er inne, daß der Ofen von außen geheizt werde, und ärgerlich tappte er nach dem Bette, um ſeine froſtbebenden Glieder darin zu erwärmen. Schneller als gewöhnlich war er entkleidet, die ſchwellenden Federpolſter übten bald ihre wohlthuende Kraft an ihm, aber nach einer Viertelſtunde war ihm ſchon viel zu heiß unter der elaſtiſchen Decke. Der fatale Schleier ängſtigte ihn wieder und die Augen, die er geſehen, ſchwebten ihm im Dunkel vor und rückten ihm beängſtigend nahe, ſobald er die ſeinigen geſchloſſen hatte. Noch nie waren ihm ſo gräßliche Augen vorgekommen. Wenn er nur Zeit gehabt hätte, das ganze Bild zu betrachten, ſo aber hatte ihm der abſcheuliche Schleier nur einen halben Blick gegönnt. Aus dem Dunkel des Bildes waren die beiden böſen Augen auf ihn losgeſtürzt, dann war Alles Nacht geweſen; und ſeine Phantaſie zerarbeitete ſich nun, ſich die weibliche Figur des Gemäldes zuſammen zu ſetzen. Je mehr er zu ſchlafen verſuchte, deſto ärger wurde es, die Augen umkreiſten ihn, wie tolle Irrlichter. Die Hitze wurde ihm ſehr läſtig. Wenn er nun endlich ein wenig einſchlummerte und in jenen wüſten Halbſchlaf verſank, der die Gegenſtände der Wirklichkeit ſcheußlich verzerrt und mit phantaſtiſchem Spuk grauſig miſcht und unter einander wirft, ſo ſah er eine Nonne vor ſich ſtehen, die die Beſitzerin jener Augen war, die die Hände verzweifelt ringend durch das Zimmer rannte, die Vorhänge ſeines Bettes zurückſchlug, ihm winkte und wie in gräßlicher Angſt und Noth laut ſtöhnte. Hoch empor fahrend, riß Emil die

Augen weit auf; er hätte darauf ſchwören wollen, daß er das Stöhnen wirklich gehört. Die Decke laſtete wie ein Berg auf ihm. Nach zehn Minuten dieſelbe Erſcheinung mit Variationen, derſelbe Ton, und ſo noch einige Male, bis dem Gequälten ſeine Lage ganz unerträglich wurde. Im höchſten Grade aufgeregt ſprang er aus dem Bette; er mußte das Bild ſehen, um Ruhe zu haben; das war ſein feſter Entſchluß. Mit Mühe fand er ſeine Kleider, mit größerer den Leuchter, nun ſchlüpfte er auf den Corridor, kroch in den Kamin und begann in den erloſchenen Kohlen des Ofens zu wühlen. Endlich eine glühende, die er mit dem Odem anfachte. Nach langer Arbeit lockte er eine Flamme hervor, die ſeine Kerze wieder entzündete. Im Zimmer machte er ſcheu einen Bogen um den verhaßten Schleier und ſtellte ſich bebend vor das Bild, den Arm mit dem Lichte hoch gehoben. Er fuhr zurück, die Zunge war ihm an den Gaumen geleimt. Es war wirklich eine Nonne. Hatte nun ſein Auge vorhin im Nu die Tracht mit hinweggenommen, ohne ſich deſſen bewußt zu werden, das innere Auge aber das ihm zugeführte Bild feſtgehalten, oder war hier etwas Uebernatürliches im Spiel? Der Baron war ſehr geneigt, das Letztere anzunehmen. Die Augen des Bildes hatten wirklich etwas Herzzuſammenpreſſendes, Athemraubendes; er kannte ſie ja ſchon aus den vorhin gehabten Traumerſcheinungen und vermochte kaum ihren

Todtenblick auszuhalten. Aber er nahm ſich zuſammen. Den in ſeiner Hand zitternden Leuchter hielt er ſo feſt als möglich und ſah die bleiche Kloſterfrau im Bilde unverwandten Blickes an. Sie war noch ziemlich jung, aber die markirten Züge deuteten auf viel innere Erfahrungen; der Trägerin derſelben hatte ein betrogenes, getäuſchtes, ſchmerzblutendes Herz in der Bruſt geſchlagen. Ach, wie viel blutige Verzweiflung ſprach aus dieſem einſt gewiß ſchönen Antlitz! Sie war im Kleide einer Schweſter der Büßerinnen, und kniete an einem Betpulte, die Hände gefaltet. Höchſt befremdend lehnte an ihrer Seite eine kurze Pirſchbüchſe, wie ſie zur hohen Jagd gebraucht werden. Baron Emil nahm bald wahr, daß das gemalte Zimmer auf dem Bilde daſſelbe war, in welchem er ſich wirklich befand; durch das geöffnete Fenſter ſah man den Tannenforſt gegenüber mit der Stallung und dem Waldrand. Dort glaubte er noch Figuren zu ſehen. Beherzter und neugieriger ſtieg er wieder auf die Kommode und brachte ſo Licht und Auge näher. Neuer Schrecken für ihn! Am Waldrande ſtand ein Pfahl mit einem Rade, auf welches ein menſchlicher Körper geflochten war. Er ſprang raſch herab, ſehr unangenehm berührt und wünſchte das Bild nicht geſehen zu haben. Die betende Büßerin mit den leidenden und leidenſchaftlichen Zügen war alſo eine Bewohnerin dieſes Zimmers geweſen. Hier hatte ſie gelitten, vielleicht ausgelitten. In welcher Beziehung ſtand ſie zu dem unglücklichen Menſchen auf dem Rade? Die Gedanken durchzuckten wie Irrlichter des Barons Kopf; er konnte die Augen nicht von dem Bilde abwenden, und oft war es ihm, als bewege es ſich, als belebten ſich die Züge in der Dämmerung, als ringe es die erhobenen Hände, als fließe das Auge von Thränen über. Auf- und abgehend zermarterte er ſich; die Nonne und der Geräderte machten ihm viel zu ſchaffen. Gern hätte er ſich zu den Jägern auf der Streu geſellt, aber das ging unmöglich, wollte er ſich nicht dem allgemeinen Geſpötte ausſetzen. Auch waren ihm die Leute zu fremd. So wurde ihm die ihn bevorzugende Gefälligkeit des Grafen recht zur Laſt. Aber aus Grundſatz beſchloß er zu bleiben. Die Kerze brannte vollends ab, er hüllte ſich wieder in's Bett und mochte kaum eine Stunde geſchlafen haben, als ihn der tobende Lärm der aufbrechenden Jagdgenoſſen weckte. Es läßt ſich denken, daß er nicht ſonderlich zum Jagen aufgelegt war. Fröſtelnd kleidete er ſich an, und begab ſich in den Saal zum Frühſtück. Hier ſtellte ſich ſeinen Augen ein Bild der menſchlichen Geſellſchaft dar, wie er noch keins erblickt hatte. Alles drängte und wirrte durch einander, die Einen nach Speiſe und Trank, die Andern nach ihren Kleidern, ihren Waffen, ihren Pferden und Dienern verlangend. Jeder ſorgte nur für ſich. Welch' ein Chaos von Stimmen im Saale, auf den Treppen, im Hofe! Hier wurden die Pferde geputzt, gezäumt, umhergeführt, Waffen in Stand geſetzt, dort geſchmauſt, geſcherzt, gelacht und tolles Geſchrei getrieben. Lange ſah Baron Emil der Verwirrung zu, die Eindrücke ſeiner nächtlichen Erlebniſſe vergeſſend, bis ihn der Graf bemerkte, und über ſein Staunen lachend, zum Kaffeetiſche zog. Die Scene wechſelte jeden Augenblick, und die Nonne war dem Baron ganz aus dem Sinne gekommen; ein anderes Frauenbild beſchäftigte ihn lebhaft, das ſeiner holden Braut. Es war als ob das Licht des aufſteigenden Tages allen unheimlichen Spuk aus ſeiner Erinnerung verdränge, in der ſich das friſche ſüße Liebesleben allein wieder geltend machte. Mit liebender Haſt eilte er hinaus und durch den Park dem Pavillon zu, aber die herbſtliche Morgenluft wehte ihn kalt an, und als er an das altmodiſche Gartenhaus kam, ſteckte noch Alles in den Federn, und er mußte ſtehen und warten, bis ihm aufgethan wurde. Da kamen ihm die nächtlichen Geſichte wieder vor die Seele, und verſtimmt trat er endlich in Sigismundens Zimmer; ſie dagegen kam ihm freundlich und verklärt mit dem Morgengruß entgegen, wie eine aufgehende Frühlingsſonne.

„Ach!“ rief ſie mit frohbewegter Stimme, „denke Dir, Emil, welchen wunderſchönen Traum ich gehabt.

So herrlich habe ich ſeit meiner Kindheit nicht mehr geträumt.“

„Erzähle denn und erheitere auch mich, da ich nicht ſonderlich geſchlafen habe.“

„Mir träumte, ich ritt heute auf die Jagd, und ſah plötzlich einen ſchneeweißen Hirſch auf mich zukommen. Den darfſt Du nicht ſchießen, dachte ich. Und er kam furchtlos dicht an mich heran, ſah mich mit ſeinen treuen liebevollen Augen recht zutraulich an — eigentlich waren es Deine Augen, Emil, wie ich jetzt ganz deutlich mich erinnere — und ſprach: ſteige ab von Deinem Pferde und ſetze Dich auf meinen Rücken; ich will Dich zu Deinem Glücke tragen. Und da that ich, wie er mir geboten hatte. Er trug mich durch einen tiefſtillen, dunkeln, ſeltſam rauſchenden Wald; kein Vogel ſang in den Zweigen der Bäume, kein Sonnenſtrahl drang hindurch. Die Reiſe gefiel mir nicht und auch der wunderliche Hirſch nicht, und ich wünſchte ſehr, mich nicht auf ſeinen Rücken geſetzt zu haben. Aber es war nun doch nicht mehr zu ändern. Endlich kamen wir an eine Kapelle im Walde, aus der ſprang ein andrer großer Hirſch heraus mit einem Manne im Geweih. Du weißt doch von dem Manne.“

„Von welchem Manne?“

„Nun, der dem Hirſche in's Geweih geſchmiedet wurde. Die Geſchichte Deines Ahn?“

„Nichts weiß ich. Meine Mutter hat mir nie etwas von meinen Ahnen väterlicher Seite erzählt, und von wem ſollte ich ſonſt etwas über ſie erfahren? Iſt Dir denn ihre Geſchichte bekannt?“

„Nun ja, zum Theil,“ antwortete Sigismunde etwas verlegen.

„Und Du erzählteſt mir noch nichts davon!“

„Weil ich beſtimmt vorausſetzte, ſie ſeien Dir bekannt und ſich noch keine Gelegenheit gefunden hat, mich vom Gegentheil zu überzeugen. Nun dazu haben wir jetzt doch keine Zeit. Ich erzähle ſie Dir morgen oder übermorgen, oder am beſten, wenn wir wieder daheim ſind.“

„Gut, ſo erzähle wenigſtens jetzt Deinen Traum aus.“

„Die beiden Hirſche thaten ſehr befreundet mit einander, und der Mann im Geweihe nickte mir ebenfalls freundlich zu; mir aber war das Alles höchſt zuwider und ich ſehnte mich von den Hirſchen fort. Da trat plötzlich Graf Born, unſer Wirth, aus der Kapelle, ſchrie auf, als er mich auf dem Hirſche ſitzen ſah und legte ſeine Büchſe an, den Hirſch zu ſchießen. Da rannten denn die beiden Hirſche wie toll davon und ich weinte vor Angſt und klammerte mich feſt; der Graf immer hinter uns drein. Endlich ſchoß der Graf, der weiße Hirſch unter mir war in's Herz verwundet und warf mich ab. Ich ſtand aber unverletzt auf den Füßen, der

Graf bot mir freundlich den Arm. Der blutende Hirſch ſtürzte in einen tiefen Abgrund und ihm nach der andre mit dem Manne. In dem Augenblick erhob ſich der Mann aus dem Geweihe und ſiehe es war ein blendender Engel geworden, der über meinem Haupte ſchwebte, und mir den Brautkranz in die Locken drückte. Unterdeſſen war es Nacht geworden, aber die Sterne ſenkten ſich vom Himmel herab und küßten mich auf die Stirn. Mir war unendlich wohl. Der Graf führte mich nach dem Schloſſe, deſſen Fenſter alle erleuchtet waren. Jubel tönte, Glanz ſtrömte uns entgegen. Tauſende von Menſchen waren zugegen, aber ſie erkannten mich nicht, obgleich ich wußte, daß auf dem Schloſſe meine Hochzeit gefeiert wurde. Und wie ich in's Schloß trat, war's wieder Tag. Aber welch' ein Tag! Ein unbeſchreiblich herrliches Morgenroth glänzte durch die Fenſter herein und bemalte die Wände, Muſik, wie Sphärengeſang, klang näher und näher. Ich war bräutlich geſchmückt und wartete des Bräutigams. Da erſchallten unzählige Stimmen: Er kommt! Ich trat hinaus auf den Balkon. Alles jubelte mir zu. Ich wandte mich, den Bräutigam zu empfangen, da ſtand eine Nonne hinter mir und warf mir den weißen Brautſchleier, ein duftendes Gewebe mit Roſen umrankt, über das Haupt und ich erwachte. Du hatteſt an der Thüre gepocht, Emil, und ſtatt Dich im Traume zu empfangen, empfing ich Dich in der Wirklichkeit.“

„Eine Nonne!“ rief der Baron ſchier erſchrocken. „Eine Nonne warf Dir den Schleier über? Seltſam! Auch mir hat in dieſer Nacht eine Nonne einen Schleier übergeworfen, aber einen ſchwarzen, und nicht im Traume, ſondern in der Wirklichkeit.“

„Sigismunde ſah ihren Emil mit verwunderungsvollen, fremden, ſchier erſchrockenen Augen an, und fragte nun ihrerſeits langſam, als traue ſie ihren Ohren nicht! „Eine Nonne? Wie kommſt Du in der Nacht und auf dem Schloſſe Tannenforſt zum Verkehr mit einer Nonne?“

„Beruhige Dich, mein Engel! es war nur eine gemalte,“ lächelte der Baron. „Ich erzähle Dir das auch morgen oder übermorgen, oder wenn wir wieder zu Hauſe ſind. Aber ſonderbar finde ich es von Deinem Traume, daß er unſre Hochzeit auf dem Schloſſe Tannenforſt feiert, was uns doch nicht eingefallen, nicht im Traume eingefallen iſt.“

„Der Traum hat das Schloß als Dein Stammſchloß betrachtet; denn ich wurde von der verſammelten Menge als Herrin begrüßt. Ach, mir iſt unausſprechlich wohl zu Sinne, und ſieh' nur, welch' ein herrlicher Tag heute wird! Das giebt ein Feſt! Geſchwind in die Kleider! Die Damen dort ſind ſchon fertig und beſteigen eben die Pferde. Wir haben die koſtbare Zeit mit unſern albernen Träumen verplaudert. Eile Dich jetzt, Emil, der Jagdzug wird ſich allmälig ordnen.“

Und ſo ſchob ihn das plötzlich wieder ſo loſe und ſo munter wie ehedem gewordene Mädchen aus der Thüre. Er ging, aber Sigismundens Traum hatte ihn keineswegs erheitert. Er fühlte, daß er ganz und gar nicht in die Jagdgeſellſchaft paſſe, und hätte ſich noch gern losgeſagt, wenn es nur irgend angegangen wäre. Als er an das Schloß kam, ging es dort noch bunt durch einander. Pferde wurden hier geführt, geſattelt, probirt; dort Gewehre beſehen; Jagdhörner gaben Signale, Treiber trieben ſich umher, Kreiſer nnd Jäger riefen und liefen durch einander; Bediente hielten die angekoppelten Hunde. Aus der Thüre trat der Graf in einem herrlichen Jagdkleide, das ihm vorzüglich gut ſtand. Er ſtrahlte vor Wonne und Glück, und Jedermann, der ihn ſo ſah unter der Menge andrer Männer, dachte oder fühlte wenigſtens unwillkürlich, daß er der Schönſte von Allen ſei. Leicht und gewandt mit ritterlicher Artigkeit begrüßte er die Damen, die ſich allmälig einfanden, den Baron nahm er am Arm, konnte ihm aber kaum ein Paar Worte widmen, weil er jeden Augenblick von einer andern Seite in Anſpruch genommen wurde. Endlich erſchien Sigismunde auf einem prächtigen weißen Pferde, welches ihr der Graf wenige Minuten vorher zum Geſchenk hatte überreichen laſſen. Sie war wunderſchön, wie eine reizende Amazone anzuſchauen, und des Grafen Wange färbte ſich röther bei ihrem Anblick. Sein Auge irrte unruhig mit einem brennenden Ausdruck über ihre Geſtalt hin. Sigismunde winkte ihren Verlobten heran und flüſterte ihm, auf das Pferd deutend, zu, wie generös ſich der Graf gezeigt, und bat, ſich bei demſelben in ihrem Namen zu bedanken. Der Baron eilte zum Grafen, aber er hatte kaum die Lippe geöffnet, als dieſer ihm in die Rede fiel: „Es iſt mein Hochzeitgeſchenk, theurer Baron, und deshalb, ich bitte ſehr, verlieren Sie kein Wort. Dabei kommt mir ein allerliebſter Gedanke. Wie wär' es, wenn Sie Ihre Hochzeit gleich hier feierten. Wir ſind jetzt einmal alle hübſch zuſammen, und da reihete ſich ein Feſt an das andre an. Was meinen Sie dazu, Klingen?" wandte er ſich an den Kammerherrn, der daneben ſtand. „Sie haben ja auch einmal Hochzeit auf Tannenforſt feiern wollen."

„Das dürfte mir kein Andrer ſagen, Gräfchen!" drohete der Kammerherr. „Vielleicht könnte Andrer Freude mein eignes Leid verſüßen. Denn Sie müſſen wiſſen, Baron, daß Sie mir Sigismundchen vor der Naſe weggefiſcht haben. Ich gönne ſie Ihnen aber von Herzen. Machen Sie Hochzeit hier und Alles ſoll gut ſein."

Der Baron lächelte ſelig in ſich hinein, denn der

Traum ſeiner geliebten Braut war ihm wieder eingefallen. „Es macht ſich vielleicht," verſetzte er dann.

„Wenn uns der alte Geheimrath nicht fehlte," bemerkte der Graf, „ſo wären wir alle zuſammen, wie in Chriſtendorf. Eingeladen hab' ich ihn."

„Er kommt heute gewiß noch!" rief der Oberlieutenant von Goſſegk. „Er hat mir aufgetragen, Ihnen dies zu melden. Schießen, meinte er, könne er den Braten nicht mehr, ſo wolle er ihn wenigſtens verzehren helfen und dann die Damen unterhalten, wenn die Jäger ermüdet ſeien."

„O, ich freue mich ſehr!" ſagte ein Fräulein von Teckner, „dann ſoll er uns die Geſchichte vollends erzählen, die er uns noch ſchuldig iſt, und die ſich hier an Ort und Stelle vorzüglich gut ausnehmen muß."

„Das wird er mit dem größten Vergnügen," lachte der Kammerherr.

In dieſem Augenblicke wurden wieder Signale geblaſen, und der Graf bat ſeine Gäſte, ſich nun zum Zug zu ordnen. Er ſelbſt beſtieg ſein Pferd. Die Muſik ſpielte auf und zog voran. Noch ein Signal, die Damen ritten in die Mitte. Jede hatte zu beiden Seiten einen Herrn. Die Diener und Kreiſer mit den Hunden ſchloſſen ſich hinten an. Das dritte Signal ertönte und der mächtige Jagdzug ſetzte ſich mit klingendem Spiel in Bewegung über den Hof, durch das Thor und den Schloßberg hinab. Wallende Schleier, nickende Federn, grüne Büſche auf Mützen und Hüten! Die erſte Dame war Sigismunde freudeſtrahlend, ihr zur Rechten Graf Wilhelm, ihr zur Linken Baron Emil. So ging es durch das Dorf und den entgegen gelegenen Berg hinan. Hier wurden die Erinnerungen der Nacht im Baron plötzlich lebendig angefriſcht, als ſie an der Berghöhe hinaufritten und er am Waldrande einen Pfahl erblickte, der oben mit den Ruinen eines Rades umgeben und mit einem auf ihm feſtgenagelten weißen Menſchenſchädel gekrönt war. Es war der Pfahl, den er auf dem Bilde der Nonne geſehen hatte. Das erſte herbſtliche kalte Licht des Tages fiel auf den Schädel, von dem der Thau der Nacht reichlich troff, als ſie ohnfern davon vorüberritten. Der Baron ſchauerte zuſammen, und das Bild der büßenden Nonne ſtand ihm wieder lebendig vor der Seele.

Als ſie eben in den Wald einbiegen wollten, ſahen ſie eine lange, hagere, ganz ſchwarz gekleidete weibliche Geſtalt langſam die Stallung herabſchreiten. Löwen hielt ſein Pferd an, um ſie näher zu betrachten; es war ihm nicht anders zu Muthe, als es müſſe die Nonne ſein. Der Graf, der das Weib ebenfalls erblickt hatte, machte eine unwillige Bewegung mit der Hand.

„Tritt mir die Lore doch wieder in den Weg,“ rief er ſeinem Förſter ärgerlich zu. „Ich hatte doch befohlen, daß man ſie nicht heraus laſſe. Warum wird meinen Befehlen ſo wenig nachgekommen und mir das unangenehme Gefühl nicht erſpart, das mir der Anblick des verrückten Weibes macht?“

„Gnädiger Herr,“ verſetzte der Förſter, „die Lore ſitzt faſt das ganze Jahr über zu Hauſe und ſetzt ſelten einen Fuß über die Schwelle. Aber an gewiſſen Tagen, vorzüglich am St. Hubertustage geht ſie den alten verhängnißvollen Weg und ſucht etwas, wovon ſie mit Niemand ſpricht. Da ſie kein Kind beleidigt, ja kein Waſſer trübt, ſo wäre es doch grauſam, ſie an dieſem Gange hindern zu wollen. Wahrſcheinlich hat es der Amtsvogt verſucht, wer weiß aber, wie ungeberdig ſie ſich geſtellt hat, ſo daß er ſie gern auf freien Fuß geſetzt hat.“

Der Zug war dadurch etwas in's Stocken, und die Lore näher gekommen. Der Name des ſeltſamen Weibes, der von des Grafen Lippen gefallen war, lief ſchnell zu den Ohren der Damen.

„Iſt das die ſtille Lore, die Prophetin?“ rief eine feine Stimme, die dem Fräulein von der Neck angehörte.

„Sie iſt's,“ verſetzte der Förſter.

„Ach, ihretwegen bin ich ja eigentlich hierher gekommen. — „Die Prophetin!“ — „Die ſtille Lore!“ Und nun waren die Damen nicht von der Stelle zu bringen.

Alle ſahen das hagere Weib verwunderungsvoll an, und viele bezeigten große Luſt, abzuſteigen und ſich wahrſagen zu laſſen, indem ſie die Lore für eine Zigeunerin, Kartenſchlägerin oder dergleichen hielten.

„Herr von Klingen wird höflichſt erſucht, den Anfang zu machen,“ ſagte das Fräulein vom Buſche. „Er kennt dieſe Schickſals-Prieſterin ſchon und weiß wie ſie zu traktiren iſt, um ſie zum Reden zu bringen.“ Ein allgemeines Gelächter auf Koſten des Kammerherrn folgte dieſer giftigen Rede, auf die der Beſchämte keine paſſende Antwort hatte.

Der Graf fing nun an, ſeinen ſchönen Gäſten begreiflich zu machen, daß die ſtille Lore durchaus Niemand zu willen ſei und niemals auf eine an ſie gerichtete Frage antworte. Ihre Orakelſprüche ſeien alle freiwillige Ergießungen, und erfolge wirklich eine ſolche, ſo ſei er überzeugt, daß ſie ihm die Freude des Tages verdürbe. Die Damen ließen ſich alſo erbitten, weiter zu reiten. Er ſelbſt faßte Sigismundens Pferd am Zügel und zog es fort. Der Baron von Löwen dagegen war wie in Gedanken verſunken halten geblieben, und ließ den ganzen Troß vorüberziehen, das Auge feſt auf das Weib gerichtet, das, ohne von dem Jagdzuge die mindeſte Notiz zu nehmen, langſamen und gemeſſenen Schrittes, das Haupt gebeugt und den Blick ſtarr zur Erde gerichtet, immer näher kam. Am Pfahle angelangt, umwandelte ſie ihn dreimal, dann faßte ſie ihn mit beiden Händen und rüttelte kräftig daran. Und ſiehe der wahrſcheinlich durchgeroſtete Nagel brach ab und der Schädel rollte zur Erde. Mit fiebriſcher Haſt griff ſie darnach, raffte ihn auf und verbarg ihn in der Schürze. — Emil hatte Gelegenheit gehabt, während dieſer Zeit ihr Geſicht genau zu beobachten, und ſich überzeugt, daß ſie die Nonne nicht ſei. Ihre Züge waren welk und abgeſpannt; eine unangenehme dunkelbraune Farbe überzog ihre Haut, ihr blaues Auge war erloſchen und gläſern, ihre ganze Geſtalt trug den Stempel phyſiſcher und ſeeliſcher Hinfälligkeit, und nur als der Schädel herabfiel, und ſie darnach langte, flammte ein Lebensſtrahl über ihr todtes Geſicht. Und doch hatte die ganze Erſcheinung etwas Intereſſantes, über deſſen eigentlichen Charakter der Baron nicht klar werden konnte. In ihrer ungewöhnlichen Geſtalt, in ihrem Gange, in ihrer Kleidung, in ihren Geſichtszügen, in Allem lag etwas davon und in keinem allein. Des Barons Neugierde ward auf das Heftigſte erregt, und eine düſtre Ahnung flüſterte ihm zu, ſein eigenes Schickſal ſei oder werde auf irgend eine für ihn ſich tragiſch löſende Weiſe mit dem des ſeltſamen Weibes, von der er nichts weiter wußte, als daß ſie Lore hieß, verflochten, das habe ja der über ſeine Augen fallende ſchwarze Schleier des Nonnenbildes genugſam bewieſen. Es drängte ihn nun ſchnell zu erfahren, mit wem er es hier zu thun habe, und welche Schuld dieſe Lebenslinien ſo verwirrte, daß die eine vom Rade des Hochgerichts hatte abgeſchnitten werden müſſen. Er war eben im Begriff, dem Pferde die Sporen einzuſetzen, um ſchnell wieder zum Grafen zu gelangen, den er befragen wollte, als Lore ihr Auge, das einen unheimlichen Glanz ausſtrömte, erhob und auf ihn heftete. Er war von dieſem Blicke gebannt. Dann trat ſie an ihn heran und ſprach: „Weißt Du nicht, daß heute St. Hubertustag iſt? Adam Raab, mein Ahn, hat ſich wieder einmal auf ſeinem Hirſche ſehen laſſen. Weißt Du nicht was das bedeutet? — Aber reite nur hin. Es iſt nicht zu ändern. Wir müſſen endlich zur Ruhe kommen. Der dort iſt an Deinem und meinem Unglück ſchuld.“ Ihr Geſicht verzerrte ſich zum Ausdruck von Grimm und Wuth. Der Baron wandte ſich nach dem Manne, auf den ſie deutete und erkannte den Kammerherrn von Klingen, der der Letzte im Zuge war. Plötzlich war Lore in ein Paar wilden Sätzen ihm nach, und der Kammerherr, der ſich deſſen nicht verſehen, wurde zu ſpät gewahr, daß ſie ihn verfolgte. Er wollte fliehen, aber ſchon hatte ſie den Schädel aus ihrer Schürze genommen und mit kräftigem Wurfe gegen den Kopf des Kammerherrn geſchleudert, ſo daß dieſer vor Schrecken faſt vom Pferde gefallen wäre. Wie von einem Geſpenſte verfolgt, jagte er den Zug entlang, von manchem Gelächter und Witzwort begleitet.

Lore raffte den Schädel wieder auf und ging langſam. den Kopf geſenkt und mit dem ſtarren Auge auf der Erde ſuchend, in die Stallung zurück, aus der ſie gekommen war. Baron Emil ſah ihr ſinnend nach, ſchauerte zuſammen und war in wenigen Minuten wieder an des Grafen Seite. Jetzt hatten ſich in ſeiner Seele die Nonne und die Lore ſo mit einander confundirt, daß er ſtatt nach der Letztern zu fragen, wie er eigentlich beabſichtigt hatte, in die Worte ausbrach: „Sagen Sie mir, Graf, was iſt das für ein merkwürdiges Nonnenbild, bei dem Sie mich dieſe Nacht logirt haben?“

„Haben Sie im Zimmer der Nonne geſchlafen? Das iſt ein Verſehen meines Haushofmeiſters!“ ſagte der Graf mit Theilnahme. „Iſt Ihnen nichts Ungewöhnliches darin begegnet?“

Durch die zweite Frage verwundert, ſchier beſtürzt, verſetzte Löwen: „Und wenn es der Fall wäre, ich würde mich wohl hüten, mich Ihrem und dem Spotte der Geſellſchaft auszuſetzen.“

Des Grafen Geſicht wurde ſehr ernſt; er näherte ſich dem Baron und ſprach leiſer: „Ueber ſo unheimliche Dinge ſpotte ich niemals. Und abgeſehen davon, daß Sie meiner Freundſchafts- und Hoſpitalitätspflicht eine ſolche Indiscretion gar nicht zutrauen ſollten, iſt mir das Zimmer der Nonne ein wahrhaft heiliger Raum, den ich nie ohne fromme Scheu betrete. Ich habe zu vielfache Erfahrungen, daß in dieſem Gemach die überſinnliche Welt draſtiſch in die ſinnliche eingreift und ſich als Erſcheinung geltend macht, das Andenken an ein hier mit den gräßlichſten Seelenſchmerzen kämpfendes Herz, das erſt der Verſuchung ſeines böſen Dämons erlag und dann durch außerordentliche Reue und einen wahren Sühnetod ſich wieder zu einem lichten Horizonte emporkämpfte, in deſſen reiner Aetherbläue ſelig zu verſchweben ihm doch noch nicht gelungen ſein muß, wahrſcheinlich immer noch niedergehalten von der Schwere der Schuld, dies Andenken ſteht mir viel zu hoch, zu irdiſch fremd, zu ſchauerlich gewaltig, als daß ich mir jemals über geheimnißvolle Aeußerungen dieſes durch den irdiſchen Tod doch ſeiner irdiſchen Wirkſamkeit — wie es ſcheint — nicht ganz enthobenen Lebens auch nur den mindeſten Scherz erlauben ſollte."

Löwen hatte des Grafen Rede mit ſteigendem Erſtaunen angehört; jedes Wort deſſelben fiel ihm centnerſchwer auf die Seele.

„Alſo glauben Sie wirklich, daß die Nonne denen erſcheint, welche in ihrem Zimmer ſchlafen?" fragte er zagend.

„Ich kann es weder behaupten, noch mag ich es bezweifeln. Faſt Allen, die darin ſchliefen, iſt irgend etwas Ungewöhnliches begegnet; ich ſelbſt habe es noch nicht bis zum Heroismus bringen können, mein Bett dort aufſchlagen zu laſſen. Sie wiſſen ſchon, daß ich dergleichen Bravour nicht liebe. Hätten mich die Unruhe und die Verwirrung des geſtrigen Abends daran denken laſſen, ich hätte Ihnen eine unerfreuliche Erfahrung erſpart; denn daß Ihnen im Nonnenzimmer etwas Verſtimmendes, Sie Beläſtigendes begegnet iſt, ſteht allzudeutlich in Ihrem Geſicht geſchrieben, als daß ich einen Augenblick daran zweifeln könnte."

„Aber wer iſt dieſe Nonne? Was hat ſie mit jenem Schädel auf dem Radpfahl und was mit der ſtillen Lore gemein, die um den Pfahl ſchlich und den Schädel davontrug, und deren Erſcheinen Ihnen unangenehm war?"

„Ahnen Sie nicht, wer die Nonne iſt? Hat ſie es Ihnen nicht zugeflüſtert in dieſer Nacht? Hat es Ihnen kein Traum verrathen? Gedulden Sie ſich bis morgen, dann ſollen Sie die Geſchichte eines ungewöhnlichen und deshalb ſehr unglücklichen weiblichen Weſens vernehmen, das zu Ihrer wie zu meiner Familie in ſo naher Beziehung ſtand."

„Wie? die Nonne wäre" —?

„Ihre Schweſter Wilhelmine!" — Mit dieſen Worten ſprengte der Graf fort, denn der Zug nahte dem waldigen Terrain, wo die große Jagd beginnen ſollte.

„Meine Schweſter!" murmelte Löwen vor ſich hin und hielt lange auf der Stelle, bis ihn ſein ungeduldiges Pferd weiter trug. Aber wenn auch mit dem Körper anweſend, war ſeine Seele doch in der Vergangenheit! „Alſo darum?! — Seltſam! — Was biſt Du doch für ein unerklärlich tiefes Räthſel, menſchliches Leben! Machen die Bande des Bluts ſich über das irdiſche Leben hinaus geltend? Oder iſt der Geiſt ein Produkt derſelben ſchaffenden Materie, die den Sohn aus dem Vater entſpringen läßt? Iſt der Geiſt nur eine feinere Materie, und meine todte Schweſter Wilhelmine, die ich im Leben nicht kannte, die mich ſogar haßte, mir dort enger noch verbunden als hier? Wie auch, ich muß meine Schweſter näher kennen lernen.“

Die Jagd war angegangen, das ſtattliche Wild wurde herbeigetrieben, die Büchſen knallten, und der erſte Hirſch ſtürzte. Der Graf gab ihm den Genickfang, ein Paar Treiber faßten die Beute auf ſeinen Wink und trugen ſie nach dem Laubzelte, wo die Damen Platz genommen hatten. Hier legten ſie das todte Thier zu den Füßen Sigismundens.

„Der ſchönen Braut gehört die erſte Beute des Tags,“ redete er mit zärtlichem Blick. „Nie ſoll der Jäger vergeſſen, am wenigſten am St. Hubertustag, daß der Heilige, den er als Schutzpatron verehrt, ein galanter Prinz war.“

Sigismunde ſenkte das Auge erröthend. Aber von jetzt an ſuchten und fanden ſich unbewußt ihre und des Grafen Blicke oft; er war ihr Begleiter und Ritter, und die übrigen jungen Damen flüſterten ſich darüber manches Bedenkliche zu.

Baron Emil hatte ſich ganz von der Geſellſchaft entfernt und den Förſter des Grafen aufgeſucht.

„Sagen Sie mir, Herr Förſter, wer war der Menſch, der am Waldrande auf's Rad geflochten wurde?“

„Ein Kreiſer und heimlicher Wilddieb, gnädiger Herr, Namens Sebaſtian Brohm, aus Tannenforſt gebürtig.“

„Was hatte er verbrochen, daß der Arm der Gerechtigkeit ihn am Leben ſtrafte?“

„Er hatte den Förſter Frieſen in Tannenforſt, meinen Vorgänger in gräflichen Dienſten, im Revier meuchlings erſchoſſen.“

„Was war die Veranlaſſung zu dieſer Gräuelthat?“

„Eiferſucht, gnädiger Herr. Die Lore Raab, die dort am Radpfahle ſtand, war Brohm's Geliebte und verlobte Braut. Sie war wunderſchön, und als der junge Förſter hierher kam, machte er das Mädchen dem Kreiſer abſpenſtig. Dieſer war aber ein gar wilder Geſelle, der dem Thun und Treiben des Förſters mit ſtiller Wuth zuſah. Er hatte ſchon einmal einen vornehmen Herrn, der der Lore zu nahe gekommen war, übel zugerichtet.

Man ſagt, er habe den Förſter erſt nachdrücklich gewarnt, aber dieſer war ganz verſeſſen auf das hübſche Mädchen. Und ſo fand der unvorſichtige junge Mann den Tod durch die Kugel des Kreiſers.“

„Dem ungeachtet bin ich noch nicht ganz klar in der Sache. Was hatte denn nun das Fräulein Wilhelmine von Löwen, die mit ihrer Mutter auf dem Schloſſe wohnte, mit dieſer Geſchichte zu ſchaffen? Wie war ſie darin verwickelt.“

„Gnädiger Herr, erlaſſen Sie mir die Antwort auf dieſe Frage. Fräulein von Löwen war eine nahe Verwandte meines gnädigen Grafen, und es ziemt dem Diener nicht, über Familienangelegenheiten ſeiner Herrſchaft ſich auszulaſſen.“

„Ich ehre Ihre Discretion, Herr Förſter. Doch gebe ich Ihnen mein Ehrenwort, daß Ihr Vertrauen, das ich mir erbitte, mir heilig ſein wird. Laſſen Sie mich Alles hören, was Sie von Fräulein von Löwen wiſſen.“

Damit ſchob er dem ängſtlichen Manne ſeine Börſe in die Hand.

Der geſchmeichelte und durch den klingenden Nachdruck gewonnene Förſter erwiederte hierauf: „Ich kann Ihnen nur berichten, was mir Andre geſagt haben, und deshalb die Wahrheit deſſelben nicht verbürgen.“

„Das gilt mir gleich. Theilen Sie mir die Gerüchte mit.“

„Man ſagte, Fräulein von Löwen habe den Förſter Frieſen ſelbſt gern geſehen, und erbittert über deſſen Untreue den Kreiſer Brohm auf jenen aufgehetzt, ja zum Morde deſſelben angetrieben, und ſie wäre ſicherlich mit in die Unterſuchung gegen den Mörder, der auf ſie bekannt, gezogen worden, wenn ſie nicht ſchnell als Nonne in den Orden der büßenden Frauen getreten wäre. Doch, wie ſchon bemerkt, wer kann es behaupten!“

„Schon gut,“ beruhigte ihn der Baron und ging weit ab in den Wald, um ganz allein zu ſein. Er düſterte in ſich hinein. Eine neue Quelle des Schmerzes war plötzlich in ihm aufgeſprungen. Er ſah noch in trüber ungewiſſer Erſcheinung ein bereits geendetes Leben, das ihm ſo nahe verwandt geweſen, in beängſtigender Verwirrung. Sein Herz war ſchwer gepreßt und verlangte heftig nach klarer Einſicht in Wilhelminens ſchreckliches Schickſal. Die Freuden der Geſellſchaft waren ihm für den heutigen Tag gänzlich verleidet, und er ging immer tiefer in den Wald, ſich ganz ſeinem Schmerze überlaſſend. Das Bild ſeiner Mutter trat friſch und lebendig vor ſeine umnachtete Seele, und Thränen ſtrömten über ſeine Wangen. Indem er ſo mit ſich und den empfangenen ſchmerzlichen Eindrücken beſchäftigt vor ſich hinging, trat er in die Stallung heraus und war nahe an dem Hauſe auf der Höhe des Berges, das man durch die Stallung vom Schloſſe aus ſehen konnte. Er ſchritt darauf los und gewahrte hineintretend, daß es eine Kapelle war. Ein einfacher Altar war darin aufgerichtet. Zu beiden Seiten an der Wand hingen zwei Tafeln. Auf der einen war die Schrift neu, auf der andern vergilbt und unleſerlich. Er wandte ſich zur erſtern und las: „Am 3. November 18**, am St. Hubertustage, wurde ohnfern von hier der Förſter Heinrich Frieſen vom Kreiſer Brohm erſchoſſen. Gott ſei ſeiner Seele gnädig!“ Er ſchritt zur andern und bemühete ſich an der Wand hinauf zu langen, da ſtürzte plötzlich die hölzerne Tafel mit Geräuſch herab, ihm faſt auf das Haupt. Erſchrocken hob er ſie auf und las: „Dieſe Kapelle erbaute Leo Freiherr von Löwen zur Büßung ſeiner ſchweren Sünde, die ihm Gott vergeben möge.“

Still ſchaudernd ſtellte der letzte Nachkomme des auf dieſer Tafel Genannten ſie bei Seite und verlor ſich wieder in ſchwermüthiges Brüten. Mit Schrecken dachte er endlich an die Geſellſchaft; er würde nicht zu ihr zurückgekehrt ſein, wenn es ihm nicht Rückſichten gegen ſeine Braut geboten hätten. Bei dem reichen Frühſtück, welches der Graf ſeinen Gäſten in dem Waldſalon gab, war übrigens der Baron kaum vermißt worden. Sigismunde, vom Grafen immer mehr ausgezeichnet, ſtrahlte von Freude und Glück, und als der düſtre Träumer endlich an ihre Seite trat, hatte ſie kaum ein Paar Worte für ihn. Und ſo ging es den ganzen Tag. Reizend, wie eine Amazone, mit fliegenden Locken und glühend von Lebensluſt, ſprengte ſie durch den Wald, an der Seite des ſchönen Grafen, dann wieder von ihm geſucht, indeß ihr Verlobter ſeinen bangen Ahnungen und Träumen wieder nachhing, ſein Pferd ſeinem Diener überlaſſend und einſam durch die hohen Bäume ſchreitend, fern vom Getöſe der Jagd, und die Kapelle wieder aufſuchend, wohin es ihn zog, und wo ihm wohler zu ſein ſchien. Erſt beim Heimzuge ſchloß er ſich wieder der Geſellſchaft an. Aber ſeine Begierde, einen tiefern Blick in Wilhelminens Leiden und Verirrungen zu thun, war ſo groß, daß er den Grafen anging, ihm die verſprochenen Mittheilungen über die unglückliche Schweſter noch heute Abend zu machen.

„Recht gern,“ antwortete der Graf zerſtreut. „Sie brauchen mich gar nicht dazu. Wilhelminens Tagebuch mit Erläuterungen und Zuſätzen von der Hand meiner Mutter befindet ſich auf Tannenforſt. Ich werde es Ihnen einhändigen, und daraus wird Ihnen ein vollkommenes Lebensbild Ihrer armen Schweſter entgegen treten.“ —

Beutebeladen langte der Zug im Schloſſe an. Auf den Stufen der in’s Haus führenden Treppe ſtand der alte Geheimrath Scheller.

„Um Gotteswillen!“ rief er dem Grafen pathetiſch entgegen. „Es iſt doch kein Unglück geſchehen?“

„Ein Unglück, Excellenz? Was fällt Ihnen ein? Den Hirſchen und Rehen allerdings, aber den Menſchen gottlob! nicht das mindeſte. Sie müßten denn den Kammerherrn von Klingen meinen, den die ſtille Lore allerdings auf eine etwas ſchauerliche Weiſe faſt vom Pferde geworfen hätte. Aber er iſt ohne Unfall davon gekommen. Wie gerathen Sie auf ſo trübſelige Gedanken?“

„Es iſt ja heute der fatale St. Hubertustag, der für dies Schloß ſeit Jahren von tragiſcher Bedeutung war. Starb nicht heute vorm Jahre Fräulein Löwen oder vielmehr Schweſter Clara plötzlich und auf bedenkliche Weiſe? Wurde vor zwei Jahren an dieſem Tage nicht der Kreiſer Brohm hingerichtet? Erſchoß er vor drei Jahren am St. Hubertustage nicht den Förſter Frieſen?“

„Mein Gott, Geheimrath, Sie ſind ja plötzlich ein wahrer Todtenvogel geworden, und überraſchen mich da mit einem ſeltſamen Spaße. Wie in aller Welt können Sie nur aus den vergangenen Zufälligkeiten folgern, daß ſich heute ein Unglück ereignet haben müſſe? Sehen Sie an der Munterkeit der Geſellſchaft, wie Ihre ſchwarze Ahnung Sie am Narrenſeile geführt hat! Der Tag iſt in Luſt und Freude vergangen, wie ſelten einer. Ich glaube Sie leiden an Indigeſtion.“

„Gottlob, daß er vorüber iſt! Nun will ich auch froh und guter Dinge ſein. Aber ich ſchwöre Ihnen zu, ſeit meiner Ankunft habe ich Todesangſt ausgeſtanden, obgleich ich mir in Geſellſchaft meiner Schwägerin und der übrigen trefflichen Damen, die zu unterhalten ich gekommen war, während ihre Töchter auf der Jagd ſich vergnügten, nichts merken laſſen durfte. Ich war freilich ein Thor, mich von einer verrückten Dirne auf ſolche Folter ſpannen zu laſſen. Dafür will ich mich dieſen Abend an der Tafel entſchädigen."

„Ich merke ſchon, daß Ihnen die Lore bange gemacht hat."

„Ei freilich! Als ich in's Dorf hereinfahren will, ſteht ſie am Zaune des erſten Häuschens, tritt an meinen Wagen heran und fragt mich, ob ich zur Hochzeit auf's Schloß wolle? Ich erwiederte, ich wiſſe von keiner Hochzeit. Da ändert ſie plötzlich den Ton und fragt mich, ob ich zum Begräbniß auf's Schloß wolle? Erſchreckt antwortete ich, ich wiſſe eben ſo wenig von einem Begräbniſſe dort. Ja, ſagte ſie, es werden dort ein Paar begraben und ein Paar haben Hochzeit, allemal ein Jüngling und eine Jungfrau. Und ſo paſſen ſie zuſammen, wie ſie zuſammen kommen, obgleich das heute noch kein Menſch glaubt. — Sie wandte ſich und ich ließ den Kutſcher die Pferde antreiben, ganz erſchüttert von den Worten der Wahnſinnigen. Da ruft ſie mir nach: Wißt ihr nicht, daß heute St. Hubertustag iſt, und ich der letzte Sproß des Stammes von Adam Raab bin, den der Baron Leo von Löwen auf den Hirſch ſchmieden ließ? Dieſe Worte jagten mir erſt ein entſetzliches Grauen ein. Dem Himmel ſei Preis, daß ich mich vergeblich gemartert.“

Im großen Saale war eine glänzende Tafel bereitet; Lichtwellen durchflutheten alle Räume; überall heitre Geſichter, Scherz und Lachen, laute Fröhlichkeit. Vom Orcheſter herab rauſchten die ſchönſten Muſikſtücke aus den neueſten Opern durch den Saal. Die feinſten Genüſſe der Hauptſtadt wanderten aus Küche und Keller auf den prächtig geſchmückten Tiſch. Nur Baron Emil ſaß in einer Ecke und träumte wieder. Mit Sehnſucht ſah er dem Ende der Tafel entgegen, um den Grafen um das verſprochene Manuſcript zu bitten. Sigismunde erhielt den Ehrenplatz, der Baron neben ihr nahm ſich wie eine düſtre Ahnung neben dem üppigſten Leben aus. Sie blühte wie eine prächtige Centifolie, er glich einer ſchneeweißen Roſe. Sie ſprachen wenig mit einander. Er klagte über Hypochondrie und war einſilbig, ihr wollte das Wort der Freude, wie ſie in ihrem Herzen grünte und blühte, an ſeiner Seite nicht über die Lippen. Dagegen ſprach ſie deſto mehr mit dem Grafen und Andern. Der feurige Wein that bald ſeine Wirkung, die Köpfe glühten, die Augen ſprühten, Witz und Scherz flackerten als luſtige Flammen durch den Saal. Am meiſten hatte der Kammerherr von Klingen wegen des erfahrenen Abenteuers auszuſtehen, und das Fräulein vom Buſche, ſeine geſchworne Feindin von alten Zeiten her, meinte, der harte Kopf des Kreiſers Brohm ſei heute, wie ſchon einmal, ſehr nachdrücklich gegen den Kammerherrn verfahren, und habe zu beiden Malen ſchauerliche Eindrücke bei ſeinem Gegner hinterlaſſen.

Nach aufgehobener Tafel wurde ein kleiner Ball arrangirt. Baron von Löwen entſchuldigte ſich mit Unwohlſein, beſtürmte aber heimlich den Grafen um das Manuſcript, das dieſer ſogleich herbeiholte und ihm übergab. Damit zog er ſich ſogleich in ſein Zimmer zurück.

Es war ihm, als werde das Papier heiß in ſeiner Hand. Im Zimmer ſtellte er ſich vor das noch entſchleierte Bild und ſtarrte es lange, lange an, die Züge deſſelben gleichſam in ſich hineinziehend.

„Du alſo warſt meine Schweſter! Meine einzige Schweſter! In Deinen Adern floß daſſelbe Blut, was in den meinigen rinnt. Ich fühle es, ich bin mit geheimnißvollen, überirdiſchen Banden an Dich gebunden. Du wollteſt Dich mir ſchon in voriger Nacht offenbaren, aber ich verſtand Dich nicht. Werde ich Dich heute beſſer verſtehen, wenn ich Deine Schrift, in die Du die Gefühle Deines Herzens gegoſſen, geleſen habe? Zu welchem Zeichen haſt Du mir den ſchwarzen Schleier über das Haupt geworfen? Fiel nicht auch die Votivtafel meines Ahn, die er in der Kapelle aufgehängt, mir heute vor die Füße? Darf ich ahnen? — Fort, düſtre Ahnungen! Das Leben iſt mein und die Liebe. Und ich will beide genießen. Nur ohne Sigismundens Liebe könnte ich nicht leben. Aber ſie liebt mich, und ich werde leben und glücklich ſein!"

Aber die letzten Worte klangen recht traurig, und der Ausdruck des Bildes gab einen ſchauerlichen Contraſt zu ihnen. Er ſchob den Tiſch vor die Kommode, ſetzte ſich dem Bilde gegenüber, ſchlug das Manuſcript von einander und las:

„So bin ich denn wieder hier in meinem geliebten Tannenforſt. Ihr dunkelgrünen Wälder, ſeid mir gegrüßt! Kennt ihr mich noch, ihr alten Bäume, ihr knorrigen Stämme, ihr rauſchenden Kronenträger? Ei, ich bin ja das kleine Mädchen, die Wilhelmine, die mit dem Heinrich Tag für Tag zu euern Füßen geſpielt hat, und oft, wenn ſie ſich müde getobt, in euerm Schatten eingeſchlafen iſt, eingeſungen von euerm geheimnißvollen Rauſchen! Ach, wie oft habe ich mich aus der großen Stadt, die nur erbärmlich zugeſtutzte und kümmerliche Bäume hat, in euer waldiges Paradies zurückgeſehnt! Wie oft wäre ich lieber mit Heinrich Arm in Arm durch eure lebendigen Säulenhallen gewandelt, als am Arme eines Hofherrn durch die kalte ſteinerne Colonnade des

Reſidenzſchloſſes. Denn die Menſchen der Stadt ſind wie die Bäume in der Stadt, erbärmlich zugeſtutzte, beſchnittene, kümmerlich vegetirende Geſchöpfe. Theaterbäume ſind ſie, vorn prächtig gemalt, hinten gräulich anzuſehen, mit einem Stock geſtützt, ohne Kern und Saft, ohne Trieb und Leben. Und unter dieſen Menſchen ſollte meine Erziehung vollendet werden! Alſo wollten es meine vornehmen Verwandten, die auch ſolche Figurantenbäume ſind, und ich armes Kind mußte mich wohl fügen. Vergieb ihnen, weiſe, gütige Natur, ſie wiſſen nicht, was ſie thun! Da bin ich denn nun erzogen worden. Wie luſtig! Sie meinen nun, ſie hätten auch ſo ein Gewächs aus mir gemacht, wie ſie ſind. Betrogen! Ich bin ein Waldbaum, eine Tanne, die ſie als Topfpflanze behandelt haben. Ruhig doch! Ich bin wieder in meine Wälder verſetzt und nun breite Dich aus, mächtiger Trieb meiner Bruſt! Ich will mein trunkenes Auge von den Gipfeln meiner Berge ſchweifen laſſen, ich will meine Wälder durchſauſen auf meiner ſchlanken Stute an Heinrichs Seite. Heinrich — wo er nur ſteckt? Ich habe ihn noch nicht geſehen, und mein Herz verlangt ſo ſehr nach ihm. Fort in den Forſt! Dort werde ich ihn finden.“

Wie ſeltſam! Es iſt doch nicht Alles mehr ſo ſchön, wie es war. Ich habe Heinrich geſehen und geſprochen. Iſt mir doch als ob ich weinen möchte, ſo recht aus Herzensgrund bitterlich weinen. Vielleicht würde mir dann wieder wohl. Aber warum nur weinen? Das kann ich mir nicht erklären. Freilich, ich war ordentlich erſchrocken, als ich ihn erkannte; denn anfangs hielt ich ihn für einen Andern, ſo groß und ſchön iſt er in den drei Jahren geworden. So hatte ich mir ihn gar nicht gedacht. Wie männlich, wie kräftig er ausſieht, und einen Bart hat er bekommen, der dicht und braun ihm Lippe und Wange umkränzt. Wie ihm das allerliebſt ſteht! Das Geſicht roth und ſonnverbrannt, recht wie es einem kräftigen, rüſtigen Jägersmanne ziemt. Er ſtand verlegen mir gegenüber und ſeine dunkle Wange war noch röther geworden, ſein großes blaues Auge irrte am Boden. Auch ich war verlegen, und am Brennen meiner Wange fühlte ich, daß auch mir das Blut in's Geſicht geſchoſſen war. Es war mir ſo eng, ſo ſonderbar um's Herz. Erſt hatte ich mir gedacht, ich würde ihm gleich um den Hals fallen, wenn ich ihn ſähe; das konnte ich nun zwar nicht, aber die Hand wollte ich ihm reichen und ihn eben fragen: Lieber Heinrich, was machſt Du? Da trat er auf mich zu, verneigte ſich linkiſch und nannte mich „gnädige Baroneſſe" und ſtotterte: Ich bin hoch erfreut, Sie wieder zu ſehen und danke für die Ehre, daß Ew. Gnaden ſich meiner noch erinnern. — Das ging mir wie ein Schwert durch's Herz. Ich ſtand da, wie angewurzelt und ſtarrte ihm in's Geſicht, als hätt' ich ihn nicht verſtanden. Und da kam mir die ſtarke Luſt zum Weinen an, die mir bis jetzt noch nicht wieder vergangen iſt. Nun konnte ich ihn nicht mehr Heinrich, nicht mehr Du nennen. Die Zunge war mir wie gefroren. Ich weiß nicht mehr, was ich zu ihm geſagt habe und erinnere mich nur ſo viel, daß es etwas ſehr Albernes war. Ich habe ihn auch Sie genannt, aber das Wort quoll mir im Munde und blieb halb ſtecken. Er wird mich nun für ſtolz und abgeſchmackt halten, wird denken, ſie hätten mich in der Stadt gut erzogen, wird eine ganz falſche Meinung von mir haben. Warum hat er mich gnädige Baroneſſe und Sie genannt. Er trägt die Schuld, und ich kann ihm nicht helfen. — Ach, wie iſt doch Alles anders geworden und nicht mehr ſo ſchön, wie es war!

---

## Anmerkung von einer andern Hand.

Heinrich Frieſen war der dritte Sohn des Förſters Frieſen zu Tannenforſt und erſt ſieben Jahre alt, als ſein Vater ſtarb. Als die Baronin von Löwen, meines

Mannes Schweſter, für ihre Tochter Wilhelmine eine Bonne engagirte, wurde Heinrich aus den Kindern des Dorfes gewählt, um zur Anfeuerung der Kleinen, die noch nicht fünf Jahre alt war, mit ihr gemeinſchaftlichen Unterricht zu genießen, da der Schullehrer des Ortes gefunden hatte, daß Heinrich ein talentvoller Kopf ſei. Die Wittwe des Förſters verließ mit ihren übrigen Kindern das Dorf, Heinrich zog aber auf den Wunſch der Baronin auf das Schloß und wuchs mit Wilhelminen zuſammen auf. Die Kinder waren wie Geſchwiſter ſtets beiſammen. Als Heinrich vierzehn Jahre alt war, kam er zum Förſter Brand in die Lehre, um fünf Jahre die Jägerei zu lernen, wie ſein eigner Wille war. Wilhelmine begleitete ihn oft in den Wald und war ein wildes, üppig aufgeſchoſſenes Mädchen. Man fing allmälig an, Anſtoß an dem ungenirten Verhältniß der beiden jungen Leute zu nehmen; ich nahm davon Notiz und auf meine Veranlaſſung kam ſie in unſer Haus in der Reſidenz, wo ſie drei Jahre blieb. Während dieſer Zeit durfte ſie nicht nach Tannenforſt, ſo ungeſtüm ſie auch oft dorthin verlangte. Wenn ſie ihre Mutter ſehen wollte, kam dieſe in die Stadt. Ihre heftige Gemüthsart, die ſich in keine Form der vornehmen Welt fügen wollte, machte ſie uns endlich unerträglich, und wir waren alle froh, ſie los zu ſein, als ſie endlich nach ihrem Waldſitze zurückkehrte. Dem jungen Frieſen war vorher

Reſpect gegen ſie eingeflößt worden. Auch traf ich Veranſtaltung, daß er gleich darauf als Forſtgehülfe in ein weit entferntes Revier verſetzt wurde.

---

Heinrich iſt fort und ich bin gewiſſermaßen recht froh darüber. Das hätt' ich doch nimmermehr geglaubt, daß ich froh ſein würde, wenn der, nach dem ich mich ſo ſehr geſehnt, Tannenforſt verließe. Ich begreife mich ſelbſt nicht. Ja wär' er noch der alte Heinrich, dann würde ich mich widerſetzt haben. Ich hätte es nicht gelitten, daß er in einen andern Forſt verſetzt würde, und die Mutter hätte ich ſchon zwingen wollen, in meinem Sinne zu handeln und es bei der Tante durchzuſetzen. Aber ſo hat mich der alberne Menſch „gnädige Baroneſſe" und „Sie" genannt; das kann ich ihm nicht vergeben, und ſo mag er laufen. Ich mache mir ganz und gar nichts aus ihm. Ich hab' es nicht über mich gewinnen können, wieder mit ihm zu ſprechen. Nur aus der Ferne hab' ich ihn ein Paar Mal geſehen, wenn er in den Forſt ging. Er grüßte jedes Mal ſo kalt höflich. Ich hätte toll darüber werden können. Ja, wenn es ſich nur ſchickte, ich hätte ihn gern für ſeine Höflichkeit durchgeprügelt, ſo bitterbös war ich auf ihn. Aber ſpäter fiel mir ein, daß er doch jedesmal recht traurig ausſah, und da hat er mich wieder gedauert. Und bildhübſch iſt er doch. Wenn ich die Stadt- und Hofherrn mit ihm vergleiche, wie bleiben die eingeſchnürten Puppen weit, weit hinter ſeiner friſchen Natur zurück! Als er Abſchied auf dem Schloſſe nahm und mir die Hand ehrerbietigſt küßte, ſah ich ein Paar Thränen in ſeinen Augen ſchimmern, und eine davon fiel mir, glaub' ich, auf die Hand. Ich hätte ihn küſſen mögen, den lieben Jungen, und gram kann ich ihm nun einmal nicht ſein, wenn er ſich auch albern gegen mich benommen und mich ſo ſehr getäuſcht hat. Ich wünſche ihm in der Ferne alles Gute, aber vergeſſen kann ich ihm die Dummheit nicht.

---

Seit ich aus der Reſidenz zurück bin, ſchenkt mir die Mutter weit mehr Vertrauen als ſonſt, und ich empfinde einen gewiſſen Stolz darüber, daß ſie mich nicht mehr wie ein Kind behandelt. Ich bin nun eine Jungfrau; ich weiß es, daß ich's bin, aber woher ich's weiß, das weiß ich nicht. Manchmal werde ich roth darüber, manchmal lache ich mich ſelbſt aus — beides heimlich für mich. Nun erzählt mir auch die Mutter Manches aus ihrem an bittern Erfahrungen ſo reichen Leben, wovon ich bis jetzt ſo gut, wie gar nichts wußte. Ich habe erfahren, weshalb ſie ſich von meinem Vater getrennt, aus welchem Grunde ſie ihn gehaßt hat bis zu ſeinem Tode. Zwar ſprach ſie nur in allgemeinen und ſchonenden Ausdrücken und ſchien ſtets vor Augen zu haben, daß ich die Tochter des Mannes ſei, von dem ſie redete — und das war ſehr löblich von ihr, was ich mit Dank anerkenne, aber ich habe ſie gar wohl verſtanden, tief in meinem Herzen. Sie hat den Vater nicht geliebt und iſt von ihrer Mutter gezwungen worden, ihn zu heirathen. Sie verſprach mir mit Thränen im Auge, ſie werde ſich gegen mich niemals ſolcher Sünde ſchuldig machen. In der Wahl meines künftigen Gatten habe ich ganz freie Hand. Das iſt recht ſchön von ihr; ich würde mich aber auch nicht zwingen laſſen. Nachher iſt der Vater der Mutter untreu geworden. Pfui! Ich glaube, ich könnte meinen Mann umbringen, wenn er mir untreu würde. — Wenn nun die Mutter ſtill geweint und gebetet oder in ihren Andachtsbüchern geleſen hat, hat ſie der Vater verhöhnt und verſpottet. Es will mich allmälig bedünken, als ob die Männer gar nicht werth ſein, von den Frauen geliebt zu werden. Unſre Tyrannen möchten ſie ſein, aber von unſern Gefühlen verſtehen ſie nichts, oder wollen abſichtlich nichts davon verſtehen. Wahrlich ich könnte und würde keinem Manne unterthan ſein und mir nichts von ihm gefallen laſſen! Ich fühle Kraft in mir zu eigner Selbſtſtändigkeit, und ich machte gewiß nicht ſo viele Umſtände mit einem Manne, wie die Mutter gemacht hat. Ich weiß nicht, muß denn überhaupt geliebt und geheirathet ſein? Wenn ich nicht will, wer kann mich zwingen? Freilich es iſt die Regel ſo; aber gilt nicht das Sprichwort: keine Regel ohne Ausnahme? Ich fühle mich zur Ausnahme berufen. Ich habe die Geſchichte der Amazonen geleſen, und ſie hat mir ausnehmend wohlgefallen. Gäb' es noch Amazonen, ich würde mich zu ihnen geſellen. Die Mutter haßt die Männer, aber aus einem andern Grunde wie ich. Sie, weil ſie gottlos ſind und die Religion nicht achten. Ich — — ich weiß ſelbſt nicht warum. Iſt denn nicht Heinrich ein rechter Pinſel?

Von manchen Dingen hat doch die Mutter eine ganz andere Anſicht wie ich. Ihr Glaube, daß nur Gebet und Bußübungen den Menſchen ſittlich rein erhalten und ihm den wahren Werth verleihen können, will mir nicht zuſagen. Ich bete zwar auch, aber das ewige Beten iſt doch langweilig. Und nun vollends die Bußübungen! Lieber reite ich in den Wald. Da fühle ich mich wohl und groß, und ſtaune Gott in ſeinen Werken an.

Ich bin geſtern mit der Mutter im Kloſter der Büßerinnen zu E. geweſen, deſſen Oberin eine Tante meines Vaters, eine Freiin von Löwen iſt. Sie war die erſte Verwandte von väterlicher Seite, die ich kennen lernte, und die alte Dame hat einen wunderbaren Eindruck auf mich gemacht. Sie ſprach viel gut gemeinte Worte zu mir, aber es kam alles ſo kalt, ſo ſtreng heraus, daß es mich fror. Empfinde ich denn nur allein ſo warm, ſo lebendig? Ich möchte die Welt beglücken, wenn ich es nur vermöchte. Oder werden die Gefühle auch alt und froſtig, wie die Menſchen? Wie man eine Nonne werden kann, begreife ich. Ich glaube, die Kloſterſchweſtern ſind alle aus der Stadt. Wer im Walde geboren und aufgewachſen iſt, wie ich, kann nimmermehr in's Kloſter gehen. Nein, doch lieber heirathen! Den Mann kann man ſich ſchon ziehen, wie man ihn gern will.

Die Tante Oberin hat uns einen Gegenbeſuch gemacht und bei dieſer Gelegenheit erzählte ſie mir die ſchauerliche Geſchichte der Familie von Löwen, die mich wahrhaft grauſig berührt hat. Jetzt ſehe ich das Schloß und den Wald umher mit ganz andern Augen an und bin dieſen Morgen in der Waldkapelle geweſen, um da für das Seelenheil meiner unglücklichen Ahnen zu beten, an der ich ſonſt gleichgültig vorüberlief oder in der ich mit Heinrich ſpielte, mich nicht um ihre Entſtehung bekümmernd. Jetzt iſt mir mancher Schauer erklärlich, der mir ſonſt im Schloſſe oder im Walde durch die Seele gegangen iſt, und ich erinnere mich lebhaft der Erſcheinung des alten Mannes wieder, als ich in einem abgelegenen Zimmer eingeſchlafen war. Das war Leo's Geiſt, und kein andrer. Gewiß die Geiſterwelt hat Macht über uns, und die Verſtorbenen, aus deren Blut wir entſproſſen ſind, ſtehen noch in enger Beziehung zu uns. Hier iſt die Geſchichte meines Hauſes. —

Und Emil las mit ſteigender Aufmerkſamkeit ſeines Ahn Leo Greuelthat und die gräßlichen Folgen derſelben, wovon er noch nie ein Wort vernommen hatte. Schauder durchrieſelten ſein Gebein, ſeine Phantaſie ſchuf ihm die grauſigen Bilder noch einmal. Wie ſinnbethört ſtarrte er zu dem Bilde der Schreiberin empor. Da war's ihm als lächelte ſie grimmig, als glühen ihre Augen wild auf ihn herab, als winke ſie ihm mit der Hand. Entſetzt ſprang er auf, öffnete das Fenſter und ſah in die kühle Herbſtnacht hinaus. Das Mondviertel irrte durch zerriſſene Wolken, der Wind treibt abgefallenes Laub vorüber. Aber aus dem Saale herauf ſchallte luſtige Muſik und frohes Gelächter. Es war ihm in dieſem Augenblicke, als ſei es das Verlobungsfeſt des jungen

Leopold und der ſchönen Gräfin Born, als ſei es ſelbſt jener Leopold, der von der Kugel ſeines Vaters ſtarb. Entſetzt warf er das Fenſter zu. Es gemahnte ihn das Alles wie Höllenſpuk. Im Zimmer auf- und abgehend gewann er erſt nach langer Zeit wieder ſo viel Ruhe, um weiter zu leſen. Da ſchoben ſich raſch andre Bilder vor ſeine Seele.

Der Kammerherr von Klingen hat bei der Mutter und den Verwandten um meine Hand angehalten. Er iſt hier geweſen, und ich kann mir nicht verhehlen, daß ich ihn mit andern Augen angeſehen habe als vor zwei Jahren in der Reſidenz. Mein Himmel! ich bin aber auch um zwei Jahre älter geworden, und da ändern ſich wohl die Anſichten eines Mädchens. Klingen iſt ein unterhaltender, fein gebildeter Mann. Er theilt meine Paſſion für das Waldleben, meine Lieblingsſchriftſteller ſind auch die ſeinigen. Kurz, er mißfällt mir nicht. Und iſt es nicht auch zu ſchätzen, daß er mich, das arme Fräulein, in meiner Einſamkeit aufſucht, um mich zu heirathen? Geſteh' ich es nur mir ſelbſt: ich hatte mir dieſe Einſamkeit weit ſchöner vorgeſtellt als ſie wirklich iſt. Der Heinrich ſteckte mir im Kopfe; mit dem wollte ich die Wälder durchſtreifen wie ſonſt. Da er nun aber ein alberner Junge geworden und fortgegangen iſt, will es mir trotz dem beſten Willen nicht recht mehr gefallen. Ach, ich fühle wohl, daß ich kein Kind mehr bin!

Und das ewige Singen und Beten der Mutter wird mir doch nachgerade recht langweilig. Die Geſellſchaft der Damen des Landadels aus der Nähe, der Paſtors- und Pachtersfrauen, der guten Kinder von Töchtern, iſt doch unerträglich. Der letzte Winter hat mir die Augen recht geöffnet über meine Verblendung. Es war zum Davonlaufen. Solch' einen Winter möchte ich nicht wieder in Tannenforſt zubringen. Und ſeit ich die Geſchichte des Baron Leo und ſeines Sohnes Leopold weiß, kommt mir hier Alles ſo ſchauerlich, ſo geſpenſtig grauſig vor, wenn ich an den Felſen vorübergehe, in welchem Leo's ſchuldiges Leben endete, überläuft es mich jedesmal kalt. Oft iſt es mir, als ſähe ich den Hirſch mit dem Manne auf dem Geweihe durch den Park rennen, o, und wie viel hab' ich ſchon von ihm geträumt! In der Reſidenz iſt es doch ſchöner. Ich werde wohl den Kammerherrn heirathen. Wenn ich ihn auch nicht lieben kann, wie ich Heinrich liebte, ſo bin ich ihm doch gewogen, und er macht mir ſo ſchöne, ſo ſinnreiche Geſchenke. — Mit Heinrich wär's eine andre Sache; das war doch eigentlich eine Geſchwiſterliebe. Und heirathen hätt' ich ja Heinrich doch nicht gekonnt.

---

Der gemeine, abſcheuliche Menſch! Ich bin fertig mit ihm. Er darf mir die Schwelle nicht wieder betreten, wenn er ſich nicht der Züchtigung von meinen Händen ausſetzen will, die ich ihm habe androhen laſſen. Während er mir Liebe vorlügt und die Hochzeitfeier betreibt, trachtet er die Lore Raab im Dorfe zu verführen. Von mir in aller Ehrbarkeit entlaſſen, ſchleicht er der friſchen Dirne nach, hört nicht auf ihre Warnungen und läßt ſich vom Liebhaber derſelben durchprügeln. Pfui über die Schande! Das ſind nun dieſe vornehmen, gebildeten Männer, dieſe leuchtenden Zierden der Geſellſchaft, die überall als unſre Herrn gelten! Man lächelt über ihre Nichtswürdigkeit, zuckt die Achſeln und nennt ſie kleine Schwächen. Mag ſie ertragen wer da will, mag ſich glücklich ſchätzen, wer da will, die Sklavin eines ſolchen geleckten Unholds zu ſein: nicht ich — bei Gott! nicht, nicht. Wie herrlich, daß ich noch vor der Hochzeit enttäuſcht wurde, zwei Tage vor der Hochzeit! Ich glaube, ich hätte ihn im Bette erdroſſelt, wenn ich es nach der Hochzeit erfahren hätte. So hab' ich doch Leib und Seele keuſch und unentweiht von dem Lüſtling erhalten. Der Kreiſer Brohm, der

Geliebte der Lore iſt mein Retter. Wie dankbar bin ich dem Menſchen! Ich hab' ihn beſchenkt und werde dafür ſorgen, daß ich ihm ein gutes Hausweſen gründe. Iſt ja doch die Lore ein Nachkomme des unglücklichen Mannes, den mein Ahn ſo grauſam um's Leben brachte. — Mit den Männern hab' ich für ewig gebrochen. Der Mutter und meine Erfahrungen genügen mir; ich will nicht noch ärgere machen. Mit meiner Leiche empfange die Erde einſt einen jungfräulichen Leib.

Anmerkung. Die Baroneſſe Wilhelmine hatte ſich durch die auffallende Weiſe, mit der ſie den Kammerherrn von Klingen, ihren verlobten Bräutigam, zurückgewieſen, zum Gelächter in der ganzen Reſidenz gemacht und mied von nun an alle höhern Zirkel. Mit ihrer Mutter ganz einſam auf Tannenforſt lebend, fing ſie allmälig an, ſich den Religionsanſichten der Letztern zuzuneigen. Der Kreiſer Brohm, ein roher und gemeiner Menſch, war ſehr in ihrer Gunſt geſtiegen, und er und die Lore Raab, die dieſer Menſch ſeit ihres Vaters Tod kleidete und unterhielt, durften zu Wilhelminen kommen, wann ſie wollten.

## Ein Jahr ſpäter.

Ich habe Heinrich wieder geſehen. Er kam nach Tannenforſt, um eine Waldvermeſſung vorzunehmen, die ihm vom jungen Grafen Born aufgetragen worden war. Er wollte der Mutter und mir die Aufwartung machen, fand mich aber allein. Ich war höchlichſt überraſcht bei ſeinem Anblick, aber auf eine ganz andre Weiſe wie vor vier Jahren. Diesmal nicht unangenehm, nicht beleidigend. Auch benahm er ſich, wenn auch etwas befangen, doch nicht ſo zurückhaltend und linkiſch gegen mich, und das „gnädige Baroneſſe“ und „Sie“ klang nicht widerwärtig, vielmehr natürlich und als müſſe es ſo ſein. Beim rechten Lichte betrachtet, muß es ja auch ſein, und er hat vollkommen recht, mich ſo zu nennen. Vor vier Jahren war ich noch ein albernes Kind, er aber war ſchon ein verſtändiger Jüngling. Er wurde ſogar warm und herzlich in der Unterhaltung, als ich ihn an unſre ſchöne Jugend erinnerte, und wieder glänzten ein Paar Thränen in ſeinem groſſen ausdrucksvollen Augen. Wirklich iſt er ein vollendet ſchöner Mann geworden, der ſchönſte, den ich noch geſehen, und in ſeinen Worten enthüllt ſich eine edle Seele, würdig des ſchönen Körpers, eine tief empfindende Seele, die auch aus ſeinem Auge leuchtet. Es fiel mir gar nicht ſchwer, ihn „Sie“ zu nennen, und bald waren wir über alles Fremde zwiſchen uns hinweg. Wir haben recht herzlich mit einander geplaudert, wohl zwei Stunden lang, und ich konnte gar nicht begreifen, wohin die Zeit war. So hab' ich lange mit Niemand geſprochen, ich dächte überhaupt noch mit Niemand, wie mit ihm, als wir noch Kinder waren. Manchmal war es mir ſchier, als ſeien wir noch zehn Jahre jünger. Er hat einen ſehr angenehmen Eindruck auf mich hinterlaſſen und mir mit dem Verſprechen, bald wieder zu kommen, eine recht große Freude gemacht. Ich fühlte mich ſo leicht, ſo wohl, als er fort war, daß ich noch einen Spaziergang in den Wald machte, und alle die lieben Plätzchen aufſuchte, wo wir ſonſt geſpielt. O ſüße, unſchuldige Kinderzeit, wer Dich zurückzaubern könnte!

Er war wieder hier. — O du heilige Natur, welch' ein unverhofftes, überſchwängliches Glück haſt Du mir noch bereitet! An deinem Altare liege ich und bete Dank und Wonne. Es war ein üppiger, treibender, glänzender Frühlingsmorgen, aber des reifen Frühlings, des Jünglings, der bald Mann wird und ſchon alle männlichen Wünſche hegt, nur noch kühner als der Mann ſelbſt, und alle männlichen Kräfte in der Bruſt fühlt; eines ſolchen Jünglings gefühlvoller Gedanke war dieſer Morgen. Er hatte mich in den Park hinabgelockt. Voll ſüßer Ahnung, ſo recht innig froh, wie ich — Gott ſei Dank! — jetzt meiſt bin, wandelte ich durch die Gänge. Das Grauen, was mich vor einigen Jahren hier meiſt beſchlich, iſt gänzlich verſchwunden. Und an dieſem Morgen funkelte Alles im hellſten koſtbarſten Glanze. Millionen Thautropfen waren eben ſo viel kleine Sonnenbilder geworden. Himmelskinder, die die Erde erquickt hatten, die aber die Sonne nun auf ihren Strahlenarmen wieder liebend emporzog an ihr großes, glühendes Mutterherz. Auch die Erde hatte ſo viel Mütterliches. Sie glich einer jungen, reizenden Mutter, die mit liebender Sorgfalt über ihrem neugebornen Kinde wacht, und lächelnd voll unausſprechlicher Liebeswonne darüber gebeugt, es betrachtet. In den tiefen Thälern des Gebirgs lagen noch weiße Nebelmaſſen wie Betten und Hüllen, womit ſie zur Nachtzeit das Kindlein verwahrt hatte. Der Bach blitzte von unten herauf, ein friſches Bad für das Kind, und oben im Garten ſtanden die farbigen duftenden Blumen, die Kronen emporhaltend, wie zierliches koſtbares Spielwerk, an das grüne weiche Lager des Kindes geſtellt von der Hand der Mutter, um dem Kleinen Freude damit zu machen. Ich weiß nicht, wie ich mich zuletzt in den Gedanken verloren hatte; welch' ein hohes, unvergleichliches Glück doch das Mutterglück, wie Mutterliebe doch der Urborn aller Liebe ſei, da rauſchte es neben mir, ich wandte mich und — ſah Heinrich. Er grüßte mich zutraulich herzlich, wir wandelten neben einander, ich fühlte mich durch und durch beſeligt. In dieſer Stimmung wurde es mir leicht, Heinrich über ſein kaltes Benehmen gegen mich, als ich aus der Reſidenz zurückkam, zur Rede zu ſtellen. Kalt? ſagte er ſchmerzlich betont. Freilich auf dem Gipfel des Aetna liegt auch Schnee. — Ich forſchte, und er geſtand mir, daß ihm ſeine Rolle vorgeſchrieben worden war. Empört über dieſe Abſcheulichkeit meiner Verwandten, gab ich meinem Zorne Worte. Heinrich beruhigte mich mit der Verſicherung, daß man über ſein Herz nie gebieten könne, man habe nur ſeinem Munde Gewalt angethan. — So ſind Sie mir noch gut, Heinrich? fragte ich, von der Gewalt meines Gefühls gedrängt. — Wilhelmine! rief er, ich habe noch keinen Augenblick aufgehört für Sie zu fühlen, wie ich als Knabe für Sie fühlte. — O, ſo laß uns jede Schranke, die das ſpätere Leben zwiſchen uns aufgebaut, niederwerfen! ſagte ich begeiſtert, laß uns wieder Kinder ſein und das vertrauliche „Du“ wieder einführen. — Wilhelmine, wie glücklich machſt Du mich! war ſeine Antwort. Sein Auge tauchte trunken in das meine, ich lag an ſeiner Bruſt, ſein Kuß glühte auf meinen Lippen, ich weiß nicht, wie es zugegangen war. Aber ich erſchrak vor all der Seligkeit, die auf mich einſtürmte, ich fühlte, daß ich kein Kind mehr war. Nein, ſo hatte ich als Kind für Heinrich nicht empfunden. — Wir verabredeten, unſer Verhältniß vor den Augen der Welt geheim zu halten, und dies Geheimniß hat unendlich ſüßen Reiz für mich. Auch die Mutter darf nichts davon ahnen.

Wie hell und leuchtend iſt doch die Welt, ſeit ich liebe! Nun ſind mir erſt alle Wunder der Natur aufgeſchloſſen. O! ihr Berge, ihr Bäume und Quellen, jetzt verſteh' ich euch recht. — Ich bin in das Geheimniß eingeweiht, das die Welt ſüß athmend auf den Lippen trägt, aber nicht ausſpricht, das ihr die Jugend abſieht und erräth, das aber alle Vögel des Himmels wiſſen, alle Fiſche des Waſſers, alle Thiere der Erde, das Gras und die Blumen, die Quellen und die Sterne. Ich bin nun auch unterthan dem Geſetze, dem ſie gehorchen. O wie thöricht war ich, mich ihm entziehen zu wollen! Wie glücklich fühle ich mich unter ſeinem ſüßen Joche! Aber ich kannte ja nicht, was Liebe iſt. Ich war blind und taub. Mein Heinrich hat mir Auge und Ohr geöffnet und nun ſchlürfe ich begierig alle Wunderpracht, alle Muſik der Erde ein. Dafür will ich Dich hoch beglücken, Heinrich! Ein König der Liebe ſollſt

Du ſein, ein unumſchränkter Gebieter in ihrem göttlichen Reiche. Ich kann es, ich fühle die Kraft dazu in mir. So hätte Dich kein andres Weib geliebt und beglückt wie ich.

---

Heinrich muß mein Gatte werden. Ich fühle eine wahre Schadenfreude, meine vornehmen Verwandten damit zu ärgern. Wie verachte ich dieſe herzloſe, vornehme Menſchenklaſſe, in deren Ehen eine kalte Convenienz die Rolle der Liebe ſpielt! Theaterliebe! Erbärmliche Komödianten! Heinrich iſt all mein Glück, ich will all ſein Glück ſein.

---

Heinrich kommt als Förſter hierher. Der junge Graf, mein Couſin, hat ihm die Stelle ſchon zugeſagt. Da bleiben wir denn in unſerm ſchönen Tannenforſt. Welch' ein ſeliges Leben ſoll das geben! Zerſpringe nicht Herz vor Wonne!

---

### Vier Monate ſpäter.

Seit Heinrich hier iſt, kommt er mir zuweilen befangen und zerſtreut vor. Oft iſt er nicht zur rechten Zeit da und hat dann eine Menge Entſchuldigungen, die mir wie leere und gemachte vorkommen. Wenn auch er — ? Doch ſtill, argwöhniſches Herz! Aber das Auge der Liebe ſieht ſcharf. Ich werde ihn beobachten.

---

**Anmerkung.** Die nun folgende große Lücke im Tagebuche der unglücklichen Wilhelmine entſtand durch die ſchaudervollen Ereigniſſe, die in Bezug auf ſie und den Förſter Frieſen ſtattfanden. Ihr Argwohn hatte ſie nicht getäuſcht. Wie ſie dahinter gekommen iſt, daß dieſer Menſch eine Liebſchaft mit der Lore Raab unterhielt, iſt nicht klar geworden. Genug ſie entdeckte das Verhältniß des Förſters und des reizenden Waldmädchens, und gerieth dadurch in einen an Wahnſinn grenzenden Zuſtand, den ſie zwar aller Welt zu verbergen wußte, in welchem ſie aber den Kreiſer Brohm mit der Untreue ſeiner Geliebten bekannt machte und ihn aufforderte, den Förſter zu erſchießen. Sie hat ihm dazu, wie er vor Gericht ausſagte, die geladene Büchſe geſchenkt. Dieſer gräßliche Menſch vollbrachte die That am Morgen des St. Hubertustags in der Dämmerung, als der Förſter hinausgegangen war, um einige Vorkehrungen für den Tag zu machen. Man fand die Leiche des Unglücklichen an der Waldkapelle. Niemand hatte Argwohn auf den Kreiſer Brohm; man hielt einen fremden Wilddieb für den Mörder. Wilhelmine ſchien ſehr ruhig; ſie betete täglich in der Schloßkapelle ſtundenlang mit ihrer Mutter und allein, und Nachts in der Waldkapelle, und vier Wochen ſpäter ließ ſie ſich als Nonne im Kloſter der Büßerinnen zu E. einkleiden. Für ihre Mutter ließ ſie ein Jahr ſpäter das Bild malen, welches in ihrem Zimmer im Schloſſe hängt. Der Mörder wurde auf folgende Weiſe entdeckt. Die Lore hatte dem Förſter als Liebeszeichen ein kleines ſeidenes Tuch geſchenkt. Dieſes Tuch hatte Brohm Abends vorher bei ſeinem glücklichen Nebenbuhler entdeckt, und nun, von Eiferſucht und Rache geſtachelt, die That gleich am folgenden Morgen gethan und das Tüchlein der Leiche entriſſen. Lore ſah nach einiger Zeit daſſelbe bei ihm, als er ihr einen Beſuch machte. Denn der Menſch war wie durch Zauber an ſie gefeſſelt und konnte ohne ihren Beſitz nicht leben. Sie waren eben im Begriff, Hochzeit zu machen. Kaum aber hatte ſie das Tüchlein erblickt, als ſie ihren Bräutigam beim Gericht anzeigte. Er wurde ſogleich eingezogen, geſtand die That und ſagte auf Wilhelmine aus, die aber durch die heiligen Mauern des Kloſters geſchützt wurde. Die Familie unterdrückte den Eclat ſo viel als möglich. Am St. Hubertustage erlitt Brohm am Waldrande den Tod durch's Rad. Bei Lore Raab zeigten ſich bald darauf Spuren von Wahnſinn. Man ſieht ſie zuweilen von der Waldkapelle bis zum Radpfahl, auf welchen Brohm's Kopf feſtgenagelt iſt, langſam und gebückt hin- und herſchleichen, als ſuche ſie etwas auf dem Boden. Die Waldbewohner ſagen, ſie ſuche den Ring, den ihr Brohm geſchenkt, und den ihr der Förſter in einer vertraulichen Stunde abgenommen und der nachher verloren gegangen ſei. Andere meinen, ſie ſuche die Spur des Hirſches, auf welchen ihr Ahn geſchmiedet geweſen. Sie ſelbſt hat ſich darüber nie erklärt und iſt überhaupt ſehr wortkarg, weshalb ſie auch im Dorfe nur die ſtille Lore heißt.

O Herr, mein Gott, darf ich mein ſündiges Auge zu Dir erheben in meiner fürchterlichen Zerknirſchung? Nein, Du verwirfſt mich, Du mußt mich verwerfen, denn ſo wie Du das Gute belohnſt, eben ſo beſtrafſt Du ja das Böſe. Und ich bin die gräßlichſte Sünderin. Erſt ſeit ich mit der Lore geſprochen, kenne ich meine Schuld in ihrer ganzen entſetzlichen ſchwarzen Tiefe. Sie war hier im Kloſter, um mich aufzuſuchen. Sie iſt wahnſinnig, aber ſie hat helle Stunden, wo ſie ihr Unglück mit ſcharfem Verſtande überſieht. Eine ſolche ſchenkte ihr der Himmel hier, damit ich klar würde über mein Verbrechen. Ich habe ihr Lebensglück, ihre Jugend, ihren Verſtand gemordet, ich habe mehr an ihr verbrochen, als mein Ahn an den Ihrigen. Das iſt der Fluch des Adam Raab, den er ſterbend über unſer Geſchlecht ausſprach; er iſt auch rückwirkend auf das ſeinige in furchtbare Erfüllung gegangen. Lore hat den Brohm nie geliebt, nur gefürchtet hat ſie ihn, und ſein rohes, heftiges Weſen hat ſie ſtets mit ſtillem Grauſen erfüllt. Darum, und weil er ihr Wohlthäter geweſen, hat ſie eingewilligt, ſein Weib zu werden, aber unter allerlei Vorwänden die Verbindung hinzuhalten geſucht. Ihre ſtille Liebe war ſtets Heinrich und auch ſie wurde von ihm ausgezeichnet, als ich in der Reſidenz lebte. So wie er als Förſter in's Dorf kam, entflammte ſeine Neigung zu ihr zur heftigſten Leidenſchaft. Zu mir trug er dagegen eine innige Bruderliebe und Freundſchaft, der Abſtand zwiſchen uns ließ ihm niemals einfallen, mich zum Weibe zu begehren, und ich erinnere mich, daß er nie mit mir von einer Liebesleidenſchaft geſprochen, die meinen Beſitz erſtrebe. Nur ich war ſo thöricht, mich von ſo grenzenloſer Leidenſchaft gegen ihn hinreißen zu laſſen, daß ich verblendet ſeine wahren Gefühle zu mir nicht erkannte und ihn durch die Heftigkeit meiner Liebe, die ich ihm ſo rückſichtslos zeigte, einſchüchterte, mir die Wahrheit zu geſtehen. Wie ich ihn liebte, ſo liebte er Lore, und oft ſprach er bei dieſer ſeine Beſorgniß in Bezug auf mich aus. Aber auch da hat er nicht erwartet, daß ich ihm meine Hand geben werde, und ſicherlich wäre es zu einer offenen Erklärung gekommen, wenn ich über dieſen Punkt mit ihm geſprochen hätte. Eine unſelige Scheu hielt mich ab. Ihm verſchloß ſeine Freundſchaft zu mir den Mund. Er und Lore waren dagegen unausſprechlich glücklich in ihrer Liebe. Dieſes Glück habe ich vernichtet; ich bin des guten Heinrich Mörderin, bin Brohm's Mörderin, der ohne meine tolle Aufforderung die gräßliche That niemals begangen hätte, bin endlich Lore's Geiſtes Mörderin. Ich ertrage es nicht. So viel Schuld drückt mich zu Boden. Auch Lore leidet unbeſchreiblich. Die Reue, daß ſie den Kreiſer verrathen, martert ſie fort und fort. Doch ein gütiger Gott hat ihr den Verſtand verwirrt. Ihre Qual iſt nichts gegen die meinige. Die fürchterlichſte Angſt treibt mich ſtets umher, raubt mir den Schlaf, malt mir die ſchwärzeſten Bilder vor und hat meinen Leib zum Skelet ausgedörrt. Ich habe die Hölle ſchon hier in mir. Wie ſoll ich das noch länger ertragen? Gott waſche und kühle mich im Born ſeiner Gnade!

Anmerkung. Bis hierher reicht das Tagebuch der Schweſter Clara. Verſiegelt erhielt es ihre Mutter, zugleich mit der Nachricht ihres Todes. Der Zuſtand der Armen wurde immer beklagenswürdiger. Sie irrte Nachts jammernd und händeringend in der Kirche und dem Kreuzgange des Kloſters umher, am Tage geißelte ſie ſich bis auf's Blut, rutſchte ſich die Kniee, rang ſich die Hände wund. Am Abend des Hubertustages ſchloß ſie ſich in ihre Zelle ein. Vorübergehende Schweſtern hörten ſie bis ſpät laut weinen und beten. Als die Nonnen um Mitternacht zur Hora gingen, war es ſtill in der Zelle. Auch erſchien Clara nicht in der Kirche. Die Oberin ließ alſo die Zelle öffnen.

Die Unglückliche hatte ſich mit ihrem Gürtelſtrange am Fenſter erhenkt. — —

Mit einem Schrei des Entſetzens fuhr Emil empor und ſah nach dem Bilde hinauf. Da war's ihm, als ſtürzte es ihm entgegen. Ein lauter Tuſch der Inſtrumente, fröhliches Halloh und Jubelgeſchrei drang von unten zu ſeinen Ohren, dann verließen ihn die Sinne. Er war auf den Boden niedergefallen. Als er erwachte, war das Licht herabgebrannt und verlöſcht. Die Nonne ſtieg vor ſeinen Augen aus dem Rahmen und winkte ihm, ihr zu folgen. Fröſtelnd durch Mark und Bein und ohne eigne Willenskraft gehorchte er ihr. Sie ſchwebte durch den Corridor, die Treppe hinab, zur Thüre hinaus, über den Hof, in den Park, Emil ihr nach. Im Schloſſe war Todtenſtille. Ihr Weg ging nach dem Pavillon. An der Ecke deſſelben verſchwand die Erſcheinung. Doch der Baron hörte zwei Stimmen mit einander flüſtern. Kein Wort entging ihm.

„Ich danke Ihnen für Ihre gütige Begleitung, Herr Graf, die Mutter ſchläft ſchon. Ich muß leiſe auftreten, um ſie nicht zu wecken.“

„Sigismunde, ich kann nicht von Ihnen gehen, ohne Ihnen noch ein Wort zu ſagen, ein tief ernſtes, heiliges Wort, das mir ſchwer auf der Seele laſtet. Mag es Sünde ſein gegen Baron Emil, gegen Sie und Ihre gütige Mutter: ich muß es dennoch ſagen. Es drückte mir das Herz ab, wenn ich es verſchwiege. Sigismunde, ich liebe Sie mit allen Trieben meiner Seele. Zwar kann Ihnen das kein Geheimniß mehr ſein, aber ich muß es Ihnen auch mit dem laut geſprochenen Worte enthüllen. Dann werde ich ruhiger werden und mein einſames Leben ertragen können. Denn Sie ſind nicht nur meine erſte Liebe, ſie werden auch meine einzige ſein. Ich kann und darf Sie nicht beſitzen; Sie ſind das mir heilige Eigenthum eines edlen, trefflichen Menſchen, und ich werde unvermählt ſterben. Der erſte Augenblick, wo Sie vor meine Augen traten, entſchied über mein Herz. Es war der fürchterliche Wille des Schickſals ſo. Aber Sie würden mein dunkles Loos etwas erhellen, meinen harten Weg durch's Leben um etwas verſüßen, wenn Sie für mich ein Gefühl der Sympathie hegten, wie ich faſt zu hoffen wage, und wenn Sie mit einem einzigen Worte beſtätigten, was ich in Ihrem ſchönen Auge zu leſen geglaubt habe. Sigismunde, ich beſchwöre Sie beim Ernſte dieſer Mitternachtsſtunde, ſchlägt Ihr Herz für mich?"

Sie weinte.

„Nur ein Wort, ein einziges Wort!"

„O mein Gott, Graf! Ich bin die Braut des edelſten, trefflichſten Jünglings, wie Sie ſelbſt ſagen."

„Sie ſollen es bleiben, ſollen ſein Weib werden. Er ſoll glücklich werden in Ihrem Beſitz, obgleich er die ganze himmliſche Größe dieſes Glücks nicht zu ſchätzen vermag. Werfen Sie dem armen Bettler mit dem glühenden Herzen nur einen Brocken vom Tiſche des reichen Mannes zu. Sigismunde, lieben Sie mich?"

„Unausſprechlich! Ihnen gehört mein Herz und wird Ihnen ewig gehören."

„Hör' es, heilige Nacht und verſchweig' es: ſie liebt mich. Ich bin glücklich. Und nun nur einen Kuß von dieſen Lippen! Die erſte und letzte Gabe der Liebe. Die Weihe für meine Sterbeſtunde! Dann ſcheiden wir auf ewig." Sie ſank an ſeine Bruſt, ihre Lippen vereinigten ſich.

Emil aber ging wie ein Betäubter von dannen, oder wie ein Schlaftrunkner. Er wußte nicht, wohin er ging, noch wohin er wollte. Er war ſich keines Gefühls deutlich bewußt. Da kam es ihm vor, als ſauſe ein großer Hirſch an ihm vorüber mit einem Manne auf dem Geweihe, einem Weibe an der Seite. Er folgte. Der Boden wurde uneben unter ſeinen Füßen. Plötzlich verſchwand der Hirſch. Noch ein Schritt und — der Unglückliche ſtürzte von der Höhe des Felſen hinab. —

Am andern Morgen wurde der Baron vermißt und überall geſucht. Endlich fand man in den Felſen auf derſelben Stelle, wo Baron Leo gelegen hatte, zwei Leichen: Emil zerſchmettert, und Lore Raab über ihn gebeugt, erſtarrt von der in der Nacht eingetretenen Kälte. Sie wurden zuſammen begraben.

Ein halbes Jahr ſpäter, als der ſchönſte Mai ſeine Blumen über Berg und Wald ausſchüttete, wurden Graf Wilhelm von Born und Baroneſſe Sigismunde von Scheller auf Tannenforſt vermählt. Ein glänzendes Hochzeitsfeſt vereinte eine große Menge glücklicher Menſchen. Seit dieſer Zeit läßt ſich kein Spuk mehr im Schloſſe hören, ungeſtört ſchläft Jedermann im Nonnenzimmer, und die Leute der Umgegend ſehen den geſpenſtigen Hirſch mit dem Manne im Geweihe nicht mehr.

# Ein Dichterloos.

Es war eine warme, weiche Frühlingsnacht, durch und durch geſättigt von aufquellendem Triebe, ein üppiges Stück geheimer Schöpfungsgeſchichte. Der Mond lag, wie ein von Wonnetrunkenheit eingeſchläferter Träumer, auf dem weißen, fleckigen Bette einer roth angehauchten Wolke halb zugedeckt; aber er ſchlief nicht, ſondern blinzelte ſchelmiſch-ſpähend mit kaum halbgeöffneten Augen nach der heimlichen, brünſtigen Umarmung des liebeglühenden Frühlings, der eben angekommen war, und der liebedurſtigen Erde, die ſeiner ſchon lange ſehnſüchtig geharrt hatte, und nach ihren duftenden Küſſen. Darum glitten die Mondſtrahlen ſo verſtohlen nach den Bäumen und Sträuchen, den heimlichen Kammern des königlichen Ankömmlings. Sie hätten ſich wohl gern auf Zweigen gewiegt, wie ihre Luſt iſt, doch dieſe hatten noch keine Blätter, die ihnen zu Trägern und Schaukeln hätten dienen können. So ſtahl ſich denn hier und da ſolch' ein neckiſcher neugieriger Mondblick heimlich in eine eben leiſ' aufgehende Knoſpe, um anzufragen, ob die grünen Kinder des Frühlings und der Erde bald geboren werden würden; die aber ſchliefen noch feſt und träumten noch ſüß und konnten nicht antworten. Die Nacht huſchte leiſe und langſam durch den Wald, von den Berggipfeln den Thälern zu, hierhin und dorthin bedeutungsvoll winkend, den Finger an den dunkelrothen Lippen, als beabſichtige ſie eine Ueberraſchung. Wirklich war dort unten die eigentliche Brautkammer. Sie hatte diesmal ein außerordentliches Gefolge, denn bunte Frühlingsträume tummelten ſich darin; die ſetzten flüchtig über Stock und Stein, durch Nebel und Luft, ſäuſelten bald oben durch die Wipfel, küßten die ſchwellenden Knoſpen, und tanzten bald unten mit dem Mondſtrahl auf der Waldwieſe, ſpielten mit der Quelle am Bergeshang, ſchäkerten mit den jungen Grashälmchen im Thale. Alles leiſe, Alles geheimnißvoll, und doch ein Regen und Bewegen, ein Drängen und Treiben, wie in einer jungen ſehnſuchtsvollen Menſchenbruſt. Vom lauen Lenzkuſſe berührt, dehnten die Gebüſche ſchlaftrunken die ſchlanken Glieder, erſchreckt fuhren die Hälmchen grün empor, Keime guckten neugierig aus dem braunen Erdbette, den Schlaf abſchüttelnd, das Bächlein murmelte lauter, und Alles ſtaunte erwartungsvoll der Löſung eines großen Räthſel. entgegen. —

Im waldigen Gebirge irrte ein Mann, ein junger Mann, aber ſeine Wange war bleich und eingefallen, als hätte das Alter ſie ſchwer belaſtet und ausgedörrt. Aber das Alter hat noch Geſchwiſter, jüngere, die gleich ihm — nur weit ſchneller — die Blüthe der Jugend knicken oder welk machen. Das Alter iſt der natürliche Mörder der Jugend; ſeine Geſchwiſter ſind Vampyre. Durch die blonden Locken des Bergwanderers ſtrich die buhleriſche Nachtluft; ſein Fuß eilte nicht; er ſchien müde oder zauderte in den ihn umwebenden Wundern. Lehnt er ſich an die Bäume? Nein, er umarmt ſie feurig, wie eine Geliebte, und drückt ſeine Stirne, ſeine Lippen, ſeine Wangen an ihre Rinde; er küßt die Knoſpen der Sträuche mit Inbrunſt, er redet zärtlich mit den jungen Kräutern und giebt ihnen ſüße Namen. Ihn ſcheint es nicht zu kümmern, daß er einſam in der Nacht in wüſten Waldgehägen weilt, ohne Pfad und Menſchenſpur; ſeine Mienen, ſeine Blicke, ſeine Ausrufungen zeugen von tiefer innerer Zufriedenheit, von unausſprechlichem Glück. Seine Pſyche badet ſelig in den Befruchtungswellen des Frühlings. — Plötzlich horcht er auf, ſein Ohr, oder vielmehr ſein innerer Gefühlsſinn wird von wunderbaren, abenteuerlichen, hingehauchten Tönen berührt, ein unbeſchreiblich ſeltſames Geräuſch, ein Ringen und Regen drang fernher durch die ungeheuren Waldmaſſen. War es der wehmüthig-ſchauerliche Schrei eines Raubthieres, das nach Beute auszieht? War es das klagende Geſtöhn eines Wildes, das träumend aus dem Schlafe emporfuhr? War es das Knarren eines vom Winde bewegten Aſtes der gebeugten Baumwipfel? Nein! Es war das Luſtſeufzen der ſchaffenden Natur unter den warmen Küſſen des Frühlings. — Des bleichen Jünglings großes, tiefblaues, ſchönes Auge irrt nach allen Seiten durch herabhängendes Gezweig und in einander greifende Baumſtämme, zwiſchen welche hindurch, wie durch die Säulen eines großen Tempels, der Mond ſeine dampfenden Dämmerwellen gießt. Im Hintergrunde, wo der Blick nichts mehr zu faſſen vermag, weht's geiſterhaft-geſchäftig. Da beben jene Töne noch einmal durch die Lüfte, wie der leiſ' und leiſer verhallende Klang einer kaum noch bemerkbar vibrirenden Saite, und kein Laut der Erde läßt ſich damit vergleichen. Es iſt der Ausdruck einer unſäglichen Wonne oder eines unerträglichen Schmerzes; es iſt, als ob alle Wehmuth und alles Entzücken der ganzen Welt in dieſen kaum vernommenen Tönen zuſammengepreßt wären. — Dem Jünglinge ſind ſie wie glühende Pfeile in die Bruſt gefahren und haben darin den Brand einer unbändigen Sehnſucht entzündet. Sein Auge flammt gierig nach unbekannten Wundern; ſein erſchlaffter Fuß eilt ſchneller; ſeine Hände brechen muthig Bahn; ſein Blut iſt flüſſiges Entzücken geworden. Immer dichter tritt ihm das

Gebüſch entgegen, Dornenhecken ſind in einander gewirrt, faulende Baumſtämme liegen querüber, der wilde Waldbach ſtürzt ſich ſchäumend in die Tiefe. Aber der Wanderer beſiegt alle Hinderniſſe — iſt's doch, als ob's ihn locke und riefe — und tritt plötzlich aus den wilden Hecken, die ihm die feinen, aber vernachläſſigten Kleider zerriſſen und Geſicht und Hände blutig geritzt haben, thaleinwärts auf einen ſchönen Platz. Da ſtehen die Bäume nicht ſo dicht, ſchwellender Raſen dehnt ſich weit aus, liebliche Quellen liſpeln, eine Felſengrotte wölbt ſich empor, deren Eingang der webende Mondſtrahl leicht überſpinnt. Ein Bett von Laub und Moos iſt hier in friedlichem Dunkel bereitet. Staunend bemerkt der einſame Irrwanderer, daß hier die Bäume aufgegrünt, die Blumen aufgeblüht ſind; es däucht ihm, Lilien und Tulpen, Roſen und Nelken, wie ſie der erſte Frühlingstag noch nicht bringt, wiegten ſich auf ſchlanken Stengeln. Plätſchernde Fontainen fallen ohnfern in einen vom Monde leicht überhauchten Waſſerſpiegel: ein verlockender Ton. Hier muß der Frühling ſich entkleidet haben und in's Bad geſtiegen ſein, nachdem er ſeine flatternden Gewänder rings an allen Gebüſchen aufgehängt hat. Dem Jüngling wird hier ganz wirr zu Sinne, wehmüthig und ſehnſüchtig, froh und traurig; er möchte weinen und lachen, ſich todt jubeln, ſich todt jammern, oder das entzückte und zuckende Herz aus der mit den eigenen

Händen aufgeriſſenen Bruſt nehmen vor unerträglichem Wehe. Aber er thut nichts von dem Allen, ſondern ſtreckt die Glieder auf das Lager. Nun ſchaut er aus der Höhle heraus den weiten herrlichen Garten an, über den der Mond Welle auf Welle ſeines flüſſigen Silbers gießt. Es wird immer heller, ſeltſamer, wirrer vor ſeinen Augen; das Herz möchte ihm zerſpringen vor Luſt und Schmerz. Er weiß nicht, wie ihm geſchehen iſt. Hat ihn ein Zauber erfaßt? Ringt er mit dem Gotte des Schlafes oder Traumes? Alles liegt eine Zeitlang in heiligem Schweigen regungslos umher, wie er ſelbſt. Nur im Hintergrunde baut es ſich auf, wie ein Feenſchloß, Wände und Dächer von großen edlen Verhältniſſen. Der Jüngling ſtaunt nicht mehr; ihm iſt, als verſtände ſich das Alles von ſelbſt. Er iſt in einem ſeligen Zuſtande. Das iſt das unausſprechliche, ſchmerzvolle Wonnegefühl eines Dichters, das ihm kein anderer Sterblicher nachzufühlen vermag: es iſt die ſelige Weiheſtunde eines gefühlten Gedichtes. — Was weiß die Welt von ihren Wonnen und Wundern!

---

Ich habe lange gezaudert, mein theurer Karl, eh' ich Dir geſchrieben; ſetze die ſcheinbare Vernachläſſigung meiner Freundespflicht auf Rechnung der ſtürmiſchen Erregtheit meines Gemüthes. Es iſt mit den Pflichten ein wunderliches Ding. Das pedantiſche, ja ängſtliche Anhalten an gewiſſe Gebräuchlichkeiten und Obſervanzen, die uns die Welt als das Weſen der Pflicht aufbürdet, und die wir als ſolches von ihr aufzunehmen meiſt nur allzu geneigt ſind, thut ſich uns bei näherer und ſchärferer Betrachtung gerade als das Gegentheil dar, als Verſündigung an der Pflicht. Wie oft, wenn wir in den eiſernen Schranken der Pflicht zu wandeln ſcheinen, ſtehen wir ihr als Feinde gegenüber, und werden durch Handlungen, die wir in ihrem Dienſte zu vollbringen glauben, zu Verräthern an ihr! Davon weiß freilich die hausbackene Moral unſerer nach einem Schneidermaß altmodiſch zugeſchnittenen guten bürgerlichen Welt nichts, und deshalb verdammt ſie Alles, was das geiſtige Kleid der Meinungen und Anſichten nicht nach ihrem Schnitte trägt; und nur in den höheren Ständen, in den wärmeren Zonen der Geſellſchaft, wo der Geiſt zur Blüthe kömmt, ſieht man meiſt dieſe Dinge mit anderen, mit richtigen Augen an. Du ſtaunſt über meine Einleitung? Du begreifſt mich nicht? Vielleicht wird Dir aus den nachfolgenden Zeilen Manches klar. — Vorerſt muß ich Dir erzählen, wie ich von Deinem Abſchiedsſchmauſe kam, ohne eben Abſchied von Dir zu nehmen, und wohin ich in jener wunderbaren Nacht gerieth. Es iſt eine alte Schwachheit von mir: ich kann von Herzen, die mir theuer ſind, nicht Abſchied nehmen. Gerade in dem ausgeſprochenen Worte liegt für mich die Löſung des Zaubers, der mich in ihre Nähe gebannt hält; das Wort iſt die Schleuſe, die, aufgezogen, den ganzen kalten Strom der Schmerzen, das unbeſchreibliche Wehegefühl einer troſtloſen Trennung über mein heißes Herz ſtürzen läßt. Iſt dieſes Wort nicht geſprochen, die Thräne nicht geweint, ſo hab' ich das befreundete Herz noch und trage es mit dem meinigen in mir herum; ich freue mich mit ihm, bethue mich mit ihm, lebe und webe in ihm; es iſt noch mein, wenn auch die Körper getrennt ſind. Habe ich aber Abſchied genommen, ſo iſt es mir verloren und wird mir fremd. Und Dich wollte ich vor Allem mir erhalten. Dazu kam, daß mich in der Geſellſchaft Vieles unangenehm berührte, ja verletzte. Ich kann dieſe herzloſen Advocaten nicht leiden, dieſe allem Rechtsgefühl entfremdeten, in der Form verſteinerten Seelen.

Aber überall in der menſchlichen Geſellſchaft, wo mir die treibende Frühlings- und Sommerwärme des Gemüthes nicht entgegen haucht, wo mir nicht zuweilen ein befruchtender Thränenregen fällt und mein Herz zur Blüthe bringt, da friert mich's, die zarten Keime erſtarren, ich werde krank. An jenem Abend hatte ich eine heilige Scheu vor Froſt und Krankheit, die mir von Außen kommen könnten; ich hatte mit der inneren kalten und kränkelnden Geſchichte meines Herzens genug zu thun. Ich weiß wohl, lieber Karl, Deine Anſtellung und neue Stellung macht es Dir zur Pflicht, jene Herren einzuladen — wir ſind ja auch Juriſten! — und es fällt mir nicht ein, Dir deshalb zu zürnen; das wäre ja thöricht. Aber Du wirſt mir eben ſo wenig zürnen, daß ich aus der Geſellſchaft der Leute ging, die ich nicht leiden kann. Ich hatte an jenem Abend ein recht volles Herz, und wann hätte ich es nicht? Es war mir zum Zerſpringen voll. Vielleicht ahneſt Du, weshalb, vielleicht auch nicht. Ich will beichten. Es drängt mich dazu, Dir, dem einzigen, wahren Freunde, Alles zu bekennen, die geheimſte Falte meiner Seele von einander zu ziehen und Deinem ruhigen Blicke bloß zu legen. Es iſt ſeltſam! Was ich Dir gegenüber, von Deinem großen, ernſten Auge behütet, zu geſtehen nicht vermocht hätte, das kann ich mit weniger Herzklopfen dem Papiere anvertrauen. Cicero hat Recht, wenn er ſagt, daß die Briefe nicht erröthen. Aber hab' ich Dir denn eine Sünde zu bekennen? Iſt es ein Verbrechen, das mich Dir gegenüber verſtummen macht? Hat die Scheu, die mich erfüllt, einen unlauteren Grund? Nichts von dem Allen! Paſſive Zuſtände können vor kein Forum gezogen werden, und ſelbſt die Handlungen, die ſie endlich in mir hervorrufen müſſen, werden nur Kinder des heiligſten und zarteſten Pflichtgefühls ſein, mag die blöde

Welt auch gerade im entgegengeſetzten Sinne darüber urtheilen. Genug, und erfahre endlich mit Einem Worte: ich liebe Joſephinen nicht mehr, oder vielmehr: ich habe ſie nie geliebt.

So wie es nun ſchroff hier daſteht, fühle ich mit Mißbehagen, daß es nicht ſo wahr iſt, wie es daſteht. Der Buchſtabe iſt doch ein kalter, herzloſer Dolmetſcher unſerer Gefühle, und ſelbſt das Wort, das Wahrheit und Lüge zugleich in ſich faßt, iſt ein ungenügendes Mittel, ſeine Empfindungen Andern mitzutheilen. Ich habe Joſephinen immer geliebt, ich liebe ſie noch, aber dieſe Liebe iſt eine kümmerliche Flamme, von grünem Holz genährt. Es iſt eine Neigung, die ſonſt leidenſchaftliche Momente hatte, wie ein hölzernes Haus wohl, wenn es neu und mit Farben künſtlich zugerichtet iſt, äußerlich architektoniſche Zierden aufweiſet, die bis zur Täuſchung die edlen harmoniſchen Verhältniſſe der griechiſchen Architektur nachahmen, ſo daß man ein herrliches Marmorgebäude zu ſehen glaubt; hernach aber, wenn es Jahre lang dem Wetter ausgeſetzt iſt, fallen die Zierathen ab und die nackten Wände bleiben. Es mag dann immer noch ein wohnliches, bequemes Haus ſein, aber ein poetiſches iſt es nicht. Es war es auch von Anfang nicht; denn nur aus dem Marmor, aus dem Steine kann wahrhaft Großes, innerlich Edles hervorgerufen werden, nur der Meißel iſt der Schöpfer harmoniſcher Poeſie und poetiſcher Harmonie in der Architektur. Das Andere iſt Lüge, die früh oder ſpät zu Tage kommt und ſich an dem vermeintlichen Kunſtwerk rächt. Es iſt für das hölzerne Haus ſpäter viel beſſer, wenn es nie mit einem täuſchenden Zierath geſchmückt wurde; man ſieht ihm keine Blößen an, man macht keine Anſprüche daran. — Hier haſt Du in einem Bilde die Geſchichte und Zuſtände meiner Liebe. Ein wohnliches, bequemes Bürgerhaus iſt ſie immer noch, aber die Verzierungen, womit es meine Illuſionen geſchmückt, ſind von der Zeit herabgeworfen, und meine Blicke haften nun ſchmerzlich auf ſeinen Blößen. Ein guter ehrlicher Geſchäftsmann, ein getreuer Staatsbeamter, ein geſchickter Advocat hätte das Haus mit Joſephinen gleich von Anfang fein bürgerlich zugerichtet, und Keinem von Beiden wäre etwas von den Schnörkeln eingefallen, womit ich es durchaus geſchmückt wiſſen wollte. Sie hätten es äußerlich gut anſtreichen und innerlich tapeziren laſſen, hätten ſich's bequem darin gemacht, und wären glücklich geweſen. Was aber ſoll mir das Bürgerhaus, Karl? Ich muß einen Tempel mit Säulenhallen und Statuen, ich muß große, harmoniſche Verhältniſſe, ich muß edle Formen haben; aber das Alles darf nicht von Holz und Kalk, ſondern es muß von Stein, von Marmor ſein; mit Einem Worte: ich muß Poeſie, wahre, echte Poeſie in der Liebe haben. Ich brauche keine Frau, mir die Suppe zu kochen und mir die Socken zu wärmen. Ich liebe Josephinen, aber ſie kann ferner nicht meine Geliebte ſein. Es klingt lächerlich, aber was kann ich dafür, daß man für das Feuer, das aus der Erde emporſchlägt und für das, welches Prometheus dem Himmel entwandte, nur Einen Namen hat? Was kann ich dafür, daß die Sprache ſo arm iſt und mit dem Worte Liebe das Göttliche wie das Gemeine bezeichnet? Ich habe mich in Josephinen getäuſcht. Meine ſchwärmende Seele, meine trunkenen Liebesträume überſtrömten ſie mit dem ſprudelnden Flammenquell meiner Liebe im reichſten Uebermaß; und als ich die wogende Fluth von Glanz ſah, wähnte ich, er ſei in ihr geboren und gequellen. Aber ich war's, der das Waſſer in den Brunnen getragen; und nun, da es ſtagnirt, begreife ich, daß keine friſche Quelle darin ſprudelt. So lange Josephinens Vater gegen unſere Verbindung war, hatte dieſe Liebe einen Reiz für mich. Hinderniſſe, die zum Kampf auffordern, ſind die wahren Träger und Strebepfeiler der Illuſionen. So wie jene fallen, ſtürzen dieſe mit. So wie der Vater mich gewiſſermaßen aus Gnaden annahm — denn eigentlich wollte er ſein ſchönes Kind doch nur einem geſchickten Advocaten geben, und er als ſolcher weiß am beſten, daß ich das nicht bin, und ſo war es nur ein durch die unabläſſigen Bitten der Tochter bewirkter Gnadenact, daß er unſere Verlobung zugab — und ich nun mit ruhigem, leidenſchaftloſen Auge die Verhältniſſe prüfen konnte, war ich enttäuſcht. Nur ein falſches Ehrgefühl hielt mich zurück, dies mir und Dir zu geſtehen. Denke Dir mich nun mit all' dieſen widerſtreitenden Gefühlen am Abend Deines Abſchiedſchmauſes; denn gerade an jenem Abend im Lärm der großen Geſellſchaft wurde mir Alles recht klar und deutlich, wie denn überhaupt in einem großen Menſchenhaufen, der ſich vergnügt, ohne mich zu beachten, mir ſtets ein wunderbarer Reichthum von Bildern und Gedanken zufließt und mir Licht über Gegenſtände und Verhältniſſe ſtrömt, die mir früher dunkel waren. Mir wurde von all' der Proſa, die mich umlagerte, ganz nüchtern zu Sinne, mein früheres, leichtſinniges Leben ekelte mich an, die Menſchen, mit denen ich meine Zeit und mein Geld verpraßt, erſchienen mir in ihrer ganzen jämmerlichen Erbärmlichkeit, meine Liebe zu Joſephinen als die ſchale Zugabe der hausbackenen Koſt: und draußen dehnte und verſuchte der Frühling ſeine jungen Schwingen.

Der Mond ſendete einzelne lockende Strahlen durch die Fenſter, mahnende Liebesbriefe, weiße glänzende Botſchaften einer fernen verzauberten Schönen, die ſich nach mir ſehnte, damit ich ſie erlöſe. Und nun forderte Joſephine mich auf, mit ihr zu tanzen. Es ging mir eiskalt durch's Herz. Ich kann Dir nicht verhehlen, daß mir das Mädchen in dieſem Augenblick recht zuwider war. Thränen des Unmuths ſchoſſen mir in die Augen. Mir war's, als ſtände ich „die einzige fühlende Bruſt" unter lauter Todtenlarven, und mir grauſete. Aber auch in meiner Bruſt rangen Tod und Leben, und der Sieg neigte ſich auf des Erſteren Seite. Kälte, Ueberdruß, Ekel faßten mein Herz mit eiſigen Händen an. Ich erbebte. Und ich ſagte Joſephinen ſchaudernd zu, und floh hinaus. Mein beflügelter Fuß führte mich durch das Thor in's Freie, durch Flur und Feld in den fernen Steigerwald, doch ich wußte nicht, wohin ich irrte. Ein mächtiger, aber unklarer Drang führte mich. Aufregung, Poeſie, Natur thaten mir Noth, ich lechzte nach ihren Genüſſen. Ich folgte den einladenden Boten des Frühlings, die mir im Namen ihres jungen Fürſten Wonne und Seligkeit verſprachen. Und er hat Wort gehalten in reicher Fülle — O Karl, wie wurde ich entſchädigt! Welche Nacht hab' ich erlebt! Mir wurde die göttliche Gnade zu Theil, ganz ungetrübt im Dichten ſein zu dürfen. Ich habe geſchwelgt in poetiſchen Genüſſen, wie ſelten ein Sterblicher, und in meiner Bruſt brach ein friſcher Liederquell auf, eine heilige Hippokrene. Ich wurde alles Leides quitt, ich war ein Seliger; denn ich durfte die ſich hingebende Natur in der brünſtigen Umarmung des Frühlings überraſchen, und ward zum Sänger der hehren Hochzeitfeier beſtellt. — O wer alle dieſe Gefühle im Liede wiedergeben könnte! — Ich verſuche es. Und wenn es auch nicht ganz gelingt, ſo bin ich doch ſtolz auf ſie. Ja, Karl, die Ueberzeugung beſeligt mich, daß dieſe Gefühle das göttliche Eigenthum nur der Edleren auf Erden ſind. Was wiſſen die guten bürgerlichen Seelen von ihnen? Sogar die Ahnung bleibt ihnen verſchloſſen. Dieſe Entwickelungen der Seele ſind die wahren Prärogative der höheren Stände, die Blüthe der Bildung, die Goldblicke eines Morgen- und Abendroths, das nur auf den hochſtehenden Häuptern, auf den Bergſpitzen der Geſellſchaft ruht, und der Dichter, dem ſie angeboren ſind, dem ſie in reichſter Fülle zufließen, wird durch ſie zu einem Fürſten im Reiche der Ideen erhoben. Wie kann nun der, welcher hier ein Fürſt und König iſt, im Reiche der Formen ein gemeiner Bürger ſein? Nicht doch! Der Dichter gehört durch ſich ſelbſt den höheren Ständen an; er hat nichts gemein mit dem Treiben der Menge, und ich fühle jetzt, wie wahr Schiller's Worte ſind: „Auf der Menſchheit Höhen ſoll Fürſt und Sänger ja zuſammen gehen." Mich widern meine bürgerlichen Verhältniſſe an; ich komme mir unter dieſen Philiſtern wie ein verzauberter Prinz vor. Ich bin feſt entſchloſſen, die Bande gewaltſam zu zerreißen, die mich an den Stand binden, in welchen ein heimtückiſcher Zufall meine Geburt warf. Ich will Herr meines Schickſals werden und meine Zukunft beherrſchen. Der Adler des Zeus ſoll nicht mit der Haushenne niſten, und Pegaſus mit dem Ochſen zuſammen an den Pflug geſpannt ſein.

Doch Du weißt mein Abenteuer jener Nacht immer noch nicht. — Ich war in trunkener Seligkeit, ohne es zu wiſſen, in den Park der Frau Fürſtin Douairiere gekommen, vom Gebirge her, wo er nur durch ſteile Höhen, Felſen und dichtes Gebüſch geſchloſſen iſt. Aber ich wußte es nicht. Mit träumeriſch-befangenem Sinn hatte ich mich, ohne nur die Gegend zu erkennen, in die ſogenannte Neptunsgrotte auf Laub und Moos niedergelegt, was noch vom Herbſt hier geſammelt lag, und war, den Becher des Genuſſes bis zum letzten Tropfen auskoſtend, unter dem Plätſchern der Fontainen ſelig eingeſchlafen. So fand mich der Gärtner am andern Morgen und weckte mich. Doch ich war ernſtlich krank, und konnte mich nicht auf den Füßen erhalten. Die wechſelnden Gefühle der Nacht, die Entzückungen, die mich zuletzt durchbebt, die Kälte des Morgens, die mörderiſch über meinen von Wein, ſcharfer Bewegung und göttlichen Gedanken erhitzten Körper hergefallen war, hatten auf meinen Organismus eine zerſtörende Wirkung geäußert. Ich mußte in das Schloß der Fürſtin gebracht werden, wo ich die liebevollſte Aufnahme und Pflege von Seiten der hohen gütigen Frau und ihrer Umgebung fand. Die Durchlauchtigſte beehrte mich ſogar mit ihrem Beſuch, um ſich nach meinem Befinden zu erkundigen. O wie mich dieſe milde Gnade gerührt hat! Ich habe vierzehn Tage in dem ſchönen fürſtlichen Hauſe krank zugebracht, und die zarteſte Aufmerkſamkeit kam dem kleinſten meiner Wünſche entgegen. Joſephine Sander war zweimal dort, mich zu beſuchen; es war mir nicht möglich, ſie zu ſehen. Ich ließ ſie abweiſen, mich mit heftiger Krankheit entſchuldigend. Nun bin ich ſchon wieder drei Tage in meinem Logis, aber noch nicht zu Sanders gekommen. Ich gehe auch nicht hin, mögen ſie denken, was ſie wollen. Einmal muß die Täuſchung doch aufhören, und die erſte Gelegenheit zum Bruche iſt die beſte. Die Fürſtin hat mir erlaubt, ſie zuweilen zu beſuchen, und ich habe mehr als Einen triftigen Grund, von dieſer gnädigen Erlaubniß Gebrauch zu machen. Ein Mehreres von dieſen Gründen in meinem nächſten Briefe; ich kann nicht Alles auf einmal ſchreiben und muß erſt ſelbſt klar werden mit meinen neuen Gefühlen, eh' ich ſie Dir klar machen kann. Für heute genug! Sei glücklich in Deinen neuen Verhältniſſen! Du biſt im Hafen der Ruhe eingelaufen; mein Schifflein treibt noch auf dem ſtürmiſchen Meere. Ich lege Dir ein Gedicht bei, welches die Gefühle ſchildert, die mich aus der Mitte der Zechbrüder und fröhlichen Tänzer hinaus in den Wald trieben. Du verſtehſt mich, mein treues Bruderherz, und weißt, wen ich meine. Wenn Dir der Himmel auch nicht die treibende Schöpferluſt einer wildbewegten

Dichterſeele verliehen, ſo beſitzeſt Du doch vor Tauſenden die hohe Gabe — auch ein Göttergeſchenk! — Dich mit ganzem reinen Gemüthe der Schöpfung des Dichters hinzugeben, ſie zu genießen und ruhig zu prüfen. Und deshalb biſt Du doch auch ein Dichter, wie die beſchauenden Brahmanen, die die Wedas leſen, auch Dichter ſind. Und dies kettet mich ſo unauflöslich an Dich.

In meinem vorigen Briefe verſchwieg ich Dir, und zwar, ich geſteh' es, nicht ganz ohne Abſicht, daß ich in dem Palais der Frau Fürſtin eine neue, höchſt intereſſante Bekanntſchaft gemacht, oder vielmehr eine alte aus meiner Jugend erneuert habe. Die reiche drangvolle Gegenwart und die großen Intereſſen des Lebens und der Poeſie überhaupt haben während unſeres Zuſammenſeins unſere Geiſtesthätigkeit und Gefühlswelt ſtets ſo ganz in Anſpruch genommen, daß es an die Erinnerungen meiner ereignißarmen Jugend nicht gekommen iſt. Das Leben meiner Kindheit war ſo intenſiver Natur, daß ſich ja überhaupt wenig davon erzählen läßt. Sie glich einem blühenden Strauche der Mimosa sensitiva, von der ſich keine Kränze winden und aufbewahren laſſen, aber in meiner Seele hängen ſtill ihre hellrothen Blüthentrauben. Was iſt an einer einſamen Mühle im Thale, an einem kryſtallreinen Kieſelbach gelegen, von einem Felſen überragt, unter welchem das eiskalte Waſſer aus dem Berge hervorſchießt, von Eſchen und Eichen umhangen, von waldigen Bergen umſtanden, deren einer ein altes bewohntes Schloß krönt? Was iſt an einem Leben, das in dieſer Mühle jung, an dieſem Bache, auf dieſen Felſen, dieſen Bergen, dieſem Schloſſe groß geworden und dort nichts Sonderliches erlebt hat, bis es die hohe Schule bezog? Das Alles klingt arm, aber iſt unendlich reich. Erzählen läßt ſich blutwenig, aber ſchildern, fühlen, empfinden — eine ganze Welt. Jene Berge mit ihren ſchattigen Hainen, jenes Schloß, jener Quell im Thale, haben ſie nicht den Funken ſtill zur Flamme gefacht, den mir der Liedergott in die Seele geworfen? Hab' ich durch ſie nicht die ganze Jugend, die Mythologie der Poeſie in mir erlebt? Was konnten mir die Götterhaine und Muſenquellen der Griechen noch bieten, die ich nur in Büchern fand, mir, der ich das Alles lebens- und farbenfriſch beſaß? — Und doch glaube ich, Dir den Namen Hildegarde genannt zu haben. Sollte ich dennoch nicht, nun ſo erfahre, daß meinen Hainen nicht die keuſche Göttin, meinem Quell nicht die gewährende Muſe fehlte. Zehn Minuten von der Mühle, die meines Vaters Eigenthum war, lag das alte Schloß Wipperſtein auf einem ſteilen Hügel, oder vielmehr mäßigen Berge. Die Mühle, ſo wie die an der ſüdlichen Seite des Berges thaleinwärts liegenden reichen Fluren und die nördlichen Wälder, hatten ſonſt alle zu dem Schloſſe gehört; die Herren deſſelben waren allmälig verarmt, die Mühle hatte ſich ranzionirt und nun im Laufe der Zeit die Güter des Schloſſes größtentheils an ſich gebracht, ſo daß mein Vater, der ehrliche Müllermeiſter, reicher war, als Herr von Keſſel, der Beſitzer von Wipperſtein. Der genannte Edelmann war ſchon ein an Jahren weit vorgerückter Junker, als er ſich in den Stand der heiligen Ehe begab, und ein ebenfalls nicht mehr jugendliches Fräulein aus der Reſidenz auf ſein einſames Schloß führte. Dieſe Dame brachte ein ſieben- oder achtjähriges Mädchen mit, eine noch eingepuppte Sylphide. Dies ſchöne Kind hieß Hildegarde. Zuweilen hörte ich, ſie ſei die Tochter der Schloßfrau; ſpäter wurde dies widerſprochen. Was ging es mich an? Genug, daß Hildegarde wie eine leuchtende Göttergeſtalt in meine Jugendträume trat und ihnen beſtimmte Farbe und Richtung gab. Wir ſchwärmten zuſammen durch die Wälder, über die Wieſen, erkletterten Berge und Felſen, und laſen endlich zuſammen unſern erſten Roman, den Hildegarde einſt dem Kammermädchen einer Freundin der Schloßfrau in der Reſidenz weggenommen hatte. Es war eine ſchlecht erzählte Rittergeſchichte, aber ſie warf einen Feuerbrand in unſere jungen, zundervollen Herzen. Ich ſeufzte nach Abenteuern. Gott weiß, was ich darum gegeben hätte, meine heißgeliebte Hildegarde aus einer Gefahr zu befreien, und ich weinte zuweilen was Weniges vor Verdruß, daß ſich durchaus nichts der Art einſtellen wollte. Ich war voll Poeſie, wie der Stein voll Feuer, und wußte es nicht, wie es der Stein nicht weiß. Hätte mir das Schickſal als harter Stahl einige herbe Schläge verſetzt, es hätten über und über Funken aus mir geſprüht. Aber mein Vater war reich und wünſchte einen Advocaten aus mir zu bilden, weil ihm ſeine zahlreichen Rechtsſtreitigkeiten vieles Geld gekoſtet hatten; dergleichen ſollte ferner durch mich erſpart werden, und ich die noch anhängigen Prozeſſe gewinnen. In meinem dreizehnten Jahre gab man mir einen Candidaten der Theologie zum Hauslehrer, der mich zur Gelehrtenſchule vorbereiten ſollte, und auch Hildegarde erhielt von demſelben Manne Unterricht. Manche Stunden hatten wir gemeinſam. Bisher waren wir zuſammen in die Schule des nahen Dorfes gegangen.

Unſere Schwärmereien wurden täglich grotesker; unſere Seelen wandelten nicht mehr auf Erden; der Hauch der Liebe, im rechten Sturmwind des heiligen Geiſtes, der in wilder, jugendlich ungeberdiger Begeiſterung über uns gekommen war, trieb ſie wie leichtes Gewölk am Himmel hin; niedrigſtens berührten ſie eben wie Wolken die Kirchthurmſpitzen und Berggipfel, und glänzten, durchglüht von den Morgen- und Abendröthen funkelnder

Liebeſandacht und aufflammender Poeſie. Oft, wenn ich athemlos zurückblieb, riß die ſtarke Hildegarde mich mit fort; ſie ſtand dann über mir hoch aufathmend und mir die Hand reichend; ihr ſchönes Auge glühte in kecker brauſender Luſt, die Sylphenſchwingen waren hervorgekrochen und die Uebermüthige ſtürmte auf ihnen, leuchtend vor Wonne, durch alle Himmel. Ich kam außer Athem, aber ſie riß mich mit ſich fort, und mein Auge hing an ihrer glänzenden Geſtalt, wie an einem Stern, Leitſtern meiner Jugend. Das Alles war aber Kindlichkeit, nur reine himmelblaue Kindlichkeit. Dieſe Liebe war ein ätheriſches Weſen, die von der Erde nichts kannte, auf die wir Beide noch nicht gekommen waren. Die Fittige unſerer Pſyche troffen noch vom reinen Thau des Himmels, und allein der Blüthenſtaub von den Bäumen des Paradieſes war auf ſie gefallen. Noch hatten irdiſche Bäume ſie nicht mit Blüthen überſtreut und mit Duft berauſcht, noch hatte ſie, niedergezogen von der Schwere der irdiſchen Atmoſphäre, die Spitzen ihres Flügelpaars nicht in den heißwallenden Blutſtrom der Leidenſchaft getaucht. Deshalb konnten wir auch ohne große Noth von einander gehen. Die Welt ſchob andere Bilder vor meine erregte Phantaſie; ich ging auf die hohe Schule, lernte Lateiniſch und Griechiſch. Hildegarde blieb mir die geflügelte, auf einem Frühlingsſturmwind raſch dahin brauſende Poeſie, die mich aus einer roſenrothen Wolke, an mir vorüberfahrend, mit ihren dunkeln, kecken Augen tief-heilig und freundlich in's Herz grüßte, und die weder Homer noch Horaz gekannt hatten, die ſich vielmehr mir allein geweiht hatte. Als ich wieder heimkehrte, war ſie nicht mehr auf dem Schloſſe; Herr von Keſſel war, glaub' ich, geſtorben, Frau von Keſſel weit fortgezogen, und mein Vater hatte das Schloß mit ſeinen Gütern an ſich gekauft. Dies alte Gebäude iſt mir nachher immer als Tempel der Jugendliebe erſchienen — eine ſeltſame Vermiſchung! — und ich habe oft, von ſtillem Schauer durchdämmert, meine Schritte langſam durch die leeren Räume gelenkt, in denen das Götterkind mit fliegenden Locken gewaltet hatte. Niemand konnte mir ſagen, wohin Hildegarde gekommen war; ich fragte auch nicht ſehr ſtürmiſch nach ihr; denn tief in meiner Seele bebte neben dem Verlangen nach ihr eine unerklärte Scheu, ſie zu ſehen. Der Erdgeiſt hatte meine leichte Seele ſchon mit ſchwereren Stoffen geſättigt. Er zog mich ſpäter noch tiefer zu ſich herab; denn die Poeſie iſt ein Baum, der zugleich nach oben und unten treibt und aus Erde und Himmelsluft ſeine Nahrung ſaugt. Aber die dunkle, mächtige Sehnſucht meines Gemüths trieb mich mehr der Erde zu; ich hatte mich den modernen Ideen ergeben, und geblendet und gefangen von ihrem trügeriſchen Schimmer, ſuchte ich in Sinnesluſt die heiße Qual meiner Bruſt zu kühlen. Sie wurde leerer, je mehr ich nach Fülle verlangte. Die mich durchglühende Begierde nach Lebensgenuß trieb mich in die Gemeinſchaft jener rohen gemeinen Seelen auf der Univerſität, mit denen ich meine Jugend vergeudete und Dinge trieb, die meine bleiche Wange mit Schamröthe überpurpurn. Glücklich noch, daß ich Dich fand, mein Karl! Ohne Dich hätte mich dieſer mächtige Trieb, verbunden mit dem leichtſinnig geſpendeten Gelde meines Vaters, zu Grunde gerichtet. Hildegardens ſonſt ſo abendroth flammendes Bild war allmälig bis zum matten Glanze des fernſten Sternes in meiner Seele abgebleicht. Sie war zum befangenen mythiſchen Gedanken der Erinnerung geworden, die mit der Wirklichkeit im paſſiven Streite lag. Erſt ſchon für mich ein Weſen von beſonderer Art, war ſie mir nun auf den höchſten Gipfel des Lebens entrückt, wo Himmel und Erde wunderbar in einander greifen, ſo daß das ſchwache ſterbliche Auge ſie nicht von einander zu unterſcheiden vermag, und meine rückwärts gewandten Blicke ſahen ſie von allen bunten Farben einer untergegangenen Sonne, aber auch von den Tinten des Abends, in deſſen Wogen ſie allmälig verſank, zauberiſch geſchmückt. Ich wußte nicht mehr, war es der Engel der Poeſie, der durch meine Träume zog, eine ferne, in dem blauen Duft der Gebirge verſchmelzende Geſtalt, nach der mein Herz ein vergebliches Ringen einſah, oder war es der Genius meiner Jugend, der wehmüthig herüber winkend, auf ewig von mir Abſchied nahm. An eine concrete Geſtalt dachte ich kaum noch. Mein Herz aber verlangte Nahrung. Die Sehnſucht loderte in mir, wie ein Feuer in einem leeren Hauſe. Nicht behütet, frißt es das Haus, oder verlöſcht. Ich ſuchte eine Behüterin meines Feuers, aus deren Händen das heilige Oel der Poeſie in die Flammen oder auf die glimmenden Kohlen meines Weſens fließen mußte. Weh' mir! Aus Joſephinens Hand floß — Waſſer. Die Glut drohte zu erſticken. Unmuth und Kälte nagten äußerlich an meinem Leben. Innerlich verzehrte mich das zurückgedrängte Feuer. Ich fühlte mich über alle Beſchreibung unbehaglich, je weniger ich klar war über meinen Zuſtand. Ich tappte in Nacht und ahnete nur das Morgenroth auf den Bergſpitzen, über die ich meiſt im Licht der Jugend mit Hildegarden gewandelt war. Ich wußte nicht recht, was mir fehlte, wie das ſelten ein Kranker weiß. Da begegne ich einige Tage vor Deinem Abſchiedsſchmauſe der Equipage der Frau Fürſtin. Sie fährt mit ihren Damen im zurückgeſchlagenen Wagen, die Frühlingslüfte ſäuſeln hesperiſch linde. Ich ſeh' wehende Schleier, hüpfende Federn. Während ich höflich grüße, fällt mein Auge auf die neben der Fürſtin ſitzende, junge ſchöne Dame. Ihr Götter der Jugend, der Liebe, der Poeſie! Ich ſtand verzaubert, wie an den Boden feſtgebannt. Der bleiche Stern war aus dem tiefſten

Hintergrunde meiner Seele plötzlich hervorgeſchoſſen und in ihrem Vordergrund als flammende Sonne aufgegangen, die mir alle Nacht verdrängt und die vollſte Klarheit über mich und meine Verhältniſſe gegeben hatte. Nun wußte ich, wie ich mit Joſephinen daran war. Ich hatte Hildegarden geſehen. Karl, erkenne die Sympathie der Seelen an, jenen geheimnißvollen metaphyſiſchen Zug, der, unbekümmert um die Körperwelt, eine unſichtbare Brücke der Geiſter bildet, auf der ſie durch eine göttliche Gewalt einander zugeführt werden! Denn ſieh', ohne daß es mir bewußt wurde, führte mich dieſer Zug in der wonnevollen Frühlingsnacht in den Park der Fürſtin. Iſt das nicht ein geiſtiger Magnetismus? Und als ich nach einem langen Schlaf im Schloſſe die Augen aufſchlage, ſteht Hildegarde vor mir. Da ahnte ich in ſeliger Ueberraſchung, daß meine durch Leidenſchaft und Verblendung in einander gewirrten Lebenslinien ſich entknäueln und harmoniſch dahinlaufen würden. Genug, ich war mit Hildegarden täglich zuſammen, und die ſüßen Erinnerungstöne aus der Kindheit, die unſere Herzen gegenſeitig anſtimmten, ein friedliches Abendgeläute, in welchem die Bilder des Tages verklärt verſchmolzen, läuteten zugleich das Feſt einer innigen Vereinigung unſerer Herzen ein, die ſich ja doch eigentlich von früh angehört hatten. Hildegarde trat mir von den fernen Höhen nun nahe, und gewann Form und Beſtimmtheit, aber ſie blieb nichts deſto weniger eine Lichtgeſtalt. Und ich war um ſo ſeliger entzückt, mich zu überzeugen, daß das Licht ihr nicht von Außen zukam, um ſie zu überglänzen, ſondern daß es von innen herausbrach und in ihr quoll und wogte. O Karl, preiſe mich glücklich! Meine Sehnſucht hat ein Ziel gefunden, der wilde ſtürmiſche Drang meiner Seele, dieſer donnernde Bergſtrom, ſchickt ſich nun an, ruhig zwiſchen blumigen Ufern dahin zu ziehen. Der Ueberdruß, die flaue Abgeſtandenheit meines Weſens, die allen meinen Genüſſen und Freuden einen ſchalen Beigeſchmack gaben, ſind verſchwunden; die ſchlaffen Gefühlsfäden meiner Seele ſind wieder ſtraff und haben ihre krankhafte Empfindlichkeit verloren. Karl, ich bin glücklich, denn ich liebe! Verſtehſt Du den Seraphsgeſang dieſer zwei Worte? Alles Göttliche iſt nur einfach. — Welch' ein Weſen iſt dieſe Hildegarde! Da werden keine empfindſamen Phraſen gedrechſelt, kein ſentimentaler Seufzer entweiht dieſe reizenden Lippen, dieſes herrliche braune Auge wird nicht von der Thräne einer krankhaften Laune befleckt. Da iſt Alles tüchtiges, volles Leben, ſtraffe Geſundheit in Blick, Anſtand, Wort und Handlung. Dieſes Auge lacht dagegen oft eine kleine geiſtreiche Bosheit, dieſen Grazienmund verzieht oft zum Entzücken ein ſpitziger Spott, und ſtatt weinerlicher Phraſen ſprudeln liebenswürdige Scherze aus dem Grunde dieſes friſchen ſchalkhaften Herzens hervor. Und welch' edle Hülle trägt dieſer edle Geiſt! Sie iſt die Juno mit dem Gürtel der Venus. Ihre hohe Geſtalt iſt die großartige ruhige Manifeſtation der epiſchen Poeſie, während ihre reizenden Geſichtszüge und alle die verführeriſchen Schelmereien, die ſich darin auf- und niedertreiben, die lyriſchen Intermezzi's, die hüpfenden Liebesgedanken des Gedichts ſind.

Zu einer Liebeserklärung iſt es zwiſchen uns noch nicht gekommen. Ich finde ſo etwas auch theatraliſch. Wahrlich, dieſe phraſenreichen Erklärungen und gegenſeitigen Demonſtrationen gehören nur auf die Bühne; ſie machen Effect beim Parterre, bei deſſen treuherzigen Schönen ſie wohl auch im Leben noch angebracht ſein mögen. In den höheren Ständen muß ſo etwas lächerlich werden. Du ſiehſt, ich begreife ſchon etwas von der neuen Welt, an deren Schwelle ich ſtehe. Werde ich wohl ihr Bürger werden? Iſt der Müllersſohn fähig, in den glänzenden Reihen der haute volée eine würdige Rolle zu ſpielen? Ja, ich bin's; denn ich bin ein — Dichter.

Ich beſuche die Fürſtin oft; ſie empfing mich immer gleich gnädig und herablaſſend. Geſtern mußte ich ihr aus einem franzöſiſchen Romane vorleſen. Mein Vortrag gefiel ihr, und ſie fragte mich, ob ich nicht Luſt habe, ihr Vorleſer zu werden. Mit ungeheuchelter Freude nahm ich's an, und ergriff die Gelegenheit, ihr meine dankbarſte, unterthänigſte Ergebenheit an den Tag zu legen. Sie ſchien mit der Art und Weiſe, mich auszudrücken, ſehr zufrieden; denn ſie reichte mir die Hand zum Kuſſe: eine Gnade, die, wie mir Hildegarde verſicherte, nur ſehr ſelten Jemandem widerfährt. Aber ich weiß ſie auch zu ſchätzen. Ich bewege mich ſchon ziemlich ſicher auf den ſpiegelglatten Parquets. Natürliches Talent und Hildegardens Unterricht laſſen mich Rieſenſchritte in der feinen Civiliſation thun. Himmel, was giebt es da aber auch zu lernen! Da ſind tauſend kleine Dinge, die geradezu aller Körperlichkeit entbehren, bei der man ſie faſſen und ſich aneignen könnte, die nur mit den zarteſten Gefühlsfäden der Seele geahnet, begriffen und gelernt ſein wollen. In allen iſt Hildegarde Meiſterin und meine ſchelmiſche Lehrmeiſterin, — und wie gern lerne ich! Der Unterricht wird lachenden Mundes ertheilt, beleuchtet vom Sprühfeuer der Witze und Scherze, und zuweilen vom Wetterleuchten der Ironie, das in der ſchwülen Hofluft einherfährt und hier und da eine groteske, abenteuerliche Geſtalt auf einen Augenblick in ein grelles Licht ſetzt. Noch nie hab' ich lieber auf einer Schulbank geſeſſen. Die salope nonchalance meiner Kleidung, die Du ſchon oft an mir tadelteſt, hat ſich auch verloren. Hildegarde hat mich ſchnell von der Gleichgültigkeit gegen meine äußere Erſcheinung geheilt. Ich verwende jetzt ſehr viel

Sorgfalt auf meinen Putz, und ſeine Wahl iſt mir eine neue Seite der Aeſthetik, deren Daſein ich erſt durch Hildegarde begriffen habe. Nichts deſto weniger putzt das liebenswürdige Mädchen immer an mir herum. Die kleinſte falſch gelegte Falte meines Chemiſettes erregt ihre feingebildete Aufmerkſamkeit, und giebt ihr Veranlaſſung zu einer jovialen äſthetiſchen Vorleſung, die mir durch Genialität imponirt und durch Witz mich erheitert. Welch' ein Unterſchied zwiſchen ihr und Joſephinen! Die bekümmerte ſich nie um dergleichen. Ich glaube gar, meine Rohheit gefiel ihr; ſie fand es intereſſant, wenn ich mich vernachläſſigte. Ueber Schiller ging ihr nichts, und eine vom Mondſchein angefunkelte Thräne war das höchſte Produkt ihrer wäſſerigen Seelenthätigkeit. Es war zum Tollwerden. Doch weg mit dieſem trübſeligen Bilde einer ſentimentalen Bürgerlichkeit! Sie fragte mich vor einigen Tagen in einem kurzen Billet mit ziemlich ſtolzen Worten nach dem Grunde der auffallenden Veränderung meines Betragens gegen ſie, und ich habe ihr brieflich, ohne mich auch in vielen Worten zu ergehen, reinen Wein eingeſchenkt. Wenn die Bourgeoiſie auch noch ſtolz wird und ſich in die Bruſt wirft, dann erregt ſie Ekel.

Daß ich Hildegarden meine neue glänzende Stellung bei der Fürſtin verdanke, iſt ausgemacht. Früher waren immer nur junge Adelige, Kammerjunker, Offiziere und dergleichen, die ihre Carrière machen wollten, Vorleſer bei der durchlauchtigſten Frau, und der Letzte war ſogar der Kammerherr von Willetz, der jetzt um die Perſon des Fürſten iſt. Aber Hildegarde gilt bei der Fürſtin viel, ſehr viel, wenn nicht gar Alles, wie ich täglich mehr einſehe. Die hohe Dame ſpricht von ihr mit Liebe und Achtung und behandelt ſie faſt wie eine Mutter die Tochter. Hildegarde iſt noch nicht lange hier. Der Fürſt hat ſie ſeiner Mutter dringend empfohlen und die Fürſtin liebt ihren Sohn ſchwärmeriſch, und geizt nach jeder Gelegenheit, ſeinen Wünſchen zuvor zu kommen. Womit habe ich nun das ſchöne Glück verdient, mitten in dieſe edlen Verhältniſſe verſetzt zu werden, als wenn ich hinein gehörte? Ja, ich gehöre hinein, Karl; denn in ihnen findet mein Herz erſt ſeine volle Befriedigung. Ich danke den Göttern, die mir Unwürdigem ſo gnädig ſind, und ich werde nun auch ihrer hohen Gunſt mich werth machen.

Ueber Hildegardens Familienverhältniſſe habe ich nun auch das Nähere erfahren. Sie hat mir in naiver Offenheit Alles erzählt. Sie iſt die natürliche Tochter des Grafen Schobelingen und eines Fräuleins von Barenbrück, an welche der Graf durch die zarteſten Bande des Herzens gefeſſelt war, während ihn Convenienz an eine kalte, ungeliebte Gemahlin ſchmiedete, nach deren Tode er ſeine Geliebte zum Altar führte. Familienrückſichten haben den Vater verhindert, ſeine ſchöne Tochter zu naturaliſiren; Hildegarde führt den Namen ihrer Mutter, iſt aber vom Fürſten baroniſirt. Die Liebe iſt die Schöpferin dieſes reizenden Weſens und hat ihm die Grazien als Begleiterinnen gegeben. Darum bezaubert ſie Alles, was in ihre Nähe kommt. Es iſt, als woge ein anderes Element um ſie, nicht die gemeine Luft, nein, ein mit himmliſchen Stoffen geſättigter Aether, der alle, die ihn athmen, mit poetiſcher Lebenswärme erfüllt, und ſie zu Gliedern eines ſtillen Bundes weiht, zu Brüdern einer unſichtbaren Loge, die alles Gemeine ausſchließt und allein die höchſten Lebenszwecke erfüllt. Ich lebe und webe in dieſer lichtgetränkten Atmoſphäre, und ſchlürfe ihre Wellen mit Wolluſt. Sie iſt das mir nöthige, meiner Seele angemeſſene Lebenselement. Ich frage nicht, wo das Alles hinaus will; ich bin glücklich! Iſt das nicht genug? Sei auch Du es, mein Karl! — Warum ſchreibſt Du mir nicht? —

---

Aus dunkelgrünem Erlen- und Eſchengebüſch lauſchte das hellrothe Dach der Mühle; das Schloß auf dem Berge lag im Abendſtrahle, das heimliche, baum- und blumengeſchmückte Thal ſchickte ſich an, eine Schlafkammer des Frühlings zu werden, der, trunken von Duft und Wonne, von Buſch zu Buſch, von Halm zu Halm taumelte, und Thränen der Luſt darauf weinte, die ſich als Thau auf den Spitzen des Laubes und Graſes wiegten.

Ein Wagen kam des Weges und hielt vor der Mühle. Einen Augenblick darauf hörte man in dem ſchönen ländlichen Gebäude den freudigen Ruf mehrerer Stimmen: „Wilhelm's Braut!“ Und ſofort trat ein ſtattlicher Mann in einfacher reinlicher Kleidung an der Seite eines freundlichen Mütterchens aus der Thüre, und Beide eilten an den Schlag des Wagens mit den herzlichſten Bewillkommensgrüßen auf den Lippen. Daß dieſe Worte Wahrheit enthielten, beweiſen der Ton der Stimmen, die Mienen des Geſichts, die Bewegungen, die ganze natürliche Blüthe eines nuverdorbenen Herzens, die hier im Tempel der Natur unverkrüppelt, unverkümmert ſich entfalten durfte. Das waren keine ſchönen Blumen von gefärbter Seide, aus der geſchickten Hand der Blumenmacherin hervorgegangen. Den Beſitzer des Hauſes — und das war der einfach würdige Mann — ſchmückte zwar ſchon ein in Ehren weiß gewordenes Haar, das ſich Ehrfurcht gebietend unter dem blauen Sammtkäppchen hervorſtahl; aber ſein Gang war aufrecht, der Ausdruck eines edlen Selbſtbewußtſeins, ſein Auge leuchtete friſch und hatte den ſicheren, geübten Blick eines Geſchäftsmannes; auf dem Geſicht hatten Geſundheit und freundliche Strenge einen ſchönen Bund geſchloſſen. Die Müllersfrau war ein kleines, von herzinniger Güte und Milde durch und durch beſeeltes Weſen, ein edles weibliches Gemüth, das ſeine hellen Farben in jedem Geſichtszuge ausgeſteckt hatte.

Der Müllermeiſter, Herr Kaſpar Stein, hatte den Schlag geöffnet und half einer jungen Dame heraus, die, von mittlerer Größe, etwas ungemein Zartes und Liebliches in ihrer Erſcheinung darbot. Während ihre friſchen Geſichtszüge eine eigenthümliche Kindlichkeit und naiven Reiz verkündeten, predigte ihr tiefliegendes, ſchwarzes, ſchwermüthiges Auge eine Innigkeit des Gefühls und eine ſchlummernde Leidenſchaft, die mit ihrer kindlichen Erſcheinung wunderbar contraſtirte, aber ihr dadurch ungewöhnliche Reize verlieh und den Antheil erhöhete, den man an ihr zu nehmen gezwungen war. Wie ein ſchmachtender Dämmerſtern hing dies Auge über dem blauen Himmel anſpruchloſer Jugend und Schönheit, und goß ein ſchwermüthiges Licht über dieſe reizenden Formen aus. Es hatte ſich Regengewölk um ihn gelagert.

„Und ſo allein?“ fragte der Müllermeiſter befremdet. „Wo haben Sie denn den Wilhelm?“

Da brach das Mädchen in lautes, troſtloſes Schluchzen aus, und warf ſich, einen Thränenſtrom vergießend, an die Bruſt der erſchrockenen, theilnehmenden Frau, die in ihrer Verlegenheit nichts weiter that, als dem heftig weinenden Mädchen die blaſſe Wange ſtreicheln.

„Aber, liebſte Joſephine, erklären Sie uns die Urſache dieſes unerwarteten Schmerzensbruchs!“ redete der betretene Müller.

„Ich bin gekommen, bei Ihnen Troſt, Rath, Hilfe in meinem unausſprechlich fürchterlichen Schmerze, in meiner Verzweiflung zu holen,“ jammerte die Unglückliche, ein zuſammengefaltetes Papier aus dem Buſen ziehend, welches ſie Herrn Stein überreichte. Der Mann las mit lauter, aber zitternder Stimme: „Liebe Joſephine! Dem leuchtenden Gotte der Wahrheit gehört mein Leben; denn die Poeſie iſt die ewige Wahrheit ſelbſt. Eine Lüge gegen Dich, der ſich mein Herz einſt in reiner poetiſcher Glut erſchloß, wäre eine Todſünde. Du haſt mich um mein Benehmen gefragt, warum ich Dich dieſe Tage gemieden. Ich antworte Dir: Joſephine! ich bin zu der Ueberzeugung gekommen, daß wir Beide ſeither in einer großen und gefährlichen Selbſttäuſchung befangen waren und dadurch auch verleitet wurden, Eines das Andere zu täuſchen. Die Liebe hat eine Blumennatur. Aber während der eine ſeltene Strauch das ganze Jahr über friſche duftende Blüthen treibt, verblüht die Blume des andern gewöhnlichen in den Tagen des Frühlings oder Sommers, oft welkt ſie ſchon über Nacht. Das ſind unabänderliche Geſetze der Natur. Wir wollen, wir dürfen uns darüber nicht grämen. Die Geſetze der Natur auffinden und ihnen gehorchen, iſt eine der ſchönſten Aufgaben des Menſchen. Es ſteht nicht im Willen der Blume, länger zu blühen, als ihr erlaubt iſt, es ſteht auch nicht im Willen des Herzens, länger zu lieben, als ihm beſtimmt war. Die Liebe iſt kein Ergebniß des Willens, ſie iſt eine Nothwendigkeit, und Anfang und Ende iſt ihr gleich ſcharf bedingt. Kann ich meinem Herzen gebieten, ſeine Schläge zu beflügeln, nachdem der ſüße Rauſch vorüber iſt, der ſich, wie eine duftende Göttertaufe, heiß und gewaltig über ſeine luſtzuckenden Nerven ſtürzte? Unſere Liebe, Joſephine, war die Blume Eines Tages. Sie hat ſchön geblüht und iſt abgewelkt. Seien wir damit zufrieden, und weihen ihr eine wehmüthige Erinnerung, aber verſuchen wir nicht, aus der Blumenaſche ein künſtliches Feuer anzufachen; eine Blume vermögen wir armen Sterblichen doch nicht mehr daraus zu bilden. Ein ſolches Feuer rächt ſich früh oder ſpät an denen, die es aus Thorheit oder Frevel entzünden; es frißt die reinen Elemente ihres Lebens unerbittlich dahin und läßt ihnen nur den gemeinen Stoff, den trüben Niederſchlag, die todte Aſche zurück. Vermeiden wir ſolchen Frevel, Joſephine! Dein reines Gefühl wird Dir ſagen, daß es eben ſo recht als klug ſei, ſich friedlich zu trennen, wenn Gebundenſein eine ſchwere, irdiſche Feſſel würde. Den geiſtigen Bund, den göttliche Gefühle ſchließen, ſollte der Menſch nicht noch mit irdiſchen Banden zuſammenhalten wollen, und an das ewige unveräußerliche Geſetz, das uns der Himmel mit ſeiner Sternenſchrift in unſere Bruſt geſchrieben, nicht das dürftige Siegel ſeiner Macht zur Bekräftigung hängen. Das göttliche Band verflüchtigt ſich leicht, entrüſtet über menſchlichen Zwang und Anmaßung, und die ſchwere Kette der Erde bleibt zurück, und drückt die von einander ſtrebenden Herzen wund und wunder, bis ſie ſich verbluten. Wir wollen dieſem trüben Schickſal entgehen, Joſephine! Wir wollen uns trennen. An einem andern Herzen werden die Blüthen des Deinigen wieder neu und üppig aufkeimen. Du wirſt mit einem andern Manne glücklich ſein; Du würdeſt es nie mit mir. Zum Schluſſe ſetze ich Dir ein paar Worte aus einem unbekannten engliſchen Dichter in ungebundener Rede überſetzt her, der eben vor mir liegt. Sie ſind aus einem Gedichte an die frühere Geliebte: „„Deine oft geküßten Lippen ſeufzen vergebens, daß die Glut der Leidenſchaft in meinem Buſen nur zu bald erkaltet ſei, wie die Flamme eines nur augenblicklich erwärmenden Feuers; am Himmel Deines, ſonſt wie die ſonnige Bläue eines heiteren Maitages glänzenden Auges hängen die Regenwolken der gekränkten Liebe; und die Thränen, die in Deinen ſchönen Wimpern glänzen, zeigen mir, daß dieſer nur allzu ergiebige Strom in einſamen, gramerfüllten

Nächten die leiſen Furchen des Kummers über Deine bläſſer gerötheten Wangen gezogen habe. Aber nicht mich, klage die Tücke des Verhängniſſes an, das mitten in der Blüthezeit meiner Jugend, ſtatt der Roſenkränze des Feſtes, den kalten Reif des Schickſals in meine verbleichenden Locken drückte. Ich bin wie eine zarte, ſüdliche Pflanze, die der ſorgloſe Gärtner zu früh dem ſcharfen Märzwinde ausſetzte, vor der Zeit meiner Blüthe mir ſelber abgeſtorben. Wie die friſchen Blätter des Immergrüns, der duftende Blüthenüberhang der Heidekräuter und das ſtets blühende Moos die kalten Wände des Felſen überkleiden, ſo ſcheine ich zwar von Außen die Geſtalt eines Jünglings zu tragen, aber in meinem Innern wohnen die Gedanken eines Greiſes. Denn ſo viel habe ich in der kurzen Spanne meines Lebens, die wie ein kalter, trüber Frühlingstag ungenoſſen dahin geflohen iſt, erfahren, daß wenigſtens nichts zurück ſein kann, das mir am Abend den Leidenskelch noch bitterer zu miſchen vermöchte. Und ſo vermehre denn auch Du nicht durch vergebliche Klagen die Qualen meines an Leiden nur allzu reichen Herzens. Und wenn Du vielleicht am Arme eines glücklicheren Jünglings einſt im Schatten des Haines wandelſt, ſo führe den Geliebten ſchnell an jenem unſeligen Platze vorüber, wo wir in ſchöneren Zeiten die erſten Liebesſchwüre unter einer dunkelgrünen Eiche wechſelten, die nun, von ſtarkem Winterfroſt an der Kraft ihrer Wurzel zernagt und von Nordſtürmen an der Schönheit ihrer Krone beſchädigt, mit ihren dürren, in die Lüfte emporgeſtreckten Aeſten den Himmel um Erbarmen anzurufen ſcheint.““

„Sei glücklich, Joſephine, und zürne mir nicht. Du würdeſt Unrecht thun. Stets bleibe mir freundlich geſinnt, wie Dir Dein Wilhelm.“

Der Müllermeiſter hielt einige Augenblicke das Blatt ſtumm und zornbebend in der Hand, dann wandte er ſich mit den heftigen Worten an ſeine Frau: „Das iſt wieder einmal eine ſaubere Frucht deiner Erziehung. Das haſt du nun von deinem weichen Geſchwätz. Der Junge iſt nicht nur ein Narr geworden, er iſt auch ein treuloſer Narr, ein ſchlechter Menſch geworden. Gelernt hat er nichts für mein ſchweres Geld, und zum Advocaten ſoll er platterdings nicht zu brauchen ſein. Jetzt macht er auch auf die leichtſinnigſte und unverantwortlichſte Weiſe ein edles Mädchen unglücklich. Erſt ſtellt er ſich wie toll, daß er ſie nicht haben ſoll, und nun, da Alles durch meine Vermittelung in's Gleiche gebracht iſt, ſchreibt er ihr mit dieſem albernen Larifari den ganzen Handel auf. — Aber beruhigen Sie ſich, meine gute, arme Joſephine! Ich fahre mit Ihnen zurück, und will ihm den Kopf waſchen. Das iſt nur ſo eine abgeſchmackte Idee von ihm, wie ſie jetzt viele junge Leute haben ſollen. Es wird Alles gut gehen; verlaſſen Sie ſich auf mich."

„Aber Sie wollen doch nicht etwa Wilhelm kraft Ihrer väterlichen Autorität zwingen, mir ſein Wort zu halten? Behüte mich Gott vor erzwungener Liebe!"

„Laſſen Sie mich ganz nach meiner Einſicht handeln," polterte der Müller, und ſeine Frau, die ſich das Geſicht vor Schmerz bei ſeinen Vorwürfen verhüllt hatte, flüſterte thränenweich: „Ich fahre mit Dir, liebe Tochter. Er hat immer mehr auf mich gehört, als auf ſeinen Vater. Ich will zu ſeinem Herzen ſprechen."

Somit führten die Alten das unglückliche Mädchen in's Haus.

---

Wilhelm Stein ſaß bei der Baroneſſe Hildegarde von Barenbrück auf dem Sopha. Seine Finger irrten träumeriſch in den Saiten einer Guitarre, während ſein Auge gedankenvoll an den üppig blühenden Lippen des reizenden Mädchens hing, von denen ſchöne, gefühlvolle und neckiſch-heitere Worte wie Perlen und Blumen fielen. Er ſammelte wie eine emſige Biene Luſt und Honig daraus. Da brachte man ihr einen Brief. Sie erröthete leicht, als ſie die Aufſchrift erkannte, und ein leichtes Zittern lief über ihre Hände, als ſie denſelben, ſich vergeſſend, ohne Rückſicht auf ihren Beſuch öffnete. In demſelben Augenblicke kam ihr dieſe in's Gedächtniß, und in ſüßer Verwirrung ſich an Stein wendend, ſagte ſie mit leichter Kopfverneigung: „Sie werden mir Ihre Verzeihung nicht verweigern, wenn ich Ihnen verrathe, daß der Brief vom Fürſten iſt und jedenfalls Sie betrifft, mein Freund.“

„Mich?“ rief der junge Mann, angenehm überraſcht und erſtaunt.

„Gewiß. Ich habe Ihnen ſchon einmal geſagt, daß der Fürſt ein großer Verehrer der Poeſie iſt, und ſelbſt zuweilen ſich verſucht. Ich konnte ihm keine beſſere Empfehlung Ihrer ſchicken, als Ihre ſchönen Gedichte, die Sie mir zu verehren ſo freundlich waren. Das heißt: eine Abſchrift, denn das von Ihnen geſchriebene Exemplar iſt mir ein theures, unveräußerliches Eigenthum. Ihre Beſcheidenheit würde mir die Erlaubniß zu dieſem Schritte verſagt haben. — Er iſt geglückt, und ich wußte, daß er glücken mußte. Der Fürſt iſt gleich entzückt von der Zartheit Ihrer poetiſchen Gedanken, wie von der gewandten Fülle des Ausdrucks.“

„O bitte, bitte, leſen Sie mir aus dem Briefe vor, was ſich auf mich bezieht!“ rief der Jüngling berauſcht, und griff mechaniſch nach dem Blatte. Hildegarde erblaßte, ſprang auf und ſagte ſtrafend: „Schämen Sie ſich dieſer zudringlichen Heftigkeit! Wann werden Sie die Wahrheit begreifen, in ſich aufnehmen und in Blut und Saft verwandeln lernen, daß ein edles Maß der Beherrſcher der höheren Welt iſt? Dieſe Wahrheit iſt der Gott, der, dem Ganzen Freiheit gönnend, doch das Einzelne beherrſcht. Es ſchickt ſich nicht für Sie, daß Sie von mir verlangen, ich ſoll Ihnen den Brief des Fürſten vorleſen. Es iſt eine Unbeſcheidenheit, die ich Ihnen kaum zugetraut hätte.“ Damit ſteckte ſie das roſafarbene, mit Goldſchnitt gezierte Blättchen in den Buſen.

Der Lehrling nahm die etwas ſcharfe Zurechtweiſung geduldig hin, und fragte nach einigen Augenblicken mit einem Anflug von Wehmuth: „Sie zürnen mir, Hildegarde?“

„Wie könnte ich?“ verſetzte ſie wieder mit anmuthiger Sanftheit. „Ihr bittender Blick, Wilhelm, würde meinen Zorn entwaffnen und auslöſchen, und wenn er noch heftiger emporgelodert wäre. Aber Strafe muß ſein.“

„Ich erkenne es an, ich weiß es. Wie ſchmerzlichſüß ſind die Ruthenſtreiche einer ſo theuren Hand! Hildegarde, iſt es wahr, daß mein Blick ſolche Gewalt über Sie ausübt?“

„Kennen Sie mich als Lügnerin? War es nicht immer ſo in den glücklichen Tagen unſerer Jugend?“

„Ihre Worte entzücken mich. Warum rufen wir das ſchöne Glück unſerer Jugend nicht zurück? Steht es nicht in unſerer Macht? Noch flattern die Kränze friſch in unſerem Haar, die uns die Göttin der Jugend ſchmeichelnd auf die Schläfe gedrückt. — Hildegarde ſei wieder meine Geſpielin, meine Freundin, meine Geliebte! Es iſt Dir längſt kein Geheimniß mehr, daß alle Gefühle meiner Seele Dir huldigend zuſtreben, daß Du der Genius biſt, der mein Leben mit dem blüthenrufenden Zauberſtabe der Liebe beherrſcht. Und war Dir nicht von Anfang dieſe ſüße Gewalt über mich gegeben? O entäußere Dich derſelben nicht! Die Sonne würde meinem Tage fehlen, die Licht und Freude ſpendet. Du liebſt auch mich, Hildegarde, ich weiß es. Laß uns nicht wie Pyramus und Thisbe durch eine Mauer getrennt ſein und nur durch die Spalte derſelben, die uns vergönnt iſt, nur die Gefühle unſerer Herzen austauſchen; nein, laß uns muthig dieſe Mauer des Standes und der Vorurtheile niederreißen oder überſpringen, um ganz glücklich ſein zu können.“

„Hu! Welcher brillante Aufwand von Worten! Welche moderne Begriffsentwickelungen und klaſſiſche Reminiscenzen, um mir zu ſagen, daß Sie mich lieben und gern mein Eheherr werden möchten!“ rief das Fräulein mit komiſcher Grazie. „Was braucht man eine von beiden Theilen anerkannte Wahrheit mit ſo vielem Flitter aufzuputzen? Gerade dieſer überflüſſige Glanz könnte mir verdächtig vorkommen und mich ſtutzig machen.

Mich wundert's nicht, wenn Sie damit das Herz eines hübſchen Advocaten-Kindes erobert haben. Aber, mein Freund, es giebt einen Unterſchied unter den Leuten! Und daß dieſer Pomp nicht nachhaltig iſt, beweiſt die Verzweiflung der armen Bürgerstochter, die ſich plötzlich auf unbegreifliche Weiſe von Ihnen verlaſſen ſieht, und ſich todt weinen möchte. . .

„Sie wiſſen?" ſtammelte der beſtürzte Dichter verlegen.

„Iſt's etwas Außerordentliches, zu wiſſen, daß Sie ſich mit einem lieben Mädchen verlobt haben? Und wäre es nicht eine grauſame Sünde von mir, das zärtliche Kind um ſeinen Geliebten zu betrügen? Treue iſt die erſte Bürgertugend, mein Herr." Während dieſer Worte flog ein unbeſchreiblicher Reiz von feiner Ironie und lächelndem Scherz um die Lippen des Fräuleins, und ihre Augen ruheten mit ſchelmiſchem Wohlwollen auf dem Jüngling.

„Sich geirrt zu haben, iſt keine Schande," ſtammelte dieſer; „denn Irrthum iſt das einzige unfehlbare Loos der armen Menſchheit. Nur ſeinen Irrthum nicht eingeſtehen wollen, iſt Schande. Ich geſtehe, daß ich mich geirrt habe, als ich jenes Mädchen zu lieben glaubte. Die Erinnerungen an einen Engel, der meine Jugendtage wie ein roſiger Traum durchzogen, erfüllten mein Herz, je älter es wurde, mit ſtärkerer Sehnſucht nach

Liebe. Es rang mit all' ſeinen Trieben, den Traum zur Wirklichkeit zu geſtalten und den letzten Schimmer jener beſeligten Morgenröthe als ſüße Schamröthe auf den Wangen einer Geliebten zu küſſen. Das reif gewordene Herz verlangte nach einer concreten Geſtalt; der Engel hatte ſich ja zum Phantaſiegebild verduftet. Nun er plötzlich leuchtend vor mir ſteht als menſchliches Weſen, und mir die heilige Morgenröthe der Jugend von ſeinen Wangen leuchtet und in ſeinen Augen mein Wonnetag aufgeht, ſoll ich die kurze Täuſchung nicht fahren laſſen? ſoll ich dem urſprünglichen Triebe meiner Seele nicht folgen, der ſich nur einen Augenblick vergriff?"

„Schmeichler!" rief Hildegarde. „Was ſo ein Dichter doch Alles für ſchöne Einfälle hat, die er wie glitzernde Goldfäden ſpinnt und zum Netze ſtrickt, ein Frauenherz darin zu fangen! Aber das troſtloſe Bürgerkind wird er mir damit doch nicht aus dem Sinne reden."

„Dieſe plumpe Komödienſpielerin mit dem Taſchentuche, ſich die erheuchelten Thränen zu trocknen, einer Iffland'ſchen Thränodie voll beſcheidener Anmaßung und bürgerlichem Jammer entſprungen! Ich glaube gar, ſie iſt albern genug geweſen, ſich in ihrer thörichten Verblendung an Sie zu wenden, Hildegarde, und Ihnen gegenüber Rechte geltend machen zu wollen, die mit dem Augenblick aufgehört hatten, welche zu ſein, als es mir vorkam, als ob ich ihre zimpferlichen Küſſe nur noch aus Mitleid erdulde. Gewiß! ich leſe es in Ihren Zügen, ſie hat an Sie geſchrieben. O wie mich dieſe weinerliche Unbeholfenheit empört und mir läſtig iſt!"

„Es iſt doch ein treuloſes Geſchlecht, dieſe Männer! Wer ſagt Ihnen denn, daß das Mädchen indiscret geweſen? Nicht einmal der Schmetterling, das Symbol der Flüchtigkeit, haßt die Blume, die er geküßt. Was überhäufen Sie denn das arme Kind mit Schmach und Bitterkeit, nachdem Sie ihrer Küſſe überdrüſſig geworden ſind?"

„Ach, Hildegarde, ich mag ungerecht erſcheinen! Aber dieſe ſchwerfällige Bürgerlichkeit der Begriffe und Anſichten, und die daraus entſpringende plumpe Art, ſich zu haben und zu geben, dies troſtloſe Kleben an albernen Vorurtheilen und die baare, nüchterne Wirklichkeit, die mich, alles und jeden Schmuckes entkleidet, mit dummen gemeinen Augen aus dieſer Bürgerwelt anglotzt, das Alles laſtet auf mir, wie der Aetna auf dem hunderthäuptigen Typhon, und ich möchte, wie dieſer zornige Erdrieſe, Feuer und Flammen ſpeien."

„Wie ſchön ſteht Ihnen dieſer Eifer!" lächelte das Fräulein beifällig. „Er zeigt von einer edlen Seele, die unwillig das Gemeine von ſich ſchleudert. Nein, Wilhelm, Sie ſind nicht für dieſe kleine, enge Welt geſchaffen."

„O ſei Du die roſenfingerige Aurora, die mich, ihren Tithonus, zum Sitz der unſterblichen Götter entführt!“ flehte der Dichter. „Die dicke, niedere Luft laſtet ſchwer auf mir; flügele mich mit Dir hinauf, gönne mir einen Platz in Deinem roſenfarbenen Wagen, trage mich auf Deinen weißen Schwingen zum Olymp empor, wo der reine, leichte Aether meine heiße, wunde Bruſt kühlend und heilend durchfluthet. Dort werden auch mir Flügel wachſen wie Dir, und befreit vom Staub, der im Thale wuchtet, werde ich von Deinem Berge den kühnen Flug der Dichtkunſt nach der Sonne und den Sternen leichter wagen.“

„Wohlan!“ rief die Baroneſſe, „es ſei! Hier iſt meine Hand, ich will Dich emporheben an die ſonnige Stelle, auf die Du gehörſt. Du biſt Deinen inneren Bedingungen nach einer der Unſerigen, Du ſollſt es auch Deinen äußeren nach. Das iſt das eigenthümliche Weſen der Ariſtokratie, das immer verkannt wird, daß in ihr der Menſchengeiſt zur Blüthe kommt. Sie iſt der Garten, in welchen die Talente verpflanzt werden. Draußen ſind die fruchtbaren Wälder und Wieſen. Soll der edle Blumengarten nicht auch mit äußeren Zierrathen geſchmückt ſein? Soll in ihm nicht das prächtige Haus des Fürſten ſtehen? Aber was weiß das gute Futterkraut der Wieſe, was weiß die fruchtſchwere Aehre des Feldes von den Wonnedüften und dem Farbenſchmelz des Gartens? Es ſoll Jedes ſein und bleiben, wozu es beſtimmt war. Du biſt eine Wunderblume, Wilhelm, und der Boden, der Dir die rechte Nahrung gewährt, ſoll Dir ferner nicht fehlen.“

Der glückliche Dichter umſchlang die Geliebte mit ſtürmiſcher, ſich überſtürzender Haſt. Sie duldete ſeine feurigen Küſſe einen Augenblick, dann wand ſie ſich los und ſagte, mit dem Zeigefinger drohend: „Immer gleich dieſes wilde Aufſchwellen und Ueberfluthen der Gefühle! Das muß ſich noch in das Maß des Schicklichen fügen. Bedenke, mein Freund, ob wohl Goethe eine Geliebte auf dieſe Weiſe umarmt hätte!“

Augenblicklich ließ Wilhelm von ihr ab, und bekämpfte vergeblich mit ſeiner Wonnetrunkenheit ein leiſes bitteres Gefühl, das ſeine heiße Seele kühl anhauchte. Er ging bald. Draußen erwachte ein böſer Streit in ihm. Er glich wohl einem Berauſchten, aber einem ſolchen, der ſich moraliſche Vorwürfe macht. Nicht vermögend, mit ſich einig zu werden, kehrte er die Spitze ſeiner Bitterkeit gegen ſich ſelbſt und gegen Joſephinen, die er eben ſo ungerecht als unlogiſch mit in den Conflict ſeines Kopfes und Herzens hineinzog. Sich ſelbſt ſchalt er, der geliebten Hildegarde gegenüber, tölpelhaft, und gegen Joſephine wüthete er, deren Indiſcretion ihm nicht mehr wahrſcheinlich, ſondern als gewiß erſchien. Zwiſchen dem raſch an ſeinem Himmel vorüber treibenden düſteren Regenwolken hindurch warf die flammende Sonne ſeines Glückes, die Geliebte nun ganz ſein nennen zu dürfen, ihre glühenden Strahlen auf ſein Haupt. — Dies war unſtreitig die glücklichſte Stimmung für ihn, in der er ſeinen Eltern und Joſephinen entgegen treten konnte, die eben vor dem Gaſthauſe aus dem Wagen geſtiegen waren und im Begriff ſtanden, das Mädchen zu ihren Eltern zu begleiten. Er grüßte mit großer Verlegenheit und ſtammelte unzuſammenhängende Worte.

„Wir ſind deinetwegen hierher gekommen, mein Sohn,“ begann des Müllermeiſters choleriſche Natur gleich loszubrechen, „und da uns ein günſtiger Zufall die Mühe erſpart, dich aufzuſuchen, ſo denke ich, wir kommen gleich auf den Gegenſtand, der uns hierher geführt hat.“ Joſephine wollte ſich zitternd verabſchieden. Ihr Auge hing erſterbend an Wilhelm's erbleichenden Zügen. „Nein! bleiben Sie bei uns!“ rief der Alte. „Thun Sie mir die Liebe und ſeien Sie Zeuge einer nothwendigen Erörterung.“

Joſephine begann heftig zu weinen. Ihre Seele war im Aufruhr.

„Bleiben Sie!“ flüſterte ihr die ſanfte Mutter wieder zu. „Es wird ſich Alles friedlicher und freundlicher löſen, wenn Sie dabei ſind. Ihre Nähe wird den Abtrünnigen, Verblendeten mild beherrſchen und leichter zu ſeiner ſüßen Pflicht zurückführen, als die ſtürmiſchen Worte des Vaters."

„Aber mein Himmel! hier auf der Straße, Vater, iſt doch nicht der Platz, ſo delikate Punkte abzuhandeln," ſagte Wilhelm in großer Angſt.

„Du haſt Recht. Wir wollen uns ein Zimmer im Gaſthofe geben laſſen. Kommen Sie, Joſephinchen! folg' uns, Wilhelm!" Dies Alles wurde in einem gereizten Tone geſprochen, aus deſſen dünnem Schleier der heftigſte Unwille hervordrohte. Der Jüngling wagte nicht, zu widerſprechen, und Alle gingen in großer Aufregung, Joſephine, von den Bitten der Mutter und leiſen mädchenhaften Hoffnungsſtimmen in ihrer bedrängten Bruſt gezogen und überredet.

Der Müllermeiſter war nicht der Mann, eine ſo peinliche Spannung zu ertragen, und ganz und gar unbekannt mit der Art und Weiſe, ein zartbeſaitetes Dichtergemüth zu behandeln, das noch dazu das ſeines eigenen Sohnes war, dem er wenig Rückſichten ſchuldig zu ſein glaubte, überhaupt ein Mann, der durch praktiſchen Verſtand, Geld und Glück ſich Verdienſte und Gewicht erworben und dadurch zu der ſtörriſchen Anſicht gekommen war, ſeine ſchlichte Meinung für untrüglich zu halten, griff mit plumper Hand in die gequälte Seelenſtimmung ſeines Sohnes, indem er ihn alſo anredete: „Sag' mir, Junge, reitet dich denn der Satan, daß du untreu, wortbrüchig und ſchlecht dieſem trefflichen Frauenzimmer die Liebesverbindung aufſagſt, die du erſt mit Mühe und Eifer zu Stande gebracht? Wahrlich, es ſind kaum ein paar Monate, daß du zu mir kamſt und mich um Gotteswillen bateſt, all' meinen Einfluß aufzubieten, um dir zum Beſitz des Gegenſtandes deiner Liebe zu verhelfen. Und heute, nachdem ich mehr gethan als eines Vaters Pflicht iſt, muß ich dich an die deinige mahnen! Biſt du denn toll geworden? Oder was iſt ſonſt mit dir vorgegangen?"

„Um aller Heiligen Willen!" rief die Mutter dazwiſchen, „ſprich nicht in dieſem Tone mit ihm. Du haſt es mir ja verſprochen."

„Schweig, Weib!" donnerte der Müller, ſich noch mehr aufſtachelnd. „Und du ſtehe mir Rede, Knabe, oder bei Gott! nichts ſoll dich vor meinem Zorne ſchützen."

„Ich habe auf Ihre Rede, die ich Ihnen verzeihen will, nichts zu erwidern, als daß ich vorhin dieſe Dame nicht mehr liebte, daß ich mich in ihr und in mir ſelbſt getäuſcht hatte, als ich eine nähere Verbindung mit ihr erzielte, daß ich aber jetzt ſie, die zu ſo unedlen und erbärmlichen Mitteln zu greifen im Stande iſt, von ganzer Seele verachte."

Ein fürchterlicher Schrei entfuhr Joſephinen. Es war der wilde entſetzliche Ton der Aeolsharfe, deren Saiten ein in ſie hereinſtürzender Orkan mit einem Male zerreißt. Ohnmächtig ſank ſie in die Arme der Müllerin, und dieſe wurde dadurch verhindert, den durch die rohe Vatergewalt in den Herzen ihres Sohnes und des unſchuldigen Opfers in ihren Armen verurſachten Riß mit ihrer Mutterliebe auszufüllen und zu heilen. Der alte Müller Stein war in dieſem Augenblicke Egoiſt genug, nur an ſich zu denken und mit höhniſchem Zorne zu rufen: „Du mir verzeihen? Was hätteſt du denn mir zu verzeihen, Nichtswürdiger? Kommſt du mir ſo? Was hab' ich denn an dir verbrochen?"

„Wir verſtehen uns nicht, Vater, und haben uns nie verſtanden," beſchwichtigte Wilhelm den zornbebenden Alten, aber vergebens.

„Ja, das ſind immer deine vornehm aufgeputzten Redensarten geweſen," höhnte der Greis weiter. „Die hat dir wohl deine Mutter geglaubt, wenn du nichts lernen wollteſt, niemals aber ich. Ich habe, Gottlob, mit dem Verſtande, den mir mein Schöpfer gegeben, noch alle Menſchen verſtanden, die mir während meines langen Lebens vorgekommen ſind und mit mir zu thun gehabt haben. Warum ſollte ich nun dich, mein eigenes Kind, in meinem Alter nicht verſtehen? Du haſt ja dazu noch gar nichts zur Entſchuldigung deines ſchlechten Streiches vorgebracht. Das iſt lauter Larifari. Der Fall iſt einfach; was hat dieſes liebe Mädchen an dir verbrochen, daſs du ihr aufſchreibſt? Antworte mir beſtimmt und klar."

„Nichts hat ſie an mir verbrochen!" rief Wilhelm in der äuſserſten Unruhe.

„Und du verſtöſseſt ſie doch, Elender!" kreiſchte der alte Mann auſser ſich. „Ich ſage dir, du heirathest Josephinen und ich beſtelle heute noch das kirchliche Aufgebot, oder ich bin dein Vater geweſen und enterbe dich heute noch."

„Sie können über Ihr todtes Geld verfügen, aber nicht über meine lebende Seele," verſetzte der Jüngling kalt, aber ſelbſt einer Ohnmacht nahe.

„Iſt das dein letztes Wort?"

„Mein letztes."

„So gehe mir aus den Augen, ſchlechter Menſch, oder ich züchtige dich, wie einen böſen Buben, mit meiner noch immer kräftigen Vaterhand."

Wilhelm war mit zwei Schritten aus der Thüre. Aus Josephinens Mund ſchoſs ein heller Blutſtrahl und der Müller rief in Verzweiflung nach einem Arzte.

---

Auch Du, mein Karl, verdammſt mich! Das hatte ich nicht erwartet. Ich weiſs nicht, in welcher ſeligen Gewiſsheit ich lebte. Du verſtändeſt den Dichter ſo durch-

und durch, wie Du das Gedicht verſtehſt. Aber der Meiſter iſt immer noch höher als das Wort. Du meinſt, dieſe poetiſche Sehnſucht in meiner Bruſt, aus den beengten Feſſeln der Philiſterei nach freien, großartigen, ſchönen Verhältniſſen ſtrebend, werde in den höheren Ständen nie ihre volle Befriedigung finden; dieſe Höhen nehmen ſich nur vom Thale und aus der Ferne gut aus; hier wähne man, das Abend- und Morgenroth hänge ſich an ihre Gipfel; in der Wirklichkeit ſeien ſie aber mit Eis und Schnee bedeckt und ein warmes Herz müſſe in dem ewigen Winter erfrieren, der ihre Gipfel umhauche. Was die poetiſche Sehnſucht nach dem reichſten und höchſten Blüthenkranz des Lebens betrifft, ſo ſind ſeine edelſten Blüthen ſchon ſo geiſtiger Natur, daß ihre Wurzeln ſich in den himmliſchen Aether des Jenſeits erſtrecken; dieſe Sehnſucht kann alſo auf Erden überhaupt nicht ihre volle Befriedigung finden; und wo ſie ſie fände, wäre es mit aller Poeſie aus. Dieſe Sehnſucht nährt mit der Milch heiliger Schwermuth das arme, verkannte, verſtoßene Kind Poeſie auf Erden. Dieſe Sehnſucht iſt das Urgöttliche, iſt die Bruſt der Juno, der Beherrſcherin des Himmels und der Erde; die arme Poeſie aber iſt der verſtoßene, um die Herrſchaft betrogene Herkules, der Götterſohn, der dem elenden Euryſtheus — der erbärmlichen Wirklichkeit — dienſtbar ſein muß, er, dem nach des Vaters Zeus Willen die

Herrſchaft gehörte. Minerva legt ihn an die Bruſt der ſchlafenden Juno, und er trinkt die göttliche Milch. Aber ſelbſt zum Gott wird er erſt durch unſägliche Mühen und Schmerzen, durch den Flammentod auf Erden. — Das weiß ich, Karl, daß ich auf Erden kein Gott werden kann. Aber ich will auch nicht länger dem Euryſtheus dienen und der Omphale Wolle ſpinnen. Ich will frei ſein von dieſen läſtigen Feſſeln eines Standes, der nichts in mir ſieht, als den reichen Müllersſohn und den Advocaten, der nicht viel gelernt hat. Ich muß Freiheit haben, ſo weit ſie dem geiſtigen Menſchen auf Erden geſtattet iſt, und dieſe waltet allein in den höheren Ständen, wo ſie durch die Geſetze des Anſtandes und der Schicklichkeit geregelt iſt. Die zarten Seidenfäden der Sitte, der leichten herkömmlichen Form, der feinen rückſichtsvollen Converſation, der Ehrfurcht vor dem Beſtehenden und durch die Zeit Geheiligten, werden mehr geahnet als gefühlt; aber die plumpen Ketten der Gemeinheit, der Kleinigkeitskrämerei, des nackten, ſcheußlichen Neides, der thieriſchen Bosheit, der eitlen Unvernunft, die dies Volk an der Erde feſthalten, drücken ein ringendes Dichterherz todt. —

Was Du Kälte in den höheren Ständen nennſt, iſt nichts als der ſichere Takt des Umganges, der eine vorſichtige Zurückhaltung gegen jeden Unbekannten oder anders Denkenden vorſchreibt, als das ruhige Walten des Beſitzenden, im Vortheil Seienden, der ſich weder etwas abzwingen, abzaunern noch abkaufen läßt, ſondern nur verſchenkt. Du müßteſt im gleichen Sinne Gott auch kalt nennen; denn ſein Schaffen in der Natur geht ſtets den eiſernen, ruhigen, nach ewigen Geſetzen beſtimmten Gang, und dabei macht er ſich mit der Creatur, deren ſteter Wohlthäter er iſt, nicht gemein. Dieſe ſcheinbare Kälte iſt aber, wie ich nun aus Erfahrung weiß, gerade die wahre Lebenswärme. Nicht Fieberhitze und nicht Ofengluth, ſondern die Wärme des geſunden, menſchlichen Blutes. Drinnen in dieſem abgeſchloſſenen Gewächshauſe, wo die edelſten Bäume und Blumen beiſammen ſtehen, iſt es gar behaglich warm, und nur hier kommen die ſeltenſten Blumen zum Blühen, die koſtbarſten Früchte zur Reiſe. Uns, die wir durch die Glaswand davon geſchieden ſind, kommt es kalt vor; wir ſehen wohl die Gewächſe, aber wir empfinden nicht den warmen Hauch, der ſie umfluthet. — Karl, ich habe geſehen und geprüft, und mich ſowohl von dem zudringlichen Geſchöpf, das ich einſt meine Braut nennen konnte, als von meinem Vater getrennt, und bin ſo ziemlich aller Feſſeln frei, die mich an frühere Verhältniſſe banden. Kaum hatte mein leidenſchaftlicher Vater mir jede fernere Unterſtützung verweigert, als mich die Fürſtin, bei der ich in hohen Gunſten ſtehe, mit einem ſehr reichen Geldgeſchenk und einem Decret ihres Sohnes überraſchte, worin ich zum Hof- und Kabinetsbibliothekar und Vorleſer mit dem Charakter als Hofrath und einem anſehnlichen Gehalt ernannt bin. Dies iſt ohne allen Zweifel wieder Hildegardens Werk, die wie eine wohlthätige Fee über mich wacht. Die Herrliche würde übrigens meinem liebenden Drängen nachgeben und bald ganz die Meine ſein, wenn ſie durch ihren Einfluß nicht noch manche Vortheile für mich vorher zu erringen hoffte, die ihr ſpäter als meiner Gemahlin weit ſchwerer zu erlangen ſein dürften. Dabei baut ſie am meiſten auf die Liebe des Fürſten zur Poeſie. Faſt will es mich bedünken, als habe ſie allein ihn auf den Gedanken gebracht, das während ſeiner Minderjährigkeit eingegangene Hoftheater wieder zu etabliren. Meine holde Geliebte hegt in dieſer Beziehung die kühnſten Hoffnungen für mich. Sie meint, es müſſe mir beim Arrangement der neuen Bühnenangelegenheiten durchaus gelingen, mich dem jungen Fürſten unentbehrlich zu machen; er werde mich als Hoftheater-Intendanten anſtellen; und da dies durchaus eine Hof-Charge ſei, die noch nie von einem Bürgerlichen bekleidet worden, ſo müſſe er mir das Adelsdiplom ausſtellen. Daſſelbe habe der Vater des Fürſten ſchon mit einem Intendanten gethan. Ich überlaſſe mich gern den angenehmen Träumen von der Zukunft, in die mich meine Fee wiegt. Und was wäre ihr, der Zauberin, am Ende nicht Alles möglich? Mein ganzes Leben gleicht unter ihrer liebenden Obhut jetzt überhaupt einem ſüßen Halbſchlaf, den die Grazie bewacht, daß mich nicht böſe Traumgebilde erſchrecken, dem behaglichen, träumeriſch-ſinnenden Zuſtand zwiſchen Schlaf und Wachen, zwiſchen Wirklichkeit und Traum, der alle Dinge, ſelbſt die gemeinſten Gegenſtände, mit einer poetiſchen Färbung überhaucht. Man träumt mit Bewußtſein die ſchönſten Dinge. Da haſt Du das treffendſte Bild meiner glücklichen Liebe! Keine excentriſchen Excurſionen nach irgend einer Seite hin, kein leidenſchaftlicher Ausbruch, kein täppiſches Hineingreifen in die ſchöne Ordnung des Tages, deſſen duftende, ſchönlockige, mit goldenem Stirnband gezierte Horen die Hüterinnen meines Himmels ſind. Von den Chariten geführt, tanzen ſie im gleichen Schritt an mir vorüber, die blühenden Pflegerinnen meiner letzten Jugend, und werfen mir friſche Kränze auf mein Lager. Alles geht nach ſchönem Takt und lieblicher Regel, hervorgerufen vom goldenen Stabe des Hermes, den die Griechen auch Geber der Anmuth nannten. Dieſer ſchlaue Sohn des Zeus, der Erfinder der Lyra, der Repräſentant der Geiſtesgewandtheit und Verſchlagenheit, wenn ſie nur von der Charis regiert werden, iſt der eigentliche Gott der höheren Stände. So viel weiß ich nun: es mag hier Alles erlaubt ſein, aber die Grazie muß über Alles den Schleier der Zucht und Anmuth werfen. Die plaſtiſche Schönheit hat den Vorzug vor der moraliſchen, und dadurch wird das Leben poetiſch. Man weiß hier, Gottlob! nichts von der unglückſeligen, romantiſch-modernen Zerriſſenheit; es iſt Alles antike Ruhe, griechiſches Ebenmaß. Und ſo iſt auch meine Liebe. Ich verſenke mich ganz in die heitere Seele der griechiſchen Dichtung, und habe der Fürſtin Goethe's Iphigenie ſchon zweimal vorgeleſen. Sie war ſo gnädig, mir die Verſicherung zu geben, das wahre, innere Verſtändniß dieſes großen Kunſtwerkes ſei ihr erſt durch meinen ausgezeichneten Vortrag aufgegangen. Ich lebe und webe aber auch jetzt in griechiſchen Vorſtellungen. Sophokles iſt meine Lieblingslektüre geworden, und die Fürſtin wünſcht, daß ich ſie mit dieſem Tragiker bekannt mache. Daneben beſchäftige ich mich ernſtlich mit der Ausarbeitung eines griechiſchen Trauerſpiels, das nicht mehr noch weniger moderne Zuthat erhalten darf, als Goethe ſeiner Iphigenie verliehen, d. h. es muß antik gedacht und modern ausgeführt ſein. Der Gegenſtand deſſelben iſt die kalydoniſche Eberjagd, und der Stoff im antiken Sinne ſehr tragiſch und großartig. Auch hat ihn Euripides ſchon behandelt, aber es ſind uns von ſeinem Stücke nur kleine Fragmente übrig geblieben, die keinen vollſtändigen Begriff vom Ganzen zu geben im Stande ſind. Auch will ich ganz ſelbſtſtändig ſein. Da Dir die Fabel vielleicht nicht ganz gegenwärtig iſt, und die juridiſchen Pflichten Deiner Amtmannsſtelle Dir die poetiſchen Gebilde der griechiſchen Mythologie auch entfremden müſſen, ſo ſetze ich ſie Dir mit kurzen Worten ſkizzirt her, damit Dir dadurch das innerſte Heiligthum meiner Seele aufgeſchloſſen werde. Ich halte mich an die nachhomeriſche Geſtaltung der Fabel und vorzüglich an die Darſtellung Ovid's in ſeinen Verwandlungen. — Oeneus, König von Kalydon, hatte ſich undankbar gegen die Artemis, die Beſchützerin ſeiner Wälder, gezeigt und ſie bei einem feierlichen Opfer geradezu vernachläſſigt. Darüber erwacht der Zorn der Göttin, die den Untergang des kalydoniſchen Königshauſes beſchließt. Althäa, des Oeneus Gemahlin, hatte ihm einen Sohn geboren, Meleager, an deſſen ſiebentem Lebenstage die Moiren in ihrer Wohnung erſchienen und ihr in einem tief-ernſten Geſang eröffneten, das Leben ihres Sohnes ſei an das eben auf dem Herde lodernde Scheit Holz gekettet. So wie dieſes vom Feuer verzehrt werde, ſchwinde ſein Leben. Althäa entriß das Scheit ſchnell den Flammen, löſchte ſeine Gluth und verwahrte es heimlich. Dieſes Scheit iſt der tragiſche Hebel, und der verſteckte Zorn der Artemis iſt mit der Flamme, die es verzehren wird, hineingeſchloſſen, das dräuende Schickſal. Meleager iſt erwachſen, ein göttlicher Held, ein blühendes Haupt der Aetolier, ein kühner Jäger und ein berühmter Wurfſpießwerfer, und hat mit den ausgezeichnetſten helleniſchen Helden Theil genommen am Argonauten-Zuge. Er hat ſich mit der Kleopatra vermählt, von der er ſehr geliebt wird. Da ſendet Artemis einen furchtbaren Eber nach Kalydon, der das Land weit und breit verwüſtet. Meleager ruft die ihm befreundeten Helden, die Argonauten, und was es ſonſt von berühmten Jägern in Griechenland giebt, zu einer großen Jagd zuſammen. Sie erſcheinen und die leuchtenden Heroen Jaſon, Theſeus, Telamon, Kaſtor und Polyneukes ſind darunter. Auch die Brüder ſeiner Mutter, Plexippus und Toxeus, ſtellen ſich ein. Der intereſſanteſte Gaſt iſt aber Atalante, die ſchnellfüßige Jägerin, eine junge, ſchöne, arkadiſche Fürſtin, die einſt von ihrem Vater Joſos, der ſich einen Sohn gewünſcht, ausgeſetzt, von einer Bärin (der arkadiſchen Artemis ſelbſt in verwandelter Geſtalt) geſäugt, von Jägern gefunden und groß gezogen, ſelbſt eine tüchtige Jägerin wurde und in unbefleckter Jungfräulichkeit lebte. Ihre Schönheit machte auf den Meleager einen tiefen und bleibenden Eindruck, und das war der Zweck der Göttin. Mehrere der Jäger ſchämen ſich, mit einem Weibe zu jagen, und weigern ihre Theilnahme. Meleager's gegen Atalante entbrannte Liebe überredet ſie. Und ſie verwundet den Eber zuerſt mit ihrem Speere; Meleager aber erlegt ihn und verehrt der Geliebten die Haut und den Kopf des Wildes als Trophäe. Er genießt dafür die Liebe der Jungfrau.

Plexippus und Toxeus, von Haß und Neid entbrannt, entreißen ihr den Siegespreis; und Meleager, darüber in äußerſte Wuth gebracht, reißt ſich von allen Familienbanden los, erſchlägt die beiden Brüder ſeiner Mutter, und ſtellt der Geliebten ihr Eigenthum zurück. Sie belohnt ihn mit überſchwänglicher Hingebung. Aber in höchſter Liebeswonne in ihren Armen überfallen ihn raſende Todesſchmerzen. Althäa hat, nur an Rache für ihre gemordeten Brüder denkend, das verhängnißvolle Scheit in's Feuer geworfen, mit welchem Meleager's Leben verzehrt wird. Erſt als das Scheit verbrannt und Meleager todt iſt, bringt ſie der Gedanke, daß der der Rache Geopferte ihr zärtlich geliebter Sohn war, zur Verzweiflung des Selbſtmordes. — Hier ſind alle tragiſchen Bedingungen erfüllt. Unwillkürlich und ohne es mir ſelbſt bewußt zu werden, habe ich Anfangs mein eigenes Schickſal in die Tragödie getragen; meine Atalante trägt Hildegardens Charakter, der an und für ſich ſchon antik iſt. Kleopatra iſt Joſephine geworden, verſteht ſich: antik ausgebildet; Meleager bin ich ſelbſt; die Eltern brauche ich nur zu vertauſchen, die leidenſchaftliche, rachſüchtige Althäa iſt mein Vater, der ſanfte Oeneus meine Mutter. Die Sippſchaft Plexippus und Toxeus iſt das bürgerliche proſaiſche Geſchmeiß, das mich ſonſt hudelte und meiner poetiſchen Begeiſterung Hohn ſprach. Bei dieſer neuen Anſicht kannſt Du Dir denken, wie eifrig und poetiſch erregt ich arbeite. Die Tragödie ſoll mein Debût beim Fürſten werden, der mir nach Hildegardens lebhafter Schilderung immer ehrenwerther und liebenswürdiger erſcheint. Er iſt jetzt auf Reiſen und hält ſich eben in Rom auf. Regelmäßig alle acht Tage ſchreibt er ſeiner Mutter und faſt immer liegen einige Zeilen an Hildegarde bei. Ich fange an recht ſtolz auf des hochgeachteten Mädchens Beſitz zu werden. Die Fürſtin geht mit ihr nach Karlsbad. In dieſer Zeit vollende ich mit Muße meine Arbeit, und lebe in der reizendſten Unabhängigkeit im Schloſſe ganz den Muſen. Nach der Saiſon reiſt die Fürſtin ihrem Sohne bis Venedig entgegen, und Hildegarde begleitet ſie natürlich; vielleicht darf aber auch ich von der ſchönen Partie ſein. Hildegarde hat mir Hoffnung dazu gemacht. Vielleicht hält mich aber auch ein Feſt zurück, deſſen Anordnung und Ausführung mir die Fürſtin übertragen wird, nämlich ein Feſt zum ſinnigen Empfang des Fürſten in ihrem Sommerſchloſſe. Mein überſprudelnder poetiſcher Genius hat ſchon ein halbes Dutzend Pläne entworfen und mit treibender Schöpferkraft arbeite ich, wie ein Gott, an immer neuen, um etwas Außerordentliches zu Stande zu bringen, kann aber noch mit keinem in's Reine kommen. Der Fürſt wird dann bis zum Spätherbſt meiſt bei uns verbleiben, und endlich werden wir mit ihm nach der Reſidenz ziehen, wo wir mit der Einrichtung des neuen Theaters alle Hände und Köpfe voll zu thun haben werden. Man ſagt, daß die Reiſe des Fürſten mit ſeiner baldigen Vermählung zuſammen hinge. Ich wünſche dem trefflichen jungen Herrn das Glück, das mich in Hildegardens Armen erwartet. Aber iſt es denn möglich, daß ſich mein Glück noch ſteigern kann? Alle verſiegten Lebensquellen ſind ſprudelnd in mir aufgeſprungen, und gießen einen heißen Strahl aus, alle meine entſchlafenen Jugendträume ſind wieder erwacht; ich bin wieder ein Knabe geworden, ein hüpfendes, ſpielendes, ſeliges Kind, aber ich genieße meine neue Jugend mit dem vollſten Bewußtſein und ſchmecke ihre Entzückungen mit der gierigen Kennerzunge eines Gourmand. Und der Knabe ſoll bald zum Jüngling werden! Ich bin eine Knoſpe, Karl, voll brünſtigem Lebenstrieb, voll duftender Geheimniſſe, die ſich nach Erlöſung ſehnen. Wonne mir! Unausſprechliche Wonne, wenn ſie von dem verſchwiegenen Gotte einer warmen Nacht zur Blume aufgeküßt wird, wenn ſie entſpringt zur vollen Roſe an Hildegardens Bruſt! Wenn die verpuppten Gefühle als Schmetterlinge, prächtige Nachtfalter, hervorflattern! Ahneſt Du dieſen Gipfel der Seligkeit, Karl! Ich bin trunken von dem Gedanken daran.' Wird denn meine Bruſt all das überſchwängliche Glück faſſen können? Mir iſt zuweilen, als müßt' ich unter der Blumenlaſt deſſelben erliegen. Bitte mit mir die Götter, daß ſie es mich ertragen lehren.

---

Wundere Dich nicht über das ſtarke Paquet, das Du erhältſt, mein theurer Karl; ich lege Dir nämlich die Abſchrift meines Adelsbriefes bei. Ja, mein Freund, der überaus gnädige Fürſt hat mich in den Adelsſtand erhoben und mit dem Charakter eines geheimen Hof- und Kabinets-Raths zum Ober-Intendanten des neuen Hoftheaters ernannt. Meine Beſoldung ſichert mir eine glänzende Stellung. Sie war eine Glücksbringerin, jene zauberiſche Frühlingsnacht, die mich, den Schmerz- und Unmuth-Zerriſſenen, Deinem Feſte entführte. Die poetiſchen Schätze, die ſie aus ihrem Füllhorn über mich goß und ſchüttete, und in denen ſie mich gleichſam vergrub, haben ſich in reale verwandelt. Ich habe durch die wunderbare Vermittlung jener Nacht ein herrliches reizendes Weib, gleich ſchön an Geiſt wie an Leib, eine einträgliche Stelle, die mir eine meiner Individualität ganz angemeſſene Beſchäftigung giebt, die Freundſchaft eines liebenswürdigen Fürſten und die Erhebung in den Stand, in welchen ich meinem Talente nach gehöre, gefunden. Hat jene Nacht nicht eine an's Wunderbare grenzende Bedeutung in meinem Leben? Sie iſt der

Wendepunkt meines Schickſals. Ich glaube faſt, eine wohlthätige Fee im Gefolge des jungen Frühlings hat damals ihr gütiges Auge auf mich geworfen, und dem Laufe meiner Tage dieſe erfreuliche Wendung gegeben. Doch das Glück macht plauderhaft, und ich ſchwimme und bade in einem warmen, duftenden Glücksſtrom; deshalb zürne nicht meinem wonneſeligen Geſchwätze. Wem anders, als Dir, kann ich ſo mein reichbeladenes Herz ausſchütten? Nicht allein in der Noth bewährt ſich der wahre Freund, auch im höchſten Glück; denn dieſes wäre ſo unerträglich wie jene, ohne ihn. — Ich muß meiner trunkenen Feder Zäume anlegen, um ſie in den ruhigen Gang der Erzählung zu zwingen. Ich ſchrieb Dir, daß ich mit der Fürſtin und Hildegarden nach Venedig dem Fürſten entgegen reiſen würde. Daraus wurde nichts; denn die Anordnung des Feſtes nahm meine Zeit und Thätigkeit ſo ganz in Anſpruch, daß ich an nichts Anderes denken durfte. Nach Hildegardens trefflichem Plan galt es, mich dem Fürſten gleich ſo zu empfehlen, daß er mir Liebe und Vertrauen ſchenken müſſe. Auch ſchimmerte die verſteckte Abſicht bei ihr durch, dem Fürſten gegenüber ſtolz zu ſein auf die Wahl ihres Herzens, und dem Hofadel gegenüber mit einem ſtolzen Blick zu fragen: Wer beſitzt ſolchen Adel des Geiſtes und der Seele, als mein bürgerlicher Geliebter? Dies entzückte mich und ſpornte mich an. Ich wollte Hildegardens Stolz nicht nur entſprechen; ich wollte ihre Hoffnungen und Erwartungen bei weitem übertreffen. Mit welchen Entwürfen ging ich ſchwanger! Ich machte Reiſen nach der Reſidenz und ſtudirte auf der fürſtlichen Bibliothek Zeit- und Phantaſie-Koſtüme, und zog die weitſchweifige Beſchreibung brillanter Feſte zu Rath, die unter Ludwig XIV. in Verſailles und den Trianons gegeben worden waren. Dieſen Beſchäftigungen mußt Du es zur Laſt legen, daß ich Dir nicht wieder geſchrieben. Freue Dich mit mir, Karl! Ich habe einen glänzenden Triumph gefeiert, und Hildegardens kühnſte Hoffnungen ſind durch die Erfolge unſerer Beſtrebungen und Leiſtungen übertroffen worden. Es wäre ſehr eitel und thöricht, Dir gegenüber prunken zu wollen; aber verſchweigen darf ich Dir doch nicht, daß ich Ausgezeichnetes geleiſtet habe. Du kennſt ſonſt meine Beſcheidenheit und wirſt mir deshalb dieſes Selbſtlob hoch anrechnen. Aber langweilen will ich Dich nicht mit Aufzählen der Wunder, die mein Zauberſtab hervorgerufen. Je brillanter ſich ſolche Dinge in der Wirklichkeit ausnehmen, um ſo bläſſer und nüchterner blicken ſie Einem vom Papier aus entgegen. Ueberhaupt eignet ſich das Papier nur zur Aufnahme des abſtracten Gedankens, alle concreten Dinge ſollte man nicht beſchreiben wollen. Die Feder verliert dadurch die ihr eigenthümliche Beſtimmung, indem ſie die Rolle des Malerpinſels übernehmen will. Eben ſo wenig ſollte ſie die Vermittlerin der Poeſie ſein. Sie möchte meinetwegen poetiſche Schöpfungen, deren Werth anerkannt iſt, die ſchon längſt im Munde des Volkes wiedertönen, auf die Nachwelt bringen, wie die von Alexander dem Großen befehligten Federn uns die Geſänge Homer's erhalten haben; aber ſie ſollte nur nicht ſelbſt Werkzeug poetiſcher Schöpfung ſein. Die dramatiſche Poeſie hat ſich allein ihr ſchönes Vorrecht erhalten. Ihr iſt die Feder eine gemeine Dienerin. Das Drama wird für das lebendige Wort, für die leidenſchaftliche Bewegtheit der Handlung gedichtet. Der dramatiſche Dichter muß vergeſſen, daß er ſchreibt. Mich dünkt, dies ſei bei Shakſpeare und Goethe der Fall, bei Schiller ſchon nicht. Alle andere Poeſie wird bei uns ſtumm geſchrieben und ſtumm geleſen. Die Feder hat ſich angemaßt, dem Ohre ſein angeſtammtes heiliges Recht zu rauben, das Entzücken der Poeſie in der Muſik des geſprochenen Wortes, im Klang des Verſes der Seele zuzuführen, und hat es nur theilweiſe und unvollkommen dem Auge übertragen. O ſchöne Zeiten, als der Sänger einen Kreis empfänglicher Zuhörer um ſich verſammeln durfte, ſein Auge begeiſtert gen Himmel ſchlug und ſich beim Klange ſeiner Leier oder Harfe dem Zuge des Gottes, der in ihm aufglühete, überließ, ſorglos, wohin dieſer ihn führen würde, und alle Hörer im Sturme mit ſich fortriß, ſo daß man kaum zu athmen wagte, bis jubelnder Beifall und ein friſch gepflücktes grünes Reis dem glücklichen Dichter lohnten! — Unſere Poeſie kränkelt an der Bläſſe des Gedankens und des Papieres; ihr ſchwermüthiges, trübes Element erinnert an Feder und Tinte, an die nüchterne Einſamkeit des Zimmers, an die Lampe und den Thee. Wie die Feder die Beherrſcherin der wirklichen Welt geworden iſt, ſo hat ſie auch die ſchöne Welt der Poeſie unterjocht, und es iſt nirgends Rettung von ihrer Tyrannei. Und ſieh', ich ſelbſt habe mich ihr jetzt gebeugt, indem ich ihr entfliehen wollte. Wer entginge dem Schickſale des Jahrhunderts?

Aber erfahren ſollſt Du doch, womit ich am meiſten excellirt habe. Das war ein großes pantomimiſches Ballet, Abends bei brillanter Illumination im Park aufgeführt. In der unmittelbaren Nähe der für mich ſo verhängnißvollen Neptunshöhle hatte ich einen großen Breterboden legen laſſen. Die Höhle, die Bäume, die Fontainen gehörten zur Decoration. In der Nähe hatte ich die Vorderwände antiker Häuſer und eines Dianatempels bauen laſſen. Und nun erräthſt Du ſchon das Süjet des Ballets. Es war die kalydoniſche Eberjagd, inſofern eine glückliche Wahl, als der junge Fürſt ein ſehr leidenſchaftlicher Jäger iſt, und die Hatz des wilden Schweins, in ſeinen großen Forſten ſehr zahlreich gehegt, ſein höchſtes Vergnügen genannt wird. Die neu engagirten Schauſpieler und Tänzer kamen mir dabei trefflich zu Statten. Die Leute unterzogen ſich mit Luſt und Liebe allen Anſtrengungen, und die Pantomime ging in der magiſchen Beleuchtung ganz vortrefflich. In der Schlußſcene war das Innere der Neptunshöhle erhellt; und Meleager ſtarb auf demſelben Lager, auf welchem ich ſo ſelig geträumt hatte. Der Effect war unbeſchreiblich ſchön. In dem Augenblicke, als der Held von Liebe trunken in Atalante's Arme ſtürzt und ſie fortzieht zum ſchwellenden Lager der Höhle, ſpringt auf der andern Seite die Doppelthüre des königlichen Palaſtes, des Deneus, auf, man ſieht den flammenden Hausherd und Althäa, von wildem Rachedurſt getrieben, mit dem verhängnißvollen Scheit herannahen, welches ſie ſchnell den Gluten übergiebt. Die Pantomime konnte hier ihre ganze Kunſt entfalten. Rechts die kindvergeſſene, rachegetriebene Mutter, mit bebender Wuth in das Feuer ſtarrend, das ihres einzigen, geliebten Sohnes Leben verzehrt und deren blinde Leidenſchaft mit der Flamme abnimmt, deren klare Erkenntniß ihrer ſchauderhaften That in gleichem Verhältniß ſteigt, bis ſie zur rührenden Mutterliebe und endlich zur Verzweiflung über ihre That ward. Links das Entzücken der Liebe, die Spannung der ihrer Befriedigung entgegenlodernden Leidenſchaft, plötzlich von immer furchtbarer werdenden phyſiſchen Qualen ergriffen, die endlich in Todeskampf übergehen.

Welch' ein Vorwurf für die Kunſt! Auf Hildegardens Wunſch mußte ſich Atalante früher entfernen. Das ſcharfſinnige Mädchen behauptete, ein irgend als möglich gedachtes Spiel Atalante's bei den langſamen Todesſchmerzen ihres Geliebten liege außerhalb der Grenzen der Kunſt. Es iſt viel Wahres daran, und ich fügte mich gern. So ſtarb Meleager allein. Dann kamen ſeine Schweſtern, ihn zu beklagen, und wurden von Dianen in Vögel verwandelt, wie die Mythe angiebt. Prieſter und Prieſterinnen der Diana, Jäger u. ſ. w. ſpielten zum Beſchluß die tragiſche Handlung in das phantaſtiſche Reich des Ballets hinüber. Der Beifall war ſtürmiſch. Hildegarde führte mir ſelbſt den Fürſten zu, der mir ſeinen Dank in den verbindlichſten Ausdrücken ſagte. Er deutete darauf hin, daß er mich auf entſprechende Weiſe zu belohnen wiſſen werde. Ich wurde Abends zur Tafel gezogen und ſprach dort auf den Wunſch der Fürſtin einen Toaſt zur Begrüßung ihres Sohnes. Hildegardens Antlitz ſtrahlte vor Luſt, als ſie wahrnahm, welches Glück ich machte. Man hatte ſich von allen Seiten ſehr vortheilhaft über mich ausgeſprochen.

Eines etwas unangenehmen Vorfalles muß ich Dir noch erwähnen, der mich nach Beendigung des Ballets noch am Schauplatze deſſelben berührte. Vorher muß ich erinnern, daß das anſtändige Publicum aus der

Stadt im Park als Zuſchauer zugelaſſen worden war. Nach Beendigung des Ballets durchſtrömte die Menge die Gänge. Ich ſehnte mich mit Hildegarden allein zu plaudern; wir hatten uns ſeit ihrer Rückkehr nur auf Augenblicke geſehen und noch nichts von all' dem ſagen können, was unſere Herzen bewegte. Noch hatten ihre Lippen nicht auf den meinigen geruht; ich ſehnte mich, dieſe heiligen Tempelſchwellen, aus denen das geflügelte Wort dem keuſchen Heiligthume des Herzens entfloh, liebend zu berühren. Die Kunſt iſt der goldene Zauberſchlüſſel des Herzens, die verkörperte Poeſie der Tauſend und Einen Nacht; er verwandelt die Gegenſtände oder übergießt ſie mit einem magiſchen Lichte. Ich ſehnte mich, Hildegarden zu küſſen; erſt dann würde ſie wieder ganz mein ſein, ſo ſagte mir mein Herz; jetzt lag immer noch ein ſeltſames, namenloſes, befangendes Fremdes zwiſchen uns, was doch vor ihrer Abreiſe nicht geweſen war. Aber der Menſch kommt nie zurück, wie er gegangen; er iſt immer ein Anderer und findet auch den Zurückgelaſſenen immer als einen Andern. Das Alles ſollte nun ein Kuß mit ſeiner Zauberkraft wieder ausgleichen. Ich zog die Holde, in ihr Anſchauen verſunken, um durch nichts geſtört zu werden, in die Neptunshöhle, deren Lichter verlöſcht waren. Das Herz floß mir über von ſüßer Zärtlichkeit, als ich die hohe Geſtalt umſchloß, und mein Haupt, als es lange ihren Athem getrunken, berauſcht auf ihren Buſen fiel. Ich ſagte ihr, wie unausſprechlich glücklich ſie mich mache, wie ſie mir erſt die goldenen Pforten des Lebens erſchloſſen habe. Gott weiß, wie mir dabei die Unerquicklichkeit von Joſephinens Liebe einfiel und was ich im Wonnerauſch Tadelndes darüber geſprochen. In demſelben Augenblick ſtürzt Jemand aus der Höhle hinaus und fällt mit einem herzzerreißenden Schrei zu Boden. Mehrere Menſchen in der Nähe eilen herbei, auch wir. Der Hofmarſchall hält eine ohnmächtige Dame, die er aufgehoben, und trägt ſie nach dem nächſten Pavillon. Beim Schein der Lichter hatte ich nicht ohne unangenehme Empfindung Joſephinen erkannt. Die Elende ſchleicht mir alſo nach und belauſcht meine Schritte? Kannſt Du Dir etwas Gemeineres und Erbärmlicheres denken? Von dieſem Augenblick waren meine Gefühle für ſie bis zum Abſcheu geſunken. Auch hatte ich den Vorfall bald vergeſſen und brachte den übrigen Theil des Abends nur um ſo heiterer bei der Hoftafel zu. Am andern Morgen hörte ich, daß der Hofmarſchall Joſephinen in einem Wagen des Fürſten ſogleich nach Hauſe gebracht. Nun, er iſt jetzt gerade zum zweiten Male Wittwer und erſt ein angehender Funfziger! — Die Sache iſt mir inſofern ärgerlich, weil davon geſprochen wird. Und das Beſchwatzen, Beſchnattern, Beklatſchen iſt, wie ich wohl einſehe, eine allgemeine menſchliche

Schwäche, und bei Hofe im Schwange wie im Bürgerſtande.

Einige Tage ſpäter forderte mich der Fürſt auf, ihm Einiges aus meinem Trauerſpiele „Meleager“ vorzuleſen, wovon er gehört und auf welches er nach dem trefflich entworfenen Ballet nur um ſo begieriger ſei. Ich las die erſten beiden Akte; denn der dritte, mit dem das Ganze ſchließt, iſt noch nicht vollendet. Er zeigte ſich äußerſt zufrieden damit, und machte mehrere ſehr geiſtreiche und treffende Bemerkungen. Und doch war's mir, als hauche mich aus dem tiefſten Hintergrunde ſeines Weſens etwas Dunkles kühl an, ich kann Dir das ſeltſame, mich befangende Gefühl nicht beſchreiben; es war aber noch kein Gefühl, ſondern nur eine Ahnung. Genug, mir war, als hätte er ſich dennoch anders ausſprechen müſſen. Der Fürſt iſt mir überhaupt eine Erſcheinung, die ich erſt ſtudiren muß; denn klar iſt er mir durchaus noch nicht. Scheinbar liegen in ſeiner phyſiſchen wie pſychiſchen Natur Gegenſätze und Widerſprüche neben einander, deren ausgleichendes Band ich erſt noch finden muß. Er iſt von ſchwächlichem Körperbau, ſieht verzärtelt und trotz ſeiner Jugend ſchon ſehr verlebt aus, zuweilen überzieht eine Bläſſe ſein Geſicht, daß man meint, er müſſe eben die Augen ſchließen und in Ohnmacht fallen; und doch liebt er Jagd, Kriegsweſen und alle anſtrengenden Körperübungen mit Leidenſchaft. Sein erſtes Ausſehn iſt ſehr finſter und abſtoßend, ſtolz und kalt, ja zuweilen, wenn er ſo, ſich unbemerkt glaubend, vor ſich hinbüſtert, zuckt es ſo ſeltſam um ſeine Lippen, ſo viel kalte, dicht an den Grenzen todter Gleichgiltigkeit liegende Verzweiflung iſt über das feine, ſchöne Geſicht verbreitet, daß er mich wie ein vom grünen Tiſche aufſtehender, gänzlich ruinirter Spieler gemahnt, der eben hingeht, ſich todt zu ſchießen; und doch kann er in demſelben Augenblicke hinreißend freundlich ſein. Dann ſtrahlt das Auge ſo mild, ſo gütig, ſo bezaubernd und gewährend, die fein geſchnittenen Lippen lächeln über alle Beſchreibung anmuthig, und über das ganze Geſicht verbreitet ſich eine wahre herzgewinnende Glorie. Er hat die ſtrengſten ariſtokratiſchen Grundſätze und Anſichten, und doch hat er ſchon Conceſſionen gemacht, die auf das Gegentheil ſchließen ließen. Eben ſo hat ſich auf unerklärliche Weiſe ſeine projectirte Vermählung zerſchlagen. Er ſoll die erwählte Prinzeſſin geliebt haben und eben ſo von ihr geliebt worden ſein, aber eine etwas übereilte Aeußerung des ſchönen Mundes, die aber ganz im ariſtokratiſchen Sinne geſchehen, hat ihn verletzt und zum Abbruch aller angeknüpften Verhandlungen vermocht. Ich möchte wiſſen, ob er lieben könnte in meinem Sinne; ich glaube es kaum. Ich muß doch heute Hildegarden ihre Meinung über dieſen Punkt abfragen. Es will mich bedünken, als ſchauere eine Kälte der Empfindung, ein kühler Hauch frühzeitigen Alters durch ſeine Seele, ſo wie mir es erging, eh' ich Hildegarden wiederfand, und als bedürfe er der Reizmittel, ſich aus ſolcher Gefühls-Apathie aufzuſtacheln. Dies ſcheint mir der Grund zu ſein, warum er nirgends lang Ruhe an Einem Orte hat und eine mit Leidenſchaft ergriffene Sache mit ſich überſtürzender Haſt eine Zeitlang betreibt und dann plötzlich bei der kleinſten, ja oft ohne alle Veranlaſſung ſinken läßt, wohl gar mit Abſcheu von ſich ſtößt. So, fürchtet man allgemein, werde es mit dem neuen Theater gehen. Er ſprach von nichts weiter, ging auf alle meine Ideen ein und eröffnete mir eine entzückende Perſpective. Wenn er ſo bliebe, wie er jetzt iſt, ſo ſehe ich einem Looſe entgegen, wie es Goethe in Weimar kaum gehabt hat, und für deutſche Kunſt und Poeſie bricht hier eine neue Aera an. Ich überlaſſe mich dem ſüßen Gedanken, daß es nie anders werden könne, und weshalb ſoll ich mir mein reizendes Glück muthwillig ſtören? Hildegarde meint auch tröſtend, wenn das Theater nur erſt vollſtändig eingerichtet ſei, dann möge der Fürſt immerhin von der Paſſion laſſen, ich würde dann unumſchränkte Gewalt in Sachen der Bühne haben und der Fürſt nie wagen, mich in irgend etwas zu hindern; dazu kenne ſie ihn zu gut. Deſto beſſer für mich, wenn ich gar keinen Herrn über mir habe. Mein Kopf geht mit hundert

Plänen zugleich ſchwanger; und obgleich ich mit dem Meleager noch nicht fertig bin, ſo hat mich doch ein anderer antiker Stoff ſchon wieder ſo begeiſtert, daß ich Plan und Skizze eines großen Schauſpieles wieder entworfen und auch ſchon einige Scenen ausgeführt habe. Es iſt die Jugendgeſchichte des großen Scipio Africanus, des Aelteren, und der draſtiſche Kern der Fabel ſeine politiſche Großmuth, womit er die gefangene und reizende Braut des ſpaniſchen Fürſten Allucius, die er heiß liebt, ohne Löſegeld zurückgiebt und dadurch Spanien an Rom feſſelt. Ein herrlicher Held, dieſer zwei und zwanzigjährige Römer, Proconſul von Spanien, Beſieger des Hannibal, gerecht, großmüthig, menſchenfreundlich, tapfer, von glühender Vaterlandsliebe beſeelt — ein echter Römer! Ich ſchwimme in einem Meere von Luſt, wenn ich ſehe, wie viel Schönes zu vollenden vor mir liegt. Glücklich, wem die Götter eine Laufbahn bereiteten, nach der Neigung und Talent ihn zogen! Die Welt würde reicher ſein an großen Geiſtern, wenn die gemeine Lebensnoth und die niederträchtigen Geſinnungen des Haufens, der nur nach Köpfen zählt, ſie nicht mordeten. Himmel, welche prangende Saaten liegen vor mir! Und ich werde ihr glücklicher Schnitter und Sammler ſein! Wäre ich nicht auch der deprimirenden Macht der Verhältniſſe erlegen und als Advocat verkümmert, wenn ich Hildegarden nicht wiedergefunden? Ihr verdanke ich

Alles, aber in ihr beſteht auch all' mein Glück. Sie verlieren, wäre der Tod für mich.

Der Hof ging voraus in die Reſidenz; ich — der ich das volle Vertrauen der Fürſtin-Mutter beſitze — wurde noch durch einige Aufträge derſelben zurückgehalten. Unterdeſſen hatte mir Hildegarde eine anſtändige Wohnung beſorgt. Als ich ankam, empfing mich meine reizende Braut geſchmückt an der Schwelle, wie eine Prieſterin an der Pforte des Tempels, wie ein Engel am Eingang des Paradieſes. Die höchſt elegante Wohnung war mit Tannengewinden und den letzten Blumen des Herbſtes geſchmückt. Hildegarde überreichte mir auf einem feingemalten Teller mehrere zuſammengefaltete Papiere, deren äußeres Anſehn ſchon auf einen wichtigen Inhalt deutete. Bebend vor Erwartung ſchlug ich das größte von einander, und ſah mit ſtaunendem Schrecken meinen — Adelsbrief. Das hatte ich nicht erwartet — jetzt noch nicht erwartet. Ich war zum Edlen Stein von Wipperſtein ernannt. Mein ſonſt ſo einfacher, bürgerlicher Name Stein kommt mir dabei recht zu Gute; jetzt klingt es, als gehöre ich einem uralten Geſchlechte an. Doch meine Ueberraſchung ſollte ſchier noch geſteigert werden. Ein verſiegelter Brief mit meiner neuen Adreſſe fiel mir in die Hand; ich erkannte die Schriftzüge meines Vaters. Begierig öffnete ich, es war ein warmer Glückwunſch meines Vaters zu meiner Standeserhöhung, nebſt einer gerichtlichen Schenkung des Schloſſes Wipperſtein mit allen Pertinenzien. Das war mir unerklärlich. Hildegarde kam meinem Erſtaunen zu Hilfe. Sie erzählte mir mit kurzen Worten, daß der Fürſt ſelbſt an meinen Vater geſchrieben, ihm meine Erhöhung in den Adelsſtand und hohe Bedienſtung gemeldet und ihn erſucht habe, jeden Groll gegen mich fahren zu laſſen, da ich ganz in ſeinem, des Fürſten Sinn gehandelt, und vielmehr ſeinen Segen zu meiner Verbindung mit der Baroneſſe von Barenbrück zu geben. Damit war freilich der Starrſinn des alten, reichen Bürgers gebrochen. Er hatte immer von einem Advocaten als einem großen Manne geträumt, und jetzt ſah er ſeinen Sohn geadelt, Hofrath, Liebling des Fürſten. Da war es aus mit ſeiner bürgerlichen Theorie, und ſein Brief iſt ſogar mit einer gewiſſen Ehrfurcht geſchrieben. Jetzt bin ich Herr von Wipperſtein, und der arme, alte Adel blickt mit Neid auf mich. Alles rundet ſich zu meinem Glück zuſammen. Was ſoll das geben, Karl? Ich denke zuweilen an den Ring des Polykrates.

Die übrigen Papiere, welche mir Hildegardens liebende Hand übergab, enthielten meine Ernennung zum geheimen Hofrath, ſo wie zum Intendanten des Hoftheaters und zum Aufſeher der fürſtlichen Bibliothek und Kunſtſchätze.

Mein Leben theilte ſich von nun an ſogleich in auſgehäufte Thätigkeit und die Vergnügungen des Hofes. Ich war oft um die Perſon des Fürſten und las ihm viel vor. Als ich ihm für die ſo ſchmeichelhafte Standeserhöhung dankte, ſagte er mir mit wohlthuenden, trefflich gewählten Worten, die ich kaum von ihm ſo erwartet hätte: „Ich liebe die Poeſie als die Schmückerin des geiſtigen Lebens. Was wäre eine Welt ohne Frühling, und was die menſchliche Geſellſchaft ohne Poeſie? Darum ſoll man den Dichter ehren als das heilige Werkzeug Gottes, das Schönſte auf Erden in's Leben zu rufen, wie man den wahren und ächten Prieſter ehrt, durch deſſen Mund das Heiligſte geht. Ich verehre und beneide keinen Fürſten mehr, als Karl Auguſt von Weimar. Durch ſeine Dichter iſt er unſterblich geworden. Er konnte nichts Beſſeres thun, als ſie zu adeln oder vom Kaiſer adeln zu laſſen. Ich würde ihn nicht ſo verehren, wenn er das nicht gethan hätte. Ein ächter Dichter muß auch die äußere Auszeichnung des Adels tragen, den er in ſo reicher Fülle im Geiſte empfangen hat; denn der Adel iſt wahrlich keine materielle Form. Das hat Karl Auguſt ſehr weiſe bedacht und gemacht. Und auch ich bin ſtolz darauf, einen wahren Dichter zu beſitzen und zu protegiren."

Ich brauche Dir nicht zu ſagen, wie wohlthuend und erhebend ſolche Aeußerungen meines fürſtlichen Freundes ſind. So warm und anregend ſind alle meine neuen Verhältniſſe; es iſt Alles um mich ſüdlich-fluthendes poetiſches Lebenselement, und alle Keime treiben und drängen in mir mächtig nach der Blüthe.

Wahrlich, dieſe höhere Lebensregion, in die ich wie durch einen Zauberſchlag verſetzt bin, iſt der Süden der menſchlichen Natur; nur hier können die edelſten Gewächſe des Geiſtes und des Gemüths gedeihen und zur Blüthe und Frucht kommen. Hier treiben die Leidenſchaften lebendig, Wille und Begierde flammen in poetiſcher Glut, die Phantaſie lodert kühn auf, Alles iſt mit Lebenswärme geſättigt. In den niederen Ständen geht Alles ſo kalt und froſtig zu; der warme, flüſſige Gedanke erſtarrt ſchnell an der Berührung der gemeinen Wirklichkeit, die ſo ungeſchmückt, nackt und ſtählern daliegt. Der Strom des Lebens, mit Eis und Schneetheilen faſt überſättigt, ſchleicht ſo träge und ſchläfrig dahin, die Leidenſchaft verkrüppelt, eh' ſie zur Blüthe kommt, wie das Holz auf hohen Bergen, die gemeine Sorge laſtet ſo drückend, wie ſchwere Stickluft, auf den Lungen, erſchwert den Lebensprozeß und bringt jedes poetiſche Feuer zum Verlöſchen. Bei uns iſt das flüchtige, leichte Sauerſtoffgas mehr vorherrſchend, jene Wonneluft, wie ſie die Phyſiker genannt haben, welche einzuathmen nie gefühlte Wonne bereitet. Ein Gott bewegt das Leben, macht es flüſſig, gleicht Alles aus, macht alle Sprünge vermeiden, ebnet die Pfade und überkleidet Alles mit dem Schleier der Zucht. Dieſer Gott heißt Harmonie. Es kann hier Alles geſchehen, aber es geſchieht harmoniſch, und dadurch wird das ſcheinbar Häßliche ſchön. Nur hier kann man Goethe wahrhaft verſtehen; denn Goethe iſt der Hoheprieſter jenes Gottes. Nichts Rohes und Gemeines, aber auch nichts Excentriſches und Wildes, kein Ausbruch der Leidenſchaft, keine Häuſer verſchlingende Flamme! Nein, das Feuer der Veſta, wohl gehütet von züchtigen Prieſterinnen auf dem Altare!

Das ſind die poetiſchen Verhältniſſe, deren mein Geiſt bedurfte, die ich erſehnte, um Blüthen zu treiben. Ein irdiſcher Engel hat mich hineingeführt. Mittel und Zweck meines Lebens ſind in den ſchönſten harmoniſchen Einklang gekommen. Auch ich bin ein Prieſter jenes Gottes geworden; ich bin unausſprechlich glücklich.

---

In der Eile melde ich Dir ein ſeltſames Ereigniß, womit der ganze Hof beſchäftigt iſt, nämlich: Joſephine Sander heirathet den Hofmarſchall. Als Hofmann müßte ich freilich Subject und Object umkehren. In meinem vorigen Brief ſprach ich wie zum Scherz davon, und nun bin ich gegen alles Erwarten zum Propheten an ihr geworden. Dieſer Schritt des mir ſo unintereſſant gewordenen Mädchens giebt mir vor den Augen der Welt die vollſtändigſte Satisfaction. Wie viel Gemeinheit und Erbärmlichkeit gehört dazu, dieſem blaſirten, geiſtesbankerotten Menſchen die Hand zu reichen! Vom Herzen ſoll zu ihrer Ehre gar nicht die Rede ſein. Der gute Hofmarſchall hat ſchon zwei reiche adelige Frauen gehabt, aber beide durch ſein faſt verrücktes Benehmen, ſeine unſinnige Verſchwendung todt geärgert; eine reiche Adelige hätte ihn nie genommen; er iſt weit und breit verſchrien und hat bedeutende Körbe heimgetragen. Eine arme Adelige konnte er aber nicht brauchen. Da entſchloß er ſich denn, in den ſauern Apfel zu beißen und eine reiche Bürgerliche zu heirathen.

Joſephinens wirkliche oder erheuchelte Ohnmacht im Park gab Gelegenheit zur Bekanntſchaft. Der plötzlich ſo freundlich und herablaſſend gewordene Hofmann beſuchte das Haus des Regierungs-Advocaten Sander öfter, der ſich dadurch nicht wenig geſchmeichelt fühlte. Die ſchöne Kranke war nicht gleichgiltig gegen die Theilnahme des vornehmen Mannes. Der Hofmarſchall, ſo beſchränkt er ſonſt iſt, begriff leicht, daß er hier gewonnenes Spiel habe, rückte mit ſeiner Werbung heraus, ward ohne Weiteres angenommen; es wurde Verlobung gefeiert und ſeitdem ſtrotzen Sanders vor Stolz und Hochmuth. Siehſt Du, welch' eine gemeine Seele dieſes Mädchen iſt? Man hat ſie vielfach bedauert, und mich verdammt, als ich ſie verließ. Jetzt bin ich gerechtfertigt. Was ſind doch dieſe Menſchen für verächtliche Geſchöpfe! Wie radotirte dieſer Sander gegen Adel und Ariſtokratie: und nun wird er der katzenbuckelnde Schwiegervater eines vom wahren Adel verachteten Menſchen, eines Blaſé, wie der Hof keinen mehr hat. Und dieſe ſentimentale Schwärmerin legt ſich mit dem unerſchöpflichen Born ihrer zarten und tiefen Gefühle in die Arme eines entnervten Lüſtlings — weil er adelig iſt!!! Man ſagt ſogar, die Verbindung hätte erſt zu Weihnachten vollzogen werden ſollen, Joſephine habe aber auf ſchnelle Vereinigung gedrungen, und ſo wird denn die Hochzeit in Kurzem ſein. Meine ſüßeſten Wünſche werden erſt mit Anfang des neuen Jahres erfüllt werden. Könnte man doch den trägen Schritt der Dinge außer uns, die uns ſo oft hindernd in den Weg treten, mit dem ſchnellen Schlag des Herzens in Einklang bringen! Aber nur das Herz eilt, alles Andere geht langſam. Hildegarde hat erſt noch Familien-Angelegenheiten zu ordnen, und ſo muß ich mich wohl beſcheiden. Und gerade dieſe Verzögerung iſt mir lieb als ein kleines Unglück, den Göttern als Opfer dargebracht, damit ſie nicht des Ueberglücklichen Verderben beſchließen. Sonſt geht mir Alles nach Wunſch. Das Theater hat ſeine Vorſtellungen begonnen, und ich bin ſo mit Geſchäften überhäuft, daß ich noch immer nicht daran kommen konnte, meinen Meleager zu vollenden. In Wahrheit bin ich auch zu zerſtreut dazu. Erſt muß Hildegarde meine Gattin ſein, eh' etwas Großes und Harmoniſches zur Vollendung gebracht werden kann. Jetzt lauter Entwürfe und Anfänge! Nur im Heiligthume weht die großartige Ruhe des Friedens, die den Ruf der Vollendung auf ein Kunſtwerk drückt. Ich lade Dich zu meiner Hochzeit, Karl, Du darfſt nicht fehlen. Ich ſchreibe Dir vorher erſt noch einmal.

Das in den letzten Zeilen des letzten Briefes ausgeſprochene Verſprechen konnte der Schreiber deſſelben nicht halten. Es iſt weiter kein Brief von ihm an den Oberamtmann Karl Haſſenfeld, ſeinen Univerſitätsfreund, vorhanden.

Eines Abends ereignete es ſich auf der Bühne, daß die erſte Liebhaberin einen kleinen Unfall an ihrer Kleidung erlitt. Eine ſchlecht verwahrte Lampe entlud ſich hinter der Couliſſe auf ſie, und das Stück brachte es mit ſich, daß ſie in demſelben Kleide weiter ſpielte. Herr von Stein, der Intendant, erinnerte ſich, daß ſeine Verlobte ein Kleid von demſelben Stoff hatte; er ſchickte deshalb im Zwiſchenacte ſchnell zu ihrem Kammermädchen, um es ſich ausbitten zu laſſen. Als die Schauſpielerin damit bekleidet aus ihrer Garderobe trat, überreichte ſie dem Hofrath ein zuſammengeſchlagenes, roſarothes Seidenpapier, das mit einer Nadel vorn im Buſen des Kleides befeſtigt geweſen war. Herr von Stein erinnerte ſich auf der Stelle, daß dies der Brief vom Fürſten ſei, den Hildegarde in ſeinem Beiſein empfangen, worin ſeiner Gedichte lobend erwähnt geweſen war. Es fiel ihm ein, daß er durch das indiscrete Verlangen, ihn zu ſehen, ſich einen ſcharfen Verweis Hildegardens zugezogen. Er erinnerte ſich, daß ſie damals und nicht wieder jenes Kleid getragen, und daß ſie den Brief in den Buſen deſſelben verborgen hatte. Er wußte nicht, warum ihn dieſer Umſtand unruhig machte. Er war zerſtreut, unaufmerkſam; und obgleich er Anfangs den natürlichen Vorſatz gehabt hatte, den Brief, ohne hinein zu ſehen, Hildegarden nach der Vorſtellung zurückzugeben, ſo ging er doch nach Hauſe, ohne ſie geſehen zu haben. Als er in ſeine Wohnung trat, fand er ſeinen Diener, den er noch von ſonſt beibehalten hatte, in Thränen. Auf Befragen, was ihm zugeſtoßen ſei, konnte der Menſch kaum antworten, ſo heftig ſchluchzte er; damit überreichte er ſeinem Herrn ein verſiegeltes Packet und ſagte: „Sie iſt vor einer halben Stunde geſtorben, eben wie das Theater zu Ende ging."

„Wer iſt geſtorben?" rief der Hofrath erſchrocken mit bebender Stimme.

„Das Fräulein Joſephine, wollt' ich ſagen, die Frau Hofmarſchallin."

Ein jäher Schreck durchzuckte den Hofrath; ſein Auge ſtarrte in ſcheuer Befangenheit auf das Briefpacket, in deſſen Aufſchrift er Joſephinens Hand erkannte.

„Todt!" ſtöhnte er, und Fieberfröſteln ſchauert durch ſeine Seele. Er erinnerte ſich gehört zu haben, daß Joſephine krank ſei, doch hatte ihn das nicht intereſſirt.

„Sie hat an einem hitzigen Fieber hart darnieder gelegen, heute war der ſiebente Tag. Aber ſie hat's gewußt, daß ſie ſterben werde, und der Anna vorhergeſagt. Aber ſie hat ſich doch jeden Tag nach Ihnen erkundigen laſſen. So lieb hat Sie doch kein Menſch wieder auf der Welt, gnädiger Herr."

„Wer iſt die Anna?" fragte der Hofrath mechaniſch, während es ihm abwechſelnd eiskalt und glühend-heiß durch die Seele fuhr.

„Das Kammermädchen der verſtorbenen gnädigen Frau."

„Du ſcheinſt ja mit den Perſonen und Begebenheiten im Hauſe des Hofmarſchalls recht vertraut zu ſein?"

„Hat mich denn die Anna nicht täglich nach Ihrem Befinden befragt und mir oft geſagt, die gnädige Frau könne nicht eſſen und trinken, noch ſchlafen, wenn ſie nicht von Ihnen gehört habe? Die Anna war ihre einzige Vertraute und iſt ihr treu geblieben bis in den Tod. Das arme Mädchen hat mir nicht genug vorſagen können, welchen ungeheuren Kummer ihre Herrin Ihretwegen habe, und wie ſie ſich abhärme und gräme. Ganze Nächte hat ſie hindurch gejammert und geſeufzt und ihr Kopfkiſſen naß geweint, bis ſie der Tod, der barmherziger iſt, als die Menſchen, erlöſet hat. Wie manches reiche Geſchenk habe ich von ihr erhalten! Aber wenn ſie mich zu ſich kommen ließ und mich ſo herzlich nach Ihrem Thun und Treiben ausfragte, da mußte ich ihr jedesmal heilig und theuer verſprechen, Ihnen von all' dem nichts zu verrathen. Ich habe ihr Wort gehalten, der edlen, guten Dame. Aber nun muß Alles heraus; nichts kann ich auf dem Herzen behalten, und ſo ſollen Sie denn auch wiſſen, daß ich ihr alle Verſe, die Sie gemacht, und die neue Komödie, an der Sie ſchreiben, habe abſchreiben müſſen. Und die Anna hat mir geſagt, daß ſie dieſe Sachen geleſen, Tag und Nacht, bis ſie ſie auswendig gewußt und die Schrift mit ihren Thränen weggewaſchen."

Der Hofrath war immer ſtiller geworden und hörte, die Hände auf den Schooß gekreuzt, mit einer auffallenden Ruhe, und wie in ſich verſunken, dem in Schmerz ſich überbietenden Diener zu, der zuletzt heulte und ſchrie und ſeine endlich fiſtulirende Stimme in einem Thränenſtrom vollends erſtickte. Herr von Stein griff langſam nach dem Packet, löſete das Siegel und rollte es von einander. Seine Hände zitterten ganz leiſe; er ſprach gar nichts. Ein neuer Schlüſſel fiel aus den Papieren und ein Brief. Der letztere wurde geleſen. Während dieſer Handlung vermehrte ſich das Zittern der Hände, die Lippen entfärbten ſich, in das Auge trat eine Thräne. Plötzlich fuhr der alſo bewegte Mann, die Lectüre unterbrechend, raſch in die Seitentaſche ſeines Sûrtout, zog den roſenfarbenen Brief des Fürſten an Hildegarden hervor, und durchflog den Brief mit gierigem Auge. Die Thräne vertrocknete darin, der Blick wurde zornig, die Lippen zuckten krampfhaft. Er war ſo bleich wie eine Leiche geworden. Als er den Brief geleſen, ſteckte er ihn ein, den Schlüſſel dazu, und verließ das Haus wieder. Sein Schritt war bald haſtig, bald langſam; nicht wie ſonſt. Ueber ſeine Lippen kam kein Laut, ſie bebten nur. Sein Weg führte ihn in die menſchenleeren Schloßanlagen, deren fallende Blätter ein eiskalter Spätherbſtſturm fegte. Schauerlich heulte er in den Dächern und Giebeln des in Nacht verſunkenen Schloſſes und ſeiner Seitengebäude und peitſchte die Wipfel der Fichten. Der Hofrath ſchien das Alles nicht zu hören. Die Nacht war entſetzlich finſter, er bemerkte es nicht. Wie ein Dieb ſchlich er um das Schloß nach deſſen linkem Flügel.

Dort war ein kleiner Anbau, eigentlich ein Pavillon im franzöſiſchen Geſchmacke, ſehr einſam gelegen. Er ſtand mit dem Schloſſe ſelbſt durch einen kurzen Corridor, deſſen Fenſter ziemlich weit herabgingen, in Verbindung. In deſſen Nähe befand ſich der Hofrath, ermattet an eine Thränenweide gelehnt, die ihre dürren, im Winde beweglichen Zweige abwechſelnd hinabſenkte in die eiſige Fluth eines Teiches, als wollte ſie ſich laben, wie zur Zeit der Auguſtſonne, als wollte ſie noch den letzten Reſt des üppigen Triebes, den der Spätherbſt verſchont, aufſtacheln zur unmöglichen Kraftleiſtung, um Lebensbalſam einzuſaugen. Lange ſtand der Hofrath unbeweglich, endlich murmelte er die Worte: „Sterbende, ſagt man, lügen nicht!“ und ſchlich ſich in die Nähe des Corridors. Plötzlich hörte er es rauſchen, und als er die Augen emporhob, bemerkte er eine weibliche Geſtalt, die er trotz der Dunkelheit augenblicklich erkannte. Hildegarde war es, die in einen Zobelpelz gehüllt, und ihn nicht bemerkend, nach dem Pavillon ſchwebte, wie ein Geſpenſt der Nacht.

Einen Augenblick ſtand er noch wie gelähmt; dann ſtürzte er hin auf den Pavillon, aus deſſen einem Fenſter zur Seite der herabgelaſſenen Rouleaux ein Lichtſchimmer ihm entgegenblitzte. Mit einem Sprunge war er die wenigen Stufen hinauf und an der bezeichneten Thür, die aus dem Pavillon in den Garten führte; in einem Nu war die Thür mit dem Schlüſſel geöffnet und durch einen kräftigen Stoß flog ſie weit auf. Da fühlte er ſich wie von einem eiſernen Arme ergriffen, bevor er noch den Fuß über die Schwelle ſetzen konnte, und ein „Zurück, Verwegener!“ donnerte ihm in's Ohr. Es war der wachehaltende Kammerdiener des Fürſten, der von ihm unbemerkt in einen Mantel gehüllt und halbſchlummernd hinter einer Säule geſtanden hatte, und ihn jetzt zurückzuhalten verſuchte. Aber der wüthende Hofrath ſtürzte ſich, ihn feſt umklammernd, zugleich mit ihm in den Pavillon. Da fiel ſein Blick auf Hildegarden, die in den Armen des Fürſten lag.

Drei Tage ſpäter wurde die Leiche des Hofraths Stein von Wipperſtein vom Gärtner des Parkes der verwittweten Fürſtin in der Neptunshöhle unfern dem Schloſſe auf demſelben Mooslager gefunden, auf welchem er ſechs Monate früher die erſte Frühlingsnacht ſo ſelig verträumt hatte. Jetzt war der Winter angebrochen. Wie er hierher gekommen, mehrere Meilen von der Reſidenz, iſt nicht klar geworden. Seit ſeinem Austritt aus dem Gartenſalon hatte ihn Niemand wieder geſehen. Ob er in jener Nacht gleich den weiten Weg hierher geeilt und noch in derſelben geſtorben ſei, ob ſpäter, blieb ungewiß; doch war das Erſtere wahrſcheinlich.

Ob ein Schlagfluß; eine plötzliche Krankheit oder der Froſt der Nacht ſeinem Leben ein Ende gemacht, war ebenfalls zweifelhaft. Die Section machte wiederum das Erſtere glaubhaft. Aus derſelben ergab ſich, daß er kein Selbſtmörder war. In der äußerſten Aufregung war er vielleicht aus dem Salon, wo er in das Grab ſeines Glückes geſehen, in einer Tour bis nach der Neptunshöhle gegangen und hatte ſich dort, das Spiel des Meleager auf eine entſetzliche Weiſe verwirklichend, ſeinem raſenden Schmerz überlaſſen, bis die Kälte, die in den letzten Nächten ſtreng geweſen war, auf ſeinen heißen, ſchwächlichen Körper einen tödtlichen Einfluß gehabt. Die Frühlingsnacht hatte ihm hier ſchwere Krankheit gebracht, die Winternacht den Tod. Meleager war ohne Atalante geſtorben. Gott allein weiß, welche Schmerzen er erduldet und ob ſie den Qualen des Meleager nachgeſtanden. Auffallend war, daß ſeine Haare in dieſer einen Nacht ganz grau geworden waren. Welch ein Unterſchied zwiſchen der erſten Frühlings- und der erſten Winternacht! Die Wonne jener eigneten ſich zur dichteriſchen Beſchreibung, nicht die Qualen dieſer. Der Tod hatte auch mitleidig den Mund des ſchmerzenreichen Mannes geſchloſſen.

Der Zufall fügte es, daß der Oberamtmann Haſſenfeld, an welchen der unglückliche Dichter ſeine brieflichen

Herzensergießungen gerichtet hatte, gerade an dieſem Tage in der Stadt anweſend war. Er ließ ſich ſofort die Leiche des Freundes ausliefern. In der Rocktaſche fand er die beiden Briefe. — Wir theilen nur einige Sätze aus Joſephinens Briefe mit:

— — — „ich mußte Dich auch lieben, als Du mich grauſam verſtoßen hatteſt. Und jetzt erſt liebte ich Dich rein und groß. Das iſt des Weibes wahre Liebe, die der Mann nicht verſteht, und darum nicht zu würdigen weiß. Eine unſelige Verblendung hat Dich mir entführt. Ich wollte Dir Stolz entgegenſetzen; meine Liebe lachte den eitlen Beſtrebungen Hohn; ich war und blieb nichts als das liebende Weib. Erſt als ich Dich von einer Schlange umwunden ſah, erwachte mein grenzenloſer Jammer um Dich. Meine Liebe hatte jetzt an meiner Angſt um Dich eine rieſige Schweſter. Aber meine ethiſche Kraft erhob ſich jetzt zu derſelben Stärke, und ich war das ſchwerſte Opfer zu bringen bereit, um Dich zu retten. Ein Gott ſagte mir, daß Du betrogen ſeiſt; ich wußte es gewiß, aber ich wußte nicht, woher. Die Liebe und der Schmerz hatten mich zur Seherin gemacht. Mein gebrochenes Herz hatte ſchon die meiſten irdiſchen Bande abgeſtreift, und deshalb waren ihm hellere Blicke in die verſchlungenen Verhältniſſe des Lebens vergönnt. Meine einzige Hoffnung, meine ſüßeſten

Gedanken waren, für Dich, zu Deiner Rettung zu ſterben. O wie habe ich geſchwelgt in den Wonnen dieſes Gedankens! Wehe mir, daß die Erfüllung dieſes Wunſches mit ſo bittern Bedingungen verknüpft war! Was konnte es Schrecklicheres für mich geben, als einen ſo elenden, verächtlichen Menſchen zu heirathen, wie dieſen Hofmarſchall? Die Liebe half mir den unausſprechlichen Ekel überwinden, wie die Hoffnung, nur auf dieſe Weiſe Deine Rettung aus den Schlingen der ſchlauen, vornehmen Betrügerin zu bewirken. Ich wußte, daß dies der einzig richtige und mögliche Weg war. Dieſe Ueberzeugung gab mir eine furchtbare moraliſche Kraft, die mich ſogar die Weiblichkeit verläugnen und dem Hofmarſchall entgegen gehen ließ. Ich hatte mich nicht getäuſcht, es war der rechte Weg. Kaum war ich in der Reſidenz angekommen und in die höheren Zirkel eingetreten, als es mir vorkam, als entwickle ich täglich mehr Organe, das Fräulein von Barenbrück zu umgarnen, die ſich deſſen nicht verſah. Bald wußte ich Alles. Sie iſt die Geliebte des Fürſten, und dieſer wünſchte ſie glänzend zu verheirathen. Aber kein Adeliger wollte anbeißen, weil ſie nicht von ehelicher Geburt und ihr Verhältniß eben nicht unbekannt war. Da erſah ſie Dich, den Jugendfreund, aus. Vielleicht leitete ſie Neigung bei ihrer Wahl; um deſto ärger wird aber ihr

Betrug. Auf ihren Betrieb wurdeſt Du erhoben, geadelt — Alles, um eine paſſende Partie für ſie zu ſein. —

Als ich erſt wußte, wo ſie ihre Zuſammenkünfte mit dem Fürſten hatte, ſchonte ich kein Geld, mir einen Schlüſſel zum Gartenſalon zu verſchaffen, und mit Geld kann man bei Hof Alles erlangen. Die inneren Riegel der Thür blieben zugeſchoben, aber die Schrauben wurden herausgezogen, unter den Köpfen abgebrochen und nur dieſe wieder in die Löcher geſteckt, ſo daß die Riegel bei Oeffnung des Schloſſes weichen mußten. Hier iſt der Schlüſſel. Wenn Du nach dem Theater Licht im Salon ſiehſt, dann iſt Hildegarde in Geſellſchaft ihres Geliebten. Jetzt fühle ich den nahenden Tod, meine Kraft bricht zuſammen. Meine Lebensgeiſter hatten eben nur ausgehalten, mein Werk zu vollbringen, damit mein Opfer der Liebe nicht vergeblich gebracht ſei. Ich weiß, daß ich ſterbe; ich danke Gott dafür. Biſt Du doch gerettet!“ — — —

Der Oberamtmann unterſchlug dieſe Documente, ließ ſeines Freundes Ueberreſte begraben und ging nach der Reſidenz, den Nachlaß deſſelben zu ordnen, um allenfalls Anſtößiges zu entfernen. Im Arbeitszimmer des Verſtorbenen fand er das Trauerſpiel: „Die kalydoniſche Eberjagd,“ bis zu den Worten geſchrieben: „Atalante verläßt Meleager, der unter den größten Schmerzen ſtirbt.“

Schauerliche Vorbedeutung! Der Oberamtmann war tief ergriffen. Noch mehr aber, als er Abends im Theater Fräulein Hildegarde von Barenbrück aus ihrer Loge in die benachbarte heiter plaudern ſah.

# Drei ahnungsvolle Bräute.

Der Menſch iſt auf jedem Schritte ſeiner wechſelvollen Laufbahn „unterm Monde" von undurchdringlichen Geheimniſſen umgeben, deren Löſung auf Erden niemals zu erwarten ſteht, ſollte das immer weiter ausgedehnte Studium der Mechanik und Phyſik auch zu noch weit bewundernswürdigern Reſultaten führen, als dies bereits geſchehen iſt. Und wenn wir auch mit Dampf durch die Lüfte fahren werden, wie jetzt über den Boden, und wenn wir uns den innerſten Bauch der Erde zugänglich gemacht, wenn wir alle wunderbaren Eigenſchaften der Naturkräfte entdeckt haben werden: die Geheimniſſe des Werdens und Seins, die Beziehungen, in denen wir zu Gegenſtänden ſtehen, aus welchen wir herausgetreten ſind, um Menſch zu werden, und in die wir zurücktreten werden, um nicht mehr Menſch zu ſein, werden dem „im Fleiſche Wandelnden" ewig Räthſel bleiben. Ja nicht einmal das Band der Geiſter unter einander ſelbſt, die hier auf Erden in die Körperhülle gebannt ſind, wird je von ihnen richtig erfaßt und begriffen werden; denn die Enden dieſes Bandes verlaufen eben in andere Welten, die dem irdiſch beſchränkten Geiſte, der doch gerade von ihm umſchlungen und gehalten wird, wie dem irdiſchen Auge verſchloſſen ſind. Mag auch die wunderbare Kraft des magnetiſchen Hellſehens zuweilen dies ſtraffe Band etwas auflockern und auf ſeine dunkeln Knoten und Verſchlingungen einzelne, ja ſogar grelle Streiflichter werfen: volle Klarheit wird ſie uns nie geben können, und unſer Auge wird von ihren Gaben nur geblendet und blöder. Die Enthüllungen des Magnetismus gleichen dem prometheiſchen Feuer, das wir funkenweiſe vom Urquell herabholen; aber wenn es die Erde berührt, leuchtet es noch einmal auf und verliſcht. Prometheus barg es in einem Rohre und trug es ſo wohlverwahrt auf die Erde herab, um ſeine Menſchen damit zu beleben. Wer das Rohr wieder auffinden könnte!

Der Zweifel des ſcharfen kritiſchen Verſtandes an ſolchen höhern als irdiſchen Zuſtänden und an Beziehungen, in welchen wir zu ihnen ſtehen, würde ſich noch breiter machen, als er dies in der That ſchon thut, wenn ihr Vorhandenſein ſich uns nicht zuweilen unabweisbar aufdrängte, und jene Beziehungen ſich nicht Manchem in einer Art Körperlichkeit, wenigſtens an körperlichen Gegenſtänden, geradezu kund gäben. Es mögen in dieſer Hinſicht ſehr viele Selbſttäuſchungen kindlich gläubiger, furchtſamer und abergläubiſcher Gemüther vorkommen, und das Beſpötteln des Hereinragens einer überſinnlichen Welt in die ſinnliche mag oft genug ſeinen guten Grund haben, aber eben ſo wenig läßt ſich hinwegleugnen, daß Verſtand und Gemüth der vorurtheilsfreieſten aufgeklärteſten Menſchen zuweilen geradehin gezwungen ſind, die Wahrheit eines Ereigniſſes anzuerkennen, das offenbar mit den Urſachen und Wirkungen der Natur und des Lebens, ſo weit uns das Gebiet derſelben durch uns bekannte Grenzen abgeſteckt iſt, in keiner Beziehung, in keinem Zuſammenhange ſteht, ja welches, nach Analogien zu ſchließen, gar nicht innerhalb dieſer Grenzen liegen kann. Die Frauenſeele iſt ihrer Natur nach weit empfänglicher für ſolche Eindrücke, als die Seele des Mannes, und ſie ſcheint auch weit mehr als dieſe beſtimmt zu ſein, ſie zu empfangen, in ſich aufzunehmen und zur Erſcheinung zu bringen. Man denke nur wieder an den Somnambulismus, der ſich nur in Frauen ausbildet und zum Hellſehen ſteigert. Ich will hier drei Fälle erzählen, von denen der erſtere die höhere Empfänglichkeit, die beiden folgenden die bevorzugte Beſtimmung des Weibes, ſolche überſinnliche Eindrücke zu empfangen, zu beweiſen ſcheinen. Dafür war aber auch das weibliche Individuum, welches in der erſten Erzählung auftritt, ungewöhnlich fein organiſirt und von einer Bilbung des Geiſtes und Herzens, wie man ſie ſelbſt unter den höheren Ständen wenig antrifft. Die beiden andern waren dagegen nur gute unſchuldige Kinder, ohne ein höheres Lebensverſtändniß und deshalb wohl auch ohne eine beſondere Empfänglichkeit für jene ſeeliſchen unerklärlichen Beziehungen. Aber um ſo merkwürdiger ſind ihre Erlebniſſe. Alle drei Fälle beweiſen übrigens noch etwas Anderes, eben ſo Wichtiges. Die Liebe der Geſchlechter in ihrer reinſten und höchſten Entwickelung iſt zweifelsohne derjenige Zuſtand im Leben, der in deſſen naturgemäßem Verlaufe jenen außerirdiſchen Zuſtänden am nächſten liegt aber am verwandteſten iſt; alſo mag auch die weit höhere Reizbarkeit und Spannung des weiblichen Herzens in der Blüthenzeit der Liebe den Einwirkungen der dunkeln Mächte am günſtigſten ſein. Die drei Fälle, in deren jedem die verhüllte Hand einer überſinnlichen Macht ſich thätig zeigte, betrafen drei Bräute und zwar heiß liebende, ja ſchwärmeriſch liebende Bräute — jede nach ihrer ſeeliſchen Befähigung, — die mit allen Banden des ſeligſten Gefühls an dem geliebten Gegenſtand hingen, um deswillen ihnen eine ſo ſchauerliche Offenbarung wurde. In der That, es galt den Verluſt ihres Höchſten und deshalb wurden ſie wahrſcheinlich auch gewürdigt, ſo Außerordentliches zu erfahren.

Doch genug der Betrachtungen! Ich eile zur Erzählung und finde nur noch nöthig zu bevorworten, daß alle drei wunderbare Fälle wirkliche Erlebniſſe und durchaus keine poetiſchen Erfindungen ſind. Die Damen, denen das Erzählte begegnet iſt, leben noch alle drei und ſind mir perſönlich bekannt. Die erſtere gehört durch ihre eheliche Verbindung einem der älteſten und vornehmſten thüringiſchen Adelsgeſchlechter an. Sie iſt eine der liebens- und verehrungswürdigſten Frauen, durch deren Umgang ein begabter Mann moraliſch gehoben und veredelt wird, und die ſelbſt dem Ungebildeten unwillkürlich Ehrfurcht vor hoher weiblicher Würde einflöſ't. In ihrem gaſtfreien Hauſe, einem altem Schloſſe voll ehrwürdiger Erinnerungen an ein längſt ſchlafengegangenes edles Fürſtengeſchlecht, wird ſich jeder gebildete Mann wohl und glücklich fühlen; denn wo könnte ein ſolcher Glücklicher ſein, als in Geſellſchaft einer Frau, die ungezwungen und frei, wie alles Schöne, das edelſte Maß der Sitte und Zucht, das Schickliche als unſichtbaren Scepter in der Hand hält und damit ihre Umgebung ſanft beherrſcht, während ſie dieſelbe durch den Zauber einer zugleich geiſtreichen und gemüthlichen Unterhaltung an ihren Thron, den Sitz der Huld und Anmuth, feſſelt! Die Stunden, die ich am Familientiſche dieſer Dame zubrachte, von ihren Mittheilungen durchduftet und gewürzt, gehören zu den genußreichſten meines Lebens. Aus ihrem Munde vernahm ich mit ſtillen Schauern das nachfolgende Erlebniß, und ſie ertheilte mir, auf meine Bitte, die Erlaubniß, es mit Verſchweigung ihres Namens zu veröffentlichen. Ich will die von mir hochverehrte Dame ſelbſtredend einführen und die Erzählung überſchreiben:

## Der Morgentraum.

Mein Vater war ein hoher Militair; es thut nichts zur Sache, mich über ſeine Charaktereigenthümlichkeiten hier des Breitern auszulaſſen. Genug, er war von meiner Mutter geſchieden und hatte mich in der Scheidung als älteſte der beiden Töchter erhalten. Er hatte ſich nicht wieder verheirathet, und ich ſtand ſeinem Hausweſen vor, das ſeinem Stande angemeſſen war. Es war natürlich, daß ich in dieſen Verhältniſſen viele Offiziere bei uns ſah und darunter junge ſchöne Leute von der beſten Geburt und der trefflichſten Bildung. Es war eben ſo natürlich, daß dieſe Herren ſich um meine Gunſt bewarben, denn ich war die Tochter ihres Chefs, ich hatte einſt ein nicht unbedeutendes Erbgut zu erwarten, und — vielleicht gab es noch einige andere, weniger erwieſene Gründe ihrer Bewerbung. Nichts deſto weniger hatte ich bereits das ſiebenzehnte Jahr erreicht, ohne für irgend einen derſelben etwas mehr als gewöhnliches Wohlwollen gefühlt zu haben. Aber meine Stunde ſchlug plötzlich und von mir gänzlich ungeahnet. Von einem anderen

Regimente wurde ein Oberlieutenant als Rittmeiſter zu dem meines Vaters verſetzt. Er ſtammte aus der angeſehenen alten Familie von B—, und war noch jung Er hatte in den Freiheitskriegen, als Jüngling kaum zur Fahne gekommen, ſich ſehr ausgezeichnet, und war, die Bruſt mit Ordenszeichen bedeckt, aus Frankreich zurückgekehrt. Ich hatte im Kreiſe der Militairs oft von ihm ſprechen hören; er wurde von Allen mit Auszeichnung erwähnt und neben ſeinen kriegeriſchen Tugenden ſeine geſellige Liebenswürdigkeit gerühmt. Ohne es zu wiſſen, war ich für den Rittmeiſter eingenommen, ehe ich ihn noch geſehen hatte. Er kam; er war ein ſehr ſchöner Mann. Mit dem edelſten Anſtande verband er eine ſo zarte, herzgewinnende Beſcheidenheit, die zuweilen ſogar an eine, unſchuldigen Mädchenherzen ſo gefährliche, Schüchternheit grenzte. Wir weichen, für alle ſchönen Eindrücke ſo empfänglichen Frauengemüther ſind gewiß am leichteſten gewonnen, wenn ein junger verdienſtvoller Mann, durch Schönheit, Muth und Tapferkeit vor vielen Anderen ausgezeichnet, in ſchüchterner Befangenheit vor uns ſteht; unſere kleine Eitelkeit, das ſchöne Eigenthum jeder weiblichen Bruſt, legt dieſe Befangenheit ſo gern zu unſeren Gunſten aus und hält ſie für eine Wirkung, deren Urſache wir ſelbſt ſind.

Der Rittmeiſter von B. hatte bei ſeinem erſten Auftreten in unſerem Hauſe einen tiefen Eindruck auf mich gemacht, der ſich durch die gebildete Unterhaltung, durch manchen ſchüchternen Blick ſeines großen, ſeelenvollen braunen Auges und endlich durch einzelne leis andeutende Worte, daß ich ihm nicht gleichgiltig ſei, von Tag zu Tag vermehrte. Ich liebte ihn bald mit aller glühenden Schwärmerei eines jungen, ſtarkfühlenden Mädchenherzens und hegte die Ueberzeugung, daß ich eben ſo von ihm geliebt werde, obgleich er es mir noch nicht mit deutlich erklärenden Worten geſagt hatte. Aber was bedarf denn die Seele der Worte! Es waren ſelige Tage, deren Erinnerungen noch wie verklärende Abendröthen auf mein Leben fallen.

Es kam endlich zu einer ſüßen Erklärung zwiſchen uns.

Mein Vater beſaß eine reizende Gartenanlage an einem Berge vor der Stadt. Dorthin hatte er an einem freundlichen Junitage die Offiziere ſeines Regiments zu einem kleinem Feſte gebeten. Als der duftige Abend ſich niederſenkte, gruppirten ſich die übrigen Herren an den auf der breiten Terraſſe vor dem Gartenhauſe aufgeſtellten Spieltiſchen, die mit bunten Ampeln beleuchtet waren. Der Rittmeiſter von B., der das Spiel nicht liebte, fand ſich unvermerkt zu mir, wir wandelten ſelbander erſt ſchweigend und überwältigt von den mächtigſten Gefühlen, dann allmälig beredt, durch die breiten Sandwege der Parkanlagen.

„Louiſe,“ ſagte er endlich mit bebender Stimme, (es war das erſte Mal, daß er mich bei meinem Taufnamen nannte) „das Wort muß endlich den Schleier von meinem Geheimniß entfernen, das Ihnen keines mehr ſein kann. Ich liebe Sie. Wollen Sie die Meinige werden? Hat mich die Ahnung meines Herzens nicht getäuſcht, ſo darf ich hoffen.“

Ich glühte wie eine Purpurroſe und war keines Wortes mächtig. Er faßte meine Hand. Wir zitterten Beide. Da zog er mich ſanft zu ſich. Unſere Lippen vereinigten ſich einen Augenblick; es war der glücklichſte meines Lebens. Die Knospe meines jungfräulichen Herzens brach zur Blüthe auf.

„Sprechen Sie mit meinem Vater,“ waren die einzigen Worte, die ich endlich ſagen konnte.

„Morgen, geliebtes Mädchen! Morgen ſchon, um acht Uhr früh bin ich in Ihrem Hauſe, ſtehe ich vor Ihrem Vater, die Entſcheidung meines Glücks von ſeinem Munde erwartend.“

Raſchen Schritts kehrten wir nun wieder zur Geſellſchaft zurück. Oft begegnete mein Blick an dieſem Abende noch B.'s. ſinnendem Auge, das mit dem Ausdruck ſüßeſter Zärtlichkeit auf mir ruhete.

Meine Seele war in unbeſchreiblicher Bewegung, und ich konnte die ganze Nacht nicht ſchlafen. Tauſend Bilder, Gedanken und Gefühle ſtürmten auf mich ein, und Alles wogte zuletzt in einem bunten Chaos durch einander. Nur des Einen war und blieb ich mir klar bewußt, daß mein ganzes Sein und Weſen mit den reinſten und heiligſten Banden der Liebe an den Rittmeiſter gefeſſelt war.

Gegen Morgen ging endlich mein halbwachender Zuſtand unvermerkt in Schlaf und auch zugleich in Traum über. Ich ſah mich träumend ganz ſo in meinem Bette liegen, wie ich mich wachend darin geſehen hatte. Plötzlich hörte ich des Rittmeiſters Stimme äußerſt ängſtlich meinen Namen rufen. Ich fuhr empor und ſah nun mit Erſtaunen, daß mein Bette in einer öden Wüſte ſtand und von einer beängſtigenden ſchwülen Dämmerung umgeben war, die mir nicht weit zu blicken erlaubte. Jetzt ertönt zum zweiten Male mit geſteigerter Angſt das Wort: „Louiſe!“ und geht mir durch Mark und Bein. Der Ton ſteigt von unten herauf; ich beuge mich aus dem Bette und ſchaue hinab. Da gewahre ich mit Grauſen, daß mein Bett über einem tiefen finſteren Abgrunde ſteht, ſo daß je zwei Füße deſſelben auf den düſtern Felſenufern des Abgrundes oder Stromes aufgeſtellt ſind und eben nur knapp an den äußerſten Rändern dieſer Ufer haften, ſo daß der Strom, nicht breiter als mein Bett, quer darunter hinbrauſ't. Denn ich höre nun deutlich in der furchtbaren Tiefe des Abgrundes das Geräuſch tobender Waſſer.

Und als ich nun ſo hinabſtarre, ringt ſich aus der Tiefe der entſetzlichen Nacht des Abgrundes ein bleiches Menſchenhaupt empor und ſtrebt, wie es mir vorkommt, mit ungeheurer Anſtrengung, nach meinem Bette herauf. Mit Entſetzen erkenne ich die geliebten Züge des Rittmeiſters, aber ſie ſind von gräßlicher Angſt und Todesverzweiflung ſo verzerrt und entſtellt, daß mir vor ihnen im innerſten Herzen grauſet. Sein brechendes Auge fleht um Rettung zu mir herauf; ich will nach ihm hinablangen, um ihn zu mir heraufzuziehen, aber ich kann ihn nicht erreichen, und ſchon ſinkt das Haupt mit erlöſchenden Augen und dem letzten ſchrillenden entſetzlichen Angſtruf: „Louiſe!" tiefer und tiefer, und wird von der gräßlichen Finſterniß des Abgrundes verſchlungen.

Von den martervollſten Gefühlen geweckt fahre ich empor. Das Herz klopft mir wie ein Hammer in der Bruſt, ich bin wie in Schweiß gebadet und fühle mich todesmatt. Der Kopf war mir wüſt und ſchwer, die Bruſt peinlich beklemmt. Die Sonne ſtand ſchon ziemlich hoch am Himmel; ich ſchellte meinem Kammermädchen und machte Toilette.

Meine Gedanken waren mit dem entſetzlichen Traume und dem Rittmeiſter beſchäftigt, aber von der ſeligen Gefühlstrunkenheit des vorigen Abends konnte ich nicht einmal einen Schatten in die Seele zurückrufen. Im Gegentheile fühlte ich mich ſo ernüchtert und von einer traurigen Leere heimgeſucht, die mir neu war. Ich kam mir wie bezaubert vor, und jede Kraft fehlte mir, den unheimlichen Bann abzuſchütteln. Als ich meinen Kaffee genommen hatte, war ich ſehr geneigt, mich zu überreden, mein Zuſtand ſei nichts als das Bangen vor der entſcheidenden Stunde, und der fatale Traum nur eine Folge der heftigen Aufregung des vorigen Abends geweſen. Dieſe Gedanken traten ganz in den Vordergrund meiner Seele. Ich ſah nach der Uhr; es war ſchon halb acht. Eine fliegende Röthe brütete mir über dem Haupt, eine ängſtliche Spannung legte ſich mir über die Bruſt und verhinderte mich, tief Athem zu holen. Sie ſtieg mit jeder Minute, mit ihr das Klopfen meines Herzens, das Fliegen meiner Pulſe. Ich wollte mir Möglichkeiten vorſtellen, daß mein Vater ſeine Einwilligung zu unſerer Verbindung verſagte, mich vielleicht für einen andern Mann beſtimmt oder ſonſt eine Einwendung habe; aber ich war durchaus nicht fähig, einen zuſammenhängenden Gedanken zu faſſen. Nur wie Schatten durchflogen ſie meinen Kopf, immer einer den andern verdrängend. Es flirrte mir vor den Augen, ich befürchtete mehrmals ohnmächtig zu werden und doch glühte ich über und über. Meine Blicke flogen fort und fort zur Stutzuhr auf der Kommode, und als ſich die Zeiger der verhängnißvollen Zahl naheten, konnte ich nirgends raſten. Ich lief durch meine

Zimmer, ich ſchlug ein Buch auf, ohne es anzuſehen, ich blickte auf die Straße, ohne etwas zu bemerken. Da viertelte die Thurmuhr mir gegenüber, und auch meine Stutzuhr begann zu ſchlagen. In dieſem Augenblicke wurde die Saalthüre heftig aufgeriſſen. „Das iſt er!" liſpelten meine Lippen. Der Spiegel zeigte mir, daß ich plötzlich blaß geworden. Haſtige Schritte näherten ſich aber meinem Zimmer. Auch dieſe Thür flog ungewöhnlich ſchnell auf und hereintrat der Leibhuſar meines Vaters mit entſtelltem, Unheil verkündendem Geſichte.

„Gnädiges Fräulein," ſtammelte er haſtig, „wiſſen Sie das entſetzliche Unglück ſchon?"

„Welch' ein Unglück?"

„Der Rittmeiſter von B. — —"

„Barmherziger Gott! Was iſt mit ihm?"

„Er iſt vom Pferde geſtürzt und hat das Genick gebrochen und iſt vor einer halben Stunde verſchieden."

Bewußtlos ſank ich auf's Sopha; als die Ohnmacht wich, hatte ſchon ein hitziges Fieber meine Gedanken verwirrt. Ich war dem Tode ſehr nahe. Doch ich wurde dem Leben erhalten, um lange, lange den Verluſt des geliebten Mannes zu beweinen.

Vom Huſaren des unglücklichen Rittmeiſters erfuhr ich nachher, daß der letztere in jener verhängnißvollen Nacht eben ſo wenig durch Ruhe und Schlaf erquickt worden war, wie ich. Von Unruhe gefoltert, hatte er ſich mit dem erſten Tageslichte angekleidet und ſein Pferd beſtiegen, um bis gegen acht Uhr einen Spazierritt zu machen. Um halb Acht ſollte der Huſar die Staatsuniform des Herrn in Bereitſchaft halten. Das Pferd des Rittmeiſters war ein feuriger Rappe, arabiſcher Abkunft und erſt wenige Wochen ſein Eigenthum. Um ſechs Uhr war das Thier ohne Reiter zurückgekommen. Der Huſar war ahnungsvoll mit einigen Kameraden aufgebrochen, ſeinen Herrn zu ſuchen. Sie fanden ihn nach einer Stunde am ſteilen Abhange eines tiefen Grabens, von Landleuten umgeben, die ihn gefunden hatten. Die Huſaren waren kaum bei ihm angelangt, als er mit dem leicht hingehauchten Worte: „Louiſe“ verſchied.

Wie er verunglückt, hat nicht ermittelt werden können. Das wilde Pferd, des frühen Austritts ungewohnt, hatte wahrſcheinlich ſein ſchnelles Ende veranlaßt.

## Das Citronenbäumchen.

Wir ſtehen vor einem kleinen reinlichen Hauſe in einem freundlichen Dorfe an der Ilm, eh' dieſer berühmte thüringiſche Fluß noch die Stadt erreicht, der er die Unſterblichkeit ſeines Namens verdankt. Ein breiter

Weinſtock rankt ſich an dem die Wand übergitternden Spalier empor und bedeckt ſie mit ſeinen großen grünen Blättern bis unter das Dach. An der andern Pfoſte der Hausthüre ſteht ein üppigblühender Pfirſichbaum. Wie einladend das Alles ausſieht! man weiß es im Voraus: hier wohnen liebe, gute Menſchen. Treten wir hinein! Der ſtille Geiſt des Friedens, der Ordnung, der Häuslichkeit weht uns entgegen. Auf der Hausflur, im Stübchen, in der Küche Alles ſo nett, ſo herziſch, ſo heimiſch! Man möchte gleich da wohnen. Ueber alle Gegenſtände, auf die unſer befriedigter Blick fällt, iſt ein gewiſſer beſchränkter Schimmer bürgerlicher Eleganz ausgegoſſen, der dem Auge und dem Herzen gleich wohlthut. Die ſinnig gruppirten Bilder an der tapezirten Wand, die blüthenweißen Vorhänge und Rouleaux, das ſaubere Federkanapee, die blankgeſcheuerten kupfernen Näpfe mit reinem klaren Sand gefüllt unter dem Ofen, die hellen Tiſche und Fenſterbreter, die Fülle von Blumentöpfen mit den prächtigen Gewächſen vor und in den Fenſtern, das funkelnde Meſſingſchloß an der Thür: Alles harmonirt zuſammen und bekundet jenen Geiſt ſanft waltender Weiblichkeit, der uns überall ſo wohl thut und von dem wir uns eingeladen und mit den zarteſten Fäden gaſtlicher Hädigkeit umſponnen fühlen.

Und hier walteten ebenfalls zwei engverbundene treffliche Frauengemüther, Mutter und Tochter. Das Häuschen gehörte der Pfarrerswittwe R — g, die es mit ihrer jüngſten Tochter Röschen bewohnte.

Nach des Pfarrers frühem Tode hatte ſich die Wittwe dieſes kleine Anweſen gekauft und einrichten laſſen und, lebte darin mit ihren drei Kindern, einem Sohne und zwei Töchtern. Ihre Hauptbeſchäftigung war Viehzucht; die drei Kühe, die aus dem Pfarrhauſe in das Wittwenhaus gewandert waren, hatten ſich ſchon nach einigen Jahren zu ſechſen vermehrt und waren die ſchönſten und ſtattlichſten nicht nur im ganzen Dorfe, ſondern auch in der ganzen Umgegend. Aber ihre Wieſen lieferten auch das beſte Futter. Die Butter und der Käſe der Pfarrerswittwe waren in Weimar ſehr geſucht und wurden theurer als nach dem Marktpreiſe bezahlt; ſie hätte zwanzig Kühe haben und doch nicht alle Nachfragen befriedigen können.

Die Töchter wuchſen in Arbeit und Gottesfurcht heran, und die älteſte wurde die Frau eines benachbarten Pachters, eines braven und thätigen Mannes; der Sohn hatte in Weimar die Kupferſtecherkunſt erlernt und ſich vorzüglich im geographiſchen Fache ausgebildet, und ging nach einigen Jahren als tüchtiger Kartenſtecher an das große geographiſche Inſtitut nach Warſchau, wo er viel Geld verdiente und dadurch im Stande war, ſeiner Mutter nicht unbedeutende Geſchenke zu überſchicken. Und ſo war denn eine Art Wohlſtand in dem trauten Häuschen der Wittwe eingekehrt.

Der ſchönſte Schmuck deſſelben war aber unſtreitig Röschen, der Liebling der Mutter und des ganzen Dorfes, eine wahre Roſe unter dem ländlichen Mädchenblumenflor, ein gutes herziges Kind, deſſen Anblick Jung und Alt vom Männergeſchlecht erheiterte. Mancher junge gewichtige Burſche aus der Umgegend mochte Wünſche hegen, die ſich auf Röschen bezogen; man wußte, daß ein Förſter bei ihrer Mutter hatte anfragen laſſen, ob Röschen wohl geneigt ſei, ſein grünes Loos mit ihm zu theilen; auch Schwarzröcke zeigten ſich im Hauſe kraft der collegialiſchen Verwandtſchaft, aber Röschen hatte ſchon ihr Theil.

Ein Freund ihres Bruders, Porzellanmaler in der zwei Stunden entfernten großen Porzellanfabrik, Namens Walter, war mit dieſem öfter in's Haus gekommen und als ein ſehr ſittſamer, fleißiger, unterhaltender Jüngling von Mutter und Tochter gern geſehen worden. Unvermerkt hatte ſich zwiſchen ihm und Röschen ein zartes unſchuldiges Verhältniß gebildet, das Band der Seelen war gewoben und die jungen Leute ſchienen es ſelbſt noch nicht zu wiſſen. Was weiß auch ein ſechzehnjähriges Kind von ſeinem Herzen! Ein ſolches eben erwachtes, aber noch halbſchlaftrunkenes Herz geht, unbekümmert um das Köpfchen ſeiner Beſitzerin, ſeine eigenen Wege. Erſt wenn ſich Kopf und Herz verſtändigt haben, gehen ſie zuſammen.

Abends vorher, eh' der Bruder nach Warſchau abreiſete, hatte ſich die Familie zu einem kleinen Abſchiedsfeſte verſammelt, wobei der Freund natürlich nicht fehlen durfte. Sie brachten einige Stunden in heiter-wehmüthiger Stimmung zu. Zuletzt ſollte, als etwas ganz Außerordentliches und der feierlich ernſten Gelegenheit Angemeſſenes, ein Punſch zubereitet werden. Die Beſorgung deſſelben gehörte der Wirthſchafterin, und das war Röschen. Walter ging ihr hilfreich an die Hand. Dabei konnten ſie ungeſtört zuſammen plaudern, und dazu ſchienen ſie heute beſonders aufgelegt. Sie begannen in der Küche ihr Geſchäft damit, die Citronen auszupreſſen. Dabei führeten ſie folgendes Geſpräch.

„Wenn mein Bruder fort iſt, werden Sie auch nicht mehr in unſer Haus kommen,“ ſagte Röschen verſchämt. „Es wird recht einſam bei uns ſein.“ Und ein Seufzer entſtieg unwillkürlich ihrer Bruſt.

„Ich weiß ja nicht, ob ich kommen darf und angenehm bin,“ verſetzte Walter.

„Ach, das wiſſen Sie! Woraus könnten Sie denn das Gegentheil ſchließen?“

„Alſo Sie werden mich gerne kommen ſehen, Röschen?“

„Von Herzen gern,“ flüſterte ſie, purpurroth mit niedergeſchlagenem Blick. „Ach ſehen Sie nur, was das für eine große prächtige Citrone iſt. Von ſolcher Fülle habe ich bis jetzt noch keine geſehen.“

„Sie haben recht, das iſt ein herrliches Exemplar. — Röschen, ſind Sie mir denn wirklich gut? Bitte, ſagen Sie es mir!“

„Wie Sie nur noch fragen können!“ verſetzte die verſchämte Jungfrau kaum hörbar.

„Ach, ſagen Sie: Ja! daß ich es beſtimmt weiß!“

„Sie wollen es von mir hören, und haben mir ſelbſt noch nichts geſagt. Schickt ſich denn das?“

„Sie haben wieder recht. Aber es hat mir nie über die Lippen gewollt; ich konnte nicht den Muth gewinnen, Ihnen zu ſagen, wie ſehr ich Sie liebe. Und das iſt ja eigentlich auch unausſprechlich. Kein Wort bezeichnet die Tiefe und Innigkeit meines Gefühls. Und doch, da ich es Ihnen nun einmal geſtanden habe, möchte ich fort und fort davon reden. Was ſagen Sie nun dazu?“

„Daß es mir mit meinen Gefühlen gerade ſo ergeht. Ich kann weiter nichts ſagen, als daß ich Sie ebenſo liebe.“

„O wie glücklich machen Sie mich durch dieſes Geſtändniß!“

Die große Citrone war unterdeſſen zerlegt und wurde nun von den gemeinſchaftlichen Kräften des liebetrunkenen Paares ausgepreßt. Und ſieh', wie wunderbar! während jede der kleinern Citronen viele Kerne gehabt hatte, kamen aus dem Fleiſche der großen nur zwei hervor. Aber dieſe beiden waren größer und ſtattlicher als alle übrigen.

„Dieſe Kerne bedeuten unſere Herzen, die ſich in dieſem Augenblicke auf ewig vereinigt haben!" rief der Jüngling.

„Das iſt ein ſchöner Gedanke von Ihnen!" ſagte Röschen überraſcht. „Wie dieſe goldne Frucht ſie beide einſchloß, ſo ſoll die Liebe unſere beiden Herzen einſchließen und vereinigen."

„Noch beſſer! Wir wollen dieſe beiden Kerne in eine große Scherbe pflanzen, und wie ſie aufkeimen, wachſen, blühen und endlich Früchte tragen, ſo unſere Liebe."

Röschen klatſchte vor Freude in die Hände. Hurtig ſprang ſie fort und brachte bald darauf den größten, mit guter Erde gefüllten Blumentopf des Hauſes; denn ſie war eine Blumiſtin und hatte dieſe Liebhaberei von ihrem Vater geerbt. „Darin haben ſie beide Platz." — Walter ſteckte die Kerne in die Erde; Röschen ſah ihm andächtig zu. Als er fertig war, küßte er das liebe Kind auf Mund und Wange. „So, nun biſt Du vor dem lieben Gott meine Braut, und zum Zeichen unſeres Herzensbundes haben wir dieſe Kerne der Erde anvertraut. Morgen, wenn ich Deinen Bruder begleite, will ich ihm unſer Geheimniß entdecken und ihn um ſeine Einwilligung zu unſerm Bunde bitten; nachher auch Deine Mutter. Und nun nenne mich auch Du.“

Röschen liſpelte verlegen: „Du lieber Wilhelm!“ Und nun waren ſie Beide wieder froh, wenn auch etwas befangen, wie ſcheue Kinder. Als ſie aber nachher im Kreiſe der Familie ein Gläschen des Getränkes geſchlürft hatten, das ihre junge Liebe bereitet und gleichſam gewürzt, wurden ſie faſt ausgelaſſen, und wenig hätte gefehlt, daß ſich das überglückliche Röschen verrathen und ihren Wilhelm vor Allen geduzt hätte.

Der ſcheidende Bruder und ein Paar Tage ſpäter die Mutter gaben mit Freuden ihre Einwilligung, nur machte die ſorgſame Wittwe, die ihr Röschen über Alles liebte, zur Bedingung, daß die Leutchen noch einige Jahre warten müßten, bis Röschen zwanzig Jahre alt ſei, und Walter ſich einen eignen Herd gegründet habe.

Nun kam der Verlobte wöchentlich einige Mal von der Fabrik herüber, übrigens änderte ſich gar nichts im Leben dieſer einfachen Menſchen. Das freudigſte Ereigniß für ſie war, wenn ein Brief vom Bruder kam, oder ſie die Antwort darauf ſchrieben. Weil nun aber das Verhältniß ſo blieb, und man nichts von Hochzeit machen hörte, ſo kam es, daß mancher Freier anfragte, der den blaſſen Porzellanmaler bei der ſich üppig entfaltenden Roſe auszuſtechen verſuchte. Röschen lachte darüber. Es ging ihr auf der Welt nichts über ihren Wilhelm.

Etwas hatte die beiden liebenden Herzen von Anfang eine oder zwei Wochen betrübt; nämlich von den beiden Citronenkernen war nur einer aufgegangen. Sie warteten lange und ſehnſuchtsvoll auf das Aufkeimen des andern; Röschen ſah jeden Tag darnach, Wilhelm, ſo oft er kam; aber es ſtellte ſich kein Keimchen ein, während das aufgegangene raſch und üppig emportrieb. Endlich grub Röschens Ungeduld im Beiſein des Geliebten mit dem niedlichſten Finger nach dem Kerne und fand ihn verfault. Wilhelm's Auge trübte ſich, eine Thräne zitterte an ſeiner Wimper.

„Nur Dein Stöckchen blüht empor," ſagte er wehmüthig, „mein Kern iſt verdorben. Ich werde ſterben und Du wirſt glücklich ſein."

Röschen erſchrak vor dieſen Worten im innerſten Herzen. Endlich ſagte ſie mit Mühe: „Es kann ja auch mein Kern geweſen ſein, der verfault iſt, und ich glaube ganz gewiß, es iſt der meinige geweſen."

Mehrere Tage war ihr aber recht weh zu Sinne, und wenn Wilhelm nicht da war, weinte ſie viel. Er war ſehr ſtill und in ſich gekehrt. Nachher tröſtete Röschen: „Unſere Liebe ſoll nur eine ſein, und iſt auch nur eine einzige, unzertrennliche, untheilbare, und als ſolche blüht ſie luſtig empor. Deshalb iſt auch nur ein Bäumchen aufgekommen; es ſoll ja unſere Liebe bedeuten.“

Nach einiger Zeit hatten ſie den ganzen Vorfall vergeſſen, wenigſtens thaten ſie Beide ſo gegen einander, und erwähnten des Bäumchens nicht mehr.

Es vergingen ein Paar Jahre in ungetrübter Heiterkeit. Röschen lebte in ihrem Wilhelm, er war nur glücklich in ihrer Nähe; ſie waren alſo ſehr oft zuſammen. Röschen wurde immer ſchöner, blühete immer üppiger, Wilhelm wurde immer bläſſer und welkte ſichtlich dahin. Alle Leute ſahen, daß er krank war, nur Röschen nicht. Er klagte nicht und war heiter und zufrieden. Aber er litt an einer unheilbaren Krankheit, an einer Leberſchwindſucht. Ohne es Röschen merken zu laſſen, brauchte er ſchon geraume Zeit ärztliche Hilfe. Obgleich er die Abnahme ſeiner Kräfte ſpürte, ſetzte er ſeine Beſuche im Hauſe der Pfarrerswittwe nicht aus. Endlich konnte er eines Morgens ſein Lager nicht mehr verlaſſen.

Wenn er in drei oder vier Tagen nicht kam, fiel es Röschen gerade nicht auf; er konnte Abhaltungen haben. Am fünften Tage ließ er ihr ſagen, er ſei krank geworden, ſie möchte ihn mit der Mutter Sonntags beſuchen, wenn er indeſſen nicht auf ſei und ſie beſucht habe.

Dieſer Aeußerung nach hielt Röschen die Krankheit des Geliebten für ſehr unbedeutend und machte ſich gar keinen Kummer darum. Im Gegentheile rüſtete ſie ſich mit frohem Herzen zu der kleinen Sonntagsreiſe und dachte daran, womit ſie ihren Wilhelm erfreuen möchte. So ſaß ſie, aus der Vormittagskirche heimgekehrt, in ihrem halb ländlichen, halb ſtädtiſchen Staate auf ihrem Stuhle auf dem Fenſtertritte und ordnete in Gedanken, was ſie für Wilhelm alles mitnehmen wollte. Ihre Augen hafteten dabei unwillkürlich auf dem Citronenbäumchen, das ſeinen feſten Platz neben ihr im Fenſter hatte, ſo daß ihr Athem ſeine Blätter ſtreifte. Es war zur kleinen Gerte aufgeſchoſſen, hatte ſchon etwas Holz angeſetzt und ſechs große friſche Blätter getrieben. Unter allen Gewächſen und Blumen, welche Röschen beſaß, war ihr das Citronenbäumchen das liebſte. Sie ſah täglich wohl zehn Mal darnach und freuete ſich jedes neuen Aeugleins, das ein Blättchen zu werden verſprach. Als ſie nun ſo darauf hinſah, ließ plötzlich das Bäumchen im Nu und wie auf einen Ruck alle ſechs Blätter auf ein Mal ſchlaff am Stämmchen herabfallen, ſo daß ſie wie gelähmte Flügel eines Vogels herniederhingen. Röschen ſprang erſchrocken auf, nahm den Blumentopf mit dem Bäumchen aus dem Fenſter, befühlte alle Blätter, ſuchte ſie aufzurichten; vergebens! Sie hingen ſchlaff herab, hatten plötzlich alle Friſche verloren und fühlten ſich weich an. Röschen glaubte, es fehle dem Bäumchen an Feuchtigkeit, obgleich ſie ihm Abends vorher Waſſer gegeben hatte; ſie holte eilig Waſſer und begoß es, aber es half nichts. Die bedenklich werdende Mutter wußte auch keinen Rath und Röschen lief mit dem Bäumchen im Arme zum Schullehrer, der ein tüchtiger Blumiſt und Pomolog war. Dieſer ſchüttelte den Kopf, beſah das Bäumchen und meinte endlich, es müßte irgend ein ein Inſekt die Wurzel abgenagt haben. Er wühlte es alſo aus der Erde, fand aber zu ſeinem Erſtaunen die Wurzel geſund und friſch und keine Spur von einem ſchädlichen Inſekt.

„Erkläre ſich das, wer kann," ſagte er endlich. „Mir iſt ſo etwas noch nicht vorgekommen, auch habe ich von einem ſo ſeltſamen Falle weder gehört, noch geleſen. Das kann gar nicht mit rechten Dingen zugehen."

Röschen kehrte weinend heim. Das Bäumchen war wieder eingepflanzt, und ſie hoffte, es werde ſich wieder erholen. Mittags aß das Mädchen wenig und drängte die Mutter zur Abreiſe, damit ſie ihrem Wilhelm bald erzählen könne, was dem Citronenbäumchen begegnet ſei. Die Mutter ſah ganz ernſthaft drein. „Wenn es nur nichts zu bedeuten hat," ſagte ſie.

„Was könnte es denn zu bedeuten haben?" rief Röschen erſchrocken.

„Nun, wir werden ja ſehen. Ich habe mir die Zeit gemerkt; es war fünf Minuten über drei Viertel auf elf, als es die Blätter hängen ließ.“

Sie wanderten ſelbander einſylbig, Röschen immer haſtig voran und von ſichtbarer Unruhe getrieben; die Mutter hinterdrein, ſich dann und wann eine Thräne verſtohlen aus den Augen wiſchend.

So langten ſie in dem Orte der Fabrik an und traten in Wilhelms Wohnung. Die Mutter bemerkte, wie die Blicke der ihnen Begegnenden mitleidig auf Röschen ruhten, ſie ſah verweinte Augen, und hörte an der Thüre eine Magd flüſtern: „Herr Gott, da iſt ſie! Weiß ſie's denn ſchon? Die Arme!“

Röschen lief die Treppe hinauf in Wilhelms Stube; ein weißes Tuch war über das Bett gedeckt, ſie riß es haſtig weg. Da lag Wilhelm todt. Röschen ſchrie jammernd auf. Ein Stein hätte ſich erbarmen mögen.

Die Hausleute und Verwandten des Verſtorbenen traten mit Beileidsbezeugungen hinzu, und die vom Schmerze tief verwundeten Frauen erfuhren, daß der Jüngling wenige Minuten nach drei Viertel auf elf Uhr Vormittags verſchieden war.

Als das troſtloſe Röschen nach Hauſe kam, war das verhängnißvolle Citronenbäumchen gänzlich verdorrt.

Das beklagenswerthe Kind hatte alle ſpätern Heirathsanträge zurückgewieſen. Sie lebt einſam auf ihrem

Dorfe — ihre Mutter iſt auch heimgegangen — von allen Bewohnern deſſelben geliebt und geehrt. Das verdorrte Citronenbäumchen mit den vertrockneten Blättern hebt ſie als eine heilige Reliquie auf. Es ſoll ihr, hat ſie einſt den trüben Erdentraum ausgeträumt, in die Hand gegeben werden, wenn man ſie in den Sarg gelegt.

## Das Medaillon.

Die Tochter eines Kirchendieners in Gotha, ein holdes liebenswürdiges Weſen, hatte die Bekanntſchaft eines braven jungen Kaufmannes in Eiſenach gemacht. Dies war im Jahre 1800. Beide fanden Wohlgefallen an einander, und eh' das Jahr zu Ende ging, waren ſie Verlobte. Auguſte hing mit ſchwärmeriſcher Liebe an dem Manne ihrer Wahl, und wenn ſie ihn in einigen Wochen nicht geſehen hatte, glaubte ſie nicht leben zu können. Was bildet ſich ein junges, zärtlich liebendes Mädchenherz nicht Alles ein? Der Geliebte iſt ihre Welt, ihr Gott.

Schmidt—dies war der Name des jungen Kaufmannes—dachte ernſtlich an ſein Etabliſſement, um die Geliebte ſo bald als möglich als Gattin an ſeinen häuslichen Herd führen zu können, aber es ſtellten ſich ihm mancherlei Hinderniſſe in den Weg. Seiner Thätigkeit gelang es inzwiſchen, das Ziel ſeiner Wünſche beſtimmt auf Michaelis feſtzuſetzen.

Im Sommer hatte er ſich von einem geſchickten Miniaturmaler portraitiren laſſen; er ließ das kleine wohlgetroffene Bild in ein goldnes Medaillon faſſen und ſchenkte es der Geliebten zu ihrem einundzwanzigſten Geburtstag. Er hätte ihr keine größere Freude bereiten können. Sie trug das Medaillon nun ſtets auf der Bruſt, wie es damals die Mode mit ſich brachte.

An einem ſchönen Auguſtſonntage gaben ſich Beide ein Stelldichein in dem romantiſch gelegenen Dörfchen Thal, zwei Stunden von Eiſenach, fünf Stunden von Gotha, am Fuße des Thüringerwaldgebirges. Sie ſehnten ſich einander zu ſehen, auch hatten ſie viel Nöthiges über das bald zu beſtellende Aufgebot, über Trauung und Hochzeit, zu beſprechen, und der Bräutigam konnte wegen ſeines jungen Geſchäftes nicht nach Gotha kommen, auch mochte er wohl gerne mit der Braut allein ſein, um gänzlich ungeſtört mit ihr über ihr nahes Glück, über ihre Einrichtung und die tauſend kleinen und angenehmen Dinge plaudern zu können, die man aber nur mit einer Verlobten zu beſprechen hat, und von denen ein Dritter nichts zu wiſſen braucht.

Die beiden Verlobten nahmen zuſammen ein frugales Mahl ein und erſtiegen dann auf den herrlichen duftigen und ſchattigen Waldpfaden den Scharfenberg mit ſeinem hohen Wartthurm, ſetzten ſich in den Ruinen nieder, labten ſich an der ſchönen Ausſicht und hatten die Stunden verkoſ't, eh' ſie es ſich verſahen. Schmidt mußte endlich an die Rückkehr denken. Er hatte den ganzen Weg zu Fuß gemacht. Auguſte war zu Wagen gekommen, aber Beide ſahen ein, daß ſie erſt in der Nacht die Heimath erreichen würden, ſo weit war die Zeit vorgeſchritten. Sie ſtiegen den Berg hinab, und Auguſte begleitete den Geliebten noch eine Strecke durch das ſaftiggrüne Wieſenthal. Sie hatte ſich wie immer mit dem ihr ſo theuren Medaillon geſchmückt. Sie ſprachen eben, Hand in Hand wandelnd, davon, daß ſie ſich wegen vielfacher Geſchäfte nun nicht eher wieder ſehen würden bis am Tage vor der Trauung, wenn er in Gotha eintreffen wollte. Er betrachtete die ſchöne Braut während dieſes Geſpräches oft mit den zärtlichſten Blicken. Plötzlich fielen ſeine Augen auf das Medaillon an ihrer Bruſt, und er rief erſchrocken: „Was iſt denn mit dem Bilde?“

„Was?“ verſetzte ſie, und nahm das Medaillon in die Hand, um es ebenfalls zu betrachten. Zu ihrem Schrecken ſah ſie, daß die Farben des Bildes alle in einander gefloſſen waren und gar keine Spur mehr von einem menſchlichen Antlitz zeigten. Ihre Beſtürzung war unbeſchreiblich.

„Mein Gott!“ rief ſie, „vor wenigen Minuten ſah ich das Portrait noch ganz unverſehrt, und jetzt dieſe ſchreckliche Zerſtörung! O Himmel, Ernſt, das hat ein Unglück zu bedeuten!“

„Aengſtige Dich doch nicht, liebes Herz! Was wird es zu bedeuten haben; das geht ganz natürlich zu. Du haſt geſchwitzt, und es iſt Schweiß in das Medaillon gedrungen, der die Farben angefeuchtet und das Bildniß zerſtört hat.“

Aber Auguſte hatte nicht geſchwitzt; an der Außenſeite des wohlverwahrten Medaillons war keine Spur von Feuchtigkeit zu entdecken.

„Das iſt freilich ſonderbar und ganz unerklärlich,“ ſagte der Bräutigam bedenklich, nachdem er ſich ſelbſt überzeugt hatte. „Aber es giebt tauſend Dinge, die wir nicht gleich begreifen können, und die nichts deſto weniger von natürlichen Urſachen herrühren. Alles, was auf Erden iſt, entſteht und vergeht nach den Geſetzen der Natur. Vielleicht gelingt es nun noch, den Grund der Zerſtörung des Bildes zu entdecken, der vielleicht in den chemiſchen Geſetzen liegt, denen die Farben unterworfen ſind.“

„Aber warum gerade jetzt, in dieſem Augenblicke, wenn wir von einander ſcheiden wollen. Ach, Ernſt, mir ahnet nichts Gutes! Das Herz iſt mir plötzlich von Angſt und Sorgen gepreßt.“

Vergebens redete ihr der Bräutigam zu; ſie ſtellte ſich wohl endlich, als werde ſie durch ſeine Worte beruhigt, aber es war in Wahrheit nicht der Fall, und mit dem ſchwerſten Herzen entließ ſie ihn. Ja, ſie rief ihn noch zweimal zurück und weinte ſchier troſtlos an ſeinem Halſe, ſo daß er ſich gleichſam mit Gewalt von ihr losreißen mußte.

In dieſer trüben angſtvollen Stimmung langte ſie zu Hauſe an; ſie fühlte ſich die folgenden Tage keine Minute von derſelben befreit, und zuweilen ſteigerte ſich dieſe Beklemmung bis zur unerträglichſten Angſt. Es war ihr ſtets, als ſei ihre Bruſt mit Centnerſteinen belaſtet, und alle Geſchäfte, die ſich auf ihre nahe Verbindung bezogen, verrichtete ſie mit einer ihr ſelbſt unerklärlichen Verdroſſenheit, ſo daß eigentlich nichts Rechtes zu Stande kam.

Das Medaillon hatte ſie geöffnet, das Elfenbein, auf welches das Bild gemalt war, herausgenommen, hatte es vielfach geprüft und von Sachverſtändigen prüfen laſſen: die Sache war und blieb unerklärlich, und Auguſtens ſchlimme Ahnung wurde durch nichts verringert. Die bangende Braut lebte ſtill in ſich hinein.

In der erſten Frühe des 2. September verbreitete ſich merkwürdig ſchnell in der Stadt das Gerücht von dem furchtbaren Unglück, welches Eiſenach Abends zuvor um neun Uhr betroffen hatte. Man hatte in Gotha den flammenden Blitz geſehen, welcher das Auffliegen der Pulverwagen in Eiſenach verurſacht hatte, und die gothiſchen Spritzen legten den ſieben Stunden langen Weg in zwei Stunden zurück.

Auguſte war die ganze Nacht von beängſtigenden wüſten Träumen heimgeſucht worden. Die Schreckenskunde erreichte früh ihr Ohr. Sogleich ſtand die Gewißheit in ihrer Seele feſt, daß ihr Verlobter nicht mehr lebe. Vergebens verſuchten ihre Angehörigen ihren Jammer zu ſtillen. Sie reiſte denſelben Tag noch nach der unglücklichen Nachbarſtadt. Ihre Ahnung hatte ſich leider nur zu wahr beſtätigt. Sie fanden nicht einmal die Leiche des jungen Mannes, dem ihr Herz gehört hatte. Er war unter den zuſammengeſtürzten Häuſern begraben und verbrannt. Troſtlos kehrte ſie in die Heimath zurück. Ein unbeſiegbarer Ernſt bemächtigte ſich ihres Lebens. Sie hat ſich nicht verheirathet und bewahrt das ſo wunderbar unheimlich zerſtörte Portrait als Andenken an ihren Geliebten und an eine Stunde voll ſüßer Liebesſeligkeit und bitterer Todesahnung.

# Der Däzen.

Das Fliegen auf den Eiſenbahnen hat gewiß ſein Gutes und Angenehmes, ebenſo das Reiſen in einem mit ein Paar kräftigen Pferden beſpannten, bequemen Wagen, aber wer Gottes ſchöne Welt ſo recht im Einzelnen kennen lernen und alle Wunder der Erde wahrhaft bewundern, ſich daran ergötzen und ſein Herz zu Gott erheben will, der muß — zu Fuße reiſen. Der Fußwanderer mit hellen Augen und offenem Herzen lernt Welt und Menſchen kennen, den Städter, wie den Landmann, und wenn er mit ſogenannten vornehmen Leuten gerade nicht viel in Berührung kommt, i nun ſo verliert er daran nicht ſonderlich viel. Dagegen wird er einſehen und verſtehen lernen, was hier und da fehlt, und auf was für Art und Weiſe nachgeholfen werden muß, wenn's beſſer werden ſoll, er kann guten Rath ertheilen, und ſich überall als ein nützliches Glied der menſchlichen Geſellſchaft erweiſen.

Ich habe ſchon manche ſchöne, ja große Reiſe zu Fuße gemacht, weil ich zum Fahren weder Luſt noch Geld hatte. Es kümmerte mich nicht, wenn die in den Kutſchen mit geringſchätzenden Blicken auf mich herabſahen. In der Regel bleibe ich auch nicht auf den Chauſſeen und geraden Landſtraßen — ich verſpüre auf ſolchen Wegen oft Anwandelungen von Langeweile — ſondern gehe nach Luſt und Belieben rechts und links. Da beſchäftige ich mich denn mit den Steinen, die am Wege liegen, mit den Pflanzen und Blumen, die meinen Pfad umſchmücken, mit dem Boden, der da Frucht trägt, mit Strauch und Baum, mit dem Inſect, dem Schmetterling, mit dem Vogel, der vorüberflattert und ſeine Weiſe ſingt, am liebſten aber mit dem Menſchen, dem Meiſterſtücke der Schöpfung. Jeder Wanderer iſt mir lieb und angenehm, der mit deſſelben Wegs zieht; ich halte beim Hirten und Schäfer an, und plaudere mit ihnen. Und hier und dort und überall erfahre ich Neues und Nützliches und habe Gelegenheit, meine geſammelten Schätze wieder an den Mann zu bringen. Mich intereſſirt Alles, was die Natur und die Menſchenwelt angeht, am meiſten aber — die liebe Jugend, das neue Geſchlecht, das heranwächſt, um uns abzulöſen, das die Welt in Beſitz nimmt und die Geſchichte weiter fortſpinnt, wenn wir uns unter den Raſen gelegt haben. Die Volksbildung iſt ſtets der Gegenſtand meiner größten Aufmerkſamkeit geweſen, und ſo ſehe ich mich denn in den Dörfern, die ich auf meinen Wanderungen berühre, vorzüglich nach den Kindern, nach dem Schulmeiſter und nach dem Pfarrer um. Sehe ich, daß die erſtern reinlich und höflich ſind und nicht ſo dumm-bäuriſch vor ſich hinglotzen, ſo geh' ich ſchon mit frohem Herzen zum Schulmeiſter. In der Schenke frag' ich nach dem Verkauf von Bier und Branntwein, und hör' ich, daß der Wirth über den Mangel an Abſatz des letztern klagt, ſo gehe ich ſchon mit frohem Herzen zum Pfarrer. Vieles von dem, was ich da hörte und lernte, habe ich niedergeſchrieben, und will es zum Nutzen und Frommen meiner lieben Landsleute drucken laſſen. Und ſo will ich hier ein ſehr wichtiges Kapitel aus meinen Sammlungen behandeln.

Eines Sommerſonntags früh trat ich in einem hübſchen anſehnlichen Dorfe in die Kirche und nahm meinen Platz auf dem Chor unfern der Schulknaben. Die erwachſenen Leute ſahen mir verdroſſen aus, und ſchenkten dem Gottesdienſt wenig Aufmerkſamkeit, überhaupt war die Kirche nur ſpärlich beſetzt. Die Knaben waren mir nicht ſonntäglich proper, zankten ſich, plauderten unaufhörlich und führten einen heilloſen Geſang. Der Schulmeiſter war ein langer bleicher Mann, um deſſen Scheitel ein dürftiges braunes Haar flog. Die Augen lagen ihm tief im Kopfe und blickten unheimlich düſter.

Von der Außenwelt ſchien er wenig Notiz zu nehmen, und wenn er von der Orgelbank aufſtand, ſank er in die Kniee, als müßte er vor Kraftloſigkeit zuſammenbrechen. Sein geſchicktes und geiſtreiches Orgelſpiel, ſo wie ſein wohltönender Bariton machten mir den Mann intereſſant.

Als der Pfarrer die Kanzel betrat, wurde ich noch unangenehmer berührt. Ein kleiner ſchwarzer Mann mit einer aufgeſtülpten Naſe und feurig blickenden Augen begann in einem kreiſchenden Tone eine — Strafpredigt zu halten. Das waren nicht die Worte eines Lehrers der Liebe, der Verſöhnung, eines Nachfolgers Chriſti, ſondern die eines ſtrengen Richters, Worte des Zornes und des Haſſes, die ſich hinter Bibelverſe und verdrehte Beziehungen auf das göttliche Wort verſteckten und mir deshalb nur um ſo weher thaten. Ich merkte bald, daß Perſönlichkeiten im Spiel waren, und der Herr Pfarrer tüchtige Hiebe austheilte, weil mir aber die Verhältniſſe des Dorfes unbekannt waren, blieb mir alles unverſtändlich. Meine Augen fielen aber einmal zufällig auf das Geſicht des Schulmeiſters, als gerade der Pfarrer einen tüchtigen Schuß that, und da bemerkte ich ein ſchmerzliches Zucken der Mundwinkel und ein düſteres Glühen der Augen an dem Jugendlehrer, und dieſe Wahrnehmung gab mir einiges Licht. Der Pfarrer mißfiel mir im höchſten Grad, und ich wurde ſo verſtimmt, daß ich gegen meine Gewohnheit die

Kirche verließ, ohne mit Jemand ein Wort gewechſelt zu haben. — Die Schenke füllte ſich gleich darauf mit Zechgäſten. von welchen jeder ſein Viertelchen, auch wohl zwei, Branntwein zu ſich nahm. eh's zum Mittagseſſen ging. Der Wirth, den ich über das Verhältniß zwiſchen Pfarrer und Schulmeiſter befragte, erwiederte mit rohem Gelächter: „Ja, die leben ſeit drei Jahren wie Hund und Katze zuſammen, haben ſich ſchon verklagt und thun ſich Alles zum Tort und Dampf. Wir Bauern bekümmern uns um keinen von Beiden, und laſſen ſie gehen, wozu ſie gut ſind.“

Indem kamen ein Paar armſeligegekleidete, hohläugige Kinder herein und holten in einer Flaſche Branntwein. Als ſie wieder fort waren, ſagte der Wirth zu mir: „Das waren Kinder des Schulmeiſters. Er hat das ganze Haus voll und manchen lieben langen Tag nichts zu beißen und zu brechen. Die armen Würmer eſſen ſich gar oft bei den Bauern ſatt und ſpeiſen von den Kartoffeln, die für die Schweine gekocht worden ſind.“— Ich blickte durch die Fenſterſcheiben, um dem Manne die Thränen zu verbergen, die mir in die Augen getreten waren. Da balgten ſich Schulkinder auf der Gaſſe, ſchimpften ſich mit den gemeinſten, unanſtändigſten Worten, warfen ſich mit Koth u. d. gl. In der Stube gab's auch Streit; die Köpfe erhitzten ſich. Es fielen widerwärtige Redensarten. Ein Paar hübſche Bauerdirnen kamen herein, nahmen die dargebotenen Schnapsgläſer an und betrugen ſich frech.

Ich ſchüttelte den Staub von meinen Füßen und ging. Mein Weg führte mich durch die Felder, auf denen die Früchte meiſt reif waren. Ich bemerkte aber, daß die Saat bei weitem nicht ſo ſchön gediehen und die Ernte noch gar nicht ſo weit vorgeſchritten war, wie in der Flurmarkung anderer Dörfer, die ich in dieſen Tagen durchſchritten hatte. Als ich über den Hügel hinüber war, änderte ſich plötzlich die Scene. Da war die Ernte im vollen Gange und ruhte nur ſonntäglich; die Felder waren herrlich beſtanden, und ohnfern winkten mir die rothen Dächer des Dorfes mit den großen, ſtattlichen Gutsgebäuden, die von dem grünen Hügel herab aus der Einfaſſung majeſtätiſcher Linden- und Kaſtanienbäume weit in das Land hinein leuchteten. Es war mir, als ſei ich plötzlich wie durch einen Zauberſchlag in ein anderes Land verſetzt worden. Auch wich mir das bange Gefühl aus der Bruſt, das ſie wie ein Alp beſchwert hatte, und wieder heitern Sinnes wanderte ich rüſtig auf das Dorf zu, um mir dort mein Mittagsmahl ſchmecken zu laſſen. Unterwegs begegneten mir einige bejahrte Leute, die nett und ehrbar ausſahen und mich auf's freundlichſte grüßten. Sie gingen, um nach den Feldern zu ſehen, die morgen beerntet werden ſollten.

Als ich durch die reinliche, gut chauſſirte, an den

Häuſern ſogar beſlaſterte Hauptſtraße des Dorfes ſchritt, begegneten mir eine Menge wohlausſehender, gutgekleideter Bauernburſche mit Büchern, Mappen und Reisbretern unter dem Arme, nahmen ihre Mützen vor mir ab und wünſchten mir mit lauter freier Stimme einen „guten Tag.“ Ich dankte und befragte einen, woher ſie kämen. „Aus der Sonntagsſchule,“ war die Antwort.

„Wer hält denn die mit Euch?“

„Der Herr Pfarrer und der Herr Schulmeiſter. Jetzt hat ſie der Herr Schulmeiſter gehalten, aber Abends hält ſie jedesmal der Herr Pfarrer.“

„Was lernt ihr denn darin?“

„O vielerlei nützliche Dinge. Naturlehre, Naturgeſchichte, Rechnen und Feldmeſſen, Erd- und Himmelsbeſchreibung, Geſchichte, Zeichnen, Schönſchreiben, Singen.“

Mein Geſicht mußte ganz freundlich geworden ſein, denn der Burſche lächelte auch, und als ich ihn etwas albern fragte: „Was bezahlt ihr denn für den Unterricht?“ antwortete er gar lachend: „Das thut der Herr Pfarrer und der Herr Schullehrer Alles umſonſt. Wir legen nur ein Paar Groſchen zuſammen, um uns Vorlegeblätter zum Zeichnen, Muſikalien und Bücher zu kaufen.“

Ich dankte, er ging, und ich kehrte in dem weißen Gaſthof ein, deſſen helle Fenſter mir winkten. Mein erſter Blick flog nach dem Schenkbret; es ſtand keine Schnapsflaſche, kein Schnapsglas darauf. Ich wurde immer aufgeräumter; der Wirth, ein wohlausſehender Dreißiger in halb ſtädtiſcher Kleidung, bewillkommte mich mit Anſtand, und bald dampfte ein gutes kräftiges Mittagseſſen aus einer Schüſſel mir entgegen. Als ich mir's hatte ſchmecken laſſen, ſetzte ich mich zum Wirth und brachte die Rede auf das Schnapskapitel. „Seit wir die neue Geiſtlichkeit haben," ſagte er, „der Herr Pfarrer iſt nun fünf, der Herr Schullehrer ſieben Jahre hier — hat das Branntweintrinken von Jahr zu Jahr abgenommen und hat jetzt ſo gut wie ganz aufgehört. Die jungen Männer und Burſche ſetzen eine Ehre darein, keinen Schnaps zu trinken, und die Alten, die's nicht laſſen können, ſchämen ſich, es in der Schenke zu thun, und machen's zu Hauſe ab. Da ſchmeckt's aber bekanntlich nicht recht. Mein Vorgänger in der Wirthſchaft war mit dem Wirken der Herren Geiſtlichen ſchlecht zufrieden, tobte und ſchalt und verlor einen Schnapsgaſt um den andern. Aus Aerger gab er die Wirthſchaft auf. Ich fing's beim andern Ende an, ſtellte gar keine Schnapsflaſchen auf, braute ein gutes, nahrhaftes, wohlſchmeckendes Bier, veranlaßte den Herrn Schullehrer, daß er mit Erlaubniß des Herrn Pfarrers die Liedertafel in mein oberes Local legte, der Herr Pfarrer ſtiftete dazu eine Mittwochsgeſellſchaft, die ebenfalls in meinem

Hauſe zuſammenkommt und von den Herren Pfarrern, Schullehrern, Pächtern, Landärzten, dem Gerichtsperſonal, Schultheißen, auch honetten Bauern beſucht wird, und ich ſtehe mich weit beſſer, als mein Vorgänger, und verſchenke das ganze Jahr über keine zehn Kannen Schnaps, und dieſe meiſt an Fremde."

„Alſo auch eine Liedertafel habt Ihr hier?" fragte ich reſpectvoll.

„Wenn Sie mir die Ehre ſchenken, bei mir zu bleiben, können Sie ſie heute Abend hören. Wenn der Herr Pfarrer ſeine Sonntagsſchule gehalten hat, kommt die Liedertafel hier zuſammen und macht an ſo ſchönen Abenden Spaziergänge in's Feld oder in das nahe Hölzchen, wo die jungen Burſche die neueſten ſchönſten Lieder ſingen. Da zieht denn in der Regel das halbe Dorf mit, und ich führe ihnen mein Fäßchen Bier nach. Bei ſchlechtem Wetter ſingen ſie oben im Saale, und machen wohl auch ein Tänzchen."

„Aber mein Gott! wem habt ihr denn die ſchönen Einrichtungen alle zu verdanken?"

„Dem Herrn Pfarrer und dem Herrn Schulmeiſter, die Hand in Hand einmüthig und herzlich ſchaffen. Ihre Wirkſamkeit erſtreckt ſich ſchon auf andere Dörfer, denn in der Mittwochsgeſellſchaft lernen die Andern von unſerer Geiſtlichkeit. Ja, das ſind ein Paar wackere, ehrenwerthe Männer, die wir alle auf den Händen tragen. Sie werden aber in ihrem Beſtreben auch vom Herrn Grafen, unſerm Gutsherrn, und vorzüglich vom Herrn Pachter unterſtützt, und jeder von uns thut nach Kräften, um ihnen unſere Dankbarkeit zu bezeigen, und was wir thun, kommt unſern Kindern zu gut. Ich ſag' Ihnen, meine beiden Jungen und mein Mädchen leſen, ſchreiben und rechnen, daß es eine Luſt iſt, und von der Naturgeſchichte und Geographie wiſſen ſie mehr als irgend ein Mann im Dorfe. Dabei ſind ſie ſo gut gezogen, daß mir oft die hellen Thränen über die Backen laufen; denn, lieber Gott! unſer Eins hat vollauf mit der Wirthſchaft zu thun, und kann ſich um die Erziehung der Kinder wenig kümmern."

Mein Herz war von Ehrfurcht vor den beiden Herren Geiſtlichen erfüllt. Ich fragte noch dies und das, und eh' es Abend wurde, wußte ich aus des Wirths Erzählungen und aus eigener Anſchauung, daß es mit dem Dorfe und ſeinen Bewohnern gut beſtellt war. Dann ging ich zum Pachter des Rittergutes, an den ich einen Brief abzugeben hatte, und lernte in demſelben einen ſehr gebildeten liebenswürdigen Mann kennen. Ich blieb zum Abendeſſen; die ganze Familie ſprach mich an, und ich fühlte mich heimiſch in dem Hauſe. Die Frau war eine tüchtige Hauswirthin, beſcheiden, nicht plauderhaft, verſtändig, und was ſie ſprach, hatte

Hand und Fuß. Mir fiel aus einem Gedichte: „Die deutſche Hausfrau,“ eine Stelle ein:

„Sie ſchafft im Hauſe, was ſie ſoll
Die Küche und die Wiege voll,
Und ſucht das Glück nicht draußen.“ —

denn die Frau Pachterin hatte ihrem Manne zehn an Körper und Geiſt geſunde, kräftige Kinder geboren, die alle lebten und mit am Tiſche ſaßen, wohlgeſittet und nicht ſcheu, ein herzerhebender Anblick.

Nach Tiſche machten wir einen Spaziergang, der Pachter zeigte mir ſeine Pachtung, und ich bekam Reſpect vor ſeinen Kenntniſſen und ſeiner Ordnungsliebe. Dann führte er mich in die Liedertafel. Der Abend war koſtbar. Die friſchen Burſche ſchaarten ſich zuſammen und zogen unter Anführung des Schulmeiſters, in welchem ich einen kleinen ſinnigen gewandten Mann kennen lernte, ein herrliches Lied mit kräftigen, wohltönenden Stimmen ſingend, durch Dorf und Feld dem waldigen Hügel zu. Mir ging das Herz auf in Luſt und Wonne bei dieſen Tönen. Die Jungfrauen ſangen dann auch mit, ſpäter allein, wie's eben kam. Alt und Jung ſchloß ſich an, es war eine wahre Luſtfahrt. Am Hügel lernte ich auch den Herrn Pfarrer kennen, einen hohen ernſten Mann mit einer gewölbten Stirne und einem herrlichen, großen, ruhigen Auge. Seine Unterhaltung war anziehend und lehrreich. Man hörte es dem Manne an, daß er in allen Sätteln beritten war, aber nirgends ein Großthun, eine Prahlerei mit Gelehrſamkeit, ein ſteifes Behaupten. Die Volksmenge war nicht ängſtlich befangen durch ſeine Gegenwart. Die jungen Leute lachten, ſcherzten, tranken und waren ſehr vergnügt, aber nirgends eine Unanſtändigkeit in Wort oder That, wie man ſie ſonſt unter den Bauern bei ſolchen Gelegenheiten nicht ſelten wahrnimmt. Als es dunkelte, zog der Haufe wieder in's Dorf. Ich hörte Lieder neuerer Componiſten, mit einer Kunſtfertigkeit ausgeführt, die mich in Erſtaunen ſetzte.

Als ich mich ganz vergnügt ſchlafen legte, nahm ich mir vor, die Urſachen der großen Verſchiedenheit der beiden ſo nah an einander liegenden Dörfer, die ich heute beſucht hatte, fleißig zu erforſchen. Der Pachter hatte mich eingeladen, ihn am andern Tage auf dem Felde bei der Ernte zu beſuchen; ich hatte zugeſagt, und freuete mich darauf.

Früh mit dem erſten Sonnenſtrahl war ich ſchon in der freien Natur. Hei! was war das für ein reges Leben und Streben, wohin ich nur das freudeverklärte Auge warf! Auf dem Pachthofe Herr, Knecht und Magd, Roß und Stier in Thätigkeit, ganze Truppen von Schnitterinnen zogen auf den Wegen vom Dorfe aus zwiſchen den gelben Feldern nach allen Richtungen an die Arbeit. Ich war ſeelenvergnügt, grüßte alle mir

Begegnenden wie alte gute Bekannte und brummte, ich weiß ſelbſt nicht, wie ich darauf gekommen war:

„Dann wird die Sichel und der Pflug
Zu deiner Hand ſo leicht,
Dann ſingſt du froh beim Waſſerkrug,
Als wär' dir Wein gereicht.“

Die ganze Welt kam mir in einem weit ſchönern Lichte vor als ſonſt; ich fühlte, daß der Ackerbau die erſte und beſte Beſtimmung des Menſchen iſt, der Anfang und die Wurzel aller Bildung und irdiſchen Glückſeligkeit. Welch ein raſcherer Pulsſchlag belebte doch dieſe zur Ernte ziehenden Leute, deren Wange der Eifer und die Luſt des Fleißes geröthet hatten! Es wollte mich bedünken, daß das zerfahrene und zerriſſene Leben der ſogenannten vornehmen Stände nur durch die Beſchäftigung mit dem Landbau wieder geheilt werden könne, und mir fiel der berühmte Römer ein, welcher vom Pflug hinweg zur höchſten Staatswürde der Republik erhoben wurde und dorthin zurückkehrte, als er das Amt gut verwaltet hatte. Ich gedachte auch des böhmiſchen Königs, des Gemahls der weiſen Libuſſa, den ihre Abgeſandten fanden, als er auf ſeiner Pflugſchar ſein Frühſtück verſpeiſete.

Die letzten Gedanken führten mich zum Dorfe zurück, um im Wirthshaus mein eigenes Frühſtück einzunehmen. Es hatte mir lange nicht ſo gut geſchmeckt.

Als ich gegeſſen und mich an einem Glaſe klaren friſchen Biers gelabt hatte, machte ich mich wieder auf, um den Pachter auf dem Felde zu beſuchen. Der Wirth beſchrieb mir den Weg, und ich hatte nicht Mühe, ihn zu finden. Wo das regſte Gewimmel war, fand ich meinen Mann mitten drin mit Aufladen der Fruchtgarben beſchäftigt. Sein freundliches, ſonneverbranntes Antlitz triefte von Schweiß, er hatte ſich des Rockes entledigt und arbeitete aus allen Kräften. Sein Beiſpiel wirkte höchſt erfreulich auf ſeine Leute. Es griff Alles in einander, wie eine Maſchine. Der liebe Mann rief mir einen herzlichen Morgengruß zu und bat, ihm zu erlauben, daß er den Wagen fertig lade, dann wollten wir eins zuſammen ſchwatzen. Ich bat dagegen lachend um Erlaubniß, auch mit Hand anlegen zu dürfen, und die rothwangigen Dirnen kicherten, als ich mich anfangs etwas ungeſchickt anſtellte. Aber es ging ſchon, und ich half aus Leibeskräften mit.

Beim Aufladen der Garben bemerkte ich, daß ſie gezählt und die zehnte jedesmal auf einen Haufen bei Seite gelegt wurde.

Der fertig geladene Wagen fuhr ab, der Pachter trat, mir die Hand bietend, heran, und ich deutete auf den Haufen der zehnten Garben mit den Worten: „Sie müſſen wohl noch den Zehnten an die Gutsherrſchaft oder an eine alte Stiftung aus dem Mittelalter entrichten?“

„Nein!“ verſetzte er lächelnd. „Dieſer Decem oder vielmehr „Däzen,“ wie unſre thüringer Bauern das Wort ausſprechen, iſt keine gezwungene, ſondern eine freiwillige Gabe, nicht alten, ſondern ganz neuen Urſprungs, keine Laſt, ſondern ein freudiges Zugeſtändniß. Es hat damit folgende Bewandtniß.

Sie ſind zwar erſt ſeit geſtern in unſerm Dorfe, aber Sie haben ſchon ſowohl in meinem Hauſe als in der Liedertafel Gelegenheit zu bemerken gehabt, welch ein ſchöner Geiſt unſre Jugend beſeelt. Seit derſelbe hier heimiſch geworden iſt, ſtehen unſre Saatfelder beſſer, unſre Wieſen bringen mehr Heu, unſre Kühe geben mehr Milch; der Segen des Herrn iſt mit ihm eingezogen, und dabei lernen unſre Burſche mehr in den practiſchen Wiſſenſchaften, als unſre Väter, ſie ſingen mehr, ſie leſen mehr unterhaltende Bücher; es iſt, als hätten ſie dreimal mehr Zeit. Das macht aber der Geiſt der Ordnung, der Pünktlichkeit, des Gehorſams, des Eifers. Es will's immer ein Kind dem andern in der Schule zuvorthun, ein Burſche dem andern auf dem Felde, in der Scheuer, in der Sonntagsſchule, in der Liedertafel. Dieſe erfreulichen Erſcheinungen ſind allein das Werk unſrer trefflichen Geiſtlichen, unſeres würdigen Herrn Pfarrers und unſres ehrenwerthen Herrn Schullehrers, die gemeinſchaftlich mit allen Kräften an dem gottgefälligen Werke arbeiten. Nun iſt jeder Arbeiter ſeines

Lohnes werth. Ein tüchtiger Mann, der an dem Werke der Menſchenveredelung redlich baut, darf nicht von Mangel und Nahrungsſorgen niedergedrückt werden, Entbehrung der uns nothwendig gewordenen Lebensbedürfniſſe entmuthigen den thätigſten Geiſt. Der Herr Pfarrer hat eine gute einträgliche Stelle, aber der Herr Schulmeiſter bezieht, wie die meiſten ſeiner Collegen, eine ſo ſchlechte Beſoldung, daß er davon kaum das Dringendſte beſtreiten kann. Wäre es nicht eine Schande und Schmach für uns, wenn wir den trefflichen Lehrer unſrer Jugend, den thätigen, menſchenfreundlichen Mann, den Mitſchöpfer des beſſern Geiſtes in unſerm Dorfe, der uns ſchon ſo gute Früchte getragen, den Schöpfer der Liedertafel, die uns ſo viele genußreiche Stunden verſchafft, darben laſſen wollten? Da ſei Gott vor, daß wir ſo undankbare Leute wären! Auf meinen Vorſchlag haben ſich denn die wohlhabendſten Bauern mit mir vereinigt, dem Herrn Schulmeiſter einen freiwilligen Däzen von Allem, was uns in Feld und Garten, Wieſen und Wald wächſt, abzugeben, und ſchon haben ſich uns mehrere der weniger bemittelten Einwohner unſeres Dorfes mit uns zu gleichem Zwecke vereinigt, um dem Herrn Schulmeiſter dadurch ihre Dankbarkeit thätig an den Tag zu legen. Wir fragten erſt den Herrn Pfarrer um Rath, und dieſer ſegnete unſer Werk mit Thränen der Rührung. Ach! Sie hätten ſehen ſollen, wie dieſe

Liebesgabe den wackern Schullehrer anfeuerte, und dieſen Däzen hat er uns in den letzten Jahren wieder zehnfach durch Thätigkeit und unſrer Jugend erwieſene Liebe eingebracht. Was Sie jetzt bei uns Erfreuliches wahrnehmen, das iſt die Folge dieſes Däzen. Und ich kann wohl ſagen, niemals iſt ein Däzen mit mehr Liebe gewährt und empfangen worden, als dieſer. Sie werden bemerkt haben, daß ich immer die reichſten Garben für den geliebten Lehrer ausgeſucht habe; und ſo thut Jeder. Vergelten wir ihm doch dadurch nur; denn er giebt uns und unſern Kindern auch ſein Beſtes."

Ich umarmte den wackern Pachter mit Thränen im Auge; ich drückte ihm die arbeitharte, biedere Hand, ich küßte ihm das bärtige Geſicht, und rief: „Heil euch, ihr edlen Herzen! Mit ſolchen Geſinnungen werdet ihr den Zweck des Lebens erfüllen, vernünftige Arbeit, vernünftigen Genuß! Beide gehören zuſammen, ſind Körper und Seele des Lebens, und können nur durch eine rechte Bildung erreicht werden."

„Das iſt ganz meine Anſicht," verſetzte der Pachter. „Der Menſch beſteht aus Körper und Geiſt, oder wie Sie's eben nannten, Seele. Keins kann ohne das andre in dieſer Zeitlichkeit beſtehen, ſie bilden zuſammen ein Ganzes: den Menſchen. Nun iſt es doch gewiß recht thöricht, daß ſich die Menſchen bei uns in zwei Hälften geſchieden hatten, in ſolche, die nur körperliche

Geſchicklichkeit ausbildeten und den Geiſt vernachläſſigten, und in ſolche, die den Geiſt ausbildeten und den Körper in Unthätigkeit ließen. Die letztern, zu denen vorzugsweiſe die ſogenannten Gelehrten gehören, haben deshalb ſo viel verſchrobenes, albernes Zeug zu Tage gefördert, weil ihr Körper ungeſund war. Ein geſunder Geiſt kann nur in einem geſunden Körper wohnen. Dagegen ſpielt alle Körperkraft und Geſchicklichkeit in unſrer Zeit eine gar untergeordnete Rolle, wenn ſie nicht von einer ausgebildeten Vernunft unterſtützt und auf höhere Zwecke hingeleitet wird. Ich denke mir die krankhaft aufgeregte Welt wird erſt dann wieder in's rechte Gleichgewicht kommen, wenn ſich die Menſchen gleich mit Ackerbau und Gelehrſamkeit beſchäftigen, wenn jede Wiſſenſchaft von ihrem Verehrer practiſch auf's Leben angewendet, wenn jedes Handwerk zur Kunſt erhoben wird. Ich müßte mich ſehr irren, wenn der Geiſt unſerer Tage nicht auf dieſe Geneſung losarbeitete. Der Bauer veredelt ſich überall; das Bedürfniß nach Geiſtesbildung wird in jedem Dorfe immer ſichtbarer. Daher die entſtehenden Dorfbibliotheken, die Leſevereine, die Sonntagsſchulen auf dem Lande. Es iſt aber auch billig und gerecht, daß wir Bauern die Männer, die uns zu einer höhern, lebensverſchönernden Bildung verhelfen, nicht nur ehren, ſondern auch mit des Leibes Nahrung und Nothdurft auf anſtändige und delicate Weiſe verſehen.

Die über alle Begriffe ſchlechte Beſoldung der meiſten Schullehrer auf dem Lande trägt die Schuld, daß es in manchen Dörfern mit der Bildung noch nicht recht fort will, oder vielmehr dem erwachten Bedürfniß nicht gehörig entſprochen wird. Wie kann man einem Manne, der ſtets mit der gemeinſten Lebensnoth zu kämpfen, ſeine Schule abzuhalten, die Thurmuhr aufzuziehen, die Kirchen- und Gemeinderechnung zu halten und Gott weiß! was für Geſchäfte noch unentgeltlich zu verrichten hat, zumuthen, daß er ſich um Künſte und Wiſſenſchaften bekümmern und mit Liebe und Eifer die jungen Leute ſeines Dorfs unterrichten ſoll? Ich wundere mich, daß noch ſo viel Jünglinge ſich dem mit ſo groſen Entbehrungen verknüpften Schulamte widmen. Es gehört viel Luſt und Begeiſterung dazu, ſich in ein Elend zu ſtürzen, das man ſtets vor Augen hat. Wir haben in unſerer Nachbarſchaft ein abſchreckendes Beiſpiel davon. Sie ſind geſtern dorther gekommen. Der ſonſt achtungswerthe Schullehrer iſt in einen Abgrund von Jammer und Noth verſunken, blos weil er zu ſchlecht beſoldet iſt. Hätte man unſern Däzen drüben auch eingeführt, es ſtände um Manches im Dorfe beſſer."

„Sagen Sie mir, was haben denn Pfarrer und Schullehrer dort mit einander vor?" fragte ich neugierig.

„Das iſt's ja eben!" rief der Pachter mit edler Entrüſtung. „Der Pfarrer iſt ein eitler ſtolzer Mann, dem

Niemand genug Ehre anthun kann, dabei mißgünſtig und habſüchtig. Er betrachtete den Schullehrer halb und halb als ſeinen Knecht, das wollte ſich dieſer natürlich nicht gefallen laſſen. Es kam zu Häkeleien und Reibereien. Des Schullehrers Familie vermehrte ſich, der arme Mann kam um eine Beſoldungserhöhung bei der Oberbehörde ein. Dieſe forderte von der Unterbehörde Bericht; der Superintendent iſt ein Gevatter des Pfarrers. Der Pfarrer ſtellte dem Schullehrer ein Bein; der hülfsbedürftige Bittſteller wurde abfällig beſchieden und erfuhr durch ſeine Verbindungen, wer ihm den guten Dienſt geleiſtet. Der gereizte Mann gab's dem hochfahrenden Vorgeſetzten bei nächſter Gelegenheit anzuhören; nun brach die Feindſchaft los. Die Bauern nahmen zum größten Theil des Schulmeiſters Partei; der Pfarrer donnerte von der Kanzel gegen ſie. Daraus iſt denn mit der Zeit recht viel Böſes entſtanden. Der Schulmeiſter hat ſich die Sorgen in der Flaſche zu ertränken geſucht; der Pfarrer hat ihn bei der Behörde als Säufer angeſchwärzt. Dieſer Hader hat auf die moraliſche Bildung des Dorfes großen Einfluß gehabt. Weder der Pfarrer, noch der Schullehrer kommen zu unſern geſelligen Vereinen herüber. Sie haſſen ſich unter einander, aber auch uns. Der Pfarrer ſpricht ſich ſtolz und wegwerfend über unſre Beſtrebungen aus; der Schullehrer mag ſeine eigne Unwürdigkeit fühlen. Wäre ihm mit unſerm

Däzen zur rechten Zeit unter die Arme gegriffen worden, er wäre jetzt kein verlorner Mann, der Pfarrer müßte ſich ſchämen, feindſelig gegen ihn zu handeln, und um das leibliche und geiſtige Wohl des Dorfes ſtände es beſſer.“

„Ja, der Däzen! Der Däzen!“ rief ich. „Er iſt der mächtige Hebel einer vernünftigen Bildung. Möchte er allen armen wackern Schullehrern auf dem Lande zu Theil werden!“

„Gott lenke die Herzen und Köpfe derer zum Beſten, die ihn entrichten könnten!“ ſetzte der Pachter hinzu.

Da kam der leere Wagen, um den Däzen aufzuladen, und dem Schullehrer auf den Hof zu fahren. Ich half tüchtig mit, von Freude und Rührung übermannt.

Ende des erſten Bandes.

Jn demſelben Verlage ſind erſchienen:

**Belani,** H. E. R., Die Erbſchaft aus Batavia. Volksroman. Seitenſtück zum ewigen Juden. 3 Bde. broch. Preis 4 ℛ

— — Marie Antoinette. Hiſtoriſcher Roman. 2 Bde. broch. 2 ℛ 15 ſgr

— — Die Auswanderer nach Texas. Hiſtoriſch-romantiſches Gemälde aus der neueſten Zeit. 3 Bde. 4 ℛ 15 ſgr

— — Die Mutter des Legitimen. Ein Lebensroman. 3 Bde. 4 ℛ 15 ſgr

— — Joſephine. Hiſtoriſcher Roman in 3 Bdn. 4 ℛ 15 ſgr

— — Kranichfels oder Geheimniſſe aus dem Leben eines Edelmannes. 8. broch. 1 ℛ 15 ſgr

— — Die armen Weber und andere Novellen aus den Myſterien einer neuen und älteren Zeit. geh. 1 ℛ 15 ſgr

**Charles,** Jean, Der Abenteurer, oder hundert Leben in Einem. Aus dem Tagebuche eines hochgeſtellten Mannes. 3 Bde. broch. 3 ℛ

**Chownitz,** J., Edelmann und Jude. 2 Bde. broch. 1 ℛ 22½ ſgr

**Mühlbach,** L., nach der Hochzeit. Vier Novellen. 2 Bde. geh. 2 ℛ 15 ſgr

— — Juſtin. Ein Roman. geh. 1 ℛ 15 ſgr

— — Novellen und Scenen. 2 Bde. geh. 2 ℛ 15 ſgr

**Rudolphi.** Johannes (Verfaſſer des Stephano Carini), Waldroſen, Novellen und Erzählungen. geh. 1 ℛ 10 ſgr

**Schoppe,** Amalie, geb. Weiſe, aus Haß Liebe. 2 Bde. 2 ℛ 15 ſgr

**Van der Meulen,** L., Die Separatiſten. Novelle. 2 Bde. broch. Preis 2 ℛ 15 ſg

**Storch,** Ludwig, Kunz von Kauffung. Novelle. 3 Bde. 2 ℛ 15 ſg

— — Allerlei Geſchichten. 2 Bde. broch. Preis 2 ℛ 15 ſg

**Werner,** O., Thomas Münzer, Anführer der rebell. Bauern in Thüringen. Hiſtoriſcher Roman a. d. Bauernkriege 1525. 10 ſg

**Leonhardt-Lyſer,** C., Novellen. Charakterbilder f. deutſche Frauen und Mädchen. Inhalt: Die Verwahrloſte. — Leo. — Die weiße Locke. — Die beiden Perlenſchnüren. — Die Malerin. — Buch der Lieder. — 15 ſg

**Worosdar,** Novellenſtrauß.

1r Bd. Graf Königsmark. Hiſt. Novelle. — Liebeszuſtände. 15 ſg

2r Bd. Die Wunder des Harzes, eine Reiſenovelle. — Roxelane oder d. Halbbrüder. Hiſt. Novelle. — 15 ſg

**Balzac,** M. v., Pierrette a. d. Franz. Mgdbg. 1840. — 8 ſg

**Maſſaloup,** J. B., Der Corregidor. Hiſtor. Roman a. d. Mitte des 17. Jahrh. Mgdbg. 1835. — 8 ſg

— — Der Hochmuthsteufel. Eine komiſche Erzählung. Mgdbg. 1843. — 8 ſg

**Meerfels,** C. G., Die Familie Walldorf. Hiſtor. Roman a. d. Jahren 1813—15. Mgdbg. 1835. 8 ſg

**Schönfeld,** F. W. v., Myrthenblüthen. Ein Cyclus von Liebesnovellen. Mgdbg. 1837. 8 ſg

**Greif, Dr.** C., Der Erzähler oder: das Buch für lange Winterabende. Eine Gallerie d. intereſſ. Erzähl., Verſchwör., Revolut. u. Kriege aller Zeiten, charakteriſtiſche

Züge aus dem Leben berühmter Zeitgenoſſen, vorzüglicher Anekdoten, Witzworte u. Epigramme. Jahrg. 1833. 34. 8 Bde. (208 Bogen. Ldpr. 10⅔ ℛ.) à Jahrgang. 1⅓ ℛ

**Belmont**, hiſtor. romant. Erzählungen. Inhalt: Die Aſhantee's. — Die Lagunen von Venedig. Ladenpr. ⅔ ℛ jetzt ⅓ ℛ.

**Jäger**, A., Skizzen und Erinnerungen aus Algier und Algerien. Ladenpr. 1⅓ ℛ jetzt ⅓ ℛ

Inhalt: Die Fremdenlegion. — Algier und ſeine Umgebungen. — Abd-el-Kader und der heilige Krieg in Algerien. — Juſſuf und die Spahis. — Die Generäle Trézel und Duvivier und der Chef der Zuaven Lamoricière. — Die Kabylen und Hadſchuten. — Algieriſche Frauen und Mädchen. — Das 67. Regiment. — Der franzöſiſche Soldat und Fidèle der Invalide. — Hinrichtung zweier Beduinenhäuptlinge. — Jagden in der Metidſchah und in den Gebirgen des Atlas. — Beduiniſche Reiterei und Pferdezucht.

— — C., Bilder a. d. Großherzogthum Baden und dem Elſaß. 2 Bde. Ladenpr. 3 ℛ jetzt 1 ℛ

Der Verf. gibt in dieſem Werke höchſt intereſſante Mittheilungen über manche bis dahin noch unbekannte oder irrig aufgefaßte und verbreitete Thatſachen, namentlich über den Geſandtenmord bei Raſtatt, über die Gefangennehmung und den Tod des Herzogs von Enghien, über St.-Simonismus und Judenthum in Frankreich, über die badiſche und franzöſiſche Armee u. ſ. w. und nicht minder intereſſante Notizen über Schiller, Jean Paul, Auffenberg, Goethe u. ſ. w.

**Krebs**, J., Paſſifloren. Novellen und Erzählungen. Inhalt: Der gefährliche Kamerad. — Deutſch und Polniſch. — Das Kroatenmädchen. — Ehemann und Hageſtolz. — Die Kunſtfahrt. — Herz und Verſtand. Ldnpr. 1⅓ ℛ jetzt ⅓ ℛ

---

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

# Allerlei Geſchichten.

Von

**Ludwig Storch.**

---

Zweiter Band.

---

Leipzig,
Verlag von C. L. Fritzſche.
1846.

Universitäts-Bibliothek · Leipzig ·

# Inhalt des zweiten Bandes.

|  | Seite |
|---|---|
| Die Stute des Wahabiten | 1 |
| Dein Reich komme! | 59 |
| Der Emporkömmling | 101 |
| Zwei Frauen des achtzehnten Jahrhunderts | 193 |
| Eine Todesahnung | 263 |

# Die Stute des Wahabiten.

Die Sonne ging unter, wie das wonneberauſchte Auge einer reizenden Odaliske in ſüßem Schlaf untergeht, feurig, ſanft umwölkt, purpurumhaucht. Die Berge der Wüſte zogen ein ſtählernes Gewand an, aber es war weicher Duft des Abends, und ſchnell darauf die ſchwarzen Hüllen der Nacht. Aus dem heißen ruhigen Sandmeer tauchte eine prächtige, palmbepflanzte Inſel, eine grüne Oaſe mit einer reichen, kühlen, kryſtallklaren Quelle, eine üppig blühende, ſtark duftende Blume an der Bruſt einer Mumie, ein Liebesgedanke Gottes in den Tagen ſeines Zorns. Auf der Oaſe eine große Anzahl weißer Zelte, aus der Ferne geſehen: Schwänen gleichend, die, aus dem Meere an's Land geſtiegen, dort verſteinert ſind, wie hier das Meer ſelbſt. Es ſind die leichten luftigen Wohnungen einer Abtheilung des kleinen und armen Stammes Beni As, an der Weſtgrenze der Provinz Nedſched herumſtreifende Beduinen von jener großen Verbindung der Wahabiten, die ſich ſeit der Mitte des vorigen Jahrhunderts von der Gemeinſchaft der Verehrer des Propheten losgeſagt haben und den Koran verwerfen.

Von Oſten zog langſam eine kleine Karawane heran, die ſich die Oaſe zur Nachtherberge auserſehen, und mit der einbrechenden Nacht angelangt ihre Zelte an die des Stammes Beni As dicht an die Quelle aufſchlug und ſich mit Wolluſt dem Genuſſe des friſchen Waſſers hingab. Bald flackerte ein helles Feuer empor, das die Bewohner der Oaſe zu Ehren der Fremden mit Holz verſorgten, und an welchem dieſe ihre Maiskuchen röſteten, nachdem ſie jenen den üblichen Tribut entrichtet hatten. Rings um das Feuer waren die zur Karawane gehörigen Männer gelagert, untermiſcht mit heimiſchen, die gekommen waren, Neuigkeiten von den Reiſenden zu vernehmen. Mädchen und Kinder ſtanden in maleriſchen Gruppen umher. Das Haupt der Karawane, der Eigenthümer der Güter, ein arabiſcher Kaufmann mit einem lauernden durchtriebenen Geſicht, ſaß reichgekleidet auf einem ſchönen Teppich in Mitten der Uebrigen, rauchte ſeine Pfeife und ließ Alle umher von ſeinen Sklaven und Kameelführern mit Kaffee bewirthen. Ihm zur rechtem Seite auf demſelben Teppich hatte ein Greis Platz, Bewohner des nächſten Zeltes an der Quelle, der ſich deshalb gewiſſermaßen auch als des reiſenden Kaufmanns Gaſtfreund betrachtete. Er war von dieſem mit einer ſchönen Pfeife beſchenkt worden, und ſeine finſtern Züge hatten ſich erheitert. Als nun der braune Trank ihn erquickt hatte, funkelten ſeine Augen, und ſein ſonſt nicht redſeliger Mund that ſich auf, und er ſprach vom Glanz vergangener Tage und von der Armſeligkeit der Gegenwart. Das jüngere Geſchlecht rückte näher und näher an den Alten; fremde und heimiſche Männer und Frauen, Jünglinge und Mädchen horchten ſeiner Rede mit geſpanntem Ohr, während der rothe Widerſchein der verglimmenden Glut ihren Geſichtern einen wilden, ſeltſamen Ausdruck verlieh. Es war ein kleines armes Hirtenvolk, gelagert um ſeinen Patriarchen, und den weiſen Sprüchen lauſchend, die ihm wie Perlen vom Munde fielen. Und wenn auch ſelbſt aufgewachſen in Noth und Entbehrung, wußte es doch, daß dieſer Alte einſt glänzende Tage geſehen, und es labte ſich an den poetiſch verklärten Bildern derſelben, die er ihnen zuweilen aufſtellte. Selten war er zu Mittheilungen aus ſeiner bunten Jugend aufgelegt; ſprach er aber einmal, dann floß ihm die Rede wie Honigſeim vom Munde, und es war ein Feſt für alle Bewohner der Oaſe.

„Du haſt eine ſchöne Zeit erlebt, Abu el Abeß,“ ſagte der Kaufmann nach einer längern Erzählung des Greiſes zu ihm, ſich den Bart ſtreichend, „und brauchſt

Dich der Thaten nicht zu ſchämen, die Du verrichten helfen oder ſelbſt verrichtet haſt."

„Bei Allah! das brauch' ich nicht. Aber Viele, denen jetzt der Bart keimt, ſind nicht werth, daß ſie ſie hören," verſetzte der Greis und warf einen unwilligen Blick auf die jungen Männer und Jünglinge ſeines Stammes, die heimlich unter einander lächelten. „Die Zeiten des Ruhms der Wahabiten ſind vorüber. Die Kraft, die dieſen Arm ſtählte in der Schlacht gegen die thörichten Anhänger des ſogenannten Propheten, iſt nicht auf die Söhne und die Enkel übergegangen. Wir ſind ein armes Volk geworden, und unſre Feinde ſchwelgen in Reichthümern."

„Sprich nicht alſo, Großvater," erhob ein junger kleiner Mann die Stimme, der nur in das einfache Hemd des beduiniſchen Hirten gekleidet war. „Dürſten wir nicht Alle nach Rache an den Mördern unſrer Väter und vorzüglich an jenem grauſamen Ibrahim Paſcha, der vor fünf Jahren die Unſrigen in ihrem Lager einſchloß und abſchlachtete, und den ruhmgekrönten Fürſten Abdallah enthaupten ließ? Meinſt Du, wir hätten es vergeſſen?"

Der Greis lächelte bitter. „Das war es ja eben, daß ſie ſich fangen und abſchlachten ließen von dem übermüthigen Aegypter, wie eine Heerde geduldiger Kameele," ſagte er dann in ſich hinein. „Wahrlich das hätte ihm mit mir und meinen Genoſſen nicht gelingen ſollen, die wir noch das ehrwürdige Antlitz Ibn el Wahabs geſchaut haben, der zuerſt die reine Lehre verkündet und den plumpen Götzendienſt Mohammeds in ſeinem rechten Lichte dargeſtellt hat. Ja ſchaut mich an, die ihr Gott rein und würdig anbeten gelernt habt und nicht von Eltern und Lehrern angehalten wurdet, Abgötterei mit einem Menſchen zu treiben oder vielmehr mit dem Andenken eines betrügeriſchen Wunderthäters, wie Mahommed, der den Koran ſchrieb! Schaut mich an, ihr Söhne el Wahabs, des großen Lehrers und Glaubensreinigers, ſeine Hand hat auf meinem Haupte geruht, als er mich zu ſeinem Krieger weihete, mein Ohr hat die Stimme ſeines Mundes vernommen, die mir in die Seele drang und dort lebendig fortgetönt iſt, bis auf dieſe Stunde. Als er ſtarb, der hochehrwürdige Greis, über zehn Jahre älter als ich jetzt bin, war ich ſchon ein Mann von fünfzig Jahren und hatte bereits drei meiner Söhne im Kampfe gegen die Anhänger des Islam verloren. Nun ſind ſie Alle gefallen, und die letzten beiden wurden von den Mameluken des ägyptiſchen Paſcha niedergeſchoſſen. Mir iſt nur Joſuf, mein Enkel, übrig geblieben, damit er unſre Heerden weide und für mich ſorge. Denn ich bin alt und ſchwach geworden. Und dort ſteht Maleka, ſein Weib, und hat ihr Töchterlein Abla an der Hand. Das iſt Alles, was von Abu el Adeß's großem Hauſe übrig geblieben iſt; und wenn ihr dies arme Gezelt ſeht mit ſeinen geringen Geſchirren und Teppichen, ſo werdet ihr daraus nicht ſchließen können, daß der alte Mann, der jetzt zu euch ſpricht, einſt reich war, wie der reichſte Ober-Sheikh in Hedſchas.“ Er verhüllte ſein Geſicht mit dem Burnos und ſaß lange ſtumm. Und Alle rings um ihn ſaßen ſchweigend und ſtarrten in die rauſchende Quelle. Endlich flüſterte der Kaufmann einem ſeiner Sklaven ein Wort zu; darauf brachte dieſer eine wohlverwahrte Flaſche Schiras-Wein, goß den Purpurſaft in eine goldene Schale und kredenzte ſie dem Alten, der ſie mit zitternder Gierde ausſchlürfte, eine lang entbehrte koſtbare Labe. Drauf beſchenkte der Kaufmann Maleka noch mit einem Shawl und Joſuf mit einem Feß. —

„So haſt Du wohl auch den erſten Fürſten der Wahabiten, den berühmten Sheikh Sehud noch gekannt?“ fragte der Kaufmann.

„Als Knabe habe ich viel von ihm gehört, aber geſehen hat ihn mein Auge nie; denn mein Stamm war damals noch nicht zur reinen Lehre el Wahabs bekehrt. Erſt unter Sehuds Sohn, dem tapfern Abd el Aziz, wurden wir bezwungen, und unter ihm und ſeinem Sohne, Sehud dem Zweiten, habe ich meine Waffenthaten verrichtet. Hui, das war ein junger Held, der gewaltige Emir Sehud! Sein Vater und Großvater hatten ſchon ſechs und zwanzig Stämme unterworfen, und ganz Nadſched glaubte nicht mehr an Mahommed. Ein andrer Mahommed war unſer Stern, der große Sohn Abd el Wahabs, Mahommed der Weiſe, der, wie ſein Vater, den Glauben von der Lüge befreite und die Anbetung des alleinigen Gottes alles Trugs entkleidete. Als Sehud der Zweite unſer Emir, und Mahommed der Weiſe unſer Oberprieſter war, da ſtieg der Ruhm der Wahabiten bis zu den Wolken, da fiel Mekka in unſre Hand, und das Haus des Lügenpropheten wurde von uns zerſtört. O daß die Krone unſres Ruhms ſo in den Staub getreten iſt! daß ich die Tage unſrer Schmach noch habe erleben müſſen, der ich die Tage unſrer großen Erhebung, unſrer herrlichen Siege geſehen!" Der Greis verſank wieder in dumpfes Brüten, aber eine neue Schale Wein verſcheuchte abermals ſeinen auftauchenden Schmerz; und durch das Feuer der Traube noch redſeliger geworden, begann er bald darauf wieder zu erzählen: „Ich war ſechzehn Jahre alt, als Abd el Aziz, der prächtige Fürſt, mich unter ſeine Fahne rief, und Mahommed der Weiſe, des großen Abd el Wahabs großer Sohn, den Segen über mich ſprach, und fünfzig tauſend Jünglinge aus den Städten und Dörfern, aus den Bergen und aus der Wüſte mit mir geweiht wurden, das heilige Wort Abd el Wahabs mit dem Schwerte über Arabien zu tragen. Begeiſterung für die

Wahrheit machte uns unüberwindlich; wir flogen in die Schlacht, als ging es zur Hochzeit, und Derajeh, die ſchöne Stadt, war bald mächtiger als Mekka, Derajeh, die nun in Schutt und Aſche liegt. Weh mir, daß ich ihren Namen ausſpreche und kann nicht zur Rache ihres Sturzes aufrufen! — — Da, als ich meine erſte Waffenthat gethan (ich hatte fünf Iſlamiten erlegt), gürtete mir Abd el Aziz, unſer prächtiger Fürſt, einen herrlichen Shawl um, und Abd el Wahab legte ſeine Hand auf mein Haupt und ſegnete mich. Da trug ich einen Saſch*) ſo ſchön und glänzend, wie mein Auge keinen wieder geſehen; goldene Franzen hingen auf meine Schultern herab. Und als ich zwanzig Jahre zählte, war ich bereits Beirak**) der Sheikh unſeres Stammes und trug ein Abba***) von blauer Seide und einen goldgeſtickten Gürtel. Die ſchönſte Tochter des Sheikh ward mein Weib. Die brachte goldene Spangen und ſilberne Trinkgeſchirre mit, die ihr Vater auf unſern Siegeszügen erbeutet hatte. Aber vor zwanzig Jahren — ja da war ich am reichſten. Da zog ich an der Spitze meiner Söhne, und wir plünderten die Karawane, die von Bagdad nach Mekka zog, und ſchlugen das Heer des Paſcha von Bagdad, das uns auf Befehl des großſprecheriſchen Sultan in Stambul vernichten ſollte und gewannen die reiche Stadt Kerbelah mit allen ihren Schätzen. Drauf zogen wir heim mit ſechshundert beutebeladenen Kameelen, und fünf davon waren mein und meinen Söhnen. Reichthum kam in unſre Zelte, prächtige Teppiche und koſtbare Kleider, goldene Ringe und Spangen, Schalen und Becher. Das war ein Leben! Und Sehud der Zweite, unſer junger Fürſt, trat in unſere Reihen und ſprach: Meine Brüder! die Türken, die Hunde, wollen uns auffreſſen, und die Araber, die noch immer am Koran und ſeinen Lügen feſthalten, helfen ihren Unterdrückern, um uns, die von ihrem Volke ſind, zu vernichten. Auf unſrer Seite aber iſt die Wahrheit und das Recht, auf unſrer Seite der Muth, die Stärke, die Tapferkeit. Laßt uns aufbrechen und das Haus ihres falſchen Propheten von der Erde vertilgen! Die Schätze von Mekka ſollen euer ſein. Zerſtören wir den Wahn in ſeiner Wurzel! Es iſt nur ein Gott, ein ewiger und allmächtiger, wahrhaftiger Gott, aber Mahommed iſt nicht ſein wahrhaftiger Prophet.“ —

---

*) Ein langes Stück farbiger Mouſſelin oder Neſſeltuch, an beiden Enden weiß und mit Gold geſtickt, woraus der Turban der Beduinen gewunden wird. Die verzierten Enden hängen zwiſchen den Schultern auf den Rücken herab.

**) Fahnenträger. Bei den Arabern eine noch wichtigere Stellung als bei uns.

***) Ueberkleid.

„Und hundert tauſend kühne Streiter jubelten dem

Fürſten zu und ſtürzten ſich auf Mekka und zerſtörten die Kaaba*) und eroberten ihre Schätze. Ich aber rettete an jenem Tage den jungen Ibban ibn Said, den Buſenfreund des Emir Sehud, aus den Händen der Feinde. Als man hernach Sehud das ſchönſte Pferd aus den Ställen des beſiegten Emir von Mekka brachte, eine Stute ſo ſchlank und zart, wie das reizendſte Mädchen; ihr Fell glänzend, wie der Schaum des Meers, wenn die Sonne darauf ſcheint; ihr Auge hell, wie die Quelle zu unſern Füßen; ſich brüſtend im Schmucke goldner Zäume: da wandte ſich der Fürſt zu mir — ich war ſein Beirak — und ſprach: Abu el Abeß, Du biſt nun ſechzig Jahre im Dienſte unſeres Ruhms alt geworden und haſt Deine Söhne zu tapfern Kriegern erzogen; Du haſt heute meinem liebſten Freunde das Leben gerettet, nimm zum Danke von mir dies unvergleichlich ſchöne Thier! — Da verbeugte ich mich und beſtieg die königliche Stute und zog heim mit meinen Schätzen, ein glücklicher Vater, ein reicher Mann, und ich ward Sheikh unſres Stammes.“

„Und haſt Du die ſchöne Stute noch, würdiger Sheikh?“ fragte der Kaufmann.

„Sie iſt umgekommen mit meinen Söhnen,“ ſeufzte der Greis, „ſo wie meine Reichthümer von den Aegyptern geraubt worden ſind. Aber ihr Kind ſteht noch hinter meinem Zelte, der Liebling meiner Augen, der Stolz meines Hauſes. Das iſt die herrliche Stute Nehr*), die ihren Namen in Wahrheit führt, und die mein Enkel Joſuf reitet. Ein ſchöneres Pferd findeſt Du nicht in der Wüſte. Morgen, eh Du weiter ziehſt, ſollen ſich Deine Augen daran ergötzen.“ —

---

*) Die heilige Hütte zu Mekka, welche, der arabiſchen Tradition nach, Abraham erbaut hat.

Der Alte zog ſich in ſein Zelt zurück; der Kaufmann hatte ſeine Teppiche in dem ſeinigen ausbreiten laſſen und wünſchte gute Nacht; das Volk verlief ſich, und die Kohlen glühten nur noch in der Aſche. Die Sterne glänzten groß und prächtig auf die Oaſe herab, und die Quelle murmelte leiſe. An ihrem Rande, von tiefer Dämmerung umhüllt, lag noch eine jugendliche Männergeſtalt ganz allein, den Kopf in die Hand geſtützt, und unverwandt in das dunkle Waſſerbecken ſtarrend. Es war Joſuf, der junge Hirt. Seine Bruſt hob zuweilen ein krampfhafter Seufzer; wilde Gedanken, die ihm den Schlaf verſcheuchten, arbeiteten in ſeinem Kopfe; dann zuckte es fiebriſch durch ſein Gehirn. Bald darauf ſchlich ein Weib leiſe aus dem Zelte und nahete dem Einſamen. Es war Maleka, die junge blühende

---

*) Adler.

Mutter ſeines Kindes. Sie flüſterte zärtlich ſeinen Namen, aber er hörte ſie nicht. Sie ſetzte ſich neben ihn und ſchaute ihn mit ihrem treuen Augen an, aber er achtete ihrer nicht.

„Joſuf," ſagte ſie ſchmerzlich, „komm in das Zelt und lege Dich ſchlafen."

„Ich kann nicht ſchlafen."

„Ich ahne, was Dich bewegt. Die Erzählung Deines Großvaters iſt Dir wie Feuerfunken in die Seele gefallen und hat dort den Brand entzündet, der Dich jetzt martert. Ich kenne Deine ſtolze Seele beſſer als meine eigne, und ich wußte wohl, was geſchehen würde, als ich den Alten ſo reden hörte."

„O daß ich arm bin!" ſtöhnte der junge Mann.

„Haben wir nicht Schafe und Kameele, haben wir nicht zwei Stuten und dabei Nehr, das unſchätzbare Kleinod?"

„Geh," verſetzte er bitter, „und zähle das Deinen Brüdern vor. Mir kann es nicht genügen; in meinem Herzen fließt Heldenblut. Weh', daß die Aegypter uns Alles geraubt und meinen Vater getödtet haben! — Kein Turban kam noch auf mein Haupt, kein Saſch hing auf meinen Schultern, kein Schuh kam noch an meinen Fuß. Ich ſterbe vor Gram."

Maleka ſchlang den Arm um ſeinen Nacken und ſprach: „Was verlangſt Du nach Reichthum und hohen

Dingen? Vergiſst Du, wie es Deinem Großvater, Deinem Vater und ſeinen Brüdern ergangen iſt? Sie waren reich und wurden elend."

„Aber ich bin elend und war nie reich."

„Du biſt nicht elend, Joſuf. Liebe ich Dich nicht als Dein Dir ganz ergebenes Weib? Habe ich Dir nicht eine ſchöne Tochter geboren, ein holdes, liebes Geſchöpf? Und, Joſuf, ich will es Dir geſtehen, bald wirſt Du Vater eines zweiten Kindes ſein, vielleicht eines Knaben, ja, ja, eines Knaben, Joſuf! — Zahlen Dir die Kaufmannskarawanen nicht ihren Zoll? Kannſt Du nicht mit Deinen Stammgenoſſen ausziehen und andere Karawanen berauben?"

„Wer kommt zu uns, den armen Wahabiten, die nicht an den Propheten glauben, nicht aus dem Koran beten? — Geh' ſchlafen, Weib! Ich mag nichts weiter von Dir hören. Du verſtehſt die Stimme meiner Seele nicht."

Gehorſam ſeinem mürriſchen Befehle ging Maleka, aber eine Thräne ſchimmerte im Sternenlicht an ihrer Wimper. — Joſuf brütete die ganze Nacht und haderte mit dem Geſchick.

Kaum zuckte der erſte Morgenſtrahl über die Wüſte und blieb in den Palmbäumen der Oaſe hängen, als der Kaufmann aus ſeinem Zelte trat, um Geſicht und Bruſt in der kühlen Quelle zu baden, ein nothwendiger

Theil des mosleminʼſchen Gebets, von dem ſich auch die Wahabiten nicht losgeſagt. Er fand den jungen Joſuf noch immer wachend und befragte ihn über den Grund ſeines Beginnens.

„Das Herz will mir aus der Bruſt," rief Jener unmuthig. „Seit geſtern Abend iſt mir dies dürftige Leinwandkleid unerträglich. Ich ſchäme mich meiner bloßen Füße, und meinem heißen Kopfe iſt der Feß zu leicht. Was ſoll mir der einfache Büffelledergürtel? An meinem Jambea*) iſt ein ſchlechter hölzerner Griff; ich will aber einen goldenen daran haben. Ich ſterbe vor Verdruß, daß ich arm bin."

„So geh' in die Welt und erwirb Dir Reichthum. Zieh' mit mir; ich will Deine Kameele miethen. Werde Kaufmann wie ich."

Joſuf wandte ſich verächtlich ab. „Mich hat ein Held gezeugt!" rief er mit kindiſchem Stolz. „Sage mir, wollen die Wahabiten in den Städten, woher Du kommſt, die Schmach der Niederlage ertragen? Stehen ſie nicht auf gegen den Paſcha von Aegypten, nicht gegen die verfluchten Türken?"

Da trat der Kaufmann näher an den Beduinen heran: „Willſt Du das, dann kann ich Dir gute

---

*) Langes, vorn nach innen gekrümmtes Meſſer, welches der Araber im Gürtel trägt.

Mähr geben. Noch lebt Mahommeds des Weiſen Tochter Zabika, Abd el Wahabs würdige Enkelin, ein heldenmüthiges Weib; noch lebt Faiſol, der zweite Sohn des ruhmgekrönten Emir Sehud des Zweiten, des unglücklichen enthaupteten Abdallah Bruder. Von unſerm Prieſter- und von unſerm Fürſtengeſchlecht ein Sproß. Sie werden noch in dieſem Jahre ihre getreuen Wahabiten um ſich verſammeln und gegen die Aegypter losbrechen.“

„Werden ſie Mekka erobern, werden ſie Schätze erbeuten?“ rief der junge Mann mit flammenden Augen.

„Sie werden Alles, was ſie wollen,“ entgegnete der Kaufmann lächelnd; „denn dem Kühnen iſt nichts unmöglich, und dem Muthigen gehört die Welt. Der Sheikh von Dſchebrin, jener Ibban ibn Said, dem Dein Großvater bei der Erſtürmung von Mekka das Leben gerettet, ſammelt Krieger für Faiſol und Zabika, um wieder auf Mekka loszuſtürmen.“

„Aber ich bin arm!“ rief der junge Beduine verzweifelt. „Mein Großvater und mein Vater ritten in prächtiger Abba, und ihre Stuten trugen goldene Zäume. Soll ich kommen in meinem Kittel und barfuß und meine Stute am Strick leiten?“

„Zeige mir doch die ſchöne Stute, von der Dein Ahn ſo viel Rühmens macht.“

Jeſuf ſprang auf und lief hinter das Zelt. Ein Paar Minuten darauf führte er mit ſtolzen funkelnden Blicken das herrlichſte Roß heraus, das je Arabiens Wüſtenſand mit dem Bauche ſtreifte. Sein Wuchs war ſchlank und zierlich, vom ſchönſten Ebenmaß, ſeine Füße wie vom geſchickteſten Künſtler geſchnitzt, ſein Kopf über allen Ausdruck edel und verſtändig, ſein hervorquellendes reines Auge, wie von Menſchengeiſt durchblitzt. Aus den Zügen ſeines Geſichts war alle Thierheit verbannt; man ſah eine Seele darin, ein Gefühl, einen Wechſel der Empfindung. Das Fell der Stute glänzte wie eine matte Silberfläche oder wie ein weißgrauer ſchwerer Seidenſtoff. Die Bewegungen des Pferdes waren ſtolz und großartig, voll Selbſtgefühl.

Des Kaufmanns Augen hingen mit ſtaunender Ueberraſchung an dem Roß und glänzten von Augenblick zu Augenblick ſtärker und freudiger. „Dein Großvater,“ ſagte er endlich mit gleichgültiger Betonung der Stimme, „hat nichts übertrieben. Es iſt ein ausgezeichnetes Pferd. Aber was klagſt Du noch über Armuth? Du biſt der reichſte Mann Deines Stammes. Willſt Du mir die Stute verkaufen, ſo zahle ich Dir dreitauſend Piaſter dafür. Gehe mit mir nach Anerzy, dort will ich Dir das Geld auszahlen; denn ich habe jetzt noch nicht ſo viel gelöſt.“

Der Beduine ſtand wie zu einer Bildſäule verwandelt. Das unerwartete Wort des Kaufmanns war ihm wie ein glühender Pfeil in die Seele gefahren, und der Schrecken darüber hatte ihn ſchier ſtarr gemacht. Endlich ſchüttelte er ſich und ſprach: „Daß mich Gott behüte, Nehr zu verkaufen, die Augenweide meines Großvaters, die Freundin meines Weibes, meinen Stolz. Nimmermehr, und wenn Du mir noch zehnmal mehr böteſt!“

„Dann klage auch nicht über Deine Armuth, wunderlicher Knabe, und ſage nicht, daß es Dir Ernſt iſt, in den Reihen der Wahabiten zu kämpfen und Dir Schätze zu erobern. — Die reichſten Kleider könnten Dich zieren, der prächtigſte Turban ſich auf Deinem Haupte wiegen, ein goldgeſtickter Gürtel Deine Hüften umſpannen, ein Jambea mit elfenbeinerm Griff und goldnen Buckeln in dieſem Gürtel ſtecken, ein reicher Säbel Deine Schritte umklirren; Deine Füße könnten ſich in rothen Schuhen wichtig machen, und Dir noch Gold genug übrig bleiben, um Dir noch drei Stuten zu kaufen, ſchöner als die ſchönſten und beſten in den Zelten Deiner Stammgenoſſen. Du könnteſt Fahnenträger des Sheikh Ibban ibn Said werden und ſeine wunderſchöne Tochter Dſchidda erwerben, von der man im Gebirge überall ſpricht und ſingt; ja Du könnteſt wohl Nakib*) der heldenmüthigen Zakiba werden oder Faiſols, des tapfern Kriegers. — Aber Deine Stute iſt Dir lieber. So ſchweige denn und laß mich meines Weges ziehen.“ —

---

*) General, Anführer.

Joſuf war wie vernichtet. Das Roß, das jedes Wort verſtanden zu haben ſchien, ſah ihn mit einem traurigen Blicke an. Ein furchtbarer Kampf, wie er noch keinen beſtanden, tobte in des Beduinen Bruſt. Er wich nicht von der Stelle. Die Stute beſchnopperte ihn vertraulich und küßte ihm die Wange, aber er erwiederte ihre Liebkoſungen nicht wie ſonſt; dann hing auch ſie betrübt den ſchönen Kopf.

Unterdeſſen war der Tag hell und glänzend aufgegangen, und die Karawane rüſtete ſich zum Aufbruch. Aus den Zelten kamen die Männer und Frauen mit ihren Kindern, die Fremden abziehen zu ſehen und ihnen den Friedensgruß mit auf die Reiſe zu geben. Auch Maleka trat mit ihrem Töchterlein zu der Stute Nehr, ihr den Kopf ſtreichelnd und die Weichen ſanft ſchlagend und ſüße Namen gebend. Da blickte das Thier alſobald freundlich auf die junge Frau und dehnte den ſchlanken Hals nach ihr und dem Kinde und leckte Beider Geſicht und Hände. Maleka ſprang in’s Zelt zurück und brachte einen Napf voll friſcher Kameelmilch, die ſie eben gemolken hatte, und eine hölzerne Schale voll Gerſte, und das Töchterlein trug eine andere voll Hirſen, und Beide reichten abwechſelnd die Leckerbiſſen der geliebten Stute dar. Nun trat auch der greiſe Abu el Abeß hinzu, und die Stute wieherte freudig auf bei ſeinem Anblick, ihm gleichſam den Morgengruß entgegenrufend. Der Alte küßte Maleka und ihr Kind auf die Stirn, und ſiehe auch die Stute bot ihm die Stirn dar, und auch ſie küßte er darauf wie ſeine Kinder. Seine zitternde Hand glitt ſchmeichelnd auf ihrem Felle hin, während innige Freude über ihre Schönheit aus ſeinen Augen strahlte. Mehr aber ſchauerte vor Wonnebehagen und gab durch Blicke und Bewegungen ihre Anhänglichkeit an die kleine Familie kund. Der Greis trat zum Kaufmanne, um deſſen Lobſprüche über das Pferd zu vernehmen; dieſer war aber ziemlich kurz, bot den Abſchiedsgruß und gab das Zeichen zum Aufbruch. Joſuf's Glieder zitterten faſt convulſiviſch. Als der Kaufmann an ihm vorbeiſchritt, um ſein Kameel zu beſteigen, ſagte er: „Ich heiße Hamed el Chalil und wohne in Aneyze, wohin ich jetzt ziehe. Haſt Du etwas an mich zu beſtellen, ſo mußt Du's binnen vier Wochen thun; denn dann reiſe ich nach Kahira und Alexandrien.“

Joſuf öffnete den Mund, bewegte die Arme, und das verhängnißvolle Wort ſchwebte ſchon auf ſeinen Lippen; aber ſein Auge fiel auf den Großvater, auf das Weib und das Kind, und auf die Stute, um welche jene ſtanden und ihr liebkoſeten, und ſein Mund ſchloß ſich wieder, ſeine Arme ſanken wieder ſchlaff am Leibe herab. Die Karawane zog ab; Joſuf's Augen verfolgten ſie lange in der Wüſte; dann umarmte er die Stute mit wilder Leidenſchaftlichkeit und brach in ein heftiges Weinen aus. Das Roß aber wieherte freudig und legte dankbar den Kopf auf die Schulter ſeines Reiters. Und er ſchwang ſich darauf und ritt ſtolz, wie ein König, durch die Reihen der Zelte, und Maleka und Abla jubelten ihm nach. Abu el Abeß ſegnete ihn.

Aber das war nur ein flüchtiger Moment. Joſuf wurde bald darauf deſto ſtiller und mißmuthiger, und ſeine Traurigkeit nahm von Tag zu Tag mehr überhand. Unberührt lagen die Durohkuchen, die ihm ſein Weib gebacken; das friſche Naß der Quelle netzte ſelten ſeine brennenden Lippen; er lag träumeriſch am Rande der Oaſe, und ſein Auge irrte unſtät in der ſchwefelgelben Ferne der Wüſte. Die Worte Hamed el Chalils brannten ihn, wie feurige Kohlen, in der Seele; er hatte vor ihnen nicht mehr Ruh und Raſt. Er träumte bei Nacht und Tag von nichts als eroberten Schätzen; er ſah ſich im prächtigen Turban mit goldenen Waffen und die wunderſchöne Sheikstochter in ſeinen Armen. Maleka, tief bekümmert um ihn, verdoppelte ihre Zärtlichkeit; aber er wies ſie unwirſch zurück; ihre Küſſe waren ihm unerträglich, und ſie floh weinend zu Abu el Abeß Knieen, um dem Greiſe ihren Kummer zu klagen. Wenn Joſuf aber mit ſeiner Stute allein war, ſchlang er die Arme um ihren ſchlanken Hals und weinte. So vergingen zwei Wochen, und Jedermann fragte: was nur mit dem muntern Joſuf vorgegangen ſei, und man antwortete: böſe Geiſter müſſen ihn bezaubert haben. Da kam eines Tags ein Beduine eines benachbarten Stammes und brachte die Kunde, die Wahabiten im Gebirge bereiteten einen neuen Ueberfall auf Mekka, und der Sheikh Ibban ibn Said rufe zu ſeinen Fahnen. Als dieſe Worte in Abu el Abeß Zelt drangen, fiel Joſuf vor ſeinem Großvater nieder und rief: „Laß mich mit ziehen und kämpfen in den Reihen unſrer Glaubensgenoſſen; laß mich auch ſchöne Kleider und goldene Gefäße erbeuten, wie Du! Ich will mich unter die Fahnen Ibban ibn Saids ſtellen.“

„O Du eitler, thörichter Knabe,“ ſeufzte der Greis. „Nicht um Deinen Vater und ſeine Brüder zu rächen, nicht um die Schmach, die auf den Rechtgläubigen liegt, abzuwaſchen, nicht der Wahrheit den Sieg zu verſchaffen, willſt Du in den heiligen Krieg ziehen; nein, um Schätze zu erbeuten! Ich kenne Deine Hoffart, mein verblendeter Sohn. Bleibe bei uns, mein Kind, und lerne Dich mit dem begnügen, was unſer iſt. Wer nicht reines Herzens in den Krieg geht, darf nicht auf Sieg hoffen, und Du biſt kein würdiger Streiter in den Reihen der Wahabiten.“

„Du ſelbſt haſt Dein Glück und Deinen im Kriege erbeuteten Reichthum gerühmt.“

„Der unſelige Wein des Kaufmanns ſprach aus mir; ich hatte viele Jahre keinen Tropfen Weines genoſſen. Vergiß meine thörichten Reden. Ich habe ſie ſchon zu tauſend Malen bereut; denn ich wußte, daß meine Worte Dich aufgeregt hatten. Sieh, ich bin über achtzig Jahre alt und kann nur wenig mehr verrichten. Wer ſoll unſre Schafe warten und unſre Kameele, wenn Du von dannen ziehſt? Und Du wirſt nicht wiederkehren; fern von den Deinen wirſt Du an tödtlichen Wunden ſterben oder verſchmachten im Sande der Wüſte. Denn Du biſt zum Hirten erzogen und nicht zum Krieger. Ich habe fünf Söhne geopfert; ſoll ich Dich auch noch verlieren? Die Wahabiten ſind nicht mehr einig unter einander. Und ſeit böſer Zwieſpalt ſie getrennt, iſt ihre Sache verloren. Du wirſt nichts gewinnen. Bleibe!“

Maleka umſchlang des Gatten Knie; das Töchterlein hing ſich an des Vaters Hals. Alle weinten, Alle flehten, und Joſuf ſtand ſchweigend auf und ging an ſein Geſchäft. Er ſchien plötzlich ruhig und zufrieden. Aber er ſchien es auch nur. Denn kaum waren die

Sterne der Mitternacht über dem Zelte aufgegangen, als Joſuf ſtill heranſchlich, die Stute losband, ſie leiſe um den Rand der Oaſe führte und ſich darauf ſchwang. Ein Blick noch zurück, und dort flog er hin auf dem Adler der Wüſte durch die weitgedehnten Sandſteppen, und die Sterne waren ſeine Führer. Nach Aneyzy ging ſein Weg.

* * *

Joſuf ſprengte in Hamed el Chalils Hof. Ein reichgekleideter junger Sheikh war eben im Begriff, ſich dort in den Sattel ſeines Pferdes zu ſchwingen. Ein Kameel wurde beladen und gezäumt. Der Kaufmann ſtand mit freundlichem Geſicht bei dem Sheikh, das ſich noch mehr verklärte, als er die herrliche Stute und ihren Reiter erkannte.

„Salam aleikum!“ und „Alaikum eſſalam!“ *) tönte es herüber und hinüber.

„Bringſt Du mir Deine Stute, Joſuf?“

„Hier haſt Du ſie. Zahle mir ſchnell das Geld und verkaufe mir ein andres Thier. Mach's kurz, daß mir das Herz nicht bricht!“

---

*) „Friede ſei mit Dir!“ und „Auch mit Dir ſei Friede!“ Arabiſcher Gruß und Gegengruß.

Der Kaufmann bot Speiſe und Trank, aber der Beduine nahm keinen Biſſen; er zitterte heftig, und Thränen füllten ſeine Augen. Die Stute, die traurig da ſtand, wagte er nicht anzuſehen. Hamed zählte das Geld auf. Der Sheikh ging mit leuchtenden Augen um das Pferd, trat dann näher, befühlte ihm Hals und Bruſt, hob ihm die Füße und ſtrich ihm das Fell.

„Was erhältſt Du für die Stute?“ fragte er endlich den traurigen Wüſtenbewohner.

„Dreitauſend Piaſter.“

„Narr!“ verſetzte Jener und ging in das Haus. Bald darauf kam Hamed heraus, übergab Joſuf das Geld und ſprach: „Da Du nach Dſchebrin ziehſt, um Dich unter die Fahnen Ibbans zu ſtellen, ſo kannſt Du mit dem Sheikh Ahmed ibn Hobaiſch, den Du ſo eben hier geſehen und geſprochen haſt, reiſen. Auch er will ſich dem Heere der Wahabiten anſchließen.“

„Erſt ein Pferd für mich, ein ſchönes Pferd, dann einen koſtbaren Turban und geſtickte Schuhe, rothen Gürtel, blitzende Waffen, ſeidne Gewande!“

„Komm herein und wähle! Du ſollſt Alles haben.“ — Joſuf küßte Nehr und weinte. Dann riß er ſich von der geliebten Stute los und ging in Hameds Magazin. Der eitle Jüngling wählte das Schönſte und Reichſte. Glühend vor Stolz, Eitelkeit und Haſt, warf er ſich in die neuen Kleider. Als ein verwandelter Mann trat er wieder auf den Hof heraus, um ſich die Pferde Hameds vorführen zu laſſen. Des Handels unkundig, hatte er bald gewählt, aber nun fand ſich, daß ihm faſt nichts von ſeinem Gelde übrig blieb. Doch im Vordergrunde ſeiner neuen Laufbahn lagen ja die Schätze Mekka's und Medina's, und er ſchwang ſich ſorglos auf ſein ſchon geſatteltes und gezäumtes Pferd.

„Du brauchſt Dich noch nicht von Nehr zu trennen,“ ſagte der hinzutretende Hamed. „Ahmed ibn Hobaiſch hat mir ſo eben das Pferd wieder abgekauft, und es geht mit nach Dſchebrin.“

Das war ein Stich in Joſuf's ſtolzes Herz, ſeine geliebte Stute ſtets zu ſehen als Eigenthum eines Andern. Und doch war ihm dieſer Zufall wiederum lieb; hatte ihm doch ſchon im Herzen bei dem Gedanken gegrauſt, daß er nun von Nehr gehen und ohne ſie leben müſſe, und er hatte ſich die Möglichkeit einer Trennung von ihr gar nicht vorſtellen können. Nun konnte er doch wenigſtens bei ihr ſein, mit ihr ſprechen, ſie füttern und ſtreicheln, konnte ſeine Augen an ihrer Schönheit laben. Er ließ ſich nun ein kleines Mahl gefallen, und nahm dann mit dem Scheikh Abſchied von dem Kaufmann, der Beiden mit freudeſtrahlendem Geſicht Sieg und Glück wünſchte.

Und ſie zogen fürbaß, Reiter und Kameele. Ahmed ritt Nehr, die ihren ehemaligen Herrn in ſeiner reichen Kleidung mit wehmüthigen Blicken anſah, die ihm wie bittre Vorwürfe vorkamen und durch das Herz ſchnitten.

„Was haſt Du für die Stute gezahlt?“ fragte Joſuf ſeinen vornehmen Reiſegefährten kleinlaut.

„Sechstauſend Piaſter. Hamed hat Dich betrogen, aber Du kannſt ihm deshalb nichts anhaben; denn Du haſt nicht mehr gefordert. Das Pferd iſt ſogar noch mehr werth, als was ich dafür gezahlt habe, und Hamed hat mir zum Glück ſeine außerordentliche Schönheit auch nicht recht zu würdigen verſtanden, ſonſt hätte er das Doppelte gefordert, und ich hätte es ihm gezahlt. Mir könnte einer das Dreifache bieten, ich gäbe es nicht hin.“

Das waren ſchreckliche Worte für den unerfahrenen Joſuf. Er wunderte ſich über ſich ſelbſt, daß er nicht vor Schrecken vom Pferde fiel; aber im Herzen ſchwur er dem Betrüger, der ihn verlockt und verführt, blutige Rache. Sie reiſeten weiter, und Ahmed fragte, aus Langerweile, den eiteln Joſuf über ſeine Angelegenheiten aus. Der war denn bald mit Erzählen fertig, und nun kam das Fragen an ihn.

„Warſt Du ſchon in Dſchebrin?“

„Nein, ich diente im Heere des Paſcha von Aegypten.“

„So biſt Du kein Wahabit?"

„Doch bin ich's. Sonſt würde ich nicht zu Ibban ibn Said gehen. Ich lernte die Aegypter und ihre Kriegskunſt kennen, um ſie nachher zu ihrem Verderben gegen ſie ſelbſt zu benutzen."

„Dann wirſt Du dem Scheikh von Dſchebrin willkommen ſein."

„Gewiß; ſehr willkommen. Das weiß ich ſchon."

„So biſt Du ihm ſchon bekannt?"

„Nicht perſönlich, aber brieflich. Er erwartet mich und wird mir zum Lohne, daß ich zu ihm übergehe und ihm die Schwächen der Aegypter verrathe, ſeine ſchöne Tochter Dſchidda zum Weibe geben. Für ſie ſind die Geſchenke beſtimmt, die ich bei Hamed gekauft, und mit denen ich das Kameel beladen habe."

„Dſchidda Dein Weib!" rief Joſuf beſtürzt, und ein zweites Meſſer ging durch ſeine Seele. „Abermals betrogen von dem ſchändlichen Hamed!" ſeufzte er in ſich hinein.

„Kennſt Du ſie?"

„Ach nein! Ich hörte nur von ihrer außerordentlichen Schönheit." —

Vom wildeſten Schmerz gemartert, ritt Joſuf neben dem glücklichen, der im Beſitz ſeiner ſchönen Stute war, und nun auch in den Beſitz des reizenden Mädchens kommen ſollte, das ſich der thörichte Knabe ſchon als ſein Eigenthum geträumt hatte. — Und ſie zogen weiter durch die Wüſte. Joſuf's Gedanken flogen nach dem heimiſchen Zelt; es regte ſich etwas wie Reue in ſeiner Bruſt. Abends, wenn er ſich niederlegte, ſah er im Geiſte ſein ſtill weinendes Weib, hörte er ſeinen laut jammernden, ihn verfluchenden Ahn. Er wäre gern auf und davon geritten, aber die Scham ließ ihn nicht heimkehren, und Rehr hielt ihn bei Ahmed zurück. Er war wie durch Zauber an die Stute gebannt.

Am dritten Tage hatten ſie ein tiefes, ödes, ſchauerliches Felſenthal zu paſſiren. Kaum waren ſie hinein, als ein Haufe ägyptiſcher Soldaten hinter einem mächtigen Felſen hervor ſich auf ſie warf.

„Ergieb Dich, Verräther Ahmed,“ ſchrie der Anführer, „Dein Plan iſt Ibrahim Paſcha verrathen. Ergieb Dich. Ich muß Dich lebendig bringen oder Deinen Kopf.“

Ahmed kannte ſein Loos, wenn er ſich ergab, und griff lieber nach den Waffen, als ein tapfrer Mann, um das Mögliche zu verſuchen, oder wenigſtens ſein Leben ſo theuer als möglich zu verkaufen. Die ägyptiſchen Soldaten bekämpften ihn hitzig, und er wehrte ſich verzweifelt. Seine Sklaven und Anhänger ſtanden ihm bei, aber Joſuf hatte nicht Luſt, ſich für den ihm verhaßten Mann todtſchießen zu laſſen. Er ergriff die Flucht und ſprengte in die Felſen hinein. Da ziſchte eine ihm nachgeſandte Kugel ſeinem Pferde durch den

Leib; es ſtürzte unter ihm zuſammen. Er raffte ſich auf und erglimmte die Spitze des Felſens. Unter ihm tobte das Gefecht. In dieſem Augenblicke ſpaltete ein Säbelhieb Ahmed's Kopf; er ſtürzte, und Nehr war frei. Schon griff einer der Aegypter darnach. Da rief Joſuf ſchmerzlich laut und zärtlich flehend: „Nehr! Nehr! Mein treues Roß!“ Und im Nu riß ſich die Stute los, warf den Mann, der ſie halten wollte, über den Haufen, und ſchoß wie ein Blitzſtrahl durch die Soldatenhaufen dem Felſen zu und ſetzte von Stufe zu Stufe, von Klippe zu Klippe höher und höher empor, wie ein Steinbock oder eine Gazelle. Joſuf, freudetaumelnd ihr entgegen, umhalſt ſie, küßt ſie, ſchwingt ſich in den Sattel, und dort ſauſt er jauchzend hin durch die Felſen und das Geklüft und iſt in wenigen Minuten aus dem Thale und gerettet.

---

Zu Dſchebrin reitet er ein, wie ein reicher Emir, der hochmüthige Sohn der Wüſte. Seine treue Stute, die er ſo treulos behandelt hatte, iſt wieder ſein Eigenthum und hat ihm großes Glück gebracht. In den Satteltaſchen ſteckte des Sheikh Ahmed ibn Hobaiſch beträchtlicher Reichthum in blanken Goldſtücken, und Joſuf hat davon verſchwenderiſchen Gebrauch gemacht. Er hat von einer Kaufmannskarawane, die ihm begegnet iſt, buntſeidne Gewänder, Shawls, Gold- und Silberſtickereien, Perlengehänge und Gürtel gekauft, große und theuere Teppiche, ein zierliches Zelt und allerlei Tand, und hat Alles auf ein Kameel geladen, er hat Sclaven gefeilſcht und Begleiter geworben und kommt als ein reicher Fürſt vor Ibdan ibn Said's Haus. Man eilt ihm mit dem Friedensgruße entgegen; der Hausherr hebt ihn von der unvergleichlichen Stute, die ſeine Augen verſchlingen, und Joſuf ſpricht ſtolz: „Ich bin der Sheikh Ahmed ibn Hobaiſch, der dem Aegypter gedient, und komme Deine Tochter Dſchidda zu erwerben, wie wir verabredet haben.“

„Dein Eingang ſei geſegnet!“ rief der hocherfreute Sheikh. „Ich habe Dich erwartet in dieſen Tagen. — Mein Bruder, Du reiteſt eine Stute, wie der Paſcha von Aegypten ſchwerlich eine zweite hat.“

„Sie iſt das edelſte Blut der Wüſte, mein Bruder. — Doch laß mich meiner ſchönen Braut den Schleier heben und die Geſchenke zu Füßen legen, die ich ihr mitgebracht habe.“

Ibdan führte den neuen Freund in's Haus. Es wurden Schafe und Kälber geſchlachtet, und das Verlobungsfeſt des reichen Sheikh Ahmed vorbereitet. Boten flogen an alle Stämme der Wahabiten mit der Kunde: Ahmed ibn Hobaiſch iſt angekommen, der uns rächt an dem gottverfluchten Rothkopf Ibrahim Paſcha. Ziehet euch zuſammen; am dritten Tage der ſechſten Woche wollen wir auf der Stätte der verwüſteten Deratjah zuſammen ſein und gegen Mekka aufbrechen. —

Die Ankunft des erwarteten Ahmed flog in der Stadt von Mund zu Mund, aber weit mehr Aufſehen, als er ſelbſt, machte ſeine Stute, die zu ſehen und zu bewundern Alles zuſammenlief. Joſuf, der Betrüger, genoß mit vollen Zügen das lang und heiß erſehnte Glück. Seht, wie er auf ſeinem prächtigen Roſſe im reichſten Schmucke arabiſcher Kleidung ſtolz durch die gaffende Menge reitet, ſelbſtgefällig lächelnd über die allgemeine Bewunderung, die ihm zu Theil wird! Endlich glaubt er das heißerſehnte Ziel erreicht, der ſtolze, thörichte Knabe, und wie übermüthig macht ihn das leicht errungene Glück! Trug je ein Emir ſolchen von Goldſtickereien ſtarrenden Gürtel, ſolch eine Jambea, ſolche Piſtolen darin! Lang flattert der golddurchwirkte, goldbefranzte Saſch zwiſchen ſeinen Schultern herab, ſich auf dem Haupte zum ſtattlichſten Turban wölbend; purpurne, goldgeſtickte Schuhe zieren ſeine Füße. Seine Stute trägt Zäume aus den Werkſtätten von Damaskus, wie ſie dortnur für die Paſcha's gearbeitet werden. Und Dſchidda, die reizendſte aller Wahabitentöchter, iſt ſeine Verlobte. Schüchtern und erröthend ſteht ſie ihm gegenüber und empfängt ſeine Geſchenke. Sie iſt ſchlank, wie eine Gazelle, ſchlank wie Joſuf's allbewundertes Roß. Sie hat dem Verlobten den Schleier abgelegt, und ſeine wonnetrunkenen Augen ſchwelgen in ihrer unvergleichlichen Schönheit. Vollendete Formen, überhaucht vom Duft der erſten zarten Jugendblüthe, ein feuchtes, ſeelenvolles, verlangendes, ahnendes Auge; zierliche und geſchmeidige Glieder, Hoheit und doch Einfachheit in der Erſcheinung und Bewegung, und über Alles der höchſte Reiz der Natur, der jedes Männerauge ſogleich beim erſten Blick gefangen nimmt, ehe es noch von jedem einzelnen Theile beſonders gefeſſelt wird. Eingefädelte Goldzechinen, mit weißen und rothen Blumen untermiſcht, bedecken ihr kleines Haupt, deſſen ſchwarzes, glänzendes Haar in hundert kleine Zöpfchen geflochten iſt, wie wenn ein Blumen- und Goldregen auf ſie niedergefallen wäre; ihre herrliche Bruſt blos, eine mit ſilbernen Blumen geſtickte Tunika mit einem Shawl um ihre Weichen geſchürzt; ihren Rücken umſpannt eine Weſte von hellgrünem Tuch mit goldenen Säumen, deren Schöße frei auf die zierlichen Hüften herabfallen, und deren weite, bis an die Ellenbogen offene Aermel ihre runden ſtraffen Arme und kleinen Hände umflattern; ihre Beine von weiten, blendendweißen Beinkleidern mit tauſend Falten umhüllt, und die nackten Füße über dem Knöchel mit Spangen von getriebenem Silber umſchloſſen. Eine dieſer Spangen hat kleine, ſilberne Schellen, die bei jedem Schritte des holden Mädchens ertönen. Dies iſt das unvergleichliche Weſen, das nun Joſuf's Weib werden ſoll. Entzückt reicht er ihr die Hand und küßt ihre Stirn, und vergeſſen iſt Maleka, das treue Weib in der Wüſte.

„Sie ſei Dein Weib," ſagt der Sheikh Ibban zu Joſuf, „wenn wir Mekka erobert und die empfangene Scharte an Ibrahim ausgewetzt haben. So iſt es Zabika's und Faiſol's Wille, die am beſtimmten Tage mit ihren Heerhaufen zu uns ſtoßen werden; und ſo iſt's der meinige. Das Siegesfeſt über unſre Feinde ſei Dein Hochzeitsfeſt, Ahmed."

Joſuf gab damit ſeine Zufriedenheit zu erkennen; er träumte ſich ſchon im Beſitz aller Schätze Mekkas, und Dſchidda als größte und lebendige Zierde derſelben, die duftende Blumenkrone ſeines Hauptes.

Dſchidda ſtand jede Stunde des Tags im Hofe oder im Stalle bei Nehr und ſtreichelte mit ihrer kleinen Sammethand das Sammetfell der ſchönen Stute, fütterte ſie mit Honigbrod, Zucker, Hirſe und Weizen und gab ihr Kameelmilch zu trinken.

„Giebt es vollendetere Geſchöpfe, jedes in ſeiner Art, Dſchidda als Weib, Nehr als Stute?" fragte eines Tages Joſuf den Sheikh.

„Darum eben ſollte Deine Stute Deiner Braut gehören," verſetzte Ibban. „Es würde nichts Schöneres auf Erden geben, als Dſchidda auf Nehr. Ich wundere mich, daß Du zu den Brautgeſchenken nicht Dein Roß hinzugefügt haſt.“

Dieſe Rede berührte Joſuf unangenehm, aber er antwortete: „So ſie das Pferd wünſcht, iſt es ihr Eigenthum, wenn wir ſiegreich heimkehren.“

Am Abend ſagte Dſchidda mit ſchmeichelnden Tönen zu Joſuf: „Setze die Stute nicht den Gefahren der Schlacht aus. Sie bleibe hier, von mir geliebt und gepflegt.“

Da tönte Pferdegetrab auf dem Hofe; Menſchenſtimmen ließen ſich dazwiſchen vernehmen. Ein reicher Araber ritt ein, umgeben von Kameelen und Sklaven. Ibban eilte dem ihm unbekannten Herrn entgegen, um ihn vom Pferde zu heben. Auch Joſuf war hinabgeeilt, die Pracht des Fremden und ſeine ſchönen Pferde zu beſehen. Dieſer ſprach zu Ibban: „Ich bin Ahmed ibn Hobaiſch, der Sheikh, der um Deine Tochter Dſchidda freit, mein Bruder, wie wir brieflich mit einander verabredet.“

Ibban trat beſtürzt einen Schritt zurück, und Joſuf erblaßte. War nun dieſer Mann wirklich Ahmed oder war es der geweſen, den Joſuf unter den Streichen der ägyptiſchen Soldaten hatte fallen ſehen? Joſuf war ſchnell gefaßt; er hielt das Letztere für das Wahrſcheinlichere und glaubte mit Frechheit am meiſten ausrichten zu können.

„Das lügſt Du, beim Barte meines Vaters!“ ſchrie er laut. „Du biſt nicht Ahmed. Ich bin's.“

„Du?“ rief der fremde Araber erſtaunt. „Du biſt Ahmed, der in Ibrahim Paſcha's Heere diente? Daß Deine Zunge ſchwarz werde ob der frechen Lüge! Ich bin Ahmed, dem Ibban ſeine Tochter zugeſagt hat.“

Die beiden Gegner, von denen jeder der Sheikh Ahmed ſein wollte, maßen ſich mit feindſeligen Blicken. „Ich will es mit dem Säbel beweiſen, daß ich's bin!“ rief Jeder und zog blank, aber Ibban trat dazwiſchen und ſprach; „Nicht alſo! dadurch wird die Wahrheit nicht an's Licht gefördert. Ehe das Heer ſich verſammelt, kommt Hamed el Chalil, der Kaufmann aus Aneyzy, mit ſeiner Karawane, mir Kriegsbedürfniſſe zuzuführen. Er war der Bote zwiſchen mir und Ahmed ibn Hobaiſch, und er wird zwiſchen euch entſcheiden, welcher der rechte Ahmed iſt. Bis dahin haltet euch fern von einander.

„Ich bin es zufrieden,“ verſetzte Jeder mit trotziger Zuverſicht, und Staunen ergriff alles Volk umher.

Dſchibba zog ſich zurück und ließ ſich weder vor dem Verlobten, noch vor dem neuen Bewerber ſehen, der ſein prächtiges Zelt vor der Stadt aufgeſchlagen hatte und mit trotziger Miene einherging und ritt und Gold verſchwendete, als habe er eine eigene Goldgrube und eine Münzwerkſtätte dazu. Alle andern Betheiligten waren in einer großen Spannung, und die Bewohner der Stadt erwarteten ungeduldig die Entſcheidung dieſes ſonderbaren und unerhörten Handels. Von der größten Unruhe aber wurde Joſuf gepeinigt. Sein überſchwengliches Glück war plötzlich und gänzlich unerwartet in eine eben ſo große Marter verwandelt, und er dachte wieder an ſein ſtilles, häusliches Leben im Zelte ſeines Großvaters. Wenn ihm zu Sinne kam, daß ſein Gegner wirklich Ahmed ſei, ſo grauſte es ihm, und er wünſchte ſich zurück in die Wüſte; ja in ſchwachen Stunden war er halb und halb entſchloſſen, ſich heimlich und bei Nacht auf und davon zu machen. Aber es kam ihm vor, als ſei er von hundert Augen bewacht, und mehr noch als er ſelbſt, ſein edles Pferd. Deshalb beſchloß er, die Ankunft des Kaufmanns abzuwarten. Tag für Tag ritt er aus, dem ihm verhaßten Hamed entgegen, dem er im Herzen den Tod geſchworen hatte, um jetzt zuerſt von ihm zu erfahren, ob der zweite Bewerber der rechte Ahmed ſei, und wenn dieſer ein Betrüger, wie er ſelbſt, den Kaufmann zu gewinnen, auf welche Art es auch ſei, daß derſelbe ſeine (Joſuf's) Lüge als Wahrheit beſtätige. Endlich ſtieß er auf Hamed's Karawane, der nicht wenig erſtaunt war, ihn hier auf der Stute Nehr in ſo fürſtlicher Pracht zu ſehen. Joſuf zog ihn bei Seite und erzählte mit oft ſtockender Rede die Vorfälle der letzten Zeit.

„Den Du bei mir im Hauſe kennen lernteſt, den

Käufer Deiner Stute, war Ahmed. Dein mir wohlbekannter Gegner iſt Khold ibn Barmack.“

„Gieb mich für Ahmed aus, und ich belohne Dich fürſtlich,“ bat Joſuf.

„Khold ibn Barmack hat mir ebenfalls große Summen zugeſichert, wenn ich ſein Vorgeben beſtätige, und ich habe ihm zugeſagt. Deshalb hat er ſich auch ſo trotzig meiner Entſcheidung unterworfen. Wer konnte auch ahnen, daß auch Du Dich für Ahmed hier ausgeben würdeſt? Ich glaubte Dich mit Ahmed gefallen, und Deine Stute in den Händen der Aegypter. Denn das Gerücht ſagte, es ſei auch nicht Einer von Ahmed's Begleitern jenem Ueberfalle entkommen. — Doch,“ fügte er nach einigem Bedenken, das Pferd des Beduinen ſchmunzelnd betrachtend, hinzu, „gieb mir die Stute, und ich beſtätige Deine Ausſage.“

„Die Stute?!“ rief Joſuf erſchrocken. „Die Stute kann ich Dir nicht geben; ich habe ſie meiner Braut geſchenkt.“

„So verliere Stute und Braut, Ehre, Reichthum und Hoffnung zugleich. Dann beſtätige ich, daß Khold der Sheikh Ahmed iſt, und Du wirſt mit Schande und Spott fortgejagt und kannſt barfuß durch die Wüſte laufen Deiner Heimath zu.“

Joſuf zitterte heftig; das Blut drängte nach ſeinem Herzen. „Du ſollſt all meine Beute haben.“

„Ich verlange nur die Stute. Beſinne Dich kurz."

„Aber was ſoll ich Ibdan, was Dſchidda ſagen, wenn ich die Stute nicht mehr beſitze?"

„Sage: Du ſeiſt von Räubern überfallen, und ſie Dir genommen worden."

„Eine ſchlechte Auskunft für meinen Muth."

„Sage was Du willſt, nur gieb mir die Stute, oder Du biſt verloren. Du wirſt Dich ſchon auf eine gute Lüge beſinnen; Du biſt ja nicht ungeſchickt darin, wie Du den Beweis hier geliefert haſt."

„Wohlan, das Pferd ſei Dein! An dem Tage, wo Du weiter ziehſt, ſollſt Du mich vor der Stadt finden, um ſie Dir zu übergeben." — Sie wechſelten die gebräuchlichen Schwüre, und Joſuf ritt auf einem anderen Wege zurück.

Am andern Morgen zog Hamed in Ibdan's Hof. Der Hausherr eilte ihm entgegen mit allen Bewohnern des Hauſes. Die Nachbarn kamen herbei, und aus der Stadt lief viel Volks herzu. Denn nun ſollte der ſeltſame und merkwürdige Streit, der Alle ſo lebhaft beſchäftigt hatte, entſchieden werden. Bald erſchienen denn auch die beiden Gegner und warfen ſich einander ſtolze triumphirende Blicke zu.

„Welcher von dieſen Beiden iſt Ahmed ibn Hobaiſch?" fragte Ibdan den Kaufmann.

„Welche ſonderbare Frage?" rief der Schlaue und ſtellte ſich befremdet. „Kann hier ein Zweifel obwalten. Dieſer iſt's!“ Und er deutete auf Joſuf.

„Elender Betrüger!“ rief Khold. „Hör' es, Ibdan ibn Said, hört es, ihr Beduinen. Dieſer Hamed iſt ein großer Schurke. Es iſt wahr, ich bin nicht Ahmed ibn Hobaiſch; aber Jener, der ſich dafür ausgiebt, iſt es auch nicht. Der Mann, der dieſen Namen führte, iſt auf der Reiſe hierher von ägyptiſchen Soldaten, die ihm auf Ibrahim Paſchas Befehl auflauerten, erſchlagen worden. Dieſer Umſtand war Hamed, dem Kufmann, bekannt, und er forderte mich auf und unterrichtete mich, hier den Betrug zu ſpielen. Ohne ſeine Hülfe hätte ich es nicht vermocht. Dafür ließ er ſich von mir bezahlen. Der andre Betrüger wird ihm wohl noch mehr gegeben haben. Das iſt die Wahrheit.“ Nach dieſen Worten ſchwang er ſich auf ſein Pferd und ritt eiligſt davon. Seine Leute folgten ihm.

„Glaubt dem ſchlechten Menſchen nicht!“ ſagte Hamed ruhig und ſich den Bart ſtreichend. „Ich kenne ihn nicht. Nie hat ihn mein Auge zuvor geſehen. Ihr aber kennt mich ſeit lange als einen rechtlichen, wahrheitliebenden Mann. Dieſer junge Mann iſt der Scheikh Ahmed und kein Anderer.“

Joſuf eilte glücklich zu ſeiner reizenden Braut.

„Nun iſt Rehe mein!“ rief Dſchidda.

„Sie iſt Dein!“ ſagte Joſuf mit einem halb unterdrückten Seufzer. „Nur vergönne mir, ſie noch zu reiten, bis wir ſcheiden.“ —

Hamed zog am dritten Tage, nach abgemachten Geſchäften, mit ſeiner Karawane weiter, und Joſuf ritt gegen Abend auf ſeiner Stute aus der Stadt. Hamed wartete ſeiner im Gebirge. Trauernd ſtieg Joſuf von ſeinem treuen Thiere und ſchlang, einen Strom von Thränen vergießend, ſich um deſſen Hals. „Freundin meiner Jugend,“ weinte er, „treue Theilnehmerin meiner Gefahren, ich bin ein ſehr ſchlechter Menſch geworden, daß ich Dich abermals von mir gebe. Ich habe mich ſo ſehr in Lug und Trug verſtrickt, daß ich nicht mehr heraus kann. Die ärgſte Strafe für mich iſt: Dich entbehren zu müſſen. Ach, wohin hat mich mein Stolz gebracht! Wär' ich doch mit Dir zu Hauſe geblieben, und wir hätten uns ferner zuſammen an der Quelle gelagert. Wehe mir, wehe!“

Die Stute ſah ihn wiederum ſo betrübt an, als verſtehe ſie jedes ſeiner Worte, und um ihn zu tröſten, leckte ſie ſeine Schläfe. Vom wüthendſten Seelenſchmerz erfaßt, riß er ſich von dem geliebten Pferde los und eilte in ein ödes Thal, um ſich auszuweinen. Erſt am andern Morgen kehrte er mit der neuen Lüge zur Stadt zurück, daß ihn der rachſüchtige Betrüger, der ſich für ihn ausgegeben, überfallen, und er nur mit großer Noth ſein Leben gerettet habe. Dſchidda nahm dieſe

Nachricht kalt auf; ihr großes ſtolzes Auge ruhte forſchend auf Joſuf's Geſicht, der das ſeinige verlegen zu Boden ſchlug.

Seit dieſer Zeit war Dſchidda zurückhaltend gegen Joſuf und richtete ſelten ein Wort an ihn. Er aber trauerte um ſeine Stute, und die Sehnſucht nach ihr fraß ihn am Herzen. Schlaflos wälzte er ſich auf ſeinem Lager; die Bilder der Heimath traten immer friſcher vor ſeine Seele, und er vergoß oft bittere Schmerzensthränen.

Die Zeit des Scheidens nahete heran. Von allen Seiten zogen Wahabitenhaufen unter ihren Sheikhs nach dem Verſammlungsort. Endlich war die letzte Nacht da; am andern Morgen wollte Ibban aufbrechen und den Mann, auf den Alle ihre Hoffnung ſetzten, dem Emir Faiſol und der heldenmüthigen Prieſterstochter zuführen. Joſuf lag, von Angſt gefoltert, auf ſeinem Lager. Jetzt erſt kam das Mißliche ſeiner Lage wie ein ungeheueres Geſpenſt in ſeine Seele. Er ſollte einem ganzen Heere, das ihm vertraute, die rechten Mittel und Wege zum Siege angeben, die er nicht kannte. Er ſollte Ibrahim's Taktik verrathen, die ihm fremd war; er ſollte die Kunſt des Kriegs lehren, er, der unwiſſende Hirt aus der Wüſte. Aber die Hoffart und die Eitelkeit, die ihn bis jetzt in ein Gewebe von Lügen verſtrickt, trieben ihn weiter. Er begriff, daß Rückkehr unmöglich war, und ſo ſchmiedete er neue Lügenpläne. Er entwarf Angaben und Berichte, zwiſchen welche ſich die Bilder ſeines Weibes, ſeines Großvaters und ſeines Kindes mit wehmüthig warnenden Mienen drängten. O wie gern wär' er zu ihnen geeilt, wenn er es nur noch vermocht hätte! Nun vertraute er blind auf ſein blindes Glück und ſah ſich luſtberauſcht ſchon als hochgefeierten Sieger. Der knabenhafte Thor! Aber wie ſchnell er von Trauer zu Freude überſprang, ſo wieder zu Jammer und Leid. Er wehklagte, wie ein Kind, um Nehr's Verluſt: — „Wo wirſt Du jetzt ſein, mein treues Roß? Welche fremde Augen werden ſich an Deiner unvergleichlichen Schönheit erfreuen, welche fürſtliche Schenkel werden Deine ſchlanken Weichen umſpannen, und Du wirſt trauernd Deines undankbaren Erziehers gedenken? — Horch! Welch ein Ton?!" — Ein vernehmliches Pferdewiehern erſchallte vom Hofe her, wo eben Hufſchlag erklungen war.

„Allah! Allah, ſei geprieſen! Es iſt Nehr!" jubelte Joſuf, der unter tauſend und aber tauſend Pferden das ſeinige am Tone erkannt hätte. Er ſprang auf und eilte in den Hof; die treue Stute lief ihm wiehernd zu. Sie war es wirklich, und laut weinend vor Freude umarmte Joſuf das Pferd, wie ein geliebtes Mädchen, und fragte ſie mit den zärtlichſten Worten, woher ſie komme, wie es ihr gelungen ſei, ſich zu befreien, und wo ſie den ſchelmiſchen Kaufmann verlaſſen habe? Er hätte die ſchöne Dſchidda ſelbſt ſchwerlich mit ſo vielen und ſo aufrichtigen Liebesbeweiſen überhäuft, wie die theuere Stute, der er ſo viel Unrecht abzubitten hatte. Und das verſtändige Thier rieb den Kopf an ſeinem Geſicht, drängte ſich an ihn, beleckte und beroch ihn, als Antwort auf ſeine Fragen. Jubelnd und tanzend führte Joſuf ſie zum Stalle, um ſie zu füttern und zu tränken und gebehrdete ſich dabei ſchier wie unſinnig vor Freude.

Als der Morgen aufleuchtete, ſchrie er durch das ganze Haus, daß die Stute wieder da ſei, und Dſchidda kam mit Andern herbei und ſprach: „Nun iſt die Stute mein, und Niemand ſoll ſie mir wieder rauben.“

Dieſe ſtolzen Worte dämpften Joſuf's Freude; aber er mußte ſchweigen. Er begriff wohl, was er in Dſchidda's Augen galt, und daß ſie ſein Pferd mehr liebte als ihn, und ihr an Nehr's Beſitz mehr gelegen war, als an dem ſeinigen; aber er mußte ſich mit Beſchämung geſtehen, daß er das Alles nicht beſſer — ja eigentlich noch weit ſchlechter — verdient habe.

Man rüſtete ſich zum Aufbruch. Dſchidda beſtand darauf, ihren Vater und ihren Verlobten bis nach Derayah zu begleiten, um den Fürſten und die Prieſter dort zu begrüßen. Aber der Grund ihres Drängens war ein andrer. Das ſtolze Mädchen wollte vor dem ganzen

Heere und ſeinen Führern auf der ſchönen Stute glänzen und ſich bewundern laſſen. Sie hatte es oft genug aus ihres Vaters und Joſuf's Munde gehört: „Es giebt nichts Herrlicheres auf Erden, als Dſchidda auf Nehr!" um nicht den Wunſch zu hegen, dieſen Ausſpruch auch aus andrer und vieler Männer Mund zu vernehmen. Und ſo ritt ſie denn, wie eine Königin geſchmückt, auf dem herrlichen Pferde, in der Mitte der Krieger, in Wahrheit das reizendſte Bild, das je ein Auge erblickt hatte; und ſtolz trug die Stute die ſtolze Laſt.

Die Schlacht war verloren durch Joſuf's Schuld. Zu ſpät hatten die Wahabiten eingeſehen, daß ſie ihm zu viel vertraut. Ibrahim's Heer war auf den Ueberfall der beuteluſtigen Verläugner des Propheten von Mekka vorbereitet geweſen, und Tauſende hatten das kühne Wagniß mit dem Leben büßen müſſen. Ibdan war gefallen, aber Joſuf lebend in die Hände der Feinde gekommen. All ſeines Schmuck's beraubt lag er in einem armſeligen Leinwandhemde, Hände und Füße mit Stricken zuſammengebunden, mit mehrern andern vornehmen Gefangenen auf einem Kameel, um in das Lager Ibrahim Paſchas geführt zu werden. Er wußte es nur zu gut, daß ein ſchimpflicher Tod dort ſeiner harrte; denn noch nie hatte der grauſame Pflegeſohn Mahommed Ali's die mindeſte Gnade mit einem Verächter des Propheten gehabt. Am Nachmittage des dritten Tages langten ſie im Lager des ſiegreichen Paſcha an. Joſuf wurde mit den andern Gefangenen in ein Zelt gebracht, welches dem des Paſcha zunächſt ſtand. Der Erſte, der ihm dort entgegen trat, war Khold ibn Barmack, derſelbe, der ſich in Dſchebrin ihm gegenüber für Ahmed ibn Hobaiſch ausgegeben hatte. Höhniſch rief ihm dieſer zu: „Ei ſieh da, mein wackrer Ahmed, der Streit zwiſchen uns hat ſich anders entſchieden, als Du gehofft. Du biſt der Sieger und doch beſiegt, und morgen wird der Säbel eines Mamelucken Dir den letzten Lohn für Deine Lüge zahlen. Aber eigentlich dauerſt Du mich, armer Schelm! Magſt Du doch ſein, wer Du willſt, Du hatteſt eine göttliche Stute, deretwegen der ſchändliche Hamed nicht nur Dich, nein auch Deine ſchöne Braut betrog. Ja grauſam biſt Du betrogen, zwiefach, dreifach, um Dein Pferd, Deine Braut, Dein Glück, Dein Leben. Jenem Hamed habe ich den wohlverdienten Lohn gegeben. Er war ein Spion der Wahabiten und Islamiten zugleich, um von Beiden Nutzen zu ziehen. Als Bote zwiſchen Ibban und Ahmed, verrieth er den Letztern an die Aegypter, indem er ſich die Stute ausbedang, die er Dir abgeſchwatzt und jenem verkauft hatte. Sie entging ihm mit Dir, der Du dem Tode glücklich entronnen warſt. Dann diente er meinem Plane, mich für Ahmed auszugeben, damit ich die Stärke und Abſichten der Wahabiten erforſche; aber für die Stute verrieth er mich wieder in Dſchebrin. Mein Geheimniß durfte er freilich nicht verrathen, wer ich war und weshalb ich eigentlich unter euch gekommen war; denn ſein eigenes Leben war ja an dieſes Geheimniß gebunden. Bald darauf überfiel ich ihn auf der Reiſe und gab ihm den Tod. Die Stute entging auch mir in dieſem Kampfe und kehrte, wie beflügelt, zu Dir zurück. Aber Du biſt ihrer auch nicht froh geworden. Du ſchenkteſt ſie der ſchönen Dſchidda, und dieſe iſt gleich Dir gefangen worden. Aber ein andres Loos iſt ihr gefallen, als Dir. Sie wurde heute nebſt Deiner Stute zu Ibrahim Paſcha gebracht, und, ergriffen von ihrer hohen Schönheit, hat er ſie zu ſeinem Weibe erkoren. Und dies war der Stolzen eben recht. Sie wird in wenig Augenblicken hier vorüber ziehen, um im Zelte des Imam den Koran zu küſſen und ihre Irrthümer abzuſchwören. Dieſe Nacht wird ſie im Zelte des Paſcha zum erſten Male das Lager mit ihm theilen. Dich aber, ihren Verlobten, wird man morgen zum Tode führen, und ſie wird kein Wort bittender Fürſprache, keine Thräne des Mitleids für Dich haben. Deine Stute hat ſie ihrem Gemahl zum Geſchenk gemacht, und er iſt darüber ſo erfreut, daß er morgen dem ganzen Heere ein Feſt geben wird. Solch königliches Thier ſtand freilich noch nicht in ſeinen Ställen, ſo wenig die Schwelle ſeines Harem ein ſo reizendes Weib, wie Dſchidda, überſchritt. Dir aber, dem Beſitzer dieſer beiden unvergleichlichen Schätze, wird man, zur Erhöhung der Feſtfreude, den Kopf abſchlagen — armer, betrogener Knabe!"

Schweigend hatte Joſuf zugehört, aber jedes Wort ſeines mitleidigen Feindes war ihm wie ein glühendes Meſſer durch die Seele gefahren. Das Aergſte war ihm jedoch noch vorbehalten. Rauſchende Muſik ertönte vor dem Zelte des Paſcha, Offiziere verſammelten ſich dort zu Roß im glänzendſten Waffenſchmuck; Frauen auf weißen Zeltern ritten heran. Joſuf kroch auf allen Vieren, gebunden, wie er war, zum Eingang des Zeltes, wo er gefangen lag. Da wurden gegenüber die purpurnen Zeltflügel aufgeſchlagen, und heraus trat Dſchidda, verſchleiert, in goldenen und ſeidenen Gewändern, an der Hand des Paſcha. Er hob ſie freundlich auf ein ihr vorgeführtes Pferd, dann beſtieg er ſelbſt ein ſolches, und Joſuf erkannte mit unausſprechlichem Weh ſeine geliebte treue Stute. Marter der Hölle raſete in ſeiner Bruſt. Der Zug ſetzte ſich in Bewegung. Als das ſchöne, ſtolze Weib an dem unglückſeligen Beduinen vorüber ritt, ſchrie er verzweifelt: „Dſchidda, Dſchidda, rette mich! Morgen ſoll ich den Tod erleiden.“ Sie warf ihm einen kalten Blick zu und verſetzte: „Schon recht, Betrüger!“ und eilt vorbei. Aber Nehr wieherte laut und freundlich, als ſie ihren Erzieher am Boden erblickte, und dehnte den ſchlanken Hals zu ihm hinab, um ihn zu belecken. Die goldenen Zäume des Paſcha zwangen das arme Thier zum Weitergehen. Ein roher Mameluk riß mit Schlägen den verzweifelten Wahabiten in die Tiefe des Zeltes zurück. Dort wand er ſich auf dem harten Boden, bis die Nacht ſich mitleidig auf die Gegenſtände um ihn ſenkte; denn Alles, was er ſah, erhöhete die grimme Qual ſeiner Verzweiflung. Aber die Töne, die in ſeine zerriſſene Seele drangen, das Jauchzen der Soldaten, die zur Hochzeit des Paſcha rauſchende Muſik, der Geſang der Sklavinnen zum Preis der Erwählten, der Zapfenſtreich, der Zuruf der Wachen, all dieſer Lärm wurde nicht von der Nacht bedeckt, ſondern vielmehr von ihr erſt recht laut gerufen und tobete ſich in Herz und Gehirn des armen Beduinen, um ihn dem Wahnſinn zuzuführen. Er würde ſich den Tod gegeben haben, wenn er nicht an Händen und Füßen gebunden geweſen und nicht ſcharf bewacht worden wäre. Die Qual ſeiner Seele war über alle Beſchreibung furchtbar und gräßlich, und wenn ſein Leichtſinn und ſeine Thorheit groß geweſen waren, ſo ſtanden ſie doch in keinem Verhältniß zu ſeinem jetzigen Leid. Endlich

— ach, endlich! — verſtummte ein Laut um den andern und die heilige Stille der Nacht ſenkte ſich auf das Lager des Aegypters. Da ſtiegen nun die Bilder der Heimath neu, friſch und lebendig, wie noch nie, in Jeſuf's Seele empor, und löſten ſeinen ſtarren Schmerz in wilde Thränen auf. Der eitle, thörichte Wüſtenſohn, allzuhart beſtraft für ſeine Fehler, der tief Gedemüthigte der vorhin noch in ohnmächtiger Wuth geknirſcht hatte, konnte, von ſeiner regen Phantaſie zum väterlichen Zelte zurückgetragen, jetzt ſanft weinen, wie ein Kind. Er ſah den greiſen Bewohner des leichten Leinwandhauſes in der Wüſte ſeufzend, ſterbend auf dem armen Lager; er ſah die gute Maleka Hände ringend und mit verweinten Augen umher gehen; er hörte ſein krankes Kind ſchreien. Seine Phantaſie war fürchterlich treu und thätig und das Herz in der Bruſt drohete ihm zu zerſchmelzen vor unnennbarem Jammer. Mit all ſeinen mächtigen Trieben zog dies unglückliche, gramerfüllte Herz ihn zu der grünen Oaſe in der Wüſte, und hier lag er gebunden, eine ſichere Beute des Todes, ſobald der nicht mehr ferne Tag heraufgekommen ſein würde. „Mir ſchon recht!" ſchluchzte er. „Warum bin ich nicht dem wohlgemeinten Rathe meines Großvaters gefolgt, der mich beſſer kannte, als ich ſelbſt! Warum habe ich die treue Liebe meines ſeelenguten Weibes verſchmäht! Warum habe ich mein liebes Kind verlaſſen!

Ein grauſamer, ſchändlicher Menſch bin ich, und Alles, was ich leide, iſt nur ein gerechter Lohn für meine Thaten. Nicht Vaterlandsliebe trieb mich fort vom heimiſchen Boden, aus meinem Hauſe, aus den Armen meiner Lieben, nein! Glanzſucht, Eitelkeit, Hochmuth! Dafür trifft mich morgen der Säbel des Mameluken. — — Alle haben mich betrogen in dieſer treuloſen Fremde; aber war ich nicht ſelbſt ein treuloſer Betrüger? O Maleka, kannſt Du mir verzeihen! Könnte ich nur eine Stunde dieſer letzten Nacht bei Dir ſein, um Deine Verzeihung zu erbitten, und, alter Abu el Abeß, Deinen Segen Dann wollte ich gern und willig ſterben zur Sühne meiner Schuld.“ — Und, Alles um ſich vergeſſend, weinte und ſchrie er laut auf und wand und krümmte ſich in ſeinem fürchterlichen Schmerz. — — „O Schmach über Schmach!“ rief er dann plötzlich empört, „mein edles treues Roß muß ich in den Händen meines Todfeindes zurücklaſſen! Das iſt das Fürchterlichſte, das Entſetzlichſte von Allem, was mich betrifft. Die Elende, die es ihm gab, iſt keines Wortes werth, ſo blendend auch ihre Schönheit ſein mag! O Nehr, Nehr, wie abſcheulich habe ich an dir gehandelt, aber auch wie ſchrecklich werde ich dafür beſtraft!“ Und ſein Weinen und Schluchzen ſteigerte ſich zu den wildeſten Tönen des Schmerzes, der Wuth, der Verzweiflung. Da in den Zwiſchenräumen, welche körperliche Abſpannung ſeinem Jammer aufzwang, erlauſchte ſein ſcharfes Ohr plötzlich ein ihm wohlbekanntes Wiehern. „Mein Roß! Mein theueres Roß!“ jauchzte Joſuf noch immer weinend, „du willſt Abſchied von mir nehmen! Abſchied auf ewig! Du haſt meine Stimme vernommen; ich vernehme die deinige! O daß mich die Erde verſchlänge in dieſem Jammer! Ich bin der unglücklichſte aller Menſchen.“

Plötzlich fährt dem ſich ſo wild abhärmenden Beduinen der Gedanke durch die Seele: „Ich will ſie noch einmal küſſen, die geliebte Stute, ich will meinen Nehr noch einmal umarmen! Was thut's, wenn ſie mich erwiſchen? Sie ſchlagen mich höchſtens todt, und das geſchieht ja morgen doch. Ob ein Paar Stunden früher oder ſpäter, das iſt gleich.“

Und vom gewaltigſten Verlangen, die getreue Gefährtin ſeines Lebens noch einmal zu ſehen und zu liebkoſen, aufgeſtachelt, begann er langſam und leiſe ſich auf den zuſammengebundenen Händen und Knien fortzuſchleppen. Im Zelte ſchlief Alles, und er kam glücklich hinaus. Sieh auch da ſind die Wachen eingeſchlafen, berauſcht vom ungewohnten Genuſſe des Weines, den ſie zu Ehren der Vermählung ihres Feldherrn geſchlürft hatten. Joſuf kriecht weiter, dem Tone ſeiner Stute nach bis hinter das Zelt des Paſcha, wo Nehr mit den andern Pferden Ibrahims an Pflöcke angefeſſelt ſteht. Die

Pferdeknechte liegen ſchlafend am Boden ausgeſtreckt. Joſuf gelangt mit großer Mühe und Anſtrengung zu ſeinem Roſſe und drückt ſein fieberndes Haupt weinend an den zu ihm herabgebogenen Kopf des Pferdes. Er küßt es, und es beſchnobbert und beleckt ihn; er giebt ihm die ſüßeſten Namen, und es wiehert leiſe und freundlich zum Dank für ſeine wehmüthige Zärtlichkeit.

„Arme Freundin!“ klagt er, „du holde, liebenswürdige Genoſſin meiner Jugend, wir müſſen uns abermals trennen, jetzt zum letzten Mal; denn ach! wir ſcheiden auf ewig! Ich muß morgen die dunkle Straße des Todes wandeln; du mußt dein ſtolzes Haupt den prunkenden Goldzäumen des verhaßten Paſcha preisgeben. Du freie Tochter der Wüſte, wirſt ferner unter dem düſtern Steingewölbe eines Khans eingekerkert werden und dich vergebens ſehnen, den Sand deines heimathlichen Bodens mit deinem ſchnellen Hufe aufzuſchleudern und den Thau von den Grasſpitzen der Oaſe mit dem Bauche abzuſtreifen, wie du im Fluge nach der Quelle gewohnt warſt; ach! du wirſt nicht mehr, wie der Wind von Aegypten her, durch die unüberſehbaren Flächen der Wüſte jagen, deinen geliebten Freund auf dem Rücken tragend, wie ein leichtes Spielwerk. Die ſorgſamen Frauen von Beni As werden dir nicht mehr Kameelmilch, Gerſte und Hirſe bringen; ſie werden dir nicht mehr zulächeln, und die ernſten Männer meines Stammes dich nicht mehr mit beifallſpendenden Blicken verfolgen, ſo weit ſie vermögen. Maleka wird dir nicht mehr mit der hohlen Hand die ſammtenen Weichen ſtreichen, und mein Töchterchen dir nicht mehr jauchzend den Hals krabbeln. Du wirſt nicht mehr die Weide der blöden Augen des alten Abu ſein und ihm dankbar die zitternde Hand lecken. Und ich Unglückſeliger allein habe dein Unglück verſchuldet! Deine Treue habe ich mit Undank belohnt und deinen freien Nacken in die goldenen Sklavenketten des Paſcha gebogen. Es iſt billig und recht, daß ich dieſe Sünde an dir mit dem Tode büße!“ — — —

„Aber nein! Nehr, du ſollſt nicht die Sklavin Ibrahims ſein! Frei ſollſt du wieder ſein, wie du warſt, frei wie der Vogel in der Luft, wenn auch ich als ein Gefangener mich unter dem Schwerte des Mameluken verbluten muß. Wohlan, Nehr, nimm deine Freiheit von mir zurück, der ich ſie dir erſt geraubt habe! Geh, mein treues Roß! durchſauſe die Wüſte! Laß deine gleich dem Milchſchaume weiße Mähne in den Lüften flattern! Eile zu unſerm Zelte zurück! Geh', meiner geliebten Maleka zu ſagen, daß Joſuf nie mehr wiederkehren wird, und daß er ſeine jugendliche Thorheit mit dem Leben gebüßt hat. Lecke Abu's Hände und nimm für mich den Segen von ihnen. Schlüpfe mit Deinem Kopfe zwiſchen den Vorhängen des Zeltes hinein und überraſche die Bewohner, wenn ſie ſich eben von mir unterhalten. Ueberhauche das Haupt meines Töchterchens und vielleicht eines Säuglings, den mir Maleka geboren hat, und bringe ihnen meinen beſten Segen!“

Während dieſen im tiefſten Schmerze ſatzweiſe hervergeſtöhnten, mit Thränen und Schluchzen untermiſchten Worten hatte Joſuf das Seil von Ziegenhaaren, womit das Pferd an den Block gebunden war, mit ſeinen ſcharfen Zähnen durchbiſſen, und die Stute war frei. Aber das kluge Roß hatte den unbändigen und verzweiflungsvollen Schmerz ſeines jungen Erziehers begriffen; ſein Inſtinkt ſagte dem Thiere mehr als alle jammervollen Worte. Es ſenkte den Kopf und beſchnobberte den unglücklichen Mann von oben bis unten. Es ſchien zu überlegen, und ſeine Züge nahmen einen menſchlichen Ausdruck an. Plötzlich, wie von einem Gedanken durchzuckt, ergriff es ſeinen reumüthigen Freund mit den Zähnen hinten am Gürtelſhawl, hob ihn empor und jagte im Galopp davon. Die Pferdeknechte fuhren ſchreiend empor, und das Lager ſchien plötzlich lebendig zu werden. Es fielen einzelne Schüſſe, und eine Kugel pfiff an Joſuf's Haupte vorüber. Deſto ſchneller jagte die Stute, und an ihren Hufen ſchienen Flügel zu wachſen, mit denen ſie, wie mit Fittigen des Sturmwinds durch die Nacht und die Wüſte dahinſauſte, den geliebten Herrn im Munde tragend. Jetzt führte ſie den Namen in der That; ſie war der Adler der Wüſte, der eine koſtbare Beute entführt. Und über Höhen und durch Thäler, durch Steinklippen und Wüſtenſtrecken ging der wilde Lauf ohne Raſt, ohne Aufenthalt, bei Nacht und bei Tag und wieder bei Nacht. Die Sonne warf ihre glühenden Pfeile auf den ſeltſamen Reiter, und Mond und Sterne wandelten in heiliger Stille über den ſchnell verwehten Hufſpuren des edelſten Roſſes, das unabläſſig leicht wie ein Schemen oder ein Gedanke durch den öden Raum dahin glitt. Joſuf vergingen bald die Sinne; er verlor das Maß für die Zeit und wußte nicht, wie lang ihn das Roß getragen, als ihm, wie im Traume, die heimiſche Oaſe vor die Blicke trat, und Nehr ihn an der Quelle vor dem Zelte des Großvaters niederlegte. Er fühlte nur noch, daß das Roß ihm den Strick an den Händen zernagte und dann ſelbſt zuſammenbrach. Er wollte ſich ermannen und aufraffen, aber kaum auf den Füßen, die noch zuſammengebunden waren, fiel er rücklings über das ausgeſtreckte Vorderbein des Pferdes und blieb ſo beſinnungslos liegen. Es war in der erſten Frühe des Morgens. Emporgeſchreckt von dem Geräuſch, erhob ſich Maleka ſchnell und trat, mit einem Säugling auf dem Arme, das munter gewordene Töchterlein zur Seite, aus dem Zelte. Ihr freudiger Schrecken erkannte Joſuf und Nehr. Sie ſchrie laut auf, und der alte Abu erhob ſich neugierig von ſeinem Bette. Maleka warf ſich auf den ohnmächtigen Gatten und bedeckte ſein Geſicht mit eiligen Küſſen; dann ſprang ſie zur Quelle, ſchöpfte Waſſer in der hohlen Hand und goß es ihm in's Geſicht. Er kam zum Bewußtſein, konnte aber vor Erſchöpfung nicht ſprechen. Das treue liebende Weib reichte ihm weinend den neugebornen Knaben dar. Er küßte ihn inbrünſtig, dann die Mutter und die kleine Abla. Nun wollte er zum Großvater, aber die zuſammengebundenen Füße und eine ungewöhnliche Bewegung des Pferdes hielten ihn zurück. Und kaum hatte er das Auge auf Nehr gewandt, als er einen ſchmerzlichen Schrei ausſtieß und ſich neben dem Pferde zu Boden warf, den Kopf desſelben mit den Armen umſchlingend und an ſich preſſend. Nehr lag in den letzten Zügen. Die furchtbare Anſtrengung hatte der treuen Stute den Tod gebracht. Das edle Thier hatte den leichtſinnigen Joſuf glücklich gerettet und ſeiner Familie wieder geſchenkt; nun ſtarb die ſchöne Stute, gleichſam als ſei Joſuf ihrer nicht werth. Er hatte plötzlich Sprache und Kräfte wiedergewonnen und jammerte laut und verzweiflungsvoll um ſein Roß. Der alte Abu kam herbei, Maleka kniete daneben, Abla ſchrie. Das herrliche Pferd ſah alle mit ſeinen treuen, verſtändigen Augen noch einmal an, leckte Joſuf's Hand und — verſchied.

# Dein Reich komme!

In einer großen Stadt lebte vor noch nicht langer Zeit eine jüdiſche Familie in freundſchaftlichen Verhältniſſen mit einer chriſtlichen. Der gemeinſchaftliche Vortheil, d. h. Geſchäftsangelegenheiten, wodurch die Menſchen gewöhnlich vereinigt und wieder getrennt werden, hatte ſie zuerſt zuſammengebracht. Der Jude, Namens Löbel Herz, war nämlich ein reicher Kaufmann und betrieb, wie viele der ſehr zahlreichen jüdiſchen Einwohner der Stadt, ein ausgedehntes Handelsgeſchäft. Inzwiſchen war er noch zu jung, um ſich ſeinen Reichthum ſelbſt erworben zu haben; denn er war erſt zwei und dreißig alt, und er galt doch für einen der bemitteltſten Juden in der gedachten Stadt. Sein Vater hatte ihm und ſeinen Geſchwiſtern ein beträchtliches Vermögen hinterlaſſen, weit mehr aber noch hatte ihm ſeine Frau, Eſther, zugebracht. Dieſe war die einzige Tochter eines reichen Juden in Frankfurt am Main geweſen, der frühzeitig zu ſeinen Vätern gegangen war. Aber ſie hatte noch Verwandte in Amſterdam, die ihr nicht perſönlich bekannt waren. Im vierten Jahre ihrer Ehe ſtarb einer derſelben und hinterließ ein ungeheures Vermögen ohne Leibeserben. Die Verlaſſenſchaft war ſchnell von andern dortigen Verwandten angetreten worden, und ehe Löbel Herz vom Tode des Vetters ſeiner Frau erfuhr, war das Erbe ſchon getheilt. Er reiſete ſelbſt nach Amſterdam, richtete aber nichts aus. Wieder zu Hauſe angekommen, ſah er ſich nach einem Rechtsbeiſtande um. Da wurde ihm ein junger Sachwalter ſehr gerühmt, der ſich vorzüglich mit den Rechten der Juden und ihrer Stellung im Staate beſchäftigt und mehreren Glaubensgenoſſen Löbel's in Rechtsſtreitigkeiten vortheilhaft gedient hatte. Dieſer Sachwalter hieß Kronenberg. Löbel Herz begab ſich zu ihm, legte ihm ſeine Anſprüche an die Amſterdamer Erbſchaft und deren Begründung vor und übergab Herrn Kronenberg die Führung der Sache. Und dieſer griff ſie ſo geſchickt an, daß nach Verlauf von zwei Jahren Löbel Herz in den vollen Beſitz der ganzen großen Erbſchaft des verſtorbenen Sippen ſeiner Frau geſetzt wurde. Löbel Herz, jetzt der reichſte aller jüdiſchen und chriſtlichen Kaufleute der Stadt, war nicht der Mann, der ſeine Dankbarkeit nur nach dem Aktenvolumen und den Bemühungen ſeines Anwalts ängſtlich abmaß; er war fürſtlich reich, und er gab fürſtlich. Ueberdies hatte er Herrn Kronenberg zwei Mal nach Amſterdam begleitet, und, wie dies auf Reiſen ſo oft geſchieht, die Herzen der Männer waren ſich näher getreten, und Löbel hatte ſeinen Advocaten auch als Menſchen hochſchätzen gelernt, ja der Umgang des feingebildeten und feinfühlenden Rechtsgelehrten war ihm gewiſſermaßen zum Bedürfniß geworden. Löbel hatte nämlich mit einem edeln, gefühlvollen Herzen, mit einem klaren Verſtande, wie er den Juden meiſt eigen iſt, und mit einer gewiſſen inſtinktmäßigen Einſicht in das Weſen der meiſten Dinge und einer richtigen unparteiiſchen Würdigung der Verhältniſſe und Uebelſtände der Geſellſchaft unter ſeinen Glaubensgenoſſen ganz allein geſtanden. Jeden gemeinen Schacher verabſcheuend, nur den Grundſätzen der ſtrengſten Rechtlichkeit und Billigkeit huldigend, war er ſtets Gegenſtand des Geſpöttes der übrigen Juden geweſen, um ſo mehr da ſich ſein Reichthum ſo raſch und ſo bedeutend mehrte und den Neid rege machte. Je höher er aber geiſtig und ſeeliſch über ſeinen Glaubensbrüdern ſtand, deſto einſamer fühlte er ſich, und deſto größer war ſein Verlangen, einen Freund zu beſitzen, mit dem er Geiſt und Seele austauſchen könnte. Ohne ſich deſſen klar bewußt zu werden, hatte er doch das Gefühl, daß er in Kronenberg den rechten Mann gefunden, und nur die Verſchiedenheit der Religion und ihre dadurch bedingte verſchiedene Stellung in der Geſellſchaft hielt ihn ab, ſich dieſes frohe Gefühl klarer zu machen.

Kronenberg hatte an Herz ebenfalls Intereſſe gefunden, auch er hatte in dem Juden den Menſchen ſchätzen gelernt, die Richtigkeit vieler Anſichten und Meinungen deſſelben hatte ihn überraſcht; da es ihm aber an freundſchaftlichem Umgang nicht fehlte, ſo fühlte er das Bedürfniß, ſich an Herz anzuſchließen, nicht ſo ſtark, wie dieſer. Als nun aber nach beendigtem Proceß ihm die Summe eingehändigt wurde, welche Herz ihm als Lohn beſtimmt, als dieſer ihm ein ſchier ſchüchternes Billet dazu ſchrieb, worin er um die Annahme des Geldes wie um einen großen Liebesdienſt bat, erſtaunte Kronenberg gleich über die unbegrenzte Freigebigkeit, wie über den Zartſinn des Juden. Das hatte er nicht erwartet. Er ſchrieb ſofort an Herz: „Ich nehme Ihr wahrhaft fürſtliches Geſchenk mit Freuden an, da mich daſſelbe in den Stand ſetzt, einen lang gehegten Lieblingswunſch auszuführen, deſſen Verwirklichung mir bis jetzt immer nur wie ein fernes Traumbild verſchwebte. Worin dieſer Wunſch beſteht, und auf welche Weiſe er in's Leben gerufen werden wird, darüber erlaube ich mir Ihnen baldigſt nähere Mittheilungen zu machen und Sie zu erſuchen, mein Gefährte und Theilnehmer zu ſein. Einſtweilen bitte ich Sie, mich wiſſen zu laſſen, wann Sie in nächſter Zeit ein Paar Tage von Ihrem Geſchäfte abbringen können, um wieder einmal eine kleine Reiſe mit mir zu machen, die jedoch ganz eigenthümlicher Art und von den frühern in jeder Beziehung verſchieden ſein wird."

Am folgenden Tage ſchon ſtellte ſich Löbel Herz in der Behauſung des Advocaten mit der Verſicherung ein, es könne ihm faſt kein größeres Glück begegnen, als daß Herr Kronenberg ihn zum Reiſegefährten wähle und dadurch ſei ſein Lieblingswunſch erfüllt. Ueberhaupt ſchien das Vertrauen des Chriſten dem Juden große Freude zu gewähren.

„Wir bedürfen zu unſerer Reiſe weder Wagen noch Pferde," ſagte Kronenberg. „Wir werden ſie zu Fuß machen und — die Stadt nicht verlaſſen."

„Ich bin begierig, den Zweck Ihrer ſogenannten Reiſe in unſerer Stadt kennen zu lernen."

„Das ſoll ſogleich geſchehen, mein Freund! Setzen Sie ſich ein Weilchen zu mir, eh' wir aufbrechen, und hören Sie mir zu. — Ich bin von ſehr armen Eltern geboren. Mein Vater war Sattler, aber mittellos und vom Himmel mit zehn lebenden Kindern beſchenkt, konnte er trotz alles Fleißes doch nie auf einen grünen Zweig kommen. Zu ſeinem größten Unglück ſtarb die Mutter, von Mangel und Strapazen aufgerieben, als das jüngſte Kind kaum ein Jahr alt war. Der Vater, ſonſt ein rechtſchaffener Mann, ergab ſich nun, von

Noth und Sorgen zur Verzweiflung getrieben, dem Trunke, und wir Kinder wuchſen ohne Aufſicht auf. Zur Schule waren nur die ältern von der Mutter angehalten worden, zu denen ich zum Glück gehörte; die jüngeren empfingen wenig oder keinen Unterricht und verwilderten frühzeitig. Der Vater hatte Mühe genug, die dringendſten materiellen Lebensbedürfniſſe herbeizuſchaffen; er zog auf dem Lande umher und arbeitete bei Rittergutsbeſitzern, Beamten, Pächtern, Landgeiſtlichen u. dgl. um Tagelohn und blieb oft wochenlang fern. Unterdeſſen konnten wir treiben, was wir wollten. Wir trieben aber in der That wenig Gutes; denn in der menſchlichen Natur, wie im übrigen Bereiche der Schöpfung, liegt der Hang zum Verderblichen und Schlechten, der nur durch die Leitung der erleuchteten Vernunft in den Trieb zum Guten und Erhabenen verkehrt wird. Ohne Leitung und Erziehung verderben die meiſten Menſchen, wie die meiſten Obſtbäume krumm wachſen, denen die pflegende Hand des Gärtners keinen Stab giebt.“

„Ich hatte in der Schule eine hübſche Handſchrift gelernt, und dieſem Umſtande, nebſt der Einſicht in den jammervollen Zuſtand meines väterlichen Hauſes, verdankte ich mein Glück. Ich beſchloß, mich nach Kräften heraus zu arbeiten. Durch einen meiner Lehrer, dem ich meinen Wunſch zu erkennen gab, wurde ich in meinem zwölften Jahre ſchon als Schreiber bei einem Advocaten untergebracht. Ich zeigte mich willfährig, arbeitſam, gelehrig, und gewann mir bald Zuneigung und Vertrauen meines Principals, der viel natürliche Anlagen in mir entdeckte. Dieſer edle Menſchenfreund wurde mein Wohlthäter. Er ließ mich die Gelehrtenſchule und die Univerſität beſuchen, und übergab mir, als ich die Staatsprüfungen beſtanden hatte, ſeine Praxis. So glücklich ich mich nun auch auf der einen Seite durch dieſen Vorzug vor meinen Geſchwiſtern fühlte, ſo nagte doch auf der andern ein gewaltiger Schmerz über die Verderbtheit dieſer Geſchwiſter fort und fort an meinem Herzen. Ich mußte erleben, daß mein Vater vom unmäßigen Genuß des Branntweins in den Säuferwahnſinn verfiel und darin elendiglich ſtarb, daß einer meiner Brüder ein Vagabund wurde und eine entehrende Strafe dulden mußte, ein anderer als Soldat eine ſchlechte Laufbahn machte, ein dritter, durch Trunk und Wolluſt entnervt, frühzeitig in's Grab ſank, daß mehrere meiner Schweſtern die Bahn des Laſters gingen. Doch ich will Ihnen dieſes düſtere Bild nicht ausmalen; genug, ich nahm mich der jüngern Geſchwiſter kräftig an, als ich durch Praxis Erwerb hatte, aber ich überzeugte mich nach vielfachen Verſuchen, daß ſie nicht zu beſſern waren. Ich erntete Undank und Schmach von den meiſten, nur die jüngſte Schweſter, erſt vierzehn

Jahre alt, habe ich gerettet. Sie iſt jetzt eine gute liebenswürdige Hausfrau. Auf dieſe Weiſe wurde ich inne, daß nur frühzeitige Erziehung und Unterricht die Menſchen veredelt, und daß die meiſten Verbrechen von unglücklichen Geiſtesblinden verübt werden, welche in ihrer frühen Jugend, ohne ihr Verſchulden, Erziehung und Unterricht entbehren mußten. Ich ſah mich weiter um in der Welt, und meine bald ſehr ausgebreitete Praxis machte mich mit mannichfachem Elend in den Familien bekannt, und bei emſiger Nachforſchung fand ich ſtets den Grund des Krebsſchadens in der vernachläſſigten oder verkehrten Erziehung der Leute."

„Das Kind geht rein wie ein Engel aus der Hand der ſchaffenden Natur hervor. Ueber ſein Antlitz zucken noch die letzten Strahlen des Himmels, aus welchem es auf die dunkle Erde herabgeſendet worden iſt. Ja, den Kindern gehört noch das Himmelreich. Der Stifter unſerer Religion, ein Jude, wie Sie, mein Freund, das größte, liebendſte Herz, das je auf Erden geſchlagen, ſprach einſt die göttlichen Worte: „Laſſet die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht; denn ihnen iſt das Himmelreich." In dem Gebete aber, das er ſeinen Jüngern lehrte, und welches die ſtarke Säule geworden iſt, an welcher die troſtbedürftige, gläubige Chriſtenheit feſthält, ſagt er: Dein Reich komme! Uns Erwachſenen iſt alſo das Himmelreich, das wir als

Kinder beſeſſen, wieder entſchwunden, und wir bitten Gott mit Herz und Mund in jenem Gebete, daß es wieder zu uns komme. Darum ſpricht auch Jeſus Chriſtus: „Ihr müßt werden wie die Kinder, ſo ihr das Himmelreich erben wollt.“

„Es müßte alſo unſere heiligſte Pflicht ſein, über jenem ſüßen Himmelreich zu wachen und ihnen daſſelbe, ſo viel als in unſern Kräften ſteht, zu erhalten; ja, da wir dies nicht ganz vermögen — denn die Macht des Erdgeiſtes macht ſich in jedem ſterblichen Herzen geltend, und ſo ſoll es auch ſein nach Gottes weiſem Willen, damit Kampf und Ringen, Werben und Streben, Schaffen und Mühen auf Erden ſei — ſo müſſen wir ihnen doch die Mittel verſchaffen, das verlorene Himmelreich in ſpätern Zeiten wieder zu erlangen, damit das Gebet des Herrn ſich an ihnen erfülle: Dein Reich komme! Wir müſſen ihnen ein Paar Strahlen des Himmelreichs der Kindheit zu erhalten ſuchen, ein ſanftes Mondlicht über ihre Lebensbahn heraufzuführen, einen Abglanz der Sonne des göttlichen Himmelreichs, die am Morgen der Kindheit untergeht, damit ſie nicht in Finſterniß über die Erde wandeln, und ihnen einſt jene Sonne wieder aufgehe. Aber dies können wir nur durch Erziehung und Unterricht. Wie dieſe beſchaffen ſein ſollen, um den großen Zweck nicht zu verfehlen, muß uns die Liebe lehren, die Liebe, wie ſie Chriſtus übte und ſeinen Anhängern empfahl. Folgen wir den Geboten dieſer Liebe, ſo können wir nie irren. — Freilich,“ ſetzte Kronenberg lächelnd hinzu, „ich vergeſſe faſt, daß ich zu einem Anhänger des Talmud ſpreche. Doch auch der Talmud gebietet ja dieſe großherzige Menſchenliebe und erzählt ſo herrliche Beiſpiele derſelben Durch dies Alles wollte ich Ihnen nur den Lieblingswunſch meines Lebens erklären, der darin beſteht: eine großartige Erziehungs- und Unterrichtsanſtalt für arme verwahrloſte Kinder zu gründen, um ſie zu frommen, geſitteten und nützlichen Gliedern der menſchlichen Geſellſchaft zu bilden. Ich liebe die Kinder mit einer Art Leidenſchaft, aber mit einer edleren, höhern als z. B. Einer Pferde und Hunde liebt. Etwa die Liebe zu den Blumen iſt der meinigen zu den Kindern vergleichbar. Wie ſich der Blumiſt einen möglichſt großen Flor anſchafft und nie genug haben kann, ſo möchte ich eine große Anzahl Kinder, ſo viel als nur immer möglich, um mich verſammeln, um ſie körperlich und geiſtig zu warten und zu pflegen, zu bilden, zu verſchönern. Sie ſind ja auch Blumen, Weltblüthen, deren letzte Frucht im Jenſeits erſt zur ſeligen Reife gelangt. Ein an Geiſt und Gemüth wahrhaft gebildetes Kind erinnert mich an die Blüthe der Ananas, aus welcher die ſüßeſte und herrlichſte Frucht hervorreift, aus dieſer ſteigt wieder eine neue Blüthe und Frucht, und ſo fort. So hebt ſich Blüthe und Frucht aus Blüthe und Frucht eines guten Kindes und ſteigt durch das Menſchenleben bis in den Himmel hinauf. Solche Blüthen zu pflegen und zu veredelten Früchten zu zeitigen als ein verſtändiger, liebevoller Gärtner, wäre mein höchſtes Lebensglück. Und dazu haben Sie nun durch Ihr reiches, großes Geſchenk den Grund gelegt. Der Himmel hat mir ſelbſt drei liebenswürdige Kinder geſchenkt, und ihrer Pflege widmete ich meine Sorgfalt. Doch ich liebe meine Kinder nicht allein; ich liebe alle Kinder, und ein mächtiges Erbarmen zieht mich zu denen am meiſten, die verlaſſen und vernachläſſigt ſind, wie ich und meine armen unglücklichen Geſchwiſter waren. So viel meine zeitherigen Verhältniſſe erlaubten, nahm ich mich ſolcher hülfsbedürftigen Geſchöpfe an, aber gerade meine Ohnmacht nährte den Wunſch nur immer feuriger in mir, meine Wirkſamkeit nach dieſer Seite hin zum Beſten der Menſchheit vergrößern zu können, wozu ich gleichſam einen heiligen Beruf fühlte. Ihr Kapital und das, was ich mir durch Fleiß und Sparſamkeit erübrigte, ſetzt mich in den Stand, ein Erziehungsinſtitut für arme verwahrloſte Kinder zu gründen, das gewiß, iſt es nur einmal in's Leben getreten, von Menſchenfreunden mit milden Gaben unterſtützt werden wird. Denn der Menſch iſt gut von Haus aus; man muß ihm nur Gelegenheit geben, ſeine angeborene Güte zu bethätigen, und er faßt leicht Liebe und Vertrauen zu einem begonnenen Werke, das das Beſte der Welt erzielt.“

„So wollte ich Sie denn nun freundſchaftlichſt gebeten haben, mit mir die Reiſe in die Wohnungen des Elends, der geiſtigen Noth anzutreten. Ich will Sie an die Stätten umherführen, wo meine neue Wirkſamkeit beginnt, damit Sie ſich überzeugen, wie ich Ihr Geld anwende; ich will Sie zu Kindern geleiten, die ein Recht auf meine Hülfe haben, die nun auszuüben Ihre Freigebigkeit mich in den Stand geſetzt hat.“

Der Jude hatte ſchweigend zugehört, aber ſeine Augen hatten ſich allmälig mit Thränen gefüllt, Zeugen ſeines mächtig aufgeregten Gefühls. Jetzt ergriff er plötzlich mit orientaliſcher Heftigkeit die Hand des Advocaten, preßte ſie an ſeine Bruſt und ſprach: „O Herr Kronenberg, Sie haben mir mit einem Male eine mir ganz neue Welt geöffnet. Meine Eſther hat mir zwei Kinder geboren, die mir das Liebſte auf der Welt ſind. Vorzüglich liebe ich meinen Beruf mit einer Art Abgötterei. All mein Wünſchen und Streben bezog ſich auf meine Kinder oder eigentlich auf meinen Knaben; denn mein Töchterlein bedurfte meiner Anſicht nach weniger meiner Vorſorge. Der blühende Junge ſchläft mit auf meinem Lager, ißt und trinkt mit mir und iſt auf dem Comptoir ſtets um mich. Die Stunde, in welcher ich ihn nicht ſehe, wird mir zur Ewigkeit. Aber all meine Liebe galt allein meinen Kindern. Ach! um arme, verlaſſene, vernachläſſigte Kinder habe ich mich bis jetzt nicht bekümmert; ich habe nicht nach ihnen gefragt, nicht nach ihnen geſehen, ob Hülfe und Beiſtand ihnen Noth ſei, und der Herr unſer Gott hat mich doch mit Reichthümern geſegnet. Ich hätte helfen können, und ich that es nicht; ich dachte nur an meine Kinder. Darum ſitze ich ſo beſchämt vor Ihnen, dem edleren und beſſern Manne. Ich habe geſündigt, aber ich wußte es nicht. Nun, da mir der Herr durch Ihren Munt Einſicht in meine Sünde gegeben hat, ſoll es fortan nicht mehr geſchehen. — Ja, ich werde Sie auf dieſer herrlichen Reiſe mit Wonne begleiten, und Sie ſollen es nicht bereuen, daß Sie mich gewürdigt haben, Ihr Begleiter zu ſein. Zuerſt erlauben Sie mir aber, daß ich zu der Summe, welche Sie zu einem ſo edeln menſchenfreundlichen Zwecke beſtimmt haben, eine gleiche hinzufüge und Ihnen das Verſprechen in die Hand ablege, dieſelbe zu verdoppeln und zu verdreifachen, wenn Sie es zur Erreichung Ihres groſſen Zweckes für nöthig achten.“

Kronenberg umarmte Herz, und Beide beſprachen ſich nun über die zweckmäßigſte Art, ihr Vorhaben auszuführen. Sie trennten ſich endlich als wahre Freunde.

Einige Tage ſpäter traten ſie die gemeinſchaftliche

Reiſe an. Kronenberg war der Führer. Mit dem ſtädtiſchen Verzeichniß der armen und hülfsbedürftigen Familien in der Hand zogen Arm in Arm ein Chriſt und ein Jude durch die engen, dunkeln, unreinen Gaſſen, ſtiegen in halbverfallenen Häuſern finſtere, unbequeme Stiegen hinauf oder in feuchte, ungeſunde, kellerartige Wohnungen hinab, um das Elend aufzuſuchen und es zu mindern oder zu heben. Kronenberg war in vielen dieſer traurigen Aufenthaltsorte ſchon bekannt, und die Kinder, die er bekleidet, genährt, für deren Unterricht er geſorgt hatte, ſtreckten ihm liebend wie einem Vater ihre Hände entgegen und gaben ihm aufrichtig Rechenſchaft über ihr Thun und Treiben und ihre Fortſchritte, ja, ſie bekannten ſeinem forſchenden Auge ihre kleinen Fehler und Vergehen und verſprachen Beſſerung, wenn er ihnen nur nicht zürnen wolle. Selten fanden ſie ein verſtocktes Kind, und dies behandelte Kronenberg auf eigenthümliche Weiſe. Den Eltern gab er kleine Unterſtützungen und verſtändige Vorſchläge, ihr Hausweſen zu verbeſſern, und machte ſie allmälig ſeinem Wunſche geneigt, ihm ihre Kinder zu einer zweckmäßigen Erziehung anzuvertrauen.

Dieſe eigenthümlichen Wanderungen der beiden Freunde dauerten, da Herz großen Gefallen an ihnen fand, mehrere Wochen fort, und ſo oft der Jude heimkehrte, und ſeine Kinder ihm entgegenſprangen

Baruch an ihm emporkletterte, war's ihm, als liebe er ſie noch weit inniger als früher, als ſei das rechte Verſtändniß der Liebe in ihm erſt aufgegangen, ſeit er von Kronenberg gelernt hatte, auch andere zu lieben. Dann trat er meiſt zu ſeinem Weibe mild und weich und ſprach mit rührungzitternder Stimme: „Eſther, Gott iſt mir gnädig geweſen, daß er mich den Herrn Kronenberg hat finden laſſen. Er iſt der Edelſte und Trefflichſte aller Sterblichen. Ich bin, ſeit ich ihn näher kenne, durch ihn ein verwandelter Mann geworden.“ Wirklich litt er ſeit dieſer Zeit nicht mehr an Anfällen von Hypochondrie, die ihm und ſeinem Weibe oft viel trübe Stunden bereitet hatte.

Wenn nun auch Eſther ſich darüber freute, ſo war ihr doch ängſtlich zu Muthe, wenn ſie ihren Mann alſo ſprechen hörte; denn ſie fürchtete, Herr Kronenberg möchte ihn dem Glauben ſeiner Väter untreu machen und zum Chriſtenthum bekehren. Sie war aber eine viel zu ſtrenge Jüdin und hing viel zu feſt und eifrig an den Satzungen und Formen ihres Glaubens, als daß ſie nicht vor dem bloßen Gedanken an einen Uebertritt hätte zurückſchaudern ſollen. Ueberhaupt hängen die Frauen weit inniger und dauernder an dem Ueberkommenen und Hergebrachten, und ſind, da ihr Verſtand minder thätig iſt, als ihr Gefühl, in Religionsſachen namentlich weit weniger als das männliche Geſchlecht von dem, was ihnen gelehrt worden iſt, und was ſie im blinden gehorſamen Glauben als das allein Wahre und Rechte empfangen haben, abzubringen. Endlich konnte Eſther nicht länger zurückhalten, ihre Beſorgniß laut werden zu laſſen; aber Herz wies ſie lächelnd mit den Worten zurück: „Kümmere Dich deshalb nicht, liebe Taube! Man kann auch als Jude die erhabenen Wahrheiten der Chriſtenlehre erkennen und befolgen.“ — Doch war gerade dieſe Aeußerung nicht geſchickt, ſie über dieſen Punkt zu beruhigen. Sie verſchloß aber ihr ſtilles Bangen in der Bruſt.

Auf Löbel's Wunſch mußte ſich Eſther mit Kronenberg's Frau befreunden, inzwiſchen traten die Herzen der Frauen nicht ſo innig zuſammen, wie die der Männer. Madame Herz blieb argwöhniſch und kalt. Madame Kronenberg nahm dies für Geldſtolz und ſetzte ihm ein gemeſſenes Betragen entgegen. Dies hinderte aber nicht, daß die beiden Familien freundſchaftlichen Umgang mit einander pflogen und ihre geſelligen Abende meiſt zuſammen zubrachten.

Das gemeinſchaftliche Werk der beiden Freunde ſchritt unterdeſſen ruhig ſeiner Ausbildung und Vollendung entgegen. In einer Vorſtadt war ein großes geräumiges Gebäude mit Hof und Garten angekauft worden, das erſt vor zehn Jahren zu einer Wollſpinnerei erbaut worden war und ſich ganz zu Kronenberg's Zweck eignete. Zwei große Säle, in welchen die Spinnerei geweſen, ſollten zu Lehrſälen dienen, andere Räumlichkeiten konnten mit kleinen Veränderungen zu Speiſe- und Schlafſälen eingerichtet werden, der Garten zum Spielplatz für die Kinder und zu einer Anſtalt für Leibesübungen. Ein Springbrunnen wurde auf den Hof geleitet, und in einem daran ſtoßenden Seitengebäude ein Bad eingerichtet. Das Haus wurde auf's Freundlichſte ausgeſtattet, die Wände mit heiligen und ehrwürdigen Bildern geziert und eine zweckmäßige Bibliothek angeſchafft. Das Haus füllte ſich allmälig mit Möbeln und Betten. Die letztern beſtanden aus Matratzen mit wollenen Decken für den Sommer und Federdecken für den Winter. In der Küche wurde eine ſehr zweckmäßige Dampfkocherei hergeſtellt, welche die Speiſen viel kräftiger und wohlſchmeckender bereitet. Nun wurden Wärter und Wärterinnen, Lehrer und Lehrerinnen, Aufſeher, Köchinnen und Mägde, ein Hausvoigt und ein Rechnungsführer und Zahlmeiſter angeworben, alle nach Kronenberg's Prüfung und Wahl. — Von der Behörde lief die Erlaubniß zur Anlegung einer Erziehungsanſtalt verlaſſener und verwahrloſter Kinder mit einem ſchmeichelhaften Belobungsſchreiben des Landesfürſten ein, und die beſtimmte Zahl der aufzunehmenden Kinder war voll. Für die Knaben, wie für die Mädchen ließ Kronenberg eine gleichförmige, bequeme, dem kindlichen Alter angemeſſene Kleidung anfertigen. Zuletzt erhielt noch das Haus einen neuen gefälligen Anſtrich, und über der Thüre wurde — aber heimlich — eine Inſchrift angebracht, die verhüllt bleiben ſollte bis zum Tage der Einweihung. Kronenberg war außerordentlich thätig; ſein Auge ſtrahlte von einer göttlichen Zufriedenheit, und Herz wurde von ihm angeſteckt. Man ſah die beiden Männer oft Arm in Arm im eifrigſten Geſpräch die Straßen entlang wandern, beide mit verklärtem Antlitz.

Endlich erſchien der Tag der feſtlichen Einweihung der neuen Anſtalt. Es war ein herrlicher Maimorgen; die Natur glänzte im hoffnungsreichen Grün. „Dieſer Tag entſpricht unſrer Schöpfung!“ rief Kronenberg, früh bei Herz eintretend, um ihn zur Feierlichkeit abzuholen. Wir beginnen auch ein Frühlingswerk. Maigrün ſoll ſeine Farbe ſein; es iſt ein Haus der ſchönſten Hoffnungen. Obgleich ſichtbar mit einem Dache bedeckt, ragen ſeine unſichtbaren Giebel bis in den Himmel hinein.“

Die letztern Tage hatte Kronenberg gegen Herz etwas geheimnißvoll gethan und hatte es vermieden, ihn in das Haus zu führen. Jetzt nahm er wieder deſſen Arm und brachte ihn auf das Rathhaus, ohne ſich über den Zweck dieſes Ganges auszuſprechen.

Dort fanden ſie einen Abgeordneten des Fürſten, die Chefs der Landescollegien und die ſtädtiſchen Behörden im Schmuck verſammelt und ſahen ſich ehrerbietigſt von denſelben begrüßt. Auch waren dort ſchon viele der armen Eltern oder der Vormünder mit den für die Anſtalt beſtimmten Kindern, die bereits in die uniforme Kleidung derſelben gekleidet waren; Andere kamen nach. Als alle beiſammen waren, ordnete ſich der Zug und ſetzte ſich in Bewegung, die Kinder waren paarweiſe, dann die Behörden, in ihrer Mitte Kronenberg und Herz, zuletzt die Eltern, Verwandte und Vormünder der Kinder. Vor dem Hauſe angekommen, machten ſie Halt. Plötzlich fiel auf ein gegebenes Zeichen der Vorhang von der Ueberſchrift über der Thüre, alle Blicke flogen dorthin, und man las die Worte in erhabener vergoldeter Schrift:

„Laſſet die Kindlein zu mir
kommen und wehret ihnen nicht,
denn ihnen iſt das Himmelreich.“

Jetzt ſtimmte der mit dem Schülerchor hinzu geſtoßene Stadtcantor ein Lied aus dem Geſangbuche an: „Jeſus, der Kinderfreund,“ deſſen erſter Vers alſo lautete:

Jeſus, ſieh die Kleinen an,
Die ſich hier vor Dir verſammeln,
Die ſich Dir, dem Freunde, nahn,
Ihren Kindesdank Dir ſtammeln!
Gieb, daß Deines Reiches Frieden
Ihnen lange ſei beſchieden!“

Die Verſammlung, ſo wie eine große Volksmenge waren von ſichtbarer Rührung ergriffen.

Nach Abſingung der erſten Verſe traten alle ſtill und mit großer Ordnung in das Haus, deſſen geräumiger Lehrſaal ſie aufnahm. Ueber dem Lehrerſtuhl ſah man wieder auf weißem Grunde die goldenen Worte: „Dein Reich komme!“

Der Geſang wurde hier fortgeſetzt. Dann ſprach der erſte Bürgermeiſter der Stadt einleitende Worte, worin er die Entſtehung der Anſtalt mit freudiger Anerkennung der Verdienſte Kronenberg's und Herz's erzählte. Hierauf hieß Kronenberg die Kinder willkommen und ermahnte ſie, ſo zu leben und zu lernen, als ob der göttliche Erlöſer, ihr milder Freund, perſönlich um ſie ſei, da ja ſein Geiſt, der Geiſt der Liebe, ſie ſtets umgebe und in dies Haus geführt habe. Er bat ſie, ſich das Himmelreich, das ſie nach Chriſti Worten beſäßen, auch für das ſpätere Leben zu erhalten. Und wenn ſie auch an Geiſt und Verſtand einſt Männer und Frauen würden, doch an Herz und Gemüth ſtets Kinder zu bleiben.

Der edle Mann konnte oft vor Rührung gar nicht weiter ſprechen und mußte ſich ſammeln, um den Faden ſeiner Rede wieder aufzugreifen.

Als er geendet hatte, trat Herz hervor, und überreichte, Allen unerwartet, mit wenigen aber tief gefühlten und ergreifenden Worten, dem erſten Bürgermeiſter eine anſehnliche Schenkung, durch deren Zinſen die Anſtalt für ewige Zeit geſichert war.

Er hatte kaum ausgeredet, als ihn Kronenberg mit den Worten umarmte: „O mein theuerer Freund! Sie ſind Chriſti Jünger in der That und Wahrheit, wenn Sie ſich auch nicht dem Namen nach dazu bekennen.“

Dieſer Ausſpruch prägte ſich tief in Herz's Seele. Der Bürgermeiſter dankte mit angemeſſenen Worten, alle Anweſenden drängten ſich herzu, um dem hochherzigen Juden die Hand dankend zu drücken. Zuletzt trat der Oberpfarrer der Stadt auf und weihete in einer ſchönen Rede die Anſtalt feierlichſt zu ihrer Beſtimmung ein. Er hob darin vorzüglich hervor, daß einer ihrer Begründer, der durch die freigebigſte Dotation ihr Beſtehen geſichert, zwar ein Bekenner des altteſtamentariſchen Glaubens ſei, aber in ſo ächt chriſtlichem Sinne gehandelt habe, daß man den Wunſch nicht unterdrücken könne, er möchte ſich auch der Form nach zu der Kirche Chriſti bekennen, der er durch Geſinnung und Handlungsweiſe ſchon angehöre.

Löbel Herz erröthete über dieſe Aeußerung und ſchlug die Augen nieder, als die Blicke der Uebrigen ſich auf ihn richteten. Es war ihm, als ſei ein Funke in ſeine Seele gefallen, der nicht wieder verlöſchen werde.

Nachdenkend nahm er, nach Beendigung der Feierlichkeit, von den Andern Abſchied und verfügte ſich nach Hauſe. Beim Eintritt in das Familienzimmer lief ihm ſein dreijähriges Söhnlein jauchzend entgegen. Löbel hob das Kind auf den Arm, preßte ſein Geſicht an die weiche Bruſt deſſelben und ſchluchzte mit tiefer Bewegung: „O es iſt doch herrlich ein Chriſt zu ſein und aus tiefſtem Herzen fromm beten zu können: Dein Reich komme! O möchte doch das Reich der Liebe und des Friedens immerdar bei Dir bleiben, mein Baruch! Ach! es wird nicht bei Dir bleiben, mein ſüßes Kind. Sobald Du einſehen wirſt, daß Du ein Jude biſt und das ungeheuere Elend begreifen lernen wirſt, was in dieſem einen Worte liegt, wird es mit dem Frieden aus ſein in Deiner Bruſt. Wir Juden haben kein Reich der Liebe und des Friedens auf Erden.“ Er ſetzte das Kind nieder und entfernte ſich weinend.

Von dieſem Tage an war wirklich der Friede aus Löbel's Bruſt gewichen. Er ging ſtets in tiefes Nachdenken verſunken umher, ſeine Wangen wurden bleich, ſeine Augen füllten ſich oft mit Thränen, und wenn der Knabe ihm liebkoſend nahete, entfernte er ſich meiſt ſchnell, wie von einer mächtigen Bewegung ergriffen, aus dem Zimmer. In der Regel ſuchte er dann Kronenberg auf und ſchien nur in der Geſellſchaft dieſes Freundes auf Augenblicke die verlorene Gemüthsruhe wieder zu finden.

Eſther, die treue, ihn ſo innig liebende Hausfrau beobachtete genau die Veränderung, die mit ihrem Gatten vorgegangen war, und ihr Herz ward darüber von großem Kummer erfüllt.

Löbel war, in ſeinem Zimmer eingeſchloſſen, viel mit Leſen beſchäftigt. Das ſeine ganze Aufmerkſamkeit ſo ſehr feſſelnde Buch war das Werk eines berühmten chriſtlichen Gottesgelehrten und handelte von dem wahren und inneren Werthe des Chriſtenthums. Der eifrige Leſer hatte es von Kronenberg geliehen, und trug es, als er es dreimal durchgeleſen oder vielmehr geiſtig verſchlungen hatte, dem Eigenthümer zurück.

„Wie hat Sie die Lectüre angeſprochen?“ fragte der Advocat.

„Sie hat mich entzückt und über den wahren Geiſt der Chriſtuslehre klar gemacht. Ich kannte bis dieſe Stunde die chriſtliche Religion nicht. Ich war blos mit einzelnen Dogmen und Satzungen derſelben bekannt, die mich nicht nur nicht befriedigten, ſondern ſogar abſtießen.“

„Stoßen Sie ſich nicht an dieſe Satzungen, alte Beſchlüſſe von Kirchenverſammlungen und ſonſtiges Menſchenwerk aus dem geiſtig befangenen Mittelalter. Sie ſind die Hülle der Puppe, in welcher die Religion den Winterſchlaf vollbrachte. Sie ſtreift ſie mit dem aufglühenden Weltfrühling ab und flattert als herrlicher

Tagfalter über die Erde und dem Himmel zu. Wer die göttliche Liebesfülle des Chriſtenthums kennen lernen, wer ſein Herz im Borne der Erkenntniß berauſchen will, muß ſich an Chriſti Wort und Leben halten, wie ſeine Schüler es uns überliefert haben.“

„Ich habe mich von der Reinheit und Erhabenheit Ihrer Religion überzeugt,“ ſagte der Jude.

„Von welcher Art iſt dieſe Ueberzeugung, mein Freund? Verzeihen Sie, daß ich Sie darüber befrage; es geſchieht in Ihrem Intereſſe, oder vielmehr im Intereſſe der Menſchheit. Iſt es blos eine kalte Ueberzeugung des Verſtandes, oder iſt Ihr Herz warm und beſeligt von der ewigen Wahrheit der Liebeslehre durchdrungen, welche die Kindlein zu ſich ruft und zu ihrem Bekenner ſpricht: Liebe Gott über Alles und deinen Nächſten wie dich ſelbſt?“

Der Jude ſchwieg; er ſchien mit ſich ſelbſt zu kämpfen. Sein Auge glänzte thränenfeucht. Endlich ſprach er mit Heftigkeit: „Nein, ich will und kann es Ihnen nicht verbergen: mein Herz iſt durchglüht von den göttlichen Ausſprüchen der Liebe; ich habe die Briefe der Apoſtel geleſen und tief in die Seele haben ſich mir die Worte des Paulus geprägt: „Und wenn ich mit Menſchen- und mit Engelszungen redete und hätte der Liebe nicht, ſo wär' ich ein tönendes Erz und eine klingende Schelle. Und wenn ich weiſſagen könnte und wüßte alle Geheimniſſe und alle Erkenntniß und hätte allen Glauben alſo, daß ich Berge verſetzte, und hätte der Liebe nicht, ſo wäre ich nichts. Und wenn ich alle meine Habe den Armen gäbe und ließe meinen Leib brennen und hätte der Liebe nicht, ſo wäre mir's nichts nütze. Die Liebe iſt langmüthig und freundlich, die Liebe eifert nicht, die Liebe treibet nicht Muthwillen, ſie blähet ſich nicht, ſie ſtellet ſich nicht ungeberdig, ſie ſuchet nicht das Ihre, ſie läßt ſich nicht erbittern, ſie trachtet nicht nach Schaden. Sie freuet ſich nicht der Ungerechtigkeit, ſie freuet ſich aber der Wahrheit. Sie verträgt Alles, ſie glaubet Alles, ſie hoffet Alles, ſie duldet Alles. Die Liebe höret nimmer auf, ſo doch die Weiſſagungen aufhören werden, und die Sprachen aufhören werden, und die Erkenntniß aufhören wird.“

Herz hatte die unvergänglichen Worte des Apoſtels mit ſteigendem Affect, aber gleichſam in ſich hinein und nicht zu dem Andern geſprochen; er war von der göttlichen Gewalt derſelben ſichtbar ergriffen.

„Ja mein Freund!“ rief Kronenberg, der ihm mit immer hellerm, verklärterm Geſicht zugehört hatte. „Ihr Herz iſt durchglüht von der himmliſchen Liebe, die Chriſtus auf Erden zuerſt lehrte, und deren ewiger unerſchöpflicher Born er ſelber iſt. Sie haben Chriſtum im Herzen empfangen: bekennen Sie ihn laut vor aller

Welt! Herz, Sie dürfen nicht länger Jude ſcheinen, da Sie in der That und Wahrheit Chriſt ſind.“

Löbel ſchrak zuſammen und erbleichte. Als er ſchwieg, fuhr Kronenberg fort: „Schauen Sie auf den Mann hin, der die goldnen Liebesworte an ſeine Brüder in Korinth ſchrieb, die ſich Ihrem Gedächtniß ſo tief eingeprägt haben. Er war ein Jude; ja er war noch Schlimmeres: ein wüthender Feind und blutgieriger Verfolger der Chriſten; aber ſeine Seele wurde von den Flammen der Liebe erleuchtet und erwärmt, wie es die Ihrige geworden iſt, und er wurde Chriſti eifrigſter und größter Apoſtel.“

„Kann man nicht Chriſt im Herzen ſein, Chriſt in ſeinen Worten und Thaten ſein, ohne ſich der Formalität der Taufe unterworfen zu haben?“ fragte Löbel ſchüchtern. „Wenn ich den Geiſt habe, was bedarf ich des Waſſers?“

„Sie irren, mein Freund! Der Menſch muß den Muth haben, die gewonnene Ueberzeugung vor aller Welt zu bekennen, und, wenn es ſein muß, für ſie zu ſterben; ſonſt iſt es nicht weit her mit ſeiner Erkenntniß. Ein edler Mann, der ſich reiner Abſichten bewußt iſt, muß nie etwas Anderes ſcheinen wollen, als er in Wahrheit iſt, ſonſt wird er an ſich ſelbſt zum Lügner; er zerfällt mit ſich, und um ſeinen Frieden mit ſich und mit Gott iſt es geſchehen. Ich müßte mich ſehr irren, wenn Sie dieſe traurige Erfahrung nicht bereits in den letztverfloſſenen Tagen an ſich gemacht hätten. Ich hab' es Ihrer Unruhe angemerkt. Löbel Herz, wenn Sie die Schwäche haben könnten, nicht in unſre Kirche zu treten, ſo würden Sie der unglücklichſte Menſch ſein."

Löbel nickte wehmüthig, indem ein Paar große Thränen ſeine Wangen herabrollten. Kronenberg hatte ſeinen innern Zuſtand richtig erſchaut.

„Warum wollen Sie ſo grauſam ſein," fuhr Kronenberg begeiſtert fort, „Ihr friſches liebendes Herz, das geſchaffen iſt, an den lebendigen Waſſerbrunnen zu wandeln, in die öde Wüſte veralteter orientaliſcher Formen zu bannen? Das Judenthum iſt ein abgeſtorbener Baum, der umgefallen und am Boden liegend nur ein Scheinleben durch die grünen Mooſe erhält, die den faulenden Stamm überkleidet haben. In ihm ſelbſt iſt kein Trieb, kein Saft mehr. Das Chriſtenthum iſt der hoch in die Himmelsräume ſich ausdehnende Lebensbaum, voll ewig grüner Blätter, voll duftender Blüthen, voll labender Früchte. Warum wollten Sie heimlich zu ihm ſchleichen, ſeine Früchte pflücken, um zurückgekehrt auf dem morſchen Stamm ſitzend, ſie unter Thränen zu verzehren? Treten Sie muthig zu dem lebendigen Baume, ſchmücken Sie ſich vor aller Welt mit einem ſeiner Zweige. Sie ſind es ſich ſelbſt, Ihrer Familie und der Welt ſchuldig."

„O meine Familie!“ rief der Jude ſchmerzlich. „Meine Eſther hängt mit unzerreißlichen Banden am Glauben ihrer Väter. Ihrer Seele iſt von früh jener furchtbare jüdiſche Stolz eingeimpft worden, der da lehrt, daß wir den alleinigen und wahren Glauben hätten, daß wir beſſer und erhabener wären, als alles Volk der Erde, jener trotzige Stolz, der uns ſo namenlos unglücklich gemacht hat, und der im Stillen um ſo gewaltiger anſchwillt, je mehr wir uns verachtet und zurückgeſtoßen von den Chriſten ſehen, jener traurige Stolz, der die Liebe nimmer aufkommen läßt. Ach, ich werde Eſther nicht von dieſem Stolze heilen; ihr Herz wird ſich von mir abwenden, und ich werde unausſprechlich unglücklich ſein!“

„Ihre Lage geht mir ſehr zu Herzen“ ſagte Kronenberg. „Sie ſind noch auf dem mühſeligen Wege zum ſteilen Gipfel der höchſten Erkenntniß begriffen. Wären Sie ſchon oben angelangt, ſo würde ich Ihnen im ächt chriſtlichen Sinne ſagen: Aergert dich dein Auge, ſo reiß es aus. Ich würde mit Chriſtus ſagen: Wer Vater oder Mutter mehr liebt, als mich, der iſt meiner nicht werth. Und: Es iſt Niemand, ſo er verläßt Haus oder Brüder, oder Schweſtern, oder Vater, oder Mutter, oder Weib, oder Kinder, oder Güter um meinetwillen und um des Evangelii willen, der nicht hundertfältig empfange u. ſ. w. — Gott ſtärke Sie, mein Freund, daß Sie auf Ihrem Wege nicht ermüden! Beten Sie inbrünſtig alle Tage: Dein Reich komme! Und der Herr wird auch die Seele Ihres Weibes erleuchten."

Herz begab ſich nach Hauſe, im vollſten Kampfe mit ſich begriffen. Der Gedanke, ſich von ſeiner Eſther zu ſcheiden, an der ſein Herz mit allen Banden der Liebe hing, die ihm täglich und ſtündlich Beweiſe ihrer innigſten Liebe gab, die die zärtliche Mutter ſeiner Kinder war, war ihm ganz unerträglich. Auf ſeinem Zimmer machte ſich ſein Schmerz in einem Thränenſtrom Luft. Er weinte lange wie ein troſtloſes Kind.

Plötzlich legte ſich eine weiche Hand auf ſein gebeugtes Haupt. Es war die Hand Eſther's. Sie war ihm gefolgt und war Zeugin des Ausbruchs ſeiner Schmerzen geweſen.

„O Löbel!" ſagte ſie tiefbewegt. „Was iſt doch aus Dir, was iſt aus uns und dem Frieden unſeres Hauſes geworden, ſeit Du Dein Herz an den Chriſten gehängt haſt! Mein Erbe von Amſterdam hat uns keinen Segen gebracht. Mein Herz iſt voll Trauer und Betrübniß; denn ich habe erkannt, was Dich bewegt. Das iſt nicht die Krankheit, die Dich ſonſt zuweilen heimſuchte. Ach, nein! es iſt etwas weit Schlimmeres. Löbel, Du haſt Dich abgewendet vom Gott unſrer Väter! Du biſt untreu geworden dem ewigen und ſtarken

Gott, der unſre Väter aus Aegypten führte, durch das rothe Meer und die Wüſte, der ihnen das Land der Verheißung gab und alle ihre Feinde zu Schanden machte; Du biſt im Herzen ſchon abgefallen von dem Geſetze des Herrn, der unſer Volk einſt wieder groß machen wird vor allen Völkern der Erde, wenn er uns den Befreier ſendet, den ruhmgekrönten König, den erſehnten Meſſias. Ach, Löbel! Löbel! daß ich das erleben muß!“

„Eſther, höre mich an!“ rief der ſchwer bedrängte Mann. „Ja, ich habe den Chriſtenglauben lieb gewonnen, weil ich ihn kennen gelernt habe. Es iſt die Religion der Tugend, der Wahrheit, der aufopfernden Liebe, der Selbſtverleugnung. Es giebt nichts Hohes und Göttliches im Leben, worüber wir nicht durch die Ausſprüche Chriſti belehrt, zu deſſen Ausübung wir nicht angefeuert und verpflichtet würden. Ich bitte Dich um das Eine bei unſrer Liebe: lerne jene erhabenen Ausſprüche kennen, leihe Ohr und Herz den Worten des göttlichen Meiſters. Weiter verlange ich nichts von Dir.“

„Ach“ weinte die Frau, „auch in meine Seele willſt Du das arge Gift der Verführung gießen, armer bethörter Mann. Es wird Dir nicht gelingen. Mein Herz hängt feſt an den Verheißungen unſres Gottes.“

„Unſer Gott iſt ja auch der der Chriſten, Eſther. Aber ihnen iſt er ein Gott ewiger unverſiegbarer Liebe, der Milde, der Vergebung; uns iſt er ein Gott der Strafe und des Zorns. Eſther, Eſther, erweiſe mir die Liebe und laß mich Dir aus den Büchern vorleſen, deren Worte wie Thau vom Hermon in mein Herz gefloſſen ſind. Du würdeſt mich elend machen, wenn Du mir dieſe Bitte abſchlügſt.“

„Daran ſollſt Du meine Liebe erkennen, Unglücklicher, daß ich mich Deinem Willen füge, obgleich ich Abſcheu fühle vor der Lehre des Gekreuzigten.“

„Du willſt?! O Du theures Weib! Laß uns heute noch beginnen!“

Die Bücher wurden wieder von Kronenberg geholt; das neue Teſtament lag daneben, und Herz begann Nachmittags ſeine Vorleſungen. Eſther hörte ſchweigend zu; dann und wann ſchüttelte ſie wehmüthig das ſchöne Haupt und ließ ihren Thränen freien Lauf.

Auf dieſe Weiſe vergingen mehrere Tage. Eſther ſchwieg und weinte, Löbel aber war lebendig und küßte ihr zuweilen mit ſüßen Worten die Thränen von den Wimpern.

So kam des kleinen Baruch Geburtstag heran, und Löbel gedachte denſelben recht herzinnig zu feiern. Es war ihm ſo wohl, ſo ſelig, wie er ſich ſeit lange nicht gefühlt hatte. Auch über Eſther's bleiche Wangen flog ein weniger wehmüthiges Lächeln. Mit ihrer Bewilligung war die Familie Kronenberg zu Tiſche gebeten worden; ſie wußte ja, daß ſie dadurch ihren Gatten erheiterte. Auch hegte ſie im Herzen keinen Groll gegen Kronenberg.

Das Kind war Vormittags von Vater und Mutter mit allerlei Spielzeug reichlich beſchenkt worden. Am meiſten ſchien ihm davon eine Schachtel mit kleinen bleiernen Soldaten zu gefallen, die Eſther für ihn gekauft hatte. Aus den Umarmungen und Küſſen des Vaters riß ſich der Knabe immer los, um wieder zu ſeinen Soldaten zu eilen, die er im offnen Fenſter aufgeſtellt hatte. So ſpielte er emſig damit, als Kronenberg mit ſeiner Frau eintrat. Während der gegenſeitigen Begrüßung hatte man des Kindes nicht Acht, das plötzlich auf den Gedanken kam, zu ſehen, wie ſich die Soldaten draußen auf dem ſchmalen Fenſterſims im Sonnenſchein ausnehmen möchten. Von den im Zimmer Anweſenden unbemerkt, ſtieg es in's Fenſter und bog ſich hinaus. Aber ein Soldätchen entglitt ſeiner Hand, der Knabe haſchte danach, bog ſich über und ſtürzte köpflings zwei Stockwerke hoch hinab auf die Straße. In dem Augenblick, wo er ſtürzte, wandte ſich Kronenberg. Auch die Andern ſahen noch das flatternde Gewand. Ein fürchterlicher Schrei entrang ſich ihrer Bruſt. Dann ſtanden alle einen Augenblick bleich, ſtumm und ſtarr, wie Marmorſtatuen. Nun gewannen ſie Sprache und Bewegung wieder.

Löbel jammerte verzweifelt: „O mein Kind! mein liebes Kind! — — Herr, Herr Gott! Gnadenreicher Gott, wenn Du mir mein Kind, mein Alles, erhalten haſt, ſo will ich Chriſt werden mit Frau und Kind.“

Eſther war auf die Knie gefallen und lallte: „Ja, ich will mich taufen laſſen und Jeſum Chriſtum anerkennen als Erlöſer!“ dann ſank ſie in Ohnmacht. Madame Kronenberg ſchrie rath- und troſtlos nach der Dienerſchaft; Kronenberg war durch die Thüre die Steige hinabgeeilt auf die Straße. In wenigen Augenblicken war das ganze Haus in Beſtürzung und Verwirrung. Wankend und bebend ging Herz hinaus, die Knie drohten ihm zu brechen; er konnte nicht die Treppe hinab. Aber in dieſem Moment erſchallte Jubel von unten, Kronenberg ſprang haſtig die Treppe herauf, ihm nach die Comptoirgehülfen, Diener und Mägde, Nachbarn und wer eben auf der Straße geweſen. Im nächſten Augenblick legte Kronenberg den lächelnden, unverſehrten Knaben, den er jauchzend auf dem Arme trug, an des Vaters Bruſt. Dieſer ſank in die Knie, umklammerte das gerettete Kind und weinte laute heilige Freudenthränen. Dann ſprang er auf, eilte mit Baruch auf dem Arm in das Zimmer und legte den Geretteten mit dem Jubelrufe: „Er lebt! Er iſt unbeſchädigt!“ an das Herz ſeines Weibes, das eben die Augen wieder aufſchlug. Eſther weinte und lachte untereinander, überdeckte ihn mit heftigen Küſſen und ſtieß dazwiſchen ein kurzes Freudengeſchrei aus. Der wonnetrunkene Vater beugte ſich zu dem Kinde nieder, um ebenfalls ſeinen Theil Liebkoſungen zu geben und zu empfangen; der Knabe wurde von den geſchäftigen Händen der entzückten Eltern entkleidet und am ganzen Körper mit prüfendem Auge, mit forſchender Hand unterſucht; es fanden ſich nur einige leichte Contuſionen. Dieſer Umſtand war Allen unbegreiflich. Das Kind hatte auf dem Steinpflaſter der Straße gelegen, die Höhe des Sturzes war beträchtlich. Nun ging es an ein Fragen: „Wie kam es denn? Wie war es denn? Wie biſt Du denn gefallen?“ Da antwortete Baruch kindlich unbefangen: „Ein Knäblein hat mich gehalten, als ich fiel.“

„Ein Knäblein?“ fragte Löbel erſtaunt. „Wo war denn das Knäblein?“

„Draußen vor dem Fenſter.“

„In der Luft draußen?“

„Ja! Es faßte mich unterm Arm und flog mit mir ſanft hinab.“

„O gnadenreicher Gott! — Wie ſah denn das Knäblein aus, mein Kind?“

„Es hatte nichts an als ein ſchneeweißes Kleid und hatte Löckchen wie von Gold und lachte gar freundlich mit mir. Auf der Straße ſah ich mich nach ihm um;

ich wollte gern mit ihm ſpielen, aber es war fortgelaufen.“

„Seltſam! Unbegreiflich!“ ſagten alle, von frommen Schauern durchrieſelt.

„Der Herr hat ein Wunder an Ihnen gethan, meine Freunde,“ redete Kronenberg mit tiefſter Rührung zu dem glücklichen Elternpaar. „Beten wir an im Staube!“

„Ja Dank und Anbetung dem Gott, der ſich uns groß und wunderbar offenbart hat!“ ſagte Löbel, die Hände faltend. Dann reichte er ſeinem Weibe die Hand mit den Worten: „Eſther, wir haben ſo eben die heilige Taufe des Geiſtes erhalten. Wir ſind Chriſten. Laß uns eilen, die Taufe des Waſſers zu empfangen, um dem barmherzigen Gott unſer Gelübde zu löſen.“

„Ja, mein Löbel, beſtelle es noch heute,“ entgegnete ſie mit freudigem Ernſt. „Mein Stolz iſt beſiegt; Chriſtus hat mein Herz bezwungen.“

„So ſei der Geburtstag Eueres Kindes geſegnet!“ rief Kronenberg. „Es iſt heute zum Licht und zur Wahrheit geboren worden. Der Gott der Liebe hat es Euch zwiefach geſchenkt. Und ſo ſei denn dies Mahl ein Liebes- und Dankesmahl, und wir wollen Seiner dabei gedenken, der die göttliche Liebe zur Beherrſcherin des Herzens erhoben hat, und der da ſprach zu ſeinen Jüngern: So oft ihr von dieſem Brod eſſet und von dieſem

Kelch trinket, ſollt ihr meiner gedenken. — Nimm denn, ewiger Geiſt der Liebe und des Erbarmens, unſer kindlich frommes, innigſt gerührtes Herz als Dankesopfer an!“

Und ſie ſetzten ſich nieder und aßen und tranken die Gaben Gottes mit großer Heiterkeit und ſeliger Zufriedenheit.

An demſelben Tage zeigte Löbel dem Oberpfarrer der Stadt ſeinen Wunſch an, mit Weib und Kind in den Schooß der chriſtlichen Kirche aufgenommen zu werden, und ſchon am folgenden Tage begannen die Vorbereitungen zur Taufe. Eſther zeigte ſich wunderbarer Weiſe noch viel eifriger als ihr Gatte, und nahm die göttlichen Lehren mit einer wahren Herzensbegierde in ſich auf und pflegte ſie als ihr koſtbarſtes Gut. Sie war eher zur Einweihung in den Chriſtenbund vorbereitet, als er. Oft umarmte ſie ihn mit Freudenthränen und dankte ihm für das hohe Glück, das er ihr bereitet habe.

Als der Tag der heiligen Taufhandlung erſchien, wurde das Ehepaar von einem ſanften von Kinderſtimmen ausgeführten Choral aus dem Schlummer geweckt. Es waren die Kinder der Verſorgungsanſtalt mit ihren Lehrern und Herrn Kronenberg. Es war, als ob Engel das ſchöne Kirchenlied vortrügen, ſo rein, ſo erhaben, ſo fromm, ſo heilig ſchwebte der Geſang. Sie ſtanden auf dem Vorſaal, Herz trat heraus, um ihnen zu danken, aber Thränen erſtickten ſeine Stimme, er konnte kein Wort ſprechen.

Hierauf ließ er Lehrer und Kinder bewirthen; er ſelbſt lag an ſeines Freundes Bruſt. Mit Eſther war Madame Kronenberg beſchäftigt. Beide waren die innigſten Freundinnen; jede Kälte, jede Zurückhaltung war zwiſchen ihnen gewichen; ſie liebten ſich inniger als Schweſtern.

Das Ereigniß dieſes Tags hatte die ganze Stadt aufgeregt. Die vornehmſten Männer und Frauen, die mit der reichen Familie in irgend einer Verbindung ſtanden, kamen, um Herz und Eſther zu beglückwünſchen.

Löbel's beide Kinder wurden mit weißen Kleidern geſchmückt, die Eltern kleideten ſich ſo einfach als möglich. Gegen die neunte Stunde erſchienen ſämmtliche Glieder der Stadtgeiſtlichkeit und des Stadtraths, um die Täuflinge zur Kirche zu begleiten, die ſie heute zum erſten Mal betreten ſollten, um ihr für immer anzugehören. Die Kinder der Verſorgungsanſtalt hatten den beiden Kindern des Hauſes friſche Blumenkränze verehrt, die ihnen Vater und Mutter auf's Haupt ſetzten. Nun traten die armen Kinder paarweiſe voran, in ihrer Mitte wurden Löbel's geſchmückte Kinder von zwei Dienerinnen getragen, dann kam der Stadtrath und die Geiſtlichkeit, welche die Eltern umgaben. Herz führte Madame Kronenberg, und Kronenberg Madame Herz. Zahlreiche Freunde der Familie ſchloſſen ſich an. Eine große Volksmenge umwogte ſtill und in feierlicher Stimmung den Zug. Kaum hatte ſich dieſer in Bewegung geſetzt, als die Glocken aller Thürme ein harmoniſches Geläute begannen, und nun ſtimmten alle, wie mit einem Munde, das ſchöne Kirchenlied an: „Jeſus meine Zuverſicht u. ſ. w.“

Vor der Kirche angelangt, ſchwieg die ſingende Menge, und Alle traten mit feierlichem Schweigen ein. Indem nun der kleine Baruch durch das Schiff der Kirche nach dem Taufſteine vor dem Altar getragen wurde, deutete er plötzlich auf das große und ſchöne Altarbild, den Kreuzestod Chriſti vorſtellend. Ein Engel im blendend weißen Gewande neigte ſich aus rothangeſtrahltem Gewölk zu dem verſcheidenden Heiland. Und Baruch rief laut, daß es Alle hörten, die Händchen nach dem Engel auf dem Bilde ausſtreckend mit kindlichem Frohlocken: „Sieh da! das iſt das lieb Knäblein, das mich aus dem Fenſter auf die Straße getragen.“

Dieſe Worte erſchütterten Alle im tiefſten Herzen. Jede Bruſt fühlte mit ſüßen Schauern die Nähe des

Gottesgeiſtes. Herz aber wandte ſich zu Kronenberg und ſprach: „Der Herr hat große Dinge an mir gethan. Er hat einen ſeiner Boten ausgeſandt, um mir Heil zu bereiten. Gelobet ſei er für und für."

Das Staunen der Menge ging in die brünſtigſte Andacht über. Von Mund zu Mund flog die Kunde, ein Engel habe den Knaben gerettet, und weinend und anbetend fielen die Meiſten auf die Knie. Niemals iſt wohl die heilige Taufhandlung feierlicher begangen worden. Zuerſt wurden die beiden Kinder getauft, und Herr und Madame Kronenberg verſahen Pathenſtelle. Baruch erhielt den Namen Gottlieb, ſeine Schweſter wurde Marie genannt. Hierauf knieten die Eltern nieder. Löbel hatte ſich ſelbſt den Namen Gottlob gewählt, Eſther den Namen: Benedicta.

Vom Taufbecken traten ſie an den Altar und empfingen aus der Hand des Prieſters das heilige Nachtmahl des Herrn: Hunderte von Zuſchauern folgten ihnen nach.

Nach vollendeter heiliger Handlung umarmte der neue Chriſt ſeine Freunde. Kronenberg ſprach zu ihm: „Sie haben nicht vergebens gebetet: Dein Reich komme! Möge es immerdar bei Ihnen bleiben wahr und rein!"

Ein großes, von Kronenberg veranſtaltetes Feſtmahl im Lehrſaale der Verſorgungsanſtalt vereinigte Nachmittags alle Notabilitäten der Stadt. Herz und ſeine Gemahlin ſaßen in der Mitte der Tafel und über ihren Häuptern leuchtete bedeutungsvoll die goldene Schrift von der Wand:

„Dein Reich komme.“

# Der Emporkömmling.

Er bog um die Waldecke und das reizende Thal lag zu ſeinen Füßen. Tiefergriffen und ſelbſtvergeſſen blieb er ſtehen, wie plötzlich in den Boden gewurzelt, und ſeine Blicke ſprangen in unbewußter Schwelgerei von einem theuren Gegenſtande zum andern über. Dort ein Theil des Dörfchens, ſo weit es die Thalkrümmung zu ſehen verſtattete, jenſeits die ragende Felswand mit dem Pavillon auf der Stirne, ach! und hier am Berghange der Gottesacker, mit ſeinen einfachen hölzernen Kreuzen, und das fliederumbuſchte Kirchlein, und dahinter hervorſchauend das anſpruchsloſe Pfarrhaus, ſein Vaterhaus! Und hier die ſchlanke Rothbuche am Wege, die er ſo oft erklettert, um nach Vogelneſtern zu ſchauen, und hier — hier in der glatten Rinde des Baumes ſtanden noch die verwachſenen Namenszüge ſeines und ihres Namens! Er trat hinzu und küßte die Züge. „Auguſte!“ rief er, von ſüßen

Schmerzen bewegt, aus, und Thränen der Wehmuth rannen über ſeine Wangen. Die Erinnerung führte ihm ihr Bild im Flügelkleide vor die Seele; er ſah ſie an ſeiner Hand durch dieſen Wald ſtreifen, über dieſe Wieſe hüpfen, am Bache ſpielen. Da war kein Fuß breit Land, den ſie nicht berührt; es war ihm, als knüpfe ſich an jeden Stein, an jeden Baum eine ſüße Erinnerung. Endlich ging er weiter am Bergeshange. Da rauſchte der kleine Waldbach von der Höhe herab dem Thale zu. Der Wanderer beugte ſich und ſah dem Spiele der gekräuſelten Wellen mit ſeligem Wohlbehagen zu, dann ſchöpfte er mit der hohlen Hand und trank das reine, kühle Naß. Es war ihm, als ſei er durch dieſen Trunk verjüngt; aber aus dem klaren Waſſerſpiegel lächelte ihn nicht mehr das Bild des blondlockigen rothwangigen Knaben an; ein ernſtes Mannesgeſicht mit einem ſchmerzlichen Zuge um die Lippen trat ihm aus dem flüſſigen Elemente entgegen. „O Jugend! o Unſchuld! o Friede! Wie weit liegt ihr hinter mir!“ Das Paradies war noch da, aber er ſelbſt war verwandelt.

Gedrückt ging er weiter und trat bald durch die Pforte in den weiten Bergpark. Aber ſcheu eilte er jetzt an den bekannten Gegenſtänden vorüber. Plötzlich lag das große ſchöne Herrenhaus am Abhange vor ihm. Die Abendſonne vergoldete die zahlreichen Fenſter deſſelben. Einige Leute gingen über den Hof; ihm war noch Niemand begegnet. Der heitere Friede eines ſchönen Sommerabends lag über Schloß und Dorf, über Thal und Höhen; einſt war dieſer Friede auch in ſeiner Bruſt geweſen; jetzt war er daraus verſchwunden. An der Fontaine blieb er ſtehen und — weinte. Er hatte ſich ſo ſehr auf das Wiederſehen ſeines heimathlichen Dörfchens gefreut, warum war ihm nun ſo weh im Herzen? Er wußte es nicht; aber er weinte lange. Dann ging er haſtig einer großen Laube zu, aber er fand ſie leer und lenkte die Schritte nur noch trauriger nach dem Schloſſe. Als er die breiten Steinſtufen hinauf ſtieg, kam ihm ein freundliches altes Mütterchen in reinlicher, halbländlicher, halbſtädtiſcher Kleidung entgegen und ſah ihn befrembet an. Er aber griff raſch nach ihrer Hand und ſagte mit Herzlichkeit: „Guten Abend, liebe Frau Lindenſchmitt! Glück in's Haus! — Ich freue mich ſehr, Sie ſo munter und wohl zu ſehen! — Ei, ich glaube gar, Sie kennen mich nicht mehr!“

Die hübſche alte Frau ſtarrte ihm in's Geſicht, plötzlich drückte ſich in dem ihrigen die freudigſte Ueberraſchung aus. „I du mein Gott! Rudolf! Herr Gätting — Herr — Herr Secretair — Herr Legationsſecretair! wollte ich ſagen. Ach, wie Sie einen aber auch überraſchen! — — “

„Laſſen Sie es nur beim Rudolf. Dieſen Namen höre ich am liebſten aus Ihrem Munde. Er erinnert mich an meine glückliche Jugendzeit und läßt mich für Augenblicke die ſchöne Täuſchung feſthalten, als ſei ich noch der harmloſe Knabe, den Sie ſich mit einer Honigſemmel ſo dankbar zu verpflichten pflegten.“

„I du liebe Güte! denken Sie auch noch an die Honigſemmel! Ei, ei, daß ich Sie nicht gleich erkannte! Aber auch wie lange! wie lange, daß Sie nicht in Eſchenthal waren!“

„Freilich zehn Jahre, gute Frau Lindenſchmitt. Als Knabe ging ich, als Mann komme ich wieder.“

„Drum um ſo herzlicher willkommen! kann ich mich vor Freude doch kaum faſſen. Und bei Fräulein Guſtchen wird's erſt eine Freude geben! Darauf hat ſie lange ſehnſüchtig und immer vergebens gehofft. Und nun ſo unerwartet! — Ei, was Sie für ein ſchöner Mann geworden ſind!“

„Wo iſt Auguſte?“

„Ach Gott! Auf dem Gottesacker. Unter der Linde hat ſie ſich eine ganz einfache Bank und einen Tiſch davor in die Erde feſtmachen laſſen. Daran ſitzt ſie Tag für Tag bis in die ſpäte Nacht und ſtickt, ſtrickt oder lieſt und — weint Niemand bei ihr — immer allein. Es iſt ein wahrer Jammer.“

„Das heiterſte und lebendigſte aller leichtblütigen

Mädchen und — dieſe Umwandlung!“ ſagte Rudolf mit ſchmerzlichem Ausdruck mehr zu ſich ſelbſt als zu Frau Lindenſchmitt.

„Gott mag wiſſen, was ihr begegnet iſt! Ich hätte es auch gern gewußt, aber ſie hat auf keine meiner Fragen, die ihr Herzeleid berühren, eine Antwort. Als ſie vorigen Sommer hier war, flatterte ſie noch wie ein Schmetterling über alle Blumen hin, war bald auf den Bergen, bald im Wieſengrund; heuer kommt ſie nicht vom Kirchhofe, und wenn ſie ja noch Kränze windet, ſo iſt es nur, um ſie auf Ihres Vaters Grab zu legen.“

„Auf meines Vaters Grab! Es iſt ein trauriges Räthſel.“

„Wiſſen ſie, was ich glaube, Herr — Rudolf?“

„Nun laſſen ſie hören, Frau Lindenſchmitt!“

„Das gute Kind hat ſich in den jungen Grafen von Ellersdorf verliebt, der voriges Jahr auch eine Zeit lang mit hier war. Glücklicher als zu jener Zeit hab' ich das Fräulein nie geſehen, und Hand in Hand mit dem jungen Grafen durchſtreifte ſie die ganze Gegend; gerade wie einſt mit Ihnen.“

„Wirklich?“ verſetzte Rudolf und ſeine Züge verdüſterten ſich.

„Der Herr Geheimerath ließ den jungen Leuten auch allen Willen; ſie waren ſich meiſt ganz ſelbſt überlaſſen, und das wollte mir nicht recht gefallen. Aber eine dienende Perſon, wie unſer Eins, hat zwei Augen und ſieht nicht, zwei Ohren und hört nicht. Ich thue meine Pflicht als alte Schaffnerin dieſes Schloſſes. Was der Herr Geheimerath hier treibt oder treiben läßt, was geht es mich an?"

Rudolf ſah die Alte bedenklich an. „Es will mich bedünken, als fiele Manches hier vor, was eben nicht Ihre Billigung hätte, Frau Lindenſchmitt?"

„Billigung oder nicht! Sie ſind der Pflegeſohn des Herrn Geheimenraths, Fräulein Guſtchen iſt ſeine Tochter, und ich bin ſeine gehorſamſte Dienerin. Wir Drei haben alſo nichts darnach zu fragen. — Genug, ſeit der junge Graf durch die Lappen gegangen iſt, und kein Menſch weiß, wo er ſteckt, am wenigſten ſein Vormund, der Herr Geheimerath —"

„Ich weiß, ich weiß das Alles, Frau Lindenſchmitt!" unterbrach Rudolf die Redſelige.

„Nun, ſeit der Zeit iſt Guſtchen nicht mehr die Frühere. Der treuloſe junge Graf hat ihr das Herzchen entwendet und macht ſich wahrſcheinlich gar nichts daraus. Was kümmert's den reichen Patron, wenn ſich das arme Kind todt um ihn grämt."

„Nun ſtille, Frau Lindenſchmitt! Sie wird ſich ſchon tröſten."

„Es kommt da noch viel Anderes hinzu, was Guſtchen wahrſcheinlich erſt jetzt einſieht. Der Herr

Geheimerath hat ſich nie ſonderlich viel aus Guſtchen gemacht, obgleich er ſie ihrer armen Mutter mit Gewalt entführt hat; denn ſie ſtammte aus der erſten Periode ſeiner Staatscarriere, an die er ſich nicht gern erinnern läßt. Er hat die zarte Pflanze aus dem warmen mütterlichen Boden geriſſen und ſie hier in ein fremdes kaltes Erdreich geſteckt. Die Frau Gräfin hat ihr wahrlich die Mutter nicht erſetzen können; denn ich glaube, ſie war ſchon drei Jahre gnädige Frau und Gebieterin im Hauſe und hatte das liebe Kind noch nicht einmal geſehen. Lieber Gott, die Herrſchaft lebte in der Reſidenz, Guſtchen hier; die Herrſchaft kam nicht nach Eſchenthal, und Guſtchen nicht in die Stadt. War das chriſtlich? Das nehmen Sie mir nicht übel, Herr — Rudolf, an Guſtchen iſt barbariſch gehandelt worden. Das Schlimmſte behalt' ich für mich."

„Dagegen haben Sie chriſtlich an ihr gehandelt, Frau Lindenſchmitt, mütterlich, engliſch!" rief der Legationsſecretair warm, und ſein düſtres Auge funkelte freundlich auf das milde Antlitz der Frau. „Nein, nein, Frau Lindenſchmitt, weiſen Sie dieſe freudige Anerkennung Ihrer großen Verdienſte um Auguſten nicht mit übertriebener Beſcheidenheit zurück! Ich weiß das noch zu genau, daß Sie Auguſtens Mutter, Freundin, Erzieherin, Lehrerin waren. Sie und mein ſeliger Vater haben den Engel aus ihr gemacht, der ſie iſt."

„Nun ja!“ ſchluchzte die gutmüthige Wirthſchafterin und feuchtete ihre Schürze abermals mit ihren Thränen; „ich handelte nach Chriſtenpflicht an der armen Waiſe — Waiſe, und Vater und Mutter lebten ihr! — Meine beiden Enkel hatte mir der liebe Gott wieder genommen und ſie ſchlummern neben meinem ſeligen Manne drüben an der Kirchecke. Ich ſtand allein auf der Welt, da ſchickte mir Gott das liebe Kind, das Guſtchen, und ſie und Du, Rudolf, ihr wart nun meine Kinder. Ach, Rudolf, ich habe Dich nicht minder lieb gehabt! Du hatteſt keine Mutter mehr.“

„Da wurdeſt Du meine Mutter, alte, treue, redliche Freundin! Ja, ich weiß es, und ich werde es nie vergeſſen!“ Und mit den Thränen dankbarer Rührung im Auge drückte er die Alte an die Bruſt und küßte ihre reine hohe Stirn.

„Deſto ſchmerzlicher war es mir, daß Ihr mir Beide genommen wurdet, als ich meine Herzens größte Freude an Euch hatte. Ach, ich träumte immer, Ihr müßtet einmal ein Paar werden! Erſt nahm der Herr Geheimerath Dich fort; nun, ich konnte Dich freilich nicht auf die Univerſität vorbereiten, und Dein guter Vater ſtarb. Guſtchen blieb mir und war mein Leben, meine Luſt, mein Alles. Da, nach einigen Jahren, als ſie zur ſchönſten Roſe aufzublühen begann, entführte ſie mir der Herr Geheimerath. Das arme Kind mußte in die Reſidenz unter die vornehmen, herzloſen Leute, an den Hof — daß Gott erbarm! Die Folgen ſind auch nicht ausgeblieben; auf dem Kirchhofe unter der Linde ſind ſie zu finden; jetzt wohl noch über der Erde, bald aber drunter.“ Und ſie ließ dem Strome ihrer Thränen freien Lauf.

In dieſem Augenblicke fuhr Rudolf's Wagen auf den Hof, dem er vorausgeeilt war, und Frau Lindenſchmitt beeilte ſich, dem Kutſcher die nöthigen Anweiſungen zu geben. Rudolf aber trat wieder in den Garten und ging geſenkten Hauptes nach einer kleinen Pforte. Als er ſie paſſirt war, befand er ſich auf dem Friedhofe. Mit hochklopfendem Herzen ſchritt er über die dichtbewachſenen Gräber, bog um das Kirchlein und ſah das üppige Lindendorf vor ſich. Eine Dame in weißem Anzug ſaß mit dem Rücken ihm zugekehrt, mit einer weiblichen Arbeit beſchäftigt. Durch das Geräuſch ſeiner nahenden Schritte aufmerkſam gemacht, wandte ſie ihm das Geſicht zu und erhob ſich raſch und verwundert.

„Auguſte!“ flüſterte er wehmüthig. Ein leiſer Schrei, und ſie flog in ſeine ausgebreiteten Arme, lag heftig weinend an ſeiner Bruſt.

Es war ein ſchlankes, mildes Weſen mit zarten edeln Formen. Ein Paar große braune Augen voll ſüßer Güte gaben Kunde von einer reichen Gefühlswelt;

ein zartes, feines Näschen, lang herabgezogen, gab dem lieben Geſicht einen ernſten Ausdruck; um den kleinen Mund lagen alle Zauber des Liebreizes. Aber in dieſen Zügen war etwas Fremdes, Schweres, Ueberſättigtes, ein verbiſſener Schmerz, und zerſtörte die Harmonie dieſes herrlichen Geſichts auf eine betrübende Weiſe. Auf den eingefallenen Wangen glänzten ein Paar runde rothe Flecken, nach dem Nacken zu war Alles — vorzüglich die Ohren, wie aus durchſichtigem Wachs geformt. Aus der ſonſt ſo friedlichen Geſtalt ſeiner geliebten Jugendfreundin ſprach eine fieberhafte Aufregung dem beſtürzten Ankömmling entgegen. Rudolf war vor ihrem Anblick erſchrocken; aber er ſuchte Herr ſeiner Beſtürzung zu werden, während ſie heftig ſchluchzend und ihn ſchier krampfhaft umklammernd ihr Haupt an ſeine Bruſt drückte.

„Auguſte,“ flüſterte er wieder, „faſſe Dich! Das iſt kein frohes Wiederſehen, wie ich es mir geträumt.“

„Froh?!“ verſetzte ſie mit bitterer Reſignation.“

„Für mich giebt's nichts Frohes mehr, Rudolf.“

„Mädchen, was haſt Du denn? Was iſt mit Dir geſchehen? Ich erkenne Dich nicht wieder. Als ich Dich vor anderthalb Jahren verließ, warſt Du noch das harmloſeſte fröhliche Kind, ein Schmetterling, der ſich der Pracht der Blumen und ſeiner eigenen Flügel freute, und — heute!“

„Eine Todtenlarve!“ fügte ſie dumpf hinzu.

„Du biſt krank, Auguſte.“

„Ja, todtkrank, unheilbar krank. Sieh, ich habe mein Zelt ſchon über dem Raſen aufgeſchlagen, unter dem ich bald den eiſernen Schlaf der Auflöſung ſchlummern werde. Ich habe nur auf Dich gewartet, um das Letzte abzuthun, was ich noch auf dieſer ſchönen Erde zu verrichten habe. Morgen wird ſich ein Grab zu unſern Füßen öffnen, und übermorgen wird es gefüllt ſein, und ein kleiner Hügel ſich hier wölben, der Dir vielleicht einſt, wenn er überraſ't iſt, eine ſchwermüthige Erinnerung an unſere Jugend in die Seele ruft.“

„Welche verzweifelte Selbſtquälerei! Das iſt Selbſtmord, Auguſte, Du wühlſt Dir mit einem Dolche ſo lange in der Seele, bis ſie ſich verblutet hat. Und was iſt denn geſchehen, das Dir das junge Leben ſo verhaßt macht?“

„Etwas Ungeheures und Entſetzliches, Rudolf. Glaube mir, ich bin keine Träumerin, keine Schwärmerin, die Geſpenſter am Tage ſieht. Es iſt ein wirkliches, ein fürchterliches Schickſal, das die Blüthe meines Lebens vergiftet, ja recht eigentlich vergiftet hat; aber die Verhältniſſe liegen ſo ſeltſam, daß ich das Geheimniß mit in's Grab nehmen muß.“

„Das muß anders werden, Auguſte! Von Tod und Grab keine Rede mehr! Ich bin noch zur rechten Zeit gekommen, um Dich dieſer Selbſtmarter zu entführen. Dieſe Einſamkeit taugt Dir nicht. Du mußt mit mir in die Reſidenz."

Ein Schauder lief über Auguſtens Glieder. „Um Gotteswillen!" rief ſie. „Wärſt Du nur gekommen, um meine letzten Tage mit Qualen zu erfüllen, um mir die Todesſtunde noch mehr zu verbittern? Soll ein glühender Roſt mein Sterbebett werden? Hätt' ich nur um deshalb ſo ſehnſüchtig auf Deine Ankunft gehofft, daß Du meinem Henker als Knecht dienteſt, und mich, die Todtkranke, auf die Folterbank ſpannteſt? Nein, Rudolf, um Gottes Barmherzigkeit, das kannſt, das wirſt Du nicht! — Sieh, dieſe ſüße, ſchöne Einſamkeit des Kirchhofs iſt ja das einzige, iſt das letzte Glück, das ich noch beſitze. Sie thut mir ſo wohl und hüllt meine heiße zerriſſene Bruſt in die kühlen Schatten dieſer Linde, in die labenden Düfte dieſer Blumen. Geneſen kann ich nicht von ihnen, aber ſie verſüßen mir doch die letzten Stunden. — Ach, Rudolf, laß mich unter dieſer Linde einſchlummern, laß dieſe üppigen Grabesblumen mein letztes Kiſſen ſein!" —

„Mein Gott, ich will Dir ja nicht weh thun! Zu Deinem Beſten, zu Deiner Geneſung wollte ich Dich mit in die Reſidenz nehmen. Du bedarfſt der Zerſtreuung, der geiſtigen Anregung, um zu geſunden, und wo könnteſt Du dieſe beſſer finden, als im Hauſe unſres Vaters?“

„Still davon! Still von ihm! — Mein Herz iſt von einem zweiſchneidigen Schwerte durchbohrt; die Lebensadern ſind ihm abgeſchnitten. Da kann von keiner Geneſung mehr die Rede ſein.“

„Aber dies Schwert — ich möchte es kennen lernen. Hilf mir doch, Auguſte! Was iſt das für ein Schwert.“

„Laß es ſtecken im Herzen des unglücklichſten Mädchens! So wie Du es herausziehſt, ſtürze ich todt zu Deinen Füßen. — Nicht deshalb habe ich mit Sehnſucht Dich erwartet, ſondern —“

„Aber mit Verwunderung höre ich ſchon einige Male von Dir, daß Du mich erwartet haſt. Woher wußteſt Du denn, daß ich käme?“

„Ich wußte es — ſeit vierzehn Tagen ſchon.“

„Wie iſt das möglich? Ich habe den Brief Deines Vaters erſt ſeit zehn Tagen, und heute ſind es fünf Tage, daß ich von Paris abgereiſ't bin.“

„Du würdeſt früher gereiſ't ſein, wenn Dir mein Vater nicht noch einen geheimen Auftrag gegeben hätte, der ſich auf die frühere Verbindung ſeiner Gemahlin bezieht.“

„Was iſt das?“ rief Rudolf im höchſten Grade erſtaunt. „Kennſt Du die Briefe Deines Vaters und ſeine geheimſten Angelegenheiten?“

„Leider kenn’ ich ſie. Ich kenne den Zweck, weshalb er Dich ſo plötzlich berufen hat, aber ich weiß mehr als Du, mehr als irgend ein Menſch in dieſer traurigen Angelegenheit. — Doch laß uns davon abbrechen,“ fuhr ſie mit ſcheuem Blicke fort. „Sei mir herzlich willkommen! Setze Dich zu mir unter die Linde, die ſchon unſere Kinderſpiele ſo freundlich überſchattet hat.“

Er ſah ihr lange in das klare Auge und ſagte dann bewegt: „Auguſte, womit habe ich Dein Vertrauen verſcherzt?“

„Du beſitzeſt es ganz, mein geliebter Bruder; ich liebe Dich ſo vertrauensvoll wie einſt, als wir noch Kinder waren. Gerade deshalb hab’ ich auf Dich gewartet, um Dir einen Beweis dieſes Vertrauens zu geben. Bevor ich ſterbe, will ich in Deine Hand etwas niederlegen, was ich keinem Menſchen weiter anvertraut haben würde.“

„Und doch läßt Du mich nicht klar in die Verhältniſſe ſehen. Es iſt irgend etwas, mir Unerklärliches vorgegangen; ich werde plötzlich in ein ſeltſames Dunkel hereingeriſſen, und Du, von der ich Aufklärung hoffte und erwartete, verwirrſt mich nur noch mehr.

Was hindert Dich, mir auf die Frage: was iſt geſchehen? offen und klar zu antworten?"

Nach einigem Zögern verſetzte das Mädchen mit ſichtbarer Verlegenheit: „Gut, ich will Dir antworten ſo weit ich vermag; ich will Dir mehr ſagen, als Du weißt. Daß Graf Edmund von Ellersdorf der vormundſchaftlichen Obhut meines Vaters entſprungen iſt und ſich in ein ſicheres, dieſem unbekanntes Aſyl geflüchtet hat, weißt Du aus dem Briefe des Letztern, in welchem er Dich auf die Pflicht der Dankbarkeit auffordert, ihm ſo ſchnell als möglich zur Wiedererlangung des jungen Grafen behilflich zu ſein. Du ſollſt ausziehen in die Welt, um den Jüngling zu ſuchen, und mein Vater will Dich begleiten, heimlich begleiten als Dein Kammerdiener, um Edmund deſto ſicherer zu fangen. Lebend oder todt ſoll der unglückliche Jüngling zurückgebracht werden, und todt wäre meinem Vater noch lieber als lebend."

„Weißt Du denn, weshalb er dem Grafen mit ſolcher Aengſtlichkeit nachſpüren läßt, um ihn in ſein Haus zurückzubringen?"

„Iſt es nicht ſeine Pflicht als Vormund des jungen Mannes, dieſen von allen verderblichen Wegen, auf die ihn Jugend, Stand und Reichthum verlockt, zurückzuhalten und unter ſtrenge Aufſicht zu nehmen? Welche andere Abſicht könnte er mit dem Grafen Edmund haben als die beſte?“

„Wohl mein Freund, ich kenne die wahre Abſicht; ſie iſt eine andere. — Der Geheimerath von Eſchenthal iſt mein Vater und Wohlthäter; in dieſen beiden Worten liegt der troſtloſe Jammer meines Lebens, der gräßliche Mißlaut, der mich bis zur letzten Stunde mit Verzweiflung erfüllt.“

„Auguſte“ rief Rudolf ängſtlich, „ich fürchte für Deinen Verſtand. Was, um Gott, konnte die ruhige und fröhliche Klarheit Deines Geiſtes trüben?“

„Ja, ich glaube ſelbſt, daß mir der Wahnſinn nahe iſt, und nach dem, was ich erfahren habe, iſt es faſt ein Wunder zu nennen, daß ich ihm nicht gänzlich verfallen bin. O wie wohl wäre mir, wenn er die Nacht der Vergeſſenheit über mein Haupt ausgeſchüttet hätte! Aber ſtatt deſſen iſt ein Licht in mir entzündet worden, ein glänzendes, grauſames, fürchterliches Licht. O was habe ich armes Kind verbrochen, daß mir ſolche Marter hat bereitet werden müſſen! — — Doch ſtill, ſtill! Ich erkenne meine Beſtimmung auf Erden. Ich ſoll ſein Schutzengel, ſeine Retterin ſein und dann ſchlafen — ſchlafen; denn ich bin todtmüde. Meine Miſſion hab' ich vollbracht; ich weiß ſein armes unſchuldiges Haupt geborgen; nun will ich mein Bett zurecht machen.“

„Wen meinſt Du, Auguſte?“

„Wen anders als Edmund? Ich will Dir ja Alles ſagen, was ich kann, und ſo ſollſt Du wiſſen, daß ich ihn gerettet habe.“

„Gerettet? Ich verſtehe Dich nicht, Auguſte. Graf Edmund iſt davon gelaufen, weil Dein Vater ſeine vornehmen Leidenſchaften mit Recht im Zügel hielt. Haſt Du ihm zur Flucht verholfen?“

„So iſt's. Ich ward ſeine Retterin.“

„Und das nennſt Du Rettung?! Wo war denn die Gefahr, aus der Du ihn retteteſt?“

Auguſte deutete ſchweigend auf einen friſchen Grabhügel in ihrer Nähe. Rudolf verſtand ſie nicht, und der Gedanke, daß ihr Geiſt verworren ſei, bemächtigte ſich ſeiner immer mehr und mehr und erfüllte ihn mit Befangenheit und Schmerz. Es war ihm Alles räthſelhaft an ihr, und ehe eine Stunde vergangen war, hatte er die ganze Gefühlstemperatur von glühender Sehnſucht nach Auguſten bis zur eiſigen Erſtarrung durch ſie erlebt. Er hatte nur noch Mitleiden für ſie, wünſchte aber Eſchenthal eher wieder zu verlaſſen, als er ſich früher vorgenommen hatte. Durch das, was ihm hier begegnet war, fühlte er ſich ſo unheimlich berührt, das Räthſelhafte in der Erſcheinung der angebeteten Jugendgeliebten, verbunden mit den verſteckten Andeutungen der alten Haushofmeiſterin, erfüllte ſeine

Bruſt mit einer Unbehaglichkeit, der er keinen Namen zu geben wußte, die aber den Boden unter ſeinen Füßen glühend machte. Er war nicht mehr jung genug, um ſich die Begeiſterung für ſeine Jugendgeliebte im Herzen ſtark zu erhalten, da dieſe ſelbſt ihm wie ein düſtres Geſpenſt entgegentrat; er ſtand auch nicht auf einem ſolchen Höhepunkt des Lebens, um den Schatten, den er plötzlich und unerwartet zwiſchen ſich und Auguſten rieſig auftauchen und ihm ihre Geſtalt, ſo wie ſie in ſeinen ſtillen Träumen rein und ſchön geſtanden, verdecken ſah, beſiegen und entfernen zu können. Rath- und troſtlos ſah er in ein düſtres Gewirre hinein und wußte nicht, ob es etwas Wirkliches oder nur krankhaft Eingebildetes war, wußte nicht, woher er das Licht nehmen ſollte, um einen erhellenden Strahl darauf fallen zu laſſen.

Um mit ſich ſelbſt einig zu werden, unternahm er einen Gang durch das Dorf, ſuchte das Vaterhaus auf und machte ſich das Bild ſeines würdigen Vaters, des Pfarrers, recht lebendig in der Seele. „Was dir auch begegnen mag, Rudolf,“ hatte dieſer oft zu ihm geſagt, „werde dir nur nicht ſelber untreu. Biſt du klar in dir ſelbſt, erkennſt du auch die Außendinge klar. Darum kämpfe nie gegen einen verhüllten Feind. Zwinge ihn durch deine eigene Offenheit, die Nebelkappe abzulegen, und ſich dir in ſeiner natürlichen Geſtalt zu zeigen. Dann kreuze die Waffen mit ihm oder verſöhne dich mit ihm. Du haſt dir und ihm genug gethan."

Durch dieſe Lehren und weiſen Sprüche geſtärkt und ermuthigt, kehrte er, als es Abend geworden war, in das Schloß zurück, feſt entſchloſſen, dem trüben Weſen dort auf den möglichſt klaren Grund zu kommen. Im Park feſſelte die Fontaine ſeine Schritte. Auf ein bewegtes, von Sorgen und Kummer belaſtetes Herz übt das Steigen, Fallen, Plätſchern und Rauſchen des Waſſers ſtets einen geheimen, eigenthümlichen Zauber. Die Seele verſenkt ſich gleichſam in die raſtlos ſtrömende Welle, um ſich von allen dunkeln Schmerzen und Erinnerungen rein zu baden; das eintönige Geräuſch ſingt ſie in ſüßes Vergeſſen, in einen poetiſchen Halbſchlaf, der mit einem Silberſchleier kühlend und wohlthuend, wie die perlende zerſtäubende Fluth, die fieberheiße Gegenwart überhüllt. Rudolf lehnte ſich an eine ſtarke Buche, deren tief herabhängende Aeſte und Zweige ſich, wie von innerer Sehnſucht getrieben, dem Waſſer entgegenſtreckten, und ſah dem Spiele der Wellen zu, bis er ſich in jene gedankenloſe ſomnambule Behaglichkeit verlor, die die äußere Welt nur wie in weitgerückter Ferne erblickt. Die Mondsſichel warf einen matten Strahl in den fallenden Waſſerſtaub und entlockte ihm einige unbeſtimmte Regenbogenfarben. Dadurch gewann die ſtille waldige Gebirgslandſchaft ein geiſterhaftes Anſehen. Rudolf ſah vor ſeinem geiſtigen Auge die Vergangenheit ſeines Lebens entriegelt; ſeine heitere Jugend zog in bunten, wechſelvollen Bildern raſch an ihm vorüber. Was ſein ſpäteres Leben abgebleicht und verwiſcht hatte, die kleinen Züge harmloſer Freuden, ſie traten hell und farbenfriſch hervor, und immer ſah er ſich mit Auguſten zuſammen, in allen Bildern und Scenen war ſie die Hauptperſon; ihr liebevolles Auge ſtreifte ihn und goß beruhigende Blicke in ſeine Seele, ihre Locke tanzte auf ſeiner Schulter, ihre Hand ruhte in der ſeinigen, ihr Herz ſchlug an dem ſeinen. So erlebte er halbträumend die Gewißheit, daß Auguſte die zweite lichte Hälfte ſeines Selbſt und zu ſeinem wahren Glücke unentbehrlich ſei; er gewann die Ueberzeugung, daß all ſein Wirken und Schaffen ohne ſie ein farb- und gehaltloſes geweſen, und daß ſein Leben erſt dann wieder Werth haben werde, wenn er ganz mit ihr vereinigt ſein werde. Die Kälte und Verſtimmung, die ihn vorhin angewandelt, war verflogen; er fühlte ſich von Liebe und Muth gehoben, er glaubte nicht an Lüge und Tod, und hoffte mit der gläubigen Kraft ſeines Willens die Schatten, die ſich um ihn gelagert, leicht und glücklich beſiegen zu können. — Dies Alles ſtellte ſich ihm aber nicht in klaren Gedanken, ſondern in lebendigen Gefühlen dar. Nahende leiſe Schritte ſtörten ihn aus der ſüßen Schwelgerei derſelben. Er blickte auf und ſah im ungewiſſen Dämmerſcheine eine ſchlanke Männergeſtalt den Berg herabkommen, nicht auf einem Pfade, ſondern durch die Büſche und Bäume des bis zur Fontaine ſich herabſenkenden Waldes. Vorſichtig, wie es ſchien, ſchlich der Menſch nach dem Schloſſe zu und ging dabei an der Buche vorüber, hinter welcher Rudolf ſtand, ohne dieſen zu ſehen. Rudolf erkannte dagegen einen jungen, ihm unbekannten Mann in Jägerkleidung mit einem Jagdgewehre, das er am Riemen über die Schultern trug. Er hielt ihn alſo für einen Jägerburſchen des Förſters, und es befremdete ihn weiter nicht, als er den jungen hübſchen Waidmann, indem er demſelben von fern folgte, in das Schloß treten ſah. Da es ſchon ſpät war, ſo vermuthete er Frau Lindenſchmitt und Auguſten bereits zu Bette; es war ihm aber nicht unangenehm, als ihm die Erſtere in der Hausflur entgegen kam und, als ſie ſeiner anſichtig wurde, ſchnell nach Licht lief, um ihm ſelbſt nach ſeinem Zimmer vorzuleuchten. Während die Alte ihn einlud, ihr zu folgen, bemerkte er eine auffallende Veränderung in ihren Geſichtszügen; ſie ſah ſcheu und verſtört zur Erde, auf ihren Wangen lag eine brennende Röthe, und das Licht in ihrer Hand zitterte, ſo daß ſich Rudolf veranlaßt fühlte zu fragen: „Iſt etwas vorgefallen, liebe Frau Lindenſchmitt. Es iſt doch Auguſten nichts begegnet?“

„Ganz und gar nicht, Herr Legationsſecretair," verſetzte die Frau mit einer Förmlichkeit, die gegen ihr Benehmen am Tage ſehr abſtach. „Und Guſtchen iſt auf ihrem Zimmer."

„Wer war denn der junge Jäger, der kurz vor mir in das Schloß trat?"

„Ein Jäger?! In's Schloß!" rief die Alte beſtürzt, ſo daß ihr die Sprache faſt verſagte und das Licht ihr entfiel. „Haben Sie einen Jäger geſehen? — Nun ja, er wird wohl den Verwalter geſucht haben."

„Frau Lindenſchmitt," ſagte Rudolf in einem mißbilligenden, aber gütigen Tone, aus dem ein empfindlicher Schmerz ſprach, „es ſcheint, als beſitze ich Ihr Vertrauen gar nicht mehr. Womit ich es verſcherzt, weiß ich nicht, aber ich habe mir gar keinen Vorwurf zu machen. In meinem Herzen habe ich Ihnen die Pflichten eines Sohnes ſtets ſtreng bewahrt; aber Sie ſcheinen ganz vergeſſen zu haben, daß ich auch die Rechte eines Sohnes auf Ihr mütterliches Herz habe. Nicht allein an Auguſten, auch an mir haben Sie Mutterſtelle verſehen. Womit, ſagen Sie mir aufrichtig, hab' ich mich nun Ihrer Liebe und Ihres Vertrauens unwürdig gemacht?"

Dies wirkte. Die alte Frau fing an zu weinen. „Du lieber Gott," verſetzte ſie ſchluchzend, „iſt das ein

Herzeleid und eine Verlegenheit! Ich weiß vor Angſt und Beſtürzung nicht, was ich thun und denken ſoll.“

„Vertrauen Sie mir. Es iſt Rudolf, Ihr Pflegeſohn, der Sie bittet, und der Ihr Vertrauen in keiner Art mißbrauchen wird.“

„Aber Sie können ja nicht! Sie dürfen ja nicht! Es wäre ja ein noch größeres Unglück!“

„Kommen Sie auf mein Zimmer, liebes Mütterchen! Dort wollen wir uns gegenſeitig ausſprechen. Ich hoffe Sie zu überzeugen, daß ich Ihr Vertrauen verdiene.“

In dieſem Augenblicke kam Auguſtens Stubenmädchen und lud ihn dringend zu ihrer Herrin auf das Zimmer ein, wo ſie ihn mit Ungeduld erwarte, um ihm ſehr Nöthiges mitzutheilen.

„Erwarten Sie mich auf meinem Zimmer, Frau Lindenſchmitt!“ ſagte er zu der Alten und eilte zu Auguſten.

Sie lag matt und aufgelöſt in einem Fauteuil; ihr dunkles Haar floß in Wellen auf das weiße faltige Nachtgewand. Das Licht der Lampe war durch einen grünen Schirm gedämpft. Ein Hauch feierlichen Ernſtes lag über dem dämmerigen Zimmer.

„Rudolf,“ flüſterte die zarte Geſtalt, „ich habe Dir noch nicht geſagt, weshalb ich Dich ſo ſehnlich erwartet habe.“

„Wenn Du mir nur erſt ſagen wollteſt, wie Du mich überhaupt erwarten konnteſt,“ unterbrach er ſie, „da meine Reiſe hierher, nach dem ausdrücklichen Willen Deines Vaters, ein Geheimniß war, und ich, nach der Lage der Verhältniſſe, unmöglich annehmen kann, daß er Dich in daſſelbe eingeweiht hat.“

„Laſſen wir das!“ entgegnete das Fräulein mit einem ängſtlichen Tone. „Ja, ja, lieber Rudolf, laß uns über dieſen Punkt hinweggehen. Er gehört nicht weſentlich zu der Bitte, die ich an Dich zu ſtellen habe.“

„Du weißt, Rudolf, daß mein Vater ſich von meiner Mutter ſcheiden ließ. Ich bin damals kaum zwei Jahre alt geweſen. Schon vorher hat er ſie ſehr vernachläſſigt und ſich namentlich gar nicht um mich bekümmert. Nach der Scheidung verließ meine Mutter mit mir das Land und verheirathete ſich mit einem Freunde, der eine Anſtellung an einer ruſſiſchen Univerſität gefunden hatte. Mein Vater prozeſſirte mit meiner Mutter über meine kleine Perſon. Sie verlor den Prozeß und mußte mich ausliefern. Er ſandte einen ſeiner Bedienten nach Rußland, der mich aus den Armen meiner Mutter riß und hierher brachte, um mich der Pflege der Frau Lindenſchmitt zu übergeben, deren Mann ein naher Verwandter meiner Mutter war. Ich war damals noch nicht volle vier Jahre alt. Meine gute

Muhme Lindenſchmitt erſetzte mir die Mutter; mein Vater kümmerte ſich nachher eben ſo wenig um mich, wie er früher gethan hatte, und als er einige Jahre ſpäter Eſchenthal kaufte, geadelt wurde und die Gräfin Ellersdorf heirathete, wurde Frau Lindenſchmitt mit mir hierher verſetzt, und Niemand fragte mehr nach mir, weder der Herr Geheimerath noch die gnädige Frau. Es mochte wohl Manchem wie eine Fabel klingen, daß ich die Tochter dieſes Hauſes war. Die Meiſten wußten gar nichts von meiner Exiſtenz. Aber was weit auffallender iſt, auch meine Mutter fragte nie wieder nach mir. So lange der unbefangene Kinderſinn mich im ſüßen Frieden ſeiner Vergeſſenheit hielt, dachte ich an nichts; als ich aber in das jungfräuliche Alter trat und mit Selbſtbewußtſein mich und meine Lage zu betrachten anfing, erwachte in mir ein großer Schmerz, mich ſo verlaſſen zu ſehen, und mit ihm eine ſtarke Sehnſucht nach meiner Mutter. Dein Vater hatte mich mit Dir unterrichtet und mir in Gemeinſchaft mit Frau Lindenſchmitt eine vortreffliche Erziehung gegeben; denn ſie iſt eine Frau von den vortrefflichſten Herzenseigenſchaften und unerſchütterlichem Rechtsgefühl. So lange Dein Vater lebte und Du bei mir warſt, Rudolf, war meine Welt ausgefüllt; ich hatte keine Wünſche, die über dies Thal hinausgegangen wären. Als aber der würdige Prediger heimgegangen war, und mein Vater Dich zu

Deiner weitern Ausbildung in die Reſidenz nahm, fing ich bald an mich unausſprechlich verlaſſen und einſam zu fühlen. Du kennſt meine Gefühle aus meinen Briefen. Ich träumte Tag und Nacht von meiner Mutter. Eine glühende Sehnſucht erfüllte mein ganzes Weſen, mein kummervolles Haupt an ihre mütterliche Bruſt zu legen und mich dort leicht zu weinen, mein kindliches Herz an dem ihrigen ſchlagen zu laſſen. Aber in der ganzen Schöpfung war keine Antwort auf meine heiße Frage nach Eltern-, nach Mutterliebe. Wäre meine Mutter todt geweſen, ich wäre ruhig und genügſam meinen ſtillen Weg gewandelt; denn an den Tod hat das Leben keinen Anſpruch. Aber Vater und Mutter lebten mir, und ich war doch eine arme, verlaſſene, vergeſſene Waiſe, nach der weder der Eine, noch die Andre fragte. Ihre Herzen hatten kein Bedürfniß für mich, die ich nach ihrer Liebe faſt verſchmachtete. Frau Lindenſchmitt liebte mich ja ſo ſehr, ſie hatte Thränen für mich, ſie mit den meinigen zu miſchen, aber ihre Herzlichkeit vermochte nicht die krankhafte Leere meiner Bruſt auszufüllen. Ich ſchrieb endlich an meine Mutter, ich flehte ſie verzweiflungsvoll an, das Opfer meines kindlichen Herzens anzunehmen; aber ich erhielt meinen Brief zurück, und eine vom Poſtamte gemachte Bemerkung belehrte mich, daß ſie ſich nicht mehr in Rußland aufhalte. — Nachher gelangte ein Gerücht zu

Frau Lindenſchmitt, ihre Muhme wohne in der Schweiz. Ich wußte nicht, wohin ich mich wenden ſollte, aber es war mir ein heiliges Bedürfniß geworden, an meine Mutter zu ſchreiben und ihr all mein Herzeleid zu klagen, ſie zur Vertrauten meines Kummers zu machen. Ich ſchrieb ihr Tag für Tag Alles, was mir begegnete, was ich dachte und fühlte, und aus dieſen Briefen entſtand ein an meine Mutter gerichtetes Tagebuch, in welches ich mein Herz niederlegte, wie man vor einer Heiligen zu thun pflegt. Meine Mutter war meine Heilige; meine Phantaſie ſchmückte ihr Bild mit überirdiſchen Farben. Die ſüße Gewohnheit, heimlich an meine Mutter zu ſchreiben, wurde mir zum einzigen und höchſten Genuß, zum Erſatz für viel bitteres Weh, als es meinen gnädigen Eltern, ich weiß nicht aus welchem Grunde, gefiel, mich in ihr Haus in der Reſidenz zu verſetzen und mich als Fräulein von Eſchenthal in die große Welt einzuführen. Ich wurde von meiner guten Pflegemutter getrennt und hatte nun nur noch mein Tagebuch. Anfangs betäubte mich das Gedränge und der Glanz der neuen Welt; ich ſah mir überall gehuldigt und geſchmeichelt, und ich blieb nicht ganz frei von Eitelkeit. Aber eines Tags erwachte ich wie aus einem ſchweren Traume; ich ſah um mich, ſuchte ein Herz voll Liebe für mich und — fand keins. Du verweilteſt auf der Univerſität; ich liebte Dich wohl recht ſchweſterlich, aber Du warſt mir fern, und Deine Briefe ſchlugen ſelten die rechten Saiten in mir an. Ach, ich fühlte mich ſo leer, ſo unbefriedigt, ſo einſam in der vornehmen Welt, die mich umgab. All mein Sehnen und Grämen legte ich in mein Tagebuch nieder; ich klagte Alles meiner fernen heiligen Mutter, wie ein armes Kind, dem man weh gethan. So war und blieb mein Zuſtand, bis zu Anfang des vorigen Jahres, als Graf Edmund von Ellersdorf, der Neffe und Mündel meines Vaters, aus der Penſion zurückkehrte, in welcher er erzogen worden war, um nun, unter den Augen ſeines Vormunds die Kadetten-Anſtalt zu beſuchen und ſich zum Offizier auszubilden. Er war ein gutmüthiger, etwas ſcheuer Jüngling, und wir gingen erſt lange ziemlich ſtumm neben einander. Doch unſer verwandtes Schickſal führte unſre Herzen zuſammen; auch er ſtand einſam und verlaſſen in dieſer Welt voll öden und kalten Glanzes. Seine Eltern waren todt; auch er hatte von ihnen keine Liebe genoſſen. Wir Einſamen mußten uns finden. Ich erſchrak, als er mich zu ſeiner Vertrauten machte und mir all das bittre Weh ſeines jungen Herzens mittheilte."

Auguſte machte eine Pauſe und trocknete ſich den Schweiß von der fieberheißen Stirn; Rudolf ſah ſinnend vor ſich hin. Er brach ſeufzend in die Worte aus:

„Genug. Du liebteſt den jungen Grafen und wurdeſt von ihm geliebt."

„Ich weiß es nicht," entgegnete die Kranke. „Ich weiß nur ſo viel, daß ſein Umgang mir Lebensbedürfniß war, und da er von meinen Eltern nicht nur nicht verwehrt, ſondern ſogar begünſtigt wurde, ſo fühlte ich mich plötzlich ſehr glücklich. Gleiches Glück empfand Edmund. Er brachte jede freie Stunde bei mir zu, er war mein Tänzer auf den Bällen, mein Begleiter in's Theater. Aber die höchſte Staffel unſeres Glücks erſtiegen wir, als uns erlaubt wurde, den Sommer vorigen Jahres hier in Eſchenthal zubringen zu dürfen. An meine Mutter ſchrieb ich ſchon ſeit einiger Zeit nicht mehr, ihr Andenken war mir ferngerückt in den tiefſten Hintergrund meiner Seele. Dort ſtand es wie ein unbeſtimmtes Heiligenbild. Bald ſollte die Zeit kommen, wo ich wieder an ſie ſchrieb, aber nun mit meinem Herzblut, mit dem Blute, das von dem Dolche träufelte, den das gräßlichſte Schickſal mir von hinten in die Seite gebohrt."

Sie ſchwieg wieder erſchöpft. Es ſchien ihr große Anſtrengung zu verurſachen, wenn ſie weiter ſprechen wollte, und ſie kämpfte augenſcheinlich, um den rechten Ausdruck für ihre Mittheilung zu finden.

„Was mir begegnet iſt, Rudolf, iſt nicht über meine Zunge gekommen und wird es nicht. Erſt war ich entſchloſſen, das fürchterliche Geheimniß mit in's Grab zu nehmen; aber es kamen noch andere wichtige Ereigniſſe hinzu, in deren Folge ich den Grafen Edmund vermochte, die Flucht zu ergreifen. Ja, auf meine Veranlaſſung verließ er heimlich das Haus ſeines Onkels und Vormunds, meines Vaters; ich gab ihm mein kleines erſpartes Eigenthum. Warum ich dies that, warum ich ſcheinbar feindlich gegen meinen eigenen Vater handelte, das muß nach meinem Tode offenbar werden; der verleumdete und verfolgte Edmund muß gerechtfertigt werden. Wie das anzufangen iſt, was überhaupt geſchehen muß, das will ich meiner Mutter und ihrem Manne überlaſſen, der ein ſehr edler Menſch ſein ſoll. Ich habe ihr all mein Unglück und deſſen fürchterliche und doch zugleich heilſame Folgen geſchrieben; ich habe ihr gar nichts verſchwiegen. Nun muß mir alles daran liegen, daß mein Tagebuch und die dazu gehörigen Documente, welche wichtige Beweiſe enthalten, nach meinem Tode richtig in ihre Hände kommen. Frau Lindenſchmitt iſt eine bejahrte Frau; ſie ſteht allein. Es könnte ja leicht der Fall ſein, daß ſie bald nach mir abgerufen würde; meine Papiere würden nie in die rechten Hände kommen; ja ſelbſt nicht, wenn ſie am Leben bliebe. Was ſollte die gute Alte damit machen? Sie kennt den Aufenthaltsort meiner Mutter ſo wenig wie ich. Zwar habe ich dem Grafen Edmund alle möglichen Andeutungen gegeben, um ſie aufzufinden; aber kann ich wiſſen, ob er ſie wirklich gefunden hat? Ich habe keine Nachricht von ihm, ſo gewiß er auch verſprochen hat, mir ſolche zu geben. Auf Dich alſo, Rudolf, habe ich mein höchſtes Vertrauen geſetzt. Du biſt mein theurer Jugendgeſpiele, mein geliebter Bruder, mein Herzensfreund, ja ich träumte einſt, daß Du mein Gatte werden ſollteſt. Doch das iſt längſt vorüber. Ich entbinde Dich Deines Wortes. Mir wird kein Brautkranz gewunden, wohl aber der Todtenkranz.“

„Auguſte, mein geliebtes Mädchen!“ rief der Legationsſecretair, „ich kann Dich nicht ſo vom Tode reden hören; ich kann die Hoffnung nicht aufgeben, Dich wieder aufblühen und den ſchönſten Traum meiner Jugend in Erfüllung gehen zu ſehen, Dich als mein theures Weib zu umarmen.“

Sie lächelte bitter. „Ach, Rudolf, und wenn ich auch geſund wäre, ich könnte doch nie Deine Frau werden.“

„Dein Herz gehört dem jungen Grafen Edmund.“

„Und wenn es der Fall wäre; auch ihm würde ich nie mehr als Freundin ſein können und dürfen. Wäre ich geſund, ich würde in ein Kloſter gehen.“

„Unerklärliches Räthſel!“

„Es wird ſich Dir löſen, ſobald dies arme Herz ausgeſchlagen hat. Der Schlüſſel iſt in dieſem kleinen

Päckchen Schriften, das ich in Deine Hand lege. Es iſt an meine Mutter überſchrieben. Gelobe mir, Rudolf, daß Du nach meinem Hinſcheiden meine Mutter aufſuchen und ihr dieſe inhaltreichen Papiere übergeben willſt. Ich habe ſie gebeten, daß ſie Dir alles mittheilen ſoll. Du wirſt alſo erfahren, was mich ſo ſchwer, ſo tief, bis in's Grab gedrückt hat, Du wirſt mich bedauern und mir eine Thräne herzlichen Mitleids auf das Grab weinen. Verſprich mir bei unſrer Jugendliebe, bei dem Andenken Deines Vaters, bei der ſeligen Hoffnung eines einſtigen Wiederſehens, meinen Auftrag getreulich zu erfüllen.“

„Ich ſchwöre es Dir!“ ſchluchzte Rudolf und legte ſeine Hand in die ihrige.

„So nimm dieſe Blätter. Wenn der Tod das Siegel von meinem Leben gelöſt hat, dann löſe auch Deine Hand meiner trauernden Mutter das Siegel dieſes Briefes! Bis dahin ſei er Dir ein Heiligthum!“

„Er iſt es mir!“ ſagte Rudolf und empfing das verſiegelte Päckchen.

„So iſt mein letzter Wunſch erfüllt. Nun lege Dich ſchlafen, guter Rudolf. Ich fühle mich ſehr angegriffen. Mein Mädchen ſchläft bei mir im Zimmer. Gute Nacht, lieber Freund! Bewahre mir das Vermächtniß an meine Mutter heilig auf und hüte es vorzüglich vor meinem Vater.“

Rudolf drückte die Hand an ſein Herz, küßte ihre Stirn und ging dann gedankenvoll mit dem ihm anvertrauten Documente auf ſein Zimmer, wo Frau Lindenſchmitt, ſeiner harrend, ſaß. Rudolf erzählte ihr, um ihr Vertrauen zu gewinnen, offen den Inhalt ſeiner Unterhaltung mit Auguſten.

„Das arme Kind!“ weinte die Alte. „Ich glaube ſelbſt, es iſt am beſten, der Tod erlöſ't ſie bald von ihrer Qual. So wie für den Tod kein Kraut gewachſen, ſo giebt's auch für manches Leid auf Erden kein Heil und Troſt. Da kann der Tod allein helfen.“

„Liebe Frau Lindenſchmitt, ſagen ſie mir offenherzig, kennen Sie die dunkle Quelle des troſtloſen Jammers, der auf Auguſtens Bruſt laſtet? Sie ſcheint ſehr gegen ihren Vater eingenommen zu ſein, obgleich ſie jede nähere Erklärung vermeidet.“

„Ich kenne ſie nicht. Sie haben aus ihrem eigenen Munde gehört, daß dies Geheimniß nie über ihre Lippen gekommen iſt oder kommen ſoll. So viel Rechte ich mir auch an Guſtchens Herz erworben zu haben glaube, ſo hat ſie doch die aus mütterlicher Beſorgniß entſprungenen Fragen über dieſen Punkt ſtets mit ſolch heftiger Entſchiedenheit zurückgewieſen, ja mich ſogar mit einer wahren Verzweiflung um Gotteswillen gebeten, darüber zu ſchweigen, daß ich mir nie wieder ein Wort erlaubt habe. Es ſcheint mir aber ſelbſt, daß der Herr

Geheimerath ſich in Bezug auf ſeine Tochter mit einer ſchweren und furchtbaren Schuld belaſtet hat.“

„Barmherziger Gott!“ ſchrie Rudolf auf.“

„Erſparen ſie mir, irgend eine Vermuthung auszuſprechen. Ich wiederhole noch einmal, Sie ſind der Pflegeſohn und Günſtling des Herrn Geheimenraths. Er hat Ihnen ſeit dem Tode Ihres Vaters ſehr viele Wohlthaten erwieſen. Er hat Ihnen eine glänzende Stellung bereitet; er iſt der Gründer Ihres Glücks und giebt Ihnen fort und fort Beweiſe ſeines Wohlwollens und ſeiner Liebe.“

„Es iſt wahr!“ ſagte Rudolf ſehr bewegt. „Ich bin ihm unbegrenzte Dankbarkeit ſchuldig. Aber dies ſoll mich nicht abhalten, ihn in einem weniger günſtigen Lichte zu ſehen, wenn dieſes Licht von der Fackel der Wahrheit ausſtrömt. Ich würde mich mit meiner Dankbarkeit entſchuldigen könnnen, um mein Auge dieſem Lichte zu verſchließen, wenn mein moraliſches Bewußtſein nicht dabei betheiligt wäre. Der Colliſionsfall iſt bereits da. Der Geheimerath fordert mich auf, den jungen Grafen Edmund mit den wirkſamſten Mitteln zu verfolgen und denſelben in ſein Haus zurückzubringen. Er hat mir zu dieſem Zweck Urlaub von meiner Behörde verſchafft, er hat mich von Paris hierher nach Eſchenthal kommen laſſen, damit ich hier !meine Inſtruction von ihm erhalte. Dagegen bittet mich Auguſte mit ſterbendem Munde, den Grafen nicht zu verfolgen, ja denſelben ſogar gegen die Verfolgung ihres Vaters zu ſchützen; ſie geſteht mir, daß ſie den Grafen zur Flucht getrieben, daß ſie alles aufgeboten, um ihn dadurch von einem ſchweren Unglück zu retten. Jetzt gilt es, mir Licht zu verſchaffen um jeden Preis, damit ich erkenne, ob ich der Stimme der Dankbarkeit oder der Liebe folgen ſoll. Sie können mir Licht, viel Licht geben, Frau Lindenſchmitt; ich bitte, ich beſchwöre Sie, reden Sie! Sagen Sie mir offen, was halten Sie vom Charakter und der Moralität des Geheimenraths von Eſchenthal, und was wiſſen Sie über ſein Verhältniß zu ſeinem Neffen und Mündel, dem flüchtig gewordenen Grafen Edmund?"

„Soll ich Ihnen noch einmal in's Gedächtniß zurückrufen, Herr Legationsſecretair, daß der Herr Geheimerath auch mein Wohlthäter iſt? Mein verſtorbener Mann war ein naher Verwandter ſeiner erſten Frau, Auguſtens Mutter. Er verſtieß dieſe Frau und behielt meinen Mann doch als Hausintendanten, und als er Eſchenthal kaufte, verſetzte er uns hierher; ja als mein Mann bald darauf ſtarb, gab er mir mit dem Poſten einer Wirthſchafterin eine ſorgenfreie Lage bis an mein Ende. Er vertraute mir ferner ſeine einzige Tochter zur Erziehung an und hat mich mit manchem artigen Geſchenke überraſcht. Ja, er iſt in der Reihe von Jahren, die ich in ſeinem Dienſte verlebt habe, niemals, auch nicht ein einziges Mal unfreundlich gegen mich geweſen.“

„Ich verſtehe Sie,“ ſagte Rudolf gerührt, „und Ihre Gründe ſind ehrenwerth. Aber bedenken Sie, daß es ſich hier um mehr als Dankbarkeit handelt; es gilt Auguſtens Leben und das Wohl oder Weh eines jungen Mannes, für den ſich Auguſte lebhaft intereſſirt; es gilt endlich, daß ich in dieſer Sache klar ſehe, um nicht aus Irrthum und Unwiſſenheit Fehlgriffe zu thun, die für mein und Anderer Leben von den übelſten Folgen ſein müßten. Aus der Aufzählung der Wohlthaten, die Sie vom Geheimenrathe empfangen haben, geht ſchon klar hervor, daß ſeine Handlungsweiſe nicht Ihren Beifall hat, ſonſt würden Sie ſich ja nicht verwahren und wappnen, durch Enthüllung Ihrer Meinung undankbar zu ſcheinen. Hätte der Geheimerath Ihren Beifall, ſo würden Sie das unumwunden ausſprechen, ohne mir alles aufzuzählen, was er an Ihnen gethan hat. Alſo das ſteht feſt: trotz der empfangenen Wohlthaten müſſen Sie, von Ihrem ſittlichen Gefühl gezwungen, den Mann tadeln. Nun bitte ich Sie, dieſen Tadel laut auszuſprechen und mir Ihre geheimſte Anſicht über den Geheimenrath anzuvertrauen. Oder fürchten Sie, daß ich Sie verrathen werde? Nein, nein, ich kann nicht glauben, daß Sie mich für einen ſchlechten Menſchen halten. Ich bin den Lehren meines Vaters und den Ihrigen treu geblieben, ſonſt hätte ich heute nicht ſo ruhig an ſein Grab und vor Sie treten können. Ja, gute theure Alte, ich betrachte mich als Deinen Sohn, Dich als meine Mutter, wie es auch Auguſte thut. Der Sohn iſt der Mutter nicht unwürdig geworden; der Sohn bittet die Mutter um Liebe, Vertrauen, Offenheit; er bittet ſie in einem ſchwierigen Lebensverhältniſſe um einen Fingerzeig, um das Rechte zu treffen. Willſt Du mir Alles verweigern und verſagen?“

„Ach, Rudolf!“ weinte Frau Lindenſchmitt, „Du haſt mein Herz erſchüttert. Ich will Dir Alles vertrauen und die geheimſten Gedanken meiner Seele nicht verſchweigen. Sieh, ich habe die feſte Ueberzeugung, daß der Geheimerath, trotz ſeiner Wohlthätigkeit, die uns zu gut gekommen, ein arger Böſewicht iſt. Aber ein recht feiner und ſchlauer iſt er, der die Schwächen der Menſchen ſtudirt und zu ſeinem Vortheil benutzt. Ich will Dir die Lebensgeſchichte dieſes Mannes erzählen, wie Du ſie nicht weißt und unmöglich wiſſen kannſt. Du wirſt Dinge hören, von denen außer mir in dieſem Lande ſchwerlich noch Jemand genaue und richtige Kenntniß hat. Er aber mag wohl wiſſen oder doch wenigſtens vermuthen, daß ich genau über ihn unterrichtet bin, und deshalb zeigte er ſich mir ſtets ſo gütig. Doch dem mag ſein, wie ihm wolle, die Hauptſache bleibt ſich gleich.“ —

„Wilhelm Heilmann, der jetzige Geheimerath von Eſchenthal, iſt der einzige Sohn eines armen Amtsſchreibers im Amte Schillingsfeld. Er verlor ſeinen Vater früh, und die Sorge ſeiner Erziehung und Unterhaltung fiel ſeiner unbemittelten Mutter anheim, die ich ſehr gut gekannt habe. Sie war die Tochter eines Schneiders und hatte früher bei ihrem Vater auf der Profeſſion gearbeitet, ſo daß ſie mit Nadel und Scheere geſchickt war. Nach dem Tode ihres Mannes machte ſie einen Nahrungszweig daraus und kehrte in die Reſidenz zurück, theils um als Verfertigerin von Frauenkleidern einen beſſern Verdienſt zu haben, theils um ihrem Sohne, der frühzeitig ſchöne Talente zeigte, und den ſie über alles liebte, zweckmäßigen Unterricht ertheilen zu laſſen. Sie war aber noch nicht lange in der Stadt, als ihr ein Schneidermeiſter, ein ehemaliger Geſell ihres Vaters, ſeine Hand antrug. Dieſer Mann, Meiſter Hafermehl, hatte kurz vorher ſeine Frau verloren, und ſie hatte ihm einen Sohn hinterlaſſen, welcher mit Wilhelm Heilmann faſt in gleichem Alter war. Meiſter Hafermehl glaubte in der Wittwe Heilmann die rechte Frau für ſeinen Haushalt, die rechte Mutter für ſeinen Eduard gefunden zu haben. Frau Heilmann erblickte in dem Anerbieten des braven Schneidermeiſters einen Wink der Vorſehung, ſie und ihren Sohn gut zu verſorgen; denn Meiſter Hafermehl war ein wohlhabender Mann und hatte eine groſſe Kundſchaft. Sie heirathete ihn, und Wilhelm und Eduard wurden wie Brüder erzogen. Sie beſuchten zuſammen das Gymnaſium und genoſſen ſonſtigen Unterricht, denn Meiſter Hafermehl ſparte nicht, wenn es galt, ſeinen Söhnen, auf die er ſtolz war, eine gründliche Bildung zu verſchaffen. Er gab nicht nur ſeinem eigenen Sohne keinen Vorzug vor Wilhelm, ſondern es war ſogar offenbar, daß er den Letztern vorzog. Wilhelm war aber auch wirklich ein liebenswürdiger Junge; zart und ſchmächtig gebaut, mit ein paar hellblauen Augen und blonden Locken, hätte er für einen Liebesgott gelten können. Er lächelte alle Menſchen an- und hatte ein ſo zuvorkommendes, geſchmeidiges Weſen, daß ihm Jedermann gut ſein mußte. Er errieth die geheimſten Wünſche ſeines Stiefvaters und ſeiner Mutter und ſchmeichelte ſich durch allerlei Kunſtgriffe in die Gunſt des Schneidermeiſters. Dazu kam, daß er geradezu der talentvollſte und fleißigſte Schüler des ganzen Gymnaſiums war, die glänzendſten Fortſchritte machte und ſeinen Bruder Eduard weit hinter ſich zurückließ. Dieſer war ein ſtiller verſchloſſener Knabe, fleißig und ordentlich, der das Seine lernte, ohne ſich auszuzeichnen; auch war er nicht hübſch. Die Bevorzugung ſeines Stiefbruders in der Zeit, als ſie ſich als Kleidermacherin ernährte, Bekanntſchaft mit der braven Wittwe eines Buchhalters gemacht, die ſich ihren und ihrer beiden Kinder Broderwerb durch Waſchen feiner Wäſche verſchaffte. Da ſie und ihre älteſte Tochter Friederike äußerſt accurat, pünktlich und ordentlich waren, ſo ließen die vornehmſten Herrſchaften bei ihr waſchen und ſie hatte keinen geringen Verdienſt. Frau Weitz — ſo hieß die Wäſcherin — war eine ſtille, ſittſame, nicht ungebildete Frau, und ihre Tochter Friederike ein charakterfeſtes, liebes Mädchen, hübſch, wenn auch keine blendende Schönheit, gutmüthig und etwas ſchwärmeriſch. Mein Mann war der Bruder der Frau Weitz, und ich alſo Friederikens Tante. Ich kann ſagen, es hat ſie Niemand ſo genau gekannt, wie ich. Ihre Seele lag offen vor mir. Frau Hafermehl, Wilhelms Mutter, ſetzte die Freundſchaft mit der Familie Weitz bis zu ihrem Tode fort, und beide Frauen waren ſehr innige Freundinnen geworden. Dadurch waren auch die beiden Halbbrüder, Wilhelm und Eduard, mit Friederiken bekannt geworden; jener gab ihr Unterricht im Franzöſiſchen und leitete überhaupt ihre Lectüre, während der ſanfte Eduard, der vorzüglich viel Geſchmack an Muſik fand, ſie auf der Guitarre, auf dem Klavier und im Geſang unterrichtete. — Als nun das Hafermehl'ſche Ehepaar mit Tod abgegangen war, und Eduard durch die Strenge ſeines Vormundes ſich außer Stand geſetzt ſah, den hilfloſen und verzweifelten Wilhelm zu unterſtützen, klagte er der Freundin Friederike ſeinen Kummer; und dadurch veranlaßt, kam unter dieſen edeln Menſchen folgender Vertrag zu Stande: Friederike verpflichtete ſich, mit Beiſtimmung ihrer Mutter, den jungen Wilhelm Heilmann durch ihren Verdienſt ſo lange zu unterſtützen, bis er ausſtudirt und ſich eine ihn nährende Anſtellung erworben habe, und Eduard Hafermehl verſprach durch ein ſchriftliches Document die zu dieſem Zwecke von Friederiken aufgewendete Summe ſogleich nach erlangter Mündigkeit an die Freundin zurückzuzahlen. Von dieſen Verhandlungen erfuhr Wilhelm nichts. Er ſah ſich plötzlich durch Frau Weitz, als er ſchon alle Hoffnung aufgegeben hatte, in den Stand geſetzt, ſeine Studien fortzuſetzen. Gleich darauf rief das Vaterland ſeine Söhne unter die Waffen gegen die in Rußland von Gottes Hand geſchlagenen Franzoſen. Eduard und Wilhelm traten in die Reihen der freiwilligen Kämpfer, und der Letztere wurde von Friederiken equipirt. Obgleich nun Eduard einer der Begeiſtertſten und Tapferſten im Feldzuge nach Frankreich war, ſo gelang es doch nur dem kühnen und ſchlauen Wilhelm durch ſein großes Talent und ſeine Geſchmeidigkeit ſich unter den Befehlshabern Gönner und Freunde zu erwerben, und ſo geſchah es, daß er als Offizier aus dem Feldzuge heimkehrte, während Eduard Gemeiner geblieben war. Strahlend vor Wonne und jungfräulicher Friſche trat Friederike, die liebenswürdige Schwärmerin, den heimkehrenden Kriegern entgegen, und reichte ihren beiden Freunden Lorbeerkränze, aber ihr Auge ruhte mit dem Ausdrucke begeiſterten Entzückens auf dem ſchönen Wilhelm, während ihr Mund für den unbedeutenden Eduard nur einen freundlichen Gruß hatte. Von dieſer Zeit an trat ein innigeres Verhältniß zwiſchen Wilhelm und Friederike ein; das Mädchen liebte den Jüngling mit ſchwärmeriſcher Glut, und der ſinnliche Wilhelm benutzte ſeine Macht über ſie nicht auf die edelſte Weiſe, doch entſchuldigte er ſich mit ſeiner Leidenſchaft. Dem armen Eduard ward aber dadurch der größte, ja ein unſäglicher Schmerz bereitet; denn er hatte Friederiken ſchon ſeit Jahren mit der tiefſten Innigkeit ſeines Gemüths geliebt, aber ſich nie etwas von den ihn beherrſchenden Gefühlen merken laſſen. — Auf der Univerſität erwarb ſich Wilhelm bald nicht nur die Zufriedenheit, ſondern die ſchmeichelhafteſte Auszeichnung der Lehrer. Er ſtudirte die Rechte. Eduard machte dagegen in ſeinen theologiſchen Studien nur geringe Fortſchritte, wandte ſich aber mit Liebe und Ausdauer dem Studium der Muſik zu, in welchem er bald bedeutende Reſultate erzielte. Beide Jünglinge wohnten beiſammen, und Eduard fügte ſich immer ſtillſchweigend der geiſtigen Superiorität ſeines brüderlichen Genoſſen, und hatte dabei ſtets den Schmerz, zu ſehen, wie heiß Wilhelm von Friederiken geliebt wurde, während dieſer immer kühl und ruhig blieb. Beide Brüder gehörten den Burſchenſchaften an, und Wilhelm ſtand durch ſein bedeutendes Rednertalent und ſeine Feder bald an der Spitze der Verbindung. Er predigte und ſchrieb wüthenden Haß gegen Fürſten und Adel. Er war einer der ſchlimmſten Demagogen, und ſein großer Anhang erwartete nichts Geringeres von ihm, als eine blutige Staatsumwälzung. Eduards weiche Seele dachte dagegen nicht an Mord und Haß; er ſchwärmte für Freiheit und Volkswohl und malte ſich das bevorſtehende Glück der Welt mit muſikaliſch-idylliſchen Farben aus. Viele der damals beliebten Burſchenlieder verſah er mit entſprechenden Melodien. — Durch Friederikens Gelder, die ſtets einige Wochen früher eintrafen, als nöthig, ſah ſich Wilhelm in einen gewiſſen Ueberfluß verſetzt, er dachte nicht daran, daß das ihn ſo heiß liebende Mädchen ſeinetwegen darbte und oft ganze Nächte durch arbeitete.

Nach Ablauf der Studienzeit machte Wilhelm ein glänzendes Staatsexamen und zog dadurch die Aufmerkſamkeit der Behörde auf ſich. Klug, wie er immer war, ließ er nichts mehr von ſeinen politiſchen Anſichten merken; wahrſcheinlich hatten ſie ſich auch geändert.

Er mochte ſich als Demagog eine vortheilhaftere Carriere verſprochen haben; jetzt aber ſah er beſſer ein, wo ſein Vortheil lag. So gelang es ihm denn, dem Grafen von Ellersdorf als Aktuar in deſſen Civilgerichten empfohlen zu werden. Er erhielt die Stelle. Der Graf hatte ſchon von ſeinem Vater einen Prozeß mit ſeinem Agnaten geerbt, der neue Gerichtsaktuar bat ſich die Akten zur Anſicht aus, und die Erlaubniß, den Prozeß führen zu dürfen. Seiner großen Geſchicklichkeit und Gewandtheit gelang es, denſelben binnen Jahresfriſt zu Gunſten ſeines Patrons zu beendigen. Der Graf machte ihn zum Direktor ſeiner Gerichte und erbat ſich vom Könige den Titel eines Raths für Heilmann.

Unterdeſſen hatte dieſer Friederiken zum Altar geführt; ob aus Liebe, iſt faſt zu bezweifeln. Es ſcheint mir, er wollte ihr ſein Wort halten, um ſich in den Augen ſeiner Gönner keine Blöße zu geben; denn Jedermann wußte, daß Friederike alle Mittel und Kräfte aufgeboten hatte, um ihn ſtudiren zu laſſen. Friederike brachte ihm ihr liebendes Herz, aber ſie ſah ſich zu ihrem großen Schmerze bald getäuſcht und von dem geliebten Manne vernachläſſigt. Der Dämon des Ehrgeizes hatte ſich ſeiner bemächtigt, und, indem er ihn raſtlos vorwärts trieb, raubte er ihm allen Sinn für häusliches Glück. — Der Ausgang des Prozeſſes hatte nämlich die Augen des Miniſters auf den jungen Rath gelenkt; Graf Ellersdorf und der Miniſter waren Freunde, und der Erſtere ſprach oft mit Stolz beim Letztern von ſeinem Gerichtsdirektor. Der Miniſter ließ ſich Heilmann's Arbeiten vorlegen, und drei Monate ſpäter war Wilhelm referirender Rath im Büreau des Miniſters, und bald erkannte dieſer, welch' einen Schatz er an dem jungen Mann erworben hatte. Zu gleicher Zeit zog ihn Graf Ellersdorf in ſeine Familie und überhäufte ihn mit Beweiſen ſeines Wohlwollens. Eine jüngere Schweſter des Grafen ſtand zu jener Zeit in einer geheimen Herzensverbindung mit dem regierenden Fürſten. Niemand durfte um dieſes Verhältniß wiſſen, und Jedermann wußte darum. Gräfin Aurora fand Wohlgefallen an dem Rath Heilmann und empfahl ihn dem Fürſten. Auf dieſe Weiſe kam Wilhelm in perſönliche Verbindung mit dem Staatsoberhaupt und ſah ſich bald darauf mit einigen geheimen Aufträgen von demſelben beehrt, deren Ausführung große Gewandtheit, viel feinen Takt und ſtrengſte Verſchwiegenheit erforderte. Wilhelm entledigte ſich ihrer zur höchſten Zufriedenheit des Monarchen und ſah ſich königlich belohnt. — Unterdeſſen war auch Eduard Hafermehl's Univerſitätszeit verfloſſen, und Wilhelm brachte ihn als Muſiklehrer in's gräfliche Haus. Graf Ellersdorf hatte nämlich noch zwei nicht erwachſene Schweſtern; er ſelbſt verheirathete ſich mit einer jungen Baronin von Rennſtein, die ebenfalls eine Freundin der Muſik war und ſich noch in derſelben auszubilden wünſchte. Eduard erhielt eine ſehr angemeſſene Stellung und war faſt täglich in Wilhelm's Hauſe. Zu dieſer Zeit trat Eduard's Volljährigkeit ein, und ſein nicht unbeträchtliches Vermögen wurde ihm von ſeinem gewiſſenhaften Vormund ausgeantwortet. Sogleich beeilte er ſich, ſeine Schuld bei Friederiken abzutragen, indem er ihr die Berechnung ihrer Auslagen für Wilhelm abforderte. Ein merkwürdiger Streit entſtand zwiſchen Beiden; Friederike weigerte ſich, die Summe zu nennen und irgend etwas anzunehmen, weil Wilhelm ihr Gatte geworden ſei, und Eduard drang auf Erfüllung des mit ihr und ihrer Mutter abgeſchloſſenen Vertrags. Es kam zwiſchen Beiden zu Verſtimmungen und Thränen, ja zu heftigen Aeußerungen; und ſo geſchah es, daß Wilhelm, unwillkürlich von dem Vertrage erfuhr. Statt nun gerührt zu werden von ſo viel Großmuth, die ſich hier zu ſeinem Beſten geäußert hatte, ſah er ſich vielmehr aller Verbindlichkeiten gegen ſeine Frau enthoben, indem ſie nicht aus eigenem Antriebe ſeine Wohlthäterin geworden ſei, ſondern nur auf die Verpflichtung Eduards hin, ihr Alles wieder zu bezahlen. Aber auch gegen dieſen war ſeine Geſinnung nicht freundlicher; denn er ſah in dem Vertrage eine heimliche Verbindung deſſelben mit ſeiner Verlobten und Frau hinter ſeinem Rücken, ein verdächtiges Gefühlsverhältniß, ein tadelnswerthes Herzensverſtändniß. Er entſchied ſofort, daß Friederike die Rückerſtattung ihrer Auslagen annehmen müſſe, er ſelbſt ſtellte einige Tage ſpäter Eduard die gleiche Summe wieder zu, die dieſer beſtimmt und beleidigt zurückwies. Von dieſer Zeit an war eine kalte, vornehme Stimmung zwiſchen beiden Gatten und den Brüdern. Sie wurde auch nicht dadurch gehoben, daß Friederike ihren Mann kurz darauf mit einem Töchterchen beſchenkte, mit unſerer Auguſte. Der Herr Rath Heilmann fühlte ſich nur in adliger Geſellſchaft wohl und glücklich, und er war bald in alle Geheimniſſe der vornehmen Welt eingeweiht. Er machte der Gräfin Aurora den Hof und galt ſchon nach wenigen Monaten allgemein für einen Günſtling des regierenden Herrn. Eduard wurde dagegen der Vertraute von Friederikens ſtillem Kummer; ſein ſchönes edles Herz tröſtete ſie, ſo viel er vermochte, und es gelang ihm meiſt durch die göttliche Muſik. Stunden lang ſpielte er vierhändig mit ihr die Meiſterwerke der Tonſetzer, und ſeine Liebe zu der leidenden ſchönen Frau, die ſich im Laufe der Jahre noch geſteigert hatte, begeiſterte ihn ſelbſt zu Tonſchöpfungen, in die er die rührenden Klagen ſeines Herzens legte. Es konnte Friederiken kein Geheimniß bleiben, daß Eduard ſie immer geliebt, und daß ſie, von Wilhelm's glänzenden Eigenſchaften geblendet, ſich in der Wahl vergriffen und das große, edle Herz Eduard's vernachläſſigt hatte, das ihrer allein würdig geweſen war. Auch Wilhelm's ſcharfer Verſtand hatte ihn längſt Eduard durchſchauen laſſen, aber er zeigte keine Eiferſucht und ließ die Beiden ruhig zuſammen ſpielen, bis er den rechten Zeitpunkt erſehen hatte, dieſes Verhältniß zu ſeinem Vortheil zu benutzen. Um die arme Frau kümmerte er ſich gar nicht. Wochen lang aß er nicht mit an ihrem Tiſche, blieb die Nächte aus dem Hauſe, verreiſte, ohne ihr nur ein Wort davon zu ſagen; aber ſobald ſie es wagte, ihn mit ſanften Worten an ſeine Pflichten als Gatte und Vater zu mahnen, und mit Thränen beſchwor, mehr ſeinem Hauſe zu leben, dann wurde er entweder höhniſch, oder zerſchnitt ihr Herz mit der Bemerkung, es fehle ihr ja nicht an einem Tröſter, der gern ſeine Stelle erſetze, und ſie nehme ja wohl den Erſatzmann lieber, als ihn ſelbſt, oder er wurde heftig und überhäufte ſie mit den bitterſten Vorwürfen, als habe ſie ihn durch ſchlaue Mittel verführt und an ſich gefeſſelt. Ja, er machte es ihr zum Vorwurf, daß ſie ſtatt ſeiner nicht Eduard zum Geliebten gewählt, der ſie ja doch mehr geliebt habe, als er, und zu deſſen Sentimentalität ihre Schwärmerei beſſer gepaßt habe, als zu ſeinem kühlen Verſtande. „Freilich," fügte er dann mit der raffinirteſten Lauheit hinzu, „konnteſt Du leicht vorausſehen, daß ich es bald zu etwas bringen würde, und es iſt angenehmer, die Frau eines Raths zu ſein, als eines unbedeutenden Muſikanten.“

Obgleich nun Friederike ihr Loos mit Geduld trug, ſo ſteigerte ſich doch nach Verlauf eines Jahres Wilhelm's Heftigkeit und führte abſichtlich widerwärtige Auftritte herbei. Einſt kam Eduard zu einem ſolchen, und der ſonſt ſo ruhige und ſtille Menſch entbrannte in ſolchem Zorn gegen den Rath, daß ihm dieſer das Haus verbot und dadurch der von dem Letztern gewünſchte und geſuchte Bruch mit ſeiner Frau nur um ſo ſchneller herbeigeführt wurde. Hafermehl, ſchon ſeit geraumer Zeit nicht mehr im gräflich Ellersdorf'ſchen Hauſe, verließ einige Tage darauf die Stadt, in welcher er als Privatlehrer der Muſik gelebt hatte. Wie man ſpäter erfuhr, war er nach Rußland gegangen. Heilmann that ſeiner Frau den Vorſchlag einer gerichtlichen Scheidung, und ſie willigte um ſo lieber ein, als ihre Mutter zu derſelben Zeit geſtorben war, und ſie nun keine Seele mehr hatte, der ſie ihren Kummer hätte klagen, bei der ſie ſich hätte ausweinen können. Ihre Jugendgeſpielinnen flohen ſie als vornehme Frau, und die Frauen ihres Standes mieden ſie als die Tochter einer Wäſcherin, die von ihrem Manne gänzlich vernachläſſigt wurde, und die in einem höchſt zweideutigen Verhältniſſe zu einem Muſiklehrer geſtanden. Heilmann ging ſo weit, die arme Friederike des Ehebruchs zu beſchuldigen und ſeine Vaterſchaft hinſichtlich der kleinen Auguſte in Zweifel zu ziehen. Dies brach der unglücklichen Frau das Herz. Sobald der Scheidungsprozeß anhängig war, verließ ſie mit ihrem Kinde heimlich die Stadt. Man vermuthete wohl, daß ſie zu ihrem Freunde geeilt ſei, aber Niemand wußte ihren Aufenthaltsort. Erſt als die Scheidung vom Gericht ausgeſprochen war, meldete ſie ſich und verlangte Päſſe nach Rußland. Hafermehl hatte ihr bei einem Freunde auf dem Lande einſtweilen eine beſcheidene Exiſtenz geſichert. Sie ging nun nach Rußland und wurde Hafermehl's glückliche Gattin, der unterdeſſen Profeſſor der Muſik geworden war. Heilmann erhielt nach Jahr und Tag vom Fürſten das Adelsdiplom als Herr von Eſchenthal; er hatte dies ſchöne Gut, deſſen Name auf ihn überging, wie man ſagt, vom Fürſten zum Geſchenk erhalten, oder von dem Gelde erkauft, welches ihm der Fürſt geſchenkt. Zu gleicher Zeit wurde er Geheimerath und Gatte der Gräfin Aurora. Ob er glücklich wurde? Ich zweifle ſehr daran; denn er mißgönnte Friederiken und Eduard ihr Glück. Er ſetzte nämlich den Prozeß gegen Friederiken auf Herausgabe des Kindes fort, und da er ſich dabei auf eine wahrhaft ſchändliche Weiſe der fürſtlichen Autorität bediente, ſo verlor Friederike den Prozeß und mußte dem Vater ihr geliebtes Kind ausliefern. Guſtchen wurde mir übergeben, und weder der Herr Geheimerath, noch deſſen Gattin bekümmerten ſich um das Kind; welchen andern Grund hätte er alſo haben können, das kleine Weſen von der Bruſt der Mutter zu reißen, als Neid auf das häusliche Glück derſelben, zumal er ja den armen Wurm ſelbſt für Hafermehl's Tochter erklärt hatte?

Der Herr Geheimerath hat ſeit dieſer Zeit auf der eingeſchlagenen und mit Eifer verfolgten Bahn große Fortſchritte gemacht; ja, ich glaube, er hat die meiſten ſeiner jetzigen Standesgenoſſen überholt. Was mögen ihm nicht ſeine Galanterien gekoſtet haben? Man ſagt, er habe ſich mit goldenem Schlüſſel die Herzen aller Schönen erſchloſſen, d. h. doch wohl nur derjenigen, deren Herzen für einen ſolchen Schlüſſel gemacht ſind. Ich habe oft die Ehre gehabt, ſolche Dämchen Wochen, ja Monate lang hier in Eſchenthal zu beherbergen; verſteht ſich, ganz incognito. Der gnädige Herr kam und ging, und Niemand durfte merken, was Alle wußten. Aber er ſoll auch ein leidenſchaftlicher Spieler ſein, und blos deshalb jährlich in die Bäder reiſen, um dieſer Leidenſchaft zu fröhnen. Sein Kammerdiener hat mich oft verſichert, daß er in einer Nacht Tauſend gewönne oder verlöre. Wie er mit der Frau Geheimräthin lebt, wiſſen Sie ſo gut, wie ich; ſie ſehen ſich oft ganze Wochen nicht, ſind aber ſtets äußerſt freundlich und zuvorkommend gegen einander. Daß er es verſtanden hat, ſich die Gunſt des Fürſten zu erhalten, iſt Ihnen auch bekannt. Seine Bruſt iſt ja an Gallatagen mit Orden bedeckt.“ —

Frau Lindenſchmitt ſchwieg und Rudolf maß mit langen Schritten das Zimmer. „In der That,“ ſagte er nach einigem Nachdenken, „Sie haben mir über Vieles Aufſchluß gegeben, wovon ich gar nicht, oder nur halb unterrichtet war. Unſer Wohlthäter erſcheint mir allerdings in einem zweideutigen Lichte; wenn ich aber ſeine Tugenden und wahren Verdienſte dagegen halte, ſo kann ich mich nicht von ſeiner Schuld überzeugen. Daß er als ein genialer Kopf die beſten erlaubten Vortheile von ſeinen Kenntniſſen zu gewinnen ſuchte und, vom Glück begünſtigt, eine glänzende Carriere machte, kein Vernünftiger wird ihn darum tadeln. Und wo iſt für uns die Bürgſchaft, daß Friederike und Eduard wirklich nicht ſchuldig waren? So wie die Verhältniſſe liegen, müſſen die Beiden jedem Unbefangenen verdächtig erſcheinen. Der Geheimerath kann ſogar ſehr zarte Rückſichten auf ſie genommen haben und deßhalb nicht ſtrenger und entſchiedener aufgetreten ſein. Es iſt gefährlich, gegen ihn eine Beſchuldigung auszuſprechen. Daß er das Kind der Mutter nahm, das er wohl gar nicht für das ſeinige zu halten ſich verſucht fühlen mochte, ſcheint mir dafür zu ſprechen, daß er die Eltern für laſterhaft hielt und die Erziehung eines ſo zarten Weſens lieber einer ſo braven, tugendhaften Frau übergeben mochte, wie Sie ſind, Frau Lindenſchmitt. Nehmen Sie meine Offenheit nicht übel, meine gute, mütterliche Freundin; aber Sie ſind Partei. Sie ſind für Ihre Nichte Friederike eingenommen, die Ihnen fern iſt, die Sie alſo keine Gelegenheit zu beobachten haben; Sie ſind gegen den Geheimenrath eingenommen, deſſen Schwächen zu beobachten Sie ſtets Gelegenheit haben, und die Ihnen weit düſterer und ſchlimmer erſcheinen, als ſie wirklich ſind."

Frau Lindenſchmitt zitterte vor Aufregung. „Nehmen Sie das nun, wie Sie wollen," verſetzte ſie. „Ich habe Ihnen mein Herz geöffnet, weil Sie mich ſo ſtürmiſch darum gebeten haben. Wenn Sie mich überzeugen können, ſoll es mir lieb ſein. Aber auf Guſtchens Mutter laß ich nichts kommen, die kenne ich zu genau."

„Wenn das iſt, ſo erklären Sie mir die Möglichkeit, daß eine Mutter ſiebenzehn Jahre ſich nicht um ihr Kind bekümmern, nie mehr nach ihm fragen kann."

„Der Geheimerath kann ja jede Mittheilung verhindert haben; ſeine Macht iſt groß."

„Es iſt Alles dunkel und verworren in dieſer Sache; aber ich werde Licht ſuchen und finden, ich werde prüfen, mich überzeugen und entſcheiden. Bis dahin aber will ich meine Unbefangenheit und Unparteilichkeit bewahren. — Doch über eins wünſche ich noch Mittheilungen von Ihnen. Seit wann datirt ſich Auguſtens Gemüthskrankheit?“

„Seit dem letzten Herbſt. Es war zu Ende September, als ſie das Leiden bekam.“

„Haben Sie eine Vermuthung über die Veranlaſſung, die Urſache dieſes Unglücks?“

Die Wirthſchafterin ſah ihn mißtrauiſch an.

„Laſſen Sie ſich durch meine Offenheit in der Ihrigen nicht irre machen, liebe Frau! Gerade, daß ich nicht ſogleich und ohne Prüfung Ihre Partie ergriff, muß Ihnen ein Beweis meiner Rechtſchaffenheit ſein. Sie ſind mir und ſich ſelbſt nun ſchuldig, mir alle Mittel an die Hand zu geben, die mich von Ihrer Anſicht überzeugen könnten, mir alle Beweiſe zu liefern, die Ihre Meinung gegen den Geheimenrath unterſtützen.“

„Sie haben Recht,“ ſagte die Alte beruhigt, „ich will Ihnen gar nichts verbergen. Mögen Sie aus meinen Worten nachher Schlüſſe ziehen, welche Sie wollen. — Der junge Graf Edmund war den Sommer über mit Guſtchen allein hier geweſen. Im September rief ihn ein Brief ſeines Vormunds in die Reſidenz zurück. Auguſte mußte hier bleiben. Bald darauf kam der Herr Geheimerath hier an, und einen Tag ſpäter ein vornehmer Fremder, deſſen Namen ich nicht erfuhr. Beide hatten viele geheime Unterredungen mit einander, ſowohl im verſchloſſenem Zimmer, als auf Spaziergängen. Der Fremde reiſte nach einigen Tagen wieder ab, und nun unterredete ſich der Geheimerath viel mit ſeiner Tochter. Ich ſah ſie viel weinen, blaß, abgehärmt; aber ihr Herz und Mund blieben mir verſchloſſen. Ich dachte mir, wenn der Herr Vater fort iſt, wirſt Du ſchon Alles erfahren. Eines Morgens in aller Frühe ſuchte mich Auguſtchens Mädchen auf und erzählte mir, ſie ſei in der Nacht von einem fürchterlichen Schrei erwacht und habe, obgleich voll Furcht, doch in das Zimmer ihrer Gebieterin gehen wollen, um zuzuſehen, ob der Schrei von ihr ausgegangen, und ob ſie Hülfe benöthigt ſei. Der Herr Geheimerath müſſe ihr aber ſchon zuvorgekommen ſein, denn ſie habe deſſen Stimme, wenn auch unterdrückt und flüſternd, in Auguſtchens Zimmer vernommen, dieſes aber von innen verſchloſſen gefunden. Sie habe ſich alſo wieder niedergelegt. Ich ſelbſt hatte nichts gehört, auch war mein Schlafgemach viel zu entfernt von dem Auguſtens, als daß ich einen Schrei hätte hören können, ſelbſt wenn ich gewacht hätte. Der Morgen verſtrich; ich ging meinen Geſchäften nach, aber ich ſah weder Vater noch Tochter. Erſt um Mittag ſuchte mich der Geheimerath auf und ſagte mir, Auguſte ſei krank, ich möchte mich zu ihr verfügen. Er werde ſogleich abreiſen, um ihr den Arzt zu ſchicken.

Nie werde ich den Schrecken vergeſſen, den ich empfand, als ich in Guſtchens Zimmer trat. Wie eine geknickte Lilie lag ſie da — im Starrkrampf. Sie glich einer Todten; alles Blut war aus ihrem Geſicht gewichen; ich konnte mich nur mit Mühe überzeugen, daß ſie noch athmete. Dieſer Zuſtand dauerte den Tag und die Nacht hindurch. Verzweiflungsvoll rang ich die Hände. Am andern Morgen kam ſie wieder zu ſich. Der Arzt langte an, aber ſie hat die ihr verordneten Medicamente durchaus nicht eingenommen. Ihr ganzes Weſen war verwandelt. Aus dem leichten, heitern, glücklichen Kinde war eine ſchwermüthige Träumerin geworden. Der Starrkrampf wiederholte ſich öfter, und eines Tages — es war ſchon Winter — fing ſie plötzlich, als ſie ſo leblos auf ihrem Bette lag und ich mich allein bei ihr befand, an, ganz leiſe meinen Namen zu flüſtern. Voll Erſtaunen und Furcht trat ich zu ihr. Sie hatte die Augen feſtgeſchloſſen, und doch ſchien es, als ſähe ſie mich, denn ſie bat mich, ihr meine Hand zu geben. Ich that's mit Zittern. Nun ſprach ſie mir mit lauter Stimme Muth zu und entdeckte mir ſeltſame Dinge. Sie ſah und hörte, was weit von ihr vorging. Es fiel mir bei, daß ich von ähnlichen Kranken gehört und geleſen hatte und ich war —"

Frau Lindenſchmitt wurde durch den Eintritt von Auguſtens Kammermädchen unterbrochen, die Beide haſtig mit den Worten anredete: „Das Fräulein hat eben ihren Zufall bekommen und verlangt nach Ihnen.“

„Ich habe es nach der heutigen Aufregung befürchtet,“ ſagte die Wirthſchafterin und eilte dem Mädchen nach, während ihr wiederum Rudolf in der höchſten Spannung folgte. Es war ihm, als er in das matt erleuchtete Zimmer ſeiner Geliebten trat, als flögen plötzlich einzelne Lichter vor ſeinem innern Auge vorüber, und als müſſe er nun über Alles Klarheit erhalten. Seine Blicke hefteten ſich ſtarr auf die Kranke, welche regungslos und mit geſchloſſenen Augen auf dem Bette lag; ein unwillkürlicher Schauer lief über ihn; er fühlte, daß er vor dem Schleier der Iſis ſtehe, und daß ein kühner Griff ihm ein unſeliges Geheimniß enthüllen werde.

„Warum bringſt Du Edmund nicht mit, Klara?“ fragte die Kranke ihre Pflegemutter mit einem eigenthümlichen Tone, den Rudolf noch nicht an ihr gehört hatte.

„Edmund?!“ ſtammelte die Wirthſchafterin erſchrocken. „I, du himmliſche Güte! Graf Edmund?“

„Geh doch!“ ſagte Auguſte verweiſend, „was verbirgſt Du ihn denn in der Kellerkammer! Rudolf iſt treu und gut. Hole ihn gleich herauf! Er ſehnt ſich dennoch, mit mir zu ſprechen. Und der Dunkle iſt auf dem Wege, um ihn zu verderben; in einer halben

Stunde wird er hier ſein. Es iſt Gefahr für Edmund vorhanden. Nimm Dich ſeiner an, rette ihn, Rudolf! Er iſt ſo edel und brav wie Du ſelbſt.“

„Aber iſt denn Graf Edmund hier im Schloſſe?“ fragte der Legationsſecretair hoch verwundert.

„Ei freilich! Er iſt dieſen Abend erſt angekommen. Er war der Jäger, der vor Dir in's Schloß trat. Klara war zum Tod erſchrocken, als ſie ihn erkannte und verbarg ihn vor Dir in der dunkeln Kellerkammer, denn ſie fürchtete, Du würdeſt ihn an den Dunkeln verrathen.“

„Aber wer iſt denn der Dunkle?“

„Zwinge mich nicht, ihn mit Namen zu nennen, der mich ſo unausſprechlich elend gemacht hat.“

Die Thüre wurde geöffnet und der ſchlanke Jäger trat, von Frau Lindenſchmitt gefolgt, herein und begrüßte Rudolf mit einer edeln, freundlichen Verbeugung.

„Herr Graf,“ ſagte Rudolf, von der ſchönen Geſtalt, dem treuherzigen Auge, den offnen edeln Geſichtszügen des Jünglings gewonnen, „ich befinde mich, Ihnen gegenüber, in einer ſeltſamen Stellung. Ich bin von Paris hierher beſchieden, um hier Inſtructionen zu empfangen, die darauf zielen, Ihren heimlichen Aufenthaltsort zu entdecken und Sie mit Güte oder Gewalt in das Haus Ihres Vormunds zurückzuführen.“

„Nein, ſchützen und retten ſollſt Du ihn!“ erhob Auguſte die Stimme. „Dir befehle ich ſeine Jugend und ſeine Unſchuld an. Dieſen Schutz ſollſt Du von mir erben.“

„Auguſte,“ wandte ſich jetzt Edmund an die Kranke, „ich bin weit hergekommen, um Dir Nachrichten von Deinen Eltern —“

„Nenne mich nicht Auguſte! Du weißt, daß ich nicht ſo heiße.“

Der Graf warf einen überraſchten Blick auf ſie. „Wie? Du weißt, daß Deine Mutter — —?“

„Meine Mutter iſt unter den Seligen, wohin ich ihr bald nachfolgen werde. Ach, ich ſehne mich nach ihr, und bald wird meine Sehnſucht erfüllt ſein! Du Glücklicher haſt Auguſten gefunden, und ſie iſt Deine holde Braut geworden. Gott ſegne Dich und ſie, und ich werde Dich und ſie als guter Genius umſchweben, wenn ich armes Kind nicht mehr auf Erden wandle. — Aber horch!“ rief ſie plötzlich ängſtlich, „ſchon raſſeln die Räder des Dunkeln heran. Rudolf, führe Edmund fort, damit ihn das lauernde Verderben nicht an der Schwelle ſeines Glücks erfaſſe. — Er iſt da, der fürchterliche Verderber!“

In dieſem Augenblicke fuhr ein Wagen auf den Hof. Gleich darauf ertönte eine Glocke und eine Stimme rief laut: „Seine Excellenz der Herr Geheimerath von Eſchenthal!“

Rudolf nahm ſchnell Edmund's Hand, um ihn zu verbergen. Aber er begriff, daß es zu ſpät ſei, ihn die Treppe hinabzuführen, wenn er nicht dem Geheimenrath begegnen wollte; denn ſchon hörte er, als ſie auf dem Corridor waren, Stimmen unten in der Hausflur. Er eilte deshalb mit dem beſtürzten Jüngling nach ſeinem Zimmer, ſchob ihn hinein, verſchloß es und ſteckte den Schlüſſel zu ſich. Mit drei Sätzen war er unten. Frau Lindenſchmitt und die übrige Dienerſchaft des Hauſes ſtanden mit Lichtern in der Flur, und der Herr des Schloſſes ſchritt, ſie freundlich begrüßend, leicht und raſch hindurch. An der Treppe begegnete er dem Legationsſecretair und ſchloß ihn mit dem frohen Ausruf: „Willkommen, mein lieber Rudolf! Das nenn' ich pünktlich!“ in die Arme. „Wann biſt Du angekommen?“

„Heute Nachmittag, Excellenz. Aber Sie habe ich heute noch nicht erwartet. Ihrem Briefe nach wollten Sie ja übermorgen erſt kommen, wenn überhaupt, wozu Sie mir keine feſte Hoffnung gemacht haben.“

„In der That, ich wollte Dir das Prävenir ſpielen. Ich wollte Dich hier empfangen.“ Und mit Verſtimmung ſetzte er hinzu: „Und nun biſt Du doch eher da, als ich. Du wollteſt ja Deinem Briefe nach erſt morgen eintreffen.“

„Nach der Heimath eilt man, Excellenz,“ verſetzte Rudolf mit einiger Befangenheit.

„Und nach der weiten Reiſe noch ſo ſpät munter? Es muß ja Mitternacht durch ſein.“

„Auguſte iſt krank, und ich war auf ihrem Zimmer.“

„Sie iſt eine Närrin, und es wäre für ſie und mich beſſer, ich ließe ſie in's Irrenhaus ſperren. Das iſt Dir gewiß auch klar geworden?“

„Faſt hat es mir ſcheinen wollen, als leide ſie an einer fixen Idee, aber —“

„Nicht wahr? Freilich iſt ſie mit fixen Ideen behaftet. Sie artet ſich nach ihrer Mutter. Ich wollte ſie vor einer verkehrten und albernen Erziehung bewahren und nahm ſie deshalb von ihrer Mutter weg. Es hat mir nichts geholfen; es liegt im Blute. Doch ſprechen wir morgen mehr davon. Jetzt geh' zu Bett, Rudolf. Gute Nacht!“

Unter dieſem Zwiegeſpräch waren ſie die Treppe hinaufgeſtiegen und an des Geheimenraths Zimmer angelangt. Hier verabſchiedete er Rudolf und trat mit ſeinem Kammerdiener hinein. Rudolf nahm ein Licht aus der Hand eines Dieners und verfügte ſich auf ſein

Zimmer, deſſen Thüre er von innen wieder verſchloß. Graf Edmund trat ihm mit heiterm Antlitz entgegen.

„Ein ſeltſames Schickſal führt uns hier auf meinem Zimmer zuſammen,“ ſagte Rudolf, „der ich ausgezogen bin, Sie in weiter Ferne zu ſuchen, und es verbietet mir, mich zu rühmen, daß ich Sie gefunden habe.“

„Sie werden,“ verſetzte der Graf, „wenn Sie erſt alle Umſtände genau kennen, nicht bereuen, aus einem Verfolger ein Beſchützer geworden zu ſein.“ Und er ſah mit ſeinen klaren, ſchönen, freundlichen Augen den Legationsſecretair vertrauungsvoll an, und aus ſeinem blühenden, edeln Geſichte leuchtete ſo viel Herzensgüte, daß Rudolf ihm die Hand reichte und ſagte: „Schenken Sie mir Ihr ganzes Vertrauen; Sie ſollen es ebenfalls nicht bereuen.“

„Ich kenne Sie und weiß, daß ich Ihnen vertrauen darf und in Ihrem Schutze wohl aufgehoben bin, obgleich ich Sie zum erſten Mal ſehe. Aber der Mann, den Auguſte mit ſolcher Begeiſterung, den ſie mir ſtets mit ſo viel ſchwärmeriſcher Verehrung rühmte, muß ein edles, großes Herz haben.“

„So ſagen Sie mir denn: weshalb ſind Sie aus dem Hauſe Ihres Vormunds geflohen? wo haben Sie ſich zeither aufgehalten? und wie kommen Sie heute nach Eſchenthal, wo Ihnen ſo viel Gefahr droht?“

„Warum ich geflohen bin? Weil ich mein Leben liebe und es gern genießen möchte. Ich bin noch ſo jung. Wenigſtens möchte ich nicht an den Gewürzen ſterben, mit denen meine Bouillon zu verſehen mein allzubeſorgter Herr Oheim ſo gütig ſein möchte.“

„Dies iſt eine furchtbare Beſchuldigung!“ rief der Legationsſecretair erſchrocken und ungläubig.

„Aber ich fürchte, nicht eine ungerechte. — Ich weiß nicht, ob Ihnen bekannt iſt, daß der Mann, der jetzt mein Oheim und Vormund iſt, vor meiner Geburt einen Prozeß für meinen Vater gegen deſſen Lehnsvettern im **ſchen gewann, wodurch uns der Beſitz großer Güter geſichert und der Grund zur jetzigen Größe des Herrn Geheimenraths gelegt wurde.“

„Ich weiß das.“

„Dieſen Verluſt haben die Lehnsvettern nie verſchmerzen können. Es ſcheint, daß ſie bei jener Gelegenheit ſchon etwas vom wahren Charakter des Herrn Heilmann geahnet haben, aber leider zu ſpät für ihren Vortheil. Ich will und kann nicht unterſuchen, welches die Urſache des frühzeitigen Todes meines Vaters geweſen iſt. Man ſagt, ein ausſchweifendes Leben, deſſen Genoſſe und Theilhaber Herr von Eſchenthal war. Genug, es lag im Intereſſe der Lehnsvettern, daß ich in die Fußtapfen meines Vaters trete, verſteht ſich bald, ehe ich mich verheirathen und Nachkommen erzielen könnte, damit ich unterginge, wie mein Vater untergegangen iſt. Sie traten zu dieſem Zwecke in Unterhandlung mit meinem Oheim, und er ging ſo eifrig auf ihre Wünſche ein, daß er — ich muß es geſtehen — nichts ſparte, um mich auf dieſem Wege zu meinen Ahnen zu verſammeln.“

„Junger Mann, wiſſen Sie, was Sie behaupten?“ rief Rudolf entſetzt. „Sind dieſe gräßlichen Dinge nicht auch aus der Luft gegriffen? Woher können Sie wiſſen, weſſen Sie Ihren Vormund zeihen?“

„Geduld! hören Sie mich an! — Als Penſionair eines Erziehungsinſtituts in der Schweiz genoß ich muſikaliſchen Unterricht bei einem Manne, der mit ſeiner Familie eben erſt eingewandert und als Lehrer der Muſik bei dem Inſtitut angeſtellt worden war. Er nannte ſich Beermann. Der züchtige moraliſche Geiſt, der ſtill und wohlthuend in ſeinem Hauſe waltete, gewann ihm bald alle edeln und braven Menſchen zu Freunden. Es war erhebend, mit ihm oder ſeiner trefflichen Hausfrau über Irdiſches und Göttliches zu ſprechen, und nie ſind die Grundſätze der Tugend und Weisheit ſtrenger und doch leichter, d. h. ohne Ziererei und Augenfälligkeit befolgt worden, als im Beermann'ſchen Hauſe. Es war im Beſitz einer Perle, einer Tochter von ſechszehn Jahren, Namens Auguſte, das älteſte Kind. Sie war ſehr ſchön, ſittig, verſtändig und wußte nichts von ihrem hohen Werthe, das ſüße, holde Weſen. Es waltete ein Zauber der Unſchuld, Sitte und Beſcheidenheit um ſie, der, mit dem Zauber der Ordnung, Liebe, Verträglichkeit im ganzen Hauſe vereint, jedes unverdorbene Herz gefangen nehmen mußte. Und, Gott Lob! das meinige war noch unverdorben. Ich war ſo oft bei Beermann's, als es die Zeit und Schicklichkeit erlaubten. Frau Beermann ſprach wie eine liebe, ſtrenge Mutter zu mir; ſie lehrte mich die Weiblichkeit hochachten, die Tugend vergöttern, ſie pflanzte in mein junges empfängliches Herz die Keime der Religioſität; ſie lehrte mich zuerſt beten, d. h. aus der Seele beten. Von ihrem edeln Gatten lernte ich dagegen Welt und Menſchen aus einem höheren Geſichtspunkt betrachten, durch ihn lernte ich den Gott in der Menſchenbruſt verehren, ich verſtand durch ihn, was der Adel des Herzens iſt; er brachte mich dahin, mich vor der Würde des wahren Mannes zu beugen; er machte mir klar, welch eine hohe und ſchöne Aufgabe ein Adliger in unſrer Zeit hat. Geſchichte und Philoſophie gewannen im Munde dieſes Weiſen Leben und Farbe für mich. Ich will nicht leugnen, daß Auguſtens Holdſeligkeit die erſten ſüßen Gefühle der Liebe in meiner Bruſt wach rief, daß ihr Blick, ihr Wort, ihre Anmuth im häuslichen Kreiſe mir die Wunderwelt erſchloß, in der ich nun als ein Stillträumender wandelte. Dieſe Liebe heiligte mein Leben und befeſtigte die von den Eltern empfangenen Principien ſo in mir, daß ſie zu Saft und Blut wurden. Nie wagte meine Schüchternheit irgend ein Geſtändniß oder nur ein andeutendes Wort; ich war ſchon ſelig, mit Auguſten reden, ihr in das fromme Glut leuchtende Auge ſchauen zu dürfen. Genug, ich ging aus dieſem Hauſe, als mich mein Oheim zurückrief, als ein guter Menſch und langte mit den edelſten Vorſätzen im Hauſe des Geheimenraths an. Hilf Himmel, welch ein Unterſchied! Aus dem glücklichen Kreiſe tugendhafter Häuslichkeit trat ich in ein vornehmes Haus, in welchem man mit feiner Ironie über alles Edle in der Menſchenbruſt ſpöttelte. Tugend galt für Beſchränktheit, Gottesfurcht für Narrheit, Zucht und Sitte für Koketterie. Das Laſter wurde mit den Flittern des Glanzes überdeckt, von allen Tugenden nahm man den Schein an, und deshalb hielt man an geiſtreichen Menſchen alle Tugend für Schein; ja mein Oheim ſcheute ſich nicht, mir geradezu den Schein als die wahre Lebensklugheit zu predigen. Genuß war der Gott ſeines Hauſes. Er unterhielt Theatertänzerinnen, während meine Tante ſich anderweitig entſchädigte. Seine Tafel vereinte die koſtbarſten Leckereien, die edelſten Weine; er gab große Gaſtmahle; jeder Fremde von Diſtinction, der in die Reſidenz kam, wurde an ſeinen Tiſch gezogen, hohe Beamte, Militairs, reiche und vornehme Leute, Schriftſteller, Gelehrte, Künſtler. Man pries ihn als einen Mäcen; ſein Lob war in Aller Munde. Seine geiſtreiche Unterhaltung, ſeine vielſeitige Bildung, ſein ſchlagender Witz beſtachen Jeden, und nahmen für ihn ein. Niemand ſah die innere Hohlheit und Erbärmlichkeit dieſes Mannes; ich allein ſah ſie, mir waren im Beerman'ſchen Hauſe die Augen geöffnet worden. — Mein geiſtreicher Oheim wählte mir eine Geſellſchaft junger Adliger, hohlköpfige, lüderliche Burſche, die von nichts zu reden wußten, als von Pferden, Hunden und den Reizen feiler Dirnen; die ſich beſoffen und den Rauſch in ſchlechten Häuſern ausſchliefen; die von Menſchenwürde und Tugend mit widrigem Hohngelächter ſprachen und als Edelleute das Recht in Anſpruch nahmen, jede Schandthat unbeſtraft zu verrichten. Ich wandte mich mit Abſcheu von dieſen Geſellen, und als ſie mich zu wiederholten Malen aufſuchten, um mi chzu verführen, wies ich ſie mit entſchiedenem Ernſte zurück. Darüber erfuhr ich zu meinem Schmerze den Tadel meines Oheims; meine Vertheidigung, in welcher ich meine Grundſätze ausſprach, wies er kalt mit den Worten ab: Dieſe Aeußerungen und dieſes Betragen ſeien eines Edelmanns unwürdig. Es ſchiene ihm, ich ſei in einer heuchleriſchen Pietiſten-Gemeinde erzogen. Er erklärte hiermit meine heiße Liebe zur Tugend für erbärmliche Heuchelei, und dieſe Worte bildeten meine

Anſichten über meinen Vormund vollends aus, obgleich ich damals noch nicht ahnete, daß es ſein Plan war, mich durch Lüderlichkeit zu verderben und in den Tod zu ſchicken, und daß jene jungen adeligen Herren von ihm aufgemuntert und gewiſſermaßen angelegt waren. Ich fühlte mich zu Auguſten, der Tochter des Hauſes, hingezogen, ſchon weil ſie dieſen mir ſo theuern Namen führte; bald entdeckte ich, wie unglücklich ſie war, und das machte ſie mir nur noch theuerer. Unſre Herzen erſchloſſen ſich gegenſeitig; wir wurden vertraut mit einander, wie Geſchwiſter. Mein Oheim begünſtigte offenbar unſere Neigung; die Tante war nicht dagegen. Ja es geſchah recht auf ihre Veranlaſſung, daß Auguſte und ich den voriger Sommer allein hier in Eſchenthal zubrachten. Onkel und Tante hatten verſprochen, ebenfalls hierher zu kommen; wir ſollten nur voraus reiſen. Aber ſie kamen nicht. Im Anfange des Herbſtes entfernte mich ein Auftrag des Geheimraths von hier; ich ging mit unbeſchreiblicher Angſt und den trübſten Ahnungen. Es war mir ſtets, als müſſe mir ein großes Unglück begegnen. Dieſes mir unerklärliche Bangen trieb mich nach einiger Zeit wieder zurück. Ich fand Auguſten krank, ihren heitern Sinn vernichtet, ihre Jugendkraft gebrochen. In dem wunderbaren Zuſtande, in welchem Sie ſie dieſen Abend geſehen haben, entdeckte ſie mir, daß mein Oheim von meinen Lehnsvettern gewonnen worden ſei, mich in den Tod zu ſchicken. Eine große Geldſumme ſei ihm documentariſch zugeſagt, wenn ich ohne Leibeserben ſtürbe. Ein Beauftragter der Lehnsvettern ſei in Eſchenthal geweſen und habe eine bedeutende Abſchlagszahlung geleiſtet, weil der Geheimerath durch hohes Spiel und koſtſpielige Liebhabereien in einer ſo furchtbaren Schuldenlaſt ſtecke, daß er ſich kaum mehr zu helfen wiſſe. Dieſem Beauftragten habe er gegen die genannte Summe das Verſprechen geben müſſen, meinem Leben noch während ſeiner Vormundſchaft ein Ende zu machen und in keiner Weiſe zuzugeben, daß ich mich früher verheirathete. Es ſei meines Oheims Plan geweſen, mich durch Genüſſe zu Grunde zu richten. Zu dieſem Zwecke habe er mich in die lüderliche Geſellſchaft der Edelleute gebracht und mir ſo viele Gelder gegeben. Weil ich mich aber nicht habe verführen laſſen, ſo habe er mich mit ihr nach Eſchenthal geſchickt. Hier habe er gehofft, würden wir Beide vom Apfel der Erkenntniß koſten, und ſei nur erſt die Bahn gebrochen, dann hoffe er mich im Pfuhle der Wolluſt zu erſäufen. Er hatte ſich nicht denken können, daß zwei junge Leute allein auf einem einſamen Schloſſe wohnen könnten, ohne ſich in die Fallſtricke der Sünde zu verwickeln, denn für ihn giebt es keine Sünde. Als er nun mit dem Agenten meiner Lehnsvettern hier zuſammenkam, überzeugte er ſich zu ſeinem Verdruß, daß auch dieſer Plan mißglückt, und Auguſte ſo unſchuldig war als früher. Er hat ihr alſo geradezu befohlen, mich zu verführen. Was in dieſer Scene vorgefallen iſt, weiß ich nicht; denn wenn ich oder Frau Lindenſchmitt ſie im hellſehenden Zuſtande darüber befragten, bekam ſie die heftigſten Krämpfe, die ihrem Leben ein Ende zu machen drohen. Aber ſeit jener Zeit iſt ſie ſo elend und ſieht ihrer Auflöſung entgegen. Auguſte rieth mir ſelbſt, mich durch die Flucht zu retten. Ich beſchloß, in die Schweiz zu Beermann zu gehen. Auguſte bat mich, mich in der Schweiz nach ihrer Mutter zu befragen und ſie, wo möglich, aufzuſuchen. Dies geſchah jedoch im wachen Zuſtande. Nie wußte ſie, wenn ſie wachte, etwas von dem, was ſie im Schlafe geſprochen. Auch fiel mir auf, daß ſie im hellſehenden Zuſtande den Geheimenrath nie Vater nannte, und wenn ich ihn ſo bezeichnete, jedesmal kurz und ärgerlich erklärte: „„er iſt nicht mein Vater!““ Niemals auch ſprach ſie im Schlafe von ihrer Mutter und zeigte etwas von der Sehnſucht nach derſelben, die im wachen Zuſtande ſie ſo ſehr beherrſchte. Auf dieſen Umſtand bin ich indeß erſt ſpäter aufmerkſam geworden. — Auguſte gab mir alle möglichen Merkmale an, wonach ich ihre Mutter aufzufinden vermöchte. Hätte ich ſie gefunden, dann wollte ſie derſelben ihr Tagebuch ſchicken, das aus einer Reihe von Briefen an ihre Mutter beſtand. Sie mögen ſich vorſtellen, mit welchen Gefühlen ich in die Reſidenz ging, um meine Flucht vorzubereiten! Ich beobachtete meinen Oheim und überzeugte mich täglich und ſtündlich, daß Auguſtens Angaben fürchterliche Wahrheit ſeien.“

„Nein! nein!“ rief Rudolf. „Hier waltet ein böſer Wahn, der ſich der unglücklichen Kranken bemächtigt und ſie ſelbſt, Sie und Frau Lindenſchmitt getäuſcht hat. Mag auch der Charakter des Geheimenraths nicht frei von Fehlern und Schwächen ſein: ein Teufel in Menſchengeſtalt iſt er nicht. — Ich bin zur rechten Zeit gekommen, um dieſe unſeligen Räthſel und Wirrniſſe zu löſen. Ich fürchte ſehr, Auguſte leidet an ſtillem Wahnſinn, der ſich vorzüglich in ihren Viſionen ausſpricht. Sie haben ſehr unrecht gethan, einen hochgeſtellten, Ihnen ſo nah verwandten Mann für den ſcheußlichſten Verbrecher zu halten und durch Flucht aus dem Hauſe deſſelben ihn ſo tief zu kränken. Ihren unerhörten Beſchuldigungen, und wenn ſie auch von der eigenen Tochter dieſes Mannes ausgehen, fehlen alle Beweiſe; und dieſe Tochter würde im geſunden Zuſtande niemals ſolche Ungereimtheiten von ihrem Vater behauptet haben, ja nur haben behaupten können. Aber auf Auguſtens Krankheit und Geiſtesverwirrung hat jedenfalls Frau Lindenſchmitt verderblichen Einfluß geübt, die, wie mir heute erſt klar geworden, wegen der

Scheidung von ſeiner erſten Frau ſtets gegen den Geheimenrath eingenommen war. Ein Mann, der ſich aus den unterſten Regionen der Geſellſchaft durch glänzende Talente und Glück bis zu den oberſten emporgearbeitet hat, iſt ſtets Gegenſtand des Neides und böſen Leumundes, und es fehlt nie an üblem Schein, der auf ihn geworfen werden kann. Aber der Geheimerath wird glänzend gerechtfertigt werden.“

Der Graf ſchüttelte ungläubig den Kopf.

„Doch erzählen Sie weiter, wenn ich bitten darf!“ fuhr Rudolf fort. „Haben Sie Auguſtens Mutter in der Schweiz gefunden?“

In dieſem Augenblicke hörten ſie die Thüre des Corridors aufgehen und wieder in's Schloß fallen. Rudolf winkte dem Grafen zu ſchweigen. Beide horchten. Schritte näherten ſich; es wurde an die Thüre des Zimmers geklopft. Rudolf deutete nach dem offenſtehenden Schlafgemach, in welches Edmund raſch ſchlüpfte.

„Wer da?“ rief der Erſtere zu gleicher Zeit.

„Biſt Du noch nicht zu Bett, Rudolf?“ fragte des Geheimenraths Stimme, „dann öffne; ich kann auch nicht ſchlafen und will noch mit Dir reden.“ —

Rudolf öffnete; der Geheimerath trat im Nachtgewand, ein Licht in der Hand, herein.

Seine zarte Geſtalt ſah in der weißen Hülle hinfällig und ſchier geiſterhaft aus, ſo daß ſich Rudolf bei ſeinem Anblick von einem leichten Schauer berührt fühlte. Das ſpitze, magere Geſicht mit der großen hervorſtehenden, ungewöhnlich fein auslaufenden Naſe zeigte in ſeiner auffallenden, ſchier glänzenden Bläſſe deutlicher als je Spuren, welche ein ausgezeichneter, raſtlos arbeitender und emporſtrebender Geiſt und die allzuhäufigen und gewaltſamen Genüſſe ſinnlicher Vergnügungen den Zügen einzugraben pflegen. Das ironiſche Lächeln der diplomatiſchen Geiſtesüberlegenheit, jener feine moquante Zug eines haarſcharfen, vornehmen Verſtandes war ſo ſtereotyp auf dieſem Geſichte geworden, daß er auch jetzt, wo der Geheimerath keineswegs lächelte, doch leichenhaft hervortrat und den Beſchauer erſchreckte, den er ſonſt mit Ehrfurcht erfüllt hatte. Obgleich Herr von Eſchenthal erſt ein angehender Fünfziger war, ſo war doch ſein Haar ſchon nicht nur ergraut, ſondern ſogar ſchneeweiß. Es hing ihm jetzt unordentlich um die hohe Stirne, und ſeine ſonſt ſo ſchönen geiſtreichen Augen, von einem Nervenübel vor einigen Jahren in eine etwas ſchiefe Richtung gegen einander gekommen, die ſich bei Aufregung noch ſehr vermehrte, ſteigerten gerade jetzt durch dieſe Nervenſchwäche den unheimlichen Ausdruck der ganzen Erſcheinung.

„Ich ſah noch Licht in Deinem Zimmer und ſchloß daraus, daß Du noch munter ſeiſt," ſagte der Geheimerath leiſe, ſchier ängſtlich, und als er das Licht auf den Tiſch ſtellte, bemerkte Rudolf, daß die Hand desſelben zitterte.

„Sage mir," fuhr er mit einem lauernden Blick auf ſein Gegenüber fort, „was hat Dir die unglückliche Verrückte heute erzählt?"

„Erzählt?! Als ich ankam — es war ſchon hoher Nachmittag — begrüßte ich Auguſten auf dem Kirchhof unter den Gräbern, und ſie ſagte mir nur, daß ſie ſich unheilbar krank fühle. Ihr Ausſehen ſchien mir dies zu beſtätigen. Ich wurde davon ſo unangenehm berührt, daß ich ſie bald wieder verließ, um alle die mir theuern Plätzchen zu beſuchen, die aus meiner Kindheit ſo hell in meiner Erinnerung ſtehen. Erſt als es Nacht war, kehrte ich zurück und fand Auguſten matt und fiebernd auf dem Lager. Da konnte ſie mir nichts erzählen."

„Du bemerkteſt doch vorhin, ſie ſcheine Dir auch an fixen Ideen zu leiden. Aus welcher ihrer Aeußerungen haſt Du das geſchloſſen?"

„Sie ſagte mir: ein fürchterliches Schickſal ſei plötzlich und unerwartet in ihr Leben hereingebrochen und habe grauſam die Blüthe deſſelben geknickt. Es laſte ein unſeliges Geheimniß auf ihrer Bruſt, das ſie in's Grab drücke; aber ſelbſt wenn ſie geſund ſei, könne ſie nie meine Frau werden, wie ſie früher gewünſcht; ſie ſei die Unglücklichſte aller Sterblichen u. ſ. f."

„Ja, ja, das ſind dieſe verwirrten Gedanken. Ich will Dir das Räthſel löſen. Du weißt, es war immer mein Wunſch, aus Dir und Auguſten ein Paar zu machen. Ich wollte Dir dadurch meine höchſte Liebe beweiſen, daß ich Dir meine einzige Tochter zur Frau gäbe; nun hat ſie ſich aber in meinen Mündel, den jungen Ellersdorf, vergafft, und dieſer Bube hat ſie voriges Jahr hier in Eſchenthal, wo ich ſie, von Geſchäften abgehalten, allein laſſen mußte und vertrauungsvoll allein ließ, verführt und dann ſich aus dem Staube gemacht, ohne ihr nur ein Abſchiedswort zu gönnen oder ihr zu ſchreiben. Darüber iſt ſie denn verrückt worden, und das nennt ſie ihr fürchterliches Unglück."

„Und Sie wollen den Grafen wegen ſeiner unedeln That zur Rechenſchaft ziehen; deshalb ſoll ich ihn wieder zur Stelle ſchaffen."

„Gewiß. So iſt's! — An ſich betrachtet, will ich ſeine That nicht unedel nennen, ſie wurde es erſt durch die Umſtände. Junges Blut ſchäumt leicht über. Wäre er nur dageblieben, ich hätte ihm verziehen und ihm meine Tochter wahrlich nicht aufgedrungen."

„Wie, Excellenz? Nennen Sie das nicht unedel wenn —"

„Edel, unedel, böſe, gut ſind nichts als relative

Begriffe, denen nur ſpießbürgerliche Beſchränktheit eine unhaltbare Bedeutung angehängt hat. Wie könnte ſonſt eine und dieſelbe Handlung nach den Umſtänden gut oder ſchlecht ſein?"

„Wie wäre das möglich? Gut kann nie böſe, edel nie ſchlecht werden. Kann die Tugend zugleich Laſter ſein?"

„Mein Freund, Dir kleben noch die Paſtoralideen Deines Vaters an. Auf den Höhen des Lebens gewinnt man eine weitere Umſicht, als in den Thälern, wo die friedlichen Pfarrwohnungen liegen. Tugend und Laſter ſind eben nur Namen, die gewiſſe Begriffsclaſſen des beſchränkten Geiſtes bezeichnen. Für den genialen Kopf exiſtirt aber keine Claſſification der menſchlichen Eigenſchaften und Fähigkeiten; er erkennt und beherrſcht das Ganze. Die Tugend kann allerdings zum Laſter und das Laſter zur Tugend werden; dem umſichtigen Geiſte ſind beide gleich. Es giebt nur eine wahre Tugend, das iſt der höchſte Verſtand, der alle Umſtände zu ſeinem Vortheil anzuwenden weiß. Alle andere Tugenden ſind armſelige Krücken, auf denen die gebrechliche Menſchheit ſich über das Grab hinüberhelfen will. Aber ſie ſtürzt dennoch ſammt den Krücken hinein, und bleibt bis in alle Ewigkeit liegen."

„Glauben Sie nicht an Unſterblichkeit?"

„An die des Geſchlechts; denn dieſe ſteht uns als eine ewige Wahrheit vor Augen; nicht an die des Individuums, dieſe hat ſich die kleinliche Angſt der Menſchen zum armſeligen Troſt erſonnen. Das Geſchlecht jedes erſchaffenen und beſtehenden Dinges iſt unſterblich.“

„Nein. Wir finden unter dem Boden, auf dem wir wandeln, Knochen von Thieren, deren Geſchlecht nicht mehr auf Erden gefunden wird. Sie ſind ausgeſtorben.“

„Du haſt recht!“ rief der Geheimerath lachend, „ſo wird auch die Menſchheit einſt ausſterben. Es iſt auch mit dieſer Unſterblichkeit nichts. Es giebt gar keine. Das Loos aller Dinge iſt Entſtehen und Vergehen. Die Wonne, die den Nerv durchbebt, iſt das einzige Glück, die Früchte, die ein genialer Geiſt durch kluge Wahl der Mittel und weiſe Benutzung der Umſtände erringt, ſind die einzige Befriedigung, alles Andere ſind Illuſionen.“

„Gelten Ihnen Glaube an ein Ewiges, Unvergängliches, Religion, Gott, nichts?“

„Rudolf, lerne das Leben von einem höhern, freiern Standpunkt betrachten. Mache Dich frei von dieſen Kindereien, mit denen ſich die meiſten Menſchen die Zeit verderben. Oeffne die Augen und ſieh unbefangen um Dich; prüfe Alles mit Deinem Verſtande; laß Dich nicht durch überkommene Vorurtheile beſtechen. —

Ach, ich merke ſchon, die ſchrecklich ernſthaften Lehren der Dorfſchule hängen Dir noch immer an! Willſt Du Dich dem großen unmündigen Haufen beizählen, der mit den Kinderſchuhen in's Grab ſpringt? — Doch wir handeln dieſes Thema ſchon ausführlicher ab, wenn Du zurückgekehrt biſt und mir, wie ich hoffe, den loſen Burſchen zurückgebracht haſt. Es liegt mir viel an ſeiner Habhaftwerdung und deshalb wünſche ich, daß Du morgen abreiſeſt. Ich will Dir die nöthigen Gelder und Inſtructionen übermachen. Du gehſt nach der Schweiz, dort vermuthe ich ihn mit ziemlicher Gewißheit. Er ſprach oft mit Begeiſterung von einem ſeiner Lehrer, der ein Pietiſt zu ſein ſcheint. In acht Tagen folge ich Dir unter dem Vorwande einer diplomatiſchen Sendung. In Genf treffen wir uns und thun uns fremd. Wir treten in der Schweiz beide unter falſchem Namen auf. Jedenfalls lebt Edmund dort auch unter falſchem Namen. Wenn Du ihn perſönlich kennteſt, würdeſt Du die ganze Angelegenheit allein abmachen können. Aber Du könnteſt leicht ein unrechtes Individuum ergreifen. Deshalb muß ich dabei ſein, um mich von der Identität der Perſon zu überzeugen. An Ort und Stelle bin ich Dein Kammerdiener, wie ich Dir bereits ſchrieb. Haben wir ihn erſt ausgekundſchaftet, dann trete ich bei der Kantonsregierung in meiner Würde auf und eine Legitimation des

Fürſten wirkt mir ſchnell den Verhaftsbefehl gegen ihn aus. Dann kann er uns nicht entwiſchen.“

„Ich kann die Bemerkung nicht unterdrücken, daß ich dieſe Umſtände und Maßregeln nicht begreife, um eines jungen Mannes habhaft zu werden, der Ihnen von ſelbſt kommen muß und ohne Sie gar nicht exiſtiren kann. Woher ſoll er denn die Mittel zu ſeiner Exiſtenz nehmen?“

„Im Vertrauen — denn ich mag ihn als meinen Neffen nicht öffentlich blamiren —: er hat mir eine ſehr bedeutende Summe in Staatspapieren entwendet, und dies iſt ein Hauptgrund, warum ich ſeiner ſo bald als möglich habhaft werden möchte; denn der Mangel dieſer Summe genirt mich.“

Ehe noch das letzte Wort recht ausgeſprochen war, ſtürzte Graf Edmund aus dem Schlafzimmer, bleich mit verzerrten Zügen und rollenden Augen hervor auf den Geheimenrath los, der entſetzt vor dieſer Erſcheinung zurücktaumelte.

„Ungeheurer Schurke!“ ſchrie der junge Mann mit einer Stimme, deren Ton den gräßlichen Aufruhr ſeiner Seele genugſam kund gab. „Für dieſe verläumderiſche Lügen mußt Du mir mit dem Leben büßen.“

Aber der alſo Angeredete wahr ohnmächtig auf das Sopha gefallen, und Rudolf riß den wüthenden Grafen zurück, indem er ihm zuraunte: „Herr, wollen Sie zum

Mörder an ihm werden?“ Und an der Achſel ihn faſſend und aus der Thür treibend, flüſterte er ihm noch zu: „Fort! fort von hier! Hier kann ich Sie nun nicht länger ſchützen, und Sie ſind verloren, wenn Sie länger verweilen. Nehmen Sie ſchnell eins meiner Pferde und fliehen Sie in die Schweiz zurück. Dort werde ich bald bei Ihnen ſein und mich Ihrer Sache nach Kräften annehmen.“

Mit Hülfe der Frau Lindenſchmitt war der Graf in zehn Minuten ſo weit, daß er mit verhängtem Zügel das Thal hinabjagte.

Es dauerte lange, ehe der Geheimerath wieder zur Beſinnung kam und auch dann noch ſchien es, als habe der Schrecken ihn der Sprache beraubt. Er ſtarrte die um ihn beſchäftigten Diener an, ſuchte Rudolf mit den Augen, zuckte fieberiſch und verſank wieder in ein unheimliches Brüten. Sein Kammerdiener öffnete ihm eine Ader am Arm; er ließ es ruhig geſchehen. Endlich, nach faſt einer Stunde befahl er, daß man ihn mit Rudolf allein laſſe. Die Diener entfernten ſich.

„Wie kam der nichtswürdige Bube hierher?“ fragte er mit Unwillen.

„Ich ſah dieſen Abend den jungen Mann, den ich nicht kannte, in das Schloß gehen und hielt ihn für einen Forſtgehülfen; erſt kurz vor Ihrer Ankunft verlangte Auguſte nach ihm. Er kam, und nun ſah ich zu meinem Erſtaunen, daß er Graf Edmund war, und hörte, daß er in der Dämmerung angekommen ſei, aus der Schweiz, wie Sie richtig vermuthen. Ihre plötzliche Ankunft ſtörte mich in meiner Forſchung; er wollte die Flucht ergreifen. Ich aber nöthigte ihn in mein Zimmer, verſchloß es und ging Ihnen entgegen. Erſt morgen wollte ich Sie von meinem Fang unterrichten, wenn ich ihn über den Zweck ſeines Hierſeins ausgeforſcht —"

„Das war dumm von Dir!" rief der Geheimerath höchſt ärgerlich. „Was ging Dich das an? Du hatteſt mir ſogleich anzuzeigen, daß Edmund in Deinem Zimmer gefangen ſei. Ich habe Dich nicht beauftragt, ihn zu examiniren."

„Excellenz, ich ſah ein Paar Piſtolen in ſeinem Gürtel ſtecken, die jedenfalls geladen waren. Ich fürchtete von ſeiner Entſchloſſenheit das Schlimmſte. Er hätte ſich wahrſcheinlich getödtet, wenn ich ihn ſogleich an Sie hätte ausliefern wollen."

„Das wäre ſehr gut geweſen und mir ſchon recht!" ſagte der Kranke raſch, und Rudolf fing an, ſich von den Anklagen der nächſten Verwandten gegen dieſen Mann zu überzeugen.

„Aber er würde die erſte Waffe erſt gegen Sie gekehrt haben."

„Freilich; da haſt Du recht. Der Bube iſt zu Allem fähig.“

„Alſo mußte ich ihn durch Freundlichkeit und Verſprechung meines Schutzes zu täuſchen ſuchen, bis er die Waffen abgelegt. Ich war eben im beſten Zuge, als Sie kamen. Er flüchtete in mein Schlafcabinet, aber er hatte die Piſtolen noch; ich hörte die Hähne knacken und befürchtete das Aeußerſte, wenn ich Ihnen nur einen Wink von ſeiner Anweſenheit gegeben.“

„Es iſt wahr, Du haſt klug und fein gehandelt. Aber wo iſt er?“

„Er iſt entflohen und noch dazu auf einem meiner Pferde.“

„Mach ſchnell die Knechte beritten, daß ſie ihn verfolgen.“

„Er hat einen zu großen Vorſprung. Ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich Ihnen den Böſewicht in die Hände liefere. Ich kenne ſeinen Aufenthalt, und er traut mir. Laſſen Sie mich morgen ihm nachreiſen.“

„Du bringſt ihn lebendig oder todt.“ — —

Rudolf erhielt am andern Tag ſeine Inſtructionen und Vollmachten und legte das von Auguſten ihm anvertraute Päckchen Schriften hinzu.

„Geh mit Gott!“ flüſterte Auguſte, ihm die Hand reichend. „Ich weiß, Du gehſt jetzt einen guten Gang. Sei Du nun ſein ſchützender Genius, wie ich es war.

Und wenn Du ihn findeſt, führe ihn mit ſeiner Braut an meinen Hügel und betet für dies arme Herz, das in troſtloſem Jammer brach.“ —

Eine Stunde ſpäter rollte Rudolf's Wagen aus dem Hofe. Der Geheimerath verließ am andern Tage das Schloß, ohne ſeine Tochter oder Frau Lindenſchmitt geſehen zu haben. Er wollte ſich Rache und Strafgericht erſparen, bis er den Grafen in ſeiner Gewalt habe.

Vier Wochen darauf erhielt der Geheimerath einen Brief von Rudolf, worin dieſer ihm kurz meldete: „Ich halte Ihnen mein Verſprechen und bringe Ihnen den Grafen Edmund, aber lebendig. Nächſten Montag wünſche ich Ihnen denſelben zuzuführen. Treffen Sie daher gefälligſt Ihre Vorkehrungen, daß Sie um Mittag des genannten Tages in Eſchenthal ſind.“

Die Kürze und kalte Kargheit des Briefs berührte den Geheimenrath unangenehm. Doch dachte er ſich, er werde alles Nähere mündlich von ſeinem treuen Pflegeſohn erfahren. Es ſei ja genug, daß Edmund ſich als Gefangener in den Händen deſſelben befinde. Und triumphirend zerknitterte er den Brief; ſein Auge ſtrahlte von unheimlicher Freude. — Ehe er abreiſte, ſteckte er zwei geladene Piſtolen in die Rocktaſchen. Um zwölf

Uhr fuhr ſein Wagen am Schloſſe vor. Rudolf eilte ſogleich an den Schlag und half ihm heraus.

„Glücklich angekommen?“ fragte der Geheimerath mit einem Lächeln, das zum Grinſen ward.

„Glücklich; vor einer Stunde.“

„Wo iſt er?“

„Im Parterrezimmer rechts.“

„Rechne auf meinen reichen Dank. Du haſt mir einen großen Dienſt geleiſtet und Dich mir treu bewährt.“ Leicht und ſicher trat er in das bezeichnete Zimmer.

Emund ſtand ruhig in der Mitte deſſelben und heftete ſein ſchönes Auge mit Hoheit und Würde auf ſeinen Vormund. Dieſer ihm unerwartete Blick beleidigte den Geheimenrath; er hatte einen demüthigen, verwirrten erwartet.

„Dein Aeußeres läßt mich faſt vermuthen, daß Dein Trotz noch nicht gebrochen iſt,“ redete er den jungen Mann an, „obgleich Du Dich in meiner Gewalt befindeſt, und ich Mittel und Wege habe, Dich zu Kreuz kriechen zu machen.“

„In Ihrem Hauſe bin ich wohl, Herr Geheimerath, aber nicht in Ihrer Gewalt,“ verſetzte der Graf ruhig; „und zu Kreuz zu kriechen braucht nur ein Miſſethäter, der um Gnade bettelt. Mein Leben iſt rein von jeder Schuld.“

„In welchem hohen Tone wagſt Du mit mir zu reden?“ rief Eſchenthal aufgebracht. „Glaubſt Du, daß ich mir durch Phraſen imponiren laſſe? Ich laſſe Dich einſtecken, Burſche, bis Du zahm geworden biſt.“

„Ja, oder vielmehr ſtumm auf ewig. Herr von Eſchenthal, mir ſind die Verhandlungen nicht unbekannt, die Sie mit dem Rendanten Merziller als Beauftragten meiner Lehnsvettern über meine geringe Perſon gepflogen haben. Zum Schutze meines Lebens habe ich mir daher einen andern Vormund gewählt. Ich habe Freunde gefunden, in deren Intereſſe es nicht liegt, mich auf den Gottesacker zu liefern.“

Ein jäher Schrecken hatte den Geheimenrath durchzuckt und ſeine Farbe verwandelt, aber es dunkelte ihm vor den Augen, als Edmund das zweite Zimmer öffnete, und ein Herr und eine Dame heraustraten, in denen er augenblicklich ſeinen Halbbruder Hafermehl und ſeine erſte Frau Friederike erkannte. Hinter beiden ſchritt ein Mädchenpaar, ein holdes, blühendes Weſen, gleichſam die verjüngte Friederike, und als deren Tochter nicht zu verkennen, und eine bleiche, verwelkte, zuſammengeknickte Geſtalt, die den nahen Tod in jedem Zuge trug. Die letztere war die arme Auguſte.

„Was ſoll das?“ rief der Geheimerath, ſich gewaltſam faſſend und mit erzwungener Brutalität. „Was wollt Ihr hier?“

„Dir eine neue Schandthat, ein abſcheuliches Verbrechen erſparen,“ entgegnete Hafermehl.

„Was ſind das für alberne, freche Reden in meinem Hauſe?! Ich werde mein Hausrecht gebrauchen und überläſtige Gäſte hinauswerfen laſſen.“

„Nicht alſo!“ ſagte Edmund, „Hier ſehen Sie das Document, worin Ihnen der reiche Lohn zugeſagt iſt, wenn ich nicht mehr athme.“ Mit dieſen Worten entfaltete er ein Papier, um es dem Geheimenrath vorzuhalten.

„Teufel!“ ſchrie dieſer und zog eine Piſtole aus der Taſche. Aber im Nu, als er ſie gegen Edmund erheben wollte, ſtürzte Auguſte, die ſeine Bewegungen mit ahnungsvollen Blicken beobachtet hatte, hervor, hing ſich an ſeinen Arm und riß ihn herab. Das Gewehr entlud ſich; und die Kugel fuhr in Auguſtens Bruſt. Ohne einen Laut von ſich zu geben, ſank ſie zu Boden.

„Auguſte, meine Lebensretterin!“ rief Edmund und warf ſich auf ſie.

„Sei glücklich mit Auguſten!“ hauchte die Sterbende und legte beider Hände ſegnend in einander; denn an ihrer andern Seite kniete das blühende Mädchen. „Dich, Edmund habe ich unausſprechlich geliebt, das wird mir jetzt licht und klar. Meine Liebe wird Dir zum Segen ſein. Ich ſterbe ruhig, ſeit ich weiß, daß ich nicht die Tochter dieſes Ungeheuers bin. — Ich war Gottes Werkzeug zu Deiner Rettung, Edmund. — Geiſt meiner Mutter, nimm Dein Kind auf!“ Und ſie verſchied.

„Was iſt das? Nicht meine Tochter? Geiſt ihrer Mutter?“ ſtammelte der Geheimerath und ſtarrte auf die Leiche, die Piſtole noch krampfhaft in der Hand haltend.

„Ja, Elender,“ redete ihn Friederike an. „Dein Verbrechen gegen dies unglückliche Kind iſt wenigſtens nicht ſo abſcheulich, wie Du ſelbſt glauben mußteſt. Du wollteſt Dein eignes Kind verderben, um ſie dadurch zur Verderberin Edmunds zu machen. Aber Gottlob! ſie war nicht Deine, nicht meine Tochter. Hier ſteht Auguſte unſer Kind, und ſie iſt die Verlobte Edmunds. Als Du mich boshafter Weiſe gerichtlich zwingen wollteſt, Dir mein Kind auszuliefern, ſchickte ich Dir das Kind einer verſtorbenen Leibeigenen von demſelben Alter. Nie hätte ich vermocht, Dir mein Kind zu geben. Der Erfolg hat meine böſe Ahnung gerechtfertigt. Ich kenne Dein Verbrechen, Nichtswürdiger. Hier ſind Iwana's Briefe an mich, die mir Rudolf Göttingh, Dein Pflegeſohn, überbracht hat. Sie hat mir Alles entdeckt. — Aber erkenne Gottes Finger, Böſewicht! Durch die Schandthat, die Du an ihr vollbrachteſt, haſt Du das Nervenſyſtem der

Unglücklichen, die ſich ja für Deine Tochter hielt, ſo erſchüttert, daß ſie in jenen wunderbaren Zuſtand des Hellſehens gerieth, in welchem ſie Deine Verhandlungen mit dem Abgeordneten der gütergierigen Lehnsvettern Edmunds vernahm und den Ort angab, wo Du das Document aufbewahrteſt. Sie nahm es dort weg und ſchickte es mir zu Edmund's Rechtfertigung. Wärſt Du nicht der Vater meines Kindes, wäre Edmund nicht Auguſtens Verlobter, wir würden dies Document dem Fürſten ausgeliefert haben.“

„Es bleibt eine Waffe gegen Dich in meiner Hand,“ fügte Hafermehl hinzu. „Mein Lebenlang hab ich mich vor Dir beugen und zittern müſſen; Du betrogſt mich um die Liebe meines Vaters, um die Liebe meiner Friederike, Du überhäufteſt für unzählige Wohlthaten unſern Namen mit Schande, wir mußten, gleichſam von Dir gebrandmarkt, nach Rußland fliehen, aber daß wir dort nicht ſicher vor Dir waren, zeigte ſich bald, indem Du uns wegen des Kindes verfolgteſt. Wir mußten unter falſchem Namen nach der Schweiz auswandern, um aus dem Bereich Deiner Rache zu ſein, wenn Du je entdecken ſollteſt, daß Du die falſche Auguſte erhalten hatteſt. Aber dort führte uns ein gerechtes und verſöhnendes Schickſal Edmund zu; ich war ſein Lehrer, ſein Bildner, ſein Erzieher. Du ahnteſt nicht, wer dieſer Beermann war, der ihm die heilige und unauslöſchliche Liebe zur Tugend in der Bruſt entzündet und entflammt hatte. Ich war's; und durch ihn hat Dich Gott nun in meine Hand gegeben."

Der Geheimerath hatte ſtumm und wie geiſtesabweſend zugehört; als Hafermehl ſchwieg, heftete er die Augen eine Minute lang auf ſeine Tochter. Dann wandte er den Rücken und ging hinaus.

Durch den Schuß herbeigezogen, waren Rudolf und Frau Lindenſchmitt in das Zimmer getreten. Theilnamlos für alles Uebrige, kniete der Erſtere an Iwana's Leiche und benetzte ſie mit ſeinen Thränen. Dann trat auch Frau Lindenſchmitt hinzu, küßte ſie auf die ſchöne, bleiche Stirn und ſagte: „Schlaf wohl, mein Kind! Ich war Deine Mutter, Du meine Tochter. Mit Dir iſt meine Lebensfreude geſtorben."

„Gönnt dem armen Kinde die ewige Ruhe!" ſagte Friederike. „Was ſollte ſie noch auf Erden? Für ſolches Unglück iſt nur das Grab Heilmittel. Ach, auch ich habe mich an ihr verſündigt! Vergieb mir, verklärter Schatten! Du Unſchuldige haſt Entſetzliches erdulden müſſen für die Schuld eines verbrecheriſchen Mannes." —

Der Geheimerath kehrte nicht zurück. Eine Stunde ſpäter fand ein Diener ſeine Leiche im Park. Er hatte ſich mit der zweiten Piſtole ſelbſt den Tod gegeben.

# Zwei Frauen des achtzehnten Jahrhunderts.

Von aller üppigen Vegetation, die im neunzehnten Jahrhundert grün und friſch und luſtig auf dem aufgelockerten und empfänglichen Boden des menſchlichen Geiſtes emporgeſchoſſen iſt und — freilich auch mit vielem Unkraut und mancher Giftpflanze untermiſcht — gewaltig treibt und wächſt, um einſt zu ſtarkem Baumſchlag, zu Kraut und Brodfrucht und zur freundlichen Zierpflanze zu werden: von all dieſen einer ſchönen Zukunft entgegenwachſenden Trieben liegen die Keime in der Fäulniß des achtzehnten Jahrhunderts. Wie kann es auch anders ſein? Erſt muß die Hülle des Saatkerns faulen und verweſen, eh' der in ihr ſchlummernde Lebenskeim ſich entfalten kann; gerade die Fäulniß iſt ſeine erſte Nahrung, das warme Bett ſeiner ſchwachen Kraft. Wenn aber die Eiche nach Jahrhunderten ihre ungeheuern Wipfel weit in den Aether ausſtreckt, wenn ſie mit ſtarken Wurzeln ſich tief in die Erde klammert, dann erſcheint ihre Geburt aus der kleinen faulenden Eichel als ein unbegreifliches Wunder. Auch unſre Nachkommen, in Ruhe die Früchte der Kämpfe genießend die die vernünftigen Ideen über Staat, Geſellſchaft und Kirche mit dem veralteten Vorurtheil und dem Egoismus zu beſtehen haben, werden ſchwer begreifen können, wie ihr glücklicher Zuſtand in dem ſterilen Boden des achtzehnten Jahrhunderts wurzelt. Die Zeit des graſſeſten Egoismus, der ſich hinter den Bollwerken eiſerner Privilegien verſchanzte, und die Zeit, wo das zum Selbſtbewußtſein gelangte Volk, zu ſeinem Heile und zu ſeiner Exiſtenz, kein Vorrecht mehr dulden wird — denn der Begriff des Volks wird durch den Begriff des Vorrechtes aufgehoben — wann weder Perſönlichkeiten noch Corporationen aus alten Inſtituten, die ſie nicht gegründet, mehr Macht und Vortheile ziehen können, ſondern alle Macht und aller Vortheil bei dem ganzen Volke iſt: dieſe beiden Zeiten ſind ſo ſchroffe Gegenſätze, daß ſie wie Anfangs- und Endpunkte einer ganzen Weltgeſchichte ausſehen und auch nicht das Mindeſte mit einander gemein zu haben ſcheinen. Und doch liegen ſie ſich ſo nahe und ſtehen im unmittelbarſten Zuſammenhang mit einander. Das Volk des zwanzigſten Jahrhunderts kann nur aus der trägen todten Menſchenmaſſe des achtzehnten entſtehen, die Freiheit von Vorrechten nur aus dem Zwang dieſer Vorrechte, das freie Bewußtſein der Geſellſchaft nur aus einem abſcheulichen Zuſtand, den wir mit keinem andern Namen zu bezeichnen wiſſen, als mit dem der moraliſchen Fäulniß. Ja dieſe Fäulniß des achtzehnten Jahrhunderts iſt der Grund und Boden für die Geſchichte der Gegenwart und der Zukunft, und alles Große und Herrliche, was die Welt nach uns erleben wird, ſteht ſchon als grüner Sproß in der Gegenwart und entwickelte ſeinen Keim aus der Vergangenheit, die erſt hundert Jahre hinter uns liegt. Die Zeit der Fäulniß und der Lebenskeime einer neuen Weltordnung, die Zeit, wo unter dem Bauſchutt alter, morſcher, zuſammenbrechender Vorurtheile, die erſten Baumkeimchen aufſproßten, aus denen einſt, wenn ſie zu mächtigen Bäumen erwachſen ſein werden, das neue lichte Gebäude der menſchlichen Geſellſchaft aufgezimmert werden wird: dieſe Zeit des erſten unſcheinbaren Anfangs wird für alle folgenden höchſt intereſſant und lehrreich ſein und verdient von jedem Auge nach allen Seiten hin durchforſcht zu werden. Und nicht allein im Großen und Ganzen iſt ſie werth, betrachtet zu werden; auch in den einzelnen merkwürdigen und auffallenden Erſcheinungen, die aus der Maſſe auftauchen, müſſen wir ſie betrachten und zu entziffern ſuchen, wenn wir uns ein ganzes und tüchtiges Verſtändniß von ihr aneignen wollen. Denn die Maſſe läßt ſich nur aus dem hervorragenden Individuum richtig beurtheilen, und nur aus der einzelnen Erſcheinung kann man den Geiſt des Ganzen richtig erklären. Und wiederum iſt es der Mann nicht allein, der die Geſchichte macht, ſo ſehr er ſich auch bisher als widernatürlich bevorrechtetes Geſchlecht das Anſehen dazu gab; das ſtille Schaffen und Wirken des Weibes pflegt das Saatkorn künftiger Fruchtbäume warm und innig, und aus dem Begriff des Volks, wie er, ſo lang die Erde ſich um ihre Angeln dreht, zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts zuerſt in Frankreich ausgeſprochen wurde und der im neunzehnten mit mächtigen, unaufhaltſamen Schritten ſeiner reinen praktiſchen Vollendung entgegeneilt, ſind die Frauen nicht mehr ausgeſchloſſen. Endlich iſt die Frau zum Anfang des Genuſſes der Rechte gelangt, die ihr der männliche Egoismus Jahrtauſende verweigert, und es iſt aus dem achtzehnten Jahrhundert nachzuweiſen, daß ſie dieſer Rechte würdig war.

Wir wählen hier aus der nicht unbeträchtlichen Zahl ausgezeichneter Frauen des achtzehnten Jahrhunderts zwei höchſt intereſſante Erſcheinungen aus, um zu zeigen, auf welcher hohen Stufe geiſtiger Ausbildung bereits Einzelne des ſchönen Geſchlechts ſtanden, und wie aus ihm Licht- und Fackelträger in Kunſt und Wiſſenſchaft auftraten, welche mit redlichem Eifer an der Veredlung ihrer Mitwelt arbeiteten und zum Bau der Zukunft nach Kräften brauchbares Material lieferten.

Es ſind ein Paar ſchöne Gegenſätze, welche wir hier aufzuſtellen gedenken: eine Deutſche und eine Franzöſin, eine Künſtlerin und eine Gelehrte, und Beide Zierden ihres Geſchlechts, verehrungswürdig in jeder Beziehung.

---

Das Zeitalter Ludwigs des Vierzehnten bildet vor der kometenartigen Erſcheinung Napoleon Bonaparte's den Glanzpunkt wie in der politiſchen, ſo in der Literär-Geſchichte des franzöſiſchen Volks. Ob dieſer Glanz blos der blendende Schimmer eines aufflackernden gehaltloſen Phänomens, das gemachte Licht eines Strohfeuers oder die durchdringende dauernde Glorie einer wahrhaftigen Sonne war, iſt für uns nicht mehr ſchwer zu beſtimmen. Falſche Größe erkennt die Geſchichte nicht auf die Dauer an; je ferner der Gegenſtand der Blendung rückt, deſto weniger trifft ſie das Auge der Nachkommen; der Blick wird reiner und freier und erkennt die Dinge endlich in ihrer natürlichen Geſtalt. So iſt es mit Ludwig's XIV. Größe, ſo mit ſeiner ganzen gefeierten Zeit gekommen. Die ſchimmernden Nebel ſind gewichen und, ihrer vielgeprieſenen Größe entkleidet, ſtehen beide als hohle Popanze in der Geſchichte. Man nannte jene Periode ſonſt das auguſteiſche Zeitalter der franzöſiſchen Dichtkunſt und Gelehrſamkeit, aber wie viel auch Wahres und Unwahres an dieſer Benennung ſein mag, Ludwig war ſo wenig ein Cäſar oder Auguſtus Octavianus, wie die Dichter und Gelehrten ſeiner Zeit ohne Parteilichkeit mit den Römern verglichen werden können, die zur Zeit des Auguſtus ſich durch Schrift und Rede auszeichneten. Es wäre unbillig, wollte man dem Einen und dem Andern große Verdienſte um Literatur und Kunſt in Frankreich und Europa abſprechen, aber ſie war ſicher nicht ſo groß, als Panegyriſten, Höflinge und ſchmeichelnde Poeten behauptet haben. Ludwig begünſtigte Künſte und Wiſſenſchaften, nur um ſelbſt zu glänzen, um ſelbſt intellectuell zu herrſchen, wie er materiell durch ſeine großen Feldherren Turenne, Condé, Catinat, Villars ꝛc. und durch ſeinen unſterblichen Miniſter Colbert herrſchte. Der durch Siege gefeierte Ruhm einer Nation regt ſie jedesmal geiſtig an, und nach der äuſſern Erhebung folgt die innere. Frankreichs Cultur ſtand ſchon auf einer Stufe, die es einem Mazarin und Colbert möglich machte, ſie noch höher zu heben, aber es war dies kein Wachsthum aus dem innern Kern der Nation heraus, kein lebendiges grünes Pflanzentreiben und Entfalten nach allen Seiten; es war vielmehr ein künſtliches Aufbauen, und höher Bauen. Die franzöſiſche Bildung war kein kräftiger Baum, ſondern ein ſchöner Thurm, von geſchickten egoiſtiſchen Baumeiſtern errichtet, damit ſie von ſeiner Zinne das ganze Land überwachen konnten. Der franzöſiſche Nationalcharakter, deſſen Grundzüge Vergnügungs- und

Gefallſucht waren, entwickelte ſich unter Ludwigs Regierung zur Blüthe und Frucht, und er ſelbſt iſt der treueſte Repräſentant deſſelben. Man huldigte den Künſten und Wiſſenſchaften nur, um ſich daran zu vergnügen oder ſich bewundern zu laſſen. Des Königs Handlungen wurden nie von einem andern Princip geweckt und geleitet. Niemals hat man wohl der Sache ſelbſt wegen, aus reiner Luſt an geiſtiger Vervollkommnung durch ſie, die Wiſſenſchaften weniger getrieben als in Frankreich unter Ludwig XIV. So war es aber nicht unter Perikles in Athen, wo der Baum des griechiſchen Geiſtes ſchlank und ſchön und bald mit tauſend duftenden Blüthen bedeckt, aus dem Boden der politiſchen Freiheit emporſchoß; ſie war es nicht in Rom, wohin ein von dieſem Griechenbaum verpflanzter Zweig, von Auguſt's, des ſchlauen Egoiſten, feiner und ſchmeichleriſcher Hand gepflegt, ſpäte Blüthen trieb; denn auch hier wurzelte er noch in freiem Boden und es lag im Intereſſe des erſten Imperator, den Männern der Wiſſenſchaft und Kunſt Liebe entgegen zu tragen und ſie zu heben und zu unterſtützen; waren ſie doch die letzten Republikaner und ihr Ruhm die letzte und ſchönſte Blüthe der ſterbenden Republik, alſo naturwüchſig, wie in Griechenland. So war es endlich auch nicht unter den Medicäern in Florenz, die, ohne die Abſicht eines Auguſt, ihren Glanz und ihre Macht dadurch zu heben, mit rein liebendem, empfänglichem Gemüth die flüchtige Wiſſenſchaft in den geiſtreichen gelehrten Männern eines fremden Volks aufnahmen, ihr ein Aſyl gaben und ſie ſorgſam pflegten.

Wenn wir unter den ſogenannten großen Geiſtern, die Ludwigs Zeitalter ſchmücken, auch eine Frau finden, die ſich mit unglaublichem Eifer dem Studium der römiſchen und griechiſchen Claſſiker hingab und im Verſtändniß derſelben ſich in jener Zeit ſo ſehr hervorthat, ſo iſt dieſe Erſcheinung geradezu als Ausnahme von der Regel zu bezeichnen; denn wie wir ſehen werden, ging die in ihrer Art einzige Gelehrſamkeit dieſer Frau keineswegs aus franzöſiſcher Glanzſucht, von weiblicher Eitelkeit gehoben, hervor, vielmehr erwuchs ſie aus reinſter und innigſter Liebe und der beſcheidenſten Hingebung an das claſſiſche Alterthum. Anna Dacier iſt daher unter dem vielen falſchen Metall jener Tage als ein ächtes Goldkorn zu betrachten.

Anna le Fevre war die Tochter des berühmten Gelehrten Tanaquil Faber oder Tanneguy le Fevre, Profeſſor der ſchönen Wiſſenſchaften auf der reformirten Akademie zu Saumur. Dieſe in der Provinz Anjou an der Loire gelegene Stadt war unter Heinrichs IV. ſegensreicher Regierung der Sitz des Gouvernements des berühmten Dupleſſis-Mornay geweſen, der daſelbſt jene reformirte Akademie errichtete, die ſtets mit guten Lehrern beſetzt und von Ausländern viel beſucht war. Die beklagenswerthe Aufhebung des Edicts von Nantes zerſtörte unter Ludwig XIV. auch dieſe ſchöne blühende wiſſenſchaftliche Anſtalt. Anna le Fevre wurde daſelbſt im December 1651, alſo ſchon unter der Regierung Ludwigs XIV. geboren. Ihre Mutter wird Maria Olivier genannt. Ihr Vater hatte zu jener Zeit einen ihm ſehr ergebenen Freund, welcher in den Kenntniſſen der Aſtronomie wohl erfahren, doch zugleich von den prophetiſchen Deutungen der Aſtrologie ſo ſehr eingenommen war, daß er Vielen ſchon das Horoſkop geſtellt und ſeine Wahrſagungen, wie er behauptete, darnach oft genug in Erfüllung hatte gehen ſehen. Noch an demſelben Tage, der Annen zur Welt brachte, eilte ihr Vater zu ſeinem Freunde und bat ihn, dem neugebornen Kinde die Nativität zu ſtellen, indem er ihm genau die Minute ſeiner Geburt angab. Der Aſtrolog befleißigte ſich die Figur mit möglichſter Schärfe und Präciſion zu ziehen, kehrte aber nach Kurzem zu le Fevre mit der Erklärung zurück. er müſſe ſich dennoch in der Angabe der Zeit geirrt haben; „denn in dieſer Geburt", ſagte er, „ſehe ich eine ſolche Verherrlichung des Schickſals, wie ſie einem Mädchen niemals zukommen kann." Anna le Fevre ſpöttelte ſpäter öfters über dieſen Ausſpruch, um die Nichtigkeit der Kunſt der Sterndeuterei dadurch darzuthun, die in ihrem Horoſkop ein ſo glänzendes Schickſal gefunden habe, da ſie ſich doch eben keines beſondern Glückes erfreue und das Leben einer Einſiedlerin führe. Andere haben im Gegentheil den Ausſpruch des Aſtrologen benutzt, um die Wahrhaftigkeit jener überirdiſchen Kunſt durch ihn zu beweiſen, indem ſie das, was er gelobte, auf die Gelehrſamkeit und den allverbreiteten Ruhm Anna's bezogen, den in dieſer Art noch nie eine Frau erlangt hat. Entweder ſah Madame Dacier (Anna le Fevre) in ihrer Verherrlichung nicht jenen Glanz des Geſchicks, oder vermochte eine auf noch größere Anerkennung zielende falſche Beſcheidenheit ſie dazu, den Aſtrologen Lügen zu ſtrafen. Es wäre ihrem verſtändigen Vater wohl nie eingefallen, ſein Töchterchen in den ſtrengen Wiſſenſchaften, denen er ergeben war, zu unterrichten, hätte ihn nicht der Zufall darauf geführt, dies weibliche Weſen, der Natur ihres Geſchlechtes zuwider, zu einem Gelehrten zu bilden. Le Fevre hatte nämlich noch einen Sohn, den er mit großer Sorgfalt erzog und in den Anfangsgründen der römiſchen Sprache fleißig unterrichtete. Anna war in dieſen Lehrſtunden gewöhnlich gegenwärtig, ſtill mit ihrer Stickerei beſchäftigt. Nun traf es ſich eines Tags, daß der junge Menſch beim ſcharfen Examen oft um die Antwort verlegen war; aber wie erſtaunte der Vater, als er die mit ihrer Arbeit emſig beſchäftigte Anna dem ſtockenden Bruder alles, was er zu wiſſen nöthig hatte, zuflüſtern hörte! Statt den Sohn weiter zu examiniren, befragte er in ſeinem Entzücken die eilfjährige Tochter und wurde immer mehr überraſcht, als ſie ſchüchtern und erröthend ihm einen Schatz von Kenntniſſen enthüllte, den ſie blos vom Zuhören geſammelt und den er niemals in dem unterrichteten und nicht unfleißigen Bruder, geſchweige in ihr, mit der ſich Niemand abgegeben, vermuthet hatte. Der Vater beſchloß, ſie von nun an ebenfalls in den Wiſſenſchaften zu unterrichten. Das zarte Mädchen war über ſich ſelbſt ſehr aufgebracht, daß ſie ſich, durch ihre ſchweſterliche Liebe zum Plaudern hingeriſſen, verrathen hatte; denn ſie mußte ſich von dieſem Tage an regelmäßigen Unterrichtsſtunden unterwerfen, und der Vater ermangelte nicht, ihre Kräfte, je mehr er ſie kennen lernte, anzuſtrengen. Anna machte in kurzer Zeit ſo bewunderungswürdige Fortſchritte im Lateiniſchen, daß ihr Vater, entzückt über ein ſo ausgezeichnetes, außerordentliches Talent, den Vorſatz faßte, ſie förmlich den gelehrten Studien zu widmen. Aus ſeiner Schülerin wurde ſie nun bald ſeine gelehrte Freundin, ihm mit Rath und That in ſeinen Arbeiten beiſtehend, ſo daß er nichts mehr unternahm, ohne es ihr mitgetheilt und ihre Meinung darüber gehört zu haben. Oft gerieth ſie bei ſolchen Gelegenheiten in wiſſenſchaftliche Disputationen mit ihm, worin ſie ihre Anſicht, mit Gründen und Quellenangaben unterſtützt, muthig nach Art aller gelehrten Streiter verfocht und nicht ſelten

Siegerin blieb. Eine ihrer berühmteſten Streitigkeiten war über die Ueberſetzung des Quintus Curtius von Herrn von Vaugelas. Der Vater ließ ſich von Anna die Ueberſetzung vorleſen, die für die Zeit, in welcher ſie erſchien, wirklich große Schönheiten hat, lobte ſie oft und zeigte ſich im Ganzen damit zufrieden. Anna aber fand im Styl große Nachläſſigkeiten, ſchlecht überſetzte Stellen, ſogar Sprachfehler, und ſie konnte nicht umhin, ihre Meinung zu äußern und die Richtigkeit derſelben nachzuweiſen. Der kleine Verdruß, ſich von der Tochter widerlegt zu ſehen, vermehrte in le Fevre nur die Freude, in dem jungen Mädchen einen ſo zartfühlenden Sinn und einen ſo ausgebildeten Geſchmack zu entdecken. Anna verſäumte bei ihren gelehrten Beſchäftigungen nicht etwa die Erlernung und Ausführung weiblicher Arbeiten, ſie war vielmehr ſowohl in den gewöhnlichen als außerordentlichen geſchickt und geübt, und vernachläſſigte dieſelben niemals.

Um die Zeit, als Anna's körperliche Reize ſich entwickelten und ſie in das jungfräuliche Alter trat, lebte im Hauſe ihres Vaters noch ein anderer ſehr fleißiger und talentvoller Schüler, der junge André Dacier, mit welchem Anna meiſt gemeinſchaftlich die gelehrten Studien trieb und deſſen Gattin ſie ſpäter wurde. Dacier war mit Anna in gleichem Alter; denn auch er war 1651 zu Caſtres in Ober-Languedoc geboren, wo ſein

Vater, ein bemittelter Advocat, und, wie Anna's Vater, der reformirten Kirche zugethan war. André fand viel Geſchmack und Luſt an den Wiſſenſchaften, der Vater beſchloß ihm eine gute gelehrte Erziehung geben zu laſſen und ſchickte ihn nach Saumur, um ihn unter dem berühmten le Fevre die Humanioren ſtudiren zu laſſen. André Dacier zeigte bald viel Geiſt und Scharfſinn in Beurtheilung und Erklärung der Alten, ließ es nie an Eifer mangeln, entſprach den Lehren des weiſen Profeſſors ſo ſehr, und wußte ſich ſo bei demſelben beliebt zu machen, daß le Fevre nicht ohne ihn ſein konnte, ihn als ſeinen Sohn im Hauſe hielt, und als er etwas über ein Jahr vor ſeinem Tode alle ſeine übrigen Schüler aus dem Hauſe entließ, André allein zu bleiben und auszuharren bat. Der junge lebhafte Dacier konnte Anna's körperliche und geiſtige Reize, die beiderſeits einer herrlichen Vollendung entgegen ſtrebten, nicht ohne wachſende Theilnahme bemerken; er mußte endlich ganz von ihnen eingenommen werden. Die junge gelehrte Schöne war dagegen eben ſo wenig unempfindlich gegen die ſchöne Jünglingsgeſtalt und die geiſtigen Verdienſte ihres Mitſchülers, mit welchem ſie zuſammen in der harmloſeſten Ungebundenheit, nur vom gemeinſamen Streben nach Wiſſenſchaft beſeelt, recht unſchuldig lebte, ſo daß ſehr natürlich ſchon jetzt die ſchönen Gefühle gegenſeitiger Liebe und Achtung ihre Herzen bewegten, ſie zu einander zogen, und einen Bund ſchloſſen, der ſpäter als Ehe ſie faſt vierzig Jahre beglückte, und nichts an der Stärke jener gegenſeitigen Zärtlichkeit und jenes gemeinſamen Strebens verlor.

Sobald Anna in der Kenntniß der lateiniſchen Sprache ſo weit vorgerückt war, daß ſie den Phädrus und Terenz mit Leichtigkeit leſen konnte, hielt ſie ihr Vater, der nichts verſäumte, um ſie zur ausgezeichneten Gelehrten zu bilden, was er als ihren Beruf erkannt zu haben glaubte, zum Studium der griechiſchen Sprache an. Dieſe hatte für die junge liebenswürdige Schöne einen ſolchen Reiz, ſie wurde bald von der innern Vortrefflichkeit ihres Baues ſo ergriffen, daß ſie es durch unausgeſetzten Eifer in kurzer Zeit zum Verſtändniß des Anakreon, des Kallimachus, des Homer und endlich der drei großen tragiſchen Dramatiker Griechenlands brachte. Bei der Lectüre dieſer Claſſiker entfaltete Anna immer mehr einen ſo reinen verſtändigen Sinn, ein ſo richtiges Gefühl für die höchſten Schönheiten jener unübertrefflichen Werke, daß ihr Vater oft von ihrer jugendlichen Begeiſterung mit hingeriſſen wurde, und die Freude, jene Schriften mit ihr zu leſen, ihm alle Mühſeligkeiten ſeiner Berufsgeſchäfte verſüßte. Um die eifrige Schülerin aber auch in die Blumenfelder der neuern Poeſie zu führen und jene ernſten Studien durch die angenehme Lectüre neuerer großer Dichter zu mildern, lehrte er ſie die italieniſche Sprache, und las bald den Taſſo, ſpäter den Dante und Andere mit ihr. Nach kurzer Zeit entwickelte das reizende Mädchen mit kritiſchem Scharfſinn den Unterſchied zwiſchen der Dichtungsart und der Weltanſchauung des modernen Epikers, des Taſſo, und der antiken, des Homer und Virgil.

Im Jahre 1672 lud der Kurfürſt von der Pfalz den Profeſſor le Fevre ein, nach Heidelberg zu kommen, um durch ſeine weit berühmte Gelehrſamkeit den Ruf und den Glanz der dortigen Univerſität zu heben. Der Fürſt machte dem gelehrten Manne ſo vortheilhafte und ehrenvolle Bedingungen, daß dieſer den Ruf annahm. Hätte das ſtrenge Schickſal ſelbſt nicht dieſen Plan vernichtet, ſo wäre Anna auf deutſchen Boden verpflanzt worden, und hätte ihr Licht wahrſcheinlich in unſerm Vaterlande leuchten laſſen. Aber ein heftiges Fieber warf den ſich zur Abreiſe von Saumur vorbereitenden Profeſſor auf das Krankenlager, und beraubte Anna ihres geliebten Vaters, Lehrers und Freundes.

Im folgenden Jahre finden wir die zwei und zwanzigjährige, an Geiſt und Körper gleich reizend ausgebildete Anna le Fevre in Paris, wohin ihr ſchon ihr Ruf und ihr geliebter Dacier, der ſogleich nach le Fevre's Tod dorthin ging, um mit ſeinen Kenntniſſen ſein Glück zu machen, vorangeeilt waren. Hier begann ſie die kritiſche Bearbeitung des Kallimachus und theilte einige Abſchnitte derſelben dem gelehrten M. Huet, damals Unterhofmeiſter des Dauphin, ſpäter Biſchof von Avranges (dem ſie die Ausgabe auch nachher dedicirte) und mehrern andern Gelehrten des Hofes mit.

Dieſe Manuſcripte kamen in die Hände des Herzogs von Montauſier, der, überraſcht durch die Gelehrſamkeit einer ſo jungen Dame, und entzückt über die Anmuth, mit welcher ſie ſich äußerte, die Aufforderung an Anna ergehen ließ, mehrere lateiniſche Schriftſteller für die Lectüre des Dauphins (in usum Delphini) zu bearbeiten. Zwar wies ſie anfangs beſcheiden dieſen Vorſchlag von der Hand, indem ſie der Ausführung deſſelben ihre Kräfte nicht gewachſen glaubte; aber der Herzog hatte tiefer geſehen und ließ ſich nicht abſchrecken, er ſuchte ſie vielmehr ſelber auf und verließ ſie, hingeriſſen von der herrlichen Unterhaltung des gelehrten Mädchens, nicht eher, bis er ſie durch Bitten und Vorſtellungen beſtimmt hatte, ſich einer Arbeit zu unterziehen, von der er ihr großen Gewinn hoffen ließ. Denſelben Auftrag erhielt auch André Dacier vom Herzog, der auch ihn liebgewonnen hatte, und die Liebenden arbeiteten nun wieder gemeinſchaftlich. Er begann mit dem Pompejus Feſtus, Anna mit dem Florus die Ausführung jenes großen Planes. Der Florus erſchien

1674 mit einem lateiniſchen Commentar. Gleich darauf folgte der Eutrop in gleicher Form.

Der franzöſiſche Enthuſiasmus, der jedes Außergewöhnliche lebendig ergreift und mit lauter Stimme preiſt, verkündete jetzt den Ruhm der jungen Gelehrten mit einem Pomp, der im ganzen übrigen Europa, damals zuerſt entzückt auf jeden franzöſiſchen oder vielmehr Pariſer-Ton horchend, weiterklang und widerhallte. In Paris ſelbſt war Anna le Fevre ein hochgefeierter Name und es war Mode — wie in Paris eigentlich Alles nur einmal Mode iſt — die Gelehrſamkeit der ſchönen Dame anzuſtaunen und ſie ſelbſt gleichſam als ein Wunderwerk der Welt zu vergöttern. Die von ihrem Throne und Geburtslande geſchiedene Königin von Schweden, Chriſtine ſelbſt, wie bekannt, eine gelehrte Dame, und den Umgang mit Gelehrten jedem andern vorziehend, ließ Anna durch den Grafen von Königsmark ihr höchſtes Wohlwollen zu erkennen geben, und Fräulein le Fevre ſchrieb, um der Königin ihre Erkenntlichkeit an den Tag zu legen, einen lateiniſchen Brief an dieſelbe und legte ihren Florus als Geſchenk bei. Die Königin nahm dies ſo hoch auf, daß ſie der Herausgeberin in einem herablaſſenden ſehr ehrenvollen Handſchreiben dankte, eine Ehre, die von der wunderlichen ſtolzen Chriſtine gewiß wenig bürgerlichen Leuten widerfahren iſt. Aber an der gelehrten Anna le Fevre nahm die ehemalige ſchwediſche Königin ein ſo großes Intereſſe, daß ſie ihr nicht nur erlaubte, ihr perſönlich aufwarten zu dürfen, ſondern ihr ſpäter auch noch einen langen freundſchaftlichen Brief ſchrieb, worin ſie — ſelbſt Convertite — die Proteſtantin zum Uebertritt zur katholiſchen Kirche zu bereden ſucht und ihr, hätte ſie erſt dieſen für ihr Seelenheil unerläßlichen Schritt gethan, die vortheilhafteſten Anerbietungen macht, wenn ſie ſich entſchließen wollte, zu ihrer Umgebung und Hof zu gehören. Anna wies damals dieſe Anerbietungen zurück, obgleich ſie ſpäter dennoch den Glauben ihrer Väter verließ.

Im Jahre 1680 gab ſie den Diktys von Kreta und den Dares von Phrygien mit ſehr gelehrten lateiniſchen Commentaren heraus, worin ſie mit bewunderungswürdigem Scharfſinn dieſe pſeudonymen Autoren entlarvte, und im folgenden Jahre edirte ſie den Aurelius Victor. Um ſich von dieſen ſtreng wiſſenſchaftlichen und oft ſchwierigen Arbeiten zu erholen, überſetzte ſie den Anakreon und gab ihr Werk mit Anmerkungen noch im ſelbigen Jahre (1681) heraus. Die Ueberſetzung machte in Frankreich großes Aufſehen und fand faſt überall den ungetheilteſten Beifall. Man entdeckte in ihr ſo viel Naivetät, eine ſo edle Einfachheit, einen ſo fließenden gewandten Styl und überhaupt ein ſo glückliches Talent für die Sprache, daß man von der Ueberſetzte in dieſer Art literäriſcher Erzeugniſſe die größten Erwartungen zu hegen anfing. Deſpreaux ſagte damals, daß dieſe Ueberſetzung in Proſa jedem, der eine andere in Verſen zu machen gedächte, die Feder entwinden müſſe, und die Folge hat lange Zeit dieſen ſtarken Lobſpruch gerechtfertigt. Der Ueberſetzung des Anakreon folgte 1683 eine von drei Komödien des Plautus mit Anmerkungen und einer Prüfung derſelben nach den Regeln des Theaters. In dieſem Jahre verband ſich Anna durch kirchliche Einſegnung auf immer mit ihrem geliebten André. Im folgenden Jahre wurde Madame Dacier in die Akademie der Ricovrati in Padua aufgenommen. —

Ihr Umgang mit mehrern der vornehmſten Perſonen des Hofs und der vorzüglichſten Gelehrten der Hauptſtadt hatte von vielen Seiten her ſchon oft den Wunſch erregt, ſie möchte mit ihrem Gemahl zur katholiſchen Kirche übertreten; ſie ſelbſt hatte ihren Entſchluß dazu auch bereits dem Herzog von Montauſier und dem Biſchof von Meaux, Boſſuet, mitgetheilt. Da aber ihr Gemahl noch nicht mit ſich ſelbſt einig werden konnte und in der Einſamkeit den wichtigen Schritt überlegen und ſich gleichſam ein Licht von oben erbitten wollte, ſo verließ das gelehrte Ehepaar zu Anfang des Jahres 1684 Paris und zog ſich nach Dacier's Geburtsort, Caſtres in Ober-Languedoc, zurück. Ihre zahlreichen Freunde ſuchten dieſe Reiſe auf alle Weiſe zu verhindern; und da Manche glaubten, ihre geringen Vermögensumſtände und ſonſtige ökonomiſche Verhältniſſe hätten ſie zu dieſem Entſchluß vermocht, ſo eilte der durch die Zartheit ſeines Geiſtes ſo berühmte Herr von Charleval zu ihnen, überreichte ihnen zehntauſend Livres in Gold und beſchwor ſie, das Geld als ihr Eigenthum zu benutzen. Doch das Paar ſchlug dies edelmüthige Anerbieten mit allen Zeichen der Erkenntlichkeit aus, welche es verdiente. Noch vor ihrer Abreiſe hatte Madame Dacier zwei Komödien des Ariſtophanes überſetzt, und ſchon einige Bogen drucken laſſen; während ihrer Abweſenheit wurde der Druck vollendet. — Von dem Tage an, wo ſie in Caſtres anlangten, war die Lectüre der Bibel und der Kirchenväter ihre einzige Beſchäftigung, und Madame Dacier wußte ihren Gemahl dadurch bald ſo weit zu überzeugen, daß ihr beiderſeitiger Uebertritt 1685 erfolgte. Ihr Beiſpiel wirkte auf mehrere andere vornehme Proteſtanten, die ſich denn auch von der gelehrten Frau zum Abfall von ihrem Glauben bereden ließen. Im folgenden Jahre kehrten ſie nach Paris zurück, und wurden vom Herzog von Montauſier und dem Biſchof von Meaux dem Könige vorgeſtellt, der ſie mit ganz beſonderer Güte aufnahm. Von dieſer Zeit an beſchäftigte ſich Madame Dacier mit einer Ueberſetzung des Terenz, da ſie mit der ſchon vorhandenen von Port-Royal ſehr unzufrieden war. Ihre Freunde ſuchten ſie auf alle Weiſe von dieſem Vorhaben abzubringen und ſtellten ihr vor, wie der Terenz von Port-Royal einen ſo allgemeinen Beifall erlangt habe, ſo daß ſelbſt wenn der ihrige beſſer würde, das Vorurtheil für den Ruf derer, welche an jener Ueberſetzung gearbeitet, nothwendiger Weiſe gegen ſie ſein werde. Dieſe Gegengründe, weit entfernt, ſie von ihrem Vorſatz abzuhalten, entflammten im Gegentheil ihren Muth noch mehr, und ließen ſie eine unglaubliche Mühe anwenden, um jenes Vorurtheil zu beſiegen. Man kann ſagen, ſie rang mit der Sprache, um das Original ſo treu wie möglich wiederzugeben. Um fünf Uhr Morgens erhob ſie ſich während eines rauhen Winters von ihrem Lager und arbeitete unausgeſetzt bis gegen Abend. So hatte ſie vier Komödien überſetzt; als ſie aber einige Monate ſpäter ihre Arbeit wieder durchlas und mit dem Original verglich, ſah ſie ein, daß ihr ununterbrochener Fleiß der Ueberſetzung geſchadet habe, daß ſie nach der Lampe roch, und daß ſie von der Naivetät, der Anmuth und der edeln Einfachheit ihres Autors noch weit entfernt ſei. Madame Dacier hatte den Muth, ihr Werk den Flammen zu übergeben, (gewiß eine an's Unglaubliche grenzende Selbſtüberwindung einer gelehrten Frau) um es nun mit mehr Muße von Neuem zu beginnen. Und fürwahr dieſe Ueberſetzung hat ihren literariſchen Ruhm für immer feſt begründet; denn ein Jahrhundert lang galt der Terenz der Madame Dacier bei allen Gelehrten Europa's als ein Meiſterwerk in ſeiner Art. Mit viel kritiſchem Scharfſinn unternahm ſie Aenderungen der Akte und Scenen, die zu ihrer Ehre durch einen ſpäter aufgefundenen vortrefflichen Codex des Terenz auf der königlichen Bibliothek gerechtfertigt wurden. Im Druck erſchien der Terenz 1688. Herr von Harley, erſter Präſident des Parlaments, ein Mann, der die Alten über Alles ſchätzte, und Tugenden in ſich vereinigte, durch welche die größten Männer Roms und Athens glänzten, räumte dem gelehrten Ehepaar ſein Hôtel zu Menil-montant ein, beehrte Beide mit ſeiner Güte und ſeinem Vertrauen, und ſpeiſte wöchentlich zweimal bei ihnen. Auf ſeinen Wunſch unternahmen Herr und Madame Dacier die Ueberſetzung der Betrachtungen des Kaiſers Marc-Antonin mit gelehrten Anmerkungen, fügten das Leben dieſes Kaiſers hinzu und widmeten das Werk ihrem hohen Gönner, dem Präſidenten, als eine ihm zugehörige Frucht. So oft Herr von Harley auf ſeine Beſitzung kam, laſen ſie ihm vor, was ſie von jenen philoſophiſchen Betrachtungen überſetzt hatten; und er war jedesmal von den Gedanken wie von der Ueberſetzung entzückt. Gedruckt erſchien das Werk 1691.

Madame Dacier hatte ihrem Gatten mit einem

Sohne und einer Tochter beſchenkt, ſo daß ihr häusliches Glück in jeder Hinſicht vollkommen zu nennen war. 1692 ſtarb Dacier's Vater zu Caſtres, und Madame Dacier ging allein dahin, um die Erbſchaftsangelegenheiten zu beſorgen; nach ihrer Zurückkunft war es ihre eifrigſte Bemühung, ſich der Erziehung ihrer Kinder nach Kräften zu widmen. Sie that dies mit einem ſolchen Erfolge, und die Kinder entſprachen ſo ſehr ihrer mütterlichen Sorge, daß der Knabe in einem Alter, wo andre Kinder kaum ihre Mutterſprache nothdürftig leſen können, bereits römiſche und griechiſche Autoren mit Leichtigkeit und Liebe las. In ſeinem neunten Jahre las die Mutter Herodot mit ihm; da er aber eine ſolche außerordentliche Leidenſchaft für die Wiſſenſchaften und eine faſt unerſättliche Begierde auf das Leſen der Autoren hatte, ſo entwendete er aus der Handbibliothek der Mutter einen Polybius, um ihn heimlich zu leſen. Er wurde darüber ertappt und als man ihn befragte, was er von den beiden griechiſchen Hiſtorikern halte, antwortete er: Herodot iſt ein großer Zauberer; aber Polybius iſt ein Mann von großem Verſtand.

So gelehrt auch Madame Dacier war, ſo unklug hatte ſie bei dieſer planmäßigen Erziehung gehandelt, die zu einer, der körperlichen Entwickelung und Geſundheit ſehr ſchädlichen Ueberbildung nothwendig führen mußte. Der Wunderknabe ſtarb in ſeinem zehnten Jahre 1694 und die Mutter ertrug dieſen unerſetzlichen Verluſt mit der Standhaftigkeit einer Philoſophin; ſie widmete ſich mit deſto größerer Sorgfalt der Erziehung ihrer Tochter, die einige Jahre nachher in einem Nonnenkloſter zu Long-Champ aufgenommen wurde. Ihr neugebornes Töchterchen hatte unterdeſſen wieder Anſprüche auf die mütterliche Liebe gemacht und leider überſchritt Madame Dacier auch hier wieder das gehörige Maß. Entzückt und hingeriſſen von den Talenten ihrer Jüngſtgebornen, die ſich mit bewundernswerther Schnelligkeit entwickelten, verwendete die Mutter wieder alle Zärtlichkeit und Sorgfalt, um ſie gehörig auszubilden, und legte wahrſcheinlich dadurch auch in ſie den Keim des Todes. Denn wenn die Pſyche zu früh aus dem ihr wohlthätigen Schlummer der Jugendjahre geweckt wird dehnt ſie ihre Flügel zu mächtig aus und vernichtet das Gefäß, in welchem ſie ruht, und zerſprengt die ſie beengenden Ketten. Dieſe Tochter ſtarb in ihrem achtzehnten Jahre (1710); die ſchmerzvolle Mutter verherrlichte ihr Andenken in der Vorrede zu ihrer Ueberſetzung von Homers Ilias; dort hat ſie der Frühverblichenen ein Monument geſetzt, dauernder als Erz und Marmor. Die Lobrede, welche Madame Dacier den hohen Tugenden und Verdienſten ihres Kindes hält, iſt ſtets als ein Meiſterwerk betrachtet und Allem, was die

Alten in dieſer Art geleiſtet haben, gleichgeſetzt worden. Wir befürchten deßhalb keinen Tadel, wenn wir ſie hier mittheilen.

„Nach Vollendung dieſer Vorrede,“ ſagt ſie, „wollte ich an die Ausarbeitung der Odyſſee gehen, um ſie der Ilias bald nachfolgen zu laſſen, aber niedergeworfen von einem furchtbaren Schlage des Schickſals, kann ich nichts von mir verſprechen; keine Kraft hab' ich weiter, als um mich zu beklagen. Es ſei einer tiefbetrübten Mutter erlaubt, hier einen Augenblick ihren Schmerz zu enthüllen. Wohl weiß ich, daß ich für mich nicht die Nachſicht in Anſpruch nehmen darf, die man großen Männern der alten und neuen Zeit gezeigt hat, Männern, die ſich in derſelben Lage, in der ich mich jetzt befinde, über ihr Unglück beklagten; aber ich hoffe, daß die Humanität allein die Leſer beſtimmen wird, meiner Schwäche dasjenige nicht zu entziehen, was man dem Verdienſte jener zugeſtanden hat. Bei keiner Gelegenheit iſt wohl die Klage gerechter, als bei dieſer. Es war uns nur ein ſehr liebenswürdiges Kind, eine Tochter, übrig geblieben, die unſerer Sorgfalt vollkommen entſprochen, unſere Wünſche erfüllt hatte, die, mit allen Tugenden geſchmückt, durch die Lebhaftigkeit, Bildung und Gewandtheit ihres Geiſtes, ſo wie durch ihre angenehmen Talente uns jeden Augenblick unſeres Lebens verſüßte: der Tod kommt, ſie uns zu rauben. Es hat Gott nicht gefallen, daß eine ſo große Glückſeligkeit bis an das Ende unſerer Tage dauern ſollte. Ich habe eine Freundin und eine treue Gefährtin verloren; ſeit ihrer Geburt waren wir keinen Augenblick von einander getrennt. Welche Beleſenheit! Welche Unterhaltung! Welche Ergötzung! In alle meine Unternehmungen ging ſie ein; oft ſtimmte ſie mich bei meinen Zweifeln, oft ſelbſt gab ſie mir durch einzelne Züge Licht, die ein lebendiges und zartes Gefühl ſie erfaſſen ließ. Alles dies iſt verſchwunden, wie ein Traum; auf dieſen freudevollen Verkehr folgen Einſamkeit und Schrecken. Alles verwandelt ſich uns in Bitterkeit; die Wiſſenſchaften ſelbſt, gewohnt die größte Betrübniß zu beruhigen, können die unſrige durch die grauſamen Erinnerungen, die ſie in uns erwecken, nur vermehren. Es iſt mir alſo nicht möglich, mich ſogleich an ein Werk zu ſetzen, welches mir ſo traurig geworden iſt; ich muß warten, bis es Gott gefällt, mir die Kraft zu geben, der ich zur Ueberwindung meines Schmerzes und zur Gewöhnung an einen ſo grauſamen Verluſt bedarf."

Herr Dacier hatte die Ueberſetzung des Plutarch unternommen, und der erſte Theil derſelben erſchien 1694; ſeine Gattin wollte die Arbeit mit ihm theilen und überſetzte zwei Lebensbeſchreibungen. Da aber dieſes Werk durch andere Arbeiten Dacier's unterbrochen wurde, ſo legte auch ſie daſſelbe bei Seite und wandte ſich zum Homer, da ſie ſchon lange den Wunſch gehegt hatte, durch eine Ueberſetzung des großen griechiſchen Epikers mit Anmerkungen die Schönheiten deſſelben mehr zugänglich zu machen. Sie ſelbſt fühlte die hohe poetiſche Kraft des ioniſchen Sängers, die unerſchöpfliche Fülle ſeines innern Lebens ſo gewaltig, daß ſie ſich oft entmuthigt fühlte, ihr Werk zu vollenden, daß ſie daran verzweifelte, auch nur einen Schatten des Numerus, der Harmonie, der Kraft und der Reize des Originals in ihrer Proſa wiedergeben zu können. Immer mit ihrer Schöpfung unzufrieden, überarbeitete ſie unabläſſig die ſchönſten Stellen. Es giebt deren mehrere, die ſie auf ſechs bis ſiebenerlei Art überſetzt hat, und oft ſchrieb ſie an den Rand neben ſolche Stellen: hier bin ich noch nicht eingedrungen. Sie beendigte die Ilias nach langer Prüfung, und ſie erſchien 1711.

Dies Werk, welches den Homer über allen Tadel erheben ſollte, erreichte dieſen Zweck nicht. Der gelehrte Houdart de la Motte gab ſeinerſeits die Iliade in Verſen überſetzt mit einer Vorrede heraus, worin dem großen Dichter ſchlimm mitgeſpielt iſt. Ein Theil ſeiner Kritik bezog ſich auf Madame Dacier, die ſich dadurch zu einer Vertheidigung Homers und ihrer ſelbſt gegen die Angriffe des Gegners genöthigt ſah. Ihre polemiſche Schrift, welche ſie im Jahre 1714 unter dem Namen:

„Betrachtungen über die Urſachen der Verderbtheit des Geſchmacks“ bekannt machte, war eben nicht beſonders zart und weiblich, ſondern in einem Tone abgefaßt, den leider große Philologen bis dieſe Stunde oft noch gegen einander führen. Sie deckte darin die Quellen der falſchen Urtheile auf, welche die neueren Kritiker über den Dichterfürſten gefällt hatten. Dieſe Schrift wurde mit allgemeinem Beifall aufgenommen, und einer der vorzüglichſten Richter in dieſem Fache entſchied darüber, daß ſie eine vortreffliche Abhandlung über Rhetorik und Poeſie ſei.

De la Motte ſah wohl ein, daß, wenn die Abhandlung der Madame Dacier unbeantwortet bliebe, alle neuern Anſichten gegen Homer geſtürzt ſein würden. Er antwortete ihr mit viel dialektiſcher Sophiſterei, übrigens mit großer Sanftmuth und viel Witz. Deshalb ſagte man damals: de la Motte habe wie eine geiſtreiche Frau, Madame Dacier aber wie ein gelehrter Mann geſchrieben. Madame Dacier kämpfte gegen dieſe Antwort von Neuem mit jener ſchon erwähnten Kraft, nur noch in erhöhter Potenz. Aber Herr von Valincourt, General-Secretair der Marine, durch ſeine Tugenden und ausgebreiteten Kenntniſſe gleich achtbar, veranſtaltete ein Gaſtmahl, wobei Madame Dacier mit de la Motte zuſammenkam. Hier entwaffneten die Freuden der Tafel und die feine Höflichkeit und Zuvorkommenheit des gelehrten Gegners Homers den gerechten Zorn der Dame, und ſie unterdrückte ihr Werk, was ihr auf keinen Fall viel Ehre gemacht haben würde.

Eben ſo ſtark polemiſirte ſie gegen den gelehrten Pater Harduin, der eine ironiſche Apologie Homers geſchrieben hatte. Ihre Abhandlung: „der vertheidigte Homer,“ war voller Bitterkeiten und ſtarker Ausfälle. Dieſe Streitigkeiten gaben zu dem Witzwort Veranlaſſung: Homer habe in ſeinem ganzen Gedichte alle ſeine Helden nicht ſo viel Beleidigungen gegen einander ausſtoßen laſſen, als Madame Dacier gegen die Verächter des Dichters gebraucht.

Madame Dacier unternahm hierauf die Ueberſetzung der Odyſſee, welche 1716 erſchien, und als eine der Ilias würdige Schweſter geſchätzt wurde. In der Vorrede, welche der gelehrte Engländer Pope ſeiner Ueberſetzung der Ilias in Verſen voranſchickt, überhäuft er den Homer mit einer Menge falſcher und abgeſchmackter Lobſprüche. Madame Dacier hielt es noch für verdienſtlicher, die Richtigkeit dieſer Lobpreiſungen nachzuweiſen, als die Tadler Homers zu entwaffnen. Sie that dies in einer kleinen kritiſchen Antwort, die ſie der neuen Auflage ihrer Ilias beifügte. Dies war ihr letztes literariſches Werk. Zwar wünſchte ſie noch die Ueberſetzung des Virgil geben zu können — man erſuchte ſie von allen Seiten darum — ſchon hatte ſie viele Materialien dazu geſammelt; aber ſie war während der zwei letzten Jahre ihres thätigen Lebens von einer ſo wankenden Geſundheit, daß ſie ihren und den allgemeinen Wunſch nicht erfüllen konnte. Nach einem langen und ſchmerzlichen Krankenlager ſtarb ſie den 17. Auguſt 1720. Vorher verordnete ſie noch, ſie ſo einfach als möglich, ohne alles Gepränge zu begraben. Sie wurde in der Kirche von St. Germain l' Auxerrois beigeſetzt. Bei ihrem Tode war ſie Mitglied mehrerer gelehrten Geſellſchaften. Ihr Gemahl überlebte ſie nur zwei Jahre. Er war zuletzt beſtändiger Secretair der Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris.

Es iſt unläugbar, daß die Schriften der Madame Dacier, welche meiſt aus Ueberſetzungen römiſcher und griechiſcher Autoren beſtehen, auf die intellectuelle Bildung des franzöſiſchen Volks einen großen Einfluß gehabt haben. Mit kühner Hand zog ſie den Schleier von den Gemälden, deren Anſchauung vorher nur den Gelehrten vom Fache vergönnt geweſen war. Die Eigenthümlichkeiten der Weiblichkeit fielen mit denen des franzöſiſchen Nationalcharakters zuſammen, und deshalb fanden ihre Schriften ſtets ſo großen Beifall. Die Bildung ihres Herzens war nicht hinter der ihres Geiſtes zurückgeblieben. Ihre edle freundliche Güte gegen Jedermann ging gegen Arme in die großmüthigſte

Mildthätigkeit über; um ihnen Hülfe zu ſpenden, richtete ſie ihren Haushalt genau ein und entzog ſich oft das Nöthige. Als ihr ihr Gatte einſt Vorſtellungen machte, ihre Mildthätigkeit zu mäßigen und auf ihre Glücksumſtände Rückſicht zu nehmen, antwortete ſie ihm: Nicht unſere Güter friſten uns das Leben, ſondern die chriſtliche Barmherzigkeit, die wir ausüben; dieſe macht uns zu Gottes Freunden und trägt einen Theil unſerer Schulden ab. Auch wird ihre Beſcheidenheit ſehr gerühmt. Niemals ſprach ſie öffentlich von den Wiſſenſchaften; nie ließ ſie in geſellſchaftlicher Unterhaltung das Uebergewicht auch nur von fern blicken, welches ſie über die hatte, mit denen ſie umging. Selbſt ihre vertrauteſten Freunde hatten Mühe, ſie zu Geſprächen über gelehrte Gegenſtände zu vermögen. Stets ſuchte ſie ſich in die Welt und Anſchauungsweiſe ihrer Umgebung zu verſetzen, ſo daß die, welche ſie nicht kannten, in ihr nur eine gewöhnliche Frau, mit der erforderlichen Bildung ihres Standes erblickten.

Einſt machte ihr ein deutſcher Gelehrter, um ſie kennen zu lernen, ſeine Aufwartung und legte ihr ſein Stammbuch mit dem Erſuchen vor, ſich darin durch irgend eine Sentenz und ihren Namen zu verewigen. Madame Dacier blätterte in dem Buche und erblickte darin die Namen der ausgezeichnetſten Gelehrten von ganz Europa. Darüber betreten, erklärte ſie ihrem Gaſte, daß ſie erröthen würde, ſollte ſie ihren Namen unter die ſolcher berühmten Leute ſetzen. Der Deutſche ließ ſich dadurch nicht zurückweiſen; je mehr ſie ſein Geſuch ablehnte, je dringender bat er. Durch ſeine Zudringlichkeit endlich beſtimmt, ſchrieb ſie ihren Namen auf ein Blatt und darunter die Worte des Sophokles:

Schweigen iſt der Frauen Schmuck.

In den heftigen Streitigkeiten, welche die Aufhebung des Edicts von Nantes in Frankreich, wie in der ganzen cultivirten Welt erzeugte, wurde Madame Dacier oft und von verſchiedenen Seiten aufgefordert, ihre Meinung öffentlich bekannt zu machen. Sie entgegnete ſtets, daß es durchaus nicht Sache der Frauen ſei, ſich in ſo große Angelegenheiten zu miſchen; ſie müßten ſich begnügen, ſtill zu ſeufzen und Gott anzuflehen, daß er die Herzen derer erleuchte, in deren Macht es ſtände, dieſe Stürme zu beſänftigen.

Oft ſuchten fromme Leute, die von der gelehrten Dame eine größere Meinung hegten, als ſie von ſich ſelbſt, ſie zur Bearbeitung, zum Ueberſetzen und Commentiren einiger Bücher der heiligen Schrift zu bereden; aber ſie verwarf dieſen Vorſchlag immer ſehr beſtimmt, und ſagte ſtatt aller Antwort, daß die Frauen die Bibel leſen, darüber nachdenken, ihre Pflichten darnach beſtimmen, übrigens aber das Schweigen beobachten müßten, welches ihnen der Apoſtel auferlegt. Die Anmerkungen, welche ſie für ſich über die heilige Schrift niedergeſchrieben, ſind auch nach ihrem Tode niemals bekannt gemacht worden.

Als Molière ſeinen Amphitryon auf das Theater gebracht hatte, ſchrieb Madame Dacier eine gelehrte Abhandlung, worin ſie darzuthun ſuchte, daß der berühmte Schauſpieldichter und Schauſpieler weit hinter dem Original des Plautus zurückgeblieben ſei. Sie ließ aber dieſes Werkchen nicht durch den Druck bekannt machen, als man ihr hinterbrachte, Molière werde nach dem Erſcheinen deſſelben ſogleich ſeine gelehrten Frauen (Femmes savantes) aufführen laſſen. Recht hatte ſie dennoch, wie in jeder ihrer Streitigkeiten. Molière und de la Motte konnten ſie mit Witz verfolgen, der Eine konnte aber ſo wenig widerlegen, daß er Plautus nicht erreicht, ſo wenig der Andere bewies, daß er den Homer oder überhaupt Griechiſch gründlich verſtehe. Wie tief Madame Dacier in das Verſtändniß des Plautus und des Terenz eingedrungen war, zeigt die Vorrede vor der Ueberſetzung des Terenz, worin ſie vom Urſprung, der Ausbildung und den verſchiedenen Veränderungen in der dramatiſchen Poeſie handelt und den Plautus hinſichtlich ſeiner Komik, Kraft und Erfindungsgabe weit über den

Terenz erhebt, und Anſichten entwickelt, die erſt neuerdings zur Sprache gekommen und beſtätigt worden ſind.

---

Wir gehen nach der Schilderung dieſer berühmten franzöſiſchen Frau zu einer, in ihrer Art nicht minder berühmten Deutſchen über, in ihrem Wirken und Schaffen eben ſo außerordentlich und den gewöhnlichen weiblichen Kreiſen fern ſtehend, wie die eben Beſprochene.

Man hat oft ſchon die Frage aufgeworfen und zu beantworten geſucht, wie es komme, daß das ſchöne Geſchlecht nicht eben ſo oft und mit gleichem Glücke Plaſtik und Malerei ausübe, wie Poeſie und Muſik, da es doch, ſeiner Individualität nach, zu einer gewiſſen Art jener ſo gut beſtimmt ſei, wie zu einer Gattung dieſer. Der Hauptgrund mag wohl weniger im Gemüth der Frauen und im Mangel des geſtaltenden Talents liegen, als in ihrer Erziehung, welche meiſt auf ganz andere Zwecke hinſtrebt, als das oft kaum bemerkte künſtleriſch bildende Talent zu wecken und zu entwickeln. Daß die Fähigkeit, der bildende Kunſtſinn aber wirklich bei dem weiblichen Geſchlechte vorhanden, zeigen einzelne, wenn auch wenige Beiſpiele, und unter allen eins ganz vorzüglich; und dies iſt die berühmte deutſche Malerin Angelika Kaufmann.

Was der Zauber ihres Pinſels vermöge, lehren ihre zahlreichen hiſtoriſchen Stücke, welche ihr mit Recht einen der erſten Plätze in der Geſchichte der Malerei und der neuern Kunſt überhaupt anweiſen.

Angelika war den 30. October 1741 zu Chur geboren, wo ihr Vater, Johann Joſeph Kaufmann, eben als Maler beim Biſchof beſchäftigt war. Ihre Mutter hieß Cleofe Lucie. Als der Vater im Jahr vorher vom Biſchof von Schwarzenberg am Conſtanzerſee, ſeinem Geburts- und Wohnort, nach Chur berufen worden war, hatte er Angelika's Mutter kennen gelernt, gleich darauf geheirathet, und zum Uebertritt zur katholiſchen Kirche veranlaßt. Angelika erhielt keine Geſchwiſter mehr. Als Kaufmann die Aufträge des Biſchofs ausgeführt, zog er nach Morbegno, um dort neue Beſtellungen zu befriedigen, und ſchlug daſelbſt ſeinen Wohnſitz auf, als Angelika elf Monate alt war. Bei einem geringen Verdienſt und durch den Zug des eigenen Gemüths für das häusliche Leben ſehr eingenommen, ſuchte und fand der Maler ſeine einzige und höchſte Freude in ſeinem Kinde. Eben ſo ſeine Gattin. Er unterrichtete das Töchterchen demnach früh ſelbſt im Leſen und Schreiben und ſah bald zu ſeinem größten Erſtaunen, wie ſie nicht nur die Buchſtaben, ſondern ſogar die künſtlichen Schnörkel und Verzierungen derſelben, die ihr gerade nicht aufgegeben waren, geſchickt und genau nachmalte. Er achtete darauf und ſah, wie gleichſam im Fluge Angelika einen Geſchmack und Leichtigkeit in ſolchen von ihr unabläſſig entworfenen Handzeichnungen entfaltete, der nur zu deutlich von einem gewiß nicht mittelmäßigen Talente ſprach. Der entzückte Vater half der Natur mit einigem Unterrichte nach, aber das ſechsjährige Mädchen bedurfte deſſen bald nicht mehr; denn der Genius regte ſeine Schwingen gewaltig, und die Zeit nahte heran, wo er mit ſtarkem Flügelſchlag über alle Umgebung hinaus ſtrebte. Angelika zeichnete den ganzen Tag in der Werkſtatt des Vaters mit der Feder und mit ſchwarzer Kreide Kupferſtiche und Handzeichnungen nach; und der Vater ſah an dieſer Emſigkeit, daß keineswegs eine flüchtig vorübergehende Neigung, ſondern wirklicher Beruf zur Kunſt ſie beſeele, und beſchloß nun bei ſich, die Tochter ihr zu widmen, der er ſelbſt ergeben war. Aber mit väterlicher Liebe führte er die Zarte gleichſam ſpielend in die Heiligthümer ein; nie zwang er ſie zu einer Arbeit; ſie mußte ſich darnach ſehnen, ſelbſt wählen, dafür begeiſtert ſein, und er beſchränkte ſich darauf, zu rathen und auf Einzelnes blos hinzudeuten. Daneben unterrichtete er ſie in andern Wiſſenſchaften, ſo viel er ſelbſt damit bekannt war, und ließ ſie abwechſelnd deutſch und italieniſch leſen, ſchreiben und ſprechen, ſo daß ſie beider Sprachen gleich vollkommen mächtig wurde. War ſie fleißig geweſen, dann zeigte ihr der Vater neue anziehende Kupferſtiche aus ſeiner großen Sammlung, worin die beſten Blätter aller berühmten Meiſter waren, und unterhielt ſich mit ihr über die einzelnen Schönheiten derſelben. Nachdem ſie ungefähr ein Jahr nach Vorlegeblättern gezeichnet hatte, ließ er ſie Köpfe nach Gypsbüſten zeichnen, erſt die Umriſſe, ſpäter aber hielt er ſie auch an, dieſelben, welche er in ein vortheilhaftes Helldunkel geſtellt, in Oel zu malen. Angelika erhielt dadurch nicht nur früh eine entſchiedene Neigung für Portraits, ſondern ſie lernte auch bald den Pinſel mit bewundernswerther Leichtigkeit und Geſchicklichkeit führen, welches ſie den größten Meiſtern gleichſtellte. Als ſie neun Jahre alt war, malte ſie ſchon einige Bilder in Paſtell, die allgemeine Bewunderung erregten und verdienten. Wenn andere Kinder ihres Alters ſich den unſchuldigen Vergnügungen der Jugend hingaben, ſaß ſie meiſt an der Staffelei, und wenn jugendliche Heiterkeit ſie ja einmal auf kurze Zeit davon verlockte, ſo kehrte ſie doch gewiß ſehr bald mit erneuter Sehnſucht zu Pinſel und Palette zurück. In ihrem elften Jahre zog ſie mit ihren Eltern von Morbegno nach Como, wo der Vater reiche Beſchäftigung zu hoffen hatte.

Angelika's früh erworbener Ruhm begleitete ſie dorthin. Der Kapuziner Morani, welcher eben damals den biſchöflichen Stuhl zu Como verwaltete, rief ſie auf dieſen außerordentlichen Ruf zu ſich, und ließ ſich von ihr malen, welches ihr auch vortrefflich gelang. Dies war die Looſung, um ſich zu ihr zu drängen; die ganze vornehme Welt von Como wollte von ihr portraitirt ſein.

In dieſer Stadt legte ſich die junge Künſtlerin auch auf Muſik, und bildete eine weiche, ſonore Stimme vortheilhaft aus. Auch ſtudirte ſie manche Wiſſenſchaft mit großer Lernbegierde, ſo daß ſie in ihrem zwölften Jahre für ein wahres Wunder galt. Nach zweijährigem Aufenthalte in Como ſchlug der Vater ſeinen Wohnſitz in Mailand auf (1754). Dort eröffnete ſich Angeliken eine neue Wunderwelt mit unzähligen, von ihr früher nicht gekannten Schätzen. Sie fand nämlich in den verſchiedenen Gemäldegallerien die Meiſterwerke der lombardiſchen Schule, und ſah und ſtudirte ſie mit Enthuſiasmus. Ihr Ruf drang zu den Ohren des Herzogs von Modena, Gouverneurs von Mailand; er ſuchte und fand das merkwürdige junge Mädchen in ſeinen Gemäldegallerien beſchäftigt, Werke alter Meiſter zu copiren. Ihr ganzes Weſen nahm ihn ſo ſehr ein, daß er ſie ſogleich bei der Herzogin von Carrara einführte, welche von der jungen Künſtlerin gemalt zu ſein wünſchte. Natürlich ließ ſich nun der ganze Hof malen. Angelika war zwei Jahre beſchäftigt, um für ſich und ihre Eltern reichlichen Unterhalt zu erwerben, und erübrigte dabei immer ſo viel Zeit, die alten Meiſter zu ſtudiren und zu copiren, auch ſich in den Wiſſenſchaften, und vorzüglich dem Geſange, zu vervollkommnen. Als die Künſtlerfamilie zwei Jahre in Mailand gewohnt hatte, ſtarb Angelika's Mutter, und der große Schmerz über dieſen unerſetzlichen Verluſt veranlaßte Vater und Tochter, um ſich zu zerſtreuen, auf einige Zeit in das Vaterland der Erſtern zurückzukehren. In Schwarzenberg malten Beide die Parochialkirche aus, der Vater die Decke, und Angelika die zwölf Apoſtel in Fresko. Als ſie dieſe Arbeit zur allgemeinen Zufriedenheit vollendet hatten, empfahl ſie der Kardinal Pozzobonelli ſehr dringend an den Biſchof von Conſtanz, und als ſie in Morbegno ankamen, wurden ſie von dieſem mit ausgezeichnetem Wohlwollen empfangen. Sie verfertigten einige Gemälde, und gingen dann nach Monfort, und der Graf, Beſitzer des Schloſſes, gab ihnen reichliche Arbeit. Um dieſe Zeit hatten ſich Angelika's herrliche Körperreize vollkommen entwickelt; ſie hatte das ſechszehnte Jahr zurückgelegt, und ſtand als eine der ſchönſten vollendeten Jungfrauen in der anmuthigſten Blüthe. So wahr iſt's, daß die Kunſt Alles um ſich veredelt, daß der hohe, geniale Geiſt auch ſein

Gefäß ſeiner würdig ausbildet. Kein Flattergeiſt ſprach aus Angelika's Geſicht. Einem ſo ſchönen, durch ihre Kunſt und ihren Geiſt ſo ausgezeichneten Mädchen fehlte es natürlich nicht an einer Menge von Anbetern aus allen Ständen, aber ſie war von einem zu brennenden Eifer für ihre Kunſt eingenommen, als daß ſie mit einem einzigen in ein näheres Verhältniß hätte treten können. Auch ſchützte ihre Klugheit ſie ſogar vor dem entfernteſten Schein eines ſolchen. So hielt ſie alle Männer, welche ihr nahe kamen, gleich gefeſſelt, und gleich fern von ſich, und Keiner konnte ſich vor den Andern auch nur der leiſeſten Gunſtbezeugung, ja auch nur einer Handlung Angelika's rühmen, welche man als ſolche hätte deuten können. Von nun an ſtudirte ſie alte und neuere Geſchichte, und las die Dichter Italiens und Deutſchlands mit viel Liebe und Fleiß, um ſie für ihre Kunſt zu gebrauchen; denn ſie hing damals ſchon an dem Gedanken, ſich der Hiſtorienmalerei vorzüglich zu widmen. Auch führte ſie den Entſchluß aus, Italien, von welchem ſie bis jetzt nur einen kleinen Theil geſehen, ganz zu bereiſen. Ihr Ausflug führte ſie wieder nach Mailand. Hier lebte ihr Ruhm noch in aller Kunſtfreunde friſchem Andenken, und ſie wurde mit Auszeichnung empfangen, und während ihres Aufenthaltes mit vielen Ehrenbezeugungen überhäuft. Gleichwohl wäre ſie dort beinahe von der

Bahn, welche die ihrem Talente angemeſſenſte war, abgeführt worden. So wahr es nun iſt, daß außerordentliche Menſchen in jedem Lebensverhältniſſe außerordentlich ſind, und daß z. B. ein ausgezeichneter Tonſetzer unter anderen Schickſalen und Verhältniſſen ein eben ſo ausgezeichneter Dichter, ja wohl auch Maler hätte werden können, ſo iſt doch auch unbeſtreitbar, daß ein beſtimmter Weg dem hochbegabten Geiſte der leichteſte und liebſte iſt, auf welchem er den ſchnellſten und ſicherſten, auch zu ſeiner eigenen Freude zum Tempel des Ruhms und der Unſterblichkeit gelangt. Angelika hatte ſehr viel Talent für Muſik und eine ausgezeichnete ſchöne Stimme; es möchte aber doch zu bezweifeln ſein, ob ſie als Sängerin ſo Herrliches geleiſtet, wie als Malerin. Viele Freunde ihrer Familie in Mailand ſuchten ſie zu bereden, ſich der Muſik vorzüglich zu ergeben, weil ſie es darin mit weit weniger Aufwand von Zeit und Mühe zur Vollkommenheit bringen könne, als in der Malerei; ſelbſt ihr Vater war nicht abgeneigt, dieſer Meinung beizupflichten.

Aber Angelika's unendliche Liebe für die ihrem Geiſte als Wirkungsfeld eigentlich angemeſſene Kunſt, der mächtige Durſt nach Ruhm, welcher ſie beſeelte, die reizende, ſo ſchön begonnene Bahn, alles dies ließ ſie den ſchmeichelhaften Lockungen glücklich widerſtehen. Sie trieb Muſik und Geſang ihr ganzes Leben lang mit Liebe, doch nur als Erholung, nie als Fach eigentlicher Beſchäftigung. Von Mailand eilte ſie mit Sehnſucht nach Florenz, und dort, in Lorenzo's und Michel Angelo's Vaterlande, betrieb ſie ihre Studien mit der innerſten, ſeligſten Luſt, und dem angeſtrengteſten Fleiße. Im Copiren erlangte ſie bald eine ſolche Fertigkeit, daß nur Kenner einzelne ihrer Gemälde von ihren Originalen unterſcheiden konnten. Durch dieſe Uebung lernte ſie jedes Meiſters Eigenthümlichkeit in den kleinſten Nuancen kennen. Florenz gewann von ihren Arbeiten, welche ſie öffentlich ausſtellte, eine ſo große Anſicht, daß der Senat ſich ihr eigenes Portrait für die große Gallerie ausbat, in welcher die Portraits aller großen italieniſchen Maler verſammelt ſind. Von dieſem Augenblicke an trat die ein und zwanzigjährige Künſtlerin in die Reihe jener großen Meiſter, deren Werke die Welt ewig bewundern wird, und ſie iſt ihnen keine unwürdige Geſellſchafterin geworden. Italien hatte Angelika's Verdienſt auf's Glänzendſte anerkannt, ſie ſelbſt fühlte ihren Werth, und im Bewußtſein deſſelben gewann ihr ganzes Weſen eine Sicherheit und Majeſtät, welche ihren Reizen erſt die ſchönſte Krone aufſetzte. Im Jahre 1763 beſuchte ſie Rom mehrere Monate und ſetzte dort ihre Studien an den Werken der antiken Sculptur fort.

Unter den vielen, höchſt angenehmen Bekanntſchaften, welche ſie in der Reſidenz des Kirchenfürſten machte, — denn ihr Ruhm war ihr dorthin vorangeeilt. — war die des großen Winckelmann gewiß die intereſſanteſte. Sie ſah und ſprach den gelehrten Kunſtkenner oft, und verdankte der Reichhaltigkeit ſeiner belehrenden Unterhaltungen manche vortreffliche Anſicht über die Kunſt. Sie gedachte länger in Rom zu bleiben, denn es war ihr ſehr theuer geworden; aber ein Antrag von Neapel aus, in der königlichen Gallerie dort mehrere Copien zu verfertigen, zog ſie im Juli deſſelben Jahres dorthin. Da ſie ohne Vermögen war, auch ſich keiner Unterſtützung zu erfreuen hatte, ſo mußte ſie ihren und des Vaters Unterhalt vom Erwerb ihres Pinſels beſtreiten, und deshalb ſtets auf beſtellte Arbeiten Rückſicht nehmen. Es gelang ihr in Neapel, manche ſchöne Summe zu verdienen, und dabei ihren Ruhm noch um ein Bedeutendes zu vermehren. Sie malte die beſtellten Copien und dann eine Menge Portraits der vornehmſten Perſonen des Hofs und der Stadt, und vorzüglich vieler Engländer, welche ihr nachreiſten, um von ihr gemalt zu ſein. Als ſie mit anſehnlich vermehrten Glücksumſtänden im folgenden Jahre wieder nach Rom zurückgekehrt war, ging ſie mit Muth, Begeiſterung und Anſtrengung an die Ausführung ihres ſchon lange bei ſich gehegten und gepflegten Planes, ſich zur Geſchichtsmalerin auszubilden. Sie war nun im Stande, ſich ungeſtört dem Streben nach dieſem Ziele hinzugeben; denn ſie brauchte nicht mehr ſo ängſtlich als ſonſt für Brod zu arbeiten! Ihr Genius rang kühn nach Originalität, und bald ſchuf er ſich einen neuen ihr eigenthümlichen Styl, welchen Leichtigkeit und Grazie, ſelbſt in ernſtern Gegenſtänden, beſonders auszeichneten. Später unternahm ſie eine Kunſtreiſe durch ganz Italien, und hielt ſich in jeder bedeutenden Stadt einige Zeit auf; doch die erworbenen Summen wurden allmälig aufgezehrt, und Angelika erntete von der Hiſtorienmalerei mehr Ruhm als Geld, Beſtellungen ſolcher Arbeiten waren ſelten, — denn nur für ihr eigenes, ſchön gemaltes Geſicht pflegen die Menſchen aller Zeiten am liebſten zu bezahlen — und großmüthige Belohnungen waren damals noch ſeltener. Daher ließ ſie ſich von den ſie überall aufſuchenden Engländern beſtimmen, Italien mit England zu vertauſchen. Lady Weertroot machte ihr die ſchönſten Hoffnungen, und erbot ſich der Künſtlerin ſogar zur Begleitung. Durch häufigen Umgang mit Engländern war Angelika ſchon mit der Sprache der Inſel bekannt; ihr Vater, ſo wie ihre Freunde, billigten ihren Entſchluß, und kein Italiener durfte ihr es verdenken, wenn ſie für ihre Arbeiten reicheren Lohn als ſchöne Worte zu erwerben ſich beſtrebte. Angelika reiſte mit der Lady ab, und der Vater verſprach, bald nachzukommen. Es fand ſich noch eine größere Reiſegeſellſchaft zuſammen, und von Allen, welche ſie begleiteten, mit der größten Auszeichnung behandelt, hatte die Malerin eine höchſt angenehme Reiſe. In Paris hielten ſie ſich einige Zeit auf, und Angelika ſah, hörte und lernte viel. Glücklich ſetzte ſie über den Kanal, und langte in London an. Lord Exeter und Lady Spencer übernahmen es, die junge Künſtlerin, welche ſich in der großen, fremden Stadt ſehr einſam fühlte, und die erſte bedeutende Trennung von ihrem geliebten Vater mit einem ſchwermüthigen Schmerze ertrug, zu zerſtreuen, und mit London und ſeiner großen Welt bekannt zu machen. Bald glänzte Angelika in den vornehmſten Geſellſchaften der reichen Stadt; Alles drängte ſich, ſie bewundernd und ihrer außerordentlichen Schönheit huldigend, um ſie her. Der berühmte engliſche Maler Reinhold fehlte nicht unter den Erſtern, welche Angelika's Bekanntſchaft ſuchten und machten. Aus ihrem Freunde und Lehrer wurde er bald ihr Bewunderer und Anbeter. Allein Angelika's Gefühle ſprachen noch für nichts Anderes als für die Kunſt und ihre Gebilde, und noch blieben ſie der Leidenſchaft der Liebe verſchloſſen, ſo viel Mühe man ſich auch von allen Seiten gab, dieſelbe in ihrem Herzen zu wecken. Es war auch ihr feſteſter Vorſatz, ſich nicht in England auf ewig feſſeln zu laſſen. Rom war ihr der Kunſt Heimath und Vaterland, nach Rom ſtrebten alle ihre Wünſche und Gedanken, und künftig dort zu leben und zu ſterben, bezweckten alle ihre Plane und Entwürfe. Sie war nur nach England gekommen, um ſich ein Capital zu erwerben, von welchem ſie in Zukunft ihren Unterhalt zu beſtreiten in Stand geſetzt ſein mochte. Eine höchſt vortheilhafte Heirath ſchlug ſie aus. Mit Eifer begann ſie ihre Arbeiten, und ihre Portraits erhielten allgemeinen Beifall. Sie malte die Prinzeſſin von Braunſchweig, und die Bewunderung vor ihrem Pinſel ſtieg auf's Höchſte. Die Königin ſelbſt beſuchte Angelika in ihrer Werkſtatt. Ganz London war voll von der Künſtlerin Preis und Lob.. Was ihrem Herzen noch gefehlt, wurde um dieſe Zeit auch erfüllt; ihr lang erſehnter Vater kam nach London und brachte eine von Angelika geliebte Verwandte als Begleiterin mit, welche künftig ihr zur Geſellſchafterin dienen ſollte. Angelika war nun ganz glücklich. Ihre ſchönſten Hoffnungen, ihre kühnſten Wünſche gingen in Erfüllung. Reichthum ſtrömte ihr in Fülle zu; denn ihre Arbeiten wurden königlich bezahlt; Beifall und Ehre kamen mit im vollen Maße; Jugend, Schönheit, ein ſanfter weiblicher, liebenswürdiger Geiſt, eine vorzügliche Ausbildung vieler glänzenden Eigenſchaften: Alles vereinigte ſich, Angelika auf den Gipfel irdiſchen Glücks zu erheben. Aber auch an ihr, der Herrlichen, bewährte ſich des Geſchickes Tücke, wenn es einen

Sterblichen auf jenem Gipfel erblickt. Während er ſich dort ſelig träumt, ſpinnt es im Finſtern ſchon an ſeinem ſichern Verderben. Und gerade Angelika's glänzende Vorzüge mußten Veranlaſſung zu ihrem Unglück werden. Ihre Schönheit, ihre Tugend, Güte und Sanftmuth mußten jeden jungen Mann anziehen, der ein edles Weib zur Lebensgefährtin ſucht, ihr Talent mußte jeden Kunſtſinnigen bezaubern, aber ihr ſteigender Reichthum konnte auch Niederträchtige locken, denen ihre Kunſt eine unverſiegbare Quelle niedrigen Goldgewinnes deuchte. Und gerade ſolch gemeiner Bosheit gelang es, die Liebenswürdige in das Netz des ſchwärzeſten Verraths zu locken und zu betrügen. — Einige Zeit vor Angelika's Ankunft in London war dort ein Menſch aufgetreten und hatte bald die Blicke der vornehmen Welt auf ſich gezogen, der ſich für einen ſchwediſchen Grafen, Namens Friedrich von Horn, ausgab. Mit einem ſehr angenehmen und einnehmenden Aeußern verband er eine große Leichtigkeit und Gewandtheit im Umgang, verrieth eine über das Gewöhnliche hinausgehende Bildung und wußte ſogar glauben zu machen, daß er in den meiſten Fächern der Wiſſenſchaft und Kunſt Kenntniſſe beſitze. Die Feinheit ſeiner Lebensart und die Vertrautheit mit allen Familienangelegenheiten der bekannten gräflichen ſchwediſchen Familie von Horn ließen auch nicht einmal die Ahnung in Jemandes Seele erwachen, als könne dieſer Menſch nicht der Graf Horn ſein. Sein Aufwand zeigte, daß er über bedeutende Summen zu verfügen habe; ſeine Wohnung war fürſtlich; er gehörte mit zu den Tonangebern, hatte in den angeſehenſten Häuſern Zutritt und figurirte als ein Stern erſter Größe in allen öffentlichen und Privatgeſellſchaften der vornehmſten Stände. Es wurde bald zur Mode, Angelika's Werkſtatt wöchentlich einmal zu beſuchen, und Graf Horn war natürlich einer der Erſten und bald einer der Häufigſten der an ihrer Staffelei Erſcheinenden. Obgleich die Künſtlerin Jedermann mit der zuvorkommendſten Artigkeit behandelte, ſo war Graf Horn, wie er nur zu gut bemerkte, bald der liebſte Gaſt. Angelika's Neigung erwachte, und Gefühle, die ſie früher nur dem Namen nach gekannt, erblühten in ihrer Bruſt, leider! für einen ihr ſo unwürdigen Gegenſtand. Der Nichtswürdige legte einen feinen Plan an, um das harmloſe unſchuldige Mädchen um ſo ſicherer in ſein Netz zu locken; durch ein ſehr beſcheidenes, zuvorkommendes Betragen, durch eine meiſterhaft geſpielte Schüchternheit, durch ein gut berechnetes Eingehen und Durchführen von Angelika's Lieblingsideen, die ihr der Schlaue bald genug abgelauſcht hatte, durch Begeiſterung und Anſpruchsloſigkeit, jedes zur rechten Zeit, um damit zu imponiren, angewendet, gelang ihm der abſcheuliche Plan; Angelika liebte den ſchönen geiſtreichen Mann und verrieth deutlich, was in ihr vorging. Er benutzte einen günſtigen Augenblick, ihr ſeine Liebe zu geſtehen und ſie zu beſchwören, daß ſie mit ihrem Herzen ihm auch ihre Hand reichen möchte.

Sie traute ſeinen Schwüren, und widerſtand ihm nicht. Er entdeckte ihr, entzückt über das Geſtändniß ihrer Gegenliebe, daß in wenigen Tagen ſehr bedeutende Summen bei ihm eingehen würden; ſobald er in deren Beſitz ſei, wolle er ſich ihrem Vater entdecken, und ihre Verbindung unverzüglich ausführen. Bis zur Erklärung erſuche er ſie dringend, das tiefſte Stillſchweigen über den Bund ihrer Herzen zu beobachten, weil er, würde das Geheimniß ihrer Liebe vor ihrer Vermählung öffentlich, von ſeiner ahnenſtolzen Familie große Hinderniſſe und Schwierigkeiten zu befürchten habe; ſei der Schritt aber geſchehen, ſo wäre ihre Macht gebrochen. So ſehr Angelika mit ſich kämpfte, ſo gelang es doch der Liebe, ihrer Zunge gegen den verehrten Vater, hinſichtlich ihres Schrittes, Bande anzulegen; ihre oft gegen den Geliebten geäußerten Gewiſſensbiſſe wußte dieſer durch ſein höchſt delikates Benehmen und ſtets geäußerte Hochachtung zu erſticken. Sie vertraute ihm ganz, und legte ihr ſchönes Herz ihm offen dar. So vergingen einige Wochen, da tritt er eines Tags bleich und verſtört in ihre Werkſtatt, wild und düſter brennen ſeine Blicke auf das erſchrockene Mädchen, ſein höchſt unruhiger, gereizter Zuſtand erfüllt ihr Herz mit den bangſten Beſorgniſſen. Auf ihre dringenden Bitten, ſie, die Liebende, zur Theilnehmerin ſeiner Leiden zu machen, entdeckt er ihr, er habe ihr bis jetzt verſchwiegen, daß er Schweden vor mehreren Monaten habe verlaſſen müſſen, weil eine abſcheuliche Verläumdung ihn als Theilnehmer einer gegen das Leben des Königs gerichteten Verſchwörung öffentlich genannt. Im Gefühle ſeiner Unſchuld habe er London zum Aufenthaltsorte gewählt, weil er gehofft, von der Liberalität der engliſchen Regierung geſchützt, und dadurch in den Stand geſetzt zu werden, von hier aus ſeine Vertheidigung und Reinigung nachdrücklich und ungeſtört zu betreiben. In dieſer Vorausſetzung habe er ſich aber getäuſcht; der ſchwediſche Geſandte habe bereits bei Hofe um ſeine Auslieferung angehalten, und er ſei vielleicht in wenig Augenblicken ſchon rettungslos verloren. Zu fliehen ſei ſchon unmöglich, und ſei er erſt einmal in den Händen der Schweden, ſtehe, trotz ſeiner Unſchuld, ſein Kopf nicht feſt. Er ſei deshalb gekommen, um auf ewig von ihr Abſchied zu nehmen, und dann das Unvermeidliche muthig zu erwarten. Angelika's Beſtürzung und Angſt laſſen ſich nicht gräßlich genug beſchreiben; ſie ringt die Hände, ſie iſt voll Verzweiflung. Alſo gemartert, fragt ſie ihn, ob kein Mittel zu ſeiner Rettung aufzufinden ſei, und ſchüchtern geſteht er endlich, es gebe wohl ein ſolches, und ruhe allein in ihrer Hand, doch wage er kaum, ihr daſſelbe vorzuſchlagen. Sie beſchwört ihn von Neuem, in ihre Liebe kein Mißtrauen zu ſetzen, ſich ihr zu entdecken, und von ihr Alles zu erwarten, was Liebe und Pflicht gebieten, was nicht geradezu Verbrechen ſei. Zögernd ſagte er ihr nun, wenn ſie ſich auf der Stelle mit ihm trauen ließe, ſo würde ihr großer Einfluß bei Hof und allen Vornehmen Londons gewiß ſo viel vermögen, daß England ihn nicht ausliefere. Den Gemahl der allgeliebten, allgeſchätzten Angelika Kaufmann werde man nicht in's Verderben ſtürzen, nicht von der Seite eines ſo zärtlich liebenden Weibes reißen. Doch ein Augenblick des Zögerns bringe ihm Tod. Angelika ſtürzt in des Verräthers ſchlau gelegte Schlinge. Denſelben Abend ließ ſie ſich mit ihm in einer katholiſchen Kapelle von einem Prieſter heimlich trauen, der ohne Documente und Zeugen die heilige Handlung verrichtete. Nach einigen Tagen entdeckte der angebliche Graf ſeine eheliche Verbindung dem Vater ſeiner Gattin. Der Schreck tödtete den alten Mann faſt; er war ſeinem nunmehrigen Schwiegerſohne nie recht gewogen geweſen, hatte ſeinen Ausſagen nie recht getraut, und eine Abneigung gegen ihn empfunden, die mit dem ſonſtigen Charakter des biedern Mannes im Widerſpruch ſtand, und deshalb eine Ahnung des böſen Beginnens jenes Betrügers war; doch das Geſchehene war nicht mehr zu ändern, und der geliebten Tochter Thränen und Flehen bewirkte die Verzeihung des Vaters und ſeine Verſöhnung mit dem Grafen. Die Vermählung wurde nun öffentlich bekannt gemacht, ganz London war erſtaunt darüber; mehrere Stimmen über des vermeintlichen Grafen ungräfliche Herkunft wurden jetzt laut; Angelika's Freunde, dadurch aufmerkſam gemacht, ſtellten eifrige Nachforſchungen über ihren Gemahl an; der Vater vereinigte ſeine Kräfte mit den ihrigen, und man kam bald auf gar nicht erfreuliche Spuren. Dieſe Nachforſchungen blieben dem Gegenſtande derſelben nicht unbekannt, Angelika's. Angſt und unſicheres Benehmen verriethen ſie ſchon; er ſtellte ſich dadurch beleidigt, und äußerte ſein großes Mißfallen; um alſo dem ganzen Treiben ein Ende zu machen, und allen Nachforſchungen mit einem Male zu entgehen, kündigte er ſeiner Gemahlin an, er werde in einigen Tagen London mit ihr verlaſſen. Von Schrecken überwältigt, macht Angelika erſt ſanfte Gegenvorſtellungen, als er aber heftig und unhöflich wird, erklärt ſie ihm ohne Umſchweif, daß ſie nicht folgen werde.

Da wird das Lamm zum Tiger; der gleißneriſche Menſch wirft die Maske ab und zeigt ſich ihr in ſeiner roheſten erbärmlichſten Geſtalt. Er wüthet nicht allein mit Worten gegen ſie, und Angelika flüchtet in den Schutz ihres Vaters. Alle Freunde der Familie ſind auf's bitterſte empört; einer derſelben ſchreibt dem edlen Grafen auf der Stelle einen heftigen Brief, worin er ihn mit ſchlimmen Drohungen auffordert, ohne Zögern von ſeinen Verhältniſſen genügende Auskunft zu geben. Der Großſprecher antwortet hierauf ſo ungewiß und zweideutig, daß der geſchöpfte Verdacht dadurch allein ſchon zur Gewißheit geſteigert wird. Nichts deſto weniger kehrt Angelika zu ihm zurück, der nun gebieteriſch von ihr verlangt, ſie ſoll unbedingt ſeinen Befehlen Gehorſam leiſten. Sie widerſpricht abermals und zeigt ihm den Brief, in welchem er ſich ſo ſchlecht zu reinigen gewußt hat. Nach heftigen Debatten kommt es von ihrer Seite zur Erklärung, daß ſie ſo lange von ihm getrennt ſein will, bis er ſeinen Stand und Vermögen außer allen Zweifel geſetzt. Angelika's Vater kommt dazu, es entſteht ein ſehr heftiger Wortwechſel, und der Graf entfernt ſich endlich mit einer Summe Geld, die er aus der Chatoulle ſeiner Frau genommen. Er kehrte nicht wieder, ſondern nach drei Tagen der tödtlichſten Angſt für Vater und Tochter, erſchien ein Beief von ihm, worin er erklärt, er wolle in die Trennung willigen, wenn Angelika ihm ſogleich fünf hundert Pfund Sterling verſchreibe, widrigenfalls er verlange, daß ſie ihm augenblicklich folge. Man wählte natürlich den erſtern Weg; ehe er aber eingeſchlagen wurde, machte der Vater der ſo ſchändlich betrogenen Künſtlerin den Gerichten ſofort Anzeige. Während dieſe nun dem Betrüger nachſpürten, machte er einen Verſuch, die unglückliche Angelika zu entführen. Faſt ein Wunder war es, daß ſie ihm entging. Jetzt liefen von allen Seiten Nachrichten über die wahren Verhältniſſe des Betrügers ein. Er war ein Deutſcher vom gemeinſten Herkommen, hatte die niedrigſten Streiche begangen, war bereits verheirathet und bald ließen die Gerüchte ſeine Frau in Hildesheim arm und verlaſſen leben, bald von Kummer und Elend zur Verzweiflung gebracht, ihn in England verfolgen, um den nöthigen Lebensunterhalt von ihm zu erbetteln. Er war lange beim Grafen Friedrich von Horn Kammerdiener geweſen und hatte ſich mit beſonderer Schlauheit die genaueſten Kenntniſſe aller öffentlichen und geheimen Lebensverhältniſſe dieſes Grafen zu verſchaffen gewußt, ſo daß ihm die Rolle deſſelben zu ſpielen bei ſeiner übrigen Gewandtheit nicht mehr ſchwer wurde. Als ſich der Elende entlarvt ſah, zog er gelindere Saiten auf und verlangte nur dreihundert Guineen für den Abtritt. Angelika bewilligte ſie ihm gegen das Verſprechen, allen Anſprüchen an ſie für immer zu entſagen. Obgleich ihr viele ihrer Freunde riethen, die Sache weiter zu treiben und den Böſewicht in ſeiner ganzen Nichtswürdigkeit den Gerichten zu ſchildern, Angelika's mit jeder Rache unbekanntes Herz verweigerte dies beſtimmt. Auf die dieſe Anzeige wäre der Tod des Mannes, den ſie geliebt, deſſen Weib ſie geworden war, unvermeidlich geweſen. Die Sache hatte inzwiſchen in London viel zu großes Aufſehen erregt, — Angelika war zu bekannt und zu beliebt geweſen — als daß ſie ferner in einer Stadt hätte verweilen können, wo ihr guter Ruf einen ſo häßlichen Flecken erhalten hatte. So ſehr ihre zahlreichen Freunde ihren Abſchied bedauerten, ſo mußten ſie doch ihren Gründen beiſtimmen. Sie machte mehrere Reiſen, um ſich zu zerſtreuen und widmete ſich außer denſelben mit anhaltender Anſtrengung der Ausübung ihrer Kunſt. Sie leiſtete in kurzer Zeit viel, aber ſie mußte lange ſchaffen, ehe ſie an ihren eigenen Schöpfungen wieder jene Freude fand, die ihr ſonſt das Leben verſüßt hatte. Doch auch ſie ſtellte ſich wieder ein, als ſie den Schmerz betäubt, als er ausgetobt hatte und die bittern Erfahrungen ihres kurzen Eheſtandes in den Hintergrund ihrer Seele getreten waren und die trüben Gefühle wieder heitern, künſtleriſchen Platz gemacht hatten. Nachdem die Akademie der Malerkunſt in London ſie zum Mitglied und zur Profeſſorin ernannt hatte, kehrte ſie wieder nach London zurück und fand wieder viel Beſchäftigung, viel Liebe und Gewogenheit und ſogar mehrere ſehr vortheilhafte Heirathsanträge, die ſie aber mit einem unüberwindbaren innern Schauer jedesmal ohne Weiteres von der

Hand wies, ſo daß kein Mann, von ihrer außerordentlichen Schönheit und ihrem Geiſte angezogen, ſie mehr zur Gattin zu begehren wagte. Im Jahre 1771 ging ſie nach Irland und malte die Bildniſſe des Vicekönigs, ſeiner Familie und anderer Großen, wurde mit viel Auszeichnung behandelt und kehrte nach ſechsmonatlichem Aufenthalt wieder nach London zurück. Funfzehn Jahre blieb ſie in England und erwarb ſich dort ein großes Vermögen. Ihr Haus ſtand allen talentvollen Menſchen auf und wurde vorzüglich von Fremden beſucht; Mäßigkeit und Sparſamkeit waren eine Zierde deſſelben.

Durch ganz Europa war der Ruf ihres Namens gedrungen, und hatte ſie mit den größten Geiſtern ihrer Zeit in Verbindung geſetzt. Geßner und Klopſtock waren ihre Freunde, und ſtanden mit ihr in Briefwechſel. Einmal faßte ſie den Vorſatz, Scenen aus der Meſſiade zu malen, aber ſie konnte mit dem Dichter darüber nicht einig werden, weil er von ihrer Kunſt Unmögliches verlangte. Die Engel wollte er nämlich ohne Flügel und doch ſo gemalt haben, daß man ſie ſogleich von entkörperten Seelen und lebenden Menſchen unterſcheiden könne; auch hätte ihm nur eine Chriſtusphyſiognomie, wie allein Guido Reni und Hannibal Carracci ſie malten, genügen können. Angelika gab daher den Plan auf, und die Welt hat durch Klopſtock's Schwierigkeit eine Reihe von Meiſterwerken entbehrt, die das Leſen der Meſſiade wohl länger erhalten hätte, als ohne ſie geſchehen iſt. Was Angelika in dieſem Genre hätte leiſten können, beweiſt ein Gemälde, eine Darſtellung aus der Meſſiade, welche ſie für Klopſtock malte, ihm widmete, und welche auch in ſeinem Wohnzimmer hing. Das Sujet dazu iſt aus dem zweiten Geſang genommen. Somma lehnt den Kopf an Benoni's Urne, die er mit beiden Armen umſchlungen hält. Seine tiefliegenden Augen ſind in ſtarrem Schmerz auf den Boden geheftet. Ueber ſein männliches und kraftvolles Geſicht verbreitet ſich hoffnungsloſer Trübſinn, und in dumpfem Hinbrüten erwartet er den Tod. Vor ihm ſtehen Johannes und Joel, mit Blicken des liebevollſten Mitleids. Die Gegend umher iſt wild und in ſchwermüthige Dämmerung getaucht. Unten an einer dunkeln Stelle, nah am Rahmen, lieſt man die Worte: Ihrem Freunde Klopſtock von Angelika Kaufmann. Kenner ſchätzen dieſes Bild ſehr hoch.

Angelika's Vater begann zu kränkeln (1780), und die Aerzte riethen ihm, die ungeſunde Luft Englands mit der reineren Bergluft Italiens zu vertauſchen. Doch dem Greiſe bangte, ſein einziges geliebtes Kind in einem Lande allein zurückzulaſſen, wo ſie ſchon der Gegenſtand ſo arger Nachſtellungen geworden war, ja der Gedanke, daß er nun ſterben, und ſie ohne Schützer und Leiter zurücklaſſen müſſe, verbitterte ihm die Abendſtunden ſeines Lebens. Schon vor längerer Zeit war ein verdienſtvoller Maler, Antonio Zucchi, im Hauſe der Künſtlerin eingeführt; der Vater hatte ihn liebgewonnen, und ſchon oft den Wunſch laut werden laſſen, Angelika möge den braven Mann mit ihrer Hand beglücken. Um ihn zu beruhigen, überwand die Edle ihre Abneigung gegen die Ehe und wurde des Malers Gattin (1781 Mai), doch vom theuern Vater ſich zu trennen, vermochte ſie nicht. England war ihr ohnedies gleichgültig geworden, und wenige Tage nach ihrer Vermählung traten die drei innig verbundenen Menſchen ihre Reiſe auf das Feſtland an. Zuerſt beſuchten ſie des Greiſes Heimath, Schwarzenberg, und hielten ſich einen Monat lang in der Familie deſſelben auf. Dieſe Tage zählte Angelika zu den glücklichſten ihres Lebens; denn der ihr über Alles werthe Vater lebte gleichſam noch einmal auf, verjüngte ſich auf kurze Zeit noch einmal im roſigen Widerſchein der Erinnerungen ſeiner Jugend. Die Reiſe nach Italien wurde zur wahrhaftigſten Kunſtreiſe; denn die Gebilde der Natur wie der Kunſt wurden von ihnen genoſſen und beurtheilt. Sie tauſchten einander ihre Ideen aus, und Angelika fand Gelegenheit, ihrem Gatten immer größere Hochachtung zu erweiſen, und ſich für die früher erlittenen traurigen Erfahrungen reichlich entſchädigt zu fühlen. Im October 1781 langten ſie in Venedig an. Kaum war Angelika's — der Gefeierten — Ankunft bekannt geworden, als man eilte, ihr Ehrenbezeigungen zu erweiſen. Der Herzog von Nord, nachmaliger Kaiſer Paul der Erſte von Rußland, befand ſich eben mit ſeiner Gemahlin in Venedig, lud Angelika ein, überhäufte ſie mit Beweiſen ſeiner Hochachtung und Aufmerkſamkeit, und ließ ſich von ihr das Verſprechen geben, daß ſie in Rom, wo ſie wieder zuſammentreffen würden, ſein und ſeiner Gemahlin Portrait malen wolle. Der Aufenthalt in Venedig wäre für Angelika ein höchſt angenehmer geweſen, hätte die zunehmende Schwäche ihres Vaters ſie nicht in gleichem Grade für ſein Leben beſorgter gemacht, und leider waren dieſe Beſorgniſſe mehr als zu ſehr gegründet. Obgleich nicht unerwartet, war es doch für Angelika's kindliches Herz ein höchſt empfindlicher Schlag, den durch den Tod zu verlieren, an welchen die zärtlichſte Kindesneigung und Uebereinſtimmung in faſt allen Anſichten ſie, ſo lange ſie lebte, gefeſſelt hatte, den ſie nicht nur Vater, ſondern Lehrer, Freund und Führer mit Entzücken genannt hatte. Er ſtarb am zweiten Januar 1782 in den Armen ſeiner Tochter, und verſetzte ſie das ganze Jahr hindurch, welches für ſie mit dem ſchmerzlichſten Ereigniß begonnen hatte, in die größte Betrübniß, welche nur die angeſtrengteſte Beſchäftigung mit ihrer Kunſt zu verſcheuchen vermochte.

Ihr edler Gemahl that das Seinige, um die tief Trauernde zu zerſtreuen, und eilte bald mit ihr von Venedig, dem Ort ihres unerſetzlichen Verluſtes. Das Ziel ihrer Reiſe war gleich von Anfang derſelben Neapel geweſen, und dahin gingen ſie jetzt. Schon lange dort durch ihre Werke rühmlichſt bekannt, wurde ſie auf's ehrenvollſte empfangen, und vorzüglich von der Königin ſehr ausgezeichnet. Dieſe bot der Künſtlerin ſogar eine förmliche Hofcharge an ihrem glänzenden Hofe, mit einem ſehr bedeutenden Gehalte, an, doch Angelika hatte ſich nie gern gebunden, und wünſchte dies auch für ihr ſpäteres Leben zu vermeiden. Sie wußte alſo das Anerbieten auf eine zarte Art von der Hand zu weiſen. Hierauf beauftragte ſie die Königin, ihr und der ganzen königlichen Familie Portraits zu malen. Angelika begann dieſelben, führte ſie aber erſt in Rom aus, wohin mächtige Sehnſucht ſie bald zog. Dort ſchlug ſie nun, mitten unter den Heiligthümern der antiken Kunſt ihren Wohnort auf, und ſie hat denſelben bis zu ihrem Tode nicht wieder auf längere Zeit verlaſſen. Sie erwarb ſich hier bald den unſterblichen Ruhm, die ſinkende Kunſt durch ihre eigenthümliche Manier wieder zu heben. Unter den in Rom, ja faſt in ganz Europa, lebenden Malern galt ſie als ein

Stern erſter Größe, und ſie wurde von Vielen mit Neid, von den Meiſten mit Bewunderung betrachtet, von Allen aber ſtudirt. Viele fürſtliche und andre angeſehene vornehme und reiche Perſonen Europa's ſuchten ſie in ihrer Werkſtatt auf, und gaben ihr Aufträge. Mit den vollendeten Gemälden der neapolitaniſchen Königsfamilie eilte ſie im folgenden Jahre (1783) wieder nach Neapel, und machte ein ganzes Jahr lang die Reiſe von Rom aus dorthin oft, weil ſie die Königin dazu veranlaßt hatte, die beiden jungen Prinzeſſinnen im Malen zu unterrichten. Doch dieſer Unterricht wurde der Künſtlerin ſo läſtig, daß ſie einen günſtigen Augenblick bei der Königin wahrnahm, ſich davon losſprechen zu laſſen. Von nun an kam ſie nicht mehr nach Neapel. Ihr Haus in Rom ward allmälig der Verſammlungsort aller Menſchen, welche Künſte und Wiſſenſchaften liebten und ausübten. In ihren heitern Abendunterhaltungen traf man die Blüthe von Rom; Muſik und belehrende und angenehme Unterhaltungen füllten die Zeit derſelben aus, und alle, welche je Theil daran genommen haben, erinnerten ſich ſtets der Liebenswürdigkeit, Bildung und Geiſteslebendigkeit der edlen Wirthin, ſo wie der Huldigung, welche man ihr von allen Seiten brachte, mit dem größten Vergnügen. Ihr Fleiß an der Staffelei überſtieg alle Vorſtellung. Von der früheſten Morgenſtunde fand man ſie daran, und ſie wäre gewiß bis zum letzten Licht das Tages im Atelier geblieben, hätten es ihr Gemahl und ihre Freunde nicht für Pflicht gehalten, ihr auch Stunden der Muße und Zerſtreuung zu bereiten. Um ihr mehr Gelegenheit zu Ausflügen in Roms reizende Umgebung zu verſchaffen, kaufte ihr Zucchi eine reizende Villa mit ſchönem Garten in Caſtell Gandolfo; aber ſie ſah dieſelbe wenig, und verkaufte ſie deshalb wieder, weil ihr die Schöpfungen ihres Pinſels das höchſte Vergnügen gewährten, und ſie an jedem andern Orte ſich nur immer wieder nach der Staffelei ſehnte.

Der berühmte Kupferſtecher Raphael Morghen ſtach mehrere ihrer vorzüglichſten Gemälde. Darunter war auch das Bild der Lady Hamilton mit den Symbolen der römiſchen Muſe. Der Stich wich aber in einigen weſentlichen Punkten ſehr vom Original ab, und dieſe Eigenthümlichkeit R. Morghen's brachte Angelika dergeſtalt auf, daß ſie ihm befahl, ihren Namen auf der Platte zu ſtreichen, weil ſie dies nicht für ihre Arbeit anerkennen könne. Eben ſo hatte Gulielmo Morghen, ebenfalls Kupferſtecher, auf dem Stich eines ihrer Gemälde ohne ihr Wiſſen eine Figur hinzugefügt. Als ſie denſelben zuerſt zu Geſicht bekam, ſchrieb ſie eigenhändig vor ihren Namen: Non è di — Angelika Kaufmann. Uebrigens bekränzten die heitern Götter ihr Leben; die Beſtellungen häuften ſich, und wurden immer beſſer, honorirt. In der Verſchiedenartigkeit derſelben war es ihr vergönnt, auch ihr ſchönes Talent von den mannichfachſten Seiten glänzen zu laſſen. Einer ihrer Verwandten, Giovanni Kaufmann, war ſeit dem Jahre 1794 ihr Hausgenoſſe, und Theilnehmer und Vermehrer ihres Glücks, ja er war gewiſſermaßen als ihr Troſt nach Rom gekommen, denn Angelika traf im Anfang des Jahres 1795 ein neuer, harter Verluſt, der des edlen, von ihr ſo hochgeſchätzten Gatten. Gleich darauf wurde ſie von den immer mehr überhand nehmenden Kriegsunruhen jener Tage mit großen Beſorgniſſen für ihr erworbenes Vermögen erfüllt. Sie hatte dieſe Capitalien nämlich in London und Rom zur Sicherung ihres Unterhaltes angelegt, und die wild bewegte Zeit ließ ſie den Verluſt derſelben befürchten. Glücklicher Weiſe kam ſie nur mit dem Entbehren der Intereſſen davon, und weil es ihr auch in der Sturm- und Drangperiode der neuern Geſchichte nicht an Beſchäftigung fehlte, ſo konnte ſie dies ertragen.

Sie malte unter andern damals eins ihrer bedeutendſten Bilder, mit deſſen Ausfertigung ſie ein ganzes Jahr zubrachte. Es ſtellte die Religion auf ihrem Throne dar, umgeben von den Tugenden, ihren Töchtern und Begleiterinnen. Die Annäherung des Kriegs erfüllte das Herz der Künſtlerin immermehr mit Angſt und Furcht. Die Schreckniſſe der franzöſiſchen Revolution hatten ſchon ihr reines Gemüth auf das Aeuſerſte empört. Endlich wälzte die Kriegsfurie ſich auch vor und in ihr geliebtes Rom, und es mußte viel Drangſale erdulden. Doch wie ſehr auch dieſe Ereigniſſe die Künſtlerin angriffen, die Staffelei verließ ſie doch nicht, und wie ſie ſonſt Vergnügen daran geſucht, ſo fand ſie jetzt Ruhe daran, und flüchtete ſich aus den Stürmen des Tags in das ſtille Aſyl, das Heiligthum ihrer Kunſt, um unermüdet zu ſchaffen. Sobald die Ruhe nur einigermaßen wieder hergeſtellt war, liefen auch wieder eine Menge Beſtellungen ein. Im Jahre 1802 wurde die würdige Frau von einem ſehr heftigen Bruſtübel befallen, welches ſie ſich durch ihr häufiges Sitzen zugezogen, und welches nun alle Freunde für ihr Leben fürchten ließ. Jedoch ſchlugen die ſchnell angewandten Mittel ſo glücklich an, daß die Künſtlerin zwar noch erhalten wurde, aber eine große Schwäche blieb ihr doch noch die wenigen Jahre ihres Lebens. Sie ließ den Tod eher erwarten, als er kam. Auf Anrathen der Aerzte verließ Angelika einige Zeit Palette und Staffelei, die Urſachen ihres Uebels, und begab ſich auf eine Reiſe nach Oberitalien. Im Juli ging ſie von Rom weg, und ſpürte ſchon in Florenz, wo ſie ſich einige Monate aufhielt, den wohlthätigen Einfluß der freien Luft, Bewegung und Zerſtreuung. Sie beſuchte ferner Bologna, Mailand und Como, hielt ſich in jeder Stadt auf, empfing in jeder die gewohnten Huldigungen und fühlte ſich, als ſie in Venedig bei den Verwandten ihres verſtorbenen Gemahls anlangte, beinahe völlig wieder hergeſtellt. Im Herbſt war ſie wieder in Rom; ihre Freunde hatten zu ihrem Empfang ein ſchönes ländliches Feſt veranſtaltet, wo ſie ſich im Beſitz ſo vieler ungeheuchelten Theilnahme und Liebe höchſt glücklich fühlte, und dies Gefühl auch mit einer Alles um ſie belebenden Heiterkeit ausſprach. Dieſe erneute Kraft, welche ſie von der Reiſe mitbrachte, war aber doch nur das letzte Aufflackern des Lichtes, eh' es verlöſcht. Zwar nahm ſie nur allmälig — aber ſie nahm doch ab und durch anhaltendes Arbeiten, wozu ſie leider wieder zurückgekehrt war, und wovon ſie alles Zureden ihrer beſorgten Freunde auch nicht wieder abzubringen vermochte, ſchwächte ſie ſich immer mehr. Aber merkwürdig genug lebte ſie gleichſam nur noch, wenn ſie malte. War die Flamme verglüht, und ſie ging von der Staffelei, ſo erſchlafften ihre Lebensgeiſter ſo ſehr, daß ſie nur phyſiſch noch zu leben ſchien; erſt mit Pinſel und Palette in der Hand und beim erſten Strich auf die Leinwand flammte das alte Feuer des edeln Geiſtes auf und verſetzte ſie momentan wieder in den Zuſtand früherer Jahre. Daher kam es auch, daß man an ihren Arbeiten keine Abnahme ihrer Kraft verſpürte; ſie hatten immer noch denſelben Reiz, trugen denſelben jugendlichen Schwung der Poeſie, der Kühnheit der Compoſition, der Friſche der Farben, dieſelbe Leichtigkeit des Pinſels an ſich wie ſonſt, ohne eine Spur von Mühe und Anſtrengung. So ging es im Jahre 1806 mit ihr. Die Erneuerung des Krieges hatte viel zur Unruhe ihres Geiſtes beigetragen. Im Sommer des Jahres 1807 wurde die Schwäche ſo bedeutend, daß ihre Umgebung ſtündlich ihrer Auflöſung entgegen ſah. Das ſchöne Leben nahte ſich ſeinem Untergange. Ein heftiger Huſten griff ihre ohnedies ſehr geſchwächte Bruſt höchſt ſchmerzlich an; ſie zehrte ſo ab, daß ihre vorige Geſtalt an ihr kaum wieder zu erkennen war. Deſſen ungeachtet ſuchte die Edle dieſen ihren Zuſtand ihren ſtets um ſie verſammelten Freunden zu verbergen, damit die Heiterkeit und der Frohſinn, die ſie bis zu ihrem letzten Athemzuge um ſich zu erhalten wünſchte, dadurch nicht verſcheucht würden. Im Anfang des Herbſtes wurde ſie ſo ſchwach, daß ſie ſich nicht mehr allein vom Lager aufrichten konnte. Doch auch jetzt konnte ſie die gewohnten und liebgewonnenen Freunde nicht entbehren. Sie verſammelten ſich in dem an ihr Kabinet ſtoßenden Zimmer und unterhielten ſich auf Angelika's ausdrücklichen Wunſch von denſelben Gegenſtänden wie ſonſt, als die Kranke noch die Seele dieſer Unterhaltungen geweſen war. Auch ſah ſie gern täglich jeden Einzelnen derſelben vor ihrem Lager und ſprach dann heiter und ruhig mit ihm. Am meiſten ſprach ſie über religiöſe Gegenſtände und ließ ſich aus Andachtsbüchern vorleſen. Das Sakrament empfing ſie mit großer Andacht. Am 5. November bat ſie ihren Vetter, ihr eine Ode von Gellert vorzuleſen. Er fand die verlangte nicht gleich und ſie nannte ihm die Seitenzahl des Buchs, wo ſie ſich finden mußte. Er ſchlug ſie auf, wollte eben zu leſen beginnen, blickte noch einmal nach ihr hin — und ſiehe! in dieſem Augenblicke hauchte ſie ihre ſchöne Seele aus.

Ihrem Leichenzuge, von Canova angeordnet, ſchloſſen ſich alle in Rom lebenden Notabilitäten der Kunſt, Wiſſenſchaft und der Geſellſchaft an; und er war einer der größten, feierlichſten und ausgezeichnetſten, die man dort geſehen.

In der Kirche St. Andrea della Fratte ſieht man ihr Grab.

Ihre Büſte wurde ein Jahr nach ihrem Tode im Pantheon aufgeſtellt.

# Eine Todesahnung.

Nacht iſt's um uns auf unſrer Fahrt durch das ſturmbewegte Meer des Lebens, und nur die St. Elmsfeuer über unſern Häuptern, die Hoffnung ſpendenden Heil verkündenden Flammen des Geiſtes erhellen die Gegenwart, die Stelle, wo wir eben ſchiffen, und werfen auf die Vergangenheit einen blaſſen Schein. In die Zukunft dringt ihr ſchwacher Strahl nicht. Doch auch dieſe wird uns zuweilen auf einen Augenblick erhellt oder nur leicht angeröthet, aber von Blitzen, die aus den unergründlichen Tiefen des Lebens, aus dem ſchwarzen Abgrunde des Meeres, das wir beſchiffen, heraufflackern und eben ſo ſchnell wieder verglühen. Es ſind dies fürchterliche Augenblicke; denn nie zerreißt der Schleier vor unſerm Auge, um uns etwas Erfreuliches zu zeigen; wenn uns die Zukunft in Ahnungen oder Geſichten offenbar wird, ſind es ſtets ſchreckliche Bilder, die uns erſchüttern. Nicht jedem Geiſte iſt ein ſolches grauenvolles Schauen vergönnt, es ſcheint eine höher begabte Natur oder eine krankhaft afficirte Pſyche dazu zu gehören; es müſſen gewiſſe Bande des Stoffes, der irdiſchen Schwere ſchon gelöſt ſein, die Pſyche muß ſchon freier flattern können, als im gewöhnlichen Tagsverkehr, wenn ihr erlaubt ſein ſoll, ſich in den Dämmerwellen der Ahnungen oder im Lichtſtrom der Geſchichte zu baden. Wohl den Kindern der Erde, deren Auge nur die Gegenſtände der Gegenwart im hellen Tageslichte erkennt! —

Es iſt Frankreich und Deutſchland bekannt, daß Marie von Orleans, Prinzeſſin von Frankreich, die hochbegabte Tochter Ludwig Philipps, die liebenswürdige Gemahlin des Herzogs Alexander von Würtemberg, eine jener fein organiſirten Naturen war, die ihre zarten Gefühlsfäden weit in die Unendlichkeit hinausſtreckten. Wir können mit wehmüthigem Stolze von dieſer allzufrüh dahingeſchiedenen hohen Frau ſagen, daß ſie nicht erſt durch die Wahl ihres Herzens eine Deutſche geworden, daß ſie es ihrem innern Gemüthsleben, ihren ſeeliſchen Bedingungen nach ſtets geweſen war. Darum fand ſie ſich auch ſo unwiderſtehlich zu unſern Dichtern hingezogen, und Schiller, der keuſche Hoheprieſter des heiligſten Deutſchthums, war bald ihr Lieblingsdichter geworden. Deshalb wurden auf ihrem Wunſch in Egburg, wohin ſie im Herbſt 1837 mit ihrem Gatten als Neuvermählte kam, vom Hoftheater mehrere Schillerſche Dramen gegeben.

Gleich nach Weihnachten folgte die Herzogin dem Hofe nach Gotha, heiter glücklich und ganz ihrem Gatten lebend, an dem ſie mit einer rührenden kindlichen Zärtlichkeit hing. Man hatte wohl in Gotha die Hoffnung laut werden laſſen, die reiche Königstochter werde ein glänzendes Haus machen und viel buntes Leben in unſre monotone, prüde, ſich gern groſsſtädtiſch geberdende Kleinſtädterei bringen. Die Meiſten hofften auf brillante Vergnügungen, die wenigen Beſſern, die erkannt haben, woran unſer matt dahin ſchleichendes ſociales Leben krank iſt, auf einen geiſtigen Höhepunkt, der die edelſten Kräfte nach ſich zu ziehen, zu feſſeln, und die edelſten Intereſſen anzuregen und feſtzuhalten vermochte. Dieſe wünſchten, daß die Sonne, welche uns in der hochgebildeten Herzogin aufging, die trüben Nebel eines allmälig bei uns eingeſchlichenen Koterienweſens zerſtreuen und eine warme, heitere, geſellige Allgemeinheit herbeiführen möchte. Dieſe, wie jene, täuſchten ſich. Die Strahlen dieſes ſchönen Geſtirns verklärten nur die ſtillen, traulichen Räume ihres Hauſes. Die geniale Marie von Frankreich wollte nichts weiter ſein, als eine liebende Gattin, eine glückliche und beglückende Hausfrau. Wer darf ſie darum tadeln? Es iſt wahr, die Fürſten haben Pflichten für die Allgemeinheit; ſie müſſen, wenn ſie den Segen, auf welchen die Welt gerechte Anſprüche hat, wirklich hervorrufen wollen, Allen gehören; aber man pflegt bei ſolchen an ſie geſtellten Anforderungen allzu ſehr zu vergeſſen, daß ſie Menſchen ſind, wie wir, die nur in einer weiſen Beſchränkung das Glück des Herzens finden können. Und wer will es einem Menſchen übelnehmen, wenn er glücklich ſein will? Welcher Billige wird darum zürnen, wenn jene, die wir nur zu oft als Halbgötter betrachten, über dem Menſchen den Fürſten vergeſſen? Die Herzogin Maria nahm das ſtille Glück jeder deutſchen Hausfrau in Anſpruch; ſie wollte nur ſich, ihrem Gatten und deſſen hohen Verwandten angehören. Wohl ihr, daß ſie es, gleichſam in einer dunkeln Vorahnung that, und die kurze Stunde, die ihr die unerbittliche Parze nur vergönnte, mit der ſeligen Befriedigung ihres tiefen, gefühlvollen Herzens ausfüllte. So hat ſie das „irdiſche Glück genoſſen;“ ſie hat „gelebt und geliebt.“

Der regierende Herzog hatte dem hohen Paare ein kleines Palais eingeräumt, welches am äußerſten Ende der Siebleber Vorſtadt an der Straße nach dem Gebirge gelegen iſt und eine ſchöne Ausſicht auf die blaue Kette des nordweſtlichen Thüringerwaldes gewährt. Dieſes im Jahre 1784 nach dem Plane des Geheimenraths von Thümmel vom Prinzen Auguſt von Gotha, Bruder des Herzogs Ernſt II., im italieniſchen Geſchmack aufgeführte Haus iſt kaum mehr als eine Villa zu nennen; es beſteht nur aus zwei Stockwerken. Aber gerade dieſe räumliche Beſchränkung entſprach den Wünſchen der Herzogin; hier hatte ſie ihr Glück recht eng beiſammen, es verlor ſich nicht in einer unüberſehbaren Reihe prächtiger Gemächer; ſie wohnte hier allein mit dem geliebten Gatten, ihre Zimmer waren dicht an den ſeinigen, und ſie konnte in dieſem Hauſe ganz deutſche Hausfrau ſein. Auch iſt ſie ſehr glücklich in dieſer Beſchränkung geweſen; aber ein finſteres Geſchick hat ihr dieſes ſüße und beſcheidene Glück mißgönnt. —

Wenige Tage nach ihrer häuslichen Einrichtung in ihrer neuen Wohnung fiel das Geburtstagsfeſt des regierenden Herzogs am zweiten Januar 1838. Die Herzogin Maria hatte ſich ſehr auf dieſen Tag gefreut, und in der unſchuldigen Freude ihres Herzens glich ſie einem holden harmloſen Kinde. Sie hatte mit ihren kunſtbegabten Händen dem Herzog ein Rückenkiſſen zum Geſchenk geſtickt und war den ganzen Tag heiter und froh. Reizend geſchmückt fuhr ſie gegen Abend zur Tafel nach dem Reſidenzſchloß. In ihrem Haare wiegte ſich ein koſtbarer Brillantſchmuck, den ſie als ein Geſchenk ihres Vaters vorzüglich liebte. Der Schmuck war durch die Kunſt des Haarkräuslers ſo gut als möglich befeſtigt und hatte auf ähnliche Weiſe ſchon oft ihr ſchönes Haupt geziert, ohne daß ihr jemals der mindeſte Unfall damit begegnet wäre. Diesmal war ſie kaum in die Zimmer der regierenden Herzogin eingetreten, als ein Theil des Schmuckes ihr plötzlich, ohne alle äußere Veranlaſſung, vom Kopfe fiel und in Unordnung über Stirn und Schläfe herabhing. Sie verwandelte ſich und zeigte eine Unruhe, die mit dem Ereigniß ſelbſt in keinem Verhältniß ſtand. Einige Hofdamen waren ſogleich bereit, den kleinen Schaden wieder gut zu machen, aber ſo feſt ſie auch den Schmuck wieder mit Nadeln geſteckt zu haben vermeinten, die junge Herzogin hatte kaum einige Schritte gethan, als der Schmuck zur größten Beſtürzung ſeiner Beſitzerin auch ſchon wieder herabfiel. „O mein Vater! mein Vater!“ rief ſie in ſeltſamer Aufregung. „Es iſt meinem Vater ein Unglück begegnet; er iſt heute, jetzt eben ermordet worden und der Bosheit ſeiner Feinde erlegen!“ Dieſe in lebhafter Angſt geſprochenen Worte theilten die Unruhe der Sprecherin ihrer ganzen Umgebung mit. Die regierende Herzogin, und die Hofdamen bemühten ſich, der Herzogin Marie dieſe ſeltſame und ſchauerliche Ahnung auszureden, und geſchickte Hände waren abermals bemüht, den Schmuck im Haare zu befeſtigen. Der Eindruck, welchen der Ausruf der hohen Frau auf die Gemüther umher gemacht hatte, war aber zu erſchütternd, und ſie gelangten ſchnell nebſt ihrer

Veranlaſſung zu den Ohren des regierenden Herzogs. Gleich darauf trat zu dieſem ſein Friſeur, ein Pariſer, dem die Herzogin Marie gnädig geſinnt war.

„Gehen Sie ſchnell auf die Zimmer der Herzogin,“ befahl dieſem der Herzog, „und bringen Sie den Kopfputz meiner Schwägerin in Ordnung, mit dem ſie ein ſie ſehr beunruhigendes kleines Unglück gehabt hat.“ Der ſeiner Kunſt ſehr mächtige Friſeur kam dieſem Befehl ſogleich nach; er fand die Herzogin Marie wie verwandelt. Sie erzählte ihm mit kurzen Worten ihren Unfall und fügte hinzu: „Sie als Franzoſe, wiſſen, was es zu bedeuten hat, wenn einem an ſolchem Feſttage ein Derangement des Putzes begegnet, zumal wenn man im Begriff iſt, zur Tafel zu gehen. Noch größer iſt das Unglück, wenn dieſe Störung den Kopfputz betrifft, und mir muß es gerade mit dieſem Schmucke begegnen! O Gott, ich weiß, es bedeutet ein entſetzliches Unglück!“

Dieſer quälende Gedanke war ihr nicht auszureden, und obgleich ſie ſchwieg, hat ſie ſpäter doch verſichert, ſie ſei überzeugt geweſen, das Leben ihres Vaters ſei einem Mordanſchlage erlegen.

Auffallend iſt es, daß der Schmuck auch dann noch nicht hielt, als ihn der Friſeur befeſtigt hatte; erſt ungewöhnliche Bande konnten ihn in den Locken des reizenden Hauptes feſſeln. Die Heiterkeit der jungen Herzogin war dahin; man ſah ſie den ganzen Abend verſtimmt, in ſich gekehrt, und zuweilen aus tiefer Bruſt ſeufzend.

Drei Wochen ſpäter, am Morgen des 26. Januar früh nach 7 Uhr wollte ſich die Herzogin, in ihrem ringsum mit Mouſſelin rund ausdrappirten Schlafzimmer im Bette liegend, die Chokolade mit einer Spiritusflamme ſelbſt bereiten, wie ſie zu thun gewohnt war. Sie pflegte dazu zu leſen. Sei es nun, daß die Spirituslampe übergelaufen oder umgeworfen wurde, genug die Herzogin nahm plötzlich eine ungewöhnliche Helle wahr, ſie ſah vom Buche auf hinter ſich und gewahrte mit Entſetzen im Nu die Mouſſelindrapperien des ganzen Zimmers in Flammen ſtehen. Die Unglückliche hatte kaum Zeit, aus dem Bette zu ſpringen und aus dem Zimmer zu ſtürzen, das Feuer war ihr auf der Ferſe, und mit derſelben Schnelligkeit ſtand auch ſchon das anſtoßende Zimmer im Brand. Da ſie in grauſiger Flucht, halb bewußtlos die Thüren der Zimmer hinter ſich aufließ, ſo verbreitete ſich das Feuer ſchnell von einem in das andere. Die Herzogin lief die Treppe hinab, im tiefſten Nachtneglig̃ée, mit unbekleideten Füßen, und kam ſo bis auf die eisbedeckten Stufen vor der Thüre des Palais. Hier fand ſie wenige Minuten darauf ihr ſie verzweiflungsvoll ſuchender Gatte und trug ſie auf ſeinen Armen in ein benachbartes Haus, wo ſie ſogleich in ein warmes Bett gebracht wurde. Die raſche und thätige Hülfe der Bewohner Gothas wehrte der Flamme, weiter um ſich zu greifen; nur die Zimmer des obern Stockwerks brannten aus. Aber es gingen dabei groſe und unerſetzliche Schätze verloren, koſtbare Kunſtſammlungen der Herzogin. Auch ihre Garderobe und theilweiſe ihr reicher Schmuck wurde von den Flammen zerſtört. Aengſtlich fragte ſie nach dem Brillantenſchmuck, den ſie am 2. Januar im Haar getragen: er war vernichtet. Dieſer Umſtand ſchien ſie am meiſten zu kümmern. Andere werthvolle Gegenſtände, ſelbſt Schmuckſachen waren gerettet worden. Sie hätte gern Alles hingegeben, um das Geſchenk ihres Vaters wieder zu haben. Sie verbarg ihren ahnungsvollen Kummer dem geliebten Gatten, um ihn nicht zu betrüben, aber ſie ſoll bei einer vertrauten Kammerfrau geäußert haben: der Verluſt des Schmuckes, an welchen ſich wichtige Familienerinnerungen knüpften, ſteigere ihre vom 2. Januar an gehegte Ahnung, daß ihr ein großes Unglück bevorſtehe, zur gräßlichen Gewißheit. Da ſie damals zuerſt Mutterhoffnungen zu hegen begann, ſo durchflog ſie der trübe Gedanke, dieſe ihr ſo bedeutungsvollen Vorzeichen möchten wohl gar ihrem eignen Leben gelten.

Und ſo war es auch. Der durch den Brand empfangene ſchreckliche Eindruck ſetzte ſich als nagender Wurm an die Blüthe ihres Lebens. Man hoffte wohl der durch jenes Entſetzen erzeugte Krankheitsſtoff werde ſich auf die Frucht werfen, und die Mutter dadurch verſchont bleiben, wie es wohl oft geſchieht. Aber dem war nicht ſo. Die Herzogin ſchenkte einem geſunden Prinzen zu Paris, wohin es ſie unwiderſtehlich zurückzog, das Leben, worauf das ihrige nur deſto ſchneller dahin welkte. Die hohe leidende Frau wurde von den Aerzten erſt nach Genua und dann, ſchon todt krank, nach Piſa geſchickt. Man kann Jeden verloren geben, dem die franzöſiſchen Aerzte als unerläßlich anrathen, ſich zur Wiedererlangung der Geſundheit nach den ſüdlichen Ländern zu begeben. Die zahlreichen Grabmonumente mit franzöſiſchen und engliſchen Inſchriften auf den Todtenäckern Italiens liefern dafür den Beweis.

Tieferſchütternd iſt der unheimliche Umſtand, daß die Herzogin Marie am zweiten Januar 1839 Abends ganz zu derſelben Zeit den letzten Todeskampf zu Piſa kämpfte, zu welcher ihr ein Jahr zuvor an demſelben Tage der Brillantſchmuck vom Kopfe fiel und böſe Ahnung ihr den erſten Gifttropfen in den Becher der geſelligen Freude träufte.

Das ausgebrannte Palais in Gotha ſtand lange öde und leer, bis drei Jahre ſpäter die Vermählung des Erbprinzen, der es mit ſeiner jungen Gemahlin zu bewohnen wünſchte, Veranlaſſung zu ſeiner Reſtauration gab. Kaum aber war wieder fürſtliches Leben darin eingezogen, als der regierende Herzog in einer Soirée des Erbprinzen in dieſem Palais ſich unwohl fühlte. Er erkrankte und drei Wochen ſpäter gehörte auch er zu der ſtillen Schaar der Todten. Er war am 2. Januar 1844 erſt 60 Jahre alt geworden, ein Mann in Kraft und Fülle der Geſundheit.

Einige Monate im Winter iſt das Palais als herzogliches Reſidenzhaus des jungen Herzogs belebt. Wie lange wohl? —

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52868-X
STORCA,L. FN. 1834/061

In demſelben Verlage ſind erſchienen:

**Belani,** H. E. R., Die Erbſchaft aus Batavia. Volksroman. Seitenſtück zum ewigen Juden. 3 Bde. broch. Preis 4 ℛ

— — Marie Antoinette. Hiſtoriſcher Roman. 2 Bde. broch. 2 ℛ 15 ngr

— — Die Auswanderer nach Texas. Hiſtoriſch-romantiſches Gemälde aus der neueſten Zeit. 3 Bde. 4 ℛ 15 ngr

— — Die Mutter des Legitimen. Ein Lebensroman. 3 Bde. 4 ℛ 15 ngr

— — Joſephine. Hiſtoriſcher Roman in 3 Bdn. 4 ℛ 15 ngr

— — Kranichfels oder Geheimniſſe aus dem Leben eines Edelmannes. 8. broch. 1 ℛ 15 ngr

**Belani**, H. R. E., Die armen Weber und andere Novellen aus den Myſterien einer neuen und älteren Zeit. geh. 1 ℛ 15 ngr

**Charles**, Jean, Der Abenteurer, oder hundert Leben in Einem. Aus dem Tagebuche eines hochgeſtellten Mannes. 3 Bde. broch. 3 ℛ

**Chownitz**, J., Edelmann und Jude. 2 Bde. broch. 1 ℛ 22½ ngr

**Mühlbach**, L., nach der Hochzeit. Vier Novellen. 2 Bde. geh. 2 ℛ 15 ngr

— — Juſtin. Ein Roman. geh. 1 ℛ 15 ngr

— — Novellen und Scenen. 2 Bde. geh. 2 ℛ 15 ngr

**Rudolphi**. Johannes (Verfaſſer des Stephano Carini), Waldroſen, Novellen und Erzählungen. geh. 1 ℛ 10 ngr

**Schoppe**, Amalie, geb. Weiſe, aus Haß Liebe. 2 Bde. 2 ℛ 15 ngr

**Van der Meulen**, L., Die Separatiſten. Novelle. 2 Bde. broch., Preis 2 ℛ 15 ngr

**Storch**, Ludwig, Kunz von Kauffung. Novelle. 3 Bde. 2 ℛ 15 ngr

— — Allerlei Geſchichten. 2 Bde. broch. Preis 2 ℛ 15 ngr

**Werner**, O., Thomas Münzer, Anführer der rebell.

Bauern in Thüringen. Hiſtoriſcher Roman a. d. Bauernkriege 1525. 10 Ngr.

**Leonhardt-Lyſer**, C., Novellen. Charakterbilder f. deutſche Frauen und Mädchen. Inhalt: Die Verwahrloſte. — Leo. — Die weiße Locke. — Die beiden Perlenſchnüren. — Die Malerin. — Buch der Lieder. — 15 Ngr.

**Worosdar**, Novellenſtrauß.

1r Bd. Graf Königsmark. Hiſt. Novelle. — Liebeszuſtände. 15 Ngr.

2r Bd. Die Wunder des Harzes, eine Reiſenovelle. — Merelane oder d. Halbbrüder. Hiſt. Novelle. — 15 Ngr.

**Balzac**, M. v., Pierrette a. d. Franz. Mgdbg. 1840. — 8 Ngr.

**Maſſaloup**, J. B., Der Corregidor. Hiſtor. Roman a. d. Mitte des 17. Jahrh. Mgdbg. 1835. — 8 Ngr.

— — Der Hochmuthsteufel. Eine komiſche Erzählung. Mgdbg. 1834. — 8 Ngr.

**Meerfels**, C. G., Die Familie Walldorf. Hiſtor. Roman a. d. Jahren 1813—15. Mgdbg. 1835. 8 Ngr.

**Schönfeld**, F. W. v., Myrthenblüthen. Ein Cyclus von Liebesnovellen. Mgdbg. 1837. 8 Ngr.

**Greif, Dr. C.**, Der Erzähler oder: das Buch für lange

Winterabende. Eine Gallerie d. intereſſ. Erzähl., Verſchwör., Revolut. u. Kriege aller Zeiten, charakteriſtiſche Züge aus dem Leben berühmter Zeitgenoſſen, vorzüglicher Anekdoten, Witzworte u. Epigramme. Jahrg. 1833. 34. 8 Bde. (208 Bogen. Ldprs. 10⅔ ℛ.) à Jahrgang. 1⅓ ℛ

**Belmont,** hiſtor. romant. Erzählungen. Inhalt: Die Aſhantee's. — Die Lagunen von Venedig. Ladenpr. ⅚ ℛ jetzt ⅓ ℛ

**Jäger,** A., Skizzen und Erinnerungen aus Algier und Algerien. Ladenpr. 1⅓ ℛ jetzt ½ ℛ

Inhalt: Die Fremdenlegion. — Algier und ſeine Umgebungen. — Abd-el-Kader und der heilige Krieg in Algerien. — Juſſuf und die Spahis. — Die Generäle Trèzel und Duvivier und der Chef der Zuaven Lamoricière. — Die Kabylen und Hadſchuten. — Algieriſche Frauen und Mädchen. — Das 67. Regiment. — Der franzöſiſche Soldat und Fidèle der Invalide. — Hinrichtung zweier Beduinenhäuptlinge. — Jagden in der Metidſchah und in den Gebirgen des Atlas. — Beduiniſche Reiterei und Pferdezucht.

— — C., Bilder a. d. Großherzogthum Baden und dem Elſaß. 2 Bde. Ladenpr. 3 ℛ jetzt 1 ℛ

Der Verf. giebt in dieſem Werke höchſt intereſſante Mittheilungen über manche bis dahin noch unbekannte oder irrig aufgefaßte und verbreitete Thatſachen, namentlich über den Geſandtenmord bei Raſtatt, über die Gefangennehmung und den Tod des Herzogs von Enghien, über St.-Simonismus und Judenthum in Frankreich, über die badiſche und franzöſiſche Armee u. ſ. w. und nicht minder intereſſante Notizen über Schiller, Jean Paul, Auffenberg, Goethe u. ſ. w.

**Krebs**, J., Paſſifloren. Novellen und Erzählungen. Inhalt: Der gefährliche Kamerad. — Deutſch und Polniſch. — Das Kroatenmädchen. — Ehemann und Hageſtolz. — Die Kunſtfahrt. — Herz und Verſtand. Ldnpr. 1½ Thlr. jetzt ½ Thlr.

---

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

75162
Lit. germ. 596 i 20

# Gedichte.

# Gedichte

209, 045

von

## Ludwig Storch.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Leipzig,
Ernſt Keil.
1854.

# Die Gaben der Begleiterin.

Mein Weg ging nicht durch weiche
Und blüthenreiche Au'n.
Von rauhem Felſenſteige
Nur durft' ich ſie beſchaun.
Von Sturm und Graus umſchnoben,
Gequält von Sonnenbrand,
Sah neidlos ich von oben
Hinab ins blühende Land

Auch trat, ſeltſam geartet,
Ein Mägdlein dann und wann
Zu mir, meiſt unerwartet,
Raſch aus dem dunkeln Tann,
Wo muntre Quellen ſtürzen
Vom hohen ſteilen Schorn,
Und wo die ſtolzen Hirzen
Zur Tränke gehn am Born.

Oft ſtrich die ſchmucke Dirne
Mit ihrem Händchen leis
Mir von der heißen Stirne
Den bittern Tropfenſchweiß.
Sie kam mit holden Grüßen
Wohl aus dem Blüthenthal
Und nahm mir von den Füßen
Des harten Weges Qual.

Dann hat die kleine Recke,
Das Röckchen eng geſchürzt,
Mir manche lange Strecke
Des böſen Wegs verkürzt
Mit ernſten und mit heitern
Geſchichten, ſchön erzählt,
Und aus des Waldes Kräutern
Mir einen Strauß gewählt.

Sie ſchrieb mit ihren Händen
Nachts in die Luft hinein,
Da aus des Berges Wänden
Quoll wunderbarer Schein.
Ein Heer von Bildern ſprengte
Der Felſenhöhle Mund
Und wogte, wallte, drängte
Friſch auf dem goldnen Grund.

Ich weiß nicht, ob die Kleine
Mit blondem Lockenhaar
Am Berggeländ im Haine
Dieſelbe Zaubrin war,
Die mit verliebter Rede
Einſt Hafis' Herz beſtrickt,
Anakreon und Goethe
Mit heißem Kuß entzückt.

Bald lief ſie mir zur Seite,
Bald ſchwebte ſie mir fern
Und glänzt' in Himmelsweite
Ein dämmermatter Stern,
Bald war ſie ganz verſchwunden,
Doch eh' ich mir's verſah,
Stand ſie in bangen Stunden
Mir plötzlich wieder nah.

Sie hat mich ſchon als Knaben
Am Felſenquell getränkt,
Mit Frucht- und Blüthengaben
Im tiefen Wald beſchenkt.
Sie hat mir Tannenzapfen,
Mit Harzarom gewürzt,
Oft in des Wildes Tapfen
Auf meinem Pfad geſtürzt.

So hat ſie mich begleitet,
So hat ſie mich begabt,
Mir manches Feſt bereitet,
Mich wunderbar gelabt.
Nun, wo das Haar mir bleichet,
Und wo das Aug' mir matt,
Auch heut noch naht und reichet
Sie mir ein duftend Blatt.

Die größre Strecke Weges
Legt' ich ſchon längſt zurück,
Und noch des Dorngeheges
Liegt viel vor meinem Blick;
Drum thun die Gaben immer
Dem reifen Mann noch gut
Und geben Kraft und Schimmer
Dem oft verblichnen Muth.

Zum Strauß hab' ich gebunden,
Die ſie mir hold verlieh
In meinen ſchönſten Stunden,
Die Zaubrin Poeſie,
Wie ich ſie im Gemüthe
Mir ſtill bewahrt zugleich:
Die Tannenfrucht, die Blüthe,
Die Beere und den Zweig.

# Inhalt.

Die Gaben der Begleiterin.

## I. Lieder.

Seite.

Das Lied . . . . . . . . . . . . . . . 3
Das erſte Lied . . . . . . . . . . . . 5
Lied und Geſang . . . . . . . . . . . 8
Doppelkuß . . . . . . . . . . . . . . 10
Was zürnſt du? . . . . . . . . . . . 12
Im Herbſt . . . . . . . . . . . . . . 14
Tanzlied . . . . . . . . . . . . . . . 15
Heimath und Jugend . . . . . . . . . 17
Sonſt und jetzt . . . . . . . . . . . 19
Die werthvolle Stunde . . . . . . . . 21
In der Schenke . . . . . . . . . . . 23
Der alte Zecher . . . . . . . . . . . 26
Weinlied . . . . . . . . . . . . . . . 32
Das gelobte Land . . . . . . . . . . 37
Stromfahrt . . . . . . . . . . . . . . 40
Die Naſentaufe . . . . . . . . . . . 42

Seite.
König Lenz . . . . . . . . . . . . . . . . 46
Oben und unten . . . . . . . . . . . . . . 49
Fernes . . . . . . . . . . . . . . . . . . 50
Berglied . . . . . . . . . . . . . . . . . 52
Der Träumer . . . . . . . . . . . . . . . . 55
Die Abendwolke . . . . . . . . . . . . . . 58
Aſtronomie . . . . . . . . . . . . . . . . 60
Lieder der Nacht . . . . . . . . . . . . . 63
  1. Mein Wunſch . . . . . . . . . . . . . 63
  2. Die All-Mutter . . . . . . . . . . . . 64
  3. Der alte Friede . . . . . . . . . . . 68
  4. Die Alrune . . . . . . . . . . . . . . 70
  5. Der Günſtling der Nacht . . . . . . . 71
  6. Verwandlung . . . . . . . . . . . . . 76
  7. Nacht und Poeſie . . . . . . . . . . . 77
  8. Neue Jugend . . . . . . . . . . . . . 79
  9. Sternenmilch . . . . . . . . . . . . . 82
  10. Das Nachtauge . . . . . . . . . . . . 84
  11. Die Sturmnacht . . . . . . . . . . . 87
Lied des Auswanderers . . . . . . . . . . . 90
Verdammt die Philiſterei! . . . . . . . . . 96
Liederwandlung . . . . . . . . . . . . . . 99
Mein Lied . . . . . . . . . . . . . . . . 100

## II. Liebesgedichte.

Das ewige Geſetz der Dinge . . . . . . . . 105
Erſtes Begegnen . . . . . . . . . . . . . 108
Zum Park! . . . . . . . . . . . . . . . . 109

Seite.
Mein Mädchen . . . . . . . . . . . . . . . 111
Die Wangen-Grübchen . . . . . . . . . . 114
„Süße Seele" . . . . . . . . . . . . . 116
König und Königin . . . . . . . . . . . 118
Abends auf dem Berge . . . . . . . . . 121
Nachts auf dem Berge . . . . . . . . . 123
Ein Stübchen . . . . . . . . . . . . . 126
Geiſtiger Beſuch . . . . . . . . . . . 129
Der Reiſegefährte . . . . . . . . . . . 132
Zur Roſenzeit . . . . . . . . . . . . 134
Abſchied aus der Ferne . . . . . . . . 136
Trennung. An Doris. . . . . . . . . . 138
Täuſchung . . . . . . . . . . . . . . 141
Zum Abſchied . . . . . . . . . . . . . 143
Abendregenbogen . . . . . . . . . . . 145
Empor! An Amadea. . . . . . . . . . . 147
Dichterliebe. An Amadea. Gloſſe. . . . 150
Herbſtblüthe. An Amadea. . . . . . . . 154
Im Winter . . . . . . . . . . . . . . 156
Amadea Königin . . . . . . . . . . . . 160
St. Johannistag. An Minna. . . . . . . 164
  1. St. Johanniszauber . . . . . . . . 164
  2. Johannisſchlüſſel . . . . . . . . . 166
  3. Liebestaufe . . . . . . . . . . . . 167
Bitte. An Eliſe. . . . . . . . . . . . 169
Mein Hätſchchen . . . . . . . . . . . 171
Vogelfang . . . . . . . . . . . . . . 174
  1. Die Vöglein im Walde . . . . . . . 174

Seite.
2. An der Quelle . . . . . . . . . . 177
3. Das Vöglein im Sprenkel . . . . . . . 178
4. Nach drei Tagen . . . . . . . . . 180
5. An Doris . . . . . . . . . . . 182
Immer du! . . . . . . . . . . . . 184
Nachhalle. An Amanda . . . . . . . . 201
1. Zweifel . . . . . . . . . . . 201
2. Früherer Schwur . . . . . . . . . 203
3. Unterſchied . . . . . . . . . . 204
4. Rückſchau . . . . . . . . . . 205
5. Dichterzorn . . . . . . . . . . 207
6. Erinnerungstraum . . . . . . . . 208
7. Täuſchung . . . . . . . . . . 211
8. Unſre Trennung . . . . . . . . . 213
9. Fünf Jahre ſpäter . . . . . . . . 217
Wald und Meer . . . . . . . . . . 220
Eine ſchöne Woche . . . . . . . . . 224
1. (Sonntag.) Der Sonntagsmorgen . . . . 224
2. (Montag.) Nach einem Gewitter . . . . 227
3. (Dienſtag.) Der erſte Kuß . . . . . . 229
4. (Mittwoch.) Die Kapelle . . . . . . 232
5. (Mittwoch.) Gutenacht . . . . . . . 234
6. (Donnerſtag.) Die Charade . . . . . 235
7. (Donnerſtag.) Die Mondnacht . . . . . 238
8. (Freitag.) Die Waldbucht . . . . . . 242
9. (Sonnabend.) Zum Abſchied . . . . . 246

## III. Vermiſchte Gedichte.

Das Haus am Walde . . . . . . . . . 251

Seite.

  1. „Introite heic dii sunt" . . . . . . . . 251
  2. Der Dichter . . . . . . . . . . . . 254
  3. Scheide-Segen . . . . . . . . . . . 260

Die Saite . . . . . . . . . . . . . . 264

Herbſtſchmerzen . . . . . . . . . . . . 267

Im Walde . . . . . . . . . . . . . . 270
  1. Zuflucht . . . . . . . . . . . . 270
  2. Befried'gung . . . . . . . . . . . 272
  3. Rückblick . . . . . . . . . . . . 274
  4. Stille Frage . . . . . . . . . . . 276
  5. Abend und Morgen . . . . . . . . . 278
  6. Nacht . . . . . . . . . . . . . 279
  7. Im Moore . . . . . . . . . . . . 280
  8. Schauer der Einſamkeit . . . . . . . 281
  9. Sehnſuchtsdrang . . . . . . . . . . 283

Waldblumen . . . . . . . . . . . . . 285
  1. Einen Kranz! . . . . . . . . . . . 285
  2. Am Waldrain . . . . . . . . . . . 287
  3. Geſchloſſener Kranz . . . . . . . . . 289
  4. O laßt mich ſchlafen, laßt mich träumen! . 291
  5. An der Quelle . . . . . . . . . . 293
  6. Raſt an der Quelle . . . . . . . . . 295

Die Nothwendigkeit . . . . . . . . . . 297

Mein guter Freund . . . . . . . . . . 304

Deutſche Pflanze . . . . . . . . . . . 307

Die Unerträglichen . . . . . . . . . . 311

Das Abendgeläute . . . . . . . . . . . 314

Sehnſucht nach Mitgefühl . . . . . . . . 316

## IV. Erzählende Gedichte.

Seite.
Der finſtre Waffenſchmied . . . . . . . . . . 319
Die weiße Stute . . . . . . . . . . . . 324
Vom Knaben, der nach der Jugend jagte . . . 332
Aſa und Aſaël . . . . . . . . . . . . 339
Die Geburt des Kuſſes . . . . . . . . . . 344
Der Blumenbote . . . . . . . . . . . 350
Der Hirtenknabe . . . . . . . . . . . 359
  1. Auf dem Berge . . . . . . . . . 359
  2. In der Thalhütte . . . . . . . . . 362
  3. David und Goliath . . . . . . . . . 363
  4. Erfüllung . . . . . . . . . . . 365
Des Jägers Lieb . . . . . . . . . . . 367
Die Brautnacht . . . . . . . . . . . 371
Die Bekehrung . . . . . . . . . . . 374
Der Bramin und die Bajadere . . . . . . . 377
Das Würfelſpiel . . . . . . . . . . . 381

# I.

# Lieder.

## Das Lied.

Das Aug' von Wonnethränen feucht,
Entläßt ſein Kind der Dichter,
Das er in hehrer Glut gezeugt,
Und liebend zu ihm ſpricht er:
„Tritt ein mit hellem Worte
In manche Herzenspforte,
Aus der du Nacht und Gram geſcheucht.“

Zum Waldesdunkel irrt das Kind
Und ſpielt mit Blumenglocken;
Sanft buhlt der laue Abendwind
Mit ſeinen ſeid'nen Locken.
Es plaudert mit der Quelle,
Die, wie ſein Auge, helle
Zu ſeinen Füßen ſingend rinnt.

Da naht ein Herz, um ſtill beglückt
Das zarte Kind zu pflegen,
Und überglüht es klangentzückt
Mit zweitem Vaterſegen.
Von Tönen eingeſungen,
Von Harmonien umklungen,
Wird es mit neuem Reiz geſchmückt.

Ihm wächſt ein buntes Flügelpaar,
Das ſind der Töne Schwingen.
Nun ſiehſt Du es, gleich einem Aar,
Hoch in die Lüfte dringen.
Und alle Herzen lauſchen,
Wenn ſeine Flügel rauſchen
In Klängen ſüß und wunderbar.

## Das erſte Lied.

Wie die Nacht, von Sternen mild beäugelt,
Und von Düfteküſſen ſüß geſchmeichelt,
Auf den Bergen ruht und auf der Flur —
Zartbeſchwingte Geiſterlaute tragen
Dunkle Sehnſucht durch die Welt; es ſchlagen
Heimlich alle Pulſe der Natur.
Stille haucht durch dämmermatte Räume
Und im Walde flüſtern leis die Bäume,
Von des Mondes Strahlennetz umſponnen.
Murmelnd einen ſich die Wieſenbäche
Und in ihres Silberſchildes Fläche
Spiegelt ſich die Nacht mit tauſend Sonnen — :

So entſchwindet ruhig, klar und eben
Dichters Kindheit, ſüßes Blumenleben,
Eingehüllt in ſtiller Träume Glück.
Junge Sehnſucht hebt und prüft die Flügel,
Aber ſtrebt nur nach dem nahen Hügel,
Kehrt dann ſcheu in's Heimaththal zurück.
Ferne Töne, geiſterhaftes Klingen,
Die ſo lieblich in die Seele dringen,
Wecken hier noch nicht gewalt'ge Triebe,
Süß Beſchau'n nur, ſeliges Empfinden,
Schönes Suchen und noch ſchön'res Finden
Deiner ungetrübten Quelle, Liebe!

Doch die Nacht verweht mit ihrem Frieden,
Und des Tages helle Stunden bieten
Reges Leben, Lärm und heißen Streit.
In der Bruſt die ſchlummernden Gefühle
Sind erwacht, und haben im Gewühle
Kampfbegierig tobend ſich entzweit.
Leidenſchaft und Sehnſucht, Haß und Hoffen,
Stürm'ſcher Drang von Bildern und von Stoffen,
Die chaotiſch durcheinander fluthen!
Wilde Gährung aller Elemente:
Neben Glauben Zweifel ohne Ende;
Neben Jammer der Begeiſt'rung Gluten!

Und eh' noch das Falſche von dem Wahren,
Eh' das Trübe noch ſich von dem Klaren
In dem Kampf der Leidenſchaften ſchied,
Springt hervor das Kind von Fluth und Feuer,
Seltſam Weſen, Zwitter, Ungeheuer,
Luſt- und ſchmerzerzeugt: das erſte Lied.
Ach, die Bruſt, die ſolche Frucht getragen,
Darf nicht mehr in reiner Unſchuld ſchlagen!
Ihr verwelkten ſchnell die jungen Blüthen.
Wonnen ſelbſt, ſie werden ihr zu Qualen,
Und die Flammen, die für And're ſtrahlen,
Fühlt in ihrem Hauſe ſie nur wüthen.

# Lied und Geſang.

Tief aus des Berges Mutterſchoos,
Aus unerforſchter Felſenzelle
Ringt ſtill ſich ein Geheimniß los,
Und ſteigt zu Tag als reine Quelle.
Im dunkeln Hain,
Am grünen Rain
Da rauſcht es auf aus nächt'gem Grund
Und ſprudelt aus des Berges Mund.
Und was hervor ſo glänzend bricht,
Iſt Dichters Lied, iſt das Gedicht.

Und weiter von des Berges Hang
Entrinnt die Quelle ſchnell und leiſe.
Melodiſch fällt ſie und ihr Klang
Geſtaltet ſich zur Liedesweiſe.
Waldvöglein lauſcht,
Waldquelle rauſcht
Und liſpelt, murmelt, lallt und ſingt,
Bis ſie zum Thal hinunter ſpringt.
Und was ſo rauſcht vom Bergeshang,
Iſt Sängers Lied, iſt der Geſang.

Und Quellen ſallen klingend ein,
Die kommen auch vom Berg herunter.
Und aus dem ſingenden Verein
Wird nun ein Bächlein klar und munter.
Waldbächlein hüpft,
Waldbächlein ſchlüpft
Und murmelt über Kieſelſtein,
Und nimmt noch andre Quellen ein.
Das Bächlein, das ſo klingend zieht,
Iſt Doppelmund's geſung'nes Lied.

Der Bach, der Berge kräft'ger Sohn,
Empfängt die andern ſtolzen Bäche.
Als Waldſtrom mit gewalt'gem Ton
Stürzt ſchäumend er hinab zur Fläche.
Der Waldſtrom ſauſ't,
Der Waldſtrom brauſ't,
Und nimmt im jugendlichen Lauf
Die Bruderſtröme in ſich auf.
Der Strom, der alſo ſtürmt hervor,
Das iſt der volle Männerchor.

## Doppelkuß.

Zephyr und mein Lieb verlangen
Stets zu küſſen mich im Bund;
Jener küßt mich auf die Wangen,
Dieſe küßt mich auf den Mund.

Kühl des Zephyrs Küſſe wehen;
Liebchens Küſſe glühen heiß.
Jener küßt mich aus Verſehen,
Dieſe küßt mich recht mit Fleiß.

Beide wandeln heut im Garten,
Süßes Kind und Abendwind.
Beide weiß ich meiner warten,
Abendwind und ſüßes Kind.

Schnell drum, wo die Blumen prangen,
Die das holde Paar durchwühlt,
Soll an beider Mund ich hangen,
Glühend bald und bald gekühlt.

Mir behagt, zum Kuß geladen,
Bald die Kühlung, bald die Glut.
Was die Eine könnte ſchaden,
Macht die Andre wieder gut.

# Was zürnſt du?

Was zürnſt du mir, du Schöne?
Was hab' ich dir gethan?
Ach, meines Liedes Töne
Weh'n dich von fern nur an!
Oft bringt das Abendläuten
Dir ſchlummerſüßen Mohn:
Mein Lied will nichts bedeuten,
Als Abendglockenton.

Was zürnſt du mir, du Holde?
Was hab' ich dir gethan?
Wie eine Blumendolde
Blickt' ich dich liebend an.
Die Roſen dort am Strauche,
Sie ſehn nach dir zurück:
Vergönne meinem Auge
Nur ſtillen Blumenblick!

Was zürnſt du mir, du Reine?
Was hab' ich dir gethan?
Mein Lippenpaar das deine
Rührte nur flüchtig an.
Du mußt vom Zephyr dulden,
Daß er dir Küſſe raubt:
Sei mir von deinen Hulden
Ein Zephyrkuß erlaubt!

# Im Herbſt.

Schwermüthig geh' ich unter fahlen Linden
Und ſuche, was ich nimmer werde finden;
Des Lebens letzte Hoffnungsſterne ſchwinden.
Den ſchönſten Namen geb' ich mit den Winden;
Doch er verhallt, wie ihn die Lippe ſpricht,
Und ſie kommt nicht.

Nun eil' ich fort allein in düſterm Schweigen.
Es rauſchet herbſtlich in den kahlen Zweigen.
Die Blätter fallen und die Nebel ſteigen,
Der trübe Tag will ſich zum Abend neigen
Und löſ't im Dunkelgrau ſein bleiches Licht.
Doch ſie kommt nicht!

O tiefe Sehnſucht, ſchmerzlich ſüßes Bangen,
An ihrem Munde, ihrer Bruſt zu hangen,
Wenn ſtill des Tages Stern hinabgegangen,
Der Nacht Geſtirne hold und friedlich prangen
Und ſanft der Mond durch dunkle Wolken bricht.
O kommſt du nicht?

# Tanzlied.

Ich bin dem Gretchen gar zu gut,
Weiß ſelber nicht warum.
Und wenn ſie auch oft böſe thut,
Und ſpricht, ich wäre dumm:
So muß ſie doch, bei meiner Ehr',
Und wenn ſie noch ſo trotzig wär',
Mit mir im Kreis herum.

Sie ging allein jüngſt in den Wald
— Es war am Donnerſtag —
Ich ſah's und ſchlich ihr alſobald
Sacht auf den Zehen nach.
Flugs küßt' ich ihre Wange rund,
Sie ſchlug dafür mich auf den Mund.
Das war ein harter Schlag.

Und doch bin ich dem Gretchen gut,
Weiß ſelber nicht warum.
Wenn ich ſie ſeh', geht mir das Blut
Gleich wild im Kopf herum.
Und ſträubt ſie ſich auch noch ſo ſehr,
So muß ſie doch, bei meiner Ehr'!
Mit mir im Kreis herum.

---

# Heimath und Jugend.

Heimath, friedenvolles Land,
Thal, wo meine Wiege ſtand,
Hohe, wipfelſtolze Bäume,
Die ihr mich in Schlummer ſangt,
Ach! mein krankes Herz verlangt
Stets in eure ſtillen Räume,
Wieder ſich in euerm Schatten
Mit dem Jugendtraum zu gatten,
Denn mich quält im fernen Land
Wüſter Lärm und Sonnenbrand.

Bergumkränztes Wieſenthal,
Ging ich nur ein einzig mal
Noch auf deinem Sammetraſen!
Hört' ich nur im Eichenhain
Noch einmal beim Abendſchein
Ferne Jägerhörner blaſen!
Und es ſtieg aus tiefem Grunde
Noch zur ſpäten Abendſtunde
Grünbeſchwingter Männerchor
Zu der Felſenbank empor!

Zu der mooſigen Felſenbank,
Wo ans Herz mir Lina ſank,
Süß berauſcht von Liebesgluten.
Ha! welch' zauberiſche Nacht,
Als in dunkler Waldespracht
Einſam wir zuſammenruhten!
Unten rauſchten kühle Quellen,
Zogen ſingend Jagdgeſellen.
Sang und Quell verhallten fern;
Leuchtend ſtieg der Liebe Stern.

Ach, wie ſeid ihr weit, ſo weit,
Heimaththal und Jugendzeit!
Wie ein ſchöner Traum verſchwunden!
Keine Sehnſucht ruft das Glück
In der Stunden Kreis zurück,
Das ich einſt in euch empfunden.
Niemand weiß ich meiner warten
In dem grünen Waldesgarten.
Auch die Jäger zogen fort,
Und verödet ſteht der Ort.

## Sonſt und jetzt.

Als ich noch ein Knabe war,
Sucht' ich frohe Tänze,
Flocht in's goldgelockte Haar
Friſche Blumenkränze.
Munter hüpfend war ich bald
Auf den grünen Matten,
Lag im dichten Eichenwald
Sorglos bald im Schatten.

Da ich nun ein Jüngling bin,
Will die Luſt mich fliehen;
Nach der Ferne lockt mich's hin,
Ewig möcht' ich ziehen.
Bin ich auf des Berges Höh',
Möcht' das Thal ich ſehen.
Und wenn ich im Thale ſteh',
Ruft mich's auf die Höhen. —

Goldner Tage leichter Sinn,
Kehrſt du mir nicht wieder?
Nimm mich, Ruhe, Tröſterin,
Unter dein Gefieder!
Laß mich aus der Lethe Fluth
Einen Tropfen trinken!
Laß der trüben Zweifel Wuth
In den Strom verſinken!

# Die werthvolle Stunde.

Liebe Freunde, ſetzt euch nieder
In der Freude Kreis!
Singt ihr lebensfriſche Lieder,
Lieder lebensheiß!

Bangt nicht, daß den lauten Zecher
Uebermuth ergreift!
Füllt, o füllt getroſt den Becher,
Daß er überträuft!

Auch das Herz ſoll überfließen,
Wie der Becher Weins.
Kannſt Du nicht mein Herz genießen,
Haſt du ſelber keins.

Scheucht in froher Nacht die Sorgen,
Wo ihr trinkt und ſingt!
Denkt nicht, daß der neue Morgen
Neue Sorgen bringt!

Denkt vielmehr, daß nur Minuten
Uns die Freude ſei.
Daß ein Morgen wir vermuthen,
Sei uns einerlei.

Denn die Stunde nur hat Dauer,
Hat allein nur Werth,
Wenn der Freude Wonnenſchauer
Durch das Mark uns fährt.

---

# In der Schenke.

Ei ſind's denn Blüthenbäume,
Die ſtreuen ſolchen Duft
Durch dieſes Hauſes Räume
Und würzen ſo die Luft? —
„Ach, Schnee hängt in den Zweigen;
Die ſüßen Düfte ſteigen
Tief aus des Kellers dunkler Gruft.“

Iſt in des Kellers Bauche
Ein friſches Blumenbeet,
Wovon mit warmem Hauche
So würziges Düften weht?
„Wer hätte wohl da unten
Je Blumenflor gefunden,
Wer hätte ſie dort ausgeſät!“

So birgt des Kellers Höhle
Wohl Stoffe andrer Art?
Eſſenzen, Salben, Oele
Sind drinnen aufbewahrt? —
„Wir deutſchen Männer waſchen
Uns nicht aus ſolchen Flaſchen
Wie üppige Türken Haar und Bart.“

„Der reichſte Roſengarten,
Der vollſte Blüthenbaum,
Die allerbeſten Narden
Birgt dieſes Kellers Raum,
Das iſt der Saft der Reben,
Der blüht und duftet eben
Vom nahen Frühling bunten Traum.“

Herr Wirth, wollt euch bemühen
Und laßt auf dieſem Tiſch
Die Röslein wachſen, blühen
Und duften ſtark und friſch.
Wir nennen euch dieſelben,
Die rothen, weißen, gelben
Und die vom ſchillernden Gemiſch.

Herr Wirth, reicht uns die Blume,
Das lieblichſte Bouquet,
Das euch zum höchſten Ruhme
In euerm Keller ſteht!
Denn wir ſind auch Blumiſten,
Und Fäſſer, Körbe, Kiſten
Sind unſer üppiges Blumenbeet.

Herr Wirth, laßt auch erblühen
Den Blüthenbaum dahier!
Laßt ſeine Düfte ſprühen
In dieſem Luſtrevier!
Die vollen Blüthen pflücken,
Die Geiſter daraus drücken
Und ſchlürfen — hei! das wollen wir.

Herr Wirth, langt her die Salben
Aus eures Kellers Grund;
In ganzen und in halben
Stellt ſie in dieſes Rund!
Wir wollen aus den Flaſchen
Den innern Menſchen waſchen
Vom Mund bis auf des Herzens Grund!

# Der alte Zecher.

**Die jungen Zecher.**

Wir ſitzen hier und ſingen
Beim kühlen Traubenblut.
Es miſcht vor allen Dingen
Das helle Becherklingen
Sich zum Geſange gut,
Und fördert Luſt und Muth.

Doch ſeht dort auf der Schwelle
Den allgeliebten Greis,
Der von der Freudenquelle
In dieſer trauten Zelle
Viel zu erzählen weiß. —
Gegrüßt in unſerm Kreis!

**Der alte Zecher.**

Laßt ſchweigen eure Zungen,
Und hört mir zu, ihr Jungen!
Nehmt Lehr' und Mahnung an
Von einem alten Mann!

### Die jungen Zecher.

Wir hören gern dich an.

Uns luſtigen Kumpanen
Wird Schweigen auferlegt.
Der Greis will uns ermahnen;
Doch können wir ſchon ahnen,
Was er, ſo tief bewegt,
Auf ſeinem Herzen trägt.

Die Jugend zu belehren,
Kam er zu uns herein.
Will er uns wohl bekehren?
Wohlan! wir werden hören!
Schenkt erſt dem Alten ein!
Es ſingt ſich gut beim Wein.

### Der alte Zecher.

Reicht mir den vollen Becher!
Ich bin ein alter Zecher.
Dafür erzähl' ich euch
Mein Leben bunt und reich.

Die jungen Zecher.
Ja, ja, wir dachten's gleich.

Der alte Zecher.
Zehn Jahre war mein Alter,
Da mit Brevier und Pſalter
Plagt' mich ein Pfaffe ſehr.
Das Lernen ward mir ſchwer.

Die jungen Zecher.
Geſchehn iſt das ſchon mehr.

Der alte Zecher.
Ein Pfaffe ſollt' ich werden,
Ein Heiliger auf Erden.
Ich Pſalter und Brevier
Vertrank in Wein und Bier.

Die jungen Zecher.
Das war ſehr klug von dir!

Der alte Zecher.
Nach zwanzig Lebensjahren
Hatt' ich von Lieb' erfahren;
Und Liebesgram und Pein
Erſäuft' ich raſch im Wein.

Die jungen Zecher.

Man kann nicht klüger ſein.

Der alte Zecher.

Und dreißig Jahr' geworden,
War ich im Eh'ſtandsorden.
Des Weibes zänkiſcher Sinn
Trieb mich zum Becher hin.

Die jungen Zecher.

Fürwahr, das war Gewinn!

Der alte Zecher.

Im vierzigſten war's ſchlimmer,
Da zankt' die Frau noch immer;
Uns fehlten Geld und Brot.
Nun trank ich wegen Noth.

Die jungen Zecher.

Und Noth kennt kein Gebot.

**Der alte Zecher.**

Ein fünfzigjähriger Knabe
Trug ich die Frau zu Grabe.
Ich war nun ganz allein.
Da half mir nur der Wein.

**Die jungen Zecher.**

Geholfen mußt' ihm ſein!

**Der alte Zecher.**

Erſt in den ſechsziger Jahren
Hab' ich es recht erfahren,
Daß alles Andre Tand
Rings um des Bechers Rand.

**Die jungen Zecher.**

Das war uns längſt bekannt.

**Der alte Zecher.**

Nun bin ich ſiebenzig worden,
Und an des Grabes Pforten
Trink' ich mir wacker zu.
Ein Schlaftrunk bringt mir Ruh'.

Die jungen Zecher.

Schlaf, wackrer Zecher du!

Was luſtigen Geſellen
Auch immer widerfährt:
Aus dieſem wird erhellen,
Daß ſich in allen Fällen
Des Weines Kraft bewährt. —
Wir wurden gut belehrt.

Drum ſagen unſerm Alten
Wir tiefempfund'nen Dank.
Und wie ſich's mag geſtalten,
Gleich ihm, wir wollen halten
Uns an den Traubentrank,
Geſang und frohen Schwank.

# Weinlied.

Wir lieben wohl den grünen Wald,
Doch nur auf Bergen traun!
Die viel zu hoch und viel zu kalt,
Um Wein darauf zu baun.
Am Bergeshang im Sonnenſchein,
Da blüh' die Rebe, ſteh' der Wein!

Zu viel des Holzes wächſt empor,
Zu wenig Traubengut.
Wer ſich ein dürres Holz erkor,
Dem iſt ſtets dürr zu Muth.
Erkieſt er ſich den Rebenſaft,
Schwillt ihm im Mark die ſaftige Kraft.

O wären alle Höhn umher
Doch erſt bepflanzt mit Wein!
Wir brauchten wenig Holz dann mehr,
Wir heizten nicht mehr ein;
Denn wahrlich eine beßre Glut
Als Holz gibt uns der Traube Blut.

Die Häuſer — thörichter Gebrauch! —
Sie ſind von Holz zumeiſt.
Grabt Keller in der Erde Bauch
Und wohnt beim Rebengeiſt!
Im Sommer kühl, im Winter lau,
Und Wein umher als Stärkungsthau.

Wozu das hölzerne Geröll
In euerm Zimmerraum?
Das überflüſſige Geſtell
Aus dem und jenem Baum?
Zu Aſche wird wohl über Nacht
Die ganze Herrlichkeit und Pracht.

Die Wiege iſt von Ueberfluß.
Legt unſer jung Geſchlecht
Mit Bechergruß und ſaftigem Kuß
Hübſch in ein Weingeflecht
Mit reifen Trauben rings am Rand,
Und gebt ihm eine in die Hand!

Und wenn es an zu laufen fängt,
So reicht ihm jungen Moſt!
Zuletzt ſei's gut mit Wein getränkt,
Geſpeiſt mit derber Koſt!
Dann, glaubet uns, von dieſem Tag
Gedeiht ein beßrer Menſchenſchlag.

Ein Bettgeſtell aus Holz gemacht
Kann uns nicht dienlich ſein.
Die dürre Bude ächzt und kracht
Und fällt wohl endlich ein.
Bald iſt's zu kurz, bald iſt's zu lang.
Uns wird in ſolchem Kaſten bang.

Ein Sack mit Weinlaub angefüllt,
Gebreitet auf's Parket,
Iſt unſerm Haupt, von Wein umhüllt,
Das beſte Federbett.
Als Decke dient der alte Flaus.
So ſchläft der Rauſch ſich köſtlich aus.

Wenn unſre Sonne niederſtieg
Ins unbekannte Land,
Wozu das hölzerne Gefüg,
Der Sarg, von Tiſchlers Hand?
Ach, legt uns nicht in Holz hinein,
Hüllt uns in friſches Laub von Wein!

Das einzige Holz, das uns gefällt,
Das iſt das Holz am Faß,
Weil trefflich es zuſammenhält
Das allerbeſte Naß.
Ein Faß, in Dauben gut gefügt,
Uns auch als Tiſch und Stuhl genügt.

Wie ſchön trinkt ſich's an ſolchem Tiſch!
Wie gut ſind wir geſetzt,
Wenn uns aus Tiſch und Stuhle friſch
Springt, was das Herz ergötzt!
An ſolchem Tiſch im Kellerraum
Verläuft ſo ſüß der Lebenstraum.

O bunter Traum von ſonn'ger Höh',
Wo in der Beere Rund
Uns quillt der ſtarke Born, der See
Im dunkeln Kellergrund!
O ſchöner Traum! o Lebenstraum!
O flüchtiger Champagnerſchaum!

O ſchöner Traum, o Lebenstraum,
Wie glühſt du ſonnig ſtolz!
Du hegeſt keinen dürren Baum,
Und kein Gebild von Holz.
In dir iſt Blut und kräftiger Saft,
In dir iſt Glut und ſaftige Kraft.

---

## Das gelobte Land.

Vom Land, wo Milch und Honig fleußt,
Hat Jeder ſchon vernommen.
Wir wiſſen nicht, wie's weiter heißt,
Wir ſind nicht hingekommen.
Auch liegt uns wahrlich wenig dran.
Was ſoll mit ſolchem Fluß ein Mann?
Das iſt ja Koſt für Weib und Kind,
Und brächte Trinkern Schande.
Dem Land, wo Wein von Bergen rinnt,
Sind Männer treu und wohl geſinnt.
Dahin, dahin ziehn wir geſchwind,
Nach dem gelobten Lande.

Drum wollen wir das Land am Rhein,
Das Hügelland, beſchauen.
Es reimt ſich köſtlich Rhein und Wein;
Da können wir vertrauen.
Und was der ſchöne Reim verſpricht,
Das täuſcht das ſchöne Rheinland nicht.
So diene denn der alte Reim
Uns ſtets zum neuen Pfande.
Auf, Brüder! Keiner bleib' daheim!
In Laubenheim, in Rüdesheim,
Da quillt der Männer Honigſeim,
In dem gelobten Lande.

Auch eine Milch in jenem Land
Läßt ſich gar wohl genießen;
Liebfrauenmilch iſt ſie genannt.
Thät' die aus Quellen fließen,
Und zög' als Strom im Lande hin,
Das Männervolk ertränke drin.
Verloren ging das edle Naß,
Wenn ſich die Welt entmannte.
Drum liegt es beſſer auf dem Faß,
Und ſpringt heraus zu Lieb und Haß.
Wir aber ziehn ohn' Unterlaß
Nach dem gelobten Lande.

Das Land, wo Milch und Honig fleußt,
Wir kennen es nun beſſer;
Wir wiſſen, wie die Gegend heißt
Voll Trauben und voll Fäſſer
Liebfrauenmilch und Honigſeim
Von Laubenheim und Rüdesheim.
Das iſt das ſchöne Land am Rhein,
Das Allen wohl bekannte.
Das iſt ein Land! Das iſt ein Wein!
Wie Honig ſüß, wie Milch ſo rein!
Wir ziehen fort, wir wohnen fein
In dem gelobten Lande.

# Stromfahrt.

Es brauſ't ein Strom voll edelm Naß
Durch alle Erdenzonen.
Gefüllt davon wird manches Faß,
Getrunken draus wird manches Glas
Bei allen Nationen.
Soll ich des Stromes Namen nennen?
Ihr müßt ihn ſchon von ſelber kennen!
Doch muß es einmal ſein:
Es iſt der edle Wein!

Es fliegt ein ſtolzes Schiff geſchwind
Auf dieſes Stromes Rücken.
Die bunten Segel bläht der Wind,
Und in des Schiffes Raume ſind
Viel Wackre zu erblicken.
Soll ich des Schiffes Namen nennen?
Ihr müßt ihn ſchon von ſelber kennen!
Ihr habt ihn längſt gewußt.
Es iſt die Jugendluſt!

Auf dieſem Schiffe fährt gar gut
Ein Häuflein wackrer Jungen,
Die ſchöpfen fleißig aus der Fluth
Und haben oft im Jugendmuth
Ein heitres Lied geſungen.
Soll ich der Sänger Namen nennen?
Ihr müßt ihn ſchon von ſelber kennen.
Es weiß ja jedes Kind,
Daß wir es ſelber ſind.

Du Strom, du brauſe immer fort!
Du Schifflein fahre munter!
Es ſchall' des Liedes klingend Wort!
So fahren wir von Ort zu Ort
Vergnügt den Strom hinunter.
Dann grüßen mächtige Meereswellen
Uns graue fröhliche Geſellen,
Wenn wir im Ocean
Einſt glücklich langen an.

## Die Naſentaufe.

Wir freuen uns mit Herz und Mund,
Und haſſen alles Eifern;
Das macht: wir ſind ein Tugendbund
Von frohen Naſentäufern.
Wer will von unſerm Bunde ſein,
Der nehme flugs den beſten Wein,
Und taufe ſich die Naſe
Mit einem vollen Glaſe.

Steck' nur die Naſe in den Kreis
Des Bechers und bedenk' es,
Und prüfe dann mit allem Fleiß
Die Düfte des Getränkes,
Dann führe mit geſchickter Hand
Zum Mund den weinbeſpülten Rand,
Und taufe deine Naſe
Mit einem vollen Glaſe.

Wem irgend wo mit kühnem Muth
Dies große Werk gelungen,
Der hat der Weisheit höchſtes Gut
Mit einemmal errungen.
Er hat der Welt ſich abgethan,
Und zog den neuen Adam an.
Oft tauft er ſeine Naſe
Mit einem vollen Glaſe.

Wer ſich um Geld und Gut zerquält
Auf ſeiner Lebensreiſe,
Wem immer noch ein Sümmchen fehlt,
Daß er ſich glücklich preiſe,
Der trete nur in unſern Bund!
Wir machen ihn gewiß geſund.
Wir taufen ſeine Naſe
Mit einem vollen Glaſe.

Wen Durſt nach Ehr' und Ruhm verzehrt,
Der Drang nach blutigen Kämpfen,
Der werde beſſer hier belehrt,
Wie ſolche Glut zu dämpfen.

Und bald begreife ſein Verſtand,
Daß Stern und Orden eitler Tand;
Dann tauf' er ſeine Naſe
Mit einem vollen Glaſe.

Wer ſich um Gunſt der Frauen härmt,
Solch ein verliebter Bengel,
Der für ein hübſches Püppchen ſchwärmt,
Und nennt es einen Engel;
Betrogne Thoren alle, lauft,
Daß ihr euch eure Naſen tauft!
Ja, jeder tauf' die Naſe
Mit einem vollen Glaſe!

Zwar werden unſre Naſen roth,
Doch ſoll uns das nicht kümmern.
Was hat's für ſonderliche Noth,
Wenn ſie wie Sterne ſchimmern?
Den Purpur liebt die Majeſtät,
Und wer den Purpur nicht verſchmäht,
Der taufe ſeine Naſe
Mit einem vollen Glaſe.

Es ſoll die Naſentäuferei
Recht ausgebreitet werden,
Damit die Menſchheit glücklich ſei
Und ledig von Beſchwerden.
Es kehrt des Paradieſes Glück,
Der Erde goldne Zeit zurück,
Tauft ihr erſt jede Naſe
Mit einem vollen Glaſe.

## König Lenz.

Es fährt ein goldner Wagen
Wohl durch das ganze Land;
Ihn hat geſchickt beſchlagen
Des beſten Meiſters Hand.
Die Räder ſind von Kränzen,
Die Deichſel iſt ein Zweig,
Von Thauesperlen glänzen
Die grünen Leitern reich.
Was iſt das für ein Wagen?
Ihr dürft nicht lange fragen,
Was dies und das und jenes ſei?
Es iſt die Frühlingsluſt im Mai!
Juchhei!

Und auf des Wagens Leitern
Wird hoch ein Stuhl geſchaut,
Der iſt von friſchen Kräutern
Und Blüthen aufgebaut.

Auf dieſem prächtigen Throne
Ein junger König ſitzt,
Des grüne Blätterkrone
Im Sonnenſtrahle blitzt.
Wer iſt der auf dem Wagen?
Ihr dürft nicht lange fragen,
Was dies und das und jenes ſei?
Es iſt der König Lenz im Mai!
Juchhei!

Er hält in ſeinen Händen
Ein Horn und einen Stab,
Darin die reichſten Spenden,
Die je ein König gab.
Er neigt mit hoher Gnade
Den Scepter und das Horn,
Und gießt auf alle Pfade
Des Segens reichen Born.
Was mag der König tragen?
Ihr dürft nicht lange fragen,
Was dies und das und jenes ſei?
Es iſt der junge Trieb im Mai!
Juchhei!

Der König ſei willkommen!
Der König ſei gegrüßt!
Wir haben's wohl vernommen,
Wie gern er buhlt und küßt.
Drum ſind die ſchönſten Dirnen
Erſchienen hier zum Tanz,
Die ſchmückten ihre Stirnen
Mit Band und Blüthenkranz.
Friſch auf in dieſen Tagen!
Wir wollen nicht mehr fragen,
Was dies und das und jenes ſei!
Genießen wollen wir im Mai.
Juchhei!

## Oben und unten.

Auf dem Berge wandelt ſacht
Noch der Abendſtrahl.
Feſt im Arme hält die Nacht
Schon das weite Thal.

Stünd' ich auf des Berges Firn
Selig und allein,
Und es küßte mir die Stirn
Hell der Abendſchein!

Doch mich hält im Thal zurück
Eine weiche Hand,
Ziehet meinen Sehnſuchtsblick
Von der Bergeswand.

Oben einſam aber hell
In des Lichtes Schoos;
Unten fröhlicher Geſell,
Doch ein dunkles Loos.

# Fernes.

Ferne Wolken ſeh' ich ziehen,
Goldgeſäumt vom Abendroth,
Und der Tag im letzten Glühen
Stirbt den ſüßen Flammentod.
In den Trauerſchleier
Hüllt ſich ſtill die Erde ein;
Sieh, ſchon wallt er freier
Ueber Flur und Hain!

Ferne Töne hör' ich klingen,
Die wie Geiſterſtimmen ziehn;
Auf der Abendlüfte Schwingen
Kommen leiſe Melodien,
Zittern und verſchweben,
Grüßen kaum mein lauſchend Ohr,
Rufen in das Leben
Weichen Schmerz hervor.

Ferne Liebe grüß' ich ſehnend,
Ein verklärtes Frauenbild,
Und die Wimper zuckt mir thränend,
Und die Perle träufelt mild.
Ach, die ich gegrüßet,
Trennet von mir weites Land,
Und die Thräne fließet
Spurlos in den Sand.

## Bergſied.

Bergesluft
Haucht um unſre Glieder;
Waldesduft
Strömt auf uns hernieder.
Felſenleiter
Führt uns weiter
Unverzagt
Nach dem Gipfel,
Der die Wipfel
Ueberragt.

Jubelſchall
Auf des Berges Firne,
Widerhall
Von des Felſen Stirne.
Waldesſöhne
Singen Töne
Ohne Zahl,
Und die Lieder
Tönen wieder
Tief im Thal.

In des Quells
Waſſerſtrahlengarben
Glühn am Fels
Regenbogenfarben.
Sonnenſtrahlen
Flammen malen
Friſch und bunt
In die Quelle,
Die ſich ſchnelle
Stürzt zum Grund.

Unſer Aug'
Sucht die Städte gerne;
Blauen Hauch
Gießt darauf die Ferne.
Sie verſchwimmen.
Keine Stimmen
Werden wach.
Wolkenbette
Flieht der Städte
Ungemach.

Frohe Schaar
Stehn wir hier beiſammen,
Bergaltar,
Lodre Liederflammen,
Die wir ſchwingen,
Die wir ſingen
Sonnenwärts!
Flammen, läutert
Und erweitert
Unſer Herz!

# Der Träumer.

Wie war ich doch als Knabe
Ein wunderlicher Held!
Ich zog am grünen Stabe
Träumend durch Wald und Feld.

Ich lag im Schattendüſter
Oft unter einem Baum,
Und bei des Laubs Geflüſter
Kam mir der ſchönſte Traum.

Ich badete die Glieder
Im friſchen Bergesquell,
Da ſenkte auf mich nieder
Ein Traum ſich blühend hell.

Wenn luſtig mit den Schönen
Die Burſche ſich gedreht,
Hat aus des Tanzes Tönen
Ein Traum mich angeweht.

Ich ſchaute wonnetrunken
Des Abendhimmels Saum,
Da weckten ſeine Funken
In mir glührothen Traum.

Dann grüßt' ich wohl die Sterne
Im weiten Azurraum,
Mich grüßte aus der Ferne
Ein neuer ſeliger Traum.

Bald düſter und bald heiter,
Wo ich nur ging und ſtand,
Der Traum hielt als Begleiter
Mich liebend an der Hand.

Was waren es für Gaben,
Die meinen Traum geſchmückt,
Den träumeriſchen Knaben
Beglückt und ſtill entzückt?

Willſt du die Blumen alle
Winden zu einem Kranz?
Willſt an des Himmels Halle
Sammeln den Sternenglanz?

Doch zog ein ſüßes Sehnen
Durch alle Träume hin
Nach einer holden ſchönen
Herzensbeglückerin.

Beim Träumen iſt's geblieben.
Ich fand die Schöne nicht.
Und all mein heißes Lieben
Ward endlich zum Gedicht.

## Die Abendwolke.

Sanft ſtarb der Sommertag; die Nacht ummantelt
Mit goldumwirktem Schleier ſeine Reſte.
Als dunkle Leichenfrau die Wolke wandelt
Still weinend durch des Abendhimmels Veſte.
Das durſt'ge Land trinkt ihre Thränenfluth,
Die wird bis morgen ihm zum reichſten Segen,
Doch ſie, die ausgeſtrömt den milden Regen,
Verſchwimmt nun ſelber in der Abendglut.

Und auch die Glut verliſcht. — In hehrer Stille
Schmiegt ſich die Nacht an die geliebte Erde
Und wird zur Wächt'rin ihr, zur ſichern Hülle.
Und überall rauſcht das allmächt'ge „Werde!"
Nach heißem Tagesſtreit vom kühlen Naß
Erquicket drängen alle zarten Triebe.
Sieh das Geheimniß hier der ew'gen Liebe,
Die ſtets in Segen wandelt Kampf und Haß!

Dem lauten heißen Tag möcht' ich nicht gleichen;
Ich wünſche nicht zu prangen und zu ſcheinen.
Als Abendwolke möcht' ich nur mich zeigen
Und ſtillen Segen auf die Erde weinen;
Und hätt' ich ſo vollbracht der Liebe That,
Möcht' ich verſchwimmend ſelig mich verklären;
Und dann erſt müßte ſich die That bewähren
Und reich entkeimen meines Wirkens Saat.

O Herr, der du im Abendwetterleuchten
Befruchtend über deine Erde ſchreiteſt,
Mach' mich der Wolke gleich, der ſegenfeuchten,
Die du als Regen auf die Fluren breiteſt!
Und wenn ich ausgeſtrömt die Liebe ganz,
Die du in mich gegoſſen und geſenket,
Wenn viele Herzen fröhlich ich getränket,
Laß mich verſchwimmen, Herr, in deinem Glanz!

# Aſtronomie.

Ihr Sterne grüßt hernieder
Aus euerm blauen Zelt,
Und habt auch heute wieder
Mein dunkles Herz erhellt.
Wie in der Erde Räumen,
So war es in mir Nacht:
Ihr habt mit Licht und Träumen
Mir Flammen angefacht.

Wenn mich die Menſchen ſchelten,
Entfloh ich ihrem Kreis:
Ihr brüderlichen Welten
Liebt dann mich doppelt heiß.
Wohl hab' ich mit den Thoren
So manche Sommernacht
In eitlem Thun verloren,
In Saus und Braus vollbracht.

Nun zürnen ſie, daß einſam
Ich alle Nächte bin.
Als zögen wir gemeinſam
Nicht durch den Himmel hin.
Als wärt ihr, Myriaden,
Mir nicht ſo nah verwandt!
In Thau zuſammen baden
Wir unſrer Herzen Brand.

Die euch nur Welten nennen,
Sind ewig von euch weit.
Ich muß euch beſſer kennen,
Da ihr mir Freunde ſeid.
Ihr ſeid ja Dichterherzen,
Die trauernd hier verblüht,
Und dann als Himmelskerzen
Dort fröhlich aufgeglüht.

Denn wem des Liedes Blüthe
Die Lebensnacht erhellt,
Der trägt tief im Gemüthe
So wunderbare Welt.

Der birgt von Stern und Sonne
In ſich das Saamenkorn,
Sein Herz hegt Glut und Wonne,
Und iſt der Liebe Born.

Und Liebe ſtrömt als Lieder
Aus dieſes Herzens Kern;
Sinkt hier es welkend nieder,
Geht dort es auf als Stern.
Und Liebe ſtrömt als Strahlen
Dann aus das Sternenherz,
Die ſenden allen Qualen
Den Himmel erdenwärts.

## Lieder der Nacht.

### I.

### Mein Wunſch.

Meines Lebens Himmelszelt
Soll ein helles Blau nicht malen.
Unverhüllt in meine Welt
Soll des Tages Aug' nicht ſtrahlen.

Meine Sonne, wenn ſie ſcheint,
Soll ein Wolkenflor umweben,
Eine Wolke, die da weint
In mein tiefes Sehnſuchtleben.

Nur gedämpfter Ton beglückt,
Nur des goldnen Lichtes Hülle;
Mehr als heiße Luſt entzückt
Süßer Schwermuth Thränenfülle.

Ueber meine Tage zieh',
Zu erhöhter ſtiller Feier,
Holder Schwermuth Sympathie,
Deinen leichten Dämmerſchleier!

Aber rein gib mir die Nacht,
Aufgeſchloſſen ihre Ferne.
Göttlich Schickſal! — Eure Pracht
Gebt mir ganz, ihr ewigen Sterne!

---

## 2.

### Die All-Mutter.

O Nacht! du dunkle Mohrenkönigin,
Des Alls Gebärerin und Nährerin,
Du Iſisbild in ewigen Schleiern!
Von Liedern laß, die ich mit dir gezeugt,
Die du mit deiner Sternenmilch geſäugt,
Laß dich von ihnen, hehre Mutter, feiern!

Einſt iſt die Erde, auf den Wink des Herrn,
Aus deinem Schooſe als ein dunkler Stern
Geheimnißvoll hervorgewandelt;
Doch hieltſt du ſie mit mütterlichem Arm
Noch lang umſpannt und hatteſt ſie gar warm
Mit deinen Hüllen ſiebenfach ummantelt.

Kein Blitz noch flammte drohendes Geſchick.
Und noch traf keines Tages frecher Blick
Den jungen Reiz der Erde lüſtern.
Tiefdunkel war das erſte Paradies,
Und auf den Bergen, auf den Waſſern ließ
Sich hören nur ein ahnungsvolles Flüſtern.

An deinen Brüſten, ernſtes Götterweib,
Hing ruhig noch ihr zarter Kinderleib,
Süß eingelullt von deinem Liede;
Da regten ſich die ſchwachen Pulſe kaum;
Auf ihren Augen lag ein ſtiller Traum,
Um ihre Stirn flog noch ein ſüßer Friede.

Und auf dem Bette, das du liebereich
Aus Roſenwolken ihr bereitet weich,
Ruht ſie, von Düften eingeſponnen.
Dort um das Lager ſtanden dicht gereiht
Geheimniſſe der höchſten Seligkeit,
Des kühnſten Glücks unausgeſprochne Wonnen.

Auch zogen, auf dein mütterlich Geheiß,
Die Stunden ruhig und harmoniſch leis
Ihr um das Haupt im gleichen Tanze.
Sie waren ſelber Kinder noch. — Die Zeit
Stand jung und ſchön im erſten Flügelkleid
Bei ihr mit einem weißen Knospenkranze.

Sie trug den Kranz, weil ſie noch Jungfrau war.
Die Hohe hatte da noch nicht das Jahr
Geboren, das vierfach getheilte.
Mit Schleiern war umhüllt noch ihre Zucht.
Sie wußte nichts von übereilter Flucht,
Die ſchweſterlich noch bei der Erde weilte.

Du goſſeſt, Nacht, aus deinem Wunderhorn
Auf deiner Tochter Bruſt den kühlen Born,
Des Lebensbalſams friſche Welle.
Doch wie ſie badend noch im Meere lag,
Am Himmel zuckte ſonnig auf der Tag
Und warf auf ihren Reiz die erſte Helle.

Die Sonne kam, ein jugendlicher Held,
Und ſchaute kühn ins Aug' der jungen Welt,
Da iſt das Glück von ihr geſchieden.
Er küßte ſie mit flammender Begier;
Er warf ſein glühendes Geſchoß nach ihr
Und ſcheucht' auf ewig ihren ſüßen Frieden.

## 3.

### Der alte Friede.

Und die Welt hat ſie vergeſſen
Dieſes Friedens Seligkeit,
Weiß nicht, daß ſie einſt beſeſſen
Eine marterloſe Zeit. —
Welch ein nimmermüdes Ringen
Hat das Menſchenherz erfaßt,
Auf des Geiſtes kühnen Schwingen
Fortzuſtreben ſonder Raſt!

Nur der Dichter im Gemüthe
Ahnet das verlorne Gut,
Und es ſchwimmt der Sehnſucht Blüthe
Weſtwärts auf der Lebensfluth;
In des Tages heißen Sorgen
Kehrt ſie ſich der ſeligen Ruh
Vor der Erde erſtem Morgen
Träumeriſch thauverlangend zu.

Aber wenn der Lichttitane
Nun die Welt dem kühlen Kuß
Jener alten dunkeln Ahne
Fliehend überlaſſen muß,
Wirſt die Sterblichen ſie nieder,
Mächtige Siegerin im Streit.
Doch dem Dichter bringt ſie wieder
Ihre alte Seligkeit. —

Sieh es harret mein Verlangen,
Heilige Nacht, auf deinen Kuß!
Gieße mir auf Stirn und Wangen
Deines Friedens Balſamfluß!
Gieß ihn aus auf meine Lieder,
Und das Auge wird mir klar!
Und es ſtrömt durch Herz und Glieder
Kraft und Wonne wunderbar.

## 4.

### Die Alrune.

Nacht, ernſte zauberiſche Träumerin,
Erſchaffrin wonneſeliger Geſtalten,
Dein bin ich ganz; ich fühle Herz und Sinn
Von deinen Zauberkräften feſtgehalten.

Erhabne Rune, ewig junge Fei,
Von deinem Munde flammen Sternenranken.
Mir aus der Bruſt lockſt du den Wonneſchrei
Und aus dem Haupte leuchtende Gedanken.

Wirf deinen Zaubermantel um mich weit,
Laß deinen Stab an meinen Scheitel rühren,
Daß deine Geiſter mich der Wirklichkeit
Ins heitre Reich der Phantaſie entführen.

Gib mir mich ſelber wieder kindlich rein
Und küſſe weihend meine Lippen beide,
Die mir des Lebens arger Lug und Schein
Mit ſeinem Judaskuſſe früh entweihte!

Entſündige mich mit deinem reinen Thau!
Gib Jugend mir mit deiner Lüfte Wehen!
Und laß aus deinen Armen, Götterfrau,
Als einen Götterſohn hervor mich gehen!

## 5.

### Der Günſtling der Nacht.

Hauch', hehre Nacht, mit dunkelm Schweigen
Auf meine Lippen deinen Kuß,
Und laß beflügelt ihm entſteigen
Der Dichtkunſt lichten Genius! —
Ich fühle ſeines Fittichs Nahen
An der Empfindung höhern Schwung,
Ich fühl' ſein liebendes Umfahen
Mit glühender Begeiſterung.

Du biſt es, Schöpfrin ſeliger Wonnen,
Du biſt es, ſtille große Nacht,
Die mir im Glanze milder Sonnen
Der Seele Gluten angefacht.
Von deinem Lebensborne trunken,
Zu hohem Prieſteramt geweiht,
Bin ich an deine Bruſt geſunken,
Du Mutter ſüßer Einſamkeit.

Erſchließ' mir deines Tempels Hallen,
Eröffne mir dein Sternenhaus!
Laß meine ſcheuen Schritte wallen
Im hohen Bogen deines Bau's!
Daß ich an deinen Altar trete,
Vergönne mir im Sternenlicht!
Nimm meines Opfers Glutgebete,
Nimm an mein flammendes Gedicht!

Du biſt es, die auf meine Pfade
Mir duftige dunkle Blumen ſtreut;
Du biſt es, die mit hoher Gnade
Mein armes Dichterherz erfreut.

Wenn du auf fieberheiße Wangen
Mir drückſt den kühlen feuchten Mund,
Schweigſt du mein ſehnendes Verlangen
Und machſt mein krankes Herz geſund.

Ich weiß, daß mit dem neuen Lichte
Der Tag mir neue Qual gebracht,
Doch ſchwelg' ich jauchzend im Gedichte,
Als währte ewig mir die Nacht.
Ich weiß, daß morgen böſes Wirren
Mir Schmerzen bringt und bittre Schmach,
Doch grüß' ich deines Flügels Schwirren,
Als käme nimmer mir der Tag.

Du winkeſt mir mit ernſter Güte
Und öffneſt deinen Zauberſchrein;
Drin liegt des Liedes duftige Blüthe,
Umwebt von mildem Sternenſchein.
Du öffneſt mit verhülltem Finger
Der Poeſie verſchloßnes Thor,
Und aus dem glanzerfüllten Zwinger
Schwebt ein verklärtes Weib hervor.

Sie iſt's, die Sternenlichtverklärte,
Die oft mich ihren Liebling hieß;
Sie iſt es, die mit ſcharfem Schwerte
Mir oft das treue Herz durchſtieß;
Sie iſt es, die in ſüßen Stunden
Mich als ihr Kind am Buſen trug,
Und dann mir wieder neue Wunden
Mit ihrer blanken Waffe ſchlug.

Doch naht ſie mir, den Sternenſchleier
Der Mutter Nacht ums Haupt gehüllt,
Dann hat ſie mild mit ſüßer Feier
Mein ganzes tiefes Sein erfüllt.
Sie reicht der Blüthe ſchlanken Stengel
Mir aus dem Zauberſchreine dar,
Und flechtet ihn, ein gütiger Engel,
Mit holdem Lächeln mir ins Haar.

Nun legt um mich im Rhythmentanze
Die ſchlanken Arme das Gedicht,
Es träuft mir aus dem Sternenkranze
Des Wohllauts Wonne ſanft und licht.

Die Göttin wird zum holden Kinde
Und ſchlingt mit einem Lorbeerreis
Die purpurrothe Prieſterbinde
Mir um des Hauptes hellen Kreis.

Zu meinem reinſten höchſten Glücke
Baut ſie mit zarter Feienhand
Für mich die lichte Sternenbrücke
Hinüber in ihr ſeliges Land.
Dort wiegt ein göttliches Erbarmen
— Des Tages Strahl gewährt es nie —
O Nacht, mich ſüß in deinen Armen,
In deinen Armen, Poeſie!

## 6.

### Verwandlung.

Und nun verſchmelzen die Geſtalten
Zu einer göttlichen Geſtalt,
Wie duftige Blüthen ſich entfalten
Zu einem prächtigen Blüthenwald.
Nur eine Göttin iſt es eben,
Die ſtill in mein entwürdigt Leben
Des Liedes würzige Schale geußt,
Und Nacht und Poeſie mir heißt.

O breite deines Schleiers Bauſchen
Auf jede häßliche Geſtalt!
Laß deinem Flüſterlied mich lauſchen,
Wenn mir des Tages Schrei verhallt!
Vergolde mir mit Sternenflimmer
Des Lebens trügeriſchen Schimmer!
Gib mir für das gemeine Wort
Des Liedes tönenden Akkord!

Und wenn du mir die Mutterhände
Sanft auf das Haupt gebreitet haſt,
So wandle meines Kerkers Wände
In einen leuchtenden Palaſt!
Den Schmerz im Haupt zur Wonneflamme! —
Dein Ammenlied, du ſüße Amme!
O wiege mich ein! O ſinge mich ein,
Süß Amme mein! Lieb Mütterlein!

## 7.

### Nacht und Poeſie.

Unzertrennbar mir und eins,
Nacht und Poeſie, du Hohe!
Mit der Spende deines Weins
Zündeſt du des Liedes Lohe
In der Bruſt, der qualgedrückten,
Dann von deinem Kuß beglückten.

Blüthenglanz und Sternenglanz
Sind aus einem Licht entſprungen.
Sternenkranz und Liederkranz,
Nur ein Kranz hält mich umſchlungen.
Liederrhythmen, Bilder, Töne,
Einen Quell hat alles Schöne.

Eins ſind Poeſie und Nacht,
Und aus ihrem Schoos entſpringen
Sonnen in urewiger Pracht,
Lieder ſind's mit Strahlenſchwingen.
Was auf Erden glänzt und lichtet,
Von der Nacht ward es gedichtet.

Tret' ich in ihr ewiges Reich
Bald zurück, dem ich entſprungen,
Grüßen Töne mich ſogleich,
Die mich ſchmeichelnd einſt umklungen,
Als noch nicht des Tages Helle
Mich entführt der Liederquelle.

Denn die ſelige Nacht, die nie
Ward beſiegt von irdiſchen Sonnen,
Iſt die ewige Poeſie,
Iſt des Lebens ewiger Bronnen.
Tränke mich aus ſeiner Tiefe
Wunderbarer Apokryphe!

---

## 8.

### Neue Jugend.

Mit beſorgtem Mutterlächeln
Ueber mir die Nacht ſich beugt.
Ihre duftigen Hüllen fächeln
Um die Bruſt mir thauig feucht.
Mit des Tages letzten Strahlen
Hat ſie Harm und heiße Qualen
Aus dem Herzen mir verſcheucht.

Schnell geheilt mit würzigem Tranke
Hat ſie meines Fiebers Brand. —
Nun entſchlüpfet der Gedanke
Ihrem wallenden Gewand,
Ungeahntes mir verkündend,
Strahlen um das Haupt mir zündend
Königsreif und Prieſterband.

Kündeten mir Schmerzgefühle,
Daß ich hoch zum Mann gereift,
Hat mir liebend ihre kühle
Hand die Jahre abgeſtreift.
Und aus ihres Mantels Falten
Schweben Graziengeſtalten,
Die die Sehnſucht ſchnell ergreift.

Meine Jugend bringt ihr wieder
Im purpurnen Lebenswein,
Und es baden Herz und Glieder
Sich vom Staub der Jahre rein.
Meine Jugend bringt ihr wieder,
Genien mit Glanzgefieder!
Schenkt mir volle Becher ein!

Eure leichten Tänze wiegen
Mich in Luſt vergangner Zeit.
Um das Haupt mir Kränze fliegen
Seliger Vergeſſenheit.
Nichts vom bittern Lebensharme
Weiß ich mehr in euerm Arme
Und von böſer Tage Streit.

Dank, erbarmungsreiche hohe
Mutter, heißgeliebte Nacht,
Die du meine ſchmerzlich frohe
Jugend mir zurückgebracht,
Die nach peinlicher Bedrückung
Unausſprechliche Entzückung
In der Bruſt mir angefacht!

Alles glänzt um mich und maiet,
Alles grünt in Jugendpracht
Wunderbilder, hold gefeiet,
Leuchten meiner ſtillen Wacht.
Dank jauchzt deiner reichen Gabe
Der begeiſtrungtrunkne Knabe,
Süße, hehre, heilige Nacht!

## 9

### Sternenmilch.

Du wunderthätige Amme,
Die mit der Hand von Duft
Die Dioskurenflamme
Aus meinem Haupte ruft,
Die mit dem Jugendborne
Aus ihrer Bruſt mich tränkt,
Und aus dem vollen Horne
Mir Wunderſchätze ſchenkt.

Ich darf den Becher leeren,
Erhabne Königin.
Nicht jeglichem Begehren
Reichſt Du die Brüſte hin.
Wer glüht, dich zu umſchlingen,
Der muß mit Götterkraft
Mit dir, Gewaltige, ringen
Um deinen Lebensſaft.

Wer an des Bechers Rande
Schon kühn zu trinken glaubt,
Dem wirfſt du Eiſenbande
Des Schlafes um das Haupt.
Ein Tropfen deines Schaumes
Wird ihm gemiſcht mit Mohn.
Ihn hält der Gott des Traumes;
An Mutterſtatt — der Sohn

Und wie auch Glanzgebilde
Des Gottes Zauber kührt.
In lachende Gefilde
Des Pigers Seele führt:
Er geht die bunten Bahnen
Sich ſelber unbewußt.
Und kaum ein dunkles Ahnen
Bleibt ihm von aller Luſt.

Doch wer mit Schwert und Schilde
Dich, Götterweib, bezwang,
Dem zeigſt du höchſte Milde
In Wunderbild und Klang.

Mit ſelbſtbewußter Klarheit
Wird ihm das Haupt erfüllt;
Du gibſt die irdiſche Wahrheit
Dem Frohen unverhüllt.

Je ſchmählicher geſchändet
Ihn der Gemeinheit Fuß:
Je reichre Schätze ſpendet
Ihm deiner Liebe Kuß. —
Wie oft haſt du gegeben
Mir deines Nektars Koſt
Und mein zertretnes Leben
Durchglüht mit deinem Troſt!

## 10.

### Das Nachtauge.

Wen du mit deiner höchſten Gunſt beglückt,
Dem haſt du in geheimnißvoller Stunde
Mit deinem ſüßen düfteweichen Munde
Den Weihekuß auf's trunkne Aug' gedrückt

Und neue Sehkraft flammt in ſeinem Blicke,
Ein zaubermilder Sternenſtrahl, ſogleich,
Und in der Dichtung abendrothes Reich
Baut ſich ihm ſchnell die Regenbogen-Brücke.

Er ſieht der Elfen leicht geſchwungnen Tanz
Am Quellenraine mit verklärtem Auge:
Er ſieht die Gnomen in der Erde Bauche
Und des Metallſtroms dunkelrothen Glanz.
Er ſieht das bunte Quellenhaus im Berge,
Das prächtige Schloß von funkelndem Kryſtall.
Er ſieht die vielgeſchäftigen Geiſter all',
Kobolde, Nixen, Wichtelchen und Zwerge.

Des Wald's Geheimniß ward ihm offenbar,
Und er verſteht der Bäume ſeltſam Rauſchen,
Er darf des Quells und Zephyrs Kuß belauſchen,
Und ihre leiſe Zwieſprach' iſt ihm klar.
Im Roſenkelche ſchaut ſein thränend Auge
Den holden Reiz der Elfenkönigin,
Wie die von Düften trunk'ne Schläferin
Geſchaukelt wird vom liebeſeligen Strauche.

Auch kundig, wie der weiſe Salomon,
Iſt er der Vögel wunderbarer Sprache.
Ihm nah'n das Kindermärchen und die Sage,
Und weih'n ihn ein in ihren Liederton.
So iſt das Wunderreich ihm aufgeſchloſſen,
Und ſchwelgen darf er d'rin mit Hochgenuß.
Das iſt der Segen, Nacht, von deinem Kuß,
Den liebend du auf's Auge ihm gegoſſen.

Ich war ein Kind, das in des Mondes Glaſt
Den Berg durchſchweifte über meinem Thale,
Als du im Hain bei ſeinem feuchten Strahle
Den Weihekuß mir ſanft gegeben haſt.
Des Tages bunter Reiz verblich für immer
Mir, der den Blick für ſeine Welt verlor.
Doch leuchtend ſtieg die Götterwelt empor
Vor meinem Aug' mit ewigem Sternenſchimmer.

Dafür hat mich die Welt des Tags gequält;
Sie hat mir jeden Biſſen Brot verleidet,
Sie hat um dein Geſchenk mich nicht beneidet,
Das ſie zu werthlos eiteln Dingen zählt.

Ich aber geh', wenn mir dein Schleier dunkelt,
Still und allein in deinem heiligen Bann,
Ein wehmuthreicher, wonneſeliger Mann,
Vom Sternenlicht der Poeſie umfunkelt.

## II.

### Die Sturmnacht.

Ha! heute dir in's Aug' zu ſchauen,
Von deines Zornes Kraft umweht!
Wie zucken deine finſtern Brauen
In fürchterlicher Majeſtät!
Wie ſauſen fliegend deine Locken!
Wie rauſcht dein dunkles naſſes Kleid!
Mein Auge richtet ſich erſchrocken
Auf deine düſt're Herrlichkeit.

Zerbrochen haſt du heut' die Kette
Der Wolken und der Waſſerfluth,
Und brauſend wühlt ein neues Bette
Sich durch die Flur des Stromes Wuth.

Zerſchmettert von des Sturmes Keule
Danieder liegt des Menſchen Haus,
Und d'rüber, wie mit Hohngeheule,
Stürzt ſich des Waſſerſchwalls Gebraus.

Doch meine Seele faßt kein Grauſen
In dieſer ungeheuern Schlacht.
Mit deiner Stürme wildſtem Brauſen
Schwellſt du das Herz mir, große Nacht.
In dieſem wildentbranntem Streite
Enthüllt ſich mir ein göttlich Loos:
Die Sieg'rin ſtellt an ihre Seite
Mich, ihren Liebling, frei und groß.

Denn nur armſeliges Gewürme,
Nur kleine giftige Menſchenbrut
Erzittert feig' bei deiner Stürme
Erhab'ner majeſtätiſcher Wuth.
Ein großes Herz wird hoch erhoben,
Wenn auch geſchmäht vom Unverſtand,
In deiner Stürme grimmen Toben,
In deiner Blitze grauſem Brand.

O laß die Flamme nicht erkalten,
Die du entzündet haſt in mir!
Entführe mit des Sturms Gewalten
Mich frei und groß und ſtark von hier!
Zertrümm're dieſe ird'ne Schale,
In der der Geiſt ſo mächtig brauſt,
Mit deiner Blitze ſchärfſtem Strahle!
Zerſchlage ſie mit deiner Fauſt!

## Lied des Auswanderers.

Endlich, langerſehnter Tag,
Darf ich dich begrüßen!
Schütteln darf ich Staub und Schmach
Heute von den Füßen,
Und von Herz und Haupt die Pein
Alter Schmerzensbrände.
Laß es nun geſchehen ſein,
Denn es geht zu Ende.

O wie ſcheid' ich froh und leicht
Von euch, lieben Leute,
Ob die Hand auch Keiner reicht
Mir zum Abſchied heute!
Geben ferner euch Gedeih'n
Alle Elemente!
Laß es nun geſchehen ſein,
Denn es geht zu Ende.

Euern Hohn und bittern Spott
Hab' ich ſtill ertragen.
Nur geſehen hat es Gott,
Wie mein Herz geſchlagen,
Wie in ſtiller Nacht allein
Oft ich rang die Hände.
Laß es nun geſchehen ſein,
Denn es geht zu Ende.

Heuchleriſch manch' güldnes Kalb
Habt ihr angebetet,
Alten Teig und neuen halb
Immer ſchlecht geknetet.
Wiſſentlich der Lüge Schein
Gabt ihr Opferſpende.
Laß es nun geſchehen ſein,
Denn es geht zu Ende.

Freche laſterhafte Brut
Sah' ich euch erhöhen,
Sah' im ſtolzen Uebermuth
Sich die Dummheit blähen.

Schelm und Heuchler zum Verein
Boten ſich die Hände.
Laß es nun geſchehen ſein,
Denn es geht zu Ende.

Jedes Laſter durfte meiſt
Ganz behaglich leben,
Konnt' es von der Tugend dreiſt
Nur den Schein ſich geben.
Plump geſpielet oder fein,
Je nachdem die Rente.
Laß es nun geſchehen ſein,
Denn es geht zu Ende.

Jeder hat den andern Wicht
Immer wohl verſtanden;
Schmeichelt ihm in's Angeſicht.
Gute Komödianten!
Wartet vor ihm auszuſpein,
Bis er nur ſich wende.
Laß es nun geſchehen ſein,
Denn es geht zu Ende.

O wie hat in mir gebrannt
Heiliger Liebe Feuer!
Und wie war, o Vaterland,
Mir der Wunſch ſo theuer,
Daß in deiner Männer Reih'n
Ich dir dienend ſtände!
Laß es nun geſchehen ſein,
Denn es geht zu Ende.

Hoffend meiner Liebe Macht
Sollte dir noch nützen,
Wollt' ich gern in Kampf und Schlacht
Dir mein Blut verſpritzen.
Jede Hoffnung war nur Schein,
Trügeriſche Blende.
Laß es nun geſchehen ſein,
Denn es geht zu Ende.

Denn der Mann voll Lieb' und Zorn,
Der geſinnungsvolle,
Findet keine Ähre Korn
Je auf deiner Scholle.

Buben gibſt du Brot und Wein,
Gold in feile Hände.
Laß es nun geſchehen ſein,
Denn es geht zu Ende.

Und wohin mein Auge blickt,
Nur geſchminkte Lüge,
Pfiffig, daß ſie ſich geſchickt
In die Dinge füge,
Daß nach Wind und Sonnenſchein
Sie den Mantel wende.
Laß es nun geſchehen ſein,
Denn es geht zu Ende.

Deutſche Sprache, edles Buch,
D'raus der Mann ſich tüchtigt,
Nun in jedem Bittgeſuch
Arg mit Schmach gezüchtigt!
Biſt du darum ſtark und fein,
Daß der Trug dich ſchände?
Laß es nun geſchehen ſein,
Denn es geht zu Ende.

Alles laß' geſchehen ſein
In der letzten Stunde.
Drück' die Hand in's Herz hinein,
In die alte Wunde.
Ruhig. ruhig. Schmerzensbrand!
Sieh' ich heb' die Hände.
Segne ſtill mein Vaterland. —
Alles iſt zu Ende.

## Verdammt die Philiſterei!

Philiſter geh'n uns gar nichts an.
Wir haben uns der Leute
Mit Zopf und Puder abgethan,
Und leben fröhlich heute.
Ihr dürft nicht auf ſie hören,
Daß ſie die Luſt nicht ſtören!
D'rum haltet euch von ihnen frei!
Verdammt ſei die Philiſterei!

Es iſt ein ſchlechter Menſchenſchlag,
Doch mächtig auf der Erde,
Der, uns zum Schreck, ſeit Jahr und Tag
Wie Spatzen ſich vermehrte.
Du ſiehſt ſie auch in Haufen
Auf allen Gaſſen laufen
Mit langen Ohren und Geweih'.
Verdammt ſei die Philiſterei!

D'rum ſitzen ſie an jedem Ort
Zuſammen auch wie Spatzen,
Ergreifen überall das Wort,
Und ſchwatzen, ſchwatzen, ſchwatzen
Ein Langes und ein Breites,
Ein Dickes und ein Weites,
Und Großes iſt doch nichts dabei.
Verdammt ſei die Philiſterei!

Wohin man geht, wohin man tritt
Auf Wegen und auf Stegen,
Da läuft auch ein Philiſter mit,
Oder kömmt uns entgegen.
Vom Wetter das Gerede;
Von Schiller und von Göthe
Die alte ewige Litanei.
Verdammt ſei die Philiſterei!

Zwar ſiehſt du jetzt nicht mehr den Zopf
In ihrem Nacken ſchwanken,
Doch tragen ſie ihn nun im Kopf
Statt Hirnes und Gedanken.

Ihr Herz iſt jetzt gerudert
Und Spreu hineingefudert.
So Kopf und Herz voll Zopf und Spreu:
Verdammt ſei die Philiſterei!

Im Frühling hören ſie gar fein
Rings wachſen alle Gräſer.
Sie zählen, ſitzen wir beim Wein,
Die Tropfen und die Gläſer;
Schon bei der zweiten Flaſche
Verſchließen ſie die Taſche,
Und holen Hut und Stock herbei.
Verdammt ſei die Philiſterei!

O Simſon, längſt ſchon biſt du hin!
Ach, käm'ſt du nächſtens wieder,
Und ſchlügeſt mit dem Eſelskinn
Die Lumpen alle nieder!
Entledigt der Beſchwerde,
Wir wären Herrn der Erde;
Da ſchallt' ein wahrer Jubelſchrei:
Frei! frei von der Philiſterei!

# Liederwandlung.

Meine Lieder waren Tauben.
Sie girrten ſo ſüß und hold,
Und Küſſe geben und rauben
War Alles, was ſie gewollt.

Dann wurden ſie Nachtigallen,
Sie ließen nur Liebesqual
In ſanften Klagen erſchallen
Beim bleichen Mondesſtrahl.

Meine Lieder wurden Aare,
Sie drangen durch Nebelflor
Und Wolken zum Weltaltare,
Zum Sonnenheerd empor.

Meine Lieder ſind nun Raben.
Schon manche Schreckensnacht
Auf Leichenfeldern haben
Sie düſter zugebracht.

# Mein Lied.

Ein Wand'rer pilgert durch die Welt,
Durch Thäler über Höh'n,
Und was dem Herzen nur gefällt,
Hat er gehört, geſehn.
Manch' Lied war ihm erklungen,
Von Nachtigall'n geſungen!
Entzückt blieb oft er lauſchend ſteh'n.

Einſt grüßt ihn morgens früh im Hain
Einfachen Liedes Klang;
Es mochte wohl ein Hänfling ſein,
Der ſeine Weiſen ſang.
Der Wandrer horcht nicht lange
Dem ſanften Vogelſange,
Der freundlich ihm zum Herzen drang.

Bald ſchwieg des Lied's beſcheid'ner Schall.
Der Wandrer zog davon.
Und ſang auch keine Nachtigall,
War's doch ein lieber Ton.
Er hat das Lied empfunden;
Von ſeinen Lebensſtunden
Iſt eine unvermerkt geſloh'n.

# II.

# Liebesgedichte.

## Das ewige Geſetz der Dinge.

Auf entbundnem Fittich reißt
Sich im Reiche der Gedanken
Kühn der gottgeborne Geiſt
Aus des Erdenſternes Schranken.

Und vom ſchwebenden Atom
Stürmt er auf der Weſen Leiter
Aufwärts bis zum Sonnenſtrom,
Und von dort noch fliegt er weiter.

Darf er auf der großen Fahrt
Sich das Weltenräthſel löſen,
Das Geſetz, das Alles paart,
Und zuſammenhält die Größen?

Ja, er ahnt es, ſelbſt ein Glied
In der Kette dieſer Weſen;
Der die Ahnung ihm beſchied,
Hat zum erſten ihn erleſen.

So die Mannichfaltigkeit
Der verſchiedenſten Geſtalten
Sieht im Raum er, in der Zeit
Ein Geſetz zuſammenhalten.

Neue Formen ſchöpft's herauf
Aus des Urſeins tiefem Bronnen,
Rollt im tauſendjährigen Lauf
Sonnen immer nach den Sonnen.

Blumen küßt es auf und mengt
Ihren Staub im Frühlingshauche.
Wenn es Herz zum Herzen drängt,
Glühet ſelig Aug' in Auge.

Zwiſchen Geiſtern ſchlingt's den Bund,
Kettet ſie in Luſt zuſammen
Und das Räthſel wird dir kund
In den ſüßvereinten Flammen. —

Als in lauer Sommernacht
Hulda's Arme mich umſtrickten,
Und in ahnungsreicher Wacht
Auf wir zu den Sternen blickten;

Als im langen Feuerkuß
Wir vom Stoff befreit uns wähnten,
Und im ſeligſten Genuß
Unſre Augen Wonne thränten:

Da iſt das Geſetz der Welt
Sonnen gleich uns aufgegangen,
Und von ſeinem Glanz erhellt,
Hielten wir uns eng umfangen.

Dies Geſetz, dem Alles fröhnt
In dem ewigen Weltgetriebe,
Das von Pol zu Pole tönt,
Es iſt das Geſetz der Liebe.

## Erſtes Begegnen.

Iſt es Wahrheit, oder weben
Träume meinem trunk'nen Aug'
Schattenbilder, die entſchweben
Vor des Lebens kühlem Hauch?

Aus den blauen Augenſonnen
Jener reizenden Geſtalt
Stieg ein Zauber, der umſponnen
Mich mit magiſcher Gewalt.

Dieſer Augen ſüßem Strahle
Keine Glut der Erde gleicht.
Hat des Dichters Ideale
Eine Sterbliche erreicht?

Und von dieſem Strahl entzündet,
Glüht die Seele mir und brennt,
Und die Flammenglut verkündet,
Was die Lippe noch nicht nennt.

## Zum Park!

Ha! die neun erſehnten Schläge
Tönen von dem Thurme mir.
Und ſchon bin ich auf dem Wege
Nach dem blühenden Revier,
Nach dem düftevollen Garten,
Wo viel tauſend Blumen ſtehn.
Eine weiß ich meiner warten,
Eine doch vor allen ſchön.

Was bekümmert mich die Menge,
Die den weiten Park durchzieht!
In die ſtillen Laubengänge,
Wo mein holdes Röschen blüht,
Ziehet mich unwiderſtehlich
Meiner Liebe treuer Sinn.
Meine Wünſche fliehn unzählig
Schon den ganzen Tag dahin.

Schnell drum! — Wo die Blumen prangen
Und die Düfte hauchen lind,
Wird mich liebewarm umfangen
Mein geliebtes ſüßes Kind.
Stürmiſche Sehnſucht giebt mir Schwingen,
Und den Garten grüß' ich ſchon. —
Ha! dort kommt ſie, mir zu bringen
Treuer Liebe ſchönſten Lohn.

# Mein Mädchen.

Roth wie der Kirſche Blut
Leuchtet ihr Mund.
Wangen voll zarter Glut,
Grübchen ſo rund.
Rund auch das Doppelkinn,
Niedlich und klein.
Gern mit verwegnem Sinn
Biß' ich hinein.

Perlen vom reinſten Glanz,
Kleinod im Schrein,
Schließet der Lippen Kranz
Zauberiſch ein

Perlen in Roſenhut!
Köſtlicher Zaun,
Möchte mein höchſtes Gut
An dir vertraun!

Spiegelnd die ſchöne Welt,
Blumen voll Thau,
Aehnlich dem Himmelszelt,
Augen ſo blau,
Und ſo voll Sternenſchein,
Strahlen mir zu
Tief in das Herz hinein
Himmliſche Ruh'.

Wie ſich das blonde Haar
Ringelt und rollt,
Scheint es mir oft fürwahr
Lauteres Gold.
Reizenden Buſens Zier
Wölbet ſich leicht,
Garten, der Roſen mir
Wiederum reicht.

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Wie auch das Aug' ergötzt
Hober Genuß,
Fordert der Mund doch jetzt
Glühenden Kuß,
Strebt doch der raſche Arm
Zärtlich entzückt,
Daß an die Bruſt er warm
Liebend ſie drückt.

## Die Wangen-Grübchen.

Kind, deiner Wangen Tellchen
Sind ſüßer Scherze Schaukeln
Und neckiſcher Launen Quellchen,
Die Grazien umgaukeln.

Herz, deiner Wangen Tellchen
Sind holde Honiggrübchen,
Der Schelmereien Zellchen,
Der Stachelbienen Stübchen.

Du wurdeſt in der Wiege
Geküßt vom Götterknaben;
Er hat dir in die Züge
Die Küſſe eingegraben.

Als er die leichten Grübchen
Erblickt in deinen Wangen,
Iſt ſchadenfroh das Bübchen
Auf und davon gegangen.

Nun ſind von Amors Munde
Die Spuren dir geblieben.
Es muß ſeit jener Stunde
Ein jedes Herz dich lieben.

Die zarten Grübchen, welche
Dir in den Wangen hingen,
Sie wurden Roſenkelche
Den bunten Schmetterlingen.

Einſt ſchlüpfte voll Verlangen
Auch einer in die Grübchen
Und ward darin gefangen. —
Wer war's, mein theures Liebchen?

Seitdem iſt Amor wieder
Dir in das Haus gekommen,
Und hat ſich vom Gefieder
Olympiſchen Thau genommen.

Den drückt er alle Stunde
Mit ſeinem kecken Finger
Dir in die kleinen Wunden,
Die roſigen Herzens-Zwinger.

## „Süße Seele."

Ein Frühlingsgewitter
Warf wallend vom Himmel
Die ſegnende Spur.
Ein goldner Ritter
Auf getigertem Schimmel
Durchſprengt' es die Flur.
Wir gingen durch das grüne Land,
So Herz in Herz, wie Hand in Hand.

Wir ſchritten auf naſſen
Duftenden Pfaden
Den Berg entlang.
Wir ſahen die Maſſen
Gewölk ſich entladen
So ſelig bang.
Die Erde trank die Wolkenfluth.
Du trankſt aus meiner Seele Glut.

Und als wir im Bunde
Die ſelig erhellte
Seelen vertauſcht,
Da iſt dir vom Munde,
Dem küſſegeſchwellten,
Ein Wort gerauſcht,
Ein Wort ſo herzig und minniglich,
Und „ſüße Seele“ nannteſt du mich.

Doch höre nun: meine
Seele voll Lieder,
Liebe und Glück
Iſt ja die deine;
So geb' ich dir wieder
Den Namen zurück.
Ich bin die ſüße Seele dir;
Du biſt die ſüße Seele mir.

# König und Königin.

Aus des Waldes grünen Schatten
Steig' ich in des Himmels Blau,
Daß ich von des Berges Graten
In die bunte Ferne ſchau'.

Vor mir in des Frühlings Prangen
Liegt die Gegend warm und nah.
Von der reinſten Luft umfangen,
Steh' ich wie ihr König da.

Oſtwärts wend' ich meine Blicke,
Send' ich meine Wünſche hin,
Denn mir fehlt zum Königsglücke
Noch die ſchöne Königin.

Oſtwärts in der Dämmertrübe
Liegt die ſtolze Fürſtenſtadt,
Die das Mädchen meiner Liebe,
Meine Königin, in ſich hat.

Aber nicht mit hohen Gaben,
Aber nicht in reichem Glanz
Prangt die Holde dort erhaben
Als ein erſter Stern des Lands.

Ihre Reize ſich entfalten
In des Hauſes ſtillem Kreis,
Ihrer Tugend treues Walten
Und ihr bürgerlicher Fleiß.

In des Rockens Silberfädchen
Sucht ſie ihren ſchönſten Ruhm.
Schelmiſch lacht mein liebes Mädchen
Ueber unſer Königthum.

In das Kunſtgebild der Nadel,
In des ſchneeigen Leins Gewinn
Setzet ihren hohen Adel
Die geſchickte Königin. —

Mit der Lüfte duftigen Schwingen
Schließ' ich heute einen Bund,
Daß ſie meine Küſſe bringen
Ihrem roſenrothen Mund;

Daß ſie fächeln ihre Wangen,
Bis die Bruſt ſich ahnend hebt,
Und vom liebenden Verlangen
Ihre Buſenſchleife bebt.

Wie ein Ton vergeß'ner Lieder
Zieht es ſtill durch ihr Gemüth,
Und ſie ſenkt das Auge nieder,
Denket meiner und — erglüht.

Dieſe Glut, Purpurgewande
Sind es ihrer Königsmacht,
Die des Königs Abgeſandte
Huldigend ihr dargebracht.

# Abends auf dem Berge.

Der Tag iſt wieder vergangen,
Und Wehmuth umflort mir den Blick
Mich treibt ein glühend Verlangen
Zu deinem Kreiſe zurück.

Zwar liegſt du alle Stunden
Des Tags im Sinne mir,
Doch iſt die Sonne verſchwunden,
Dann zieht mich's mächtig zu dir.

Der Abendröthe Schimmer
Grüßt mich am waldigen Rain.
Ich bin ſo einſam immer,
Ich bin ſo ganz allein.

Ihr Wolken ſelbſt, nicht gerne
Weilt an dem öden Ort.
O nehmt in die dämmernde Ferne,
O tragt zu der Theuern mich fort!

Die Häupter der Berge erglühen,
Umwallt vom roſigen Flor,
Und lockende Töne ziehen
Aus dunklem Walde hervor.

Mir ſcheinen die Berge zu winken,
Zu rufen mit ſchmeichelndem Laut.
Soll zärtliche Küſſe ich trinken?
Harrt meiner die liebende Braut?

Mögt winken, ihr Roſengeſtalten!
Magſt rufen, du waldige Höh!
Erſt wärmt ihr den Buſen, den kalten,
Und nehmt mir vom Herzen das Weh.

# Nachts auf dem Berge.

Sanft ſenkt die Nacht ſich zu der Erde nieder,
Und ihres Hauches Zephyrſchwingen weh'n.
Der Abendröthe goldenes Gefieder
Küßt meiner Heimath waldbekränzte Höh'n.
Sie äugelt durch das dunkle Laub der Eichen,
Bis leis verglüht ihr letzter Purpurſchein.
Ich ſchau' in ihren Glanz mit tiefem Schweigen,
Und denke dein.

O brächte dich mir dieſe ſelige Stunde
Und ſäh' das Abendroth hier dich und mich!
O daß auf dieſem Berg im ſchönſten Bunde
Die Sommernacht uns unvermerkt beſchlich!

Ob unſre Häupter je empfangen werden
Des Abends Kuß im innigſten Verein?
Sag', welchen Wunſch dann hegt' ich noch auf Erden?
Du wärſt ja mein!

Sieh', dunkler zittert's durch die waldigen Räume
Und es verliſcht des Abends letzte Pracht.
Die Berge ſchwinden fern, und nah die Bäume,
Umfangen von der rabenſchwarzen Nacht.
Den nächſten Berg nur ſeh' ich aufwärts ſtreben.
Wie dunkel und wie ſchaurig iſt es hier!
Nur einen Wunſch fühl' ich die Bruſt mir beben:
Wär' ich bei dir!

Die finſt're Nacht erfüllet mich mit Beben;
Kein Stern ermuthigt mich mit mildem Glanz.
So düſter war ja auch mein Jugendleben,
Und keine Blume ſchlang ſich mir zum Kranz.
Da fiel ein Strahl belebend auf mich nieder;
Er kam von deines Sternes ſanftem Licht.
Doch Wolken — ach! — verhüllen ihn mir wieder.
Du liebſt mich nicht!

Furchtbare Stille! Nur mein Athem webet.
Und ich allein in dieſes Waldes Graus.
Da iſt kein Herz, das mir zur Seite ſtehet;
Da winket mir kein gaſtlich helles Haus.
Ich bin allein! allein mit meinem Herzen.
Von dir verlaſſen! Das iſt fürchterlich!
O habe Mitleid! lind're meine Schmerzen.
Und liebe mich!

## Ein Stübchen.

Mich locket eine Zelle,
Ein dämmerſüßer Raum.
Vor'm Fenſter dämpft die Helle
Ein mächtiger Eſchenbaum.

Das iſt ein köſtlich Düſter,
In dem ich Nacht und Tag
Bei koſendem Geflüſter
Mit Luſt verweilen mag.

In dieſe Dämm'rung dringet
Kein frecher Sonnenblick,
Kein ſpähend Auge ſchlinget
Fangnetze um mein Glück.

Der ſtille Hof da draußen
Duldet kein lauſchend Ohr.
Wir können jubelnd ſchmaußen,
Uns ſchützt ein feſtes Thor.

Ein Sopha ſteht im Stübchen;
Auf dieſem Götterſitz
Berauſchten mich und Liebchen
Liebe, Wein, Glück und Witz.

Die ſeligſten Minuten,
Frei von des Lebens Harm,
Umſchlangen unſre Gluten
Sich ſchwelgend Arm in Arm.

Genüber in der Spinde
Liegt was mir werth und lieb,
Die Lieder, die dem Kinde,
Die Briefe, die ich ſchrieb.

Und drauf die Uhr der Ahnen.
Ihr Schlag ſo weich und ſacht
Muß oft vergebens mahnen
Uns an die Mitternacht.

Nach Mitternacht wird immer
Die Liebe doppelt ſüß,
Da ſchließt mit Zauberſchimmer
Sich auf ihr Paradies.

Wir ſitzen eng umſchlungen
Im ſeligſten Genuß,
Von höchſter Luſt bezwungen
Tauſchen wir Kuß um Kuß.

Ach, Stübchen, traute Zelle!
Ach, dämmerſüßer Raum!
Mich führt zu deiner Schwelle
Der Sehnſucht ſchönſter Traum.

# Geiſtiger Beſuch.

Heute ging ich ſtille Wege
Durch der Gärten grün Gehege,
Durch den Hain und durch das Feld.
Meiner Sehnſucht Lichtgedanken
Brachen durch des Raumes Schranken
In die freie Gottes-Welt.

Ueber mächtiger Ströme Wogen,
Ueber des Gebirges Bogen
Stürmten ſie im kühnen Flug,
Geiſterroſſe ohne Zügel,
Aber mit gewaltigem Flügel
Und mit weitgeſtrecktem Bug.

Mit des Blitzes ſchnellſter Schnelle
Waren ſie zur lieben Stelle:
Grüner Hof und ſtiller Raum,
Einſam von der Stadt geſchieden
Und durchweht von ſüßem Frieden,
Wie von einem Kindertraum.

Huſch hinauf die engen Stiegen!
Herz, mein Herz, das nenn' ich fliegen!
Doch du weißt was du erfliegſt.
Huſch hinein in's traute Stübchen!
Sieh da ſitzt das holde Liebchen,
Dem du an die Bruſt dich ſchmiegſt.

Sinnend ſchreibt ſie flüchtige Zeilen,
Boten, die mich bald ereilen,
Kinder ihrer treuen Hand. —
Blickt ihr Auge nicht erſchrocken?
Beben ihre goldnen Locken
Nicht herab auf's Buſenband?

Ha! ſie ahnt, daß ſehnſuchtstrunken
Ich an ihre Bruſt geſunken,
Fühlt wer ſie umſchlungen hält; -
Fluthend auf der Lebenswelle,
Einſam ſie in ihrer Zelle,
Einſam ich im grünen Feld.

Und der Hoffnung Sterne leuchten
Unſerm Aug', dem ſehnſuchtfeuchten,
Heimlich ſüße Botſchaft zu.
Bald hält dich mein Arm umſchlungen,
Und ich habe dich errungen,
Mein geliebter Engel du!

## Der Reiſegefährte.

Ueber wilde Rauſchebäche
Schreit' ich auf dem Felſenſteg,
Durch das Thal und durch die Fläche,
Immer weiter meinen Weg.

Und ich wandre ſtill und heiter,
Grüßend oft und oft gegrüßt.
Niemand ahnt welch ein Begleiter
Mir den langen Weg verſüßt.

Mich nur ſehn ſie, nicht den Andern,
Der mit mir geſellig zieht,
Wie ſein ſüßes Aug' im Wandern
Zärtlich ſorgſam auf mich ſieht.

Niemand darf es auch errathen.
Außer dir, mein holdes Lieb,
Wer auf meinen Wanderpfaden
So getreu mir immer blieb;

Daß dein Bild mich treu begleitet,
Daß dies ſüße Engelsbild
Nirgend von mir weicht und ſcheidet
Und mit Wonne mich erfüllt.

Wandle mir in Blumenmatten
Rauhen Pfad und öde Raſt!
Weich' nicht eher, theurer Schatten,
Bis dein Urbild mich umfaßt!

## Zur Roſenzeit.

---

Wenn ſonſt die Roſen blühten,
Saß ich an deiner Seite
Des Abends ſtill und traut,
Da haben uns Küſſemüden
Die Sterne aus Himmelsweiten
Grüße herabgethaut.

Und wieder blühn die Roſen,
Die Sterne grüßen wieder,
Doch du biſt fern, ſo fern!
Das iſt ein trauriges Koſen
So weit hinauf und hernieder
Mit dem und jenem Stern.

Sonſt in der Dämmerſtunde
Kamſt du zu mir geſchlichen
Mit einem Roſenſtrauß.
Da fügte ſich Mund zum Munde
Und mit einander ſtrichen
Wir in das Feld hinaus.

Nun muß allein ich gehen
Und ſeh' in manchem Topfe
— Wie wird das Herz mir ſchwer! —
Die lieblichſten Roſen ſtehen.
Wie ſehnend mein Herz auch klopfe,
Du bringſt mir keine mehr.

# Abſchied aus der Ferne.

Auf dem Berge ſteh' ich einſam,
In die Ferne ſchau' ich aus.
Unter mir im grünen Thale
Leuchtet manches helle Haus.

Aber meiner Sehnſucht Flamme
Grüßt kein Haus im nahen Thal.
Weit und weiter zu den fernen
Bergen ſtrebt mein Blick zumal.

Weit und weiter über jene
Blauen Berge ſchweift mein Sinn.
Dort in einer Hütte waltet
Meines Herzens Königin.

Weit im Oſten, weit im Oſten
Liegt der friedlich ſtille Ort.
Weit nach Weſten, weit nach Weſten
Rufet mich des Schickſals Wort.

Walte ſtill und lebe friedlich
In der trauten Hütte dort!
Durch die Länder, durch die Meere
Treibt mich's wild und ſtürmiſch fort.

# Trennung.

### An Doris.

Leb' wohl! — O laß es mich noch einmal ſagen! —
Auf ewig wohl! — Vor meiner Thüre harrt
Ein morgenrother, ſchwanbeſpannter Wagen,
Der wird mich aus der düſtern Gegenwart
Ins Reich der Phantaſie hinüber tragen.
Leb' wohl! O laß es mich noch einmal ſagen!

Du fragſt beſtürzt: „Warum dich von mir reißen?
Mich ewig flieh'n! — Was hab' ich dir gethan?“
Ach! ſtark, und kalt, wie eine Hand von Eiſen
Faßt der Gemeinheit Rieſenfauſt mich an
Und ſchlägt, ein unbeſiegbar Ungeheuer
Nach meines Herzens reinem Aetherfeuer.

Kein glücklich Loos fiel hier den Liederſöhnen,
Aus deren Buſen dieſe Flamme brach.
Ein klein Geſchlecht gefällt ſich ſie zu höhnen,
Gemeiner Neid bedeckt ſie frech mit Schmach;
Und kann er ihre Flamme nicht verletzen,
Verſucht er grimme Noth auf ſie zu hetzen.

Und wehe denen, die die weiche Seele
Zum Zauberkreis des Dichterherzens zog!
Und wärſt du engelrein von jedem Fehle,
Wenn nur dein Geiſt an ſeiner Sphäre ſog.
Dich zu ihm lockt der Talisman der Lieder;
Schon hebt die Häupter gegen dich die Hyder.

Es iſt ein Fluch, der Sonne beigegeben,
Ein Zauberbann, der ſie umfangen hält:
Willſt du das Haupt zu ihrem Glanz erheben,
Darfſt du's nicht wieder ſenken zu der Welt;
Denn Nacht umgrinſ't dich, wo ſich Schlangen ringeln,
Und Larven rothe Flammen nach dir züngeln.

Wenn einſt vielleicht mein Auge heller brannte
Und warf in deins der Liebe heil'ge Glut,
O ſo vergieb, daß ich den Fluch nicht nannte,
Der laſtend auf den Sonnenſöhnen ruht!
Vergib, daß ich nicht flehend dich gebeten,
Nicht freundlich in des Dichters Pfad zu treten!

D'rum laß mich ſcheiden! In das Land der Lieder
Geht meine Fahrt zurück, dem ich entſtammt.
Die Heimath ruft; ich hör' die Töne wieder,
Die mir der Seele reinſten Trieb entflammt.
Und unter mir, im trüben Nebel unten
Iſt bald die düſt're Wirklichkeit verſchwunden.

Leb' wohl! Leb' wohl! Nicht länger harrt der Wagen.
Wenn deiner Seele ſtiller Schmerz mich ehrt,
So laß zum Troſt es dir noch einmal ſagen:
Du warſt dem Dichterherzen lieb und werth!
Doch ernſt und ſtreng gebeut das Schickſal: ſcheide! —
Mein Schwanenwagen trägt mich ſchon ins Weite.

---

# Täuſchung.

Wie kann dein Herz mir Liebe ſchwören,
Wenn du nach fernen Ländern ziehſt?
Magſt du nicht ſelber dich bethören:
Du könneſt mir nur angehören,
Wenn ohne Leid du mir entfliehſt?

Die Hand zum Abſchied dir zu reichen,
Den Mund zum ernſten Scheidekuß,
Stand ich vor dir im bittern Schweigen.
Dein trocknes Aug' ward meinem weichen
Gemüth zum ſchmerzlichſten Verdruß.

Mich zog der Sehnſucht ſtarke Kette
Dir in die weite Ferne nach.
Daß dort ich nie begrüßt dich hätte!
Daß dort ich in des Stromes Bette
Beſchloſſen meinen letzten Tag!

Dich freute nicht — o laß mich weinen! —
Der treuen Liebe ſtarkes Band.
Es iſt ein Wähnen und ein Meinen,
Ein flüchtig Wünſchen, täuſchend Scheinen,
Was deine Liebe du genannt.

Ich ſchied und ſchaukelte auf Kähnen
Den Strom hinauf. — O Liebesqual
Mit der Verzweiflung wildem Sehnen!
Die Fluthen tranken meine Thränen,
Und fiebernd kam ich in mein Thal.

Die Thränen, die das Aug' mir näſſen,
Sind eines Kindes Schmerzenszoll,
Das einen Tag ein Glück beſeſſen,
Und es nun miſſen und vergeſſen
Und Andern überlaſſen ſoll.

# Zum Abſchied.

Was du mir ſchwurſt, wirſt du nicht halten.
Bald wird die flüchtige Liebesglut
In dir verlöſchen und erkalten,
Und für uns beide iſt es gut.

Ich gebe dir den beſten Segen.
Mein höchſtes Glück warſt lange du.
Wir gehn nun auf verſchied'nen Wegen,
Ein jedes ſeinem Ziele zu.

Du auf des Lebens breiter Gaſſe
Der Menge vielbegehrtem Ziel.
O werde nie dem Trug, dem Haſſe,
Und nie der Leidenſchaft zum Spiel!

Mir, von der Dichtung Stern geleitet,
Auf ſchmalem Pfade winket bald
Das Ziel, das keiner mir beneidet,
Die ſtille Raſt im kühlen Wald.

Was kümmert dich mein Wollen, Streben?
Was fragſt du noch wohin ich geh'?
Fürwahr wir werden beide leben!
Wie ich? Was kümmert dich mein Weh?

Nie werden wir uns mehr begegnen,
Mein Stolz vermeidet deinen Blick.
Ich werde ſtill dich immer ſegnen;
Und mich erfreuen wird dein Glück.

## Abendregenbogen.

Der Abend ſenkt ſich zu Thale,
Die Berge ſpiegeln im Teich.
Mir wird mit einemmale
So unausſprechlich weich.

Es wölbt ein Regenbogen
Sich über das Thal in die Höh'
Und hat ſein Bild gezogen
Weit über den ruhigen See.

Mein Aug' in der farbigen Brücke
Ein Bild meiner Liebe erſchaut,
Die auch aus thränendem Glücke
Und Strahlen ſich aufgebaut.

Kein irdiſcher Fuß darf ſteigen
Auf ihr zum Himmel empor.
Nur Liedergeiſter erreichen
Auf ihr der Seligkeit Thor. —

Ich ſchau' in die Farben und ſchaue
Und ſinne und weiß nicht was.
Iſt mir von Abendthaue,
Von Regen das Auge naß?

Nicht Thau-, nicht Regentropfen
Die müde Wimper mir näßt:
Des Herzens ſehnendes Klopfen
Mir heiße Thränen erpreßt.

Es wölbt ein Regenbogen
Sich in der Seele mir lind,
Der ſehnſuchtwallenden Wogen,
Der Liebe ſonniges Kind.

Er wirft ſein Bild, das bunte,
Mir in des Auges See,
Da gleitet mir vom Munde
Der Name „Amadée!“

O Brücke aus Liebesfeuer
Gebaut und Augenthau,
Führ' mich zu ihr, mir ſo theuer,
Der unvergleichlichen Frau!

# Empor!

### An Amadea.

Raſch auf meinen Flügelwagen!
Faſſe dich zum kühnen Sprung!
Laß das Weinen, laß das Klagen
Irdiſcher Erinnerung!
Unſer harren ſchon die Schwäne
Flügelkräftig, muthentflammt.
Trockne dir die letzte Thräne
Von der Wange Roſenſammt!

Lehne feſt an meine Hüfte
Deines Leibes ſüße Laſt,
Daß beim Fluge durch die Lüfte
Dich der Schwindel nicht erfaßt!
In der Träume Reich uns tragen
Leda's Vögel ſonnenwärts.
Springe nur auf meinen Wagen,
Und vergiß der Erde Schmerz!

In das Sonnenland der Lieder
Hebt uns der Begeiſt'rung Hauch.
Wonne thaut dort auf dich nieder,
Und in Wonne ſchwimmt dein Aug'.
Herzen, die hier Formen trennen,
Wandeln innig dort vermählt,
Und in einer Flamme brennen,
Die die Sehnſucht hier gequält.

Trauſt du nicht dem Schwangefieder?
Nicht der Glut, die in mir glimmt?
Meinſt du, daß der Stern der Lieder
Nicht im ewigen Aether ſchwimmt? —
Stäube kühn das trübe Wähnen
Von den Flügeln deines Schwans!
Glaube, daß ſein glühend Sehnen
Nicht der Quell bethörten Wahns!

Meine Welt voll Sternenklarheit,
Mondenglanz und Abendruh,
Sie, ſie iſt die Welt der Wahrheit.
Ihre Strahlen trinke du!

Und die düſtre Welt der Stoffe,
Sie iſt hohler Schein und Trug.
Drum vertraue, glaube, hoffe
Auf den ſternenhellen Zug!

Auf den Zug zum Liederlande,
Den die Phantaſie dich führt,
Wo mit dir im engſten Bande
Mir dein Feuerkuß gebührt.
Was dir meine Lieder ſagen
Trinke dort mit ſeligem Ohr! —
Raſch in meinen Flügelwagen!
Faſſe mich! — Empor! empor!

# Dichterliebe.

## An Amadea.

### Glosse.

Thema.

Tadelt man, daß wir uns lieben,
Dürfen wir uns nicht betrüben;
Tadel iſt von keiner Kraft.
Andern Dingen mag das gelten;
Kein Mißbilligen, kein Schelten
Macht die Liebe tadelhaft.
Goethe. (1823).

Nirgend giebt es ſtreng're Richter,
Als wenn jugendlich ein Dichter
Recht mit ganzer Seele liebt,
Und die Dame ſeiner Liebe
Mit erhöhtem Seelentriebe
Seinem Herzen ſich ergiebt.
Kind, ſei klug! dein Glück genieße!
Menſchen beſſern wollen, hieße
Schöpfen Waſſerfluth mit Sieben. —
Uns auch iſt es ſo ergangen,
Seit wir innig uns umfangen,
Tadelt man, daß wir uns lieben.

Sieh das Lied des Dichtergreiſes,
Deſſen Stirne ſilberweißes
Seidnes Lockenhaar umkränzt!
Er noch liebte friſch und glühend.
Dichterherzen bleiben blühend,
Wenn das Haar auch ſchneeig glänzt.
Ward auch ihm von ſcharfen Zungen
Harter Tadel vorgeſungen
Ueber ſein verwegnes Lieben;
Ward die Dame, der er huldigt',
Arger Dinge wohl beſchuldigt:
Dürfen **wir** uns nicht betrüben.

Laß die Thee- und Kaffeeſchweſtern
Unſern Herzensbund verläſtern.
Uns bekümmert kein Geſchwätz;
Denn die Liebe, jene reine
Hehre Schöpfung, die ich meine,
Hat ihr eigenes Geſetz.
Uns erfüllt ein göttlich Ahnen,
Wandeln treu wir auf den Bahnen
Einer großen Leidenſchaft.
Nicht verwundet dann der Tadel
Unſern reinen Seelenadel.
Tadel iſt von keiner Kraft.

„Volkesſtimme Gottesſtimme."
Trifft dich anderswo der ſchlimme
Tadel der gereizten Welt,
Magſt du wohl dich danach richten.
Es ereignen ſich Geſchichten,
Die man gern in Schatten ſtellt.
Alles iſt nicht klar auf Erden.
Selbſt auf ebnem Boden werden
Oft hinfällig tapfre Helden.
Mögen ſie die Schuld bezahlen!
Mag die Zungenmühle mahlen!
*Andern Dingen mag das gelten!*

Doch wenn Herzen ſich verbinden
Im beſeligten Empfinden,
Und die Hand der Liebe ſchließt
Auf des Himmels goldne Pforten,
Wenn in Blicken, Tönen, Worten
Seel' in Seele ſich ergießt;
Wenn erglüht der Ahnung Schauer
Von des Lebens höhrer Dauer
In beglücktern reinern Welten
In den Herzen ſo verbunden,
Kann kein Tadel ſie verwunden,
*Kein Mißbilligen, kein Schelten.*

Wie die Sterne oben bleiben,
Unbekümmert um das Treiben
Auf der Erde kleinem Rund,
So gehn Herzen ihre Bahnen,
Unbekümmert um das Mahnen,
In der Liebe heiligem Bund.
Hoch kreiſt ihr entzücktes Leben,
Ihre trunknen Seelen ſtreben
Kühn empor aus enger Haft;
Denn nicht Dornbuſch und nicht Neſſel,
Und nicht Kerker und nicht Feſſel
Macht die Liebe tadelhaft.

# Herbſtblüthe.

An Amaden.

Woher, woher tief im Gemüthe
Mir dieſer wunderbare Keim,
Der noch einmal zur Purpurblüthe
Entfaltet ſich in Vers und Reim?

Welch Frühlingstreiben, Blüthendrängen
Im Geiſte froh und wunderbar
Wird mir in Liedern und Geſängen
Im Herbſte kund und offenbar!

Wie zieht mir durch die innre Seele
Ein blumenduft'ger warmer Hauch!
Und ſingt nicht heut noch Philomele
Ihr ſchönſtes Lied im Blüthenſtrauch?

So ſchön, ſo voll und ſo erhaben
Gelang mir niemals ein Gedicht,
So glühend kam es ſelbſt dem Knaben
Aus ſeiner glüh'nden Seele nicht.

Erkläre mir das hohe Wunder,
Das jetzt, wo mir die Locke bleicht,
Die Welt mir farbenprächt'ger, bunter
In magiſcher Verklärung zeigt!

Die du geweckt mir frohe Klage,
Die du gebracht mir ſüßes Leid,
Gieb Antwort mir auf dieſe Frage!
Gib auf die Klage mir Beſcheid!

# Im Winter.

„Ich bin's mein trautes Liebchen!
Ich bin's, mein theures Kind!
Eröffne mir dein Stübchen!
Schließ auf die Thür geſchwind!
Der Froſt iſt ſtark und grimmig,
Zu Eis ſelbſt wird der Duſt.
Mein holdes Schätzchen, nimm mich
An deine warme Bruſt!“

Der Riegel klirrt behende,
Die Angel ſtöhnt und knarrt.
Ich ſchlüpf' in helle Wände,
Vor Kälte ſchier erſtarrt.

Raſch ſchlingt ſie mit den Armen
Um mich den Doppelkreis.
Von Küſſen, liebewarmen,
Schmilzt mir des Bartes Eis.

Sie kämmt mir aus den Locken
Mit ihren Fingern ſanft
Des Duftes weiße Flocken,
Des Eiſes ſtarren Ranft.
Es flieht vor dieſem Kamme
Der Froſt, der mich gequält;
Im Haupt wächſt mir die Flamme,
Wie ſie das Haar mir ſtrählt.

Gleich Frühlingslüften tippen
Auf Mund und Wange leis
Die Küſſe ihrer Lippen
Und werden ſommerheiß.
Sie reibt mich mit den zarten
Sammthändchen emſig jetzt.
In einen Roſengarten
Bin plötzlich ich verſetzt.

Im ſchmucken Oefchen kniſtert
Der Flamme heller Schein.
Aus blankem Keſſel flüſtert
Mir kochend Purpurwein.
Die ſüße Gelatine
Wird ſchnell ihm beigemiſcht,
Und mit beſorgter Miene
Der Trank mir aufgetiſcht.

Wie ſie mir ſo die Schale,
Die dampfende, kredenzt,
Wie von der Lampe Strahle
Das Stübchen ſonnig glänzt,
Wie mir durch Herz und Glieder
Strömt heißes Traubenblut,
Und wie an ihrem Mieder
Die feuchte Wange ruht;

Wie immer ſüß dazwiſchen
Ihr Feuerkuß mich wärmt:
Fühl' ich in Blüthenbüſchen
Von Genien mich umſchwärmt.

Es glüht um mich und lenzet,
Und in mir heiß und hell
Springt blumenreich bekränzet
Des Liedes ſtarker Quell.

Vergeſſen iſt da drauſſen
Des Winters grimme Macht.
Wir küſſen, trinken, ſchmauſen
Und koſen durch die Nacht.
In ihrem Paradieſe
Umfing mich eine Fee
Und reichte mir die ſüße
Erſehnte Panacee.

## Amadea Königin.

Laß mich deine Füße küſſen,
Weib von hohem edeln Sinn!
Denn du ſollſt es heute wiſſen,
Daß dein Eigenhold ich bin.
Laß mich deine Füße küſſen,
Meine Herzenskönigin!

Laß mich mit dem Purpur ſchmücken
Deiner Schultern marmorn Paar!
Laß das Diadem mich drücken
Dir ins weiche Lockenhaar!
Laß dich mit dem Purpur ſchmücken,
Mit dem glänzenden Talar!

Und des Purpurs Blut entbehre
Nicht des Hermelines Schnee,
Daß im vollen Schmuck der Ehre
Heut ich meine Königin seh'!
Nicht des Hermelins entbehre
Meine ſtolze Amadée!

Fragſt du nach dem Prachtgewande?
Nach dem weißen Hermelin?
Nach des Reiſes goldnem Brande,
Dir die Schläfe zu umglühn?
Fragſt du nach dem Prachtgewande,
Meine holde Königin?

Nimm mein Lied von Purpurfarbe,
Deiner Liebe jubelnd Lob!
Nimm die prächtige Liedergarbe,
Die ich dir zum Mantel wob!
Nimm mein Lied von Purpurfarbe,
Das zur Königin dich erhob!

Nimm das reinſte meiner Lieder,
Deiner Treue würd'gen Preis,
Schneeig wie des Schwans Gefieder,
Wie dein Leben keuſch und weiß!
Und das reinſte meiner Lieder
Königshermelin dir ſei's!

Und des Liedes gold'ne Schwinge
Die den Muſen ich geraubt,
Bieg' ich dir zum Kronenringe
Um das blondgelockte Haupt.
Nimm des Liedes gold'ne Schwinge,
Dicht von Lorbeerreis umlaubt!

Steig' auf deines Thrones Stufen
Unterm reichen Baldachin;
Laß als Herold aus mich rufen,
Daß dein Treuenbold ich bin!
Steig' auf deines Thrones Stufen,
Meine Liederkönigin!

Laß mich deine Füße küſſen,
Weib von hohem edeln Sinn!
Du und Jeder ſoll es wiſſen,
Daß ich ganz dein eigen bin.
Laß mich deine Füße küſſen,
Meine Herzenskönigin!

# St. Johannistag.

## An Minna.

---

### 1.

### St. Johanniszauber.

Ward dir die alte ſchöne Sage
In deinem ſtillen Kreiſe kund,
Die von des Täufers Ehrentage
Umwandelt in des Volkes Mund? —

Da blinken köſtliche Kryſtalle
In nie geſeh'ner Zauberpracht;
Da ſteigen leuchtende Metalle
Empor aus dem verſetzten Schacht.

Die alten Schätze glänzen prächtig
Im jungen warmen Sonnenſchein.
Die Zauberfeſſel iſt nicht mächtig,
Und frei ſind Gold und Edelſtein.

Doch den geheimnißvollen Segen
Nur fromme Sonntagskinder ſehn,
Wenn einſam ſie auf blumigen Wegen
Durch Wald und Feld und Wieſen gehn.

Wer ſchweigend dann mit frommen Sinnen
Und reiner Hand die Schätze deckt,
Der wird die herrlichen gewinnen,
Von böſen Geiſtern ungeneckt. —

So auch verborg'ne Schätze ſteigen
Empor aus meiner Seele Grund.
Ich kann ſie heute nicht verſchweigen;
Mein Innerſtes thut dir ſich kund.

Des Tages Zauber zu gehorchen
Bin ich gezwungen wunderbar.
Nicht geſtern that ich's, thät' es morgen
Nicht mehr, und nicht das ganze Jahr.

Heut iſt mein Herz, von ſüßen Qualen
Und bittern Wonnen hochgeſchwellt,
Den magiſchen Johannisſtrahlen
Als Zauberreichthum ausgeſtellt.

Der Liebe leuchtende Gedanken
Und der Gefühle goldne Pracht
Entheben ſich den düſtern Schranken
Und ſteigen hell aus ihrer Nacht.

Als Edelſteine ſchimmern Thränen,
Die dir mein heißer Schmerz geweint;
Es flammt und ſprüht mein tiefes Sehnen,
Das dir als lockend Gold erſcheint.

Komm du, die meine Lieder meinen,
Tritt ſchweigend an den Schatz heran,
Und löſe mit der Hand, der reinen,
Den lang gehegten Zauberbann!

---

## 2.

### Johannisschlüssel.

Johannistag, der ſonnenwarme,
Hat alle Blumen aufgeküßt.
O ſei in deines Jünglings Arme
Du ſchönſte Blume, mir gegrüßt!

Der Schlüſſel blüht heut wenig Stunden,
Der in die Zauberhöhle führt.
Du haſt den Talisman gefunden:
Mein Herz ſprang auf, als du's berührt.

Dir ſteht die Wundergrotte offen.
Komm, nimm was Alles dir gefällt:
Mein Lieben, Sehnen, Fürchten, Hoffen,
Und was für Schätze ſie enthält.

Mein leuchtend Lied tritt dir entgegen,
Mit Kranz und Blumenſtrauß geſchmückt.
Es bringt dir den Johannisſegen,
Den ich im tiefen Schacht gepflückt.

---

## 3.

### Liebestaufe.

Einſt Sankt-Johannes aus der Wüſte
Hinab zum ſtillen Jordan ging
Und fromm das Heil der Welt begrüßte,
Das er am heil'gen Strom empfing.

Und in die gottgeweihten Hände
Des Waſſers klare Welle floß,
Die er dem Herrn als Himmelsſpende
Auf die verklärte Stirne goß.

Da ſenkte ſich das Glanzgefieder
Der Taube von des Vaters Thron,
Und eine Stimme drang hernieder:
Das iſt der ew'gen Liebe Sohn! —

So grüß' auch ich am ſonnenhellen
Johannistage dich mit Luſt,
Und gieße dir der Liebe Wellen
Als Taufe über Haupt und Bruſt.

Da thut dir einer Stimme Tönen
Die tröſtliche Verheißung kund:
Die Liebe zieht dich in des Schönen
Und Wahren ewig ſel'gen Bund.

# Bitte.

---

An Eliſe.

Kennſt du der Liebe trunknes Verlangen?
Kennſt du der Geiſter glühend Umfangen?
Kennſt du das ſeligſte Hoffen und Bangen,
Selbſt ſich im Andern verlieren und finden,
Seele in Seele tauchen und winden
Und ſich in Flammen löſen und binden?

Wenn du mich nicht liebſt: laß es mich hören,
Laß es die Lippen ſtündlich beſchwören,
Daß du mich liebeſt! — Worte bethören.
Miſchſt du die heuchelnden Schwüre mit Küſſen,
Werd' ich die ſchmeichelnden glauben dir müſſen,
Wenn auch zuletzt der Täuſchung entriſſen.

Wenn du mich liebſt, ſo verſtumme und ſchweige!
Wortlos die Fülle der Locken mir neige
Sanft auf das Antlitz, dein Auge mir zeige
Schwimmend in Thränen. Mit ſtillem Entzücken
Will an die wallende Bruſt ich dich drücken.
Seligſte Liebe ſpricht nur in Blicken.

## Mein Hätſchchen.

Ich hatt' ein trautes Schätzchen
In meiner Einſamkeit,
Gehätſchelt, wie ein Kätzchen,
Geſtreichelt und erfreut.
Nun iſt mein liebes Hätſchchen
Von mir ſo weit, ſo weit!

Da frag' ich alle Stunden:
Was wohl mein Hätſchchen macht?
Der Tag iſt mir geſchwunden,
Indem ich dein gedacht.
Nun wünſch' ich meinem Hätſchchen
Im Herzen gute Nacht!

Der kleine Grillenfänger
Ward mir zum Herzensdieb.
Ach wenn ſie doch — und länger,
Ja immer — bei mir blieb'!
Ach Hätſchchen, liebes Hätſchchen,
Wie hab' ich dich ſo lieb!

Wie wollt' ich ſchön dich füttern
Mit Biſſen gut und zart,
Das Herz dir froh erſchüttern
Mit Scherzen aller Art!
Ach, Hätſchchen, liebes Hätſchchen,
Wie wärſt du wohl bewahrt!

Wie wollt' ich dich behüten
Vor jedem Seelenſchmerz,
Wie wollt' ich dir vergüten
Dein Leiden anderwärts!
Ja, Hätſchchen, liebes Hätſchchen,
Du liebes gutes Herz!

Wie wollt' ich weich dich legen
Auf meinen beſten Pfühl,
Im Winter warm dich pflegen,
Im Sommer aber kühl!
Erfreun dich, liebes Hätſchchen,
Welch ſeliges Gefühl!

Kein Wölkchen ſollte trüben
Des Lebens Sonnenſchein;
Ich wollte ſtets dich lieben
Und deinem Glück mich weihn.
Ja, Hätſchchen, liebes Hätſchchen,
Du ſollteſt glücklich ſein.

So folge doch der Bitte
Aus deines Dichters Mund
In meines Hauſes Mitte
Und ſchließe feſt den Bund!
Dann wirſt du, liebes Hätſchchen,
An Geiſt und Leib geſund.

# Vogelſang.

## 1.

### Die Vöglein im Walde.

Im ſtillen Walde drauſsen
Weit von der lauten Stadt
Die lieben Vöglein hauſen
Wohl unter grünem Blatt.

Da ſpielen ſie Verſtecken,
Ein froher Kinderſchwarm,
Da ſchnäbeln ſie und necken
Sich ſonder Leid und Harm.

Da tanzen ſie und hüpfen
Geſchickt von Zweig zu Aſt;
Durchs dichte Laub ſie ſchlüpfen
Und halten ſüße Raſt.

Sie trinken an den Quellen
Das kühle klare Naß,
Und zwitſchern ihren hellen
Geſang ohn' Unterlaß.

Sie baden ihr Gefieder
Im blumigen Quellenmund,
Und tauchen ſcherzend nieder
Bis auf den kieſigen Grund.

Dann flattern ſie und kehren
Zurück in das Gebüſch
Und ſpeiſen ſüße Beeren
Von reich beſetztem Tiſch.

Zur Mittagszeit verſtecken
Die holden Kinder ſich
In dichten Blüthenhecken
Vor Sonnenſtrahl und Stich.

So ſingen ſie und ſpielen
Den lieben langen Tag;
So leben ſie im kühlen
Und ſchattenreichen Hag.

Das iſt ein köſtlich Leben
Ein neidenswerthes Loos,
Zu ſingen und zu ſchweben
Tief in des Waldes Schoos.

Mich hatte jüngſt ein Sehnen
Nach Wald und Quell erfaßt,
Die Glieder dort zu dehnen
In ſchlummerſüßer Raſt.

Auch hätt' ich gern gefangen
Ein Vöglein zart und klein;
Da bin ich denn gegangen
Tief in den Wald hinein.

## 2.

### An der Quelle.

Ich ſuchte bei dem Quellenbecken,
Wo Netz und Schlingen ich gelegt,
Das ſchönſte Plätzchen zum Verſtecken,
Von Blüthenbüſchen eng umhegt.

Dort lag ich ſtill, wie eine Leiche
— Ich ſtarb der Sehnſucht heißen Tod —
Und lauſchte durch die duftigen Zweige
Dem holden Bild, das mir ſich bot.

Die Vöglein von den Bäumen hüpften
Und ſangen arglos laut und hell;
Die Vöglein aus den Büſchen ſchlüpften
Und badeten im klaren Quell.

Und wie ſie ſo ſich gütlich thaten
Blickt' mich der Quell verſtohlen an,
Etwa: „Jetzt könnt' ich dich verrathen,
Doch thu' ich's nicht, du loſer Mann!"

Sie kamen alle wohlgeſtalten,
Die lieben Kinder blond und braun.
Den Athem mußt' ich an mich halten
Und war verloren ganz im Schaun.

---

### 3.

### Das Vöglein im Sprenkel.

Verborgen unter grünem Blatt
War aufgeſtellt die Schlinge;
Mein Herz daran gehängt ich hatt',
Das ſich ein Vöglein ſinge.

Eins dachte wohl im nahen Wald:
„Welch eine Frucht das wäre?"
Und kommt und hält es alſobald
Für eine prächtige Beere;

Und pickt die rothe Süßigkeit.
Risch iſt das Kind gefangen!
Und wie es flattert, wie es ſchreit,
Es bleibt im Sprenkel hangen.

Nur ſtill und ruhig, liebes Bild!
Du biſt gut aufgehoben.
Geberde dich nicht allzu wild!
Du ſollſt zuletzt mich loben.

Lieb Vöglein, bleib nur einen Tag!
Lieb Vöglein, bleib doch zweie!
Glaub', wenn dir's nicht gefallen mag,
Daß ich dich dann befreie!

Bleib', bis der dritte Morgen tagt,
Und traue meinem Worte,
Wenn dir es länger nicht behagt:
Ich öffne dir die Pforte.

Auch bitt' ich nicht, von Zweig und Aſt
Zu mir zurück zu kehren,
Wenn du mich bald vergeſſen haſt:
Ich darf mich nicht beſchweren.

Nur einen Tag dich lieben laß!
Nur zweie laß dich lieben!
Dann ſieh, ob Liebe oder Haß
Im Herzen dir geblieben.

---

## 4.

### Nach drei Tagen.

Und ſchon nach wenig Tagen
Da wurd' es ſo, wie ich gedacht,
Was mit dem Vöglein ich gemacht,
Das werd' ich nimmer ſagen.

Erſt ſaß es lang verdroſſen,
Dann hat's die Flügel leis geregt,
Zuletzt ſich mir ans Herz gelegt
Als zärtlichen Genoſſen.

Verſchmäht hat manche Stunde
Das trotzige Schelmchen Speis und Trank.
Jetzt nimmt es mir zu ſüßem Dank
Den Zucker aus dem Munde.

Das Köpfchen ins Gefieder
Geduckt ſaß ſtumm den ganzen Tag
Das Kind; heut ſingt's mit hellem Schlag
Die allerſchönſten Lieder.

Das Vöglein iſt geblieben
Seit dieſem Tage gern bei mir,
Ob offen Fenſter auch und Thür,
Und lernte recht mich lieben.

## 5.

### An Doris.

Weißt du, wer das Vöglein iſt,
Meine liebe Kleine,
Das ich mit verliebter Liſt
Fing im Buchenhaine?

Wie der Venus und dem Mars
Flocht Vulkan die Schlinge,
Dreht ich ſie aus meines Haars
Schönſtem Lockenringe;

Drehte für den Vögelchor
Fein den blonden Senkel,
Hing mein Herz als Köder vor
Den verdeckten Sprenkel.

Kam da aus dem Wald geſchwind
Mit erſtaunten Blicken
Nicht ein allerliebſtes Kind,
Das ſich ließ berücken?

Welche ließ von Herz und Haar
Sich ſo ſchnell verlocken,
Und als ſie gefangen war,
Sträubte ſich erſchrocken?

Die mir manchen langen Tag
Maulte, zürnte, ſchmollte,
Bis ſie mir am Herzen lag,
Eine ſüße Holde?

Die nach ſprödem Widerſtand
Küſſend unter Scherzen
Seligſtes Genügen fand
An dem treuſten Herzen?

Weißt du, wer das Vöglein iſt,
Das ich eben meine?
Weißt du, daß du's ſelber biſt,
Meine liebe Kleine?

# Immer du!

## 1.

Du ſagſt mir oft: ich kenn' dich nicht
Und kann dich nicht verſtehen.
Laß, Mädchen, mich ins Angeſicht
Dir eine Weile ſehen!
Dann höre mir andächtig zu.
Ich kenne dich und weiß, daß du
Mir oft ſchon biſt begegnet.
Und daß ich dich geſegnet
Und deiner Augen ſüßes Licht.
D'rum ſage nicht: ich kenn' dich nicht!

Ich ſah in einer grünen Au'
Ein Veilchen blüh'n beſcheiden.
Sein Köpfchen hing voll reinem Thau
Wie ſchwer von ſüßen Leiden.

Es war ſo üppig und ſo zart,
Das ſchönſte Bild in ſeiner Art,
Und barg in grüner Hülle
Der Blumen edle Fülle
Vom allerreinſten Himmelblau,
Das Veilchen in der grünen Au'.

Und in dem nächſten Blüthenjahr
Sah' ich im dunkeln Mooſe,
Wie in gelocktem braunen Haar,
Die allerſchönſte Roſe.
Und ſinnend zu ihr hingewandt
Sprach ich: du biſt mir ſchon bekannt;
Du blühteſt ſchon ein Weilchen
Als himmelblaues Veilchen.
Ich nahm mit Wonne deiner wahr
Im letztvergang'nen Blüthenjahr.

Und wieder in der Frühlingszeit
War ich hinausgegangen
Und ſah dort blüthenüberſchneit
Der Lilien ſchönſte prangen.

Mir wurde träumeriſch zu Sinn.
Ich ſprach: du ſtolze Königin,
Du haſt im blauen Kleide
Und dann in rother Seide
Mich zweimal herzlich ſchon erfreut
In der und jener Frühlingszeit.

Verfloſſen war ein langes Jahr,
Da ſaß auf einer Laube
Ein zärtlich girrend Taubenpaar.
Ich kannte ſchon die Taube.
Sie war ſo lieblich anzuſehn,
Wie Veilchen, Roſ' und Lilie ſchön,
Ich wußt', daß ſie's geweſen
Und dreimal ſchon erleſen
Zum ſtillen Blumenlooſe war.
Sie lebt' nun ſchon im vierten Jahr.

Einſt ging ich auf des Berges Höh'
Im ſchattenreichen Walde
Und ſah ein ſchlankgeſchenkelt Reh
Auf grünumbuſchter Halde.

Und vor Erſtaunen rief ich laut:
Du biſt mir lange ſchon vertraut!
Im blumigen Gewande,
Als Taube mir Bekannte,
Die heut' ich hier als Hindin ſeh',
Gegrüßt mir auf des Berges Höh'!

Und meinſt du, Kind, dein hold Geſicht
Sei doch mir fremd geblieben?
Mußt' ich als Veilchen zart und ſchlicht,
Als Roſe dich nicht lieben?
Hab' ich als Lilie ſüß bethaut
Dich nicht im ſtolzen Schmuck geſchaut?
Liebt' ich als bunte Taube,
Liebt' ich im Buchenlaube
Als ſcheues ſchlankes Reh dich nicht?
Glaubſt du mir fremd noch dein Geſicht?

## 2.

Wie kannſt du, Liebchen, wähnen,
Ich kenne nicht das Sehnen,
Das ſanft in deinem Liede fließt?
Es hat ja ſonſt ſchon Thränen
In's Auge mir getrieben,
Dem Ton, dem ſüßen lieben,
Der oft mich zärtlich ſchon begrüßt,
Bin ich getreu geblieben.

Ich hörte einſt den loſen
Verliebten Zephyr koſen.
Er plauderte ſo ſüßen Tand
Mit einem Kreis von Roſen. —
Den Waldbach hört' ich rauſchen
Und Liebesworte tauſchen
Mit Blumenvolk an ſeinem Rand,
Und lange mußt' ich lauſchen.

Da wurd' ich plötzlich inne:
Den Laut in dem Gerinne
Hat auch gehaucht der Abendwind,
Und klar mir ward's zu Sinne:
Des Weſtes Ton, der ſchwache,
Die Stimme aus dem Bache
Sind eines Buſens Laut und Kind
Und nicht verſchiedne Sprache.

Nun hört' auf grünen Höhen
Ich Flötentöne wehen
So ſüß, ſo weich, ſo wunderbar,
Und träumend blieb ich ſtehen.
„Das iſt des Weſt's Geflüſter,
Des Bach's im Tannendüſter!“
So wurde mir jetzt freudig klar
Im Schatten einer Rüſter.

Und in des Waldes Hallen
Ward eines Waldhorns Schallen
Aus tiefem Felſengrunde laut.
Die Töne ſteigen, fallen.

Vom Wind hinweggenommen,
Und ich rief ſüß beklommen:
„Du holde Stimme, mir vertraut,
Sei du mir ſchön willkommen!“

Auf einem meiner Gänge
Hört' ich dann Glockenklänge,
Wie reine Engelsſtimmen, wehn.
„Ihr lieblichen Geſänge,
Die Weſt und Bach und Flöte,
Und in der Abendröthe
Des Waldhorns ſchwebendes Getön
Mir ſchon entgegen webte!“

Dann war's im blüh'nden Hage,
Daß ich am edlen Schlage
Entzückt erkannt der Nachtigall
Süß ſchwermuthsvolle Klage.
Die Silbertöne bringen
Mir ſchon bekanntes Singen:
Des Weſts, des Bachs, der Flöte Schall,
Des Horns, der Glocke Klingen.

Als jüngſt das Lied verklungen,
Herzlieb, das du geſungen
Mit deiner Stimme ſtark und klar,
Da ſind Erinnerungen
In mir erwacht ſo leiſe.
Ich kannte dieſe Weiſe.
Die Töne zogen wunderbar
Um mich oft magiſche Kreiſe.

Wirſt, Liebchen, du noch wähnen,
Ich kenne nicht das Sehnen,
Das mich aus deinem Lied begrüßt?
Mußt' es im Bach mir Thränen,
Im Klang des Horns, der Glocken,
Der Flöte nicht entlocken?
Hört' ich den West, der mich geküßt,
Aus dir nicht ſüß erſchrocken?

### 3

Im Garten ging ich ſtill beglückt
Am ſchönſten Frühlingsabend,
Da haben Düfte mich entzückt,
So würzig und ſo labend.
Geſättigt war die ganze Luft,
Von Blumenduft, von Blüthenduft.

Dann ging ich durch der Wieſe Grün
Und ſah im Morgenthaue
Viel tauſend bunte Blümchen blühn.
Wie duftete die Aue!
Geſättigt war die ganze Luft
Von Blumenduft, von Kräuterduft.

Nun ging ich in des Waldes Dom.
Dem Gras, dem Baum, dem Strauche
Entquoll ein mächtiger Düfteſtrom
Im warmen Frühlingshauche.
Geſättigt war die ganze Luft
Von Blumenduft, von Waldesduft.

Ich ſaß beim kühlen Traubenblut
Im tiefen Kellerſchanke,
Da ſtieg des Duft's narkotiſche Fluth
Mir aus dem hellen Tranke.
Geſättigt war die ganze Luft
Von Blumenduft, von Weinesduft.

Als du mir Wang' und Stirn gekühlt
Mit deines Hauches Fächeln,
Und ſeine Wellen mich umſpielt
Mit deinem Kinderlächeln,
Geſättigt war die ganze Luft
Vom ſüßeſten, vom reinſten Duft.

Mir wurde dämmerig zu Muth.
Ich ſann und dachte lange:
Gelabt hat dieſe Düftefluth
Dich ſchon auf manchem Gange;
Geſättigt war ſchon oft die Luft
Von ſüßem Duft, von dieſem Duft.

Und plötzlich war ich aus dem Traum
Im Garten, auf der Wieſe,
Im Wald und in des Kellers Raum
Genoß ich ſeine Süße.
O Mädchen, hauchſt du in die Luft,
So iſt's Wein-, Wald- und Blumenduft.

### 4.

Als Nektar deiner Küſſe
Mir auf die Lippen quoll,
Da rief ich ahnungsvoll:
Entzückt ſchon hat mich dieſe
Berauſchende Süße,
Nur nicht in einem Fluſſe,
Wie ſie in deinem Kuſſe
Mir glühend jetzt entgegen ſchwoll.

O laß mich's nur bedenken! —
Was du in einem Guß,
Das boten zum Genuß
Mir einzeln and're Schenken,
Um mich zu tränken
Mit ſüßgewürzter Labe.
Doch all' die früh're Gabe
Zuſammenſtrömt in deinen Kuß.

Und plötzlich ward mir's helle,
Und alles fiel mir ein.
Ich trank am grünen Rain
Die friſche kühle Welle
Der ſprudelnden Quelle.
In deines Kuſſes Labe
Genieß' ich ſel'ger Knabe
Der Quelle Segen friſch und rein.

Das goldne Korn der Aehre,
Das ſich als Saft und Brot
Erquickend dar mir bot;
Die Auſter aus dem Meere,

Die würzige Beere,
Die Frucht vom Gartenbaume,
Die Kirſche und die Pflaume,
Die Birn', der Apfel grün und roth;

Vor allen doch der Traube
Gewürzevolle Laſt,
Die auf der Wanderraſt
Mir ward zum ſüßen Raube
In ſchattiger Laube:
Die ſind es, die du Reine
Im köſtlichſten Vereine
Im Kuſſe mir geboten haſt.

Auch fiel der Saft der Wabe,
Der Honig mir noch ein,
Des Aetna's Feuerwein,
Und was ſchon ſonſt als Labe
Genoſſen ich habe.
In deinem Kuß, mein Leben,
Sind ſie mir all' gegeben,
Und alle Süßigkeit iſt dein.

## 5.

Ich ſtand auf hoher Bergesfirne
Vom raſchen Gange müd' und heiß,
Da rührte mir die feuchte Stirne
Des Abendwindes Fittich leis.
Der kleine luſtige Flügelſchwinger
Lag mir an Bruſt und Wange weich.
„Das iſt der ewigen Liebe Finger!“
So dacht' ich gleich.

Als du, mein Mädchen, ſanft und leiſe
Dich über meinen Nacken bogſt
Und um die heiße Stirn mir Kreiſe
Mit deinem ſammtnen Händchen zogſt,
Als deine warmen zarten Finger
Mir Bruſt und Wangen ſtreiften weich,
„Das iſt der Weſt, der luſtige Springer!“
So dacht' ich gleich.

Ich lag in des Gebirges Schooße
In einem ſtillen Blüthenthal
Auf ſanftgeſchwelltem jungen Mooſe.
Da tupfte mich ein Sonnenſtrahl
Und ſtrich mir alles Schwere, Trübe
Aus Haupt und Buſen warm und weich.
„Das iſt die Hand der ewigen Liebe!“
So dacht' ich gleich.

Als jüngſt ſich deine glüh'nde Wange
An meine Wange ſanft geſchmiegt,
Da ward von wunderbarem Drange
Mein Herz in ſüßen Rauſch gewiegt.
Es wurde frei von allem Harme,
Und meine Seele frühlingsweich.
„Das iſt der Sonnenſtrahl, der warme!“
So dacht' ich gleich.

Friſch ſproßten in mir neue Lieder,
Als längſt der Tag hinunter war.
Der Thau der Nacht fiel auf mich nieder
Und näßte kühlend mir das Haar.

Daß unberührt das Herz nicht bliebe,
Floß auf die Bruſt der Thau mir reich.
„Das iſt der Kuß der ewigen Liebe!“
So dacht' ich gleich.

Und als von Schmerz und von Entzücken
Dein ſchönes Herz jüngſt überfloß
Und Thränenperlen, mich zu ſchmücken,
Gelind auf Haupt und Bruſt mir goß,
Als ſelig ich die Fluth gefühlet,
Die überſtrömte mich ſo reich:
„Der Thau der Nacht iſt's, der dich kühlet!“
So dacht' ich gleich.

Tief in des Wald's hellgrünem Laube
Erfaßte mich ein junges Reis,
D'ran hingen üppig Traub' an Traube
Von Frühlingsblüthen roth und weiß.
Wie ſo mit ſeinem ſchlanken Triebe
Im Haar mir wühlt der Blüthenzweig:
„Das iſt der Arm der ewigen Liebe!“
So dacht' ich gleich.

Als in des Abends ſchönſten Stunden
Auch du im Haare mir gewühlt,
Und deinen Arm, den vollen runden,
Auf meinen Schultern ich gefühlt,
Da ward mir's ſeltſam im Gemüthe,
Als faßte mich ein Blüthenzweig.
„Es iſt das Reis voll junger Blüthe!"
So dacht' ich gleich.

Nun ſtieg der leuchtende Gedanke
Wie eine Sonne auf in mir:
So Weſt und Strahl, ſo Thau und Ranke
Sind alle eng vereint in dir;
Vereint mit allen andern Dingen. —
Du Holde, unausſprechlich reich,
Ich darf die Welt in dir umſchlingen.
Komm', küß' mich gleich!

# Nachhaſſe.

## An Amanda.

---

### 1.

### Zweifel.

Träumt' ich, daß du mich verſtoßen? —
Nein! dein Wort hat mich verbannt.
Haſt du je den grenzenloſen
Schmerz verſchmähter Lieb' erkannt?

Oft hat mir von deinem Munde
„Ewig! ewig!“ ſüß getönt.
Ach, welch' eine frühe Stunde
Hat doch deinen Schwur verhöhnt!

Geſtern noch auf ſonnigen Matten
Bin von Zweifel ich erfüllt,
Daß mir einer Wolke Schatten
Meine Sonne heut verhüllt,

Die mir ſtrahlend aufgegangen
Einſt die Tage ſanft erhellt.
Und doch hält mich rauh umfangen
Eine kalte düſt're Welt.

Iſt ſie denn in Nacht verſunken
Und verlöſcht ihr warmes Licht? —
Ach, ſie glänzt noch feuertrunken,
Aber mir nur ſtrahlt ſie nicht.

## 2.

### Früherer Schwur.

Du ſagſt: du habeſt dir geſchworen,
Der Pflicht nun ewig treu zu ſein.
So wärſt du immer mir verloren,
Nie mehr auf Erden ſelig mein?

Du wollteſt ſtets mir angehören,
Das war dein erſter wahrer Schwur.
Wie kannſt du denn nun anders ſchwören?
Dein erſt Verſprechen gilt ja nur.

Was hat ein Herz voll heißer Triebe
Zu ſchaffen mit der kalten Pflicht?
Es wohnt der freie Geiſt der Liebe
In Schranken und in Formen nicht.

## 3.

### Unterſchied.

Jenſeit des Markſteins, den die Pflicht geſetzet,
Und den als heilig fromm beſchränkter Wahn
Zum Wohl des Staats und Hauſes nicht verletzet,
Da geht der Liebe ſchönſtes Reich erſt an.

Den Pflichtverbundnen iſt er todte Herme,
Den Liebverbundnen Hermes Trismegiſt,
Der mit dem Zaubermantel deckt die Wärme
Der Liebe, daß ſie wohl verborgen iſt.

Der Stein, der an ein kaltes Herz dich bindet
Und dich von einem heißen Herzen trennt,
Das ohne dich kein Heil auf Erden findet
Und dir in hohen Liebesflammen brennt.

Der Stein kann deine lodernden Gedanken
Nicht ſchlagen an das Marterholz der Pflicht.
Für Dichterherzen-Glut ſind ſolche Schranken,
Für heiße Frauenherzen ſind ſie nicht.

Mit Worten nur haſt du den Eid geſchworen;
Es war dein Herz bethört von trübem Wahn.
Für mich allein warſt, Theure, du geboren,
Und mir allein gehörſt du ewig an.

### 4.

### Rückschau.

Tage gehen, Tage kommen
Und mein Auge ſieht dich nicht.
So entzündet und verglommen
Iſt ſchon manches Mondes Licht.

Immer ruf' ich nun dem Glücke,
Als kein einziger Tag verging,
Der mein Aug' in deiner Blicke
Hellem Zaubernetz nicht fing;

Als nicht eine von den Wochen
Mir vorbeigezogen iſt,
Wo mein Herz mit ſtürmiſchem Pochen
Nicht dein ſtürmiſches Herz geküßt.

Hat ein Schmerz dein Herz zerriſſen?
Ward es kalt im Arm der Pflicht? —
Ach, es ſehnt ſich wohl nach Küſſen,
Doch nach meinen Küſſen nicht!

## 5.

### Dichterzorn.

O kann ein Herz wohl heißer lieben,
Als dich mein Dichterherz geliebt?
O kann ein Herz wohl mehr betrüben,
Als mich dein Frauenherz betrübt?

Jetzt möcht' ich dir das Leben kürzen,
Daß du mich konnteſt ſo verſchmähn;
Und jetzt dir gleich zu Füßen ſtürzen
Und dich um neue Liebe flehn.

## 6.

### Erinnerungstraum.

Oft wenn ich einſam wandle meine Pfade
Und meine Stirn in Abendlüften bade,
Geſandt mir von des Berges Oreade,

Verſink' ich ſtill in dämmernde Geſichte,
Und manche lang vergangene Geſchichte
Wird zum Erinnerungstraum mir und Gedichte.

Mir iſt, als ſtünd' ich harrend unter Bäumen,
Entgegen nahem Liebesglück zu träumen,
Indeß wohl fern noch deine Schritte ſäumen.

Mich hält die Nacht, die ſchweigende, im Arme;
Sie weiß von meinem ſüßen Liebesharme
Und ſchickt den Stern, der meiner ſich erbarme.

Und immer näher ſeine Strahlen glänzen,
Wie heller Blumengruß von jungen Lenzen;
Bald wird er mir die Stirne kühlend kränzen.

Sie iſt's! — Ein flüchtiges Grüßen ohne Worte!
Raſch öffnet ſich des kleinen Hauſes Pforte.
Hinein! hinauf! Wir ſind am trauten Orte!

O dämmernd Stübchen, das uns oft umfangen,
Wenn trunken ich an ihrem Mund gehangen,
Und ſie geſtillt mein glühendes Verlangen!

Du Zelle, ſahſt mich da mit gierigen Zügen
An heiliger Lebensquelle ſchwelgend liegen,
Und haſt mein ſüß Geheimniß treu verſchwiegen. —

O komm! O komm! — — Da tönen Abendglocken
Im dunkeln Thal; ich fahr' empor erſchrocken,
Und ſtreich' aus meiner Stirne mir die Locken.

Ein Doppeltraum ſpann ſich vor meinen Blicken
Und webte mir ein täuſchendes Entzücken. —
O können Träume trügeriſch ſo beſtricken!

Sie kommt nicht mehr? — Iſt's möglich! Kann ich's glauben?
Sie, die mein Eigenthum, will mir ſich rauben?
Kann ſich ein Herz ſo ſchnöde That erlauben?

Ach! waren Herzen inniger verbunden?
Ein ſchöner Leib von heißerm Arm umwunden?
Ward ſüß'res Liebesglück wohl je gefunden?

Dies Alles will ſie grauſam nun zerſtören!
Was konnte wohl dies reiche Herz bethören,
Nicht ferner auf der Liebe Laut zu hören?

Ich kann es nicht begreifen, kann's nicht faſſen,
Daß ihrer Liebe Sterne mir erblaſſen,
Daß je ihr Herz von meinem konnte laſſen.

Es ſcheint mir alles nur ein täuſchend Wähnen. —
Mir füllt die Bruſt der Liebe tiefſtes Sehnen,
Und meinem Aug' entſtürzen bitt're Thränen.

## 7.

### Täuſchung.

Oft ſchon im dunkeln Kreis
Schweigender Nacht
Bin ich wie fieberheiß
Plötzlich erwacht.

Ach! da umgaukelt mich
Blühend dein Bild,
Tändelt und ſchaukelt ſich
Lächelnd und mild.

Ruhet in meinem Arm,
Köſtliche Laſt;
Halte dich feſt und warm,
Süße, umfaßt.

Trinke von deinem Mund
Seliges Glück,
Färbt ſich die Welt ſo bunt
Liebendem Blick.

Schwindeſt, wie ſanfter Klang
Langſam verſchwebt.
Wie nun die Bruſt mir bang
Sinkt und ſich hebt!

Wehe! es wird mir klar:
Mein Arm iſt leer!
Ach, wie es einſtens war,
Iſt's nun nicht mehr!

Und ſo wird Alles ſtill
Und zum Gedicht.
Sie, die ich lebend will,
Naht ſich mir nicht.

## 8.

### Unsre Trennung.

Nun hab' ich's ſonnenklar erkannt,
Was uns hat trennen müſſen,
War glühend auch dein Herz entbrannt
Von meinen Flammenküſſen. —

Noch blitzte keines Sternes Licht
In deine engen Schranken;
Noch faßte deine Seele nicht
Erhabene Gedanken.

Du lebteſt geiſtig arm und blind
Recht ohne Luſt und Freude
Und fieleſt, wie ein thöricht Kind,
Dem leeren Nichts zur Beute.

Dies trübe Nichts lag um dich her,
Ein ſchattenhaft Gewimmel,
Ein voller Kreis und doch ſo leer,
Ein ſternenloſer Himmel.

Da plötzlich trat in deinen Lauf
Mit freier Bruſt ein Dichter.
Da ſchoſſen dir am Himmel auf
Seltſame Strahlenlichter.

Da iſt's in deiner kalten Nacht
So hell und warm geworden.
Verwundert ſahſt du nach der Pracht
Des Säulenlichts im Norden.

Dir fiel in's Herz der rothe Schein
Der nordiſchen Aurore,
Da ſtürzten ſeine Mauern ein,
Aufſprangen ſeine Thore.

Ein Funke flog von dieſem Brand
In deines Herzens Zunder;
Der Dichter dir zur Seite ſtand
Und deutete das Wunder.

Und als der Tag gekommen war,
Erwachten neue Triebe
In deiner Bruſt, entglommen klar
Die Sterne ewiger Liebe.

Der Lenz zog prächtig bei dir ein
Mit Düften und mit Liedern.
Du ſahſt in ſeinem Sonnenſchein
Dein Lieben mich erwiedern.

Du fandeſt unterm letzten Schnee
Die blaue Wunderblume.
Sie hob dein ſtarres trübes Weh
In meinem Heiligthume.

Ich ſah ein ungewohntes Glück
Auf deiner Stirne leuchten;
Du hielteſt nur auf mich den Blick,
Den hellen, liebefeuchten.

Doch deine Freunde voll Bedacht
Erſchreckte der Gedanke:
Du ſei'ſt ſeit jener Mitternacht
Eine ſchlimme Herzenskranke.

Sie waren um dich früh und ſpät
Mit tauſend Kümmerniſſen.
Da haſt du dich denn der Diät,
Die ſie verlangt, befliſſen.

Du ſelber glaubteſt krank zu ſein,
Bezaubert und beſeſſen.
Du fühlteſt große Herzenspein,
Daß du dich ſo vergeſſen.

Die Wunderblume, die du fandſt,
Iſt trauernd ſtill geſtorben,
Der volle Kranz, den du mir wandſt,
Verdorret und verdorben.

Verlöſcht das Licht, das einſt dir klar
Entglommen war im Norden,
Aus ſeinem Schein, ſo wunderbar,
Iſt wieder Nacht geworden.

Es war ein flüchtiger Flammenſtrahl,
Als du mir Liebe geſchworen. —
Behüt' dich Gott zu tauſendmal!
Du biſt für mich verloren.

## 9.

### Fünf Jahre ſpäter.

Von einem Grabe bin ich heimgekehrt,
Auf deſſen Hügel ſich ſchon Gräſer heben;
Ein Grab, gleichgültig mir und doch ſo werth!
O Widerſpruch, wie unſer ganzes Leben!

Auf jenen Hügel hatt' ich mich geſetzt,
Verſunken in Gefühle und Gedanken.
Wie lange ſaß ich dort! — Mir war zuletzt,
Als fühlt' ich unter mir den Boden wanken.

O Grab, du tiefer wunderbarer Grund,
D'rin eine Muſchel mit der Perle modert,
Ein Herz, das mit dem meinen einſt im Bund,
Wie eine Gottesflamme, hell gelodert!

Erkaltet war dies Herz ſchon und verglüht,
Eh' noch das Todtenhemd ihm war geſponnen.
Nur ein paar Tage hat es licht geſprüht
Ein Tabernakel aller Liebeswonnen.

Ein Frauenherz in einer edeln Bruſt,
Voll ſeliger Gefühle und voll Reinheit,
Dann tief herabgezogen in den Wuſt
Der Alltagswelt, der Lüge, der Gemeinheit.

Doch plötzlich hoch entflammt von Leidenſchaft,
Erwacht zu ſelbſtbewußten höhern Trieben,
Durchſtrömt von ſeiner angeborenen Kraft,
Von der ihm die Erinn'rung kaum geblieben.

Dann wieder in den Staub herabgezerrt,
Auf Schmutz und Lüge ſtolz und trotzig bitter!
In ſeinen alten Käfig eingeſperrt,
Sich brüſtend hinter ſeinem Eiſengitter.

Wer faßt den Baum, an welchem Lieb' und Hohn,
An welchem Gift- und Balſamfrüchte reifen?
Wer kann den Proteus, das Chamäleon,
Das Frauenherz enträthſeln und begreifen?

Das Grab hebt endlich allen Widerſpruch.
Doch iſt's das größte Räthſel ſelbſt auf Erden;
Mit ſieben Siegeln iſt's ein heilig Buch,
In dem gelöſ't die andern Räthſel werden.

Es zieht mich ferner zu dem Grabe nicht
Der Frau, der einſt ich meine Lieder weihte,
Und abgethan auf ewig im Gedicht
Iſt was ich tief gefühlt in Lieb' und Leide.

O redet mir nicht von Unſterblichkeit
Für euern Pulsſchlag kitzelnder Empfindung!
Nichts iſt ſie weiter, als für Luſt und Leid
Die ärmſte, die ſelbſtſüchtigſte Erfindung.

Fühlt' Einer ſtark, ich habe ſtark gefühlt
In glühendem, in ſchwärmeriſchem Lieben,
Und Alles iſt erloſchen und gekühlt;
Nur todte Aſche iſt zurückgeblieben.

Das Leben iſt ein trüg'riſch leeres Spiel,
In dem wir ſelbſt am meiſten uns belügen.
Glaub' wer da will noch an ein höhres Ziel:
Mir kann der Kinderglaube nicht genügen.

## Wald und Meer.

Im Waldgeheg, von grüner Nacht durchdüſtert,
Erwacht ein Lied, von Blättern leis geflüſtert,
Von Zweigen und von Wipfeln laut gerauſcht,
Dem tief entzückt des Meeres Welle lauſcht.

Es ſingt der Wald: Bei Tages heißem Prangen
Zieht mich zu dir ein dürſtendes Verlangen;
Gern küßt' ich dich, du ſüße Wellenbraut,
Auf die mein Auge glühend niederſchaut.

Doch thaut der Abend auf mein Haupt hernieder,
Durchſäuſeln meine Locken Liebeslieder;
Ein flammendes Begehren füllt mein Herz,
Ich beuge meine Wipfel niederwärts,

Damit ich ſchaue dir ins dunkle Auge.
Damit dein Liebesodem mich umhauche.
Ach nie berührt mein liebedurſt'ger Mund
Den deinen küſſend in dem kühlen Grund!

Doch ſend' ich liebend dir dann meine Zungen.
Die einen Sommer dir mein Leid geſungen.
Das Leid. daß ich. auf Bergeshöh' gebannt.
Noch deine Schönheit brünſtig nie umſpannt.

Wenn ſanft des Sommerabends Purpurgluten
Ihr flüſſig Gold in meine Locken bluten.
Wenn rother Glanz durch alle Zweige bricht
Und einen Kranz um meinen Scheitel flicht:

Dann ſchmück' ich bräutlich dich mit jenem Golde.
Ein ſchimmernd Halsband web' ich dir. du Holde.
Und Blüthenzweige brech' ich ſcherzend los
Und werfe ſie hinab in deinen Schoos.

Du dunkle Braut mit den Korallenſpangen.
Wann wird mein Sehnen doch zum Ziel gelangen?
Wann führſt du mich in's bräutliche Gemach?
Wann faß' ich dich mit Armen tauſendfach?

Darauf das Meer: Nicht minder iſt mein Sehnen.
Wie oft verſucht ich meinen Arm zu dehnen,
Daß ich dich liebend faßte, feucht und warm.
Doch nie erreichte dich mein Wellenarm.

Ach, nur dein treues Bild darf ich umfangen!
Dem küſſ' ich zärtlich Stirne, Mund und Wangen.
Mein Auge richt' ich ſtets zu dir empor,
Und deinen Liedern lauſcht mein Wellenohr.

Dann gnüg' ich ſelbſt, der Liebe heil'gem Drange
In meiner Brandung donnerndem Geſange;
Mein Wellenlied im tobenden Orkan
Es jauchzt zu dir, geliebter Wald, hinan.

O wie entzückt mich deines Schmuckes Glänzen!
Wie zier' ich mich mit deinen Blüthenkränzen!
Wie hallet deiner Liebe Zauberwort
In meiner Sehnſucht tiefſten Tiefen fort!

Auch heg' ich hoffend ſtill die dunkle Sage:
Einſt bricht nach einem flammenheißen Tage
Die längſt erſehnte ſüße Nacht herein,
Die bringt uns beiden ewigen Verein.

Der Erde urgranitne Veſten wanken,
Es ſtürzen ſchmelzend zwiſchen uns die Schranken,
Und Rieſenflammen lodern wild empor,
Die leuchten uns als Hochzeitfackeln vor.

Dann wirſt du ſchnell mit deinen tauſend Zweigen
In meinen grünen Schoos herniederſteigen;
Dann ruhſt du ſelig kühl im tiefen Grund,
Und keine Schöpfung mehr trennt unſern Bund.

# Eine ſchöne Woche.

## 1.

(Sonntag.)

### Der Sonntagsmorgen.

Der erſte Strahl der Sonntags-Sonne fand
Ein heißes Dichterherz, das krank ſich ſehnte,
Auf jenem Hügel, der vom heil'gen Land
Den heil'gen Bergesnamen ſich entlehnte.

An der Kapelle ſtand ich auf dem Rain,
Von Lindenlaub in üppiger Pracht umhangen,
Und blickte in den nahen Buchenhain.
Da kamſt du durch die Bäume ſacht gegangen.

Zu [illegible] Füßen schrittſt du betend hin.
Ich lehnte mich zurück an das Gemäuer,
Dich ſegnend ſtill, geliebte Beterin;
Denn meinem Herzen warſt du ja ſchon theuer.

Du ſahſt mich nicht. Ich wollte dein Gebet
Selbſt nicht mit einem Morgengruße ſtören.
Den Gruß des Geiſtes, der in Wipfeln weht,
Ihn ſollte deine Seele jetzt nur hören.

Zur Kirche ging des Dorfes Volk zu Hauf,
Um in der Meſſe ſeinen Gott zu ſuchen.
Dir ging im Hain ein heil'ger Zeichen auf!
Du fand'ſt den deinen unter grünen Buchen.

In der Natur erhab'nem Angeſicht
Las deine reine Seele Gottes Züge,
Und deine Andacht wurde zum Gedicht,
Dem frommen Sinn zur ſeligſten Genüge.

Ich aber ſtand ergriffen und gerührt
Noch lang an der Kapelle dunkler Mauer,
Und in des Herzens tiefſter Tiefe ſpürt'
Auch ich der höchſten Andacht heil'ge Schauer.

Ich fand Gott in mir ſelbſt, und einen Theil
Des Weltgeiſt's fühlt' ich mich, zu Eins verbunden
Mit ihm, in ihm, zu meinem ew'gen Heil. —
So hab' ich meinen Gott geſucht, gefunden.

Und nieder ſchrieb ich, was ich ſtill empfand.
Du, Holde, ſollteſt meine Zeilen leſen.
Ich legte ſie in deine keuſche Hand;
Denn du biſt fromm und gut, du reines Weſen.

„Der Geiſt des Alls hat unſer Aug' verhüllt.
Wir ſuchen ihn, doch auf verſchiednen Wegen.
Du findeſt ihn, wenn er dich ganz erfüllt,
Wenn dich durchdrungen ſeiner Liebe Segen.

Und wenn dein Herz in höchſter Liebe ſchlägt,
Dann lüften leis ſich deines Auges Binden.
Wer Gott im reinen treuen Herzen trägt,
Wird ihn allüberall auf Erden finden."

## 2.

### (Montag.)

---

Nach einem Gewitter.

Aus tiefdunkeln Wolkenmaſſen
Raſch der Blitz die Nacht erhellt.
Raſch mußt du das Glück erfaſſen,
Das vom Himmel niederfällt.
Alles irdiſche Entzücken
Iſt ein klarer Blitzesſchein,
Der in wenig Augenblicken
Göttlich will genoſſen ſein.

Auf thut ſich der Himmel, nieder
Wirft er einen Götterblick,
Doch im Nu ſchließt er ſich wieder,
Und verſchwunden iſt das Glück.

Kaum iſt mir vergönnt zu fühlen
Mich als hohen Götterſohn,
Sieh und tauſend Schmerzen wühlen
In der Menſchenbruſt mir ſchon.

Augenblicke nur genießen
Wir die höchſte Poeſie;
Aber mögen ſie verfließen:
Die Erinn'rung feſſelt ſie.
Sie, die Zauberin, die holde,
Nimmt das Glück in ihren Schoos.
Schmückt's mit ihrem Abendgolde
Dir zum ewig ſchönen Loos.

Muß ich — ach! — auch von dir ſcheiden,
Der ich tief in's Auge ſah,
Doch in alle Ewigkeiten
Hält Erinn'rung dich mir nah;
Und das Glück, das mir geworden,
Als ich ſelig dich verſtand,
Hält mit ihren Blumenborden
Der Erinn'rung goldne Hand.

Jauchzend halt' ich dich umſchlungen;
Denn ein Glück iſt uns vergönnt.
Leuchtende Erinnerungen
Laben Herzen, die getrennt.
Und der Kuß von deinem Munde,
Den belohnt des Dichters Wort,
Glüht bis in die letzte Stunde
Auf beglückten Lippen fort.

## 3.

### (Dienſtag.)

### Der erste Kuss.

Auf der Waldbucht morgenfriſche Matten
Hatt' ich meine Taube mir beſtellt.
In des Waldpfad's golddurchwirkten Schatten
Wollten wir vergeſſen alle Welt. —

So in heimlich ſtiller Mondnacht hatten
Wir's beſprochen, wandelnd durch das Feld. —
Doch du wardſt gefeſſelt von den Andern,
Und allein mußt' ich die Pfade wandern.

Und in Dichterträumerei verſunken,
Ging ich immer tiefer in den Wald.
Sonne warf durch's Laub mir goldne Funken;
Zeit und Raum vergaß ich nur zu bald.
Und vom Feuerwein des Lebens trunken,
Dehnt' ich aus den lieben Aufenthalt.
Schneller flohn die Stunden mir und ſchneller
Und mein Auge wurde hell und heller.

Schon im Mittag ſtand der Sonne Wagen,
Als ich heimwärts meinen Schritt gelenkt.
Ach! da war um mich von bangem Zagen
Still und trüb' dein holder Blick geſenkt,
Und von deinen Lippen leiſe Klagen
Löſ'ten ſich, daß ich dein Herz gekränkt.
O wie ſüß klang dieſes laute Bangen
Meiner Seele liebendem Verlangen!

Als die Sonne ſich begann zu neigen,
Führt' ich dich hinauf den ſtillen Pfad,
Dir des Waldes ſchattige Luſt zu zeigen,
Die am Morgen ich zuerſt betrat.
Und den Hallen mit beredtem Schweigen
Sind wir ſelig Arm in Arm genaht.
In den Tempel drangen raſch wir weiter,
Und dahinten blieben die Begleiter.

In der Bäume ſchlanker Säulenreihe
Und vom grünen Dome überdacht,
Daß ſie ihre Wonnen uns verleihe,
Gaben wir uns hin der Liebe Macht.
Mund zum Munde zog die höchſte Weihe
In des Waldes heilger Purpurnacht;
Und es loderten zwei lichte Flammen
Schnell in einen langen Kuß zuſammen.

Erſtes Opfer, reine Feuerſpende,
Die dem Geiſt der Liebe wir geweiht,
Der Erinnrung Seligkeiten ſende
Oft mir noch in meine Einſamkeit!

Wie das Schickſal meine Pfade wende,
Leuchte ſtets mir in des Lebens Streit,
Stern und Kind der ſchönſten Sonnenſtunde,
Erſter Kuß mir von Eliſens Munde!

---

## 4.

### (Mittwoch.)

### Die Kapelle.

Wenn über waldige Hügel
Des Mondes Silber quillt,
Führt der Erinnrung Flügel
Mir zu dein holdes Bild.
Dann denk' ich jener Stelle,
Von Mondſchein überwebt,
Wo einſam die Kapelle
Im Haine ſich erhebt.

Es weht um die Kapelle
Wie leiſen Liedes Klang,
Weil dir an ihrer Schwelle
Dein erſtes Lied gelang.
Aus deiner Seele glühte,
Wie Blüthendüfte, lind,
Des erſten Liedes Blüthe,
Ein holdes Blumenkind.

Wenn über waldige Hügel
Des Mondes Silber quillt,
Führt der Erinnrung Flügel
Mir zu dein holdes Bild.
Und meine Seele trauert,
Daß ſie von deiner ſchied.
Durch ihre Tiefen ſchauert
Mir ſtill dein erſtes Lied.

## 5.

### (Mittwoch.)

---

### Gute Nacht!

Gute Nacht!
Wenn am nahen Hügelhaine
Heint vorbei das Wetter zieht,
In der Blitze fahlem Scheine
Droben die Kapelle glüht,
Wenn der Donner rollt und kracht,
Schlafe ſanft du! -- Gute Nacht!

Süße Ruh'!
Alle Räthſel, alle Wirren
Löſen ſich in Harmonie;
Aller Streit und alles Irren
Wird zur höchſten Poeſie.
Alles ruhet, und auch du
Freue dich der ſanften Ruh'!

Holden Traum!
Was des Tages lautes Walten
Wechſelvoll dir heut beſcheert,
Zeig' in leuchtenden Geſtalten
Dir des Traumes Gott verklärt!
Gieße ſeinen Roſenſchaum
Ueber mich auch! — Holden Traum!

## 5.

### (Donnerſtag.)

### Die Charade.

Geſtern auf des Berges grünem Pfade
Hielt mich Schwermuth trauerhaft ummantelt. —
Deine ſüße liebliche Charade
Hat mich heute zaub'riſch umgewandelt.
In verſchwieg'ner Nacht löſ't' ich den Sinn,
Liebe, holde Räthſelſtellerin!

Meine Seele, müd' und grambefangen,
Hat am Tag' die Löſung nicht getroffen;
Als ſie Nachts mir plötzlich aufgegangen,
War's als ſeh' ich einen Himmel offen.
In mir klang er ſüß und minniglich
Der Charade Sinn: „Ich liebe dich!“

Darum bin ich umgewandelt heute,
Suchte früh dich auf des Berges Pfade,
Daß ich dir das Wort des Räthſels deute
Und mein Aug' in deinem Blicke bade.
Mir entführte dich die Oreade,
Und ich ſelbſt ward heißer Sehnſucht Beute.

Endlich ſah ich dich von ferne kommen,
Einſam und verſunken in Gedanken.
Ahnungsvoll war mir das Herz beklommen
Und ſchlug träumeriſch an ſeine Schranken.
Gern hätt' es die Schranken überſprungen
Und im höchſten Rauſch dich kühn umſchlungen.

Und ich ſpielte, wie ein Kind, Verſtecken;
Heil'ge Schilderei ward mir zum Schilde,
Raſch trat ich hervor, um dich zu necken,
Als genaht du warſt dem Heil'genbilde.
Aber weh' mir Armen! Unbeſonnen
Hatt' ich kindiſch Spiel mit dir begonnen.

Von der Ueberraſchung Schreck erfaßt,
Sah ich deinen Buſen höher ſchwellen,
Sah aus deinen Augen Thränen quellen,
Und an meiner Bruſt lagſt du erblaßt.
An mein ſtürmiſch Herz durft' ich dich drücken.
Augenblick voll Schmerz und voll Entzücken!

Nicht in Worten, doch in ſchönern Zeichen
War des Räthſels Deutung ausgeſprochen.
Deiner Pulſe ſelig ſchnelles Pochen
Sagte mir, daß du nun ganz mein eigen.
Ja wir löſ'ten trunken, liebeſreudig
Die Charade wortlos gegenſeitig.

## 7.

(Donnerſtag.)

---

### Die Mondnacht.

Welch eine Nacht war über uns gegoſſen!
Des reinſten Glückes junger Liebe froh,
Vom Zauberborn der Schönheit wir genoſſen,
Der mit des Mondlichts Wellen uns umfloſſen,
So ſüß, wie Julia einſt und Romeo.

Des Tages heiße Fackel iſt verglommen,
Und kühlend hat des Mondes bleicher Kuß
Der Erde leis die bange Glut genommen.
Jed' Weſen jauchzt dem Abendſtern: willkommen!
Und badet in der Kühlung Dämmerfluß.

Natur, die höchſte Göttin, ließ den Schleier
Von ihrem heil'gen milden Antlitz wehn.
Berauſcht von ihren Reizen, kühner, freier,
Wir durften in geheimnißvoller Feier
Ihr in das tiefe klare Auge ſehn.

Wir ſchritten durch den Hain. — Ein ſelig Ahnen
Des ewigen Myſters hat uns erfaßt.
Die Bäume flatterten als ſeine Fahnen;
Gebreitet lag's auf monderhellten Bahnen,
Im Silberdämmer und im Zauberglaſt.

Der Vollmond hängt, des Himmels mächt'ge Leuchte
Dicht über der Kapelle und dem Hain,
Daß er dem Kirchlein uns entſtiegen däuchte.
Ich küßte dir das Aug', das ſehnſuchtfeuchte,
Und Hand in Hand erklimmen wir den Rain.

Ich fühle deines Herzens raſch're Schläge,
Dein Haupt ſinkt ſeligmatt an meine Bruſt,
Und durch des Waldes dämm'riges Gehege
Führt uns die Liebe ihre ſüßen Wege
Und der Empfindung namenloſe Luſt.

Wir wandeln ſtill. Wer Seligkeit empfunden,
Hat auch das Wort gemieden im Genuß.
Doch unſre Hände hatten ſich gefunden,
Und unſre Häupter ſchienen eng verbunden,
Umwoben von des Mondes Strahlengruß.

Die Linden wölben ſich in dunkeln Maſſen
Um der Kapelle altergraues Dach.
Der Mond umfängt ſie mit dem düftenaſſen
Geſpinnſt und heftet ſeine geiſterblaſſen
Licht-küſſe auf die Blätter tauſendfach.

Das Thürmlein ragt empor, wie losgerungen,
Ein ſpitzer Dorn, aus dieſem Rieſenkranz.
Die Heil'genbilder, von den Blätterzungen
Umliſpelt, ſind von Glorien umſchlungen,
Die ihnen webt des Mondes keuſcher Glanz.

Und immer tiefer haben wir empfunden,
Daß unſrer Seelen reinſter Jugenddrang
Sich inniger und liebender umwunden.
Da haben wir zuletzt das Wort gefunden,
Das Wort, ſo kühn und herrlich, wie Geſang.

Und von der ew'gen Wandlung ſeines Lebens
Und ſeinem Born, der Liebe höchſtem Geiſt,
Der, als die Urkraft alles Trieb's und Webens
Und als Geheimniß alles Drangs und Strebens,
Stets die Unendlichkeit des Alls durchkreiſt;

Und von dem Menſchenherzen, ſeiner Blüthe,
Der ſchönſten, wunderbarſten, die er trieb,
Vom tiefen, ſinnigen, ſehnenden Gemüthe,
In deſſen Kelch er ſeinen Odem ſprühte,
Auf deſſen Blatt er ſeinen Namen ſchrieb;

Von all' dem ſprachen wir, und Hochentzücken
Von Ahnungsſchauern riß uns himmelwärts.
Ein Lichtſtrahl zitterte vor unſern Blicken,
Der ſchien den Hain noch herrlicher zu ſchmücken,
Und an dem meinen ſchlug dein ſchönes Herz.

## 8.

### (Freitag.)

---

### Die Waldbucht.

Träumeriſch in deinen Frieden
Tret' ich, ſtille Waldbucht, ein.
Deine grünen Schatten bieten
Süße Labe, holder Hain;
Für zwei trunk'ne Herzen Labe,
Die in ſchönſter Wechſelgabe
Sich vertauſchten: „dein und mein!“

Welch ein bösverhalt'nes Stürmen
Regt ſich draußen in der Welt!
Schwarze Wetterwolken thürmen
Drohend ſich am Himmelszelt.
Schon beginnt der Kampf zu raſen,
Und er hat auf allen Straßen
Seine Schaaren ausgeſtellt.

Aber hier in dieſem Hafen,
Dicht umhegt von Waldesnacht,
Heit're Friedensgenien ſchlafen. —
Doch der ſchönſte iſt erwacht
Von der Küſſe leiſem Rauſchen,
Die zwei ſeel'ge Herzen tauſchen,
Sanft beſiegt von ſeiner Macht.

Mag die Welt im Kampf erglühen
Um der Freiheit lockend Ziel:
Hohe Liebeswonnen blühen
Noch in dieſem Waldaſyl.
Noch entzückt im Tannendüſter
Zärtlich liebendes Gefluͤſter
Und der Küſſe loſes Spiel.

In der Sonne erſtem Strahle
Funkelt noch der Morgenthau,
Lächelt über dieſem Thale
Noch ein Streifchen Himmel blau;
Und an deiner Bruſt erglimmen
In der meinen Himmelsſtimmen,
Heißgeliebte holde Frau!

Ja noch in des Dichters Munde
Werden ſüße Lieder laut,
Die die gotterfüllte Stunde
Seiner Seele anvertraut.
Noch in Herzen ziehn die Lieder
Labend, wie auf Blumen nieder
Nächtlich Naß vom Himmel thaut.

Mögen ſich die Kämpfer rüſten;
Nimmer meidet der den Streit,
Den hier an des Lebens Brüſten
Heil'ger Liebe Kraft gefeit.
Draußen will auch ich mich rüſten;
Deine Lippen die mich küßten,
Haben mich zum Kampf geweiht.

Aber hier im ſtillen Grunde
Gilt der Liebe Recht allein,
Zittert nur von deinem Munde
Süß befangen: „ewig dein!“
Sieht nur Wonnethränen tropfen,
Hört nur ſel'ge Herzen klopfen
Der verſchwieg'ne Buchenhain.

Komm, der Liebe Frucht zu pflücken
In der Waldbucht grünem Haus!
Ueberlaß dich dem Entzücken,
Wie dem Strahl die Perle Thau's!
Küſſe mich! ſchon nach Minuten
Schwinden Thau und Farbengluten,
Und das ſchöne Spiel iſt aus.

Wonnen gieb dem kühnen Fodern,
Das dir ſelber Wonnen beut!
Wehre nicht der Flamme Lodern:
Laß ſie mächtig lodern heut!
Morgen raſ't in unſern Schiffen
Schon der Sturm, der ſie ergriffen
Und nach Weſt und Süd geſtreut.

## 9.

## (Sonnabend.)

---

### Zum Abſchied.

Der letzte Tag! — Ernſt tritt das Scheiden
An unſre ſtille Seligkeit.
Ach, wer empfindet von uns beiden
Ob dieſer Trennung herbres Leid!
Dich tragen weſtwärts flücht'ge Räder,
In frohe Kreiſe eileſt du,
Und hinter dir ſchließt ſich der Aether
Mit ſeinen blauen Wellen zu.

Mich aber führt mein Weg nach Süden
In ein gar einſam Dichterhaus. —
Der Bilder, die uns hell umglühten,
Phantasmagoriſch Spiel iſt aus.

Von all' dem Glanz, der uns umfloſſen,
Bleibt nur der Seele hoher Schwung,
Von all' dem Glück, das wir genoſſen,
Bleibt einzig die Erinnerung.

Noch einmal an dem Kirchlein oben
Neig' mir ans Herz dein liebes Haupt,
Ans Herz, von Seligkeit gehoben,
Das deinem Liebesſchwur geglaubt.
Noch einmal laß dich feſt umfang'n,
Du meine Heil'ge, mein Idol!
Noch einmal ſtille mein Verlangen,
Und dann: leb' wohl! auf ewig wohl!

Vorbei die glücklichſte der Wochen!
Als meine ſchönſte preiſ' ich ſie.
Mir ſagt es deines Herzens Pochen:
Auch du ſahſt eine ſchön're nie.
Ich fühl's an deines Buſens Beben,
Daß dieſer Tage kurzer Raum
Auch deinem ſchwergeprüften Leben
Einwob den reichſten Blüthentraum.

Wirſt du in Liebe mein gedenken?
Du wirſt, du wirſt! Ich zweifle nicht.
Am Borne der Erinn'rung tränken
Wird uns der Liebe Roſenlicht. —
Laß meinen Mund an deinen legen
Und ſchlürfen deinen letzten Kuß!
Dann leite dich mein treuſter Segen
Sanft wie dein guter Genius!

# III.

# Vermiſchte Gedichte.

# Das Haus am Walde.

## 1.

„Introite heic dii sunt.“

Wer wohnet an des Waldes Saume
In jener ſchmucken Hütte dort?
Sie glänzt, beſchirmt von einem Baume,
Wie ein gefeiter Friedensport.
Hoch über ihrer blanken Pforte
Thut ſich ein Spruch dem Fremdling kund,
In ſchlichten Lettern ſind's die Worte:
Introite heic dii sunt.

Von Fichtenholze ſind die Schwellen,
Das Dach iſt nur gedeckt mit Stroh,
Doch aus den Fenſtern ſchaut, den hellen,
Geſellige Freude licht und loh.
Iſt's doch als ob ſie in die Tiefe
Des Thals mit heiterm Kindermund
Den ſchönen Spruch hinunter riefe:
Introite heic dii sunt!

Auch hat ein wunderbares Leben
Sich dieſer Hütte zugethan.
An ihren Pfoſten halten Reben
Sich mit den ſchlanken Armen an,
Und mit des Weines üppigem Laube
Steht da ein Roſenſtrauch im Bund.
Die Roſe ruft, es ruft die Traube:
Introite heic dii sunt!

Dort gräbt ein Mann im ſchlichten Kleide,
Ein blühend Weib begießt das Kraut.
Und hier die muntern Kinder beide,
Wie ſpielen ſie ſo hold und traut!

Wer ſah ſolch glücklich Thun und Treiben
Schon auf dem weiten Erdenrund?
Wer iſt der Mann, der durfte ſchreiben:
Introite heic dii sunt?

Hinein! ich bin ja eingeladen,
Hinein in dieſe Friedensbucht!
Umſonſt hab' ich auf allen Pfaden
Bis jetzt die Götter aufgeſucht.
Laßt ſehn, ob heute mir gelungen
In dieſem Haus der große Fund,
Und ob mir wahr das Wort erklungen:
Heic dii sunt! Heic dii sunt!

## 2.

### Der Dichter.

Willkommen ſei mir, Müder,
Wohl unter meinem Dach!
Entfeſſle deine Glieder
Im traulichen Gemach.
Emmi, löſ' ihm die Schuhe!
Fritz, nimm ihm ab den Stock!
Reich' zur bequemen Ruhe,
Weib, ihm den leichten Rock!

Und nun nimm ein paar Biſſen,
Nimm einen Becher an!
Dann laß mich, Gaſtfreund, wiſſen,
Wie ich dir dienen kann.
Geſegnet deine Schritte,
Daß wir beiſammen ſind!
Es freut ſich dein die Hütte
Mit Mann und Weib und Kind.

Du ſiehſt im Linnenkittel
Hier einen ſchlichten Mann,
Der weder Amt noch Titel
Dir prahlend nennen kann.
Auch ſteht in keinem Zimmer
Voll Gold die Eiſentruh',
Vergebens Tand und Flimmer
Suchſt in der Hütte du.

Doch iſt in meinen Wänden
Auch mancher Schatz bereit.
Sieh hier in dieſen Bänden
Die Dichter aller Zeit!
Die Dichterin Geſchichte,
Die ſtrenge Richt'rin, hat
Mit ewigem Gedichte
Gefüllt hier manches Blatt.

Auch liegt in meinem Keller
Ein wenig guter Wein,
Burgunder, Muskateller
Und Traubenblut vom Rhein.

Wie mich dies Gut auch letze,
Doch ſind hier offenbar
Für mich die größten Schätze
Dies Weib, dies Kinderpaar.

Ich hab' am Waldesrande
Gegründet mir dies Haus.
Wir ſchauen in die Lande
Von unſerm Berg hinaus.
Doch laſſen wir uns gnügen
An dieſem Schaugericht,
Denn ſchon ſeit Jahren ſtiegen
Wir dort hinunter nicht.

Hier wohnen ja die Götter,
Hier weht ihr reiner Hauch.
Dort lagern finſtre Wetter
Oft wie ein ſchwerer Rauch.
Dort brauen Haß und Sorgen
Ihr giftiges Gemiſch.
Hier glänzt ein ewiger Morgen,
Die Liebe thauig friſch.

Das Haus am Waldesdüſter
Schlürft ſelig ſeinen Duft;
Es horcht auf das Geflüſter
Des Baum's, des Quell's, der Luft.
Es trinken ſeine Augen
Des Weſtes Roſenglut,
Und ſeine Wände ſaugen
Des Himmels Segensfluth.

Dem Haus mit ſolchen Gliedern
Ward auch ein froher Mund,
Der thut in Sang und Liedern
Sein tiefes Fühlen kund;
Der ſingt von Quellen, Bäumen
Und prächtiger Sternennacht,
Die er in ſeligen Träumen
Hier ſchweigend zugebracht.

Der Mund der Bergeshütte,
Mein fröhlich Dichterherz,
Trägt aus des Waldes Mitte
Sein Jauchzen himmelwärts.

Da regen ſich vor Freude
Die Pfoſten und das Fach.
Es iſt kein todt Gebäude
Es iſt ein Dichterdach.

Da lächeln mir die Wände,
Geſchmückt von Abendſchein.
Der Baum reicht ſeine Hände
Zum Fenſter mir herein.
Von Thau und Liebe ſchwanken
Die Blumen und der Strauch,
Und heben mir zu danken
Das feuchtverklärte Aug'.

Die Bäume all' erwiedern
Im Wald mein Abendlied;
So werd' ich unter Liedern
Und Düften ſchlafesmüd'.
Nun regt ſich's ohne Ende
Und treibt ſich ein und aus.
Es ſind nicht todte Wände,
Es iſt ein Dichterhaus.

Aus Bäumen klingt und flimmert
Nachtsüber Lied und Glanz.
Aus Bäumen ward gezimmert
Des Dichters Hütte ganz.
Drum iſt ſolch flüſternd Necken
In dieſem kleinen Raum;
Es ſpringt aus allen Ecken
Ein Traum aus einem Baum. —

Von mir gepflügt, die Scholle
Gibt reichlich Kraut und Korn.
Uns beut das labevolle
Kryſtall der Felſenborn.
Die Rebe gibt die Traube,
Den Apfel gibt der Aſt.
Die Henne und die Taube,
Sie laden uns zu Gaſt.

Sei mir willkommen, Müder,
Wohl unter dieſem Dach!
Entfeßle deine Glieder
Im traulichen Gemach.

Die heiße Stirne biete
Zum Kuß dem Abendwind.
Dann prüfe, ob der Friede,
Ob hier die Götter ſind.

---

## 3.

### Scheide-Segen.

Einmal noch wend' ich den leuchtenden Blick
Dankbar empor zu der freundlichen Schwelle,
Wo ſich umſchlingen die Lieb' und das Glück,
Köſtlichen Friedens gaſtliche Zelle.
Thränen der Wonne im Auge, zurück
Einmal noch wend' ich den leuchtenden Blick.

Segne ich ſcheidend des Dichters Haus?
Was kann menſchlicher Segen ihm nützen!
Götter wandeln da ein und aus,
Pflegen und ſchmücken, ſchirmen und ſchützen
Alles was iſt in den Räumen des Bau's. —
Dennoch ſegne ich ſcheidend das Haus.

Ewiger Geiſt des Lebens und Seins,
Der du im Geiſte des Dichters als Feuer
Aufglühſt, mit ihm verbunden und eins,
Halte die wohnlichen Pfoſten ihm theuer!
Wahre die Grenzen des ſchattigen Hains,
Ewiger Geiſt des Lebens und Seins!

Ziehe vorbei mit dem zuckenden Strahl,
Ziehe vorüber mit tödtlichem Brodem!
Schütze die Pforte vor irdiſcher Qual!
Halt' von der Lüſte giftigem Odem
Frei das Lager, den Becher, das Mahl!
Ziehe vorbei mit dem zuckenden Strahl!

Segne des Weibes ſeligen Schoos,
Daß ſie noch mehr ihm Kinder gebäre!
Und zu der Menſchheit herrlichſtem Loos
Wie zu deiner göttlichen Ehre
Ziehe der glückliche Dichter ſie groß!
Segne des Weibes ſeligen Schoos!

Gib ihm der herrlichen Lieder noch viel,
Flügelbeſchwingte tönende Geiſter,
Die in des Lebens wechſelndem Spiel
Zeugen von ihrem gewaltigen Meiſter
Und von des Friedens ſtillem Aſyl!
Gib ihm der herrlichen Lieder noch viel!

Ewige Liebe, umfluthe das Dach!
Woge und wall' durch die innerſten Räume!
Bleib' an der Schwelle, der gaſtlichen, wach!
Tränke die Kräuter, die Reben, die Bäume!
Tränke mit Segen ſie tauſendfach!
Ewige Liebe, umfluthe das Dach!

Würziger dufte die Blume im Hain.
Blühe geſchmückter und länger! Es ſchwelle
Voller und reicher die Frucht am Rain!
Lieblicher rauſche und kühler die Quelle!
Prächtiger glühe der Abendſchein!
Würziger dufte die Blume im Hain!

Oeffne ſich ſpät dem Dichter die Gruft
Tief in der grünſten der waldlichen Matten!
Küſſen den Hügel ihm Thau und Duft!
Spielen auf ihm die farbigſten Schatten!
Hauche um ihn die labende Luft!
Oeffne ſich ſpät dem Dichter die Gruft!

Ewig im Herzen glühn ſie mir fort,
Dieſe fröhlichen ſeligen Stunden,
Wo in des Friedens glücklichem Port
Ich die unſterblichen Götter gefunden.
Freundlicher Spruch, du hielteſt mir Wort!
Ewig im Herzen glühſt du mir fort.

# Die Saite.

Ich trat in eines Saitenſpinners Haus
Und ſucht' für meine Laute Saiten aus.

Und eine Weile ſah ich dort mit Ruh'
Dem freundlichen Geſchäft des Mannes zu.

Da wurde bald ein harter dunkler Draht
Straff aufgeſpannt; dann drehte ſich das Rad.

Und um den Draht her flog ein lichter Kreis
Von Silberdrähtchen zart und blüthenweiß.

Es ſchnurrte, wie ein ſeltſam Lied im Traum,
Und glänzt' und webte weiß, wie Wellenſchaum.

Wo kaum das Silberfädchen kreiſ'te ſchnell,
War auch der Draht ſchon überſponnen hell.

Der Draht, der düſter erſt von Farbe war,
Als Saite lag er vor mir blank und klar.

Und gab ſie auch nur tiefen, ernſten Klang,
Doch war's ein reiner, edeler Geſang.

Da dacht' ich bei mir: deines Lebens ſieh'
Ein wahres Bild, wie du's geſeh'n noch nie!

Die Sorge iſt der harte, dunkle Draht,
Straff aufgeſpannt auf meines Lebens Pfad.

Und um den feſten freudenloſen Kern
Fliegt mancher Blüthentraum und Liebesſtern.

Und um den dunkeln Draht webt hell und licht
Sich manches ſilberſtrahlende Gedicht.

Der Hoffnung und der Sehnſucht reiner Glanz
Schwingt um die Sorge ewigen Jugendtanz.

So ſpinnen ſie die dunkle Sorge ein.
D'raus wird mein Leben ſilberklar und rein,

Und hinter mir als Saite liegt es da,
Was ich als dunkeln Draht erſt vor mir ſah.

Und gibt ſie auch nur tiefen, ernſten Klang,
Doch iſt's ein reiner edeler Geſang.

## Herbſtſchmerzen.

Zum Fenſter ſchau' ich trüb' hinaus
Und ſtarre gegenüber
An das ergraute Gotteshaus.
Mein Herz pocht wie im Fieber.

Dort an der alten Kirche ſtehn
Drei blätterreiche Linden.
Ach, könnt' ich Ruh' in ihrem Wehn,
In ihrem Schatten finden.

Das Laub der Linden allgemach
Beginnt der Herbſt zu falben,
Und auf dem hohen Kirchendach
Verſammeln ſich die Schwalben.

Die Schwalben und das gelbe Laub,
Die ſind es, die mich kümmern.
Mein Herz iſt grimmen Schmerzes Raub,
Der muß es noch zertrümmern.

Das arme Herz! Von Erdenqual
Im Winter war's zerſprungen.
Und Lieder waren wie ein Strahl
Von Blut herausgedrungen.

Das ſchwere Leid ertrug ich kaum.
Da kam, vom Weſt gefächelt,
Der erſte grüne Frühlingstraum,
Und hat mir Troſt gelächelt.

Hat heilend mit der jungen Kraft
Der Triebe und der Sproſſen,
Mit Blumenduft und Blüthenſaft
Das Herz mir übergoſſen.

Und zitterte ein leiſer Schmerz
Oft durch die kranke Stelle,
So taucht' ich gleich das heiße Herz
Tief in die kühle Quelle. —

Nun gilbt der Baum, die Schwalbe will
Schon wieder auf die Wander.
Da reißt das Herz mir ſchmerzlich ſtill
Auch wieder von einander.

Ich fühle mit Bekümmerniß,
Mit Leiden und Beſchwerden
Von Tag zu Tag den blutigen Riß
Nur immer tiefer werden.

Und doch iſt Sehnſucht noch gebannt
In dieſe wunden halben.
Sie zögen gern in beßres Land
Beflügelt mit den Schwalben.

Ach, warum hat's den Schwalbentrieb
Und doch nicht Schwalbenflügel!
Still du die Sehnſucht ihm, und gib
Ihm Ruhe, Grabeshügel!

# Im Walde.

## 1.

### Zuflucht.

Still in die dunkle Bergeswelt
Kam ich, ein dunkler Gaſt.
Was ſollte mir auf grünem Feld
Die ſonnenhelle Raſt?

Was ſollte mir in lauter Stadt
Der Gang auf Straß' und Markt? —
Dort wurd' ich todesmüd' und matt,
Und hier bin ich erſtarkt.

Begraben hab' ich tief und lang
Mich in die Purpurnacht
Der Thalſchlucht unterm Felſenhang
Und in den finſtern Schacht.

In grüner Nacht, von Menſchen fern,
Geſundet mein Gemüth,
Das, wie ein halb erloſchner Stern,
Hier neu entflammt und glüht.

Das Pirſchhaus an der Halde wird
Mir Schirm für nächt'ge Ruh'.
Am Morgen trägt der kleine Hirt
Mein täglich Brod mir zu.

Die Quelle giebt im muntern Lauf
Mir Trunk und ſtärkend Bad. —
Es führt aus tiefer Welt herauf
Zu mir nicht Steg und Pfad.

## 2.

### Befriedigung.

Kleines Haus im Walde
An der Bergeshalde
Mit dem Schindeldach,
Stilles Schlafgemach!

Kühle Felſenquelle,
Deine klare Welle
Küßt mir Haupt und Fuß;
Seliger Genuß!

Reiner Lüfte Wehen
Auf den wald'gen Höhen,
Auf der nackten Firn,
Labt mir Bruſt und Stirn.

Bunt, wie eine Karte,
Nimmt von meiner Warte
Alles Land ſich aus,
Wie ein Blumenſtrauß.

Auch verklärt die Ferne
Menſchenwohnung gerne;
Hier ſieht Stadt und Haus
Schön poetiſch aus.

Nur nicht mag ich drinnen
Meine Tage ſpinnen,
Wo der Lügengeiſt
Mir das Herz zerreißt.

## 3.

### Rückblick.

Immer die alte neue Rüge
Ueber der Menſchen Falſchheit und Wahn!
O wie ekelt die ewige Lüge,
O wie widert ſie tief mich an!

Alles was heilig und groß und erhaben,
Wird zum leeren unwürdigen Schall.
Tolles Drängen zu haſchen, zu graben
Eiteln Ruhm und dürft'ges Metall!

Ueberall Heucheln und Schmeicheln und Lügen,
Hehrer Natur feigwitzelnder Spott!
Wie ſie ſo ſchlau ſich und Andre betrügen
Und ihren ſelbſtgeſchaffnen Gott!

Liebe, Vertrauen, ihr göttlichen Blüthen,
Werdet der frechſten Gemeinheit zum Raub.
Wenn euch die edelſten Herzen erglühten,
Tritt euch hohnlachend die Welt in den Staub. —

Hier iſt noch Wahrheit im ſchweigenden Haine,
Unverkrüppelt das Weſen und rein.
Berge und Thäler und Bäume und Steine
Leuchten in Gottes urſprünglichem Sein.

Auch verſank in ſelbſtſchändriſche Lüge
Nicht des Waldes unſchuldiges Thier. —
Gottheit, deine lichtſtrahlenden Züge
Find' ich noch rein und göttlich dahier.

## 4.

### Stille Fragen.

O ſagt — ich kann es nicht verſtehen —
Was ihr mit meiner Herzensqual
Zu ſchaffen habt, ihr grünen Höhen,
O ſagt es, Berge, mir einmal!

So oft ich noch auf eures Rückens
Hochwaldigem Gebiete ſtand,
Gedacht ich ſinnend des Entzückens,
Das ich in Dora's Armen fand.

So oft auf euerm Felſenkamme
Mich überraſcht die Sommernacht,
Ward die unſel'ge Liebesflamme
In meinem Herzen angefacht,

Die einſt getrunken ſel'ge Kühle
Und nun mich ungeſtillt verzehrt,
Seit Dora's zärtliche Gefühle
Sich grauſam von mir abgekehrt. —

Was habt ihr, Berge, mit den Stunden
Verblühter Liebe denn gemein?
Mit meines Herzens alten Wunden
Mit meiner Sehnſucht neuer Pein?

Was zaubert ihr auf dunkelm Grunde
Ihr ſüßes Bild mir immer vor?
Was führt ihr, wie aus ihrem Munde,
Im Walde Töne an mein Ohr?

Warum mir ſtets von neuem ſagen,
Daß Dora glühend mich geliebt?
Daß meines Harmes lautes Klagen
Ihr Herz mir nimmer wieder gibt?

## 5.

### Abend und Morgen.

Auf den grünen Bergesmatten
Ging der Sonnenſtrahl zur Ruh',
Und es deckt der Wald mit Schatten
Seinen gold'nen Liebling zu.

Wenn's noch in den Thälern dunkelt,
Iſt er morgen längſt erwacht,
Schmückt die Firnen rings und funkelt
Neu in fabelhafter Pracht.

Meine Liebe, jung und golden,
Wurde früh zur Ruh' gebracht,
Doch kein Morgen hat dem holden
Süßen Kinde mehr gelacht.

## 6.

### Nacht.

Wie Geiſtergruß ein Klingen
Zieht leiſe in der Höh'.
Das Herz will mir zerſpringen
Vor unnennbarem Weh.

Es ſchrillt wie blut'ge Klage
Aus dunkler Ferne her. —
Beim ew'gen Heil, o ſage:
Liebſt du mich gar nicht mehr? —

Die Nacht, die finſtre, trübe,
Geht durch die Wälder hin. —
Weh', weh' mir! deine Liebe
Ward zur Verrätherin.

## 7.

### Im Moore.

Ich bin auf Waldeswieſen
Und feuchten Grund gerathen,
Und muß mit wunden Füßen
Im kalten Moore waten.

So haſt du mich gezogen
Herab in das Gemeine,
So haſt du mich betrogen
Mit heil'ger Liebe Scheine.

Mein Herz zerreißt du täglich
Mit kalter Hand auf's Neue,
Und doch liebt dich's unſäglich,
Du Falſche, Ungetreue!

## 8.

### Schauer der Einſamkeit.

In deine Nacht, du grüner Hag,
Tret ernſt und ſtill ich ein. —
Wie manchen lieben langen Tag
Ging ich in dir allein!

Allein zu gehn und ſtets allein
Iſt doch ein traurig Loos.
D'rum meine Thränen trank, o Hain,
Wie oft dein ſchwellend Moos!

Es flieht zur Bucht das ſchlanke Reh,
Von dichtem Buſch umhüllt,
Als ſei ſein Herz von gleichem Weh
Wie meines angefüllt.

Waldtauben ſehen ernſt und ſcheu
Mich bleichen Wandrer an,
Wohl denkend: „der iſt auch nicht treu,
Der fremde finſtre Mann.“

„Was er in unſerem Revier
Doch nur ſo lange bleibt?
Was er, das düſtre Weſen, hier
Nur immer thut und treibt?“

Waldvöglein lugt vom nahen Baum
Und flieht dann ſchnell vor mir.
Es zeigt der ſtolze Menſch ſich kaum,
So flüchtet jedes Thier.

Ach nur im Menſchenherzen quillt
Der Liebe heil'ge Fluth;
Nur dann wird meine Pein geſtillt,
Wenn Herz am Herzen ruht.

Ans warme Menſchenherz allein
Drängt ſich mein warmes Herz,
Ihm muß es ſeine Wonnen weihn
Und klagen ſeinen Schmerz.

Drum meine Thränen trinkt im Hain
Gar oſt das grüne Moos.
Allein zu gehn und ſtets allein
Iſt doch ein traurig Loos.

## 9.

### Sehnſuchtsdrang.

Ach die Nacht wie ſchaurig
In dem öden Wald!
Ach wie ſtill und traurig
Iſt mein Aufenthalt!

Finſtre Schrecken kommen
Mir aus Buſch und Baum,
Und mein Herz beklommen
Es erträgt ſie kaum.

Welch ein mächtig Sehnen
Nach der Menſchenwelt
Hat mit heißen Thränen
Mir die Bruſt geſchwellt!

Lebt denn nur da unten
Keines Herzens Schlag,
Das mir meine Wunden
Liebend heilen mag?

# Waldblumen.

---

## 1.

### Einen Kranz!

In der Jugend hellen Stunden
Hab' ich auf der Bergeshalde
Blumenkränze mir gewunden,
Blumen aus dem grünen Walde.

Träumte da von großen Dingen
Bei dem Winden eines Kranzes;
Lorbeern wollt' ich mir erringen,
Kränze hohen Ruhms und Glanzes.

Keiner als ſolch kecke Jungen
Iſt an ſtolzen Träumen reicher.
Keinen Kranz hab' ich errungen,
Und das Haupt wird mir ſchon bleicher.

Darum meine müden Glieder
Will in dieſen trüben Tagen
Ich in deinen Frieden wieder,
Stille Waldesöde, tragen.

Will hier fern von Glanz und Ruhme
Lageren in deinem Schatten,
Pflücken manche kleine Blume
Auf der Berge friſchen Matten.

Einen duftigen Kranz mir winden
Aus des Waldes blühnden Kindern,
Und mit ihrem Hauch, dem linden,
Meine heißen Schmerzen lindern.

Nicht des Lorbeers ſtolze Blätter
Ziemen meiner bleichen Schläfe,
Nicht die Krone, die der Götter
Strenger Spruch gerecht nur träfe.

Waldeskräuter, Blumenranken,
Wie geſammelt ſie der Knabe,
Werden wieder meinem kranken
Haupte zur erſehnten Labe.

Stiller Wald, da bin ich wieder!
Pflege mich auf deinem Boden!
Gib mir Blumen, träufle nieder
Balſam mir aus deinen Loden!

## 2.

### Am Waldrain.

Gegrüßt, mein Rain, zu kühler Raſt,
Der du in ſtiller Hut
Des Knaben Herz beſeligt haſt,
Wenn er an dir geruht!

Wie ſchließt ſich ringsum Baum an Baum
Wie ſchließt ſich Strauch an Strauch
Um dieſen kleinen Friedensraum,
Durchweht vom Bergeshauch!

O bette mich, du duftiger Klee,
Auf deinen grünen Sammt
Und kühle mir das tiefe Weh,
Das mir im Herzen flammt!

Ihr Blumen, drängt euch dicht und reich
Um mich, den kranken Mann!
Ihr Blätter, legt euch ſanft und weich
An meine Glieder an!

Doch mich erſchrecket, was ich ſeh':
Ihr ſeid betüpft mit Blut!
Es hat wohl ein getroffnes Reh
Sterbend auf euch geruht?

Auch mich durchſchauert fort und fort
Des Todes Qual und Pein;
Auch mir drang hinterliſtiger Mord
Tief in das Herz hinein.

Drum nehmt mich auf in eurem Schooß
Und laßt mich ſterben hier!
Macht mich von allen Schmerzen los,
Wie jüngſt des Waldes Thier!

## 3.

### Geſchloſſner Kranz.

Mit Blumen geſchmückt,
Die im Wald ich gepflückt,
Zog aus dem Vaterhaus
Ich keck in die Welt hinaus.

Bedächtig und kalt
Heimkehr' ich zum Wald,
Pflück' nah am Vaterhaus
Mir wieder den Blumenſtrauß.

Wie dringt mir ſo kühl
Ein ſelig Gefühl
In das erkrankte Haupt,
Vom duftenden Kranz umlaubt!

Und wieder zum Kind
Umwandelt mich lind,
Du Blumenpracht des Rains,
Du würzige Luft des Hains!

Geſegnete Bucht,
Es lief auf der Flucht
Mein leckes Schiff dir zu.
Gewähr' ihm Waldesruh!

So trat ich ſie an,
Und ſo ſchließ' ich die Bahn
Mit eines Kranzes Zier
Aus meinem Waldrevier.

### 4.

O lasst mich ſchlafen, lasst mich träumen!

Der Friede weht aus dieſen Bäumen
Um meinen Buſen ſanft und kühl.
O laß mich ſchlafen, laß mich träumen,
Mein Wald, auf deinem duftigen Pfühl!

O laß mich träumen, laß mich ſchlafen,
Mein Wald, auf deinem mooſigen Bett,
Und mache mich in deinem Hafen
Von allen böſen Schmerzen wett!

Ihr Vögel, ſingt mir Schlummerlieder,
Dicht über mir im grünen Baum!
Ihr Blätter, ſäuſelt auf mich nieder
Den alten ſchönen Knabentraum!

O Quelle plaudre mir Geſchichten
Aus dämmerſüßer Waldesnacht,
Und gieb in bunten Traumgeſichten
Mir ihre ganze Zauberpracht!

Ihr Blumen, haucht aus euern Kronen
Mir in die Seele Duft und Lied,
Und laßt mich in dem Kreiſe wohnen,
Den ihr um meine Träume zieht!

O laß mich ſelig ruhn und ſäumen
Auf deinem ſanft geſchwellten Moos!
O laß mich ſchlafen, laß mich träumen,
Du kühler Wald, in deinem Schooß!

---

## 5.

### An der Quelle.

Gieb mir den keuſchen Kuß,
Sprudelnde Quelle!
Netz' mir den müden Fuß,
Hüpfende Welle!

Letze mich, labender Trank,
Köſtlicher Bronnen!
Nimm dann das Lied zum Dank,
Das ich begonnen!

Tränke den Blumenkranz,
Daß er aufs Neue
Mich mit dem duftigen Glanz
Selig erfreue!

Ziehe mir deines Rands
Kinder zu Blüthen,
Daß ſie zum neuen Kranz
Bald ſich mir bieten!

Strahle die Sternennacht,
Strahle ſie wieder!
Sieh, auch in mir erwacht
Der Quell der Lieder!

Strahlt auch in mir zurück
Azurne Bläue.
Sonnen- und Sternenblick
Glänzen aufs Neue.

Gib mir den keuſchen Mund,
Quelle, du lautre,
Daß ich im ſüßen Bund
Froh mit dir plaudre!

Gib mir den kühlen Mund,
Quelle, du flinke,
Daß ich mich ganz geſund
Heut an dir trinke!

## 6.

### Raſt an der Quelle.

Die Quelle ſpringt ſo munter
Im Felſenbett hinunter
Und zieht durch ferne Länder
Die feuchten Silberbänder.

Ich geb' auf ihren Wegen
Ihr meinen beſten Segen;
Sie mag dort luſtig wandern
Von einem Land zum andern!

Doch mag ich in die Weiten
Sie ſelber nicht begleiten,
Ich war ja ſchon da unten
Und holte dort mir Wunden.

Ich bleib' an ihrem Munde,
Damit ich hier geſunde.
Ich bade mir die Füße
In ihrer friſchen Süße.

Ich kühle mir die Hände
Mit ihrer reinen Spende.
Ich laß den Trunk mir ſchmecken
Aus ihrem Blumenbecken.

Die holden Blumen pflück' ich,
Mit ihrem Kranze ſchmück' ich
Mir fröhlich Haupt und Lieder,
Und lach' und ſinge wieder.

O edle Waſſergabe!
O Waldes Duft und Labe!
Laßt mich bei euch verweilen!
Ich fühl's, ihr ſollt mich heilen.

## Die Nothwendigkeit.

Erhabne Herrſcherin der Welten,
Du eiſerne Nothwendigkeit,
Du Mutter aller wahren Helden,
Du Schöpfrin jeder großen Zeit!
Du wandelſt ernſt im hehren Schweigen
Von Land zu Land, von Herd zu Herd,
Wird auch dein heilig Götterzeichen
Im Chriſtentempel nicht verehrt.

Du wählſt dir aus der bunten Menge
Mit raſchem Griff den Liebling aus,
Und ſchleuderſt ihn in Sturmgedränge,
Und führeſt ihn durch Nacht und Graus.
Du taufeſt ihn mit Feuerregen,
Du wirfſt ihn nackt in grimmen Froſt.
Verzichtung iſt dein Mutterſegen,
Entbehrung deines Sohnes Koſt.

Sie wandeln nicht auf Blumenbeeten,
Die du mit Götterhand ergriffſt.
Du ſtürzeſt ſie in tauſend Nöthen,
Wenn du mit ihnen meerwärts ſchiffſt.
Du winkſt, und Rieſenwogen wälzen
Sich auf des Lieblings ſchwaches Schiff;
Du wirfſt es in des Strandes Felſen,
Und es zerſchellt am ſcharfen Riff.

Wenn du den Schiffer nicht erſchlagen,
Wenn ihn die Tiefe nicht verſchlang,
Dann führſt du ihn zu kühnerm Wagen,
In neuen wildern Lebensdrang.
Er keucht empor auf rauhen Pfaden,
Von Sonnenflammen überglüht,
Zu wandeln auf der Berge Graten,
Wo ihm kein Halm entgegenblüht.

Nur Lebensdrang ſtählt die Gefühle
Der Wahrheit und des ewigen Rechts.
Nicht von des Reichthums weichem Pfühle
Erſtehn die Helden des Geſchlechts.

Still wandeln ſie als Morgenſterne
In kalter Früh' dem Tag voran.
Sie brechen in die lichte Ferne
Durch Trümmerhaufen neue Bahn.

Sie tragen des Gedankens Kerzen
Kühn in der Geiſter dumpfe Nacht,
Und alles Große ward mit Schmerzen
Von ihnen nur zur Welt gebracht.
Dafür dem Haſſe und dem Hohne
Verfallen und des Pöbels Spott,
Sie ſahn den Kerker meiſt zum Lohne,
Den Scheiterhaufen, das Schaffot. —

In meine heitern Knabenſpiele
Du drängteſt ſchon dein ernſt Geſicht;
Rings frohe Augen lachten viele,
Dein düſt'res Auge traf ſie nicht.
Nur meines ſah hinein erſchrocken,
Und war gebannt von deinem Blick.
Du ſtrichſt aus meiner Stirn die Locken,
Und ſchriebſt auf ſie dann mein Geſchick.

Da floſſen banger Ahnung Schauer
Mir ſchmerzlich ſüß durch Mark und Bein;
Und in die Schatten ſtiller Trauer
Du hüllteſt meine Jugend ein.
Auf meiner Stirn dein dunkles Zeichen,
In meinem Herzen dein Gebot,
Mein Loos erkannt' ich: dulden, ſchweigen
Und Drang und Kampf mit Müh' und Noth.

Wenn in die kindlichen Geſänge
Der Freude ſüßer Mund gelacht,
Da ſandte dein Befehl mich ſtrenge
Allein hinaus in Sturm und Nacht.
Und daß am Maaß des Leids nichts fehle,
Gefüllt ſchon bis zum hohen Rand,
Warfſt du in meine Kindesſeele
Der Lieder unheilvollen Brand.

Als Jüngling mit des Zornes Grollen
Hab' ich mich gegen dich gebäumt.
Es glüht' in mir ein ſtarkes Wollen
Dem Ziel zu, das ich einſt geträumt.

Da haſt du mir die Frucht, die ſüße,
Vor meinen Lippen weggeraubt.
Du warfſt mich unter deine Füße,
Und tratſt mich höhnend auf das Haupt.

Am Boden hab' ich mich gewunden,
Schmerzzuckend mich emporgerafft,
Das Band, mit dem du mich gebunden,
Zerſprengt mit junger Simſonskraft.
Du haſt zum Lohn für das Gelingen
Mit neuer Noth mich überhäuft;
Und ſo bin ich in Kampf und Ringen
Schon früh zum Mann herangereift.

Geworfen aus der Freude Tempel,
Erſtrebt' ich kühn des Ruhmes Haus;
Doch hier auch ſchloß dein düſt'rer Stempel
Auf meiner bleichen Stirn mich aus.
Ich ſah auch hier mich ſtreng verſtoßen,
Auf dein erſchütterndes Geheiß.
Viel Andre pflückten ſpielend Roſen,
Mir reichteſt du ein Dornenreis.

Ich ſah des Glückes Kinder ſchwelgen
Am reich beſetzten Lebenstiſch:
Mich tränkteſt du aus dürſtigen Kelchen
Mit Wehrmuthslabe kalt und friſch.
Laut jubelten die reichen Erben
In Saus und Braus bei Becherklang,
Indeß ich von der Armuth Scherben
Mein karges Mahl hinunter ſchlang.

Doch Heil mir! welche reiche Ernte
Warfſt du dafür mir in den Schoos!
Durch dich in Schmerz und Nöthen lernte
Ich früh mich fühlen frei und groß.
Du haſt durch deine ewigen Bande
Vom Joch der Stunde mich befreit,
Die ich als Herrin nur erkannte,
Du göttliche Nothwendigkeit.

Du wirſt mir rauhe Pfade wählen
Bis an des Ziels verhüllten Stein,
Du wirſt mir Kraft und Willen ſtählen,
Zum Kampfe ſtets bereit zu ſein.

Und kann ich auch dein ſtrenges Walten
Mit mir nicht immer klar verſtehn:
Doch fühl' ich deinen Hauch, den kalten,
Bezwingend meine Stirn umwehn.

Laß mich durch deine Nächte ſchreiten,
Das Haupt erhoben, ſtolz und kühn!
Laß deine Wetter mich begleiten!
Laß deine Blitze mich umglühn!
Wenn Sturmeswuth und Meereswogen
Mir immer Haar und Kleid zerzaußt:
Du haſt das Herz mir groß gezogen,
Daß mir's in keinem Sturme grauſ't.

# Mein guter Freund.

Ich glaub' es wohl: Du biſt mein Freund;
S'iſt dir an mir gelegen.
Es iſt von dir recht gut gemeint,
Und ich hab' nichts dagegen.

Du ſagſt: wir haben viel gemein,
Wir müſſen zuſammentreten;
Wir trinken gern franzöſiſchen Wein
Und eſſen gern Paſteten.

Du biſt ein herzensguter Mann;
Ich bin kein Menſchenfreſſer.
Du trinkſt dich oft ein wenig an;
Ich mach' es auch nicht beſſer.

Fürwahr wie du, ſo bin ich faſt
Kein pünktlicher Bezahler.
Die Despotie iſt mir verhaßt;
Du biſt ein Liberaler.

Zur Kirche gehſt du ſchwerlich mehr
Als man dich dringend nöthigt;
Auch ich ergötze mich nicht ſehr
An einer ſchaalen Predigt.

Doch merk' ich manchen Unterſchied
Der Luſt, der wir uns widmen.
Ich dichte gern ein trunknes Lied;
Du rechneſt Logarithmen.

Den Frau'n biſt du nicht zugethan,
Ich liebe ſie unſäglich.
Du hängſt dich dummen Jungen an,
Mir ſind ſie unerträglich.

Du rauchſt Taback und trinkſt dein Bier,
Und ſprichſt von Neuigkeiten.
Gern gönn' ich dieſe Freuden dir,
Ich kann ſie aber nicht leiden.

Mit langem Schlafrock und Surtout
Bekleidet dich dein Schneider;
Dein lang Geſicht paßt gut dazu.
Ich liebe kurze Kleider.

Du haſt beim Trunke, wie beim Schmaus,
Ein wahres Redefieber;
Ich drück' dagegen kurz mich aus
Und eſſ' und trinke lieber.

Du wagſt und wetteſt ſchönes Geld
In Würfel- und Karten-Spielen;
Ich geh' hinaus in Wald und Feld
Mit ſeligen Gefühlen.

Du ſagſt: wir ſind ſo wohl vereint,
Wie friedliche Geſchwiſter.
Ich bin ein Dichter, guter Freund,
Und du biſt ein Philiſter.

Das innige Bündniß — ich geſteh' —
Erſcheint mir etwas fraglich,
Denn mir iſt ſtets in deiner Näh'
Ein wenig unbehaglich.

Drum rath' ich doch: ein Jeder geh'
Auf ſeinen eignen Wegen;
Und wenn ich dich nicht wieder ſeh',
Hab ich auch nichts dagegen.

## Deutſche Pflanze.

Es wächſt in deutſchen Städten
Ein ſchlimmes Wucherkraut,
Das iſt nicht auszujäten;
Es wird mit Fleiß gebaut.
Auf dieſem dürren Stengel
Liegt laſtend Gottes Fluch.
Nicht der iſt's, den der Engel
Einſt zur Maria trug.

Es ſchlägt die Zauberpflanze
Wurzel in Kopf und Herz.
Sie ſchlingt ſich leicht zum Kranze
Und Zirkel allerwärts.

Sie wird mit Thee begoſſen
Und ſtarkem deutſchen Bier.
Aus feuchtem Boden ſproſſen
Die Halme ſchnell herfür.

Es mag ſie nicht ein Jeder,
Doch iſt ſie viel begehrt.
Auch hat ſie nicht dem Aether
Die Krone zugekehrt;
Vielmehr wächſt ſie hinunter
Vom warm gehaltnen Kopf.
Was iſt das für ein Wunder?
'S iſt der Philiſterzopf!

Viel wackre Gärtner pflegen
Früh ſchon das ſchöne Reis,
Auch ruht ein Zauberſegen
Sichtbar auf ihrem Fleiß.
Da wird in alle Töpfe
Zopfſamen ausgeſät,
Da wachſen raſch die Zöpfe
Von aller Qualität.

Oft ſtürmen junge Dichter
Auf dieſe Pflanzung ein,
Die wollen gar Vernichter
Des deutſchen Zopfes ſein;
Die predigen neue Lehre
Ein wenig gar zu laut
Und möchten mit der Scheere
Gleich an das edle Kraut.

Oho! nicht zu geſchäftig
Ihr lieben jungen Herrn!
Es wirkt im Zopfe kräftig
Ein wunderbarer Kern.
Rührt mit der Fingerſpitze
Nur an den guten Zopf:
Er ſchlägt gleich einem Blitze
Euch praſſelnd um den Kopf.

Er gleicht dem Zitterrochen.
Der dir die Hand zerſchellt;
Und wird als Stab dich pochen
Verwegner Federheld.

Da wirſt du ſchön beſudelt
Mit Puder und Geſtank.
Du läßt ihn ungehudelt
Wohl all' dein lebelang.

Auch hat ſich's zugetragen,
Daß Mancher, der den Zopf
Geſcholten und geſchlagen,
Ihn ſelber trägt am Schopf;
Die andern Zöpfe mißt er,
Schleppt ſelbſt ein ſchwer Gewicht,
Iſt ſelber ein Philiſter,
Und weiß es ſelber nicht.

## Die Unerträglichen.

Das Leben war mein harter Lehrer,
Und ſeine Ruthe fühlt' ich ſchwerer,
Als mancher liebe Mutterſohn.
Es ſchlug mich oft wie nur zum Hohn.

Es hat mich ſchon als Kind gezüchtigt,
Mit Schmerz und Noth zum Mann getüchtigt,
Und ſträubt ich ſtörriſch mich, ſo ſchlug
Die Ruthe bis ich ſchwieg — und trug.

So lernt' ich, ohne drum zu klagen,
Das Schlimmſte dulden und ertragen,
Und wenn die Bruſt mir ſpringen will,
Ich trage doch und ſchweige ſtill.

Doch machte mir das meiſte Grauen,
Die Herrn Philiſter zu verdauen.
Schon ihr Geruch war mir verhaßt,
Ihr Schwatzen machte toll mich faſt.

Und doch iſt's endlich mir gelungen,
Auch dieſen Groll hab' ich bezwungen.
Die Thräne, die ins Aug mir ſtieg,
Drückt' ich ins Herz zurück und — ſchwieg.

Nun ſitz' ich ſtill, wenn an den Tiſchen
Ringsum die glatten Nattern ziſchen
Und trinken von des Nächſten Blut,
Die chriſtlich fromme Schlangenbrut.

Ich flüchte dann die trüben Träume
In eines Tempels hehre Räume,
Der bunt und ſonnig mich umglänzt.
Als Prieſter walt' ich da bekränzt.

Es ſind der Dichtkunſt Säulenhallen,
In denen die Geweihten wallen.
In dieſem Tempel bin ich frei
Von all dem widrigen Geſchrei.

Doch Eins, das lernt' ich nicht ertragen
Selbſt in des Mannes kühlen Tagen:
Wenn ein philiſterhafter Wicht
Frech in des Tempels Vorhof bricht.

Seid doch in Krieg und Frieden wacker!
Regiert den Staat, bebaut den Acker!
Hockt auf dem Markt und feilſcht mit Geld!
Ihr ſeid die Herrn, euch iſt die Welt.

Nur werbt mit widrigem Getöne
Nicht um des Liedes Zauberſchöne!
Ihr meint die Juno zu umfahn,
Ein Wolkenbild höhnt euern Wahn.

Sie läßt ſich nicht im Netze fangen
Von kurzen Silben und von langen,
Des Reimes Klang erwirbt ſie nicht,
Glüht nicht im Herzen das Gedicht.

Nur freie Seelen ſind ihr theuer,
Durchglüht vom reinen Schöpfungsfeuer.
Fehlt dir die Glut, du dringeſt nie
In's Heiligſte der Poeſie.

Und kannſt du nicht den Geiſt begreifen,
Willſt du die Form recht glänzend ſchleifen,
Was hilft die ſchönſte Politur?
Du fängſt mit Geiſt die Geiſter nur.

## Das Abendgeläute.

Nah an des Hochgebirges Flucht,
Wo jäh die Berge niederſinken,
In eines Thales grüner Bucht
Seh' ich ein einſam Dörfchen winken.

Und von dem nächſten Berge ſchaut
Ein Kirchlein weiß, gedeckt mit Schiefer.
Ein Glockenhaus, daran gebaut,
Steht an dem Bergeshange tiefer.

Hier ſchlingt um des Gebirges Grat
Kein breiter Weg die hellen Bänder:
Nur ſchlängelt ſich ein ſchmaler Pfad
Durch's Thal hinab in reiche Länder.

Gehüllt in Abendpurpurflor
Hoch auf des Urgebirges Stufe
Ich horche mit entzücktem Ohr
Dem ſanft verwehnden Glockenrufe.

Wie lieblich ſingt des Glöckleins Ton
Zu Berg und Thal den Abendſegen!
Der Friede Gottes wandelt ſchon
In dieſem Klang auf allen Wegen.

Er grüßt auch mich im Abendſchein
Auf meinem ſtillen Waldesgange,
Und ſtrömt mir ſanft ins Herz hinein
Mit dieſem trauten Glockenklange.

Du grüner Berg, du Abendgang,
Du frommes friedliches Geläute,
Ihr habt mit Duft und Bild und Klang
Das Herz mir hoch erhoben heute!

## Sehnſucht nach Mitgefühl.

Iſt denn kein Aug' in dieſem Kreis,
In das ich blicken könnte,
Aus dem der Liebe Zauber heiß
Mir noch entgegen brennte?

Kein treues Auge, deſſen Rand
Das Mitgefühl noch näßte?
Erſpäh' ich nirgend eine Hand,
Die an das Herz ich preßte?

Allein! Verſtoßen und gehaßt
Mit ſo viel Gluthgefühlen!
Es wird des Schmerzes Rieſenlaſt
Mein Leben unterwühlen.

Und muß allein ich ſtehn: es ſei!
Ich will mich nicht beſchweren.
Doch ſoll den wilden Schmerzensſchrei
Zuletzt mir Keiner wehren.

# IV.

# Erzählende Gedichte.

## Der finſtre Waffenſchmied.

Auf dem Ambos friſch und hell
Hammerklang mit frohem Liede.
Tritt ein finſterer Geſell
Trotzig in die Waffenſchmiede,
Spricht den Gruß mit Hammerklang;
Da verſtummet der Geſang.
Das Eiſen glüht und der Hammer klingt.
Die Kohle ſprüht und der Funke ſpringt.

Und vom Meiſter Schmied begehrt
Er die Arbeit mit dem Hammer.
Dieſer langt ein roſt'ges Schwert
Aus der vollen Waffenkammer.
„Schmied' ein neues Schwert daraus,
Und du bleibſt in meinem Haus.“
Das Eiſen glüht und der Hammer klingt.
Die Kohle ſprüht und der Funke ſpringt.

Wieder tönet Hammerklang
In der ruſ'gen Waffenſchmiede;
Aber nimmer tönt Geſang,
Keiner bringt's zu einem Liede.
Keinem iſt es wohl und recht
Um den finſtern Schmiedeknecht.
Das Eiſen glüht und der Hammer klingt.
Die Kohle ſprüht und der Funke ſpringt.

Klirr! — der alte Stahl zerſpringt
Unterm Schlage ſeines Hammers.
Gräßlich wild das Schwert erklingt.
Wie ein Schrei des tiefſten Jammers,
Dröhnend durch das ganze Haus. —
Alle faßt ein ſtummer Graus.
Das Eiſen glüht und der Hammer klingt.
Die Kohle ſprüht und der Funke ſpringt.

Kohle flammet, Kohle ziſcht
An des Schwertes roſt'ger Klinge.
Bläſ't der Balg, die Glut erliſcht.
Meiſter, das ſind böſe Dinge.

Iſt's ein Dämon, der im Schwert
Gegen Gluth und Schlag ſich wehrt?
Das Eiſen glüht und der Hammer klingt.
Die Kohle ſprüht und der Funke ſpringt.

Ruhig ſchaut der Meiſter zu,
Ernſt und mit betrübten Zügen.
„Schwere Sünde thateſt du!
Dir wird ſich das Schwert nicht fügen.“
Der Geſelle ſteht erblaßt,
Wie von Schreck und Angſt erfaßt.
Das Eiſen glüht und der Hammer klingt.
Die Kohle ſprüht und der Funke ſpringt.

Auf des Schwertes rothen Rand
Legt der Meiſter ſeinen Finger.
„Merk' dir: eine reine Hand
Iſt der finſtern Macht Bezwinger,
Und es nützt ein frommer Spruch
Mehr als Fluch und Zauberbuch.“
Das Eiſen glüht und der Hammer klingt.
Die Kohle ſprüht und der Funke ſpringt.

Kohle ſprüht und Hammer klingt,
Und der Stahl fügt ſich den Schlägen,
Bis das neue Schwert gelingt,
Dank des Meiſters Zauberſegen.
Und es ſingt der düſtre Schmied
Leis vor ſich ein traurig Lied.
Das Eiſen glüht und der Hammer klingt,
Die Kohle ſprüht und der Funke ſpringt.

Plötzlich zuckt der ſcharfe Stahl
In die Hand, die ihn geſchmiedet,
Und des Blutes rother Strahl
Auf der heißen Klinge ſiedet.
„Weh dir!“ zürnt des Meiſters Wort,
„Du vollbrachteſt ſchlimmen Mord!“
Das Eiſen glüht und der Hammer klingt,
Die Kohle ſprüht und der Funke ſpringt.

„Wiſſ', dies iſt ein Henkerſchwert,
Richtſtahl, ſchwere Schuld zu rächen,
Und dein ſündig Blut begehrt
Heut er ſtreng für dein Verbrechen.

Deines eignen Hammers Schlag
Brachte deine Schuld zu Tag."
Das Eiſen glüht und der Hammer klingt.
Die Kohle ſprüht und der Funke ſpringt.

Drauf der Finſtre: „Ich geſteh'
Meine That." — Er ſpricht's mit Zagen. —
„Meinen Vater hab' ich — weh'! —
Meuchelmörderiſch erſchlagen,
Und mit Argliſt den Verdacht
Auf ein andres Haupt gebracht."
Das Eiſen glüht und der Hammer klingt.
Die Kohle ſprüht und der Funke ſpringt.

Und der Stahl, der ihn verrieth,
Straft den böſen Vatermörder.
Hammerklang und frohes Lied
Tönen in der Schmiede förder,
Oft doch auch ein traurig Lied
Von dem finſtern Waffenſchmied.
Das Eiſen glüht und der Hammer klingt.
Die Kohle ſprüht und der Funke ſpringt.

## Die weiße Stute.

Wer kennt am Frat nicht Rabeks weiße Stute,
Das ſchönſte Pferd, das je dem reinen Blute
Entſprang der edeln Race Kahillan?
Wer ſah el Rabek wohl auf ihrem Rücken
Und ſtaunte nicht die ſchlanke mit Entzücken
Gleich einem Wunderwerke an?

Wem ſtrahlte reichrer Glanz von einem Felle?
Es ſcheint der weiße Schaum der Meereswelle,
Die brandend kocht. Wie ſtolz trägt ſie das Haupt!
Wie glüht das Aug'! Wie ſträubt ſie wild die Mähne!
Ha, welch Gebiß! So gleicht ſie der Hyäne,
Die friſche Menſchenleichen raubt.

Noch einen Schatz beſitzt der kühne Reiter
Von gleichem Werth; es ſtampfet noch ein zweiter
Den ſandigen Boden ſeines Pferdeſtalls.
Der andern Stute Pracht iſt braun von Farbe,
Die Mähne doch, gleich einer Maisſtrohgarbe,
Umwehet gelb den ſchlanken Hals.

Von Naggde war ein reicher Mann gekommen;
Von Nabeks Stutenpaar hat er vernommen
Und will mit Kennerang' die Thiere ſeh'n.
Drei Tage ſah des fremden Stammes Sproſſen
El Nabek, als er ritt auf ſeinen Roſſen,
Still mit verſchränkten Armen ſtehn.

Am vierten tritt der Fremde an die Pforte,
Aus der el Nabek ſprengt, und ruft die Worte:
„Ich heiße Tamer, ſtamme von Daſſir.
Die weiße Stute hab' ich nun geſehen,
Nicht ohne ſie kann ich von hinnen gehen;
Verkaufe deine Stute mir!

„„Mir iſt das Thier nicht feil."" verſetzt der Reiter
Und trabet ſtolz mit leichtem Gruße weiter.
„Dreihundert Beutel!" ruft der Erſte nach;
D'rauf keine Antwort. — An des Hofes Thoren,
In jenes Roſſes Anſchaun ganz verloren,
Steht Tamer früh am fünften Tag.

„Sechshundert Beutel!" beut mit lauter Stimme
Der Beduine, doch zu ſeinem Grimme
Schenkt ihm el Nabek kein erwiedernd Wort.
„Ich gebe tauſend!" ſchreit mit wildem Feuer
El Tamer, „ich bezahle ſie zu theuer."
Doch Jener reitet ſchweigend fort.

Als heim er kehrt, tritt Tamer ihm entgegen:
„Gib mir die Stute! Laß dich, Herr, bewegen!
Ich zahle hundertfach dir, was ſie werth.
Du haſt der Stuten zwei von höchſter Schöne,
Haſt hundert Roſſe noch und keine Söhne.
Gib mir dein edles weißes Pferd!"

Der Andre ſpricht: „„Ich mag ſie nicht entbehren;
Ich halte beide Stuten hoch in Ehren.
Mir ward kein Kind, die Stuten ſind mein Glück:““
Da weint der fremde Mann: „Ich kann nicht leben,
Fehlt mir das Pferd. Ich will dir alles geben,
Was mir verliehen das Geſchick.“

„Zehn Zelte nenn' ich mein mit vierzig Decken,
Auf deren jeder ſich zwei Sklaven ſtrecken;
Zehn prächtige Hüllen noch für manchen Gaſt.
Zweitauſend Schafe führ' ich auf die Weide,
An ſechszig Roſſen hatt' ich meine Freude,
Kameele zähl' ich hundert faſt.“

„Bei meinen Pferden, wie du kannſt vermuthen,
Stehn unſres großen Stammes ſchönſte Stuten,
Doch keine mag' ich, ſeit ich die geſeh'n.
Nimm hin mein Weib, nimm Alles, was mein eigen,
Gib mir die Stute! Laß ſie mich beſteigen!
Laß mich in Sehnſucht nicht vergehn!“

Auf dieſes Wort hört Jenen man verſetzen:
„„Mein Freund, ich geize nicht nach deinen Schätzen,
Die Stute iſt nicht werth, was dein Gebot.
Du ſprichſt in Wahn; doch ſoll dich das getröſten:
Die Stute gäb' ich nimmer für die größten
Und reichſten Schätze, ſelbſt in Noth.““

„„Nicht ohne ſie vermag auch ich zu leben.
Und ſie iſt mein; wie könnt' ich ſie dir geben?
So zieh' denn heim, denn dies bleibt mein Beſcheid.““ —
Er reitet fort, und Tamers Thränen rinnen.
„Was fang' ich an, die Stute zu gewinnen?
Ach! ſonſt erlieg' ich meinem Leid.“

Die Stute füllt mit immer neuem Harme
Sein Herz: auf's Krankenlager ſinkt der Arme,
Ihn tödtet faſt der Sehnſucht heiße Pein.
Da eines Tags beſtürmen ihn Gedanken.
Die Straße ſieht man einen Bettler wanken:
„Was gilt's heut' wird die Stute mein!“

Und dicht am Wege kauert er ſich nieder;
In ekle Lumpen ſind gehüllt die Glieder,
Entſtellt iſt das Geſicht durch Pflanzenſaft.
Da kommt el Nabek ſchon auf frühem Ritte;
Der Bettler ſtöhnt, als ob er heftig litte,
Ihm ſei gebrochen jede Kraft.

Und Nabek hält ſein Pferd an voll Erbarmen:
„„O kann ich dienen — ſprich! — dir kranken Armen?““ —
„Ach, laß mich ſterben in der Wüſte nicht!“ —
„„Herauf zu mir! Ich will nach Haus dich bringen.““
„Nicht ohne deine Hülfe wird's gelingen,“
Der ſchlaue Bettler ſtöhnend ſpricht.

Schnell ſpringt el Nabek von dem weißen Pferde,
Zu helfen, wie es der Prophet ihm lehrte,
Und hebt den ſcheinbar kranken Mann hinauf.
Der ſchlägt die Ferſen in der Stute Weichen;
„El Tamer bin ich, und dies Pferd mein eigen!“ —
Er fliegt dahin im raſchen Lauf.

„„Halt einen Augenblick! Nur eine Bitte!
Erreichen können dich nicht meine Schritte;
Das ſchnellſte Pferd iſt dein. D'rum hör' mich an!
Drei Worte nur! dann reite lachend weiter
Und freue dich der weißen Stute heiter,
Wenn's Gott gefällt, wie ich gethan.““

Und Tamer hält. — Was kann ihm Jener ſchaden,
Der unbewaffet in den ſandigen Pfaden
Von ferne ſteht? — „So rede denn, du Thor!“ —
„„O rühme nie dich, wie es dir gelungen,
Daß du die ſchönſte Stute haſt errungen!
Vernehm' es nie ein ſterblich Ohr!““

„Warum?“ — „„Du würdeſt dem die Hülfe rauben,
Der krank am Wege liegt. Wer würde glauben
Dem Wort des Armen, ſeinem Bittgeſuch?
Für einen Schelm nur würde man ihn achten,
Verzweifelnd würd' er liegen und verſchmachten.
Dann käme auf dein Haupt ſein Fluch.““

Schnell ſpringt el Tamer von dem weißen Pferde,
Und beugt ſich vor el Nabek tief zur Erde:
„Dein weiſes Wort hat mich zurückgeführt.
Nimm hin, o Herr! nimm deine ſchöne Stute;
Ich bin beſiegt von deinem Edelmuthe.
Heil dir! Du haſt mein Herz gerührt!“

## Vom Knaben, der nach der Jugend jagte.

Ein Knabe trug Verlangen —
Wonach? das wußt' er kaum.
Mit Zweigen ſchier umfangen
Hielt ihn ein Blüthenbaum.

Er freute ſich mit nichten
Der Blüthenpracht des Baums.
Er ſehnt ſich nach den Früchten
Im Drange ſeines Traums.

Es hat die ſchönſte Dirne
Sich über ihn gebeugt,
Die küßt ihm Wang' und Stirne
Mit üppigen Lippen feucht.

Ihr Hauch iſt Duft von Roſen,
Ihr Kuß iſt Lilienthau. —
So liebt mit ihm zu koſen
Die allerſchönſte Frau.

Oft hat er gern und minnig
Dem ſüßen Gruß gedankt,
Doch öfter eigenſinnig
Die Schöne ausgezankt.

Er mag nicht ihre Küſſe,
Stößt unwirſch ſie zurück,
Will andere Genüſſe,
Ein unbeſtimmtes Glück.

Und wie er ungezogen
Auch mit der Dirne ſchmollt:
Sie bleibt ihm doch gewogen
Und liebt ihn treu und hold.

Dem jungen Haupt zum Glanze
Wird Blütherſchnee und Blatt
Hoch aus des Baumes Kranze,
Den ſie geſchüttelt hat.

Von ihr der Blüthenregen,
Von ihr die Blumenzier.
Und doch für all' den Segen
Kaum dankt der Knabe ihr.

Wild rennt er auf die Höhen
An einem heißen Tag.
Sie bleibt im Thale ſtehen
Und ſieht ihm traurig nach.

Es hat ihn nicht gekümmert,
Daß ihm die Schöne fern;
Und immer blaſſer ſchimmert
Der heit're Morgenſtern.

Nun reichte ſüß und golden
Der Baum ihm manche Frucht.
Da dacht' er ſchnell der Holden
Und hat rings ſie geſucht.

Ihr theurer Name tönet
Durch Berg und Thal und Flur.
Das Echo — ach! — verhöhnet
Sein ängſtlich Rufen nur.

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Doch mächtiger hat das Sehnen
Sein liebend Herz erfaßt;
Er ſucht nach ihr mit Thränen
Und hat nicht Ruh' noch Raſt.

Einſt ſind ihm ſchöne Lieder,
Er weiß nicht wie geglückt,
Da hat er plötzlich wieder
Das holde Weib erblickt.

Sie ſtand auf ferner Zinne;
Er lief mit Ungeſtüm,
Daß er ſie raſch gewinne;
Doch ſie — ſie floh vor ihm.

Und er begann zu jagen
Nach ihr im Morgenſtrahl,
In Feldern und in Hagen
Auf Bergen und im Thal,

Bis daß der Nacht Gewänder
Den Jägersmann umhüllt.
So jagt er durch die Länder
Nach dem erſehnten Bild.

So jagt er alle Stunden,
So jagt er alle Zeit.
Bald glaubt er ſie gefunden,
Bald wähnt er ſie nicht weit.

Oft ſieht er ihre Schleier
Im Morgenrothe wehn,
Da ſchlägt das Herz ihm freier,
Meint, hätt' ſie ſelbſt geſehn.

Mit fröhlichen Geſellen
Einſt ſaß er in dem Schank,
Da ſprangen goldne Quellen,
Da perlte kühler Trank.

Die wackern Kämpen heben
Gar luſtig den Pokal;
Da ſieht der Knabe ſchweben
Das Mädchen durch den Saal,

Sieht ſie ihm freundlich winken
Und ſchwinden durch die Thür;
Er kann nicht ferner trinken
Und folgt beflügelt ihr.

Es flattert hoch im Winde
Ihr Haar und ihr Gewand.
Er folgt dem ſüßen Kinde
Wieder von Land zu Land.

Und hat nach vielen Tagen
Sie immer nicht erreicht,
Doch mit dem langen Jagen
Nur ſeine Sehnſucht ſteigt.

Sieh doch! ſchmückt ſeine Locken
Nicht wieder Blüthenſchnee?
Sein Herz iſt ihm erſchrocken,
Erfüllt von ſüßem Weh;

Spricht ahnungsvoll beklommen
„Mein Haar iſt wieder weiß;
Nun muß ich zu ihr kommen,
Die ich geliebt ſo heiß.“

Es wird der alte Knabe
Allmälig müd' und ſchwach,
Er wankt nur noch am Stabe
Der fliehenden Freundin nach.

Dann iſt er umgeſunken;
Vollendet iſt ſein Lauf. —
Nun ſchaut er wonnetrunken
Zu der Geliebten auf.

Es hat die ſchöne Dirne
Sich über ihn gebeugt;
Sie küßt ihm Wang' und Stirne
Mit üppigen Lippen feucht.

Ihr Hauch iſt Duft von Roſen,
Ihr Kuß iſt Lilienthau.
So liebt mit ihm zu koſen
Die allerſchönſte Frau.

Sie ſetzt ſich zu ihm nieder,
Sie weilet bei ihm gern.
Zu Häupten glänzt ihm wieder
Der goldne Morgenſtern.

Und über ſeine Wangen
Zuckt neues Morgenroth.
Er hält ſie feſt umfangen,
Er hat ſie und iſt — todt.

# Aſa und Aſaël.

Aus der beglückten Erde Mutterſchooß
Ringt ſich, geſchmückt mit goldnen Sonnenſtrahlen,
Ihr ſchönſtes Kind, der bunte Frühling, los,
Um Berg und Thal mit Farbenpracht zu malen.
Die Erde glänzt im grünen Feierſchein,
Die Blumen ſetzen helle Lichter drein,
Und Alles liegt in ſüßen Liebesqualen.

Entzückender in dieſen Frühlingsaun,
Als aller Blumen wunderreiches Prangen,
Sind doch der Menſchen Töchter anzuſchaun
Mit friſchen Jugendroſen auf den Wangen.
In ihnen iſt der Zauber all vereint,
Der einzeln an den Blumen nur erſcheint,
Und alle Reize halten ſie umfangen.

Doch die ſo ſchön, vergaßen den Befehl
Des Herrn und des Geſetzes heilige Lehren.
Da traten Aſa einſt und Aſaël,
Zwei Engelfürſten, aus des Himmels Chören
Vor Gottes Thron und ſprachen: „Herr der Welt,
Send' uns zur Erde, ſo es dir gefällt,
Und laß die ſündigen Kinder uns bekehren!“

„„In ſieben Tagen ſei das Werk gethan!
Kein Engel darf auf Erden länger weilen;
Sonſt hängt ſich ihm des Stoffes Schwere an,
Und er muß Luſt und Qual der Menſchen theilen.““
So ſprach der Herr mit ſeiner Gnade Blick:
„„Drum kehrt zur rechten Zeit zu mir zurück,
Soll nicht ein dunkles Schickſal euch ereilen.““

Die Engel ſteigen in die untre Welt,
Und wandeln, angethan mit Leibesſchöne,
Durch das mit Blumen überſtickte Feld
Zur Stadt der gottvergeſſnen Menſchenſöhne.
Da nehmen ſie ein lieblich Mädchenpaar
Im ſchattigen Laubgehölz des Königs wahr,
Und hören ihrer Stimme Silbertöne.

Und Aug' und Ohr verſchlingt mit trunknem Geiz,
Was Jene kindlich unbefangen geben.
Betäubt von der Genüſſe ſüßem Reiz,
Erſchlafft der Himmelsfürſten hohes Streben.
Und in des Gartens Räume tritt ihr Fuß.
Den holden Mädchen gilt ihr warmer Gruß,
Die ihnen leicht und froh entgegen ſchweben.

Bald wird um Gunſt und Gegengunſt gefleht;
Aus Seufzern, die die Königstöchter ſchicken,
Iſt ſchnell ein unſichtbares Netz gedreht,
Aus leiſen Worten, ſüßen Liebesblicken,
In das ſie, die von Banden zu befrein,
Hernieder kamen, Engel, keuſch und rein,
Sich ſelber nun verſchlingen und verſtricken.

Bezwungen von der Liebe Allgewalt,
Entfernt das Engelpaar ſich weit vom Ziele;
Vom Arm der Erdenkinder ſieht es bald
Gezogen ſich in heitre Jugendſpiele.
Die Tage fliehen raſch und ſanft bewegt,
Und wie die Zeit die Schwingen ſchneller regt,
Erliegt es mehr dem menſchlichen Gefühle.

Des Erdenwallens kurze Zeit verſtrich,
Und ſieben Tage flohn, wie ſieben Stunden.
Der letzten Sonne letzter Strahl erblich;
Die Engel hält ein ſchöner Arm umwunden.
Da wächſt in ihrer Bruſt ein menſchlich Herz
— Sie merken's nicht — erfüllt mit Luſt und Schmerz,
Mit Liebe, wie kein Engel noch empfunden.

Nun webet dichter ſich von Stoff der Leib,
In dem des Blutes heiße Triebe ſchäumen.
Das Mädchen wird an ihrer Bruſt zum Weib. —
Empor ſie zucken, wie aus ſchweren Träumen.
„Die Zeit iſt um!“ ruft Aſaël erſchreckt,
„Doch nimmer Gutes haben wir bezweckt.
Auf! Aſa, auf! Gen Himmel ohne Säumen!“

Der heilige Schem hamphoraſch ertönt,
Doch ſind es nicht des Wortes rechte Zeichen.
Des neuen Erdenkörpers Schwere höhnt
Den Engelſpruch, den ſie nicht mehr erreichen.
Vergebens iſt's; verronnen iſt die Zeit;
Verbannt ſind ſie durch Erdenſeligkeit
Aus ihres Himmels lichtdurchwogten Räumen.

Und die gekommen zu der Menſchen Glück,
Sind ſelbſt nun an das Menſchenloos gebunden.
Sie können zu dem Lichtquell nicht zurück,
Von Staubesbanden vielfach feſt umwunden.
Zur Erde drücket ſie des Stoffes Wucht,
Und wie ſie auch das Löſungswort geſucht,
Sie haben nie den rechten Laut gefunden.

# Die Geburt des Kuſſes.

Stolz zu der Sonnenroſſe Bahnen
Durch Eos' roſenfarbnes Thor
Stieg des Prometheus Muth empor;
Dort raubt der kühnſte der Titanen
Vom Feuergeiſt in ſeinem Rohr. —
Jüngſt ſeinen kunſtbegabten Händen
Gelang ein Menſchenbild aus Thon,
Doch um die Schöpfung zu vollenden,
Muß er die Götterglut entwenden,
Nur ſie giebt Leben ſeinem Sohn.
Aurora verhüllt ihn mit duftigem Schleier,
So iſt der Titan mit dem himmliſchen Feuer
Herab zu ſeinem Gebilde geflohn.

Der Hauch der lieblichen Aurore,
Der ihres Schleiers Bauſch entwebt,
Hat ſanft des Feuers Reiz erhöht,
Das nun aus des Titanen Rohre
In ſeine Schöpfung übergeht.
Ha! ſtrahlt nicht aus des Menſchen Auge
Des Sonnengottes Flammenkraft,
Umſchleiert, wie von Opferrauche,
Leis von des Stoffes trübem Hauche,
Vom Hauche ird'ſcher Leidenſchaft?
Doch über die Lippen ihm, über die Wangen
Hat Eos den göttlichen Schleier gehangen,
Gefärbt mit der Roſe ſüßduftendem Saft.

Wird ſich der Menſch der Götterflamme,
Umhaucht von Eos' Roſenbluſt,
Im höchſten Wonnerauſch bewußt,
Dann zuckt ſie lodernd aus dem Damme,
Dann ſchlägt ſie zündend aus der Bruſt.
Auf Wang' und Lippe hüpfen Funken,
Die werden wohl zum roſ'gen Strahl.
In Flammenborn die Augen tunken,
Und glühn von jenem Feuer trunken,
Das trotzig einſt Prometheus ſtahl.

Und wieder Aurora's mildfreundliche Gabe
Beſchwichtigt das Feuer zur köſtlichen Labe,
Sie ſänftigt die Luſt und ſie mildert die Qual.

Einſt Pſyche taucht den liebefeuchten
Entzückten Blick in Amors Haar,
Das heut ihr doppelt reizend war;
Da ſah er einen Funken leuchten
Auf ihrer Lippen Roſenpaar.
Den flücht'gen Gaukler möcht' er haſchen,
Den neuen, niegeſehnen Fund,
Drum preßt er heftig ſeine raſchen
Begier'gen Lippen, ihn zu naſchen,
Dem Mädchen auf den Purpurmund.
Da lodern aus ihm die urgöttlichen Flammen,
Entzündet vom Funken. Sie zucken zuſammen,
Sie ſchließen den neuen olympiſchen Bund.

Ha, welch ein junges ſel'ges Leben,
Gemiſcht aus hell'ger Sonnenglut
Und morgenrother Roſenblut
Durchrieſelt ſie mit Wonnebeben,
Wie Hippokrenes reine Fluth!
Da hat das ſchöpferiſche Feuer

Die Herzen innig erſt vermält.
Mit dieſem Bund beginnt ein neuer,
Glückſel'ger Tag; ſie lieben treuer,
Als hätten ſie ſich heut erwählt.
So ſind ſie, vom prometheiſchen Funken
Berauſcht, an die wogende Bruſt ſich geſunken,
Zum Kampfe des Lebens geſtärkt und geſtählt.

Und rauſchend wie mit Taubenſchwingen
Und flüſternd wie der Abendwind
Seht da ein leuchtend Götterkind
Von den vereinten Lippen ſpringen,
Wie Flammen heiß und Lüfte lind!
Es iſt der Kuß! Er war geboren,
Des Sonnenfeuers jüngſter Sohn.
Zu ſeiner Amme auserkohren,
Nährt ihn die reizendſte der Horen
Mit Honig, Milch und ſüßem Mohn.
Doch ſchlürft er bald gierig die purpurne Traube,
Dann iſt er auf ſchwirrendem Flügel der Taube
Der zärtlichen Göttin mit Lachen entflohn

Wie er, dem Blitze gleich, ins Leben,
Ein neuer Götterbote, ſprang.

So mußten, wo ſein Flügel klang,
Die Herzen all ſich ihm ergeben,
Die er mit keckem Muth bezwang.
Noch heut iſt er der Herzenszwinger,
Der Liebe ſchönſter Genius.
Der kühne Siegesfahnenſchwinger
Schließt uns auch mit dem Roſenfinger
Den Himmel auf, der ſüße Kuß!
Er flattert empor vom gedoppelten Munde,
Er würzet noch heut uns die seligſte Stunde
Mit Amors und Pſyche's olymp'ſchem Genuß.

Wenn ſich zwei Herzen ſchnell gefunden
Zum leichten flüchtigen Verein,
Gleich ſtellt er ſich als dritter ein
Wenn ſich zwei Herzen eng verbunden,
Wird er des Bundes Prieſter ſein.
So waltet mit dem Zauberſtabe
Er herrſchend auf dem Erdenrund
Und reicht, der buntbeſchwingte Knabe,
Gern ſeines Nektars ſüße Labe
In goldner Schale jedem Mund.

Da naſchen ſchon Kinder, da ſchlürfen noch Greiſe,
Und leidende Herzen, ſie wurden ſchon leiſe
Von ſeiner ambroſiſchen Gabe geſund.

Die in des Lebens ſchönſter Feier
Das beide Flügelkind geſehn,
Die ſahn, wie Blüthenflocken ſchön,
Der Morgenröthe zarten Schleier
Vom Haupt ihm zu den Füßen wehn;
Die ſahen aus dem Feuerweben
In ſeinem Blicke ſtark und lind,
Wer ihn zuerſt gezeugt in's Leben,
Daß Honig und die Kraft der Reben
Und Milch und Mohn genährt das Kind.
Die Glücklichen wiſſen auch, daß ſie nicht minder
Als Amor und Pſyche, die ſeligen Kinder,
Erzeuger des Kuſſes, des göttlichen, ſind.

## Der Blumenbote.

Der erſte Frühling hielt die Welt
Im prächtigen Feierkleid umſchloſſen.
Die Sonne hat als junger Held
Ihr neue Reize ausgegoſſen.
Die Bäume blühn, die Blumen glühn,
Die hell aus dem ſmaragdnen Grün
Als junge Erdenſterne ſproſſen.
Als glänzende Wolkenſäule durchzieht
Der Herr des Paradieſes Gebiet,
Auf daß er ſein Werk ſich beſchaue.
Da neigen ſich Bäume und Blumen zumal
Vor ſeiner Herrlichkeit ſonnigem Strahl
Und beben im funkelnden Thaue.

Und er erfreut ſich ihrer Pracht.
Wie duften ſie ihm Dank entgegen!
„Du haſt ſo reizend uns gemacht,
Geſchmückt mit deinem ſchönſten Segen;
Haſt uns im Thal, auf Berg und Au'
Als Zierde hingeſtellt zur Schau
Haſt uns gepflanzt auf allen Wegen.
Es fehlt uns nur Eins, und wir bitten dich ſchön,
Du wolleſt gewähren uns, was wir erflehn!
Wir haben nicht Füße, nicht Flügel!
Wir möchten nicht immer ſo ſtille ſtehn,
Wir möchten gern fliegen, wir möchten gern gehn
Von der Au' in das Thal, auf den Hügel.“

Der Herr mit ernſtem Angeſicht
Verſetzt noch milder und gelinder
Als er zu andern Weſen ſpricht:
„„Ihr kleinen unzufriednen Kinder!
Kaum habt ihr Duft und Farbenſchein,
So wollt ihr gleich den Vögeln ſein,
Und doch erlebt ihr keinen Winter!

Ich war dir mit köſtlichen Reizen gerecht,
D'ran laß dir genügen, du thöricht Geſchlecht,
Daß die Himmliſchen ſelber entzücket.
Zum Auge der Erde dich hab' ich gemacht,
Kein Läufer, kein Flieger mit Duft und mit Pracht
Iſt gleich dir begabt und geſchmücket.'"

Da neigt die Königin der Au'
Sich tief auf ihrem ſchlanken Stengel,
Die Roſe, voll von ſüßem Thau:
„So gib uns einen kleinen Engel
Als Boten, der uns Kunde bringt,
Von Einer ſich zur Andern ſchwingt,
Dann denken wir nicht unſrer Mängel.
Er bring' mir die Grüße der Lilie gern;
Ich ſend' ihn mit Botſchaft nach nah und nach fern.
Auch mag er uns ſchöne Geſchichten
Von Blumen und Sträuchen in Oſt und in Süd,
Aus Gärten und Wäldern, wo's duftet und blüht,
Von Lieb' und von Feſten berichten!"

„„Zu ſchaffen giebt's für Engel mehr,
Als eure Neugier zu bedienen.
Ihr habt der Käfer ſummend Heer,
Ihr habt die gerngeſchäft'gen Bienen.““
So ſchallt des Herrn verweiſend Wort,
Und weiter zieht die Wolke fort,
Doch gnädig zeigt er gern ſich ihnen.
Da beugte die ſchneeige Lilie ſich tief.
„O höre mich, Vater! O weile!“ ſie rief,
„Und habe mit mir nur Erbarmen!
Ich liebe die Roſe, und Sehnſucht verzehrt
Mein Leben; denn ewig — ach! — iſt mir's verwehrt
An ihrem Kelch zu erwarmen.“

„Ich welke vor Verlangen hin
Nach ihrem Mund, dem purpurrothen.
O mache drum mich, wie ich bin,
Zum leichtbeſchwingten Blumenboten!
Sieh, deine Schöpferweisheit hat
Zum Flügel ſchon geformt mein Blatt.
So reiße mich denn los vom Boden!

Erhebe zum kleinſten der Engel mich nur
Und laß mich der Blumen prächtige Flur
Durchflattern auf duftenden Schwingen!
Vergönne mir, Vater, den höchſten Genuß,
Der Liebe berauſchenden ſeligen Kuß
Der theuern Roſe zu bringen!“

Im Weiterziehn berührt der Hauch
Des Ewigen ſie zum ſanften Zeichen.
Und dankbar blickt das Blumenaug’
Ihm nach mit duftendem Verneigen.
Und als der Tag verglommen war,
Erſchien das ſchöne Menſchenpaar,
Geſchmückt mit friſchen Blüthenzweigen.
Sie lachen und ſcherzen ſo ſelig und laut.
Ihm reißt von der Bruſt ſich die blühende Braut
Und eilt ſich im Buſch zu verſtecken.
Da faßt er den Kelch der Lilie geſchwind
Und pflückt ihn und wirft dem enteilenden Kind
Ihn nach, ſie zu ſchrecken und necken.

Die Lilienblume trifft und fällt
Sanft auf die Roſenknospen nieder,
Die, als die ſchönſten in der Welt,
Geſchmückt des Weibes zarte Glieder.
Kaum hat die Knöspchen ſie berührt,
Als eine neue Kraft ſie ſpürt:
Im Fallen hebt ſie ſich ſchon wieder.
Die glückliche Blume flattert empor;
Sie hat für das Leben, das ſie verlor,
Ein neues gewonnen im Tauſche.
Und wie auf der Welle der Luft ſie ſich wiegt,
So fühlt ſie mit Wonne: ſie fliegt! ſie fliegt!
Und ſie taumelt im ſeligſten Rauſche.

Sie eilt, ein ſchöner Schmetterling,
Sich in die Roſe zu verſenken.
Die öffnet ihres Kelches Ring,
Mit ihrem Nektar ihn zu tränken.
Er ſchlürft im herrlichſten Genuß
Und giebt dagegen Kuß auf Kuß
Der trunkne Gaſt dem ſeligen Schenken.

Und eh' er's gewahrt, ſo hat er die Nacht
Mit Koſen und Küſſen und Naſchen vollbracht,
Auf dem Roſenborde geſchaukelt.
Doch als der Morgen ſich dehnt und regt,
Da hat er die Flügel geprüft und bewegt
Und iſt durch den Garten gegaukelt.

Getragen von des Morgens Hauch
Hoch durch der Lüfte blaue Wogen,
Von Blum' zu Blume, Strauch zu Strauch
Iſt er geflattert und geflogen.
Von Blumenlippen nimmt er Koſt
Und ſtürmt davon, hat er mit Moſt
Und ſüßem Kuß ſich vollgeſogen.
Doch ſeht den kleinen geflügelten Wicht!
Der Roſe bewahrt er die Treue nicht,
Für die er als Lilie geſchwärmet.
Zwar liebt er ſie noch, doch die andern auch;
Er liebet ſie Alle am Stengel, am Strauch,
Und hat ſich um Keine gehärmet.

Und Jede reicht ihm Trank und Koſt
Und wiegt ihn gern auf ihrem Stengel;
Denn immer bringt er neue Poſt,
Der kleine holde Blumenengel.
Er hat ſo viel gehört, geſehn;
Er ſchmeichelt und er klatſcht ſo ſchön
Und rügt ſo ſcharf der Andern Mängel.
Mit Grüßen beladen von nah und von fern,
Von Blumenſtern eilt er zu Blumenſtern
Und weiß ſo pikante Geſchichten
Von Blumen und Sträuchen im Oſt und im Süd,
Aus Gärten und Wäldern, wo's duftet und blüht,
Dem ſtaunenden Ohr zu berichten.

Bald ſtreift er leicht der Wieſe Saum,
Bald weilt er an des Waldes Schwelle,
Berauſcht von Blumennektarſchaum,
Halb Lilie noch und halb Libelle,
Bald ſtürmt der Liebe bunter Sohn
Als Blumenliebespoſtillon
Fort mit des Stromes grüner Welle.

O glücklicher Falter, der Blumen Freund,
Du haſt ſie vergeſſen, die einſt du geweint,
Der Sehnſucht ſchmerzliche Thräne!
Du nimmſt dir, vortrefflicher Poſtillon,
Für deine Beſtellungen ſüßeſten Lohn,
O Schmetterling, ſchöne Phaläne!

# Der Hirtenknabe.

## I.

### Auf dem Berge.

Träumeriſch auf harter Erde
Liegt am Berg der junge Hirt.
Auf der Matte ſeiner Heerde
Friedliches Geläute irrt.

Tief im Thal wogt noch der Dämmer
Und des Nebels grauer Schein.
Graſend klimmen ſtill die Lämmer
Höher an dem ſteilen Rain.

Plötzlich ſpringt empor der Knabe
Wild und haſtig, wie bethört.
Mit dem weißen Hirtenſtabe
Ficht er wie mit einem Schwert.

Ungeheuerliche Bilder
Schreibt er in die blaue Luft,
Bis er kampferglühend wilder
In das Thal hinunter ruft.

Aber was er auch gerufen,
Niemand doch verſtand das Wort.
Weinend auf des Berges Stufen
Sinkt er hin und träumet fort.

Als die feuchten Nachtgewänder
Sonne von den Fernen ſtreift,
Ueber reiche bunte Länder
Hell ſein trunknes Auge ſchweift.

Hohe Thürme ſieht er ragen
In des Morgens junger Glut,
Schiffe ſieht er fortgetragen
Von des Stromes goldner Fluth.

Sieht den Aar, der ſein Gefieder
Auf dem hohen Horſte ſonnt.
Und es webt in ihm wie Lieder,
Die er niemals doch gekonnt.

In der Bruſt mit einem male
Springt ihm auf der Wunderborn. —
Horch! wie klagt von Berg zu Thale
Stundenlang ſein Aelpnerhorn!

Und es trinkt der grüne Raſen
Seiner Sehnſucht feuchtes Weh.
Einſam ſeine Lämmer graſen
Auf der Matte, auf der Höh'.

## 2.

### In der Thalhütte.

Längſt iſt ſchon der Tag verglommen,
Und vom Berg' der Hirtenknabe
Iſt in's Thal herabgekommen
Mit dem Horne, mit dem Stabe.

Seiner Mutter kahle Wände
Starrt er an mit finſterm Schweigen,
Bis ihm ihre welken Hände
Aus dem Schrein die Bibel reichen.

„Schon ſeit mancher Abendſtunde
Hab' ich keinen Troſt vernommen,
Der mir ſonſt von deinem Munde
Aus der heil'gen Schrift gekommen.

Lies, mein Kind, und ſei befliſſen,
Gottes Fügung zu vertrauen,
Und du wirſt den Kümmerniſſen
Ruhig in das Auge ſchauen.“

Und er nimmt die Bibel ſinnend,
Schlägt ſie auf und prüft die Stelle.
Heitern Angeſichts beginnend
Lieſ't er mit der Stimme helle.

## 3.

### David und Goliath.

Lieſ't von einem wackern jungen
Hirten, der im heißen Streit
Einen Rieſen kühn bezwungen
Und das Vaterland befreit.

David, kleiner Hirtenknabe!
Großer Rieſe Goliath!
Ha, wie ſchwelgt in ſolcher Labe
Nie das junge Herz ſich ſatt!

David nahm das Haupt des Rieſen
Mit des Rieſen langem Schwert,
Hat es allem Volk gewieſen,
Hoch geprieſen und geehrt.

Sänger auch viel hoher prächt'ger
Lieder war der Hirtenſohn,
Und zuletzt ein reicher mächt'ger
König auf Judäa's Thron. — —

Ach kein Auge kann er ſchließen
In der langen heißen Nacht.
Sieht den Knaben, ſieht den Rieſen
Und des Königs goldne Pracht.

Als der Morgenthau in bunten
Perlen an den Halmen hing,
Iſt der Hirtenſohn verſchwunden.
Niemand weiß, wohin er ging.

## 4.

### Erfüllung.

Geſtern hat im Thale
Heiß gewogt die Schlacht.
Weh! mit einem male
In der finſtern Nacht
Mütterlein erwacht.

Ihre greiſen Glieder
Schleppt ſie mühſam fort
Tief in's Thal hernieder
Ohne Gruß und Wort
In den Schlachtenmord.

Wie ein Nachtmahr ſchreckte
Sie ein böſer Traum. —
Leich' an Leiche deckte
Weit des Waldes Saum
Bis zum letzten Baum.

Endlich hat ſie dieſen
Baum erreicht mit Noth.
Neben einem Rieſen
Bleich und blutigroth
Liegt ein Knabe todt.

## Des Jägers Lieb.

Zu Schönau in dem Hage,
Da ſteht ein edler Hirſch,
Dorthin geht alle Tage
Ein Jäger auf die Pirſch.
Die grünen Waldesfahnen,
Von Reis und Laub gemacht,
Die wehen ſanft und mahnen
Wie Geiſterſtimmen ſacht:
O junger ſchlanker Jägersmann,
Sieh dir des Hirſches Fährte an!
O Jäger! O Jäger!
Nimm du dich wohl in Acht!

Zu Schönau in dem Schanke,
Da dient ein Mägdelein,
Das ſchenkt mit kühlem Tranke
Auch heiße Liebe ein.
Der Jäger hat genoſſen,
Was ſie ihm dargebracht.
Nun hat er fehlgeſchoſſen,
Weil er an ſie gedacht.
O junger ſchlanker Jägersmann,
Sieh nicht ſo wild das Mägdlein an!
O Jäger! O Jäger!
Nimm du dich wohl in Acht!

Zu Schönau auf dem Schloſſe,
Da wohnt ein reicher Graf,
Der ſitzt auf ſeinem Roſſe
Als wie ein Ritter brav.
Er grüßt die Magd im Reiten,
Er ſcherzt mit ihr und lacht,
Das hat viel Herzensleiden
Dem armen Kind gebracht.

O junger ſchlanker Jägersmann,
Was ſtarrſt du ſo den Reiter an!
O Jäger! O Jäger!
Nimm du dich wohl in Acht!

Zu Schönau aus der Linde
Blickt ein Marienbild
Mit ihrem Gotteskinde
Hernieder gnädig mild.
Sobald der Tag geſchieden
Bis in die ſpäte Nacht
Hält in des Baumes Frieden
Der Jäger böſe Wacht.
O junger ſchlanker Jägersmann,
Sieh dir die Mutter Gottes an!
O-Jäger! O Jäger!
Nimm du dich wohl in Acht!

Zu Schönau in dem Grunde,
Da ſteht ein Kreuz am Weg.
Dort ſprang zur böſen Stunde
Ein Mägdlein von dem Steg.

Todt iſt ſie fortgefloſſen,
'Und eh' man ſich's gedacht,
Da lag der Graf erſchoſſen
Tief in des Waldes Nacht.
O junger ſchlanker Jägersmann,
Sieh dir das ſchwarze Kreuz nicht an!
O Jäger! O Jäger!
Du nahmſt dich nicht in Acht.

## Die Brautnacht.

Seht das Schloß am Meeresufer,
Deſſen Fuß die Welle feuchtet!
Laue Nacht wogt um die Zinnen,
Doch die Fenſter ſind erleuchtet.
In dem Schloſſe halten Hochzeit
Donna Sol und Don Fernand.
Sie erſt ſechzehn, er ſchon ſechzig,
Aber er iſt ſpaniſcher Grand.

Als des Mondes rothe Strahlen
In den Schoos des Meeres bluten,
Furchet von der Berberküſte
Ein bewimpelt Schiff die Fluthen.

Zweimal dem Gewühl entronnen,
Schon die Braut am Ufer ſtand,
Hat die ſehnſuchtsvollen Augen
Nach dem Meere ſtarr gewandt.

Leiſe, wie ein nächtig Raubthier,
Iſt der Kiel herangeſchwommen.
Leis ins Schloß iſt aus dem Schiffe
Dann ein ſchöner Mann gekommen,
Hat ſich zugeſellt den Gäſten,
Bis zwei Augen ihn erſchaut. —
Don Fernand und ſeine Diener
Suchen die verſchwundne Braut.

Schmollend dem vermeinten Scherze
Zeigt der Bräutigam finſtre Brauen,
Aber daß es ſchlimmer Ernſt ſei,
Fürchten zitternd ihre Frauen. —
Ha, wie ſtürmen zwei Verliebte
Nach dem Schifflein in der Bucht!
Wie ein Adler mit dem Raube
Fliegt es fort in ſchneller Flucht.

Und der kühne Saracene
Küßt des Liebchens Mund und Wangen.
Die beglückte Andaluſierin
Hält den theuern Mann umfangen.
Brauthaus iſt das Meer; es ſteckt der
Mond die Hochzeitfackel an.
Wellen ſingen Hymenäen,
Und zum Throne wird der Kahn.

## Die Bekehrung.

Strahlenfunkelnd war der ſchöne
Stern der Liebe aufgegangen,
Und die Nacht kam vom Gebirge,
Mit dem ſchwarzen Flor umhangen.

Auf der Beja von Granada
Ritt ein ſchöner Maurenreiter,
Angethan mit reichen Kleidern,
Und im Herzen froh und heiter.

Mitternacht liegt auf Alhambra,
Und in ihrem ernſten Schweigen
Naht der Reiter einem Schloſſe
Und gibt ein melodiſch Zeichen.

Und ein Fenſter wird geöffnet,
Auf herabgefallner Leiter
Steigt ein Mädchen auf den Falben,
Und im Fluge geht es weiter.

Als ſie lange ſtill geritten,
Spricht der Jüngling faſt mit Bangen:
„Meiner Liebe lodernd Feuer
Hat dich, Süße, hintergangen.

„Ach, Fatime! nicht aus deines
Volkes Blut bin ich entſprungen.
Nein, ein Chriſt, ein edler Spanier
Hält dich Reizende umſchlungen.

„Wonnebebend einſt beim Feſte
Sah ich deine holden Züge,
Da gebot mein flammend Herzweh
Meiner Liebe dieſe Lüge.

„Und ich lernte eure Sprache,
That nach Mohameds Gebote;
In des Mauren weiten Kleidern
Schlug die Bruſt, die für dich lohte.

„Und mein Herz las eure Dichter,
Daß es ſelbſt ein Lied dir ſchriebe,
Auch den Selam lernt' ich binden,
Und errang mir deine Liebe.

„Doch nicht länger walte Täuſchung!
Sage mir, was willſt du geben?
Willſt du Himmel oder Hölle,
Willſt du Tod mir oder Leben?

„Wenn du mich verſchmähſt, Geliebte,
Werden ſchnell zurück wir kehren.
Folgſt du mir in meine Heimath,
Mußt du Chriſti Kreuz verehren.“ —

„„Wie du wahr und heiß mich liebeſt,
Werd' ich heiß und wahr dich lieben.
Biſt du auch nicht mehr der Maure,
Iſt mein Herz dir doch geblieben.““ —

Ihre Stirne küßt der Ritter,
Die enthaucht den Duft der Salbe.
Lange währt des Kuſſes Wonne.
Wie ein Adler fliegt der Falbe.

## Der Bramin und die Bajadere.

Vor Wiſchnu's Bild ſchwebt hochgeſchürzt
Der Tänzerinnen leichter Chor.
Die Luft, von Opferduft gewürzt,
Trägt des Geſanges Schall empor.
Da tritt der Jüngſte der Braminen
Mit Opferfrüchten zum Altar.
Allein will er dem Gotte dienen.
Und winkt der Bajaderen Schaar.

Sie ziehn verſchlungen Hand in Hand
Aus der Pagode heiligem Ort.
Nur Eine bleibt, den Blick gebannt
Auf ihn, und ſtrebt vergebens fort.

Noch einmal weiſ't er auf die Pforte.
Sie zaudert noch, ſie weilt, ſie ſteht.
Die Blicke werden ſtumme Worte,
Mit denen ſie um Schonung fleht.

Und er verſteht das ſtumme Wort,
Es faßt ihn wunderbar und ſtark.
Da reißt ſie Kama's Flamme fort,
Die ihr durchraſ't des Lebens Mark.
Sie wirft ſich wild zu ſeinen Füßen,
Sie hält den Jüngling feſt umſtrickt:
„Mit meinem Tode laß mich büßen,
Daß ich in's Auge dir geblickt!“

Doch ſtärker als die Liebe iſt
In des Braminen Bruſt die Pflicht.
Geſchlichtet iſt ſein inn'rer Zwiſt:
„Nein, ſchuldvoll leben ſollſt du nicht!
Sollſt nicht des Gottes Tempel ſchänden!“
Er wirft den weißen Trauerflor
Ihr um das Haupt mit ſtarken Händen
Und führt ſie durch das Felſenthor.

„Herbei, Braminen! Eilt herbei!
Nehmt dieſes Weib, mit Schuld bedeckt,
Daß ſie dem Gott ein Opfer ſei,
Des Tempel ſie mit Schmach befleckt!“ —
„„Der Flamme Kraft muß ſie vernichten!““
So ruft die Schaar der Prieſter laut.
„„Laßt uns den Scheiterhaufen ſchichten,
Das Flammenbett der Flammenbraut!““

Sie folgt dem Worte treu und ſtill,
Das ihr zu ſterben ſtreng gebot.
Der junge Prieſter ſpricht: „Ich will
Sie ſelber führen in den Tod!“
Verſtanden hat ſie wohl die Worte,
Wie Keiner ſie zu deuten weiß,
Und folgt entzückt ihm zu dem Orte,
Wo ihrer harrt der Feuerkreis.

Die Sonne ſteigt mit goldner Pracht
Aus dem hochheiligen Gangafluß,
Und weiht zu Jama's kurzer Nacht
Die Jungfrau mit dem Strahlenkuß.

Der Jüngling wandelt ihr zur Seiten,
Dumpf tönt der Hörner Trauerklang.
Wie frei und froh ſie vorwärts ſchreiten,
Als ſei's ihr hochzeitlicher Gang!

Sie ſind am Ziel. Der Jüngling trägt
Die Jungfrau auf den Feuerthron,
Und tritt zurück. Die Flamme ſchlägt
Um ſie die glüh'nden Arme ſchon.
„Ja," ruft er aus, „die Glut iſt heilig,
Und unſre war, wie dieſe, rein,
Dein Hochzeitflammenlager theil' ich!"
Und ſtürzt ins Feuer ſich hinein.

## Das Würfelſpiel.

Drei junge und reiche Grafen frein
Wohl um des Herzogs Töchterlein.

Sind alle drei von altem Blut,
Sind alle drei von tapferm Muth.

Benno, dem Feuerberge gleich,
Führt manchen wilden kühnen Streich.

Bruno, der luſtige Kumpan,
Fängt Alles mit gutem Glücke an.

Kuno, gleich einem Heil'genbild,
Fromm von Gemüth, von Sitten mild.

Der Herzog ſchätzt ſie alle drei;
Die Wahl ſteht ſeinem Kinde frei.

Wie ſchwer wird doch die freie Wahl
Dem Töchterlein voll Herzensqual!

Da ſpricht der Herzog eines Tags:
„Das Würfelſpiel entſcheiden mag's!

Drei Würfel werfet um mein Kind,
Weil Eurer drei als Freier ſind!“

Herr Benno gehet alſobald
Zum Zaubrer in den finſtern Wald.

Der gibt ihm ſeinen Zauberring,
Daß ihm der höchſte Wurf geling',

Den Ring, gefeit mit ſchwarzer Kunſt,
Gebunden dran der Hölle Gunſt. —

Bruno dem guten Glück vertraut:
„Wer Glück hat, führet heim die Braut.“ —.

Kuno zum frommen Klausner geht
Und bittet um ſein Fürgebet.

Der ſpricht: „Vertrau' dem ew'gen Heil!
Des Herzogs Kind wird dir zu Theil.“ —

Den erſten Wurf Herr Kuno thut,
Drei Augen! Armes ſanftes Blut!

Ach alter Klausner, frommer Knecht,
Dein Wort geht in Erfüllung ſchlecht!

Zum zweiten wirft der Ritter Braun
Und achtzehn Augen ſind zu ſchaun.

„Mein Glück, auf dich verließ ich mich,
Du ließeſt niemals mich im Stich.

Herr Herzog, euer Töchterlein
Mit gutem Glücke nenn' ich's mein!“ —

Da tritt Herr Benno wild heran:
„Noch hab' ich keinen Wurf gethan.“

Er dreht den Ring mit leiſem Fluch
Und wirft die Würfel auf das Tuch.

Und neunzehn Augen liegen da;
Erſtaunen faſſet, wer es ſah.

Der Würfel einer ſprang entzwei;
Vier Würfel hier und doch nur drei:

Da zieht Herr Braun das Schwert vor Wuth,
Und Benno liegt in ſeinem Blut.

„Mit Teufels Kunſt haſt du's gemacht,
Dafür ſei dir der Tod gebracht!" —

Der Mörder fiel in Acht und Bann.
Kuno die ſchöne Braut gewann.

Was helfen Liſt und Tapferkeit!
Die Klausnerei ſiegt alle Zeit.

---

Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Ausgewählte

# Romane und Novellen

von

**Ludwig Storch.**

---

Erſter Band:

## Vörwerks-Häns.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

* * *

Leipzig,
Ernſt Keil.
1855.

# Vörwerts-Häns.

203, 31

Von

**Ludwig Storch.**

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Leipzig,
Ernst Keil.
1855.

# An Gretchen.

## 1828.

Du liebes Kind, des ſtets ich eingedenk,
O nimm von meinen Händen dies Geſchenk!
Es bringe dir ein reizend Bild zurück
Von unſrer Jugend lang verſchwundnem Glück;
Es zaub're dich noch einmal in den Hain,
In deine Zelle, an den Raſenrain,
Wo ich mit dir viel traute Stunden ſaß
Und Seligkeit in deinen Augen las,
Und Seligkeit aus deinen Blicken trank,
So liebedurſtig und ſo liebekrank.
Ach ſchnell vergangen war der Maientag,
Den träumend ich an deinem Herzen lag.
Bald drängte mich der kühne Knabenſinn
Fort über unſrer Heimath Berge hin;
Und als ich einmal mich herausgewagt
Und meinem Thale Lebewohl geſagt,
Da faßte mich mein Schickſal hart und ſchwer
Und warf mich in des Lebens tobend Meer.
Durch Brandung mußt' ich und durch Klippen ſcharf,
Wovon ich dir doch nichts erzählen darf.

Du bliebſt im Thal zurück. — Dein dacht' ich oft.
Doch was ich liebend immer ſtill gehofft,
Das blieb ein ſüßer holder Morgentraum;
Die Blüthe fiel als Blüthe von dem Baum,
Und andre Blüthen brachten mir die Frucht,
Doch nicht wo frühſte Sehnſucht ſie geſucht.

Von allen Bildern hat dein Jugendbild
Am Meiſten ſtets die Seele mir erfüllt.
Das Leben hat ſich anders abgerollt,
Als ich und du geglaubet und gewollt;
Doch wie verſchieden die Geſtalten ſind
Von unſern Träumen, mein geliebtes Kind,
Was hindert uns, das wir noch froh und jung
Als Kinder leben in Erinnerung?
Du alterſt nicht, du bleibſt ſo wunderſchön,
Wie ich als Knabe deinen Reiz geſehn;
Auch ich bin noch der Knabe, den du liebſt,
Noch leſ' die Brieſchen ich, die du mir ſchriebſt,
Und noch entzückt mich deiner Lippen Kuß,
Noch deiner Worte heller Honigfluß;
Kein Tag vergeht, wo du mir nicht erſcheinſt,
Und alle Jugendreize noch vereinſt.
Niemals entreißt der Kampf mit dem Geſchick
Mir deiner Augen tiefen Himmelsblick,
Und fallen meine Bergeshöhn mir ein,
Gleich denk' ich auch in ſtiller Freude dein;
Denn grüne Bäume, hohe Berg' und du,
Sie nickten Tag für Tag mir freundlich zu,
Und grüne Bäume, hohe Berg' und dich,
Sie liebt' ich Tag für Tag herzinniglich.

Wenn ich bergan jetzt grüße manchen Baum,
Gleich wird mir klar mein ſchönſter Jugendtraum,

Und alles lebt um mich, ſo wunderbar
Wie es bei dir in unſern Bergen war.
Und ſieh' der alte Zauber faßt mich dann,
Wie er um unſre Herzen einſt ſich ſpann,
Und Wunderklänge ziehn das Thal entlang
In bunter Menge zauberiſchem Drang,
Und kecke Bilderſchaaren glühn heran:
Das Alles haſt du mir ja angethan;
Du biſt die ſchöne Fei und weißt es nicht,
Du biſt es, die die Zauberformel ſpricht,
Du riefſt das Bild, das lang in Nacht ſchon lag,
Ich zeichnet es mit ſchwachem Finger nach,
Doch wie auch viel bewegt und bunt die Schaar
Der mancherlei Geſtalten eben war;
Du, wie ein wunderthätig Heilgenbild
Strahlteſt hervor ſo lieblich und ſo mild,
Durchglüht von meiner Liebe erſtem Glanz;
Drum reicht' ich dir den Wunderblumenkranz.

---

## 1855.

Noch einmal tritt hervor in mein Gedicht,
Du Blume, die kein Lebensſturm mir bricht,
Du Engelskind aus meinem Morgenroth,
Das treu mir lächelt bis hinab zum Tod.

Das reine Glück, das du mir einſt beſcheert,
Hat keine ſpätre Stunde mir gewährt.

O Kind, o Kind, mit deinem goldnen Haar,
Mit deiner Junoſtirne hell und klar,
Mit deinen Venusaugen blau und licht,
Du warſt ja ein verkörpertes Gedicht.

Auf meinem Lebensweg voll Schmerz und Pein
Fiel oft mir eine Strophe davon ein;
In wirrer Stimmen unheilvollem Drang
Tönt oft herein ſein ſüßer Quellenklang.
Wie ſich der Mund empörter Wellen ſchließt,
Wenn auf ihr Haupt ſich ſanftes Oel ergießt,
So haſt verklärt du den gemeinen Duſt
Und mir den Schmerz beſchwichtigt in der Bruſt
Und allen Sturm beſänftigt und geſtillt,
Du meiner Jugend wunderſchönes Bild.

Mein Leben ging dahin in Sorg' und Müh',
Du, Morgenſtern, mir überſtrahlteſt ſie.
Die Locke, jetzt in Herbſtſchnee leis getaucht,
Wird noch von deinem Glanze angehaucht.
Mein Weg geht abwärts ſeinem Ende zu,
Dort ſtehſt als Abendſtern mir winkend, du.
Und nun erkenn' ich dich erſt recht. O ſieh!
Du meine Muſe, meine Poeſie!

## 1.

## Der Schauplatz.

Eine Stunde öſtlich von der uralten berühmten Stadt Eiſenach hat die thüringiſche Eiſenbahn eine Anhalteſtelle bei dem Weiler Wutha; hier erblickt man zur Rechten in mäßiger Ferne eine hohe dunkle Gebirgswand, von welcher man wohl ahnet, daß ſie mit der eben noch begrüßten Wartburg in einer Höhenverbindung ſtehe. Verfolgt man die reinliche Chauſſee nach Südoſt, die ſich in das Thal der Wutha (Ruhla oder des Erbſtroms) hineinzieht, zu deſſen Seiten ſich die Berge allmälig höher erheben, ſo gelangt man bald in das ſchmucke Dorf Farnroda mit ſeinem ſtolzen Schloſſe, einſt der Sitz der reichen Burggrafen von Kirchberg. Von hier aus wird das Thal immer ſchöner, bis jene ſcheinbare Wand ſich in einzelne mit hoher dunkelgrüner Waldung bepflanzte Berge theilt, welche zwei Thäler in das eine ſchon durchwanderte aufthun. Am Eingange des linken Thales erblickt man mehrere freundliche Häuſer, welche den Anfang eines in das Thal ſich hinein ziehenden Dorfes bilden; dicht über ihnen erhebt ſich ein vom Gebirge iſolirter Bergkegel, mit einem mächtigen Thurmkoloß auf ſeinem Scheitel, Ruine einer alten Bergfeſte. Dieſes

Dörfchen führt den Namen Thal, und iſt der Sitz eines Gerichtsamtes, jene ausgezeichneten Häuſer am Eingang deſſelben ſind das Schloß, die Wirthſchaftsgebäude des Gutes, welches, jetzt herzoglich coburg-gothaiſche Domaine, ſonſt der altadligen Familie von Uetterodt gehörte, und das Amtshaus. So lange Thal den Herren von Uetterodt zu Scharfenberg gehörte, übten ſie hier ihre Patrimonialgerichtsbarkeit über das Dorf und mehrere benachbarte Ortſchaften aus, deren Erb-, Lehn- und Gerichtsherren ſie waren. Dem Amtshauſe liegt in der Entfernung von hundert Schritten das kühle, hart an den Berg angebaute ſteinerne Wirthshaus gegenüber, und hinter demſelben ſteigt der Berg ſchroff auf, welcher die erwähnte Ruine der alten Ritterburg Scharfenberg trägt.

Der Eingang in das zweite jener Thäler, in das zur rechten Hand, iſt nicht weniger romantiſch dekorirt. Vorn an liegt der Weiler Heilgenſtein, und dicht hinter den Häuſern deſſelben ſteht die kleine alte Kirche des ehemaligen Wilhelmiterkloſters Weißenborn, welche den Einwohnern von Thal und Heilgenſtein zum Gotteshaus dient. Sie iſt höchſt einfach gebaut und hat keinen Thurm. Unmittelbar an die Kirche und ihr einziges Nachbarhaus ſtößt ein neuer comfortabler Gaſthof, aus der Umgegend ſtark beſucht und wegen ſeines trefflichen Biers berühmt, ſo daß hier wirklich, von andern Bauten iſolirt, Gotteshaus und Wirthshaus geſchwiſterlich traulich beiſammen ſtehen. Der Gaſthof iſt nämlich an der Stelle des Kloſters erbaut. Von Heilgenſtein aus läuft ein Promenadenweg an den öſtlichen Bergwänden mit dem Ruhlathale parallel; am Fuße der weſtlichen Berge zieht ſich die Chauſſee ins Thal hinauf; zwiſchen beiden lacht der ſchmale, üppige, wieſenreiche, vom ſtarken Bache durchſtrömte

Thalgrund. Die öſtlichen Berge werden höher, das Thal enger, und nach einer halben Stunde tritt wieder ein Berg quer vor, und man ſieht plötzlich mehrere Häuſer vor ſich. Es ſind dies die erſten Gebäude des großen Marktfleckens Ruhla, (im Volksmund ſtets die Ruhl genannt), doch ſind ſie noch um fünfhundert Schritte tiefer thalabwärts als der Ort ſelbſt gelegen und heißen der Grund. Die Häuſer dieſes großen Ortes ziehen ſich faſt eine Stunde lang zu beiden Seiten des Bergſtroms hin, welcher nicht allein im Orte, ſondern das ganze Thal bis unter Heilgenſtein hinab die Gränze zwiſchen den Fürſtenthümern Gotha und Eiſenach bildet und davon den Namen Erbſtrom führt. Das weſtliche auf der linken Seite des Bachs gelegene Land und dieſer Theil von Ruhla iſt eiſenachiſch, der öſtliche gothaiſch. Die Charakterindividualität der verſchiedenen Herrſchaften drückt ſich im Geiſte des Volks ſehr augenmerklich aus; übrigens ſind die Einwohner von Ruhla ein kluges, zum Theil ſogar verſchmitztes, lebensfrohes und thätiges Völkchen. Fabrikgeſchäfte und Handel friſten ſein Leben. Ruhla theilt das Schickſal aller Fabrikorte; ſeine Arbeiter ſeufzen unter dem Drucke der allgemeinen Mißverhältniſſe des deutſchen Handels, zumal ihre Fabrikate, meiſt Tabackspfeifen, nicht ſehr geſucht werden, und unter dem der Fabrikherren. Zwiſchen den reinlichen beſcheidenen Hütten der Armuth prangen die ſtolzen Häuſer des Reichthums.

Auf der eiſenachiſchen Seite ſteht ein freundlich gebautes Forſthaus, faſt abgeſondert in einem Nebenthale, der Bärmich (Bärenbach), mit ſtattlichen Zimmern und einem anſehnlichen Ballſaale geziert, und vor demſelben breitet ſich ein mit Linden bepflanzter Platz aus. Im Hintergrunde dieſer Lindenallee ſteht man die überbaute Mineralquelle, jetzt auch mit Dampf- und Fichtennadelbädern verſehen, und von hier aus beſteigt man auf ſchönem geſchlungenen Wege den Berg, Bärmer (Bärenberg) genannt, wo man eines köſtlichen Anblicks über einen großen Theil des Orts genießt.

Dies iſt die kurze topographiſche Ueberſicht des Schauplatzes der folgenden Begebenheiten, welche die Dichtung nicht erzeugte, ſondern nur hie und da mit ihren Blumenkränzen behing und mit dem duftigen Roſenſchleier umhüllte, aus welchem ſie um ſo lachender und lieblicher hervorſehen.

Der Verfaſſer will es nicht verhehlen, daß Ruhla ſein Geburtsort iſt, und daß er hier die erſten dreizehn Jahre ſeiner Jugend verlebte. Dieſer Umſtand macht die Liebe, mit welcher dieſes Büchlein geſchrieben iſt, erklärlich. Der alte Volksgeiſt und die Eigenthümlichkeiten in Sitte und Sprache verſchwinden allmälig auch hier; in hundert Jahren wird man ſie nur noch aus der Erinnerung kennen. Dieſe lebendig aufzufriſchen, hilft dann vielleicht dieſes Buch. Dann iſt ſein ſchönſter Zweck erfüllt.

## 2.

## Am erſten Kirmeßtage.

Die Kirmeß in der Ruhl war 1788 ſehr lebhaft. Wer kannte ſonſt im nordweſtlichen Thüringerwalde und der weiten Umgegend nicht dieſes heiterſte aller

Volksfeſte? Da ſprudelte Leben aus dem Becher der Freude und geſelliger Uebermuth aus dem Lebensquell. Da galt es harmloſen Genuß zu haſchen, der in hundert Geſtalten durch das grüne Thal zog; und der neckiſche Geiſt der Bergſöhne ſprang wie ein muthiges Pferd ohne Zaum und Zügel in regelloſer Willkür, allein beherrſcht vom Geſetze des erlaubten Vergnügens. Wenn auch jedes Jahr zur Kirmeßzeit Fremde von allen Seiten durch die Thäler und über die Berge herbeiſtrömten, ſo war es in dem erwähnten Jahre doch ganz beſonders volkreich, und Menſchenſchaaren quollen durch die hellen Gaſſen. Zu der luſtigen Belebtheit des Feſtes trugen eine Menge Badegäſte bei; denn die Kirmeß fällt mitten in die ſchönſte Badezeit zu Anfang des Monats Auguſt, und die rühler Heilquelle war zu jener Zeit in Thüringen und Franken eine der berühmteſten. Im Jahre 1737 vom Leibarzte des letzten Herzogs von Eiſenach, Wilhelm Heinrich, Hofrath Dr. Johann Storch entdeckt, war dieſes Stahlwaſſer doch erſt 1753 recht in Aufnahme gekommen und hatte zweckmäßige Badeeinrichtungen hervorgerufen.

Wenn man unten eine Strecke in den Ort herein war, konnte man ſchon von ferne den Jubel der Menge hören, auch bezeichneten die hereinſtrömenden geputzten Bewohner der benachbarten Dörfer den Antheil, welchen man allgemein an der rühler Kirmeß nahm. Alles drängte in die mittleren Gegenden des Fleckens, wo er eine verhältnißmäßige Ausdehnung in die Breite hat. Bald langte man auf dem Plane an, und um die hohe geſchälte Tanne, oben mit Tüchern und Bändern geziert, welche luſtig in der Luft flatterten, tanzte die bunte, wie Meerfluth im Sturm unaufhörlich wogende Menge, und vom Juchhe! und Heiſa! im hunvertſtimmigen Chor ertönte die Luft. Das drängte und trieb ſich, ſcherzte und lachte, jubelte und tobte mit einander und in ſchöner Abwechſelung! Die gequetſchten, geſchleiften und ſingenden Töne des rühler Volksidioms, vielleicht des einzigen in ganz Deutſchland, das theilweiſe die alte ſchöne biegſame Sprache erhalten, in welcher die Lieder der Heldenſagen, der Niebelungen und der verwandten Sagenkreiſe geſungen ſind, überraſchen das Ohr des Fremden und gern horcht er den blühenden Mädchen zu, ſtattlich in ihrer dem Auge wohlgefälligen Volkstracht herausgeputzt, munteres Geſprächſel und fröhliche Kurzweil mit einander treiben. Vom Plan aus drängt die Maſſe weiter über die Brücke auf die eiſenacher Seite und kaum tritt der Fuß auf das neue Land, als auch neues Jubelgetön an das Ohr ſchmettert. Man gelangt unter die Linde, einen zweiten Platz mit einem mächtigen alten Lindenbaum, und ein zweiter Menſchenhaufe wühlt nach der kaum vernehmlichen Muſik in ausgelaſſenen Sprüngen von unzähligen Maſſen umdrängt, um den Baum, aus deſſen dunkelgrünem Dache wieder bunte Tücher und Bänder winken. Rechts und links herauf und herab ſind an den Häuſern hin Buden und Stände aufgepflanzt, aus welchen die freundlichen Verkäufer ihre Waaren ſchnell losſchlagen, ohne zu großſprecheriſchen Empfehlungen ihre Zuflucht zu nehmen; denn man kauft Alles, aber handelt nicht viel; der kleinſte Burſche hat ſeine hellen Silberſtücke in der Taſche und braucht um den Groſchen nicht zu knauſern. Mit Trommeln, Pfeifen, hölzernen Trompeten und andern ohrquälenden Inſtrumenten lärmt die Jugend durch die wandernde Menge, doch verſchmelzen die disharmoniſchen Laute zum Glück in dem allgemeinen Getöſe und Geſurre. Von der Linde treibt ſich's nach dem Forſthauſe; hin und her zieht Vornehm und Gering; der Eingeborne gibt ſich vor Allen durch Tracht und Sprache kund. Aus dem weit geöffneten Saale des Fürſtenhauſes treten reichgeſchmückte Hofherren die ſteinernen Stufen herab in die Lindenalleen, ihnen voraus der Herzog Karl Auguſt von Weimar an der Seite des Herzogs Ernſt von Gotha. Beide ſind vor einer Stunde erſt von Wilhelmsthal, dem idylliſchen Luſtſchloß und Sommeraufenthalt des weimariſchen Fürſten, angelangt, welches nur eine ſtarke halbe Meile von Ruhla auf der entgegengeſetzten (ſüdöſtlichen) Seite des Gebirgs in einem reizenden Thale liegt. Unter der Umgebung des jungen weimariſchen Fürſten zeichnet ſich ein Mann durch hohe Geſtalt und edle Geſichtsbildung aus, der Kammerpräſident von Goethe, der dritte und größte Fürſt in dieſer kleinen Geſellſchaft, der Fürſt des Geiſtes. Die Menge begrüßt die Herrſcher mit lautem Vivat, und ſie ſchreiten herab und wandeln unter ihren Kindern, den Berg hinauf, nach dem Platze, wo das Vogelſchießen gehalten wird. Auf dem grünen Raſenabhang wimmelt's von neuen Menſchenfluthen. Von der hohen Stange auf dem Berg leuchtet der ungeheuere buntgemalte Vogel, ohnfern davon die Scheibe mit ihren ſchwarzen und weißen Kreiſen. Der Doppelhaken wird gelöſt, und der Donner des Geſchützes hallt hundertfach in den Bergen wieder, bis er ſich in ein fernes Murmeln und den Lärm der Menge verliert. Doch von Neuem und immer wieder ruft der Mörſer ſeinen feurigen Schall in die Berge, und unter dem lauten Gruß der Schützen treten die Herzöge in das breterne leicht gezimmerte Standhaus. Karl Auguſt eröffnet das Schießen. Er drückt die Büchſe ab, die Krone des Vogels ſtürzt, die Trompeten und Hörner ſchmettern, die Trommeln raſen, das Volk ſchreit wie unſinnig, und der Hallo fährt hinab in das dicht unter dem Schießplatz tief gelegene Dorf, in die Berge hinaus, rechts und links die Thäler hinauf und hinab, und es iſt nicht anders als wären die alten waldbekrönten Höhen aus langem ſtarren Schlaf erwacht und riefen und jubelten mit einſtimmend in die ungezwungenen Ausbrüche treuer Volksliebe zu ſeinen Fürſten. Dieſe verlaſſen den Platz und den Berg, gehen Arm in Arm, die Söhne des Sachſenhauſes, durch den Ort; da kommen ſie noch an zwei Tanzplätzen vorüber, und der kecke Platzmeiſter trinkt ihnen vom blanken Zinnteller das ſchäumende Bier zu, von einem tauſendſtimmigen Vivat und den lärmenden Mißtönen verſtimmter Inſtrumente begleitet. Immer weiter geht der Zug bis zum Ende des Orts, wo er ſich in kleine kümmerliche Hütten verliert, doch nicht weniger frohe Menſchen bergend. Ueber dem letzten Hauſe, der Wohnung des gothaiſchen Förſters, dehnt ſich der zweite Schießplatz aus. Hier iſt gothaiſcher Grund und Boden, und Herzog Ernſt empfängt die Huldigung ſeiner Unterthanen. Da iſt überall Jubel und Luſt, Sonnenſchein am Himmel und in den Geſichtern den ganzen Ort entlang; Muſik hallt unaufhörlich ins Ohr, und die röthliche Bierquelle ſpringt aus vielen Kellern, als wollte ſie nimmer verſiechen.

Unter der wogenden Menge ſchritt auch ein Mann, durch Kleidung und Geſtalt von vielen Andern eben nicht ausgezeichnet, doch ſah man hie und da Einen oder Mehrere ſcheu vor ihm zurückweichen, ihm Platz machen und aus dem Wege gehen, und man konnte zuweilen aus dem Flüſtern die Worte vernehmen: „Da iſt Vörwerts-Häns“, welche Einer dem Andern in die Ohren ziſchelte. Der alſo Bezeichnete war ein

Mann von großer Statur, etwas vorwärts gebückt; unter einem abgetragenen großen dreieckigen Hute hing ein langes dunkles Haar in den Nacken herab; übrigens war er mit einer hellgrünen Jacke, auf welcher viel kleine buckliche zinnerne Knöpfe ſaßen, einer dunkelblauen übereinander geknöpften Weſte, gelben bockledernen kurzen Beinkleidern, dicht unter dem Knie endigend und mit einer meſſingernen Schnalle knapp um das Bein befeſtigt, und mit kurzen blauen Kamaſchen bekleidet. Seine ganze Geſtalt drückte viel phyſiſche Kraft und Derbheit aus. Was zwiſchen der vordern großen Ecke ſeines Filzhutes bis zu ſeinem braunrothen Halstuch herab zu ſehen war, mußte für das Merkwürdigſte an dieſem einfachen Bergbewohner gelten; denn hier zeigten ſich eine wunderlich zurückgeſchobene hohe in viele Falten gezogene Stirn, ein Paar ſchwulſtige dicke, große und buſchige Augenbrauen, unter langen ſchwarzbraunen Wimpern zwei dunkle tiefliegende Augen argwöhniſch und beweglich hervorlugend, eine lange mit hohem Sattel verſehene zugeſpitzte und über den kleinen Mund herhängende Naſe, ein hervorſtehendes ſpitziges Kinn, eingedrückte mit ſchwachen Blatternarben überſäte Backen; und dies Alles bildete ein längliches ſchwärzlich gefärbtes Geſicht, welches einem Phyſiognomiker gewiß zu großem Studium Veranlaſſung gegeben haben würde. Doch es bedurfte wahrlich keiner Kenntniß in der damals blühenden Phyſiognomik, um zu verſtehen, daß dieſe Form einen rauhen verſchloſſenen außergewöhnlichen Sinn in ſich faſſe. Wie in Gedanken verſenkt ging der bezeichnete Mann durch die bunte wogende und geräuſchvolle Menge und ſchien wenig Antheil an dem zu nehmen, was um ihn vorging. Nur je zuweilen dankte er dem Gruß eines an ihm vorüber Streichenden, oder nickte wohl ſelbſt einem ſolchen zu, doch verzog ſich ſein Geſicht nicht zu einer Ahnung jener Freundlichkeit, welche der Gruß in die Mienen herauſlächelt.

Er war ſo in die Gegend der Mineralquelle am Lindenplatz gekommen, wo ſich der Volkshaufen, den Fürſten nachziehend, eben etwas verlaufen, als ein junger Burſche, an ſeiner Tracht ſogleich als Rühler erkennbar, mit einem modern, aber ſchlicht gekleideten Mann in den mittleren Jahren haſtig hinter dem vorher Beſchriebenen herkam, der gerade den Bergpfad betrat, um ſich auch auf dem Bärmer umzuſehen.

„Seht,“ ſagte der Rühler zu ſeinem fremden Begleiter, „da haben wir ihn endlich, ich wußte es gewiß, daß ich ihn geſehen hatte, und nun könnt Ihr Euer Wort ſogleich bei ihm anbringen. — He, Häns!“ rief er laut, und als der Angerufene ſich umwandte, fuhr er fort: „der Herr da will gern etwas mit Euch ſprechen.“

Der Fremde war herbeigekommen und rückte vornehm am Hute, welchen Gruß Häns aber mit keiner Miene erwiederte, im Gegentheil fuhr er barſch heraus: „Nun was ſoll's?“

„Meine gnädige Frau, die ſeit einer Woche hier im Bade iſt,“ redete der Fremde, „leidet an einem beſondern Uebel und liegt hart darnieder, und man hat mir gerathen, mich an Euch zu wenden.“

„So führ' ihn zum Dokter Storch,“ ſchnauzte Häns den Rühler an, „ich bin kein gelehrter Dokter.“

„Wir brauchen den Doktor Storch ſchon“, ſagte der Fremde betreten, „doch —“

„Nun was wollt Ihr noch viel von mir? Ich verſteh' nichts von der medeziniſchen Wiſſenſchaft, und des Dokter Fauſtus berühmter Pudel unterſtützt dieſen Mangel nicht mit ſeinen Dienſten. Der Dokter Storch aber iſt ein hochſtudirter Mann und wird Eurer Frauen aufhelfen. Gott befohlen." — Damit wandte er ſich und ſchritt friſch den Berg hinauf.

„So hört doch, Häns!" ſagte der Rühler ihm nacheilend, „und ſeid nicht wie ein Brummbär! Ihr helft doch ſonſt den Leuten gern, warum nicht dieſem ſchmucken Mann, der Euere Kunſt auch außerdem noch in mancherlei Dingen gebrauchen würde."

Da überblitzten Hänſens kleine Augen raſch des Fremden Geſicht, und unmuthig erwiederte er: „Ei laßt mich heute in Frieden! Heut' iſt der erſte Kirmeßtag, und da iſt's nicht fein, die Leute auf der Gaſſe anzufallen. Kommt morgen zu mir ins Thal, da wollen wir ſehen." Und rüſtigen Schritts erſtieg er den Berg und verlor ſich auf dem Schießplatz wieder unter die Menge, während die beiden alſo Abgefertigten den Weg zurück durch den Ort über die beiden Tanzplätze hin verfolgten.

„Er iſt ein ungeſchliffner grober Kerl", ſagte der Rühler, „und man muß ſich oft Dinge von ihm gefallen laſſen, die wir Rühler zu ertragen ſonſt nicht beſonders geneigt ſind. Hätte man nicht allgemeine Furcht vor ſeinen übernatürlichen Künſten, er wäre vom Heilgenſtein ſchon manchmal halb todtgeſchlagen nach Hauſe getragen worden. So aber geht er bei allen Schmeißereien leer aus."

„Wie weit iſt's bis ins Thal?" fragte der Andere zerſtreut, und ſchien in ſich gekehrt, weder auf die Worte ſeines Begleiters, noch auf das ihn umbrauſende Getöſe der Volksfreude gehört zu haben.

„Eine gute halbe Stund", verſetzte der Rühler, „der ſchönſte Weg; ich will Euch gern begleiten."

„Ja, ſo wollen wir gleich gehen und recht eilen."

Der Köhler ſah den Fremden groß an, und fragte dann zweifelhaft, ob er recht gehört: „Was wollt Ihr, Herr Lambeck?"

„Sogleich ins Thal: wenn wir ſcharf gehen, ſind wir in einer Stunde gewiß wieder hier."

„Das können wir wohl, aber es iſt die Frage, was wir dort machen wollen? Ihr habt doch wohl Vörwerts-Hänſen hier geſehen und vor fünf Minuten aus ſeinem eigenen Munde gehört, daß er Euch auf morgen beſtellte? Faſt fürcht' ich, es iſt mit dem Herrn auch nicht recht richtig."

„Bis morgen, ja bis morgen!" ſeufzte Lambeck. „Das iſt noch eine lange Zeit." Dabei zog er eine herrliche mit Edelſteinen garnirte goldene Uhr aus der Taſche, ſtarrte mit düſteren Augen darauf und fuhr in jenem angeſtimmten trübſeligen Tone fort: „Erſt zwei Uhr und bis morgen! Großer Gott, das iſt eine Ewigkeit!"

„Ich begreif' Euch nicht. Eure Herrſchaft liegt nun ſchon vier Tage krank und, ſo Gott will, iſt die Frau heute nicht ſchlimmer, als am erſten Tage, und doch geberdet Ihr Euch gerade heute, ſeit ich Euch von Vörwerts-Hänſen etwas erzählt, wie ſelber krank. Der Doktor Storch iſt doch wahrlich auch nicht auf den Kopf gefallen, und verſteht ſeine Sache, wie man's nur verlangen kann. Freilich weiß er nicht, was hinter neun Schlöſſern und Riegeln geſchieht, wie Vörwerts-Häns, aber deshalb wird er doch wahrhaftig in den paar Stunden Eure gnädige Frau nicht in die Ewigkeit abreiſen laſſen!"

„Ob ihr der Häns wohl hilft?" fragte Lambeck zweifelhaft. „Es ſind nicht allein körperliche Leiden bei der guten Frau, ſonſt würde der Doktor genug ſein."

„Häns ihr nicht helfen?" rief der Kühler. „Daran hört man, daß Ihr erſt ſechs Tage in der Kuhl ſeid. Der hat noch Allen geholfen, die zu ihm kamen. Ich könnt' Euch hundert Geſchichtchen hintereinander erzählen, die Euch wahrlich Glauben an Hänſen beibringen ſollten!"

„Ei, ſo erzähle mir noch etwas von dem ſeltſamen Manne, Wilm*). Du haſt mir heut' zwar ſchon Wunderdinge von ihm berichtet; aber es wird mir Glauben, Hoffnung und Beruhigung gewähren, noch mehr von ihm zu erfahren, was das Vertrauen rechtfertige, welches ich in ſo reichem Maaße in ihn ſetze und ſetzen muß."

„Seht, der Häns muß eine wahre Heilkraft in den Händen haben," begann der kühler Burſche in einem geſchwätzigen Tone, „denn was Krankes er berührt, wird ſogleich geſund. So hatte ſich vor Kurzem ein kittelsthäler Holzhacker mit der Axt gar arg in den Fuß gehauen; der Mann mußte nach Hauſe getragen werden. Unten bei der Raſenmühle, zwiſchen Thal und Kittelsthal, begegnet Vörwerts-Häns den Leuten. Kaum hat er vernommen, was geſchehen iſt, als er mit der flachen Hand über den verwundeten Fuß mehrmals hinſtreicht, und ſogleich tritt der Mann, auf Hänſens Geheiß, auf die Füße, und geht ohne alle Beſchwerden nach Hauſe. Nach wenigen Tagen war die Wunde völlig geheilt, und der Verband konnte abgenommen werden. So kam der Straßenfuhrmann Deuſſing vor einigen Wochen von Lübeck; auf der Reiſe war ihm ſein ſchönſter Gaul lahm geworden. Es war gegen Abend, als er vor dem Heilgenſtein anlangte und das Geſchirr anhielt, um mit ſeinem

---

*) Volksthümlich zuſammengezogen aus Wilhelm.

Knechte eine Kanne Bier zu trinken. Herr Schenk, der Wirth, brachte dies den Fuhrleuten unter die Linde herab, wo ſie ſich niedergeſetzt hatten. Indem ſie noch über das Pferd ſprachen, kam Häns gerade über die Wieſe her, um auch auf den Heilgenſtein zum Biere zu gehen, was einen Tag wie den andern Nachmittags nach drei Uhr geſchieht. Der Wirth rief ihm zu: Nun, Häns, da gibt's auch wieder was zu verdienen! Herr Deuſſing hat ein lahmes Pferd. Das ich nicht wüßte, brummte Häns mürriſch, ging zum kranken Gaule, ohne daß er ihm gezeigt worden war, hob ihm ſogleich den lahmen Fuß in die Höhe, ſchlug dreimal mit der flachen Hand darauf, ließ ihn wieder fahren und rief mit hoch erhobenem Arm: Jüh! und ſogleich ging der Gaul, der über vier Wochen lahm geweſen war, gleich den andern Pferden gerade, wie eine Kerze. Nun, wandte ſich Häns zum Wirth: Seht Ihr denn unter Herrn Deuſſing's Pferden ein lahmes? — Aber hört nur! Er braucht oft die kranken Leute gar nicht zu berühren, ja ſie nicht einmal zu ſehen, um ſie ſogleich zu kuriren. So wurde eine Baſe von mir plötzlich todtkrank; ihr Mann ſpringt in der größten Beſtürzung ins Thal. Kaum aber iſt er über Hänſens Thürſchwelle getreten und hat noch kein Wort vorgebracht, als ihm dieſer entgegen ruft: Geht nur getroſt wieder heim, Eure Frau ſitzt am Schraubſtock und preßt Meſſerſchaalen, es hat ihr an Oeffnung gefehlt, und die hat ſich nun eingefunden. Der Mann ſtand einen Augenblick mißtrauiſch, da ſchimpfte ihn Häns aus und befahl ihm, ſich heim zu ſcheeren. Der Mann ging traurig, ohne nur ein Wort geſprochen zu haben; als er aber nach Hauſe kam, war die Frau munter und geſund, wie ein Fiſch, ſaß an der Werkbank und arbeitete aus Leibeskräften, und Alles beſtätigte ſich, wie es Häns geſagt hatte."

„Es iſt unbegreiflich und ganz unerklärlich," ſagte Lambeck. „Doch für heute genug! Sei morgen in der Frühe bei der Hand, auf dem Wege ſollſt Du mir mehr von dem Wundermanne erzählen. Heute will ich Dich nicht länger um die Freuden der Kirmeß betrügen, und um Dir dieſelben vielmehr zu erhöhen, nimm dieſe Kleinigkeit von mir." Damit drückte er dem Burſchen einen halben Laubthaler in die Hand, und freudig ſprang dieſer davon und miſchte ſich unter die ausgelaſſenen Tänzer.

## 3.

## Die kranke Dame.

Im ſogenannten Zainhammer, einem der anſehnlichſten Häuſer des Orts, unter dem Plan an der Hauptſtraße gelegen und mit der hintern Seite an den Erbſtrom ſich anlehnend, wo ein Hammer die dortigen Meſſerfabrikanten mit gezaintem Eiſen verſorgte, lag im obern Stockwerke eine junge ſchöne Frau krank zu Bette. Die Glasthüren des Alkovens waren geöffnet, die buntzitznen Vorhänge zurückgeſchlagen, die vom blau gemalten und mit goldnen Sternbildern gezierten Himmel des ungeheuren Bettes in großen Wolken herabhingen, und unter der leichten Decke ſah ein reizendes Frauengeſicht und ein weißer Arm hervor. Die zarte Hand aber hatte der Doktor Storch gefaßt, um der

Patientin nach dem Pulſe zu fühlen. Er ſaß, ein hoher ſchlanker Mann, in einem Lehnſtuhle vor dem Bette und beobachtete die Kranke mit aufmerkſamem Auge. Neben ihm ſtand die Hauswirthin, die Frau Hoffaktorin Hellmann, in einer wunderlichen Tracht, halb rühler, halb modiſch, deren Hauptſtücke die bebänderte und gekrauſte Dormeuſe und der bunte damaſtene Reifrock ausmachten. Was den Titel dieſer Frau betrifft, ſo war er in der That nur ein leerer. Denn ihr verſtorbener Mann war nicht mehr und nicht weniger als die übrigen Handelsherren des Orts geweſen, hatte aber, um wenigſtens mehr zu ſcheinen, ſich mit ſchwerem Gelde ein leichtes Papier gekauft, worauf geſchrieben ſtand, er dürfe ſich ferner von den Leuten Hoffaktor nennen laſſen. Die Blicke der ſtrengwürdigen Frau ſprangen vom Geſichte der Kranken auf das des Arztes, und es ſchien, als wolle ſie ſich aus beiden ein Reſultat zuſammenbuchſtabiren. Die Bruſt der Kranken hob ſich beim Athemholen ängſtlich, ſie ſchien oft zu horchen, und ihre Augen kehrten ſich je zuweilen nach der Zimmerthüre. Alles war ſtill um ſie, und nur die Töne der Muſik und das dumpfe Brauſen des Volksjubels ſtahl ſich zum Lager der Leidenden.

„Das Fieber nimmt den Abzug,“ ſagte endlich der Arzt, „aber eine unverkennbare Unruhe Ihres Geiſtes, gnädige Frau, verſtärkt die Kraft und verlängert die Dauer deſſelben.“

„Ach Gott!“ ſeufzte die Dame, „ich hätte nicht geglaubt, daß mir das hieſige Bad ſo übel bekommen würde. Frau von Bechtolsheim in Eiſenach empfahl es mir ſo dringend, und ich vertraute feſt auf ſeine Heilkraft; kaum aber hab' ich zweimal gebadet, ſo verſchlimmert ſich mein Zuſtand.“

„Ich möchte zweifeln, daß das Bad die Urſache dieſer Verſchlimmerung ſei; denn ſeine wirkende Kraft ſteht mit Ihrem Uebel in keinem direkten Zuſammenhange, und der ſehr entfernte indirekte, welcher freilich ſtattfinden muß, könnte unmöglich ſolche heftige Wirkungen hervorbringen. Es ſcheinen mir andere Uebel obzuwalten, welche nur durch eine pſychiſche Kur zu heben wären. Sie ſelbſt, meine Gnädige, werden am beſten verſtehen, was ich damit meinen könnte."

Die Kranke heftete erröthend die ſchwarzen brennenden Augen auf ihre Decke und ſchwieg. Dagegen erhob die ehrſame Frau Hoffaktorin ihre Stimme und ſagte mit Heftigkeit: „Sie haben ganz recht, Herr Schwiegerſohn! Das kühler Bad hat noch Niemandem auf der Welt geſchadet, und es muß alſo mit der gnädigen Frau eine andere Bewandtniß haben." Dabei fixirte ſie die Kranke mit lauernden neugierigen Blicken und ſchien eine erhellende Antwort als ſchuldige Reſpektserweiſung ihrer indirekten Aufforderung mit Beſtimmtheit zu erwarten. Die ſchöne Dame warf ihr aber nur einen unwilligen Blick zu. — Ihre Unruhe wuchs ſichtlich, und große Tropfen ſtanden auf ihrer ſchönen elfenbeinweißen Stirne, deren Entſtehen man zweifelhaft war, der Auguſthitze, welche durch die Fenſter prallte, oder einer innern Angſt zuzuſchreiben. Der Doktor ſagte ihr noch einige beruhigende Worte und ging dann durch's Zimmer, um nach Hut und Stock zu greifen. Die Schwiegermutter war raſch hinter ihm, zupfte ihn beim langen Rockſchoß an den Ofen, wo ſie von der Kranken nicht bemerkt werden konnten, und flüſterte ihm gleichſam in einem drohenden Tone zu: „So examiniren Sie doch endlich einmal das Weibſen aus, damit man erfährt, wer ſie iſt und welchen Haken es mit ihr hat! Jetzt haben Sie ja die beſte Gelegenheit dazu, und dem Arzte kann ſie nichts abſchlagen, wenn Sie ihr derb auf den Zahn fühlen."

„Was gehen uns die bürgerlichen Verhältniſſe der Dame an," verſetzte der Doktor gelaſſen; „ich habe mich nur um ihren Geſundheitszuſtand zu bekümmern, und was das Uebrige betrifft, ſo kann Ihnen Kleidung, Gepäck, Sprache, Sitten und Benehmen zur Genüge beweiſen, daß Sie keine Landſtreicherin ins Haus genommen haben; und die Empfehlung der Frau von Bechtolsheim, dächt' ich, gäbe vollends den Ausſchlag und ließe Sie keinen Augenblick in Sorgen ſein."

„Ei, in Sorgen bin ich auch gar nicht!" entgegnete die Hauswirthin, ſo heftig eifernd, daß es die Kranke wahrſcheinlich hörte, „aber eben dieſe Empfehlung, dieſe Vornehmheit, die ſich im Kleinſten kund thut, läßt mich nicht mit Unrecht vermuthen, daß etwas Rechtes dahinter ſteckt, und ich muß erfahren, wer ſie iſt, und ſollt' ich zu Vörwerts-Hänſen ins Thal laufen und es mir ſagen laſſen. Wenn Sie aber durchaus nicht dazu zu bringen ſind, für den es ſich doch am beſten ſchickt, ſo frage ich ſie heute ſelbſt noch aus."

„Ei, wenn Sie glauben, daß ſich das für Sie ſchickt, ſo mögen Sie es immerhin thun; nur das muß ich bitten, laſſen Sie mich dabei aus dem Spiele!"

„Nun ſehen Sie nur," fuhr die neugierige Frau in gelinderem Tone fort, „ihre Krankheit könnte ſich verſchlimmern, ſie könnte ſterben; was wäre das für ein Unglück, wenn wir nicht wüßten, wer ſie wäre! Ich wollte es um Alles in der Welt nicht in ſolchem Falle mit unſerm Herrn Pfarrer Löffler zu thun haben; der würde nicht viel mit mir ſpaßen, mich beim geiſtlichen Untergericht anzeigen und Gott wüßte, was mir daraus für Schaden erwachſen könnte!“

„Ich wüßte nicht, welcher,“ platzte der langmüthige Doktor endlich bitter heraus. „Wenn ſie ſtirbt, ſo wird ſie begraben, und damit Holla!“

„Ei ſeh' mir eins den klugen Herrn Schwiegerſohn! Als ob das ſo ſchnell ginge! Sie könnte ja katholiſch ſein — Gott ſei bei uns! Und ſo lang' nicht beſtimmt ausgemittelt wäre, daß ſie im Glauben der lutheriſchen Kirche getauft und erzogen worden, würde ihr der Herr Pfarrer gewiß die Ruheſtätte auf dem Kirchhofe verſagen.“

„Nun, ſo begraben wir ſie auf der eiſenachiſchen Seite,“ ſagte der Doktor wieder mit dem alten Phlegma.

„Glauben Sie denn, der Herr Pfarrer Schwanitz ſei in ſolchem wichtigen Punkt weniger ſchwierig, als unſer Herr Pfarrer? Und überdies iſt ſie auf gothaiſchem Grund und Boden geſtorben, ſo braucht ſie der herrnörtſche*) Pfarrer nicht aufzunehmen. Kurz und gut, ohne genaue Angabe von Namen, Stand, Alter, Geburtsort, Eltern, Mann u. ſ. w. nimmt ſie keiner auf und ſoll ſie keiner aufnehmen, und deshalb muß und ſoll ich noch heute wiſſen, wer ſie iſt!“

---

*) Herrnort (Adj. herrnörtiſch) heißt in der Volksſprache der eiſenachiſche Theil Ruhla's. Der ganze Ort zerfiel ſonſt in drei Theile oder Gemeinden: zwei gothaiſche, die Utterodt und der temmerſche Boden (tennebergiſche Theil, dieſer ſtand unter dem Amte Tenneberg; Utterodt unter den adligen Gerichten der Herren von Uetterodt) und die eiſenachiſche, „der (oder vielmehr die) Herrnort.“ Ruhla hat zwei Kirchen und zwei Pfarrer.

„Sie thun wahrlich, als läge meine Patientin ſchon auf dem Brete, und dahin kommt es nicht, das muß ich wiſſen,“ verſetzte der Doktor leiſer, „und deshalb thäten Sie wohl, Ihre Neugierde wenigſtens vor der Hand in Zügel zu halten.“

Die Frau Hoffaktorin wollte dieſe Derbheit mit einer noch heftigern erwiedern, dies verriethen ihre giftigen Augen, als Lambeck raſch ins Zimmer trat. Das unangenehme Zwiegeſpräch wurde dadurch unterbrochen, und Frau Hellmann mußte den Aerger in ſich austoben laſſen. Der Diener grüßte den Arzt und die Hauswirthin nur flüchtig, ging raſchen Schritts in den Alkoven, faßte die noch entblößte Hand der Dame und drückte einen verſtohlenen, aber innigen Kuß darauf.

„Biſt Du endlich da?“ fragte ſie ſehr weich und mit zitternder Stimme. „Ach, ich habe ſehnſüchtig auf Dich gewartet, und Du biſt lange geblieben! Haben Dich vielleicht die Vergnügungen des Feſtes aufgehalten?“ Eine Thräne glänzte im Auge, das mit Wohlgefallen auf dem ſchönen Diener ruhte.

„Wie weh Sie mir thun können!“ rief dieſer ſchmerzlich. „Es muß Ihnen zuweilen höchſte Wonne ſein, mich zu martern.“

„O vergib!“ ſagte die Dame und drückte ihm die Hand; „Du weißt es ja, daß ich ein wunderliches Weſen bin. Haſt Du Nachrichten?“

„Keine!“ verſetzte Lambeck mit gedämpfter Stimme und fühlte die Hand der Herrin heftig zucken.

„O weh!“ ſagte ſie leiſe, aber der Ton verſchwamm im Seufzer, der ſich ihrer Bruſt enthob, als der Diener mit den Augen nach der lauſchenden Hauswirthin deutete.

„Mein Freund,“ ſagte jetzt der Doktor Storch zum Diener, „auf ein Wort!“ und zog ihn in das entfernteſte Fenſter. Der Hauswirthin Geſicht nahm den grimmigſten Ausdruck an, deſſen es fähig war (und es hatte einen großen Reichthum in der Mienenſprache zum Ausdruck der finſtern Gedanken ihrer Seele), als ſie den Schwiegerſohn ſo leiſe, als nur immer möglich, flüſtern hörte, ſo daß ſie, trotz ihrer in dergleichen Fällen wohlgeübten Ohren, nichts verſtehen konnte; nichts deſto weniger blieb ſie in Unſchlüſſigkeit ſtehen, ob ſie ſich zur Kranken, oder zum Doktor, oder zur Thüre wenden ſollte, und nur ihre Blicke ſchweiften abwechſelnd nach den drei genannten Gegenſtänden, die Erſtere aber ſchien zu ſchlummern, wenigſtens hatte ſie die Augen geſchloſſen, der Zweite achtete ihrer gar nicht, und die Dritte öffnete ſich nicht von ſelbſt.

Der Doktor aber fragte den Diener: „Wie lange iſt denn der Gemahl Seiner gnädigen Frau todt?“

„Es ſind nun drei Monate geweſen,“ verſetzte Lambeck betreten.

„Und ſie hat ſich ſehr über den Tod deſſelben betrübt?“

„Ueber die Maßen; denn ſie liebte ihn ſehr.“

„So iſt jedenfalls ihr großer Kummer und heftiges Seelenleiden noch eine Wirkung des unglücklichen Todesfalls.“

„Meint der Herr Doktor, daß die Gnädige wirklich an Seelenleiden kranke?“

„Traut Er mir nicht ſo viel Scharfblick zu? Es ſind allerdings körperliche Uebel vorhanden, ſie werden aber von denen des Gemüths überboten, feſtgehalten und verſchlimmert. Hat die gnädige Frau ſich keines Eheſegens erfreut?“

„Sie war nur ein Jahr verehelicht, und dem ſeligen Herrn Baron wurden keine Vaterfreuden vergönnt.“

„So hat die Natur ſehr wohlthätig für die gute ſchmerzvolle Frau geſorgt, indem ſie mit gütiger Vorſicht auf einen Erſatz des Verluſtes bedacht war, ehe er ſelbſt noch eintrat. Sobald das Fieber vorüber iſt, werde ich die Gnädige mit den ſchönſten Mutterhoffnungen erfreuen, von denen ſie jetzt noch nichts zu ahnen ſcheint. Ein großer Theil ihrer körperlichen Krankheit rührt von dieſem Umſtande her. Vielleicht heilt ein ſchöner Poſthumus Leib und Seele zugleich.“

Der Diener hatte während dieſer letzten Rede des Arztes eine auffallende Beſtürzung und Verlegenheit gezeigt, die ſich endlich in einigen Seufzern löſte. Stumm begleitete er den Doktor an die Thüre, und die Frau Wirthin trollte ſich hinterher, wahrſcheinlich um dem Herrn Schwiegerſohn von Neuem den Text zu leſen. Lambeck verriegelte die Thür von innen und ſchlich auf den Zehen in den Alkoven. Einen Augenblick ſtand er am Bette, in ſtille Bewunderung verſunken, dann lispelte er: „Schläfſt Du, Amalia?“

Da ſchlug die Kranke ihr großes ſeelenvolles Auge auf und lächelte den Frager an, wie ein Engel. Er aber beugte ſich nieder, von unausſprechlichen Gefühlen überwältigt, und drückte ihr einen langen innigen Kuß auf die rothen Lippen, und ſie umſchlang ihn mit beiden Armen und preßte ihn heftig an die Bruſt.

„Ich werde ſterben, Adolf,“ flüſterte ſie mit wehmüthiger Stimme, „ach, und aus den Worten der böſen Wirthin habe ich vernommen, daß man mich nicht einmal begraben wird! Nicht wahr, der gute Doktor hat es Dir auch geſtanden? Verhehl' es mir nicht, lieber Adolf, ich war ja ſtets darauf gefaßt und weiß es ohnedies ſchon.“

„Ei, wie doch Dein Ohr willig hört, was Dein Herz wünſcht!“ rief Adolf mit ſchmerzlicher Freude und lächelte durch Thränen. „Gerade das Gegentheil hat mir der Arzt vertraut. Du wirſt leben und Leben geben. O Amalia, Du biſt Mutter!“

„Mutter!“ rief ſie überraſcht, „Mutter und noch nicht Gattin!“ ſetzte ſie wieder ſchmerzlich hinzu und eine trübe Wolke flog über ihr Geſicht.

„O kränke mich nicht, Geliebte! Dein treuer Gatte liegt an Deiner Bruſt. Wozu um den Mangel der Form Dich härmen, wenn ihr ſchöner Geiſt Dir blüht? Auch ſoll ja das Sakrament unſerer Ehe nicht fehlen, ſobald wir nur aus dieſer drückenden Lage befreit ſind.“

„Es iſt ſehr ſchlimm, daß wir auch heute keine Nachricht erhielten,“ fuhr die Kranke ablenkend fort. „Der äußerſte Termin iſt nun erſchienen, und ich hatte dieſe Nacht einen ſchönen Traum, der meine Hoffnungen faſt zur Gewißheit erhob. Und nun doch getäuſcht, und gar keine Ausſicht? Das iſt ſchlimm!“

„Es könnte vielleicht ſein, daß Briefe von Georg bei Frau von Bechtolsheim abgegeben worden wären, welche der Poſtbote geſtern nicht erhalten hätte. Ich werde morgen in der Frühe aufbrechen und ſelbſt nach Eiſenach gehen.“

„Und mich verlaſſen!“ ſeufzte Amalia. „In der Gegenwart unſerer Wirthin wird mir's ſtets unheimlich; ihre Zudringlichkeit beängſtigt mich, ihre neugierigen Fragen ſetzen mich in die größte Verlegenheit. Und ſo oft Du Dich entfernt haſt, kommt ſie jedesmal unter irgend einem Vorwande: ob mir etwas abgehe? was ich wünſche? wie ich mich befinde? u. dergl. und wird mir läſtig, ja unerträglich. Ach, morgen wird ſie mich bis auf's Blut martern!“

„Ich werde mit dem Doktor darüber ſprechen,“ ſagte Lambeck; „er iſt ein verſtändiger Mann, und wird der Zunge ſeiner Schwiegermutter Einhalt zu thun wiſſen.“

„Ich ergäbe mich ja ſo gern drein, wenn morgen in Eiſenach ein Wechſel, oder eine glückliche Nachricht von Leonoren oder Georg Deiner wartete. Auf den ſchlimmſten Fall muß ich Dich aber bitten, dieſen Ring mit zu nehmen und zu verkaufen. Du wirſt nicht den dritten Theil ſeines Werthes dafür erhalten; er iſt das letzte Andenken an eine Zeit, die ich zu vergeſſen mich künftig ernſtlich bemühen werde, und deshalb fort mit ihm! wir ſind von nun an andere Menſchen; denn auch das Letzte, was uns an jene vergangenen Tage erinnern könnte, werde in den Strom der Vergangenheit geſchleudert!“

„O dieſer Ring!“ rief der ſchöne Mann wehmüthig, und eine ſchmerzlich ſüße Erinnerung ſtieg in ihm auf und glänzte in den Zügen ſeines edlen Geſichts. „Ich ſah ihn einſt an der Hand Deiner Mutter in der großen Cour der Kaiſerin, ein Jahr vor dem Tode derſelben. Wer damals geahnet hätte, wozu er mir jetzt dienen müßte! Doch unſere Kaſſe iſt bis auf wenige Gulden geſchmolzen. Was liegt an dieſem Edelſtein, an dieſem Geld? Es iſt Mittel zu unſerm Zweck.“

„Nimm aber an,“ begann die Kranke zögernd, „wenn all' unſere Hoffnungen uns betrögen, wenn das Geld für den Ring auch aufgezehrt wäre, was wollten wir dann beginnen?“

„Es wäre ein ſchreckliches Loos, und ich geſtehe, ich habe auch ſchon bang daran gedacht; inzwiſchen muß man nicht gleich das Schlimmſte befürchten. De la Renau die hat gewiß reiche Wechſel an ein leipziger

Haus und Briefe an ſeinen Bruder und einige andere Franzoſen in Nordamerika beſorgt; der Banquier weiß nur unſern Aufenthalt nicht; ſobald ſich Georg dort meldet, händigt man ihm eine bedeutende Summe ein, welche zur Ueberfahrt hinreicht, und dort, in jenem jungen Staatenbunde, der erſt im vorigen Jahre ſich eine herrliche Verfaſſung gegeben und, nachdem er ſich die glücklichſte Freiheit erkämpft, allen unglücklichen Europäern die Arme entgegen breitet, ihnen eine Freiſtätte anbietend, dort können und werden wir ruhig und glücklich leben. Mein Name, meine Empfehlungen werden mir bald Bekanntſchaft und Anſehen verſchaffen, und weiß man uns erſt geborgen, ſo werden wir von Wien aus gewiß reichlich unterſtützt, ſo daß wir ein gutes Etabliſſement beginnen können. Selbſt der Kaiſer, der mit ſeinem freiſinnigen Geiſte jetzt ſicherlich nur der Form nach uns entgegen ſein kann, wird uns dann ſeine Huld und Gunſt nicht verſagen."

„Ich zweifle daran," verſetzte die Dame; „denn hat er auch in allen andern Dingen die liberalſten Anſichten, ſo iſt er doch hinſichtlich der Geburt und des Standes ſo ſchwierig und eigenſinnig, wie ſeine Mutter, und ich befürchte, daß er uns unſern Schritt niemals verzeihen wird, und wollte er auch, ſo würde ihn mein ſtolzer Vater daran hindern."

„Wir wollen auch darauf nicht bauen, ſondern auf die eigene Kraft. Die junge amerikaniſche Republik braucht Männer von Kopf und Herz. Die Thätigkeit meines Geiſtes und meiner Hände ſichert uns einen zureichenden Erwerb, und für Dich arbeiten, wird mir Seligkeit ſein; mir unſern Unterhalt verdienen, wird mein Glück und meine Liebe zu Dir erhöhen, wenn dies anders noch möglich iſt. Schwämmen wir nur erſt auf der See, und das Land verſänke hinter uns in die Fluth, wo man uns um unſerer Liebe willen wie Verbrecher verfolgt, und unſern Namen brandmarkt!“

„Wenn aber nun Georg ohne Wechſel und Briefe von Leipzig zurückkehrt, ſelbſt wenn Leonore — —?“

„Es iſt bedenklich und hat mich, ich geſtehe es Dir, ſchon ängſtlich gemacht, daß er noch nicht hier iſt. Leipzig iſt nur neunzehn Meilen entfernt; er hätte bei mäßig ſchneller Reiſe uns noch in Eiſenach treffen können, und ſchon ſind wir ſechs Tage hier, und noch iſt weder ein Brief von ihm, noch er ſelbſt da. Auf ſeine Ehrlichkeit möchte ich Häuſer bauen; er hat ſich mir in ähnlichen Fällen ſtets treu und rein wie ächtes Gold bewährt. Vielleicht iſt ihm aber etwas zugeſtoßen. Wer kann vor des Himmels Schickungen! Doch noch unerklärlicher iſt es mir, daß Lorchen noch nicht wieder von Kaſſel zurück iſt. Sie hätte beſtimmt geſchrieben, wäre ihr etwas Widriges begegnet; und Kaſſel iſt nur zehn Meilen.“

„Sie wird den Schmuck vielleicht nicht haben verkaufen können; man hat ihr zu wenig darauf geboten, und ſie iſt damit an einen andern Hof gereiſt.“

„Es ſei nun, wie ihm wolle; es muß ſich dieſer Tage aufklären; dieſe Ungewißheit iſt mir ſchier das Aergſte. Aber ſieh’, ich wollte ſelbſt nach Leipzig, ich wollte den Schmuck mitnehmen und hätte ihn dort oder in Dresden gewiß am beſten veräußert, aber, —“

„O Adolf, mache mir um die zärtlichen Beſorgniſſe meiner Liebe keine Vorwürfe! Von Dir getrennt zu ſein, iſt mir ärger als der Tod, und ich zittere ſchon vor dem morgenden Tage, wo ich Dich entbehren ſoll.“

„Ich habe ſchon hin und her überlegt,“ ſagte der ängſtliche Mann nach einiger Zeit, „ob ich mich nicht der Frau von Bechtolsheim morgen ganz entdecke!

Sie hat ſich Dir als eine höchſt liebenswürdige Frau, ſehr theilnehmend und von Einfluß beim weimariſchen Hofe gezeigt.“

„Nein, durchaus nicht!“ rief Amalie heftig. „Gegen dieſe Entdeckung fühle ich eine ſtarke Abneigung, eine böſe Ahnung, die, wie Du weißt, mich noch niemals betrogen hat. Der Herzog von Weimar hat kein perſönliches Intereſſe für uns. Er würde jedenfalls der von Wien aus beſtochenen öffentlichen Meinung mehr Glauben beimeſſen, als uns. Außerdem iſt er vom Kaiſer abhängig und dürfte mit gutem Gewiſſen nicht gegen den Willen deſſelben handeln. Das mindeſte Uebel, welches aus ſolcher Entdeckung entſtehen könnte, wäre: abgewieſen zu werden; und das würde meinem Stolze unerträglich ſein. Lieber will ich Mangel und Noth leiden, lieber zu Fuße von hier aus in eine Hafenſtadt wandern und einem rohen Schiffskapitain die Kniee umklammern, daß er uns um Gotteswillen nach Amerika mit hinüber nimmt, lieber dort mit meinen Händen arbeiten, als mich von einem deutſchen Fürſten, den ich um Hülfe angeſprochen hätte, zurückgewieſen zu ſehen. Gott, und wenn man uns gar auszuliefern im Stande wäre! Wenn ich Dein Haupt unter dem Beil des Henkers müßte ſpringen ſehen! Hu, mir vergehen die Sinne ſchon vom bloßen Gedanken.“

„Amalia!“ rief Adolf beſtürzt, „ermanne Dich und hör' auf mit den ſchwärzeſten Farben zu malen. In dieſem friedlichen Thale, zwiſchen dieſen hohen Bergen ſucht uns Niemand, ſind wir vor aller Verfolgung ſicher. Und wir ſind noch reich genug, uns das einfache Leben hier, wo alle Bedürfniſſe ſo billig ſind, noch eine lange Zeit zu friſten.“

„Zum Herzog von Gotha hätte ich noch eher

## 4.

## Der Seher aus dem Volke.

Als die Sonne am andern Morgen über den hohen Breitenberg ſtieg und ins Ruhlathal hinabſah, boten ihr der flinke Wilm und der in ſich gekehrte Lambeck ſchon einen Gruß vom Wege nach dem Heilgenſtein. Wilm wurde nicht müde, Geſchichten von Vörwerts-Hänſen zu erzählen, deren eine immer die andere an Wunderbarkeit übertraf. Durch ſo viel Ereigniſſe belehrt, die alle für eine übernatürliche Kraft oder Wiſſenſchaft dieſes ſeltſamen Mannes ſprachen, ſah Lambeck immer mehr ein, daß hier doch etwas Höheres als gewöhnliche Marktſchreierkünſte im Spiel ſei; aber er ſollte bald ſelbſt von Allem überzeugt werden, was ihm nach der Erzählung ſeines Begleiters noch unglaublich vorkam. Als ſie auf dem Höhenrücken, der zwiſchen Heilgenſtein und Thal, dicht am Dorfe ſich hinzieht, ſtanden, und in den ſanften Grund hinabſahen, waren das Herrenhaus, das Gerichtshaus und das Wirthshaus, nebſt den dazwiſchen liegenden und am Berge gegenüber hängenden Häuſern und Hütten, eben von den ſchönſten Tinten des Morgens übermalt. Die hohe Warte des Scharfenbergs glänzte roth angeſtrahlt gerade an der Seite, wo ſie der Zahn der Zeit zu nagen begonnen, und das graue Geſtein tauchte in Glut. Lambeck warf einen Blick in die Tiefe, und überraſcht von der Schönheit des Bildes, das ſich ihm darbot, ſtand er ſtill und hielt die Hand vor die Augen, gleichſam, als müſſe er ſich auf etwas beſinnen oder ſich ſammeln, und mit mehr Würde, in erhabener Stellung gab er ſich dann dem Genuſſe des Schauſpiels hin.

„Das iſt alſo Thal, wo der ſonderbare Mann wohnt, von welchem Du mir ſchon ſo viel erzählt haſt?“ fragte er nach einigen Minuten.

„So iſt's,“ verſetzte Wilm.

„Fürwahr, einladend genug, um hier einige Jahre in glücklicher Verborgenheit zu leben. Hier möchte ich wohnen; vom Gipfel dieſes Berges, auf welchem der ſchlanke Thurm ſich erhebt, möcht' ich jeden Morgen die Sonne begrüßen und ihr jeden Tag von dort den Scheidegruß zurufen.“

„Ja, das iſt ein altes Neſt,“ verſetzte der Rühler. „Sonſt ſollen Raubritter d'rauf geſeſſen ſein, und der Herr im Himmel mag allein wiſſen, was damals für böſe Sachen da oben getrieben worden ſind! Denn wie die Thäl'ſchen verſichern, ſoll's nicht geheuer um den Thurm ſein. Ja, zuweilen rollt in der Mitternacht ein brennendes Faß vom Berge herab, und es ereignet ſich ſonſt noch mancherlei Unfug, der nur von Geiſtern angeſtellt werden kann. Man will auch in wilden ſtürmiſchen Nächten Vörwerts-Hänſen hinauf- und herabſteigen geſehen haben; was er aber oben getrieben, weiß kein Menſch, und gewiß iſt's auch nichts, was andern Leuten zu wiſſen frommt. Was man ſo ſagen hört, iſt, er citire oben die Geiſter der alten Raubritter und ließe ſich von ihnen Vieles berichten, was er doch ohne Hülfe der Geiſter nicht wiſſen kann. Daß er aber Verſtorbene zu citiren verſteht, iſt eine ausgemachte Sache. Schönjöck und der Obermüller ſind einmal dabei geweſen. Vörwerts-Häns ſoll drei große, in Schweinsleder gebundene Bücher haben, worin Bannformeln, Geiſtercitationen und die unerhörteſten Dinge ſtehen. Einſtmals hat er ein ſolches Buch, es ſoll der Höllenzwang geweſen ſein, auf dem Tiſche in der Wohnſtube unachtſam liegen gelaſſen. Ein Junge aus dem Thale kam in ſeiner Abweſenheit ins Haus, ſchlug das Buch auf und las darin. Da flogen eine Menge Raben vor das Haus, ſetzten ſich in die Bäume auf dem Platz vor'm Hauſe, ſchrieen, klammerten ſich an die Fenſter und hackten mit den Schnäbeln an die Glasſcheiben, und wollten durchaus in die Stube. In demſelben Augenblick kam Häns außer Athem hereingeſtürzt, gab dem vorwitzigen Jungen Maulſchellen, ſchlug das Buch zu und verſchloß es ſchimpfend und ſcheltend in ſein geheimes Kämmerchen. Ich könnte Euch wohl noch Manches von dieſen Büchern erzählen, wären wir nicht im Dorfe; ich will's d'rum auf den Heimweg verſparen und Euch lieber von den Häuſern hier was ſagen. In dieſem großen Hauſe links, dem Unterhofe (es iſt das Herrenhaus des ütterrodt'ſchen Rittergutes, das untere Gut genannt) ſitzt der Richter Thielemann, ein übler, zorniger Patron, der niemals Gnade für Recht ergehen läßt, und mit welchem Vörwerks-Häns ſchon viel ſchlimme Händel vorgehabt hat; unten wohnt Klemm, der Landknecht*), der hat als preußiſcher Huſar den ganzen ſiebenjährigen Krieg mit durchgemacht, und ſo könnt Ihr Euch denken, daß er eben der Beſten auch Keiner iſt; hier hinten ſind die Gefängniſſe, das Loch und der Narrenkoven**), und oben, wo Ihr den ſteinernen Altan heraus gebaut ſeht, iſt die Gerichtsſtube. Dort unten die letzten Gebäude ſind das Vorwerk. Daraus ſtammt Vörwerks-Häns. Sein Vater war da freiherrlicher Meier, und man nannte den Jungen nach hieſigem Gebrauche „Vorwerks-Hänschen" — er heißt eigentlich Johannes

---

*) Gerichtsdiener.

**) Enges Zwangsgefängniß.

Hornſchuh — weil das Wort Vorwerks-Hänschen aber gar zu lang und zu ſchwer auszuſprechen iſt, ſo haben's die hieſigen Leute abgekürzt und ſich mundrecht gemacht. So iſt denn „Vörwerts-Häns“ daraus geworden, und der Name, den er als Kind erhalten, iſt ihm auch als Mann geblieben. Nun rechts um die Ecke herum; dieſe Mauer ſchließt den ganzen Edelhof, den Oberhof genannt, ein; das iſt das Herrenhaus des obern Gutes. Dort iſt das Thor. Seht' gerade über, das rothe Backſteinhaus iſt das Schloß des Herrn von Uetterrodt, rechts iſt das Haus des Pachters und die Wirthſchaftsgebäude. Wir werden bald an Vörwerts-Hänſens Häuschen ſein. Dieſer helle Bach, der am Mittelberg entſpringt, fließt vor ihm vorüber. Dahier vorn, das iſt das Pfarrhaus; der Herr Pfarrer Fiedler iſt ein grundgelehrter Mann; ich hörte einmal, er verſtehe vier und zwanzig Sprachen; aber er könnte deren noch mehr verſtehen, Rühler kann er doch nicht ſprechen lernen, und wenn er ſein ganzes Leben d'ran ſtudiren wollte; denn wer nicht unter uns aufgewachſen iſt, lernt's nimmermehr. Dort oben in der grünen Ecke wohnt der Jäger Braun, der hat Vörwerts-Hänſen manchmal bei Nacht und Nebel im unwegſamen Forſte und in engen quellreichen Thälern wie einen Träumenden herumſchleichen ſehen; da ſucht er, wie man ſagt, eine Wunderblume, mit welcher er, gleichwie mit einem Schlüſſel die Berge öffnet und Nächte lang in den kryſtallenen Schlöſſern tief im Bauche derſelben umherwandelt und alle Geheimniſſe der Oberwelt erfährt. Herr Braun hat einmal an einem frühen nebligen Morgen ein Wild zu ſehen gemeint; friſch legt er an und drückt am Schnepper, aber das Schloß iſt wie angenagelt, er mag drücken wie er will, es geht nicht los.. Indem er ärgerlich noch damit beſchäftigt iſt, tritt Vörwerts-Häns aus der Hecke, woher der Förſter das Wild erwartet, grüßt: guten Morgen! und geht mit einem höhniſchen Lächeln vorüber. Doch ſtill nun! Seht, rechts über dem Bache das kleine Haus! Es ſteht etwas weiter hinten nach dem Berge zu, als die andern. Dort wohnt Häns.“

Der geſprächige Burſche ſchwieg; zwiſchen den dürftigen Häuſern hin gingen beide, und Lambeck's Augen ſchweiften hinüber nach der bezeichneten Hütte, bis der Fußpfad nach derſelben abbog, und ſie über den kleinen ſteinernen Steg des Baches vor der Wohnung des Wundermannes anlangten. Mit eigenthümlicher Scheu trat Lambeck in das geöffnete Häuschen, der Burſche verweilte auf dem mit ſpärlichem Raſen bewachſenen, mit mehreren ſtarkbelaubten Bäumen bepflanzten und mit Holz, Reiswellen und einigen Geräthſchaften des Landbaues belegten Platze vor demſelben. Als der Fremde in die kleine, von rohem, unebenen Boden gebildete Hausflur getreten war, öffnete ſich die einfache, unangeſtrichene Thür zur Rechten, und der Mann, den er geſtern im Sonntagsſchmuck geſehen, ſtand jetzt im Hauskleide vor ihm, welches aus einer grauen Leinwandjacke und Weſte, abgetragenen und ſchmutzigen Lederbeinkleidern, herabhängenden leinenen Strümpfen und einem Paar alten weiten Schlumpſchuhen beſtand.

„Tretet nur hier herein, mein Herr,“ ſagte Vörwerts-Häns, mit einem gewiſſen Anſtrich von höflicher Freundlichkeit, welche um ſo mehr in ſeinem düſterfaltigen Geſichte auffallen mußte, da eigentlich von Natur keine Spur derſelben in ihm zu liegen ſchien. Lambeck bot einen guten Morgen, welcher mit einem: „großen Dank!“ erwiedert wurde, und ſomit ſtand der Fremde auch ſchon in der kleinen engen Stube, in welcher ſechs bis acht Kinder, faſt alle weiblichen Geſchlechts, halb oder auch gar nicht angekleidet, ſich munter herumtrieben, eben beſchäftigt, ihr frugales Frühſtück zu verzehren. In der Ofenecke ſaß die Frau, deren Jugend ſchon lange verblüht war, und reinigte das kleinſte der Kinder, einen Knaben.

„Andort!"*) ſagte Häns, „rücke dem Herrn einen Stuhl!" Die Frau that's, doch mit einem Gemiſche von Verwunderung, Neugierde, Freundlichkeit und Ehrerbietung im Geſichte, ſo daß Lambeck darinnen deutlich leſen konnte, ſolche Ehre widerfahre von ihrem Manne wohl ſelten einem Gaſte.

„Setzt Euch, mein Herr," fuhr Häns fort, und Du, Andort!" — Dabei deutete er der Neugierigen mit den Augen nach der Thüre. Zögernd und trotzigen Anſehens verließ ſie mit den Kindern die Stube und ſchlug die Thüre unartig zu.

„Wir ſind allein, mein Herr Graf," begann jetzt der Wundermann, „und ich kann Euch unverholen ſagen, daß Eure Sachen, im Ganzen genommen, nicht zum Beſten ſtehen."

Der Fremde war bei dieſer Anrede todtenbleich geworden. „Wie?" ſtammelte er mit der größten Mühe, „wie, unbegreiflicher Mann, Ihr wißt — —?"

„Daß Ihr der ungariſche Graf Pal — —"

„Um Gotteswillen, ſprecht den Namen nicht aus! Eure Frau könnte ihn hören, oder dieſer Burſche da draußen; die Wände könnten ihn weiter tragen, und ich wäre verrathen und verloren; o was ſag' ich von mir! Ein anderes Leben wäre zu Grunde gerichtet, welches tauſendmal mehr werth iſt, als das meinige, und noch eins, deſſen Keim ſich erſt zu entwickeln begonnen hat. Aber wie kommt Ihr zur Kenntniß meines Standes und Namens, hier zwiſchen dieſen thüringiſchen Bergen, aus welchen Ihr jedenfalls noch nicht hinausgekommen ſeid?"

---

*) Zuſammengezogen aus: Anna Dorothea.

„Es wäre nicht gut, wenn mir nur Euer Stand und Name bekannt wären. Nur allein durch die genaueſte Kenntniß Eurer Schickſale kann es mir möglich ſein, Euch zu dienen und nützlich zu werden. Soll ich Euch noch ſagen, Ihr ſeid der zweite Sohn Eurer Eltern, von denen nur noch die Mutter und zwar in Preßburg lebt? Ihr habt noch zwei Brüder und eine Schweſter; Ihr war't Leibpage der Kaiſerin Maria Thereſia, dann ihr Kammerherr, nach ihrem Tode Huſaren-Hauptmann der ungariſchen Garde. Eure Braut aber iſt —"

„Menſch, ſchweige! Sprich dieſen Namen nicht aus! Sein Klang würde mir die Seele zerreißen. Ich weiß genug, um Dir nun Alles zu glauben. Ein guter Genius oder ein böſer Dämon flüſtert es Dir zu; aber es ſei wie ihm wolle, mein Schickſal liegt vor Dir offen, ſag', was ſoll ich thun?" So rief der Fremde, ganz außer ſich und fühlte ſeinen Kopf von einer fieberhaften Hitze überſtrömt.

„Nicht ſo laut, mein Herr!" erinnerte ihn Häns mit einem ſpöttiſchen Lächeln. „Meine Andort iſt nicht die beſte. Sie könnte, durch Euer Schreien aufmerkſam gemacht, den nicht ungewöhnlichen Einfall bekommen, uns zu belauſchen. Hört mich alſo ruhig an! Was mir zu ſagen vergönnt iſt, ſollt Ihr erfahren. Dann dringt aber nicht mit thörichten Fragen in mich. Es würde vergeblich ſein; ich könnte Euch nicht eine derſelben beantworten." Das Folgende ſprach er leiſer und zu Lambeck hingebogen, ſo daß dieſen nicht allein ſein ſtechender Blick, ſondern zuweilen auch der Hauch ſeines Athems traf und den immer heftiger Erſtaunenden und Ueberraſchten mit einem oft wiederkehrenden Schauer erfüllte. „Was Euch der Doktor Storch geſtern geſagt, hat ſeine Richtigkeit,“ fuhr der Seher fort. „Ihr ſeid Vater. Die Uebel Eurer Geliebten rühren theils von ihrem körperlichen Zuſtande, theils von der Bangigkeit her, in welche ſie ihre jetzige Lage verſetzt hat. Ihr Leute, die ihr im Glanz und in der Wärme der Herrſcherſonne aufgewachſen und gediehen, aber auch verzärtelt ſeid, könnt die kalte und feuchte Nacht des Ungemachs nicht vertragen. Ein Windſtoß wirft Euch ſchon um. Doch getroſt! Die Krankheit Eurer Braut vermag der Doktor Storch ſchon zu heben; es hat keine Noth damit. Zum Ueberfluß und zu Eurer Beruhigung will ich Euch hier ein kleines, an dieſem blauen Faden befeſtigtes Päckchen geben; hängt es ihr um den Hals auf die bloße Bruſt, und ihre unerträgliche, heftige Angſt wird ſich legen. Aber fürwahr, weit wichtigere Dinge nehmen meine Hülfe für Euch in Anſpruch! Der Mann, welchem Ihr die Beſorgung Eurer Angelegenheiten ſchriftlich auftrugt — er iſt ein Franzoſe — iſt durch dieſen Euren Brief zufällig verrathen und verhaftet worden; er konnte Euch demnach die verlangten Wechſel nicht ſchicken, und Ihr habt von Wien aus gar nichts zu erwarten. Ja, aber auch in dem Falle, daß die Wechſel gekommen wären, würden ſie doch ſchwerlich in Eure Hand gelangt ſein; denn Euer Diener iſt eben ſo wenig ehrlich, als die Kammerjungfer Eurer Braut. Beide hatten ſich beredet, mit dem ihnen anvertrauten Gut zu entwiſchen. Das Mädchen iſt gar nicht nach Kaſſel gereiſt, ſondern hat den theuren Schmuck wo anders hin verkauft. Er iſt in guten Händen, und Ihr werdet ihn wieder bekommen, nur nicht ſogleich. Einen

Theil des erlöſten Geldes wird Euch das Mädchen über kurz oder lang ſelbſt bringen, doch nur um Euch in eine größere Falle zu locken. Hütet Euch vor ihr, ſie iſt eine Schlange!"

Häns ſchwieg und ſtand vom Stuhl auf; Lambeck war in düſtere Gedanken verſunken. Die Worte des Unbegreiflichen hatten ihn plötzlich aller Hoffnung beraubt. Er ſah nichts als Nacht, undurchdringliche Nacht, und nicht die Ahnung eines tröſtenden Sternes durchleuchten. Was ſollte er beginnen? Fehlten ihm doch die Mittel zu den unentbehrlichſten Lebensbedürfniſſen! In dieſer furchtbaren Angſt, die plötzlich wie Felſenmaſſen ſich über ſein Herz wälzte, entfuhr ihm die verzeihliche Frage: „Wie aber ſollen wir glücklich aus dieſem verzweifelten Labyrinthe kommen? Sagt mir, was ſoll ich anfangen?"

„Ich ſagte Euch gleich von vorn herein, Ihr ſolltet mir nicht mit Fragen beſchwerlich fallen," verſetzte Häns mürriſch. „Ihr Menſchen könnt nie genug haben. Ihr dürftet einen Sack mit Geld auf der Straße finden, und kaum hättet ihr Euch vom Erſtaunen darüber etwas erholt, ſo verlangtet Ihr, nun ſolle es Goldſtücke vom Himmel regnen. Wollt Ihr, daß ich Euch zu Gefallen ein Gott ſei? Guten Morgen!"

Erbittert über die ungeſtüme Unhöflichkeit des Mannes, dem ſein ganzes Herz zu ſchenken er ſchon ſo geneigt geweſen war, und der ihm doch nicht den leiſeſten Wink zur Hülfe gegeben, hart berührt und erkältet von der gemeinen Rohheit, verließ Lambeck Stube und Haus. Mit ſich ſelbſt grollend, daß ſein Schickſal in den Händen eines Mannes aus der niedrigſten Volksklaſſe liege, obgleich er ſich die Beruhigung geben mußte, daß er es nicht hineingelegt, und mehr und mehr dafür geſtimmt, das unbegreifliche Wiſſen desſelben mit einem gewiſſen verbiſſenen Argwohn zu betrachten, wiewohl er ſich nicht die entfernteſte Möglichkeit eines Betrugs in ſeinen eigenen Angelegenheiten denken konnte, und auf dieſe Art in einen höchſt unangenehmen Widerſtreit mit ſich ſelbſt verſetzt, ſchritt der ſo ſeltſam entlarvte Fremde wieder über den Bach zurück, ſeinem muntern Begleiter nach, welcher ſchon eine Strecke vorausgeeilt war.

## 5.

## Eine neugierige Dame.

Gänzlich unentſchloſſen, was er nun thun ſolle, horchte Lambeck nicht auf die Frage des Rühler, wie ſeine Sache abgelaufen, und wie er Vörwerts-Hänſen gefunden? „Euch muß eben nicht viel Tröſtliches zugekommen ſein,“ fuhr Wilm fort; „denn Ihr ſeht ganz verteufelt desperat aus. Das iſt wahrlich ein ſchlechtes Kirmeßgeſicht, und heute iſt in der Ruhl der luſtigſte Tag. Wir wollen eilen, um bald heimzukommen, damit Ihr Euch die Grillen vertrinken könnt. Ein andermal iſt Euch der alte Hundsfott gewogener. Hängt den Kopf nicht, wie ein zuſammengebiſſener Gickelhahn oder ein an der Leimruthe klebender Fink. Wenn Euch auch Vörwerts-Häns ein ſcheel Geſicht ſchnitt, ſo klopft Herr Urian nicht gleich an Eure Thür!“

„Es iſt wahr,“ verſetzte Lambeck; „ein Mann ſoll ſich von keinem Unglück niederſchmettern laſſen. Du richteſt mich, der ich jetzt zu ſinken begann, durch Deine Zuſprache wieder auf. Ich habe einen Entſchluß gewonnen.“

„Nun, und darauf ſeid recht luſtig heute; denn glaubt, der heutige Tag iſt für die Ruhl der beſte im ganzen Jahr. Ihr ſollt Euch wundern, was heute Alles losgelaſſen wird! Seht doch, da kommen auch vornehme Leute aus dem Herrnhof! Die gehen ebenfalls in die Ruhl und haben ſich fürwahr früh auf die Beine gemacht; das will viel heißen bei ſolchen Leuten, und ſchon daraus könnt Ihr abnehmen, welche Luſt es heute von früh an gibt, weil dieſe Herrſchaften keine Viertelſtunde derſelben einbüßen mögen."

Aus dem weiten, mit alten freiherrlichen in Stein gehauenen Wappen gezierten Hofthore waren mehrere Herren und Damen, von Dienern gefolgt, herausgetreten. Alle waren koſtbar nach den neueſten Moden gekleidet, und zwei von den erſtern trugen Uniformen. Im Geſpräch gingen ſie langſam an der Mauer hin, nach dem Gerichtshof zu; Lambeck ſah ſich alſo genöthigt, ſie zu überholen. Höflich mit dem Hut grüßend, ſtrich er raſch an der geſchmückten Geſellſchaft vorüber, ohne nur ein Glied derſelben genauer zu betrachten. Wilm trabte an ſeiner Seite mit entblößtem Haupte, die Mütze in der Hand; indem ſie aber um die Ecke in den Hohlweg nach dem Heilgenſtein zu einbogen, rief einer der Herren hinter ihnen: „He Burſche Du, biſt Du nicht ein Rühler? Komm her!" Wilm zog flugs wieder ſeine grauwollne, mit rothen und blauen Streifen umränderte Sackmütze vom Kopf und ſprang zurück, während Lambeck ſeinen Weg langſam fortſetzte. Er hatte noch nicht den Damm erreicht, wo der Weg nach dem Kloſter abgeht, und dicht an dem den Fuß der ſchroffen Bergwand des Schloßberg benetzenden klaren Bache hinläuft, als ihn der Rühler ſchon wieder mit haſtigen Sprüngen einholte. „Denkt nur," begann er athemſchöpfend, „die klugen

Leute wollten mich über Euch ausfragen, aber ich hab' ihnen Eins auf die Naſe gebunden, wie ſie's von einem ächten Rühler eigentlich auch gar nicht anders erwarten dürfen, wenn ſie nicht vergebens in der Ruhl geweſen ſind.“

„Nun, was fragten ſie Dich?“ äußerte Lambeck ängſtlich.

„Der Dicke in der Uniform iſt Niemand anders, als der Oberſte von Uetterrodt aus Gotha, der Gutsherr; er war's, der mich rief und mich befragte, ob der Herr dort ein Rühler oder ein Fremder ſei, und ob ich ihn kenne. Ich antwortete: allerdings kenn' ich ihn, obgleich er kein Rühler iſt. „„Nun wer iſt er denn?““ fragte jetzt eine ſehr ſchmucke, junge Frauensperſon haſtig. Mein Vetter, der Pfarrer aus Gumbelſtadt, entgegnete ich der Neugierigen. „„Seltſam!““ rief ſie geziert, „„größer kann unmöglich die Aehnlichkeit zwiſchen Menſchen ſein. Wenn man nicht gewiß wüßte, der Graf ſei in Venedig ergriffen worden, als er ſich eben einſchiffen wollte, ſo hätte ich einen Augenblick verſucht ſein können, dieſen ehrwürdigen Pfarrherrn für ihn zu halten. Der gute Seelenhirte ahnt wohl ſchwerlich, mit welcher wichtigen Perſon er eine ſo täuſchende Aehnlichkeit hat!““ Sie ſchwatzte noch viel von einem Grafen und einer Prinzeſſin, ich hörte nicht darauf, ſondern lachte mir ins Fäuſtchen und ging davon. Wohl bekomm's! So fragt man ehrliche Leute aus. Wollen Sie wiſſen, wer Ihr ſeid, mögen Sie ſelbſt zu Euch kommen!“

Lambeck faßte ſich, ſo gut er vermochte; und um dem Burſchen ſeine Verlegenheit nicht merken zu laſſen, ſtimmte er mit in das Lachen deſſelben ein.

## 6.

# Auf dem Heilgenſtein.

Auf dem Heilgenſtein angelangt, ließen ſich die beiden Wanderer eine Kanne wohlſchmeckendes Bier reichen, und der Rühler zog luſtig aus dem blankgeſcheuerten, ſein bereiſelten Holzkrug und klapperte wohlgemuth mit dem Deckel deſſelben.

„Weher ſchon in der Frühe?“ fragte der dicke Wirth.

„Von Vörwerts-Hänſen, Herr Schenk,“ entgegnete Wilm.

„Der war geſtern Abend mein letzter Gaſt, ſo wie Ihr heute früh die erſten. Der wunderliche Kerl hat die Nacht gewiß wieder verteufeltes Zeug getrieben! Es war gegen Mitternacht, als er aus der Ruhl hier ankam, mich, als ich ſchon mit einem Beine im Bette ſtand, noch um eine Kanne Bier plagte, und ſich mäuschenſtill in eine Ecke ſetzte, um ſie zu zechen. An ſeinem Gange nahm ich wahr, daß er etwas im Oberſtübchen mit von der rühler Kirmeß gebracht, was keinem Chriſtenmenſchen zu verargen iſt. Sonſt pflegt aber Häns in dieſem Zuſtande ziemlich luſtig zu ſein, zu ſchwatzen und zu ſingen, und wenn er einen Hieb hat, erzählt er in einer Stunde mehr, als mit nüchternem Kopf in einer Woche. Ich kenn' ihn wohl beſſer, wenn er betrunken, als wenn er nüchtern iſt. Aber geſtern Abend war er von ſich ſelbſt das Gegentheil; er verlor kein Wort, dankte mir auf mein: Wohl bekomm's! nicht und antwortete nicht, als ich ihn fragte, ob ihm was widerfahren ſei. Ich merkte nun wohl, daß es nicht recht richtig mit ihm ſei, und ich weiß ſelber nicht, wie mir's wurde, mich wandelte ein wahres Grauen an, ſo daß ich ebenfalls ſchwieg. Er ſtierte vor ſich hin in das Licht, trank aus, legte das Geld auf den Tiſch, und ging mit einem mürriſchen Gutnachtgruß. Ich ſah ihm aus dem Fenſter nach, und der Mond ſchien hell genug, um zu erkennen, daß er nicht über die Wieſe hinüber nach dem Thale, ſondern hinab nach der Raſenmühle zu ging. Der Henker mag wiſſen, was er da unten treibt, aber man hat ihn ſchon oft beim Wittgenſtein herumkriechen ſehen."

„Es ſoll zuweilen da umgehen," fiel Wilm ein, „und eine verwünſchte Prinzeſſin aus dem Steine herauskommen."

„Eine Prinzeſſin?!" fuhr Lambeck wie aus einem Traume auf. „Wo iſt der Wittgenſtein?"

„Wenn Ihr hier die Wieſe hinab geht," demonſtrirte der Wirth, „ſo kommt Ihr unten an eine einſame Mühle, die Raſenmühle genannt, der Weg weiter zieht ſich um einen Rain herum, Ihr kommt an den Fluß; gegenüber liegen die beiden Ebertsberge, rechts am großen hin geht der Weg nach Schönau über den ſogenannten Schönauerberg, links im Thale hinab kommt Ihr nach Farnroda, zwiſchen beiden Wegen, am Abhange des Schönauerbergs, dem farnröder auf der einen Seite und dem ſchönauer auf der andern, dicht über dem Waſſer und den Erlen und Weidenbüſchen hängt ein vielzackiger und geſpaltner Felſen herab; das iſt der Wittgenſtein. Ein Schloß ſoll vor langen Zeiten da geſtanden haben, und Leute, die noch leben — wenn man ſie nur alle beim Namen wüßte! — haben die in den Stein gebannte Prinzeſſin oder Jungfrau mit ihren leibhaftigen Augen geſehen. Auch Hansjür, der Kloſterknecht, behauptet, ſie ſei ihm vor längerer Zeit einmal Abends im Zwielicht erſchienen, als er von Farnroda heraufkam. Es iſt da am Felſen, dem Ebertsberg gerade gegenüber, ein ſteinernes Brückchen über das Waſſer; damit hat's auch eine wunderliche Bewandtniß. Denkt Euch, in der dickſten Finſterniß mancher Nächte haben Leute, welche ſich verſpätet, am obern Ende des Stegs ein hellbrennendes Licht ſtecken geſehen, ſo daß ſie ihn deutlich erkennen konnten. Andere aber, vielleicht Gottloſe, oder denen die Prinzeſſin nicht gewogen, ſahen weder Licht noch Steg und fielen ins Waſſer. Vor ein paar Jahren kam ein Mann — es war ſchon weit im Herbſt hinein — ſpät in der Nacht noch zu mir herein gekeucht und zitterte am ganzen Leibe. Er hatte einen Schiebekarren voll Lumpen auf die wuther Papiermühle gefahren, und war nachher in Farnroda zu lange beim Bier ſitzen geblieben. Er erzählte, wie er ſchon von weitem ein Licht ſchimmern geſehen und als er näher gekommen, ſei er eines Mannes anſichtig geworden, welcher am Stege geſeſſen und die bläulich, aber hell brennende Kerze in der einen Hand gehalten, und, ſo viel ſich mit einem Blick erkennen ließe, faſt wie Vörwerts-Häns ausgeſehen habe. Dem armen Lumpenſammler war die Sprache faſt ausgegangen vor Angſt; mit der größten Anſtrengung hatte er einen guten Abend geboten, aber keine Antwort erhalten. Es war immerhin ſonderbar, daß Vörwerts-Häns ſelbigen Abends bald von hier weggegangen war, indem er wichtige Geſchäfte vorſchützte, und alles Zuredens ungeachtet, nur ein Maas Bier getrunken hatte. O ich könnte Euch Tage lang erzählen vom Wittgenſtein, dem Rittersberg, von Hänſen, und noch vielerlei andere, wunderliche Dinge, die ich theils ſelbſt erlebt, theils gehört; denn in ſolch einem Wirthshauſe erfährt man mehr außerordentliche und unbegreifliche Ereigniſſe, als mitten in einer Stadt.“

„O ſeid doch ſo gut, Herr Schenk, und theilt uns noch etwas mit!“ rief Wilm geſpannt. „Es iſt noch ſo früh am Tage, und wenn wir nachher rüſtig auftreten, holen wir immer noch die gnädige Herrſchaft ein, die jetzt drüben auf dem Damm hingeht, und kommen doch noch eher auf den Plan als ſie.“

„Ja, lieber Herr Wirth, erzählt uns noch etwas von der Prinzeſſin,“ ſagte Lambeck getröſtet. Denn das Wunderbare und Uebernatürliche iſt am erſten geeignet, uns aus den engen und ängſtigenden Kreiſen der gemeinen Wirklichkeit herauszureißen und, uns in ein helles, buntes Feenland hinübertragend, die trübe Gegenwart vergeſſen zu machen.

„Die Herrſchaft iſt hier?“ fragte der Wirth. „Was doch die rühler Kirmeß alles beizieht! Der Elephantenwirth, Herr Fack unter der Linde, macht in dieſer Woche eine beſſere Einnahme, als unſer einer das ganze Jahr, und der Bärenwirth, Herr Deuſſing auf dem Plan, ſchneidet auch ſeine Pfeife. Wenn an mich doch auch einmal ſo was käme! — Doch weil wir eben von der Herrſchaft ſprechen, ſo kann ich Euch gleich davon eine neckiſche Geſchichte erzählen. Es mögen wohl nun an dreißig Jahre ſein, als auch die Herrſchaft Sommers einmal im Thale war, es werden wohl des jetzigen gnädigen Herrn Eltern geweſen ſein; im farnröder Schloß hielt ſich zur ſelbigen Zeit gerade auch die Herrſchaft auf, die gnädigen Burggrafen von Kirchberg, die zu Hachenburg am Weſterwalde im Naſſauiſchen reſidiren; denn die Grafſchaft Sayn-Hachenburg gehört ihnen. Nun geſchah's ganz natürlich, daß die beiden Familien einander oft beſuchten und ſich zuſammen erluſtirten. Unter andern kam der Herr Baron von

Uetterodt auf den Einfall, den Herren Burggrafen von Kirchberg mit einer ſeinen Nachtmuſik zu überraſchen, und ſchickte demnach die thäl'ſchen Spielleute, als es ſchon dunkelte, nach Farnroda. Nachdem ſie ihre Sache recht brav gemacht und vom gnädigen Herrn Burggrafen reichlich mit Bier waren regalirt worden, gingen ſie gerade in der Mitternachtsſtunde wieder zurück. Sie waren ſämmtlich luſtig und guter Dinge und ihre Köpfe etwas illuminirt, und führten auf dem einſamen, ſpärlich vom Mond erhellten Wege mancherlei kurzweilige Geſpräche. Zeit und Ort brachte die Rede begreiflicher Weiſe auch auf die im Wittgenſtein verbannte Prinzeſſin. Ein toller junger Burſche ſagte, als ſie gerade dem Felſen gegenüber waren: wißt ihr was, Kameraden, wir wollen der armen Prinzeſſin auch eine anſtändige Nachtmuſik bringen! Geſagt, gethan; denn die Andern entſchloſſen ſich kurz, ſtimmten mit ein und marſchirten guten Muths gerade hinüber nach dem Stein hin. Als ſie unter demſelben angelangt, ſtimmten ſie nicht erſt lange ihre Inſtrumente, ſondern der Meiſter flüſterte den Andern ganz leiſe zu, was für ein Stück geſpielt werden ſollte, und ſo fingen ſie denn mit einem Schlag an, und das ſchöne Stück hallte prächtig am Felſen wieder und klang ſchier ſeltſam durch die Nacht. Einer davon, der es mir erzählt hat, geſtand, wie ihm ganz gruſelig geworden ſei. So wie das erſte Tonſtück geblaſen war, trat plötzlich ein altes Männchen mit einem langen grauen Bart und in einem ſonderbar zugeſchnittenen Kittel auf ſie zu — keiner wußte, woher er ſo ſchnell gekommen war — und fragte ſie, wem dieſe Nachtmuſik gelten ſollte. Der Prinzeſſin im Wittgenſtein, verſetzte der junge kecke Burſche, welcher den Gedanken zur Nachtmuſik zuerſt ausgeſprochen hatte. Nun wohl, ſagte das Männlein, ſo ſpielt nur luſtig auf. Und damit ging er wieder. Die Spielleute thaten, wie er befohlen, und als ſie nun ihre Inſtrumente zuſammenpackten und gehen wollten, kam der kleine Alte wieder zu ihnen, und reichte jedem einen friſchen Eichenzweig. Die Muſikanten lachten darüber und gingen. Die meiſten ſpielten mit ihrem Zweige, zerrupften und zerzupften ihn, andere trugen ſich wohl eine Strecke Wegs damit, ließen ihn aber in der Betrunkenheit fallen und konnten ihn nicht wiederfinden, und nur Einer ſteckte ihn ſorgfältig auf den Hut. Er hatte deſſen aber auch vergeſſen und erſchrack, als ſeine Frau ihn am folgenden Morgen fragte, was er denn für einen gelben Flitter auf dem Hute mit von Farnroda gebracht. Als er das Ding näher beſah, war der Zweig von purem glänzenden Gold. Die Andern rannten nun auch auf dem Wege zurück, um die ihrigen zu ſuchen, aber vergebens. Bei der Gelegenheit erinnerte man ſich einer uralten Geſchichte, von der die älteſten Leute was zu erzählen wußten. Sonſt war's Sitte, daß die farnröder Neujahrsſänger auch in der Seebach ſangen. Farnroda war ja die Reſidenz der burggräflich-kirchberg'ſchen Herrſchaft, zu welcher Seebach, Eichrodt, Wutha und Hucheroda gehörten. Seit aber der berühmte ſeebacher Doktor Johannes Dicel, dem Börwerts-Häns Vieles abgelernt hat, die Kirche in der Seebach gebaut — es ſind nun über vierzig Jahre — ſingen die ſeebacher Adjuvanten ſelber in ihrem Dorfe. Der Weg aus der Seebach nach Farnroda geht über den Hof Hucheroda und nicht weit oberhalb dem Wittgenſtein hin. Einſt kehrten farnröder Sänger ſpät aus der Seebach heim und bekamen den Einfall, der Prinzeſſin zum neuen Jahr zu ſingen. Nacht, Schnee und Kälte hielten ſie nicht ab, einen ſchönen Choral anzuſtimmen und durchzuführen. Als ſie fertig waren, ſah der eine im Schnee einen Haufen Knochen vor ſich liegen. Einigen kam's bedenklich vor, wo doch im Winter an dieſem abgelegenen Orte eine ſolche Menge Knochen herkommen möchte, die bei ſtetem Stäuberwetter nicht einmal zugeſchneit ſeien, und aus Kurioſität hoben ſie ein paar von dem Haufen auf, betrachteten den Fund, warfen ihn aber, da ſie ſahen, es ſeien nur gewöhnliche Knochen, wieder weg. Nur Einer ſteckte einen ſolchen in die Taſche, um ſich in der Ruhl ein Paar Meſſerſchalen daraus ſchneiden zu laſſen, gedachte aber zu Hauſe nicht mehr daran. Als er am andern Tage ſeinen Rock anzog, zerrte die Taſche gewaltig ſchwer herab, er langt hinein, und — denkt Euch ſein Erſtaunen! — zieht ein Stück pures gediegenes Gold heraus. Das war der Grundſtein zu des Mannes nachherigem Reichthum; denn es wohnte großer Segen in dem Golde, und die zahlreichen Nachkommen jenes Sängers haben's noch immer zu genießen. Die andern Choriſten wollten nun auch Knochen ſuchen, aber proſit! Wenn die Herren vom Rathhaus kommen — — Schnee, nichts als Schnee, lag über dem Wittgenſtein, und ſie hatten den ſchweren Aerger dazu."

„Nun wart!" rief Wilm, „ich will gewiß keinen Knochen liegen laſſen. Wenn ſich mir die ſchöne Prinzeſſin nur auch einmal zeigen wollte! Wie oft läßt ſie ſich wohl ſehen?"

„Man ſagt, alle ſieben Jahre, und dann empfangen die Leute, welche ihrer anſichtig werden, und ſich nicht vor ihr ſcheuen, große Wohlthaten von ihr. Vor zehn und einigen Jahren graſte des Raſenmüllers Magd eines Tages unten am Stein. Plötzlich erhebt ſie ihre Augen und ſieht in der Kluft am obern Ende des Felſens eine ganz ſeltſam gekleidete, bleiche Jungfrau ſtehen, welche ihr gar freundlich winkt. Aber die dumme Magd lief aus Furcht Hals über Kopf davon und ließ ſogar ihren Graſekorb im Stiche. Als ſie in Begleitung eines Mahlknechts wieder hin kam, fand ſie ihn zerſetzt. — Dem ſarnröder Hirten iſt vor Alters auch da einmal ein eigener Streich widerfahren. Er weidet in der Gegend des Wittgenſteins und ſieht einige Morgen hintereinander eine ſchöne große Kuh bei ſeiner Herde, die er doch nicht kennt und auch nicht weiß, wie ſie dazu gekommen. Abends, wenn er heimtreibt, iſt die Kuh fort, er hat nicht geſehen, wohin. Er paßt endlich mit ſeinem Jungen genau auf, und nimmt wahr, daß die Kuh früh aus den Erlenbüſchen unter dem Wittgenſtein herauskommt, und Abends auch wieder dahinein läuft. Aus Neugierde geht er ihr am nächſten Abend nach und ſieht ſie in eine Kluft hineintraben, die er früher nie geſehen; er unerſchrocken nach. Und denkt Euch, da kommt er in einen langen, hellen und weiten Gang und endlich an eine Thür. Er klopft furchtlos an; ein kleines graues Männchen tritt heraus und fragt ihn barſch, was er wolle. Das Hutgeld für die Kuh, welche ihr mir alle Tage zur Weide ſchickt, antwortete der Hirt, und der Graukittel drückt ihm einen alten harten Thaler in die Hand, mit den Worten: Du hätteſt mehr gekriegt, wenn Du nicht grob gefordert hätteſt. Den Thaler hat des Hirten Frau ſich anhenkeln laſſen, und eine Tochter ſeines Enkels trägt ihn noch am Hals. Die Kuh kam aber nie mehr zur Weide und der Hirt konnte ſpäter auch den Gang in den Stein nicht wieder finden."

„Man bekömmt wahrlich Luſt, die ſplendide Freigebigkeit der ſchönen Prinzeſſin zu probiren," meinte Wilm. „Am zweiten Kirmeßtag wär' ſo was Blankes in der Taſche eines kühler Burſchen nicht übel angebracht; es würde ſich ohnedies nicht lange darin halten. Da die Prinzeſſin, wie ſich von ſelbſt verſteht, jung und ſchön geblieben iſt, ſo findet ſie gewiß auch an jungem Mannsblut Wohlgefallen. Fürwahr, ich wollte, ſie vergaffte ſich in mich und machte mich zum Gegenſtand ihrer Freigebigkeit, mein Gretchen würde darüber weder böſe, noch eiferſüchtig werden. Die Prinzeſſin wird gewiß eben ſo gut Spaß verſtehen, meint Ihr nicht auch, Herr Schenk?“

„Ja, ich weiß nicht, wie weit man den Spaß mit ihr treiben darf, und ob überhaupt mit ſolchen Geiſtern beſonders viel zu ſpaßen iſt. Es hat wohl ſonſt Leute gegeben, die ſie am Wittgenſtein laut gerufen und geneckt, ja wohl auch geſchimpft haben, denen hat es entweder ſelbigen Tag noch Steine auf die Köpfe geregnet, ſie erhielten von unſichtbaren Händen Maulſchellen, daß ihnen die Backen aufſchwollen, oder brachen bald darauf ein Bein, einen Arm, ja wohl gar den Hals, oder nahmen ſonſt einen Leibesſchaden. Einmal iſt auch ein farnrödiſcher Tagelöhner ſpät in der ſtockfinſtern Nacht aus der Ruhl noch heim gegangen. Als er unter den Wittgenſtein kommt, ſieht er das Licht am Steg brennen. Der Kerl war mürriſch, weil er ein ſchlechtes Tagelohn gemacht, und kein Maas Bier auf dem Heilgenſtein hatte trinken können; er ſtieß alſo mit dem Fuße an die brennende Kerze, daß ſie in's Waſſer fiel und verlöſchte, indem er ſagte: Licht gibſt Du mir, das brauch' ich nicht; Geld gibſt Du Andern, das brauch' ich. Hab' den Weg viel hundertmal bei Nacht und Nebel gemacht und kann ihn blind finden. — Aber des ungeachtet ſtürzte er zwei Schritte darauf in's Waſſer und wie er es auch anfangen, fluchen und toben mochte, es ging ihm wohl noch zehnmal in der Nacht ſo, er konnte nicht Weg, noch Steg finden, wäre faſt erſoffen und kam erſt gegen Morgen durchnäßt und müde nach Hauſe.“

„Das ſind freilich ſchlechte Späße,“ bemerkte Wilm und that den letzten Zug aus der Holzkanne, „da habt Ihr's beſſer verſtanden, Herr Schenk,“ ſetzte er mit einem ſchelmiſchen Geſicht hinzu; „denn wie man hört, habt Ihr auch manches profitirt, ich weiß gerade nicht, ob von der Prinzeſſin, aber Ihr ſollt' doch auch ſo allerhand Bücher haben, wie Vörwert-Häns, und Euer Vater ſoll ein guter Freund vom berühmten ſeewicher *) Doktor geweſen ſein.“

„I, wenn ich's benutzen wollte, aber ich mag mit dem Teufel nicht Kirſchen aus einer Schüſſel eſſen. Wie Häns dazu gekommen iſt, weiß ich ſo ziemlich genau; denn die ganze Geſchichte iſt hier in meinem Hauſe auf dem Heilgenſtein vorgefallen. Davon könnt' ich tagelang erzählen, aber es paßt nicht für Jedermanns Ohren. Der Herr da ſcheint ſich zu langweilen.“

„Keineswegs,“ verſetzte Lambeck, der zeither in ſtummer Beſchauung ſeines Selbſt vor ſich hingeſehen hatte; „ich habe im Gegentheil Euren Erzählungen mit dem größten Antheil zugehört, mein lieber Wirth, und wenn ich Euch künftig mehr beſuche, werdet Ihr wohl die Güte haben, mir mehr dergleichen Geſchichten zu erzählen, an denen ich vielen Geſchmack finde.“

„Herzlich gern,“ ſagte der Wirth, ſelbſtzufrieden lächelnd und rückte freundlich an der Mütze.

„Weshalb mag aber wohl die arme Prinzeſſin verbannt worden ſein?“ fragte Lambeck.

„Das weiß man ſo eigentlich nicht, mein beſter

---

*) Seewich volksthümlich für Seebach.

Herr; man hat dergleichen verbannter Jungfrauen mehr in unſerm Lande. So iſt in dem ſchönen Frauenthal bei Eiſenach eine Höhle, welche das verfluchte Jungfernloch heißt, wo ſich auch ein ſolcher Geiſt zu zeigen pflegt. In meiner frühſten Jugend hört' ich einmal von einer alten Frau, die Prinzeſſin im Wittgenſtein habe einen Ritter gern geſehen und ihn zum Gemahl begehrt. Der Vater habe ſie aber durchaus nur einem Prinzen verehelichen wollen; darüber ſei großer Streit und Herzeleid im Hauſe entſtanden. Endlich habe die Prinzeſſin den Ritter beredet, ſie in der Nacht zu entführen. Der Plan ſei aber dem Vater verrathen worden, und dieſer habe dem Ritter aufgepaßt und ihn in ſelbiger Nacht erſchlagen, als er mit dem Pferde anritt, ſein Lieb zu holen. Die Leiche habe er ſeiner Tochter zugeſchickt, welche bei Erblickung derſelben vor Schrecken jählings geſtorben ſei. Von Stund an haben nun der Ritter und die Prinzeſſin gräulich geſpukt; der erſtere ließ ſich auf einem kohlſchwarzen Pferde ſehen und ritt heran in der Mitternachtsſtunde, die Prinzeſſin aber wanderte im Schloſſe. Der Vater ließ Teufelsbanner herbeikommen und den Ritter auf den Rittersberg bannen, welcher dem Wittgenſtein gegenüber nach Kittelsthal zu liegt. Dort haben ihn Leute auf dem pechſchwarzen Rappen reiten ſehen. Die Prinzeſſin aber ſteckt im Wittgenſtein, und beide können nun nicht mehr zuſammen.“

„Die armen Geiſter!“ flüſterte der Fremde vor ſich hin.

Wilm erinnerte indeſſen, daß es nun doch Zeit zum Aufbrechen ſein möchte; da wandte ſich Lambeck zu ihm und ſagte: „Lieber Wilm, gehe Du nur immerhin nach Hauſe; ich habe noch einen weitern Weg vor; denn ich muß in Geſchäften meiner gnädigen Frau nach Eiſenach gehen. Nimm hier dieſes Päckchen und bring' es ihr mit dem Bedeuten, daß ſie es um den Hals auf die bloße Bruſt hängen ſoll."

Wilm ſah den Fremden verwundert an und ſagte dann: „Nehmt mir's nicht übel, Herr Lambeck, aber aus der Ruhl am zweiten Kirmeßtag nach Eiſenach gehen, iſt eben ſo viel, als nicht wohl geſcheidt ſein. Und wenn die Geſchäfte noch ſo dringend wären, ſo könnten ſie doch gewiß noch um einen Tag aufgeſchoben werden. Dem Genuß der Kirmeßluſt geht ſchlechterdings gar nichts vor. Und Ihr wußtet doch erſt nichts von Geſchäften und Eiſenach. Seit Ihr bei Börwerts-Hänſen geweſen ſeid, ſcheint Euch der Kopf ganz verdreht. Kommt her, laßt Euch's nicht anfechten! Tanzt heute Eins mit auf dem Plan, ich will Euch die ſchönſten und friſcheſten Mädchen zuführen, und mein Gretchen — Ihr wißt, ſie iſt die ſchönſte — ſoll die erſte ſein. Ich wette, was Ihr wollt, die Sorgen vergehen Euch, und weiß man ſich nur aufzuheitern, ſo geht's nachher auch mit allen Dingen beſſer, als man geglaubt hatte. D'rum her! Gott behüt' Euch, Herr Schenk!"

„Geh nur, ich bitte Dich. Ich will Dich an Deiner Luſt nicht hindern, aber ich muß einen andern Weg gehen, als den der Luſt und Freude. Richte fein aus, was ich Dir an die gnädige Frau aufgetragen und vergnüge Dich fein mit Deinem Gretchen."

„Ich muß wahrlich glauben, Ihr wollt der Prinzeſſin einen Beſuch abſtatten. Laßt die geſpenſtige Jungfrau, und haltet Euch in der Ruhl zu einer andern von Fleiſch und Bein, der das friſche, geſunde Blut Roſen auf die Backen malt, und die Euch mit blauen Augen ins Herz ſieht, wie mir mein Gretchen."

„Wohl erkenn' ich, wie gut Du's mit mir meinſt," verſetzte Lambeck wehmüthig lächelnd; „nichts deſtoweniger kann ich von Deinen Vorſchlägen keinen Gebrauch machen. Leb' wohl!"

„Nun, wem nicht zu rathen, dem iſt auch nicht zu helfen. Ihr werdet's wohl noch bereuen!"

## 7.

## Die Reiſe nach Gotha.

Der freundliche dienſtwillige Burſche ſchritt haſtig nach dem Kloſter zu, während Lambeck mit langſamen Schritten die Wieſe hinab nach der Raſenmühle ging. „Was doch Zeit und Umſtände aus dem Menſchen machen können!" flüſterte der Letztere vor ſich hin. „Wenn wir vor zwei Jahren, als ich, in den Grundſätzen der Freigeiſterei befangen, mich für ein Univerſalgenie hielt, Jemand geſagt hätte, ich würde an ſolchen Dingen Wohlgefallen finden, welche jene vortreffliche Aufklärung nur allein mit dem weitſchichtigen Namen Aberglauben zu belegen weiß, die ſie kurz und vornehm abfertigt, weil ſie ſie nicht begreift: ich hätte ihn ausgelacht. Und dieſer aufgeklärte Mann, der mit ſich und der Welt ſo ganz im Reinen war, der die Geheimniſſe des Lebens und der Natur bequem in den Kaſten ſeines ausgefächerten philoſophiſchen Schranks, Metaphyſik überſchrieben, hineinſchob, damit ſie ihm nicht im Wege ſeien und die gefälligen Vernunftſchlüſſe irre machen möchten, der Mann, welcher ein ächtes

Kind ſeiner Zeit, den Grundſätzen eines Voltaire huldigte und die Schriften dieſes laxen Philoſophen ſich excerpirte, derſelbe wandelt jetzt zwiſchen dieſen Bergen und horcht auf die Sagen des Volks, neigt ſich zu ſeinem Wunderglauben und vertraut einem ſeiner Seher. Iſt mir doch, als wär' ich zeither nur auf einer ſchnurgeraden Straße über unendlich langes, einförmiges, ſtets ebenes Feld gewandelt, wo wohl manche hübſche Blume blühte, aber keine Fernſicht ſich öffnete, keine üppige Vegetation wucherte, keine Abwechſelung den Geiſt erquickte, und nun wäre ich in blühende Thäler auf grüne, quellreiche Berge, voll Bäume und Büſche, Laub und Felſen, tauſenderlei Blumen und Gras, gekommen, von denen ich weit das Land überſchauen könnte. Doch nicht allein ihre äußere Pracht hätten ſie mir gezeigt; nein, mir ſei auch ein Blick in ihr Inneres vergönnt, und mit Entzücken gewahrte ich da das goldglänzende, farbige, ſchillernde Geſtein, die Kryſtallgrotten und den magiſch leuchtenden Karfunkel, als ſäh' ich die wunderbaren Metallbäume mit ihren prächtigen Aeſten und Zweigen. Daß mir dieſe kleine, ſpannenlange Menſchenvernunſt nicht genügte, ahnete mir wohl zuweilen, aber ich huldigte der Mode. Da faßt mich das Schickſal und ſchleudert mich weit aus der gewohnten Bahn; der Strudel ergreift mich, und o weh! die künſtlich zuſammengezimmerte und geflickte Philoſophie bricht beim erſten Stoß in Stücken, deren kein's zu einem Stabe taugt, mich daran zu halten, zu einem Anker, um mich zu ſchützen. In der Noth greif' ich umher. Und was hab' ich erfaßt? Wunderbares, vielgeſtaltiges Geſchöpf, was iſt an dir Wahrheit, was Dichtung? Aberglaube nenn' ich dich nicht mehr, dazu biſt du mir ſchon zu lieb geworden, aber welchen andern Namen ſoll ich dir geben? Heiße, wie du willſt, ich habe dich in der Hand und klammre mich an dir feſt. Aber du biſt ein Chamäleon; wirſt du dich nicht verwandeln und mir entſchlüpfen? Wirſt du mir in jeder Geſtalt gefallen? Ich zweifle. Doch jetzt zum Wittgenſtein! Mich drängt's dorthin, gleich als müßte mir dort Rath und Troſt in meiner Bedrängniß werden.“ Und mit ſchneller gefördertem Gange ſtand er bald vor dem Felſen. Der Tag begann ſchon heiß zu werden, und von Kummer ermüdet, lagerte ſich der ſchwer bedrängte Mann an dem traulichen Waldfluſſe unter die grünen Erlen, und ſchaute bald hinauf nach der über ihm ſich erhebenden Felſenwand, bald in die ſpiegelhellen, klaren Wellchen, die die glatten Steine im Flußbette umſpielten. Er ſammelte ſich, ſo gut es ihm gelingen wollte, und überlegte, was er jetzt zu beginnen habe. Aber wie er ſich auch abhärmte, das Zunächſtliegende war vor der Hand auch das Wichtigſte. Er mußte der gemeinen Noth zu ſteuern und die gänzlich geleerte Kaſſe zu füllen ſuchen. Mechaniſch zog er Amaliens Ring, ſeine goldene, mit Edelſteinen beſetzte Uhr und einige fein geſchnittene Kameen hervor, die er am Morgen als den einzigen, ihm noch übrig gebliebenen Reichthum zu ſich geſteckt hatte. „Was werden ſie mir in Eiſenach dafür geben?“ fragte er ſich ſelbſt bekümmert. „Ach ich verſtehe ſolchen Handel ſo wenig, als die Leute den Werth dieſer Dinge! Wird die geringe Summe Amalien lange die ihr nöthigen Bequemlichkeiten verſchaffen? Und dann?! O Gott, mein Herz blutet! — Ich ſah es ja mit ſtummen Schmerz, wie ſie ſich ein Bedürfniß um das andere verſagt, wie ſie die Dinge ganz entbehrt, ohne die ſie ſonſt nicht zu leben vermocht haben würde. Des Weibes Herz hängt an ſo vielem, deſſen der Mann nicht achtet, aber dieſe

Neigung zu Putz und Tant iſt ja ſo liebenswürdig, macht ſie unſchuldigen Kindern und farbigblühenden Blumen gleich. Und ihr das Alles verſagen müſſen! Furchtbares Schickſal! Wär' ſie ein Kind dieſer Thäler, ſie wüßte nichts davon. O, der du in dieſem Felſen deine prächtige Wohnung haben ſollſt, Geiſt der unglücklichen Prinzeſſin, die dem Drange eines dem unſrigen ähnlichen Geſchicks unterliegen mußte, Du allein vermagſt wohl meine Noth hier am meiſten zu ſchätzen, hilf uns, ſchütz' uns vor dem Aergſten, gib mir Rath, was ſoll ich thun? — —"

„Geht nicht nach Eiſenach mit Euren Sachen, ſondern nach Gotha. Jener Gang würde vergeblich ſein, dieſer Euch nützen," ſagte eine rauhe Stimme hinter ihm, und als er ſich raſch umwandte, ſtand Börwerts-Häns an der Kluft des Felſens und lachte höhniſch. „Laßt Euch rathen, Herr," fuhr er fort, „geht nach Gotha und bietet Eure Effekten dem Hofjuwelier an, der wird ſie Euch reichlich bezahlen!" Und abermals grinſend bog er um den Felſen nach dem Ebertsberg herum und verſchwand.

„Seltſam!" ſagte Lambeck, „wie er gerade hierher gekommen war! Bei Gott wunderbar! Aber ich will doch meinem frühern Grundſatz nicht untreu werden und dem ſonderbaren Menſchen gleichſam zum Trotz dennoch nach Eiſenach gehen." — Und, ohne Zögern erhob er ſich und eilte im guten Reiſeſchritt nach Farnroda hinab auf die Landſtraße, welche nach Eiſenach führt, ſtets mit ſich ſelbſt hadernd, daß er ſich dem Wunderglauben, welchen er doch ſonſt ſo ſehr verachtet, ſchon halb und halb ergeben habe.

In der Stadt angelangt, ſuchte er ſogleich das Haus der Frau von Bechtolsheim mit dem feſten Vorſatz auf, dieſe würdige Dame mit ſeiner Perſon und ſeinem Schickſal bekannt zu machen. Deſto unangenehmer wurde er aber von der Nachricht berührt, daß ſie ſchon ſeit einigen Tagen verreiſt ſei. Von angekommenen Briefen wußte man auch nichts, und ſo ging Lambeck troſtloſer aus dem Hauſe, als er hineingetreten war. Mißmuthig fragte er nach dem vornehmſten Goldſchmied. Dieſem bot er zuerſt die Kameen an, aber der Mann ſchob ſie ſogleich zurück, ſeine Unkenntniß in Alterthümern vorſchützend. „Wenn ſie ächt ſind," ſagte er, „ſo können Sie nirgends einen beſſern Handel, als in Gotha damit machen. Der Herzog hat zwar ſchon ein anſehnliches Kunſt- und Alterthümerkabinet, aber er ſcheut keine Koſten, daſſelbe zu vergrößern. Eben ſo wird Ihnen dieſer Ring, deſſen Werth ich gleichfalls nicht zu ſchätzen weiß, theuer bezahlt werden, wenn er das iſt, wofür Sie ihn ausgeben. Von der Uhr allein könnte ich Gebrauch machen." Lambeck wollte die Uhr aber nicht allein veräußern und verließ alſo das Haus und die Stadt im größten Unmuthe. Mit ſich und ſeinem Schickſal grollend, ſchlenderte er wieder zum Nikolaithor hinaus auf der Straße hin, und ein Heer wüſter, verzweifelter Pläne drängte ſich durch ſeinen Kopf. Endlich aber lächelte ein liebes, harmoniſches Bild durch die Verwirrung ſeiner Gedanken, und: „Amalia," rief er, „Amalia, für dich und um dich will ich Alles verſuchen, Alles wagen, will betteln, wenn's ſo weit kommen ſollte; ich vermag ja doch durch nichts die Zärtlichkeit deiner Liebe zu vergelten!" Und wie aus einem böſen Traume erwacht, richtete er das auf die Bruſt geſunkene Haupt empor und blickte wieder frei in die von kahlen Bergen eingezäunte Gegend. Da fiel ihm ein, daß Börwerts-Häns doch Recht gehabt, und der erſte Theil ſeiner Prophezeihung ſchon eingetroffen ſei. Mit mehr Vertrauen auf den letztern wanderte Lambeck die ſtaubige Straße und langte am ſpäten Nachmittag in Gotha an. Trotz ſeiner Müdigkeit von der ungewohnten zehnſtündigen Fußwanderung in der Hitze des Tages, nahm er ſich doch, in der Hoffnung, daß ſein Geſchäft bald beendigt ſein würde, feſt vor, ſo bald als möglich den Rückweg anzutreten und die ſechs Stunden von Gotha entfernte Ruhl noch zu erreichen, damit Amalia ſeinetwegen nicht eine Nacht lang in Angſt und Sorgen ſein möchte. Nachdem er ſich alſo nur etwas erfriſcht, ließ er ſich zum Hofjuwelier führen. Der Mann beſichtigte die ihm zum Verkauf vorgelegten Schätze lange und fragte dann den Verkäufer, ob ſie ſein Eigenthum ſeien. Lambeck bejahte die Frage ohne den geringſten Argwohn.

„Ob die Kameen ächt ſind, kann ich ſelbſt mich nicht genugſam überzeugen," bemerkte der Juwelier weiter, „Sie werden daher verzeihen, daß ich ſie einem gründlichen Kenner zur Anſicht vorlege." Somit packte er die Steine zuſammen und ſchickte einen ſeiner Arbeiter damit fort, nachdem er ihm heimliche Aufträge gegeben hatte. Der unerwartete Verzug war Lambeck höchſt unangenehm, und ſtumm und in ſich gekehrt harrte er einige Zeit. Seine Gedanken waren bei Amalien, und eine tödtende Angſt überlief ihn bei der Vorſtellung, daß er ſie vielleicht heute doch nicht mehr erreichen könne. Aus dieſer geiſtigen Anſpannung wurde er plötzlich durch den Eintritt zweier Polizeidiener geriſſen. Wie groß war aber ſein Erſtaunen, als dieſe Leute ihm ohne Umſtände erklärten, er möge ihnen ſogleich als Arreſtant folgen! Der Juwelier löſte ihm mit den Worten das Räthſel: „Das mache Er einem Narren weiß, daß dieſe mit koſtbaren Edelſteinen beſetzte Uhr mit der maſſiven Kette, dieſer Demantring und die herrlichen Kameen Sein Eigenthum ſind. Dazu müßte Er einen beſſern Rock anhaben, und dann würde Er auch fürwahr nicht ſelber kommen. Es ſind den Zeitungen nach in der Kürze mehrere bedeutende Diebſtähle in Gold und Edelſteinen geſchehen, und ſo wollen wir nur hören, ob Er auch vor dem Amt ſein Eigenthumsrecht auf dieſe Sachen wird erweiſen können!"

Lambeck mußte ſich in ſein trauriges Schickſal ergeben, und mit der Zerknirſchung, welche nur gänzliche Verzweiflung bereitet, folgte er den Männern der Staatsgewalt. Kummer und Angſt hätten ihn nicht ärger heimſuchen können, wäre er zum Schaffot geführt worden. Man brachte den bleichen, ſtummen Mann in ein düſteres Gefängniß, welches außer einem Tiſche nur ein hölzernes Bette mit einem Strohſack enthielt, reichte ihm einen Krug Waſſer und ein Stück Brot, und überließ ihn dann ſeinen Betrachtungen. Kaum waren die ſchweren Riegel vor die Thür ſeines Kerkers geſchoben, als ein heißer Thränenſtrom aus ſeinen Augen ſchoß. „O grauſames Geſchick!" rief er händeringend, „haſt du mich endlich ſo weit gebracht? Noch ein ſolcher Schlag, und wir ſind vernichtet! Und wird, muß nicht dieſer erſte den zweiten nach ſich ziehen? Amalia, *meine* Amalia, könnteſt du ahnen, was deinem Adolf widerfahren iſt? Doch es iſt ja ſo beſſer, daß ſie nichts ahnet! Aber, barmherziger Gott, wie wird ſie ſich dieſe Nacht härmen, wie morgen verzweifeln, wie die folgende Nacht in namenloſer Angſt, die ich allein zu fühlen vermag, und die mich ſchon wie ein Berg drückt, verſchmachtend dahin ſterben! — Ha, das iſt deine Tücke, hämiſcher abſcheulicher Lügenprophet! Daß ich ihm folgte, dem argen Mann! Sein verzerrtes, boshaftes Lächeln hätte mir ja weiſſagen können, daß nichts Gutes meiner hier warte. Ein häßlicher Kobolt iſt dieſer Häns, ein böſer, ſchadenfroher Dämon in Menſchengeſtalt, und falſchen Mächten hab' ich mich anheim gegeben, als ich über ſeine Schwelle ſchritt. Ja, ja, tückiſche Geiſter haben mich umgarnt und werden mich und die edelſte Unglückliche ins bodenloſe Verderben ziehen. O Amalia, wer hätte ſolch' gräßliches Unglück ahnen können, als dein milder, lächelnder Blick die Schüchternheit meiner lang genährten ſtillen Neigung verſcheuchte, als ich mit Kühnheit zu deinen Füßen ſank und den goldgeſtickten Saum deines Purpurkleides an meine bebenden Lippen zog! Jener erſte Kuß auf deine Lippen — o Seligkeit ohne Namen! — und jetzt du in Noth und ich im Kerker, ohne daß du es weißt — o Verzweiflung ohne Gleichen! —"

Im wüthenden Schmerze preßte er die gefalteten Hände in die Augenhöhlen und ſtürzte in dumpfer Erſtarrung auf das Strohbette.

## 8.

## Der Straßenfuhrmann Kaspar und ſeine Frau aus Kabarz.

Wilm hatte guten Grund die Herrſchaft aus dem Thale zu vermeiden und ging deshalb auf der linken Seite des Ruhlathals durch den Breitenberg nach Hauſe. Sein Marſch dauerte nicht lange; denn wie ein flüchtiger Gaisbock ſprang er auf dem ſchmalen, oft ſteilen Bergpfad, durchbrach die grünen blättergewobenen Netze heimlicher Waldnacht und bog die rauſchenden Zweige zurück, die ihn umarmten und feſthalten wollten. Bald ſchimmerten tief unter ihm durch Buchenäſte und Laubhecken die rothen Ziegeldächer und die weißen Häuſer, und der ſchöne freundliche Ort dehnte ſich vor ſeinem Blick aus, weit hinauf, wo die Berge hinüber und herüber greifen und die Häuſerreihe hinter ihren Vorſprüngen verbergen. Luſtige Märſche tönten aus der Tiefe herauf, und Hörner und Trompeten wetteiferten mit einander, die Luſt des Umzugs den Burſchen und Mädchen zu erhöhen. Jedwedes Gelag zog nämlich mit Kling und Klang ſchon durch den Ort, jeder Burſche brüſtete ſich mit dem auserwählten Strauß ſeiner Tänzerin im Knopfloch und ihr ſelbſt am Arme. Ein dumpfes Geſurre ſchlug an Wilms Ohren, als die Muſik in der Nähe ſchwieg, und die andern Chöre in der Ferne verhallten, und in einigen Sätzen war der flinke Meſſerſchmied den ſteilen Berg hinab und ſtand in der feſtlich mit Laub und Kränzen ausgeſchmückten Straße. Die freundliche Anſicht der reinlichen Häuſer erhöhte die prunkende Nelkenflor, welche faſt vor jeder Fenſterreihe in bunten Töpfen auf dem Blumenbret hinter ſchön gemalten Gittern ſtand; denn die Kühler waren und ſind zum Theil noch große Nelkiſten, und man fand dort die größten und ſeltenſten Nelkenſammlungen, welche ihre koſtbaren Düfte durch die Straßen goſſen. Daher wallte eben der geſchmückte Zug. Die mit bunten Bändern gezierten Inſtrumente ſchmetterten, die grünen Büſche winkten von den dreieckigen Hüten der Burſche, und hinten herab von den hohen, oben in zwei — faſt Hörnern ähnlichen — Ecken ausgehenden Kappen der Mädchen wallte die Fluth ſchöner ſchwarzer Bänder;

ſchon ſchwenkten ſich die großgeblümten Schackröcke und die glänzenden damaſtnen und ſeidnen Schürzen, und unter dem knappen Leibſtück klopfte das Herzchen unruhig. „Woher ſo ſpät? Wo geweſen, Wilm?“ und: „Gretchen wartet Deiner!“ ſcholl's dem Eilenden zu; er aber grüßte nur flüchtig, ſprang nach ſeiner Behauſung, warf ſich Hals über Kopf in den Kirmeßſtaat, antwortete ſeiner Mutter verkehrt, und konnte nicht ſchnell genug wieder fortkommen. Mit einem verlegenen Geſichte öffnete er Gretchens Stube. Sie ſaß an der Tiſchecke, das Köpfchen ſchwermüthig in die Hand geſtützt, ganz allein; denn die Eltern waren der Freude nachgezogen, und Gretchen war die einzige Tochter. Schüchtern trat Wilm zu ihr hin und fragte gutmüthig: „Biſt Du mir bös, Gretchen?“ Da ſtand ſie auf und richtete den Kopf in die Höhe. O ſchönſte Lippen, geſchaffen, um ſüßes, unſchuldiges Liebesgeſchwätz zu liſpeln; geſchwellt, um mit einem Kuß dem Empfänger das höchſte Wonnegefühl ins Herz zu gießen; geröthet, um an ihre Friſche ſich feſt zu ſaugen und ſich immer durſtiger an ihnen zu trinken; zart geſchnitten, weich und würzig, Thron der Liebesgötter, heilige Tempelſchwellen der Unſchuld! Und dieſe ſanften, treuen Augen, Taubenaugen, azurblaue Sterne auf weißem Marmorſpiegel, in goldene Rahmen gefaßt; zarte Lippen, aus denen holdſelige Blicke quellen, und die alles ſchöner und früher verkünden, eh' es die Lippen des Mundes wiederholen! Lilien ſind ihr Geſicht, ſanfte Roſen ihre Wangen, Goldfaden das Haar! Wilm umfaßte Gretchens ſchlanken Leib; ſie lächelte ihn mit den frommen Augen an, der Groll war vergeſſen. Während er ihr beim Anputzen behülflich war, erzählte er den Grund ſeines Verſpätens. Ein herzlicher Kuß vollendete die Verſöhnung. Gretchen nahm Wilms

Arm, und raſchen Schrittes ging's dem Zuge nach. Schon trieb ſich das zahlloſe Volk, für heute aller Lebensſorgen entbunden, in köſtlicher Vergeſſenheit dahinſchlendernd, wieder die Köhlergaſſe hinab nach dem Plan, und die Pferdegaſſe hin nach der Linde, und zwiſchen beiden Plätzen war eine ewig ſtrömende lebendige Verbindung. Als wenn nun die Freude und der Lebensgenuß in all' ihren Farben und Schattirungen heute allein in dieſes enge Thal gebannt ſeien, ſo regte und bewegte ſich alles rings umher, und fröhlicher Uebermuth vergaß dabei nicht, ſein grellbuntes, ungeſtaltetes Panier harmloſer Thorheit überall auszuſtecken; und gleich als ob die luſtigen Gedanken aller dieſer Menſchen ſelbſt zu Muſik geworden wären, ſo dudelte, geigte und ſchallmeite es aus allen Winkeln hervor. Ein Zug begegnete dem andern, und die trotzigen Spielleute ſuchten ſich durch gewaltiges Lärmen zu überholen und auszuſtechen, die Mädchen warfen den vorüberziehenden Burſchen des andern Gelags Blumen, und die Burſche den Mädchen Küſſe zu, dazwiſchen herum ſchwärmten die luſtigen Badegäſte, durch ſolch' ungebundene Freude vielleicht eher geſundend, als durch den Gebrauch des Stahlwaſſers. Gretchen ſandte wonneleuchtende Blicke umher und drückte ihrem Wilm vergnügt die Hand, er aber ſchwenkte jauchzend den Hut, und vergeſſen waren alle unheimlichen und unfreundlichen Dinge, wie: Vörwerts-Häns, die verbannte Prinzeſſin, der ſchwarze Ritter, der düſtere Lambeck und ſein wunderlicher Auftrag an die gnädige Frau.

Auf den blankgeſcheuerten Trittſteinen vor den Thüren ſtanden die Hauswirthe, und die fremden Kirmeßgäſte rückten gar höflich an den Hüten und grüßten freundlich, bis ein gaſtfreier Mann ſie mit unbeholſenem Bückling ins Haus nöthigte, und Schwelle für Schwelle war betreten von geſelligen Freunden, und Tiſch für Tiſch deckte ſich mit ſchneeweißen Linnen, und die zinnernen Teller klapperten eine eben ſo ergötzliche Muſik, als die Muſikantenſchaar aufgeſpielt hatte; aus Küche für Küche dampfte der appetitliche Duft, und in Triumph trug die Hausfrau die Schüſſel, während ihr ſchmunzelnder Mann die Gläſer friſch mit dem ſchäumenden Biere füllte.

Auch Wilm fand in ſeiner Eltern Hauſe ein Paar Kirmeßgäſte, einen Straßenfuhrmann mit ſeiner Frau aus dem zwei Stunden entfernten gothaiſchen Walddorfe Kabarz. Wilms Vater war nämlich einer der vorzüglichſten Meſſerfabrikanten des damals eben aufblühenden Handlungshauſes Johann Adolf Hellmann, Sohn der Frau Hoffaktorin; Kaspar, der Fuhrmann, aber verlud deſſen Güter meiſtens, und daher war die früher ſtattgefundene Bekanntſchaft in eine gewiſſe Freundſchaft übergegangen. Der Fuhrmann hatte ſchon das ſechszigſte Lebensjahr erreicht, war aber noch ſehr munter, friſch, ſtark und kerngeſund; desungeachtet war es eine Thorheit, daß er, nach dem Tode ſeiner Frau, vor einigen Jahren ein hübſches achtzehnjähriges Mädchen heimgeführt hatte, deren Widerſpenſtigkeit die wohlhabenden Eltern durch ſtarke Mittel gebrochen hatten; denn Kaspar galt in ſeinem Wohnort für einen reichen Mann. Am wenigſten hatte er dabei bedacht, daß ſein Geſchäft ihn den größern Theil des Jahres aus ſeinem Hauſe auf die Straßen hinausführte.

Die junge intereſſante Frau ſchien für den ſchmucken Wilm nur Augen zu haben, während alle ſeine geiſtigen Thätigkeiten auf das treffliche Kirmeßeſſen gerichtet waren. Kaspar ſprach mit Wilms Vater von des

Erſtern weiten Reiſen, und zwiſchen den Frauen ſpann ſich auch nothdürftig eine Unterhaltung fort, welcher Annlies*), des Fuhrmanns Ehehälfte, nie die rechte Aufmerkſamkeit ſchenkte und deshalb oft ganz verkehrt antwortete.

„Ja, Meiſter G'hannjür**)," ſagte der Fuhrmann und rieb ſich die Stirn unmuthig, „es will nun einmal nicht mehr ſo fort, wie vor dreißig Jahren. Wenn ich vor dem ſiebenjährigen Krieg mit meinen drei Karren in die Welt hineinraſſelte, war ich mit dem Kopf ſtets funfzig Meilen voraus und ſchätzte und berechnete, was ich in Hamburg einnehmen, wie viel Schiffspfund ich in Lübeck laden wolle, wie viel ich Gut nach Frankfurt und Leipzig hätte; und wenn ich aus ſo einer prächtigen Handelsſtadt wieder hinauskutſchirte, mein ſchönes lachendes Geld in der Taſche, klatſchte ich ſo künſtlich mein Stückchen, daß die Leute auf der Straße ſtehen blieben und ihre Luſt d'ran hörten. Jetzt iſt das Alles anders!"

„Anders wohl," verſetzte der Meiſter Meſſerſchmied, „aber gewiß nicht ſchlimmer; der Handel geht nach wie vor; Ihr nehmt immer Euer gutes Geld ein. Euer Alter drückt Euch nicht, und wenn Ihr nach Hauſe kommt, verjüngt und vergnügt Ihr Euch wieder bei der jungen hübſchen Frau."

„Ja, da verjüngt ſich's was!" ſeufzte Kaspar. „Wir werden nicht jünger, und wenn's meine Frau auch nicht eingeſtehen will, ſo bin ich ihr doch zu alt."

Annlies wurde purpurroth und ſagte: „Schweigt doch wenigſtens bei andern Leuten mit Eurem ungereimten und ungewaſchenen Zeug; Ihr brämmelt mir ja zu Hauſe die Ohren genug voll!"

---

*) Zuſammengezogen aus Anna Eliſabetha.

**) Johann Georg.

„Nun, ſei nur ruhig," beſänftigte ſie der Mann, und wandte ſich wieder zu ſeinem Gaſtfreunde: „Jetzt bin ich mit dem Kopf ewig daheim; ich vergeſſe, meine Berechnungen zu machen, ſchaue nicht fleißig genug in die Frachtbriefe, trinke einen Schnaps über den Froſt und eine Kanne Bier über den Durſt, bin mißmuthig, hänge den Kopf; und wie der Herr, ſo das Geſchirr; die Pferde gehen nicht ſo recht vom Platze, der Knecht iſt faul, bald iſt dies, bald jenes zerbrochen, und hier und da fehlt's; kurz, es iſt anders, aber auch ſchlimmer mit mir geworden."

„Verkauft Pferd und Geſchirr, Kaspar," rieth der Meſſerſchmied, „Ihr habt Euch genug geſpart, um Eure Tage nun in Ruhe zubringen zu können; bleibt daheim und laßt Euch von der Frau warten und pflegen."

„Wie Ihr's verſteht, Meiſter G'hannjür. Die Ausſteuer meiner Kinder hat mich Geld genug gekoſtet. Jeder meiner zwei älteſten Jungen nahm einen nagelneuen Karren mit zwei Gäulen mit fort; denn ich war ein Narr und wollte die Leute bei dem Glauben erhalten, es ſei dick um mich. Meine Frau da ſollte mir's wieder einbringen, aber ihr Vater will ſich nicht bloßgeben, und ich bin ſechs Jahre älter als er."

„Hab' ich mich Euch etwa angeboten?" fragte Annlies ſpitzig. „Habt Ihr mir nicht den Abend zuvor, eh' ich das Jawort von mir gab, die himmliſchſten Wörtchen gegeben und mir verſprochen, ich ſollte bei Euch wie im Paradiesgärtlein ſitzen, ſollte allen freien Willen haben? Hat mich nicht etwa meine Mutter mit Füßen getreten und mein Vater mit Fäuſten geſchlagen, eh' ich Euch zuſagte?"

„Schon gut, Annlies; ſang' Dein altes Lied nicht in andrer Leute Häuſern an, Du keifſt es mir, wenn wir im unſrigen ſind, genug vor. Kurz, ich ſag' Euch, Meiſter G'hannjür, ſeit ich mir die Narrheit ankommen ließ, wieder zu freien, iſt Gottes Segen von mir gewichen. In drei Jahren ſind mir fünf theure Pferde gefallen, bei Travemünde nahmen mir die Schweden das Geſchirr mit der ganzen Ladung, die ich erſetzen mußte, und von andern Dingen will ich ganz ſchweigen. Wo aber das Verderben einreißt, greift's an allen Ecken an; und ſo iſt mir denn am vorigen Sonntag auch mein großer, ſchön gerauchter und mit Silber beſchlagener Meerſchaumpfeifenkopf geſtohlen worden. Er hat mich zwei Carolin gekoſtet, und war mir ſchier ans Herz gewachſen. Meine beſte Kuh war mir nicht ſo lieb, wie der Kopf."

„Ei, wie ſeid Ihr doch dazu gekommen?" rief Wilm; „ſolch' Stück nimmt man doch wie einen Augapfel in Acht."

„Ich war in Reinhardsbrunn und hatte, wie's beim Kegeln zu gehen pflegt, etwas mehr getrunken, als mir dienlich. Man merkt ſo etwas jedesmal erſt, wenn's ſchon geſchehen iſt. Nun iſt mir aber bis die Stunde, als hätte ich meine Pfeife doch mit nach Hauſe gebracht, meine Frau behauptet aber das Gegentheil, und ſo hat denn auf der Kegelbahn Einer lange Finger darnach gemacht. Ich gäbe gleich einen Dukaten d'rum, hätt' ich den Kopf wieder!"

„Da könnt Ihr nichts Beſſeres thun, als zu Vörwerts-Hänſen ins Thal gehen," ſagte Wilm. „Ihr habt doch ſchon von dem Manne gehört?"

„Ich werde ja, ich dächte es wäre vor einigen Jahren Lärmens genug von ihm gemacht worden, als er den großen Diebſtahl in Friedrichrode herausbrachte!

Fürwahr, ich habe an den thäl'ſchen Hexenmeiſter noch nicht gedacht, das macht, erſt heute früh wurde ich den Mangel der Pfeife inne, als ich ſie zu mir ſtecken wollte. Ja, ja, zu Vörwerts-Hänſen will ich gehen; ich kenn' ihn noch von ſonſt her, als er noch Fenſtermacher und Schreiner war!"

Annlieſens Geſicht war von einer merklichen Bläſſe übergoſſen, und ihre Augen rollten unruhig umher. Wilm bemerkte es und es fiel ihm auf. „Ihr ſollt mir kommen!" rief ſie, „zu einem ſolchen Hexenmeiſter! Nimmermehr! Das leid' ich nicht! Der könnte Euch ja was anders vorſchwatzen, und Ihr glaubtet es. Nichts da! Wenn Ihr die Pfeife wieder bekommen ſollt, wird es ohne den Kerl geſchehen, und wenn's nicht ſein ſoll, kann er ſie Euch auch nicht verſchaffen. Ihr habt mehr zu thun, als ins Thal zu gehen, und braucht das Geld anderswo beſſer, als es dem Taugenichts an den Hals zu ſchmeißen!"

„Laßt Euer Mäulchen nicht auf Pantöffelchen ſpazieren gehen!" erinnerte Wilm. „Häns möchte ſie ihm ausziehen und Euch damit d'rauf ſchlagen." Dabei ſtieß er den alten Fuhrmann bedeutungsvoll an und winkte ihm, zu ſchweigen. Die Sache wurde übergangen und ſcheinbar vergeſſen. Nach eingenommener Mahlzeit nahm aber Wilm den Gaſt bei Seite und flüſterte ihm zu: „Mit Eurer Frau und Eurem Meerſchaumkopf hat's eine eigene Bewandtniß; ich rath' Euch, drückt Euch ſtill ab und geht ins Thal, wir wollen Annlieſen auf dem Plan derweil ſchon ſo unterhalten, daß ſie Euch nicht vermißt, und überdies kömmt mir's vor, als gräme ſie ſich nicht ſonderlich über Eure Abweſenheit, wenn ſie nur nicht argwohnt, daß Ihr ins Thal ſeid; und das denkt ſie ſich heute gerade nicht. In einer guten Stunde könnt Ihr wieder hier ſein und die verſäumte Luſt immer nachholen."

„Du haſt Recht, mein Sohn," ſagte der Fuhrmann und drückte dem guten Burſchen die Hand. „Glaube mir, das Weib iſt mein Unglück; ich thue mir's nur nicht ſo aus. Da logirte dies Frühjahr in Kleinkabarz beim Herrn Forſtmeiſter von Uetterodt ein fremder Offizier; er hatte einen Jäger oder Bedienten bei ſich, der Menſch kam mir nicht viel aus dem Hauſe; es iſt wahr, er gab mir Manches zu löſen, trank ſeinen Schnaps, rauchte ſeinen Tabak von mir und dergleichen mehr. Aber am Ende wurde mir das Ding verdächtig, ich mußte mit Gut nach Frankfurt an der Oder und brach's deshalb vom Zaun mit ihm und verbot ihm das Haus. Als ich wieder kam, war der Offizier zu meiner Freude nach Gotha zum Oberſten von Uetterodt gezogen. — Aber, aber — das hat mir böſe Stunden gemacht."

„Nun, es iſt vielleicht beſſer, als Ihr denkt," tröſtete Wilm. „Geht nur ins Thal, um Gewißheit zu haben, es liegt mir ſelbſt daran. Aber alle Wetter! da fällt mir etwas ein, was ich heute Vormittags ganz vergeſſen habe. Ich muß nämlich etwas von Hänſen ausrichten; ich bin ja dieſen Morgen auch ſchon bei ihm geweſen." Hurtig warf er ſich in den Staat, entſchuldigte ſich bei den Gäſten und bat ſie, bald auf den Plan nachzufolgen, und rannte ſpornſtreichs aus dem Hauſe.

## 9.

## Die Frau Hoffaktorin.

Der flinke Burſche trat nach wenigen Minuten ſchon in den Zainhammer. Als er um die Ecke der Treppe herumbiegen wollte, hörte er dicht über ſich auf dem Vorſaal ein lebhaftes Geſpräch mehrerer Perſonen und blieb unwillkürlich ſtehen. Indem er ſich etwas auf die Zehen hob und den Kopf in die Höhe ſtreckte, gewahrte er die Frau Hoffaktorin, ihren Sohn, den Kaufmann Hellmann, den Manufakturkommiſſair Gotter, deſſen Stieftochter ſeit einiger Zeit des jungen Hellmann Frau war, und den Dokter Storch.

„Aber ich bitte Sie, Frau Schwiegermutter, ſein Sie doch nur nicht unſinnig,“ ſagte eben der Manufakturkommiſſair mit geläufiger Zunge und demonſtirte viel mit den Händen dazu. „Ich muß Ihnen ohne Umſchweiſe ſagen, daß Ihr Benehmen mich empört; und wenn die Dame drinne den Scharfrichter in Langenhain zum Vater hätte, ſo brächte das Ihrem Hauſe keine Schande.“

„Sind Sie toll, Herr Schwiegervater? Keine Schande! Das wäre mir was Neues! Keine Schande! Was iſt denn anders Schande, wenn das keine iſt?“

„Schande iſt's, etwas Schändliches zu thun, oder etwas Schlechtes ohne Rüge zu ertragen. Wenn die Dame Sie beſchimpft hätte, und Sie wollten dies nicht rügen, ſo hätten Sie Schande davon, aber ſie iſt Ihnen ſtets mit der größten Artigkeit begegnet, wie Sie ſelbſt bezeugen; deshalb wäre es die größte Schande für Sie, wenn Sie dieſe Leidende jetzt aus dem Hauſe weiſen wollten.“

„Aber bedenken Sie nur, haben Sie denn gar nicht gehört, was ich Ihnen ſchon dreimal vernehmlich geſagt? Mich aus dem Zimmer zu weiſen! Iſt das nicht Schimpf und Schande genug für mich? Eine ſolche Frau, wie ich, ſoll ſich das ungeſtraft gefallen laſſen?"

„Wer weiß, wie Sie es ihr gemacht haben," bemerkte der Doktor lächelnd. „Ich ſagte es Ihnen geſtern und heute früh wieder, Sie möchten die arme Frau nicht mit Ihrer Neugierde peinigen. Sie haben mir nicht gefolgt und ſich's deshalb ſelbſt zuzuſchreiben."

„Erklären Sie ſich doch nur, liebe Mutter," ſagte der junge Hellmann, „ob ſie der Dame eine Veranlaſſung gegeben haben oder nicht? Iſt das Letztere der Fall, ſo verdient ein ſolches Benehmen allerdings eine Rüge."

„Veranlaſſung! ſchwatze mir doch nicht ſo einfältig! Eine ſolche Landſtreicherin muß ſich doch wohl von einer ehrſamen Frau, wie ich, gefallen laſſen, wenn man ihr die Ehre erweiſt, ſich etwas näher nach ihrer Geburt, ihrem Stande, ihrem Gewerbe zu erkundigen! Ich wollte meinen Kopf zum Pfande ſetzen, ſie hat gar keinen Mann gehabt, und Sie ſagen ja ſelbſt, Herr Schwiegerſohn, daß ſie in geſegneten Umſtänden iſt. Und mit dem mürriſchen Bedienten ſteht ſie auf einem ſehr vertrauten Fuße; das weiß ich. Alſo iſt's richtig! Das ſind lauter faule Fiſche! Nun alſo fragt' ich ſie, wer denn eigentlich der Vater ihres Kindes ſei?"

„Da haben wir's!" rief der Sohn aufgebracht. „Was Sie aber auch für Streiche machen!"

Der Doktor lachte herzlich, und der Manufakturkommiſſair rannte zornig brümmelnd hin und her.

„Wie hat ſich die Dame Ihnen genannt?“ fuhr der Letztere endlich heftig heraus.

Die Frau Hoffaktorin zog das Brillenfutteral mit einem zuſammengefalteten Papier aus der um ihre ſtarken Lenden gegürteten Ledertaſche, bewaffnete die Augen mit den Gläſern, ſchlug das Papier von einander und las: „Frau von Welwar mit ihrem Diener Adolf Lambeck aus Böhmen. — Aus Böhmen!“ wiederholte ſie; „da ſeh' mir Einer, als ob's in Böhmen keine beſſeren und ſchöneren Bäder gäbe, wie ich aus der Hübner'ſchen Geographie weiß! Da heißt's, ſie wäre in Eiſenach krank geworden. Ja, da frag' ich, was hat ſie denn in Eiſenach zu ſchaffen?“

„Aber Frau von Bechtolsheim hat ſie Ihnen doch empfohlen,“ warf der Sohn ein.

„Ei, empfehlen hin, empfehlen her; das hat nichts auf ſich. Heißt, Jemanden empfehlen, für ihn bürgen? Wie bald hat man nicht einen Menſchen empfohlen, den man ſelbſt nicht recht kennt. Schon habe ich mich bei der Frau von Bechtolsheim nach den nähern Umſtänden erkundigen laſſen, aber zu allem Unglück iſt ſie verreiſt. Inzwiſchen haben mir heute früh Eiſenacher, die ich unter der Linde traf, verſichert, daß es eine ganz eigene Bewandtniß mit unſerer gnädigen Frau haben müſſe; denn einen andern jüngern Bedienten und das Kammermädchen hat ſie bereits dort abgeſchafft, auch einen koſtbaren Reiſewagen, ſo wie andere Pretioſen verkauft. Nun wird ſie ganz pauvre ſein, und der Schlingel, der Bediente, ſich gewiß auch aus dem Staube machen, wenn's nichts mehr zu beißen und zu brechen gibt. Und ich möchte faſt d'rauf rathen, es iſt ſo etwas im Werke: der Kerl iſt heute ſchier vor Tagesanbruch auf und davon, und ich hörte ſie faſt den ganzen Morgen ächzen und wimmern, deshalb fragt' ich ſie rund heraus, als ich ihr das Eſſen brachte."

„Sie ſcheinen den ganzen Morgen am Kamin gehorcht zu haben, und hätten Sie nicht gehofft, Eiſenacher zu finden, ſo hätten Sie keinen Fuß aus dem Hauſe geſetzt," ließ ſich der Kommiſſair ſpöttiſch vernehmen. „Fürwahr, ein feines würdiges Geſchäft, und ſicher haben Sie auch die Kenntniß von der Vertraulichkeit unter Dame und Diener nur der Vortrefflichkeit Ihrer Hörorgane zu verdanken."

„Mag ich's doch wiſſen, woher und wie ich will, genug, ich weiß es. Und ich dächte doch wahrhaftig, dies allein müßte Ihnen genug ſein, eine Maßregel hinſichtlich dieſer Weibsperſon zu ergreifen! Eine Dame, die ſich mit ihrem Diener abgiebt, iſt ſchlecht, ſie mag ſo vornehm ſein, als ſie will. Und ſie hat's gethan. Gebt Acht, der Menſch iſt dieſen Morgen durch die Lappen gegangen und läßt ſie hier mit ſeinem Kinde ſitzen; ſie aber hat kein Geld, kein Vaterland, nichts zu beißen und zu brechen; ich habe ſie im Hauſe, und wenn ich viel erzwinge, iſt's, daß die Gemeinde ſie ernährt und ſie im Krankenhauſe ihre Niederkunft halten läßt."

„Nun ſagen Sie mir," fing der Kommiſſair ſehr ernſthaft an und ſtemmte die eine Hand an die Hüfte, während er mit der andern die Luft zwiſchen ihm und der eifrigen Hoffaktorin durchſchnitt, „iſt Ihnen denn die Dame bis jetzt Alles ſchuldig geblieben und zehrt ſie auf Rechnung?"

„Im Gegentheil, Herr Schwiegervater," fuhr der junge Hellmann dazwiſchen; „ſie hat gleich am erſten Tage Hausmiethe, Koſt, Aufwartung, Badegebühren, kurz alles Nothwendige für einen Monat durch ihren Diener pränumeriren laſſen."

„Nun, was bieten Sie denn die Welt auf? Sie iſt erſt eine Woche hier.“

„Was ſoll's denn aber in drei Wochen werden? Wie Ihr Männer doch ſo kurzſichtig ſeid! Was weiterhin? Nun, mit einem Worte, Herr Schwiegervater, ich habe Sie deshalb rufen laſſen, weil weder der Doktor, noch mein Sohn mit der Perſon ſprechen, ihr die an mir begangene Unart verweiſen und ſie ſcharf ins Gebet nehmen wollen. Sie können mit den Worten gut übereinkommen und wiſſen's den Leuten in beſter Form zu ſagen. D'rum gehen Sie hinein und reden Sie mit ihr.“

„Recht gern will ich mit der Dame ſprechen,“ verſetzte der Kommiſſair, „und hätte es auch ohne Ihre Aufforderung gethan; denn ſie iſt mir in der That ſelbſt ſehr intereſſant geworden; aber im Augenblick jetzt bin ich es nicht im Stande. Ich habe das ganze Haus voll Kirmeßgäſte, worunter mehrere angeſehene Leute aus Gotha ſind. Wir waren eben im Begriff, von Tiſch aufzuſtehen und einen Spaziergang auf den Bärmer zu machen; ich kann ſie durchaus nicht vernachläſſigen und muß Sie alſo bitten, ſich zu gedulden, bis ich dieſen Abend eine freie Stunde gewinne.“

„Nun meinetwegen; das aber will ich Euch Männern geſagt haben, redet Ihr bis morgen nicht mit ihr, ſo rück' ich ihr ſelbſt wieder vor's Bett, und dann geht's ihr nicht gut. Sofort muß ſie mir aus dem Hauſe!“

Der Doktor machte eine abwehrende komiſche Bewegung mit der Hand, und der Kommiſſair ſetzte den Hut auf. Wilm tappte in dem Augenblicke, als käme er erſt die Treppe herauf, nahm ſeine Kappe ab und ſchritt dann höflich grüßend vorüber.

„Wohin? wohin?“ rief ihm die Hoffaktorin zu.

„Zur gnädigen Frau.“

„Was haſt Du da zu ſchaffen?“

„Ich habe einen Auftrag ihres Bedienten an ſie auszurichten.“

„Was für einen Auftrag?“

„Er iſt nicht an Euch, ſondern an die gnädige Frau.“

„Ich muß es wiſſen, naſeweiſer Burſche!“

„Aber ich werd' es Euch nicht ſagen.“

„Was? mir das bieten! Ein ſolcher Gelbſchnabel! Adolf, ſchlag ihn an die Ohren, den unverſchämten Bengel! Er arbeitet ja für Dich.“

„Das werd' ich wohl bleiben laſſen,“ verſetzte der Kaufmann ruhig. „Der Junge that Ihnen nichts zu Leide.“

„Aber ich muß ſeinen Auftrag wiſſen; ich werde mit ihm hinein gehen!“

„Sind Sie ganz verrückt?“ rief der Doktor, faßte ſie am Arm und führte ſie die Treppe hinab. Ihr Sohn folgte kopfſchüttelnd; der Manufakturkommiſſair war ſchon lange fort.

Wilm öffnete leiſe die Thür, als auf ſein wiederholtes Pochen keine Antwort erfolgt war. Das Herz klopfte ihm wie ein Hammer in der Bruſt, und zagend ſtand er im leeren Zimmer, unſchlüſſig, ob er umkehren, oder weiter gehen ſollte. Da vernahm er ein verhaltenes Schluchſen aus dem Alkoven, und das Mitleid trieb ihn ſogleich dorthin. Die ſchöne Kranke erſchrack bei ſeinem Anblick und trocknete ſich ſchnell die Thränen. Auf ihre Frage, was ſein Begehr ſei, brachte er anfangs mit ſtammelnder Zunge vor, was ihn hieher geführt, und überreichte ihr das Päckchen. Sie drückte einen Kuß darauf, ſchlang ſogleich das blaue Bändchen um ihren Schwanenhals, und das Päckchen verſchwand unter dem, zwei Schneehügel züchtig verhüllenden Tuche. Wilms ſchlichtes treuherziges Weſen ſchien ſie anzuſprechen; ſie war froh, Jemanden um ſich zu haben, von dem ſie nicht gequält ward, und forſchte weiter, woher das Päckchen, und was es mit der ganzen Sendung für eine Bewandtniß habe. Wilm erzählte mit harmloſem offenen Sinne von ſeiner zufälligen Bekanntſchaft mit Herrn Lambeck auf dem Bärmer, von Vörwerts-Hänſen, deſſen Wunderkuren und Kunſt, alles Verborgene zu entdecken, dann, wie er Herrn Lambeck gerathen, ſich wegen der gnädigen Frau Krankheit an dieſen Wundermann zu wenden, und ſofort Alles, was ſich bis dieſen Augenblick zugetragen. Dabei unterließ er nicht, ſich wegen ſeiner Vergeſſenheit zu entſchuldigen. Amalia hörte mit kindlich frommen Gemüth zu und weinte über des Geliebten zarte Sorgfalt, ſeinen Eifer und die unbegrenzte Liebe für ſie, welche aus allen dieſen Handlungen deutlich zu Tage ging. Die einfache rührende Erzählung hatte ihr den Burſchen werth gemacht, und zu ſeinem gutmüthigen Geſichte faßte ſie volles Vertrauen. Sie klagte ihm, wie krank ſie ſich fühle, wie die Wirthin ſie unverſchämt behandelt und ihr dadurch ſo großen Aerger bereitet habe. Die Speiſen ſtanden noch unberührt auf dem Tiſche.

„Nein," rief Wilm, „gute gnädige Frau, Ihr ſollt' nicht allein bleiben, nicht verlaſſen da liegen, und müßt' ich die ganze Kirmeß darüber einbüßen. Und ſo denkt mein Gretchen gewiß auch; wir wollen Euch heute pflegen und warten bis Herr Lambeck wieder zurück kommt."

Der treffliche Burſche erzählte der kranken Frau nun ſo viel Schönes von der himmliſchen Güte ſeines

Gretchens, daß ihr wieder Thränen in die Augen traten. Aber feierlich proteſtirte ſie gegen Wilms Vorſatz, den ganzen Tag mit ſeiner Braut bei ihr zuzubringen. Er aber wies den Proteſt zurück; endlich kamen ſie dahin überein, daß nach jedem Tanze abwechſelnd Wilm und Gretchen kommen und ſie bedienen ſollten. Der Burſche ging nun ſeelenvergnügt, um ſein geliebtes Mädchen zum Tanze zu führen, der ſchon lange begonnen hatte.

## 10.

## Gretchen.

„Aber ſag' mir nur, was Du heute treibſt!“ rief das ſchmucke Gretchen dem ſtattlich herausgeputzten Wilm ſchmollend entgegen, und ihre blauen Augen ſtanden voll Thränen des Unmuths über die von ihm vermeintlich erlittene Vernachläſſigung. Ein Kuß hemmte den Strom ihrer Rede; hurtig berichtete der Burſche, was vorgefallen war, und als er geendet, klatſchte ſie die kleinen niedlichen Hände zuſammen und ſagte mit freudeleuchtendem Geſicht: „So laß uns eilen, lieber Wilm, aber nicht auf den Plan zum Tanz, ſondern daneben vorüber zur gnädigen Frau!“ Und ſo nahm ſie ſeinen Arm, und raſche Schritte brachten das traute Pärchen bald die Köhlergaſſe hinab auf den von Menſchenfluthen wogenden Plan. Schon waren ſie faſt vorüber, als Wilm noch einen Blick auf die Tanzenden warf und zu ſeinem Erſtaunen Annlieſen, des

Fuhrmann Kasper's junge Frau, mit einem als Jäger gekleideten Manne luſtig im Kreiſe ſich ſchwenken ſah. „Wie, wenn das der Jäger wäre, von dem mir Kaspar ſprach?“ fuhr Wilmen durch den Kopf, und er blieb ſtehen, um ſich ihn näher zu betrachten, wenn er wieder vorübertanzen würde. Gretchen zupfte ihn ſchier ängſtlich am Aermel; er achtete aber nicht darauf, ſondern wartete, die Augen unverwandt auf den Jäger gerichtet. Bald erkannte er in ihm einen von der Dienerſchaft, welche der vornehmen Geſellſchaft dieſen Morgen im Thal gefolgt war, und dies machte ihn faſt gewiß, dieſer Jäger ſei der von Kaspar gefürchtete Nebenbuhler. Eben noch mit ſeiner ihm wichtigen Entdeckung beſchäftigt, hörte er nur halb auf Gretchens dringende Mahnung, zu gehen, und als er ſich endlich umkehrte, ſah er rechts und links vor ſich den großen Haufen weit gewichen und Gretchen von ſämmtlichen Herren der Herrſchaft aus dem Thal umſtanden. Nun begriff er wohl, warum das Mädchen ſo gedrängt, aber eben ſo gut auch, daß es zum Entwiſchen ſchon zu ſpät ſei. Der Herr von Uetterodt winkte, und die Muſik verſtummte.

„Ihr habt mir vorhin ein recht hübſches Kind zum Tanz überbracht,“ ſagte der Oberſt zum Platzmeiſter, „aber fürwahr, die ſchönſte nicht, wie ich von Euch doch erwarten durfte; ſeht, ich habe ſie deshalb doch gefunden, und frage Dich, mein liebes Kind, willſt Du einen Tanz mit mir verſuchen?“

Gretchen war blutroth geworden und machte verlegen einen Knix. Der Oberſt faßte den Arm des holden Mädchens, tanzte mit ihr, und Niemand weiter durfte antreten. Wilm hatte im Aerger Muße genug, die Geſichter der Umſtehenden zu muſtern, und er bemerkte zu ſeinem großen Verdruß, wie die Blicke aller der vornehmen Herren mit Wohlgefallen auf Gretchen ruhten. Ein Offizier aber wollte ſie ſchier mit den Blicken verſchlingen und machte ein ſo lüſternes Geſicht auf das ſchmucke Mädchen, daß dem braven Burſchen die Luſt anwandelte, ihm mit der Fauſt hinein zu ſchlagen. Der Offizier rief den Jäger herbei und flüſterte ihm lange heimlich ins Ohr, dabei aber deutete er mit den Augen mehre Male auf Gretchen und verrieth ſich dadurch dem argwöhniſch lauernden Meſſerſchmied. Dieſer nahm ſich daraus, daß der Offizier des Jägers Herr ſei und hinſichtlich des weiblichen Geſchlechts wohl gleiche Grundſätze mit ihm habe, und daß der Herr irgend einen Anſchlag auf Gretchen ausgebrütet, zu deſſen Ausführung er ſich eben mit dem Jäger berathſchlage. Noch in demſelben Tanze trat der Gerichtsherr das Mädchen an den fremden Offizier ab, und Wilm mochte vor Wuth zerſpringen. Es bemächtigte ſich ſeiner ein ſolcher Haß gegen das widrige Geſicht des zierbenglichen Soldaten, daß ihm nicht anders war, als müſſe er ſich durch Thätlichkeiten Luſt machen. Doch wie er bald bemerkte, wurde der ihm unausſtehliche Mann nicht allein von ihm ſo ſorgfältig beobachtet; noch ein Paar andre Augen folgten jeder ſeiner Bewegungen und ſeinen ſüßen Blicken auf Gretchen, und wenn er ſich zu dem ſchämigen Mädchen niederbog, ihr irgend etwas Lüſternes zuzuflüſtern, empörte ſich noch ein anderes Herz darüber. Es war das der fremden Dame, welche Wilmen dieſen Morgen über Lambeck hatte ausfragen wollen und jetzt nur einen Schritt weit von ihm ſtand. Ihre Blicke verriethen deutlich genug, was in ihrer Seele vorging. Die impoſante Geſtalt ſah dabei noch einmal ſo trotzig aus, und aus dem künſtlich aufgebauten Haarberg hatten ſich einzelne ſchwarze Locken losgeriſſen und hingen unordentlich in Geſicht und Nacken herab. Bei einer Wendung erblickte ſie den Burſchen, trat zu ihm heran, und fragte: „Nun, guter Freund, wo haſt Du denn Deinen geiſtlichen Herrn Vetter?“

„Der iſt heimgegangen,“ verſetzte Wilm kurz.

„Das iſt in der That Schade. Ich hätte etwas drum gegeben, wenn mir der Mann noch einmal in den Weg gekommen wäre, und ich muß ſagen, ich habe mich darauf gefreut. Sein Geſicht war mir gar zu merkwürdig. Aber ſag' mir doch, wer iſt das Mädchen, mit welcher der Offizier tanzt?“

„Das will ich Euch ins Ohr flüſtern: ſie iſt meine Braut.“

„Deine Braut? Ei das iſt ja herrlich! Nun, ſo will ich Dein Vertrauen mit gleicher Münze zahlen, der Offizier iſt mein Bräutigam.“

„So? Und Ihr erlaubt ihm, mit andern Mädchen und Weibern ſo ſchön zu thun? Iſt das bei vornehmen Leuten Sitte?“

„Sitte oder nicht, es geſchieht, wie Du ſiehſt. Höre, mir fährt eben ein Gedanke durch den Kopf. Es ſoll Dein Schade nicht ſein, mir einen Plan ausführen zu helfen, wovon Du Dir ſogar viel Vergnügen verſprechen darfſt. Kannſt Du Dich auf die Treue Deiner Braut in jeder Hinſicht verlaſſen?“

„Ich denke, ja.“

„Nun gut. In einer Stunde ohngefähr will ich mich hier wieder nach Dir umſehen und Dir einen Wink geben. Geh' dann voran und führe mich an einen einſamen Ort, wo ich Dir meinen Plan mittheilen werde. Es würde auffallen, wenn ich jetzt länger mit Dir redete. Auch wird der Herr Oberſt mit ſeinen Gäſten jetzt den Berg dort beſteigen, wo der Schützenhof iſt.“

Wilm verſprach der ſchönen Dame, ihrem Wunſche nachzukommen, und da der Tanz eben aus war, nahm er kopfſchüttelnd ſein Gretchen am Arm und zog ſie heftig von dem ſie freundlich in die friſchen Wangen kneipenden Offizier fort, und beide ſtanden in einigen Minuten ſchon vor der kranken gnädigen Frau. Gretchen bückte ſich erröthend, nahm die weiße Hand vom Bette auf und küßte ſie ehrerbietig.

„Du liebes Kind,“ ſagte Amalia, von Gretchens Engelsſchönheit überraſcht, „Du willſt mir Dein unſchuldiges Vergnügen opfern?“

„O mit Freuden!“ antwortete das Mädchen; „ich möchte Ihnen mein ganzes Leben lang dienen, und Wilm hat mir geſagt, daß man Ihnen in dieſem Hauſe nicht vom Beſten begegnet iſt; da habe ich weinen müſſen.“

„O dieſe Thränen entſchädigen mich, mein Kind! Ich weiß Eure beiden Herzen mir in Liebe und Treue zugethan, und ſolch Bewußtſein erheitert mein Schickſal.“

„Ach, könnt' ich Sie doch recht glücklich machen!“ fuhr Gretchen fort. „Ich wollte ja gern keinen Tritt wieder tanzen. Heute iſt mir der Tanz ohnedies zuwider, und ich will nicht mehr von Ihnen gehen.“

„Nein, meine Liebe, das iſt gegen die Verabredung. Du willſt mich überliſten. Dein Vergnügen iſt mir ſo lieb als Deine Pflege. Alſo werde ich das durchaus nicht zugeben. Es bleibt bei dem Kontrakt. So oft ein Tanz vorüber iſt, kommſt Du und Dein Geliebter abwechſelnd.“

„Ach dann werd' ich wieder mit dem vornehmen

Herrn tanzen müſſen, und ſeine Reden haben mir doch gar nicht gefallen.“

Wilm erzählte Amalien, was vorgefallen, und Gretchen berichtete auf ſeine Aufforderung, daß der Offizier ihr die unerhörteſten Schmeicheleien ins Geſicht geſagt, ihr ein recht koſtbares Kirmeßgeſchenk verſprochen, und ſie bereden wollen, Abends mit ihm einen Spaziergang zu machen. Sie hatte vor Beſchämung und Beſtürzung keine Silbe hervorbringen können.

Dieſe drei Menſchen ſaßen noch eine Weile in liebenswürdiger Vertraulichkeit zuſammen, und Amalie theilte Gretchens kindlicher Unerfahrenheit aus dem reichen Schatze ihrer Erfahrungen manche wichtige Lehre mit, wodurch das Pärchen ſich nur noch inniger an die edle Leidende angezogen fühlte und ſie gleichſam, allen Standesunterſchied vergeſſend, als mütterliche Freundin zu betrachten immer mehr geneigt wurde, ohne ſich deſſen gerade deutlich bewußt zu werden.

## 11.

## Ein unvorſichtiges Bekenntniß.

Zu derſelben Zeit brach der Herr von Uetterodt mit ſeinem fremden Beſuche vom Plane auf, und zog unter die Linde, in die Allee und auf den Bärmer. Der Offizier hatte der oben bezeichneten Dame, welche ſich bei Wilm für ſeine Braut ausgegeben, den Arm gereicht, und beide gingen weit hinter der übrigen Geſellſchaft durch die wogenden Menſchenhaufen. Der

Offizier machte ſeine Begleiterin ſehr galant auf die mancherlei Ausbrüche der Volksluſt in der bunteſten Mannigfaltigkeit vom rohen Jubel bis zur unſchuldigen freien Aeußerung um ſie her aufmerkſam, und verfehlte dabei nicht, ihr viel Süßes zu ſagen. Aus ihrem ausdrucksvollen, ſchönen Geſichte war indeß jede Spur der früher geäußerten Leidenſchaftlichkeit verſchwunden; ſie erwiederte des Begleiters Reden ganz unbefangen, ja es ſchien, als ob es mit Herzlichkeit geſchähe, und ein feines bezauberndes Lächeln ſpielte um ihren Mund.

„Sie waren früher noch nie in Thüringen, mein gnädiges Fräulein?"

„Noch nie, Herr Kapitain," war die Antwort.

„Die Reize Ihrer Vaterſtadt ließen Sie wohl die anderer Gegenden entbehren. Es iſt wahr, Dresden und ſeine Umgebungen ſind unvergleichlich ſchön, und es möchte einem wohl leicht werden, dort die ganze übrige Welt zu vergeſſen. Doch mir fällt bei, Sie ſprachen dieſen Morgen, kurz hernach als wir unſern romantiſchen Ausflug begonnen hatten, bei Gelegenheit, als ſie den Bauernjungen um das Paſtorgeſicht befragten, viel von Wien. Haben Sie ſich lange da aufgehalten, meine Verehrteſte?"

„Faſt drei Jahre."

„O dann iſt Ihnen gewiß Wiens Adel genau bekannt, in deſſen Zirkel Ihr Rang und Ihre Geburt Sie nothwendiger Weiſe einführen mußten?"

„Ich kann mich einer großen Bekanntſchaft dort rühmen."

„Ohne Zweifel ſind Sie dann gewiß auch mit einer jungen Baroneß von Schönfeld oft zuſammen geweſen?"

Die Dame wandte bei dieſer Frage das Geſicht ab, und erwiederte dann ſchnell: „Ich kenne ſie, doch nur oberflächlich. Haben Sie ihre Bekanntſchaft gemacht?“

„So iſt's; doch nur in Briefen. Sie iſt ſehr geiſtreich und weiß ſich vortrefflich auszudrücken. Die glänzende Fluth ihrer Worte könnte einen entzücken, wüßte man nicht nur zur Genüge, was gewöhnlich hinter ſolchen Phraſen ſteckt.“

„Sie ſcheinen ſich ſehr für das Fräulein zu intereſſiren, und doch mißfällt Ihnen gerade das, was auch zugleich Ihr Intereſſe anſpricht.“

„Wie man's nimmt. Alles wird Ihnen klar ſein, wenn ich Ihnen ſage, daß mir zugemuthet wird, Fräulein von Schönfeld zu heirathen.“

„Sie ſetzen mich in Erſtaunen, Herr von Löwenzahn! Und das ſagen Sie mir mit ſo viel kalter Gleichgültigkeit! Sie können hier ruhig verweilen, während Sie in Wien eine Ihnen von Perſon noch unbekannte Braut haben? Das ſind mir Räthſel!“

„Die leichteſten von der Welt. Der Oberſt von Löwenzahn, mein Vater, und der Oberſt von Schönfeld, der Vater meiner Verlobten, wurden auf wunderliche Weiſe mit einander bekannt. Der erſtere war in preußiſchen Dienſten, wie auch meine Wenigkeit, der letztere in öſtreichiſchen. Im ſiebenjährigen Kriege wurde Schönfeld meines Vaters Gefangener, und von ihm ſo gut und brav behandelt, daß ſie die beſten Freunde wurden. Nun wird's eine abgedroſchene Geſchichte. Sie verſprechen ſich, einmal ihre Kinder mit einander zu verheirathen. Aber drollig genug entſprangen aus beiden Ehen nur Töchter, bis ich endlich die Wünſche meines Vaters erfüllte. Die jüngſte Tochter, aus dem Hauſe Schönfeld wurde mir ohne weiteres in den Kinderſchuhen ſchon zugeſprochen, und in dieſen haben wir uns auch die Aufwartung gemacht. Ihre Eltern waren nämlich mit ihr vor langer Zeit in Brandenburg; es iſt mir aber gar nichts mehr von ihr erinnerlich. Ich wähnte den ganzen Handel lange vergeſſen, als ich vor drei Monaten mit dem Hauptmannsdekret von meinem ſteinalten Vater zugleich die Weiſung erhielt, binnen einem halben Jahre meine Braut heimzuführen, er ſei dies ſeinem ſeligen Freunde ſchuldig — Herr von Schönfeld iſt nämlich ſchon lange todt — auch habe er Alles ſchon eingeleitet. Ich hätte etwas dagegen einwenden können, da mir's aber ſo ziemlich gleichgültig iſt, wen ich heirathe, wenn nur eine Dame von altem Adel, ſo thue ich meinem guten greiſen Vater gern dieſen Gefallen. Wir Leute von Welt wiſſen ja, was es mit der Ehe auf ſich hat, und meine Braut tritt mir aus ihren ellenlangen Briefen vornehm genug entgegen, um daraus ſchließen zu dürfen, daß ſie den Grundſätzen der vornehmen Welt in keiner Hinſicht zuwider ſein wird. Obgleich ſie es liebt, ſich in ſentimentale Schwärmereien zu ergießen, bald glüht und bald Eis iſt, ſo weiß ich ſchon, daß Worte nur Form ſind. Ich antworte ihr eben ſo wieder, ſtehle aus dem Grandiſon einige Gedanken und putze ſie prächtig heraus, wenn wir aber in der erſten Woche unſrer Ehe zu gähnen anfangen, ſobald wir uns allein befinden, wiſſen wir beide, woran wir ſind. Zweifelsohne macht ſich dann keines von beiden etwas daraus, und es fällt nicht einmal einem ein, den kleinen Betrug nur mit einer Silbe zu rügen."

„Fürwahr", verſetzte die Dame, „ich hätte nicht Luſt, Ihre Frau zu werden!"

Lachend ſagte der Offizier: „Dazu bin ich Ihnen in der That auch viel zu gewogen, mein gnädiges

Fräulein. Eine Dame lieben und ſie heirathen, iſt gemein und des Soldaten unwürdig. Auch hebt bei unſer einem das Letztere das Erſtere auf. Laſſen wir die abgeſchmackte Erinnerung an das Heirathen, ich bete ja Sie an, mein Fräulein."

„Sie ſind ein Schwätzer!" ſagte die Dame böſe und wand ſich von ſeinem Arm los, als er ſie aber feſthalten wollte, ſchlug ſie ihn mit dem Fächer auf die Finger, und drängte, von ihm verfolgt, raſch durch die Menſchen vor dem Forſthauſe der übrigen Geſellſchaft nach.

## 12.

## Eine Verſchwörung.

Geſchickt wußte ſich das Fräulein nach einer Stunde von den Andern zu trennen, und ſelbſt den lauernden Augen des Offiziers entging es, daß hinter dieſer Entfernung eine Abſicht verborgen ſei. Wilm erwartete ſie ſchon auf dem Plane, und ſchlenderte, von ihr bedeutet, der Köhlergaſſe hinauf. Sie folgte ihm von ferne. Auf dem höchſten Punkte dieſer Gaſſe bog der Burſche die ſteinernen Stufen nach der ſchönen hochgelegenen Kirche hinauf und harrte dann auf dem den Berg hinangelegenen Gottesacker der Dame.

„Der Kirchhof," ſagte er, „und der Gang am Breitenberg da oben iſt ſonſt ein beſuchter Spazierplatz, aber an der Kirmeß ganz verödet; wir ſind hier allein."

Ueber die graſigen Grabhügel, ihre hölzernen, bunt angemalten, mit ſinnigen und unſinnigen Inſchriften verzierten Kreuze, glitt das große Auge der ſchönen Dame, von einem wehmüthigen Thränenſchleier ſanft überhaucht, höher nach dem aufſteigenden Berge und ſeiner dunkeln Waldkrone, die oben ihr lichteres Grün in das Lichtblau des Himmels tauchte, Waldeinſamkeit, Waldgrün und Waldſchatten, Grabeinſamkeit, Grabesgrün und Grabſchatten, hier einander untergeordnet, wie Himmelsahnung ſüßer Wonnen und trauernder und doch auch ſüßer Erdenſchmerz. Dieſe Bilder und alle Kraft ihres lebendigen Weſens verlieh dem umherſchweifenden Auge des reizenden Mädchens den Ausdruck höchſter Schwärmerei, aber es hob ſich von den Grabhügeln und ſchweifte zu den Rieſenbergen hinauf und immer weiter, wo Berg und Berg ſich umarmen, wo Eichenwälder in helle Buchenhaine ſich ſchlingen, und die düſtre Tannenpflanzung beide umrändert; und gekräftigt von der Macht der Erſcheinung, rief ſie, wie einen innern Schmerz bekämpfend: „Wohlan, es ſei! — Verſprich mir,“ wandte ſie ſich jetzt zu dem Burſchen, „mit Hand und Mund nichts von dem zu verrathen, was ich Dir entdecke.“ Als Wilm dies gethan, fuhr ſie fort: „Zuerſt mußt Du wiſſen, daß ich hier bin, um jenen Offizier kennen zu lernen und ihn zu prüfen, ob er meiner würdig iſt. Bis jetzt habe ich das nicht gefunden. Doch ich will mich überzeugen, ob er niederträchtig genug iſt, mit teufliſchen Netzen die Unſchuld eines Mädchens zu umgarnen und zu morden. Ich habe nur zu deutlich bemerkt, daß heute eine unwürdige Leidenſchaft für Deine Braut in ihm aufloderte. Hat er ihr keine verlockenden Anträge gemacht?“

„Je nun! Er hat ſie zu einem Spaziergang auf dieſen Abend bereden wollen.“

„Schön, mein Freund, das geht ja ganz nach Wunſch!“ rief ſie mit Ironie und einem edlen Unwillen im Geſichte. „So thue mir nun die Gefälligkeit und rede Deiner Braut zu, daß ſie mit ihm geht; es ſoll ihr kein Leid geſchehen.“

„Hört, gnädige Dame, daraus wird nichts. Ei, Ihr legt's doch darauf an, ihn mit ihr zu erwiſchen; dann wäre ja meines Gretchens Ehre dahin, und wenn wir ſagen wollten, es ſei ein abgekartetes Plänchen, ſo würden die Leute ſolche Ausrede nur für einen Nothnagel halten. Nein, daraus kann nichts werden!“

„Ich ſeh es ein, guter Burſche, es wäre ein gefährliches Spiel; und Deines Mädchens Ehre darf auch nicht der leiſeſte Hauch des Argwohns beflecken. Schon damit wäre die Beſchämung eines ſolchen Wichtes viel zu theuer erkauft. Alſo etwas Anderes! — Ich werde mit Deiner Braut ſo ziemlich eine Größe haben.“

„So iſt's.“

„Könnteſt Du mir wohl Kleider verſchaffen, die denen gleichen, welche ſie dieſen Abend trägt?“

„Sie braucht ſich ja blos auszukleiden und Euch an, ſie ſelbſt trägt dann andere Kleider.“

„Ja, ſo geht's am beſten. Punkt zehn Uhr wollen wir die Komödie ſpielen, und dieſe Stunde mag ſie ihm angeben.“

„Gut, und die Verkleidung könnt' Ihr in Gretchens Hauſe vornehmen.“

Nachdem ſie in allen Stücken übereingekommen waren, ging die Dame allein wieder den Kirchhof hinab, der Burſche aber über den Pfarrberg und durch die Pfarrhecke und ſtieg dann den Berg abwärts auf den Plan.

## 13.

# Ein draſtiſches Kirmeßvergnügen.

Kaum auf dem Tanzplatz angelangt, erblickte Wilm den Fuhrmann Kaspar und eilte auf ihn zu. „Nun, Kaspar, was bringt Ihr von Vörwerts-Hänſen? Wer hat Eure Pfeiſe?"

„Es iſt ein närriſcher Kauz," lallte der Alte mit bierſchwerer Zunge lachend. „Hör' nur, was er mir für eine wunderliche Antwort gab. Als ich bei ihm eintrat, erkannte er mich ſogleich, und kaum hatte er ein paar Worte von meinem Schickſal vernommen, als er in das an die Stube anſtoßende Kämmerchen ging und ziemlich lange drinne verweilte. Wieder herausgekommen, ſagte er: Ihr habt den Meſſermacher Wilm Euer ganzes Herz ausgeſchüttet. Nun der, welcher von Wilm dieſen Abend die erſte Maulſchelle bekommt, der hat auch Eure Pfeiſe.' Dieſer Dieb hat Euch jedoch noch weit mehr geſtohlen, als den Meerſchaumkopf, inzwiſchen könnt Ihr ihm dieſen nur wieder abnehmen. Er hat ihn gewöhnlich in der linken Rocktaſche ſtecken. Jetzt eben raucht er aber daraus, indem er Euch mit noch einer Perſon, die Euch nah angeht, tüchtig auslacht. — Das war mein Beſcheid. Iſt das nicht ſonderbar?"

„Nun dann muß ſie Euch ein preußiſcher Offizier geſtohlen haben; denn wenn's mir nachgeht, erhält der dieſen Abend mehr als eine Maulſchelle, und wie ich meine, die erſte und letzte von mir. Habt Ihr Eure Frau ſchon geſehen?"

„Nein, ich finde ſie nicht."

„Hört, ein Jäger hat verflucht um ſie herumgeſchwenzelt, ein Kerl, der mit dem Herrn von Uetterodt heute gekommen iſt."

„Das wäre der Teufel! Das iſt gewiß der Sakermenter!"

„Ich vermuthe es auch; doch ſeht, iſt das nicht Eure Hausehre dort?"

„Ja, wahrhaftig, wir wollen ihr doch gleich auf den Zahn fühlen!"

Unbefangen und freundlich kam Annlies heran und machte ihrem Manne Vorwürfe, daß er ſie ſo lange verlaſſen.

„Sagt mir doch," begann Wilm, „wer war denn der ſchmucke Jäger, mit dem Ihr ſo luſtig tanztet?"

„Ei was weiß ich!" verſetzte die Frau trotzig. „Ich werde doch nicht ſo keck ſein, und die vornehmen Herren, welche mit mir tanzen, fragen, wer ſie ſind? Ich kenne ihn nicht und hab' ihn all' mein lebtag noch nicht geſehen."

„So, nun da müſſen wir uns wo anders befragen."

„Ei, das könnt' Ihr!"

Mittlerweile kam Gretchen auch hinzu und berichtete, daß die gnädige Frau heftiges Fieber habe, und der Arzt ſehr beſorgt ſcheine. Wilm konnte nun ſchon nicht tanzen und eilte auf den Zainhammer, um die Kranke nicht allein zu laſſen, wenn der Doktor von ihr ginge. Gretchen löſte ihn ab, und ſo ſchwand unter Hin- und Hergehen der Tag, und Dämmerung ſank in das von lauter Fröhlichkeit wiederhallende Thal. Nun, da die drückende Hitze des Tages vorüber war, ſchien die Luſt ſich erſt recht frei und entbunden zu regen. Auf den großen Plätzen glich das Gewühl Ameiſenhaufen, und das verworrene Getöſe ließ kaum das eigne Wort verſtehen. Wilm machte Gretchen mit dem für den Abend entworfenen Operationsplan bekannt, und beide trieben ſich unter der Menge herum.

Da ſtieß ihnen der alte rüſtige Fuhrmann wieder auf.

„Nun, der Abend iſt da," ſagte dieſer, „und ich habe Dich geſucht. Auch werde ich nun nicht mehr von Dir weichen." Indem beide mit einander plauderten, war Gretchen einige Schritte weit von ihnen abgedrängt worden.

„Ei, ſieh da, mein ſchönſtes Kind," flüſterte ihr plötzlich eine männliche Stimme zu, „endlich, endlich gefunden! Schon ſeit einer Stunde ſuch' ich Dich, liebenswürdigſte Rühlerin."

Gretchen erkannte den Jäger, der vertraulich ſeinen Arm um ihren Nacken legte. Sie wollte ſich von ihm losmachen, er ließ ſie aber nicht und ſprach weiter: „Glückliches Mädchen, mein Gnädiger iſt ſterblich in Dich verliebt, aber ich, bei Gott! nicht minder. Er ſendet Dir hier das verſprochene Geſchenk, und dies hier habe ich hinzugefügt, weil ich Dich eben ſo heiß verehre. Willſt Du Dir's nicht betrachten?"

„Es iſt ſchon gut," ſagte Gretchen, „ich will's zu Hauſe anſehen."

„Aber nun beglücke meinen Herrn mit der Nachricht, wann er dieſen Abend ein Weilchen mit Dir plaudern darf?"

„Um zehn Uhr will ich in der Allee vor dem Forſthauſe ſein."

„O Du vortreffliches Kind! Wann aber willſt Du mich glücklich machen? Darf ich meinen Herrn ablöſen? Wie? Du willſt?"

„Laßt mich! Ihr werdet unverſchämt!"

Aber der lüſterne Jäger erlaubte ſich noch größere Freiheiten. Wilm hatte von der Seite ſchon einige Minuten zugeſehen, und die Galle war ihm übergelaufen. „Das iſt der Kerl, der ſich heute mit

Eurer Frau ſo luſtig machte," flüſterte er dem Fuhrmann zu, und deutete auf den Jäger.

„Wahrhaftig, das iſt der Schurke!" erwiederte dieſer. In dem Augenblick beging der Jäger eine Unverſchämtheit an Gretchen; ſie ſchrie laut. Wuth und Zorn loderten in Wilm auf, und ſeine kräftige Hand führte einen furchtbaren Schlag auf des Grünrocks Backen. Beide hatten ſich ſogleich bei den Köpfen; Gretchen entſprang mit ihren Geſchenken. Der Jäger wollte ſeinen Hirſchfänger ziehen, aber der Fuhrmann rief überraſcht: „Ei ſeht doch, das war ja die erſte Maulſchelle!" damit war er ſchnell hinter dem verhaßten Nebenbuhler, umfaßte ihn mit ſtarkem Arm, langte in die linke Rocktaſche deſſelben und zog eine ſchöne Pfeife hervor. Zwar konnte er ſie nicht ſogleich als die ſeinige erkennen; denn ſie war ſorgfältig und wahrſcheinlich aus Vorſicht, damit ſie nicht erkannt werde, in Leder genäht; Kaspar ſteckte ſie aber, da er nicht Zeit hatte, ſie jetzt näher zu unterſuchen, mit der feſteſten Ueberzeugung, daß es die ſeinige ſei, getroſt zu ſich, und hämmerte dann mit ſeinem langen, braunen, hainbuchenen Stock rüſtig auf des Grünrocks breiten Rücken los. Wie nun meiſt große Begebenheiten kleine Veranlaſſungen haben, ſo auch hier. Einem in ein Faß voll Zunder, Schwefel und Pech fahrenden Feuerfunken gleich, war Wilms Ohrfeige gefallen, mit Blitzesſchnelle entſtanden zwei Parteien, und es begann eine wüthende Prügelei, deren Heftigkeit einen ſchlechten Ausgang weiſſagte. Die Rühler waren in jener Zeit als die jähzornigſten und hitzigſten Leute bekannt, blutige Schlägereien waren an der Tagesordnung, und ſelten ging eine Woche hin, wo der unbändige Sinn ſich auf den Bierbänken nicht die Köpfe mit Bierkrügen und Stuhlbeinen zerbrach. Selbſtrache galt als Ehrenſache, und der kleinſten Häkelei mußte durch Prügel Luft gemacht werden. Das hieß in der Sprache der Kühler: ſein Müthchen kühlen; gewiß ein ſehr bezeichnender Ausdruck für den wilden Charakter eines natürlichen Bergvolks, welches den gemeinen Nahrungsſorgen durch Fleiß und Glück enthoben war.

Wilm war lange ſchon von vielen Burſchen ſeines Alters um das ſchöne Gretchen beneidet worden, der Neid hatte Haß gegen den Glücklichen erzeugt, und der Haß lange ſchon auf eine Gelegenheit gewartet, ſich durch Thätlichkeiten zu äußern. Der Jäger aber hatte ſchon dadurch viel für ſich, daß er mit dem Patron, dem von Allen verehrten Herrn von Uetterodt, gekommen war, aber er hatte durch Leutſeligkeit und ganz vorzüglich durch Freigebigkeit — ein Eimer Bier war ſein Geſchenk an die tanzende Jugend — ſich ſehr Viele gewonnen. Wieder Andere waren durch ſein freies, oft unziemliches Benehmen gegen ihre Mädchen wider ihn eingenommen. Wilms Gutmüthigkeit war auch ſehr beliebt, und in dem Augenblick, als die Schlägerei begann, zeigte ſich's, daß er einen gerade nicht kleinen Anhang hatte. Das Schlimmſte bei der Sache war, daß die meiſten Köpfe, vom flüchtigen Biergeiſt überladen, nicht recht wußten, was ſie thaten, und nur drauf ſchlugen, unbekümmert, wohin und wen der Streich traf. Wilm dagegen war durch die ununterbrochene Sorge für die gnädige Frau von Welwar vom Genuß geiſtiger Getränke ganz abgehalten worden und der Nüchternſte von Allen. Nachdem er alſo dem Jäger einige Hiebe verſetzt und von dieſem und Andern auch einige eingenommen hatte, ſah' er bald, was daraus entſtehen würde, und war, wie ein kluger Feldherr, auf den geſchickteſten Rückzug bedacht. Dieſer gelang ihm auch glücklich, und unbemerkt entſchlüpfte er in der Dunkelheit ohne Schaden den Streichen ſeiner Gegner. Unverzüglich eilte er nach Gretchens Wohnung und fand das liebe Kind zu Hauſe. Die Geſchenke wurden betrachtet und mehrere koſtbare Tücher als Gabe des Herrn, ſo wie ein einfacher Halsſchmuck als die des Dieners erkannt. In traulichem Liebesgeſchwätz verrann die Zeit, bis ihnen die Kranke einfiel, und ſie eilten, die Leidende aufzuſuchen.

Auf dem Plan aber wüthete der blutige Streit und wälzte ſich in vielen Haufen wie Wolkenmaſſen gegen einander, ſich ſchnell geſtaltend, umbildend; und raſch wechſelnd, wurde aus dem Freunde Feind, aus dem Feind Bundesgenoſſe. Alter Privathaß, lang ſtill verhaltener Groll der Einzelnen erwachte, und die Hauptveranlaſſung war von den meiſten bald vergeſſen, jeder ſchlug nur auf den los, dem er nicht gewogen war, oder überhaupt nur um zu ſchlagen; denn was hat die, alle Schranken überwogende Trunkenheit noch für Gründe zu ihren unſinnigen Handlungen? Ein furchtbar wüſtes Geſchrei durchraſ'te unaufhörlich die Luft und drohte, die Ohren der Hörer zu zerreißen, bei Vielen ging es in ein wüthendes Gebrüll über; die gellenden, kreiſchenden Stimmen der Mädchen und Weiber, welche immer in die ſtreitenden Haufen hineinſtürzten, drangen durch die groben Laute der Männer. Blut floß von vielen Köpfen, und wer ſich nicht mehr aufrecht halten kohnte, wurde von den Füßen der Andern ſo lange getreten, bis eine mitleidige Hand ihn aus der Martermühle hervorzog. Von allen Seiten quollen Menſchen herbei, die übrigen Tanzplätze, die Straßen und Spaziergänge wurden leer, und alles drängte auf den einen Punkt zuſammen. Viele von den Zuſchauern, ſelbſt berauſcht und erhitzt, wurden in das Handgemenge mit hineingezogen oder nahmen thöricht aus eignem Antrieb daran Theil; denn der eine hatte einen Freund, der andre einen Feind, der dritte einen Verwandten darunter, dem er beizuſtehen oder auch eins zu verſetzen gedachte. So war die Balgerei zuletzt über den ganzen Platz ausgebreitet. Die Bewohner der benachbarten Häuſer hatten Lichter in die Fenſter geſtellt, und auf dieſe Weiſe wurde der wüſte Kampf auch düſter beleuchtet. Wie das Meer, durch die Dämme gebrochen, alles vernichtet, ſo raſ'te die entfeſſelte Leidenſchaft, wie erſt die freie Luſt ſich ungeberdig geäußert hatte. Gretchen hüllte den Geliebten in ihren Mantel, und unerkannt ſchlüpften ſie an den Häuſern hin neben dem gräßlichen Tumult vorüber und langten bei ihrer Pflegebefohlenen an.

## 14.

## Eine Erkennung.

Das Liebespärchen fand Amalien in der heftigſten Unruhe. Ihre Bruſt hob ſich ängſtlich, und ſie fragte den Meſſerſchmied verwirrt durcheinander, ob er nicht wiſſe, wo Lambeck bleibe, wie weit es denn von Eiſenach ſei, ob es Räuber und Mörder im Walde gäbe, und Wilm hatte viel zu ſprechen, um ihr nur einigen Troſt zu geben. Nichts deſto weniger ſchien ſich ihre Angſt von Minute zu Minute zu vergrößern, ihre Pulſe ſchlugen heftig, eine fieberhafte Röthe überflog ihr Geſicht, und bebend forſchte ſie nach der Urſache des wilden Kampfgeſchreis, welches vom Plan aus an ihre Fenſter drang. Dieſes maßloſe Toben erhöhte ihren peinlichen Zuſtand, und endlich vermochte ſie nicht mehr im Bette zu bleiben. „O Gott!“ rief ſie die Hände ringend, „wo er nur bleiben mag! Ihm iſt ein Unglück widerfahren, ſonſt wär' er ſicher zurück. Ha, meine ahnende Seele! O ihr lieben Kinder, die Angſt wird mich vernichten!“

„Es iſt neun Uhr vorüber,“ ſagte Wilm mitleidig, „und es iſt wahr, der Zeit nach könnte er lange wieder da ſein.“

„Ja, ja, er iſt hin! Barmherziger Gott im Himmel! Auch dieſes noch! Muß ich denn den tiefſten Leidenskelch leeren? Nein, das ertrag' ich nicht! O meine Sinne! mein Verſtand!“ Alſo jammernd und händeringend rannte die Verzweifelte durch das Zimmer, und ihr langes glänzendes Haar hing verwirrt in den Nacken herab.

„Mir wird's angſt und bange,“ flüſterte Gretchen ihrem Wilm zu, „und alle Glieder ſchlagen mir.“

„Ja mir iſt auch dabei nicht wohl zu Muthe,“ verſetzte der Burſche; „ich fürchte wahrhaftig, die arme Frau verliert den Verſtand. Gott weiß, wie das zuſammenhängt! und die Hoffaktorin hat vielleicht doch recht gehört. Doch was geht das uns an; wenn ich nur wüßte, wie da zu helfen wäre?“

Amalia warf ſich jetzt verzweiflungsvoll wieder auf's Bette, oder ſtürzte vielmehr entkräftet hin; der Geiſt ſchien von ihr gewichen, und Gretchen bog ſich voll Entſetzen über ſie her. „Ach Gott, ach Gott!“ rief das Mädchen, „Wilm, ſie iſt todt, oder ſtirbt jetzt eben. Spring geſchwind hinüber und hol' den Doktor!“

Wilm war mit drei Sätzen die Treppe hinab und in des Doktors Hauſe, welches dem Zainhammer ſchief gegenüber lag, aber er fand den Arzt nicht zu Hauſe, und muthlos kehrte er zurück; er wollte die Hoffaktorin rufen, aber zum Glück war auch ſie in die Bärmig gegangen, und ſo kam der bedrängte Burſche wieder, um Gretchen nicht allein bei der Dame zu laſſen. Die letztere hatte ſich mittlerweile wieder erholt, und als ſie vernahm, daß die Hauswirthin nicht zu Hauſe geweſen, bat ſie mit ſchwacher Stimme, ſie nur nicht mit der Gegenwart dieſes Weibes zu quälen.

„Aber, du lieber Gott," ſagte Gretchen, „es wird uns ſo angſt bei Ihnen, wenn wir allein da ſind; es könnte Ihnen ein noch größeres Uebel aufſtoßen."

„Still, mir fällt etwas ein," ſagte Wilm. „Es iſt bald halb zehn Uhr, und das Fräulein erwartet mich in der Allee. Sie will ich herführen, und wenn ſie ihren Trumpf noch an den Mann bringen will, ſo kann ſie ſich ja hier auch ankleiden, und wenn der Schnack vorüber iſt, kommt ſie wieder her. Das iſt ſchön. Sie iſt Eures Standes, gnädige Frau, und gewiß recht gut."

„So hole ſie herbei," ſagte Amalie, „damit mich die Angſt nicht gar erdrückt. O Adolf, Adolf, was leide ich um Dich!"

Wilm war ſchon fort. Auf dem Plan überraſ'ten Unordnung und Leidenſchaft noch alle Schranken, und Niemand vermochte den ausgetretenen Strom in ſein Bett zurück zu dämmen. Als Wilm vor dem „Bären" vorüberſtrich, gewahrte er in der Hausflur eine zuſammengedrängte Menſchengruppe und hörte eine ihm bekannte Stimme ſehr kläglich thun. Neugierig trat er hinzu und ſah die beiden Nebenbuhler, den Jäger und den Fuhrmann am Boden beſinnungslos wie Brüder nebeneinander liegen, beider Geſichter entſtellt von Wunden und Blut, Beider Kleider zerſetzt um ſie herumhängend, und vor ihnen Annlies heulend und ſchreiend, dabei aber ungewiß laſſend, ob ſie den einen oder den andern meine. Wilm drückte die Ohren an und trollte ſich weiter. Im letzten Haus an der Brücke, worin das Gelag war, befanden ſich eine Menge mehr oder minder gefährlich Verwundeter, und ſchon viele derſelben waren in ihre Behauſung gebracht worden. Nichts deſto weniger dauerte die entſetzliche Schlägerei noch eben ſo hitzig und friſch als vom Anfang fort, obgleich keiner von den Veranlaſſern des Streites und erſten Streitern mehr auf dem Platze war. Noch immer ſchrieen und kreiſchten Frauen und Mädchen dazwiſchen, um Männer, Brüder, Söhne und Geliebte dem Kampf entweder zu entreißen, oder ſie auf einander aufzuhetzen und anzufeuern. Unter der Linde wurde inzwiſchen ſchon wieder luſtig getanzt; Wilm hielt ſich aber nicht auf, ſondern trabte dem herzoglichen Forſthauſe zu. Hell glänzten die hohen Fenſter des Saals. Die Flügelthüren deſſelben waren geöffnet, und auf den hohen ſteinernen Stufen vor ihr drängten Menſchen auf und ab. Drinnen aber wogte die vornehme Welt, und in den geſchliffenen Kryſtallen der mächtigen Glas- und Kronenleuchter brach ſich das Licht der hundert Kerzen tauſendfältig. Hier waren ſämmtliche Badegäſte, die Nobleſſe des Orts mit ihren zahlreichen Gäſten, ſo wie mehrere vom weimariſchen Hofperſonal, welche von Wilhelmsthal heraufgekommen waren, nebſt vielen angeſehenen und vornehmen Fremden aus Eiſenach, Gotha und der Umgegend, auf ſplendidem Balle verſammelt. Wilm zog ſeine Kappe ab, ſtieg die Stufen hinauf, zwängte ſich durch die Menge der Zuſchauer und ſpähte durch die glänzenden und reichgeputzten Damenreihen. Die Tanzmuſik rauſchte prächtig durch den Saal, die Paare fliegen wie farbenglühende Traumphantome vorüber; da fiel eine Roſe zu Wilms Füßen, und er ſah die Geſuchte im ſchönſten Ballkleide am Arme eines Hofherrn vorbeiwirbeln. Geduldig harrte er nun, bis der Tanz vorüber war und zog ſich dann wieder nach der Thüre zurück. Bald darauf erſchien das Fräulein, in ihre Saloppe gehüllt.

„Der Kapitain," ſagte ſie, „hat ſich vor einer halben Stunde ſchon aus dem Saale entfernt und wird mit ſeinem Jäger gewiß ſchon die Alleen nach dem Schlachtopfer durchſtreifen."

„Mit dem Jäger auf keinen Fall," verſetzte Wilm und machte die Erſtaunende mit dem Vorfall bekannt, berichtete ihr auch dann von Frau von Welwars Krankheit und brachte die Bitte vor, ihm dorthin zu folgen, wo ſich Gretchen befände, ſich dort anzukleiden und der armen guten Dame Geſellſchaft zu leiſten. Das Fräulein, durch Wilms vortheilhafte Beſchreibung ſchon im Voraus für die Kranke eingenommen, verſprach ſich viel von der neuen Bekanntſchaft, und beide traten bald in den Zainhammer. Die Frau Hoffaktorin, unterdeſſen als eine ordentliche Hausfrau zurückgekehrt, keifte aus ihrer Wohnſtube zu ebner Erde über das ſpäte Hin- und Herlaufen, doch unbekümmert um ſie waren die Wanderer ſchon die Staffel erſtiegen, und Wilm öffnete leiſe die Thür. Gretchen ſaß am Bette und hatte die Hand der Dame gefaßt. Der Lichtſchirm warf ſeinen Schatten auf das Geſicht derſelben.

„Iſt er's?" rief Amalia mit gepreßter Stimme.

„Ach nein!" verſetzte Gretchen faſt weinend, „es iſt Wilm mit dem gnädigen Fräulein."

Dieſe trat herzu, verbeugte ſich und bot der Kranken ihre Geſellſchaft an.

„Ihre Theilnahme thut mir wohl,“ verſetzte dieſe, „und ich danke Ihnen gerührt dafür. Setzen Sie ſich an meinem Bette nieder und vergönnen Sie mir, Ihre nähere Bekanntſchaft zu machen.“

Das Fräulein war während dieſer Rede ſichtbar unruhiger geworden. Mit geſpanntem Ohr horchte ſie auf jeden Laut der Kranken und ſtrengte die Sehkraft ihrer Augen an, um das Geſicht der Sprechenden zu erkennen. Als dieſe geendet, trat das Fräulein näher hinzu und ſtieß wie aus Unvorſichtigkeit an den Lichtſchirm, ſo daß der helle Strahl in Amaliens Geſicht fiel; aber in demſelben Augenblick fuhr ſie auch heftig zuſammen und rief unwillkürlich: „Ach Jeſus Maria!“

„Was wandelt Sie an?“ fragte die Kranke ſtaunend, aber voll Ahnung.

Das Fräulein faßte ſich ſchnell, beugte ſich ganz zu ihr herab und flüſterte ſo leiſe als möglich: „Ich bin eine geborne Wienerin, die Tochter des ſchon lange verſtorbenen Oberſten von Schönfeld; doch verſichere ich Ihnen, daß Sie von mir nichts zu befürchten haben. Ein glücklicher Zufall führt mich zu Ihnen. Vertrauen Sie auf mich!“ Sie wollte weiter reden, aber mit Schrecken bemerkte ſie, daß Amalia ohnmächtig geworden war. Gefaßt und männlich machte ſie Wilmen und Gretchen damit bekannt und ſagte: „Laßt ſie einige Zeit in dieſem Zuſtande; er iſt ihr vielleicht wohlthätig. Sobald ich mich entfernt habe, reibt Ihr mit dieſer Eſſenz die Schläfe. Es wird ſie wieder zu ſich bringen. Fragt ſie nach mir, ſo weicht Ihr aus, bis ich ſelbſt wieder da bin. Nun raſch Deine Kleider, Gretchen!“ Eilig riß die Kühne ihren Kopfputz ein, wand das Haar zuſammen auf einen Knäul und ließ ſich von Gretchen das Kopftuch (den „Haidlappen“) nach der Art umbinden, wie es nur die rühler Frauen zu tragen pflegen, und woran man ſie auf den erſten Blick erkennt. Der geblümte Schlafrock, Leibſtück und Kamiſol waren bald angelegt, und auf und davon rannte das wildſchöne Mädchen in der Verkleidung, die ihr allerliebſt ſtand. Gretchen, zur vornehmen Dame umgewandelt, und Wilm, der trotz der ängſtlichen Lage über ſie lachen mußte, bemühten ſich vergebens, die Ohnmächtige zum Bewußtſein zu bringen.

## 15.

## Das Stelldichein.

Das verkappte Fräulein fand bald, was ſie ſuchte. Der Offizier wandelte zwiſchen den Bäumen auf und ab und hatte kaum die Geſtalt bemerkt, als er ſogleich auf ſie los eilte, ſie in die Arme ſchloß und mit zärtlichen Worten überhäufte. Das Fräulein hatte Grund zu ſchweigen; als der verliebte Herr aber zudringlicher wurde, zog ſie ihn nach der Hellung hin. die aus den Fenſtern des Saales ſtrömte, zeigte dem Ueberzärtlichen ihr Geſichte und ſagte ſpöttiſch: „Guten Abend, Herr Kapitain!“

„Wie? Fräulein von Brauſe!“ rief dieſer erſtaunt. „Sie bringen mich aus aller Contenance.“

„Ei, ein Soldat ſollte ſich durch nichts aus der Contenance bringen laſſen, am wenigſten aber durch den unverhofften Anblick einer Dame, der er ſchon bis zum Ueberdruß verſichert hat, wie ſehr er ſie anbete!“

„Ihr Scherz iſt hier ſehr übel angebracht, mein Fräulein."

„Und Ihr Betragen noch übler, mein Kapitain."

„Wer hat Ihnen eine Stimme über mein Betragen zugeſtanden? Ich kann thun und laſſen, was ich will!"

„Zum Glück hab' ich dieſelbe Freiheit, mein Herr. Nun, ich will nur meinen Auftrag vom ſchönen Gretchen ausrichten, und Ihnen dann nicht länger läſtig fallen. Sie läßt Sie erſuchen, morgen Ihre Geſchenke wieder abholen zu laſſen. Sie könne keinen Gebrauch davon machen. Sie ſeien viel zu koſtbar für ein ſo einfaches Kind."

„Sie, mein Fräulein, in Auftrag des ſchönen Gretchens?" fragte der Hauptmann mit geändertem zärtlichen Tone. „O jetzt erſt verſtehe ich! Ich Thor, wie ich ſo blind ſein konnte! Laſſen Sie die Maske fallen: wir ſind hier ohne Zeugen. Ihre Leidenſchaft für mich ließ Sie dieſen Schritt thun. Die Liebe reißt alle Formen nieder. Der Gedanke iſt göttlich. Laſſen Sie ſich umarmen!"

„Zurück, Menſch! Ihnen rappelt's im Hirnkaſten; ſicherlich hat der jetzt wüthende Hundsſtern dort Verwüſtungen angerichtet! Gute Nacht, Herr Kapitain!"

Der Offizier ſah ihr mit weit geöffnetem Munde nach, bis ſie in der Nacht verſchwand und rief dann: „Nun, bei meiner Treu, das begreif Einer. Geprellt bin ich, wie aber, weiß ich noch nicht recht. Sollte dieſes naſeweiſe Fräulein von Brauſe — —" Er ſchlug ſich vor die Stirn, aber es wurde nicht heller hinter derſelben. Von mancherlei Gedanken heimgeſucht, verfügte er ſich wieder in den Saal, ſetzte ſich in eine Ecke und wartete, am geſellſchaftlichen Vergnügen keinen Antheil mehr nehmend, bis des Oberſten Wagen, den dieſer zu Mitternacht beſtellt hatte, verfuhr und die Gäſte ſich zuſammen fanden. Als man nach dem Fräulein von Brauſe fragte, meldete der Kapitain, daß ſie wahrſcheinlich die Nacht in der Ruhl zubringen würde, wo? wiſſe er nicht; doch habe ſie ihm gute Nacht geſagt. Man machte mancherlei Randgloſſen über das ſeltſame Benehmen des Fräuleins, zu denen der Offizier übrigens wenig beigab.

## 16.

## Im Krankenzimmer.

Als ſich das Fräulein von dem betrogenen Liebhaber getrennt hatte und ſchnell nach dem Zainhammer eilte, erkannte ſie beim Lichtſchimmer, welcher einzelne Partieen der dunklen menſchenvollen Straße überſtrömte, Wilmen, welcher eilig an ihr vorüberſchoß. Sie rief ihm zu und fragte, was dieſer Gang zu bedeuten habe.

„Ach, daß ſich Gott erbarme!“ ſagte der Burſche, „das iſt ein unglücklicher Kirmeßtag für mich. Die gnädige Frau iſt von Eurem gut riechenden Waſſer nicht wieder zu ſich gekommen, und ich befürchte, das Leben bleibt ihr ganz aus. Gretchen und ich, wir haben ſie gerüttelt und gerieben, aber, Alles vergebens; wir ſpüren nicht, daß noch Athem aus ihrem Mund geht, ſie iſt todtenblaß, ſteif, und hat die Augen geſchloſſen. Gretchen iſt ſelbſt halb todt vor Schrecken und Kummer, und mir zittern auch alle Glieder wie

Espenlaub. Nun will ich nur ſchnell in den Forſtſaal ſpringen und den Doktor Storch holen!“

„So eile,“ ſagte das Fräulein, „ich werde es ebenfalls thun, um Gretchens Beiſtand zu ſein.“

Die Frau Hoffaktorin ſtand ſchon wieder auf der Lauer; das viele Ein- und Ausgehen war ihr verdächtig vorgekommen, und ſie konnte ſchlechterdings nicht begreifen, was noch ein rühler Mädchen ſo ſpät bei ihrer Hausgenoſſin wolle. Auch war ihr viel daran gelegen, zu wiſſen, ob der Bediente nach Hauſe kehre oder nicht. Das Fräulein ſetzte ſich, das angſtvolle Gretchen tröſtend, zu ihr an das Bett der Ohnmächtigen. Als ſie die leidenden ſchönen Züge derſelben betrachtete, überkam ſie eine große Wehmuth, und einzelne Thränen quollen unter den langen ſchwarzen Augenwimpern hervor. „Arme Unglückliche!“ ſeufzte ſie dann, „muß ich Dich hier finden! Doch ich will Dir eine treue Stütze ſein.“ Alle Leidenſchaftlichkeit, welche den Tag über dieſes lebhafte Geſicht durchzuckt hatte, war daraus verſchwunden und hatte einer gewiſſen Schwermuth Platz gemacht, welche Gretchen nicht ohne Theilnahme betrachtete. Die Worte des Fräuleins hatten einen andern Ton und Ausdruck gewonnen, und ihr ganzes Weſen ſchien in Empfindung und ſanftes Weh aufgelöſt. Oft beugte ſie ſich bang lauſchend über das Geſicht der Ohnmächtigen und rieb ihr Bruſt und Schläfe mit dem Lebensöl, und Gretchen ſtand ihr in all dieſen Bemühungen bei. Nach kurzer Zeit trat der Doktor eilig herein, vergeblich ſeine Schwiegermutter zurückweiſend, die, glücklich, eine ſchickliche Gelegenheit zum Eindringen in das Zimmer gefunden zu haben, ihn mit beiden Armen vorwärts ſchob, und um all ſein Reden unbekümmert, ſchnurſtracks nach dem Bette rannte. Als ſie die Ohn-

BIBL. UNIVERS. LIPS.

mächtige erblickte, prallte ſie entſetzt zurück und erhob dann ihre Stimme: „Todt?! da haben wir die Beſcheerung! Du meine himmliſche Güte, noch heute muß mir meine Prophezeiung eintreffen! Und wo iſt der ſaubre Herr Lambeck? He, Wilm, Du brachteſt ihr ja heute eine Botſchaft von ihm. Wo iſt er? Wo bleibt er?“

„Er wollte nach Eiſenach und bei Zeiten wieder da ſein; iſt aber nicht wieder gekehrt, und das hat die gnädige Frau ſo alterirt,“ verſetzte der Burſche achſelzuckend, welcher hinter ihr ins Zimmer getreten war.

„Nun da haben wir ja die Geſchichte haarklein, Herr Schwiegerſohn, wie ich's heute vorausſah. O daß doch dieſer und jener hineinführe! Der Kerl durchgegangen und ſie — ſie hat ſich vergiftet! Da iſt gar kein Zweifel. Vergiftet! O über die Schande! In meinem Hauſe vergiftet! Und ich muß die Koſten bezahlen, das Gericht kommt mir ins Haus, und den verfluchten Spektakel habe ich noch obendrein. So hören Sie doch, Herr Schwiegerſohn!“

„Laſſen Sie mich jetzt in Frieden!“ verſetzte der beſchäftigte Doktor, „und mäßigen Sie Ihre Zunge.“ Schnell ſprang er fort, um einige Medikamente aus ſeiner Hausapotheke zu holen.

„Solches Geſindel wird einem empfohlen!“ fuhr die Hausfrau fort. „Komödianten werden's geweſen ſein und weiter nichts; das ſeh' ich nun wohl ein. Daran will ich all mein Lebetag denken!“

„Ich bitte Sie, von dieſer Dame mit mehr Reſpekt zu ſprechen,“ fuhr das Fräulein jetzt im größten Unwillen über die Schmähreden heftig heraus. „Ich kenne die Dame und ſtehe für Alles.“

„Ei! — Und wer ſind Sie denn? Hab' ich Sie doch auch noch nie geſehn, Madame oder Mademoiſelle! Wie kommen Sie denn in mein Haus?“

„Durch die Thür, Frau.“

„Höre nur ein Menſch, wie ſchnippiſch! Und was ſoll denn das vorſtellen, daß Sie mit dem rühler Mädchen da die Kleider gewechſelt haben? Sie gehören wohl auch zu der Komödiantengeſellſchaft und wollen Komödie ſpielen?“

„Iſt ſchon geſchehen. Es war nur eine kleine Poſſe, geht Sie übrigens nichts an, Hausfrau. Hier iſt nur davon die Rede, daß ich mich Ihnen für dieſe kranke Dame verbürge.“

„So — Wer bürgt denn aber für Sie? Wer kennt Sie denn?“

„Der Herr Oberſt von Uetterodt, Ihr Gerichtsherr und Patron, und der Herr Hofrath von Zach in Gotha; er iſt ein Ungar, wie Sie vielleicht wiſſen werden, und meine Güter liegen in Ungarn, und wenn Ihnen dieſe Bürgſchaft nicht genügt, ſo ſoll es der Herzog von Gotha ſelbſt ſowohl für mich, als für dieſe hier. Einſtweilen aber, bis ich Ihnen dieſe Bürgſchaften und Ausweiſungen beibringen kann, mag dies hier ihre Stellen vertreten, welches hoffentlich alle auflaufenden Koſten decken wird.“ Damit warf ſie der Hoffaktorin eine mit Gold gefüllte Börſe zu. Dieſe war vor Erſtaunen und Beſtürzung einige Schritte zurück gewichen und ſtammelte unverſtändliche Entſchuldigungsworte hervor. Wilm und Gretchen weideten ſich an ihrer großen Verlegenheit. Der eintretende Doktor wunderte ſich ſchier, daß er die Frau Schwiegermama ſo umgewandelt wieder fand, und ſchloß, von Erfahrungen beſtimmt, daß ſeine Worte ſchwerlich dieſe Veränderung hervorgebracht haben möchten.

Die angewendeten kräftigen Mittel halfen bald; Amalia ſchlug die Augen auf und ſchaute die Umſtehenden verwundert an. „Iſt er da?“ fragte ſie endlich mit ſchwacher, kaum vernehmbarer Stimme.

„Noch nicht,“ verſetzte das Fräulein ſanft, „doch beruhigen Sie ſich! Er wird kommen.“

Amalie zuckte wieder zuſammen, als ſie die Stimme hörte und das Geſicht ſah, ſtöhnte und ſchloß die Augen.

„Vertrauen Sie mir doch ganz, meine Theuerſte,“ flehte das Fräulein weich und eindringlich. „Ich liebe Sie; ich verehre Sie tief, ich bin bei Gott, von Stund an Ihre treuſte Dienerin!“

Die Hoffaktorin horchte hoch auf und ſtellte ſich hinten auf die Zehen, um Alles recht genau überſehen zu können, denn ſie brannte vor Neugierde. Amalia ſchlug die Augen wieder auf, ſchlang ihren Arm um des Fräuleins Nacken, zog das Geſicht derſelben an das ihrige, drückte ihr einen Kuß auf den Mund, und flüſterte ganz leiſe: „Um Gottes Willen nicht verrathen!“

„Fürchten Sie nicht das Geringſte,“ verſetzte das Fräulein. „Bei Gott und allen Heiligen! Sie ſind ſicher.“

Die Hoffaktorin mochte vor Neugierde vergehen. Gern hätte ſie das Geld, ſo ſehr auch ſchon ihre ganze Seele daran hing, wieder gegeben, wenn ſie nur in dem Augenblick klar über dieſe ſonderbaren Verhältniſſe geweſen wäre. Schon ſann ſie auf eine ſchickliche Einleitung, das Fräulein auszufragen, als zu ihrem größten Aerger der Doktor noch einige Verordnungen für die Nacht gab, da ſowohl das Fräulein, als Wilm und Gretchen bei der Kranken zu wachen erklärten. Die Hoffaktorin ſprach zwar viel, daß dieſe Mühe der Hauswirthin zukomme, und die vornehme Dame ſich die Ruhe nicht rauben möge; aber es half ihr alles nichts, wie ſie ſich auch drehen und wenden mochte, um zu bleiben und vielleicht noch Einiges abzuhorchen, der Doktor zog ſie mit ſich fort, und bereitete ihr dadurch eine ſchlafloſere Nacht, als wenn ſie bei der Kranken geblieben wäre. Denn jedes Wort, was ſie dieſen Abend vernommen, gewann bei öfterer Wiederholung mehr Bedeutung, die Börſe mehr Gewicht, und ſelbſt der kleinſte Umſtand zerbrach der guten Frau den Kopf. Sie brachte nichts heraus; aber ein andrer, ihrer Meinung nach ſehr glücklicher Gedanke war in ihrem Geiſte wie eine leuchtende Rakete aufgeſtiegen, und ſie konnte nun vor Ungeduld den Tag nicht erwarten, und wälzte ſich auf den glühenden Federn. Und welches war die geniale Geiſtesgeburt? Sich's von dem erhaltenen Gelde ein Stück koſten zu laſſen; dieſes mit Anbruch des Tages Vörwerts-Hänſen zu bringen, und von dem Manne, der Alles wußte, zu erfahren, wer die Frau von Welwar, der Diener Lambeck und das Fräulein ſeien, und welchen Grund und Urſache die Dinge hätten, die ſich vor ihren Augen zugetragen.

Nur einige Schritte von ihr im Krankenzimmer war man nicht weniger mit dem Wundermann beſchäftigt. Amalia erzählte nämlich ihren Pflegern, wie ſie bei weitem nicht mehr ſo große Herzensangſt um den Ausgebliebenen habe, und verſucht ſei, dieſe Aenderung in ihrem Gemüthszuſtande der Wirkung des Amulets zuzuſchreiben, welches Wilm ihr von Vörwerts-Hänſen überbracht hatte. Das Fräulein erkundigte ſich nach dem Manne, und Wilm, der, wenn das Geſpräch auf Hänſen kam, unerſchöpflich war, wußte ſo viel von ihm zu erzählen, daß die Nacht ſchnell hinſchwand, und der Tag über den Breitenberg leuchtete, eh' ſie ſich's verſahen. Seine Erzählung wurde von wüſten Lauten begleitet, die noch immer vom Plan her drangen; denn die Schlägerei dauerte, mit kleinen Unterbrechungen, die ganze Nacht hindurch.

## 17.

## Im Häuschen des Wundermannes.

Mit vollem Anbruche des Tages ſetzte ſich das Fräulein an das Pult, um an den Oberſten von Ueterodt ein Billet zu ſchreiben, mit der Bitte, daß er ihr ſogleich einen Wagen ſchicken ſolle; es habe ſich etwas Wichtiges ereignet, welches ihre ſchnellſte Gegenwart in Gotha erfordere. Wilm übernahm es, den Brief zu überbringen, und machte ſich rüſtig auf denſelben Weg, den er geſtern um dieſelbe Zeit gegangen war. Als er nun ſo, die würzige Morgenluft einſchlürfend, dahinſchritt, bog er um eine Waldkrümmung und ſchlug die Augen auf; da wollte er anfangs denſelben nicht trauen und verdoppelte ſeine Schritte. Aber ſeine Verwunderung ſtieg, je näher er der Frau kam, welche vor ihm watſchelte; denn es war niemand anders, als die Frau Hoffaktorin. Wilm errieth im Nu Zweck und Urſache dieſes frühen Gangs der neugierigen Frau, und um ſelbſt kein unangenehmes Examen beſtehen zu müſſen, ſprang er durch die Hecke auf die Wieſe hinab und ſtand nach kurzer Zeit vor dem alten Kloſtergebäude Weißenborn.

Der Brief war abgegeben; da fuhr Wilmen der Gedanke durch den Kopf, bei Vörwerts-Hänſen nach

Lambeck zu forſchen, und unverzüglich verfügte er ſich nach dem Häuschen des Wunderdoktors. Dort fand er aber ſchon eine ziemliche Anzahl Menſchen aus der Umgegend verſammelt; denn Häns bediente die Leute je früher deſto lieber. Dem Burſchen war ein neues Erſtaunen bereitet. Unter dem anweſenden Volke auf dem mit Bäumen beſetzten Platze marſchirte der Herr Hauptmann von Löwenzahn gravitätiſch herum. Dem guten Offizier war es in dieſer Nacht nicht beſſer ergangen, als Wilmen und der Hoffaktorin; auch er hatte kein Auge geſchloſſen, und ſtets waren ihm des Fräuleins räthſelhafte Worte durch den Kopf geſummſt, und er hatte endlich beſchloſſen, die Kunſt des Mannes zu erproben, von welchem der Oberſt ihm ſchon ſo viel Wunderbares erzählt hatte. Wilm ſchlich um das Häuschen herum und ſchlüpfte durch die Hinterthür hinein, bot der Frau Andert einen freundlichen Morgengruß, zog ein großes Stück Kirmeßkuchen, welches er zu ſeinem Frühſtück zu ſich geſteckt, hervor und vertheilte es unter die Kinder, und war ſo der Nächſtfolgende, der in die Stube trat.

„Nun, was willſt Du ſchon wieder?“ ſchnauzte ihn Häns an.

„Ach ſagt mir doch, um alles in der Welt und im Himmel, wo iſt denn der Herr Lambeck geblieben, und wo ſteckt er?“

„Im Amtsgefängniß in Gotha.“

„Weshalb?“ fragte Wilm erſchrocken.

„Er ſoll ein Dieb ſein.“

„Ein Dieb?“

„Nun ja, ein Dieb. Mach, daß Du fort kömmſt; denn Du ſiehſt, daß mehr Leute warten, ich kann mich nicht mit Dir eine Stunde abgeben.“ Damit ſchob er den Burſchen zur Thüre hinaus, der traurig und beſtürzt den Rückweg antrat.

Die Frau Hoffaktorin war unterdeſſen auch bei dem harrenden Haufen angekommen und verlangte mit lauter Stimme, kraft ihres Namens und Anſehens, zuerſt und vor allen Andern Eintritt. Der Offizier war aber nicht höflich genug, ihr den uſurpirten Vorrang zuzugeſtehen, ſondern berief ſich auf ſein längeres Warten und trat ohne Umſtände in die Thür, als der Expedirte herauskam.

„Hört, lieber Freund,“ ſagte der Kapitain zu Hänſen, der ihm keinen Stuhl zum Sitzen bot, „ich habe geſtern Abend mit einer Dame geſprochen, die ſich in eine wunderliche Verkleidung geſteckt hatte, um mich — ich weiß nicht mit welchem Rechte — zu necken. Noch ſonderbarer, als dies Betragen, kamen mir einige ihrer Worte vor. Könnt Ihr mir wohl ſagen, wer die Dame eigentlich iſt, und was dieſe Worte bedeuten ſollen?“ Zugleich legte er einen blanken Dukaten auf den Tiſch.

„Wir wollen zuſehen,“ verſetzte Häns und maß den Offizier noch einmal mit düſtern, heimtückiſchen Blicken, eh' er in ſein Kämmerchen ging. Er blieb nicht lange darin, und kam noch mürriſcher heraus. „Die Dame iſt Eure eigne Braut,“ ſagte er, „die Ihr in Ungarn wähnt; ſie beſchloß, Euch unter einem andern Namen kennen zu lernen, und reiſte nach Gotha, da ſie von Euch ſelbſt wußte, Ihr würdet ein paar Monate im Hauſe der Familie unſers gnädigen Herrn zubringen. Unter dem angenommenen Namen fand ſie durch einen Empfehlungsbrief Aufnahme beim Herrn Oberſten. Ihr ſeid betrogen und habt die Gunſt der Dame verſcherzt.“

Der Offizier war wie vom Donner gerührt; nun wurde ihm plötzlich viel früher Unbegreifliches klar, und er zweifelte keinen Augenblick an der Ausſage des

Wundermanns. Er war ſchon im Begriff, wieder durch die Thüre zu ſchwanken, als er eine zweite Frage mehr an ſich ſelbſt, als an Hänſen that: „Wo bleibt denn nur mein Jean?“

„Geht nur,“ grinſte Häns, „er wird gleich in Geſellſchaft aus der Ruhl auf dem Edelhof ankommen, aber weder gehend, noch reitend, noch fahrend.“

Kopfſchüttelnd ging der Offizier, er war aber kaum im Herrenhauſe angelangt und hatte dem nicht minder erſtaunenden Herrn von Uetterodt die ſeltſame Entdeckung hinſichtlich des Fräuleins gemacht, als ſechs Männer mit einer Tragbahre auf den Schultern in den Hof kamen. Alle Gäſte liefen dem wunderlichen Aufzuge entgegen und erkannten bald des Offiziers Jäger, der ſchwach und in Wundverbänden von der Bahre gehoben wurde. Mit Schrecken vernahm man, daß er die Veranlaſſung zu der wilden Schlägerei geweſen war, von der man Abends vorher in der Ruhl viel gehört, und die die Geſellſchaft beim Heimfahren ſelbſt einige Augenblicke mit angeſehn hatte. Der Offizier, ohnedies heftig aufgeregt, entließ die Träger mit vielen Drohungen, und ſchwur, ſeinen lieben Jean zu rächen.

Die Hoffaktorin war ſtolz wie ein Pfau in Hänſens Stube getreten, er aber dankte ihrem hochmüthigen Gruße nicht und ſchien ſich überhaupt nicht viel um ſie zu kümmern; denn mit der größten Ruhe verzehrte er ein großes Stück Käſſe und Brot zum Frühſtück, und zechte, während die in Verlegenheit gerathende Frau ihr Anliegen hervorſtammelte, gleichgültig aus einem blauen ſteinernen Kruge das wohlſchmeckende heilgenſteiner Bier, welches Ambort ſchon in der Frühe hatte herbeiholen müſſen.

„Alſo, wer die kranke Weibsperſon in Eurem

Hauſe iſt, wollt Ihr wiſſen?“ fragte Häns, als ſie geendet, gleich als habe er nicht recht gehört, und da ſie bejahte, fuhr er trocken fort: „Ich kann Euch keinen beſſern Rath geben, als ſie ſelbſt zu fragen, und ſtatt den weiten Weg ins Thal zu machen, hättet Ihr blos Eure Treppe brauchen hinauf zu ſteigen. Denn Niemand wird doch am beſten wiſſen, wer die Dame iſt, als ſie ſelbſt.“

„Ja, aber ſie wird es mir nicht ſagen.“

„So? meint Ihr das? Freilich das ändert die Sache. Wenn ſie es Euch aber nicht ſagen wird, ſo werd' ich es noch weniger thun.“

„Ich verlang' es ja nicht umſonſt, Häns,“ erinnerte die Frau, vornehm ſich herablaſſend, und zeigte einen blanken Gulden, als Lockſpeiſe.

„Ja, wenn ich alles wüßte, Frau, was die Leute von mir zu wiſſen begehren, ſo wollte ich Euch gern einen Sack voll ſolcher Dinger ſchenken. Kehrt heim und laßt Euch die Neugierde vergehen, oder wenn Ihr's nicht könnt, die Karte drauf ſchlagen. Wenn ich der Weiber Neugierde befriedigen wollte, würd' ich mit meiner eignen Frau nicht fertig werden, und käme gar nicht an andre. Hättet Ihr doch ausgeſchlafen!“

„Häns, Ihr ſeid ein grober Mann.“

„Und Ihr keine feine Frau. Seid ſo gut, und packt Euch fort, wenn ich Euch nicht zur Thüre hinauswerfen ſoll,“ erwiederte dieſer ruhig, aber mit einem fürchterlichen Blick, ſo daß ſie erſchrocken aufſprang, aus dem Hauſe lief, und erſt draußen einiges Wenige zu ſchimpfen wagte. Schwer getäuſcht trat ſie voll Aerger den Rückweg an.

## 18.

## Eine Eheſtandsſcene.

Der gutmüthige Wilm vermochte es nicht einmal über ſich, ſeinem Gretchen die ſchlimme Kunde über Herrn Lambeck mitzutheilen, als er aber aus des Fräuleins Reden vernahm, daß ſie nach Gotha reiſen wollte, vertraute er ihr heimlich, was er von Vörwerts-Häuſen gehört; ſie dankte ihm ſehr dafür und beſchleunigte die vorhabende Reiſe nur um ſo mehr. Kaum hielt der Wagen vor dem Hauſe, als ſie ſich von Amalien nach einer langen geheimen Unterredung mit Zärtlichkeit beurlaubte und abfuhr. Der Doktor machte der Kranken ſeinen Morgenbeſuch, und Wilm und Gretchen verfügten ſich nach Hauſe. Beiden war die große Ehrerbietung aufgefallen, welche das Fräulein gegen die gnädige Frau zeigte, und ſie ſtellten ihre Betrachtungen darüber an. Auf dem Plane war man eben beſchäftigt, die Verwüſtung der vorigen Nacht wieder zu vertilgen und das heutige Vergnügen vorzubereiten; denn der dritte Kirmeßtag giebt dem zweiten wenig nach.

In ſeiner Eltern Hauſe fand Wilm den arg zugerichteten Fuhrmann Kaspar eben beſchäftigt, den erbeuteten Pfeifenkopf aus dem Leder zu ſchälen, und zu ſeiner Freude, die ihm alle Schmerzen der Wunden verſüßte, kam ſeine geliebte Meerſchaumpfeife heraus. Annlies ſtand mit einem eſſigſauren, verweinten Geſicht dabei, und als Wilm auch ſeine Freude über den Wiederfund mit Worten ausdrückte, fuhr ſie ihn zornig an: „Ihr ſeid allein an dem ganzen Unglück Schuld, Ihr wüſter Geſell; denn hättet Ihr nicht wie toll zugeſchlagen, ſo wäre mein Mann nicht ſo abſcheulich zugerichtet!"

„Hört Ihr den Vogel ſingen, Kaspar?“ lachte Wilm, „wem meint Ihr wohl, daß dies Liedchen gilt, Euch oder einem gewiſſen andern Jemand?“

„O Du heuchleriſches, ſchlechtes Weib!“ rief Kaspar, ſich ereifernd. „Haſt Du geſtern Nachmittag, als ich nicht bei Dir war, mit Deinem Kebſer nicht über mich geſpottet und mich ausgelacht? Rauchte er nicht aus meiner Pfeiſe dazu? Hat er ſie nicht mit Deiner Bewilligung genommen? Du haſt ſie ihm gegeben, Du elendes, treuloſes Geſchöpf!“

Die Frau war todtenbleich geworden und zitterte heftig, deſſen ungeachtet warf ſie zornige Blicke auf Wilm und ſagte: „Ihr böſer Bube, habt meinen guten Mann auf mich aufgehetzt, habt ihn mit Lügen bedient; aber es wird Euch eingetränkt werden; Ihr ſollt ſchon ſehen, was Ihr gemacht habt!“

Wilm lachte, Kaspar aber rief: „Geh mir aus den Augen; ich mag Dich nicht mehr um mich leiden. Und wenn Du nicht gehſt, ſo hab' ich noch Kraft genug, Dich fort zu prügeln. Mach Dich zu Deinem ſchlechten Buhlen, und pflege den; mich darfſt Du nicht mehr anrühren, denn Du ſollſt eines ehrlichen Mannes Weib nicht länger ſein!“

Heulend und ſchreiend trollte ſich die junge leichtfertige Frau.

## 19.

## Ein letzter Verſuch.

Die Frau Hoffaktorin kehrte auf ihrem Rückweg zur ſelbigen Zeit beim Manufacturkommiſſair Gotter, Vorgeſetztem der dortigen Meſſerfabrikanten, ein, an deſſen Hauſe ſie vorüber mußte, um zu dem ihrigen zu gelangen. Es war dies eine von der Straße um zehn bis zwölf Schritte abgelegene Mühle. Keuchend ſtieg ſie die Treppe hinauf, bot den ſich über den frühen Beſuch verwundernden erwachſenen Töchtern einen freundlichen guten Morgen, bekomplimentirte die Kirmeßgäſte nach aller Form, und ſuchte, die Hausfrau ziemlich übergehend, deren gemeſſenes Weſen ihr unerträglich war, den Herrn Schwiegervater einen Augenblick bei Seite zu ziehen. „Sie haben mir geſtern Abend nicht Wort gehalten," ſagte ſie leiſe.

„Mein Gott! ich dachte mir's wohl, Sie würden mich aus dem Bette holen, und ich muß noch froh ſein, daß dies wenigſtens nicht geſchehen iſt. Ich konnte nicht, und das muß Ihnen genügen."

„Nun ja doch, nur nicht ſo hitzig! Es iſt auch recht gut, daß Sie geſtern nicht gekommen ſind. Aber Sie gehen doch jetzt mit mir?"

„Nun, wenn Sie es durchaus verlangen, ſehe ich mich wohl genöthigt."

„Da wollte ich Ihnen nur ſagen, mit der Dame recht höflich und moderirt umzugehen. Beleidigen Sie mir nicht etwa die Frau; ich mag das nicht."

„Ja, mein Gott, iſt mir denn das nur eingefallen? Wie kommen Sie bei mir zu dieſer ganz unnöthigen Erinnerung, Sie, die wir geſtern mit Gewalt zurück halten mußten, um die Dame vor Ihren Händen zu ſchützen?"

„Man iſt oft nicht recht bei ſich, zumal auf der Kirmeß. Inzwiſchen hab' ich mir's beſchlafen und bin auf andere Gedanken gekommen. Man muß barmherzig ſein, chriſtlich und milde. Man iſt ja auch ein Menſch und weiß nicht, wie man Andre braucht."

Die Kommiſſairin wendete ſich ab, und die Töchter kicherten heimlich. Die Hoffaktorin ließ ſich dadurch nicht irre machen, ſondern fragte: „Sie ſind ja auch ein Mathematikus und Aſtronom, Herr Schwiegervater, und wenn ich nicht irre, haben Sie ſchon manchmal vom Herrn von Zach in Gotha geſprochen, der auf dem Seeberg in der neugebauten Sternwarte ſitzt; Sie kennen ihn alſo gewiß. Sagen Sie mir doch, iſt denn der Mann wirklich aus Ungarn?"

„Wie in aller Welt kommen Sie auf dieſe ſeltſame Frage? Aber es iſt dem ſo; er iſt aus Peſth gebürtig."

„Nun es könnte ſich machen, daß ich Sie dieſer Tage erſuchen würde, mir ein Briefchen an den Herrn zu ſchreiben."

„Was Guckuck haben Sie denn mit einem ſo gelehrten Aſtronomen zu ſchaffen? Glauben Sie vielleicht, er gäbe ſich auch mit Sterndeuterei ab, und wollen Sie ſich über Ihre Dame Raths bei ihm erholen, ſo irren Sie, und Sie thäten beſſer, zum Erzhexenmeiſter Vörwerts-Häns ins Thal zu gehen."

„Sie kamen ja ſchon unten herauf, Frau Schwiegermutter?" warf die Kommiſſairin ſpöttiſch ein, „haben Sie ſich vielleicht ſchon ein Orakel ertheilen laſſen?"

„Mir träumte die Nacht, ich läge auf Nadelſpitzen und müßte ein Schwert brauchen, um ſie zu vertilgen. Kaum habe ich meinen Morgenſpaziergang gemacht, ſo geht mir der Traum aus!"

„Nun laſſen Sie nur um des Himmels willen das Schwert ſtecken, Frau Schwiegermutter; ich müßte ja ſonſt die Streitaxt nehmen," ſagte die Kommiſſairin und ging aus der Stube.

Ihr Mann hatte ſich angekleidet und verfügte ſich mit der Hoffaktorin nach deren Wohnung. Als er in das Zimmer der Kranken getreten war, ſtellte ſich die Hauswirthin auf ihren Lauerpoſten, aber wie ſie auch die Ohren ſpitzte, ſie konnte nichts Deutliches und Zuſammenhängendes vernehmen, und der Abgeſandte blieb ſo lange, daß die Ungeduld ſie aus dem Kamin heraus und davon trieb. Endlich nach langem verzweifelten Harren erſchien er mit einem ſehr geheimnißvoll ausſehenden Geſichte in ihrer Stube, und ſie ſchöpfte daraus die beſten Hoffnungen.

„Nun, Sie wiſſen Alles; ich ſeh' es Ihnen an," rief ſie begierig froh, und ſchob ſchon einen Stuhl neben ihren großen Sorgſtuhl zurecht, um in aller Bequemlichkeit die wichtigen Nachrichten zu vernehmen.

„O ja, ich weiß, daß Sie die liebenswürdigſte und gebildetſte Frau, die ich je kennen gelernt, im Hauſe haben, daß dieſe Vortreffliche von irgend einem ſchweren Kummer gedrückt wird, daß aber auch ein tiefes Geheimniß über ihren Verhältniſſen wie ein undurchdringlicher Schleier ruht, den zu lüften ich weder mächtig noch inſolent genug bin. Sie hat mir übrigens erklärt, daß ſie allerhöchſtens noch drei Wochen in Ihrem Hauſe bleiben, wahrſcheinlich aber ſchon zu Ende dieſer oder Anfang künftiger Woche abreiſen werde, und Sie deshalb nicht im Geringſten in Sorge ſein dürften. Alle Mühwaltung aber, die Ihre Krankheit Ihnen verurſacht, habe ihre Freundin bereits geſtern Abend bezahlt, und ſie werde ihren beſondern Dank noch hinzufügen. Dies alles ſprach ſie mit einem ſo herrlichen Anſtand, einer ſolchen von mir noch nie geſehenen weiblichen Würde, die an Majeſtät grenzte, daß ich nicht anders als mit der tiefſten Ehrfurcht ſie behandeln konnte und mit der größten Hochachtung mich ihr empfohlen habe. Uebrigens ſprachen wir viel von ihrer ungariſchen Freundin, welche Ihnen das Geld eingehändigt, und Sie können verſichert ſein, daß es nicht nöthig iſt, Herrn von Zach deshalb einen Brief zu ſchreiben. Auch weiß ich in der That nicht, was Sie nun noch wollen? Sie ſind über alle Maßen gut bezahlt, die Dame will Ihr Haus bald verlaſſen. Was mühen Sie ſich noch ab? Alle Beweggründe, die Sie geſtern angaben, ſind weggefallen. Nun?"

„Nun, es iſt gut; ich danke Ihnen für Ihre Mühe!" ſagte die Hoffaktorin höchſt ärgerlich, warf den Mund trotzig auf und nickte gleichgültig, ohne ſich aus ihrem weiten Sorgſtuhl zu erheben, als der Kommiſſair ging. „Der weiß die ganze Geſchichte!" rief ſie boshaft, „meinen Kopf wollt' ich zum Pfand ſetzen. Aber ich kenne ja ſeine Tücke. Wie ich ihm nur vertrauen konnte! Doch ich will's auch erfahren, ſo gewiß ich nicht minder als er ein Maul am Kopfe habe. Und nicht eher ſoll und darf mir das Weib aus dem Hauſe, bis ich's weiß. Da muß ich mich aber eilen; ſie könnte ja morgen den Abmarſch nehmen. Halten könnt' ich ſie nicht; denn ſie iſt mir nichts ſchuldig. Alſo friſch an's Werk!"

Hurtig ſtieg ſie die Treppe hinauf, klopfte an und trat auf die ſchwache Einladung in das Zimmer. Amalia ſaß am Tiſche und las; ſie war außerordentlich bleich, aber nicht allein die Bläſſe einer Kranken überzog dies edle Geſicht, ſondern auch eine Verklärung ſtrahlte daraus, die die reifſte, aber vom Sonnenbrand gebleichte Blüthe des Lebens allein um ſich verbreiten kann. Nur wer in wilden Wehen ſich ſelbſt geiſtig wiedergeboren — denn jegliche Geburt geht nur durch Wehen vor ſich, — kann mit verklärter wehmüthiger Heiterkeit auf das Kind ſeiner Liebe und ſeiner Schmerzen blicken, ſelbſt wenn es noch ſo bitterlich weint. Aber wer in der Geburtsarbeit widrig geſtört wird, deſſen Schmerz iſt hundertfach ſo groß und währt viel länger, als wenn er ruhig mit ſich ſelbſt fertig geworden wäre. Amalia war eben in jenem großen Kampfe begriffen, ſchon war ſie dem Ende deſſelben nahe; die Hoffaktorin hätte zu keiner unglücklicheren Stunde kommen können.

„Der Herr Manufacturkommiſſair hat mir geſagt, daß Sie mein Haus bald verlaſſen wollen,“ fing ſie verlegen an und zupfte mit zur Erde gewandtem Blick an der Schürze.

„Dem iſt alſo.“

„Es ſollte mir ſehr leid thun, wenn Sie unzufrieden mit mir oder irgend jemand im Hauſe wären.“

„Laſſen wir das! Wozu die unangenehme Erinnerung widriger Vorfälle?“

„Wir werden aber doch nicht ſo mir nichts dir nichts von einander gehen?“

„Und warum nicht? Wenn ich Ihnen noch Verbindlichkeiten ſchuldig bin, ſo machen Sie dieſelben namhaft, und ich werde ſie zu löſen wiſſen.“

„Nun, wenn auch gerade keine Verbindlichkeiten, aber man hat es doch gern, wenn man in Liebe und Freundſchaft von einander ſcheidet, und ich habe es mit meinen Badegäſten ſtets ſo gehalten. Ich könnte Ihnen eine Menge angeſehener Leute an den Fingern herzählen, die die Jahre her in meinem Hauſe logirten, ſich alle vortrefflich bei mir befanden und meiner ſtets noch mit aller Liebe und Achtung gedenken. Aber es vergeht auch keinmal die Badezeit, daß ich ſie mir nicht alle ins Herz zurückrufe, und dann weiß ich Tauf- und Geſchlechtsnamen, Charakter, Alter, Geburts- und Wohnort aus dem Gedächtniß, und könnte an jeden meiner frühern Gäſte einen Brief ſchreiben, er würde gewiß an den rechten Mann kommen. Zu dieſer ehrenwerthen Reihe möchte ich Sie, meine verehrte gnädige Frau, nun auch hinzuzählen, und Sie haben wahrhaftig keine Schande davon, jährlich und wohl noch öfter mit allem Reſpekt von einer Frau genannt zu werden, wie ich bin.“

„Ei, thun Sie das in Gottes Namen! Ich werde es Ihnen nicht wehren.“

„Aber, meine Gnädige, ich kann ja, mit Verlaub, meinem Gedächtniß mit nichts mehr, als der Erinnerung an Ihre Geſtalt zu Hülfe kommen. Es würde ſchlecht um die Vollſtändigkeit der Reihe meiner verehrten Badegäſte ſtehen, wenn ich von allen nicht mehr wüßte als von Ihnen.“

„Hat Ihnen Lambeck nicht gleich zu Anfang Namen, Stand, Vaterland aufgeſchrieben?“

„O ja!“ lächelte die Hauswirthin pfiffig; „aber Sie werden mir nicht übel nehmen, meine werthgeſchätzteſte gnädige Frau, wenn ich mich unterſtehe, in alle dieſe Angaben einige kleine Zweifel zu ſetzen. Hi! Hi! Nun Sie verſtehen mich, gnädige Frau, und ich habe Sie auch weg. Man muß ſo etwas nicht allen Leuten auf die Naſe binden, aber glauben Sie doch nur, unſer Eins iſt auch nicht auf den Kopf gefallen und weiß recht gut, wo die Trauben hängen. Daß Ihnen der Herr Lambeck mehr war, als blos ein Diener, ſah ich ja gleich den erſten Tag, und es iſt ſchlecht von dem Menſchen, dem Sie auf die Art ſo viel Gutes und Liebes erzeigt haben, daß er ſo boshaft davon geht und Sie in ſolchen Umſtänden ſitzen läßt. Aber Undank iſt der Welt Lohn, und Lieb und Treu ſind leicht wie Spreu. Aber glauben Sie, es giebt deshalb noch viel Menſchenfreunde und mitleidige Seelen, und ich kann wohl ohne Ruhmredens von mir ſagen, daß mir jedesmal das Herz im Leibe blutet, wenn ich ſo ein armes, verlaſſenes Geſchöpf meines Geſchlechts ſehe. Es iſt wahr, man möchte allen Männern ewige Feindſchaft ſchwören. Die Undankbaren! Aber tröſten Sie ſich! Laſſen Sie den Kerl laufen; er war Ihrer Anhänglichkeit und Liebe nicht werth. Weiſen Sie meine Freundſchaft nicht zurück. Entdecken Sie ſich mir. Ich weiß ja, man hat ſchwache Stunden. Der Menſch bleibt ſtets ein Menſch und iſt vorzüglich in der Jugend mancherlei Anfechtungen unterworfen. Aber dem Manufakturkommiſſair hätten Sie ſich doch nicht ſo ganz anvertrauen ſollen. Darin haben Sie ſehr gefehlt. Der Mann iſt ein gewaltiger Schwätzer, und ich wollte drauf ſchwören, er plaudert Ihr ſchätzbares Geheimniß heute Nachmittag in der Geſellſchaft der hieſigen Nobleſſe aus, und jetzt wiſſen's vielleicht ſeine Kirmeßgäſte ſchon. Er hat ſich Ihnen aufgedrungen, eingeſchmeichelt, er weiß die Worte zu machen, daß man's drucken laſſen könnte, aber er hat's hinter den Ohren fauſtdick. Hätten Sie ſich doch ſogleich mir entdeckt, ich hätte Sie vor dieſem Manne gewarnt. Aber, wenn ich nur erſt ſelbſt Ihre ganze Geſchichte mit allen Nebenumſtänden weiß, dann will ich ihm ſchon dienen Wort für Wort ſtraf' ich ihn Lügen und mach' ihn zu der Leute Spott. Drum haben Sie nur die Güte, und erzählen Sie gleich; es iſt zu Ihrem Beſten. Sie finden an mir eine mütterliche Freundin. Wiſſen Sie, wir trinken Nachmittags zuſammen eine Chokolate in meinem Garten; Sie ſind ja wieder recht munter und wohl."

Bis jetzt war dieſer Redefluß wie ein waſſerreicher Born ohne Stocken und Abſatz aus dem leichtbewegten Munde der über alle Maßen freundlichen

Hauswirthin geſloſſen; plötzlich ſah ſie aber ihrem Gaſte ins Geſicht und erſchrak vor dem furchtbaren Ernſt in demſelben ſo ſehr, daß ihr das letzte Wort ſchier auf den Lippen erſtarrte.

„Sie haben ſich ſehr viel Mühe gegeben, Hausfrau, mir etwas zu entlocken, von deſſen Daſein ich vielleicht in meiner Verzweiflung Ihnen, die Sie mich ſtets umlauerten, etwas verrathen und dadurch Ihre Neugierde erregt habe,“ verſetzte die ſchöne Fremde ernſt und ſcheinbar ruhig, obgleich ein heftiger Seelenkampf ihre Bruſt raſch und gewaltſam hob, „Sie irren aber eben ſo ſehr in der Meinung, ich werde Ihnen etwas mittheilen, als in der Vorausſetzung, ich habe Herrn Gotter Dinge entdeckt, die über meine Verhältniſſe ein helleres Licht verbreiten könnten. Es iſt durch meine Unvorſichtigkeit verrathen worden, daß über meiner Perſon ein Geheimniß waltet, aber ſo wiſſen Sie denn auch noch, daß der, welchen Sie mit dem gemeinſten niedrigſten Verdacht geſchmäht, ebenfalls nicht iſt, was er ſcheint. Genügt dies Ihrer großen Wißbegierde nicht, ſo kann ich Ihnen nicht helfen. Wer heißt Ihnen, ſich unbefugt in Andrer Geheimniſſe drängen?“

„Aus lauter Freundſchaft für Sie; um in den Stand, Ihnen helfen und dienen zu können, geſetzt zu werden. Nun ſehen Sie nur, wie Sie ſich gleich ereifern! Man muß Freundſchaft nicht ſo von ſich ſtoßen. Weiß man doch nicht, wie man die Leute noch brauchen kann.“

„Ihrer Freundſchaft bedarf ich nicht; Ihre Zudringlichkeit wird mir läſtig. Bedenken Sie, Frau, daß Sie nicht meines Gleichen ſind. Doch nicht allein an Stand, ſondern auch an Alter und Geſinnungen ſind wir himmelweit verſchieden. Ich wünſche, allein zu ſein.“

von mir ſagen, daß mir jedesmal das Herz im Leibe blutet, wenn ich ſo ein armes, verlaſſenes Geſchöpf meines Geſchlechts ſehe. Es iſt wahr, man möchte allen Männern ewige Feindſchaft ſchwören. Die Undankbaren! Aber tröſten Sie ſich! Laſſen Sie den Kerl laufen; er war Ihrer Anhänglichkeit und Liebe nicht werth. Weiſen Sie meine Freundſchaft nicht zurück. Entdecken Sie ſich mir. Ich weiß ja, man hat ſchwache Stunden. Der Menſch bleibt ſtets ein Menſch und iſt vorzüglich in der Jugend mancherlei Anfechtungen unterworfen. Aber dem Manufakturkommiſſair hätten Sie ſich doch nicht ſo ganz anvertrauen ſollen. Darin haben Sie ſehr gefehlt. Der Mann iſt ein gewaltiger Schwätzer, und ich wollte drauf ſchwören, er plaudert Ihr ſchätzbares Geheimniß heute Nachmittag in der Geſellſchaft der hieſigen Nobleſſe aus, und jetzt wiſſen's vielleicht ſeine Kirmeßgäſte ſchon. Er hat ſich Ihnen aufgedrungen, eingeſchmeichelt, er weiß die Worte zu machen, daß man's drucken laſſen könnte, aber er hat's hinter den Ohren fauſtdick. Hätten Sie ſich doch ſogleich mir entdeckt, ich hätte Sie vor dieſem Manne gewarnt. Aber, wenn ich nur erſt ſelbſt Ihre ganze Geſchichte mit allen Nebenumſtänden weiß, dann will ich ihm ſchon dienen. Wort für Wort ſtraf' ich ihn Lügen und mach' ihn zu der Leute Spott. Drum haben Sie nur die Güte, und erzählen Sie gleich; es iſt zu Ihrem Beſten. Sie finden an mir eine mütterliche Freundin. Wiſſen Sie, wir trinken Nachmittags zuſammen eine Chokolate in meinem Garten; Sie ſind ja wieder recht munter und wohl."

Bis jetzt war dieſer Redefluß wie ein waſſerreicher Born ohne Stocken und Abſatz aus dem leichtbewegten Munde der über alle Maßen freundlichen

Hauswirthin gefloſſen; plötzlich ſah ſie aber ihrem Gaſte ins Geſicht und erſchrak vor dem furchtbaren Ernſt in demſelben ſo ſehr, daß ihr das letzte Wort ſchier auf den Lippen erſtarrte.

„Sie haben ſich ſehr viel Mühe gegeben, Hausfrau, mir etwas zu entlocken, von deſſen Daſein ich vielleicht in meiner Verzweiflung Ihnen, die Sie mich ſtets umlauerten, etwas verrathen und dadurch Ihre Neugierde erregt habe," verſetzte die ſchöne Fremde ernſt und ſcheinbar ruhig, obgleich ein heftiger Seelenkampf ihre Bruſt raſch und gewaltſam hob, „Sie irren aber eben ſo ſehr in der Meinung, ich werde Ihnen etwas mittheilen, als in der Vorausſetzung, ich habe Herrn Gotter Dinge entdeckt, die über meine Verhältniſſe ein helleres Licht verbreiten könnten. Es iſt durch meine Unvorſichtigkeit verrathen worden, daß über meiner Perſon ein Geheimniß waltet, aber ſo wiſſen Sie denn auch noch, daß der, welchen Sie mit dem gemeinſten niedrigſten Verdacht geſchmäht, ebenfalls nicht iſt, was er ſcheint. Genügt dies Ihrer großen Wißbegierde nicht, ſo kann ich Ihnen nicht helfen. Wer heißt Ihnen, ſich unbefugt in Andrer Geheimniſſe drängen?"

„Aus lauter Freundſchaft für Sie; um in den Stand, Ihnen helfen und dienen zu können, geſetzt zu werden. Nun ſehen Sie nur, wie Sie ſich gleich ereifern! Man muß Freundſchaft nicht ſo von ſich ſtoßen. Weiß man doch nicht, wie man die Leute noch brauchen kann."

„Ihrer Freundſchaft bedarf ich nicht; Ihre Zudringlichkeit wird mir läſtig. Bedenken Sie, Frau, daß Sie nicht meines Gleichen ſind. Doch nicht allein an Stand, ſondern auch an Alter und Geſinnungen ſind wir himmelweit verſchieden. Ich wünſche, allein zu ſein."

„Wie? was? Nicht Ihres Gleichen? Ich bin die vornehmſte Frau in der Ruhl. Mein Mann hat ſich als Kaufmann einen hübſchen Thaler erworben und vom durchlauchtigſten Herzog den Ehrentitel Hoffaktor erhalten. Und ich nicht Ihres Standes? Daß Dich Der und Jener! Ich kann Ihr das Dekret zeigen; weiſe Sie mir aber einmal Ihren Adelsbrief! Sie? Frau von Welwar? Sie iſt in Ihrem Leben weder eine Frau, noch adlig geweſen. Mit Ihrem Bedienten hat Sie zugehalten; eine liederliche Bettel iſt Sie! Aber es geſchieht Ihr ſchon recht, daß er Sie mit dem Balge ſitzen läßt und zum Henker geht. Sie denkt wohl, ich weiß nicht, wer Sie iſt? Eine Komödiantin iſt Sie; und daher hat Sie das großthuige Weſen, und das Frälchen da geſtern Abend war auch ſo ein Theaterprinzeßchen. Das thut groß mit dem Herrn Obriſten von Uetterodt, mit dem Herrn Hofrath von Zach, ja mit dem durchlauchtigſten Herzog ſelbſt. Als ob man nicht wüßte, wie ſolche vornehme Herren mit den hübſchen Theatermamſells ſtehen! Das Volk verdient ja nicht allein mit Poſſenmachen ſchweres Geld, und ein ehrlicher Menſch muß ſich das Blut unter den Nägeln hervorſchinden, um nur ein Paar Thaler zuſammen zu bringen. Und nun kurz und gut," kreiſchte die wüthige Frau, ſtellte die Arme an die Hüften und verfolgte die zum Tod ſich entſetzende und in den Alkoven nach ihrem Bette flüchtende Amalia, „kurz und gut, wenn Sie nicht gleich ſagt, wer Sie und wer Ihr eſchappirter Kerl iſt, und was es mit Ihr vor einen Haken überhaupt hat, ſo laß ich gleich den Schulzen holen und Sie arretiren und ins Thal transportiren. Da wird Ihr der Richter Thielemann ſchon weiß machen, wie man die Leute zu behandeln hat; der fackelt nicht lange und läßt Sie ins Loch ſtecken, wenn Sie ſich nicht als die ausweiſen kann, für die Sie ſich ausgiebt. In unſerm Lande werden keine Landſtreicher geduldet, und ich dulde noch weniger welche in meinem Hauſe. — — Ja drücke Sie nur die Augen zu, ich will Ihr ſchon was zeigen laſſen, und Sie ſoll ſie aufthun, und — — —" Der Born bittern Waſſers würde noch länger geronnen ſein, als vorhin das ſüße, hätte ein convulſiviſches Zucken im Geſichte der Kranken die heftig Eifernde nicht abermals erſchreckt. Amalia hatte die Augen feſt geſchloſſen, und eine tiefe Ohnmacht raubte ihr eben wieder die Sinne. Die Hoffakterin rüttelte und ſchüttelte ſie, und als die Arme nicht das geringſte Lebenszeichen von ſich gab, wurde die Hauswirthin plötzlich von einer ſolchen Angſt ergriffen, daß ſie, mit ſtarrem auf die Kranke gehefteten Blicke, gepreßt vor ſich hinmurmelte: „Herr Gott im Himmel, ſteh' mir bei; die hat der Tod genippelt!" und in möglichſter Eile Reißaus nahm. Aber das böſe Gewiſſen duldete ſie nicht einmal im Hauſe, und ſie machte ſich auf die Füße, um ſich ſo lang außerhalb aufzuhalten, bis ſie die Leiche gefunden vermuthen durfte.

## 20.

## Ein Verzweiflungsſchritt.

Amalia ſchlug die dunklen ſeelenvollen Augen wieder auf. Der erſte Gedanke, der ſie wie ein blutgieriges Ungeheuer anfiel und ihr das Herz mit ſcharſen Krallen zerfleiſchte, war ihres Adolfs Ausbleiben, der zweite, der ſie faſt zum Wahnſinn brachte, daß die Hausfrau Wort halten und jetzt die Schergen holen werde, um ſie gefangen zu nehmen und an das Gericht ausliefern zu laſſen. Hinter dieſen beiden Fratzen tauchte ein dritter wie ein ſchmerz- und brandkühlender, ein den Sturm beſchwörender Genius auf, es war der Gedanke an Vörwerts-Häns. Sie hatte ſchon zu viel von ihm gehört, ihr waren ſcheinbar alle natürlichen Rettungswege verſperrt, wie hätte ſie ſich jetzt nicht dem Wundermanne mit Vertrauen nahen, wie einen übernatürlichen Weg nicht einſchlagen ſollen, der ſich ihr öffnete? Raſch raffte ſie ſich zuſammen, brachte ihren Anzug in möglichſter Eile in Ordnung, verließ das Zimmer, ohne es zu verſchließen, ſchlüpfte zur Treppe hinab und zum Hauſe hinaus, ohne von Jemand bemerkt zu werden, und ſchritt haſtig die Straße hinab durch die zahlreichen Menſchen, welche herbeiſtrömten, um den dritten Kirmeßtag zu begehen. Die Mittagsſonne des heißen Auguſttags ſchickte ihre glühendſten Strahlen auf das Haupt der eiligen Wandererin, aber von Angſt und Verzweiflung getrieben, beflügelte ſie ihre Schritte, und in höchſter Anſpannung aller phyſiſchen und pſychiſchen Kräfte langte ſie beim Kloſter Weißenborn an. Eine Frau, die ihr begegnete und von ihr nach Vörwerts-Hänſens Wohnung befragt wurde, führte ſie über den Bergrücken des Schoßberges hinüber ins Thal bis zur Hütte des Wundermanns. Amalia nahm alle Lebensgeiſter zuſammen, dankte ihrer Führerin, ſchritt ſchnell über die Schwelle und öffnete die Stubenthüre. Da fühlte ſie die Sinne ſchwinden. „Wo iſt mein Adolf?" rief ſie und ſank ohnmächtig der erſchrocken hinzuſpringenden Aubert in die Arme. Die Hitze des

Tags hatte der Unglücklichen den letzten Reſt von Kraft aus Mark und Bein geſogen. Häns ſaß mit ſeiner zahlreichen Familie eben am Tiſche, das einfache Mahl zu verzehren. Er, die Frau, die drei älteſten Töchter, Sophie, Barbara und Lieſe, waren ſchon geputzt, um nach Tiſche die rühler Kirmeß zu beſuchen. Häns ließ die Beſinnungsloſe auf das hölzerne Lotterbette, dort Faulbette genannt, legen und ihr einige Kopfkiſſen unterſchieben, dann ging er in ſein geheimes Kämmerchen und verweilte lange darin. Mit ſehr ernſtem Geſicht trat er heraus und betrachtete die bleiche Leidensgeſtalt der Fremden eine Zeit lang, und ſeine Mienen drückten immer mehr das innigſte Bedauern aus, ja Andert glaubte in ihrem Leben zum erſtenmal Thränen in ſeinem Auge ſchimmern zu ſehen. Sie faltete die Hände, und von den Kindern wagte keins, einen Laut von ſich zu geben. Häns aber zog ſeinen blauen Tuchrock an, ſetzte den dreieckigen Hut auf, wandelte ſchweigend zur Hütte hinaus und das Dorf entlang. Bald kehrte er in das Pfarrhaus ein und bat den Herrn Pfarrer Fiedler mit geziemender Reverenz um eine Unterredung unter vier Augen, die ihm gern gewährt wurde. Nach einer Viertelſtunde kam Häns wieder nach Hauſe, langte vom Wandbänkchen eine Schachtel, that eine Wurzel heraus und rieb ſie ſtark unter Amaliens Naſe. Die Kräfte kehrten ihr theilweiſe zurück, nicht ſo das volle klare Bewußtſein. Häns befahl ſeiner Frau, die Kranke am linken Arm zu nehmen, er ſelbſt faßte ſie am rechten, und ſo führten ſie die Schwache langſam nach dem Pfarrhauſe. Freundlich beſorgte Geſichter, guter Wille, chriſtliches Mitleid, ein helles heiteres Zimmer und ein ſchneeweißes Bette darin nahmen die Unglückliche auf; kaum ruhte ſie auf dem Lager, als ſie in einen tiefen Schlaf fiel. Frau und Töchter des Pfarrers ſtanden um ſie und weinten Thränen der Rührung. Häns aber ging mit dem ehrwürdigen Seelenhirten in deſſen Studirzimmer, und hielt noch lange mit ihm ein heimliches Geſpräch.

## 21.

## Im Amtsverhör.

Der Morgen des dritten rühler Kirmeßtags war für den eingekerkerten Lambeck nicht weniger traurig, als für ſeine Geliebte. Ein wüſter krankhaffter Schlummer hatte ihn mehr geſchwächt als geſtärkt, und die erſten Strahlen der Sonne, welche in ſein Gefängniß ſielen, ihn nur zu neuer Verzweiflung geweckt. Fünf Stunden, die er noch allein zubringen mußte, wurden ihm zu einer martervollen Ewigkeit. Er hatte Muße genug, ſich durch Ausmalen aller ſchrecklichen Lagen, in denen ſich Amalia befinden konnte, immer grauſamer zu quälen, und er ſchonte ſich ſo wenig, daß er die Folter ſich ſelbſt bis zur furchtbaren Pein ſchärfte. Gegen zehn Uhr erſchien endlich der Amtsdiener, um den Verzweifelten ins Verhör zu führen. Auf dem Wege dahin durchzuckte ihn zuerſt wieder ein Hoffnungsſtrahl. Er faßte nämlich den Entſchluß, ſich ohne Weiteres zum Herzog bringen zu laſſen und ſich ihm zu entdecken. Mit gewonnener Feſtigkeit trat er in die Amtsſtube. Der Amtmann Zenichen begann ſogleich in dem für Diebe, Bettler, Landläufer und dergleichen Geſindel ſtehenden Tone: „Wie heißt Er?"

„Adolf Lambeck," war die ruhige Antwort.

„Woher?“

„Aus Böhmen.“

„Geburtsort? Wohnort?“

„Prag.“

„Weiſ' er Seine Päſſe und andre Papiere vor, welche Ihm zur Legitimation dienen können!“

„Ich habe keine Papiere bei mir.“

„Keine Papiere? Schon gut! Weiter!“

„Was hat Er für einen Stand, was für ein Gewerbe?“

„Ich habe jetzt keins von beiden, ſonſt würd' ich nicht gezwungen geweſen ſein, meine Kleinodien zu veräußern.“

„Seine Kleinodien? Will Er mich äffen?“

„Nein.“

„Denkt Er, Er hat einen Narren vor ſich?“

„Nein.“

„Wie iſt Er zu der Uhr, dem Ring und den Edelſteinen gekommen?“

„Es iſt Alles mein Eigenthum.“

„Wie iſt Er dazu gekommen? Antworte Er mir auf meine Frage, oder ich werde Mittel anwenden, die Ihn bei der Schnur zu bleiben lehren werden. Woher hat Er die Sachen?“

„Das Eine habe ich geerbt, das Andere zum Geſchenk erhalten, das Dritte gekauft.“

„Wie will Er Sein Eigenthumsrecht auf dieſe Effekten darthun?“

„Durch nichts weiter als die Verſicherung, daß ſie mein ſind, und daß ein Andrer kein Recht darauf wird darthun können.“

„Das wollen wir abwarten. Seit wann hält Er ſich in der Stadt auf?“

„Seit geſtern Nachmittag.“

„Woher kam Er?“

„Von Eiſenach.“

„Er muß doch ein Bündel, einen Paß und dergleichen haben?“

„Ich habe nichts weiter, als was dort auf dem Tiſche liegt.“

„Hat Er auch nichts weiter gehabt?“

„Es iſt mir geſtohlen worden.“

„Und Uhr und Ringe hat man Ihm gelaſſen? Das mach' Er einem Narren weiß! Wie hoch giebt Er den Werth der von ihm zum Verkauf ausgebotnen Gegenſtände an?“

„Die Steine allein ſind für den Kenner fünf bis ſechshundert Gulden werth. Ich hätte ſie für den zehnten Theil dieſer Summe verkauft, weil ich in Noth war.“

„Nun, ſo weiß Er ſich zum Guckuk aus, wes Standes Er iſt, oder ich laſſ ihn vier Wochen bei Waſſer und Brot auf die Frohnfeſte bringen. Sein Rock, Sein Fußwandern und alle andern Umſtände paſſen nicht zu geſchnittenen Edelſteinen, einer mit Brillanten beſetzten goldnen Uhr und einem ſolchen koſtbaren Ring. Er iſt ein ganz verdächtiger Menſch, und wenn Er nicht auf der Stelle die Wahrheit bekennt, ſo beſchreib' ich die Sachen in den Zeitungen und rufe den Eigenthümer derſelben auf, und eh' ſich dieſer meldet, bekommt Er die friſche Luft nicht wieder zu athmen und nichts als Schwarzbrot und Waſſer zu ſchmecken!“

„Ich bitte, mich zum Herzog zu führen; bei ihm allein kann und will ich mich legitimiren.“

„Wie? Zu Seiner Durchlaucht? Hab' ich recht verſtanden?“

„So iſt's, Ich habe ihm etwas Wichtiges zu entdecken.“

„Glaubt Er denn, man könne ohne Weiteres zu unſerm Landesherrn laufen, wie zu einem Dorfſchulzen? Mein Dienſt iſt mir zu lieb, als einen Abenteurer zu unſerm gnädigſten Fürſten zu ſchicken. Ich bin ein beeideter Diener Seiner Durchlaucht. Die beiſitzenden Herren ſind es nicht minder. Hat Er ein Geheimniß zu entdecken, ſo iſt hier Zeit und Ort dazu und eben ſo gut, als wenn es Sereniſſimi höchſteigene Ohren vernähmen. Iſt die Sache dann meines Erachtens von ſolcher Wichtigkeit, ſo werd' ich mich ſogleich zum durchlauchtigſten Herzog begeben, und Höchſtdenſelben das Erfahrne mittheilen."

„Auf dieſen Vorſchlag kann ich unmöglich eingehen," verſetzte Lambeck mit Würde. „Es iſt durchaus nothwendig, daß ich den Herzog ſelbſt ſpreche. — Ich bin mehr, als ich ſcheine," ſetzte er mit Nachdruck hinzu.

„Ei, ſei Er, was Er wolle! Ich ſitze hier von Amtswegen und übe die Juſtiz aus. Mir iſt Er ſein Geheimniß zu ſagen ſchuldig. Alſo will Er beichten oder nicht?"

„Keine Macht der Erde wird mich zu zwingen vermögen."

„Oho! pfeift der Vogel ſo?" Der Amtmann ſchellte; der Diener trat ein. „Führ' Er den Arreſtanten ins Loch, und reich' Er ihm für heute ein Pfund Brot und einen Krug Waſſer!"

Da brach Lambecks feſter Wille. Mit gefalteten Händen und einem erbarmungswürdigen Geſichte wandte er ſich zum Amtmann und rief: „Bei der ewigen Gerechtigkeit, als deren Verweſer Sie hier ſitzen, haben Sie Mitleiden mit einem namenlos Unglücklichen! Schlagen Sie mir die Bitte nicht ab, laſſen Sie mich zum Herzog führen! Es wird und kann

Ihnen nicht übel gedeutet werden. Ich beſchwöre Sie; es ſteht mehr als ein koſtbares Menſchenleben auf dem Spiel! Haben Sie Erbarmen!"

„Beicht' Er mir Sein Geheimniß! Außerdem ins Loch!"

„Nun denn!" ſagte Lambeck zerknirſcht in ſich hinein, und ſchwankte vor dem Schergen her. In den Kerker tretend, ſchwanden ihm die Sinne, und er ſtürzte auf den Strohſack.

## 22.

## Schneller Glückswechſel.

Als er wieder zu unausſprechlichem Weh erwachte, bemerkte er, daß die Thüre ſeines Gefängniſſes geöffnet wurde. Aber die Erſtarrung dumpfer Gleichgültigkeit ließ ihn nicht einmal nach der Gegend ſehen, woher der Schall der Fußtritte ertönte.

„Mein werthgeſchätzter Herr," redete ihn eine bekannte Stimme an, und Lambeck ſah den Amtmann mit einem höchſt freundlichen Geſichte vor ſich ſtehen. „Mein werthgeſchätzter Herr, wollen Sie ſich nicht gefälligſt erheben und mir folgen? Ihre Angelegenheiten haben ſich in kurzer Zeit ſehr günſtig geſtaltet. Stehen Sie doch auf!" Damit bot er dem Erſtaunten die Hand und führte ihn ſelbſt aus dem Gefängniß. „Irren iſt menſchlich," fuhr er fort, „und der Richter iſt leider dem Irrthum gar zu oft unterworfen. Wir müſſen nach vorliegenden Umſtänden ſchließen, und da ich vorhin gar nicht die Ehre, Sie zu kennen, haben konnte, ſo werden Sie es gewiß nicht ganz unverzeihlich finden, wenn ich etwas ſtrenge verfuhr. Die Umſtände waren Ihnen gerade nicht ſonderlich günſtig, und ich hatte ohnedies heute einen heißen Tag. Wir armen Menſchen können nicht allwiſſend ſein."

„Mein Gott, wie iſt denn das? Kennen Sie mich denn jetzt, Herr Amtmann?"

„Wenn ich auch noch nicht Dero Namen und Stand zu kennen die Ehre habe, und deshalb immer noch um Verzeihung bitten muß, wenn ich irgend einen Verſtoß begehe, bis es Ihnen gefällig ſein wird, ſich zu decouvriren, ſo weiß ich doch ſo viel, daß Sie nicht der ſind, für den ich Sie zu halten ſo unglücklich war. Ich bitte Sie, rechnen Sie meinen Fehler der menſchlichen Unvollkommenheit zu, und ich erſuche Sie dringend, tragen Sie es mir nicht nach! Suchen Sie eine böſe Stunde zu vergeſſen!"

„Aber ſo ſagen Sie doch, wodurch iſt Ihre Anſicht von mir ſo ſchnell geändert worden?"

„Seine Durchlaucht hatten ſo eben die Gnade, mir einen Boten mit dem hohen Befehl zu ſchicken: ich möchte Sie auf der Stelle in Freiheit ſetzen; auch ließ Sereniſſimus die Bitte an Sie ergehen, Sie möchten ihm die Ehre Ihres Beſuchs ſogleich ſchenken. Durchlaucht befinden ſich jeden Morgen um dieſe Zeit im Park und ſind auch heute dort zu finden, wie ich vom Diener erfahren habe. Wenn Sie erlauben, werde ich Ihnen ſelbſt den Weg zeigen und Sie bis an die Hauptthüre des Parks führen. Iſt Ihnen aber erſt gefällig, eine kleine Collation bei mir einzunehmen und Ihren Anzug etwas in Ordnung zu bringen — Sie verzeihen mir gütigſt dieſe Bemerkung! — ſo nehme ich mir die

Freiheit, Sie, mit Ihrer gütigſten Erlaubniß, zu bedienen.“

Mit dieſen Worten führte der ſo ungemein höflich gewordene Beamte den wiederauflebenden Lambeck in ſein Staatszimmer, wo bereits einige Flaſchen Wein und ein ſchmackhaftes Frühſtück ihrer harrte. Der Amtmann deutete den Fremden zu einem Toilettentiſchchen mit der Bitte, ſich deſſelben nach Bequemlichkeit zu bedienen, und verfügte ſich auf einige Minuten ins Nebenzimmer. Als Lambeck zu dem Tiſchchen trat, erblickte er ſeine Uhr, Ring und Steine in einer kleinen Kryſtallſchale. Er mußte über die Feinheit lächeln, ihm ſein Eigenthum zurückzuſtellen, ſteckte die Sachen zu ſich, machte ſeine Toilette und trank dann mit dem zurückgekehrten Amtmann ein Glas Wein, worüber dieſer ganz vergnügt wurde. Hierauf machten ſich Beide auf den Weg. Der höfliche Oberbeamte war ſehr geſprächig; als aber Lambeck die Bemerkung hinwarf, als habe er ihm dieſe Einladung des Herzogs zu danken, indem er dem Fürſten ſein dringendes Begehren habe zu wiſſen thun laſſen, wurde Herr Jenichen verlegen.

„In Wahrheit, mein werthgeſchätzter Herr,“ verſetzte er, „von mir hat Seine Durchlaucht keine Silbe erfahren, eben ſo wenig vom Amtskommiſſair oder den Amtsbeiſitzern. Auch wäre das der Zeit nach ſchon ganz unmöglich geweſen; denn kaum hatten Sie die Amtsſtube verlaſſen, als der Hofbediente bei uns eintrat. Es wäre eitel und unrecht, ſich fremdes Verdienſt anzueignen; ich bitte Sie aber dringend, mir deshalb nicht weniger gewogen zu bleiben und unſerm geſtrengen Herrn keinen mir ungünſtigen Bericht zu machen.“

„Beſorgen Sie nichts, Herr Amtmann! Aber wie mag der Herzog Kunde von mir erhalten haben? Und die Worte der Einladung beweiſen, daß er mich kennt! Das ſind wunderbare Räthſel!“

„Mit deren Löſung ich dem gnädigen Herrn leider nicht dienen kann,“ verſetzte der Amtmann und machte einen tiefen Bückling. „Uebrigens ſehen Sie gefälligſt dort neben dem ſchönen Gärtnerhauſe das eiſerne Thor. Belieben Sie, da einzutreten! Sie treffen dort ſtets herzogliche Diener, welche Sie bei Sr. Durchlaucht anmelden.“ Somit empfahl ſich der Amtmann, nicht ohne noch eine Menge Kratzfüße und Höflichkeitsformeln hinzuzufügen.

## 23.

## Der Herzog von Gotha.

Lambeck befand ſich hinter dem hochgelegenen Schloſſe Friedenſtein, und vor ihm öffnete die heimliche grüne Stille des Gartens ſeine Pforte. Er trat hinein. Ein Diener kam ſogleich auf ihn los. Der Fremde nannte ihm den Namen Adolf Lambeck.

„Des Herzogs Durchlaucht haben befohlen, Ew. Gnaden ſogleich ohne weitere Anmeldung zu ihm zu führen,“ verſetzte der Diener und fügte die Bitte, ihm zu folgen, hinzu.

Durch einen ſchönen Gang, von hohen Pappeln gebildet, ging Lambeck ſchweigend hinter dem Diener her, und ſah zu beiden Seiten einen geſchmackvoll angelegten Nutzgarten, aber eine zweite Thür that ſich auf, eine kleine Brücke führte über ein Flüßchen und mit Ueberraſchung trat der Gefühlvolle in die großartige grüne Nacht des herrlichen Parks. Die majeſtätiſchen Bäume wölbten ſich hoch zu dichten Blätterdächern, und wie in einem Dome wandelte der Fremde unter dieſer Wölbung und zwiſchen dieſen natürlichen Säulen, durch welche die geſteigerte Erwartung nach immer reizenderen Parthieen ſpäh'te und mit willkommner Spannung helle Waſſerwellen, von den ihnen vermählten Sonnenſtrahlen glänzend, und durch Blätter und Bäume neckiſch dem begierigen Neuling entgegen ſchimmernd, begrüßte. Reinliche breite Sandwege ſchlangen ſich durch das duftige, von Vögeln belebte Gebüſch und durch das friſche Grün einzelner Raſenplätze, ſanft rauſchte es in den Wipfeln der Bäume, durch welche kein Sonnenſtrahl drang, friſche Kühle wehte von dem Waſſer her, und eine heilige Ruhe ſchien über dieſen Hain, der Raſt eines edlen Fürſten würdig, ausgegoſſen. Lambeck fühlte ſich tief ergriffen. Endlich trat er aus dem dichten Laubgange in eine etwas freiere Parthie. Ein anmuthiges Waſſerbecken dehnte ſich vor ſeinen Blicken aus, aus deſſen vom Schleier der Schwermuth überkleideten Schooße ſich ein kleines Eiland erhob und hohe Bäume emporſtreckte. Blumengebüſche umblühten den Boden, durch die Hecke ſchimmerten blanke Gartentiſche und Stühle, und die grüne Verhüllung des Inſelchens ließ der Phantaſie freies Spiel, ſich den verborgenen Raum mit den herrlichſten Reizen zu ſchmücken. Rechts am Ufer auf einer mäßigen Anhöhe gewahrte Lambeck einen kleinen, mit Säulen gezierten Tempel, vor welchem ein friſcher grüner Raſenteppich ſich nach dem Teiche ſenkte. In den geöffneten Flügelthüren des Tempels ſtand ein Mann von mittlerer Größe, einem ausdrucksvollen, geiſtreichen Geſichte, durch welches eine gewiſſe Strenge, mit Würde gepaart, hindurch blickte. Er war in einen einfachen Ueberrock ohne alle Auszeichnung gekleidet.

„Sr. Durchlaucht,“ flüſterte der Diener dem Fremden zu und ging, dem Herzog den angegebenen Namen zu nennen. Dieſer ſchritt ſogleich die Stufen herab dem ſich mit Anſtand verbeugenden Fremden entgegen; der Diener entfernte ſich.

„Ich ſollte mit Ihnen zürnen, Herr Graf,“ redete der Herzog ungezwungen den höchlich Erſtaunenden an, „daß kein größeres Vertrauen zu mir Sie früher hierher führte. Sie erduldeten die widrigſte Bedrängniß, unterwerfen ſich den trübſten Verhältniſſen, wo ein einziges Wort Ihnen alle Verlegenheiten erſparen konnte.“

„Eure Durchlaucht verzeihen mir einen Augenblick, in welchem es mir gelingen möge, mich zu faſſen! Noch ſtehe ich voll Verwunderung; denn ich kann nicht begreifen, wie Sie zur Kenntniß meiner Perſon kommen.“

„Ihr Name, Ihr romantiſches Schickſal, Herr Graf, ſind mir, worüber Sie ſich vielleicht nicht ſo ſehr verwundern werden, bekannt genug. Und in der That machte die Kataſtrophe Ihres Lebens, der ich dieſe Kenntniß verdanke, einiges Aufſehen an deutſchen Höfen und was drum herum hängt. Allein fürchten Sie nichts. Auf dieſem ewig bewegten Meere vertreibt eine Welle die andere; dies ephemere Geſchlecht der Hofleute hat auch nur für die Tagesbegebenheiten ein Gedächtniß; ſein verwöhnter Magen verlangt ſtets nach neuen Reizmitteln. Ihre Geſchichte war mir indeſſen beſonders deshalb intereſſant, weil ich voriges Jahr auf meiner Reiſe nach England die liebenswürdige Theilnehmerin Ihrer Schickſale in London kennen lernte und mich in ihrer Geſellſchaft ſehr wohl befand.“

„Doch erlauben mir Ew. Durchlaucht, noch bin ich meinem Staunen nicht enthoben, wie Sie erfahren konnten, daß mich in Ihrer Reſidenz ein Unfall betroffen, ſo wie Sie überhaupt etwas von meiner Anweſenheit in Ihrem Lande wiſſen konnten."

„Haben Sie ſchon vergeſſen," erwiederte der Herzog lächelnd, „daß ich in meinem Lande einen Allerweltswiſſer habe? Sie ſelbſt ſind in die geheimnißvolle Höhle des Trophonius hinabgeſtiegen, um des Orakels räthſelhafte Stimme zu vernehmen, und wundern ſich noch, daß ich Ihre Geheimniſſe weiß?"

„Alſo daher? Iſt der wunderliche Vörwerts-Häns auch hier im Spiele?"

„Ja, aber mein Wiſſen kommt nicht unmittelbar von ihm. Genug, es macht mir große Freude, daß ich Ihnen einen unangenehmen Bericht erſparen und Sie mit der Verſicherung, alle Ihre Verhältniſſe bis in die kleinſten Schattirungen zu kennen, überraſchen kann. Wie ich das erfahren, ſoll Ihnen heute Nachmittag klar werden, wenn Sie meiner Bitte, mit meiner Privattafel vorlieb zu nehmen, Gewähr ſchenken wollen."

„Ich weiß die Ehre zu ſchätzen," verſetzte der Graf.

„Ich muß geſtehen," fuhr der Herzog fort, indem er mit ſeinem Gaſte am Ufer des Sees durch die ſchattigen Gänge wandelte, „Ihre Bekanntſchaft mit Vörwerts-Hänſen hat mich von Neuem auf dieſen ſonderbaren Mann aufmerkſam gemacht, von welchem ich wohl ſchon ſeit zehn Jahren und länger je zuweilen wunderliche und unglaubliche Dinge gehört, die ich meiſt dem Aberglauben zuſchrieb und nicht weiter beachtete. Ich bitte Sie, theilen Sie mir mit, was Sie von ihm vernommen, und wie Sie ihn gefunden. Ich habe mich weder der leichtfertigen franzöſiſchen Modephiloſophie verkauft, die nur gelten laſſen will, was ſie begreift, und über den tiefern, dem menſchlichen Auge nicht bloßgelegten, Zuſammenhang des Geiſtes mit den noch unbekannten Kräften der Natur ſpöttelt, noch hab' ich mich unbedingt den myſtiſchen Schwärmern unſerer Zeit überliefert und mich weder von Schrepfer, dem leipziger, noch von Caglioſtro, dem italieniſchen Geiſterbeſchwörer, betrügen laſſen. Mit Ruhe und Beſonnenheit habe ich geforſcht und in Büchern, Freimaurerlogen und bei Gelehrten Belehrung über das ſogenannte Wunderbare geſucht, aber — nicht gefunden. Ich dürſte nach Erkenntniß. Der ſchlichte Mann im Thal iſt offenbar weiter gekommen als ich. Faſt hätte ich Luſt, ſein Schüler zu werden.“

Der Graf erzählte ſowohl ſeine eignen bei Vörwerts-Häuſen gemachten Erfahrungen, als auch die mancherlei ſeltſamen Berichte von Wilm und dem heilgenſteiner Wirthe ausführlich, vergaß auch nicht zu bemerken, daß der letztere vorgegeben, er wiſſe die ganze Bildungsgeſchichte des Sehers. Während dieſer Erzählung, welcher der Herzog ſeine ganze Aufmerkſamkeit ſchenkte, und nur bei den einzelnen Abſchnitten treffliche Bemerkungen einſchaltete, waren ſie um den ganzen See durch die Laubhallen und Feenſchlöſſer, von Blumenhecken und Bäumen aufgebaut und vom Windhauch ſanft erzitternd, dann über ſchwellende Raſenteppiche und zwiſchen duftenden Blumenrabatten hingewandelt. Hie und da öffnete ſich ein Durchgang durch die Baummaſſe, und die blaue Ferne trat nah an den grünen Vordergrund, wie ein Bild im Rahmen; der hohe majeſtätiſche Inſelberg, die ganze Kette des thüringer Waldes, das bunte Feld in der Nähe; die freundlichen Dörfer in der Gegend verſtreut, und im Hintergrunde am Gebirge die Thürme der uralten kleinen Stadt Ohrdruff, vorn aber zur Linken der lange Seeberg, auf deſſen erſter und der Stadt nächſter Erhöhung der neue, vom Herzog vor Kurzem erbaute

Tempel der Urania, das ſchöne Obſervatorium, im Sonnenſchein glänzte. Sie waren wieder am Tempelchen angekommen.

„Sie haben bei dieſer Gelegenheit zugleich mein Pathmos mit mir durchkreuzt," ſagte der Herzog. „Hier bring' ich, fern von aller Welt, im Genuß der Natur, meine glücklichſten Stunden zu. Gott gab mir ein kleines Land, es hat aber viel ſeines Segens. Und dennoch würden mich mancherlei Sorgen zu Boden drücken, hätte ich mir dieſes Elyſium nicht geſchaffen, in dem mir die heimlichſten und ſeligſten Genüſſe blühen, von denen die Welt nichts erfahren ſoll und darf. Und doch lauern Mißgunſt und Bosheit überall; deshalb dulde ich nicht einmal eine Bedienung um mich, wenn ich hier bin, und muß Sie erſuchen, mich in das kleine Pantheon zu begleiten, um aus meiner eigenen Hand ein Glas Wein zu empfangen."

Der Graf ging mit in den Tempel, in welchem nur einige Glasſchränke mit Büchern und mathematiſchen Inſtrumenten, ein Sopha und einige Tiſche mit Erfriſchungen ſtanden. Dem Späher und Lauſcher war hier jeder Zugang abgeſchnitten; denn das Gebäude hatte kein Fenſter und empfing das Licht durch die Thür. Der Herzog ſchenkte zwei Kryſtallgläſer voll Wein und ſagte ſcherzend, indem er dem Grafen die Spende darbot:

„Es iſt der Lieblingswein Ihrer Geliebten und Ihr Landsmann, und Sie ſehen daraus, daß ich mich ſogar für die Neigungen der ſchönen Amalia intereſſirte; ſie ſind mir treu im Gedächtniß geblieben. Wär' ich nicht ſchon vermählt geweſen, fürwahr, mein lieber Graf, ich ſtehe nicht für mich, ob ich nicht Ihr Nebenbuhler geworden wäre. Doch Scherz bei Seite! Ich wollte über einen ſehr ernſten und wichtigen Gegenſtand mit Ihnen ſprechen und Ihre Meinung über Dinge hören, die das Alltagsleben nicht mit ſich bringt, und über die Alltagsmenſchen auch gar keine Stimme haben."

„Aber, mein Fürſt, wie konnten Ihnen die wenigen Augenblicke, die mir bei Ihnen zu leben bis jetzt vergönnt war, die Gewißheit geben, daß ich kein Alltagsmenſch ſei?"

„Es liegt in gewiſſen Geiſtern ein Gefühl, recht eigentlich ein Umgangsgefühl, ein Takt, der mit dem des Schicklichen viel Analoges hat, ich möchte das Wort Inſtinkt nicht dafür brauchen, denn es iſt doch eine freie Thätigkeit der Pſyche, wenn ſie ſich auch im Momente derſelben nicht die Gründe und ſogar die Thätigkeit ſelbſt nicht zum Bewußtſein bringt, welches beim erſten Entgegentreten eines Andern ſogleich von ſeinem ganzen Weſen, als Geiſt, Charakter, Gemüth, eine Ahnung giebt. Dieſe Ahnung hat mich faſt nie betrogen. Und wenn ſie mir auch bis jetzt nicht geſagt haben würde, daß Sie kein gewöhnlicher Hofmann ſind, ſo würde es mein Verſtand aus Ihren, doch ohne allen Zweifel ungewöhnlichen Handlungen geſchloſſen haben, die mir vom wiener Hof aus mitgetheilt werden ſind. Doch ich bin unvermerkt gerade auf das rechte Thema gekommen; laſſen Sie uns den zufällig eingeſchlagenen Weg verfolgen! Wir hören ſtets von Gefühl reden; ja das Wort wird oft bis zum Ekel mißbraucht, und Tauſende ſprechen es aus, ohne ſich etwas dabei zu denken und ſich darüber Rechenſchaft zu geben. Das geiſtige Weſen des Menſchen iſt kein Bücherſchrank, in Fächer und Kaſten abgetheilt, worin nun jede einzelne geiſtige Thätigkeit von den andern abgeſondert und geſchieden aufbewahrt würde, und ſich ganz für ſich, ohne Bezug auf die andern, abhandeln, lehren und lernen laſſen könnte, wie uns unſere trockenen Philoſophen ſo gern weiß machen wollen. Der menſchliche Geiſt iſt ein unzertrennliches Ganzes, und ſeine verſchiedenen Fähigkeiten fließen in einander, ſtützen, ergänzen einander. Aber zwei Hauptrichtungen ſind beim erſten Blick doch ſtreng geſchieden: Verſtand, Gefühl. Was meinen Sie?"

„Es iſt die Meinung unſrer Philoſophen," verſetzte der Graf, „der ich früher aus Gewohnheit beipflichtete. Erſt ſeit kurzer Zeit habe ich das Lächerliche eingeſehen, was in der Bannformel liegt, welche ſie gegen Alles, was nur von fern nach Gefühl riecht, unerbittlich ſtreng ausſprechen. Sie möchten mit dem Meſſer des Sectors den Geiſt zerlegen und das auf kein wohlausſtudirtes Geſetz des Denkens zurückzuführende Gefühl herausſchneiden. Was nicht in ihren Kram paßt, ſoll fort, ſoll gar nicht exiſtiren. Und doch iſt das Gefühl gerade das zarte, aber unzerreißliche Band, woran wir mit der Welt des Ueberſinnlichen, mit dem Allgeiſt der Natur, zuſammenhängen. Die Erfahrungen meiner jüngſten Vergangenheit haben mir über Vieles der Art die Augen erſt eröffnet."

„Sie haben ſehr Recht," verſetzte der Herzog freundlich. „Das Gefühl iſt das über alle aus Erfahrungen abſtrahirten Geſetze weit hinaus liegende und nach keinen Formen zu berechnende eigentliche Lebensprincip der Pſyche, der als Lichtſtrahl, als Verklärung ſich äußernde Geſang derſelben, der geiſtige Lebensborn, aus dem ſie ſich ewig jung trinkt, während der Verſtand allein ſich abnutzt und verbraucht. Das Gefühl iſt das zarte Fühlhorn, welches die Pſyche in die Unendlichkeit hinausſtreckt, und wodurch Ahnungen und Empfindungen aus höhern Lebenskreiſen des Weltalls in ihre tiefſte Tiefe hinabſchauern. Der Verſtand muß auf feſtem Boden fußen; er muß etwas

Gegebnes haben, ein Object, auf welches er operirt, und für das Menſchenleben in ſeiner niederen Bedeutung, in ſeinen für die äußeren Sinne gezogenen Kreiſen, reicht er aus. Er iſt, um mich eines großartigen Vergleichs zu bedienen, die ſchöne Erde, die Jeder mit Füßen tritt, die man nach allen Richtungen hin unterſuchen und kennen lernen kann, das Gefühl aber iſt der ſie umgebende unendliche Luftraum mit ſeinen wunderbaren Geheimniſſen, der ſie, die Erde und alle Geſtirne doch eigentlich trägt und hält, und aus dem ſie Leben trinken. Ahnung und Sehnſucht tragen zu den Sternen hinauf; der Körperſinn findet hier unten ſeine Befriedigung."

„Ja, und wir alle können doch ohne Luft und Licht nicht leben," verſetzte der Graf, „und der bunte Schmetterling wiegt ſich am liebſten in der vom Sonnenſtrahl zitternden Luft und ſeine Farben ſchillern bunt in einander; ſo die Pſyche im Reich der Gefühle ſchwelgend."

„Wir hochverſtändigen gebildeten Leute wehren mit Händen und Füßen von uns ab, was ſich uns durch Augen und Ohren täglich und ſtündlich aufdringt, blos weil wir es nicht mit dem Verſtande begreifen können; dagegen hat das Gefühl in den untern Volksklaſſen, wo man nichts von Syſtemen des Denkens weiß, zu allen Zeiten ſein Recht behauptet. Dort weiſt man nicht den Anhauch einer höhern Welt, das unſichtbare Eingreifen des Naturgeiſtes in das Menſchenleben mit ſpöttelnder Klugthuerei zurück. Sehen Sie, beſter Graf, ich habe unendliche Mühe gehabt, alles Angelernte, alle verkehrten Vorurtheile und den Wuſt veralteter, nie vom Genius geprüfter Dogmen wieder abzuſchütteln, mich von dem Boden, welchen die Philoſophen ſo fleißig bebauen, loszureißen, um der Natur näher zu kommen. Das Weltall verſuchte ich nun zu umfaſſen und ich maß die Bahnen der Sterne; es genügte meinem brennenden Durſte nicht. Auch das geheimnißvolle Weben des Erdgeiſtes — denn auch der Rieſenkörper unſrer Mutter Erde muß eine Seele haben, im Verhältniß auch beſchränkt, wie die unſrige, wie überhaupt jeder in die Form gebannte Geiſt, — welches durch die Geſchichte aller Völker, bald wie ein dumpfer erſchütternder Schall, bald wie ein leiſer Klagelaut hinzieht, wollt' ich verſtehen lernen; aber die Orakel ſind verſtummt und unſere myſtiſchen Verbrüderungen nagen nur noch an der Schaale, der Kern iſt ihnen verloren gegangen. Und doch greift das Ueberſinnliche fort und fort verhängnißvoll in unſer Leben ein, es umgibt uns, es berührt uns, daß wir es zuweilen mit den Händen faſſen zu können meinen; aber es entſchlüpft uns ewig, und nur die Kinderhand des gemeinen Volkes hält zuweilen einen Zipfel ſeines Gewandes feſt. Ihre Erzählungen von jenem ſonderbaren Manne haben mich mächtig ergriffen, und ich werde mich beeilen, ſtreng prüfend zu unterſuchen; und vielleicht ſprudelt mir endlich ein ergiebiger Quell. Das Meiſte, was ich von Vörwerts-Hänſen bis jetzt gehört, beſchränkte ſich auf ſympathetiſche Kuren von äußern Uebeln des menſchlichen Körpers und von Hausthieren, Anſagung von Diebſtählen, Gegenwirkungen von Hexereien u. dgl., was mir, ſo wie es mir vorgeſtellt wurde, nicht der Mühe werth ſchien, des Mannes Bekanntſchaft zu machen; aber er iſt mir heute ſo intereſſant geworden, daß ich mich ihm in dieſen Tagen nähern werde. Er hat, wie mir däucht, ſchon oft wegen ſeiner Wunderthäterei Händel mit den dortigen netterodtiſchen Gerichten gehabt, und es iſt ſogar einmal etwas davon an die Regierung gekommen. — Doch wir verplaudern die Zeit," unterbrach ſich hier der Herzog, „während wir nothwendigere Dinge zu ſchaffen haben. Das Erſte und Nothwendigſte iſt, daß wir Ihre Geliebte Ihretwegen beruhigen, Herr Graf. Sie hat eine böſe Nacht gehabt und ſich über Ihr Ausbleiben ſehr geängſtigt. — Wäre es nicht gut, wenn wir ſogleich einen reitenden Boten nach Ruhla an ſie abſchickten? Es würde ſie ganz befriedigen, wenn Sie ihr einige Zeilen ſchrieben."

„Wenn es mir erlaubt iſt, Ihre Güte in Anſpruch nehmen zu dürfen, mein durchlauchtigſter Herr, ſo würde ich es vorziehen, ſelbſt ſogleich zu ihr zu eilen und die Schmerzen der Trennung durch die ſchönſten Nachrichten zu verſüßen."

„Wiſſen Sie etwas? Gönnen Sie mir dieſe Freude der Ueberraſchung. Ich bitte mir ohnedies aus, daß Sie ferner Ihre Wohnung bei mir nehmen und mir die angenehme Sorge für Sie und Ihre liebenswürdige Gefährtin überlaſſen. Was wollen Sie alſo weiter in Ruhla? Ich führe Ihnen Amalien heute noch zu. Unterhalten Sie ſich unterdeſſen mit meinem Zach, der mit uns ſpeiſen wird, begleiten Sie ihn auf die Sternwarte, laſſen Sie ſich unſre Einrichtung und die neuen Inſtrumente zeigen. Sie werden Reſpekt vor uns bekommen. Ich laſſe ſogleich einen Wagen anſpannen und nach Ruhla abgehen. Nach Tiſche reit' ich ſelbſt, wenn Sie es ſo zufrieden ſind."

„Ew. Durchlaucht überhäufen mich mit Güte. Doch Sie ſind für Amalien gewiß der liebſte und ſicherſte Bote meines und ihres in Ihnen uns aufgegangenen Glücksſterns."

„So laſſen Sie uns gehen!" ſagte der Herzog, und beide wandelten neben einander in vertraulichem Geſpräch durch die laubigen Bogengänge, deren groteske Schönheit keine verſtändige Gartenſcheere zur plauſibeln Regelmäßigkeit verwieſen hattte. Am Gärtnerhauſe gab der Herzog Befehle und ging dann mit dem Grafen auf der öſtlichen, der beiden großen im Halbbogen geſchweiften Rampen hinauf, welche auf die Schloßterraſſen und das hintere Thor führen. Der Herzog las in des Grafen Geſicht Befriedigung über die herrliche Lage des Schloſſes. „Ich hoffe Ihrem Wunſche entgegen zu kommen," ſagte er, „wenn ich Ihnen vor der Tafel noch einen Gang um das Schloß herum verſchlage."

„Sie werden mich ſehr verbinden," verſetzte der Graf, „wenn Sie mir vom Throne dieſer Gegend einen Theil Ihres ſchönen Landes zeigen."

„Gut, ſo will ich mit dem Berge anfangen, hinter welchem jetzt noch Ihre Amalia lebt." So gingen ſie auf die weſtliche Terraſſe. Den ſüdlichen Horizont begrenzte in mäßiger Entfernung die blaue Höhenkette des Thüringerwaldes, und wie ein auf den Knieen liegender, die Arme auf die Erde ſtemmender, das rieſige Haupt aber hoch empor hebender Hüne, ſah der majeſtätiſche Inſelberg herab in die mit Dörfern überſäete Landſchaft. „Sehen Sie, der weſtliche Berg dort iſt der Breitenberg bei Ruhla," bemerkte der Herzog und nannte mit geläufiger Zunge alle ausgezeichneten Berge und Ortſchaften. In weiter Ferne nach Norden war ein Theil des Harzes mit dem Brocken ſichtbar und nach Nord-Oſten und Norden das ſchöne geſegnete Land mit ſeinen fruchtbaren Ebenen, zu ihren Füßen aber die freundliche Stadt.

„Ich wüßte kein Schloß von ſchönerer Lage," ſagte der Graf.

„Auch ich kenne nur eins, welches mit meinem Friedenſtein Aehnlichkeit hat und auf ſolchen erhabnen

Terraſſen liegt, das iſt das königliche Luſtſchloß zu Windſor in England. Ich würde aber auch in der Tiefe nicht leben können. Lächeln Sie, daß ich mich zum Herrſcher beſtimmt glaube, aber das Niedere und Gemeine iſt mir in jeder Hinſicht ſo zuwider, daß ich mich bei längerem Aufenthalt in volkreichen Ebenen oder Thälern unwohl, eng und gedrückt fühle; weniger peinlich iſt mir das Gefühl, wenn ich allein bin; doch mir in jeder Beziehung wahrhaft ſelbſt genügend lebe ich nur auf Höhen, auf Bergen, auf dem Throne. Nennen Sie dieſe meine Ueberzeugung immerhin einen Wahn; ihm entſpringt mein und meines Volkes Glück, ihm verdank' ich die ſichere Richtſchnur meines Handelns, und nie habe ich mir den Vorwurf machen dürfen, daß ich mir als Fürſt oder Menſch etwas vergeben, meiner Würde ein Widerſpiel, die Pflichten des Herrſchers verletzt habe. Wenn dieſer mächtige Zug nach der Höhe mich nun vom Niedern ſtets fern hielt, wie viel Herrliches hat er mir dagegen geboten!"

Durch die ſchönen Baumgänge und Bosquets waren ſie rund um den hohen Friedenſtein wieder bis zum öſtlichen Thurme gelangt. „In dieſem Thurme iſt meine Wohnung," fuhr der Herzog fort, „da hab' ich den herrlichen Wald und die Gebirgskette, ſo wie meine Sternwarte ſtets vor Augen. Ich blicke von da auf das grüne Meer meines Gartens, auf meine Kaſtanienalleen herab, lebe mir, der Natur und den Wiſſenſchaften, und denke Tage lang nicht an die Stadt und den Hof."

Der Herzog führte den Grafen durch eine für ſeinen Gebrauch allein beſtimmte Treppe in den Thurm hinauf, zeigte ihm erſt noch flüchtig ſeine große, unter den Wohnzimmern befindliche Bibliothek, und beide ſtiegen dann hinauf zu der ihrer harrenden Tafel. In dem einfach, aber geſchmackvoll ausmöblirten Kabinet des Herzogs waren nur vier Gedecke aufgelegt. Kaum waren ſie eingetreten, als ein Diener dem Herzog leiſe etwas berichtete.

„Zach bringt noch eine junge Landsmännin mit, was ich Ihnen zu ſagen bis jetzt vergeſſen,“ wandte ſich der Herzog jetzt an den Grafen; „ich werde Sie nicht beſonders vorſtellen, um Ihnen eine Verlegenheit zu erſparen. Uebrigens haben Sie für Ihr Incognito weder von ihm, noch von der ungariſchen Dame etwas zu befürchten. Ihre eigenen Landsleute werden Sie nicht verrathen; man ſagt ja, die Ungarn hielten feſt zuſammen.“ Der Aſtronom trat mit Fräulein von Schönfeld herein. Der Graf hatte nicht ſobald die junge Dame näher betrachtet, als er in ſichtbare Verlegenheit gerieth. Der Herzog wußte jedoch die Unterhaltung ſo geſchickt anzuknüpfen, ſo unbefangen zu leiten und ihn ſo unbemerkt hineinzuziehen, daß ſeine momentane Befangenheit nicht bemerkt wurde. Während der Tafel verſank der Graf öfter in Nachdenken und ſtarrte dann, wenn er ſich unbemerkt glaubte, das Fräulein an, als müſſe er ſich gewiſſe Anklänge in ſeiner Seele zum Bewußtſein bringen. Die Dame betrachtete ihn mit nicht weniger Intereſſe.

„Ich merke ſchon,“ begann endlich der Herzog lächelnd, „die beiden Leutchen da ſehen ſich zu tief in die Augen. Was ſoll das bedeuten?“

„Ich weiß in der That nicht, meine Gnädige,“ ſagte der Graf erröthend, „was ich aus den Erinnerungen machen ſoll, die mich ſeit einer Viertelſtunde beſtürmen. Daß ich die Ehre, früher ſchon in Ihrer Geſellſchaft zu ſein, genoß, darüber bin ich im Reinen, nicht ſo über Zeit, Ort und Verhältniſſe dieſes Zuſammenſeins. Vielleicht gefällt es Ihnen, mich darüber aufzuklären.“

„Sie irren ſich nicht, Herr Graf,“ verſetzte das Fräulein, „und die Unbedeutendheit meiner Perſon in den glänzenden Kreiſen, in welchen ich Sie früher zu ſehen die Ehre hatte, trägt die Schuld, daß Sie ſich meiner nur dunkel erinnern. Sie hingegen waren damals ſchon einer der vorzüglichſten Gegenſtände der Aufmerkſamkeit aller vornehmen Damen Wiens, und daher ſind Sie mir, ſo wie Ihre Schickſale genugſam bekannt.“ Des Grafen Schrecken war ſichtbar; doch der Herzog redete ihn augenblicklich freundlich an: „Laſſen Sie ſich durch die Plaudereien dieſer loſen Brünette den Appetit nicht verderben. Ich will Ihnen ſogleich aus dem Traume helfen. Dieſes ſchwarzäugige Fräulein iſt eine geborne Wienerin und die jüngſte Tochter des Oberſten von Schönfeld. Ihre Mutter iſt eine geborne Ungarin und Bekannte Zachs, ein Paar ältere Schweſtern des Fräuleins ſind in Ungarn verheirathet und bewohnen in der Gegend von Peſth, Zachs Vaterſtadt, Güter, und ſo haben wir das Glück ihres Beſuchs erlangt. Es hängt nun freilich noch eine andre höchſt komiſche Geſchichte dazwiſchen, die ſie Ihnen ſelbſt erzählen mag, und die ich mit großem Vergnügen noch einmal mit anhöre.“

Der Graf hatte ſich gegen das Fräulein mit erheitertem Geſicht verbeugt und ſie verſichert, daß er ſie nun gar wohl kenne.

„Wie aber um der Welt willen! kommen Sie nur dazu, in der Maske eines Dorfpaſtors zu agiren?“ fragte das Fräulein. Der Graf konnte auf dieſe ihm unverſtändliche Frage nicht antworten, und das Fräulein erzählte nun zur allgemeinen Beluſtigung das mit

Wilmen gehaltene Examen vom Morgen des vorigen Tags.

„Ja, fragen Sie nur einen Rühler,“ lachte der Herzog, „und Sie mögen noch ſo gut ſich belehrt glauben, ſo iſt Ihnen doch ein Schwank aufgebunden.“

Nach einer halben Stunde wußte der Graf Alles, was ihm bis jetzt unerklärlich geweſen war, und nur Vörwerts-Hänſens Wiſſen, daß der bang Erwartete im Gefängniß in Gotha ſitze, blieb allein dunkel. Mit den wärmſten Ausdrücken dankte der Graf dem Fräulein für ihren landsmänniſchen Eifer und die ſchnelle Hülfe, die er durch ſie erhalten; ſie aber wußte mit heiterer Laune jeden Dank abzulehnen. Die Tafel dauerte nicht lange; man ſpeiſte nach des Herzogs gewohnter Art ſehr einfach, aber Geiſt und Frohſinn würzten das Mahl.

## 24.

## Der Herzog wieder in der Ruhl.

Die Pferde ſtanden ſchon geſattelt. Der edle Ernſt beurlaubte ſich von ſeiner Tiſchgeſellſchaft, nahm die Grüße vom Grafen und dem Fräulein an Amalien mit und ſprengte mit einem Reitknecht zum hintern Thor der weſtlichen Rampe hinab, während die Uebrigen der öſtlichen hinab nach dem Seeberg zu gingen. Ueber die Dörfer Laucha, Fröttſtädt, Schwarzhauſen und Schmerbach ging die ſchnelle Reiſe des als Jäger ſchlicht gekleideten Fürſten. Vom letzteren Dorfe aus mußte der Reitknecht voran, um den Oberförſter König in der Ruhl von des Herzogs Ankunft zu unterrichten und ihn auf das im Walde einſam gelegene kleine Jagdhaus, zwiſchen Schmerbach und Ruhla, zu beſtellen. Auf einer in ein enges Thal ſich abſenkenden, tief im dichten Walde verſteckten kleinen Wieſe lag das Jagdhäuschen, wo der Herzog gewöhnlich abzuſteigen pflegte. Der Oberförſter, welchen der Herzog ſehr liebte, war dann mit ſeinen Kreiſern meiſt um ihn. Derbe rühler Späße und ungeberdige Jägerſchwänke kamen dort in einem Guſſe zum Vorſchein; in beiden war der joviale Waidmann, der wackre Oberförſter, gleich ſtark. Der Fürſt brachte den Purpur nie mit in dieſes kleine Haus; er war Menſch unter Menſchen, und zwar unter den natürlichſten ſeines Landes. Hielt man auch in dieſen harmloſen Unterhaltungen nicht immer das ſtrengſte Maß, überſprang man zuweilen im kecken Uebermuth, was die vornehme Welt Anſtand nennt, ſo vergaß der Herzog doch nie ſeine Würde; und überdies war man in dieſer romantiſchen Waldeinſamkeit von der Kultur faſt abgeſchnitten und dieſe buſchbekränzte Wieſe glich einer Inſel, auf der man ſich nicht nach dem ängſtlichen, oft läſtigen Zuſchnitt der Sitten auf dem Feſtlande zu richten brauchte.

Als der Herzog auf dem Jagdhäuschen anlangte, fand er den Oberförſter bereits; denn der Reitknecht war ſcharf geritten und der brave Waidmann pünktlich im Dienſte.

„Ei, ei, durchlauchtiger Herr!" rief er mit ſeinem gewohnten komiſchen Pathos dem Herzog entgegen, und half ihm vom Pferde, „vorgeſtern nahmen Sie Abſchied von mir, als ſollt' ich Sie in Jahr und Tag nicht wieder ſehen, und heute führt Sie der Gukuck ſchon wieder auf mein Häuschen*) her, und bringen mich um die Kirmeßkatzbalgerei dieſes Nachmittags, und die wahrſcheinliche Ehre, den Schwanz des Vogels auf dem Säuraſen**) herabgeſchoſſen zu haben. Ja aber Sie können nicht von Ihrem König bleiben, und es iſt auch ganz ſo in der Ordnung, daß der Herzog dem König die Aufwartung macht."

„Nun ſei nur ſtill, Laubkönig, und ziehe nicht wie ein Laubfroſch los. Du kannſt die Stunde des verſäumten Kirmeßſpaßes dieſe Nacht ſchon wieder beiholen. Jetzt laufe mir in die Ruhl hinab auf den Zainhammer. Dort wohnt bei der Hoffakterin Hellman eine Frau von Welmar. Dieſer bringſt Du von einem ungenannten Freunde die Nachricht, daß Herr Lambeck ſich ſehr wohl befinde und noch dieſen Abend bei ihr ſein werde, daß ſich ferner Ihr Schickſal glänzend geändert, und endlich bitteſt Du um die Erlaubniß, daß der ungenannte, wenn auch nicht unbekannte Freund, ihr ſogleich aufwarten dürfe. Fall aber nicht nach gewohnter Art mit der Thür ins Haus und plumbe mit meinem Namen oder mit der Durchlaucht u. dgl. heraus; denn ihr Grünröcke pflegt die Worte nicht auf die Goldwage zu legen, eh' ihr ſie fortſchickt."

„Nichts zu befürchten, Durchlaucht, bei vornehmen Weibern bin ich wie auf's Maul geſchlagen, zumal wenn ſie geputzt auf dem Kanapee ſitzen. Im Walde mag ich noch eher mit ihnen auskommen."

„Nun mach's ſo gut, als Du's kannſt, ſpude Dich; ich will Dich bis in Dein Haus begleiten, aber den Schützenhof*) wollen wir vermeiden, damit mich das Volk nicht erkennt und Lärm ſchlägt."

---

*) Noch jetzt heißt dieſes einſam gelegene Jagdhäuschen: Königshäuschen.

**) Der obere Theil von Ruhla und der Platz des Schießhofes.

„Da ich nicht dafür ſtehen kann, daß uns Einer begegnet und Sie doch erkennt, ſo will ich Ihnen einen Vorſchlag thun, Durchlaucht. Ich will ein Laubmännchen aus Ihnen machen, ſo gehen Sie unerkannt durch alles Volk."

„Ein Laubmännchen? Was iſt das?"

„Wenn im Frühjahr das Laub ausgekrochen iſt, rotten ſich in der Ruhl die Kinder in verſchiedenen Haufen zuſammen, kommen mir in den Wald, ſchneiden mir ein Paar friſch grüne Buchenbüſche ab — ich drücke ein Auge zu und Eure Durchlaucht werden's auch thun; denn ein Laubmännchen anputzen, iſt eine uralte Volksſitte, und ich hab' als Junge den Wald genug beſtohlen — und legen die laubigen Reiſer an einem aus ihrer Mitte von Fuß bis zum Kopf knapp an einander, binden ſie feſt, und formen die über den Kopf ausgehenden dichtbelaubten Zweige zu einer grünen Krone. Alles iſt bedeckt, ſelbſt das Geſicht, und man ſieht nichts als einen wandelnden Buſch, den die Andern, ein eigenes dazu beſtehendes Liedchen ſingend, durch das Dorf führen. Nun wollt' ich Eure Durchlaucht auch in ſolch einen Blätterrock ſtecken und im Triumph in mein Haus einführen."

„Ich danke für die Ehre! Vielleicht ein andermal mach' ich von Deiner Güte Gebrauch, heute habe ich mehr zu thun, und die Sonne nimmt dort vor uns eben Abſchied. Deshalb thut Eile Noth!"

Raſchen Schrittes erreichten ſie die Förſterwohnung, das letzte Haus des Ortes. Der Reitknecht führte die Pferde nach. Der Herzog trat in des Oberförſters Garten, und dieſer eilte, den erhaltenen Befehl auszuführen. Es verrann länger als eine Stunde, und die Dämmerung verhüllte bereits Berg und Wald. Der Herzog hatte ungeduldig den Raſenplatz ſchon vielmal gemeſſen, durch die Luft flogen die letzten Hörnertöne vom nahen Schützenhof herab, und die Schützen rotteten ſich zum Heimzug zuſammen; da trat der ſehnlich Erwartete endlich in den Garten.

---

*) Er grenzt an die Förſterwohnung.

„Aber ſag mir, König, bin ich Dein Narr geworden?“ rief ihm der Herzog unwillig entgegen.

„Ach Gott!“ ſeufzte der Oberförſter und machte eine komiſche Geberde. „Sie wären nicht der einzige; denn wahrhaftig ich bin ein ſolcher und komme aus einer Geſellſchaft Leute, die ſeit heute Mittag ſämmtlich zu Narren geworden ſind. Das iſt eine ſaubere Geſchichte! Als ich im Zainhammer ankomme, iſt das ganze Haus in Aufruhr. Ich frage nach der gnädigen Frau. Ja wo iſt ſie? Wiſſen Sie etwas von ihr? ſchreit mir der Manufaktur-Kommiſſär Gotter entgegen, und der Doktor Storch, ſeine Frau, ſein Sohn, ein würzburger Student, der junge Hellmann mit ſeiner Frau und eine Herde andrer Leute umzingeln mich wie die Kreiſer eine Sau, reißen die Mäuler thorweit auf und überpurzeln ſich mit Fragen und Anrufungen an mich, ich ſoll durchaus wiſſen und ſagen, wo die gnädige Frau ſei. Ich denke nicht anders, als ich bin in ein Tollhaus gekommen; denn was ich ſie gefragt, wollen ſie alle von mir wiſſen. Endlich klärt ſich's auf, daß ich's nicht weiß, und daß ſie's noch weniger wiſſen, wo die Dame iſt, und ich erfahre in lauter einzelnen Brocken, daß die Vermißte krank geweſen und zu Bette gelegen, als ihr die Hoffaktorin gegen elf Uhr dieſen Morgen einen Beſuch gemacht. Die Frau verſichert heulend und ſchreiend, die Kranke ſei ſo ſchwach geweſen, daß ſie ſich unmöglich auf einem Beine habe halten können. Die Hauswirthin hat einen nothwendigen Ausgang zu thun, und entfernt ſich. Bald darauf will die Magd der Kranken etwas Suppe bringen, findet aber Zimmer und Bett leer; ſie fragt, Niemand weiß etwas von der Dame. Mittlerweile kommt die Hoffaktorin wieder nach Hauſe; ſie weiß ſo wenig wie die Andern, wohin die Frau von Welwar gekommen. Nun wird Sturm geſchlagen, Alarm geblaſen, man rennt, ſchreit, flucht, die ganze Familie kommt zuſammen, man vertheilt ſich nach allen Weltgegenden, ſucht auf allen Plätzen, läuft in alle Häuſer, fragt alle Menſchen, aber Niemand weiß ein Sterbenswörtchen von der Dame, es iſt durchaus keine Spur von ihr aufzufinden. Kurz und gut, das ganze Haus iſt umgewendet, man hat ſchon im Waſſer geſucht; es iſt Alles vergeblich. Sie iſt verſchwunden, und all den klugen Leuten bleibt nichts weiter übrig, als das Maul bis an die Ohren aufzuſperren und zu warten, ob ihnen der Himmel durch dieſen gängen Kanal Erleuchtung zukommen laſſen will. Und ſchon fangen Manche an zu glauben, es gehe nicht mit rechten Dingen zu. Ich habe gewartet und gewartet, da aber weder ich noch ein Anderer davon klüger wurde, ſo bin ich wieder heimgegangen."

„Das iſt bei Gott ſehr ſeltſam!" rief der Herzog erſchüttert. „Vielleicht hat ein verzweifelter Gedanke die Unglückliche überwältigt. Das wäre fürchterlich! Höre, König, jetzt gilt's! Dieſe Dame iſt mir ſehr theuer, und es liegt mir Alles daran, noch vor der Nacht über ſie in Gewißheit zu ſein. Und ſollt' ich die ganze Kuhl aufbieten. Doch mit Beſonnenheit! Wie handeln wir am ſchnellſten, am zweckmäßigſten und klügſten?"

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52868-X
STORCA,L. FN. 18335/062

„Ich möchte wohl etwas ſagen," äußerte der Oberförſter, „wenn ich nicht befürchten müßte, von Eurer Durchlaucht ausgelacht zu werden."

„Es mag ſo barock ſein, als es will, ich bin jetzt nicht zum Lachen aufgelegt, und überdies iſt mir jeder Einfall in ſolchen Nöthen willkommen. Alſo friſch heraus!"

„Bei dem zuſammengelaufenen Volke im Zainhammer war ein junger Meſſerſchmiedegeſell, der ſich ganz beſonders für die verſchwundene Dame zu intereſſiren ſchien. Ich ſtand zufälliger Weiſe bei ihm, da ſagte er leiſe zu mir: ich hätte wohl einen Gedanken, aber der gelehrte Herr Manufakturkommiſſair Gotter und der Herr Doktor Storch würden mich ausſpotten und ſchimpfen, wenn ich ihn laut werden ließe. — Nun ſo ſag' ihn mir heimlich, Wilm, erwiederte ich. Da zog er mich bei Seite und flüſterte: Ich wollte was drum wetten, die gnädige Frau iſt zu Vörwerts-Hänſen ins Thal. — Das iſt nämlich ein gar närriſcher Kauz —"

„Ja wahrlich!" rief der Herzog freudig überraſcht, „der Burſche hat recht. Ich bin ebenfalls überzeugt, daß ſie dort iſt. Setze Dich auf meines Reitknechts Pferd und begleite mich ſchnell ins Thal." Unverzüglich wurde dieſer Befehl ins Werk geſetzt, und ſchon nach einigen Augenblicken ſprengten die beiden Reiter die Ruhl entlang und vernahmen am Zainhammer, daß Frau von Welwar noch nicht aufgefunden worden ſei.

## 25.

# Der Herzog auf dem Heilgenſtein.

Als ſie vor dem heilgenſteiner Wirthshaus hielten, ſagte der Herzog zum Oberförſter: „Wir wollen die Pferde hier ſtehen laſſen und zuſammen nach Thal hinübergehen; ich bin höchſt begierig, ob die Dame da iſt und ob der Wundermann mich kennt.“

Als ſie abſtiegen, kam der Wirth mit höflichen Grüßen aus der Thüre und half den Herren ſelbſt herab. „Ei guten Abend, verehrteſter Herr Oberförſter,“ rief er ſchmunzelnd und rückte am Lederbärtelchen, „hab' die Ehre eine ganze Woche lang nicht gehabt und nun noch zu Tages Ausgang. Es muß was Wichtiges ſein, was Sie vom Schützenhof und dem dritten Kirmeßabend noch ſo ſpät auf den Heilgenſtein treibt.“

„Freilich, Herr Schenk; es iſt uns ein koſtbar Stück Wild durch die Netze gebrochen, und wir haben eine Spur, daß es die Fährte hier herab genommen. Wißt Ihr nichts davon?“

„Müſſen ſich deutlicher erklären, Herr Oberförſter.“

„Eine vornehme Dame iſt heute gegen Mittag aus der Ruhl entwiſcht, und man vermuthet, daß ſie nicht ganz richtig im Kopfe ſei.“

„O da kann ich dienen! Lieſekät, die alte Wetterhexe, hat heute halb zwölf Uhr einer ſehr vornehm ausſehenden, bleichen, reich gekleideten Frau vom Kloſter an den Weg ins Thal bis zu Vörwerts-Hänſens Haus gezeigt. Sie bracht's mir brühwarm, trunken von der Ehre.“

„Nun da haben wir's ja," ſagte der Herzog. „Es bleibt faſt kein Zweifel übrig. Alſo wollen wir nur ſchnell hinüber zu Vörwerts-Hänſen."

„Da brauchen die Herren ſich nicht ſo weit zu bemühen," bemerkte der Wirth; „denn Häns ſitzt oben in der Wirthsſtube, und trinkt und ſingt mit ſeinen Zechbrüdern nach Herzensluſt. Er iſt vor einer halben Stunde mit Frau und Kindern erſt aus der Ruhl gekommen, die Familie hat er heim geſchickt, er aber, erſt ſchon ziemlich luſtig, blieb, weil er ſeine gewohnte Geſellſchaft hier verſammelt fand. Kommen Sie alſo nur herauf."

„Verrath' mich nicht!" flüſterte der Herzog dem Oberförſter zu, und Beide ſtiegen die dunkle ſteinerne Treppe im Hauſe hinauf, der Wirth öffnete die Thüre. Sie traten in die Stube an einen ringsum mit Menſchen beſetzten Tiſch. Der unharmoniſche aber frohe Geſang, welcher ihnen ſchon unten in die Ohren getönt, verſtummte bei ihrem Eintritt, die meiſten Anweſenden grüßten den Oberförſter ehrerbietig. Der Herzog überblickte die Scene, um den Wundermann herauszufinden, aber es gelang ihm nicht.

„Wir wollen Eure Freude nicht ſtören," ſagte der Waidmann, „nur ein Wort mit Euch, Häns!" Die hagere Geſtalt ſtand ſogleich auf und ging mit dem Oberförſter in eine Ecke. Ein paar Augenblicke darauf wandte der Letztere ſich mit dem freudigen Ausruf: „Sie iſt glücklich gefunden!" wieder zum Herzog, und berichtete dieſem, daß die Vermißte krank im Pfarrhauſe liege. Alſobald verließen Beide das Wirthshaus. König erzählte, was er von Hänſen erfahren. Daß er den Herzog erkannt, ſchien Keinem wahrſcheinlich.

Freundlich und ehrerbietig empfing der Pfarrer

Fiedler die ſpäten Gäſte; denn der Oberförſter König wurde in der ganzen Gegend als ein Ehrenmann gehalten und geſchätzt. Der Herzog begehrte die Kranke zu ſehen und zu ſprechen. „Es thut mir leid," verſetzte der Geiſtliche, „daß wir Ihrem Wunſche, mein Herr, die Erfüllung verſagen müſſen. Die gnädige Frau iſt noch nicht recht wieder zu ſich gekommen, und es ſcheint mir in der That, als litte ſie an momentaner Geiſtesverwirrung. Seit einer Stunde ſchläft ſie aber ſehr ruhig, und es wäre von uns Allen unbillig, ſie in dieſem ihr gewiß ſehr wohlthätigen Schlafe zu ſtören."

„Sie haben recht, Herr Pfarrer, aber den Wunſch, ſie wenigſtens zu ſehen, werden Sie mir nicht abſchlagen."

„Sie haben jedenfalls ein großes Intereſſe an der Dame; mindeſtens iſt ſie Ihnen ebenſo lieb, als mir und gewiß weit näher bekannt; deshalb werden Sie ſo behutſam als möglich thun."

Eine Tochter des Pfarrers führte den Herzog die Treppe hinauf in das Zimmer der Kranken. Das Licht ſtand von fern, doch ſo, daß einige ſchwache Strahlen deſſelben auf das Geſicht der Schlummernden fielen und es erkennen ließen. Leiſe trat der Herzog hinzu; er wagte kaum zu athmen. Durch die edlen Züge des Marmorantlitzes hatte eine tiefe Wehmuth ihre Spuren verbreitet, der Kelch dieſer zarten aber koſtbar duftenden Blume hatte ſich, vom Sonnenbrand zu heftig getroffen, ſchmerzvoll geneigt. Unwillkührlich hatte der Herzog die Hände gefaltet. Tiefer beugte er ſich, ſchwache Schatten kämpften mit ſchwachen Lichtſtrahlen auf Amaliens Geſicht, ein eigener Zauber ſchien drüber ausgegoſſen. Der Herzog war ganz Auge für dieſe ungewöhnliche Schönheit.

Da lächelte die Schlummernde und lispelte: Adolf! — Der Herzog nahm, tief ergriffen, ſein Portefeuille aus der Taſche, riß ein Blatt heraus und ſchrieb mit der Bleifeder darauf: „Dein Adolf iſt geſund und bei Freunden, und erwartet Dich, um mit Dir heiter und glücklich zu ſein.“ Dann verließ er das Zimmer und auch ſogleich das Haus, um ſeine Rührung nicht merken zu laſſen. Schweigend ging er neben dem Oberförſter.

„Eure Durchlaucht ließen vor einer Stunde ſehr ungnädig etwas von einem Narren fallen,“ nahm der Waidmann endlich das Wort, „aber fürwahr, ich bin mein lebtag noch kein größerer Narr geweſen, als heute Abend. Mich ſoll gleich der leibhaftige wilde Jäger durch die Luft führen, wenn ich von der ganzen Geſchichte auch nur ein Wort verſtehe.“

„Darum laß Dir auch keine grauen Haare wachſen,“ erwiederte der Herzog, „und überdies bitt’ ich mir von Dir aus, daß Du reinen Mund hältſt und Niemand von Dir erfährt, wer Dein Begleiter war, noch überhaupt etwas von meinem heutigen Beſuche bei Dir verlauten läßt.“

„Ich verſtehe ſchon. Eure Durchlaucht verſchmähen manchmal ein kleines Abenteuer nicht, und mir geziemt’s zu gehorchen und zu ſchweigen. Aber wahrlich es iſt gut, daß Eure Durchlaucht nicht mehr ſolcher Kerle im Lande hat, wie der Vörwerts-Häns, ſonſt möchte es ſehr gefährlich mit Dero Geheimniſſen ſtehen.“

„Uns hat dieſer Eine noch kein ſolches ausgeplaudert.“

„Ich habe allen Reſpekt vor dieſem Eſſigtopf, der wahrlich mehr kann als Brot eſſen. Vor einigen Jahren hatte ich ganz eigenes Malheure mit meiner beſten Pirſchbüchſe, kein Schuß gelang mir draus, und wenn mir ein Rehbock über die Naſe gelaufen wäre, ich hätte ihn nicht getroffen. Deshalb warf ich einen Haß auf die Büchſe, die erſt mein beſtes Gewehr geweſen war, und meinte, es müſſe einmal ein Burſche heimlich daraus geſchoſſen und ſie mir verdorben haben. Aus Aerger war ich ſchon im Begriff, ſie an einem Baume zu zerſchlagen, als ein Kreiſer, der eben mit mir ging, mir den Vorſchlag machte, er wolle ſie zu Vörwerts-Hänſen tragen, vielleicht ſei da gar eine Hexerei im Spiele. Ich lachte darüber, gab ihm die Büchſe aber doch, eben weil ſie mir gar nichts werth war. Tags darauf ſtellte mir der Kreiſer das Gewehr mit einem pfiffigen Lächeln wieder zu und erſuchte mich, daſſelbe nun einmal zu probiren. Ich ladete es ſpottend, ging in den Garten und ſchoß nach einem Baumaſt. Der Schuß fiel und der Aſt flog wie abgeſchnitten herab. Ich ſchoß drei-, viermal nach andern Gegenſtänden und traf jedesmal auf den Punkt. Häns hat verſichert, ich habe ſie in Winterſtein im Wirthshaus einmal unvorſichtig in eine Ecke geſtellt ohne einen Pfropf darauf, und als ich hinausgegangen, habe ſie mir ein Wilddieb, der zugegen geweſen, verſprochen. Häns hatte ſie bald und gut kurirt; denn die Büchſe gäb' ich nicht um zehn Karolin; ſie iſt ſeitdem das beſte Gewehr, was man ſich nur denken kann, aber ich gehe auch nie ohne einen Pfropf auf ihr, verlaſſe ſie nie und gebe ſie keinem Andern in die Hand."

Sie ſtanden wieder vor dem Heilgenſtein, aus deſſen Fenſtern ihnen Geſang entgegenſchallte. Des Herzogs Reitknecht war eben angekommen. Die Geſellſchaft ſchien ſehr luſtig zu ſein, und ließ ſich durch den Eintritt der Beiden in den Ausbrüchen ihres

Frohſinns nicht ſtören, vielmehr tranken die Leute dem Oberförſter tapfer zu, und er verſchmähte es nicht, ſich unter ſie zu ſetzen und mit ihnen zu zechen. Häns war unter Allen der Ausgelaſſenſte. Er ſtimmte die ſchnurrigſten Lieder an und ſang ſie mit ſolchen poſſirlichen Geberden, daß der Herzog faſt nicht aus dem Lachen herauskam. Kaum war eins der fröhlichen Volkslieder abgegurgelt, ſo rief Häns ſchon wieder den Andern zu: „Nun, Schönjöck, Obermüller, ein anderes!“ Und damit trommelte er mit beiden Fäuſten auf den Tiſch, welcher vom übergoſſenen Biere troff.

„Nun, ſagt mir nur, Häns, warum ſeid Ihr doch jetzt ſo luſtig und freundlich,“ redete ihn der Oberförſter an, „und am Tage macht Ihr meiſt ein Geſicht, als hättet ihr Neune todt gebiſſen und wolltet eben an den Zehnten gehen. Alle Leute, die zu Euch kommen, beklagen ſich darüber und ſagen, es ſei ſelten ein rechtes Wort aus Euch herauszubringen!“

„Ei, da gehen mir andre Dinge durch den Kopf, an die kein Menſch weiter denkt und denken kann, und die ich erſt bei der Bierkanne vergeſſe. Glaubt nur, mir macht's kein großes Vergnügen, nicht auch zu ſein, wie Andre; aber das läßt ſich nun ſchon nicht mehr ändern. Es hat ſein Gutes, aber auch ſein Schlechtes, wie jed' Ding in der Welt.“

„Der Teufel mag Euch aber auch Alles einblaſen,“ fuhr der Jäger fort.

„Nein, Herr Oberförſter, der nicht,“ erwiederte Häns, plötzlich ſehr ernſt, und ſchier feierlich. „Wer ſich zu dem wendet, hat ſich von Gott abgewendet, und das that ich nie.“

„Sagt mir doch, Häns, wenn Ihr, wie die Leute ſagen, Alles wißt, wer iſt denn der Herr dort, mit dem ich gekommen bin?“

„Auf der Stelle kann ich's Ihnen nicht ſagen; wollen Sie aber mit mir heim gehen, ſo ſollen Sie hören, daß ich's weiß.“

„Er weiß es alſo nicht!“ lachte der Oberförſter, ließ friſches Bier bringen und ermunterte zum Singen. Aber es wollte keine rechte Munterkeit wieder einkehren. Häns ſah den Herzog ſtets an und ſich eben ſo von ihm beobachtet; er wurde unruhig, und als der Fürſt dem Reitknecht nach den Pferden zu ſehen befahl, horchte Häns auf, ging bald darauf vom Tiſche und wünſchte plötzlich eine gute Nacht. Sein Aufbruch war das Zeichen für die Andern; ſchon entfernten ſie ſich, und der Herzog ſah ſich bald mit dem Wirth und dem Oberförſter allein.

„Was nur Häns haben mochte?“ fing der Wirth an; „es iſt ihm irgend etwas aufgeſtoßen, was ſeiner Luſtigkeit plötzlich ein Ende machte und ihn fort trieb.“

„Er ſcheint überhaupt ein ſonderbarer Mann zu ſein,“ bemerkte der Herzog.

„Freilich, der ſonderbarſte, den man finden kann.“

„Ihr würdet dem Herrn da einen großen Gefallen thun, wenn Ihr ihm manches von Vörwerts-Hänſen erzählen wolltet,“ ſagte der Oberförſter zum Wirth. „Er hat viel von den Poſſen des Fenſtermachers gehört, und möchte der Sache gern auf den Grund kommen.“

„Auch vernahm ich von einem Herrn Lambeck, der geſtern früh hier bei Euch geweſen, und dem Ihr manches erzählt habt, daß Ihr über Vörwerts-Hänſen vielen Aufſchluß geben könntet,“ richtete der Herzog die Rede an den Wirth. „Wenn Ihr das thun wollt, ſo ſoll's Euer Schaden nicht ſein.“

„Ei, wenn ich dienen kann, mit großem Vergnügen; der Herr erweiſt mir viel Ehre,“ verſetzte der Wirth froh, einmal recht nach Herzensluſt erzählen zu können, brannte die Tabackspfeiſe an, rückte den Stuhl und begann: „Vörwerts-Häns iſt jetzt ungefähr ſechs bis acht und vierzig Jahre alt. So lang' ich mich erinnern kann, hab' ich ihn gekannt, und er war damals ein ſtiller, arbeitſamer Burſch. Sein eigentlicher Name iſt Johannes Hornſchuh; aber hier und in der Ruhl, auch noch an mehreren andern Orten der Umgegend, nennt man die Leute ſtets bei einem Spitznamen. Häns hat den ſeinigen vom Vorwerk, in dem er geboren und aufgewachſen iſt. Sein Vater war darin Meier und ein armer Mann. Hänschen wurde ein Fenſtermacher. Von früh auf hatte er mit harter Noth zu kämpfen, und da's hinten und vorne nicht hangen und langen wollte, ſo mußte er von Kindheit an brav arbeiten, lernte aber dabei weder leſen noch ſchreiben, erübrigte ſich ſpäter kaum für den Sonntag zu einer Kanne Bier, und ſtreifte deshalb in Stunden der Erholung auf den Bergen und in den Thälern hin, kroch oft halbe Sonntage auf der alten Burg Scharfenberg herum und war überall in der Gegend, nur da nicht, wo andre Menſchen. Seine einzige menſchliche Geſellſchaft waren die Hirten, bei denen er aber ſehr gern verweilte und ſich Stunden lang mit ihnen unterhielt. So war er bald bei dem kittelsthäler, dem mosbacher, dem farnröder, ſchönauer, ſeebacher Hirten, bald bei dem ſchmerbacher, winterſteiner und rühler. Auf dem tenneberger Boden in der Ruhl lebte noch vor einigen Jahren der Hirt Hans Heß; er war ein alter Mann. Von dem hat Vörwerts-Häns unter allen Hirten am meiſten gelernt. Denn Hans Heß konnte alle Krankheiten heilen, und wären ſie noch ſo ſchlimm geweſen; war aber der Kranke für den Tod reif, ſo ſagte es der Hirt ohne Umſtände. Auch wußte er viel verborgene Dinge, las den Menſchen gleichſam ihre geheimſten Gedanken aus der Seele heraus, wie aus einem vor ihm aufgeſchlagenen Buche, und ſoll einen Pudel gehabt haben, der ihm alle Geheimniſſe offenbarte. Wenn Jemand zu ihm kam und fragte nach etwas Verborgenem, ging Hans Heß aus der Stube, und der Pudel, welcher ſonſt ſtets unter dem Ofen auf einem weichen Kiſſen lag, folgte ihm nach; wenn der Hirt nachher wieder herein kam, wußte er's jedesmal. Als nun der Pudel ſo alt geworden war, daß er nicht mehr allein ſtehen konnte, durften die Leute nicht mehr in die Stube kommen, und da wollen ihn denn manche mit dem Pudel haben ſprechen hören. Vor ein paar Jahren ſtarb der Pudel, und ſieben Tage darauf war Hans Heß auch todt. Nun, wie geſagt, von den Hirten und von Hans Heſſen insbeſondere hat Vörwerts-Häns als ein junger Burſche gar viel gelernt; viel aber auch von dem berühmten ſeebacher Doktor, dem Medikus Johannes Diecel, der fünfzig Jahre lang viele tauſend Menſchen, und darunter gar hohe und fürſtliche Herrſchaften kurirt und von ſeinem Verdienſt die neue Kirche in der Seebach gebaut und die Pfarrbeſoldung geſtiftet, auch die Schule gebeſſert hat. Dieſer ſonſt viel genannte und hochgeehrte Mann war der Sohn eines armen Leinwebers und ein Tüncher und Maler. Durch Gottes Fügung war er aber ein großer Arzt geworden, hoch gehalten von den Burggrafen von Kirchberg, vom Herzog Ernſt Auguſt von Sachſen-Weimar und Eiſenach, der auch in allerlei geheimer Wiſſenſchaft wohl erfahren war, und von der hochgelehrten Herzogin Louiſe Dorothea von Gotha und Altenburg, die den Medikus mehrmals beſucht haben ſoll. Dicel kannte alle Kräuter am Marktberg und ihre Kräfte; er hat dieſe Kenntniß von ſeiner Mutter, die eine Kräuterfrau war, und von einem Venetianer gelernt, dem er das Leben gerettet. Es kriechen immer noch ſolche Venetianer in unſern Bergen herum und ſuchen Metalle, wenn auch nicht mehr ſo viele als vor dem. Vom Dicel hat nun wieder Vörwerts-Häns meiſtens ſeine Arzneikunde; denn er kannte als junger Mann bald alle Kräuter und Blumen in unſern Bergen und wußte, wofür jedes einzelne gut war, wie's oft kein Doktor weiß, ja er war auch mit ihren geheimen und Zauber-Kräften vertraut, was er aber nicht Allen auf die Naſe band. Ebenſo verſtand er ſich auf die Kraft der im Schoß der Erde verborgenen Steine und Metalle. Aber bis zur Vollkommenheit konnte er's doch immer nicht bringen, die rechte Anwendung ſeiner Wiſſenſchaft fehlte ihm. Inzwiſchen waren ſeine Eltern geſtorben, er verſtand ſeine Profeſſion tüchtig und nahm ſich eine Frau. Anfangs ging's ihm gut; er hatte viel Arbeit, war unermüdet, und beſuchte nur Sonntags Nachmittags die Hirten und den ſeebacher Doktor. Abends aber trank er hier auf dem Heilgenſtein ſein Bier. Aber der ſpärliche Erwerb reichte bald für das Bedürfniß der Familie, die ſich ſchnell vermehrte, nicht mehr zu. Häns verdoppelte vergeblich ſeinen Fleiß, gönnte ſich kaum ein paar Stunden Schlaf, verfertigte nach Kräften und Vermögen auch alle Schreinerarbeiten, die man bei ihm beſtellte, war nur Sonntags eine Stunde hier zu finden und that alles, was einem rechtſchaffenen Manne ziemt, um die Seinigen nicht Noth leiden zu laſſen. Aber in ſeiner Arbeit war kein Segen, deſto mehr in ſeiner Ehe; denn in ſechs Jahren hatte ihm Andort acht Kinder geboren, das paßte wie die Fauſt auf's Auge. Schmalhans war Küchenmeiſter in der kleinen Hütte; Häns dauerte mich oft. Er hatte ſtets mit der größten Dürftigkeit gekämpft, nun aber fehlte es manchen lieben langen Tag am Brot zum Sattwerden; die Kinder, obgleich in den gröbſten Linnen gekleidet, waren doch abgeriſſen, und Andort hatte vollauf zu thun, um in Feierſtunden die Kittel zuſammenzuflicken und rein zu erhalten; am Tage taglohnte ſie in der Ruhl und Schönau, Abends aber ſchaffte ſie für ihre Wirthſchaft, und man muß es ihr in Ehren nachſagen, ſie that, was in ihren Kräften ſtand. Häns wurde von Tag zu Tag mißmuthiger, und ich fand ihn einmal im Walde, wie er helle Thränen vergoß. Auf mein Befragen geſtand er mir, wie ſehr es ihn ſchmerze, die Seinigen ſolche Noth leiden zu ſehen, und durch ſeinen doppelten Fleiß dieſem Mangel nicht ſteuern zu können. Er klagte mir, wie ſchief ihm alles gehe, wie er an Unternehmungen, an denen er etwas zu verdienen geglaubt, großen Schaden gelitten, und wenn es ſo fort gehen würde, müſſe er mit Frau und Kindern bald den Bettelſtab ergreifen, deſſen er ſich doch als ein rüſtiger Mann tief in der Seele ſchäme. Nun, man iſt ja ein Chriſt; freilich aber hatte ich auch eine junge Frau und Kinder; ich ſchrieb manche Kanne Bier nicht auf, die Häns bei mir trank, oder wenn er ſeine paar Pfennige aus allen Taſchen zuſammengeleſen hatte, ſchob ich ſie ihm unvermerkt wieder in die Jacke. Wenn nun ſeine Freunde und Kameraden hier waren, — nun Sie haben ſie ja heute Abend hier beiſammen geſehen, der Obermüller und Schönjöck ſind die vorzüglichſten, — ſo vergingen Hänſen die Sorgen wohl auf ein paar Stunden. Freilich waren's auch nur

Stunden. Nun geſchah's einmal, daß gegen Abend zwei Fremde hier bei mir einkehrten; ſie waren in lange braune Röcke gekleidet und trugen große Hüte, wie die ungariſchen Doktor. Sie machten nicht viel Redens, aßen und tranken. Eine Stunde drauf fand ſich nebſt andern Zechgäſten auch das Kleeblatt, Vörwerts-Häns, Schönjöck und der Obermüller ein. Dieſe drei, meine Hauptſänger, ſtimmten bald ein luſtiges Lied an, die beiden Fremden fielen mit ein, rückten hinzu, und da ſie von der Geſellſchaft freundlich bewillkommt und aufgenommen wurden, ließen ſie brav Bier und Branntwein einſchenken, und bezahlten alles, was das ſingende Kleeblatt durch die Gurgel jagte. Die andern Gäſte verloren ſich allmälig, und die kleine Zechgeſellſchaft erzählte ſich mancherlei Geſchichtchen, wie das faſt immer bei ſolchen Gelegenheiten zu gehen pflegt, und einer nach dem andern tiſchte ſeine erlebten wunderlichen Begebenheiten und Erfahrungen auf. Mich zogen ſie auch mit hinein, und ſo verfehlte ich denn nicht, mein Scherflein beizuſteuern. Häns, munter und offenherzig, wie jedesmal, wenn er etwas unter der Stirne hat, nahm endlich auch das Wort: In der Welt bin ich nicht weit herumgekommen, ſagte er; denn meine größte Reiſe iſt einmal nach Gotha geweſen, gelernt hab' ich in meiner Jugend auch nicht viel; ich kann nur ſehr nothdürftig ſchreiben, und das Leſen hab' ich erſt ſeit einigen Jahren für mich ſelbſt ordentlich gelernt, alle Kunſt meiner Hände beſchränkt ſich auf hobeln, bohren und ſchnitzen; erlebt hab' ich eben ſo wenig etwas Großes und Außerordentliches; Abends wiegte die Noth mich und meine Kinder ein, und Morgens klopfte der Kummer ans Fenſter, um mich zu wecken, und ſo ging's einen Tag wie den andern, ohne ſonderliche Ausnahme, und doch wollt' ich Euch von dem, was ich weiß und erfahren, ſo viel und wunderliches Zeug erzählen, daß es Euch ganz unglaublich vorkommen müßte; denn mein Wiſſen geht über das Gewöhnliche und Natürliche hinaus. — Ei, ſo laßt doch hören, guter Freund, ſagten die beiden Fremden aufmerkſam, rückten näher an Hänſen und ließen die Kannen friſch füllen. — Ihr müßt mir jedoch feierlich verſprechen, das, was ich Euch jetzt anvertrauen will, Niemandem zu verrathen. Wir thaten's. Es iſt nun lange her, und man hat von Hänſen ſpäter mehr gehört, deshalb iſt es kein Geheimniß mehr, und ich kann's den Herren ſchon mittheilen, was er uns damals erzählte. Erſt brachte er viel vor von dem, was er von den Hirten und vom ſeebacher Doktor gelernt, und fuhr dann ſo fort: Vor einigen Jahren war ich einmal Sonntags beim winterſteiner Hirten geweſen und hatte mir — es war um Johanni herum — viel Blumen, Kräuter und Wurzeln zuſammengetragen. Der Hirt hütete nicht weit vom Inſelberg im Walde, und ich hatte vom Hutplatz bis heim gut und gern drei Stunden Wegs und zwar durch die wildſten und ungangbarſten Berge. Das hatte ich nicht bedacht, mich auch auf die langen Tage verlaſſen, und mich alſo verſpätet. Als ich an den Meißenſtein kam, überraſchte mich die Nacht ſchon, ich glaubte aber die Berge und Thäler genau genug zu kennen, und ging raſch und ohne Furcht weiter. Aber es wurde ſchnell ſehr finſter, ich fiel über Stock und Stein, kam auf Höhen und Berge, in Thäler und Gründe, die ich nicht erkannte, mußte oft ſteile Wände hinanklimmen und ſtürzte Strecken hoch herab, ſo daß ich ſtets in Gefahr war, ein Glied oder gar den Hals zu brechen. Da ich nun durchaus nicht wußte, wo ich war, in der ſtockfinſtern Nacht auch gar nicht hoffen durfte, aus dem wilden Gebirg heraus zu kommen, ſo beſchloß ich zu bleiben, wo ich mich eben befand. Es war dies aber ein waſſerreiches enges Thal, und wohin ich trat, fühlte ich Waſſer aus dem Boden dringen. Ich retirirte mich alſo rechts an den Berg und machte mir, ſo gut's gehen wollte, am Fuß deſſelben ein Lager, warf mich darauf und befahl mich in Gottes Hände. Nun iſt mir's bis dieſe Stunde, als ſei ich gar nicht eingeſchlafen, und Alles, was ich ferner geſehen, habe ſich wirklich vor meinen ſichtlichen Augen gezeigt und zugetragen, manchmal aber habe ich mich doch ſchon überredet, ich habe geſchlafen und dieſe Dinge nur geträumt. Dem mag nun ſein, wie ihm wolle, kurz mir kam vor, als trete ein altes eisgraues Männchen mit langem Barte, in grauer grober Kutte mit ledernem Gurt zu mir heran, und trotz der Finſterniß konnte ich die kleine Zwerggeſtalt doch genau erkennen. Es iſt gut, daß du endlich da biſt, ſagte das Männchen freundlich zu mir, ich habe Mühe genug gehabt, eh' ich dich hierher gebracht, und an einem andern Orte konnte ich mich dir doch weder zeigen noch offenbaren. Du ſollſt nämlich wiſſen, daß in dieſem Thale ein unbändiger Waſſergeiſt hauſt, deſſen Herr und Meiſter zu werden dir beſtimmt iſt, wenn du die rechten Kräfte dazu anwendeſt. Aber dafür laß mich nur ſorgen; ich bin ein Erdgeiſt und Feind des Waſſergeiſtes, und wohne tief im Marktberge, an welchen du dein Haupt gelegt haſt. — Was ſoll ich denn aber mit dem Waſſergeiſt machen? fragte ich. — Du ſperrſt ihn ein, und er muß dir ſtets dienſtbar ſein, er muß dir alle verborgenen Dinge ſagen. Ihn zu bezwingen, haſt du heute ſchon einige Kräuter gepflückt; denn der magiſchen Kraft der Kräuter, richtig gebraucht und angewandt, ſind alle

Geiſter untergeben. Du brauchſt nur noch Einiges, ihn einzufangen, aber ich darf es dir nicht eher nennen, bis du es gefunden haſt, und alle Mittel in deinem Beſitz ſind. Willſt du ihn aber unten im Thale ſehen, ſo reibe an der Blume, die du ihrer Seltenheit wegen an deinen Hut geſteckt haſt, und hege feſt den Willen, daß er ſich dir zeige. Ich that's alſobald, da wurde es mehrere Schritte unter mir an den rinnenden Waſſern helle, ein bläulicher Duft ſtieg aus ihnen empor, ſchwebte eine Spanne weit über ihnen und formte ſich zu einem ganz kleinen Kinde, kleiner als jedes Neugeborne. Aus ſeinen Augen ſchoß ein heller Thränenſtrom, es drohte dem alten Zwerg mit der Hand und war verſchwunden. Als ich mich nach dem Alten umſah, war auch er nicht mehr da. Ein kalter Schauer nach dem andern rieſelte durch meine Gebeine, es ſchlugen mir alle Glieder vor Froſt, obgleich die Nacht warm war, und ich fürchtete mich ſehr. Nach einer Stunde ſchlief ich aber doch ein. Wie ich nun noch zwiſchen Schlaf und Wachen war, flüſterte es immer neben mir: fang' mich nicht, laß mich gehn, bring' dir auch Goldfiſchchen ſchön; ich konnte mich aber doch nicht ermuntern. Nun träumte mir, der winterſteiner Hirt habe im Walde ein großes ſchönes Buch gefunden, das ſolle ich ihm abkaufen und nicht fahren laſſen. Als ich aufwachte, war's Tag, ich erkannte ſogleich die Gegend und ging heim. Auf dem Wege kam mir erſt alles in der Nacht Geſehne und Gehörte wieder ins Gedächtniß. Es gingen nun wohl vierzehn Tage hin, in denen ich ſtets über die wunderlichen Geſchichten nachdachte, als mir einfiel, den winterſteiner Hirten doch wieder zu beſuchen. Sonderbar aber war und bleibt es, daß ich zufällig eines Tags ſechs ſchöne Fiſchchen am Stege vor meiner

Thüre im Bache fand, die ſich ohne Schwierigkeit von mir fangen ließen. Und ſechs bis zehn Fiſchchen hab' ich dort bis jetzt täglich geſehn und gefangen. Sonntags darauf führte ich den Vorſatz, zum Hirten zu gehen, aus. Ich fand ihn am Meißenſteine. Wie ſehr mußte ich mich nun wundern, als er mir erzählte, er habe durch einen höchſt ſonderbaren Zufall mitten im Walde ein großes Buch gefunden, worin lauter wunderliche Bilder und Züge abgezeichnet ſtänden und welches in einer fremden Sprache geſchrieben ſei. Ich war ſehr begierig, das Buch zu ſehen und trieb mit dem Hirten bald nach Hauſe. Das Buch war in altes wurmzernagtes Holz gebunden und mit Pergament eingefaßt, die Schrift darin alt und gelb, auch gar nicht deutlich zu leſen. Die Sprache verſtand ich auch nicht, ſah aber wohl aus den Zeichen und Bildern, daß es damit eine eigne Bewandtniß haben müſſe; denn ich hatte dergleichen bei Hans Heſſen in der Ruhl früher auch geſehen. Ich bot dem Hirten acht Groſchen für das Buch und erhielt es ohne Weiteres. Freudig eilte ich noch in der Nacht heim, das Buch unter dem Arm, und wußte nicht, was für einen großen Schatz ich trug. Einige Tage darauf brachte ich das Buch unſerm Herrn Pfarrer Fiedler, der aller Sprachen kundig iſt. Er las darin und ſagte dann: in dem Buche ſteht ſo viel, was euch gar nichts nützt, und was eurer Seelen Heil ſchaden könnte; was ihr brauchen könnt und euch nicht ſchädlich iſt, will ich euch bei Gelegenheit überſetzen. — Das hat er auch gethan, und ſo habe ich den Blut- und Feuerſegen daraus gelernt und ſchon manchmal mit gutem Erfolg angewendet; auch kann ich Zauber und Hexerei löſen, angemachte Dinger vertreiben, und noch viel anderlei. Das Buch hat der Herr Pfarrer noch. — Iſt's vielleicht ein ſolches? fragte einer der Mönche, und zog ein großes Buch aus ſeinem Bündel, und hielt's Hänſen aufgeſchlagen vor. — Wahrhaftig und Gott! rief Häns überraſcht, in dem dicken Wälzer blätternd, gerade ſo ſieht's in dem meinigen aus. Das ſind ganz dieſelben Figuren. — Was iſt euch denn aber ferner mit dem Erd- und dem Waſſergeiſt begegnet? fragte der andere Fremde. — Ich habe nichts wieder von ihnen geſehen und gehört. — So ſeid ihr der rechten Schlüſſel noch nicht mächtig geworden, ſagte der Andre geheimnißvoll, und um eure Aufrichtigkeit mit gleicher Münze zu vergelten, ſollt ihr wiſſen, daß wir euch dieſe Schlüſſel verſchaffen können. Und da wir übrigens ſehen, daß wir in euch den rechten Mann gefunden haben, und die andern zwei eure guten Freunde ſind (der Obermüller war nämlich ſchon, während Häns erzählte, heimgegangen), ſo tragen wir kein Bedenken, uns zu entdecken und euch zu ſagen, weshalb wir eigentlich hier ſind. — Höchſt erwartungsvoll rückten wir näher zuſammen, und obgleich es gerade Mitternacht war, ſo kam doch keinem von uns Schlaf in die Augen. Häns vorzüglich ſaß wie eine Hechel und rührte und regte ſich nicht. Nun mußten wir ihnen einen förmlichen Eid ſchwören, über Alles, was wir hören würden, die größte Verſchwiegenheit zu beobachten. Wir thaten's und wurden dadurch noch geſpannter auf die Dinge, die da kommen ſollten. Hierauf eröffneten ſie uns mit vielen Worten, daß ſie ſehr geſchickte Schatzgräber ſeien und durch ihre gelehrten Kenntniſſe und geheimen Künſte erforſcht hätten, daß im benachbarten Kloſter Weißenborn große Schätze vergraben lägen. Das Kloſter habe nämlich unterirdiſche Gewölbe, die mit der Zeit ganz unzugänglich geworden wären, und von denen kein lebender Menſch mehr etwas wiſſe, dorthin hätten die Mönche ihre Schätze vergraben und ſie ſelbſt, die ſie auch Mönche ſeien, hätten dies in alten Schriften gefunden. Nun ermunterten ſie uns, das Unternehmen und den Gewinn mit ihnen zu theilen, da ſie durchaus Leute gebrauchten, die mit dem Ort genau bekannt ſeien, und ſie in uns gerade die rechten und geſchickteſten gefunden zu haben glaubten. Ich fragte ſie, weil ich oft von Betrügereien der Art gehört, und auch dieſen beiden nicht recht traute, ob wir früher Geld oder Geldeswerth zur Hebung des Schatzes herbei ſchaffen müßten; ſie aber erwiederten, wir ſollten ſie doch nicht für Lügner und Betrüger halten; hier ſei kein Geld nöthig, um Geld zu gewinnen, auch kein alberner Teufelsſpuk, wie die falſchen und ſpitzbübiſchen Schatzgräber den leichtgläubigen Leuten gewöhnlich vorzuſpiegeln pflegten, zu beſiegen, ſondern es bedürfte einzig und allein ſtarker Arme und Hände, um den Boden tief aufzuwühlen und die Kaſten, in denen das Geld liege, herauszuheben. Ihr Herren, fuhr ich, noch immer ſehr ungläubig, fort, woher in aller Welt mögt ihr nur wiſſen, an welchem Ort im Kloſter die Schätze liegen, wenn ich auch gern zugeben will, ihr wißt, daß ſie vorhanden? Ihr ſeid aber doch niemals in unſre Gegend gekommen, und habt, wie ihr ſelbſt ſagt, noch keinen Schritt ins Kloſter gethan. Statt aller Antwort zog einer der Fremden eine kleine gabelförmige Ruthe unter ſeinem langen Rocke hervor, ſchwang ſie dreimal im Kreiſe herum und ſetzte ſich die Gabel auf die Bruſt. Dazu murmelte er allerhand unverſtändliches Zeug und die vordere Spitze der Ruthe, oder der untere Theil derſelben machte gar ſonderbare Bewegungen. Hierauf ſagte mir der Menſch zu meinem größten Schrecken, wie viel Geld ich im

Hauſe habe, was für Geldſorten es ſeien, und wo es herum liege, und Alles auf den Heller. Er ſagte mir, wieviel ich gerade in der Taſche habe, was ich ſelbſt nicht wiſſen konnte, und als ich es heraus that und nachzählte, traf es zu. Er gab mir jedesmal genau an, was für ein Stück ich in der verſchloſſenen und in der Hoſentaſche verborgenen Hand halte, aber nicht allein den Werth, ſondern auch die Jahreszahl und das Gepräge wußte er zu nennen. Wir ſaßen alle wie vor den Kopf geſchlagen. Doch damit nicht genug, er zählte mir an den Fingern alles her, was ich an Metall und Geldeswerth im Hauſe hatte, und es kamen Dinge zum Vorſchein, die mir ſelbſt unbekannt und unglaublich waren. Da er aber den Ort bezeichnete, wo die Sachen ſtehen und liegen ſollten, ſo ſprang ich auf, obgleich es nach Mitternacht war, rannte im Hauſe herum wie beſeſſen, fand aber zu meinem größten Erſtaunen alles beſtätigt. Nun glaubten wir den Leuten natürlicher Weiſe alles aufs Wort. Vörwerts-Häns umarmte ſie freudetrunken und trieb ſie ſtürmiſch an, bald zum Werke zu ſchreiten. Es wurde verabredet, die erſte günſtige Gelegenheit zu ergreifen, und Vörwerts-Häns und Schönjöck verließen erſt gegen Morgen freudetrunken das Haus. Häns war mit den beiden Schatzgräbern vorzüglich vertraut geworden, und ſie hatten ihn wegen ſeiner vielſeitigen Kenntniß der Naturkräfte ſehr liebgewonnen. Nun ergab ſich aber nach einigen Tagen, daß wir ohne den Kloſtermeier nichts machen konnten; auch ſagten die Schatzgräber, es ſeien unſrer ohnedies zu wenig; denn es gäbe viel Arbeit und des Geldes wäre genung, um ihrer zehn reich zu machen. Es wurde daher beſchloſſen, ſowohl den Meier als noch einige andere tüchtige und brave Männer ins Geheimniß zu ziehen. Wir überließen dieſe Sorge Hänſen, der ſich am meiſten für das Unternehmen intereſſirte und mit Freuden alles that, was dazu gehörte. Mit unſrer Zuſtimmung warb er den Obermüller, den Meier, einen Seebacher und drei Rühler, und brachte ſie in unſre geheime Verſammlung. Sie gelobten ſtrenge Verſchwiegenheit und thätigen Beiſtand. Endlich kam's zur Sache. Alle Theilnehmer verſammelten ſich eines Abends bei mir, und gegen Mitternacht ſchlichen ſie ins Kloſter; es war ausgemacht, daß ich daheim bleiben ſollte. Ei was! ich mochte nichts mit Geiſtern und Teufelsgeſchichten zu thun haben. Ich hatte zu leben, und eben nicht beſondere Luſt, auf ſo unheimliche Art reich zu werden. Sie kamen in der Nacht nicht wieder, und Schönjöck ſtellte ſich am andern Morgen hier ein, und erzählte mir, die beiden Mönche hätten, im innern Hofraum des Kloſters angelangt, ihre Wünſchelruthen ſpielen laſſen, und dann geſagt, es ſei erſt ein kleiner Schatz zu heben und dieſer der Schlüſſel zu dem größern. Habe man den kleinen, ſo könne man den großen damit leicht gewinnen. Hierauf haben ſie einen Kreis gezogen und aus einem Buche viel wunderliches Zeug vorgeleſen, endlich ſei hinten aus dem Hof hervor ein Mönch geſchritten kommen und habe ihnen gewinkt. Einer ſei gefolgt, der andere aber im Kreiſe leſend ſtehen geblieben. Die andern Männer, Vörwerts-Häns ausgenommen, haben ſich ſehr gefürchtet. Der Mönch habe auf eine gewiſſe Stelle mit dem Finger gezeigt und ſei verſchwunden; ſogleich habe der Mann da mit der Hacke eingeſchlagen, die andern herbeigerufen und zur Arbeit ermuntert. Nach zwei Stunden rüſtigen Grabens ſeien ſie auf die Thür eines Gewölbes gekommen, und an der Seite derſelben hinter einem ausgehauenen Stein habe ein kleiner Topf geſtanden. Dieſen hätten die Schatzgräber ſchnell herausgenommen und zu den Männern geſagt, ſie möchten die Erde nur wieder in das Loch werfen, damit Niemand etwas merke, doch nicht feſt; denn das ſei auch der Weg zu den großen Schätzen. In des Meiers Stube habe der eine jedem Manne aus ſeiner Taſche zehn dicke Tonnen*) ausgezahlt, mit dem Bemerken, der Schatz müſſe vor der Hand ganz unberührt bleiben, bis der große damit gehoben ſei, dann werde Alles zu gleichen Theilen gemacht. Dann ſeien die Mönche mit dem Topf zu Vörwerts-Häuſen ins Thal, die andern aber vergnügt über die zehn blanken Silberſtücke heim gegangen. Schönjöck zeigte mir das Geld. Ich gönnte es ihm; denn er vertrank es doch bei mir.

Die Kerle gruben nun alle Nächte wie Tagelöhner; der Schutt mußte aber bei Seite geſchafft werden. Das machte viel Arbeit; denn man durfte ja am Tage nichts ſehen. Endlich hatten ſie die Thüre wieder gewonnen und ſie aufgemacht, und waren auf eine verfallene Treppe gelangt. Eh' dieſe aufgeräumt war, gingen auch einige Nächte hin; endlich kamen ſie an eine zweite Thüre. Wäre die auch aufgebrochen, ſo ſei man in dem Gewölbe, wo die Schätze ſich befinden müßten, ſagten die Mönche nach Schönjöcks Bericht; denn ich bin blos einmal eine halbe Stunde dabei geweſen, da wurde mir's aber in dem alten verfallenen Kloſterhof in der finſtern von einer Laterne ſpärlich erleuchteten Nacht angſt und bange, und ich lief wieder heim. Was brauchte ich auch dabei zu ſein; ſie hatten mir ja meinen Antheil ohnedies verſprochen. Nur noch eine Nacht war zu arbeiten, und in der folgenden ſollte das große Glück aus der Erde ſteigen. Schönjöck hatte ſeine Frau ſchon ein paar Nächte mitgenommen, damit ſie, während die Männer hackten und ſchaufelten und die Erde fortſchafften, die Laterne halten ſollte. Nun mußte ſich's aber unglücklicher Weiſe fügen, daß in dieſer letzten Nacht, welche der Hebung des Schatzes voranging, unſer Hirt von einer weiten Fußwanderung, ich glaube in die Behringsdörfer, die er noch nach dem Eintreiben ſeines Viehs gemacht, um Mitternacht heimkehrte, und ſehr durſtig war. Er ſchickt alſo ſeine Frau an den Kloſterbrunnen, um ihm noch einen Krug friſches Waſſer zu holen. Nun wiſſen Sie, Herr Oberförſter, der klare ſchöne Born ſpringt auf dem äußern Kloſterhof an der Mauer, gleich bei der Thüre; wenn man von da um die nach dem Waſſer gelegene Ecke des alten morſchen Hauſes geht, ſo kommt man an die hintere Seite, da ſieht's wüſt aus. Sonſt haben da noch Gebäude geſtanden, ſind aber eingefallen, und nun liegen die Steine umher; die Hofmauer iſt auch in ſchlechtem Zuſtand, und man kann unten und oben in den Hof hineinſehen und ſteigen nach Belieben. Indem nun die Frau in jener Nacht eben ihren Krug füllt, hört ſie da hinten herum ein dumpfes Pochen und Schlagen; ſie horcht und geht endlich dem Schalle nach. An die Ecke gekommen, ſieht ſie Lichtſchimmer aus dem Hof in das verſtreute wüſte Geſtein fallen; die Neugierde überwiegt und beſiegt die Furcht; ſie ſchleicht erſt auf den Zehen, dann auf allen Vieren durch die Steine, legt ſich auf den Bauch und lugt durch die Spalten in die Kloſterflur. Da ſieht denn das Vieſt die ganze Beſcheerung und erkennt auch gleich die hantierenden Perſonen. Wie das Donnerwetter iſt ſie daheim und vergißt ſogar den Krug auf dem Brunnentroge, berichtet ihrem Manne athemlos, was ſie geſehen, und der macht ſich theils aus großer Neugierde, theils aus Unglauben, trotz ſeiner großen Müdigkeit auf, ſchleppt ſich auf den Kloſterhof und ſieht die ganze Geſchichte mit an. Statt am andern Morgen die Kühe auszutreiben, geht der verfluchte Kerl nach Eiſenach, und zeigt die Sache dem Amte an, denn der Eſel gedachte viel Wolle dabei zu ſcheeren, hat ſich aber das Maul wiſchen müſſen. Zwei Stunden darauf ſaß mir der Amtsdiener mit ſechs Landſoldaten auf dem Halſe und nahm ohne Weiteres die beiden Mönche feſt; ich denke der Schlag ſoll mich rühren, da ich gar nicht anders meinen konnte, als mir würde es nicht beſſer gehen. Zum Glück zog das Wetter bei mir vorbei. Die Herren Schatzgräber hatten keine ſchlechte Wuth, aber ſie verriethen nicht einen ihrer Theilnehmer, und der Hirt hatte nur Schönjöck und ſeine Frau angegeben. Die Mönche ſprachen dieſe aber frei und gaben vor, ſie hätten die beiden Leute als Taglöhner gebraucht. Wie die Arreſtanten nun von der Wache umgeben da ſaßen, rief der eine: nun will ich doch auch zuſehen, wer uns verrathen hat. Er zog ſein Wünſchelrüthchen hervor, machte ſeine Capriolen damit und ſagte dann: ein altes Weib hat uns vorige Nacht belauſcht, und ihr Mann uns verrathen. Doch es ſoll dem ſchlechten Hund auch ſchlecht bekommen. Er erzählte die Sache nun, als habe er zugeſehen, und der Amtsdiener nickte immer verlegen dazu, weil er wohl wußte, daß ſich Alles ſo verhielt. Wohl fünf bis ſechs Jahre nachher hat's mir das Hirtenweib geſtanden, daß ſie die Verrätherin geweſen, und mir genau erzählt, wie ſich's zugetragen. Sie hatte keinen

---

*) Franzöſiſcher Laubthaler.

Segen davon gehabt, ihr Mann war abgeſetzt worden, und krank und elend mußten ſie betteln gehen.

Die Mönche wurden nach Eiſenach geführt, aber Gott weiß, wie ſie es angefangen und ſich herausgeredet hatten, nach acht Tagen waren ſie wieder auf freiem Fuß und lagen hier. Doch kehrten ſie nicht bei mir ein, ich mochte mich auch ferner mit der ganzen Geſchichte nicht mehr befaſſen, noch wollte ich die gefährlichen Leute im Hauſe haben. Es war auch gerathener für ſie, ſich im Gothaiſchen aufzuhalten, da konnte ihnen das eiſenacher Amt nichts anhaben. Sie wohnten einige Wochen ganz heimlich bei Vörwerts-Hänſen, er pflegte ſie ſorgfältig, und da ſie viel Geld hatten, ließen ſie ſich nichts abgehen. Es leidet gar keinen Zweifel, daß Häns mit ihnen auf dem beſten Fuße ſtand; denn ſie gingen Tage lang zuſammen im Walde herum, und dann ſchleppten ſie ihre großen Bücher mit. Häns hatte ſich das ſeinige vom Herrn Pfarrer wieder geben laſſen, und ſie ſtudirten ſehr fleißig darin. Wer mag wiſſen, was Häns von ihnen alles gelernt hat! Thälſche Leute, die ſich verſpätet, haben ſie am Wittgenſtein in finſtrer Mitternacht zufällig gehört; auch auf dem Scharfenberg ſind ſie in der Nacht geſehen worden. Hänſens Buch, und das, was der Mönch uns am erſten Abend zeigte, ſollen der Höllenzwang geweſen ſein, aber in Hänſen ſeinem ſoll noch mehr geſtanden haben, z. B. die Art und Weiſe, wie man Geiſter citirt. Häns hat lange nachher einmal im Rauſche erzählt, die beiden Pater wären Jeſuiten geweſen, und zwar welche von denen, die mit der alten katholiſchen Fürſtin von Arnſtadt auf der Auguſtenburg bei Arnſtadt gewirthſchaftet hätten, in allerlei Naturgeheimniß und verborgenen wunderbaren Dingen wohl erfahren. Die alte Fürſtin von Arnſtadt iſt die größte Hexe und Zauberin geweſen, und ihre Jeſuiten die größten Schwarzkünſtler. Mir ſchaudert, wenn ich daran denke. Häns erzählte, er habe einſt unter Leitung der beiden Jeſuiten nach ſeinem Höllenzwang den Geiſt eines vor dreißig Jahren verſtorbenen Mannes citirt. Der Geiſt habe ganz die Geſtalt des Mannes gehabt, der ihm wohl bekannt geweſen und auch deſſen gewöhnliche Kleider getragen. Als er ihn um die Zeit ſeiner Geburt und ſeines Todes gefragt, habe der Geiſt Jahr, Monat, Tag und Stunde von beiden angegeben, auch auf weiteres Befragen um die Urſache ſeines frühen Todes berichtet, daß er noch zwanzig Jahre lang würde gelebt haben, wenn der ſeebacher Doktor, der Medikus Dicel, ihm nicht eine falſche Medicin gegeben, die ſein leichtes Uebel vermehrt und unheilbar gemacht. Ich will dergleichen Dinge nicht für Wahrheit ausgeben; Häns hat's erzählt, und ich erzähl's wieder. Er hat aber Dinge gemacht, die noch weit unglaublicher ſind und wir doch mit unſern Augen geſehen haben, und das Sprichwort iſt: was die Augen ſehen, glaubt das Herz. So viel iſt gewiß, Häns hat ſeinen Höllenzwang den arnſtädter Jeſuiten für dreihundert Thaler verkauft, und von dem gehobenen Schatze hat auch kein Menſch weiter etwas zu ſehen bekommen, denn mit der Hebung des großen ging's verflucht ſlau, und kurz, es wurde zuletzt nichts draus. Die Betheiligten hielten zwar viele heimliche Zuſammenkünfte und berathſchlagten ſich, ſie ladeten mich auch dazu ein, aber ich bin nie mit hingegangen; wenn ſie jedoch eine Nacht feſtgeſetzt hatten, da regnete es entweder, oder es wurde einer krank, oder ſonſt abgehalten, oder man fand, daß das Kloſter von Spähern umſchlichen wurde, und endlich verlautete die Sache ſo ſehr und wurde im Thal, auf dem Heilgenſtein, in der Ruhl, und ſchier in allen benachbarten Dörfern ſo bekannt, daß ſich der Richter hinein hing, und Vörwerts-Hänſen bei ſchwerer Strafe verbot, den fremden verdächtigen Männern ferner weder Herberge, noch Unterhalt zu geben. Die Jeſuiten haben ſich verloren, man weiß nicht recht wie; manche wollen ſie ſpäter wieder geſehen haben, und ich für mein Theil bleibe dabei, wenn wirklich ſo große Schätze im Kloſter ſteckten, ſo werden ſie ſie wahrlich nicht liegen gelaſſen haben, und nach ſo viel Mühwaltung unverrichteter Sache von dannen gegangen ſein. Vörwerts-Häns wird ſein Theil ſchon auch bekommen haben; denn von Stund an machte er ſich beſſere Tage, trank täglich ſein Bier, manchmal drei Kannen, arbeitete nicht mehr ſo viel, kleidete ſich und ſeine Frau und Kinder beſſer, fing nach und nach ſeine Kurirerei und Wahrſagerei an, und da der Zulauf ſtark wurde, hing er bald das Handwerk ganz und gar an den Nagel. Eh' die Jeſuiten gegangen, haben ſie Hänſen und Schönjöcken noch mehrere Bücher geſchenkt, und ihnen den Gebrauch derſelben gelehrt. Schönjöck konnte ſich aber nicht ſo in die Poſſen ſchicken, wie Häns, er verkaufte alſo dieſem die ſeinigen, der ſie hernach beſſer zu benutzen wußte. Viele ſagen nun auch, mit Hülfe der Jeſuiten habe Häns den Waſſergeiſt wirklich gefangen, deſſen Herrſchaft ihm beſtimmt geweſen ſei, und dieſen Geiſt habe er in dem ſtets verſchloſſenen Kämmerchen an der Stube, wohinein er durchaus Niemandem zu gehen erlaubt, in einer zugepfropften Flaſche oder einem Kruge, und bringe ihm öfters ein Waſſeropfer. Man hat nämlich bemerkt, daß Häns oft mit einem neuen irdenen Topf ſtillſchweigend und Niemandem auf eine Frage oder Anrede antwortend, an den klaren Bach vor ſeiner Hütte läuft, den Topf voll Waſſer ſchöpft und damit in ſein Kämmerchen geht. Oft that er das ſogar, wenn Leute zugegen waren, deren Anfragen er nicht gleich beantworten konnte. Hatte er friſches Waſſer hineingetragen, dann wußte er jedesmal, was ſie begehrten. Eine neugierige Frau ſoll einmal durch die Spalte gelauſcht und ihn mit der Flaſche und dem Waſſer beſchäftigt geſehen, auch ſeine und noch eine andre Stimme leiſe ſprechen gehört haben, obgleich er allein im Kämmerchen war. Nun kurz und gut: ſeit jener Zeit fing Häns an in der Umgegend ebenſo berühmt zu werden, wie ſonſt der Medikus Diecel in der Seebach; er that wunderbare Kuren, entdeckte den Leuten Diebſtähle und andere verborgene Dinge, und ſein Name wurde endlich ſo bekannt und gefürchtet, daß ſchier kein Tag hingeht, wo man nicht früh zehn bis zwanzig Menſchen, die oft zwölf Stunden weit und noch weiter herkommen, vor ſeiner Thüre findet. O es ſind ſogar aus weiten Gegenden vornehme Leute zu ihm gekommen, zu deren Ohren der Ruhm ſeiner außerordentlichen geheimen Kunſt gedrungen war."

„Der Mann muß ſich ja unter ſo bewandten Umſtänden goldene Berge erwerben," ſagte der Herzog, als der geſprächige Wirth endlich ſchwieg.

„Wie man's nimmt," verſetzte der Wirth. „Geld hat Häns gewiß und iſt ein wohlhabender Mann, aber durchaus kein Beutelſchneider. Denn er nimmt niemals das Geringſte von armen Leuten an; ja er giebt den Dürftigen wohl noch dazu. Deshalb iſt er auch ſehr geliebt. Von den Reichen aber nimmt er, was ſie ihm geben, doch hat er noch nie Jemandem etwas abgefordert. Iſt dem Kranken nicht zu helfen, was er ſogleich weiß, ſo verhehlt er's den Angehörigen deſſelben, die zu ihm kommen, nicht, und nimmt den Leuten nicht erſt das Geld ab, wie andere Aerzte, ſondern wenn man ihm in dieſem Falle etwas bietet, weiſt er's gewöhnlich mit den Worten zurück: Geht hin und labt den Kranken dafür; denn in ein paar Tagen wird ihm die große Glocke geläutet werden."

„Demnach iſt er alſo auch ein recht braver Mann?" fragte der Herzog.

„Das iſt er gewiß, lieber Herr. Eine Sünde thut er nicht mit Willen und dient dem Herr Gott alle Sonntage in der Kirche. In den Gerichten hat er gar vielmal ausgeſagt, wenn ihn der Herr Richter Thielemann wegen ſeiner Kuren und dem Angeben verborgener Dinge derb vornahm, er thue alles das in Gottes Namen, und blos um des Guten willen, auch habe all ſeine Sach' Segen und guten Fortgang; das komme aber daher, weil er ſtets das Böſe bekämpfe, und es aus ſeiner Dunkelheit, wo es walte und niſte, an das helle Tageslicht hervorziehe. Ach, der Herr Richter iſt gar ein Schlimmer, und hat Hänſen oft übel behandelt, aber er trägt's ihm dennoch nicht nach. Und deshalb kann ich es gar nicht leiden, wenn man auf Hänſen ſchimpft, weil er immer mürriſch ausſieht und grob heraus fährt. In dieſer rauhen Schale ſteckt ein guter Kern; und kein Menſch kann ja wiſſen, was ihn ſo mißmuthig macht. Seine Frau macht ihm auch den Kopf viel heiß; denn ſie iſt der Beſten keine, und keift und lärmt oft den lieben langen Tag. Wenn er aber noch barſcher iſt, die Leute finſter anlugt und grob behandelt, ſo ſagt er ihnen doch alles Dienliche, thut ihnen Gutes und nimmt keinen Groſchen von ihnen. Gewöhnlich kommt er Nachmitttags um drei Uhr mit ſeinem griesgrämlichen Geſichte hierher auf den Heilgenſtein geſchlichen und ſetzt ſich dort in die Ecke, hat er aber nur erſt eine Kanne hinein, dann rückt er ſchon vor, bei der zweiten knüpft er mit der Geſellſchaft Unterhaltung an, bei der dritten muntert er zum Singen auf und ſtimmt ein Lied an, und nun geht's ſo fort, immer luſtiger und ausgelaſſener, wie Sie ihn heut Abend geſehen haben. Dann ſchwadronirt er an einem hin, wie ein benebelter alter Soldat, ſingt die ſchnurrigſten Lieder und bleibt oft bis gegen Mitternacht ſitzen. Meiſt iſt er der letzte Zechgaſt und macht den Kehraus. Deshalb iſt mir's ſehr aufgefallen, daß er ſich heute ſo bald fort ſchob. Wenn er ſo recht ſelig iſt, kann man Manches von ihm erfahren, was er ſonſt um keinen Preis ſagen würde, und er thut Jedem, der mit ihm ſingt, die größten Gefälligkeiten. Muſik und Geſang ſind nun einmal ſeine Leidenſchaft. Stehen einige Kannen Bier für ihn dabei, ſo hat er keine Bedürfniſſe weiter und iſt der beſte Menſch auf der Welt."

„Mein Intereſſe an dem Manne ſteigt immer mehr," ſagte der Herzog, „und ich werde ihn morgen in der Frühe beſuchen. Euch aber, mein lieber Wirth, danke ich für die angenehme Erzählung; ſagt mir nun, was wir verzehrt; es fängt an, ſpät zu werden und erinnert mich, mich nach dem Nachtquartier umzuſehen."

„O, ich könnte Ihnen noch die ganze Nacht von Hänſen erzählen!" erwiederte der Wirth freundlich; „es fällt mir immer eins mit dem andern ein. Die Zehrung macht acht Groſchen."

„Wie iſt mir doch!" bemerkte der Oberförſter. „Vor einiger Zeit erzählte mir auch ein thalſcher Mann auf dem Revier, Häns habe voriges Jahr am goldnen Sonntag einen Schatz am Marktberge aus lauter Dukaten beſtehend, gehoben; wißt Ihr davon nichts, Herr Schenk?"

„Ja, ja," entgegnete dieſer; „er hat davon einmal in der Luſtigkeit beim Obermüller etwas fallen laſſen, und der verrieth mir's wieder. Seine Töchter hatten nämlich uralte dicke Dukaten am Halſe durchlöchert getragen, immer einen ſchöner als den andern. Die Leute waren darauf aufmerkſam geworden, und der Obermüller hatte ihm, als ſie ein paar Stunden erſt zuſammen gezecht, ins Gebet genommen. Häns hat aber nichts weiter geſtanden, als er hätte deren noch mehr, der kleine graue Berggeiſt im Marktberg habe ihm dazu verholfen; der ſei ſein guter Freund. Der goldne Sonntag ſei für ihn im eigentlichſten und wahrhaftigſten Sinne ein goldener Sonntag geweſen, und ſeine Kinder ſollten davon ein Andenken haben. Ueberhaupt ſprechen Manche, er könne mittels des Höllenzwangs viele von den Erd-, Luft-, Waſſer- und Feuergeiſtern citiren und ihnen als Meiſter befehlen. Dieſe ſagten ihm alles, was er von ihnen zu wiſſen begehre, mit der größten Genauigkeit. Unter allen ſollen die Waſſergeiſter die trotzigſten und ungehorſamſten ſein; er aber wiſſe ſie mit der Macht, die ihm über ſie verliehen ſei, doch zu bändigen. Es wird viel über ihn geſprochen und gemuthmaßt, der Eine behauptet das, der Andere Jenes; er aber läßt Jedem ſeinen Glauben. Am Ende mein' ich, weiß kein Menſch das Rechte."

„Nun, wir wollen uns auch die Köpfe nicht anſtrengen, um es heraus zu finden," bemerkte der Herzog lächelnd, und machte dadurch des Wirths Geſprächigkeit ein Ende. „Du, mein lieber König, kannſt wieder nach Hauſe gehen; ich will mir ſchon eine Schlafſtelle ſuchen. Vergiß aber nicht den unruhigen

Leuten in der Frau Hoffaktorin Hauſe mit der Nachricht, daß die Verlorne wieder gefunden ſei, eine ruhige Nacht zu bereiten. In einem der Gaſthöfe ſuche dann noch meinen Kutſcher auf und befiehl ihm morgen bei guter Zeit im Thal beim Oberſten von Ueterodt zu ſein.“

„Werde alles unterthänigſt beſorgen und wünſch' gute Ruhe!“ ſagte der Forſtmann ehrerbietig und entfernte ſich. Der Wirth machte große Augen. Hierauf nahm der Herzog ein Blatt Papier aus ſeinem Portefeuille, ſchrieb mit der Bleifeder einige Worte darauf und befahl dem Reitknecht, das Billet hinüber ins Thal ins Schloß zu tragen, und dem Herrn von Uetterodt ſelbſt zu übergeben. Der Herzog ging in der Stube auf und ab. Der Wirth ſtand in ehrerbietiger Entfernung und wagte nach ſolchen Wahrnehmungen nun nicht eher wieder zu ſprechen, bis ihn der fremde Herr frage. Aber der Herzog fand Geſchmack an der Redſeligkeit des Mannes, und kam ſeinen Wünſchen entgegen.

„Bei ſo bewandten Umſtänden gewährt ja wohl Vörwerts-Häns euch und euren Biergäſten recht viel Unterhaltung, und verſchafft euch vielen Zulauf?“

„Ei freilich,“ erwiederte der Wirth, „haben wir tauſenderlei Spaß von ihm. Oft macht er drolliges Zeug. So kam er vor einigen Wochen — dort an dem Tiſche war's — über eine Kleinigkeit mit dem kittelsthäler Schulmeiſter zuſammen. Der gallige Mann ereiferte ſich. Häns lachte, der Mann wurde böſe — Häns lachte noch mehr, der Schulmeiſter wurde ſplittertoll, und Häns wollte ſich ausſchütten. Der Schulmeiſter ſchimpfte ihn einen Hexenmeiſter, Teufelsbanner, Höllenbraten, aber Häns lachte fort. Alles umſtand den Tiſch und fragte. Der Kerl, ſchrie der

Schulmeiſter, beſchuldigt mich, ich ſöffe hinter des Herrn Pfarrers Rücken den Abendmahlswein. Aber ich will ihm lehren, ehrliche Leute zu beſchimpfen. Es entſtand ein allgemeines Gelächter und wollte kein Ende nehmen. Der Schulmeiſter, darüber vollends wüthig, ſprang auf und rannte wie beſeſſen fort, um heim zu gehen. Der Narr, ſagte Häns, wollte mich foppen, weil er mich für betrunken hielt. Nun will ich ihn foppen; gebt acht, er wird bald wieder da ſein. Wie geſagt, ſo geſchehen. Am Berge hinter dem Hauſe erhob ſich ein klägliches Geſchrei, und bald kam der Schulmeiſter wieder. Wie er es auch gemacht und verſucht, er war nicht vom Berge fortgekommen, und wenn er ſich recht abgelaufen, war er wieder an der Hinterthür geweſen. Nun wurde er erſt recht ausgelacht. Häns hatte ihn gebannt, und der Schulmeiſter mußte ihm Alles abbitten und gute Worte geben, daß er nur den Bann wieder aufhob."

Eben ſetzte ſich der Wirth in Bereitſchaft, noch mit einer andern Geſchichte aufzuwarten, als die Stubenthür weit aufgeriſſen wurde. Ein Bedienter ſtand mit einer Laterne da, und haſtig ſchritt der Oberſt von Uetterodt herein. Der Wirth war flink mit ſeinem Lederkäppchen vom Kopfe und machte ſehr tiefe Kratzfüße; faſt aber wär' er vor Schrecken umgefallen, als er die Anrede des gnädigen Herrn an ſeinen Biergaſt vernahm.

„Warum haben Eure Durchlaucht nicht ſogleich nach Dero Ankunft geruht, mein Haus mit Ihrer gnädigſten Anweſenheit zu beglücken?" ſagte der Oberſt, „doch habe ich ſtrenge Befehle gegeben, daß nichts zu Dero Empfang verabſäumt wird."

„Und haben mich verrathen, wie ich höre, was ich mir doch dringend verbat," fiel ihm der Herzog ins Wort.

„Bitte um gnädigſte Entſchuldigung! Meine übrigen Gäſte ſind noch in Ruhla, und es iſt der glücklichſte Zufall, daß ich früher heimkehrte. Es hat mich nämlich eine junge Dame gebeten — o ſie iſt Eurer Durchlaucht gewiß bekannt; denn ſie hält ſich beim Herrn Hofrath von Zach in Gotha auf — ſie bat mich heute früh um meinen Wagen, und da ich zu Fuße nicht ſpät in der Nacht heimkehren mochte, ſo brach ich früher auf, gleichſam die hohe Ehre ahnend, welche mir zu Theil werden ſollte."

„Nun kommen Sie," ſagte der Herzog; „es iſt ſpät und ich bin ſchläfrig. Gute Nacht, Herr Schenk." Des Wirths Naſe küßte faſt den Staub des Bodens, und die Worte ſeiner extravaganten Höflichkeit waren nichts als baarer Unſinn. Wie konnte es auch anders ſein? Staunen, Ueberraſchung, die Ehre, Alles wirbelte in ſeinem Kopfe, und als die beiden Herrn über die Schwelle waren, that er noch manchen Freudenſatz, und konnte die ganze Nacht vor Entzücken kein Auge zuthun.

## 26.

## Der Herzog in Thal.

Als der Oberſt mit ſeinem hohen Gaſte auf dem Damm anlangte, von dem man über den Bergrücken nach Thal hinabſteigt, vernahmen ſie vom Kloſter her

Stimmen und gewahrten bald auch eine Laterne auf dem Dammwege her flackern. „Das ſind gewiß meine Gäſte,“ ſagte der Edelmann, „ja, ja, die haben ſich auch bald abgedrückt.“

„Machen Sie nur meinetwegen kein Aufhebens,“ bemerkte der Herzog, „wenn mich auch einer kennt, ſo will ich nicht, daß deshalb das Dorf zuſammengetrommelt werde, vielleicht gar, um mir mit einer ſchlechten Nachtmuſik den Schlaf zu verſcheuchen.“

„Wie Eure Durchlaucht befehlen.“

Die ſpäten Wanderer kamen heran, und des Hauptmanns von Löwenzahn Stimme tönte allen Andern vor. Endlich begrüßte man ſich gegenſeitig und wunderte ſich, daß man ſich hier finde. Der Oberſt ſtellte den Herzog als einen Herrn von Wettin vor, der eben erſt auf dem Heiligenſtein angekommen, und welchen er auf erhaltene Meldung da abgeholt. Der Hauptmann nahm davon nicht Notiz, ſondern ſchrie immer dazwiſchen: „Ein Wort mit Ihnen, Herr Oberſt! Der verteufelte Wahrſager hier in Ihrem Dorfe iſt am ganzen Unglück meines Jägers ſchuld, und wenn ich Ihnen etwas werth bin, ſo laſſen Sie den Kerl morgen einſtecken und fünfundzwanzig aufzählen.“

„Aber, Herr Kapitän, ſein Sie doch nicht ſo ſtürmiſch; Sie ſehen ja, daß ich noch einen fremden Gaſt habe.“

„Ei was! Sie müſſen mir Ihr Wort geben, den Kerl durchprügeln zu laſſen, oder ich vergreife mich ſelbſt an ihm. Er hat meinen Jean des Diebſtahls beſchuldigt, und das dumme Volk glaubt ſeinen Alfanſereien, und ſchlägt meinen braven Jungen beinahe todtgar. Erſt vor einer Stunde hat mir Jemand die Urſache entdeckt, der Zorn ließ mich nicht länger bleiben, und die anderen Herren hatten die Güte, mit mir zu gehen."

„Ach Liebſter!" verſetzte der Oberſt, „was Sie vorhin erſt erfuhren, habe ich den ganzen Tag über ſchon gewußt.".

„Ei, und Sie haben es mir verborgen? Wie ſoll ich das deuten?"

„Auf die beſte Art. Ich wollte allen unnützen Lärm verhüten. Es muß doch etwas Wahres an der Sache ſein; man ſpricht von einem Meerſchaumpfeifenkopf, einer jungen hübſchen Fuhrmannsfrau u. dgl. Nun, ich will nichts wiederholen."

„Wie? Sie erklären meinen Jean ebenfalls für einen Spitzbuben? Sie beleidigen mich in dem Diener, und Sie müſſen mir Satisfaction geben."

„Mit Vergnügen, wenn Sie ſich beleidigt finden, einen ſchlechten Menſchen in Ihren Dienſten zu haben."

„Und der Lügenprophet ſoll ſeine Ausſagen beweiſen."

„Beweiſen Sie ihm erſt die Ausſagen."

„Er muß durchaus mit Schande beſtehen, meinem Jean eine Abbitte und Ehrenerklärung thun und ein Vierteljahr bei Waſſer und Brot ins Loch geſteckt werden. Und wenn Sie nicht Gerechtigkeit üben und Ihre Gäſte ungeſtraft vom unverſchämteſten Ihrer Bauern beſchimpfen laſſen wollen, ſo gehe ich an den Herzog, damit die Canaille zu aller Welt Exempel ins Zuchthaus geſperrt wird, wohin ſie gehört."

„Vörwerts-Häns ſoll ein ſehr braver Mann ſein, und nie mehr als die Wahrheit ſagen," warf jetzt der Herzog hin, und dieſer Wink genügte dem Herrn von Uetterodt, um dem Hauptmann zuzurufen: „Mein Beſter! Sie werden bei Seiner Durchlaucht ſehr übel fahren, wenn Sie Dieſelben mit ſolcher Geſchichte überlaufen. Bedenken Sie, daß Ihr Jean dadurch erſt recht in die Tinte kommen könnte. Laſſen Sie die Sache doch ja auf ſich beruhen!“

„Wie?“ kreiſchte der Hauptmann, außer ſich vor Wuth, „in was für ein verruchtes Land bin ich gerathen, wo man den Unterthan beſchützt, welcher den Fremden ohne allen Grund des Diebſtahls beſchuldigt? Was für ein Fürſt muß dieſer Herzog ſein, wenn er der gekränkten Unſchuld ſein Ohr verſagt, oder ſie noch dazu verdammt?“

„Um Gottes willen, Herr Hauptmann, Sie vergeſſen ſich ganz!“ jammerte der Oberſt.

„Der Herzog wird Sie hören, aber auch ſtreng unterſuchen und ſtreng richten,“ ſagte der Herzog ſehr ernſt; dann zum Herrn von Uetterodt gewendet: „Erzählen Sie mir doch die Geſchichte, um deren Objekt es ſich hier handelt, Herr Oberſt.“

Dieſer that, wie ihm befohlen; der Hauptmann widerſprach heftig, ſein Jäger habe die Pfeife nicht geſtohlen, es ſei Alles erlogen. Darüber langten Sie im Schloſſe an. Der Hauptmann ſchimpfte mit geläufiger Zunge auf die Rühler, auf Vorwerts-Hänſen, den Oberſten, die Gerichte, das Land, den Herzog, und betrug ſich zu des Oberſten größtem Entſetzen immer gemeiner. Der Herzog machte, ohne weiter ein Wort zu ſprechen, Anſtalt ſich zu entfernen und zur Ruhe zu begeben.

„Und Sie, mein Herr, haben mich ebenfalls beleidigt, indem Sie dem Charlatan Recht geben,“ rief der Hauptmann gereizt, da der vermeintliche Herr von Wettin zu Allem ſchwieg.

„Wer ſind Sie, mein Herr?“ fragte hierauf der Herzog mit imponirendem Stolze.

„Ich bin königlich-preußiſcher Hauptmann der Cavallerie, und mein Name iſt Hieronymus von Löwenzahn. Wer aber ſind Sie, der Sie ſich unterſtehen, mich in ſolchem Tone zu fragen?“

„Das ſollen Sie morgen erfahren, wenn Sie nüchtern geworden ſind. Uebrigens kenn' ich Sie ſchon durch das Fräulein von Schönfeld.“

„Herr, das iſt impertinent. Wer ſind Sie?“

„Herr Hauptmann, ich bitte Sie um die ewige Barmherzigkeit, was thun Sie?“ rief der Oberſt.

„Schweigen Sie! Sie ſind unverſchämt!“ riefen einige andere Gäſte, die gleich nach dem Eintritt ins Schloß den Herzog erkannt hatten. Aber der berauſchte Menſch wüthete fort: „Wer ſind Sie? Ihren Namen muß ich wiſſen! Ihr Blut muß ich ſehen! Sie haben mich auf den Tod beleidigt. Sind Sie ſatisfaktionsfähig? Erlauben mir Stand und Adel, mich mit Ihnen zu ſchlagen? Noch einmal: Wer ſind Sie?“

„Der Herzog Ernſt von Gotha,“ ſagte der Gefragte mit einem würdevollen, aber zerſchmetternden Blick und verließ das Zimmer. Dieſes Wort und dieſer Blick in Verein verfehlten ihre Wirkung nicht. Wie von einem betäubenden Schlage getroffen, taumelte der Hauptmann zurück.

„Nun haben Sie's!“ ſagte der Oberſt. „Konnten Sie nicht aus meinem Benehmen ſo etwas merken? Aber wie unvernünftig ſchwatzten Sie zur Nacht hinein. Durch Ihre frühere Unbeſonnenheit haben Sie ſich um die liebenswürdigſte Braut gebracht und können froh ſein, wenn Sie durch dieſe neue blos Ihren Dienſt verlieren.“

„Herr Oberſt, ich bin in Verzweiflung,“ rief der Hauptmann aufſpringend, „zeigen Sie mir des Herzogs Zimmer, ich will ihm die eklatanteſte Abbitte thun und mich ſeiner gnädigen Verzeihung vergewiſſern."

„Wo denken Sie hin! Sie würden den Herzog nur noch mehr erbittern, wenn Sie ſo inkonſequent ganz aus dem einmal gezeigten Charakter fielen."

„Aber ſo rathen, ſo helfen Sie mir doch! Mein Kopf brennt. Ich werde wahnſinnig."

„Es ſind Ihnen nur zwei Wege übrig," ſagte einer der andern Gäſte, „entweder Sie bleiben morgen bei Ihrer Strenge und rufen das Recht oder den Herzog als oberſten Verwalter deſſelben in dieſem Lande für Ihren Jäger an; die perſönlich dem Herzog angethanen Beleidigungen bringen Sie aber gar nicht in Erwähnung. Er iſt ein fürſtlich geſinnter Herr und mehr als zu edel, um Ihr gemeines Betragen nicht dem Uebermaße des Weins und Punſches, welchen Sie zu ſich genommen, zuzuſchreiben. Da ich nun aber heute in Ruhla aus gewiſſem Munde erfahren, daß Ihr Jäger mit der Frau jenes Fuhrmannes auf einem allzuvertrauten Fuße geſtanden, und wahrſcheinlich mit Ihrer Bewilligung dem Manne die Pfeife entwendet, die dieſer auch bei ihm gefunden und als die ſeinige erkannt hat; da ferner der Jäger hauptſächlich deswegen die argen Schläge erhalten, weil er ſich Gemeinheiten gegen ein rühler Mädchen erlaubte, und man noch mancherlei murmelt, als z. B. Sie, Herr Hauptmann, hätten jenes Mädchen verführen wollen, ſeien aber ſelbſt ſchlimm bei dem Handel angeführt worden, ſo möchte ſich aus all dieſen vorliegenden Umſtänden ergeben, daß Sie bei der gerichtlichen Unterſuchung dieſer Thatſachen ſehr ſchlecht fahren dürften, zumal wenn des Herzogs Strenge, die Sie doch mit großer Unverſchämtheit angerufen haben, ſelbſt unterſucht. Es bleibt Ihnen alſo nach meinem Dafürhalten nur der zweite Weg übrig, nämlich Sie ziehen mit guter Manier den Kopf aus der Schlinge. Sie haben hier nichts mehr zu gewinnen, eher Alles zu verlieren und haben ohnedies ſchon verloren genug. Machen Sie ſich aus dem Staube, ſchreiben Sie von der preußiſchen Grenze dem Herzog einen demüthigen Brief, appelliren Sie an ſeinen Edelmuth, kriechen zu Kreuze, und Sie gewinnen damit ſo viel, daß Ihr König nichts von Ihren Ungezogenheiten erfährt, und Sie Ihre Stelle behalten."

„Iſt Ihr Wagen noch nicht wieder zurück, Herr Oberſt?" fragte der Hauptmann kleinlaut, und ſchien die Derbheiten in des Gaſtes Rede ganz überhört zu haben.

„Er iſt angekommen."

„So werde ich vor Tages Anbruch nach Eiſenach fahren und von dort mit Extrapoſt weiter reiſen."

„Aber was wird's aus Ihrem zerſchlagenen Jäger?"

„Der verdammte Kerl muß mit auf die Reiſe und ſollt' er unterwegs verenden. All mein Unglück hab' ich dem Schlingel zuzuſchreiben."

„Nun wie Sie wünſchen," ſagte der Oberſte kalt, „ich werde ſogleich Befehl geben, daß Ihnen morgen nichts abgeht."

Ein ſehr lauer Abſchied trennte den angſtvollen betrübten Hauptmann von ſeinem Wirthe und den übrigen Gäſten, die noch ein Viertelſtündchen zuſammenblieben und den Vorfall belachten.

„Ich muß," ſagte der Oberſt, „den Herzog morgen nur gleich unterrichten, wie der brutale Menſch zu mir kommt. Einer ſeiner Brüder hat nämlich in meine Familie geheirathet; dem hat's in Gotha und

Kleintabarz ſehr gefallen, und Beides hat er in Berlin oft gerühmt. Der junge Herr da hat dumme Streiche gemacht, gleich nachdem er das Hauptmannspatent erhalten, und die Weiſung bekommen, ſich auf eine geraume Zeit zu entfernen. Er ſetzt ſich demnach uns auf den Hals und ſchreibt aus zärtlichen Romanen und andern Büchern die ſentimentalſten Briefe an ſeine Braut, während er Nichts von Allem fühlt, und ſich ihr, die ihm unter einem andern Namen naht, ſelbſt giebt wie er iſt. Nun kommt noch die ſaubere Geſchichte von dieſem Abend hinzu. Der wird an Ruhl und Thal denken, ſo lang ihm der Athem ein- und ausgeht.“

Die Gäſte verfügten ſich nach manchem Witz- und Scherzwort zur Ruhe, und lange wiegten ſie ſich noch im weichen Arme des Schlafs, als der Hauptmann mit ſeinem wunden Jäger ſchon auf der Straße der alten Fürſtenſtadt Eiſenach zurollte.

Der Herzog war früh auf, und der Oberſt machte ihm im vollen Staate die Morgenaufwartung. „Der junge Mann hat das Haſenpanier ergriffen?“ fragte der Fürſt lächelnd.

„Ew. Durchlaucht wiſſen ſchon, daß er abgereiſt iſt?“

„Ich hörte es wohl dieſen Morgen. Wiſſen Sie aber, Oberſt, daß wir dem Vörwerts-Häns die Praxis ſeiner geheimen Kunſt doch mit allem Ernſt verbieten müſſen? Ich habe mir dieſen Morgen die Sache reiflich überlegt. Was kann der Menſch mit ſeiner unbegreiflichen Allwiſſenheit nicht für ſchlimme Geſchichten anrichten! Nicht vergebens hat eine gütige Gottheit den Schleier der Nacht über das Böſe geworfen, nicht vergebens unſern geiſtigen Blick beſchränkt. Es iſt gegen die Ordnung der Natur, wenn eins ſeiner

Geſchöpfe durch geheimnißvolle außerordentliche Mittel zu der furchtbaren Macht gelangt, dieſen Schleier wegzuziehen, dieſe Beſchränktheit zu beſiegen, ſobald als es ihm beliebt. Und Alles was gegen die Natur iſt, was in ihren Gang ſtörend eingreift, iſt ſchädlich und muß unterdrückt werden. Ich will den Mann heute noch beſuchen, aber ſodann laſſen Sie ihm ein ſtrenges Interdikt auflegen. Er iſt, wie ich höre, wohlhabend genug, und braucht nicht aus Noth die Kunſt zu treiben."

„Wie Ew. Durchlaucht befehlen; ich werde meinem Richter Thielemann ſtrenge Maßregeln gegen den Johannes Hornſchuh anbefehlen."

Nach eingenommenem Frühſtück ging der Herzog zu Hänſen. Reinlich gekleidet trat ihm der Wundermann an der Thürſchwelle entgegen. „Durchlauchtigſter Herr," ſagte er, „Sie thun meinem ſchlechten Hauſe eine hohe Ehre an."

„Alſo kennſt Du mich heute?"

„Es iſt Ihrem geringen Knechte vergönnt."

„Warum kannteſt Du mich aber geſtern Abend nicht?"

„Der innere Geiſt ſagte es mir nicht an, doch ahnete ich es plötzlich, deshalb ging ich nach Hauſe."

„Woher weißt Du geheime und verborgene Dinge?"

„Der Geiſt ſagt ſie mir. Ich weiß nicht, woher ihm das Wiſſen kommt; aber er verſagt mir keine Antwort, ſobald ich allein ihn frage."

„Und weiter kannſt Du keine Rechenſchaft über Deine geheime Kunſt geben?"

„Keine, Ew. Durchlaucht. Meinem Landesvater würde ich nichts vorenthalten."

„Man ſagt, Du habeſt ein Kämmerchen, in welchem Du jedesmal geweſen ſein müßteſt, um Antwort auf eine Frage geben zu können.“

„So iſt's. Dies iſt das Kämmerchen. Ich gehe hinein, um allein zu ſein. So wie ich mich ohne Zeugen darin befinde, kommt der Geiſt über mich, und ich weiß, was man verlangt hat.“

„Aber Du geſtatteſt ja ſonſt Niemandem den Eintritt in das Kämmerchen?“

„Das iſt eine Eigenheit von mir; ich habe einige Bücher, Kräuterbüchſen und dergleichen drinne und möchte es mir nicht von der Frau oder den Kindern verſtören laſſen; ein anderer Menſch hat aber nichts drinne zu thun. Iſt es indeß Ew. Durchlaucht gefällig?“ — Damit ſtieß er die Thüre auf, und der Herzog ging in das verſchrieene kleine Gemach, und ſah nichts als einen Tiſch, einen Stuhl, mehrere Folianten, Büchſen und Schachteln, einige Fläſchchen und dergleichen unbedeutenden Kram darin. Der Herzog ſchlug die Bücher auf. Es waren alte nekromantiſche Schriften, das große Kräuterbuch von Tabernamontanus, die Werke von Theophraſtus Paracelſus von Hohenheim, Jakob Böhm, Apollonius von Thyane, Dioskorites u. dgl. In den Büchſen waren Kräuter und Wurzeln, in den Flaſchen Eſſenzen. Unbefriedigt ging der Herzog aus der kleinen Zelle.“

„Wie biſt Du zu ſolch hellſehendem Geiſte gekommen?“ fragte er.

„Wie der heilgenſteiner Wirth Ew. Durchlaucht geſtern Abend erzählte, ſo verhält ſich die Sache im Ganzen; im Einzelnen hat er Manches falſch berichtet. Die Gabe lag wohl vom Anbeginn in meinem Geiſte, und ich kurirte Vieh durch Sympathie, ehe ich die Jeſuiten aus der Auguſtenburg noch geſehen. Sie aber weckten die ſchlummernde Kraft auf und bildeten ſie aus. Ich habe ihnen vieles zu danken.“

„Alſo weißt Du, was ich mit dem Wirthe geſprochen und was er uns erzählt?“

„Ich hörte jedes Wort hier in meiner Kammer.“

„Unbegreiflicher Menſch! Sage mir, werd' ich das, was ich vom Kaiſer erbeten, wirklich erlangen?“

„Es thut mir leid, daß ich Ew. Durchlaucht nicht dienen kann. Ihr Eintritt in mein Kämmerchen trübt die Sehkraft meines Geiſtes wochenlang. Die augenblickliche Gegenwart eines Menſchen auf der Stelle, wo mir das Wiſſen kommt, verhindert das Zuſtrömen der Geiſtesklarheit nachher lange, und nur allmälig kehrt die geſchwächte Kraft wieder. Es dämmert dann immermehr, bis das volle Licht wieder eintritt. Schon einigemal iſt es mir ſo gegangen, und dies iſt der eigentlichſte und wahrhaftige Grund, weshalb ich Niemanden in meine Kammer treten laſſe. Meinem Landesvater konnte ich dies nicht verwehren.“

Der Herzog wollte ihn reich beſchenken. Häns nahm aber nichts an, ſondern ſagte: „Ich habe genug, um leben zu können. Aber mein Hab' und Gut, meine Kunſt und Wiſſenſchaft, Alles ſteht zu meines Landesherrn Verfügung. Es giebt der Armen viele, die Ew. Durchlaucht Gabe bedürftig ſind.“

„So theil' es unter ſie aus oder gieb es dem Dürftigſten,“ ſagte der Herzog gerührt, drückte dem braven Manne die Hand und entfernte ſich, um nach dem Pfarrhauſe zu gehen.

Der würdige Pfarrherr bewillkommte ihn ehrerbietig. „Die gnädige Frau,“ ſagte er, „iſt ſchon lange munter, hat das Blättchen geleſen und viel Freudenthränen geweint. Sie wollte zwar gern wiſſen, wer es geſchrieben, aber da wir nicht die Ehre haben, Sie zu kennen, ſo konnten wir den Wunſch der guten Dame nicht erfüllen und ihr nur von Ihrem Beſuche erzählen.“

„Sie erfreuen mich mit dieſer Nachricht, mein werther Herr Pfarrer,“ verſetzte der Herzog verbindlich; „es ſoll Ihnen nachher auch nicht vorenthalten bleiben, wer ich bin. Die gnädige Frau iſt doch ſchon angekleidet?“

„Ja wohl; eine meiner Töchter iſt noch immer bei ihr, um mit ihr zu frühſtücken, weil ſie es ſo wünſchte.“

Der Herzog ſtieg leiſe die Treppe hinauf und öffnete Amaliens Zimmer. Sie ſaß mit dem Rücken nach der Thüre zu, der Herzog that einen Schritt vorwärts, die Pfarrerstochter erhob ſich und deutete auf ihn. Da wandte ſich Amalie, und von Ueberraſchung überwältigt, rief ſie, ihm entgegen eilend und ſich tief verbeugend: „Ah, mein Herzog, mein Retter!“

Der Herzog begrüßte ſie mit großer Ehrerbietung und küßte ihr die Hand. Die Pfarrerstochter lief erſchrocken hinter Beiden weg, durch die noch offene Thüre die Treppe hinab und verkündete athemlos, daß der Fremde ein Herzog ſei.

„Prinzeſſin, ich ſchätze mich glücklich, Sie zu finden, Ihnen meine Arme und mein Herz zu öffnen, Ihnen ein Aſyl zu bereiten, einen ſichern Port, wo Sie kein Sturm mehr treffen ſoll,“ ſagte der Herzog.

„O müſſen wir ſo uns wiederſehen!“ ſchluchzte Amalie.

„Laſſen Sie die Vergangenheit ruhen. Sie ſind der Stimme des Herzens gefolgt, und die Convenienz verbietet dies Fürſtentöchtern. Aber vor dem Richterſtuhl des Herzens, vor dem der Vernunft und vor dem Gottes ſtehen Sie gerechtfertigt, Prinzeſſin, und ich verdamme Sie nicht. Ich kenne das menſchliche Herz: unter dem Kittel, wie unter dem Purpur ſchlägt es immer als daſſelbe; und gottlob! von Vorurtheilen hab' ich mich frei gekämpft."

„Sie gehen mir wie ein heller Stern an dem umnachteten Himmel meines Lebens auf. O es war entſetzlich düſter um mich!"

„Laſſen Sie es, Prinzeſſin! Noch liegt Ihnen die böſe Vergangenheit nicht fern genug, um mit Ruhe und Heiterkeit auf ſie zurückblicken zu können. Erfreuen Sie ſich der Gegenwart und der Zukunft. Der Graf iſt bei mir und erwartet Sie mit Sehnſucht. Er hat mir verſprochen, ſo lange bei mir zu verweilen, bis alle Ihre Verhältniſſe geordnet ſind. Und Sie werden mir gewiß das Glück Ihrer Gegenwart nicht verſagen?"

„O wie ſoll ich Ew. Durchlaucht danken! Ich glaubte auf dem wildeſten Meere zu treiben, und nun bin ich plötzlich im Hafen der herrlichſten Inſel gelandet. Noch kann ich den ſchnellen Wechſel der Dinge nicht faſſen. Noch begreif' ich nicht recht, wie ich in dieſes Haus, unter dieſe Menſchen gekommen bin, obgleich es mir die Guten ſchon einigemal erzählt haben. Ich weiß nur ſoviel, es brannte fiebriſch in meinem Kopfe; ich ſah gräßliche Geſtalten und war krank, ſehr krank; aber kaum hat mich der Hauch Ihrer Güte beſtreift, ſo fühl' ich mich geſund, als wie von der heilenden Hand eines Gottes berührt."

„Ihre Erklärung macht mir Freude; denn in wenigen Minuten wird mein Wagen hier ſein, der uns ſchnell nach Gotha, Sie in die Arme Ihres Adolf, mich an meinen Schreibtiſch bringt; und während Sie dort das Glück der Liebe genießen, will ich an Se. Majeſtät den Kaiſer und an Se. Durchlaucht Ihren

Herrn Vater ſchreiben, und ich hoffe mit Gott, Beide für Sie zu gewinnen, ſo daß ein liebendes Paar nicht in Amerika das Glück der Ruhe und Zufriedenheit zu ſuchen braucht.“

„Sie ſind mein Schutzgeiſt, und zwei Herzen werden Ihnen ewig dankbar ſchlagen,“ ſagte Amalie weich, und drückte ſeine Hand, auf die zwei helle Thränen herabthauten.

Des Herzogs Reitknecht trat herein und meldete die Ankunft des Wagens. Der Fürſt befahl vorzufahren. Als Amalie an ſeinem Arm die Treppe hinabging, ſtand der Pfarrer mit ſeiner Familie voll Ehrerbietung an der Thüre. „O Gott!“ rief der Geiſtliche, „es iſt ja unſer durchlauchtigſter Landesvater! Und ich habe Höchſtdero Antlitz nicht erkannt!“

„Ja ich bin's, ihr guten Leute, und dank' euch herzlich für die vortreffliche Aufnahme und Bewirthung dieſer Dame,“ ſagte der Herzog und ſchüttelte dem biedern Pfarrer die Hand. Dann hob er die Prinzeſſin in den Phaëthon, war ſchnell an ihrer Seite, und das Thal entlang ging die flüchtige Fahrt der ſchönen Reſidenz zu.

## 27.

## Sagen und Märchen.

Acht ganze Tage dauert die rühler Kirmeß, und den letzten Sonntag ging's ſonſt gemeinlich noch einmal recht in Saus und Braus. Dann aber, wenn

Alles vorüber, waren die Beutel leer und die Köpfe ſchwer; nirgends Arbeitsluſt, überall ſüßer Schlendrian, und erſt in der zweiten Woche hernach bekamen alle Werkſtätten wieder ihr altes Leben. Man machte dann nur ein halb Stündchen früher Feierabend und trieb ſich auf der lebendigen Gaſſe umher, grüßte die Nachbarn und Nachbarstöchter freundlich und ließ ſich in irgend ein Spielchen ein. Andere trieben an den ſteilen Bergen mancherlei Kurzweil, oder ſpazierten mit den freundlichen Mädchen im grünen ſchattigen Wald, bis die Nacht Buſch und Baum, Berg und Thal und das Erröthen der ſchämigen Gebirgerinnen umſchleierte.

Es war vierzehn Tage nach der Kirmeß, als am ſchönen Abend eines ſchwülen Auguſttages die junge weibliche Nachbarſchaft ſich vor Gretchens Thüre verſammelt hatte. Einige, die eigentlich nur noch Kinder waren, „fahten“*) auf der einen Seite des blanken Trittſteins, die älteren ſaßen zuſammen und erzählten ſich. Ohnfern ſchoſſen auf einem ebnen Platze mehrere Burſche mit Stennern.**) Wilm hatte ſchon lange nach Gretchen hinübergeſchielt und ſie ihm mit den Augen gewinkt; das Spiel wurde ihm läſtig. „Rupſen und Gletſchen!“***) ſagte ſein Vordermann und ſchoß ſeinen Stenner in den Kreis. „Bebes!“***) rief Wilm ärgerlich, ſetzte ſeinen Schöſſer in den Kreis ſchoß ab und machte, obgleich mit Verluſt, dadurch dem Spiel ein Ende. Mit ein paar Sprüngen war er an Gretchens Seite. Die andern Burſche ſchoſſen fort und ſogar mehrere Männer geſellten ſich dazu. Auf der Wieſe nicht weit davon warfen muntere Knaben nach der Gais*).

---

*) „fahen“ (fangen), Kinderſpiel, in welchem eine von einer Steinplatte emporprallende kleine Steinkugel und dazwiſchen kleine Steine gefangen werden.

**) kleine ſteinerne Kugeln. Dies iſt ein ſehr unterhaltendes Spiel, nach eigenthümlichen und verwickelten Regeln geſtaltet, welches auf dieſe Weiſe allein in der Ruhl geſpielt wird.

***) techniſche Ausdrücke des Spiels, uralt und nicht mehr zu erklären.

„Nun will ich auch eins erzählen,“ ſagte Gretchen, als eben eine ihrer Geſpielinnen geendet hatte, und Wilm ſpitzte freudig die Ohren. „Nicht weit von Mechterſtett,“ begann die Reizende mit Anmuth, „am Wege nach Sättelſtett iſt links ein paar Hundert Schritte vom Wege, nicht weit vom verfallenen Hochgericht, ein klares Brünnlein zu finden, das alle Leute dort kennen und gern trinken. Vor langer Zeit hütete nun einmal der mechterſtetter Hirt nicht weit von der Quelle am Berg, und ging in der heißen Mittagsſtunde, wie er täglich zu thun pflegte, wenn er nicht allzuweit von der Quelle war, dorthin, um ſich zum Mittagsbrot einen friſchen Trunk zu holen, und ſich im Schatten der ſchönen um das Brünnlein herumſtehenden Bäume ein Stündchen gütlich zu thun. Der Mann erſtaunte aber nicht wenig, als er die Augen von ohngefähr aufhob und nahe an dem Brunnen einen noch nie geſehenen Hügel mit einer geöffneten Thüre erblickte. Er vergaß das Trinken, trat an die Thür und ſah in einen langen erleuchteten Gang, durch welchen eine weiß gekleidete Jungfrau auf ihn zukam. Ihr Kleid und Schleier waren altmodiſch, aber blendender als Schnee, ihr Geſicht war bleich, aber mild und ſchön, und großer Schmerz in den Zügen deſſelben ausgedrückt. Am Eingang der Pforte blieb ſie ſtehen und ſah den Hirten bittend an. Dieſer wußte vor Verlegenheit nicht was er thun ſollte; denn er hatte weder das Herz, ſie anzureden, noch, davon zu laufen. Als er ſich nun ſo nach irgend einem Retter aus dieſer Angſt umſah, erblickte er plötzlich oberhalb des Brunnens drei köſtliche Blumen aus einem Strauche gewachſen, die er noch nie geſehen, ſo lang er auch ſchon die Herde geweidet und alle Blumen der Umgegend dabei kennen gelernt hatte. Die Blumen vor ihm waren gelb und glänzten ſo herrlich wie die Sonne, ihre Blätter aber glichen den Strahlen derſelben. Der verlegene Hirt trat hinzu und brach ſie ſich ab, um ſie ſeinen drei Kindern zu ſchenken, die ihn jeden Nachmittag auf der Weide zu beſuchen pflegten. Als er ſich nun wieder nach der Jungfrau umſah, waren die Züge derſelben ganz heiter geworden, und ſie ſprach nun zu ihm mit einer hellen ſanften Stimme: Nun kannſt du mich erlöſen, wenn du hier hinein gehſt, aber auf dem Rückweg das Beſte nicht vergiſſeſt. Der Hirt ließ ſich das nicht zweimal ſagen; denn er war ſehr neugierig geworden, was wohl darinne ſein müſſe, und die Worte der Jungfrau gaben ihm Muth. Er machte ſich alſo auf den Weg, ging durch den langen Gang, kam in viele Gemächer und Höhlen, die glänzten alle von Karfunkel und Kryſtall und überall zeigte der künſtliche Tag eine nie geſehene Pracht. Goldne und ſilberne künſtlich gearbeitete und durchbrochene Körbe und Fäſſer ſtanden rings an den Wänden mit den koſtbarſten Edelſteinen angefüllt. In andern Zimmern waren die reichſten Tiſche, Stühle, Betten und andere Möbeln aufgeſtellt. Endlich kam der Hirt in einen großen Saal. Da ſaßen viele Ritter mit ihren Frauen und Töchtern um die reichbeſetzte Tafel und ließen ſich von köſtlich gekleideten Knappen bedienen. Die Schüſſeln dampften, der Pokal ging fleißig in der Runde, aber Alles war ſtumm; Keins von ihnen gab nur einen Laut von ſich, und nicht einmal das geringſte Geräuſch war zu vernehmen. Der verwunderte Hirt beſah ſich Alles gehörig und dachte endlich wieder an den Rückweg. Aber ich werde doch nicht wieder ſo arm hinausgehen ſollen, als ich herein gekommen bin, ſagte er zu ſich ſelbſt; ich will mir was Schönes mitnehmen. Da ſah er in einem leeren Gemach ein koſtbares goldnes Trinkhorn an der Wand hängen, darüber drei kreuzweis gelegte große Schwerter befeſtigt. Das Horn gefällt mir; ich will mir's zum Andenken mitnehmen, dachte der Hirt, legte die Blumen, die er bis dahin immer in der Hand gehalten, auf den Tiſch, ſtieg auf einen Seſſel, langte das Horn herab und betrachtete ſich die ſchöne Arbeit an demſelben, und ſo ging er aus dem Zauberſchloſſe, ohne nur wieder an die Blumen zu denken. Die Jungfrau ſah ihn traurig an, ſeufzte tief und ſagte: du haſt das Beſte vergeſſen, und nun werde ich ewig unerlöſt bleiben. Ein dumpfes Getöſe erhob ſich ſogleich im Innern des Schloſſes, die Jungfrau wurde wie von unſichtbaren Mächten zurück geriſſen, obgleich ſie ſich ſträubte und klägliche Jammertöne ausſtieß. Raſſelnd ſchloß ſich die große eiſerne Thüre, der Hügel ſank raſch zuſammen und der Platz war wieder wie zuvor. Unter der Erde aber hörte der Hirt die Jungfrau wimmern, und alle Mittage, wenn er an das Brünnlein ging, legte er das Ohr an die Erde, hörte das Klagegetön und weinte, daß er die Blumen vergeſſen. Das Horn aber hat er vor ſeinem Tod dem Landgrafen geſchenkt, und dieſer ihn dafür bis an ſein Ende reichlich ernährt. Noch jetzt hören viele Leute zu gewiſſen Zeiten des Jahrs eine weibliche Stimme winſeln und klagen.

---

*) Ein anderes Kinderſpiel für Knaben.

Das war die Geſchichte vom mechterſtetter Hirten.“ — Gretchen ſchwieg.

„Die arme Jungfrau!“ ſagten einige ihrer Geſpielinnen. „Der dumme Hirt!“ ſagten andere.

„Von ſolch einer Wunderblume weiß ich auch eine Geſchichte,“ bemerkte Wilm.

„O erzähl' ſie uns, wir bitten Dich!“ riefen ſechs der niedlichen Mädchen, und er begann: „Sonſt gab's in der Ruhl viele Bergleute, und in den Bergen da herum wurden Stollen und Schachten auf Eiſen und Kupfer gegraben. Nun ging einmal ein ſolcher Bergmann gerade auf dem goldenen Sonntag am Marktberge ſpazieren, um ſich die Stelle zu beſehen, wo nächſtens eingeſchlagen und ein neuer Stollen angefangen werden ſollte. Auf einer großen Meilerſtätte findet er eine ſonderbare ſchöne Blume, wie er noch nie eine geſehen, ganz einſam ſtehen. Da ſie ihm ſehr gefällt, ſo bückt er ſich, bricht ſie ab und ſteckt ſie auf ſeine Bergmannsmütze. Als er ſich nun wieder aufrichtet, iſt zu ſeiner größten Verwunderung die ganze Gegend um ihn verändert. Vor ihm ſteht ein herrliches Schloß, von welchem ein wahrer Sonnenglanz ausſtrahlt, und deſſen Thüren weit geöffnet ſind. Der Bergmann guckt hinein und ſieht Vieles, was ſeine Neugierde gewaltig reizt, deshalb macht er ſich ohne viel Nachdenken hinein, geht durch Marmorgänge, in welchen goldne Leuchter hängen, und ſchlüpft über weiche Purpurdecken. Durch zwei offen ſtehende eiſerne Thüren kommt er in einen großen reich ausgeſchmückten Saal, in deſſen Mitte ein kleines graues, wunderlich gekleidetes Männchen hinter einem koſtbaren Tiſche ſitzt und aus einem großen Kaſten Goldſtücke zählt. Freundlich ſieht das Graubärtchen den Bergmann an, nickt ihm ein Willkommen zu und ſagt:

Nimm dir, guter Freund, ſo viel du willſt, und deutete auf das Geld; nur vergiß mir den Schlüſſel nicht! — Der Bergmann füllte erſt alle Taſchen, aber da ging nicht viel hinein, dann that er ſeine Mütze ab und machte ſie voll und nahm dann noch, was beide Hände faſſen konnten. Indem er weggehen wollte, bemerkte er, daß während des Füllens die ſchöne Blume von der Mütze herabgefallen war, aber er hatte ja keine Hand ledig und dachte: Geld iſt mir lieber als die Blume, und ließ ſie, unbekümmert um des Berggeiſtes geheimnißvolle Warnung, liegen. Vergiß den Schlüſſel nicht! rief der Geiſt noch einmal unruhig, aber der Bergmann rannte vom Golde verblendet fort; das Grauröckchen zappelte hinter ihm her und machte ganz verzwickte Grimaſſen. Als der Bergmann an der Thüre war, rief das Männchen zum drittenmal wie unſinnig: Vergiß den Schlüſſel nicht! Doch der Bergmann war für die Mahnung taub. Kaum hatte er nun den Fuß aus dem Schloſſe geſetzt, ſo war alles verſchwunden, und er ſtand wieder auf der Meilerſtätte. Eine Stimme aber rief ihm zu: Hätteſt du die Blume nicht vergeſſen — denn ſie war der Schlüſſel — ſo hätteſt du ſo oft wiederkehren und dir ſo viele Schätze holen können, als du gewollt hätteſt. Der Bergmann aber grämte ſich nicht ſehr darum; denn er hatte genug, um gut leben zu können."

„Ei das wollt' ich meinen!" ſagten einige Mädchen; „wenn wir nur ſo viel hätten; dann wären wir gewiß eben ſo reich, als die reichen Kaufmannsfrauen."

„Ja, manchem Menſchen iſt's beſchieden, und er weiß es nur nicht recht anzufaſſen und zu benutzen," ſagte Lieſejane, Gretchens Freundin, davon weiß ich auch etwas zu erzählen."

„Sille! ſtille! Lieſejane erzählt!" riefen die Andern, und Aller Ohren waren ſogleich geſpannt, leiſe athmeten die im Kreiſe ſitzenden Mädchen, und die ſüße Erwartung drängte ſie noch enger zuſammen. „Dem Kloſterknecht im Kloſter Weißenborn," ließ ſich die Erzählerin vernehmen, „er heißt Hansjür und kommt oft in unſer Haus, wo er einmal ſelbſt erzählt hat, was ich euch wieder erzähle, dieſem Knecht träumte es eines Nachts vor mehreren Jahren, im Stalle unter der Wohnung des Pachters ſtünde ein Schatz, der für ihn beſtimmt ſei, doch müſſe er denſelben Nachts um zwölf Uhr heben. Er achtet aber nicht auf dieſen Traum. Bald darauf träumt ihm ganz daſſelbe zum zweitenmal. Da er nun gehört hatte, wenn einem eine und dieſelbe Sache dreimal kurz hinter einander träume, dann ſei ſie wahr, ſo beſchloß er den dritten Traum des nämlichen Inhalts abzuwarten und dann an den bezeichneten Ort zu gehen. Und daſſelbe Geſicht kam ihm in der Nacht darauf zum drittenmal vor; unverzüglich ſprang er ſogleich aus dem Bette und lief in den Stall. Und da ſah er denn auch wirklich zu ſeinem größten Erſtaunen einen großen irdnen Topf mit blanken Goldſtücken gefüllt. Er wollte eben zutappen und den Topf nehmen, als er über ſeinem Haupte einen ungeheuern Mühlſtein an einem dünnen Faden hängen und mit größter Schnelle ſich herumdrehen ſieht. Neben ihm aber ſteht ein rieſiger Mann, der mit dem Kopf an die Decke reicht und in ſeiner Hand eine große Scheere hält, mit welcher er alle Augenblicke nach dem Faden zu ſchnappen droht, um ihn zu durchſchneiden. Der Knecht ſprang entſetzt zum Stalle hinaus; auf dem Hofe beſann er ſich jedoch eines Beſſern. Er kehrte zurück und — Alles war verſchwunden."

„Ei der Narr!“ rief Wilm ärgerlich. „Der Kerl mit der Scheere war nur ein Höllenſpuk. Er hätte nicht zugeſchnitten, wenn Hansjür den Topf genommen hätte. Wer ſich vor den Wanderdingern*) nicht fürchtet und die rechte Zeit, wo ein Schatz zu Tage ſteht, gerade trifft, kann wohl ſein Glück machen. Auf der kleinen Halde beim Eſchhof hat vor Zeiten ein Kloſter geſtanden, von welchem ein gepflaſterter Weg in die Kirche im Kirchberg führte, dort haben ſchon manche Leute eine blanke ſilberne Kanne ſtehen ſehen, aber Einer ſagte es dem Andern, oder ſie gaben ſonſt einen Laut von ſich, und da war die Kanne verſchwunden; denn ſo etwas muß ſtillſchweigend geſchehen. Ueberhaupt oben in der alten Ruhl, wo zu katholiſchen Zeiten das Dorf gelegen hat, und im Kirchberg, wo die Kirche dazu ſtand, wohin die Rühler eine gute Viertelſtunde zu gehen hatten, im Waſſerberg, im Neſſelrain und da herum ſpukt es immer fort, und im Mühlrain iſt ſchon manchem, der ſich verſpätet, das wüthende Heer über den Kopf hingeſauſt. Noch im letzten Winter ſah ein Holzhacker die ganze Schaar durch die Gipfel der hohen Bäume ziehen, lauter dürre, langbeinige, ſpinnwebgraue Geſpenſter. Noch ehe der hölliſche Spuk aus dem Hörſelberg bei Sättelſtädt — denn darin ſoll er hauſen mit einer unzähligen Schaar, böſer verdammter Geiſter — heraus und durch die Lüfte dahinfährt, macht ſich der getreue Eck*) auf und geht auf der Erde hin in der Richtung, welche nachher der wilde Jäger in der Luft nimmt, in der Geſtalt eines alten grauhaarigen Mannes, mit ſchlichten

---

*) Rühler Ausdruck für Geſpenſter, eigentlich: „Wanderdenger“ ausgeſprochen.

**) treue Eckart.

Kleidern angethan und einem ganz weißen Lindenſtab in der Hand, und warnet Jedermann vor dem argen Trug der Hölle, daß die Leute ſich niederwerfen ſollen mit dem Geſicht auf den Boden; denn alſo kann ihnen das wilde Heer nichts anhaben."

„Aber wer iſt denn der getreue Eck?" fragte Gretchen.

„Das iſt ein guter Geiſt, von dem das Sprichwort kommt: Du biſt der getreue Eck, du warneſt Jedermann. Schon viele hundert Jahre ſitzt er inwendig im Hörſelloche, durch welches man in den Berg hinein geht, und wenn Jemand ſich erdreiſtet und dringt auf dem engen Wege in die Höhle, um zu ſehen, was im Berge los iſt, ſo warnt ihn Eck und läßt's nicht zu, daß irgend eine Seele ins hölliſche Verderben renne, aus welchem ſie nie wieder erlöſt werden kann, wie einſt der ſchöne Ritter Tannhäuſer, der noch im Berge iſt und drin bleiben muß in alle Ewigkeit."

„Erzähl' uns die hübſche Geſchichte vom Tannhäuſer," ſagte ein anderer Burſche, der unterdeſſen auch hinzugetreten war. „Du weißt ſie am beſten, Wilm, und kannſt ſie auch am beſten vortragen."

„Wenn Ihr mir verſprecht, daß Jedes von Euch rund um dann auch Etwas erzählen will."

„Ja das wollen wir!" riefen alle, und Knaben und Mädchen verließen die Spiele — denn es dunkelte ſchon ſtark — und ſchloſſen ſich mit den Jünglingen an den immer größer werdenden Kreis.

Wilm begann: „Ihr alle kennt den Hörſelberg; haben wir doch nur zwei Stündchen bis zu ſeinem Fuß, und wenn man eben auf unſerm Breitenberg ſteht, da liegt er unter einem, wie ein großer Sarg, ſchroff und kahl, und gar nicht ein bischen ſo freundlich, als unſre Berge um die Ruhl herum. Kein Baum und Strauch kommt recht auf ihm fort, kein Raſenteppich, keine Blume will auf ſeinem Rücken gedeihen, und er ſieht ſo fahl und grau aus, daß einem bei ſeinem Anblick unheimlich wird. Das Alles macht, weil dieſer Berg von Gott verflucht iſt, und eine Unzahl böſer Geiſter ihr arges Weſen darin treibt. Der Hörſelberg ſoll nämlich ſo eine aparte Kammer der Hölle ſein, wohin ſonſt nur gewiſſe Geiſter kamen. Vor Zeiten ſoll auch manchmal der Berg ein weites Thor gehabt haben und manche weltluſtige Leute dahinein gegangen ſein, um ihre Sinne auf die allerergötzlichſte Weiſe zu vergnügen. Denn was ein ſündliches Herz nur verlangt und begehrt, konnte man drinne im Uebermaß und ſo lange man wollte genießen, aber dieſe Leute waren hernach auch dem Teufel verfallen. Drinnen im Berge war aber eine Königin all der verführeriſchen Geiſter, die hieß mit Recht das reizendſte Weib, denn desgleichen zaubervolle Schönheit konnte auf Erden nicht mehr gefunden werden. Aber ſie war nicht ſchön wie ein Engel, ſondern wie eine Teufelin. Dies Weib hieß die Frau Venus und war bei den alten Heiden ſonſt die Göttin der böſen Liebe und Luſt geweſen. Seit aber die Fackel des Chriſtenthums auf Erden angeſteckt worden war und aller Welt leuchtete, hatte ſich die böſe Sieben in den Hörſelberg retirirt, der auch zu alten Zeiten von ihr den Namen Venusberg führte, wie man ihn wohl noch zuweilen nennen hört. — Nun zog einmal ein junger wunderſchöner Rittersmann durchs Land von einer Burg zur andern und ſang gar köſtliche Lieder, die er ſelbſt dichtete. Eines Abends ging er mit ſeinem Knappen Eck durch das Hörſelthal und wollte noch die Wartburg erreichen, auf welcher jeder Spielmann und Sänger vom Landgrafen herzlich willkommen geheißen und gut geſpeiſt und gepflegt wurde. Als nun der Tannhäuſer an den Venusberg kam, ſah er das Thor in den Berg weit geöffnet und einen wunderbaren Glanz daraus ſtrahlen. Er machte ſich herbei und ſah einen Gang entlang, der war mit vielen tauſend aus der Wand lodernden Flämmchen heller erleuchtet, als wenn am Mittag die Sonne am ſchönſten ſcheint. Süße Wohlgerüche quollen aus dem Berge und mit ihnen wundervolle Klänge; des Ritters Sinne wurden von beiden gefangen genommen, wie mit Ketten zog's ihn in den Berg; er hörte nicht die Warnung ſeines getreuen Knechts Eck, der ſich die Kehle faſt wund ſchrie. Der Tannhäuſer kam bald in den von Glanz und Pracht ſtrahlenden Saal von Karfunkel und Edelgeſtein, durch welche das wunderſame Licht hereinſtrömte. Drinnen aber wogte es von den ſchönſten Mädchen, die ſangen und ſpielten auf Zithern die köſtlichſten Lieder. Mitten im Saal ſtand der von Edelſteinen aufgebaute Thron der Frau Venus; ſie ſaß darauf und glänzte wie die Sonne, herrlich angethan und die Krone auf dem Haupte. Alles rings umher glitzerte und flimmerte. Die Königin ſtieg herab, ging dem Ritter entgegen und ſprach: Sei mir willkommen, ſchöner Tannhäuſer; lange habe ich auf dich gewartet, ſüßer Sänger; denn dich lieb ich allein, und dir nur begehr' ich zu eigen anzugehören. — Der Tannhäuſer ſank berauſcht an ihre Bruſt, und an ein Fortgehen war nun gar nicht mehr zu denken. Er lebte von nun an in Saus und Braus mit der ſchönen Frau Venus, und ſein treuer Knecht wartete manches Jahr draußen vergebens auf ſeines Herrn Zurückkunft. Endlich bekam aber der Tannhäuſer das wüſte Leben ſammt den Reizen der Venus ſatt; er ſehnte ſich nach dem Tage zurück, es ſchmeckte ihm kein Eſſen und Trinken im Berge mehr, die Tänze der Nymphen und aller Sinnenkitzel ergötzte ihn nicht mehr, ſein Gewiſſen erwachte und warf ihm die mit der Venus begangenen Sünden vor, und der Ritter hatte keine Ruhe und Raſt mehr im Berge und zehrte ſichtlich ab. Die ſchlaue Venus bot alle ihre Kunſt auf, um ihn von neuem zu feſſeln und zu vergnügen, aber es konnte ihr nicht gelingen. Der Ritter gedachte nur ſeiner argen Sünden, und wie er von Gott möchte Vergebung derſelben erlangen. Da ſprach einſt Frau Venus zu ihm: Sag' mir, mein geliebter Tannhäuſer, womit kann ich deinen Trübſinn verſcheuchen? Sag' es und ich will's thun, ſo wahr ich die Venus bin. — Wohlan, erwiederte der Tannhäuſer, du haſt's mir zugeſchworen, und du mußt's halten. — Ich werde es halten, weil ich's geſchworen, und habe es geſchworen, weil ich dich über alles liebe, mein Ritter, ſagte Venus. — So entlaß mich, bat der Ritter, mein Herz ſehnt ſich nach Gottes Wort und ſeiner Kirche. Ich ſchmachte nach dem Leib und Blut meines Heilands und Erlöſers und möchte mir Vergebung der Sünden vom Statthalter Chriſti auf St. Peters Stuhl in Rom holen, damit mein Herz wieder beruhigt werde. — Das Geſicht der Frau Venus hatte ſich ſehr verdüſtert, doch ſie ſuchte den Schmerz über des Ritters Untreu, der ihr ſo oft ewige Treue geſchworen hatte, zu bekämpfen, und antwortete ihm: Solches Begehren hätte ich nimmermehr von dir erwartet, Tannhäuſer. Aber es ſei; ich entlaſſe dich, doch nur unter der Bedingung, daß du mir ſchwörſt, du willſt zu mir zurückkehren, wenn dir der Papſt deine Sünden, wie du den Genuß meiner Liebe thöricht nennſt, nicht verzeiht. — Ich ſchwör' es dir zu, verſetzte der Tannhäuſer und ſchwur und wurde von der trauernden Frau Venus aus dem Berge entlaſſen. Nun machte er ſich mit ſeinem Knappen, dem getreuen Eck, auf und zog gen Rom, da ſaß ein Papſt auf St. Peters Stuhl, der hieß Urban. Und der Tannhäuſer bereute alle ſeine Sünden herzlich und ihm war's ſehr leid darum. Zerknirſcht warf er ſich dem Papſte zu Füßen und bekannte alles, was er mit der Frau Venus im Hörſelberge begangen und flehte Vergebung und Leib und Blut des Herrn, der ja für alle Sünder geſtorben ſei, zum Unterpfand derſelben. Aber der harte Papſt ſtieß erzürnt ſeinen Stab in die Erde und ſagte: Tannhäuſer, du biſt der größte Sünder, den je die Erde getragen, und dir kann ſo wenig Verzeihung deiner Sünden werden, als dieſer dürre Stab Blätter und Früchte tragen wird. Da ging der Tannhäuſer troſtlos von dannen und rief verzweifelt: So iſt für mich allein der Heiland nicht am Kreuze geſtorben? So bin ich ewig verdammt! Und er zog wieder an den Hörſelberg und ging hinein und iſt nicht wieder heraus gekommen. Sein Knappe aber ſetzte ſich in den Berg, wo man hineingeht, und warnte Jedermann nicht hineinzutreten, dieweil es ja ſchon ſchlimm genug ſei, daß eine Seele verloren wäre. Und dort iſt er ſitzen geblieben und geht nicht eher fort, als wenn der wilde Jäger auszieht; denn dann warnt er die Leute vor dem Höllengraus. Papſt Urban in Rom aber erhielt bald darauf die Kunde, daß ſein dürrer Stab Knospen treibe, und erſchreckt ging er hin, das Wunderwerk ſelbſt zu ſchauen. Und es verhielt ſich alſo. Aus dem Stecken ſproßte eine Fülle grünen Laubs und bald reiften Früchte daran. Da bangte dem Papſte vor Gottes Gericht, und eine große Furcht kam ihm an, daß Gott dem Tannhäuſer vergeben und nicht er, und er ſandte Boten aus in alle Welt, den Tannhäuſer zu ſuchen und nach Rom zu bringen. Aber ſie fanden ihn nicht; denn ſchon war er im Berge und der Hölle verfallen. Das iſt die Geſchichte vom Tannhäuſer und dem getreuen Ecken. Späterhin haben die Leute von dem Angſtgeſchrei der gemarterten Seelen den Berg Hörſelberg genannt d. h. Hör, Horch, die Seelen im Berg; auch hat das Dorf Sättelſtedt ſonſt Satanſtedt geheißen, weil man vor Alters nicht anders meinte, als der Satan hauſe im Berge. Dieſes Dorf hat eine reiche Königin aus England gebaut nebſt einem Nonnenkloſter, worin ſie geſtorben iſt. Das Kloſter ſteht jetzt nicht mehr. Dieſe Königin hieß Reinſchwig. Ihr Gemahl war ein großer Sünder; als er nun geſtorben war, erſchien ihr ſein Geiſt und klagte ihr, wie er im Hörſelberge gemartert werde. Da machte ſie ſich auf und zog über das Meer und kam nach Thüringen, immer dem Geiſte nach, der vor ihr ſchwebte und ihr den Weg zeigte. Am Fuße des Hörſelberges baute ſie Dorf und Kloſter und that gar viel ſchöne und fromme Werke, wodurch ſie auch endlich den armen Geiſt ihres Gemahls aus dem hölliſchen Feuer im Hörſelberge erlöſte. Dergleichen wunderbare Geſchichten könnt' ich euch noch gar viele erzählen. Jetzt nur noch eins. Oben über dem Forſthauſe liegt in der Hecke der Tolljungfernſtein nah am Goldbrunnen; dort läßt ſich von Zeit zu Zeit eine weiß gekleidete Jungfrau ſehen. Erſt ſteht ſie lange oben auf dem Stein, als warte ſie auf etwas, dann ſteigt ſie herab und wandelt einigemal ruhig und ſchweigend um den Fels. Dann aber macht ſie mit einem in ihren Händen befindlichen Bund großer Schlüſſel einen erſchrecklichen Lärm und geberdet ſich dabei wie unſinnig, ſo daß der Stein davon den Namen erhalten hat. Hat ſie das tolle Weſen einige Minuten getrieben, ſo geht ſie wieder in den Stein hinein. Drum ſagt man auch hier, wenn ſich einer recht wild und ungeberdig aufführt: er geberde ſich wie die tolle Jungfer.“

„Wer draußen im Walde immer herumgeht,“ ſagte Annabäll, „der ſieht oft wunderliche Dinge. Mein Vater hat eines Jahres drei Sonntage hinter einander drei weiße Lilien unter der dicken Eiche im Breitenberg ſtehen geſehen, wo doch gar keine Blume wächſt. Weil ſie ſo ſchön geweſen ſind, haben ſie ihn gedauert, und deshalb hat er ſie nicht abgebrochen. Das dritte Mal iſt er aber kaum zehn Schritte davon fort, ſo fällt ihm ein, es könne damit doch eine eigene Bewandtniß haben, er geht alſo zurück, aber zu ſeinem Erſtaunen waren die Lilien nicht mehr zu ſehen. Mein Vetter Hantines, der Metzger, iſt in ſeiner Jugend einmal mit noch ein paar Burſchen nach Möhra gegangen, um dort Hammel zu kaufen. Sie hatten um zwölf Uhr des Nachts fortgehen wollen, irrten ſich aber um eine Stunde und brachen ſchon um elf Uhr auf und ſchritten wacker drauf los. Nicht weit von Möhra, wo man den Wald herauskommt, iſt ein langer Raſenplatz mit vielen einzeln ſtehenden Bäumen. Der Platz heißt die Kanau. Als ſie dorthin kamen, ſahen ſie um etliche große Feuer ein Gewimmel von Schafen, Ziegen, Hunden und Menſchen. Es kam den Burſchen bedenklich vor, daß ſie nicht den geringſten Laut von all den Geſchöpfen vernahmen, ohnerachtet ſie doch nah dabei waren, noch mehr ſtutzig aber wurden ſie, da ihre Hunde die Schwänze einzogen und ſich winſelnd und furchtſam an ſie anſchmiegten und trotz alles Aufmunterns und Schlagens nicht wichen. Sie fürchteten ſich und eilten vorüber. In Möhra wollte Niemand etwas davon wiſſen, ſie mochten fragen wie ſie woll'en. Auf dem Heimwege am Tage beſahen ſie ſich die Stelle, wo ſie den Spuk geſehen, konnten aber nirgends die Spur eines Feuers entdecken. Höchlich darüber verwundert, fragten ſie einen in der Nähe arbeitenden Bauer, der ihnen berichtete, der geſpenſtige Spektakel ließe ſich alle Jahre in einer Nacht ſehen, und viele Leute ſeien ſchon zu todt erſchrocken darüber."

Die Mädchen krochen mit Ach! und Uh! noch mehr zuſammen und ſahen ſich nur ſcheu um, des ohngeachtet baten mehrere Stimmen: „Ach, Wilm, erzähl' uns noch etwas von Wanderdingern!"

„In der Herrenſchleifmühle," ſprach dieſer, „hat vor vielen Jahren einmal der Schleifer ſeine Frau ums Leben gebracht. Sie kam nämlich mit dem Mittagseſſen ein halbe Stunde zu ſpät, und der Mann war darüber ſo grimmig, daß er ſie in das Kammrad ſtieß, welches ſie ſogleich in Stücke zerbrach. Der jetzige Schleifer hat ſchon oft am hellen Tage, wenn er eben Mittag macht, ihren Geiſt auf die Schleifmühle zukommen und verſchwinden ſehen; ja ſie iſt ſonſt welchen in der Mühle mit gar kläglichen Geberden am Kammrad erſchienen. Habt ihr auch ſchon vom Pfarrer Feuchter gehört?"

„Uh der ſpukt in der Gallert! Wenn man nach Etterwinden geht, iſt's das enge ſchauerliche Thal, durch welches man muß. Doch erzähl' nur."

„Der Pfarrer Feuchter war Pfarrer auf der Herrnort. Gott weiß, was er ſein Lebtag mochte getrieben haben; denn kaum war er todt, ſo ſpukte er furchtbar und wanderte mit großem Geräuſch durch's ganze Haus, machte die Thüren auf, ſchlug ſie wieder zu, warf Tiſche und Stühle über einander und vertrieb alle Leute aus dem Pfarrhaus. Als nun das

Ding von Tag zu Tag ärger wurde, verſchrieb die Gemeinde ein paar Jeſuiten. Dieſe citirten den Geiſt des Pfarrers im Angeſicht des Schulzen und der ganzen Gemeindevormundſchaft in die Kirche vor den Altar. Dort mußte er in einen Sack kriechen, und nun trugen ſie ihn in die Gallert, maßen eine Strecke ab, wo er wandern darf, ließen ihn heraus und bannten ihn dorthin. Viel hundert Menſchen haben ihn in der Dämmerung dort im Chorrock und mit den Schläppchen geſehen. Er nieſt zuweilen, ſpricht aber Jemand, der nicht weiß, daß es ein gebannter Geiſt iſt: helf Gott! ſo gibt ihm der böſe Pfarrer eine Maulſchelle und verſchwindet. Solche Poſſen macht er viel. Er hat ſich ſogar Leuten aufgehockt, die haben ihn tragen müſſen, wie den Biereſel."

„Ach, den Biereſel hat mein Vater auch einmal bis an unſere Hausthür tragen müſſen," ſagte Gretchen.

„Was iſt denn das eigentlich für ein Kerl?" fragte die kleine Annabäll. „Ich habe ſchon einigemal davon gehört."

„Das iſt ein Geſpenſt, welches in Geſtalt eines großen Eſels in der zwölften Stunde Nachts auf der Gaſſe herumſchleicht und den Männern, die ſo ſpät erſt aus dem Bierhauſe heimkehren, aufhockt und ſich von ihnen ganze Strecken weit, meiſt bis an ihre Wohnung, tragen läßt. Andern Leuten thut er nichts. Drum iſt's gut, wenn die Männer bald heimgehen."

„Haſt Du's gehört, Wilm?" fragte Gretchen ſchelmiſch.

„Wär' ich nur erſt Dein Mann," flüſterte er ihr zu; „ich wollte Dich gewiß nicht die halbe Nacht allein laſſen."

## 28.

## Ein getrennter und ein geknüpfter Ehebund.

„Iſt denn der Wilm nicht hier?“ fragte eine freundliche Mannsſtimme; die Mädchen ſahen auf, ein großer Mann ſtand vor ihnen, und entſetzt ſchrieen ſie, nicht anders meinend, als ein Geſpenſt mache ihnen die Aufwartung. Wilm aber war ſchnell auf den Füßen und rief freudig überraſcht: „Ei, Herr Lambeck, ſind Sie wieder da? Ich dachte, Sie wären über alle Berge, und wir würden Sie mit keinem Auge wieder zu ſehen kriegen.“

„Glaubſt Du denn, ich wäre ohne Abſchied von Dir gegangen?“

„Ach Gott, man weiß ja nicht, wie's kommt, und Sie waren fort, kein Menſch konnte begreifen wohin, und gleich darauf verſchwand auch die gnädige Frau wie ein Schatten. Hätte mir der Herr Oberförſter König, zu dem ich Ihretwegen einen eignen Weg machte, um mich zu erkundigen, nicht im Vertrauen geſteckt, es gehe Ihnen recht wohl, obgleich er mir nichts Näheres ſagte, ſo hätten wir uns um Sie gewiß ſehr gegrämt. Da fällt mir auch ein: Sind Sie denn bei der Frau Hoffaktorin geweſen?“

„Nein, mein Freund; auch werde ich nicht dorthin gehen; denn ich habe nichts bei ihr zu thun.“

„So wiſſen Sie auch nicht, daß vor acht Tagen ein junges Frauenzimmerchen hier war und ſich nach Ihnen und der Frau von Welmar angelegentlich erkundigte. Die Frau Hoffaktorin hatte ſie zu mir geſchickt, ich konnte ihr aber eben ſo wenig Rechenſchaft geben und wies ſie an den Herrn Oberförſter; da war's ihr nicht beſſer gegangen. Sie kam wieder zu mir und ſagte, wenn ich erführe, wo Sie wären, möchte ich Ihnen berichten: ſie habe Geld für Sie und halte ſich in Eiſenach im Mohren auf. Zum zweiten Mal kam ein rothnaſiger Kerl mit einem großen Schnurrbart mit ihr, und ſie wollten mich viel über Sie und die gnädige Frau ausfragen, aber Sie wiſſen ja, wie ich den Leuten in dem Falle diene."

„Es iſt gut, lieber Wilm, ich habe das Frauenzimmer gefunden, ich komme nämlich heute von Eiſenach, und habe das Kammermädchen nach Gotha geſandt, wo ſich die gnädige Frau jetzt aufhält. Komm doch und begleite mich nach dem Elephanten." Wilm ging ſogleich mit.

„Du haſt mir einigemal geklagt," fuhr der Graf fort, „daß Du Dein Gretchen deshalb nicht heirathen könnteſt, weil Dir eine runde Summe zum Meiſterwerden, zur Einrichtung und Anſchaffung des Werkzeuges fehle. Da Ihr nun, Du und Gretchen, die gnädige Frau ſo gut gewartet und ihr in der ſchlimmen Nacht ſo treulich Beiſtand und Geſellſchaft geleiſtet habt, ſo hat ſie Euch recht lieb gewonnen und wünſchte Euch ein Andenken zu geben. Ich ſagte ihr Deinen Wunſch, und ſo hat ſie mir denn ein Päckchen mit zehn Doppelkarolinen mitgegeben und läßt Dich bitten, es zu Deinen Nutzen anzuwenden und Dich mit Deinem Weibchen ihrer oft zu erinnern. Und wenn Ihr das thut, ſo vergeßt mich auch nicht dabei."

„Geſchenkt?" rief Wilm, ſtarr vor Erſtaunen.

„Nun freilich geſchenkt; was denn ſonſt?"

„Nein, Herr Lambeck, das nehm' ich nicht. Ich habe das Geld nicht verdient, und was man nicht verdient, ſoll man nicht nehmen. Sie könnten ja das Geld ſelbſt brauchen."

„Nimm Du's nur in Gottes Namen! Du haſt's auch redlich verdient. Denke doch, wie ſehr Du die gnädige Frau beleidigen würdeſt, ſchlügſt Du ihr Geſchenk aus, womit ſie ſich bei Euch beiden verewigen will! Gretchen wäre gewiß nicht ſo unhöflich und wollte der guten Frau wehe thun."

„Nein, das will ich beim Himmel auch nicht!"

„Nun, ſo nimm!"

„Weil ich denn muß. So will ich Euch zur Hochzeit bitten."

„Ich danke, mein Freund; wir reiſen in dieſen Tagen ab. Aber morgen kannſt Du mich noch ins Thal begleiten. Komm früh in den Gaſthof. Für heute ſchlaf wohl!"

Der freudige Burſche drückte dem Gründer ſeines Glücks die Hand und empfahl ſich. In entzückter Haſt flog er zu Gretchen, die noch unter den Geſpielinnen vor der Thüre ſaß. Die Ueberraſchung des unſchuldigen Kindes, die Umarmungen, Küſſe und Kindereien, die ihr Liebe und die unerwartete Erfüllung ihrer ſüßeſten Wünſche eingaben, verſetzten ſie aus dem ſüßſchauerlichen Gefühl der Geſpenſterfurcht in das ſüßbehagliche eines wirklichen Glücks. Wilm vertraute ihr das Geld an und trennte ſich erſt ſpät von ihr.

In der Wohnung ſeiner Aeltern fand er einen Gaſt. Die junge Fuhrmannsfrau Annlies war vor einer Stunde ſehr betrübt dort angelangt, um ſich nach ihrem Manne zu erkundigen. Ihrer Ausſage nach war ihm auf einer kleinen gleich nach der rühler Kirmeß unternommenen Reiſe ſein letztes Pferd gefallen; er hatte das Geſchirr draußen verkauft und war ohne Geld und berauſcht nach Hauſe gekommen.

Drauf ſei er einige Tage im Rauſche geblieben, habe ſie übel behandelt, und eben ſo einen jungen Burſchen, der ſeinen Schnaps da getrunken. Dieſer habe ihn verklagt, aber denſelben Tag ſei Kaspar fortgegangen, man wiſſe nicht wohin und habe ſich noch nicht wieder ſehen laſſen, obgleich ſchon acht volle Tage verfloſſen ſeien. Sie habe ſich endlich aufgemacht, um ihn in der Gegend bei ſeinen Bekannten zu ſuchen, und ſei zu dieſem Zweck auch in die Ruhl gekommen.

„Ich habe von Kasparn nichts geſehen noch gehört,“ ſagte Wilm, „aber Ihr könnt nirgends leichter erfahren, wo er ſteckt, als bei Vörwerts-Hänſen, und da ich morgen in der Frühe zu ihm ins Thal gehe, ſo könnt Ihr mit.“

Die Frau nahm den Vorſchlag an und ging kläglich winſelnd zu Bette. Als der Tag durch die runden Glasſcheiben der Fenſter guckte, weckte ſie Wilms Mutter, und ſie trollte ſich bald mit dieſem nach dem Elephanten, wo der Graf bereits wartete. Die Frau hielt ihrer ehelichen Treue auf dem Wege große Lobreden und merkte nicht, wie verdächtig ſie ſich dadurch machte. Die Art ihres Vortrags war dabei naiv und unterhaltend; der Graf wanderte mit ſtillem Entzücken durch die natürlichen Bogengänge des herrlichen Waldwegs, ſog die würzige Morgenluft ein, die das Thal entlang aus den Gipfeln der Bäume wehte, horchte auf das Rauſchen des Waldbachs und begrüßte die ſtolzen Berge mit heitern Blicken; und ſo langte die kleine Geſellſchaft bald vor Vörwerts-Hänſens Hütte an. Sie fanden den Mann in einem großen Folianten ſtudirend. Er trat dem Grafen freundlich entgegen, und als dieſer ihm ein reiches

Geldgeſchenk in die Hand drückte, dankte er kurz ohne alle Ziererei dafür.

„Ich bitt Euch," ſagte er dann mit Nachdruck, „bedenkt und überlegt alle meine früheren Worte und handelt darnach. Thut Ihr das, ſo werden wir uns nicht wiederſehen, und alle Eure Sachen nach Wunſch gehen."

Hierauf brachte die Fuhrmannsfrau die Bitte vor, ihr zu ſagen, wo ihr Mann ſei.

„Es thut mir leid," verſetzte Häns, „aber ich kann es Euch nicht ſagen. Mir iſt vor kurzem auf ausdrücklichen Befehl unſeres durchlauchtigſten Herzogs von den hieſigen Gerichten ſtreng verboten, irgend Jemandem zu dienen."

Die Frau fing an zu heulen und ſchreien, Häns war und blieb für ihre Bitten taub.

Der Graf hatte mit der Frau Mitleiden und ſagte: „Ich will's bei Sr. Durchlaucht verantworten, thut mir den Gefallen und berichtet die arme Frau."

„Wenn Ihr das wollt, recht gern, aber Ihr müßt es mir ſchriftlich geben."

Der Graf ſchrieb und verſicherte ihn der Uebernahme der Verantwortlichkeit. Sogleich ging Häns in das Kämmerchen und verſchloß die Thür hinter ſich. Nach fünf Minuten banger Erwartung trat er wieder heraus und ſagte zu Annlieſen: „Euer Mann hat ſich vor acht Tagen im hörſelgauer Teich erſäuft und liegt am Zapfen. Ihr werdet am beſten wiſſen, Frau, daß Ihr Euch dies ſelbſt zuzuſchreiben habt. Er hat den unſeligen Entſchluß gefaßt und ausgeführt, nachdem er Euch wieder auf einer Untreue ergriffen."

Die Frau war leichenblaß vor Schrecken geworden und lief mit Zetergeſchrei zum Hauſe hinaus. Auch die beiden Männer gingen. Wilm begleitete den

Grafen noch eine Strecke und nahm dann gerührt Abſchied von ihm.

In Schönau ſtand des letztern Wagen, der ihn ſchnell nach der Reſidenz trug. Bei Amalien fand er Lorchen, das Kammermädchen, die er in Eiſenach getroffen und hierher geſchickt hatte. Mit geläufiger Zunge erzählte ſie, wie ſie den Schmuck in Kaſſel nicht habe veräußern können, weil man ihr zu wenig darauf geboten, und wie ſie lieber Noth gelitten. Sie ſei damit nach Frankfurt gewieſen worden und habe ihn für ſechshundert Thaler an einen reichen Juden verkauft. Der Graf ſetzte viel Mißtrauen in ihre Rede, und als er ſie über ihren Begleiter in der Ruhl, den er nach Wilms Beſchreibung für ſeinen Diener hielt, befragte, behauptete ſie keck, es ſei ihr Kutſcher geweſen. Das Geld hatte ſie bis auf eine kleine Summe, die ſie verzehrt haben wollte, Amalien bereits eingehändigt. Vergebens ſuchte der Graf ſeine Geliebte zu bereden, daß ſie Lorchen ſogleich verabſchiede, und er gab endlich ihren Bitten nach, ſie zu behalten.

Der Graf machte dem Herzog die Aufwartung. „Was meinen Sie, beſter Graf,“ ſagte dieſer, „wir warten gar keine Antwort von Wien ab. Sie müſſen und ſollen Amaliens Gemahl werden, die Antwort falle aus wie ſie wolle. Und Eile thut Noth,“ ſetzte er fein lächelnd hinzu. „Der kurmainziſche Coadjutor von Dalberg in Erfurt iſt mir nicht abgeneigt; er iſt ein Ehrenmann und allein vom Kurfürſten von Mainz abhängig. Ich darf ihm unter dem Siegel der Verſchwiegenheit Ihren und Ihrer Braut Namen und Stand anvertrauen, und er ſorgt aus Gefälligkeit für mich, daß Sie ſchnell getraut werden. Dazu habe ich mir mein Landſchloß zu Ichtershauſen, welches nicht weit von Erfurt liegt, auserſehen. Iſt es Ihnen recht, ſo ſchicke ich noch heute eine Stafette an den Coadjutor. Wir haben Abends Antwort und können die Sache raſch arrangiren. Das Schloß hat einen angenehmen Garten und iſt bequem. Verborgen und Ihrer Liebe lebend verweilen Sie ſo lange dort, bis ich mit dem Kaiſer und dem Fürſten über Sie im Reinen bin.“

Der Graf nahm mit Entzücken den edlen Vorſchlag des gütigen Herzogs an. Aber erſt am andern Morgen, als ihm der Herzog die Einwilligung des Coadjutors zuſicherte, überraſchte er Amalien mit der freudigen Nachricht ihrer baldigen kirchlichen Verbindung, und nun ſchien ihrem Glücke nichts mehr zu fehlen.

Zwei Tage darauf fuhren ſie mit dem Herzog und dem Fräulein von Schönfeld, die als treue Freundin bei Amalien ausgeharrt hatte, nach Ichtershauſen; Lorchen folgte mit einigem zu ihrer kleinen häuslichen Einrichtung Nöthigen nach. Der Herzog hatte aus Vorſicht nicht einmal einen Diener mitgenommen. Das freundliche Schloß that ſich ihnen auf, die von der Hand des Herbſtes ſchon leisberührte Natur begrüßte ſie wie mit einem wehmüthigen Lächeln. Schon wartete ihrer der Coadjutor mit dem Prälaten und dem Sakriſtan. Nach einer Stunde frommer Vorbereitung ſchmückten das Fräulein und Lorchen die Braut. Sie war ſehr einfach gekleidet und trug keine Auszeichnung ihres hohen Standes an ſich. Die reiche Perlenſchnur um ihren Hals war ein Sinnbild der Thränen, welche ſie geweint hatte. Schon ſtand ſie fertig geſchmückt und harrte des Bräutigams, welcher ſich mit dem Coadjutor unterhielt, als der Herzog in ihr Zimmer trat.

„O weg mit dieſen Perlen!“ ſagte er, „ſie machen uns traurig. Erlauben Sie mir, daß ich für Ihren Halsſchmuck ſorge.“ Damit hielt er Amalien ein in rothen Sammt gebundenes Käſtchen hin, ſchlug den Deckel zurück, und ihr eigener Schmuck blitzte ihr entgegen. Lorchen ſah ihn und wurde bleich. Während der Herzog mit des Fräuleins Hülfe die Perlenſchnur löſte und den Schmuck um Amaliens Hals ſchlang, vermochte das Mädchen den prüfenden Blick ihrer Herrin nicht zu ertragen. Amalia zitterte, doch konnte ſie jetzt weder Zeit noch Luſt gewinnen, Lorchen zur Rechenſchaft zu ziehen; denn der Herzog drängte mit den Worten: „Ich habe mich zum Brautführer aufgeworfen, meine Theure. Gewähren Sie mir Ihren Arm; der Bräutigam wartet ſchon im Saale.“ Amalie ging mit ihm; das Fräulein folgte, aber Lorchen nicht. Der Saal war ſinnreich ausgeziert. Der Graf nahm Amaliens zitternde Hand, er bemerkte in ſeiner Bewegung den Schmuck an ihrem Halſe nicht; ſie traten vor den Prälaten. Der Herzog, der Coadjutor und das Fräulein waren Zeugen der heiligen Handlung. Als dieſe vorüber war, führte der Herzog ſeine Gäſte zur Tafel. Hier erſt gewahrte der Graf den Schmuck; doch verbot die Gegenwart der beiden Geiſtlichen ſeinem Erſtaunen Worte zu leihen. Erſt als dieſe nach einigen Stunden wieder abgefahren waren, klärte man ſich gegenſeitig auf. Der Herzog hatte den Schmuck von ſeinem Hofjuwelier gekauft. Der Graf wollte Lorchen zur Rede ſetzen, aber ſie war nirgends zu finden. Von den in der Küche beſchäftigt geweſenen Leuten erfuhr er, daß ſie vor mehreren Stunden aus dem Schloſſe gegangen ſei. Später fand Amalie, daß ihr das Mädchen noch eine bedeutende Summe entwendet habe. Sie war entwichen. Der Graf machte ſeiner Gattin keinen Vorwurf über das

Vertrauen, welches ſie Lorchen geſchenkt; doch wurde er ſehr nachdenklich. Vörwerts-Hänſens Worte kamen ihm nicht aus dem Sinn.

Die Wehmuth, welche die Herzen mit einem Thränenſchauer erfüllt hatte, ließ keine unbeſchränkte Heiterkeit aufkeimen. Der Herzog fuhr gegen Abend mit dem Fräulein nach ſeiner Reſidenz zurück, um den liebenden wehmüthigen Gatten einige Tage ungeſtörter Einſamkeit zu gönnen. Das Fräulein verſprach jedoch auf Amaliens dringende Bitte nach zwei Tagen wiederzukehren und dann nicht wieder von ihr zu gehen. Die edle Unglückliche hatte ſich ſo ſehr an die theilnehmende Freundin gewöhnt, daß ſie derſelben ſo wenig als des Freundes entbehren konnte.

Tags darauf erfuhren die Gatten, daß Lorchen den Schmuck ſelbſt an den Juwelier für eine weit größere Summe, als ſie angegeben und abgeliefert, verkauft hatte. Auch bei dieſem Handel war der bärtige Burſche geweſen, und es war nun keinem Zweifel mehr unterworfen, daß Georg, des Grafen Diener, mit ihr gemeinſchaftliche Sache gemacht hatte; Lorchen hatte ſich bei dem Juwelier für eine Gräfin ausgegeben und ihn durch Georg, welcher nach dem Beiſpiel ſeines Herrn den Kammerdiener vorgeſtellt, nach dem Gaſthof rufen laſſen, wo ſie den Schmuck verkauft. Dadurch hatte ſie allen Verdacht von ſich abgewendet und war in dieſem Stück klüger geweſen, als der Graf. Vörwerts-Häns hatte alſo auch in dieſer Beziehung wahr geredet.

## 29.

# Häns in Unterſuchung.

Der Leichnam des Fuhrmanns Kaſpar war auf Annlieſens Anzeige bei der Ortsbehörde wirklich auf der angegebenen Stelle aus dem genannten Teiche gezogen worden. Das herbei gerufene tenneberger Amt, unter welches das Dorf gehörte, exquirirte das Weib ſcharf, wie und woher ſie den Ort wiſſe, da der Körper doch tief auf dem Grunde gelegen, und ſie machte kein Hehl daraus, daß ſie dieſe Kunde von Vörwerts-Hänſen habe. Das Amt berichtete darüber an die hochadligen von uetterrodtſchen Gerichte zu Thal, um den Johannes Hornſchuh zu vernehmen, ob ſich die Sache ſo verhalte, wie die Witwe des zu Tode gekommenen Fuhrmanns angegeben, und wie er ſelbſt zu ſolcher Kenntniß gekommen. Häns wurde dadurch in einen ſchlimmen Handel verwickelt. Es fehlte nicht viel, ſo hätte der ihm aufgeſeſſene Richter Thielemann ihn des Mordes an Kaſpar bezichtigt. Die Unterſuchung zog ſich in die Länge, und Häns konnte endlich nur durch einen Machtſpruch des Herzogs befreit werden. Die Folge war, daß das Verbot geſchärft und eine beträchtliche Geldſtrafe auf Uebertretung deſſelben geſetzt wurde. Unglücklicherweiſe hatte jedoch Häns kurz vor dieſem erneuten Verbot ſich durch die kläglichen Bitten eines ſchönauer armen Bauern bewegen laſſen, ihm zu ſagen, wer ihm Schinken, Würſte und Speck von zwei Schweinen, den ganzen Vorrath des Mannes für den Winter, geſtohlen, und wohin der Dieb die Eßwaaren gebracht. Der Bauer hätte mit Weib und Kindern darben müſſen; Häns war gutmüthig und mitleidig und bedachte, trotz ſeines fernſehenden Geiſtes die Folgen nicht. Der Dieb wurde entdeckt, und da Schönau auch zu den netterodtſchen Gerichten gehört, ſo bekam der ſtrenge Richter Thielemann die Sache zu verhandeln. Häns wurde natürlich nicht geſchont, und da er nicht beweiſen konnte, daß ſeine dem Schönauer gemachte Angabe noch vor dem geſchärften Verbote ſtattgefunden, ſo mußte er funfzig Thaler Geldſtrafe zahlen, und es wurde ihm bei abermaliger Uebertretung des Verbotes Zuchthausſtrafe angedroht. Von nun an gingen alle Leute traurig und abgewieſen von Hänſens Thür. Er ſtudirte ſtets in ſeinen Büchern.

Von ſeinem letzteren Vorſtand vor Gericht erzählte ſich das Volk im Thal und der Umgegend noch Folgendes. Der Richter habe ihn geſchimpft und Häns ſich dies verbeten und zwar in ſehr beſtimmten Ausdrücken, die den ehrgeizigen Richter beleidigt und in Harniſch gebracht. Wüthend habe er dem Gerichtsdiener geſchellt, und dieſem zugerufen: „Klemm, ſteck' mir den groben Kerl vier und zwanzig Stunden in den Narrnskoben!“ Der Landknecht habe aber gegen Gewohnheit unbeweglich wie eine Bildſäule geſtanden. Ganz außer ſich habe der Richter geſchrien: „Nun was wird's? Biſt du taub, Klemm, oder zu Stein geworden?“ „Ich kann nicht!“ habe der Diener erwiedert. Schäumend vor Zorn habe der Richter dem Schreiber befohlen, das Amt des trägen Executors der Gewalt zu verſehen; doch der Schreiber habe ſich nicht vom Stuhle gerührt. Jetzt habe der Richter ſelbſt Hand anlegen wollen, doch auch er ſei von unſichtbaren Mächten auf dem Seſſel zurück gehalten worden. Nur der Aktuarius ſoll frei vom Banne geweſen ſein, weil er nie auf Hänſen geſcholten und keinen Gedanken gehabt, ihm zu ſchaden. Der Richter ſoll dadurch ſo weit gebracht worden ſein, daß er den wunderbaren Mann noch gebeten, ihm und den Andern die Freiheit wieder zu geben.

---

## 30.

# Häns der Retter.

Der Herbſt hatte der Natur ihren Schmuck entriſſen und war ſchon damit auf der Flucht, indeß ſie ſchmerzvoll über den Verluſt das Haupt ſenkte und das thränenſchwere Auge allmälig zum Schlafe ſchloß. Die hohe Warte, der Reſt von der Burg Scharfenberg, ragte über blätterloſen Bäumen und ſah hohläugig und vom Winde ſchauerlich durchpfiffen auf die dampfenden Schlöte des Dörfchens herab, wie ein lebensſatter Greis auf das jüngere Geſchlecht. Vörwerts-Häns ſchlich einſam und ſinnend unter den Trümmern der Vorzeit. Da gewahrte er eine mit zwei Pferden beſpannte Kutſche ſchnell durch den Wieſengrund heran eilen, und wie von einer Ahnung getrieben, ſchritt er den Berg hinab. Der Wagen war auf den Edelhof gefahren, aber ſchon begegneten Hänſen zwei ſeiner Kinder, von Andort ausgeſchickt, ihn aufzuſuchen. Eine vornehme Dame, erfuhr er von ihnen, ſei angelangt und habe mit der ängſtlichſten Haſt ihn zu ſprechen begehrt. Häns ging heim. Die ſchöne Fremde trat ihm entgegen.

„Mein lieber Mann,“ ſagte ſie dringend, „ich bin die Freundin und Geſellſchafterin der Prinzeſſin Amalia, der Ihr vor einigen Monaten ſo wichtige Dienſte geleiſtet habt. Aber es hat ſich mit ihr noch ein weit größeres Unglück ereignet, und ich bin gekommen, von neuem Eure Hülfe für die Unglückliche in Anſpruch zu nehmen."

Häns zuckte die Achſeln bedenklich und erwiederte: „Ich kenne Sie wohl, Sie ſind das Fräulein, welches auf der rühler Kirmeß hier bei unſerm gnädigen Herrn war. Was aber die Hülfe betrifft, ſo muß ich zum Voraus bemerken, daß mir jede Handlung der Art bei Zuchthausſtrafe unterſagt iſt, und ich alſo diesmal der Prinzeſſin nicht dienen kann."

„Ach Gott!" ſeufzte das Fräulein, „ſo iſt die Arme verloren. Auf Euch war unſre letzte Hoffnung geſetzt."

„Erzählen Sie nur, was vorgefallen iſt," ſagte Häns ſchon gerührt, „ich nehme großen Antheil am Schickſal der Prinzeſſin."

„Allzuleichtgläubig vertraute die Edle ihrem Kammermädchen, die ſie erſt beſtohlen und dann verrathen hat. Dieſe Schändliche entwich vor längerer Zeit, und nun iſt klar geworden, daß ſie entweder ſelbſt nach Wien gereiſt, oder einen Brief an den Fürſten, der Prinzeſſin Vater, geſchrieben und ihm angezeigt hat, wo die Prinzeſſin ſich aufhalte. Vor acht Tagen erſchien der Fürſt plötzlich zu unſer Aller Schrecken mit einer ſtarken Begleitung im Schloſſe zu Ichtershauſen, welches der Graf mit ſeiner Gattin bewohnt. Er hatte einen Verhaftsbefehl des Kaiſers bei ſich und bemächtigte ſich mit gräßlicher Härte ſogleich der Perſon des Grafen. Den Auftritt vermag ich Euch nicht zu ſchildern. Halb todt wimmerte Amalia zu den Füßen ihres grauſamen Vaters; er ſtieß ſie von ſich. Da ſank ſie ohnmächtig zurück, und die ſchnelle Folge des jähen ungeheuren Schreckens und der unmenſchlichen Mißhandlung war eine ſchwere unzeitige Niederkunft. Amalie rang lange mit dem Tode; der Graf war zerriſſen vom wüthendſten Schmerz; der Fürſt blieb kalt. Ich allein hatte noch Kraft zu handeln, und ſandte reitende Eilboten nach Arnſtadt, Erfurt und Gotha, um die geſchickteſten Aerzte herbeizuholen. Es kamen mehrere; nach Anwendung vielfältiger Mittel brachten ſie Amalien zum Leben, aber nur, um das Entſetzen der ſie Liebenden auf die höchſte Staffel zu führen. Sie hatte den Verſtand verloren. Die Verwirrung ihres Geiſtes ſtieg von Tag zu Tag, wurde immer heftiger und artete in die wildeſte Raſerei aus. Nun brach dem alten Fürſten das Herz; er bot den Aerzten Tauſende, keiner konnte Hülfe verſprechen; er wollte den Grafen als Sohn anerkennen, ihn mit dem Kaiſer ausſöhnen, ihm Ehrenſtellen verſchaffen, aber dieſer verſetzte mit ſchneidendem Hohne: Beleben Sie erſt Ihres Kindes gemordeten Geiſt wieder! — Da iſt Jammer ohn Ende. Endlich zuckte dem Grafen der Gedanke an Euch durch den Sinn; er erfaßte ihn, wie einen rettenden Engel, all' ſeine Hoffnungen, all' ſeinen Glauben, ſein Vertrauen, ſein Lebensglück ſetzt er auf Euch. Er und der alte vernichtete Fürſt laſſen Euch bitten und beſchwören, hier Hülfe zu leiſten."

„Wenn mir's der Herzog von Gotha erlaubt, ſo will ich gern."

„O habt Ihr weiter kein Bedenken, ſo kommt; der Herzog, welcher vorgeſtern erſt bei uns war, nimmt den größten Antheil an der Prinzeſſin; er wird gewiß die Einwilligung nicht verſagen. Kommt, kommt mit mir!"

Häns ließ ſich von Andort den großen blauen

Ueberrock und den dreieckigen Hut bringen, warf ſich in den Sonntagsſtaat, ging in ſein Kämmerchen und griff dann nach dem Stock. Seine Taſchen waren mit Arzneimitteln bepackt. Er ging mit dem Fräulein. Nach einigen Minuten flog der Wagen wieder die Wieſe hinab, und einige Stunden darauf ſtanden beide im Vorzimmer des Herzogs. Dieſer gab Häuſen nicht nur die Erlaubniß zu dieſer Kur, ſondern auch für andere dringende Fälle, und für jeden andern, wo man ihm einen Erlaubnißſchein mit des Herzogs eigenhändiger Unterſchrift vorzeigen würde. Häns fuhr mit dem Fräulein ſogleich nach Ichtershauſen; der Herzog folgte in einer Stunde nach.

Schon der Eintritt des Wundermannes ins Krankenzimmer hatte eine beruhigende Wirkung auf die Prinzeſſin; denn die kaum drei ſtarke Männer erſt zu halten vermocht hatten, lächelte dem Seher entgegen und ſtreckte die Hände nach ihm aus. Er legte ihr die ſeinigen mehrmals auf den Kopf und die Bruſt, die Ueberſpannung ihrer Kräfte nahm ſichtbar ab, ſie ſank in Ermattung und Schlaf. Häns begehrte nun drei Tage mit ihr allein zu ſein, und gern erfüllte man dieſes Verlangen. Alle wichen zurück und verlebten in banger Erwartung dieſe Zeit. Häns ließ ſich faſt gar nicht ſehen, und wenn er ſich zeigte, war ſein Blick trübe, ſein Mund ſtumm. Daraus wahrſagte man ſich nichts Gutes. Am Morgen des vierten Tages trat er in des Fürſten Zimmer und winkte ihm; zitternd folgte der Greis. Vor dem Krankenzimmer ſtand ſchon der Graf.

„Umarmt Euch und verzeiht Euch im Herzen Alles; Hand in Hand gefügt, Mund an Mund!“

Es geſchah, und Häns öffnete leiſe die Thür, der gegenüber das Bett ſtand. Amaliens Engelsgeſicht ſah lächelnd auf die Vereinten, ihre Blicke verklärten ſich; ſie hob die ſchwachen Arme nach Vater und Gatten und beide kamen, die Theure zu umfaſſen. Sie war gerettet. Die Liebe des verſöhnten Vaters, die Zärtlichkeit des glücklichen Gatten beflügelten ihre völlige Geneſung. Häns verließ die Glücklichen mit ihren Segnungen überſchüttet und fürſtlich beſchenkt, und kehrte in ſein einſames Thal zurück. —

Ein Jahr darauf erhielt er einen Brief aus Ungarn mit einem bedeutenden Wechſel. Er war von Amalien. Sie meldete ihm, wie ſie ſeit kurzem auch eine glückliche Mutter geworden. Häns zerriß den Wechſel; er fühlte ſich belohnt genug, und bedurfte des Geldes nicht. Seine glückliche Kur hatte aber eine andere merkwürdige Folge. Im Herbſte 1789 erſchienen nämlich zwei Abgeordnete des Kaiſers Joſeph II. in Hänſens Hütte, um ihn über die Verwirrung, welche durch des Kaiſers Neuerungen in deſſen Staaten entſtanden, und worüber Rebellion auszubrechen drohte, um Rath zu fragen. Die geheimeren Motive dieſer Sendung hat man nie erfahren. Häns ließ ſich auf nichts ein und erklärte den Abgeordneten mit myſtiſchen Worten, ſein Rath komme für den Kaiſer doch zu ſpät und würde nichts mehr helfen. Einige Monate darauf ſtarb der Kaiſer, und merkwürdig genug ſagte Häns den Todestag deſſelben einſt in der Geſellſchaft ſeiner vertrauten Freunde voraus.

Der außerordentliche Mann erhielt bald darauf die Erlaubniß der unumſchränkten Ausübung ſeiner Kunſt. Es war nämlich im Hauſe des nachherigen Gardegenerals von Uetterodt ein reiches Silberſervice abhanden gekommen. Nach langem fruchtloſen Forſchen der Obrigkeit, war man genöthigt an Häns zu gehen. Eh er aber den Dieb entdeckte, mußte man ihm die

Erlaubniß vom Herzog, dem Herrn von Uetterodt und dem Richter Thielemann unterſchrieben einhändigen.

Der Beweiſe ſeiner übernatürlichen Geiſteskraft lieferte er noch eine große Menge; ſie leben mit ſeinem Andenken im Munde des Volks jener Thäler und der Umgegend fort und werden ſich noch lange darin erhalten, wie die Sage von ſeiner Kur der raſenden Prinzeſſin, die jetzt ſchon einen mythiſchen Charakter angenommen hat.

Vörwerts-Häns ſtarb zu Anfang dieſes Jahrhunderts. Seiner Ausſage nach hätte es nur ſeines Willens bedurft, um noch zehn Jahre zu leben; aber er war alt und lebensmüde. Viel Vermögen hinterließ er nicht. Seine Nachkommenſchaft iſt ziemlich zahlreich. Man braucht im ſchönen Thal und auf dem ſtark beſuchten Heilgenſtein nur ſeinen Namen zu nennen, um ſogleich Wunderdinge über ſein Wirken zu erfahren.

Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Ausgewählte

# Romane und Novellen

von

Ludwig Storch.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Zweiter Band:

## Der Glockengießer.

Leipzig,
Ernſt Keil.
1855.

Der

# Glockengießer.

Von

**Ludwig Storch.**

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Leipzig,
Ernſt Keil.
1855.

— mit des Geſchickes Mächten
Iſt kein ew'ger Bund zu flechten,
Und das Unglück ſchreitet ſchnell.

(Sämmtliche Motti ſind aus Schiller's
Lied von der Glocke.)

## I.

## „Die Sünde wider den heiligen Geiſt.“

Schwarz bedecket
Sich die Erde:
Doch den ſichern Bürger ſchrecket
Nicht die Nacht,
Die den Böſen gräßlich wecket;
Denn das Auge des Geſetzes wacht.

Der Herbſtabend war düſter und regnerig; eine unheimliche Finſterniß hing über das Thal und das darin gelegene Waldſtädtchen herein; ungeheuere Wolken ſchwärzten den Himmel und verwehrten tückiſch den Liebesblicken der Sterne den Durchgang. Der Waldſtrom brauſte dumpf und hohl thaleinwärts und unterbrach allein die ängſtliche Stille der Nacht, durch welche der Stadtpfarrer Hieronymus Ehrenhold ernſt und ſchweigſam dem Städtchen zuſchritt. Der Weg führte knapp am jach vorüberſchäumenden wilden Waſſer hin; der Pfarrer trug keine Laterne, und ein einziger Fehltritt in der Dunkelheit der Nacht hätte ihn in die böſe Fluth hinabgeriſſen. Aber unbeſorgt und ohne Zagen wandelte er den fernen Lichtern entgegen, die vom Städtchen herabſchimmerten; denn die heilige Pflicht ſeines Amtes führte ihn dieſe gefährliche Straße. Er kam nämlich vom Sterbebette einer frommen Chriſtin im nächſten Dörfchen, welches eine halbe Stunde unterhalb der Stadt gelegen und in die Kirche derſelben eingepfarrt war. Ehrenhold hatte die Sterbende mit Salbung zur dunkeln Reiſe vorbereitet und ihr das Nachtmahl des Herrn als geiſtigen Zehrpfennig gereicht, womit ſie auf der langen dunklen Wanderung ausdauern ſollte; der Küſter Bornſchein war nach vollbrachter Handlung mit den heiligen Gefäßen nach der Stadt zurückgekehrt; der dienſteifrige Pfarrer aber hatte bei der Sterbenden in Gebet und geiſtlicher Zuſprache ausgeharrt, bis ihr der Friedensengel den Kuß der Erlöſung auf die Lippen gedrückt und das entfeſſelte Leben davon getragen hatte. Darüber war die Nacht hereingebrochen; die armen Hinterlaſſenen der Verſtorbenen vergaßen in ihrem Schmerz dem Prieſter eine Begleitung mitzugeben, und ſo ging er denn noch in der Späte von dannen und ſprach laut mit den Worten des Pſalmiſten zu ſich: „Und ob ich ſchon wanderte im finſtern Thal, fürchte ich kein Unglück; denn du biſt bei mir. Dein Stecken und Stab tröſtet mich. — Der Herr iſt mein Licht und mein Heil, vor wem ſollt' ich mich fürchten? Der Herr iſt meines Lebens Kraft; vor wem ſollte mir grauen?“

Mit frommen Betrachtungen hatte er endlich die erſten Häuſer des Städtchens erreicht. Dort lag ein Zainhammer, welcher das in den benachbarten Bergen gegrabene Eiſen zu Stangen verarbeitete. Luſtig ſprühten noch die Funken aus dem hohen Schlot, und ihre rothe Glut machte die Nacht ſchier noch ſchwärzer, durch welche ſie eine lange Straße aufwärts bildeten und dann zerfloſſen. Der Hammer klopfte in ſeinem einförmigen Takt, das Waſſer ſtürzte vom Rad in den tiefen Keſſel, den es unterhalb deſſelben bildete, und das Leben, deſſen Pulſe gleichſam geſtockt hatten, regte ſich hier wieder frei und frank und weckte das angenehme wohlthuende Gefühl der Geſelligkeit in des Spätwandrers Bruſt. Zudem fing der Regen an zu ſprühen und näßte dem Diener der Kirche die großlockige Alongeperrücke und den weiten ſchwarzen Chorrock, ſo daß er, der noch weit zu ſeiner Behauſung hatte, ſich raſch entſchloß, in den düſtern Hammer einzutreten. Er ſchritt alſo über den Steg, dann am Waſſer aufwärts und betrat den großen Kohlenſchopfen, durch welchen der Weg in das eigentliche Hammergebäude führte. Hier im Schopfen blieb er ſtehen, vor dem Regen geſichert. Die in die Hammerſchmiede führende Thüre ſtand auf, ſo daß der Pfarrer von ſeinem Standpunkte aus den ganzen Raum überſehen konnte. Von menſchlichen Weſen bot ſich ſeinem Auge nur eine ungewöhnlich lange, markige, männliche Figur dar. Der rothe Widerſcheln der Kohlenglut des Ofens, vor welchem der ſtarke Mann hantirte, ließ den Pfarrer in ihm den Schmiedeknecht Peter erkennen, der in dieſem Hammer aufgewachſen war und wohl ſchon über zwanzig Jahre darin arbeitete. Sein vorgebeugter ruſiger Kopf mit ſtruppigen Haaren zeigte harte unfreundliche Züge und äußerſt rohe Formen, die mit ſeiner ſchwarzen, ſchmutzigen und zerriſſenen Kleidung harmonirten. Dieſer Kopf hatte Aehnlichkeit mit dem eines tüchtigen Stiers; Alles war Kraftausdruck an ihm. Auch ſeine entblößten Arme ſtrotzten von Kraft; man hätte ſie für eiſerne halten können, da ſie auch die Farbe dieſes Metalls hatten, deſſen Sprödigkeit zu bewältigen ſie beſtimmt waren. Dieſe wilde, trotzige, ſchwarze Kyklopengeſtalt wurde vom Feuerſchein ſeltſam verklärt. Der Pfarrer blieb von dem ungewöhnlichen und ſeltſam maleriſchen Anblick gefeſſelt ſtehen und verfolgte mit den Augen die maſſiven Bewegungen des noch ſo fleißig arbeitenden Schmiedeknechts. Als das Eiſen unter dem Hammer wieder hervorgebracht und dieſer ſtumm gemacht war, vernahm der Pfarrer zu ſeiner Verwunderung plötzlich die Töne der Melodie eines geiſtlichen Liedes, welches zur Feier des Abendmahls in der Kirche beſtimmt war. Es waren deutlich zwei weibliche und eine männliche Stimme zu unterſcheiden, welche die Strophen einfach und ſchmucklos abſangen. Die Töne drangen über den Bach und die Straße von der andern Seite derſelben aus des Zainſchmieds kleiner ärmlicher Hütte. Der Zainknecht faltete die Hände, trat an die Luke, welche nach dem Wohnhäuschen hin ſah, und blickte in die Nacht hinaus. Der Geſang, den er ſummend begleitete, ſchien einen tiefen Eindruck auf ihn zu machen; denn als der rothe Schein aus dem Ofen wieder auf ſein Geſicht fiel, bemerkte der Pfarrer darin milde Züge und Spuren von Rührung. Der Gottesmann hielt ſich aber nicht mit dieſen Betrachtungen auf, ſondern verließ, höchlich verwundert über dieſen ſpäten Gottesdienſt und den Ort deſſelben, den Schopfen und kehrte, von Peter unbemerkt, wieder über den Steg zurück, ſchritt über die Straße den Tönen des Geſanges nach und langte vor dem Häuschen an, aus welchem ſie drangen. Die Fenſterladen waren zwar verſchloſſen, aber durch die Klinſen drang der ſcharfe Lichtſtrahl, und der Paſtor bemerkte, daß die Stube ungewöhnlich erhellt war. Noch mehr betreten über die ſeltſame Erſcheinung, faßte er den Fenſterladenwirbel und hob ſich mittels deſſelben auf die kleine, etwas vorſpringende Grundmauer des Häuschens, legte leiſe das Auge an die Ladenſpalte und überſchaute ſo die kleine Stube. Aber ein eiskalter Schauder lief ihm über den Rücken ob deſſen, was ſich ſeinem neugierigen Auge darſtellte. Im Vordergrunde des Stübchens ſtand ein mit einem ſchwarzen Tuchlappen überdeckter Tiſch, auf welchem zwei Kerzen in rothangemalten hölzernen Leuchtern brannten. Zwiſchen beiden lag ein großes altes Buch aufgeſchlagen, von welchem der Paſtor vermuthete, daß es die Bibel ſei. Zur linken Seite erblickte er einen irdenen Becher, mit einem runden neuen Holzdeckel zugedeckt, zur rechten einen hölzernen Teller mit kleinen Brotſchnitten. Hinter dem Tiſche ſaß auf einem Schemel der alte Zainſchmied Ephraim in einem ſchneeweißen Hemde, mit dem Geſangbuch in der Hand, aus welchem er das erwähnte Lied ſang; ihn begleiteten ſein Weib Annagrethe und ihre Tochter Magdalena, welche im Hintergrunde am Ofen ihren Platz hatten und beim Scheine des auf der Ofenplatte ſtehenden Oellämpchens zuſammen in ein andres Geſangbuch ſchauten; denn mehr als zwei Exemplare beſaß der dürftige Haushalt nicht. Mutter und Tochter waren ebenfalls in glänzende Linnen gekleidet. Der fromme züchtige Blick Magdalenens ruhte auf dem Buche, während ihre helle reine Stimme das ſchöne Loblied des Herrn aller Welten erſchallen ließ. Dabei hatte ſie die Hände gefaltet, ſo daß ihre ganze Geſtalt ein Bild höchſter Andacht war. Die letzte Strophe des Liedes verhallte; der Zainſchmied erhob ſich und trat hinter den behängten Tiſch; Mutter und Tochter gingen herbei und knieeten davor, die gefalteten Hände emporhebend. Ephraim ſprach ein kurzes Gebet, worin er Gott anrief, gnädig auf ſie herab zu ſehen, ihnen ihre Sünden zu vergeben und das Nachtmahl zu geſegnen, welches ſie zum Gedächtniß ſeines Sohnes zu feiern ſich anſchickten. Hierauf wandte er ſich an die Seinigen und ermahnte ſie, reines Herzens zum Tiſch des Herrn zu treten und ſeinen Leib und ſein Blut als wahrhaftige Chriſten zu genießen, alle Falſchheit und Tücke fahren zu laſſen, denen zu verzeihen, die ihnen etwas zu Leide gethan, und ſich zu erinnern, daß der Herr Chriſt ſeiner Verheißung nach jetzt unter ihnen ſei. Hierauf ſang er die Einſetzungsworte, ſegnete Brot und Wein, rief Vater, Sohn und Geiſt noch einmal auf den Knieen an und nahm dann ein Stückchen des Brotes und trank aus dem irdenen Becher. Als er ſelbſt genoſſen, reichte er der Frau und dann der Tochter die Spende. Alle drei nahmen ſodann wieder ihre vorigen Plätze ein und begannen das zweite nach der heiligen Handlung vorgeſchriebene Lied zu ſingen. Der Paſtor war bis jetzt ganz Auge und Ohr geweſen, und nur ſehr leiſe drängte ſich ſein Athem aus der ſeltſam beklemmten Bruſt. Jetzt aber fühlte er einen ſchmerzhaften Krampf in der den eiſernen Wirbel umſpannenden Hand; er ſtieg alſo von dem Gemäuer herab, um ſich zu faſſen und zu überlegen, was zu thun ihm hier Pflicht ſei. Ein heiliger Ingrimm ob des ungeheueren Frevels und der beiſpielloſen Entweihung des Göttlichen von profaner Hand war ihm durch die Seele gefahren; aber obgleich er an allen Gliedern zitterte und bebte, ſo wußte doch der verſtändige Mann das tolle aufbrauſende Roß ſeines Zorns in ſtarke Zäume zu legen, zu bändigen und zu beherrſchen.

„Du könnteſt dich vergeſſen, Hieronymus,“ ſprach er zu ſich ſelbſt, „und etwas Gottungefälliges reden und thun im Eifer für ſein Wort; ich könnte ja als ein Diener der Religion über die arge Sünde ſelbſt eine begehen, darum will ich heim und es mir beſchlafen. Der Herr wird mich erleuchten und mir in dieſer Nacht eingeben, was ich zu thun habe.“

Das Licht im Häuschen verlöſchte; die geſchäftigen Schläge des Hammers ertönten aber von Neuem, und Funken ſprühten wieder aus dem glühenden Ofen. Der Paſtor ſchritt mit grollender Seele ſeinen einſamen Weg weiter und erreichte das Städtchen.

Als er über den Markt vor dem Hauſe des reichen Eiſenhändlers und Senators Trautvetter vorüberging, tönte ihm luſtiger Geigen- und Hörnerklang entgegen, und an den großen, hellerleuchteten Fenſtern ſah er nach dem Takte der Muſik die Paare vorüber tanzen.

„Gott ſegnet den guten Herrn Trautvetter und ſein ganzes Haus!“ ſagte der Pfarrer vor ſich hin; „ſeine lieben Kindlein blühen und wachſen wie junge Obſtbäumchen auf und werden ihm ſchöne Früchte tragen; ſein Gut mehrt ſich mit jedem Tage, und er kann wohl etwas daran ſetzen, ſich und ſeinen Freunden ein erlaubtes Vergnügen zu bereiten. Aber er verdient es auch. Gibt er doch der Kirche und ihren Dienern das Ihrige reichlich, legt Sonntags ſeinen Gulden in den Gotteskaſten und ſein Viergroſchenſtück in den Klingelbeutel, desgleichen ſeine Ehefrau und die artige Jungfer Gertrud, ſeine älteſte Tochter, und keines der jüngeren Kinder bringt weniger als einen alten Silbergroſchen. Und wenn er taufen läßt, liegen ſeine ſechs gut geränderten holländiſchen Dukaten für mich unter dem Becken. Das macht Luſt, Gottes Wort zu verkünden und ſolch frommen Leuten das Himmelreich zu verheißen.“

Mit dieſen Betrachtungen bog er um das alte hohe Kirchengebäude herum, deſſen beide Thürme ſchauerlich in die Nacht hinaufreichten, wie geſpenſtige Wächter der Stadt, und langte an dem Pfarrhauſe an. Die Glocke des nächſten Thurmes rief eben mit zwölf langgehaltenen Schlägen die Stunde der Mitternacht durch die Stadt; der Paſtor zuckte beim erſten Schlage unwillkürlich zuſammen, drückte an die eiſerne Klinke ſeiner Hausthüre und fühlte ſich im Dunkeln nach ſeinem Schlafzimmer, nachdem er das Haus wohl verriegelt und verwahrt hatte. Die alte Hausmagd ſaß dort, ihres Herrn wartend, aber in Schlaf verſunken vor dem düſter brennenden Oellichte; Hieronymus weckte ſie, zündete ſich ſeinen Wachsſtock an, ſchickte die Alte auf ihre Kammer und dankte ihrem Nachtgruß mit einem frommen Segensſpruche. Langſam wandelte er dann mit abgemeſſenen Schritten, ſeine durchnäßte Perrücke und den Chorrock ablegend, durch das Zimmer, die Laſt des Kummers im Herzen wälzend über die Entweihung des heiligen Nachtmahls, welche er mit eigenen Augen geſehen, ſeiner Meinung nach eine Todſünde, ſchlimmer als Raub und Mord, und der Kreuzigung des Gottesſohns ſelbſt gleich zu ſetzen. Trotz ſeiner zwanzigjährigen Amtsführung war ihm dieſer Vorfall doch ſo etwas Neues, daß er ſich vergebens mit ſich ſelbſt berieth, auf was für Art die Verbrecher zur gebührenden Strafe zu ziehen ſeien. Da er den innern Streit nicht zu ſchlichten vermochte, langte er aus ſeiner Bibliothek Arndt's Paradiesgärtlein herab, ſchlug das Abendgebet dieſes Tages auf, las es mit lauter Stimme, entkleidete ſich und verſenkte ſich in die ungeheuren Bettwolken, blies den Wachsſtock aus und zog die langen Vorhänge des großen Himmelbettes vor. Aber das merkwürdige

Ereigniß dieſes Abends ließ ihn nicht ſchlafen, und obgleich er zweimal ein langes Gebet um Erleuchtung in dieſer Sache gen Himmel ſchickte, ſo wurde es in ſeinem Kopfe doch nicht lichter, und der Schlaf ſchien für die ganze Nacht ſeine Augenlider fliehen zu wollen.

## 2.

## „Gottes Strafgericht.“

Hört ihr's wimmern hoch vom Thurm?
Das iſt Sturm!
Roth wie Blut
Iſt der Himmel!
Das iſt nicht des Tages Glut!
Welch Getümmel
Straßen auf?
Dampf wallt auf!
Flackernd ſteigt die Feuerſäule.

Er mochte wohl eine Stunde lang unter der flaumenreichen Decke geſeufzt und geſchwitzt haben, als durch Fenſter und Vorhang ein ſonderbares Geräuſch an ſein Ohr drang. Er richtete ſich auf und vernahm nun ein fernes Rufen und verworrenes Schreien mehrerer Stimmen durch einander. Aergerlich über die Störung der nächtlichen Ruhe, wollte er ſich eben wieder niederlegen, als die größte Glocke des Thurms heftig erſchallte. Der eigenthümliche Ton derſelben bedeutete Sturm; denn der klangreiche Metallmund ſang nicht, wie ſonſt, vom Strange bewegt, ſondern heulte, von dem allein geſchwungenen Klöpfel getroffen, durch die ruhige ſchauerliche Nachtluft über das ganze Städtchen hin, um ſeine Bewohner aus dem Schlafe aufzuſcheuchen und ihnen zu verkünden, daß das feurige Element aus ſeinen Schranken gebrochen und der Menſchen Herr geworden ſei, unbarmherzig ihre Habe verzehrend. Erſchreckt ſprang der Paſtor auf, riß die Vorhänge des Bettes und dann die des Fenſters voneinander, öffnete das letztere und ſah hinaus. Die alte Kirche war roth angeſtrahlt, die Gaſſe vom Markt her erhellt, ebenſo der Theil des Marktes, welchen er überſehen konnte, und er mußte daraus abnehmen, daß ein Haus am Markte in Flammen ſtehe, obgleich er daſſelbe der vorſtehenden Kirche halber nicht ſelbſt ſehen konnte. Ehrenhold fuhr in ſeinen warmen Schlafrock, eilte die Stiege hinan, die Magd zu wecken, ſchlug dann eilig ein Licht an und ließ ſich von der Zeter und Weh ſchreienden und an allen Gliedern zitternden Brigitte ſeine alten Kleider reichen und ſich beim Ankleiden von ihr bedienen. Hierauf warf er einen abgetragenen Chorrock über, ſetzte die abgelegte Perrücke und den dreieckigen Hut auf und verließ, ſo eilig es die Würde ſeines Amts zuließ, das Haus, um ſeinerſeits den unglücklichen Bedrängten mit Rath und Troſt zu Hülfe zu kommen. An der Ecke der Kirche erblickte er das brennende Haus und wurde zu ſeinem Entſetzen inne, daß es das des Kauf- und Rathsherrn Trautvetter, des frommen und freigebigen Mannes, war.

„Hilf, ewiger Gott, und ihr himmliſchen Heerſchaaren!“ rief der Pfarrer außer ſich und ſchlug die Hände über dem Kopfe zuſammen. „Rettet, ihr guten Leutchen! Lauft! faßt an! löſcht!“ wandte er ſich an die erſchreckt und verſtört zuſpringenden Menſchenhaufen, und ſeinem Befehl gemäß rührte ſich das Volk;

denn der Herr Paſtor galt Alles bei ihm. Die Sturmglocke wimmerte indeß immer gräßlicher, aber plötzlich — noch hatte der Pfarrer das brennende Haus nicht erreicht — zuckte ein greller dumpfſchrillender Klang, der allen Hörern durch Mark und Bein fuhr und ihnen die Haare zu Berge trieb, durch die Lüfte. Hierauf verſtummte die Glocke.

„Was war das?“ riefen viele Stimmen zu gleicher Zeit. „Was iſt mit der Glocke geſchehen?“

„O barmherziger Gott, ſie muß zerſprungen ſein!“ antwortete eine junge männliche Stimme dicht neben Ehrenhold, und dieſer erkannte in dem Sprecher den jungen Heinrich Körner, den Glockengießer, der mit ſeinem alten Vater auf der andern, der Pfarrwohnung entgegengeſetzten, Seite der Kirche wohnte.

„Zerſprungen?“ riefen Andere, „das wäre ja ſchlimm!“

„Ja, ja, die Glocke iſt zerſprungen!“ erſchallte es jetzt vom Markt her, und die Aufmerkſamkeit der Menge wurde von dem in Flammen ſtehenden Hauſe des Kaufherrn abgezogen.

„Gott ſteh' uns bei! Unſere ſchönſte Glocke!“ jammerten viele Bürger. „Ein Unglück kommt nie allein,“ ſagte Einer, und: „Es hat ſchon lange vorgezeichnet,“ ſetzte eine Frau hinzu.

Der Lärm wurde auf dem Marktplatze mit jeder Minute größer; aus allen Gaſſen drängten Menſchen herbei, mit Feuerhaken und Eimern, und wehklagten über das zwiefache Schreckniß. Der Paſtor aber ließ ſeine Stimme wieder laut und feierlich unter die Menge dringen, erinnerte ſie, daß Alles Gottes Schickung ſei, ihre argen Sünden zu beſtrafen, daß ſie aber von dem einen, wo Hülfe nicht mehr möglich, ſich zu dem andern Unglück wenden ſollten, wo durch ihre Kraft noch Vieles gerettet werden könne. „Nehmt meinen prieſterlichen Segen, den ich euch kraft meines Amts als ein Diener des göttlichen Worts zu ertheilen begnadigt bin! Rührt euch und laßt eueres edeln Mitbürgers Hab' und Gut nicht ein Raub der Flammen werden! Und ihr, junger Geſell," wandte er ſich zu dem Glockengießer, welcher, in Gedanken verſunken, nach dem Glockenthurm hinaufſtarrte, „was dort geſchehen iſt, kann euere Kunſt bald wieder gut machen; wendet euch jetzt und entzieht auch Herrn Trautvetter die Hülfe euerer jungen ſtarken Arme nicht."

Der Jüngling ſchauderte zuſammen, wie von einer unheimlichen Ahnung ergriffen, und erwiederte: „Nein, hochehrwürdiger Herr, das ſoll nicht geſchehen. Was in meinen Kräften ſteht, will ich thun, und ſo in Gottes Namen denn ans Werk!"

Mit einigen Sätzen war der Burſche beim Feuer; der Paſtor eilte ihm nach. Als der Letztere an das Haus kam, ſtürzte der wohlbeleibte Beſitzer deſſelben todtbleich im bloßen Hemde und in Unterbeinkleidern heraus und ſchrie: „Ach Gott! meine Kinder! meine Kinder! Helft! Rettet! Sie müſſen mir ſonſt alle verbrennen!" Das Geſchrei der löſchenden Leute verſtummte einen Augenblick.

„Wo ſind ſie denn?" fragte der Glockengießer. „Zeigt doch! Eilt euch!" Damit faßte er des ververſtörten Kaufherrn Hand und zog ihn in das Haus zurück. Mittlerweile waren die Stadtſpritzen angefahren; das Waſſer aus dem durch die Mitte der Stadt fließenden Waldſtrome wurde auf dem Markte geſtaut; der Paſtor lief hin und her, ermahnte, ordnete an, befahl, und in wenigen Minuten ergoſſen ſich Waſſerbäche über die Glut. Der gewaltige Kampf der Elemente begann, aber mit rieſenhohen zackigen

Schwertern wehrte ſich das Feuer gegen den naſſen Feind. In demſelben Augenblicke erhob ſich ein Jubelgeſchrei ohnfern der Thüre; Ehrenhold verfügte ſich dahin und ſah drei Männer mit Kinder belaſtet herausſtürmen, in welchen er Trautvettern, den jungen Glockengießer und den alten Zainſchmied Ephraim erkannte. Der Glockengießer hielt die ſchöne **Gertrud**, Trautvetter's achtzehnjährige Tochter, umſchlungen, die ohnmächtig und im leichten weißen Nachtkleide am Halſe des Jünglings hing; Trautvetter trug zwei Kinder auf den Armen, der Zainſchmied hatte deren aber auf jedem Arm zwei, und ein Knabe von acht Jahren hing ihm auf dem Rücken. Die Hausfrau eilte mit dem jüngſten Kinde, einem Säugling, hinterher.

„Aber wohin?“ rief Heinrich Körner jetzt.

„Kommt ſchnell in meine Wohnung,“ verſetzte der Paſtor; „dort iſt Raum und Bequemlichkeit in Hüll' und Fülle.“ Der Glockengießer ſchritt mit der ſüßen Bürde raſch von dannen.

„Aber, beſter Herr Paſtor,“ ſagte Trautvetter, „es will ſich doch nicht ziemen, euch die ganze Familie auf den Hals zu ſchicken. Meine Frau ſoll zu ihrem Bruder, dem Amtsſchreiber; wir wollen's theilen, damit es Keinem zu viel Laſt macht.“ Kaum hatte die Frau das Wort ihres Mannes vernommen, als ſie dem am Ende des Markts gelegenen Hauſe ihres Bruders zueilte.

„Wie ihr wollt, Herr Senator,“ verſetzte der Paſtor. „Ihr hättet aber bei mir auch alle Platz gehabt.“

„Ich werde euere Gütigkeit ſchon noch benutzen,“ erinnerte der Handelsherr; „denn ich gedenke ja auch noch Manches von meiner fahrenden Habe zu retten, und dann nehm' ich wohl mit euerer Erlaubniß auch eueren freien Platz in Anſpruch." Somit keuchte er wieder fort, um das Löſchgeſchäft ſelbſt zu betreiben. Der Paſtor aber nahm die frierenden Kinder bei den Händen und führte ſie über den Markt dem Pfarrhauſe zu. Brigitte, die Magd, ſtand zitternd in der Thüre. „Nehmt die Kindlein in euere Stube," befahl ihr Ehrenhold, „heizet ein und kocht einen Holderthee, damit ihnen der Schreck nichts ſchade. Dann ſteckt ſie in Betten und wartet ihrer fein!" — Indem er nun durch die Hausflur ging, kam ihm der Glockengießer eilig entgegen und ſagte mit entblößtem Haupte: „Hochehrwürdiger Herr, die Jungfer Gertrud iſt auf euerer Stube. Ich wußte nicht ſchnell genug, wohin mit ihr, da hab' ich ſie auf euer Bett gelegt. Ihr werdet doch nicht ungehalten darüber ſein?"

„Schon gut, mein lieber Sohn," erwiederte der Paſtor, „ihr habt euere Sache brav gemacht; Gott lohn's!" Der flinke Burſche lief ohne weitere Reden fort, um auch beim Löſchen das Seinige zu thun, und der Paſtor trat in ſein Zimmer. Der Wachsſtock war weit herabgebrannt, und die Erleuchtung matt. Die Bettvorhänge, halb zurückgeſchlagen, bedeckten mit der andern Hälfte das reizende Mädchen, welches noch immer nicht zur Beſinnung gekommen war. Ehrenhold trat hinzu, um ihren Zuſtand zu prüfen und ihr dann einige Tropfen Liquor Hoffmanni auf einem Stückchen Zucker zu reichen; aber der geiſtliche Mann blieb wie eingewurzelt ſtehen. Ein nie gekanntes Gefühl ging von ſeinem Herzen aus und bemächtigte ſich in einem Augenblick ſeines ganzen Weſens, der Seele, wie des Körpers. Denn wenn die erſtere ihm in die Augen trat und ihn mit namenloſem ſüßen Weh erfüllte, ſo zitterte der letztere wie vom Winde bewegtes Laub, und das ſonſt ſo zahme Herz klopfte ungeſtüm an die harte Bruſt. Der Löffel mit dem Liquor entfiel ſeiner Hand, er ſah es nicht. Dieſe plötzliche Umwandlung des ſtrengen kanzelgerechten Mannes brachten die enthüllten Reize des ſchönſten Mädchens der Stadt hervor. Ihre ſchwarzen Haarflechten waren aufgelöſt und in glänzenden Locken auf den vollen fleiſchigen Nacken und die üppig ausgedehnte Bruſt, beide weißer und zarter als Marmor und Elfenbein, herabgefallen. Das Köpfchen, welches einem Bildner zu einem Venuskopfe hätte dienen können, war etwas zurückgebogen, und das kleine runde Kinn wurde dadurch recht ſichtbar. Die Lage des übrigen Körpers war ſo, daß kein Mann den Pfarrer verdammen könnte, wenn er, von der Macht der Natur beſiegt, ſich über die reizende Gertrud hingebeugt und ihr einen Kuß auf die würzigen Purpurlippen gedrückt hätte. Das Letztere that der ehrenfeſte Mann nun zwar nicht, aber zum Erſtern zog's ihn wie mit Ketten hin. Ohne zu bedenken und zu überlegen, was er beginne, reckte er ſein ernſtes Haupt über die Schlafſtätte, in welcher er ſelbſt noch vor einer Stunde, mit ſo ganz andern Dingen beſchäftigt, gelegen hatte, und ſog das ſüße Gift nur noch heftiger ein. Von ohngefähr berührte er mit ſeiner zitternden Hand den vollen runden Arm, und wie von einem elektriſchen Schlage getroffen, fuhr er heftig zuſammen, richtete ſich auf und rannte wie toll durch das Zimmer.

„Hieronymus, was iſt das mit dir!" murmelte er verzweifelt vor ſich hin. „Iſt der Satan in dich gefahren und hat in deinem gottgeweihten Geiſte einen ärgeren Brand angeſteckt, als der bei Herrn Trautvetter iſt? Will dich in deinem achtundvierzigſten Jahre des Fleiſches Luſt und Begier noch übermannen?

Tritt der Verſucher anjetzo dich an, der dir bis jetzt fern geblieben? Hebe dich weg von mir, Satan!"

Aber ſchon war er wieder bei dem Bette, und wie ein Zauber hielt es ihn, der einem reizenden Weibe noch niemals ſo nahe geweſen, an ſein reines Lager gebannt.

„Wie?" flüſterte er dann, „ich könnte ja dieſe niedlichſte aller Evastöchter zu meiner Ehefrau machen! Herr Trautvetter würde ſie mir nicht abſchlagen; alt bin ich doch juſt auch noch nicht und ſtelle eine ehrwürdige Figur dar, die wohl einem ſo frommen Mädchen gefallen könnte." Zum erſten Male in ſeinem Leben ärgerte er ſich heimlich, daß kein Spiegel in ſeinem Zimmer aufgehängt war. „Aber, Hieronymus!" rief er ſich wieder zu, „merkſt du denn nicht, daß dir der Verſucher das Alles zuraunt? Bedenke, was der Apoſtel Paulus ſagt: Es iſt dem Menſchen gut, daß er kein Weib berühre. Und: biſt du an ein Weib gebunden, ſo ſuche nicht loszukommen; biſt du aber los vom Weibe, ſo ſuche kein Weib. Und: Wer freit, der thut wohl; wer aber nicht freit, thut beſſer. — O, ich würde an der Weltluſt Gefallen finden und dem Herrn nicht mehr unſträflich dienen, wie zeither. Denn Paulus ſagt weiter: Wer ledig iſt, der ſorget, was dem Herrn angehöret, wie er dem Herrn gefalle. Wer aber freiet, der ſorget, was der Welt angehöret, wie er dem Weibe gefalle. — Dem muß ein Ende werden! Meide die Gefahr, heißt es, ſo du nicht darin umkommen willſt!"

Von Angſt erfüllt, als ob der Leibhaftige ihm ſchon auf den Ferſen wäre, ergriff er die Thüre und polterte die Treppe hinab an Brigittens Stube. „Geht hinauf," ſagte er ſo gelaſſen, als ihm möglich war, „und gebt der Jungfer Gertrud Trautvetterin, welche noch immer in Ohnmacht befangen iſt, etwas von meinem Liquor ein; wenn ſie aber erwacht iſt, ſo ſchließt ihr die Paradiesſtube auf und laßt ſie in das Gaſtbett legen.“ Und weit ſchneller als erſt ſchritt er wieder davon über den Markt.

Von der Habe war viel gerettet, und die Flamme durch kräftige Anſtalten vom Weitergreifen abgehalten. Unter den Männern, welche ſich beim Löſchen vorzüglich ausgezeichnet, wurden der Zainſchmied und der junge Glockengießer zuerſt genannt. In ſteter Lebensgefahr liefen ſie über die brennenden Balken, um den Spritzenſchlauch oder die gefüllten Waſſereimer an die ſchlimmſten Stellen zu tragen. Der alte Zainſchmied vorzüglich, mit dem Feuer ſein Lebelang vertraut, verhinderte das wilde Auftoben der Flamme überall und beſchwor ſie mit ſeiner Kraft, Gewandtheit und Klugheit, daß ſie nach einigen Stunden in die naſſe Aſche zuſammenſank.

Der Paſtor ſtand zähneklappernd von fern. Endlich ging er nach Hauſe, das Herz voll ſchwerer Bekümmerniß ob des nicht raſtenden böſen Geiſtes, der ihm unaufhörlich die reizende Gertrud vor ſein inneres Auge zauberte. Aber zitternd an allen Gliedern und vor Gertrudens Anblick ſich fürchtend, wie vor dem des Fürſten der Finſterniß ſelbſt, ſchlich er erſt um die altväteriſche Pfarrwohnung herum, um zu erſpähen, ob noch Licht in ſeinem Zimmer ſei, ein ſicheres Zeichen, daß der Gegenſtand ſeiner Qual noch den ruhigen jungfräulichen Studienſitz inne habe. Zum Glück war kein matter Strahl des Wachsſtocks mehr zu ſehen, und furchtſam wie ein Verbrecher trat Ehrenhold in ſeine Behauſung. Obgleich er ſo leiſe als möglich die Treppe hinaufſchlich, ſo hatte doch Brigittens wachſames Ohr das Knarren derſelben verkommen und trat mit der friſch geſchneuzten Lampe aus ihrem Zimmer, dem hochehrwürdigen Herrn ſchuldigermaßen vorzuleuchten.

„Wo iſt ſie?“ fragte der Pfarrer heftig und leiſe, die Augen weit aufgeriſſen und den Kopf nach der erſchrockenen Magd zugebeugt.

„Wen meint euere Hochehrwürden?“ fragte dieſe, erſchrocken um einen Schritt zurückweichend.

„Die ehrſame Jungfer Trautvetterin,“ verſetzte Ehrenhold, ſich ſammelnd.

„Nun, wie ihr befohlen, Hochehrwürden, im Gaſtbette in der Paradiesſtube.“

„Und iſt ſie aus der Ohnmacht wieder zu Sinnen gekommen?“

„Sie war ſchon munter und friſch, als ich in euere Stube trat, und wollte auch keinen Liquor einnehmen.“

„Hm! ſo ſchläft ſie wohl ſchon wieder ruhig?“

„Nein, ſie wacht und hat ſich bis jetzt mit mir unterhalten.“

„Und was ſprach ſie?“ fragte der Prieſter mit auffallender Haſt und Heftigkeit.

„Sie lobte euch, Herr Pfarrer.“

Ehrenhold wollte nicht weiter hören; er riß der Magd die Leuchte aus der Hand und trollte ſich in ſein Zimmer, welches er gegen alle Gewohnheit von innen verriegelte, nicht anders, als befürchte er einen Ueberfall. Kopfſchüttelnd über das ſonderbare Beginnen ihres Herrn, kehrte Brigitte zu der ſprechluſtigen Gertrud zurück. Der Paſtor aber ſchritt noch lange in großer Aufregung mit ungewöhnlicher Schnelle auf und ab. So oft er an das Bette kam und die eingedrückte Stelle desſelben, in welcher Gertrudens reizende Laſt gelegen, erblickte, durchzuckte es ihn fiebriſch, und um nur nicht mehr zu ſehen, löſchte er das Licht und warf ſich angekleidet in den großen weichgepolſterten Sorgſtuhl; denn ſich wieder in das Bette zu legen, welches noch die Wärme des verführeriſchen Mädchens barg, wäre ihm ganz unmöglich geweſen; war's ihm doch ſchon außerhalb deſſelben nicht anders, als müſſe er dem Anſtürmen des Satans unterliegen und von Sinnen kommen. Keine Ruhe fiel auf die Augenlider des geiſtlichen Herrn, ſie niederzudrücken; Gertrudens üppige Geſtalt ſchwebte ſeiner erhitzten Phantaſie fort und fort vor, und immer meinte er, ihre Stimme aus der Paradiesgarten-Stube, welche durch zwei Wände von der ſeinigen getrennt war, zu vernehmen. So durchwachte der arme Mann Stunden der Qual, bis der Morgen dämmerte.

### 3.

## In der Hammerſchmiede.

Zum Werke, das wir einſt bereiten
Geziemt ſich wohl ein ernſtes Wort.
Wenn gute Reden ſie begleiten,
Denn fließt die Arbeit munter fort.
— — — — — —
Das iſt's ja, was den Menſchen zieret,
Und dazu ward ihm der Verſtand,
Daß er im innern Herzen ſpüret,
Was er erſchafft mit ſeiner Hand.

Mit dem erſten Strahle des Tages ließ der alte Hammerſchmied ſchon wieder das Waſſer auf das Rad, daß es ſich langſam und dann ſchneller und ſchneller zu wälzen begann, und die weißſchäumende Fluth in den tiefen dunkeln Keſſel hinabſtürzte, in welchem es aufſprudelnd und gährend umhertobte, bis die weißen Schaumperlen zerrannen und die klare Welle im gewohnten Bette über runde glatte Kieſel thalabwärts rollte. In der ſchwarzen Hammerhütte aber blies der rieſige Balg in den Ofen; Ephraim ſchürte Kohlen und legte Eiſen an. Peters knochige Kyklopengeſtalt, in rußige Lumpen gehüllt, ſchlurfte barfuß in alten Schlumpen durch das düſtere feuchte Hammerhaus. Sein eckiger Kopf war noch tiefer zur Bruſt herabgeſunken, als Abends vorher; über ſeine geſchwärzten harten Züge war unverkennbar ein großer Schmerz gegoſſen, und nur dann und wann, wenn er durch die Luke nach dem kleinen Wohnhauſe hinüber ſchaute, das der Strahl der herbſtlichen Morgenſonne wehmüthig verklärte, ſchienen dieſe Züge ſich ebenfalls auf Augenblicke zu erheitern; eine hier kaum erwartete Gutmüthigkeit dämmerte in ihnen auf, und unter der finſtern ſtruppigen Braue leuchtete ein milder Blick hervor. Sein Auge ſuchte und fand einen ihm angenehmen Gegenſtand. Am Fenſter der Hütte zeigte ſich nämlich Magdalenens roſiges holdes Geſicht. Ihre Hand war mit einer weiblichen Arbeit beſchäftigt, auf welcher ihr dunkeles ſüßes Auge unverwandt weilte. Ihr braunes lockiges Haar quoll unter der einfachen Haube hervor und fiel in Ringeln auf das ſchlichte ausgewaſchene Buſentuch herab. Es war als ob Peters tiefe Schwermuth einen Augenblick wiche, wenn ſein Auge auf die liebliche Erſcheinung fiel, und er machte ſich an der Luke wohl mehr zu ſchaffen, als nöthig geweſen wäre. Sobald er aber wieder mit nerviger Fauſt raſch zur Arbeit griff, waren ſeine Mienen auch wieder von jener unausſprechlichen Traurigkeit überſchleiert. Er ließ den Hammer los und brachte das glühende Eiſen darunter, und das laute Pochen hallte bald an den gegenüber liegenden Bergen wieder; aber zwiſchen die Schläge deſſelben tönten einige gepreßte Seufzer des Schmiedeknechts, die, ſo ungewöhnlich ſie an dem kräftigen Naturmenſchen waren, von ſeinem um ſo ſchwerern Kummer zeugten. Mit dem einförmigen Geräuſche des Hammers und des Balges ließ ſich Meiſter Ephraim's frommes Morgenlied hören, deſſen einfache herrliche Weiſe der betrübte Knecht diesmal nicht ſummend begleitete, wie er doch ſonſt zu thun gewohnt war.

Als der Hammer wieder eingehalten war, betrachtete der Meiſter den Knecht eine Minute lang und ſagte dann: „Na, was hängſt du den Kopf, Peter, und maulſt?“

„Fragt ihr? Meine einzige Freude auf der Welt iſt dahin. Meine ſchöne Glocke —“

„Pah! Dein Herz ſoll nicht an irdiſchen Dingen hangen. Erheb' es zu Gott!“

„Ihr habt gut reden. Ihr habt den Hammer und eine Frau und Lenen. Ich hatte nichts weiter als die Glocke. Sie war ja auch nicht mein, aber ich bildete es mir doch ein, und ſeit zwanzig Jahren, ſeit ich zu euch in die Lehre kam, hat ſie kein anderer Menſch läuten dürfen, als ich. Sie war meine Schweſter, meine Braut, mein Alles. Ich hätte dem den Schädel zerſchlagen, der ſie angerührt hätte. Das wußten auch die andern Läuter und reſpectirten ſie als mein Eigenthum. Nun iſt ſie hin, geſchlachtet von dem gottverfluchten Brande. Ich möchte mich in die Erde legen!“

„Wer hat ſie denn geſprengt?“

„Wer ſonſt als der Küſter, der Hundsfott, den Gott verdammen möge! Ich habe eine Wuth über dies verfluchte Stück Geiſtlichkeit, dies geleckte Kirchenanhängſel, daß ich ſeinen gepuderten Schädel unter den Hammer legen und zu Brei verarbeiten möchte."

„Gottloſes Läſtermaul!" zürnte der Meiſter. „Du biſt und bleibſt der wilde unbändige Geſelle. Schäme dich deiner Reden ins Herz! Die Glocke wird umgegoſſen werden, und du wirſt die neue läuten, wie du die alte geläutet haſt."

„Wer weiß! Und ſie iſt dann doch die alte mir vertraute nicht mehr. Es kommt mir vor, wie eine zweite Frau, wenn man die erſte heiß geliebt hat; 's iſt mit der zweiten allemal nichts."

Das Geſchäft unterbrach das Zwiegeſpräch wieder, und beide arbeiteten ſtumm neben einander.

So war wohl eine Stunde vergangen, als der reiche Herr Trautvetter im langen Schoßrock, der Bratenweſte, dem feinen dreieckigen Kaſtorhut und das ſchöne ſpaniſche Rohr mit güldenem Knauf in der Hand, hereintrat.

„Bonsdies *), mein lieber Meiſter, Bonsdies!" ſagte er herablaſſend und faßte des Hammerſchmieds kohlenſchwarze Hand, um ſie zu ſchütteln. Dieſer nahm, erſtaunt über den frühen und vornehmen Beſuch, ſein Lederkäppchen ab, ließ dem Kaufherrn gutmüthig die Hand und fragte freundlich, was ihm dieſe Ehre zu Wege bringe.

---

*) Zuſammengezogen aus bonus dies (guter Tag!), eine Begrüßungsformel, die im vorigen Jahrhundert vorzüglich unter dem vornehmen Bürgerſtande gebräuchlich war.

„Könnt ihr noch fragen, Meiſter Ephraim?“ verſetzte Trautvetter, „ihr, deſſen unerſchrockenem Muthe und beiſpielloſer Thätigkeit ich nicht allein die Erhaltung meines Wohnhauſes und faſt alles Guts, was darinnen war, ſondern auch die Errettung meines Weibes und der lieben Kindlein zu verdanken habe, welche ohne euere und des guten Glockengießers Heinrich Körner raſche Hülfe ſicherlich eines elenden Todes in Rauch und Flammen hätten umkommen müſſen. Um euch meinen Dank abzuſtatten, bin ich gekommen.“

„Ich bitt' euch inſtändig, wertheſter Herr Trautvetter,“ fiel ihm der Hammerſchmied hier in die Rede, und bewegte Kopf und Hand abwehrend; „was ich gethan, iſt Chriſtenpflicht und Schuldigkeit geweſen und verdient keinen Dank. Man ſoll doch Einen der That halber nicht loben, den man, unterließe er ſie, ausſchelten und ſchimpfiren müßte? Und bin ich's doch auch nicht allein geweſen. Mit meiner Hülfe allein würde euer Wohnhaus und die ganze liebe Stadt der Einäſcherung nicht entronnen ſein. Drum danket dem Herrn, der euch geholfen, der mit ſeiner Vaterhand euere Kindlein und Weib gerettet und uns Kraft gegeben, daß wir unſere Pflicht bei euch erfüllen konnten.“

„Das hab' ich gethan und werde es ferner noch thun, lieber Meiſter,“ fuhr der Rathsherr etwas beſchämt fort; „doch über den Himmel ſoll man der Erde nicht vergeſſen, über Gott nicht der Menſchen. Was würden die Leute von mir halten, wenn ich mich nicht dankbar gegen euch bezeigen und euch vergelten wollte, was ihr an mir gethan? Würden ſie nicht ſagen: Seht doch den reichen ſchmuzigen Geizhals! Hätten der Zainſchmied und der Glockengießer ihm nicht geholfen, ſo wären ihm Frau und Kinder, das beſte und liebſte Gut, zu Staube verbrannt. Nein, Meiſter, vor ſolcher übler Nachrede muß man ſich hüten. Nehmt hier einſtweilen dieſe Kleinigkeit; ich werde Gelegenheit ſuchen, bald ein Mehreres für euch zu thun.“ Damit wollte er ihm einen harten Thaler in die Hand drücken.

„Wollt ihr mir mit Gewalt wehe thun, Herr Trautvetter?“ rief der Hammerſchmied ſchmerzlich bewegt und that die Hand weigernd weg, während Peter ein unwilliges Murren vernehmen ließ, das Werkzeug raſſelnd durcheinander warf und, dann und wann abgeriſſene Worte vor ſich hinmurmelnd, die wie Flüche klangen, dem Rathsherrn giftige Blicke zuſchickte. Der Meiſter fuhr fort: „Wahrlich, dann vergeltet ihr mir ſchlecht! Pfui! mich mit Geld abſolden und mir dadurch das zufriedene Gefühl rauben, daß ich etwas Gottgefälliges gethan. Erſpart mir die arge Beſchämung. Ich kann euer Geld nicht nehmen. Es würde mir auf der Seele brennen, wie ein glühender Eiſenſtab. Wollt ihr euer Geld aber durchaus los ſein, ſo gebt meinem Knechte ein Trinkgeld, der hat geſtern bis über Mitternacht gearbeitet, um beim Michaelisſchmaus morgenden Sonntags ein Paar Batzen aufgehen laſſen zu können, und wenn er nicht noch munter geweſen wäre, hätte ich wahrſcheinlich vom Feuerlärm nichts vernommen und euch daher auch den ſchuldigen Dienſt nicht leiſten können. Er hat beim Löſchen eueres Hauſes auch redlich geholfen.“

Der Eiſenhändler machte noch einige vergebliche Verſuche, Ephraim das Geld aufzudringen, warf es aber endlich dem Knechte zu und ging ärgerlich brummend von dannen, kaum vernehm am Dreimaſter rückend. Der Hammerſchmied begleitete ihn bis an den Steg; da aber der, wie es ſchien, ſehr beleidigte Rathsherr ihn keines Blicks weiter würdigte, ſo ſetzte er ſein Lederkäppchen' wieder auf, rief dem davon Eilenden ſein: „Gott befohlen, Herr Trautvetter!“ nach und kehrte in die laute Werkſtatt zurück.

„Das iſt auch einer von den Hundsföttern, die keinem Chriſtmenſchen ein Maul voll Dank ſchuldig ſein wollen,“ grollte Peter, „aber wie ihm, ſo geht's mir. Er hätte lange warten können, bis ich für ſeinen Thaler mit dem Kopfe genickt hätte, und morgen iſt's das erſte Geld, welches vertrunken wird, und alle meine Kameraden ſollen helfen, aber keiner erfahren, von wem's kommt, damit ſie ſich nicht verſucht fühlen, eins auf ſeine Geſundheit zu trinken.“

„Peter, Peter!“ warnte Ephraim, „du biſt rachſüchtig und haſt Luſt, es dem reichen Manne entgelten zu laſſen, daß er Alles mit Geld abmacht und nichts mit der Chriſtenliebe. Laß ihn ungeſchoren!“

„Es könnte dem gottloſen Volke nichts ſchaden, wenn man ihm etwas anhinge,“ verſetzte der Knecht. „Wißt ihr wohl, wie das Feuer ausgekommen iſt?“

„Nein; ich hörte blos, es ſei geſtern Abend bei Herrn Trautvetter eine kleine Luſtbarkeit geweſen, und ein Dienſtbote müſſe das Licht ſpät in der Nacht verwahrloſt haben.“

„Oho! die Dienſtboten müſſen's nun gethan haben. Ich will's euch beſſer erzählen, wie ich's die Nacht von Hantobies, dem Hausknecht, erfahren. Erſtlich iſt's ſchon eine Sünd' und Schand' für ſich, alſo zu ſchwärmen, tanzen, lärmen und krakehlen und noch andere Dinge treiben, die ein ordentlicher Menſch nur zu nennen ſich ins Herz hineinſchämt. Sodann aber ſolchen Unfug am Freitag Abend zu treiben, wo andre Chriſtenmenſchen fromm ſind und mit Singen und Beten ihrem Herrgott dienen, der an dieſem Tage am harten Kreuzesſtamm für uns gelitten und geſtorben, das iſt nichts Andres als Todſünde. Und wie haben ſie's getrieben! Herr Gott, erbarm' dich mein! Herr Trautvetter hat kaum vernommen, daß in Amſterdam eine große Ladung Eiſen mit vieler Proviſion für ihn verkauft worden ſei, ſo beſchließt er, den Namenstag ſeines Weibes in Saus und Braus zu feiern; und da die unzüchtige Stiefmutter ſich nicht wohl mit der faſt noch ſchlimmern Gertrud verträgt, ſo benutzt Herr Trautvetter alle Gelegenheiten, ſeine mannstolle Dirne unter die Haube zu bringen. Da hat er denn die reichſten und angeſehenſten Leute in der Stadt zuſammengebeten, vorzüglich heirathsluſtige Männer, und da haben ſie von vier Uhr an geſchmauſt, gezecht und getanzt bis in die ſpäte Mitternacht. Die Gäſte ſind faſt alle beſoffen nach Hauſe getaumelt; als der Knecht ſchon die Thüre verſchloſſen und eben in ſein Neſt kriechen will, hört er oben noch ein gewaltiges Schimpfen und Schelten, Toben und Schreien. Bald darauf kommt der Junker Hans, der Ehren halber auch eingeladen geweſen war, nur halb in Kleidern die Stiege herabgepoltert; er ſelbſt hat ein brennendes Licht in der Hand, und Herr Trautvetter ſchleudert ihm ein anderes nach. Der Knecht nimmt aus den böſen Reden ab, daß der Hausherr den Junker bei Jungfer Gertrud im Bette gefunden, drückt aber die Ohren an, macht auf und legt ſich dann nieder. Bald darauf ſchlagen ihm die Flammen über dem Kopfe zuſammen, und ſicherlich iſt in dem argen Unfuge ein Licht an feuerfangendes Zeug gerathen."

„Gott verzeih' ihnen die Sünde in Gnad' und Barmherzigkeit!" ſagte der alte Schmied und zog den Balg an. „Uns aber kommt es nicht zu, über ſie zu richten, Peter."

„Ei was! Nicht ich, der Teufel ſoll ſie richten!"

brummte der Knecht noch zwiſchen dem Brauſen des Balges und dem Knattern der ſprühenden Funken; „denn das weiß ich, daß in Trautvetter's Haus eine gottvergeßne heilloſe Wirthſchaft iſt, und daß ſie dort nur immer den Schönſchirm aufſpannen, um den Leuten die Augen zu blenden.“ Ephraim ſchien des Knechtes Worte zu überhören, zog den glühenden Eiſenklumpen aus dem Ofen und brachte ihn unter den Hammer; Peter ließ das Waſſer an, und unter der rüſtigen Arbeit flog die Zeit.

Abermals war im Schweigen und Schaffen eine Stunde vorüber gegangen, während welcher Peters Blicke den Weg oft durch die Luke fanden, als ſich der Küſter Bornſchein, des Herrn Pfarrer Ehrenhold Famulus, in der Thüre der ſchwarzen Werkſtatt zeigte. Peter fuhr bei ſeinem Anblick auf, wie ein grimmiger Löwe. Der kleine Kirchendiener war mit weißbaumwollenen Strümpfen, zierlichen Schuhen, über deren Wölbung ſich die große ſilberne blank geputzte Schnalle legte, mit dem langgeſchoßten braunen Rock, deſſen ganze Vorderſeite mit großen überſponnenen Knöpfen beſetzt war, mit der hellblauen Mohrweſte, fein gefaltetem Hemd und weißem Halstuch angethan; ſeine toupirten Locken trugen Puderhügel, und ſein Zöpflein war mit neuem Band umwickelt. Dieſe Staatstracht mußte etwas Außerordentliches bedeuten, und Peters Grimaſſe machte daher ſogleich den Meiſter auf das geputzte, ihm verhaßte Männlein aufmerkſam. Ephraim nickte dem Küſter einen höflichen Gruß zu, kümmerte ſich aber um das gebieteriſche Winken Ehrn Bornſcheins ſo wenig, wie um Peters Wuthſchnauben, bevor die Stange, die er unter dem Hammer hatte, fertig gezaint war. Der Küſter wagte in der Werkſtatt nicht weiter vorzudringen, aus Furcht ſein Feierkleid zu beſchmutzen oder gar zu verbrennen, und ſchnitt bis zur Vollendung der Arbeit grimmige Geſichter, die Peter mit höhniſchem und grimmigem Grinſen begleitete. Als des Hammers letzter Schlag verhallt war, ging Ephraim auf den harrenden Mann zu, bot ihm die Hand und einen freundlichen guten Morgen und erſuchte ihn, mit hinüber ins Häuschen zu gehen.

„Ich habe nichts in euerer Behauſung zu ſchaffen, Meiſter Ephraim,“ ſagte der Küſter zornig und verweigerte die Hand. „Wie könnt ihr euere Arbeit fortſetzen, wenn der Herrgott in euere Thüre tritt?“

Der Schmied maß den Küſter mit großen Augen und ſprach dann im Tone des höchſten Erſtaunens: „Seid ihr der Herrgott, Herr Küſter? Oder iſt's bei euch nicht richtig?“

„Ich bin der Diener ſeiner Hochehrwürden des Herrn Stadtpfarrers Hieronymus Ehrenhold und Küſter zur Kirche der heiligen Dreifaltigkeit. Ich bin zu euch im Namen des Herrn Pfarrers und der Kirche gekommen; der Herr Pfarrer und die Kirche aber ſind auf Erden an Gottes Statt, der im Himmel unter den himmliſchen Heerſchaaren thront und ſich den Guckuck was um euch und derlei Menſchenſorten kümmert. Und wenn's heute durch mich geſchieht, ſo müßt ihr euch das für eine große Ehre ſchätzen. Si deus pro nobis, quis contra nos? ſagt Cicero; das verſteht ihr nicht, ſondern ihr habt den himmliſchen Heiland in mir ſchimpfirt und ins Angeſicht geſpuckt; das ſoll euch übel bekommen.“

Peter verzerrte ſein rußiges Geſicht zu einer ſcheußlichen Fratze und fragte beim Meiſter mit den Augen an, ob er den geiſtlichen Grobian hinauswerfen ſolle. Ephraim beachtete aber Peters Blicke nicht, ſondern fiel dem vor Zorn und Eifer kirſchbraun gewordenen Manne ins Wort: „Aber ich bitt' euch, Herr Küſter, laßt euch doch bedeuten! Ich hatte mein Eiſen eben glühend, und es wäre mir ein Schade geweſen, hätt' ich's ungezaint bei Seite gelegt. Ihr wißt aber, ich bin ein ſehr armer Mann und muß lange arbeiten, eh' ich was verdiene. Auch iſt's in keiner Hammerſchmiede Gebrauch, daß man die Arbeit von ſich wirft, wenn ein Gaſt kommt, und keiner wird's übel nehmen. Fühlt ihr euch aber dennoch von mir beleidigt, ſo nehmt die Verſicherung, daß euch zu kränken nie meine Abſicht war, und ſomit bitt' ich's euch ab."

„Ich will von euch nichts abgebeten haben und euch nur ſo viel ſagen, daß ihr ſogleich mit Frau und Tochter vor dem hochehrwürdigen Herrn Pfarrer Hieronymus Ehrenhold erſcheinen ſollt. Ihr werdet den gnädigen Befehl ſogleich reſpectiren und mir auf den Fuß zum Pfarrhauſe folgen." Mit dieſen Worten ſchwenkte ſich das Männlein gravitätiſch und ging über die Brücke dem Städtchen zu, nachdem er der vor der Thüre der Hütte ſtehenden Magdalena einen böſen ſchadenfrohen Blick zugeworfen hatte.

„Was ſoll das bedeuten?" fragte Ephraim mit der Ruhe eines ſchuldloſen Gemüths und ſchüttelte nachdenklich das greiſe Haupt.

„Erſt meint' ich nicht anders, als ich ihn ſo aufgeputzt ſah, wie ein Schlittenpferd, er wolle euch Namens des Herrn Pfarrers auch ſo eine Belohnung bringen, wie der Herr Trautvetter, oder euch zu vergleichen etwas zum Herrn Ehrenhold einladen," ſagte Peter. „Nach dieſen ſeinen Grüßen aber muß es was Anderes ſein und fürwahr nichts ſonderlich Gutes, denn das Bein, das der Hund bringt, zeugt vom Braten auf des Herrn Tiſch. Der Teufel ſoll dem falſchen Wichte das Licht halten, der mir die Glocke zerſprengt hat!“

„Sei es, was es wolle: ein gut Gewiſſen braucht ſich nicht zu fürchten,“ erwiederte Ephraim. „Du aber ſchweige und laß mich nicht wieder ſolche Worte hören!“ Dann ging er in ſein Haus hinüber, um Frau und Kind den ſonderbaren Gang anzuſagen. Magdalena ſtand noch immer an der Thüre; ihre großen dunkeln Augen blitzten dem Vater erwartend entgegen, während ihr ein leiſes Zittern durch die Glieder fröſtelte. Kaum aber hatte ſie vom Vater die Kunde vernommen, als ſie heftig zuſammenſchrak und erbleichte.

„Lene,“ ſagte Ephraim barſch, „ſoll ich mich von dir einer Uebelthat verſehen? Das wolle Gott nicht, deſſen Leib du erſt noch in voriger Nacht geſpeiſt, deſſen Blut du getrunken haſt, ohne mir eine Schuld zu beichten. Und doch haſt du kein gutes Gewiſſen, Mädchen. Dein Schrecken und die Bläſſe deines Geſichts verkünden mir's.“

„Mög' mich der Himmel ſtets ſo rein bewahren, als ich jetzt bin, Vater!“ verſetzte Magdalena würdevoll.

„Wozu brauchſt du dann zu erſchrecken? Ein reines Herz ſcheuet Niemand, am wenigſten den Diener des göttlichen Wortes.“

„Mir ahnet vom Küſter nichts Gutes, Vater.“

„Vom Küſter? Aus was für Grund und Urſache?“

„Ach, ich habe mich ſtets geſchämt, es euch zu ſagen,“ begann das ſchöne Mädchen mit zu Boden geſchlagenen Blicken und bis unter das Kinn purpurroth, „was mir der arge Küſter ſchon ſeit länger als einem halben Jahre Ungebührliches zumuthet! So oft ich zur Betſtunde ging, machte er ſich in der Kirche dicht neben mir etwas zu ſchaffen oder trat mir beim Hinausgehen in den Weg und redete Dinge zu mir, die ich euch nun und nimmermehr wieder erzählen kann und keinem Menſchen, ja mir ſelbſt nicht; denn wenn ich nur dran denke, möcht' ich mich ſchon zu Tode ſchämen. Ich hab' mir's wohl oft überlegt, ob ich's euch oder dem Heinrich ſagen ſollte, damit ihr dem garſtigen Manne die unzüchtigen Anträge verwieſet; aber dann dacht' ich wieder, das gäbe große Feindſchaft, und die wollt' ich verhüten; und deshalb ſchwieg ich und nahm mir ein Herz, ihm ſelbſt einmal ſeine Schändlichkeit vor die Augen zu halten. Solches that ich denn auch, es werden nun drei Wochen ſein. Während der Betſtunde war's ſchon Dämmerung geworden; die Kirche war leer, und der Diakonus hatte den Pſalm verleſen, als Bornſchein an meinem Kirchenſtuhle vorüberging und mir das Geſangbuch vom Pulte herabſtieß. Er hob es ſogleich auf und flüſterte mir beim Uebergeben zu, ob ich ſeine Wünſche noch immer nicht erfüllen wolle. Ich antwortete ihm nicht und blieb in meinem Stuhle, bis ſich die wenigen Leute aus der Kirche entfernt hatten. Er ſchien das für ein günſtiges Zeichen zu nehmen und umfaßte mich mit unerhörter Frechheit, um mich zu küſſen. Da ſtieß ich ihn mit Abſcheu von mir und nannt' ihn einen abſcheulichen Sünder, der Gottes Haus mit ſeiner ſchlimmen Weltluſt entweihe und das ewige Feuer verdiene. Ich erinnerte ihn an ſein Amt und an ſein Alter, an ſeine Frau und ſeine erwachſenen und verheiratheten Kinder und ſtellte ihm ſein ſündiges Begehr recht lebhaft vor Augen, drohte ihm auch, wenn er ferner nicht von mir ablieſze, wolle ich's nicht allein euch, mein Vater, ſondern auch meinem Heinrich, dem ich anverlobt ſei, und ſogar dem Herrn

Pfarrer und ſeinem Schwiegerſohn, dem Herrn Diakonus, anſagen, damit ihm Ruhe geboten und er zur gebührenden Rechenſchaft gezogen werde. Anfangs meiner Rede wollte er mir immer ins Wort fallen und mich unterbrechen, ich aber ließ es nicht zu; nachher wurde ſein Geſicht kreideweiß und ſeine Zähne klapperten, dann wieder blutroth, und die Augen quollen ihm gräßlich aus dem Kopfe hervor. Als ich aber fertig war, ballte er die Fäuſte und ſchäumte vor Wuth. Du ſollſt an mich denken, verfluchte Dirne! knirſchte er dann und rannte davon. Mir aber fielen die Worte wie Steine aufs Herz; und obgleich ich den Küſter ſeit jener Zeit kaum geſehen, ſo hab' ich ſie doch noch keinen Augenblick vergeſſen und mir nichts Gutes von dem böſen Manne verſehen. Deshalb erſchrak ich auch ſo ſehr, als ich ihn aus dem Hammer herauskommen ſah."

„Thue dich aller Angſt und Furcht ab, meine Magdalena, tröſtete der Vater die bedrängte Tochter. „Du haſt vor Gott und Menſchen recht gehandelt, und wohl allen denen, welche ſich ein Gleiches ſagen können! Ziehe dein reines Linnenzeug an; im weißen Kleide der Unſchuld wollen wir vor den geſtrengen Pfarrherrn treten."

## 4.

## Das geiſtliche Gericht.

Ach', vielleicht indem wir hoffen,
Hat uns Unglück ſchon betroffen!

„Und ihr meint, Frau und Tochter ſeien eben ſo ſtrafbar, als der Mann? Sie ſind ja aber doch jedenfalls durch ihn erſt verführt worden, und das Weib iſt ein ſchwaches Geſchöpf. Deshalb muß allweg der Mann für ſie ſtehen, alſo auch die Strafe allein erdulden.“ So ſprach der Stadtpfarrer Ehrenhold zu dem bei ihm anweſenden Diakonus und dem Küſter, mit ihm der ganzen Geiſtlichkeit der Stadt.

Der Diakonus wollte etwas erwiedern, aber ſein Schwiegervater, Ehrn Bornſchein, warf ihm einen heftigen und vielbedeutenden Blick zu, worauf er verſtummte, und der kleine Küſter das Wort nahm. „Ich erlaube mir, Ew. Hochehrwürden zu erinnern, daß weder wir noch irgend ein Menſch wiſſen können, ob der Zainſchmied ſeine Frau und Tochter, oder dieſe ihn zu der entſetzlichen Sünde verführt haben. Inzwiſchen will mich bedünken, daß das Letztere wahrſcheinlicher ſei, als das Erſtere. Die Magdalene iſt ein gar eiteles, hoffärtiges Geſchöpf, trägt die Naſe immer hoch und hat große Dinge im Kopf. wie ich am beſten weiß, der ich mir oft ſchon die Mühe genommen, ſie mit chriſtlich milder Zurechtweiſung auf den rechten Pfad zurückzuführen. Aber wo einmal der Teufel Unkraut in den Waizen geſät, da hilft kein Reuten. Meine Vermahnungen haben bei der tollen Dirne nichts gefruchtet. Nun, wem nicht zu rathen iſt, dem iſt auch nicht zu helfen, und wer nicht hören will, muß wohl fühlen. Jeſus Sirach ſpricht: den Hoffärtigen iſt beides feind, Gott und die Welt; denn ſie handeln vor allen beiden Unrecht. Und Hoffart treibt zu allen Sünden, und wer darin ſteckt, der richtet viel Gräuel an. Darum hat der Herr allezeit den Hochmuth geſchändet und endlich geſtürzt. Da iſt der ſchmucke Heinrich Körner, der junge Glockengießer drüben, der dem Satanskinde im Kopfe ſteckt, ſo daß ſie ſich ſogar ſteif und feſt einbildet, er werde ſie heirathen. Nun hat ſolche Hoffart nichts um und neben ſich und will's doch den beſten Bürgerstöchtern nachmachen, um dem ſchönen und wohlhabenden Burſchen zu gefallen. Da wird nun Alles zuſammengeſchabt und gekratzt, das liebe Eſſen ſogar am Leibe abgeſpart, um ſich ein Fähnchen darauf zu hängen. Natürlich darf auch kein Beichtgroſchen ausgegeben werden. Das thörichte Volk will Alles ſelbſt verdienen. So und nicht anders verhält ſich die Sache; das ſchnippiſche Mägdlein iſt am ganzen Unheil ſchuld. Meint ihr nicht auch ſo, Herr Schwiegerſohn?"

„Ich bin ganz euerer Meinung, Herr Schwiegervater," verſetzte der Diakonus.

„Geſetzt aber auch, dem wäre nicht ſo, wie ihm doch allerdings ſo iſt, ſo ſagt das gemeine Sprichwort ſchon: mitgegangen, mitgehangen, und nimmt die Weiber keineswegs davon aus. Die Eva hat den Adam verführt und iſt mit ihm aus dem Paradies ins Elend verſtoßen worden. Die Magdalena und ihre Mutter haben den Vater verführt, ſo treffe auch ſie mit des Himmels Zorn! Die Sünde kommt her von einem Weibe, und um ihretwillen müſſen wir alle ſterben, ſagt der Sirach."

„Gut geſprochen! wahr geſprochen!" bemerkte der Stadtpfarrer. „Das Gleichniß mit der Eva gibt der Sache den Ausſchlag. Meint ihr nicht auch, Herr Diakonus?"

„Es iſt ganz meine Meinung," erwiederte dieſer mit einem tiefen Bückling und ſcheuem Seitenblick auf den geſtrengen Herrn Schwiegervater.

„So mag Brigitte die Sünder hereinlaſſen, die vor ein Paar Minuten ſchon ins Haus getreten ſind," äußerte der Küſter und verfügte ſich nach der Thüre, um der alten Magd einen Wink zu geben. Bald darauf ſchritt der Zainſchmied mit Weib und Kind, ärmlich aber reinlich und nett gekleidet, über die Schwelle. Ephraim verneigte ſich beſcheiden und trat einen Schritt vorwärts, erhob dann das große reine Auge unter der langen ſchneeweißen Wimper und ließ es ruhig an den Geſichtern der drei Geiſtlichen vorübergleiten. Annagrethe und Magdalena blieben ſchüchtern an der Thüre ſtehen und hefteten zitternd die Augen an den Boden. Das Mädchen war wie mit Purpur übergoſſen, und des Küſters freches Auge weidete ſich an ihrer Angſt und Verlegenheit.

„Ihr habt Euch eines großen Verbrechens ſchuldig gemacht, Ephraim," begann der Pfarrer im ſtrengſten Kanzel-Straſton. „Geſteht ſogleich ein, was ihr begangen! verheimlicht in keiner Hinſicht die Wahrheit; nur ſolch' aufrichtig Geſtändniß wird die Härte der Strafe, die euch treffen muß, in etwas verringern."

Der Zainſchmied hatte mit ſteigendem Erſtaunen die harte Rede vernommen. „Ich ein Verbrecher?" rief er jetzt. „So wahr mir der allmächtige Gott helfe! ich weiß von keiner Uebelthat, die ich mit Wiſſen und Willen vollbracht. Es war ſtets mein eifrigſtes Beſtreben, gerecht vor dem Herrn zu wandeln. Deshalb iſt die Anklage falſch; ich will's beweiſen; ſtellt mich nur dem Buben gegenüber, der mich beſchuldigt."

„Thut nicht ſo batzig, Mann, und reißt euer gottloſes Maul nicht ſo weit auf!" eiferte Ehrenhold zornig. „Ihr ſollt mir ſchon zu Kreuze kriechen. Doch ich ſehe, ihr ſeid ein ſehr verſtockter Sünder, und deshalb wird euere Strafe hart ſein. Wir wenden uns aber zu den beiden Theilnehmerinnen des Verbrechens, und ſie werden im Hinblick auf die göttliche Gnade, welche die verlornen reuigen Schäflein wieder annimmt, das Begangene eingeſtehen."

„Wir eingeſtehen?" rief Annagrethe laut weinend. „Himmliſcher Vater, was iſt denn ſo Gräßliches geſchehen, deſſen Vollbringung uns armen unſchuldigen Leuten aufgebürdet wird? Herr Gott, ſteh' uns bei! Was fällt mir ein? Ihr werdet uns doch nicht für die Brandſtifter des in verwichener Nacht ausgebrochenen Feuers halten? Wir ſind unſchuldig daran! Ich beſchwör' euch, geſtrenge Herren!"

„Ihr ſeid nicht unſchuldig daran, Weib!" donnerte der Paſtor. „Ihr habt mit euerem Manne und euerer Tochter den Brand und den Verluſt der Glocke verſchuldet, und wer wüßte, was für Unglück noch über unſre gute Stadt gekommen wäre, wenn wir euere abſcheuliche Miſſethat nicht entdeckt hätten."

„Wie?" raſte jetzt Ephraim auf, und die drei geiſtlichen Männer fuhren entſetzt empor vor dieſem Tone, welcher die runden Fenſterſcheiben in ihrer bleiernen Einfaſſung erzittern machte; „wie? Ich ſoll des Herrn Senators Trautvetter Haus in Brand geſteckt haben?"

„Wer hat das geſagt? Verſchuldet habt ihr den Brand durch die Gräulichkeit euerer Sünden, die des Himmels zornflammendes Strafgericht nun auf die ganze Stadt herabrieſen, ſo daß der Unſchuldige für den Schuldigen hat leiden müſſen. Was wäre denn auch an euerer Hütte verloren geweſen, wenn ſie abgebrannt wäre! habt ihr doch nichts drin."

„Wohl weiß ich, daß ich arm bin, und nie hab' ich mich deſſen geſchämt; und aus euerem Munde, Herr Pfarrer, hab' ich deshalb keinen Vorwurf erwartet. Arm bin ich, aber redlich und gottgetreu, habe niemals ein Verbrechen begangen, und wenn ich aus des Fleiſches Schwachheit ſündigte, wird's mir Gott vergeben, und ich flehe ihn darum an in jedem Morgen- und Abendſegen."

„Schweigt ihr jetzt! Und ihr, Anna Margaretha Ephraim, wollt ihr noch länger bei euerem Läugnen beharren?"

„Ich kann euch nichts bekennen, hochwürdiger Herr Pfarrer! Ich weiß nichts! So wahr mir Gott helfe hier und dort!"

„Und die Jungfer? Ich ſeh's ihr an, ſie wird die Wahrheit geſtehen. Was hilft euch auch das thörichte Läugnen? Die Sache iſt ſchon erwieſen. Alſo friſch heraus, Magdalena! An dir hat der Satan noch den wenigſten Theil! Rette deine arme Seele und geſtehe!"

„Geſtrenger Herr Pfarrer, ich bitt' euch um Gotteswillen!" rief das Mädchen verzweifelt, „glaubt doch dem Küſter nicht! Ich weiß, er hat uns arme Leute bei euch verläumdet und will uns zu Grunde richten. Aber was er auch geſagt haben mag; er iſt ein Lügner, ein ſchändlicher Menſch — —"

„Verſtockte nichtswürdige Brut!" unterbrach Ehrn Bornſchein glühenden Geſichts vor Zorn die Eifernde und fuhr mit beiden Fäuſten auf ſie hinein, daß ſie erſchrocken zurückwich.

„Was du da vom Küſter faſelſt, verſteh' ich nicht," fuhr Ehrenhold, nicht aus der Faſſung gebracht, fort; „es iſt ungereimtes Zeug, was dir die Angſt eingibt. Ein Mann, deſſen Glaubwürdigkeit ich beſchwören kann, hat mir euere Sünden entdeckt, und dieſer Mann iſt Niemand weiter, als — ich ſelbſt. Weil ihr denn aber alle Drei in euerer blinden und abſcheulichen Verſtocktheit verharret, ſo muß ich meine Fragen nun anders ſtellen. Wo wart ihr geſtern Abend in der Mitternachtsſtunde?"

„Zu Hauſe!" erwiederten die drei Glieder der Zainſchmiedsfamilie.

„Was habt ihr da getrieben?"

Mutter und Tochter erbleichten; Ephraim ſchlug einen Augenblick das Auge verwirrt nieder, dann erwiederte er feſt: „Wir haben Gott gedient."

„Ihr Gott gedient? — dem Teufel!" fuhr der wüthende Küſter den Zainſchmied an.

„Stille!" ſprach der Pfarrer. „Warum ſeid ihr doch ſo blaß geworden, ihr Weiber! Das Geſtändniß euerer Schuld ſteht ſchon halb auf eueren Geſichtern; vollendet es nun noch durch die Ausſage eueres Mundes. Was habt ihr in jener Stunde gethan? Worin beſtand euer vermeintlicher Gottesdienſt?"

„Wir haben das Nachtmahl unſeres Herrn und Heilandes Jeſu Chriſti gefeiert," ſtammelte Annagrethe.

„Nun da haben wir's!" rief der Küſter mit ſchlecht verhehlter Freude. „Die Miſſethat iſt geſtanden."

„Miſſethat?" fragte Ephraim ſtark betont. „Hab' ich eine Miſſethat begangen, indem ich meines Herrn und Meiſters Gedächtniß beging und mich der großen Huld und Liebe dankbar erinnerte, mit welcher er auch für mich geſtorben iſt und auch mich vom ewigen Tod und Verdammniß erlöſt hat?"

„Wie, Menſch, ihr könnt noch fragen?" eiferte der Pfarrer. „Das Heiligſte habt ihr entweiht! Ihr habt Chriſti Leib und Blut beſudelt, habt ſeinen göttlichen Namen geläſtert und den größten Frevel begangen, deſſen ſich ein Chriſt ſchuldig machen kann. Ihr habt den Heiland der Welt ins Angeſicht geſchlagen, ja ihr habt ihn mit Füßen getreten und mit Schimpf und Hohn beladen."

„Gott ſteh' mir bei in der letzten Noth! Herr Pfarrer, weſſen beſchuldigt ihr mich! Sehet wohl zu, daß ihr ſolches vor Gottes Richterſtuhl mögt verantworten können! Mir armen und erſchrecktem Mann aber ſagt an, wie ich in dieſe ungeheuere Schuld gekommen ſein ſoll; denn fürwahr, ich weiß es nicht, und ſo ich ſündigte, ſo geſchah es unwiſſentlich. Und eine Sünde aus Unwiſſenheit iſt nach meinem Dafürhalten keine Todſünde."

„Ihr habt nichts zu meinen und dafür zu halten, ſondern nur zu glauben, was euch der Prieſter verkündet," eiferte der Küſter. Der Zainſchmied wandte ſich aber verächtlich von ihm ab und richtete die bittenden Worte an den Pfarrer: „Worin beſteht meine große Sünde, hochwürdiger Herr? Erklärt ſie mir!"

„Daß ihr den Leib und das Blut Chriſti ungeweiht und aus euerer unheiligen Hand genoſſen und an euer Weib und Kind ausgetheilt habt. Des Prieſters Segen hat gemangelt, und ihr habt unwürdig von dieſem Brote gegeſſen und von dieſem Weine getrunken."

„Ihr ſeid ein hochſtudirter Herr," erwiederte der Zainſchmied, „und ich bin ein armer unwiſſender Handwerksmann. Was aber die Bibel betrifft, Herr Pfarrer, darin bin ich wie zu Hauſe. Denn von meinem zehnten Jahre, wo ich mit Gottes Hülfe ein Bischen leſen lernte, habe ich alle Tage, und auch nicht einen einzigen ausgenommen, eine Stunde darin geleſen, und Sonntags drei Stunden. Aus andern Büchern weiß ich nichts, aber was in der Bibel ſteht, weiß ich gut und zuverläſſig. Mein Lebstage hab' ich mich an die Bibel gehalten, und habe ſtreng befolgt, was ſie vorſchreibt, und ſiehe, ich bin wohl dabei gefahren, bis in mein hohes Alter. Ihr mögt weiſer und gelehrter ſein, als ich, aber die Furcht Gottes iſt der Weisheit Anfang und Chriſtum lieb haben, iſt beſſer denn alles Wiſſen. Die Furcht Gottes habe ich, ſo wie die Liebe zu Chriſto, meinem Herrn; ſollt' ich damit nun eine ſolche Todſünde begangen haben, wie ihr ſagt, und ich doch nicht weiß, daß ich etwas gethan, was die Bibel verbietet, ſondern im Gegentheil etwas, was ſie vorſchreibt.“

„Was? Wollt ihr mich belehren, unverſchämter Mann?“ kreiſchte der Pfarrer.

„Haltet euer ungewaſchenes, ſündhaftes Maul!“ rief der Küſter dazwiſchen, „damit euch der leibhaftige Satanas nicht auf der Stelle hole. Hört euere Strafe an und ſchweigt.“

„Wie kann ich geſtraft werden, ſo ich noch nicht gerichtet bin? Wie kann ich gerichtet werden, ſo ich nicht überwieſen bin? Ohne Zagen ſteh' ich vor euch, ihr Herren; ich fürchte mich nicht vor Menſchen, und vor Gott brauche ich mich nicht zu fürchten. Sagt mir an, ihr Schriftgelehrten, eine einzige Stelle aus der heiligen Schrift, worin geſchrieben ſtehet, daß ein Prieſter und nur ein Prieſter das Brot und den Wein ſegnen dürfe, und daß es eine Todſünde ſei, den Leib und das Blut des Herrn, welches kein Prieſter geſegnet, zu genießen. Zeigt mir eine ſolche Stelle, und ich will mich als ein reuiger Sünder der Strafe begeben. Ihr ſchweigt betroffen? So will ich euch ſagen, wie der Herr ſpricht durch den Mund ſeines größten Apoſtels: Der geſegnete Kelch, welchen wir ſegnen, iſt der nicht die Gemeinſchaft des Blutes Chriſti? das Brot, das wir brechen, iſt das nicht die Gemeinſchaft des Leibes Chriſti? In dieſem: „Wir“ bin ich ſo gut gemeint, wie jeder Chriſt, und wenn ich alſo das Brot und den Wein ſegne und genieße es als Leib und Blut Chriſti und gedenke ſeines Leidens und Sterbens und meiner Sünden, ſo wie er befohlen hat, ſo habe ich das Gebot erfüllt und bin keiner Sünde ſchuldig. Vermag aber nur ein Geiſtlicher d. h. ein geweihter Prieſter Brot und Wein durch ſeinen Segensſpruch in den Leib und das Blut Chriſti zu verwandeln, ſo habe ich wiederum keine Sünde begangen; denn dann haben wir ja eben nur Brot und Wein genoſſen und nicht Gottes Fleiſch und Blut.“

„Nun ſeht, Ephraim,“ begann der gewandte Küſter, während der wuthſchnaubende Pfarrer und der Albernheiten ſchwatzende Diakonus ihre von der Kühnheit der eben gehörten Rede entflammten Augen auf ihn richteten. „Nun ſeht,“ ſagte der Retter in der Noth, „wie ihr ein eitler und thörichter Gottesläſterer ſeid! Ihr rühmt euch, die Bibel zu verſtehen, und verſteht den einen Vers nicht, den ihr uns herſagt. Geleſen mögt ihr wohl viel darin haben und viel auswendig wiſſen, aber ein Verſtändniß deſſen habt ihr nicht. Das kommt aber daher, wenn man ſich in ſeinem eiteln Sinn erhebt und meint, man ſei allein genug und brauche Niemanden. Wozu wären denn die Prieſter des Herrn und die Diener der Kirche auf Erden, wenn ihr albernes Volk Gottes Wort ganz für euch verſtändet und die Gebräuche des Bundes mit Gott ausüben könntet mit euerer eigenen Hand? Da ihr nun aber wohl wiſſen mögt, daß der Prieſter die erſte Perſon in der Welt iſt und in Anſehen Gottes noch über Königen und Fürſten ſteht, ſo mögt ihr auch leichtlich einſehen, daß dasjenige, was ſie auf Erden zu verrichten haben, kein ſo faul Geſchäft iſt, daß es jeder Narr abthun könnte. Was nun jenen Vers betrifft, ſo müſſen wir uns wundern, wie ihr habt ſo thöricht ſein können, ihn mit ſolcher Keckheit hier vor uns anzuſagen, da er euch doch das Verdammungsurtheil ſpricht. Den Kelch, welchen wir ſegnen, heißt es darin. Wer ſind denn dieſe wir? Ihr antwortet darauf: alle Chriſten, folglich auch ich. Ich ſage euch aber, ihr ſeid auf dem Holzwege, und frage, wer hat den Vers geſchrieben? Antwort: der Apoſtel Paulus an die Korinther. Wen meint er alſo mit dieſem wir? Antwort: ſich und die andern Apoſtel! Hätte er die Korinther und die andern Chriſten auch mit gemeint, ſo hätte er geſchrieben: wir und ihr. Hollah! davon ſteht keine Silbe da. Die Apoſtel ſind die „wir," welche allein das Recht haben, Brot und Kelch zu ſegnen, weil's ihnen allein der Heiland aufgetragen, ehe denn er in den Tod ging. Die Nachfolger der Apoſtel auf Erden ſind allein die Prieſter, die Lehrer des Volks, die Verkünder des Worts, und nicht jeder Narr, wie ihr. Habt ihr mich verſtanden!" Die Geſichter der beiden Geiſtlichen hatten ſich während des im Enthuſiasmus ſteigenden Vortrags des Küſters ſehr erheitert, und als Ehrn Bornſchein mit triumphirenden Blicken ſchwieg, rief der Pfarrer aus: „Ihr habt mir aus der Seele geſprochen, Bornſchein! Ja wir ſind's, und nicht ihr ſeid's. Ihr ſeid ein Verdreher der Schrift, Ephraim, und habt dadurch ein neues Verbrechen auf euch geladen."

„Barmherzigkeit!" flehte der alte Zainſchmied niedergedonnert. „So hätte ich wirklich eine ſo große Sünde begangen? Sagt doch aber Chriſtus der Herr: ſo euerer zwei oder drei beiſammen ſind, ſo bin ich mitten unter euch."

„Aber nicht, wenn man ihn läſtert. Sagt mir, wo ſteht ein Wörtlein in der Bibel, in welcher ſo ſehr bewandert zu ſein ihr euch doch rühmt, wo ſteht ein Silblein, daß dem Laien erlaubt ſei, Brot und Wein zu heiligen?“

Der Zainſchmied ſchwieg, von Todesangſt gefoltert, Annagrethe's und Magdalena's leiſes Schluchzen brach in lautes Weinen aus.

„So habt Barmherzigkeit mit mir!“ rief jetzt Ephraim und warf ſich vor dem Pfarrer auf die Kniee. „Ich fehlte aus Unwiſſenheit. Vergebt dem reuigen Sünder.“

„Nicht eher, als bis er die wohlverdiente Strafe erduldet hat. Aber ſagt mir doch, was hat euch bewegen können, in die Stricke des Satans alſo zu fallen?“

„Die Armuth, hochwürdiger Herr. Es war im Frühling dieſes Jahrs, als ich zum letztenmal den Leib und das Blut des Herrn aus eueren Händen im Hauſe Gottes empfing. Ich trug großes Verlangen nach dem Himmelsmanna, aber all mein baares Geld beſtand in vier Kreuzern, die gedacht' ich für Oel zu verwenden, um meine Suppe damit zu ſchmelzen. Dazu hatt' ich weiter kein Kleid als dieſen leinenen Kittel, die Andern trugen alle ſaubere feine Röcke. Ich allein hatte kein hochzeitlich Kleid an. Als ich nun zu euch in die Sakriſtei trat, um euch die Beichte zu thun, geſtand ich euch meinen Geldmangel, ihr werdet euch deſſen wohl noch entſinnen, denn ich meinte, die göttliche Speiſe, der Leib des Heilandes der Welt und ſein göttliches Blut, das am Kreuzesſtamm gefloſſen, könne nicht für Geld verkauft werden; das Geldgeben ſei nur ſo ein böſer Gebrauch, und der Prieſter, welcher das Geld von einem blutarmen Manne verlangen könne, ſei kein Diener Gottes und der Kirche, ſondern ein geiziger Kriegsknecht, der um des Herrn Mantel geloost. Ich geſtand euch meinen Geldmangel, Herr Pfarrer, aber ihr warft mir einen zornigen Blick zu und ſagtet . . . .“

„Schweigt, Elender!“ unterbrach Ehrenhold den Schmied. „Das Maß deiner Sünden iſt ohnedies voll. Sorge, daß es nicht überlaufe!“

„Nun ſeit jener Zeit bin ich nicht wieder zum Tiſch des Herrn gekommen, ſondern habe alle Freitag Abend Chriſti Gedächtniß mit Frau und Kind in meinem Hauſe begangen.“

„Wie ich euch vorhin geſagt, Hochehrwürden!“ warf der Küſter bei. „Kein Haar anders verhält ſich die Sache.“

„Ihr habt in jeder Hinſicht recht, Herr Schwiegervater,“ ließ ſich der Diakonus auch einmal hören.

„So wollen wir euch euere Strafe verkünden,“ begann Ehrenhold nun, „die ihr von Gottes und Rechtswegen zu erleiden habt, ihr Ephraim, ihr Anna Margaretha, und du, Magdalena; denn es hat von euch Eins ſo viel geſündigt als das Andere, ſintemal geſchrieben ſtehet: Welcher nun unwürdig von dieſem Brot iſſet, oder von dem Kelch des Herrn trinket, der iſt ſchuldig an dem Leibe und Blute des Herrn. Da ihr alle drei nun unwürdig gegeſſen und getrunken, ſo ſeid ihr alle drei ſchuldig und müßt alle drei büßen. Durch mich verkündet euch ſonach der Herr, an dem ihr gefrevelt, daß ihr drei Sonntage hinter einander im Vormittags- und Nachmittagsgottesdienſte öffentliche Kirchenbuße thun müßt und ſo lange aus der Gemeinde ausgeſchloſſen ſeid. Morgen Vormittag findet euch halb neun Uhr beim Küſter Bornſchein ein, damit er euch auf die Strafe vorbereite, welche um neun Uhr beginnen ſoll. Amen.“

Ein dumpfer Schmerzenston drang aus der Bruſt des unglücklichen Zainſchmiedes; ſein wirrer Blick ſuchte den Boden, ſeine gefalteten Hände waren nach unten gedrückt, ſeine Kniee zitterten heftig. Mutter und Tochter ſtießen ein lautes Jammergeſchrei aus, und Magdalena fiel, von der Laſt des Entſetzens niedergedrückt, auf den Boden, und Niemand dachte daran, der Ohnmächtigen beizuſtehen.

„Ausgeſchloſſen! Kirchenbuße! Ach, hochwürdiger Herr, erbarmt euch unſer! Die Schande wäre zu groß; ich würde ſie nicht ertragen können,“ jammerte der geängſtete Greis. „Bedenkt doch, daß ich mich unter Menſchen nicht wieder dürfte ſehen laſſen, ich wäre ja gebrandmarkt für die paar Tage, die ich noch zu leben habe; ich wäre ausgeſtoßen aus aller menſchlichen Gemeinſchaft, und mir wäre wahrlich beſſer, ich würde gleich zum Tode geführt. Darum mildert, lindert die Strafe! Nur nicht Kirchenbuße! Das iſt ja das Aergſte, was einem Menſchen widerfahren kann. Setzt mich vier Wochen ins Gefängniß bei Waſſer und Brot — ich will's euch Dank wiſſen und gern ertragen, aber nur nicht Kirchenbuße.“

„Was geht uns das weltliche Gericht an, welches mit Gefängniß und derlei ſtraft! ihr habt an der Kirche gefrevelt, und die Kirche legt euch ihre Buße auf. Nehmt's hin und murret nicht.“

„Aber ſeht doch, ihr lieben Herren, die ihr berufen ſeid, Chriſti Milde auf Erden zu üben, durch ſolch ſtrenges Strafgericht folgt ihr ja euerem Herrn und Meiſter nicht nach, der allen Sündern verzieh und ſogar für ſeine Feinde am Kreuzesſtamm zu ſeinem himmliſchen Vater flehte, der da geſprochen hat: vergebet, ſo wird euch vergeben, und mit dem Maße, ſo ihr meſſet, wird man euch wieder meſſen.“

„Sorgt ihr für euch und ſpart euern Aberwitz, uns an unſere Pflicht zu erinnern,“ wüthete der Küſter auf den Armen hinein. „Was wir thun, werden wir zu verantworten wiſſen.“

„Herr, gehe nicht ins Gericht mit deinem Knecht!“ wimmerte der Schmied zu des Pfarrers Füßen und umklammerte in gräßlicher Verzweiflung die Kniee des harten Mannes. Der Küſter aber, welcher befürchtete, der Pfarrer möchte ſich erweichen laſſen, fuhr mit donnernder Stimme dazwiſchen: „Hat uns der Himmel in dem Brande voriger Nacht und dem entſetzlichen Zerſpringen unſrer beſten und ſchönſten Glocke nicht Zeichen genug gegeben, daß furchtbare Sünden in unſerer Stadt begangen werden? Ein ſtrenges Strafgericht iſt über die ganze Stadt ergangen, die doch wahrlich nichts dafür kann, daß ſolche Brut in ihr hauſt. Und die Kirche ſollte nicht ſtrafen, wo Gott ſelbſt ſtraft? ſollte nicht durch Beſtrafung der wahren Sünder das Verderben von der ganzen Stadt abwenden? So dich dein Auge ärgert, ſo reiß es aus, damit du nicht ganz in das hölliſche Feuer geworfen werdeſt. Alſo ſteht geſchrieben und alſo ſoll es geſchehen nach des Herrn Wort.“

„Ihr habt weiſe geſprochen!“ ſagte der Diakonus. „Ganz meine Meinung!“ fügte der Pfarrer hinzu.

„Wenn ich nun auch für mich nicht weiter bitten will, der ich ein alter Mann bin und nicht lange mehr zu leben habe,“ weinte der Zainſchmied weiter, „ſo habt doch Mitleid mit meinem Weibe und mit meiner Tochter! Laßt an ihnen Gnade für Recht ergehen und mich die Buße allein thun. Seht, Magdalena iſt noch mein einziges Kind, die andern hat Gott zu ſich genommen. Sie hat außer ihrer Zucht und Ehrbarkeit nichts auf der Welt, aber ich achte dies als einen großen Schatz. Ich kann ihr auch nichts hinterlaſſen, als einen unbeſcholtenen Namen und meinen Segen, und auch das halt' ich für ein Großes. Ich habe ſie fromm erzogen, und Niemand kann einen Makel an ihrem Wandel aufzeigen; ſie iſt ſchön von Geſtalt und blüht wie eine Blume Gottes auf dem Felde. Ein ehrbarer Junggeſelle hat um ſie gefreit, und ſie trägt ſein Verlobungsringlein an ihrem Finger. Wollt ihr nun nicht barmherzig ſein gegen ſie, ſo ſtürzt eine Weltlaſt unvertilgbarer Schmach auf ſie, die ſie in den Abgrund des Verderbens hinabreißen muß. Ihr brennet ihr ein unauslöſchliches Zeichen auf die Stirn, und als eine von Gott und ſeinen Prieſtern Geächtete darf ſie ferner nicht mehr wandeln unter den Töchtern des Landes. Ihr reißt ihr den Brautkranz aus den Locken, denn ein Mädchen, welches hat Kirchenbuße thun müſſen, kann kein ehrbarer Jüngling zu ſeiner Hausfrau wählen; ihr macht ſie für das ganze Leben namenlos elend und unglücklich. Darum habt Barmherzigkeit und verſchont ſie!"

„Nicht wir ſtrafen, auch nicht wir haben zu mildern und zu dispenſiren. Die beleidigte Kirche muß geſühnt werden, und Magdalena kann nicht ausgeſchloſſen ſein. Deshalb fügt euch ohne Murren in den Beſchluß und ſchickt euch an, die wohlverdiente Strafe zu erleiden. Geht nach Hauſe!"

Ephraim erhob ſich vom Boden. Kein Laut ging mehr aus ſeinem Munde hervor.

An der Thür ſchloß er die ohnmächtige Tochter in die Arme und trug ſie davon. Annagrethe ſtürzte ihm heulend nach, verfolgt von den wonneleuchtenden Blicken des Küſters.

---

## 5.

## Des jungen Glockengießers Liebe.

Meiſter rühret ſich und Geſelle
In der Freiheit heil'gem Schutz;
Jeder freut ſich ſeiner Stelle,
Bietet dem Verächter Trutz,
Arbeit iſt des Bürgers Zierde,
Segen iſt der Mühe Preis.
Ehrt dem König ſeine Würde,
Ehret uns der Hände Fleiß.

Die Werkſtatt des Glockengießers Adam Körner lag in einem hohen und zum Berg allmälig aufſteigenden Thale, welches in das Hauptthal mit dem Städtchen mündete und dieſem ein klares Forellenbächlein zuführte. Hier ſtand man über der Stadt und konnte ſie überſehen. Rechts am Berge, an welchen das lange Haus der Gießerei angebaut war, dehnte ſich ein dem Glockengießer gehöriger großer Obſt- und Graſegarten aus. Ging man durch dieſen Garten bis zum mäßigen Scheitel des Bergs, ſo erblickte man auf der andern ſchroffen Seite das ärmliche Hammerwerk des Schmiedes Ephraim. Heinrich, des Glockengießers Sohn, pflegte deshalb niemals nach angeſagtem Feierabend erſt in die Stadt zu gehen, wenn ihn nicht ein beſonderes Geſchäft dazu nöthigte, ſondern er ſchlich durch den Garten, kletterte den Berg hinunter, lief am Hammer hin über den Steg und klopfte an die niedrige Thüre ſeiner geliebten Magdalena. An ſie dachte er den ganzen Tag bei all ſeinen Arbeiten, verfolgte die Sonne vom rechten Berg bis zum linken und wußte ſtets genau ihren Standpunkt, der die Stunde des Feierabends verkündete. Dann entließ er die übrigen Geſellen, ging an dem Bache hinauf und forſchte nach den Angeln, die er früh hineingehängt, nahm die geköderten Forellchen, wenn ein Paar angebiſſen hatten, pflückte im Sommer Beeren am Waldrande und im Herbſte die reifſten Birnen und Aepfel aus dem Garten und brachte Alles der Liebſten, um es mit ihr zu verzehren. Bei dieſen frugalen Mahlzeiten fühlte ſich der Jüngling überſchwenglich glücklich.

Schon war an jenem Sonnabende der Spätnachmittag unter anhaltender Arbeit herangekommen; denn eine neue Glocke wurde abgeraspelt und mit Bimsſtein abgerieben, um ihr Glanz zu geben. Noch ſelbigen Abend ſollte ſie abgeholt, auf ein benachbartes Dorf gebracht und in der Frühe des andern Tages aufgehängt werden, damit ſie das Feſt des Engelfalls einläute. Alle Hände ſchafften emſig, damit das Ziel der Arbeit noch vor der Vesperſtunde erreicht werde. Nur der alte Glockengießer half nicht ſelbſt thätig mit am Werke, ſondern ordnete an, prüfte und befahl. Die Unterhaltung drehte ſich um den Brand und die geſprengte Glocke.

„Bei meiner Treu!“ ſagte einer der Geſellen, der zufällig von der Arbeit thalabwärts nach dem Städtchen zu ſah, „ich glaube, wir bekommen heute noch Beſuch. Wenn man am tiefſten im Geſchäft ſitzt, führt der und jener die meiſten Leuteplager her, um einen zu ſtören.“

„Noch Beſuch?“ fragte Heinrich. „Nun, wenn uns Herr Trautvetter mit ſeiner Dankſagung und Scharwenzelei den Vormittag verdarb, ſo wird uns ja wohl Ehrn Bornſchein, der Küſter, den ich erkenne, den Nachmittag verderben.“

„Und fürwahr nicht minder geputzt und herausſtaffirt, wie der Herr Senator," bemerkte ein anderer Geſelle. „Wüßte ich nicht gewiß, ſeine alte zahnloſe Frau lebte noch, ſo meinte ich, der Küſter käme, um deine Schweſter zu freien."

„Am beſten Willen dazu fehlt's ihm ſchwerlich," ſagte der Erſte. „Der alte geiſtliche Bock iſt ja ganz erpicht und verſeſſen auf das junge Weibsvolk. Um eine hübſche Frau ſchleicht er, wie der Kater um den Brei. Da grinſ't er und kratzfüßelt und maulſchwatzt und leckt die Weiberhände und beſchnüffelt die Schürzenbänder und kirrt die Tauben mit den albernſten Schmeichelnamen und iſt ein completter Narr und Haſenfuß."

„Deshalb iſt mir der Kerl auch in den Tod verhaßt, und ich kann ihn nicht erſehen," ſagte Heinrich und kehrte dem eintretenden Küſter den Rücken zu. Dieſer grüßte ſehr höflich nach allen Seiten hin, wandte ſich dann an Meiſter Adam, flüſterte ihm einen ſchönen Gruß vom Herrn Pfarrer mit deſſen Bitte zu, ihm dieſen Nachmittag die Ehre ſeines Beſuchs zu ſchenken, ſintemal er etwas höchſt Wichtiges mit ihm zu verhandeln und deshalb das Studium der morgenden Nachmittagspredigt ausgeſetzt habe. Meiſter Körner, in der Meinung, die Sache betreffe die zerſprungene Glocke, war gleich bereit, mit dem Küſter zu gehen; denn er liebte den Verdienſt und war ſogar etwas zu ſparſam und geldgierig. Am Guß der neuen Glocke hoffte er ein gutes Stück Geld zu gewinnen, und ſäumte daher nicht, den Handel, wie er meinte, mit dem Herrn Pfarrer abzuſchließen. Nachdem er ſeinem Sohne noch die nöthigen Befehle gegeben, verließ er mit dem Küſter die Werkſtatt und wanderte der Stadt zu. Unterwegs erkundigte er ſich bei ſeinem Begleiter nach der etwaigen Urſache der Einladung und ſprach dann gleich weiter von der zerſprungenen Glocke, tadelte die Arbeit, weil ſie ein andrer Meiſter gegoſſen hatte, lobte ſeine eigne und verhieß der Stadt ein herrlich klingendes koſtbares Werk zu liefern. Der Küſter war dagegen wortkarg und ſprach, als er einmal den Mund aufthat, von nichts als von der göttlichen Vorſehung, dem Strafgerichte des Himmels, argen und gräßlichen Sünden in der Stadt und ſchwieg wieder, als Meiſter Adam nichts darauf erwiederte, nicht fragte und nicht über dieſe myſtiſchen Andeutungen belehrt ſein wollte. Der Glockengießer hörte ſolche Strafpredigten aber nie gern und nannte ſie nur das geiſtliche Lied ohne Ende; deshalb fing er wieder von ſeiner Glocke an und ſprach davon bis an das Pfarrhaus.

Meiſter Adam trat bei dem Pfarrherrn ein, und nachdem beide die weitſchweiſigen Ceremonien der Begrüßung und des Empfangs, die für jeden Stand im gegenſeitigen Verhältniß nach eignen Geſetzen zugeſchnitten waren, glücklich ohne ein Fehlchen abgemacht und in zwei großen Lehnſtühlen Platz genommen hatten, räuſperte ſich Ehrenhold und begann alſo: „Mein werthgeſchätzter Meiſter Adam, es iſt mir zu Ohren gedrungen, daß euer einziger Sohn, der künftige Erbe eueres Geſchäfts und eueres Namens, der Fortpflanzer eueres ehrbaren Geſchlechts, ſich mit der Tochter des Zainſchmieds Ephraim verlobt und im Sinne habe, ſich binnen Kurzem ehelich mit ihr zuſammen zu thun. Sagt mir demnach an, lieber Meiſter, ich bitt' euch ſehr darum, iſt dem alſo und hab' ich die Wahrheit vernommen?“

„Freilich iſt es ſo, hochehrwürdiger Herr Pfarrer; zu meinem großen Herzeleid iſt es Wahrheit, was ihr vernommen habt. Mein Heinrich hat ſich mit der Lene verlobt und will zu Oſtern Hochzeit machen.“

„Und ihr ſagt: zu euerem Herzeleid? das reimt ſich ja ſchlecht zu Verlobung und Hochzeit.“

„Ach, der Junge hat mir die Einwilligung abgezwungen! Ich war hart dawider und habe bis jetzt kein Wohlgefallen daran, werde wohl auch niemals welches bekommen. Aber was wollt' ich machen! Der Heinrich iſt mir lieb, hat was Tüchtiges gelernt, hat Kopf und Herz auf dem rechten Flecke, führt ſich gut auf, greift zu, wo's gilt, und vor Allem: er iſt mein einziger Sohn. Nun, er gab gute Worte und ließ mit Bitten und Betteln nicht eher nach, bis ich in den ſauern Apfel biß und gute Miene zum ſchlechten Spiel machte.“

„Was habt ihr denn eigentlich gegen die Jungfer Lene? Warum ſteht ſie euch ſo wenig zur Schwiegertochter an, daß ihr nur mit großem Leidweſen euere Einwilligung zu dieſer Verbindung gabt?“

„Obgleich wir vor Gott Alle gleich ſind im Himmel und auf Erden, wie ich wohl weiß und mir deſſen ſtets erinnerlich bin: ſo kann ich mir doch auch nicht abläugnen, daß vor der Welt ein Unterſchied Statt finden muß. Potz Tauſend, was ſollte das werden, gält' Einer ſo viel, wie der Andere! Der Unterſchied erhält die Ordnung. Nun kann ich euch wohl geſtehen, hochehrwürdiger Herr Pfarrer, daß ich mir mit Ehrlichkeit und ſaurer Arbeit ein artiges Kapitälchen erworben habe; ihr werdet mir auch zugeben, daß ich ein angeſehener Mann in der Stadt bin; meine Mitbürger haben mich in Ehren, das beweiſt, daß ſie mich einſtimmig zum Schöppen und Steuer-Einnehmer erwählt haben; der Herr Amtmann hält große Stücke auf mich, und mein Wort gilt viel bei ihm; und der regierende Herr Graf, der mir vor vier Jahren nach glücklich vollendetem Guß ſeiner Schloßglocke dieſe ſchöne ſilberne Doſe verehrte, gedenkt meiner mit Höchſtdero Frau Gemahlin freundſchaftlichſt, ſo oft die Glocke geläutet wird, und die Frau Gräfin läßt mir je zuweilen einen ſchönen Gruß vermelden und mich auf das Schloß entbieten. Alles dies zuſammengenommen wohl überlegt und bedacht, hatt' ich ſtets die Meinung, mein Heinrich könne einmal an irgend einer der vornehmſten Thüren in der Stadt anklopfen, und ihm werde aufgethan werden. Es war dies ſo eine Lieblingsidee von mir geworden, durch ſeine Verheirathung den Glanz meines Namens noch mehr zu heben, und ich denke ja nicht, daß dies eine Sünde iſt."

„Keineswegs, mein liebwertheſter Meiſter Adam," ſchaltete der Pfarrer ein.

„Nun ſtellt euch vor, Hochehrwürdiger, daß ich keinen ſchlechten Aerger hatte, als mir der verwetterte Junge mit Ephraim's Lenen angeſtiegen kam. Ich denke, ich ſoll berſten vor Grimm, all' meine ſchönen Luftſchlöſſer ſo zerſtieben, all' meine Pläne und Hoffnungen ſo ins Waſſer fallen zu ſehen. Aber was hat's geholfen? das Vaterherz trug am Ende doch den Sieg davon. Gegen die Lene hab' ich weiter nichts. Sie iſt zwar blutarm, und ihr Vater nur ein Hinterſaſſe, aber ſie iſt ehrlich und brav, hat einen unbefleckten Ruf und —"

„Wenn ich euch aber nun überzeugte, daß das Letztere nicht der Fall iſt, daß kein Menſch einen ſchlechtern Ruf haben kann, als der Zainſchmied Ephraim mit Frau und Kind, was würdet ihr dann thun?"

„Um Chriſt, unſern Erlöſer!" rief der Glockengießer entſetzt zurückfahrend. „Was haben euere Worte zu bedeuten, Herr Pfarrer?"

„Es iſt meine Pflicht, euch heute ſchon rei nen Wein einzuſchenken, damit euch's morgen nicht überraſcht. Der Zainſchmied hat mit Frau und Tochter ſündig an Gott und ſeiner Kirche gefrevelt, und alle drei müſſen morgen öffentliche Kirchenbuße thun, und ſolches drei Sonntage hinter einander.“

Der alte Glockengießer war bleich und zitternd aufgeſprungen und rief, den Pfarrer mit großen, aus ihren Höhlen hervorquellenden Augen anſtarrend: „Ihr himmliſchen Heerſchaaren! was haben die Menſchen verbrochen?“

Der Pfarrer ſchob den beſtürzten Glockengießer wieder in den Stuhl zurück und erzählte, nicht ohne geiſtliche Salbung, den Vorfall, welcher, ſeiner Meinung nach, eins der größten Verbrechen auf Erden ſein ſollte. „Was gedenkt ihr nun zu thun, Meiſter Adam?“ ſchloß er den böſen Bericht.

„Das iſt wohl jetzt keine Frage mehr,“ verſetzte der Meiſter. „Eine mit Schimpf und Schande beladene Verbrecherin, eine Büßerin kann keines ehrlichen Mannes Frau werden, am wenigſten die meines Heinrichs. Ja, und wenn Lene auch ſchuldlos wäre, und ihre Eltern hätten allein den Heiland der Welt geſchändet, ſo würd' ich doch eher all mein Hab und Gut daran ſetzen, als meinen ehrlichen Namen durch ſolchen Schandfleck beſudeln laſſen.“

„Das iſt auch meine Meinung,“ verſetzte der Pfarrer. „Doch wird euer Sohn dieſelbe haben?“

„Halt! der Junge darf heute nichts davon erfahren, ſonſt fängt er einen ſündlichen Lärm an und iſt nicht zu bändigen. Gott weiß, was er für ſchlimme Streiche beginge! denn er iſt in das Mädchen vernarrt, daß ich oft nicht anders meine, als ſie hat's ihm durch Hexerei angethan. Morgen in der erſten Frühe aber bricht er auf, um die neue Glocke in

Waldorf aufzuhängen und einzuläuten, und erſt den Montag-Abend kehrt er zurück. Dann gebietet ihm ſein eigenes Ehrgefühl ſchon, ſich ruhig zu verhalten und geduldig zu ertragen, was nicht zu ändern iſt."

„Schickt ihn mir nur gleich nach ſeiner Ankunft hierher, lieber Meiſter, ich will ihm ſchon ins Gewiſſen reden, daß er alle thörichten Gedanken fahren läßt."

„Ach Gott! werthester Herr Pfarrer, auf was für Art ſoll ich euch das vergelten? Ihr verdient den Himmel allein an mir und meinem Sohne."

„Denkt nicht, daß ich dabei ſtehen bleiben will, Meiſter Adam! Wir müſſen eueres Heinrichs Blicke zugleich auf ein anderes ſchmuckes Jüngferlein lenken, von der ihr und er mehr Ehre haben ſollt, als von der Lene; und durch eine neue Liebe wird er die alten Poſſen am erſten und ſchnellſten vergeſſen."

„Und wen meint ihr, hochehrwürdiger Herr?"

„Ei, des Rathsherrn Trautvetter's älteſtes Töchterlein, die ſchöne Gertrud. Was ſagt ihr zu der, Meiſter Adam?"

Des Glockengießers Geſicht verklärte ſich plötzlich und nahm immer mehr einen ſchmunzelnden Ausdruck an. „Wie?" ſtammelte er halb verlegen, gleichſam als traue er ſeinen Ohren nicht, „die Gertrud? die reichſte, ſchönſte und vornehmſte Jungfer in unſrer Stadt? Würde das Herr Trautvetter zugeben? So hoch, das geſteh' ich euch, hab' ich nie hinaus gewollt."

„Deſto beſſer. Was die Sache ſelbſt betrifft, ſo laßt mich machen. Mein Wort gilt viel bei Herrn Trautvetter, und ich könnte euch ohne weiteres die Gertrud für euern Heinrich zuſagen, wenn ich vergewiſſert wäre, daß auch er damit zufrieden und über unſre Wahl nicht ungehalten ſei.“

„Ob er will? Herr Pfarrer, der Junge müßte ja blind, ſtockblind ſein und dazu noch den Verſtand verloren haben, wenn er nicht mit beiden Händen zugriffe. Solch ein Glück iſt uns ja nicht im Schlafe eingefallen. Gibt's ein ſchöneres Mädchen in der Stadt? Nein! Gibt's ein reicheres? Nein! Gibt's ein vornehmeres? Nur die Amtmannstochter. Und in welche Verwandtſchaft kämen wir! Der Amtmann, der Amtsſchreiber, der Oberförſter, der Bauverwalter und was weiß ich alles erſt in der Reſidenz! Herr Pfarrer, iſt es denn wirklich euer Ernſt, oder wollt ihr mir nur auf den gehabten argen Schreck eine ſüße Pille geben?“

„Was denkt ihr von mir, Meiſter? Vertrüge ſich ſolch unlauterer Scherz wohl mit der Würde meines Amtes, und hab' ich die jemals verletzt? Hier geb' ich euch meine Hand darauf, euer Heinrich wird Gertrudens Mann; in vier Wochen, wenn ihr wollt.“

„Engliſcher Herr Pfarrer, ich wäre ja der glücklichſte Menſch und wollte in den Opferſtock eine Spende legen, wie er noch keine gefaßt!“ rief der Glockengießer.

„Legt die Gabe nur in meine Hand,“ ſagte Ehrenhold, „da iſt ſie beſſer aufgehoben, als im Opferſtock.“

„Wie ihr wollt, Hochehrwürdiger. Rechnet auf meinen größten Dank für euere beiſpiellos gütige Verwendung. Doch jetzt will ich nach Hauſe, um meinen Jungen dieſen Abend noch ſo zu beſchäftigen, daß er mir nicht fort zu dem Höllenbraten kann. Erfährt er die ſaubere Geſchichte nur dieſen Abend nicht, ſo haben wir nichts mehr von ihm zu befahren.“

Man nahm mit allen Ceremonien wieder Abſchied von einander; der Pfarrer begleitete den Meiſter freundlich ſogar die Treppe hinab, eine Ehre, die ſonſt nur Standesperſonen widerfuhr; dafür wußte ſie Meiſter Körner auch um deſto höher zu ſchätzen.

Raſchen Schrittes wandelte er nach der Werkſtatt hinauf, und ſein ſonniges Geſicht verkündete allen Geſellen ein frohes glückliches Ereigniß und verſprach ihnen einen heitern Sonntag.

„Mit der Walddörfer Glocke müſſen wir Ehre einlegen, Kinder,“ rief er ihnen zu; „drum friſch daran! Sie iſt noch lange nicht blank genug. Seht hier die Engelsgeſichter am Helme müſſen weit freundlicher ausſehen; der Reimſpruch muß ſchärfer hervortreten, unten der Ring muß beſſer kantirt ſein. Da iſt noch viel zu machen, Heinrich. Und doch muß die Glocke morgen um acht Uhr ſchon baumeln, und die liebe Chriſtenheit in Walddorf um neun Uhr zum Michaelisfeſte rufen. Heut müßt ihr wacker dran, Burſche; morgen und auf den Montag habt ihr Feiertage. Friſch! Jeder von euch erhält heute noch drei Maß Wein und eine Bratwurſt außer dem Abendbrot; und morgen geb' ich jedem einen Gulden extra in die Taſche.“

Die Geſellen, höchlich verwundert über die ganz ungewohnte ſplendide Freigebigkeit des Meiſters, griffen noch rüſtiger an, und immer heller und ſchöner wurde die Glocke unter den Raspel- und Steinſtrichen der frohen Arbeiter. Bald hatte jeder ſeine Flaſche neben ſich ſtehen, und die vom Meiſter und ſeinem Wein auf ſie übergegangene Heiterkeit ſuchte bald in luſtigem Geſang einen Ausweg. Nur Heinrich blieb verdrüßlich und ſtimmte nicht mit in die Lieder, nur er ſah ſehnſüchtig immer nach dem Berge, dem die Sonne eben ihren Abſchiedskuß auf das Haupt drückte, und dachte mit Schmerzen daran, daß er Lenchen dieſen Abend nur kurze Augenblicke zum Abſchiedsgruße widmen könne. Als aber der Abend hereinbrach, und der Vater immer eigenſinniger und kricklicher hinſichtlich der Glocke wurde und bald dies bald jenes noch anzuordnen hatte, da hätte Heinrich vor Ungeduld lieber zum Geſange ſeiner Mitgeſellen geweint. Längſt hatte die Feierſtunde geſchlagen, und noch war an kein Fertigwerden zu denken. Die Glocke war ſchöner polirt, als irgend eine, welche aus Körner's Werkſtatt hervorgegangen, und Heinrich fand ſeines Vaters wunderlichen Eigenſinn, mit noch wunderlicherer Fröhlichkeit gepaart, ganz unbegreiflich. Endlich verſuchte er es, dem Alten Vorſtellungen zu machen und verlangte von Lenchen Abſchied zu nehmen, da er doch zwei Tage entfernt bleibe.

„Was da, Kind! die Arbeit geht vor,“ verſetzte Jener. „Wir müſſen nachher die Glocke noch auf den Wagen laden und gut packen; du weißt, daß ich das Niemandem lieber überlaſſe als dir, und zumal jetzt kommt was drauf an. Die Berechnung iſt auch noch nicht gemacht, und du mußt ſie nachher noch aus dem Buche ziehen; denn meine Krakelfüße kann kein Menſch leſen. Und ein Paar Stunden mußt du doch auch ſchlafen; denn Punkt zwei Uhr morgen früh geht die Fahrt fort. Den Abſchied von der Lene kannſt du den Montag Abend nachholen. Trink' deinen Wein und ſei fröhlich mit den Fröhlichen. Biſt du ſo ein Weibernarr, daß du um eine nicht bei der Dirne zugebrachte Stunde den Kopf hängſt? Das wird ein ſchönes Pantoffelregiment werden! Pfui! Schäme dich! Trink' deinen Wein; ſpute dich und ſei heiter!“ Damit trank er dem verſtimmten Sohne ſelbſt zu, und dieſer ſah ſich, von allen Seiten gedrängt, endlich genöthigt, der Flaſche auch zuzuſprechen. Der Wein verſcheuchte auch ſeine Grillen etwas, und als er erſt den Vorſatz gefaßt, ſeinem Lehnchen doch heimlich noch ein paar Minuten zu ſchenken, die er ſich vom kurzen Schlaf abbrechen wollte, da wurde auch er aufgeräumt, und ſtimmte zu ſeines Vaters Freude ſogar mit in die Lieder der Geſellen ein.

Schon hatte es unten in der Stadt auf den Thürmen zehn geſchlagen, als die Glocke auf dem Wagen lag, und Heinrich mit der Rechnung und allen Geſchäften, die ihm ſein Vater aufgebürdet hatte, fertig war. Zu ſeiner Verwunderung war der Alte gegen alle Gewohnheit in der Werkſtatt geblieben und ſchien auf Heinrich zu warten. Die Begleitung ſeines Vaters konnte ihm nur unangenehm ſein: er ſchlich alſo unbemerkt zur hintern Thüre hinaus und erſtieg raſch die Berghöhe, welche die Glockengießerei vom Zainhammer trennte. Bald ſtand er oben. Tief unter ihm rauſchte das Waldwaſſer dumpf und hohl. In der Stadt zu ſeiner Linken ſchimmerte noch manches einſame Licht; im Zainhammer war Alles todtenruhig; in Ephraim's Hütte konnte er keinen Lichtſchimmer entdecken. Die Nacht war finſter, und der Himmel mit drohenden Wolkenmaſſen bedeckt. Doch aufgeregt von Wein und Sehnſucht nach der geliebten Magdalena kümmerte ſich Heinrich nicht um die Außenwelt. Er hatte nur das niedrige Häuschen im Auge, welches ihm durch die Dunkelheit entgegendämmerte, und auf dem wohlbekannten Bergpfade ſtieg er, an Büſchen und Bäumen ſich haltend, die ſchroffe Höhe hinab nach dem Zainhammer. Als er über den Steg ging, murmelte es im tiefen Waſſerkeſſel unter ihm ſo ſonderbar und unheimlich, und die Glocken der Dreifaltigkeitskirche verkündeten mit elf langtönenden Schlägen die Geiſterſtunde. Ein kalter Schauer überlief den Jüngling; doch er ſchlug ſich das widrige Gefühl aus dem Sinne und klopfte leiſe an das Fenſterchen der Hütte, durch welches kein Strahl ihm entgegen leuchtete. Desohngeachtet wurde es ſogleich zurückgeſchoben und Magdalenens Engelsköpfchen ſichtbar.

„Biſt du's noch, Heinrich?" flüſterte ihre Stimme mit einem vergebens unterdrückten ſchmerzlichen Tone. „Ich glaubte, du würdeſt nun gar nicht mehr kommen."

„Freilich iſt's ſpät geworden," verſetzte Heinrich, den wahren Sinn ihrer Rede nicht entfernt ahnend. „Ich kann auch nur einige Minuten bleiben, aber Abſchied muß ich doch von meinem Lenchen nehmen. Ich hätte es ja nicht übers Herz bringen können, ohne ſolchen morgen nach Walddorf zu gehen."

„Du gehſt nach Walddorf?" unterbrach Magdalena den heiter plaudernden Jüngling raſch.

„Ja wohl, um zwei Uhr bin ich ſchon auf den Beinen. Wir haben heute entſetzlich viel Arbeit gehabt, und ich bin den lieben ganzen Tag nicht aus der Werkſtatt gekommen, damit die Walddörfer Glocke fertig werde. Nun liegt ſie gut gepackt auf dem Wagen."

„So weißt du noch nicht —?" fragte das Mädchen ängſtlich und ſtockte dann plötzlich.

„Was? Ich weiß nichts! Was ſoll ich wiſſen? Sag' ſchnell! Deine Stimme zittert und klingt ſo trübe. Du haſt geweint, ja gewiß geweint, Lenchen! ich hör' dir's an. Was iſt dir begegnet? Was ſoll ich wiſſen?"

„Daß mein Vater — — — krank iſt,“ ſagte Magdalena zögernd.

„Krank! Ich weiß kein Wort davon. Nun ſchicke nur gleich zum Arzt; ich will Alles bezahlen. Es wird doch ſo ſchlimm nicht mit ihm ſein. Aengſtige dich nicht, mein Täubchen!“

„Ach, wohl iſt's ſchlimm mit ihm!“

„Wirklich? Nun, was fehlt ihm denn?“

„Ach! ich kann dir's nicht ſagen. Wann kommſt du zurück?“

„Am Montag-Abend.“

„Nun da wirſt du's erfahren, guter Heinrich. Jetzt geh' zu Bette, damit du ein wenig ſchläfſt; ich danke dir für deinen Beſuch.“

„Schläft dein Vater?“

„Er ſchläft!“ ſeufzte ſie.

„Und die Mutter?“

„Sie ſchläft auch.“

„Du biſt ſo ſchwermüthig. Fürchte doch nicht gleich das Schlimmſte.“

„Ich will auch ſchlafen, lieber Heinrich. Geh' nach Hauſe, es iſt ſchon ſpät.“

„Du biſt ſo kalt gegen mich.“

„O Gott! Nein! Aber geh', Heinrich!“

„Will du mir nicht einen Abſchiedskuß geben?“

„Laß es doch, beſter Heinrich. Doch nein, komm, ich will dir einen langen innigen Abſchiedskuß geben. Du haſt recht. Komm! Leb' wohl, Heinrich! Gott ſchütze dich! Noch einen recht herzlichen! So! Leb' wohl!“

„Du biſt ſo feierlich, Mädchen, als müßten wir auf ewig ſcheiden.“

„Wer weiß!“

„Haſt du nicht wunderliche Gedanken!“

„Kennſt du das ſchöne Lied nicht: Wer weiß, wie nahe mir mein Ende, wie nah mir Tod und Grabmal iſt? Heute roth, morgen todt. Ich könnte ja morgen ſterben, und du mich nicht wieder ſehen.“

„Martere mich nicht mit deinen grämlichen Einfällen. Du drückſt meine Hand ſo heiß.“

„Du haſt keinen Ring von mir daran. Du weißt ja, daß ich zu arm dazu bin. Deſto heiliger iſt mir der deinige, den ich nie vom Finger thue. Doch nun, gute Nacht, Heinrich! Leb' wohl!“

„Gute Nacht, ſüße Braut! Denk' fleißig an mich.“

„Gute Nacht!“

Das Fenſter klappte zu. Als Heinrich ſich wandte, um zu gehen, wäre er faſt über Peters maſſenhafte Körperwucht hingefallen, die auf eine der wenigen Steinſtufen zuſammengekauert, mehr lag als ſaß, und zweifelsohne Heinrichs und Lenchens Zwieſprach mit angehört hatte.

„Was magſt du hier, Peter? Warum liegſt du nicht auf einem Ohre?“ fragte Heinrich verwundert. Statt der Antwort vernahm er aber vom Schmiedeknechte nichts als ein dumpfes Aechzen.

„Fehlt dir etwas? Biſt du auch krank oder — ha, du haſt wohl über den Durſt getrunken? Oder härmſt du dich über deine Glocke? Ich will dir eine neue, noch ſchönere gießen.“

„Geh' zum Teufel!“ rief Peter im wilden Zorn auflodernd und gab dem Glockengießer einen Stoß, daß dieſer eine Strecke auf der Straße forttrollte, während des Knechtes ſeltſame Töne in lautes Stöhnen und Geheul mit gräßlichen Flüchen untermiſcht übergingen. Als Heinrich ſich erbittert umkehrte, war Peter in der Nacht verſchwunden, und kopfſchüttelnd, mit wunderlichen Gedanken und Gefühlen kämpfend, ging der Glockengießer nach ſeiner Wohnung. Aengſtlich harrte der Vater ſeiner. Doch kaum hatte er des Sohnes Geſicht geſehen, als er ruhiger wurde und ſich ohne weiteres Reden auf ſein Lager ſtreckte. Heinrich that daſſelbe. Grauſige Phantaſiebilder ſuchten ihn heim und marterten ihn, der immer in einem peinlichen Zuſtand zwiſchen Schlafen und Wachen ſchwebte, daß er endlich erſchöpft aufſprang, ſich ankleidete und Befehl zum Aufbruch gab. Noch lichtete kein morgenlicher Strahl den Oſten, als er ſchon, mit Stock und Reiſetaſche verſehen, über die Berge ſtieg und von der Scheide derſelben ſeinem Lenchen noch einen Kuß herab ins Thal warf.

## 6.

# Meiſter Ephraim's Ausgang.

> Gefährlich iſt's den Leu zu wecken,
> Verderblich iſt des Tigers Zahn,
> Jedoch der ſchrecklichſte der Schrecken
> Das iſt der Menſch in ſeinem Wahn.

Der Sonntag-Morgen klopfte an die Stubenthüre der ruhigen Bürger und war überall ein gar willkommener, gern geſehener Gaſt. Aber in der kleinen Hütte des Hammerſchmiedes erblickte man den ſonſt ſtets ſo freudig begrüßten mit der Angſt und dem Entſetzen der Verzweiflung. In ſtarrem Dumpfſinn lag der alte Ephraim auf dem harten Holzbette, er hatte die Nacht über kein Auge geſchloſſen und kein

Wort geſprochen. Auch jetzt, als Mutter und Tochter ſich vom Strohlager erhoben, und ihr die Nacht über anhaltendes Schluchzen nun in lautes Weinen und Stöhnen ausbrach, regte ſich Ephraim nicht, ſondern ſtarrte wie gedankenlos an die Wand. Sein Anblick war gräßlich. Der furchtbarſte Kummer hatte in der einen Nacht die letzte Kraft des Greiſes gebrochen; ſeine Augen, ſonſt frei und freundlich hervorquellend aus dem ſchön geformten, kraftkündenden Kopfe, lagen jetzt tief und glanzlos darin, die Wangen waren eingefallen, und über das ganze, edle Geſicht hatte ſich ein ungeheuerer Schmerz mit all ſeinen Bundesgenoſſen gelagert. Das ſpärliche graue Haar hing ihm verwirrt um den Scheitel, die Arme waren ſchlaff vom Lager gefallen; er lag wie ein Menſch, der mit der Welt die Rechnung abgeſchloſſen hat und ſich um nichts Irdiſches mehr kümmern mag. Annagrethe und Magdalena hatten ſich die Augen dick und roth geweint, daß ſie kaum daraus zu ſehen vermochten, und unter endloſem Jammer vollendeten ſie ihren Anzug. In der Mutter Herzen lebte noch ein Strahl von Hoffnung, und ſie ſagte zur untröſtlichen Tochter, die in ſalziger Thränenfluth ſich badete und die Hände wund rang: „Weißt du, was ich glaube! Der Herr Pfarrer wird's nicht ſo ſchlimm mit uns vorhaben und uns die Kirchenbuße nicht wirklich thun laſſen; dazu iſt er zu bravdenkend. Nachher, wenn wir mit reuigem und wehleidigem Gemüth vor ihm erſcheinen, wird er uns die harte Strafe erlaſſen.“

„Halte dieſe Hoffnung feſt, liebe Mutter,“ verſetzte Lenchen; „wo noch eine Hoffnung iſt, da kann ſich das Bleigewicht des Entſetzens nicht ſo ſchwer an die Füße hängen, daß man ſie kaum erheben kann. Hoffe auch für mich mit; denn ich vermag es doch nicht. Wenn ich wüßte, daß es gleich mit mir in den Tod ginge, ſo würde ich ruhiger und heiterer ſein; aber allein müßte ich ſterben hier auf unſerer Stube; wenn ich nachher vor Scham und Schmerz in der Kirche ſterbe, ſo hab' ich ja die Schande ſchon hin."

„Ja ſterben!" ſeufzte Ephraim tief auf, und Mutter und Tochter ſchraken zuſammen vor dem ſchmerzlichen Tone, mit welchem er die Worte ausſtieß.

„Und Heinrich wird gewiß nicht zugeben, daß du die Buße thuſt," tröſtete die Mutter wieder. „Sein Vater iſt Schöppe, ein kluger, wohlberedter und angeſehener Mann. Dem koſtet's nur ein paar Worte beim Herrn Pfarrer, und wir ſind der Angſt ledig. Ja, Heinrich — ich kenn' ihn — bietet gewiß Alles auf, was in ſeinen Kräften ſteht, um das Schreckliche zu verhindern. Wie oft hat er mir geſagt, er wolle uns mit Gut und Blut dienen, wenn's Noth wäre. Er iſt ehrlich und brav und wird ſein Wort halten und uns arme Leute nicht im Stich laſſen."

„Heinrich?" fragte Magdalena kleinlaut. „Nun ja, vielleicht."

Eine große Stille trat wieder ein, die Zeit flog hin, und die Angſt ſtieg von Minute zu Minute in Lenchens Bruſt. Da ertönte der erſte Glockenſchlag von den Dreifaltigkeitsthürmen, und das einfache Geläute — es konnte wegen der großen zerſprungenen Glocke nur mit den zwei noch übrigen kleinen geläutet werden — hallte traurig durch das Thal. Magdalena fuhr heftig zuſammen, der Ton drang ihr durch Mark und Bein und faßte ihr eiskalt ans Herz. Mit jedem Glockenſchlag ſtieg ihre Bruſt in fürchterlichſter Angſt ſchnell und ſchneller auf und ab, ihr Geſicht überglühte Fieberhitze, Arme und Beine zitterten ihr bald, bald wurden ſie vom heftigſten Froſt geſchüttelt, je zuweilen dunkelte es ihr vor den Augen, und jeden Augenblick meinte ſie nicht anders, als die Sinne müßten ihr ganz vergehen.

Aber ſchon war das erſte Geläute vorüber; die Familie war mit Beginn des zweiten in des Küſters Wohnung beſtellt, und ſo war denn keine Zeit mehr zu verlieren.

„Vater, wollt ihr euch nicht ankleiden?“ fragte Lenchen, zum Alten gewendet, mit mühſam errungener Faſſung.

„Nun, hole mir meine leinene Jacke herbei,“ verſetzte er eintönig, „ich habe ja keinen Sonntagsrock. Und der Mangel des Rocks iſt ja am ganzen Unglück ſchuld.“

Da brachen Lenchen die Thränen wieder ſtromweis hervor; ſie glaubte im Jammer vergehen zu müſſen.

„Wir wollen nicht zuſammen gehen,“ fuhr Ephraim fort, „und in meiner Jacke kann ich ohnedies nicht mit euch bis zum Küſter wandern. Des Aufſehens würde gar zu viel ſein. Deshalb geht ihr voran; ich will mich hinter der Stadt wegdrücken und bald bei euch ſein.“

„Ach, Vater! es wäre mir doch lieber, ihr ginget gleich mit. Glaubt mir, es wäre mir eine Erleichterung.“

„Nein, nein, Lene! Ich muß meinen Weg allein gehen,“ fuhr er ſie rauh an. „Ich will ſo, und du gehorchſt nun und gehſt mit der Mutter voraus.“

„Nun, in Gottes Namen denn! Steh' uns der Herr bei, dem ſie die Dornenkrone aufgeſetzt, einen Purpur umgethan und ihn gegeißelt und verhöhnt haben!“ ſagte Lenchen und machte ſich zum ſchweren Gange fertig.

„Amen!“ ſetzte Ephraim kaum vernehmlich hinzu. Seine Lippen bebten, und ſein Auge irrte unſtät von ſeinem Weibe zur Tochter und von dieſer zu jener.

Die Frauen ſchwankten hinaus und der Stadt zu. Ephraim blickte ihnen nach, ſo lang er ſie mit den Augen erreichen konnte. Dann warf er ſich auf die Kniee nieder, faltete die knöchernen Hände krampfhaft zuſammen, blickte durch das geöffnete Fenſter in den blauen Himmel hinauf und betete lang und innig, und betete brünſtig und ſtumm; und über ſein Geſicht zuckte es noch einmal wie der letzte Krampf wüthenden Erdenſchmerzes, dann verbreitete ſich die Ruhe und der Friede des Himmels darüber. Nun erhob er ſich, verließ die Hütte und ging hinüber nach dem Hammer.

Als er in den innern Raum trat, prallte er erſchrocken zurück. Vom Ambos, über dem er gebeugt gelegen, erhob ſich Peter, ſeinerſeits über das Erſcheinen des Meiſters ebenfalls erſchrocken.

„Was treibſt du hier im Hammer? Warum biſt du nicht auf dem Thurme an deinem Poſten, bei deiner Glocke?“ fragte Ephraim mit zitternder Stimme.

„Bei meiner Glocke?“ entgegnete der Knecht. „Habt ihr ſchon vergeſſen, daß ſie geſtern in der Nacht zerſprungen iſt?“

„Gleichviel! du gehörſt als Läuter auf den Thurm und magſt einen Andern ablöſen.“

„Ich kann und mag mit keiner andern Glocke läuten. Ich bin bei der großen angeſtellt. Ich mag nicht auf den Thurm! Ich kann nicht läuten! Heute nicht!“ Und der Knecht brach wieder in ein furchtbares, ſchier wüthendes Geheul aus.

„Heute nicht? Ja heute nicht!“ ſeufzte Ephraim.

„Du haſt recht, braver Junge! Das gefällt mir von dir. Du willſt nicht meine ewige Schande einläuten!“

Peter brüllte wie ein Löwe. Dann fuhr er auf und rief: „Geht nur hin, Meiſter! Ihr ſollt doch nicht Kirchenbuße thun, und die Lene nicht. Bei Gott und beim Teufel! nein!“

„Was haſt du vor, Peter?“ fragte der Meiſter, von dieſen Worten aufmerkſam gemacht.

„Geht nur, ihr werdet's ſchon erfahren.“

Ephraim warf die Blicke umher, da gewahrte er am Boden Strohbüſchel und auf dem Ambos einige Schwefelbündel. Entſetzt fragte er: „Peter, was willſt du thun? Was willſt du mit Stroh und Schwefel beginnen?“

„Die Kirche will ich anſtecken und das Pfarrhaus und das Küſterhaus,“ raſete der Knecht. „Sie ſollen alle wie Lerchen darin braten, das großbatzige Geſchmeis!“

„Barmherziger Gott,“ rief der Zainſchmied, „du haſt mich zur rechten Zeit hier herein geſchickt! daran erkenn' ich, daß ich dieſen Weg mit deinem Willen gegangen bin. — Peter, Peter! hab' ich das an dir verdient, daß du dich der Hölle in den Rachen ſtürzen willſt? — Die Rache iſt mein, ich will vergelten, ſpricht der Herr. Was erkühnſt du dich, elender Wurm, ihm, dem ewigen allgerechten Gott, in ſein Richteramt zu greifen!“

„Ihr habt mich zwanzig Jahre gehalten wie einen Sohn,“ heulte der Knecht; „ich kann's nicht ertragen, daß ihr und die — Lene Kirchenbuße thun ſollt, da ihr doch vor Gott unſchuldig ſeid, wie die Sonne.“

„Du mußt's ertragen, was dir der Herr auferlegt. Starb nicht unſer Herr Chriſtus unſchuldig am Kreuze? Der himmliſche Vater weiß wohl, was er mit uns vor hat. Geh', ſchäme dich, daß du Gott ſo beleidigen wollteſt. Geh' gleich auf den Thurm! Ich befehle dir, daß du heute läuteſt. Geh' und bitte Gott die Sünde ab, die du im Herzen ſchon begangen haſt. Geh'! geh'!" Und damit drängte er den ſchluchzenden Knecht aus der Hammerhütte.

Peter folgte dem empfangenen Befehl. Ueber das Geſicht des alten Zainſchmieds legte ſich wieder der frühere Ernſt. Er betete: „Ja, Herr, es iſt dein Wille! Ich habe die Stadt noch vom Untergange gerettet, nun kann ich heimgehen, um bei dir zu ſein. Du wirſt mich gnädig aufnehmen in deinen Schoß."

Durch die Luke beobachtete er die Straße. Nach kurzer Zeit war ſie, ſo weit er ſehen konnte, menſchenleer. Raſch öffnete er das Thürchen, welches zum Waſſerrad führte, und ſprang in den tiefen Waſſerkeſſel hinab, daß der milchweiße Schaum hoch über ihm zuſammenſchlug. Dumpf murmelte es im ſchwarzen Schlund, dann wurde es ſtill. Nur das einförmige Rauſchen des herabſtürzenden Gewäſſers ließ ſich hören, und von der Stadt herab weinten die Glocken ihr ſchwermüthiges Lied.

## 7.

# Die Kirchenbuße.

Dem Schickſal leihe ſie die Zunge;
Selbſt, herzlos ohne Mitgefühl,
Begleite ſie mit ihrem Schwunge
Des Lebens wechſelvolles Spiel.

Und immer klagender hallte der beiden noch unverſehrten Glocken Geläute, gleichſam als hätte das Metall Leben, Herz und Gefühl gewonnen für die Entſetzensſchauder zweier faſt brechenden unſchuldigen Herzen, die ſich der Schlachtbank des rohen Fanatismus und der unter ſeinem Deckmantel mit lüſternen Blicken hervorlauſchenden rohen Sinnlichkeit geduldig nahten und ſich ihren geiſtlichen Henkern um Gotteswillen auslieferten, wie Lämmer ihrem Würger. Es war ſchon furchtbare Marter für die beiden nach des Küſters Wohnung ſich verfügenden Frauen, daß ihnen die Leute auf der Straße mit ſcheuen Blicken auswichen und ſich zur Seite ſtellten, ſich in die Ohren flüſterten, verſtohlen nach ihnen hindeuteten und dann, truppweiſe zuſammenſtehend, ſie mit den Augen verfolgten. Auch klangen die Fenſter rechts und links, und manches mißgünſtige Bürgersweib, das den hübſchen reichen Glockengießer gern für das Töchterlein gewonnen hätte, manches häßliche Jungferngeſicht, welches Magdalenen lange ſchon um ihre Schönheit beneidet, mancher lüderliche Geſelle, der ſeine ſchlechten Pläne auf Ephraim's Armuth gebaut, aber an Lenchens reiner Tugend gleich beim erſten Verſuch ſo abgeprallt war, daß er keinen zweiten gewagt hatte, manches ſchadenfrohe Herz und mancher Sünder, welcher in der vermeintlichen Sünde dieſer Reinen Beruhigung und Beſchönigung ſeines eignen Lebenswandels fand, ſahen hohnlachend auf die zerknirſchten Büßerinnen herab. Der ſaure Gang war vollendet; aber was ſtand ihnen noch bevor! Der Küſter Bornſchein empfing ſie ſehr ceremoniös; er war ſchon in voller Amtstracht. Die Stube war zwar menſchenleer, aber in der daran ſtoßenden Kammer vernahm Lenchen Geräuſch und Geflüſter und bemerkte bald, daß ſämmtliche Kinder des Küſters, die Frau Diakonus nicht ausgenommen, nebſt einem halben Dutzend Nachbarsfrauen und Gevatterinnen abwechſelnd durch die Klinſe lauſchten und die Unglücklichen beobachteten.

„Wo iſt Ephraim?“ donnerte der Küſter die zitternden Weiber an.

„Er wird gleich kommen,“ antwortete Lenchen mit bebender Stimme. „Er hat keinen Sonntagsrock und geht in ſeiner Leinenjacke hinter der Stadt weg.“

„So könnt ihr euch einſtweilen auskleiden. Ihr wißt, daß man bei der Kirchenbuße barfuß erſt vor der Kirchenthüre, dann, wenn der Gottesdienſt begonnen hat, vor dem Altar in der Kirche knieen muß. Die Hauben müßt ihr ebenfalls abthun, denn ihr bekommt Strohkränze auf den Kopf geſetzt. Vor der Kirchenthüre kniet ihr alle drei in einer Reihe, zuerſt Ephraim, dann ihr, Annagrethe, und zuletzt du, Lene. Jedes erhält eine brennende gelbe Kerze in die linke Hand, denn ſo will es der heilige Gebrauch und die geiſtliche Vorſchrift, von der wir auch kein Haarbreit abgehen dürfen. Die rechte Hand aber ſtreckt ihr nach jedem Vorübergehenden aus und fleht ihn an, euch euere großen Sünden zu vergeben. Nun, wer euch die Hand nicht zur Vergebung reichen will, kann's auch laſſen; Niemand iſt dazu gezwungen. Der hohen Geiſtlichkeit, zu welcher ich zu gehören die Ehre habe, ſowie dem hochlöblichen Stadtrath bis zum Stadtdiener herab, müßt ihr aber die Füße küſſen und die Herren kläglich um Verzeihung bitten; denn alſo verlangt's das Kirchengeſetz. Und Usus et tiro, wollt ich ſagen Tyrus.

Aber wo bleibt denn nur euer Alter?" ſetzte er zu der mit Pathos gegebenen Inſtruktion bedenklich hinzu.

„Ich weiß es nicht!" verſetzte Annagrethe in Todesangſt, denn die Rede des Küſters hatte ihr das letzte Fünkchen Hoffnung geraubt. Magdalena aber vermochte gar nicht mehr zu antworten. Das Zimmer flog mit allen Gegenſtänden in wildrollenden Kreiſen vor ihren brennenden Augen vorüber; wirre Strahlen, vielfarbig ſchimmernd und jeden Moment die Farben wechſelnd, ſchoſſen bündelweis auf ſie los, in ihrem Kopfe ſauſte es wie ſtürzende Waſſerräder, vor ihren Ohren klang's wie dumpfe ſinnverwirrende Laute, gleich Tönen, welche Schläge an Metallplatten hervorbringen, ihre Beine zitterten, daß ſie ſich kaum erhalten konnte, ihr Buſen erhob ſich fieberiſch bewegt, und die Adern auf den Händen waren ihr dick aufgeſchwollen. Mit den Sinnen vermochte ſie gar nichts mehr zu faſſen, und kaum hatte Bornſchein die Frage nach ihrem Vater gethan, als ſie, indem ſie überlegen wollte, wo dieſer wohl bleiben konnte, dieſelbe ſchon wieder vergeſſen hatte.

„Er wird doch nicht!" — brummte der Ehrenmann vor ſich hin, und ging in die Kammer, um einen Boten nach Ephraim auszuſchicken. Hierauf kehrte er zurück und ſagte zu Magdalena: „Strohkränze und Fackeln liegen auf dem Hinterboden, komm mit mir, um ſie zu holen.“

Mechaniſch folgte das unglückliche Mädchen dem kleinen gravitätiſch voranſchreitenden Manne. Als ſie allein in der einſamen Bodenkammer waren, legte der ehrwürdige Kirchendiener plötzlich die geſtrenge Amtsmiene ab, ſchlang ſeinen Arm vertraulich um Lenchens Schulter und ſah ihr ins Geſicht.

„Nun ſieh, kleiner Starrkopf,“ begann er ſüß, „wie weit du's mit deiner Hartherzigkeit gegen mich gebracht haſt! Merkſt du, wie weit mein Arm reicht, und wie ſchwer er auffällt? Na, ich hoffe, du wirſt jetzt mürbe ſein, und mein ſehnſüchtiges Schmachten nach deinem Liebesgenuſſe nicht mehr ſo ſpröde von dir weiſen. Du weißt, mein Kind, ich bin dir herzlich gut, ja ich liebe dich über alle Maßen, und du kommſt mir Tag und Nacht nicht aus dem Sinne. Solche Liebe und treuliche Anhänglichkeit iſt doch wohl der Belohnung werth? Steht doch in der Bibel: Liebet, die euch haſſen; ſoll man alſo nicht vielmehr diejenigen recht zärtlich lieben, von denen man ſo feurig geliebt wird, wie du, mein ſüßes Täubchen, von mir? Du mußt dir's ja ſogar für eine große Ehre und ein Glück ſchätzen, alſo von mir geliebt zu werden. Was braucht denn die Welt zu wiſſen, wie wir zuſammen leben? Es ſteht Keinem an der Stirn geſchrieben, was er und wie er's treibt. Die neidiſche Welt gönnt einem ſo nichts Gutes, und deshalb genießen wir unſer Glück heimlich und ſtill für uns. Und wie lange wird's dauern, ſo fährt meine Alte ab; ſie laborirt ja, wie du weißt, ſchon drei Jahre an der Auszehrung, und dann führ' ich dich heim, mein Schätzchen, und theile mein Ehebett mit dir. Du wirſt eine angeſehene, ehrbare, ſtattliche Frau, und kein Menſch ahnt, daß wir früher ſchon Kirſchen von einem Baume gepflückt, und hat auch gar Niemand was darnach zu fragen; denn es iſt unſre Sache, und kein Andrer hat ſich was darum zu ſcheeren. Der junge Laſſe, der Glockengießer, heirathet dich doch nicht; das kann ich dich verſichern. Er will nur ſeinen Spaß mit dir haben, und führt dich, wenn's zum Treffen kommt, an der Naſe. Nun, Püppchen, willſt du mich glücklich machen und von mir glücklich gemacht ſein, ſo ſchlag' ein, und Alles iſt gut. Du gehſt mit deiner Mutter wieder heim. Ihr thut keine Kirchenbuße, und für das Uebrige laß mich ſorgen. Ich will's ſchon verantworten, und ihr ſollt auch eine öffentliche Ehrenerklärung von der Kanzel herab drei Sonntage hintereinander in der Früh- und Nachmittagskirche erhalten. Nun?“ —

Er hielt ihr die Hand dringend hin, aber ſie — ſchlug nicht ein, ſondern ſtieß ihn vielmehr, vom tiefſten Abſcheu bewegt, von ſich. Der neue beiſpiellos freche Angriff auf ihre Tugend hatte ihr plötzlich all ihre moraliſche Kraft wiedergegeben. Leider dauerte die Anſpannung derſelben nicht lange.

„Gebt mir die Strohkränze und die Fackeln!“ rief das Mädchen aufgerichtet in einem gebietenden, ja drohenden Tone, und der Küſter bebte zuſammen und ſtand einen Augenblick verblüfft. Doch ſich faſſend bemühte er ſich, gute Miene zum böſen Spiel zu machen und ſagte grinſend: „Laß doch die Larve fallen, Teufelchen! Stell' dich doch nicht ſo ungeberdig. Ich weiß ja doch, daß du keine Tugendheldin biſt, und halbe Nächte mit Heinrich Körner auf dem Lotterbette zubringſt. Ich wehre dir's ja nicht, Närrchen; kannſt ihn neben mir immer noch haben. Für jede Schäferſtunde erhältſt du von mir zwei Gulden, das zahlt Heinrich gewiß nicht.“

„O du alter, frecher, nichtswürdiger Schandbube! Scheuſal, geh' mir aus den Augen!“ kreiſchte Lenchen außer ſich vor Zorn und ſpie dem Küſter ins erbleichende Geſicht. „Mir dieſe Schmach anzuthun, mir!“ fuhr ſie fort, und ein heftiger Thränenſtrom ſtürzte ihr aus den Augen. „Iſt denn kein Gott mehr im Himmel, welcher ſich der gekränkten Unſchuld gnädig erbarmt? Herr der Welt, kannſt du mit anſehn, daß man alſo Spott treibt mit deinem heiligen Namen?“

„Nun, ich wollte dich nur auf die Probe ſtellen,“ ſagte der Küſter, Stimme, Geſicht und Anſtand wieder verändernd. „Du haſt ſie gut beſtanden, und ich kann dem Herrn Pfarrer nun berichten, daß dir die Leute mit Unrecht Böſes nachreden. Hier liegen Kränz' und Kerzen.“

„Wie tief veracht' ich euch!“ erwiederte Magdalena, raffte die Sachen auf und ging majeſtätiſch, wie eine ſiegfeiernde Königin, im hohen Gefühl ihrer Reinheit und der unbefleckten weiblichen Würde die Treppe hinab nach der Wohnſtube zurück.

„Wo biſt du ſo lange geblieben?“ flüſterte Annagrethe ihr zu, beim Anblick der Requiſiten von Neuem erblaſſend. „Ich hatte ſchon wieder einige Hoffnung geſchöpft, daß uns die Strafe erlaſſen ſei.“

„O ja, wenn ich des Küſters böſe Luſt befriedigen will,“ verſetzte die Tochter bitter.

„So? will er das?“ ſagte Annagrethe wieder aufathmend. „Du kannſt's ihm ja verſprechen. So kommen wir doch mit Liſt von der Strafe los, und führen den alten Sündenbock bei der Naſe. In ſolchem Falle iſt eine Nothlüge wohl erlaubt.“

Lenchen ſah die Mutter groß an; eine dunkle Röthe färbte ihr Geſicht; die Kraft begann ihr zu weichen, aber als der Küſter, welcher ſich draußen geſammelt und wieder ein ſtrenges Amtsgeſicht zugelegt hatte, herein trat, nahm ſie ſich noch einmal zuſammen, um dem Gegenſtande ihrer Verachtung keine Schwäche zu zeigen, und ſagte feſt zu Annagrethen: „Setze dich, damit ich dich deiner Schuhe und Strümpfe entkleide.“ Sie kauerte ſich an den Boden, entledigte ſich ſelbſt ihrer Fußbekleidung und ſofort die weinende Mutter. Sie ſelbſt vergoß keine Thräne mehr. Dann warf ſie ihre Haube ab und ſetzte ſich den Strohkranz auf das ſchöne, von dunkeln glänzenden Locken umſchmückte Haupt. Denſelben Dienſt verrichtete ſie ihrer Mutter, nun ſprach ſie, die Kerze in der Hand: „Wir ſind fertig, laßt uns gehen, Herr Küſter!“ Der ausgeſchickte Bote rief eben Bornſchein vor die Thür auf die Hausflur hinaus. Mit wüthenden Blicken kehrte er zurück. „Wohlan,“ ſprach er, „ſo wollen wir aufbrechen. Sobald Ephraim kommt, werde ich ihm den Text leſen und ihn nachbringen. Folgt mir!“ — Es geſchah. Als ſie auf die Straße hinaustraten, und Magdalena den Blick erhob, wäre ihr der gewonnene Muth faſt wieder entfallen, und nur die moraliſche Kraft, welche ihr die Scene mit dem Küſter gegeben, hielt ſie aufrecht. Ohne den letzten ſchändlichen Antrag des alten Sünders würde ſie jetzt zuſammengebrochen ſein. Denn von des Küſters Hausthüre bis zur Kirche hinüber hatte unzähliges Volk eine Gaſſe gebildet. „Jetzt kommen ſie!“ tönte es durch die Reihen, und Kopf drängte ſich über Kopf, und gierige ſtarre Blicke ſchoſſen auf die daher Wandelnden. Der Küſter warf ſich in die Bruſt, zupfte die Manſchetten um einen Zoll weiter aus den Aermeln hervor, dankte vornehm den ihm von beiden

Seiten zugenickten Grüßen und verbreitete eine Puderwolke um ſich. Ihm nach wanderten die Armen, barfuß und bloßhäuptig, den ſchmähenden Strohkranz um die Schläfe, die bezeichnende Kerze in den Händen, übrigens mit ihren weißlinnenen Hemden, Miedern und Röcken, ſchlichten Gewändern von der Farbe der Unſchuld, angethan. Ihre Blicke hafteten auf dem Boden, ſie ſahen nicht die Schadenfreude, nicht den Jubel gemeiner Seelen, welche aus ſündenverpeſteten, hochmüthigen Herzen den Weltgeiſt mit dem Gebete ſchmähten: „Ich danke dir, Gott, daß ich nicht bin, wie dieſe hier!“ ſie ſahen nicht den Triumph leichtſinniger Mädchen und Frauen, nicht die lüſternen Blicke verdorbener Jünglinge und Männer, welche die reizende Magdalena ſchon als ihre ſichere Beute mit den Augen verſchlangen. Aber hören mußten ſie leider manches ſtachliche Wort.

„Seht doch die kecke Lene,“ ließ ſich eine ſchnippiſche Dienſtmagd vernehmen, „der war keine gut genug. Sie wollte immer etwas Apartes ſein und blieb für ſich. Jetzt mag ſie's bleiben. Nun wird keine mit ihr gehen wollen.“

„Was wird der ſtolze Heinrich Körner für Augen machen!“ ſprach eine Bürgerstochter laut, die lange ſchon Jagd auf den ſchmucken Burſchen gemacht hatte und von ihm kaum beachtet worden war, „der glaubte ja, die Dirne ſei die erſte und einzige Schönheit in der ganzen Stadt. Nun mag er ſie nur bald heimführen, die ehrenfeſte Braut.“

„Das nichtsnutzige Ding! wer weiß, was ſie ſonſt noch getrieben hat!“ läſterte eine dritte weibliche Stimme, und Lenchen erhob den Schmerzensblick und traf die Sprecherin, welche die ſchöne Gertrud Trautvetter, des Herrn Rathsherrn Tochter, war. Da brauſte es wieder wie Meeresſturm und Windsbraut in Lenchens Kopfe, es flimmerte ihr vor den Augen; ſie ſah und hörte nichts mehr. Die Menſchen kamen ihr wie hohläugige aſchgraue Geſpenſter, ihre Reden wie ein fernes Wettermurren vor. So langten ſie vor der Kirchenthüre an. Bornſchein zeigte ihnen ihre Plätze; ſie knieten nieder. Noch war kein einziger Menſch in der Kirche, obgleich das dritte Geläute faſt vorüber war. Nun aber drängte Alles nach. Bewußtlos ſtreckte Magdalena ihre Hand aus; alle gingen an ihr vorüber, die Meiſten maßen ſie mit verächtlichen Blicken, Niemand nahm ihre Hand, kalt und gefühllos waren die Herzen. Endlich ſchritten die Rathsperſonen heran; Annagrethe warf ſich wimmernd nieder und küßte die Füße der geſtrengen Herren. Da erwachte Magdalena aus ihrem Dumpfſinn und erkannte Heinrichs Vater vor ſich. Sie wollte, in Jammer und Schmerz aufgelöſt, ſeine Kniee umſchlingen, er aber ſtieß ſie von ſich; ſie beugte den Engelskopf zu ſeinen Füßen nieder, er aber ſchlug mit dem rechten Fuße aus und traf ſie mit der Spitze des Schuhes heftig an das linke Auge. Ein ſtechender Schmerz zuckte ihr durch den Kopf, halb bewußtlos blieb ſie mit dem Geſicht auf dem harten Boden liegen. Unterdeſſen hielt der Raths- und Handelsherr Salomon Trautvetter ihrer Mutter eine derbe Strafpredigt und ließ ſich ruhig ſeine mit Fett angeſtrichenen Schuhe von ihr küſſen.

„Ihr ſeid doch eine nichtsnutzige Waare," ſtrafte der Ehrenmann; „einen Mühlſtein ſollte man jedem von euch an den Hals hängen und euch ins tiefſte Meer werfen, wie's im heutigen Evangelio heißt. Was hab' ich nun für einen ungeheuern Schaden von euch Teufelsbraten! Zwei tauſend Gulden reichen nicht, die mir der Brand, den ihr durch euere Gottloſigkeit verurſacht habt, koſtet. Aber der Unſchuldige muß allemal darunter leiden, wenn ſolch Schandvolk den lieben Herrgott aufbringt. Der ſchlägt nachher mit ſeiner Zuchtruthe zu wie toll und blind, und bekümmert ſich den Guckuk was darum, ob er den Rechten oder Unrechten trifft. Na, Gott beſſer's!“ Damit ging er ſtolz ins Gotteshaus.

Magdalena ſeufzte tief auf: ihr war's, als erwache ſie von einem Rauſche. Das heftige Kopfweh drohte ihr den Kopf zu zerſprengen, doch ſie richtete ſich auf und ſtreckte bittend die Hand wieder aus. Da rauſchte Gertrud in reichen Gewändern an ihr vorüber und ſpuckte aus vor ihr. Magdalena ſeufzte wieder, und ſenkte das Haupt ſtill wehmüthig. Endlich war die Kirche bis zum Erdrücken voll; denn die ganze Stadt hatte ſich aufgemacht, nicht um das Feſt der gefallenen Engel mit Geſang, Gebet und frommen Betrachtungen zu begehen, ſondern ihre Augen an drei, ihrer Meinung nach tief gefallenen Menſchen zu weiden. Bornſchein erſchien und befehligte die Büßerinnen vor den Altar. Erſt jetzt erinnerte ſich Magdalena ihres Vaters, und es fiel ihr ſchwer aufs Herz, daß er nicht gekommen war. Geduldig folgte die Taube dem Geier. Die Kerzen wurden angebrannt, und an jeder Seite des Altars nahm eine der Unglücklichen Platz. Die Neugierde hockte vierfältig übereinander, und die Balken knackten und drohten unter der ungewohnten Menſchenlaſt zuſammenzubrechen. Der Gottesdienſt begann. Nach beendigtem Geſange beſtieg Ehrenhold die Kanzel. Sein Text war: „Welcher nun unwürdig von dieſem Brote iſſet, oder von dieſem Kelche trinket, der iſt ſchuldig an dem Leibe und Blut des Herrn.“ Aus dem Evangelium des S. Michaelistages aber zog er den Vers an: „Wehe der Welt der Aergerniß halber! Es muß ja Aergerniß kommen, doch wehe dem Menſchen, durch welchen Aergerniß kommt!“ Und als er die Epiſtel, den Streit der Engel im Himmel erzählend, aus der Offenbarung Johannis verlas, erhob er bei der Stelle die Stimme: „Und es ward ausgeworfen der große Drache, die alte Schlange, die da heißet der Teufel und Satanas, der die ganze Welt verführet; und ward geworfen auf die Erde, und ſeine Engel wurden auch dahin geworfen.“

Die Auslegung des Textes, des Evangeliums und der Epiſtel verſchmolz in Ehrenhold's Vortrage zu einem ſchönen Ganzen, und die Spitze deſſelben war die arme unglückliche Familie, deren beide weibliche Glieder zerknirſcht zu den Stufen des Altars lagen.

„Wenn Gott für uns iſt, wer iſt wider uns?“ ſagte der aufgeregte Prieſter im Fluß ſeiner heftigen Rede; „wenn aber Gott wider uns iſt, wer kann für uns ſein? Erſchrecke und entſetze dich, meine chriſtliche Herde, bis in die Nieren und Leber ob des Donnerworts: Gottes Zorn iſt über uns erwacht! Thut Buße in Sack und Aſche; denn der Herr des Himmels und der Erde hat uns mit feurigen Ruthen gepeitſcht und hat ſeinen Metallmund auf Erden, wodurch er euch zuſammen rief in ſein Gotteshaus, zerriſſen. O, der Herr hat uns tief gebeugt! In des rechtſchaffenſten und edelſten Bürgers Haus iſt Feuer ausgekommen, als wenn es vom Himmel gefallen, wie in Sodom und Gomorra, und unſre große Glocke iſt geborſten, wie der Beel zu Babel, als Daniel ihm die Pechkügelein in den Rachen geworfen. Ihr zittert, meine Schäflein, und fragt euch: Warum hat Gott uns das gethan? Und ich antwort' euch im Namen des Herrn, deſſen verordneter Diener und Verkünder auf Erden ich bin: Weil drei räudige Schafe unter der Herde gewandelt, welche wir entfernen müſſen und abſondern, bis ſie wieder geſund ſind, damit ſie uns nicht die ganze Schaar anſtecken und verderben. Und obgleich es mich, euern Hirten, gar ſehr ſchmerzt, ein einziges Schäflein meiner Herde zu miſſen, ſo höre ich doch den Herrn mir zurufen: Aergert dich dein Auge, ſo reiß es aus; ärgert dich deine rechte Hand, ſo ſchlage ſie ab und wirf ſie von dir, damit du nicht des einen Gliedes wegen ganz ins hölliſche Feuer geratheſt. Und alſo habe ich meiner himmliſchen Pflicht getreu gethan. Es iſt groß Aergerniß auskommen unter uns. Hat's doch die ganze Gemeinde an der Glocke zu verſchmerzen, und der edelſte Mann derſelben am Verluſt ſeines ſchönen Hauſes. Aber wehe den Menſchen, durch welche ſolch Aergerniß gekommen iſt! Hinausgeworfen müſſen ſie werden, die unwürdig das heilige Brot gegeſſen und den Wein getrunken und an Leib und Blut des Herrn ſchuldig ſind; hinausgeworfen müſſen ſie werden, gleich dem großen Drachen, aus dem Himmel, der alten Schlange, die da heißet der Teufel und der Satanas, der die ganze Welt verführet; hinausgeworfen muß die böſe Brut aus der Gemeinde werden, damit ſie nicht das ganze argloſe Häuflein berücke und verführe. Und wenn ſie durch aufrichtige wahre Buße und Bekehrung wieder einen Gnadenblick aus des Herrn Auge verdient haben, wenn er geſühnt iſt durch ihre Reue und Zerknirſchung, ob der begangenen argen Sünden, dann ſollen ſie wieder zur Gemeinde gehören. Es ſei alſo hiermit bekannt gemacht, daß der Zainſchmied und Hinterſaſſe Ephraim nebſt deſſen Weib und einzigem Kinde, welche ſich ſträflich an dem Herrn vergangen, ein und zwanzig Tage lang aus der chriſtlichen Gemeinde ausgeſchloſſen und von heute an drei Sonntage hintereinander Vormittags und Nachmittags Kirchenbuße zu thun beſtraft werden ſind.“

Ein geller Schrei und ein allgemeiner Aufſtand in der Kirche unterbrach hier den Redner. Drauf ſchrieen Männer und Weiber, Alt und Jung verworren durch einander, und Alle ſchauten nach dem Altar hin, wo man nichts ſah, als eine dicke Rauchwolke und eine durchſchimmernde Flamme. Ehrenhold bog ſich erſchrocken hinab und erkannte endlich Magdalenen ohnmächtig am Boden liegen und ihr Haupt brennen. Die Arme war nämlich beim Verdammungsurtheil von der Kanzel, wo alle Blicke wie Dolche nach ihr fuhren und ihr das Herz grauſam durchbohrten, beſinnungslos mit dem Kopfe an den Altar gefallen, das brennende Licht aber in ihrer Hand war ihrem Anzuge näher und näher gekommen, bis es das leichte leinene Buſentuch ergriffen. Dies flackerte auf, und die Flamme faßte den Strohkranz auf dem Kopfe. In einem Augenblicke brannte der ganze Kranz und mit ihm die glänzende Fülle ſchöner brauner Locken, die, Wellen gleich, vom Scheitel herabwallten. Der Schmerz riß das Mädchen aus der Ohnmacht auf, aber betäubt von der Stärke deſſelben, ſchlug ſie auf die rothen Ziegelſteine der Kirche hin und ſchien den Geiſt aufgegeben zu haben. Hätte ſie ihn von ſich gehaucht, ihr wäre beſſer geweſen! — Von allem Volk, welches über den gräßlichen Anblick entſetzt in die Höhe gefahren war, konnte es Niemand über ſich gewinnen, der Leidenden, welche in der offenbarſten Gefahr zu verbrennen ſchwebte, beizuſpringen; denn ſie war ja eine Büßerin, eine Geächtete, ihre Schande wäre ja auf den übergegangen, der ſie Angeſichts der ganzen Gemeinde berührt hätte. Da ſauſte plötzlich ein ſchwarzer zerlumpter rieſiger Mann, der gegen die geputzte Menge gräßlich abſtach, durch den zwiſchen den Frauenſtühlen hinlaufenden Gang, nach dem Altar zu, warf ſich auf das brennende Mädchen und löſchte mit ſeinem Körper, mit ſeinen gewaltigen, ruſigen Händen die Flammen. Man erkannte Peter, den Zainknecht. Annagrethe, welche erſt ſchon ihrer unglücklichen Tochter beigeſprungen war, hatte ſich bei dem Verſuch, das Feuer zu löſchen, beide Hände furchtbar verbrannt. Peter ſtieß entſetzliche Schmerzenstöne aus, ähnlich denen eines zum Tod verwundeten Thieres. Er riß der armen Dulderin, deren ſchönes Haupt ſchwer verletzt war (das gierige, unbarmherzige, ſchonungsloſe Feuer hatte ihr prächtiges braunes Lockenhaar weggefreſſen; Nacken und Buſen waren verbrannt), die glimmenden Kleider ab, nahm ohne Umſtände die Decke vom Altar, hüllte ihre Blöße ſchnell hinein, ſchloß die Ohnmächtige in die Arme und trug ſie, ihr die zärtlichſten Namen gebend, ohne die Menge eines Blickes zu würdigen, durch dieſe hindurch, aus der Kirche. Annagrethe begleitete ihn. Als ſie fort waren, gebot Ehrenhold Ruhe in der Kirche und ſetzte ſeine Rede im feurigſten Triumphtone alſo fort: „Seht, meine Zuhörer, die hat der Herr nun ſelbſt geſchlagen. Er hat uns ein Zeichen gegeben vom Himmel, auf daß wir ſollen erkennen, daß er mit uns verſöhnt iſt und die vernichten will, ſo an ihm gefrevelt. Er hat der Schlange den Kopf ſelber zertreten: er hat ſein feuriges Schwert gegen ſie gezogen.“ Und noch lange fuhr er fort in dieſem Tone zu jauchzen und zu ſchelten, und erbaute damit die ihm anvertrauten Schafe.

## 8.

# Fort aus der Hülle!

In den öden Fenſterhöhlen
Wohnt das Grauen,
Und des Himmels Wolken ſchauen
Hoch hinein!

Ein Müllersknecht der am Ausgang des Thals gelegenen Mühle fand Nachmittags, als er das Waſſer vom Rad ableiten wollte, den Leichnam des Schmieds am Wehre hängen. Mit ſeinen Kameraden brachte er denſelben in die Mühle, wo man mehrere Verſuche mit ihm machte, ob er wohl wieder zum Leben zu bringen ſei, und da man ſich überzeugt, daß der alte gutherzige und in der ganzen Gegend ſehr beliebte Ephraim wirklich todt ſei, entſchloſſen ſich die Müllersburſche, die Ueberreſte ihres greiſen Freundes nach ſeiner Hütte hinauf zu tragen. Sie legten ihn auf eine Tragbahre, deckten ihn mit einem Tuche zu und breiteten die letzten grünen Laubſproſſen, welche der Herbſt um die Mühle herumgetrieben, auf ihm aus. Ernſt und traurig langten ſie mit ihrer Bürde an Ephraim's Häuschen an und ſetzten die Hülle des ſonſtigen Beſitzers deſſelben vor der Thüre ab. Niemand erſchien auf ihren Ruf, und als einer von ihnen hineinging, ſich nach den Hausbewohnern umzuſchauen, kehrte er bald mit Entſetzen im Blick wieder zurück. „Hilf, ewiger Gott und ſeine Heerſchaaren!“ ſagte er, „die Alte liegt mit der hübſchen Lene drinnen auch am Tode. Weiß der Himmel, was da los iſt!“

Die Andern gingen nun auch in die Stube. Da lag Annagrethe am Boden mit verbundenen Händen, ſtill vor ſich hin wimmernd. Auf dem harten Bette aber war Lenchen ausgeſtreckt; der Kopf mit Tüchern umwunden, das Geſicht glühend. Das linke Auge war blutroth unterlaufen, das rechte rollte wild und irr. Ihr Geiſt ſchien mit krankhaften Phantaſien beſchäftigt.

Unterdeſſen hatten ſich neugierige Wanderer, welche den Sonntag-Nachmittag zum Spazierengehen benutzten, um die Bahre verſammelt, und bald flog die Kunde von dem neuen Unglück von Munde zu Munde des ſchon genugſam aufgeregten Volkes. Man rannte und lief, und nach einigen Minuten ſtrömte es ſchaarenweis vom Städtchen her, um die Leiche des alten Ephraim zu ſehen. Die Müllersknechte erfuhren nun vom umſtehenden Volke, was geſchehen war; ſie legten alſo ohne Weiteres die Leiche in die Hausflur auf einen alten Kaſten und zogen wieder ihres Wegs. Das ſchlaraffige Volk ſtand aber lange noch und gaffte und ſchwatzte, und neues ſtrömte zu und gaffte und ſchwatzte wieder, und ſo wurde der Haufe vor der Thüre größer und größer; aber es fiel Keinem ein, ins Haus hinein zu gehen und nach den Leidenden zu ſehen.

Endlich bahnten ſich ein Paar tüchtige Arme einen Weg durch die Menge, und eine tiefe Baßſtimme rief eben nicht ſehr freundlich: „Platz da, ihr Schwerenoths-Geſindel, das ſich die Seele an des Nächſten Unglück labt! Platz! ſag' ich, oder ich ſchlage mit der Fauſt drein, daß euch die Zähne ausfallen ſollen.“ Man ließ hin und wieder etwas von „ungeſchliffenem Schlingel“ fallen, wich aber doch weit aus, und mitten durch ſchritt trotzig und böſen Anſehens Peter, der Zainknecht, der ſeinen armen Meiſter bis jetzt an allen Orten und Enden in der Stadt und Umgegend geſucht und eben erfahren hatte, daß und wie derſelbe gefunden ſei. Peter ging durch die Thüre, beſichtigte, auf Gott, die Pfaffen, den Stadtrath und die ganze Welt fluchend und ſchimpfend, die Leiche, heulte dazwiſchen, daß es ein Graus war, und ging dann in die Stube. Aber nicht lange darauf ſtürzte er wieder wuthſchnaubend, wie ein angeſchoſſener Eber, heraus. „Menſchen wollt ihr ſein?“ brüllte er die, Augen und Mäuler aufſperrende, Verſammlung an. „Schlimmer als Hunde und Katzen ſeid ihr! Drinn liegt die elende Frau und das Engelsmädel und geben den Geiſt auf, und keins von euch labt ihre Zunge mit einem Tropfen Waſſer, ihr Rabenäſer! Aber ſo wahr mir der ewige Gott im Himmel zuhört, kommen der Doctor und Feldſcheer nicht gleich heraus, ſo will ich Pfaffen und Rathsherren mit meiner Fauſt erwürgen und euch die Stadt voll Beſtien über den Köpfen an allen vier Ecken anſtecken.“ Zitternd und bebend hörte das Volk die fürchterliche Drohung, und eh' der gräßlich blickende Peter noch an des Doctors Haus kam, war dieſer ſammt dem Chirurgus der Stadt ſchon von Allem unterrichtet. Ehrenhold verfügte ſich gleich nach dem Nachmittagsgottesdienſte zum Bürgermeiſter; die Schöppen kamen eilig zuſammen. Der Doctor lief mit ſeiner Hausapotheke unter dem Arm, der Feldſcheer mit ſeinem Bindezeug, und von einem hochedeln Stadtrath wurde der Hirt des Städtchens mit Frau und Knecht ſogleich beordert, die Annagrethe und Magdalena Ephraim zu warten und zu pflegen. Solch ſchnelles Leben und Bewegen brachte des wilden Peters Worte in die Leute, welche den Zainknecht wohl kannten und wußten, daß er halte, was er verſprochen.

Peter war nach ſeiner höflichen Einladung bei

Doctor und Chirurg zu einem Schreiner gegangen und hatte ſich für ſein eigenes Geld einen Sarg für den andern Morgen beſtellt, dann kehrte er zurück, ſäuberte den Leichnam vom Schlamme und erwartete ruhig, was von Seiten der Stadt weiter geſchehen würde. Vor der Thüre ſtanden Weiber und Kinder, auch Männer und Burſche mitunter, und dehnten ſich die Hälſe faſt ab und guckten ſich faſt blind und hatten ein Wunderns und Bedauerns unter einander und erzählten ſich das zehnmal Erzählte noch einmal, und läſterten den alten Ephraim und ſein Weib und Kind. Da hieß es: „Ei! wer hätte das gedacht! Der Mann ſchien immer ſo ehrbar. Aber ſtille Waſſer ſind tief. Man hat wohl ſonſt ſchon dies und jenes von ihm gemunkelt. Die Annagrethe ſoll gar ſchöner Leute Kind ſein und hat den Schmied nicht nehmen ſollen. Da hat ſie Ephraim geſtohlen und ihren Bruder, der ihn daran hindern wollte, gewiß ſo geſchlagen, daß der Menſch bald hernach dran geſtorben iſt. Drauf hat er ſie lang' mit in der Fremde umhergeſchleppt, bis er ſie zuletzt hierher in ſeinen Geburtsort brachte, da hatte ſie ſchon ein Paar Kinder. Sie kannte hier Niemand und ging auch gar nicht zu den Leuten; erſt lang' nach der Zeit hat man erfahren, woher ſie eigentlich iſt, und was es für einen Haken mit ihr hat. Es hat auch gar nichts bei ihnen gedroht; die Kinder ſind geſtorben bis auf die Lene; ſie ſelbſt ſind verdorben. Und bei dem ſaubern Früchtchen heißt's recht: Hochmuth kommt vor dem Fall. Die wußte ja gar nicht, wie ſie den Kopf ſchnippiſch genug tragen wollte, und zu Tanz und Spiel kam ſie gar nicht, da waren ihr die Leute zu gering und ſchlecht. Nun haben ſie keinen Verwandten und Bekannten in der ganzen Stadt, der ſich ihrer annähme."

Die unſelige Zungendreſcherei wurde durch das Einherſchreiten des Doctor Flatius unterbrochen. Eine tiefe Stille trat ein. Alle Augen waren auf den großen ſpindeldürren Arzt mit dem langen braunen Schoßrock, an deſſen weiten Aermeln ungeheuere Manſchetten hingen, und mit der langwolkigen Alongeperrücke geheftet, welcher das kleine dreieckige Kaſtorhütchen unter dem rechten, einen mit vielem blanken Meſſingzierrath beſchlagenen Kaſten unter dem linken Arme trug, und ſich vornehm grüßend in das kleine Haus verfügte. Noch hatte man ſich kaum vom Erſtaunen erholt, als der flinke Stadtbarbier wie ein Windhund und athemlos aus dem Thore ſchoß, zitternd und bleich Jedem im Vorüberfliegen etwas zuplapperte und, den Hut kriechend vor den Weibern ziehend, in das Häuschen ſchlüpfte. Ihm nach drängte die wißbegierige Jugend, und mehrere Frauen hätten es ſich für eine Schande angerechnet, zurückzubleiben. Bald war die kleine Hausflur voll. Doctor Flatius bereitete Tropfen für Lenchen, der Chirurg Pulver und Pflaſter für Annagrethen, und Peter war den Beiden zu Hand. Eh' der Barbier mit Pflaſterſtreichen und der Doctor mit Eingeben fertig war, kam auch ſchon der Hirt mit den Seinigen, um die neue Amtspflicht zu übernehmen. Das halbe Städtchen ſtand längs des Baches, denn dergleichen außerordentlichen Tag hatte das blühende Geſchlecht noch nicht erlebt, und es war deshalb nöthig, Alles recht genau zu ſehen. Das Erſtaunen der Menge ſtieg bis zum höchſten Punkte, als endlich das ganze Amt, vom geſtrengen Herrn Amtmann bis zum Amtscopiſten und Diener herab in Proceſſion aufmarſchirte und in die niedere Hütte einzog. Die Leiche wurde nun unterſucht und für todt befunden, hierauf verordnet, daß ſie den folgenden Morgen in aller Frühe ſolle beerdigt werden. Mit dieſem Beſcheid wurde der Amtsdiener an den Stadtpfarrer entlaſſen, und die hohe Juſtiz wollte ſodann zu inquiriren und zu protokolliren anfangen; es fand ſich aber Niemand, welcher auf ihre Fragen eine Antwort geben konnte, und ſo mußte man die Zurückkunft des Amtsdieners abwarten, um ihn nach der Mühle zu ſchicken, damit er die Müllerburſche auf den andern Tag vor die Schranken lade. Jeder ging nun wieder ſeine Wege, um das durch den jähen Schreck verſäumte Sonntagsvergnügen noch nachzuholen. Doctor und Barbier ſchloſſen ſich als Amtsphyſikus und Amtschirurg an das davon wandernde Perſonal; Peter lief zu ſeinem Freund, dem Schreinergeſellen, um ihm ſelbſt mit zu helfen. Und noch vor Mitternacht war der Sarg fertig; Peter trug ihn nach dem Hammer und legte das, was von ſeinem lieben Meiſter übrig war, hinein, bittere Schmerzensthränen vergießend und wilde Flüche murmelnd.

Das Volk hatte ſich erſt gegen Abend ganz verlaufen; der Hirt und ſeine Frau ſaßen beim matten Schein eines Oellämpchens in der engen Stube, Lenchen phantaſirte wild und fürchterlich, und Annagrethe ſtöhnte und ächzte tief auf, daß ſich ein Stein hätte erbarmen mögen. Peter ſaß ſtumm in einer Ecke, grollte mit dem Himmel und wiſchte ſich dann und wann mit den breiten Händen die Augen.

Noch hatte der erſte Tagſtrahl nicht den Himmel durchzuckt, als der Todtengräber mit der Bahre vor der Thüre anlangte, und Peter ihm zur Hand ging, den Sarg darauf zu ſtellen.

„Nun? haſt du das Leichentuch nicht mitgebracht?" fragte Peter befremdet und ſah ſich nach der ſchwarzen Hülle um.

„Leichentuch!“ höhnte der Andere. „Das ſollte mir ſchlecht bekommen.“

„Weshalb?“

„Nun der Küſter würde mich heute noch vom Dienſt jagen, wenn ich Einen, der ſich ſelbſt entleibt, mit dem Leichentuch zudecken wollte, und noch dazu Einen, der im Kirchenbann liegt.“

„Dir ſpukt's wohl im Kopfe, ſo wie dem Küſter und der ganzen Kleriſei.“

„Wenn du ſelbſt kein Narr wärſt, würdeſt du bedenken, daß wir das Tuch nachher wegſchmeißen müßten, da kein ehrlicher Menſch eine ehrliche Leiche damit zudecken ließe. Siehſt du nicht, daß ich die uralte Bahre habe wieder hervorſuchen und zuſammennageln müſſen? Auf der neuen darf kein Gotteslästerer, aus der Gemeinde Ausgeſtoßener und Selbſtmörder getragen werden; dann würden ſich die andern Leichen ſchön bedanken, und die Kirche hat kein Geld, des alten Ephraim's halber eine Bahre machen zu laſſen.“

„Ich wollte, der Teufel führte euch Alle noch heute durch die Lüfte davon, vom Stadtpfarrer an bis zu dir hinab. Aber wo bleiben die Träger?“

„Träger? Ja, da hat ſich's mit den Trägern! Der Küſter hat ſie geſtern Abend aufgeboten, aber als ich ſie vorhin weckte, wollte nicht Einer gehen. Es wird ſich wohl auch ſchwerlich Jemand dazu bewegen laſſen, ich glaube, ſelbſt wenn man ſchweres Geld böte. Und dahier vollends, wo's keinen Schluck Branntwein ſetzt. Nun, wer wollte auch was bei Leuten genießen, die Kirchenbuße gethan, und die der Herrgott ſelbſt ſo geſchlagen hat? Muß ich doch meine Gebühren auch ans Bein wiſchen.“

„Wer ſoll denn aber die Leichen tragen?“

„Das frag' mich nicht. Ich glaub', es gibt eine Rebellion, wenn Jemand dazu gezwungen werden ſoll. Denn Keiner will zeitlebens mit der Schande behaftet ſein, daß er einen gottverworfenen Miſſethäter auf ſeinen ehrlichen Schultern geſchleppt."

Peter knirſchte mit den Zähnen und ballte die Fauſt wie ein Verzweifelter. „Wenn ich ihn doch allein tragen könnte!" murmelte er vor ſich hin. „Nun, ich will zum Pfarrer gehen."

Bald darauf klopfte er an das Pfarrhaus. Brigitte erſchien noch halb ſchlaftrunken am Fenſter und fragte nach ſeinem Begehr, und er gab ihr zur Antwort, daß er ſehr dringend mit dem Herrn Pfarrer zu ſprechen habe. Erſchreckt über den heftigen Ton ſeiner Worte, und der fürchterlichen Drohung Peters von geſtern ſich erinnernd, welche auch ihr zu Ohren gekommen war, erklimmte ſie raſch die Stiege, trat in Ehrenhold's Zimmer, und als dieſer bereits durch das Hämmern an die Thüre ermuntert, mit dem kahlen Kopfe durch die Bettvorhänge fuhr und ihr entgegen rief, was es ſo früh ſchon gebe, berichtete die Magd athemlos von Peters Ankunft und miſchte unvermerkt von ihrem Verdacht und der Beſorgniß, es möchte dem Herrn ein Leid widerfahren, mit ein. Ehrenhold ſchrie laut auf und zitterte an allen Gliedern. Er befahl der Magd, wofern irgend ein Riegel noch nicht vorgeſchoben ſei, ſolches ſogleich zu thun, auch die Fenſter zu verwahren und, wenn der Böſewicht dennoch Anſtalt mache, einzudringen, aus vollem Halſe um Hülfe zu ſchreien. Die Magd ging und that in Todesfurcht, was ihr geheißen war. Kaum war ſie aus der Stubenthüre, ſo ſprang Ehrenhold aus dem Bette, verſchloß und verriegelte die Thüre, ſtellte zum Ueberfluß noch Tiſche und Stühle davor und verkroch ſich dann wieder bebend in die ungeheueren Federberge.

Peter ſtand lange geduldig; endlich klopfte er wieder, und als ſich Niemand zeigte, merkte er, wie er berathen war, und ging fluchend von dannen. Einige Bekannte, die er herauspochte, ſchlugen ihm die Bitte, die Leiche mit ihm zu tragen, rund ab, und der ehrliche Knecht kehrte voll Wuth und Verzweiflung zurück. Wer ihm begegnete, entſetzte ſich vor ihm. Zu Hauſe angelangt, zog er den ſchwarzen Schiebekarren, auf welchem er Kohlen in die Schmiede zu fahren pflegte, aus dem Kohlenſtalle, ſtellte den Sarg darauf, bedeckte ihn mit dem entwendeten Altartuche, band ihn mit einem Strick feſt und fuhr durch die Stadt dem Gottesacker zu. Einige Frühwanderer blieben verwundert ſtehen; er würdigte aber Niemanden eines Blicks, geſchweige eines Grußes, und langte mit ſeiner Bürde auf dem ſtillen Friedhofe an. Hier wurde Peters Gemüthsbitterkeit noch um ein Bedeutendes geſchärft, als ihn der Todtengräber in die entfernteſte Ecke des Todtenackers hinter das Beinhaus winkte. Dort, wohin ſelten ein Fuß kam, hart an der verfallenen Mauer, unter einem traurigen alten Fliederbaume, war das Grab bereitet, fern von allen andern Gräbern.

„Alſo hier ſollſt du ruhen, guter braver Alter, der kein Wäſſerchen getrübt, geſchweige einen Menſchen beleidigt hat, hier als ein unehrlicher Mann ganz ausgeſtoßen von der Gemeinſchaft der im Herrn Verſammelten!“ ſchluchzte Peter, indem er den Sarg mit dem Todtengräber in die Gruft hinabließ.

„Sei doch froh, daß er dies Plätzchen erwiſcht hat,“ tröſtete der Todtengräber, „es iſt doch wenigſtens auf dem Kirchhof. Der Küſter meinte, ſolch ein Menſch wäre noch unter dem gefallenen Vieh zu betrachten und müſſe eigentlich auf den Schindanger begraben werden. Und wenn's ihm nachgegangen wäre, ich glaube, es wär' geſchehen. Aber der Herr Pfarrer hat ſich dazwiſchen gelegt und mir dieſen Platz angewieſen." Peter that ſtill für ſich einen furchtbaren Fluch, half die Erde einſchaufeln und ſeufzte noch tief auf, als nicht einmal ein kleiner Hügel über dem Grabe erhöht, ſondern die Erde geebnet und wieder mit dem ausgeſtochenen Raſen belegt wurde, ſo daß man kaum eine kleine Spur von einer Beerdigung entdecken konnte. Der Todtengräber entſchuldigte ſich bei jedem Ausbruch von Peters Grimm mit dem herkömmlichen Gebrauch in derlei Fällen und mit dem ausdrücklichen Verbot des Pfarrers und des Küſters. Eh' Peter ging, ſtellte er ſich noch auf das Grab, faltete die ſtarken breiten Hände, hob das feuchte Auge gen Himmel und betete ein ſtilles Vaterunſer, flehte mit ſchmuckloſen Worten um Ruhe und Frieden und eine fröhliche Urſtänd ſeines Meiſters und dankte demſelben noch einmal für all' das Gute, welches der Alte ihm erwieſen. „Du wollteſt nicht, daß ich meine Seele mit einer ſchweren Sünde belüde," rief er zerknirſcht, „und du ſelbſt haſt eine ſolche begangen. Gott verzeihe ſie dir! Es war gewiß die einzige, die dir zur Laſt fällt. Du warſt der redlichſte und bravſte Mann. Deshalb wird dir Gott verzeihen und dir gnädig ſein. Aber die dich in den Tod gejagt haben, wird er zu finden wiſſen. Ja, guter Meiſter, der du nun drüben biſt, ich will dir gehorchen und die Rache dem Herrn überlaſſen. Fluch über dieſe Pfaffen! Es wäre ja kein Gott im Himmel, wenn ſolche Schandthat nicht beſtraft würde. Noch einmal Fluch über ſie und zum dritten mal Fluch!" Und er ballte die Fauſt und ſtreckte ſie drohend nach der Stadt aus. Dann lenkte er die kummerſchweren Schritte wieder nach der Hütte zu, in welcher das Unglück ſeine Wohnung aufgeſchlagen hatte, um ſeine Kräfte auf die Pflege der Meiſterin und ihrer Tochter zu verwenden. Mit Lenchen ſtand's ſehr übel, und der Doctor Flatius, welcher ſich kurz vor Mittag einſtellte, zweifelte an ihrem Aufkommen und ſtattete deshalb Bericht an das Amt ab.

An ſelbigem Morgen hatten ſich dort auch ſchon drei Gläubiger Ephraim's gemeldet. Der erſte, ein reicher Fleiſchhauer, hatte ein Kapital von 300 Gulden auf dem Hammer mit dem Wohnhäuschen als erſte Hypothek, der andere zeigte eine Handſchrift vor, auf welche Ephraim vor mehreren Jahren, bei Gelegenheit, als er an dem baufälligen Hammer die nöthigen Reparaturen hatte machen laſſen müſſen, 50 Gulden geborgt hatte, und der dritte war der Senator und Eiſenhändler Trautvetter, welcher laut ſeinen Büchern zweihundert und zehn Gulden für rohes Eiſen forderte. Der Hammer aber ſammt dem Wohnhäuschen und allem Zubehör war noch lange keine fünfhundert Gulden werth. Als nun der Doctor Flatius die Nachricht von der Gefahr brachte, in welcher Magdalenens Leben ſchwebe, delibrirten der Herr Amtmann und der Herr Senator Trautvetter eben darüber, wie man das Grundſtück am theuerſten losſchlagen könne.

„Wenn uns das Mädel in der Hütte abfährt,“ bemerkte Trautvetter hierauf, „ſo nimmt das Neſt kein Menſch geſchenkt, und der Hammer iſt 150 Gulden weniger werth.“

„Was ſollen wir aber anfangen, damit ſie nicht ſtirbt?“ fragte der Amtmann. „Ich kann's ihr von Amtswegen nicht verbieten laſſen.“

„Und ich kann's ihr auch nicht wehren," ſetzte der Doctor treuherzig hinzu.

„Ich wüßte wohl ein Mittel," ließ ſich Trautvetter wieder vernehmen. „Freilich würde es ein wenig Aufſehen machen, aber wir kämen doch zu unſerem Gelde."

„Nun, ſo gebt's an; wenn es die hohe Juſtiz billigen kann, dürft ihr auf die Ausführung deſſelben rechnen, Herr Senator."

„Seht, über lang oder kurz, wenn das Hammerwerk sub hasta losgeſchlagen wird, müſſen die beiden Weiber doch aus der Hütte und ins Hirtenhaus. Da daſſelbe nun ſowohl unſer Armen- als auch Krankenhaus iſt, ſo wären ſie dort am beſten ſogleich aufgehoben. Man ſchaffte ſie hin, und dann könnten ſie meinetwegen alle beide ſterben."

„Ei nun, das ließe ſich wohl ins Werk ſetzen," meinte der dürre Doctor, der in Gedanken ſchon auf einige Flaſchen Rheinwein aus Trautvetter's Keller und auf ein Mittagsmahl an deſſen Tiſche ſpeculirte, „wenn der Herr Amtmann nur ſonſt ſeinen Conſens dazu geben wollte. Ich ſtelle ein visum repertum aus, worin ich ſage, die kleine Hütte ſei ſchlecht zur Krankenpflege eingerichtet, das Hirtenhaus dagegen deſto beſſer; auch ſei die feuchte Luft von der Ausdünſtung des Waſſers unzuträglich und ſchädlich, welches auch wirklich der Fall iſt, und endlich verurſache es dem Hirten große Incommodität, wenn er alle Tage viermal den Weg von ſeinem Hauſe nach dem Hammer gehen müſſe, und die Kranken hätten darunter zu leiden, welches ebenfalls die pure Wahrheit iſt."

„Ei, ſo macht doch das, mi carrissime!" ſagte der Amtmann „und die ganze Sache iſt abgethan."

„Ihr ſollt deſſen freundlichen Dank von mir haben, hochverehrteſter Herr Doctor," ſchmunzelte Trautvetter. Und das Kleeblatt trennte ſich.

Gleich nach Tiſche ſchrieb der Doctor das nöthige Inſtrument, und der Amtmann gab nach Empfang deſſelben ſeine Befehle. Vier Amtsfröhner wurden mit dem Amtsdiener abgeſchickt, und die Kranken, eine um die andere, trotz Peters Proteſtation, in eine bettähnliche Tragbahre gepackt und nach dem Hirtenhauſe gebracht. Peter räumte mit blutig gepreßtem Herzen die wenigen Habſeligkeiten in eine Kammer, von welcher, nachdem ſie verſchloſſen war, der Amtsdiener den Schlüſſel zu ſich ſteckte. Drauf machte ſich Peter ſein Strohlager hinüber in die Werkſtatt, denn es graute ihm, allein in der Hütte zu bleiben. Auch verſchloß ſie der Amtsdiener, ſo gut es ohne Schloß gehen wollte; denn ein ſolches war nie daran geweſen.

Als nun der Abend kam, war's todtenſtill im Hüttchen. Das Spätroth warf ſeinen grellen Schein durch die Scheiben der geöffneten Fenſter, die ſternaugige Nacht guckte in das Stübchen, und es war gar ſchauerlich drin. Verödet und leer ſtanden die kleinen Räume, welche vor Kurzem noch Liebe und Zufriedenheit, Vertrauen, Fleiß und ein rührender Gottesdienſt belebt und zu einem Paradieſe gemacht hatten.

## 9.

# Heinrichs Schwäche.

Munter fördert ſeine Schritte
Fern im wilden Forſt der Wand'rer
Nach der lieben Heimathshütte.
— — — — — — — —
Markt und Straßen werden ſtiller;
Um des Lichts geſell'ge Flamme
Sammeln ſich die Hausbewohner.
Und das Stadtthor ſchließt ſich knarrend.
Schwarz bedecket
Sich die Erde.

Es war ſchon ziemlich ſpät, als der junge Glockengießer, Heinrich Körner, von Walddorf zurückkehrend, die Berge erſtieg, welche ſeine Vaterſtadt umlagerten, und durch den öden langen Buchenwald haſtig dahin ſchritt. Das tüchtige Befeſtigen der Glocke hatte ihm Montag über noch viel zu ſchaffen gemacht, die Abrechnung mit dem Schulzen und der Gemeinde-Vormundſchaft, der Empfang des Geldes hatten ihm viel Zeit geraubt, obgleich Liebesſehnſucht und eine gewiſſe, ihm unerklärliche Bangigkeit, ihn ſtets zur Haſt und Eile trieben. Zuletzt wurde er noch zu ſeinem Schrecken vom Schulzen zu einem Gemeindeſchmauſe und Tanze geladen. Er konnte es der Kundſchaft wegen nicht gut abſchlagen, aß und trank in der Angſt ſeines Herzens, was man ihm reichte, ſchwenkte die Tochter des Schulzen im erſten Tanze und rannte, da es ſchon dunkel wurde, wie beſeſſen fort, ohne Abſchied zu nehmen. Von der gut beſetzten Tafel hatte er ein anſehnliches Stück Roſinenkuchen in die Taſche geſteckt, um es ſeinem Lenchen mitzubringen; denn er wußte, daß ſie ihn gern aß. Als er nun im Forſte allein war und ihn nichts in ſeinen Betrachtungen ſtören konnte, wollte er ſich den frohen Empfang von Lenchen recht lieblich ausmalen, wollte ſich die reizende Geliebte in ihrer unſchuldigen Freude recht lebhaft vorſtellen, aber jenes bange wunderliche Gefühl hielt ihn davon ab, und die ſchönen Bilder ihrer Geſtalt, welche ſeine Phantaſie ſonſt ſo leicht und ſchnell ihm vor die Seele zaubern konnte, verſchwammen jetzt in einen trüben Nebel. Der Fall der dürren Blätter, welche der leiſeſte Luftzug von den Zweigen ſtreifte, erſchreckte ihn, daß er heftig zuſammenfuhr, die Mondesſichel ſah ihn ſo ſchwermüthig an, und die hellen Sternlein machten ihm gar nicht die Freude, wie ſonſt auf ſeinen nächtlichen Wanderungen. Die herbſtliche Friſche berührte ſein vom ſcharfen Gehen glühendes Geſicht. Er war in einer ihm unerklärlichen Spannung. Endlich ſah er die Lichter des Städtchens unter ſich ſchimmern, und im raſchen Trabe ging's bergab. Am Thore angekommen, überlegte er nicht lange, und ſtatt hinein, ging er links an der Stadtmauer hin, und ſtand in wenigen Minuten vor des Zainſchmieds Hütte. Das Herz klopfte ihm wie ein Hammer. Kein Licht blickte ihm entgegen; vom Waſſer her wehte es ihn kalt an. Er ſchlich auf den Zehen und zitterte heftig. Da ſtand er vor der halbrunden Pforte, und Ober- und Unterthüre waren verſchloſſen. Befremdet ging er zu den Fenſtern, welche Abends meiſt mit Laden verwahrt waren, aber er fand dieſelben nicht angeſchraubt, vielmehr die Fenſter aufgeſchoben, ſo daß der kümmerliche Mondſtrahl in das leere Stübchen fiel und die kühle Abendluft hindurch ſtrich. Heinrich ſchauderte unwillkürlich zuſammen. Dann legte er das fiebriſch brennende Geſicht an die

Wand und horchte, ob er nicht einen Ton vernehme, und da's noch immer todtenſtill in der Hütte blieb, faßte er den eiſernen Ladenwirbel und hob ſich raſch auf die Mauer. „Lenchen!“ flüſterte er; „Lenchen!“ rief er, von Angſt übermannt, laut, aber nichts antwortete ihm, als das dumpfe kurze Echo, welches ſich wie höhnend an den theuern Namen anhing. Fieberkälte ſchüttelte den jungen Glockengießer; es ſchwirrte ihm bunt vor den Augen. Er ſprang herab und ſtand eine Zeit lang unſchlüſſig. Einen Entſchluß wollte er faſſen und wußte nicht wozu, er wollte Gedanken ſammeln und konnte ſich auf nichts beſinnen. Eine Rieſenlaſt Angſt hatte ſich auf ihn gelagert und trieb ihn endlich nach dem Thore und durch die finſtern Gaſſen dem Vaterhauſe zu. Mit ſcheuem Schritt trat er in die Stube. Die ledige Schweſter deckte eben den Tiſch, die zwei verheiratheten waren mit ihren Männern, ehrlichen Handwerkern, und den Kindern zum Beſuch zugegen. Die Letztern ſchwärmten luſtig in der Stube. Der Vater ſaß im großen Sorgenſtuhl am Ofen, welcher eine behagliche Wärme von ſich gab. Heinrichs Eintritt unterbrach die Unterhaltung; Verlegenheit zeigte ſich auf allen Geſichtern. Die Wärme der Stube prallte ihm wie die größte Hitze entgegen und betäubte ihn faſt. Er legte die Reiſetaſche ab, grüßte die Anweſenden kurz und ſetzte ſich auf den für ihn beſtimmten Stuhl. Die Andern rückten heran. Das Eſſen wurde aufgetragen.

„Wie haſt du ausgerichtet?“ fragte der Vater mittlerweile.

„Gut,“ verſetzte der Sohn zerſtreut und nahm das Meſſer ſtatt des Löffels, um die Suppe damit zu verſchlucken.

„Hängt die Glocke feſt und gut?“

„Ja.“

„Iſt kein Unglück beim Hinaufwinden begegnet?“

„Nein.“

„Gefällt ſie den Walddörfern?“

„Ja.“

„Haſt du das Geld dafür?“

„Ja.“

Der Vater fixirte den Einſilbigen mit den Augen; eine peinliche Stille trat ein. Die Anweſenden ſahen einander verlegen an. Heinrich glühte, und der Schweiß rann ihm stromweis von der Stirn. Ihm mundete kein Biſſen, und er düſterte ſo in ſich hinein, daß er Nichts ſah und hörte und alſo auch auf die Frage des Vaters nach dem Befinden des Walddörfer Schulzen gar nicht antwortete. Alle Blicke waren ängſtlich auf ihn gerichtet, der Vater winkte den Andern, zu ſchweigen, bis das Abendeſſen vorüber ſei. So geſchah's; Heinrich ſaß die Zeit über unbeweglich. Endlich war man fertig.

„Heinrich!“ ſagte der Vater ſtark betont, und der Jüngling ſchrack heftig zuſammen und ſtarrte den Alten mit verwirrten Augen an. „Heinrich, du ſcheinſt ſchon zu wiſſen, was ſich während deiner Abweſenheit mit Ephraim und ſeiner Familie zugetragen hat, und es freut mich, dich ſo männlich gefaßt zu ſehen.“

Der junge Mann riß die Augen weit auf, alle Muskeln ſeines Geſichts verzerrten ſich, und mit einem vom größten Entſetzen erpreßten Tone rief er: „Um Gotteswillen was iſt mit Lenchen geſchehen? Ich weiß von nichts!“

„Du weißt von nichts? und biſt doch ſchon ganz wie vernichtet. Was fehlt dir denn?“

„Eine unerträgliche Angſt beklemmt mich. Sagt, ich beſchwör' euch, was iſt mit Lenchen? Wo iſt ſie?“

Die Glieder der Familie bebten vor der Heftigkeit des Bruders. Aengſtlich zogen ſich alle zurück, und der Vater begann: „Nun, einmal mußt du's doch erfahren, und es iſt beſſer, du erfährſt es gleich. Der Zainſchmied hat am Freitag Abend mit Frau und Kind ein abſcheuliches Verbrechen begangen. Er hat nämlich das heilige Abendmahl ſelbſt geſegnet und entheiligt und Gott und ſeinen eingeborenen Sohn dadurch ſo ſehr geläſtert, daß ihn die Geiſtlichkeit, welche die Schmach an Gottes Kirche ſelbſt entdeckte, zur Kirchenbuße verdammte, Ephraim hat ſich darauf geſtern früh erſäuft, Annagrethe und Magdalena haben aber die Kirchenbuße gethan!"

„Barmherziger Gott!" kreiſchte der Jüngling auf. „Lenchen Kirchenbuße gethan! Ephraim ſich erſäuft! O, hab' ich denn meinen Verſtand noch! Iſt denn das möglich, oder träum' ich nur?"

„Es iſt ſo, mein lieber Sohn, der Himmel hat ſie gerichtet."

„Was ſagt ihr, Vater, der Himmel? Nein! hier hat der Teufel ſein böſes Spiel getrieben! In der ganzen Stadt gab's keine tugendhafteren Menſchen, als Ephraim mit Frau und Kind. Wer hat ſie zu der entſetzlichen Strafe verdammt?"

„Wie ich dir ſchon geſagt, der Herr Stadtpfarrer, der Herr Diakonus und der Küſter."

„Ha! ſie ſollen mir Rechenſchaft geben. Dieſe Judaſſe, die den Herrn verrathen!" Und auf raſete er und wollte zur Thüre hinaus.

Nun ſprangen die Schwäger und Schweſtern, die ſich bis jetzt ruhig verhalten hatten, zu und fielen dem tobenden Jünglinge heulend und ſchreiend in die Arme; die Kinder kreiſchten laut auf; es war ein allgemeiner Aufſtand.

„Heinrich!“ riefen die Stimmen durcheinander. „Heinrich, faſſe dich! Mache das Unglück nicht noch größer! Wir bitten dich um die Wunden Chriſti willen! Bedenke, was du thun willſt! An den Gottesdienern willſt du dich vergreifen. Das brächte dir den Tod!“

„Was liegt mir am Leben!“ rief der Jüngling ſchon weicher. „Ich will ſterben! Laßt mich! Mein Leben iſt mir jetzt zur Laſt! Ich will zu Lenchen. Sagt, wo iſt ſie? Ich will mit ihr zuſammen ſterben; denn zuſammen leben können wir doch nicht mehr.“

„Alſo deinen alten Vater, deſſen Stolz und Stütze du warſt, willſt du verlaſſen? Du willſt uns mit unauslöſchlicher Schande brandmarken durch einen Selbſtmord? Heinrich, beſinne dich, daß du nicht wider Gottes Gebot handelſt!“ Alſo jammerte der Alte und ſeine Töchter. Lieschen, die unverheirathete, welche Heinrich vorzüglich liebte, fiel ihm zu Füßen und umklammerte ſeine Kniee, die andern umhalſten ihn, und alle weinten bittere Thränen.

„Bleib', Heinrich, und laß dein Blut kälter werden,“ flehte der Vater in einem ſanften rührenden Tone, den der Sohn an dem ſtrengen Manne nicht kannte, und der ihm durchs Herz ſchnitt. „Bleibe, guter Sohn, mein Troſt und meine Hoffnung, und verſprich uns, dieſen Abend Nichts zu unternehmen, das Haus nicht mehr zu verlaſſen. Wir wollen dir Alles erzählen. Morgen früh magſt du dann zum Herrn Pfarrer gehen, dazu rath' ich dir ſelbſt. Nur dieſen Abend nicht mehr.“

Die weinende Bitte des alten Vaters, das ſchmeichelnde Flehen der Schweſtern, das unſchuldige Liebkoſen der Kinder, denen er mit ganzer Seele zugethan war, alles vereinigte ſich, um den aufbrauſenden Zorn zu beſänftigen und den ſtarren Sinn zu erweichen.

„Nun, ich will bleiben!“ ſagte er endlich in Thränen ausbrechend. „Aber ſagt mir, wo iſt Lenchen?“

„Wir wollen dir ja alles berichten, lieber Heinrich,“ ſagte Lieschen und führte ihn wieder zum Stuhle. Er ließ es ſich gefallen, und die ganze Familie ſetzte ſich im Halbkreis um ihn herum, die Kinder, bisher durch ſeinen Trübſinn verſcheucht, hingen ſich jetzt wie ſonſt an ſeinen Hals, kletterten auf ſeine Kniee und fragten ihn leiſe, ob er ihnen nichts mitgebracht habe. Eine unendliche Wehmuth überkam Heinrich bei ihrem Gekoſe in Betracht ſeines ungeheuern Schmerzes. Er gab ihnen den für Lenchen beſtimmten Kuchen. Vater und Schweſtern erzählten nun abwechſelnd mit der größten Schonung den Verlauf der ganzen ſchauerlichen Begebenheit, doch war in des Vaters Bemerkungen das Beſtreben zu erkennen, die Schande und Schmach, welche durch den Verfall auf Lenchen gefallen war, recht augenſcheinlich und fühlbar zu machen. Als Lieschen nun mit der Schreckensſcene in der Kirche fertig war, als ſie von Lenchens entſetzlicher Entſtellung, von ihrer Krankheit und ihrem Hinausſchaffen ins Hirtenhaus berichtet hatte, da brach Heinrichs Kraft, der zeither ſtumm und geſpannt geſeſſen hatte, zuſammen, und ſein Schmerz machte ſich in wildem Jammer Luft. Lange weinte er wie ein troſtloſes Kind, und die Schweſtern weinten mit ihm. Faſſungslos und dem Zureden der beſorgten Seinigen kein Gehör gebend, ſaß er lange, und es bedurfte vieles Nöthigens, daß man ihn zu Bette brachte.

Er hatte eine böſe Nacht. Im gräßlichſten Schmerz und Kampf mit ſich ſelbſt durchwachte er die Stunden vor Mitternacht; da fiel ihm der ſchauerliche Abſchied von Lenchen ein, und nun wurde ihm klar, weshalb ſie ſo feierlich und wehmüthig geweſen war. Thränenbäche entſtürzten ſeinen Augen, als er ſich jedes ihrer Worte wieder in die Seele rief; Peters wunderliches Benehmen hatte nun ſchreckliche Bedeutung für ihn gewonnen, und neue Verzweiflung faßte ihn, daß er an jenem Abend noch nichts von der Sache gewußt, um das Unglück verhüten zu können. Er grollte Petern in tiefſter Seele, daß dieſer ihn nicht unterrichtet. Und ſo ſtürmten abwechſelnd Schmerz, Jammer, Zorn, Wuth, Rachedurſt, Liebe, Angſt durch ſein zerriſſenes Herz. Endlich ſank er in einen wirren krankhaften Schlummer, der ihn mit wilden gräßlichen Bildern bis nach Mitternacht ängſtigte. Früh war er ganz leidend und abgeſpannt, und Thränenbäche entſtürzten ſeinen Augen. Als ihn der Vater fragte, ob er nicht zum Pfarrer gehen wolle, erwiederte er weich und mild, er werde Alles thun und leiden, was Gott über ihn verhängt habe, und auch zum Pfarrer gehen. Sein Weſen von geſtern Abend war ganz umgeändert.

„Jetzt biſt du auf dem beſten Wege, mein Sohn,“ ſagte der Alte und holte tief Athem. „Der Sturm wird vorübergehen, und dir die Sonne wieder lachen.“

Heinrich ſchüttelte den Kopf wehmüthig. Aber er kleidete ſich an und ſchlich matt und wie aller Jünglingskraft beraubt über den Kirchplatz nach der Pfarre.

Ehrenhold empfing ihn außergewöhnlich freundlich und herablaſſend, ließ ihn zu ſich niederſetzen und begann ſogleich: „Liebſter Junggeſelle! Mit Bedauern habe ich von euerm Vater vernommen, daß ihr Willens geweſen ſeid, die Magdalena Ephraim zu ehelichen. In ſo fern ihr nicht anders wußtet, als daß dieſelbige eine ehr- und tugendſame Jungfrau ſei, konnte Niemand etwas gegen eure Wahl haben, und es war löblich von euch, daß ihr bei derſelben nur auf die himmliſchen, nicht aber auf die irdiſchen Güter Rückſicht genommen. Sintemal nun aber in dieſer unvollkommenen Welt der Schein trügt, und ſich leider Gott erbarm's! für Wahrheit ſtets auszugeben bemüht iſt, ſo daß wir, die wir gutherzig und leicht gläubig ſind, gar leicht verführt werden, ſo iſt es auch euch, guter Junggeſelle, widerfahren in euerm Umgange mit der Magdalena. Die vergängliche Schönheit des Leibes hat euch verlockt, zu glauben, es müſſe ein guter reiner unverfälſchter Wein in dieſem Gefäße enthalten ſein. Auch hat die Verſtellung euch das Herz umgarnt und euere Sinne gefangen genommen. Aber die Schlange des Paradieſes gleiſte auch, war ſchön und lieblich anzuſehen und ſprach zur Eva ſchmeichleriſche Worte. Und Eva ward bethört und ein ſündhaftes Weib, und ſie bethörte den Adam wieder, und die ganze Menſchheit wurde der Sünde theilhaftig. Seht, ehrbarer Geſell, die Schlange iſt hier in unſerm Falle der alte Ephraim, Eva iſt ſein Töchterlein, und der Adam ſeid ihr geweſen. Aber legt den alten Adam ab, zieht einen neuen an und wandelt hinfüro in einem beſſern Leben.“

„Aber Lenchen iſt gar ſo gut, ſo fromm, Ephraim ſo ehrlich und treu. Ich kann's euch zuſchwören, hochehrwürdiger Herr!“ verſetzte der Jüngling ſchüchtern und wagte nicht weiter zu ſprechen, als der Pfarrer ein böſes Geſicht und mit den Händen eine abwehrende Geberde machte.

„Ihr, der Verblendete und Betrogene, werdet doch das nicht beſſer wiſſen wollen, als ich, der ich den Geiſt Gottes in mir trage und mit geläutertem Auge die Dinge ſehe, wie ſie ſind;“ eiferte der Pfarrer, fuhr aber ſogleich wieder im milderen Tone fort: „Die Sünde iſt des Menſchen Verderben. Ephraim hat mit Frau und Kind ſchwer an Gott geſündigt, und darum hat ſie der Herr verderben in ſeinem gerechten Zorn. Ihr aber, junger Mann, dürft nichts mehr gemein haben mit den Ungerechten, auf denen Gottes Hand liegt: ihr müßt euch abthun der fleiſchlichen Luſt und Begier zu der beſtraften Sünderin. Ich darf als euern Seelſorger nicht zugeben, daß ihr euch auch in den Schlamm des Böſen und den Pfuhl des Argen begebet und geiſtig darin umkommet. Darum lenket bei Zeiten euer Sinn von der Lene ab, reinigt euer Herz, thut Buße für den Umgang, welchen ihr zeither mit der Höllenbrut gepflogen, bekämpft euch als ein Mann und handelt als ein braver gehorſamer Sohn. Gebt mir die Hand darauf, ihr wollt nicht ferner an die Lene denken.“

„Ach! hochehrwürdiger Herr, wie kann ich das! Hängt doch mein ganzes Herz an ihr,“ jammerte Heinrich.

„So wollt ihr alſo auch ein Sohn der Hölle werden? Wollt die Schande der ganzen Stadt und aller ehrbaren Leute auf euch laden? Wollt euern braven Vater, der es von euerer Geburt an ſo gut mit euch meinte und euch alles Dienliche erzeigte, in die Grube bringen? Denn er würde euern ſündlichen verdammlichen Schritt nicht lange überleben. Wollt euch von euern Schweſtern, Schwägern und allen Verwandten losſagen? Denn Niemand dürfte ferner Gemeinſchaft und Freundſchaft mit euch halten. Wollt euere ganze Familie um die ſchöne Ehre und Achtung bringen, worin ſie überall ſteht? Wollt euere ſelige Mutter noch im Grabe beſchimpfen und betrüben? Wollt den Fluch eueres ſterbenden Vaters auf euch laden? Wollt — —“

„Um Gotteswillen! haltet ein, Herr Pfarrer! Ihr bringt mich ſonſt gleich hier zur Stelle ums Leben!" rief Heinrich verzweifelt aufſpringend und die Hände ringend. „Ich will ja das arme Lenchen fahren laſſen, aber vergeſſen kann ich ſie noch nicht."

Im heftigſten Widerſtreit der Gefühle lief er durch das Zimmer. Die Abſpannung war gewichen. Sein Blick glühte auf den Pfarrer, ſeine Lippen zitterten.

„Ich will Alles thun, was ihr wollt, denn ihr ſeid ein Mann Gottes," ſagte endlich Heinrich ſich faſſend, „aber unter der einen Bedingung, daß weder Lenchen noch ihre Mutter weitere Kirchenbuße zu thun brauchen. Verſprecht mir, ihnen die übrige Strafe zu erlaſſen, und ich will ſie mir aus dem Sinne zu ſchlagen ſuchen."

„Ihr fordert viel: doch es ſei euch gewährt, und ihr ſollt ſehen, wie lieb ich euch habe," verſetzte der Pfarrer innerlich froh, ſo ſchnell ein wohlfeiles Mittel gefunden zu haben, womit der Jüngling zu Allem zu bringen ſein würde. „Haltet ihr euer Verſprechen, ſo halte ich das meinige," fügte er hinzu. „Sobald ihr aber die mindeſte Anhänglichkeit wieder an die ſündhafte Lene zeigt, ſo muß ſie ſammt ihrer Mutter die feſtgeſetzte Strafe erdulden, welche für ſolches Verbrechen noch ſehr gelinde iſt. Nur eueres Vaters und euretwegen iſt ſie ihnen erlaſſen. Doch thut auch darnach. Bleibt nur ſitzen. Ihr ſollt ein Glas Wein mit mir trinken; es wird euch wohl bekommen auf die heftige Alteration, und ihr könnt mir glauben, daß ich euch lieb, ſehr lieb habe, gleichſam wie ein Vater ſeinen Sohn. Weil ihr die ehrſame Jungfer Gertrud Trautvetterin aus dem brennenden Hauſe gerettet habt, hab' ich euch vollends recht ins Herz geſchloſſen; denn ihr habt da ein gottgefälliges Werk gethan, welches der Himmel auch nicht lange unbelohnt laſſen wird."

Schmunzelnd ging der Pfarrer, um die alte Brigitte zu beordern; in Heinrichs heftig erregte Phantaſie drängte ſich aber plötzlich das Bild der reizenden Gertrud, ſo wie ſie in jener Nacht in ſeinen Armen gelegen, wie er all ihre Schönheit entfeſſelt geſehen. Schon oft hatte er jene verführeriſche Erinnerung in ſeiner Seele niedergekämpft; die Worte des Pfarrers machten ſie erſt recht lebendig. Eh' er aber über das wunderliche unbeſtimmte Gefühl, welches ſich ſeinem Schmerze beigemiſcht hatte, recht mit ſich einig und klar werden konnte, kam Ehrenhold wieder, und Brigitte folgte mit Wein und Bechern. Der Pfarrer ſchenkte ein und brachte dem erſtaunten Heinrich ſelbſt das Glas. „Die Jungfer Gertrud," fuhr er herzlich fort, „hat mir auch an euch einen recht lieben Auftrag gegeben, und ich entledige mich deſſelben gern jetzt gleich."

„An mich?" fragte Heinrich verwundert und vergaß einen Augenblick ſeinen Schmerz.

„Ja wohl, und ihr dürft euch deshalb gar nicht wundern. Ihr jungfräuliches Herz möchte euch gern recht dankbar ſein für die Rettung ihres Lebens und die Gefahr, in die ihr euch ihretwegen geſtürzt, und doch iſt ſie zu züchtig und zu ſchüchtern, um mit ihrem Danke ſo ohne weiteres vor euch ſelbſt zu treten. Deshalb hat ſie mir gar ſittſam und höflich angelegen, die Mittelsperſon zu machen und euch in ihrem Namen ihres tiefſten Dankgefühls zu verſichern. Sie wünſcht nichts mehr und ſehnlicher, als euch das, was ihr an ihr gethan, nur in etwas zu vergelten. Einſtweilen aber und bis dieſes geſchehen kann, will ſie ihre Erkenntlichkeit gegen euch auf eine andere Weiſe an den Tag legen; — ich ſollte es eigentlich noch nicht verrathen — aber ich kann es nicht verſchweigen vor Freude über die liebe Seele. Denkt euch, Gertrud ſtickt euch eine wunderſchöne ſeidene Weſte, deren ſich kein Edelmann ſchämen würde, und die ſollt ihr der Jungfer zum Andenken alle Sonntage tragen."

„Mir eine Weſte, Herr Paſtor! Wie hab' ich das verdient? Ich kann ſie nicht annehmen."

„Daran würdet ihr ſehr unklug handeln, junger Menſch. Wer ein dankbares Herz zurückweiſt, verſündigt ſich am Himmel. Womit ihr's verdient? Pfui doch! Heinrich, beſinne dich! Haſt du das holdſelige Weſen nicht aus den Flammen gerettet, haſt die ohnmächtige Jungfrau über den ganzen Markt in mein Haus, in mein Stübchen hierher getragen? Verdankt dir das reizende Geſchöpf nicht Alles? Und du wollteſt ſie zurückweiſen? Pfui, Heinrich! Schäme dich!"

„Was ich that, war meine Schuldigkeit," antwortete der Jüngling betreten; denn ſchon faßte das vom Pfarrer in ſeine Seele zurückgerufene Bild von Gertrudens Schönheit ihm, ohne daß er es wußte, warm und wärmer ans Herz, und ſich ſelbſt in der innern Anſchauung jener verführeriſchen Reize verlierend, vermochte er einen Augenblick lang Magdalenen mit all ihrem Jammer zu vergeſſen.

„Schwatzt mir nicht ſo ungereimt," fuhr der Pfarrer fort; „es wäre, in euerm Sinne genommen, jedes Mannes in der Stadt, der geſunde Arme und Beine hat, Schuldigkeit geweſen, die Jungfer Gertrud zu retten, aber ihr allein habt's gethan. Nun? — Haltet mir das Mädchen in Ehren! Sie iſt eine achtbare tugendſame Chriſtin, und jedes Herz hat mit Recht Wohlgefallen an ihr."

„Hat doch der arme Ephraim die andern Kinder gerettet; was iſt ihm denn für Dank geworden?" rief

Heinrich, aus ſeinem Traume erwachend, mit neuem Schmerz.

„Schweigt mir von dieſem gottloſen Volke, von dem abſcheulichen Manne, den der Herr ſelbſt geſtraft und ihn nun auch dort gerichtet hat! Wendet euere trüben Augen zu einem freundlichen Stern, der euch aufgegangen iſt, und deſſen Licht ſie hell und klar machen werden. Nach Sturm folgt Sonnenſchein. Der Herr hat euch mit Anfechtung heimgeſucht; beweiſ't ihm, daß ihr an ihm feſthanget in Treu' und Glauben. Thut euch aller ſündigen Neigung zu der armſeligen Hammerſchmiedstochter ab und laßt euch von dem neuen Sterne beſcheinen.“

„Ich verſteh' euch nicht, hochwürdiger Herr Paſtor,“ erwiderte der Glockengießer befangen; denn eine Ahnung durchzuckte ihn, wohin des Pfarrers Andeutungen zielen möchten.

„Nun, wackerer Junge, geh' nur nach Hauſe. Du wirſt mich ſchon recht bald verſtehen lernen. Und wenn dir Jungfer Gertrud die Weſte ſchickt, ſo vergiß ja nicht, ihr alſobald einen Ehrenbeſuch zu machen und dich recht ſchön zu bedanken. Wir haben's gut mit dir vor, Heinrich, und daß du ſolches recht einſeheſt, ſollen die Witwe und die Tochter Ephraim's, wie ich dir ſchon verſprochen, keine Kirchenbuße mehr thun. Nun, Junggeſell; nehmt meinen prieſterlichen Segen! Grüßt mir euern Vater ſchön! Trinkt das Glas Wein noch aus! So! Schön! Gott befohlen!“

Der freundliche Pfarrherr drückte dem Jüngling an der Thür noch einmal die Hand und entließ ihn mit vielen Grüßen. Dieſer taumelte gleich einem Berauſchten an der Kirche vorüber. Licht und Schatten kämpften unabläſſig mit einander in ihm. Der wüthende Schmerz über Lenchens Unglück zerſchnitt ihm noch das Herz, während das ihm von allen Seiten zugeflüſterte Vorurtheil, ſie ſei eine große Sünderin, weil ſie an Gottes Geboten gefrevelt, allmälig Sitz in ſeiner Seele gewann und ihn, wenn auch noch nicht die Ueberzeugung, doch aber den Gedanken faſſen ließ, Lenchen ſei nicht werth, die Frau eines redlichen gottesfürchtigen Mannes zu werden. Zwiſchen dieſen nur durch ſeine Seele flatternden Gedanken drängte ſich aber wie ein flüchtiges Wetterleuchten jenes ſchöne Bild Gertrudens, und ob es auch von den Schreckensbildern, aufgeſcheuchten ſchreienden Nachtvögeln gleich, augenblicklich zurückgedrängt wurde, es kehrte immer wieder und verweilte länger und ſchöner. Indem er die Augen über den Markt hinüberwarf und Trautvetter's halbzerſtörtes Haus, woran rüſtig gearbeitet wurde, erblickte, da war ihm die ganze Scene ſo gegenwärtig, als wäre ſie eben erſt geſchehen, ja er war ſich weit anderer und lebhafterer Gefühle bewußt, als in dem Augenblick, wo er Gertruden gerettet hatte. Erſt jetzt wurde ihm klar, wie reizend ſie geweſen, da er an ihr Bett gekommen war, da ſie die Augen verwirrt auf ihn geheftet und mit einem Schrei ohnmächtig geworden war. Mit den Armen hatte er ſie umſchlungen; ihr voller Buſen hatte an ſeinem Geſichte geruht, ihr Mund den ſeinigen berührt: die Fülle ihrer Reize hatte in des Pfarrers Studirſtube vor ihm gelegen, und erſt jetzt war er ſich deſſen recht deutlich bewußt; erſt die Erinnerung an jene Augenblicke trieb ihm das Blut zu Kopfe; und obgleich er ſich ſelbſt heftige Vorwürfe machte, daß er, ſtatt ſich über Lenchens jammervolle Lage zu grämen, an die reiche ſchöne Senators-Tochter denke, ſo ließ ſich Gertrudens Bild doch nun einmal nicht aus ſeiner Seele verdrängen, und er geſtand ſich, eh' er nach Hauſe kam, ſchon halb und halb ein, daß er doch früher gar keinen rechten Geſchmack gehabt haben müſſe. Zu Hauſe angelangt, kleidete er ſich, von den Augen des Vaters ſorgſam beobachtet, ſtill um, hing das Schurzfell über und wollte nach der Werkſtatt aufbrechen. Doch der Vater hielt ihn mit der ſanft und herzlich gethanen Frage auf: „Heinrich, was haſt du mit dem Herrn Pfarrer Alles geſprochen? Hab' ich dein Vertrauen ſo ganz verloren, daß du mir kein Wörtchen mittheilſt? Heinrich, bringe mich nicht auf! Vergiß Gottes Gebot nicht: Ihr Kinder, ſeid gehorſam euern Eltern."

„Es ſteht auch geſchrieben: Ihr Eltern, reizet euere Kinder nicht zum Zorn," fuhr Heinrich heraus, „und ihr habt wahrlich nicht wohlgethan, daß ihr mir am Sonnabend Lenchens Unglück verhehlt habt."

„Heinrich, welchen Ton muß ich von dir vernehmen!" Er wollte eben weiter reden, als ihn ein leiſes Pochen an der Thür abzubrechen nöthigte. Mit veränderter Stimme rief er: „Herein!" Die Thüre öffnete ſich, und Heinrich glaubte vor Ueberraſchung und Verlegenheit in den Boden ſinken zu müſſen, als er die ſchöne Gertrud erſcheinen ſah. Sie war ſo zierlich und gewählt gekleidet, machte ein ſo artiges Knixchen vor Vater und Sohn und wandte ſich mit der ſüßeſten Freundlichkeit zu Lieschen: „Es wird dir wohl bekannt ſein, liebe Freundin, daß uns alles Linnenzeug mit verbrannt iſt, und wir kaum für den nothdürftigſten Gebrauch ausreichen. Mein Vater hat nun dieſen Morgen einige Stücke Leinwand angekauft, damit wir uns vor der Hand nur erſt das Unentbehrlichſte wieder anſchaffen. Das Linnen iſt da, aber es ſollen Hemden und andre Sachen daraus werden. Die Mutter und ich ſind mit tauſend andern Dingen beſchäftigt; denn ihr glaubt nicht, lieber Herr Nachbar, wie das

Alles über einander liegt und ſteht. Der Amtsſchreiber hat den Platz auch nicht übrig und uns Alle zuſammen in zwei enge Stübchen gepfercht: alle Ordnung und Bequemlichkeit iſt aufgehoben und geſtört; wonach man greift, das hat man nicht; was man braucht, das kann man nicht finden."

„Glaub's wohl! Kann mir's gut denken, werthgeſchätzte Jungfer Trautwetterin. Aber, liebwertheſte Jungfer Nachbarin, will Sie uns denn nicht die große Freude vergönnen, ſich bei uns niederzulaſſen? Heinrich, ſo ſetz' doch der Jungfer einen Stuhl und heiße ſie ſchön willkommen. Sie erweiſ't uns große Ehre mit Ihrem angenehmen Beſuche."

Heinrich brachte den Stuhl; Gertrudens ſchwarze Augen hefteten ſich auf ſein Geſicht, und der arme Junge ſtand von ihren Blitzen getroffen, verwirrt und ſtammelte unzuſammenhängende Worte. Lieschen rückte an Gertrud heran, und dieſe fuhr fort: „Du kannſt dir denken, liebes Lieschen, daß wir nicht daran kommen können, in Weißzeug zu arbeiten. Und doch brauchen wir die Sachen nöthig. Da iſt mir denn eingefallen, die Arbeiten unter einige meiner guten Freundinnen auszutheilen. Und da ich weiß, daß du unter Allen die geſchickteſte Nähterin biſt, Lieschen, und ihr an unſerm Schickſale den meiſten Antheil nehmt, Herr Nachbar, ſo bitt' ich dich für Geld und gute Worte, mir den Gefallen zu thun, das heißt, wenn ihr's erlauben wollt, Herr Steuereinnehmer."

„Ich bitte Sie inſtändigſt darum, über uns zu verfügen, liebwertheſte Jungfer Nachbarin," ſchmunzelte der Alte. „Und wenn Ihr Heinrich mit irgend etwas dienen kann, oder ich ſelbſt, ſo darf Sie nur Ihren Wunſch zu erkennen geben."

„Nun, es kann wohl Rath dazu werden," bemerkte Gertrud mit einem Anflug von ſchelmiſchem Lächeln, was ihr einen neuen einnehmenden Reiz verlieh. „Verdank' ich doch dem Heinrich mein Leben, und wem man die Hauptſumme ſchuldig iſt, bei dem borgt man auch nachher gern die kleinen Pöſtchen. Sei Er mir ja nicht böſe darum, werthgeſchätzter Junggeſelle, daß ich Ihm meinen Dank ſchuldig geblieben bin. Aber aufgeſchoben iſt nicht aufgehoben; und wenn ich mich auch nicht revangiren kann, ſo werd' ich mich doch erkenntlich zu zeigen wiſſen.“

„Ich bitte Sie, Jungfer Gertrud, ſpreche Sie davon nicht,“ ſtammelte der Jüngling blutroth. „Sie beſchämt mich ja mit Ihrem Dank.“

„Nun, du darfſt immer von einer ſo ſchönen, wohlgebildeten Jungfer ein paar freundliche Wörtchen annehmen,“ erinnerte der Vater. „Dergleichen erfriſcht noch mein altes Herz, das deine muß es entzücken. I nun, ich wüßte wohl, wie ſich die Sache am beſten abthun und ausgleichen ließe, daß von Euch Beiden Keins dem Andern etwas ſchuldig bliebe.“

„Ei, das ſagt mir doch im Geheim!“ rief ihm Gertrud zu, und der Alte erwiſchte ihre kleine weiche Hand, drückte ſie ſchmunzelnd und ſagte: „Das ſoll geſchehen; ja, Jungfer Gertrud, das ſoll Sie heute noch erfahren.“

Heinrich ſtand wie auf Kohlen; ſeine Blicke verſchlangen Gertrudens üppige Geſtalt, ſo oft ſie mit Lieschen von der Arbeit ſprach; aber ſobald ſie ihre ſchwarzen Sterne auf ihn ſpielen ließ, mußte er die ſeinigen verwirrt niederſchlagen. Faſt eine Stunde blieb Gertrud da, und als ſie ging, geberdete ſich der alte Körner ſo ausnehmend freundlich und konnte gar nicht müde werden, ſie zu bitten, daß ſie ihren Beſuch doch bald erneuern möchte. Lieschen mußte alle andern Arbeiten bei Seite legen und ſogleich an die Leinwand gehen.

„Ja ſieh, Heinrich,“ ſagte der Alte vertraulich zu dem in Gedanken verſunkenen Jüngling und klopfte ihn auf die Schulter, „des Trautvetter's Gertrud, das wär' nun mein Geſchmack, und wenn ich noch einmal jung wäre, ſie müßte es ſein und niemals eine Andere. Desgleichen herzige Schönheit iſt mir noch nicht vorgekommen; hab' ſie mir erſt jetzt ordentlich betrachtet. Und was für ein Verſtand! Die kann einem was aufzurathen geben. Die dreht dem Teufel eine Naſe. Und was ſie für ſchöne allerliebſte Manieren hat! Sie ſpricht wie ein Buch, thut Jedermann ſeine rechte Ehre zu, iſt beſcheiden und doch geſprächig und leutſelig, iſt gut unterrichtet, hat Religion, iſt immer knapp und zierlich angethan wie ein Jahrmarktsdöckchen und dreht ſich zehnmal in einem Athem auf dem Abſatz herum. Wetter ja! müßte das eine Hausfrau geben. Chriſt unſer Herr! und das Beſte hätt' ich ja faſt vergeſſen. Die Mitgiſt. Zehntauſend Gulden baar auf den Tiſch gezählt. Das nenn' ich einen guten Anfang in der Wirthſchaft! Nun, das Erbtheil kommt dann auch einmal gelegen, ſo ein zwanzigtauſend Florinchen. Heinrich, beſter Junge! die, die wär' die rechte Frau für dich. Du wärſt gleich ein gemachter Mann, kämſt in eine vornehme Verwandtſchaft, hätteſt —“

„Ach, Vater!“ unterbrach der Jüngling den Redſeligen ſeufzend, „wie könnt' ihr mir, der ich betrübt bin bis in den Tod, von derlei Dingen reden! Ich werde wohl all mein Leblage kein Weib berühren und euer Name wird mit mir ausſterben.“ Aber der ihm unerklärliche Zwieſpalt in ſeinem Herzen ſtrafte ſeine Worte Lügen. Und obgleich er ſich die heftigſten

Vorwürfe darüber machte, es war ihm nicht unangenehm, ſeinen Vater ſo reden zu hören.

„Ach, ſchlage dir das dumme Zeug aus dem Kopfe!“ rief der Alte. „Nun, Alles hat ſeine Zeit. Ein Blutſchwären will austoben. Drum geh nur' in die Werkſtatt; ich komme nachher nach. Zeit bringt Roſen.“

Heinrich ſchlich davon, wie ein Träumender, in ſich gekehrt und von mancherlei verworrenen Gedanken heimgeſucht. Er war ganz mit ſich zerfallen; endlich behielt eine höchſt wehmüthige Stimmung die Oberhand in ſeinem Gemüthe, und er mußte ſich mehrmals die Thränen verſtohlen trocknen, welche ihm beim Gedanken an das unglückliche Lenchen aus den Augen ſchoſſen. Das Eine war ihm nun ſchon zur Gewißheit geworden, daß Lenchen in dieſem Leben für ihn verloren ſei. Er konnte doch ſeinen Vater durch eine eheliche Verbindung mit der Geächteten nicht um Ehre und Leben bringen! Und beides werde ſolch ein Schritt dem Alten koſten, davon war er überzeugt. Er ſelbſt und die ganze Familie in Schande, gemieden und verachtet von allen Freunden und Bekannten, arm, ohne Nahrung; er malte ſich das Bild immer weiter und gräßlicher aus und ſchauderte davor zurück. Nein, heirathen konnte er Lenchen nicht, aber er gelobte ſich im Stillen, ihr die verſprochene Treue zu halten, nie ein anderes weibliches Weſen ſein zu nennen. Und eh' er ſich's verſah, ſtand Gertrudens reizende üppige Geſtalt verlockend vor ſeiner Seele. Zugleich wandelte ihn eine ſtarke Sehnſucht an, das arme Lenchen wenigſtens einmal zu ſehen, und dieſe immer heftiger werdende Empfindung kämpfte mit dem mächtigen Vorurtheil einen gewaltigen Kampf in ſeiner Bruſt. Aber nach langer Marter ſiegte das Vorurtheil. Er beredete ſich ſelbſt, Lenchen habe ja an jenem Abende, als er von ihr ging, auf ewig von ihm Abſchied genommen; ſie habe ſchon damals ganz auf ihn verzichtet, und er dürfe ſie ſeiner Ehre wegen nun auch nicht wieder ſehen.

Bleich und abgemattet langte er in der Glockengießerei an; es lag ihm wie ein Zentner Blei in den Beinen, er konnte ſie faſt nicht heben; es drückte ihn auf der Bruſt; er fühlte ſich ſo beengt, das Herz that ihm weh und der Kopf ſchmerzte ihn. Die andern Geſellen grüßten ihn ſcheu und ſtumm und betrachteten ihn mit mitleidigen Blicken. Als er an die Arbeit gehen wollte, fühlte er, daß er faſt kein Glied heben und bewegen konnte; aber er zwang ſich und überließ ſich dann ganz ſeinen trüben Gedanken. Daß ſein Vater, durch den Küſter benachrichtigt und vom Paſtor mit Lenchens bevorſtehendem Schickſale bekannt gemacht, ihm böswillig daſſelbe verſchwiegen, erfüllte ſein Herz, je länger er über die Sache grübelte, mit immer größerer Bitterkeit und heftigem Groll gegen den Alten. Mißmuthig bis zum Verzweifeln, konnte er Mittags nicht eſſen, Nachmittags wenig arbeiten, ſprach mit Niemandem und knirſchte nur je zuweilen mit den Zähnen oder vergoß ſtille Thränen. Gegen Abend überflog ihn zuweilen eine brütende Hitze, und gleich darauf ſchüttelte ihn heftiger Froſt. Kaum vermochte er die Stadt zu erreichen. Obgleich er ſich ſchon ganz krank fühlte, ſo ließ er ſich doch gegen Niemanden etwas aus; denn ein neuer Gedanke, in welchem er ſich ſehr gefiel, hatte ſich in ſeinem Kopfe erzeugt, und er hielt ihn mit einer Gewalt feſt, welche an Schwärmerei grenzte, und, ihn mit ſüßen Wehmuthsſchauern erfüllend, ſeinen Zuſtand gefährlich machte. Er ſchwelgte nämlich mit Wolluſt in der Vorſtellung, daß der ungeheure Schmerz über Lenchens unverdientes Schickſal ihn aufreiben, daß er bald ſterben und gleichſam als Opfer der Abſcheulichkeit fallen werde, welche man an dem Mädchen ſeiner Liebe verübt habe. Es war ihm höchſter Genuß, ſich ſeinen Vater an ſeinem Sarge jammernd und die grauen Haare ausrauſend zu denken; er malte ſich die Verzweiflung des Greiſes aus, mit der er den einzigen männlichen Sproß der Erde übergeben müßte; er hörte mit Entzücken, wie der alte Mann ihn wieder zum Leben wünſchte und gelobte, ſich über alle Vorurtheile hinauszuſetzen und dem geliebten Sohne die arme Magdalena an die Bruſt zu legen; er berauſchte ſich in dem Gedanken, daß Lenchen durch ſeinen Tod von ſeiner Treue überzeugt würde, daß ihre Segnungen ihm in das Land des Friedens folgen und ihre Schuld durch ſeinen Untergang geſühnt würde. Alle dieſe Bilder wurden immer lebendiger, farbenglühender in ſeinem Kopfe; er ſah ſeinen eignen Leichenzug, ſah die Schweſtern in Thränen ſich baden, ſah auch Gertruden, die herrliche reizende Gertrud Thränenſtröme vergießen, hörte, wie ſie ihn rühmte, wie ſie ſogar geſtand, ſie habe ihn geliebt, und nun ſtürzte es aus ſeinen Augen, wie unverſiechbare Bäche, und die ſalzige Fluth feuchtete ſein fieberheißes Lager. Da ſchwankte zuletzt auch Lenchen heran, von ihrer Mutter geführt; der brennende Strohkranz flatterte um ihren Kopf; ſie war ſo bleich, wie ein Geſpenſt, und ſtarrte hohläugig vor ſich hin. Und nun war's, als berühre ſie die Erde nicht mehr, und als brächen dumpfe ſinnverwirrende Schmerzenslaute aus ihrer Bruſt, und die Leichenbegleitung wurde höher und höher und dünnleibiger und ſpindelbeiniger, und ihr Lied wurde zum Rabengekrächz, und wie die Windsbraut ſtürmten die Träger mit dem

Sarge voran und ſchleiften die in Spitzen auslaufenden Beine in den Lüften nach, und ſo ging's in tollem Wirrwar am Rabenſtein vorüber; da herab grinſ'te der aufs Rad genagelte Kopf des Kauf- und Rathsherrn Trautvetter, der verzog das Geſicht zu entſetzlichen Fratzen und lachte ganz unmäßig. Drum herum aber in der pechſchwarzen Nachtluft tanzten der Paſtor Ehrenhold, der Küſter und der Diakonus einen luſtigen Reigen und Ringeltanz, indem ſie ſich an den langen Nebelarmen faßten und ein ganz gemeinluſtiges Schnapperlied gurgelten. Der Sargdeckel ſprang auf, aber nicht Heinrich, nein Gertrud lag darin mit umgedrehtem Halſe. Nun wurde der Spuk immer ärger und verwirrter; gräßliche Larven ſtürmten auf den im wilden Fieber ſchwitzenden Jüngling; er ſchrie laut und entſetzt auf, und von dem Augenblick war ſein Bewußtſein dahin, ſein Geiſt lebte nur in ſeinen eignen phantaſtiſchen Gebilden.

Von ſeinem Angſtgeſchrei aufgeſchreckt, eilten Vater und Schweſter hinzu, und zu ihrem großen Leidweſen wurden ſie bald inne, wie krank Heinrich war. Das ganze Haus wurde munter; noch in der Nacht eilte ein Bote um dem andern nach dem Doctor Flatius; und eh' der Morgen ſeinen vollen Glanz in das Städtchen warf, flog von der Apotheke, von des Doctors und des Glockengießers Wohnung aus die Kunde von Heinrich Körner's hitziger Krankheit durch alle Häuſer. Da gab's nun wieder zu ſprechen und zu bedauern; man trug ſich mit hunderterlei Erzählungen von der Wirkung, welche die böſe Kunde auf Heinrich gemacht. Mütter und Töchter wurden nicht müde, Neues, Schauerliches zu erfinden, und man ſah den jungen Glockengießer mit der Lene ſchon als Geſpenſter wandeln, obgleich Beide noch am Leben waren.

Man nahm nun auch ſchon wieder mehr Intereſſe an der unglücklichen Zainſchmiedstochter; hie und da erkundigte man ſich beim Doctor und dem Barbier nach ihr und erfuhr, daß ſie ebenfalls hart darnieder liege und ſchwerlich davon kommen werde. Jetzt erheben ſich Stimmen, die da meinten, es ſei dem Mädchen doch wohl zu viel geſchehen; ihr Unglück werde des jungen ſchmucken Glockengießers Tod ſein, und für den ſei es doch jammerſchade.

Der Paſtor Ehrenhold hatte kaum von Heinrichs ſchwerer Krankheit durch ſeine alte Brigitte vernommen, als er ſein Amtskleid anlegte und ſich in die Interimswohnung des Senators Trautvetter verfügte. Nach einem Zwieſprach, den er erſt allein mit dem Vater und dann mit der Tochter hielt, ging die letztere wiederum in das Haus des Glockengießers. Sehr betrübt erwiederte Meiſter Adam ihren Morgengruß.

„Es thut mir höchlichſt leid, Herr Nachbar," fing ſie theilnehmend an, „daß bei eurem braven Sohne ſchon heute der traurige Fall eintritt, welcher mich zu einer Wiedervergeltung deſſen, was er an mir gethan, auffordert. Ihr werdet mir gewiß die Bitte nicht abſchlagen, mit der ich mich an euch wende, daß ihr mir ſeine Wartung und Pflege abtreten oder wenigſtens erlauben mögt, daß ich mich mit Lieschen in dieſelbe theile."

„Wie? engliſche Jungfer, Sie wollte? — " rief der Meiſter erſtaunt aus.

„Ich kenne die Pflichten der Dankbarkeit und die meinige insbeſondere. Euer Sohn hat mir das Leben gerettet; vermag ich es ihm wieder zu retten, ſo zweifelt nicht an meinem Willen. Ich bin mit dem feſten Entſchluß gekommen, Alles zu thun, was in meinen Kräften ſteht."

„Aber hat Sie auch bedacht, was die Leute dazu ſagen werden?“

„Da iſt nichts weiter zu bedenken, Meiſter Adam, als das Eine, wie wir euerm lieben Heinrich baldige Hülfe verſchaffen. An das Gerede der Leute kehr’ ich mich nicht.“

„Nun, in Gottes Namen denn! Die Angſt weicht plötzlich von mir: denn nun weiß ich, daß Sie ein Engel, vom Himmel geſandt, iſt, mir meinen guten Sohn zu erhalten.“

„Führt mich zu ihm!“ bat Gertrud. — Es geſchah. Der Jüngling lag im heftigen Fieber und phantaſirte in Einem fort laut. Der Gegenſtand ſeiner geiſtigen Beſchäftigung war vorzüglich die Leiche des alten Ephraim, und aus ſeinen meiſt verworrenen Geſprächen ging hervor, daß er ſich mit dem Scharfrichterknechte um dieſelbe zankte. Es war ihm nämlich Tags vorher von Lieschen verrathen worden, wie der Küſter Bernſchein darauf gedrungen habe, die Leiche des Selbſtmörders nach der Strenge der amtlichen Verordnungen und Gebräuche vom unehrlichen Scharfrichtersknecht auf den Schindanger ſchleifen und dort einſcharren zu laſſen, daß aber der Paſtor Ehrenhold und der Amtmann dieſe Strafe, wahrſcheinlich aus Furcht vor dem wilden Peter, gemildert hätten. In dieſem Ideenkreiſe blieb Heinrichs Geiſt oft mehrere Stunden gebannt, und hatte er ſich auch einmal davon entfernt, ſo kehrte er doch ſchnell wieder dahin zurück. Die wildeſten Ausbrüche der Krankheit führten ihm das Bild des Küſters vor; dann ras’te er. Wurde er wieder ruhig, ſo ſprach er von Peter; doch nur in ganz heitern Augenblicken erwähnte er Lenchens, und dann auch nur, wie einer Verklärten. Auch von Gertruden ſprach er einigemal, und zwar mit einer Leidenſchaft, welche dieſer genugſam verrieth, daß ſie einen ungewöhnlichen Eindruck auf die Sinne des ſchönen Jünglings gemacht habe. Sie wich übrigens nur ſelten von ſeinem Lager, war unermüdet und ertrug ſeinen Eigenſinn in fieberfreien Stunden mit unerſchöpflicher Geduld. Nächte durchwachte ſie unverdroſſen, und wenn die Natur ſie zu ſchlafen zwang, ſo legte ſie ſich neben das Krankenlager auf ein Polſter und ruhte nur minutenlang. Sie übernahm es, alle Befehle des Arztes aufs Pünktlichſte zu vollziehen; ſie kam jedem Wunſche des Kranken zuvor, ſobald die Erfüllung deſſelben der Kur nicht entgegen wirkte, und war dies der Fall, ſo wußte ſie ihn mit den liebevollſten zärtlichſten Worten am erſten und leichteſten davon abzubringen. Dankbar ruhten oft ſeine Augen auf ihr, und wenn er ſich Anfangs, ſobald er aus den Phantaſien zu ſich ſelbſt kam, über Gertrudens Gegenwart zu verwundern ſchien, ſo freundlich lachten dann ſeine Augen ihr zu, ſo unruhig ſuchten ſie dieſelben, wenn er ſie nicht ſogleich erblickte.

Trotz aller angewandten Mittel ſchien ſich die Krankheit immer mehr zu verſchlimmern und drohte den Jüngling aufzureiben. Doctor Flatius hatte den ſiebenten Tag als den der Kriſis beſtimmt und dann Beſſerung verſprochen, aber er war vorüber gegangen, und die Beſſerung nicht erfolgt. Zuweilen kam das Fieber mehrere Tage hintereinander ſchwächer, dann kehrte es mit erneuter Stärke zurück, und alle Angehörigen Heinrichs ſchwebten ſtets zwiſchen Furcht und Hoffnung. Der vierzehnte Tag kam und noch nichts Gewiſſes über des Kranken Zuſtand. Doctor Flatius langes Geſicht wurde allmälig noch länger und ſah immer bedenklicher aus. Der einundzwanzigſte Tag mußte über Leben und Tod entſcheiden. Tod las man auf allen ſtummen Geſichtern des Vaters, der Schweſtern und Gertrudens. Die Letztere war durch allzu große Anſtrengung ſelbſt einer Krankheit nahe.

In der Abenddämmerung des zwanzigſten Tages ſprach Heinrich vorzüglich viel von Lenchen; darauf wurde er ganz ſtill. Gertrud und der Vater waren auf einige Augenblicke zu ihren Eltern gegangen, und Lieschen, von großer Müdigkeit und der Wärme im Zimmer eingenommen, verfiel im Sorgſtuhl in tiefen Schlaf. Der Kranke, halb bei Ueberlegung, halb in Phantaſie, erhob ſich leiſe, kleidete ſich ſchnell und nur nothdürftig an, band ſein Schurzfell um und zog den Arbeitsrock über, der hinter dem Ofen hing. Leiſe ging er aus dem Hauſe, Lieschen bemerkte nicht das Mindeſte. Eine Viertelſtunde darauf kam Gertrud allein zurück. Lieschen ermunterte ſich; ein Licht wurde angezündet. Gertrudens erſter Blick ging nach dem Bette; ſie ſah es leer, und ein lauter Schrei verkündete Lieschen ein Unglück. Todtenbleich ſtarrten nun beide den leeren Raum im Bette an; dann trieb ſie entſetzliche Angſt, in der Stube, im ganzen Hauſe zu ſuchen, und als ſie den Kranken auch da nicht fanden, eilten ſie mit Jammertönen davon, um den neuen Unfall zu verkünden.

## 10.

## Im Hirtenhauſe.

> O, daß ſie ewig grünen bliebe
> Die ſchöne Zeit der jungen Liebe!

Vierzehn Tage nach des Zainſchmieds unglücklichem Ende wurde ſein kleines Eigenthum von Amtswegen ſeinen Schuldner überlaſſen. Trautvetter fand ſich mit den Andern ab und behielt den Hammer mit dem Wohnhäuschen für einen Spottpreis, weil er Willens war, ſein rohes Eiſen für eigne Rechnung darin zainen zu laſſen. Dazu bedurfte er eines tüchtigen Schmiedes, welcher alle Vortheile des Handwerks verſtehen und ſelbſt ein unverdroſſener Arbeiter ſein mußte. Dazu taugte Niemand beſſer, als der herkuliſche Peter, welcher bei Ephraim gelernt und, gleichſam im Hammer aufgewachſen, mit Allem, was zum Geſchäft gehörte, auf's Innigſte vertraut war. Trautvetter ließ ihn zu ſich kommen, kehrte ſich an die Derbheiten des ungeſchlachten Burſchen nicht und wurde, da Peter eben ohne Arbeit und Ausſichten war, bald mit ihm über einen guten Lohn eins. Der Uebereinkunft-gemäß wurden noch zwei Geſellen gedungen, über welche Peter den Befehl führen ſollte. Er war gewiſſermaßen Herr und hatte nur alle Sonnabend Nachmittags dem Senator Rechenſchaft abzulegen und ſeinen und der Geſellen Lohn in Empfang zu nehmen. Uebrigens brauchte er ſich von Niemandem etwas ſagen oder gefallen zu laſſen. Ephraim's Hütte war ihm zur Wohnung angewieſen, und er machte ausdrücklich mit dem Senator aus, daß es ihm unverwehrt ſein müſſe, Annagrethen und Magdalenen zu ſich zu nehmen, ſobald es ihre Geſundheitsumſtände erlaubten. Auf dieſe Bedingungen übernahm Peter das ganze vergrößerte Geſchäft, bezog das verlaſſene Häuschen und begann rüſtig die Arbeit. Sobald der ehrliche Mann Feierabend gemacht hatte, ging er nach dem kleinen Hirtenhauſe zu, wo er, ſeit die arme Zainſchmiedswitwe mit ihrer Tochter darin hauſ'te, der tägliche Gaſt war. Der Hirt und ſeine Frau hielten was auf den braven Geſellen, denn er gab all ſeinen Lohn her, um Lenchen und Annagrethen beſſere Koſt und dann und wann eine Labung zu verſchaffen; er wartete und pflegte die beiden kranken Frauen die Nächte hindurch und ließ die beſtellten Wärter der ſüßen Ruhe genießen. Aus dem ganzen Benehmen des Zainknechts ging die innigſte uneigennützigſte Anhänglichkeit an ſeines ehemaligen Meiſters Frau und Kind hervor. Und wenn auch die Hirtin, von ſtiller Theilnahme hingeriſſen, in Peters Geſicht und Auge je zuweilen etwas Andres zu entdecken meinte, ſobald er Lenchens wundem Kopfe den Verband anlegte oder ihr die Arznei reichte, ſo ließ er doch niemals das Geringſte davon merken, und fiel einmal ein darauf hindeutendes Wörtchen bei der Hirtenfrau, ſo brach er ſchnell ab oder lenkte das Geſpräch auf einen andern Gegenſtand.

Es war Sonnabend Nachmittag. Peter leitete das Waſſer vom Rade, befahl den Geſellen aufzuräumen, ſäuberte ſich und kleidete ſich ſtattlich an, nahm die Schiefertafel von der Wand und verfügte ſich damit in die Stadt zu Herrn Trautvetter. Nachdem er dort die erſte Rechnung abgelegt, einige Lobſprüche und den Wochenlohn empfangen hatte, ging er wieder nach Hauſe, zahlte ſeinen Geſellen das Ihrige aus und war nach fünf Minuten mit dem Seinigen in der Taſche an der Schwelle des Hirtenhauſes.

„Der Barbier iſt eben drinne,“ ſagte die Hausfrau, als er ihr das Geld heimlich zuſteckte und ein gutes Sonntagsgericht für die Kranken beſtellte.

„Es iſt gut,“ verſetzte Peter, „daß ich das Plappermaul einmal finde; er ſoll mir reinen Wein einſchenken, wie's mit der Lene ſteht. Der Hinterkopf wird immer ſchwüriger, und, mein Herr und Gott! wie ſieht der linke Schlaf und die Stirne aus! Aber das Bedenklichſte iſt mir doch das Auge, worein ſie der alte — nun, Gott verzeih' mir's, wenn ich eine Sünde auf den Lippen hatte! der alte Glockengießer, wollt' ich ſagen, mit dem Stiefel geſtoßen hat."

„Ich muß dir nur geſtehen," ſagte die Hirtin ängſtlich, „ich fürchte, das Auge ſchwiert aus dem Kopfe."

„Herr Gott, deine Hand ruht ſchwer auf uns!" jammerte Peter. Der Barbier kam eben heraus.

„Peter," rief dieſer, „du biſt in Beſorgung ärztlicher Inſtruction am pünktlichſten, und da du heute und morgen nichts zu thun haſt, ſo befehl' ich dir vorzüglich die Lene an. Das Nervenfieber iſt durch des Herrn Amtsphyſikus und meine Bemühungen glücklich gewichen; das Mädel hat eine ſtarke Natur. Die verbrannte Bruſt iſt auf dem Wege der Heilung, freilich die Schönheit können wir nicht wieder dran herſtellen. Mit dem Kopfe geht's auch ſchon beſſer, und in drei oder vier Wochen fortgeſetzter Mühe iſt die Heilung vollendet. Nun, Peter, das mag mir die ganze Stadt bezeugen, Tag und Nacht hab' ich keine Ruh' und Raſt gehabt vor der Lene, ſo ſehr hat ſie mir am Herzen gelegen. Solchen Antheil nehm' ich ſonſt ſelten an einem Kranken, weiß Gott! Freilich die ſchönen Haare werden dem armen Kinde nicht mehr wachſen."

„Aber das Auge, das Auge?" fragte Peter geſpannt.

„Das iſt's eben, was ich dir anbefehlen wollte. Aller heilſamen Mittel ungeachtet, hat ſich die Entzündung vermehrt, und jedenfalls iſt eine ſtarke Verletzung im Augapfel vorgegangen. Doch das verſteht ihr nicht. Der Herr Doctor meint, blind wäre das Auge und nicht zu retten, und das mein' ich auch;

aber der böſe Caſus iſt, daß es uns vielleicht herausſchwiert."

„O Gott, bewahre mich vor allen wilden Gedanken!" knirſchte Peter, und die Hirtin hatte ſich das Geſicht mit der Schürze bedeckt.

„Nun um das zu verhindern, mußt du alle Viertelſtunden einen feuchten Umſchlag aus dem Glaſe der weißen Arznei, die ich eben mitgebracht habe, über das Auge machen und damit dieſe Nacht und morgen fortfahren. Vielleicht retten wir's noch."

„Ja, ja, ich will Alles thun!" rief Peter. „Ach, daß ſich Gott erbarme!"

„Und alle drei Stunden nimmſt du den Verband vom Kopfe und legſt einen andern mit friſcher Salbe um."

„Soll geſchehen; ich will kein Auge zuthun."

„Morgen Vormittag komm' ich wieder ein Sprünglein. Nun Gott befohlen!"

Peter ging mit einem wehleidigen Geſichte in die kleine ärmliche Krankenſtube. Er ſchluckte ſeinen wüthenden Schmerz hinab, zerdrückte mit der Fauſt eine Thräne an den Wimpern und trat an Lenchens Bett.

„Wie geht's dir, Lenchen?" fragte er mit faſt zitternder Stimme.

„Ich danke dir, guter Peter. Heut' iſt der erſte Tag, wo ich mich leicht und wohl fühle. Ich bin doch ein ſonderbares Geſchöpf," flüſterte ſie weiter, und ein leiſes wehmüthiges Lächeln flog über ihr entſtelltes Geſicht, aus dem man vergebens eine Spur der ehemaligen Schönheit herauszufinden ſich bemüht hätte, „erſt wünſchte ich mir immer den Tod und konnte das Ende nicht ſchnell genug herbei ſehnen, und ſeit dieſem Morgen iſt mir's, als würd' ich doch nicht gern ſterben. Das macht, es hat mir in der verwichenen

Nacht gar was Schönes geträumt. Aber was hab' ich denn von dieſen Träumen? was vom Leben? Wenn ich geſund werde, muß ich ja doch wieder Kirchenbuße thun, und denke ich daran, ſo wollt' ich, ich ſtürbe heute noch."

„Laß dich das nicht ängſtigen, liebes Lenchen. Ich habe dieſe Woche aus ſicherer Hand erfahren, daß euch Alles erlaſſen iſt."

„Wie?" rief Annagrethe freudig und kam herbei, „hab' ich denn recht gehört? Wir ſollen nicht mehr Kirchenbuße thun?"

„Der Paſtor hat's dem Senator Trautvetter im Geheimen vertraut, und der verrieth mir's wieder, als er mich im Hammer beſuchte. Der gute Mann braucht mich jetzt und ſtreicht der Katze das Fell abwärts."

„Das hat gewiß Heinrich bewirkt!" rief Lenchen froh. „Nicht wahr, Peter, Heinrich iſt's geweſen, der den Herrn Pfarrer auf andere Gedanken gebracht hat?"

Des Zainknechts Geſicht verdüſterte ſich bei Nennung des Namens. „Nun ja," ſagte er halb gutmüthig, halb verdrießlich, „ich weiß ja doch, die Hirtin hat dir Alles erzählt, ob ich's ihr gleich verboten habe."

„Ja, ja, Peter, ich weiß ſchon, daß er lange beim Pfarrer geweſen und todtkrank nach Hauſe gekommen, daß er meinetwegen bald geſtorben iſt, daß er immer von mir geſprochen hat, das Alles hat der Herr Doctor der Hirtin verrathen, und von ihr haben wir's wieder erfahren. Sieh, Peter, das iſt's ja eben, was mich glücklich macht, was mich ſo heiter ſtimmt. Sei ihm nicht böſe, Peter; Du hörſt nicht gern von ihm ſprechen und haſt ihn immer nicht gern in unſerm Hauſe geſehen und meinem Vater deshalb viel in den Ohren gelegen, weil du glaubteſt, er hätte keine rechtlichen Abſichten auf mich. Aber ſiehſt du nun, was er für ein braver Burſche iſt?“

„Nun ja doch!“ verſetzte Peter und ſchluchzte tief auf.

„Und dieſe Nacht träumte mir von meinem Heinrich; er kam nämlich, um mich zu beſuchen, hatte ein ſchneeweißes Kleid an und war im Geſicht ſehr blaß. Sieh, ſagte er ganz heimlich zu mir, ſieh, liebſtes Lenchen, ich gieße nun bald die große Glocke für die Stadt, das wird mein Meiſterſtück. Und wenn mir's mit dem Guße auch nicht recht gelingt, und der Peter will ſie auch nicht läuten, das thut ganz und gar nichts; ſie zerſpringt doch bald wieder, und eh' ſie wieder friſch gegoſſen wird, führ' ich dich heim, mein Treulieb. So ſprach er zu mir und noch manches andre Schöne, was mir aber wieder entfallen iſt.“

Peter ſchüttelte den Kopf wunderlich, und die Hirtin, welche während der Erzählung hereingekommen war, kauerte ſich ans Bett und begann von merkwürdigen eingetroffenen Träumen, Ahnungen, Vorherſagungen u. d. gl. ein Langes und Breites zu berichten, kam dann wieder auf den Glockengießer zurück, und wurde nicht fertig, ihn zu loben und zu rühmen und von ſeinen Leiden zu erzählen. So unterhielt ſie die Zuhörer bis der Abend hereinkam; Peter ſaß in ſich gekehrt in der Ecke und unterbrach nur alle Viertelſtunden die Sprecherin mit ſeiner ſtummen Pünktlichkeit im Befeuchten von Lenchens krankem Auge. Annagrethe hatte ſich neben die Erzählerin geſetzt und verſchlang gleich Magdalenen jedes ihrer Worte, zu denen ſie zuweilen auch einiges aus eigener Erfahrung hinzuſetzte. So war die Dunkelheit und mit ihr die

Zeit herbei gekommen, wo Lenchens wunder Kopf wieder verbunden werden mußte. Peter langte alſo zwei Lichter herein, ſtellte ſie zu beiden Seiten des Bettes und nahm die Verbände von Auge, Kopf und Hals. Indem er nun eben beſchäftigt war, friſche Salben aufzuſtreichen, wurde die Hausthüre heftig aufgethan, ſchnelle Schritte erſchallten in der Hausflur, die Stubenthüre öffnete ſich, und, blaß wie eine Leiche, mit hohlen Augen und wirrem Haar, trat Heinrich herein. Die Weiber ſchrieen bei ſeinem Anblick laut auf; er aber trat an Lenchens Lager und ſtarrte ſie lange an. Endlich ſchien die Geiſtesabweſenheit aufzuhören; er ſchauderte zuſammen und ſagte mit ſchwacher Stimme: „Ach Lenchen, wie biſt du doch ſo abſcheulich häßlich geworden!“ Dann ſeufzte er tief auf und ſank, von allen Kräften, welche die Fieberglut in ihm angeregt, verlaſſen, neben dem Bette nieder. Magdalena wimmerte laut und vergoß viele Thränen, welches ſie nach der Verordnung des Arztes durchaus vermeiden ſollte. Das Auge entzündete ſich dadurch immer heftiger und war nicht mehr zu retten. In der Verwirrung vergaß Peter ſie zu verbinden: ſie wollte aufſpringen, um ihrem Heinrich zu helfen, aber kraftlos ſank ſie zurück. Körper- und Seelenſchmerz vereinigten ſich, um die Aermſte aufs Schlimmſte zu martern. Peter und Annagrethe brachten unterdeſſen den ohnmächtigen Jüngling auf ein anderes Lager, und die Hirtin lief nach der Stadt hinab, um bei Meiſter Adam Körner Heinrichs Ankunft und Unglück im Hirtenhauſe anzuſagen. Athemlos dort angelangt, fand ſie Alles in der größten Verwirrung und Beſtürzung. Der alte Adam lief wie ein Verzweifelter umher und wußte nicht was er that, gab Befehle, die ſich einander widerſprachen, jammerte und ſchrie dazwiſchen, ſchalt Lieschen und Alles, was ihm vorkam, aus und konnte ſelbſt zu keinem Entſchluſſe gelangen. Der abgeriſſene unvollſtändige Bericht der Hirtenfrau gab ſeiner Geiſtesthätigkeit plötzlich eine andere Richtung; denn blosköpfig rannte er fort, und ihm nach die Töchter mit ihren Männern, Gertrude und die Nachbarn, und wer ſonſt noch zugegen war. Der Doctor, durch die liebe Nachbarsjugend auch ſogleich benachrichtigt, eilte ebenfalls nach dem Schauplatze, und ſo kam es denn, daß das ſtille, von der Stadt abgelegene Hirtenhaus bald voller Menſchen war. Der Doctor erklärte, es möchte dem Kranken nicht dienlich ſein, wenn man ihn in der kalten und feuchten Herbſtnachtluft nach ſeiner Wohnung zurückbrächte, da ohnedies der folgende Tag der entſcheidende ſei, aber Gertrude nahm den dürren Herrn bei Seite, flüſterte ihm Einiges zu, worauf er den Entſchluß, dem Kranken hier ein Lager bereiten zu laſſen, änderte, und ihn, in Betten gehüllt, nach Hauſe zu tragen gebot. Man ſchickte nun nach Trägern und nach der warmen Umhüllung. Die Anweſenden, bis jetzt nur mit dem ohnmächtigen Jüngling beſchäftigt, gewannen nun auch etwas Zeit, ſich nach der armen Magdalena umzuſchauen, welche ganz ſtill und vergeſſen ihr Kopfkiſſen feucht geweint hatte. Der alte Glockengießer wurde von ihrem Anblick beſtürzt, als er ſich nach ihrem Bette wandte, und konnte lange ſeine Augen nicht von der Schreckensgeſtalt losreißen. Peter, welcher ſich in der Beſtürzung von ſeiner lieben Kranken entfernt hatte, trat jetzt hinzu, um ihr die Leinwand umzulegen.

„Aber hilf Chriſt, unſer Herr!“ flüſterte ihm der alte Glockengießer zu, „was hat denn die arme Lene für ein arg zugerichtetes Auge?“

Fragt ihr darnach, Alter?“ erwiderte der Zainknecht mit einem leiſen aber gräßlichen Hohnlachen. „Wißt ihr es nicht? Ihr Meiſter Adam? Ih nun, ſo will ich's euch ſagen. Als das gute Kind vor der Kirchthüre wimmernd lag und Jedermann die Hand reichte, und ſie Keiner von den guten Chriſten nahm, die da doch nach des Herrn Lehre vergeben und vergeſſen ſollen, da kam auch ein alter Rathsſchöppe, dem ſie in Verzweiflung die Füße küſſen wollte. Aber in des Mannes Bruſt wohnte nicht Gott, ſondern der Teufel. Er ſtieß dieſen Engel mit dem Fuße von ſich und traf ihn ins Auge. Das hat der Richter in ſein Buch geſchrieben und wird an jenem Tage Rechenſchaft fordern von dem alten Manne.“

Des Glockengießers Lippen zitterten, Todtenbläſſe bedeckte ſein Geſicht; er ſtreckte ſeine eiskalte Hand nach dem Knechte aus und raunte ihm mit erſterbender Stimme ins Ohr: „Und wer war der Schöppe? Peter, um Gotteswillen! wer war der böſe Mann?“

„Der wart — ihr!“ donnerte der Knecht, und Meiſter Adam bedeckte ſich das Geſicht mit beiden Händen und verließ das Zimmer. Gleich darauf kamen die Träger; Doctor Flatius, der Barbier, Lieschen und Gertrude packten den Kranken ein, und mit ihm verließ die Menſchenmenge wieder die Hirtenhütte, und nur die alten Gäſte blieben zurück.

## 11.

## Heinrichs Geneſung.

An verwaiſter Stätte ſchalten
Wird die Fremde, liebeleer.

Heinrichs Beſuch im Hirtenhauſe ſchien ſeiner Krankheit eine andere Richtung gegeben zu haben; er ſchlief oder lag vielmehr in einem ohnmachtähnlichen Zuſtande bis zum Abend des folgenden Tags. Als er erwachte, war er bei völligem Bewußtſein, grüßte Gertruden ſehr freundlich und reichte ihr die Hand. Lange erlaubte ihm allzugroße Schwäche nicht, zu reden; ſobald er aber im Stande war, zuſammenhängende Säze hervorzubringen, fragte er nach langem Nachſinnen einmal Gertruden, ob er denn wirklich im Hirtenhauſe geweſen und Lenchen in ſo gräßlicher Entſtellung geſehen, oder ob ihm das Alles nur ſo lebhaft geträumt habe. Gertrude beſtätigte die Wahrheit ſeiner Vorſtellung und erzählte ihm den Vorfall umſtändlich. Er ſchauderte mehrmals heftig zuſammen und ſagte endlich: „Alſo iſt ſie doch wirklich ſo häßlich geworden? O weh über die Lene!“ Nach und nach ergab ſich aus ſeinen Aeußerungen, daß Lenchens Geſtalt einen unauslöſchlich widrigen Eindruck auf ihn gemacht und ſeine wild und krankhaft aufgeregte Phantaſie denſelben noch um ein Bedeutendes verſtärkt hatte. So oft er an ſie dachte, kehrte jener zuerſt bei der bewußten Erinnerung ſeines ihr gemachten Beſuchs empfundener Schauder zurück.

Gertrude trug nicht wenig zur ſchnellen Beſſerung des Kranken bei, und es war natürlich, daß ſich zwiſchen beiden, die ſtets zuſammen waren, bald eine gewiſſe Vertraulichkeit einfand, die bei dem geneſenden Jüngling, ohne daß er es wußte, in leidenſchaftliche Liebe zu der reizenden Wärterin überging. Eh er ſich's verſah, ruhten einmal Gertrudens Lippen auf den ſeinigen, und eine ſüße Glut ſtrömte vom Hauch ihres Mundes aus in ſeine Adern.

Wie mit dem kranken Sohn, ſo war mit dem geſunden Vater eine bedeutende Veränderung vorgegangen. Seit dem Abende, wo er Lenchens ſchrecklichen Zuſtand geſehen und von Peter die fürchterlichen Worte vernommen hatte, war der emſige und geſprächige Mann wie verwandelt. In Gedanken verſenkt und ſtill vor ſich hinbrütend, ſchlich er im Hauſe umher, kam wenig in die Werkſtatt, und ließ er ſich ja einmal dort ſehen, ſo bekümmerte er ſich wenig darum, ob die Geſellen fleißig ſchafften oder nicht. Oft hörte man ihn tief aufſeufzen; der innere Harm drückte ſich in allen Zügen ſeines Geſichts, in ſeiner ganzen Geſtalt, in allen ſeinen Bewegungen aus. Seine kräftige Wohlbeleibtheit fiel ſichtlich zuſammen, und fragten ihn ſeine Töchter bekümmert und theilnehmend was ihm fehle, ſo antwortete er mit einem Seufzer: „Nichts,“ und wollte durchaus nicht für krank gelten. Ins Geheim aber nahm er oft den Doctor Flatius vor und beſchwor ihn bei allen Wundern ſeiner Kunſt, der Magdalena Ephraim das Auge wiederherzuſtellen und ſie überhaupt am Leben zu erhalten. Und dafür verſprach er Geld und Gut, ſo viel der Arzt nur begehren würde, und durch Mittelsperſonen ließ er Betten, gute Koſt, Wein und Geld ins Hirtenhaus für Annagrethen und ihre Tochter ſchaffen, bezahlte in der Apotheke alle Arznei, betete alle Morgen und Abend inbrünſtig für Lenchens Geneſung und wollte ſogar den Paſtor durch Bitten und Bieten vermögen, einmal Sonntags auf der Kanzel für das kranke Mädchen zu beten, was ihm dieſer aber abſchlug. Ehrenheld bot bei dieſem Beſuch Meiſter Adams alle Kunſt ſeiner geiſtlichen Zuſprache auf, das furchtbar tobende Gewiſſen des Alten zu beſchwichtigen; es gelang ihm nur ſcheinbar. Denn kaum zu Hauſe angelangt, überfiel den alten Glockengießer die ihn marternde Angſt wieder und zehrte ihm an Leib und Seele. All ſein früherer Geiz hatte ihn verlaſſen; er that glänzende Gelübde, war milde und ſanft und verſöhnte ſich mit all ſeinen Feinden. Dabei zehrte er ſichtlich ab, und kaum warf die Gewißheit, daß aus ſeinem geliebten Heinrich und der reizenden Gertrude gewünſchtermaßen ein Paar würde, noch einen lichten Freudenblick in ſein umwölktes Leben. Gerade des Vaters Trübſinn hatte den Jüngling vermocht, mit einem Geſtändniß zu eilen, über welches er eigentlich ſelbſt noch nicht im Klaren war; da ſich aber jetzt Alles, was zum Hauſe, zur Verwandtſchaft und Freundſchaft gehörte, aufs Eifrigſte bemühte, dem Alten zu Freude und Willen zu ſein, da Jedermann die Wünſche deſſelben ihm aus den Augen zu leſen verſuchte, ſo glaubte auch Heinrich, als ein dankbarer, den Vater innig liebender Sohn mit der Erfüllung des Lieblingswunſches ſeines Erzeugers nicht anſtehen zu dürfen, weil er dadurch hoffen konnte, den Betrübten zu erheitern. So kam es, daß in einem Zwiegeſpräch zwiſchen Vater und Sohn die Verſicherung des Letztern erfolgte, daß er ſich in jeder Hinſicht dem Willen des Vaters fügen, und Gertruden, ſobald er wieder bei völliger Geſundheit ſei, ſeine Hand reichen werde, zumal in ihm eine ſtarke Neigung zu der ſchmucken Jungfer erwacht, und er von heftiger Gegenliebe überzeugt worden ſei. Meiſter Adam umarmte ſeinen Sohn, lobte den Entſchluß deſſelben, und verſprach bald die nöthigen Anſtalten zu dieſer Verbindung zu treffen und eine glänzende Hochzeit auszurichten. Vor der Hand mußte Heinrich dem Vater geloben, die Sache noch geheim zu halten.

Von dieſer Zeit an war der alte Körner wieder etwas regſamer, obgleich die ſtille Schwermuth, deren Same im Hirtenhauſe in ſeine Seele geworfen worden war, nie ganz aus derſelben wich. Er beſuchte den Senator Trautvetter oft, und die Heirath ihrer Kinder wurde von beiden verabredet und in allen Punkten beſprochen. Trautvetter verſprach neben einer reichen Mitgift eine koſtbare Ausſtattung und noch dazu ſeinen ganzen Einfluß, dem jungen Körner bald zu Aemtern und Ehrenſtellen im Stadtrath zu verhelfen. Alle dieſe Ausſichten hätten bei minderer Gewißheit ſonſt den ehr- und geldgeizigen Glockengießer zum höchſten Gipfel des Entzückens hingeriſſen, und jetzt, da die Erfüllung ſeiner verwegenſten Wünſche und von noch weit mehr, was er nie zu wünſchen gewagt hatte, ihm ſo nahe lag, vermochte er ſich kaum darüber zu freuen. In den Berathungen des Senators und Glockengießers, zu welchen pflichtſchuldigermaßen der Paſtor Ehrenhold als geiſtlicher Rath und Hausfreund hinzugezogen wurde, beſchloß man hinſichtlich des liebenden Paars die Hochzeit bis zu Oſtern des folgenden Jahrs hinauszuſchieben. Erſtlich war Weihnachten vor der Thüre, und im Winter macht man nicht gern Hochzeit, dazu ſchickt ſich die liebe Frühlingszeit weit beſſer, wo ſich ja auch der junge Lenz mit der Erde gattet; ſodann mußte doch auch Heinrich wieder ganz zu Kräſten kommen, denn ein ſchwacher Bräutigam und eine ſtarke Braut paſſen ſchlecht zuſammen; ferner mußte Heinrich erſt Meiſter werden, und dazu bot ſich der Guß der neuen Stadtglocke als eine vortreffliche Gelegenheit dar; an ihr ſollte er ſein Meiſterſtück machen; und endlich wollte der Senator ſein Haus ganz fertig bauen und einrichten, was freilich noch im weiten Felde lag; denn er wünſchte gar ſehr, daſſelbe mit der Hochzeit ſeiner Tochter, die darin gefeiert werden ſollte, einzuweihen. Dies waren die lauten Gründe, welche die drei Männer beſtimmten, die Vermählung auf das kommende Frühjahr feſtzuſetzen. Jeder hatte dabei noch einen beſonderen heimlichen, den er jedoch Urſache hatte den beiden andern Mitberathern zu verſchweigen. Den des Pfarrers enthüllte nicht das bezeichnende Wort. Eine wilde, ihn furchtbar marternde Leidenſchaft zu der verführeriſchen Gertrud hatte, gleich wie ein heftig angeſchwollener Waldſtrom Bäume und Felſen umreißt, die Dämme ſpielend durchbricht, und Alles auf ſeinem Wege verwüſtet, die geiſtlichen Verwahrungsmittel und künſtlich zuſammengeflickten Sophiſtereien des ehrſamen gottesgelehrten Mannes über den Haufen geworfen und ihn ſo beſiegt, daß der ſtrenge Zelot nach Gertrudens Liebesgenuß ſchmachtete wie ein üppiger Knabe. Wie aber die unduldſame Starkgeiſterei, wenn die ſieghafte Natur ihr den Fuß auf den Nacken geſetzt, meiſt zum andern Extrem überſpringt und, kein göttliches und menſchliches Geſetz mehr anerkennend, die Stimme der Vernunft erſtickend, nur auf die Befriedigung ihrer ungeregelten Begierden denkt: ſo war Ehrenhold mit einem Sprunge vom wahren Eiferer zum falſchen Heuchler, ja zum ſpeculirenden Böſewicht geworden. Wo er ging und ſtand, er ſah und hörte nur Gertruden, die wüthende Liebesflamme dörrte ihm das Blut, und er dachte nur daran, ſie zu kühlen. Sonderbarer Weiſe war ſie durch einen eignen Umſtand ſo heftig angefacht worden. Der Paſtor hatte nämlich auf mancherlei Wegen — und wieviel ſtehen nicht einem Seelſorger offen! — genaue Kunde von Gertrudens heimlicher Liebſchaft mit dem Junker Hans, der im benachbarten Dorfe auf ſeinem Ritterſitze wohnte, erhalten, und wußte auf welchem vertrauten Fuße Beide zuſammen geſtanden hatten, und was am Abend vor dem Brande des Trautvetter'ſchen Hauſes vorgefallen war. Auf dieſen Umſtand baute der ſonſt ſo heilige Mann jetzt ſeine lichtſcheuen Pläne.

Des Senators heimlicher und verſchwiegener Grund zur Verſchiebung der Hochzeit lag in ſeinen finanziellen Verhältniſſen. Seit dem Brande ſeines Hauſes hatten ihn mancherlei Unglücksfälle in ſeinem Handelsweſen getroffen, welche der kluge Mann jedermann zu verſchweigen für gut fand. Einen ſtarken Schlag verſetzte ihm vorzüglich der Untergang eines Schiffes, welches für ihn bedeutende Ladungen an Bord gehabt hatte. Es hätte ihn in die größte Verlegenheit geſetzt, wenn er die Mitgift und Ausſtattung in kurzer Zeit hätte beſorgen müſſen. Bis zu Oſtern aber durfte er mit Gewißheit auf die Eröffnung neuer Quellen rechnen; und war's ihm möglich, die Ausſteuer der Tochter recht glänzend herzuſtellen, ſo konnte um ſo weniger die leiſeſte Ahnung von ſeinen wahren Umſtänden in Jemandes Gemüth aufſteigen.

Der alte Glockengießer endlich fürchtete merkwürdiger Weiſe Magdalenes Gegenwart in der Stadt am Hochzeittage ſeines Sohnes. Es war ihm ſtets zu Sinne, wie eine böſe Ahnung, als müſſe das Mädchen einen ſchlimmen Einfluß auf den Eheſegen haben, welchen der Pfarrer über das Brautpaar ſpräche. Bis Oſtern nun hoffte er die Lene wieder hergeſtellt, wenigſtens hatte ihm der Arzt die beſten Verſprechungen geleiſtet; dann wollte er ſie mit der Mutter weit fortſchaffen laſſen, ihnen in einem entfernten Dorfe zu einem guten Unterkommen verhelfen und noch obendrein ein Stück Geld in ihre Hand drücken, damit ſie wieder einen Anfang hätten.

Es blieb bei dieſem Beſchluſſe. Zwiſchen den drei Abfaſſern deſſelben bildete ſich, in ſo weit Amtswürde und Standesvornehmheit es zuließen, ein freundſchaftliches Verhältniß, das mit mancher Flaſche Wein unterhalten wurde; und da Doctor Flatius es nicht darauf ankommen ließ, wenn es ſeinem Vortheile galt, zu lügen wie gedruckt, ſo meinte der alte Glockengießer bald nicht anders, als Lenchens Auge ſei außer Gefahr, und ſie ſelbſt blühe wieder wie eine Roſe. Nun wurde auch er wieder heiter und vergnügt. Mit Sehnſucht erwarteten alle das heilige Weihnachtsfeſt, wo man die öffentliche Verlobung Heinrichs und Gertrudens halten und die große und reiche Verwandtſchaft, ſo wie die Nobleſſe der ganzen Stadt dazu einladen wollte.

## 12.

# Der fremde Profeſſor.

Denn wo das Strenge mit dem Zarten,
Wo Starkes ſich und Mildes paarten,
Da gibt es einen guten Klang.
Drum prüfe, wer ſich ewig bindet,
Ob ſich das Herz zum Herzen findet!
Der Wahn iſt kurz, die Reu' iſt lang.

Am dritten Weihnachtsfeiertage ging's im rothen Ochſen drunter und drüber. Es wurde geſotten, gebraten und gebacken. Der Wirth braute im Keller die Weine zurecht, und die Wirthin füllte im Schopfen die Bierflaſchen zum vierten Theil mit Waſſer; die Mägde ſcheuerten und putzten den großen Saal auf und unterhielten ſich fleißig von der ſchönen reichen Braut und dem jungen blaſſen Bräutigam, welche ſelbigen Abend ihre Verlobung hier im Gaſthofe feiern wollten, weil der Brautvater keinen Raum hatte. In dieſem Trubel wurde ein ankommender ſtattlicher Fremder kaum bemerkt, welcher in der Mittagsſtunde zu Pferde anlangte. Nach langem Rufen erſchien der Hausknecht verſtört, half dem großen vornehm ausſehenden Manne vom Pferde und führte daſſelbe zu Stalle. Der Kerl, welcher ſich was Rechtes auf die Pferdezucht verſtand, bekam dabei einen ungeheuern Reſpect vor Roß und Reiter; denn er mußte ſich geſtehen, daß ihm dergleichen Prachtrappe noch nicht vorgekommen ſei. Das Pferd war kohlſchwarz und glänzte wie ein Spiegel; ſeine Augen blitzten feurig, es trug den wunderſchönen Kopf majeſtätiſch, und die grauſe Mähne ſträubte ſich am Halſe herab. Uebrigens vereinigte es alle Vollkommenheiten im höchſten Grade, welche Pferdekenner an dieſen Thieren ſchätzen. Der Hausknecht vergaß über dieſen Anblick alles Andere und konnte ſich nicht ſatt ſehen, als ihm einfiel, ſeinen hohen Genuß mit Kameraden und guten Freunden zu theilen. Er ſtolperte nun wie beſeſſen in die Gaſtſtube und raunte den Leuten zu, welch Glück ihm widerfahren ſei, und darüber wurden dieſe erſt auf den Fremden aufmerkſam, welcher ſtill und unbeachtet in einer Ecke des großen Gaſtzimmers ſaß. Der Kellner machte ihm nun ſeinen Kratzfuß und entſchuldigte ſich mit der Menge von Geſchäften, welche das Feſt dieſes Abends dem ganzen Hausperſonale aufgebürdet habe; dabei erſtaunte er aber nicht wenig über die reiche prächtige Kleidung, ſo wie über die Schönheit des Geſichts und der ganzen Geſtalt des Gaſtes. Derſelbe war nämlich mit einem gar koſtbaren ſchwarzen Pelze angethan, und dieſer inwendig mit Scharlach ausgefüttert. Darunter hatte er wieder ein properes Tuchkleid. Eine breite goldene Kette, wie ſie nur Fürſten und Grafen zu tragen pflegten, hing um ſeinen Hals auf die Bruſt herab; er zog eine köſtliche mit Edelſteinen beſetzte Uhr hervor, um ſich vom Stande der Zeit zu unterrichten, und ſeine Finger waren mit den herrlichſten Ringen überladen. Mit einer hohen edeln Geſtalt verband er ein reizendes Weſen und einen vornehmen Anſtand. Sein glänzend ſchwarzes Lockenhaar war im Nacken mit einem Bande zuſamengeſchlungen, doch hingen die Locken dann frei auf den Rücken herab und waren nicht nach der Mode der Zeit in einen Haarbeutel gezwängt. Ein ſtarker krauſer Backenbart lief von einer Schläfe zur andern rund um das elfenbeinweiße, aber kräftige Geſicht, buſchige

Augenbrauen überſchatteten das große blitzende Auge, welches ſich wie ein feuriges Rad nach allen Seiten hindrehte; die Naſe war lang, ſtark gebogen und edel, der Mund zum Bezaubern ſchön und friſch, und obgleich der Mann kein Jüngling mehr zu nennen war, konnte man ihn doch den ſchönſten Männern beizählen. Der Fremde bat, weiter keine Umſtände mit ihm zu machen, beſtellte ſich ein geheiztes Zimmer und Warmbier und erkundigte ſich nebenbei, was es für eine Bewandtniß mit dem heute noch zu feiernden Feſte habe. Der Kellner ließ Alles liegen und ſtehen und erzählte breit und umſtändlich Heinrich Körner's und Gertrud Trautvetter's Geſchichte. Der Gaſt hörte aufmerkſam zu und verfügte ſich dann auf ſein Zimmer, welches dicht am großen Tanzſaale war. Die Kunde von der Ankunft des reichen ſchönen Mannes verbreitete ſich trotz aller Geſchäfte bald unter dem ganzen Hausgeſinde; denn ſo wie der Hausknecht nicht Rühmens genug von dem Pferde machen konnte, ſo wußte der Kellner kein Ende zu finden von der Schönheit des Herrn, ſeiner Kleider und ſeines Geſchmeides, und die Bettmagd erzählte Beides allen Leuten, die ihr in den Wurf kamen, und fügte noch viel Merkwürdiges von dem ſchweren Mantelſack hinzu, welchen ſie dem Fremden auf ſein Zimmer nachgetragen hatte.

Bis die erſten Gäſte des Senators Trautvetter anlangten, wurde im rothen Ochſen von nichts weiter geſprochen, als von dem merkwürdigen Fremden, welcher ſich nicht wieder hatte ſehen laſſen. Nun wurde die Aufmerkſamkeit auf die neuen Erſcheinungen gelenkt und angenehm unterhalten. Denn aus der Nachbarſchaft und aus der Stadt kam die vornehme Welt angezogen, das ganze Amt, die ganze Rathsherrſchaft, die Geiſtlichkeit, die Kaufmannſchaft, Alles mit Frau und Kind, und was ſonſt noch drum herum hing. Der Stadtpfeifer mit ſeinen Geſellen ſtellte ſich auch zeitig ein, und als Alles beiſammen war, ſetzte man ſich zur reich bedachten Tafel in dem großen mit einigen hundert Lichtern erleuchteten Saal. Die Muſikanten ſtimmten ſchon ihre Inſtrumente, da ertönte nebenan eine kräftige Baßſtimme aus der Thüre des Zimmers: „Kellner!“ und augenblicklich flog derſelbe hinaus. Man erkundigte ſich und erfuhr von den andern Dienſtleuten und vom Wirth; man ſprach, wunderte ſich, wurde aufmerkſam, hörte immer Intereſſanteres, bis der Kellner zurückkam. Sogleich fiel man über dieſen her; der Menſch ſchüttelte den Kopf und meinte, der Fremdling drüben müſſe poſitiv ein Fürſt oder noch mehr ſein, erzählte, wie derſelbe einige Flaſchen vom beſten Wein verlangt, Alles ſogleich baar bezahlt und ihm zum Trinkgeld einen ſchönen Wildemannsdukaten geſchenkt, beſchrieb den Goldhaufen, welchen der Herr eben gezählt, und gerieth dabei ſo in Begeiſterung, daß ihm die Stimme überſchnappte. Ein dichter Kreis umſtand ihn und horchte geſpannter auf ſeinen Bericht, als je auf eine Predigt des Pfarrers Ehrenbold. Nach fünf Minuten unterhielt man ſich im Saale allein von dem Fremden, und eh' man ſich wieder ſetzte, begab ſich der Küſter Bornſchein zum Senator Trautvetter und flüſterte ihm mit vieler Zeremonie zu, wie es ſich wohl ſchicke, daß man einen Mann von ſolcher Diſtinction mit zur Geſellſchaft lade, und Trautvetter fiel dem umſichtigen Kirchendiener für den köſtlichen Einfall um den Hals. Flugs erhob er ſich vom Sitze, winkte mit der Hand, und Alles verſtummte. Hierauf begann er mit Pathos: „Hochanſehnliche Geſellſchaft, liebwertheſten Gäſte! Es wird gewiß Keinem zuwider, ſondern vielmehr der Wunſch eines Jeden ſein, ſo wie es der meinige iſt, daß wir den fremden Herrn ſtandesmäßig einladen und ihm an unſrer Tafel einen Ehrenplatz einräumen."

Ein donnerndes „Ja" erſchallte durch den Saal. „Er werde herbeigeholt!" riefen Viele, und ſchon waren der Küſter Bornſchein, der Doctor Flatius und der Amtsſchreiber zuſammen getreten, um als Geſandtſchaft an den Fremden abzugehen. Bald darauf kehrten ſie freudigen Angeſichts zurück und erzählten, wie liebreich er ſie aufgenommen, wie er ganz überraſcht geweſen und nur um einen kleinen Verzug gebeten habe, damit er ſich etwas feſtmäßig kleiden könne. Hatte der Kellner erſt ein Rühmens von dem Gold und den Koſtbarkeiten gemacht, ſo verdunkelten doch des Küſters kühne Bilder allen poetiſchen Schwung des Aufwärters, und der Doctor ſtimmte jedesmal mit hohen Naſentönen den Ausſagen Ehrn Bornſcheins bei. Alle Herzen klopften erwartungsvoll, alle Blicke flogen nach der Thüre. Den Frauen flimmerte es vor den Augen, den Männern wurde es auf den Stühlen zu heiß. Trautvetter hatte gleich oben an neben Gertrud einen Platz leer gemacht; hier ſollte der Fremde ſitzen an der Spitze der Tafel. Endlich öffnete ſich die Thüre, die Kellner trugen Lichter vor; ein ſtaunendes Ah! entfuhr der Verſammlung, und Alles erhob ſich und verbeugte ſich tief. In einem koſtbar geſtickten Kleide mit Hut und Degen trat der Fremde ein und verneigte ſich mit der Gewandtheit, welche nur Weltleuten eigen iſt, wenn ſie in eine große Geſellſchaft kommen, gegen die Gäſte; der Kellner wieß ihn hierauf an den Senator; der Fremde ging auf dieſen zu, dankte aufs Verbindlichſte für die ihm angethane Ehre, verſicherte, daß er dieſe, einem fremden Manne bewieſene Zuvorkommenheit werde zu ſchätzen und zu rühmen wiſſen, und ſetzte durch alle die zierlichen Komplimente den unbehülflichen Senator in die größte Verlegenheit. Der gute Mann that faſt weiter nichts, als ſich räuſpern und mit den Füßen hinten ausſchlagen, und ſeine Angſt ſtieg um ſo höher, je ſtiller es im Saale war.

„Uebrigens bin ich Ihnen, mein hochverehrter Herr Senator," ſetzte der Gewandte im Fluſſe ſeiner Rede hinzu, „bevor ich mich der werthen Geſellſchaft beigeſelle, ſchuldig, von meinem Namen und Stand einige Rechenſchaft zu geben, damit Sie keinen ganz Unbekannten an Ihrer fröhlichen Tafel aufnehmen."

Der Senator näſelte wieder befangen: „Hm, hm, ſehr gütig! große Gnade! beiſpielloſe Ehre!" und warf den Stuhl hinter ſich um.

„Ich bin Profeſſor und Doctor der Medizin, der Chemie und Naturkunde auf der Univerſität zu Heidelberg und heiße Feuermann," fuhr jener fort. „Der Zweck meiner ungewöhnlichen Reiſe im Winter war die Unterſuchung einer Berghöhle, einige Meilen von hier, in welcher ſich gerade im Winter merkwürdige Phänomena zeigen. Ich habe meine Kenntniſſe bereichert und kehre, einen andern Weg nehmend, in meine Heimath zurück. Ich kann mir Zeit nehmen; denn erſt nach Oſtern beginnen meine Collegia wieder."

„Wollen Sie nicht die Gnade haben, dieſen Platz einzunehmen, geſtrenger Herr Profeſſor," ſchmunzelte der Senator; „Sie ſehen hier meine älteſte Tochter, welche heut' Abend mit dem jungen Manne dort verlobt wird." Ein Glutſtrahl, wie ihn Gertrudens Augen ſonſt zu verſenden pflegten, um über den Mann, auf den ſie's abgeſehen, zu triumphiren, blitzte jetzt aus des Profeſſors Auge auf ſie und zuckte ihr durch Mark und Bein.

„Das Glück überſchüttet mich heute mit ſeinen Gaben," ſagte er, ſich gegen Gertruden verbeugend, „aber die ſchönſte iſt die, meinen Platz neben der reizendſten Jungfrau zu erhalten, welche mein Auge je erblickt."

„Ihr treibt Scherz, gnädiger Herr," verſetzte Gertrud, und ihr aufforderndes Auge hing an dem fremden herrlichen Manne.

„Ihr ſeid mir viel zu lieb geworden zum Scherz," flüſterte der Profeſſor, und ohne daß es Gertrud hinderte, hielt er ſchon ihre Hand unter der Tafel gefaßt und preßte ſie feurig; ihre Pulſe hüpften raſcher, ſie erwiderte den Druck. Die Unterhaltung wurde allgemeiner, der Wein floß reichlich durch die Kehlen, und die Geiger ſpielten ſo herrliche Stückchen auf, daß ſämmtliche Gäſte, wie von einem plötzlichen Zauber befangen, ſchnell zur ausgelaſſenſten Luſtigkeit übergingen. Der Bräutigam allein war und blieb ſtill und verſtimmt; er ſchützte vor, daß ihm wieder ſehr unwohl ſei, doch ſtörte das die Luſt der Gäſte keineswegs. Der Amtsphyſikus und Doctor Flatius, den zuerſt ein heiliger Schrecken erfaßt hatte, als er vernommen, der Fremde ſei ein Profeſſor der Medicin, wurde durch den Wein ſo kühn gemacht, daß er den Senator bat, ihn dem Herrn Profeſſor als einen Collegen vorzuſtellen. Es geſchah, und Flatius fand zu ſeinem Entzücken eine freundliche und herzliche Aufnahme. Sie ſtießen zuſammen an und tranken auf collegialiſche Freundſchaft. Schnell ergab ſich, daß ſie Beide in Jena ſtudirt, der Profeſſor nur einige Jahre ſpäter als der Doctor, und nun verloren ſie ſich in die heitern Erinnerungen des ſchönen Burſchenlebens. Flatius konnte, als er wieder an ſeinen Platz zurückgelehrt war, nicht Rühmens genug von der ſtupenden Gelehrſamkeit des Profeſſors finden und meinte, er habe doch auch das Seinige gelernt, aber vor dem müſſe er ſich in ein Mäuſeloch verkriechen, und die Nachbarn zur Seite und gegenüber ſperrten über ſolche Mirakel Maul und Naſen auf.

Als die Hauptgerichte vorüber waren, ſtellte ſich der Senator Trautvetter wieder kerzengerade auf, winkte den Muſikanten, und ein dreimaliger Trompetenſtoß bewirkte tiefe Stille im Saale. Nun erhob der Senator ſeine Stimme und ſprach: „Es liegt mir ob, hochverehrte Verſammlung, hiermit zu proklamiren und zu erklären, daß der ehrbare Junggeſelle Johann Heinrich Körner, des Meiſters Johann Adam Körner, Schöppen und Steuereinnehmers, Bürgers und Glockengießers einziger Sohn, mit Bewilligung und Zuſtimmung ſeines Vaters um die ehrſame Jungfer Johanna Martha Gertrud Trautvetterin, älteſte Tochter des Senators und Handelsherrn Johann Salomon Trautvetter, in aller Form und Ehrbarkeit angehalten, und von beſagter Jungfer mit Zuſtimmung und Bewilligung ihres Vaters das Eheverſprechen erhalten hat. Darum habe ich, als der Brautvater, die hochverehrten Gäſte zuſammengebeten, damit ſie Zeugen ſein möchten der feierlichen Verlobung zwiſchen beſagtem Paare. Und ſolche Verlobung wollen wir allſogleich vollziehen.“ Der alte Glockengießer ſtellte ſich an ſeines Sohnes, der Senator an der Tochter Seite; das Brautpaar erhob ſich; die Väter legten die Hände ihrer Kinder in einander, der Paſtor Ehrenhold hielt eine ſalbungsvolle Rede und ließ unter einem donnernden Vivat ſämmtlicher Gäſte das Brautpaar die Verlobungsringe wechſeln. Während nun Gertrud ihre rechte Hand Heinrich hinreichte, hielt der Profeſſor ihre Linke heiß und feſt umſpannt, und als der bleiche Bräutigam von der hochglühenden Braut berührt wurde, zuckte es ihm wie der Stich eines glühenden Meſſers durch den ganzen Körper, ſo daß er einen heftigen Schmerz empfand und faſt laut aufgeſchrieen hätte. Der Profeſſor, als der Nächſte am Brautpaar, brachte ihm den erſten Glückwunſch in zierlichen Redensarten dar; hierauf kamen ſämmtliche Gäſte, um Gratulation abzuſtatten, nach der Reihe. Als dieſe Zeremonie vorüber war, begannen die Becher wieder zu läuten, und nicht lange dauerte es, ſo wurde die Tafel weggeräumt, und die von Wein und Liebesluſt berauſchten Paare ordneten ſich zum Tanze. Heinrich fühlte ſich ſo ſchwer und beengt, daß er es für gut hielt, ſich, um die Freude der Geſellſchaft nicht zu ſtören, heimlich zu entfernen. Der beſorgte Vater folgte dem Sohne, und Beider Abweſenheit wurde wenig oder vielmehr, außer von Lieschen und den beiden andern Schweſtern Heinrichs, gar nicht bemerkt; denn die Köpfe waren illuminirt, und die Braut viel zu ſehr mit dem liebenswürdigen Profeſſor, welcher ſie zum erſten Tanz aufgefordert hatte, beſchäftigt, als daß ſie an den guten Bräutigam hätte denken können. Zwei Menſchen im Saale hatten auf dieſes ſchöne Paar ein Augenmerk; ſowie der Paſtor Ehrenhold ſeine Augen nicht von Gertrud abwenden konnte, ſo verſchlang Gertrudens Stiefmutter, Frau Kunigunde Trautvetterin, eine hübſche Frau in ihren beſten Jahren, den Profeſſor mit den Augen. Und gleichſam als hätten ſich dieſe viere unter einander verſtanden und ſich zu gemeinſamen Zwecken verabredet, geſchah es, daß der Profeſſor beim Beginn des zweiten Tanzes ſich mit den verbindlichſten Worten an Frau Konen wandte, ſie in den Reigen zog und mit den ſüßeſten Schmeicheleien ihr zärtliches Herz im Sturm eroberte, während Gertrud hin zum Paſtor ſtieg und den ſich ſcheinbar ſträubenden Kanzelhelden mit lockendem Gekoſe in den ſich luſtig drehenden Kreis riß. Eh' noch Mitternacht herankam, waren Mutter und Tochter von des ſchönen Profeſſors ſüßem Geſchwätz bezaubert und in heftigſter Leidenſchaft gegen ihn entbrannt. Den übrigen Gäſten ging aber meiſt der Gebrauch ihrer Sinne ab. Der lauernde Paſtor vermißte plötzlich den Profeſſor und Gertrud im Saal, die er doch ſo eben noch einen raſchen Tanz hatte tanzen ſehen. Zitternd ſchlich er auf den Gang hinaus; es flimmerte ihm vor den Augen. Brütende Hitze überſtrömte ihn. Er wußte eigentlich nicht, was er wollte. Da zog's ihn mächtig nach des Profeſſors Zimmer hin. Einige Augenblicke kämpfte er mit ſich ſelbſt, dann drückte er entſchloſſen an der Thürklinke. Die Thüre war nicht verſchloſſen. Ehrenhold trat hinein. Von den Dreifaltigkeitsthürmen hallte dumpf und geiſterhaft der Ruf der zwölften Stunde.

Der Jubel der Gäſte wurde immer mehr zur rohen Ausgelaſſenheit, und als man erſt den geſtrengen Herrn Paſtor an des herrlichen lebensluſtigen Profeſſors Arm am Schenktiſch ſah, als man hörte, wie Beide Brüderſchaft mit einander tranken und ein luſtiges Studentenliedlein anſtimmten, da brachen vollends alle Schranken der Mäßigkeit, und bald mußte Einer um den Andern nach Hauſe getragen werden. Der Paſtor und der Profeſſor waren die innigſten Freunde geworden, umhalſten ſich und gingen mit verſchlungenen Armen durch den Saal, tranken eine Flaſche nach der andern, und zwar aus einem Becher und ſagten der etwas verſtört ausſehenden, über die Maßen freundlichen und vergnügten Gertrud

Süßigkeiten um die Wette. Der bigotte Seelſorger war ganz aus ſich herausgetreten, keins ſeiner Beichtkinder würde ihn wieder erkannt haben; aber die anweſenden derſelben waren gar keiner Erkenntniß mehr fähig. Im ganzen Saale war nur eine einzige Seele, welche mit unbewölktem Sinne das tolle Treiben der Geſellſchaft und das anſtößige Benehmen Gertrudens und des Profeſſors und Pfarrers beobachtete und ſich darüber härmte. Das war Lieschen. Sie ſeufzte oft und gedachte mit Schmerzen ihres armen Bruders.

Das Unvermögen der Gäſte, das bacchanaliſche Feſt noch länger zu feiern, machte ihm ein Ende, und jeder ſuchte in den Federn Heil für ſeinen Zuſtand.

Am andern Tage begrüßte der liebenswürdige Profeſſor, welcher alle Herzen im rothen Ochſen Abends erobert hatte, und von dem man ſchon in jedem Haus und Häuschen der ganzes Stadt ein Langes und Breites ſprach, ſeinen Collegen, den dürren Doctor Flatius, in deſſen Wohnung. Sie unterhielten ſich viel über ihre Kunſt, und Flatius bekam einen ungemeſſenen Reſpect vor den ungeheuern Kenntniſſen des neuen Freundes, und noch in derſelben Stunde ging durch die liebende Beihülfe der Frau Doctorin die Kunde durch die Stadt, daß der Profeſſor ebenſo gelehrt als liebenswürdig ſei. Dieſer ſchlug dem Collegen vor, einen Beſuch bei den ſämmtlichen Gäſten des Balles zu machen, wie es die Schicklichkeit der vornehmen und gebildeten Welt von der galanten Aufmerkſamkeit eines Arztes und eines mit ſolcher Liebe aufgenommenen fremden Arztes ganz vorzüglich verlange; und Flatius begleitete den verehrten Freund mit Vergnügen. Zuerſt gingen ſie zu dem Senator, wurden ſehr freundlich empfangen, beſonders von Frau Kunigunden, und hörten, daß Gertrud ſich zu ihrem Bräutigam verfügt habe, welcher, wie es ſcheine, von einer Nachkrankheit heftig befallen worden ſei. Die beiden Arzneikundigen hatten nun nichts Eiligeres zu thun, als das Haus des Glockengießers heimzuſuchen. Sie fanden Heinrich, wieder vom Fieber befallen, im Bette und Gertrud an ſeiner Seite. Dieſe bat den Profeſſor ſogleich mit rührenden Worten, ihrem geliebten Bräutigam zu helfen, und dieſer berieth ſich mit Flatius in lateiniſcher Sprache und ging mit demſelben ſogleich ſelbſt in die Apotheke, um die nöthigen Medikamente unter ſeinen Augen zubereiten zu laſſen. Mit dieſen kehrte er zurück, gab Heinrichen ſelbſt ein, ſetzte ſich neben ihn und beobachtete ſeine Abwartung aufs Pünktlichſte. Flatius machte den Famulus, trug alles Nöthige bei, und der Profeſſor und Gertrud vereinigten ihre Kräfte zur Wartung und Pflege des von Neuem Erkrankten. Dabei wurden manche vielbedeutende Blicke gewechſelt, mancher heimliche Händedruck empfangen und erwidert, und wenn der arme Jüngling, von Schwäche überwältigt, die Augen zum Schlummer ſchloß und alle Andern fern waren, geſchah noch weit Schlimmeres zwiſchen der treuloſen Braut und dem leichtſinnigen ſchönen Fremden.

Der Ausdauer und den wirkſamen Mitteln des Profeſſors gelang die Wiederherſtellung Heinrichs ſchnell, und am Neujahrstage konnte er mit ſeiner Braut die üblichen Beſuche in der Stadt machen. Der Profeſſor hatte ihm noch einige Stärkungsmittel verſchrieben, und er erſtarkte beim Genuß derſelben ſo zuſehens, daß er bald wieder bei vollen Kräften war, obgleich die friſche Jugendröthe nicht wieder auf ſeine Wangen zurückkehrte, ſondern einer fahlen Todtenfarbe Platz gemacht hatte. Auch war ein gewiſſer wunderlicher Trübſinn Heinrichs, trotz der merkwürdigen Zauderkraft, welche in des Profeſſors Arzeneien zu wohnen ſchien, nicht zu verſcheuchen, und oft fuhr er, wie aus einem böſen Traume erwachend, plötzlich in die Höhe und ſah ſich mit rollenden Augen um.

Der Profeſſor war durch ſeine ſchnelle Kur noch beliebter in der Stadt geworden, und als er erſt vollends alle Honoratioren mit ſeinem Beſuche beehrt hatte, war ſchier Reißens um ihn, und eine Einladung folgte der andern. Das ganze Städtchen gerieth über die Liebenswürdigkeit und Galanterie des gelehrten vornehmen Mannes in einen Freudentaumel; aber es gab auch bald kein Mädchen und keine Frau von Diſtinction, welche nicht ein koſtbares Geſchenk zum Andenken von ihm erhalten hatte; die Eine einen goldnen Ring mit einem Edelſtein, die Andre ein paar Ohrgehänge, die Dritte eine Buſennadel, die Vierte eine Haarnadel u. ſ. w., Alles ächt von gediegenem Golde. Gertruden aber und ihrer Stiefmutter hatte er gleichgearbeitete reiche Geſchmeide geſchenkt. Das machte die Köpfe vollends verrückt. Auffallend war's, daß der Profeſſor in ein Haus nicht ging, deſſen Bewohner doch ſein intimer Freund geworden war, das war das Pfarrhaus. Er und Ehrenhold ſahen ſich faſt täglich in des Senators Wohnung oder in der Geſellſchaft der Vornehmen im rothen Ochſen. Der Paſtor hatte den Schein zwar wieder einigermaßen zu retten geſucht; doch konnte die Art und Weiſe, wie er mit dem Profeſſor und mit Gertruden ſtand, beweiſen, daß es nur der Schein war. Aber kein Auge durchſchaute dieſes Verhältniß; ein dichter Schleier lag darüber. In Geſellſchaft begegneten ſich die beiden Männer mit der größten Ehrerbietung, und daß der Profeſſor den Paſtor nicht beſuchte, ſchien ſich unter ihnen von ſelbſt zu verſtehen.

## 13.

# Lenchens Ring.

Feſt gemauert in der Erden
Steht die Form aus Lehm gebrannt:
Heute muß die Glocke werden.
Friſch, Geſellen, ſeid zur Hand!
Von der Stirne heiß
Rinnen muß der Schweiß,
Soll das Werk den Meiſter loben;
Doch der Segen kommt von oben.

Von den Bitten aller Mädchen, Weiber und Männer des Städtchens beſtürmt, von Gertrudens und Lenens Schmeichelworten aber beſiegt, hatte der Profeſſor verſprochen, bis zu Ablauf der Ferienzeit und dem Beginn ſeiner Collegia unter den ihn liebenden Bewohnern des freundlichen Waldſtädtchens zu verweilen und durch dieſes Verſprechen alle Herzen entzückt. Man gab ſeinetwegen Feten auf Feten, und ein Vergnügen folgte dem andern. Alle heirathsluſtigen Mädchen boten ihre Künſte der Koketterie auf, um dem köſtlichen Manne eine Roſenkette um den Hals zu werfen, die, wenn es endlich gelänge, eine von ihnen mit nach Heidelberg nachzöge, und jede ſchmeichelte ſich, daß es ihr gelingen werde. Der Profeſſor behandelte ſie alle mit der größten Artigkeit und Galanterie, ſchwur jeder allein, daß er ſie liebe, und erhielt ſich dadurch bei allen angenehm. So war unter Freuden und Wonnen der Winter vergangen, Niemand wußte recht wie. So wie es die Witterung zugab, wurde an des Senators Hauſe rüſtig gearbeitet, und das Gebäude nahte ſich raſch ſeiner Vollendung. Da dachte der alte Glockengießer Adam nun mit Ernſt daran, daß ſein Sohn das Meiſterſtück mache; auch konnte die Glocke nicht länger entbehrt werden. Heinrich hatte einen geheimen, ihm unerklärlichen Widerwillen vor dem Guſſe dieſer Glocke gehabt und ihn mit Vorſchützung des Winters und ſeiner noch nicht gänzlich vollendeten Wiederherſtellung immer weiter hinausgeſchoben. Jetzt konnte er nicht länger ausweichen; denn die letzten Tage des März waren ſonnenhell und ſchön, er ſelbſt kräftig und ſtark, und überdies machte er ſich ſelbſt Vorwürfe wegen ſeines merkwürdigen Zauderns und ſchämte ſich deſſen. Deshalb wurde eines Abends, als der Senator der Geſellſchaft bei ſich ankündigte, daß ſein Haus morgen vollendet und einige Tage darauf durch eine kleine Feierlichkeit eingeweiht werden ſollte, einmüthig beſchloſſen, den Guß der Glocke ſchnell zu betreiben und ihn mit dem Einweihungsfeſte des Hauſes zu verbinden.

In der Frühe des andern Morgens verfügte ſich alſo Heinrich zum Pfarrer, um ſich mit ihm hinſichtlich der Glocke zu beſprechen.

„Es wäre zu wünſchen, daß ſie etwas größer würde, als ſie war,“ ſagte der Paſtor, „damit ihr Ruf bis hinab in unſer Filial erklänge; allein ich möchte nicht, daß der Stadt dadurch viel Unkoſten verurſacht würden, und die Kirche hat kein Kapital dazu.“

„So laßt doch eine Collecte einſammeln,“ erwiderte der junge Glockengießer: „wer kein Geld geben will, gibt Metall; wir können ja Kupfer, Meſſing, Zinn, Silber und Gold brauchen. Dieſer hat einen alten kupfernen Keſſel, Jener einen zerbrochenen meſſingenen Leuchter, eine alte zinnerne Wärmflaſche u.

dgl. Solches iſt uns Alles recht und ſchier lieber als Geld.“

„Ihr gebt mir da einen ſehr vernünftigen Rath; ich will noch heute mit dem Herrn Bürgermeiſter darüber ſprechen, damit eine desfallſige Verordnung erlaſſen wird, und morgen ſoll der Küſter die Collecte eröffnen und Haus für Haus gehen. Oft ſteuert die Armuth mehr bei, als die Reichen.“

„Was wünſcht ihr für eine Figur und Inſchrift auf die Glocke, hochehrwürdiger Herr?“

„I nun, daran hab' ich auch ſchon gedacht, lieber Junggeſelle, und mir was Schönes und Paſſendes ausgeſonnen. Seht, es war am Sonnabend vor dem Michaelisfeſte, als die Glocke zerſprang, zum Strafgericht Gottes für die argen Gräuel, welche ich in des Zainſchmieds Hütte einige Stunden vorher mit eignen Augen geſehen. Tags darauf war das Feſt des Erzengels Michael, welcher den alten Drachen aus dem Himmel geſchleudert auf die Erde. Denſelben Tag wurde die Höllenbrut aus der Gemeinde geſtoßen, und Gott zeichnete ſie. Der Drache wurde geſtürzt und verbannt aus der Gemeinde der Reinen, und ihr ſelbſt wurdet aus dem Rachen deſſelben glücklich gerettet. Darum könnt ihr keine paſſendere Figur auf die Glocke ſetzen, als den zu Boden geſchleuderten Drachen, auf welchen der ſieghafte Engel Michael den Fuß ſetzt. Durch eine Inſchrift brauchen wir das Bild nicht zu erläutern; denn die Leute verſtehen alle ſeine Bedeutung und werden Kindern und Enkeln davon erzählen. Setzt nur das Datum darauf, wann die Glocke geſprungen, und meinen und des Bürgermeiſters Namen darunter, endlich den euerigen; und euer wunderbares Schickſal, wie eure Seele aus den Krallen des Teufels befreit wurde, wird durch die Glocke verewigt werden."

„Es ſoll nach euerm Willen alſo geſchehen, hochehrwürdiger Herr," verſetzte Heinrich angſtbeklommen; denn Lenchens und Ephraim's Bilder waren durch des Paſtors Erwähnung in ſeiner Seele ſo lebendig geworden, daß ihm Wehmuth faſt das Herz abfraß. „Noch heute beginn' ich die Form zu bauen; ſie wird bald vollendet und gebrannt ſein; dann werd' ich euch zum Guß der Glocke ſelbſt einladen." Er empfahl ſich und lief ins Freie, um ſich auszuweinen.

Als Heinrich erſt wieder in der Werkſtatt alle Hände voll zu thun hatte, wich der Trübſinn oft ſtundenlang von ihm, und wenn er ſich ganz vergaß, da war's ihm wohl. Deshalb arbeitete er auch ſo recht rüſtig und betrieb nun die Ausführung ſeines Meiſterſtücks eben ſo, wie er ſich früher davor geſcheut hatte. Von einigen benachbarten Städten langten nach und nach mehrere Meiſter an, welchen oblag, daſſelbe zu ſchätzen und dann den Geſellen zum Meiſter zu machen. Der alte Zunftgebrauch erheiſchte, daß, ſo lang' die fremden Meiſter in der Werkſtatt waren, es recht hoch daſelbſt hergehen mußte; an Bier und Wein und allerhand Leckerbiſſen war daher ſtets Ueberfluß; auch kamen die Schweſtern, Gertrud mit ihren Freundinnen, der Profeſſor, der Doctor, ja der Paſtor, der Senator, der Amtsſchreiber, Frau Lene und noch mehrere Freunde, Bekannte und Verwandte, um den Arbeiter zu beſuchen; die Werkſtatt wurde nie leer, die Unterhaltung nie ernſt und unterbrochen, und die Tage flogen Heinrich im Schaffen dahin. Er hatte ſich erſt eine ſchöne Zeichnung entworfen, danach das Gebild in Thon boſſirt und daſſelbe dann in die Lehmform eingearbeitet. Unten waren die Wolken von einander geriſſen; der Drache hing mit aufgeſperrtem Rachen zum Theil durch dieſe Oeffnung herab. Der ſtrahlende Engel ſtellte den rechten Fuß auf den Rücken des Ungethüms, gleichſam als gäbe er ihm den letzten Stoß, daß es nun aus dem Himmel hinab auf die Erde ſtürzen müſſe. Ein Siegespanier hielt er in ſeiner Rechten, mit der Linken deutete er auf den überwundenen Drachen hinab und ſah triumphirenden Blickes empor. Das Gebild hatte allgemeinen Beifall; Niemand verkannte die Deutung deſſelben, und Alle freuten ſich, daß es ſo ſinnreich und bezeichnend ſei.

Während Heinrich in der Werkſtatt ſo fleißig an ſeiner Form arbeitete, ging der kleine Küſter gravitätiſch von Haus zu Haus in der Stadt, einen großen Geldſack in der Hand, ein Regiſter unter dem Arm und eine Magd mit einem großen Korbe hinter ſich. Das Geld, welches die Bürger und Einwohner gaben, kam in den Seckel, das Material in den Korb, und ihre Namen mit Angabe ihrer Beiſteuer zur neuen Glocke in das große Regiſter.

Eben war er an dem einen Ende der Stadt, wo das Hirtenhaus lag; da dachte der boshafte Mann: „Du willſt doch der hochmüthigen Lene Eins anhängen und ſie ärgern mit dem Glockengießer, auf den ſie ſich ſo große Hoffnungen gemacht, das dumme Ding! und mich deshalb ſo ſchnöde zurückgewieſen hat. Nein, das kann und will ich ihr nicht vergeſſen, der falſchen Katze. Und da ich eben die Gelegenheit habe, mich ein Bischen an ihr zu laben, ſo wär' ich ja ein Thor, wenn ich ſie nicht benutzte.“

Er ſchlich alſo wie ein Fuchs nach dem Hauſe, welches Lenchen, trotz Peters Bitten, noch nicht wieder verlaſſen hatte, obgleich ſie ſcheinbar hergeſtellt war;

die Magd folgte ihm. Rachelechzend klopfte er an die Thüre und trat auf die Einladung hinein. Magdalena ſaß am Rad und ſpann. Der Kopf und die Höhle des ganz herausgeſchwornen Auges waren verbunden. Als ſie den Küſter erblickte, ſchrak ſie heftig zuſammen. Auch Annagrethe war todtbleich geworden, nichts Andres meinend, als ſie ſollten die rückſtändige Kirchenbuße noch thun.

„Es wird euch bekannt ſein,“ begann der Küſter grinſend, „daß die große Glocke bald wieder friſch und größer gegoſſen werden ſoll. Der hochedle Magiſtrat hat bereits zur Beiſteuer aufgefordert, und ſo bin ich gekommen, euere Gabe abzuholen. Du wirſt gewiß was Rechtes dazu geben, Lene, denn die Glocke wird Heinrich Körner's Meiſterſtück.“ Dabei lugten ſeine Augen hämiſch nach der erbleichenden, heftig zitternden Jungfrau hin, und die Freude ſeines Innern über Lenchens Angſt, Verlegenheit und Beſchämung drückte ſich auf ſeinem runden Vollmondsgeſichte aus.

„Ach Gott! Herr Küſter,“ verſetzte Annagrethe, „wir haben ja gar nichts und ſind die ärmſten und elendeſten Leute in der Stadt. Uns wird auch die Glocke nicht rufen; denn wir können ja doch nicht zur Kirche gehen.“

„Ich nehme Alles,“ fuhr der Küſter, dadurch nicht irre gemacht, bübiſch lächelnd fort, „Gold und Silber, Zinn, Kupfer, Meſſing, Geld. Nun, Lene, du wirſt doch zum Meiſterſtück deines ehemaligen Schätzchens etwas Tüchtiges geben.“

Da durchzuckte ein Gedanke Lenchens Kopf, und freudig rief ſie aus: „Ja, ich werde Alles geben, was ich habe, etwas Großes, Schönes, das Einzige, was ich noch von ihm beſitze, mein Höchſtes, mein Alles, dies ſchöne Ringlein. Das ſoll auch mit zur Glocke kommen, welche Heinrich gießt.“ Und ſie zog des Jünglings Geſchenk, welches er ihr in den Tagen ihres ſchönſten Liebesglücks mit den heiligſten Verſicherungen ſeiner ewigen Treue an den Finger geſchoben hatte, herab und gab's dem Küſter; und dieſer warf's der Magd in den Korb und eilte, von einem plötzlichen Schauer überfallen, ohne Gruß und Abſchied davon.

Die Form war ſchon vollendet, im Brande gut gelungen und ſtand in den Boden eingemauert unter dem Schmelzofen in der Werkſtatt. Die alte Glocke lag in Stücke zerſchlagen nebſt allem eingeſammelten Metall im Ofen. Auch Lenchens Ringlein war mit dabei. Der Küſter, von jenem Grauen erfaßt, ſo oft er an den Ring dachte, konnte es weder über ſich gewinnen, dem jungen Glockengießer davon zu ſagen, noch den Ring wegzunehmen. Den andern Tag ſollte der Guß vor ſich gehen und nach glücklicher Vollendung deſſelben Trautvetter's Haus eingeweiht werden.

## 14.

## Der Glockenguß.

Wohl! nun kann der Guß beginnen;
Schön gezacket iſt der Bruch.
Doch, bevor wir's laſſen rinnen,
Betet einen frommen Spruch!
Stoßt den Zapfen aus!
Gott bewahr' das Haus!
Rauchend in des Henkels Bogen
Schießt's mit feuerbraunen Wogen.

— — — — — — — — —

Der Meiſter kann die Form zerbrechen
Mit weiſer Hand zur rechten Zeit:
Doch wehe, wenn in Flammenbächen
Das glüh'nde Erz ſich ſelbſt befreit!
Blindwüthend mit des Donners Krachen
Zerſprengt es das geborſt'ne Haus,
Und wie aus offnem Höllenrachen
Speit es Verderben zündend aus.

Es war ein recht mürriſcher, nebeltrüber Tag. Vom früheſten Morgen hatte das lohe Feuer im hintern Theil des verſchloſſenen Ofens gebrannt, und gegen Mittag ſtellten ſich allmälig die geladenen Gäſte ein. Der Paſtor kam mit dem Profeſſor, der Senator mit der ganzen Rathsherrſchaft, Gertrud mit ihren Freundinnen. Die Werkſtatt war überfüllt. Der Profeſſor trat zu der an der linken Seite des Schmelzofens befindlichen Oeffnung hin, durch welche das Erz in den Ofen gethan und beobachtet wird, und ſagte laut: „Ihr würdigen Herrn vom Rathe! Bis jetzt habe ich noch nichts zu euerer Glocke gegeben; doch ich darf nicht zurückbleiben. Gewiß habt ihr noch nicht Silber und Gold unter dem Metalle; erlaubt daß ich dafür ſorge, damit auch das Edelſte nicht in euerer Glocke fehle.“ Und hiermit zog er ein Stück gediegenes Silber und eine Goldbarre aus der Taſche und ſchleuderte ſie in das enge Thürchen des Ofens.

„Es war ſchon ein gülden Ringlein darin,“ ſagte der Küſter halb für ſich, aber das ſchier unbewußt geſprochene Wort erreichte Heinrichs Ohr, und die Ahnung, was dies für ein Ringlein ſei, durchzuckte ſchnell ſeine Seele, mit ihr aber auch die Qual der Verzweiflung. Während die ſtaunenden Rathsherrn dem Profeſſor die ſchmeichelhafteſten Dankſagungen herſtotterten, ſtarrte Heinrich in den Ofen, unterſuchte in der heftigſten Gemüthsaufregung das Metall und gewahrte, daß es bald im völligen Fluß ſein werde. Er gab dies durch einen Wink den Meiſtern zu verſtehen, welche ſogleich einen Kreis um die in den Boden eingedämmte Form vor dem Ofen ſchloſſen. Das Metall ſchäumte und tobte kochend auf, Heinrich reinigte es mit der Schaufel, bis der klare Fluß ſich zeigte.

„Iſt Alles fertig?“ fragte Heinrich laut mit bebender Stimme. — „So kann der Guß vor ſich gehen!“ Schweigen feſſelte die ganze Verſammlung. Heinrich nahm die Mütze vom Kopfe und betete:

„Herr Gott, laß die Glocke gelingen!
Und deinem Namen Ehre bringen!
Drum gieß' ich ſie in Gottes Namen
Und ſage gläubig Ja und Amen!“

Und raſch ſprang er heran und ſtieß mit einem langen Eiſenſtabe in die Oeffnung des Ofens über der Form. Der inwendig befindliche Zapfen wurde zurückgetrieben, und der hellbraune Feuerſtrahl des flüſſigen Metalles ſchoß in die Form herab. Ein leiſes Fröſteln durchrieſelte Heinrichs Glieder, die mehr und mehr zitterten, eine ſtille Angſt ſchnürte ihm an der Kehle. Schon war die Form faſt gefüllt, als ein Knall, wie ein ſtarker Büchſenſchuß die Ohren der Zuſchauer traf, welche bis jetzt lautlos dem Rinnen des Erzes zugeſehen hatten. Heinrich that in demſelben Augenblick einen lauten Schrei, und mit ihm riefen die Meiſter zugleich: „Zurück! die Form iſt geſprungen!“ Das ſiedende Metall verlor ſich und bahnte ſich einen Weg durch den Erddamm in den Boden. Kaum aber war das ſchreckliche Krachen, Heinrichs Schreckensruf und die Warnung der Glockengießer erſchollen, als man ein wieherndes Hohngelächter vernahm. Entſetzt wandten ſich die Zuſchauer, es verſtummte; man wußte nicht, woher es gekommen; doch ſahen einige den Profeſſor an, und es graute ihnen. Die Beſtürzung des Augenblicks ließ keine Unterſuchung weiter zu. Meiſter und Geſellen liefen durcheinander, um noch zu helfen, wo was zu helfen war; der alte Adam rang verzweifelt die Hände und Heinrich ſtand bleich wie ein Marmorbild. Seine Schweſtern weinten, und Gertrud ſchlug wie ſchuldbewußt die Augen zu Boden. Die Zuſchauer verliefen ſich zum Theil. Heinrich rüttelte ſich aus ſeiner Vernichtung empor; als er die Augen aufſchlug, ſtand Peters lange ſchlottrige Knochengeſtalt mit einem mitleidigen Geſichte in der Handwerkstracht in der Thüre; es ſchimmerte ihm wie Thränen in den Augen. Der Profeſſor ſtand bei Gertruden und tröſtete ſie und ſah dabei recht munter und fröhlich aus. Da brach Heinrichs Jammer in einen Thränenſtrom aus, und die Gewißheit erwachte in ſeiner Seele, daß, wenn Lenchen ſeine Braut wäre, ihm die Form nicht geborſten ſei. Damit war der nagende Vorwurf in ihm lebendig geworden, welcher bald wie ein böſer Krebsſchaden um ſich fraß und ſein Weſen mit Nacht und furchtbarem Elend erfüllte.

Als das in die Erde gelaufene Erz erſtarrt war, wurde es von den Geſellen geſammelt, die zerbrochene Form herausgeriſſen und die Sachen, ſo viel ſich thun ließ, auf den neuen Guß eingerichtet.

Wie nun aber ein Unglück ſelten allein kommt, ſo geſchah es auch jetzt. Denn auf dem Wege nach der Stadt zu kamen dem Senator und ſeiner Frau ſchon Boten mit der Hiobspoſt entgegen, daß eins ſeiner jüngern Kinder, ein ſchöner Knabe von vier Jahren, in dem noch nicht ganz vollendeten Hintergebäude des neuen Hauſes aus einem unausgefüllten Fache von der Treppe in den Hof herabgeſtürzt und zur Stelle todt geblieben ſei. Das Kind war mit der Dienerſchaft gelaufen, welche beauftragt geweſen war, das Haus zu ſchmücken und die Feierlichkeit vorzubereiten. Frau Kone gerieth außer ſich vor Schrecken und Schmerz, auch der Senator war wie vernichtet. Profeſſor und Doctor eilten zu dem Kinde, aber es war ganz zerſchmettert, und jeder Verſuch, es ins Leben zurückzurufen, wäre Thorheit geweſen. Jammer und Wehklagen erfüllte nun beide Häuſer, und der Pfarrer hatte viel zu laufen und zu ſprechen, um das kühlende Brünnlein ſeines Troſtes überall auf die brennenden Stellen zu leiten. In des Senators Hauſe ſchien's dem Profeſſor beſſer zu gelingen, als dem Pfarrer. Denn ſowohl Gertrud als Kone waren mit ſeinem Zuſpruche ſehr zufrieden, und was das Merkwürdigſte war, ſeit der Profeſſor im Hauſe ein und ausging, waren Mutter und Tochter ein Herz und eine Seele, was ſonſt niemals der Fall geweſen war, und jede bot alle Künſte der Lüge und Verſtellung auf, um der andern zu einem Stelldichein mit dem Profeſſor zu verhelfen. Keine war auf die andere eiferſüchtig; beide theilten ſich ſchweſterlich in den ſchönen Mann.

Mit Anſtrengung arbeitete Heinrich an der neuen Form, und je heftiger ihn ſein Gewiſſen plagte, um ſo emſiger hantirte er, um ſich ſelbſt zu vergeſſen. Aber er brauchte dazu noch ein anderes verwerfliches Mittel, die Flaſche, ſo daß er ſtets im halben Rauſche arbeitete. Und wieder nahete das Werk der Vollendung, und nach dem Urtheil der Meiſter war die Form noch ſchöner als die erſte gelungen und ganz untadelhaft zu nennen. Nach dem Rathe der Verſtändigen wurde ſie nun mit größerer Vorſicht eingedämmt, auch ſollte das kochende Erz mehr als das erſtemal abgeſchäumt, und die Form vor dem Guſſe erſt mehr mit glühenden Kohlen ausgebrannt werden. Alle nur möglichen Vorſichtsmaßregeln wurden angewendet, um neues Unglück zu verhüten. Der zweite Guß wurde beſtimmt. Tag und Stunde erſchienen, mit ihnen die neugierigen Zuſchauer. Heinrich lief in brütender Angſt um den Ofen und die Form, unterſuchte Alles genau, und ſeine bebenden Lippen beteten dabei manch ſtilles Gebet. Die Werkſtatt vermochte diesmal die anweſenden Menſchen, welche das Mißrathen des erſten Guſſes nun zum zweiten aus der Stadt heraufgelockt hatte, nicht zu faſſen. Ein großer Theil des gemeinen Volkes hatte ſich am Berge gelagert. Der Tag war noch trüber als der erſte; und der Himmel ſah ſo ſchwermüthig herab, wie Heinrich zu ihm hinauf. Mit zitternder Hand löſte er ſich den Gurt, nahm die Mütze ab und betete inbrünſtiger, und mit ihm die meiſten Anweſenden:

„Herr Gott! laß die Glocke gelingen!
Und deinem Namen Ehre bringen!“

Drum gieß ich ſie in Gottes Namen
Und ſage gläubig Ja und Amen!“

Der Zapfen flog, vom kräftigen Stoß zurückgetrieben, in die Metallfluth im Ofen. Das glühende Erz rann wie ein helles Brünnlein in die Form. Niemand wagte zu athmen, alle Blicke waren ſtarr auf das verdeckte Gefäß gerichtet, welches den rothen Strom in ſich aufnahm. Immer höher ſtieg die Maſſe um den Kern; ſpärlicher ſchon rann der eherne Fluß. Die Form war voll. Heinrich hielt die Hände noch immer gefaltet. Jetzt wagte er aufzuathmen. Aber in demſelben Augenblick zerſprang die Form mit Krachen, das Erz ziſchte hoch auf und verrann; eine hölliſche Lache erſchallte, und Heinrich ſtürzte ohnmächtig zu Boden. Vor der ſengenden Gewalt des ſich ſelbſt einen flammenden Weg bahnenden Erzes wichen die Anweſenden entſetzt zurück. Nach den erſten Augenblicken der Beſtürzung ertönten laute Wehklagen. Gertrud ſtand wie in den Boden gewurzelt und ſtöhnte. In ihrer Trauertracht, welche ſie wegen des verunglückten Brüderchens trug, war ſie faſt wie ein böſer unheilbringender Geiſt anzuſchauen. Meiſter Adam rang die Hände verzweifelt; die troſtloſen Schweſtern waren mit den Geſellen um den ohnmächtigen Heinrich beſchäftigt. Ein wirres Drängen und Treiben war in und vor der Werkſtatt. Alle wollten das neue Unheil mit Augen ſehen, Alle jeden kleinſten Umſtand hören. Man ziſchelte ſich von dem unerklärlichen Gelächter in die Ohren, das jedesmal nach dem Zerſpringen der Form gehört worden war, und Eins ums Andre ging kopfſchüttelnd und ſchaudernd von dannen. Am Eingang der Glockengießerei ſtand der lange Peter und weinte: ſeine unbehülfliche unſchöne Geſtalt war von Schmerz und Traurigkeit ſo gedrückt, daß er den unförmlichen Kopf faſt bis auf die Bruſt fallen ließ. , Er kümmerte ſich um Niemand, und Niemand um ihn. Die Vorübergehenden blickten ihn nur ſtill verwundert an. Mancher ſchlug ſtill ein Kreuz vor ſich und rief Gott und alle guten Geiſter an. Ueber den Zurückgebliebenen brütete Verzweiflung. Ein ſtarrer Seelenkrampf hielt Alle in Dumpfſinn gefangen, und Niemand konnte ſich ermannen. Aber das Entſetzen erreicht den höchſten Gipfel, als plötzlich ein Ohr und Herz zerſchneidendes Geſchrei erſchallt, und man hinzuſpringt und ein zweites Kind des Senators, ein Mädchen von zehn Jahren, in der vom glühenden Erze angefüllten Grube erblickt. Das Kind hatte ſich zu dem beſinnungsloſen Heinrich, dem es ſehr zugethan war, hindrängen wollen. Noch aber war die Menge der Menſchen zu groß, das Hin- und Herlaufen zu gedrang, die Kleine hatte ſich am Rande der Grube, worin die zerbrochene Form ſtand, aus welcher ein Geſelle den Kern herausgenommen hatte, um zu ſehen, wo der Sprung ſei, hindrücken wollen, war wahrſcheinlich geſtoßen worden und in den glühenden Lavaſtrom hinabgeſtürzt. Die Geſellen riſſen das arme Geſchöpf heraus, aber ſchon gab es, an Kopf, Armen und Beinen furchtbar verbrannt, den Geiſt auf. Nun floh, wer fliehen konnte, von der Stätte des Grauens. Das eingeſchüchterte Volk eilte den Berg hinab, als wäre der leibhaftige Fürſt der Finſterniß ihm auf den Ferſen, und noch denſelben Tag hallte die Stadt wider von wunderbaren gräulichen Geſchichten.

Den Senator traf der neue Schlag ſehr hart; er konnte ſich kaum faſſen. None gab des Profeſſors Tröſtungen von Neuem Gehör. Er durfte ſie, die ſtets in Ohnmacht zu fallen drohte, in ſeinen Armen nach Hauſe führen; er brachte dieſen und den folgenden Tag allein bei ihr zu, und Trautvetter wußte es ihm Dank, daß er ſeiner Frau ſolche Aufmerkſamkeit ſchenke und ſolchen wirkſamen Troſt beibringe. Die Beklemmung lag übrigens wie Bergeslaſten auf den Gemüthern. Heinrich hütete in ſtummer Verzweiflung ſeine Kammer. Er ſaß, den Kopf in die Hand geſtützt, und ſtarrte ſtundenlang auf eine Stelle. Da fuhr's ihm wie wirre ungeſtaltete Träume durch den Sinn, gigantiſche Schreckbilder tauchten grinſend auf. dann ſchwebte Lenchen daher, in ein Kleid von Morgenroth und Sternenglanz gehüllt, und winkte mit der Hand, und die Fratzen verſchwanden. „Ja, Lenchen!" ſeufzte der arme Jüngling. Und wieder war's ihm, als müſſe Alles noch gut gehen, wenn er hinginge und dem guten Lenchen das ihr angethane Unrecht abbäte, ihre Verzeihung gewänne und ſie, die Geliebte, zum Altar führe. Aber nun ermunterte er ſich aus dem träumeriſchen Zuſtande, und Lenchens vernichtete Schönheit fiel ihm ein, und er ſchauderte, und er gedachte ihrer unauslöſchlichen Schande und ſchauderte wieder, und ſein enger Bund mit Gertruden, ſein Verlöbniß kam ihm zu Sinne, und er ſchauderte immer heftiger, und endlich packte ihn der Schreckensgedanke an das ſeltſame Unglück, und er ſprang auf und rannte wie ein Toller in der Kammer umher, daß es den Seinigen in der Stube daneben angſt und bange wurde. Der Vater trat tief bekümmert herein. Die volle Wohlbeleibtheit des ſtattlichen Mannes war verſchwunden. Augen und Wangen waren eingefallen, ſein Haar ganz grau geworden, ſein Haupt gebückt, ſein ſonſt kräftiger Gang ſchleichend.

„Heinrich! mein lieber guter Heinrich!" redete der Alte mit gefalteten Händen wehmüthig, „willſt du denn nicht daran denken, den Guß zum drittenmale zu verſuchen?“

„Schweigt mir von allem Glockengießen! Mir hat der Teufel ein Ei hineingelegt, und ich greif' all mein Lebtag die Spindel nicht wieder an, um eine Form zu drehen.“

„Aber ich bitte dich um Chriſt, des Heilands, willen! Was ſoll denn daraus werden? Deine und meine Ehre ſind für ewige Zeiten dahin, gießeſt du die Glocke nicht, der Senator gibt dir die Tochter nicht, und Gertrud wird einen ehrloſen Geſellen nicht mögen. Alle unſre ſchönen Pläne ſind vernichtet. Ich möchte mich nur gleich ins Grab legen, denn meinen geliebten Heinrich als Spott der Leute herumgehen zu ſehen, iſt mir ärger als der Tod. Und ſolche Schande werde ich bald erleben müſſen. Heinrich, Heinrich, thu's deinem alten kummervollen Vater zu Liebe und verſuche den dritten Guß. Aller guten Dinge müſſen ja drei ſein.“

„Aber ich weiß, die Form wird mir auch zum drittenmale zerſpringen.“

„I das iſt ja ganz unmöglich. Mir iſt mein lebelang noch nicht eine Form zerſprungen, und dir ſollte ſie dreimal hintereinander zerberſten? So etwas hätte ja noch kein Chriſtenmenſch erlebt. Nein, nein! Verſuche du es nur! Vertrau' auf Gott und geh' ans Werk. Ich will dir ſelbſt behülflich ſein. Weißt du, ich bin der Sache auf die Spur gekommen. Ich habe nie vor Mitte April große Stücke gegoſſen. Die Nächte ſind kalt und gewiß iſt die Form gefroren.“

„Aber ich habe ſie ſtets ganz warm gehalten, weil ich das befürchtete.“

„Hat nichts geholfen! Die Form hat jedesmal durch leichten Froſt gelitten, und dann mußte ſie ſpringen. Diesmal will ich dir ſelbſt helfen, damit nichts verſehen werde, und ich habe Glück in der Hand. Es wird gewiß gelingen."

„Es wird nicht gelingen," lächelte Heinrich bitter und ungläubig vor ſich hin. „Ein hölliſcher Zauber hält mich umſtrickt. Das Ringlein, das Ringlein hat mir den Kohl verſalzen. Habt ihr nichts von dem böſen Gelächter gehört, welches der Teufel jedesmal aufgeſchlagen hat, wie mir Lieschen erzählt, wenn die Form zerſprungen?"

„Glaube nicht an ſolche alberne Poſſen! Ich habe nichts gehört, und kein vernünftiger Menſch wird was gehört haben. Aber was für ein Ringlein meinſt du?"

„Nun, ich will euch den böſen Zauber nennen. Verſucht ihn zu löſen. Lenchens Ringlein, welches ich ihr als Zeichen der Treue an den Finger geſteckt, iſt mit in der Glocke."

Der Vater ſchrak vor dem heiſeren Tone zurück, womit der Sohn dieſe Worte ſprach, noch mehr beängſtigte ihn der Inhalt derſelben; denn er glaubte in ſelbigem Augenblicke ſteif und feſt, ſein Heinrich habe durch die ſchrecklichen Unglücksfälle am Verſtande gelitten.

„Du faſelſt, Heinrich," ſagte er endlich ſich faſſend. „Wie ſollte der Ring in die Glocke kommen?"

„Das fragt den Küſter, der hat das eingeſammelte Metall mit den Geſellen in den Ofen gethan. Das Ringlein iſt dabei geweſen."

Der Alte wurde unruhig, fuhr aber doch fort: „Und wenn auch, ſo wirſt du doch nicht ſo abergläubiſch ſein und wähnen, das winzige Ding habe auf den Guß deiner Glocke Einfluß gehabt? Ich mag

davon nichts mehr hören. Morgen fangen wir an, eine neue Form zu bauen. Die Tage ſind jetzt ſchöner, die Nächte nicht mehr kalt; wir heizen die ganze Werkſtatt und erwärmen die Form Nachts recht mit Kohlen, bis ſie fertig iſt und vorſichtig gebrannt wird, um einem möglichen Froſte vorzubeugen. Wir wollen ſchon machen! Bedenke doch nur, was mich die Erhaltung der fremden Meiſter für ſchmähliches Geld koſtet! Die Leute liegen nun ſchon vierzehn Tage hier und eſſen und trinken eben nicht ſchlecht auf unſere Rechnung. Alſo drauf und dran, Heinrich! Scheuche dir alle Grillen und dumme Gedanken aus dem Kopfe. Faſſe Muth, denk' an die ſchöne Braut, ihre hübſchen Geldſäckchen, und was ſonſt noch alles Schönes. Friſch gewagt, iſt halb gewonnen. Komm', ich habe heute ein ganz Ohm guten alten Rheinwein erhalten; wir wollen ihn auf Flaſchen ziehen. Und alle Morgen nehmen wir einen Flaſchenkorb voll mit in die Werkſtatt. Jedes Rad geht geſchmiert beſſer."
Und ſich heiter und vergnügt ſtellend, obgleich es ihm nicht ſo ums Herz war, zog der Alte den Jungen aus der düſtern Klauſe in den Keller, wo das Faß ihrer ſchon harrte. Beim Abziehen trank Meiſter Adam ſeinem Sohne fleißig zu; die ſchwarzen Schleier ſanken allmälig von Heinrichs Seele, und im Rauſche verſprach er morgen wieder an die Arbeit zu gehen.

Am folgenden Tage begann wirklich Heinrichs Fleiß mit einer Sorgfalt zu ſchaffen, die an Aengſtlichkeit grenzte. Der alte Adam half ihm und ging ihm zur Hand, wo es ſich nur ſchickte.

Die Form war wieder in die Erde gedämmt, der geſtürzte Drache mit dem obſiegenden Engel wurde zum drittenmal aus Thon von des Jünglings kunſterfahrner Hand der Zeichnung nachgebildet und mit der größten Vorſicht in die Lehmform geſenkt, und die Letztere dann gut mit Kohlen ausgebrannt. Alles war glücklich von ſtatten gegangen; die Form war meiſterhaft ſchön. Das Erz kam zum drittenmal in den Ofen. Heinrich konnte die Nacht kein Auge ſchließen, und wenn er des morgenden Guſſes recht lebhaft gedachte, überlief ihn ein ſolch furchtbares Grauen, daß Fieberfroſt ihm die Glieder ſchüttelte. Mit der feſteſten Ueberzeugung, daß die Form zum drittenmal ſpringen werde, wankte der Jüngling früh in die Werkſtatt. Er ſchonte des Weins nicht, obgleich ihm der Geiſt deſſelben zu Kopfe ſtieg; die Todesangſt ſeiner Seele verſcheuchte er ihm nicht. Die Stunden flohen, die Angſt ſtieg. Heinrich leerte mehrere Flaſchen, er war faſt berauſcht. Schon floß das Erz im Ofen. Da erſchien der Profeſſor ganz allein in der Werkſtatt. Sein Anblick überraſchte Heinrich. Der vornehme Mann war äußerſt freundlich, erkundigte ſich nach Allem ſehr theilnehmend, trank mit dem jungen Glockengießer und warf dann geſprächsweiſe hin: „Ihr ſolltet eigentlich jetzt gar nichts verſäumen, junger Mann, um euch einen guten Guß zu Stande zu bringen; denn wahrlich, es kommt dabei nicht auf den Guß allein an, ſondern euere Meiſterſchaft, euer guter Name und Ruf, eine ſchöne liebenswürdige Braut, eine vortheilhafte Einrichtung, ja ſchier das Wohl eueres ganzen Lebens, ſo wie das eueres alten Vaters, euerer Braut und deren Vater, und ſofort der beiden ganzen Familien hängt vom Gelingen der Glocke ab. Denn wenn ſie zum drittenmale mißlänge, wäre es Frevel, ferner das Glück zu verſuchen; auch würden es die Meiſter nicht dulden, weil es gegen den Gebrauch wäre.“

„Auch ſollte mich Gott verfluchen, wenn ich je wieder eine Spindel anrührte, um eine Form zu bauen," verſetzte der Jüngling. „Das hab' ich meinem Vater zugeſchworen; wenn's zum drittenmal mißglückt, ſo ziehe ich ins Gebirge und werde ein Holzhacker."

„Nun ſeht, was Alles auf dem Spiele ſteht, deshalb verſäumt ja nichts."

„Ich kenne recht gut die Größe deſſen, was auf den Guß ankommt, und beſſer als ihr mir ſagen könnt, denn ich fühl' es lebendig. Deshalb zittere ich auch wie ein Espenlaub. Aber was ſoll ich noch verſäumen? Ich habe Alles gethan, was ich vermochte. Könntet ihr mir aber, ein ſo hochgelahrter und in allen Dingen erfahrner Mann, noch einen guten Rath geben, ſo entzieht mir denſelben nicht. Seid meines und unſer Aller ewigen Dank gewiß. Theilt mir's mit! Ich bitt' euch dringend. Aber eilt, denn es wird die höchſte Zeit. Ich muß gleich die Meiſter und den Vater rufen; das Erz fließt und der Zapfen muß geſtoßen werden."

„Nun, ich weiß, ihr ſeid kein Kind. Deshalb rath' ich euch, eueren Spruch beim Guß einmal zu ändern. Der Herr des Lichts, ſo ſcheint's, will euch nicht beiſtehen. Euer ganzes Lebensglück hängt davon ab, daß die Glocke gelinge; deshalb verſucht's mit dem Herrn der Nacht, und ich möchte wetten, es wird euch beſſer glücken."

„Seid ihr ein getaufter Chriſt?" ſtammelte Heinrich todtbleich und entſetzt. „Und ihr könnt mir rathen, den Vater der Lüge anzurufen? anzurufen zum Guß einer Glocke, welche fromme Chriſten zum Gottesdienſt einladen ſoll?"

„Nun, thut doch, was ihr wollt, ihr ſeid ja zu nichts gezwungen. Ich gab euch, mit eueren ſchlimmen Umſtänden ein mitleidiges Einſehen habend, einen guten Rath, und bin eigends deshalb herauf zu euch gekommen, weil ich euch im Herzen gewogen bin und vielen Antheil an euerm Schickſal nehme. Wollt ihr aber meinen Rath nicht befolgen, ſo ſteht das bei euch. Die Sache hat übrigens gar nichts auf ſich. Ihr kennt die geheimen Kräfte der Natur nicht, durch die man Alles bewirken kann, ohne ein ſchlechter Menſch zu ſein. Gießt ihr nur die Glocke nach alter Weiſe; die Form kann zum drittenmal zerſpringen, ihr ſeid um Ehre, Braut, Vermögen und Lebensglück, euer Vater wird ſich todt grämen, und ihr wie ein Taugenichts umherlaufen, den Kindern zum Spott, den Erwachſenen zur Verachtung. Und dann werdet ihr euch die größten Vorwürfe machen, daß ihr meinem gutgemeinten freundſchaftlichen Rathe nicht gefolgt ſeid und euch nicht zu der Kleinigkeit, die in nichts als ein paar Worten beſteht, die nicht einmal Jemand zu hören braucht, verſtanden habt."

Nach dieſen Worten zog ſich der Profeſſor zurück und überließ den Jüngling den Qualen des Schwankens. Die Meiſter kamen, das Gemiſch wurde unterſucht, und der Fluß als recht befunden; der Augenblick drängte. Da wichen die guten Engel von dem Jünglinge. Die Angſt, daß der Guß mißrathen, und er dadurch alles verlieren würde, verdrängte alle Bedenklichkeiten, und als er die Kappe abnahm, betete er, wie von Wahnſinn erfaßt, ſtill:

„Herr Satan, hilf, daß die Glocke gelinge!
Und deinem Namen Ehre bringe!
Drum gieß' ich ſie in des Teufels Namen
Und ſage gläubig Ja und Amen!"

In blauen, grünen, rothen und gelben Feuern ſchoß das Erz durch die Rinne und ziſchte in die Form. Heinrich ſtand faſt leblos dabei und ſtarrte wie geiſtesabweſend in den Guß. Der Profeſſor hatte ſich entfernt, und weiter war Niemand da. Die Mädchen und Frauen und ſonſtige Zuſchauer waren auf Meiſter Adams ausdrücklichen Befehl weggeblieben, damit Heinrich nicht ängſtlich ſein möchte. Auch hatten ſich die Leute vor dem böſen Zauber gefürchtet, den Lenchens Ringlein in die Glocke gebracht, und wovon der Küſter der ganzen Stadt erzählte und deshalb das arme Mädchen noch zuletzt für eine arge Hexe und Zauberin ausſchrie.

Die Form war voll. Noch einige Augenblicke dauerte die Spannung in den Geſichtern der umſtehenden Meiſter und Geſellen; dann ließ ſie allmälig nach. Der alte Körner blieb allein über eine Viertelſtunde unbeweglich ſtehen und beobachtete das Erz, bis es eine Haut hatte. „Gottlob!“ ſagte er, „nun haben wir gewonnen.“ Heinrich athmete tief auf und ſchien aus einem ſchweren böſen Traum zu erwachen. Als der gelungene Guß außer allen Zweifel geſetzt war, bemächtigte ſich ſeiner eine wehmüthige Freude. Nun wurde den Weinflaſchen in der Werkſtatt wieder tüchtig zugeſprochen; Heinrich ſchlich ſich aber aus dem Gelage froher Zecher und ging den alten geliebten Weg durch den Obſtgarten hinter der Gießerei und erſtieg den Berg. Aber er hatte keine Forelle, kein Obſt; kein kleines Geſchenk für Lenchen war in ſeiner Taſche, nicht der fröhliche unbefangene Sinn, die reine unſchuldige Sehnſucht der Liebe in ſeiner Bruſt. Ein wilder Drang ohne Ziel und Freude trieb ihn nach dem Berggipfel, von wo aus er den Hammer überſah. Dort wohnten nicht mehr die Glücklichen, die ihn erwarteten, dort klang das Fenſter nicht mehr von lieber Hand geöffnet; dort ſchaute ihm kein Engelskopf mehr lächelnd entgegen und warf ihm entzückende Küſſe zu. Die Tage des Glücks waren vorüber, und die des harten Schickſals gekommen. Der finſtere Peter hauſte allein in jener Hütte; der konnte ihn nicht willkommen heißen. Der Unglückliche verfolgte den bekannten Weg nicht bergabwärts. Er ſah nur immer hinab auf den verödeten Schauplatz ſeiner verſchwundenen Erdenſeligkeit und vergoß Thränenſtröme. Er hatte ſich auf einen Felſenvorſprung geſetzt und das ſchwere Haupt an den harten kalten Stein gedrückt. So ſaß er weinend und trauernd, bis der Abend die Gegend mit ſeinen Schleiern umſpann.

Am dritten Morgen wurde der Damm ausgegraben und die Form von Erde befreit, der Kern ausgeſtochen und dann die Glocke noch im Mantel aus der Grube gewunden. Die Meiſter und Geſellen verſammelten ſich, um die Form zu zerſchlagen. Die Hülle ſank unter der Kraft der Hämmer, und das ſchön gelungene Meiſterwerk zeigte ſich den Blicken der erfreuten Schauer. Schon gratulirte man dem jungen Manne von allen Seiten, als deſſen Augen nach dem Kunſtgebilde ſuchten. Da erſtarrte er plötzlich wie zu Stein, ſtieß einen gräßlichen Schrei aus und fiel der Länge lang nieder. Jedes Auge eilte den Gegenſtand ſeines neuen Schreckens zu entdecken. Er war bald gefunden. Nicht eine Spur vom Engel Michael war auf der Glocke zu ſehen, und der zu Boden gelegene Drache ſtand drohend aufrecht. Da die Meiſter ſolches erblickten, grauſte es ihnen in der tiefſten Seele. Sie eilten, den Unglücklichen zum Meiſter zu ſprechen, ſtellten dem beſtürzten Vater die Urkunde darüber aus und zogen ſchnell von dannen. Denn keiner will gern an der Stätte weilen, wo er den Sieg der Hölle alſo mit eignen Augen ſchaut.

---

## 15.

# Der Blume Tod.

Von dem Dome
Schwer und bang
Tönt die Glocke
Grabgeſang.
Ernſt begleiten ihre Trauerſchläge
Einen Wandrer auf dem letzten Wege.

Peter hatte all' ſeine Beredtſamkeit aufgeboten, um Lenchen zu vermögen, daß ſie mit der Mutter das Vaterhaus wieder bezöge. Sie ſchien ein Grauen vor dem Orte ihres verſunkenen Liebes- und Lebensglückes zu haben; ſie zog es vor, in der einſamen abgelegenen Hirtenwohnung zu bleiben, und da die Hirtin ſie ſehr liebgewonnen hatte, und von Amt und Stadtrath ſich Niemand drum bekümmerte, ſo hauſte ſie ungeſtört den Winter durch. Peter brachte richtig alle Sonnabend ſeinen Lohn der Hirtin; Meiſter Adam ſchickte durch den Doctor Holz, Eſſen, Wein und Geld, und ſo verbreitete ſich in der ärmlichen Hütte ein gewiſſer Ueberfluß, welchen Gemüthsruhe und Heiterkeit erſt recht genußreich machten. Und ſeit Heinrich in der Hütte geweſen war, um ſein Lenchen zu beſuchen, und dieſe ſich von ſeiner Liebe und Treue innig überzeugt hielt, war ſie ſo zufrieden und froh, ſo recht ſtill in Gott vergnügt, daß Jeder ſie hätte beneiden müſſen, der mit ihrem Zuſtande vertraut geweſen wäre. Sie ſpann und ſtrickte ununterbrochen, beſchäftigte ſich im Stillen ſtets mit dem geliebten Heinrich, aß und trank mit Appetit und dachte nicht daran, wo Alles in ſolcher Fülle herkommen möchte. Wenn ihr die Hirtin ein Glas Wein reichte, ſagte ſie höchſtens: „Hat mir Heinrich wieder etwas Gutes geſchickt? Er iſt doch ein braver Junge. Und wenn er die Leckerbißchen nicht ſelbſt bringen kann, wie ſonſt, ſo ſchickt er ſie doch. Ich will ihn auch recht lieb dafür haben.“

Annagrethe und die Hirtin, die beide recht gut wußten, woher die Sachen kamen, mußten oft Thränen der Rührung vergießen und raubten ihr nie den ſüßen Wahn. Eben ſo wenig ſagten ſie ihr etwas von Heinrichs Verlöbniß mit Gertruden, und da Niemand weiter mit Lenchen zu ſprechen kam, ſo erfuhr ſie von allen Vorfällen nichts. Desohngeachtet wurde ſie allmälig ſtiller und lebte mehr in ſich hinein, als aus ſich heraus. Tage lang konnte ſie hinter dem Spinnrade ſitzen und ſchweigend auf einen Fleck ſehen. Zuweilen ſchüttelte ſie, wie ſich verwundernd, den Kopf, oft ſtürzten ihr Thränen aus dem einen übriggebliebenen Auge, und dann ſagte ſie wohl gar vor ſich hin: „Wo nur der gute Heinrich bleiben mag? Er wird wohl nicht mehr zu ſeinem Lenchen kommen.“ Alſo verlebte das ſanfte Kind die Tage. Nun aber traf ſich's, daß Peter eines Abends ſeinen Groll über Trautvetter, Gertruden, Heinrich und Alle, welche mehr oder minder zur Geſtaltung der jetzigen Verhältniſſe beigetragen hatten, unverholen im Hirtenhauſe ausſprach, während Lenchen auf dem Bette lag und feſt zu ſchlafen ſchien. Sie hatte aber gewacht und nur recht innig an ihren Heinrich gedacht und ſich deshalb ganz ruhig verhalten. Kein Wort von Peters derben Bemerkungen über Gertrudens Brautſtand mit Heinrich und ihr Verhältniß zu dem fremden Profeſſor, wovon man ſich in der ganzen Stadt wunderbare Geſchichten in die Ohren ſagte, entging der aufmerkſam Horchenden. Sie erfuhr von dem bevorſtehenden Glockenguſſe, von dem Verlobungsſchmauſe, der nahen Hochzeit, kurz Alles, was ihr jede Täuſchung ferner unmöglich machte; aber ſie ließ ſich durch keine Bewegung abmerken, daß ſie nicht ſchlafe. Die folgende Nacht brachte ſie im heftigſten Kampfe mit ſich zu; am Morgen war ſie mit ſich und der Welt fertig geworden. Der ſtille Schmerz, geläuteter und feiner als ſonſt, fraß ihr an dem auch um ſo empfindſamer gewordenen Herzen. Aber keine Klage entfuhr ihrem Munde.

Einige Tage darauf ereignete ſich die Scene mit dem Küſter im Hirtenhauſe, wo ſich Lenchen vom Letzten, was ihr auf Erden lieb und theuer war, von Heinrichs Ring, losriß. Dafür wurde ſie bald in der Stadt als Hexe und Zauberin verſchrieen. Der Schmerz, dies zu erfahren, wurde ihr erſpart. Die Mutter und die Hirtin bewunderten die Faſſung, mit welcher Lenchen die Enthüllung der Wahrheit ertrug; ſie ahneten nicht, daß die Tochter, die Freundin, allmälig durch heißen Kampf und gewaltiges Dulden die Schlacken der Menſchheit abgeworfen und ſchon ein Engel in Menſchengeſtalt geworden war.

Als Peter das nächſte Mal kam, empfing ihn Lenchen ganz freundlich. „Nun weiß ich wohl, von wem ich all' das Gute habe, was mir zeither zum Genuß gebracht worden iſt. Das haſt du mit deinen Händen verdienen und dir am Leibe abſparen müſſen, guter Peter. Aber wenn ich geſtorben und zu Gott verſammelt worden bin, will ich recht für dich bitten, daß es dir auf Erden wohl gehe, denn du verdienſt's.“

„Ach, Lenchen, ſprich doch davon nicht!“ erwiderte der ſtarke Zainknecht ſchmerzlich und weich wie ein Kind. „Du betrübſt mich mit ſolchen Worten gar ſehr. Sieh', das Herz in der Bruſt möchte mir zerſpringen, und ich kann's nicht zurückhalten, ich muß weinen. Nein, nein, Lenchen, du wirſt nicht ſterben."

Sie ſchüttelte himmliſch lächelnd mit dem Kopfe und ſagte: „Es iſt ja das größte Glück für mich, wenn ich zu meinem Vater und zu allen Frommen in den Himmel komme. Willſt du mir dieſes Glück mißgönnen? Du gönnſt mir ja ſonſt alles Gute und Schöne und wendeſt es mir zu, warum nicht das höchſte Gute, einen ſanften ſeligen Tod?"

„Ach, Lenchen, gutes liebes Lenchen! ſo ſollte es ja nicht kommen," weinte der redliche Schmied laut und ſchmerzlich. „Ich wollte, du ſollteſt den ungetreuen Glockengießer nach und nach vergeſſen und mich — — — mein ganzes Leben lang für dich arbeiten laſſen."

„Ich weiß es ja, du biſt mir immer gewogen geweſen," ſagte Magdalena mit unbeſchreiblicher Sanftmuth. „Der Vater hat mir ſogar noch mehr merken laſſen, aber ich hatte ja den Heinrich ſchon gar zu lieb, und das iſt noch immer der Fall, obgleich er eine Andere heirathen will. Ich kann ihm deshalb nicht zürnen, denn er iſt gewiß unſchuldig."

„Ja, Lenchen, ich hatte gehofft, wir ſollten einſt ein Paar werden," ſchluchzte Peter, „und obgleich ich dieſe Hoffnung des ſchönwangigen Glockengießers halber ganz aufgegeben hatte, ſo iſt ſie doch nun nach ſeiner Untreue um ſo ſtärker wieder erwacht, und jetzt iſt mir ſtets zu Sinne, als müßteſt du mir doch auch ein Bischen gut ſein."

„Und du wollteſt mich jetzt zum Altare führen?" fragte das Mädchen verwundert. „Jetzt, nachdem die große Schande auf mir laſtet, und ich häßlich und entſtellt bin?"

„Für mich biſt du immer noch das gute liebe Lenchen, welches du ſonſt warſt. Schönheit iſt vergänglich, aber du bewahrſt einen größern Schatz, dein frommes treues Gemüth, und wer mir oder dir ſonſt etwas empfinden laſſen wollte, der ſollte es mit meinen Fäuſten zu thun bekommen. Was Schande! Schnack! Wenn alle Menſchen ſo rein wären als du, ſo wären ſie halbe Engel. Wenn du nur Ja ſagen wollteſt, da mein Geſtändniß doch nun einmal heraus iſt."

„Nun ich kann zwar jetzt nicht Ja ſagen, guter Peter, aber Nein kann, will und darf ich auch nicht ſagen. Nimm einſtweilen die Verſicherung, daß du mir nächſt Heinrich und meiner Mutter unter den Menſchen der Liebſte biſt. Sei mir aber deshalb ja nicht auf den Heinrich böſe, oder trag' es ihm nach, daß er Gertruden zum Weibe nimmt. Er iſt verführt worden, und mich konnte er ja doch nicht heirathen. Ich habe ihm und allen unſern Kränkern verziehen. Thu' du daſſelbe!"

Peter lachte und weinte unter einander vor Wehmuth und Freude über Lenchens Erklärung. Er hielt ihre kleine Hand mit ſeinen großen harten Händen umſpannt und blickte ihr ins Geſicht, ſchnalzte mit der Zunge und fuhr ſich dann mit dem Aermel über die Augen, um ſich die Thränen zu trocknen. Den ganzen Abend war er heiter und vergnügt und zeigte ſich von dieſem Tage an ſo mild, freundlich und gutgeſinnt gegen alle Menſchen, ereiferte ſich nicht mehr über den Glockengießer und das tolle Treiben in Trautvetter's Haushalt, grollte dem Küſter nicht mehr und war mit einem Worte ein anderer Menſch geworden.

Zwei Stunden ſtand er jetzt früher als ſonſt ſchaffend in der Werkſtatt, um ſich von dem Ueberſchuß etwas zu Lenchens Brautſtaat zu erſparen; denn ſeit er wußte, daß ſie ihm nicht abgeneigt war, hatte er den Entſchluß gefaßt, ſie nach Ablauf der Faſten zu heirathen.

Lenchen zehrte indeſſen immer mehr ab, ohne daß man es recht inne ward. Ihre Haut wurde glänzend weiß und faſt durchſichtig, ihr Auge gewann noch größeren Glanz und Heiterkeit; ihre Stimme wurde immer zarter und weicher. Von dem heftigen Bruſtübel, das ſie befallen, klagte ſie nichts; ſie wußte ja, es war das nothwendige Mittel zu ihrer erſehnten Auflöſung, und ſo ſtand ſie ſchon am Rande des Grabes, eh' ihre Umgebung eine Ahnung von ihrem wahren Zuſtande erfaßte. Uebrigens war ſtets die Ruhe und der Friede des Himmels über ihr ganzes Weſen ausgegoſſen. Einen heftigen Seelenſchmerz verurſachte ihr noch die Nachricht von dem zweimal mißlungenen Glockenguß Heinrichs, und als ſie erſt von dem grauſigen Gebilde auf der gerathenen Glocke hörte, wovon man ſich heimlich überall mit Entſetzen erzählte, da härmte ſie ſich Tag und Nacht, nicht ahnend in ihrem reinen unſchuldigen Gemüth, daß von Vielen ihr all der Höllenſpuk beigemeſſen wurde. Der letzte große Kummer über Heinrichs Unglück warf ſie auf's Lager, welches bald ihr Todtenbett werden ſollte. Ihre Umgebung betrübte ſie mit keiner Anwandlung von Eigenſinn oder Ungeduld, weder mit einem Worte, noch mit einer Miene. Sie blieb zufrieden, geduldig in den Willen Gottes ergeben, doch brach, allen Erdenſchmerz beſiegend, aus ihrem Auge oft die hohe Freude, welche ſie über ihre nahe Erlöſung empfand, und dann glich ſie ſchon einer Verklärten.

Peter erkannte nun wohl, welch ein Verluſt ihm bevorſtand; er ließ alle Arbeit im Hammer liegen und wich nicht von Lenchens Bette. Wenn er ihre himmliſche Ruhe und Ergebenheit ſah, gingen ihm die Augen über; oft konnte er's in der Stube gar nicht mehr aushalten und mußte hinauslaufen in die freie Natur, die ſchon grüne Knospen, von neuen Hoffnungen geſchwellt, aus Buſch und Baum trieb, während er an dem Grabe all der ſeinigen ſtand. Was ſollte ihm der ſchöne Frühling? Seine Blumen mußten Lenchens Grab umblühen. Was half ihm das neue Prachtkleid der Natur? Die Farbe der Trauer ſollte ja ferner die ſeinige ſein. Und wenn er ſich nun recht ausgeweint, dann kehrte er wieder zu der Kranken zurück, die mit wunderbar hehren Worten von Gott und Unſterblichkeit, von den himmliſchen Freuden und der einſtigen Vergeltung ſprach, daß den Zuhörern das Herz weit aufging ob ſolcher herrlichen Reden. Die Abnahme aller Körperkräfte ging eben ſo raſch und ſichtbar vor ſich, als die Zunahme aller ſeeliſchen. Die ſchon halb entfeſſelte Pſyche zerbrach nun unaufhaltſam ein Band ums andere, entfaltete, nachdem die Knospe geſprengt war, ihren duftenden Blumenkelch und ſtrebte, wie eine herrlich prangende Tulpe mit farbenprächtigen Blättern voll und üppig in die Unendlichkeit hinaus; und während ſie die kalte, ſchon erſtorbene Hand nicht mehr vom Bette aufheben konnte, ſchwärmte ihr Geiſt in den paradieſiſchen Luſtgefilden himmliſch hoher Entzückung. Der Doctor Flatius ſah wohl, daß ſeine Kunſt hier zum mindeſten überflüſſig ſei, und da er kein Freund ſolcher Unterhaltung war, wie ſie Lenchen zu führen pflegte, ſo ließ er ſich ſelten im Hirtenhauſe ſehen, und verkündete dafür deſto fleißiger Lenchens nahes Ende in der Stadt. Die Kunde daren war für den alten Meiſter Adam Körner ein neuer Donnerſchlag. Jetzt fühlte er, daß Gottes Hand ſchwer auf ihm liege. Da Flatius Lenchens Leben bereits ganz aufgegeben hatte, ſo wandte ſich der verzweifelnde Glockengießer an den Profeſſor mit der dringenden Bitte, ſeine ganze Kunſt zu Lenchens Erhaltung aufzubieten, denn der bloße Gedanke an ihren Tod brachte ihm auch die fürchterliche Vorſtellung in die Seele, daß er ihr Mörder ſei. Der Profeſſor wich auf alle Art aus und wollte ſich durchaus nicht zu einem Gange nach dem Hirtenhauſe verſtehen, aber als der Alte ihm zu Füßen ſank, ſeine Kniee umklammerte und ihn bei Gott und allen Heiligen beſchwor, da riß ſich der gelehrte Arzt wie entſetzt los und lief mit dem Verſprechen, er wolle ihm den Liebesdienſt erzeigen, aus des Senators Hauſe, wo die Scene vorgefallen war, und eilte nach der Hirtenhütte. Es war eben in der Abenddämmerung, als er in das enge Stübchen trat, und Lenchen ſchrie bei ſeinem Anblicke laut auf. Der Profeſſor kündigte ſich als einen fremden von Meiſter Adam geſandten Arzt an, der ihr etwas Geſundheitbringendes verſchreiben wolle, aber Lenchen rief immer ängſtlicher: „Fort mit dieſem Manne! fort! Ich will von euch nichts! Ich kann nichts von euch nehmen. Geht! geht! Verlaßt uns, ſonſt komm' ich ſchon jetzt um. Peter! Peter, befreie mich von dieſem!“

Des Profeſſors Augen leuchteten vor Wuth durch die Dämmerung des Zimmers, als er aber noch nicht ging, ſprang Peter auf und rief wild: „Herr, ihr ſeid der Profeſſor, der das ſündhafte Weibsvolk in der Stadt bethört; weicht von dem Lager dieſer Reinen, denn ihr ſeid kein frommer Chriſt! Sucht ſelbſt die Thüre, oder ich muß ſie euch zeigen!“ Da floh der

Profeſſor wieder hinaus, wie er gekommen war, erreichte in ſolcher Haſt den rothen Ochſen, ließ ſchnell ſein Roß ſatteln, zahlte ſeine Rechnung, ſprengte mit Anbruch der Nacht wie ein Raſender zum Stadtthore hinaus und ward fürder zu aller Leute Verwunderung und ſeltſamen Randgloſſen nicht mehr in der Stadt geſehen.

Des Profeſſors Beſuch hatte auf Lenchens Zuſtand einen ſehr nachtheiligen Einfluß geäußert. Sie war nicht mehr ſo ruhig wie ſonſt, phantaſirte in der Nacht, ſchrie zuweilen auf und wehrte mit Händen und Füßen etwas ab, was ſich ihr aufdringen zu wollen ſchien. Nur wenn Peters Stimme beruhigend in ihr Ohr tönte, ließen die innern Stürme nach, die ihr zuweilen die Bruſt hoch auftrieben. Es war dies ihr letzter Erdenkampf; denn als der Morgen auftauchte aus dem Schoße der Nacht, war ihr Lebensöl ausgebrannt, und die ſpärliche Flamme zitterte nur noch leiſe am Dochte. Still hielt ſie die Hände zum Gebete gefaltet, und ihre bleichen Lippen bewegten ſich; doch konnte man das Liſpeln nicht verſtehen. Als Peter ſie fragte, ob er den Paſtor oder Diakonus holen ſolle, ſchauderte ſie noch einmal und ſchüttelte leiſe mit dem Kopfe. Nach einer Stunde ſagte ſie mit kaum vernehmbarer Stimme: „Lies du mir ein Sterbelied vor, Peter.“ Sogleich langte dieſer das Geſangbuch vom Kandelbret, kauerte ſich vor das Bett und begann ein erbauliches Lied zu leſen. Lenchens Auge leuchtete dabei immer verklärter, ihr Geſicht ſtrahlte von himmliſchem Glanze wider, und als Peter las:

„Und wenn von allen Stunden
Die letzte nah mir iſt:

Dann öffne deine Wunden
Mir, Heiland Jeſus Chriſt.
Ich hab' dir treu gedienet.
Beſchloſſen iſt mein Lauf.
Das Blut, das mich geſühnet,
Nimmt mich in Gnaden auf.
Ich ſcheide ohne Groll,
So wie dein Jünger ſoll."

da breitete Lenchen ſegnend ihre Hände aus und liſpelte: „Heinrich!" Alle, die in der Stube waren, zerfloſſen in Thränen; Annagrethe warf ſich verzweifelt im höchſten Schmerze zu Boden.

„Sei doch ruhig," ſagte Lenchen; „mir iſt ja ſo wohl, ſo unausſprechlich wohl." Und wieder faltete ſie die Hände und lag Stunden lang ruhig und unbeweglich. Nur zuweilen liſpelte ſie den Namen: „Heinrich." Zuletzt bewegte ſie nur noch die Lippen. Nachmittag wollte ſie der Hirtin, Petern und ihrer Mutter die Hand zum Abſchied reichen, ſie vermochte es nicht, ſie wollte ſprechen, auch das war ihr nicht mehr möglich, ſie dankte alſo mit dem Auge. Der ſchönſte Frühlingstag, der die Natur mit köſtlichem Sonnenſchein entzückt und Tauſende ihrer Knospen hervorgelockt hatte, neigte ſich ſeinem Ende, mit ihm ein ſchönes Leben. Lenchens Auge brach; leiſe, leiſe pflückte der ſtille Friedensengel die zarte Blume. „Heinrich!" tönte es noch einmal von der Lieblichen Munde ſanft und melodiſch, und ſie ſank zuſammen und war nicht mehr. In Purpurmaſſen gehüllt ſtieg die Sonne eben hinter den Bergen hinab, ihr letzter Strahl traf Lenchens Geſicht. Dunkelblau und roſenroth glänzte der Himmel. Liebe und Treue hielten ſich umſchlungen. Und ob auch das Roth allmälig verglühte, und die irdiſche Liebe unterging, blieb doch das tiefdunkle Blau, und in ihm gingen die ewigen

Sterne auf. Die Nacht war ſchweigend herauf gezogen. Peter drückte ſeinem Lenchen das Auge zu und umhüllte weinend ihr geliebtes Haupt. Dann wurde es ſtill in der Hütte.

Am andern Morgen beſtellte Peter ſeiner ſtill Geliebten den Sarg, wie er ihn ihrem Vater beſtellt hatte. War Tags zuvor die Stadt durch das wunderliche Verſchwinden des allgemein beliebten Profeſſors in Alarm gekommen, ſo gerieth ſie durch die Nachricht von Lenchens Tod von neuem hinein. Wie ein Lauffeuer eilte ſie von Haus zu Haus, und wenn die Kunde des geſtrigen Tags im Hauſe des Senators vorzüglich bei Mutter und Tochter den größten Schrecken verurſacht hatte, ſo war daſſelbe mit der heutigen im Hauſe des Glockengießers bei Vater und Sohn der Fall. Der alte Adam ſank in die Kniee, Heinrich raſte wild auf und ſchlug ſich mit der geballten Fauſt wie unſinnig an die Stirne. „Das iſt unſer Werk!“ donnerte er dann fürchterlich und rollte ſeine Augen wild auf den zerknirſchten Vater.

„Nein, es iſt mein Werk allein,“ erwiderte dieſer, „ich kenne meine große Schuld, und der Himmel wird ſie furchtbar an mir rächen. Ueberlaß du mich dem ewigen Strafgericht; du biſt unſchuldig und kannſt getroſt deine Bahn wandeln. Widme der Armen eine Thräne; dann aber ermanne dich und handle, wie es die Nothwendigkeit erfordert, beſtimmt, und laß dich durch nichts von der Verfolgung deines Ziels abwendig machen. Das hölliſche Gebild auf der Glocke habe ich bedeckt, Niemand weiß davon als unſere Geſellen. Sie winden heute die Glocke auf den Thurm, obgleich es erſt in einigen Tagen geſchehen ſollte: aber wir müſſen eilen, damit uns Niemand in der Werkſtatt überrumpelt. Iſt ſie erſt auf dem Thurme, dann kümmert ſich kein Menſch darum, und wir ſind geborgen. Alſo friſch ans Werk! In der Abenddämmerung laß ich ſie ſchnell aus der Werkſtatt herab ſchaffen, wenn man ſie nicht mehr recht erkennen kann. Und morgen läßt ſie der Pfarrer läuten."

Mit der Hölle im Buſen ging Heinrich, zu thun, wie ihm der Vater gerathen hatte; mit der Hölle im Buſen blieb dieſer zurück. Die Glocke wurde wirklich in der Abendſtunde auf den Thurm gewunden und befeſtigt; die Zunge hatte der Schmied ſchon abgeliefert, und als es recht Nacht war, hing ſie fertig in der hohen Glockenſtube. Auf Heinrichs Betrieb war dabei mit großer Eile, alſo auch mit nachtheiliger Flüchtigkeit gearbeitet worden; die Verbände zwiſchen dem Helm und der Krone waren nicht feſt genug genietet; denn die Leute waren froh, daß ſie mit der unheimlichen nächtlichen Arbeit nur nothdürftig fertig wurden, und mit ihnen darob froh waren der alte und der junge Meiſter. Beide drängte es heftig, noch dieſen Abend einen geheimen Weg zu gehen; es war ein und derſelbe, und doch verbarg Einer dem Andern den Gang, und Jeder vermuthete den Andern nicht am Ziele deſſelben zu treffen. Sobald die Glocke hing, drückte ſich Heinrich nach Hauſe, der Alte aber gleich zum Thore hinaus der Hirtenhütte zu. Heinrich hüllte ſich in ſeinen Mantel und ging bald darauf denſelben Weg. Mit ſtiller magiſcher Gewalt zog es den Jüngling nach der entſeelten Hülle ſeiner getreuen verſtoßenen Braut, und durch die Nacht wandelte der Träumer dahin und ließ die Blicke ſcheu an den Häuſern vorüber gleiten und ſchritt haſtiger, als ihm das Licht aus dem Hirtenhauſe in die Augen leuchtete. Einem Diebe gleich ſchlich er um die niedrige Hütte und lugte durch die Klinſe der Thüre in die Hausflur.

Da wurde ſeine Seele zum Auge; eiskalt ging der Athem aus ſeinem Munde, eiskalt rieſelte es ihm zum Rücken hinab, eiskalt wurden ihm die Glieder; er ſah Lenchens Leiche! Sie lag geſchmückt im Sarge, mit dem Geſichte der Thüre zugekehrt; zwei ſpärliche Lämpchen flackerten zu ihrem Haupte und erhellten die lebloſe Marmorgeſtalt nur dürftig. Zu ihren Füßen ſtand ein Mann und ſchien ſie aufmerkſam zu betrachten. Heinrich konnte ihm nicht in das Geſicht ſehen und erkannte ihn nicht: auch hatte er keinen Blick für ihn übrig: denn all' ſeine Sehkraft ſtrömte auf den einen Punkt, auf Lenchens Antlitz. Peter hatte keine Koſten geſcheut, die Leiche recht ſchön herausputzen zu laſſen: er war ſelbſt einen halben Tag im Walde und auf Feldern und Wieſen umhergeirrt, um die erſten Kinder des Frühlings, die blühenden Boten ſeiner zukünftigen Herrlichkeit, zu ſammeln und der Erblaßten Kränze und Sträuße daraus zu binden. So lag ſie denn in einem weitfaltigen Todtenkleide von weißer Farbe, der Farbe der Unſchuld, in welche ſie ſtets gekleidet geweſen war; ihr der ſonſt ſo ſchönen Locken entbehrendes Haupt umrankte ein friſcher grüner Kranz; hatten doch geſtern erſt dieſe Blätter die Sonne begrüßt, und Schneeglöckchen und blaue und weiße Hyacinthen ſahen daraus hervor, und ſtille Waldblümlein ruhten auf den Schläfen. Ein blaues Band ſchlang ſich um ihren Leib, es predigte Treue bis in den Tod und über den Tod hinaus. Blumenſträuße hielt ſie in den Händen, rothe Blumen, die Sterne der ewigen Liebe bedeutend. Eine Blumen- und Laubguirlande ſchlang ſich um den Rand des Sarges herum. Blumen waren auf das ſtille Bett und das Kleid geſtreut, und ſo ruhte ſie unter gepflückten Blumen, ſelbſt eine vom Sturm geknickte Blüthe. Der Friede Gottes war über ihr Geſicht ausgegoſſen; es ſchien ſanft zu lächeln. Heinrich wagte kaum zu athmen; er hatte die ganze Welt und ſich ſelbſt vergeſſen; er wußte endlich nicht mehr, weshalb er hier ſtand. Mechaniſch öffnete er die Pforte, und ganz im Unklaren über das, was er im Hauſe wolle, trat er hinein, ſtrich an dem daſtehenden Manne vorüber, nahm eine Blume aus Lenchens Hand und verbarg ſie ſchnell an ſeiner Bruſt, wie einen verbotenen Raub, faßte die kalte ſtarre Hand, zog ſie an den Mund und ließ dann ſeine Blicke wieder in ihrem Geſichte wurzeln.

„Heinrich!“ flüſterte jetzt eine bekannte Stimme hinter ihm; er wandte ſich und erkannte ſeinen Vater. Und wie durch einen Zauberſchlag löſte ſich der verſteinerte fürchterliche Schmerz in einen Strom von Thränen auf. Vater und Sohn umſchlangen ſich und ſtürzten laut ſtöhnend vor der Leiche auf die Kniee und rangen die Hände wund in entſetzlicher Verzweiflung.

„Lenchen! Lenchen! vergib mir!“ wimmerte Heinrich: „klage mich droben nicht des Treubruchs, nicht des Mordes an dir an! Vergib dem Leichtſinnigen, der dich liebte und ewig lieben wird!“ Und im namenloſen Jammer fiel er mit dem Geſicht auf die kalte Erde. Da löſte ſich aus Lenchens rechter Hand der Blumenſtrauß und rollte vom hohen Bette auf den Zerknirſchten herab.

„Dir hat ſie vergeben,“ ſagte der Vater dumpf und gräßlich, „und zum Zeichen der Verſöhnung hat ihr verklärter Geiſt den Blumenſtrauß aus ihrer Hand auf dich herabgeworfen. Mir hat, mir kann ſie nicht vergeben. Komm', mein Sohn!“ Er ſtand auf, faßte Heinrichs Hand und wollte ihn mit ſich fortziehen. Doch dieſer fiel auf die Leiche, bedeckte ſie mit Küſſen und nahm den Blumenſtrauß. Und immer neue und heftigere Küſſe berührten den kalten unempfindlichen Mund, und er würde die halbe Nacht in Liebeswahnſinn und Raſerei der Verzweiflung an den Lippen der Leiche gehangen haben, wäre nicht Peter, welcher ſich an der vorhergehenden Scene als unbemerkter Zuſchauer geweidet hatte, aus dem Stübchen mit zürnender Geberde getreten.

„Zurück, Verwegener, der ihr euch dem Teufel verſchrieben habt mit Leib und Seele!“ rief der Knecht wild und aufgebracht, „berührt dieſen heiligen reinen Leib nicht länger. Mit dem der Hölle Verfallenen hat dieſe hier nichts gemein.“

Dieſe Worte wühlten wie Poſaunendonner des ewigen Weltgerichts durch das Ohr des jungen Mannes in die Tiefen ſeiner Seele hinein und zerriß ſie, ſo daß er mit geſträubten Haaren, hervorſtrebenden, entſetzensſtarren Augen, ausgeſpreizten Händen und zuſammenknickenden Knieen aus der Thüre floh, als hätte der Richter über den Sternen eben das zermalmende „Verdammt!“ über ihn ausgeſprochen. Der Vater konnte dem Flüchtigen kaum einholen, und ohne ein Wort zu reden, langten ſie zu Hauſe an, ohne ein Wort zu reden, ſuchten ſie ihr Lager, um die Nacht zu durchwachen und ſich zu verzehren in unausſprechlicher Qual.

Peter beſtellte denſelben Abend noch zum Begräbniß ſeines Lenchens das Geläute des kleinen Glöckchens, von ſeinem hellen ſanften Klange in der Stadt nur das Silberglöckchen genannt.

„Es iſt gut, daß du gekommen biſt,“ ſagte der Küſter zu dem Zainknecht; „ich wollte eben nach dir ſchicken.“

„Und was ſoll's?“

„Die neue Glocke wird morgen eingeläutet."

„Morgen ſchon? Ich hörte, in einigen Tagen erſt."

„Morgen um acht Uhr. Stelle dich zur rechten Zeit ein."

„Ich kann die Glocke nicht läuten. Ich muß das Lenchen begraben, wie ich euch eben geſagt. Und wenn auch nicht, ich rühre keinen Glockenſtrang mehr an. Die neue Glocke geht mich nichts an, mag ſie läuten, wer da will. Mit mir iſt's vorbei. Gute Nacht, Herr Küſter!"

Als nun die achte Stunde des Morgens auf den Dreifaltigkeitsthürmen ſchlug, da ſchwankte aus dem Hirtenhäuschen der kleine Leichenzug. Die Träger waren Peter, der Hirt und deſſen beide Knechte. Niemand folgte dem Sarge als Annagrethe und die Hirtin. Kaum aber waren ſie einige Schritte vom Hauſe, als das Geläute der neuen Glocke auf dem Thurme begann. Aber Himmel! welche Töne! Wie Geſänge der Furien, wie mahnende, warnende und ſtrafende Stimmen aus der Unterwelt herauf, wie markverzehrende Klagelaute verdammter Seelen, wie das wüthende Jammern von ſcheußlichen Wahnſinnsbildern gequälter Geiſter, wie der zum furchtbaren Tone gewordene Gedanke der Unendlichkeit hölliſcher Marter, ſo ſinnverwirrend, ſo geiſtempörend war der vernommene Glockenklang. Aus der friedlichen Werkſtatt aufgeſchreckt, von der kaum begonnenen Arbeit hinweggeriſſen, überbrütet von allen Schauern der menſchlichen Natur, ſtrömten die Bürger, außer ſich gebracht, auf dem Markte zuſammen. Weiber und Kinder folgten; die ganze Stadt gerieth in Aufruhr ob des abſcheulichen Glockentons. Unterdeſſen begann das von Peter beſtellte Silberglöckchen Lenchens Grabgeläute und rief ſo rein und klar: Friede! Friede! zwiſchen den böſen Aufruhr der neuen Glocke. Da war's als verlöre der Klang der letztern immer mehr an ſeiner Scheußlichkeit, und endlich, als auch die dritte Glocke dazwiſchen ſang, ſahen ſich die verſammelten Menſchen an und ſchienen ſich mit Blicken zu fragen, was ſie denn eigentlich hier zuſammen geſprengt.

Indem man nun die ſonderbare Veranlaſſung noch beſprach, nahte ſich der Leichenzug und ging quer über den Markt nach dem Gottesacker zu. Da fragten die Leute wieder: „Wer wird begraben?“ — Und: „Ephraim's Lenchen!“ erſchell's durch den Haufen. Gleich zog es alle wie ein Zauber der Leiche nach. Als wenn es ſo verabredet geweſen wäre, reihten ſich die Paare zuſammen, und Keiner ſchloß ſich aus, und Alle folgten dem Sarge. Und ſo geſchah es, daß, ſo lange die älteſten Leute ſich zu erinnern wußten, keine Leiche in ſolch zahlreicher Begleitung zur Ruheſtätte war gebracht worden. Wenn man auch einige Tage früher Lenchen noch für eine Hexe ausgeſchrieen, ſo waren doch nun Alle durch ihren Tod verſöhnt. Nur ein paar Männer fehlten, welche billig hätten dabei ſein ſollen; das waren die Geiſtlichen. Darum, als der Sarg unter Gebet und Schluchzen der Menge, welche die Todte kürzlich noch verdammt hatte, in die Gruft gelaſſen wurde, trat Peter an den Rand derſelben, warf eine Schaufel voll Erde hinab und ſagte: „Schlaf' wohl, ſchöner Leib einer ſchönen edeln Seele! Der Herr hat Einſehen und Erbarmen mit deinem ſchweren Leiden gehabt und dich in ſeinen Schoß genommen. Dort biſt du geborgen vor aller Unbill, die dir Menſchen zugefügt. Aber der Herr wird ſie finden, die dir ein Leids gethan. Ruh' in Frieden!“ Dieſe Worte wirkten ſtärker auf das Volk, als wenn der Paſtor Ehrenhold eine lange gelehrte Rede gehalten hätte. Reichlich floſſen die Thränen des Mitleids und der Rührung auf die friſche Erde des Grabes, und Mancher ging von dannen und ſchlug an ſeine Bruſt und ſprach heimlich zu ſich: „Gott ſei mir Sünder gnädig!“ Unter dieſen war auch der alte Glockengießer. Bleich und matt, wie ein Schatten, langte er in ſeinem frieden- und freudenleeren Hauſe an und wich den vorwurfsvollen zermalmenden Blicken ſeines Sohnes aus.

Die Opfer waren gefallen, und die ewige Gerechtigkeit, die erſt nur nur in dunkler Stille gewaltet, ſchwang nun im hellen Lichte das blitzende Racheſchwert über den Häuptern der Schuldigen.

## 16.

## Peters Rache.

Einen Blick
Nach dem Grabe
Seiner Habe
Sendet noch der Menſch zurück;
Greift fröhlich dann zum Wanderſtabe.

Peter arbeitete Tag und Nacht. Sonntags ging er jedesmal über Feld, ſchwer beladen, und kehrte ledig zurück. Zuletzt war die Hütte von aller fahrenden Habe leer; Annagrethe begleitete ihn oft und wohnte wieder bei ihm in ihrem alten Häuschen. Peter hatte ein hübſches Sümmchen zuſammen gebracht;

denn er hatte in der benachbarten Stadt ſeine Habſeligkeiten meiſtens verkauft. So war die Charwoche heran gekommen. Am Mittwoch früh ging Annagrethe mit dem Korbe thalabwärts; Peter begleitete ſie ein Stück.

„Verlaßt euch auf mein heiliges Wort,“ ſagte Peter, der Weinenden die Hand zum Abſchied reichend, „übermorgen Vormittag bin ich bei euch in Oſthauſen. Der Schmied dort nimmt euch mit Freuden auf, und ſpannt ſeinen Wagen an. So wie ich komme, ſetzen wir uns darauf und ſind in ein paar Stunden über die Grenze. Ihr habt einen guten Vorſprung; doch ich gehe die ganze Nacht durch und hol' euch übermorgen bei Zeiten ein. Glaubt an mich wie an euern Sohn und noch mehr. Reiſt glücklich!“

„Aber weshalb gehſt du nicht gleich mit mir? Warum läſſeſt du mich nicht bis übermorgen warten, wo ich mit dir gehen würde? Wozu dieſe Geheimnißkrämerei? Wenn du rechtliche Abſichten mit mir haſt, warum biſt du nicht offen gegen mich? Warum ſchickſt du mich allein fort, ohne mir etwas zu erklären?“

„Das Alles ſollt ihr am Charfreitag erfahren. Nehmt mir's nicht übel, aber ihr ſeid ein Weib und könntet mir's heute noch ausplaudern. Deshalb bitt' ich euch um Gotteswillen, geht! und glaubt mir und vertrauet auf mich!“

„Nun, ich gehe und vertraue dir. Hab' ich doch auf der weiten Welt keinen Menſchen weiter als dich. So komme glücklich nach! Vom Grabe meines Lenchen hab' ich auch Abſchied genommen. Leb' wohl!“

„Behüt' euch Gott! Am Todesfeſt des Herrn bin ich bei euch!“

Sie ging und er kehrte gedankenvoll nach der Schmiede zurück. Nach raſtloſer Arbeit zahlte er Nachmittags die Geſellen aus und entließ ſie; dann kleidete er ſich an, verfügte ſich zu Trautvetter, rechnete, erhielt ſein Geld und ging wieder nach Hauſe. Am Gründonnerſtag ging er in die Kirche, und man ſah ihn dort inbrünſtig beten. Nachmittag beſuchte er einige Kameraden, machte noch ein paar Geſchäfte ab und kehrte erſt Abends in ſeine einſame Hütte zurück. Dort packte er ſeine Reiſetaſche, richtete ſich ſeine Kleidungsſtücke zu und erwartete dann unruhig die Nacht. Sie kam herangezogen, ſchwarz und ſchauerlich. Alsbald ſchichtete Peter unter das Gebälke der Hammerwerkſtätte zeither geſammeltes Reisholz, legte den Vorrath von Fichtenſcheiten darauf und ſteckte an den vier Seiten die Stroh- und Schwefelbündel darunter, welche er im Herbſte des verwichenen Jahres zubereitet hatte, um die Kirche damit anzuzünden. Er hatte ſie bis jetzt wohl aufgehoben. Leiſe ſchlich er dann in das Wohnhäuschen hinüber und verfuhr dort und im Stalle daneben auf gleiche Weiſe. In ſtillem Brüten verharrte er nun, bis es in der Stadt elfe ſchlug. Da zog er glühend erhaltene Kohlen aus dem Schmiedeofen und legte ſie in der Werkſtatt unter, hing die Reiſetaſche über, ſetzte den Hut auf, nahm den Stock zur Hand und ging mit einem Napf voll Kohlen in die Hütte, legte ſie unter den Schwefel, welcher ſogleich blau aufloderte, verließ das Haus und lenkte die Schritte thalabwärts am Waſſer hin. Noch einmal ſah er ſich um, erblickte ſchon ein Flämmchen im Hammer, winkte mit der Hand Abſchied nach der Stadt hin, ſchüttelte den Staub von ſeinen Füßen, gürtete ſeine Kleider um die Lenden und rannte dann im vollen Laufe, gleich einem flüchtigen Wilde, die Straße dahin. Auf der Scheide des Bergrückens athemlos angelangt, hörte er es unter ſich in einem

Dorfe zwölfe ſchlagen. Obgleich ſchon über eine Meile von der Stadt entfernt, konnte man doch das ganze Thal von hier aus überſehen. Peter wandte ſich nun zum letztenmal. Hammer und Hütte ſtanden in hellen Flammen. Blutroth war der Himmel vom feurigen Widerſchein. „So möge denn alle Spur vertilgt werden von dem gräulichen Frevel!“ ſagte er vor ſich hin. „Das ſei Lenchens Leichenfackel, und die Hütte, wo die Heilige gewohnt, ſoll fortan dem Sünder nicht gehören. Kein Menſch ſoll da mehr glücklich ſein, wo ſie glücklich war, und wo ihr das todtbringende Gift in die Seele geträufelt wurde. Wo Ephraim ſein Todesgebet gebetet, ſoll kein Schelm mehr fluchen. Es iſt ja Gründonnerstags-Nacht, wo der Herr ſein Gedächtnißmahl eingeſetzt, um deſſen heimlicher Feier die falſchen Prieſter euch verdarben, ihr Seligen. Zürnt mir nicht! Ich mußte ſo handeln. Hu! wie die Flammen luſtig aufſchlagen! So recht! gottverfluchter Schurke, der du das kleine redlich erworbene Gut an dich riſſeſt. Wohl bekomm's!“ Und wieder den eiligen Lauf beginnend, verſchwand er bald in den Thälern jenſeits des Gebirges.

In derſelben Nacht kehrte um elf Uhr der alte Glockengießer Meiſter Adam Körner vom Gottesacker zurück. Denn ſeit Lenchen begraben war, ging er alle Abend nach neun Uhr, wenn's dort menſchenleer geworden war, nach dem ſtillen Orte, wie von magiſchen Ketten zum Grabe der Jungfrau gezogen. Kaum konnte er's den Tag über aushalten, aber der Schein des Anſtandes und der Ehre vor den Menſchen hielt ihn vom Gange zurück. Er wollte der Welt ſeine Schwäche nicht merken laſſen, wollte nicht für einen reuigen Sünder gelten, wollte ſich nicht öffentlich und vor Aller Augen durch ſolche Buße zu ſeinem Verbrechen bekennen. Deshalb ging er, in die Schleier der Nacht gehüllt, den ſeltſamen Gang, den er nun einmal durchaus nicht unterlaſſen konnte. Denn wenn er ſich anfangs zwang, zu Hauſe zu bleiben oder an einen andern Ort zu gehen, ſo erwachte eine ſo furchtbare Unruhe in ſeiner Bruſt, daß er an keiner Stelle verweilen konnte. Er härmte ſich dann ab, ſtöhnte und gerieth, von den Vorwürfen ſeines Gewiſſens gepeinigt, ganz außer ſich. Und nicht eher kam wieder einige Ruhe in ſeine Seele, bis er am Grabe geweſen und aus zerknirſchter Seele gebetet hatte.

Als er ſich nun am Gründonnerstags-Abend recht ausgeweint, wollte er heimkehren und den müden abgezehrten Leib zur Ruhe legen, um ſich Kräfte für den folgenden Tag zu ſammeln; denn er brauchte deren viele, um ſich zuſammen zu nehmen und recht heiter und aufgeräumt zu ſcheinen. Der zweite Oſterfeſttag war nämlich der Hochzeitstag ſeines Heinrich. Gertrud hatte mit wahrem Ungeſtüm auf die Trauung gedrungen, und ſo hatte man denn Hals über Kopf die Sache zuſammengemacht. Das Ziel war erreicht, aber es brachte dem alten Adam keine Freude zu Wege. Mit geſenktem Haupte ſtand er vom Grabe des unglücklichen Schlachtopfers auf und ſeufzte noch einmal: „Ach, wärſt du die Braut, die du da unten ſchlummerſt, wie glücklich und froh wollt' ich ſein!“ Dann ging er. Als er nun das Auge durch die Dunkelheit thalabwärts ſchweifen ließ, erblickte er plötzlich die mächtigſten Flammen aus dem Zainhammer und dem Hauſe des Schmiedes raſch aufſchlagen. Da lief der Greis erſchreckt und langte bald keuchend hinter der Dreifaltigkeitskirche an der Wohnung des Küſters an und theilte demſelben das Wahrgenommene mit. Dieſer, aus dem Bette aufgeſprungen, riß die Schlüſſel von der Wand und eilte auf den Kirchenthurm, um ſich ſelbſt zu überzeugen. Nach wenigen Minuten ſchreckte der gräßliche Klang der neuen Glocke wieder die Schläfer auf, und der Ton war durch das Rühren der Zunge im innern Kranze der Glocke wo möglich noch fürchterlicher. Das Volk lief wieder wie raſend zuſammen. Die Glocke ſchwieg; doch dafür tönte der wilde Feuerruf durch die Straßen der Stadt. Als aber die Menſchenhaufen hinaus kamen vor das Thor, waren Hammer und Hütte ſchon faſt abgebrannt, wenigſtens war gar nichts mehr zu retten. Da weit und breit kein Haus weiter ſtand, ſo war keine Gefahr mehr zu fürchten; man ſuchte das Feuer alſo nur etwas zu dämpfen, damit der Wind keine Funken deſſelben in die Stadt treibe, und ließ die ſtrohbedeckte Hütte und die blos aus Balken zuſammengezimmerte Werkſtätte bis auf den Grund abbrennen.

Der Küſter kehrte nicht wieder in ſeine Wohnung zurück. Erſt glaubten ſeine Angehörigen, er ſei, nachdem er geſtürmt habe, nach dem Feuer geſprungen. Als aber die Leute alle zurückkehrten, und es allmälig todtenſtill auf den Gaſſen wurde, da erwachte in ihnen Angſt und Beſorgniß um den Gatten und Vater. Sie ahneten, daß ihm ein Unglück zugeſtoßen ſein möchte, und entſchloſſen ſich, mit Laternen in den Thurm zu gehen und ihn zu ſuchen. Kaum aber waren ſie im untern Raume des Thurmes angelangt, als ſie ein leiſes Wimmern vernahmen und den Gegenſtand ihres Suchens im entſetzlichſten Zuſtande am Boden liegend fanden. Beim Heruntergehen hatte er wahrſcheinlich einen Fehltritt auf der Staffel gethan, war die ungeheure Höhe herabgeſtürzt und hatte ſich den Kopf an dem Treppengehäuſe und den ſteinernen Wänden zerſchlagen und beim Sturze auf den Boden Arme und Beine und das Rückgrat zerbrochen. Deßungeachtet lebte er noch und ſchien ſogar in gewiſſen Augenblicken Beſinnung zu haben. Man trug ihn in ſeine Wohnung. Erſt als der Morgen graute, gab er unter den fürchterlichſten Qualen den Geiſt auf. Kein Menſch weinte an ſeinem blutigen Sterbelager, ſelbſt ſeine Kinder nicht. Vielmehr grauſte Allen; denn als ihnen einfiel, daß heute Charfreitag ſei, und daß der Brand von Ephraim's Wohnung dieſen gräßlichen Tod herbeigeführt, da ahneten ſie dunkel die rächende Hand des Geſchicks.

## 17.

## Heinrichs Eheglück.

Lieblich in der Bräute Locken
Spielt der jungfräuliche Kranz,
Wenn die hellen Kirchenglocken
Laden zu des Feſtes Glanz.
Ach, des Lebens ſchönſte Feier
Endet auch des Lebens Mai!
Mit dem Gürtel, mit dem Schleier
Reißt der ſchöne Wahn entzwei.
Die Leidenſchaft flieht,
Die Liebe muß bleiben.

Das Auferſtehungsfeſt des Herrn erfüllte die Chriſtenheit mit Andacht. Und wieder ertönte am zweiten Feiertage in der Frühe der gräuliche Glockenklang und jagte den Bewohnern der Stadt Schrecken ein. Wenn aber die beiden andern Glocken einfielen, dann verſchwand das Entſetzliche, obgleich der Ton noch nicht ſchön war. Diesmal bedeutete er Heinrich Körner's und Gertrud Trautvetterin Hochzeitsgeläute. Die Nachricht von des Küſters Bernſchein ſchrecklichem Todesfalle hatte eben keinen erfreulichen Eindruck auf die Gemüther gemacht. Der ſonſt blühende Bräutigam wankte an der Hand der Braut bleich und mit erſtorbenem Blick in die volle Kirche. Bernſchein's Ende hatte ihn ſehr erſchüttert. Die zahlreiche, herrlich geſchmückte Begleitung des Brautpaars, aus den beiderſeitigen Verwandten beſtehend, ſah aus wie verſteinerte Mumien, keins verzog recht eine Miene, niemand flüſterte ein fröhliches Wörtchen, keiner trieb einen Scherz. Die Brautjungfern gingen einher wie Leichenfrauen. Es war als hätte der Brand und des Küſters Unglücksfall in der Charfreitag-Nacht alle Herzen mit Grauſen erfüllt, welches das Hochzeitsgepränge nicht zu tilgen vermöge. Was den äußern Prunk betraf, ſo war daran kein Mangel, denn der Senator hatte Alles aufgeboten, um ſich im vollſten Glanze zu zeigen, und den Leuten durch die That zu ſagen: Ich bin der reichſte Mann in der ganzen Stadt! Die Braut rauſchte in den köſtlichſten ſeidnen Gewändern einher; goldne Ketten belaſteten ihren Buſen und Hals, Ringe prangten an ihren Fingern, Perlen und Edelſteine in dem dunklen Haar. Auch ein Myrtenkränzlein war oben hineingeflochten, und Mancher lachte im Stillen darüber. Koſtbare Spitzen und Stickereien überdeckten faſt die ſchöne Gertrud. Heinrich war nicht minder prächtig angethan, denn Meiſter Adam wollte ſich nicht nachſagen laſſen, er karge mit dem Gelde bei der Ausſtattung ſeines einzigen Sohns. Die ſeidne Weſte, welche Gertrud geſtickt, zierte heute zum erſtenmal Heinrichs Bruſt, und er betrachtete ſie oft mit Wehmuth. Glitten dann aber ſeine Augen auf die reizende Braut hinüber, ſo flammte das ſchier erſterbene Gefühl für ſie wieder auf von der Glut der Leidenſchaft und des Verlangens, und er mußte ſich doch geſtehen, daß ihm Gertrud nichts weniger als gleichgültig ſei. Begegneten vollends ihre liebefordernden Blicke den ſeinigen, und ſah ſie ihn ſo recht zärtlich an, ſo mochte er ihr an die Bruſt fallen und ſich an ihren Mund hängen und Stunden lang und ungeſättigt ihre Küſſe trinken. Seit des Profeſſors heimlicher Abreiſe hatte Gertrud wieder alle Künſte, die ihrer verführeriſchen Schönheit zu Gebote ſtanden, aufgebracht, um ihren Verlobten mit den Banden der Sinnlichkeit feſter und feſter an ſich zu ziehen, und es war ihr meiſterlich gelungen. Schien es ihm doch auch, als wäre er allein in ihrer Nähe von der unheimlichen Schwermuth, von dem düſtern Bangen, von dem ſeelenvernichtenden Schmerze befreit, der ſonſt wie ſchwere Gewitterſchwüle auf ihm laſtete. Ihren Bitten nachgebend, hatte Heinrich auch mit auf die Beſchleunigung der Hochzeit gedrungen.

Ehrenbeld brachte in ſeiner Predigt das Lob des Brautpaars an, ſtrich den Senator Trautvetter wie einen Heiligen heraus, rühmte des Glockengießers Tugenden und dankte dabei Gott für die ſchöne Glocke, indeß ſie eben vom Thurm wie höhnend rief und die Verſammlung beben machte.

Als Heinrich bei der Trauung Gertrudens Hand berührte, da fühlte er wieder jenen wunderlichen ſtechenden Schmerz ſeinen Körper durchzucken, den er bei der Verlobung ſchon empfunden hatte. Sonſt ging Alles gut und ohne Aufſehen von ſtatten. Der Senator richtete die Hochzeit in ſeinem Hauſe aus; ſie war glänzend und zahlreich beſucht, und ſelbſt Heinrich zeigte, durch Wein und Liebkoſungen ſeiner Braut aufgeſtachelt, eine Art Fröhlichkeit, die freilich Manchem wie eine verzweifelte vorkam.

Beinahe drei Tage dauerte das Feſt, und faſt die Hälfte der Stadt nahm Theil daran. Am vierten Tage zog die junge Frau mit Sack und Pack in das Vaterhaus ihres Mannes, vom alten Meiſter Adam herzlich willkommen geheißen, geehrt und geſchätzt, von Heinrich geliebt und zärtlich behandelt, von Lieschen faſt auf den Händen getragen.

Während der Hochzeit noch war der Küſter beerdigt worden. Der Pfarrer hielt ihm eine ausgezeichnete Lob- und Trauerrede, erwähnte ſeiner den Sonntag darauf in der Predigt noch einmal als eines der edelſten, thätigſten, frömmſten Menſchen und ſprach ihn ſelig. Peter und Annagrethe wurden dagegen als Mörder und Mordbrenner von ihm in den tiefſten Pfuhl der Hölle verdammt. Beide Flüchtlinge waren ſchon den Tag nach Peters Rachethat mit Steckbriefen verfolgt, aber nicht eingeholt worden.

Die Zeit verſtrich in Arbeit und Sorge. Die Leute gewöhnten ſich allmälig an den häßlichen Klang der Glocke, zumal, da man ſie nie anders, als in Begleitung der andern beiden läutete. Von dem böſen Gebilde auf derſelben ſprach man auch nicht mehr, ſo groß auch der Lärm deshalb erſt in der ganzen Stadt geweſen war. Wie höchſt ſelten kam Jemand auf den Thurm, um ſie zu ſehen! und überdies war der neue Küſter vom Paſter angewieſen, Jedermann vom Beſuche der Glocke abzuhalten.

Der alte Glockengießer machte alle Abend ſeinen Spaziergang an Lenchens Grab, und da es täglich geſchah, ſo verſtummten auch deshalb die redeluſtigen Mäuler bald. Heinrich ſchien im Beſitz Gertrudens glücklich; ſie war die Zärtlichkeit ſelbſt gegen ihn und ein Muſter einer jungen Ehefrau. Alles ſchien im rechten Gleiſe zu gehen, und die Rachegötter geſühnt. Aber wenn ſie zu ſchlafen ſcheinen, lauern die Furchtbaren nur tückiſch auf ihren Raub, um ihn deſto ſicherer zu faſſen und zu verſchlingen. Und plötzlich, ehe man ſich's am wenigſten verſehen, brechen ſie hervor, und unter ihrem glühenden Fußtritt ſchrumpft das friſche Leben zur Mumie zuſammen, verdorrt das Gras, und die Blume verwelkt.

Pfingſten, das Blüthen bringende Feſt, war herangekommen. Das junge Ehepaar machte fleißige Spaziergänge in den friſchgrünenden Wald, und Gertrud wünſchte, daß ihr Vater ſie begleiten möchte. Er wich aber aus und war ſo wenig dazu, als zu einem Beſuche bei ſeiner Tochter zu bewegen. Sein verſtörtes Weſen fiel nicht allein ihr, ſondern auch dem alten Meiſter Adam auf. Und da ſie ſich bei ihrem Manne über des Vaters gleichgültiges Betragen bitterlich beklagte und die Schuld davon der böſen Stiefmutter in die Schuhe ſchob, und dieſer wiederum ſeinem Vater davon erzählte, ſo nahm der Letztere Gelegenheit, ernſtlich mit ſeinem Heinrich über dieſe Angelegenheit zu ſprechen. Es ſchien dem alten Manne mehr als verdächtig, daß der Senator bis jetzt die verſprochene Mitgift noch nicht ausgezahlt hatte, da doch die jungen Leute ſchon drei Wochen Mann und Frau waren, und Meiſter Adam ſprach ſich unverhohlen darüber aus und trieb den Sohn an, den Senator an ſein Verſprechen zu mahnen. Heinrich aber konnte es nicht über ſich gewinnen; die Sache war ihm viel zu delikat, und um des Vaters Ermahnungen auszuweichen, bat er ſich die Friſt bis Johannis aus; wäre bis dahin von Seiten des Senators nichts erfolgt, und benehme er ſich ferner ſo auffallend fremd gegen ſein Kind, ſo wolle er zu ihm gehen und ihn zur Rede ſetzen.

Aber Trautvetter wurde eher noch zurückhaltender und zahlte bis Johannis nichts; Meiſter Adams Mahnungen wurden dagegen immer dringender. Heinrich ging alſo mit ſchwerem Herzen eines Tags zu ſeinem ihm faſt fremd gewordenen Schwiegervater. Er wurde kalt und ceremoniös empfangen, fand Frau Konen krank im Bette und den Senator in ſeiner Arbeitsſtube. Mit hochklopfendem Herzen bat Heinrich den Letztern um eine kleine Unterredung unter vier Augen. Sie wurde ihm mit ſichtlicher Verlegenheit zugeſtanden, und Trautvetter führte ihn in ein abgeſondertes Kabinet.

„Ich weiß nicht, wie es kommt,“ begann der junge Meiſter, „daß ihr ſeit unſrer Hochzeit uns das Wohlwollen, womit ihr früher meine Frau und mich beſchenktet, entzogen habt. Wir ſind uns keines Fehls gegen euch bewußt und müſſen uns alſo ſehr gekränkt fühlen, daß ihr gar nicht thut als lebten wir noch. Ich bin alſo gekommen, mir ohne weiteres eine genügende Erklärung auszubitten.“

„Die Geſchäfte! die faſt unbezwinglichen Maſſen der höchſt wichtigen Geſchäfte, mein liebſter Meiſter und Schwiegerſohn!“ ſtammelte der Senator, der befangen an den Nägeln gekaut hatte.

„Ei, was Geſchäfte!“ fuhr Heinrich unmuthig fort. „Ich faullenze auch nicht. Alle Wochen ein paar Stunden könntet ihr abbringen, und wenn ihr für zehn Mann arbeiten müßtet, was doch ganz und gar nicht der Fall iſt. Und Sonntag werdet ihr doch wahrhaftig nichts ſchaffen. Warum ſeid ihr nicht nach der Kirche einmal zu uns gekommen? Warum nicht am Pfingſtfeſt? Wir haben euch den Beſuch zu wieverholten Malen gemacht, Gertrud hat euch aufgefordert, dann und wann ein Spaziergänglein mit uns zu thun. Ihr habt's jedesmal ausgeſchlagen. Alſo ſind's die Geſchäfte nicht."

„Er verſteht das nicht, mein werther Meiſter und Schwiegerſohn. Er hat in meinen Handel und Wandel keine Einſicht. Bald muß ich in die Eiſenbergwerke, bald in die Hütten, da muß das Erz geſchmolzen, gezaint, eingepackt, verſchickt werden. Dann geht es an ein Briefſchreiben, die Poſten wollen in die Handelsbücher eingetragen ſein. Alles muß doppelt und dreifach durchgerechnet werden, damit es auf den Nagel paßt. Denk' ich nun, ich bin mit meinem Handel ein Bischen zu Rande, ſo iſt wieder auf dem Rathhauſe etwas los, da haben ſie mir armen Manne auch die größte Laſt der Geſchäfte aufgebürdet. Nun davon will ich Ihm gar nicht ſprechen; Er würde es mir doch nicht glauben. Das gemahnt mich wie ein Berg, von dem man alle Tage zehn Karren Erde abträgt und über Nacht iſt er wieder um zwanzig größer geworden. Hundert andere Dinge kommen dazu, wie z. B. der Brand des Hammers; mit dem Hauſe bin ich auch noch nicht recht fertig; nun wird mir die Frau wieder krank, und das reißt nicht ab. Bedenk' Er nur ſelbſt, woher ich die Zeit nehmen ſoll, euch zu beſuchen!"

„Ihr werdet mir das doch nicht ausreden, und wenn ihr mir noch hunderterlei an den Fingern herzähltet. Sagt lieber, ihr wollt nicht, und ihr habt das Rechte geſagt. Dann aber muß ich euch freilich bitten, mir zu enthüllen, weshalb ihr nicht wollt? Schenkt mir reinen Wein ein! Ich bin ausdrücklich deshalb zu euch gekommen, und es muß jetzt aufs Klare gebracht werden zwiſchen uns. Macht mir keine unnöthigen Ausflüchte weiter; denn ich geb' euch wahrhaftig nicht eher vom Dache, bis ich befriedigt bin."

Der Senator ſchwieg einige Augenblicke bedenklich; rieb ſich die Stirne, ſchielte mißtrauiſch nach Heinrich hinüber und ſagte dann plötzlich aufſpringend: „Nun denn! Er will's, und es ſoll geſchehen. Sag' Er aber doch nur gleich, ich bin gekommen, um Gertrudens Mitgift zu holen, die ihr mir verſprochen und nicht gezahlt habt."

„Ihr thut mir groß Unrecht. Mir liegt mehr an euerer Liebe, als an euerer Mitgift. Da ihr's aber verſprochen, ſo hab' ich erwartet, ihr würdet euer Wort halten."

„Unrecht oder nicht," verſetzte der Senator: „Er ſoll reinen Wein haben. Da hält ſich was ein gegebenes Verſprechen!" ſetzte er halb komiſch hinzu; ging nach der Thüre, lauſchte hinaus, ob vielleicht jemand horche, verſchloß ſie ſorgſam, faßte den über ſolche Vorkehrungen höchlichſt erſtaunten Glockengießer bei der Hand und zog ihn ins Fenſter. „Hör' Heinrich," ſagte er nun vertraulich aber mit bebender Lippe, „ich muß dir ein großes Geheimniß anvertrauen; wirſt du auch zu ſchweigen wiſſen?"

„Hier habt ihr meine Hand," erwiderte Heinrich betreten, „habt mit ihr mein heiligſtes Ehrenwort zum Pfande, daß über meine Lippen nicht kommen ſoll, was ihr mir anvertrauen werdet."

„Wohlan denn, ſo vernimm, daß ich nahe daran bin, ein ganz ruinirter Mann zu ſein. Seit vorigem Herbſt, oder viel beſtimmter, ſeit dem Brande meines Hauſes hat mich ein Unglücksſchlag um den andern, und der folgende meiſt weit ſchlimmer und härter getroffen, als der vorhergehende. Laß dir einen kleinen

Entwurf von dem Elende machen, welches auf mich hereingeſtürzt iſt. Es wurde zwar viel aus den Flammen in jener Nacht gerettet, aber mein Himmel! wie viel ging mir verloren! Den neuen Bau legte ich bei weitem größer an, wie du weißt; denn ich gedachte mein Geſchäft auszudehnen und ſetzte meine Zuverſicht auf die in meinem Handel ſtehenden beträchtlichen Kapitale. Sieh her in mein Buch! Das Haus koſtet mich allein baare zehntauſend Gulden, die neue Einrichtung faſt die Hälfte ſoviel. Aber das möchte Alles ſein: der Verluſt wäre noch zu ertragen, wenn ich nicht weit größere gehabt hätte. In den Herbſtſtürmen ging ein Schiff mit dem vierten Theile meines Vermögens unter; das neue Jahr brachte mir die böſe Kunde, daß ein amſterdamer Haus, an welchem ich eine große Summe zu fordern hatte, bankerott ſei; mit einem frankfurter Hauſe ging's mir eben ſo zu Oſtern. Der Profeſſor, der heimlich zum Teufel ritt, hat mich um zehn tauſend Gulden betrogen."

„Der Profeſſor?! rief Heinrich erſtaunt, ſeinen Schwiegervater unterbrechend. „Wie um des Himmels Willen ſeid ihr dazu gekommen?"

„Er ſchwatzte mir Wunder was vor von ſeiner genauen Kenntniß der Natur und aller ihrer Kräfte, und da er einige ſo vortreffliche Kuren that, und der Doctor Flatius ſtets von ſeinem Ruhme überfloß, ſo war es ihm leicht, mir das unbedingteſte Vertrauen einzuflößen. Nach und nach ließ er mich merken, daß er in dem nahen Gebirge eine reiche Goldmine entdeckt habe, daß es aber Thorheit ſei, die Früchte ſeines Fleißes und ſeiner geheimen Wiſſenſchaft dem Landesherrn zu verabreichen; er gönne dergleichen lieber einem thätigen Manne, welcher den gehörigen Gebrauch von den ungeheuern Schätzen zu machen wiſſe, und daß Alles verborgen bleibe, dafür wolle er ſorgen. Ich befand mich in einer verzweifelten Lage und glaubte mir plötzlich einen Stern aufgegangen, wo ich's am wenigſten vermuthet. Es war ſehr natürlich, daß ich dem Profeſſor den Antrag machte und mich erbot, die nöthige Summe beizuſteuern. Anfänglich machte er einige Schwierigkeiten, gab aber endlich meinen Bitten nach, nahm mir die eben baar in meiner Kaſſe vorhandenen zehntauſend Gulden ab und zeigte mir dafür einige Goldbarren, die er auf gleiche Weiſe gewonnen zu haben vorgab. Er legte auch zehntauſend Gulden dazu, nahm mich eines Tags mit ins Gebirge zu einem einſam wohnenden Bergmann, dem der Profeſſor auch einen Theil des Ertrags verſprach, zeigte dieſem die Stelle, wo eingeſchlagen werden ſollte und ſchien die Sache mit großem Eifer zu betreiben. Plötzlich iſt er in der Nacht davon geritten; ich denke, der Schlag ſoll mich rühren, als ich's erfahre. Ich lief nach dem Bergmann, ich fand ihn nicht wieder; ich ſchrieb nach Heidelberg an ein Handelshaus und befragte mich nach dem Profeſſor Feuermann, und erhielt zur Antwort, daß kein Profeſſor mit dieſem Namen dort lebe, auch nie gelebt habe. Dieſe zehntauſend Gulden haben mich zum armen Manne gemacht, denn mit ihnen hätt' ich mir helfen und was neues anfangen können. So aber bin ich faſt aller Mittel beraubt. Und nicht allein um Geld und Gut bin ich gekommen, verunglückten mir nicht meine beiden liebſten Kinder auf eine ſchreckliche Weiſe? Ach! und vieles andere Hauskreuz muß ich dir verſchweigen, Heinrich. Aber bedenk', daß mir ſogar der Hammer, der mir noch eine Nahrungsquelle hätte ſein können, von Peter, dem ich doch nichts zu Leide gethan, angeſteckt wurde und abbrannte, bedenk', daß das Eiſenwerk, an welchem ich viele Kuxe habe, dies Jahr gar keine Ausbeute gibt, bedenk', daß ich von allem baaren Gelde entblößt bin und meine einzige Hoffnung nur auf mehrere, noch ausſtehende Poſten und auf das friſche Aufblühen meines Handels geſetzt habe, bedenke das Alles, und dann ſage mir, ob du noch die Mitgift verlangſt? Beſtehſt du noch darauf, ſo muß ich ein Kapital auf das Haus borgen, und was bis jetzt noch kein Menſch ahnet, das wiſſen dann alle Leute, die Sperlinge pfeiffen's auf den Dächern, und ich bin um Credit und guten Namen. Die unwiederbringlichen Güter ſind dann dahin, die wiederbringlichen kann ich noch erwerben. An Fleiß und Ausdauer will ich's nicht fehlen laſſen, und gibt Gott Gedeihen, ſo kann ich's doch bald wieder zu was bringen."

„Ich verlange nichts von euch, als euere Freundſchaft, euere väterliche Liebe," erwiderte Heinrich gerührt. „Es ſtände ſchlimm um mich, wenn ich Gertruden des Geldes wegen geheirathet hätte. Sie iſt mir lieb und werth, wenn ſie mir auch nichts zubringt. Wollte Gott ich wäre in dem Stande, daß ich euch helfen könnte, aber ſo lange mein Vater lebt — und der Herr erhalte ihn noch viele Jahre! — kann ich über nichts verfügen, als was ich mir ſelbſt erwerbe, und das ſind ſo geringe Summen, daß ſie euch in euerm Handel nichts nützen würden."

„Ich danke dir für den guten Willen, braver Heinrich!" verſetzte der Senator und wiſchte ſich eine Thräne aus dem Auge.

„Laßt euch aber durch dieſe Umſtände ferner nicht abhalten, uns mit euerm Beſuch und euerm Umgange zu erfreuen."

„Die Centnerlaſt iſt mir vom Herzen, und ich komme nun gewiß," verſetzte Trautwetter. „Erſt hätt' ich euch Alle nicht mit gutem Gewiſſen anſehen können. Nun aber das Wort ausgeſprochen iſt, fühl' ich mich zu euch hingezogen. Aber noch einmal, Heinrich, niemand, weder dein Vater noch deine Frau, darf erfahren, wie's um mich ſteht."

Der junge Meiſter reichte die Hand hin und ſchied. Sein Vater harrte ungeduldig des ungewöhnlich lange Ausbleibenden, war aber höchlichſt erſtaunt, aus ſeines Sohnes Munde vernehmen zu müſſen, daß er ihm unmöglich darüber Aufſchluß ertheilen könne, weshalb der Senator jetzt die Mitgift nicht zahle, weil er demſelben das heiligſte Verſprechen der Verſchwiegenheit abgelegt habe. Dem alten Manne, welcher ſich nicht daran gewöhnen konnte, ſeinen Sohn als einen ſelbſtſtändigen Mann zu betrachten, ſondern ihn ſtets wie einen Knaben anſah, für deſſen Bedürfniſſe zu ſorgen, ihm obliege, verdroß dieſe Aeußerung gewaltig. Er glaubte darin eine feine Andeutung zu finden, daß er ſich nicht mehr um die Haushaltung und die Finanzen ſeines Heinrich, mit dem er's ſo gut meinte, zu bekümmern habe. Innerlich ſehr gekränkt, ſchwieg er, überlegte ſich die Sache für ſich und ahnete endlich, da er Umſtände mit Umſtänden ſorgfältig verglich, die wahre Beſchaffenheit der Dinge. Er meinte aber fälſchlich, Gertrud ſei mit im Spiele, und ſeine vorige große Liebe zu derſelben verkehrte ſich in Haß, den er jedoch heimlich in ſeiner Bruſt verbarg.

Gertrud überraſchte in dieſen Tagen auch ihren Gatten mit Mutterhoffnungen, doch benahm ſie ſich bei dieſem ſüßen Geſtändniß ſo ängſtlich und ſonderbar, daß Heinrich von einem widrigen beängſtigenden Gefühl befallen wurde und ſtatt ſich über die Nachricht zu freuen, Kummer empfand.

Der Senator zeigte ſich je zuweilen im Hauſe des Glockengießers, der grämlich gewordene Alte behandelte ihn aber auffallend kalt und zurückſtoßend, ja als Traxtvetter einſtmals berauſcht kam und ſich in fröhlicher Weinlaune mehrere Unanſtändigkeiten erlaubte, da zeigte ihm Meiſter Adam Verachtung, und es kam zu gegenſeitigen Beleidigungen. Gertrud, welche die Veränderung in ihres Schwiegervaters Benehmen ſchon lange bemerkt hatte, gerieth über dieſen Bruch vollends in Verzweiflung. Auch ſie war nicht mehr die heitere lebensfrohe Frau; oft war ſie außer ſich vor Jammer und weinte Tage lang. Beſonders auffallend an ihr war ein gewiſſer Abſcheu vor dem Paſtor Ehrenheld, den ſie zwar zu verbergen ſuchte, der aber bei jeder Gelegenheit unwillkürlich und heftig hervorbrach. Dies war um ſo ſonderbarer, da ſie, wie man wußte, mit dem Pfarrer ſogar im Anfang ihrer Ehe noch in freundſchaftlichen Verhältniſſen geſtanden hatte, und zwiſchen Beiden nichts Feindliches vorgefallen ſein konnte. Seit aber Gertrud die Gewißheit ihrer Mutterſchaft zu haben ſchien, war ſie nicht zu bewegen, die Kirche zu beſuchen, und als ſie Heinrich eines Sonntags beinahe zwang, mit ihm ins Gotteshaus zu gehen, wurde ſie in dem Augenblick ohnmächtig, als Ehrenheld die Kanzel betrat. Kam jeder Pfarrer in das Haus des Glockengießers, was jedoch ſehr ſelten geſchah, ſo floh ſie aus dem Zimmer; ſeine Gegenwart ſchien ihr ganz unerträglich. Befragte ſie Heinrich um die Urſache dieſes befremdenden Benehmens, ſo gab ſie unbeſtimmte ausweichende Antworten und erklärte meiſt nur, der Pfarrer ſei ihr unausſtehlich, ſie wiſſe ſelbſt nicht warum; aber ſo oft ſie ihn ſähe, würde ihr ſchlimm, und eine Ohnmacht wandle ſie an. Uebrigens war Gertrud ſtreng häuslich, nahm ſich der Wirthſchaft mit Eifer an, und ſchien die früher gegebenen Anſtöße in ihrem ſittlichen Wandel durch eine ſich ſelbſt aufgelegte Strenge büßen zu wollen. Glück und Freude waren aber doch nicht in ihrem Eheſtande. Ihr Mann ſaß den ganzen Tag in der Werkſtatt in ſeine düſtern Gedanken vertieft, ſie weinte ſich zu Hauſe die Augen roth, und kamen ſie zuſammen, ſo drängte ſich eine finſtre Schwermuth zwiſchen ſie, und jedes hing den Kopf und ſeufzte, und jedem ſchien das Leben zur Laſt. Dieſes traurige Verhältniß wurde durch des alten Adam unerträgliche Griesgrämlichkeit und Starrköpfigkeit noch um ein Großes verſchlimmert; oft gingen Tage hin, wo er kein Wort mit Heinrich und Gertrud ſprach, daſſelbe verlangte er von Lieschen; er aß nicht mehr mit ſeinem Sohne am Tiſche, ſondern ließ ſich von Lieschen kochen und führte ſeine ganz abgeſonderte Wirthſchaft.

Eine neue, höchſt beunruhigende Nachricht für die jungen Eheleute war die; daß ſich der Senator faſt täglich in Wein und Branntwein berauſche. Heinrich fand das ſehr erklärlich. Im Rauſche beging Trautvetter große Unbeſonnenheiten; man erzählte ſich, daß er ſeine Frau ſehr unanſtändig behandle und die Kranke ſogar mit Prügeln traktire. Zu Hauſe war er nicht viel zu finden, ſondern hatte ſeinen Sitz meiſt im rothen Ochſen oder andern Kneipen aufgeſchlagen, ließ ſeine Zechen anſchreiben und war bald mit hübſchen Sümmchen bei allen Wirthen am Brete. Vor Mitternacht kam er ſelten nach Hauſe, ſah liederlich aus, mied beſſern Umgang, ſchwatzte meiſt Dinge über den Berg, die er im nüchternen Zuſtand nicht beweiſen konnte und wurde dadurch in manche ſehr unangenehme Geſchichte verwickelt. Es verging faſt keine Woche, wo er nicht einer Injurie oder eines Zeugenverhörs wegen ins Amt gerufen wurde, eine Geldſtrafe zahlen mußte u. ſ. w.

Plötzlich erfüllte — es war ſchon im Herbſte — eines Nachmittags das Gerücht eines in Trautvetter's Hauſe vorgegangenen Skandals die Stadt und verurſachte Heinrich und ſeiner Frau die größte Betrübniß. Man erzählte, der Senator ſei zu ganz ungewöhnlicher Zeit nach Hauſe gekommen und habe den Doctor Flatius mit Frau Konen in einer Vertraulichkeit überraſcht, die ihn dergeſtalt von Sinnen gebracht, daß er den Doctor blutrünſtig geſchlagen, zur Treppe hinuntergeworfen, und dieſer bei der Fahrt den Arm zerbrochen. Eben ſo übel ſei der weinvolle Senator dann mit ſeiner Frau umgeſprungen. Das Gerücht beſtätigte ſich zu Gertrudens großem Leidweſen. Denn noch an ſelbigem Tage wurde ihr Vater gefänglich eingezogen, und erhielt bis zum Ausgange des Proceſſes amtlichen Arreſt. Am andern Tage verließ Frau Kunigunde mit ihren Kindern ebenfalls das Haus, welches ſie dem Amte übergab, und zog zu ihrem Bruder. Zugleich trat auch ſie als Klägerin gegen ihren Mann auf und trug auf Scheidung an. Trautvetter konnte ihr die angeſchuldigte eheliche Untreue nicht beweiſen; ſie aber bewies ihm durch Zeugen, daß er beim Eintritt ins Haus berauſcht und alſo ſeiner Sinne nicht mächtig geweſen ſei. Der Doctor und ſie klagten wegen wörtlicher und körperlicher Mißhandlungen, und es wurde ein förmlicher Criminalproceß gegen Trautvetter eröffnet. Der Doctor behauptete vom Senator zur ärztlichen Behandlung ſeiner Frau ſelbſt aufgefordert, von dem berauſchten Manne aber mörderiſch überfallen worden zu ſein, als er Frau Konen eben zu einem nöthigen Aderlaß vorbereitet habe. Daſſelbe ſagten die Mägde des Hauſes aus, und Trautvetter wurde überwieſen. Der Proceß zog ſich ſehr in die Länge, weil nach und nach ganz andere Dinge hinzukamen, welche der Sache eine nimmer geahnete Wendung gaben. Der Stadtrath ſtieß nämlich in öffentlicher Verſammlung durch Stimmenmehrheit den Senator aus ſeiner Mitte, entſetzte ihn aller ſeiner Aemter und verlangte die ihm anvertrauten Kaſſen zurück, weil er „ein Säufer, Stänkerer, Händelſucher und Krakehler ſei und ſich dadurch der Ehre, ein Rathsmitglied zu heißen, verluſtig gemacht habe.“ Nun aber zeigte ſich zum allgemeinen Schrecken, daß die Kaſſen leer waren. Trautvetter gerieth in die ſchimpflichſte Unterſuchung. Sein gänzlicher Ruin war bald kein Geheimniß mehr, und man munkelte in der Stadt von argen Verbrechen.

Während dieſer langwierigen Verhandlung nahte die Zeit, wo Gertrud der Welt einen neuen Bürger ſchenken ſollte. Die Nachricht von dem Verluſte der Ehre und des Vermögens ihres Vaters wirkte mit jähem Schrecken dergeſtalt auf ſie, daß ſie, die ohnedies mit ſchweren Leiden rang, von einer unzeitigen Niederkunft überraſcht wurde.

Die herbeigeholte Wehmutter rief nach einer Stunde mit bleichem verſtörten Geſicht, aus welchem Abſcheu und Entſetzen ſprachen, den jungen Meiſter zu ſeiner Gattin. Der Alte hatte dies zufällig bemerkt, und folgte mechaniſch, aber eiskalt und ſchier verſteinert von der böſen Ahnung, die ihn durchflog, dem Sohne. Als ſie in das Zimmer traten, zitternd und bebend in Erwartung der Dinge, die ſie erfahren ſollten, lag Gertrud mit verhülltem Haupte zu Bette, wie es ſchien in einer tiefen Ohnmacht. Vorn am Eingange ſtand ein mit einem weißen Tuche verdeckter Korb. Die Wehmutter deutete ſchweigend darauf; die

Männer ſtarrten es an, und wagten kaum zu athmen. Die Frau riß die Hülle vom Korbe, und Sohn und Vater ſtießen zu gleicher Zeit einen Schrei des Entſetzens aus. Ein niegeſehenes Scheuſal, ein geiſtempörendes Ungeheuer grinſte ſie an. Die ſtarren Blicke der Männer wurzelten in dieſer Mißgeburt, welche, ſchwarz und mit rothen Feuermalen geflammt, die Züge des Profeſſors, auf die widrigſte Weiſe verzerrt, an ſich trug; das Blut gerann ihnen in den Adern. Das Ungethüm erhob ſeine Stimme, und beide glaubten den entſetzlichen Klang der neuen Glocke zu vernehmen. Die Aehnlichkeit der Stimme und des Glockentons war unverkennbar.

„Amt und Pflicht gebieten mir, dieſer Mißgeburt, wie mir noch keine vorgekommen, das Lebenslicht auszublaſen,“ unterbrach die Wehfrau zuerſt das Schweigen, „doch mußte ich euch die Ungeſtalt vorher zeigen.“

„Das dein Kind, Heinrich!“ jammerte der hohläugige abgemagerte Greis.

„Mein Kind?!“ rief dieſer und ballte die Fauſt mit wüthendem Schmerze. „Ich ſehe ein furchtbares Verbrechen meines Weibes hier zu Tage kommen. Seht ihr nicht, weſſen Züge dieſes Monſtrum trägt?“

„Nun des ſchönen Profeſſors!“ erwiderte der Alte mit gräßlicher Lache. „So haben doch die Leute keine Lügen geſagt.“

„O Lenchen!“ ſtöhnte Heinrich, faltete die Hände und ſandte den Blick der Verzweiflung himmelwärts.

„Ja, Lenchen!“ ſeufzte Meiſter Adam auch.

„Sprecht dieſen heiligen Namen nicht aus, ihr alter, gottverworfener Miſſethäter!“ raſete Heinrich auf die bleiche Jammergeſtalt ſeines Vaters ein. „War't ihr's denn nicht, der mich aus meinem Himmel geriſſen und mich in dieſe Hölle gebannt?! Mit verfluchten Schmeichelreden habt ihr mich verlockt, daß ich einen Engel verſtieß und mördete, und mich an jene Höllenbrut hing. Das iſt nun die reiche, ſchöne, tugendhafte, ehrſame Gertrud, wie ihr mir vorgelogen. Sie iſt ärmer, viel ärmer als Lenchen, denn ſie kann keine Entbehrung ertragen. Sie iſt häßlicher, abſcheulich häßlicher, denn ihre Augen ſind buhleriſche Augen, ihre Reize Schlingen des Satans. Und tugendhaft! ha! man möchte ſich todtlachen, da ſeht nur doch die Frucht ihrer Tugend! Lenchen aber war rein und keuſch wie das Mondlicht. Lenchen war voll hoher Tugend und Frömmigkeit und wandelte ſtets auf Gottes Wegen. Und ehrlos ſollte ſie mit ihrem Vater ſein, weil ſie den Leib und das Blut Chriſti dem nichtswürdigen Pfaffenknecht nicht um ſchnödes Geld abkauften, ſondern die Feier des Gedächtniſſes unſeres Herrn in heimlicher Stille ihres Hauſes unter ſich begingen; ehrlos ſollten ſie ſein, weil ſie ein unwürdiger Prieſter zu einer ſchmählichen Strafe verdammte, ſie, die nicht geſündigt hatten! Ehrlos! Dort liegt die Ehrſame! Wahrlich, von ihr und ihrem Vater, der bald ein Zuchthaus ſchmücken wird, haben wir die erſehnte Ehre! Dem Teufel ſind wir verfallen ſammt und ſonders, das ſeht und hört ihr an der Glocke, meinem Meiſterſtück; das ſeht ihr wieder an dieſem Scheuſal hier, meinem Kinde. Denn wißt, alter Sünder, ich goß die Glocke zum drittenmal in des Teufels Namen, wie mir der Profeſſor zugeflüſtert, und deshalb ſteht der Drache triumphirend darauf, und der Engel iſt davon verſchwunden. Ja, mein Engel iſt in den Himmel zurückgekehrt, von euch und mir gemordet, und der Teufel triumphirt über uns Alle."

Meiſter Adam ſtieß ein dumpfes Stöhnen aus, bedeckte ſich das Geſicht und ſchwankte aus dem Zimmer. Auf der Hausflur hörte man ihn noch: „Wehe! Wehe!“ jammern. Bald darauf ſchlich er an einem Stabe aus dem Hauſe und langte nach langer Zeit auf dem Gottesacker ganz entkräftet an. Dort ſahen ihn Leute Nachmittags auf Lenchens grünem Grabhügel ſitzen und vor ſich hinſtarren, wie einen Wahnſinnigen. Einer redete ihn an, aber der Glockengießer antwortete nicht und ſah dabei ſo ſeltſam aus, daß die Vorübergehenden ſtehen und ein ſtilles Vaterunſer beteten.

Auch Heinrich konnte es im Hauſe nicht aushalten; er befahl der Wehmutter, die Mißgeburt bis zum Abend bei Seite zu ſchaffen. Er ging in die Gießerei, und als er auch hier keine Ruhe fand, ſtreifte er bis in die ſpäte Nacht wie ein Flüchtling durch das Gebirge.

## 18.

## Abwärts.

Und wie der Klang im Ohr verwehet,
Der mächtig tönend ihr entſchallt,
So lehre ſie, daß nichts beſtehet,
Daß alles Irdiſche verhallt.

Und wieder heulte und jammerte die neue Glocke und marterte die Ohren der Hörer. Meiſter Adam wurde zu Grabe getragen. Er war am frühen Morgen todt auf Lenchens Hügel gefunden worden. Heinrich war noch nicht wieder nach Hauſe gekommen;

man fürchtete, er habe ſich ein Leids gethan. Lieschen, ihre Schweſtern und deren Männer mußten die Leiche beſorgen, und die Erſteren auch noch die Kindbetterin abwarten. Der Paſtor, bei dem die Leichenrede beſtellt war, ließ ſich als krank entſchuldigen; der Diakonus hielt ſie.

Einige Stunden nach der Beerdigung des Vaters erfuhr die unglückliche Familie, daß Heinrich die Nächte in der Gießerei zugebracht, am Tage aber unſtät umhergeſchweiſt ſei, heute habe er das ihm zugehörige Werkzeug, Metall u. dgl. verkauft. Gertrud, welche ſich faſt ununterbrochen in Thränen gebadet hatte, verlangte jetzt nach ihrem Mann und bat flehentlich, nach ihm zu ſchicken und ihn auf alle Weiſe zu vermögen, daß er ihr eine Unterredung ſchenke. Es geſchah, und in der Abenddämmerung trat er ſcheu und verwildert in Gertrudens Stube.

„Was willſt du von mir?“ fragte er leiſe und mit zitternder Stimme.

„Ich verlange nicht ferner dein Weib zu ſein,“ verſetzte ſie, „denn ich verdiene es nicht und habe es nie verdient. Aber mein erwachtes Gewiſſen drängt mich, dir ein aufrichtiges Bekenntniß aller meiner Sünden und Vergehungen zu machen. Fluche mir nicht, ſondern bedaure mich, die Gott ſo ſchwer, aber gerecht ſtraft, die ich das Opfer einer leichtſinnigen Erziehung und eines gottloſen verderbten Lebenswandels meiner Eltern falle.“ — Hierauf legte ſie ein ſchauderhaftes Bekenntniß ab, und der betrogene Gatte hörte gräuliche Geſchichten, in welchen der fremde Profeſſor und der Paſtor Ehrenhold Hauptrollen ſpielten. „Verzeihung verlange ich nicht von dir,“ ſchloß ſie ihren Bericht, „ſie kann mir nicht werden, nur lade deinen Fluch nicht auch noch auf mich.“

„Das ſoll nicht geſchehen,“ verſetzte Heinrich und wandte ſich mit Grauſen von der argen Sünderin.

Am andern Morgen ließ ihn Trautvetter ins Gefängniß entbieten, und als Heinrich dorthin kam, beſchwor ihn der gedemüthigte Mann, ſeine und der ganzen Familie Ehre durch Deckung der Kaſſendefecte zu retten, da er nun gleichſam noch zur rechten Zeit Herr ſeines väterlichen Vermögens geworden ſei. Der Glockengießer verſprach in dumpfer Gleichgültigkeit Alles. Der unſelige Grundſatz ſeines Vaters, der auf ihn übergegangen war, man müſſe wenigſtens den Schein der Ehre und des Anſtandes zu retten ſuchen, wenn ſie ſelbſt auch verloren ſeien, veranlaßte ihn zu einem neuen unheilbringenden Schritt. Er überlegte, daß das Publikum doch von der Mißgeburt nichts wiſſe, das Verhältniß ſeiner Frau zum Pfarrer nicht ahne, daß ſein Vater todt, der Profeſſor fort ſei, daß er durch Tilgung der Kaſſendefecte ſeinen Schwiegervater vom Zuchthauſe rette und ſich und ſeiner Frau ungeheuere Schande erſpare. Er bedachte, daß er durch eine Trennung von Gertruden den Skandal nur noch vergrößere, und endlich geſtand er ſich ein, daß ihm Gertrudens Aufrichtigkeit und Reue gefallen habe und er ihr doch gewogen ſei. Seine frühere Heftigkeit hatte ſich in Kälte und Beſonnenheit verwandelt; aber er ergriff nur halbe Maßregeln, oder er that vielmehr nichts weiter, als bei ſeinen Schweſtern auf ſchnelle Theilung des Vermögens zu dringen. Er erhielt nach wenigen Tagen ſeinen Antheil, bezahlte für Trautvettern die Kaſſenſchulden, und glaubte nun Alles gethan zu haben. Es half wenig. Der Concurs brach über Trautvetter's Vermögen aus, Frau

Kunigunde griff nach ihrem Eingebrachten, bedeutende Gläubiger fanden ſich ein und erhielten — nichts. Wegen der an Doctor Flatins verübten Thätlichkeiten wurde der Ex-Senator zu ſechsmonatlicher Feſtungsſtrafe und Zwangsarbeit verurtheilt. Für große Summen, welche der junge Glockengießer, um den Schein der Ehre zu erhalten, auszahlte, wurde das Letztere in Geldſtrafe verwandelt. Von der Zeit wurde nichts abgelaſſen. Eh' Trautvetter an den Ort ſeiner Strafe abgeführt wurde, fand die gerichtliche Scheidung von ſeiner Frau ſtatt.

In des Glockengießers Hauſe ging's von nun an düſter und traurig zu. Lieschen war bald nach des Vaters Tode zu ihrer ältern Schweſter gezogen; Heinrich hatte das Haus behalten. Trautvetter hatte ihn noch beredet, die Kuxe im Eiſenbergwerk und die Eiſenſchmelzerei bei der öffentlichen Verſteigerung an ſich zu kaufen; nach Ablauf der Strafzeit wollten ſie den Handel zuſammen fortſetzen. Heinrich, der ſeit dem Guß der unſeligen Glocke alle Luſt an ſeinem Geſchäfte verloren hatte, war thöricht genug, auf die ſchönen Vorſpiegelungen ſeines Schwiegervaters einzugehen und zu thun, was dieſer ihm gerathen hatte. Dadurch war er in Schulden gekommen und ſetzte ſich, weil er nichts vom Eiſenhandel verſtand, immer tiefer hinein. Gertrud wagte nie, ihm von etwas abzurathen; ihrer ungeheuern Schuld ſich ſtets bewußt, brachte ſie ihre Zeit meiſt auf ihrer Kammer in Thränen zu. Der ſchwermüthige Winter trieb den mit ſich ſelbſt zerfallenen jungen Mann in die Wirthshäuſer. Wer was auf ſich hielt, mied ſeine Geſellſchaft, weil man wußte, er habe mit ſeinem Schwiegervater, deſſen Schlechtigkeiten alle bekannt worden waren, gemeinſchaftliche Sache gemacht; er mußte alſo, um nur mit Menſchen zu verkehren, ſich an diejenigen halten, deren Umgang ihn erniedrigte, die mit ihm zechten, mit ihm in der Karte ſpielten und ihm das Geld abgewannen. Seine Geſchwiſter und andere Verwandte mieden ihn. Dieſe Behandlung beſchleunigte ſeinen gänzlichen Fall, und als mit Anbruch des Frühlings Trautvetter ſeiner Haft entlaſſen wurde und eines Tages abgeriſſen und als der lüderlichſte Bettler in Heinrichs Stube trat, war dieſer nicht viel beſſer als der ſaubere Ankömmling. Nun ſollte der Handel angefangen, nun alle Kräfte aufgeboten werden, das entwichene Glück zurückzurufen und zu bannen. Heinrich borgte ein neues Kapital auf das Haus, das Letzte, was er aufzubringen vermochte. Pläne wurden geſchmiedet, ſchöne Luftſchlöſſer gebaut, ſchon ſahen ſie ſich wieder im herrlichſten Flor, aber alles dies bei der Flaſche im rothen Ochſen, wo ſie das geborgte Geld vertranken. Eh' ſie ſich's verſahen, war die Summe fort, und es war dem genußſüchtigen Trautvetter ein Leichtes, den verdorbenen Heinrich zu bereden, daß ſie Geräthſchaften, Kleider, Hausrath, kurz alle fahrende Habe nach und nach in Wein und Branntwein verwandelt durch die Kehle fließen ließen. Bald war auch das verzehrt, da zeigte der Teufel noch einmal die mächtige Fauſt und machte mit einem Griffe dem ſchändlichen Spiel ein Ende.

## 19.

# „Die Rache iſt mein.“

Nichts Heiliges iſt mehr, es löſen
Sich alle Bande frommer Scheu.

Trautvetter und Heinrich Körner hatten ſich eines Tags mit ſchlechtem Geſindel im rothen Ochſen in ein Hazardſpiel eingelaſſen und ihre ganze Baarſchaft verloren. Der Glockengießer war wie unſinnig auf das Spiel verſeſſen und beſchwor ſeinen berauſchten Schwiegervater, Geld zu ſchaffen. Dieſer machte ſich bereitwillig auf und kam zu Gertruden, in der Meinung, ſie habe noch Geld oder Geldeswerth aus dem Schiffbruch gerettet. Ohne Umſtände machte er ihr den unverſchämten Antrag, ihm ſogleich Alles auszuliefern, was ſie habe.

„Ihr kommt mir wunderlich vor,“ verſetzte Gertrud, nachdem ſie ihn ſtaunend angehört. „Statt daß ich zu euch kommen ſollte, um euch ums liebe Brot anzuflehen, kommt ihr zu mir, dem ärmſten Geſchöpf in der ganzen Stadt, und verlangt Geld.“

„Ich ſage dir aber, daß es für deinen Mann iſt, der es zu einem Geſchäft höchſt nothwendig braucht.“

„Wenn ich's hätte, ich würde es ihm geben, um dadurch vielleicht einen kleinen Theil meiner großen an ihm begangenen Schuld zu ſühnen. Aber ich habe nichts. Seit drei Monaten bringt Heinrich alle Tage und viele Nächte außer dem Hauſe zu. Er verlangt oft ſeinen Unterhalt von mir, hat mir aber noch nie einen Kreuzer dazu gegeben und fragt nicht, wovon ich mein elendes Leben friſte. Es kommt mir nicht zu, ihm deshalb Vorwürfe oder Vorſtellungen zu machen, und ich hätte auch jetzt kein Wort darüber verloren, wenn ihr nicht Geld für ihn von mir verlangtet. Woher ſoll ich's nehmen? Wär' nicht ein Menſch noch auf der Welt, der mir je zuweilen eine nothdürftige Spende zukommen ließe, ich wäre ſchon lange verhungert."

„Und wer iſt dieſer Eine? Er ſoll, er wird, er muß auch mir helfen. Ich werde jetzt gleich zu ihm hingehen und ihm meine und Heinrichs große Noth vorſtellen, werde ihm klar machen, daß wir nur einer runden Summe bedürfen, um ſogleich wieder ein blühendes Geſchäft zu etabliren."

„Ihr ein Geſchäft? Wohl einen Wein- und Branntweinſchank?"

„Sei nicht ſo höhniſch, Beſtie, und ſage gleich, wer iſt der Eine."

„Ei! damit will ich euch wohl dienen. Der Eine iſt der Junker Hans aus Wolfersdorf, der einzige Mann, den ich wahrhaft liebte und von dem ich ebenſo geliebt wurde, gegen den ich ſchwach war, der mich aber würde geheirathet haben, wenn ihr ihn in jener Nacht, als ihr ihn bei mir gefunden, nicht ſo arg gemißhandelt und ihm nicht das brennende Licht nachgeworfen hättet, womit ihr das Haus in Brand ſetztet. Seit jener Nacht ſah ich ihn nicht wieder, aber ſeit jener Nacht ſchwang das Verderben ſeine ſchwarzen Fittiche über uns. Ich habe ſchwer gefrevelt an Gott und den Menſchen; ich habe auch ſchwer gebüßt. Auf euer ſchlechtes gottvergeſſenes Leben fällt aber auch ein Theil meiner Schuld. Als ich nun dieſen Winter im tiefſten Elende ſaß und nichts zu beißen und zu brechen hatte, Heinrich ſich nicht um mich bekümmerte und alle meine früheren Freunde und Bekannte vor mir flohen, als ich nicht wagte, vor die Thüre unſeres Hauſes zu gehen vor Angſt und Scham, da wußte ich meiner Noth kein ander Ende, als daß ich an Junker Hans ein Brieſchen ſchrieb, und ihm meine ganze Lage aufdeckte. Und ſeht, der edle Mann hat mich erhalten, obgleich er mir nicht vor die Augen gekommen iſt und keinen Dank begehrt hat. Selbſt Heinrich hat ſchon lange von ſeinen Gaben mit gezehrt.“

„So gib mir einſtweilen das Geld, welches du von ihm haſt, bis ich ſelbſt mit ihm geſprochen. Ich werde morgen zu ihm gehen und ihn gewiß gewinnen. Aber ich brauche ein Weniges gleich; drum eile!“

„Unterſteht euch, ihr gottvergeßner Mann, den braven Junker zu überlaufen. Ihr habt doch wahrlich alle Scham verloren. Und ich ſag's euch noch einmal, ich habe kein Geld. Nun geht mir aus den Augen; denn die Galle läuft mir über.“

„He, du Sünderin, biſt nun eine Betſchweſter geworden? Stör' ich dich etwa in einem Bußpſalm? Sei keine Thörin, ſchaff dir den Junker wieder zum Buhlen an, und wir kommen ſogleich wieder in Flor. Du biſt noch immer ſchön und kannſt's getroſt darauf wagen, ihn an deinen Siegswagen zu ſpannen. Zu ſingen und beten haſt du in deinen alten Tagen noch Zeit. Wenn du kein Geld haſt, ſo gib mir das ſchöne Ringlein dort; 's iſt wohl dein Trauring von Heinrich?“

„Er iſt's!“ rief Gertrud außer ſich. „Und wenn Heinrich ſelbſt kommt und ihn mir abfordert, ſo will ich ihm den Ring geben, aber nur ihm, ihm allein, damit er ihn verſpielen oder vertrinken kann. Ihr aber bekommt nichts von mir, denn ihr läſtert Gott und ſeid ein Abſchaum der Menſchheit!“

„Gertrud!“ brüllte der Sinnloſe, welcher in Hoffnung, er werde doch noch etwas erſchnappen, die immer heftiger aufbrauſende Wuth zurückgehalten hatte. „Verdammte Beſtie!“ ſchrie er, indem die Wuth losbrach, „von dir laſſ' ich mir noch nichts vorwerfen, von dir mich nicht ſchimpfen. Gib auf der Stelle den Ring!“

„Nimmermehr! Ihr ſeid der Verführer und Verderber meines braven Mannes, den ich durch meinen gebeſſerten Lebenswandel wieder für mich gewonnen haben würde. Aber ihr habt ihn in euern ſtinkigen Pfuhl des Laſters und der Sünde hinabgezogen, in welchem ihr euer ganzes Leben lang geſteckt. Geht mir aus den Augen, ihr Menſchenverderber!“

„So ſoll ja gleich der Satan über dich kommen. Du Schandweib, willſt mir Sitte predigen! Wart', ich will dir das Maul ſtopfen.“ Er ſprang auf ſie los und erfaßte ihre Hand, um ihr den Ring abzureißen. Sie wehrte ſich aus allen Kräften, ſchrie und gewann den Vorſprung zum Fenſter. Raſch öffnete ſie es und rief hinaus um Hülfe. In demſelben Augenblick ging aber eben Niemand weiter vorüber, als der Paſtor Ehrenhold. Er war nicht der barmherzige Samariter, ſondern der Levite. Er ließ das bedrängte Weib in ihrer Noth, wandte ſeine Augen ab und eilte raſcheren Schrittes um die Kirche herum ſeiner Wohnung zu.

Trautvetter zerrte ſeine Tochter vom geöffneten Fenſter zurück, ſchleuderte ſie auf das daſtehende Ruhebette, packte ſie mit zornſtarker Fauſt am Halſe, um ihr das Schreien zu wehren, ſteckte ihr mit der andern Hand den Zipfel eines Kiſſens in den offenen Mund, und würgte ſie in blinder Wuth dahin eh' er's ſeines ſtarken Rauſches halber ſelbſt zu bemerken im Stande war. Er ſchien auch gar keine Ahnung zu haben, daß ſie todt ſei, ſonſt hätte er ihr nicht raſch den Ring vom Finger geriſſen, und wäre davon geflohen, ſie in der Stellung liegen laſſend. Den Ring verkaufte er ſogleich und trug das gelöſte Geld ruhig in den rothen Ochſen. Eine Viertelſtunde darauf war es verſpielt, und Vater und Sohn wollten ſich eben fort verfügen, und der Erſtere den Letzteren mit der Spekulation auf den Junker Hans bekannt machen, als die Schaarwache mit dem Amtsdiener hereinſtürzte, den Mord verkündete und die beiden Spießgeſellen feſt nahm. Eine alte Magd aus der Nachbarſchaft, welche Gertruden einige Verrichtungen leiſtete, hatte ſie gleich nach der That todt auf dem Bette gefunden. Andre Leute hatten ſie kurz vorher ſchreien und dann ihren Vater eilig aus dem Hauſe kommen ſehen. Die ganze Stadt gerieth in Aufruhr, als man die beiden Männer auf das Amt führte; und alle alten Geſchichten wurden wieder aufgewärmt. Der Paſtor Ehrenhold ließ ſich vor keinem Menſchen ſehen.

Aus der Criminalunterſuchung ergab ſich, daß Heinrich Körner am Morde ſeines Weibes unſchuldig war; doch mußte er über vier Wochen im Gefängniß bleiben, weil Trautvetter Anfangs die That hartnäckig läugnete. Unterdeſſen nahmen Heinrichs Schuldleute das Haus und die Gießerei, und als er frei wurde, hatte er nichts, wohin er ſein Haupt legen konnte. Eine kleine Summe, die er herausbekam, friſtete ihm einige Wochen das Leben. Er trank nicht mehr, ſpielte nicht mehr, arbeitete aber auch nichts. Meiſt ſaß er den ganzen Tag über bis in die ſpäte Nacht auf einem Felſenſtück am Bergrücken zwiſchen der Glockengießerei und dem Thale, wo einſt Ephraim's Hammer geſtanden. Dort rührte und regte er ſich oft Stunden lang nicht, und ſtarrte nur auf die Brandſtätte, auf der man kaum mehr eine Spur von einer Menſchenwohnung ſah. Dann zuckte es wie wahnſinniges Lächeln um ſeinen Mund, er nickte auch wohl freundlich hinab, als ſtände dort Lenchen wie ſonſt am Fenſter, dann riß er Erde und Steingebröckel los, ließ es bergab in den Waſſerkeſſel rollen und freute ſich kindiſch des kindiſchen Spiels. War er eine Stunde recht froh geweſen, dann lehnte er das hohläugige, eingefallne Geſicht, in welches die Haare verwirrt hereinhingen, an den kalten Stein und hielt es halbe Tage daran. Das waren die Stunden ſeines Schmerzes. Die Sonne brannte glühend auf ſeinen Scheitel, ihn kümmerte es nicht, Gewitterregen ſtürzten auf ihn herab, er fühlte es nicht, Blitze umzuckten ihn, er griff darnach, wie ein thörichtes Kind. Seine Kleidung war ganz abgeriſſen; er ſah ärger aus, als der dürftigſte Bettler. Der jetzige Beſitzer der Glockengießerei, einer ſeinern frühern Geſellen, der ihm in dem Gebäude eine Schlafſtelle bereitet hatte, wollte ihm Kleider geben, er nahm ſie nicht. Nur der heißeſte Hunger konnte ihn vermögen, ein Stück Brot von dieſem Manne anzunehmen. Man ſprach bald in der ganzen Stadt von ſeinem ſtillen Wahnſinn, und ſeine Schweſtern hatten ſich bereits erklärt, eine Summe zu erlegen, für welche er in das Irrenhaus der Hauptſtadt aufgenommen werden ſollte, als Trautvetter's Urtheil verlautete. Drei Schöppenſtühle hatten ihm das Rad zuerkannt, die Gnade des Fürſten hatte das Urtheil in das Schwert verwandelt.

Der Tag der Execution kam; es war ein trüber Herbſttag. Der arme Sünder, vom Diakonus zum Tode vorbereitet, war zum Aufbruch fertig, man erwartete nur den Paſtor Ehrenhold noch. Der Delinquent beſtand durchaus darauf, daß ihn ſein ehemaliger Freund zum Schaffot begleite. Zwei Boten waren ſchon ausgeſchickt; der Paſtor war in Todesangſt; da kam der dritte mit dem Befehl des Criminalrichters, er müſſe kommen, wenn er den Dienſt behalten wolle. Nun rieth die alte Brigitte ſelbſt zum ſchweren Wege. Er kleidete ſich zitternd an, der fürchterliche Ton der neuen Glocke, welche zum letzten Gang des armen Sünders gezogen wurde, rieſelte ihm durch Mark und Bein.

Heinrich ſaß wie immer auf ſeinem Poſten und ſpielte. Doch plötzlich, als er das Geläute der Glocke vernahm, zuckte es hell und freudig in ſeinem Geſichte auf. Er horchte einige Augenblicke, dann ſchien ihn der Glockenton entſetzlich zu martern; er raffte ſich auf, rannte den Berg hinab und ſtürzte ſich, am Waſſerkeſſel angelangt, jählings in die Tiefe deſſelben, worin auch Ephraim ſeinen Tod gefunden.

In demſelben Augenblick riß die verhängnißvolle Glocke aus ihren Bändern und Nieten, flog, einmal im Schwunge, zum Schallloche der Glockenſtube hinaus, ſauſte durch die Lüfte hinab, und traf unten den Pfarrer, welcher eben auf dem Wege nach dem Richtplatze war. Die Glocke zerſchmetterte ihn und zerbrach auf den Steinen. Ehrenhold gab unter unſäglichen Schmerzen den Geiſt auf. Eine Stunde hernach fiel Trautvetter's Haupt. Es war an einem Freitage. Zwei Jahre vorher an demſelben Tage hatte Ehrenhold an Ephraim's Fenſter gelauſcht.

Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Ausgewählte

# Romane und Novellen

von

Ludwig Storch.

BIBL. VNIVERS. LIPS.

Dritter Band:

## Kunz von Kauffungen.

Erſter Theil.

Leipzig,
Ernſt Keil.
1855.

# Kunz von Kauffungen.

Von

**Ludwig Storch.**

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Erſter Theil.

Leipzig,
Ernſt Keil.
1855.

## 1.

## Die feindlichen Brüder.

Der Landgraf von Thüringen, Friedrich IV. der Friedfertige, auch wohl der Einfältige genannt, ein Herr von ſehr geringen Geiſtesgaben, wie ſeine Beinamen ſchon andeuten, war am 4. Mai 1440 zu Weißenſee unbetrauert geſtorben. Seine unfruchtbare Ehe mit Anna von Schwarzburg-Arnſtadt hatte durch Einmiſchung des Vaters der Letzteren, Günther's XXXIX. in die Regierungsgeſchäfte des Thüringerlandes viel Unheil in der Familie angeſtiftet. Thüringen hatte große Drangſale erfahren; doch begraben wurden mit den Gebeinen des letzten Landgrafen zu Reinhardsbrunn alle Leiden des geängſteten Volkes, und mit neuen ſchönen Hoffnungen ſah es dem künftigen Herrſcherpaare entgegen. Dies waren der Kurfürſt von Sachſen und Markgraf von Meißen Friedrich II. mit dem Beinamen der Sanftmüthige, und der Herzog Wilhelm III. Der Erſtere, ein Herr von achtundzwanzig Jahren, klug, beſonnen und voll Eifer für das Wohl ſeiner Länder; der Andre, ein feuriger Jüngling von ſechszehn Jahren, in dem der Heldengeiſt ſeiner Ahnen wieder erwacht und verſammelt und nur noch mit den Kundgebungen eines jugendlichen

Flatterſinnes zu ringen ſchien, um, wenn dieſer niedergekämpft wäre, mit ungezügelter Kühnheit ſeine Fittiche zu entfalten zu gebrauchen. Beide waren die Söhne Friedrich des Streitbaren, Markgrafens von Meißen, des treuſten Anhängers des deutſchen Kaiſers Sigismund im Huſſitenkriege und andern Angelegenheiten des Reichs wie des kaiſerlichen Hauſes. Zwar hatte Sigismund dankbar den ihm in Krieg und Frieden feſt anhangenden Markgrafen, nach Abſterben des askaniſchen Herzogſtammes auf dem kurfürſtlich ſächſiſchen Stuhle, mit der Kur und dem Herzogthume Sachſen belehnt und ſpäter die enge Verbindung des meißniſch-ſächſiſchen Hauſes mit dem ihm verwandten öſterreichiſchen Hauſe bewirkt; denn Friedrich des Sanftmüthigen Gemahlin war Margaretha, die Tochter Herzog Ernſt des Eiſernen von Oeſterreich, und die Schweſter des ſpäter zum deutſchen Kaiſer erhobenen Friedrich III.: aber der edle Albrecht II. Sigismund's Schwiegerſohn und Nachfolger in der deutſchen Königswürde, wollte ſeinem Vorgänger nicht nachſtehen im Wohlthun, er wollte vollenden, was der Verſtorbene begonnen hatte, er wollte auch den jüngern Sproß des mächtigen meißniſchen Hauſes durch Bande des Bluts an das habsburger Geſchlecht und ſeinen Königsthron binden, um dieſen Thron immer feſter zu ſtützen durch ſolche gewaltige Lehnsträger. Schon 1439 verlobte König Albrecht von Oeſterreich, wie in Vorahnung ſeines baldigen Scheidens aus dem Leben, ſeine achtjährige Tochter Anna mit dem funfzehnjährigen Herzoge Wilhelm; und gleichſam als hätte er eilen müſſen, die Morgenröthe der Erfüllung ſeines Lieblingswunſches noch zu ſchauen, verſchied der edle König in der Blüthe ſeines Lebens und hinterließ ſeiner trauernden Gemahlin

Eliſabeth außer Anna, der ſchon verlobten Braut, und einer jüngern Tochter Eliſabeth, noch einen Nachfolger und Erben ihrer väterlichen Beſitzungen Ungarn und Böhmen, Ladislaus, der aber erſt nach des Vaters Tode geboren wurde.

Friedrich III. der nach ſeines Vetters Abſterben zum deutſchen Könige erwählt wurde, verabſäumte nicht, als Schwager des Kurfürſten von Sachſen, dem Bruder deſſelben das Wort ſeines Vorgängers zu halten. Albrecht hatte ſeiner Tochter ein wahrhaft königliches Erbtheil zugedacht; denn hundert Tauſend Dukaten betrug ihre Heimſteuer, und zur Sicherſtellung waren ihr das Herzogthum Luxemburg und die Grafſchaft Chimay, als ihr mütterliches Stammland, angewieſen. Nach gegebener Beſtätigung Kaiſer Friedrich's brachte die Königswitwe Eliſabeth ihre geliebte Tochter, die eben das zehnte Jahr zurückgelegt hatte, und deren ſanfte liebliche Schönheit ſich ſchon zu entfalten begann, ſelbſt nach Dresden, wo ſich damals alle Glieder des kurfürſtlichen Hauſes aufhielten.

Wiederum waren alſo alle meißniſchen und thüringſchen Länder vereinigt, doch nur, um abermals bald getrennt zu werden; denn als Herzog Wilhelm ſein zwanzigſtes Jahr zurückgelegt hatte, begehrte er die Theilung der Lande vom Kurfürſten, ſeinem Bruder, damit er ſodann, als eigner Herr und Herrſcher die junge ſchöne Braut heimführen könne. Es kam alſo 1445 zu einem Vergleiche zu Altenburg, wobei Kurfürſt Friedrich Meißen und einen Theil vom Oſterlande für ſich wählte, ſeinem Bruder Wilhelm aber Thüringen und die übrigen Beſitzungen im Oſterlande und in Franken überließ.

Mochten nun bei dieſem Vergleiche wirklich kleine Uebervortheilungen ſtattgefunden haben, oder mochten ſie nur eingebildete ſein, mochten vielleicht auch nur unbillige Anforderungen von beiden Theilen, kleine Neckereien, durch Zuflüſterung und Anfeindung der gegenſeitigen Räthe veranlaßt, das Blut der fürſtlichen Brüder gegenſeitig in Wallung gebracht haben: genug keinem genügte ſein Theil, und dieſe Unzufriedenheit brach bald in einen öffentlichen Streit aus. Erbittert gingen die Brüder von einander, feſt entſchloſſen mit den Waffen ihre vermeintlichen Rechte durchzuſetzen. Das ganze Land war in Gährung, und jeglicher Bewohner deſſelben harrte bange der Dinge, die da kommen ſollten. Da vereinigten ſich die Stände des Adels und der Bürgerſchaft, und zogen den Kurfürſten Friedrich II. von Brandenburg, den Landgrafen Ludwig von Heſſen, beide Schwäger der ſtreitenden Fürſten, den Herzog Heinrich von Braunſchweig und den Erzbiſchof Friedrich von Magdeburg nebſt den Biſchöfen von Meißen, Naumburg und Merſeburg zu ihrem Beiſtand herbei. Und es gelang ihnen, die Brüder auf einem Verſammlungstage im Kloſter Neuwerk bei Halle zu vereinigen, und der daſelbſt errichtete Vertrag, unter dem Namen des hälliſchen Machtſpruchs bekannt, beſtätigte mit einigen nicht ſehr bedeutenden Abänderungen den altenburger Theilungsvergleich. Die Brüder ſchienen verſöhnt, doch glimmte in ihren Herzen der Funke der Unzufriedenheit fort, und ihre Umgebung unterließ nicht, denſelben im Stillen anzufachen. Apel von Vitzthum hatte vorzüglich das Herz des jungen Wilhelm einzunehmen gewußt, und ſuchte, von perſönlichen Motiven geleitet, des Herzogs Gemüth immer mehr von ſeinem Bruder abzuziehen. Der Kurfürſt drang als der ältere und erfahrenere Bruder auf Apel's und der übrigen herzoglichen Räthe Entfernung, Wilhelm's Stolz erwachte beim anmaßlichen Auftreten ſeines Bruders und wieß den Antrag mit Kälte zurück; Friedrich, dadurch noch mehr erbittert, betrachtete den Herzog wie einen verblendeten Knaben, den man mit Güte ſeiner Irrthümer nicht zeihen könne, und zog ohne Umſtände vor Roßla, Apel's Wohnſitz, mit der kundgegebenen Abſicht, es zu erſtürmen. Wilhelm's fürchterlichſter Zorn entbrannte, und er würde den Kurfürſten mit ſeiner Macht vernichtet haben, wenn nicht der Bruder ſeines Schweſtermanns, der Markgraf Albrecht von Brandenburg*), gerade bei ihm in Jena geweſen, und als Vermittler nach Roßla geeilt wäre. Friedrich ſchien auf des Markgrafen Zureden ſein Unrecht zu erkennen, und ließ ſich von ihm zum Abzuge bewegen, nachdem er auf eine des Sanftmüthigen höchſt unwürdige Weiſe die umliegenden Dörfer mit ihren Feldern verwüſtet hatte. Ruhe waltete nun wieder in den meißniſchen und thüringiſchen Landen, aber es war die Ruhe, welche dem verderblichen Sturmwüthen vorangeht. Die Brüder waren voll heimlichen Grolls gegen einander; der Zunder hatte ſich in Menge geſammelt; es bedurfte einer kleinen Reibung, den Funken zu entwickeln, der ſchnell um ſich greifen mußte, um als Flamme Land und Menſchen zu verderben.

---

*) Markgraf Albrecht, der deutſche Achilles genannt, war der jüngere Bruder des Kurfürſten Friedrich II. von Brandenburg. Ein dritter Bruder hieß Johann mit dem Beinamen der Alchymiſt. Des Kurfürſten Friedrich von Brandenburg Gemahlin war Katharina, die Schweſter des Kurfürſten Friedrich von Sachſen und des Herzogs Wilhelm von Thüringen. Ihre zweite Schweſter Anna war an den Landgrafen Ludwig von Heſſen vermählt. Albrecht, ſeinem Charakter nach ein Freund des thüringiſchen Herzogs, vermählte ſich ſpäter mit Friedrich des Sanftmüthigen Tochter, Anna, welche in dieſer Erzählung auftritt. Beide ſind die Stammeltern des preußiſchen Königshauſes; denn Albrecht beſtieg nach ſeines Bruders Abſterben 1470 den kurfürſtlich brandenburgiſchen Thron.

## 2.

## Die Hochzeit des Herzogs von Thüringen.

Lauter Jubel erfüllte das ſchöne Thal der thüringiſchen Saale; Liedesklang und Becherſang rauſchten durch den reizendſten Theil deſſelben, dem man nicht mit Unrecht den Namen des Paradieſes gegeben hat. Von allen Seiten über die nackten Berge und durch die Thalſchluchten zogen feſtgeſchmückte Schaaren; die Burgen des Thüringerlandes thaten ſich auf, ihre ritterlichen Helden, von reichgekleideten Knappen gefolgt, zu entſenden; und des Landvolks ſtrömte viel herein in die uralte Stadt des Oſterlandes, den Fürſtenſitz Jena. All' dies Volk kam zum reichſten und herrlichſten Feſte, wie es ſeit langer Zeit und weit und breit nicht war geſehen worden; denn der junge Herzog Wilhelm von Sachſen und Thüringen feierte hier in ſeiner Lieblingsſtadt, wo er immer gern und froh verweilte, ſein Beilager mit der ſittigen, ſchönen, jugendlichen Fürſtin Anna, der edlen Tochter des verſtorbenen Königs Albrecht. Der ſchönſte Sommer hatte ſeine Schatzkammern aufgethan, und der gabenreiche Auguſt bot ſeine Früchte. Ringsum Luſt, ringsum Sonnenſchein und das herrliche Thal mit ſeinem Paradieſe; wahrlich der Herzog hätte Zeit und Ort nicht beſſer wählen können.

Der ſchwer zu befriedigende hochfahrende Sinn des ſtolzen Herzogs hatte im Uebermuthe jugendlicher Eitelkeit Alles aufgeboten, um ſein Hochzeitsfeſt recht glänzend zu feiern, um zu zeigen, daß es eine Königstochter ſei, die er heimführe. Nicht nur ſämmtliche Ritter ſeines Landes, der Kaiſer ſelbſt war eingeladen, und über achtzig Fürſten des Reichs, und alle Städte ſeines Landes, deren jede drei Abgeordnete zur Feier ſchicken mußte. Zwar erſchien der Kaiſer nicht ſelbſt und manche von den geladenen Fürſten ebenfalls nicht, nichts deſtoweniger gab es ſo viel fürſtliche Häupter, daß man ſie im Schloſſe nicht alle unterzubringen wußte. Jeder Ritter brachte ſeine Dame und wohl noch mehr, Schweſtern und Verwandte, mit. Auch ſah man der geiſtlichen großen Herren in Fülle, denn der Erzbiſchof von Magdeburg, die Biſchöfe von Hildesheim, Halberſtadt. Naumburg und Merſeburg. Aebte und Prälaten weit und breit her waren zugegen in all ihrer pomphaften Demuth. Kein Ritter und keine Dame hatte den Aufwand geſpart, und die unerhörte Kleiderpracht und der ſonſtige Staat des funfzehnten Jahrhunderts trat bei dieſer Gelegenheit ins volle Licht. Es waren allein an dreitauſend Pferde von den Gäſten und ihrem Gefolge mitgebracht, nicht zu gedenken der kaum zählbaren Menſchenmaſſe, welche die Stadt faſt nicht faſſen konnte.

Am Montage nach St. Viti verſammelten ſich die vornehmſten der Gäſte auf dem Schloſſe, um das Brautpaar zum Altare zu begleiten; nach der heiligen Handlung ward die Stimme der Freude rings nur hörbar von den ſtärkſten bis zu den weichſten Tönen. Herzog Wilhelm warf das ſchwarze freudeglänzende Feuerauge in der Verſammlung der Edeln umher, neigte ſich jugendlich raſch bald zu einem greiſen Degen, bald zu einem jungen Ritter, zu einer edeln Matrone oder einer Jungfrau, ſie alle herzlich zu begrüßen, dann ſtrich er ſich wieder ſein langes dunkellockiges Haar aus dem ſchönen bräunlichen Geſichte, und ſchaute wie wonneberauſcht in den glanzerfüllten Zirkel. Anna, kaum den Kinderjahren entwachſen und nur ſchüchtern ahnend die Geheimniſſe und Pflichten ihres künftigen Standes, verweilte in holder Scham neben ihm, leicht überhaucht vom Erröthen frommer Unſchuld, wie die Lilie vom Strahl des Abendroths berührt wird. Ihre ruhigen von keinem Spiel einer Leidenſchaft bewegten himmelblauen Augen blickten nur dann und wann leiſe und kaum ſich an den Anblick ſo vieler durch Stand und Rang ausgezeichneter Menſchen gewöhnend empor, auch ſchienen ſie ſich flüchtig mit Thränen zu füllen, die aber wieder verſiechten; aus dem etwas länglichen faſt bleichen edlen Geſichte ſprach die Hoheit und Würde einer Königstochter aus dem Stamme der Habsburger. Ihr zur Seite ſtanden einige ungariſche Große noch in die dunkle Farbe der Trauer gehüllt, faſt wie eine böſe Vorbedeutung für Anna's künftige Tage. Im Gemüthe der ſchönen Braut ſelbſt ſchien eine düſtere Ahnung aufzuſteigen; denn troz des ſie umrauſchenden Jubels blickte ſie immer ſtill vor ſich hin, und bewegt und geängſtet von einem innern unerklärlichen Bangen ſtahl ſich öfters ein leiſer Seufzer aus der ſchmalen jungen Bruſt. Sie gedachte ihrer geliebten dahingeſchiedenen Mutter*). Bei der koſtbar geſchmückten Tafel, an welcher die fürſtlichen Gäſte mit dem Brautpaare Platz nahmen, bedienten die vornehmſten thüringiſchen Grafen und Herren das Letztere, eine Auszeichnung, die noch keinem Beherrſcher dieſes Landes widerfahren war. Da ſtand Graf Heinrich von Schwarzburg zur Bedienung des Herzogs vor dem Tiſche, Graf Günther von Beichlingen zur Bedienung der Herzogin, Graf Günther von Mansfeld und Heinrich von Brandenſtein trugen das Eſſen der Herzogin auf; Graf Adolf von Gleichen und Claus von Wangenheim dem Herzoge, voran aber gingen Graf Ernſt von Gleichen, der Hofmeiſter, von des Herzogs Seite, Graf Ludwig von Gleichen und Ludwig von Witzleben von der ihrigen. Der Burggraf Diethart von Kirchberg ſtand als Schenk des Herzogs, Graf Heinrich von Luthenberg als Schenk der Herzogin vor der Schenkbank; Graf Sigmund von Gleichen und Thilo von Seebach trugen die Trinkbecher dem Herzoge, und Graf Ernſt von Hohenſtein und Hans Blankenberg der Herzogin zu. Außerdem waren zu ſeinem Dienſte bei Tiſche noch beordert Friedrich von Hopfgarten, Hans von Schlotheim, Kerſten von Witzleben, zu dem ihrigen aber Buſſo Vitzthum, Jörge Vitzthum, Heinrich von Melding, Hans von Wangenheim. Jeder von dieſen dienſtthuenden Grafen und Herren hatte noch zehn Nebengeſellen von ſeiner Dienerſchaft zur Aufwartung

---

*) Eliſabeth, die Tochter des deutſchen Kaiſers Sigismund, die Gemahlin ſeines Nachfolgers, Albrecht's von Oeſterreich, und die Mutter Anna's, der jungen Herzogin von Thüringen, war die Erbin von Ungarn und Böhmen. Als ihr junger Gemahl geſtorben war, beſtimmte ihr die unga-

---

riſche Nation aus politiſchen Gründen den König von Polen, Ladislaus III. zum Gatten. Kurz vor der Vermählung gebar ſie einen Prinzen, Ladislaus, den ſpätern König von Ungarn und Böhmen. Ihr neuer Gemahl konnte ihr den verlornen nicht erſetzen; ſie ſtarb am 24. December 1442. Der polniſche Ladislaus, nun allein König, blieb 1444 bei Varna gegen die Türken.

der Gäſte bei Tafel. Alle ſtarrten von Gold und Silber und zierlicher Stickerei an der Kleidung.

Des Abends wurde ein großes Banket gegeben, woran Jeder Theil nahm, der von Adel war. Um den Herzog hatten ſich ſeine Ritter verſammelt, die den Namen ſeiner Geheimen führten; denn nichts unternahm der junge Herzog, ohne ihren Rath und Zuſtimmung.

Einer von dieſen Männern von unterſetzter Statur und ſchon über das mittlere Lebensalter hinaus, ſehr reich gekleidet, mit goldner Zierrath behangen und trotzigen Anſehens, trat zum Herzog, welcher eben in den Anblick einer ihm unbekannten Dame verſunken war.

„Fürwahr, Gnaden, der Ruhm Eueres Hochzeitsfeſtes wird durch das ganze Reich gehen, und ich denke, des Kurfürſten Hoheit ſoll es doch bereuen, daß er Euere brüderliche Einladung ſo trotzig abgeſchlagen und Euern Brief nicht einmal geleſen hat. Jetzt hat er ſeine feindliche Geſinnung unzweifelhaft verrathen.“ Der Sprecher konnte das hämiſche Mienenſpiel nicht unterdrücken, welches die ſchadenfroh klingenden Worte in ſeinen Zügen hervorrief.

„Mag er ſich doch die Naſe einſpannen laſſen, damit er den Schnupfen nicht bekommt. Kann auch unterdeſſen im Gebetbuche leſen oder ſeine Knechte ermahnen, der ſanfte Mann!“ erwiderte auffahrend der Herzog.

„Aber ich bitt' Euch, geſtrenger Herr, all des Streits wäre ein Ende, wenn Ihr Euerm Bruder in dem einen Punkte nachgäbt und mich aus Euern Dienſten entließt. Meine Abdankung verlangt er vor allem Andern und faſt weiter nichts. Sagt ſelbſt, was iſt ſo viel an mir, daß Ihr mit Euerm Bruder, der doch klüger zu ſein vorgibt, weil er älter iſt, als Ihr, in ſtetem Zank um meine Perſon lebt? Entlaßt mich und vereinigt Euch mit dem Kurfürſten."

„Nicht dieſes Wort mehr und heute am wenigſten! Bei meinem Zorne, ich will's nicht wieder hören!" rief der Herzog heftig. „Ich bin kein unmündiger Bube mehr, und weiß, was ich zu thun und zu laſſen habe. Und wenn mir auch Euere guten Dienſte zu nichts behülflich wären, ſo würd' ich Euch dennoch nicht entlaſſen, und zwar deshalb nicht, weil es der Kurfürſt verlangt, der den Zucht- und Hofmeiſter noch immer nicht vergeſſen kann, den er vor zehn Jahren gar trefflich gegen mich ſpielte. Ich wäre ja als ein unbärtig Kind zu ſchätzen, wenn ich ihm ſeinen Willen auch nur in einem Stücke nachgeben würde. Und ſchweigt Ihr und Ihr Alle vom Kurfürſten," zürnte er, gegen die Andern gewendet, „damit mein Freudentag mir nicht verſalzen werde, durch ſolch bittere Gedanken, wie mir jedesmal das Geſpräch von dem übermüthigen Herrn erzeugen."

„Lieber Schwäher, ereifert Euch nicht drob," redete ihn der Markgraf Albrecht an, „und laßt den Dingen ihren Lauf; der Kurfürſt hat mir vor Roſſel verſprochen, ſich ruhig zu verhalten, und er hat's wahrlich nicht noth, den Streit wieder zu beginnen. Aber laßt auch Ihr ihn in Frieden. Ihr aber, Ritter Apel Vitzthum, thut Euere Pflicht im Dienſte, den Euch Gott und Euer Herr übertragen, und beharrt darin treu bis Euch der Eine oder der Andere einmal davon los ſpricht. Es gehört aber nicht zu dieſem Dienſt, das böſe Feuer zwiſchen dem Herzog und dem Kurfürſten zu ſchüren. Vielmehr ſollt Ihr befliſſen ſein, es auszulöſchen."

„Ihr kennt den unermüdeten Eifer, edler Herr Markgraf," entgegnete freundlich lächelnd Apel Vitzthum, „der mich für meines gnädigen Herrn Nutz und Frommen ſtets erfüllt. Was hülfe mir alles Selbſtlob, es wäre thöricht; denn es iſt mir ganz zur eigenen Natur geworden, für meines Herzogs und Gebieters Ehre jede Stunde Gut und Blut zu laſſen. Ich ſchweige von Allem und laſſe die Vergangenheit reden, ſie mag auch hinſichtlich der Zukunft für mich zeugen. Aber eben ſeine hohe Fürſtenehre hab' ich nie antaſten ſehen, ohne Groll zu empfinden und mich nach Kräften gegen den Verletzer derſelben zu ſträuben. Wenn man ſolchen Widerſtand ein Feuer ſchüren nennen dürfte, ſo wär' ich wohl ein ſchuldiger Mann. Aber ich bekenne mich freudig zu dieſer Schuld und werde ſie begehen bis zu meinem letzten Athemzuge."

„Ich weiß es, und Alle wiſſen es, daß Ihr ein braver Ritter, ein verſtändiger Rath und mein Freund und Anhänger ſeid," erwiderte Herzog Wilhelm, „und ich verfehle nie, meine Dankbarkeit und Achtung Euch an den Tag zu legen. Aber nun ſollt Ihr mir auch nicht von Abdanken ſprechen. Ich geſtehe, ich bedarf Eueres Raths, und ein Wort von Euch iſt mir mehr werth, als eine Rede meines allzuklugen Bruders."

„Nehmt meinen Dank für Euere Gnade und die Verſicherung, daß ich lebenslänglich mich deren würdig zeigen werde," erwiderte der Ritter ſich verbeugend; der Herzog aber wandte ſich zu Bernhard von Rechberg, einem andern ſeiner vertrauten Räthe, in ſeiner Nähe.

„Sagt mir doch, wer iſt der lange bleiche Ritter dort, er ſcheint mir ungeſund? Wenn ich nicht irre, ſah ich ihn heute in Euerm Gefolge mit ankommen."

„Er iſt mein Schwager, gnädiger Herr," war die Antwort, „ein Ritter aus Franken, Namens Heßberg; ſeine Frau, das lebhafte junge Weib mit den ſchwarzen feurigen Augen, die rechts von Euerer Gemahlin am Balkone ſitzt, iſt die Tochter Ritter Eberhard's von Brandenſtein zu Roßla und die Schweſter meiner Frau."

„Wie heißt die Schöne?" fragte Wilhelm, und ſeine Augen ſuchten die Stelle wieder, die ſie kaum verlaſſen hatten, von wo die Glutblicke der ſchönen Frau ihm entgegen brannten.

„Katharina," entgegnete Kochberg. „Sie wird mit Recht eine der reizendſten Frauen genannt, und manchen guten Ritter hat ihre Schönheit ſchon bezaubert. Ich bitt' Euere Gnaden, wahrt Euch, ihr zu nahe zu kommen, ſie verſengt mit den glühenden Strahlen ihrer Augen."

„Ihr faſelt!" lachte der Herzog. „Aber das Weib iſt wahrlich ſchön! Laßt uns zu ihr gehen, Ritter! Man muß die Gefahr ſuchen, um ſie zu beſtehen."

Sie gingen; Wilhelm's Blicke ſtrömten auf die majeſtätiſche Geſtalt der jungen Ritterfrau, die ſich mit einer Würde und Anmuth erhob, wie man ſie nur an Königinnen vorausſetzt. Ihr Wuchs war edel und ſchlank, und doch alle Formen voll und üppig. In ihren Augen ſchwamm ein Liebreiz, der das ſchöngebildete Geſicht überglänzte und deſſen Strahlen von da aus die ganze Geſtalt zu umſpinnen ſchienen; aber aus der Quelle, der er entſloß, blitzte zuweilen noch eine andre ſchwärmeriſche Glut, wie ein verſchloſſenes Feuer, das verdeckt doch ſtets ſichtbar zu werden und den Kerker zu ſprengen drohte. Solchen Blicken können Männer ſelten widerſtehen, ſie umziehen und umgarnen ſie leiſe mit tauſend Fädchen, die zum feſten unzerreißlichen Netze werden.

„Noch nie hatte ich das Glück, Euch an unſerer Hofhaltung zu ſehen," redete Wilhelm ſchier verwirrt nach der erſten Begrüßung zu der ſchönen Frau; „und Ihr habt unrecht gethan, Euch denen ſo lange entzogen zu haben, die ſtolz darauf ſein müſſen, Euch zu ihrer Geſellſchaft zählen zu dürfen.“

„Die Gnade, Euch aufwarten zu können, gnädigſter Herr,“ erwiderte Katharina, „war mir früher nicht erlaubt; denn erſt ſeit einem Jahre hat Thüringen und unſer Land die Freude, Euch allein ſeinen Herrſcher zu nennen, und ſeit einem Jahre bin ich vermählt und meinem Eheherrn nachgezogen nach Franken auf ſeine Burg.“

„Er hat meinem Lande einen großen Schatz entwendet,“ ſagte der Herzog faſt zärtlich und ergriff im Feuer der Leidenſchaft, die ihn plötzlich durchſtürmte, Katharina's Hand, und ein leiſer Gegendruck der ihrigen ſagte ihm, daß ſie für ſeine Huldigung nicht unempfindlich ſei.

„Darauf darf ich Euch nichts erwidern, als daß ich nach wie vor Euere getreue Unterthanin ſein werde,“ verſetzte Katharina; und als eben ein neuer Tanz aufgeſpielt wurde, trat der Herzog mit dem ſchönen Weibe den Reigen an.

Mancherlei Gruppen hatten ſich unterdeſſen geſtaltet; die alten Ritter ſaßen zechend zuſammen, die jüngeren warteten ihren Damen auf, oder vergnügten ſich mit ihnen im Tanze. Die junge mildſchöne Herzogin Anna ſaß auf ihrem hohen Seſſel, wie eine verklärte Geſtalt, erhoben über irdiſchen Schmerz und eitles Treiben. Sanft und freundlich blickte ſie auf ihre Umgebung und lächelte ſo hold, wußte Jedem ſo Liebevolles zu ſagen, daß ſie Aller Herzen gewann. Als ſie mit ihrem Gemahle den Tanz eröffnet und mit jedem der anweſenden Fürſten, ihren Schwähern und Vettern, getanzt hatte, verließ ſie ihren Sitz nicht mehr und geſtattete den einzelnen Rittern und Frauen, ihr zu nahen und ſich mit ihr zu unterhalten. Unter den Erſteren trat auch ein hoher Mann heran, von ungewöhnlich ſtarkem, faſt rieſigem Gliederbau, kräftiger ſtolzer Haltung, dunkelblondem dicht gelockten Haar und edlem Geſichte.

„Gnädige Frau,“ ſprach er, ſich verbeugend, „ich weiß nicht, ob ich das Glück habe, noch von Euch gekannt zu ſein; vor vier Jahren, als Eure Frau Mutter Euch nach Dresden geleitete, wurde mir die Ehre, Euch mit einer Anzahl ſächſiſcher und thüringiſcher Ritter zum Empfang entgegen reiten zu dürfen.“

„O ich erinnere mich Euerer gar wohl,“ erwiderte die Fürſtin: „wie ſollt' ich auch nicht, hab' ich Euch doch oft am Hofe meines Schwagers geſehen, eh' ſich der unſelige Zwiſt entſpann. Ihr ſeid der Ritter Kunz von Kauffungen, der Vogt und **Amtmann** des Kurfürſten zu Altenburg.“

„Und Euer getreuer Diener, ſo lange ich lebe,“ erwiderte Ritter Kunz.

„O ſagt mir,“ fragte Anna raſch, „wie befindet ſich die gute Margarethe, meine liebe Baſe? Was ſchaffen ihre lieben Kinderchen, die ich nun ſeit Jahr und Tag nicht geſehen habe?“

„Die Kurfürſtin, meine gnädige Frau,“ erwiderte der Ritter, ſich näher zur Herzogin neigend, mit gedämpfter Stimme, „läßt Euch herzlich und freundſchaftlichſt grüßen; ſie läßt Euch auch bitten, ihrer nicht zu vergeſſen in Euerm Gebet und Euch ſtets erinnerlich zu ſein, daß ſie mit Euch aus gleichem Blute des öſterreichiſchen Fürſtenſtammes entſproſſen ſei.“

„Wie kann Frau Margaretha fürchten, daß ich jemals aufhören würde, ihre treue Baſe zu ſein? Glaubt mir, Ritter von Kauffungen, und gebt dieſe

Verſicherung auch Euerer Herrin, daß ich mich ſtets eifrig bemühen werde, den Frieden zwiſchen den fürſtlichen Brüdern zu erhalten und zu befeſtigen."

„Meiner fürſtlichen Frau," fuhr Kunz fort, „iſt vor Kurzem groß Leid widerfahren; ihr älteſt Prinzlein Alexander iſt zu Meißen verſtorben; ein artig Herrlein, war eben neun Jahr alt geweſen; ſie läßt Euch bitten um Euer Beileid."

„Gott ſchenk' ihr Troſt, der armen lieben Baſe!" ſchluchzte Anna und trocknete ſich die ihrem ſüßen blauen Auge entquellenden Thränen. Nach einiger Zeit fuhr ſie gefaßter fort: „O ich ſehne mich recht, einmal das Herz mit ihr auszutauſchen. — Doch das kleinſte Prinzlein Albrecht iſt geſund? Konnt' noch nicht laufen, als ich in Meißen von den Lieben ſchied, wird wohl nun größer und rüſtiger ſein."

„Er wird tüchtig und nimmt zuſehens brav zu; er hat alle Anlagen, einmal ein guter Rittersmann zu werden. Auch Prinz Friedrich und Prinz Ernſt ſind groß geworden, der Letztere zählt nun ſchon fünf Jahre und beginnt den Wurfſpieß zu ſchleudern und beſteigt ſchon täglich ſein kleines Klepperchen. Gott erhalte uns die theuren Kinder!"

„Und von den lieben Prinzeſſinnen, meinen Bäschen, habt Ihr kein freundliches Wort an mich zu meinem Ehrentage?" fragte Anna. Kunz trat noch einen Schritt näher und zog aus ſeinem Rocke ein wohlverpacktes Käſtchen mit den Worten:

„Die Prinzeſſin Anna und die Prinzeſſin Amalia laſſen Euch ſchönſtens grüßen, ſie und die Mutter ſchicken Euch ein klein Geſchenk zu Euerm Hochzeitfeſte, was ſie gefertiget zu Euerm Schmuck mit eigener Hand; doch laſſen die gnädigen Frauen Euch bitten, Ihr möchtet es geheim halten vor Jedermann, damit kein Unheil draus erwachſe."

Anna nahm das Päckchen, drückte es an ihre Lippen und ließ eine Thräne darauf fallen. „Die lieben Päschen!" flüſterte ſie dann, „könnt' ich ſie an mein Herz drücken, und ſie Alle, die lieben Kinder und die theure Mutter! Wie hart ertrag' ich die Trennung von den Theuren! O ich fühle heute gar ſehr, daß ſie zu meinem Glücke gehören, mit denen zu leben ich gewohnt bin und deren Liebe ich bedarf."

Kunz von Kauffungen trat gerührt zurück; er hatte die Thränen in den Augen der engelſchönen jungen Frau geſehen und ehrte ihren Schmerz. Wohl wußte er, wie ſehr Anna die Kinder ihrer Schwägerin geliebt, wie ſie ſelbſt noch Kind in Dresden und Meißen unter ihnen aufgewachſen war. Die letzten Worte der Herzogin ſchnitten ihm noch mehr durch die Seele; denn er hatte mit Späherblicken ihren Gemahl beobachtet und den tiefen Eindruck wohl bemerkt, den die verführeriſchen Reize Katharina's von Brandenſtein auf ihn gemacht hatten. Anna gemahnte ihm in dem Augenblicke wie eine Seherin, und ihn ſelbſt durchzuckte es wie eine traurige Ahnung, als drohe der liebenswürdigen Fürſtin, die ſeine ganze Verehrung beſaß, vom wilden leidenſchaftlichen Sinne des Herzogs viel Unheil. Da drängte es ihn zum Worte und er ſprach mit bewegter Stimme zu ihr:

„Gnädige Frau, traut auf mich und meine Treue! Euer Schmerz geht mir nah, und ich möchte Euch helfen. Wenn Ihr mir Euer Vertrauen ſchenken wollt, ſo werde ich Euch dienen treu und ritterlich, ſo lang' ich lebe und mein Schwert hält, ſo wahr mir Gott helfe! Gebt mir Euere Wünſche zu erkennen, ich werde Alles pünktlich an meine gnädige Frau Kurfürſtin beſorgen, und wollt Ihr ſie einmal ſprechen, heimlich oder öffentlich, ſo werd' ich's ſuchen zu bewerkſtelligen. Kommt Ihr aber ſonſt in Anfechtung, ſo gelob' ich Euch Schutz und Beiſtand bei meiner Ritterehre."

„Ihr ſeid ein edler Mann, Ritter Kunz," erwiderte die Herzogin und reichte ihm die Hand: „ich werd's zu erkennen und Euch wohl zu gedenken wiſſen. Vielleicht kommt auch die Zeit, wo ich Euch wieder an Euer Wort erinnere. Bevor Ihr wieder von dannen zieht, werd' ich Euch Aufträge geben an meine liebe Baſe und ihre Kinder in Meißen."

Kunz verneigte ſich, und Anna wandte ſich wieder zu den Stellvertretern ihrer Mutter.

Der Ritter gedachte im Herzen, wie die junge edle Herzogin doch recht alles Schirmes und Schutzes beraubt ſei, wenn der Herzog ſie nicht mit der innigſten Zärtlichkeit lieben ſollte, wie ſie es verdiente, und wie es ihrer Natur Bedürfniß war; und daß dem wilden, ſtets zu Uebertreibungen geneigten Sinne Wilhelm's das ſtille, in ſich zurückgezogene und nur in beſcheidener Gottergebenheit nach innen zu ſich entfaltende Gemüth Anna's nicht genügen werde, wollte dem Ritter wohl bedünken; allein ſtand dann die hohe Frau in einer ſie feindlich berührenden Welt, allein in der kalten Pracht ihres Standes, der ſie von Herzen voll Mitgefühl und Empfängniß für Mittheilung ſchmerzlicher Gefühle ſchied. Zwar war der deutſche König Friedrich III. ihr Vetter und Vormund, aber das Oberhaupt des Reiches ſtand ihr zu hoch und zu fern; zwar war Ladislaus, der König von Ungarn und Böhmen, ihr Bruder, aber er war noch ein Knabe; — und ſo war im möglich, ja wahrſcheinlich ſchlimmen Falle — der Gedanke erfaßte Kunzens Seele immer gewaltiger — die zarte ſanfte liebenswürdige

Fürſtin verlaſſen. Er gedachte ſeines Weibes, die auch Anna hieß, und ſeiner Kinder, und gelobte ſich dann im Stillen noch einmal, der theuren Herzogin ein Beiſtand zu ſein, wenn ſie deſſen bedürfe.

Verſenkt in dieſe Betrachtungen, hatte er nicht bemerkt, wie Herzog Wilhelm mit ſeiner reizenden Tänzerin vor ihm ſtand; durch ihre lebhafte Unterhaltung aufmerkſam gemacht, trat Kunz noch einen Schritt näher.

„Und Euer Gatte kränkelt, ſeit Ihr ſein Weib ſeid?" fragte ſie Wilhelm.

„Wie ein zehrendes Gift ſchleicht es ihm durch Adern und Gebeine, ſeine Kraft ſchwindet zuſehens," erwiderte ſeine Tänzerin in einem ziemlich leichtfertigen Tone.

„Wie ſehr ſeid Ihr zu bedauern, ſchöne Frau! Und Ihr ſeid werth, mit einem jungen Helden voll Mark und Saft, wie der hörne Siegfried, das Lager zu theilen. Wie kann ein Weib von Euerer Art einen preßhaften Mann lieben?"

„Gnaden," ſprach Katharina mit Leidenſchaft und blickte ihm in das trunkene ſchwarze Auge, das gierig in den Reizen ihrer Formen ſchwelgte, „ich liebte noch nie einen Mann."

„Wie aber konntet Ihr Euch den Traum der Jugend ſo grauſam zerſtören, wie die bunte Welt ſchöner Bilder ſo muthwillig zerreißen und einem Manne Eure Hand reichen, für den Ihr keine Minne fühltet?"

„Ich hatte Achtung vor ihm. Mein Vater wünſchte unſere Verbindung, und der Kindespflicht opferte ich gern die kleinen Wünſche meines ſich ſelbſt nicht verſtehenden Herzens."

„Alſo es hatte doch Wünſche? Ihr mußtet ein Opfer bringen? Es ſträubte ſich gegen Euern Schritt?" rief der Herzog.

„Ich bitt' Euch, gnädiger Herr,“ fuhr Katharina im bewegten Tone fort, „ſchont meiner Schwäche; ich geſteh' Euch gern, daß mein Herz ſeine Stimme hat; doch muß ich Euch immer verſichern, daß ich noch nie einen Mann geliebt habe.“

„Blick und Wort verrathen mir allzudeutlich, ſchöne Frau, daß Ihr nicht glücklich ſeid. Glaubt mir, ich nehme großen Antheil an Euch. O dieſe auf Achtung begründete Ehen gemahnen mich wie eine Blume ohne Duft! Ein ſolches Leben iſt kein eiſiger Decembertag, wo man recht grimmig die Schmerzen des Lebens empfindet; es iſt kein üppiger Frühlingsmorgen, der uns Blumenkränze mit luſtigem Sonnenſchein auf das trauliche Lager der Liebe wirft; es iſt kein heißflammender Sommertag, der des Mannes Schweiß mit dem Aehrenkranze krönt, den er dem liebenden verlangend ihm entgegen tretenden Weibe um die blühende Bruſt ſchlingt, nein, ein ruhiger, ewig gleicher, fröſtelnder Herbſttag iſt es; die Sonne kann die Fenſterſcheiben kaum erwärmen, und doch iſt's nicht luſtig kalt: kein belebender Ton dringt zum Ohr, nicht das Geläute der Schellen, nicht der Schnitter Geſang, nicht Peitſchenknall und Huſſahruf luſtiger Eisfahrer, o pfui! das Leben iſt todt; man ſchläft ein auf der Ofenbank. Meint Ihr nicht, daß Nachtigallenlieder, Blumenketten, Duft und warmer Sonnenſchein, daß Blitz und Donnerwetter, die heulende Windsbraut und praſſelnder Hagelſchlag, daß Frühlingsſäuſeln und des Winters Sturmgebrüll uns erſt empfinden machen, daß wir ſind, und daß ſolch bewegtes friſchempfundenes ſchnell verduftetes Leben allein raſch gefühlte kühn genoſſene Minne gewährt?“

„Wahrhaftig! Euere Worte, gnädiger Herzog, wären im Stande, in manchem Herzen die Sehnſucht nach ſolchem Liebesleben zu erwecken," erwiderte die Edelfrau warm; dann fügte ſie mit einem buhleriſchen Seufzer hinzu: „doch meine Kränze ſind verdorrt."

„Oeffnet Euere Bruſt neuem Frühling, der mit Roſenfinger an ſie klopft! Pflanzt neue Blumen, ſie werden ſich Euch zu Kränzen winden!" girrte der Herzog.

Der Tanz drängte ſie weiter, doch Kunz hatte genug gehört. Sinnend trat er zur Schenkbank, um einen Becher zu leeren, dort fand er die Gebrüder Vitzthum, Apel und Buſſo, die er abſichtlich vermieden hatte; eine nicht geringe Anzahl thüringiſcher Grafen und Herren waren um ſie verſammelt und ſprachen den Weinhumpen tapfer zu.

„Kunz," rief Apel, „laßt uns auch ein Wort zuſammen koſen! Wir waren ſonſt gute Freunde und getreue Nachbarn und haben wohl eine Metze Salz mit einander verſpeiſt; wie kömmt's, daß wir uns ſeit geraumer Zeit fremd geworden ſind?"

„Das müßt Ihr beſſer wiſſen, als ich," verſetzte Kunz, „denn ich war nie fremd gegen Euch."

„Nun," fuhr jener lachend fort, „ſeit mir der Kurfürſt, Euer Herr, dermaßen zu Leibe will, daß ich in meinem Haus und Hof des Lebens nicht mehr ſicher bin, will's mich doch bedünken, als habe ſich Euere Geſinnung gegen mich ebenfalls geändert."

„Glaubt mir, ſie iſt dieſelbe geblieben," antwortete Kunz bitter; „denn ich hielt Euch nie für einen Apoſtel und Kreuzprediger."

„Das ſpricht der Kurfürſt aus Euch!" ſchrie Apel von Wein erhitzt. „Dankt's dem Orte, Kunz, wo wir ſind, ſonſt wollt' ich Euch darauf antworten."

„Ihr würdet mir die Nägel auch nicht von den Fingern brennen," ſagte Kunz kalt. „Trinkt Euern

Wein und laßt mich den meinen trinken; dann laßt doch jeden ſeine eigene Straße ziehen."

„Nein, ich laß Euch nicht!" rief Apel noch heftiger, „Ihr ſagtet mir denn, warum der Kurfürſt nicht zur Hochzeit unſres gnädigen Herrn gekommen iſt."

„Euch ſteckt doch ein wunderliches Vormundſchaftsweſen in Fleiſch und Blut. Glaubt Ihr wohl der Kurfürſt habe mich zu ſeinem Curator beſtellt, und gebe mir Rechenſchaft von ſeinem Thun und Laſſen? Was geht mich ſein Nichtkommen an? was Euch? Er lebt in Meißen, ich in Altenburg. Ihr in Taureda. Was thut's noth, daß wir uns viel um einander bekümmern?"

„O Ihr wollt mir ausweichen!" ſagte Apel, „doch das ſchadet nichts; wir wollen einander nicht zürnen. Thut mir Beſcheid und trinkt auf meines Herzogs und ſeiner jungen Frau Wohl!"

„Euer Herzog iſt auch der meinige," erwiderte Kunz. „Ich bin ein Thüringer, ſo gut wie Ihr."

Damit nahm er den dargebotenen Becher und leerte ihn.

„Warum tratet Ihr nicht in ſeine Dienſte? Warum dient Ihr dem Herrn vom Meißnerland? Euere meiſten Schlöſſer und Beſitzungen liegen in Thüringen."

„Ich habe dem Kurfürſten ſeit dem Tage gedient, als unſer ſeliger Landgraf Friedrich zu Weißenſee ſanft entſchlief, und all' ſein Land an die meißner Markgrafen fiel; da wußte noch kein Menſch, wie's Gott ſchicken und wer von den zwei fürſtlichen Herren Landgraf von Thüringen werden würde. Nun werd' ich nicht mit dem Rock auch den Herrn wechſeln ſollen. Ueberdies will ich aufrichtig gegen Euch ſein, Apel, ich glaube nicht, daß wir uns lange vertragen würden. Dem Kurfürſten bin ich unterthan, Euch würd ich's nicht ſein können."

„Ritter Kunz, Eure Zunge iſt ſcharf und bewegt ſich gar zu frei," drohte Apel, „und ſie geht drauf aus, mich zu ſtechen. Doch bedenkt, daß Ihr nicht in Meißen, ſondern in Jena ſeid."

„Meine Zunge kann überall die Wahrheit reden, und ich fürchte in Jena den Teufel ſo wenig als anderswo, das, dächt' ich, wüßtet Ihr aus alter Zeit her. Mag meine Zunge ſcharf oder ſtumpf ſein: ich habe ihr niemals Gewalt angethan, werd's von Euch nicht noch lernen ſollen."

„Nun ſo ſagt mir, wenn Ihr der Wahrheit ſo ſehr huldigt, was hat der Kurfürſt, Euer Herr, eigentlich gegen mich, daß er mich vertreiben will von Land und Dienſt?"

„Ich meint', Ihr wüßtet es lang von ihm ſelbſt, doch wollt Ihr's noch einmal aus meinem Munde hören, ſag' ich's auch gern. Ihr ſollt ſein Ehegemahl, die Frau Margareth beſtrickt und ihr zugeflüſtert haben, ſie möchte die eheliche Lieb und Pflicht ihrem Herrn verweigern, weil er von übler Leibesſchwäche und verderblicher Krankheit heimgeſucht ſei, die ſie ſelbſt zu Grunde richten könne, als wärt Ihr drauf ausgegangen ſchon vor langer Zeit, daß die Frau keiner Leibeserben geneſen ſolle, ferner habet Ihr dem Kurfürſten nach dem Leben getrachtet und —"

„Schweigt!" rief Apel wüthend, „der Teufel ſelbſt ſpricht ſolche Abſcheulichkeiten aus Euch. Schweigt, wenn ich ſelbſt nicht Euere Zunge hemmen ſoll! Solch verfluchtes Wort kommt nicht vom Kurfürſten, das ſpricht die Bosheit ſeines Vogtes. Ihr ſeid längſt mein Feind geweſen und wollt mir heute Verdruß machen; deshalb führt Ihr ſo giftige Reden."

„Ich will's Euch ſchwarz auf weiß vom Kurfürſten ſelbſt bringen und dann mit meinem Schwerte noch einmal auf Euren Kopf ſchreiben, wenn Ihr mich Lügen beſchuldigt und Euer Schimpfmaul nicht zähmt; Ihr habt mich aufgefordert zu reden und ich that's. Was wollt Ihr nun?“

Der Streit drohte heftiger zu werden, und ſchon miſchten ſich mehre Ritter in den Wortwechſel, als der Herzog herzutrat und fragte, was die Gemüther ſo aufgereizt habe.

„Kunz von Kauffungen iſt vom Kurfürſten als Spion abgeſchickt, zu erlauern, was bei uns vorgeht,“ ſagte Apel hitzig. „Er vertheidigt ſeinen Herrn gegen Euch und hat mir vor allen ehrbaren Rittern Schimpf und Schande angethan.“

„Das lügt Ihr in Euern Hals hinein!“ rief Kunz zornig, und wandte ſich zum Herzog. „Ihr habt mich, gnädigſter Herr, als einen thüringiſchen Edelmann zu Euerm Beilager entboten; ich habe nicht verabſäumt, Euch zu Willen zu ſein. Nun kommt mir Ritter Apel Vitzthum auf den Hals mit allerlei Neckerei und Stachelei. Ich weiß wohl was er bezweckt: er meint, ich ſoll mich in der Hitze mit Worten gegen Ew. Gnaden vergehen. Mit Speck fängt man Mäuſe. Aber ich bin keine dumme Maus, und der Speck riecht zu ſtark nach der vitzthumſchen Küche.“

„Beruhigt Euch, Ritter Kunz,“ ſagte im ſanften Tone der Herzog, „und laßt die, ſie ſind erbittert, und Apel hat's Urſach in vieler Hinſicht; wir wollen darüber nicht ſtreiten, Ihr ſollt's aber auch nicht. Euere Pflicht gebietet Euch, daß Ihr anders redet, wie dieſe, und daß Ihr's mit Gewicht und Kraft thut, iſt löblich von Euch, Ritter Kunz, und ich ſchätz' Euch um deſto mehr als einen tüchtigen Ritter, weil

Ihr Euerm Herrn treu dient. Noch mehr aber freut mich's, daß Ihr meiner Einladung ein Gnüge geleiſtet, und nicht ausgeblieben ſeid, wie manche Andere, die meinem Bruder anhängen, und mir deshalb zürnen."

„Wollt ich doch lieber, ich könnt Alles zum Beſten lenken!" verſicherte Kunz; „ich würde kein Opfer ſcheuen."

„Von Euerm guten Willen bin ich überzeugt," ſprach der Herzog raſch und faßte Kunzens Hand. „wär' ich's doch auch ſo von dem meines Bruders; aber, er iſt der Wolf im Schafskleide. Glaubt Ihr vielleicht, daß ich meinen Bruder nicht liebe, ſo irrt Ihr ſehr: ich lieb' ihn jedenfalls mehr, als er mich, ſonſt würd' ich nicht immer zu den Unwürdigkeiten, die er mir angethan, geſchwiegen haben. Seht, als mein Vater ſtarb — Gott ſchenk ihm Friede! — war ich ein Bübchen von drei Jahren und hatte noch keinen Begriff von brüderlicher Einigkeit und Liebe, aber als er ſo herzrührende Worte zu uns ſprach und uns vermahnte, ſtets treu und feſt zuſammen zu halten und einig zu ſein, recht wahrhaftig wie Brüder ſein müßten, und ihm die Thränen über die bleichen Wangen rollten, da ahnete ich doch was er von uns wollte; ich weinte mit und ſah meine drei älteren Brüder an und gelobte mir mit kindlichem Sinne, ſie nach des Vaters und des Himmels Gebot recht zu lieben. Den einen, den Heinrich, hat Gott zu ſich genommen, er bedarf meiner Liebe nicht mehr, der Sigismund hat unſerem Hauſe Schande gemacht und uns keine brüderliche Liebe bewieſen, und Friedrich, den ich allein noch habe, ſtößt meine Liebe von ſich. Er ſtand als ein Jüngling von ſechszehn Jahren am

Sterbebette unſeres edlen Vaters; er hätte ſich ſeine Worte am tiefſten einprägen ſollen."

„Edler Herr," ſagte Kunz mit Gefühl, „meint Ihr denn wirklich, daß Euch Euer Bruder nicht liebe? Ich habe oft das Gegentheil von ihm gehört; und ſonderbar genug glaubt er von Euch, was Ihr von ihm glaubt."

„Nun dann verſtehen wir uns nie, oder er will mich nicht verſtehen!" rief Wilhelm unwillig. „Unter ſeiner Leitung bin ich aufgewachſen; er war ſtreng gegen mich und ließ mich jugendlichen Leichtſinn oft hart büßen. Dieſes unausgeſetzte finſtre Hofmeiſtern und Zurechtweiſen meiner Jugendluſt machte mir ſchon damals Vieles an ihm verhaßt, was ich bis jetzt noch nicht ausſtehen kann. Er will ewig den klugen, den verſtändigen ſanften beſonnenen Mann ſpielen, und Alles ſoll ſich unter ſeinen Händen ſchnurgerade und eben geſtalten. Aber das Leben iſt einmal höckerig, veränderlich, wunderlich, heute Sonnenſchein, morgen Sturmwetter. Den ſanften Leuten kann ich nicht beſonders gut ſein; ſie ſind meiſt verſteckt, heimtückiſch; gerad heraus lob ich mir, wenn's auch derb und grob kommt. Meine Bruſt iſt nicht gebaut, ſich zu ſchmiegen und zu bücken; gerade durch will ſie, mag's nun reißen oder brechen. Laßt doch jedem ſeine Art und Weiſe; was kümmert's ihn, wenn ich's bunt treibe? hab' ich doch Land und Leuten noch nicht geſchadet; warum will er mir immer vorſchreiben und mich meiſtern? Die Jugend gährt und brauſt wie ein Faß junger Wein; laßt ſie gewähren; 's wird doch ein guter Wein draus. Dächt' er ſo wie ich, wir wären die beſten Freunde."

„Es käme nur darauf an, gnädigſter Herzog," erwiderte Kunz, „daß Ihr einmal freimüthig und herzlich mit Euerm Bruder ſprächt; ich bin überzeugt, es würde ſich manche Irrung heben, die durch Mittelsleute von böſem Willen nur ſchlimmer und bitterer wird.“

„Hab' ich doch in Halle mit ihm geſprochen im Winter voriges Jahr, wo ich mir, um nur Ruh' und Frieden vor ihm zu haben, noch ein paar Aemter von meinem Lande abſchwatzen ließ, und er ſelbſt hat ſich doch ſeine Portion erwählt und mich nicht gefragt, ob ich Thüringen haben will, oder Meißen. Aber erſt war er kaum dazu zu bewegen geweſen, mich zu ſehen, und als wir nun endlich doch zuſammen kamen, da war er kalt und einſilbig; mir war das Herz voll Verlangen ihn zu umarmen; ich zitterte ſchier vor Freuden, als ich ihm entgegen trat, und nun ſtand ich vor einem ſauerblickenden fürſtlichen Herrn, der mir mit leerer Höflichkeit die Hand bot. Ich war wie in friſches Waſſer getaucht, doch ſammelte ich mich und war nun noch kälter als er. Wir ſchieden in Frieden von einander; ich fragte nicht wieder nach ihm. Plötzlich fällt's ihm ein, mir zu befehlen, daß ich meine Räthe und den Apel Vitzthum vor allen Andern fortjagen ſoll, weil ſie böſe Anſchläge wider ihn im Schilde führten, und wir allzuſammen das Land Thüringen dem böhmiſchen König, meinem Schwager, in die Hände ſpielen wollten. Das jagt ihn in den Harniſch und er bedenkt nicht, daß ich doch am liebſten meine Länder ſelbſt behalten und meinen Leibeserben, die mir, hoff' ich, doch der Himmel ſchenken wird, hinterlaſſen will. Als ich nun über ſeine Anmuthung lache, zieht er feindlich heran und verwüſtet mir das Land. Ich hab' ihm die Unbill nicht entgelten laſſen; ich lud ihn ein zu meiner Hochzeit mit ſeiner hochfürſtlichen Ehewirthin und ſeinen

Kindern durch ein eigenhändiges Schreiben; er hat mir nicht darauf geantwortet; weder er, noch eins aus ſeinem Hauſe iſt erſchienen. Nun ſagt mir ſelbſt, Ritter Kunz, — Ihr ſeid ein erfahrener Ritter und ein verſtändiger billigdenkender Edelmann, — ſagt, iſt das liebevoll, iſt das brüderlich von ihm gehandelt?"

„Man muß geſtehen," entgegnete Kunz, „Ihr habt viel für Euch. Ew. hochfürſtlichen Gnaden und des Kurfürſten Hoheit ſind eben zwei ganz verſchiedene Naturen, die zuſammengeſpannt ſich nicht gut vertragen. Doch würde ich Euch immerhin rathen, wenn Ihr guten Rath von mir annehmen wollt, hört nicht zuviel auf Andere, ſondern wendet Euch mit Euern Beſchwerden und Erinnerungen lieber an Euern Bruder ſelbſt. Was in meinen Kräften ſteht, ſo werde ich dafür ſorgen, daß er nichts ungünſtig von Euch aufnimmt."

„Kunz, Ihr ſeid ein braver Ritter, und es kann durch Euere Verwendung Manches geſchehen; ſagt meinem Bruder, daß ich zu jeder Zeit ihm liebreich die Hand biete."

Nach den Verſicherungen ſteter Gewogenheit verließ der Herzog den Hofmarſchall mit einem Händedruck raſch und ungeduldig und verlor ſich im Gedränge des Saales; ſpäter ſah ihn Kunz wieder bei der reizenden Katharina ſtehen und lebhaft mit ihr ſich unterhalten. Der Ritter ſchüttelte, wie von düſtern Gedanken befangen, das Haupt und murmelte vor ſich hin: „Wilhelm, hüte dich, daß wir ſelbſt nicht an einander gerathen! Die ſchöne Hexe hat dir's angethan, daß du deiner frommen Frau vergißt. Das ſieht ſich an als könnt' es ein arger Handel werden."

Die Verſammlung überließ ſich immer mehr dem Genuſſe ſtark aufgetragener Freude im ritterlichen Geſchmack der Zeit. Der Wein floß in Strömen und umſchleierte endlich alle Köpfe. Das Getöſe legte ſich erſt mit dem aufgehenden Morgen. Nur die junge Herzogin hatte ernſt und ſinnig ihren Platz nicht wieder verlaſſen und ſchien keinen Antheil an dieſer gemeinen Luſt zu nehmen. In ihrer Bruſt war der Stern einer höheren Freude aufgegangen.

Der folgende Tag reihete ſich an den vergangenen, wie eine Roſe im Kranze ſich an die andere drängt. Die ganze Stadt war wieder in Bewegung. Menſchenmaſſen zogen herbei, Ritter paradirten auf geſchmückten Roſſen in blanker Rüſtung durch die Straßen; denn der Herzog hatte den heutigen Nachmittag zur Aufführung prächtiger Ritterſpiele beſtimmt. Mit dieſen Kampfſpielen begannen die öffentlichen Luſtbarkeiten und Ergötzungen des Feſtes, und Herzog Wilhelm's erfinderiſcher Geiſt hatte eine Reihe von Tagen beſtimmt, deren jeder neue Unterhaltung bringen ſollte. Schon ſtanden die langen Tafeln im Schloſſe wieder mit köſtlichen Geräthſchaften beſtellt, ſchon ſchäumte der Wein wieder in ſilbernen Humpen, ſchon waren alle hohen Gäſte verſammelt, und die Speiſen wurden aufgetragen, da ſprengte ein beſtaubter Ritter durch das Thor des Schloſſes und verlangte eilig nach Kunz von Kauffungen.

Verwundert über die Meldung trat Kunz aus dem Saale, aber noch mehr verwundert erkannte er in dem Ritter ſeinen Bruder Dietrich von Kauffungen. Sie traten zuſammen bei Seite und hielten eine lange Unterredung, dann kehrte Kunz in den Saal zurück und erbat ſich vom Herzog eine Unterrebung. Der Fürſt führte den Ritter in ſein Cloſet. Hier nahm Kunz das Wort:

„So ſehr es mich ſchmerzt, Ew. hochfürſtliche Gnaden in allem dem, was Ihr mir geſtern über Eueren Bruder ſagtet, beſtärken zu müſſen, ſo kann ich doch nicht umhin, Euch eine Nachricht mitzutheilen, die mir ſo eben durch meinen Bruder Dietrich von Leipzig her überbracht worden iſt, wenn ſie Euch auch betreten machen ſollte. Der Kurfürſt hat nämlich, wie Ihr bereits wißt, ſeine Landſtände auf den geſtrigen Tag nach Leipzig berufen, dort aber hat man berathſchlaget, wie man Euch und die Vornehmſten Eueres Landes hier mit einem Heerhaufen zu überziehen und gefangen zu nehmen die ſchönſte Gelegenheit habe, und der Kurfürſt rüſtet ſich in Eile, dieſelbe zu benutzen. Nehmt Euere Maßregeln darnach; ich muß Euch verlaſſen und zwar ſogleich; denn er hat einen Boten nach mir geſendet und mich ohne Verzug nach Leipzig entboten, da er nicht der Meinung iſt, daß ich Euer Hochzeitsfeſt mit begehe.“

„Nun' ſeht die treuloſe Tücke!“ fuhr der Herzog wild und ungeberdig auf. „Nicht einmal mein fürſtlich Beilager will der ſanftmüthige Fürſt mich in Ruhe und Frieden begehen laſſen. Unſre Freude iſt ihm verhaßt. Pfui! Ich ſchäme mich dieſes Bruders!“

„Beſchämt ihn durch edle beſonnene That, gnädigſter Herr. Mir aber vergönnt, daß ich nichtsdeſtoweniger Alles aufbiete, um eine wahre und dauernde Verſöhnung zu Stande zu bringen.“

„Es wird Euch ſchwerlich gelingen; aber ich ſchätze Euern guten Willen, Ritter. Jetzt gilt's der Heimtücke und Anmaßung des Kurfürſten raſch und kräftig entgegen zu treten. Ich dank' Euch für Euere treue Botſchaft!“

Kunz beurlaubte ſich, und wurde mit einem herzlichen Händedruck entlaſſen. Als er an der Herzogin vorüberging, flüſterte er ihr zu: „Heute kann ich nur Euere Grüße an die Baſe beſtellen; ein andermal mehr! Lebt wohl!“ —

Draußen war's unterdeſſen ſchon lebendig geworden. Einige Freunde Dietrich's hatten von ihm erfahren, welche Gefahr bevorſtehe, und als Kunz mit ſeinem Bruder durch das Thor der Stadt ritt, folgten viele Ritter nach. Hier bleiben konnte keiner, weil Niemand auf den Kampf vorbereitet war. Herzog Wilhelm theilte die Kunde vom feindlichen Heranzug ſeines Bruders ebenfalls den Gäſten mit, und allgemeine Beſtürzung verbreitete ſich unter ihnen. Jeder eilte, ſich ſo ſchnell als möglich zu ſichern; man vergaß die Freuden der Tafel und der Spiele; die Speiſen blieben unberührt und ſtanden noch ſo am andern Tage. Alle ritten davon, Manche um ſich aus dem Handel zu ziehen, die Meiſten um ſich zu rüſten und am folgenden Tage dem Heerpanner des Herzogs zu folgen. Ihnen hatte er ſeine Grenzſtadt Weißenfels zum Sammelplatze beſtimmt, wo er, auf Apel Vitzthum's Rath eine feſte Stellung einzunehmen und des Kurfürſten beabſichtigten Zug nach Thüringen mit Nachdruck zu verhindern gedachte. Wer es noch nicht gewußt hätte, daß Herzog Wilhelm wirklich noch ein unſelbſtändiger Jüngling und Apel Vitzthum in der That und Wahrheit ſein Vormund war, der hätte ſich bei dieſer Gelegenheit davon überzeugen können. Apel traf alle Anordnungen und widerrief oft die vom Herzog ſelbſt gegebenen. Auch kehrte ſich eigentlich gar Niemand an die Befehle des Herzogs, ſo wild und ſtürmiſch ſie auch gegeben wurden, und er ſelbſt ließ ſich ſtets von wenigen Worten ſeines Miniſters lenken und beſtimmen. Und Apel war wirklich ein Mann von großer Geiſtesüberlegenheit, der den jungen ſtattlichen aber beſchränkten Fürſten ganz in ſeiner Gewalt hatte. Mit Umſicht traf Jener die nöthigen Vorkehrungen, während dieſer nicht fertig werden konnte, ſich von der ſchönen Katharina zu verabſchieden.

Nach wenigen Stunden war das Schloß leer von Hochzeitgäſten und füllte ſich mit Rittern und Reiſigen, das Feſtgetöſe wich dem Waffenklirren und Kriegsgeſchrei. Boten ritten ab mit Befehlen, und der Herzog ließ ſich Wehr- und Waffenſchmuck anlegen.

Gegen Abend trat er geharniſcht vor die junge Gattin, um ſich von ihr zu beurlauben und drückte dem blaſſen wehmüthig lächelnden Kinde einen flüchtigen Kuß auf die Wange. Schön und kühn wie der Kriegsgott ſprengte er dann an Apel's Seite und an der Spitze des reiſigen Zeugs zum Thore hinaus. Mit dem Abend zog Grabesſtille in das Hochzeithaus, das Abends vorher vom wildeſten Jubel widergehallt war.

„Böſe Vorbedeutung!“ ſeufzte Anna. „Schlimmes Zeichen für mein Leben dieſer ſo plötzlich zerriſſene Kranz der hochzeitlichen Freude!“

Und ſie ging bang und ſchwermüthig in ihre Gemächer, um ihr gepreßtes Herz in Gebet zu erleichtern. Am andern Morgen ließ ſie die aufgehäuften Speiſen an die Armen vertheilen.

## 3.

# Friedrich der Sanftmüthige.

Verſammelt auf den Ruf ihres Herrn waren in Leipzig die Stände des meißner Landes, er ſelbſt war von Meißen herübergekommen. Auf der hohen Kuppel der alten Pleißenburg flatterte im heitern Sonnenſchein die Fahne, weit in das Land hinein verkündend, daß das edle Herrſcherhaupt in ihren Mauern verweile. Unten aber in den weiten luftigen Sälen des Schloſſes ſaß auf dem erhabenen Seſſel in ernſter Majeſtät, angethan mit dem Purpur und dem fürſtlichen Hermelin, und den Kurfürſtenhut auf dem lockigen Haupte, tiefen Schmerz in den milden Zügen ſeines Geſichtes, der Sachſen Kurfürſt, Friedrich II., den Mit- und Nachwelt den Sanftmüthigen genannt haben. Vor ihm ſtanden ehrfurchtsvoll mit entblößtem Haupte die mächtigſten Lehnsträger ſeines Gebiets, und rund um ſaßen die Stände deſſelben in der Verſammlung, ſich mit dem Fürſten zu berathen über das Wohl und Wehe des Vaterlandes. Da winkten die Herolde und tiefe Stille herrſchte im Saale. Friedrich eröffnete den Ständen die Abſicht ſeines Rufes. Es war immer noch die alte Beſchwerde über das unbeſonnene Handeln ſeines Bruders, wie er es nannte, das durch die Leitung der eigennützigen boshaften Rathgeber deſſelben herbeigeführt würde.

„Mein Bruder, der Herzog Wilhelm,“ ſprach er, „iſt umſtrickt von des Teufels Garnen und von ſeiner Liſt verblendet, daß er nicht ſieht, wie ſie ihn immer feſter faſſen. Er hört nicht auf meine brüderliche

Mahnung; denn er iſt verſunken in einen ſtarrhälſigen Stolz, daß er nichts anzunehmen brauche von einem Andern, am wenigſten von ſeinem Bruder. Verſchlimmert hab' ich durch meine guten Worte und durch die Schritte, die ich zu ſeinem Heile that, was ich beſſern wollte, und er verharrt nun mit verbiſſenem Trotz darauf, die Vitzthume und ihren böſen Anhang bei ſich zu behalten und ſie noch feſter an ſich zu ketten. Er überhäuft ſie mit Ehren und Gnaden. Ich weiß, daß dieſe Gottloſen viel Böſes und Verderbliches gegen mich und mein Land im Schilde führen, und wer vermöchte die Tiefe ihrer Bosheit zu ergründen? wer vermöchte das hölliſche Gewebe klar zu durchſchauen, was ſie immer fort ſpinnen und flechten? Der Apel führt meinen armen Bruder, den ich herzlich liebe und bedaure, tagtäglich hinter's Licht; er hat ihm ſchier die ganze Verwaltung des Landes abgenommen; denn jener iſt ein heißblütiger Jüngling, folgt der Luſt und dem Vergnügen nach und hat Unluſt an den Geſchäften, welche dem Fürſten und Vater eines Landes zukommen. Der Apel aber verlockt ihn zu immer neuen Zerſtreuungen und Thorheiten, hält ihn ab von ſeiner Herrſcherpflicht, zieht das arme Volk aus, behält die beſten Einkünfte für ſich, ſaugt ſich voll wie ein Schwamm, baut ein feſtes Schloß um das andere und ſchafft noch dazu viel Geldes außer Land, um ſich zu ſichern. Seine Helfershelfer vergeſſen ſich auch nicht, und Jeder ſucht ſich zu bereichern auf Koſten des armen gedrückten Landes. Wie Pilze ſind ſie aufgeſchoſſen auf ſeiner Höhe, die beſten und vortheilhafteſten Stellen ſchnappen ſie weg, in ihren Händen ruht alle Gewalt, keine Stimme der bedrängten und geplagten Unſchuld dringt zu den Ohren des betrogenen Herzogs, und der feiert unbekümmert um das Alles ſeine Hochzeit, lebt in Saus und Braus und meint noch dazu, ich thue ihm groß Unrecht. So wiederholt ſich in dieſem geſegneten Thüringerlande, was die alten Chroniken von unſerm Ahn, dem Landgrafen Ludwig dem Zweiten von Thüringen, welcher der Eiſerne genannt wird, berichten. Der trieb's als ein junger Fürſt ebenſo und ließ ſeine Vaſallen ſchwelgen in des Unterthanen Schweiß und Blut. Der hatte aber keinen Bruder, der ihn warnte. Aber ein Schmied in der Ruhl, zu dem er ſich verirrt, öffnete dem betrogenen Jüngling die Augen und ſchmiedete ihn hart in einer Nacht. Seitdem war er eiſern. Mir will kein ſo wackerer Schmied zu Hülfe kommen. Was iſt nun anzufangen bei ſolch großem Elende? Was anders, als alle Kräfte aufzubieten, um mit Gewalt das zu bezwecken, was wir in Güte nicht erlangen können. Wenn ihr einen ungezogenen Knaben am Rande eines Abgrunds rennen ſehet und locket ihn mit ſanften Worten, und er höret nicht auf eueren Mahnungsruf und läuft noch weiter, euch wohl noch dazu verlachend, ſo habt ihr Mitleid mit ſeiner Thorheit, gehet hin und reißt ihn mit Gewalt weg, wie ſehr er ſich auch ſträuben und wild geberden mag. So laſſet auch uns jetzt mit meinem verblendeten Bruder verfahren. Mit Heeresmacht wollen wir das Land überziehen, und ſeine böſen Räthe wegfangen, ihn ſelbſt aber bewahren und ſchützen vor aller Unbill.“

Mit einſtimmiger Erklärung aller anweſenden Grafen und Herren wurde der Vorſchlag angenommen und der Zug nach dem Oſterlande verabredet. Die folgenden Tage wurden mit Rüſtungen zugebracht, und an der Spitze ſeines Haufens zog der Kurfürſt von Leipzig aus nach Lützen. Wie ſehr aber erſtaunte er, als er dort vernahm, daß zwiſchen Lützen und Weißenfels ſein Bruder mit einer größeren Heeresmacht, als die ſeinige, wohlgerüſtet ſeiner warte! Schnell verlor er den Muth und mit ihm ſein Heer. Unvorbereitet hatte er den unmündigen Knaben zu überfallen gedacht, und nun ſtand dieſer trotzig in Stahl und Eiſen vor ihm und bot ihm die Spitze. Des Kurfürſten Verlegenheit war nicht gering; ein Treffen mit dem Bruder wollte und konnte er unter ſo bewandten Umſtänden nicht wagen.

Kunz von Kauffungen war unterdeſſen zu dem Heere geſtoßen und bat den Kurfürſten um eine Unterredung. Hier eröffnete er ihm ſeines Bruders wohlwollende Geſinnung, verſicherte, daß ſich in der Güte das Meiſte von ihm gewinnen laſſe, und daß, wenn man es nur geſchickt anfange, der Herzog vielleicht zu bewegen ſei, ſeine Rathgeber von ſich zu entfernen.

So erzürnt der Kurfürſt auch erſt geweſen war, ſo ſagte er doch, als Kunz mit ſeinen Vorſtellungen geendet hatte: „Ihr habt ein verſtändiges Wort geſprochen, Ritter Kauffungen, und es wäre wahrlich beſſer, wir machten die Sache in Frieden und Einigkeit ab. Euch will ich ſie alſo anvertrauen. Reitet zu meinem Bruder hinüber nach Weißenfels und macht ihm die dringendſten Vorſtellungen wegen ſeiner ſchlechten Diener; dann eröffnet ihm meinen Wunſch, daß ich ihn ſelbſt ſprechen und mich mit ihm berathen wolle über die Regierung unſerer Länder. Er ſelbſt mag Zeit und Ort unſerer Zuſammenkunft beſtimmen."

Gedankenvoll trabte Kunz über das Blachfeld und überlegte, wie er am geſchickteſten ſeine Worte an den Herzog einrichten wolle, damit er ihn unvermerkt überrede, dem Kurfürſten, wenn auch noch nichts nachzugeben, aber doch wenigſtens einen biegſamen Willen zu zeigen. Eine Stunde vor Weißenfels, wo das flache Land allmälig zu Hügeln ſich geſtaltet und die Saale ihren Lauf mehr nach Norden kehrt, erblickte er die Reiſigen der Thüringer aufgeſtellt, und lenkte ſein Roß in ihre Mitte.

Apel Vitzthum trat ihm entgegen:

„Was gilt's, der Kurfürſt ſchickt Euch wieder, gut beizulegen, da er ſieht, daß wir uns nicht fangen laſſen, wie Mäuſe in der Falle? Ihr ſollt dem Herzog wohl friſchen Speck anſtecken?“

„An Euch hat's wahrlich nicht gelegen, Apel, daß der Herzog auf ſeiner Hut war. Habt Ihr ihn vielleicht vor dem Ueberfalle gewarnt?“ erwiderte Kunz mit Nachdruck.

„Nein, Ihr habt's gethan?“ lachte Vitzthum. „Ihr werdet Euch aber wohl gehütet haben, dem Kurfürſten über dieſe Warnung offne Mittheilung zu machen. Er möchte Euch das auch ſchlechten Dank wiſſen. Bedenkt wohl, daß Niemand zweien Herren dienen kann. Ich glaube, Ihr ſeid nahe daran es mit beiden Fürſten zu verderben.“

„Ihr dient zwar nur Einem mit all Eueren Leibes- und Seelenkräften, dem thut Ihr Alles zu Nutz und Lieb, für den ſammelt Ihr Geld und Gut; und dieſer Herr iſt weiter Niemand als Ihr ſelbſt. Wenn ich aber dem Kurfürſten und dem Herzoge zugleich mich dienſtfertig erweiſe, ſo geſchieht's, um den Frieden zu erhalten und die fürſtlichen Brüder in Einigkeit; kann ich das aber mit meinen geringen Kräften nicht durchſetzen, ſo weiß ich wohl, auf wen ich zuerſt losſchlagen werde.“

„Kunz, der Kurfürſt wird Euch Euere Treue ſchon belohnen. Ich habe dem Landgrafen Friedrich gedient und ihn begraben helfen, der war ein Herr, der den

Ritter zu ſchätzen wußte. Aber als wir Thüringer dem meißner Fürſtenhauſe zufielen, da meinte der Kurfürſt nicht anders, als wir ſollten Alle ſeine Knechte ſein. Wer ihm was Liebes und Gutes erzeigt, dem weiß er's keinen Dank; denn er meint, das gebühre ſich von Gottes und Rechtsweſen. Glaubt mir, ich wär' außer Landes gezogen, wenn der Kurfürſt die thüringiſche Landesportion gewählt hätte. Er und ich ſind nun einmal geborene Feinde. Soll ich ihm ſeine Tücke etwa mit Liebe vergelten? Oder ſoll ich zuſehen, wie er meinen Herrn, den Herzog plagt? Wollt Ihr Frieden ſtiften, in Gottes Namen! ich mag's nicht wehren; doch werdet Ihr wahrlich vom Kurfürſten ſchlechten Dank davon haben. Denkt an mich, wenn dieſes Wort in Erfüllung geht!"

„Ich thue das Gute weder um des Dankes, noch um meines Vortheils willen, noch viel weniger möcht' ich das Schlechte darum thun. Führt mich zum Herzog."

Der junge Fürſt ſaß auf einem hervorſpringenden Felsſtück des Saalufers und ſchaute gedankenvoll in die Tiefe des raſch vorübergleitenden Stromes hinab, das ſchwarzlockige Haupt auf die Hand geſtützt. Wie aus ſchwerem Sinnen fuhr er auf, als Kunz zu ihm trat und ſah ihn ſchier verſtört an. Der Ritter richtete ſeinen Auftrag mit vieler Vorſicht aus, fand aber den Herzog wider alles Erwarten ſehr bereitwillig, auf die Vorſchläge ſeines Bruders einzugehen, und ſeine Haufen zurückzuführen. Obgleich ſein Widerwille gegen die Untreue und die Anmaßung des Kurfürſten wieder lebhaft hervorbrach, ſo ſchien es doch Kunzen, als bewege etwas Anderes des Herzogs Seele, was jede tiefer gehende Ueberlegung eines anderen Gegenſtandes zurückdränge. Es ſchien dem jungen Fürſten ſogar lieb zu ſein, den Feindſeligkeiten Einhalt zu thun und ſeinen Bruder zu ſprechen. Er beſtimmte ihm das Kloſter Pegau und denſelben Tag in der folgenden Woche zur Zuſammenkunft.

Vergnügt über das beginnende Gelingen ſeines Planes verließ Kunz das Lager und eilte nach Lützen. Wilhelm zog ſeine Leute nach Weißenfels zurück; der Kurfürſt ging wieder nach Leipzig. Von da aus erließ er ein freundliches und herablaſſendes Schreiben an Herzog Wilhelm, und verſuchte darin abermals und möglichſt ausführlich ihm über Apel Vitzthum und ſeinen Anhang die Augen zu öffnen. Dieſer Brief ſollte ein Vorläufer ſein und den Herzog auf die mündliche Verhandlung vorbereiten; und vielleicht hätte die Unterredung ſelbſt Manches bewirkt, wenn nicht des Herzogs Gemüth durch Vorgänge und Zuflüſterungen von neuem in Erbitterung geſetzt worden wäre.

Friedrich hatte kaum einige Tage wieder die Pleißenburg bewohnt und ſein Heer noch nicht entlaſſen, als einer der mächtigſten thüringiſchen Grafen, Ernſt von Gleichen, ein bejahrter würdiger Mann, der früher des Herzogs Wilhelm Hofmeiſter geweſen und noch immer ſein Miniſter, aber dabei ein Freund des Kurfürſten war, ebendaſelbſt mit einem nicht unbedeutenden reiſigen Zeug anlangte. Begierig, die Urſache der Ankunft des Grafen zu erfahren, empfing ihn der Kurfürſt höchſt gnädig.

„Wenn ich früher durch die Nothwendigkeit meines dem Herzog gegebenen Eidſchwurs der Treue gezwungen wurde, kurfürſtliche Gnaden,“ begann der Graf ſeine Anrede, „mich feindlich Euch gegenüberzuſtellen, ſo geſchah es, wie Ihr leicht ermeſſen könnt, keineswegs aus perſönlichem Haß und Abneigung gegen

Euch und Euere Sache, im Gegentheil war ich ſtets verſucht, dieſelbe für gerecht und billig zu halten, und nur meine Lehnspflicht und das gegebene Wort ketteten mich an Euern Bruder. Nun ich aber deſſen Verkehrtheit und Verſtocktheit tagtäglich mehr einſehe, ſo kann ich es für keine Sünde mehr halten, dieſen Eid zu brechen und mich zu Euerer Partei zu ſchlagen, Hoheit. Drum bin ich gekommen, Euch meine Dienſte anzubieten.“

„Ihr ſeid mir willkommen!“ ſagte Friedrich freundlich und reichte ihm die Hand. „Doch ſagt mir, Graf, was iſt der Grund, daß Ihr ſo plötzlich Euere Sinnesart geändert und der Sache, die doch jetzt um keinen Heller ſchlechter iſt, als ſie immer geweſen, den Rücken kehrt?“

„Der Apel Vitzthum wird ſtündlich toller und unverſchämter; kein rechtlicher Mann vermag's mehr auszuhalten. Das Herz kehrt ſich einem im Leibe um, wenn man dem Unfuge zuſehen muß, den er im Lande und gleichſam unter den Augen des Herzogs treibt, der aber für all dieſe Unfertigkeiten blind und für die Klagen ſeiner Lehnsleute taub geworden zu ſein ſcheint.“

„Ihr galtet doch ſonſt viel bei meinem Bruder,“ nahm der Kurfürſt das Wort, „und habt ihn oft genug gegen mich ſelbſt in Schutz genommen, wenn ich, erzürnt über ſein unüberlegtes Beginnen, oft auf ſeine Zurechtweiſung drang. Hat er Euch auf einmal die Ohren verſchloſſen?“

„Ich bitt' Euch,“ erwiderte Graf Gleichen, „ſpottet meiner jetzigen Ohnmacht nicht. Der Vitzthum hat ihn umlagert und wie mit einer diamantenen Mauer umſchloſſen, über die Keiner dringen kann. Alle Aemter und Ehrenſtellen hat der Schelm mit

Menſchen beſetzt, die er ſich zu ſeinem Gebrauche wohl auszuſuchen verſteht. Aber glaubt mir, Hoheit, es wurmt manchem edeln thüringiſchen Herrn gar ſehr im Herzen, daß er ſolch ſcheußlich Regiment ertragen ſoll, und nur die ſchickliche Gelegenheit darf ſich bieten, um den ſchlummernden Funken zur Flamme anzublaſen. Wort und Handſchlag hab' ich von Vielen, daß ſie mit Euerm Verlaub und Schutz losbrechen wollen gegen den Apel und ſeine böſen Geſellen.“

Aufmerkſam hatte der Kurfürſt des Grafen Rede angehört, dann ſprach er nach einigem Nachdenken: „Graf, Ihr bringt mir da eine höchſt wichtige Nachricht. Ich traue Euern grauen Haaren. Keinen der lieben Thüringer werde ich zurückweiſen, der mir ſeine Hülfe anträgt. Ich werde ihnen ein milder Herrſcher ſein und ihre Klagen abzuſtellen ſuchen. Läßt ſich auf dem Wege der Güte wieder nichts ausrichten und gibt der Herzog auf meine brüderliche Mahnung und Vorſtellung, den Vitzthumen die Thüre zu weiſen, wiederum kein Gehör, ſo wollen wir' von allen Seiten losſchlagen.“

„Ihr ſeid im Irrthum.“ entgegnete Gleichen, „wenn Ihr meint mit Zureden etwas auszurichten; ich war in Weimar zugegen, als der Herzog Euer liebevolles, freundſchaftliches Schreiben erhielt; er ſchien wirklich bewegt und freute ſich in der Rührung, die ihn dergeſtalt übermannte, daß ihm die hellen Thränen aus den Augen rannen, auf Euere brüderliche Umarmung. Ich that mein Wort hinzu und beſtärkte ihm nach Kräften in ſeinem guten Vorhaben. Aber am Abend deſſelben Tages kam der Apel von Roßla und brachte den Bernhard von Kochberg und noch Einige ſeines Gelichters mit. Sie zechten zuſammen die halbe Nacht hindurch, und am Morgen ritt der Herzog mit ihnen auf die Jagd. Als ſie zurückkehrten, hörte ich die Glocken ganz anders läuten. Die ſchlechten Geſellen hatten Euch zur Zielſcheibe ihres Spottes gemacht, höhnten Euch und lachten über Euere Einfalt. Der Herzog ſetzte einen grimmigen Schwur darauf, eher ſein eigenes Land zu meiden und als Knappe draußen umherzuziehen, ehe er nach Euerm Willen nur einen Finger breit thäte."

„Die Buben!" rief der Kurfürſt entrüſtet, „mein Arm ſoll ſie züchtigen! Doch weiter, weiter! verſchweigt mir nichts, edler Graf, damit ich ſie ganz in ihrer Schlechtigkeit, und meinen armen Bruder in ſeiner kindiſchen Schwäche ſehe."

„Hört und erſtaunt, wie weit ſich der Herzog vergeſſen kann!" fuhr Gleichen fort. „Ich ſtellte mich an, als ob ich mit ihnen in ein Horn blieſe und machte ſie dadurch treuherzig, da erfuhr ich denn, der Herzog wolle auf Euer Schreiben Euch Antwort ſenden, und ſich anſtellen, als ſei er geneigt, ſich in allen Stücken in Euern Willen zu fügen und ſodann Euch nochmals einladen, nach Kloſter Pegau zu kommen, dort aber ſollte Apel Euch überfallen und gefangen von dannen führen auf eines ſeiner feſten Schlöſſer."

Sprachlos vor Schmerz und Entrüſtung fuhr der Kurfürſt mit der Hand über das Geſicht, um ſich zu ſammeln und ſeine Verwirrung zu verbergen. Dieſes Uebermaß ſchlauer Bosheit hatte er doch nicht erwartet, und ſchaudernd ſtand er vor dem Abgrunde, in den zu ſtürzen er im Begriff geweſen war.

„Redet Ihr Wahrheit, Graf," begann er nach einer Weile, „ſo iſt von Stund an jedes Band zwiſchen mir und meinem Bruder zerriſſen."

„Ich zweifle noch ſtark," fuhr der Graf Ernſt fort, „daß der Herzog ſelbſt die gefährlichen Anſchläge kennt, die jene gottloſen Menſchen gegen Euch ſchmieden; ich aber weiß aus ſicherer Quelle, daß Apel damit umgeht, Euch vom Regimente zu bringen und Euer ganzes Land den Böhmen in die Hände zu ſpielen, ja man hat im geheimen Rathe beſchloſſen, Euch, wenn's nicht anders anginge, aus dem Wege zu ſchaffen."

„Nun der Teufel ſteht ſeinen Leuten nur bis zu einer gewiſſen Zeit bei, dann fängt er ſie in ihren eigenen Netzen. Die heiligen Nothhelfer werden mich ſchützen gegen die Liſt meiner Feinde," ſagte der Kurfürſt. „Euch aber, Graf, werd' ich's zu erkennen wiſſen. Geht nach Hauſe, ſammelt im Stillen Euere Leute und haltet ſie ſchlagfertig; ſucht auch, ſo viel Ihr vermögt, die thüringiſchen Herren für mich zu gewinnen, damit wir auf verſchiedenen Seiten losbrechen können."

Graf Gleichen fand im kurfürſtlichen Heere manchen Freund und Waffengefährten. Zwei Ritter waren es vorzüglich, die ihm aus frühern Tagen nah ſtanden, Georg von Bibenberg, ein liſtiger und verſchlagener Mann, und Hildebrand von Einſiedel, ein tapferer Degen und dem Kurfürſten ergeben, wie kein Anderer. Beide waren geheime Räthe deſſelben und gleichſam ſeine beiden Hände. Noch an demſelben Abend ließ er ſie zu ſich beſcheiden und theilte ihnen die vom Grafen von Gleichen erhaltenen wichtigen Nachrichten mit.

„Was iſt hier das Klügſte, Ritter und Freunde," ſchloß er ſeinen Bericht, „ſoll ich das Alles ertragen? Soll ich ſchweigen zu ſolchem Schimpf und mir dieſe Vaſallen über die Hörner wachſen laſſen? Noch ſteht es in Gottes Hand, ob der Herzog Leibeserben haben wird, und mir ſteht das Recht zu, das Land meines Bruders nicht aus den Augen zu laſſen und nicht zu dulden, daß ſchurkiſche Lehnsträger und Vaſallen ihm die beſten Kräfte ausſaugen. Soll ich dieſe Blutigel mit gewappneter Hand vertreiben, und Krieg gegen meinen Bruder führen, der ſich nicht von ihnen losſagen kann? Ich hab's verſucht, doch ſie ſind auf der Hut und wiſſen meiner Macht immer eine ſtärkere entgegen zu ſetzen.“

„Hier bedarf's keiner Wahl,“ entgegnete Hildebrand, und ſeine rechte Fauſt legte ſich um den Griff ſeines Schwertes. „Laßt uns gleich jetzt einfallen in das Land des Herzogs, da wir noch Alle beiſammen ſind und endlich einmal die Schelme überrumpeln. Ich hätte große Luſt dem Apel und ſeinen Spießgeſellen Ohren und Naſen abzuſchneiden und ſie auf ſchäbige Hunde zu binden.“

„Nicht zu hitzig, Ritter Hildebrand!“ fiel ihm Georg von Bibenberg in's Wort; „denn ſolche Hitze möchte uns wieder Alles verderben. Es wäre nicht das erſtemal, daß wir unverrichteter Sache mit Lanzen und Büchſen abziehen müßten und uns auslachen laſſen in deutſchen Landen. Mein Rath wäre, uns im Stillen erſt zu verſtärken und Boten auszuſenden in's Thüringer- und Oſterland und mit des Grafen Ernſt von Gleichen Beiſtand die mächtigſten Lehnsleute dort auf unſere Seite zu ziehen. Haben wir erſt ihr Wort und ſind ihres Beiſtandes gewiß, ſo können wir's in Gottes Namen wagen und zweifelsohne werden wir mit ſolcher Gewalt den übermüthigen Herzog und ſeine Rathgeber zu Paaren treiben können. Wolltet Ihr mir aber meinem Rathe noch Etwas zuzufügen erlauben, gnädigſter Herr, ſo würde ich Euch ſagen, daß Euer Bruder als Herzog und

Regent Thüringens immer Euer Feind ſein und bleiben wird, und ſelbſt die bezwungene Schlange wird Euch noch in die Ferſe ſtechen.“

„Wie meint Ihr das, Bibenberg?“ fragte der Kurfürſt.

„Gedanken ſind zollfrei, und ich habe meine eigenen Gedanken; doch ſtehen ſie jederzeit Euerer kurfürſtlichen Gnaden unterthänigſt zu Gebote,“ entgegnete der liſtige Alte. „Ihr wißt, daß Euer Wohl ſtets das meine war; ich bin ergraut im Dienſte Eueres ſeligen Vaters und des Euerigen und ich hoffe zu Gott, daß ich demſelben die letzten Jahre meines Lebens mit Kraft und gutem Willen widmen kann.“

„Nun ſo laßt mich wiſſen, was Ihr im Sinne führt über mich und den Herzog.“

„Euer Bruder Sigismund verſuchte Meutereien gegen Euch anzuzetteln und Euch zu ſchaden; er war ein unruhiger Kopf und viel von ihm zu fürchten; denn er ſchien Alles daran ſetzen zu wollen, ſeine Landesportion wieder zu gewinnen, und ließ ſich auf keine Vorſtellung ein, daß er ſich ſeiner Rechte begeben, als er ein Mönch geworden. Ich rieth Euch, kurzen Proceß mit ihm zu machen und ihn feſtzunehmen. Ihr ließt Euch meinen Rath gefallen und führtet ihn gefangen nach dem Schloß Scharfenberg, und ſein ganzer Anhang war mit einem Schlage zu Boden geworfen und hat ſich ſeitdem nicht mehr geregt, ſo wenig, wie er ſelbſt. Iſt's mit dem Wilhelm nicht ein ähnlicher Fall? Er trachtet Euch von Thron und Leben zu bringen, gerade wie jener. Was hindert Euch, mit ihm ſo, wie mit jenem zu verfahren? Ihr habt Unglück mit Eueren Brüdern, aber Euer eigenes und des Landes Wohl heiſcht eine durchgreifende Maßregel. Thut Euerem Herzen alſo Gewalt an, ſichert Euch durch dieſen herben Schritt, ſucht ſeiner habhaft zu werden und ſteckt den Unſinnigen mit nach Scharfenberg, dort kann er ſich austoben. Sein Anhang, Euere Feinde, werden durch das Ungeheure ſolch muthiger Entſchloſſenheit verblüfft ſein und ſich aus dem Staube machen. Mit einem Schlage ſo hier wieder, wie dort, werdet Ihr ſie Alle getroffen haben."

Mit verſchlungenen Armen wandelte der Kurfürſt durch das Zimmer, und als ob er einen ſchweren innern Kampf beſtehe, zuckte es oft fiebriſch in ſeinem Geſichte. Das große Auge ſtierte zur Erde, ſeine Schritte wurden ungewiſſer, er hielt ſich endlich wie erſchöpft an dem Pfeiler an, der in der Mitte des Gemachs das Gebälke trug.

„Was ficht Euch an, gnädiger Herr," fragte Hildebrand von Einſiedel erſchreckt durch die ungewöhnliche Bewegung des Fürſten. Aber ſtark erhob dieſer wieder das Haupt.

„Bibenberg," ſagte er langſam, „mag's Euch nun ein guter oder ein böſer Geiſt eingegeben haben, Euer Wort iſt auf keinen ſchlechten Boden gefallen. Ihr habt recht, nieder mit dem trotzigen Buben! Er gilt mir nicht mehr, wie ſein heimtückiſcher pfäffiſcher Bruder. In den Staub will ich ihn treten, den tollen Knaben, der mich unter ſeinen Geſellen zu verhöhnen wagt. Es ſei beſchloſſen! Ihm iſt kein Land und keine Krone nütze. Wie Friedrich der Ernſthafte, mein Urgroßvater zugleich Beherrſcher von Meißen und Thüringen vom Pleißner- und vom Oſterlande war, ſo will auch ich wieder alle Länder unter mein Regiment bringen. Gebt dem Grafen von Gleichen einen Brief an alle thüringer Herren, ich will mein Siegel daran hängen und meinen Namen unterſchreiben; fordert ſie auf uns beizuſtehen. Ihr aber, liebe

Freunde, haltet geheim, was wir erſonnen und verabredet haben; wenn es reif iſt, wird es ſchon hervortreten an den hellen Sonnenſchein."

Beide reichten dem Kurfürſten die Hände zum Zeichen ihrer Verſchwiegenheit, beſprachen ſich dann noch lange mit ihm über dieſe Angelegenheit, und verließen ihn erſt in der ſpäten Nacht.

## 4.

## Das kurfürſtliche Haus.

In der Frühe des andern Morgens zog der Kurfürſt mit ſeinem Gefolge, unter dem ſich auch Kunz von Kauffungen befand, nach Meißen. Kunz hatte vom Grafen von Gleichen ebenfalls des Herzogs Wankelmuth und unziemliches Betragen erfahren und grämte ſich im Herzen über das Mißlingen ſeiner Frieden und Einigkeit bezweckenden Plane.

„Ritter Kauffungen," ſagte der Kurfürſt unterwegs zu ihm, „Euere Mühe war vergebens; ich werde nicht nach Pegau reiten, um mich einfahen zu laſſen wie ein verlaufener Hund. Ich hatt' es gut mit meinem Bruder vor, aber er wird zum Schelm an mir. Nun gilt's des Schwertes Schärfe gegen ihn zu kehren, und ihm zu zeigen, wie man mit einem widerſpenſtigen tollen Knaben verfahren muß, will man von ſeinem Muthwillen nicht geſchädigt ſein."

„Und doch möchte ich Euch immer bitten," erwiderte Kunz, „den Herzog nicht mit ſeinen Räthen zu verwechſeln. Bedenkt, daß ſein junges brauſendes

Blut wenig zur Ueberlegung geneigt, leicht durch ſchändliche Ueberredung hingeriſſen wird. Er trägt wahrlich nicht die Hälfte der Schuld."

„Schweigt mir von ihm, und vertheidigt ihn nicht länger, wenn ich nicht glauben ſoll, Ihr liebt ihn mehr, als mich!" entgegnete der Kurfürſt unwillig. „Das Loos iſt nun einmal gefallen und ich will nicht länger von ſpöttiſchen Buben verlacht werden."

„Mein Arm und Schwert ſind ſtets zu Euerm Dienſt. Mag ſich's geſtalten, wie da will, meines und aller braven Ritter Beiſtandes iſt Ew. Hoheit gewiß."

Die übrige Zeit des Weges, der in Eile zurückgelegt wurde, brachte der Kurfürſt in ſtillem Brüten zu. Am Abend winkte ihnen das alte ſtattliche Schloß von Meißen, die hohe Waſſerburg, und die Elbe erglühte im letzten Strahl der untergehenden Sonne.

Sittſam trat ihnen im Schloßhofe die Kurfürſtin Margaretha entgegen, eine wohlanſehnliche ſchlanke Frau, mit edler Würde im Geſicht, in dem die Aehnlichkeit mit der Herzogin Anna nicht zu verkennen war.

Ein weites faltiges Trauergewand umhüllte ſie, denn ſie trauerte um ihren erſtgeborenen Prinzen Alexander. Wie Anna zart und weich, eins jener ſanften Weſen, voll ſtiller ſehnſüchtiger Gefühle, die im ſchwärmeriſchen Glauben von ſeeliſchen Genüſſen in der unausſprechlichen Herrlichkeit des Himmels träumen, ſo war Margaretha ſtark und kräftig, voll angeſtammter Würde und im Bewußtſein derſelben, eine blühende Tochter der Erde, durch ihre Gaben beglückt, und auf ihr faſt jedes ſtillen Wunſches Befriedigung findend. Ihr Haus, ihr Gatte und ihre Kinder waren ihre Welt, und der Himmel ſchenkte ihr einen reichen Eheſegen; denn zehn Kinder ſind ihrem Schoße erblüht, fünf

Söhne und fünf Töchter. So bildete die fürſtliche Frau zu Anna, ihrer Verwandtin, gleichſam Gegenſatz und Ergänzung.

An ihren Händen führte ſie die ſchon zu Jungfrauen emporwachſenden Töchter, Amalie und Anna, ſchlanke liebliche Geſtalten und der Mutter ähnlich. Um ſie ſprangen vier Knaben, wovon drei ihre Söhne, der vierte aber Heinrich Graf von Barby, der Sohn des Hofmeiſters der Prinzen, war. Friedrich, der älteſte der Prinzen, ſieben Jahre alt, war zu ſchlank für ſein Alter, bleich und ſtill; Ernſt, zwei Jahre jünger, blickte mit lieben gutmüthigen Augen und lächelndem Geſichte auf die Ankommenden; ſeine weichen goldenen Haare floſſen ihm über den Nacken, ſeine Händchen ſtreckten ſich nach dem Vater aus; Albrecht der Jüngſte, erſt drei Jahre alt, jauchzte in abgebrochenen Worten und lief nach den wiehernden Pferden, ſie zu betrachten. Mit ihm der junge Barby.

Des Kurfürſten düſtre Züge verklärten ſich beim Anblick ſeiner Lieben, und ein heiteres Lächeln ſpielte über dieſelben. Er ſprang vom Pferde, eilte auf Margarethen zu und ſchloß ſie in ſeine Arme; die Kinder umringten ihn jauchzend, und die Knaben kletterten an ihm empor. Aus den Armen des geliebten Weibes entlaſſen, umfaßte Friedrich ſeine Kinder nach der Reihe und küßte ſie auf die Wangen jedes mit einem zärtlichen Namen benennend.

Das war ein ſchönes Bild häuslicher Liebe und Zärtlichkeit, wie es in fürſtlichen Familien eben nicht allzuhäufig geſehen wird. Es war herzerhebend, den Kurfürſten im Kreiſe ſeines Hauſes zu ſehen; da kam man zur Ueberzeugung, ein ſo liebevoller und geliebter Vater könne es unmöglich mit ſeinem Bruder übelmeinen, der Kurfürſt müſſe ein edler und wohlwollender Herr ſein.

„Mein werther Gemahl,“ redete Margaretha zu ihm, „ich war in großer Angſt um Euch. Das verderbliche Kriegsfeuer, fürcht' ich, wird uns noch Unheil bringen.“

„Wird Margaretha zugeben,“ erwiderte Friedrich, „daß meine Rechte geſchmälert werden? Soll ich mich höhnen laſſen von den böſen Rathgebern meines Bruders?“

„Aber müßt Ihr darum ausziehen mit Feuer und Schwert, und Dörfer und Städte verwüſten? Was haben Euch die armen Leute gethan?“

„Der Krieg hat ſeine Art ſo, und das Land ſteht für ſeinen Herrn; man kann nicht ihm zu Leibe wollen und jenes ſchonen; der Welt Lauf iſt nicht anders.“

„O, könnte ich Euch doch an unſeres Hauſes Frieden ketten! Ihr liebt mich, ich weiß es, Ihr liebt Euere Kinder, möchtet Ihr doch ſtets bei uns verweilen in den Mauern dieſes Schloſſes, oder nur hinausziehen, Euere Völker zu beglücken, nicht die Flamme des Kriegs in ihre Hütten zu tragen!“

„Ihr wißt, Margaretha, daß theils meines eigenen Landes Noth und Plage, theils meines Bruders Narrheit und tolles Treiben mit meinen Feinden mich immer hinausruft, und ich mehr Zeit fern von Euch zubringen muß, als in Euerer lieben Pflege und Sorgfalt. Laßt Euere Kinder Euch Erſatz ſein für die Entbehrung meines täglichen Umgangs, und erzieht ſie ſo fromm und ſittſam, wie Ihr ſelbſt ſeid, zu Gottes Ehre und unſrer eignen Freude.“

„Habt Ihr Euch wieder mit Euerm Bruder vertragen?“

„Ich denk', es ſoll ſich bald Alles legen. Will's Gott, ſo bleib' ich dieſen Sommer bei Euch."

„Dies Wort gießt mir Troſt in die Seele. Wenn ich Euch habe, traure ich nicht halb ſo ſehr um mein liebes ſeliges Söhnlein. So bedarf es Eueres Schwertes nicht mehr, um die übeln Händel zu ſchlichten?"

„Die Zukunft wird's lehren. Müſſen wir einmal wieder zuſchlagen, ſo gedenken wir's bald abzumachen. Ein Weib wie Ihr hat Muth Alles zu ertragen, und wenn's Noth thut, denk' ich, führt Ihr wohl auch einmal das Feldherrnſchwert, wie meine Mutter, als ſie das ſächſiſche Heer verſammelte und bei Außig gegen die Böhmen führte."

„Ei, wenn's ſein muß," erwiderte die Kurfürſtin lächelnd. „Fließt doch in meinen Adern das Blut Ernſt's des Eiſernen. — Jetzt aber tretet herein, denn die Nacht umhüllt uns ſchier; Ihr werdet müde ſein vom langen Ritte und der Erholung bedürfen."

Der Kurfürſt ging; Kunz trat zu Margarethen und brachte die Grüße von der Herzogin Anna an ſie und die Kinder. Mit Thränen im Blick, die die letzte Glut der Abendröthe vergoldete, ſtand die fürſtliche Frau vor ihm, ein ehrfurchtgebietendes ernſtes Weſen und doch voll Milde und Wohlwollen. Als ſie den Ritter über Alles befragt, was ſie von der jungen Baſe und ihrer Hochzeit zu wiſſen wünſchte, dankte ſie herzlich. Die Prinzeſſinnen drückten Kunzen die Hand. Er wurde nicht wie ein Diener, ſondern wie ein Freund des Hauſes behandelt. Wie viel Edelſinn und Herzlichkeit waltete in dieſem Fürſtenhauſe!

Die Prinzen waren dem Vater nachgeeilt. Die Begleitung des Kurfürſten war abgeſeſſen und folgte ins Schloß. Kunz von Kauffungen ſtand einige Minuten allein und richtete das Auge ſinnend in den verglühenden Abendhimmel. Seine männlich ſchönen Züge trugen den Ausdruck der Rührung, auch an ſeiner Wimper ſchimmerte es feucht. Dann trat er ins Schloß.

Der Kurfürſt hatte ſich in ſeine Schloßkapelle begeben, um ſein Gebet für glückliche Heimkehr zu verrichten; bis zur Beendigung deſſelben und zur Tafel ließ die Kurfürſtin den Ritter Kunz von Kauffungen zu einer Unterredung entbieten.

„Ich muß mein bekümmertes Herz bei Euch erleichtern, Ritter," ſagte die hohe Frau gnädig. „Ich fürchte, die Dinge ſtehen ſchlimmer, als mein Gemahl mir eingeſteht. Mir iſt ſo bange, daß es noch zu einem böſen Handel zwiſchen den beiden Brüdern kommen möchte. Und dieſe Länder haben noch lange die tiefen Wunden nicht verſchmerzt, welche ihnen die grauſamen Waffen der Huſſiten ſchlugen; ſollen ſie nun in einem gräßlichen Bruderkriege bluten und in ihrem eignen Fleiſch wühlen? Gebt Ihr mir richtigen Beſcheid, Ritter, wie weit der Streit zwiſchen den Brüdern gediehen iſt!"

„Euer ahnungsvolles Gemüth, Hoheit, dürfte wohl auf die rechte Spur gekommen ſein," verſetzte Kauffungen vorſichtig. „Doch vielleicht halten Gott und die Heiligen mit treuer redlicher Menſchen Hülfe den Ausbruch der Leidenſchaften zurück und kehren noch Alles zum Beſten."

„Ritter," ſagte die Fürſtin warm, „Ihr ſelbſt ſeid ein ſolcher treuer und redlicher Mann, erprobt in mancherlei Strauß und Fährlichkeit. Nächſt der heiligen Dreifaltigkeit und der Gottesmutter, deren Hülfe ich täglich in brünſtigem Gebet anrufe, ſetze ich meine Hoffnung auf Euch. Ihr ſeid ebenſo gut der Vaſall des Kurfürſten wie des Herzogs; beide Fürſten ſind

Euch in Gnaden zugethan. Beide ſind jetzt ſchlecht berathen. Wie der Herzog ſich vom Apel Vitzthum hetzen läßt, ſo der Kurfürſt vom Georg von Bibenberg, und der Eine iſt ſo eingenommen von ſeinem böſen Rathgeber, wie der Andre. Ich möchte mit Euch einen geheimen Bund ſchließen zur Vertreibung der argen Räthe in Meißen und Thüringen und durch Euch meine junge Baſe Anna in den Bund ziehen. Meint Ihr nicht, daß mein Schwager etwas auf die Stimme ſeiner jungen Gemahlin geben werde?"

Kunz zuckte verlegen die Achſeln. „Ew. Hoheit beglückt mich ſehr durch ſo hohe Gnade, und ich bin mit Leib und Leben zu Euerm Dienſt. Zur Vereinigung der fürſtlichen Brüder wollt' ich gern mein Leben geben. Daraus mögt Ihr abnehmen, hohe Frau, daß ich keine Mühe ſcheuen werde, Euern gottſeligen Wunſch zu erfüllen. Ich fürchte aber die fromme Herzogin Anna wird bei ihrem Gemahl gegen Apel Vitzthum nichts ausrichten können. Der ſitzt zu feſt im Sattel, und der Herzog iſt viel zu unwirſch, als daß er auf ſeine junge und zarte Gemahlin hörte."

„Freilich," verſetzte Margaretha bekümmert, „bin ich doch ſo viel älter und erfahrner als meine Baſe Anna, und mein Herr iſt von ſanfter Gemüthsart, und doch will es auch mir nicht gelingen, ſein Ohr dem Bibenberg zu entziehen. Deshalb eben muß ich mich nach Hülfe umſehen, und ich erachte dafür, daß Euch die heilige Jungfrau, meine Patronin, heute mir zugeſchickt, damit es mir durch Euern Rath und That gelinge, größeres Unglück zu verhüten. Ich finde Gelegenheit ausführlicher mit Euch über dieſen Gegenſtand zu verhandeln und ein feſtes Verfahren zu verabreden. Der Kurfürſt wird ſogleich zur Tafel gehen. Es verſteht ſich, daß Niemand merke, was wir vorhaben.“

Kunz verbeugte ſich ehrerbietig und legte die Hand zur Betheurung ſeiner Treue und Verſchwiegenheit aufs Herz. Indem ſich die Kurfürſtin wandte, ihren Gemahl nach dem Speiſeſaal zu geleiten, flog ein ſtolzes und zufriedenes Lächeln über die Züge des ſo hochbetrauten Ritters, und er richtete das Haupt empor wie ein Mann, der ſich plötzlich und auf kaum erwartete Weiſe dem Ziele ſeiner kühnen Hoffnungen und Pläne um eine große und ſchwierige Wegſtrecke näher gerückt ſieht. Man konnte aus dem Leuchten ſeines Auges abmerken, daß ſeine Abſichten bei der gelobten Verſöhnung der fürſtlichen Brüder keineswegs ſo rein und uneigennützig waren, als er der Kurfürſtin hatte glauben machen wollen.

Bei der Tafel war der Kurfürſt ganz der zärtliche und gemüthliche Familienvater.

„Gott und der heilige Joſef, mein Schutzheiliger, ſind mir Zeugen,“ ſagte er, „wie leid es mir iſt, mit meinem Bruder in Hader zu leben. Wir könnten ein Leben zuſammen führen nach dem Herzen Gottes. Wie wir Brüder ſind, ſo ſind unſre Wirthinnen Baſen, und er und Frau Anna ſind an meinem Hofe aufgewachſen ſchier wie meine eignen Kinder. Aber ich habe von früh an Noth gehabt, ſeinen trotzigen Starrſinn niederzuhalten. Er wollte niemals ſich einer Anordnung oder Zucht unterwerfen, ſtellte ſich ungeberdig und that das Unſinnigſte, nur um zu zeigen, daß er nicht gehorchen wolle. Unſre ſelige Mutter hat ſo viel Thränen um ihn vergoſſen, daß ihre Augen davon erblindeten. Sie hat es oft erzählt, als ihr Schoß mit ihm geſegnet war, träumte ſie, ſie habe bereits geboren und der junge Sproß liege in ſeinem

Bette. Sie war neugierig ihn zu ſehen und ſchlich herzu. Wie ſehr erſchrak ſie aber, als ſie einen jungen Bären erblickte, der brummend auffuhr und mit dem Kopfe an den ſteinernen Pfeiler rannte, welcher die Decke des Gemachs trug. Sie ſah dann, wie er die beſten Jagdhunde erwürgte und durch die Elbe davon ſchwamm. — Der Traum iſt ihr wohl ausgegangen. Er hat ſich feindlich gegen Meißen gekehrt. Und doch lieb' ich ihn als Bruder herzlich. Wenn ich es nicht thäte, würd' ich ihn ſeinem Schickſal überlaſſen. Er würde mit Schaden und Schaudern inne werden, in welchen Händen er liegt. Aber wir gedenken ihn noch mit Euerer Hülfe, Ihr wackern Ritter, von unſrer guten Abſicht zu überzeugen."

Dann wandte er ſich zu Kunz von Kauffungen: „Euch lob' ich darum, Ritter Kunz, daß Ihr des Herzogs Hochzeit in Jena mit gefeiert habt. Ich konnte nach den neuen Beleidigungen, die ich von den böſen Vitzthumen erfahren, unmöglich dabei ſein. Erzählt Ihr uns nun von der großen Pracht, die dort entfaltet worden iſt. Wahrlich ich kann's nicht loben, daß er ein Beilager gehalten, wie ein König. Aber ich will Euern Bericht ruhig anhören."

Kunz erzählte ſehr vorſichtig und überging alles, was des Kurfürſten Galle erregen konnte. Trotzdem ſchüttelte dieſer oft mißbilligend den Kopf.

„Wie mochte der Wind nach Jena gekommen ſein von dem was in Leipzig beſchloſſen worden war?" fragte Friedrich.

„Es iſt verſchiedene Botſchaft angelangt," verſetzte Kunz, „und auch mein Bruder Dietrich, der da kam, mich auf Ew. Hoheit Befehl abzuholen, beſtätigte das Gerücht. Vom Herzog befragt, durften wir ihn nicht belügen."

„Daran habt Ihr recht gethan. Ich lob' Euch darum. Mag es nun kommen wie es will, ſo ſoll nur jeder ſeine Ehre wahren und ſein Gewiſſen ſalviren.“

Der jüngſte Prinz Albrecht, der ſich gern mit kleinen Waffen zu ſchaffen machte, die ihm der Vater geſchenkt, war auf das Knie deſſelben geklettert und ſchien es als Streitroß zu betrachten. „Sieh,“ ſagte der Kurfürſt zu ihm, „du biſt auch ſchon ſo ein kleiner wilder Range, wie dein Ohm war, und jetzt gerade ſo alt wie er, als unſer Vater ſtarb. Es iſt mir ſchier als wär' er in dir wieder jung geworden. Du verſtehſt mich noch nicht, aber ich wollte lieber Gott bitten, dich von der Welt zu nehmen, als daß du deinen ältern Brüdern einmal ſolch Ungemach bereiten ſollteſt. Nur durch euere Einigkeit, ihr Brüder, kann das meißner Herrſcherhaus gedeihen.“

„Die Heiligen mögen ſie vor allem Unglück behüten!“ ſagte Kunz von Kauffungen.

„Und die Flamme der Zwietracht von ihnen fern halten und für immer in dieſem Fürſtenhauſe erſticken!“ fügte Graf Ernſt von Gleichen hinzu.

„Willſt du Frieden, ſo bereite den Krieg!“ ſagte der Kurfürſt. „Willſt du Ruhe vor der Schlange, ſo zertritt ihr den Kopf. Wir wollen Frieden und Ruhe, darum wißt Ihr, was uns zu thun obliegt, Ihr getreuen Vaſallen!“

## 5.

## Das ehrgeizige Ehepaar.

Auf dem kurfürſtlichen Schloſſe zu Altenburg ſaß der Vogt und Amtmann Kunz von Kauffungen an der Seite ſeines jungen Weibes Anna. Auf ihrem Schoße ſchaukelte ſie ihr letztgeborenes Knäblein, das munter nach den großen ſilbernen Knöpfen haſchte, die wie Glocken an des Vaters Wamſe hingen. Zu ihren Füßen ſpielte der ältere Knabe mit einer Armbruſt. Unmuthig rieb ſich der Ritter die Stirn; düſtre Gedanken ſchienen ſeine Seele zu durchkreuzen. Obgleich ein Mann im blühenden Lebensalter, im Beſitz anſehnlicher Güter im Meißner-, wie im Thüringerlande, Gatte eines ſchönen klugen Weibes, gleich ihm durch eine majeſtätiſche Geſtalt ausgezeichnet, Vater beider Kinder, mit einem der erſten Hofämter betraut, mit den vornehmſten Familien des Landes verwandt und befreundet, weit hin geachtet und geehrt, war Kunz von Kauffungen doch ein finſtrer Träumer und litt an einer böſen Krankheit — am Ehrgeiz. Zu ſeinem Unglück war ſeine Ehewirthin von demſelben Dämon beſeſſen. — Anna beugte ihr Haupt zu ihm herüber, hielt ihm den Knaben entgegen, der ſich in den Locken des Bartes feſtklammerte, und ſprach, ihn ſelbſt mit dem andern Arme umfaſſend:

„Was bewegt wieder Deinen unruhigen Geiſt, Kunz? darfſt Du's Deinem Weibe nicht vertrauen?"

„Der Fürſten Eintracht war ſeit Jahren mein Wunſch und mein Beſtreben," antwortete er, „und nun ſeh' ich das Ziel immer weiter entrückt; ſoll mir das nicht Sorge und Kummer machen?"

„Dich ärgern die Rathgeber der Fürſten," ſagte die ſchöne Frau mit Würde. „Dein ſtolzes Herz erträgt es nicht, daß dieſe Elenden die Stellen einnehmen, die Dir gebührten, und ſich ſo unfähig zeigen, ſie zu verwalten, während Deine edle Thatkraft ſich ungenützt verzehrt. Aber gieb den Muth nicht auf! Vertraue Deinem Stern! Ein glücklicher Erfolg wird Deine Bemühungen doch noch krönen. Unſre Pläne müſſen ſich verwirklichen, unſre Wünſche in Erfüllung gehen. Laß nur nicht ab, das Ziel zu verfolgen. Du vereinſt die fürſtlichen Brüder, und ihre fernere Eintracht kann nur durch Dich beſtehen. Du wirſt ihnen unentbehrlich, jeder bedarf Deiner auf gleiche Weiſe, jeder iſt Dir Dank ſchuldig, jeder ſetzt in Dich Vertrauen; durch Deine Hand werden endlich alle Geſchäfte gehen, und Du ſteigſt zur höchſten Ehrenſtufe, umgeben von Macht und Glanz."

„Und von Neid und Verrath," ſetzte der verſtimmte Ritter hinzu.

„O laß nicht von Deinem feſten Willen, mit dem Du ſchon ſo Vieles erlangteſt und durchſetzteſt! Es muß gelingen! Ich kenne Deinen Geiſt! Er ſenkt zuweilen ermüdet die Fittiche. Aber dann ſtrebt ſeine Adlerſchwinge um ſo kühner wieder der Sonne zu. Kunz, Du wirſt nicht als Vogt und Amtmann des Kurfürſten von Sachſen ſterben. Meine Seele jauchzt, daß ich einſt an der Seite von Fürſtinnen ſtolz auf dieſe jämmerlich verkommenen Edelfrauen herabſehen werde."

„Mäßige Deine Freude! Wir ſind noch fern vom Ziele! Dort ſtehen mir die Vitzthume und ihr Anhang, hier Georg von Bibenberg und Dein eigener Bruder Hildebrand entgegen."

„Was ſind ſie gegen uns, Kunz, wenn wir ernſtlich wollen! Apel Vitzthum iſt ein gemeiner Ränkeſchmied, der durch Frechheit zu erſetzen ſucht, was ihm an Geiſt und Gefühl abgeht. Seine Brüder ſind Nullen. Dieſe Sippſchaft hält ſich mehr durch die Schwäche des Herzogs als durch ihre eigne Stärke. Und dieſer Herzog iſt ein beſchränktes verzogenes Kind, das man mit Spiel und Tand beſchäftigen muß, und dem nichts mehr zuwider iſt, als Ernſt und Arbeit. Stürzen wir Apeln, und der Herzog iſt unſer."

„Apel ſitzt zu feſt in ſeiner Gunſt, als daß ein ſolches Unternehmen leicht gelingen könnte," unterbrach der Ritter ſeine Ehewirthin. „Des Herzogs ſchöne Neigung zur alten Ritterſitte weiß Apel zu ſeinem Vortheil zu benutzen. Und gerade dieſe Neigung iſt die ehrenwerthe Seite ſeines Weſens. Er iſt tapfer und treu und glaubt an keinen Verrath. Mit jugendlichem Ungeſtüm geht er überall gerade durch, und iſt in dieſer Beziehung das Widerſpiel des Kurfürſten, der Alles auf krummen und Schleichwegen zu erreichen und jeder Sache durch Hinterthüren beizukommen ſucht."

„Die ritterlichen Tugenden des Herzogs bieten Dir die beſten Anhaltepunkte für unſer Streben," redete die Ritterfrau eifrig weiter. „Auch Du hängſt noch mit Liebe und Begeiſterung am alten verfallenen Ritterthum; auch Dein Wunſch iſt es, daſſelbe wieder zur Blüthe zu bringen. Und deshalb wirſt und mußt Du dem jungen Fürſten lieber ſein, als irgend ein andrer thüringiſcher Ritter. Dadurch, daß Du die Vereinigung der fürſtlichen Brüder zu Stande bringſt, giebſt Du ihm Gelegenheit, Dich näher kennen und Deine Ritterlichkeit ſchätzen zu lernen. Dann wird es Dir leicht ſein, ihm über Apel Vitzthum die Augen zu öffnen. Einem Manne von Deinem Geiſte und Deiner Liebe zur Sitte der Helden der vergangenen Jahrhunderte muß es gelingen, einen ſchwachköpfigen Knaben, wie dieſen Herzog, zu gewinnen und zu lenken.“

„Du unterſchätzeſt ihn, Anna. Er iſt wahrlich mehr werth als der Kurfürſt.“

„Wie man's nimmt; der Kurfürſt iſt klüger.“

„Schlauer, iſt das rechte Wort, das heißt ränkevoller.“

„Zugegeben! Deshalb möchte ich Dich bitten, dieſen mir zu überlaſſen. Der Kurfürſt iſt ein Mann der neuern Zeit; er glaubt an keine Rittertugend mehr. Statt des Worts liebt er Worte, ſtatt des Schwerts die Feder. Solche Menſchen müſſen von Frauen überliſtet werden. Die Kurfürſtin iſt eine edle Frau, vom beſten Geiſte beſeelt, aber gerade der Geiſt fehlt ihr, der ſie geſchickt machte, ihren Gatten zu beherrſchen. Der Kurfürſt iſt eigenſinnig, rechthaberiſch, feig und geizig. Solche Männer laſſen ſich am leichteſten von Weibern lenken. Es kommt nur darauf an, daß die Rechte die rechten Mittel anwendet. Ich bin ſo ſtolz, mich in dieſem Falle für die Rechte zu halten, und die Verſöhnung der Brüder iſt ohnſtreitig das rechte Mittel. Dieſe wird von der Kurfürſtin auf das heftigſte gewünſcht. Aber es fehlt ihr eine geiſtvolle Rathgeberin. Sie wird ſie in mir finden. Ich werde ihr in aller Unterthänigkeit an die Hand geben, was ſie zu thun hat, um zum Ziele zu gelangen. Ich werde die Kurfürſtin und durch ſie den Kurfürſten beherrſchen. Ich ebne Dir die Bahn. Was kann uns dieſer Bibenberg hindern? Er iſt ein eingebildeter Geck, ſchlau wohl, aber ohne Würde und Kraft. Und mit meinem Bruder Hildebrand iſt auch fertig zu werden. Wir haben unſre Kräfte noch lange nicht alle benutzt. Rufen wir ſie auf! führen wir ſie ins Feld!

Eine Kraft z. B. haben wir noch gar nicht ausgebeutet, und ſie fällt wahrlich ſchwer ins Gewicht: Deinen Ohm, den Biſchof.“

Kunz ſchüttelte zweifelhaft lächelnd den Kopf. „Ich war geſtern bei ihm,“ ſagte er dann faſt mißmuthig. „Rechne nicht auf den Biſchof von Meißen und wenn er auch der Bruder meiner Mutter iſt!“

„Du warſt bei ihm und ſagteſt mir davon noch nichts?“

„Ich erfuhr von der Kurfürſtin, daß der Biſchof krank ſei, und ich ſuchte ihn heim. Anna, ich glaube, mein Ohm durchſchaut unſre geheimſten Gedanken und Pläne. Er warnte mich väterlich vor allen Beſtrebungen des Ehrgeizes; er warnte mich vor der Zweideutigkeit des Kurfürſten. Er ſchilderte ihn als treu- und gewiſſenlos.“

„Mag er! Aber er iſt auch bigot, abergläubiſch der Kirche und dem Klerus ergeben. Der Biſchof vermag viel über ihn. Gerade durch ihn könnte die Verſöhnung der Brüder am leichteſten bewerkſtelligt werden.“

„Mein Ohm ſcheint mir nicht der Mann dazu. Er iſt viel zu ſehr mit der Ausmerzung der huſſitiſchen Ketzerei, die er überall riecht, beſchäftigt, als daß er Luſt und Zeit hätte, ſich in weltliche Händel einzulaſſen. Fürchtet er doch, daß wir, Du und ich, uns zu den böhmiſchen Irrlehren neigen möchten.“

„Benutzen wir dieſe Furcht! Stellen wir ihm nachdrücklich vor, daß nur durch die Vereinigung der Brüder und durch Frieden im Lande die böhmiſche Ketzerei mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden könne, und daß wir, wenn Du nicht mehr Einfluß am kurfürſtlichen Hofe gewänneſt, verſucht werden könnten, an den böhmiſchen Hof überzuſiedeln, wo ja der Statthalter ein Freund der Lehre vom Kelche iſt. Und könnte aus der Drehung nicht Ernſt werden?"

„Woran denkſt Du?" fuhr Kunz auf. „Weib, Du biſt kühn in Deinen Gedanken!"

„Dem Kühnen gehört die Welt. Bei aller Liebe zur alten Ritterſitte dürften wir es doch auch mit der neuen Kirchenlehre der Böhmen verſuchen, wenn ſie uns ſchneller zum Ziele führte: freies Feld für unſre Kraft. Die junge Herzogin von Thüringen iſt Dir gnädig geſinnt. Der junge König von Böhmen und Ungarn iſt ihr Bruder. Die Kurfürſtin iſt uns, mir wie Dir, in Gnaden zugethan; ihr Bruder iſt der römiſche Kaiſer. Benutzen wir dieſe Umſtände, Kunz, um unſer Glück an den Höfen in Prag, Peſth oder Wien zu verſuchen, wenn es uns nicht bald hier oder in Weimar mit vollem Sonnenglanz übergießt. Kunz von Kauffungen kann ſo gut Miniſter des Kaiſers werden, wie ein Andrer. Ein Fürſtenhut wird Deine Stirn wahrlich nicht verunzieren."

„Anna, Anna, Du ſchwärmſt!"

„Wie Adler, wenn ſie zum Horſte ſteigen. Wo die Höchſten ſitzen, da iſt auch unſer Platz. Dazu ſind wir geboren; ich kenne unſre Beſtimmung. Wie iſt mir dieſes niedre ruhmloſe Leben unter dem Adel unſrer Gegend zuwider! Ich bin keine der guten Frauen, die den Herren, die zu Turnei und Strauß geritten ſind, für die Heimkehr die Bretſuppe kochen. Auf! auf, Kunz! Wir müſſen empor."

„Die Zeit iſt nicht dazu angethan. Die alte Kraft iſt verloren; das Ritterthum iſt erſchlafft und ein elendes Handwerk geworden. Die ganze Welt kommt mir wie ſchläfrig vor. Nirgend geſchieht etwas, was der Rede werth wäre. Und wenn wirklich etwas Tüchtiges, Nennenswürdiges gethan wird, ſo vollbringt es ein Weib, wie in Frankreich die Schäferin, die die Engländer verjagte und den König nach Rheims zur Krönung führte. Das iſt bezeichnend für unſre erbärmliche Zeit.“

„Gerade weil dieſe Zeit ſo ſchlaff und matt iſt, müſſen Männer wie Du und — warum ſoll ich's nicht ſagen — Frauen wie ich, darauf denken, ſich auf ihre Zinne zu ſtellen und ſie von dort zu beherrſchen. Sind die meiſten Menſchen klein und ſchwach, ſo ſind große und ſtarke Menſchen ihre gebornen Herren und Meiſter. Ich fühle auch etwas in mir, wie das Mädchen von Orleans. Und glaubſt Du, dieſe träge Ruhe, dieſe Windſtille werde lange anhalten? Mir iſt als ginge die Zeit mit großen Geburten ſchwanger. Da wird es der tüchtigen Männer bedürfen, die wieder ein gefeſtigtes Ritterthum herſtellen. Wir müſſen zur Stelle ſein in der Nähe der Throne, wenn der Mahnruf der Zeit an uns erſchallt.“

„Du biſt ein herrliches Weib!“ ſagte der Ritter mit ſtolzer Bewunderung, aber nicht mit warmer Liebe, nicht mit ſtürmiſcher Begeiſtrung. Und auch die Frau war bei allem Eifer doch kalt geblieben, oder es war mehr ein künſtliches Feuer, das ihr aus den Augen zuckte, und die Seele war nicht davon ergriffen.

„Laß uns aber das Nächſte im Auge behalten,“ fuhr ſie fort. „Ich will mit meinem Bruder beginnen. Er iſt nichts als ein Haudegen und immer ſchlagfertig, wenn's des Kurfürſten Ehre gilt; er läßt ſich leicht zu unſerm Zwecke gewinnen, ohne daß wir ihm unſere geheimen Abſichten zu verrathen brauchen. Ihn zu bearbeiten überlaß mir; Du weißt, er liebt mich ſehr und vermag mir nichts abzuſchlagen. Auch gilt er viel beim Kurfürſten, und mit ſeiner und Deiner übrigen Freunde Hülfe, deren Du doch eine große

Anzahl haſt, läßt ſich Vibenberg bald verdrängen. Auf dieſen mußt Du Dein Hauptaugenmerk jetzt richten, auf ihn die heimlichen Pfeile zuerſt ſchicken. Du haſt einen Fehlgriff gethan, daß Du den Herzog eher zu gewinnen ſuchteſt, um den Apel zu ſtürzen. Wirken wir zuerſt auf die angegebene Weiſe auf den Kurfürſten, ſuchen wir ihn zu gewinnen und Dich ihm nothwendig zu machen; iſt der Vibenberg erſt aus dem Wege, dann kannſt Du den Fürſten zu Manchem überreden, wodurch er ſich ſeinem Bruder nähert. Sieht aber der Herzog, daß es ihm ein Ernſt iſt, ſo kannſt Du leicht ihn zur Vereinigung führen, Apel wird ihm dann ſchon entbehrlicher. Vorſichtig und allmälig zeigſt Du dieſen im verhaßten Lichte, er fällt, und Du ſtehſt als Stifter des Bruderbundes in der Mitte zwiſchen Beiden. Dann ſetze kühn den Fuß auf die geſtürzten Uebermüthigen; ſie ſind die erſte Stufe zu Deiner künftigen Größe."

„Wie ſchnell und leicht ſich das Alles in Deinem Kopfe zuſammenzimmert," lächelte Kunz. „Und doch iſt kaum ein ſchwacher Anfang in der Wirklichkeit gemacht."

„Mein Bruder hauſt jetzt drüben in Kohren bei ſeinem Schwiegervater, dem Ritter von Meckau; laß mich hinüberreiten. Ich ſchwöre Dir's zu, daß ich ihn gewinne."

„Brauche Vorſicht, Anna, damit nicht der ganze kühne Bau durch niederen Verrath zuſammenſtürze! Wahre Dich, daß ſelbſt die ſtumme Nacht keinen Laut höre, der von unſerem Geheimniß zeuge. Nur allmälig reift die Frucht, drum dränge nicht voreilig, daß Du ſie nicht ſchon in der Blüthe zerſtöreſt."

„Rathe mir nicht, Kunz!" ſagte Anna mit leidenſchaftlicher Heftigkeit und erhob ſich von ihrem Sitze;

„ich weiß, was und wie zu handeln gilt. Jetzt reit' ich, und wenn mir der Himmel gnädig iſt, ſo bring' ich Dir meinen Bruder dieſen Abend mit."

Sie ging, übergab den Zofen ihre Kinder, und befahl den Knappen, die Roſſe zu ſatteln, und nach wenig Minuten ritt ſie durch das Thor den Berg hinunter.

„Wohin wird mich der Ehrgeiz dieſes Weibes führen?" ſagte Kunz ſinnend. „und doch ſtimmen ihre Wünſche mit den meinigen überein. Soll ich mich glücklich preiſen, daß ich ſie beſitze? Stets ſchweifen ihre Pläne höher: und doch lieb' ich ſie darum. Es giebt liebenswürdigere, reizendere Weiber, als ſie, und nicht ſelten ſchon hab' ich mein Herz auf Irrwegen ertappt, aber desungeachtet hab' ich ſie ſtets geliebt, wie man ein Weib von ſolcher Geiſteskühnheit lieben muß. Zärtlichkeit iſt ihr fremd; ſie iſt zur Gebieterin geſchaffen. Wahrlich, Anna iſt meiner werth! —"

Ihr nach in den Hof hinabgeſchritten, ließ auch er ſein Roß ſatteln und ritt nach den Waldungen der Leine, wo er ſich faſt täglich an der Jagd zu vergnügen pflegte. Als er ſpät am Abend zurückkehrte, ſah er in dem hinteren Gebäude, das er bewohnte, mehr Fenſter als gewöhnlich erleuchtet, und ſchloß daraus, daß Hildebrand von Einſiedel, ſein Schwager, dort verweile. Im Schloßhofe kam ihm Anna mit triumphirenden Schritten entgegen: ihre hohe Geſtalt ſchien vor Freude zu leuchten.

„Sicher hab' ich ihn gefangen," flüſterte ſie dem Gemahl zu, „und ſchon iſt das köſtlichſte Geheimniß in meinen Händen, das ich ihm je abgeſchmeichelt habe."

Sie zog ihn in das Haus und entdeckte ihm des Kurfürſten Entſchluß, ſeinen Bruder gefangen zu nehmen und zu entthronen.

Kunz empfing ſeinen Schwager mit vieler Herzlichkeit, und nach langer Unterredung war der ſchwachherzige Hildebrand durch Kunzens ſcheinbar gute Abſicht und Anna's Liſt für den Plan gewonnen, den Georg von Bibenberg zu ſtürzen.

Kunzens nächſtes Handeln mußte nun darauf hingehen, ſich in allen Ländern der beiden fürſtlichen Brüder ſo viel Freunde und Anhänger als möglich zu verſchaffen, um beim Ausbruch der Feindſeligkeit den Kurfürſten nach ſeinen Abſichten lenken zu können, und er faßte mit ſeiner Ehewirthin den Entſchluß, die nöthigen Schritte ſo raſch als möglich zu thun.

## 6.

## Der Ritter ohne Rittertugend.

Als Hildebrand von Einſiedel wieder heimgekehrt war, rüſtete Kunz auf die Fahrt und zog bald darauf mit ſeinem Knappen Schweinitz nach dem Voigtlande. Dort ſprach er bei einem alten Waffenbruder und Vertrauten, dem Ritter Wilhelm von Schönfels, ein, theilte ihm das Nöthige mit und lud ihn, ſo wie Alle, die er gewann, zu einer Zuſammenkunft auf ſeinem Ritterhauſe in Thamsbrück in Thüringen ein. In der dortigen Gegend hatte Kunz beträchtliche Güter, die er bei dieſer Gelegenheit beſichtigen wollte. Vom Voigtlande zog er weiter nach Franken und erwarb ſich unter der dortigen Ritterſchaft manchen Anhang;

denn überall murrte man nur über der Vitzthume angemaßte Herrſchaft, den Herzog ſelbſt ſchien man nicht zu haſſen; man hoffte im Gegentheil Alles von ſeiner jugendlichen Kraft und ſeinem altritterlichen Weſen, wenn die Rathgeber entfernt wären.

In Kunzens Wege lag das Schloß des Ritters von Heßberg, den er ſchon von längerer Zeit her kannte, und mit deſſen junger ſchönen Gemahlin Katharina er auf der Hochzeit des Herzogs Wilhelm zuſammen getroffen war. Kunz hoffte von Heßberg, als einem Schwager Bernhards von Kochberg, manchen Wink zu erhalten, was vielleicht in des Herzogs geheimen Rathe vorgegangen ſei. Er lenkte ſein Roß nach der Burg, nannte dem Thorwart ſeinen Namen und bat um ein Nachtquartier. Das Thor that ſich ihm auf, und kaum ſah er ſich auf dem Hofe, als die reizende achtzehnjährige Katharina ihm zum Willkomm entgegentrat. Kunz mußte ſich abermals geſtehen, nie ein reizenderes Weib geſehen zu haben. Verwundert, daß ihn die Hausfrau empfange, ſtieg er vom Pferde; ſie aber hieß ihn herzlich willkommen, drückte ihm mit Wärme die Hand und benachrichtigte ihn, daß ihr Ehewirth nach Nürnberg zu einem Feſte gezogen ſei und ſie in Einſamkeit zurückgelaſſen habe.

Kunz hielt es für Sitte und Ritterpflicht auf dieſe Kunde nicht im Schloſſe zu verweilen und erklärte dieſes Katharinen, aber ſie bat ſo ſanft und dringend, und begleitete ihre Bitte mit ſo zärtlichen Blicken, daß er der ſüßen Einladung nicht widerſtehen konnte. Freundlich führte ſie ihn die Stiegen hinauf in ihr Gemach und lud ihn ein, ſich auf das Ruhebett niederzulaſſen. Bald ſtand die Weinkanne auf der Tafel, und auserleſene Früchte des Herbſtes folgten als Erfriſchungen. Katharina plauderte ſo angenehm von ihrem Vaterlande Thüringen, von Reßla, wo ihr Vater wohnte und ſie geboren war, von Weimar und Jena, vom Ilm- und vom Saalethal, von der prächtigen Hochzeit des Herzogs Wilhelm und von dieſem ſelbſt, den ſie nicht genug loben konnte, daß Kunzen die Stunden wie Minuten hinflogen. Unwillkürlich drängte ſich ihm der Vergleich zwiſchen der jugendlich blühenden zauberſchönen Frau und ihrem kränkelnden ſchon in den funfziger Jahren ſtehenden Gemahl auf, und ſie erſchien ihm, wie ein üppiger Frühſommertag, der zu Genuß und Freude einladet, neben einem trüben nebligen Spätherbſttag, der einen ſchauern macht. Er konnte ſich nicht enthalten, etwas über dieſes Mißverhältniß zu äußern, aber unbefangen erzählte ihm Katharina, wie ſie dem Ritter von Heßberg blos nach dem Willen ihres Vaters die Hand gereicht, ohne etwas für ihn zu fühlen; Heßberg ſei ein alter Bekannter ihres Vaters geweſen und nie verheirathet. Oft ſei er in Reßla eingekehrt und habe ſie als Säugling ſchon ſeine Braut genannt. Dieſer Scherz habe ſich allmälig zum Ernſte geſtaltet; denn Heßberg habe ihrem Vater das Verſprechen abgenommen, ſie ihm, ſobald ſie herangewachſen und mannbar geworden, zum Eheweib zu geben. Bei dieſem Verſprechen ſei es geblieben, und ſie ſelbſt weiter nicht um ihre Einwilligung gefragt worden; ſie habe die Minne nicht gekannt, und jeder Mann, der ihr perſönlich gerade nicht zuwider, ſei ihr recht geweſen, ſobald ihr Vater gewünſcht hätte, ſie ſolle ſich mit ihm verbinden.

„Freilich,“ ſetzte ſie mit einem ſchmachtenden Lächeln hinzu, „ſind es noch keine zwei Jahre, ſeit ich die Gemahlin eines Mannes bin, den ich nicht lieben kann, und ſchon haben ſich meine Anſichten über dieſen Punkt geändert; das Herz behauptet ſeine Rechte.

Ach wie einſam ſchleichen meine Tage auf dieſer öden freudloſen Burg! es iſt mir, als hätten die Stunden bleierne Füße. Glaubt mir, die glühende Sehnſucht nach heiterm Verkehr mit Menſchen zehrt mich faſt auf. Ich bin nicht geſchaffen mich langweilen zu laſſen oder zu langweilen; Lebensgenuß zu empfangen und zu gewähren im heitern Minnedienſt, dazu hat mich Gott gemacht, und kein Pfaffe in der Welt wird mich vom Gegentheil überzeugen.“ Dabei blickte ſie dem kräftigen ſchönen Kunz ſo ſehnſüchtig verlangend in das Auge, daß ihm der Blick bis in das innerſte Herz drang.

Die Tafel war unterdeſſen auf der jungen Ritterfrau Befehl reichlich beſetzt worden; mit den verbindlichſten Worten forderte ſie ihren Gaſt auf, das Wenige, was ihre Küche böte, zu genießen. Allein mit ihr in einem kleinen trauten Gemach ſaß Kunz, ihr gegenüber; bei jeder Bewegung, die faſt immer eine Berührung zur Folge hatte, wurde es Kunzen wärmer im Herzen, und mehr als ſonſt ſprach er dem guten Weine zu. Die Speiſen waren ausgeſucht, und der Kurfürſt ſelbſt hätte nicht beſſer bewirthet werden können. Katharina's Worte wurden immer wärmer, inniger, liebreicher, ſchmeichelnder und ſtahlen ſich wie ſüße, wollüſtige Muſik in Kunzens Ohr. Die junge aufgeregte Frau kam ihm wie eine reizende Fee vor, er konnte ſie faſt nicht mehr anblicken. Wie ein zehrendes Feuer ſchlich's ihm durch die Adern, die Glut theilte ſich allen Gliedern mit und drang ihm bis zu den Fingerſpitzen, und jeder ihrer Zauberblicke, der in ſeine Augen traf, vermehrte dieſes Feuer. Er verſuchte es, an ſein Weib, an ſeine Kinder zu denken, aber wie Schattenbilder flohen ſie in die Tiefe ſeiner Seele zurück, er konnte ſie kaum erhaſchen und nicht feſt halten, wie er auch rang. Alle ſeine Sinne erfüllte das holde Weib, das mit überquellendem Leben liebeſehnſüchtig vor ihm ſaß. Er wollte ſich den Abend zurückrufen, wo er den Herzog im Herzen ſo ſtreng getadelt, daß er dieſer jugendlichen Schönen gehuldigt, aber jener Tadel kam ihm jetzt unbegreiflich vor; ihm war's in dieſer Stunde, als müßten alle Männer Katharina's Schönheit verehren, als gehörte ihren unvergleichlichen Reizen unbedingte Huldigung und Minnedienſt als ſchuldiger Tribut. Die heiße Bewunderung ihrer Vorzüge, die ſich ihm jetzt aufdrängte, erſchien ihm nur als eine gerechte Sühne ſeiner früheren Strenge. Ihre Unterhaltung drehte ſich immer um den Punkt, daß ein ſehnſüchtiges, minnewerbendes Herz und eine in ewiger Entſagung und Entbehrung aller ſüßen Minnefreuden vertrauerte Jugend von keinem Genuſſe ſpäterer Jahre, von keiner andern Lebensfreude befriedigt und aufgewogen werden könne. Dabei war Katharina bald ausgelaſſen muthwillig, bald ſeufzte ſie ſchwermüthig, und während noch Kummerthränen ihre Wange feuchteten, lachte ſie über ſich und ihren bejahrten Mann, wie ein loſes Kind, und miſchte Ernſt und Scherz ſo wunderlich, daß in Kunzen ſchwerlich das Gefühl des Mitleids erregt werden konnte, und ihm zuweilen der Kopf ſchwindelte. In der That war ihm höchſt wunderlich zu Muth, und das Bild ſeiner Frau, das plötzlich lebendig in ſeiner Erinnerung auftauchte, kam ihm in ihrem kalten Stolze, in ihrem farbloſen Ehrgeize faſt widerwärtig vor und war keineswegs geeignet ihn von Katharina's verführeriſchem Muthwillen zurückzuſchrecken.

„O Ritter Kunz!“ rief ſie, ihn umgaukelnd, wie ein Schmetterling, „Niemand iſt froher unter Menſchen als ich; aber allein iſt's ſchlecht vergnügt ſein; mein Ehegeſpons iſt immer griesgrämlich, und ich kann nicht lachen, nicht ſingen wie ich will. Deshalb ſeid Ihr mir ein recht willkommner Gaſt, weil ich brav mit Euch plaudern kann."

„Schöne Frau," ſagte Kunz; „Euerm Herrn wird wahrlich mein Beſuch nicht ſo willkommen ſein, als er Euch ſcheint; es wäre mir und Euch beſſer, ich wäre am Burgthore wieder umgekehrt."

„Still!" ſagte Katharina, „laßt mich dafür ſorgen, daß er nichts von Euerer Anweſenheit erfahre; ich habe die Leute auf meiner Seite."

„Aber dies Geheimnißvolle," erwiderte der Gaſt erſtaunt, „kann Euch gefährlicher werden, als Ihr meint. Traut Ihr meiner Standhaftigkeit ſo ſehr, daß Ihr mich ganz unempfindlich für Euere Reize haltet?"

„Nun," ſagte Katharina unbefangen und lächelte ihn an, „ſeid Ihr nicht auch des Glaubens, daß mir Euere Geſellſchaft lieber iſt, als die meines Eheherrn?"

Kunzens Bruſt ſchien ihm zerſpringen zu wollen; es nebelte vor ſeinen Augen und von der ganzen Außenwelt ſah er nichts als die holde üppige Geſtalt Katharina's, die wie von einem Zauberglanze umfloſſen war.

„Was uns die Pfaffen von Sünde vorkrächzen, hat mir nie zu Kopfe gewollt," plauderte ſie weiter. „Mein eignes Herz widerſpricht ſolchem Geſchwätz, und die Herren mit der Platte thun ſelbſt am meiſten dagegen. Die Welt ſoll ein Pfuhl von Jammer und Elend ſein, und meine Sinne ſagen mir, daß ſie ein Paradies iſt. Ich fühle das Bedürfniß zu lieben und geliebt zu werden mit einer Stärke, die alle meine frommen Vorſätze bezwingt, und dieſer Liebesdrang ſoll mich zu einem von Gott verworfenen Scheuſal machen. Glaube das wer kann; ich nicht. Ich will mich der Welt und der Liebe freuen, wo ſie ſich mir bieten."

„Süßes Weib!" ſtammelte der Ritter und zog ſie zu ſich. Sein Mund berührte ihren blendend weißen Nacken, die Fülle ihrer Rabenlocken umſpielte ihn; es durchzuckte ihn fieberiſch.

„Lieber Mann!" flüſterte ſie und preßte einen glühenden Kuß auf ſeine Lippen. —

Kunz fiel in das Netz der ſchönen Verführerin und verletzte ſeine Pflichten als Gatte, Gaſt und Ritter.

Eh' der Tag graute, riß er ſich aus den Armen der verlockenden Fee, aufgeſchreckt durch ſein erwachendes Gewiſſen. Heimlich wie ein Verräther ſchlich er aus der Burg und ließ ſich ſtill die Pferde von ſeinem Knappen nachführen. Dann ſprengte er, als ſei das rächende Schickſal geflügelt hinter ihm, den Berg hinab und dem Thüringerwalde zu.

## 7.

## Ein Abenteuer im Thüringerwalde.

Der Tag war kalt und unfreundlich, noch mürriſcher der Abend. Kunz wollte noch eins ſeiner Güter erreichen, das jenſeits des Gebirges lag. Der kalte Herbſtwind pfiff durch die hohen Buchen und Eichen und raubte ihnen das falbe Laub, das er raſchelnd vor ſich her trieb. Große Regentropfen klangen in den

Aeſten, die wie Rieſenarme geſpenſtiſch hervorragten, die düſtre Nachtluft zu umarmen. Einzelne Felſenblöcke ſtreckten ihre weißen Häupter in die ungewiſſe Dämmerung und warfen zitternden Schein von den Bergrücken in die engen Thalungen hinab. Schweigend und verdroſſen ſtarrte Kunz vor ſich hin in die Finſterniß, die immermehr die Berge umflorte und die Thäler ſchon erfüllt hatte; ſein Inneres glich der ihn umgebenden Natur. Der Regen nahm zu und ergoß ſich zuletzt in Strömen; Schweinitz, der ſonſt immer bei guter Laune war, fing an leiſe, dann lauter zu fluchen.

Sie waren ſchon lange das höchſte Joch des Gebirges paſſirt und noch immer ritten ſie im dichten Walde. Die Finſterniß ließ ſie kaum noch den Weg erkennen, und Schweinitz wollte es bedünken, als ſeien ſie von der rechten Straße abgekommen. Das Unangenehme ihrer Lage ließ Kunzen ſelber wünſchen, ein Obdach zu finden, doch ſchien hier keine Hoffnung dazu zu ſein. Plötzlich bemerkte Schweinitz durch die Baumſtämme den Schein eines Feuers und machte mit vieler Freude ſeinem Herrn die köſtliche Entdeckung bekannt. Beide verſuchten gerade darauf loszureiten, doch machten Steine und wildverwachſenes Geſtrüpp ihnen dieſes unmöglich. Von der Nothwendigkeit gezwungen, verfolgten ſie alſo noch eine gute Strecke den Weg, in der Hoffnung endlich einen Zugang zu dem erblickten Feuer, das ihnen zuweilen wieder entſchwand, zu entdecken, bis ſie endlich auf eine Waldwieſe kamen. Hier ſahen ſie die auflodernden Flammen des Feuers deutlicher, das ihnen zur linken Hand in nicht unbedeutender Entfernung auf einer Anhöhe brannte. Kunz ſtieg vom Pferde, übergab es Schweinitz und forſchte ſich über die ſumpfige Wieſe den unſichern Weg aus, der Knappe folgte ihm Schritt vor Schritt. Als ſie eine Weile ſo langſam fortgezogen waren, kamen ſie an die Höhe, die wieder mit dichtem Walde bewachſen war, aber das Feuer war ihren Blicken wieder entzogen, doch glaubte Kunz einzelne Menſchenſtimmen zu vernehmen. Sein Schwert mußte ihm nun Bahn brechen durch das Gebüſch. Der Knappe war gezwungen mit den Pferden zurückzubleiben. Als der Ritter mühſam den Gipfel erklimmt hatte, ſah er das allmälig verglimmende Feuer auf einer nahen ihm entgegen liegenden Höhe. Einzelne ſchwarze Geſtalten wurden zuweilen vor demſelben ſichtbar; die weit leuchtende Glut röthete rings umher die dicken Baumſtämme auf eine abenteuerliche Weiſe und warf einen bleichen Schein an den rabenſchwarzen Himmel. „Was dies auch für Leute ſein mögen," dachte Kunz bei ſich, „einen Schutz müſſen ſie doch haben für den Regen und ein paar Biſſen Brot für den Hunger. Iſt es Raubgeſindel, läßt ſich auch mit ihm fertig werden." Und ſeine Schritte verdoppelnd war er bald durch die dazwiſchen liegende flache Kimme an den andern Berg gekommen, deſſen Haupt das Ziel ſeiner jetzigen Wünſche war. Aber ſteil ſtieg die Höhe vor ihm auf, gerade hinauf zu klimmen erwies ſich als unthunlich; und nur mit Mühe und Anſtrengung gelang es ihm, die buſchige Bergwand quer aufwärts zu durchſchneiden. Rieſenmäßige Bäume und große Felsſtücken, auch einzelnes Steingerölle verſperrten ihm oft den Weg und hemmten ſeinen ermüdenden Fuß. Endlich hatte er eine vorſpringende Felſenſpitze erklettert, kaum hundert Schritte vor ihm glimmte das Feuer noch ſchwach, und, wie er deutlich bemerkte, unter einem zeltähnlichen Dache, das jedoch nach den Seiten hinaus offen war. Von dem Geſtein aber, worauf er ſtand, konnte er unmöglich einen weiteren Weg entdecken; er rief alſo ein lautes „Halloh!“ das in den Bergſchluchten durch die ſtille Nacht widerhallte. Augenblicklich ſchlugen einige Hunde an und verdoppelten ihr Gebell, darauf wurde es lebendig um das Feuer, mehre Männergeſtalten zeigten ſich im Zwielichte. Kunz rief zum zweitenmale, und eine Baßſtimme erwiderte ein donnerndes „Werda?“

„Ein verirrter Reiter, der um ein Obdach bittet,“ war Kunzens Antwort. Darauf ſah er, wie zwei Männer ein paar Kienfackeln anzündeten und hinter einem andern Felſen nach der entgegengeſetzten Richtung verſchwanden. Einige Zeit darauf erſchienen ſie wieder zu ſeinen Häupten auf dem Berge und riefen, er möge Laute von ſich geben, damit ſie die Richtung nach ſeinem Standpunkt nehmen könnten. Kunz befolgte ihren Rath, und nun ſtiegen ſie ſogleich gerade zu ihm herab. Es waren zwei abenteuerlich gekleidete Männergeſtalten, der Aeltere mit einem langen dünnen Barte, kleinen ſtechenden Augen und finſtern zuſammengeſchobenen Geſichtszügen hatte weite Beinkleider von drei verſchiedenen Farben an, die ihm zu groß und weit waren und unordentlich um ſeine dürre Geſtalt hingen. Seltſam ſtach davon der enge ſpaniſche Rock und die Krauſe auf demſelben ab. Auf dem Kopfe trug er eine lederne Kappe, denen der Bergleute ähnlich. Die Kleidung war alt und zerſetzt. Der Andere, noch jung und von freundlichem Ausſehen, hatte einen zerriſſenen Mantel um, aus dem ein ſonſt koſtbar geweſenes Wams hervorſah; darüber trug er einen breiten rothen Gürtel mit Metallſchellen nach damaliger Sitte, die bei jedem Schritte ein leiſes murmelndes Geläute ertönen ließen. Ein geblümter Unterrock vollendete ſeine Kleidung. Beinkleider ſchien er nicht zu tragen, und ſah deshalb einer Frau ähnlich, wozu ſein jugendliches volles Geſicht und ſein langlockiges Haar noch Vieles beitrugen. Beide hatte lange Büchſen und glimmende Lunten in der Hand. Die Glut der Fackeln röthete die wunderlichen ſchwarzbraunen Geſichter und gab ihnen ein wildes verwegenes Anſehn. Barſchen Tones fragte der Aeltere den Ritter, woher er komme.

„Von Meiningen," erwiderte Kunz.

„Und wohin gedenkt Ihr?"

„Nach Behringen; da ich aber vom rechten Wege abgekommen ſein muß, ſo ſagt mir, wohin bin ich gerathen?"

„Das habt Ihr nicht nöthig zu erfahren; es iſt genug, wenn wir Euch morgen auf den Weg bringen, der Euch richtig nach dem Orte führt, wohin Ihr wollt."

Mit dieſer kurzen Abfertigung bedeutete er Kunzen, ihm zu folgen; ſchweigend gehorchte dieſer. Der Sprecher ging voran und leuchtete mit der Fackel vor, der junge Menſch folgte. Steil ging ihr Weg wieder bergauf, über Geklippe und durch Bergkehlen zwiſchen dem oft hochaufſteigenden Geſtein. An den Spitzen der Steinblöcke und an ihm entgegen hangenden Zweigen mußte ſich Kunz oft anklammern, um ſich höher hinaufzuſchwingen, oder nicht auszugleiten und in die unter ihm aufgähnende Tiefe hinabzuſtürzen. Aber leicht wie Gemſen kletterten ſeine Begleiter die Höhe hinauf. Noch hatten ſie nicht den Rücken des Berges erreicht, als ſie ſich rechts wandten, wiederum quer über Klippen und dann bergab ſtiegen. Unter ſich ſah Kunz die noch glühenden Kohlen des verloſchenen Feuers. Noch einige Sätze, und er ſtand mit ſeinen Führern auf einem nicht mehr als einige Fuß meſſenden ebenen Platze, der, ſo wie der ganze Berg, mit hohen Buchen und Eichen beſetzt war. An die Schafte derſelben war in einiger Höhe mit Seilen ein großes Tuch befeſtigt, oben mit grünem Laube belegt und unten mit Stangen unterſtützt. Unter dieſem Dache hatte das Feuer gebrannt und war durch daſſelbe vor dem Regen geſchützt geweſen. Ringsum war das Plätzchen mit dichtem Gebüſch bewachſen und nirgends entdeckte Kunz einen Ausgang. An der vorderen Seite ſchoß der Berg jählings ab, an der hintern ſtieß ein Felſenkegel in die Höhe, zu den beiden Seiten erhoben ſich zwei Hügel, wie Wälle, welche ſich an den Felſen anſchloſſen, wo ſie ſelbſt näher zuſammentraten und in ihrer Mitte einen ausgehöhlten Eingang in die ziemlich weite Oeffnung einer Höhle gewährten, welche in den Felſen hineinging. In der Höhle ſelbſt erblickte Kunz Licht und ſah daß ſie vorn einen breiten geräumigen Platz hatte und beträchtlich hoch war. Auf der kleinen Ebene gingen ein paar große Hunde, knurrend und mit feurigen Augen.

„Tretet hier herein," ſagte der ältere Führer, nachdem er die Hunde zur Ruhe verwieſen hatte; „man wird Euch gleich einen Imbiß bringen und ein Nachtlager bereiten."

Kunz erinnerte nun, daß er ſeinen Knappen unfern auf der Waldwieſe mit den Pferden verlaſſen habe, die er auch unter Dach wünſche, und ſetzte hinzu, daß er ihre Dienſte gut belohnen wolle.

„Das hättet Ihr eher ſagen können," ſchmälte der Alte. „Ihr hättet uns einen Weg in der finſtern Nacht erſpart. Uebrigens haltet mit Euern Verſprechungen an Euch; wir brauchen Euere Belohnung nicht."

Auf ſeinen Ruf: „Eule! Schwalbe!“ traten aus dem Hintergrund der Höhle eine lange hagere Mannsgeſtalt mit ſtruppigen Haaren, nothdürftig in einen zerlumpten Pelz gehüllt, und ein flinker Knabe in einer blauen Tuchjacke mit blanken Henkeln: zugleich wurde Kunz mehrer Geſtalten anſichtig, die ſich in den hintern Theilen der Höhle bewegten und Weiber zu ſein ſchienen. Die Krümmung des durch den Felſen fortlaufenden Ganges erlaubte ihm nicht, mehr zu ſehen. Die Männer unterhielten ſich in einer dem Ritter unverſtändlichen Sprache; darauf zündeten die beiden zuletzt Erſchienenen friſche Fackeln an, fragten Kunzen, wie ſein Knappe heiße, und als ſie dieſes erfahren, ſtiegen ſie behende den Berg hinan.

„Die Pferde werden freilich auf der Wieſe bleiben müſſen,“ ſagte der alte Führer: „denn dieſe Höhe iſt nicht für ihren Gang geeignet, doch finden ſie dort gutes Futter, unſere Leute werden dafür Sorge tragen, daß ſie nicht von Ort und Stelle kommen: morgen könnt Ihr ſie dort wieder abholen. Cäſar,“ fuhr er zu dem Jüngling gewendet fort, der unterdeſſen voll Neugierde Kunzens Anzug mit den Augen gemuſtert hatte, „geh' und ſag', daß wir noch einen Gaſt bekommen haben, ſie ſollen für ein gutes Abendbret ſorgen.“ Der Burſche verſchwand in die Höhle. Kunz war durch dieſe ſonderbaren Erſcheinungen aufgeregt, und je weniger er ſich ſelbſt erklären konnte, in welcher wunderlichen Waldbewohner Geſellſchaft er gekommen war, um ſo heftiger erwachte der Wunſch in ihm, über dieſen Punkt belehrt zu ſein.

„Ich weiß nicht, ob es Euch genehm iſt, wenn ich Euch frage, zu wem mich der Zufall und das ſchlechte Wetter dieſer Nacht geführt haben?“ redete er den griesgrämlichen Alten an; „doch iſt es ein natürlicher und verzeihlicher Wunſch, meine Wirthe zu kennen.“

„Glaubt auf mein Wort,“ erwiderte der Alte, „wir ſind gerade nicht ſchlechter und nicht beſſer als Ihr ſelbſt, und wenn Ihr auf gute Geburt und alten Adel etwas haltet, ſo kann ich Euch bei meiner Ehre verſichern, daß ich und die meiſten, die Ihr hier theils ſchon geſehen habt und theils noch ſehen werdet, aus dem uralten berühmten Königshauſe der Pharaonen in Aegyptenland in gerader Linie abſtammen. Seid Ihr damit und mit einem Stück gebratenen Wildpret und einem weichen Mooslager für dieſe Nacht zufrieden, ſo iſt es mir nicht unangenehm; ſeid Ihr es nicht, ſo kann ich Euch auch mit einem langen Bericht nicht helfen, den herzuerzählen ich dieſe Nacht ſo wenig Luſt haben möchte, als Ihr ihn anzuhören. Macht's demnach wie Ihr wollt, ich gräme mich um kein's von beiden.“

Kunz begnügte ſich gern mit dem ſeltſamen Beſcheid, und im Begriff, Dank zu ſagen, wurde er durch den widrig kreiſchenden Ton einer weiblichen Stimme, die aus der Tiefe der Höhle hervorſchallte, davon abgehalten. Aus dem Gehörten war es nämlich dem Ritter klar geworden, daß er ſich unter einer Bande der berüchtigten Tatern befand. So nannte man die in jener Zeit ſich zuerſt in Deutſchland und namentlich in Thüringen und Sachſen zeigenden Zigeunerherden. Früher hatte man weder von ihnen etwas gehört noch geſehen. Sie erſchienen in dieſer Periode der allgemeinen Erſchlaffung in Europa, wie Rabenſchwärme auf dem Aasanger, und durchzogen in großen Haufen, ſich ſchnell mit der Landesſprache vertraut machend, das deutſche Reich in allen Richtungen und beuteten den graſſen Aberglauben, der ſchwer auf allen Ständen laſtete, zu ihrem Unterhalte aus. So kamen ſie als eine neue Landplage zu den vielen alten. Sie ſelbſt nannten ſich Pharaonen und prahlten mit der heiligen Geheimweisheit der alten Aegypter, aber ſie waren in Wahrheit eine vertriebene indiſche Kaſte. Wie ein angeſtauntes Räthſel traten ſie im Anfang des 15. Jahrhunderts in Ungarn, Böhmen und Deutſchland auf, und da ſie der anfänglichen Annahme, daß ſie fremde, vom heiligen Grabe kommende Pilger wären, nicht widerſprachen, ſo erhielten ſie reiche Unterſtützung und ſogar einen Schutzbrief des Kaiſers Sigismund.

Obgleich Kunz von Kauffungen noch nicht Gelegenheit gehabt hatte, ein Mitglied dieſer eigenthümlichen Menſchengattung zu ſehen, ſo paßten doch die im Munde des Volkes umgehenden Beſchreibungen derſelben ſo gut auf die vor ihm ſtehenden Geſtalten, daß er keinen Augenblick an der Wahrheit ſeiner Meinung zweifelte. Seine Aufmerkſamkeit zog nun eine hervortretende weibliche Figur auf ſich. Der auf ſie fallende Schein der Fackeln zeigte ihm ein eben nicht ſehr altes, aber welkes und abgelebtes Geſicht; die ſchlotternden Backen hingen auf beiden Seiten deſſelben herab, und ihrem Beiſpiele folgten das Kinn, das weit herunter hing, und der übrige Körper. Unter einer hohen faltigen Stirn blickte ein Paar ſcharfe, ungemein lebhafte Augen hervor, die wegen ihrer Friſche und ſteten Bewegtheit mit der übrigen Geſtalt im ſchneidenſten Kontraſte ſtanden. Das dunkle Haar hing unordentlich, verwirrt und buſchig unter einer kleinen mit Gold reich geſtickten Haube hervor, die den Lichtſchein in allerhand Farben widerſpiegelte, was Kunz für den Reflex von in die Stickerei der Haube gewebten Edelſteinen hielt. Um ihren Hals hing eine aus ſeltſamen Figuren, die wie Zauberzeichen ausſahen, zuſammengeſetzte Kette, mit eben ſolchen Bildern war der feuerrothe Gürtel bemalt, welcher das vielfaltige bunte Gewand zuſammenhielt. Zwiſchen den Schlitzen deſſelben ſah ein hellblaues ſeidenes mit Geld verziertes kurzes Unterkleid hervor. Ihre Füße waren unbekleidet. Sie maß Kunzen, der ſie grüßte, von Kopf zu Fuß mit ſtolzen höhniſchen Blicken und ſprach dann unwillig mit jener kreiſchenden Stimme, welche der Ritter bereits vernommen hatte: „Wärſt Du geſtern Abend der Deinem Weibe und Gaſtfreunde ſchuldigen Pflichten eingedenk geweſen, und hätteſt Du Dich gegen ein begehrliches Weib ſo ſtandhaft gezeigt, wie es einem ächten Ritter, für den Du Dich ausgiebſt, zukommt, ſo würdeſt Du dieſe Nacht müde Leute nicht um den Schlaf zu bringen brauchen, denn Du wärſt geſtern noch eine Strecke weiter gereiſt."

Kunz erſtarrte vor dieſes Weibes Mitwiſſenſchaft ſeiner geheimgeglaubten Sünde und ſchauderte unwillkürlich zuſammen; denn wie ein überirdiſches oder wenigſtens mit überirdiſchen Mächten im Bunde ſtehendes Weſen wollte ſie ihm bedünken.

„Es ſcheint, als iſt Euch hinſichtlich meiner nichts verborgen," verſetzte er verlegen. „So ſagt mir denn, was Euch die Sterne weiter über mich berichten."

„Zeit und Stunde werden kommen und Dir Dein Schickſal enthüllen. Du vermagſt ihm nicht zu entgehen."

„Sagt mir das Eine, ich bitt' Euch: werden meine Feinde fallen?"

„Sie werden fallen, wie Joſeph's Feinde fielen; aber Du biſt kein keuſcher Joſeph und wirſt nicht ſeinen Weg gehen, wie Du beabſichtigſt."

„Laß das gut ſein, Chiska," ſagte der Alte einfallend. „Bereite ihm lieber das Eſſen."

Schweigend kauerte das Weib an die verlöſchten Kohlen, hielt die lodernde Fackel an ſie und blies ſie in Brand, dann trug ſie einen Arm voll dürres Reisholz herbei, und in wenig Minuten ſchlug die Flamme wieder kniſternd in die ſchauerlich dunkle Nacht auf. Nun holte ſie eine am Spieße ſteckende Wildpretskeule herbei, legte den Spieß auf zwei gegenüberſtehende Steine über das Feuer und drehete ihn, mit heiſerer Stimme ein fremdartiges Lied ſummend. Der Mann trug indeſſen in einem Humpen friſches Waſſer aus der Höhle. Während Kunz in ſich gekehrt bald das beſchäftigte Weib, bald das Innere der Höhle, in deren Vordergrund er auf Moos gelagert war, betrachtete, und hinten immer mehr Geſtalten erblickte, die ihn neugierig anſahen, ließen ſich in kleiner Entfernung Menſchenſtimmen vernehmen, und der Ritter unterſchied bald die verzweifelten Flüche ſeines Schweinitz. Kurz darauf ſetzte dieſer mit ſeinen Führern von der Höhe herab und befand ſich vor dem Feuer, ſprang aber beim Anblick Chiska's ſogleich erſchrocken zurück und fragte ängſtlich und demüthig nach ſeinem Herrn. Seine Stimme lockte endlich das Völkchen aus der Höhle hervor, und nach wenig Augenblicken ſtanden an zwanzig Menſchen beiderlei Geſchlechts und von dem verſchiedenſten Alter um das Feuer, die ſpäten Gäſte genauer in Augenſchein zu nehmen. Schweinitz, immer noch verblüfft, getraute ſich kaum, die Leute wiederum zu betrachten. Und in der That war ihre Kleidung ſo wunderlich zuſammen gewürfelt, daß man von jeder Nation Europa's einige Subjecte vor ſich zu ſehen hätte glauben können. Wer war froher, als der aus aller Faſſung gerathene Knappe, als er durch den unverſtändlichen Miſchmaſch der verſchiedenen Stimmen endlich die ſeines Herrn hervortönen hörte, der ihn beim Namen rief, und ihn ſelbſt in der Ecke der Höhle gelagert erblickte! Er holte tief Athem, wie man wohl nach einer ſchweren überſtandenen Angſt zu thun pflegt, und ſagte: „Allen vierzehn heiligen Nothhelfern Dank, daß ich Euch endlich wieder erblicke! Mir ſtanden Euertwegen ſchon alle Haare zu Berge. Und wahrhaftig, wir haben nicht Urſache, beſonders luſtig zu ſein: denn ich kann mich in der That noch nicht recht überzeugen, ob wir unter Menſchen oder Geſpenſtern ſind.“

„Die Muſik des Bratſpießes wird Dich von der Menſchlichkeit unſrer Wirthe überzeugen,“ verſetzte der Ritter lächelnd. „Und Deiner Korpulenz wird dieſe kleine Abſchweifung von der gewöhnlichen Art und Weiſe gerade nicht nachtheilig ſein.“

„Der ſüße Duft des gebratenen Fleiſches kitzelt allerdings meine Naſe und läßt mich die Geſellſchaft, wenn auch nicht vergeſſen, doch ein wenig bei Seite ſetzen.“

Mit dieſen Worten ließ er ſich zu Kunzens Füßen nieder und that einen kräftigen Zug aus der Waſſerkanne, nicht anders, als ob ſie den köſtlichſten Wein enthielte. Der Braten war auch gar, und die Alte ſchnitt Jedem ein Stück vom Spieße. Schweinitz kniff die Augen zuſammen, als ſie vor ihn hintrat, um ſich durch den Anblick der Sibylle den Appetit nicht verderben zu laſſen.

„Dein Wanſt hätte unbeſchadet heint vom eignen Fette zehren können,“ ſagte Chiska ſpöttiſch zum Knechte, aber kauend erwiderte er ſchon furchtloſer: „Es fehlt zu Euerm köſtlichen Fleiſche nur noch ein gleicher Wein, um dem Mahle einen größeren Werth zu geben, als alles vorlängſt erworbene Fett hat."

„Du biſt ein feiner Geſell, und ich könnte Dir ſchier gut ſein," flüſterte das Weib ſchmunzelnd und ſtrich ihm mit der Hand über die Backen.

„Verlangt um aller Heiligen willen keinen Minneſold zum Lohne dafür, daß Ihr mich ſatt macht!" rief er erſchrocken und ſtreckte ſich, wie von der größten Müdigkeit überwältigt, kauend auf das Moos nieder. Chiska ſchleppte wollene Decken herbei, um die Gäſte damit gegen die Kälte der Nacht zu ſchützen.

Kunz hatte während des Eſſens Zeit und Gelegenheit gehabt, ſeine Umgebung genau zu betrachten. Die Leute waren meiſt von kleinem Wuchs, der durch die Kleidung noch mehr entſtellt war. Alle waren ſchwarzhaarig und von dunkelbrauner Geſichtsfarbe; die Männer trugen dünne, faſt kümmerliche Bärte; die Weiber ſahen noch weniger einladend aus. Einige der Jüngern waren jedoch wohl gebaut und zeigten, die Farbe abgerechnet, angenehme Geſichtszüge. Unter den Letztern fiel Kunzen ein Mädchen auf, das durch Wuchs, Schönheit und Kleidung vortheilhaft vor allen Andern hervorſtach. In ihren edelgebildeten Zügen hatten ſich Muthwille und Schwärmerei gepaart; ihre großen Augen leuchteten wie Sterne; das niedliche Näschen etwas abgeſtumpft und die friſchen rothen Lippen, etwas aufgeworfen, die bei der Helle des Feuers und der Fackeln in ihrem Verſchluſſe eine Reihe glänzend weißer Zähne bargen. Die Bewegungen, Biegungen und Stellungen ihres ſchlanken Körpers waren ſchön und ſchienen an ihr natürlich. Von ihrem Scheitel floß ein ſchwarzer Schleier über den Rücken herab, der ſo weit und lang war, daß ſie ſich zuweilen hinein wickelte, um ein ſchelmiſches Lächeln zu verbergen, oder um die fremden Gäſte unbemerkt genauer betrachten zu können. Sie hüpfte auf den Spitzen ihrer kleinen Füße und führte einige geſchickte Tänzerſprünge aus, indem ſie die Arme im halben Kreiſe gegen den ſeitwärtsgelegten Kopf bog und mit den Fingern die Bewegungen machte, welche das Schlagen der Caſtanietten erfordern, da eben ein junger Mann auf der Laute klimperte.

„Jetzt iſt nicht Zeit zu Spielen und Tanzen!“ kreiſchte die Alte. „Was fällt Euch ein? Wir ſind in der Mitternachtsſtunde, und den Geiſtern behagt Euere Leichtfertigkeit nicht. Da iſt nichts zu fangen, Eſtrella!“ wandte ſie ſich zu der ſchönen Tänzerin und deutete mit der Hand nach der Höhle. Unwillig über ihre Rede wandte ſich das Mädchen mit einem finſteren Geſichtchen ab, pflückte eine Hand voll Gras und Laub und warf es auf Kunzen, indem ſie ſchnell vorbei ſprang und in der Biegung des Felſenweges verſchwand. Die Andern folgten ihr nach und bald war Chiska allein auf dem Platze. Die ſich verzehrende Glut des Feuers überfärbte ihre zerſtörten Züge mit einem blutrothen Schein; ihre Augen ſtierten unverwandt in die glimmenden Kohlen, ihre Geſtalt ſchien verſteinert. Plötzlich wanderte ſie mit abgemeſſenen Schritten dreimal langſam und feierlich um die Brandſtätte und murmelte für Kunzen unverſtändliche Worte. Dieſer befand ſich in dem ſeltſamen Zuſtande des Halbſchlafs; er konnte ſich einer großen Müdigkeit nicht erwehren, die ihm wie Blei in den Gliedern lag und ſeine Sinne gefangen hielt. Es dünkte ihm, als ſeien ſeine Augenlider niedergedrückt und geſchloſſen, und doch glaubte er ſpäter zuweilen die folgende Erſcheinung wirklich geſehen zu haben, obgleich er zu anderer Zeit auch Alles für einen

Traum zu nehmen geneigt war. Es kam ihm nämlich vor, als ſei Chiska während ihres Ganges um das Feuer allmälig größer und ſchöner geworden, ſo daß ſie endlich als ein koloſſales, majeſtätiſches Weib mit hochernſtem edelgebildeten Geſicht und prächtigem Wuchſe vor ihm ſtand. Die Haube hatte ſich in eine leuchtende Krone verwandelt, die vorhin bemerkten Edelſteine waren flimmernde Sterne geworden. Ein Purpurmantel umfloß ihre Glieder, eine glänzende Zone, aus hellſtrahlenden Diamanten gewebt, umgürtete ihren gigantiſchen Leib. In der Hand hielt ſie ein Zepter, das ſie über den geheimnißvoll kniſternden Kohlen ſchwang, und augenblicklich ſchlug eine große blaue Flamme hervor, die ſich langſam in menſchenähnliche Formen umzuwandeln begann. Endlich erkanpte Kunz den Kurfürſten, wie er dem zu ſeinen Füßen knieenden Georg von Bibenberg eine goldene Kette um den Hals hing. Das Bild trübte ſich, doch geſtaltete es ſich bald zu einem andern. Herzog Wilhelm hing liebkoſend am Nacken der ſchönen Katharina von Brandenſtein, von ihren Armen umſchloſſen; im Hintergrunde lag die Herzogin Anna bleich und abgehärmt am Boden und hob mit flehenden Blicken ihre Hände empor. Abermals verdunkelten ſich die Geſtalten, und aus dem bläulichen Lichtwirrwarr ſah der Ritter einen ſchönen Knaben neben einem ſchwarzen Manne hervortreten; in dem Erſteren erkannte er bald die Züge des kleinen Prinzen Albrecht, des jüngſten Sohnes des Kurfürſten; der Letztere, der ihn furchtbar anblickte, war ſeinem Aeußern nach ein Köhler. Chiska ſchwang wieder das Zepter, die Geſtalten verſchwanden und ließen einen blutigen Schein zurück, in welchem das Weib ſelbſt wie Duſt verſchwamm. Plötzlich war Alles finſtere Nacht umher;

Schweinitz ſchnarchte neben Kunzen; Eulen ſchrieen kläglich am Fuße des Berges. Der ſo ungewöhnlich aufgeregte Ritter ſelbſt warf ſich unruhig auf dem Lager umher, dann überfiel ihn ein ſchwerer Schlaf.

Kaum röthete der junge Morgen die lichten Wölkchen im Oſten, als Kunz emporgerüttelt ſeinen grämlichen Führer vom vorigen Abend vor ſich ſtehen ſah, der ihn zum Aufbruch ermahnte. Der Tag ſchien wieder nicht erfreulich werden zu wollen; rings ſah Alles grau, neblig und nüchtern aus und bildete zu den Erſcheinungen der Nacht einen ſtarken Gegenſatz. Schweinitz ermunterte ſich auf vieles Zurufen, bat aber, da er ſeinen Herrn ſchon reiſefertig ſah, um einen Imbiß.

„Dafür iſt geſorgt," ſagte der Alte und winkte ihm zu folgen. Es geſchah; der Berg wurde von neuem erklettert, und der Weg ging über die Felſen, die im Lichte des Morgens bei weitem nicht ſo gräßlich ausſahen. Kunz, der zuletzt ging, fühlte ſich, eine Klippe erklimmend von unten am Waffenrocke feſtgehalten; als er ſich verwundert umſah, ſtand die ſchöne Eſtrella, in einen langen Mantel gehüllt, ihm zur Seite. Der friſche Morgen hatte ihre braunen Wangen mit einer noch höheren Glut übergoſſen. Ihre Augen leuchteten freundlich.

„Zieht Ihr zum Ritter Wilhelm von Moſen nach Thamsbrück?" fragte ſie leiſe.

„So iſt's, mein ſchönes Kind!" erwiderte der aus ſeinem düſteren Brüten über die Bilder der vergangenen Nacht aufgeſchreckte Kunz. „Kennſt du den Ritter?"

„Bringt ihm einen Gruß vom Tatermädchen, und ſagt ihm, daß ſie ſeiner oft gedächte, wenn er auch ihrer vergeſſen habe."

Nach dieſen Worten verſchwand ſie hinter dem

Stein; Kunz aber ſtieg ſeinen Vorgängern nach. Auf einem bequemeren Wege gelangten ſie über den lang nach Oſten ſich ausdehnenden Berg auf die Waldwieſe, wo ſie ihre Pferde angebunden fanden. Daneben lagen Brot, Fleiſch und ein Krug Wein, welches für den ſtets eß- und trinkluſtigen Schweinitz der erfreulichſte Anblick war. Kunz bot dem ſcheidenden Alten Geld zur Belohnung an, wurde aber wiederum von ihm mit Unwillen zurückgewieſen. Er wollte nicht einmal etwas von Dank hören, und ehe ſich's der Ritter verſah, war der Zigeuner im Gebüſche verſchwunden. Die Pferde hatten gutes Futter gehabt und trabten friſch dem Thale zu. Hier angelangt, ſah Kunz den ihm wohlbekannten Frau-Vennsberg vor ſich liegen, von dem die Sage ſo viel Wunderbares zu erzählen wußte, und den man in Thüringen mehr unter den Namen des Hörſelberges kennt.

In einem ſüdlich von dieſem Berge gelegenen Thale ſtand auf einer kegelförmigen Höhe die Burg Scharfenberg, Apel von Vitzthum's Eigenthum. Sonſt hatte jezuweilen auf dieſer in einer der lieblichſten Gegenden Thüringens thronender Veſte Kunz frohe Tage zugebracht, aber ſeit des Landgrafen Friedrich des Friedfertigen Tod hauſte nur ein Burgvogt Apel's auf ihr, und ſie wurde weder von ihrem Beſitzer, noch von Gäſten beſucht. Kauffungen befand ſich alſo in einem ihm wohlbekannten Theile des ſchönen thüringer Landes. In einem am Fuße des Frau-Vennsberges liegenden Dorfe Sätelſtedt, ſonſt Setinſtedt oder Satanſtedt genannt, das nebſt einem Nonnenkloſter eine Königin Reynſchwig von England zum Seelenheil ihres verſtorbenen und im Berge im Fegefeuer verweilenden Gemahls erbaut haben ſollte, erfuhr Kunz viel von dem tollen Treiben und den Umzügen der auf dem entgegengelegenen Berge hauſenden Tatern, von ihren Zauber- und Teufelskünſten. Die Landleute meinten, daß dieſe Heiden und Teufelsanbeter Sturm und Hagel herbeiſchwören, die Sonne verfinſtern und alle Landplagen hervorzaubern könnten. Gern gäbe man ihnen deshalb Lebensmittel, und doch raubten ſie zuweilen Vieh von den Edelhöfen in der Umgegend. Der Berg ihres Aufenthaltes heiße der Markberg*), und die Höhle führe von ihrer Geſtalt den Namen „Backofenloch.“ Die Tatern wären nur zuweilen einige Wochen darin, dann zögen ſie mit Schätzen beladen, die ſie aus dem Berge gegraben, wieder fort, und Niemand wiſſe wohin.

### 8.

## Der Ritter Wilhelm von Moſen.

Kunz von Kaufſungen eilte nach ſeinen Beſitzungen in Haina, Behringen und den umliegenden Orten. Auch ſeinen Vögten war von den Herden zuweilen ein Stück geſtohlen worden, doch hatte man den Thätern nicht auf die Spur kommen können. Der allgemeine Verdacht fiel auf die Tatern.

Am Abend des folgenden Tages langte Kunz auf ſeinem Ritterhauſe zu Thamsbrück an. Unter den Edeln, die hier Beſitzungen hatten, war Wilhelm von Moſen aus dem Vogtlande, der ſich öfters in Thüringen aufhielt. Er war noch jung und unverheirathet und ſchon lange Kunzens Freund. Dieſer eilte ihn in ſeiner Wohnung aufzuſuchen. Dort fand er mehre Ritter aus der Umgegend verſammelt: die Grafen Adolf und Sigismund von Gleichen, Herren zu Tonna, ein paar Edle von Wangenheim, einige Deutſchherren von der Kompthurei zu Regelſtedt, einen Ritter von Melding und einige Vögte der nahegelegenen Rittergüter, um ſich über die Räubereien in ihrem Gebiet und deren Verhinderung zu berathen. Kunz wurde von Allen als einer der edelſten thüringiſchen Ritter und perſönlicher Freund der Meiſten liebreich aufgenommen und mit in den Rath gezogen.

---

*) Eigentlich Wartberg, volksthümlich Markberg oder Marktberg.

Die meiſten Anweſenden ſtimmten dafür, die gefährlichen Tatern in ihren Schlupfwinkeln aufzuſuchen und zu verderben. Einige widerriethen dagegen ſolch gewaltſames Verfahren, wie es ſchien aus Aberglauben und Furcht vor den Zauberkünſten des fremden Geſindels. Kunz hütete ſich etwas von ſeinem vernächtlichen Abenteuer und von ſeiner näheren Bekanntſchaft mit den in Rede ſtehenden Leuten zu verrathen. Noch war ſeine Seele zu ſehr von den wunderbaren Erfahrungen und Geſichten, die er in dem Kreiſe Jener erlebt und geſchaut hatte, bewegt, als daß er zur Bekämpfung derſelben ſeine Zuſtimmung hätte geben können. Er ſuchte die Andern vielmehr ebenfalls von dieſem Plane abzurathen. Aber die Ritter waren über das Diebsvolk zu ſehr erbittert und beſchloſſen zum morgenden Tage einen Kriegszug gegen die Abkömmlinge der ägyptiſchen Könige zu unternehmen; auch die Widerſtrebenden wurden zu dieſem Beſchluſſe beigezogen. Kunz fand zugleich Gelegenheit, mit ſeinen Plänen leiſe und vorſichtig hervorzutreten. Die Meiſten waren über Apel Vitzthum's Unverſchämtheit aufgebracht und nicht abgeneigt über die Beſitzungen der Bißthume herzufallen. Zu einer förmlichen Verbindung wollte Kunz noch mehre Ritter abwarten, die er eingeladen hatte.

Als ſich die Geſellſchaft empfohlen hatte, eröffnete Kunz ſeinem Freunde mit Verſchweigung einiger Umſtände die Ereigniſſe der vergangenen Nacht.

„Nun ſagt mir, Moſen, in welchen Verhältniſſen ſteht Ihr mit dieſen Leuten, daß die ſchönſte ihrer Töchter mir einen ſo liebevollen Gruß an Euch auftragen konnte?“ ſchloß er ſeinen Bericht und faßte den Junker ſcharf in's Auge.

Ein leichtes Erröthen ſtieg in Moſens Geſicht, und mit einiger Verlegenheit erwiderte er: „Daß mich dieſes braune Kind nicht vergeſſen kann! Laßt Euch erzählen, woher dieſe Bekanntſchaft kommt! Zu Anfang dieſes Sommers erhielt ich auf meinem Sitze im Vogtlande eine Einladung des jungen Burggrafen von Kirchberg auf Farnroda zu ſeinem Hochzeitfeſte. Er iſt ein Freund von mir, und ich verſäumte nicht, zur beſtimmten Zeit bei ihm einzutreffen. Viele Ritter, Frauen und Fräulein fand ich auf dem farnröder Hauſe beiſammen. Unter den Letzteren zog mich die anmuthige Geſtalt einer gewiſſen Bertha von Wangenheim an. Die Freude des Feſtes führte uns näher zuſammen, und unſre Unterhaltung wurde allmälig wärmer. Aus ihren ſchönen blauen Augen, die für dieſe Farbe faſt zu glänzend waren, las ich eine mir freundliche Geſinnung. Schon hatte ich den Vorſatz gefaßt, ſie zu bitten mich als ihren Minnewart anzunehmen, als mich eine an ſich unbedeutende Begebenheit davon abhielt. Es war am Abend des zweiten Feſttages, als der Burggraf ſeinen Gäſten ein glänzendes Banquet gab. Die zahlreiche Geſellſchaft war ſehr vergnügt. Plötzlich entſtand ein Drängen nach dem Eingange des Saales. Aller Augen waren dahin gerichtet. Die Neugierde trieb auch mich, zuzuſehen, was die Aufmerkſamkeit ſo ſehr in Anſpruch nehme. Die Menge theilte ſich von einander, und in der Mitte wurde ich eines wunderlieblichen Mädchens anſichtig, das ſich nach allen Seiten anmuthig verneigte. Sie ſelbſt brauch' ich Euch nicht näher zu beſchreiben, da Ihr ſie kennen gelernt habt; es war Eſtrella. Nur von ihrem Anzuge und der Urſache ihres Erſcheinens laßt mich reden. Ihr dunkles glänzendes Haar war auf der Höhe des Scheitels zu einer Krone zuſammengebunden, aus welcher vier Flechten auf den Rücken herab hingen. Ihren reizenden Leib umſchloß ein kurzes knappes Gewand von Scharlachtuch, das ihren ſchlanken Wuchs in ſeiner Schönheit zeigte. Jede Form deſſelben trat abgerundet hervor. Das Kleid war mit goldenen darein geſtickten Sternen überſät. Ihre vollen braunen Arme waren mit goldenen Armbändern geziert, an jeden ihrer fein gedrechſelten Finger glänzte ein goldener Reif. Das kurze Kleid zeigte die niedlichſte Wade, die je eines Mannes Auge erblickte. Leichte rothe Schuhe bedeckten den kleinen Fuß. Mit einiger Schüchternheit war ſie, von zwei andern ihr ähnlich doch nicht ſo koſtbar gekleideten Mädchen geführt, in den Saal eingetreten, bald aber warf ſie unbefangen ihre brennenden Blicke umher und muſterte ihre Umgebung. Der Anblick dieſes ſeltſamen Mädchens erfüllte mich mit ſüßer Beklommenheit; meine Augen verſchlangen das Wundergebild. Plötzlich flammte ihr Blick auf mich und hing mit Wohlgefallen an mir. Nun winkte ſie ihren Gefährtinnen mit der Hand, und verbeugte ſich noch einmal. Die beiden andern Mädchen helten einen Triangel und ein Tamburin herbei und führten eine einfache angenehme Muſik auf. Nach dem Takte der Inſtrumente tanzte Eſtrella mit der höchſten Zierlichkeit und bewunderungswürdigſten Schnelligkeit der Füße nach morgenländiſcher Art. Ihr ganzes Weſen ſchien ſich in Anmuth und Liebreiz aufzulöſen. Wie wollte ich Euch die geſchickten Wendungen, Stellungen, Sprünge und Tritte beſchreiben, womit ſie alle Gäſte entzückte! Ihre Arme waren meiſt im Halbkreis erhoben, mit den Händen ſchlug ſie in den Takt der Muſik einſtimmend bald ſchneller bald langſamer die Kaſtanietten. Die ganze Art und Weiſe des Tanzes war um ſo überraſchender, weil ſie Allen fremd war. Als ſie geendet hatte, rauſchte ihr allgemeiner Beifall zu. Ich trat ebenfalls hinzu, ihr mein Lob zu ſpenden; da trafen ihre Augen wieder auf mich, ein holdſeliges Lächeln ſtieg in ihrem Geſichte auf, und mir allein nickte ſie freundlich zu. Wirklich fühlte ſich meine Eitelkeit durch dieſe Auszeichnung ſo geſchmeichelt, daß ich ſie um ihren Namen befragte. Mit einer Silberſtimme antwortete ſie: „Ich heiße Eſtrella; willſt Du mich beſuchen, ſchöner Ritter, ſo komm Mitwochs oder Sonnabends früh an den Fuß des vordern Markbergs, wo die Fahrt nach dem Ruhlathale durch das Gebirg geht.‘ Das Letztere ſagte ſie ſo leiſe, daß ihre Begleiterinnen es nicht verſtehen konnten. Betroffen über dieſen Antrag trat ich zurück, und ſogleich begann ſie mit ihren Gefährtinnen einen neuen Tanz. Sie ſchien darin gleichſam die Sonne zu ſein, die Andern die dieſelbe umgebenden Monde. Nach dieſem Tanze begann ſie einen zauberiſch ſchönen Geſang. Ihre Stimme hatte eine Stärke, Lieblichkeit, Geſchmeidigkeit und war doch wieder ſo zart, ſüß und wohlklingend, daß ich eine Fee vor mir zu ſehen glaubte. Den ganzen Abend unterhielt ſie uns angenehm abwechſelnd mit Tanz und Geſang. Bei jedem Ruhepunkte ſchien es mir, als ob mich ihre feurigen Augen ſuchten, und wie mit Ketten zog es mich zu ihr hin. Ihre Fragen und Bemerkungen richtete ſie ſtets an mich; und als ich ihr abermals mein großes Wohlgefallen an ihrem Tanz und Geſang zu erkennen gab, faßte ſie mich kindlich freimüthig bei der Hand, blickte mir lächelnd in die Augen und ſagte ſanft: ‚Ritter, Dein Beifall gilt mir mehr, als der der Menge; er iſt mir der ſchönſte Lohn.‘ Einige Zeit fragte ſie auch mit demſelben Tone: ‚Biſt du mir gut, Ritter?‘ und als ich ihr dieſes unverholen doch erröthend bezeugte, ward ſie noch froher, lachte, und tanzte dann den nächſten Tanz mit noch größerer Leichtigkeit und Anmuth. ‚Aber ſieh,‘ ſagte ſie nach Beendigung deſſelben zu mir, ‚jenes ſchöne Fräulein wirft zornige Blicke auf uns; ſie iſt gewiß Deine Geliebte. Drum geh' nur und ſprich nicht mehr mit mir,‘ ſetzte ſie ſchmerzlich hinzu, ‚ſie wird Dir ſonſt gram, und das thut mir weh; denn Deine Betrübniß betrübt auch mich.‘ Ich ſah nach der Stelle, die ſie mit den Augen bezeichnete, und erblickte Bertha von Wangenheim mit finſteren Mienen. Eſtrella's Zauberreiz hatte mich zeither an ihre Seite gebannt und in der That Bertha's, ſo liebenswürdig auch dieſe war, vergeſſen gemacht. Als ſich Bertha von mir beobachtet bemerkte, drehte ſie ſich mit dem Ausdruck von Verachtung im Geſichte um. Ich wagte nicht, mich ihr zu nähern, denn mein Gewiſſen machte mir über mein Betragen gegen ſie Vorwürfe, auch blieb ich wirklich lieber bei Eſtrellen, ſo ſehr ſie mich auch antrieb, Bertha zu verſöhnen. Erſt als ich ihr die Verſicherung gab, daß jene Dame nicht meine Geliebte ſei, ſtellte ſie ſich zufrieden und bat mich nun ſehr, ſie ein Stück Wegs zu begleiten. Ich konnte ihr nichts abſchlagen, und flüſterte ihr zu, daß ich, um nicht aufzufallen, mich unbemerkt vorher aus der Geſellſchaft entfernen und ſie am Abhange des Berges erwarten wolle. Wonneſtrahlend neigte ſich ihr Haupt zu mir, und ich ſchlich heimlich von dannen. Das Mädchen hatte mich bezaubert; als ich in die kühle Nachtluft trat, fühlt' ich erſt recht deutlich die brennende Glut meines Geſichtes. Nicht lange ließ ſie mich warten. Ich bemerkte, daß mehre Junker ſie begleiten wollten, aber ſtandhaft lehnte ſie ſolches ab, und war dann mit einigen flüchtigen Schritten bei mir, erfaßte meinen Arm und ſah mir zutraulich ins Geſicht. Der volle Mond webte ſeinen Glanz um ihre Geſtalt und lieh ihr neuen Reiz; die lauen Sommerabendlüfte ſpielten mit ihren Locken; ſüße Düfte ſtrömten aus dem Thale uns entgegen; die Sterne blickten ſo hold vom dunkelblauen Himmel herab auf ſie; das ſchöne Thal ſchwamm im lichtgrauen Nebel, und als wir weiter wandelten, ragte im Hintergrunde deſſelben die Burg Scharfenberg abenteuerlich in den nächtlichen Himmel. Alles kam mir an ihrem Arme ſo reizend vor, wie ich es noch nie geſehen zu haben wähnte. Als wir nun über die vom Thau der Nacht benäßten Wieſen hinſchlüpften, ſchien es mir faſt als berührte ihr ſchwebender Fuß kaum die Spitzen der Grashälmchen; wenn ich nicht den warmen Hauch ihres Athems, der lieblich mein Geſicht überſtreifte, und den zärtlichen Druck ihrer weichen Hand zuweilen gefühlt hätte, fürwahr ich hätte nicht angeſtanden, ſie für ein überirdiſches Weſen zu halten. Nachdem wir einige Zeit ſchweigend fortgewandelt waren, ſah ſie mich wieder freundlich mit Blicken an, die ſich mir in das Innerſte der Seele ſtahlen, und fragte leiſe halb ſchüchtern: ‚Du zürnſt mir doch nicht, Ritter, daß ich Dich überredet habe, mich zu begleiten? Gehſt Du gern mit mir?‘

‚Zweifle daran nicht, Eſtrella,‘ antwortete ich und ſuchte ihr dadurch, daß ich meinen Arm um ſie ſchlang, die Wahrheit meiner Ausſage zu beſtätigen. Ihr Herz klopfte hörbar an dem meinigen. ‚Wie könnte ich Dir zürnen, da Du gerade mich vor Allen mit Deiner Gunſt beglückſt?‘

‚Als ich Dich ſah,‘ fuhr ſie halb ernſt, halb ſcherzend fort, ‚da war mir's gleich gar ſüß und bänglich zu Muthe, und ich fühlte, daß ich Dir mein Herz ſchenken müſſe. Und was Eſtrella fühlt, das ſagt ſie auch.‘ Alles dies ſprach ſie mit Kindlichkeit und unbefangenem Muthwillen, daß ich mich von Entzücken überwältigt zu ihr niederbeugte und mein Herz in einem langen würzigen Kuß auf ihre ſchwellenden Roſenlippen ergoß. Mit Feuer wurde er erwidert. Der an uns hinſtrömende Bach flüſterte ſein liebes Geſchwätz dazu, und das Rauſchen der Bäume ſtimmte mit ein, als wollten ſie uns ein altes Minnelied ſingen.

‚Aber wie heißt Du, lieber Ritter, und wo wohnſt Du?‘ fragte ſie freundlich, als ſie ſich ſanft aus meiner Umarmung losgewunden hatte. Ich nannte ihr meinen Namen und meinen hieſigen Wohnort; dann nahm ſie mir noch einmal das Verſprechen ab, ſie nächſten Sonnabend zu beſuchen. Sie ſelbſt wollte mich gegen Abend erwarten. Mit zärtlichen Küſſen ſchied ich von ihr, und ſah ihr noch lange nach, bis ſie mit ihren Begleiterinnen im Nebel der Mondnacht und dem Gebirge verſchwand. In einem ſeltſamen Zuſtande eilte ich nach dem farnröder Schloſſe zurück.

Niemand außer Bertha hatte mich vermißt; ſie aber ſtrich mit ſtolzen Schritten an mir vorüber und ſagte höhniſch: „Der ſpäte Spaziergang wird Euch doch nichts ſchaden? Doch Ihr habt gewiß Unterricht im Tanzen genommen?“ Und eh' ich mit der Antwort fertig war, entfernte ſie ſich ſchnell, um ſich zur Ruhe zu verfügen.

Als ich am andern Morgen erwachte, war mein Blut kälter. Es kam mir wirklich vor, als hätte mich am vergangenen Abend eine Fee beſtrickt und in unwürdige Bande geſchlagen; ich erinnerte mich der mancherlei Gerüchte und Sagen, die ich früher von dieſen Tatern vernommen, daß ſie Liebestränke brauten und mit Blicken und heimlichen Zauberworten es einem anthun könnten, und immermehr kam ich in Verſuchung zu glauben, daß etwas Aehnliches mit mir vorgefallen ſei, wenn ich meinen wunderbar bewegten Zuſtand mir ins Gedächtniß zurückrief. Dabei fühlte ich, daß ich Bertha wirklich liebe und ihr durch mein Betragen wehe gethan habe. Kurz ich fing an, meine Vernunft zu gebrauchen, die mir das Unwürdige dieſer Feſſeln, in die ich mich hatte ſchlagen laſſen, vor die Seele führte. Mit dem feſten Entſchluſſe, bei Bertha nach Kräften wieder gut zu machen, was ich bei ihr verderben, und Eſtrellen mein Wort, hinſichtlich eines Beſuches bei ihr, nicht zu halten, ſuchte ich die erſtere auf, aber ſie blieb kalt gegen mich und reiſte noch an demſelben Morgen zu meinem Verdruſſe ab. Ohne mich dadurch abſchrecken zu laſſen, machte ich ihr nach einigen Wochen meine Aufwartung. Zwar hatte ſich ihr erſter Zorn beſänftigt; denn er machte ſich, nachdem ich milder empfangen worden, in Worten Luft. Die ſchöne Bertha überhäufte mich mit Vorwürfen, ſobald ich es gewagt hatte, ihr eine Silbe von Liebe zu ſagen: aber ſie gewann durch ihre finſtern Mienen neue Reize für mich. Mich als einen reuigen Sünder bekennend, flehte ich um Gnade, Vergebung und neue Aufnahme in ihre Gunſt; zugleich eröffnete ich ihr mein brennendes Verlangen, ſie bald als mein eheliches Weib heimführen zu dürfen. Sie reichte mir die Hand; eine Thräne glänzte in ihrem Auge, die ihre Reize ſo erhob, daß ich nicht begreifen konnte, wie ich ſolch einen Engel einem braunen Tatermädchen nur einen Augenblick hatte nachſetzen können. Bertha gelobte mir Verzeihung an, wenn ich mich im Laufe dieſes Jahres derſelben würdig machte, und mit jungfräulicher Schamröthe im edeln Geſichte geſtand ſie mir ihre Neigung und den Schmerz, welchen ſie gerade an jenem Abende, deſſen vorhergegangener Tag die Blüthen ihrer Liebe zu mir erſt recht erſchloſſen, über mein Betragen empfunden habe. Seit jener Zeit hegt Bertha eine unbezwingliche, ich möchte ſagen, grauſame Abneigung gegen jene Tatern, und da nun im Laufe dieſes Sommers ſo häufig Diebſtähle vorgefallen ſind, als deren Urheber man jene Leute nennt, ſo hat Bertha vorzüglich den feindlichen Zug, den wir morgen gegen ſie zu machen gedenken, zu veranſtalten gewußt. Meinem Vorſatze bin ich treu geblieben und nicht nach dem Markberge geritten; aber ich verſichere Euch, Kunz, weil Ihr mein Freund und verſchwiegen ſeid, daß es mich große Mühe gekoſtet hat. Denn allmälig ſchlich ſich das Bild des reizenden braunen Mädchens wieder in mein Herz, und ſo ſehr ich auch bemüht war, mir ſelbſt glauben zu machen, daß ich nichts für ſie fühle, ſo ſtraften mich doch meine Unruhe, meine ſchlafloſen Nächte und die ſtete Verſuchung, ihr dennoch einen Beſuch zu machen, Lügen. Mit mir ſelbſt im Kampfe habe ich die Zeit verlebt, und mein unerträglicher Zuſtand verließ mich nur in Bertha's Nähe. Nun und nimmermehr aber würde ich mich zu dem morgenden Zuge verſtanden haben, wenn mir nicht Bertha, vielleicht mein Inneres ahnend, durch Ausführung deſſelben und Vertreibung der Tatern völlige Verzeihung und ihre Hand ſogleich nach vollbrachter That gelobt hätte. Ihr ſeht, es iſt mir keine Wahl gelaſſen, und ob ich gleich nicht ohne Grauſen daran denken kann, ſo bin ich doch entſchloſſen, meinem Schickſale zu folgen. Euch aber, als meinen vertrauten Herzensfreund, erſuche ich inſtändigſt, mich zu begleiten, damit mir, allein unter allen den Menſchen, die nicht wiſſen, was in mir vorgeht, der Weg nicht gar zu ſauer wird."

„Obgleich ich auf der einen Seite in den Augen jener Leute als ein Undankbarer erſcheine, der ihnen ihre an mir bewieſene Gaſtfreundſchaft ſchlecht belohnt," erwiderte Kunz, „ſo muß man ſie auf der andern doch als Liebe verfolgen. Und dennoch würde ich mich ſicher nicht zu dem Zuge entſchließen, wenn ich Euch nicht dadurch eine Liebe zu erzeigen gedächte. Ich ſehe ſelbſt ein, daß Ihr die ſchöne argwöhniſche Bertha zufrieden ſtellen müßt."

Erſt ſpät in der Nacht gingen die Ritter von einander, nachdem Wilhelm Kunzen freundſchaftlich gelobt hatte, zur Stürzung Apel Vitzthum's alle ſeine Bekannte in Thüringen aufzubieten und zur Vereinigung der Fürſten möglichſt mit zu wirken.

### 9.

## Der Kampf mit den Tatern.

Am Morgen des folgenden Tages brachen die Ritter auf, um an den Verſammlungsort Wangenheim zu eilen. Dort fanden ſie ſchon die Meiſten mit ihren bewaffneten Vögten. Doch verſtrich der Vormittag, ehe es zum Aufbruch kam. Man hatte bis zur Gegend des Markberges über vier Wegſtunden, deshalb ſtand die Sonne ſchon im Weſten, als ſie dort anlangten. Es waren an dreißig bewaffnete und berittene Leute. In dem vor dem Berge gelegenen burggräflich kirchberg'ſchen Dörfchen Seebach erfuhren die Ritter, daß es unmöglich ſei, den Berg mit Pferden zu beſteigen. Nun; hatte das ſchon Wilhelm von Moſen geſagt. Man entſchloß ſich demnach zu Fuße die weitere Wanderung anzutreten. Kein Landmann wollte ſich zum Führer hergeben, ſo viel auch die Ritter für ſolchen Dienſt boten; die Leute ſcheuten ſich ſogar aus Furcht vor der übernatürlichen Macht der Tatern, ihnen die Gegend der Höhle anzuzeigen. Im Vertrauen auf ihren Muth und ihre Anzahl machten ſie ſich demnach auf, um ſelbſt den Schlupfwinkel aufzuſuchen, und um dieſen ſicher aufzufinden, vertheilten ſie ſich in einzelne Gruppen; das Schießen mit den langen Büchſen, die ſie bei ſich führten, ſollte für die Andern das Zeichen ſein, ſchnell nach dem Orte zu kommen, von wo aus die Schüſſe gehört würden. Unterdeſſen hatte ſich der Himmel verfinſtert, und ein ſchweres Gewitter war in Anzug. Das hohe Haupt des Inſelberges hatte ſich in ſchwarze

Wetterwolken gehüllt; ſchon hallte der Donner dumpf in den Bergen wider. Die Landleute, welche an den Geländen verweilten und vom Vorhaben der Ritter Nachricht erhielten, flohen erſchreckt nach Hauſe. Einige riethen den Rittern dringend ab, indem ſie verſicherten, daß die alte Hexe gewiß dieſes Wetter zu ihrem Verderben herbeigezaubert habe. Doch dieſe ließen ſich durch nichts abhalten. Der Fuß des ſteilen Berges war erreicht. Stille herrſchte im dichten Gehölz. Nur hie und da flog eine ſcheue Waldtaube oder eine Eule auf. Kunz von Kauffungen und Wilhelm von Moſen erſtiegen mit ihrer Abtheilung von der weſtlichen Seite die Höhe. Langſam ſchritten ſie vorwärts, von den Leuten gefolgt. Der Himmel war finſterer geworden, und im Walde, der ſein welkendes Laub erſt abzuwerfen anfing, war es faſt Nacht. Nur einzelne Blitze zeigten ihnen einen Durchgang durch die verwachſenen Hecken. Der Donner prallte heftig an die Bergwände, ein langer verzitternder Widerhall folgte ihm nach. Schweigend ſtiegen die Ritter empor. Plötzlich zuckte ein gräßlich flammender Blitz aus der ſchwarzen Wolkenmaſſe über dem Berge, der ganze Wald ſtand in Feuer, ein fürchterlicher Donnerſchlag folgte augenblicklich. Geblendet und betäubt ſtürzten die Meiſten zu Boden. Als ſie wieder zu ſich kamen, war neben ihnen eine Rieſeneiche zerſplittert, und vor ihnen ſtand ein kleiner ältlicher Mann mit ſchwarzbraunem Geſichte, in welchem die Muskeln häßlich fibrirten. Kunz erkannte ſogleich ſeinen Führer in ihm.

„Was ſucht Ihr? Was wollt Ihr?“ fragte der Tater mit ſchneidender Stimme.

„Euch verderben, Ihr Diebsgeſindel!“ brüllte Jobſt von Stotternheim, ein Vogt der Edeln von Wangenheim.

„Wir haben Niemandem etwas geſtohlen," erwiderte der alte Tater, „auch Niemanden beleidigt im Lande. Du weißt am beſten wer geſtohlen hat, und auf weſſen Geheiß. Drum ziehet wieder ab und laßt unſchuldige Leute in Frieden."

„Geh' zum Teufel, Deinen Vater, alter Schurke!" ſchrie Jobſt und drückte ſeine Büchſe auf ihn ab. Laut dröhnend hallte der Schuß in dem Holze wider. Hohnlachend warf der Tater Jobſten eine Kugel zu, und ſagte grinſend: „Du elender Dieb, der Du ſelbſt das Vieh geſtohlen; nicht einmal Deine Kugel will ich haben." Dann wandte er ſich zu Kunzen und ſagte: „Und Ihr kommt auch uns zu morden? Lohnt Ihr ſo die Gaſtfreundſchaft? Iſt das Chriſtenliebe oder Ritterſitte?" — Ein neuer Blitz, ein neuer noch gewaltigerer Donnerſchlag unterbrach ſeine Rede. Wiederum waren Aller Augen geblendet, und als ſie wieder ſehen konnten, war der Alte verſchwunden.

Von unten herauf und von der öſtlichen Seite her eilten jetzt die andern Ritter, von dem Schuſſe herbeigerufen. Manchem graute vor dem weiteren Aufwärtsdringen, doch wollte es Keiner dem Andern geſtehen. Sie ermuthigten ſich, ſo gut ſie konnten, und ſtiegen in Haufen wieder bergauf. Aber ſchneller ſchlängelten die Blitze um ſie her, unaufhörlich krachte der Donner, ein heftiger Gewitterregen ergoß ſich ſtromweiſe auf ſie, machte ihre Feuerwaffen unbrauchbar und das Erdreich des Berges glitſchig und erſchwerte das Hinaufklimmen. Mitten in dieſem gräulichen Wetter ſauſte ein Hagel von Felsblöcken ihnen entgegen, Büchſen knallten und ein ſinnverwirrendes Geheul ertönte von oben herab. Mehre Ritter und Reiſige ſtürzten, von Steinen errafft oder Kugeln getroffen, und rollten bergab. Andere glitten aus, fielen und zerſchlugen ſich die Glieder an den Bäumen. Unter den Erſteren ſah Kunz auch Wilhelm von Moſen an ſeiner Seite fallen. Ehe ſich die Uebrigen noch beſinnen konnten, geſchah ein zweiter Angriff auf ſie; abermals rollten ungeheure Steine mit ſchrecklichem Gepraſſel auf ſie herab, abermals knallten die Gewehre, abermals ſtürzten Männer. Nur Wenige vermochten ſich auf den Beinen zu erhalten, die, ſo gut es anging, die Flucht ergriffen. Doch gelangte nicht Einer hinab, ohne geſtürzt und ſich im Fallen mehr oder minder bedeutend verletzt zu haben. Dazu heulte der Sturm wie ſchadenfroh ſein ohrzerreißendes Lied, und Blitze beleuchteten die verwirrte Scene. Auch Kunz war von einem Steine getroffen beſinnungslos zu Boden gekommen und eine Strecke gerollt. Als er aus der Betäubung erwachte, fühlte er ſich an Arm und Schulter verwundet. Vom Regen, der noch immer ſtrömte, war er durchnäßt. Der Abend hatte die Gegend umflort, und Todten ſtille herrſchte ringsumher. Mühſam raffte ſich der Ritter auf, und froh noch ganze Glieder zu haben, ſchlich er nach dem weſtlichen Abhang des Berges, um einen beſſern Weg in das Thal zu finden. Ohne weiteren Anſtoß langte er mit der Nacht im Dorfe an und fand in dem Bauerhofe, wo man die Pferde gelaſſen hatte, ohngefähr die Hälfte der Geſellſchaft verſtimmt und mit dem Verbinden ihrer Wunden beſchäftigt, beiſammen. Moſen war nicht unter ihnen. Alle waren unſchlüſſig, was ſie beginnen ſollten. In der finſtern Nacht, bei den unaufhörlichen Regengüſſen, an dem ſteilen Berge, auf unſicherem Wege, im dichten Gehölz ihre Gefährten zu ſuchen, war nicht möglich. Das Häuflein war zu gering, die Meiſten des freien Gebrauchs ihrer Glieder beraubt, und überdies mußte man einen neuen Angriff der fürchterlichen Leute beſorgen, deren Zauberkünſte nun erwieſen waren. Es war nichts zu thun, als Jene ihrem Schickſal zu überlaſſen. Kunz allein wollte wieder aufbrechen, um ſeinen Freund aufzuſuchen, aber er hätte den neugierig ſie umſtehenden Thalbewohnern die Schätze des Erdbebens bieten können, es hätte ihn keiner in dieſer Nacht und nach dieſem Verfall mit einer Leuchte begleitet. Da wollte er allein hinauf. Aber des Weges unkundig und von den Andern zurückgehalten, mußte er endlich bleiben, zumal da die eigenen Wunden Verband und Pflege erforderten. Eine unfreundliche, für die Meiſten ſchlafloſe Nacht folgte dem mißlungenen Angriff auf die Aegyptier. Die meiſten Ritter glühten vor Zorn und Rache gegen ſie, machten ihrer Wuth durch Schimpfen und Schelten Luft, und ſchwuren bei allen Heiligen, Alles aufzubieten um dieſe Natterbrut zu vertilgen. Als der Morgen anbrach, war Kunz ſchon auf den Beinen, feſt entſchloſſen ſeinen Freund aufzuſuchen. Die Andern folgten, obgleich bei weitem nicht mit der Entſchloſſenheit, welche ihre früheren Großſprechereien vorausſetzen ließen. Nur Wenige waren zu einem neuen Kampfe geſchickt und geneigt. Schon unterwegs begegneten ihnen mehre der Vermißten, welche in der Finſterniß der Nacht den gefährlichen Rückweg nicht hatten finden können. Im Walde ſelbſt wurden wieder Einige aufgehoben und ihre Wunden verbunden. So fanden ſie ſich allmälig zuſammen; nur Einige fehlten noch, und unter dieſen Moſen. Vergebens durchirrten ſie die ſteile Höhe, vergebens ließen ſie ſeinen Namen laut erſchallen, nur das Echo der Berge gab ihnen denſelben zurück. Auf der Kampfſtatt fanden ſie Jobſt von Stotternheim, der den Angriff gemacht hatte, todt und zum Theil mit Steinen bedeckt. Außer ihm war kein Todter auf dem Kampfplatze. Von den Tatern ließ ſich kein Mann erblicken. Dadurch muthiger gemacht, ſtiegen die Kämpfer höher empor, und da Kunz die Richtung wußte, in welcher die Höhle lag, ſo lenkte er ſeine Schritte dahin. Nach langem Suchen entdeckte er ihren Zugang. Auf der Stelle, wo er geſchlafen, lagen drei Knechte, die am ſchwerſten verwundet waren. Sie erzählten, wie die Tatern, nach der Flucht des reiſigen Haufens, ſie mit Fackeln aufgeſucht und hierher gebracht, die Weiber ihre Wunden ausgewaſchen, mit Balſam beſtrichen und verbunden hätten; auch wäre ihnen Speiſe und Trank gereicht und das Lager bereitet worden. Die Schönſte von den Mädchen habe ſich viel mit dem Junker Wilhelm von Meſen zu ſchaffen gemacht, welcher ſtark am Kopf verwundet und beſinnungslos geweſen ſei. Nach Mitternacht hätten ſich ſämmtliche Tatern zur Reiſe angeſchickt. Einen Vorrath von Speiſe und Waſſer, der noch neben den Erzählern lag, hätten ſie zurückgelaſſen, dann hätte Jeder ſein Bündel auf den Rücken genommen, das ſchwere Gepäck ſei von Eſeln getragen worden; vier Männer hätten in einer aus Baumzweigen geflochtenen Tragbahre den Ritter Meſen auf die Schultern geladen, und mit brennenden Fackeln verſehen, wären ſie bergauf gezogen.

Alle waren wieder beiſammen bis auf den todten Jobſt und den verwundeten Ritter Wilhelm. Aber jede Nachforſchung nach dem Letztern wäre vergebens geweſen; denn Niemand konnte wiſſen, welche Richtung ins höhere Gebirge die Tatern eingeſchlagen hatten. Kunz vertraute auf Eſtrella's Liebe zu ſeinem Freunde und hoffte, ſie werde zu ſeiner Heilung und

Pflege gewiß das Mögliche thun. Mit dem getödteten Mann belaſtet, traten ſie den Rückweg an. Kunz ritt nach Thamsbrück zurück, um dort den Ausgang dieſer Begebenheit und die eingeladenen Ritter zu erwarten. —

Während ſie damit beſchäftigt waren den Gefallenen am Fuße des Berges auf den Gottesacker des Dorfes zu begraben und eine Seelenmeſſe für ihn leſen zu laſſen, kamen Boten aus den benachbarten Edelſitzen zu Winterſtein, Schwarzhauſen und Farnroda, um ſie von fernern feindlichen Schritten gegen die Tatern abzuhalten. Alle Edeln und Bauern der Umgegend fürchteten das Aergſte von dem Zaubervolke. Der Haufe zerſtreute ſich.

## 10.

## Liebesglück auf dem Inſelberge.

Als Wilhelm von Moſen aus langer Ohnmacht erwachte, warf er die Blicke verwundert umher. Ueber ſich und nach allen Seiten ſah er nichts als das blaue Himmelszelt ausgeſpannt. Er lag auf Moos und mit Decken umhüllt. Indem er ſich in die Höhe richtete, erblickte er zu ſeinen Füßen eine weibliche Geſtalt knieend, die auf ſein Geräuſch den Kopf erhob. Eſtrella's ſchöne Augen leuchteten ihm entgegen, aber ſie waren von Thränen feucht. Um ihren Mund ſpielten die Züge tiefer Wehmuth, ihre Wangen waren bleich, ihr Anzug verſtört. Mit den Händen hielt ſie ſeine Füße umſpannt, um ihn vor Erkältung zu ſchützen, denn der Morgen war friſch, und die Herbſtluft ſtrich kalt über die Höhe. Als ſie bemerkte, daß er erwacht ſei, winkte ſie ihm, ſich ruhig zu verhalten; dann legte ſie den Zeigefinger ihrer kleinen Hand auf den Mund, zum Zeichen, daß er ſchweigen ſolle. Erſt jetzt bemerkte der Junker, daß ſein Kopf verbunden war; er entſann ſich des Augenblickes, wie er, an demſelben getroffen, geſtürzt ſei. Was weiter mit ihm vorgefallen, und wo er ſich jetzt befinde, war ihm unerklärlich. Die Schwäche überkam ihn, und er ſank mit dem Kopfe wieder auf die weichen Decken zurück. Eſtrella lief zu einem daneben brennenden Feuer, goß aus dem daran ſtehenden Gefäß ein Getränk in einen Becher und führte dieſes mit der rechten Hand zu ſeinem Munde, indem ſie mit der Linken leiſe unter ſeinen Kopf griff und ihn behutſam in die Höhe hob. Der Kranke trank; wie ein warmes ſüßes Lebensöl ergoß ſich die Flüſſigkeit in ſeine Adern, ſo daß er ſich plötzlich geſtärkt fühlte. Dabei glänzten Eſtrella's Augen, mit Thränen gefüllt, ſo wehmüthig und doch freudighell, ihre Mienen drückten die ängſtlichſte Sorgfalt um ihn und die ſüßeſte Güte eines reinen kindlichen Gemüthes aus, daß dem Junker das Herz in Wonne aufging. Der Hauch des Morgens ſpielte mit ihren ſchwarzen Locken und küßte ihr den Mund noch purpurner: bang und freudig zugleich, daß ſie den geliebten Jüngling vom Todesſchlaf erwacht und doch noch nicht außer Gefahr ſah, wogte ihre keuſche Bruſt. Ihr würziger warmer Athem überfächelte des Ritters Geſicht; gierig trank er ihn aus ihrem Munde. In dieſen Zügen war kein Falſch, lauerte keine Tücke, brannte keine begehrliche Lüſternheit; dies Naturkind konnte nicht laſterhaft ſein. Verſchwunden war in Wilhelms Seele plötzlich der trügliche Wahn vor den unſchuldigen Blicken des holden Kindes, wie der Nebel vor den Strahlen der reinen Sonne flieht; er ſchämte ſich vor ihr, vor ſich ſelbſt, daß er ſie im Herzen ſolch böſer That beſchuldigt, und gerührt über ihre Sorgfalt ergriff er ihre kleine Hand und zog ſie an ſeine Lippen. Willig überließ ſie ihm dieſelbe und lächelte liebeentzückt, indem noch mehr Thränen ihren Augen entſtürzten.

„Wo ſind wir?“ fragte er ſie leiſe, und mit weicher ſüßtönender Stimme antwortete ſie:

„Auf dem Inſelberge; hier ſind wir ſicher vor unſern grauſamen Verfolgern.“

Der liebevolle Ton ihrer Stimme rührte Wilhelm faſt zu Thränen; denn er war ja auch einer von jenen Grauſamen, und ihre Hand noch einmal küſſend, blickte er ſie bittend an und ſtammelte: „Verzeih' mir!“

„Dir iſt ſchon verziehen,“ weinte das Mädchen, „Du Lieber, wurdeſt ja verführt, hintergangen und überredet. Wir haben keinen Groll gegen Dich, am wenigſten ich. Eſtrella hat wohl viel geweint, daß Du ihrer vergeſſen, aber zürnen konnte ſie Dir nicht.“ Ein Strom von Thränen hemmte ihre Stimme; Wilhelms Herz mochte vor Reue und Wehmuth zerfließen. Thränen näßten auch ſeine Augen. Da kam die Kraft der wahren heiligen Minne über ihn; raſch erhob er ſich, ſchlang ſeinen Arm um ihren Leib, ſein Mund ſuchte den ihrigen, und in langſam innigem Kuſſe vermählten ſich ihre Geiſter. Eben tauchte die Sonne, ein großer feuriger Ball, aus dem Glutmeere im Oſten herauf, der Horizont flammte weithin in Carmoiſin, Lilas und Purpur, und vergoldete durch zarten Widerſchein die Wonnethränen in den Augen des ſich umſchlungen haltenden Paares und die tauſend Thautropfen auf den Halmen der Gräſer und

und den Blumen. Lichtgelbe Wölkchen tanzten oben durch das reine Blau der weiten Wölbung; höher rollte die Feuerkugel herauf und ſchoß ihren erſten Strahl nach dem ragenden Gipfel, wo er die Häupter der Liebenden ſanft berührte. Himmel und Erde erglühten im heiligen Glanze, der ſich im Antlitz der Glücklichen abſpiegelte, die Nebel ſchwanden in den Thälern, und weit, weithin thaten ſich lachende Fluren, Berge und Thäler, Wälder und Wieſen, Dörfer und Städte ihren trunkenen Blicken auf; die ganze Natur ſchien in ſtiller Weihe dieſe Augenblicke zu feiern.

„Holdes Mädchen! Ja Dich lieb' ich allein innig und wahrhaft!" rief der junge Ritter. Schweigend richtete ſie ihr glänzendes Auge hinauf in die Pracht des Himmels, und umſpielt vom vollen Lichte der Morgenſonne glich ſie einer Verklärten. Verſchwunden waren vor Roſens Geiſte die Schranken ſeines Standes und aller Menſchenſatzungen: er war nicht mehr der Junker aus altem Geſchlecht, nicht der Beſitzer reicher Güter, nicht der Gefährte ſtolzer Edlen; ein Sohn der Natur war er, ein freier glücklicher Menſch ohne Namen, ohne Geburt und in Allem gleich dem ſchönen braunen Mädchen neben ihm, deren königliche Abſtammung ihm nicht einfiel. Eſtrella aber drückte ſein Haupt wieder auf das Lager zurück, ſprang dann munter auf die Füße wie ein junges Reh, hüpfte und tanzte um ihn herum, lachte und ſang. Dann eilte ſie wieder zum Becher und tränkte den Geliebten mit dem ſtärkenden Gebräu. Küſſe, Blicke, Händedrücke und Umarmungen wechſelten mit einander ab. Der Junker fühlte ſich von Minute zu Minute wohler. Die Liebe goß ihm mit dem heilenden Safte Stärke in die Adern, die Liebe bettete ihm warm und weich, die Liebe pflegte ihn zart und ſorgfältig, wie hätte er nicht raſch geneſen ſollen? Der Tag wurde nach dem Sturme der Nacht milde und freundlich; linde Lüfte erquickten Wilhelms Bruſt und erfriſchten ſein äußeres Leben, wie ſein inneres durch Eſtrella's Zärtlichkeit geſtärkt wurde. Nach einigen Stunden fühlte er ſich ſo erkräftigt, daß er anhaltend mit dem ſüßen Mädchen koſen konnte.

„Wie ſehr mag es Dich gekränkt haben, holdes Kind,“ redete er zu ihr, „daß ich wortbrüchig nicht Deiner Einladung folgte! aber ſei verſichert, daß ich Dich nicht vergeſſen habe.“

„Es that mir zwar weh,“ erwiderte ſie mit der Anmuth der Unſchuld, „daß Dir Eſtrella nichts mehr gelten ſollte, aber das konnte ich ertragen; denn ich kann Dich ja doch nicht beſitzen. Mehr und über Alles ſchmerzte es mich, daß die ſtolze Rittersstochter, die Du liebteſt, Dich und die ganze Umgegend betrog und nur, um mich aus Deinem Herzen und uns aus unſerem Aufenthalte zu verdrängen.“

„Wie ſo?“ fragte der Junker erſtaunt.

„Ei, Deine Geliebte war es ja eben, die durch den ſchändlichen Vogt, der geſtern Abend ſeinen Lohn empfangen, die Diebereien in der Gegend veranſtalten und das Gerücht ausſprengen ließ, unſere Leute ſeien die Diebe. Sie gab den Landleuten Geld, damit ſie ſagen ſollten, auch ihnen ſei dies und das geſtohlen; ſie feuerte die Ritter und auch Dich zu unſerer Verfolgung an, ſie bot Alles auf, um mich zu fangen und ihrer Rache opfern zu laſſen. Der Gedanke, daß Du mir gewogen ſeiſt, brachte ſie zur wüthendſten Eiferſucht, und ich wollte Dich ihr ja nicht rauben. Eſtrella muß ja wieder fort ziehen in weite Länder, wenn man ihr Volk nicht mehr duldet.“ Das

Mädchen, das kurz vorher getanzt und fröhlich geſungen hatte, ſchluchzte jetzt wieder laut, und der Schmerz verhinderte ſie weiter zu ſprechen.

Moſen ſchauderte vor Bertha's Falſchheit; die Wahrheit von Eſtrella's Ausſage trat ihm klar vor die Seele. Aber mit ihren letzten Worten ſtiegen auch die Schranken wieder vor ſeinen innern Augen auf, die ihn von der Geliebten trennten, denn noch lebte ſeine ahnenſtolze Mutter, die nimmermehr eine Verbindung mit Eſtrellen zugegeben haben würde; auch würde ihn ſein Landesfürſt und die ganze Ritterſchaft daran verhindert oder von ihrer Gemeinſchaft ausgeſtoßen haben. Eſtrella war nicht einmal eine Chriſtin, und wenn ſich auch dieſes Hinderniß hätte beſeitigen laſſen, ſo gab es noch viele andere und faſt unüberwindliche. Doch warf er die bange Unruhe, die deshalb ſein Herz beklemmte, hinter ſich und vertraute der Zeit, die vieles vermittelt. Und von dieſer Hoffnung ſprach er zu dem Mädchen mit ſo tröſtender Gewißheit, daß ſie wieder luſtig wurde, mit ihm ſchäkerte, ihn neckte und frohe Lieder ſang.

Unterdeſſen kam auch der alte Mann herzu, der geſtern die ſtreitluſtigen Ritter auf dem Markberge unter Blitz und Donner angeredet hatte. Jubelnd ſprang ihm Eſtrella entgegen und rief ihm in fremder Sprache Etwas freudig zu. Er trat mit finſterer Stirne zu Moſens Lager, nahm den Verband vom Kopfe, unterſuchte die Wunde, überſtrich ſie mit kühlendem Balſam und verband ſie wieder. Dann ſagte er: „Liebe und reine Luft thun Wunder an Euch.“ Als er ſich wieder entfernt hatte, fragte Wilhelm nach den übrigen Tatern.

„Sie ſind von dannen gezogen,“ antwortete Eſtrella, und wehmüthig ſetzte ſie hinzu: „ſobald Du ſo weit hergeſtellt ſein wirſt, daß Du nach Hauſe ziehen kannſt, wandere auch ich mit dem alten Neko ihnen nach in das Gebirge, welches das Meißnerland von Böhmen ſcheidet.“

„Und kehrſt Du nicht wieder nach Thüringen oder ins Vogtland?“

„Wenn der Winter naht, ziehen wir hinauf in die böhmiſchen Wälder in die Hütten der Bergbewohner, mit dem Frühling aber ſtreifen wir wieder durch das Meißner- und Pleißner-, das Sachſen- und Oſter-, das Thüringer- und Frankenland; dort treiben unſre Männer ihre Gewerbe und Künſte, wir Weiber aber wohnen in den Wäldern und den Höhlen der Berge, wie hier. Nur zuweilen werden einzelne Aegyptier in die Höhle kommen, die wir vorige Nacht verlaſſen haben; denn aus dem Sande, der ſich darinnen findet, ſcheiden ſie Gold, ſo wie ſie in den Bergen, welche wir jetzt beſuchen, Silber finden. Durch die Kunſt der Scheidung der Metalle haben wir uns Schätze erworben und brauchen nicht das Vieh des Landmanns zu rauben, wie uns das eiferſüchtige Fräulein beſchuldigt.“

„Wann aber ſoll ich Dich wiederſehen, geliebte Eſtrella?“

„Wenn einige Wochen verfloſſen ſind, und die Sehnſucht treibt Dich nach Deinem treuen Mädchen, dann verfolge den Strom der Mulde aufwärts, wo er Dich von der Stadt Zwickau hinauf leitet nach dem hohen Schloſſe Stein; dort trittſt Du in ein ſchönes enges Thal, von waldbewachſenen Bergen zu beiden Seiten umſchloſſen. Wandle immer am Waldſtrome hinauf, bis er ſich zu Deiner Linken fort an den Berg andrängt und von der andern Seite einen großen Bogen ſchlägt. Dort wölbt ſich eine ſteinerne

Brücke über ihn, und über dieſelbe führt die fränkiſche Straße von Nürnberg nach Dresden. Hoch über dem tiefen Flußbette erblickſt Du zwei Felſen, ihnen gegenüber liegt eine verfallene Raubfeſte, die Eiſenburg genannt. Unter dem oberſten der waldbegrenzten Felſen rufe dreimal laut das Wort: Chaire! und ich werde erſcheinen, Dich in unſere Höhle zu führen, welche in dieſer Steinklippe iſt."

„Aber werden Deine Gefährten auch meine Beſuche dulden?" fragte der Ritter. „Wirſt Du meinetwegen nicht Anfechtungen von ihnen zu ertragen haben?"

„Sie ſind mir alle unterthan; denn ich bin ihre Königin. Nur Chiska brauche ich zu gehorchen, und auch das iſt nicht Geſetz. Aber ſie hat mich erzogen und gepflegt, als der König mein Vater im Gefechte fiel und meine Mutter ihm vor Gram folgte. Chiska hat auch Macht über uns Alle durch ihre Geheimkunſt. Sie verſteht die Bahn der Geſtirne und lieſt in ihnen der Menſchen Schickſal; ſie kennt die Kräfte der Elemente und weiß ſie ſich dienſtbar zu machen, auch beſitzt ſie die Gabe der Weiſſagung aus den Zügen des Menſchen."

„Alſo iſt ſie doch eine Zauberin!" ſagte der Junker ſchon. „Biſt Du vielleicht auch in dieſer Wiſſenſchaft ihr Zögling?" Ein geheimes Grauen überlief ihn bei dieſem Gedanken, und er konnte ſich eines Schauders nicht erwehren.

„Ich kenne nur die Geheimniſſe der Chiromantie, wie Jede meines Volks ſie kennt. Mit dem düſtern Erdgeiſt, Chiska's Verbündeten, habe ich nichts zu ſchaffen. Wer ſich ihm befreunden will, muß alle Freuden und Genüſſe des Lebens abſchwören; ich aber will mich noch viel und herzlich freuen auf der ſchönen Welt."

Die letzteren Worte ſprach ſie in einem ſo kindlich frommen Tone, daß der Ritter ruhig wurde.

„Holde Königin!" ſprach er, „auch Königin meines Herzens, ich muß ſtolz auf Deinen Beſitz ſein in aller Hinſicht. Enthülle mir durch Deine Kunſt mein künftiges Geſchick!" Damit reichte er ihr die Hand. Mit klugen Augen ſchaute ſie hinein und ſagte: „Jahre verſchwinden noch, eh' Deine ſchönſten Wünſche die Erfüllung krönt; dann aber wirſt Du glücklich ſein im Arme der Liebe."

„In Deinen Armen!" rief der Ritter entzückt und küßte ſie.

„Bald wird ein wilder verderblicher Krieg ausbrechen, in welchen Du verwickelt wirſt. Dann wird ein kühner Mann Dich zu einem kühnen Wageſtück bereden. Du kommſt glücklich davon, ja es führt Dich zu Deinem langerſehnten Ziele, aber fern von Deinem Vaterlande. Doch wirſt Du einſt noch in dasſelbe zurückkehren. Langes und frohes Leben nach ſolchen Stürmen ſind Dir beſtimmt."

„Du wirſt es mit mir theilen! Steht das nicht in der Hand?"

„So deutlich ſprechen keine Züge!" ſagte das Mädchen ernſt und feierlich, ließ die Hand ſinken und ſtarrte ſchweigend in die Weite hinaus.

Zu Mittag kam Neko wieder und brachte in einem Topfe ein einfaches Gericht, welches Eſtrella ans Feuer ſetzte, um die Speiſe wieder zu wärmen.

„Es iſt eine Kloſterſuppe aus der Abtei Reinhardsbrunn, die da unten in einem ſchönen Thale liegt," ſagte das muntre Mädchen. „Neko ſteht überall mit den Mönchen gut, und wir kommen nicht zu kurz dabei. Er hat die Speiſe für uns geholt.“

Während ſie damit beſchäftigt war, das Mahl anzurichten, weidete der Ritter ſeine Augen an ihrer Geſtalt. Wie ein Kind der Wolken wandelte ſie auf der luftigen Höhe, vom blauen Aether umfloſſen, Gewand und Locken flatterten in der bewegten Luft. Dann ſchwelgten ſeine Augen wieder in der ſchönen ihn umliegenden Ferne, die als köſtliche Landſchaft wie eine Karte vor ihm ausgebreitet war.

„Ja Du biſt eine wahrhafte Königin!“ rief er entzückt aus. „Hoch wandelſt Du auf dem Könige dieſer Berge, über allen Erdenkindern erhaben, die da unten in den Thäler wohnen, Du aber ſtehſt in Deiner Schönheit wie ihre Beherrſcherin da!“

Als das Mahl fertig, verzehrten ſie es gemeinſchaftlich unter Tändeln und Küſſen. Er aß aus ihrer Hand und lohnte ihr mit den Gaben der Liebe. Das holde Kind erzählte, daß Reko, nachdem er ſeine etwas weite und beſchwerliche Wanderung nach der Kloſterküche vollendet habe, damit beſchäftigt ſei, eine Hütte von Reiſig und Raſen in den Berg zu bauen, worin ſie die Nächte, vor Thau, Regen und Kälte geſchützt zubringen könnten. So ſorgſam war ſie auf die Bequemlichkeit ihres geliebten Ritters bedacht. Der Tag verſtrich ihnen unter heiteren Scherzen, die harmloſen Spiele der Liebe verkürzten ihnen die Zeit, daß der Abend ſchon lange in die Thäler geſunken war, ehe ſie es bemerkten. Da begrüßte ſie die Sonne noch einmal mit ihrem Scheideblick und vergoldete mit ihren letzten glühenden Strahlen Eſtrella’s heiteres Antlitz. Wie eine leuchtende verklärte Himmelsgeſtalt ſtand ſie vor dem ſeligen Junker. Der Widerſchein des Abendroths zitterte in ihren Locken, und die Weſtwinde buhlten mit ihnen; dann warf die Dämmerung ihren zarten Schleier über ſie. Die Flammen des Himmels verglühten, und die im Oſten ſchon thronende Nacht breitete nun ſchnell ihre Herrſchaft über das ganze Gebiet des Himmelsgewölbes aus, warf dem ſcheidenden Tagesgeſtirn noch einige Küſſe im Weſten nach und befahl dann ihren Kindern, den freundlichen Sternen, ihre hellen Augen aufzuthun und auf die ſchlummernde Erde herabzuſchauen. In ruhiger Majeſtät glitt die Mondſcheibe durch den tiefblauen Himmel, ein eigenthümlicher, ſchier fremdartiger Anblick auf der ragenden Bergkuppe. Eſtrella erzählte von fernen Bergen im Morgen- und Abendlande, wo ſie gehauſt hatte. Der alte Neko erſchien und leitete mit Eſtrellen den Ritter langſam nach dem ſüdlichen Anhang des Berges zu, wo ſie die bequeme Hütte fanden. Dort genoſſen ſie das von Eſtrellen bereitete Abendbrot, und Moſen entſchlummerte dann ſelig auf dem duftigen Mooslager.

Der neue Morgen weckte ihn zu neuen Genüſſen; der heitere Tag verſtrich unter den ſüßen Beſchäftigungen der Liebe, die die Glücklichen immer erfindungsreicher in Scherzen und Neckereien machte. Die folgenden Tage waren dieſem gleich; nur mit dem Unterſchiede, daß der Junker, wenn er vom Fieber frei war, ſchon einen kleinen Gang auf der Kuppe des majeſtätiſchen Berges an Eſtrella's Arm machen konnte. Da nannte ſie ihm die vorzüglichſten Punkte in der weiten prächtigen Ausſicht. Der größte und ſchönſte Theil des reichen und reizenden Thüringerlandes lag vor ſeinen Blicken, ein grünes Paradies. Das war mit Städten und Dörfern überſäet, ſo weit das Auge trug; Burgen und Schlöſſer prangten auf Bergen und in Thalebenen, reiche Klöſter erhoben ſich, und Wald, Feld und Wieſe waren überall in gutem Zuſtand, um ihren Beſitzern Schätze einzubringen. Bis hierher hatten die gräßlichen Huſſitenzüge ſich nicht erſtreckt, von welchen das Meißner- und Pleißnerland ſo ſchlimm heimgeſucht worden war. Hier waren Mönch und Pfaff ſicher geweſen vor der Rachewuth der Horden Ziska's und Prokop's, darum befand ſich der Kleriker nirgend wohler als in Thüringen. Kein Land im deutſchen Reiche hatte mehr Klöſter und geiſtliche Stifte, keins reichere und ſchönere. Die größere Hälfte des Landes gehörte ihnen.

Im Weſten tief unter den heitern Bergwandrern leuchtete die alte Wartburg von ihrem Berge herauf, nun ſchon ein halbes Jahrhundert — ſeit des Landgrafen Balthaſar's Tode — von den Fürſten des Landes verlaſſen, dann der Hörſelberg, gewiß einſt eine heidniſche Opferſtätte, darüber gen Norden in der Ferne der Brocken. Oeſtlich unterſchied das Auge die Thurmſpitzen des Doms und der Severikirche zu Erfurt, der damals in ihrer höchſten Blüthe ſtehenden, mit einer weitberühmten Hochſchule gezierten reichen und großen Hauptſtadt Thüringens, freien Reichsſtadt, trotz der von Kurmainz beanſpruchten Landeshoheit. Weiter im Oſten der Ettersberg bei Weimar, der Reſidenz des Herzogs von Thüringen.

Nach Südoſten der majeſtätiſche Gebirgszug, Haupt an Haupt, ſüdlich die nordfränkiſchen Gegenden und das Rhöngebirge. Wohin auch das Auge ſich wendete: milde Erhabenheit, ruhige Schönheit! Welch ein Genuß, welch eine Befriedigung für rein liebende Herzen! Dieſer Berg war wie zu einem Throne tugendhafter Liebe geſchaffen, abgeſchieden von der Welt, über ſie erhaben und ſie doch dem freudefeuchten Auge in reizenden Bildern vorführend. Das iſt's ja was ſchwärmeriſch liebende Herzen wünſchen. Wie ſelig waren doch Wilhelm von Meſen und Eſtrella! —

Durch die Behandlung Neko's und die Kraft des Kräuterbalſams ging die Heilung der Wunde des Junkers ſchnell von ſtatten. Da der Alte bald Lebensmittel von Reinhardsbrunn, bald Waſſer und Holz herbeitrug, dann heilſame Kräuter zu leſen ging, ſo waren die Liebenden meiſt allein und konnten ſich ungeſtört und unbelauſcht den Eingebungen ihrer vereinten Herzen und den ſüßeſten Genüſſen ihrer Zärtlichkeit überlaſſen, und nur der Gedanke an das nahe Scheiden goß Tropfen Wehrmuth in den Becher der Luſt. Die Natur ſchien huldreich das Freudenfeſt ihrer Vereinigung zu begünſtigen; denn ſie gab ſchönen Sonnenſchein, heitre Morgen und Abende und warme Tage.

Selige Wochen verſtrichen, und Meſen war geneſen, er wußte nicht wie. Als die Liebenden eines Morgens Hand in Hand aus der Hütte traten, die Herrlichkeiten des erwachten Tages zu begrüßen, ſtellte ſich Neko vor ſie mit der Mahnung zum Scheiden. Da trübten ſich Beider Blicke.

„Ziehe mit mir hinab nach Thamsbrück!“ rief der Junker und preßte das weinende Mädchen an ſein ſtürmiſch ſchlagendes Herz.

„Noch iſt die Zeit nicht erfüllt,“ entgegnete ſie. „Ich gab meinen Leuten das Verſprechen, ihnen zu folgen. Das muß mir heilig ſein. Aber komme Du bald nach dem Dir bezeichneten Orte; dort verweilen wir noch einige Wochen ehe wir hinübergehen in die böhmiſchen Wälder. Beglücke mit Deiner Gegenwart Dein harrendes Mädchen; ich werde die Stunden zählen, ehe Du erſcheinſt. Und nun leb' wohl! Vergiß die nicht, der Du Alles biſt! Und damit Du Dich meiner erinnern mögeſt, ſo nimm dieſen Ring, den mir einſt meine Mutter gab, um ihn dem Auserwählten meines Herzens zu ſchenken. Bis jetzt habe ich ihn auf meiner Bruſt getragen.“ Mit dieſen Worten zog ſie einen an einer Schnur befeſtigten koſtbaren Ring aus ihrem Buſen, zerriß die Schnur und ſteckte dem traurenden Junker das Kleinod an den Finger. Unter Liebesſchwüren riß er ſich los und verfolgte den Pfad abwärts nach dem Kloſter.

## 11.

## In Thamsbrück.

Vom reinhardsbrunner Abt erhielt der junge Ritter ein Pferd geliehen und einen Knecht zum Begleiter. Nachmittags langte er auf ſeinem Hauſe in Thamsbrück an und beeilte ſich den Ritter Kunz von Kauffungen aufzuſuchen.

„Iſt's Euer Geiſt oder ſeh' ich Euch wirklich mit Fleiſch und Blut?“ rief dieſer ihn froh umarmend.

„Munter und wohlbehalten, wie noch nie in meinem Leben, ſteh' ich vor Euch und will herzlich froh ſein, wenn Ihr eben ſo gut davon gekommen ſeid.“

„Was mich ſelbſt betrifft, ſo iſt der Schaden nicht ſo groß, nur um Euretwillen hab' ich mir Kummer gemacht. Die ſchöne Bertha ſoll ſich über Euer Verſchwinden faſt zu Tode gegrämt haben.“

„Schweigt mir von dieſer Heuchlerin! Ich danke dem Himmel, daß ſie mir ihr Jawort noch nicht gegeben, und ich nicht dadurch an ſie gebunden bin. Ich mag ſie nie wieder ſehen.“

Kauffungen erſtaunte über dieſe Worte. Nun vertraute ihm Moſen unter dem Siegel der Verſchwiegenheit, was er erfahren und theilte ihm auch ſein Glück mit. Schweigend hörte Kunz der feurigen Rede des begeiſterten jungen Mannes zu und konnte ſich dabei einer Erinnerung an die ſchöne Katharina nicht erwehren. Als der Junker mit ſeiner Erzählung zu Ende war, ſchüttelte ſein Zuhörer bedenklich das Haupt und begann mancherlei Einwendungen zu machen und Zweifel zu erheben; aber Moſen rief: „Ich weiß Alles, was Ihr mir zu ſagen habt und habe mir es ſelbſt genug vorgeleiert; deshalb bitt' ich Euch, mich damit zu verſchonen. Soll mir wirklich der ſchöne Traum entriſſen werden, wogegen ich mich jedoch auf alle nur erdenkliche Art zu wehren geſonnen bin, ſo will ich ihn doch ſo lange träumen und dabei glücklich ſein, ſo lange es nur möglich iſt. Fort alſo mit allen Vorſtellungen des kalten Verſtandes und ſeiner nüchternen Ueberlegung! Ich bin berauſcht und mag kein Wort hören, was mich wieder nüchtern machen könnte.“

„Vergeßt mir über Euerm ſeltſamen Minnehandel mit der ägyptiſchen Königin nur unſre meißniſch-thüringiſchen Bedrängniſſe nicht, und nicht die Forderungen, die die jetzige Zeit an uns ſtellt.“

„Mein Arm und mein Kopf ſind Euch immer geweiht. Laßt mich's nur wiſſen, wenn Ihr ihrer bedürft!“ rief Wilhelm feurig und reichte Kunzen zur Befeſtigung ihre alten Verbindung die Hand mit dem Schwure, ihm ſtets ergeben zu ſein.

Auf Kunzens Ritterhauſe ſtellten ſich allmälig die geladenen Gäſte ein; Wilhelm von Moſen aber hatte nicht Luſt, ſie alle abzuwarten und ihren Berathungen beizuwohnen; ihn trieb's unaufhaltſam nach ſeiner Heimath zurück. Er gab Kunzen das Verſprechen jeden Beſchluß unbedingt anzuerkennen und ſich jeder Verfügung unterwerfen zu wollen, und trat dann, ohne ſich in der Umgegend bei Jemandem zu verabſchieden, die Heimfahrt an.

Kauffungens Geiſt wandte ſich mit Kraft dem kühnen Bau zu, den er leiſe und ſelbſt von denen unbemerkt, die ihm daran helfen ſollten, aufzuführen gedachte. Von Annen, ſeinem Weibe, erhielt er inzwiſchen Nachricht, daß die Unterredung mit ihrem Bruder ſchon bedeutenden Erfolg gebracht habe; denn Hildebrand's Schwiegervater, der Ritter von Meckau zu Kohren habe ſich durch ſein Zureden zu ihrer Partei geſchlagen, und beide bemühten ſich, ihr im Pleißnerlande größern Anhang zu verſchaffen.

In Thamsbrück langten allmälig Wilhelm von Schönfels mit mehreren andern fränkiſchen Rittern, Graf Ernſt von Gleichen, der Hofmeiſter, ſonſtiger Miniſter des Herzogs Wilhelm und der Vitzthume geſchworener und erbittertſter Feind, an; ihm hatten ſich Graf Ludwig von Gleichen, Graf Otto von Stolberg, Bruno von Querfurth und Hermann von Harraß angeſchloſſen. Auf Kunzens Einladung erſchienen ferner: zwei Herren von Wangenheim, Chriſtian von Witzleben zum Wendelſteine und noch mehre andere Grafen und Edle.

Allen dieſen mächtigen Güterbeſitzern war die Unverſchämtheit der herzoglichen Räthe unerträglich und ſie gingen gern auf Kunzens Vorſchlag ein, ſich zu Jener Sturz durch ein Bündniß zu vereinigen; auch waren die Meiſten ſchon durch den Grafen Ernſt von Gleichen und des Kurfürſten eigene Boten und Briefe darauf vorbereitet. Kauffungens Verlangen konnte daher für ſie nichts Auffallendes haben; es kam ihren Wünſchen nur entgegen.

Kauffungens Plan ward auf dieſe Weiſe, ſowohl nach ſeiner äußern offen dargelegten, als nach ſeiner innern geheimen Richtung hin gut eingeleitet: während ſeine Ehewirthin und ſein Schwager im Meißnerlande die Macht Georgs von Bibenberg und ſeines Anhanges zu untergraben ſuchten, rüttelte er ſelbſt in Thüringen an dem ſtolzen Gebäude der vitzthumiſchen Gewalt.

Die verſammelten Edeln redeten mit einander ab, ſich noch mehr und wo möglich durch mächtige geiſtliche Herren zu verſtärken und dann eine Zuſammenkunft in Erfurt zu Faſtnacht des folgenden Jahres zu halten. Hier ſollte ein großer Bund gegen die Vitzthume geſtiftet werden, welcher eine Botſchaft an den Herzog ſchicken und die Entfernung ſeiner Räthe fordern, im Weigerungsfalle aber ihm aufſagen und Fehde ankündigen ſollte. Dann ſollte gleich losgeſchlagen und die vitzthum'ſchen Güter angegriffen werden, damit der Herzog erkenne, wem die Fehde eigentlich gelte. Der abſterbende Geiſt des Ritterthums regte ſich noch einmal, um ſeine alten Anſchauungen geltend zu machen. Er wollte den Landesherrn nicht anders als einen gleichberechtigten Ritter betrachten und die Empörung gegen ihn als ehrliche Fehde angeſehen wiſſen. Er brachte es aber zu nichts weiter als zu einer matten Verſchwörung, in welcher vom Ritterthume nichts als die rohe Gewalt zur Erſcheinung kam. Der Geiſt der Neuzeit hatte aber auch noch keine Kraft, dem alten Geſpenſt mit Nachdruck entgegen zu treten. So walteten Ohnmacht und Schlaffheit auf beiden Seiten. Auch war Apel Vitzthum nichts weniger als ein Vertreter der Neuzeit, und der

Herzog war ſo gut wie Kunz von Kauffungen in den alten abgelebten Formen befangen.

Kunzen gaben alle Anweſende auf ſein Begehren das Verſprechen, dieſe Zuſammenkunft geheim zu halten und ihn nie als den Urheber ihres Bundes zu nennen, auch ſeiner, da er ein Dienſtmann des Kurfürſten ſei, in keinerlei Weiſe bei dem Herzog zu gedenken. Scheinbar trat Kauffungen wieder in den Hintergrund und beabſichtigte dem Herzog ſelbſt Kunde von der Verſchwörung zu geben und ihn zu ſchrecken, damit er ihn zur Entfernung der Vitzthume und zur Verſöhnung mit dem Kurfürſten geneigter mache. Er bedachte nicht, wie ſehr er durch dieſe zwiefache Geſtalt und Doppelzüngigkeit ſich im Widerſpruch mit dem Geiſte des alten ächten Ritterthums ſetzte, und wie er eigentlich Schlimmeres that, als die Männer, die er verdrängen wollte. Er beabſichtigte das verfallende Ritterthum neu zu beleben und wieder zu Ehren zu bringen, aber er ſetzte nur jene ſchlechten Kräfte in Thätigkeit, welche gerade das Ritterthum in Verfall gebracht hatten. Wie alle Menſchen, deren Auge rückwärts nach der Vergangenheit gekehrt iſt, und die nur Heil in abgeſtorbenen Zuſtänden erblicken, verwechſelte er die Form mit dem Geiſte. Er griff nach jener, da dieſer nicht zu faſſen war, aber die Form iſt das menſchlich Unvollkommne und Zerbrechliche, der Geiſt iſt das Göttliche, der ſtets neuen Wandlungen entgegen geht und in ihnen aus ſich heraus ſich mit der neuen Form bekleidet. Kein Kaiſer, kein König vermochte dem ſterbenden Ritterthume neue Lebenskraft einzuhauchen, wie viel Verſuche auch noch dazu gemacht wurden, geſchweige ein Vogt des Kurfürſten von Sachſen, der eigentlich mit dem Rittergeiſte, nur ſich und ſeine ehrgeizigen Beſtrebungen meinte.

In der Nacht nach der Verabredung verließen Alle, außer Wilhelm von Schönfels, Thamsbrück. Dieſer aber gedachte noch einige Tage bei Kauffungen zuzubringen. Sie waren Jugendgeſpielen und Freunde.

Als ſie des Morgens vertraut beim Becher zuſammen ſaßen, und manches Bild verklungener Tage in ihnen auftauchte, wurden ſie durch Lärm in der Vorhalle geſtört. Ihre Aufmerkſamkeit erregte eine weibliche Stimme, welche ſich bis zur Höhe der Wuth ſteigerte. Sie traten aus der Thüre. Eine vernehm doch nachläſſig gekleidete junge Ritterdame eiferte mit wild leidenſchaftlichem Ausdruck gegen Schweinitz, der ſie nicht in das Gemach ſeines Herrn eindringen laſſen wollte. Sobald ſie die Ritter erblickte, ſtieß ſie den Knappen zurück, ſtürzte auf Kunzen zu, warf ſich vor ihm zu Boden, umfaßte ſeine Knie und rief jammernd: „Wo iſt er? Gebt ihn heraus! Um der heiligen Jungfrau willen gebt ihn mir zurück, daß ich ihm ſelbſt meine Schuld bekenne!“

Erſtaunt über dieſen ſonderbaren Auftritt, fragte Kunz wer ſie ſei und wen ſie meine; denn weder er noch Schönfels kannte ſie. Aber ſie blieb wehklagend am Boden liegen, ohne auf dieſe Fragen zu antworten. Ihr goldblondes Haar hing zerzauſt in den ſchönen Nacken hinab; aus ihren unſtät umherirrenden Augen ſah man, daß ſie voll Reiz und Anmuth geweſen ſeien; ihr Geſicht war entſetzlich bleich, doch ſchön und anziehend, um den kleinen Mund ſpielte ein Zug des gräßlichſten Schmerzes. Ihre ganze Erſcheinung verkündete, daß ſie eine Irrſinnige ſei.

„Fräulein, wer Ihr auch immer ſein möget,“ redete ſie Kunz noch einmal an, „ich bitte Euch dringend, Euch aus dieſer unwürdigen Stellung zu erheben und mir ruhig Euer Anliegen zu eröffnen, welches ich zu erfüllen keinen Augenblick zögern werde, wenn es in meinen Kräften ſteht.“

„Wollt Ihr das?“ rief ſie, ſprang auf und blickte ſcheu im Zimmer umher, in welches einzutreten, die Ritter ſie genöthigt hatten. Ihre Blicke verriethen, daß ſie Jemand ſuche. „Iſt er todt?“ brach ſie dann wieder jammernd los. „Wehe! Wehe mir! Ich hab' ihn gemordet!“ Dann fuhr ſie mit dem Kopfe wieder auf, als wenn plötzlich ein lichter Gedanke ihre Seele durchzuckte, und ſchrie: „Nein er iſt entflohen! Er iſt meinen Armen entronnen, die ich verlangend nach ihm ausgebreitet; er hat mich verſtoßen, und iſt fortgezogen mit der ſchönen braunen Tänzerin. Ha, wie ſie ihn umſchlingt und küßt und das Herzblut ausſaugt!“ Kunz hatte an dieſen Worten genug gehört, um in der Unglücklichen die unbeſonnene eiferſüchtige Bertha von Wangenheim zu erkennen. Noch waren beide Männer mit ihr beſchäftigt, um ſie zu beruhigen, als zwei Knappen ihres Bruders, bei dem ſie wohnte, auf den Hof ſprengten. Von ihnen erfuhren die Ritter, daß Fräulein Bertha nach empfangener Kunde von dem unglücklich abgelaufenen Zuge gegen die Tatern beſtürzt und unruhig geworden ſei. Dieſe Gemüthsbewegung habe ſich in große Angſt verwandelt, da ſie den Tod des Vogts vernommen, und als man ihr erſt gemeldet, daß Wilhelm von Meſen nicht zu finden und wahrſcheinlich auch gefallen ſei, da habe ſie ſich maßloſem Schmerz und wilder Verzweiflung hingegeben. Bald ſtill bald laut jammernd, ſei ſie Tage lang in ihrem Gemache verſchloſſen geweſen, habe weder Speiſe noch Trank zu ſich genommen und ſich immer nur den Tod gewünſcht. Endlich wäre ſie ſtill und in ſich gekehrt mit wehmüthigem Schmerzengeſicht umhergewandelt, und nur ſtumme Thränen ſeien ihr über die Wangen gerollt. Zuweilen ſei ſie wie ohnmächtig zuſammengebrochen, und Jedermann habe vor ihr Leben gebangt. In dieſem bedauernswerthen Zuſtande ſei ihr vor einigen Tagen hinterbracht worden, daß der Ritter von Moſen wohlbehalten zurückgekehrt ſei. Von dieſem Augenblick habe ſich ihr Geſicht erheitert, ſie habe den Ueberbringer der Nachricht tauſenderlei in Bezug auf ihren Geliebten gefragt, dann wieder Speiſe zu ſich genommen und ſich zierlich geſchmückt. Immer ſchweigend doch mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit habe ſie nun am Fenſter geſeſſen, auf jedes Geräuſch ſich nach dem Thorwege umgeſehen, jedes Pferdegetrab habe ſie aufgeſchreckt. Auch ſei ſie von Stunde zu Stunde hinaus gelaufen auf die Straße, und habe ſehnſüchtig in die Ferne geblickt, früh und Abends ſei ſie jedesmal eine ganze Strecke nach Thamsbrück zu gegangen; des Nachts aber habe ſie harrend wieder am Fenſter geſeſſen. In der Frühe dieſes Morgens nun habe ſie von einem Knappen vernommen, daß der Ritter Moſen nicht mehr hier verweile; bald darauf ſei ſie verſchwunden, und als man ſie überall vergebens geſucht, ſei man auf den Gedanken gekommen, ſie möchte nach Thamsbrück gelaufen ſein.

Die arme Beklagenswerthe hatte, während der Knappe draußen erzählte, im Zimmer wimmernd auf dem Boden gelegen. Mit Mühe brachte man ſie endlich in ein andres Gemach. Hier verſank ſie wieder in ſtillen Trübſinn und ließ kein Wort mehr aus ihrem Munde gehen.

Die frohe Laune der Ritter war durch dieſes betrübende Ereigniß geſtört; die Herbſttage wurden ohnedies unfreundlich, und Kunz von Kauffungen ſehnte ſich nach ſeiner Häuslichkeit. Er hatte ſeinen Lieben im Stillen Manches abzubitten, was ihm als geheimer Vorwurf am Herzen nagte. Er übergab deshalb das gemüthskranke Mädchen ihrem herbeigekommenen Bruder, ordnete ſeine Geſchäfte auf den Gütern umher und zog mit Schönfels davon.

## 12.

# Der Waffenſchmied in Grünhain.

Hart an der böhmiſchen Grenze, da wo das ſilberreiche Erzgebirge ſich allmälig höher erhebt, und rechts von dem Flußbette der zwickauer Mulde, wenn ſie aus den Bergen herabgeſtrömt iſt, in einem hohen Thale lag, von düſterer Tannenwaldung umgeben, das uralte Kloſter Grünhain, und ohnfern das Städtchen gleiches Namens. Seit Jahrhunderten hat ſich jene Gegend freundlicher geſtaltet, an manchen Bergen und in den Thälern rauſcht jetzt der Wind in der Saat und durch Obſtpflanzungen, wo er ſich ſonſt im dichten Walde verlor; Wieſen und Gärten grünen, wo der Boden damals unbenutzt und unfruchtbar ruhete. Der fleißige Gebirgsbewohner hat mit der Zeit, durch die Noth und ſteigende Bedürfniſſe gezwungen, der kargen Scholle mehr abgetrotzt, als Ritter und Mönch jemals hoffen konnten. Das Kloſter aber hat die Zeit abgebrochen, und nur wenige Gebäude und die hohe graue weitausgedehnte Gartenmauer reden zu dem Wandrer noch von ſeinem ſonſtigen Daſein. Der unfruchtbare Gebirgsboden hatte früh die Einwohner des Städtchens, welches ſich allmälig neben dem Kloſter erhoben hatte, zu Handwerken, vorzüglich zu Bearbeitung der Metalle geführt. Es gab hier immer viele Schmiede, ſonſt Waffenſchmiede, ſpäter Zeug- und Nagelſchmiede. In den verwüſtenden Ueberfällen der Huſſiten waren Kloſter und Stadt ſehr mitgenommen worden. Es war das erſte bedeutende Gebäude im Pleißnerlande, an das ihre Wuth anprallte, wenn die wilden Horden mit dem Kelchbild in der Fahne über das Gebirge ſtürmten, um die ebenen Gegenden des Pleißner- und Meißnerlandes mit Feuer und Schwert heimzuſuchen. Das Kloſter war im Jahre 1429 faſt ganz von ihnen zerſtört worden, und nur ſeine reichen Beſitzungen geſtatteten den baldigen Wiederaufbau deſſelben. Dazu wurden die Mönche ſammt ihrem Abte vom Papſte noch mit dem Banne belegt, weil ſie, aus Noth und Politik, um ſich und das Kloſter vom gänzlichen Untergange zu retten, ſich oft mit den Huſſiten hatten in Berührung ſetzen müſſen. Zur Zeit der Ländertheilung und des darauf ausbrechenden Zwiſtes unter den beiden fürſtlichen Brüdern bluteten noch immer jene tiefgeſchlagenen Wunden.

In eben jener Zeit lebte ein Waffenſchmied, Namens Peter Klinger, in Grünhain, ein guter ehrlicher aber wunderlicher Mann, der immer ſeine eigene Meinung hatte und darin Niemandem ein Haarbreit nachgab. In ſeinen früheren Jahren hatte er unter Friedrich dem Streitbaren die harten Kriege gegen die Huſſiten als Schildknappe, dann als ein Reiſiger des Markgrafen mitgefochten und ſich Ruhm und Wunden genug dabei erworben. Noch waren jene böſen Rachekämpfe nicht ganz beendigt, als Peter, kein Jüngling mehr, ſich hier im Gebirge niedergelaſſen und mit einigem erſparten und erworbenen Gelde ſein nahrhaftes Gewerbe begonnen und bald die einzige Tochter eines begüterten Eiſenhammerſchmieds heimgeführt hatte. In einer langen Reihe von Jahren hatte er zu ſeinem und ſeines Weibes Gut noch ein artiges Beſitzthum hinzu erworben, ſo daß er im Städtchen als einer der wohlhabendſten Bürger galt. Die einzige Frucht ſeiner Ehe mit Frau Chriſtinen war ein Töchterchen, Magdalena genannt. Sie war von zierlichem Wuchs und zartem Gliederbau; aus den hellen Augen lachten Lebensluſt, Menſchenfreundlichkeit und Gutmüthigkeit, daß ihr Jedermann gewogen ſein mußte. Feine Haut und Farbe in dem länglichen Geſicht und an den kleinen weißen Händen und eine dazu paſſende Anmuth und Würde gaben dem Waffenſchmiedskinde ein faſt vornehmes Anſehen. Magdalena's Tracht war immer ausgewählt, ſie konnte ſich ja vor allen andern Bürgerstöchtern gut und ſchön kleiden; die Mutter ſah es gern; denn ſie war auf das liebliche Kind etwas ſtolz, und der Vater hatte nichts dawider. So ging Lenchen nett und geſchmückt an den Wochentagen, wie andere Mädchen erſt am Sonntag gehen konnten. Daher kehrten ſich auch die Augen aller Burſche nach ihr und flogen ihr nach, ſie mochte gehen wohin ſie wollte. Das ſchelmiſche Mädchen wußte das recht gut, aber ſie ſah es als einen ihrer Schönheit ſchuldigen Tribut an, und ſie wäre gewiß bitterböſe geworden, wenn es einmal nicht geſchehen wäre. Aber dafür daß es ſtets geſchah, nickte ſie Jedem ohne Unterſchied auch ihren freundlichen Gruß zu, und Jeder fühlte ſich davon entzückt. Nur vor den Mönchen des Kloſters fürchtete ſie ſich und ging jedem derſelben aus dem Wege, wenn ſich's irgend

Kind ſei, ſo habe er eben nicht Luſt, ſie ſo bald von ſich zu thun. Lenchen ſchien übrigens auch gar nicht Willens zu ſein, ſich ſo ſchnell in den Eheſtand zu begeben; ſie dachte: kommt Zeit, kommt Rath, und lebte unbekümmert ihr junges ſchönes Leben fort, das eben von keinen beſondern Wünſchen bewegt wurde.

Südlich von Grünhain erhebt ſich ein Berg, gerade nicht ſeiner Höhe, wohl aber ſeiner Ausdehnung wegen beträchtlich; ſonſt war er über und über mit Wald bewachſen, ſo daß nur ſeine mit Felſenblöcken gezierten Spitzen hervorſahen; er hieß der grünhainer Berg. Dort ließ der alte Klinger, gleich den anderen Schmieden des Städtchens, ſeine Kohlen brennen. Da kam denn alle vierzehn Tage oder drei Wochen, wenn ein Meiler ausgebrannt war, ein junger Köhler, Namens Wiland, herein, ladete vor jedes Schmiedes Wohnung die fertigen Kohlen ab und empfing ſeinen Lohn. Es traf ſich auch wohl, daß der alte rüſtige Klinger mit ſeiner Ehehälfte und dem ſchmucken Töchterlein Sonntags einen Spaziergang über den Berg hin nach den Köhlerhütten machte, die am gegenſeitigen Abhange lagen, von wo man eine ergötzliche Ausſicht in das Thal genoß, und nur eine Stunde von der Stadt entfernt waren. Unter den hier hauſenden Köhlern war Wiland der flinkſte und jüngſte; er hatte erſt den einundzwanzigſten Sommer erlebt. Obgleich er faſt immer ein ſchwarzes Geſicht hatte, ſo mußte ſich doch Lenchen eingeſtehen, daß unter dem Kohlenſtaube ein anziehender Reiz hervorleuchtete. Unter ſeinen buſchigen Augenbrauen blitzten auch ein Paar recht muntere aufrichtige Augen hervor, und hatte er ſich rein gewaſchen, ſo ſah man ein friſches von der kernhafteſten Geſundheit übermaltes Geſicht, einen allerliebſten Lockenkopf und im Sonntagsrock eine ſchlanke kräftige Figur. Dabei war er ſo freundlich und zuvorkommend, wenn Lenchen mit ihren Aeltern draußen war, ſuchte Erdbeeren und reichte ihr dieſelben auf einem grünen großen Blatte, oder brachte ihr Himbeeren und Heidelbeeren in friſcher Milch, ſchöpfte ihr mit dem Becher von Baumſchale klares kühles Waſſer aus der nahen Quelle, röſtete ihr friſches Brot und überſtrich es mit ſchmackhafter Butter, eine Lieblingsſpeiſe der Köhler und auch Magdalena's. Kam er aber in die Stadt, ſo hatte er ihr gewiß jedesmal etwas mitzubringen, entweder ein zierliches hölzernes Küchengeſchirr, das er im Walde geſchnitzt und zuſammengebaut, oder einen Reisbeſen, den er gebunden, einen Korb, den er geflochten, oder ein Singvögelchen, das er für ſie gefangen, oder eine Maſſe Waldbeeren, die er gepflückt hatte. Und ſo beſcheiden war der gute Wiland dabei, daß er von keinem Danke wiſſen wollte und ſchon ganz glücklich ſchien, wenn Magdalena ſeine Gaben mit einem freundlichen Geſichte annahm. Wie hätte ſie nicht den rüſtigen Burſchen gern ſehen ſollen? Ohne daß ſie es ſelbſt wußte, gewann ſie ihn lieb und war unruhig und verdrießlich, wenn ſie ihn einmal eine Woche lang nicht geſehen und geſprochen hatte. Zuweilen ruhten des Burſchen Augen mit einem ſo eigenthümlichen faſt ſchmerzlichen Ausdruck auf ihr, daß ſich, eh' ſie ſich's verſah, ein leiſer Seufzer ihrer Bruſt entwand, ſo daß ſie manchmal über ſich ſelbſt erſchrak und nicht begreifen konnte, was ihr fehle. Sie ſann dann wohl hin und her, was ihr das Herz ſo zuſammenpreſſe und ihr eine innere und doch ſüße Angſt verurſache, und legte den kleinen Kopf nachdenklich in die Hand, ſaß ganze Stunden auf einer Stelle und bekümmerte ſich um nichts, was um ſie vorging. Anfänglich hatten die Aeltern nicht darauf Acht, als aber das trübe Weſen immer ſchlimmer wurde, Magdalena ihre Geſpielinnen vernachläſſigte, ſtets allein in einer Ecke ſaß und oft wohl gar nach ſtundenlanger Abweſenheit aus dem Garten mit rothgeweinten Augen kam, da wurde die Mutter aufmerkſam und beobachtete ſie im Stillen. Dieſe brachte denn bald heraus, daß das geliebte Kind etwas auf dem Herzen haben müſſe, und nahm ſie vor, ihr das Geheimniß abzulocken. Aber Lenchen war unerwartet hartnäckig, wollte durchaus von nichts wiſſen und verweigerte der ſorgſamen Mutter, gegen die ſie ſonſt ſehr offen war, alle Mittheilung über ihre Niedergeſchlagenheit, die ſie für die Vorboten einer Krankheit erklärte. Und in der That konnte Lenchen nichts geſtehen, denn ſie wußte ſelbſt nicht, was ihr fehlte, und hielt ſich wirklich für krank. Freilich ſagte ſie auch kein Wörtchen, daß tief in ihrem Herzen das Bild des hübſchen Köhlers ſaß. Aber Frau Chriſtine kam doch bald dahinter und wußte nachher mehr, als Lenchen ſelbſt. Wiland kam nämlich eines Tages, als Mutter und Tochter im Garten hinter dem Hauſe beſchäftigt waren. Kaum hatte die Letztere ſeine Stimme in dem Gruß erkannt, den er vor der Werkſtätte den arbeitenden Schmieden zurief, als ſich ihr Geſicht erheiterte, ihre Augen glänzten, und ihre kleine niedliche Geſtalt in hüpfende Bewegung gerieth. Dieſer ſchnelle Wechſel mußte der aufmerkſamen Mutter auffallen, und als Lenchen dem Köhler entgegen ſprang, ſeine dargebotene Hand ergriff und ihn freundlich fragte, warum er ſo lange geblieben, da war ſie im Klaren. Aber dieſe Entdeckung machte der guten Frau nicht wenig Kummer; ſie kannte nur zu wohl die unerbittliche Strenge und Hartköpfigkeit ihres Ehewirths und wußte, daß er bei ſeinen Wünſchen hinſichtlich Lenchens verharren würde, und ſollte ſelbſt Unglück daraus erwachſen. Drum beſchloß ſie reiflich mit ſich Rath zu halten. Soviel war gewiß, daß ſie ihrem Eheherrn von ihren Erfahrungen nichts mittheilen durfte, ſollte er der Tochter nicht gram werden und ſie mit eiſerner Härte behandeln. Deshalb verſchloß ſie das Geheimniß in der mütterlich ſorgſamen Bruſt, gedachte mit Magdalenen bei Gelegenheit ſelbſt nachdrücklich zu reden und ihr die Nichtigkeit ihrer Hoffnungen, wenn ſie anders ſolche in Bezug auf den ſtattlichen Köhlerburſchen hegen ſollte, vor die Augen zu ſtellen. So lebte die kleine Familie in einer unbehaglichen Spannung bürgerlich ſtill fort, bis ein Fremder derſelben ein Ende machte.

## 13.

## Der böhmiſche Bergmann.

Schon ſeit mehren Jahren war in der Gegend das Gerücht umgegangen, daß im Gebirge hauſende Tatern, Zauberer und Schwarzkünſtler mit ihren Wünſchelruthen in den benachbarten Bergen reiche Silberſtufen entdeckt, ihnen nachgegraben und ſich Schätze erworben hätten. Man wurde endlich darauf aufmerkſam, und aus Böhmen und dem Reiche wurden Bergleute berufen, um zu unterſuchen, ob an der Sache etwas Wahres ſei. Im Herbſte dieſes Jahres kam ein böhmiſcher Bergmann mit ſeinen Knappen in die Gegend und ſchlug ſeinen Wohnſitz in Grünhain auf. Dem Berge gegenüber, auf dem die Hütten der Köhler ſtanden, da wo jetzt die Bergwerke Gottesgeſchick, Graul und Katharina zu ſehen ſind, ſchlug er ein und fand reiche Belohnung ſeiner Mühe. In wunderbarer Fülle ſprang die Silberader dem Meiſel entgegen und verſprach für die Zukunft köſtliche Ausbeute. Gotthard, ſo hieß der Bergmann, wurde natürlich im Städtchen und in der Umgegend der Gegenſtand allgemeiner Aufmerkſamkeit, vorzüglich richteten der Abt des Kloſters, Liborius, und die Mönche ihr Auge auf ihn, und zogen ihn in ihre Geſellſchaft. Uebrigens war er nichts weniger als ein angenehmer Mann. Aus ſeinem zerſetzten Geſichte leuchtete kein guter Geiſt. Seine mit ſchwarzem ſtruppigen Haare halb bedeckte Stirne zeigte düſtere Falten, ſeine kleinen tiefliegenden Augen blickten argwöhniſch umher, ſein Gang war gebückt und ſchleichend. Wie die geheimnißvolle Finſterniß, in der er ſein Tagewerk vollbrachte, wie die düſtre Erde, in die er ſich wühlte, war ſein Weſen und ſeine Geſtalt; wie das harte ſchwarze Geſtein, durch das er ſich den Weg bahnte, ſchien ſein Sinn zu ſein.

Wenn er nicht an der Arbeit war, brachte er meiſt im Kloſter unter den Mönchen zu, und unter dieſen ſchloß er ſich vorzüglich dem Bruder Sebaſtian an, einem Manne mit hagerm fahlen Geſicht, verſteckten Zügen und kleinen ſtechenden Augen. Sebaſtian war Hausfreund und Beichtvater beim Waffenſchmied Klinger und hatte dieſem große Dinge in Bezug auf Lenchen in den Kopf geſetzt, die den alten Kriegskumpan vermocht hatten, ihre zeitherigen Freier zu verabſchieden.

Eines Abends, als die geſchäftigen Hämmer ruhten, und das Kohlfeuer in der Eſſe gelöſcht war, ſaß

Klinger in der kleinen reinlichen Stube, die ob der zunehmenden Friſche der Jahreszeit ſchon geheizt war, und zechte aus dem blanken Kruge ſein ſchmackhaftes Bier, wie er am Feierabend zu thun pflegte. Unter dem Kandelbret voll zinnerner Krüge hing ein kleines Muttergottesbild und darunter der Weihkeſſel mit dem Rosmarinzweig, zum Beweis, daß die Hausbewohner gute katholiſche Chriſten waren. Magdalena hatte ſich auf dem hölzernen Schemel im Ofenwinkel zuſammengekauert und ſchaute ſtill vor ſich hin. Ihre Mutter hantirte mit der Kunkel.

„Die Tatern haben ſich auch wieder im Walde gezeigt,“ ſagte die Letztere, „da wird das Volk abermals in Zittern und Zagen leben; denn etwas Gutes haben die keinmal mitgebracht.“

„Nun, was haben ſie denn den Leuten Böſes gethan?“ fragte der Alte barſch. „Ich möchte wiſſen, was man ihnen mit Fug und Recht zur Laſt legen könnte.“

„Sie ſtehen, Gott ſei bei uns! mit dem Böſen im Bunde,“ erwiderte die Hausfrau und ſchlug ein Kreuz vor ſich. „Das Blaue vom Himmel können ſie herabhexen, die Sonne verfinſtern und den Mond blutröth machen; Menſchen und Vieh können ſie's anthun und Verderben bringen über das ganze Land.“

„Das iſt ja Alles albernes Zeug und Weibergeſchwätz,“ fuhr der Schmied unmuthig heraus und that einen tiefen Zug aus der Kanne. „Wie kann ein Menſch ſolches verrichten! Die böhmiſchen Ketzer haben zwar das Land verwüſtet mit Städten und Dörfern und es Menſchen und Vieh ſchlimm angethan, aber das Erſtere führten ſie mit Feuer aus, das ſie in die Scheuern, Saatfelder und Wälder warfen, das Andere mit Lanzen, Büchſen und Schwertern, womit ſie Alles niedermachten, was Leben hatte. Was kann aber ſo eine Handvoll armſeliger Menſchen, die keine Heimath haben und froh ſind, wenn ſie ein Nachtlager finden und ſich durchfreſſen können!“

„Ei, wenn ſie nicht mehr könnten, als Brot eſſen, wie würden ſie da die Metalle gefunden haben tief in der Erde? Die kann doch kein ſimpler Menſchenverſtand entdecken. Aber ſie haben Erdſpiegel, bei deren Bereitung ihnen der Junker Volland ſelbſt geholfen hat, darin ſchauen ſie bis in den innerſten Bauch der Erde die Metalle und bezwingen mit Zauberſprüchen die Geiſter, die ſie bewachen.“

„Behalte Deine Alfanzereien für Dich; ich kann ſie nicht erhören und verdauen,“ rief der Alte noch unwilliger. „Wir ſollten's vielmehr den Leuten danken, daß ſie uns auf den reichen Inhalt unſerer Berge aufmerkſam gemacht haben, woraus uns viel Segen noch erwachſen kann. Kluge Köpfe ſind ſie gewiß; denn ſie ſtammen aus dem Lande Aegyptia, wo vordem alle Weisheit gewohnt hat, wie mir der Bruder Sebaſtian oft und erbaulich berichtet hat aus alten Geſchriften, die er fleißig ſtudirt. Aber ihr Weiber habt keinen Sinn und Verſtand für ſolche wahrhaftige Kunde und hängt lieber an tollem abgeſchmackten Geſpeis. In jenem Lande wohnten die Kinder Iſrael, eh' ſie Moſes in das gelobte Land führte, dort hat er ſeine Weisheit erlernt. Geheime Wiſſenſchaft mögen die Tatern wohl haben, aber ob Junker Volland ihnen beiſpringt, das iſt ſehr die Frage.“

„Nun ſage Du, was Du willſt, ich fürchte mich vor ihnen, wie vor dem Böſen ſelbſt. Sie ſind nicht getauft, haben nicht auf das Sakrament geſchworen und ſind keine Chriſten. Und da ſie nicht durch Gottes Blut erlöſt ſind, ſo hat der Fürſt der Hölle noch

Macht über ſie, und ſie können nicht zur ewigen Seligkeit, wie wir, gelangen."

„Was das Erſtere anbelangt, ſo iſt Deine Furcht thöricht; wir ſtehen in Gottes Hand, und Niemand kann uns etwas anhaben, ſelbſt der leibhaftige Satan nicht, wenn wir uns hüten in ſeine Fallſtricke zu gehen, die er den Kindern dieſer Welt legt. Wärſt Du ein Mann und hätteſt ein paarmal den fürchterlichen Huſſiten gegenüber geſtanden, wären ihre Kugeln Dir an den Ohren hingepfiffen, ihre langen Schwerter Dir um den Kopf geſauſt, fürwahr Du würdeſt nichts mehr von Furcht reden. Vor Menſchen brauchen wir uns nicht zu fürchten. Was nun aber das anbetrifft, daß ſie nicht auf Chriſti Namen getauft ſind, und ſeinen Leib nicht eſſen, ſo denk' ich wir laſſen die Pfaffen dafür ſorgen, bei denen ſie gar nicht ſchlecht angeſchrieben ſind. Was geht's uns an? Wir laſſen ſie in Ruh' und Frieden, und ſie uns, Einer wünſcht dem Andern guten Tag und guten Weg, und wir bekümmern uns nicht weiter um einander. Gottes liebe Sonne beſcheint ſie ſo gut, als uns, ſie eſſen alle Tage an des Herrn Tiſch, wie wir, er hat ſie ſo gut erſchaffen, wie alle ſeine Kinder. Um ihre Seligkeit laß ich mir keine grauen Haare wachſen, da mögen ſie zuſehen."

„Schön mögen ſie aber doch geſtutzt haben," ſagte Chriſtine einlenkend; denn ſie ſah, daß der Alte ſich ereifert hatte, „wie ſie den fremden Bergmann, Gotthard, mit ſeinen Knappen an der Stelle gefunden haben, wo ſie ſonſt zu graben pflegten; ein ſchlimmer Strich wird's ihnen durch die Rechnung ſein. Der Gotthard ſoll ſchon gar viel gefunden haben, wie man hört; die Sache geht nur geheim in der Leute Mund, denn der Abt will nicht, daß davon geſprochen wird."

„Nun, Gott geſegn' es! das kommt dem Kloſter zu gut, das ſich vom gräulichen Huſſitenſturme noch nicht erholt hat. Der Herrgott thut ſeine Hand auf und ſchüttet die reichen Gaben über ſeine armen Prieſter, denen die raſenden Ketzer ſchlimm genug mitgeſpielt haben," ſagte Klinger wieder beſänftigt.

„Beim Abte ſoll der Bergmann gar gut ſtehen, wie mir der Bruder Sebaſtian vertraut."

„Ei, Meiſter Gotthard iſt auch ein feiner ſtiller Mann, und obgleich ein Böhme doch ein rechtgläubiger Chriſt, verſteht ſeine Sache wohl und hat gute Sitten. Auch arbeitet er, wie man vernimmt, fleißig in dem neuen Stollen."

„Der Wiland hat mir auch davon erzählt," warf Chriſtine ein. Bei Nennung dieſes Namens fuhr Lenchen, die dem Geſpräche ſtill gehorcht hatte, zuſammen. Lebhaft nahm nun auch ſie das Wort:

„Wiland hat mir auch viel von der Arbeit der Bergleute berichtet, wie ſie ſo flink in den Boden graben und dann die Erde in großen Kübeln an Winden heraufziehn, ſchnell auf den Leitern auf und abklettern, und Laternen an der Bruſt hängen haben. Aber vom Silber ſoll ein Andrer gar nichts zu ſehen bekommen, das kennen ſie nur allein. Wiland ſieht von ſeiner Hütte aus zuweilen des Nachts Lichter und meint, ſie müßten wohl gar dann die böſen Geiſter, die die Schätze hüten, bannen oder ſonſt geheime Dinge treiben. Mich ſchaudert's, wenn ich daran denke. Und der neue Bergmann ſieht auch nicht aus wie ein Heiliger." Sie wollte noch weiter reden und des Köhlers Berichte auftiſchen, als ſich Stimmen auf der Hausflur vernehmen ließen und gleich darauf Bruder Sebaſtian mit dem Bergmann in die Thüre trat. Beide grüßten höflich; Klinger zog ſein ſchwarzledernes Baretlein ab, ging den Eingetretenen entgegen und reichte ihnen ehrerbietig die Hand zum Willkomm. Mutter und Tochter waren ebenfalls aufgeſtanden; ſcheu blieb die Letztere am Ofen ſtehen.

„Es wird Euch wohl nicht unangenehm ſein, Meiſter Klinger,“ redete der Mönch den Hausvater an, „wenn ich Euch mit dieſem Manne bekannt mache, von dem Ihr ſchon Vieles gehört habt. Wir hatten Euch ſchon die ganze Woche über einen Zuſpruch zugedacht, es wollte ſich aber immer nicht ſchicken. Meiſter Gotthard iſt noch nicht warm hier, und, wie Ihr leicht denken könnt, mit Arbeit überhäuft.“

„Seid mir beiderſeits herzlich gegrüßt!“ entgegnete Klinger ſchmunzelnd. „Ich bin hocherfreut, daß Ihr mein geringes Haus Eueres Eintritts würdigt, mein werther Meiſter Gotthard; meine Thür ſteht Euch zu jeder Zeit offen, gleich dem hochwürdigen Bruder Sebaſtian. Verſchmäht deshalb nicht, künftig oft hier einzukehren nach vollbrachter Tagesarbeit.“

„Euerer freundlichen Einladung werd' ich entſprechen. Gern verplaudre ich mit einem welterfahrenen Mann, wie mir Bruder Sebaſtian Euch geſchildert hat, die Stunden des Abends, die nun ſchon anfangen lang zu werden.“

„Was meine geringe Erfahrungen in Krieg und allerlei Welthändeln anlangt,“ erwiderte Klinger geſchmeichelt, „ſo ſteh' ich Euch jeder Zeit damit zu Dienſte. Ich hab' ja wohl Manches mitgemacht in meinen jungen Jahren und in den ſpätern hat's gerade auch nicht gemangelt an Kurzweil, woraus man etwas lernen kann, wenn man nicht mit Unverſtand in der Menſchen Treiben und Schaffen hineinſieht. Auch Ihr werdet Euch Euern guten Nutzen ſchon daraus gezogen haben.“

„Ich bin noch viel zu jung, um mich mit Euch meſſen zu dürfen,“ entgegnete Gotthard. „Ihr aber habt in der wilden böſen Zeit, die kaum zwanzig Jahre hinter uns liegt, wacker mit geſchafft.“

„Ich habe ſieben Jahre gegen Euere ketzeriſchen Landsleute gefochten und den blinden Ziska und den Prokop mehr als einmal geſehen. Bei der heiligen Gottesmutter! es war als wenn der Teufel ſelbſt in ihnen ſteckte.“

„So war es auch!“ ſagte der Bergmann mit frommen Augenaufſchlag. „Nur mit des Teufels Hülfe konnten ſie über katholiſche Chriſten ſiegen.“

„Betrachtet mir doch auch die Hausfrau und das Töchterlein,“ erinnerte der Mönch den Gaſt. „Sie harren Beide ſchon lang Eueres Grußes. Meiſter Klinger bewahrt ſich einen köſtlichern Schatz in ſeinen Wänden, als Ihr jemals aus der Erde graben mögt. Frau Chriſtine iſt die Perle aller Hausfrauen, und die Jungfrau hier ein wahres Schauſtück von gediegenem Herzensgeld.“ Damit zog er den Bergmann zu den Frauen fort. Klinger aber ſtand mit freudeglänzendem Antlitz; der Bergmann hatte ſeine ſchwache Seite getroffen, die der ſchlaue Mönch ſchon lange kannte und Jenem nicht ohne Abſicht entdeckt hatte.

„Fürwahr, Ihr habt ein liebwerthes Kind,“ ſagte Gotthard zu den Aeltern, nachdem er Magdalenen mit den Augen gemuſtert hatte und voll Luſt über ihre friſche Schönheit dieſelben auf ihrem mit dem Purpur der Scham übergoſſenen Geſichte haften ließ. „Ein ſolches Kleinod iſt allein im Stande mich öfter in Euer Haus zu ziehen.“

„Ihr müßt ihrer Schüchternheit viel zu gut halten,“ nahm Klinger wieder das Wort, durch die letzte Aeußerung des Bergmanns noch heiterer gemacht, „ſie iſt noch wenig unter Menſchen gekommen und weiß ſich deshalb nicht zu benehmen, wie ſich's ziemt. Die Jugend iſt noch zu groß bei ihr; doch mit der Zeit wird ſich's wohl finden; denn ſie iſt ſonſt nicht dumm und hat mir oft zu viel Mundwerk."

„Dafür habt keine Sorge!" lachte Sebaſtian.

„Iſt ſie erſt unter der Haube,
Wird auch kirr die ſcheuſte Taube."

Als ſich Magdalena auf das Geheiß des Vaters entfernt hatte, um einen Krug mit Wein zu füllen, der in guter Qualität im Keller lag, wandte er ſich wieder zu dem Mönche: „Die Magdalena kommt mir ſeit einiger Zeit gar wunderlich vor; ſie hat viel von ihrem munteren Temperament verloren, hängt immer den Kopf und ſpringt nicht mehr wie ein Reh in Haus und Garten umher, wie ich ſonſt an ihr gewohnt war. Schon lang hab' ich mir vorgenommen, mit Euch darüber zu ſprechen, nur hat's die Gelegenheit nicht dazu gegeben, welche ſich eben bietet. Ich wollte, Ihr redetet ihr einmal in's Gewiſſen und holtet ſie aus, damit man dahinter kommt, was dem Mädel in den Kopf gefahren iſt."

„Laßt mich ſorgen!" antwortete der Kloſterbruder; „wir wollen ihr die Grillen ſchon vertreiben, mögen ſie betreffen, was ſie wollen. Es gibt ſchon allerhand Mittel und Wege, ein junges Mädchen, die ihre Heiterkeit verloren hat, wieder fröhlich und guter Dinge zu machen. Einen davon werden wir doch mit Glück betreten." Bedeutungsvoll blickte er dabei den Bergmann an, und der alte Klinger las in dieſem Blick etwas, das ihm ſehr willkommen war. Gotthard ging der mit Krug und Bechern eintretenden Magdalena einen Schritt entgegen, klopfte ſie auf die mit Purpur übergoſſene Wange und fragte ſie, ob ſie ſich im ſüßen Minneſpiel noch nicht verſucht habe? Verwirrt ſuchten ihre Augen den Boden; ihr war's als müſſe ſie vor Scham in die Erde ſinken.

„Das glaubt nicht, lieber Meiſter," nahm Chriſtine ſtatt ihrer Tochter das Wort; „obgleich ſich ſchon mancher Freier gefunden hat, ſo hat doch weder uns, noch ihr ſelbſt einer angeſtanden. Wir denken, es kommt mit der Zeit; das Mädchen wird uns doch keine alte Jungfer werden."

„Das wird kein verſtändiger Menſch fürchten," meinte der Mönch lachend und leerte einen Becher auf einen Zug, ſetzte ſich vor den Tiſch und knüpfte mit dem Alten ein Geſpräch über den Huſſitenkrieg an, richtete ſeine Augen aber immer verſtohlen auf Lenchen, der Gotthard unterdeſſen mit Mühe einige Worte ablockte. Die Mutter war dagegen um deſto geſprächiger und wartete ihm mit dem Berichte von den Tatern auf.

„Sagt, Meiſter," ſprach der Mönch, „was ſoll's noch aus der Feindſchaft der fürſtlichen Brüder werden? Man will wiſſen, daß ſie von neuem auf einander losſchlagen wollen."

„Land und Volk müſſen büßen, was die Häupter verſchuldet. Es iſt ein gräuliches Unweſen durch einander, und Niemand kann klar werden, wo der Knoten ſitzt. Der Bauer muß ſich ſeinen Acker verwüſten und ſein Haus verbrennen laſſen und weiß nicht Grund und Urſach davon."

„Mich will's noch immer bedünken, als verführe der Kurfürſt zu ſtreng und gebieteriſch mit ſeinem Bruder, und maße ſich ein Recht an, was ihm nicht zukommt."

„Aber wem ſoll außer ihm das Recht zukommen, dieſen jungen Tollkopf zur Ordnung zu bringen?"

fragte Klinger hitzig. „Glaubt nur, unſer Herr wird ſeine guten Gründe haben, ſo zu handeln und nicht anders. Der Herzog weiß nicht wo's hangt und langt in ſeinem Lande, läßt die Räthe ſchalten und walten, wie ſie wollen, und fragt nicht, ob's nach Fug und Recht geht. Das Eine nur muß ich an dem Kurfürſten tadeln, daß er ſogar ſaumſelig iſt, nicht ein tüchtig Heer auf die Beine bringt und es einmal auf ein Treffen ankommen läßt. Einer dem Andern in's Land fallen, ein paar Dörfer verwüſten und dann wieder heimkehren, heißt keinen Krieg führen. Das war anders unter ſeinem Vater; der war, wo der Feind war, und ſchaute ihm ohne Furcht und Zagen in's Geſicht. Was haben wir für Schlachten gegen die Huſſiten geſchlagen! Wir konnten ſie nicht beſiegen, aber wir haben uns tapfer gewehrt. Und in der alten Ritterzeit iſt's auch ſo geweſen, da gingen ſich Mann für Mann zu Leibe, und des Schwertes Kraft entſchied den Sieg. Seit aber das verdammte Pulver aus den Büchſen herauslärmt, ſcheint allmälig alle Mannstapferkeit auszuſterben. Der Krieg mit den Huſſiten war gleichſam noch der letzte Sonnenſtrahl der alten guten Zeit; jetzt iſt's ſchlechte Spielerei."

„Ihr mögt manchen Strauß beſtanden haben in des alten Kurfürſten Heer," ſagte Gotthard, „und habt wohl manchem Kelchbruder den Wein abgezapft."

Klinger war nun in's rechte Geleis gebracht und erzählte umſtändlich von ſeinen Heldenthaten. Ein übler Umſtand war nur, daß die Reichsvölker und die Sachſen ſtets von den Huſſiten geſchlagen worden waren. Aufmerkſam hörte ihm der Bergmann zu und machte ſeinem erheuchelten Staunen durch einzelne lobpreiſende Ausrufungen Luft, die den Schmied immer mehr anfeuerten. Er war ſo fröhlich, wie er lange nicht geweſen, goß einen Becher Wein um den andern hinab und ermunterte ſeine Gäſte ein Gleiches zu thun, was dieſe auch keineswegs unterließen. Der Mönch plauderte unterdeſſen heimlich zu Magdalenen.

„Wie gefällt Dir der Gaſt, Lenchen? Was meinteſt Du dazu, wenn er Luſt hätte, Dich in's Brautbette zu führen?“

„Das wird dem Meiſter Bergmann nicht einfallen,“ verſetzte das Mädchen verſchämt. „Der wird ſein Theil ſchon in Böhmen haben. ‚Böhmen und Meißen ſingen verſchiedene Weiſen.‘ Ich verſteh' wenig böhmiſch. Je tiefer er in die Erde ſteigt, deſto höher wird er in's Ehebett ſteigen wollen. Meines Vaters Schmiedeeſſe liegt aber auch tief.“

„Und wenn ſie ihm nun doch hoch genug läge?“ fragte Sebaſtian zutraulicher. „Seine Geſtalt gefällt Dir nicht, nicht wahr? Er hat nicht ein glattes rothes Geſicht, wie die andern Bürſchchen, aber das laß' nur gut ſein. Du kannſt Dir als Frau einen hübſchen Geſellen halten,“ flüſterte er grinſend; „es giebt ſchönere Männer, die Dir gut ſind.“ Dabei ſtrich er ſich ſelbſtgefällig über das Geſicht. „Du brauchſt Dich keiner Sünde zu fürchten, wenn Du mir Minne ſchenkſt. Die heilige Mutter Kirche giebt mir Gewalt, zu binden und zu löſen. In meinem Arme ruhſt Du im Arme der Kirche ſelbſt.“

„Ihr ſeid ſchon einmal aus der Kirche ausgeſtoßen; der heilige Vater in Rom hat das Kloſter und Euch in den Bann gethan,“ ſagte Magdalena lachend.

„Närriſches Kind,“ erwiderte der Mönch durch dieſe Antwort betreten, „das geht ja dieſen Fall nichts an. Unſer Kloſter iſt auch wieder aufgenommen. In meinem Stande, in dieſer Kutte liegt ſchon die Heiligkeit. Du biſt ein verirrtes Schäflein und hegſt Trauer im Herzen. Koſte nur erſt die Freuden der Minne, dann wird Dir ſchon alle Schwermuth entſchwinden. Uebrigens fordere ich Dich kraft meines Amtes auf, mir zu entdecken, was Dein Herz drückt."

Während Lenchens Mund ſchelmiſch lachte, ſchauderte ihr Herz vor dem gleisneriſchen Manne, der mit frecher Hand aus dem unentweihten Heiligthume ihrer jungfräulichen Bruſt das zarte ſich ſelbſt noch verſchleiernde Geheimniß ihrer Liebe ſtehlen wollte. Und hätte der Papſt ſelbſt ſie zum Geſtändniß aufgefordert, kein Wort wäre ihren Lippen entſchlüpft; hatte ſie doch in holder Verſchämtheit ſich ſelbſt den Gedanken noch nicht klar zu denken gewagt, daß ſie den hübſchen Wiland liebe, viel weniger, daß ein Laut es ausgeſprochen und den Lüften verrathen hätte.

„Ich hab' Euch nichts zu entdecken, hochwürdiger Vater," antwortete ſie, „es müßte denn ſein, daß mich Nachts die Flöhe ſtechen und ich Tags über deshalb bekümmert bin." Damit lief ſie lachend zur Thüre hinaus.

Gotthard ſtand auf, und lud die Aeltern höflich ein, am Nachmittag des nächſten Sonntags einen Spaziergang mit ihm nach dem neuen Bergbau zu machen. Mit Freuden wurde das Erbieten von Meiſter Klinger und ſeiner Ehehälfte angenommen; das herbeigerufene Lenchen ſagte es auch gern zu, denn ſie erhielt dadurch Hoffnung, Wiland zu ſehen und zu ſprechen. Der Mönch ſchied mit einem frommen Glückwunſch, der Bergmann mit freundlichem Gruß, nachdem er Lenchen zärtlich die Hand gedrückt hatte.

„Nun, wie gefällt Euch das Püppchen?" fragte draußen ſchmunzelnd der Mönch. „Hab' ich mir einen Dank mit meinem Vorſchlage bei Euch verdient?"

„Sie muß mein werden!“ rief der Bergmann, „und ſollte ich einen Centner Silber darum geben.“

„Das braucht Ihr nicht; der Alte gibt Euch mit Freuden das ſchmucke Kind und noch Geld und Gut dazu. Das Mittelchen hat vortrefflich angeſchlagen, und ich verſichere Euch, daß Ihr den eitelen Peter ganz eingenommen habt. Ihr ſeid ſein Mann, und ich glaube ſogar, wenn Ihr nicht bald um Magdalenen anhaltet, er bietet ſie Euch ſelber an.“

So berauſchte der liſtige Mönch mit ſchmeichleriſchen Worten den ſchon wonnetrunkenen Bergmann noch mehr. „Haſt Du ſie nur erſt zur Frau',“ dachte er, „dann will ich's ſchon wenden, daß mir das köſtliche Wild, das mir ſchon lang in die Naſe geſtochen, ſchnurſtracks in die Arme läuft.“

Als ſie vom Gegenſtande ihrer beiderſeitigen verliebten Regungen koſend aus der Stadt nach dem Kloſter, in deſſen Nähe Gotthard ſeine Wohnung hatte, hinabgingen, ſahen ſie zwei vermummte Geſtalten vor ſich her ſchleichen. Der ſchwache Mondſchein warf einige Hellung auf den Weg. Im Vorüberſchreiten tönte es dumpf aus der Hülle des Einen hervor: „Gotthard, biſt Du's?“ Der Bergmann hörte eine bekannte Stimme, wandte ſich raſch um und ſprach: „Neke, was bringſt Du?“

„Dir nichts, als mich ſelbſt; dem Abte wichtige Kunde.“

Der Mönch war hinzugetreten und begrüßte den Tater ebenfalls als einen alten Bekannten.

„Nun altes Aegyptergeſicht,“ redete er ihn an, „was hat Deine Jagdhundnaſe wieder ausgewittert? Haſt Du etwa eine Goldgrube entdeckt und willſt Dir dafür einen Theil des Gewinns und wieder zehn Jahr

Schutz und Duldung für Dich und Dein ſchwarzbraunes Häuflein vom Abte bedingen?“

„Nichts von dem; Ihr habt genug von mir erfahren und könnt reicher werden, als der Kaiſer, wenn Ihr's klug benutzt, und uns dafür Schutz und Schirm für ewige Zeiten angedeihen laſſet. Jetzt gilt's lebendigen Menſchen, nicht todtem Metall.“

„Heraus damit! Was der Abt wiſſen ſoll, werd' ich auch erfahren können, und Gotthard iſt Dir doch ſo fremd nicht, daß Du ihn zu ſcheuen brauchteſt. Willſt Du etwa das muthwillige Kind, die Eſtrella, dem Abte verhandeln? Hör', Freund, da thu' ich das erſte und höchſte Gebot.“

„Laß Deinen ſchlechten Scherz, Mönch!“ erwiderte der Aegyptier verweiſend. „Dir wird wahrlich die Eſtrella nicht in's Garn gehen, und gäbſt Du das Kloſter drum, wenn's Dein wäre. Ihr könnt meine Botſchaft wiſſen. Der Kunz von Kauffungen hat ſich mit vielen ſächſiſchen und meißniſchen Rittern im Geheim gegen den Kanzler Magdeburg und den Bibenberg verbunden, ſo auch in Thüringen mit andern Herren gegen den Apel Vitzthum, und er arbeitet ſtark daran, ihnen das Handwerk zu legen.“

„Woher haſt Du die Kunde?“ rief Sebaſtian überraſcht. „Fürwahr Du wirſt dem Abte damit ein willkommener Mann ſein.“

„Der Ritter Moſen iſt Eſtrellen nachgezogen und hauſt in Stein. Von da ſchleicht er jeden Abend herauf nach der Teufelsſchlucht; das Mädchen iſt verſeſſen auf ihn und ſtreift die Hälfte ihrer Zeit mit dem verliebten Junker an den Ufern der Mulde und in den Bergen umher. Den Cäſar, meinen Begleiter hier, läßt er als ſeinen Knappen gewöhnlich in Stein zurück, um Nachrichten, die an ihn einlaufen, zu beſorgen. So haben wir einen Brief Kunzens aufgefangen, den er von Gnandſtein an Moſen, ſeinen vertrauten Freund, geſchrieben, ihn auf unſre Weiſe geöffnet und das Plänchen entdeckt."

„Du biſt ein Goldjunge," ſagte Sebaſtian zu Cäſar und klopfte ihn auf die Schulter. „Der Abt wird ſich ſchon gut bei Dir bedanken. Uebermorgen weiß Bibenberg wie er ſich zu verhalten hat. Dem Apel mag Kunz in Gottes Namen den Hals umbrechen; wir haben nichts dagegen. Aber den Magdeburg und den Bibenberg ſoll er uns ungehudelt laſſen."

Sie waren an der Kloſterpforte angekommen, und der Mönch und die Zigeuner traten hinein. Der Bergmann ſchlich luſtig vor ſich hin lachend nach ſeinem Hauſe.

---

## 14.

## Des Waffenſchmieds Töchterlein.

Im Hauſe des Waffenſchmieds hatte der Beſuch ſehr verſchiedenartige Gemüthsſtimmungen hervorgebracht. Der alte Peter brach, als die Gäſte kaum aus der Thür waren, in unbegrenzte Lobeserhebungen des Bergmanns aus und fand Alles ſo vortrefflich an ihm, daß er unverhohlen äußerte, einen ſolchen Schwiegerſohn wünſche er ſich, und wer wüßte was geſchähe. Vor Freuden leerte er den Krug bis auf den Boden und wurde zärtlich gegen ſeine Hausfrau, die etwas widerſtrebend und nur aus häuslicher Staatsklugheit in ſeine Preisgeſänge einſtimmte. Im Grund ihrer Seele wurde Chriſtine von Angſt um das Töchterlein gepeinigt.

Lenchen war hinausgeſchlichen in die ſchweigſame Nacht, um dieſer das Weh anzuvertrauen, das ihre Bruſt faſt zerſprengte. Erſt dieſen Abend war es ihr zum klaren Bewußtſein gekommen, daß ſie den Köhlerburſchen über Alles liebe; ſchnell waren die Knospen ihrer unſchuldigen Gefühle zur Blüthe entfaltet, aber zerriſſen lagen ſie auch ſchon vor ihren Füßen. Hatte ſchon die Geſtalt des Bergmanns einen ſchlimmen Eindruck auf ſie gemacht und ſein unheimliches Weſen ihr Grauen erweckt, ſo hatten doch des Mönchs Antrag und ihres Vaters Hoffnungen ſie mit Entſetzen erfüllt. Als ſie einige martervolle Augenblicke die heiße Stirn in der herbſtlichen Nachtluft gekühlt hatte, wendete ſie ihre Augen hinüber nach dem Berge, der in die vom Monde nur ſchwach erhellten Himmelsräume aufragte, vom lichtgrauen Nebelgewölk geküßt, das an ihm vorüberzog. Hinter jener Höhe ſtand ja die Hütte, in welcher ihr Glück wohnte. Da erleichterten Thränen ihr bedrängtes Herz. Nun konnte ſie beten, und ſie wendete die kindlich fromme Bitte zur Gottesmutter, der mitleidigen Helferin. Dann ging ſie ruhiger in ihre Kammer, und unter Gebet und Thränen drückte der Schlaf ihr die Wimper zu, und der Traum breitete ſeine Glorie über dem Haupte des ſüßen Kindes aus. —

Am nächſten Sonntag früh ſchmückte ſich Lenchen, die nur noch ſtiller geworden war, nicht wie ſonſt. Vom verborgnen Herzenskummer blaß, ging ſie, mit dem Roſenkranz in den gefalteten Händen neben der Mutter zur Kirche. Frau Chriſtine ſah bekümmert auf das Kind; Meiſter Peter zeigte dagegen ein vergnügtes Geſicht mit einem hochmüthigen Zuge. Lenchen betete in der Kirche vor dem Altar der Himmelskönigin: „O du reine Magd, du Gottesgefäß, die du am Kreuze ſterben ſaheſt der Welt ſüßeſtes Heil, das du geboren, gib du mir Kraft, daß ich ertrage, was mir der Herr auferlegt! Meinen Aeltern will ich nicht entgegenthun und gehorſam ſein in Allem, was ſie von mir verlangen und nicht wider Gottes Gebote iſt; denn, wer Vater und Mutter lieb hat, der iſt ihm angenehm.“ Mit muthigerem Schritte kehrte ſie nach Hauſe zurück, die Angſt hatte ſich verloren, nicht ſcheu ſenkte ſich ihr Blick mehr zur Erde, heiter ſandte ſie ihn den Wolken zu. Heute war von ihr genommen, was noch kindiſch in ihrem Weſen geweſen; ſie war geiſtig zur Jungfrau gereift. Bald nach ihrem Eintritt in das väterliche Haus erſchien auch Gotthard; er war von Klinger zum Mittagstiſch eingeladen. Obgleich er Lenchen noch immer zuwider war, ſo zitterte ſie doch nicht mehr vor ihm, und ihre peinliche Unruhe in ſeiner Nähe war zur Unbehaglichkeit herabgeſtimmt. Der Bergmann überhäufte ſie wieder mit faden Schmeicheleien und Anſpielungen auf ſeine Abſicht, aber ſie begegnete ihm mit ruhigem Ernſte und jungfräulicher Würde, die ihn auf Augenblicke aus der Faſſung brachten. Meiſter Peter ſorgte durch ſein Dazwiſchenreden, daß jener Zeit gewann, ſie wieder zu erringen.

Nach Tiſche brach die Familie mit dem Gaſte auf. Sie betraten den Weg, der über den grünhainer Berg nach Raſchau führte. Mit jedem Schritte, den ſie abwärts den Köhlerhütten zu thaten, ſchlug Lenchens Herz ungeſtümer. Dort angelangt, begehrte der Vater einen Trunk friſchen Waſſers zu thun. Er ging nie hierher, er ließ ſich von den Köhlern aus der

Quelle, die aus Geſtein hervorſprudelte, einen kühlen Trunk reichen. Mit freundlichem Gruß trat ihnen der Köhler Schmidt entgegen, und mit freudiger Haſt ſprang Wiland herbei, drückte dem Waffenſchmied und Frau Chriſtinen flüchtig, Lenchen aber lange und mit wehmüthigem Ausdruck die Hand, und befragte ſich nach ihrem Befinden. Dabei ſah er dem Mädchen ſo zärtlich in's Auge, daß ihr das Herz wieder vor Wonne hüpfte. Als ſie ſich ein wenig verſchnauft und am friſchen Waſſer gelabt hatten, bat Wiland ſie begleiten zu dürfen, was ihm Niemand verweigerte. Der Köhlerburſche ſchloß ſich zutraulich an die Familie an, obgleich ihm der Bergmann finſtre Blicke zuwarf. Gotthard mußte mit Meiſter Peter vorausgehen, wenn er das begonnene Werk nicht in's Stocken gerathen laſſen wollte. Frau Chriſtine ging mit dem fröhlich koſenden Paare hinterdrein.

„Nun kommt die böſe Jahreszeit bald und der rauhe Winter," klagte Wiland, „und ich muß wieder hinauf ziehen nach Elterlein, und die kurzen Tage und langen Nächte ſchlecht genug verleben. Denn wenn ich nicht in der grünhainer Gegend bin, wird mir die Zeit lang und das Leben ſchwer, und ich denk' immer: ach! wenn's doch wieder Frühling wär'! Der Winter iſt ſtets eine trübſelige Zeit für mich, und heuer bangt mir mehr davor als je; mir liegt im Sinn als müſſe dieſer Winter der böſeſte werden, den ich je erlebt. Ihr erlaubt mir doch, Frau Chriſtine, daß ich alle vierzehn Tage einmal zu Euch herunter kommen darf, ſonſt iſt's ganz und gar nicht zu ertragen."

„Du biſt ſtets gern geſehen von uns, Wiland," entgegnete die Mutter nicht ohne Verlegenheit. „Wenn's

Schnee und Wetter erlauben, kannſt Du zu jeder Zeit kommen.“

„Und wenn der Schnee bergehoch läge, und es ſtürmte noch ſo ſehr, ſo käm' ich doch!“ rief der Köhlerburſche.

„Ja komme nur recht oft und viel,“ ſagte Lenchen haſtig, „dann ſollſt Du mir Abends wieder grauſe Geſchichten erzählen vom Hexenwald und dem tapfern Ritter mit dem diamantenen Schwert, womit er die Ungeheuer geſchlachtet, und von dem verzauberten Prinzen und der ſchönen Prinzeß, die ihn befreit aus den Netzen der tückiſchen Fee. Nicht wahr, Du willſt alle Sonntage kommen und mir erzählen wie ſonſt, da wir noch Kinder waren?“

„Ja ich komme!“ jauchzte der Köhler.

„O wie habe ich mich oft gefürchtet,“ koſ'te das aufgeheiterte Mädchen fort; — ſie hatte Bergmann, Pfaffen, Anträge und alles Böſe vergeſſen, — „wenn Du mir Märchen von Geſpenſtern erzählt hatteſt! Da konnt' ich nicht allein vor die Stubenthüre gehen. Und doch war's eine liebe ſchöne Zeit, und immer denk' ich mit Freuden daran. Nachher gingſt Du fort nach Elterlein, und ich ſah Dich nicht wieder bis voriges Jahr. Da hätt' ich Dich doch ſchier nicht mehr gekannt.“

„Du warſt auch gar ſtolz und ſchön geworden und hatteſt nicht mehr an den armen Köhlerjungen gedacht; ich aber hatte Dich nicht vergeſſen, und war nur verblüfft, als ich Dich wieder ſah.“

„Das ſprich nicht, Chriſtoph!“ ſchmollte Magdalena. „Du machſt mich böſe, wenn Du ſagſt, ich hätte Deiner nicht gedacht. Aber ich konnte doch nicht mehr thun wie ein Kind; wir waren ja beide groß geworden.“

„Ja doch! Ich weiß es ja! Und zürne mir nicht!“ flehte der Köhler, und ſie drückten ſich wieder die Hände.

Unter ſolchem Geplauder waren ſie ins Thal hinabgeſtiegen, hatten den Bach überſchritten und ſtanden vor dem Mundloch des neuen Bergwerks, das ſich ihnen durch die aufgeſchütteten Steinhaufen ankündigte. Dort war Alles auf den Empfang der Schmiedsfamilie vorbereitet. Ein blanker Tiſch ſtand mit Weinkrügen beſetzt, für die Weiber war ſogar Kuchen aufgeſtellt. Mit kriechender Freundlichkeit lud der Bergmann Vater, Mutter und Tochter zum Genuſſe ein. Dem Köhlerburſchen warf er grimmige Blicke zu, die dieſen erſchreckten. Scheu ſtand er in Entfernung. Sobald Lenchen dem Bergmann auf einige Fragen, die er ihr geſtellt, geantwortet hatte, ſprang ſie vom Sitze auf, eilte auf Wiland zu und rief: „Komm her, Chriſtoph, wir wollen uns das Bergwerk beſehen!“ Damit verrieth ſie ihr Herzchen dem ſchlauen Gotthard, deſſen Plan dadurch ſchnell zur Reiſe gebracht wurde.

Lenchens Aufforderung galt für Alle zum Zeichen, daß man ſich in die unterirdiſchen Gänge verfügte. Helle Lichter brannten an den Wänden; feſtlich gekleidete Knappen leuchteten vor. Gotthard hatte Lenchens Hand ergriffen, und trotz ihres Sträubens mußte ſie ſich von ihm auf Befehl des Vaters hinableiten laſſen. Traurig blieb der Köhler ſtehen; ihm war's ſo weh um's Herz, als habe die Erde Lenchen für immer verſchlungen. Lange blieben ſie unten; denn der Bergmann prahlte mit ſeinen Schätzen, zeigte Alles genau und fand immer etwas Neues, um Lenchen zurückzuhalten. Ihr begann im Schachte von neuem vor dem Manne zu bangen, der in dieſer düſtern

Umgebung ſeine wahre Bedeutung erhielt. Als ſie wieder an's Tageslicht kamen, ſah ſich Magdalena vergebens nach dem armen Chriſtoph um. Weinend und grollend war er zur Quelle zurückgegangen und hatte ſich neben ihr aufs Moos gelagert, um ſeinen trüben Gedanken nachzuhängen. Lenchen wurde ſo verſtimmt, daß ſie kein Wort mehr mit dem Bergmann ſprach, ſo ſehr er auch, froh den läſtigen Burſchen los zu ſein, um ſie herumſchmeichelte. Schon begann ſich der Tag zu neigen, als die Knappen ein reiches Mahl auftrugen; aber Lenchen behauptete, die Luft ſtreiche ihr zu friſch, unter freiem Himmel könne ſie nichts genießen. Da that der Vater, ohne zu ahnen, daß er ihren heimlichen Wunſch erfülle, den Vorſchlag, in der geräumigſten Köhlerwohnung zu tafeln, dort habe man Obdach, Licht und Wärme und auch fröhliche Miteſſer. Der Bergmann mußte wohl oder übel einwilligen. Sie gingen, und die Knappen trugen Speiſen und Wein nach. Ungeduldig lief Lenchen voran, um Wiland aufzuſuchen und zu tröſten. Schon berührte die Dämmerung Berg und Thal, als ſie an der Hütte ankam. Der Köhler Schmidt war ſogleich geſchäftig, Meiſter Klinger's Wunſch zu erfüllen. Die Holztafel war bald mit dem Mahle beſetzt, und der Waffenſchmied ließ ſich nicht lange nöthigen; auch der dienſtfertige Köhler und ſeine Frau Margaretha mußten am Mahle theilnehmen. Vergebens ſah ſich Lenchen nach Wiland um, und ſetzte ſich verdrießlich zu Tiſch. Als nun der Weinbecher kreiſ'te — Gotthard hatte vom Abt köſtlichen Kloſterwein zu dieſem Schmauſe erhalten, — kam's zwiſchen den Männern zur lebhaften Unterhaltung über Streit und Krieg der großen Herren; Chriſtine plauderte mit der Köhlersfrau, und Magdalena ſchlich unbemerkt hinaus. Aengſtlich ſchlüpfte ſie durch die nur von Sternen matt erhellte Nacht, leiſe flüſterte ſie Chriſtophs Namen. So kam ſie zur Quelle. Wiland erhob ſich, um zu erforſchen, wer ihn rufe, und bebte vor Entzücken, als er Magdalena's Geſtalt erkannte. Vergeſſen war ſein Kummer: mit hochklopfendem Herzen faßte er die Holde bei den Händen und zog ſie auf das Moos nieder.

„Biſt Du mir böſe, Chriſtoph?" fragte Lenchen weich. „Ich konnte ja nicht anders, und wäre lieber bei Dir geblieben."

Stumm drückte ihr Wiland den erſten Kuß auf die leiſe zuckenden Lippen, und ſtumm lagen die Kinder der Unſchuld in ſeliger Umarmung. Die Sterne funkelten ſo freundlich auf ſie herab, die Bäume rauſchten ſo lieblich und ſtreuten ihre welken Blätter auf ſie, und die Quelle ſang ſo traulich.

Noch hielten ſie ſich umſchlungen, und nur Küſſe waren ihre Sprache, da raſchelte es neben ihnen, und aus dem ſeligſten Traum ihres Lebens erwachend ſprangen beide erſchrocken auf. Der Bergmann ſtand mit zornigen Blicken und geballten Fäuſten vor ihnen und lachte höhniſch: „Hier ſcheint Dir die Abendluft nicht zu kalt zu ſein, zartes Kind. Freilich bei ſolcher Arbeit pflegt's einer unſchuldigen Jungfrau warm zu werden. Dein Vater wird ſich über die Mühe freuen, die Du Dir gibſt, den ſchmutzigen Köhlerjungen rein zu lecken."

Wie Dolchſtiche drangen dieſe Worte in Lenchens Herz; doch als er zu gehen ſich anſchickte, jammerte ſie: „Um Gottes Willen, Meiſter Gotthard, ſagt es meinem Vater nicht! Er würde mich mißhandeln."

Wiland fragte mit drohender Geberde trotzig: „Was geht's Euch an, wenn mich Lenchen küßt?"

„Das ſollſt Du bald erfahren, Schurke!“ verſetzte Gotthard und ſchlug nach ihm.

„Du Ehrenſchänder!“ ſchrie der Burſche, „Du willſt mich beſchimpfen, und in Lenchens Gegenwart?“ und racheglühend ſprang er zum nächſten Meiler, erfaßte ſeinen Schürbaum und ließ den Bergmann keinen Augenblick in Zweifel, was er damit wolle. Feig lief der Erſchreckte nach der Hütte und theilte dem Waffenſchmiede ſeine Entdeckung mit giftigen Worten mit. Entrüſtet eilte dieſer hinaus; Chriſtine folgte zitternd, verlegen Schmidt und ſeine Frau. An der Quelle fanden ſie das Paar; Wiland hielt die weinende Magdalena im Arme und erwartete muthig den Angriff.

„Du Schalksgeſicht! Du Schelm!“ rief Klinger mit zornbebender Stimme. „Mein Kind willſt Du mir verführen? Dich ſoll der böſe Ritt ſchänden!“ Wuth erſtickte ſeine Stimme und mit ſtarker Fauſt riß er die Liebenden von einander und ſchleuderte den Burſchen zu Boden, faßte Lenchen beim Arm und ſchleppte ſie den Berg hinauf. Innerlich zerknirſcht erduldete ſie die Mißhandlungen und äußerte ihren Schmerz kaum durch ein leiſes Schluchzen. Niemand ſprach außer dem ſich wild geberdenden Alten. Chriſtine fühlte einen geheimen Unwillen gegen den Bergmann, der dieſen Auftritt herbeigeführt hatte, und ſie verhehlte ihm ihren Aerger darüber nicht.

Zu Hauſe erhielt Lenchen Befehl ſich ſogleich zu Bette zu legen, mit der Weiſung morgen nicht eher zu erſcheinen, bis ſie gerufen würde. Für ihr zerriſſenes Herz war dieſer Befehl Troſt; ſie konnte doch allein ihrem Schmerze freien Lauf laſſen. Ungehindert floſſen ihre Thränen auf das Lager; kein Schlaf erquickte ihre thränenwunden Augen.

Der erzürnte Klinger zog Gotthard in die Stube; Chriſtine mußte Wein bringen. Der ſchlaue Schleicher konnte von der Stimmung des alten Polterers den ſicherſten Erfolg für ſeine Abſicht erwarten und trug deshalb die Bitte vor, ihm Magdalenen zum Weibe zu geben. Mit offenen Armen wurde ſie aufgenommen; der Zorn des eitlen Vaters legte ſich. Beide gaben ſich Wort und Handſchlag, und als Chriſtine mit dem gefüllten Weinkruge in die Stube trat, war die Sache richtig.

„Frau!" rief ihr Klinger entgegen, „Meiſter Gotthard wird unſer Schwiegerſohn. Wir ſind eins geworden. Nun laßt uns wieder guter Dinge ſein!"

„Ich wünſch' Euch Glück!" ſagte Chriſtine nicht mit allzugroßer Freude. „Der Himmel geſegn' es!"

„Um das Leutegeſchwätz über die Frechheit des Köhlerburſchen ſchnell zu unterdrücken," bemerkte Gotthard liſtig, „dächt' ich, wir machten bald Hochzeit. Dadurch ſchlagen wir allen böſen Ruf, in den Lenchen kommen müßte, nieder. Iſt ſie meine Frau, ſo darf ihr kein Menſch etwas Uebles nachreden, der es nicht mit mir zu thun bekommen will."

„Wahr geſprochen!" erwiderte Meiſter Peter. „Wir wollen's bald in's Reine bringen. Wenn's Euch gefällt, dieſe Woche noch."

„Ihr kommt damit meinen Wünſchen nur entgegen," erwiderte der Bergmann.

Nun ward Alles abgeredet und beſtimmt. Sie ſaßen bis nach Mitternacht zuſammen. Gotthard blieb im Hauſe, weil's ſchon zu ſpät war, um nach ſeiner Wohnung zu gehen, auch um morgen gleich bei der Hand zu ſein, wenn Lenchen gerufen würde.

Am Morgen ſchickte Klinger nach dem geiſtlichen Hausfreunde und ließ ihn mit der Meldung des Vorhabens ſogleich zu ſich bitten. Bruder Sebaſtian trat mit freudefunkelnden Augen ein und ſtattete ſeinen Glückwunſch ab. Im Halbkreis ſaßen die drei Männer um den Tiſch, als ob ſie Gericht halten wollten; Frau Chriſtine wurde abgeſandt, das Schlachtopfer herbeizuführen. Bebend ging ſie. Lenchen hatte ſich wieder Faſſung errungen: ſie hatte inbrünſtig gebetet und alle die frommen Entſchließungen des vorigen Tages in ihrem Herzen befeſtigt. Schweigend folgte ſie der Mutter; und doch fuhr ſie erſchrocken zuſammen, als ſie das Triumvirat erblickte. Der Vater rief ſie vor den Tiſch, geduldig ſtand ſie, ihr Urtheil zu empfangen. Der Mönch ſprach es; er machte ſie mit dem Willen Gotthards und ihrer Aeltern bekannt und ermahnte ſie gehorſam zu ſein. Stumm hörte ſie ſeine Rede an; nur einzelne Tropfen perlten aus ihren Augen. Gefragt wurde ſie weiter nicht, ob ſie ihre Zuſtimmung gebe. Die eingeladenen Nachbarn und Freunde traten herein, ihre Glückwünſche darzubringen; das Mädchen blickte ſtumm vor ſich hin. Auf Anregung ihrer Mutter gewann ſie es ſogar über ſich, den Leuten zu danken. Unbekümmert um ihren Schmerz zechten die Andern, und der Bergmann zog ſie auf ſeinen Schoß.

In einer Stunde wußte das ganze Städtchen, daß Klinger's Lenchen die Braut des Bergmanns ſei. Auf dem Ereigniß des vorigen Abends ruhte ein Schleier, den zu lüften auch die Köhler ſich hüteten.

Gotthard kaufte dem Kloſter ein Haus in Grünhain ab und richtete ſich die Wirthſchaft ein, die von Wohlſtand zeugte. Von manchem Mädchen wurde die unglückliche Magdalena beneidet. Sonntags darauf wurde das Paar getraut; der Abt Liborius verrichtete ſelbſt die heilige Handlung. Magdalena behielt ihre Standhaftigkeit; nur da ſie als Frau in das neue Haus trat, wo ſie künftig ihr Leben vertrauen ſollte, ſank ſie der bekümmerten Mutter aufſtöhnend in die Arme. So viel Geld auch Klinger und ſein Eidam hatten aufgehen laſſen, und ſo koſtbar Alles beim Feſte eingerichtet war; die wahre Freude wollte ſich bei den zahlreichen Gäſten nicht einſtellen; denn bleich und mit rothen Augen ſaß die Braut an der reichbeſetzten Tafel. Auf die an ſie gerichteten Fragen antwortete ſie nicht oder verkehrt. Der begehrliche Mönch baute auf ihren troſtloſen Zuſtand ſeine lüſternen Plane.

Die Hochzeit war vorüber; trübe Tage kamen, die Vorboten des Winters. Magdalena war gelaſſen in der Gegenwart ihres Mannes; aber, wenn er im Bergwerke war, weinte ſie ſtill und troſtlos, und nur die Mutter war ihres Grams Vertraute. —

## 15.

## Des Köhlers Herzeleid.

Wiland war am Montagmorgen faſt beſinnungslos im Walde gefunden worden. Stumm und verſchloſſen blieb er die folgenden Tage, arbeitete mechaniſch und mit Haſt, was ihm unter die Hände kam, und nur zuweilen, wenn er hinab in das Thal blickte und das Bergwerk ſah, zuckte es wild in ſeinem Geſichte. Das Gerücht von Lenchens Verlobung drang in die Köhlerhütten, doch ſchonend verbarg man es dem armen Burſchen. Am nächſten Sonntagmorgen war er verſchwunden. Schmidt befürchtete, daß er doch Wind von dem Ereigniß im Hauſe des Waffenſchmieds erhalten und nach Grünhain gegangen ſein möchte, und eilte nach der Stadt. Seine Ahnung hatte ihn nicht getäuſcht. Wiland war von einem innern Triebe geleitet dorthin entwichen, hatte ſich bei den Leuten, die beim Kloſter verſammelt waren, um das Brautpaar zu ſehen, befragt und war dann ſtill in die Kirche geſchlichen. In einem Winkel derſelben fand ihn Schmidt. Kein Zeichen der Verwunderung gab er von ſich, als ſein Pflegevater zu ihm trat und auf die Frage, was er hier zu beginnen gedenke, antwortete er ruhig, er wolle ſein Lamm vom Wolfe hinwürgen ſehen. Unbewegt blieben ſeine Augen und ſein Geſicht, als er die bleiche Braut erblickte, faſt ohne Athem zu holen ſtand er während des Sakraments. Dann drängte er ſich unter die am Wege ſtehenden Menſchen. Schmidt faßte ihn am Arme. Mit niedergeſchlagenen Augen ging Lenchen vorüber, ſie ſah den Geliebten nicht; aber Gotthard, der triumphirend die Augen in der Menge umher warf, wurde vom Blick des jungen Köhlers ſo getroffen, daß er ſeine Schritte verdoppelte. Nur ſchwer war Wiland zur Rückkehr zu bereden, weder Freunde und Verwandte, noch Wohnung und Berg wollte er wieder ſehen, dort lag ihm ja das verhaßte Bergwerk vor Augen. Schmidt verſprach ihm gleich morgen mit nach Elterlein zu gehen, und den folgenden Frühling ſolle er ſeine Meiler in einer andern Gegend brennen laſſen. Endlich folgte er; unterwegs aber brach er in lauten Jammer aus.

„Das war's," rief er, „weshalb mir ſtets ſo ſehr vor dem Winter bangte. Wie werd' ich ihn ertragen können!"

„Sei ein Mann, Chriſtoph!" verwieß ihm Schmidt die Klagen. „Schäme Dich Deiner Verzagtheit! Mit dem Frühling wird's Dir beſſer werden, und dieſen Winter wollen wir Dir ſchon die Zeit vertreiben."

Ungläubig ſchüttelte Wiland den Kopf. Zu Hauſe angelangt rief er, das Bergwerk vor Augen und in der Erinnerung, daß ſein Todtfeind täglich den Weg an den Hütten hinnehmen, daß er mit ihm, ja mit Lenchen unvermeidlich zuſammentreffen müſſe: „Vetter, ich halt's nicht aus; ich will heute noch fort nach Elterlein. Hier wird mir jede Minute zur Höllenqual."

„So gehe mit Gott, mein Sohn!" ſprach der Köhler; Margaretha kam auch weinend herbei. Beiden dauerte der arme Junge. Da trat Chriſtoph zur Quelle, an der er ſo oft von Lenchen geträumt, wo er zuletzt noch in ihren Armen den Himmel offen geſehen hatte. Wehmüthig nahm er Abſchied von ihr; ſchweigend drückte er den theuren Pflegeältern die Hand und ſchied. Aber nicht nach Elterlein hinauf nahm er ſeinen Weg; was ſollte der Unglückliche dort beginnen? Im Thale hinab lief er, unbekümmert wohin ihn ſeine Füße tragen möchten. In die weite Welt, fern von dem Orte, der die ſchmerzlichſten Erinnerungen für ihn hatte, fort von der Stadt, die das geliebte Weib und den verhaßten Menſchen in ſich ſchloß, wollte er, wohin, war ihm gleichgültig.

So ſtürmte er auf ungebahnten Pfaden über Berg und Thal durch Dick und Dünn fort, ohne ſich umzuſehen, bis das Flußbett der Mulde ſeinen Schritten eine andere Richtung gab. Abwärts verfolgte er das wilde Ufer des reißenden Bergſtroms, immer in ſeine düſtern Gedanken verſunken. Plötzlich hörte er ſich angeredet: „Wohin des Wegs, Burſche?" und als er die Augen aufſchlug, ſtand ohnfern von ihm ein langer hagerer Mann mit ſchwarzbraunem Geſichte in wunderlicher Kleidung.

„Mir gilt's gleich," erwiderte Wiland mürriſch. „Ich ſuche mir ein Grab, und das find' ich wohl überall."

„Du biſt wohl toll?" lachte der Tater. „Haſt kaum mit der Naſe in die Welt gerochen; weißt wohl viel, wie's hinter den Bergen ausſieht, und ſchwatzeſt vom Grabe. Dein Lieb iſt Dir untreu geworden. Nicht wahr?"

Unwillig über den ſpottenden Ton des Mannes wollte Wiland weiter ohne ihn einer Antwort zu würdigen.

„Na, nur nicht ſo hitzköpfig!" rief Jener und war mit zwei Sätzen bei ihm. „Du mußt doch Spaß verſtehen. Sag' was fehlt Dir? vielleicht iſt zu helfen."

„Mir kann Niemand helfen."

„Vielleicht läßt ſich aber doch Dein Unglück erleichtern, wenn's ſich auch nicht gleich mit der Wurzel ausrotten läßt. So thu' doch nur das Maul auf!"

„Könnt Ihr mir einen Herrn ſchaffen, der mich mit in den Krieg nimmt? Wo giebt's Krieg in der Welt? Ich will Kriegsknecht werden."

„Kann geſchehen," erwiderte der Tater. „Folge mir!"

Unbeſorgt, wohin ihn der ſonderbare Führer bringen werde, ſtieg Wiland hinter ihm her, den Berg hinauf und wanderte auf dem Rücken deſſelben ihm nach, bis ſie an einen Felſen kamen. An dieſem klimmten ſie bergab und ſtanden bald vor einer Höhle. Jählings ſchoß der Berg vor ihr ab in's Thal, wo die Mulde einen Keſſel bildete. Mehre braune Geſichter guckten neugierig aus der Höhle. Wiland begriff, daß er vor der berüchtigten Teufelsklnſt und unter den noch berüchtigtern Tatern ſtehe. Zu jeder andern Zeit würde ihn Furcht vor dieſem Hexenvolke angewandelt haben; jetzt war's ihm recht, in ihre Geſellſchaft gerathen zu ſein. Sein Begleiter rief den Andern etwas zu, was Wiland nicht verſtand. Eben ſchickte er ſich an, die Höhle zu erſteigen, als ein Ritter mit einer Laute in der Hand am Arme eines ſchönen Mädchens den Berg unter ihm erſtieg. Bald waren Beide bei ihm.

„Was bringſt Du da für einen ſchwarzen Geſellen, Eule?" fragte der Ritter, Wiland betrachtend.

„Einen Sohn des Jammers," erwiderte der Tater. „Vielleicht könnt Ihr ihm helfen, Junker. Zwar kenn' ich ſelbſt ſein Gepreſte noch nicht; er wird's aber wohl verrathen. Eſtrella ſah den hübſchen Jungen mit dem wehleidigen Geſicht gutmüthig an und ſagte dann ihrem Ritter etwas in's Ohr, was dieſer bejahte.

„Zurück mit ihm!" kreiſchte Chiſka's Stimme aus der Tiefe der Höhle hervor. „Bringt ihn auf die Höhe des Felſens, dort ſprecht mit ihm! Noch hab' ich ſeinen Stern nicht erforſcht."

Alle ſtiegen hinauf. Dort war auf dem Gipfel auf engen ebenen Raum eine Hütte mit Tiſch und Bänken erbaut. Darin ſetzten ſie ſich nieder, und Wilhelm von Moſen forderte den Köhler auf, ihm ſeinen Kummer zu berichten. Wiland faßte zu dem offenen redlichen Geſicht des Junkers und zu Eſtrella's heiteren gütigen Mienen Zutrauen und beichtete ſein Unglück aufrichtig. Eſtrella weinte. „Gotthard," ſagte ſie, „iſt doch ein böſer Geſelle; nie hab' ich ihn leiden können; aber er iſt Chiſka's und Reko's Liebling und genießt den Beiſtand ihrer Kunſt. Wir können Dich und Deine Geliebte nur bedauren, armer Junge. Wohl ſind wir ſelbſt mittelbar an Deinem Verluſte ſchuld; doch wenn nicht der Bergmann, ſo hätte bald ein Anderer Dir Deine Geliebte entführt; Du ſelbſt hätteſt ſie nie von ihrem Vater erhalten. Trennung iſt das trübe Loos vieler Herzen; tröſte Dich mit Andern.“ Dabei blickte ſie wehmüthig ihren Ritter an, der die Deutung dieſer Worte wohl verſtand.

„Willſt Du mein Knappe werden, Burſche?“ fragte Moſen den jungen Köhler. „Dann ziehſt Du mit heim auf meine Burg, wo wir dieſen Winter unter Waffenübungen und Vorbereitungen auf den nahen Krieg zubringen. Mit dem Frühling geht das Schlagen los, da kannſt Du bald etwas leiſten.“

Als hätte ihm ein Engel dieſen Vorſchlag gethan, rief Wiland: „Um Gott, Herr Ritter, nehmt mich auf! Ich will Euch treu dienen. Führt mich mitten in die wildeſte Schlacht, dort hoff' ich, wird's beſſer mit mir werden.“

„Abgemacht!“ ſagte der Ritter. „Nur noch wenige Tage verweilen wir hier; dieſe kurze Zeit wohnſt Du im Schloſſe Stein da unten, wo das Thal ſich erweitert. Folge mir, ich will Dich dahin bringen.“

Mit einem Theil ſeiner Schmerzen weniger, gehorchte Wiland dem Befehl und ging in einiger Entfernung dem ſchönen Paare nach. Eſtrella drückte zum Dank für die Erfüllung ihrer Wünſche dem Ritter zärtlich die Hand.

„Wer iſt dieſer Gotthard?“ fragte er ſie. „Schon einige Male habe ich ihn unter Deinen Leuten nennen hören.“

„Ein ſehr böſer Menſch,“ erwiderte Eſtrella. „Vor einigen Jahren hat er ſich in Böhmen uns angeſchloſſen, weil ihn der Arm der Gerechtigkeit wegen ſeiner Frevelthaten verfolgte. Bald war er mit Chiska und Neko einverſtanden, und wer weiß, wozu er ſich von ihnen gebrauchen ließ. Ich war noch ein Kind und konnte nichts hindern. Von Neko lernte er den Bergbau und wird von dieſem zum Betrieb der nahen Bergwerke verwendet. Von uns ſelbſt konnte nichts Bedeutendes vorgenommen werden; auch mußte ſich Neko, um guten Gewinn aus den unterirdiſchen Schätzen, die er hier verborgen weiß, zu ziehen, mit dem Abt des Kloſters verſtändigen. Mit Freuden wurde er von dieſem aufgenommen und erhielt Schutz für uns und das Verſprechen eines Theils der Ausbeute. Gotthard wurde herbeigeholt und vom Abt und Neko unterſtützt. Deshalb mag er wohl für einen reichen Mann gelten, obgleich er es noch nicht iſt. Doch wird er ſich bald Reichthümer erworben haben. Ich fürchte, jedes Mittel dazu iſt ihm recht."

„Konnteſt Du aber nichts thun, das unglückliche Töchterlein des Waffenſchmieds vor dem ſchlimmen Geſellen zu retten?" fragte Moſen.

„Erſt heute erfahre ich das erſte Wort von der Geſchichte. Klüglich hat man mir Gotthard's Heirath verborgen, und Neko hat mit den Mönchen die Sache allein betrieben. Nun iſt es nicht zu ändern."

„Die Zeit wird die Schmerzen des Armen heilen. Auch mich trennt ja das Schickſal bald von der Hälfte meines Lebens."

„Wenn der Frühling kommt, ſehen wir uns wieder," flüſterte Eſtrella. Ein Kuß brannte auf ihren Lippen. Dann griff der Ritter wehmüthige Accorde auf der Laute und wanderte an dem Arm ſeiner Schönen durch das wilde Thal an dem eilig dahin ſtürzenden Strom hinab. Wiland ging gedankenvoll nach.

Im hochthürmigen Schloſſe angelangt, entließ Moſen Cäſar, der zeither die Stelle eines Knappen verſehen, und wieß Wiland in den Poſten ein. Gelehrig horchte dieſer auf jedes Wort und begriff den Dienſt leicht. Hurtig ging er daran, ſo daß der Ritter ſeine Freude an ihm ſah, und am folgenden Morgen ermunternd zu ihm ſprach: „Fahre ſo fort, mein Burſche, und Du wirſt es gut bei mir haben!“

## 16.

## Scheiden und meiden thut weh.

Der kühle Abend hatte ſich abermals in die Thäler geſenkt, und, von ſeinem Hauche erquickt, ſchlich der liebeſehnſüchtige Junker wieder durch ein Hinterpförtchen hinaus an den Bergrücken, an welchen die Burg lehnt, und in deſſen Gebirgsfortbildung, Mehltheuer genannt, die Höhle liegt. Hinter den Felſen am Schloſſe erwartete ihn Eſtrella. Auf einer Raſenbank ruhte er in den Armen des liebenden und geliebten Mädchens; rechts ragte das feſte hohe Schloß in die ergrauenden Himmelswolken, hinter ihnen thürmten ſich die Felſenblöcke auf, links erhob ſich die mäßig hohe Bergkette, und zu ihren Füßen glitt der Strom durch ſein felſiges Bett ſich weit hinüber ausbreitend. In ſeinem ſpiegelreinen Gewäſſer ſchimmerte der glührothe Widerſchein des letzten Sonnengrußes.

„Wie ſchön iſt dieſer Herbſtabend wieder!“ ſagte der Junker. „Aber nur ein glücklich liebendes Herz iſt geſchickt, die ganze Fülle von Schönheit eines ſolchen Abends zu genießen.“

„Wie recht haſt Du, mein Geliebter!“ verſetzte die junge Zigeunerkönigin. „Der Abend iſt die Zeit der Liebe, nur am Abend iſt das Herz fähig, mit all ſeiner Kraft und Wahrheit zu lieben. Darum aber auch kann nur das Herz, das wahr, innig und tief liebt und ebenſo geliebt wird, die Reize des Abends verſtehen und in ſich aufnehmen. Wie man nur am Abend ganz empfänglich und geſtimmt iſt für die höchſten Wonnen der Liebe, ſo iſt hinwiederum nur das von den höchſten Liebeswonnen berauſchte Herz empfänglich für die höchſten Wonnen des Abends. Liebe und Abend ſtehen in der ſchönſten und innigſten Wechſelbeziehung zu einander."

„Du haſt das, was ich fühle, nur noch klarer ausgedrückt," ſagte Moſen, und ſchaute dem braunen Mädchen lächelnd in das tiefe ſchwarze Auge. „Das macht, Du verſtehſt als junges Weib Liebe und Abend tiefer als ich, der Mann. Wie wahr aber das Alles iſt, was Du ſo ſchön geſagt haſt, wird mir recht deutlich, wenn ich mir unſre Abende auf dem Inſelberge lebendig in die Erinnerung rufe. Das waren die ſchönſten Abende, alſo die ſchönſten Stunden meines Lebens, weil an ihnen die Liebe zuerſt mit all ihren Seligkeiten in mein Herz einzog. Doch ſolch höchſtes Liebesglück kann, mein' ich, auch nur auf ſchönen Berggipfeln mit weiter reizender Ausſicht in geſegnete Landſtriche in ſanft vorüberziehenden Abendſtunden das Herz erfüllen. Mit dem prachtvollen Untergang der Sonne, dem Verglühen des Abendroths, dem allmäligen Verſchleiern der Ferne, dem leiſen Hereindämmern der Nacht, dem Aufgehen der Sterne, denen wir näher zu ſein ſcheinen, der feierlichen Stille in ſolcher Höhe und dem gänzlichen Verſinken der Welt in von leichtem Glanz des Mondes überhauchte Nacht: mit dieſem ruhigen Vorſchreiten des Abends erhöht ſich die Wonne der Liebe in unſrer

Bruſt, wenn das geliebte Weſen ſelig an derſelben athmet und ſie warm küßt. Darum ſag' ich: nur auf Bergen kann man Abend und Liebe im ſchönſten Bunde genießen."

„Aber nur auf deutſchen Bergen, mein Geliebter!" rief Eſtrella und umſchlang den Junker, um ihm die Ueberzeugung ihrer Behauptung auf die Lippen zu küſſen. „Und unter den deutſchen Bergen ſind wieder die thüringiſchen die für den höchſten Genuß des Abends und der Liebe geeignetſten. Thüringen hat die ſchönſten Berge in der Welt, nicht zu hoch und nicht zu niedrig, nicht zu kalt und nicht zu warm, ſchön geformt, waldbewachſen, quellenreich, mit ſchönen Fernſichten und über all dieſem mit einem Zauber ausgeſtattet, den man nur fühlen, nicht beſchreiben kann. Und unter den thüringiſchen Bergen iſt der Inſelberg wieder der ſchönſte und recht eigentlich für den Genuß ſchöner Abende und reiner Liebe gemacht. Auf dem Inſelberg muß man in der Abendbeleuchtung lieben, um zum vollſten Verſtändniß der Liebe zu kommen. Das wiſſen wir beide am beſten."

Der Junker lachte und zog das Mädchen an die Bruſt: „Wie reizend nimmt ſich in Deinem Munde die Erinnerung an unſer Liebesglück auf dem ſchönſten thüringer Berge aus! Unſre Vorfahren hätten ihn der Göttin der Liebe weihen und ihr auf dem Gipfel Opfer bringen ſollen. Wir wollen die Verſäumniß nachholen und ihn ‚Liebesberg' taufen. Und wenn wir wieder auf ſeinem Haupte ſtehen, vom Glanz der untergehenden Sonne übergoſſen, und vom Hauche des Abends geküßt, wollen wir dem ewigen Geiſte der Liebe fromme Opfer darbringen."

„Unſer Gekoſe klingt halb wie Scherz," ſagte das Mädchen, „aber es iſt eine ernſte Wahrheit: wie die wahre reine, tiefe Minne nur eine Tageszeit zu ihrem innigſten Genuß hat, den Abend, ſo auch nur ein Land: Deutſchland. Nur Deutſchland iſt das Land ächter Liebe. O Wilhelm! auf dieſe thüringer Berge hat der Himmel die ſüßeſte Fülle ſeines Glücks gegoſſen, und wir haben es genoſſen. In Thüringen leben und lieben iſt wohl der Mühe werth. Wahrlich wenn ich zaubern könnte, ich machte Dich zum Herzog von Thüringen und mich zu Deiner Herzogin. Wir wollten glücklicher ſein als der Herzog Wilhelm und die Herzogin Anna."

„Biſt Du nicht ſchon eine Königin?"

„Aber ich habe keine Königsmacht, um Dich zu meinem König zu machen."

„Machſt Du mich nicht glücklich? Kann eine Königin mehr?"

Und er griff in die Saiten und ſang:

„Meiner Lieder ſchönſtes ſinge
Froh ich meiner Königin:
Wenn des Abends duft'ge Schwinge
Fächelt durch die Thäler hin."

Eſtrella erwiderte mit klangvoller Stimme:

„Dorthin eil' ich, wo mir winkend
Meines Königs Aug' mich grüßt.
Wenn des Tages Stern verſinkend
Purpurner die Wellen küßt."

**Roſen:** „Bei der Königin träum' ich ſelig
Meines Lebens ſchönſten Traum,
Und die Nacht berührt allmälig
Uns mit ihres Kleides Saum."

**Eſtrella:** „An den Lippen darf ich ſaugen
Meines Königs, meines Herrn,
Und es ſtrahlen ſeine Augen
Heller als des Tages Stern."

Meſen: „Und mit meinem Arm umwind' ich
Meine Königin, und weich
An der Bruſt ihr ruhend find' ich
Drin ihr großes weites Reich."

Eſtrella: „An den Augen, an dem Munde
Ueberraſchet mich die Nacht;
Und ich fühl' zu dieſer Stunde
Stärker ſeine Königsmacht."

Beide: „Und es iſt die Märchenblume,
Die die Sternenſtrahlen ſtreut,
Die dann unſerm Königsthume
Seliges Genügen beut."

Als ſie geendet, ſanken ſie ſich von den zärtlichſten Gefühlen gezogen wieder in die Arme.

„Sind wir nicht jetzt ſchon glücklicher, als der Herzog und die Herzogin von Thüringen?" fragte Meſen.

„Die arme Herzogin!" ſagte Eſtrella. „Wie lieb' ich ſie! Schon als Kind hab' ich ſie geliebt."

„So kennſt Du ſie?"

„Ich tanzte als Kind vor ihr, dem Kinde, und vor ihrem Bruder, dem kleinen König von Ungarn und Böhmen in Ofen und Prag. Und auch auf ihrer Hochzeit in Jena würde ich getanzt haben, wenn Chiska unſre Reiſe dorthin nicht verboten hätte. Sie hat es mir ſtreng unterſagt, mich je den Blicken des jungen thüringer Herzogs zu zeigen, weil es mir Unglück bringen würde."

„Seltſam!" ſagte der Junker nachdenkend. „Auch ich wurde vom Beſuche jener berühmten Hochzeit von meiner Mutter abgehalten. Und auch ſie weiſſagte mir Unglück aus einem nähern Verhältniß zwiſchen den meißner Fürſten und mir. Mir ward einſt die dunkle Warnung: ich ſolle mich nie zu weit mit Fürſten einlaſſen, und nun iſt eine Königin meine Geliebte.“

„Eine Königin, die vor andern Königskindern tanzt, und die ein junger Ritter nicht zu ſeinem Weibe machen darf!“ ſagte Eſtrella ſchmerzlich. „Es wird Dir Unglück von mir kommen. Vielleicht bald.“

„Ja, die Schmerzen der Liebe!“

Und er ſang wieder, ſie aber fiel ein, daß der Schall ihrer Stimmen und der Saiten in den Felſen wiederhallte:

„Schatten bringt der Sonnenſchein,
Liebesluſt bringt Liebespein.
Zürne nicht dem dunkeln Schatten
Denn er iſt der Sonne Kind.
Schmerzen Herzen heilſam ſind,
Daß im Glück ſie nicht ermatten.“

Plötzlich wurden ſie durch ein lautes Beifallklatſchen von einander geſchreckt. Beſtürzt wandten ſie ſich um, und Moſen erblickte zu ſeiner Verlegenheit den Grafen Friedrich von Schönburg, den Beſitzer des Schloſſes Stein, der kaum eine Viertelſtunde abwärts im Thale, welches der Bergrücken Mehltheuer vom Muldethal trennte, auf dem Schloſſe Hartenſtein wohnte. Dicht hinter dem Felſen, vor welchem das liebende Pärchen ſaß, ging die Straße von Stein nach Hartenſtein hin; der Graf war vorüber geritten, hatte den Geſang gehört, war vom Pferde geſtiegen und dem Schall der Stimmen nachgegangen.

„Gott grüß' Euch, mein lieber Gaſt!“ redete er den Ritter Moſen an. „Haltet mir's nicht für ungut, daß ich Euch ſtöre in Euerm ſchönen Spiel. Aber der Klang und die Neugierde, die Schöne, die Euch beglückt, kennen zu lernen, lockten mich.“ Mit dieſen Worten trat er heran. Eſtrella hatte ſich aber ſchon in ihren weiten Schleier gehüllt, und das ſchärfſte Auge hätte keinen ihrer Züge entdecken können.

„Graf," ſagte Moſen, „Euch trieb wohl noch eine andere Abſicht."

„Ich geſteh's gern," erwiderte Jener; „ich wollte mich überzeugen, ob es wahr ſei, was man von Euch ſpricht; und da das nun geſchehen iſt, ſo nehme ich eben ſo wenig Anſtand, Euch freundſchaftlichſt zu warnen. Das Gerücht kann leicht zu den Ohren Euerer Mutter, Verwandte und Freunde gelangen, und das möchte unangenehme Folgen für Euch haben. Nehmt den Rath, Euch bald von hier zu entfernen, ſo auf, wie ich ihn Euch gebe. Seid verſichert, daß ich es gut mit Euch meine."

„Ich bin Euch dafür Dank ſchuldig, Graf," entgegnete Moſen empfindlich; „doch wäre meine baldige Abreiſe auch ohne denſelben vor ſich gegangen. Ich ergreiſe deshalb die Gelegenheit, Euch für Euere Gaſtfreundſchaft meine Erkenntlichkeit an den Tag zu legen. Ich reiſe morgen ſchon."

„Ritter, ich wollte Euch nicht beleidigen, und doch ſagt mir der Ton Eurer Stimme, daß Ihr Euch verletzt fühlt. Ich war ſtets Euer Freund, ich hoffe es ferner zu bleiben."

„Das wolle Gott!" erwiderte Moſen. „Darf ich auf Euere Verſchwiegenheit rechnen?"

„Ihr könnt Schlöſſer auf ſie bauen. Aus meinem Munde geht kein Laut über das hervor, was ich geſehen und gehört habe. Und ſo lebt wohl!"

Schnell war der junge Graf ihren Blicken entſchwunden. Von böſen Ahnungen und den Schmerzen des nahen Scheidens durchdrungen, ſanken ſich die Liebenden einander an die Bruſt. Schweigend wandelten ſie dann wieder hinauf nach der Höhle. Zwiſchen den Felſen waren mehrere kleine Hütten erbaut. In einer derſelben hatte ihnen die Liebe ihr Lager gebettet. Wie die Natur rein und unbefangen in ihrem ewig fruchtbaren und doch ewig keuſchen Schoße alle die ſüßen Früchte erzeugt, die des lebenden Geſchöpfs Daſein verſchönen und ihm durch den wandelbaren, als Mittel und Träger des Geiſtes dienenden Stoff das höchſte geiſtige Entzücken bereiten, ſo brachen ſie ihre Kinder in ſeliger Stunde auch rein und unbefangen und blieben der Mutter treu in ihrem Genuſſe; denn was wahre Liebe fordert und gewährt, das iſt ſtets umfangen von dem Mantel der züchtigen Keuſchheit. Die Form ſcheint für das Höchſte und für das Gemeinſte in der Natur dieſelbe; aber ſie ſcheint auch nur; denn der ihr inwohnende Geiſt veredelt oder verſchlechtert ſie; die Reinheit des Willens und der That, die Körper und Geiſter zuſammenführen, bilden den Unterſchied zwiſchen der hohen Liebe und der gemeinen Sinnlichkeit.

Früh hing das Mädchen ſchluchzend an des Junkers Halſe:

„Ade Ade!
Wer weiß, ob ich Dich wiederſeh!
Ach, ſcheiden und meiden thut weh!“

Der neue trübe Herbſttag begrüßte den Ritter auf ſeinem Roſſe. Hinter ihm her in den knappen Leibrock gehüllt, mit ſchwankender Feder am hellblauen Baret, Wiland, ein ſtattlicher Kämpe. Seine Sehnſucht, aus dieſer Gegend zu kommen, wurde zur Ungeduld; der Ritter verſtand ihn, und bald jagten ſie in ſauſendem Galopp davon. Und beide ſangen, nur Jeder in anderer Weiſe:

„Ach, ſcheiden und meiden thut weh!“

## 17.

## Der Bruderkrieg.

Günther von Schwarzburg-Schwarzburg war der Letzte ſeines Stammes. Nur zwei Töchter waren aus ſeiner Ehe erblüht, von denen die Aeltere an Graf Ludwig von Gleichen, Herrn zu Blankenhain, die Jüngere an Heinrich von Gera, Herrn zu Lobenſtein, vermählt war. Dieſe beiden Schwiegerſöhne Günther's trachteten nach deſſen reichen Beſitzungen und ſuchten den alten Grafen zu bereden, ſie zu ſeinen Erben zu machen. Aber in ſeinen früheren Jahren hatte der Graf mit ſeinem Vetter, dem Grafen Heinrich XXIX. von Schwarzburg-Blankenburg einen Erbvertrag errichtet. Nach dem Tode des Letzteren war er nicht aufgehoben und deshalb mit ſeinen Rechten an den jungen Heinrich XXXI. den Sohn, übergegangen. Um dieſen alten Vertrag zu beſeitigen, bearbeitete Graf Ludwig von Gleichen ſeinen Schwiegervater ſo lange, bis dieſer an ſeinem Vetter Heinrich wortbrüchig zu werden beſchloß, und um einen guten Beiſtand zu haben, wenn die Sache zu Thätlichkeiten kommen ſollte, was zu vermuthen ſtand, hatte ſich Ludwig heimlich mit den Freunden des Kurfürſten verbunden und der Verſammlung zu Thamsbrück beigewohnt. Nun, da er und ſein Schwager, Heinrich von Gera, von Günther das ſchriftliche Erbverſprechen erhalten hatten, vermochte er Beide, der kurfürſtlichen Partei beizutreten. Heinrich von Schwarzburg-Blankenburg wandte zwar alles Mögliche an, um den alten Günther an die Pflicht des Worthaltens zu binden, aber es halfen weder Bitten noch Drohungen, und die Furcht, das ſchöne Schwarzburg zu verlieren, vermochte ihn kräftigere Maßregeln zu ergreifen.

Zu Faſtnacht des Jahres 1447 zog der alte Graf Günther mit ſeinen Schwiegerſöhnen nach Erfurt, wo ſie verabredetermaßen eine Menge der mächtigſten Herren aus Thüringen und den angrenzenden Ländern verſammelt fanden. Außer denen, welche ſchon in Thamsbrück geweſen waren, kamen hier die Grafen Günther und Hans von Beichlingen, die Schenken von Tautenburg, die Grafen Vollrath und Günther von Mansfeld und viele Andere zuſammen; der Erzbiſchof von Magdeburg, die Biſchöfe von Merſeburg und Naumburg ſchickten Bevollmächtigte, durch welche ſie dem Bündniſſe gegen den Herzog Wilhelm beitraten; die Bürgerſchaft der Stadt Erfurt ſchloß ſich an, und ſo war der Bund in kurzem groß und ſtark. Die Meiſten ſtimmten dafür, wie man auch früher ſchon beſprochen hatte, bevor der Bund dem Herzog aufſage, erſt eine Geſandtſchaft an ihn mit der Forderung die Vitzthume zu entfernen, abgehen zu laſſen, aber Ludwig von Gleichen und Heinrich von Gera hatten eine ſtarke Partei gegen dieſen Beſchluß geworben; denn ſie befürchteten mit Recht, ſobald der Herzog den Verbündeten nachgeben und ſich mit ihnen verſöhnen würde, möchte er darauf dringen, daß die Anſprüche Heinrichs von Schwarzburg-Blankenburg, der auf ſeiner Seite ſtand, geltend und ihre Hoffnungen auf das Erbe ihres Schwiegervaters zu nichte gemacht würden. Und ſie ſetzten es durch, daß man den Herzog überging und dem Kurfürſten Treue und Beiſtand gelobte. Günther von Schwarzburg und ſeine Schwiegerſöhne legten den Kurfürſten zugleich ihre Wünſche an's Herz, indem ſie um Aufhebung des Erbvertrags und um Beſtätigung des Vermächtniſſes Günther's baten, wodurch das ſchwarzburger Ländchen nach ſeinem Tode an Ludwig von Gleichen und Heinrich von Gera ſiele. Der Kurfürſt froh, einen ſo mächtigen Anhang in Thüringen gefunden zu haben, gab gern Alles zu und verſicherte dieſe Einzeln ſo wie die ganze Verſammlung ſeines Schutzes und ſeiner Gnade. Die Verbündeten gingen hierauf auseinander, um ſich zu rüſten.

Schon im April begann Ernſt von Gleichen die Feindſeligkeiten, ohne auf die Andern zu warten. Er hatte einen Haufen von achthundert Mann zuſammen gerafft und brannte vor Ungeduld, ſeine Kampfluſt zu befriedigen. Wie ein böſes Wetter ſtürzte er über die vitzthumiſche Pflege bei Camburg her und verwüſtete Land und Dörfer grauſam. Dieſer erſte Angriff war für die Andern das Signal zum Losbruch. Der Erzbiſchof von Magdeburg, Bruno von Querfurt, Graf Günther von Mansfeld eroberten Schloß und Stadt Nebra, Apel's Eigenthum. Hermann von Harras und die Grafen von Beichlingen beſetzten die gleichfalls Jenem gehörige Stadt Wiehe mit dem Schloſſe; jeder Ort, der ſich zu widerſetzen wagte, wurde zerſtört und ſeine Ländereien zu Grunde gerichtet. So geſchah es um Rosla und Dornburg, wo Graf Ludwig von Gleichen und Heinrich von Gera übel hauſ'ten.

Herzog Wilhelm ſchäumte vor Wuth über die Untreue ſeiner Lehnsleute. Mit ſo viel Leuten, als er ſchnell zuſammen bringen konnte, zog er gegen das Schloß Wendelſtein, den Sitz Chriſtian von Witzleben's, und nahm es mit Sturm. Ohne Schonung warf er Chriſtian's Gemahlin heraus und erbitterte, durch dieſe unzarte Behandlung einer Edelfrau die Gemüther ſeiner Gegner noch mehr. Das Schloß ſelbſt zerſtörte er von Grund aus. Ein gleiches Schickſal hatte gleich darauf das Hermann von Harras gehörige Schloß Atzmanſtedt.

Dieſes waren die Vorläufer des Kriegs. Fürchterlich entbrannte er nun von allen Seiten. Der Würfel war gefallen und die Kriegsfurie ließ alle ihre Schrecken los, Land und Menſchen in den jammervollſten Zuſtand zu verſetzen.

Kein Krieg iſt für Thüringen verderblicher geweſen als dieſer unſelige Bruderkrieg, und in keinem Ereigniß des 15. Jahrhunderts zeigt ſich die ganze traurige Zerfahrenheit und der haltloſe Verfall des Lebens mehr als in ihm. Das Mittelalter wußte wenig oder nichts mehr von der Kriegskunſt der Römer; die Fehde des Ritters beſtand in ſeiner perſönlichen Tapferkeit, Mann gegen Mann, und im Verwüſten der erſtiegenen Burgen, der Dörfer und der Saatfelder. Sobald aber die alte wunderthätige Miſchung von Schwefel, Salpeter und Holzkohle als Schießpulver im Kriege allgemein in Gebrauch kam, hatte die perſönliche Tapferkeit des Ritters ihr Ende erreicht, mit ihr ging allmälig das ganze Ritterthum zu Grabe. Es blieb nichts weiter für den Krieg übrig, als das barbariſche entſetzliche Verwüſten von Stätten, wo der Menſch wohnte und ſein Brot baute. In dem allgemeinen Abſterben aller Lebenseinrichtungen des Mittelalters waren zur Zeit des Bruderkriegs die Saatſpitzen der neuen Weltordnung noch nicht bemerkbar, und die Kriegskunſt der Neuzeit wurde, wie tauſend andre wichtige Dinge, erſt eine Erfindung des folgenden Jahrhunderts. Es gibt in der Geſchichte keine trübſeligere Zeit als die der Mitte und der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts; ſie entbehrt aller Größe, aller Thatkraft; ſie iſt ſo ſchlaff und beſtialiſch grauſam, daß das Auge mit Widerwillen auf dieſen Gräulſcenen verweilt, wo die Fürſten nichts weiter ſind als Anführer von Mordbrennerbanden, die ſich einander aus dem Wege gehen und nichts ängſtlicher vermeiden als eine Schlacht, dafür aber in die Städte und Dörfer des Feindes fallen, den wehrloſen unſchuldigen Landmann mit Weib und Kind ſchlachten, ſein Haus verbrennen und ſein Feld verwüſten. Die beiden fürſtlichen Brüder haben in dieſer Art Kriegführung das Unglaubliche geleiſtet, der Eine ſo unfähig das Ritterthum wieder herzuſtellen, wie der Andre den Geiſt der Neuzeit zu fördern.

Um den Kurfürſten Friedrich hatten ſich ſeine Getreuen verſammelt. Kunz von Kauffungen war einer der Anführer des Heeres, unter ſeinem Haufen befand ſich Wilhelm von Moſen mit dem kampfbegierigen Wiland. Hildebrand von Einſiedel und Niklas Pflug befehligten andere Abtheilungen. Der Kurfürſt ſelbſt ſtand an der Spitze. Wie im Fluge überſchwemmten ſie den ganzen erzgebirgiſchen Kreis, zogen von da über Altenburg nach dem Oſterlande und verwüſteten Alles, was dem Herzog gehörte. Auf dieſem Zuge nahm der Kurfürſt das Schloß Lichtenwalde, ein Beſitzthum Apel Vitzthum's, und übergab es Chriſtian von Witzleben zum Erſatz für das zerſtörte Schloß Wendelſtein.

Der Mai war unterdeſſen vorübergegangen und hatte des Frühlings ganze Pracht enthüllt, aber mit Wehmuth überſchaute das Auge des unglücklichen Landmanns die Verwüſtungen, die der üppig ſchaffenden Natur Hohn ſprachen. Herzog Wilhelm rüſtete ſich immer furchtbarer; Zorn und Rache loderten aus ſeinem heftigen Gemüth. Der Kurfürſt bot gleichfalls alle Kräfte auf, ſeinen Plan durchzuſetzen. So ſah man einem Hauptſchlag entgegen. Kunz, der immer in ſeines Herrn Nähe war, fing allmälig an, demſelben wieder gütlich zuzureden und von Friede und Einigkeit zu ſprechen. Georg von Bibenberg war zu Hauſe geblieben und ihm alſo nicht im Wege; Hildebrand von Einſiedel unterſtützte ihn, und obgleich der Kurfürſt anfänglich hartnäckig ſchien, ſo lieh er doch den vereinten Worten ſeiner Feldherren endlich ein Ohr. Die drohende Heeresmacht Wilhelm's that freilich auch das Ihrige.

„Mein Bruder,“ ſagte er einſt bei einem Zwiegeſpräch mit Kunzen, „taugt nicht zum Regieren. Die Poſſen, die er im Kopfe hat, ſind heut zu Tage kaum einem Raufbold mehr anſtändig. Mit dem Zuſchlagen iſt jetzt nicht Alles mehr abgethan.“

„Erlaubt mir, Gnaden,“ erwiderte Kunz, „wenn ich darin etwas anderer Meinung bin. Der Herzog iſt ein handfeſter Ritter nach alter guter Weiſe; das neue Weſen iſt ihm verhaßt. Ihm ſtellen ſich die edeln Männer der Vorzeit in ihrer Kraft und Herrlichkeit dar, und ihnen nachzufolgen und gleich zu ſein, iſt ſein Streben. Und fürwahr da hat er ſo Unrecht nicht; es iſt gewiß eine große und kräftige Zeit geweſen, als das wahrhaftige Ritterthum noch blühete. Solcher Helden, wie jene erzeugt hat, bringt unſer Geſchlecht nur noch wenige hervor, die an alter Sitte hängen, bei denen Wort und That eins ſind. Herzog Wilhelm iſt ein ſolcher; ſein Gemüth iſt gerade, aufrichtig und ehrlich, und wie ſein Sinn ſtark und kräftig, ſo iſt's ſein Arm; wie jener hart, ſo iſt's ſein Schwert. Das aber iſt eben der Punkt, wo ihn die Wichte umgarnen; ſie ſpiegeln ihm alte deutſche Treue und Herrlichkeit vor, ſie ahmen das alte Ritterweſen zum Scheine nach. Von außen ſieht ſich das Ding angenehm zu; inwendig aber iſt's lauter Lug und Trug. Das ſieht aber der Herzog nicht und meint er hat Leute nach ſeiner Art um ſich.“

„Kunz, Ihr ſeid auch auf dem falſchen Wege, ſo gut wie mein Bruder. Was träumt Ihr da Alles vom alten guten Ritterthum. Die Sache iſt ſchön und gut geweſen zu ihrer Zeit; nun iſt's vorbei damit. Ein Blinder müßtet Ihr ſein, wolltet Ihr nicht ſehen, daß ſich's jetzt um andere Dinge handelt, als um einen ſtarken Arm, der im Strauß den Feind erlegt und für eine Dame eine Lanze bricht.“

„Ich denke es handelt ſich heute noch wie zur Zeit des Kaiſer Rothbarts um Treu und Glauben, deutſche Redlichkeit und Tapferkeit. Solche Tugenden ſollen mit Gott ihren Werth behalten in alle Ewigkeit.“

„Dagegen hab' ich nichts! Sie müſſen ſich in unſeren Tagen nur in anderer Form zeigen. Die Treue, der Glaube, wie ſie vor dreihundert Jahren blühten, mögen ihrem Gehalt und ihrer Reinheit nach auch unter uns walten, aber ſich nicht ſo äußern, wie damals. Jene treuherzige Redlichkeit erfordert jetzt vorſichtige Einſchränkungen: Zeit und Verhältniſſe gebieten es, und wer klug iſt, folgt ihren Eingebungen. Die Tapferkeit der alten Haudegen iſt ſchier ganz unbrauchbar geworden. Was helfen uns unſere Schwerter, und wären ſie noch ſo lang und ſo ſcharf, was nützen dieſe ſtarken eiſernen Rüſtungen, die ſonſt Lanzenſtich und Schwerthieb abwendeten? Eine einzige Kanonenkugel wirft hunderte der Tapferſten zu Boden. Fürwahr die Zeit iſt eine ganz andere geworden.“

„Um deſto mehr ſollten wir uns wahren, daß wir die Alten blieben, ſollten feſthalten an der Sitte der Väter. Wir würden wohl jene Tage zurückrufen können, an deren Geſtalten mein Herz hängt.“

„Wollt Ihr allein gegen den Strom ſchwimmen, Kunz? Wißt Ihr nicht den guten Spruch, daß Alles unter der Sonne ſeine Zeit hat? Glaubt mir, mit Euerm guten Ritterthume iſt's vorüber; die Verhältniſſe des Lebens ſind verſchlungener geworden und deshalb ſchwieriger zu löſen, als mit der geraden Redlichkeit und dem ſcharfen Schwert. Er wird noch ganz anders kommen.“

„Dann mag ich nicht mehr leben!“ erwiderte Kunz mürriſch. „Soll denn auch Bruderliebe untergehen in Euerer neuen Zeit?“

„Kunz, Ihr ſeid bitter und kränkt mich. Wagt das nicht ferner! Ich weiß, was ich meinem Bruder ſchuldig bin.“

„Wohlan ſo ſchont ſeines Landes, Hoheit! Verſöhnt Euch erſt in Wahrheit mit ihm und laßt einmal das Herz zum Herzen reden; dann wird ſich das Uebrige finden. Der Apel müßte ein Teufel ſein, wenn er zwiſchen die wahrhaft verſöhnten und herzinnig vereinten Brüder treten könnte.“

„Ich will abermals nachgeben,“ erwiderte der Kurfürſt, „obgleich ich ſehr beleidigt bin. Aber damit Ihr, deſſen guten Willen ich kenne, und das ganze Land ſehe, daß es nicht an mir liegt, ſo ſoll ihm die Hand zum Frieden geboten ſein, wenn er mir entgegen kommt. Ihr habt ſchon einmal den Friedensſtifter gemacht, ſeht zu, wie weit Ihr's jetzt bringt.“

„Verlaßt Euch auf mich und mein Wort!“ rief Kunz freudig und ging von dannen, um ſich zum Herzog zu begeben. Die folgende Stunde fand ihn ſchon auf dem Wege. Obgleich unwillig über ſeines

Herrn geäußerte Anſichten, hielt er ſie doch nur für einen Widerhall von Bibenberg's ſchlechten Grundſätzen und hoffte ihn mit der Zeit umzuſtimmen und für die gute alte Sache wieder zu gewinnen. Im Lager des Herzogs traf er den Landgrafen von Heſſen und den Markgrafen von Brandenburg, die Wilhelm eben bearbeiteten, die Feindſeligkeiten einzuſtellen. Kunz wurde von dieſen mit herzlicher Biederkeit empfangen, und vereint mit den beiden erſtgenannten Fürſten überredete er den Herzog, eine Zuſammenkunft zu bewilligen. Weislich verhüteten es die Vermittler, daß Apel Vitzthum nichts von der Verhandlung erfuhr, und als ſie erſt das feierliche Wort des Herzogs hatten, reiſte Kunz wieder ab, vom Landgrafen und Markgrafen begleitet.

Durch das Zureden ſeiner beiden Schwäger gewonnen, willigte der Kurfürſt in die Zuſammenkunft, die zur folgenden Woche in Naumburg gehalten werden ſollte.

## 18.

## Die Herzogin Anna.

Kunz von Kauffungen war nun geſchäftiger als jemals; bald weilte er hier bald dort; der Kurfürſt und der Herzog zeigten ſich ihm beide geneigt, und er glaubte ſein Ziel nicht mehr fern. Der Erſtere geſtand Hildebrand von Einſiedel im Vertrauen, daß er thöricht geweſen, Bibenberg's Rathſchlägen zu folgen, die unchriſtlich und verderblich wären, und daß es Kunz weit beſſer mit ihm vorhabe. Dieſe Aeußerung erfuhr Kunz ſogleich wieder, und ſie erfüllte ihn mit großer Freude. Daran knüpfte er die Meinung, daß es wohl an der Zeit ſein dürfte, den alten Plan ſeiner Ehewirthin in Bezug auf ſeinen Oheim, den Biſchof von Meißen, dem ſich der Kurfürſt in der letzten Zeit noch mehr als früher ergeben gezeigt hatte, ins Leben einzuführen. Kunz hoffte die Abneigung ſeines Ohms ſich in den Streit der Brüder zu miſchen durch die lebendige Schilderung der abſcheulichen Verwüſtungen ganzer Gegenden zu beſiegen, und war der Ueberzeugung, daß ein Friedenswort des Kirchenfürſten von guter Wirkung ſein werde. Er faßte ein langes und ausführliches Schreiben an denſelben ab und ſandte einen vertrauten Mann damit nach Meißen, welcher mündlich die Angelegenheit nach Kräften zu betreiben beauftragt war. Und in kurzer Zeit erhielt er die gewünſchte Antwort. Sein Oheim ſchrieb ihm, wie er zum Dienſte Gottes das Verſöhnungswerk übernommen und dem Kurfürſten in das Gewiſſen geredet habe; kein Mittel, welches das Chriſtenthum darböte, ſei von ihm unbenutzt gelaſſen; auch habe auf ſein Veranſtalten die Kurfürſtin Margaretha ein Bittſchreiben um Frieden an ihren Herrn erlaſſen. Die hohe Frau ſehne ſich nach ihrer Baſe Anna und wünſche eine Zuſammenkunft, und wenn ſie auch heimlich geſchehen müſſe, mit derſelben gar ſehr. Er möge daher eine ſolche bald zu bewerkſtelligen ſuchen.

Kunz hatte kaum dieſe erfreuliche Mähr vernommen, ſo eilte er ſchon mit ſeinem Knappen auf geheimen Wegen, verhüllt und unkenntlich nach Weimar. Spät am Abend langte er dort an und ſtieg im Hauſe eines ihm befreundeten und ergebenen Bürgers ab. Hier erfuhr er, daß die Herzogin vor einigen Tagen von einer Tochter geneſen ſei. Sie im Geheimen zu ſprechen, wußte er keinen Weg weiter ausfindig zu machen, als ſich an ihren Beichtvater zu wenden, der ihm als ein guter und frommer Mann geſchildert wurde, an dem Anna mit ganzer Seele hänge. Tief in ſeinen Mantel gehüllt ging Kunz nach dem Schloſſe und verlangte von einem Diener ihn zum Pater Euſebius zu führen.

„Er iſt bei der Herzogin,“ erwiderte dieſer.

„Deſto beſſer! So ruf' ihn und bringe mich nach ſeiner Zelle.“

„Ihr müßt mir erſt Euern Namen ſagen.“

„Berichte nur dem Pater, daß ein Freund ſeiner harre.“

Zögernd ging der Diener. Nicht lange ſo ſchritt ein hoher Kleriker in der Kutte den Gang herab auf Kunzen zu und bemühte ſich beim Scheine der Kerze, die ihm der Diener vortrug, ein ihm bekanntes Geſicht zu entdecken. Kunz trat ihm ehrerbietig näher und ſagte: „Hochwürdiger, erlaubt mir ein Wort unter vier Augen; es betrifft eine Euch nah berührende wichtige Angelegenheit.“

Schweigend leitete ihn der Pater in ſein Zimmer. Der Diener entfernte ſich.

„Was iſt Euer Begehr?“ fragte Euſebius mit einem prüfenden Blick auf Kunzen.

„Darf ein Mann von Wort und Treue auf Euere Verſchwiegenheit rechnen bei einer ehrlichen gerechten Sache?“ fragte der Ritter.

„Wenn ſie nicht gegen meine Pflicht ſtreitet.“

„Nein, Ihr thut ein Werk der Liebe und der Barmherzigkeit.“

„So laßt hören; Ihr ſeht mich bereit.“

„Meldet mich bei der Herzogin und bittet ſie, mir ein kleines Gehör zu ſchenken in Euerem Beiſein. Doch darf keine Seele im Schloſſe etwas davon wiſſen. Mein Name iſt Kunz von Kauffungen; ich darf hoffen, er iſt Euch kein fremder."

„Ihr ſeid einer der angeſehnſten Ritter des Meißner- und Thüringerlandes, Vogt und Amtmann des Kurfürſten zu Altenburg und Neffe des Biſchofs von Meißen; ich kenne Euch perſönlich und habe nur Rühmliches von Euch gehört, ſeit ich aus Böhmen nach Thüringen gekommen bin. Dennoch muß ich Euch erwidern: Es iſt des Herzogs ſtrenger Befehl, daß kein Fremder Zutritt zu ſeiner Gemahlin habe, er ſei weß Standes und Geſchlechts er wolle."

„Ihr ſeid der Beichtvater der Fürſtin; ihr Befehl muß bei Euch den ſeinigen überwiegen. Ihr baut Euch eine Stufe mehr zum Himmel, wenn Ihr meinen Willen erfüllt; auch wird dieſer Dienſt weder von der Herzogin noch von Andern unbelohnt bleiben. Ich weiß, Ihr thut ihr eine große Liebe damit; darum befragt ſie. Schlägt ſie mein Begehr ab, ſo gehe ich gleich wieder."

„Die Herzogin hat mit großer Achtung von Euch bei mir geſprochen. Sie hat Euch ihren Freund genannt, und ſie bedarf der Freunde. Deshalb gehe ich, ihr Euer Begehr vorzutragen."

Nachdenkend ging der Pater; ungeduldig erwartete Kunz ſeine Zurückkunſt. Freundlicher als erſt trat jener nach kurzer Friſt wieder in die Zelle.

„Nach Mitternacht, wenn Alles ſchläft im Schloſſe und die Wärterinnen entfernt ſind, ſoll ich Euch zur Herzogin geleiten," lautete ſein Bericht. „Unterdeß ſollt Ihr Euch gütlich thun an Speis und Trank, womit ich Euch bedienen' werde."

Nach wenigen Minuten ſtand der Tiſch voll lecker rer Erfriſchungen. Aber Kunz war zu unruhig, um genießen zu können, nur mit einigen Zügen aus der Weinkanne ſtärkte er ſich. Dabei betrachtete er ſeinen Wirth genauer und überzeugte ſich, daß er an den rechten Mann gekommen ſei. Im Geſichte des ſchon bejahrten Leutprieſters traten die Züge ſtiller Würde und reinen Strebens hervor, ſeine Blicke waren ruhig und fromm, eine gottergebene Heiterkeit ſchwebte über ſeinem äußeren Weſen.

„Ihr ſeid der edeln Herzogin mit ganzer Seele zugethan, Hochwürdiger,“ unterbrach Kunz das Schweigen.

„Wer ſollte ſie nicht lieben und verehren, der Sinn hat für weibliche Tugend!“ erwiderte der Pater, und aus ſeinen Augen leuchtete innere Freude. „Sie iſt das herrlichſte Weib, das ich kenne.“

„Fürwahr ich muß Euch beiſtimmen; ſie iſt ein unſchätzbares Kleinod.“

„Wohl, aber es hat nicht ſo viel eiteln Glanz und Prunk, um mit ſeinem Werthe dem Herzog immer in die Augen zu fallen.“

„Ich verſteh' Euch; er iſt der Welt ergeben.“

„Und ſie dem Himmel.“

„Sie liebt den Herzog.“

„Mit Treue und Ergebenheit. Wollte der Himmel ſolche engliſche Liebe würde nur halb erwidert!“

„Ihr ſtiller auf das Ewige gerichteter Sinn ſcheint ihm nicht zuzuſagen.“

„Laßt uns davon abbrechen! Ich könnte bitter werden.“ —

Schweigend wandelte der Pater fortan durch das Zimmer. Kunz lehnte im großen Ruheſtuhl ſeines Wirthes in Nachdenken verſunken. Seltſame Bilder tauchten vor ſeinem innern Auge auf, das des Herzogs, Anna's und der ſchönen Katharina, und miſchten ſich bunt durcheinander. Es war wie ein Traum bei offenen Augen, aus dem ihn des Paters Stimme weckte.

„Es iſt Zeit, daß wir gehen," ſagte der Prieſter; „die Thurmuhr hat die zwölfte Stunde verkündet. Die Herzogin erwartet uns.

Leiſe gingen ſie durch die finſtern Corridore des Schloſſes. Als ſie eine Treppe hinaufgeſtiegen waren, öffnete der Pater behutſam eine Thür. Ein Lichtſtrahl fiel durch ein in dem Gange befindliches Fenſter. Nachdem die Thür wieder leiſe verſchloſſen war, faßte Euſebius den Ritter bei der Hand, führte ihn durch das Vorzimmer und ſchob die Thür zurück, welche in das Gemach der Herzogin führte. Mit heiliger Scheu trat Kunz in dieſen Tempel weiblicher Tugend und Unſchuld. Ein paar Kerzen brannten auf ſilbernen Leuchtern, und ein Lichtſchirm hinter ihnen lenkte des Ritters Augen nach dem mit matter Dämmerung übergoſſenen Bette. In ſittiger Anmuth lag die Herzogin ſchlummernd, züchtig in ein ſchneeweißes weites Gewand gehüllt. Das goldene Haar floß aufgelöſt über den rechten Arm herab, den ſie unter das Haupt geſtützt hatte; der linke Arm war hinüber gebogen und ihre Hände gefaltet, als ob ſie unter Gebet entſchlafen ſei. Ein heiteres Lächeln ſpielte in den Zügen ihres bleichen Geſichtes. Ruhig floß des Athems Welle aus ihrem kleinen Munde. Zu ihrer Rechten das Wiegenbett mit ihrem kleinen Ebenbilde, das ſo ſchön wie die Mutter ſchlief; zu ihrem Häupten ein kleiner Altar, mit einem Crucifix; über demſelben ein Bild der Mutter Gottes mit dem Chriſtuskind auf dem Arme; auf dem Tiſche vor den Lichtern ein aufgeſchlagenes Gebetbuch. Man ſah, daß ſie zuletzt darin geleſen hatte. Kunz ſtand wie an den Boden gebannt; kaum wagte er Athem zu holen in dieſem Heiligthume, wo ſeiner frommen Ueberzeugung nach Engel des Himmels bei ihrer Schweſter wohnten. Unwillkürlich falteten ſich auch ſeine Hände, und ein leiſes Gebet ſchwebte ihm über die Lippen. Als wenn mit dem Eintritt in dieſes Gemach, wo der Geiſt der Tugend und Religion ihm entgegen wehte, alles Unreine von ihm gefallen ſei, hob ſich ſein Herz leichter und freier unter den Gedanken, die zum Gebete wurden, nicht mit Worten ausgeſprochen, aber tief empfunden in ſeiner Seele.

Der Pater war am Bette niedergekniet, hatte die Arme auf die Bruſt gekreuzt und das Haupt herabgebeugt. Auch er betete für die ſchlummernde Unſchuld.

„Seht Ihr dieſe Heilige!“ flüſterte er dann Kunzen zu. „Nicht ſchöner wandeln ihre entkörperten Genoſſen am Urquell des Lichts in des Vaters Angeſicht.“ Kunz verneigte ſchweigend das Haupt. Da trat Euſebius zum Lager und ſprach: „Gelobt ſei Jeſus Chriſt!“ Anna ſchlug die großen, ſanften, himmelblauen Augen auf, die von ihrem überirdiſchen Vaterlande das herrlichſte Zeugniß gaben. Kunz glaubte in die Tiefen des Himmels zu ſehen, als ihr gütiger Blick auf ihn fiel. Sanft erhob ſich die ſchlanke Geſtalt, ringelte das ſeidene Haar auf den Scheitel und befeſtigte es mit der goldenen Nadel, während ſie nach der Wiege hinüberſah.

„Mein werther Ritter Kauffungen,“ redete ſie nun mit weicher herzengewinnender Stimme, „was führt Euch zu mir?“

„Zweierlei iſt's, gnädigſte Frau, das mich antrieb, mich zu Euerm Dienſte aufzumachen. Für's Erſte heg' ich die gute Hoffnung, daß wir bald Frieden haben werden im Lande; die fürſtlichen Brüder haben ſich einander wieder genähert. Nun gehet meine Bitte dahin, Ihr möget doch bei Euerm Gemahl ein gut Wort einlegen und ihn bereden, daß er der böſen Rathgeber ſich abthut und den Frieden ernſtlich ſchließt."

„O Ritter Kauffungen," fiel ihm die ſchöne Kindbetterin in die Rede, „vermöcht' ich bei dem Herzog das Geringſte auszurichten mit meinem Bitten und Flehen, ich hätte mir die Hände wund gerungen, um ihn zu bewegen. Aber glaubt es, ſein Herz iſt mir verſchloſſen. Doch ich will noch nicht alle Hoffnung aufgeben; ich will ihn bitten, flehen, ſeine Knie umfaſſen, bis er den Frieden annimmt und meines geliebten Vetters Willen erfüllt, der ja auch der meinige iſt."

„Iſt's möglich, hochfürſtliche Gnaden," entgegnete Kunz erſtaunt, „daß der Herzog ſo wenig auf Euch gibt?"

„Wer ſagt Euch das, Ritter?" ſprach ſie beſtürzt. „Klangen meine Worte wie eine Anklage gegen meinen Gatten und Herrn, ſo nehm' ich ſie zurück. Es wäre unbillig, mehr Liebe von ihm zu verlangen. Der Krieg nimmt ihn zu ſehr in Anſpruch; er iſt zu viel beſchäftigt und deshalb entſchuldige ich ihn gern und lieb' ihn nach wie vor, wie es mir zukommt. Nur ein unfrommes Weib kann über ihren Gatten bei einem Dritten klagen, und ſie hat ſicher ſeine Geringſchätzung verdient. Ihr ſpracht von zweierlei Urſachen Euers Kommens, Ritter, theilt mir die andere mit."

„Meine gnädige Kurfürſtin, Frau Margaretha, trägt groß Verlangen, Euch an ihr liebevolles Herz zu drücken. Ich weiß, Ihr habt ſchon lang nach ihr geſeufzt. Nun gedenkt der Kurfürſt nach geſchloßnem Frieden ſeinen Wohnſitz in Altenburg aufzuſchlagen; die Kurfürſtin wird mit ihren Kindern und dem Hofſtaat in einigen Wochen ſchon dort verweilen. Auf Euerer Hochzeit bot ich Euch meine Dienſte an; ich bin gekommen zu erfüllen, was ich verſprach. Gebt mir Euern Wunſch zu erkennen, wann Ihr mit meiner gnädigen Frau die Zuſammenkunſt zu halten gedenkt, und laßt mich für das Weitere ſorgen."

„Ritter, Ihr erfüllt das heißeſte Verlangen meiner Seele; aber wo ſoll ich ſie ſehen, daß kein Verrätherauge mich entdeckt und meinem Gemahl die Mär hinterbringt, der ſich erzürnen würde über ſolches Beginnen?"

„Wenn der Friede in Bälde zu Stande kommt, ſo wird er's Euch ſicher nicht wehren, und dann kommt Ihr nach Altenburg. Sollten ſich aber die Unterhandlungen an des Herzogs Hartnäckigkeit wieder zerſchlagen oder in die Länge ziehen, ſo kommt in einigen Wochen auf meine Burg bei Altenburg. Dort könnt Ihr unerkannt ſo lange verweilen, als Euch beliebt."

„Doch wie ſoll ich dahin gelangen? Wie vermag ich ohne Wiſſen meines Gemahls dieſes Schloß zu verlaſſen? Nicht eine Stunde kann ich mich entfernen ohne ſeine Erlaubniß."

„Im Kloſter zu Pegau befindet ſich, wie Ihr wiſſen werdet, ein wunderthätig Marienbild. Führt Euer Erſtgeborenes dahin und befehlt es der Obhut der heiligen Jungfrau. Unter dem Schutze der hohen Gottesmutter werdet Ihr die Pflichten der Liebe und Verwandtſchaft erfüllen, die Euch in die Arme Euerer Baſe führen. Nehmt dieſen würdigen Mann, Euern

Kaplan, als Begleiter mit; mir aber laßt Tag und Stunde wiſſen, damit ich Euch bei Pegau erwarten und ſicher geleiten kann auf meine Burg, wo die Kurfürſtin mit ihren Kindern, ſo wie mein eigenes Weib Euch empfangen werden.“

„Aber thu' ich auch keine Sünde, mein Vater,“ wandte ſich Anna zu Euſebius, „daß ich eine ſolche Fahrt ohne des Herzogs Wiſſen unternehme?“

„Fürchtet Euch deſſen nicht!“ erwiderte der Kaplan. „Ihr betet täglich dreimal für ihn zu allen Heiligen und ſeid ihm ſonſt gehorſam in allen Stücken. Auch begeht Ihr keine That, die Euerer ehelichen Liebe und Treue Eintrag brächte: zwei fromme Werke ſind Euerer Reiſe Zweck. Wäre der Herzog ſo gottergeben wie Ihr, er würde Euere Fahrt nicht hindern. Habt Ihr aber doch Beſorgniß um Euer Seelenheil, ſo will ich Euch abſolviren von aller Schuld.“

Da ſtrahlte der Herzogin Antlitz von Freude. „Ich komme, Ritter!“ rief ſie bewegt und reichte Kunzen ihre Alabaſterhand. Dieſer bückte ſich gerührt nieder und küßte dieſelbe ehrerbietig.

„Meldet meiner Baſe, wie ſehr mich's nach ihr verlangt, und daß mir jetzt ſchon das Herz vor Wonne zittert, ſie bald daran zu drücken. Euch aber, edler Kauffungen, ſoll's Pater Euſebius zu wiſſen thun, wann wir nach Pegau zu reiſen gedenken. Geht mit Gott und vergeßt meiner nicht in Euerm Gebet!“

„Amen!“ ſagte der Kaplan und ſchlug das Kreuz über Kunzen.

„Amen!“ wiederholte leiſe der bewegte Ritter und faltete die Hände, jetzt gleich der frommen Frau zuletzt ausgeſprochenen Wunſch zu erfüllen. Dann küßte er noch einmal der Reinen Hand, verneigte ſich und ſchlich wieder dem Pater nach bis zu einer Pforte, die ihm dieſer öffnete. Unbemerkt kam er in's Freie. Durch die ſtille Nacht eilte er nach ſeinem Abſteigeplatz, rüttelte den ſchlafenden Schweinitz auf und beſtieg mit ihm die Pferde. Es war ihm in ſeiner gehobenen Stimmung nicht möglich, ſich dem Schlafe hinzugeben. Er war bei der Heiligen von einem ſo großen Gefühl durchdrungen worden, daß er nicht in der profanen Stadt verweilen konnte. Er mußte in's Freie unter Gottes Sterne. Im raſchen Trabe ritten Ritter und Knappe durch Thor und Feld. Milde ſah die goldäugige Frühlingsnacht auf ſie nieder.

## 19.

# Im kurfürſtlichen Lager.

Der Kurfürſt war durch Kaspar von Schönberg's, des Biſchofs von Meißen, Hirtenbrief ſo gerührt und verſöhnlich geſtimmt worden, daß er aller übereilten Pläne und ſeines Zorns vergeſſend nichts ſehnlicher wünſchte, als Frieden und Ausſöhnung mit ſeinem Bruder. Kunz von Kaufſungen ermangelte nicht, dieſe Regungen nach Kräften zu unterſtützen. Dadurch ſtieg er in des Kurfürſten Gunſt. Dieſer ſah ja in des Ritters Thun und Handeln nur die rechtlichſten uneigennützigſten Abſichten. Kunzens eigenſüchtiger Plan lag viel zu verſteckt, um von ihm erkannt zu werden. Es trat ein Verhältniß zwiſchen dem Kurfürſten und ſeinem Vogte ein, das man ein vertrautes nennen konnte. Als der Hof bald darauf nach Altenburg kam, waren Georg von Bibenberg und der Kanzler von Magdeburg, Kunzens Widerſacher, nicht wenig erſtaunt, dieſen ſo oft allein in der Geſellſchaft des Kurfürſten zu finden, und ſie gingen nicht ohne Beſorgniß zu einem Friedenstage nach Naumburg, wozu ſie der Kurfürſt beauftragt hatte. Sie ſahen ein, wie ſchwierig es ſei, den ihnen ſo gefährlichen Ritter wieder aus ihres Herrn Gunſt zu drängen, doch waren ſie bald eins, daß dieſes zu ihrem eigenen Heil geſchehen müſſe. Die Mittheilung des Abtes Liborius gewann für ſie nun erſt an Werth; Schade nur, daß ſie den verhängnißvollen Brief Kunzens nicht in Händen hatten. So vermochten ſie ohne Beweis keine Anklage aufzuſtellen und ſchmiedeten im Geheimen am Plane zu des verhaßten Ritters Sturz.

Der Kurfürſt begab ſich mit ſeinem Gefolge ſelbſt nach Naumburg; dazu gehörten auch die Heerführer Hildebrand von Einſiedel, Niklas Pflug und Kunz von Kauffungen, alle drei innige Freunde; ferner des Letzteren jüngere Brüder, Dietrich und Heinrich von Kauffungen, Wilhelm von Moſen, Wilhelm von Schönfels, alle Anführer reiſiger Schaaren. Die Grafen Ernſt und Ludwig von Gleichen, Heinrich von Gera, Hermann von Harras, die Grafen von Stolberg, Beichlingen und Mansfeld und noch viele andere thüringiſche Herren kamen nach Naumburg. Auch erſchien der Biſchof von Meißen dort auf des Kurfürſten Einladung. Bibenberg und Magdeburg wußten nur zu gut, daß alle dieſe Kunzens Freunde und Verbündete waren, und ſie wagten es wegen der Stärke ſeiner Partei, die des Kurfürſten und damit doch gleichſam ihre eigene Sache verfochten hatte, nicht, ihrem Unmuthe Worte zu geben. Nicht wenig aber kränkte es Bibenberg, daß er ſelbſt durch Briefe und Boten im Namen des Kurfüſten alle die thüringiſchen Edeln zum Uebergange aufgefordert und Kunzen dadurch leichtes Spiel gemacht, ja zur Verſtärkung ſeines Anhangs ſelbſt Vieles beigetragen hatte. Daß Kunz ſo ſein ihnen dieſen Streich geſpielt, brachte ſeine Gegner in Wuth, und ſie ſchwuren ihm den Untergang, auf welche Art auch immer derſelbe zu bewerkſtelligen ſei.

Herzog Wilhelm hatte ſeinen Aufenthalt auf dem Schloſſe Freiburg unweit Naumburg genommen; dort umgaben ihn die drei Brüder Apel, Buſſo und Bernhard Vitzthum, Bernhard von Rechberg, Friedrich von Witzleben und Graf Heinrich von Schwarzburg-Blankenburg. Nach Naumburg kamen die Markgrafen von Brandenburg, Johannes der Alchymiſt und Albrecht der deutſche Achilles, als Abgeſandte ihres Bruders, des Kurfürſten Friedrich II., des Schwagers der ſtreitenden fürſtlichen Brüder, der andere Schwager, der Landgraf Ludwig von Heſſen, der Erzbiſchof von Magdeburg, die Biſchöfe von Merſeburg und Naumburg, die Abgeſandten der Stadt Erfurt und viele Grafen und Ritter. Da man allen perſönlichen Streit der fürſtlichen Brüder vermeiden wollte, ſo übernahm Markgraf Albrecht des Herzogs, Ludwig von Heſſen des Kurfürſten Partei, und die Unterhandlungen nahmen ihren Anfang. Mit großer Feierlichkeit zogen alle paarweiſe, die weltlichen und geiſtlichen Fürſten in der höchſten Pracht ihres Standes, die Andern feſtlich geſchmückt unter dem Geläute aller Glocken in die St. Georgenkirche. Ein großes Hochamt vom Erzbiſchof von Magdeburg unter Aſſiſtenz der übrigen Biſchöfe gehalten, eröffnete den Tag, dann folgten die mündlichen Verhandlungen. So ſehr ſich aber auch die Parteien in den Perſonen der verwandten Fürſten einander näherten, ſo verhinderte doch die beharrliche Forderung des kurfürſtlichen Anwalts, der Herzog ſolle die Vitzthume von ſich entfernen, die Vereinigung. Der Markgraf von Brandenburg hatte den Auftrag, dieſe Anmuthung ſtreng zurückzuweiſen, doch ſandte er, um nichts unverſucht zu laſſen, einen Eilboten auf das Schloß Freiburg und erſuchte den Herzog dringend, nachzugeben. Aber dieſer, durch ſeines Bruders neue Anmaßung aufgebracht, erwiderte: der Kurfürſt möge vorher an ſeinem eigenen Hofe aufräumen, es gäbe da ſchlechtere Geſellen, die er nimmermehr um ſich dulden würde. Den Apel Vitzthum, deſſen Brüder und ſeine übrigen treuen Räthe würde er nicht von ſich entlaſſen, und ſollte der Krieg noch dreißig Jahre dauern.

Ein zweiter Punkt, über den die Sachwalter nicht fertig werden konnten, war die Erbſtreitigkeit der beiden Grafen von Schwarzburg. Heinrich von Schwarzburg-Blankenburg war unter der Bedingung zu des Herzogs Partei getreten, daß dieſer ihm zu ſeinem Rechte und nach Günther's Abſterben zu dem ſchwarzburgiſchen Lande verhelfen ſollte. Der Markgraf Albrecht von Brandenburg verlangte alſo jetzt im Namen des thüringiſchen Herzogs von Günther von Schwarzburg-Schwarzburg die neue Beſtätigung des alten Erbvertrags und das unverbrüchliche Verſprechen, daß ſein Vetter Heinrich ſein alleiniger Erbe ſein ſolle. Dazu aber war dieſer ſo wenig, wie ſeine beiden Schwiegerſöhne geneigt; die Letzteren hatten als ein Paar mächtige Herren dem Kurfürſten gute Dienſte gethan, und dieſer hatte zum Dank die Aufhebung des Erbvertrags beſtätigt und dem Grafen Ludwig von Gleichen und dem Ritter Heinrich von Gera den künftigen Beſitz der Beſitzungen ihres Schwiegervaters zuerkannt. Keine von beiden Parteien wollte ein Haarbreit nachgeben, und ſo geſchah es, daß man bis zum Abend ſtritt, und am Ende nichts ausgemacht war. Der Landgraf von Heſſen begab ſich zum Kurfürſten, Albrecht von Brandenburg zum Herzog, um beide günſtiger zu ſtimmen, damit der folgende Tag einen beſſern Erfolg geben möchte. Auch dieſer wurde mit einer feierlichen Meſſe begonnen; dann eröffneten die beauftragten Fürſten die Unterhandlung. Aber kein Haupt der Parteien hatte eine ausgedehntere Vollmacht erhalten, deshalb war wieder eben ſo wenig an eine Vereinigung zu denken, und ſie ſchloſſen endlich, vorzüglich auf Kunz von Kauffungens Betrieb, einen Waffenſtillſtand auf vier Wochen. Kauffungen hoffte in dieſer Zeit die Brüder ſelbſt zuſammen zu führen. Die Parteien trennten ſich, und jede begab ſich in das Lager des Fürſten. —

Am Abend ſaßen die Brüder Kauffungen, Moſen, Schönfels und Einſiedel in einem Zelte beiſammen und beriethen ſich, wie ſie es anzufangen hätten, um Bibenberg und Magdeburg, die in einem andern Zelte verweilten, in des Kurfürſten Gunſt den Garaus zu machen. Da trat der Biſchof von Meißen herein. Sein ehrwürdiges Aeußere, das feurige Auge, das von des Greiſes Geiſtesfriſche ſprach, und die ergrauten Locken geboten Ehrfurcht. Alle erheben ſich, ihn ehrerbietig zu begrüßen.

„Es iſt mir ein Schreiben an Dich zugekommen, mein Sohn,“ redete er Kunzen an, „ich wünſche mit Dir über den Inhalt zu ſprechen, und da es Eile hat, ſo hab' ich mich ſelbſt aus der Stadt zu Dir begeben.“

„Nehmt meinen Dank, hochwürdiger Ohm!“ erwiderte der Ritter, nahm den Brief, erbrach und las ihn beim Lichte der Kerze. Er war vom Kaplan der

Herzogin Anna, Euſebius. Dieſer benachrichtigte ihn, daß die hohe Frau mit ihrer Prinzeſſin morgen nach Pegau zu reiſen gedenke; der Herzog habe ſeine Einwilligung gegeben. Er und einige treue verſchwiegene Knechte würden ſie begleiten. Die Herzogin mahne den Ritter an ſein gegebenes Wort.

Sehr befriedigt von dieſer Nachricht ſteckte Kunz den Brief in die Taſche und ging mit dem Biſchof hinaus an einen einſamen Ort, um mit ihm auf und abwandelnd deſſen Willen zu vernehmen.

„Kunz," ſagte der Biſchof, „ich möchte Dir rathen, nicht ſelbſt zu gehen; Du ſpielſt ein gefährliches Spiel."

„Wie meint Ihr das? — Ich gab der Herzogin mein Ritterwort."

„Dann reite. Doch ich muß den Gegenſtand noch einmal zwiſchen uns zur Sprache bringen, den ich bei Deinem letzten Beſuche in Meißen wegen Leibesgepreſte nicht ſo, wie ich gewünſcht hätte, mit Dir verhandeln konnte. Ich muß die damals an Dich geſtellten Gewiſſensfragen mit größerm Nachdruck wiederholen. Die Umſtände drängen mich dazu, Kunz. Haſt Du Dir jemals Rechenſchaft abgelegt, ob alle Deine Handlungen, die dem Anſchein nach ſo edel ſind, aus reinem gottergebenen Herzen kommen? Sollteſt Du weiter keine Abſichten haben, als die beiden ſo nah verwandten Fürſtenhäuſer wieder zu vereinigen und den unglückſeligen Streit beizulegen?"

„Ich hab' Euch in Meißen ſchon erwidert: welche andere könnten es ſein?" verſetzte Kunz betroffen.

Da faßte ihn der Biſchof ſcharf in's Auge.

„Ich kenne Deinen ungezähmten Ehrgeiz, der ſich ſchon in Dir zeigte, da Du noch ein Knäblein warſt. Jene Leidenſchaft wuchs mit Dir. Gleiche Geſinnungen führten Dich mit Deinem Weibe zuſammen; ich glaube ſie ſo gut wie Dich durchſchaut zu haben. Kunz, ich warne Dich noch einmal väterlich! Du willſt ein gutes Werk ſtiften, den Frieden, die Ausſöhnung der feindlichen Brüder. Das ſieht ſich gut an. Aber ich fürchte, Du ſuchſt Deinen Vortheil bei dieſem Werke. Du haſt nicht Gottes Sache vor Augen, ſondern Deine eigene.“

„Ihr thut mir Unrecht, Oheim!“

„Ueberzeuge mich! Ueberlaß mir das Friedenswerk allein. Meide die beiden Fürſten; ihre augenblickliche Gunſt wird Dir keinen Segen bringen. „Du haſt einen wilden aufbrauſenden Sinn; Du kannſt keine Kränkung vertragen. Aber gerade dieſe Hitze kann Alles verderben. Den krummen Schleichwegen Deiner Gegner biſt Du nicht gewachſen. Du haſt den beſten Willen nach alter Ritterſitte gerad' durchzugehen, und doch vermagſt Du ſo Dein Ziel nicht zu erreichen. Faſt gegen Deinen Willen ſchlägſt auch Du Nebenwege ein. Aber hier biſt Du ein Schüler gegen Deine Gegner. Sei ehrlich oder bleib' davon. Der Kurfürſt liebt den alten biedern Ritterſinn nicht; er iſt ein Freund weitläufiger Verhandlungen und macht die Geſchäfte lieber in der Mitte ſeiner Räthe mit der Feder, als unter ſeinen Rittern mit dem Schwerte ab. Und er thut recht, Menſchenblut zu ſchonen. Aber dort kannſt Du ihm in Nichts dienen; Magdeburg, ein vielkundiger rechtserfahrner Mann, und Vibenberg mit ſeinem beſonnenen ſtets wohl durchdachten Rathe ſind ihm unentbehrlich. Beim Herzog Wilhelm vermöchteſt Du mehr auszurichten, aber Apel Vitzthum iſt ſchlauer als Du, und wird Dir den Weg ewig verſperren. Könnteſt Du des Kurfürſten und des Herzogs Meinungen in Dir vereinigen, was aber der Sache ſelbſt wegen unmöglich iſt; ich wollte Dir Glück wünſchen. Aber die beiden Brüder ſtehen ſich einander gegenüber wie die alte und neue Zeit. Der Herzog iſt ein Ritter der Vergangenheit, der Kurfürſt ein Staatsmann der Jetztzeit. Beiden kannſt Du nicht zugleich genügen, und ſo hoch Du auch jetzt in des Kurfürſten Gunſt ſtehſt, ſo wirſt Du entbehrlich, ſobald Dir der Friede das Schwert einzuſtecken gebeut."

„Ihr irrt Euch in unſerm Herrn, lieber Ohm; er iſt ein lenkſamer Fürſt, der nicht viel Selbſtſtändigkeit hat. Was Ihr für ſeinen eigentlichen Charakter haltet, das haben ihm Magdeburg und Bibenberg erſt eingeſchwatzt. Sind ihm die von der Seite, ſo iſt er ein würdiger Sohn ſeines Vaters, des ſtreitbaren Friedrichs."

„Wollte der Himmel, ich irrte! Aber ich kenne die Fürſten länger als Du; ich hatte Gelegenheit, tief in ihre Seelen zu ſchauen, und als der Bruder Deiner ſeligen Mutter halte ich es für meine Pflicht, Dir meine Meinung an den Tag zu legen."

„Wofür ich Euch großen Dank ſchulde."

„Ich fürchte, es wird ein Tag kommen, wo Du zu ſpät einſehen wirſt, daß ich Recht gehabt. Geh' nun Deinen Weg; ich habe Dich zweimal gewarnt. Du darfſt mir, wenn er Dich in's Verderben führt, keinen Vorwurf machen."

Ihr Geſpräch wurde von einem lauten Streit unterbrochen, der ſich unfern von ihnen vor dem Lager zwiſchen einigen Menſchen erhob und bald ihre Aufmerkſamkeit auf ſich zog. Zwei wurden mit Einem handgemein, der ihnen bald unterlag; die Sieger ſchlugen wacker mit den Fäuſten auf den jammernden Geſtürzten los und ließen ihrer Wuth freien Lauf. Kunz ſprang hinzu, um dem Frevel zu wehren, ſtaunte aber nicht wenig, in den Schlägern ſeinen eigenen Knappen

Schweinitz und den Knappen ſeines Freundes Moſen, Wiland, und in dem Untergelegenen einen Mönch zu erkennen. Ohne ſich zu beſinnen, vergalt er den Siegern mit gleicher Münze, die nun erſchrocken vom Gegenſtande ihres Zorns abließen. Schweinitz ſtand ehrerbietig vor ſeinem Herrn; Wiland ſchäumte vor Wuth.

„Was habt Ihr Buben mit dieſem Manne vor?“ donnerte Kunz und half dem keuchenden Mönch auf.

„Herr,“ erwiderte Schweinitz mit weinerlicher Stimme, „ich ſchlug nur aus Gefälligkeit gegen meinen Freund mit drauf.“

„Für dieſen Liebesdienſt hab' ich Dich gut belohnt. Was aber bewegt Dich, Wiland, zu ſolch abſcheulichem Verfahren, Dich an dieſem gottgeweihten Manne zu vergreifen?“

„Herr Ritter,“ rief der Knappe, „dieſer gleisneriſche Schurke hat das beſte Mädchen von der Welt und mich ſelbſt um das ganze Glück unſers Lebens betrogen. Seine Nichtswürdigkeit hat mich aus meiner Heimath und in den wilden Krieg getrieben. Der Mönch hat die Hölle an mir verdient. Gott weiß, was für Schandthaten noch er auf dem Gewiſſen hat!“

„Zähme Deine Läſterzunge!“ zürnte Kunz.

„Wie kommſt Du hierher, mein Sohn?“ redete der Biſchof, der unterdeſſen auch hinzugetreten war, den Mönch an; erſchreckt erkannte dieſer ſeinen Fürſten und ſtammelte in der Beſtürzung unzuſammenhängende Worte.

„Er hat einen Brief in ſeiner Kutte; das hab' ich wohl gefühlt,“ ſagte Wiland; „aber er wehrte ſich wie ein Eber, als ich ihm ſolchen abnehmen wollte.“

„Was haſt Du hier im Lager zu ſchaffen?“ fragte der Biſchof mit erhöhter Stimme. Der Mönch vermochte kein Wort hervorzubringen.

„Ich befehle Dir, mir Deines Hierſeins Urſache zu entdecken!“ fuhr der Biſchof eifriger fort, „oder Dich trifft eine angemeſſene Strafe der Kirche.“

„Einen Brief ſoll ich beſtellen von meinem Abt,“ erwiderte endlich der Mönch ängſtlich.

„Welchem Kloſter gehörſt Du an?“

„Dem zu Grünhain im Erzgebirg.“

An wen iſt der Brief Deines Abts zu beſtellen?“

„An den kurfürſtlichen Rath Georg von Bibenberg.“

„Gieb mir den Brief, ich ſelbſt will ihn übergeben.“

„Verzeiht! Ich ſoll ihn Niemandem als dem Bibenberg oder dem Kanzler Magdeburg überliefern.“

„In meine Hand ſollſt Du ihn legen! Wagſt Du mir zu widerſprechen?“

Da holte der Mönch zitternd den Brief hervor und händigte ihn dem Biſchof ein.

„Sage Deinem Abt, daß ſein Biſchof das Schreiben beſorgt habe. Du aber eile, daß Du aus dem Lager kommſt, es möchte Dir ſonſt noch übler ergehen.“

Bruder Sebaſtian, froh, ſo wohlfeilen Kaufs davon gekommen zu ſein, machte eilig von dieſer Erlaubniß Gebrauch und war bald ihren Augen entſchwunden.

„Wie ſeid Ihr auf den Mönch geſtoßen?“ fragte Kunz die Knappen.

„Wir gingen ſelbander in der ſchönen Mondnacht,“ erzählte Wiland, „und ich klagte dem Schweinitz mein Leid, wie ich ſo ſchändlich um die Braut betrogen worden, da ſchlich eine vermummte Geſtalt auf das

Lager zu und ſuchte uns auszuweichen. Das kam uns verdächtig vor, und wir ſchritten drauf los; der Mönch wollte entwiſchen, als er ſah, daß wir's auf ihn abgeſehn hatten, aber bald war er von uns eingeholt, und ich erkannte auf der Stelle an Geſtalt und Ton der Stimme meinen Todfeind“

„Kunz,“ ſagte der Biſchof, „ich wollte mein Leben verwetten, dieſer Brief gilt uns oder vielmehr Dir. Liborius, der Abt in Grünhain, iſt mir feindſelig geſinnt ſeit langer Zeit. Vor zwanzig Jahren, als die Huſſiten in Sachſen und Meißen übel hauſten, war er noch Kloſterbruder, aber ein verſteckter Geſelle, der mit den Ketzern verkehrte. Er verlockte die andern Mönche zu gleicher Uebelthat, und der vorige Abt ließ ſich ſogar von ihm verführen. Mein Herz empörte ſich gegen ſolches Unweſen, und als das wilde Böhmenvolk wieder über die Grenzen gejagt war, hielt ich es für heilige Pflicht und Gottes Sache, den Unfug, den das Kloſter getrieben, an den heiligen Vater zu berichten. Papſt Eugenius belegte das grünhainer Haus mit dem Bann. Gottes Schickung hat nun gewollt, daß ich des Kloſters Oberherr geworden bin; Liborius kann aber als Abt ſo wenig ſeine Rache verbergen, wie als Mönch ſeine Ketzerei. Klugheit verbietet ihm jemals öffentlich gegen mich aufzutreten, aber im Geheimen ſchleicht er und ſucht, wie er mir eins verſetze. Du biſt mein nächſter Verwandter, der Kanzler Magdeburg und Vibenberg ſind Dir ſchon lange feind geweſen, und es iſt nichts ſicherer, als daß ſie ſich mit meinen Feinden gegen Dich verbunden haben.“

„Wenn wir den Brief behielten,“ meinte Kunz.

„Nimmermehr! Kaspar von Schönberg verſchmäht ſolche Mittel, hinter die Wahrheit zu kommen. An

Deiner Feinde Benehmen erkenn' ich ſchon, was die Glocken geſchlagen haben.“

Und ſomit ſchritt er haſtig auf das Zelt los, worin die beiden Staatsmänner verhandelten. Kunz aber ging, ſeinen Leuten Befehl zum Aufbruch zu geben, und vom Fürſten Urlaub zu nehmen, damit er in der Frühe des Tages die Kurfürſtin und ſeine Frau von ihrem hohen Beſuche benachrichtige und endlich noch zu guter Zeit bei Pegau ſei, um die Herzogin zu empfangen. Als er eben im Begriff war, ſein Roß zu beſteigen, trat der Biſchof noch einmal zu ihm:

„Nur zu wahr habe ich die Beſtätigung meiner Ahnung aus ihren Geſichtern geleſen. Kunz, ich bitte Dich nochmals: ſei auf Deiner Hut! Es iſt etwas gegen Dich im Werke.“

Die Dunkelheit der Nacht entzog ihn bald des Ritters Blicken, und dieſer ritt ſtill mit ſeinem Häuflein von dannen.

## 20.

## Die Zuſammenkunft der beiden Fürſtinnen.

Aus dem Morgennebel tauchten die Thurmſpitzen Altenburgs hervor. Er flatterte in Streifen empor je näher Ritter Kunz mit ſeinen Knechten der Stadt zujagte.

Stolz hob das auf einem ragenden Felſen gegründete Schloß ſeine Zinnen empor; der Ritter ſprengte den ſchmalen Steinweg des Berges hinauf und ſtand bald vor dem Lager ſeiner ſchlummernden Gattin. Ein Kuß auf ihre hohe Stirn erſchloß ihre majeſtätiſchen Augen.

„Anna," ſagte er, „eile hinaus auf unſere Burg; noch heute wird ein Dir ſehr willkommner Beſuch dort eintreffen; die Herzogin und die Kurfürſtin werden ſich im Geheimen drüben ſprechen. Ich habe damit genug geſagt, um von Dir Alles erwarten zu dürfen, was ſolche Gelegenheit erheiſcht."

„Den Heiligen Dank!" rief die Ritterfrau auf die Füße ſpringend, „daß ſie endlich beginnen, meinen heißen Wünſchen ein geneigtes Ohr zu leihen. In unſern Mauern ſoll ich die hohen Frauen begrüßen, denen mein Geiſt ſich ſo nahe verwandt fühlt! Sorge nicht, Kunz, es ſoll an nichts fehlen, was uns in ihrer Gunſt befeſtigen und höher ſtellen kann. Ich fliege hinaus, um das Nöthige zu ihrem Empfang anzuordnen."

Kunz eilte, die Kurfürſtin zu unterrichten. Ihre Söhne an der Hand trat ſie ihm im Morgenanzug freundlich aus dem innern Gemach entgegen. Sie hatte in der Mitte ihrer Kinder die Morgenandacht verrichtet. Jauchzend ſprangen die Knaben an Kunzen hinauf und ergriffen ſeine Hände. Liebkoſend beugte er ſich einen Augenblick zu ihnen herab und ſtattete dann der über die Freude ihrer Kinder lächelnden Herrin ſeinen Bericht ab.

„Ritter Kunz, was haben wir Euch Alles zu danken!" entgegnete die Fürſtin mit erhöhter Freundlichkeit. „Nicht allein meinen Gemahl verbindet Ihr Euch durch Tapferkeit und klugen Rath, wie er mir mit vielen Lobſprüchen auf Euch gemeldet hat, auch ich und meine liebe Baſe werden Euch mehr und mehr verpflichtet, und ſelbſt dieſe Kinder ſind Euch mit rührender Anhänglichkeit zugethan."

„Laßt mich in der Zufriedenheit, meiner Pflicht nachgekommen zu ſein, die Belohnung finden, und erhalte mir Ew. Hoheit und Dero hochfürſtliches Haus die Gnade lange, die ich, obwohl unwürdig, beſitze."

„Mein Gemahl müßte der undankbarſte Fürſt ſein, der je den Hermelin getragen, wollte er einmal vergeſſen, was Ihr ihm ſeid. Ueberlaßt mir die Sorge, daß Ihr nach geſchloſſenem Frieden gebührlich belohnt werdet. Doch eilt, mir die geliebte Anna bald in die Arme zu führen."

Kunz verbeugte ſich und eilte von Entzücken über ſein Glück erfüllt nach dem Roſſe. Die Morgenröthe ſeines Tages begann zu dämmern; nicht ohne Stolz begrüßte er ihren Schein und baute ſich daraus eine ſchimmernde Zukunft auf.

Als er nach Pegau kam, lag die Herzogin in das einfache Kleid einer Ritterfrau und in einen dichten Schleier verſteckt vor dem Bilde der Himmelskönigin und flehte im brünſtigen Gebet um ihre Gnade und Segen.

„Ihr ſeid pünktlich!" ſagte Euſebius dem Ritter mit heiterer Stirn entgegen ſchreitend, als dieſer in die Kirche trat.

„Wie's einem ächten Ritter ziemt!" war Kunzens Gegenrede, indem er den freundlichen Gruß erwiderte.

„Ihr beſitzet der Herzogin ganzes Vertrauen," fuhr der Kaplan fort, „und was ich der hochfürſtlichen Frau in geiſtlicher Hinſicht bin, das ſeid Ihr auf dem Wege ihr in weltlicher zu werden. Drum laßt uns gemeinſchaftliche Sache machen, Ritter Kaufungen!"

Prüfend richteten ſich Kunzens Blicke nach des

Paters Geſicht; er hatte noch nie einem Pfaffen getraut, aber in Euſebius' ruhigen Zügen drückte ſich Offenheit und Redlichkeit aus. Er antwortete deshalb mit entgegenkommendem Wohlwollen: „Erklärt Euch über dieſen von Euch gewünſchten Bund näher, hochwürdiger Vater!“

„Es kann der hohen Frau Manches begegnen, was ich nicht Macht abzuwenden habe, denn ich führe kein Schwert. Drum ſeid mein Verbündeter zu ihrem Schutz und Beiſtand. Wenn ich Euerer bedarf, ſollt Ihr Nachricht haben. Ihr verſteht mich doch, oder ſoll ich noch deutlicher reden?“

„Ich verſtehe wohin Ihr zielt. Die zarte und ſchwache Tochter des deutſchen Königs bedarf in ihrer bedenklichen Lage des Beiſtandes ſtarker ehrlicher Männer nach beiden Richtungen hin, nach dem Himmel und nach der Erde. Ihr ſeid ihr himmliſcher Ritter, frommer Vater; ich ſoll ihr irdiſcher Prieſter ſein. Ihr Bruder, der König von Ungarn und Böhmen, iſt noch ein Kind; ihr Vetter, der deutſche Kaiſer, iſt kein ſtarker Mann; der Kurfürſt wäre ihr natürlicher Beſchützer; er iſt verhindert ihr zu helfen, wenn's noth thut, durch den ewigen Zwiſt mit dem Herzog. Wohlan denn, was die Herzogin von ihren fürſtlichen Verwandten nicht erwarten darf, das ſoll ihr von uns beiden werden! Mein Ritterwort zum Pfande: ich werde nie fehlen, wo's für die edle Dulderin gilt.“

Eben erhob ſie ſich, ſchlug den Schleier über das bleiche Geſicht, erwiderte Kunzens Gruß mit ſtummer Verbeugung und beſtieg vor der Kirche ihren Zelter. Ihre eigenen, ſo wie Kunzens Leute umgaben ſie. Kunz ritt neben der Holden, der Pater neben der Amme mit dem Kinde in der Mitte, und raſch ging's nach Süden zu. Die Gegend weit beherrſchend erhob ſich der runde ſtarke Thurm der Burg Gnandſtein vor ihren Blicken, und als ſie die Höhe gewonnen, lag hinten am Hölzchen Kunzens Schloß vor ihnen. Die Herzogin wurde lebendiger und trieb ihr Pferd zur Eile; bald hielten ſie am Thore. Die Kurfürſtin ſtand mit Kunzens Gattin davor; alle fürſtlichen Kinder und des Ritters Knaben waren um ſie verſammelt. Die Herzogin wurde von Kunzen vom Pferde gehoben, ſchlug den Schleier zurück und ſank mit einem Freudenlaut in ihrer Baſe Arme. Dann umhalſte ſie mit Thränen im Auge alle Kinder der Reihe nach. Die Prinzeſſinnen Anna und Amalia liebkoſten die edle Frau, und die Knaben boten ihr Mund und Hände entgegen. Anna, Kunzens Gattin, erfreute ſich ebenfalls der Umarmung der hohen Königstochter und führte ſie wie im Triumphe durch das Thor auf die zu ihrem Empfang zubereiteten Zimmer, von wo man eine weite Ausſicht über Altenburg und die Umgegend hatte. Hier umarmten ſich die Fürſtinnen abermals, Freudenthränen vergießend. Dann brachte die Herzogin ihr Töchterchen der Kurfürſtin zu. „Ach, Dein Kind!" rief dieſe überraſcht, nahm den Säugling auf die Arme und küßte ihn zärtlich,

„Segnet es, Frau Baſe! Euer Segen wird ihm frommen. Seid Ihr doch die edelſte und frömmſte Fürſtin, die ich kenne, und habt ſeit meiner Frau Mutter Tod ihre Stelle in meinem Herzen eingenommen. Ja, meine theure, geliebte, verehrte Mutter, ſegnet mein Kind!"

„Ich ſegne es!" ſagte die Kurfürſtin feierlich. „Mögen die heilige Dreifaltigkeit und alle heiligen Fürbitter im Himmel es in ihren Schutz nehmen, vor allen aber die Mutter aller Gnaden, die Gebenedeite, die uns den Gott des Himmels und der Erde ins

Fleiſch geſetzt hat! Maria, dreimal Heilige, ſei ihm Hüterin!“

„Amen!“ ſagte die Herzogin mit gefalteten Händen und thränenglänzenden Augen. Dann küßte ſie zum Dank der Kurfürſtin die Hand und hauchte ſchmerzlich: „O Mutter, müſſen wir uns ſo wiederſehen, heimlich als begingen wir ein Verbrechen! Wir, die Töchter des erlauchten habsburger Hauſes, die Nachkommen von Kaiſern und Königen des heiligen römiſchen Reichs, müſſen uns auf der abgelegenen Burg eines frommen Ritters zuſammenſtehlen, um dem Zuge des Herzens zu genügen!“

„Es iſt eine böſe Zeit!“ ſeufzte die Kurfürſtin. „Wie oft gedenk' ich unſres ſchönen Oeſterreichs, wo wir, einem frommen Fürſtenhauſe entſproſſen, deſſen Kinder ſich alle innig lieben, in Gottesfurcht aufgewachſen ſind! Eine ſolche blutige Feindſchaft von Brüdern wäre unter den Habsburgern unerhört. Das Meißner- und Thüringerland muß ſchwere Sünden auf ſich geladen haben, daß der Himmel ein ſo ſchlimmes Verhängniß über daſſelbe gebracht hat, die Feindſchaft der fürſtlichen Brüder. Nichts gleicht meinem Kummer über dieſes Unglück.“

„Gnädige Frau Baſe, ſollten wir nicht alle Mittel verſuchen, um dem Strafgericht Gottes Einhalt zu thun und ſeinen Zorn zu verſöhnen? Zwar ſind wir nur ſchwache Frauen, und der Herzog hört nicht auf meine Bitten, aber wir können ſtark ſein im Gebet. Und ſo mein' ich, wenn wir alle, die wir, Gattinnen und Kinder der feindlichen Brüder, hier beiſammen ſind, uns zu gemeinſamen Gebet vereinigen, ſo werden die Heiligen ein Erbarmen mit unſrer Noth haben, und unſer Gebet in die Hände nehmen und zu Gottes Ohr tragen, auch ihre Fürbitte einlegen, damit er die Herzen der Brüder zur Verſöhnung ſtimme und die Kriegsfurie aus dem Lande verbanne."

„Ja, frommes Kind, wir wollen zuſammen beten. Unſre Wirthin hat die Burgkapelle öffnen laſſen und ich habe dort bereits die Bilder der vierzehn heiligen Nothhelfer begrüßt. Sieh, da kommt mir ein Gedanke wie eine Erleuchtung von oben. Wir wollen den vierzehn Heiligen die Gründung einer neuen Kirche mit ihren Bildſäulen als Wallfahrtsort geloben, wenn ſie den allmächtigen Gott durch ihre Fürbitte beſtimmen, daß er die Zornesruthe zurückzieht und die Verſöhnung der Brüder fördert."

„Geſegnet ſei Euer Wort!" rief die Herzogin begeiſtert. „Ich will den vierzehn Heiligen mein Kind darbringen als Pfand."

Und die Fürſtinnen gingen Arm in Arm, von den Prinzen und Prinzeſſinnen gefolgt, nach der Kapelle. Dort knieten ſie vor den um den Altar geſtellten Bildern nieder.

Anna von Kauffungen drückte ihrem Eheherrn mit leuchtenden Blicken die Hand und flüſterte ihm zu: „Kunz, dieſer Tag wird und muß uns eine reiche Ernte bringen. Reift ſie uns nicht in Meißen und Thüringen, ſo bringt ſie uns ihren Segen in Böhmen oder Oeſterreich."

Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Ausgewählte

# Romane und Novellen

von

Ludwig Storch.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Vierter Band:

## Kunz von Kauffungen.

Zweiter Theil.

Leipzig.
Ernst Keil.
1855.

# Kunz von Kauffungen.

Von

**Ludwig Storch.**

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Zweiter Theil.

Leipzig,
Ernst Keil.
1855.

## 1.

## Apel Vitzthum's Banket.

Die Unthätigkeit, in welche die feindlichen Heere durch den Waffenſtillſtand verſetzt worden waren, führte die Parteien in einzelne Gruppen zuſammen, welche zumeiſt in den vornehmſten Häuſern der Stadt Naumburg und in den umliegenden Burgen und Schlöſſern banketirten und ſich beriethen.

In Freiburg war Herzog Wilhelm's Anhang um ihn verſammelt; aber neben der vitzthum'ſchen Sippſchaft war auch manches ihr feindliche Augenpaar in der Nähe des Herzogs, und das Städtchen alſo nicht der geeignete Ort, wo Apel Vitzthum die Pläne, die ihn beſchäftigten, mit ſeinen Genoſſen ausſpinnen konnte; und Apel verſtand es, mit Umſicht und Schlauheit zu handeln. Deshalb lud er ſeine Anhänger auf die Eckartsburg ein, die, an der Grenze Thüringens und nahe an Naumburg gelegen, zu vertrauten Zuſammenkünften ſeiner Partei geeignet war. Vom Gipfel eines ſteilen Berges über dem Städtchen Eckartsberge blickte dieſes feſte Schloß mit ſeinen hohen Thürmen weit auf das umliegende Land und gewährte einen angenehmen Aufenthalt.

Ein fröhliches Bankett, das Apel ſeinem Anhange gab, obgleich er kein großer Freund geſelliger Freuden war, hatte viele Ritter, Kleriker und Beamte dort verſammelt. Die aus der Umgegend hatten auf des Wirthes Wunſch ihre Weiber und erwachſenen Töchter mitgebracht, und Apel ließ alle Schätze der Küche und des Kellers zum Nutzen und Frommen ſeiner heitern Gäſte auf den geſchmückten Tafeln aufhäufen. In der That netzte kein Tropfen naumburger Wein die Becher; es waren lauter alte Sorten vom Rheine und Maine, welche die muntere Stimmung der Geſellſchaft hervorriefen.

Unter den anweſenden Rittern ſtanden Apeln hinſichtlich ſeiner geheimen Pläne und Entwürfe am nächſten ſeine beiden Brüder Buſſe und Bernhard Vitzthum, Bernhard von Kochberg, Chriſtian von Hayna, der Vitzthume Schwager; Balthaſar von Wangenheim, Schwiegerſohn Bernhard Vitzthum's, Friedrich von Witzleben und Chriſtoph von Müchelda. Auch der junge Heinrich von Schwarzburg hatte ſich eingefunden und machte bei den Ritterfrauen und Fräulein mit ſchöner Geſtalt und angenehmen Weſen Glück; und den Antheil, den man ihm ſchenkte, erhöhte ſein bekannter Streit über die ſchwarzburger Erbſchaft. Bei Tafel ſaß er der ſchönen Frau Bernhard von Kochberg's, Mechtilden von Brandenſtein, gegenüber, und machte ihr mit ritterlichem Anſtand und gewandter Artigkeit den Hof.

„Ihr habt nicht zur Fahne unſers Wirthes geſchworen, edler Graf; man ſieht's und hört's Euch an,“ ſagte die Ritterfrau ihn hold anlächelnd. „Und ich muß Euch deshalb aus vollem Herzen loben.“

„Wie verſteht Ihr das, edle Frau?“ entgegnete der Graf von Schwarzburg. „Ich bin dem Ritter

Apel Vitzthum mit Freundespflichten zugethan und hoffe, er wird mich als ſeinen Anhänger anerkennen, ſo gut als irgend einen der ehrenhaften Gäſte, ja ich wage aus guten Gründen auf ſeine beſondere Gewogenheit Anſprüche zu machen, wie ich mich unterſtehe von dieſem Abend an auf Euere Freundſchaft, edle Frau, mir ein Recht anzumaßen und zu behaupten."

„Die Anmaßung und Behauptung des Rechtes, das ich Euch mit großer Freude und Bereitwilligkeit zugeſtehe, beſtätigt meine Behauptung: Ihr haltet Euch nicht zu Apel's Fahne."

„So ſteckt eine Schelmerei dahinter. Wie heißt die Fahne, die Ihr meint?"

„Weiberfeind, Hageſtolz! Ihr ſcheint noch nicht zu wiſſen, daß mein armes Geſchlecht das unverdiente Schickſal trifft, ſich noch nie einer Gunſt von Ritter Apel erfreut zu haben." Sie ſprach ſo ſtark betont, daß der Genannte, der in der Nähe weilte, ſie hören mußte, und zwinkerte dabei muthwillig dem Grafen von Schwarzburg zu.

„Ihr thut einem alten Manne mit Euern kleinen Spöttereien, die ſich aus Euerm ſchönen Munde allerliebſt anhören, großes Unrecht," redete ſie Apel an, der raſch zu ihr trat. Indem er ſich bei dieſen Worten zu ihr herabbog, milderten ſich die ſteinernen Züge ſeines tiefgefurchten Geſichtes, und er ſtrich die langen ſtruppigen, hie und da ergrauenden Haare zurück, die gegen die weinrothe Farbe ſeiner Wangen und die ſcharfen blitzenden Augen abſtachen. „Wahrlich," ſetzte er hinzu, „hätte ich fünfundzwanzig Jahre weniger zu tragen und wäre ſonſt im Hauſe des Ritters von Brandenſtein zu Roßla eingekehrt, ich ſtehe nicht dafür, daß meine Brüder und deren Kinder einſt die Erben meiner Beſitzungen würden. Vermöchten doch die beiden Töchter des genannten Ritters mir heute noch das Blut heißer zu machen als eine Kanne alten Weins."

„Ihr habt Euere Ehre gut gerettet," entgegnete Mechtilde, „und mich überzeugt, daß Ihr auch mit Frauen umzugehen verſteht."

„Ich habe ſchon viel von den unvergleichlichen Reizen Euerer Schweſter gehört," wandte ſich der junge Graf wieder an die Ritterfrau, „leider ward mir noch nicht die günſtige Gelegenheit, mich mit meinen eigenen Augen von der Sage zu überzeugen; aber wenn ſie Euch gleicht, edle Frau, ſo iſt ihre Gunſt mehr werth, als das Land meines Vetters Günther, um deſſen künftigen Beſitz ich mich mit ihm zanke."

„Bei meinem Schwert, Graf, wie jede ſchöne Frau Euer Recht auf ihre Gunſt anerkennen wird, ſo erkennen ich und der Herzog Euer Recht auf die Grafſchaft Schwarzburg an. Und wie dem Minnewart der Minneſold, ſo wird dem Erben das Land werden. Glaubt meinem Worte! Was Apel Vitzthum verſpricht, das wird er halten; und hätt' ich dem jungen Böhmenkönig, meines Herzogs Schwager, wie man mir auf den Kopf zeugt, das ganze Sachſenland zugeſagt: fürwahr er ſollt' es haben, und wär' das Erzgebirg eine Mauer, die bis zum Himmel reichte, da's doch gut in einem Tage zu überlaufen iſt. Was aber die ſchöne Ritterfrau betrifft, von der Ihr ſpracht, ſo muß ich Euch beiſtimmen und wären meine Haare noch grauer."

„Ihr ſetzt mich in Erſtaunen, Ritter Vitzthum!" ſagte Mechtilde. „Fürwahr, wie hätte ich ahnen können, daß Ihr ſogar Anlagen habt, ein zweiter Meiſter Frauenlob zu werden! Meine Schweſter kann ſtolz darauf ſein, ein Herz erobert zu haben, das funfzig Jahre allen Verſuchungen widerſtanden iſt."

„Ich würde kein würdiger Gegenſtand ſolchen Stolzes ſein; ſie hat wohl andere Eroberungen gemacht, gegen die das Lob eines Graukopfs wie eine Oellampe zur Sonne iſt. Wenn ich nur reden wollte! —"

„Sie wird doch nicht das Herz des guten gefangenen Herzog Sigismund gerührt haben!" lachte Mechtilde ſpöttiſch.

„Ihr habt nicht weit davon gerathen."

„Ach, der Kurfürſt iſt ein zu frommer und Herzog Wilhelm ein zu junger Gatte! Sie iſt doch keine Helena, die einen Krieg veranlaßt, wie Ihr, Ritter Apel."

„Hätt' ich doch nimmer geglaubt, noch mit der griechiſchen Helena zuſammengeſtellt zu werden!"

„Freilich mag Euere Schönheit mit der ihrigen den Vergleich nicht aushalten, aber Ihr habt doch den Krieg der fürſtlichen Brüder ebenſo gut veranlaßt, wie Helena den trojaniſchen Krieg."

„Apel!" rief von der andern Seite der Tafel ſein Bruder Buſſe, „unſer Schwager will wiſſen, daß der alte Magdeburg geſtern in des Kurfürſten Namen den Herzog abermals aufgefordert habe, uns Alle, wie wir hier ſind, zum Teufel zu ſchicken."

Apel ſchlug ein lautes Lachen auf, aber man konnte es ihm anſehen, daß es erkünſtelt war, denn ſein Auge blickte verhaltenen Zorn, gleich darauf legte ſich ſein Geſicht wieder in die alten eiſernen Falten. „Von dem alten Krückenläufer haben wir wahrlich nichts zu fürchten," erwiderte er, zu jener Geſellſchaft zurückkehrend; „aber," ſetzte er leiſer hinzu, „ein Mann lebt am kurfürſtlichen Hofe, der uns ſchaden kann, den wir früher nicht beachtet, der ſich aber ſeit kurzem wichtig macht.“

„Und wer wäre der Kühne, der es mit uns aufzunehmen wagte?“ rief der junge Balthaſar von Wangenheim. „Wer verſucht es, Magdeburg und Bibenberg aus dem kurfürſtlichen Sattel zu heben?“

„Der iſt Kunz von Kauffungen!“

„Der wird auch den Hund nicht vom Ofen locken.“

„Ich kenn' ihn, ihr Herren; treibt er's noch eine Weile ſo fort, ſo unterzeichnen der Herzog und der Kurfürſt den Frieden, und —“

Enger rückten die Sprecher zuſammen. „Ihr wißt Alle,“ fuhr Apel mit gedämpfter Stimme fort, „daß wir es dahin nicht kommen laſſen dürfen. Ich will mir die rechte Hand abſchlagen laſſen, wenn wir nicht im Sande liegen, ſobald der Herzog zwei Tage auf dem altenburger Schloſſe zugebracht hat.“

„Wir müſſen den Krieg auf jede Weiſe und mit allen Mitteln erhalten;“ meinte Bernhard Vitzthum.

„Aber des Kurfürſten Kräfte ſind den unſrigen gleich, wenn nicht ſogar überlegen; dazu kommt, daß die thüringiſchen Verräther uns im Rücken liegen. Und ſie haben gute Führer; Niklas Pflug, Kunz von Kauffungen und Hildebrand von Einſiedel ſind tapfere und einſichtsvolle Feldoberſte.“

„So laß hören, was Du vorzuſchlagen haſt, denn ohne gute Berathung und feſten Entſchluß dürfen wir heute nicht von einander gehen;“ ſagte Buſſo.

„Das iſt auch meine Meinung,“ rief Bernhard von Kochberg. „Unſre Sache ſteht nicht zum Beſten, und wir müſſen uns zuſammennehmen, wenn wir mit Ehren aus der Klemme heraus wollen.“

„Nun, ſo hört mich an!“ fuhr Apel vertraulicher fort. „Nicht vergeblich hab' ich eine Menge Ritter geladen, die zwar dem Herzog ergeben ſind, deren Treue zu mir ich aber keineswegs verſichert bin. Wenn wir ihre Unterſchrift hätten, daß ſie mit uns gemeine Sache machen wollten gegen den Kurfürſten, und Alle mit einer Stimme den Herzog zur Fortſetzung des Kriegs aufforderten, ſo ſollte die Sache bald ein ander Geſicht haben. Bringen wir heute ein ſolches Bündniß zuſammen, ſo reit' ich morgen hinüber nach Böhmen; dort ſind ſie dem Kurfürſten gram, ſo lange er den Hut trägt. Den Statthalter Podjebrad hat er perſönlich beleidigt; denn er hat einmal die Paſſion, ſich in andrer Leute Angelegenheiten zu miſchen. Das können die Böhmen aber am wenigſten vertragen, beſonders wenn's ihre Glaubensſachen angeht, und ſo haben ſie ſchon lange die Gelegenheit erpaßt, ihm eins auszuwiſchen. Der Statthalter Podjebrad iſt mein Freund, die mächtigen Ritter von Dohna und Sternberg ſind mir nicht abgeneigt, und durch ihre Hülfe wollt' ich bald ein tüchtig Heer Böhmen auf den Beinen haben, die dem Kurfürſten ſtatt des jetzigen Uebermuths Todesſchrecken in die Glieder jagen würden."

„Das iſt ein guter Einfall!" ſagten die Ritter.

„Wenn der Herzog erſt ein ſolch' wildes Heer um ſich ſieht, ſo erwacht ſein kriegeriſcher Geiſt, und er hört lieber vom Teufel reden, als vom Frieden," ſetzte Apel hinzu.

„Gebt mir das Dokument und laßt mich für die Unterſchrift ſorgen!" ſagte Bernhard von Kochberg. „Die Köpfe müſſen nur erſt noch etwas heißer werden. Laßt Provencewein einſchenken und trinkt den Gäſten wacker zu. Der macht das Blut ſchneller rollen und beſeitigt alle Bedenklichkeiten."

Ein Knappe trat zu Apeln und meldete ihm etwas heimlich. Faſt freudig beſtürzt ſprang dieſer auf, nahm Bernhard von Kochberg beim Arme und verließ mit ihm raſchen Schrittes den Saal. Bald darauf führten ſie eine in tiefe Trauer gekleidete Dame herein, deren Geſicht mit einem ſchwarzen Schleier überhängt war. Ihr folgte ein geputzter Jüngling, von dem man nicht wiſſen konnte, ob er der Knappe oder der Geſellſchafter der Dame war. Seine braune Geſichtsfarbe, ſeine großen ſchwarzen blitzenden Augen, die Fülle ſeiner rabenſchwarzen Locken, ſeine ſchlanke Geſtalt und die Regelmäßigkeit ſeiner Züge, verbunden mit ſeinem reichen ſpaniſch-mauriſchen Anzuge, waren ſehr geeignet, die Aufmerkſamkeit der Gäſte, vorzüglich des weiblichen Theils derſelben, auf ſich zu ziehen.

Alle Augen kehrten ſich dorthin, wo die Eingetretenen ſtanden, aber man konnte nicht unterſcheiden, ob die neugierigen Blicke mehr der verſchleierten Dame oder dem fremden jungen Manne galten.

Kochberg führte den neuen weiblichen Gaſt zu ſeiner Frau. Die Dame ſchlug den Schleier zurück und: „Meine Katharina!“ rief dieſe überraſcht aus und umarmte die unerwartete Schweſter.

Der junge Graf Schwarzburg verſchlang die Reize der jungen Ritterfrau, deren Bekanntſchaft zu machen er kurz vorher ſo ſehr gewünſcht hatte, mit den Augen und ſchien von denſelben bezaubert; denn er ſaß lange ſtumm und ſtarr und ließ die Blicke auf ihr haften, gleichſam als wenn er zu Stein geworden wäre.

„Aber was haben dieſe Kleider zu bedeuten?“ fragte Mechtilde, als ſie ſich vom erſten Erſtaunen erholt hatte.

„Vor vierzehn Tagen hab' ich meinen Gemahl begraben laſſen,“ erwiderte Katharina mit Stimme und Mienen, die weder zu ihren Worten, noch zu ihrem Anzuge paßten.

„Das kommt nicht unvorhergeſehen,“ verſetzte Mechtilde eben ſo gleichgültig. „Doch wie kamſt Du ſo ſpät auf die Eckartsburg, Liebe?“

„Nachdem ich mein Haus beſtellt hatte, zog ich heim zu meinem Vater. Was ſoll ich allein in Franken auf der alten öden Burg? Jahrelang habe ich ja dieſe todte und tödtende Einſamkeit ertragen müſſen; jetzt brauch' und will ich es nicht länger. Zur rechten Zeit hat mir der Himmel noch erlaubt, mich erinnern zu dürfen, daß ich jung bin und auch ein Recht auf die Freuden des Lebens habe. Ich brach mit den beſten Vorſätzen nach Thüringen auf und langte heute gegen Abend in Reßla an. Zu meiner Freude erfuhr ich, daß ich Dich mit vielen Genoſſen und Freunden hier finden würde. Ich ließ mich nicht zurückhalten, um noch heute an Deinem Herzen zu liegen.“

„Daran erkenn' ich Deine ſchweſterliche Liebe.“

„Ihr habt wohl gethan, edle Frau,“ redete Apel Katharinen an, „daß Ihr Euch Euerm Vaterlande wieder geſchenkt habt, und Euer Pfund nicht in einer alten Burg vergrabt, wo Euch die Eulen allein vorſingen. Fürwahr, jetzt giebt es in Reſſel und Weimar Leben genug, und der Hof unſers gnädigſten Herzogs darf ſich rühmen, einer der kurzweiligſten im Reiche zu ſein. Ich meine, hier iſt Euer Platz, und Ihr werdet ihn gut ausfüllen.“

„Es wird von Euern Verfügungen und Anordnungen abhängen, Ritter Apel, ob ich meine Einſamkeit mit einem bunten Leben vertauſchen ſoll,“ erwiderte Katharina mit feiner Schmeichelei dem mächtigen Manne.

„Vielleicht treffen meine Wünſche, wenn Ihr anders ein Gewicht darauf legen wollt, mit den Eurigen überein."

„Ihr werdet den thüringiſchen Hof noch einmal ſo lebendig machen, edle Frau, wie die aufgehende Sonne die Welt doppelt belebt," wandte ſich jetzt Heinrich von Schwarzburg an Katharinen.

„Du ſiehſt in dieſem artigen Ritter den Grafen von Schwarzburg, Herrn zu Blankenburg, vor Dir," ſagte Mechtilde, und Katharina's Augen ſchoſſen einen durchdringenden Blitz auf den ſchönen jungen Mann und verſetzte: „wenn ich die Sonne wäre, würd' ich Vielen unbequem werden."

„Und Vielen warm machen," lachte Mechtilde.

„Und viel Blüthen und Blumen an's Licht locken," ſagte der Schwarzburger.

„Laßt uns einen Becher zum Willkomm der reizenden Katharina und auf ihr ferneres Wohlergehen leeren!" rief Apel Vitzthum, und mit Haſt griffen alle Männer zu den Pokalen. Anmuthig winkte ſie Allen Dank."

„Ihr habt ein beneidenswerthes Loos," redete ſie der entzückte Heinrich an; „wohin Ihr den Fuß ſetzt, huldigt die erſtaunte Welt Euerer Schönheit, und ihr hohes Lob ertönt aus jedem Munde."

„Solches Lob, verdient oder nicht, kann leicht gefährlich werden. Wie viel Frauenherzen ſind dadurch eitel und verdorben worden. Die Artigkeit der Ritter wird mich nie überzeugen, daß ſie ſich ſtreng an die Wahrheit halten. Jungen Frauen gegenüber glaubt jeder Mann ſich zu mehr oder minder großen Abſchweifungen berechtigt."

„Euere Beſcheidenheit muß mich nur zu immer größerem Lobe Euerer Liebenswürdigkeit anreizen, und Augen und Herz zwingen mich zu der Behauptung:

das höchſte Euch dargebrachte Lob bleibt weit hinter der Wahrheit zurück.'

„So muß ich unbeſcheiden ſein, Graf, und Euere Huldigung annehmen um ſchlimmern Dingen vorzubeugen," erwiderte die junge Witwe mit jenem bezaubernden Lächeln, mit dem ſie gewohnt war, alle Männer in ihr Netz zu verſtricken. Heinrich war gewonnen und bot ihr entzückt die Hand, und die Eroberung des jungen ſchönen Mannes verſetzte ſie in die heiterſte und glücklichſte Stimmung. Den ganzen Abend über vermochte Heinrich ſich nicht mehr von dem holden Weibe zu trennen. Von dem ohnlängſt verſtorbenen Gemahl war mit keinem Worte mehr die Rede, und hätte nicht das ſchwarze Gewand an ihren früheren Bericht erinnert, man hätte geglaubt, ſie trüge daſſelbe nur zur Erhöhung ihrer Reize.

Ihr junger fremdländiſch gekleideter Begleiter war in der Ferne ſtehen geblieben und muſterte mit lebhaften Augen die frohe Geſellſchaft, die nach Katharina's Eintritt immer lauter und ausgelaſſener wurde und dem heiligen Urban, dem chriſtlichen Bacchus, immer luſtigere Opfer brachte. Ihn trafen dagegen auch manche neugierige, aus ſchönen Augen nach ihm geſandte Blicke.

„Wer iſt der ſchwarzlockige Jüngling, der mit Dir gekommen?" fragte Mechtilde nach einiger Zeit die Schweſter.

„Mein Knappe,"erwiderte dieſe kurz.

„Fürwahr, Du haſt eine geſchmackvolle Wahl getroffen," flüſterte Jene, und ihre Augen ſprachen, was die Worte nicht ausdrückten. „Du haſt ihn wohl aus Jeruſalem kommen laſſen, wo er wahrſcheinlich einer der Hüter des heiligen Grabes geweſen iſt?"

„Still!“ ſagte Katharina neckiſch, „und führe mich nicht in Verſuchung.“

„Ich werde dem hübſchen Jungen einige Becher Wein reichen laſſen, um zu erproben, ob er ein Türk oder ein Chriſt iſt.“ Mit dieſen Worten ging Mechtilde nach der Schenkbank, und der ſchöne Knappe folgte der an ihn ergangenen freundlichen Einladung.

Apel Vitzthum hatte ſeinen Freund Rechberg in ein Fenſter gezogen, und indeß die Geſellſchaft der Freude den Zügel ſchießen ließ, verhandelten dieſe Beiden angelegentlich mit einander.

„Ihr werdet Euch erinnern,“ ſagte Apel, „welchen Wohlgefallen der Herzog auf ſeiner Hochzeit an Euerer Schwägerin fand.“

„O, er hatte faſt nur Augen für ſie!“ entgegnete der Andere, „und geberdete ſich wie ein lüſterner Minneknabe. Auch hat er mich ſeit der Zeit gar oft nach ihr befragt und ſich nach ihrem Befinden theilnehmend erkundigt.“

„Auch gegen mich hat er mehr als einmal geäußert, daß ihre Liebenswürdigkeit ihm nicht gleichgültig ſei. Nun mein' ich, Ritter, Katharina iſt zu guter Stunde gekommen.“

„Ich glaub' Euch zu verſtehen, Apel.“

„Ihr ſeht ein, daß wir aus jedem an unſerm Wege wachſenden Flachs Fäden ſpinnen müſſen, die wir zu einem Seile zuſammendrehen, womit wir den Herzog an uns binden und ihn damit leiten wie und wohin wir wollen. Der wildeſte Bär folgt ſeinem Führer willig, wenn dieſer ihm das Leitſeil durch die Naſe gezogen hat. Nun denk' ich, Katharina iſt das grüne üppige Flachsſtück, das uns zum Seil für des Herzogs Naſe werden muß. Geht die ſchöne Witwe auf unſern Plan ein und tritt in unſre Wagſchale, ſo erhalten wir ein Uebergewicht, das uns Kunz von Kauffungen nicht aufwiegen ſoll, und zög' er den Kaiſer mit heran. Ich denke, der Ritter Heßberg hat uns zur guten Stunde das Zeitliche geſegnet. Wir bringen die reizende Frau an den Hof; ihr Herz iſt nicht von Stein, und der Herzog nicht ſchwer zu gewinnen."

„Ihr habt da einen guten Gedanken. Die Herzogin Anna ſcheint den jungen Herrn eben nicht ſehr anzuziehen."

„Sie iſt eine Betſchweſter und hat eine Froſchnatur, die ſich ſchlecht zu den feurigen Ausbrüchen ſeines jungen Bluts paßt. Wenn ſein kecker Uebermuth auflodert, ſo weint ſie wie ein verzogenes Kind. Sie hätte eine Nonne werden ſollen; für die Frau eines jungen rüſtigen Fürſten iſt ſie verdorben. Katharina wäre das Weib, das den Brauſekopf zu feſſeln vermöchte."

„Wahrlich!" rief Kochberg vergnügt und rieb ſich die Hände; „ſie kann uns das Regiment auf immer ſichern. Dann mag der Kurfürſt mit allen ſeinen klugen Räthen mit langen Naſen abziehen; und wen wir am meiſten auslachen, das iſt der hochnaſige Kunz von Kauffungen."

„Aber behutſam laßt uns zu Werke gehen!" fuhr Apel fort. „Wir bringen Katharinen nach Weimar; dort muß ſie der Herzog unvermuthet finden. Erſt muß er fertig werden mit den albernen Unterhandlungen, aus denen doch kein Friede werden ſoll, das ſchwör' ich Euch zu. Sind ihm die brandenburgiſchen Markgrafen und der heſſiſche Landgraf vom Halſe, dann iſt er wieder ganz unſer, und ungeſtört führen wir ihn zu unſerm Ziele. — Doch jetzt laßt uns an das gehen, was uns zunächſt liegt! Es iſt Zeit, daß

Ihr unterſchreiben laßt. Der Provencerwein hat ſeine Schuldigkeit gethan; thut Ihr die Euere. Hier iſt das Pergament und der Griffel.“

Kochberg ſchlich geſchmeidig wie eine Katze von Ritter zu Ritter; keiner verweigerte die Unterſchrift; die meiſten unterſchrieben, ohne zu wiſſen was. Ein lärmender Toaſt folgte raſch dem andern. „Hoch lebe der edle ritterliche Herzog von Thüringen!“ — „Unſerm Wirth ein donnerndes Hoch!“ — „Die Freunde und Anhänger Herzog Wilhelm's und Apel Vitzthum's leben!“ — „Nieder mit dem Kurfürſten und ſeinem Anhange!“

Apel berichtete zum Dank ſeine Abſicht, das Heer durch böhmiſche Miethſoldaten zu verſtärken, und wildes Jauchzen war die Antwort der berauſchten Banketirer. Eine allgemeine Verſchwörung vereinte die Gäſte, die ſich erſt früh trennten.

Der Graf von Schwarzburg beurlaubte ſich bei der ſchönen Witwe mit zärtlichen Blicken und Händedrücken, die von ihr nicht unerwidert gelaſſen wurden. Sie gab ihm auf ſein Bitten die Erlaubniß, ſie morgen nach Roßla begleiten zu dürfen, und wonneberauſcht taumelte der verliebte Graf auf ſein Lager. An der Thüre wartete der Knappe mit Kerzen, um ſeine Herrin nach ihrem Gemach zu bringen. Mechtilde warf ihrer Schweſter beim Gutenachtgruß noch einen lachenden Blick zu.

Der ſchonlockige Junge ſetzte die Kerzen auf den Tiſch und blieb mit einem verdrießlichen Geſichte ſtehen.

„Was haſt Du vor, Cäſar?“ fragte Katharina und ſtreichelte ihm das Kinn. „Deine Stirn iſt mit Wolken umlagert.“

Cäſar erwiderte nichts, ſondern verrichtete Zofendienſte bei der Gebieterin.

„Du biſt mürriſch, lieber Junge; hab' ich Dir weh gethan?“ fuhr ſie mit ſüßer Stimme fort. „Der hübſche Graf von Schwarzburg hat Dich eiferſüchtig gemacht. — Sei kein kleiner Thor! Dir ſoll nichts abgehen. Du weißt doch, wie gut ich Dir bin. Drum ſchmolle nicht!“

Da wurde des braunen Burſchen finſteres Geſicht wieder heiter und halb bittend erwiderte er: „Ich glaubte, Ihr wäret meiner überdrüßig, weil Ihr ſo ſchön thatet mit dem rothen Geſicht.“

„Du biſt ein dummes Kind und wirſt zuweilen unverſchämt. Will Dir denn nicht zu Kopfe, daß Du nicht das Zeug dazu haſt, Dich gegen mich wie ein minneſüchtiger Junker zu betragen? Der Liebesbote mag ſich wohl ſüßen Lohns erfreuen, aber er darf nie vergeſſen, daß er der — wenn auch gehätſchelte — Knecht iſt.“

„Wenn Ihr mir Euere Gunſt ſchenkt, ſo will ich Euere Aufträge beſtellen, an wen Ihr wollt. Auch will ich nicht hinſehen, wenn ein Anderer Euch küßt, obgleich mir's jedesmal einen Stich durch's Herz giebt. Nur verſtoßt mich nicht!“

„Nimmermehr! Du biſt mir theuer geweſen, als mein Eheherr ſiech darnieder lag, und ich geſtorben wäre vor Sehnſucht und Langeweile, hätt' ich Dich nicht gehabt, Du wirſt's mir ſein, ſo lange Deine ſchwarzen Augen ſo verliebt und verlangend mich anſehen.“

„Ich habe Eueretwegen auch Manches im Stich gelaſſen, Vater und Mutter, das glaubt mir.“

„Ei, Schelm, wie Du lügen kannſt! Haſt Du ſolch ſchlechtes Gedächtniß, daß Du Deine frühere Ausſage nicht behalten haſt? Als Du auf unſere

Burg kamſt, erzählteſt Du ja meinem preßhaften Gemahl und mir, Du wärſt ein armes Waiſenkind."

„Das ſagte ich nur, damit Ihr mich behalten möchtet. Ich hatte Euch geſehen, und von dem Augenblick an war kein Wunſch weiter in mir, als in Euerer Nähe zu ſein und Euch zu dienen. Es wurde immer toller mit mir; da ging ich meinen Leuten durch und kam zu Euch."

„Du ſüßes Herzblatt!" entgegnete Katharina, ſchlang ihren Arm um ihn, und küßte ſeinen friſchen Mund. „Alſo meinetwegen? Solche Anhänglichkeit werd' ich Dir ſtets vergelten. Nur ſei verſchwiegen wie das Grab; keine Seele darf jemals erfahren, was wir uns ſind. — Aber wer biſt Du denn eigentlich?"

„Ein Aegyptier. Meine Aeltern zogen durch das Land, und Gott weiß, wo ſie jetzt ſind."

„Aus Aegypten!" rief die Frau überraſcht. „Drum haſt Du ſolch ſüdliches Feuer und liebſt ſo innig, ſo recht, wie ich ſelbſt. Komm, Junge, und erzähle mir, wie Du nach Deutſchland gekommen biſt, wie Du mich lieb gewonnen haſt, und wie Du mich jetzt liebſt."

Er gehorchte gern dem ſüßen Befehle.

## 2.

## Böhmiſche Hülfsvölker in Thüringen.

Katharina zog, wie zum Hohn in Trauer gekleidet, mit dem zärtlichen Grafen von Schwarzburg nach Roßla. Cäſar ritt hinter her, bald pfiffig lächelnd, bald dem Ritter im Rücken Geſichter ſchneidend, bald maulend und ſchmollend, wie ein ungezogenes Kind. Katharina warf ihm, je nachdem ſein Betragen war, einen aufmunternden, einen tadelnden oder einen ſtrafenden Blick zu. Der Graf erhielt die feurigen, ſchmachtenden, ſüßen und berauſchenden. Eh' das Paar das brandenſtein'ſche Ritterhaus erreichte, war es ſchon im ſchönſten Einverſtändniß. Graf Heinrich blieb während der ganzen Zeit der Waffenruhe in Roßla und war bald Katharina's erklärter Minnewart.

Apel Vitzthum war nach Freiburg zum Herzog geritten. Mit dem Dokumente aller vornehmen Ritter von ſeiner Partei in der Hand, in welchem ſie die Fortſetzung des Kriegs wünſchten, war es ihm leicht, den heißblütigen Fürſten nach ſeinem Willen zu bereden. Nachdenken und Prüfen war des Herzogs Sache nicht; die Regierungsſorgen legte er gern auf Apel's Schultern; er liebte es auch, von Kriegsruhm zu träumen und verſchloß die Augen nicht, wenn ihm Apel in der Ferne den Kurhut zeigte. Zum Kriege hatte er nun nicht allein „gerechten“ perſönlichen Grund (wie er meinte und Apel ihm beſtätigte), all ſeine Vaſallen beſtanden auch darauf. Alle Vorkehrungen, die die umſichtigen Friedensvermittler bei Wilhelm getroffen hatten, waren mit einem Schlage vernichtet, als Apel von Aufbringung eines böhmiſchen Heeres ſprach. Ohne auf irgend etwas Rückſicht zu nehmen, jubelte der ſtolze Jüngling auf, ſchlug an ſein Schwert und rief: „Ja, Krieg. Apel, das iſt mein Element! Ich fühl's, ich bin ein Fiſch ohne Waſſer, wenn ich nicht die Waffe gegen den Feind ſchwingen kann. Die Tuckmäuſer wollen mich immer zum Frieden beſchwatzen. Ich ſoll nachgeben, ſoll meinem Bruder den Pantoffel küſſen, ſoll auch ſanftmüthig und friedfertig ſein. Wenn ich erſt noch einmal ſo alt bin, iſt's auch noch Zeit. Mein Herz hat erſt drei und zwanzig Jahre geſchlagen, und ſoll ſo langſamen Schritt halten, als wenn's an Krücken ginge, wie das nichtsnutzige Herz des Kurfürſten. Schafft mir die Böhmen, Apel, und Niemand ſoll mir wieder etwas von Vergleich vorleiern, ſelbſt Kunz von Kaufſungen nicht, den ich unter all den Friedensprädicanten am meiſten ſchätze. Der ſanfte Fritz ſoll ſich nicht wieder einfallen laſſen, von Euerer Entfernung zu faſeln, und wir wollen's auf die Entſcheidung der Waffen ankommen laſſen, ob ich geſchickter bin, neben dem Herzogthum Thüringen auch das Kurfürſtenthum zu verwalten, oder er ſich auch in Thüringen Herr nennen zu laſſen.“

So ſchwadronirte der verblendete Fürſt fort und gab Apeln die ſtärkſten Beweiſe ſeiner unbeſchränkten Gunſt. Dieſer ritt mit einigen ſeiner Getreuen in das böhmiſche Land, beſuchte viele bekannte Ritter, die den Antrag mit Freuden ergriffen, und kam nach Prag zum Statthalter des unmündigen Königs Ladislaus, Georg Podjebrad. Dieſer einflußreiche Mann war ein Freund der Huſſiten und ein Feind des katholiſchen Klerus. Die Länder des Kurfürſten von Sachſen, von Anbeginn der Huſſitenzüge Gegenſtand ihrer Rache, waren auch jetzt noch von anziehender Kraft für die Böhmen, und Podjebrad war dem frommen und ſanftmüthigen Friedrich nichts weniger als geneigt. Er ergriff die lang gewünſchte Gelegenheit, ſich in Sachſen feſtzuſetzen, vielleicht in der Hoffnung, den unterdrückten Taboriten dadurch wieder emporzuhelfen. Die Entzweiung der brüderlichen Herrſcher hatte ja die ſonſt verbundene Kraft getheilt, und ſo war es möglich, beiden zu ſchaden, obgleich man des einen Partei nahm. Podjebrad, dies Alles klug berechnend, forderte desungeachtet einen hohen Preis für die Truppen und bedingte ihnen eine reiche Löhnung. Apel ſtand nicht an, Alles zuzuſagen, um ſeinen Zweck zu erreichen. Des Kurfürſten Land, meinte er, müſſe ja doch zahlen, was der Krieg koſte. Podjebrad und die böhmiſchen Vaſallen machten ſich verbindlich, ihr Heer binnen vierzehn Tagen an die Grenze des Oſterlandes zu ſtellen und daſſelbe ein Vierteljahr lang dem Oberbefehl des Herzogs Wilhelm zu unterwerfen. Apel verbriefte ſich mit ihnen darüber und nahm dann ſeinen Weg wieder nach Hauſe. Das glückliche Vollbringen dieſes Geſchäfts feuerte nicht nur ſeine Getreuen und die Partei, die er ſich geſchaffen, ſondern auch das ganze Heer des Herzogs an, ſo daß man nur von Krieg und nichts mehr von Frieden ſprechen hörte.

Der Waffenſtillſtand ging zu Ende, und die fürſtlichen Friedensvermittler, die ſich während deſſelben auf kürzere oder längere Zeit entfernt hatten, trafen wieder ein, ihr Werk fortzuſetzen. Der Herzog willigte zum Schein ein, um nicht gegen ſeine Schwäger zu verſtoßen, doch beſtand er feſter und unerſchütterlicher, als je auf ſeinem Willen und verlangte ſogar, der Kurfürſt ſolle ihn im Beiſein ihrer beiderſeitigen Räthe nach aller Form wegen der ihm angethanen Beleidigungen um Verzeihung bitten. Nur zu wohl wußte er, daß unter ſolchen Bedingungen nimmermehr eine Annäherung möglich werden könne.

Die Markgrafen von Brandenburg und der Landgraf von Heſſen beriefen die Räthe beider Fürſten und die Landſtände, und da man glaubte, daß die St. Georgenkirche, in der man erſt geſtritten, durch die Beſprechung weltlicher Händel entweiht würde, ſo tagte man unter einer großen Linde vor derſelben.

Jede Partei hatte einen geſchickten Sprecher, die damit anfingen, lange gelehrte lateiniſche Reden gegen einander zu halten. Jeder unterſtützte ſeine Gründe aus vielen Rechtsbüchern und Geſetzen und kam eigentlich gar nicht auf die Hauptſache. Beide ſagten viel Gutes und Schönes, ſagten es lateiniſch und deutſch; aber ſie hätten es in allen Sprachen der Welt ſagen können, es hätte nichts gefruchtet. Binnen drei Tagen ſteigerte ſich die Langeweile der Zuhörer, obgleich ſich einige zur Abwechſelung zuweilen in den Streit miſchten, bis zur Unerträglichkeit; aber die Angelegenheit war dadurch nicht weißer noch ſchwärzer geworden. Endlich riß die Geduld, die Parteien wurden heftiger; man ſtritt über die Vorrechte der Brüder vor einander, über die Untreue der thüringiſchen Edeln, welche zum Kurfürſten übergegangen waren, über die ſchwarzburgiſchen Erbverhältniſſe und über zehnerlei Dinge, aber es wurde auch kein einziges zu einem beſtimmten Reſultat gebracht. Viele Ritter verließen unmuthig die Stadt und zogen es vor, zu den Waffen zu greifen und auf ihre eigene Fauſt den Feind zu bekriegen, als in Naumburg ſich die Kehlen heißer zu ſprechen und doch nichts auszurichten. Graf Ludwig von Gleichen, Hermann von Harras und mehre thüringiſche Edle von des Kurfürſten Partei fielen mit ihren Haufen in die Dörfer um Weimar, brannten ſie nieder, verwüſteten das Land, verjagten die Bauern und richteten alle erdenklichen Greuel im Gebiete des Herzogs an. Der Erſtere trieb es mit Apel Vitzthum's Beſitzthümern um Tannroda ſo abſcheulich, daß dieſer ſich genöthigt ſah, ihm mit bewaffneter Macht entgegen zu gehen. Er vergalt damit, Dörfer des Kurfürſten zzu erſtören. Selbſt in der nächſten Umgebung Naumburgs fehlte es während der eifrigen Unterhandlung nicht an Neckereien, Reibungen und blutigen Auftritten. Der Herzog ritt faſt alle Tage von Freiburg nach Naumburg, und obgleich er an den Geſprächen nicht perſönlichen Antheil nahm, ſo wenig wie ſein Bruder, ſo wollte er doch eben ſo wie Jener in der Nähe ſein. Endlich wurde ihm gemeldet, daß die Böhmen an der Grenze erſchienen ſeien; plötzlich nahm er nun einen noch trotzigeren Ton an, ſeine ſtreitluſtigen Anhänger wurden muthiger und hitziger; die Kurfürſtlichen ließen ſich auch nichts nehmen, und wären die fürſtlichen Schwäger nicht zugegen geweſen und hätten den Haufen in Ordnung gehalten, es würde auf dem Platze der Unterhandlung zu Thätlichkeiten gekommen und die alte ehrwürdige Linde ein Denkmal blutigen Zwiſtes geworden ſein.

Kunz von Kauffungen hatte ſich alle Mühe gegeben, neue Feindſeligkeiten zu verhindern, und ſo ſehr es ihm gelungen war, ſeinen fürſtlichen Herrn zu milderen Geſinnungen umzuſtimmen, ſo wenig vermochte er auf den Herzog einzuwirken, der ihn entweder gar nicht vor ſich ließ oder nicht anhörte. Apel hatte auch ſchon ſolche Veranſtaltungen getroffen, daß der Herzog für faſt Niemanden als ihn ſelbſt zu ſprechen war.

Jetzt eilte der ränkevolle Mann, auf Wilhelm's Geheiß, die Böhmen zu empfangen. Sie wurden von ihm in die Gegend von Weida bis nach Weißenfels in die Dörfer und Städte verlegt. Statt aber als Söldner des Landesherrn ruhig zu liegen, bis dieſer ſelbſt ſie zu ſeinem Dienſt auffordern werde, folgten ſie ihren eigenen Lüſten, fielen über die Bauern in den Stiftern Merſeburg und Naumburg her, beraubten ſie, ſchlugen ſie todt, ſchändeten Weiber und Mädchen und brannten Dörfer und Höfe nieder.

Apel Vitzthum war über dieſen Unfug beſtürzt und ſuchte dem Herzog die Kunde zu verheimlichen, daß er einen neuen Feind ins Land gebracht habe. Die Böhmen wurden aber, da ihnen Niemand wehrte, von Tag zu Tag ungeberdiger, und der Herzog mußte ihre Schandthaten endlich doch erfahren. Nun waren ſie aber ſchon trotzig geworden, ließen nicht mit ſich reden, hörten auf keine Abmahnung und gaben dem Herzog und ſeinen Geheimen gegründete Veranlaſſung zu der Befürchtung, das unbändige Volk möchte am Ende gar, wenn man ihm zu nahe trete, das Schwert gegen ſie ſelbſt kehren. Dieſe Furcht bewirkte mehr, als Kauffungen's Mühe. Die Unterhandlungen zu Naumburg hatten vierzehn Tage gedauert, und die Parteien trennten ſich mit Haß und Erbitterung. Die Häupter blieben in der Stadt. Kunz wagte noch einen Verſuch; er fand den Herzog nachgebiger als ſonſt, ſelbſt Apel zeigte ſich zum Frieden geneigt und bot die Hand. Wilhelm machte jetzt nur die Bedingung, daß der Kurfürſt nicht auf die Abdankung der Vitzthume beſtehen ſolle, in allen andern Stücken wolle er ſich mit ihm zu vergleichen ſuchen. Landgraf Ludwig benutzte auf Kunzen's Bericht dieſe günſtige Stimmung; beide beredeten den ſtreitmüden Friedrich, von der Hartnäckigkeit ſeines Willens in dem einen Punkte abzuſtehen, und ſo wurde endlich eine perſönliche Zuſammenkunft der Brüder verabredet. Apel ſah wohl ein, daß er unter den zwei Uebeln dieſes als das kleinere vorziehen müſſe, doch ließ er ſich vom Herzog verſprechen, nichts mit ſeinem Bruder abzuhandeln, was ſie nicht vorher beſtimmt hätten. Wilhelm, mit dem eigentlichen Grunde und den Einzelheiten der meiſten Streitpunkte nur oberflächlich bekannt, fügte ſich gern der Meinung und Beſtimmung ſeines „alten getreuen“

Apel's, wie er ihn zu nennen pflegte. Am feſtgeſetzten Tage ließen ſich beide Fürſten nach dem Schloſſe führen, jeder von ſeinem Anwalt begleitet. Ausdrücklich hatte man bedingt, daß außer den verwandten Fürſten Niemand weiter zugegen ſein ſolle. In einem großen Saale kamen ſie ſich entgegen, reichten ſich die Hände und umarmten ſich. Aber Wilhelm war nicht ſo herzlich wie vor zwei Jahren in Halle, und Friedrich nicht wärmer, es blieb eine ſteife Verſöhnungsſcene, die keinen befriedigte. Der Kurfürſt berührte den Punkt nicht, über den aller Streit entbrannt war, aber eben deshalb war er mißmuthig, daß er nach jahrelangem Kriege nichts über ſeinen trotzigen Bruder gewonnen; Wilhelm nahm ein rauhes Weſen an, und hätten nicht die anderen Fürſten die Unterhaltung befördert, es wäre zwiſchen den Brüdern zu gar keiner Verabredung gekommen. Ein neuer Waffenſtillſtand bis zu einer Verſammlung der Stände in Mühlhauſen war die Folge dieſer Scheinverſöhnung; den Markgrafen von Brandenburg und dem Landgrafen von Heſſen wurde von Beiden die endliche Entſcheidung übertragen. Unbefriedigt und grollend, wie ſie zuſammen gekommen waren, gingen die Brüder wieder von einander, und man konnte es dieſer lauen Vereinigung anſehen, daß ſie nicht lange anhalten werde.

## 3.

## Ein geheimnißvoller Ritt.

Herzog Wilhelm befand ſich in einer überaus mißlichen Lage, gegen die die Augen zu verſchließen ſelbſt ſein zeither ſtets bewährter jugendlicher Leichtſinn nicht mehr aushalf. Alle Künſte des alten ſchlauen Ränkeſchmieds, die den jungen Fürſten über die wahre Beſchaffenheit der Verhältniſſe zu täuſchen verſtanden hatten, zogen nicht mehr, den Herzog in Unwiſſenheit zu laſſen, oder etwas vorzuſpiegeln: Apel war mit ſeiner Weisheit zu Ende. So feſt ſaß er aber doch in der Gunſt ſeines Gebieters, daß dieſer trotz alledem in ihm nicht den Begründer und Verurſacher der ſteigenden Bedrängniß ſah, ſondern Grund und Urſache lieber in den Sternen ſuchte, in der Unbrüderlichkeit des Kurfürſten, in der Untreue der Vaſallen und wo ſonſt noch, als da wo ſie wirklich lagen: in ſeiner Unfähigkeit ein Land zu regieren und in der Hab- und Herrſchſucht ſeiner unwürdigen Günſtlinge.

Faſt der größere Theil des Grundes und Bodens im Herzogthum Thüringen gehörte den geiſtlichen Stiften, die ihre freundliche Geſinnung für den Kurfürſten bei mehr als einer Gelegenheit unverhohlen an den Tag gelegt hatten. Der reichen Vaſallen gab's eine große Anzahl, die mit ihren Gütern ſeinen eigenen Landbeſitz ſehr ſchmälerten und von der vitzthum'ſchen Partei durch Stolz, Trotz und Geldmacherei gekränkt, offen oder heimlich dem Kurfürſten zuhingen. Und wie ſchrecklich waren ſchon ganze Gegenden ſeines Landes verwüſtet, ſo daß an Abtragung von Steuern und fürſtlichen Gefällen unter Jahren nicht gedacht werden konnte! Sollten noch mehr Dörfer, Felder und Wälder verbrannt und verwüſtet werden? Was ſollte dann aus ſeiner hochfürſtlichen Herrlichkeit werden, deren Kaſſen jetzt ſchon oft leer genug waren? Mit welchen Mitteln wollte er dann die phantaſtiſchen Jünglingsträume von Wiederherſtellung des alten glänzenden Ritterthums, der Feſte und Turniere, des Minnegeſangs und des Frauendienſtes verwirklichen, die ihm im Kopfe ſpukten und von den Vitzthumen genährt wurden?

Die böhmiſche Hülfe hatte ihm ſchnell den Sieg über den Kurfürſten und dann Geld in Fülle verſchaffen ſollen, und nun war ſie ſeine eigne Geißel geworden und drohte ihn in weit größere Verlegenheit zu ſtürzen als das kurfürſtliche Heer ſelbſt. Es war leicht vorauszuſehen, daß die Böhmen, wenn ſie in der Weiſe fort wirthſchafteten, wie ſie angefangen, in gar nicht langer Zeit das ganze thüringer Land aufgezehrt haben würden. Und wer ſollte es ihnen wehren? Wie ſollte ſie ſich der Herzog vom Halſe ſchaffen, bevor ſie nicht bezahlt waren? Und zu ihrer Befriedigung war ſchlechterdings kein Geld aufzutreiben. Der Herzog hatte Boten auf Boten mit Befehlen und Bitten an den Feldhauptmann derſelben, Hroska, geſchickt, die Einen hatten ſo wenig gefruchtet als die Andern; die Vitzthume waren ſelbſt in das böhmiſche Lager geritten: es hatte nichts geholfen. Die Erneuerung des Kriegs ſtand vor der Thür, von des Herzogs Trotz provocirt; der Kurfürſt war gut gerüſtet, der Herzog ſchlecht, und zu wem die Böhmen eigentlich halten würden, war ſehr ungewiß. Denn plötzlich drang ein ſeltſames Geflüſter zu des

Herzogs Ohren von ganz unerwarteten Dingen, die ſich in aller Stille vorbereitet haben ſollten und die beim rechten Lichte beſehen, nichts weniger als unwahrſcheinlich waren.

Herzog Wilhelm hatte außer Apel Vitzthum, deſſen Brüdern und Vettern noch einige andre Vertraute, die, wenn in Rang und Stand weit geringer als jene, ihm dafür deſto lieber waren. Denn eigentlich war es doch mehr Ehrfurcht oder wohl gar Furcht und Scheu vor dem alten Apel, die ihn von demſelben abhängig machten. So wild und ungeberdig auch ſonſt immer der junge Herzog ſich benahm, Apeln gegenüber ſpielte er doch eine etwas blöde und kindiſche Rolle. Er war ſeiner eignen geiſtigen Schwäche ſich bewußt, überzeugt, daß ihm Apel zum Regieren durchaus unentbehrlich ſei, und daß er auf Erden keinen treuern, weiſern und gerechtern Miniſter finden könne. Nichts deſtoweniger fühlte er ſich aber doch in Apel's Geſellſchaft durch ſeine Abhängigkeit von demſelben etwas genirt. Dieſes war durchaus nicht der Fall, wenn er ſeine gemeinern Vertrauten um ſich hatte. Dies waren einige Vögte, Waldwarte und Junker von wenig Befähigung und Bedeutung, mit welchen er zechte, ſpielte und lärmte. Er konnte ſich da ganz als ungezogener Rele gehen laſſen, konnte ſeine Bocksſprünge machen und jeder tollen Eingebung ſeiner verwöhnten Laune folgen. Der liebſte Mann in dieſer unpolirten Geſellſchaft war ihm der Burgvogt der Veſte Dornburg, ehemals ſein Leibdiener, ein in Laſtern und Sünden ergrauter Spaßmacher und Schlemmer, von dem der Herzog mehr als eine Untugend gelernt hatte, und der ihm deshalb über Alles lieb und werth war. Dieſer Freund und Geſellſchafter des Herzogs hieß Hotzel. Der jetzige Leibdiener des jungen Fürſten war ein Schweſterſohn deſſelben, Namens Seiffarth, ein Menſch ganz nach ſeinem Ohm geartet und deshalb vom Herzog ebenfalls ſehr geliebt. Von dieſen Leuten erfuhr der leichtſinnige und lebensluſtige Fürſt oft Dinge aus dem Volke, die ihm die Vitzthume abſichtlich verſchwiegen, freilich aber auch nur ſolche, die ihn Hotzel oder Seiffarth wollten erfahren laſſen. So hinterbrachte denn der Burgvogt von Dornburg: er habe von einem Rottenführer der Böhmen, mit dem er einen Abend gezecht, erfahren: die Widerſpänſtigkeit der Böhmen gegen die Befehle des Herzogs und ihre wüſte Wirthſchaft habe ihren guten Grund. Man munkele: die Böhmen wären von den Tatern für den vom Kurfürſten gefangen gehaltenen zweiten Bruder, den Herzog Sigismund von Sachſen, gewonnen, würden ſich beim Wiederbeginn des Kriegs für dieſen erklären, ihn aus der Gefangenſchaft befreien, die ihm gebührende Landesportion erobern und ihn auf den Herzogsſtuhl, der ihm von Gott und Rechtswegen gebühre, ſetzen.

Schon vor einiger Zeit war verlautet, daß die Geiſteskrankheit, mit welcher der gefangene Herzog Sigismund behaftet geweſen, gewichen ſei, und man erklärte die fernere Haft deſſelben für eine Ungerechtigkeit des Kurfürſten.

In der That konnte es keinen beſſern Zeitpunkt für Herzog Sigismund geben, ſeinem klaren Recht, dem ſeine beiden Brüder freiwillig niemals die Anerkennung gewähren würden, den nöthigen Nachdruck zu verſchaffen und zu ſeiner Landesportion zu gelangen, als dieſer Bruderkrieg. Es ſtand zu erwarten, daß Sigismund, wenn er zum vollen Gebrauch ſeiner geiſtigen Thätigkeit wieder gelangt ſei, dieſe Gelegenheit benutzen würde. Es war eben ſo wahrſcheinlich, daß der Statthalter von Böhmen, Podjebrad, ein ſchlauer Mann, ebenfalls dieſe Gelegenheit benutzen würde, den Kurfürſten, wie den Herzog Wilhelm an Land und Leuten dadurch zu ſchwächen, daß er die Anſprüche des Herzogs Sigismund mit einem Heer unterſtützte.

Als Herzog Wilhelm dieſe ihm ſo gefährliche Sachlage überſah, verwünſchte er den Rath Apel Vitzthum's, der die Böhmen ins Land gebracht hatte.

Hotzel's Nachricht von den Böhmen war aber doch auch wiederum ſo unbeſtimmt und ungewiß, daß ſie ein bloßes Soldatengerücht ſein konnte. Der Herzog beſchloß in ſeiner großen Verlegenheit ſich Gewißheit darüber zu verſchaffen. Aber nicht allein über den möglichen Plan ſeines Brudes Sigismund, ſondern über ſeine ganze bedenkliche Lage. Denn das begriff er jetzt, daß es ſich um ſeine Exiſtenz handle. Trat Sigismund wirklich mit einem böhmiſchen Heere gegen ſeine Brüder auf, ſo ließ ſich vorausſehen, daß er auch bald einen ſtarken Anhang im Oſter- und im Pleißnerlande finden werde. Dann gab es einen Bruderkrieg, wie noch keiner geweſen: drei Brüder, jeder gegen jeden, und eine grenzenloſe Verwirrung, deren für Herzog Wilhelm günſtigſte Löſung der Verluſt der Hälfte ſeines Landes war. Siegte aber der Kurfürſt, ſelbſt von Sigismund abgeſehen, was unter den jetzigen Umſtänden wahrſcheinlich war, ſo durfte Wilhelm einem gleichen Schickſale wie das Sigismund's entgegen ſehen, des Landes verluſtig erklärt und eingeſperrt zu werden. Es war immerhin im Auge zu behalten, daß der Schwager des Kurfürſten der deutſche Kaiſer war.

„Wir müſſen in das böhmiſche Lager reiten und die Tatern, die ſich darin herumtreiben, zu gewinnen und auszuhorchen ſuchen,“ ſagte Hotzel zum Herzog. „Ich glaube, wir gehen da nicht fehl und erſahren den reinen Grund über die Abſichten des Herzogs Sigismund."

„Ich reite ſelbſt mit!" rief der Fürſt. „Ich, Du und Seiffarth, ich als gemeiner Ritter und mein eigner Bote an den Feldhauptmann Hroska."

„Da kann Euch die Wahrheit nicht entgehen, Gnaden. Ihr hättet ſolch einen heimlichen Ritt ſchon längſt machen ſollen. Und die Tatern ſind tüchtige Wahrſager; die gucken in die Zukunft, wie wir in eine Weinkanne. Im Thüringerwalde hat die letzten Jahre zu Zeiten eine Taternbande bald hie, bald da ihr Weſen getrieben, die ſoll eine Aeltermutter haben, ſo erfahren in der Wahrſagerei wie die Hexe von Endor, der der jüdiſche König Saul einen Beſuch machte, um ſich Raths bei ihr zu erholen. Was meint Ihr, gnädigſter Herr, wenn Ihr zwei Fliegen mit einem Klaps erlegtet und es dem König Saul nachthätet?"

„Das iſt ein geſcheidter Einfall von Dir!" rief der Herzog. „Den wollen wir unverzüglich ausführen. Eh' der Tag graut morgen, müſſen wir zu Gaule ſitzen. Aber wo werden wir die Hexe finden?"

„Das, denk' ich, ſollen wir im böhmiſchen Lager erfahren."

„Beſorg' mir ein Kleid, Häuschen, und was mich ſonſt ſo unkenntlich als möglich macht."

Kein Menſch von den Hofleuten erfuhr von dieſem Ritt. Am folgenden Tage hieß es, der Herzog ſei nach Weimar. Das war nichts Ungewohntes. Unterdeſſen trabte er in ſehr unſcheinbarer Geſtalt auf der Straße nach Gera und unterhielt ſich zum Schönſten mit ſeinen Dienern. Aber die gute Laune wurde ihm doch verdorben, als ſie die Dörfer erreichten, in welchen die Böhmen einlagen, und er ſich mit eignen Augen von der Heuſchreckengeſchicklichkeit derſelben überzeugte, alles Eßbare zu verzehren und das Uebrige zu verwüſten. Die Bauern klagten Gott die Noth und verwünſchten den Bruderkrieg ſammt den Brüdern, die ihn führten. Der Herzog hörte keine ſeinen Loblieder auf ſich ſingen. Die Böhmen betrugen ſich frech und brutal wie in einem feindlichen und eroberten Lande und verlachten den Bauer und deſſen Herzog.

In Weida fand dieſer ziemlich verſtimmt das böhmiſche Hauptquartier. Da ging's wild und luſtig zu. Die Soldaten trieben das Vieh der Bauern herbei, Andere ſchlachteten, buken und brauten. Auf dem Platze unter der Linde wurde geſchmaußt, gezecht, getanzt, geſpielt. Es ging zu, wie auf einer thüringiſchen Dorfkirmeß. Nur daß die Bauern hier keine fröhlichen Geſichter zeigten. Eine Zigeunerbande ſpielte zum Tanze auf, die Soldaten tanzten zumeiſt mit Zigeunermädchen.

Der Herzog ließ ſich zum Feldhauptmann Hroska führen. Er fand ihn in einem Zechgelag mit den Rottenführern. Der Herzog nannte ſich Ritter von Dornberg, Bote des Herzogs, deſſen Brief er überbringe. Graf Hroska las das Schreiben und lachte. „Euer Herzog hat gut ſchreiben!“ ſagte er dann ſpöttiſch. „Er hätte erſt bedenken ſollen, daß böhmiſche Soldaten keine frommen Meßknaben ſind. Sie ſind zum Krieg geſchaffen und beſtellt. Der Krieg iſt ihr Leben und ihr Tod. Zum Krieg ſind ſie nach Thüringen gerufen worden. Werden ſie nun nicht in den Krieg geführt, ſo fangen ſie kleinen Krieg auf ihre eigne Fauſt an und mit dem Bauer und ſeiner Heerde, und mit des Bauern Weib und Tochter ſchließen ſie Frieden. Das iſt Weltlauf. Was will Euer Herzog?“

„Ihr ſollt das Land ſchonen!“

„Schont er es? Schont es ſein Bruder, der Kurfürſt? Er mag ſelbſt kommen und ſein Land beſchützen. Ich bin nicht dazu beſtellt, und wenn ich's wäre, ſo könnt' ich's nicht.“

Der Herzog begriff leicht, daß hier gar nichts zu machen ſei, und er gab ſich Mühe gute Miene zum böſen Spiel zu machen. Da ihm weiter nichts übrig blieb, ſo nahm er die Einladung der böhmiſchen Herren an und zechte mit ihnen und ergötzte ſich am Tanze der Tatermädchen.

„Wenn ich die Bauern Eueres Herzogs auch nicht mit Haſenpfötchen ſtreicheln kann,“ ſagte der Feldhauptmann zum Herzog, „ſo gelingt mir's vielleicht doch Euch eine abſonderliche Freude zu machen. Ihr ſcheint Wohlgefallen am künſtlichen Tanze der ägyptiſchen Kinder zu finden; das iſt mir ein Beweis, daß Ihr Geſchmack in dieſem Fache habt. Ihr ſollt etwas ganz Apartes haben. Geſtern iſt die kleine niedliche Königin dieſer Zigeuner hier angelangt, um ihre Befehle an ihr Volk ſelbſt zu überbringen. Dieſes Kind tanzt zum Entzücken. Ich habe nach ihr geſchickt, und ich zweifle kaum, daß ſie meinen Wunſch erfüllen wird.“

Nach einiger Zeit wurde die Muſik der Tambaurins, der Triangel und des Cymbals lebhafter und rauſchender. Hroska nickte dem Herzog bedeutungsvoll zu, und einen Augenblick darauf hüpfte Eſtrella's phantaſtiſche Geſtalt herein, reizend wie der arabiſche Dichter ſich die Houris geſchaffen hat, und entfaltete den ganzen Zauber jener Poeſie der Bewegung, wie ſie den Kindern des Morgenlandes eingeboren iſt. Der Herzog war ganz Auge und zuletzt von einem Sinnenrauſche befangen, der ihn für Alles Andre unempfänglich und zum Gegenſtand ſpöttiſchen Gelächters von Seiten der Böhmen machte.

Als Eſtrella ſich reich belohnt wieder entfernt hatte, litt es auch den Herzog nicht länger in der Geſellſchaft. Er ſuchte ſeinen getreuen Hotzel auf.

„Wir ſind doch nicht vergebens geritten,“ raunte er dieſem zu. „Mögen die Böhmen arg im Lande hauſen, ich kann's nicht ändern; aber einen Schatz haben ſie hereingeführt, der den Schaden tauſendfach aufwiegt, ein Tatermädchen, deſſen Schönheit mich bezaubert hat. Hotzel, dieſes Mädchen muß mein werden, und ſollt' ich drob dem Kurfürſten noch gehorchen lernen. Für ihren Beſitz bin ich zu Allem fähig. So verliebt war ich noch nie, ſelbſt nicht in die ſchöne Katharina von Braudenſtein.“

„Was befehlt Ihr, das hinſichtlich des hübſchen Kindes geſchehen ſoll?“ fragte der alte Verführer.

„Suche ſie auf und biete ihr Geld. Verſprich ihr, daß ſie wie eine Fürſtin gehalten werden ſoll. Und wenn ſie nicht freiwillig thut, was geſchehen muß, ſo rauben und entführen wir ſie.“

„Das wird nicht nöthig ſein. Dergleichen Kreatur hat immer Vernunſt. — Auch ich habe gut ausgerichtet; ich habe den Aufenthalt der berühmten Hexe erfahren. Sie heißt Chiska und gibt der Hexe von Endor nichts heraus. Sie haußt mit dem Tatervolk in einer Höhle an der Mulde beim Schloſſe Stein. Es iſt nicht ſehr weit von hier und ein Tater wird uns führen. Morgen früh brechen wir auf. Es iſt Alles abgemacht.“

„Noch nicht Alles, Hänschen! Wir müſſen erſt die kleine Königin haben. Die iſt mir lieber als alle Fürſtinnen des heiligen römiſchen Reichs zuſammen.“

„Ich gehe, ſie zu werben oder zu fangen oder wie ich ihrer ſonſt habhaft werden kann. Haben ſollt Ihr ſie, ſo wahr ich Hans Hetzel heiße und Euer treuſter Knecht bin."

Es war Nacht geworden, und der Herzog vertrieb ſich die Zeit mit ſeinem Seiffarth ſo gut es gehen wollte und ſah und hörte dabei Manches, was ihm nicht lieb war. Hetzel blieb lange aus, und der Fürſt wurde ungeduldig. Endlich trat der Vogt vor den Fürſten, aber das Armenſündergeſicht deſſelben verkündete dieſem nichts Gutes. „Gnaden," ſagte er, „dieſe Hexe Chiska kann noch mehr als die Hexe zu Endor. Sie hat uns nicht ſowohl einen Strich durch die Rechnung gemacht, ſie hat ſie ganz und gar zerriſſen."

„Was iſt geſchehen?" fragte der Herzog unangenehm überraſcht.

„Die Taterältermutter hat ſich jedenfalls von ihrem kleinen Finger ſagen laſſen, was wir im Schilde führen. Ja was das Tollſte iſt, ſie muß es früher gewußt haben, als wir ſelber. Denkt Euch, vorhin iſt plötzlich ein alter Tater, der der Haushofmeiſter der Königin zu ſein ſcheint, mit einem Befehle Chiska's an dieſe angekommen, daß ſie ſogleich mit ihm abreiſen ſoll. Und die Königin gehorcht unverzüglich. Daraus iſt zu erſehen, daß die Alte Macht hat über die Königin. Der Alte — Neko iſt er mir genannt worden — hat die Königin ſchnell auf einem Eſel fortgeführt. Dem Taterburſchen, der uns morgen führen wollte, hat er ein Verbot der Aeltermutter überbracht, und nun könntet Ihr dieſem oder einem Andern Euer Land bieten, es würde uns keiner führen."

„So reiten wir allein!" rief der Herzog hitzig, „und zwar ſogleich hinter dem alten Gauner und dem ſüßen Schätzchen her, und fangen es ab, wie ein Vöglein.“

„Verſucht's wenn Ihr Hals und Beine brechen wollt. Erſtlich ziehen die Tatern niemals auf den Wegen, deren ſich Chriſtenkinder bedienen. Wir würden ſie nimmer finden in dieſer kohlſchwarzen Nacht. Sodann hat die Hexe durch den alten Hexenmeiſter einen Gruß an Euch beſtellen laſſen. Denn ſie weiß prächtig wer Ihr ſeid und was Ihr wollt. Ihr ſollt es nicht wagen, in ihr Bereich zu kommen, wenn Euch Euer Leben lieb ſei. Der Burſche ſagte mir: Ihr könntet wochenlang in den Wäldern umherreiten, Ihr würdet die Höhle nicht finden; die der Chiska dienſtbaren Geiſter würden Euch ſtets in der Irre führen, und wenn Ihr ſie wirklich fändet, ſo würden ſie Euch entweder den Hals umdrehen, oder Ihr gucktet in das leere Neſt.“

„Ich will und muß das Mädchen haben!“ rief der Herzog wild. „Ich laß mir nicht bang machen.“

„Verſchiebt Euern Appetit auf gelegnere Zeit. Jetzt kann nichts draus werden. Das läßt ſich nicht in einem Tage abmachen. Mit Gewalt läßt ſich nichts ausrichten; wir müſſen die Liſt zu Hülfe nehmen. Ich muß erſt allein mit der Hexe verhandeln. Jetzt bleibt uns nichts übrig, als morgen ruhig nach Freiburg zurück zu kehren und zuzuſehen, was mit dem Böhmervolke anzufangen iſt. Ich rath' Euch zum Beſten.“

Der Herzog tobte und ſchimpfte, mußte ſich aber doch fügen. Auf der Heimreiſe ſchmiedete er mit ſeinen Getreuen allerlei Pläne, wie Eſtrella zu fangen ſei.

## 4.

## Unmuth der Brüder von Kauffungen.

Der Kurfürſt zog nach Altenburg und richtete dort ſeinen Hofſtaat ein. Kunz von Kauffungen genoß ſeit der naumburger Conferenz nicht mehr ſein Vertrauen in ſo hohem Grade, wie früher. Die langen Unterhandlungen, ſeinem perſönlichen Geſchmack angemeſſen, hatten ihm den Rath Vibenberg und den Kanzler Magdeburg wieder unentbehrlich gemacht, und dieſe hatten nicht ermangelt, Kunzen möglichſt entbehrlich zu machen. So ſah ſich der Ritter plötzlich vom Kurfürſten übergangen und vernachläſſigt und verhehlte ſeinen Unmuth darüber nicht. Eine trübe Seelenſtimmung bemächtigte ſich ſeiner. Mit Schrecken kam er zur Erkenntniß, daß ſein Landesherr nicht ſo unſelbſtſtändig ſei, wie er geglaubt, und daß dasjenige, was er für Vibenberg's und Magdeburg's Einflüſterungen gehalten, Friedrich's Charakter ſei. Mit großer Unbehaglichkeit ſah er ein, daß ſein Oheim, der Biſchof, in Bezug auf den Kurfürſten recht habe und die Prophezeihung deſſelben ſchon jetzt anfange in Erfüllung zu gehen. Denn auch beim Herzog konnte Kunz keinen Zugang gewinnen, Apel hatte ihm den Weg verſperrt. Nur ſeine Ehewirthin ließ keine Hoffnung zerfallen, auf die ſie ihre ſtolzen Pläne gebaut, und nur ihr ermuthigendes Zureden hielt die Ausbrüche ſeines Unmuthes zurück. Im Kreiſe ſeines Hauſes ſuchte er die verlorene Zufriedenheit wieder zu finden, aber die ungewohnte Ruhe brachte ſie ihm nicht. Anna verſchwendete vergeblich ihre Liebkoſungen an den düſtern

Gemahl; er liebte ſie wohl, aber der unſelige Wunſch dieſe Frau mit königlichem Geiſt und Körper auch hoch und glänzend zu ſtellen, zehrte ihm ſo am Herzen, daß er den Sinn für andre Dinge verlor, und jedes Ereigniß, das den ehrgeizigen Planen in den Weg zu treten ſchien, ihn nur zu größerer Bitterkeit ſtimmte. Anna, die Leiden ihres Gemahls mitfühlend, entbot heimlich ſeine beiden Brüder auf ihre väterliche Burg, und Kunz war überraſcht, als ſie anlangten, um einige Zeit mit ihm vereint zu leben.

„Laßt Eure Schwerter einroſten, arme Jungen," ſagte Kunz zu den Angekommenen; „unſer Ohm und der Kurfürſt haben Recht, die Zeit mag gut ſein, in der wir leben, aber wir gehören nicht hinein. Wir ſind zu ſpät auf die Welt gekommen. In dieſer Schlaffheit des heutigen Lebens müſſen Männer wie wir verkümmern und verderben."

„Freilich," erwiderte Dietrich, „wenn der Rothbart noch unſer Kaiſer wäre und führte uns gegen die Ungläubigen, wir würden uns vorkommen, wie halberfrorne Leute, die in einer warmen Stube aufthauen. Denn wie Froſt liegt's uns in allen Gliedern und zumeiſt im Herzen. Führt man Krieg, ſo iſt's nicht gehauen und nicht geſtochen, und wird Friede geſchloſſen, ſo iſt's auch nur ein halbes Ding. Die ganze Welt ſteckt in der Schlafmütze, und natürlich die Häupter der Welt erſt recht. Hat das heilige römiſche Reich jemals einen armſeligern Kaiſer gehabt, als dieſen Friedrich den Dritten? Nur von einem Mann wird er an Thatloſigkeit übertroffen, das iſt der griechiſche Kaiſer in Konſtantinopel. Ich denke die Türken werden über lang oder kurz dieſe Kaiſer und dann die Länder auffreſſen, und der lieben Chriſtenheit wird ihr letztes Stündlein ſchlagen."

„Ja ging's gegen den Türken jetzt," fiel Kunz ein, „ich wär' der Erſte dabei; es wäre fürwahr tauſendmal beſſer, ſich mit den Ungläubigen herumbalgen, als unter dieſem frommen Kurfürſten mit der Narrenkappe herumlaufen; denn was Du vom deutſchen Kaiſer ſagſt, das gilt auch von unſerm Herrn. Iſt das ein langweiliges Weſen! man ſollte meinen, es führten ein paar Haufen Knaben Krieg miteinander. Mehr als zehnmal hab' ich's dem ſanftmüthigen Herrn geſagt, wenn er den Herzog bekriegen will, ſo ſoll er Ernſt brauchen und mit aller Kraft losſchlagen, dann würden alle die Albernheiten bald geſchlichtet ſein; will er den Frieden, ſo ſoll er nicht ewig an ihm häckeln, wie eine Katze, von der man nicht weiß, ob's gut oder bös gemeint iſt. Aber da zuckt er die Achſeln, ſpricht von Verträgen und Receſſen und mault fort mit dem Herzog. Bald ſoll das Pulver dran Schuld ſein und die Kanonen, bald die Schreibekunſt und was weiß ich Alles, daß man die Dinge jetzt nur halb machen müſſe. Mich verdrießt's, ihm noch ein Wort darauf zu erwidern. Ich habe mir die Zunge heiß geſprochen und wieder kalt, um dem Kinderzanke einmal ein Ende zu machen, jetzt bin ich's überdrüſſig."

„Es wird nicht lange dauern," erinnerte Heinrich, „ſo werden ſie ſich wieder die Dörfer verbrennen. Dieſe Ausſöhnung in Naumburg war für keinen Quark beſſer als die zu Halle."

„Wenn der Krieg wieder ausbricht, wie ich ſelbſt glaube," entgegnete Kunz, „ſo ſchone ich nicht mehr. Von den Fürſten iſt Einer ſo unklug wie der Andere. Wahren guten Rath will keiner hören; s'iſt drum beſſer, man heult mit den Wölfen, wenn man unter ihnen ſteckt. Sind die Andern toll, ſo will ich raſend ſein."

„Kunz," ſagte Anna, ihren Gemahl bedenklich anblickend, „wohin iſt Dein ſchöner Eifer? Wollte ich reden und Dir die heiligen Verſicherungen, die Du mir gethan, zurufen!"

„Laß ſie ruhn, die thörichten Kinder eitler Wünſche und Hoffnungen! Sie mögen den ewigen Schlaf ſchlafen, wie manches Schöne, das früh und ſchnell ſtirbt und nimmer wieder aufſteht. Glaubt mir, ihr Lieben, es iſt auf Erden Alles eins; wir kriechen herum auf dieſer ſteinigen und kothigen Fläche zwei Spannen breit wie die Ameiſen auf ihrem Hügel oder die Räupchen auf ihrem Blatte. Ob ich nun zwei Zoll höher in der Luft krieche oder tiefer, ich bin doch ein Wurm. Was ſind denn dieſe Fürſten? Der eine läßt ſich den Sanftmüthigen nennen, man ſollte ihn beſſer den Ohnmüthigen heißen; denn von eines Mannes Muth hat er keinen Begriff. Er kriecht und ſchleicht, ſieht ſich vor, iſt bedachtſam, wie ein blindes Pferd, will Alles mit frommen guten Worten abmachen und iſt eigenſinnig und ſtörriſch, wenn's ihm nicht nach Willen geht. Der Andere iſt ein verzogener Bube, hat kaum den Bart am Kinn gefühlt und meint ſchon, er ſei klüger, als die halbe Welt und läßt ſich desohngeachtet von einem alten Schurken an der Naſe führen, wohin dieſer will. Man möchte lachen, daß die Mauern über einem zuſammenſtürzten über ſolche Narren!"

„Kunz, dieſe Bitterkeit, zu der Dich Dein Unmuth verführt, iſt fürchterlich!" ſagte Anna beſorgt.

„Laß Dich's nicht kümmern, Bruder!" wandte ſich Dietrich an ihn. „Mögen ſie's doch treiben, wie ſie wollen! Wenn wir unſere Güter verwalten, ſo haben wir zu leben. Deine Knaben wachſen heran, ſorge für ihre Erziehung; Du wirſt dabei bald Ruhe und endlich Vergnügen finden.“

„Wer ſolch ruhiges Blut hätte wie Du, Dietrich, hätte das ſchon lange gethan. Ich liebe das Leben und ſein buntes Treiben. Deſto ekelhafter kommt mir die Welt jetzt vor. Hätt' ich die Jungen nicht, meine Burgen könnten zuſammenſtürzen, ich ließe keinen friſchen Stein einſetzen. Vielleicht kommt nach mir eine beſſere Zeit, wo ſie das leiſten können, was ihr Vater gewollt hat. Wir leben im Zwielicht, 's iſt nicht Tag und nicht Nacht. So kann's nicht bleiben.“

„Weißt Du auch,“ fiel Heinrich ein, um dem trüben Geſpräch ein Ende zu machen, „was aus den Böhmen geworden iſt, die der Apel herbeigeholt hat?“

„Ich habe nichts davon erfahren.“

„Als ſie von des Herzogs Land ein großes Stück ausgeplündert und aufgezehrt hatten, legte er ſie vor drei Wochen in das Gebiet der Stadt Erfurt. Unbekümmert aber, daß ſie in Freundes Land ſeien, haben ſie dort fortgefahren, wo ſie's hier gelaſſen, das Volk gedrangſalt und Alles aufgefreſſen und geſtohlen, weſſen ſie habhaftig werden konnten. Ganze Schaaren von Bauern ſind zum Herzog gerennt, 's hat ſchier einem Aufſtand ähnlich geſehen. Der weiſe junge Herr hat ſeines Leibes keinen Rath gewußt, um die Leute zufriedenzuſtellen, und die Böhmen haben nicht abziehen wollen ohne ihr Lohngeld, eine Summe, die er nicht aufzutreiben im Stande geweſen iſt.“

„Die Folgen der Kinderſtreiche!“ hohnlachte Kunz. „Der graue Schelm, der Vitzthum, führt den ärgſten Feind in des Landes Herz, und nun kann weder er noch ein Andrer dem milchbärtigen Herzog rathen und helfen. — Was iſt endlich daraus geworden?“

„Der Erzbiſchof von Köln iſt gegen die Stadt Soeſt in der Mark erboſt, die ihm untreu geworden, und zieht gegen ſie zu Feld mit einem winzigen Häuflein. Dem hat der Herzog in der Bedrängniß die Böhmen durch Apel Vitzthum, den er an den Rhein geſchickt, angeboten und zum Glück hat der Pfaff ſie angenommen. Zwar haben die Böhmen nicht dran gewollt, aber da ihnen Apel an die Hand gegeben, daß dort was zu holen ſei, haben ſie ſich endlich zum Zug entſchloſſen. In aller Eil' iſt der Herzog ſelbſt mit ihnen aufgebrochen, und vor einigen Tagen ſind ſie fort nach der Mark.“

„So muß er ſich nun den Sold vom Erzbiſchof verdienen, wie ein gemeiner Rottenführer,“ ſpottete Kunz.

„Und wer weiß denn, ob er ihn auch erhält!“ ſagte Dietrich.

„Seinen verdienten Lohn wird er ſchon erhalten, wenn auch nicht in klingender, aber doch in ſchallender Münze,“ lachte Heinrich. „Wenn der kölner Oberpfaffe merkt, wie die Sachen ſtehen, wird er das von den Böhmen angefangene Werk ſchon vollenden.“

„Solcher Lohn wär' dem Herzog ſchon zu gönnen!“ rief Kunz. „Trinken wir auf prompte Auszahlung deſſelben!“

## 5.

## Eſtrella's Raub.

Indem ſie noch mit einander koſten und Kunz durch dieſe Mittheilung heiterer geworden war, wurde ihnen die Ankunft des Ritters Wilhelm von Moſen gemeldet. Ueber dieſen unerwarteten Beſuch erfreut, eilten die Brüder, den Ritter im Schloßhof zu begrüßen. Aber ſchon auf der Treppe kam er ihnen mit verſtörtem Angeſicht entgegen. Seine ſonſt blühenden Wangen waren bleich, die Augen unſtät, das Haar hing ihm verwirrt über die Stirne, ſein Gang war wild und haſtig, und ſein ganzes Weſen zeigte von einem aufgeregten Zuſtand ſeines Innern.

„Was iſt Euch zugeſtoßen?“ fragte Kunz den Angekommenen erſtaunt. „Ihr ſeht Euch nicht mehr ähnlich.“

„Kunz,“ rief Moſen mit wilder Stimme, „denkt Euch das Schrecklichſte für mich! Meine Eſtrella iſt mir geraubt. Niemand weiß beſſer als Ihr, wie ich das Mädchen liebe, und nun —“ dabei ſchlug er ſich mit der geballten Fauſt an die Stirn.

„Faßt Euch, Ritter!“ redete ihm Kunz zu. „Ertragt das Unvermeidliche, und laßt uns zu Rathe gehen, was zu thun iſt. Den Verſtand dürft Ihr jetzt gerade nicht verlieren, wo Ihr ihn am meiſten braucht.“

„Jetzt paſſen ich und Wiland erſt recht zuſammen. Wir haben daſſelbe Leid. Aber beſonnener als ich hat er mich hierher geleitet.“

„Erzählt uns die nähern Umſtände, damit wir unſere Schlüſſe daraus ziehen können. Sammelt Euch beim Becher, dann wollen wir Euch verſtändig zuhören.“

Sie führten den Unglücklichen in den Saal. Der Wein ſchmeckte ihm trotz allem Herzeleid. Dann rief er Wiland herbei, damit dieſer ſeinen Bericht ergänze, wenn er etwas vergäße. Er erzählte:

„Eſtrella hatte mir ſeit dieſem Frühling von ihrem

Aufenthalte aus durch Schwalbe zuweilen Nachricht gegeben und wieder von mir erhalten. Mein Herz war voll Sehnſucht nach ihr, und ich eilte, die Verſöhnung der Fürſten nicht erwartend, ſchon mit Beginn der zweiten naumburgiſchen Unterhandlung nach Böhmens Grenze, um das geliebte Mädchen aufzuſuchen.“

„Ihr habt zu berichten vergeſſen,“ fiel ihm Wiland in's Wort, „daß Euere Geliebte Euch ſagen ließ, wie ihr der ſchlechte Mönch, den Ihr, Ritter Kunz, bei Naumburg zu früh meiner Rache entzogt, auf allen Wegen nachſtelle.“

„Recht, mein Sohn,“ bemerkte Meſen. „Hätten wir das an jenem Abende gewußt, ſo hätten wir den Mönch todtgeſchlagen, der ſich ſolches unterfangen.“ Und in der Erzählung fortfahrend: „Der Mönch muß ihr ſchlimm zugeſetzt haben, denn ſie klagte mir in einem Briefe ihre bittre Noth, und das trieb mich um ſo ſchneller zu ihr, damit ich ihr zum Schutz ſei und dem verliebten Bruder Sebaſtian einen Denkzettel anhänge, der ihm die Lüſternheit nach ſolchen Früchten vertreibe. Wir waren nach zwei Tagen in der bekannten Gegend. Mich beſchlich ein ungewohntes Bangen, als wir vom Schloſſe Stein im Thale hinauf trabten, wo kein Plätzchen war, das mich nicht an mein vorjähriges Glück erinnert hätte. Das Herz ſchlug mir wie ein Hammer, je näher wir dem Felſenloche kamen, in deſſen Nähe Eſtrella's Hütte ſtand. Wir waren am Fuße der Höhle angelangt, gerade über mir auf der ſteilen Höhe erblickte ich durch die Baumſtämme und Steinblöcke die Oeffnung derſelben; aber ringsum war Alles öde und ruhig, das Thal ſchien ausgeſtorben. Mit einem unbeſchreiblichen Gefühl war ich vom Gaule geſtiegen und kletterte den

Berg hinan. Auf meinen dreimaligen Ruf kam ein Tatermädchen heraus, ſprang aber wieder erſchreckt zurück, als ſie mich erkannte. Auf den in den Felſen gegrabenen Stufen klimmte ich nun bis zum Eingang der Höhle und rief Eſtrella's Namen hinein, aber nur das Echo antwortete mir. Voll Angſt wollte ich weiter rennen, da trat mir Chiska entgegen.

‚Nicht weiter!‘ kreiſchte ſie; ‚die Du ſucheſt, iſt verſchwunden.‘

Was ſagſt Du, Weib? rief ich ihr zu. Wo iſt Eſtrella?

‚Verſchwunden, entflohen!‘

Wo iſt ſie, Weib? Du mußt es wiſſen! Du weißt alle Geheimniſſe!

‚Ich weiß es nicht!‘ erwiderte ſie kalt. Ihr welkes Geſicht grinſte, ihre Augen ſchoſſen Blitze auf mich. Da faßte mich der Wahnſinn der Leidenſchaft, ich konnte meine Wuth nicht bändigen, und Flüche ſpeiend ſtürzte ich auf die Hexe los, um ſie zu packen und zum Geſtändniß zu zwingen. Aber in demſelben Augenblick berührte ſie mich mit einem Stabe, den ſie in der Hand hielt, und von aller Kraft verlaſſen ſtürzte ich beſinnungslos zu Boden. Nun erzähle weiter, Wiland, denn was darauf vergegangen, weißt Du beſſer, als ich.“

Wiland fuhr fort:

„Ich hielt mit den Pferden in dem Engpaſſe; einen Schritt weiter links brauſte das ſchwarze Gewäſſer und ſah mich aus ſeinem Keſſel unheimlich an, eben ſo weit rechts erhob ſich der ſteile Berg mit Bäumen und Felſen. Plötzlich ſchlug ein Heulen an meine Ohren, daß die Pferde einen Satz thaten und faſt mit mir in's Waſſer hinabgeſprungen wären. Nicht anders war's, als wenn in dunkler Nacht wilde

Thiere mit Eulen um die Wette ſchreien und Töne ausſtoßen, die jedes Chriſtenkind erſchrecken. Unſchlüſſig, was ich thun ſollte, überwand doch die Beſorgniß um meinen Herrn alle Bedenklichkeiten; ich band die Pferde an einen Baum, nahm meine geladene Büchſe und kletterte damit ſo eilig als ich konnte bergauf. Da ich meine Blicke auf die Oeffnung der Höhle gerichtet hielt, ſo gewahrte ich mehre Taterweiber mit ihren Kindern, welche wie Katzen an dem Felſen herabrutſchten und dann überhin liefen und verſchwanden. Es war klar, daß das Heulen von ihnen herkam. Ohne mich zu beſinnen, ſuchte ich die Höhle zu erreichen, denn mir ahnete aus der Flucht des Weibsvolks, daß meinem Herrn etwas Schlimmes zugeſtoßen ſein müſſe. Die Angſt lieh mir Schnelligkeit, und ich weiß ſelbſt nicht, wie ich hinaufgekommen bin. Mit Schrecken erblickte ich meinen Ritter am Boden des ſchwarzen Felſenneſtes liegen. Ich hielt ihn für todt und warf mich jammernd auf ihn. Doch bald bemerkte ich zu meiner Freude, daß er athmete. Ohne Umſtände lud ich ihn auf den Rücken und ſtieg vorſichtig wieder den Berg hinab. Unten riß ich ihm die Kleider ab, ſprang vom Ufer auf ein Felſenſtück, welches aus dem Fluſſe ragte, ſchöpfte mit meinem Baret Waſſer, eilte zurück und wuſch den ohnmächtigen Ritter. Nach einiger Zeit ſchlug er die Augen auf; aber unſtät irrten ſeine Blicke umher, er war troſtlos und iſt es bis auf dieſe Stunde geblieben."

„Von Wiland geleitet," erzählte der Ritter wieder, „durchkreuzte ich die Berge und Thäler bis nach Böhmen, aber nirgends fanden wir eine Spur. Unſer Rückweg führte über Grünhain. Wiland machte ſich ſo unkenntlich wie möglich, damit wir uns nicht den Mönchen verrathen und ſie Rache an uns nehmen möchten wegen des Auſtritts bei Naumburg. Mit Wiland's Geſchichte bekannt, nahm ich Antheil an ſeiner Bewegung, als wir zu dem Bergwerke kamen, worein ſein Glück begraben worden war. Unter andern Umſtänden hätte ich noch größern daran genommen. Wir gingen zum Stollen, und hier fanden wir einen Tater, den erſten auf unſerer ganzen Wanderung. Es war Schwalbe, der Junge, der mir nach Naumburg Eſtrella's Briefe gebracht hatte. Er ſteckte im Gewande eines Bergknappen und zerklopfte Steine. Der Burſche ſprang erfreut auf mich zu, denn er hatte immer Urſache gehabt, mit mir zufrieden zu ſein. Ich war ebenfalls froh, endlich ein Geſchöpf zu ſehen, das mit der Königin meines Herzens zuſammengelebt hatte. Auf meine Frage nach Eſtrellen, erzählte er, daß ſie eines Abends, ihrer Gewohnheit gemäß, am Ufer der Mulde mit der Laute hinab gegangen ſei und jenes Lied geſungen habe, das ſie von mir erlernt, da habe er plötzlich zwei Reiter auf ſie zuſprengen ſehen, deren Einer ſie trotz ihres Schreiens und Sträubens aufs Pferd gehoben und ſie umſchlungen habe. Im Galopp ſeien ſie davon geritten. Er habe eilig Chiska die Nachricht hinterbracht, dieſe ſei aber, wie die übrigen Weiber und Mädchen, gleichgültig geblieben, und Niemand habe ihm auf ſeinen Bericht geantwortet. Die Männer ſeien ſeit dem Anfang des Frühlings weit zerſtreut. Neko ſei ſchon lange abweſend, er wiſſe nicht wo, Cäſar nach Franken gezogen auf Neko's Befehl, um dort auf einer Ritterburg etwas Wichtiges auszuſpüren; Eule und noch Einige ſeien nach Thüringen gegangen, und er mit noch ein paar Geſellen arbeite auf Chiska's Befehl im Bergwerk beim Bergmann Gotthard. Weiter konnte mir der Junge nichts ſagen, ſo ſehr ich ihn auch durch ein Geſchenk

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52868-X
STORCA,L. FN. 1836/063

dazu ermunterte. Wir mußten weiter ziehen. Stumm ritten wir an den Köhlerhütten vorüber; Wiland wollte nicht erkannt ſein. Ich verdachte dem armen Jungen nicht darum. So kamen wir nach Grünhain und zogen ſpähend durch das Städtchen. Da gewahrte ich ein blaſſes feines Frauengeſichtchen an einem Fenſter. Neugierig blickten ihre klaren Augen auf uns, plötzlich fuhr ſie mit einem Schrei zurück. Es war Wiland's ſonſtige Geliebte. Bald wäre mir der arme Schelm vom Pferde gefallen. Dieſe Scene vermehrte meinen Schmerz, und da wir allein doch nichts zu erfahren hoffen konnten, ſo beſchloß ich auf Wiland's Zureden, Euch heimzuſuchen, Freund Kunz. Und ſo bin ich hier, Euern ritterlichen Beiſtand anzurufen."

„Ich ſchätze die Innigkeit Euerer Liebe zu dem braunen Mädchen viel zu hoch und weiß nur zu gut, wie reizend das holde Kind iſt, als daß ich Euch nicht zu Willen ſein und ſogar meine Brüder zu Euerm Beiſtand auffordern ſollte," entgegnete der Burgherr. „Ehe wir aber aufbrechen, laßt uns überlegen, wer die reiſigen Männer ſein könnten, die das Taterkind geraubt haben."

„Wer wird ſie weiter haben, als der Mönch," ſagte Dietrich, „und dem wollen wir ſchon auf die Sprünge kommen. Ich will nach Meißen reiten, zu unſerm Ohm, der wird die frommen Brüder ſchon ins Gebet nehmen."

„Du mußt bedenken," entgegnete Kunz, „daß die Minne unſeres Freundes ein Geheimniß bleiben ſoll. Erſt durch dieſen Unfall habt Ihr davon erfahren. Bei Euch iſt es wohl aufgehoben, aber St. Valentin behüte, daß es weiter ruchbar werde!"

„Den Oheim können wir aber auf keinen Fall entbehren."

„Ich glaube ſelbſt; aber laß mich das beſorgen. Was meint Ihr zu dem Mönch, Moſen?"

„Hätte mir Schwalbe nicht geſagt, daß zwei Ritter Eſtrellen entführt, ich würde ſelbſt auf keinen Andern rathen; aber da wir keinen Weg unbetreten laſſen dürfen, um eine Spur zu bekommen, ſo kann eine Anzeige bei Euerm Ohm nichts ſchaden, ſobald Ihr meinen Namen verſchweigt, zumal, da ich von Eſtrellen weiß, daß die Tatern unter dem Schutz des Abtes in Grünhain und in Verbindung mit dem Kloſter und ſeinen Bewohnern ſtehen."

„Ja," ſagte Wiland, „auch der böſe Bergmann iſt vom Abte geſchützt. Es iſt Gottes Gericht, wenn alle Schandthaten, die ſie zuſammen getrieben, an's Tageslicht gezogen werden."

„Auch ich habe meine guten Gründe, ein Augenmerk auf dieſes Kloſter zu haben," ſagte Kunz. „So wollen wir denn in aller Heiligen Namen das Werk beginnen. Zieht Ihr zuſammen wieder nach dem Erzgebirge, zerſtreut Euch nach allen Gegenden, durchkriecht alle Berge, alle Thäler, laßt keinen Winkel undurchſpäht, und wo Ihr einen der Tatern erwiſcht, den gebt nicht wieder los. Den glücklichſten Fang würdet Ihr machen, wenn Ihr der alten Hexe habhaft werden könntet, denn ich wollte dieſe Burg an die Wette ſetzen, ſie weiß, wo das Mädchen ſteckt und hat Antheil an ihrem Raube."

Kunz verließ den Saal, um die Fahrt zu rüſten; Anna ſah ihm frohbewegt nach. Ihr Blick war durch dieſes Ereigniß heiterer geworden. Es goß einige Tropfen Oel auf das düſter brennende Geiſteslicht ihres Gatten. Er wurde dadurch aus ſeinen Grübeleien geriſſen und hatte wieder einen Gegenſtand, dem er ſeine Aufmerkſamkeit ſchenken, ein Ziel, das er mit Liebe und Haß, die zwei größten Leidenſchaften ſeiner Seele, verfolgen konnte. Dann wandte ſie ſich zu Moſen.

„Ritter,“ drohte ſie ſchelmiſch, „was muß ich von Euch hören! Ungetreu den ſchönen Töchtern unſeres Vaterlandes, habt Ihr Euer Herz einer Fremden zugewandt? Sollte das Schickſal nicht eine kleine Rache an Euch im Sinne haben?“

„Richtet nicht mit mir, edle Frau,“ entgegnete Moſen, „ſondern mit der höhern Macht, die unſern Sinn lenkt. Der Himmel hat es wunderbarlich mit mir gefügt. Ich glaube faſt, der heilige Antonius von Padua hat die Hand im Spiele. Da Ihr nun mein Geheimniß wißt und ich auf Euere Großmuth rechnen darf, ſo bitt' ich Euch, mein ſonderbares Zuſammentreffen mit jenem reizenden Kinde Euch von Euerm Gemahle erzählen zu laſſen. Ihr werdet mich ſicher dann entſchuldigen.“

Wiland hatte ſich auf dem Hofe zu Schweinitz und den andern Knappen geſellt, um ihnen an die Hand zu gehen.

„Du ziehſt mit Wiland, Schweinitz, und noch ſechs Knechten ins Gebirg; von ihm wirſt Du hören, was Du dort ſollſt,“ ſagte Kunz hinzutretend.

„He, Brüderchen, was meinſt Du?“ ſagte Schweinitz zu Wiland, „wenn wir dem ſchwarzen Berggeiſt die hübſche Frau abjagten? Wärſt Du nicht mit bei dem Streiche? Vielleicht ſind' ich auch ein niedlich Jungferngeſicht auf dem Ritt; wir machen dann zuſammen Hochzeit; das ledige Leben hat mir ſchon lange nicht mehr angeſtanden.“

„Sei kein Thor!“ entgegnete Wiland. „Wie kann ich eines Andern ehelich Weib heirathen?“

„Wir machen's kurz, Närrchen, und ſchlagen den Kobold todt. Du wirſt doch nicht ein ſo zartes Gewiſſen haben? Haſt Du einen Mönch durchgebläut, wirſt Du ja wohl auch einem Bergmann eins in's Genick verſetzen können, daß ihm das Wiederaufſtehen vergeht.“

Wiland ſchauderte vor dem guten Rath.

„Nein,“ ſagte er, „Gott wird ihn richten. Mir iſt keine Macht gegeben, ſolchem Gericht vorzugreifen.“

„Nun wenn Du nicht willſt,“ bemerkte Schweinitz vor ſich hin, „ſo wird ſich ja wohl Jemand finden, der Dir den Gefallen thut.“

„Du wirſt Dich doch nicht vom Teufel verführen laſſen?“ fragte Wiland, aber Schweinitz ging ohne zu antworten und ſattelte die Pferde.

## 6.

## Wiland in der Heimath.

Kunz ſchickte ſich an nach Meißen zu reiten, die Andern verließen die Burg und zogen an der Mulde hinauf. Von Waldenburg aus verließen ſie den Strom und ritten nach Wildenfels. In Lößnitz vertheilten ſie ſich. Moſen, Wiland und Schweinitz durchzogen die Gegend nach Süden und kamen über Schwarzenberg, das damals böhmiſch war, durch das Muldenthal, bis ſie ſich öſtlich höher in das Gebirg nach Wieſenthal wandten.

Doch ſo weit ſie auch die Thäler durchſtreiften, es bot ſich ihnen nichts dar, woraus ſie einen Vortheil für ihre Abſicht hätten ziehen können. In der Gegend von böhmiſch Wieſenthal trafen ſie mit einem Häuflein zuſammen, deſſen Anführer Heinrich von Kauffungen war; auch er hatte nichts entdeckt, und nur von einem Waldbewohner erfahren, daß ein Probſt mit einem Ritter und vielen Knechten in Grünhain eingezogen ſei. Dies konnte niemand anders als Kunz mit dem Abgeordneten des Biſchofs ſein. Die Führer beſchloſſen, ebenfalls hinab nach Grünhain zu reiten und den Ausgang der Unterſuchung abzuwarten. Da ſie den Weg über Raſchau nahmen, ſo kamen ſie wieder in das ſchöne Thal, wo Wiland's Freuden und Leiden geblüht hatten. Schweinitz war mit vier Knechten zurückgeblieben und Niemand hatte ein Arges davon, ſelbſt Wiland war die frühere Aeußerung ſeines Freundes aus dem Sinn gekommen, und hurtig trabte er mit den Rittern eine Strecke von dem verhaßten Bergwerke vorüber. Sie hatten aber kaum die Mitte des Thals erreicht, wo ein heller Bach, jetzt der St. Gotthardsbach genannt, daſſelbe durchſchlängelt, als ſie ein Nothgeſchrei und andere laute Stimmen verworren durch einander rufend hinter ſich vernahmen. Wie ein Blitz fuhr Wiland die Erinnerung an Schweinitz' Geſchwätz durch den Kopf, und er zweifelte keinen Augenblick, daß derſelbe daran ſei, ſein mörderiſches Vorhaben auszuführen. Schnell wandte er ſein Pferd und beſchwor die Ritter ihm zu folgen; in wenigen Minuten war er zur Stelle und ſah ſeine Ahnung beſtätigt. In der Ecke eines Schopfen beim Stollen kämpfte Gotthard nur ſchwach gegen die Streiche des Knappen, die andern Knechte balgten ſich mit einigen Bergknappen, welche ihrem Herrn zu Hülfe eilen wollten. Schon blutete Gotthard und war dem Sinken nahe, da ſtürzte Wiland hinzu, riß Schweinitz zu Boden und donnerte allen Knechten zu: „Zurück! oder ihr habt es mit mir zu thun. Mein Meſſer ſoll keinen ſchonen, der es noch wagt, ſich an dieſen wehrloſen Leuten zu vergreifen.“

Gotthard hatte ihn erkannt und war vor Schrecken umgefallen, meinend nun ſei es aus mit ihm. Wiland ſprang ihm bei und unterſuchte ſeine Wunden. Die Ritter machten ſich unterdeſſen ein Geſchäft daraus, ihre unſinnigen Knechte mit Prügeln zu züchtigen, und Schweinitz wunderte ſich nicht wenig, für ſeinen vermeintlichen Freundſchaftsdienſt ſo übel belohnt zu werden. Er konnte nicht anders denken, als dem guten Wiland rappele es im Kopfe, und indem er herzliches Mitleid für ihn fühlte, hatte ſein Rücken Gelegenheit, noch etwas mehr zu empfinden als ſein freundſchaftlich geſinntes Herz. Wiland hatte zu ſeiner Freude gefunden, daß die Wunden ſeines Feindes von keiner Bedeutung waren. Mit Hülfe der andern Bergleute trug er ihn auf ein Lager, verband die Wunden und brachte ihn zur Beſinnung. Der Bergmann ſtierte den geſchäftigen Knappen an, als beſänne er ſich auf etwas, aber er traute weder ſeinen Augen noch ſeinem Gedächtniß.

„Iſt's möglich," begann er endlich zu Wiland gewendet, „Ihr ſeid mein Retter? Ihr ſeid doch der Köhler, um den mein Weib oft heimlich weint, oder ſeid Ihr des Köhlers Geiſt, der kommt, um mich zu ſtrafen?"

„Wenn Ihr der guten Magdalena meinetwegen wehe gethan," erwiderte Wiland mit Thränen im Auge, „ſo ſeid Ihr freilich nicht werth, daß ich Euch aus den Fäuſten meiner Gefährten gerettet habe. Aber an Euch ſoll Gnade vor Recht ergehen. Geht in Euch, bereut Eure Sünden und liebt das holde Weib, wie ſie es verdient."

Der Tag neigte ſich; Wiland empfahl den Bergknappen Gotthard's Pflege und gab ihnen auf, ihn nach der Stadt in ſeine Wohnung zu bringen. Die Leute, die Wiland nicht kannten, machten unheimliche Geſichter und flüſterten ihm zu: Gotthard ſei ein gar böſer Chriſt und ſein Unfall eine gerechte Strafruthe des Himmels. Er habe ſolche allein ſchon an ſeinem frommen jungen Weibe verdient, die gar viel von ihm anszuſtehen habe. Dieſe Worte ſchnitten Wiland durchs Herz. Schnell beſtieg er ſein Pferd und eilte den vorausgerittenen Gefährten nach. Ein köſtlicher Sommerabend hatte ſich in das Thal geſenkt, ſeine warmen Lüfte legten ſich mit heiteren und wehmüthigen Erinnerungen an Wiland's Herz. Bergaufwärts kam er ſeiner ſtillen Wohnung näher, und manche Thräne perlte auf den Hals ſeines Thieres. Der blaue Rauch der dampfenden Meiler, der ſich mit dem leichten über dem Berge hinſchwebenden Abendgewölk vermählte und endlich zu Duſt verſchmolz, winkte ihm näher und näher. Endlich war er bei den Köhlerhütten und vernahm ihm wohlbekannte Stimmen. Alle verbleichten Bilder ſeiner Kinderjahre tauchten mit friſchen Farben vor ſeinem innern Auge auf und gewannen ſo viel Leben und Wahrheit, daß er ſich in dem Kriegsrocke und auf dem Roſſe fremd vorkam; ihm war's, als müſſe er vom Wege abbiegen und ſich unter die Geſellen ſeiner Jugend miſchen, den Schürbaum zur Hand nehmen, ſeinen Meiler bauen und anzünden, und ſich in ſeiner Hütte zur Ruhe niederlegen. Wie mit Ketten zog es ihn hin nach den Hütten; er konnte nicht widerſtehen, ſtieg vom Pferde, band es an und ſchlich leiſe nach ſeiner ihm theuren Quelle. Georg Schmidt, der gute Vetter, ſaß von des Tages Arbeit raſtend vor der Thüre. Wiland trat zu ihm und bot einen guten Abend. Schmidt wurde über den Ton der Stimme ſtutzig, ſtand auf und ſah ihm in's Geſicht.

„Je, Junge, biſt Du's? kehrſt Du endlich zu uns zurück? Wie wird ſich Margareth freuen! Wie oft haben wir von Dir geſprochen und uns nach Dir geſehnt! Du Wildfang! ſo fortzulaufen in die Welt, und uns ſo großen Kummer zu machen! Chriſtoph, das war nicht recht! Doch was haſt Du für ein ſchmuckes Kleid an?“ So ſprach der frohe Köhler, ohne auf eine ſeiner Fragen die Antwort abzuwarten und ſchloß den lang entbehrten Neffen in ſeine Vaterarme.

„Wie geht's Euch, guter Vetter?“ fragte Wiland wiederum; aber Schmidt rief in die Hütte: „Margreth, komm ſchnell heraus! wir haben einen unverhofften Gaſt.“

Neugierig, wer angekommen ſei, folgte die Frau eilig dem dringenden Ruf, und ſtutzte, einen Kriegsmann vor ſich zu ſehen.

„Kennſt Du den nicht?“ ſtieß ſie der Mann an. Da ſchrie ſie laut auf und umhalſte unbekümmert um den fremden Rock den Wiedergefundenen.

„Hole das Beſte her, was Du im Leben haſt, daß wir den lieben Jungen laben.“

„Ich bitt' Euch, lieber Vetter!“ fiel Wiland dem Köhler ins Wort. „Bemüht Euch meinetwegen nicht. Ich bin nicht gekommen, bei Euch zu verweilen. Meine Pflicht treibt mich wieder fort. Nur Euch zu begrüßen, hab' ich mir eine halbe Stunde von der karg zugemeſſenen Zeit abgebrochen, die laßt uns verplaudern. Dann muß ich nach Grünhain, zu meinem Ritter.“

„Du willſt nicht bei uns bleiben?“ fragten Schmidt und ſein Weib betrübt. „Wieder fortziehen willſt Du von denen, die Dich ſo ſehr lieben?“ ſetzte Margaretha hinzu, und: „O bleibe bei uns und ſei wieder ein Köhler! Wirf dieſen Rock von Dir!“ bat Schmidt.

„Nimmermehr!“ rief Wiland ernſt. „Laßt ab mit Bitten! ich kann nicht!“ Mit kurzen Worten erzählte er ihnen ſeine Erlebniſſe und Verhältniſſe. Dann fragte er ſchüchtern: „Und Lenchen?“

„Gott tröſte ſie!“ erwiderte Margaretha. „Das arme Weib weint ſich die Augen noch aus dem Kopfe, und ihr böſer Mann behandelt ſie ſchlecht. Es wär' ihr freilich beſſer geweſen, wenn ſie in unſere Verwandtſchaft gekommen wäre. Ihr einſt ſo ſtolzer Vater iſt gar ſehr gedemüthigt, er thut ſich's nur nicht aus; aber daß er ſich grämt, ſieht ihm ein Kind an. Frau Chriſtine kann vollends ihr Herzeleid nicht bergen über das Unglück ihres einzigen lieben Kindes, und hat oft bei mir gejammert, daß Du nicht ihr Eidam geworden biſt."

„Laßt's gut ſein, Baſe," ſagte Wiland wehmüthig und wiſchte ſich Thränen aus den Augen. „Macht mir das Herz nicht noch ſchwerer. Gott gebe der jungen guten Frau das vollſte Maß ſeines Segens. ſie verdient's."

Die übrigen Köhler, Wiland's Verwandte und Jugendfreunde, waren auf die ſchnell verbreitete Nachricht ſeiner Ankunft herbeigekommen und begrüßten ihn halb ſcheu, er aber drückte Allen die Hände, und als er noch eine Weile mit den Lieben gekoſ't, riß er ſich mit blutendem Herzen wieder von ihnen los, küßte den betrübten Pflegevater und die weinende Margareth, beſtieg ſein Rößlein und trabte nach Grünhain zu. Es war Nacht geworden, als er dort ankam. Laue Lüfte wogten durch das Thal, in dem das Städtchen und darunter das Kloſter lag, mit den ſchwarzen vom Mondſchein ſchwach beleuchteten Schieferdächern, die ihm düſter entgegen ſahen, der ja auch düſter im Herzen von der Höhe herabritt. Als er vor Gotthard's Wohnhaus vorbei kam, war kein Fenſter erhellt. „Was ſchafft wohl die liebe Frau?" dachte er; „vielleicht verweilt ſie im Garten unter ihren Blumen, oder ſieht hinauf nach des Himmels goldenen Blumen und denkt an dich." Der Gedanke, daß er ſie im Garten belauſchen könne, erfaßte ihn mit ſolcher Gewalt, daß er ſein Pferd in der Herberge abgab, und ohne ſeine Reiſegefährten zu ſprechen, hinter den Häuſern hinſchlich bis zu dem Pförtchen, welches in Gotthard's Beſitzthum führte. An der hinteren Hecke deſſelben war eine kleine Laube. Vorſichtig lugte er mit hochklopfendem Herzen durch den Zaun. Da vernahm er ein unverſtändliches Geflüſter, das aus der Laube zu kommen ſchien. Flugs war er hinter derſelben, bog die Zweige zurück und erblickte den Mönch Sebaſtian.

„Sei kein thörichtes Kind," ſagte der Kloſterbruder, „und bedenke daß ich's gut mit Dir vorhabe. Du thuſt keine Sünde, wenn Du meine Küſſe annimmſt, aber Du thuſt eine ſolche, wenn Du ſie zurückweiſeſt. Uebrigens kann ich Dich von allen Sünden abſolviren."

Wiland's Athem ſtockte. In der Ecke der Laube ſah er eine zuſammengekauerte weibliche Geſtalt, die das Geſicht in ihrem Schooße verbarg. Sie antwortete nur mit Schluchzen, aber Wiland erkannte Magdalena's Stimme.

„Was weinſt Du nun die langen Tage und halben Nächte durch!" fuhr der Mönch fort; „wer wird ſich das Leben ſo verbittern? Es iſt wahr, Dein Ehewirth iſt ein rauher Mann und weiß Deinen Werth nicht zu ſchätzen, aber deſto mehr bin ich Dir ergeben. Laß ihn doch poltern und zanken; ich will's ſchon wieder gut machen. Komm, liebes Schäfchen, ſei getroſt. An meiner Bruſt ruhſt Du weich und ſicher. Meine Liebe ſoll Dir Dein Herzeleid verſüßen. Belohne meine Ergebenheit mit einem Kuß." Damit bog er ſich zu der Weinenden herab und wollte ſie umarmen.

„Um aller Heiligen willen!" rief Magdalena angſtbeklommen, „verſchont mich, Herr Pater! Habt Erbarmen mit einem unglücklichen Weibe und verlangt nicht, was ich Euch nimmer zu geben vermag."

„Kind," entgegnete der Pater gereizt, „Du ſtellſt meine Geduld auf eine harte Probe. Faſt wird's ein Jahr, daß ich wie ein Tauber um Dich girre. Länger halt' ich's nicht aus. Drum beſchwör' ich Dich beim heiligen Valentin, erhöre mich endlich!"

Mit dieſen leidenſchaftlichen Worten warf er ſich vor ſie hin und umklammerte ihre Kniee.

„Ihr ſeid entſetzlich, Sebaſtian!" ſtöhnte das arme Weib. „Die Angſt erſtickt mich faſt. Aber wie Ihr auch bittet, und Euch, ein gottgeweihter Mann, vor einem ſchwachen Weibe erniedrigt, ich kann Euch nichts gewähren."

„Weib," rief der Mönch, „Du bringſt mich auf's Aeußerſte!"

Und er riß ihr das geſenkte Haupt empor und küßte ſie.

Wie ſich die Taube vergebens gegen den Geier wehrt und mit mattem Flügelſchlag unter ſeinen Fängen verblutet, ſo vermochte ſich das bedrängte Weib nur wenig gegen den ſchrecklichen Mönch zu ſträuben. „Ihr heiligen Nothhelfer ſchützet mich!" ſtöhnte ſie mit matter Stimme.

Wiland war mit einem Sprunge über die Hecke im Garten, faßte den Mönch von hinten und ſchleuderte ihn einige Schritte weit auf die Erde. Wie vom Blitz getroffen, lag der ſchnell abgekühlte Bruder, raffte ſich aber auf und rannte davon, als ob die Hölle hinter ihm wäre. Wiland ſtand ſtumm vor dem geängſteten Weibe. Der Mond warf ſeinen klaren Schimmer auf ſein Geſicht, und Magdalena erkannte ihren Erretter.

„Chriſtoph! Iſt's Dein Geiſt?“ fragte die Ueberraſchte.

„Nein, Lenchen, mich ſelbſt haben die heiligen Nothhelfer, die Du um Hülfe angerufen, zu Deinem Schutze hierher geſandt!“ rief er wonnetrunken. Unwillkürlich breitete ſie die Arme aus, unwillkürlich ſank er hinein, ihre Lippen begegneten ſich, und ein langer ſeliger Kuß vergalt ihre Leiden. Da tönte lauter Ruf von vorne aus dem Hauſe, die Bergknappen brachten den verwundeten Gotthard. Wiland riß ſich aus ihren Armen und ſprang über die Hecke.

Kunz war wirklich in Grünhain; Sebaſtian kam am andern Tag in Unterſuchung, aber es ergab ſich nichts Erfreuliches für Moſen. Der Abt wollte nichts vom Aufenthalt der Tatern wiſſen, ebenſowenig ein Mönch, und die Reiſe hatte keine Folge, als ein Verbot des Biſchofs an das Kloſter, ſich aller Gemeinſchaft mit dem heidniſchen Volke zu enthalten. Mißvergnügt zogen die Ritter davon. Wilhelm von Moſen ging mit ſeinem Knappen auf ſeine Güter in Meißen; Kunz von Kauffungen eilte nach Altenburg. Seine Brüder kehrten auf ihre Burgen zurück.

## 7.

## Herzog Sigismund.

Wenn man den Lauf der Mulde landeinwärts verfolgte, ſo gelangte man über die Burg Kauffungen auf der rechten Seite des Fluſſes durch reizende Gegenden über die Städte Penig, Lunzenau, Wechſelburg theils rechts theils links vom Strome gelegen, nach dem vielthürmigen Rochlitz. In dieſem Thale hat die Natur mit Felſenſchrift ihre Wunder aufgezeichnet, deren großartige Züge von Erdrevolutionen zeugen, von welchen die kühnſte Fantaſie ſich kein Bild zu ſchaffen vermag. Maleriſche Felſenmaſſen thürmen ſich übereinander, an deren Gipfel Gewitterſtürme gerüttelt und ſie zuweilen zerſplitternd in die naſſe Tiefe geworfen haben, wo das rauſchende Waſſer an den Blöcken ſchäumt. Höhlen und Schluchten finden ſich von Penig bis Lunzenau in den Felſengebilden; oft iſt der Pfad am abſchüſſigen Ufer ſo ſchmal, daß nur ein geübter Fuß ihn zu wandeln vermag. Bei Rochlitz öffnet ſich das Thal und geſtaltet ſich zur angenehmen Aue. Links vom Fluſſe erhebt ſich der rochlitzer Wald, ein zweigipfliger Berg von beträchtlicher Höhe, von wo aus das Auge die Schönheit des Landes weithin überſchaut. Daran ſchließt ſich der Schloßberg mit dem Schloſſe. Sonſt war es eine feſte Burg, altväteriſch, aber bequem. Jetzt diente ſie dem Bruder des Kurfürſten von Sachſen, dem Herzog Sigismund, zum Gefängniß. Einige Zimmer waren fürſtlich eingerichtet, und Herzog Sigismund durfte ſich nicht beklagen, daß er von ſeiner Umgebung, der lebendigen und der todten, nicht an die Hoheit ſeines Standes erinnert würde. Hohe eichene Stühle, mit rothledernen Sitzen und Lehnen, mächtige Tiſche von blankem Ahorn und zierlichem Getäfel, ein ſchön ausgeſchnitzter Bücherſchrank mit der Foliantenweisheit der ehrwürdigen Kirchenväter, ein großer bilderreicher Ofen und ein bequemes Ruhebett mit vergoldeten Knäufen waren der Inhalt ſeiner Wohnſtube. Aber die Schweinslederbände der Bücher waren eben nicht abgegriffen; ein blanker Humpen und ein goldner Becher auf dem Tiſch ſchienen auf angenehmere Beſchäftigung des Gefangenen hinzudeuten.

Der Schloßkaplan, hinſichtlich ſolcher Studien mit dem Herzog einverſtanden, ein Burgvogt, dieſer Weisheit auch zugänglich und ſeit der kurzen Zeit, daß Sigismund ſeiner Obhut anvertraut war, (er hatte bis vor Kurzem auf der Burg Scharfenſtein in Haft geſeſſen) in ein vertrautes Verhältniß mit ihm gekommen, und ein halbes Dutzend Knechte waren mit dem gefangenen Fürſten die Bewohner der Burg und ſeine Wächter.

Das bezeichnete Kleeblatt ſaß eines Abends traulich beiſammen; vom ſilbernen Leuchter warfen Kerzen ihr Licht, das ſich in dem purpurrothen Inhalt der Becher widerſpiegelte. Im weiten Stuhle pflegte ſich die wohlbeleibte Geſtalt des Herzogs; ſein feiſter Hängebauch hatte zum Körper daſſelbe Verhältniß, wie das glänzende Doppelkinn zum Geſicht.

„Ihr habt nicht beſſer und bequemer gelebt, Gnaden,“ ſagte der Pfaffe, als er den Becher geleert, „da Ihr Biſchof in Würzburg wart.“

„'S iſt doch ſchöner, Benedict,“ lallte der Herzog gemächlich lächelnd, „Land und Leute zu beſitzen, einmal Krieg zu führen und ein andermal zu thun, was einem einfällt, als ſich mit Euch langweilen, ſchwatzen, ſchlafen und mit den Sternen Zwieſprach halten.“

„Freilich wär's artiger,“ bemerkte Benedict, und lachte daß der Tiſch ſchütterte, „Ihr könntet mit zwei ſchönen Sternen Euch unterhalten, deren Himmel ſich mit den Händen anfühlen läßt.“

„Laß das gut ſein!“ ſagte der Herzog und deutete verſtohlen auf den Burgvogt. „Ich vertraue auf Neko's Wort. Du weißt, was er mir vor acht Wochen verſprochen: wenn ſich der Mond zum zweitenmale fülle, ſolle ich Nachrichten haben. Heute Abend iſt dieſer Vollmond." — Aengſtlich ſah er nach dem Vogt hin.

Der Pfaffe rückte dieſem näher, trank ihm zu, legte, als dieſer Beſcheid gethan hatte, die Hand vertraulich auf ſeinen Schenkel, und ſagte pfiffig:

„Wolfgang, wie weit geht Euere Inſtruction vom Kurfürſten, über den Herzog?"

„Streng!" erwiderte dieſer. „Mit meinem Kopf muß ich haften für den gnädigen Herrn. Ihr werdet doch nicht — —?"

„Behüten uns alle Heiligen! Man hat nur einen Kopf zu verlieren. Der Herzog denkt nicht daran, Euch um den Eurigen zu bringen. Nur ſagt, wie weit dürft Ihr gehen, um dem Herzog eine Kurzweil zu verſchaffen?"

„Ich darf Seine hochfürſtliche Gnaden keinen Schritt von der Burg laſſen."

„Aber wen dürft Ihr hereinlaſſen?"

„Keinen Ritter, keine Frau, keinen Knappen."

„Wer alſo keins von dieſen Dreien iſt, darf herein."

„Wolfgang," ſetzte der Herzog hinzu, „es wird Euer Schade nicht ſein, wenn Ihr Euere Inſtruction nicht zu ängſtlich auslegt. Wir müſſen zuſammen leben."

„Wen gedenkt Ew. Gnaden bei ſich zu ſehen?"

„Einen alten Sterndeuter mit ſeinem Schüler. Ihr müßt wiſſen, daß der Herzog ein Verehrer der Sternkunde iſt," ſetzte der Pfaffe hinzu. „Wir beide können ihn nicht damit unterhalten. Laßt Ihr aber die Aſtronomen herein, ſo macht Ihr Euch nicht nur ein Verdienſt um den Herzog, Ihr belebt auch unſere Einſamkeit."

„Ich weiß zu leben und leben zu laſſen," erwiderte Wolfgang. „Von Sterndeutern ſteht nichts in meiner Regel. Wenn die Sache verſchwiegen bleibt, hab' ich nichts dagegen. Ich bin Ew. Gnaden ſehr ergeben und bedaure Euer böſes Schickſal von Herzen. Und da einmal die Rede darauf kommt, ſo erlaubt mir die Bitte um einen Bericht aus Euerm Munde, wie Ihr in ſolchen Mißſtand gerathen ſeid. Ihr ſeid nun faſt drei Wochen auf der Burg, und was ich nicht von Andern erfahren, das weiß ich nicht über Ew. Gnaden Schickſal. Erzählt's mir ſelbſt beim Becher; zum Dank laß ich die Sternforſcher paſſiren."

„Eine Liebe iſt der andern werth," verſetzte der Herzog vergnügt. „Drum will ich Deine Bitte erfüllen. Doch in der Mitternachtsſtunde mußt Du am Pförtchen Wache halten. Sobald Du drei Schläge an dieſelbe vernimmſt, ſo fordere das Wort. Es heißt Chaire! Haſt Du dieſes erhalten, ſo öffne die Pforte; der alte Sterndeuter iſt entweder allein, oder mit ſeinem Schüler da."

Der Vogt verſprach der Weiſung nachzukommen, ſchenkte die Becher voll und wartete mit geſpannter Aufmerkſamkeit auf Sigismund's Erzählung.

„Als mein Bruder Heinrich ſtarb," begann dieſer, „war ich ein und zwanzig Jahre alt, und theilte auf den Rath unſerer hochſeligen Mutter, mit meinen zwei übrigen Brüdern, dem Kurfürſten Friedrich und dem Herzog Wilhelm, das väterliche Land. Der letztere war erſt zehn Jahre alt, und wir hatten die Vormundſchaft über ihn und die Verwaltung ſeiner Landesportion. Mit dem Kurfürſten konnt' ich mich damals eben ſo wenig vertragen, wie jetzt Wilhelm. Er maßte ſich die Oberherrſchaft über mich an und griff in meine Rechte, wo ſich nur eine Gelegenheit bot.

Die ſich entſpinnende Uneinigkeit verbitterte mir manche Stunde und verleidete mir das ſchwere Regentengeſchäft.“

„Na Ew. Gnaden wird ſich das ſchon leicht gemacht haben,“ warf der Vogt ein. „Ich kann mir überhaupt das Regieren nicht ſchwer vorſtellen.“

Der Kaplan nickte lachend Beifall: „Man braucht nicht viel Verſtand dazu.“

„Die Heiligen ſtehen einem bei!“ verſicherte der Herzog, und fuhr dann in der Erzählung fort: „Schon war ich ein Jahr Herr meines Landes, das einen großen Theil des Oſterlandes und einen kleinen Thüringens in ſich begriff, und noch hatte ich unter den Fürſtentöchtern keine gefunden, die mir als Gemahlin angeſtanden hätte. Mein Herz machte ſeine Stimme geltend, und es war ſchwer zu befriedigen. Unter den Schlöſſern meines Landes liebte ich das zu Mildenfurt bei Weida und hielt mich oft dort auf, entzückt von der ſchönen Ausſicht, welche ſich nach Norden in das Elſterthal öffnet. Unter dem Schloſſe liegt ein Nonnenkloſter, in welchem ich meine Andacht verrichtete und oft dem heiligen Dienſte der gottgeweihten Jungfrauen beiwohnte. Unter den Nonnen fiel mir bald eine hohe Geſtalt auf, die, je öfter ich ſie ſah, ſtets einen tiefern Eindruck auf mich machte. Sie hieß Iſidore von Lohma. Das Bild dieſer reizenden Jungfrau ſchwebte mir vor, ich mochte mich beſchäftigen, womit ich wollte, und je mehr ich der in mir erwachten Leidenſchaft zu widerſtehen mich bemühte, um ſo heftiger faßte ſie mich. Dadurch gerieth ich zuweilen in einen ſonderbaren Zuſtand, wo ich, für alle äußere Gegenſtände unempfindlich, nur mit Iſidorens Schattenbild beſchäftigt war. Obgleich ich da jedesmal zu ſchlafen ſchien, ſo war doch mein Geiſt in der höchſten Anſpannung und Aufgeregtheit, ihr Bild und deſſen Liebkoſungen ſo täuſchend, daß ich nach Wiedergewinnung meines Bewußtſeins hätte ſchwören mögen, dasjenige wirklich erlebt zu haben, was mein verirrter Geiſt nur ſich ſelbſt geſchaffen hatte. Da ich nirgends mehr Ruhe und Raſt fand, und mein fürſtlicher Stand mit ſeinen Pflichten mich anekelte, ſo beſchloß ich, der ſchönen Iſidore Minne zu entdecken. Bald fand ich Gelegenheit dazu. Aber wie erſtaunte ich, als ſie mir auf die Schilderung meines merkwürdigen Zuſtandes ohne Zurückhaltung entdeckte, daß ſie oft in einem ganz gleichen geweſen und mit meinem Schattenbilde zu ſchaffen gehabt habe. Sogar am Tage auf ihrer Zelle überraſche ſie es wie ein Traum, der ein Chaos von Geſtalten vor ihre Seele führe, aus denen ſich mein Bild entwickele, welches freundlich mit ihr in ſüßer Minneluſt verkehre. Mein Staunen ſtieg aber über allen Ausdruck, als ich von ihr Zeit und Stunde erfuhr, in welcher ſich dieſes unerhörte Traumleben einzuſtellen pflegte und daraus erkannte, daß es mit dem meinigen zuſammenfalle. Wir glaubten in dieſem Wunder einen Fingerzeig Gottes zu erkennen und ergaben uns von dieſer Stunde der hohen Minne, wie ſie nur immer zwei gleichgeſchaffene Seelen für einander zu empfinden vermögen. Nichts auf der Welt hätte mich von jenem glückſeligen Augenblick an von Iſidoren trennen können; unſere Geiſter waren in einander gefloſſen und hatten ſich in heiliger Weihe auf ewig treuliebend vermählt. Von jenem Tage an hörten unſre ſeltſamen Geſichte auf; mit dem Entzücken, das uns beim erſten Kuſſe durchſchauerte, ſchienen ſie von uns gewichen zu ſein. Aber die Abneigung gegen meinen Stand und deſſen Obliegenheiten, die mich über lang oder kurz von Iſidoren hätten trennen müſſen, nahm in mir überhand, und ſie und der heiße Wunſch, ja das tief empfundene Bedürfniß meines Geiſtes, ſtets um Iſidoren zu ſein, erzeugte den unerſchütterlichen Entſchluß in mir, allen Vorrechten zu entſagen, welche mir meine hohe Geburt verliehen, und in jenen ſeligen Stand, in welchem meine Iſidore ſelbſt lebte, überzutreten. Meinem Bruder, dem Kurfürſten, kam dieſer Entſchluß gelegen, denn ſein Land erhielt durch die Hälfte des meinigen einen hübſchen Zuwachs. Ohne ihm das zarte Geheimniß meiner Minne ahnen zu laſſen, gab ich die Unluſt an weltlichen Dingen, die ſich ſehr auffallend an mir gezeigt hatte, als den Grund meines Entſchluſſes an. Dieſen führte ich in Merſeburg aus. Ich ward Mönch und lebte das ſeligſte halbe Jahr meines Lebens mit Iſidoren in der engſten geiſtigen Vereinigung. Eine von böſen Sternen beherrſchte unglückliche Stunde raubte unſerem ſchönen Verhältniß die zarte Krone der reinen Minne und drückte ihm den Stempel der Sünde auf. Seit jenem Rauſche ſtürzte das Unglück auf uns ein. Unſer Umgang wurde dem Kurfürſten verrathen, und er war ſo grauſam, mich auf das Schloß zu Freiburg gefangen zu ſetzen, wozu ihm kein Recht zuſtand. Mein Zuſtand grenzte an Wahnſinn. Dies bewog meinen heimtückiſchen Bruder, mir zwar die Freiheit wieder zu geben, aber unbarmherzig riß er mich von Iſidoren und ließ mich nach Würzburg bringen, wo ich durch ſein Verwenden in das Domkapitel aufgenommen wurde. Es gelang mir, mich mit Iſidoren, die das einzige Glück meines Lebens ausmachte, in Briefwechſel zu ſetzen. Was wir uns nicht mehr zuflüſtern konnten, das mußten uns theure Schriftzüge ſagen. Bald wurde auch dieſe unſchuldige Minneluſt entdeckt, die mir allein noch Freude auf Erden gewährte. Ich erhielt keine Briefe mehr von ihr; mein Kummer hatte keine Grenzen, meine Lage war fürchterlich. In dieſer unſeligen Zeit that mir das Kapitel die Ehre an, mich an des verſtorbenen Biſchofs Stelle zu wählen. Meine Standeserhöhung gebot mir einen größeren Aufwand, und dieſer war mit mehr Zerſtreuung verknüpft. Der Wein mußte meinen Liebesgram ertränken. Ein mir vertrauter Kleriker benutzte meine Schwäche und riß mich, da ich einmal geſtrauchelt war, von Sünde zu Sünde. Durch Sinnenrauſch ſuchte ich meine Leiden, ſpäter mein nagendes Gewiſſen zu beſchwichtigen. Nach zwei Jahren trat das Domkapitel gegen mich auf und erklärte mich meiner Würde verluſtig. Da kamen alle meine Leidenſchaften in Aufruhr; ich wüthete, widerſetzte mich dem Ausſpruch, rief die Hülfe meiner Brüder an, Alles vergebens. Meine eigenen Schwäger, die Markgrafen von Brandenburg; traten auf die Seite der Domherren; ein kaiſerlicher Befehl nahm mir den Biſchofsſtab. Das Bisthum erhielt einen Verweſer und ich einen Jahrgehalt. Dieſes Schickſal traf mich nicht unverdient, aber ſeine Härte war mir unerträglich. Sehr verdrießlich kehrte ich nach Meißen zurück. Ein Schimmer von Hoffnung belebte mich noch, ob ich mit Iſidoren nicht noch ein ſtilles Glück finden könne. Es war mir nicht beſchieden. Die Holde war aus dem Kloſter Mildenfurt entfernt worden, ich konnte nicht erfahren wohin. Zorn und Rache gegen meinen Bruder erwachten in meinem Herzen. In ihm ſah ich den Urheber meiner Leiden. Vom geiſtlichen Stande war ich ausgeſtoßen. Als geborner Fürſt und rechtmäßiger Erbe meines Vaters glaubte ich wieder an die Landesportion Anſpruch machen zu können, welche mir in der Erbtheilung zugefallen war. Ich hatte ja nur als Geiſtlicher darauf verzichtet, und der war ich doch nicht mehr. Mit Hohn wies Friedrich meine Forderungen zurück. Demüthigungen, die mich empörten, mußte ich von ihm erdulden. Ohne triſtige Gründe behandelte er mich abſcheulich und legte den Grund zu einem Menſchenhaß in mich, der meinem Geiſte geſchadet hat. Heimlich wandte ich mich an den nun verſtorbenen König von Polen, Ungarn und Böhmen, Ladislav, der mir ſeinen Beiſtand verſprach, ich verband mich mit dem Burggrafen von Meißen und andern Großen, denen ich anſehnliche Belohnungen gelobte, wenn ſie mir zum Beſitz meines Landes behülflich ſein wollten. Schon glaubte ich mich faſt am Ziele, als der Kurfürſt einen Brief auffing, den ich an einen böhmiſchen Ritter geſchrieben; der Plan ward entdeckt und ich abermals gefangen auf den Scharfenſtein geführt. Meine Wuth war groß, aber meine Ohnmacht noch größer. Mit der Zeit verſank ich in eine dumpfe Gleichgültigkeit, aus der ich erſt wieder aufzuleben anfange, ſeit man mein Gefängniß gewechſelt hat und ich in Deine Verwahrung gekommen bin, mein luſtiger Wolfgang."

---

## 8.

## Sigismund's Lied.

Während der Erzählung hatte ſich das Ausſehen des Herzogs merklich verändert. Der ſchlummernde Geiſt ſchien geweckt, friſches Leben in ſeine Glieder zu ſenden. Er war aufgeſtanden; ſein Auge glänzte, von Unruhe bewegt, ſeine Fäuſte hatten ſich geballt, ſeine Füße auf den Boden geſtampft und ſein ganzes Weſen zeugte von hoher Erregung.

„Und Euer Lieb habt Ihr nicht wiedergeſehen?" fragte der luſtige Burgvogt theilnehmend.

„Niemals!" erwiderte der Herzog, und der wilde Schmerz in ſeinen Zügen wurde milder.

„Noch nicht aller Tage Abend iſt!" bemerkte der Kaplan mit pfiffigem Geſicht. Ein Wink des Herzogs gebot ihm Schweigen. Dieſer nahm ſeinen Lehnſtuhl wieder ein, der Becher lief unter Witzen und Späßen des Pfaffen und des Vogts über die wunderliche Geſchichte, im Kreiſe herum. Der Herzog ſah ſtumm vor ſich hin und ſchien über etwas nachzudenken; plötzlich ſtand er auf, öffnete das Fenſter, ſchaute einige Minuten an den Himmel und ſagte:

„Der Stand der Geſtirne verkündet die Mitternacht. Wolfgang, geh' und thu' wie ich Dir befohlen!"

Der Burgvogt entfernte ſich, und der Herzog maß unruhig mit großen Schritten das Zimmer.

„Ob er wohl kommen wird!" ſagte Benedict gähnend und griff zum Becher.

„Neko hält Wort!" erwiderte Sigismund. „Seiner mächtigen Wiſſenſchaft kann nur ſelten eine feindliche Gewalt widerſtehen. Ich hoffe und zage. Die bange Erwartung ſpannt meinen Geiſt wunderbar an, und faſt iſt es mir, als fühlte ich die Annäherung jenes ſonderbaren Zuſtandes, den ich Euch vorhin beſchrieb. Mir däucht, als empfinde ich wie im Traume die Nähe der Holden. Ja ſie kann nicht fern mehr ſein." Immer heftiger ſchritt er auf und ab; ſeine Geſtalt ſchien zu wachſen, die hängende Fülle ſeines

Kinnes und Leibes ſchien edlere Form zu gewinnen, ſeine Augen leuchteten, ſein Mund ſtieß einzelne Worte aus, über ſein Geſicht war ein ungewöhnlicher Ernſt ausgegoſſen.

Dem Kaplan wurde bei dieſen, an ſeinem Beichtſohne noch nicht wahrgenommenen Erſcheinungen etwas unbehaglich. Eine Viertelſtunde verfloß, welche der Herzog in Entzückung, Benedict in Furcht verbrachte. Endlich fuhr der Letztere von Schritten auf dem Gange erſchreckt zuſammen. In das Zimmer trat der alte finſtere Aegyptier, an ſeiner Hand ein ſchöner bleicher Jüngling in der abenteuerlichen Tracht eines Tatern. Auf ſeinen reichen Locken ſaß ein breitkrempiger Hut, der das Geſicht beſchattete. Der Herzog ſchritt raſch auf den Letzteren los, nahm ſeine Hand, preßte ſie lange zwiſchen den ſeinigen und ſah ihm ſtumm und unverwandt in die Augen. Der alte Tater forderte vom Vogt einen Imbiß, und als dieſer ſich wieder entfernt hatte, um das Verlangte herbeizuholen, umfaßte der Herzog den bleichen jungen Mann, drückte ihn an die Bruſt, hielt ihn lange ſprachlos umarmt und überhäufte ihn zuletzt mit Küſſen. Der ſo Geliebkoſte konnte vor Rührung ebenfalls kein Wort hervorbringen; der Sturm der Gefühle in Beider Bruſt ſchien zu groß, um ſich in Worten auszuſprechen. Als ſich die Schritte des Vogts wieder vernehmen ließen, nahm Neko den Jüngling bei der Hand, führte ihn in eine Ecke des Zimmers und bedeutete ihn, ſich dort in einen Stuhl niederzulaſſen, den die Strahlen des Kerzenlichts nur ſchwach berührten.

„Merkur iſt noch immer feindlich gegen Venus geſtellt und Euer Horoſcop gibt mir noch nicht die erwünſchte Auskunft,“ bedeutete Neko den Herzog, der wieder ſchweigend im Zimmer wandelte. Der alte Tater ſprach den Erfriſchungen munter zu. Lange redete Niemand im Zimmer; der Burgvogt und der Kaplan gähnten, und erwarteten, daß ſie der Herzog gnädig entlaſſen möchte. Keiner hatte eine Ahnung von dem, was in ihm vorging; er war ſo ſehr mit ſeinen Gedanken beſchäftigt, daß er die Schläfrigkeit der Geſellen nicht bemerkte. Sein unruhiger Blick flog immer nach der Ecke, wo Neko's Gefährte in ſich gekehrt ſaß.

„Ihr ſeid für heute Euerer Pflicht entbunden," wandte ſich endlich Sigismund zu den Beiden. „Sucht Euere Lagerſtätte; ich werde mit den beiden Gäſten den Himmel betrachten."

Das Paar empfahl ſich, und als man ſeine Schritte nicht mehr vernahm, verſchloß der Herzog die Thür. Raſch kehrte er ſich um. Der Jüngling war aufgeſtanden, hatte Hut und Gewand abgeworfen und zeigte ſich als ein ſchlankes Frauenbild. Reiche dunkele Locken, auf die Schultern gerollt, ließen auf gleiche Augen ſchließen, aber als ſie den Blick dem auf ſie zueilenden Herzog wonnetrunken kehrte, zeigte ſie ein Paar hellblaue ſanfte Augen, welche mit dem bleichen Geſichte harmonirten und, mit den Haaren verglichen, das Mädchen zu einer ſeltenen Schönheit erhoben.

„Meine Iſidore!" ſagte der Herzog mit weicher Stimme und umſchlang die Nonne von Neuem.

„Mein Gatte," lispelte ſie und erwiderte ſeine Küſſe.

„Kann ein gütiger Gott zürnend auf dieſe Seligkeit ſehen? Kann unſere Liebe eine Sünde ſein?" ſagte Sigismund.

„Und wenn ſie Sünde wäre, ich könnte nicht anders," erwiderte die Zärtliche.

Berauſcht von den Wonnen des Wiederſehens nach ſo langen Jahren voll Leiden, hatten ſie nur äußere Zeichen für ihre Empfindungen. Als die ſeligſte Glut der innern Bilder verblich, lieh ihnen die Sprache ihre Laute, um den Abglanz in Tönen wiederzugeben. Sigismund erzählte der Geliebten von ſeinen Schmerzen und Qualen und deren traurigen Folgen, in die ſie ihn noch verſtrickt ſah. Iſidorens Thränen benetzten auch ſeine Wange, die er an die ihrige geſchmiegt hatte

„Gern,“ flüſterte ſie, „ertrag' ich Deine Niedrigkeit mit Dir und lieber als Deine Größe. Die höchſten Gipfel der Erde ſind den Sonnenſtrahlen, aber auch den Stürmen am meiſten ausgeſetzt. Hier trifft mich kein Neid, keine Bosheit; ich kann nur Dir leben. Aber werd' ich bei Dir verweilen dürfen?“

Sigismund ſah bei dieſer Frage den Aegyptier an, der ſchweigend und dem Anſchein nach theilnahmlos dem Koſen der Liebenden horchte.

„Neko, was wird unſer Loos ſein?“

„Liebe und Tod!“

„Gib uns nähere Auskunft!“

„Die höchſte Liebe ringt ſich in den Schauern des Entzückens los von der Feſſel, und die Seele flattert entbunden der reinſten Liebesumarmung zu. Der Roſe im vollſten Glanz vermählt ſich die Myrte.“

„Ich ahne den Sinn ſeiner Worte,“ ſagte Iſidore. „Ich werde bald ſterben; hab' ich doch jetzt keinen Wunſch weiter. In Deiner Umarmung, mein Sigismund, drängt mich die Sehnſucht nach einem ungekannten Etwas, und was könnte das anders ſein, als der Tod?“

„Was ſagen Deine Sterne über mich?“ fragte Sigismund weiter.

„Die leuchtenden Blumen des Himmels blühen und verblühen, wie die Blumen der Erde. Wenn die Roſe in höchſter Pracht ihre Blätter entfaltet, hebt ſich ihre Seele ſchon aus dem Kelche hervor und ſchwebt auf den zitternden Blättern. Die höchſte Fülle des Lebens iſt des Todes Kuß; entzückt vermählt ſich der eine Genius dem Andern. So in Blumen, in Sternen, in Menſchen, im All. Heute ſtehen Deine Sterne in höchſter Blüthe, bald verwelken ſie. Oſiris verſchwindet und Iſis trauert."

„Mich ergreifen Deine dunkeln Worte. Nur in der Liebe ſeligen Stunden ſoll mein kurzes Glück auf Erden blühen."

„Noch wird die Flamme nicht verlöſchen, und das Wort nicht verhallen. Oſiris erwacht und kehrt als Gott zurück. Die heilige Zahl zweiunddreißig ſpricht für Dich. Das iſt die Zahl Deiner Jahre. Die Sterne eines anderen Mannes ſtehen Dir nahe, würden ſie ſich mit den Deinigen vermählen, Du wärſt gerettet zu Deiner Feinde Spott. Aber ihnen droht der Mars, und ſo gehen ſie vielleicht eher unter, als die Deinigen."

„Und wer iſt der, dem ich vertrauen ſoll?"

„Der Ritter Kunz von Kauffungen: er iſt der Einzige, der Dich auf den Thron Deiner Väter zu ſetzen vermag."

„Ich kenne den Tapfern. Aber wie ſoll ich ihn für mich gewinnen?"

„Ueberlaß mir die Sorge; ich will's verſuchen."

„Darf Iſidore bei mir verweilen?"

„Laß ſie in Deinen Armen ruhen. Mit heiliger Innigkeit feiere Deine Wiedervereinigung mit ihr. Mir gebot der Geiſt der Natur, ſie Dir zuzuführen.

Die Sterne verbleichen, und wenn der Morgen dämmert, iſt Alles anders.“

„Woher, Geheimnißvoller, der ſo wunderbar in mein Leben eingreift, kommt Dir die Kunde meines Schickſals?“ fragte der Fürſt den Tater.

„Noch iſt der Tempel der Iſis nicht zerfallen, noch tönen ſeine Säulen. Aus den Höhlen der Erde kommen die Stimmen der Natur.“

„Und wo wohnſt Du jetzt, daß Du dieſe Stimmen vernimmſt?“

„Nicht weit von hier in dieſem Thale; zwiſchen der Veſte Rochsburg und der Stadt Penig ſtehen am Strome die Felſen, die Grabſteine einer untergegangenen Zeit. Aber in ihren Höhlen und Schluchten iſt noch die Sprache laut, welche die Natur vor Jahrtauſenden geredet, aber nur dem treuen Sohne der Mutter vernehmbar. Dort wohn' ich und meine Brüder, auch Iſidore hat dort verweilt, bis wir ſicher waren vor ihren Verfolgern.“

„Sieben Wochen,“ nahm Iſidore das Wort, „hab' ich bei dieſen Edeln in den Höhlen dieſes Thales gewohnt, und ſie haben mir Liebe erzeigt.“

„Aber wo kam Neko zu Dir? Wie hat er Dich gefunden?“

„Fern in Böhmen lebte ich in einem Kloſter?“ erzählte die Nonne, „da erſchien er einſt an des Paters Hand. Mit wenigen Worten gab er mir den Plan zur Flucht an, der bald durch ihn glücklich obwohl mir unbegreiflich ausgeführt wurde.“

„Dir ſind wir Alles ſchuldig,“ wandte ſich der Herzog wieder an Neko. „Wie kann ich Dir vergelten?“

Da ſchwebte ein ſpöttiſches Lächeln über des Aegyptiers Züge. „Das Ihr Kurzſichtigen doch immer vom Belohnen ſprecht! Mir lohnt der Geiſt der Natur, ich bedarf keines Menſchendankes. — Doch jetzt ſcheid' ich. Genießt Euer Glück, mit dem nächſten Vollmond bin ich wieder bei Euch."

„Wohin willſt Du?" fragte der Herzog erſtaunt.

„Nach meinen Wohnungen!"

„Das Thor iſt verſchloſſen; in dieſer Nacht öffnet es Dir der Burgvogt nicht."

„Ich bedarf ſeiner Schlüſſel nicht. Lebt wohl!"

„Morgen werde ich für Dich reden," ſagte er an der Thüre und verſchwand.

Die Liebenden verlebten ſchöne Tage, aber die plötzlich in Sigismund's Geiſte aufgeloderte Flamme verglühte bald wieder, und im Schoße der Ruhe und des Genuſſes ſank er in die alte träge Leidenſchaftloſigkeit zurück. Iſidore pflegte, als Knabe gekleidet, des gemächlichen Herrn mit ſorgſamer Emſigkeit; er nahm zu, nicht an Geiſt, aber an Fülle des Leibes, und der Vogt war nicht ſo klug, das Geſchlecht des Dieners zu errathen.

## 9.

## Neko's Plan.

Neko wartete am Thore der Burg Kauffungen. Im Abendſchein ritt Ritter Kunz heran. Schweinitz folgte. Er kam von Altenburg, wo ihn der Unmuth vertrieben, um in der Mitte ſeiner Familie freier athmen zu können. Die feine Hofluft ſagte ihm nicht zu, und doch ſtrebte er ſtets, von einem Dämon getrieben, die Segel ſeines Lebensſchiffes von ihr blähen zu laſſen. Neko trat zu ihm, und Kunz beſann ſich auf die ihm bekannte Geſtalt.

„Hoho, der alte Hexenmeiſter aus der Höhle in Thüringen, bei dem wir eine feine Nacht zugebracht!“ rief Schweinitz, und Kunz war aus dem Traume.

„Sei mir willkommen, Alter!“ ſagte der Ritter, dem Tater die Hand bietend; „ich gedenke Deines guten Dienſtes mit Dank.“

„Vielleicht nehm' ich Euere Gefälligkeit dagegen in Anſpruch,“ erwiderte Neko und trat auf Kunzens Einladung in die Burg.

„Kann ich Dir wieder dienen, Mann, ſo thu' ich's herzlich gern,“ fuhr Kunz fort, als ſie zuſammen im Saale ſaßen, und Anna, die Becher kredenzend, mit neugierigen Blicken den Tater betrachtete, von dem ihr Gemahl ihr erzählt hatte.

„Nicht mich betrifft mein Anliegen. Ich habe für mich von einem Menſchen nichts zu bitten. Ein fürſtliches Haupt iſt es, das Euch durch mich um Beiſtand anruft.“

„Welcher Fürſt bedürfte meiner Hülfe?“ fragte der Ritter verwundert.

„Ich verſtehe den ganzen Sinn Euerer Frage, Ihr habt mit Euern Bemühungen bei den feindlichen Fürſtenbrüdern nichts ausgerichtet. Euere Hülfe iſt überflüſſig geworden. Wohlan, helft dem dritten Bruder; der wird's Euch mehr Dank wiſſen. Herzog Sigismund iſt's, der Euch durch meinen Mund anruft.“

Augenblicklich wölkte ſich Kunzens Stirn, und nach einigen Minuten Nachdenkens fragte er: „Was hätte Herzog Sigismund von mir zu bitten?“

„Befreit ihn aus der Gefangenſchaft des Kurfürſten.“

„Und wenn ich ihn befreit hätte, was dann?“

„So verhelſt ihm zu ſeinem Recht und zu ſeinem Lande."

„Ich habe am Streit der beiden Brüder genug. Der des Dritten fehlte noch, um die Verwirrung allgemein zu machen."

„Der Krieg der beiden Brüder iſt die Folge des Fluches, welchen ihr an ihrem Bruder Sigismund begangenes Unrecht auf ihre Häupter herabgerufen hat. Würden ſie genöthigt ihm gerecht zu werden, ſo würde der Fluch ſchwinden und ihr Streit aufhören. Sigismund iſt ſo gut ein Sohn des ſtreitbaren Kurfürſten Friedrich, wie der ſanftmüthige Friedrich und der wilde Wilhelm."

„Aber er hat freiwillig auf ſeinen Landestheil verzichtet und ihn den Brüdern überlaſſen."

„Als Kleriker hat er verzichtet, nicht als weltlicher Fürſt. Das iſt er jetzt wieder, und ſein Erbe gebührt ihm von Gott und rechtswegen. Auch gibt es genug brave Männer im Lande, die das einſehen und geneigt ſind, dem gefangenen Herzoge zu Recht und Land zu verhelfen. Es fehlt ihnen aber das Haupt, der Anführer. Und dazu ſeid Ihr erſehen, Ritter Kunz."

Argwöhniſch forſchte Kunzens Auge in Neke's Zügen. „Wie kommſt Du zu dem Herzog und ſeinen Händeln?" fragte er ſcharf betont.

„Erlaubt mir, Ritter, daß ich Euch dieſe Frage unbeantwortet laſſe. Genug ich kenne den Herzog beſſer als irgend Jemand, und kann Euch verſichern, daß er Freiheit und Recht verdient."

„Dann wirſt Du zufrieden ſein müſſen, wenn ich auf Dein Geſuch nichts erwidere."

„Ihr mißtraut mir."

„Schon einmal ſtandeſt Du mir feindlich gegenüber ich mag nicht noch einmal in ähnliche Lage kommen

Auch hab' ich genug am Dank des Kurfürſten und des Herzogs Wilhelm für meine Dienſte, und bin nicht lüſtern nach Sigismund's Danke."

„Vielleicht zeigt ſich hier die Gelegenheit, ſchneller zum Ziel Euerer Beſtrebungen und Entwürfe zu kommen."

„Meiner Beſtrebungen und Entwürfe?" fragte Kunz erſtaunt. „Was weißt Du von ihnen?"

„Mehr, als Ihr ahnen könnt. Wär' ich der, welcher ich bin, wenn ich nicht mehr wüßte als andre Menſchenkinder? — Doch was ſoll ich dem Herzog von Euch zur Antwort ſagen?"

„Noch weiß ich nichts vom Herzog."

„Ein Brief von ihm wird Euch Glauben und Vertrauen machen."

„Verſchone mich mit ſeinen Bitten und Briefen. Ich bin aller Fürſtengunſt überdrüſſig. Suche Dir einen andern Mann aus, der mehr darnach geizt, als ich."

„Das kam nicht aus Euern Herzen, Ritter."

„Ob aus dem Herzen oder dem Kopf, es iſt meine Meinung und wird ſie bleiben, wenn ſich die Umſtände nicht ändern."

„Ich verſtehe Euch. Ihr verſprecht Euch von Sigismund's Sache keinen Erfolg. Aber nicht Euch, ſondern mir iſt ein Blick in die Zukunft vergönnt. Euer Weg mit dem Kurfürſten wird Euch ins Verderben, Euer Weg mit Herzog Sigismund zu Ehren und Würden, zu Glanz und Hoheit führen. Ich werde Euer Vertrauen zu gewinnen wiſſen."

„Vielleicht gelingt es Dir. Genug davon für heute! Aber Eins möcht' ich von Dir erfahren. Wo iſt Eſtrella, Euere Königin? Freundespflicht berechtigt mich zu dieſer Frage."

„Sie lebt auf einer Burg dieſes Landes; mehr darf ich nicht ſagen.“

„Warum iſt ſie aus Moſens Armen geriſſen? Du haſt dieſe Liebe erſt begünſtigt.“

„So lange ich wußte, daß ſie Beiden heilſam war. Der Ritter hat jetzt höhere Pflichten, ihn feſſeln andere Bande; ſind jene erfüllt und dieſe gelöſ't, ſo leg' ich ſelbſt Eſtrellen ihm wieder an die Bruſt.“

„Deine Rede iſt dunkel.“

„Sie wird ſich klären.“

„Man wird das Mädchen zur Untreue an ihrem Geliebten verführen.“

„Ihr thut ihren Beſchützern unrecht.“

„Sind es wirklich Beſchützer, warum darf man ſie nicht kennen?“

„In neun Monaten iſt ſie frei! das genüg' Euch und dem Ritter Moſen.“

Kunz hatte nicht Luſt, weiter in den wunderlichen Alten zu dringen, und dieſer ging; aber in des Ritters Herzen ließ dieſer den böſen Samen zurück, den er liſtig ausgeſtreut, und dieſer ſchlug Wurzel. Allmälig dämmerten in ihm Gefühle auf, die erſt noch zu Gedanken werden ſollten. Lange Zeit gehörte dazu, eh' ihm Alles zum Bewußtſein wurde, was der Zigeuner in ihm aufgeregt, und noch viel mußte geſchehen in eigenthümlicher Verknüpfung der Begebenheiten, bis die Farben ſich zu Geſtalten zuſammenſetzten. Anna hatte ſich leichter und ſchneller mit der Idee befreundet, den Grundſtein ihrer künftigen Größe auf den Boden des Herzogs Sigismund zu ſetzen. Sie war unermüdet im Wiederaufbau ihrer Luftſchlöſſer, ſo oft ſie auch der Sturm ſchon verweht hatte. Anna war nicht nur abergläubiſch, ſie glaubte auch, was ſie wünſchte. Und ſo ſchenkte ſie Neko's Prophezeiung vollen Glauben und nahm im Stillen ihre Maßregeln danach. —

Vier Wochen ſpäter ſaß Kunz auf dem Schloſſe zu Altenburg mit ſeinem Schwager Hildebrand zuſammen; ſie machten Betrachtungen über die Stille, welche im Lande wie bei Hof herrſchte, und ihnen wie eine unglücksſchwangre Pauſe des blutigen Streites bedünken wollte, der über lang oder kurz um deſto wüthiger losbrechen möchte. Schweinitz führte einen jungen Burſchen herein, deſſen Geſicht Kunzen bekannt vorkam. Schweinitz berichtete, daß das Bürſchchen allein mit dem Ritter ſprechen wolle, und Kunz trat mit ihm in ein anderes Zimmer.

„Ich heiße Schwalbe,“ ſagte der Junge, „und bin einer von Neko's Leuten; hier ſchickt er Euch einen Brief.“ Kunz erbrach das verſiegelte Schreiben und erſchrak, als er Herzog Sigismund's Namen unterzeichnet fand. Ohne es zu leſen, verbarg er das Papier in ſeinem Wamſe, und ſagte zu dem Burſchen:

„Du biſt tollkühn, Dich mit einem ſolchen Briefe auf dieſes Schloß zu wagen. Wenn man Dich gefangen hätte, ſo weißt Du nicht, welch' Unglück über mich gekommen wäre. Und Dein Tod wäre es unvermeidlich geweſen.“

„Mich fängt Keiner,“ antwortete Schwalbe trocken, „und dann ſteht ja Euer Name nicht auf und wohl auch nicht in dem Briefe, und von mir hätte ihn kein Menſch erfahren und wenn ſie mich mit glühenden Zangen gezwickt hätten.“

„Du haſt viel Selbſtvertrauen, Burſche, und ließeſt Dich wohl zu Dingen gebrauchen, die treue und geſchickte Hand erfordern.“

„Ich denke mein Herr iſt mit meinen Dienſten zufrieden. Neko hat mich vom Hungertode gerettet.“

„Du gefällſt mir, Burſche. Biſt Du denn kein Aegyptier?"

„Nein! ich bin aus Böhmen; Vater und Mutter ſind mir geſtorben, nun gehöre ich ſchon ſeit zwölf Jahren zu den Tatern. — Wollt Ihr mir keine Antwort geben?"

„Nein, mein Sohn; die Sache will überlegt ſein. Ich werd's ſchon beſorgen. — Sollteſt Du über kurz oder lang den Dienſt zu wechſeln genöthigt ſein, ſo kannſt Du bei mir anfragen. Ich weiß treues und anſtelliges Geſinde zu ſchätzen."

„Ich werd' mir's merken," rief Schwalbe und ging hurtig davon.

Nachdenkend kehrte Kunz zu Hildebrand zurück. Am andern Morgen ritt er mit dieſem nach Gnandſtein und auf ſeine ohnweit gelegene Burg, wo ſich ſeine Gattin aufhielt, um ihr des Briefes wichtigen Inhalt mitzutheilen.

## 10.

## Herzog Wilhelm's Heimkehr.

Herzog Wilhelm hatte in Weſtphalen ſchlechte Geſchäfte gemacht; denn nicht nur daß der Erzbiſchof von Köln ihm den verſprochenen Sold nicht zahlen konnte und über fünf und zwanzigtauſend Gulden ſchuldig blieb, auch die Böhmen hatten ſich trotzig und widerſpenſtig gegen ihn benommen und ſeines Oberbefehls geſpottet. Ein Theil derſelben, in der Hoffnung auf reichen Gewinn betrogen, ward aufrühriſch und brach aus freien Stücken, fünftauſend Mann ſtark, auf, um nach Thüringen zurückzukehren und das unglückliche Land nach wie vor zu plündern und zu brandſchatzen. Dazu kam, daß er bei der Belagerung einen beträchtlichen Theil ſeiner Landeskinder verloren hatte, und der Verlegenheiten, in die er ſich geſtürzt, kein Ende ſah.

Der Herbſt war über die verfehlte Kriegsfahrt herangenaht, und als der Herzog ſeinen Einzug in Weimar hielt, kam ihm ſeine Gemahlin mit vielen Edlen entgegen geritten, die ſich bereits hier verſammelt hatten, um bald nach Mühlhauſen zur verabredeten Zuſammenkunft und neuen Friedensunterhandlung aufzubrechen. Darunter war der Graf Heinrich von Schwarzburg, und unter den zahlreichen Frauen des Comitats Katharina von Brandenſtein. Man durfte dieſe beiden für Verlobte halten, die ihre öffentliche Verlobung nur bis nach Ablauf des der Witwe einzuhaltenden Trauerjahrs verſchieben mußten.

Kalt und mißmuthig empfing der junge Fürſt die demüthig zärtlich ihm nahende und mit liebevoller Herzlichkeit ihn bewillkommende Herzogin; kaum daß er ihre ihm dargebotene Hand annahm. Für die Worte der Begrüßung, die ſcheu und leiſe über ihre bleichen bebenden Lippen quollen, aber mitten im Satze vor Furcht und Bangen der Sprecherin ſteckten und verſiechten, hatte ſeine Zerſtreuung kein Ohr. Sein großes feuriges Auge ſchien in der Begleitung der Herzogin begierig nach irgend einer andern Perſon zu ſuchen, und in der That verklärten ſich ſeine finſtern Züge, als er unter den Frauen die ſtolze Katharina wahrnahm. Indem er an dem Comitat vorüberritt und huldreiche Dankesworte ſprach, widmete er der ſchönen Witwe einen beſondern herzlichen Gruß. Allen Frauen bezeigte er höfliche Theilnahme, gegen die Herzogin hatte er nur höfliche Gleichgültigkeit. Ein paar große Thränen bitterer Wehmuth fielen aus ihren Augen; er ſah ſie nicht und eilte auf Apel Vitzthum los, der während ſeiner Abweſenheit die Regierung verwaltet hatte, um ihn zu umarmen und ihm Liebe zu bezeigen, wie ein Sohn dem Vater. Nicht minder herzlich dankte er ſeinen Geheimen und ritt unter trautem Zwiegeſpräch mit ihnen auf das Schloß, indeß die ſanfte Dulderin zwiſchen ihren Hofdamen mit betrübtem Herzen nachfolgte. Zwei Fräulein aus ihrer Umgebung waren es vorzüglich, denen ſie ihre trauernde liebebedürftige Seele aufſchloß und die ihre Freundinnen in der ſchönſten Bedeutung des Wortes geworden waren. Beide gehörten erſt ſeit Kurzem zum Hofſtaat der Gebieterin, aber ſchnell hatten ſie die Schätze ihres Gemüths umgetauſcht. Die eine war die unglückliche Bertha von Wangenheim, die vom Wahnſinn geheilt, erſt in ſtiller Melancholie, dann in ruhigem Ernſt umwölkte Tage verlebte. Um ſie zu zerſtreuen, hatte ihre Familie ſie an den Hof gebracht; die Herzogin fand an ihrer Ruhe und reinen Gottergebenheit ſo großes Wohlgefallen, daß ſie bald mit ihr die Bande zarter Freundſchaft knüpfte, die gegenſeitiges Unglück und deſſen Mittheilung täglich enger anzog. Das andere Fräulein war Jutta von Hopfgarten, eine ſanfte ſtille Blume, in ihrem ganzen Weſen faſt Anna's Ebenbild, ein holdes frommes Kind, mit jener Gefühlstiefe und Engelsruhe ausgeſtattet, die nicht erſt durch Leiden erkämpft wird, ſondern Erbtheil der Natur iſt.

Anna hatte den ätzenden Schmerz in die Bruſt zurückgedrängt; als ſie aber wieder in ihren Gemächern war, da brach der Quell ihrer Thränen unaufhaltſam hervor, ſie ſank bald an Bertha's bald an Jutta's Bruſt, und die Freundinnen weinten mit der in ihrem innerſten zarteſten Leben verletzten Fürſtin.

„Es iſt Alles vorüber,“ ſchluchzte ſie, „ſein Herz hat keinen Laut mehr für mich. — O und wie jubelte ihm meine Seele entgegen! Kein Wort kann es ermeſſen und bezeichnen, wie ich ihn liebe. Dieſe meine Liebe zu meinem Gemahl muß wohl eine Sünde ſein, daß mich Gott ſo ſchwer dafür ſtraft, und es iſt wahr, ich geſteh' es Euch, ich liebe ihn mehr als den Heiland.“

„Ich kenne dieſe Liebe, die unerwiedert oder zurückgewieſen ſich unter tödtlichen Schmerzen nur immer tiefer in die Seele einbrennt,“ ſagte Bertha mit innigſtem Mitleid. „Sie gewährt zugleich die höchſte Wonne und die furchtbarſte Qual. Sie kann Wahnſinn erzeugen. — Tröſte Euch Gott, gnädigſte Frau. Doch verzweifelt noch nicht an Eueres Gemahls Gegenliebe. Er iſt ein Sohn des Krieges, und wird von wilden Leidenſchaften hingeriſſen, die dieſer gebiert. Der Feldzug iſt übel abgelaufen, und der Sinn des Helden verdüſtert und für ſanfte Gefühle unzugänglich. Ich hoffe, es wird Alles wieder ins Gleichgewicht kommen, wenn der Friede geſchloſſen iſt. Hoffet auch Ihr das Beſte, Hoheit!“

„Ja hoffen will ich! Hoffen will ich auf die Hülfe der allerheiligſten Himmelskönigin, zu der ich täglich flehe, daß ſie ſein Herz mir zuwende: denn ohne ſeine Liebe kann ich nicht leben. Hoffen will ich, daß, wenn mir ſeine Liebe nicht wird, ſie mir die ihrige in tiefſter Fülle ſchenke und mit erbarmenden Mutterarmen mich hinaufziehen werde von der kalten liebloſen Erde in das warme Reich ewiger Liebe.“ Und ſie wandte ihr blaues Auge hinauf in die ewige Bläue, als käme ihr von dort oben jene beſſere Hoffnung, die nicht gegründet ſei auf irdiſche Wünſche.

„Durch Schmerzen werden unſere Herzen geläutert,“ ſagte Bertha gerührt und legte ihre Hand auf Anna's bang wallende Bruſt. „Es wird uns allen ein Tag aufgehen, wo die Thränen, die wir geſäet, zur lichten Ernte herangereift ſind.“

Und vor dem Altar, auf welchem der gekreuzigte Gottesſohn ſtand und drüber die milde heilige Schmerzenmutter hing, ſanken die drei Frauen nieder zum Gebet. Und Pater Euſebius trat leiſe durch die Thür und ſpendete den Beterinnen ſeinen Segen.

Während die Herzogin um die Liebe ihres Gemahls betete, koſete er mit der verführeriſchen Katharina. Er gab ihr nicht ſo leicht Urlaub, wie den andern Frauen; er lud ſie mit ihrer Schweſter ein, ein Stündchen im Kreiſe ſeiner Getreuen mit ihm zu verplaudern. —

„Es wäre unchriſtlich, Euch, ſchöne Frau, zu Euerm Witthume Glück zu wünſchen,“ ſprach er zu ihr, die auf ſein Erſuchen auf einer Polſterbank neben ihm Platz genommen hatte, „aber die Flügel, die Euch die Natur nicht vergebens gegeben und die Euch gewaltſam gebunden waren, ſind Euch gelöſ't, und ich hoffe, Ihr werdet Euere Freiheit nicht unbenutzt laſſen.“

„Das ſtrenge Urtheil der Welt vergönnt einer jungen Witwe nicht viel Freiheit,“ entgegnete Katharina mit erheuchelter Ehrbarkeit.

„Deshalb alſo eilt Ihr ſo ſehr, wie man mir ſagt, ſchnell wieder in das Ehejoch zu kommen.“

„Man hat Ew. Gnaden mehr von mir geſagt, als ich ſelbſt weiß.“

„Eine geſcheidte Frau weiß dem Urtheil der Welt und der Luſt der Freiheit zugleich gerecht zu werden. Ihr werdet wohl thun die Freiheit ein Jahr oder länger an unſerm Hofe zu genießen. Dann könnt Ihr, wenn's Euch nicht gefällt, Euch wieder an das Ehebett ſchmieden laſſen."

„Das Eiſen zu dieſer Feſſel muß erſt noch gegraben werden."

„Das macht mir Freude. Laßt Euere Sonne in Weimar leuchten, da wird ſich bald der rechte Mond finden, der von Euch erhellt ſein will. Der thüringiſche Hof iſt etwas triſte, es geht fromm und ſchläfrig bei uns zu. Es fehlt uns an einer Königin der Freude, es fehlt an ächten Rittern und Minneſängern, um einen glänzenden Minnehof zu ſchaffen. Die Zeit iſt ſo nüchtern und platt; ſolltet Ihr nicht berufen ſein, ſie an unſerm Hofe mit Würze und Schwung zu verſehen?"

„Ew. Hoheit traut mir mehr zu als ich zu leiſten vermag."

„Freilich aus unſern dichtenden Schuſtern und Schneidern könnt Ihr keine Troubadours ſchaffen, aber unſre jungen Ritter und Junker könnt Ihr für die alte ſchöne Zeit begeiſtern und ihnen wieder Geſchmack an Damendienſt und Dichtkunſt beibringen. Es lebt wohl mancher Walther von der Vogelweide und hat nur nicht Gelegenheit, ſein Talent zu zeigen. Laßt uns verſuchen, ob wir in Weimar nicht wieder einen Hof ſchaffen, wie mein Ahn der Landgraf Hermann von Thüringen ihn auf der Wartburg hielt!"

„Euere Aufforderung iſt lockend, gnädigſter Herr."

„So ſeid Ihr die Unſere! Darauf kredenzt mir den Becher!"

Und ſie ſchlürfte den Wein und bot ihm den Becher, den er an der Stelle leerte, die ihre Lippen berührt hatten. Gnädig wurde ſie entlaſſen und zu Banket und Tanz für den folgenden Abend eingeladen. Berauſcht von Hoffnungen, Wünſchen und heißen Gefühlen trat ſie in das Loſament ihrer Schweſter, die ihr zur Eroberung des Herzogs Glück wünſchte. — Dieſer zog ſich in ſein Kloſet zurück, um ſich auf den Gottesdienſt vorzubereiten, wo er unter Beiſtand der Pfaffheit und mit dem Volke ſeiner Reſidenz Gott und allen Heiligen für glückliche Heimkehr danken wollte. Nach ihm trat der dornburger Burgvogt in das Gemach.

„Haſt Du die Taterkönigin?" rief ihm der Herzog raſch entgegen.

Hotzel ſchnitt ſeine verzweifelte Grimaſſe. „Da hat ſich's!" ſagte er trocken. „Was ein Menſch vermag, ich hab's gethan. Aber mit ſolchen Teufelsbraten kommt unſer Einer nicht durch. Durch langes Spioniren bracht' ich heraus, daß das Mädchen bald nach unſerm Beſuch bei den Böhmen von zwei Rittern geraubt worden ſei —"

„Verflucht!" fuhr der Herzog auf.

„Getroſt, Gnaden! Es kommt beſſer. Durch Geld und fleißiges Herumſchnüffeln erfuhr ich, daß die alte Hexe Chiska und der alte Hexenmeiſter Neko dieſen angeblichen Raub veranlaßt hatten, jedenfalls um Euch die ſchmucke Königin aus den Zähnen zu halten. Sie war nach Böhmen geführt worden, und der Feldhauptmann Hroska dabei betheiligt, ja wie es wir ſcheint, der Statthalter Podjebrad ſelbſt. Ich habe einen der Tatern, der kein geborner Aegyptier, ſondern ein Böhme iſt, auf meine Seite gebracht. Der hat mir verrathen, was die Sippſchaft für ein Plänchen mit der jungen Königin hat. Sie ſoll vor dem Herzog Sigismund tanzen, ſpielen und ſingen, wie einſt der kleine David vor dem König Saul, und man glaubt den Herzog durch das Mädchen vom Blödſinn zu befreien. Hernach ſoll er vom Statthalter unterſtützt werden gegen Euch und den Kurfürſten. Zu dieſem Behuf iſt das ſchöne Taterkind auch wieder ins Land gebracht und wohnt bei einem heimlichen Anhänger des Herzogs Sigismund, dem Grafen von Schönburg auf Schloß Hartenſtein.“

„Weißt Du das gewiß?“

„Ich habe ſie ſelbſt geſehen.“

„Nun dann ſoll ſie bald in meinen Händen ſein.“

„Ich erwarte nur Euere fernern Befehle, gnädigſter Herr.“

„Wir wollen's überlegen. Jetzt überlaß mich den Pfaffen. Die Katharina iſt auch ein herrliches Weib. Ich liebe ſie Beide.“

## 11.

## Friedens- und Minneluſt.

Einige Tage nachher, die der Herzog in rauſchenden Genüſſen in der Mitte ſeiner Getreuen und Geheimen zugebracht hatte, zog er mit denſelben nach Mühlhauſen. Die brandenburger Fürſten und der heſſiſche Landgraf ſtellten ſich ebenfalls dort ein, der Kurfürſt Friedrich kam mit ſeiner Partei, und die alte Stadt wurde ſehr lebendig. Unter des Herzogs Leuten befand ſich ein Geiſtlicher, der Doktor Knorre, einer der gelehrteſten Männer ſeiner Zeit. Dieſer ward zum Redner bei den Verhandlungen beſtellt, weil er in der Rechtskunde ſehr erfahren war. Von kurfürſtlicher Seite war Heinrich von Gera, Herr von Flewitz, der Sprecher. So ſehr aber auch dieſe Beiden mehre Tage hintereinander mit Worten kämpften, es wurde doch nichts entſchieden, und der Doktor Knorre als ein Geiſtlicher endlich von der andern Partei verworfen. Wilhelm brach darüber erboſt trotzig auf und wollte von keiner weiteren Verhandlung wiſſen. Seine Schwäger wandten inzwiſchen Alles an, um ihn wieder zu beſänftigen, und brachten es auch dahin, daß noch drei ganzer Wochen unterhandelt wurde.

Desungeachtet kam der Friede nicht zu Stande. War es doch gleichſam als fehle Kunz von Kauffungens Hülfe, und könne ohne dieſelbe das erſehnte Friedenswerk nicht zu Stande kommen. Er verhielt ſich ruhig beim Kurfürſten und machte keine Miene, dem Einen oder dem Andern zuzureden. Friedrich wollte ſeinem Stolze nichts vergeben, und hätte nicht ſeine Gemahlin ihm unabläſſig angelegen, er hätte, über Wilhelm's Trotz von neuem aufgebracht, den Bruch ſelbſt wieder herbeigeführt. Aber nicht nur, daß die hochherzige Kurfürſtin an ihren Gemahl und den Herzog, an die fürſtlichen Vermittler und Sachführer Bittſchreiben erließ, in denen ſie Allen die Nothwendigkeit des Friedens an's Herz legte, ſie brachte ſogar, als ſich die mühlhäuſer Verhandlungen wieder zerſchlagen hatten, mit unermüdlicher Thätigkeit eine neue Verſammlung in Erfurt zu Stande. Sie ſelbſt machte ſich von Altenburg auf, kam nach Weimar zu ihrer Baſe Anna und beſchwor den Herzog perſönlich ſo nachdrücklich, legte alle Gründe, die den Frieden erheiſchten, ſo klar an den Tag, daß ſie mehr bei ihm ausrichtete, als alle Rechtsgelehrten. In Anna's Umgang brachte die edle Margaretha einige glückliche Tage in Weimar zu, und reiſete dann mit ihr nach Erfurt. Der Herzog kam nach. Auf Margaretha's Betrieb wurde der Friede nach einigen Tagen glücklich geſchloſſen, und die Dokumente von beiden Seiten darüber ausgeſtellt und ausgewechſelt; aber leider war man mit einigen Hauptſachen nicht ins Reine gekommen. Dies war vorzüglich mit dem ſchwarzburgiſchen Erbſtreite der Fall. Heinrich von Schwarzburg hatte in Katharina von Brandenſtein's leidenſchaftlichen Minnedienſt faſt die ganze Angelegenheit außer Acht gelaſſen.

Nach geſchloſſenem Frieden ging der Kurfürſt mit ſeinem Bruder nach Weimar, um das Verſöhnungsfeſt zu feiern. Leider hatte er ſeinen Hauptzweck nicht erreicht: Apel Vitzthum blieb in Flor; doch unterdrückte Friedrich ſeinen Haß und ſchlug die dargebotene Hand ſeines heuchleriſchen Feindes nicht aus. Wilhelm veranſtaltete große Feſtlichkeiten zu Ehren ſeines Bruders und zur Friedensfeier. An ſeiner Seite erſchien die holde Anna, ſelbſt im fürſtlichen Schmuck die einfache beſcheidne Blume. Wilhelm war artig und aufmerkſam gegen ſie und ſtattete ihr dann und wann einen Beſuch ab. Anna fühlte ſich davon hoch beglückt und gab ihm ihr dankbares und zärtliches Gefühl auf rührende Weiſe zu erkennen. Ach, es war der letzte Strahl, den die Sonne ihres ehelichen Glücks über ihr Leben warf, eh' ſie unterging!

Ein prächtiges Banket verſammelte die Blüthe des Adels aus den Ländern der beiden Brüder. Die Fürſten traten mit ihrem glänzenden Gefolge in den Saal. Der Kurfürſt führte die Herzogin, und der Herzog die Kurfürſtin. Beide Fürſtinnen waren in goldgeſtickte Purpurgewänder gekleidet, über die das Abzeichen der Herrſchaft, der prangende Hermelin hing. Herrliche Diademe leuchteten wie Sonnen aus der Fülle ihrer Locken von den fürſtlichen Häuptern. Margaretha ſchritt ſtolz einher im edlen Gefühl ihrer Würde und des vielbedeutenden Namens einer Landesmutter; Anna ging demüthig neben ihr, wie der Gottesſohn einſt im Purpur und der Dornenkrone, und in ihren milden Zügen las man den tiefen frommen Sinn ihres Weſens: Mein Reich iſt nicht von dieſer Welt.

Wenn auch die Kurfürſtin von Allen hochgeehrt wurde, ſo wurde die Herzogin dagegen von Allen tief geliebt. Wieder wie auf ihrer Hochzeit übte ſie ſelbſt auf rohere Männernaturen dieſen milden Zauber.

Unter den zahlreichen Gäſten befand ſich auch Katharina von Brandenſtein, die der Herzog wieder wie damals auszeichnete. Er tanzte und unterhielt ſich viel mit ihr, und ihre lebhaften Worte machten einen heitern Eindruck auf ihn, ſo daß ihn noch Niemand ſo leutſelig geſehen hatte.

Apel Vitzthum und Bernhard von Kochberg ſprachen lange heimlich zuſammen.

„Unſer Plänchen ſchlägt herrlich an," ſagte der Erſtere und deutete mit den Augen auf den Herzog und Katharinen, die eben wieder warme Worte und feurige Blicke mit einander wechſelten.

„Wenn uns nur der Schwarzburger nicht den Weg verſperrt; er iſt weit mit Katharinen gekommen, und meine Frau hat in der Unwiſſenheit viel dazu beigetragen," erwiderte der Andere.

„Der ſoll uns den Handel nicht beirren," bedeutete ihn Apel. „Merken wir dem Herzog ab, daß er den ſchönen Biſſen allein genießen will, und ſehen ein, daß er ſich nicht anders feſſeln läßt, ſo ſoll der geſchmeidige Graf bald aus dem Sattel gehoben ſein.“

„Aber der Herzog thut ſehr zärtlich gegen die Herzogin; am Ende verdirbt dieſe uns das gute Spiel.“

„O darum laßt Euch kein graues Haar wachſen! Habt Ihr nicht weg, daß all' das minneſanfte Weſen Verſtellung iſt, wegen des Kurfürſten und der Kurfürſtin, vor denen der Herzog Scheu hat? Namentlich fürchtet er die Letztere. Laßt nur die erſt fort, wird ſich das Blatt ſchon wenden. Und wenn's ihm ein Ernſt geweſen wäre, meint Ihr nicht, daß die Reize Euerer Schwägerin das Mondſcheingeſicht der Herzogin bald in Schatten ſtellen könnten?“

„Werden wir Katharinen mit dem Plane, den wir mit ihr vorhaben, bekannt machen?“

„Bewahr' der Himmel! Wer wird einem Weibe ſo etwas aufbinden! Sie könnte uns dadurch ſtatt nützlich, gefährlich werden. Leitet Ihr ſie allmälig und ohne daß ſie es ſelbſt merkt auf den Gegenſtand hin, ich gehe mit dem Herzog gleichen Schritt, und Beide müſſen das für ihren Wunſch und Neigung halten, was doch unſer Werk iſt.“ Die Sprecher drückten ſich mit Wärme die Hände und gingen von einander.

Auch Kunz von Kauffungen wohnte mit ſeiner Ehewirthin dem Feſte bei. Er vermied es, Katharinen zu begegnen; ſchon ihre Gegenwart beleidigte ihn, mehr noch ihr leichtfertiges Benehmen. Er fühlte, daß er das ſchöne Weib haſſe. In tiefes Sinnen verſenkt ſtand er meiſt allein, und ſelbſt das Lob, das beide fürſtliche Brüder ihm ſpendeten, machte ihn nicht fröhlicher. Seine Gemahlin fühlte ſich um ſo glücklicher; denn die Kurfürſtin und die Herzogin würdigten ſie langer Unterhaltung. Wenn die drei Frauen im Saale wandelten, konnte man Frau von Kauffungen für die dritte Fürſtin halten. Das Zeug hatte ſie dazu. Der Kurfürſt und der Herzog tanzten mit ihr. Indeß ihres Gemahls Sinne von trüben Nebeln der Zukunft umfangen wurden, ſchwelgte ſie in den glänzenden Bildern ihrer Hoffnungen.

Das Feſt führte eine Ausſöhnung aller einzelnen Feinde herbei, und ſo näherten ſich Vibenberg und Magdeburg Kunzen, ſo wie ſie zuſammen wieder den Vitzthumen. Aber eine Herzlichkeit wollte doch nicht unter ihnen erblühen. Selbſt die ſchwarzburger Grafen beredeten eine Vergleichung unter ſich, und der alte Günther gelobte ſeinem jungen Vetter eine Zuſammenkunft auf die folgende Woche nach Erfurt, wo ſie unterhandeln wollten. Vom guten Fortgange ſeiner Angelegenheiten froh geſtimmt, wurde Graf Heinrich durch die Auszeichnung, welche ſeine geliebte Katharina vom Herzog erfuhr, noch ſeliger; er war ja ihrer Gunſt gewiß. Unverholen äußerte er gegen Apel Vitzthum, daß er, ſobald der Erbſtreit in Erfurt geſchlichtet ſein würde, Katharinen dem Hofe als Braut vorzuſtellen gedenke. Indeß nach dem Feſttanze der Herzog und der Graf jeder ſeine eigenthümlichen Pläne in Bezug auf die ſchöne Witwe ſchmiedete, verſah der braune Cäſar Zofendienſte bei ſeiner Herrin.

Nach einigen Tagen ging der Kurfürſt mit ſeiner Gemahlin nach Altenburg zurück, die Ritter zerſtreuten ſich; Viele von ihnen zogen mit nach Erfurt, um den Streit der Schwarzburger beilegen zu helfen. Katharina kehrte mit ihrem Knappen allein nach Reßla zurück.

Als die meiſten Geſchäfte, die der Friedensſchluß erheiſchte, beendigt waren, führte Apel den Herzog wie zufällig dorthin auf ſein Ritterhaus, und dem Letzteren kam es ohne des getreuen Raths Erinnerung von ſelbſt in den Sinn, der ſchönen Katharina einen Beſuch abzuſtatten. Sie empfing den Fürſten mit ſolcher Liebenswürdigkeit, und entwickelte in ihrer Unterhaltung ſo viel Anmuth, Scharfſinn und Gewandtheit des Geiſtes, daß Wilhelm ſie erſt ſpät und entzückt verließ.

„Apel,“ ſagte er, als Beide wieder allein waren, „dieſe Katharina iſt ein göttliches Weib! O daß die eiſernen Vorurtheile unſerer albernen Zeit dem Fürſten verbieten, ſich die Schönſte und Würdigſte ſeines Volks zur Gattin zu wählen! Was wär' ich für ein glücklicher Fürſt, wenn ich mit Katharinen den Thron theilen dürfte! Alle Knospen meines Geiſtes, von denen die meiſten verwelkt abfallen, ehe ſie ſich entfalten, würden zur Blüthe gelangen und gewiß ſchöne Früchte tragen; mein ganzes Leben wäre ein Wechſel von ſtiller und lauter Luſt.“

„Ich bedaure Euch,“ erwiderte Apel; „denn ich weiß wohl, daß man in Eueren Jahren wärmer fühlt, und dieſe Witwe iſt beim Himmel ein Weib, das jeden jungen Mann in Flammen ſetzen muß.“

„Alter Freund, ich habe keine Geheimniſſe vor Euch. Alſo wißt, daß ich Gefühle der höchſten Minneglut für Katharinen hege. Schlagt mir einen Weg vor, wie ich zum Ziel komme.“

„Es wäre thöricht, Euch Hoffnungen zu machen, die ich nachher nicht in Wirklichkeit umſetzen könnte, und nach meinem Dafürhalten beſitzt Katharina viel Ehrliebe in dieſem Punkt. Ihr wißt auch, daß ſie ſo gut wie verlobte Braut des Grafen Heinrich von

Schwarzburg-Blankenburg iſt. Es wird wohl am beſten ſein, Ihr thut Euch Eueres Verlangens ab."

„Nimmermehr!" rief der Herzog heftig. „Katharina darf des Schwarzburgers Gemahl nicht werden. Ich gönne ſie Keinem. Mein muß ſie ſein, und ſollt' ich Land und Leute d'ran ſetzen. Ihr habt eine Froſchnatur, Ritter Apel; ich aber bin ein Feuerbrand. Gebt mir Rath! Ich kann mir ſelbſt nicht rathen und helfen. Die Minnebrunſt iſt mir über den Kopf gewachſen und hat mir alle Ueberlegung geraubt. Denkt und handelt für mich! Ihr kennt meine Dankbarkeit."

„Und Ihr kennt meine unermüdete Thätigkeit, Euch gefällig zu ſein. Katharina ſcheint die Pracht zu lieben. Ich wollte ſie gern auf eins meiner Schlöſſer führen und ſie mit der Herrlichkeit einer Fürſtin umgeben: dort würden Euere Anträge größeres Gewicht haben. Aber leider bin ich jetzt faſt ein armer Mann. Was helfen mir meine Beſitzungen, ſie ſind öde und wüſte; die Kurfürſtlichen hatten's ja meiſt nur auf mich abgeſehen, und ſo iſt außer dieſem keins meiner Ritterhäuſer auch nur im erträglichen Zuſtande, um ſolche Gäſte darauf zu beherbergen."

„Apel, verhelft mir zu Katharina's Beſitz; ich will Euch den im Krieg erlittenen Schaden doppelt und dreifach erſetzen. Die Pflege Koburg hat Euch ſtets gefallen. Ich bin Euch Erſatz für Euere verwüſteten Güter ſchuldig und denke, wir werden eins über das Frankenland."

„Ihr ſeid ſehr gnädig gegen Eueren ergebenen Diener. Erwartet von meiner Treue, daß ich Alles aufbieten werde, Euere Wünſche zu erfüllen. Wie geſagt, wäre nur eins meiner Schlöſſer —"

„Nun ſo bringt ſie auf eins der meinigen; ich will's Euch ſchenken. Ich geb' Euch das Frankenland um billigen Preis und erheb' Euch dadurch gleichſam zum Fürſten."

„Katharina ſoll Euer werden! Verlaßt Euch auf mein Wort! Den Handel, den Ihr mir vorſchlagt, wollen wir morgen beſprechen. Sollten wir einig werden, wie ich hoffe, ſo reiſ' ich in einigen Tagen mit ihr ab; Ihr folgt bald nach, und wenn der Schwarzburger kommt, findet er das leere Neſt."

„So ſei's!" rief der bethörte Fürſt. „Der Ritt ſoll Euch nicht gereuen. Herzog Wilhelm weiß ſeine treuen Diener zu belohnen."

## 12.

## Apel Vitzthum's Triumph.

Und der verblendete Herzog wurde wirklich mit dem ſchlauen Ritter des Handels eins. Er brach ſich die Perle aus der Krone, um ſie, wie einen werthloſen Stein, dem unwürdigen Manne zuzuſchleudern. Nach mehren, theils bei der ſchönen Witwe, theils auf der Jagd zugebrachten Tagen, kehrten Herr und Diener nach Weimar zurück, um ſich über die Abtretung der reichen Pflege Koburg zu verbrieſen. Der Fürſt war täglich und ſtündlich vom zauberiſchen Liebreiz der Huldin mehr bethört und alles Ueberlegens beraubt worden, daß er nicht einmal bedacht hatte, daß der Apeln abgetretene Landſtrich zum Leibgeding ſeiner Gemahlin gehörte, welches er ihr im Ehepakt feierlichſt zugeſagt hatte. Erſt von Apeln ſelbſt darauf aufmerkſam gemacht, verfügte er ſich zu Anna. Mit ihrem holden Ebenbilde auf dem Arm trat ſie ihm freudig entgegen, ſelbſt ein reines unſchuldiges Kind, und enthüllte ihm die Schätze ihres tiefen, frommen Gemüthes, vor allen ihre zarte treue Liebe. Einen Augenblick ſtand er gerührt und hatte über die Beweiſe ſolcher demuthvollen Güte und Ergebenheit vergeſſen, weshalb er gekommen. Einmal winkte ihm noch ſein guter Genius, aber ein Dämon führte ihm Katharina's Bild mit glühenden Farben vor die Seele, und der gute Engel wich für immer.

„Ihr wißt, liebe Anna,“ begann er nun, „welche unzuberechnende großen Dienſte mir und uns Allen, Land und Leuten, Apel Vitzthum durch Rath und That bewieſen hat. Es iſt Pflicht eines gerechten Herrſchers, ſolche getreue Diener zu belohnen, damit er zum guten Beiſpiel zeige, wie er des Unterthanen Tugend zu ſchätzen wiſſe. Apel hat aber im Kriege großen Schaden an ſeinen Beſitzungen erlitten, und ich gedenke ihn dafür zu entſchädigen. Auf der andern Seite hat eben dieſer Krieg auch meine Kaſſen geleert; der Erzbiſchof von Köln hat mir den Sold nicht gezahlt, und die Böhmen liegen noch im Land und wollen befriedigt ſein. Deshalb bin ich mit Apeln übereingekommen, ihm das Frankenland käuflich zu überlaſſen. Da es aber Euer Leibgeding iſt, ſo iſt Euere Zuſtimmung und Beſtätigung nöthig. Ich werde Euch auf andere Art zu entſchädigen ſuchen.“

„O wenn ich Euch einen Beweis meiner Liebe und Werthſchätzung geben kann, ſo nehmt dieſes Land und Alles was ich habe! Gern will ich um Euerer Liebe willen arm ſein und gleich dem niedrigſten Weibe. So lange ich weiß, mein werther Ehegemahl iſt mir geneigt, bin ich unſchätzbar reich. Was hilft mir all' zeitliches Gut, was dieſe Länder und jenes Leibgeding? Nur Ihr ſeid mein reichſtes und köſtliches Kleinod, das ich um aller Welt willen nicht verlieren möchte."

„Ihr ſeid ein gutes edles Weib," ſagte der Herzog nicht ohne Gewiſſensregung. „Ich werde Euch den Verzichtbrief zur Unterſchrift vorlegen laſſen."

„Ich bin zu jeder Zeit bereit, die Wünſche meines Gemahls zu erfüllen."

Wilhelm entfernte ſich nach einigen flüchtigen Liebkoſungen, und Anna eilte in Bertha's Arme, die über das Glück der Gebieterin ſelbſt wieder auflebte. Der Kaufkontrakt wurde noch an demſelben Tage aufgeſetzt. In dieſem übergaben Herzog Wilhelm und ſeine Gemahlin die ſämmtlichen Beſitzungen im Frankenland, die unter dem Namen der Pflege Koburg begriffen wurden, an Apel Vitzthum, wofür dieſer zwei und vierzig tauſend Gulden zu zahlen und ſeine Güter zu Keßla, Reinſtedt und Sulza abzutreten verſprach.

Anna unterſchrieb nicht nur dieſen Kontrakt und den Verzichtbrief, ſondern auch eine Aufforderung an die Bewohner des Frankenlandes, worin ſie und der Herzog dieſelben erſuchten, Apeln als ihren neuen rechtmäßigen Herrn anzuerkennen und ihm dieſelbe Unterthanentreue zu erweiſen, die ſie zeither ihnen geleiſtet hätten.

So war der ehr- und goldgierige Apel durch die Gunſt ſeines Fürſten zum reichſten Ritter in Deutſchland geworden, und der Krieg, der zu ſeinem Verderben angefangen und jahrelang geführt war, legte den Grund zu ſeiner fürſtlichen Macht. Mit frechem Uebermuth verhöhnte und verſpottete er nun unter ſeinen jubelnden Geſellen alle Anſtrengungen des Kurfürſten zu ſeinem Sturz. Man ließ Katharina's Reize hoch leben und entwarf den Plan, ihr die volle Herrſchaft über den Herzog zu verſchaffen. Katharina's Schweſter, Mechtilde, wurde durch ihren Ehewirth, den Ritter Kochberg, in den Anſchlag gezogen und mußte jene bereden, Apeln heimlich nach dem Frankenlande zu begleiten. Schwager und Schweſter zeigten der ſtolzen Frau ihr glänzendes Glück in der Ferne; ſie wußten nicht, wie Katharina bereits für den Herzog glühete. Nachdem ſich ihr der Fürſt wieder genähert, dachte ſie nicht mehr daran, des Grafen von Schwarzburg Weib zu werden. Solche Feſſeln waren ihr ohnedies unerträglich geworden, und ſie bezeigte nicht die geringſte Luſt, ſich dergleichen wiederum anlegen zu laſſen. Ohne dem Grafen alſo Nachricht zu geben, war ſie plötzlich mit ihrem Knappen Cäſar verſchwunden; außer Kochberg und ihrer Schweſter wußte Niemand am Hofe, wohin ſie gegangen war. Apel führte ſie unter falſchem Namen im Anfang des November nach Koburg, gegen das Ende des Monats erſchien der Herzog als ein wandernder Ritter bei ihr. Sie war klug genug, ihm den Sieg mehr als jemals einem ihrer Anbeter ſchwer zu machen, und es gelang ihrem meiſterhaften Spiele, ihn glauben zu machen, er ſei der erſte von ihr geliebte Mann. Der liebeberauſchte Fürſt hielt ſich für den glücklichſten Sterblichen. Wochen verflogen ihm im Rauſche; Katharina verſtand's ihn gut zu unterhalten.

Apel Vitzthum hatte die Regierung der Pflege Koburg übernommen, hatte ſich von ſeinen neuen Unterthanen huldigen laſſen und in allen Burgen und Plätzen Vögte beſtellt und war dann nach Weimar zurückgekehrt, um während der Abweſenheit des Herzogs, den man nach Wien verreiſt wähnte, das Staatsruder zu führen, wie er es ja auch bei des Herzogs Anweſenheit führte. Doch ſchon zum neuen Jahre machten mehre Umſtände die Rückkehr des Herzogs nothwendig. Denn es war nicht nur eine Verordnung des Kaiſers eingelaufen, die, wahrſcheinlich auf des Kurfürſten Veranlaſſung, dem Herzog befahl, den Kauf mit Apel Vitzthum aufzuheben und zu vernichten und die Herzogin wieder in den Beſitz ihres Leibgedings zu ſetzen: auch die Angelegenheiten des Grafen von Schwarzburg wurden ernſthaft und traten in ein neues Stadium bedenklicher Verwicklung. Der junge Graf hatte mit ſeinem Vetter nichts ausmachen können; denn dieſer war, ſeinem Worte ungetreu, nicht nach Erfurt gekommen. Unmuthig war jener nach Roßla zurückgekehrt, um ſich bei Katharinen für ſolches Mißgeſchick zu entſchädigen, aber mit Erſtaunen erhielt er von Mechtilden die Nachricht, Katharina ſei mit einem welſchen Ritter, mit dem ſie früher ſchon im Minnebund geſtanden, heimlich auf und davon gegangen.

Obgleich er ſich über ihren Verluſt zu tröſten wußte, ſo machte ihn dieſer neue Unfall doch ſolch böſes Blut, daß er ernſtlich daran dachte, ſeinen heimtückiſchen alten Vetter in offener Fehde zu bekriegen. Dieſes zu verhindern, war des Herzogs Gegenwart nöthig: auch drang der Kurfürſt ſo nachdrücklich darauf, daß Apel ihn aus Katharina's Armen reißen mußte. Des Kaiſers Verordnung wurde nicht geachtet, der Ausbruch des Streits zwiſchen den Schwarzburgern noch hingehalten und des Kurfürſten neue Beſchwerden über Wilhelm's Betragen nicht berückſichtigt, aber doch gab es viel verdrüßliche Dinge, welche ihn den Winter über in Weimar feſſelten. Auch wollte es Apeln bedünken, als habe Katharina unvorſichtig und ſich ſelbſt dem Rauſche der Liebe überlaſſend, den Herzog überſättigt; der erſt ſo ſtürmiſche Minneheld war unverkennbar kühler gegen die ſchöne Witwe geworden. Apel wurde aufmerkſam und erfuhr bald durch ſeine Späher, daß eine neue Leidenſchaft zu einer jungen fremden Dame, die er bei einem Beſuche in der Familie des Grafen Schönburg auf Hartenſtein kennen gelernt habe, ihn beherrſche. Apel, ärgerlich daß der Herzog etwas hinter ſeinem Rücken thue, beeilte ſich Katharinen mit dieſer Entdeckung bekannt und ihr Vorwürfe über ihre Freigebigkeit machen zu laſſen.

Das war ein Donnerſchlag für die ſchöne Buhlerin. Sie ſchäumte vor Wuth und Rache. Ihre Leidenſchaft für den Herzog war über alle Schranken gewachſen. Seinetwegen hatte ſie den ſchwarzburger Grafen aufgegeben, und nun ſah ſie ſich plötzlich einer Andern geopfert. Sie entwarf Pläne auf Pläne, immer einen abenteuerlicher als den Andern, bald um ſich an dem ungetreuen Herzog und ihrer unbekannten Nebenbuhlerin zu rächen, bald um ihn wieder und zwar unauflöslich an ſich zu feſſeln. Cäſar, jetzt ihr einziger Freund, half ihr die Pläne ſchmieden.

„Lieber Junge," ſagte ſie ſchmeichelnd, von ſeinem Arm umwunden, „biete alle Deine Künſte auf, mir den Herzog wieder herbeizuziehen. Du ſollſt ſein Hofjunker und Edelknabe werden. Du weißt welch ein ſüßer Lohn Deiner harrt."

„Wenn Ihr wollt, ſo reit' ich nach Weimar und bring' dem Herzog heimlich einen Brief von Euch. Ich will ihn ſchon beſchwatzen, daß er wieder kommt."

„Nimmermehr, kleiner Narr! glaubſt Du wohl, ich werde mich vor ihm demüthigen und um ſeine Liebe betteln? Und wenn er der Kaiſer wär' und ein Gott an Schönheit, und mich verzehrte die Minneglut, ſo würde ich mich doch nicht ſo weit vergeſſen. Das thu' ich wohl manchmal bei Dir, aber Du kennſt auch meine Schwächen. Ihn will ich zwingen, den ſtolzen Recken!"

„Ich weiß nur einen Menſchen, der Euch rathen und helfen kann. Schon oft hab' ich Euch Mittheilungen über die Aegyptier, zu denen ich gehöre, gemacht, auch von der alten Chiska erzählt. Sie liest in den Sternen, wie Ihr in einem Buch, ſie durchſchaut jedes Menſchenherz, weiß alle Geheimniſſe und kennt Zukunft und Vergangenheit. Sie kann Euch einen Talisman bereiten, der des Herzogs Liebe mit Zauberkraft auf ewig an Euch feſſelt."

Wie mit einem Schlage wurde es durch dieſe Worte licht in Katharina's Geiſt. Ja durch Zaubermittel wollte ſie den Herzog wieder herbeilocken und an ſich binden, die Kräfte der Hölle wollte ſie beſchwören, um das Ziel ihrer heißeſten Wünſche zu erreichen.

„Cäſar," rief ſie freudig, „welche Macht hat Dir dieſen Gedanken in den Sinn gelegt? Ja, ich wußte es lange, daß Du meines Glückes Schmied ſein würdeſt. Dein Rath iſt unübertrefflich gut. Aber wo werden wir Chiska finden? Du biſt ſchon lange von Deinen Leuten weg, wie willſt Du erfahren, wo ſie ſich aufhalten?"

„Darum kümmert Euch nicht," erwiderte der Taterjunge. „Sie haben ſchon lange gewünſcht Euch einmal bei ſich zu ſehen und Euch kennen zu lernen."

„So haſt Du mit ihnen ſtets in Verbindung geſtanden?" fragte die Herrin von neuem überraſcht. Verwirrt ſchlug Cäſar die Augen nieder und dunklere Purpurglut färbte ſein Geſicht. „Du biſt nicht offen gegen mich," fuhr Katharina gereizter fort. „Geſtehe mir, Du lebſt mit den Aegyptiern noch in Verbindung?"

„Nun ja, ſie wiſſen, daß Ihr mir gut ſeid; bei ihnen bleibt es ewig Geheimniß, und Ihr könnt der Aeltermutter Chiska getroſt Alles, was Euch angeht, anvertrauen.“

„Du biſt zum Verräther an mir geworden, und wehe Dir, wenn ſich Deine Ausſage nicht beſtätigt! Erfüllt Chiska meine Wünſche, ſo ſoll Dir verziehen und meine Gunſt erhalten ſein. Wo aber hauſen die wunderbaren Menſchen, deren Abkömmling und Landsmann Du biſt?“

„Laßt nur dieſen Monat noch vorübergehen, kommt dann der freundliche Mai, ſo wohnen ſie in Sachſen an der böhmiſchen Grenze. Dann will ich Euch ſelbſt hinführen, und für Euch ſprechen. Bis dahin müßt Ihr Euch gedulden.“

Katharina küßte den friſchen Mund Cäſar's zum Lohn und zur Verzeihung und unterhielt ſich noch lange mit ihm über Chiska's und Neko's geheime Künſte.

## 13.

## Katharina's Beſuch bei den Talern.

Der Winter verging der in Koburg faſt wie eine Gefangne lebenden Katharina ziemlich eintönig. Cäſar war ihr einziger Troſt. Sie hätte den braunen Burſchen gern nach Thüringen auf Kundſchaft ausgeſchickt, aber ſie vermochte ſich keinen Tag von ihm zu trennen. Er war ihr unentbehrlich geworden. Sie empfing ſehr wenig Nachricht von ihrer Schweſter und der

Herzog ließ ſie nur einige mal grüßen. Mechtilden hatte ſie beauftragt wo möglich zu erforſchen, wer die neue Geliebte des Herzogs ſei, und Apeln beſtürmte ſie, ihr den Herzog zuzuführen, beides ohne Erfolg. Auf den Letztern warf ſie allmälig einen ſtarken Haß. Mit Sehnſucht erwartete ſie den Frühling, um zur Ausführung ihrer Pläne zu ſchreiten. Ihre Leidenſchaft wurde faſt zur Liebesraſerei.

Der Mai des Jahres 1448 hatte ſchon der Erde alle Blüthen entlockt, und Katharina machte ſich eben bereit die Reiſe zu dem beſprochenen Abenteuer mit ihrem Liebling anzutreten, als ihr Mechtilde Botſchaft ſandte.

„Wer die Schöne auf Schloß Hartenſtein iſt, die den Herzog bezaubert hat, kann man nicht erfahren; ein tiefes Geheimniß ruht auf ihrem Stand, doch ſagt man, daß ſie von hoher Geburt ſei. Dem ſei, wie ihm wolle, der Herzog iſt ſo ſehr von ihr eingenommen, daß er nicht ruhen noch raſten kann, wenn er nicht auf Hartenſtein um dieſe Reizende iſt. Kein anderes ſterbliche Auge hat ſie noch geſehen. — —“

Katharina ballte knirſchend das Papier in der Hand zuſammen; ihre gekränkte Eitelkeit machte ſie faſt zur Furie. „Ha!“ rief ſie, und ihre feurigen Augen ſprühten Zorn, „der tolle Knabe wagt es, mich zu verachten! Ich hätte umſonſt ihn liebeflehend zu meinen Füßen geſehen! Ich hätte vergeblich mit der Glutfülle, wie ſie kein weibliches Herz weiter zu äußern vermag, ihn den Nektarkelch ſchlürfen laſſen, nach dem er ſo gierig dürſtete. Rache Dir, Herzog! Furchtbare Rache! Zu meinen Füßen ſollſt Du Dich wieder im Staube wälzen und um einen Kuß wimmern zur Kühlung der Flammen, die ich in Dir anzünden will, daß ſie Dir Mark und Gebeine durchglühen.“ —

Am andern Tage zog ſie mit Cäſar durch die grünen Frühlingsfluren dem Erzgebirge zu. Ihr Herz hatte jetzt keine Empfänglichkeit für die Schönheiten der Natur; ihr Sinn vernahm die Sprache des Schöpfergeiſtes nicht; ſie lechzte nach Befriedigung dämoniſcher Begierden.

Von Cäſar geleitet kam ſie an die Höhen des Muldethales. Der letzte Tag war nicht freundlich geweſen, und der neblige Abend dämmerte ſchon. Cäſar meinte ſie würden den Aufenthaltsort der Tatern noch erreichen. Es ward finſter, der unſichere von Nebel und Regen feuchte Weg nöthigte ſie, die Pferde langſam gehen zu laſſen. Die Gegend geſtaltete ſich rauher und wilder. Berg und Thal wechſelten häufig, Waldbäche ſtürzten ihnen rauſchend entgegen, dichte Waldung umgab ſie, aus der ſcheues Geflügel auffuhr und ſie erſchreckte. Katharina war in einen Mantel gehüllt, der wie ein Nonnengewand ihr über den Kopf fiel und nur das Geſicht frei ließ. Aeußerlich war ſie von Regen durchnäßt und innerlich ſchuf ihre ſteigende Aufregung Unbehaglichkeit. Bei jedem Schritte der Pferde wuchs ihr Zagen, doch getraute ſie ſich nicht, daſſelbe ihrem Führer zu entdecken. Sie hatten wieder eine Höhe erreicht, da ſagte Cäſar: „Nun ſind wir bald am Ziele; da unten im Thale fließt die Mulde und gegenüber iſt die Höhle.“ Als ſie noch eine Strecke bergab geritten waren, erblickte Katharina den Schein eines Feuers.

„Was iſt das?“ fragte ſie den Knappen.

„Das Feuer brennt über der Höhle auf dem Felſen; Chiska kocht ihre Kräuter,“ entgegnete Cäſar fröhlich und brach in ein lautes Jauchzen aus. Lehn führte der Weg bergab; bald waren ſie im Thale und hörten das Rauſchen des Gebirgsſtroms deutlich.

Langſam ritten ſie über die Brücke, unter welcher der Fluß ſich, wie unwillig über das ihm aufgelegte Joch murrend, drängte. Der Feuerſchein erhellte ſparſam den Weg und blendete ihre Augen. Noch einige Schritte an dem rechten Ufer, und ſie hielten gerade unter dem Feuer. Die Flamme zeigte Katharinen eine ſteile Höhe, die mit ſtarken hohen Bäumen bewachſen und mit Steinblöcken beſäet war.

Katharina zitterte, und ſie erſchrak noch mehr, als Cäſar ſagte: „Das iſt die Teufelskluft." Dann ſtieg er vom Pferde und rief laut: „Chaire!" daß es vielfach im Thale wiederhallte. Nach ein paar Minuten zeigten ſich tiefer unter dem Feuer eine Anzahl Fackeln, die ihr Licht weit in die Finſterniß warfen. Katharina ſah durch die Baumſtämme durch, daß ſie aus einer Höhle kamen und erkannte die einzelnen Menſchengeſtalten, die die Höhe herabſprangen und bald bei ihnen waren. Noch mehr entſetzte ſie ſich vor den ſcheußlichen Geſichtern, welche das Fackellicht ſeltſam übermalte und vor der ſonderbaren Kleidung der Leute. Cäſar redete dieſelben in einer fremden Sprache an; jauchzend drängten ſie ſich um ihn und drückten ihm grüßend die Hände. Er erwiderte ihren freundlichen Empfang nur flüchtig, wandte ſich ſchnell zu ſeiner Herrin und hob ſie vom Pferde. Einer der Tatern führte beide Gäule fort. Sechs bis acht Männer gingen mit den Fackeln den ſteilen Berg hinauf, voran; Cäſar nahm Katharinen in den Arm; Andre folgten, und ſo klimmten ſie langſam aufwärts. Katharina's Herz ſchlug wie ein Hammer: nur mit Mühe vermochte ſie zu gehen; ihre Mattigkeit grenzte an Ohnmacht. Cäſar trug ſie eine Strecke, dann ſetzte er ſie auf einen Felſenblock nieder.

Das Feuer malte ihre nächſte Umgebung grauſenhaſt, aber Katharina's Phantaſie ſtattete ſie noch ſcheußlicher aus; wie Rieſen ſtreckten die Felſen ihre Fäuſte aus, wie der Schlund der Unterwelt gähnte die Tiefe zu ihren Füßen, und das Getöſe des ſchnell strömenden Fluſſes brauste dumpf aus dem Thale herauf. Oben ſchienen ſich die ſchwarzen Wolkenmaſſen auf die Gipfel der Bäume gelegt zu haben, die unter ihrer Laſt zuſammen zu brechen drohten. Bis unter die Höhle war Katharina gelangt, da verließen ſie die Kräfte, beſinnungslos ſank ſie in die Arme ihres Knappen. Als ſie wieder zu ſich kam, lag ſie auf wollenen Decken vor dem Feuer, deſſen Zungen hoch in die Nacht empor leckten und einen ſelbſt die Finſterniß noch überbietenden ſchwarzen Qualm ausſpieen. Um das Feuer war wieder in einer kleinen Entfernung ein glühender Kreis gezogen, und innerhalb deſſelben ſaß Chiska, eine funkelnde Krone auf dem von langen grauen Haaren umflatterten Haupte. Um ihre Schultern hing ein Purpurmantel mit goldgeſtickten Säumen. Sie ſaß auf einem thronähnlichen aus rohen Aeſten zuſammengefügten Seſſel, zu ihren Seiten lagen zwei ſchwarze Katzen, die mit glühenden Augen an ihr empor ſahen. Mit einem weißen Stabe rührte ſie in einem Keſſel, der auf einem Dreifuß in der Mitte der Flamme ſtand. Dazu murmelte ſie Zauberſprüche. Kein Menſch war weiter zugegen auf der Kuppel des Felſens.

Katharina ſtarrte nach dem Weibe hin; Fieberfroſt durchrieſelte ihr Gebein. Chiska warf von Zeit zu Zeit etwas in den Keſſel, dann ziſchte es, und eine blaue Flamme ſchlug heraus. Im Anfange ſchäumte der Keſſel über, allmälig ſchien ſich die Flüſſigkeit zu verdichten. Katharina hatte wohl eine Stunde lang mit Zittern und Zagen zugeſehen, da verſank die

Flamme; der Zauberkreis leuchtete heller blau und roth. Chiska ſtand auf, wandelte dreimal um den Keſſel herum, und ſprach halb ſingend Zauberformeln; die Katzen ſprangen neben ihr her und ſchrieen; dann ſchritt die Zauberin mit emporgehobenem Stabe auf die vor Furcht faſt erſtarrte Katharina zu, und ſprach: „Ich weiß, was Du von mir begehrſt. Deine Bitte iſt ſchon erfüllt; nur bedarf ich noch drei Tropfen Deines Blutes.“

Katharina erinnerte ſich nun erſt wieder, weshalb ſie hergekommen war, doch vermochte ſie kein Wort hervor zu bringen.

„Tritt in dieſen Kreis und entblöße Deinen rechten Arm!“ fuhr Chiska fort, und Katharina erhob ſich langſam, wankte bis zum Keſſel und ſtreifte ihr Gewand zurück. Chiska erfaßte ihre Hand und ritzte ihr mit einem Meſſer die Haut auf. Drei Tropfen Blut quollen hervor und rannen in den Keſſel. Da kam der dunkele Saft noch einmal zum Sieden und wallte empor. Katharinen zuckte es durch die Glieder und damit ſtellten ſich ihr Muth, ihre Beſonnenheit und ihre Wünſche wieder ein. Was ſie bis jetzt gethan, war in einem halb bewußtloſen Zuſtand geſchehen. Jetzt trat ihr klar vor die Seele, was ſie wollte.

„Der Zauber iſt vollbracht; der Trank iſt gebraut. Gieb ihn dem Manne, den Du Dir zu eigen wünſcheſt, und nimmer kann er ſich von Dir reißen. So oft er im Liebesrauſche Dir naht, befeuchte Deine Lippen damit, daß er mit Deinen Küſſen den Zauber ſchlürfe. Du aber trinke jetzt einen Becher und nie wieder.“

Mit dieſen Worten füllte ſie erſt eine Büchſe, verſchloß ſie mit einem Deckel, dann einen Becher und reichte beides Katharinen.

Muthig leerte die leidenſchaftliche Schöne den Becher. „Noch hab' ich einen Wunſch an Dich,“ wandte ſie ſich dann an Chiska. „Es iſt mir nicht genug den Herzog für mich zu gewinnen, ich will auch die verderben, die er mir vorzieht. Niemand darf mehr Gewalt über ihn haben, als ich. Er liebt jetzt ein anderes Weib; lehre mich den Zauber, daß ich ihre Schönheit zerſtöre!“

Da erhoben die Katzen ein furchtbares Geſchrei, die Glut ſchlug noch einmal zur Flamme auf, die dann plötzlich mit den Kohlen verlöſchte, ſo daß auch nicht ein Funke mehr zu ſehen war. Dichte Finſterniß umhüllte Katharina's Auge, die Katzen ſchwiegen; Alles ringsum war grabſtill; nur von unten herauf drang des Waſſers fernes Rauſchen, und der Wind bewegte die knarrenden Gipfel der Bäume. Katharina wäre vor Entſetzen faſt wieder zu Boden geſtürzt. Bald umfingen ſie ein paar Arme, und Cäſar's Stimme flüſterte: „Folgt mir; ich will Euch leiten.“ Sie mehr tragend als führend, brachte er ſie bergabwärts, bis Lichtſchimmer ihr den Eingang in die Höhle zeigte. Auf Felſenſtufen kletterte er hinauf und zog ſie nach. Der innere Raum war ſo ſchmal, daß kaum drei Menſchen neben einander ſtehen konnten; der Boden auf der rechten Seite höher; die Tiefe ſchien beträchtlich; Katharina konnte das Ende nicht ſehen, doch einige Schritte weiter vermochte Niemand aufrecht zu ſtehen, ſo niedrig war der Durchgang. Vorn lagen Polſter und daneben ein frugales Mahl. Brennende Kienfackeln ſteckten am Eingang in den Felſenriſſen. Ein Tater war nicht zu ſehen. Katharina konnte nur wenig genießen; Müdigkeit drückte ihr die Augen zu. Cäſar führte ſie in die Hütte zwiſchen den Felſen, in der Moſen und Eſtrella gewohnt hatten.

Am Morgen ſtiegen ſie die ſteile Höhe hinab und fanden im Wege ihre Pferde angebunden. Raſch verfolgten ſie den Rückweg.

## 14.

## Der Liebestrank.

In Koburg hatte Katharina nun keine Ruhe mehr. Heimlich brach ſie auf und eilte nach Roßla. Aber mit Schrecken bemerkte ſie hier, daß Apel Vitzthum ſich kalt von ihr zurückzog. Sie vermuthete, daß der ſchlaue Graukopf ſtets nur der Geliebten des Herzogs huldige. Dieſes feuerte ſie noch mehr an, das Werk auszuführen.

Niemand als die Familie ihrer Schweſter und Apel Vitzthum waren von ihrer Anweſenheit unterrichtet; daß dieſe verſchwiegen waren, wußte ſie; ſie ſelbſt lebte in der größten Eingezogenheit. Cäſar umkreiſte den Herzog als Spion, bald in dieſer, bald in jener Geſtalt. Von ihm erfuhr Katharina, daß der Fürſt oft in ein Gehölz auf die Jagd reite, welches nicht weit von Roßla lag. Nach dieſem Walde ritt ſie an einem herrlichen Morgen. Cäſar hatte ihr die Nachricht hinterbracht, daß der Herzog an dieſem Tage nur mit wenigen Begleitern dorthin kommen werde. Sie führte labende Erfriſchungen bei ſich, aber der Wein war mit Chiska's Gebräu vermiſcht. Am Ziele ihres Ritts ſuchte ſie ſich ein verſtecktes Plätzchen aus, wo die Ilm in den Wald bog und am am andern Ufer die Ausſicht auf das freie Feld gewährte. Der Ort war traulich und wie zur Liebe geſchaffen. Unter einer breitäſtigen Buche ließ ſie ſich einen Teppich breiten und lagerte ſich darauf. Sie trug das züchtige Kleid einer Jägerin. Sie verſtand auch die keuſche Diana zu ſpielen.

Nach einer Stunde bangen Wartens verkündete ihr der Ton eines Hüfthorns, daß der Erſehnte nahe. Herzog Wilhelm ritt ohnfern vorüber. Ein von Cäſar gewonnener Diener machte ihn auf die ſchöne Schläferin aufmerkſam. Er war überraſcht, ſtieg vom Pferde und ſchlich heran.

Mit ſüßem Erſtaunen erkannte er Katharinen, und weidete ſeine Augen an ihrer herrlichen Geſtalt. War's ihm doch, als hätte ſie an Reizen gewonnen ſeit er ſie nicht geſehen. So ſchön wie heute war ſie ihm noch nicht erſchienen. Und doch würde er ſich wahrſcheinlich entfernt haben, ohne ihren Schlaf zu ſtören, wenn ſie nicht in dieſem Augenblick die Augen geöffnet hätte. Wie meiſterhaft ſpielte ſie die Verwirrte!

Aber feurig ſchloß er ſie in die Arme und überhäufte ſie mit Liebkoſungen. Sie that böſe; er küßte ihr die ſchmälenden Worte von den Lippen. Da brach ſie in Thränen aus. Je mehr er ſie zu beſänftigen ſuchte, deſto heftiger weinte ſie. Ihre Wangen entfärbten ſich, ihr Auge brach gleichſam in ungeheuerm Schmerz. Ihre Glieder zitterten.

„Käthchen!“ rief der Fürſt außer ſich. „Geliebtes Kleinod, was iſt's, das Dich ſo furchtbar erſchüttert? Bin ich nicht mehr im Stande Deinem Schmerze zu gebieten?“

„Und Du fragſt noch, Grauſamer, der Du mich mit Berechnung und Abſicht zum elendeſten und unglücklichſten Weibe gemacht haſt? O Wilhelm, daß ich

Dir die Schwäche meines Herzens verrathen, daß ich Dich wiſſen ließ, wie es Dich liebt! Du haſt wie ein Held über einem andern Helden über mir triumphirt und mich in den Staub geworfen. Aber ich bin in Wahrheit nur ein ſchwaches Weib, das keine Waffen gegen Dich gebrauchte, das nur Liebe, grenzenloſe, unausſprechliche Liebe für Dich hatte, das Dir Alles gab. O wie haſt Du mich gedemüthigt!“

„Käthchen, ich liebe Dich, wie ich noch kein Weib geliebt; ich ſchwör' Dir's bei allen Heiligen!“

„Das haſt Du mir oft ſchon geſchworen, um über meine Schwäche zu ſiegen. Nachher haſt Du mich verlaſſen, um einer Andern daſſelbe zu ſchwören. Du haſt mich der Tugend untreu und mein Witthum zum Leutegeſpött gemacht.“

„Herzog Wilhelm kann ſeine Geliebte wieder zu Ehren bringen, und ich will's! Dein Zorn und Dein Schmerz machen Dich zwiefach ſchön. — Ich ſehe, Du haſt einen Trunk und Imbiß bei Dir. Laß uns einen Becher auf ſchönere Wiedervereinigung, auf noch ſüßern Minnebund leeren!“

Sie bot ihm den dunkelrothen Becher, und er trank ihn haſtig aus. Eine unheimliche Glut flammte in ſeinen Augen. Er umſchlang und küßte ſie, flüſternd: „Du gemahnſt mich heute wie Dido in der Höhle. Ich bin Dein Aeneas.“

„Euer Vergleich iſt treffender als Ihr ſelbſt meint,“ verſetzte ſie jetzt kälter. „Ihr habt ſchon den treuloſen Aeneas gegen die arme Dido geſpielt. Ihr wärt' wohl grauſam genug mir Dolch und Scheiterhaufen zurück zu laſſen.“

„Katharina, Du biſt ungerecht gegen mich, und nie liebt' ich Dich ſtärker als heute. Ich danke es dem Geſchick, daß Dich mir wieder zuführte.“

„Hoffſt nicht, daß ich wieder ſchwach gegen Euch bin. Nein, der Fürſt ſoll nicht glauben, er ſtehe ſo hoch über dem Menſchen, daß er zärtlich liebende Herzen höhnend in den Staub treten dürfte.“

„Du biſt fürchterlich, Katharina. Aber ich will Dich verſöhnen. Komm an mein Herz, herrliches Weib!“

„Nimmermehr! Mein gequältes Herz wird nicht ferner Euer fürſtliches Spielzeug ſein.“

„Ich führe Dich nach Weimar. Du ſollſt die Zierde meines Hofes ſein.“

„Ich glaube Euern Verſprechungen und Schwüren nicht mehr.“

„Katharina, Du machſt mich toll!“ Und er umarmte ſie wilder. Aber je ungezügelter das Feuer ſeiner Leidenſchaft wuchs, je kälter wurde ſie. Mit Hohn erwiderte ſie ſeine Bitten, und gab ihm Vorwürfe auf Schmeicheleien zurück. Einen Augenblick empört über dieſe Behandlung wollte er ſich entfernen, aber er vermochte nur wenige Schritte zu thun; wie mit Ketten zog es ihn zu ihr zurück. Innerlich jubelnd ſah Katharina die Wirkung des Zaubers; ſie rief ihren Knappen, ließ die Pferde vorführen und empfahl ſich dem Herzog ſpöttiſch. Da hielt er ſie wie ein Raſender feſt, bat und flehte; ſie blieb unerſchütterlich.

„Ihr kennt ja den Ort,“ ſagte ſie, „wohin mich Euere Liebe verbannt hat; ich kehre heute noch dahin zurück; denn nur auf wenig Tage beſuchte ich meinen Geburtsort. Iſt nun Euere Liebe wirklich ſo heiß, wie Ihr verſichert, ſo werdet Ihr den Weg dorthin nicht verlernt haben.“

„Ich gehe mit Dir!“ rief Wilhelm. „Sogleich begleit' ich Dich. Du haſt Recht. Koburg iſt der Tempel unſerer Liebe geweſen. Dort wollen wir den ſüßen Minnedienſt fortſetzen.“

„Verſprechen kann ich Euch nichts. Ihr ſelbſt habt mich vorſichtig gemacht.“

„Du liebſt mich nicht, Käthchen!“

„Das weißt Du beſſer, Wilhelm. Nie liebte ein Weib einen Mann feuriger. Du haſt's erfahren. Ich vergaß den Fürſten in Dir.“

„So iſt Deine Liebe verglüht.“

„Mein Mund hat darauf keine Antwort; meine abgehärmte Wange gibt ſie.“

„Du marterſt mich an einem langſamen Feuer.“

„Herzog, Du haſt mich gemartert. Du ſahſt den Taumel meiner Leidenſchaft, meine glühende Liebe, und Du konnteſt gehen und mich der fürchterlichſten Verzweiflung überlaſſen? Ich habe mich ſchier zu Tod geweint.“

„Käthchen, vergib! Jetzt bin ich auf ewig der Deine. Ich werd' es Dir beweiſen. Nur einen Kuß gewähre mir zum Beweiſe, daß Du mich noch liebſt.“

Sie ſank an ſein Herz und flüſterte: „Die übrigen hole Dir in Koburg. Dort blüht Dir der Roſengarten neuer Minne. Aber — nicht wieder Aeneas!“

„Nein, Käthchen, Du ſollſt keine verlaſſene Dido ſein.“

Sie trennten ſich mit dem Verſprechen baldiger Wiedervereinigung. Katharina reiſte nach Koburg zurück, und ſchon nach wenigen Tagen traf auch der Herzog dort ein. Von jenem Tage an war er mit magiſchen Ketten an ſie gebunden. Nach einigen Monaten führte er ſie heimlich nach Schloß Dornburg und übergab ſie der Obhut ſeines „Hänschens“. Ihr Aufenthalt blieb lange Geheimniß. Im Dunkel der Nacht trug ihn ſein flüchtiges Roß nach dem Schloſſe auf dem hohen Ufer der Saale, und er ſog jedesmal von ihren Lippen den Zauber ſtärker und feſter. Gegen ſeine Gemahlin fuhr er fort Zuneigung zu heucheln. Die fromme Unſchuld ahnete keinen Betrug und war glücklich durch die magern Broſamen ſeiner Zärtlichkeit, die er ihr zuweilen zuwarf.

## 15.

# Kunz von Kauffungen, Hauptmann der Nürnberger.

Im folgenden Jahre wurde Kunz von Kauffungen aus ſeiner brütenden Zurückgezogenheit geriſſen. Markgraf Albrecht von Brandenburg hatte der freien Stadt Nürnberg öffentlichen Schimpf angethan, ſo daß eine Fehde daraus entſtand. Den Nürnbergern fehlte ein guter Feldoberſter, und ſie verſuchten, den tapfern Ritter und kurfürſtlichen Amtmann dazu zu gewinnen. Kunz beſann ſich nicht; es war eine erwünſchte Gelegenheit, aus dem unthätigen Leben zu kommen. In Kampf und Fehde hoffte er die Zufriedenheit zu finden, die er in der Ruhe vergeblich ſuchte. Er gab den Nürnbergern ſein Wort und legte mit Genehmigung des Kurfürſten ſeine Hofſtelle zu Altenburg in die Hand ſeines Schwagers Hildebrand. Kurfürſt Friedrich ſah die Fehde der Nürnberger mit dem Markgrafen Albrecht nicht ungern. Er war beiden Theilen nicht gewogen. Anna von Kauffungen grämte ſich zwar über dieſen Schritt ihres Gemahls, der ihn vielleicht auf immer vom Hofe entfernte, doch ſah ſie ein, daß derſelbe ihm zuträglich war. Kunz verſammelte ſeine Anhänger um ſich. Unter ihnen war Wilhelm von Moſen. Sie zogen von der Burg Kauffungen aus dem Erzgebirge zu. Bald kamen ſie in die Gegend, welche für Moſen ſo ſüße und traurige Erinnerungen hatte. Als ſie beim Schloſſe Stein vorüber ritten und das Muldethal links liegen ließen, trat ihnen Neko in den Weg.

„Wollt' Ihr mir einen Augenblick Gehör geben, Ritter Kauffungen und Ritter Moſen, ſo folgt mir einige Schritte in den Wald. Ich habe Euch etwas Wichtiges zu entdecken.“ Sie thaten nach ſeinem Begehr. Im Walde eilte ein verſchleiertes Weib auf Moſen zu.

„Eſtrella!“ rief dieſer, und Beide lagen Bruſt an Bruſt. Indeß ſie ſtumm das Entzücken des Wiederſehens feierten, wandte ſich Neko zu Kunzen:

„Was habt Ihr für den Herzog Sigismund beſchloſſen?“

„Ich habe nichts mit ihm zu ſchaffen.“

„Ritter,“ fuhr Neko dringend fort, „ich möchte Euch rathen, mein Geſuch nicht ſo kalt abzuweiſen. Herzog Sigismund würde dankbarer gegen Euch ſein, wie ſeine Brüder. Die Rechte auf ſein Erbtheil kann ihm Niemand ſtreitig machen; und Ihr ſeid ein gerechter Mann. Die Nürnberger werden dankbar ſein, der böhmiſche Adel wird ſich gern mit Euch verbünden, der Statthalter Podjebrad wird Euch die Hand bieten, wenn Ihr kräftig auftretet, des Herzogs Anſprüche zu verfechten und ihre Erfüllung von ſeinen Brüdern zu verlangen.“

„Laß mich, Alter! ich bin des Kurfürſten Lehnsmann und kenne meine Pflicht.“

„Auch für Euern Freund Moſen habt Ihr Pflichten. Und Eſtrella kann nie ſein Weib werden, wenn nicht Sigismund regierender Herr iſt. Er wird ihr den Adelſtand verleihen, ſie läßt ſich taufen und die Liebenden ſind vereint."

Er rief den von Eſtrella's Liebkoſungen beſeligten Moſen herbei und nannte ihm die Bedingungen, unter welchen die junge Taterkönigin mit ihm vereint werden ſolle.

Moſen ſtand keinen Augenblick an, Alles zuzuſagen und beſtürmte Kunzen, ebenfalls ſein Wort zu geben.

„Ihr wißt in Euerm jetzigen Zuſtande nicht, was Ihr fordert," verſetzte dieſer.

„Glaubt mir," ſagte Neko, „er ſieht jetzt heller als Ihr. Nur in ſolchem begeiſterten Rauſche öffnet ſich auf Augenblicke das Thor der Zukunft dem menſchlichen Geiſte. Ritter Kauffungen, ſtoßt Euer Glück nicht mit Füßen von Euch. Aber handelt raſch, ſonſt verfliegt die günſtige Minute, und Euer eigenes Verderben folgt ihr auf dem Fuße."

Kunz zauderte. „Wenn dieſe Fehde beendigt iſt, ſollſt Du meinen Entſchluß erfahren," ſagte er endlich.

„So trennt Euch!" rief Neko den Liebenden zu. „Von Ritter Kunz hängt Euer Schickſal ab."

Beſtürzt vernahmen ſie dieſe Worte, flüſterten ſich das Verſprechen einer baldigen Zuſammenkunft zu und ſchieden von einander.

Die beiden Ritter zogen nicht eben in der alten herzlichen Vertraulichkeit ihrem Ziele zu. In Nürnberg fanden ſie das Heer ſchon gerüſtet; Kunz war bald mit der völligen Einrichtung deſſelben fertig und ging dem Markgrafen entgegen. Sie trafen zuſammen. Kunz ſchlug den Markgrafen und nahm ihn gefangen. Der Sieg der Nürnberger über ihren unruhigen

Nachbar war glänzend und Kunz ein gefeierter Mann. Aber Hab- und Ehrſucht verleiteten ihn zur Untreue gegen die freie Reichsſtadt. Er wurde nämlich mit dem Markgrafen über ein Löſegeld eins, das er in die Taſche ſteckte, und entließ den Markgrafen der Haft, ohne die Nürnberger zu fragen. Das war der erſte öffentliche Schatten, der auf Kunzens Leben fiel. Er gab damit den Beweis, daß die von ihm ſo gerühmte alte Rittertreue in ſeiner Seele ein hohler Popanz war.

Noch ehe der Sommer vorüber war, waren die Händel ſchon beigelegt, und Kunz kehrte in die Heimath zurück.

Wilhelm von Moſen hatte nicht abgelaſſen ihn zu bearbeiten, daß er ſich der Sache des Herzogs Sigismund annehmen möchte. Kunz begriff recht gut die Vortheile, die ihm das Unternehmen, wenn es glückte, bringen müſſe, er fühlte ſich auch geneigt, die Anſprüche des Herzogs auf den dritten Theil der meißniſchen und thüringiſchen Länder für gerecht zu halten, aber er war auch nicht blind gegen die mit der Ausführung verknüpften Schwierigkeiten, und berechnete, daß er mit ihrem Scheitern verloren ſei. Ein Zufall konnte die jetzige Lage der Dinge ändern; ſchon zeigte ſich zwiſchen den Brüdern wieder ein geſpanntes, bedenkliches Verhältniß; ein neuer Sturm ſtand bevor, in ihm konnte Kunz Meiſter des Steuers werden. War er aber gegen beide Fürſten feindlich aufgetreten, dann war ihm jener Weg verſperrt. Wartete er dagegen ruhig ab, wie die Würfel fallen würden, und hielt den Herzog Sigismund mit einigen geheimen ihn nicht weiter gravirenden Unterhandlungen hin, ſo blieben ihm beide Wege offen. Dieſe ſchlaue Anſicht theilte er Moſen mit, der ſich wohl oder übel damit begnügen mußte.

## 16.

## Chiska's Untergang.

Während Kunz zu ſeiner Familie auf Burg Kaufungen eilte, ſuchte Moſen den Weg zu ſeiner unerwartet wieder gefundenen Eſtrella ins Muldethal.

„Es iſt gut, daß Du kommſt,“ ſagte das ſchöne braune Mädchen; „Chiska hat ſchon lange nach Dir gefragt. Sie liegt krank darnieder, und wir befürchten Alle, daß ihre Behauptung, das Ende ihrer Tage ſei vor der Thür, guten Grund hat.“

„Was ſoll werden, wenn die Alte ſtirbt?“

„Neko hat es Dir geſagt. Du wirſt doch ſeinen Plan unterſtützen? Er weiß im Voraus, daß denſelben ein glücklicher Erfolg krönt, wenn Ihr mit Beharrlichkeit daran arbeitet. Er thut nichts ohne die reifſte Ueberlegung und den günſtigen Ausſpruch der Orakel. Auch glaub' ich, Chiska wird Dir über unſere Zukunft noch Manches ſagen.“

Arm in Arm erſtiegen ſie den Mehltheuer und wandten ſich nach der Höhle. Ein Tater ſtand Wache.

„Melde Chiska, daß der Ritter angekommen iſt,“ ſagte Eſtrella zu dieſem, „und frage ſie, wann ſie ihn zu ſprechen begehre.“

„In der Mitternachtsſtunde ſollt Ihr beide kommen,“ berichtete der Burſche nach einer Weile zurückkehrend. Moſen wunderte ſich über die ungewohnte

Zeit der Audienz. Er ſuchte Neko in einer der wüſten Hütten auf, und machte ihn mit Kunzens Neigung zu Herzog Sigismund's Sache bekannt. Der alte Tater war einſilbig und düſter und ſchien der Nachricht keinen Antheil zu ſchenken. Wie ein Heer finſterer Geheimniſſe lag es in ſeinen Zügen, ſein Auge blickte trübe und ſchwermüthig, ſein graues Haar war verwirrt. Ohne Moſen eine Antwort zu geben, ſah er in ein großes vor ihm aufgeſchlagenes Buch. Der Ritter kehrte zu Eſtrellen zurück und theilte ihr ſein Befremden über dieſen unfreundlichen Empfang mit.

„Er iſt traurig über Chiska's Tod, deſſen baldiges Eintreten er wohl weiß," entgegnete das Mädchen. „Beide ſind faſt ihr ganzes Leben hindurch auf das Engſte mit einander verbunden geweſen."

In ihrer Hütte fand Eſtrella Zeit, dem Geliebten umſtändliche Mittheilung über ihr zeitheriges Schickſal zu machen.

„Die Böhmen ſind unſre Freunde. Wir genießen den Schutz des Statthalters. Auf den Wunſch des Feldhauptmanns Hroska war ich in das böhmiſche Lager gegangen, aber ſchon am folgenden Tage wurde ich von Neko auf Chiska's Befehl wieder abgeholt. In die Höhle zurückgekehrt, erfuhr ich, daß ein Ritter, der ſich im böhmiſchen Lager für einen Boten des Herzogs von Thüringen ausgegeben, dieſer ſelbſt geweſen ſei und mir, die ich vor ihm in des Feldhauptmanns Wohnung getanzt, nachſtelle. Bald darauf führten mich zwei böhmiſche Reiter, Dienſtmannen des Statthalters, auf eine Burg deſſelben nach Böhmen, wo ich von einem Prieſter im Chriſtenthume unterrichtet und zugleich angewieſen wurde, auf welche Weiſe ich durch Spiel, Geſang und Tanz auf den kranken Geiſt des Herzogs Sigismund und zwar in

Gemeinſchaft mit der Geliebten deſſelben, einer Nonne, einzuwirken hatte. Nachdem ich getauft worden war, wurde ich in das meißner Land auf das Schloß Hartenſtein zum Grafen Schönburg gebracht. Ich erhielt ein eigenes Zimmer und reiche Kleider, wie ſie Euere vornehmen Ritterfrauen tragen, zwei Zofen waren zu meiner Bedienung. Als der Graf Schönburg zu mir eintrat, fiel mir bei, daß in Folge jenes Abends, wo er uns beim Schloſſe Stein überraſchte, unreine Wünſche in Bezug auf mich in ihm wach geworden ſein möchten. Ich war entſchloſſen, lieber zu ſterben, als Dir untreu zu werden. Aber ich hatte mich geirrt. Mit Artigkeit eröffnete mir der Graf, daß ich nicht auf ſeinen Befehl hieher gebracht worden ſei, ſondern er nur einem Andern gehorchend, mir dieſe Freiſtatt eingeräumt habe. Uebrigens würde Niemand wagen, meiner Weiblichkeit zu nahe zu treten; auch ſei meine Freiheit nur in ſo fern beſchränkt, daß ich nur in männlicher Begleitung das Schloß verlaſſen dürfe, um mich auf die Burg in Rochlitz zu begeben, wo ich meine Künſte vor dem geiſteskranken Herzog Sigismund ausüben werde. Mit ſeiner Gemahlin und ihm ſpeiſte ich täglich an einem Tiſch und wurde von allen Einwohnern des Schloſſes mit Aufmerkſamkeit behandelt. Dieſes Leben würde mir gefallen haben, wenn mich die Schmerzen der Sehnſucht nach Dir nicht gequält hätten. In Begleitung zweier mir unbekannten Ritter habe ich dreimal in der Nacht den geheimnißvollen Ritt nach Rochlitz gemacht und vor dem Herzog geſungen und getanzt und mich mit ſeiner Nonne, die als Page bei ihm lebt, befreundet. — Der Herzog Wilhelm mochte aber trotz aller Vorſicht meinen Aufenthalt ausgekundſchaftet haben; denn unerwartet erſchien er eines Tages in Hartenſtein. Seine

Abſichten wurden mir bald klar. Sein ſtürmiſches Minnewerben, ſobald es ihm gelang mit mir allein zu ſein, zwang mich, den Schutz der Gräfin anzurufen. Ueber die von der edeln Frau getroffenen Maßregeln erzürnt, verließ der Herzog das Schloß. Aber bald kehrte er wieder. Neue Drangſale waren mein Loos; er ſchwur mir zu: er werde mich auf eins ſeiner Schlöſſer entführen. Meine Thränen floſſen faſt unaufhörlich; da erſchien eines Tages Neko in meinem Zimmer und bedeutete mich, daß ich von der gräflichen Familie und meiner Bedienung Abſchied nehmen möchte. Ich that's. Nun mußte ich meine früheren Kleider wieder anlegen, dann nahm mich Neko an der Hand und führte mich hieher in unſere Höhle. In wenigen Tagen werden wir nach Böhmen ziehen; es wäre ſchon geſchehen, wenn Chiska nicht erkrankt wäre. Zum Herzog Sigismund bin ich nicht wieder geführt worden. Es ſcheint mir, als ob unſre heimlichen Beſuche bei ihm verrathen worden wären.“ —

Das liebende Mädchen, froh, den Geliebten wieder umfangen zu können, plauderte noch lange fort, der Ritter aber war, von der Reiſe und Schwüle des Tages ermüdet, in ihren Armen eingeſchlummert. Unterdeſſen hatte ſich ein Gewitter am Himmel zuſammengezogen; ſchwarze Wolken thürmten ſich drohend übereinander, und der Donner rollte fern. Allmälig kam es näher, und die Wolkenmaſſe ſenkte ſich zwiſchen die Berge in der Nähe der Höhle in's Muldethal herab. Die Blitze zuckten ſchneller, bis der Himmel ein Feuermeer zu ſein ſchien, nur auf Augenblicke von Finſterniß umhüllt. Der Donner rollte nur mäßig im Thale. Aber plötzlich fiel ein ſo entſetzlicher Schlag, der die Grundfeſten der Erde zu erſchüttern ſchien. Moſen fuhr erſchreckt aus dem Schlafe auf; Eſtrella bebte. Eine Todtenſtille folgte; da rief der Wache haltende Tater ihren Namen und verkündete, daß die Mitternachtsſtunde eingetreten ſei. Moſen folgte ſeiner Geliebten nach durch das Geſtein und die wilden Büſche bis zur Höhle. In der großen Hütte auf dem Felſen derſelben waren alle Tatern mit Fackeln in den Händen verſammelt. In dem Kreiſe, den ſie geſchloſſen hatten, ſaß Chiska in ihrem königlichen Schmuck, das Haupt an Neko gelehnt. Der Sturmwind warf die Lichter hin und her und trieb des tief betrübten Greiſes Haare in die Höhe, daß es ſchauerlich ausſah. Als Moſen und Eſtrella ſich nahten, rief er ihnen zu: „Tretet in den Kreis herein vor die, welche an Deiner Mutter Statt und in ihrem Schmucke hier ſitzt, Eſtrella!" Sie gehorchten.

„Der Alles beherrſchende Erdgeiſt hat mir gerufen," begann Chiska mit matter Stimme. „Ich ſoll zurückkehren in das Weſen der Natur. Die verhängnißvolle Stunde iſt für mich gekommen; ich werde die Sonne nicht wieder leuchten ſehen. Der Wächter auf der Zinne hat meine beſſeren Sterne ſchon aufgehen ſehen. Es drängt mich, ehe ich von Euch ſcheide, noch zu einem Worte an Dich, Eſtrella, und an Deinen Geliebten, und zu einem an Euch Allen. Als Deine Mutter in meinen Armen verſchied und Dich, den einzigen Sproß unſeres ſonſt ſo mächtigen Königsgeſchlechtes, mir anvertrauend zurückließ, da legte ſie die königliche Gewalt bis zu Deiner Mündigkeit mir in die Hände. Ich muß ſie heute, von einem Stärkeren abgerufen, niederlegen. Du haſt das rechte Alter und ich frage Dich, im Angeſicht dieſer Verſammlung, willſt Du ferner die Beherrſcherin dieſer Leute ſein?"

„Ich leiſte Verzicht darauf!“ antwortete Eſtrella gerührt.

„Dieſes Wort hab' ich von Dir erwartet. Du biſt unſern Göttern ſchon untreu geworden. Es geſchah mit meiner und Neko's Einwilligung. Wir wußten, daß Dein Schickſal erfüllt werden mußte, und wir hinderten es nicht nur nicht: wir förderten es. Ich verſprach Deiner ſterbenden Mutter, Dich nie einzuweihen in die Geheimniſſe der Natur, deren Kenntniß ſonſt ſtets das Eigenthum Aller aus dem Herſchergeſchlecht war; mein Wort hab' ich gehalten und mit mir geht die hohe Kunſt unter. Es iſt kein Glück für den Sterblichen, ſie zu kennen. Ich verſprach ihr ferner, Dich nie zu beſchränken in der Wahl eines Gatten. Du haſt frei gewählt. Ritter, den ich den glücklichſten Erdenſohn nennen möchte, Dir ward unſer reichſtes Kleinod zu Theil. Mit dem Ring, den ſie Dir ſchenkte, iſt ſie Dein Weib geworden. Es bedürfte weiter keiner Formel, doch die verlangt Dein und Eſtrella's neuer Glaube. Eh Euch die chriſtliche Kirche vereint, habt Ihr noch ſchwere Schickſale zu erleben. Doch haltet treu aneinander, dann werdet Ihr zuletzt glücklich ſein, wenn auch in einem fernen Lande. Gebt Euch die Hände und gelobt mir, der Sterbenden, feſt zuſammen zu halten!“

Die Liebenden thaten, wie die Prophetin befohlen hatte.

Und ſich nun zu den Andern wendend, fuhr Chiska fort: „Eſtrella iſt nicht mehr Euere Königin, ſie iſt die letzte unſeres Stammes, und Niemand anders darf die Würde bekleiden. Sie geht unter und mit ihr die Gabe der Weiſſagung und die gewaltige Herrſchaft über die Kräfte der Natur. Ich entbind' Euch Eueres Gehorſams. Neko bleibt Euer Freund.“

„Chiska," ſiel dieſer ihr in's Wort, „mache ihnen keine eitlen Hoffnungen. Des Todes Liebeskuß auf Deine Augen haben ſie der Zukunft mehr als je geöffnet. Du weißt es, daß ich nach Dir bald hinabſteigen werde. Ich kann nicht lange ihr Freund und Führer ſein."

„So iſt es," ſagte Chiska ſichtlich ſchwächer. „Ihr werdet bald allein ſtehen und Euch zerſtreuen. Die letzten Säulen ſtürzen, der Tempel fällt zuſammen ——." Furchtbare Donnerſchläge verſchlangen ihre Rede. Blitze zuckten über den Kreis hin. Ihr Auge brach, ihr Kopf ſank an Neko's Bruſt. Alle meinten, ſie habe vollendet und eine feierliche Stille herrſchte im Kreiſe. Da erhob ſie ſich plötzlich wieder kräftig und ſtolz. Mit niegeſchautem Glanze leuchteten ihre Augen, ihr Geſicht gewann edle Züge, ihr Körper majeſtätiſche Haltung. „Folgt mir!" rief ſie mit erhobener Stimme. „Der Geiſt gehört dem Waſſer, und der Leib dem Feuer."

Mit Erſtaunen und Ehrfurcht ſchwangen die Tatern die Fackeln über ihrem Haupte; furchtbar ernſt ſtarrte ihr Blick hinaus in die blitzerhellte Sturmnacht. Der Purpurmantel und die langen Haare flatterten weithin von der Windsbraut gepeitſcht. Immer entſetzlicher tobte das Wetter. Und zwiſchen den Fackelträgern ſchritt die Seherin den Berg hinab bis zum Waſſerkeſſel, aus dem es dumpf herauf murmelte wie ein Sterbelied. Chiska trat an das hohe Ufer, Strahlen ſchoſſen aus ihren Augen, den Blitzen ähnlich, die ſie umzuckten. Sie erhob beide Arme und rief mit einer Stimme, die mit des Sturmes Geheul wetteiferte: „Der Schleier iſt gefallen; ich ſehe ſie wandern auf hochmaſtigen Schiffen über die Flächen des ausgedehnten Meeres immer nach Weſten. Dort thut ſich eine neue ungeheuere Welt auf; ihre Kinder trinken noch an den Brüſten der Natur. Der Wahn kommt und die eitle Weisheit über das Meer geſchwommen und ſtößt den Mordſtahl in die unſchuldige Bruſt, und das Weltmeer iſt roth vom Blut und der Himmel umwölkt von ſeinem Dampfe. Aber der Wahn muß ſinken, die Thore brechen ein, es wird Licht, ſchon tagt der Morgen. Ich ſeh' den Schwan mit dem Silbergefieder, der der Welt die Weisheit bringt. Die Natur verſchleußt ihren Mund auf ewig. Losgerungen von ihr wird der Menſch aus ihrem Kinde ihr Gebieter. Im blutigen Kampfe wird er mündig. Ströme Bluts ſeh' ich rinnen, aber das wahre Leben blüht aus dem damit getränkten Boden hervor. — Ich ſeh' den uralten Kaiſerthron ſtürzen und ein fremdes Geſchlecht pflanzt den halben Mond auf die Zinnen der Burg. — Ich ſeh' dieſe Berge ſich öffnen, die reichſte Silberader ſpringt aus ihnen hervor; neue Städte erheben ſich aus dieſer Wildniß; und ehe hundert Jahre vorüber ſind, iſt Alles umgewandelt. — Ich ſehe die Völker erwachen und ſich rüſtig regen, — Erd' und Meer wimmelt von Menſchen — die Welt verjüngt ſich — Unſer Reich iſt aus — Mächtiger Geiſt ich komme!" Und vom hervorragenden Ufer ſchwang ſie ſich hinab in den Keſſel der Gewäſſer. Die Fluth theilte ſich und ſchlug über ihr zuſammen. Ein Blitz, gleich einem Feuerregen, fiel auf den ſchäumenden Fluß herab, ein Donnerſchlag, der die Berge zuſammen zu rütteln ſchien, folgte; dann war das Gewitter vorüber.

„Die Mitternachtſtunde iſt vorbei," ſagte Neko. „Entfernt Euch Alle!" Gehorſam ſeinem Worte erklimmte der Fackelzug den Berg. Der Meiſter blieb allein zurück in der geheimnißvollen Nacht. Moſen und Eſtrella gingen in ihre Hütte. Mit der Frühe des Morgens ſtand Neko vor ihnen. Tiefer Gram hatte ſein Geſicht gefurcht.

„Hier haſt Du Briefe vom Herzog Sigismund an die böhmiſchen Großen," ſagte er zum Ritter. „Eile, Dein Glück zu verfolgen; denn die Zeit iſt koſtbarer, als Du glaubſt. Ohne Kunz von Kauffungen wirſt Du jedoch nicht das Hauptwerk ausrichten. Verſuche Dein Möglichſtes!"

Während die Zigeuner den Scheiterhaufen zur Verbrennung der aus dem Waſſer gezogenen Leiche ihrer königlichen Aeltermutter bauten, brach Ritter Moſen auf, und ritt noch an demſelben Tage nach Böhmen hinüber, von Eſtrella's Segenswünſchen begleitet.

## 17.

## Neue Kriegsausſicht.

Der alte Graf Günther hatte, von ſeinen Schwiegerſöhnen bewegt, um ſeinen jungen Vetter mit einem Schlage aller Hoffnung zu berauben, das Schloß Schwarzburg und die Stadt Königsſee mit allem ihren Zubehör an den Kurfürſten verkauft, und dieſer ihm das Schloß Tharand und das Städtchen Dippeldiswalde in Meißen auf ſeine Lebenszeit abgetreten. Schwarzburg wurde mit kurfürſtlichen Leuten beſetzt. Heinrich von Schwarzburg-Blankenburg ſuchte ſich nun auf alle Weiſe zu verſtärken. Nicht nur, daß er den Herzog Wilhelm um den verſprochenen

Beiſtand anrief, auch den Herzog Otto von Braunſchweig und den gefürſteten Grafen Wilhelm von Henneberg wußte er zu einem Bündniß zu bewegen. Jeder dieſer drei Fürſten überſandte dem Grafen Günther einen Fehdebrief. Obgleich der Kurfürſt nicht darin genannt war, ſo war er doch damit gemeint; denn Günther handelte ja unter ſeinem Schutz.

Heinrich rüſtete ſich, vom Herzog unterſtützt, und fiel in Königsſee ein. Der Kurfürſt beklagte ſich unwillig bei ſeinem Bruder; dieſer machte ihm dagegen die Ungerechtigkeit zum Vorwurf, mit welcher er den Schelmenſtreich des alten Grafen unterſtütze. So drohte der Ausbruch des Sturmes wieder auf beiden Seiten. Zu gleicher Zeit erfuhr der Kurfürſt die Rüſtung der Böhmen wider ihn, und er begann zu zagen. Da ſandte er Boten aus nach dem tapferen Kunz von Kauffungen; er ſollte Helfer ſein in der Noth. Der Ritter erſchien auf dem altenburger Schloſſe. Mit offenen Armen empfing ihn der Kurfürſt; freundlich kam ihm die Kurfürſtin entgegen, die Prinzen hingen ſich jubelnd an ſeine Arme; der ganze Hof feierte ſeine Ankunft, und man konnte merken, wie ſehnſüchtig man ihn erwartet, und gefürchtet hatte, daß er nicht kommen würde.

„Ritter Kunz," ſagte der Kurfürſt, „ich bedarf Eueres Armes. Neues Unglück bricht auf mich los, und ſo ſehr ich den Krieg ſcheue, ſo ſehr verfolgt er mich. Die Böhmen bedrohen mich mit einem Einfall, und mein treuloſer Bruder unterſtützt meine Widerſacher. Ja man ſagt mir ſogar, es habe ſich eine Partei für den Herzog Sigismund gebildet, um ihm die von ihm aufgegebene Landesportion zu erobern und ihn zum regierenden Herrn des Oſterlandes zu machen."

„Dem Herzog Wilhelm ſteht Ew. Hoheit immer mit dem Herzen zu fern. Euere Rathgeber vermochten der Vereinigung in Erfurt doch nicht die Seele brüderlicher Herzlichkeit einzuhauchen.“

„Das klingt wie ein Vorwurf. Ihr ſpracht damals nicht, und ich verſäumte, Euch zu befragen. Laßt mich das wieder gut machen! Entzieht mir Euere Kraft jetzt nicht; Ihr ſollt mein erſter Feldoberſter ſein.“

„Nur unter einer Bedingung nehm' ich Euern Befehl an. Nämlich, daß Ihr mir freie Macht und Gewalt gebt, nach meiner Einſicht zu handeln. Nur Euern Oberbefehl darf ich anzuerkennen brauchen.“

„Ich verſtehe Euch! Bibenberg iſt Euch nicht gewogen. Laßt ihn, er iſt ein alter wunderlicher Mann. Euch ſoll er keinen Eintrag thun.“

„Ich will Euch nur verrathen,“ ſagte die Kurfürſtin lächelnd, „daß Euch mein Gemahl Bibenberg's Stelle zugedacht hat, wenn dieſes neue Ungewitter glücklich vorüber gegangen iſt.“

„Ich weiß die Gnade zu würdigen, hohe Frau,“ erwiderte Kunz, von ihren Worten zu neuen Hoffnungen begeiſtert.

„Ritter,“ ſagte der Kurfürſt mit Wärme und legte die Hand vertraulich auf Kunzens Schulter, „bietet alle Kräfte auf, den Sturm der Böhmen abzuwenden; und Ihr ſeid der Nächſte nach mir. Mit dem tollen thüringer Herzog will ich dann leicht fertig werden, und die Narren, die aus dem blödſinnigen Sigismund einen regierenden Herrn machen wollen, verlach' ich.“

„Und doch wird es viel zu thun geben.“

„Und ſollte es mich den Kurhut koſten, ich ſchlage los. Verſchluckt hab' ich die Zornwuth, als Wilhelm dem falſchen Apel das herrliche Frankenland um einen

Spottpreis an den Hals warf; ich wollte nicht neuen Streit drum anfangen, denn ich liebe den Krieg nicht. Aber es bleibt eine Frechheit, daß er mir zu Trotz und Schmach gerade den Ritter, den ich immer für meinen größten Feind erklärte, um den aller Zwiſt zwiſchen uns herkam, mit der Macht und dem Reichthum eines Fürſten ausſtattet. Jetzt hat er ſich des jungen Laſſen, des Grafen Heinrich von Schwarzburg, angenommen und unterſtützt ihn mit Geld und Leuten zur Fehde gegen deſſen alten Vetter. Und dieſem ſelbſt hat er einen Fehdebrief geſchickt. Meine Sanftmuth erträgt das nicht länger."

„Wie wird das noch enden?" klagte Frau Margaretha.

„Wenn's auf mich ankommt, zu Euerm Heile, gnädige Frau," erwiderte Kunz. „Wenn ich auch ſonſt immer zum Frieden rieth, ſo ſehe ich doch ein, daß jetzt Krieg allein helfen kann. Ueberlaßt mir die Rüſtung, gnädigſter Herr!"

„Ihr habt freie Hand!" verſetzte Friedrich, und Kunz ging, ſeinen Schwager Hildebrand aufzuſuchen und mit ihm die Angelegenheit zu beſprechen.

Auf ſeinen Ruf erſchienen die ihm befreundeten Ritter des Landes, ſich freuend, daß ſie unter ſeinem Befehl kämpfen würden: Dietrich und Heinrich von Kauffungen, ſeine Brüder, Wilhelm von Schönfels, Niklas Pflug, der Ritter von Meckau, Ludwig von Gleichen und Heinrich von Gera, des Grafen von Schwarzburg Schwiegerſöhne, ſtießen hinzu. Altenburg ward täglich lebendiger. Kunz warb im Lande eine Menge junger Leute zu Streitern und rüſtete ſie aus. Dazu bedurfte er viel neuer Waffen, und er ſelbſt ritt umher, die Waffenſchmiede zu beſchäftigen.

Auf dieſer Fahrt zu den Waffenſchmieden des Landes kam er mit ſeinem Schweinitz auch nach Grünhain.

„Ihr werdet jedenfalls auch bei dem alten Graubart zuſprechen, der meinem Freund Wiland ſeine jungen Tage verſalzt hat?“ ſagte Schweinitz auf dem Wege. „Er iſt der beſte und reichſte Waffenſchmied im Städtchen.“

„Ich werde eine gute Beſtellung bei ihm machen. Was iſt aus dem Knappen geworden? War er nicht unter den Verwundeten in Nürnberg?“

„Ganz recht. Wie toll im Kampf, hatte er bald ein Tüchtiges über den Kopf. Die Nürnberger pflegten ihn wohl, aber als wir abgezogen, lag er noch hart darnieder, und ich weiß nicht, ob er wird davon gekommen ſein.“

„Du haſt ja ſeiner Dich ſchon oft angenommen; vielleicht kannſt Du was bei ſeinen Verwandten für ihn thun, wenn er noch lebt.“

„Und lebt er nicht mehr, ſo möcht' ich doch noch den Bergmann todt ſchlagen und mir das Weibchen nehmen.“

„Der Einfall iſt nicht übel!“ lachte Kunz.

Sie ſtiegen vor Meiſter Klinger's blankem Wohnhaus ab. Sein Lederkäppchen abnehmend, ſchritt dieſer aus der Thür und bewillkommte den Ritter. Der Schmied hatte viel von ſeiner ſonſtigen Wohlbeleibtheit verloren; ſeine Stirn war gefurcht, und ſein Auge von Kummer getrübt. Frau Chriſtine trippelte auch aus der Thüre, neugierig, wer der hohe ſtattliche Rittersmann ſei. Sie war gealtert, und die Trauerkleidung, in der ſie ſteckte, machte ſie vollends zum alten Mütterchen. Indeß ſich Kunz zu Klingern wandte, und mit ihm über die Beſtellung redete, trat Schweinitz zu Chriſtinen.

„Nun Mutter," fragte er zutraulich, „für wen habt Ihr denn zu trauern? Ich ſehe nicht allein an Euern Kleidern, ſondern auch an Euerm und Euers braven Mannes Geſichte, daß Euch ein ſchmerzlicher Todesfall betroffen hat."

„Wir haben nur ein einziges Kind, eine gute Tochter," erwiderte die Frau mit einem Seufzer. —

„Und die iſt Euch geſtorben?" fiel ihr Schweinitz haſtig ins Wort. „O armer Wiland! das wäre Dein Tod, wenn Du noch lebteſt!"

„Wiland!" rief Chriſtine überraſcht. „Wiland! Meint Ihr den, der ſonſt Köhler war am grünhainer Berg?"

„Denſelben."

„Und der iſt auch todt?"

„Ja, ja, er wird's wohl überſtanden haben," ſagte Schweinitz gerührt, und wiſchte ſich die Augen. „Er hatte Euere Tochter recht lieb. Nun hat ſie der liebe Herrgott im Paradieſe vereinigt."

„I bewahre! Meine Tochter lebt ja noch."

„Ihr ſagtet doch eben, ſie ſei todt, und Ihr trauertet um ſie."

„Was Ihr wohl gehört habt! Meiner Tochter Ehegeſpons, der Bergmann Gotthard, iſt abgeſchieden."

„Der?" — rief der Knappe plötzlich freudig, „den Schurken hat der Teufel geholt?"

„Gott ſteh' uns bei! was für verruchte Reden führt Ihr doch! Das wollen wir uns verbitten. Habt Ihr denn den Mann gekannt? Er war ein ehrlicher, ein rechtſchaffener Mann!"

„Ein Schelm! ſag' ich Euch nochmals, und wollt's ihm in's Geſicht ſagen, wenn er nicht ſchon ſeinen Lohn empfangen. — Führt mich doch zur jungen Witwe, ich möchte ſie gern kennen lernen, hab' ja genug von ihr gehört."

„Ei von wem denn?"

„Nun eben vom Wiland; der war ja in ſie verliebt wie ein Haſe. Wißt Ihr denn das nicht?"

„Ach, leider hab' ich's nur zu gut gewußt. Und Ihr habt den guten Wiland gekannt? Und er iſt todt? O ſo erzählt mir doch von dem armen Jungen!"

Treuherzig und mit Thränen im Auge berichtete der Knappe von ſeiner Freundſchaft mit dem ehemaligen Köhlerburſchen, von ihrer öfteren Unterhaltung über Lenchen, von Wiland's verzweifelter Tapferkeit und ſeinem wahrſcheinlichen Tode. Chriſtinen rannen während der Erzählung die hellen Thränen die Wangen herab.

„Ich weiß wohl," ſetzte Schweinitz hinzu, „daß der Bergmann Euere Tochter gar unziemlich gehalten hat, und weil ich das weiß, ſo nannte ich ihn mit Recht einen Schurken."

„Er hat auch ſeinen Lohn dafür empfangen!" erwiderte Chriſtine vertraulicher.

„Wirklich? Nun das iſt Gottes Gericht. Wie iſt er denn geſtorben?"

„Dieſen Sommer in einer gräßlichen Gewitternacht, wie ich noch keine erlebt, ſo lange mir die Augen aufſtehen, gräbt er, ſtatt bei ſeinem Weibe zu ruhen, allein im Schacht nach Silber, um den Abt darum zu betrügen. Zwei Knappen ſind oben geweſen, und in der Mitternachtsſtunde haben ſie ein Winſeln und Heulen gehört, daß ihnen die Haare zu Berge geſtiegen ſind. Vor dem Sturme haben ſie ſich in eine Zechenhütte geflüchtet Und als nun eben die letzte Stunde vorüber geweſen iſt, da hat es noch den gräßlichſten Donnerſchlag gethan — wir waren alle wach zu Hauſe und beteten vor Angſt und Bedrängniß — und mit dem Donner iſt der Schacht zuſammengeſtürzt und hat den Gotthard in ſich begraben."

„Das hat der Schacht gut gemacht," ſagte Schweinitz. „So viel Vernunft hätt' ich einem Berge nicht zugetraut."

„Das iſt noch nicht Alles," fuhr die Frau heimlich fort, und nahm den Knappen bei Seite. „Ich vermuthe noch ſchrecklichere Dinge, aber ich darf's meinem Manne nicht merken laſſen, ſonſt wird er ſplittertoll. Am Morgen nach jener Nacht iſt ein Holzhacker durch's Muldethal gegangen, da haben die Tatern eben die Leiche der Hexen-Aeltermutter aus dem Waſſer gezogen, die hat ſich in der Nacht erſäuft, wie mir der Schwalb, ein Junge von jenen Leuten, der beim Gotthard ſonſt mitarbeitete, erzählt hat. Darauf haben ſie das Zauberweib, mit einer Krone auf dem Haupte, auf einen hohen Scheiterhaufen gelegt, und unter Singen und wunderbaren Gebräuchen verbrannt. In der einen Nacht alſo hat die Hölle eine gute Ernte gehabt, und ich fürchte, ich fürchte, die Sachen haben im Zuſammenhang mit einander geſtanden."

„Da könnt Ihr recht haben, Mutter," ſagte Schweinitz nachdenklich. „Mit dem Gotthard war's nicht richtig, der war ein Teufelskind, wie die Tatern, die ihn ins Land gebracht. Wer weiß wie er mit der alten Hexe geſtanden, daß ſie zuſammen haben ſterben müſſen. Euer Töchterlein war zu bedauern. Hat ſie denn Leibesfrüchte von dem Böſewicht?"

„Gottlob nein! Ihre Ehe war unfruchtbar."

„Deſto beſſer. Wohlan! ruft ſie herbei."

Chriſtine rief in die Stube und heraus trat ſtill und züchtig das niedliche Weib, ihre zarten Glieder in ſchwarze Kleider gehüllt. Zwar waren ihre Wangen wieder vom Roſenſchimmer der Jugend überhaucht, aber ein trüber Ernſt ſpielte in den milden Zügen.

„Dieſer Mann bringt uns Nachrichten vom Wiland,“ ſagte die Mutter. Bei Nennung des geliebten Namens erheiterten ſich Lenchens Mienen.

„Vom Wiland?“ rief ſie bewegt. „Wie befindet ſich der gute Chriſtoph?“

„Wohl!“ erwiderte Schweinitz. „Beſſer als wir Alle.“

„Euere Rede iſt dunkel. Erklärt Euch deutlicher!“

„Er iſt todt, der arme Junge!“

„Todt!“ ſchrie Magdalena auf. „Weh mir! Nun bin ich erſt eine troſtloſe Witwe!“ Sie gab ſich dem Ausbruche des heftigſten Schmerzes hin und war für alle Zuſprache unempfänglich. Schweinitz ſtimmte ſeine Hoffnungen immer weiter herab, bis zuletzt nichts mehr davon übrig war.

Ritter Kunz, mit dem Alten über das Geſchäft einig geworden, nahm nun ebenfalls an der Unterhaltung über die Familienangelegenheit Theil und ſchalt ſeinen Knecht aus, daß er unvorſichtig Dinge ſage, die noch nicht erwieſen wären. Schweinitz hatte ſeine guten Gründe gehabt, ſo beſtimmt zu reden. Der Ritter ſchenkte der treuen Magdalena Troſt und Hoffnung, mit der Verſicherung, daß keine Nachricht von Wiland's Tod bekannt ſei.

„Die Nürnberger haben Alles angewandt, unſere Verwundeten zu heilen,“ ſetzte er hinzu. „Ich habe ſeinen Herrn lange nicht geſehen, folglich auch vom Knappen nichts wieder vernommen. Jetzt aber reiſ' ich zum Ritter Moſen und will Euch ſichere Nachrichten über den Burſchen zukommen laſſen.“

„Und was hülf's der Närrin," ſagte Klinger, „wenn der Menſch noch lebte? Zum Manne kriegt ſie ihn doch nicht. Er iſt ein blutarmer Schlucker und macht auf mein bischen Geld Jagd. Das iſt aber auch durch die Unglücksehe mit dem Bergmann zuſammengeſchmolzen. Auch kann ich dem Wiland nicht vergeſſen, daß er hinter meinem Rücken mit der Lene ſponſirt hat."

Dieſe kurze Entſcheidung war geeignet, Lenchens Hoffnung zu vernichten und Schweinitz mit neuer zu erfüllen. Er gedachte am Ende doch noch das Schäfchen zu ſcheren und merkte ſich das Plätzchen, wo die gute Wolle wuchs.

Klinger verſprach dem Ritter die Waffen zur beſtimmten Zeit ſelbſt nach Altenburg zu liefern, um in ſeinen alten Tagen noch einmal die Gnade zu genießen, ſeinen Kurfürſten von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen. Kunz machte auch bei den übrigen Waffenſchmieden Beſtellungen und ritt dann weiter.

## 18.

## Die entſcheidende Wahl.

Der Ritter ſetzte ſeine Fahrt nach der Höhle im Mehltheuer fort, um ſich bei den Tatern nach Moſens Aufenthalt zu erkundigen; er hoffte ihn wohl ſelbſt bei der jungen Königin zu finden. Aber die Höhle war leer, wie das Thal. Nirgend eine Spur von einem Zigeuner. Ritter und Knappe ritten weiter, um Moſen aufzufinden und legten in kurzer Zeit den Weg bis zu deſſen Burg im Voigtlande zurück. Hier erfuhren ſie, daß derſelbe nach Thüringen gezogen ſei, und ohne ſich aufzuhalten, verfolgte Kunz denſelben Weg wie vor drei Jahren. Und auch dieſelbe Jahreszeit war es, und wieder trübes Herbſtwetter. Gedankenvoll ritt Kunz über den Thüringerwald und bedachte bei ſich, als er den Frau-Venusberg und ihm gegenüber den Markberg erblickte, der Ereigniſſe dieſer drei Jahre. Sie waren nicht geeignet, ihn froh zu ſtimmen. Hoffnungen, welche damals mit friſcher Kraft ſo üppig in ihm aufgeſchoſſen waren, kamen jetzt erſt zu einer ſpärlichen Blüthe. Die Erinnerung an ſeine Verirrung auf jener Reiſe in der Burg des Ritters Heßberg erfüllte ihn mit Groll und Haß gegen die verführeriſche Katharina.

Kunz beſuchte der Reihe nach ſeine thüringiſchen Güter, und wenn es ihm Freude machte, ſie in gutem Zuſtand zu finden, ſo dachte er mit Kummer daran, daß der neue Krieg und ſeine Stellung darin ſie verwüſten, ja ihm wohl gar entreißen würden.

In Thamsbrück fand er endlich den lang geſuchten Wilhelm von Moſen. Freundlich empfing er Kunzen auf ſeinem Ritterhauſe.

„Moſen,“ ſagte Kunz, „Ihr habt zu voreilig mit den Böhmen gehandelt. Es eröffnet ſich uns jetzt eine andere und beſſere Straße nach unſerm Ziele beim Kurfürſten. Er bedarf unſerer jetzt mehr als je, und ich zweifle keinen Augenblick, daß ich ihn Euern Wünſchen hinſichtlich Euerer Braut geneigt mache.“

„Ich bezweifle es,“ erwiderte der junge Ritter. „Neko ſchaut klar in das Verhältniß der Dinge; er kennt alle handelnden Perſonen, auch die Zukunft thut ſich zuweilen ſeinem Prophetenblick auf. Nur bei Herzog Sigismund ſagt er ruhe unſer Heil.“

„Verlaßt Euch nicht auf ſolch' thöricht Gerede. Was weiß der Tater von Krieg und Friede? Was weiß er, was deutſchen Rittern frommt? Wir müſſen beſſer wiſſen, was wir mit unſern Schwertern anfangen. Herzog Sigismund iſt ein träger, blödſinniger Schmeerbauch, und ich ſehe wohl ein, wenn er ſein Land hätte, ſo käme das Regieren an uns. Ich will ſeine Sache deshalb nicht unbedingt zurückweiſen, nur zurückſtellen wollen wir ſie, bis wir ſie zu gelegnerer Zeit wieder in Betracht ziehen können. Jetzt gilt's abwarten, wie die Dinge zwiſchen dem Kurfürſten und dem Herzog Wilhelm ſich geſtalten. Ich bin Feldoberſter des Kurfürſten geworden und muß mir vor allen Dingen die Böhmen vom Halſe ſchaffen. Laſſen wir alſo den Herzog Sigismund!“

„Es iſt Neke's unerläßliche Forderung, daß dieſer ſeinen Thron erhalte, und der Preis iſt der Mühe werth. Er ſoll mit lebender Stimme Euch anflehen, nicht von unſerem Plane zu laſſen.“

Mit dieſen Worten öffnete er die Thüre des Nebengemachs, und herein ſchritt prangend in jugendlicher Schönheit Eſtrella als deutſches Ritterfräulein gekleidet. Sich vor Kunzen verneigend, der ſie kaum wieder erkannte, ſo war ihre damals erſt erblühende Schönheit jetzt herrlich vollendet, ſprach ſie ſanft:

„Unſer irdiſches Glück hängt davon ab, edler Ritter, daß Ihr des Herzog Sigismund's Sache unterſtützt; das ſagte Euch Neke, und ich wage, es Euch zu wiederholen.“

„Schönes Fräulein, ich wollte dieſe Sache ſähe aus wie Ihr. Aber mir kommt ſie häßlich und verzweifelt vor.“

„Ich darf Euch verrathen, daß ſie eine mächtige Stütze und Gönnerſchaft hat, den Statthalter von Böhmen. Er würde Euch jede Hülfe zuſagen, wenn Ihr Euch mit ihm in Verbindung ſetzen wolltet. Neko iſt ſein Beauftragter.“

„Hier meine Hand zum Pfande: ich will auf Euern Wunſch eingehen, doch nur unter der Bedingung, daß Euer künftiger Gemahl, Ihr und Neko die Böhmen vermögt, jetzt nicht eigenmächtig in die kurfürſtlichen Länder einzufallen. Ich wehr' Euch nicht, im Stillen fortzuarbeiten; tragt Ihr das Neſt voll Zunder, wenn ich mir die rechte Zeit erſehen habe, will ich den Funken ſchon hineinwerfen.“

„Ich bin Euer mit Leib und Leben;“ verſicherte Meſen mit Nachdruck. „Verlangt von mir, was Ihr wollt, ich werd's vollführen, wenn's eine Möglichkeit iſt.“

„Und auch meinen Dank werdet Ihr nicht verſchmähen, edler Mann,“ fügte Eſtrella hinzu. „Könnte ich Euern Entſchluß doch beflügeln und Euch überzeugen, daß Euer eignes Heil dabei auf dem Spiele ſteht!“

Kunz reichte ihr die Hand, um ſie ſeiner Freundſchaft zu verſichern, da wandte ſie dieſelbe um, blickte ſcharf in die breite Fläche derſelben und ſchüttelte ernſt das ſchöne Haupt.

„Was ficht Euch an, meine Liebe?“ fragte Kunz.

„Ihr ſteht am Scheidewege,“ ſagte ſie feierlich mit dem Blick einer Seherin. „Zwei Gewalten liegen um Euch mit einander im Kampf. Ein ſchönes Glück winkt Euch, und ein furchtbares Unglück ſchwebt über Euerm Haupte. Ihr kennt die Wege.“

„Ihr werdet mich noch dazu bringen, gegen meinen Entſchluß zu handeln. Doch nein! Erſt das Eine abgemacht, dann haben wir Raum zum Andern. Friedrich und Wilhelm müſſen ſich recht in den Haaren liegen und ſich beide ſo geſchwächt haben, daß ſie ohnmächtig auf Sigismund's d. h. unſere Forderungen eingehen müſſen. Dabei bleibt's, und Ihr reitet nach Böhmen, Moſen. Und nun gehabt Euch wohl!"

Da das Liebespaar einſah, daß Kunz nicht zu bewegen war von ſeinem Entſchluß abzugehen, ſo trennte man ſich etwas kühl. Kunz kehrte nach Altenburg zurück, Moſen ritt nach Böhmen, Eſtrella blieb in Thamsbrück. Der Erſtere zog die Heeresmacht des Kurfürſten zuſammen, der Andre ſetzte es beim Statthalter Podjebrad durch, daß die Böhmen ſich bis zu günſtigerer Zeit ruhig verhalten ſollten. Der Kurfürſt hatte ihnen ſchon ein Heer entgegen geſtellt und wunderte ſich nicht wenig, daß die Feinde, wie Kunz gelobt hatte, ohne Schwertſtreich abzogen. Der Ritter ſtieg dadurch mehr als je in Friedrich's Gunſt. Kunz fand ſein Weib auf dem Schloſſe zu Altenburg mit der Kurfürſtin in freundſchaftlichem Verhältniſſe lebend.

„Nichts mehr, Kunz, von dem Briefe Sigismund's!" ſagte Anna zu ihrem Gemahl, „was kann uns dieſer ohnmächtige Herr helfen!"

„Aber ich gab Moſen mein Wort, Sigismund's Recht zur günſtigen Stunde zu unterſtützen. Die Böhmen ſind auf ſeiner Seite. Das fällt ſchwer in ſeine Wagſchale."

„Verſcherze den ſichern Vortheil nicht über den möglichen! Du weißt auch, ich war erſt für Sigismund's Plan; ich hab' ihn als ungereimt und trügeriſch aufgegeben. Schließe Dich mit Macht dem Kurfürſten an! jetzt iſt der entſcheidende, langerſehnte

Augenblick gekommen. Und Du wollteſt Dich der Leitung eines ſchwachſchimmernden Sterns überlaſſen, da Dir eben die volle Sonne aufgeht? Ich weiß von der Kurfürſtin, wie gewogen Dir der Kurfürſt iſt. Deinem erſten Siege folgt ſogleich als Belohnung Deine Anſtellung als erſter Rath und Miniſter. Nur durch die größte Vorſicht kannſt Du Friedrich's Neigung Dir erhalten und Deinen Einfluß behaupten."

„Den Kurfürſten drängt jetzt die Noth, da weiß er mich zu finden und mir zu ſchmeicheln; iſt die vorüber, mag er ſich wieder anders anlaſſen."

„Deshalb mußt Du Dich jetzt ſo feſt an ihn anklammern, daß er dann an Dich gefeſſelt iſt. Kunz, ich beſchwöre Dich, laß die Sache Sigismund's fahren!"

„Ich muß Moſen mein Wort halten; er baut Häuſer darauf."

„Du biſt Dir der Nächſte, und ich und Deine Kinder haben ein größeres Recht an Dich, als jeder Andere. Folge mir, Kunz, ich zeige Dir den rechten Weg!"

„Anna, wohin wirſt Du mich führen!"

Zu Deiner Größe!"

Kunz wankte und verſprach, Sigismund's Angelegenheit aufzugeben.

## 19.

# Wiederausbruch der Fehde.

Mit dem Anfange des Jahres 1450 hatte Heinrich von Schwarzburg-Blankenburg die Stadt Königsſee beſetzt und behandelte ſie als ſein Eigenthum. Im Februar ſtarb ſein alter Vetter Günther zu Tharand, und deſſen Witwe forderte von Heinrich die eingenommene Stadt als ihr Leibgeding, und ihre Schwiegerſöhne begleiteten dieſe Aufforderung mit Drohungen, und der Kurfürſt mit einem ſtrengen Befehl.

Heinrich lachte, verſtärkte ſich, und zog Buſſo Vitzthum, Chriſtian von Havna, Georg von Hopfgarten, Chriſtoph von Müchelda, und die Grafen Adolf und Sigismund von Gleichen und noch mehrere andere thüringiſche Herren auf ſeine Seite. Zur Antwort ſchickten dieſe dem Kurfürſten einen Fehdebrief. Friedrich, erzürnt über dieſe Kühnheit, ſchickte dem Herzog Wilhelm dieſen Brief mit der Mahnung ſeine frechen Edelleute zu beſtrafen, aber dieſer antwortete: er ſchütze gerechte Anſprüche und edle Männer, welche ſich derſelbe annähmen; verächtlich ſei es, der Wortbrüchigkeit das Wort zu reden.

Das war für Friedrich's Stolz zu viel. Er verſammelte ſeine Vaſallen und machte ſie mit ſeinem Entſchluſſe zu einem baldigen Kriegszuge nach Thüringen bekannt. Ueber dieſen Verhandlungen war der Frühling vorübergegangen; mit dem Anfang des Sommers zog Friedrich von Altenburg aus. Das Heer beſtand aus vier Abtheilungen, deren Feldoberſte, Kunz von Kauffungen, Niklas Pflug, Hermann von

Harras und Hildebrand von Einſiedel waren. Die Blüthe des meißniſchen und ſächſiſchen Adels, und viele Edle aus dem Vogtlande und dem Frankenlande waren darunter. Der Kurfürſt zog mit Kunzens Haufen. Bei dem Kloſter Pforte lagerte er ſich und erwartete die anderen Heeresabtheilungen, die aus Meißen und Sachſen dazuſtießen. Von den thüringiſchen Rittern, die im vorigen Kriege mit dem Kurfürſten verbündet geweſen waren, ſtellten ſich viele mit ihrer Mannſchaft ebenfalls wieder ein. Vom Kloſter nach Naumburg zu am Berge an war das Lager aufgeſchlagen.

Am zweiten Tage ſaß Kunz mit ſeinen Brüdern, Hildebrand von Einſiedel und Wilhelm von Schönfels im Zelte, da ſtand Wilhelm von Moſen plötzlich vor ihm und ſchloß ihn in die Arme. Hinter des Ritters Rücken guckte Wiland's munteres Geſicht hervor. Schweinitz ſprang erſtaunt hinzu und drückte den todt geglaubten und halb auch todt gewünſchten Freund ebenfalls brüderlich an's Herz.

„Liebſter Schatz, biſt Du von den Todten auferſtanden?“

„Ach nein, Brüderchen, nur vom Siechbette.“

„Ei ſo erzähle mir doch! dann ſollſt Du von mir auch etwas Angenehmes erfahren, wenn Du's nicht ſchon weißt.“

„Was ſoll ich groß Erzählens machen? Die Nürnberger hielten mich wie ein Kind, ſtopften mir's ein und ich genaß in ihrer guten Pflege. Das fette Leben ſagte mir zu, und der gute Wein war mir mundrecht. Da Friede im Lande war, ſo blieb ich bis zum Herbſt, ließ mich füttern und machte ihnen Hoffnung, mich zu ihrem Söldner werben zu laſſen; denn ſie hätten mich gern gehabt. Wie's aber anfing winterlich zu werden, empfand ich Sehnſucht nach meinem Herrn, und machte ich mich auf, ihn zu ſuchen. Das hat mir Mühe gekoſtet. Als ich ins meißner Land auf ſeine Burg kam, war er ins Vogtland, als ich da anlangte, war er nach Thüringen gezogen, als ich dort eintraf, war er nach Böhmen geritten. Nun aber hab' ich ihn glücklich ergattert und freue mich, daß ich Dich auch wieder treffe und daß es bald wieder Arbeit gibt."

„Ja, das iſt ſchön, Bruder! Nun laß Dir ſagen, daß Dein Lenchen Witfrau geworden iſt."

„Was ſagſt Du! Du haſt den Bergmann erſchlagen!"

„Ein Mächtigerer als ich."

„Wer hat ihn gemeuchelt? Das fällt mir ſchwer auf's Herz."

„Narr!" rief Schweinitz lachend, „der Schelm iſt nicht gemeuchelt worden. Der liebe Herrgott hat ihn erſchlagen mit ſeinem Donner und Blitz." Und nun berichtete er, was er aus Klinger's Haus wußte.

Wiland wechſelte die Farbe mehrmals bei dieſer Nachricht und umarmte den Berichterſtatter vor Freuden. Von Stund an war er der munterſte Geſelle im Lager. —

Von Pforte aus theilte ſich das Heer in drei Züge. Hermann von Harras ſchlug ſich an der Saale hinauf und fiel in die Beſitzungen der Vitzthume in der Umgegend von Jena und Weimar ein. Die Städtchen Magdela und Melding, die Dörfer Kottendorf, Döbritſch und andere um Berka und Tannroda wurden von ihm eingeäſchert. Der Kurfürſt zog mit Kunzens Heeresarm in die ſchwarzburgiſchen Länder und ſchloß Stadt Ilm ein, in welcher Heinrich von Schwarzburg lag. Kunz griff die Stadt mehremals nachdrücklich an, aber Heinrich vertheidigte ſich wie ein Verzweifelter und ſchlug die Kurfürſtlichen jedesmal mit Verluſt zurück. Selbſt die kleinen Mörſer, eine Art Kanonen, die ſie bei ſich führten, richteten nichts aus. Nach acht Tagen vergeblicher Belagerung mußte der Kurfürſt wieder abziehen; Kunz ging mit einer Rotte nach den Beſitzungen der Grafen von Gleichen und warf die Schaaren zurück, die ſie ihm entgegenſtellten, daß ſie ſich nicht wieder im offenen Felde ſehen ließen. Der Kurfürſt zog im ſchwarzburger Lande umher und verwüſtete alle Ortſchaften, welche dem Grafen Heinrich anhingen. Kunz ſtieß in der Gegend von Gotha auf die dritte Abtheilung des Heeres unter Niklas Pflug, der über Eckartsberge, Buttſtedt und neben Erfurt hingezogen war und überall blutige Spuren hinterlaſſen hatte. Denn nicht nur daß auch er verwüſtend in die Dörfer eingefallen war, er hatte auch mehre thüringiſche Ritter mit ihren Haufen zurückgedrängt und raſch das Herz Thüringens erreicht. In nicht länger als zwei Wochen war Wilhelm's Land von den Kriegsvölkern ſeines Bruders überſchwemmt; aber dieſer ſchien es nur auf die Ritter abgeſehen zu haben, welche ihm den Fehdebrief überſchickt hatten. Vereint fielen die Kurfürſtlichen über die Stadt Ohrdruf und ihr Gebiet her, welche dem Grafen Sigismund von Gleichen gehörte und verbrannten ſie mit den Dörfern Schwabhauſen, Wechmar, Ingersleben und Günthersleben. Wochenlang rauchte die weite Umgegend, und der Brand röthete alle Nächte den Himmel. Schaaren von Landbewohnern zogen hungernd und wehklagend umher, und dieſer Strich von Thüringen gewährte das Bild des größten Jammers. Indeß Hildebrand von Einſiedel über die zur Wachſenburg gehörigen Dörfer herfiel, und

Apfelſtedt, Holzhauſen und Haarhauſen unter den Händen ſeiner grauſamen Geſellen in Aſche verſanken, wandte ſich Niklas Pflug der Herrſchaft Tonna zu, deren Beſitzer der Graf Adolf von Gleichen war. Ein gleiches Trauerſpiel bot ſich dort den Blicken. Wo die Gräßlichen gewandert waren, bezeichneten rauchende Ruinen der Dörfer ihre Schritte. Der Kurfürſt wandte ſich mit Kunz nach dem Gebirge und beſchoß alle Schlöſſer ſeiner Feinde. Eins der ſchönſten war die Burg Scharfenberg im Ruhlathale, Apel Vitzthum's Eigenthum. Von Waltershauſen ging der Heertroß durch die Berge zwiſchen Winterſtein und Schwarzhauſen, um das Schloß von der Seite des Gebirges her zu überrumpeln. Aber der Abend brach an, und der Kurfürſt befahl im Thale zu raſten. Mit der erſten Helle des Tags ſollte der Sturm auf die Burg beginnen. Das ſchöne Thal der Ruhla, eins der reizendſten im nordweſtlichen Thüringerwaldgebirge war mit einem freundlichen Dorfe voll Eiſenhämmer, Schmelzhütten und Schmiedeeſſen geziert. Die hohen waldbewachſenen Berge fielen von allen Seiten in das bald weite bald enge Thal, durch das der ſtarke Ruhlabach rollt. An ihm hin führte die Straße von Scharfenberg nach Altenſtein, einem Ritterſitze auf der entgegengeſetzten Seite des Gebirges. In der Mitte dieſer Berge hatte ein deutſcher Volksſtamm Sitte, Sprache und Kleidung ſeiner Altvordern treu bewahrt.

Ritter Kunz ließ ſich in das nahe Walddorf führen, um bei den Waffenſchmieden Einkäufe und Beſtellungen zu machen. Unter den Schmiedeknechten fiel ihm ein Mann auf, der nicht zu den Einwohnern zu gehören ſchien.

Der Mann mit den fremdländiſchen Geſichtszügen verſetzte auf des Ritters Befragen, daß er ihn wohl kenne und ein Tater jener Bande ſei, die ſonſt zuweilen im nahen Backofenloch gehauſt habe, wo der Ritter einſt übernachtet. Sein Name ſei Eule.

Kunz erinnerte ſich ſeiner und ſagte ihm, daß Wilhelm von Moſen mit unten im Thale lagere. Der Tater ging mit, ihn zu begrüßen.

„Wie kommſt Du hierher?" fragte Moſen erſtaunt.

„Ich habe meine Wohnung hier aufgeſchlagen; in den Bergen iſt mir's recht behaglich, und ſeit die Aeltermutter Chiska todt iſt, halten wir nicht mehr zuſammen. In der Ruhl hatte ich mir Freunde erworben und arbeite da als Schmiedeknecht."

„Wie ſtark iſt die Beſatzung auf dem Scharfenberg?" fragte Kunz.

„Ueber hundert Knechte, aber die Burg hat eine andere Stärke."

„Welche?"

„Des Apel Vitzthum ganzer Schatz, das heißt was er noch im Lande hat, iſt in den Kellern der Burg verſteckt, ein hübſches Sümmchen; auch iſt Bernhard Vitzthum's Frau hinaufgeflüchtet mit ihrer Tochter, die man für das ſchönſte Ritterfräulein in Thüringen ausgibt."

„Kennſt Du das Schloß?"

„Wie die Höhle am Markberg, von der es keine halbe Stunde entfernt iſt."

„So ziehſt Du Morgen mit uns hinab."

Früh brachen ſie auf; Eule führte das Heer, und mit Sonnenaufgang begann der Sturm auf der Stelle, die der Tater angegeben. Aber der Berg war ſteil, die Mauer hoch, und die Beſatzung wehrte ſich tüchtig. Der Kurfürſt, dem Kunz des Taters Bericht mitgetheilt hatte, war ſo begierig auf Apel's Geld, daß er die Burg zu beſchießen befahl. Auf Eule's Anordnung wurden die Mörſer auf den gegenüberliegenden Berg, der von dieſem Ereigniß noch jetzt der Schoßberg heißt, gepflanzt und bald ſtürzten die Mauern von der Gewalt der Kugeln. Am Abend war das Schloß in des Kurfürſten Hand, und Eule führte die Ritter zu den Gemächern und Gewölben. Es fand ſich ein ſolcher Reichthum vor, daß der Kurfürſt die Koſten des Kriegszugs damit decken konnte. In dieſe unwegſamen Thäler hatte der ſchlaue Vitzthum ſein den Thüringern abgeſchundenes Geld geflüchtet, und nur Wenige wußten um dieſes Geheimniß; auch war der Schatz ſo gut verwahrt, daß die Burg hätte zerſtört werden können, die Gewölbe wären nicht entdeckt worden, wenn der Tater ſie nicht gekannt und verrathen hätte. Der Kurfürſt belohnte den Mann und behielt ihn als Kundſchafter bei ſich.

Die gefangene Tochter Bernhard Vitzthum's fand an den Ritter Schönfels einen Verehrer ihrer Reize, ſo daß ſie nicht Urſache hatte, ihr Mißgeſchick zu beklagen. Die Burg wurde zerſtört und liegt ſeitdem in Trümmern. Von hier wandte ſich Kunzens Heereshaufen nach Norden und traf wieder mit Niklas Pflug's und Hildebrand von Einſiedel's Schaaren zuſammen.

Schon nach wenigen Tagen hatte ſich des Ritters von Schönfels Herz für die ſchöne Eliſabeth erklärt, und da der Kurfürſt ſie und ihre Mutter eben auf eins ſeiner feſten Schlöſſer nach Sachſen bringen laſſen wollte, ſo zauderte der Ritter nicht, mit ſeiner Werbung um ihre Hand und ihr Herz hervorzutreten. Eliſabeth zeigte ſich geneigt, ſeine Wünſche zu erfüllen, und die Mutter hatte nichts zu bedenken, als die mangelnde Einwilligung des Vaters.

Dagegen war der Kurfürſt über des Ritter Schönfels kundgegebene Abſicht ſich mit der jungen Gefangenen zu vermählen, ſehr aufgebracht.

„Nimmermehr,“ ſagte er, „werde ich zugeben, daß Ihr die Tochter eines meiner größten Feinde ehelicht; ich denke aus dieſer Gefangenen noch andere Vortheile zu ziehen, als ſie zu Euerm Weibe zu machen.“

„Gnädigſter Herr,“ verſetzte Schönfels empfindlich, „der Krieg der Liebesgötter hat andre Geſetze, als die menſchliche Fehde. Minnedienſt und Eheluſt kennen keine ſtaatliche oder bürgerliche Feindſchaft. Mein und Eliſabeth's Herz kehren ſich nicht an Euern Krieg mit dem Herzog von Thüringen. Deshalb thut uns nicht Unrecht, ich bitt' Ew. Gnaden ſehr.“

„Was hat ſich meine Staatsklugheit um die Herzen verliebter Leute zu kehren?“ verſetzte der Kurfürſt giftig. „Die Gefangene iſt mein, und ich werde über ſie verfügen. Und redet mir nicht von Unrecht! Solche Worte ziemen Euch nicht Euerm Herrn gegenüber.“ —

Am folgenden Morgen war Schönfels mit ſeiner Braut und deren Mutter entflohen, und der Kurfürſt forſchte vergeblich wohin.

## 20.

# Herzog Wilhelm's Rache.

Während die Heereshaufen des Kurfürſten in Thüringen ſo übel hauſten, brach Herzog Wilhelm von Weimar mit anſehnlicher Truppenmacht auf und fiel — ſtatt ſeinem Bruder die Stirn zu bieten — in deſſen Grenzen, um Gleiches mit Gleichem zu vergelten. In Brandrotten abgetheilt, ſtürzte ſich ſein Heer über die Dörfer um Altenburg, Zeiz, Naumburg, und warf Feuer in ſie. Apel Vitzthum war unerſättlich in dieſer teufliſchen Luſt. Dagegen trieb ſich der kurfürſtliche Parteigänger Hermann von Harras mit der keckſten Kühnheit um Weimar herum, zog ſich dann nach Cölleda, und brannte Alles nieder, was Menſchenhände gebaut hatten. Der Himmel war ewig wie mit Blut übergoſſen, die Nächte wurden zum gräßlichſten Tag, das ganze Land dampfte. Sechzig Dörfer leuchteten in einer Nacht in Thüringen wie Fackeln und lichteten ſie mit ihrer Glut. Es war nicht anders, als wenn die Flammen alle Wohnungen der Menſchen verzehren ſollten. Apel Vitzthum und Herman von Harras wurden von den unglücklichen Landbewohnern nur die Brandmeiſter genannt.

Herzog Wilhelm war vorzüglich über die Schwiegerſöhne des verſtorbenen Grafen Günther von Schwarzburg erbittert; denn ſie hatten dieſen neuen Krieg heraufbeſchworen. Mit einem ſtarken Hülfsheer, das ihm Markgraf Albrecht von Brandenburg zuführte, beſchloß er, Heinrich von Gera zu züchtigen. Er zog deshalb vor Gera, aber Heinrich war dem Kurfürſten nachgeeilt und hatte ſeinen Schwager, Graf Ludwig von Gleichen, als Befehlshaber in der Stadt zurückgelaſſen. Wie nun der Herzog Abends im Lager vor der Stadt lag, wollte ihn Graf Ludwig überfallen. Aber der Markgraf hatte ſich für dieſen Fall vorgeſehen und alle Anſtalten zum Empfang Gleichens getroffen. Dieſer hatte kaum das Thor der Stadt hinter ſich, als er auch ſchon umzingelt, überwältigt und gefangen genommen ward. Zwar hatte die Mannſchaft, welche ſich noch in der Stadt befand, als ſie ſich vom Unglück ihres Oberſten überzeugt, die Thore geſchloſſen und ſich in Vertheidigungsſtand geſetzt, aber was waren dieſe ohnmächtigen Anſtalten gegen ein Heer, wie das des thüringiſchen Herzogs? Er wollte nur den Tag abwarten, um den Sturm auf ſie beginnen zu laſſen. Schon waren die Mörſer geladen und die Sturmleitern bereit gehalten, als mit dem Morgengruß der Sonne das Thor ſich aufthat, und ein Zug ſchwarzgekleideter Frauen ſich aus demſelben auf das Lager zu bewegte. Bald unterſchieden die thüringiſchen Krieger an der Spitze des Zugs eine hohe Matrone mit bekümmertem Antlitz, neben ihr zwei ſchöne Mädchen. Paarweiſe folgten die Andern. Angſt und Furcht war in ihren Geſichtern ausgedrückt. Die Wachen verwehrten ihnen den Eingang in das Lager nicht, und ſo ſchritten ſie gleich einem Leichenzuge auf den Herzog los. Ehrfurchtsvoll ſich verbeugend, ſchloſſen ſie einen Halbkreis um ihn, die Matrone trat hervor, ihn anzureden. Kaum aber hatte der Fürſt den Blick auf eine der jungen Damen fallen laſſen, welche neben der Sprecherin ſtanden, ſo gerieth er in ſichtbare Verwirrung.

„Die unglückliche Mutter des Grafen Heinrich von Gera wagt es, vor Ew. Gnaden zu treten,“

begann die bejahrte Frau. „Zwar bin ich zagend genaht, Ihr möchtet mich im Zorne anſehen, edler Herzog; aber was unternimmt eine Landesmutter nicht zur Rettung ihrer geliebten Kinder! Ja um Schonung ſprech' ich Euch an. Hoheit, laßt dieſer armen Stadt, die ich ſeit vielen Jahren unter meinem Schirm und Schutze blühen ſah, laßt ſie nicht die Unbill entgelten, die mein unüberlegſamer Sohn Euch angethan! Erbarmt Euch der unſchuldigen Einwohner, erbarmt Euch dieſer hülfloſen Weiber und Töchter unſeres Adels! Sie haben nicht wider Euch gefrevelt.“

Der Herzog hatte nur Augen für die jugendliche Schöne und kein Ohr für die alte Gräfin. Er gab dem Ritter Kochberg leiſe Befehle, und dieſer trat vor, die Anrede der Matrone im Namen ſeines Herrn zu beantworten.

„Graf Heinrich von Gera hat ſich ſehr hart gegen Seine hochfürſtlichen Gnaden benommen, denn nicht nur, daß er gegen alles Recht die Erbſchaft ſeines verſtorbenen Schwiegervaters behaupten will, die doch nach alten Verträgen und Eiden dem jungen Grafen Heinrich von Schwarzburg zukommt; er hat auch ſogar Schimpfreden und grobe Briefe an den Herzog erlaſſen, der ſich nach Billigkeit des übervortheilten Schwarzburgers angenommen. Solche beleidigende Aeußerungen können nicht anders als hart gerächt werden.“

„Ich bitte nicht für meinen Sohn; hat er ſich gegen Euch vergangen, ſo mag er die Strafe dulden. Um die Erhaltung der Stadt, um das Leben und Eigenthum ihrer Bürger, um Schonung der Weiber und Kinder flehe ich Euch an, gnädigſter Herr. Zu Eueren Füßen, Herzog, will ich Euch beſchwören, verſchließt Euer Herz nicht der Stimme der Menſchlichkeit. Gnade! Gnade für die Unſchuldigen!“

„Gnade! Gnade!“ riefen alle Frauen und folgten dem Beiſpiele ihrer Gräfin, indem ſie ſich auf die Knie warfen und die Hände bittend erhoben.

Der Herzog beugte ſich zu dem Fräulein, das ſeine Aufmerkſamkeit ſo ſehr erregt hatte, und ſagte leiſe in einem freundlichen dringenden Tone: „Euch, reizende Eſtrella, gehört nicht dieſer Platz! Erlaubt, daß ich Euch emporhebe und zu mir ſtelle, oder ich könnte vergeſſen, was mir zukommt und neben Euch knieen, Euch um Euere Liebe anzuflehen.“

„Erfüllt den Wunſch der würdigen Frau,“ entgegnete Eſtrella, „und Ihr habt Euch ein Recht auf meine ewige Dankbarkeit erworben.“

„Gedenkt dieſes Wortes!“ ſagte der Herzog entzückt, und wandte ſich zur Gräfin, die verwundert war, was er Heimliches mit dem fremden ihr von Wilhelm von Moſen zur Pflege übergebenen Fräulein zu reden habe.

„Euere Bitte iſt Euch gewährt, Gräfin. Gehet hin und ſchlaft in Frieden; kein Dachziegel der Stadt ſoll beſchädigt werden.“ Kaum litt er es, daß die gerührte Frau ſeine Hand ergriff und ihr Dankgefühl darauf überwallen ließ. Er machte ſich los, eilte wieder zu Eſtrellen, um zärtlich ihre Hand zu faſſen und ſie zum Dableiben zu nöthigen. Aber kaum hatte er die Spitzen ihrer Finger berührt, als es ihn fieberiſch durchzuckte und eine ſeltſame Sehnſucht nach Katharinen ſeine Seele durchglühte, die ſein Blut in zehrendes Feuer verwandelte. Eſtrella ward in ſeinen Augen plötzlich ſo unſcheinbar und ſchien an Reizen Katharinen ſo ſehr nachzuſtehen, daß er ſich abwandte und die Frauen ziehen ließ. Die Belagerung wurde aufgehoben und der Herzog eilte unverzüglich nach Katharina's Aufenthalt.

Apel Vitzthum hatte wiederum eine Einladung an die Böhmen ergehen laſſen. Sein neuer Rachedurſt ließ ihn die Noth vergeſſen, die dieſe Bundesgenoſſen dem Lande gebracht hatten. Mochten ſie es jetzt eben ſo toll oder noch ſchlimmer in Thüringen treiben, er hatte ja keinen Schaden davon. Bereitwillig folgten dieſe gebornen Feinde Sachſens ſeinem Rufe.

Der Kurfürſt war mit allen ſeinen Haufen vereinigt, ſengend und brennend bis in die Gegend von Weimar zurückgekehrt; Herzog Wilhelm ſtellte ihm hier ein anſehnliches Heer entgegen, und es ſollte jetzt zum erſten Mal im ganzen Kriege zu einer Schlacht kommen, da erhielt der Kurfürſt die Nachricht vom Einfall der Böhmen ins Meißnerland, und ohne Säumen brach er auf, dem neuen Feinde zu begegnen. Indeß nun Apel Vitzthum Thüringen durchzog und alle Beſitzungen der Anhänger des Kurfürſten verwüſtete, verfolgte der Herzog ſeinen abziehenden Bruder. Von Erſterem hatten vorzüglich Kunz von Kaufſungens Güter ein ſchlimmes Schickſal auszuſtehen; kein Stein blieb auf dem andern, kein Halm unzertreten. Die Bauern wurden wie Wild gehetzt und erſchlagen.

Der Herzog erhielt auf ſeiner Fahrt die Nachricht, daß Heinrich von Gera, deſſen Stadt er verſchont hatte, in ſeinem Rücken in die Pflege Roda verwüſtend eingefallen ſei; er wollte eben an Apel den Befehl abgehen laſſen, demſelben zu begegnen, als er von Heinrich ein ſpöttiſches Dankſagungsſchreiben erhielt, daß er ſo großmüthig die Dachziegeln von Gera ganz gelaſſen habe. Wilhelm, wüthend über dieſen Unglimpf, kehrte ſogleich um, den übermüthigen Spötter zu züchtigen.

Kaum hatte der Kurfürſt die Verwüſtung und Einziehung von Kunzens Gütern in Thüringen vernommen, als er dem Ritter die im Meißniſchen gelegenen Güter Apel Vitzthum's, das ſchöne Schloß Kriebſtein an der Zſchopau und ihm gegenüber das Dorf Ehrenberg und das Schloß Schwickertshain, als vorläufige Entſchädigung übergab. In gleicher Weiſe hatte er ſchon früher das Apeln gehörige, nicht weit davon gelegene Schloß Lichtenwalde Hermann von Harras überlaſſen. Kunz mußte dem Kurfürſten dagegen einen Revers mit dem Verſprechen ausſtellen, die Güter nicht für ſein volles Eigenthum anzuſehen, und ſie auf des Kurfürſten Befehl nach Befinden der Umſtände einſt bei hergeſtelltem Frieden an Apeln gegen ſeine Güter in Thüringen zurück zu geben. Da Kunz erfuhr, daß dieſer Schein von Bibenberg und Magdeburg verfertigt und zu Papier gebracht worden war, und ſein Inhalt nicht aus des Kurfürſten Seele kam, ſo unterſchrieb er ihn lachend und meinte, in Jahr und Tag ſollte die Sache ſchon anders ausſehen. Er nahm die Burgen in Beſitz und ließ Schwickertshain mehr befeſtigen und ausbauen. Die Kurfürſtin führte ſeine Gemahlin ſelbſt in die Schlöſſer ein. Auf dem hohen Felſenkegel, auf welchem das herrliche Kriebſtein liegt, nahm Frau Anna ihren Wohnſitz und ſchaute berauſcht an der Seite ihrer Fürſtin, die mehre Tage des angenehmen Herbſtes bei ihr verweilte, in das romantiſche Zſchopauthal hinab. Margaretha hatte ihre beiden älteſten Töchter und ihre drei Söhne mitgebracht, und Allen gefiel es wohl bei der theuern Ritterfrau. Kunzens Knaben tummelten ſich mit den Prinzen herum und ſchienen ihre guten Geſellſchafter werden zu wollen. Die Kurfürſtin ließ ein Wort fallen, daß ſie es gern ſehen würde, wenn man die Knaben zuſammen ließe. Frau von Kauffungen ſah einen ihrer ſtolzen Träume nach dem andern in Erfüllung gehen und das höchſte Ziel ihrer Wünſche vor ihren Augen ſchweben. Da lag das Zauberſchloß irdiſcher Macht und Größe, ſie wurde ihm immer näher und näher geführt, ſchon hob ſie wonnetrunken den Fuß, um über ſeine Schwelle zu ſchreiten. — —

Prinz Friedrich erkrankte plötzlich und die beſorgte Mutter, die ſchon ihren älteſten Sohn dem Tod hatte in die Arme legen müſſen, brachte ihn in Begleitung ihrer andern Kinder nach Altenburg zurück. Frau Anna nahm gerührt von ihr Abſchied. Eine bange Ahnung flüſterte ihr zu, daß ihr Glücksſtern von ihr ſcheide.

## 21.

## Neko's letzter Verſuch.

Die eingeladenen Böhmen waren zu Herzog Wilhelm's Heer geſtoßen, und die Markgrafen von Brandenburg hatten es anſehnlich verſtärkt, ſo daß es dem des Kurfürſten überlegen war. Ohne Verzug ging der Herzog auf Gera los und ſchloß den unbeſonnenen Heinrich ein. In ſeinem Gefolge befand ſich Katharina von Brandenſtein, die er aus Vorſicht, daß ſein Herz nicht wieder von einer andern Schönheit gerührt werde, mitgenommen hatte, auch fühlte er die Unmöglichkeit, ſich ferner auch nur einen Tag von ihr trennen zu können.

So wie der Kurfürſt Gera's Bedrängniß erfuhr, ſandte er einen Theil ſeines Heeres unter Kunz von Kauffungen und Niklas Pflug ab, um die Stadt zu entſetzen; er ſelbſt wollte mit der andern Hälfte die Länder der brandenburger Markgrafen angreifen, um ſie zum Rückzug zu nöthigen.

Moſen befand ſich in Kauffungens Schaar, und nicht eben in roſiger Gemüthsſtimmung.

„Kunz, Kunz!“ ſagte er, „meine Ahnung ſagt es mir, daß Neko wahr geredet. Euer Zaudern verdirbt uns Alles, und bringt mich um Glück und Leben.“

„Ihr ſeht die Sachen in düſtrer Beleuchtung. Euer Vorhaben nach des Taters Wünſchen auszuführen, bleibt uns noch alle Tage Zeit übrig; aber ich ſage und bleibe dabei, es muß nicht der erſte Strick ſein, an dem wir uns in die Höhe ziehen wollen; wenn alle andern geriſſen ſind, muß er uns erſt dienen.“

„O!“ erwiderte Moſen traurig, „die eine Folge Euerer Beſonnenheit liegt uns ſchon vor Augen. Eſtrella iſt in Gera, ſie wird in des Herzogs Hände fallen, wenn unſere Tapferkeit ihm nicht die Einnahme der Stadt verwehrt.“

„Aber wie kommt Ihr auch auf den Einfall, das Mädchen nach Gera zu bringen?“

„In Thüringen war ſie vor ſeinen Nachſtellungen nicht ſicher, die Erfahrung hat's bewieſen, auf meiner Burg im Vogtlande eben ſo wenig, ins Meißnerland zu meiner Mutter konnte ich ſie nicht thun, auch mocht' ich ſie nicht gern in meiner Nähe haben. Da übergab ich ſie der würdigen Gräfin Reuß von Gera mit dem Vorgeben, ſie ſei ein Edelfräulein aus Welſchland. Die Gräfin übernahm ihre Verpflegung mit dem Verſprechen, ſie in den Sitten des deutſchen Adels zu unterrichten und zu ihrer Geſellſchafterin zu machen, und nun wird die Arme das trübe Loos des gräflichen Hauſes theilen müſſen.“

„Laßt uns dieſen Umſtand einen Stachel mehr ſein, die Herzoglichen auf's Haupt zu ſchlagen.“ —

Kunz zog ſich nach Ronneburg, um die Nacht abzuwarten, und von ihr gedeckt einen Ueberfall auf den Herzog zu thun, der die Hauptſtärke ſeines Heeres längs dem rechten Ufer der Elſter aufgeſtellt, die Böhmen aber auf die entgegengeſetzte öſtliche Seite der Stadt poſtirt hatte.

Sinnend weilte Kunz, als der Abend dunkelte, an Moſens Seite und überlegte den Angriffsplan für die nächſte Stunde. Plötzlich ſtand Neke zwiſchen Beiden. Matt und niedergedrückt von der Laſt des Kummers und des Alters, wandte er ſich mit leiſer Stimme zu Kunzen.

„Noch einmal komm' ich, Euch zu warnen. Ihr ſteht am Wendepunkte Eueres Schickſals. Sendet mich als Euern Boten zum böhmiſchen Feldhauptmann. Das Bündniß ſoll noch in dieſer Nacht geſchloſſen werden, und in wenigen Tagen ſtehen Euch ſo viel Böhmen zu Gebot, als Ihr braucht, um ganz Sachſen und Thüringen damit zu überſchwemmen.“

Wunderlicher Mann,“ entgegnete Kunz faſt ſpöttiſch, „Dein graues Haar hat Dich nicht vor kindiſcher Träumerei und Narrheit geſchützt. Fürwahr, klug kannſt Du unmöglich ſein, mir ſo etwas zuzumuthen. Was meint Ihr, Moſen, ſollen wir auch jetzt des Alten weiſen Rath befolgen und die Stadt ſammt Euerer Braut dem Herzog überlaſſen?"

Ungewiß und verlegen zauderte der Ritter mit der Antwort.

„Eſtrella iſt geborgen," fuhr Neko fort; „ihr wird kein Haar gekrümmt werden. Die Ringe werden Dich und Deine Braut vor jedem gewaltſamen Tode ſchützen, ſo lange Ihr Euch liebt und ſie an der Hand tragt."

„Was Du auch von Eueren Zaubereien berichteſt, ich habe keinen Glauben daran, und will mich lieber auf mein Schwert verlaſſen, ſagte Kunz."

„So iſt von Dir nichts zu hoffen?"

„Nicht mehr, als was ich verſprach."

„So biſt Du der dunkeln Macht verfallen, die Herrſchaft über Dich gewonnen hat. Die Böhmen hätten Dein Glück gemacht, nun werden ſie Dein Verderben bereiten. Möchteſt Du ſo ruhig ſein in einer fürchterlichen Stunde, und dann dieſen Entſchluß nicht bereuen! Mich wird Dein Auge nie mehr ſchauen."

Mit einem Seufzer wandte er ſich; da eilte eine verhüllte Geſtalt auf ihn zu und die Ritter hörten eine weibliche Stimme ihn fragen: „Was hat er beſchloſſen?"

„Es iſt Alles vorüber!" erwiderte Neko ſchwermüthig.

Die Verſchleierte warf ſich vor Kunzen nieder, umfaßte ſeine Knie und rief: „Erbarmt Euch Sigismund's um Gotteswillen!"

„Biſt Du wahnſinnig?" rief Neko, und ergriff ſie bei den Armen, um ſie wegzureißen. „Dieſer Mann hat kein Herz für Andere; ſtolz folgt er nur den Planen ſeines Ehrgeizes."

„Ich laſſe ihn nicht! Ich muß ihn erweichen!“ fuhr das Weib mit ſteigendem Affekt fort.

„Wer ſeid Ihr?“ fragte Kunz unwillig, das Geheimniß an ein Weib verrathen zu ſehen. „Was kümmert Euch mein Handeln? Was der Herzog Sigismund? Wir Beide haben nichts gemein mit einander.“

„Ihr kennt meinen Namen; ich bin Iſidore von Lohma.“

„Und habt Luſt Herzogin zu werden,“ antwortete Kunz mit Hohn, wandte ſich und ging, ſeinem Heere Befehl zum Aufbruch zu geben.

Vernichtet durch dieſes Wort war Iſidore zu Boden geſunken. Tröſtend hob ſie Neko auf und ſagte halb laut: „Ruhig, ruhig, wenn auch das Herz bricht! Unſer Loos iſt entſchieden, wir können nichts mehr daran ändern. Aber auch dieſer Mann iſt ſeinem böſen Schickſal verfallen. Er meint zur ſonnigen Höhe emporzuſteigen und ſchreitet dem finſtern Abgrund zu.“ Und ſchweigend wanderten ſie durch die Nacht nach Rochlitz zu.

## 22.

## Kunz von Kauffungens Gefangenſchaft und Gera's Erſtürmung.

Still ging der Zug des kurfürſtlichen Heeres über die kleine Strecke Landes bis nach Gera. Die Nacht war dunkel und nur die Wachfeuer verriethen das

Lager der Böhmen. Kunz gab das Zeichen zum Angriff. In wenigen Minuten waren die wachſamen Böhmen in den Waffen, und ein hartnäckiger Kampf begann, den die Finſterniß nur noch wilder und gräßlicher machte. Der Freund erkannte den Feind nicht und ſchlug wohl auf ſeinen Genoſſen; die Büchſen knallten und die Hörner der Böhmen heulten durch die Nacht. In der Stadt ward es lebendig, und das Thor öffnete ſich. Zu gleicher Zeit drängten der brandenburger Markgraf von der einen und Herzog Wilhelm von der andern Seite heran. Heinrich von Gera, der einen Ausfall that, wurde von der Uebermacht der Feinde wieder in die Stadt zurückgeworfen; ein Theil von Kunzens Haufen, worunter auch Wilhelm von Moſen war, drang mit hinein. Die Verwirrung war groß. Kunz aber hieb ſich durch die Feinde und würde entkommen ſein, wenn nicht Albrecht's Schaar ihm entgegengekommen wäre. Die Böhmen fielen ihm in den Rücken, riſſen ihm die Waffen aus den Händen und ſchleppten ihn als Gefangenen in ihr Lager. Dort fand er ſeinen Gefährten Niklas Pflug, der ſchon vorher bezwungen worden war. Kunz begegnete der peinlichen Geſprächigkeit Pflug's mit düſterem Schweigen. Am folgenden Tage ließ ſie der Feldherr der Böhmen mit ſtarker Bedeckung nach ſeinem Vaterlande abführen. Kaum waren ſie fort, ſo befahl der Herzog Sturm auf die Stadt zu laufen. Aber haufenweiſe ſtürzten ſeine Krieger von den Sturmleitern in die Gräben herab; ſelbſt die Böhmen wurden zurückgeſchlagen und verloren den Muth einen zweiten Sturm zu wagen. Die Herzoglichen hatten eine Menge Leichen, deren Zahl Apel Vitzthum jedoch dem Herzog verbarg, der ſeinen Unmuth über das Fehlſchlagen ſeines Plans in Katharina's Armen zu vergeſſen ſuchte.

Am andern Morgen trat Apel an ihres Feldherrn Hand unter die Böhmen und forderte ſie zum neuen Sturm auf. Auf eigene Fauſt verſprach er ihnen, daß ſie die eroberte Stadt plündern und alle Beute allein behalten ſollten; in Sengen, Brennen und Morden würde kein Befehl ihnen einen Ziel ſetzen, Weiber und Mädchen ſollten ihr Eigenthum ſein und ſie mit Allem, was ſie fänden, nach Belieben ſchalten können. Von dieſem Verſprechen und der Fülle des Weins, der ihnen gereicht wurde, angefeuert, erklärten ſie ſich zur Wiederholung des Sturmes bereit. Die Büchſen donnerten, die Hörner gaben das Zeichen zum Angriff, raſch warfen ſie die Leitern an die Mauer und ſtürmten von allen Seiten wie Raſende hinauf. Und ob auch Hunderte wieder todt herabſtürzten, immer drängten neue nach, und die Belagerten fielen vom Todesſtoße getroffen. Ueber ihre Leichen hin ſtiegen die Böhmen in die Stadt, Schwarm auf Schwarm drängte nach, und der Kampf erneuerte ſich in den Straßen. Andere ſprengten von innen die Thore auf, und die Markgräflichen und Herzoglichen zogen, Apel an ihrer Spitze, ein. Wilhelm blieb im Zelte bei Katharinen. Nun begann ein empörendes Blutbad. Nicht nur, daß die Krieger des Grafen Reuß auf den Straßen und in den Häuſern niedergemetzelt wurden, ſelbſt Kinder und Greiſe fielen unter den Schwertſtreichen der Feinde; Frauen und Jungfrauen wurden von den Gräßlichen geſchändet und dann ihrer Mordluſt geopfert. Blut floß durch alle Straßen, das Brüllen der Mordgeſellen und das Winſeln der Sterbenden erfüllte die Luft; bald geſellte ſich das Praſſeln der Flammen und das Krachen der zuſammenſtürzenden Häuſer dazu. Die Sieger überboten ſich in allen unmenſchlichen Scheußlichkeiten, und Apel Vitzthum war ihnen Vorbild und Aufmunterer. Immer ſchrecklicher raſeten Tod und Verbrechen in Häuſern und Straßen, immer wilder praſſelten die Flammen, und bald brannte die ganze Stadt. Ein Haufe der unglücklichen Einwohner hatte ſich in die damals kleine St. Salvatorkirche geflüchtet, um am Altar Schutz zu ſuchen. Aber Apel ließ Feuer an die Kirche legen, und da ihre Mauern nicht ſchnell genug einſtürzten, Kanonen auf ſie abfeuern. Da begruben die Wände die unſeligen Opfer. Ueber ſechstauſend Menſchen, Krieger und Bewohner der Stadt wurden durch Schwert und Feuer hingerafft. Heinrich von Gera ſelbſt gerieth mit vielen Rittern in Gefangenſchaft der Böhmen, und wurde nach Prag gebracht, wo er nicht lange darauf an der Peſt ſtarb.

Die Erſtürmung und Verbrennung Gera's iſt das ſcheußlichſte Blatt in der thüringiſch-ſächſiſchen Geſchichte, ein Bild voll Greuel und Schande.

Wilhelm von Moſen hatte ein Häuflein ſeiner Leute um ſich verſammelt; in ihrer Mitte hielt er auf ſeinem Roſſe, die geliebte Eſtrella im Arme. Vor ſie hatte ſich der getreue Wiland geſtellt, entſchloſſen ſein eigenes Leben für das ihrige zu opfern. So hatten ſie ſich nach dem ſüdlichen Theil der Stadt bis an das weida'ſche Thor zurückgezogen, und als nun der Hauptſturm von Weſten her brauſte und im Kampfe keine Rettung zu hoffen war, da riß Wiland mit einigen Kampfgenoſſen das Thor auf, und die kleine Anzahl ſprengte hinaus. Kaum aber hatten ſie das Freie erreicht, als die Herzoglichen über ſie herfielen. Wie tapfer auch die treuen Krieger kämpften und ſich Bahn brachen, es ſank einer nach dem andern ſterbend vom Pferde. Wiland blutete aus mehrern Wunden, endlich ſtürzte auch er, und über ihn hin ſetzte Moſens Pferd und erreichte, von keinem Feinde mehr verfolgt, das weite Feld.

## 23.

## Apel Vitzthum's Sturz und der Friedensſchluß.

Herzog Wilhelm ſchauderte, als er am folgenden Morgen über die Leichenhaufen ſchritt, er erbebte als er die brennende Stadt, die zerſtörten Kirchen ſah, und ſein Herz wallte vor Zorn und Unmuth über, als ſein Befehl, dem Greuel Einhalt zu thun, von den Böhmen verlacht wurde, die ſich darauf beriefen, daß Apel Vitzthum ihnen Alles erlaubt und Alles preisgegeben habe. Das hatte der junge Fürſt nicht gewollt, und den unmenſchlichen Mißbrauch der Gewalt, welche er Apeln verliehen, zum erſtenmal erkennend, ergrimmte er über den grauen Böſewicht. Unverzüglich entließ er an Apeln den Befehl vor ihm zu erſcheinen. Katharina ſchürte mit ſpöttiſchen Stachelreden die Flamme ſeines Zorns. Seit Apel ſie in Koburg in Stich gelaſſen, trug ſie den glühendſten Haß gegen ihn in der Bruſt verſchloſſen, auf die Stunde wartend, wo ſie ihn demüthigen könnte. Dieſe Stunde ſchien ihr gekommen. Leiſe wie ein Raubthier ſchlich ſie unvermerkt an ihr Opfer heran. Der alte Schlaukopf hatte das Eine nicht bedacht, daß ein buhleriſches herrſchſüchtiges Weib ihre Macht über einen hochgeſtellten Mann mit Niemanden theilen wird. Der ſie empor gebracht, mußte durch ſie ſtürzen. Schon hatte ſie in den Stunden, wo der Herzog ihr ganz anheim fiel, Apel's Boden unterwühlt, und der Ton, den ſie anſchlug, klang beim Herzog wieder. Es konnte dem Stolzen nicht gleichgültig ſein, von ihr als ein unſelbſtſtändiger Knabe beſpöttelt zu werden.

Apel kam auf den erhaltenen Befehl nicht, und je länger Wilhelm warten mußte, je höher ſtieg ſeine Wuth.

„Seht Ihr den getreuen Knecht!" lachte Katharina. „Nicht umſonſt habt Ihr ihn zum Herrn des Frankenlandes gemacht; er weiß den Fürſten gut zu ſpielen. Seine Befehle, merk' ich wohl, gelten mehr, als die Euerigen."

„Er ſoll einen Verweis erhalten, wie noch nie, und empfinden, daß er mein Diener und Vaſall iſt und meine Güte mißbraucht hat."

„Ihr werdet ihm nicht viel anhaben! Er weiß ſchon von welcher Art die Steine ſind, die ihr ihm in den Baum werft."

Der Herzog ſchickte neue Boten nach dem ſaumſeligen Miniſter. Sein Blut kochte, und Katharina ſtachelte ihn immer ſtärker. Apel trat endlich in das herzogliche Zelt.

„Warum biſt Du nicht gehorſam meines Wortes?" donnerte ihm der Herzog entgegen. „Ich ließ Dich ſogleich zu mir entbieten, und Du kommſt zwei Stunden nachher!"

Apel ſah zweifelhaft bald den Herzog bald Katharinen an, und konnte kaum das Lachen unterdrücken über Wilhelm's ungewohnten Ton. Aber als er in Katharina's Augen ſah, erkannte er den Feind, den er zeither nur geahnet hatte.

„Ich begreife nicht," wandte er ſich mit einem unwilligen Tone zum Herzog, „wie Ihr mein Ausbleiden übel deuten könnt; war ich doch nur in Euerem Dienſte und kam demſelben treu nach.“

„Haſt Du wieder Weiber und Säuglinge gemordet; haſt Du die Gotteshäuſer vollends niedergebrannt und die Heiligenbilder zerſchlagen? Ungeheuer, wer befahl Dir das?“

„Herzog, vergeßt Euch nicht gegen meine grauen Haare!“ erwiderte Apel mit verbiſſener Wuth.

„Du haſt recht!“ rief Wilhelm zornglühend weiter. „Ich will es nicht vergeſſen, daß ich Dein Fürſt und Gebieter und Du mein Diener und Vaſall biſt. Darum geh' mir aus den Augen; ich möchte ſonſt nicht an die Dienſte denken, die Du mir gethan. Geh' und wage nicht eher vor mir zu erſcheinen, bis ich Dich rufen laſſe.“

Apel warf Katharinen einen tödtlichen Blick zu und verließ das Zelt. Sie verſtand dieſen Blick und befahl ihrem Knappen leiſe: „Cäſar, laß dieſen Mann nicht aus den Augen, berichte mir genau wohin er geht, mit wem und was er ſpricht!“

Am Abend brachte Cäſar die Nachricht, daß Apel viel Wein getrunken, dann in die Stadt geſtürzt ſei, und die Krieger zu noch größerer Wuth zu entflammen geſucht habe. Jetzt ſitze er bei ſeinen Brüdern und Bernhard von Kochberg im entlegenſten Zelte an dem Elſterufer, und ſpeie Gift und Galle gegen ſie und den Herzog.

Katharina eilte zu Wilhelm, faßte ſeinen Arm und ſagte: „Kommt ſchnell, Lieber, Ihr ſollt wichtige Dinge vernehmen!“

Verhüllt ſchritten ſie in der Dunkelheit Cäſar nach. Der vor dem Zelte ſtehenden Wache gab ſich der Herzog zu erkennen und entfernte ſie. Ungehindort traten ſie an die Leinwand, hinter welcher die vom Weine erhitzten Geſellen lärmten.

„Und ich ſag's Euch noch einmal und will's Euch noch hundertmal ſagen, und wenn's Euch zu todt ärgern ſollte: die Katharina iſt eine ſchlechte Metze!“ eiferte Apel auf Bernhard von Kochberg los.

„Sie iſt meine Schwägerin!“ entgegnete dieſer, „und ich leid' es nicht, daß Ihr ſie beſchimpft.“

„Habt Geduld, ich will ihr ſchon einen Balken in den Weg legen, über den ſie den Hals brechen ſoll. Hab' ich ſie aus dem Staub gehoben, werf' ich ſie auch wieder hinein.“

„Weil ſie nicht nach Euerer Pfeiſe tanzen will, ſondern ſich ſelbſt Pfeiſen aus dem Rohre ſchneidet.“

„Sie und kein Menſch weiter hat den Herzog auf mich gehetzt, und das ſoll ſie mir entgelten!“

„Ihr habt's darnach gemacht!“

„Und wenn ich das Land abgebrannt hätte, ſo durfte mir der Knabe nicht kommen. Aber ſie ſollen's Beide merken, wen ſie ins Bein gebiſſen haben.“

„Ihr werdet dem Herzog die Nägel nicht von den Fingern brennen!“ höhnte Kochberg.

„Ich kenne mich nicht vor Wuth! Erſt ſtielt mir der Kurfürſt vom Scharfenberg mein wohlerſpartes Eigenthum —“

„Das Euch die Thüringer aufzuheben gegeben,“ ſpöttelte Kochberg fort.

„Ihr hängt den Mantel nach dem Wind!“ brüllte Apel. „Man hört's Euch an, daß des Herzogs Metze Euere Schwägerin iſt. Sie wird Euch bald zum Miniſter ihres Buhlen machen.“

Der Herzog konnte ſich nicht länger halten. Mit bloßem Schwerte, Tod ſchnaubend, ſtürzte er in das Zelt. Erſchrocken ſprangen alle Ritter auf, Apel aber hatte ſeinen Feind erſehen, zog ſchnell auch ſein Schwert und erwartete gefaßt den Angriff.

„Elender! Deine Stunde hat geſchlagen!“ raſete der Herzog und wollte auf ihn einhauen, aber Katharina hatte ſich an ſeinen Arm gehängt, und rief dazwiſchen:

„Wilhelm, bedenke, daß er unwürdig iſt von Deiner Hand zu ſterben. Ueberlaßt ihn ſeiner Schande!“

„Du haſt recht!“ erwiderte der Fürſt. „Sein Blut würde mein Schwert verunehren. Fort, alter Wicht! Erbärmlicher, auf den ich alle Wohlthaten gehäuft! Fort aus meinen Augen! Hüte Dich, daß Du wieder in meine Nähe kommſt, ſonſt laß ich Dich von meinen Troßbuben peitſchen.“

„Erſpart Euere Galle!“ erwiderte Apel, und verzog keine Miene ſeines ſteinernen Geſichtes. „Ich bin ohnedies Eueres Dienſtes überdrüßig, ſeit Ihr einen Unterrock als Leitſeil in Händen habt. Ritter Kochberg, Ihr paßt Euch beſſer dazu; nehmt meine Stelle ein und begebt Euch unter den ehrbaren Schutz einer tugendhaften Schwägerin.“

Damit verließ er das Zelt hohnlachend. —

Am andern Morgen verlautete, daß er nach Rom gereiſt ſei, um ſich dem Papſt zu empfehlen. Seine Brüder und Andere ſeines Anhangs verließen das Heer und von der ganzen Sippſchaft blieb Kochberg faſt allein übrig. Der ſchlaue Mann erſah ſeinen Vortheil, und der ſchönen Katharina ſchmeichelnd, ſtieg er täglich in der Gunſt des Herzogs und war bald, Apel's Prophezeihung wahr machend, ſein einziger geheimer Rath.

Vollbracht war durch ein einziges Weib das Werk, woran der mächtige Kurfürſt, der tapfere Kunz von Kauffungen und viele gewichtige Männer vergeblich gearbeitet hatten, zu deſſen Vollführung ſo vieles Blut gefloſſen und Tauſende arm und unglücklich geworden waren.

Die Böhmen ließen ſich keinen Einhalt thun; ſie zogen nicht eher ab, bis Alles ausgeplündert und das unglückliche Gera ein Stein- und Aſchenhaufen war.

Die greuliche Zerſtörung der anſehnlichen und wohlbegüterten Stadt rief im ganzen Reiche einen Schrei des Entſetzens hervor. Jedermann nahm Aergerniß an der barbariſchen That. Der Erzbiſchof von Mainz forderte den Kaiſer im Namen aller Kurfürſten auf, dem fernern Unheil dieſes unchriſtlichen Bruderkriegs mit den ernſtlichſten Maßregeln zu ſteuern. Schon in der nächſten Woche erſchien eine Geſandtſchaft des Kaiſers, durch die Räthe des Erzbiſchofs verſtärkt, im herzoglichen und im kurfürſtlichen Lager. Ein kaiſerlicher Brief bedrohte jeden Fürſten, der noch eine Feindſeligkeit gegen den andern beginge, mit der Reichsacht, und der Unwille der Reichsſtände ſprach ſich ſo ſtark aus, daß die fürſtlichen Brüder, zu ſpät von ihrem Wahnſinn erwachend, ſich genöthigt ſahen, friedliche Geſinnungen zu zeigen. Der Kurfürſt war um ſo eher zur Vereinigung geneigt, weil der größte Stein des Anſtoßes, Apel Vitzthum, entfernt war. Am 28. October fand eine Verſammlung zu Krimmitzſchau ſtatt, die einen Waffenſtillſtand zur Folge hatte. Der Landgraf von Heſſen kam wieder mit andern Fürſten, weltlichen und geiſtlichen, herbei. Das Friedensgeſchäft wurde mit Eifer betrieben; kein liſtiger Rath verhinderte es mehr. Dem Herzoge waren endlich die Augen aufgegangen. Erſt jetzt wagten ſeine wahren Freunde ihn mit Apel's Ränken und Schwänken bekannt zu machen. Wilhelm erſtaunte über das Uebermaß aller Bosheit und Niederträchtigkeit des geſtürzten Miniſters und über ſeine eigene Verblendung.

Im Januar 1451 kamen die Brüder mit ihren Schwägern und Räthen, den kaiſerlichen und erzbiſchöflichen Geſandten und einer Menge ihrer Lehnsleute zu Naumburg zuſammen. Reuig ſank Wilhelm an Friedrich's Bruſt. Beide verziehen ſich und ihren Räthen und Vaſallen alle Unbill und geboten eine Ausſöhnung unter Allen auf ewige Zeiten. Der Friede wurde mit Herzlichkeit geſchloſſen und gehalten. Niemals veruneinigten ſich die Brüder mehr. —

Die Gefangenen wurden gegenſeitig ausgewechſelt; unter ihnen war Graf Ludwig von Gleichen. Aber ſein Schwager Heinrich von Gera blieb in den Händen der Böhmen bis er ſtarb. Man mußte dem unbändigen Volke alle gemachte Beute und Gefangenen zugeſtehen, um ſie zum Abzug zu bewegen.

Die ſchwarzburgiſchen Erbſtreitigkeiten wurden erſt nach drei Jahren ins Reine gebracht.

## 24.

## Kunz von Kauffungen in der Gefangenſchaft.

Die böhmiſchen Ritter nahmen mit ihren Gefangnen, Kunz von Kauffungen und Niklas Pflug, den Weg über Kirchberg und überſchritten zwiſchen Schwarzenberg und Grünhain die Grenze. An derſelben lagerte ſich der Trupp. Es war ein mäßiger Hügel, der nach Oſten hin die Ausſicht auf das Kunzen wohlbekannte Thal gewährte, an deſſen rechter Seite das neue Bergwerk und an der linken die Köhlerhütten ſtanden. Der Spätherbſt hatte die Bäume entblättert und die Wieſen gegilbt. Düſter lag das Thal vor ihnen.

In dumpfes Brüten verſunken, hatte Kunz nicht bemerkt, daß ein altes Bettelweib aus dem nahen Walde auf ſie zugehinkt war und die Böhmen um eine Gabe angeſprochen hatte. Erſt als ſie zu ihm kam und ihn auf die Schulter klopfte, fuhr er wie aus einem Traume auf und erſchrak vor dem häßlichen Geſicht. Es war ihm als hätte er das Weib ſchon einmal geſehen; ſie war unverkennbar eine Zigeunerin.

„Was willſt Du von mir, alte Hexe?“ fragte er mürriſch.

„Dich an Dein Schickſal mahnen!“ erwiderte ſie.

„Geh' zum Teufel, Deinem Vater!“ fuhr der mißvergnügte Ritter auf. „Was plagt mich doch ſtets das ſchmutzige Tatervolk? Ich will nichts wiſſen von Euch!“

„Hätteſt Du auf Reko gehört, Du lägſt nicht hier, und der Berg da vor Dir und dies Thal würde für Dich keine ſo ſchlimme Bedeutung haben. Kunz, merke Dir den Platz da unten! In Freiberg ſehen wir uns wieder!“

Es überlief den Ritter kalt; er wußte nicht wie ihm geſchehen war. Das Weib war in den Wald zurückgekehrt, und er in einen ſeltſamen Zuſtand verſunken, der ihm den Blick für die Außenwelt nahm und nach innen kehrte. Die Erinnerung an jenen Abend in der Höhle am Markberg wurde ihm ſehr lebendig. Die grauenvollen aus der Glut erwachſenen Bilder tauchten wieder in ihm auf und gewannen neuen Glanz. Das wogte und webte Alles ſo unheimlich durcheinander, und dieweil eine unbeſiegbare Müdigkeit wieder wie damals auf ſeine Augenwimpern drückte, glühte ein wunderſames Leben in ihm auf. Erſt der Aufbruch der Böhmen brachte ihn wieder zur Wirklichkeit zurück. —

Die gefangenen Ritter wurden nach Prag gebracht und erhielten ehrenvolle Haft. Trübe und einförmig gingen ihnen die Tage und die Wochen hin. Keine Nachricht aus der Heimath drang zu ihren Ohren. Eines Tages wurde die Thür von Kunzens Gefängniß geöffnet und herein trat Wilhelm von Schönfels. Freudig überraſcht über das Erſcheinen des Freundes, eilte Kunz auf ihn zu und ſchloß ihn in die Arme.

„Hat Euch Euer Unglücksſtern auch nach Böhmen geführt?“ rief er aus.

„Nein, mein Glücksſtern,“ erwiderte Schönfels. „Böhmen hat mich zum glücklichen Gatten gemacht und mir an der Seite meines guten Weibes ein ſchönes Loos beſcheert, das mir Euer Kurfürſt hämiſch entreißen wollte.“

„Ihr ſeid ſchon verheirathet?“

„Wie ich Euch ſagte. Ich bin im Begriff nach Franken und Thüringen zu gehen, um meine Güter zu verkaufen und dann in Böhmen meinen Wohnſitz für immer aufzuſchlagen.“

„Wie habt Ihr ſo ſchnell Bernhard Vitzthum's Einwilligung erhalten?“

„Er iſt hier mit ſeinem ganzen Hauſe. Wißt Ihr nicht, daß alle Vitzthume beim Herzog Wilhelm in Ungnade gefallen ſind?“

„Kein Wort!“ erwiderte Kunz erſtaunt.

Schönfeld erzählte Apel's Schickſal, das ein gleiches ſeiner Brüder zur Folge gehabt hatte, und Kunz konnte ſich vor Verwunderung kaum faſſen.

„Dem Kurfürſten,“ ſchloß Schönfels ſeine Rede, „bleibt übrigens meine Rache gewiß. Aufgeſchoben iſt noch nicht aufgehoben. Er ſoll einen an mir bewieſenen fürſtlichen Uebermuth bereuen, ſo wahr ich ein Ritter vom alten Schrot und Korn bin.“

„Was wollt Ihr ihm anhaben?“

„Glaubt mir, die Böhmen ſind ihm alle gram, und der Statthalter am meiſten. Ich habe mehr als eine Unterredung mit ihm gehabt. Man muß dem Manne recht geben. Des Kurfürſten mildes Weſen iſt doch weiter nichts als Katzentücke. Denkt nur an die Gewalt, die er ſeinem Bruder Sigismund anthut. Wäre dieſer ein thatkräftiger Herr, man wäre der Erſte von ſeiner Partei, um ihm zum Regiment zu verhelfen. Nicht übel ſagt das Sprichwort: ſtille Waſſer ſind tief. Beim Kurfürſten trifft's wahrlich ein; denn er hat die Tücke fauſtdick hinter den Ohren ſitzen, indem ſein Mund Euch ſchmeichelt.“

„Euere Erbitterung macht Euch zu ſtreng gegen den Kurfürſten. Ueber ſeine Handlungsweiſe gegen den Herzog Sigismund läßt ſich nicht gerecht urtheilen, da die nähern Umſtände dieſes Verhältniſſes unbekannt geblieben ſind.“

„Kunz, ich befürchte, daß Ihr mir zu ſpät einſt beiſtimmen werdet. Euch lockt der Ruhm, und der ſchlaue Kurfürſt verſteht Euch zu benutzen. Aber der Friede iſt im Werk. Bibenberg hält zu den kaiſerlichen Räthen, und Magdeburg arbeitet mit ihnen die Friedenspunkte aus. Eurer wird man wahrlich nicht dabei erwähnen.“

„Ihr ſprecht wie mein Ohm, der Biſchof von Meißen, und ich kann Euch in mancher Hinſicht nicht ablegen. Erwarten wir was die Zeit bringt und welchem von uns ſie Recht gibt!“

Schönfels nahm Abſchied, und in Kunzens Seele wuchſen bange Beſorgniſſe. Die Schatten der Einſamkeit lagerten ſich in ſeinem Gemüth ab, und ſo leicht auch ſeine Haft war, ſo machte er doch ſelten von der Erlaubniß des Statthalters, ſich zu zerſtreuen, Gebrauch. Dann kamen ihm auch helle Stunden, wo ihm die Hoffnung zuflüſterte: er habe ja vom Kurfürſten und deſſen Gemahlin das Verſprechen, daß er nach beendigtem Kriege zu den höchſten Ehrenſtellen gelangen ſolle. Die Speculation auf den Herzog Wilhelm gab er auf, ſeit er wußte, welche Macht die ihm verhaßte Katharina auf den jungen Fürſten ausübte. Oft trat zu dieſen Bildern in der bewegten Seele des Gefangenen noch das des Herzogs Sigismund und das Verſprechen, daß er dem Ritter Moſen gegeben.

Die Böhmen forderten für ihn und Niklas Pflug ein großes Löſegeld. Schon war der Bote an den Kurfürſten abgeſchickt, um ihm die Summe zu melden. Mit Ungeduld erwartete Kunz die Wiederkehr deſſelben. Aber erſt wurde der Friede in Naumburg geſchloſſen, eh' am kurfürſtlichen Hof von der Auslöſung der Gefangenen die Rede war, und Kunz mußte den Anfang des Winters in der Gefangenſchaft erleben.

Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Ausgewählte

# Romane und Novellen

von

Ludwig Storch.

---

Fünfter Band:

## Kunz von Kauffungen.

Dritter Theil.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Leipzig,
Ernſt Keil.
1855.

# Kunz von Kauffungen.

Von

**Ludwig Storch.**

---

Dritter Theil.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Leipzig,
Ernſt Keil.
1855.

## 1.

## Eſtrella's Zuflucht.

Aus Todesſchrecken gerettet, war Wilhelm von Moſen mit dem geliebten Mädchen auf wohlbekannten Wegen nach der Burg Kauffungen geeilt, die ſich ſeinem bedrängten Geiſte als erſter Zufluchtsort darbot. Nach überſtandener Angſt ſchmiegte ſich die holde Braut an ihn, ſein Geſicht ruhte auf ihrem Nacken, ſein Hauch bewegte ihre Locken, und oft bog ſie ſich rückwärts, und ihr friſcher Mund begegnete dem ſeinen. Als ob es wiſſe, welche Laſt ihm aufgebürdet ſei, ſtrich das muntere Roß flüchtig aus, trug das glückliche Paar durch die Wellen der Mulde und hielt erſt im Hofe der Burg den Lauf an.

Anna, nach der Kurfürſtin Entfernung von Kriebſtein hierher zurückgekehrt, trat ihnen mit angſtbeklemmtem Herzen entgegen. Seit Margaretha's Scheidekuß hatte dieſes unerklärliche Bangen ihre Bruſt nicht mehr verlaſſen. Bleich und doch mit Standhaftigkeit hörte ſie von Moſen die Gefangennehmung ihres Gemahls. Kein Klagewort ſchlüpfte über ihre Lippen; vielmehr küßte ſie, den Schmerz bekämpfend, Eſtrellen auf Stirn und Mund, hob ſie vom Pferde, und führte das liebende Paar in die Gemächer. Erſt als ihre Knaben, jubelnd über die

Ankunft der Gäſte, ihr entgegen ſprangen, rollten ein paar Thränen von ihren Wangen und zeugten von der Größe ihres Schmerzes.

„O, Frau Anna," rief Moſen bitter, „hätte er jemals auf meine Stimme, auf den Rath des Freundes gehört, es würde jetzt ganz anders mit uns ſtehen!"

„Tadelt ihn nicht!" erwiderte die Zerknirſchte ernſt, im Bewußtſein, daß ſie ſelbſt ihrem Gatten widerrathen, Moſen's unſichern Planen zu folgen. „Er hat nach Ueberzeugung und Pflicht gehandelt."

„Ein warnendes und rathendes Wort hätte er nicht verachten ſollen."

„Ein Höherer lenkt unſere Schickſale, wir wollen nicht mit einander rechten. Hat Euch doch auch ein wunderbares Geſchick zu dieſem liebenswürdigen Kinde geführt. So leiten die ewigen Mächte unſere Schritte, wir ſchwachen Menſchen ſind nur das Werkzeug zur Vollbringung ihres Willens."

„Ein fürchterlicher Glaube, der uns allen freien Willen raubt!" ſagte Moſen.

„Und doch iſt er auch der meine und der, welcher am meiſten tröſtet," flüſterte Eſtrella ihm zu. „Haſt Du es nicht oft genug von Neko gehört, daß die Sterne allein unſere Führer ſind?"

„Aber Kunz konnte einen andern Weg gehen, der ihn zum glänzendſten Glück geführt hätte. Neko bot ihm ſo oft die Hand dazu, und hartnäckig ſchlug er ſie ſtets aus."

„Die innere Nothwendigkeit, die Ihr freien Willen nennt, hat ihn getrieben."

„Der Kurfürſt wird ihn auslöſen und ihm ſein Verſprechen halten," ſagte Anna ſich ſelbſt tröſtend, obgleich ihre düſtre Ahnung ihren Worten nicht beiſtimmte.

„Vertraut nicht zu viel auf Verſprechen und Zuſagen des Kurfürſten!“ warnte Moſen. „Euer Gemahl ſteht ihm kaum noch als ein Berechtigter gegenüber. Ich fürchte, er wird dem fürſtlichen Herrn bald als ein Unbequemer erſcheinen. Niemand iſt den Fürſten widerwärtiger als Leute, welchen ſie Dank ſchuldig ſind.“

„Ihr ſingt mir ein Rabenlied,“ ſeufzte die Ritterfrau, „aber es ſoll Euch nicht gelingen, mir meine Hoffnungen zu rauben.“

„Haltet feſt daran, ſo lang ſie ſelbſt halten. Ich habe die meinigen fahren laſſen. Ich verſpüre Luſt nach Böhmen zu gehen und dort mein Glück zu verſuchen. Der Statthalter iſt ein Mann, der mir gefällt. Eſtrella hat am Hofe gute Bekanntſchaften, die uns nützen werden. Ich bitte Euch, werthe Frau Anna, behaltet das holde Kind ſo lange bei Euch, bis ich ein feſtes Lebensziel gewonnen habe.“

„Sie wird mir eine angenehme Geſellſchafterin, vielmehr eine liebe Tochter und meinen Kindern eine willkommene Schweſter ſein. In der Einſamkeit dieſer Burg iſt ſie vor jeder Verfolgung, vor jedem begehrlichen Blicke geſichert.“

„Die Heiligen werden Euch dieſen Freundſchaftsdienſt vergelten, edle Frau.“ —

Moſen verweilte nur wenig Tage auf Kauffungen's Burg und verabſchiedete ſich dann von den Frauen, um über die Grenze zu reiten.

---

## 2.

## Kunz von Kauffungen in Ungnade.

Die Geſandten des Kaiſers und Erzbiſchofs von Mainz hatten während der Friedensunterhandlungen zu Naumburg und ſpäter bei den Feſten zu Altenburg und Weimar den alten Ritter und geheimen Rath des Kurfürſten, Georg von Bibenberg, und den Kanzler Magdeburg augenfällig ausgezeichnet; übrigens war der Erſtere ein begünſtigter Freund des Landgrafen von Heſſen, durch deſſen Bemühungen, mit Bibenberg's eifriger Unterſtützung, der Friedensſchluß eigentlich ſo ſchnell zu Stande gekommen war. Der Kaiſer ſelbſt hatte die beiden bejahrten verdienten Männer mit einem ſchmeichelhaften Belobungsſchreiben und anſehnlichen Geſchenken beehrt. Dieſes öffentliche Anerkennen der Verdienſte und des Talentes ſeiner erſten Räthe konnte dem Kurfürſten nicht anders als ſchmeichelhaft ſein, und gleichſam um den innern Vorwurf zu beſchwichtigen, daß er dieſe Männer ſeit einiger Zeit vernachläſſigt, ja zurückgeſetzt habe, zog er ſie nun täglich wieder in ſeinen perſönlichen Umgang, überhäufte ſie mit Gnadenbezeigungen und ſchenkte ihnen ſein Vertrauen, wie ehemals.

Die Leitung der Regierungsgeſchäfte kam dadurch wieder ganz in die Hände der beiden alten erfahrenen Herren, und der Kurfürſt war um ſo zufriedener damit, als nach ſo langen Kriegsunruhen und Zerrüttungen die Löſung der Aufgabe mit ungewöhnlichen Schwierigkeiten verbunden war. Der einſichtsvolle und geſchäftsgewandte Regent mußte ſich geſtehen, daß ſein Land in dieſer ſchwierigen Zeit keine beſſern Miniſter habe, und daß Kunz von Kauffungen dieſer Aufgabe durchaus nicht gewachſen ſei. So ſehr der Kurfürſt perſönliche Tapferkeit ſchätzte, ſo galten ihm Geiſtesgewandtheit und Geſchäftskenntniß doch weit mehr, und er konnte in der jüngſten Zeit eines bittern Gefühls gegen Ritter Kunz ſich nicht erwehren, daß derſelbe trotz ſeiner Tapferkeit und Kriegskenntniß ſich von den Böhmen hatte fangen laſſen. Des Ritters Gnadenſonne am kurfürſtlichen Hofe ging während ſeiner Gefangenſchaft unter.

Die Regulirung der Angelegenheiten des Landes durch den Kanzler nach dem Frieden brachte die Berathung des Kurfürſten und ſeiner Räthe auch auf die Auslöſung der Gefangenen in Böhmen. Es waren nicht wenige der edelſten Ritter, welche bei der Einnahme Gera's ihre Freiheit verloren hatten. Die Vorzüglichſten waren die beiden Anführer, Kunz von Kauffungen und Niklas Pflug.

„Zwiſchen beiden iſt ein Unterſchied zu machen,“ bemerkte Magdeburg, „und wohl darauf zu ſehen, daß man keinem zu viel und zu wenig thue.“

„Erklärt Euch deutlicher,“ entgegnete der Kurfürſt.

„Pflug iſt allein Euer Lehnsmann. Seine Güter im meißner Lande habt Ihr oder Euere Vorfahren ihm zu Lehn gegeben, und er hat ſich, treu ſeiner Lehnspflicht, unaufgefordert und ohne Sold zu Euern Fahnen geſtellt. Kunz von Kauffungen dagegen, der reiche mächtige Vaſall zweier Fürſten, hat Euch nicht als Lehnsmann, ſondern als Söldner gedient. Ihr habt ſeine Dienſte bezahlt. Deshalb iſt es Ew. Hoheit Pflicht, den Pflug einzulöſen, der Kauffungen aber muß ſein Löſegeld aus eigenem Beutel zahlen.“

„Kunz hat mir viel gute Dienſte gethan, ich möchte nicht gern undankbar gegen ihn erſcheinen; drum dächt' ich, wir zahlten auch für ihn den Löſeſchilling an die Böhmen."

„Wenn Ew. kurfürſtlichen Gnaden von den guten Dienſten ſprechen will," bemerkte Bibenberg, „ſo müßt Ihr auch wiſſen, daß Kunz ein doppelzüngiger Mann war. Der Krieg iſt nun aus, und der böſe Streit zweier hochfürſtlichen Brüder ruht für ewig, und deshalb kann man's wohl verkünden, wie Kunz heimlich es ſtets mit der Partei des Herzogs gehalten hat."

„Bibenberg, wahret Euere Zunge!" ſagte der Kurfürſt ernſt. „Sie taſtet an die Ehre eines mir werthen Mannes. Kunz war mein treuſter Ritter im Heere und hat für meinen Vortheil tapfer gefochten."

„Ich wage nichts zu ſagen, was ich nicht beweiſen kann," erwiderte der Vorſichtige, ohne durch den ſcharfen Tadel ſeines Herrn aus der Faſſung zu kommen, „Vor fünf Jahren, als Ew. Hoheit in Leipzig unter den Ständen den Entſchluß faßte, die böſen nun glücklich verjagten Räthe Eueres Bruders auf ſeiner Hochzeit in Jena zu fangen, da war es Kunz, der den Herzog warnte und zur ſchnellen Rüſtung rieth. Sein Bruder Dietrich brachte die Nachricht nach Jena, wo ſich Kunz unter den Hochzeitsgäſten befand. Leicht ließen ſich noch andere Treuloſigkeiten aufzählen, doch mögt Ihr einſtweilen an dieſer genug haben und Euch durch Eueres Bruders eigene Ausſage von der Wahrheit derſelben überzeugen."

Der Kurfürſt ſchwieg, über die Beſtimmtheit der Beſchuldigung betroffen, aber er ritt nach Weimar. Dort traf er den Markgrafen Albrecht. Herzog Wilhelm beſtätigte Bibenberg's Bericht; Albrecht, der vor zwei Jahren von Kunzen war gefangen genommen worden und ihm ein Löſegeld hatte zahlen müſſen, das von rechtswegen der Stadt Nürnberg gehört hätte, nahm hiervon Gelegenheit zu einer kleinen Rache an dem tapfern Ritter, und ſuchte den Kurfürſten gegen denſelben noch mehr zu erbittern.

Katharina, die nach dem Friedensſchluß am Hofe lebte, zwar nicht öffentlich als des Herzogs Geliebte, aber doch im Stillen von Jedermann dafür gehalten, erfuhr durch ihn den Zweck des Beſuchs des Kurfürſten. Kunz war ihr verhaßt; denn ſeit dem Tage, wo er in ihre Schlinge gefallen war, hatte er ſie nie wieder eines Wortes oder eines Blickes gewürdigt, ſo ſehr ſie auch gewünſcht hatte, den ſchönen kräftigen Mann für immer an ſich zu feſſeln. Dieſe Verachtung hatte ſie empört, und jetzt beſchloß auch ſie die Gelegenheit zu ihrer Rache zu benutzen. Mit ſchlauen Worten ſprach ſie ihren Widerwillen gegen den Ritter beim Herzog aus, rügte ſeinen unbeugſamen Stolz, ſein hochfahrendes rechthaberiſches Weſen, ſeine Anmaßung, und ſuchte geſchickt ihm einen Theil der Schuld an der langen Entzweiung der Brüder aufzubürden. Herzog Wilhelm gewohnt, ihre Worte für ein Orakel zu nehmen, ſprach am folgenden Morgen dieſelben Geſinnungen bei ſeinem Bruder aus. Beide riefen ſich Kunzens einzelne Handlungen in's Gedächtniß, und manche hatten in der That den Schein der Zweideutigkeit.

Ehe noch der Tag verging, ſprachen alle Hofleute mit Abſcheu von Kunz von Kauffungen und Jeder wußte eine neue ihn gravirende Thatſache zu erzählen. Wohin der Kurfürſt das Ohr hielt, tönte ihm der Tadel des Ritters entgegen, und mit Groll im Herzen auf den gefangenen Mann ritt er zurück.

Bald eilten ſeine Boten nach Böhmen, Niklas Pflug und andere Ritter auszulöſen, Kunzen aber anzudeuten, daß er ſich ſeine Freiheit ſelbſt erkaufen müſſe.

---

## 3.

## Moſen's Beſuch auf Kauffungen.

In Eſtrella's kindlichem Umgang, die der gebeugten Burgfrau den herben Kelch des Geſchickes auf jegliche Weiſe zu verſüßen ſuchte, und in den Anordnungen mütterlicher Sorgfalt für ihre Söhne vergingen Frau Annen von Kauffungen die winterlichen Tage. Die holde Zigeunerkönigin hatte das Herz der ſtolzen Frau bald gewonnen, und ſie ſchätzte ſich glücklich in ihrer einſamen und betrübten Lage das heitre unterhaltende Mädchen um ſich zu haben. Schon nach wenigen Wochen empfand ſie mütterliche Zuneigung zu Eſtrellen, aber es gab doch auch Stunden, wo der alte Flug kühner Entwürfe ſie für die zartern Eindrücke des Herzens unempfänglich machte. Eſtrella dagegen blieb ſich gleich, ſtets das harmloſe Kind, ohne Wünſche als ihres Wilhelm's Liebe, ohne Entwürfe als ihn zu beglücken.

Frau Anna hoffte immer von der Kurfürſtin eine tröſtende Zuſprache zu erhalten, aber die Tage und die Wochen vergingen, und es erſchien kein Bote auf der Burg, ihr dieſelbe zu hinterbringen. Das betrübte ſie und machte ſie ängſtlich, und ſie konnte ihren Kummer der kindlichen Freundin nicht verbergen. Eſtrella tröſtete die Betrübte, ſo gut ſie vermochte.

Das Chriſtfeſt brachte in dieſe Lebenseintönigkeit eine angenehme und erheiternde Abwechſelung, zumal es einen gar lieben und willkommenen Gaſt auf die Burg führte, den Ritter Moſen, der mit Grüßen und Aufträgen vom gefangenen Hausvater ankam.

Kunz ließ Weib und Kind eine fröhliche Weihnacht wünſchen; er war geſund und hielt die Hoffnung ebenfalls feſt, daß ihn der Kurfürſt auslöſen werde. In ſeinen eignen Angelegenheiten war Moſen in Böhmen noch nicht zum erwünſchten Ziele gelangt.

Auch Frau Anna ſetzte auf das Chriſtfeſt noch einmal alle Hoffnungen ihres eitlen Herzens. Sie redete ſich ein, das Herrſcherpaar in Altenburg habe das ſchönſte und gemüthlichſte aller Feſte, die Feier des Erbarmens Gottes, das der Welt ſeinen eingebornen Sohn, den Fürſten der Liebe, geſchenkt, abwarten wollen, um ſie mit Gnaden zu erfreuen, ihr den Gatten zurückzugeben, ſie nach Hofe zu beſcheiden. Als aber das Feſt vorüber war, ohne auch nur die kleinſte dieſer Hoffnungen erfüllt zu haben, da brach die einſt ſo ſtolze Frau faſt zuſammen unter der furchtbaren Laſt ihres Kummers.

„Ich fürchte nur zu ſehr, daß Euer Kummer gerechten Grund hat,“ ſagte Moſen, „und ich verſuche es nicht weiter, Euch mit Scheintroſt zu täuſchen. Der Kurfürſt iſt wortbrüchig an Euch geworden. Er iſt kein Neuling in dieſer Kunſt, die man mit Recht eine fürſtliche nennen könnte.“

„O Ritter!“ rief die Burgfrau bitter und ironiſch, „ſprecht doch nicht ſo unwürdig von unſerm gnädigſten Herrn und Gebieter, dem ſanft- und edelmüthigen Kurfürſten von Sachſen. Wer ſoll noch

Wort halten, wenn nicht er? Er liebt und ſchätzt meinen Gemahl und weiß nur zu gut, welche großen Dienſte ihm derſelbe geleiſtet hat. Ein heilig Verſprechen hat er in Kunzens Hand gelegt, und Margaretha, deren wahrhafter Gunſt ich mich erfreue, hat mir daſſelbe gar oft wiederholt. Was auch der Grund dieſes befremdenden Schweigens von Seiten des Herrſcherpaares ſein mag, vergeſſen ſind wir von ihm nicht. Ich will es nicht glauben, daß Fürſten ſo mit Worten ſpielen könnten, daß eine fromme fürſtliche Frau ſo treulos ſein könnte!“

„Und doch läßt ſie Euch ohne Troſt in Euerer Betrübniß!“ ſagte Eſtrella nachdenklich, erfaßte Anna's Hand und ſchaute faſt unwillkürlich in die innere Fläche derſelben.

„Was ſeht Ihr ſo ſtarr in meine Hand?“ fragte Anna ängſtlich. Eſtrella ſchüttelte ihr ſchwarzlockiges Haupt, ernſt und ſchmerzlich waren ihre Züge geworden, und ihre glänzenden Augen ſtanden voll Thränen. Schweigend ließ ſie die Hand wieder ſinken, und die Bitten der Ritterfrau vermochten ihr keine Erklärung abzugewinnen. Erſt als Anna ſich entfernt hatte, wandte ſich die Zigeunerin ſchwermüthig zu ihrem Geliebten:

„Dieſer guten Frau alle Hoffnungen zu rauben, wäre ſündlich, aber leider wird auch nicht eine derſelben erfüllt werden. Ein ſchadenfrohes Geſchick hat ſie zeither immer mit bunten Bildern getäuſcht, um künftig die härteſten Schläge deſto ſicherer auf ſie zu führen. Schon harrt das ſchwarze Verhängniß an dem Thore dieſer Burg und klopft mit leiſem Finger an; aber es wird daran ſchlagen, daß die Mauern erbeben und der Boden dröhnt, es wird das Thor ſprengen und herein dringen und wild und furchtbar die leeren Säle durchſchreiten."

Moſen ſchauderte vor dem Spruche der Seherin; er deutete ihn auf Kunzens Fall in der Gunſt des Kurfürſten, die er ebenfalls ahnte.

Nach Neujahr zog Ritter Moſen wieder ab, um ſein Glück weiter zu verfolgen. Langſam ſchlichen den einſamen Frauen die trüben Tage des Winters; eine gewitterbange Stille ſchwebte über den Bewohnern der Burg, die nur ſelten durch die Beſuche von Dietrich und Heinrich von Kauffungen, Hildebrand von Einſiedel, dem Ritter von Meckau und einigen andern Freunden Kunzens unterbrochen und durch die Munterkeit der Söhne Anna's belebt wurde. Hildebrand ſchien ſeiner Schweſter die veränderte Stimmung des Hofes verbergen zu wollen, und doch verrieth ſein Betragen, was ſein Mund verſchwieg, und an ihrem Herzen nagte der Gram.

## 4.

## Der kurfürſtliche Hof in Trauer.

Nach einiger Zeit erhielt Frau Anna von Kauffungen die Nachricht, daß der älteſte Prinz des Kurfürſten, Friedrich, geſtorben und die Kurfürſtin Margaretha untröſtlich ſei. Frau Anna kannte die große Liebe der fürſtlichen Mutter zu ihren Kindern, vorzüglich zu den Söhnen, und war oft Zeuge ihrer Zärtlichkeit geweſen; ſie empfand ſelbſt als Mutter zweier blühenden Knaben großen Schmerz über dieſen

Verluſt und fühlte ſich plötzlich ſo zu der gebeugten Fürſtin hingezogen, um ihr Tröſterin zu ſein im ſchweren Leidenskampfe, daß ſie aufbrach und nach Altenburg eilte.

Sie fand den Hof in tiefſter Trauer. Schwarzbehangen waren die Säle des Schloſſes; Todtenſtille herrſchte im großen Hofraum, auf den breiten Treppen, in den langen Hallen und Gängen. Die Diener ſchlichen leiſe vorüber; verhaltenes Weinen, krampfhaftes Schluchzen und dumpfe Schmerzenslaute unterbrachen, aus den Gemächern dringend, die ſchauerliche Stille. Mit beklommenem Herzen trat die Ritterfrau in den großen Saal an der Kirche, in deſſen Mitte der Katafalk von ſilbernen mit ſchwarzem Flor überzogenen Kandelabern umſtellt, emporſtieg; düſter brennende Kerzen warfen ihr Licht ohnmächtig dem Tage entgegen, der durch die Spalten der verhängten Fenſter drang, und deſſen Scheinleben ſie im Hauſe des Todes darſtellten. Ernſte Marſchälle ſtanden mit ihren umflorten Stäben wie Bildſäulen um die Eſtrade, auf welcher der verzierte Sarg mit dem entſeelten Prinzen ruhte. Nicht ſchmerzhaft ſchien ihn der Kuß des Todes berührt zu haben; denn ſein ſonſt immer ſanftes Geſicht lächelte wie verklärt; die langen blonden Locken kräuſelten ſich auf ſeinem blendend weißen Halſe.

Frau Anna ſchaute ſich beklommen in dem ſchwarzausgeſchlagenen mit ſilbernen Schildern verzierten Saale um. An den Seiten deſſelben hin erblickte ſie ſchweigende einzelne Menſchengruppen. Leiſe fragte ſie einen vorübergehenden Diener nach der Kurfürſtin, und dieſer wieß ſie nach der Ecke, welche an die Kirche angrenzt. Sie wandte ſich dorthin, und erkannte, näher getreten, in der Mitte der dort verſammelten

Frauen die edle Frau Margaretha auf einem Ruhebett bleich und matt ſitzend, das Haupt an die Bruſt ihrer Baſe, der Herzogin Anna, gelehnt. Der Herzogin Thränen floſſen reichlich. Die Kurfürſtin weinte nicht, aber ihre wunden Augen zeugten, daß die Thränenquelle erſchöpft war; nur zuweilen hob ſich ihre Bruſt hoch, und ein zitternder Seufzer entſtieg derſelben. Ringsum ſtanden die Hoffrauen der beiden Fürſtinnen weinend und ſchluchzend. Frau von Kauffungen nahte ſich unbemerkt, erfaßte die verbundenen Hände der Fürſtinnen und beugte ſich nieder, ſie zu küſſen. Die beiden traurenden Frauen richteten die Augen auf; wohlgefällig und mild blickte die Herzogin, düſter die Kurfürſtin auf die vor ihnen ſtehende Ritterfrau.

„Allergnädigſte Frau,“ ſagte dieſe mit Thränen, „ich komme Euer Leid mit zu tragen.“

„Ich dank' Euch,“ erwiderte die Kurfürſtin. „Ihr habt mich und den guten Friedrich auf Kriebſtein zum letzten Mal froh geſehen; ſeitdem hat die ſchleichende Krankheit an ihm genagt, und ihn endlich aufgerieben, mir aber den tödtlichen Stachel in's Herz gedrückt.“

„Werft Euern Kummer in Gottes Schoß, und gedenkt der reinen Schmerzensmutter, die ihren göttlichen Sohn an's Kreuz genagelt ſah,“ tröſtete ihre fromme Baſe.

„O weh mir!“ klagte die gebeugte Fürſtin weiter; „ſchon zum dritten Male trifft mich dieſer herbe Schlag. Drei meiner Söhne mußte ich ſchon von der blutenden Mutterbruſt reißen, und jedesmal den älteſten. Barmherziger Gott! nur zwei Söhne habe ich noch, ſollten auch ſie dahin welken, wie ihre

Brüder? Der Gedanke erfaßt mich mit ſchaudernder Verzweiflung.“

Indem ſie noch dieſe angſtgepreßten Worte ſprach, öffneten ſich vorn die Flügelthüren, und der Kurfürſt ſchritt in einem ſchmuckloſen Ritterrock herein, an jeder Hand einen ſeiner Söhne. Mit Würde trat er an den Katafalk. Nachfolgenden Dienern befahl er, die Prinzen auf die Stufen der Eſtrade zu ſtellen, und mit weicher Stimme ſprach er:

„Meine einzigen Söhne, ſeht Euern erblichenen Bruder und lernt an ſeinem Sarge die Hinfälligkeit des Menſchen. Ueber meinem Hauſe ſcheint ein böſes Geſchick zu walten. Seid fromm und gottergeben; ſollte der Himmel das Schwerſte über mich verhängt haben — —.“ Der Schmerz erſtickte ſeine Worte. Dann fuhr er gefaßter fort: „Ihm, der, eine abgefallene Blüthe, vor Euch liegt, wollte ich einſt meinen Kurhut hinterlaſſen, und oft ſprach ich mit dem klugen gelehrigen Knaben über die Pflichten ſeines künftigen Standes. Er bedarf meiner Lehren nicht mehr. Ernſt, Du trittſt an ſeine Stelle. Du biſt alt genug, um einſehen zu können, was Dir obliegen wird, ſollte der Himmel Dich aufſparen zum Beherrſcher meiner Länder. Meine nähere Sorgfalt wird nun Dir gewidmet ſein. Von ihm, dem geliebten Bruder, nehmt aber auf ewig Abſchied.“

Weinend ergriffen die Prinzen des bleichen Bruders Hand und flüſterten ihm ihren Scheidegruß zu. Alles was im Saale war, ſchluchzte laut. Frau Margarethe erhob ſich und wankte, auf ihre Schwägerin geſtützt, den Prinzen entgegen, ſchloß ſie in die Arme, drückte ſie an die Bruſt und rief: „Gott im Himmel, erhalte ſie mir, wenn ich nicht die Elendeſte werden ſoll meines Volks!“

„Wir ruhen Alle in ſeiner Vaterhand," ſagte der Kurfürſt ſchmerzlich. „Was ſie thut, iſt wohlgethan."

„O ich will auch dieſen bittern Kelch austrinken, den mir der Himmel beſchieden! Nur nicht noch mehr, ſonſt muß ich erliegen."

„Der Herr wird Euch bewahren!" ſagte die Herzogin und legte, wie Segen ſpendend, ihre Hände auf der Prinzen Häupter.

Anna von Kauffungen nahte ſich, die holden Knaben zu küſſen; als Albrecht ſie gewahrte, ſprang er lebhaft auf ſie zu, umfaßte ſie und fragte freundlich: „Wollt Ihr mich mitnehmen auf Euere Burg, liebe Frau, daß ich wieder mit Euern Söhnen ſpiele?"

„Gern," erwiderte ſie, „wenn es Euere gnädigſten Aeltern erlauben."

Da lief Albrecht zur Mutter, denn er war ihr Liebling, und trug ihr die Bitte vor; ſie ſchüttelte ſchweigend das Haupt. Der Prinz ließ ſich nicht irre machen und wandte ſich an den Vater. Finſter trat dieſer hinzu und erwiderte den unterthänigen Gruß der Ritterfrau kaum mit einem ſtolzen Kopfneigen.

„Ritter Kunz iſt nicht zu Hauſe," ſagte er zu dem bittenden Prinzen, „und Du möchteſt Frau Annen zu viel Mühe machen."

„Noch hab' ich keine Nachricht vom Schickſal meines Gemahls," ſagte die Ritterfrau, ſchnell und geſchickt an die Aeußerung des Kurfürſten anknüpfend. „Ein Wort von Euch, gnädigſter Herr, würde ihn ſeinem Hauſe wieder zuführen."

„Er mag den Böhmen ein Löſegeld zahlen," antwortete der Kurfürſt faſt mürriſch, „und er iſt frei. Was kann ich dafür, daß er tollkühn ſich in ihre Schaaren geſtürzt?" Und ſeine Gemahlin an den Arm nehmend verließ er mit der Herzogin den Saal. Frau Anna ſtand betäubt bei der Leiche des Prinzen, und der ſchwarze Saal ſchien über ſie her ſtürzen zu wollen. Jetzt erſt machten die Trauergehänge einen fürchterlichen Eindruck auf ſie; die ſilbernen Schilder grinſten ſie an, als wenn ihr eigenes Todesurtheil auf ihnen geſchrieben ſtände; der todte Prinz ſchien ſie an ſich zu ziehen und umarmen, die unbeweglichen Marſchälle ſie mit ihm in die Gruft tragen zu wollen. Halb bewußtlos eilte ſie in den Hof, ließ ſich von Schweinitz die Pferde vorführen und verließ mit ihm eilig das Schloß.

Zu Hauſe fand ſie ihren Schwager Dietrich und theilte ihm und Eſtrellen ihre demüthigenden Erlebniſſe mit. Eſtrella ſchenkte ihr die herzlichſte Theilnahme, aber ſie wunderte ſich nicht über den vorgeahneten Schlag. Dietrich brach ergrimmt auf, um nach Böhmen zu ſeinem Bruder zu reiten und ſeine Auslöſung zu bewirken.

Nun erſt in ihren Wänden kamen der ſtolzen, von der Höhe ihres vermeinten Glücks geſtürzten Frau Thränen, aber es waren Thränen der Wuth. Eſtrella tröſtete ſie vergeblich.

---

## 5.

# Wiland's Noth.

An einem der erſten ſonnigen Tage des Monats März überraſchte Ritter Moſen die Frauen auf Kaufſungen. Er war wieder auf verſchiedenen Wegen thätig geweſen, die Vereinigung mit ſeiner Verlobten zu bewirken und ſeine Zukunft feſtzuſtellen. Er benachrichtigte unter Anderm Eſtrellen, daß er eine Botſchaft von ſeinem Knappen Wiland erhalten habe, die ihn und ſie nach Elterlein dringend zu einem Beſuche eingeladen, weil er, von den empfangenen Wunden noch ſchwach, das Bett hüten müſſe. Des treuen todt geglaubten Dieners Bitte wurde von dem liebenden Paare angenommen und die Reiſe beſtimmt. Schweinitz ließ es ſich nicht nehmen, ſie zu begleiten; ſeine Freude über den wiederaufgelebten Freund war zu groß. Sie nahmen von Frau Anna mit dem Verſprechen Abſchied, bald wieder bei ihr zu ſein.

Glücklich langten ſie am Abend deſſelben Tages in dem kleinen Hauſe des Köhlers Georg Schmidt zu Elterlein an. Ehrerbietig trat ihnen der treuherzige Mann und die freundliche Margaretha, ſeine Hausfrau, entgegen und führten ſie zum Lager des Jünglings. Freude leuchtete ihm bei ihren Anblick aus den Augen, jubelnd ſtreckte er ihnen die Hände entgegen, und Moſen und Eſtrella erfaßten ſie liebevoll.

„Nun werd' ich bald geſund werden,“ rief Wiland, „Ihr habt mir noch gefehlt, Herr Ritter, und Ihr, edle Eſtrella.“ — Schweinitz hemmte den Erguß der Freude ſeines Waffenbruders, indem er ihm an die Bruſt fiel. Eſtrella benetzte unterdeſſen die Hand des kranken Knappen mit Thränen des Dankes.

„Aber wie biſt Du denn gerettet worden? Mir iſt es unbegreiflich! Für todt haben wir Dich vom Pferde bei Gera ſtürzen ſehen und Dich lange betrauert, und lebendig finden wir Dich in Elterlein wieder.“

„Laßt Euch's von meinem Vetter erzählen,“ antwortete Wiland ſeinem Herrn.

Schmidt trat, von Moſen aufgefordert, beſcheiden heran und begann ſeinen Bericht, indeß Schweinitz ſchmunzelnd zu Wiland's Häupten Platz nahm und ihm zuweilen liebkoſend über die blaſſen Wangen ſtrich.

„Wir hörten gar bald in unſern Hütten am grünhainer Berge von dem großen Unglück, das die Stadt Gera betroffen, und da war mir's, als ſage mein innerer Geiſt mir an, daß der Wiland auch dabei geweſen ſein müſſe. Der Junge iſt meiner einzigen Schweſter Kind, und obgleich ich der Buben auch ein Neſt voll habe, ſo war er mir doch immer ſo lieb wie mein eigenes Kind, und ſeinethalb hab' ich ſchon viel Trübſal ausgeſtanden. Gott weiß es, mein eigenes Leben hätt' ich gern für den Brauſekopf hingegeben! Nun zog mich's wie mit Ketten in's Land hinab nach ihm, und ich nahm noch ein paar tüchtige Burſche mit, den Fiſcher und den Lehmann, um den armen Jungen unter den Todten zu ſuchen und ihm ein ehrliches gutes Grab zu bereiten, weil wir nicht anders glaubten, als er ſei erſchlagen, wie faſt alle kurfürſtlichen Leute in Gera. Als wir hinkamen, machten's die Böhmen noch gar wild in der Stadt, und an ein Begraben der Leichen war noch gar nicht zu denken. All mein lebelang werd' ich den gräßlichen Anblick nicht vergeſſen. Die Herzoglichen machten nicht viel Weſens mit uns und ſtellten uns mit harten Drohungen an die Frohn, und mit andern Landleuten aus der Gegend mußten wir Todte einſcharren. Wir paßten wohl auf, und ließen auch nicht Einen in die Grube werfen, dem wir nicht erſt in's Angeſicht geſchaut hätten. Aber all unſere Mühe und Sorge war vergebens; tagelang war ich umſonſt auf dem Schlachtfelde umhergeirrt, hatte die Steinhaufen durchwühlt und in den brennenden Häuſern geſucht. Der Herzog, ein ſchmucker Herr, kam wohl ſelbſt herbei und ſprach uns zu; ließ uns auch nichts abgehen, aber wir gedachten doch traurig wieder heimzukehren; da begab ſich's, daß ich einen hübſchen Kriegsmann anging und ihm mein Leidweſen kund that; der berichtete mir nun, daß der Herzog ſorgfältig alle Verwundeten in eine Kirche unter dem Schloſſe Oſterſtein, nicht weit von der eingeäſcherter Stadt, habe bringen laſſen, vielleicht ſei mein Chriſtoph noch lebend und liege mit in der Kirche, vielleicht habe er ſich auch durchgeſchlagen, wie manche Andere.

Wir machten uns eilig auf den Weg und fanden den armen Jungen wirklich. Aber er war in ſehr ſchlechter Verfaſſung und erkannte uns nicht. Zwei tiefe Wunden hatte er am Kopfe; die rechte Schulter war von einer Kugel zerſchmettert und die Beine gequetſcht. Ich konnte mich der Thränen nicht enthalten, als ich ihn aller Hülfe ledig, dem Tode ſchon halb verfallen auf dem Stroh liegen ſah. Unſer Entſchluß war bald gefaßt; ſchnell bauten wir uns eine Tragbahre zuſammen, machten ihm ein bequemes Lager darin, nahmen den Jungen auf unſere Schultern und trugen ihn in derſelben glücklich bis in dieſes Bette. Lange hat er mit dem Tode gerungen, aber ſein junges Blut hat doch den Sieg davon getragen." Der ehrliche Schmidt ſchwieg und Eſtrella trocknete ihre Thränen, denen ſie während der Erzählung des Köhlers freien Lauf vergönnt hatte. Schweinitz jubelte, und Moſen faßte gerührt Wiland's Hand.

„Zu meiner völligen Geneſung," ſagte dieſer," „habt Ihr mir allein gefehlt; ich kann Euch die Sehnſucht nicht beſchreiben, die ich nach Euch hatte."

„Er hat ſchier den Mund nicht zugethan von Euch, Herr Ritter," ſetzte Frau Margareth hinzu. „Wir mußten ihm endlich willfahren und Boten nach

Euch ausſchicken, von denen Euch einer glücklich aufgefunden hat.“

„Guter, edler Menſch,“ ſagte Moſen, „wieviel ſind wir Dir ſchuldig? Für unſer Leben haſt Du faſt das Deinige geopfert und ſtets noch mit ſo treuer Anhänglichkeit unſerer gedacht! Wie werden wir Dir das Alles vergelten können!“

Da zog Wiland den Ritter zu ſich herab und flüſterte ihm in's Ohr: „Legt ein gut Wort beim alten Klinger für mich ein, daß Lenchen mein Weib wird; ich bitt' Euch drum, nicht als Belohnung für meine Pflicht, denn die zu fordern wäre eine Sünde; aber aus Euerer alten Gewogenheit zu mir.“ Dabei leuchteten ſeine Augen freundlich, und eine leiſe Röthe hatte ſeine bleichen Wangen überhaucht.

„Verlaß Dich drauf, guter Wiland!“ entgegnete ihm Moſen mit einem Händedruck.

In das Haus des armen Köhlers war nach langer Trauer die Freude eingekehrt, und die wiederholten Bitten der einfachen Leute vermochten das liebende Paar zum Verſprechen, einige Tage zu bleiben. Eſtrella war in ihrem Umgange heiter und froh und genoß Leben und Liebe hier mehr und inniger, als auf Burg Kauffungen, nach der zurückzukehren ihr faſt grauſte. Als daher die feſtgeſetzte Zeit ihres Aufenthaltes verſtrichen war, vermochte ihr bittender Blick den Geliebten, noch etwas zuzugeben. Schweinitz eilte mit dieſer Nachricht zu Frau Annen zurück.

Wiland erholte ſich ſchnell und wurde mit jedem Tage munterer und ſtärker. Die ſeligſte Hoffnung war ja wieder in ſeinem Herzen aufgegangen. Ein warmer ſchöner Tag des Aprils lockte ihn endlich an Moſen's und Eſtrella's Seite in's Freie. Heiter und geſtärkt kehrte er zurück und nahm das Krankenlager nicht wieder ein. Die Sehnſucht ſeines Herzens machte nun den Wunſch in ihm rege, nach Grünhain oder in die Köhlerhütten zu wandern, um Lenchen zu ſprechen, oder wenigſtens nur zu ſehen, die von ſeinem trübſeligen Winteraufenthalte in Elterlein noch gar nichts zu wiſſen ſchien. Moſen kam dieſem ſeinen Verlangen mit dem Anerbieten entgegen, daß er ſein Roß beſteigen möge, da er zu einem Wege von mehren Stunden doch noch zu ſchwach ſei. Tags darauf, als die Sonne wieder heiter auf die Berge und in die Thäler herab ſah, wanderten Moſen und Eſtrella Hand in Hand das Thal entlang, mit Wiland auf dem Pferde, über Langenberg nach dem Bergwerke. Als wenn es der Himmel zu ihrem Gunſten ſo gefügt hätte, fanden ſie in der Zechenhütte deſſelben Frau Chriſtinen mit ihrer Tochter, die das ſchöne Wetter an den Stollen herausgelockt hatte, den die Bergknappen noch unter Magdalena's Aufſicht und für den Lohn derſelben bebauten. Beide Frauen trauten ihren Augen kaum; denn Wiland war vom Siechthum abgemagert. Als ihn Lenchen erkannte, lief ſie ihm mit Freudengeſchrei entgegen. Wiland umarmte ſie; alle Mattigkeit, der letzte Reſt der Krankheit, war aus ſeinen Gliedern gewichen. Die lange Getrennten vergaßen im Entzücken des Wiederſehens ihre Umgebung und feierten ſchweigend die Wonne dieſer Minute. Frau Chriſtine machte halb freudig, halb verlegen vor dem Ritter und ſeiner Braut einen Knicks um den andern und ſtammelte unzuſammenhängende Worte. Als den liebenden Herzen die Augenblicke der größten Himmelsluſt verflogen waren, machte ſich die gegenſeitige Mittheilung in Fragen, in Reden und Erzählen geltend. Lenchen wurde nicht ſatt zu fragen, zu hören und Wiland's Erzählung mit neuen

Fragen zu unterbrechen; von des Geliebten Krankenlager in Elterlein hatte ſie nichts erfahren und war über ſein Schickſal in Ungewißheit geweſen. Moſen und Eſtrella freuten ſich der Liebe des guten, von ſchweren Leiden verfolgten Paares.

„Vergeſſen hab' ich alles ausgeſtandene Unheil,“ ſagte Wiland freudig, und fügte dann ſchüchtern hinzu: „werd' ich Dich für dieſe Prüfung unſerer Treue nun auch bald als mein Weib an's Herz drücken können?“

Da wurde Lenchen's Geſicht wieder recht traurig, ihre Augenbrauen zogen ſich düſter zuſammen, und ihr Mund bebte, ohne einen Laut hervorzubringen. Frau Chriſtine ſah verwirrt auf den Boden und ſchwieg ebenfalls. Endlich ermannte ſich Lenchen und mit bewegter Stimme ſagte ſie: „Mein Vater iſt unerbittlich hart, und wir dürfen in ſeinem Beiſein kein Wort von Dir reden, ſo erbittert iſt er auf Dich, weil Du den Pater Sebaſtian erſt bei Naumburg und dann wieder in unſerm Garten den Abend, als der böſe Mönch ſo zudringlich gegen mich war, und Du mir wie ein Engel vom Himmel geſandt, zu Hülfe kamſt, geſchlagen und übel traktirt haſt. Der Mönch hat das meinem Vater erzählt und natürlich die Umſtände verdreht, weggelaſſen und dazu gelogen; ich kenne dieſen böſen, verleumderiſchen Heuchler nun ganz; aber er hat ſich in meines Vaters Gunſt eingeſchmeichelt, daß dieſer jedes Wort von ihm auf Treu und Glauben annimmt, als wenn es ein Apoſtel ſelber geſagt hätte. Wir dürfen gar nicht wagen, etwas dagegen einzuwenden. Und dabei verfolgt mich der tückiſche Pater mit ſeinen ſündigen Anträgen, wo ich gehe und ſtehe, und hätte mich die Mutter, der ich mein Leid und die Angſt entdeckt, nicht bisher geſchützt, ich hätte der Gewalt ſeiner Leidenſchaft unterliegen müſſen. Gott ſtehe uns bei und rette uns aus der Noth! denn ich verzweifle daran, daß Du den Vater wirſt gewinnen können; er hat manchmal geſagt, wenn Du ihn ſelbſt auch alle Glieder zerſchlagen hätteſt, ſo hätte er es Dir nicht ſo übel genommen, als daß Du ſeinen Beichtvater übel behandelt hätteſt. Wer einem Diener der Kirche ein Haar krümme, der ſei dem Fegefeuer verfallen."

Frau Chriſtine wiſchte ſich die Augen und ſetzte dann die Rede ihrer Tochter fort: „Glaubt mir, lieber Wiland, ich hätte Euch damals ſchon lieber zum Eidam genommen, als den Bergmann, und Euere Baſe, die Frau Margareth, wird Euch meine aufrichtige Geſinnung gegen Euch wohl kund gethan haben; denn gar oft hab' ich ſie bei ihr ausgeſprochen. Meine Meinung über Euch hat ſich nicht geändert, und ich legte Euch lieber heute als morgen mein Kind in's Ehebett, weil ich wohl weiß, wie gut ſie bei Euch aufgehoben ſei; aber ich vermag nichts zu thun gegen den eiſenharten Willen meines Mannes. Der ſchelmiſche Mönch hat ihm den Kopf ganz verrückt und ihm vorgeſchwatzt, er würde bei unſerm Herrgott und allen Heiligen in große Gnade kommen, wenn er Lenchen in ein Kloſter thäte und ſie zur Nonne machte."

„Tod und Teufel!" unterbrach Wiland mit Wuth Chriſtinen. „Will mir dieſer Pfaff meine Seligkeit rauben?"

„Gemach!" bedeutete ihn Moſen. „Laß mich verſuchen, was ich bei dem alten Waffenſchmied für Dich thun kann. Ich werde morgen zu ihm hinüber reiten, und an einer Ausſtattung ſoll's Euch nicht mangeln, die Deinen Vater, junge Frau, zufrieden ſtellen ſoll, wenn er etwa wegen Wiland's Armuth noch Sorge trüge."

Dankbar erfaßte das bekümmerte Liebespaar und mit ihm die durch die letzteren Worte erfreute Chriſtine die Hände des großmüthigen Ritters. Eſtrella fühlte ſich glücklich, von ihren nicht unbedeutenden Schätzen etwas zur Heimſteuer der guten Magdalena zulegen zu können, und tröſtete mit ſanften Worten die holde Witwe, während ihr geliebter Ritter des Knappen Herz mit Hoffnungen erfüllte. Mutter und Tochter begleiteten die geliebten drei Menſchen weit hinauf im Thale nach Elterlein zu und ſchieden erſt mit dem hereinbrechenden Abende von ihnen.

Morgens darauf ritt Moſen nach Grünhain. Der alte Klinger fühlte ſich hochgeehrt durch den Beſuch des ſtattlichen Ritters und empfing ihn freundlich, aber kaum hatte er das Anliegen deſſelben vernommen, als ſich ſeine Stirne in finſtre Falten zog.

„Alle Ehre vor Euch, Herr Ritter, und Euerm guten Willen, aber der Kurfürſt könnte ſelber kommen, um mich zu beſchwatzen, daß ich die Lene dem Wiland an den Hals hängen ſolle; ich thät's doch nicht! Ihr habt Euern freien Willen und ich den meinigen; in meinem Hauſe bin ich mein eigener Herr, wie der Kurfürſt in ſeinem Lande; und ich hab' nicht Luſt, mir etwas darein reden zu laſſen. Daraus kann ein für allemal nichts werden; mein Kind käme aus dem Regen in die Traufe. Denn wer einen gottgeweihten Mann mit der Fauſt in's Angeſicht ſchlägt, der gehört dem Teufel mit Haut und Haar, und einem Höllenbraten geb' ich mein Kind nimermehr zum Weibe.

„Ihr habt einen falſchen Begriff von dem Burſchen, lieber Mann," warf Moſen ein. „Er hat mir lange gedient, ich kenne ihn beſſer."

Nun hatte es der Ritter vollends verdorben. „Ihr werdet einem alten Mann die Menſchen nicht kennen lehren wollen, junger Herr!“ ſagte der Waffenſchmied erbittert. „Glaubt, ich habe mich auch etwas verſucht, habe mit gegen die Huſſiten gefochten wohl ſo lange, als Ihr alt ſeid, und das waren andere Kriege, als wie man jetzt zu führen pflegt. Ich kenne meinen Mann und damit Baſta! Thut mir den Gefallen und erwähnt der Sache mit keinem Worte weiter.“ Mit dieſen heftig geſprochenen Aeußerungen ſeines feſten Willens wandte er ſich zu ſeiner Arbeit.

„Ich gebe dem Wiland dreihundert Gülden zur Ausſtattung, und von meiner eigenen Braut erhält das Paar noch ein ſchönes Geſchenk.“

„Und wenn Ihr den Jungen zum Herrn Eurer Burgen machtet, mein Eidam wird er nun und nimmermehr; und ich ſag’ es Euch noch einmal: ein Wort iſt ſo gut als hundert. Es wird nichts aus der Sache.“

Moſen verließ die Stube, über Klinger’s Härte aufgebracht; auf der Hausflur ſtanden Mutter und Tochter, bleich und zitternd ihr Schickſal erwartend. Moſen’s Unmuth, womit er die Thür hinter ſich zuklappte, verrieth ihnen ſchon ihr Unglück.

„Der Mann iſt härter als das Eiſen, welches er ſchmiedet,“ ſagte der Ritter zu ihnen; „denn das läßt ſich doch durch’s Feuer erweichen, er aber durch nichts.“

Indem trat Klinger auch heftig heraus, um ſeine Ehehälfte aufzuſuchen. Magdalena ſtürzte jammernd zu ſeinen Füßen und umſpannte ſeine Knie. Aber unbarmherzig ſtieß er ſie zurück und erſuchte den Ritter nicht im höflichſten Tone, ſein Haus zu verlaſſen. Die Weiber entwichen vor ſeinem Zorn. Mißmuthig über ſeine fehlgeſchlagenen Hoffnungen beſtieg Moſen ſein Pferd; als er eben fortreiten wollte, ſah er den wohlbekannten Mönch in das Haus ſchleichen.

Mit Schonung brachte er ſeinem früheren Knappen die Hiobspoſt bei, aber dieſer erſchrack ſo ſehr darüber, daß er augenblicklich von neuem erkrankte und bald in ein hitziges Fieber verfiel, ſo daß Allen vor ſein Leben bangte. Nur durch Eſtrella's Kräutertränke, deren Genuß jedesmal einen wunderbaren Einfluß auf den Kranken zeigte, wurde er vom Tode gerettet.

Nach einigen Tagen ſchickte Frau Chriſtine einen Boden mit der traurigen Meldung, daß ihr Mann auf des Mönchs Anrathen, Magdalenen eingeſperrt habe. So war dem armen Kranken auch der letzte Troſt verſagt, obgleich man ihn nicht damit bekannt machte.

„Hier und dort Trauer und Leid!“ ſeufzte Eſtrella. „Und in uns ſelbſt Betrübniß über Anderer und das eigene Schickſal!“ ſetzte Moſen hinzu; und ſie verließen den ſich langſam wieder beſſernden Kranken und gingen auf die Burg Kauffungen zu der nun ſchon lange dort einſamen Anna zurück.

---

## 6.

## Kunz in ſeinem Hauſe.

Der Geſandte des Kurfürſten hatte kaum den erſtaunten Ritter Kunz von Kauffungen mit dem Willen ſeines Herrn bekannt gemacht, als auch ſchon

Dietrich von Kauffungen mit einer beträchtlichen Geldſumme in Prag ankam und ſeinen Bruder löſ'te. Kunz konnte anfänglich die abermalige Veränderung des hochfürſtlichen Sinnes nicht begreifen, aber bald ging ſein Erſtaunen in Wuth über, erhöht durch Dietrich's giftigen Spott über die Kunzen ſonſt ſo reichlich zugefloſſene Hofgunſt, die kein Geld koſte. Als Kunz über die Landesgrenze ritt, um heimzukehren, ſchwur er hoch und theuer, den Hof des undankbaren wetterwendiſchen Kurfürſten nie wieder zu betreten.

Zum zweiten Male getäuſcht, abermals herabgeſtürzt von der Höhe, auf die ihn kühne Hoffnungen und fürſtliche Verſprechungen im Geiſt verſetzt hatten, bemächtigte ſich ſeines Gemüths eine menſchenfeindliche Stimmung. Die Gegenwart ſeiner Brüder, Wilhelm Moſen's und Eſtrella's machte ihm ſeine Lage erträglicher und verſcheuchte die finſtern Geiſter, welche ihn umſchwebten, wenn er allein war. Gern hätte er jetzt Herzog Sigismund's Sache ergriffen gegen den wortbrüchigen Kurfürſten und den leichtſinnigen Herzog, aber ein Theil ſeines Vermögens war durch die Auslöſung verloren gegangen, ſeine Freunde, ſelbſt ſein Schwager Hildebrand, zogen ſich von ihm zurück; Neko erſchien nicht mehr, ihn anzufeuern; die Böhmen hatten die Waffen niedergelegt, und die ganze Angelegenheit war ſo in's Stocken gekommen, daß ſie ſchwerlich wieder in Gang zu bringen war.

Frau Anna, obgleich ſelbſt gedemüthigt, that doch Alles, um den finſtern Mann zu erheitern, und es gelang ihr und ihren muntern Knaben, ſo wie der beweglichen oft bis zur Ausgelaſſenheit fröhlichen Eſtrella und Moſen, ihn allmälig dem häuslichen Leben wieder zu gewinnen. Er ſchien mit der Zeit ein Glück genießen zu lernen, deſſen ſtille Seligkeit ihm bis jetzt ziemlich fremd geblieben war.

Als nun der Frühling die volle Schale ſeines Lebensbalſams über die Erde ausgoß, und dieſe davon in neuer Pracht ergrünte, da zogen die Menſchen, die ſich ſchon ſo ſehr aneinander gewöhnt hatten, daß ſie ſich nicht mehr zu trennen vermochten, auf die ſchöne Burg Kriebſtein, um im Genuſſe der Natur unſchuldige Freudenfeſte zu feiern.

So befriedigend dem nur flüchtigen Beobachter dieſes ſchöne Bild häuslichen Glückes in der kaufſungen'ſchen Familie erſcheinen mochte, es war doch nur eine äußerlich glänzende Frucht, innen von einem Wurme zernagt und dem Abfallen nahe. Frau Anna hatte, nur von der Nothwendigkeit gezwungen, die ſtolzen Wünſche, natürliche Blüthen ihres Geiſtes, in die Bruſt zurückgedrängt, aber gar oft ſchob ſich die Hülle zurück, die ſie bedeckte, und ſie ſah mit Schmerz die Embryonen ihrer geträumten Größe. Das waren ſehr bittre Stunden für ſie. Kunzens ſtarke Leidenſchaften waren darum nicht beſchwichtigt, weil er ſie überwachte. Unmuth und Groll fraßen ihm am Herzen. Moſen hegte dagegen einen heimlichen Unwillen gegen ihn, weil er alle Anerbietungen Neko's ausgeſchlagen, und ihm ſelbſt dadurch der ſchönſte Wunſch unerfüllt blieb.

Eben dieſe ſtille leidenſchaftliche Erregtheit in Kunzens Seele erzeugte ihm den Wunſch zu erfahren, was am Hofe über ihn gedacht und geſprochen würde, und er theilte denſelben Moſen mit. Beide berathſchlagten ſich über die Mittel, wie ſie ſich unterrichten könnten; denn es war mehr als wahrſcheinlich, daß das Schweigen des Kurfürſten nach ſolch unerwarteter Handlung etwas Wichtiges zur Folge haben müſſe. Das Thema wurde im Hauſe mannichfach beſprochen, und verſchiedene Wege kamen in Vorſchlag, auf welchen die Ritter zu erkunden hofften, was Kunzens Feinde bei Hofe gegen ihn im Schilde führten, bis ſich endlich Eſtrella erbot, nach Altenburg als Tänzerin zu gehen und die Stimmung dort über ihren Gaſtfreund zu erkunden. So ungern ſich auch Moſen von ihr trennte, ſo war dieſes doch augenſcheinlich das ſchnellſte und ſicherſte Mittel, unter dieſen Umſtänden, wo Kunz keinem ſeiner dortigen Freunde mehr traute, zum gewünſchten Ziele zu kommen, und der liebende Ritter opferte dem Freunde endlich den Genuß der Gegenwart ſeines theuren Mädchens. Es war von Eſtrella's Schlauheit zu erwarten, daß ſie in kurzer Zeit die nöthigen Nachrichten beibringen würde, und deshalb entließen ſie die Bewohner des Schloſſes Kriebſtein in der Hoffnung, ſie bald wieder in ihrer Mitte zu ſehen.

Moſen ritt zuerſt in's Gebirg, um einige Zigeuner von Eſtrella's Bande aufzutreiben, Männer, welche die Muſikanten, Mädchen, welche die Mittänzerinnen abgeben ſollten. Er war glücklich genug zu finden, was er ſuchte; die ſtille Burg wurde plötzlich laut, die Wände hallten wider von der wehmüthigen, oft raſend ſchmerzlichen Muſik der Tatern, vom Getöſe des Tambourins, und der Kaſtagnetten, und durch die Säle gaukelte der orientaliſche Tanz, bis die kleine abenteuerliche Geſellſchaft, von Moſen begleitet, abzog.

Einige Tage nach ihrer Abreiſe erſchien ein Bote auf der Burg, der Kunzen einen Brief des Pater Euſebius, des Kaplans der Herzogin Anna, überbrachte. Der Ritter Kunz erſah daraus, was er ſchon lange erwartet hatte, daß der Herzog Katharinen an den Hof genommen und mit ihr im vertrauteſten Umgange lebe, ſeine edle Gemahlin aber mit Kälte behandle, vernachläſſige und ihr ſogar ſchon übel begegnet ſei. Euſebius' Beſchreibung vom Kummer der Herzogin war rührend. Dringend forderte er den Ritter auf, ſich der unſchuldigen Dulderin ſeinem Verſprechen gemäß anzunehmen und den Herzog womöglich zu ſeiner Pflicht zurück zu führen.

Kunz glaubte ſich zum Schützer der Unſchuld auserſehen und folgte dem Ruf des Paters. Aber vielleicht traten noch andere minder edle Beweggründe hinzu, die ihn ſo ſchnell zu dem Entſchluſſe brachten, nach Weimar zu eilen. Die Aufforderung des Paters gab ihm erwünſchte Gelegenheit, ſeinen Unmuth auf einen beſtimmten Gegenſtand zu lenken. Scholange war er heimlich gegen Herzog Wilhelm eingenommen, und der reizenden Buhlerin hatte er unverſöhnliche Feindſchaft geſchworen.

## 7.

## Kunz in Weimar.

Ein ſtürmiſcher Ritt, dem der arme Schweinitz kaum zu folgen vermochte, brachte den Ritter in kurzer Zeit in die thüringiſche Fürſtenſtadt. Wieder wie damals ſchlich er in ſeinen Mantel gehüllt zum Pater Euſebius. Tiefſinnig ſchritt ihm der edle Kleriker entgegen. Die Züge ſeines Geſichtes hatte der Kummer gefurcht.

„Es hat ſich vieles geändert, ſeit wir uns nicht ſahen," bemerkte Euſebius ernſt. Unſere Hoffnungen haben uns beide getäuſcht."

„Was ſind Hoffnungen, ehrwürdiger Vater? Blüthen und Knospen am Lebensbaume. Aber auch von dieſem fallen hundert Blüthen und Knospen welk ab, eh' eine zur Frucht gedeiht. Und wie herb iſt oft dieſe! Wie zernagt ſie noch ein häßlicher Wurm! Laſſen wir alle Hoffnung fahren! Wie iſt das Befinden der edlen Frau Herzogin?"

„Ihr Töchterlein iſt geſtorben; das hat ihr viel Thränen und Schmerzen gekoſtet. Ich fürchte, ſie wird ſolch' Leidweſen und die Schmach, die Liebe ihres Herrn verloren zu haben, nicht lange ertragen können."

„Iſt Katharina hier?"

„Sie iſt beim Herzog auf ſeinem Zimmer, während die fromme Königstochter im ihrigen in Thränen zerfließt."

In des Ritters finſterem Geſichte wogte es wie ein vom Sturm aufgeregtes Meer, er kämpfte innerlich mit einem Entſchluß. Endlich warf er den Mantel ab, zog den Leibrock aus, und ſtürzte den Helm auf das Haupt. Da ſtand der koloſſale Mann, wie einer von den furchtbaren Rieſen der Vorzeit, in leuchtenden Stahl gepanzert; ein mächtiger Buſch winkte vom Helm hernieder; aus dem geöffneten Viſir blickten ſeine großen dunklen Augen Zorn und Verachtung, die linke Fauſt hatte ſich um den Griff des langen Schwertes geballt, während die rechte in die Seite geſtemmt war.

„Zeigt mir das Zimmer des Herzogs!" ſagte er mit feſtem Tone.

Zweifelhaft und faſt ängſtlich ſah Euſebius ihn an. Es lag etwas Fürchterliches in Kunzens Stimme und Geſtalt.

„Ihr werdet doch nicht — —?"

„Den Buben morden?" fiel Kunz dem Kaplan in die Rede. „Nein, frommer Vater, ein Meuchelmörder bin ich nicht. Ich will ihm nur etwas in's Ohr ſagen, daß es ihm im Kopfe ſauſen ſoll, wie ein Mühlrad.“

„Aber bedenkt, die Herzogin weiß nicht einmal davon, daß ich Euch geſchrieben, ich that's für mich. Welch' Unheil kann daraus erwachſen, wenn Ihr zu raſch und nicht vorſichtig genug handelt!“

„Wir müſſen die Giftpflanze bei der Wurzel faſſen, wenn wir ſie aus dem geilen Erdreich reißen wollen. — Deſto beſſer iſt's, wenn Frau Anna nichts weiß, und Euch verrath' ich nicht, darauf geb' ich Euch mein Ritterwort! Deutet mir die Zimmer an; Ihr ſollt mich nicht begleiten. Schickt meine Kleider derweil in die Herberge.“

„Steigt links die Treppe hinauf und geht über den Corridor. Die hinterſten Thüren auf demſelben führen in des Herzogs Zimmer.“

„Gott befohlen!“ ſagte Kunz und ging. Laut dröhnten ſeine eiſernen Schritte über den Gang; erſchreckt fuhren die Diener vor dem ungewöhnlichen nächtlichen Gaſt zurück. Vor den Thüren der herzoglichen Zimmer ſtanden ein paar Knechte, die Miene machten, dem Ritter den Eingang zu verwehren. Er ſchob ſie zurück, riß die Thür auf und ſtand glänzend im Fackellicht, das ſich in den Spiegelflächen ſeiner Rüſtung brach, und zürnend wie der Engel vor dem Paradieſe, an dem Ruhebette, auf welchem der Herzog und Katharina in vertraulicher Unterhaltung ſaßen. Aufgeſcheucht von den ſüßen Tändeleien und dem girrenden Gekoſe der ſchönen Buhlerin ſprang Herzog Wilhelm beſtürzt auf die Füße, als hätte ihn das Gericht Gottes ereilt. Bleich und bebend hatte ſich Katharina verhüllt und blickte ſcheu und ängſtlich nach dem ſeltſamen Beſuch, den ſie für ein Geſpenſt zu halten geneigt war.

„Herzog!“ rief Kunz mit fürchterlicher Stimme, „Ihr verdient die Hölle an Euerer frommen Gemahlin. Stoßt dieſe Metze von Euch und thut was Euere Pflicht iſt, oder bei allen Heiligen ſchwör' ich's Euch! Ihr habt einen harten Strauß mit mir zu beſtehen.“

Katharina hatte Kunzens Stimme erkannt, und war von dem Donnerton derſelben erſchüttert, aufgeſprungen, um in das Nebenzimmer zu fliehen. Aber der Ritter vertrat ihr den Weg.

„Halt, gleiſende Schlange! Auch mit Dir hab' ich ein Wort zu ſprechen. Wir kennen uns von ſonſt her, und es möchte ſich jetzt die erſte Gelegenheit zeigen, mich dieſer Bekanntſchaft zu freuen, der ich mich zeither ſtets geſchämt habe. — Katharina von Brandenſtein, verlaßt dieſes Schloß, oder wir reden bald anders zuſammen!“

Ihre bleichen Lippen zitterten, die Beine drohten ihr zuſammenzubrechen, und doch ſchoſſen ihre Augen todtflammende Blitze auf den Ritter, den ſie einſt bethört, und der ſie jetzt in ihre eigenen Netze verwickeln wollte. Innerlich ſchwur ſie dem verwegenen Manne den Tod, und nur ihre Blicke zeugten von der Wuth, die in ihr kochte, indeß ſie äußerlich vor ihm zurückwich. Was wußte man nicht Alles zu erzählen von des Herzogs wilder Wuth, die oft bei unbedeutenden Veranlaſſungen losbrach; was von ſeinem tollkühnen Muth und ſeiner fabelhaften Tapferkeit! Hatte man ihn nicht oft ſchon den raſenden Roland genannt? In dieſer Nacht mußte dieſer brauſende Geiſt von ihm gewichen ſein. Er hatte zwar wieder Faſſung gewonnen, aber er ſah doch immer mit einem Gefühl, das nichts mit Muth und Tapferkeit gemein hat, an der drohenden Rieſengeſtalt des Ritters empor, und er brachte es nur zu der farbloſen Frage:

„Wie könnt Ihr wagen in dieſe Zimmer zu dringen und mich bei Nacht überfallen?“

„Die bedrängte Unſchuld und das von Euch mit Füßen getretene Recht geboten es mir. Gott im Himmel ſelbſt hat mich zum Schützer der Herzogin beſtellt. Ich kam nicht Euch zu überfallen, ſondern Euch ehrlich abzuſagen. Hier werf' ich Euch meinen Handſchuh hin. Zwiſchen uns iſt Fehde bis auf den Tod, wenn Ihr fortfahrt Euere Gattin zu kränken. Wir ſind Freunde, wenn Ihr zu Euerer Pflicht zurückkehrt.“ Und den Handſchuh zu des Herzogs Füßen ſchleudernd verließ er das Zimmer und eilte ſchnellen Schrittes aus dem Schloſſe.

Am andern Morgen war Katharina aus Weimar verſchwunden, und der Herzog näherte ſich ſeiner Gemahlin. Niemand konnte ſich dieſe ſchnelle Veränderung erklären.

Der fürſtliche Jüngling hatte nicht vergebens das ernſte Wort eines Mannes vernommen.

## 8.

## Ein chevaleresker Minnebund.

Am thüringiſchen Hofe zu Weimar lebte ein junger Ritter, Veit von Miltiz, welcher früher Leibpage des Herzogs geweſen war, und jetzt das Amt des Oberkämmerers bekleidete. Selbſt von ſtiller Gemüthsart, fühlte er ſich von der ernſten Bertha von Wangenheim, der Hoffrau der Herzogin Anna, angezogen. Lange erlaubte ihm ſeine Schüchternheit nicht, ſich ihr zu nähern und ſeine Gefühle für ſie kund zu thun; doch wurde er allmälig kühner, da es ihm ſchien, als ſei ſein Umgang ihr nicht unangenehm. War er doch auch von allen Edelleuten am Hofe der einzige, der die rauſchenden Freuden deſſelben gern mied und lieber die Lieder der alten Minneſänger las oder ſeiner Blumen wartete.

Oft traf ihn Bertha, wenn ſie ihren ſchwermüthigen Gedanken nachhängend, einſam in der nahen Umgebung der Stadt ging, und ſie ahnete in ihm ein gleichgeſchaffenes Gemüth. Miltiz, tief empfänglich für die Schönheiten der Natur, klagte den Blumen, den Bäumen, den Felſen und Bergen ſein Liebesleid, und wenn Bertha gewünſcht und doch unverhofft an ihm vorüber ging, ſo glaubte er ein mitleidiges Geſchick habe ihre Schritte zu ihm gelenkt. Bertha ſchwelgte nicht minder in ſüßen Wehmuthsgefühlen verſtoßener Liebe und bitterer Entſagung, und ſo war es kein Wunder, daß Sympathie ſie zu dem Jüngling zog, der mit einer einnehmenden Geſtalt eine der ihrigen verwandte Empfindſamkeit verband. Miltiz geſtand ihr in ſolch' erhöhter Stimmung ſeine Liebe, aber ihn mehr anziehend als abweiſend, äußerte ſie Bedenklichkeiten, klagte dem ſchwärmeriſchen Ritter die Leiden, welche ihr eine unglückliche Liebe bereitet, und malte ihre Schmerzen und die Verwirrung ihres Geiſtes mit ſo lebhaften Farben, daß nach Beendigung ihrer Erzählung der junge Held begeiſtert ausrief:

„Unglückliches Fräulein, Angebetete meines Herzens, nicht eher mache ich Anſprüche an die geringſte Gunſtbezeugung von Euch, bis ich Euch an dem

Niederträchtigen gerächt habe, der Euch ſo abſcheulich verließ!“

„Begebt Euch meinetwegen in keine Gefahr!“ bat Bertha beſorgt.

„Mit dem Tode ſoll er den Frevel büßen!“ rief der romantiſche Champion.

„Ritter, um aller Heiligen willen! Macht mich nicht zur Urſache eines Todſchlags!“ flehte das Fräulein erſchreckt.

„O, laßt mich die Seligkeit genießen, Euch an einem Nichtswürdigen gerächt zu haben, der ungerührt von ſo viel Reizen ſich keiner Sünde fürchtete durch ſolche Unthat! Dann darf ich hoffen, eines freundlichen Blickes von Euch nicht gänzlich unwürdig zu ſein.“

Bertha blieb nicht unempfindlich für ſo viel ritterliche Ergebenheit, deren grelle Färbung nach ihrem Geſchmack war. Die Seelenverwandtſchaft führte ſie öfter zuſammen, und was war natürlicher, als daß die Dame, deren erſtes Liebesſchiff geſcheitert war, ſich gern bereden ließ, ein zweites von Gott Amor geſteuertes Fahrzeug zu beſteigen? Ihr endliches Geſtändniß, daß ſie ihm gewogen ſei, befeſtigte den Entſchluß des glücklichen Oberkämmerers, ſich nächſtens Urlaub vom Herzog zu erbitten und dann Wilhelm von Moſen aufzuſuchen. Bertha fühlte ſich immer mehr an ihn gekettet, und ihr Verhältniß geſtaltete ſich inniger, je ſchwärmeriſcher es wurde. Halbe Nächte lagen ſie in zerfließender Andacht vor dem Bilde der Mutter Gottes, oder erhoben ſich auf den Fittigen ihrer Phantaſie in die höheren Regionen des geiſtigen Lebens.

Kurze Zeit nachdem dieſer Bund geſchloſſen war, wurde der herzogliche Hof zu einem Feſte an den kurfürſtlichen nach Altenburg gebeten, dem erſten nach der

Trauer. Der Kurfürſt wollte die Schwermuth ſeiner Gemahlin verſcheuchen und ſie für heitere Eindrücke wieder empfänglich machen; deshalb verſammelte er jetzt gern die Edlen ſeines Landes um ſich und wünſchte, daß auch ſein lebensfroher Bruder den Einfluß, den er auf ſeine Umgebung ausübte, auf Frau Margarethen anwenden möche. Wilhelm, ſtets in heimlicher, faſt abergläubiſcher Furcht vor Kunz von Kauffungen, fand es für räthlich, ſeine Gemahlin und ihren Hofſtaat mitzunehmen, und ſo begleitete auch Bertha die Herzogin, indeß Miltiz im Gefolge des Herzogs ſich befand. Jutta von Hopfgarten, die andere Hofdame Anna's und Vertraute Bertha's, nahm an dem Minnebunde, welcher Bertha dem Leben wieder zu ſchenken ſchien, den wärmſten Antheil.

In Altenburg fanden ſie eine Menge Ritter und Frauen verſammelt, und der Kurfürſt richtete das Feſt mit einem ſeinem Stande angemeſſenen Aufwande aus. Es wurden eine Menge der verſchiedenartigſten Luſtbarkeiten veranſtaltet, um die Traurigkeit der Kurfürſtin zu beſiegen. Unter Anderem wurde erzählt, daß eine geſchickte Tänzerin den nächſten Abend verherrlichen würde. Bertha wurde bei dieſer Nachricht von einer innern Angſt erfaßt, und ihre Düſterheit war ſo auffallend, daß Veit von Miltiz ſie darüber befragte. Sie erinnerte ihn, daß es eine Tänzerin geweſen ſei, die ſie um den erſten Traum ihrer Liebe betrogen habe.

Mit der größten Spannung erwarteten die beiden befreundeten Hofdamen und der junge Ritter die angekündigte Vorſtellung. Auch alle Uebrigen waren begierig, die vielgerühmte Italienerin zu ſehen.

Der Abend kam; von tauſend Kerzen ſtrahlte der Saal, die in den getäfelten Wänden ihr Licht vervielſachten; zu beiden Seiten in langen Reihen ſaßen die Frauen auf Polſtern, in der Mitte derſelben unter einem Thronhimmel die Kurfürſtin mit ihren beiden Söhnen; ihr zur rechten Hand die Herzogin Anna, zur Linken ihre Töchter. An die Fürſtinnen reiheten ſich die Hoffrauen. Hinter den Seſſeln ſtanden die Ritter, ihre Damen zu unterhalten. Veit von Miltiz hatte ſich zwiſchen Bertha und Jutta geſtellt. Der Kurfürſt und der Herzog ſaßen am Ende des Saales zuſammen. Die Thür ging auf; ein reizendes ſchwarzlockiges Mädchen hüpfte herein, von vier andern gefolgt. Ihr kurzes Gewand war von ſchwarzem glänzenden Stoff, mit großen goldenen Blumen durchwebt, ein hellblau ſeidenes leichtes Obergewand, das ihr kaum bis auf die Hüften reichte, theilte ſich vorn wie zwei Flügel von einander und flatterte bei ihren anmuthigen Verbeugungen. Aus den goldenen Spangen, die ihre Arme zierten, blitzten koſtbare Edelſteine, und aus den dunklen Haaren leuchtete ein ſeltener Perlenſchmuck.

Kaum war ſie weiter hervorgetreten, um die fürſtlichen Häupter mit den zierlichſten Grüßen zu beehren, als auch Bertha von Wangenheim mit einem Schrei ohnmächtig in Jutta's Arme ſank. Miltiz ahnete den Grund und umfaßte ſie in der Beſtürzung im Angeſichte der ganzen Geſellſchaft. Es gab ein allgemeines Aufſehen, die meiſten Frauen erhoben ſich, die Ritter eilten herzu, und die Unterhaltung wurde unangenehm geſtört. Auf Befehl der Herzogin brachte man die Beſinnungsloſe in ein Zimmer; dort überließ ſich Miltiz ſeinen verzweifelten Klagen und wandte alle Mittel an, die Geliebte zum Bewußtſein zu bringen. Dieſes gelang endlich; aber krank und von Fieberhitze glühend rief ſie angſtvoll: „Sie iſt's, die Zauberin! ſie will mir abermals meinen Geliebten rauben! Nicht wahr, ſie hat ihn beſtrickt? Wo iſt Miltiz? O, er liegt ſchon in ihren Armen! Sie hat auch ihn bezaubert!" Und ein Strom heißer Thränen entſtürzte ihren irrenden Augen. Miltiz ſuchte ſie von ſeiner Gegenwart zu überzeugen; aber ſie ſah, ſie hörte ihn nicht und beklagte nur ſtets ihr Schickſal, daß einer böſen Hexe Gewalt über ſie gegeben ſei, um ihr Herz zu zerreißen, jede aufkeimende Liebe in ihm zu höhnen und ihren Geliebten ihr zu entführen. So phantaſirte ſie die ganze Nacht durch, und der verzweifelte Miltiz, wie Jutta und alle ſie Umgebende fürchteten, ſie möchte in ihren frühern Wahnſinn verfallen ſein.

Aber Bertha war es nicht allein, auf die Eſtrella einen ungewöhnlichen Eindruck gemacht hatte. Auch Herzog Wilhelm hatte ſie ſogleich erkannt, und ſein Herz erglühte augenblicklich von Neuem für dies reizgeſchmückte braune Mädchen. Sich ſelbſt vergeſſend war er aufgeſprungen und mit freudigem Gruße auf ſie zugeeilt, während die allgemeine Aufmerkſamkeit auf Bertha's Unfall gerichtet war. Entzückt faßte er ihre Hand, aber ſogleich durchzuckt von jenem ſeltſamen Gefühl, das ihn ſchon einmal im Lager vor Gera überraſcht hatte, ließ er ſie wieder fahren. Ein Zittern lief über ſeine Glieder, und eine Sehnſucht, ein glühendes, peinliches Verlangen nach Katharinen und ihren Liebkoſungen erfaßte ihn mit ſolcher Stärke, daß er wie betäubt nach ſeinem Stuhle zurückwankte und ſich beſinnen mußte, wo er ſich befand. Eſtrella tanzte nun zum Entzücken aller Anweſenden nach dem Klange der Mandolinen, welche die Zigeuner ſpielten, bald allein, bald mit den Andern in den intereſſanteſten Verſchlingungen. Aber ſo ſehr auch Aller Aufmerkſamkeit auf ſie gerichtet war, der Herzog ſah und hörte nichts Rechtes davon; wie Schattenbilder glitten die Geſtalten vor ſeinen Augen vorüber, und in ihm tauchte nur ein Bild mit den reizendſten Farben geſchmückt auf und nahm alle ſeine Sinne ein, das Katharina's. Kaum konnte er die Beendigung des Tanzes erwarten; als Eſtrella mit Lobpreiſungen entlaſſen war, und die Geſellſchaft ſich getrennt hatte, entfernte auch er ſich, ließ ſich von ſeinem Troßbuben das Pferd ſatteln und jagte, von ihm begleitet, wie raſend durch die nachtumhüllte Ebene nach Katharina's Wohnſitz.

Miltiz war auf die Tänzerin höchſt erbittert, die durch ihr Erſcheinen Bertha's bedenklichen Zuſtand herbeigeführt hatte, und der Gedanke wurde in ihm lebendig, bei ihr die Ausführung ſeines Racheplans zu beginnen. Dieſes gefährliche Tatermädchen war ja an allen Qualen der Geliebten Schuld, und der Himmel, meinte er, habe ſie hergeführt, um für ihren Frevel von ihm beſtraft zu werden. Kaum graute der Morgen, ſo eilte er, einige Gefährten und Jugendgenoſſen für ſich zu gewinnen; durch ſein Feuer und die anſehnlichen Verſprechungen, die er ihnen machte, hingeriſſen, verbanden ſie ſich mit ihm, Eſtrellen einzufangen. Am nächſten Abend wurde ihr Vorhaben ausgeführt. Auf Begehren der ganzen Verſammlung am Hofe tanzte das Mädchen wieder; unterdeſſen hielten die Ritter zu Pferde am Fuße des Schloßberges; als ſie nun ohne Argwohn den ſteilen Weg herab kam, wurde ſie raſch erfaßt und auf ein Pferd gehoben. In Eile ſprengten die Räuber davon; Einer von ihnen brachte ſie auf ſein Schloß und warf ſie in ein Gefängniß, bis zur weiteren Verfügung des erboſten Miltiz über ſie. Bertha's feſte Natur und die unermüdete Sorgfalt ihres Geliebten beſiegten bald die Krankheit. Einſt überraſchte er ſie mit der Nachricht, daß ihre Feindin, deren Raub einige Tage das Geſpräch des Hofes und dann vergeſſen worden war, in ſeiner Gewalt ſei, und er mit Ungeduld der Stunde harre, wo ſie dieſelbe demüthigen würde. In Bertha's Bruſt erwachte allerdings wieder ein Theil jenes Rachegefühls, was ſie einſt ſo wild durchtobt hatte, aber zu gleicher Zeit beſchlich ſie auch ein heimliches Grauen vor dem Anblick der Verhaßten, daß ſie die Ausübung der Rache von einem Tage zum andern verſchob. Miltiz hingegen glaubte nicht, ſo lange zaudern zu dürfen, und da er in Erfahrung gebracht, daß der Gegenſtand ſeines Grolles auf der Burg Kaufſungen verweile, ſo überſandte er Wilhelm von Moſen eine Herausforderung, die dieſer als Ritter annehmen mußte. Zum Orte des Zweikampfes ward Rochlitz beſtimmt.

Ehe noch die Zeit herannahte, in welcher ſie ſich dort treffen wollten, fielen Ereigniſſe vor, welche die Ausführung des Vorhabens hinausſchoben.

## 9.

## Ein Zweikampf.

Apel Vitzthum war in der Mitte des Sommers von Rom zurückgekehrt und hatte ſich nach Koburg, der Hauptſtadt ſeiner fränkiſchen Beſitzungen, begeben. Dort fanden ſich auch ſeine Brüder und ſonſtigen Freunde ein, die alle mit ſeinem Sturz die Gnade des Herzogs verloren hatten.

Kaum hatte Herzog Wilhelm ſeine Ankunft erfahren, als er auch ſeinen Oberkämmerer Veit von Miltiz an den ungetreuen Rath abſchickte und ihn auffordern ließ, alle Güter in Franken zu räumen und ihm zurückzugeben. Mit Hohnlachen hörte Apel den jungen Ritter an und ſchickte ihn dann mit einer ſpöttiſchen Antwort zurück. Der Herzog rief entrüſtet ſeine Landſtände zu Weißenſee zuſammen und ſprach ihre Hülfe gegen den gefährlichen Feind an, den er ſich ſelbſt im Buſen ſo mächtig gezogen hatte. Hier klagte der Herzog ſeinem Volke Apel's Untreue, vor der ihn die Vornehmſten deſſelben ſo oft vergeblich gewarnt hatten. Gern war man jetzt, da er zur Erkenntniß gekommen war, bereit, ihm mit dem Aufgebot aller Kräfte beizuſtehen. Ein kleines Heer kam ſchnell zuſammen, und mit ihm zog der Herzog nach Franken, um Apel'n die Güter zu entreißen. Alle Ritter ſeiner nächſten Umgebung machten den Zug mit. Die Dörfer und unbefeſtigten Städte fielen dem Herzog ſogleich wieder zu, und er ließ ſie den neuen Huldigungseid ſchwören. Aber die drei vorzüglichern Städte, Koburg, Hildburghauſen und Königsberg hatte der ſchlaue Apel ſo ſtark verſchanzt, daß ihnen nicht beizukommen war, und der Herzog, nachdem er einen Statthalter beſtellt, wieder abziehen mußte, um erſt ſein Heer zu verſtärken. Nun rief er ſeinen Bruder, den Landgrafen von Heſſen und den Markgrafen von Brandenburg um Hülfe an; und die beiden letzteren, faſt immer Schiedsrichter, Rather und Helfer in allen Angelegenheiten des ſächſiſchen Hauſes, erſchienen, um zwiſchen Apel und dem Herzog Frieden zu ſtiften. Aber Apel war durch den Abzug Wilhelm's aus Franken übermüthig geworden und lehnte trotzig und ſpöttiſch alle Verſöhnungsverſuche ab. Nun begann der Herzog ſich mächtig zu rüſten, und alle thüringiſchen Städte folgten ſeinem Beiſpiel und Befehl. Mit dem neuen Frühjahr ſollte ein förmlicher Belagerungskrieg gegen Apel losbrechen.

Apel's Wuth kannte keine Grenzen, und jede Gelegenheit, die ſich ihm zur Rache an einem der beiden ſächſiſchen Fürſten bot, ließ er nicht unbenutzt. So zogen kurfürſtliche und burgundiſche Geſandte im Herbſte von Erfurt nach Naumburg, die letzteren, um des Kurfürſten älteſte Tochter Amalie in Augenſchein zu nehmen, welche der Herzog Philipp der Gütige von Burgund für ſeinen Sohn Karl, ſpäter der Kühne genannt, beſtimmt hatte. Ueber dem Dorfe Haſſenhauſen überfiel ſie Apel und brachte ſie gefangen auf ſeine Burgen im Oſterlande. Ungehindert ſtreifte er ſogar in des Herzogs Nähe und verübte abſcheuliche Schelmſtücke.

Veit von Miltiz dachte nach dieſem Sturme daran, das Bertha von Wangenheim gethane Gelübde zu löſen. Drum ſchickte er im Spätherbſt Wilhelm von Moſen einen Boten zu, der ihn zum Zweikampf nach Rochlitz auffordern mußte, der kommende Frühling ſchien ohnedies ritterliche Beſchäftigung genug zu bringen, und man konnte nicht wiſſen, wie lange ſich der Krieg des Herzogs mit Apel hinziehen würde; deshalb hielt es Veit für gerathener, mit der Ausübung ſeiner ritterlichen Pflicht zu eilen.

Wilhelm von Moſen ſtellte ſich pünktlich ein. Erſt vor Kurzem hatte er erfahren, daß Eſtrella vom altenburger Hofe verſchwunden ſei. Kunz und er hatten von einer Woche zur andern gehofft, von ihr Nachricht zu erhalten, und als das Ausbleiben derſelben ſie unruhig machte, ſandten ſie Späher aus, und erfuhren jetzt erſt mit Schrecke, was man in Altenburg wieder vergeſſen hatte. Natürlich fiel ihr Argwohn auf den Herzog. Moſen konnte gar nicht überlegen, was am klügſten anzufangen ſei, Kunz dagegen ſandte ſeine Brüder im Lande umher nach allen Schlöſſern des Herzogs, ließ dieſen ſelbſt auf allen Schritten umſtellen und belauſchen, um Eſtrellen dadurch auf die Spur zu kommen. Aber ſtatt die Geſuchte zu entdecken, fanden ſie, daß des Herzogs geheime Beſuche, die ihn ſelbſt aus Franken von ſeinem Heere weggezogen, Katharinen auf ihrem einſamen Schloſſe galten. Ueber Eſtrella's Aufenthalt war nicht die leiſeſte Vermuthung beizubringen. War auch der Hauptzweck einer monatelangen Mühe vergebens, ſo war doch die gemachte Entdeckung, daß der Herzog mit Katharinen noch in zärtlichem Verhältniß ſtehe, für Kunzen ebenfalls wichtig, und er machte ſich mit Wilhelm von Moſen zu gleicher Zeit auf; dieſer, um dem Oberkämmerer zu begegnen, der ſich einfallen ließ, ihn über ſein Handeln gegen Bertha von Wangenheim mit dem Schwert um Rechenſchaft zu fragen; jener, um dem Herzog Wilhelm aufzulauern, wenn er bei Katharinen ſei.

Hinter dem rochlitzer Schloß am Berge trafen die Kämpfer zuſammen.

„Ihr habt gegen Ritterpflicht und Ehre eine edle Jungfrau, der Ihr Liebe und Treue gelobt, verlaſſen. Was waren Euere Gründe?“ begann Miltiz im hohen Tone.

„Ich bitt' Euch, junger Mann, ſpart Euere hochtrabenden Worte für einen Andern, der ſie mehr zu ſchätzen weiß, als ich!“ entgegnete Moſen mürriſch. „Ich bin Euch nicht ſchuldig, Rechenſchaft abzulegen, und wäre ich es, ich thät' es nicht. Ihr habt mich herausgefordert, drum zieht Euer Schwert und laßt uns den Handel abmachen.“

„So ſprechen Schuld und böſes Gewiſſen."

„Stellt meine Großmuth nicht auf eine harte Probe!" rief Moſen erzürnt. „Braucht eine ehrlichere Waffe, als Euere Zunge!"

Der Kampf begann, aber Miltiz tobte und ſchimpfte und brachte den ruhigen Moſen zuletzt auf. Plötzlich rief der junge, ſchwärmeriſche Ritter: „Eure Metze, die braune Bettel, ſoll's entgelten!" Da zuckte es mit Blitzes Schnelle und Licht durch Wilhelm's Geiſt, und ſich ſelbſt vergeſſend und Alles um ihn, ſah ſeine erwachende Wuth den Räuber ſeiner Eſtrella vor ſich, und nach zwei unbändigen Streichen ſank ſein Gegner zu Boden.

„Wo iſt Eſtrella?" rief Moſen. Aber jener vermochte nicht mehr zu antworten. In demſelben Augenblick ſprang aus dem von den Schatten des Abends umflorten Gebüſch eine weibliche Geſtalt in dunkler Tracht mit einem Schrei; Moſen meinte nicht anders, als Eſtrellen vor ſich zu ſehen, eilte auf ſie los und umfaßte ſie, um ſie auf ſein Pferd zu retten. Aber verzweifelt ſträubte ſie ſich und ſchrie kläglich. Verwirrt durch ihre Widerſetzlichkeit und die fremde Stimme riß er den Schleier weg und ſah in ein todtenbleiches, unbekanntes Geſicht, das der erſte Strahl des eben aufgehenden Mondes geſpenſtiſch beleuchtete. Ohnmächtig neigte ſie das Haupt an ihn und verſetzte ihn dadurch in die peinlichſte Verlegenheit; denn die größte Eile that Noth, wollte er nicht von den Freunden des ſterbenden Miltiz verfolgt und eingefangen ſein. Ohne alſo ſelbſt recht zu wiſſen, was er that, ſchwang er ſich mit der bewußtloſen Unbekannten, die er doch nicht hülflos in der Nacht liegen laſſen konnte, auf das Pferd und jagte davon, ſo daß er gegen Morgen ſchon auf der Burg Kauffungen anlangte. Die fremde Frau hatte ſich zuweilen bewegt; dann aber war ſie wieder aufſchreiend und nicht auf Moſen's Verſicherungen ſeiner Redlichkeit hörend, in den vorigen Zuſtand zurückgefallen.

## 10.

## Die unglückliche Nonne.

Frau Anna von Kauffungen war nicht wenig erſtaunt, den Ritter Moſen in ſolcher Geſellſchaft ankommen zu ſehen; man brachte die von der Kälte der Nacht und der Ohnmacht Erſtarrte in Betten, und der Burgkaplan ſorgte für ſtärkende Arzneien. Theilnehmend ſetzte ſich die Hausfrau, nachdem ſie von Moſen den möglichſten Aufſchluß über ſein Zuſammentreffen mit der Fremden erhalten hatte, an das Lager derſelben und erwartete mit Ungeduld den Augenblick, wo ſie die Augen öffnen und der Sprache mächtig werden würde. Endlich athmete ſie tief und ſchlug ein paar ſchöne, hellblaue Augen auf, die ſie verwundert umher warf.

„Wo bin ich?" fragte ſie ſanft.

„In ſichern Händen," antwortete die Ritterfrau, „die bereit ſind, Euch in Allem zu dienen, was Ihr wünſcht."

„Wer iſt der Räuber, der mich vom Schloſſe Rochlitz hinweg geführt hat?"

„Ihr ſeid im Irrthume, ſchöne Frau! Kein Räuber hat Euch entführt. Die dringende Nothwendigkeit, Euch nicht ohnmächtig und ohne Beiſtand in der kalten Herbſtnacht liegen zu laſſen, hat den Ritter bewogen, Euch auf ſein Roß zu heben und auf dieſe Burg, die dem Ritter Kunz von Kauffungen gehört, zu führen.“

„Kunz von Kauffungen!“ rief die Kranke überraſcht. „O weh, der hat mich um die letzte Hoffnung meines Lebens betrogen!“

„Wer ſeid Ihr?“ fragte nun Anna eben ſo erſtaunt. „Was bedeuten dieſe geheimnißvollen Worte?“

„Ich heiße Iſidore von Lohma! Mein unglücklicher Name iſt Euch bekannt.“

Erſchreckt ſtarrte Anna in die blaſſen Züge, deren Schönheit von Leiden zerſtört war. Wie ein mahnendes Geiſterwort war der wohlbekannte Name in ihre Seele gedrungen; ſie war es ja, die die letzten Hoffnungen dieſes Weibes vernichtet hatte. Den Vorwurf ihres Gewiſſens zu erſticken, zeigte ſie Iſidoren ſchweſterliche Zärtlichkeit. Sie rief Moſen herbei, und dieſer erkannte mit Erſtaunen jetzt erſt in der faſt ohne ſeinen Willen Entführten jene Geſtalt, die einſt am Abend vor Kunzens Gefangennehmung bei Ronneburg an Neko's Hand einen ſo ſtarken Eindruck auf ihn gemacht hatte. Iſidore gewann Vertrauen zu ihrer Umgebung, da ſie hörte, daß der vor ihr ſtehende Ritter Wilhelm von Moſen ſei, der treuſte Anhänger ihres geliebten Sigismund, wie ſie von Neko wußte. Moſen dagegen glaubte, von ihr über den letzteren und dadurch von Eſtrellen etwas zu erfahren, aber zu ſeinem Kummer berichtete ſie, daß Neko in dieſem Jahre noch nicht auf der Burg Rochlitz erſchienen ſei und auch nichts von ſich habe hören laſſen.

Auf Anna's Einladung entſchloß ſich Iſidore einige Zeit auf Burg Kauffungen zu verweilen; denn die liebende Sorgfalt der Ritterfrau und der lang entbehrte weibliche Umgang thaten ihr wohl, und ſie ſandte einen Boten an den Burgvogt Wolfgang mit einem Briefe an den Kaplan Benedict, denn der Herzog durfte keine Briefe empfangen. Die beiden weiblichen Herzen näherten ſich; Anna's Unglück und das Fehlſchlagen auch ihrer Hoffnungen machte ſie für Iſidoren's Schickſal empfänglicher und theilnehmender. In wechſelſeitiger Mittheilung erfuhr Anna, daß Iſidore an jenem Abende des Zweikampfes von dem Klange der Schwerter aus dem Schloſſe gelockt, hatte lauſchen wollen, ob vielleicht der gefangene Herzog durch einen Ueberfall ſeiner Anhänger befreit werden ſolle. Dann hatte ſie ſogleich hülfreiche Hand leiſten wollen. Kaum im Buſche angelangt, ſieht ſie den jungen Ritter ſtürzen, ſieht den Blutſtrahl aus ſeiner Bruſt ſchießen und das Entſetzen preßt ihr den Schrei aus, der ſie Moſen verräth. —

Das arme Nönnlein war in einem beklagenswerthen Zuſtande. Ihrer Beſchreibung zufolge war Herzog Sigismund wieder in Stumpfſinn und Trägheit verfallen. Die troſtloſe Ueberzeugung drängte ſich ihr auf, daß ihr Glücksſtern untergegangen ſei. Eine unheilbare Krankheit zehrte ihre Lebenskraft auf und verſprach ſie bald zu erlöſen.

## 11.

# Der unbequeme Mahner.

Ein feuchter unfreundlicher Abend lag auf dem Saalthale. Ueber dem Fluſſe ballten ſich graue Nebelmaſſen. Ein einſamer Reiter verfolgte den Weg nach der hoch auf der Uferfelſenwand thronenden Dornburg, die aus zwei Schlöſſern beſtand. Das eine gehörte dem Herzog von Thüringen, das andre Apel Vitzthum. Am Thore des erſtern vertrat ein verhüllter rieſiger Mann dem Reiter den Weg.

„Ein Wort mit Euch, Herzog Wilhelm!" rief der Verhüllte.

Der Reiter erſchrak, er hatte den unbequemen Mahner an der Stimme erkannt. „Ihr ſeid's, Ritter Kunz von Kauffungen. Was wollt Ihr von mir?"

„Wozu die Frage? Ihr wißt es. Ich ſchwur Euch Fehde bis zum Tode, wenn Ihr fortfahren würdet, Euere edle Gattin durch die Buhlerei mit einer Metze zu kränken. Ihr ſeid auf dem Wege zu ihr und ich ſtehe als Ritter und Rächer der von Euch ſchwer beleidigten Frau Herzogin von Thüringen vor Euch, um Euch mein Wort zu halten. Zieht Euer Schwert, wenn Ihr wie ich auf alte Ritterehre haltet. Nur Einer von uns kann lebend dieſe Stelle verlaſſen."

„Ich bin nach Fürſtenrecht nicht verbunden, mich mit einem meiner Vaſallen zu ſchlagen, am wenigſten hier ohne Vorbereitung."

„Ihr ſeid es nach dem Geſetz der Ehre."

„Ihr ſeid nicht der Mann, Ritter Kauffungen, dem ich, der Landesfürſt, Rechenſchaft über meine Handlungen ſchuldig bin. Euere Anmaßung iſt unerträglich.“

„Nicht ſo wie Euere Pflichtvergeſſenheit.“

„Ihr ſeid nicht mein Richter.“

„Aber ich bin Schützer und Kämpfer der Herzogin. In einer heiligen Stunde hab' ich es der edlen Dulderin zugeſchworen. Ich ſtehe nicht als Vaſall meinem Landesfürſten gegenüber, ſondern als Ritter dem Ritter, als Rächer der beleidigten Unſchuld dem ungetreuen Gatten.“

„Ihr habt keine Beweiſe meiner Untreue.“

„Wenn Ihr mir auf das Kreuz Eueres Schwertes ſchwört, daß Ihr nie die Ehe gebrochen, ſo reite ich von dannen.“

„Schwört mir erſt daſſelbe! Nur wenn Ihr rein ſeid von aller Schuld vor Gott und den Heiligen, könnt Ihr als Champion einer angeblich von ihrem Ehewirth gekränkten Frau auftreten.“

Kunz war durch dieſes unerwartete Wort wie niedergedonnert. Die furchtbare Wahrheit deſſelben drang ihm durch Mark und Bein. Er fühlte es, wie wenig Recht er hatte, der Ehrenkämpfer einer von ihrem Gemahl durch Untreue gekränkten gewöhnlichen Ehefrau zu ſein, geſchweige einer Herzogin und den Beleidiger zur Rechenſchaft zu ziehen. Er verſtummte vor ſeiner Selbſtanklage und verrieth dadurch dem lauernden Herzog ſeine Schwäche.

„Wohlan, tugendhafter Ritter!“ rief dieſer höhniſch und mit voller Kenntniß des moraliſchen Uebergewichts, das er plötzlich über den unbequemen Mahner erlangt hatte. „Was zaudert Ihr mir den Schwur zu leiſten, den Ihr ſo keck von mir fordert?

Geſteht Ihr mir etwa das Recht nicht zu, erſt höflich von Euch zu verlangen, was Ihr trotzig von mir begehrt?“

„Kein Menſch kann leugnen, daß Ihr im vollſten Rechte ſeid.“

„So verbietet Euch wohl gar Euer eignes Gewiſſen den Schwur zu leiſten?“ lachte der Herzog.

„Ich kann ihn nicht ſchwören,“ verſetzte der Ritter mit hohler gequälter Stimme und ſtand vor dem jungen Fürſten wie ein bei einem Schelmenſtreich ertappter Bube.

„Oho!“ rief der Herzog triumphirend. „Ihr ſeid mir ein feiner Tugendheld und Ritter gekränkter Frauenunſchuld. Ihr wollt Andre ob der Schuld ſtrafen, die Ihr ſelbſt begangen? Seid Ihr der Mann, der mir die Würmer aus der Naſe ziehen darf? Geht heim und laßt Euch Abſolution von Euerer Ehewirthin ertheilen, oder ich ſchicke Euch einen Kämpen über den Hals, der Euch ob des an ihr begangenen Frevels ſtrafe.“

Nie war der Ritter Kunz in einer mißlichern Lage. Er hätte eine ſeiner ſchönſten Burgen darum gegeben, wär' er mit Anſtand aus dem Handel geweſen. Er nahm ſich zuſammen ſo gut er konnte und ſagte mit Würde: „Wohl denn, Herzog von Thüringen! Daſſelbe Weib, das Euch als Buhlerin umgarnt hält, iſt auch die meinige geweſen. Darum weiß ich am Beſten, in welch' unwürdigen Banden Ihr liegt. Und Ihr habt einen Engel zur Gemahlin. Ich mein' es ehrlich mit Euch: Ihr rennt in Euer Verderben.“

„Ihr taugt zum Prediger von Pflicht und Tugend ſo ſchlecht, wie zu ihrem Kämpfer. Geht heim, guter Ritter, kehrt vor Euerer Thüre und wollt ferner nicht Feuer löſchen, die Euch nicht brennen. Euerer Anmaßung werd' ich übrigens beſtens gedenken. Ihr thätet wohl, mir ferner nicht ſo keck in den Weg zu treten, vielmehr ſo weit als möglich aus dem Wege zu gehen. Gute Nacht, Ritter von Kauffungen! Grüßt mir Euere Hausfrau ſchönſtens!" Damit gab der Herzog das Zeichen, das ihm das Thor geöffnet werde, und er ritt in die Burg, ſobald dieſes geſchehen war, ohne daß der beſchämte Ritter verſucht hätte, ihn daran zu hindern. Seine Stimmung war die fürchterlichſte von der Welt. Er hätte gern mit dem erſten Beſten auf Leben und Tod gekämpft, aber es war Niemand da, der ihm dieſe Gefälligkeit erwieſen hätte. So mußte er ſich denn begnügen, der ſchönen Katharina Rache und Verderben zu ſchwören und in der ſtürmiſchen Regennacht wieder heim zu reiten, die der Herzog auf die angenehmſte Weiſe verlebte.

So beſchränkt auch die geiſtigen Gaben des Ritters Kunz waren, ſo begriff er doch, daß es ſeit dieſer Stunde mit ſeinem Anſehen bei den beiden Sachſenfürſten aus ſei, und ſeine Stimmung ſteigerte ſich bis zur bitterſten Verbiſſenheit. Seine Späher an den beiden Höfen brachten bald die Nachricht auf die Burg Kauffungen, daß der Herzog über den Tod ſeines Oberkämmerers von Miltiz genau unterrichtet ſei und danach ſtrebe, ihn am Ritter Moſen zu rächen. Dieſer hatte ohnedies keine Ruhe mehr in der nichts weniger als heitern Geſellſchaft ſeines Gaſtfreundes. Ihn trieb es fort, Eſtrellen zu ſuchen und dem Herzog aus dem Wege zu gehen. Er vermuthete, daß die Taternbande, zu welcher Eſtrella gehörte, ſoviel davon noch zuſammenhielt, wie gewöhnlich im Spätherbſt und Winter, nach den böhmiſchen Bergen gezogen ſein mochte, und er eilte dorthin, etwas von dem geliebten verſchwundenen Mädchen zu erkunden.

## 12.

## Complot gegen Kunz.

Kaum war der Winter gewichen, ſo begann Herzog Wilhelm's Fehde gegen Apel Vitzthum. Ihn unterſtützten der Kurfürſt und der Landgraf von Heſſen, die Städte Erfurt, Mühlhauſen und Nordhauſen. Man fing damit an, alle Burgen und Beſitzungen Apel's in Thüringen und dem Oſterlande einzuſchließen und wegzunehmen. Nach kurzer Zeit wurden die Schlöſſer zu Cappellendorf, Madela, Leuchtenburg, Dornburg und Iſerſtädt erobert und einige von ihnen der Erde gleichgemacht, und die darauf befindlichen Ritter, die zu Apel's großem und mächtigem Anhange gehörten, als Gefangene weggeführt. Auch Bernhard und Buſſo Vitzthum gelangten ſo in des Herzogs Gewalt; doch verſtattete er großmüthig beiden freien Abzug nach Böhmen. Im Mai nahmen die Erfurter bereits die Stadt Koburg, Apel's Hauptfeſtung, ein; Hildburghauſen und Königsberg folgten bald nach, denn Apel war von allen Seiten geſchlagen und ohne Hülfe nach Koburgs Fall mit ſeinen Schätzen ebenfalls nach Böhmen geeilt, um da ruhiger auf Rache am Herzog und dem Kurfürſten zu ſinnen. Die Eroberung der übrigen Schlöſſer überließ Wilhelm ſeinen Hauptleuten und ging nach Weimar zurück, um mit ſeinem Bruder den Ausgang ihres Unternehmens zu feiern. Den Kurfürſten hatten ſeine Räthe begleitet, und der Herzog verkehrte im Geheimen viel mit dem alten Bibenberg, deſſen langjährige Feindſchaft gegen Kunz von Kauffungen ihm genugſam bekannt war, und den er jetzt durch alle möglichen Gnadenbeweiſe auszuzeichnen ſuchte. Der Herzog wollte ſich an Kunz rächen und verband ſich dazu mit deſſen alten Feinden. Ihr Schluß, daß Kunz unzufrieden und erbittert ſein müſſe, und die Heftigkeit ſeines Charakters, verbunden mit ſeiner oft bewährten Unklugheit ihn zu heftigen Schritten hinreißen würden, war ein richtiger. Sie ließen wiederum ihn umlauern, wie er ſie, und ſo erfuhren ſie, daß Iſidore von Lohma auf Burg Kauffungen wohne. Bibenberg ſchloß daraus, daß Kunz in Verbindung mit dem Herzog Sigismund ſtehen müſſe. Erfreut über dieſe Entdeckung, ſandte er heimlich einige Söldner nach Rochlitz mit dem Befehle an den Burgvogt ab, von deſſen Treue er überzeugt war, dieſen den Kaplan gefangen zu übergeben. Ohne Verzug wurde ſein Wille in's Werk geſetzt, und Benedict nach Weimar gebracht. Mit allen Mitteln, welche ihnen Macht, Schlauheit, Rechtskenntniß, verfängliche Fragen und Beredſamkeit darboten, erreichten Bibenberg und Magdeburg gar bald ihren Zweck, den beſtürzten Pfaffen zu verwickeln und zum Geſtändniß deſſen zu bringen, was er von der Sache wußte. Er beichtete, daß Neko, den er ſelbſt nicht näher kannte, Iſidoren auf das Schloß Rochlitz gebracht, und daß er wohl zuweilen den Namen des Ritters Kunz von Kauffungen von ihm und Sigismund vernommen habe. Weiter wußte er nichts, aber das war ſchon genug für die treuen Räthe des Kurfürſten und neuen Freunde des Herzogs.

Einige Tage darauf ſaßen ſie mit den beiden fürſtlichen Brüdern in traulicher Unterhaltung beim Weine zuſammen.

„Apel's Güter ſind nun alle in unſeren Händen,“ begann der Herzog, „bis auf die, welche Ihr, mein lieber Bruder, an einige Euerer Ritter vergeben habt. Sie liegen in Euerm Lande und Ihr habt darüber zu verfügen.“

„Kunz von Kauffungen hat die meiſten inne,“ erwiderte der Kurfürſt; „aber er hat mir wichtige Dienſte geleiſtet.“

„Was ſeine Dienſte betrifft, ſo haben wir Ew. Hoheit ſchon einmal Aufſchluß darüber gegeben,“ warf Magdeburg ein. „Auch hat er Euch einen Revers ausgeſtellt, gegen den Wiederempfang ſeiner thüringiſchen Beſitzungen die apel'ſchen Schlöſſer zurückzugeben.“

„Er mag ſie behalten!“ ſagte Friedrich.

„Alſo wollt Ihr ihn belohnen für ſeine ſchelmiſche Untreue?“ fuhr Wilhelm auf. „Glaubt mir, er iſt um kein Haar beſſer, als Apel Vitzthum.“

„Wie wollt Ihr ſolch Wort beweiſen?“

„Magdeburg! Jetzt iſt es Zeit auch Euerm Herrn die Augen zu öffnen. Nicht ich allein habe mich hintergehen und verblenden laſſen; Ihr ſeid in demſelben Falle.“

Erſtaunt ſah der Kurfürſt ſeinen Kanzler mit fragenden Blicken an, und dieſer begann: „So wißt denn, daß der von Euch ſo ſehr vorgezogene Ritter Kunz von Kauffungen mit Euerm Bruder, dem aufrühreriſchen Herzog Sigismund, conſpirirt hat, um dieſen auf den Thron zu heben zu Euerm Verderben.“

„Unmöglich!“ rief Friedrich und ſeine zornigen Mienen verriethen die heftigſte innere Bewegung. „Das ſpricht Euere Feindſchaft gegen Kunzen! Glaubt nicht mit mir ein Spiel zu treiben!“

„Schon haben wir Sigismund's Kaplan“ erwiderte Bibenberg ruhig „und ſchon hat er geſtanden, daß der Herzog mit Kunzen verſchworen war; Ew. Hoheit darf befehlen, und er wiederholt das Geſtändniß vor Euch. Auch der Burgvogt Wolfgang ſcheint um die Sache zu wiſſen. Laßt ihn in Gewahrſam bringen, und es wird ſich ergeben, ob wir Wahrheit geredet.“

Der Kurfürſt gebot den Pfaffen herbeizuholen. Dieſer hatte von Magdeburg das Verſprechen der Freiheit und obendrein noch einer guten Belohnung erhalten, wenn er geradezu ſeine Mitwiſſenſchaft einer Verſchwörung zwiſchen Kunzen und Sigismund eingeſtände. Der Kaplan verſtand ſeinen Vortheil und bejahte alle Fragen des Kurfürſten.

„Das hätte ich von Kunzen nimmermehr erwartet!“ rief dieſer entrüſtet, als Benedict wieder abgeführt war. „Nun ſoll der Schändliche Apel's Güter wieder herausgeben. Weiter will ich nichts mit ihm zu ſchaffen haben; denn er iſt ein ſchlimmer Geſelle.“

„Verweiſt ihn des Landes!“ ſagte Wilhelm, dem ſeines Bruders Entſchluß nicht genügend war und der Kunzen gern ſo weit als möglich von ſich entfernt ſehen wollte.

„Noch kann ich ihm nichts beweiſen! Ich werde den Burgvogt mit dem Pfaffen zuſammenſtellen und ſie ausfragen; ergiebt ſich das Schlimmſte, dann iſt ihm ein gleiches Loos wie Apel's zugedacht.“ —

Schnell begann die Unterſuchung, aber weder von Wolfgang, noch von Benedict erfuhr der Kurfürſt eine beſtimmte Thatſache. Desungeachtet ruhte ein ſchwerer Verdacht auf Kunzens Haupte, den Iſidoren's Aufenthalt bei ihm noch vergrößerte. Deshalb blieb es bei der erſteren Beſtimmung Friedrich's; er ſchickte ihm durch einen Herold einen offenen Brief, worin er ihm anbefahl die apel'ſchen Güter laut des Reverſes zu räumen und die ſeinigen in Thüringen dagegen wieder einzunehmen.

## 13.

## Offener Bruch zwiſchen Kunz und dem Kurfürſten.

Kunz wurde von dieſem neuen Schlag hart getroffen. Das von allen Seiten über ihn hereinbrechende Unglück machte ihn einen Augenblick beſtürzt. Eſtrella's Raub, Moſen's Schickſal und Zweikampf mit Miltiz, ſeine Flucht, Iſidoren's Leiden, die wegen der Verhaftung des Burgvogts nun nicht wieder auf Rochlitz, wohin ein Anderer geſetzt war, zurückkehren konnte, hatten ihn ſchon ſehr angegriffen, nun kam noch des Kurfürſten Befehl hinzu, die Güter, an deren Bau er ſehr vieles Geld gewendet, gegen ſeine zerſtört und wüſt liegenden Ländereien in Thüringen wieder umzutauſchen.

Doch bald hatte er ſich wieder gefaßt. „Ich will ſelbſt nach Altenburg reiten," ſagte er zu ſeinem Weibe. „Sie haben mir dort eine Grube gegraben, die alten Gauner; denn bei Gott und der heiligen Jungfrau! das kann des Kurfürſten Ernſt nicht ſein. In die Ohren haben ſie's ihm geblaſen oder vielleicht gar untergeſchoben; der Magdeburg hat ja den Revers von mir, an den ſie mich jetzt erinnern. Nun denken die Narren, ich ließ mir's gefallen und zög' ab, wie vom Feind eingeſchloſſen. Aber ſie haben ſich verrechnet; ich komme doch nach Altenburg, ob ich's gleich verſchworen hatte; ſelbſt will ich den Kurfürſten fragen, ob er das gemeint.“

Er ritt. Kaum war er in den innern Raum der Hofburg zu Altenburg angelangt, als ſich die Nachricht davon in alle Gemächer verbreitete. Furchtſam wich Alles aus ſeinem Wege; denn in den Blicken des rieſigen Ritters glaubte jeder Feige Gefahr für ſich zu leſen. Der Kurfürſt ſchickte einen Boten in die Stadt nach dem Kanzler und dem Rath Bibenberg, und nicht ohne Verlegenheit harrte er ihrer Ankunft. Ueberdies ließ er alle Edlen zuſammenrufen, welche zu ſeinem geheimen Rathe gehörten. Auf Kunzens Begehr, mit dem Kurfürſten allein zu ſprechen, wurde er höflich bedeutet, einige Zeit zu warten; und er, der ſonſt gewohnt geweſen war, zu jeder Zeit unangemeldet in Friedrich's Zimmer zu treten, ließ ſich auch das gefallen, obgleich eine trübe Wehmuth ihn übereilte. Dieſe ging allmälig in Erbitterung und zuletzt in Zorn über, als eine Stunde um die andere verflog, ohne daß er gerufen wurde. Keinen Krug Wein hatte man ihm vorgeſetzt, keiner ſeiner ſonſtigen Freunde war erſchienen, ihn zu begrüßen, ſelbſt Hildebrand von Einſiedel nicht. Nur einige Knechte ſchlichen von fern in der Halle, wo er ſaß und beobachteten ihn mit ſcheuen Blicken.

Endlich holte ihn ein Ritter ab. Grimmig trat er in den Saal und erſtaunte, den Kurfürſten in der Mitte ſeiner Räthe zu finden. Nun wurde ihm ſein Warten klar, aber um deſto zorniger ſchritt er auf den Fürſten los, der ihn mit finſtern Blicken maß.

„Ihr habt mir die Güter wieder abfordern laſſen, gnädigſter Herr, mit denen Ihr mich vor zwei Jahren belehnt,“ redete Kunz mit geſetzter Stimme, der man den bekämpften Unwillen anhören konnte. „Ich bin gekommen Ew. Hoheit zu fragen, ob Ihr das ernſtlich gemeint?“

„Hab' ich jemals mit Euch geſcherzt, Ritter Kunz? oder iſt ſo etwas überhaupt ein Gegenſtand des Scherzes?“

„Die Güter ſind mir lieb geworden; ich habe viel Geld an ſie gewandt.“

„Das hab' ich Euch' nicht geheißen. Ihr gebt ſie zurück, wie Ihr verſprochen habt, und empfangt dagegen die Euerigen in Thüringen wieder.“

„Verwüſtet liegen dieſe, jene hab' ich in den blühendſten Zuſtand gebracht. Mir geſchähe durch Euern Machtſpruch Unrecht.“

„Ich thue keinen Machtſpruch; ich verlange nur, daß ihr Euer gegebenes Wort erfüllen ſollt. Der Friede iſt hergeſtellt, und jedem werde ſein Eigenthum wieder!“

„Wohl! aber ich verſprach Apeln ſeine Güter gegen die meinigen wieder auszuliefern. Apel Vitzthum iſt verjagt, alle ſeine Beſitzungen ſind vom Herzog eingezogen. Es iſt Niemand da, der ein näheres Recht auf die Schlöſſer hätte als ich, der ich ſie in Beſitz habe.“

„Das nähere Recht ſteht mir zu, und ich fordere ſie zurück,“ erwiderte Friedrich heftig.

„Ihr gabt Hermann von Harras das Schloß Lichtenwalde für ſeine zerſtörte Burg in Thüringen. Er ſteht mit mir in gleichem Verhältniß. Warum muß er das Apeln ſonſt auch gehörige Gut nicht zurückgeben? Warum wollt Ihr mir allein ſchaden?“

„Brauch' ich Dir Rechenſchaft abzulegen über mein Thun und Laſſen? Du biſt kühn, mich darüber zu befragen, Kunz! Magdeburg, gebt ihm den Revers und macht dem trotzigen Mann meinen Willen noch einmal klar!“ Damit ſtand der Kurfürſt auf und wollte ſich entfernen. Da wurde Kunz vom Zorne überwältigt.

„Kurfürſt Friedrich,“ rief er mit dem Fuße ſtampfend, daß es laut im Saale wiederhallte, „habt Ihr vergeſſen, was ich für Euch that?“

„Daran erkenn' ich Dich, eitler Narr, daß Du mich daran erinnerſt, was Deine Pflicht und Dein eigener Vortheil Dich vollbringen ließ. Laß Dich vom Herzog Wilhelm und vom Herzog Sigismund belohnen, beide lagen Dir ſo nah und näher als ich,“ ſagte der Kurfürſt ſpöttiſch kalt.

„Ha! niederträchtige Verläumdung!“ donnerte Kunz Wuth ſchäumend, und ſeine Blicke ſchoſſen flammend auf Bibenberg und Magdeburg.

„Verläumdung oder nicht, Du giebſt die Güter heraus!“

„Ich gebe ſie nicht!“ —

„Ha, Rebell! ſo werd' ich ſie Dir nehmen. Wagſt Du meiner Macht zu trotzen? Ich will Dich vernichten mit meinem Zorn, wenn Du die Hand bewaffnet gegen mich erhebſt!“

„Nehmt ſie hin! Aber zittert vor meiner Rache!“ ſtieß Kunz noch mit wutherſtickter Stimme heraus. „Und ſollt' ich mich an Euerm Fleiſch und Blut rächen!“

Von ihren Sitzen ſprangen die Räthe auf und ſtellten ſich murrend und ſchreiend wider Kunzens unerhörte Drohung um den Kurfürſten. Dieſer rief hohnlachend:

„Kunz verbrenne mir nur die Fiſche im Weiher nicht!“ Und damit verließ er den Saal, von ſeinen

Getreuen begleitet. Bibenberg warf Kunzen noch einen triumphirenden Blick zu.

„Ja, Schönfels, du hatteſt recht!“ rief dieſer und ſtürmte hinaus. Nach einigen Minuten flog er auf ſeinem Roſſe den Schloßberg hinunter, daß die Steine Funken ſprühten.

## 14.

## Minnedienſt am thüringiſchen Hofe.

Nach dem Triumphe, den Herzog Wilhelm über Kunz von Kauffungen gefeiert, fand er es nicht für nöthig, die Maske gegen ſeine Gemahlin ſo feſt angeſchloſſen zu tragen; er lüftete ſie allmählig, und als er erfuhr, daß der erſt von ihm gefürchtete Ritter unſchädlich gemacht und gedemüthigt ſei, da ließ er die beſchwerliche Larve ganz fallen und zeigte ſein natürliches Geſicht. Er würdigte die arme Herzogin, deren größtes Unglück war, daß ſie den unwürdigen Fürſten mit der tiefſten Seeleninnigkeit liebte, keines Beſuches mehr, und einſam ihre Tage verweinend lebte ſie von nun an, in den von ihr bewohnten Flügel des Schloſſes verwieſen, mit ihren beiden Kammerfrauen und dem Pater Euſebius, die Schmerz und Kummer treu mit ihr theilten, und ihr deshalb immer theurer wurden. Bertha war durch den Tod ihres Geliebten mit einem menſchenfeindlichen Haß gegen alle Glücklichen erfüllt worden, um deſto inniger ſchloß ſie ſich an die Unglückliche an, die ihr ſo nahe ſtand. Sie hatte den Schmerz des Lebens allmählig ausgekämpft und ſich mit der Ueberzeugung, daß ihr auf Erden keine Freude beſchieden ſei, daß für ſie keine irdiſche Blume mehr blühe, jene unerſchütterliche Ruhe erworben, die edle Herzen nach langen Stürmen in ſich aufnehmen, und die der Stille gleicht, welche in ausgeſtorbenen Städten herrſcht. Mit heiliger Inbrunſt warf ſie ſich, wie faſt alle in der Liebe unglückliche Frauen, in die Arme der Religion. Schwärmeriſche Andachtsübungen waren ihre meiſte Beſchäftigung und wurden ihr zuletzt ſo zum Bedürfniß, daß ſie in beſtändiger Exaltation lebte. Die reine Frömmigkeit der Herzogin reichte ihr, obgleich ſehr von dieſer Schwärmerei verſchieden, die Hand, und das gemeinſame Unglück verband beide zu Schweſtern.

Katharina von Brandenſtein aber lebte in dieſem Winter zuerſt öffentlich als des Herzogs Geliebte am Hofe. Sie und ihre Schweſter Mechtilde waren die erſten Damen aller Feſte, die in großer Menge und mit übertriebenem Aufwande gefeiert wurden. Der Herzog machte mehre unglückliche Verſuche einen romantiſchen Liebeshof zu errichten; es fehlten die ächten Ritter, die Damen und die Dichter, und die begrabne Romantik des zwölften Jahrhunderts ließ ſich durch keinen fürſtlichen Machtſpruch wieder beleben; ſie ging nur als Geſpenſt in beſchränkten Köpfen um. Die beiden Damen, welche am thüringiſchen Hofe die Hauptrollen ſpielten, brachten es höchſtens bis zur Karikatur der ſonſtigen tugendſtolzen Ritterfrauen die mit der Treue und Ergebenheit ihrer Anbeter punkten, und der forcirte Minnedienſt artete bald gnug in gemeine Liebesintriguen aus. Beide gebrauchten den ſchlauen Cäſar, der noch immer in höchſter Gunſt bei ſeiner Herrin ſtand, zu den geheimen Liebeshändeln, die ſie mit den jungen Rittern am Hofe ſpielten, ohne daß der Herzog etwas davon merkte. Cäſar hatte als Spion, Liebesbote und Kuppler ſtets Katharinen getreulich genützt, ſie vor Verrath und Angriff gewarnt und bewahrt, und unermüdet fuhr er fort, ſchöne Männer, auf welche die Begehrlichkeit der beiden Damen ein Auge warf, für ſie zu gewinnen und ihnen zuzuführen. Dafür ward ihm Gold in Fülle und mancher ſüße Lohn von den Schweſtern. Unzucht und Schwelgerei wurden am thüringiſchen Hofe Sitte, verlarvt als romantiſcher Minnedienſt, aber es fand ſich kein Dichter, der ſo verworfen geweſen wäre, das Zerrbild zu feiern, und die bleiche Leidensgeſtalt der frommen Herzogin, in ihre Gemächer verwießen, warf einen unheimlichen Schatten auf das grelle Bild der Luſt.

In ſtiller Abgeſchloſſenheit, nur von ihren beiden Frauen und ihrem Beichtvater umgeben, blieb die Reine unberührt vom üppigen Schmutze des Hofes. Täglich betete ſie zu Gott und den Heiligen, das Herz ihres verblendeten Gemahls zur Erkenntniß ſeiner Fehler zu lenken, aber ihn nicht dafür zu beſtrafen. Verſtoßen und verachtet von ihm, liebte ſie ihn dennoch; kein Groll gegen ihn trübte den Gottesfrieden ihrer Seele. — So ſchieden nur wenig Wände eine Heilige mit ihrer frommen Umgebung von den Kindern der Sünde.

Kunzens Späher berichteten ihm des Herzogs unwürdiges Treiben, und von dem innigſten Antheil an dem Schickſale der unglücklichen Herzogin, ſo wie von dem Wunſche bewegt, den böhmiſchen Großen näher zu treten, ſchrieb er, der der edlen Fürſtin auf andre Weiſe nicht mehr helfen konnte, an den jungen König Ladislaus, der ſich eben damals in Prag aufhielt, und an Podjebrad, wie herabwürdigend und grauſam die hohe Frau von ihrem Gemahl behandelt werde, und forderte ſie zu ihrer Hülfe auf. Dieſer Brief that die gehoffte Wirkung. Denn noch im Laufe des Winters erhielt der Herzog ein ſtrenges Schreiben vom Könige, worin dieſer ſeinen ganzen Unwillen unverholen gegen ihn ausſprach, und ihm mit ſchwerer Fehde drohte, wenn er ſein Betragen gegen Anna nicht ändere.

Wüthend über dieſen Schimpf eilte Wilhelm mit dem Briefe in der Hand auf das Zimmer ſeiner Gemahlin, das er ſeit langer Zeit nicht betreten hatte.

„Wer hat ſich unterſtanden,“ rief er mit zornglühendem Geſicht und rollenden auf die erbebende Anna gerichteten Augen, „an den König von Ungarn zu ſchreiben und mich bei ihm zu verläumden? Schwer werde ich dieſen Frevel ahnden!“

Weder die Herzogin noch ihre Frauen vermochten vor Schrecken und Ueberraſchung zu antworten. Auch konnten ſie unmöglich begreifen, wovon die Rede war.

„Ha! dieſes Schweigen zeugt für Euere Schuld, heuchleriſches Gezücht!“ tobte er weiter, und Alle wurden vom Tone ſeiner Stimme mit Entſetzen erfüllt. Mit emporgehobener Fauſt eilte er auf die zuſammenſinkende Anna zu, aber entſchloſſen warf ſich Bertha zwiſchen ihn und ſie und fing den Streich auf, der ihrer Herrin zugedacht war. Laut ſchrien die Kammerfrauen auf; ſtill verſuchte Anna die getreue Bertha zurückzuſchieben, um ſich geduldig der Wuth ihres Gemahls auszuſetzen, aber dieſe gab es nicht zu, wie ſehr ſie auch von der Herzogin gebeten wurde, ſie ſchützte vielmehr dieſelbe mit ihrem ganzen Körper, indeß Jutta todtenbleich nach dem Pater ſprang. Haſtigen Schritts trat dieſer gleich darauf herein und ſtellte ſich ruhig vor den ſchäumenden Herzog, ihn lange mit bedeutſamen Blicken meſſend.

„Biſt Du vielleicht der Schurke, der mir dieſes gethan?“ ſagte Wilhelm und hielt ihm den Brief vor das Geſicht.

Ohne ſeine edle Faſſung zu verlieren, nahm Euſebius das Blatt und erwiderte: „Was es auch ſei, mein Haupt belaſtet keine Schuld; ich möchte Euch daſſelbe wünſchen, Hoheit!“ Dann las er das Schreiben.

„Ich begreife nicht, wie Ihr Euch darüber ſo ſehr verwundern und in Zorn gerathen könnt. Das Treiben an Euerm Hofe iſt weltbekannt, ſo wie —“

„Schweig', Pfaff!“ donnerte Wilhelm. „Ich werde Euch Alle in ein Gefängniß werfen laſſen und Euch, Herzogin, aus meinen Augen verbannen!“

„Wilhelm!“ rief Anna mit zum Himmel gehobenen Händen und in frommen Glanze ſtrahlenden Augen: „Gott und die Heiligen kennen meine Unſchuld und meine Liebe zu Dir. Nicht für mich will ich bitten; wirf mich in den tiefſten Deiner Kerker, ich will es verſchmachtend dulden; denn für mich hat die Erde keine Wünſche mehr. Nur Deines Wohls wegen bitte ich Dich, bedenke, daß mein Bruder der König von Ungarn und Böhmen, daß mein Vetter Friedrich der deutſche Kaiſer iſt! Nicht ungerächt werden ſie meine Schmach mit anſehen, und viel Unheil kann Dir daraus erwachſen.“

„Was will mir der zwölfjährige Knabe anhaben, den Du den König von Ungarn und Böhmen nennſt?“ entgegnete der Herzog ſpöttiſch. „Er, der nur das Spielzeug des tapfern Hunjad und des liſtigen Podjebrad iſt, kann ja ohne die Zuſtimmung und Genehmigung dieſer Männer keinen Knecht gegen mich abſchicken. Und ihrer Freundſchaft bin ich gewiß. Der deutſche Kaiſer aber hat mit den Türken mehr zu thun und ſchläft viel zu viel, als daß er ſich um ein Weib kümmern ſollte, das ihrem Gemahl nicht gehorcht. Laßt das gut ſein! Ich werde Euch geſtatten, hier im Schloſſe fernerhin zu verweilen, aber keineswegs aus Furcht vor den beiden Euerer Meinung nach ſo mächtigen Häuptern, ſondern blos aus Mitleid mit Euch. Aber wehe Euch, wenn Ihr noch einmal verſucht, einen Euerer Verwandten oder einen prahleriſchen Ritter auf mich aufzuhetzen!“ Mit dieſen Worten verließ er die niedergeſchmetterte Königstochter. Ein Thränenſtrom floß aus ihren Augen, und ſchluchzend ſank ſie in die Arme ihrer gleichfalls weinenden Frauen. Eine lange Umarmung der drei ſich theuren Herzen erleichterte die Laſt der Schmerzen in Anna's Bruſt. Euſebius aber legte ſeine Hände auf ſie und ſprach ſtill den Segen. Dann deutete er auf den gekreuzigten Heiland und deſſen göttliche Mutter hin, und ſeinem Winke gehorſam knieten die Frauen nieder und goſſen die Bedrängniß ihrer Seelen im inbrünſtigen Gebete aus. Milde Ruhe lächelte ihnen die heilige Jungfrau, ſeligen Frieden ihr gebenedeiter Sohn zu, und erkräftigt und geſammelt erhoben ſie ſich wieder. Ein ſchöner Entſchluß war während des Gebets in Anna aufgekeimt, und ſie ging raſch an's Werk, denſelben auszuführen. Mit Hülfe des Kaplans ſchrieb die Edle an ihren Bruder Ladislaus. Sich ſelbſt verläugnend bat ſie denſelben keinem üblen Gerüchte zu glauben; ihr Gemahl ſei zwar durch mancherlei Händel und Kriege oft zerſtreut, aber das thue ihrer Liebe zu ihm keinen Eintrag. Sie gebe ihm die Verſicherung, daß ſie den Herzog, was auch geſchehen ſei, noch eben ſo heiß und innig liebe, wie an ihrem Hochzeitstage. Deshalb möge er doch ja keinen Kummer ihretwegen tragen und ſie der Obhut Gottes ferner laſſen befohlen ſein. Auch möge er fernerhin ſeine Freundſchaft und Gnade ihrem Gemahl erhalten und ihm Gutes und Liebes erzeugen, wo er nur könne und wiſſe. —

## 15.

## Kunz verläßt das Vaterland.

Nie hatte ſich Kunz von Kauffungen unbehaglicher gefühlt als nach ſeiner Heimkehr von dem abenteuerlichen Ritte nach Dornburg und der vergeblichen Fahrt nach Altenburg. Der ſtumme Schmerz ſeines Weibes war ihm unerträglich; die muntre Freude ſeiner Knaben wurde ihm zur Pein. Dieſer Geiſt voll roher Thatkraft und ungezähmten Ehrgeizes mußte ſich in ſolch ruhmloſer Unthätigkeit, von ſeinem Fürſten zurückgeſtoßen, vor aller Welt gedemüthigt, ein Spott ſeiner Feinde, in ohnmächtiger Wuth verzehren, wenn er ſich nicht einen neuen Wirkungskreis ſchaffte. Aber dazu hatte er noch lange nicht Ruhe und Beſonnenheit genug. Andre Gedanken bewegten ſeinen Geiſt, wie ſie in edlen gekränkten Seelen nicht aufſteigen. Die alten Entwürfe waren alle vernichtet, die frühern Hoffnungen alle erloſchen; die Nacht, die ſeinen und ſeines Weibes Geiſt verhüllte, durchzuckte nur eine düſtre Flamme.

Was er auch ſonſt gedacht und gewünſcht, es war verſchwunden und hatte dem einen Gedanken der Rache Platz gemacht, der ſeinen gräßlichen Zuſtand noch mit einem lindernden Gefühle belebte. Rache! Rache! rief jeder Gedanke in ihm, Rache! Rache! rief ihm ſein Weib ſtündlich zu; er hatte zuletzt nur noch ein mächtiges, drängendes Gefühl: den unſeligſten brennendſten Rachedurſt. Auf der Burg vermochte er es nicht auszuhalten, die Welt dünkte ihm ſchier zu enge in dieſer Einſamkeit. Er ritt zu ſeinem Bruder Dietrich, um ſich das Herz zu erleichtern. Ihn und noch einige treugebliebene Freunde vermochte er, mit nach Kaufungen zu gehen; auch ſein Weib kam mit den Knaben von Kriebſtein dahin, doch ohne Iſidoren, die ſich in einem nahen Kloſter unter fremdem Namen wieder als Nonne hatte einkleiden laſſen. Hier brachten ſie den Herbſt unter mancherlei Berathungen zu und ſannen auf eine ausgeſuchte Rache. Immer neue Plane zu derſelben zu machen, war jetzt Kunzens einzige und liebſte Beſchäftigung, und Dietrich ſtand ihm darin brüderlich bei. Es ward endlich beſchloſſen, daß Kunz nach Böhmen gehen und ſich dort ankaufen ſollte. Als böhmiſcher Ritter und Vaſall konnte er dann leichter ſeine Landsleute zu einem allgemeinen Ueberfall auf Sachſen bereden, von dem er ſich, wenn er ihn ſelbſt leite, den glänzendſten Erfolg verſprach. Nun kam es darauf an, ſich mit dem jungen König von Böhmen und deſſen Statthalter Podjebrad ſchon jetzt in Verbindung zu ſetzen, und dazu bot ſich ihm noch im Laufe des Winters eine ſchickliche Gelegenheit.

Der Kurfürſt hatte Georg von Bibenberg den Auftrag gegeben, mit einer anſehnlichen Mannſchaft die Schlöſſer Kriebſtein, Schwickertshain und das Dorf Ehrenberg einzuziehen und den Bewohnern derſelben den Huldigungseid abzunehmen. Dieſe Heldenthat hatte der alte Ritter glücklich vollbracht, ohne daß es Jemand eingefallen wäre, ihm Widerſtand zu leiſten; vielmehr hatte Kunz die Thore der beiden Burgen öffnen laſſen, aber eben deshalb getraute ſich Bibenberg anfänglich nicht hinein, weil er dieſes unerwartete Benehmen Kunzens für eine Falle hielt. Erſt als er die lächerlichſten Vorſichtsmaßregeln gebraucht, nahm er, immer noch furchtſam, Beſitz. Solches Bangen flößte ſelbſt Kunzens Schatten auch jetzt noch ſeinen Feinden ein. Als der vorſichtige Ritter und Rath triumphirend nach Altenburg zurückgekehrt war, verehrte ihm der dankbare Kurfürſt als Zeichen ſeiner unwandelbaren Gnade eine goldene Kette.

Dieſes Ereigniß machte ſelbſt im benachbarten Böhmerland großes Aufſehen, und Kunz erhielt eine Botſchaft des Statthalters, welche ihm das Beileid deſſelben bezeugte. Das that dem Ritter wohl. Er ſandte bald darauf ſeinen Bruder Dietrich mit einem Dankſchreiben nach Prag. Dietrich hatte den mündlichen Auftrag, den Boden dort zu ſondiren und nähere Verabredung mit den Männern an der Spitze der böhmiſchen Regierung wegen einer Ueberſiedelung Kunzens nach Böhmen zu treffen.

Nach fünf Wochen kehrte Dietrich zurück. Er brachte nicht nur eine ſehr gnädige und viel verſprechende ſchriftliche Antwort Podjebrad's, ſondern auch eine Menge mündlicher Zuſicherungen, welche Kunzen die Erfüllung all ſeiner neuen Wünſche und Hoffnungen in nahe Ausſicht ſtellten.

Kunz hatte in Meißen und Thüringen nichts mehr zu gewinnen, nichts mehr zu verlieren. Er war fertig mit ſeinem Vaterlande. Die Freunde, die er hier gehabt, waren ihm untreu geworden und mieden ihn, und er war viel zu ſtolz, um einen derſelben aufzuſuchen. Die Freunde, die ihm treu geblieben, wohnten in Böhmen. Von dort aus konnte er ſeinen Rachedurſt befriedigen, dort konnte und ſollte ihm ein neues Glück erblühen. Frau Anna war bereits ſehr beſchäftigt, neue kühne Pläne zu ſchmieden und glänzende Luftſchlöſſer zu bauen. Die ſchlaffe Unthätigkeit war damit überwunden. Kunz rüſtete zum Aufbruch. In den erſten Tagen des April 1453 begab er ſich in das Böhmerland und kaufte das Schloß Iſenberg bei Brüx. Nach einigen Wochen holte er ſein Weib und ſeine Kinder ab.

Ohne Rührung verließen ſie das alte Vaterland, mit ſtolzem Selbſtgefühl begrüßten ſie das neue. Das Schickſal hatte ſie verbittert, aber nicht gebeſſert.

## 16.

## Zwei Feindinnen.

Bertha von Wangenheim weihete fortan ihr Leben dem Dienſte des Himmels und der Herzogin Anna. Um dem erſteren recht wohlgefällig zu ſein, beſchloß ſie, ihr Herz zu reinigen, alle Rache und unedlen Wünſche daraus zu entfernen, ihren Feinden zu verzeihen und ſtill und fromm zu leben mit der wehmüthigen Erinnerung an ihren geliebten Miltiz. Lange kämpfte ſie mit ſich, ehe ſie dieſen Standpunkt gewann, aber der Sieg gelang ihr, und nun eilte ſie nach dem Schloſſe, auf welchem Eſtrella den Winter über gefangen geſeſſen hatte. Laut ſchlug ihr Herz, als ſie die Thür der Kerkerſtube öffnete. Bleich und abgehärmt trat ihr die Unglückliche entgegen, und Bertha erſchrak über ihren Anblick, denn eine innere Stimme machte ihr den Vorwurf, daß ſie das Tatermädchen nicht ſchon lange befreit habe.

„Kommſt Du," redete Eſtrella ſie an, „mich morden zu laſſen? Stets hab' ich das erwartet, oft gewünſcht. Aber Du zogſt es vor, mich erſt größere Qualen als den Tod dulden zu laſſen."

„Du verkennſt mich!" entgegnete Bertha ſchmerzlich. „Ich komme vielmehr, Dich zu befreien."

„Befreien!" rief die Zigeunerin erſtaunt. „So haſt Du wohl Moſen ermorden laſſen, damit ich meine Freiheit und mein Leben verfluche?"

„Du denkſt nur das Schlimmſte von mir, und das thut mir wehe. Dein Ritter lebt, er iſt nach Böhmen geflohen, weil er den Geliebten meines Herzens erſchlagen hat."

„Und Du willſt mir dennoch die Freiheit geben?" fragte Eſtrella zweifelhaft. „Warum haſt Du mich in dieſen Kerker werfen laſſen?"

„Nicht ich that es, bei der heiligen Dreifaltigkeit und der Mutter Gottes! Mädchen, ſieh keine Furie in mir! Aus Liebe zu mir ließ Dich mein ſeliger Verlobter einfangen; ich wußte lange nichts davon. Die einzige Schuld, die mich trifft, will ich Dir offen bekennen: ich hätte Dir ſogleich die Freiheit erwirken ſollen; ach! aber von menſchlichen Leidenſchaften war auch mein Herz bewegt. Doch ich habe ſie daraus verbannt, und ich flehe Dich um Verzeihung an. Vergieb einer Unglücklichen, die das Schickſal ſo hart traf!" Weinend ſank ſie mit dieſen Worten zu Eſtrella's Füßen und umfaßte die Beſtürzte.

„Du biſt ein edles, ein großes Weib!“ ſagte dieſe ernſt. „O daß Du nicht meine Freundin werden konnteſt! Auch mich haſt Du verkannt, ſo wie ich Dich. Ich verzeihe Dir Alles, vergieb Du auch mir. Dein Andenken wird ewig in meiner Seele leben!“

„Geh hin nach Böhmen und ſei glücklich mit dem, den ich einſt zu heiß geliebt habe. Für mich blüht kein Glück mehr!“

„Sprich nicht alſo, Mädchen! Wahrlich, Dir wird ein höheres Glück zu Theil, als mir. Fühlſt Du nicht heute, in dieſer Stunde, wo Du mir, die Dir dem Anſchein nach den erſten Geliebten geraubt, mir, der Verlobten des Ritters, der Deinem zweiten Geliebten den Tod zu geben ſo unglücklich geweſen iſt, die Kerkerthüre öffneſt, fühlſt Du nicht eine göttliche Befriedigung in Deiner Seele, um die ich Dich beneide? Wahrlich, groß und edel ſein, iſt tauſendmal mehr werth, als alles gemeine irdiſche Glück! Was kann Dir denn die Welt bieten, was ein Gefühl in Dir hervorriefe, nur von fern ähnlich dem, welches jetzt Deinen Buſen ſchwellt? Dein Lebensſchiff iſt im Hafen des Gottesfriedens eingelaufen, indeß das meinige auf dem offenen Meere treibt, allen Stürmen preisgegeben. — Aber noch ein andres unausſprechlich hohes Glück blüht Dir, das, wär' ich nicht für das ganze Leben an Roſen gebunden, mit Dir zu theilen, mein höchſter Wunſch, mein einziges Beſtreben ſein würde. Ja, dieſes Eine zu erlangen, würde ich mit Freuden alles Andere hingeben.“

„Was meinſt Du für ein Glück?“ fragte das Fräulein verwundert.

„Iſt Dir nicht vergönnt, einer Heiligen zu dienen und Deine Kraft und Liebe zu weihen? Biſt Du nicht in Liebe, Treue, Glauben, Gottesfurcht und Herzensinnigkeit ihre Schweſter geworden? Tauſcheſt Du nicht täglich und ſtündlich Wort um Wort, Seele um Seele mit ihr aus? Es giebt kein ſchöneres, höheres und ſeelenbeglückenderes Daſein, als der wahre Freund eines edlen Unglücklichen zu ſein, ſeine Stütze, ſein Troſt zu ſein, ſeinem heißen Schmerze über erlittene Unwürdigkeit mit der Engelsſchwinge des Mitgefühls Kühlung zufächeln zu dürfen. Und die Herzogin von Thüringen iſt wahrlich mehr als eine edle Unglückliche! Nenne mir auf Erden ein Weib, das Liebe, Achtung und Verehrung mehr verdiente, und ich will der Herzogin Anna den Namen eines Engels, mit dem ich ſie ehrfurchtsvoll bezeichne, entziehen und Jener zuwenden. Kannſt Du es nicht, ſo wirſt Du mir vergönnen müſſen, Dich vor allen unſres Geſchlechts ſelig zu preiſen, die Du die Schweſter eines Engels biſt, den Du liebſt, von dem Du geliebt wirſt, und der mit Dir Hand in Hand über die arme dunkle Erde dahin ſchwebt, ſie mit der Schwinge Liebe berührend und eine ſanft leuchtende Spur des ſtillen Fluges zurücklaſſend. O ſei geſegnet, glücklichſte der Frauen!"

„Mädchen, welch' eine ſüße Seele haſt Du!" rief Bertha berauſcht. „Deine Worte ſind ſelbſt wie ein Engelsgeſang in meine Seele gezogen. Und Dich konnte ich haſſen! Aber wie ich Dich gehaßt, ſo liebe ich Dich jetzt. Auch Du mußt meine Schweſter ſein. Ich bitte Dich darum. Sieh doch, wie ſeltſam unſer Schickſal iſt! Nicht in der Liebe zu einem Manne haben wir uns gefunden, ſondern in der Liebe zu einem Weibe, ja zu einer Heiligen, wie Du die Herzogin mit Recht nennſt. Eſtrella, Du mußt mir ein Verſprechen geben!"

„Fordre! Was ich zu leiſten vermag, ich ſchwör' es Dir bei Chriſti Blut, das auch für mich gefloſſen iſt, daß ich es vollbringen werde.“

„Du darfſt nicht für das Leben von mir ſcheiden. Du mußt mir zuweilen Kunde von Dir geben. Und wenn ich Dir Botſchaft ſende und Dich bitte, ſo mußt Du kommen und Dich von mir zur Herzogin führen laſſen, der ich von Dir erzählen werde.“

„O ſie kennt mich ſchon und wird ſich gewiß meiner erinnern! Iſt ſie doch der glänzende Stern der Erinnerung meiner früheſten Kindheit. Ich habe als Kind öfter vor ihr, dem Kinde, getanzt.“

„Iſt's möglich!“ rief Bertha erſtaunt.

„Ich ſchwärmte ſtets für ſie. Und das ſchwör' ich Dir in Deine Hand: Wenn ſie meiner thätigen Liebe, meiner Hülfe bedarf, ſo rufe mich, und ich werde ihr dienen mit Leib und Leben, mit Gut und Blut.“

„Gott ſegne Dich dafür!“ —

Noch manche Stunde plauderten die neuen Freundinnen vertraulich, und Bertha ließ ſich von der Taterkönigin ihr ganzes Leben erzählen. Dann ſchieden ſie mit ſchweſterlichem Kuß und Umarmung und jede verfolgte ihren Weg auf flüchtigem Zelter.

## 17.

## Wiederſehen und neue Freundſchaft.

Eſtrella eilte nach Burg Kauffungen, aber dort waren die ihr theuren Menſchen ausgezogen; die öde Burg war nur von einem Vogt und einigen Knechten bewohnt, welche ihr die Weiſung gaben, daß Kunz mit ſeiner Familie in Böhmen wohne. Einſam und trauernd irrte ſie nun durch das Land dem Gebirge zu, mit deſſen Wegen ſie ſo vertraut war. Kein Tater kam ihr mehr entgegen; ſie waren alle zerſtreut in der weiten Welt.

In den ſchönſten Tagen des Mai's langte ſie auf der Burg Iſenberg an. Jubel erfüllte ſeit langer Zeit wieder zum erſtenmale den kauffungenſchen Familienkreis bei ihrem Erſcheinen Frau Anna umarmte ſie, die Knaben ſprangen an ihr hinauf und liebkoſten ſie. Kunz drückte ihr freundlich und gerührt die Hand. Mit Thränen im Auge ſah das gute Mädchen, wie lieb ſie Allen war. Man ſäumte nicht mit der Nachricht, die ihr doch am angenehmſten ſein mußte, daß Moſen zwar auf Iſenberg Gaſt ſei, aber ſeit einigen Tagen ſich bei dem Ritter Wilhelm von Schönfels aufhalte, der nicht weit von ihnen wohne. Schon hatten ihre Augen ihn geſucht, und nur jungfräuliche Schamhaftigkeit hatte ihr verboten, ſogleich nach ihm zu fragen. Schnell flog die Zeit unter Mittheilung der beiderſeitigen Schickſale hin, und manche Thränen der Rührung und des Mitleids floß aus Anna's und Eſtrella's Augen. Kunz gedachte ſeinen Freund angenehm zu überraſchen und beſchloß, mit Eſtrellen gegen Abend nach Schönfels Burg zu reiten. Anna wollte auch Zeuge der Freude des Wiederſehens ſein und begleitete ſie. Mit der Dunkelheit langten ſie dort an. Dicht verſchleiert wurde Eſtrella in die Halle geführt, wo mehre Ritter an einer Tafel ſaßen. Eſtrella ſah den Geliebten nicht darunter. Wie ſchlug ihr das Herz! Sie warf das Auge umher und zuckte freudig zuſammen. Dort, dort! Mit verſtörtem Antlitz lehnte er ſchweigend in der Ecke an dem ungeheuren Ofen und ſchien die Eintretenden kaum zu bemerken. Verwirrt hingen die Locken ſeines dichten Haupthaares in das Geſicht herab und die bleichen, tiefgefurchten Züge deſſelben drückten den ſchweren Kummer ſeines Herzens um die verſchwundene Geliebte mehr als zu deutlich aus. Er ſelbſt durfte es nicht wagen, nach Sachſen hinüber zu reiten, um die aufzuſuchen, an der ſein Herz mit unzerreißbaren Banden hing, deshalb hatte er mehre ſeiner Freunde dahin geſandt und erwartete mit Schmerzen und Sehnſucht ihre Zurückkunft. Die andern Ritter waren Schönfels, Bernhard und Apel Vitzthum und einige andere ihres Anhangs. Als Kunz von Kauffungen mit ſeiner Gemahlin und Eſtrellen hereintrat, waren die Ritter eben in einem lebhaften Geſpräch begriffen, an welchem Wilhelm von Moſen jedoch keinen Antheil zu nehmen ſchien. In ſeinem Kopfe lebte nur der eine Gedanke an das Mädchen, das durch ſeine Unbeſonnenheit, wie er ſich vorwarf, unglücklich geworden war. Die junge Gemahlin des Ritters Schönfels eilte den neuen Gäſten mit freundlichem Bewillkommungsgruße entgegen. Kunz führte unvermerkt durch den kaum mäßig erhellten Saal das vor Freude zitternde Mädchen hinter Moſen's Sitz; dann trat er vor und begrüßte die Ritter, während Anna ſich mit der Hausfrau unterhielt. Apel Vitzthum ſtand auf, und die Züge ſeines alten Geſichtes waren halb freundlich, halb ſpöttiſch, als er Kunzen die Hand reichte und ſagte:

„Seid in Böhmen willkommen, edler Kauffungen, nicht mehr als Gefangener, wie ich Euch voriges Jahr traf, ſondern als unſer Landsmann! So große Feinde wir auch ſonſt waren, ſo dicke Freunde, hoffe ich, ſollen wir nun werden."

„Unſere beiderſeitige Lage hat ſich freilich ſehr verändert," erwiderte Kunz durch Apel's theilnehmenden

Ton gewonnen. „Ihr ſtreitet nicht mehr für den Herzog von Thüringen und ich nicht für den Kurfürſten von Sachſen.“

„Es taugt einer ſo wenig, wie der andere,“ entgegnete Apel. „Aber um die Wahrheit zu ſagen, iſt mir der Herzog doch noch lieber, obgleich er ſich gegen mich erbärmlich und niederträchtig genug gemacht hat. Aber ich gäbe gern Alles noch einmal drum, was ich verloren habe, könnte ich dem Schleicher, dem Kurfürſten, noch einen Denkzettel anhängen.“

„Laßt uns nur gewähren!“ warf Schönfels mit einem bedeutenden Nicken ein. „Wer langſam geht, kommt auch zum Ziel. Kunz iſt mit von unſerer Partei, das weiß ich im Voraus.“

„Aber Moſen,“ rief Apel, „Ihr habt noch kein Wort zugegeben, und ich dächte, die eben abgehandelten Sachen gingen Euch ſo gut an, als unſer einen. Wir haben nämlich,“ wandte er ſich wieder zu Kunzen, „eben von den mancherlei böſen Streichen geſprochen, die uns Allen die beiden Sachſenfürſten geſpielt, und Ihr wurdet dabei nicht vergeſſen. Ich erinnerte mich dabei, wie ich Euch Euer Loos vorausgeſagt. Es wird Euch nicht entfallen ſein, daß ich auf des Herzogs Hochzeit ſogar darüber mit Euch in Streit gerieth. So leid es mir nun auch Euretwegen thut, daß meine Unglücksprophezeihung an Euch in Erfüllung gegangen iſt, ſo freut es mich von der andern Seite wieder, da wir Euch dadurch gewonnen haben. Bei dieſer Gelegenheit habe ich denn erfahren, daß der Ritter Moſen ſogar ſein Lieb am herzoglichen Hofe eingebüßt hat. Trotz dem iſt er für unſere Plane nicht empfänglich.“

„Bei Euch handelt ſich's um irdiſches Gut, und Ihr lechzt nach Rache,“ erwiderte Moſen. „Ihr habt noch genug, um gut leben zu können. Mir aber iſt mein Alles geraubt worden, und die Verzweiflung darüber hat mir ſogar die Kraft geſchwächt, mich darüber hinausſetzend an Rache zu denken."

„Ihr treibt's zu weit!" lachte Apel. „Ich laſſe mir gefallen, daß man einer ſchmucken Dirne gut iſt, und ſonſt hat mich wohl auch zuweilen ſo was angewandelt; aber ſolch ein nettes Ding darf einen nicht ſo in den Kopf hinein wachſen, daß man mit ihr auch dieſen verliert."

„Euer Alter entſchuldigt dieſe Worte," verſetzte Moſen traurig. „Auch glaube ich nicht, daß Ihr jemals recht geliebt habt, das beweiſt ſchon Euer Junggeſellenleben. Mir iſt ein andrer Drang im Herzen, den ich Euch und Niemand klar machen kann, und den ich wohl ſelbſt nie empfunden haben würde, wäre mir nicht die Holdſelige begegnet, die mir nun leider durch ein böſes Geſchick entriſſen iſt. Wird mir ihr Kuß wieder neues Leben einhauchen, woran ich aber verzweifle, ſo bin ich der Euerige und der eifrigſte Anhänger Euerer Partei. Ohne Eſtrellen aber iſt mir die Stunde Leben zur Laſt, die mir in ihrer Gegenwart zur Seligkeit würde." Und den Arm wieder auf den breiten Rand des Ofenkaſtens ſtützend, lehnte er ſein Haupt ſchwermüthig zurück. Eſtrella konnte ſich vor Entzücken nicht länger halten, ſie ſchlug den Schleier zurück, trat einen Schritt näher, bog ſich zu ihm herunter und küßte ihn auf die bleiche Stirn. In dem Augenblick, als ſie aus der Dämmerung des Winkels, in dem ſie geſtanden, hervortrat, wurden die andern Ritter ihrer anſichtig, und erhoben ſich durch die wunderbare Erſcheinung bewegt, von ihren Sitzen. Die beiden Frauen waren ebenfalls herbeigeeilt und plötzlich umſtanden Alle die beiden Liebenden.

Moſen fuhr im erſten Augenblicke heftig zuſammen, dann ſtarrte er der lächelnden Eſtrella lange in's Geſicht, als müſſe er ſich auf etwas Vergeſſenes beſinnen; und indeß ſie ſich ſo nahe zu ihm bog, daß ihr Hauch die Locken an ſeiner Stirn bewegte, wich er vor ihr wie vor einem Geſpenſte zurück.

„Eſtrella iſt bei Dir," ſagte ſie mit wonnebebender Stimme, „um Dich dem Leben wieder zü geben und Dich zu neuen Thaten zu begeiſtern."

Kaum hatte er den ſüßen Klang ihrer Stimme vernommen, ſo ſtreckte er die Arme aus. Der Uebergang aus der höchſten Traurigkeit und dem Entſetzen bis zur entzückten Verklärung ſeiner Geſichtszüge war das Werk eines Augenblicks. Ohne einen Laut weiter von ſich zu geben, als das unwillkürliche Girren, das die übervolle Bruſt als Beweis ihrer unausſprechlichen Seligkeit ausſtößt, lag er an ihrem Buſen und trank in langer Umarmung das gewünſchte neue Leben. Später fanden ſich einzelne Ausrufungen, dann Worte und endlich ganze Erzählungen. Eſtrella theilte ihrem überſeligen Ritter und der andern Geſellſchaft die erlebten trüben Schickſale der letzteren Zeit mit; und ein fröhlicher feſtlicher Abend krönte die Wonne des Wiederſehens.

---

## 18.

# Kunz und Podjebrad.

Am folgenden Morgen trennten ſich die Ritter mit dem Verſprechen, ſich gegenſeitig oft zu beſuchen und zuſammenhalten zu wollen. Kunz von Kauffungen kehrte mit dem wiedervereinten Paare und ſeinem Weibe nach Iſenberg zurück.

Wilhelm von Moſen war trotz ſeines Glücks in einer mißlichen Lage. Er dachte mit allem Ernſte daran, Eſtrellen als ſein eheliches Weib heimzuführen, aber wie viele Schwierigkeiten ſtanden ihm dabei im Wege! Eſtrella ſelbſt verweigerte ihm vor der Hand ſeine Bitte noch, ſo ſehnliches Verlangen nach einer gänzlichen Vereinigung mit dem Geliebten ſie ſelbſt bewegte. Neko hatte ihr nämlich geboten, nicht eher dem Ritter vor dem Altare ihre Hand zu reichen, bis er ihr noch einmal erſchienen oder ſchriftlich die Erlaubniß dazu übermacht habe. Eſtrella war nicht gewohnt eins von Neko's Geboten leichtſinnig zu übertreten; denn ſie hatten alle eine tiefe Bedeutung; und deshalb wäre ſie um nichts in der Welt zu bewegen geweſen, jetzt ihrem Wilhelm durch den Segen der Kirche anzugehören. Aber von Neko war in ganz Böhmen und Sachſen keine Spur aufzufinden, ſo viel auch Moſen und ſeine Geſellen die Länder durchſtreift hatten.

Ein anderes Hinderniß war die Verbannung aus ſeinem Vaterlande. Seine Güter wurden während ſeiner Abweſenheit von ſeiner Mutter verwaltet, und dieſe brachte es im Laufe des Sommers durch Geldopfer und Bitten bei dem Kurfürſten dahin, daß ihrem Sohne die Rückkehr erlaubt wurde. Durch einen Boten wurde Wilhelm dieſe Nachricht mit der dringenden Bitte überbracht, bald in das meißner Land zu kommen. Er konnte dieſe Einladung unmöglich ablehnen und trennte ſich im Herbſte abermals von ſeiner Geliebten und der ihm theuren Familie, in der Hoffnung, daß er ſich vielleicht bald einen Lichtſtrahl in ſein nachtumhülltes Geſchick erkämpfen werde.

Die Beſuche der benachbarten Ritter wiederholten ſich oft; Apel Vitzthum ſprach vorzüglich viel bei Kunzen zu, und ein gemeinſames Intereſſe machte beide, wenn auch nicht zu Freunden, doch zu Umgangsgenoſſen. Schönfels, die Vitzthume und ihr Anhang hatten es endlich kein Hehl vor Kunzen, daß ſie ſich untereinander gegen die beiden Sachſenfürſten verſchworen hätten und ihn als Bundesgenoſſen in dieſe Verſchwörung zu ziehen wünſchten. So gelegen ein ſolcher Bund auch Kunzens Rachedurſt kommen mußte, ſo war er doch mit ſeinem Beitritt keineswegs ſo ſchnell, als man wohl von ſeinem Haß gegen die beiden Fürſten hätte erwarten dürfen. Zu dieſem Zaudern beſtimmten ihn mehre Gründe. Der Hauptgrund, den er inzwiſchen nicht laut werden ließ, war ſein durch die Verſchwornen gekränkter Ehrgeiz. Hätten ſie ihn, wie er auf das Beſtimmteſte erwartete, zu ihrem Hauptmanne erwählt und ihm die Leitung und Entſcheidung der Angelegenheit übertragen, ſo würde er alle andern Bedenken fahren gelaſſen und ſich mit Eifer und Opfern der Sache hingegeben haben. Statt deſſen war Apel Vitzthum, wenn auch nicht das erwählte, aber doch das im Stillen anerkannte Haupt der Verſchwörung, und es war für Kunzen eine Unmöglichkeit, ſich dem alten Ränkeſchmied unterzuordnen. Ein zweiter Grund war, daß die Verſchwornen keineswegs über die Wahl der Mittel, ja nicht einmal über das, was zuerſt geſchehen ſollte, einig waren, und Apel z. B. zuerſt in Thüringen, Schönfels aber in Meißen verheerend einfallen wollte. Zuletzt ſchien es Kunzen doch noch keineswegs gewiß, daß ſie im Stande ſein würden, ein genügendes Heer in Böhmen zuſammen zu bringen, ohne welches doch aus der ganzen Unternehmung nichts werden konnte. Und was half der Beiſtand einzelner Kronvaſallen, wenn die Krone ſelbſt ſich nicht mit einem Hülfsheere an dem beabſichtigten Kriegsheere gegen Sachſen und Thüringen betheiligte? Das hatte aber große Schwierigkeiten, und es lagen keineswegs beſtimmte Zuſicherungen des Statthalters vor, ſo ſehr auch Apel mit der Freundſchaft deſſelben prahlte. Um ſich über dieſen Punkt Gewißheit zu verſchaffen, ritt Kunz ſelbſt nach Prag und ſuchte den Statthalter in den königlichen Gemächern des Hradſchin auf. Die kräftige und bedeutſame Geſtalt Georg Podjebrad's trat ihm mit Ernſt und Würde entgegen. Kunz fragte ohne Umſchweife:

„Seid Ihr geneigt, uns, die aus Meißen und Thüringen vertriebenen Ritter, mit einem tüchtigen Heere gegen die beiden Sachſenfürſten zu unterſtützen?“

Der ſchlaue und vorſichtige Statthalter verſetzte: „Seid Ihr das Haupt des Bundes?“

Kunz zuckte die Achſeln:

„Erſt von Euerm Beſcheid wird es abhängen, ob ich überhaupt Glied des Bundes werde. Ihr habt Euch früher mir theilnehmend und wohlwollend gezeigt. Ich werde mich nicht auf die Verbindung mit Apel Vitzthum einlaſſen, wenn ich von Euch nicht die feſte Zuſicherung habe, daß wir von der Krone Böhmen ein hinlängliches Hülfsheer erhalten.“

„Ich rath' Euch freundſchaftlich, Ritter von Kaufſungen, bleibt davon, ſo ſchweres Unrecht Euch auch vom Kürfürſten von Sachſen geſchehen ſein mag. Es iſt ein abenteuerliches Unternehmen. Ich hätte mich nur in zwei Fällen dabei betheiligen können: wenn der Herzog Sigismund mich aufgefordert hätte, ihm zur Erlangung ſeines guten Rechtes behülflich zu ſein, oder wenn die Verſchwornen die Zuſicherung ertheilt hätten, die Ausbreitung der huſſitiſchen Lehre in Sachſen und Thüringen zum Hauptzweck des Kriegszugs zu machen. Für den erſtern Fall iſt der günſtige Zeitpunkt verſäumt, es war der als der Kurfürſt und der Herzog von Thüringen im brennenden Kriege mit einander lagen, und Sigismund Hoffnung zu neuer Geiſtesthätigkeit gab. Das iſt vorbei. Die beiden Brüder ſind einig, und Sigismund iſt in ſeinen frühern Stumpfſinn zurückgefallen, aus dem ihn wahrſcheinlich nichts mehr erwecken wird. Zu einem Glaubenskriege ſind die Verſchwornen aber nicht im mindeſten geneigt. Zu einem bloßen Rachekrieg beleidigter Vaſallen gegen ihre Lehnsherren wird die böhmiſche Krone nicht einen Knecht geben.“

„So wünſch' ich mich auf andre Weiſe hier nützlich zu machen. Ich gab' Euch meine Geneigtheit, meine Kraft und Einſicht der Krone Böhmen zu widmen, ſchon früher zu erkennen, und Ihr zeigtet Euch mir nicht abgeneigt.“

„Ich bin es auch heute nicht. Der König wird Männer wie Ihr ſeid, Ritter, ſtets mit Freuden um ſich verſammeln und ihre Kräfte verwenden. Der junge Adler regt die Schwingen. Bald wird er ſeinen Königsflug beginnen. König Ladislaus' Jünglingsſeele geht mit großen Plänen ſchwanger. In wenigen Jahren dürften die Ausſichten Euern Feinden im alten Vaterlande einen Streich zu ſpielen, günſtiger ſein.“

„Mein Schwert ſteht ferner zur Verfügung des Königs von Ungarn und Böhmen.“ —

---

## 19.

## Der Kurfürſt und der Biſchof von Meißen.

Kunz von Kauffungens ſchnelles Entfernen aus dem Lande des Kurfürſten hatte inzwiſchen viel Aufſehen dort gemacht, und war dieſem höchſt unerwartet. Es regte ſich hie und da eine Stimme zu Kunzens Gunſten, und man äußerte zuletzt ziemlich laut, daß ihm Unrecht geſchehen ſei. Dem Kurfürſten, der ſo viel auf den äußeren Schein hielt, war dieſes Gerede, das endlich auch zu ſeinen Ohren drang, keineswegs gelegen. Es gab ehrenwerthe Ritter, die ſich nicht einverſtanden erklärten mit der Handlungsweiſe des Kurfürſten gegen Kunz, und des Letztern Ueberſiedlung nach Böhmen laut beklagten. Seine Verwandten murrten, und er gehörte doch den erſten Familien des Landes als Verwandter an. Der ehrliche Hildebrand von Einſiedel, auf deſſen Wort Friedrich auch etwas zu geben gewohnt war, äußerte ſeinen Unwillen unverholen, aber noch mehr als dieſer ſetzte ihn die Ankunft des Biſchofs von Meißen in Altenburg in Verlegenheit. Erſt ſchickte er dem alten Kirchenfürſten den ſchlauen Magdeburg entgegen, damit dieſer die Sache mit ihm abhandle; da Kaſper von Schönberg aber ſich mit dem Abgeſandten auf nichts einließ und den Kurfürſten in der Sache ſeines Neffen ſelbſt zu ſprechen begehrte, ſo mußte ſich Friedrich zu der ſauren Koſt entſchließen.

Es half ihm auch nichts, daß er den Biſchof mit einer faſt übertriebenen Ehrfurcht empfing, der alte Kleriker durchſchaute ihn und ließ ſich durch nichts abhalten mit kanoniſcher Strenge auf den Gegenſtand einzugehen, welcher ihn veranlaßt hatte, in ſo hohem Alter die beſchwerliche Reiſe zu unternehmen.

„Ich bin ſehr betreten darüber,“ ſagte er mit unverhülltem Tadel zu dem demüthig vor ihm ſtehenden Fürſten, „daß Ihr der Kirche in der Angelegenheit des Ritters Kunz von Kauffungen keine Stimme vergönnt, ihren Rath nicht eingeholt habt. Ich hätte erwarten dürfen, daß Ihr mich, wenn nicht als Oheim des gemißhandelten Mannes, ſo doch als Biſchof von Meißen befragt hättet, eh' Ihr die ſtrengen Schritte gegen ihn gethan, die ſich meiner Ueberzeugung nach, eben ſo wenig mit den Geſetzen der Gerechtigkeit, als mit den Geboten der chriſtlichen Liebe und den Rathſchlägen der Klugheit vereinigen laſſen.“

„Kunz von Kauffungen hat ſich trotzig und widerſpänſtig gegen mich, ſeinen Lehnsherrn, benommen,“ verſetzte der Kurfürſt unſicher. „Er hat mich gezwungen ihm zu zeigen, daß ich ſein Herr und Gebieter bin, und daß er gegen mich eingegangene Verpflichtungen zu halten hat.“

„Wie Ew. Hoheit die gegen ihm geleiſteten Verſprechungen zu erfüllen hat.“

„Sein trotziges und anſtößiges Benehmen hat mir unmöglich gemacht, mich ihm als einen gnädigen Landesvater zu erweiſen. Sein Abzug nach Böhmen hat ſelbſt jeden Verkehr mit uns abgebrochen.“

„Das hat das rückſichtsloſe Einziehen der Apel

Vitzthumſchen Güter, die doch nicht Apeln zurückgegeben ſind, gethan. Jeder billige Mann und jeder, welcher die Verhältniſſe kennt, wird den Ausſpruch thun, daß Kunzen durch Ew. Hoheit Unrecht geſchehen iſt. Ihr müßt zugeben, daß er Euch ein treuer Lehnsträger und Diener geweſen iſt, Euch viel genützt und ſich Euch zu Dank verbunden hat.“

„Und wenn ich geneigt wäre es zuzugeben, ſo kann ich nicht einſehen, wie durch dieſen mir unangenehmen Handel die Kirche irgend wie beeinträchtigt, ja nur berührt worden iſt.“

„O mein geiſtiger Sohn, wie iſt Euer Blick durch Leidenſchaft verdüſtert, daß Ihr ſogar das Nächſte und Wichtigſte nicht mehr zu erkennen vermögt! Fürwahr, wenn irgend ein trauriger Umſtand geeignet iſt, mir Schmerz und Kümmerniß zu bereiten, ſo iſt es dieſer. Ihr habt den Ritter Schönfels nach Böhmen vertrieben, und Freunde ſind ihm nachgefolgt; der Ritter Kunz von Kauffungen iſt durch den in ſeinem Vaterlande erfahrenen fürſtlichen Undank gezwungen worden, denſelben Weg zu gehen, und ſeine Brüder und Freunde werden ihm nachfolgen. In Böhmen aber führt der Huſſitenfreund Podjebrad kräftig und klug das Staatsruder. Der heißt die ſächſiſchen und thüringiſchen Ritter ſchön willkommen und weiß ſie an ſich und ſeine Sache zu feſſeln. Daraus werden in kurzer Zeit ſtarke Stützen der huſſitiſchen Ketzerei erwachſen, die bald genug größern Beifall und Anhang in ihrer Verwandtſchaft und Freundſchaft und in ihren frühern Wohnorten und Bezirken finden wird, als Ihr Euch träumen laßt; denn kein Gift frißt ſchneller um ſich als das der Ketzerei. Ich fürchte, in Kunz von Kauffungen hat die katholiſche Kirche einen ihrer treueſten Söhne verloren, und die böhmiſche Ketzerei einen ihrer eifrigſten Förderer gewonnen. Und Ihr ſeht nicht wie ſehr die Kirche bei ſeiner Vertreibung betheiligt iſt. Die Augen werden Euch mit Schrecken aufgehen.“

„Ich geſtehe, ich habe die Sache nicht von dieſer Seite geſehen,“ entgegnete der Kurfürſt außer Faſſung. „Doch ich denke, es läßt ſich Alles wieder in's rechte Geleiſe bringen, und ich habe den beſten Willen, Euch und Euerm Neffen gerecht zu werden und eine Uebereilung, die mich reut, wieder gut zu machen.“

„Das rathet Euch Gott, deſſen Segen der That folgen wird.“

„Ew. Eminenz bitte ich ſehr mir Vorſchläge zu machen, wie die Sache Euerer weiſen Einſicht nach einzuleiten ſein dürfte.“

„Ich verlange nichts von Euch als — Gerechtigkeit. Nicht um Gnade, nicht um Gunſt bitte ich für meinen Neffen. Ihr habt das gottgefällige Streben ein gerechter Regent zu ſein. Wohlan, bewährt Euch als ſolchen an Kunz von Kauffungen!“

„Bei Chriſti erlöſendem Blute, ich will's, mein Vater!“

„So beſtellt ein eignes Gericht, welches nach Recht und Billigkeit unterſuche und feſtſtelle, was Kunz von Euch zu fordern, was Ihr ihm zu leiſten habt.“

„Ein ſchwerer Verdacht ruht auf ſeinem Haupte.“

„Ein Verdacht macht noch keinen redlichen Mann ſtrafbar; jeder böſe Bube kann ihn auf ſein Haupt wälzen. Kann das Gericht ihm Beweiſe liefern, ſo laßt ihn nach der Strenge des Geſetzes richten. Gelingt dies nicht, wie ich vorher weiß, ſo verſöhnt den grollenden Ritter und gebt ihm, was ihm gebührt.“

„So ſoll es geſchehen, hochwürdiger Vater! Außerdem möge ſich der Segen, um den ich Euch brünſtig anflehe, in Fluch verwandeln!“

„Amen!“ ſagte der Biſchof feierlich und ertheilte dem das Knie vor ihm ſenkenden Kurfürſten den apoſtoliſchen Segen.

Am folgenden Morgen las der Biſchof auf des Kurfürſten Bitte die Meſſe in der Hofkirche des Schloſſes, ſpeiſte dann an der kurfürſtlichen Tafel und reiſete hochgeehrt nach Meißen zurück.

Trotz dem feierlichen Verſprechen des Kurfürſten wurde die Sache doch ſehr ſchläfrig betrieben, weil Magdeburg und Bibenberg dagegen waren, und erſt im folgenden Jahre 1454 kam es dahin, daß der Kurfürſt ein eigenes Gericht beſtellte, welches abgeſehen von dem auf Kunzen ruhenden unerwieſenen Verdachte blos entſcheiden ſollte, was man ungefähr an dem Ritter thun müſſe, um den Schein der Ungerechtigkeit von dem fürſtlichen Haupte abzuwenden; denn über nichts war Friedrich empfindlicher, als wenn man ihn nicht für das zu halten ſchien, als was er gelten wollte. Nach einer umſtändlichen Unterſuchung wurde ein Herold an Kunzen abgeſchickt, und er mit dem Verſprechen eines ſichern Geleits nach Altenburg eingeladen, damit er ſich mit ſeinem ehemaligen Landesvater vergleichen möge.

---

## 20.

## Apels Vorſchlag.

Der Bote des Kurfürſten langte eben auf Iſenberg an, als Apel Vitzthum bei Kunzen zum Beſuch war. Kunz hatte ſeinem Gaſte aus ſeiner Unterredung mit dem Statthalter ein Geheimniß gemacht; es lag nicht in ſeiner Abſicht, ſich mit den Verbündeten zu verfeinden. Doch ſetzte er Apel's Drängen ſtets die Erklärung entgegen: „Die Sache ſei noch nicht zur Reife gediehen, und vorher helfe alles Reden nichts.“

Als Apel die kurfürſtliche Botſchaft erfuhr, rief er: „Hoho! pfeifen die Vögelein ſchon wieder anders? Sie werden wohl die Netze gemerkt haben, die wir ihnen aufgeſtellt.“

„Was ſoll ich thun, Apel?“ fragte Kunz. „Hinüber reiten und mich wieder ärgern laſſen, daß mich die Galle ſchwarz färbt, oder ſoll ich die Einladung verlachen und mich in ganz Sachſen einen ſtörriſchen Streitkopf ſchelten laſſen? Wenn ich nicht hinüber reite, haben die ſchlauen Füchſe den Schein des Rechts auf ihrer Seite, und das und weiter nichts, glaub' ich, haben ſie bezweckt.“

„Nun Ihr reitet hinüber, fallt dem ſanftmüthigen Friedrich zu Füßen, erklärt Euch ſchuldig, flehet um Gnade und erhaltet ſie im reichlichen Maße mit der Weiſung Euch auf Euern Burgen ruhig zu verhalten, keinen Aufruhr anzuzetteln, Euere thüring'ſchen Güter und ein Sümmchen anzunehmen, daß Euch die Großmuth des Kurfürſten huldvoll reichen läßt, und ſeid ——“

„Macht mich nicht raſend!“ donnerte Kunz dem ſpottenden Apel zu. „Und wenn die Engel ſelber mich fleheten, ich ſolle den Schimpf vergeſſen, den er mir angethan, ich könnte mich nicht bezwingen. Nach Rache lechzt mein beleidigtes Herz und wird nicht eher wieder ruhig ſchlagen, bis ſie im vollſten Maße befriedigt iſt.“

„Kunz, ich ſeh', es iſt Euer ernſtlicher Wille, dem Kurfürſten Eins zu verſetzen, woran er lange zu klauben hat. Ihr wißt wie ich ebenſo mein Meſſer auf den Herzog wetze. Nun iſt mir etwas durch den Sinn gefahren, das wohl für Euch tauglich wäre, und indeß wir alle zuſammen die Böhmen auf die Beine zu bringen ſuchen, Euch in's beſondere Gelegenheit zur Rache auf Euere eigene Fauſt verſchaffte.“

„Was meint Ihr?“

„Dem Kurfürſten ſind ſchon drei Söhne geſtorben, und er wie die Kurfürſtin zittern für das Leben der zwei noch Uebrigen. Wenn —“

„Apel!“ rief Kunz erſchrocken. „Nur der Teufel kann Euch den Gedanken eingegeben haben, die Prinzen zu ermorden. Und wenn mir der Kurfürſt meine eigenen Knaben geſchlachtet hätte, das vermöcht' ich doch nicht. Man hört's, daß Ihr weder Gatte noch Vater ſeid.“

„Wie Ihr nun gleich tobt und mich überſchreit! Wer hat denn nur ein einziges Wörtchen von Ermorden der Prinzen geſagt?“

„Nun was wollt Ihr weiter?“

„Rauben ſollt Ihr ſie dem Kurfürſten, ſie nach Böhmen bringen und Euch ein Löſegeld für ſie zahlen laſſen, das den Werth meiner Güter, die ſie Euch wieder abgenommen, gleich kommt.“

„Das Plänchen ließe ſich hören,“ erwiderte

Kunz nachdenklich. „Ich geſtehe Euch gern die Meiſterſchaft in ſolchen Dingen zu. Aber wie ſoll ich die Prinzen bekommen? Sie dürfen nicht von der Seite ihrer Mutter weichen. Und ſie thäte mir weh; an den Knaben hängt ihr Leben.“

„Deſto beſſer für Euch, je lieber ſie die Jungen hat, um deſto mehr wird man Euch in der Eile zahlen, um ſie nur ſchnell wieder zu bekommen. Ihr könnt die Saiten hoch ſpannen.“

„Ihr habt Recht; aber wie ſoll ich's anfangen, um ihrer habhaft zu werden?“

„Da müßt Ihr freilich zuſehen; doch rath' ich Euch, nach Altenburg zu reiten. Ihr könnt immer thun, als ob Ihr Euch mit dem verſöhnlichen Kurfürſten ausgleichen wolltet, und habt daneben Gelegenheit Euere Augen umher zu werfen nach einem Haken, woran Ihr Euere Leiter hängen könnt. Wie wär's mit Euerm Schwager?“

„Da ſeid Ihr auf einem Holzwege. Ihm gilt in der Welt nichts höher als der Kurfürſt.“

„Ihr ſollt ihm auch von unſerm Plan nichts wiſſen laſſen; das wäre die größte Thorheit, die Ihr begehen könntet. Aber Hildebrand läßt ſich vielleicht auf andere Art benutzen, und es iſt ſchon gut, daß er Euch nicht abgeneigt iſt, und Ihr in jedem Falle auf ihn rechnen könnt, wenn es eine Sache gilt, die ſeiner Einſicht nach nicht gegen den Kurfürſten und ſein Haus iſt.“

„Euer Vorſchlag leuchtet mir immer mehr ein!“ rief Kunz heftig bewegt und ſeine Augen funkelten, als er Apeln dankend die Hand ſchüttelte. „Mir iſt es plötzlich licht im Kopfe und leicht im Herzen geworden, als hätt' ich das glücklich gefunden, wonach ich lange vergeblich geſucht.“

„Das Ding bleibt immer noch reiflich zu überlegen, eh' es zur Ausführung kommen kann.“

„Allerdings, aber nur überlegen will ich, wie ich es am klügſten ausführen werde.“ —

Nach ſeiner Unterredung mit dem Statthalter hatte Kunz die Theilnahme an dem beabſichtigten Kriegszug ſeiner Freunde als einer Thorheit aufgegeben und nur daran gedacht, wie er ſich auf eigne Fauſt am Kurfürſten rächen könnte. Darum erfüllte ihn Apel's Vorſchlag mit ſo großer Freude. Zwar verſchwieg er ſeinem Weibe und Eſtrellen, was ihn plötzlich ſo belebt gemacht; doch theilte ſich ſeine Heiterkeit auch ihnen mit. Die Letztere erwartete ihren Moſen. Er hatte ihr Botſchaft geſchickt, er würde bald kommen, um ſie nie wieder zu verlaſſen. Auch er hatte den Plan ſich in Böhmen anzukaufen und mit ſeinen Freunden vereint zu leben, ſobald er ſeine Angelegenheiten im Vaterland in Ordnung gebracht hätte.

## 21.

## Das Werkzeug.

Kunz ritt einige Tage nach ſeiner Unterredung mit Apel nach Schönfeld's Burg, um denſelben mitzutheilen, was ihm im Herzen arbeitete. Denn Apel hatte den Feuerbrand in den Zunder geworfen, der ſich ſeit Jahren in ihm angehäuft, und nun ſtand er in Feuer und Flammen.

In ſich gekehrt hatte er ſeinem Roſſe die Zügel überlaſſen. Plötzlich wurde er durch eine Stimme aus ſeinem Sinnen aufgeſchreckt; vor ihm ſtand ein ſchlanker Burſch, der ihn grüßend beim Namen nannte. Kaum hatte ihm Kunz in's Geſicht geſehen, als er auch den Taterjungen Schwalb erkannte, der ſtattlich emporgewachſen war.

„Wie kommſt Du hierher?“ fragte ihn der Ritter.

„Ich habe gehört, daß der Ritter Moſen den Wiland nicht mehr zum Knappen hat, und da wollt ich zu ihm, um mich anzubieten; es gefällt mir nicht in Böhmen.“

„Ich frage Dich aber, wie Du hierher kommſt?“

„Vor einem halben Jahre kam ich mit dem alten Neko von Venedig, da hat er mit Andern ſeiner Landsleute noch Geſchäfte abgemacht, ich glaube er brachte ihnen Geld. Er meinte nämlich, daß ſein Sterbeſtündlein nicht mehr fern ſei. Als wir auf dem Rückwege wieder nach Böhmen kamen, ließ er ſich eines Tages gegen mich verlauten, daß er von mir ſcheiden und mich meinem Schickſal überlaſſen müſſe. Ich ſei ohnedies kein Aegyptier, ſondern ein geborner Böhme, drum möge ich ein Unterkommen in meinem Vaterlande ſuchen. Und ſo entließ er mich mit einem Stück Geld. Wo er hingezogen iſt, weiß ich nicht, ich aber wanderte von Burg zu Burg, und ward endlich Troßbub bei einem Ritter. Hier erfuhr ich von Euch und vom Ritter Wilhelm von Moſen. Dies hat mich bewogen, nach Euerm Wohnſitz aufzubrechen.“

Schwalb's Geſicht gefiel Kunzen. Es fuhr ihm ein Gedanke durch den Kopf, der ihn bewog, den Burſchen alſo anzureden:

„Du ſcheinſt mir ein pfiffiger Geſelle und haſt mir das ſchon bewieſen, als Du mir den Brief Neko's auf das altenburger Schloß brachteſt. Du ſcheinſt dort bekannt zu ſein?“

„Ich kenne nicht nur das altenburger Schloß genau, ſondern auch viele andre Schlöſſer. Ich mußte die Gelegenheiten wohl unter den Tatern lernen, die mich auf die Schlöſſer umherſchickten auf Kundſchaft oder der Nahrung wegen; denn Neko ſtand mit vielen Rittern und großen Herren in Verbindung, hatte mit ihnen, was weiß ich, immer etwas abzumachen und gebrauchte mich zum Boten ſeiner Briefe.“

„Wenn Du in meine Dienſte treten willſt, ſo ſoll Dir's nicht ſchlecht bei mir gehen.“

„Mit Freuden!“ rief Schwalb und ſetzte ſich ſogleich in Bewegung dem Ritter zu folgen. Kunz unterhielt ſich auf dem Wege mit ihm und fand ſeine erſte Bemerkung beſtätigt, daß der Burſche viel Scharfſinn mit Gewandtheit verbinde.

Als Kunz ſeinem Freunde Schönfels den Apel's Kopf entſprungenen Plan mittheilte, dem Kurfürſten die Prinzen Ernſt und Albrecht zu rauben, und ihm dann Bedingungen vorzuſchreiben, aus denen ihnen der größte Nutzen erwachſen könnte, jubelte dieſer und verſprach ihm den thätigſten Beiſtand. Beide überlegten, wie die Sache am geſchickteſten auszuführen ſei.

„Der Zufall,“ bemerkte Kunz, „hat mir heute eben einen flinken Burſchen in den Weg geworfen, den wir wohl mit Glück bei der Ausführung unſeres Plans gebrauchen könnten.“ Und über Schwalb's Schickſale und geiſtige Gaben berichtend, fügte er hinzu: „Wir müſſen durchaus einen getreuen Spion am kurfürſtlichen Hofe haben, der uns von allem Thun und Treiben dort Nachricht giebt, ſonſt tappen wir im Dunkeln; wird ſich dieſer Schwalb dazu verſtehen, ſo haben wir ſchon gewonnenes Spiel. Ich nehme ihn jetzt mit nach Altenburg und ſuche ihn durch meinen Schwager Hildebrand, den Hofmarſchall, unterzubringen. Nebenbei beſeh' ich mir das Schloß und ſpähe, ob's vielleicht die Zeit über Veränderungen im Bau und der Einrichtung erfahren hat, und wie man am beſten hineinkommen kann, ohne gerade durch Thor und Thür zu gehen. Der Kurfürſt muß glauben, ich ſei der Ausgleichung wegen gekommen und habe den ſchmählichen Schimpf vergeſſen, den er auf mein Haupt geſchleudert."

„Das geht vortrefflich!" entgegnete Schönfels; „laßt uns doch den Burſchen gleich befragen, und wenn er Ja ſagt, ihm die Weiſung geben, was er zu verrichten hat."

Schwalb wurde herbeigerufen.

„Du biſt mir nicht zur ungelegenen Zeit in den Weg gekommen," redete ihn Kunz an. „Wenn Du in meine Dienſte trittſt, ſo iſt das Erſte und Hauptſächlichſte, was ich von Dir verlange, die unverbrüchlichſte Treue. Du mußt ſein wie ein Fels, auf den ich Häuſer bauen kann. Dagegen werde ich Dich nach Gebühr zu belohnen wiſſen, und Du ſollſt ſicherlich mit mir zufrieden ſein. Wirſt Du mir dieſe Treue halten?"

„Befragt nur den Reko über mich; Ihr werdet ihn wohl noch treffen. Der hat mir oft geheime Dinge anvertraut, auf die viel ankam. Mein Mund war wie mit neun Schlöſſern verſchloſſen, und Ihr könnt mir zehn Jahre nach ſeinem Tode noch Schätze bieten, ich werde doch kein Wort verplaudern, was er mir anbefohlen."

„Das iſt löblich. Auch ich würde Dir ein Geheimniß anvertrauen und Dich zu einer Sache gebrauchen, die mir wichtig iſt, und durch deren Verrath mir viel geſchadet würde."

„Macht mit mir erſt eine Probe!" entgegnete Schwalb. „Doch im Voraus ſchwör' ich Euch zu, daß Alles, was Ihr mir ſagt, wie in einem Grabe ruht. Doch Selbſtlob würde Verdacht bei Euch erregen, drum ſag' ich Euch nochmals, probirt's mit mir."

„Deine Sprache gefällt mir," bemerkte Schönfels, „und Dein Geſicht erregt mir Vertrauen. Da Dich nun der Ritter Kauffungen ſchon ſeit langer Zeit kennt, und nichts Schlechtes von Dir gehört hat, ſo wollen wir Dir die Probe ſchenken. Das Geſchäft, zu dem wir Dich zu brauchen gedenken, hat Eile, drum wollen wir Dir das Geheimniß eröffnen, deſſen Verſchweigung Du uns mit einem Schwure geloben mußt."

Schwalb leiſtete den Schwur, den die Ritter ihm vorſagten, ohne ſich zu bedenken, dann entdeckte ihm Kunz ſein Vorhaben.

„Ich nehme Dich mit auf das Schloß nach Altenburg und verſchaffe Dir einen Dienſt. Dann reiſ' ich nach Böhmen zurück, Du bleibſt und beobachteſt Alles genau, was vorgeht. Vorzüglich mußt Du Dein Augenmerk auf den Kurfürſten, ſeine Frau und die beiden Prinzen richten. Alle Deine Bemerkungen theilſt Du mir von Zeit zu Zeit durch einen Boten mit, den ich Dir ſchicken werde. Sobald ſich aber mir die Gelegenheit zeigt, wo ich die That auszuführen gedenke, werd' ich Dir's anzeigen."

Schwalb verſprach noch einmal feierlich, in allen Stücken gehorſam zu ſein, und Kunz nahm ihn dann mit nach Iſenberg.

## 22.

## Vergebliches Treiben und böſe Pläne.

Während Kunz mit den Vorbereitungen zu ſeiner Reiſe nach Altenburg beſchäftigt war, langten Wilhelm von Moſen und Dietrich von Kauffungen auf Iſenberg an. Der Erſtere hatte Alles ſo weit beſeitigt, daß er ſich nun in Böhmen ankaufen wollte, aber Eſtrella verweigerte ihm, ohne Neko's Erlaubniß ihre Hand vor dem Altare zu reichen. Da man von Schwalb bereits erfahren hatte, daß Neko noch lebe, ſo ſah der überall gehemmte Ritter kein anderes Mittel, als den alten Tater noch einmal aufzuſuchen, und da nach Schwalb's Ausſage zu vermuthen ſtand, daß er nach Sachſen oder Thüringen gegangen ſein müſſe, ſo gedachte ſich Moſen dorthin auf den Weg zu machen und alle Höhlen und Waldungen, in denen ſich die Tatern aufzuhalten pflegten, nach ihm zu durchforſchen. Kunz machte den Freund mit dem verſchmitzten Racheplane bekannt, und Moſen gab das Verſprechen ſeiner thätlichen Mithülfe bei Ausführung deſſelben. Aber er wünſchte erſt das Eine, was ſeinem Herzen näher lag, zu beſeitigen, und wußte deshalb Kunzen zu bewegen, daß dieſer, ſtatt gleich ſelbſt nach Altenburg zu gehen, einen Boten mit dem Geſuch hinſandte, man möchte ihm vorher klar angeben, was er dort zu erwarten habe. Wenn der Kurfürſt ihm Gerechtigkeit und Schutz vor ſeinen Feinden angelobe, ſo werde er erſcheinen.

Dietrich war es vorzüglich, der dieſe Vorſichtsmaßregel für zweckmäßig hielt, weil er der Tücke des kurfürſtlichen Hofes alles Schlechte zutraute. Er und Kunz ließen ſich von Moſen und Eſtrellen bewegen, mit auf Kundſchaft nach Neko auszureiten. Schwalb, der alle Wege und Stege, alle Höhlen, Schluchten, Hütten, Thäler und Wälder der Tatern kannte, diente ihnen als Führer: Schweinitz begleitete ſie ebenfalls. So durchſtreiften ſie nun das Land, und gleichſam, als ob er ſie zu necken ſchien, fanden ſie überall Spuren von Neko, trafen auf einzelne umherirrende Tatern, die ihn vor kurzem geſprochen, von denen er aber auf ewig Abſchied genommen und ihnen ſeinen baldigen Tod angeſagt hatte. Beim Schloſſe Stein trennten ſie ſich; Kunz ritt mit Schwalb und Schweinitz nach Thüringen; Moſen mit Dietrich nach dem grünhainer Berg, um Wiland aufzuſuchen; vielleicht war von ihm etwas über den Geſuchten zu erfahren. Aber auch dieſe Hoffnung trog. Wiland führte wieder als Köhler ein ſtilles, trübes Leben, in das ſelten eine Unterhaltung mit Magdalenen einen Sonnenblick warf. Die zärtliche junge Witwe wurde von ihrem Vater und dem Mönch Sebaſtian ſtreng bewacht und gehütet, und nur mit Gefahr glückte es ihr, mit Hülfe der Mutter, die beiden Wächter zuweilen zu hintergehen und an den Berg hinauszueilen zum Geliebten. Auch die Bergwerke hatte ihr das Kloſter abgenommen, und ſo war ihr nicht die kleinſte Gelegenheit übrig, mit Wiland öfter zuſammen zu treffen.

Wiland empfing ſeinen ſonſtigen Herrn zwar freundlich, aber die düſtre Stimmung hatte ſich ſeiner Seele zu ſehr bemächtigt, als daß die Freude als Siegerin ſich hätte behaupten können. Da Moſen ſeinem Ziele nicht näher kommen konnte, ſo verließ er die Köhler und ritt mit Dietrich an den Ufern der Mulde hinab. Aber auch hier in der Felſeneinöde, durch die der Fluß ſich Bahn gebrochen, fand er den geheimnißvollen Alten nicht, und mißvergnügt kehrte er nach Böhmen zurück. Dietrich ging auf ſein Gut nach Kahlenberg und verſprach, im künftigen Jahre wieder einen Beſuch in Böhmen zu machen.

Auch Kunz war ohne Erfolg wieder auf Iſenberg eingetroffen. So betrübt auch Eſtrella war, ſo ließ ſie den Glauben doch nicht fahren, daß ſie bald von Neko hören würden, zumal da ſie wußte, er habe ſo beſtimmt von ſeinem Tode geſprochen.

Während die drei Ritter dieſe vergebliche Reiſe gemacht hatten, war Apel Vitzthum nicht unthätig geweſen, eine ſich ihm darbietende Gelegenheit zur Rache an dem Herzog von Thüringen zu benutzen.

Der Kurfürſt von Sachſen kannte die heimliche feindſelige Geſinnung des Statthalters Podjebrad; er wußte, daß die Krone Böhmen nur auf eine Gelegenheit warte, um Sachſen abermals mit Krieg zu überziehen. Der ſchlaue Kurfürſt bot deshalb Alles auf, um eine ſolche Gelegenheit zu vermeiden und den Frieden zu erhalten. Deshalb gab er nicht nur mehre Schlöſſer, welche ehemals, wenn auch nur kurze Zeit, zu Böhmen gehört hatten und dann von den Sachſen in den Huſſitenkriegen erobert worden waren, auf Podjebrad's Begehren zurück, ſondern er wendete die deshalb gepflogenen Unterhandlungen ſo geſchickt, daß der Statthalter nicht anders konnte, als ihn zu einer mündlichen Unterredung einzuladen. Der Kurfürſt ſagte ſeinen Beſuch in Prag zu und erſchien bald darauf mit ſeinem Bruder Wilhelm am königlichen Hofe.

Der Statthalter konnte nicht umhin, die Gegenwart der beiden Fürſten durch glänzende Feierlichkeiten und Turniere zu verherrlichen. Der Herzog ging eher zurück, als ſein Bruder; denn ihn zog's nach Katharinen, die er nie auf lange Zeit verlaſſen konnte, ohne von der heftigſten Sehnſucht nach ihr heimgeſucht zu werden. Apel hatte durch ſeine Kundſchafter in Prag des Herzogs Abreiſe ſogleich erfahren und paßte ihm mit ſeinen Freunden und Anhängern im Walde auf, um ihn gefangen zu nehmen oder nieder zu werfen. Aber der Schlaue war doch nicht vorſichtig genug geweſen; ſein Anſchlag war verlautet, und der Herzog wurde verwarnt. Er vermied den Weg durch den Wald und entkam glücklich zu ſeiner Geliebten. Ueber das Fehlſchlagen dieſes Planes aufgebracht, wiegelte Apel durch Briefe und Verſprechungen den König von Polen, Caſimir IV., gegen den Herzog Wilhelm auf. Dieſer fiel auch im folgenden Jahre in Thüringen ein, aber er wurde von dem Herzoge geſchlagen und mußte ihm ſogar ſein Lager überlaſſen. Apel's Briefe an den König kamen ſpäter durch Zufall in des Herzogs Hände, und mit Entſetzen erkannte er, welchen fürchterlichen Feind er an ſeinem ehemaligen Miniſter hatte.

So ſtanden die Sachen, als Kunz und Moſen nach Böhmen zurückkamen.

Der Bote an den Kurfürſten war auch zurückgekehrt, ohne jedoch eine beſtimmte Antwort zu bringen, und dieſes beſtätigte die Ritter in ihrem Argwohn.

Der Winter bot Allen viel Veränderung in den mancherlei Feſten auf den benachbarten Burgen der befreundeten Ritter, und Kunz hätte glücklich ſein können, wenn nicht ſein Weib ihn täglich an die einſt geträumte Größe erinnert und den Stachel zur Rache friſch geſchärft hätte. Apel Vitzthum und Wilhelm von Schönfels halfen ihr. Podjebrad verherrlichte ſelbſt einige dieſer Feſte durch ſeine Gegenwart, und die gegen die Sachſenfürſten verſchworenen Ritter erhielten aus ſeinem eigenen Munde die Verſicherung des Beiſtandes im Kriege, wenn ſie im Stande wären, eine ſo bedeutende Summe, wie die Ausrüſtung verlangte, auf die Beine zu bringen. Dieſes Geld ſollte nach dem Plane der Ritter der Kurfürſt ſelbſt als Löſung für ſeine Prinzen zahlen und ſich dergeſtalt ſeine eigenen Feinde zu ſeinem Verderben rüſten.

Unter dieſer Bedingung erhielt Kunz die Zuſicherung des thätigen Beiſtandes beim beabſichtigten Prinzenraube von den andern Rittern, und er ſelbſt wurde nun ihr Bundesgenoſſe, und weitſchichtige Pläne durchkreuzten von neuem ſeinen Kopf.

## 23.

## Vorbereitungen zur That.

Das Jahr 1455 war ſchon zum vierten Theil vorüber, als abermals ein kurfürſtlicher Herold auf Iſenberg erſchien und Kunzen mit der feierlichſten Zuſage Friedrich's, daß er ſtrenge Gerechtigkeit und ſichern Schutz erfahren ſollte, nach Altenburg einlud. Der Ritter verſprach zu kommen und machte ſich mit Schwalb und Schweinitz gegen Johannistag auf den Weg. Als ſie auf dem altenburger Schloſſe angelangt waren, wollte der Kurfürſt ein großes Gericht beſtellen, wie er dem Biſchof von Meißen verſprochen hatte. Aber Kunz zeigte ſich gleichgültig, ja abgeneigt gegen ſolch ein rechtliches Verfahren und machte allerlei unerwartete Ausflüchte. Er ging vielmehr im Schloſſe herum, beſah es ſich von innen und von außen, ſtellte ſich fröhlich und verſöhnt, machte ſogar der Kurfürſtin ſeine Aufwartung und verzechte die Zeit mit ſeinem Schwager. Als er dieſen treuherzig gemacht hatte, that er ihm den Vorſchlag, den armen Jungen, den er auf dem Wege gefunden, ein Stückchen Brot auf dem Schloſſe zu verſchaffen, und Hildebrand's mitleidiges Herz wieß Schwalben den Dienſt eines Küchenjungen an, um ſich Kunzen, den er ſich weit wilder gedacht hatte, erkenntlich und gefällig zu erzeigen. Nachdem Kunz dieſes glücklich ausgeführt hatte, ritt er eines Morgens von dannen, ohne ſich mit dem Kurfürſten verglichen, noch bei ihm verabſchiedet zu haben. Man konnte am kurfürſtlichen Hofe dieſes ſeltſame und unwürdige Benehmen durchaus nicht begreifen, und Manche meinten, der rieſige Ritter, der nie beſonders geiſtreich geweſen war, müſſe eine Abnahme des Verſtandes erfahren haben.

Als Kunz wieder in Böhmen angelangt war, entdeckte er zuerſt ſeinem Weibe, was er zu thun gedenke. Wie von düſterer Vorahnung erfaßt, erſchrak Anna über den verwegenen Plan. Alle Gefühle, welche im Mutterherzen ſchlummern, traten, ſchnell erwacht, ſtürmiſch heraus und hielten ihr geiſtig den Fall vor, daß ihre beiden Söhne geraubt würden. Plötzlich empfand ſie den ungeheuerſten Schmerz, und das dunkle Vorgefühl des unglücklichen Ausgangs dieſes tollkühnen Unternehmens, mit jenem Schmerze vermiſcht, verſetzte ſie in einen Zuſtand von Angſt und Furcht, ſo daß ſie die gefalteten Hände gegen Kunzen aufhob und flehend rief:

„O Kunz, gieb dieſen Plan auf! Er iſt mir zu grauſam, zu ſchrecklich! Der Raub der Prinzen würde die Kurfürſtin zur Verzweiflung bringen. Der wüthendſte Schmerz muß ihr das treue Mutterherz brechen. Kunz! laß ihr die Knaben!“

„Sei nicht thöricht!“ entgegnete der Ritter, von ihren Bitten ungerührt. „Das Unerhörte der That erſchreckt Dich und jagt Dir dieſe Furcht ein, zum Beweis, daß Du ein Weib biſt. Was kümmert uns die Kurfürſtin! Sie hat ſich ſtolz genug gegen uns benommen.“

„Ritter,“ ſagte Eſtrella, in Anna's Bitten einſtimmend, „hört auf die Warnung einer Ahnung! Gebt den verwegenen Prinzenraub auf. Mir bangt mehr vor Euch ſelbſt, als vor der Kurfürſtin. Es könnte unglücklich für Euch ablaufen! Mir iſt, als wären ſchon warnende Stimmen an Euch ergangen, die Euch von einer ungeheuren That abmahnten. Neko ſprach zuletzt von Euch wie von einem verlornen Manne.“

„Was krächzt Ihr wie Raben, Ihr verzagten Weiber?“ rief Apel Vitzthum dazwiſchen, der, von Kunzens Ankunft unterrichtet, hereingetreten war, um zu hören, wie die Verhandlungen mit dem Kurfürſten abgelaufen wären.

„Sie wollen mich bereden,“ entgegnete ihm Kunz mit der Bewillkommnung, „ich ſoll dem ſtolzen Weibe, der Kurfürſtin Margaretha, ihre Kinder laſſen.“

„Ihr werdet Euch nicht durch Weibergeſchwätz irre machen laſſen. Sagt lieber, wie weit iſt die Sache gediehen?“

„Der Schwalb iſt auf dem Schloſſe; es iſt Alles eingeleitet. Auch meinen Vetter, den Ritter von Meckau, hab' ich gewonnen. Auf ſeinem Schloſſe in Kohren werden wir Schwalb's Wink gewärtig ſein, wenn ſich der Kurfürſt von Altenburg entfernt.“

„So brecht auf und ſäumt nicht! Hurtig dran iſt halb gethan. Schönfels und Moſen reiten mit Euch; ſie werden gleich anlangen. Auch noch mehre von unſern Freunden ſind entſchloſſen, das Wagſtück mit Euch zu vollbringen. In einem Tage reitet Ihr mit den hochfürſtlichen Buben bis hierher, wenn Ihr ſie nur erſt auf den Pferden habt.“ —

Trotz Anna's Angſt und Eſtrella's prophetiſcher Warnung, die beide von dem harten Apel verlacht wurden, ſtimmten auch die bald in den Saal tretenden Ritter Moſen und Schönfels in die Meinung ein, man müſſe nun raſch handeln. Da Apel's Anſchlag auf den Herzog Wilhelm nicht habe ausgeführt werden können, müſſe man um ſo mehr von dieſer Seite den Streich zu führen eilen.

Von ſeinem Anhange gab Apel zwanzig Reiſige mit, er ſelbſt entſchuldigte ſich wegen ſeines Alters, den Ritt nicht mitmachen zu können; und ſo zog das Häuflein nach einigen Tagen ab. Frau Anna war untröſtlich bei Kunzens Scheidekuß. —

Durch einen Eilboten hatte Kunz ſeinen Bruder Dietrich von ihrer Ankunft unterrichten laſſen, und dieſer kam ihm entgegen. In der Nacht vertheilten ſich die reiſigen Leute heimlich, ein Theil kehrte bei Dietrich in Kahlenberg ein, ein anderer auf der Burg Kauffungen. Kunz ging nach Kohren zum Ritter von Meckau, der um den Plan wußte; Moſen und Schönfels wohnten auf der unfern von Gnandſtein am Walde gelegenen Burg, welche Kunzen gehörte. Schwalb wurde durch Schweinitz, der ſich auf das Schloß ſchlich, in Kenntniß von ihrer Ankunft geſetzt und meldete, daß der Kurfürſt erbittert auf Kunzen ſei, weil er ohne Gruß das Schloß verlaſſen. In den Nächten kamen die Ritter zuſammen und warteten auf Nachricht, daß die Gelegenheit zum Raube günſtig ſei. Schon nach einigen Tagen ſchickte Schwalb durch einen ſeiner Gehülfen in der Küche einen Brief an Kunzen auf Kohren und meldete dieſem, daß der Kurfürſt Sonntags vor Kiliani nach Leipzig reiſen und ſich eine Woche lang dort aufhalten werde. Den folgenden Abend gebe der Kanzler Magdeburg einen großen Schmaus in ſeinem Hauſe in der Stadt, wozu Alles eingeladen ſei, was zum Hofe gehöre.

Das Schloß mußte an dieſem Montag Abend faſt menſchenleer ſein; günſtigere Gelegenheit zur Ausführung des Raubes konnte nicht kommen, und einmüthig beſchloſſen Alle bei der nächſten nächtlichen Zuſammenkunft die Mitternacht dieſes Tags zur Ausführung zu wählen. Dieſer Beſchluß wurde in der Nacht vom Freitag zum Sonnabend gefaßt. Tags darauf ritt Kunz in einer unkenntlichen Rüſtung nach Kahlenberg und ließ von den Knappen in einer Scheuer, die ſeinem Bruder Dietrich gehörte, von Hanf und Baſt Strickleitern verfertigen, mit denen Schweinitz Sonntag's früh, ſobald der Kurfürſt abgereiſt ſei, ſich auf das Schloß ſchleichen ſollte.

Auf dieſe Weiſe war die dunkle That wohl vorbereitet.

## 24.

# Der Prinzenraub.

Regierungsgeſchäfte riefen den Kurfürſten nach Leipzig. Er wollte Sonntags früh abreiſen und ging zu ſeiner Gemahlin, um ſich von ihr zu beurlauben. Schwermüthig empfing ihn Frau Margaretha; ſie hatte das Lager noch nicht lange verlaſſen, auf dem ſie eine unruhige Nacht zugebracht zu haben ſchien.

„Ihr ſeht angegriffen aus, Liebſte, ſagte er beſorgt. „Seid Ihr nicht wohl?"

„Ein böſer Traum hat mich gequält und macht mich noch ängſtlich. Liebſter, wenn Ihr Euere Reiſe verſchieben könnt, ſo bleibt hier. Mir bangt, daß ich mit den Kindern allein ſein ſoll."

„Beſchwichtigt Euere Unruhe; ſie iſt weiter nichts als Folge der Ruhloſigkeit der Nacht. Ihr ſeid ſo oft allein mit Euern Kindern geweſen, und es iſt Euch nichts aufgeſtoßen, auch iſt der ganze Hof um Euch, und mich rufen dringende Angelegenheiten nach Leipzig. Thut Euch des Bangens ab und reicht mir den Abſchiedskuß!"

„O könnt' ich doch!" ſeufzte die Fürſtin. „Der Traum hat mich erſchüttert. Ihr wißt, wie mein Leben nur an dem meiner Prinzen hängt, und — der Traum ſcheint mir eine böſe Vorbedeutung."

„Theilt mir mit, was Ihr geträumt habt."

„Mir war's, als ſei ich im Schloßgarten und gewahrte auf ſeinem höchſten Hügel ein paar ſchlanke Rüſtern. Plötzlich brach ein Eber durch den Zaun und ſtürzte wüthend auf die Bäume los, ohne daß ich es zu verhindern im Stande war. Mit ſeinen Hauern wühlte das grimmige Thier an den Wurzeln, und jeder Stoß machte mir Schmerz. Es dauerte nicht lange, ſo hatte er beide Bäume unterwühlt; während ſie im Fallen begriffen waren, erwachte ich mit einem Schrei."

„So merkwürdig auch dieſer Traum iſt, ſo ſehe ich doch nicht ein, welche Beziehung er auf unſre Prinzen haben ſoll. Laßt den Trübſinn, Liebſte, und ſchließt mich in Euer Gebet, wie ich Euch und unſre Kinder Gott und den Heiligen anbefehle. Laßt Euer trübes Sinnen! Der Himmel wird uns und unſre Kinder vor allem Unheil bewahren.“

Noch waren dieſe Worte nicht verhallt, als die beiden dem Jünglingsalter ſich nahenden Prinzen herein traten, ihrer Frau Mutter den Morgengruß zu bieten. Margaretha umfaßte den zu ihr getretenen Albrecht mit Zärtlichkeit und gab ſich ſeinen kindlichen Liebkoſungen hin, die ſie mit Heftigkeit erwiderte.

„Gott beſchütze Euch, Ihr Theuren!“ rief der Kurfürſt gerührt, küßte die ihn Umarmenden und eilte, von den Segenswünſchen der zagenden Margaretha begleitet, von dannen. Albrecht war ihm nachgeeilt und jauchzte auf, als er die Pferde im flüchtigen Trabe durch den Schloßhof eilen ſah. Die Mutter rief ihn zurück, und den ganzen Tag über ließ ſie keines ihrer Kinder von der Seite; denn auch die Töchter hatte ſie zu ſich beſcheiden laſſen.

Kaum war der Kurfürſt aus dem Schloſſe, ſo ſchlüpfte Schleinitz mit den Strickleitern in einem mit Heu ausgeſtopften Sacke zum Thore hinein und in einen Stall, wo er ſeine Bürde verſteckte. Dann ſuchte er Schwalben auf. Beide brachten den Tag bei der Weinflaſche zu. Am Abend holten ſie die Leitern herbei; der Knappe hielt ſich den ganzen Montag in Schwalb's Kammer verſteckt. Es war ein regneriger trüber Tag, und die Sonne kam nicht hervor. Schon am Spätnachmittag entfernten ſich alle Hofleute vom Schloſſe und verfügten ſich zum Kanzler Magdeburg, der ſein Wiegenfeſt ſolenn feierte. Die Diener und Knappen wanderten, des Dienſtes ledig, ebenfalls aus; die Kurfürſtin hatte ſich mit den Hof- und Kammerfrauen in ihre Zimmer zurückgezogen, und ſo wurde es mit dem einbrechenden Abend ganz ruhig und ſtill im Schloſſe und auf dem weiten Hofraum. Schweinitz und Schwalb krochen aus ihrem Verſteck hervor und beſahen ſich die Stelle, wo ſie nach der Vorſchrift Kunzens die Strickleiter befeſtigen ſollten; es war ein Fenſter im Hauptgebäude auf einer Nebentreppe, die vom unteren Stockwerke in das zweite führte. Das Fenſter gewährte die Ausſicht auf den nordöſtlichen Theil der Stadt und befand ſich an der Hauptfronte des Schloſſes, da, wo ſich unter ſeinem Baue noch die mächtigen Felſen, auf die es gegründet iſt, herausſtrecken. Einige Fuß tief unter dem Fenſter, wo das Gemäuer ſeinen Anfang nahm, ſchoß der felſige Berg jählings ab ohngefähr zwanzig Schritt bis in den Weg, der unten am Waſſergraben vorüber führte.

Die Nacht kam in ſchwarzer Hülle; dichte Schleier waren vor ihr Angeſicht gezogen, ſo daß kein einziges ihrer Augen hervorblicken konnte. Einzelner dünner Regen fiel und machte die Finſterniß noch mürriſcher. Wie todt war Alles im Schloſſe, und aus der Stadt vernahm man keinen Laut weiter, als einzelne Freudentöne aus dem ohnfern gelegenen hellerleuchteten Hauſe des Kanzlers.

Schwalb und Schweinitz ſtanden auf der Lauer. Als die Glocke der Schloßuhr zehne ſchlug, ſchlichen ſie an das Fenſter, hoben die Flügel deſſelben aus, banden die Strickleitern feſt und warfen ſie hinaus. Nun durchſpähte Schwalb noch einmal auf den Zehen ſchleichend alle Gänge des Schloſſes und horchte vor jedem Zimmer Nur in dem der Kurfürſtin war noch Licht; ſie ſprach laut ein Gebet, um die Angſt, die ihren Buſen drückte, zu erleichtern. Im Nebenzimmer lagen die beiden Prinzen mit dem jungen Barby und einer alten Kammerfrau ſchon zu Bette. Im Herzen hohnlachend über das Gebet der Kurfürſtin, kroch Schwalb wieder die Trppe hinab zu Schweinitz, der

BIBL. UNIVERS. LIPS.

ſich in einen Winkel am Fenſter gedrückt hatte. Schweigend ſahen ſie hinaus. Dem Knappen klopfte das Herz; ruhig, ja ſogar mit einer innerlichen Freude blickte Schwalb in die Nacht, ob er nicht ein Zeichen der Ankunft der Ritter entdeckte. Da ſchlug die Glocke elf; Schweinitz fuhr von ihrem Ton erſchreckt zuſammen und zitterte; Schwalb lachte ſeiner Schwäche. Nicht lange darauf hörten ſie Pferdegetrab.

„Nun paß auf, Haſenfuß, daß Du nichts dumm machſt!“ ſagte Schwalb und legte ſich aus dem Fenſter. Da fühlte er, wie an der Strickleiter gezogen wurde, um zu prüfen, ob ſie feſt ſei, und er flüſterte hinab: „'s iſt Alles ruhig und ſicher. Nur herauf!“ Im Nu war Kunz am Fenſter und kletterte herein. Dicht hinter ihm folgten Moſen und Schönfels. Der letztere trug eine kleine Diebslaterne, deren Licht verſchloſſen war; Kunz langte Anwürfe und Klammern mit Schrauben aus der Taſche.

„Iſt Alles zu Bett?“ fragte er.

„Das Schloß iſt faſt leer,“ erwiderte Schwalb; „ſie ſind meiſt beim Kanzler. Vor einer Stunde war die Kurfürſtin noch munter; jetzt wird ſie auch ſchlafen. . Sonſt iſt's überall todtruhig.“

„Nun raſch!“ wandte ſich Kunz zu ſeinen Begleitern. „Ihr, Moſen, nehmt den Albrecht, ich den Ernſt.“

Hurtig eilten ſie die Treppe hinan. An die äußere Thür des Zimmers der Kurfürſtin ſchraubte Kunz erſt einen Anwurf, dann öffnete er das unverſchloſſene Schlafzimmer der Prinzen. Ruhig lagen ſie im Arm des Schlummers. In einem Augenblick war auch die in daſſelbe führende Thür aus dem Gemach der Mutter verſperrt. Kunz griff nach Ernſt und weckte ihn. Erſchreckt fuhr der Knabe aus dem Schlafe und ſtarrte den Ritter an, deſſen Geſicht von einem Strahl der Laterne erhellt wurde.

„Was wollt Ihr von mir, guter Ritter Kunz?“ ſagte der Prinz zutraulich. „Laßt mich doch ſchlafen!“

„Nein, zieht Euch an, Prinz! Sogleich! ſchnell! Wir haben Eile!“

„Um Gotteswillen!“ ſchrie Ernſt; „was habt Ihr mit mir vor?“

„Nun was wird's, Knabe? Wirf Deinen Rock über, oder ich ſteche Dich im Bette todt.“

Entſetzt von dieſer fürchterlichen Drohung, fuhr der Prinz jammernd in die Kleider. Moſen hatte unterdeß den Schlafgeſellen, den er für den jüngeren Prinzen hielt, angekleidet. Durch den Lärm war die Kammerfrau erwacht und ſchrie entſetzt auf, als ſie die drei bewaffneten Männer im Zimmer ſah. Mit ſtrenger Stimme gebot ihr Kunz Ruhe. Sie erkannte ihn und ſchwieg, für ihr eigenes Leben zitternd. In dieſem Augenblicke raſſelte es an der Nebenthüre, und als ſie nicht aufging, hörte man die angſtvoll ſchreiende Stimme der Kurfürſtin. Durch das Getöſe und Rufen aus dem unruhigen Schlafe aufgeſchreckt, ſtürzte ſie nach der Thüre, um zu ſehen, welch Unglück ihren Kindern drohe. Sie war verſchloſſen. Verzweifelt eilte ſie zu der andern; auch dieſe vermochte ſie nicht zu öffnen. Verzweiflung lieh ihr Kräfte vergebens; ſie vermochte die eiſernen Haken nicht zu ſprengen. Aufſchreiend rief ſie die Kammerfrau und die Prinzen beim Namen. Nur mit Weinen konnten ihr dieſe antworten.

„Jeſus! Maria! welch entſetzliches Unglück ſtürzt über mein Haus herein? Meine Kinder, was geſchieht mit Euch?“

„Seid ruhig, gnädige Frau,“ erwiderte Kunz ſpöttiſch. „Kunz von Kauffungen holt ſich in Euern beiden Prinzen die Schlöſſer Kriebſtein und Schweickertshain.“

„O, Ritter, ich beſchwöre Euch bei den Leiden der Gottesmutter und beim Blute ihres Sohnes, laßt mir die Prinzen! Nehmt mir Alles, nur laßt mir die Söhne! Ihr nehmt mir das Leben mit ihnen.“

„Es kommt auf Euern Gemahl an, wie lang ich ſie behalten ſoll,“ entgegnete der wimmernden Frau der Hartherzige, faßte Ernſt, trug ihn die Treppe hinab und ſtieg mit ihm auf der Strickleiter hinaus. Moſen folgte mit dem Andern; Schönfels leuchtete. Als ſie unten auf den Felſenſtücken ſtanden, beſah ſich Kunz die beiden Geraubten, aber kaum fiel das Licht in das Geſicht deſſen, den Moſen gebracht hatte, als er ausrief: „Verflucht, Moſen! habt Ihr geträumt? Das iſt ja der Graf Heinrich Barby und nicht Prinz Albrecht. Wo iſt Euer Bruder?“ fragte er Ernſt barſch.

„Er ſchläft in einem andern Bette, Heinrich lag bei mir,“ entgegnete der Prinz weinend.

Ohne ſich zu beſinnen, kletterte der tollkühne Kunz noch einmal die Leiter hinauf, ſtürzte in das vom Jammer der Kurfürſtin und ihrer Frauen widerhallende Zimmer und zog den furchtſamen Albrecht unter ſeinem Bette hervor, wohin er ſich verkrochen hatte. Alles Bitten und Jammern half ihm nichts; ihm die Kleider überwerfend, erfaßte ihn der Räuber und trug auch ihn auf der Leiter hinab. Die verzweifelte Kurfürſtin war ohnmächtig niedergefallen, aber der Eindruck, den ſie von der ungeheuern That empfangen, weckte ihre Lebensgeiſter ſchnell wieder, und die Hände ſich wund ringend und Ströme von Thränen vergießend, eilte ſie von ihren jammernden Frauen geleitet, an das Fenſter.

„Ritter Kunz!“ rief ſie außer ſich in die Nacht hinab, daß es weithin tönte, „Ihr entführt mir grauſam das Theuerſte, was ich beſitze. Ich will Euch keine Vorwürfe machen; ich will Euch vielmehr beſchwören, thut meinen Kindern kein Leids. Alle Euere Wünſche ſollen erfüllt, alle Anſprüche Euch gewährt werden; ich ſelbſt will für Euch und Euere Sache ſprechen, ich werde das Herz meines Gemahls erweichen. Nur wahrt mir die Knaben! Ritter Kauffungen, wenn Ihr einſt Gnade von Gott hofft, ſo ſchützt meine Kinder!“

„Es ſoll ihnen kein Haar gekrümmt werden, edle Frau!“ entgegnete Kunz ruhig. Hätt' ich auf anderem Wege zu meinem Rechte gelangen können, es wäre dahin nicht gekommen.“ Und nun wandte er ſich zu Moſen und Schönfels, die den Prinzen Ernſt ſchon auf ein Pferd geſetzt hatten und in ihrer Mitte hielten, und flüſterte ihnen zu: „Grüßt meinen Bruder und berichtet ihm, daß es gut abgelaufen. Dieſen Nachmittag treffen wir uns auf böhmiſchem Boden.“ Und mit kurzem Gruß ritten ſie ſcharf davon. Im Freien wandte ſich Kunz mit dem Prinzen Albrecht, Schweinitz noch einigen Rittern und Knechten links hinüber nach den Waldungen der Leine. Moſen und Schönfels ritten mit Ernſt rechts die Straße. Eben ſchlug in der Stadt die Stunde der Mitternacht, als ſie ſich trennten. Seinen Begleitern, worunter auch Schwalb war, befahl Kunz, daß ſie ſo ſchnell als möglich den nächſten Weg nach Böhmen einſchlügen und Jeder zuſehe, wie er ſich am beſten rette. Er ſelbſt nahm zu ſeiner und des Prinzen Begleitung nur Schweinitz und noch zwei Knechte. Ueber Stock und Stein ging nun der raſche Ritt durch die Nacht, in der man kaum die Bäume, geſchweige einen Weg ſehen konnte. Kunz voran, denn er war des Weges kundig, Schweinitz und ein anderer Knecht hatten des Prinzen Pferd in der Mitte, jeder einen Zügel an der Hand, und hinterdrein ritt noch ein Knappe. Aber in dem unwegſamen Walde war für die Pferde ein ſchlechtes Fortkommen. Bäume und Geſträuch nöthigte ſie, ſich zu trennen. Der Prinz wehklagte, er war nur mit einem leichten rothleinenen Sommerrocke bekleidet und empfand die Einwirkung der Näſſe und des Schreckens; das ungewohnte heftige Reiten und der Gedanke an ſeine troſtloſe Mutter brachten ihn zu Thränen. Aber nichts konnte den ungeſtümen Lauf der Pferde hemmen, jemehr die Dunkelheit wich, deſto raſcher jagten ſie nach Süden zu, die ungeheuren Waldungen entlang. Schweinitz warf dem Prinzen ſeinen Mantel über, damit der Morgennebel ihn nicht ganz durchnäſſen möge. Die Thränen des Knaben verſiechten mit dem anbrechenden Tage, und gefaßt ſein Schickſal ertragend, fand er allmählig an dem wilden Ritt Geſchmack. Dämmerung umhüllte noch lange die raſtlos Flüchtigen, als auf dem freien Felde ſchon der helle Tag ſtrahlte; denn düſter und ſchattig ragten weithin die rieſigen Bäume mit ihren dichtlaubigen Wipfeln und Kronen und verwehrten dem Strahl des jungen Tages den Zugang. Aus der Leine gelangten die Reiſigen in die rabenſteiner Wälder, nachdem ſie vorher bei der Burg Kauffungen durch die Mulde geſetzt waren. Nur dann und wann thaten ſich jetzt ſchöne Landpartien auf und zeigten einzelne Dörfer und Städte in mäßiger oder weiter Entfernung. Die Sonne erhob ſich aus ihrem Purpurbette und verkündete einen ſchönen warmen Sommertag, die Wolken und Nebel des geſtrigen Abends waren zerſtreut, und ein heiteres Blau lachte durch das grüne Laubdach des Waldes auf die ſchnellen Reiter herab. Unermüdet hatte Kunz die Reiſe fortgeſetzt, immer die Dörfer vermeidend. Erſt gegen Mittag, als ſie dem hohen Gebirge näher kamen und bald die böhmiſchen großen Waldungen zu erreichen hofften, ließ der Ritter den erſchöpften Pferden etwas Ruhe. Er glaubte ſich nun in Sicherheit.

„Lieber Ritter Kauffungen,“ begann Prinz Albrecht mit bittender Stimme, „was hab' ich Euch gethan, daß Ihr mich von meiner Frau Mutter fortſchleppt?“

„Ihr werdet doch ein paar Wochen bei meinen Knaben zubringen können,“ erwiderte Kunz ihn beruhigend; „ſie haben ſich lange nach Euch geſehnt, weil Ihr ein guter Geſpiele ſeid. Sie ſind auch groß geworden, wie Ihr, und Ihr könnt zuſammen manch ritterlich Kurzweil treiben.“

„Aber, lieber Ritter Kunz, fügt mir kein Leid zu! Ich fürcht' mich ſeit dieſer Nacht vor Euch, wo Ihr meinen Bruder zu erſtechen drohtet. Führt mich wieder zu lieb Mütterchen.“

„Sie werden Euch ſchon ſelber holen, und das wird gar nicht lange dauern.“

„Aber wo habt Ihr denn meinen Bruder Ernſt hinführen laſſen?“

„Noch ehe es Nacht wird, ſollt Ihr in Böhmen bei ihm ſein.“

„Aber Du haſt mich allein auf's Pferd geſetzt,“ wandte ſich Albrecht zu Schweinitz. „Warum haſt Du den Heinrich nicht mitgenommen? der reitet doch ſonſt immer mit mir; wir turniren, fechten, ſpringen und ſchlafen zuſammen, und den armen Jungen habt Ihr in der Nacht ſo allein und im Hemde ſtehen gelaſſen.“

„Für den hätt' uns kein Menſch eine Burg gegeben, jung Herrlein," erwiderte Schweinitz kurz. „Für Euch aber gedenken wir ſoviel zu kriegen, daß wir eine ordentliche Fehde führen können."

„Schweig!" herrſchte ihm Kunz zu. „Nicht Zeit iſt zum Plaudern. Wir haben noch faſt drei Stunden bis an die böhmiſche Grenze bei Schwarzenberg. Eher dürfen wir uns keine Raſt gönnen."

„Aber Ritter!" klagte Albrecht, „ich habe Hunger. Gebt mir zu eſſen!"

„Kann nicht dienen! Hier iſt kein Wirthshaus," entgegnete Schweinitz. „In unſern Säcken iſt auch nichts zu beißen und zu brechen. Ich ſpeiſte gern ſelbſt mit."

„Geduldet Euch nur noch kurze Friſt; in Schwarzenberg ſollt Ihr böhmiſch Brot koſten!" tröſtete Kunz den Knaben.

Als ſie zwiſchen Zwönitz und Geier über die Höhen, die einen Blick rückwärts in das Sachſenland gewährten, nach dem Schatzenſtein hinritten, hörten ſie plötzlich aus den Thälern weit unten herauf und vom flachen Lande herüber, das Sturmläuten der Glocken. Furchtbar klangen dieſe Töne in die Ohren der Räuber. Mit hundert Zungen des ſeiner Herrſcherſöhne beraubten Landes wehklagten die Metallſtimmen durch die reine Luft. Und immer lauter und immer heftiger rechts und links hinter ihnen, endlich gar zu ihren Seiten erſchallte in jeder Stadt, in jedem Dorfe der Nothruf und Klageklang, um die Bewohner des Landes aus ihren Beſchäftigungen aufzuſchrecken mit der Nachricht von der ungeheuren That und ſie anzurufen zur Verfolgung der Räuber. Das ganze Land ſchien zuletzt aufgeſtanden zu ſein, ſo drängte ſich Ton auf Ton hinauf zu den Höhen und ſchallte durch die Thäler hin, wohin Kunz ſeine unwegſame Bahn nahm.

„Nun iſt's Zeit, daß wir Böhmen begrüßen,“ rief er hinter ſich. „Sputet Euch, daß ſie uns nicht am Ende noch auf's Leder kommen!“

„O Ritter! ich verſchmachte vor Hunger und Durſt!“ jammerte der Prinz.

„So jagt drauf los! Je ſchneller Ihr reitet, um deſto eher könnt Ihr den Magen füllen. Links liegt uns jetzt Elterlein, in einer guten Stunde, wenn wir eilen, ſind wir an der Grenze. Dann haben wir gewonnenes Spiel.“ Und fröhlich ſich bald am Ziele zu ſehen, ſetzte er ſeinem flüchtigen Gaule die Sporen in die Weichen, und dahin flog er wieder, als wollt' er heute noch das ganze Böhmerland durchſtreichen, und ihm nach ſprengten die Knappen mit dem hungrigen Prinzen. Die Sonne warf glühende Strahlen auf ihre Scheitel herab und ihr Brand entlockte dem leidenden Knaben immer ſtärkere Klagetöne; er konnte kaum mehr auf dem Pferde ſitzen. Dem Stand der Sonne nach mußte die Mittagsſtunde bereits vorüber ſein. Durch die felſigen Thalwände wandte ſich Kunz nun rechts hinab nach dem Grund am grünhainer Berg. Hatten ſie dieſen durcheilt und waren auf der entgegengelegenen Höhe angelangt, ſo lag Schwarzenberg, damals die erſte böhmiſche Grenzſtadt, vor ihnen. Links ließen ſie in einem Thale das Dörfchen Schwarzbach, rechts in einem andern die wenigen Häuſer von Waſchleite liegen. Nun ſetzten ſie über den Bach, der jetzt der St. Oswaldsbach heißt, und ritten rechts am Rande des Waldes hin. Auf der andern Seite des Thales erblickten ſie ſchon das neue Bergwerk. Der Prinz konnte nicht mehr weiter.

„Ritter Kunz," flehte er mit dringender Stimme; „erbarmt Euch meiner! Seht hier im Walde ſtehen Erd- und Heidelbeeren. Laßt mich nur einige pflücken, um den ärgſten Hunger und den brennendſten Durſt damit zu ſtillen."

„Laßt das Herrlein gewähren!" bat Schweinitz. „Wir bringen es ſonſt nicht nach Schwarzenberg."

„So eßt!" ſagte Kunz ärgerlich. „Dort vor uns über dem Hügel wären wir auf der Grenze geweſen. Doch hier iſt auch nichts zu fürchten!" brummte er vor ſich hin.

## 25.

## Der Retter.

Die ermatteten Reiter ſtiegen von den Pferden und ließen ſie graſen; Prinz Albrecht fiel über die Beeren her. Kunz warf ſich in den Schatten eines Baumes; Schweinitz ſchlich hinab nach dem Bache um Waſſer für ſich und den Prinzen zu ſchöpfen; die beiden andern Knechte folgten Kunzens Beiſpiel, doch behielten ſie immer den Prinzen im Auge. Plötzlich ſchlug ein Hund im Walde an, die Knappen reckten die Köpfe empor. Gleich darauf trat ein rußiger Mann hervor und auf den Prinzen zu. Es war der Köhler Georg Schmidt, Wiland's Ohm und Pflegevater. Entſchloſſen ſprang Albrecht ſogleich auf ihn los und flüſterte ihm zu: „Lieber Mann, ich bin ein Prinz von Sachſen; mein Vater iſt der Kurfürſt. Dieſe Männer haben mich vom Schloſſe zu Altenburg geraubt, befrei' mich von ihnen und bring' mich zurück; mein Vater wird's Dir vergelten."

Schweinitz war eben mit dem Waſſer in der Blechhaube angelangt; als er den Prinzen bei dem Köhler ſtehen ſah, erſchrak er ſo, daß er ſie fallen ließ. Den Köhler erkennend, ſagte er halb freundlich, halb ängſtlich: „Gott grüß' Euch, Schmidt! Wo iſt der Wiland? Was macht er?"

„Ganz wohl!" antwortete der Köhler kurz. „Was habt Ihr mit dieſem Knaben vor?"

„Es iſt ein aus Böhmen ſeinen Aeltern entlaufener Bub, den wir zurückbringen wollen."

„Glaub's nicht!" fiel ihm Albrecht zu Schmidt gewandt raſch in's Wort; „ich bin ein ſächſiſcher Prinz, wie ich Dir geſagt."

Grimmig zog Schweinitz das Schwert und führte einen Hieb auf Albrecht. Aber der Köhler fing ihn mit dem Schürbaum auf, den er in den Händen hielt, und ſchlug mit einem kräftigen Schlage den Knappen auf den Kopf, daß er beſinnungslos niederſtürzte. Dies Alles war raſch aufeinander gefolgt, ehe die Anderen herzu kamen. Kunz hatte ſich ſchnell erhoben und eilte mit dem gezogenen Schwerte auf den Köhler zu, aber indem er durch das Beergeſtrüppe und das dürre Holz, das in demſelben lag, ſprang, verwickelte er ſich mit den Sporen darin, und ſtürzte der Längelang in die Sträuche. Die beiden Knappen ergriffen bei des Köhlers heftigem Geſchrei die Flucht. Schmidt eilte nach dem am Boden liegenden Kunz und ſchlug mit dem Schürbaum auf ihn los. Prinz Albrecht lief waldeinwärts den Berg hinauf.

Frau Margaretha hatte vor ihrer Hütte ſitzend kaum den Lärm vernommen,. als auch ſie herzu kam, und da ſie ihren Mann im Kampfe mit Räubern ſah, gab ſie mit dem Zſchörper, dem langen Kohlenmeſſer, auf der Holzaxt den andern Köhlern das weitkreiſchende Nothzeichen, und aus den Hütten und dem Holze, von ihren Meilern ſtrömte plötzlich eine Anzahl kräftiger ſchwarzer Burſche hervor, fielen über Kunzen her und banden ihn.

Den Ritter hatten die Schläge des Schürbaums betäubt. Kaum war er wieder zu ſich gekommen, als er in dem vor ſich ſtehenden Schmidt das Bild erkannte, welches ihm Chisko einſt in der Markbergshöhle gezeigt. Ein unheimlicher Schrecken ergriff ihn; denn auch den Prinzen Albrecht hatte er damals in derſelben Größe und Kleidung vor ſich ſtehen geſehen. Auch die Mahnung des alten Bettelweibes kam dem beſtürzten Manne in's Gedächtniß, das unfern von dieſer Stelle, auf dem Hügel, der vor ihm lag, hierher gedeutet hatte. Ebenſo erinnerte er ſich aller Prophezeihungen Neko's, und wie Schuppen fiel es ihm von den Augen. Zu ſpät ſah er ein, daß er beſſer gethan haben würde, den Rathſchlägen des alten Taters zu folgen. Schmerz und Trotz bewegten ihn gleich ſtark; ohne ein Wort zu reden, folgte er den Köhlern in die Hütten. Wiland war unter ihnen, aber er hielt ſich ſcheu und fern von Kunzen. Durch ihn erfuhren die Andern den Namen des gefangenen Ritters.

Georg Schmidt hatte mit Ehrerbietung den jungen Prinzen in ſeine Hütte geführt; Margaretha konnte vor Freude und emſiger Geſchäftigkeit nicht recht zu ſich ſelbſt kommen, wollte ihm dienen, trippelte umher, wußte einen Augenblick darauf nicht mehr, was ſie gewollt, und ihre Augen hafteten immer wieder an der ſchönen Geſtalt und dem klugen Geſicht des gnädigen Herrleins, das mit freudeleuchtenden Blicken in die ihn umſtehende und anſtaunende Menge der gutmüthigen Köhlersleute hineinſah.

„Womit kann ich Euch dienen, edler junger Herr? Leider iſt meine Hütte zu arm für ſolch hohen Gaſt," ſagte Schmidt und näherte ſich dem geretteten Prinzen.

„Gebt mir nur einen Trunk friſches Waſſer und einige Biſſen Brot," erwiderte Albrecht. „Dann bringt mich ſchnell wieder nach Altenburg zu meiner Mutter, die große Angſt um mich ausſtehen wird."

Margaretha hatte ſchon ein friſches Brot herbeigeholt, ſich ſchämend, daß ſie dem fürſtlichen jungen Herrn nichts Beſſeres bieten konnte. Wiland und Schmidt führten ihn hinaus zur Quelle, und in einem Becher aus Birkenſchale ſchöpfte der Erſtere das ſilberklare kühle Waſſer und reichte es Albrecht. Mit Wolluſt trank der Durſtige und verzehrte das kräftige Brot, das ihm beſſer mundete, als die köſtlichſten Speiſen an der Hoftafel. Wiland genoß vor allen andern Köhlern das Vorrecht, dem Prinzen auf ſeine vielen lebhaften Fragen zu antworten und ihn zu bedienen; denn als ein weitgewanderter Kriegsheld, der ſchon mit manchen großen Herrn zu thun gehabt hatte, war er angeſehen und geehrt und deshalb Aller Meinung nach der geſchickteſte Wortführer. Schweinitz war unterdeſſen von den andern Köhlern auch herbeigeſchleppt und in die Hütte gebracht worden, wo ſich Kunz befand. In ſich gekehrt ſaß dieſer vor dem Tiſche, ſeine großen dunkeln Augen ſtarrten auf einen Punkt, und er hörte ſeines Knappen Klagelieder nicht. Schweinitz fiel in der Angſt nicht einmal bei, daß er ſich unter den Köhlern befinde, zu denen Wiland gehörte, noch viel weniger dachte er an dieſen ſelbſt. Wiland dagegen, der mit dem Prinzen an der Quelle und in der ihr zunächſt liegenden Hütte beſchäftigt war, wußte eben ſo wenig etwas von Schweinitz' Gegenwart.

Auf des Prinzen dringendes Verlangen, zu ſeiner Mutter zurückgebracht zu werden, entſchloſſen ſich Wiland und ſein Vetter, ihn zum Abt nach Grünhain zu führen und demſelben die Sorge der weiteren Reiſe zu überlaſſen. Albrecht beſtieg daher ſein Pferd, nahm von der vor Freude weinenden Margaretha Abſchied und ritt von Schmidt und Wiland geleitet über den Berg nach dem Kloſter. Im Städtchen hatte ſich unterdeſſen ſchon die Nachricht von der Befreiung des Prinzen Albrecht verbreitet.

Eben war ein Trupp kurfürſtlicher Reiter angelangt, welche zur Verfolgung der Räuber ausgeritten waren. Dieſe kamen den Berg herauf, begrüßten den Prinzen und ſeinen Erretter mit Freudengeſchrei, nahmen die drei in ihre Mitte und zogen jubelnd nach dem Kloſter hinab. Alle Einwohner des Städtchens hatten ſich vor dem Thore verſammelt; wer nur laufen konnte, war herbeigeeilt; und als nun die Reiſigen mit dem ſtattlichen Prinzen herankamen, da brach die ganze Volksmaſſe in einen lauten Jubelgruß aus. Aber wie erſtaunten Alle, als ſie die Köhler Schmidt und Wiland, jeder einen Zügel des Roſſes in der Hand, das den ſchönen Prinzen trug, zu beiden Seiten deſſelben durch ſich durchſchreiten ſahen! Der blaſſe Wiland hatte ein munteres ſtolzes Anſehen, das Haupt trug er erhoben und warf die freudetrunkenen Blicke im weiten Kreiſe umher, einen geliebten Gegenſtand ſuchend. Und ſie fanden ihn; denn aus dem Gewühle heraus begrüßten ſie Lenchens Augen mit frommer Rührung und mit Thränen gefüllt. Zitternd hielt ſie ſich am Arme ihrer vor Entzücken laut aufſchluchzenden Mutter. Sie ſah den

Prinzen nicht, auf den. Aller Augen gerichtet waren, ſie ſah die Ritter nicht, welche das Volk freundlich grüßten; ſie hatte nur Augen für den geliebten Jüngling, dem jetzt das Glück ſo hold ſich zuwandte, und eine ſüße warme Hoffnung legte ſich wie eine ſchmeichelnde Frühlingsluft um ihr wundes Herz. Der alte Klinger ſtand auch nicht fern und ſchüttelte den Kopf ſchweigend, als er den verhaßten Köhler ſo einherſtolziren ſah. Unter frohem Lärmen ging der Zug bis zum Kloſter; Alles ſchloß ſich an. Am Thore deſſelben ſtand der Abt Liborius mit allen Mönchen. Der Prinz ſprang vom Pferde und verneigte ſich ehrerbietig vor dem Abt, und dieſer ſprach den Segen über ihn. Dann ſtimmten die Mönche ein Kyrie an, und alles Volk fiel Gott lobend und preiſend ein: Unter dem Geſange zogen die Ritter mit dem Prinzen und den beiden Köhlern in das Kloſter. Die Aufmerkſamkeit der verſammelten Menge aber wurde auf einen andern Gegenſtand gelenkt; denn über den Berg her kam ein neuer noch größerer Zug, und plötzlich erſcholl es: „da bringen ſie den gefangenen Prinzenräuber!" und das Volk rannte nun dem Haufen aller am grünhainer Berg wohnenden Köhler, zu denen ſich auch Bergleute und Holzhacker geſellt hatten, entgegen. In der Mitte derſelben ſaß Kunz von Kauffungen auf dem Pferde, die Hände auf den Rücken gebunden. Die Zügel des Pferdes hatten die Köhler Fiſcher und Lehmann in den Händen. Hinterdrein führten Andere den verzweifelten Schweinitz und zuletzt brachten Holzhacker die von ihnen eingefangenen beiden übrigen Knechte Kunzens. Schimpfreden und Verwünſchungen ſtrömten aus des Volkes Mund auf den trotzig vor ſich hinſtarrenden Ritter.

„O Gott!" ſagte Frau Chriſtine, zu ihrer Tochter als der Zug an ihnen vorüberging; „das iſt ja der Ritter, der vor vielen Jahren Waffen für den Kurfürſten bei Deinem Vater beſtellte.“

Lenchen konnte nur mit Thränen des innigſten Mitleids antworten.

„O Jeſus und alle Heiligen!“ fuhr die Mutter erſchreckt fort. „Da bringen ſie auch den Knappen, der uns damals die Nachricht gab, Wiland ſei todt. Der arme Menſch! den hätte Wiland frei laſſen ſollen; er iſt ja ſein beſter Freund.“

Kaum hatte Lenchen dies Wort vernommen und den ihr wohlbekannten Schweinitz erblickt, als ſie ſich haſtig von der Mutter losriß und ohne auf die Frage derſelben, wohin ſie wolle? zu antworten, raſchen Schritts nach dem Kloſter eilte. So dem Zuge noch den Vorſprung abgewinnend, drängte ſie ſich durch die am Thore dicht zuſammenſtehenden Leute und lief durch die Kreuzgänge nach der Kirche, wo der Abt ein Tedeum zur Errettung des Prinzen ſang.

Hier wurden ihre Schritte durch die Blicke der erſtaunten Mönche gehemmt, als Wiland durch die Bewegung aufmerkſam gemacht, ſie erblickte und ſchnell bei ihr war. Eben war der Abt fertig, und draußen erhob ſich ein großer Lärm; denn die übrigen Köhler langten mit dem Räuber und ſeinen Knechten an, und die Mönche eilten hinaus, ſie zu ſehen. Nur Sebaſtian, Wiland und Lenchen blieben ſtehen. Die beiden Erſteren maßen ſich mit giftigen Blicken; aber Magdalena zog Wiland bei Seite und ſagte ihm ängſtlich in's Ohr: „Rette Deinen Freund Schweinitz! Warum haſt Du ihn gefangen genommen?“

„Schweinitz iſt auch dabei!“ rief Wiland erſchrecken. „O weh! das habe ich nicht gewußt. Doch vielleicht iſt noch zu helfen.“ Und hinauseilend zog er Magdalenen nach, und begrüßte im Kloſterhofe den alten Waffenbruder mit ſchmerzlichen Blicken.

„Wo biſt Du vorhin geweſen, als der Ritter gefangen genommen wurde?“ fragte der treuherzige Burſche faſt zu Thränen bewegt.

„Ich lag halb todt in den Sträuchen,“ erwiderte jener. „Mit dem Baum, den er in der Hand führt, hatte Schmidt meinem Hirnkaſten ein Solches verſetzt, daß ich mich bis jetzt kaum beſinnen kann, ob das Alles hier Traum iſt oder Wirklichkeit.“

„Wenn ich Dich nur aus der ſchlechten Geſchichte ziehen könnte!“ flüſterte Wiland.

„Laß es gut ſein,“ erwiderte der Knappe; „ich hab' die Suppe mit eingebrockt, will ſie auch mit auslöffeln. Auch mag ich meinen Ritter nicht verlaſſen und will ſein Schickſal mit ihm tragen. Es wird ſo ſchlimm nicht werden; wir haben die Böhmen auf unſerer Seite.“

Aber Wiland ging desohngeachtet bei den Köhlern umher und ziſchelte ihnen in's Ohr, ſie möchten dem Knappen forthelfen. Alle nickten ihm Beifall zu, und einer ging ſchon, um das Hinterpförtchen in der Kloſtermauer zu öffnen; da meldete Bruder Sebaſtian, der vorhin Wiland's Aeußerung mit angehört hatte, dem Abt, daß die Köhler den Räuber, welcher nach dem Prinzen gehauen, freigeben wollten, weil er ein Waffengenoſſe des Wiland ſei. Der Abt gab Befehl, die Räuber in's Gefängniß zu werfen. So hatte ſich Sebaſtian wenigſtens theilweiſe für die Schläge bei Naumburg gerächt. Die Knechte des Kloſters führten die Gefangenen ab; der Abt geleitete den Prinzen die Treppe hinauf in ſeine Gemächer und bat die Ritter ihm zu folgen. Das Volk verlief ſich. Georg Schmidt war von den Mönchen in den Speiſeſaal gebracht worden, und Lenchen ſtand mit Wiland noch allein im Kreuzgang. Ein herzliches Wort der jungen Witwe beſeligte den Köhler; dann gingen ſie wieder in die Kirche, ſanken am Hochaltare auf die Knie und flehten zu Gott und den Heiligen, dieſes ſonderbare Ereigniß zu einem Mittel zur Erreichung ihrer beſcheidnen Wünſche zu machen.

Unterdeß der Prinz an der reichbeſetzten Tafel des Abts ſich vom Schrecken erholte, gab der Letztere Befehl, die Gefangenen unter ſtarker Bedeckung zu dem Amtshauptmann Veit von Schönburg nach Zwickau zu bringen. Alle Kloſterknechte und die im Refektorium unter den Mönchen ſich mit Speiſe und Wein pflegenden Köhler, Bergleute, Holzhacker wurden befehligt, die kleine Reiſe als Bedeckung mitzumachen. Auch Schmidt und Wiland ſollten den Zug begleiten. Kunz wurde mit ſeinen drei Knappen in Ketten und Banden vorgeführt. Sebaſtian begleitete ihn als Bevollmächtigter des Abts mit einem Briefe deſſelben an den Amtshauptmann. So ging der Zug fort, von einer Menge Volks gefolgt.

Triumphirend blickte der liſtige Abt dem gefeſſelten Kunz nach, aber dieſer ſchien ſeine Blicke voll Hohn gar nicht bemerkt zu haben. Ohne ein Wort zu reden, machte er den Weg auf ſeinem Roſſe, denn die Ahnung durchbebte ihn, daß der Mund der Propheten nicht gelogen, und ſein Schickſal ſich düſter geſtalten werde.

Liborius aber wandte ſich übermüthig zu ſeinen Mönchen und ſprach: „Gott ſelbſt hat mir die Waffe gegen meinen Feind in die Hand gegeben. Wie wird es den alten Biſchof ſchmerzen, daß ſein Neffe Kunz gerade in meine Hände kam!“

In Zwickau erwartete Kunzen ein neuer Volksauflauf. Im ganzen Pleißnerlande von Leipzig bis in's Gebirge hinauf war durch ſchnelle Boten die Frevelthat der vergangenen Nacht bekannt geworden, und die getreuen Unterthanen ſtrömten überall, wohin der Zug kam, zuſammen, um den geretteten Prinzen, ſeinen Räuber und ſeinen Befreier zu ſehen und Gott und den Heiligen zu danken für die wunderbare Rettung.

Veit von Schönburg empfing den gefangenen Ritter ohne Vorwürfe; er ehrte in ihm den Adel und die Tapferkeit und bedauerte ſeine unglückliche Verirrung. Deshalb ließ er ihm auch die Feſſeln abnehmen und in ein anſtändiges Gefängniß bringen, ſo ſehr auch der Mönch Sebaſtian dagegen eiferte. Noch in der Nacht ſchickte Schönburg einen Eilboten ab, mit der Kunde, daß Prinz Albrecht ſich im Kloſter zu Grünhain, Kunz von Kauffungen aber in ſeinem Gewahrſam zu Zwickau befinde.

Am folgenden Morgen ließ der Abt den Prinzen Albrecht mit großer Ehrenbegleitung ebenfalls nach Zwickau führen. Von da begleiteten ihn Schmidt und Wiland. Schmidt ging dem Zuge voran, den Schürbaum auf der Schulter, mit dem er ſo wacker gekämpft; neben ihm ſein treuer Hund, der durch ſein Bellen ihn zuerſt auf die Räuber aufmerkſam gemacht hatte. Von allen Dörfern waren Scharen von Menſchen hergezogen und hatten ſich auf die Landſtraße gelagert. Mit lautem Gruß der allgemeinen Freude wurde der Prinz, mit Segenswünſchen der alte Köhler empfangen. Und ſo ging ihr Triumphzug von den Höhen herab in die Ebene der Fürſtenſtadt zu.

## 26.

# Prinz Ernſt.

Moſen und Schönfels ritten mit dem Prinzen Ernſt und ihren Reiſigen ſo raſch, als ſie vermochten, nach Waldenburg. Eben ging die Sonne auf, als ſie bei der Stadt die Muldebrücke paſſirten; von da wandten ſie ſich nach dem nahegelegenen Kahlenberg, Dietrich von Kauffungens Wohnort. Mit triumphirendem Siegsgeſchrei empfing er ſie und war thöricht genug die Ritter zu einem Imbiß zu nöthigen. So ſehr auch Moſen dagegen war, ſo ließen ſich doch die Andern bereden, zumal da der Prinz auch zu eſſen begehrte. Dieſer gedachte ſeine Räuber damit hinzuhalten. Eine Stunde und wohl noch drüber war mit Zechen und Schmauſen hingegangen, da erſchallte von der Stadt und den Dörfern jenſeits der Mulde das Sturmläuten. Nun ſtürzten Alle Hals über Kopf auf die Pferde. Moſen und Schönfels, die Beſonnenſten, nahmen den ſich ſträubenden Prinzen in die Mitte und jagten, was ſie vermochten. Kaum waren ſie den Andern, die ſich etwas mehr Zeit nehmen zu dürfen glaubten, aus den Augen, ſo erblickten dieſe hinter ſich auch ſchon eine Staubwolke, und blieben über deren Inhalt nicht lange in Ungewißheit. Ein Haufen bewaffneter Reiter warf ſich auf ſie. Man hatte in Waldenburg den flüchtigen Trupp bemerkt, und da kurze Zeit darauf die Eilboten von Altenburg mit der Nachricht des Prinzenraubes eintrafen, ſo war man im Klaren, wer die Vorübergerittenen geweſen waren. Alsbald brach männiglich auf, und verfolgte die Straſie, welche jene eingeſchlagen hatten. Wer von den böhmiſchen Reitern ein ſchnelles Pferd hatte, der konnte allenfals auf Rettung denken, aber die Meiſten betrogen ſich doch; denn ſie fielen faſt Alle in die Hände ihrer Verfolger. Nur Einige kamen davon. Durch dieſen Aufenthalt hatten die beiden Ritter einen Vorſprung gewonnen. Mit der höchſten Anſtrengung ihrer Pferde holten die Entkommenen ſie ein und berichteten den Verluſt. Aber rechts und links auf ihrem Wege ertönten die Sturmglocken, die Landleute liefen zuſammen, und jeden Augenblick war ein neuer Angriff zu befürchten. Der Prinz jammerte laut und wollte, von dem raſenden Ritte entkräftet, nicht mehr fort. Moſen kam in Verzweiflung und drohte ihn augenblicklich zu erſchießen, wenn er nicht willig folge. Dies half. Der Prinz ſchwieg furchtſam, und ſie ritten ungehindert auf Nebenwegen durch das Wieſenthal bei Lichtenſtein und dann in die Berge hinein. Aber als ihnen auch hier das Läuten nachſchallte, als ſie hinter ſich ſchon berittene Haufen ſahen, da verging ihnen der Muth.

„Hier kann uns nur Eins Rettung verſchaffen," ſagte Moſen. „Und das iſt, daß wir uns ſo ſchnell als möglich verbergen."

„Aber wohin?" fragte Schönfels.

„Wenn wir nur erſt das Thal, in welchem Hartenſtein liegt, erreicht haben, dann will ich Euch verſtecken, daß uns keine Seele finden ſoll."

„Nun ſo laßt uns die letzten Kräfte der Pferde dran ſetzen!" erwiderte Schönfels; „denn lange halten ſie's ſo nicht mehr aus, und dann ſind wir verloren. Drum verſuchen wir noch das Mögliche." Und Sporn und Peitſche ſetzten die müden Gäule noch einmal in Galopp. Im hohen Nachmittage waren ſie nicht weit von Hartenſtein; da ſtürzte Moſens Pferd. Entſchloſſen ließ er es liegen, nöthigte auch die Andern, die ihrigen zu verlaſſen, und friſch erkletterten ſie, den Prinzen an der Hand, die vor ihnen liegende ſteile Höhe, gingen raſch durch Buſchwerk und Geſtein quer über die mäßigen Berge und langten nach einer Stunde auf dem Rücken des Mehltheuer an. Bald hatten ſie die Teufelskluft erreicht. Moſen zeigte den Andern die Stüfchen im Felſen und ermunterte ſie hinaufzuklimmen. Der über dieſen ſchauerlichen Aufenthalt erſchreckte Prinz wurde hinauf gehoben. Aber nun ergab ſich eine neue Schwierigkeit, an die Keiner gedacht hatte. Ernſt klagte über ſtarken Hunger, und in den Taſchen der außer ihm aus fünf Perſonen beſtehenden Geſellſchaft fand ſich nur etwa ſoviel, daß er auf einen Tag elend leben konnte. An die Andern, welche die Anforderungen des Magens auch empfanden, war gar nicht zu denken. Moſen erinnerte ſich, wo die Tatern ihre Vorrathskammern gehabt hatten, aber es war Alles wüſte, leer, verödet und zerſtört. Die freundlichen Erinnerungen, die ſich ihm an jede Stelle knüpften, wurden durch das düſtere verlaſſene Ausſehen derſelben und die verzweifelte Gegenwart verdrängt. Faſt ſchienen ihm dieſe Felſenmaſſen ſchwärzer und grauſiger entgegen zu ſtarren, als ſonſt, die ſteile Höhe wilder und mehr mit Steinblöcken überſät zu ſein, die Mulde aus ihrem tiefen Keſſel dumpfer heraufzubrauſen. Die Natur verlangte mit ſolchem Nachdruck ihr Recht, daß Moſen ſich genöthigt ſah, in den nahen verfallenen Hütten der Tatern zu ſuchen, und wenn er auch darin nichts zu leben finde, ſeine Zuflucht zu Kräutern, Wurzeln und Beeren zu nehmen, von denen, wie er wußte, die Tatern ſonſt viel hier geſammelt hatten. Als er in einer Hütte, die noch meiſt erhalten, und nur oben theilweiſe von Raſen entblößt war, umhertappte, ob er nicht irgend einen Vorrath von Erdfrüchten oder Getraide fände, fiel das Tageslicht durch die vom Wetter entſtandenen Löcher in die Hütte und erhellte in der Ecke am Tiſche einen Gegenſtand, den der Ritter für einen Menſchen erkannte. Beherzt ging er darauf los und ſchaute ihm in's Geſicht. Erſchrocken fuhr er zurück; es war Reko's Leichnam. In einen Mantel gehüllt, lehnte er mit dem Haupte in der Ecke, in der Hand hielt er eine Pergamentrolle, vor ihm auf dem Tiſche lag ein Laib Bret. Ahnungsvoll und von Schauern durchrieſelt, griff der Ritter erſt nach der Rolle und eilte damit in's Freie. Er ſchlug ſie auf und las des alten Taters letzten Willen an Eſtrellen gerichtet. Sobald ſie dieſes Blatt in den Händen halte, was ihr Geliebter ihr ſelbſt überbringen werde, ſolle ſie die Erlaubniß haben, ſein Eheweib zu werden. In Venedig erwarteten ſie Schiffe, mit denen ſollten ſie nach Spanien gehen. Dies war der Hauptinhalt des Schreibens. An Moſen war noch die Erinnerung angefügt, daß unter dem Stuhle, auf dem er ſitze, ein Käſtchen mit Pretioſen vergraben ſei; dies ſolle er Eſtrellen als letztes Andenken überbringen, ihn aber, ehe er von hier gehe, zur Erde beſtatten. Moſen fand die Ausſage beſtätigt und eilte mit dem Brete zu den Gefährten, um es unter ſie zu theilen. Er ſelbſt ging wieder in die Hütte zurück, ohne den Andern etwas von dem, was er erfahren, zu entdecken. Mit ſeinem Schwerte grub er in der Hütte ſelbſt ein Grab, legte die Leiche hinein, ſprach ein Gebet darüber und warf es mit Erde zu. Dann nahm er das Käſtchen, ging heraus, hieb die Balken um, welche die Hütte ſtützten, ſo daß ſie über Neko's Grab zuſammenſtürzte und ihm gleichſam den Grabhügel bildete.

„Alſo Du haſt es gewußt, wunderbarer Mann, daß ich bald nach Deinem Tode noch einmal hierher kommen müßte? Ja, Dir lag die Zukunft offen, und wäre Kunz Deinem Rathe gefolgt, wie ich immer gewillt war, wir würden jetzt nicht dieſe unbillige That begangen haben, die uns am Ende mit dem Verderben droht.“

Die Bemerkung, daß Eſtrella mit ihm nach Venedig fliehen ſollte, erfüllte ihn mit neuem Muth; er ſah daraus doch mit Gewißheit, deren Stempel jede Ausſage Neko's trug, daß er glücklich durchkommen würde. Aber dabei begriff er den Prinzen mit. In der Berathſchlagung mit Schönfels und den übrigen drei Rittern wurde beſchloſſen noch zwei Tage zu warten; in dieſer Zeit, meinten ſie, würde ſich das ihnen nachſetzende Landvolk verlaufen und ſie bis an die nicht weit entfernte böhmiſche Grenze freien Weg haben. In der Nacht des dritten Tages wollten ſie zu Fuße aufbrechen — die Pferde hatten ſie zurück laſſen müſſen — und hofften ſo das hohe Gebirge zu erreichen. Dem weinenden und ſehr ermüdeten Prinzen machten ſie von Laub und Moos ein Lager, und er entſchlief bald im Hintergrunde der ſchauerlichen Behauſung. Auch ſie ſpürten die Folgen der ſtarken Anſtrengung und bereiteten ſich gleiche Betten. Am folgenden Tage hielten ſie ſich wohl verſteckt; denn einzelne Trupps bewaffneter Leute zogen unten im Thale über die Brücke den Bergen zu.

„Wenn ſie erſt vernehmen, daß Kunz glücklich über die Grenze iſt, woran ich nicht zweifle, da er den weniger gefährlichen Weg hat, auf dem ihm faſt bis nach Böhmen kein Menſch begegnen kann, ſo werden ſie von ſelbſt ſchon wieder nach Hauſe gehen und uns ruhigen Abzug vergönnen,“ bemerkte Schönfels. „Der ganze Lärm dauert heute und morgen noch; dann iſt's vorüber.“

„Ja, wenn nur dieſe beiden Tage auch erſt vorüber wären!“ ſeufzte Moſen. „Wir werden heute ſchon das Brot aufzehren, und dann iſt guter Rath theuer. Der Prinz iſt ein ſchwächlicher Knabe und ihn dürfen wir um unſeres eigenen Heils und der Chriſtenpflicht wegen keine Noth leiden laſſen; denn was kann der arme Junge für die Schuld ſeines Vaters?“

„Ich fürchte auch,“ ſetzte Schönfels hinzu, „daß wir unſere Noth mit ihm haben werden; er liegt wie krank und zerſchlagen, klagt bald über Hitze, bald über Froſt und regt ſich nicht weiter.“

„Die Sache macht mir bange!“ verſetzte Moſen bedenklich. „Wenn uns der Prinz hart erkranken oder gar ſterben ſollte, wir könnten's vor Gott nicht verantworten; — und dann würden wir wohl bald nach Venedig kommen,“ murmelte er noch vor ſich hin. — Ernſt hatte ſich den ganzen Tag über nicht vom Lager erhoben, hatte wenig Brot aber viel Waſſer genoſſen, das gleich neben der Höhle aus einer Quelle entſprang. Gegen Abend gingen Moſen und Schönfels aus, Wurzeln und Beeren zu ſuchen. Die Andern blieben zur Bewachung und Wartung des Prinzen zurück. Aber ohne Kenntniß der eigentlichen genießbaren und nahrhaften Wurzeln war ihre Ausbeute nur gering. Noch mißlicher wurde ihre Lage am folgenden Morgen. Denn nicht nur, daß der Prinz die Kälte der Nacht und die Feuchtigkeit des Geſteins der Höhle ſehr empfindlich erfahren hatte und dadurch in ſtärkeres Fieber verfallen war, auch einer von den Böhmen war erkrankt, und die Lebensmittel fehlten. Dazu kam, daß das Thal unten ſehr lebendig war von zurückkehrenden Landleuten, die mit Freudengeſängen über die Brücke zogen. Moſen hatte über den Grund dieſer Fröhlichkeit ſeine eigenen Gedanken, doch theilte er ſie nicht mit, um nicht den Muth ſeiner Leidensgefährten vollends niederzuſchlagen. Als der Tag ſich zu neigen begann, ging Moſen wieder allein nach Nahrung aus. Indem er um den vorderſten Felſen herum einige Heidelbeeren pflückte, hörte er plötzlich dicht neben ſich die lauten Schläge einer Holzaxt. Der Ritter bog um den Felſen, damit er den Mann um Brot anſpreche. Dieſer ſchien mit der letzten Arbeit beſchäftigt zu ſein und machte Miene, Feierabend machen zu wollen. Als Moſen eben hervorzutreten im Begriff war, erblickte er einen andern Holzhacker mit ſeiner Axt in der Scheide wohlgemuth den Berg herabſteigen.

„Mach' Feierabend, Hans!“ rief der Letztere dem noch Arbeitenden zu. „Laß' uns nach Hauſe eilen; denn es iſt Freude im Land; Alles jubelt und ſchreit, weil der jüngſte Sachſenfürſt aus des Räubers Händen befreit worden iſt.“

„Haben ſie ihn?“ rief der Andere erſtaunt.

„Drüben bei Grünhain hat ein Köhler den Erzſchelm eingefangen, und der Abt hat ihn in Ketten nach Zwickau ſchleppen laſſen zu unſeres gnädigen Herrn Bruder. Dem wird der Appetit nach Prinzenfleiſch ſchlecht bekommen.“

„Nun vom andern weiß man wohl noch nichts?“

„Sie werden ihn ſchon noch beim Leibe packen. Der Schurke wird ſo gut auch ſeinen Lohn erhalten, wie ſein Geſelle.“ — Und ihre Beile zuſammen nehmend gingen ſie bergab. Jeder ihrer Töne ſchnitt Moſen durch die Seele, und die Nachricht von Kunzens Gefangennehmung hatte ihm vollends allen Muth benommen. Wie ein betäubender Donnerſchlag wirkte ſie auch auf die Uebrigen. Als man ſich vom erſten Schrecken erholt hatte, nahmen die ſchwierigen Berathungen ihren Anfang. Der Prinz war wenn auch nicht bedenklich krank, aber doch zu ſchwach, um ihn zu Fuße über die großen Berge zu bringen. Der eine Böhme konnte eben ſo wenig fort, und Pferde konnten doch unmöglich herbeigeſchafft werden. Gegen den Prinzen mußten ſie auch gewiſſe ſchonende Rückſicht nehmen, theils aus Mitleid mit dem ſanften Knaben, der ſo unſchuldig litt, theils ihrer eigenen Lage wegen; denn es fing doch allmählig an, ihnen einzuleuchten, daß die Sachen anders kommen würden, als ſie ſich gedacht hatten. Kunzens Unglück hatte ſie aller Hoffnungen beraubt, auf dieſen Wege etwas auszurichten. Der immer mehr überhand nehmende Hunger demüthigte ihren ſtolzen Sinn dermaßen, daß ſie nur wünſchten, den Prinzen los zu ſein, um allein forteilen zu können. Wenn Moſen an die Tage der Wonne und des Ueberfluſſes gedachte, die er an derſelben Stelle erlebt, ſo beſchlich eine bittere Wehmuth über ſeine jetzige kummervolle Lage ſein Herz, in die ihn Kunzens Tollkühnheit und Rachſucht und Apels Vitzthum Liſt geſtürzt hatten. Gegen Abend nahm er Schönfels bei Seite und ſagte: „Morgen können wir uns ganz unmöglich noch halten. Die Nothwendigkeit zwingt uns, den Prinzen auszuliefern und auf unſer eigenes Heil bedacht zu ſein. Es iſt daher nur zu überlegen, wie wir ihn am beſten los werden, ohne ſelbſt Haare zu laſſen. Nun iſt der Ritter Friedrich von Schönburg auf

Hartenſtein ein alter Bekannter von mir, und ich war einmal ſein Gaſt auf dem Schloſſe Stein. Hartenſtein liegt nicht viel weiter als eine halbe Stunde von hier; wenn unſer Leben geſichert wäre, könnten wir wohl den Prinzen bald dorthin bringen.“

„Wir ſchreiben dem Ritter einen Brief,“ erwiderte Schönfels; „ich habe einen Griffel bei mir, nur an einem Stückchen Pergament fehlt's.“ Da beſann ſich Moſen, daß an Neko's letztem Willen unten noch ein großer leerer Raum ſei; er holte die Rolle her und ſchnitt das Stück ab.

„Wer ſoll den Brief hintragen?“ fragte Moſen. „Schreiben will ich ihn wohl.“ Unter den drei Böhmen war ein junger flinker Mann, den Schönfels zum Boten beſtimmte, und er verſtand ſich dazu, nachdem ihm die Ritter deutlich gemacht hatten, wie nothwendig dieſer Schritt ſei. Es wurde ausgemacht, er ſolle mit geladener Büchſe bis vor das Thor der Burg gehen, dem Thorwart den Brief geben und ſo lange außerhalb der Burg ſtehen bleiben, bis man ihm die Antwort darauf zuſtellte. Jeden aber, der ſich ihm feindlich nahte, ſolle er niederſchießen und ſich dann auf die Schnelligkeit ſeiner Füße verlaſſen. Dann wollten ſie ebenfalls die Flucht ergreifen, nachdem ſie den Prinzen und den Ermatteten in's Thal gebracht und da niedergeſetzt hätten. Moſen ſchrieb den Brief. Er erinnerte den Ritter an ſeine ihm ſonſt geſchenkte Gewogenheit, und verſprach ihm den Prinzen Ernſt auszuliefern, wenn er ihm und ſeinen übrigen vier Gefährten freien Abzug nach Böhmen zugeſtehen würde. Widrigen Falls drohte er den Prinzen um's Leben zu bringen. Am andern Morgen machte ſich der Böhme mit dem Schreiben auf den Weg und kehrte noch vor der Mittagsſtunde mit der Antwort zurück. Schönburg hatte ihm dieſelbe ſelbſt übergeben und ihn mündlich ermahnt, des Kurfürſten Sohn ja ſobald als möglich auf Schloß Hartenſtein zu bringen. In dem Antwortſchreiben Schönburg's war ihnen bei Ritterwort und Ehre freier Abzug angelobt, wenn ſie den Prinzen unverſehrt an ihn abgeben würden. Nun ging Moſen zu Ernſt ſelbſt.

„Prinz,“ ſagte er, „wir wollen Euch wohlbehalten wieder an Euern Herrn Vater ausliefern, ſobald Ihr uns verſprecht, daß uns ſo wenig Leids an Leib und Leben geſchieht, wie wir Euch zugefügt haben. Ich will hoffen, daß Ihr mit unſerer Behandlung zufrieden ſeid; wir haben's ſo gut mit Euch gemacht, als wir vermochten.“

„Ach, lieber Ritter Moſen,“ entgegnete der ſanfte Ernſt; „gebt mich frei, Ihr ſollt nicht die geringſte Unbill erfahren. Glaubt mir, mein Wort gilt ſchon etwas bei dem Vater und wenn ich ihm ſage, daß ich mein fürſtliches Verſprechen gegeben, Euch zu ſchonen, ſo fühlt er ſich verpflichtet, es zu halten.“ Damit reichte er dem Ritter die Hand zum Pfande ſeines Worts.

„Nun wohlan!“ ſagte Moſen; „ſo laßt uns aufbrechen! Folgt uns nach dem Schloſſe Hartenſtein, dort wird Euch Friedrich von Schönburg in Empfang nehmen und zu Euern Aeltern zurückführen.“

Froh über dieſe Nachricht ſprang der Prinz auf die Füße, und ging mit ſeinen Räubern nach dem Schloſſe. Der Ritter Schönburg empfing Ernſt am Thore mit Freude, ſeine Gemahlin hatte ſchon für Speiſe und Trank geſorgt, um ihn zu laben.

„Nicht für mich allein, edler Ritter,“ ſagte der Prinz zu ihm, „nehm' ich Euere gütige Mühe in Anſpruch; auch für dieſe meine Leidensgefährten.“

„Ihr habt zu befehlen, gnädiger Herr!" war Schönburg's Antwort.

„So gebt mir das Verſprechen, ehe ich unter Euer gaſtliches Dach trete, daß Ihr die Ritter ebenfalls mit Speiſe und Trank erquicken, und dann jedem von ihnen ein Pferd geben wollt, damit ſie ſo ſchnell als möglich über die Grenze fliehen können Mein Vater wird Euch Alles wieder erſetzen." Dankend ruhten die Blicke der Ritter auf dem edlen Fürſtenſohne.

„Euer Verlangen ſoll erfüllt werden," erwiderte Schönburg. Dann wandte er ſich zu Moſen, „Die Unbeſonnenheit Euerer That wird Euch von ſelbſt einleuchten, ohne daß ich nöthig hätte, Euch daran zu erinnern. O Ritter! hätt' ich je denken ſollen, daß ich Euch ſo wiederſehen ſollte? Mit unauslöſchlicher Schande bedeckt ſteht Ihr vor Euerem Vaterlande und ſeid aus ſeinem Adel für immer ausgeſtoßen."

„Das wird mein Glück ſein!" entgegnete Moſen. Ihm war bei Schönburg's Worten plötzlich eine helle Erinnerung an die alte Prophezeihung in den Sinn gekommen: Wann er ausgeſtoßen aus ſeinem Vaterlande ſei, ſollte er glücklich werden. Und hatte er nicht Neko's Brief und den reichen Schatz in der Taſche? Mit einer Art Seelenheiterkeit hörte er deshalb den Tadel des Ritters an.

Dieſer trieb nun ſelbſt auf die Abreiſe der Ritter. Im Hofe ſtanden die Pferde geſattelt; ein paar Biſſen Brot und ein Schluck Wein waren eingenommen; die Flüchtlinge ſchüttelten dem edlen Prinzen noch einmal dankbar die Hand. Dann eilten ſie der böhmiſchen Grenze zu, die ſie noch an demſelben Tage glücklich überſchritten.

## 27.

## Abſchied vom Vaterlande.

Am andern Tage kehrten Schrecken und Entſetzen mit den beiden Rittern in der Burg Iſenberg ein; denn als Anna, die die ganze Zeit über in der größten Angſt gelebt hatte, die Gefangenſchaft ihres Mannes erfuhr, fiel ſie der Sinne ledig neben ihren ſchreienden Knaben nieder. Eſtrella nahm die Unglückliche in die Arme. Aber eben ſo ſchnell wie ſie zuſammengeſtürzt war, ſprang Frau Anna auf, und ohne zu jammern oder zu klagen ſchritt ſie mit gräßlichem Ernſt in den ſtarren Zügen und wie von ſtillem Wahnſinn befangen, die Stufen hinab in den Hof und befahl die Roſſe zu ſatteln für ſich und ihre Kinder. Ohne auf Eſtrella's und Moſens Bitten zu hören, beſtieg ſie mit den Knaben und vier Knechten die Pferde und eilte dem Pleißnerlande zu. Kaum entfloß ein Abſchiedswort ihren Lippen; ihr Geiſt war ihr ſchon vorgeeilt. Entſchloſſen, ſich der Kurfürſtin zu Füßen zu werfen und Gnade für Kunzen zu erbitten, oder die Gefangenſchaft mit ihm zu theilen, trieb ſie die Pferde zum ſcharfen Ritt ſowie ſie ſelbſt von herzzermalmender Angſt getrieben wurde.

Moſen überraſchte Eſtrellen mit Neko's letzten Worten. Kaum hielt ſie das entſcheidende Blatt in den Händen, als ſie halb freudig halb ſchmerzlich ausrief: „Wir ſind am Ziel unſerer Leiden. Aber nun laß uns auch des braven Alten letzte Bitte erfüllen. Glaube mir, Kunz iſt verloren und ſein ganzes Haus. In Böhmen blüht uns das gehoffte Glück nicht.“

„Aber ich gab den Rittern mein Wort zu einem Ueberfalle in Sachſen.“

„Meinſt Du, daß die Böhmen Euch ihr Verſprechen halten werden? Podjebrad iſt mit dem Kurfürſten in freundſchaftliche Verbindung getreten. Ich fürchte ſogar, daß man Dich und Schönfels in Böhmen verfolgen wird. Mit der Vereitlung des Prinzenraubes hat ſich die ganze Sachlage geändert. Der Statthalter muß ſich dem Kurfürſten geneigt zeigen, um jeden Verdacht, als ſei er mit den meißniſchen und thüringiſchen Rittern im Komplott, zu entfernen. Die böhmiſche Ritterſchaft wird Euch mit ſcheelen Augen anſehen. Es iſt Alles verloren und unſres Bleibens nicht mehr in dieſem Lande.“

„Du haſt Recht; ich ſeh' es ein, und ich folge Dir, und ging's an's Ende der Welt!“ rief Moſen entzückt an ihrer Bruſt. „Dieſes Käſtchen macht uns reich!“ Und damit ſchüttete er die Pretioſen in den Schoß ſeiner Braut. Verwundert hafteten Eſtrella's Augen auf ihrer Pracht.

„Und thu' ich das Meinige noch hinzu,“ ſagte das erfreute Mädchen, „ſo ſind wir ſo reich —“

„Wie Könige, und das mußt Du auch, denn Du biſt ja eine geborne Königin. —“

Schon am andern Abend waren ſie reiſefertig, und eben als ſie am Morgen darauf mit ein paar Knappen die Pferde beſteigen wollten, um von der einſamen Burg Abſchied zu nehmen, ſprengte Apel Vitzthum verſtört auf den Hof.

„Ich weiß Euer Unglück!“ rief er Moſen zu. „Es iſt ſchlimmer, als Ihr ſelbſt glaubt; ſo eben erhalte ich die Nachricht, daß Kunz in Ketten und

Banden von Zwickau nach Freiberg gebracht worden iſt. Das wird nicht gut enden. Wo gedenkt Ihr hin?“

„Nach Welſchland!“ erwiderte Moſen.

„Das thut Ihr wohl; denn Ihr ſeid hier ſo wenig ſicher, wie in den Ländern der beiden Sachſenfürſten. Alle unſere ſchönen Entwürfe ſind vernichtet. Ich werde es nicht überleben.“

„Ihr werdet Euch zu tröſten wiſſen,“ verſetzte Moſen kalt. Er ſah in Apeln den Urheber alles Unglücks, den böſen Geiſt, der die Andern in's Verderben verlockt hatte.

„Lebt wohl!“ rief dieſer davon reitend. „Ich will auch Schönfels zur Flucht antreiben.“

„So ſchlimm endet der Traum von der Wiederherſtellung des alten Ritterthums!“ ſeufzte Moſen.

„Jene Welt iſt verſunken und wird nicht mehr erſtehen,“ ſagte Eſtrella. „Der thörichte Schatzgräber, der ſie zu heben verſucht, wird von hölliſchen Geiſtern Schaden leiden. Wenden wir uns der neuerſtehenden Welt zu!“

Ein bräutlicher Kuß von des braunen Mädchens glühte noch auf Moſens Lippen, es war der Weihekuß der Morgenröthe des neuen kommenden Tags. Gemahnte das holde Kind ihm doch wie der Morgenſtern der Zukunft, ſie, die zugleich der Abendſtern der Vergangenheit war, die letzte Tochter eines untergegangenen Königsgeſchlechts und eines Volkes, das Vaterland und Kultus verloren hatte und einer abenteuerlichen Ruine glich. Gleich Eſtrellen brach nun auch Moſen mit ſeiner Vergangenheit. Und ſo zog das Liebespaar gen Süden einer neuen Heimath, einer neuen Zeit zu. Glücklich erreichten ſie die Lagunenſtadt, und hier ward Eſtrella des deutſchen Ritters

Weib durch den Segen der Kirche. Kurze Zeit darauf trug ſie ein Schiff über das adriatiſche Meer, und bald nahmen Kataloniens Berge ſie auf, wo ſich der Ritter am Kampfe der Chriſten gegen die Mauren betheiligte.

---

## 28.

## Auf Schrecken Jubel.

Heinrich von Barby eilte, als die Räuber mit den Prinzen davon geritten waren, in die Stadt nach des Kanzlers Hauſe. Hier verbreitete ſeine Ankunft und die unerhörte Kunde, die er brachte, Schrecken und Beſtürzung. Wie mit einem Schlage nüchtern, rennten die erſt wie verſteinerten Gäſte durcheinander, drängten nach der Thüre und ſtürzten nach dem Schloſſe. Magdeburg und Bibenberg verfügten ſich, ſo ſchnell es nur ihre Füße verſtatteten, nach den Zimmern der Kurfürſtin, um ſich von der faſt märchenhaften Ausſage des jungen Grafen zu überzeugen. Nur zu bald tönte ihnen das Wimmern der Frauen entgegen. Einige durch die alte Kammerfrau aus dem Schlafe aufgeſchreckte Diener waren eben beſchäftigt, die Anwürfe von den Thüren loszuſchrauben. Als ſie geöffnet waren, trat der Kanzler in das Gemach, ein Theil des verſammelten Adels folgte. Der Schmerz der Kurfürſtin überſtieg alle Schranken; todtenbleich ſaß ſie auf einem Ruhebette in weißem Nachtgewande, große Thränentropfen ſtürzten aus ihren ſtarren Augen; einen Ton gab ſie nicht von ſich und ſchien auf Augenblicke der Beſinnung beraubt zu ſein. Und doch gewann ſie ſo viel Geiſtesgegenwart, daß ſie dem ihr nahenden Kanzler befahl, ſogleich ihrem Gemahl einen Boten mit der Hiobspoſt nach Leipzig zu ſenden und die Räuber, die jedenfalls nach Böhmen zu geflohen wären, verfolgen zu laſſen.

„Ihr habt's an Kunzen verſchuldet," fügte ſie im Tone des bitterſten Vorwurfes hinzu, „nun bietet auch Alles auf, das Unglück wieder gut zu machen."

Magdeburg verneigte ſich ohne eine Silbe auf das gerechte heftige Wort zu erwidern. Die Ritter liefen in den Ställen umher, die Knappen ſattelten die Roſſe, Einer ſtürzte wider den Andern. Das Schloß und ſein weiter Hofraum, vor einer Stunde öde wie ein Todtenacker, war jetzt mit lebendigem Treiben überfüllt. Mehr als hundert Fackeln warfen ihren Schein an die Wände des alten Gemäuers, eine Menge Stimmen riefen durch einander, Pferde wieherten, Peitſchen knallten, Reiter ſprengten über den Raum, Alles glich einem wüſten Traume. Nach einer Stunde war man ſo weit in Ordnung, daß der Bote an den Kurfürſten fort war, und alle Ritter des Hofes mit des Kanzlers Befehlen, in den Dörfern und Städten die Glocken zum Sturme ziehen zu laſſen, und die Räuber zu verfolgen, mit Fackeln begleitet davon ritten, um ſich durch das ganze Land bis an das Erzgebirge zu vertheilen. Hildebrand von Einſiedel leitete wüthend über ſeines Schwagers Unthat den Oberbefehl. Magdeburg und Bibenberg begaben ſich zu der Kurfürſtin zurück, bei der ſich ihre Töchter verſammelt hatten. Nach einer halben Stunde weckten die Sturmklänge aller Glocken der Reſidenz die müden Schläfer; das Entſetzen ſchritt durch alle Häuſer. Bald wogten die Straßen von Menſchen, und von Mund zu Mund lief die Kunde von dem verwegenen Raube. Der Menſchenhaufe fluthete nach dem erhellten Schloſſe; die adligen Damen begaben ſich zur Kurfürſtin. Kaum begrüßte der Tag mit ſeinem erſten Kuſſe die Zinnen der Kurfürſtenburg, ſo waren ſchon alle Bewohner der Stadt darum verſammelt, um die Strickleitern zu ſehen, welche noch an dem verhängnißvollen Fenſter hingen. Von allen Seiten her über das Feld herüber verkündeten die heulenden Glockenzungen das unerhörte Verbrechen durch das Pleißner- und Meißnerland. Es war nicht anders, als wenn die Fluren Menſchenhaufen geboren hätten. Alle Geſchäfte wurden ausgeſetzt; der Geringſte hatte das Gefühl, als ſei ihm ein großes Unglück begegnet. Den ganzen Tag über war die Menſchenwelt weit und breit in ungeheurer Aufregung. Der unglücklichen Landesmutter verging der ſchlimmſte Tag ihres Lebens unter Jammer und Wehklagen in der Mitte ihrer Frauen. Aber noch vor Mitternacht ſollte ſich die Trauer in helle Freude verkehren.

Um zehn Uhr langte der Bote des Amtshauptmanns aus Zwickau mit der Nachricht an, daß Prinz Albrecht glücklich gerettet, und Kunz von Kauffungen gefangen ſei. — Veit von Schönburg hatte in ſeinem Schreiben die Befreiung möglichſt umſtändlich erzählt. Mit dem Briefe in der Hand ſank Margaretha auf die Knie; ihre Hände falteten ſich; ein heißes Dankgebet entſtrömte ihren Lippen. Noch hatten Angſt und Verzweiflung ihr kein zuſammenhängendes Gebet zu den Heiligen erlaubt; jetzt gab es ihr die Freude ein. Aber noch zagte ihre Bruſt für ihren Ernſt. Doch mit wiedergewonnenem kindlichen Vertrauen zu dem ewigen Vater konnte ſie jetzt ausrufen: „Herr, du haſt mir den einen wiedergeſchenkt, du wirſt mir auch den andern in die Mutterarme legen. Deinem Schutz befehl ich ihn an."

Die freudige Poſt verbreitete ſich eben ſo ſchnell wie die des Schreckens ſich verbreitet hatte, und alle treuen Herzen Altenburgs wurden noch in dieſer Nacht von Wonne und Dank für Gottes wunderbare Fügung erfüllt. Auch dieſe Nacht brachte die Kurfürſtin meiſt ſchlaflos und mit Gebet zu.

Der folgende Tag gewährte wieder ein eigenthümliches Schauſpiel. Es war allgemein bekannt worden, daß der Prinz mit ſeinem Retter noch den Vormittag erwartet werde. Deshalb ſtrömten Haufen auf Haufen aus dem Thore nach Zwickau zu, ſo daß die ganze Straße ein Menſchenzug war. Das Hofperſonal begab ſich, feſtlich geſchmückt, die Kurfürſtin in der Mitte, ebenfalls vor die Stadt. Bald erſchallte weither durch die Ebene ein Jubelruf, der erſt von ferne ſchwach, allmälig näher und ſtärker kam und zuletzt die Lüfte erfüllte. So weit das Auge ſehen konnte, bewegte und drängte ſich Alles, bis man einen Mittelpunkt gewahrte, der ſich zum Triumphzuge geſtaltete. Voran ſchritt der alte Köhler mit ſeiner Waffe, dem Schürbaum, und nickte allen Leuten zu, die ihm Zweige und Blumen ſtreuten, die Hände drückten und ihn mit den ſchmeichelhafteſten Namen benannten; dicht hinter ihm ritt Prinz Albrecht. Sein heiteres Geſicht war mit einer ſtolzen Röthe übergoſſen, die lebhaften Augen irrten wonnetrunken in der jauchzenden Menge umher, mit edler Haltung ſchritt ſein Roß, als habe es Verſtändniß von der Bedeutung dieſer Jubelfahrt. Hinter dem Prinzen ging Wiland; auf ihn folgten die begleitenden Ritter, denen ſich die zahlloſe Maſſe des Volks anſchloß. Sobald Albrecht ſeiner Mutter anſichtig wurde, ſprengte er auf ſie zu, ſprang auf die Erde und fiel in ihre Arme. Freudenthränen floſſen aus den Augen der edlen Frau auf den wiedererhaltenen Liebling; ihr Mund ſchien ihm das Roth von Wangen und Lippen wegküſſen zu wollen. Süße Namen gab ſie ihm und führte ihn an der Hand, von dem rauſchenden Jubelgeſchrei ihres Volkes begrüßt. Dann beſtieg er wieder das Pferd, Margaretha ergriff des Köhlers Hand und benetzte ſie mit Freudenthränen. Hierauf befahl ſie, daß der Zug in derſelben Ordnung auf das Schloß gehen ſollte. Hier waren die Thüren der Kirche geöffnet, und von Margaretha angeführt strömte Alles in das Gotteshaus, um ein frommes Dankfeſt zu feiern. —

## 29.

# Triller.

Der Kurfürſt war in Leipzig eben mit Kunz von Kauffungens Angelegenheiten beſchäftigt, als ihn die Kunde vom Raub ſeiner Prinzen außer aller Faſſung brachte. Er hatte nämlich, um ſich den Schein des Rechts zu erhalten, den ganzen Streit mit dem Ritter ſchon im vorigen Jahre von ſeinen Räthen aufſetzen laſſen und an die Schöppenſtühle zu Leipzig, Freiberg und Magdeburg geſchickt. Leipzig hatte an ſeiner damals ſchon blühenden Univerſität mehre ausgezeichnete Rechtsgelehrten und ein berühmtes Schöppengericht. Freiberg aber beſaß ein altes Stadtrecht und für die damalige Zeit ausführliche Geſetze, und ein von dem Markgrafen Friedrich dem Gebißnen privilegirtes Geſchwornengericht, welches in allen perſönlichen Angelegenheiten des meißniſchen Fürſtenhauſes Recht ſprechen ſollte. Magdeburg endlich war wegen ſeiner Rechtsſprüche bekannt und dem daſigen Stuhle wurden aus dem ganzen deutſchen Reiche verwickelte Streitigkeiten vorgelegt. Alle drei Stühle hatten den Ausſpruch gethan, der Kurfürſt ſolle ſich mit Kunzen vergleichen. Da dieſer nun aber, ohne ſich auf den mindeſten Vergleich einzulaſſen, von Altenburg weggeritten war, ſo hatte der Kanzler dieſes abermals an die Stühle berichtet, und jetzt war von allen dreien das zweite Urtheil gekommen, daß Kunz als ein Geächteter zu betrachten ſei.

Friedrich reiſte noch denſelben Tag mit ſeinem Gefolge von Leipzig ab, aber nicht nach Altenburg, ſondern nach Chemnitz, um von da, wenn Kunz die Prinzen nach Böhmen bringe, ſogleich nacheilen und von Podjebrad ihre Auslieferung erlangen zu können. Seiner Gemahlin ließ er die Bitte zukommen, ſich ebenfalls in dieſe Stadt zu begeben. Aber kaum war er dort angelangt, als auch ſchon die freudige Botſchaft einging, daß Albrecht befreit und Kunz gefangen ſei. Des Mittwochs kam Margaretha mit ihrer Familie an, und der gerührte Vater umarmte ſeinen geretteten Sohn. Von Albrecht ſelber ließ ſich der Kurfürſt den Verlauf der Begebenheit umſtändlich erzählen, und als er erfuhr, welches Verdienſt ſich der alte Köhler um ihn und ſein Haus erworben, da gingen ihm die Augen über, und er befahl, daß Schmidt vor ihn geführt werde. Mit beſcheidenem Bückling, ſeine ruſige Mütze unter dem Arm, trat der Biedere in den Saal des Schloſſes. Margaretha eilte ihm entgegen, faßte ihn gütig bei ſeiner harten Hand und führte ihn ihrem Gemahl mit den Worten zu: „Hier bring' ich Euch den Retter und Befreier unſeres Sohnes, den mir Gott im Traume gezeigt hat in derſelben Nacht, als der ruchloſe Kunz mir die Kinder ſtahl. Denn hört und erſtaunt, welch' wunderbares Gebilde ich ſah. Ich hab' Euch meinen erſteren Traum erzählt, eh' Ihr nach Leipzig gingt. Er quälte mich den ganzen Tag, und ich konnt' ihn nicht vergeſſen. Nach dem Abendſegen legte ich mich kummervoll nieder, doch kaum hatte ich die Augen geſchloſſen, als ich den grimmigen Eber wieder im Schloßgarten umherwüthen ſah. Aber die zwei ſchönen ſchlanken Bäume, die ich in der vorigen Nacht hatte fallen geſehen, ſtanden wieder blühend aufrecht an ihrer alten Stelle. Das Thier aber wühlte die junge Raute um, welche an den Weinſtöcken emporgewachſen war. Plötzlich brach ein ſchwarzer Bär herein, ſtürzte ſich auf den Eber und warf ihn um. Da erwachte ich von dem Nothgeſchrei meiner Kinder und den Flüchen ihrer Räuber. Der Schrecken und die Angſt dieſer Tage haben mir die Träume aus dem Gedächtniß gewiſcht, jetzt aber beim Anblick dieſes ehrenwerthen Mannes treten ſie mir wieder vor die Seele, und es iſt mir klar, daß der rachgierige Kunz der wilde Eber, der ihn beſiegende Bär aber dieſer Mann, die ſchönen Bäume unſere zwei Söhne, die Raute das ſächſiſche Haus, deſſen Wappen ſie iſt, bedeutete."

„Euere Worte haben mich ſeltſam gerührt," ſagte Friedrich. „Der Finger Gottes iſt nicht zu verkennen in dem, was Euch begegnet iſt. Drum wollen wir zu Gottes Ehren ein großes Dankfeſt feiern, wenn auch unſer Sohn Ernſt wieder in unſeren Händen iſt, welches, wie ich hoffe, nicht lange mehr unterbleiben wird. Du, lieber Mann, erzähl' auch mir, wie Du dazu gekommen biſt, meinen Sohn zu retten.“

„Wir hatten eben den Morgen ein paar Meiler ausgekohlt,“ begann Schmidt freimüthig und ſchaute allen den vornehmen Rittern und Frauen unerſchrocken in's Geſicht. „Nun kam's, daß den Frauen das Salz, und noch ſo Einiges, wie Zwiebeln und Speck, in der Küche ausgegangen war, da ſchickte mein Weib den Jungen meines Bruders, heißt Urban, nach Geier hinab zu der Schmiedsfrau, für deren Mann wir eben kohlten. Der Junge kam wieder, es war wohl ſo ein zwölf Uhr im Mittag, war ganz athemlos und berichtet: in Geier wär' ein groß' Unglück geſchehn; denn die große Glocke auf dem Thurm ſei geſprungen vom heftigen Sturmläuten, weil in Altenburg ein gar gräßlicher Raub an den Prinzen ſei verübt worden. Wir wurden darüber ſtutzig und konnten's nicht recht begreifen; der Junge wußt' aber nicht mehr, und wir konnten nichts dazu und nichts davon thun. Eine gute Stunde drauf hör' ich unten an des Wald's Ende Menſchen reden, mein Spitz läuft voran, ich geh' nach, meinen Schürbaum in der Hand, um nachzuſehen, ob's vielleicht Jemand iſt, der ſich in den Bergen verirrt hat. Kaum war ich aus dem Wald getreten, ſo ſpringt das Herrlein auf mich zu und entdeckt mir gar klug mit kurzen Worten, wer er ſei und wer die Andern. Da kommt ein Knecht, der wohl ſonſt einmal in meinem Hauſe geweſen und haut mir nach Euerm Sohn; den Schelm ſchlug ich zu Boden. Der Ritter ſpringt auch zu, bleibt mit dem Sporn im Beerſtrauch hängen, plumpt auf die Erde; ich nicht faul, mach' mich an ihn mit dem Schürbaum und hab' ihn gar weidlich getrillert.“

Ein allgemeines Lachen der Hofleute erfolgte auf dieſen ſonderbaren Ausdruck und ſelbſt der Kurfürſt konnte ein Lächeln nicht unterdrücken.

„Du biſt ein braver Mann!“ ſagte der Landesvater milde. „Bitte Dir von mir eine Gnade aus, daß ich Dich für den Dienſt belohne, den Du meinem Hauſe erzeigt haſt.“

Da wurde des Köhlers Geſicht noch freundlicher, aber er wollte nicht mit der Sprache heraus.

„Scheue Dich nicht, lieber Mann,“ redete ihm Margaretha zu. „Sage, welches Dein höchſter Wunſch iſt, vielleicht ſteht es in der Macht meines Gemahls ihn Dir zu erfüllen.“

„Nun, wenn Ihr mir's nicht für ungut nehmen wollt, gnädigſter Herr Kurfürſt, ſo ſchenkt mir das Holz aus Euern Wäldern, das ich mein lebelang noch verkohle; ich bin ſchon in die Jahre, s' wird nicht lange dauern.“

„Beſcheidener Alter!“ rief der Kurfürſt. „Du hätteſt Dir einen von den Leuten, die Dich umſtehen und Dich wegen Deiner winzigen Bitte heimlich verlachen, zum Rathgeber wählen ſollen, und ſie möchte anders ausgefallen ſein. Mit Freuden will ich Dir das Holz ſchenken, aber noch ein Waldgut dazu, und eine jährliche Rente an Korn und Geld für Dich und Deine Nachkommen. Aber von heute an ſollſt Du und Alle, die ferner aus Deinem Geſchlecht entſprießen, nicht mehr Schmidt, ſondern zum Andenken an Deine That und das Wort, welches Du zu unſerer Aller Beluſtigung brauchteſt, Triller heißen.“

Der Köhler konnte ſich vor Entzücken kaum faſſen, große Freudenthränen perlten unter ſeinen langen Wimpern hervor.

Die Kurfürſtin nahm ihn bei der Hand, führte ihn vom ganzen Hof begleitet in den Speiſeſaal und ſetzte ihn trotz ſeinem Weigern an den Ehrenplatz. Sie ſelbſt ſetzte ſich mit ihrem Gemahl zu ſeiner rechten, der Prinz Albrecht zu ſeiner linken Seite. Am Kurfürſten hatte Magdeburg den Platz, und während Margaretha in der Unterhaltung mit dem treuherzigen Köhler Vergnügen fand, ſo weit es der Kummer über das Schickſal ihres älteſten Sohnes ihr erlaubte, ſprachen jene beiden über den gefangenen Kunz.

„Jetzt wird Ew. Hoheit den Mann ſo erkennen, wie ich ihn ſtets geſchildert habe," bemerkte Magdeburg. „Ihr habt es mir nie glauben wollen, wie falſch, treulos, gewaltthätig und hochfahrend er war, nun ſpricht die unerhörte That, wie noch keine unter der Sonne geſchehen."

„Ihm ſoll dafür ſein Recht widerfahren," erwiderte Friedrich mit Ingrimm. „Der Elende, den ich mit meinem Vertrauen beehrte, den ich mit meiner Gnade überhäufte, er ſoll nun die ganze Strenge des beleidigten Geſetzes erfahren."

„Was Ihr zu thun gedenkt, das thut raſch; er hat noch mächtige Freunde, und vielleicht kennen wir ſie nicht alle; ſie möchten ihn der gebührenden Strafe entziehen."

„Freunde?! — Wen meint Ihr?"

„Leute in Böhmen. Wer weiß Podjebrad ſelbſt. —"

„Möglich!" erwiderte der Kurfürſt nachdenklich. „Ich würde den Prinzenräuber ſogleich dem Geſchwornengericht in Freiberg übergeben, das, wie Ihr wißt, über Verbrechen an meinem Hauſe zu richten hat, aber wir dürfen's nicht früher wagen, bis wir wiſſen, wo mein älteſter Sohn iſt. Haben ihn ſeine Räuber in den Händen, ſo dürfen wir gegen Kunzen nichts anfangen, wenn wir nicht die Rache jener Buben reizen wollen."

Die Kurfürſtin fragte den neubenamten Köhler leiſe, ob er denn gar kein geheimes Anliegen mehr habe, was er vielleicht nicht laut im Beiſein der Hofleute habe herausſagen wollen, er möge es ihr entdecken.

Dem ehrlichen Triller war wohl noch hinterdrein etwas eingefallen, woran er vorhin in der Freude nicht gedacht hatte. Von neuem ſo freundlich aufgefordert, faßte er ſich nochmals ein Herz und ſprach ebenfalls leiſe: „Gnädige Frau, ich hab' einen Schweſterſohn, einen guten Jungen, hat lang' mit unter den Kurfürſtlichen gedient und ſich tapfer gezeigt, der hat ſchon vor vielen Jahren das einzige Töchterlein des alten Klinger's, des Waffenſchmieds in Grünhain, lieb gewonnen, aber der Vater war ihm gram, weil er nicht reich war; gab ſie einem Bergmann. Der iſt todt, und die Herzen der beiden hangen noch immer zuſammen, und der Alte will's doch nicht zugeben, weiß kein Menſch warum.“

„Und da ſoll ich ihnen zuſammenhelfen, guter Alter? nicht wahr ſo meinſt Du?“

„Weil Ihr's ſchon vorher wißt, ſo brauch' ich's nicht zu ſagen.“

„Ich werde mich bemühen, daß die Liebenden ein Ehepaar werden. Verlaß Dich auf mein Wort, lieber Mann!“ — Der Köhler war ſo ſelig, daß er zuweilen geneigt war, Alles für einen Traum zu halten; die Ueberzeugung von der Wirklichkeit rief den Wunſch in ihm rege, daß ſeine liebe Margareth auch dabei ſein möchte. Nach der Tafel ſchlich er ſich in den Hof und ſuchte Wiland auf, um ihn mit der Nachricht von ſeinem nahen Glücke zu überraſchen. Der hatte unterdeſſen mit der kurfürſtlichen Bedienung auch nicht ſchlecht geſpeiſt, und die lachende Hoffnung vollendete ſeine Seligkeit, die der genoſſene Wein begonnen hatte.

## 30.

# Vollkommenes Glück.

Am folgenden Nachmittag, Freitags den 11. Juli, erhielt der Kurfürſt durch einen Eilboten ein Schreiben vom Ritter Friedrich von Schönburg auf Hartenſtein. Kaum hatte er in daſſelbe geblickt, als er mit freudeverklärtem Angeſicht auf ſeine Gemahlin zueilte und ſie mit dem Ausruf in die Arme ſchloß: „Gottlob! unſer lieber Ernſt iſt auch gerettet und weilt wohlbehalten beim Ritter von Schönburg.“

Margaretha's Herz floß über vor Entzücken und in frommer Begeiſterung rief ſie aus: „So laßt uns Gott und allen Heiligen danken und lobſingen, daß ſie mit ihrem hohen himmliſchen Regiment das große Trübſal für unſere Herzen glücklich beendet und ohne Schaden vorübergeführt haben.“

Der Kurfürſt ſchrieb ſogleich eine Antwort und erſuchte den Ritter Schönburg ſo eilig als möglich aufzubrechen und ihm das Herrlein zuzuführen. Die Freudenpoſt ging in Chemnitz von Munde zu Munde; und alles Volk überließ ſich dem höchſten Jubel.

Magdeburg trat in des Kurfürſten Gemach. „Euere Rückſichten gegen Kunzen ſind gehoben, gnädiger Herr, was habt Ihr über ihn beſchloſſen?“

„Ihr kennt meinen Willen,“ entgegnete Friedrich. „Laßt ihn heute noch nach Freiberg bringen; Ihr ſelbſt geht unverzüglich dorthin ab und ſtellt ihn vor das Gericht der Geſchworenen. Ihr Urtheilsſpruch iſt von vorn herein von mir beſtätigt und ohne Aufenthalt an dem Verbrecher zu vollziehen.“

Im Herzen triumphirend über ſeinen ſtolzen Feind, eilte Magdeburg zu Bibenberg, um ihm die Kunde zu hinterbringen, daß er das Gericht zu beſtellen habe.

„Und was werdet Ihr thun?“ fragte Bibenberg.

„Er muß ſterben!“ war die Antwort.

„So ſei's!“ ſtimmte Bibenberg bei; und beide gaben ſich die Hände darauf.

Nach einer Viertelſtunde jagte ein Ritter nach Südweſten mit dem Befehl an den Amtshauptmann in Zwickau, Kunzen ſogleich nach Chemnitz abzuführen, die Uebrigen aber im Gefängniß zu behalten. Von den zwanzig Reiſigen ſeiner Begleitung waren über die Hälfte noch Dienſtags den 8. Juli eingefangen worden, worunter ſich auch Schwalb befand. Auch Dietrich von Kauffungen war an demſelben Tage eingezogen worden, da die nachſetzenden Ritter erfahren, daß die Räuber des Prinzen Ernſt einen Imbiß bei ihm genommen.

Magdeburg zog ſeine Straße und bereitete in Freiberg Alles auf Kunzens Empfang.

Der Amtshauptmann langte mit Kunzen eher an, als ſein Bruder mit dem Prinzen Ernſt. Ganz Chemnitz war im Aufſtand, den Prinzenräuber zu ſehen, der mit ſtarker Bedeckung durch die Stadt ritt. Weder der Kurfürſt noch ſeine Gemahlin begehrten ihn zu ſehen, und ſo wurde er ohne Aufenthalt ſogleich weiter nach Freiberg geführt. Auf Friedrich's Befehl mußte der Köhler den Zug wieder anführen, um als Hauptzeuge gegen Kunzen zu ſtehen.

Bald nach Empfang des kurfürſtlichen Antwortſchreibens zog Friedrich von Schönburg mit dem Prinzen Ernſt und einem glänzenden Gefolge unter Trompeten- und Paukenſchall von Hartenſtein aus. Den

Weg, den er von Stollberg aus durch das Holz gerade aus nahm, hat man von Stund an den Fürſtenweg geheißen. So führt die Teufelskluft ſeitdem den Namen der Prinzenhöhle; der grünhainer Berg wird nun der Fürſtenberg, die ſchöne Quelle an den Köhlerhütten, aus der Prinz Albrecht getrunken, der Fürſtenbrunnen, genannt. Die neue Zeit hat ſie zum Andenken an die bedeutungsvolle Begebenheit mit einer ſteinernen Pyramide überbaut, in derem Innern, in einer Niſche, der klare Brunnen quillt. Eine Gedenktafel ſagt dem Wanderer, was hier geſchehen iſt. Weit leuchtet die hohe Steinſäule in das Thal hinab und hinüber auf den Berg, woher der Weg von Raſchau führt.

Als Prinz Ernſt in Chemnitz einzog, kamen ihm ſeine Eltern und Geſchwiſter mit dem Hofe und den Einwohnern der Stadt unter dem feierlichen Geläute aller Glocken entgegen. Solchen Wonnetag hatte noch kein Auge geſehen; nicht als die Söhne ſeines Beherrſchers, nein als ſeine Geſchwiſter, ſeine Kinder, durch Bande der Liebe und des Bluts mit ihm verwandt, betrachtete das Volk die Prinzen.

Die Nacht war angebrochen, als Ernſt anlangte, aber ihre Schatten ſetzten dem Jubel des Volks kein Ziel.

Am Morgen wurden wieder alle Glocken geläutet in Dörfern und Städten durch das ganze Land; aber es war nicht mehr der gräßliche Ton des Stürmens; die heitern Friedensklänge waren es, die Gott mit ſanftem Geſang lobten und von den hohen Thürmen die frohen Menſchen zum Dank gegen Gott und die Heiligen aufforderten. Es war Sonntag, und alle Kirchen im Lande waren überfüllt; ein heiliges Danklied erſcholl aus Tauſender Mund. Nach dem feierlichen Gottesdienſte überließ ſich die kurfürſtliche Familie mit dem Hofe der ſtillen Freude.

## 31.

## Kunz im Kerker.

Der Kanzler Magdeburg hatte noch am Abend ſeiner Ankunft in Freiberg, die vierundzwanzig geſchwornen Rathsherren zuſammen rufen laſſen und ſie von Kunzens baldiger Ankunft unterrichtet. Zugleich gab er die Erklärung ab, daß er als Kläger und der Köhler, welcher Kunzen ergriffen, als Zeuge auftreten werde.

Kunz, in der Nacht eingeführt, wurde in ein unterirdiſches Gefängniß geworfen. Der Sonntag verbot in ſeiner Sache etwas vorzunehmen. Das Gericht wurde auf den Vormittag des folgenden Tages beſtellt.

Die zu Bildern und Anſchauungen geſtalteten Erinnerungen ſeines Lebens zogen in der Einſamkeit des Kerkers durch die Seele des gefangenen Mannes. Er konnte ſich zuletzt nicht abläugnen, daß er bei aller geſuchter Selbſtändigkeit doch ein Spielzeug in den Händen Anderer geweſen war. Dieſe Ueberzeugung erfüllte ihn mit dem bitterſten Schmerz. Auf den erſten Platz zwiſchen zwei Thronen hatte er ſich ſchwingen wollen und nun ſaß er tief unter der Erde gefeſſelt, wie der gemeinſte Böſewicht. Zuweilen fuhr ihm der Gedanke durch den Sinn, daß er ſein Leben verſpielt haben möchte; dann aber hoffte er wieder, und zuweilen ſetzte er mit Gewißheit voraus, daß Moſen und Schönfels den Prinzen Ernſt glücklich nach Böhmen gebracht und ihn nur gegen ſeine Freilaſſung wieder herausgeben würden. Von dieſen ſchwankenden Plänen düſterte er zuletzt in ein gedankenloſes Brüten. Daraus weckte ihn der zuſammenhallende Klang der Kirchenglocken und der Jubel des durch die Gaſſen ſtrömenden Volks. Es war früh am Morgen, der Gottesdienſt konnte noch nicht beginnen, auch dieſen Menſchenauflauf nicht erzeugen. Eben trat der Kerkermeiſter herein, um ihm das Frühbrot zu bringen.

„Aus was für Grund zerrt man an den Glocken und rennt das Volk umher?“ fragte Kunz.

„Die Kurfürſtlichen haben geſtern Abend den Herzog Ernſt auch nach Chemnitz eingebracht, froh und wohlgemuth. Euere Spießgeſellen ſind entwichen und haben den Prinzen dem Ritter Friedrich von Schönburg überliefert.“

„Das walt' der Teufel! Das gilt mir mein Leben!“ ſagte Kunz erſchrocken. Er winkte mit der Hand, und der Schließer ging. Des Ritters Haupt ſank auf den zuſammengebogenen Arm auf dem Tiſche. Ein ſeltſames Gefühl preßte ihm die Bruſt und verſetzte ihn plötzlich in eine ſo weiche Stimmung, daß er faſt Thränen vergoſſen hätte. Todesfurcht war es nicht zu nennen; denn er hatte ſich ja hundertmal dem Tod entgegen geſtürzt und war unerſchüttert jeden Augenblick ſeines Kuſſes gewärtig geweſen. Aber jetzt regte ſich in der Tiefe ſeiner Seele eine Liebe zum Leben, eine Sehnſucht nach ſeinem Weibe, nach den holden Knaben und, wie Tage der Kindheit mit ihren lieblichen Geſtalten, ſtieg es traumähnlich in ihm auf und umſchmeichelte ihn mit ſüßem

Roſen. Dann war's ihm, als ſähe er ſich wieder in die Taterhöhle am Markberg verſetzt, und Chiska wandle als Zauberkönigin um die verglimmende Glut der Kohlen, und die ſeltſamen Geſtalten erſtiegen auf's Neue. Drei bedeutungsvolle Bilder hatte er geſehen, dann hatte ein blutrother Schein die Nacht gefärbt.

„Ja Blut, Blut!“ ſtöhnte er vor ſich hin. „Ich werde es mit meinem Blute enden. Ich fiel damals in der Buhlerin Arme, und ſie hat mich verdorben. Das ſeh' ich nun aus jener Prophezeihung. So rächt böſe That ſich ſelbſt; ſo wuchert ihr Unkraut fort und iſt nicht auszurotten.“ — Und wieder ſah er den Herzog Sigismund und den rathenden und warnenden Neko. Ihm, dem weiſen Sterndeuter war er nie gefolgt, um ſelbſt zu handeln, aber des ſchlauen Apel's Willen hatte er gethan. Wie Rabengekrächze ſchien ihm des Geheimnißvollen Zuruf an Iſidoren am Abend vor ſeiner Gefangennehmung bei Gera, den er damals faſt überhört und nicht geachtet hatte, in den Ohren wieder zu gellen: Siehſt du ſein blutiges Haupt nicht in des Henkers Hand? — — Er ſprang auf und ging mit großen heftigen Schritten durch das Gefängniß „Alſo wirklich!“ rief er nach bangem Schweigen verzweifelt aus „dahin wäre es mit mir gekommen, daß ich vom Schwerte des Henkers fiele?“ — Er ſchauderte. „Nein! Es iſt nicht möglich! Wie auch dieſe fabelhaften Bilder ſich mir aufdrängen, ich will ſie verſcheuchen mit der Kraft meines Willens. Was hätte ich denn ſo Entſetzliches gethan, das meinen Tod als Sühne erforderte? Ich habe Friedrich's Kindern kein Weh gethan, auf meine Burg wollt' ich ſie führen und ſie gut halten, wie meine eigenen Söhne. Der Kurfürſt kann nicht ganz vergeſſen, was ich ihm war, was ich ihm hätte werden können, wenn er nicht zu unbeſtändig ſein Ohr den Einflüſterungen falſcher Schmeichler geliehen hätte.

„Noch haben ſie mich im Meißnerlande nicht vergeſſen, und manches Herz ſchlägt mir noch dankbar, dem ich einſt wohlgethan. Ja! Ich habe noch Freunde am kurfürſtlichen Hof; der wackere Hildebrand wird für mich bitten, wird mich befreien; der Kurfürſt hört auf ſeine Stimme. Und der alte Biſchof von Meißen ſollte nicht eilen, mich aus dieſem Kerker zu ziehen und meinen Kindern den Vater zu erhalten? Bin ich nicht ein Thor, daß ich verzweifle! Ich werde leben — — und doch rieſelt mir ein ſchauerliches Gefühl durch die Adern!“

So brachte er den Tag und faſt die ganze folgende Nacht mit Hoffen und Bangen, in grauſenvoller Vorahnung und Bekämpfen derſelben zu. Noch ehe die Morgenröthe den erſten Strahl an die feuchte Wand ſeines Gefängniſſes warf, knarrten die Angeln der Thür und von dem Wächter begleitet ſchwankte ſeine Gemahlin mit ihren Söhnen herein. Ohnmächtig ſank ſie an des überraſchten Ritters Bruſt. Kunz ſeufzte tief auf, als er die bleiche Frau, in deren Geſicht der ungeheuere Gram ſeine Furchen gezogen hatte, in ſeinen zitternden Armen hielt. Laut weinend umfaßten die Kinder ſeine Knie. Es bedurfte vieler Zeit, ehe die Unglückliche ihre Beſinnungskraft wieder erlangte. Erſt nach einer halben Stunde vermochte ſie zu ſprechen.

„O iſt das unſer geträumtes Glück? Iſt das Erfüllung unſerer Wünſche, Hoffnungen und Entwürfe?“ jammerte ſie nun. „Kunz, mich martert der entſetzliche Vorwurf, daß ich es bin, die Dich und unſer ganzes Haus in’s Verderben geſtürzt. O weh!

mein Herz war von eitlem Stolze erfüllt. Ich hatte nie genug an dem, was ich beſaß; nun erſt, da es mir verloren iſt, erkenne ich ſeinen Werth. Tief gebeugt und gedemüthigt für meine Hoffart, bekenne ich vor Gott und Dir meine Schuld."

„Laß das, theure Anna!" erwiderte Kunz gerührt, „wir ſind Alle ſchwach. Auf unſerem Gewiſſen laſten keine Sünden, und deshalb können wir getroſt den Ausgang erwarten."

„Was wird mit Dir werden?" fragte ſie zweifelhaft.

„Noch bin ich ungewiß, welche Strafe meiner wartet; doch hoff' ich auf des Kurfürſten Gnade, auf die Fürſprache meiner Freunde."

„O Gott! wenn dieſe Hoffnungen nur nicht trügen! Wir haben des Kurfürſten Haß ſchon zu ſehr erfahren, und auf unſere Freunde, ſelbſt auf meinen Bruder iſt zu wenig zu rechnen, als daß ich nicht Alles fürchten müßte."

„Ja, dann wäre es ſchlimm!" ſagte Kunz. „Wenn meine Feinde raſch und liſtig handeln, dann bleibt mir nichts als der — Tod."

Anna ſchrie erſchreckt auf; die Knaben wimmerten.

„Macht mir das Herz nicht ſchwer!" rief Kunz. „Auch das Aergſte muß ich, müßt Ihr ertragen."

Plötzlich ſprang Anna auf. „Noch weiß ich ein Mittel zu Deiner Rettung. Ich will mit meinen Kindern zu Margarethen; ſie wird, ſie kann mir ihren Einfluß zu Deiner Begnadigung beim Kurfürſten nicht abſchlagen; ſie war mir ja ſonſt gewogen. Wie ein gemeines Weib will ich mich zu ihren Füßen werfen, will ſie beſchwören, zwingen. Meine Thränen, das Jammergeſchrei meiner Kinder werden die milde Frau rühren. Fort nach Chemnitz! da weilt ſie noch, wie ich dieſe Nacht auf der Reiſe vernommen.“ Und ihre Söhne wieder an die Hand nehmend, preßte ſie dem geliebten Mann einen flüchtigen Kuß auf die Lippen, und rief: „In einigen Stunden ſehen wir uns wieder mit beſſeren Hoffnungen!“

Sie miethete ſich einen Wagen, weil ſie vom langen Reiten und der bangen Sorge ermüdet war. Hoffnung und Angſt trieben ſie gleich ſtark zur Eile.

## 32.

## Das Todesurtheil.

Schon in den Frühſtunden des Tags waren die geſchwornen Vierundzwanziger auf dem Rathhauſe zuſammengekommen. In ihren langen ſchwarzen Mänteln und großen Hüten ſaßen ſie um die Tafel. Schweigen herrſchte im Saale. Da trat Magdeburg herein, geſchmückt mit den Ehrenzeichen ſeiner Würde. Er verneigte ſich vor dem Gericht, aber die Geſchwornen nahmen ihre Hüte nicht vom Haupte.

„Männer des Geſchwornengerichts!“ begann der Kanzler feierlich, „ich fordre Euch auf, Recht zu ſprechen vor Gott und den Menſchen über eine Unthat, die vor Euern Schöppenſtuhl gehört; denn ſie iſt begangen an unſerm durchlauchtigſten Fürſtenhauſe.“

„Sagt an,“ erwiderte der Vorſitzende, „gegen wen tretet Ihr als Kläger auf?“

„Gegen den Ritter Kunz von Kauffungen.“

„Was iſt ſein Verbrechen?“

„Er hat in der Nacht durch räuberiſchen Einbruch in die Hofburg meines Herrn, des Kurfürſten Friedrich von Sachſen, diebiſcher Weiſe deſſen beiden Söhne, die Herzoge von Sachſen, Ernſt und Albrecht, entwendet.“

„Habt Ihr Zeugen?“

„Er iſt ergriffen worden auf handhafter That von dem Köhler Georg Schmidt aus Elterlein.“

„Der Zeuge mag ſprechen!“

Hereingeführt von einem Diener des Raths, trat der Köhler vor die ehrwürdige Verſammlung, berichtete ſeine Gefangennehmung Kunzens, und mußte die Wahrheit ſeiner Erzählung mit einem Eide erhärten.

„Beiſitzer des Geſchwornengerichts,“ redete der Vorſitzende weiter, „der Ritter Kunz von Kauffungen hat ſich räuberiſch vergriffen an unſeres Fürſten und Herrn Fleiſch und Blute, am göttlichen Segen ſeines Ehebettes. Wir aber ſind verordnet und beſtellt durch den alten Brief des Markgrafs Friedrich mit dem Biſſe, daß wir richten ſollen über alle Uebelthäter an ſeinem Hauſe. Was iſt nach unſern Geſetzen ſeine Strafe?“

Und der Oberrichter ſchlug das große Buch auf, welches vor ihm auf der Tafel lag und las mit lauter Stimme: „Welcher Mann oder Frau auf Raub und Diebſtahl bei Tage ergriffen wird, der mehr denn vier Groſchen beträgt, der ſoll geſtäubt werden, geſchieht es bei Nacht, ſo ſoll man über ihn richten zu Haut und Haar. Iſt der Raub über einen Gulden, ſo er bei Tag geſtohlen, ſo ſoll man ihn brandmarken, war es Nachts, ſo hat er den Galgen verſchuldet.“

Und ein anderes Blatt aufſchlagend las er weiter: „Welcher Mann ſich mörderiſch oder böslich vergreift an dem Markgrafen, ſeinem Weibe, ſeinen Eltern, Brüdern, Kindern oder ſonſtigen Verwandten, der ſoll mit dem Schwerte gerichtet werden.“

„Was iſt Euer Urtheil, geſchworne Richter, über Kunz von Kauffungen?“ fragte der Vorſitzende mit erhobener Stimme.

„Sein Haupt falle durch des Henkers Hand!“ erwiderte der Oberrichter. Und alle erhoben die rechten Hände, reckten die Finger in die Luft und riefen laut nach: „Sein Haupt falle durch des Henkers Hand!“

Das Urtheil war einſtimmig.

„So gebt mir das Urtheil ſchwarz auf weiß,“ redete Magdeburg, „damit es der Kurfürſt, mein Herr, unterzeichne.“ Der Schreiber ſchrieb's, die Vierundzwanziger fügten ihre Namen hinzu, und Magdeburg entfernte ſich mit dem Geſchrift. Unten am Rathhauſe hielt ſchon der Bote mit dem Pferde, der das Blatt nach Chemnitz trug und dort dem Ritter Bibenberg überbrachte. Dieſer legte es ſogleich dem Kurfürſten vor. Obgleich darauf vorbereitet, ja mit dem heimlichen Wunſche nach dieſer Entſcheidung, zuckte der ſanftmüthige Friedrich doch beim Anblick des Briefes zuſammen.

„Er war mein beſter Ritter!“ ſeufzte er und ſtarrte auf die verhängnißvollen Schriftzüge.

„Bedenkt, gnädiger Herr,“ redete Bibenberg, von dieſer unerwarteten Aeußerung beſtürzt, „wie falſch und trügeriſch er ſtets gegen Euch geweſen. Erſt mit dem Herzog Wilhelm, dann mit dem Herzog Sigismund gegen Euch verbunden, verweigert er Euch dann die Güter, behandelt Euch trotzig vor Euerem ganzen Rath, entweicht nach Böhmen, reitet hohnlachend von dannen, als Ihr ihn großmüthig zum Vergleich eingeladen und ſtiehlt Euch das Koſtbarſte, das Edelſte, was Ihr beſitzt, das hoffnungsvolle Paar Euerer Söhne.“

Der Kurfürſt hatte ſchon die Feder ergriffen und that, hingeriſſen von Bibenberg's überſtrömender Beredtſamkeit, den verfängnißvollen Zug.

„Es ſoll heute noch geſchehen!“ ſagte er zu ſeinem Miniſter, indem er ihm das Blatt übergab. „Unterdeſſen gehen wir nach Altenburg zurück.“

So ſchnell wie das Urtheil herüber gekommen, ſo ſchnell ging es wieder zurück. Die unglückliche Anna von Kauffungen begegnete dem Boten, ſie ahnete nicht, was er trug.

Kaum war das Todesurtheil aus des Kurfürſten Händen, ſo langten Hildebrand von Einſiedel und der Biſchof von Meißen Kaspar von Schönburg an. Beide traten in Friedrich's Gemach, ohne ſich ihm vorher erſt anmelden zu laſſen.

„Die Nothwendigkeit entſchuldigt unſere Eile und das Umgehen der Förmlichkeit,“ ſagte der greiſe Biſchof. „Hoheit, wir kommen, Euch um Begnadigung für den unglücklichen verirrten Mann zu bitten.“

„Es iſt zu ſpät, ſchon hab' ich ſein Todesurtheil unterſchrieben.“ entgegnete der Kurfürſt mit bewegter Stimme.

„Das Todesurtheil!“ riefen beide Männer zugleich erſchreckt aus. „Könnt Ihr das vor Gott verantworten?“ fuhr der Biſchof fort. „In ſolcher Eile ohne ein der Wichtigkeit der Sache entſprechendes Gericht!“

„Die Geſchwornen meiner Stadt Freiberg haben ihn gerichtet.“

„Kurfürſt! Ihr habt Euch übereilt!“ rief mit Schmerz der Greis.

„Herr, ruft Euer Wort zurück! Bei meiner Treu und Ergebenheit beſchwöre ich Euch!“ trat Hildebrand den Fürſten an.

„Bei dieſen ſilberweißen Locken, bei dem Hirtenſtab, den ich dreißig Jahre zu Gottes Ehre geführt, bitt' ich Euch auf meinen alten morſchen Knieen, die dem Grabe keinen Schritt mehr fern ſind, laßt Gnade vor Recht ergehen! Denkt an Kunzens ehrwürdigen Adel, denkt an ſeine Heldenthaten, an ſeine Ergebenheit.“

„O mit dieſer Ergebenheit haltet zurück! Er war ein tapfrer Ritter, aber kein treuer.“

„Ihr ſeid hintergangen, Hoheit! Seine Feinde haben Euch eingenommen.“

„Seine Thaten ſprechen.“

„Sie ſind Handlungen des wilden Bluts, die die Rache geboren, weil Ihr ihm unrecht gethan; der Verſtand hat ſie nicht geprüft, die Hand ſie raſch ausgeführt.“

„Was im Herzen lebt, das führt die Hand zur That!“

„Wie? ſeid Ihr etwa ſtets ſo gerecht gegen ihn geweſen? Ihr zogt ihn an Euch im Krieg, wo ſein Arm Euch Noth that; Ihr ſtießt ihn zurück, wenn Ihr ſeines Schwerts nicht mehr bedurftet, und habt ſeine Feinde mehr gehört, als ihn und ſeine Freunde. Kurfürſt! ich bitte zum letzten Mal um Kunzens Leben, und rufe Euch kraft meines heiligen Amtes die Worte der Verheißung zu: Richtet nicht, ſo werdet Ihr auch nicht gerichtet! Vergebet, ſo wird Euch vergeben! Denn mit dem Maß, ſo Ihr meſſet, wird man Euch wieder meſſen.“

„Gnade ihm! Gnade!“ rief Hildebrand bewegt.

„Gnade für Kunzen!“ riefen vier weiche Stimmen, und die Kurfürſtin ſchritt an Frau Anna's Hand herein mit Kunzens Söhnen. Anna warf ſich zu Friedrich's Füßen und hob flehend ihre gefalteten Hände zu ihm herauf. Ihr ſtummer Schmerzensblick ſagte mehr als alle Worte.

„Es ſei!“ ſagte der Kurfürſt beſiegt, und in ſeinen dunkelblauen Augen glänzte es wie Thränen. Und zum Tiſche ſchreitend zeichnete er auf ein Blatt: „Kunz ſoll nicht ſterben!“ mit ſeinem Namen.

„Laßt ſchnell einen Reiter aufſetzen, der dies in größter Eile nach Freiberg an den Kanzler bringt. Ich will Kunzen verzeihen, was er mir angethan.“

„Ja, es ſoll Alles vergeben ſein!“ ſagte Margaretha und umfaßte die heftigweinende Anna. Aber dieſer war mit dem heilverkündenden Worte noch immer nicht die Angſt von der Bruſt gehoben. Es litt ſie nicht lange in Chemnitz; ſie fuhr mit ihren Kindern nach Freiberg zurück, um ſich ſelbſt von der Wirkung der Begnadigung zu überzeugen. —

Als der Bote mit dem Gnadenbriefe vor Freiberg ankam, fand er das Thor verſchloſſen, und wie er auch lärmte und tobte, Niemand kam ihm zu öffnen. Er verſuchte es an den andern; aber alle waren in Schloß und Riegel. Die Gnade kam zu ſpät. Magdeburg hatte ſo etwas geahnet und ſich vorgeſehen. Er wollte ſich das Opfer ſeiner Rache nicht wieder entreißen laſſen. Darum ließ er ſogleich nach Empfang des Urtheils Kunzen auf das Rathhaus vor die noch verſammelten Vierundzwanziger führen. Dieſer hatte, im Vertrauen auf Anna's Verſicherung, ſeine Faſſung wieder gewonnen, und unerſchrocken trat er vor die Männer des Gerichts.

Der Vorſitzende las ihm ſein Verbrechen vor; er geſtand es Punkt für Punkt ein.

„Du haſt Deine That ſelbſt bezeugt,“ ſagte der Oberrichter, „und biſt als ein auf handhafter That ergriffener Dieb, der die Hand frevelhaft gelegt an des Kurfürſten Kinder, von uns zum Tode durch das Schwert des Nachrichters verurtheilt. Der Kurfürſt hat des Gerichts Ausſpruch beſtätigt. Finde Dich ab mit der Welt; Deine Zeit iſt abgelaufen.“

Das unerwartete Wort faßte Kunzen kalt an's Herz, aber kein Zucken ſeines Mundes verrieth ſeine Bewegung.

„Tritt vor die Tafel unſeres Gerichts!“ fuhr der Oberſchöppe fort. Der Ritter gehorchte.

Da nahm der Richter ein weißes Lindenſtäbchen vom Tiſche, hob es aufſtehend hoch empor, brach es in zwei Stücken und warf dieſe über Kunzens Haupt mit den Worten: „Der Stab iſt gebrochen, das Urtheil iſt geſprochen, Menſch, Du mußt ſterben!“ Und kaum hatte er ausgeredet, ſo ſprangen alle Schöppen von ihren Sitzen, warfen die Stühle um, hüllten ſich in ihre Mäntel und traten in einen Kreis zuſammen. Hinter Kunzen aber ſtanden die Henkersknechte, die ihn erfaßten, als der Stab über ihn gebrochen war, ihm den Ritterrock auszogen und ein Sterbekleid überwarfen. In demſelben Augenblick trat auch ein Pfaff zu ihm mit dem Crucifix, um ihn auf ſein Ende vorzubereiten. Vor Kunzens Augen tanzte Alles wirr und wild; nur der eine Gedanke zitterte durch die Dumpfheit ſeines Geiſtes, daß ihn der Kurfürſt doch noch begnadigen werde.

Nach geſprochenem Urtheil ließ Magdeburg alle Thore der Stadt verſchließen, und gab den ſtrengen Befehl, daß Niemand heraus oder herein gelaſſen, auch kein Unfug in den Straßen getrieben werde.

Vom Rathhaus wurde der Delinquent ſogleich auf den Markt geführt; wo ein großer ſchwarzer Teppich ausgebreitet lag. Noch lebte in des unglücklichen Ritters Geiſt ein Schimmer von Hoffnung. Als er aber von der letzten Stufe der Rathhaustreppe herabſchritt und in die ſich herandrängende Volksmenge blickte, da fiel ſein Auge zuerſt auf jenes alte Bettelweib, in deren Zügen eine ſo fürchterliche Aehnlichkeit mit der Hexe Chiska lag, und die ihm auf der böhmiſchen Grenze nach ſeiner Gefangennehmung die dunklen Worte zurief, die ihm jetzt hell und deutlich wurden. Ihr Geſicht grinſte mit höhniſcher Teufelslache und neben Kunzen her hinkend, kreiſchte ſie mit heiſerer Stimme: „Ich hab' mein Wort gehalten!“ — Jetzt war Kunz ſeines Todes gewiß.

Die Rathsherren und das Volk ſchloſſen einen großen Kreis um den ſchwarzen Teppich, auf dem der Scharfrichter ſchon in ſeinem blutrothen Mantel ſtand. Der Ritter ſammelte, ſo gut als möglich, ſeinen Geiſt und blickte mit Vertrauen auf den gekreuzigten Heiland, den der Pfaffe in den Händen hielt. Die Worte des Letzteren drangen ihm plötzlich in die Seele, der dumpfe Traum war gewichen, und Kunz erkannte ſeine Sünden und Vergehen. Auf des Scharfrichters Befehl kniete er nieder, der Pfaffe hielt ihm das Crucifix vor, er küßte es inbrünſtig, betete ein kurzes Gebet und befahl Gott Weib und Kind und ſeine Seele. Dann ſagte er gefaßt: „ich bin bereit — Herr, vergieb mir meine Schuld, um deines Sohnes willen!“ Der Scharfrichter warf den Mantel ab und hob das breite blitzende Schwert, und im Nu rollte Kunzens Haupt auf den Teppich. Jener aber faßte es beim Haar, hob es hoch empor und rief zu den Schöppen gewendet: „Hab' ich recht gerichtet?“

„Du haſt recht gerichtet!“ antwortete der Oberrichter mit tiefer Stimme. Der Stöcker warf das Haupt nieder, und der Teppich verhüllte den Leichnam.

Als das Thor geöffnet wurde, traf die Schreckenskunde des hingerichteten Mannes Frau und Kinder. Frau Anna verhüllte das Haupt und ließ ſich nach Chemnitz zurückfahren.

Eine Stunde darauf war ſchon der Biſchof von Meißen in Freiberg. Der alte Mann weinte bittere Thränen; auf ſeinen Befehl wurde Kunzens Leichnam in der Peterskirche in Freiberg beigeſetzt. Stumm ſchritt er dann an den Kanzler Magdeburg vorüber, der ihm mit leeren Beileidsbezeigungen nahte, und verließ die Stadt.

Aber ſelbſt Kunzens Leiche hatte keine Ruhe; denn auf ſeiner Feinde Betrieb, ließ ſie der Kurfürſt aus der Kirche wegnehmen und in dem Dorfe Neukirchen beerdigen.

Frau Anna erhob ſich in ihrem Schmerz. Noch an demſelben Tage nahm ſie von der Kurfürſtin Abſchied und reiſete mit ihren Kindern nach Böhmen. Der Gram tödtete ſie bald; auch der Biſchof von Meißen überlebte die Schmach ſeines Hauſes nicht lange.

## 33.

## Frohe und glückliche Menſchen.

Sobald die kurfürſtliche Familie, von den beiden Köhlern begleitet, wieder auf ihrem Reſidenzſchloſſe in Altenburg angelangt war, ließ es Frau Margaretha ihre erſte Sorge ſein, ihr Verſprechen in Bezug auf Wiland zu halten. Ohne Wiſſen der Köhler begab ſie ſich mit ihren beiden Prinzen nach Grünhain. Schmidt, jetzt Triller genannt, und Wiland warteten in Altenburg Dietrich von Kauffungens Hinrichtung ab,, der auf dem Markte enthauptet wurde. Dann kehrten ſie reichbeſchenkt in ihre Heimath zurück.

Die Kurfürſtin war im Kloſter eingekehrt, um dem Abt Liborius ihren Dank abzuſtatten für ſeine Thätigkeit, ihr den Sohn ſobald als möglich wieder an's Mutterherz zu legen. Der Abt, durch die Ankunft der hohen Frau auf's Freudigſte überraſcht, bot Alles auf ihr Ehre zu erweiſen.

„Zwei Dinge ſind's, Hochwürdiger, die ich von Euch erbitte," redete die Fürſtin gütig zu ihm. „Erſtlich ſollt Ihr mich an den Ort führen, wo der gute Köhler meinen Albrecht dem Ritter Kunz abkämpfte, dann mögt Ihr mir den Waffenſchmied Klinger mit ſeinem Eheweibe und ſeiner Tochter hierher beſcheiden, und zwar ehe wir an den Berg hinausgehen."

„Ich ſtehe mit Leib und Seel zu Euerm Dienſten, gnädigſte Frau," erwiderte Liborius, und ſandte den Bruder Sebaſtian zu den Beichtkindern deſſelben, um ſie nach dem Kloſter zu führen.

Lenchen trat dem Boten als eine Verwandelte entgegen. Seit ſie ihren Wiland am Hochaltare umarmt hatte, war gleichſam des Himmels erquickender Thau auf ſie geträuft und hatte ihre welkende Blüthe jugendlich aufgefriſcht. Der Anblick des Kloſterbruders trieb ſie in die Stube zurück, halb erſchreckt, halb neugierig, was des Mönchs beſtürztes Geſicht zu bedeuten habe. Ohne ſie eines Blicks zu würdigen, ſchritt er auf Klinger zu und ſagte:

„Wißt Ihr ſchon, daß die Kurfürſtin von Sachſen mit ihren beiden Prinzen hier iſt?“

„Die Kurfürſtin?“ rief Frau Chriſtine. „Gott ſegne die hohe Frau! Die möcht' ich ſehen!“

„Die Ehre ſollt Ihr ſogleich haben. Der Abt hat mich in ihrem Namen geſchickt, Euch, Meiſter Klinger, mit Weib und Kind vor die fürſtliche Frau zu führen.“

„Mich?“ fragte Klinger. „Uns?“ Chriſtine, und Beide ſtanden wie vom Erſtaunen zu Steinſäulen verwandelt. Lenchen aber klopfte freudig in die Hände. Sie ahnete mit beflügeltem Herzſchlag den Grund dieſes Befehls, und während Vater und Mutter ſich nicht faſſen konnten und ſich in den wunderlichſten Muthmaßungen ergingen, glänzte ihr Auge von Freude.

„Das iſt mir ganz unbegreiflich!“ ſagte nach langem Sinnen und Reden der Waffenſchmied.

„Fragt nur Euere Tochter,“ erwiderte der Mönch, der die junge Witwe verſtohlen beobachtet hatte; „ſie wird Euch aus dem Traume helfen.“

„Die Magdalene?“ fragte Klinger noch mehr verwundert. „Was haſt Du mit unſerer durchlauchtigen Landesmutter zu ſchaffen?“

„Was doch der Pater will!“ entgegnete ſie verlegen. „Wie wird die hohe Fürſtin mich armes Weib kennen? Ich weiß ſo wenig, wie Ihr, was ſie von uns verlangt.“

„Auf' und folgt mir auf dem Fuß! Es wird ſich aufklären,“ drängte der Mönch.

„Wir müſſen uns doch erſt ſchmücken, um vor der fürſtlichen Frau erſcheinen zu können,“ eiferte Frau Chriſtine.

„Nein, nein! Wie Ihr ſeid, ſollt Ihr kommen. Meiſter Klinger vom Ambos, Ihr und Euere Tochter aus der Küche weg; ſo hat ſie befohlen. Drum zaudert nicht, und bringt ſie nicht durch Eueren Ungehorſam auf.“

„Mein Gott und Herr!“ rief Chriſtine verzweifelt. „Wie dürfen wir's wagen in ſolchem Anzug? Es geht nicht, guter Vater.“

„Was hilft's? Ihr müßt wohl! Oder ſoll ich gehen und berichten, daß Ihr gegen den Befehl erſt Euern Putz anlegen wollt?“

„So geht!“ herrſchte Klinger. „Euere Lumpen und Flitterwerk iſt doch nichts in den Augen ſolcher Frau; und Ihr ſeid in Eueren leinenen Röcken ſo gut, als in geſtickten Tuchwämſern.“

Nachdenklich ſchritt Klinger mit dem Mönche voraus, Chriſtine zitternd und zagend, Lenchen freudig bangend und hoffend hinterdrein. Im Kloſter kam ihnen der Abt entgegen und führte ſie in das Sprachzimmer, in welches die Kurfürſtin ſchon nach wenigen Minuten trat. Klinger machte eine unbehülfliche Verbeugung, Chriſtine einen tiefen Knix, beide vermochten nicht zu ſprechen; es war nicht anders, als wenn ihnen die Zungen gelähmt wären. Lenchen blieb ſittſam erröthend im Hintergrunde ſtehen.

Die Kurfürſtin wandte ſich zuerſt mit freundlicher Geberde und huldreichen Worten an Lenchen.

„Biſt Du die Witwe des Bergmanns Gotthard?"

„Ich bin's, gnädigſte Frau!" lispelte die mit Purpurglut Uebergoſſene.

„So komm näher zu mir!" Damit faßte Frau Margaretha die Verſchämte bei der Hand und führte ſie an den Tiſch. Dann redete ſie zum Waffenſchmied:

„Mein lieber Mann, ich habe jetzt Deine Tochter dorthin in meinen Schutz geſtellt. Wirſt Du mir ſie abſchlagen, wenn ich die Freiwerberin bei Dir mache? Ich habe große Luſt, ſie wieder zu vermählen."

Klinger, noch immer verdutzt, konnte nicht antworten, ſondern nickte nur.

„Was meinſt Du, Mutter?" wandte ſich die Fürſtin an Chriſtinen.

„Wir ergeben uns Euerer Gnade!" verſetzte dieſe leiſe; doch kaum waren die Worte heraus, ſo bekam ſie Muth, und ohne ihren Mann zu berückſichtigen, da ſie ſich in ſo mächtigem Schutz wußte, ſetzte ſie hinzu: „der Köhler Wiland, des Schmidts Vetter, iſt meinem Kind ſchon lange Jahre gewogen und ſie kann nicht von ihm laſſen; wenn es Euch gefiele —"

„Weib!" unterbrach ſie Klinger, deſſen Zunge die Verwegenheit ſeiner Frau plötzlich belebt hatte, „meine Tochter iſt für das Kloſter beſtimmt; dem Herrn will ich ein Geſchenk mit ihr machen."

„Iſt das auch Deine Tochter zufrieden, Mann? Willſt Du eine Nonne werden, Magdalena?" fragte ſie dieſe lächelnd.

Und wieder hold erröthend entgegnete dieſe: „Ihr kennt meine Wünſche, allergnädigſte Fürſtin."

„Sie iſt mein Kind und was ich will, das muß ſie gehorſam befolgen," ſprach Klinger jetzt mit dem alten hartköpfigen Trotze. Er hatte ſich zur rechten

Zeit erinnert, daß er viele Jahre Soldat geweſen war und damit ſeine Faſſung wieder gewonnen.

„Du haſt ſie dem Bergmann gegen ihren Willen vermählt," ſprach die Kurfürſtin mit Würde, „und nun haſt Du kein Recht mehr auf ſie. Erbittere mich nicht, harter Mann! Wiland iſt durch mich wohlhabend geworden, und kann Deine Tochter gut ernähren; ſie bedarf Deines Geldes nicht, denn ich ſelbſt werde ſie ausſtatten. Wiland iſt brav und hat im Kriege ſich tapfer gezeigt. Wirſt Du meinen Wünſchen noch entgegen ſein?"

Klinger ſchwieg; da ſank Lenchen, die leiſe herbeigeſchlichen war, und ihre Mutter zu gleicher Zeit dem eiſernen Schmiede zu Füßen und erhoben bittend ihre Hände. Thränen und Schluchzen ließen die Holde nicht zu Worten kommen.

„Biſt Du noch hartherzig?" fragte Margaretha heftig und geſpannt, und ihr Auge blitzte auf den alten Mann.

Da beugte er ſich zu der Tochter nieder, blickte ſie einen Augenblick an und ſagte dann, obwohl mit ſichtbarer Mühe zur Kurfürſtin: „Ich ergebe mich in Eueren Willen!"

„So biſt Du morgen Wiland's Weib!" wandte ſich Frau Margaretha gütig zu Lenchen. „Damit aber kein neidiſcher Mönch wieder ein Hinderniß einlegen möge, ſo bleibſt Du ſo lange bei mir, bis Dein Geliebter von Altenburg kommt. Heute aber begleite mich nach ſeiner Hütte."

Trunken vor Wonne ſprang Magdalena auf, erfaßte die Hand der gnädigen Fürſtin und überſtrömte ſie mit Küſſen und Thränen des Danks. Chriſtine hatte die andere Hand ergriffen und zog ſie an die

Lippen. Wohlwollend ruhten der edlen Margaretha ſtrahlende Augen auf Lenchens blühender Schönheit.

Klinger entfernte ſich, halb ſtolz und erfreut über die große Gnade, die ihm widerfahren, und halb ärgerlich über ſich ſelbſt, daß er ſich hatte erbitten laſſen. Das Vergnügen über die genoſſene Auszeichnung gab ſeinen Schritten die Würde und ſeiner Haltung den gravitätiſchen Anſtand eines von ſeiner Wichtigkeit durchdrungenen alten Kriegers, der eben von hoher Hand die verdiente und lang gehoffte Auszeichnung erhalten hat. Den ſtillen Ingrimm, daß er ſich ſelbſt untreu geworden, ließ er an Chriſtinen aus, die er wegen ihrer Unverſchämtheit, wie er ihr Benehmen bei der Kurfürſtin benannte, ausſchalt.

Sie that nicht, als ob ſie's hörte und jubelte innerlich über das Glück und die Ehre ihres Kindes, die ja auch auf ſie überfloß. Im Kreuzgang ſtand der Mönch Sebaſtian ungeduldig auf den Erfolg der Unterredung wartend.

„Ich bitt' Euch," rief ihm Klinger ſchon entgegen, „verſchont mich mit allen Fragen und Rathſchlägen; es iſt nicht anders, die Lene wird keine Nonne, ſondern Morgen des Köhlers Frau, und nun macht mir keine Einwendungen weiter."

Dem Mönch erſtarrte das Wort auf der Zunge, und eh' er ſich erholt hatte, war Klinger ohne ein Wort weiter raſchen Schrittes vorüber gegangen und eilte auf Alle, die ihm begegneten, hochmüthige Blicke werfend, ſeinem Hauſe zu. Dort hatten ſich ſchon Freunde und Nachbarn verſammelt, die ihm den Hof machten; denn das Gerücht von der großen Ehre, die ihm widerfahren, war wie ein Lauffeuer durch das ganze Städtchen gedrungen und hatte männiglich mit Staunen und Ehrfurcht vor dem ohnedies angeſehenen Meiſter erfüllt. Dadurch legte ſich Klinger's Unmuth ganz und machte einem behaglichen Gefühle Platz. Jemehr ihm ſeine Mitbürger ſchmeichelten, um ſo höher ſtieg Wiland bei ihm in Werth, und mit dem Gedanken, daß doch all' die große Ehre durch jenen allein auf ſein Haus komme, vergaß er alle frühere Unbill und verkündete die morgende Hochzeit ſeiner Tochter. In freudiger Eile ließ er Anſtalten treffen, um zu zeigen, daß er auch etwas vermöge; und eh' der Tag ſich neigte, war das kleine Haus oben bis unten geſäubert, und noch in der Beleuchtung des ſchönen Sommerabends ſchmückten Lenchens Geſpielinnen das Zimmer mit duftenden Laubgewinden und Blumenkränzen. Mit unermüdeter Emſigkeit ſprang Klinger, den der eine Tag ſo ganz verändert hatte, ſeiner in einem wahren Entzückensrauſche verſchwimmenden Ehehälfte bei. In das zum Tempel des Glücks ſich umwandelnde Haus trat Abends der Mönch Sebaſtian; er glaubte, Klinger's Unmuth würde nun verraucht, und der ihm ſonſt ſo ſehr ergebene Waffenſchmied empfänglicher für ſeine Einwürfe ſein; aber des Erſtaunten Fuß blieb auf der Schwelle haften. Kalt erwiderte Klinger ſeinen Gruß und beſtätigte noch einmal mit dürren Worten ſeine frühere Ausſage, daß Lenchen des Köhlers Braut ſei. Mit einem heimlichen Fluche verließ der betrogene Kloſterbruder das Haus.

Die beiden Köhler trafen an dieſem Abend in der Heimath ein, ohne das neue Glück, das ihrer wartete, zu ahnen. Haſtig förderten ſie die Schritte thaleinwärts voll Begierde, der guten Frau Margareth und allen Freunden und Geſellen die frohe Botſchaft und die Begebenheiten der Woche mitzutheilen, die ſie fern von den Hütten in der Welt zugebracht hatten. Wenn es den alten Schmidt drängte, Weib und Kinder mit ſeinem neuen Namen und Glücksſtand bekannt zu machen, ſo brannte Wiland, ſein Lenchen recht bald mit dem gnädigen Verſprechen der Kurfürſtin zu überraſchen.

Aber welche Ueberraſchung erfaßte ſelbſt die hurtigen Wanderer, als ſie nahe an den Hütten angelangt ein ungewohntes frohes Leben und Weben dort bemerkten! Lange ſtanden ſie und horchten mit ſteigendem Erſtaunen. Dämmerung hatte ſchon unter den breiten Laubdächern ihren Schleier ausgebreitet, während auf den Wieſen der ſcheidende Tag noch die Blumen küßte. Aus der Tiefe des ſchattigen Haines blickten viele Lichter wie Sterne, und ein Geſang der Bergleute ſchallte hinter den Baumſtämmen hervor, die dem Blick den Grund dieſer Fröhlichkeit verbargen. Leiſe ſchlichen die Beiden heran und hielten faſt den Athem an ſich. Endlich hatten ſie ohnfern der Quelle eine breite Buche erreicht, von wo aus ſie den ganzen Platz überſehen konnten. Himmel, was gewahrten ihre Augen! Auf einer alten Meilerſtätte war eine große Tafel mit Bänken erbaut und über dieſelbe eine Laube gewölbt. Außerhalb derſelben hatte ſich eine Menge Waldbewohner, Köhler, Bergleute, Holzhacker mit Weibern und Kindern gelagert, die nach dem Klange ihrer Zithern heitre Volkslieder ſangen. In der Laube ſelbſt ſaß die Kurfürſtin, ihre Söhne an der Seite. Ihr gegenüber der Abt von Grünhain mit den Vornehmſten des Kloſters; im Hintergrunde mehre Ritter aus der Umgegend mit ihren Frauen, Friedrich und Veit von Schönburg in der Mitte, nicht weit von der Kurfürſtin Lenchen und Frau Margareth. Die Geſellſchaft ſpeiſte, auch wurden unter das verſammelte Volk Lebensmittel vertheilt.

Wiland und Schmidt wußten nicht, ob ſie ihren Augen trauen ſollten, und Einer fragte den Andern, ob er daſſelbe auch wahrnehme; denn Jedem kam es wie Zauberei vor. Indem noch ihr Fuß zauderte, wurden ſie von einigen ſich herumtummelnden Köhlern bemerkt, die ihre Ankunft dem ganzen Haufen mittheilten. Da brach ein allgemeines Jubelgeſchrei aus. Alles Volk ſprang auf die Füße, eilte nach dem Verſteck der beiden Köhler, und im Nu waren ſie umringt und mit freudigem Jauchzen begrüßt. Die Zithern erklangen, Schalmeien ertönten, der Geſang erbrauſ'te, und unter den Ausbrüchen unbegrenzter Freude wurden ſie eingeholt. Plötzlich theilte ſich der Haufen, und Schmidt's Kinder kamen mit Laubgewinden, umſchlangen ihren Vater und führten ihn ſo unter Inſtrumentenklang und Geſang der Kurfürſtin zu. Prinz Albrecht ſprang ihm entgegen und erfaßte ſeine Hand. Mit Thränen im Auge trat der beſcheidene Biedermann vor ſeine Herrſcherin. Mit freundlicher Herablaſſung ihn begrüßend ſagte die Kurfürſtin: „Mein lieber Freund! ich habe mich in Deiner Abweſenheit in Dein Haus eingeladen, um Dich auf eine Deiner würdige Weiſe zu empfangen."

„Ihr habt des Himmels Segen in meine Hütte getragen, edle Frau!" erwiderte Triller. „Sie iſt zu enge für Euere Gnade."

„Es lebe Georg Triller, der Prinzenretter!" erſchallte jetzt der große Chor aller Anweſenden.

Margreth, des Köhlers Frau, ſtand wie zur Bildſäule verſteinert; ſolch' Glück hatte ſelbſt ein Traum ihr niemals gezeigt. Lenchens Blicke hatten aus der umſtehenden Menge den Geliebten bald herausgefunden, und Beide begrüßten ſich mit ſchelmiſchem Zunicken. Die Kurfürſtin bemerkte es und rief ihm zu: „Tritt nur auch hervor; junger Mann! Ich habe auch mit Dir ein Wörtchen zu koſen, das Du wohl gern hören wirſt.“

Erröthend folgte Wiland ihrem Geheiß; da faßte ſie Lenchens Hand und führte das blühende Weib dem glücklichen Burſchen mit den Worten zu: „Seid glücklich, Ihr lieben Menſchen! Nichts als der Tod trenne Euch ferner!“

Ein lauter Beifallsruf des Volks folgte ihren Worten. Das vereinte Paar küßte das Kleid der Segenſpenderin. Sie und der alte Köhler mußten dann an der Tafel Platz nehmen und mit der Geſellſchaft ſpeiſen. Der verſammelte Menſchenhaufen ergötzte ſich außerhalb in den lauen Lüften des Sommerabends mit Spiel und Geſang. Lenchen und Wiland aber ſehnten ſich allein zu ſein; denn ihre Herzen hatten ſich gar vieles mitzutheilen, was ein anderes Ohr nicht hören durfte. Unbemerkt ſchlichen ſie nach aufgehobener Tafel aus der Menge hinaus in die ſternenhelle Nacht durch den Wald nach der Quelle zu. Des Himmels heitere Klarheit breitete ſich über den leis rauſchenden Baumkronen aus. Die glänzende Herde der dunkelblauen Flur ſchien Lichtgrüße auf ſie zu gießen, und neben ihnen liſpelte die Quelle und erinnerte ſie mit dem geſchwätzigen Plaudern an die einſt hier genoſſene Seligkeit und die Stunde des Schreckens und der Trennung. Und wieder wie damals ſetzten ſie ſich auf das ſchwellende Moos, und ihre Freudenthränen vereinten ſich mit dem dahinſtrömenden Bächlein; Mund war auf Mund gefeſſelt, Herz ſchlug am Herzen. Keine Trennung war für ſie mehr zu fürchten; rein wie der Himmel über ihnen, war der Horizont ihres Lebens.

Gegen Mitternacht zog die Kurfürſtin mit den

Prinzen, dem Abt und ſeiner Begleitung, den Rittern und Frauen, dem Köhler Triller und ſeiner Familie, dem Liebespaar und allem Volke über den Berg nach Grünhain. Die Menge, die von der Kurfürſtin zur morgenden Hochzeit eingeladen war, vertheilte ſich in Kloſter und Stadt.

Am andern Morgen verließ der Mönch Sebaſtian das Kloſter mit einem Empfehlungsſchreiben des Abts an einen Kardinal in Rom verſehen.

In bräutlichem Schmuck glänzte Lenchen, aber der jungfräuliche Schein ihres Geſichts überſtrahlte den Putz der reichen Waffenſchmiedstochter; jede Spur des Leids war aus ihm verſchwunden, ſie war wieder zur Jungfrau verjüngt. Die Glocken des Kloſters riefen zur Kirche; vom Berg herab zogen alle Köhler und Bergleute mit klingendem Spiel; aus allen Häuſern des Städtchens ſtrömten feſtlich gekleidete Menſchen. Alles eilte dem Kloſter zu. Da that ſich auch die Thüre an Klinger's Hauſe auf, und heraus ſchritt das holde Paar, hinter ihm gravitätiſch der alte Waffenſchmied in ſeinem Waffenrocke, neben ihm Frau Chriſtine, koſtbar herausgeputzt. Beide nickten mit verklärtem Geſicht rechts und links allen Nachbarn freundlichen Dank auf die freundlichen Grüße zu. Das Volk aber ſtreute dem Paare Blumen bis vor die Kirchthüre. Der Abt verband Lenchens Hand zum zweiten Mal mit der eines Mannes; aber nicht Angſt zerpreßte ihr jetzt das Herz, ſondern Wonne drohte es zu zerſprengen; wieder zitterte ihre Hand, die ſie zum Bunde hinreichte; damals war es das Zittern des Bangens, jetzt des der Wonne; wieder floſſen Thränen aus ihren Augen; aber ſtatt der damaligen Schmerzensthränen waren es die der Freude. Zur rechten Seite des Altars ſtand die Kurfürſtin mit den Prinzen, zur linken Klinger, Triller, Chriſtine und Margreth. Nachmittags gab die Landesmutter allem verſammelten Volke eine freie Zeche und Tanz unter der großen Linde mitten im Städtchen. Sie ſelbſt ſpeiſte mit dem Brautpaar, den Eltern und Verwandten, den Rittern und dem Abt im Kloſter. Nachher zogen die Hochzeitgäſte in Klinger's geſchmücktes Haus, und auch dieſer Tag verging unter allgemeinem Jubel. Am andern Morgen reiſten die Kurfürſtin und ihre Söhne, von den Segenswünſchen Aller begleitet, nach Altenburg zurück. Wiland erhielt vom Kurfürſten ein Waldgütchen, wo ſpäter ſeine Meiler dampften; Magdalena aber von der Kurfürſtin eine beträchtliche Heimſteuer. Sie zogen in das Haus, welches Magdalena eine traurige Zeit lang mit ihrem erſten Manne bewohnt hatte, und welches noch ihr gehörte; nun wurde es eine Freiſtatt des häuslichen Glücks und Friedens.

## 34.

## Mannigfacher Ausgang.

Nach einer Woche erfuhr das junge Ehepaar, daß Kunzens Mitſchuldige zu Zwickau auch hingerichtet werden ſollten. Das war der erſte Tropfen Wermuth in den Becher ihrer Seligkeit. Wiland wünſchte ſeinen alten Freund Schweinitz, deſſen Loos ſo ſchlimm gefallen war, noch einmal zu ſehen, und machte ſich mit ſeinem Weibe auf den Weg. Von allen Seiten ſtrömte das Volk zu dem blutigen Schauſpiele. Das Blutgerüſt war auf dem Markte aufgebaut. Leider waren ſie zu ſpät gekommen, als daß Wiland ſeinem luſtigen Kriegskameraden ein „Fahrwohl in die Ewigkeit!“ unter vier Augen hätte ſagen können.

Ein langer Zug von bewaffneten Bürgern und Edlen der Stadt, den Amtshauptmann an der Spitze, bewegte ſich vom Gefängniſſe her. In der Mitte deſſelben ritten Knappen um die von Henkersknechten geführten Verurtheilten. Von den acht Männern, die zum Blutgerüſt geführt wurden, erregten Schweinitz und Schwalb Wiland's beſondere Theilnahme; die Andern waren ihm unbekannt. Am Arme ſeines weinenden Weibes ſtand der Köhler am Wege, auf welchem der Zug ſich bewegte. Schweinitz's Augen fielen auf das Paar; er grüßte mit der Hand und rief: „Ade! Dank, Wiland, daß Du zu meiner Hochzeit kommſt, da ich nicht zu der Deinigen kommen konnte! Ich hab' ein garſtig Lieb, den Block. Na, ich brauch' den harten Schatz nur einmal zu küſſen. Dann folg' ich treu meinem Ritter.“

„Schenke Dir Gott Muth auf dieſer Brautfahrt!“ erwiderte Wiland gerührt.

Mit Schwalb begann das Gericht; er wurde geviertheilt. Schweinitz hatte noch die Qual auszuſtehen, daß er die Martern erſt mit anſehen mußte, die ſeiner harrten. Schwalb ſtarb hartherzig, ohne Reue und ohne Rührung. Schweinitz hob die Hände zum Gebet und empfing ſo den Todesſtreich; ſein Geſicht ſah dabei ſo komiſch aus, als thue er es lachenden Muthes und mit einem Scherz auf den Lippen. Die übrigen Delinquenten wurden enthauptet. Die Körpertheile Schwalb's und Schweinitz' wurden an den Landſtraßen aufgehängt.

Betrübt kehrte das Ehepaar zum heimiſchen Herde zurück; die Zeit verwiſchte allmälig den empfangenen düſtern Eindruck. Klinger fand an Wiland mehr und mehr Geſchmack; weil dieſer ſo gut wie er ſelbſt im Kriege gefochten und ſich Ehre und Wunden geholt hatte. Der alte Groll verkehrte ſich in Liebe, ſo daß der greiſe Waffenſchmied ſein Hab und Gut ſeinen Kindern übergab, und ſich mit ſeiner Chriſtine in Ruhe ſetzte. Magdalena's Schoße entblühten liebliche Kinder, und erhöhten das Glück der Eltern und Großeltern.

Oft ſaß die Familie zuſammen um den dampfenden Meiler im Walde, wenn der Abend ſeine Netze um die Berge ſpann und ſprach von den vergangenen Zeiten; da gedachte Wiland ſeines lieben Herrn, des Ritters Wilhelm von Moſen und ſeiner Braut, der ſchönen Taterkönigin, und dann berichtete er wohl manche ſchauerliche Geſchichte von der Zauberin Chiska, dem Sterndeuter Neko und allen andern Tatern, unter denen er gelebt.

Im hohen Alter hatte Wiland mit den Köhlern Fiſcher und Urban Schmidt die Freude, den berühmten Herzog von Sachſen Albrecht den Beherzten, den tapferſten Helden ſeiner Zeit, nach dem Platze zu führen, wo der ſelige Triller mit ihrer Hülfe ihn dem Ritter Kunz von Kauffungen abgejagt hatte. Der Herzog fiel auf die Knie, dankte Gott und ſchenkte den Köhlern eine freie Ritterzehrung.

Georg Triller lebte noch lange. Ein Jahr nach dem Prinzenraube ließ der Kurfürſt des Köhlers Kleider, die er bei Albrecht's Befreiung getragen, mit denen der beiden Prinzen in der Kirche zu Ebersdorf bei Chemnitz, wo ſich Friedrich oft aufhielt, zum ewigen Gedächtniß aufhängen, und dort ſind ſie bis dieſe Stunde zu ſehen. Des Köhlers Söhne und Nachkommen führten den Namen Triller fort; ſie wurden reich und angeſehen in Sachſen und Thüringen. Zwei Brüder aus demſelben, Kaspar und Michael Triller, wurden vom deutſchen Kaiſer Rudolph im Jahr 1592 in den Adelſtand erhoben. Ihr Wappen zeigt über dem Helm den oberen Theil eines Köhlers, der mit beiden Händen einen Schürbaum emporhält, als wolle er mit demſelben zuſchlagen; im Schilde des Wappens iſt im linken Felde ein Löwe, der einen Zſchörper hält; im rechten ein gleicher mit einem doppelt gekrümmten Schürhaken in der Branke. In der Mitte zeigt ſich ein ſchwarzer Bär mit Bezug auf den Traum der Kurfürſtin.

So wie dieſes Geſchlecht emporblühte, ſo verſank das der Kauffungen in den Strom der Vergeſſenheit. Die Güter des reichen Kunz in Thüringen und Sachſen zogen die Landesfürſten als eröffnete Lehne ein. Auch das Schloß Iſenberg in Böhmen blieb ſeinen Söhnen nicht. Als Podjebrad König von Böhmen geworden war, nahm er Beſitz davon. Heinrich von Kauffungen, Kunzens jüngſter Bruder, konnte keines Antheils am Prinzenraube bezüchtigt werden, aber er ging außer Land, weil Schande auf ſeinem Namen laſtete. Der Ritter Meckau auf Kohren flüchtete als Theilnehmer der That und ſah ſein Vaterland nicht wieder. Ein finſtres Schickſal riß alle die Männer, die von einer Wiederbelebung des abgeſtorbenen Ritterthums geträumt hatten, ins Verderben.

Was untergegangen im Strome der Zeit, bringt kein Sterblicher wieder auf die Lebensbühne. Die erzürnte Woge rächt den verwegnen Verſuch.

## 35.

# Der thüringiſche Hof.

Auch am Herzog Wilhelm von Thüringen rächte ſie ſich die ſtärker und ſtärker fluthende Welle des Jahrhunderts. In den hohen Gebirgen des menſchlichen Geiſtes begann der Schnee zu ſchmelzen und den Strom zu ſchwellen. Der Fürſt, der die Romantik der vergangnen Jahrhunderte an ſeinen Hof beſchwören wollte, wurde der Sklave einer Buhlerin. Zwar duldete er die ſanfte Herzogin im Reſidenzſchloſſe zu Weimar, aber er lebte von ihr getrennt. Nur einen dürftigen Schein von Liebe zu ihr hielt er aufrecht theils der Kurfürſtin und des Kurfürſten, theils des Königs von Ungarn und Böhmen wegen. Dieſem Scheine feierte er ſogar ein pomphaftes Kirchenfeſt. Von dem Gelöbniß der Kurfürſtin und ſeiner Gemahlin unterrichtet, den vierzehn heiligen Nothhelfern eine neue Kirche als Wallfahrtsort zu erbauen, wenn die fürſtlichen Brüder ſich wieder in Liebe vereinigen würden, führte ſeine ritterliche Galanterie dieſen Bau in einem Dorfe zwiſchen Weimar und Jena aus. Beim Feſt der Einweihung der neuen Wallfahrtskirche waren beide Höfe zugegen, und der Herzog ließ es an nichts fehlen, den beiden fürſtlichen Frauen Ehre zu erweiſen. Es waren dies die letzten Freudentage in Anna's Leben. Von nun an erfuhr ſie immer mehr Vernachläſſigung und Demüthigung vom Herzog und ſeiner Geliebten, ſo daß deshalb Anfragen und Erinnerungen von Seiten des Königs Ladislaus einliefern. Wilhelm war frech genug eine eigene Geſandtſchaft an Ladislaus zu ſchicken und ſich bei ihm zu entſchuldigen. Auf das Gerücht, die Herzogin habe durch einen Brief an den Statthalter Ungarns Hunjady dieſe Anfragen veranlaßt, zwang er ſie einen zweiten zu ſeiner Vertheidigung zu ſchreiben, den er den Geſandten mit gab, worin ſie vorgeben mußte, das Gerede von den Mißhandlungen, die ſie von ihrem Gemahl erdulden müſſe, käme allein von den böſen Vitzthumen her, die es ausgeſprengt, um ihrem Gemahl damit zu ſchaden. Statt die Größe ihrer Seele anzuſtaunen, verhöhnte dann Wilhelm ihren Jammer.

Im Jahre 1457 ſtarb der junge König Ladislaus, und nun hatte Anna keine Seele mehr, an die ſie Bande des Bluts knüpften. Deſto treuer hingen ihr die beiden Hofdamen, Bertha und Jutta, an. Es war unter ihnen, wenn ſie allein waren, unbelauſcht von den Spähern des Herzogs und Katharina's, nicht mehr von Herrin und Dienerin die Rede; ein ſchweſterliches Du geſtaltete das innigſte Verhältniß unter ihnen.

Der Kurfürſt that als kümmere er ſich um die häuslichen Angelegenheiten ſeines Bruders nicht, um mit dem tollen Hitzkopf nicht wieder in unangenehme Händel zu gerathen, und machte deshalb Regierungsgeſchäfte meiſt in Altenburg mit ihm ab. Dahin gehörten noch vor des Königs Tod die Angelegenheiten mit Böhmen, wegen des Austauſches der Schlöſſer.

Ein herzliches Verhältniß konnte zwiſchen den Brüdern nie aufkommen, das verhinderte ihre geiſtige und ſeeliſche Verſchiedenheit. Wilhelm's anſtößiges Leben mit Katharinen und die Vernachläſſigung ſeiner Gemahlin entfremdete ſie noch mehr. Die Kurfürſtin kam immer ſeltner nach Weimar, die Herzogin gar nicht nach Altenburg; zuletzt beobachteten die beiden

Höfe nur noch die äußerlichen Förmlichkeiten gegen einander. Anna beklagte ſich nicht, bat nicht um Schutz und lebte ſtill und zurückgezogen ihr inneres Leben, für das der Kurfürſtin das rechte Verſtändniß abging.

Als Ladislaus geſtorben war, meldete ſich Wilhelm mit unter den Kandidaten des böhmiſchen Throns und gründete ſeine Anſprüche auf Anna, ſeine Gemahlin, die Schweſter des verſtorbenen Königs. Er ſchickte eine glänzende Geſandtſchaft mit vielem Gelde nach Prag, welche die böhmiſchen Großen zu ſeinem Gunſten bearbeiten ſollten. Aber des Herzogs Leben war in Böhmen nur zu bekannt, und man wußte, wie ſchnöde er gerade derjenigen begegnete, um deretwillen er ſich um die Krone des Landes bewarb. Ohne den Geſandten eine beſtimmte Antwort zu geben, hielten die Edlen Böhmens ſie lange hin, und die mächtigere Partei wählte den zeitherigen Statthalter Georg Podjebrad, und die Wahl wurde erklärt, ehe die Geſandten etwas davon erfahren hatten. Sie widerſetzten ſich zwar derſelben, aber ohne ein ſchlagfertiges Heer, ohne Nachdruck. Der Herzog wandte ſich an den deutſchen Kaiſer Friedrich, und erſuchte ihn um ſeinen Beiſtand, aber dieſer ließ ihm antworten: hätte er in ſeinem Hauſe ein gottgefälliges Regiment geführt, ſo würde ihm Böhmen nicht entgangen ſein.

Nun brach Wilhelm's Haß gegen Anna los und zeigte den romantiſchen Ritter in ſeiner gemeinen Geſtalt. Er verſtieß die Unglückliche vom Hofe und wies ihr das Schloß Eckardsburg zum Wohnſitz an. Ohne Thränen verließ ſie das Herzogsſchloß in Weimar am Arm ihrer Frauen und des frommen Euſebius. Aber als ſie auf dem Eckardsberge ſtand, ringsum von Mauern umſchloſſen und hinein blickte in die weiten Auen des Landes, das ſie hatte glücklich machen wollen, da fiel ſie auf ihr Antlitz nieder und weinte. Der Würde und des Glanzes einer Fürſtin entkleidet, ſaß die edle Tochter des deutſchen Königs auf der einſamen Burg, gleich einer Verbrecherin, denn dem ihr beigegebenen Marſchall war verboten, ſie aus der Burg zu laſſen oder Jemanden zu ihr hinein. Der Gram über ihr zertretenes Herz zerſtörte ihre Schönheit, und ſo jung ſie auch noch war, ſo erloſch doch der Glanz ihres Auges von Thränen. Und doch fühlte ſie ſich noch glücklich, daß der grauſame Fürſt ihr ihre Freundinnen und den Kaplan nicht entriſſen hatte. In Betrachtungen himmliſcher Dinge und in Gebet vergingen dieſen vier Menſchen die einſamen Tage. Oft ſtreifte Anna's Blick über die lachenden Fluren durch die ſchönen Thäler, und dann zuckte es wohl wehmüthig um ihren Mund, und ein bitteres Gefühl ſtieg in ihr auf, daß ſie ſo früh der Erde habe entſagen und ſo unſchuldig die Laſt des Schickſals habe auf ſich nehmen müſſen. Dann trat Bertha zu ihr und legte die bleiche Wange an ihrer Schweſter Bruſt und fragte: „Regt ſich einmal das Herz, und ſchlägt es dem grünen Leben entgegen? Blick' hinauf! jene Bläue iſt noch wohlthuender, noch herrlicher als das Grün der Flur. Wie ein ſanfter Aetherſtrom ergießt ſich von dort Ruhe in die bedrängte Bruſt. Ich habe ausgekämpft, ring' auch Du, daß Du den Kampf vollendeſt.“

Ach, Anna wußte ja den unter den Lebendigen, den ſie mit Innigkeit und Treue geliebt, und oft regte ſich noch in der Tiefe ihrer Seele die Neigung zu dem Undankbaren!

Einſt träumte ihr, ſie wandele auf einer Blumenau, die ihr die herrlichſten Düfte zuſende; da erblickte ſie plötzlich des Herzogs Geſtalt auf ſich zueilen, wieder ſo jugendlich, ſo freundlich als ſonſt. Sein großes dunkeles Auge leuchtete ihr wieder liebend, er neigte ſich zu ihr, umſchlang ſie mit ſüßem Lächeln, und indem er ihr einen Kuß auf die Lippen drückte, rollten ſeine ſchwarzen glänzenden Locken auf ihre Bruſt, und ſie hatte mit dieſer wonnigen Umarmung ihre vorige Schönheit wieder erhalten.

Mit dem Morgen des folgenden Tages zogen neue Hoffnungen, die ſie ſeit Jahren entbehrt hatte, in ihr Herz, und mit liebender Sehnſucht nach dem Gemahl hob ſich ihre Bruſt. Sie theilte den Traum ihren Freundinnen mit einer Heiterkeit, ja mit einer lebendigen Bewegtheit mit, die dieſe erſtaunen machte. Bertha lächelte bitter, als Anna den ſchmeichelnden Gedanken feſthielt, der Traum könne in Erfüllung gehen, und Wilhelm ſeine Gattenliebe ihr wieder zuwenden. Keine der beiden Jungfrauen wagte ihr die ſüße Hoffnung zu rauben, und Anna, dadurch noch mehr angefeuert, beſtürmte ihren Marſchall mit Bitten, ſie zu ihrem Gemahl zu bringen. Sehnſucht und Liebe waren ſo heftig in ihrer Seele erwacht, daß ſie keine Gegenvorſtellungen annahm, und Euſebius dem Burgvogt rieth, das Wagniß zu unternehmen, vielleicht hätte es doch einen guten Erfolg. Der Mann ließ ſich von Mitleid hinreißen und brachte ſie mit dem Kaplan auf einem Wagen nach Roßla, wo ſich der Herzog eben mit Katharinen aufhielt. Die liebedürſtende Fürſtin ſteigt mit ängſtlicher Haſt aus dem Wagen und erblickt den geliebten Herrn am jenſeitigen Ufer der Ilm wandeln; ſie läuft ihm auf der Brücke entgegen, breitet ihre Arme aus, um ihn zu empfangen und ruft im Tone der größten Zärtlichkeit: „Mein Wilhelm! komm an das treue Herz Deiner Anna!“

Wüthend über die ihm unbewußte Ankunft der Verhaßten, die ihn eben in den ſchwelgeriſchſten Genüſſen mit Katharinen ſtörte, rennt er mit zornblitzenden Augen auf ſie zu, zieht ſeinen hölzernen Hausſchuh vom Fuß und ſchleudert ihr denſelben ſo heftig in's Geſicht, daß der Abſatz eine tiefe Wunde in Anna's Stirn ſchlägt. Dazu donnert ſeine Entrüſtung:

„Wie kannſt Du es wagen, ohne meine Erlaubniß vor mir zu erſcheinen? Dir geziemt auf Deiner Burg zu bleiben, wohin ich Dich gewieſen."

Die entſetzlich Getäuſchte ſtürzt ohnmächtig auf der Brücke nieder, das Blut ſchießt ihr aus Mund und Naſe und aus der Wunde an der Stirn. Euſebius eilt außer ſich vor Schmerz hinzu und hebt ſie auf. Der Herzog iſt davon geeilt, als wenn ihn Furien verfolgten.

Schnell wurde die bedauernswürdige Fürſtin nach dem Bergſchloſſe zurückgebracht, und erſt in den Armen ihrer Frauen kam ſie wieder zu ſich. Sie weinte nicht, ſie beklagte ſich nicht; vielmehr befeſtigte ſich der Gedanke in ihrer Seele, ſie müſſe dieſes grauſame Schickſal verdient haben, und mit dem heißeſten Gebet ſuchte ſie Schuld und Gram von ſich zu wenden. Ihre einzige Erdenfreude war noch, wenn ſie das ſchöne Thal entlang die Wieſen blühen und die Landleute fröhlich arbeiten ſah. Kaum hatte der Herzog das erfahren, ſo ließ er das Fenſter zumauern, das ihr die ſchöne Ausſicht gewährte.

„Er hat wohlgethan!" ſagte Anna, „nun bin ich ganz von der Erde abgeſchloſſen." Und ſie legte die letzten ſchwachen Abzeichen ihrer königlichen Abkunft von ſich und betete im härnen Gewand einer Magd vor der Himmelskönigin. Aber wie gefaßt, ſtark und heiter ſie auch zu ſein ſchien, ſie unterlag doch dem wüthenden Schmerze. Zuſehens wurde ſie ſchwächer; aber auch geiſtiger, verklärter. Endlich konnte ſie wegen körperlicher Schwäche das Lager nicht mehr verlaſſen und ſprach mit der erhabenen Ruhe einer Dulderin, die den Schmerz der Erde überwunden hat, von ihrer baldigen Auflöſung. Ihre weinenden Frauen tröſtend, horchte ſie mit Entzücken den Verſicherungen ihrer Liebe und den ſalbungsreichen Worten des Paters Euſebius. Sanft und leiſe rang ſich ihre reine Seele von der welkenden Hülle los. Ueber allen Erdenſchmerz lächelnd verſchied ſie in den Armen Bertha's am 13. November 1462. Zwei Tage darauf ließ der Herzog ihre Leiche mit allem Gepränge ihres Standes nach dem Kloſter Reinhardsbrunn bringen und in dem alten Stammbegräbniß der thüringiſchen Landgrafen beiſetzen.

Der Pater Euſebius ging nach Ungarn, ſeinem Vaterlande zurück. Bertha und Jutta ließen ſich in Erfurt in einem Nonnenkloſter einkleiden, und im Schleier genoſſen ſie noch lange auf Erden die Ruhe des Himmels.

Katharina von Brandenſtein ſah ſich jetzt dem Ziele nah, nach welchem ſie lange geſtrebt hatte. Wie hätte ihr Herzog Wilhelm auch nur in einem Stück widerſtehen können? Er erklärte ſie nach einem Monat allen verwandten und bekannten Fürſten als ſeine Braut und wußte durch geſchickte Verhandlung ſowohl ſeinen Bruder als die andern Fürſten zu ihrer Einwilligung zu bereden. Der Kurfürſt wußte nur zu gut wie ſehr ſein Bruder von Katharinen eingenommen war, und daß er ihn mit der Verweigerung ſeiner Beſtimmung auf's Aeußerſte bringen würde. Und Friedrich hatte Wilhelm's Rache und Zorn fühlen gelernt. Ohnedies zehrte eine unheilbare Krankheit an des Kurfürſten Leben, die ihn bald darauf im der Blüthe des Mannesalters aufrieb. Deshalb waren nach einem halben Jahre alle Hinderniſſe beſeitigt, und Katharina ſtieg auf den Thron an Wilhelm's Seite. Der Herzog richtete wieder ein großes Hochzeitfeſt zu Weimar aus. An dreißig Fürſten waren zugegen und eine große Menge Adel und Abgeordnete der Städte.. Rauſchende Freuden erfüllten das Schloß wie vor ſiebzehn Jahren in Jena, aber der Engel weilte nicht mehr unter den Kindern der Erdenluſt; die Dulderin war vergeſſen ihre Stelle hatte ein ſinnliches Weib eingenommen. Bernhard von Kochberg ſtand triumphirend als Miniſter an des Herzogs Seite. Er glaubte dieſes Glück ſeines Hauſes ſei ſein Werk. Der Herzog überſchüttete ihn und Katharina's Geſchwiſter mit Gnadenbezeugungen; einem jüngern Bruder von ihr ſchenkte er die Burg und Stadt Ranis bei Neuſtadt an der Orla, und dieſer erbaute Burg und Dorf Brandenſtein ohnfern davon. Ranis und Brandenſtein blicken von ihren Felſengipfeln noch jetzt herab und erinnern den Wandrer an die Macht eines reizenden Weibes.

Auch als Herzogin trieb Katharina ihr unzüchtiges Leben fort und behandelte die ſogar mit Stolz, die ſie erſt in ihre ſinnlichen Netze gelockt hatte.

Selbſt Cäſar hatte viel von ihr auszuſtehen; ſie behandelte ihn hart, ja oft grauſam. Dagegen hatte ſie ihm eine angeſehne Stelle bei Hofe gegeben. Einſt als er nicht zur anbefohlenen Stunde in ihren Gemächern erſchien, empfing ſie ihn mit Fauſtſchlägen; darüber aufgebracht, lief er zum Herzog und entdeckte ihm Katharina's ſchändliches Leben. Wüthend lief Wilhelm zu ſeinem Weibe; nach einer Stunde lag er von ihrer Unſchuld überzeugt in den Armen der ſchlauen Schlange. Cäſar ritt an dieſem Tage auf die Jagd, am andern Morgen fand man ihn von einer Kugel getödtet im Walde.

Auch von andern Seiten her kam dem Herzog die Kunde von Katharina's Lüderlichkeit; ihr eigener Mundſchenk geſtand ihm vertraulich, daß er ihre höchſte Gunſt genoſſen, aber Wilhelm's Geiſt konnte den furchtbaren Zauber nicht abſtreifen, mit dem ſie ihn beſiegt hatte. Er überhäufte ſie ſogar ſtets mit neuen Gnadenbezeigungen, und verlangte von Allen, ihr größere Ehre zu erweiſen als ihm ſelbſt. Beim Volk aber hieß ſie „die böſe Käthe von Roſſel." Das eine Glück ward ihm nicht beſchieden, Kinder von ihr zu haben. Ohne Erben ſtarb er noch in dem ſchönſten Mannesalter, von ſeinen Ausſchweifungen entkräftet, im Jahr 1482, 59 Jahre alt. Sein Neffe der Kurfürſt Ernſt wurde der Erbe Thüringens. Die Herzogin Katharina erhielt von dieſem den ihr von ihrem Gemahl ausgeſetzten fürſtlichen Unterhalt und den obern Hof zu Saalfeld zum Wohnſitz. Dort lebte ſie ruhig und glücklich, ohne Reue, ohne Gewiſſensbiſſe, und ſtarb 1492. Ihre Leiche ruht an der Seite ihres Gemahls in der Peter- und Paulskirche zu Weimar.

Mit ihr wurde gleichſam das Mittelalter begraben. Schon hing das Morgenroth der Neuzeit an den Gipfeln der deutſchen Geiſtesberge, und über Thüringen zuckte einer der hellſten und glühendſten Strahlen der jungen Sonne. Nicht zum Luſtlager eines aufgefriſchten Ritterthums konnte Fürſtenmacht und Ueppigkeit das ſchöne Land entwürdigen; zur Wiege des Gedankens hatte es der Gott beſtimmt, der die Geſchichte ſich zum unſterblichen Kleide webt.

Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Ausgewählte

# Romane und Novellen

von

**Ludwig Storch.**

---

Sechſter Band:

## Waldmeiſter.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Leipzig,
Ernſt Keil.
1855.

# Waldmeiſter.

Von

**Ludwig Storch.**

Der Knabe mit der Bibel. — Das erlogene Kind. —
Tins der Wilderer.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Leipzig,
Ernſt Keil.
1855.

# Der Knabe mit der Bibel.

## 1.

# An einem Grabſteine.

Vor einigen Jahren beſuchte ich das idylliſch ſchöne Alexisbad. Die Saiſon neigte ſich ſchon dem Ende zu, und der herbſtliche Ton, der leiſe und immer mehr anſchwellend durch die Natur zitterte, und der mich jedes Jahr mit einer unbeſchreiblichen poetiſchen Schwermuth erfüllt, die ich gern bis zum letzten Tropfen auskoſte, entführte mich auch diesmal der Geſellſchaft, von welcher ich ohnedies nicht ſonderlich angeſprochen wurde, und lockte meinen Fuß in die düſteren, mit meiner Stimmung mehr harmonirenden Föhrenwälder des nahen Unterharzes. Soll ich mich in ſolchen Perioden nicht unausſprechlich unglücklich fühlen, ſo muß ich allein ſein mit meinen ſüßen Schmerzen; wenn ich dann durch einſame Wälder und kleine abgeſchloſſene Thäler wandle, den mich leiſe überſchleichenden Gefühlen mich ganz und gar überlaſſend, ſo kommt bald in Schmerz und Sehnſucht ein gewiſſes wohlthuendes Befriedigtſein, ein beſcheidenes aber ſeliges Glück von rein geiſtiger Natur, eine durch Thränen lächelnde Wonne über mich, die mir höher ſteht als alles materielle Entzücken, als alle andern Freuden der Erde. Dieſelbe reizende Schwermuth überfällt mich bei Anhörung eines ſchönen Grabliedes, einer würdigen Trauermuſik. Der Schmerz preßt mir Thränen aus, und doch iſt dieſer Schmerz zugleich meine höchſte Wonne. Die Pſyche regt aufwärts ſtrebend die Fittiche, und da erſt fühlt ſie den auf ihnen laſtenden Erdenſtaub, den ſie abzuſchütteln ringt. Dieſer ſüße poetiſche Schmerz iſt ein Januskopf, auf der einen Seite, nach Weſten gewandt, wo die Sonne untergegangen, ein erbleichendes Jünglingsgeſicht, mit zur Erde geſenktem thränenden Auge, auf der andern Seite, gen Oſten wo die Morgenröthe die nahende Sonne verkündet, ein Engelsgeſicht mit gen Himmel emporgeſchlagenem Auge, deſſen Thränen vom Morgenrothe vergoldet werden. Jenes weint Schmerzensthränen über die Unvollkommenheit und Hinfälligkeit alles Irdiſchen, dieſes Freudenthränen über den Triumph des Göttlichen, das als Unvergängliches, Ewiges über das Irdiſche ſiegt. Aber es ſind dieſelben Thränen, es iſt daſſelbe Auge, das ſie weint, es iſt daſſelbe Geſicht, nur zwiefach manifeſtirt, wie der Abendſtern und der Morgenſtern auch nur ein Stern iſt, obgleich zu einer Zeit Abends im Weſten und zur andern Morgens im Oſten ſtehend, immer derſelbe Stern der Liebe.

Eines Tages verfolgte ich einen wenig betretenen Fußpfad durch einen prächtigen Tannenwald. Die dunkle Farbe ſeiner Nadelbüſchel, das eintönige Rauſchen ſeiner Wipfel, der ſcharfe Harzgeruch, der ſcheinbare Mangel alles regen Lebens ſtimmten mich immer wehmüthiger, und plötzlich — ich wußte nicht wie — umkreiſeten, wie dunkles Geflügel, mich Gedanken an meine lieben Todten, und verſenkten meine Seele in heilige Trauer. Vor allem berührte mich der Tod eines mir unvergeßlich theuern Kindes, das im Frühling in meinen Armen dahin gewelkt war, höchſt ſchmerzlich; der zu früh meiner Liebe entflohene zu ſeiner Heimath zurückgekehrte Engel ſtand vor meiner Phantaſie, ſeine tiefblauen herrlichen Augen, in die ich immer mit ſchauerlich ſüßen Ahnungen geſehen, ſchienen mich wie zwei Wandelſterne auf dem Wege zu begleiten. Die meinigen hatten ſich mit Thränen gefüllt. So in meinen Schmerz verſunken, hatte ich nicht bemerkt, wie der Wald ſich geöffnet, als ich die Augen aufſchlug und ein kleines grünes von einem Bächlein durchhüpftes Waldthal vor mir ſah, deſſen einfache, abgeſchloſſene edle Schönheit mich mächtig ergriff. Ich konnte mir nicht klar machen, worin der Zauber dieſes Waldwinkelchens beſtand, genug ich fühlte ſeine Wirkung auf mein Herz. Als ich meine Augen mit ſtiller Befriedigung umhergleiten ließ, um mich mit all' den kleinen holden Einzelnheiten dieſes mir ſo ſehr zuſagenden Plätzchens bekannt zu machen, fielen ſie an der untern Ecke auf einen weißen Stein, der, hoch umfriedigt, unter einer mächtigen ihre Arme weit ausbreitenden Eiche aufgerichtet war. Dieſe Erſcheinung befremdete mich und reizte meine Neugierde. Raſche Schritte brachten mich in die Nähe des Denkſteins, der, ringsum von den köſtlichſten Herbſtwaldblumen umblüht, ſich ſelbſt wie eine ungeheure, exotiſche Blume in dieſer deutſchen Waldnatur ausnahm. Der Gegenſtand war jedenfalls hier außerordentlich. Dicht hinter ihm am Stamme der Eiche war eine zierliche Bank befeſtigt. Immergrün ſchlängelte ſich am Baume und an dem Steine empor, die Eiche neigte ihre Zweige herab, als wolle ſie das einfache Denkmal liebend berühren, ein herrliches, wenn auch ſeltſames Waldbild! Dies Alles hatten meine Augen wahrgenommen, eh' ich am Steine ſelbſt angelangt war. Wie aber ſoll ich meine Ueberraſchung ſchildern, als ich dicht herantretend die Worte las: „Meinem zum Engel gewordenen Reinhold.“ Reinhold hieß mein geſtorbener, geliebter unvergeßlicher Knabe, deſſen Engelsbild mich durch den Wald geleitet hatte. Ich war durch und durch erſchüttert, und glaubte die unmittelbare Nähe meines verklärten Kindes zu empfinden. Ich ſchauerte zuſammen vor himmliſcher Ahnungswonne und rief zu wiederholten Malen: „Mein Reinhold! Mein theurer Reinhold!“ Alle Gefühle, die jetzt dämmerleiſe durch mein Herz gezogen waren, ſtürmten jetzt wild und ſich überſtürzend hindurch, die Aeolsharfe der Seele gab brauſende ſtarke Töne von ſich, ich ſank am Steine nieder, umklammerte die Befriedigung und weinte heftig. Dazwiſchen betete ich inbrünſtig. Mein krankes Herz hatte eines ſolchen Sturmes bedurft, um zu geneſen. Nachdem ich mich ausgeweint und aus tiefſter Seele gebetet hatte, fühlte ich mich leichter. Mir war als ſäuſele mir der lallende Engelsmund meines hinübergegangenen Kindes himmliſchen Troſt in die Seele. Ich erhob mich wunderbar geſtärkt, der Schmerz der Menſchheit lag tief unter mir in Nacht und Dämmerung; ich ſtand im Glanz des himmliſchen Morgens, ein triumphirender Sieger. Das iſt der wunderbare Segen der Thränen und des Gebets.

Als ich das Auge emporſchlug, war ich nicht wenig verwundert, auf der Bank am Baume eine junge einfach gekleidete Dame ſitzen zu ſehen, deren Blick voll milder Rührung auf mir haftete. Sie ſtand auf und trat mir entgegen. Ich grüßte etwas verlegen, und ſie dankte mit liebevoller Zuvorkommenheit.

„Mein Herr,“ ſagte ſie mit einer ſanften herzgewinnenden Stimme, „der Schmerz, den Sie am Grabe meines Reinhold äußern, macht Sie mir werth, und ohne Sie perſönlich zu kennen, fühle ich mich Ihnen verpflichtet und verwandt.“

„Ihres Reinholds?“ rief ich beſtürzt. Ohne mir zum Bewußtſein zu werden, hatte ſich der Wahn meines trauernden Herzens bemächtigt, der Denkſtein gelte meinem Reinhold. Es kam zu Erklärungen. Die Dame war die junge Frau des Förſters, der nur hundert Schritte von hier am Saume des Waldes ſeine freundliche Wohnung hatte, die ich vorhin, nur für den Stein Augen habend, nicht bemerkt. Das erſt zwei Jahre verheirathete Ehepaar hatte ihr Kind, einen holden Knaben Reinhold verloren, und die in Schmerz faſt aufgelöſte Mutter hatte es durchzuſetzen gewußt, daß man ihr erlaubt ihr Kind hier an ihrem Lieblingsplätzchen begraben zu dürfen. Außerdem hätte es auf dem Kirchhofe des eine halbe Stunde entfernten Dörfchens, wohin das Forſthaus eingepfarrt war, ſeine frühe Ruheſtätte gefunden. Nachdem ich ihr nun erzählt, daß auch mir ein theures Kind deſſelben Namens geſtorben ſei, faßte das holde Weib meine Hand und ſah mir in's Auge, während ihr eignes von Thränen überlief. Wie milder, ahnungsvoller beruhigender Mondſchein legte ſich eine wehmüthige ſüße Troſtesempfindung über mein Herz: ich hatte ein in gleichem Schmerze blutendes Herz gefunden. Die liebe Frau führte mich in das Forſthaus, und bald lag ihre reine jungfräuliche, fromme Seele offen vor mir. O welche Schätze hatte der Tod ihres Kindes in ihr zu Tag gefördert! Sie erzählte mir die Krankheit, den Todeskampf deſſelben, ſein Begräbniß, wie ſie das Grab geſchmückt, wie ſie es täglich mehrmal beſuche, Alles recht ausführlich. Ich lauſchte begierig ihren Worten: ſie klangen mir wie himmliſche Muſik. Dann erzählte ich ihr wieder von meinem todten Kinde, und ſie horchte mir andächtig zu, faltete die Hände und ließ zuweilen eine Thräne darauf fallen. Ich hatte mich lange nicht ſo wohl gefühlt. Mir war als ſproßten Cypreſſen und Todtenblumen und Immortellen aus unſern Worten, die wir zu Kränzen banden, die Gräber unſrer Kinder damit zu ſchmücken, und als müſſe in dieſen Kränzen, benetzt mit dem Thränenthau unſrer Herzen, das Purpurlicht höherer Welten gefangen werden und widerſtrahlen und uns ſelbſt verklären. Das gemeinſame Bad edler Seelenſchmerzen vereint die Menſchen am ſchnellſten, es löſt leiſe doch ſicher die ſpröden irdiſchen Maſſen ab, die ſonſt kantig und ſcharf die Annäherung und Vereinigung verwehren, und läßt nur den reinen weichen Geiſt zurück, der in allen verwandt, ſich angezogen fühlt und vereint. — Die holde Frau hatte mich gebeten, die Rückkehr ihres Mannes abzuwarten, der in den Forſt gegangen war; ehe dieſe erfolgte, hatte ich mit ihrem herrlichen gefühlvollen Gemüth einen reinen Seelenbund geſchloſſen, den auf Erden nichts mehr trennen wird.

Der Förſter war ein lieber freundlicher Mann, der geiſtig nicht ſo hoch ſtand wie ſeine Frau, dafür ihre Gefühle aber ehrte, ihren Beſitz zu würdigen wußte und ſich ſehr glücklich in demſelben fühlte. Er reichte mir treuherzig und bieder die Hand wie einem alten Freunde. Wir waren bald vertraut. Ich mußte den guten Leuten von meiner Frau und meinen übrigen Familienverhältniſſen erzählen, bald kannte ich die ihrigen genau.

Unvermerkt war es Abend geworden, ich wollte aufbrechen. Sie litten es nicht, und ich blieb gern. Ich war ja lange nicht ſo glücklich geweſen Die herzlichſte Unterhaltung würzte unſer frugales Mahl. Nach Tiſche langte die junge Frau ein Buch herbei. Es war ein dicker Quartband. Der Förſter bat mich, ſeiner Frau zu erlauben, daß ſie einige Kapitel aus der Bibel vorleſe; ſie ſei das von Jugend auf gewohnt. Ich war ſehr gerührt von der fromm patriarchaliſchen Sitte, die in unſrer dürren Zeit gewiß wenig ihres Gleichen findet; denn die Leute waren keine Frömmler, ſondern unverdorbene Kinder der Natur. Frau Lieschen — ſo hieß ſie und ſo mußte ich ſie ebenfalls nennen — las mit unnachahmbarem Ausdruck. Es war der ächte und rechte Ton eines edeln gottergebenen Herzens. Meine Hochachtung vor ihr ſtieg mit jeder Minute. Mir kam es vor, als hätte ich mich in's Paradies verirrt und wäre zum erſten unſchuldigen Menſchenpaare gekommen.

Frau Lieschen hatte die Vorleſung beendigt, und ich ſaß ihr ſchweigend gegenüber; denn wenn man ſo voll hoher reiner Gefühle iſt, und einer Dame gegenüber ſitzt, die man ſo hoch achtet, ſchweigt man immer. Schweigen iſt die würdigſte Feier großer Empfindungen. Ich nahm endlich die Bibel, die mir alt ſchien, ſie näher zu betrachten. Es war wirklich ſehr alter Druck und zwiſchen den Text gute Holzſchnitte zur Illuſtration eingeſtreut. Als ich weiter blätterte, bemerkte ich am Rande Brandſpuren. Die Decke von gepreßtem Pergament war mit zierlich gearbeiteten goldnen Ecken und einem reichen Schloſſe von Gold geziert. Indem ich ſie umſchlug, nahm ich beſchriebene Blätter wahr, welche dem Drucke vorgeheftet waren. Ich las mit ſteigender Aufmerkſamkeit. Dieſes der Bibel einverleibte Manuſcript war eine ausführliche Familienchronik des Hauſes, in welchem ich mich befand.

Eliſa's Augen ruhten mit dem Ausdrucke der wohlwollendſten Güte auf mir, und als ich, das Buch zuſchlagend, eine Entſchuldigung vorbrachte, daß ich ohne ihre Erlaubniß einen Blick in dieſes Familienheiligthum gethan, erwiderte ſie:

„Sie haben den rechten Ausdruck gebraucht, dieſe

Bibel iſt wirklich ein unſchätzbares Familienheiligthum. Ja ſie iſt noch mehr, ſie iſt der Talisman, der ſichtbare gute Geiſt, welcher das Glück in unſer Haus bannt, d. h. jenes reine und erhabene Glück des Herzens, ohne welches das Leben eine troſtloſe Oede iſt. Es hat eine Zeit gegeben, wo die Bibel in dieſem Hauſe fehlte, da waren Jammer und Elend in allen Räumen deſſelben, mit ihr kehrte Gottes Friede zurück. Seit zweihundert Jahren iſt in dieſem abgelegenen Forſthauſe nichts von einiger Bedeutung geſchehen, was nicht in irgend einer Beziehung zu dieſer Bibel ſtände, und nicht da vorne verzeichnet wäre. Nicht nur alle Geburts- und Sterbefälle, Hochzeiten und ſonſtige Familienfeſte, Krankheiten und betrübte Ereigniſſe ſind hier aufgeſchrieben, auch die innere Geſchichte der Herzen hat hier ihren Platz gefunden. Was nicht ausdrücklich erzählt iſt, hat ſich als Familientradition, deren Anhaltepunkt die Bibelchronik bietet, von Geſchlecht zu Geſchlecht vererbt, und beweiſt klar, daß der Schutzgeiſt des Hauſes ſeine Wohnung in dieſem Pergamentsbande genommen hat. Wenn mir Gott Kinder ſchenkt und meinen großen Verluſt gnädig erſetzt — ſie erröthete bei dieſen Worten, und ich hatte ſchon früher wahrzunehmen geglaubt, daß dazu die ſchönſten Hoffnungen vorhanden waren — ſo kann ich ihnen keinen größeren Schatz hinterlaſſen, als dieſe Bibel, und ich könnte mir faſt kein größeres Unglück denken, als wenn wir ſie verlören. Wie durch ein göttliches Wunder iſt ſie in das Forſthaus gekommen, und ſie hat darin mehr als ein Wunder verrichtet. Ich ſehe Ihr Auge voll Ehrfurcht an dieſen alten Blättern hängen. Sie verdient dieſe Ehrfurcht. Sehen Sie dieſe Brandflecken! Sie rühren von dem entſetzlichen

Brande Magdeburgs her, deſſen Urheber der grauſame Tilly war, und aus welchem ſie durch die Hand eines unſchuldigen Kindes gerettet wurde.“

„Sie ſpannen meine Begierde, Näheres von dieſem heiligen Buche zu hören, auf's Höchſte,“ rief ich aus, die Hand der lieben ſchönen Frau ergreifend.

„Da Sie unſern Bitten nachgegeben und heute bei uns zugebracht haben, will ich Ihnen die wunderbare Geſchichte dieſer Bibel erzählen,“ fuhr die junge Frau fort.

Wir rückten in behaglicher Stimmung auf dem Sopha am warmen Ofen zuſammen, der gefällige Förſter ſtopfte die Pfeifen, ein Jägerburſche brachte eine Bowle dampfenden Punſch, die Gläſer wurden gefüllt und die liebliche Erzählerin begann.

Was mir nun Frau Eliſa an jenem Abend und in der Folge — denn ich war ſpäter noch gar oft im Forſthauſe — mitgetheilt hat, iſt von mir in einer Reihe von Erzählungen wieder gegeben worden, deren erſte ich den geneigten Leſern vorlege.

## 2.

## Die unglückliche Ehe.

Joſef Reinwart war lange Zeit als Waidgeſelle und Forſtläufer um die Perſon des Fürſten von Anhalt-Bernburg geweſen, und hatte von dieſem jagdliebenden Herrn manchen Beweis hoher Zufriedenheit erfahren. Zuletzt erhielt er eine gute Förſterſtelle im Unterharz, doch mit der Bedingung, ein Mädchen zu heirathen, deren verſtorbener Vater ſich um den Fürſten mancherlei Verdienſte erworben hatte. Dieſer nun wollte ſich den ihm beſchwerlichen Unterhalt der Witwe und einiger noch unverſorgter Kinder entfremden und ſeinem getreuen Joſef aufbürden, indem er demſelben die einträgliche Stelle gab. Aber Joſef, kein Jüngling mehr, hatte ſich vor Jahren ſchon mit einer geliebten Jungfrau verlobt, und dieſe war ihm, eingedenk ſeines Verſprechens, treu geblieben, indem ſie manche gute Partie von der Hand gewieſen. Der biedre Reinwart wollte lieber die Stelle und alle Anſprüche aufgeben, als ſein Wort nicht halten, wenn er die Geliebte nicht als Hausfrau an den neuen Herd führen ſollte. Aber dem gebietenden Herrn gegenüber hatte der tüchtige Waidmann nicht den Muth, die Gründe ſeiner Weigerung anzugeben; denn der Fürſt hatte ſtreng verboten, daß irgend einer der um ſeine Perſon befindlichen Diener ſich in ein Verlöbniß ohne ſeine Zuſtimmung einlaſſe. Joſef fürchtete den Zorn des ſtrengen Fürſten, kämpfte lange mit ſich ſelbſt, und konnte zu keinem Entſchluß kommen. Dazu kamen endlich die Bitten einer alten Mutter, die ihre Tage bei ihm beſchließen wollte. Wäre ſie nicht geweſen, Joſef würde heimlich die Dienſte des Fürſten verlaſſen und ſich in das wilde Kampfgetümmel des Kriegs geſtürzt haben, der Deutſchland verheerte. Jener furchtbare Glaubenskrieg des ſiebzehnten Jahrhunderts war damals noch nicht zur Hälfte gekämpft, die proteſtantiſchen Heere waren faſt überall geſchlagen, und der Dänenkönig durch Tilly's Tapferkeit kampfuntüchtig gemacht worden. Es war eine der trübſeligſten Zeiten, die das nördliche Deutſchland erlebt hat. Der Muth ſank in alle proteſtantiſchen Herzen, die Hoffnung wagte kaum noch ſchwach aufzuathmen, der ganze Horizont war ſchwarz verhängt und nirgends leuchtete ein Stern des Troſtes durch die finſteren Wetterwolken. So war denn natürlich auch die Lage der Proteſtanten nicht geeignet, Begeiſterung zu erwecken und einen tüchtigen Mann für die ſchier verlorne Sache zu gewinnen. Auf dieſe Weiſe war es das bedeutſame Zuſammentreffen mehrfacher Umſtände, das die Ausführung des Entſchluſſes in der mißmuthigen Bruſt des jungen Förſters unterdrückte. Obgleich widerſtrebend, gab er nach, fügte ſich halb aus Furcht, halb aus Schwäche dem Befehle des Fürſten und führte die ihm von demſelben beſtimmte Braut zum Altare.

Friederike, ſo hieß dieſe, ein beſcheidenes, anſpruchloſes, eben nicht reizendes Kind, ahnete nicht entfernt den Kampf in der Bruſt des Mannes, den ſie nach der Mutter und des Fürſten Willen heirathete, ſonſt würde ſie nimmer dieſes Bündniß eingegangen ſein; denn ſie war reinen, frommen Herzens, ohne Schuld und Falſch. Um ein Bedeutendes jünger als Joſef, betrachtete ſie den ſtarken finſtern Mann mit Gefühlen ſcheuer Ehrfurcht, und ihr Verhältniß zu ihm ſtellte ſich mehr als ein kindliches heraus. Alle ihre Wünſche gingen in dem einen auf, ihrem künftigen Gebieter und Herrn zu gefallen. Es verſteht ſich, daß es unter dieſen Umſtänden zu keiner Herzensergießung zwiſchen den beiden Verlobten kam, und eine ſolche kam eben ſo wenig, als Joſef Friederiken als Frau in das Forſthaus einführte. Ein finſtrer Geiſt war mit dem jungen Ehepaare in dieſe einſamen Räume eingezogen und weder die eigne Mutter, noch die Schwiegermutter des

Förſters, die er mitgebracht, vermochten denſelben zu bannen. Die erſtere nahm ſich den Gram ihres Sohnes ſo zu Herzen, daß ſie bald darauf ſtarb. Nun hatte Joſef gar nichts mehr, was ihn an das Haus feſſelte. Die junge Frau war in ſeiner Gegenwart immer ſchüchtern und ſtumm. Sie antwortete ſo kurz als möglich auf ſeine Fragen, und dies geſchah mit Zittern; denn beim kleinſten Verſehen pflegte ſein Zorn furchtbar loszubrechen. Er ſchalt ſie ein einfältiges Kind, ein liebloſes ſtummes Weſen, und wenn ſie darüber in Thränen ausbrach, eine windelweiche Greinerin. Er ſchien Liebkoſungen und Gefälligkeiten von ihr zu erwarten, ohne ſie zu fordern — denn dazu war er zu ſtolz — und erwies ihr doch nicht die mindeſte Liebe. In ſeinen finſtern Stunden, und dieſe löſ'ten einander ab, ſchob er alle Schuld ſeines Unglücks auf ſie, die Unſchuldige, und wenn Friederikens Mutter ſich der ſchwerbedrängten Tochter anzunehmen und ſie gegen die barſche Liebloſigkeit des Förſters zu ſchützen ſich unterfing, ſo wurde er ganz ungeberdig, und ſtieß die roheſten und fürchterlichſten Drohungen gegen die eingeſchüchterten Frauen aus. Das Gemüth des Mannes, dem ohnedies eine Neigung zum Ernſt und zu getrübter Lebensanſchauung eigenthümlich war, verfinſterte ſich auf dieſe Weiſe von Tag zu Tag mehr, und die einſamen Wälder ſeines Forſtes, in welchen er den größten Theil ſeiner Tage und oft ſogar die Nächte zubrachte, waren eben nicht geeignet, demſelben eine mildere und freundlichere Färbung zu geben. Ein Umſtand oder vielmehr Ereigniß hätte dies vielleicht allein bewirken können, und dieſer trat zum Unglück der kleinen Familie nicht ein: die junge Frau wurde nicht Mutter. Jahre vergingen, und der böſe Geiſt, der ſich hier feſtgeſetzt, wich nicht. Er hielt die Menſchen, die in dieſer Abgeſchloſſenheit von der Welt ſich nur um ſo inniger hätten an einander ſchließen und die träge ſchleichenden Stunden durch Liebe und Herzlichkeit beflügeln ſollen, feindſelig auseinander. Statt ſich zu nähern, entfremdeten ſich die Herzen mehr und mehr, und das Jagdhaus hallte oft von den Klagen der armen unglücklichen Friederike wieder, die ohne Verſchulden einem ſo trüben Geſchicke verfallen war; nur wenn der menſchenfeindliche Förſter im Hauſe weilte, ſchwieg ſie, aber dann dröhnten die Wände von ſeinen Scheltworten und Flüchen. Das abgelegene Waldhaus bot ein treues Bild der Zeit. War es doch, als ſeien alle edeln Gefühle der Humanität, der Liebe und des Vertrauens aus der Welt verſchwunden, und Herzen, in welchen dieſe großen Tugenden ſcheu und zitternd weilten, ſchrumpften zuſammen unter dem glühenden Fußtritt der Kriegsfurie und aller Laſter in ihrer Begleitung.

Da geſchah es, daß die Kunde von der Ankunft des jungen tapfern Schwedenkönigs mit einem frommen gottbegeiſterten Heere auf deutſcher Erde zur Hülfe und zum Beiſtand der ſchwer darnieder liegenden Proteſtanten all die genannten Herzen wie ein glückverheißender Blitzſtrahl durchzuckte. Die Flamme der Hoffnung ward dadurch wieder angefacht, das darnieder liegende Vertrauen erhob ſich mit freudezitternder Erwartung. Bis in die entlegenſte Hütte drang das aufreizende Wort: der Retter iſt da! Aller Augen kehrten ſich mit verlangender Begeiſtrung nach Norden, von wannen er kommen ſollte, alle Herzen, die um ihren Glauben bekümmert geweſen, klopften ihm ſehnſüchtig entgegen. Man pries ihn als den

Morgenſtern, der dem Aufgang der Sonne voranwandelt, und wer nur noch Luſt am Leben hatte, hoffte nun gläubig auf den Tag des Siegs und der Erlöſung. Es kam doch wieder eine frohe Bewegung in die Bruſt, und bewahrte ſie vor gänzlicher Erſtarrung. Ach! wohin nur ein Lichtſtrahl der Hoffnung fällt, da kann ja die Nacht der Verzweiflung ihren verſteinernden Zauber nicht mehr vollbringen!

Der Sommer, in deſſen Mitte der Schwedenkönig an der pommerſchen Küſte landete, war im einſamen Forſthauſe wieder ein recht trüber geweſen. Reinwart hatte ſich dem Laſter des Trunks ergeben und war für keine ſanfte beruhigende Stimme mehr zugänglich. Es kam zu Auftritten, wie ſie noch nicht dageweſen waren. Die unglücklichen Frauen litten unſäglich. Der Grund war, weil der Förſter den Tod ſeiner Geliebten kurz vorher erfahren hatte. Nun ſuchte er die heftigſten Gewiſſensbiſſe durch Trunk und wilde Ausbrüche ſeines Grolls zu betäuben. Die Nachrichten von den Siegen Guſtav Adolf's weckten in dem Herzen des über alle Beſchreibung elenden Mannes den früher gefaßten, nun ſchon Jahre lang ſchlummernden Gedanken, Soldat zu werden, wieder auf, und er hatte von nun an weder Tag noch Nacht Ruhe vor ihm. Seine empörte Seele konnte die ihm aufgezwungenen Feſſeln nicht länger ertragen; er haßte ſein Weib und deren Mutter, den Fürſten, alle Menſchen, ſich ſelbſt. Für die Sache ſeines Glaubens wollte er ſein Leben hingeben, das ihm zur Laſt war, das war ſein einziger glühender Wunſch. Aengſtlich, als gelte es das Heil ſeiner Seele, forſchte er nach den Fortſchritten der Schweden. Zuweilen, wenn keine Kunde in ſeine abgelegenen Berge drang, ſandte er Holzbauer oder Waldbauern nach dem Lande jenſeits des Harzes und in die Städte, um ſich zu befragen. So waren in unruhiger Spannung Herbſt und Winter vergangen, und der Frühling trieb wieder Knoſpen. Reinwart hatte Alles zu ſeiner Abreiſe gerüſtet. Er wollte nur erſt noch Gewißheit einziehen, wo die Schweden ſtänden, und dann heimlich aufbrechen, um unter die Fahnen des proteſtantiſchen Königs zu treten. Sein Vorhaben hatte er als tiefes Geheimniß bewahrt; in größter Stille hatte er neun Monate über ſeinen Plänen gebrütet, ſie waren zur Ausführung reif. Da erſchreckte ihn plötzlich die Nachricht, daß Tilly's Heer aus Meklenburg, wo er den Schweden nichts hatte anhaben können, gegen Magdeburg heranziehe, das ſich für Guſtav Adolf erklärt. Reinwart ſandte faſt täglich Boten während der fünfwöchentlichen Belagerung der Stadt aus, immer hoffend, der Schwedenkönig werde zu ihrem Erſatz herbeikommen, zu deſſen Heere er dann gleich ſtoßen wollte. Raſtlos trieb er ſich in ſeinen Wäldern herum, von Angſt und Furcht gefoltert. Seiner armen mißkannten Frau konnte ſein Gemüthszuſtand nicht auffallen, hatte die Bedauernswerthe ihn doch ſelten anders erblickt.

## 3.

## Der neue Hausbewohner.

Ein ſchöner Frühlingstag brachte endlich die grauſige Kunde in die Thäler des Harzes, daß die unglückliche Stadt genommen und geplündert worden ſei. Die Gerüchte überboten ſich in der Darſtellung unerhörter, ſchier unglaublicher Grauſamkeiten, die Tilly's Soldaten verübt; man mußte die Zeiten Attila's und ſeiner Hunnen zurückgekehrt wähnen. Jeder Tag brachte die Kunde neuer Gräuel.

Reinwart hatte abermals Boten ausgeſchickt und deren Rückkunft mit fiebernder Angſt erwartend, ſtrich er gleich nach Tagesanbruch am Saume des Bergwaldes, den ſpähenden Blick weit in's Land hinab ſendend. Grauſige Flammenröthe hatte in der vorigen Nacht den ganzen nördlichen Himmel bedeckt, alle Waldbewohner waren erbebt über das blutrothe Glutmeer, das ſich über die dunkle Fläche ausgegoſſen, und ſchon ſprach man an dieſem Morgen davon, das eroberte und geplünderte Magdeburg ſei niedergebrannt.

In düſtre Gedanken verloren, ſchlug der Förſter langſam dahin ſchleichend, einen in die Berge führenden Weg ein, um das Haus eines Waldknechtes aufzuſuchen, den er ausgeſchickt, und anzufragen, ob der Mann nicht in der verwichenen Nacht heimgekehrt ſei. Da — er war kaum um die Waldecke gebogen — ſah er dicht vor ſich auf einem Raſenrain einen ſchlummernden Knaben liegen. Der maleriſche Anblick des ihm fremden Kindes machte auf den menſchenfeindlichen Förſter einen ſeltſamen ungewohnten Eindruck. Und wirklich war dieſes ſchöne Kind, das etwa acht Jahre alt ſein mochte, wie eine überirdiſche Erſcheinung, wie ein Bote des Himmels, anzuſchauen. Dieſe dunkle Vorſtellung, die ſich unwillkürlich in die Seele des Förſters gedrängt, wurde durch einen in der That außerordentlichen Umſtand zu größerer Klarheit gebracht. Reinwart bemerkte nämlich, daß zur Seite des bildſchönen Knaben ein ſtarkes Buch lag, durch deſſen Pergamentrücken ein Band gezogen war und dem Schläfer um Bruſt und Schulter lief. Offenbar hatte er das Buch an dem Bande getragen. Nachdem der Förſter ſich mehre Augenblicke an dem Anſchauen des blondlockigen Schläfers, der das Köpfchen auf die eine Hand geſtützt ruhete, ergötzt hatte, ſchlich er herbei und ſchlug den Deckel des Buchs zurück. In demſelben Augenblicke ſchauerte er mächtig zuſammen, gleichſam als hätte ihn die Hand Gottes berührt. Das Buch war die Bibel. Plötzlich ſtand dem, weichen und edlen Gefühlen entfremdeten Manne wie mit einem Zauberſchlage ſeine eigne Kindheit vor der Seele, wo er, im Hauſe ſeines Vaters, der ihm allzufrüh geſtorben war, täglich in der Bibel hatte leſen müſſen. Der Friede jener Tage legte ſich in heiliger Erinnerung kühlend an ſein Herz, eine, ſeine Seele durch und durch wärmende, Sehnſucht nach ſeiner Jugend, und ihre Seligkeit lockte ihm, er wußte nicht wie, Thränen in die Augen, Thränen, die er als Mann nicht mehr geweint. Wie doch ſeine Seele, die ſo lange geſchlummert, plötzlich erwacht die Flügel ſchwang und in die lachenden Gefilde der Kindheit enteilte, alle Gegenſtände mit dem bunten Farbenſchmelz der Phantaſie überkleidend, der glühender und prächtiger als der der Wirklichkeit das rückgenießende Herz erſt zum wehmüthig freudigen Bewußtſein des Genuſſes bringt! Ach wie viele Jahre waren doch verſtrichen, und Reinwart hatte kaum an ſeine Jugend gedacht! Sie war ihm bei flüchtiger Erinnerung eben ſo aſchgrau und ſchaal vorgekommen, wie ſein jetziges Leben. Und nun plötzlich dieſe Friſche, dieſer Glanz, dieſes ſüße Weh in ſeiner Bruſt, dieſes ſchmerzliche Entzücken! Er hätte ſich todt weinen können über ſein entſchwundenes verlorenes Lebensglück. Der alſo mächtig bewegte Mann wußte nicht, wie ihm geſchehen war; aber es fiel ihm auch nicht ein, darüber nachzudenken; willenlos überließ er ſich dem in ſeiner Bruſt entquollenen Strom der Gefühle, badete ſelig in ſeinen Wellen, horchte entzückt dem Rauſchen und Flüſtern derſelben, und gab ſich, ohne darüber zu grübeln, dem ſchönen Geheimniß gefangen.

So hatte er lange regungslos vor dem ſchlafenden Knaben mit der Bibel geſtanden, den er, wenn auch nicht mit vollkommen klaren Bewußtſein für einen Engel zu halten ſehr geneigt war. Das Kind war fein und anſtändig gekleidet, doch zeigte ſich viel Unordnung in ſeinem Anzuge; in ſeinen bleichen, edeln Zügen lag der Schatten eines wehmüthig bittern Schmerzes, eine Thränenwolke hatte ſich vor den Stern des reinen Jugendglücks geſtellt, und er ſchimmerte nur matt hindurch. Aber der Knabe war dadurch noch reizender geworden, eine himmliſche Schönheit lag auf ſeinem Antlitz; denn nur ſo ſchmerzlich können ja die Engel lächeln, wenn ſie über die Erde ſchreiten und das Unglück ſchauen, das der Menſch im freveln Uebermuthe ſich ſelbſt bereitet. Auch die Blume wird noch ſchöner und gleichſam verklärt, wenn in ihrem Kelche eine Thauthräne zittert.

Der Knabe regte ſich und ſchlug ein paar holde Beilchenaugen auf, die er halb ſchlaftrunken, halb verwundert freundlich auf den ſtillen Jägersmann vor ihm richtete. Darauf verſuchte er aufzuſtehen, aber es ging nicht; kaum auf die Füße getreten, ſank er mit einem Schmerzlaut wieder zu Boden, und fing bitterlich zu weinen an. Der Förſter dadurch aus ſeinen Träumen zur Wirklichkeit zurückgeführt, ſprang ihm tröſtend bei, faßte ihn bei der Hand und richtete ihn auf; aber das arme Kind konnte nicht auf den Füßen ſtehen und ſchrie laut vor Schmerz. „Was fehlt Dir denn, mein Sohn?“ fragte der ſonſt ſo rauhe Mann weich und faſt ſchüchtern.

„Ach, meine Füße brennen mich, als wären glühende Kohlen daran,“ weinte der Kleine.

„Wie kommſt Du denn aber hierher?“

„Ich erinnere mich, daß ich vor Müdigkeit und Hunger hier umgefallen bin, es war ſchon finſtere Nacht. Ich wußte nicht wohin, und weinte ſehr. Da muß ich wohl eingeſchlafen ſein und bis jetzt geſchlafen haben. Auch jetzt hungert mich wieder ſehr. Gieb mir zu eſſen, lieber Mann!“

Der Förſter zog ſchnell aus ſeiner Jagdtaſche ein Stück trockenes Brot, ſein gewöhnliches Frühſtück, das er heute aus Beklommenheit zum Glück nicht verzehrt hatte, und reichte es dem hungrigen Kleinen, der begierig hinein biß. Reinwart ſah ihm mit ſtillem Wohlgefallen zu, und ſtörte ihn jetzt nicht mit Fragen. Erſt als der Knabe die frugale Koſt zu ſich genommen hatte, fuhr jener fort: „Aber ſage mir nur, mein Kind, woher kommſt Du? Du ſcheinſt mir nicht aus hieſiger Gegend zu ſein.“

„Von Magdeburg komm' ich; da haben die hohen ſchönen Häuſer alle gebrannt und wilde Männer mit großen Bärten und langen Schwertern haben die armen Leute todt geſtochen und gehauen und in das Feuer geworfen. Auch lieb Mütterchen iſt verbrannt und mein Bruder Vollmar; vielleicht auch mein Vater. Ich habe ihn nicht mehr geſehen. Ich hatte mich aus Furcht vor den böſen Männern unter das Bett verkrochen, da ſah ich wie ſie hereinkamen und die Schränke und Schreine aufſchlugen und Alles herausnahmen. Dort ſteckte ich mehre Tage und Mütterchen gab mir heimlich zu eſſen und ſagte mir, daß viele viele Kinder gemordet worden ſeien, und weinte ſehr dazu. Endlich ſah ich wie das Haus brannte und kroch hervor und ſah Mütterchen im Feuer liegen, und auch den Volkmar. Ich ſchrie, aber das Feuer kam auf mich zu, da lief ich durch die Flammen hindurch und war auf der Straße und ſchrie wieder jämmerlich. Da trat einer der wilden Männer zu mir, ſchlug mich und drohete mich in's Feuer zu werfen, wenn ich nicht ſtille ſei. Nun war ich ſtill aus großer Furcht und lief zitternd und bebend aus der Stadt, wo alle Leute todt geſchlagen werden."

„Und wohin gedachteſt Du?"

„In den Harz zu meinem Ohm."

„Wer iſt der?"

„Er iſt meiner Mutter Bruder."

„Aber wie heißt er?"

„Herr Ohm."

„Weißt Du weiter keinen Namen?"

„Nein."

„Wo wohnt er denn?"

„Im Harz."

Der Förſter lächelte über die unwiſſende Unſchuld. „Der Harz iſt groß, mein Kind, und viel Städte und Dörfer liegen darin. Weißt Du den Ort nicht zu nennen, wo Dein Ohm wohnt?"

Der Knabe beſann ſich. „Ich kann es nicht ſagen," verſetzte er dann, „aber den Weg wußte ich noch. Eh' ich in die Schule ging, war ich mit meinem Mütterchen in einem Korbwagen zum Ohm gefahren. Nun habe ich mich geſtern Abend doch verirrt und weiß den Weg nicht weiter."

„Wie heißt Du denn?"

„Gotthilf!"

Der Name ging dem Förſter wunderbar zu Herzen.

„Haſt Du weiter keinen Namen, einen wie man auch Deinen Vater nannte?"

„Ja, ich heiße Gotthilf Liebmann."

„Was trieb denn Dein Vater für ein Geſchäft oder was war er?"

„Ein Kauf- und Handelsherr, der Schiffe auf der Elbe belud; das waren gar ſchöne Schiffe, und ich bin oft mit meinem Bruder darauf gefahren."

„Wie kommſt Du denn zu der Bibel, die Du an dem Bande trägſt?"

„Das iſt meine Bibel, die mir Mütterchen geſchenkt, als ſie mich zur Schule geführt, und Marzipan und Zuckerbrot. Die wilden Männer hatten auch meinen Schrein aufgeſchlagen, die Bibel aber in das Feuer geworfen. Als ich vorbei ging' ſah ich ſie neben meinem todten Mütterlein liegen und die Flammen leckten an ihr. Da hob ich ſie aus dem Feuer auf und nahm ſie mit; ſie iſt ja mein, und ich habe alle Abende, eh' ich zu Bett ging, der Mutter daraus vorgeleſen. An einem Bande, das ich im zerſtörten Hauſe fand, hing ich ſie über die Schulter und will ſie mit zu meinem Ohm nehmen. Trage mich doch zu ihm; denn ich kann nicht mehr gehen."

„Es wird ſeine Schwierigkeiten haben, ihn aufzufinden," entgegnete der Förſter, von der Erzählung des Kindes bis zu Thränen gerührt. „Einſtweilen will ich Dich aber in mein eignes Haus tragen und Dich pflegen, bis Du die wund gelaufenen Füße wieder gebrauchen kannſt." Und mit einer Seelenfreudigkeit, wie ſie Reinwart ſeit Jahren nicht mehr empfunden, lud er den ſchönen Gotthilf ſammt der Bibel auf ſeine Schulter, und ſchritt mit der ſegensreichen Laſt rüſtig dem Forſthauſe zu.

Frau Friederike war nicht wenig erſtaunt ſowohl über das liebe Kind, als auch über die veränderten Züge ihres Mannes und über den ſanften Ton ſeiner Stimme, womit er zu ihr ſprach: „Warte und pflege dieſes armen Kindes, das ſeine Eltern durch ein entſetzliches Unglück verloren hat, als wärſt Du ſeine Mutter.“

Der auf das Ruhebett niedergelegte Knabe haſchte nach der Hand der jungen Frau und küßte ſie, indem er Thränen darauf fallen ließ.

„Wie heißt Du, lieber Kleiner?“ fragte Friederike mild und wehmüthig freundlich.

„Gotthilf.“

„Gotthilf!“ rief die Frau erſchüttert und faltete weinend die Hände. „Helfe Gott Dir und uns!“

Der Förſter nahm die Hand ſeiner Frau und ſah ihr in's feuchte Auge. Das hatte er noch nie gethan. Es war als ſchwebe ein Friedensgenius auf Taubenflügeln durch das Haus, und ſende dem vielgequälten Herzen der armen Frau ſtärkende Kühlung zu. Sie küßte den Knaben und weinte heftig. Ging doch in ihrer Seele jetzt die ſtille heilige Ahnung auf, daß dieſer Gotthilf mit ſeiner Bibel eben der verſöhnende Schutzgeiſt ſei, der dem Hauſe bis jetzt gefehlt. Der Knabe ſtreichelte der heftig Erregten die bleiche Wange, auch des Förſters Wimper wurde wieder feucht. Friederike ſah es; er wollte ſich abwenden, aber ſie fiel ihm an's Herz und ſchlang ihre Arme um ſeinen Nacken. Es war das erſtemal, daß ſie ihn umarmte; alle Furcht und Scheu war von ihr gewichen, wie abgeſtreift, ſeit ſie ſeine Züge ſo mild und ſein Auge naß geſehen. Und ſiehe, er wehrte ihr nicht. Das Haus war plötzlich verwandelt; es war ein Engel in ihm eingekehrt. Wenn nur die Knoſpe des Herzens nicht gar erfriert in den Froſtſchauern der Erdkälte, zurückgehalten mag ihre Entfaltung zur Blüthe immerhin lange, lange werden; es bricht doch endlich ein Sonnenſtrahl durch die Wolken, wenn man's am wenigſten meint, und küßt ſie auf. O und die Blüthe nach ſolchem ſchmerzlichen Harren wie viel ſüßer duftet ſie, der überraſcht willkommen geheißene Spätling, als jene Blumen, die zur rechten Zeit ſich erſchloſſen! Geprüfte Frauenherzen lieben um eins ſo innig und ſtark. Es liegt ein unausſprechlich wohlthätiger Zauber im Leid, das das weiche Gemüth einer edeln Frau heimſucht, nur muß er zur rechten Stunde gelöſt werden, eh' Verſteinerung eintritt. Den Mann macht großes Seelenleid anfänglich hart und trotzig, und ruft ſeinen Widerſtand wach; auf die Dauer erweicht es ihn und macht ihn mild. Bei der Frau ſtellen ſich dieſe Wirkungen in entgegengeſetzter Folge ein. Sie iſt erſt mild, weich, hingebend, anſchmiegend, thränenwehmüthig, aber vertrocknen dieſe Thränen, ſieht ſie ſich ſtets ungeliebt, verkannt, verfolgt, ſo verſteinert ſie und iſt dann nimmermehr zu erweichen. Es iſt der kalte Meduſenblick des Mannes, der ſie ſo verwandelte. Unzählige Frauenherzen, durch gemeines böſes Geſchick an rohe Männer gefeſſelt, erliegen mit der Zeit dieſer grauſamen Metamorphoſe, die ſie ihrer eigenthümlichen Natur ganz entfremdet.

Frau Friederike erfuhr die Löſung des Zaubers zu ihrem und ihres Mannes Heil noch zur rechten Zeit. Siehe da, ein fremder Knabe hatte das entfeſſelnde Wort ausgeſprochen. Nun es einmal ertönt war, löſeten ſich leiſe und allmählig ein Kettenglied nach dem andern ab. Nicht in einem Tage darf die Eisdecke der Ströme ſpringen und der Schnee der Berge ſchmelzen, ſoll nicht namenloſes Unglück über das Land kommen; wahrer und dauernder Segen zeitigt nur langſam am Strahl der Sonne. Auch an ſein höchſtes Glück will ſich das Herz allmählig gewöhnen, erſt widerſtrebt es, dann giebt es nach und empfängt willig die neuen Eindrücke, endlich wird es ſelbſt handelnd und beglückend, und ſtürmt zuletzt auf Adlersfittichen ſeiner Sonne entgegen. So iſt nirgend ein Sprung oder ſchroffer Uebergang weder in der phyſiſchen noch pſychiſchen Welt.

## 4.

## Der Friedensengel.

Der Förſter konnte die auf ihn eindringenden neuen Gefühle nicht ertragen; er wollte ſich ihrer erwehren und floh in den Wald hinaus. Aber ſeltſam genug dachte er nicht mehr daran, ſein Weib zu verlaſſen und unter die Fahnen des Schwedenkönigs zu treten, und als ihm plötzlich ſein früherer Entſchluß einfiel, ſchämte er ſich deſſelben, und wurde uneins mit ſich ſelbſt. Er wollte wieder grollen, aber es ging ihm gar nicht mehr ſo wild und trotzig vom Herzen, wie ſonſt; er war eben verwandelt, konnte ſich's aber nicht eingeſtehen und auch nicht in's Klare kommen mit ſich. Als es dunkelte, lenkte er die Schritte unwillkürlich nach dem Forſthauſe zurück, und ſtand an der Pforte deſſelben, eh' er es wußte.

Unterdeſſen hatte Frau Friederike die wunden Füßchen des kleinen Gotthilf mütterlich gewaſchen und gepflegt, hatte das holde liebe Kind mit dem Beſten geſpeiſt, was das Haus beſaß, hatte ihm tauſend Liebesdienſte erwieſen, und Frauen ſind erfinderiſch darin; und zumal leidende Frauen, und zumal an ſolchen Tagen, wo ihnen ſo großes Heil widerfahren iſt. Da fluthet das Meer der Liebe über in ihrer Bruſt. Heil ihnen, wenn ſie dann einen Gegenſtand haben, über den es ſeine Segensfülle ausgießt, und Heil, dreimal Heil dieſem glücklichen Gegenſtande! Bei Friederiken nun noch ereignete ſich der Umſtand, daß dieſer Gegenſtand zugleich der Bringer ihres neuen Glückes war, an das ſie, wenn auch noch zagend, doch glauben mußte. Da brachen denn alle Dämme des ſo lange widernatürlich zurückgehaltenen Stroms, ſie hätte den theuern Knaben, der wie die ſchöne glückverheißende Morgenröthe eines lang erſehnten Tags ſo plötzlich in ihre Nacht getreten war, faſt in Liebe ertränkt. Und der arme, durch ein furchtbares Geſchick verwaiſete und verirrte Knabe ſank hier, nach dem Sturme, der ſeine junge Blüthe faſt geknickt, ſogleich wieder in den warmen, weichen beſeligenden Schoß der Mutterliebe, aus der ihn die Brandfackel eines mörderiſchen, entmenſchten Soldatenhaufens dort geſcheucht. War er nicht auch ein Glücklicher zu nennen? Kindlich zuthuig, mit offener Stirn und offenem Herzen ſchmiegte er ſich an die neue Mutter, erzählte ihr weinend die gräßlichſte Kataſtrophe ſeines jungen Lebens, und die gefühlvolle Frau miſchte ihre Thränen mit den ſeinigen; dann plauderte er nach Kindesweiſe, den Schmerz ſchnell überwindend und vergeſſend von dem buntgefärbten Glücke ſeiner Kindheit, ſeit er ſich ſeiner ſelbſt bewußt geworden, von Eltern, Geſchwiſtern, Verwandten und Freunden ſeines Hauſes, von den Schiffen, auf denen er gefahren, von ſeinem Spielzeug, von ſeinen Büchern, und vorzüglich von ſeiner Bibel, die ihm über Alles werth zu ſein ſchien. Frau Friederike und ihre alte Mutter hörten dem Kinde mit frommer Andacht zu; die Erſtere drückte den ſo ſchnell heimiſch gewordenen Gotthilf je zuweilen, wenn ihr Gefühl überwallte, ans Herz, und als er ſie kindlich vertraulich fragte: „willſt Du nun mein Mütterlein ſein, da mein Mütterlein doch todt und verbrannt iſt?“ da erſchrak ſie und bebte vor ſeliger Wonne; denn nach dem Mutternamen hatte ſich ja dunkel ihr Herz geſehnt, wie ſich jedes Frauenherz danach ſehnt, der dem Weibe erſt ſeine ſchönſte Vollendung giebt. „Ja, ja, mein ſüßes Kind!“ rief ſie ſchluchzend, „ich will Deine Mutter ſein; Joſef wird ja auch Dein Vater ſein wollen. Ich hoffe es zu Gott, zu Deinem und meinem und auch zu ſeinem Heil. Du ſollſt das Kind der Liebe werden zwiſchen uns. Meine es gut mit dem Manne, der Dich gebracht; er iſt mein Gatte, aber wir haben keine Kinder. Bitte ihn, daß er Dich als Kind annehme und Dein Vater ſei. Gott wird ja ſeinen Segen geben.“ Plaudernd und geſchmeichelt von Koſen und Küſſen der liebeſeligen Frau entſchlummerte Gotthilf wieder in ihren Armen, und erwachte nicht eher, als bis der Förſter, ſich nach dem Befinden des Knaben befragend, in die Stube trat. „Mir hat geträumt,“ ſagte dieſer, „Vater und Mutter waren hier im Forſthauſe und übergaben mich Dir und baten Dich, Du möchteſt doch ferner mein Vater ſein.“ — Der Förſter reichte ihm ſchweigend die Hand, und ließ ſich wieder von ihm erzählen. Man ſah es offenbar, der Knabe war ein Gegenſtand ſeiner Sorge und ſeiner Liebe geworden; er hatte nun etwas, das ſein Herz beſchäftigte; in die Leere deſſelben war ein Kind getreten, das ihn um Beiſtand und Schutz anflehete.

Nach dem Abendeſſen verlangte Gotthilf ſeine Bibel, und bat ſo rührend um Erlaubniß, nach ſeiner Gewohnheit daraus vorleſen zu dürfen. Wie hätte der Förſter dieſe Bitte ihm abſchlagen können? Gotthilf blätterte in dem Buche, und als ſei ſeine Hand von der allmächtigen Liebe, die über uns wacht, ſelbſt geleitet, begann er mit reiner Silberſtimme, im erhobenen Tone alſo zu leſen: „Ihr Lieben, laſſet uns unter einander lieb haben; denn die Liebe iſt von Gott; und wer lieb hat, der iſt von Gott geboren und kennet Gott. Wer nicht lieb hat, der kennet Gott nicht; denn Gott iſt die Liebe.“

Es begegnet uns je zuweilen, daß uns bekannte Worte oder Sätze, die wir oft ſelbſt geleſen und geſprochen oder die Wahrheiten enthalten, die wir ſchon ſelbſt gedacht und anerkannt haben, im Munde eines Andern zur rechten Zeit eine dämoniſche Wirkung auf uns ausüben. Die geheimſten Tiefen des Herzens werden plötzlich bloßgelegt und grell beleuchtet, wie von einem gewaltigen Blitzſtrahl; wir ſind ergriffen und erſchüttert, als hätten wir plötzlich Neues, Unerhörtes vernommen. Dieſe aufregende Eigenſchaft haben Bibelſtellen und Sentenzen in einem noch weit höhern Grade. Es iſt der ihnen inwohnende Geiſt Gottes, der gleichſam unmittelbar zu uns ſpricht: die Worte verſchwinden ſammt dem Sprecher, und die göttliche Wahrheit der Liebe, jener urewigen Gottesliebe, die uns trägt, dringt oder ſtürzt vielmehr allbeſiegend, allüberzeugend in unſer Herz. Selbſt frivole, leichtfertige Gemüther können ſich dieſem Einfluß nicht entziehen. Sie ſtehen plötzlich wie geblendet, und der Spott erſtirbt auf ihrer Zunge. Man kann ſolche Verſe hundertmal gleichgültig geleſen haben, und man hört ſie wieder einmal, wo das Herz eben die rechte Empfänglichkeit beſitzt, und es wird von Flammen Gottes durchleuchtet. So überzeugend, ſo warm, ſo beſeligend wirkt kein logiſcher Schluß; hier iſt menſchliche Wahrheit, dort göttliche. Schon mancher vornehme Verächter der Bibel hat dies erfahren müſſen..

Auch Frau Friederike kannte die ſchönen Stellen der Bibel alle, die von der Liebe Gottes und der Menſchen handeln, aber aus dem Munde des Knaben wurden ſie ihr jetzt leuchtende Prophetenſtimmen; dem Förſter dagegen, der lange nichts von der Bibel geſehen oder gehört hatte, klangen ſie wie mahnende, ſtrafende Worte eines Seraphs, der da liebend züchtigt. Der Knabe las weiter, und wie Perlen fielen ihm jene ewigen Gebote der Liebe vom Munde. „Niemand hat Gott jemals geſehen. So wir uns untereinander lieben, ſo bleibet Gott in uns, und ſeine Liebe iſt völlig in uns. — — Gott iſt die Liebe; und wer in der Liebe bleibt, der bleibet in Gott, und Gott in ihm. — — Furcht iſt nicht in der Liebe, ſondern die völlige Liebe treibet die Furcht aus; denn die Furcht hat Pein. Wer ſich aber fürchtet, der iſt nicht völlig in der Liebe.“ Die Förſterin konnte ihrer Bewegung nicht länger Meiſterin bleiben; gewaltſam brach ein lautes Schluchzen aus ihrer Bruſt, ein Thränenſtrom aus ihren Augen. Sie flüchtete ſich an ein Fenſter, öffnete daſſelbe und weinte in die ſtille ſterngeſchmückte Nacht hinaus. Gotthilf las weiter. „So Jemand ſpricht: Ich liebe Gott, und haſſet ſeinen Bruder, der iſt ein Lügner. Denn wer ſeinen Bruder nicht liebet, den er ſiehet, wie kann er Gott lieben, den er nicht ſiehet?“

Reinwart ſtand auf, und trat an das andere Fenſter. Nach einigen Minuten innern Kampfes nahm er die Hand ſeiner Frau und ſagte leiſe, faſt thränenweich: „Riekchen, ich glaube, den Knaben hat Gott uns geſandt.“ Dann ging er hinaus, und kam dieſen Abend nicht wieder in die Wohnſtube. So hatte er das arme Weib noch nie genannt, ſo noch nie zu ihr geſprochen. Sie ſank laut weinend auf die Knie und dankte Gott; dann lief ſie zum Knaben und herzte und küßte ihn, aber mit einer gewiſſen ehrfurchtsvollen Scheu. Der Reſt des Abends verging in einer feierlichen Stimmung.

## 5.

## Ein ſchwerer Verluſt.

Von dieſem Tage an näherten ſich die Herzen der beiden Gatten mehr und mehr, bis ſie in Eins verſchmolzen, und Gotthilf förderte dieſe liebende Vereinigung mit unverdroſſenem, unabweisbarem Eifer, der ihn beiden unentbehrlich machte. Wandelte den Förſter einmal eine trübe Laune an, ſo ſchmeichelte ihm der Knabe; und wenn die Wolke von der Stirn Reinwarts nicht eher wich, ſo geſchah es doch Abends, wenn Gotthilf aus der Bibel vorlas. Denn der fromme Knabe ließ keinen Tag vorüberſtreichen, an dem er nicht ſeiner alten, ihm von der Mutter eingeprägten Gewohnheit gemäß, den verſammelten Hausbewohnern ein Kapitel aus der Bibel mit lauter Stimme vorgeleſen hätte.

Als Gotthilfs Füße ganz geheilt waren, dachte der Förſter, wie ſeine Frau mit Beſorgniß daran, das Kind würde nun zu ſeinem Oheim gebracht zu werden verlangen; und es wäre am Ende nicht ſehr ſchwierig geweſen, durch den Geſchlechtsnamen des Knaben die Verwandten ausfindig zu machen; er aber äußerte keinen Wunſch, das Haus, in welchem er heimiſch geworden war, zu verlaſſen; vielmehr erzählte er zuweilen, daß er von ſeinen todten Eltern träume, wie ſie ihn ermahnten, die neuen Eltern recht zu lieben.

Die Vorleſungen aus der Bibel und die liebevollen Bemühungen ſeiner Frau verwandelten das Herz des Förſters endlich ſo, daß er ein ſanfter guter Mann wurde. Mit Beſchämung ſah er täglich mehr ein, welch einen koſtbaren Schatz er an ſeiner Frau beſaß, in deren Seele er nun Tugenden erkannte, von welchen er keine Ahnung gehabt, und um früher an ihr begangenes Unrecht wieder gut zu machen, wurde er um ſo liebevoller und zärtlicher. In ſeinem Herzen war der lang unterdrückte Funke der Liebe zur Flamme angefacht und loderte nun um ſo brünſtiger.

Friederikens häusliches Glück ſollte die höchſte Stufe erklimmen; der Himmel überſchüttete ſie, die ſo lange in Entbehrung gejammert, mit der ganzen Fülle ſeines Segens: ſie fühlte ſich Mutter! Reinwart weinte Thränen unausſprechlichen Glücks, als ſie ihn mit dieſer Nachricht überraſchte. Von dieſer Stunde an war der feindliche Dämon, der finſtere Bewohner dieſes Hauſes, ſiegreich aus dem Felde geſchlagen, aus allen Räumen verbannt, und ſtatt ſeiner waren tauſend Genien des Glücks, der Liebe, der Ruhe, des Friedens, der Zufriedenheit eingezogen, und feierten ihre geräuſchloſen Feſte.

Die Entfernung des Knaben, des Bringers all' des überſchwenglichen Glücks, ſtand, ohne daß man ſich weiter darüber ausſprach, als Unmöglichkeit in den Herzen des Ehepaars feſt. Der Förſter ſchickte ihn zum Pfarrer des nahen Dorfes in die Schule, und ließ bei Gelegenheit vom Amte ein Dokument abfaſſen, worin er Gotthilf an Sohnes ſtatt annahm und ihm ſeinen Namen gab. Von nun an hieß der Knabe Gotthilf Reinwart; ſein eigentlicher Name wurde nicht mehr gehört und war bald vergeſſen.

Aber das Erlangen aller Wünſche, die gänzliche Befriedigung des Herzens hat immer einen beängſtigenden Hintergrund; nicht ungeſtraft ſoll der Menſch die Seligkeit der Himmliſchen genießen, und wenn das Glück den Giebel eines Hauſes bis an den Himmel hebt und ausdehnt, dann langen unſichtbare Hände zu und entführen einen der Sterblichen aus den ihnen ſo nahe gebrachten Räumen, und ſchnell ſinken dieſe dann wieder zuſammen zu ihrer irdiſchen Kleinheit. Sind die Götter eiferſüchtig auf ihre ewigen Vorrechte? ſind ſie mißgünſtig auf das erſt überſchwenglich geſchenkte Glück? Oder wollen ſie dem, der einmal von ihrem Nektar gekoſtet, ſchnell die ganze volle Schale reichen? Wer ahnet die Löſung der Räthſel, die als verhüllte Lebenswächter uns begleiten und an den Pforten des Eingangs und Ausgangs ſtehen, jeden Forſcherblick abwehrend? Zum nächſten Frühling beſchenkte Friederike ihren Gatten mit einem Töchterlein. Ach, wie hing ihr Auge ſelig an ſeinen wonneverklärten Zügen, als er das ſchöne Kind in ſeinen Armen hielt! Das war des Glückes höchſtes, überſchwengliches Maaß. Friederike hatte keinen Wunſch mehr, und acht Tage ſpäter lag ſie auf der Bahre.

Der Schmerz über dieſen Verluſt wüthete um ſo furchtbarer in des Förſters Gemüth, je heißer und gewaltiger er zuletzt die Gattin geliebt; er lag zerknirſcht an ihrer Leiche und machte ſich die bitterſten Vorwürfe über ſein früheres Benehmen gegen ſie.

Dieſer Umſtand ſteigerte ſeine Troſtloſigkeit faſt bis zur Verzweiflung. Nur ein Jahr hatte er das Glück der Liebe genoſſen, und nun, da er eine ſonnenheitre Zukunft vor ſich geſehen, war es ihm auf ewig verſchloſſen. Seine, dem Trübſinne geneigte Seele, füllte ſich ganz mit den düſterſten Schatten und brütete den Schmerz zu jener verzweiflungsvollen Dumpfheit aus, die ihre eigne dunkle Farbe allen Gegenſtänden leiht und für die ganze Welt abſtumpft und gleichgültig macht. Reinwart war von nun an wenig mehr im Forſthauſe zu finden; er durchſtreifte wieder, wie vordem, tage- und wochenlang ſeine Wälder; und wenn er ja einmal zu Hauſe war, ſo wandte er das trübe Auge niemals ſeinem Töchterlein zu. Es ſtellte ſich nur zu klar heraus, was er ſich ſelbſt nicht eingeſtehen wollte, daß er eine Abneigung gegen das Kind in der Seele trug, in welchem er unbegreiflicher Weiſe die Urſache ſeines unerſetzlichen Verluſtes ſah. Er war wieder dem düſtern Geiſte verfallen, dem von Anfang mehr Macht über ihn gegeben war, als dem lichten Engel, und das Lächeln eines Kindes hatte nicht Kraft genug, ihn jenen unheimlichen Einflüſſen zu entziehen. Nicht der Haß fraß mehr an ſeinem Herzen und bewegte es wild, ein weit größeres Uebel überzog es mit einer Steinkruſte, die Gleichgültigkeit.

## 6.

## Der ſtille Träumer.

Der arme Gotthilf war am ſchlimmſten daran. Auch die zweite Mutter, die ihn mit faſt noch mehr Liebe überſchüttet hatte, als die erſte, war ihm durch den grauſamen Tod entriſſen, und der Förſter kümmerte ſich von Stund an faſt nicht mehr um ihn. Der Schmerz warf den gefühlvollen Knaben nieder und gab ſeiner Jugend einen unauslöſchlichen dunkeln Anſtrich. Ein hitziges Fieber hielt ihn auf einem ſechswöchentlichen Krankenlager, während deſſen ſeine tobende Phantaſie all die von ihm erlebten Schauerſcenen der Zerſtörung ſeiner Vaterſtadt in grellfarbigen empörenden Bildern wieder vorführte. Als er erſtand, war er bei weitem ſtiller geworden, als erſt. Seine Pflege lag der Mutter der verſtorbenen Förſterin, ſelbſt einer ſchwachen, bis in den Tod betrübten Greiſin, und einer alten Dienſtmagd ob, die aber auch die kleine Friederike — ſo hieß die junge Mutter-Waiſe — zu beſorgen hatten und überdies dem Hausweſen vorſtehen mußten. Gotthilf war ſo jung noch, auf ſich ſelbſt gewieſen. Niemand erwieß ihm mehr Liebe. Aber Liebe iſt die Sonne, die die Blüthe des jungen Menſchenherzens zeitigt; ohne ihre Strahlen kein Entfalten! Gotthilfs geiſtige Sproſſen waren durch frühzeitige allzuheiße Sonne mächtig getrieben; nun tödtete ein Spätfroſt die zarten. Der kümmerliche Nachwuchs trieb nach innen; von der Außenwelt durch düſtre Wälder und noch düſterere Liebloſigkeit abgeſchloſſen, geſtaltete ſich ſo früh ſchon ſeine innere Welt nach geheimnißvollen Konſtruktionen, und es entſtand dort eine ſo wunderbare, außerordentliche Welt von myſtiſchen Bildern und düſtern faſt überirdiſchen Träumen, von deren Daſein kein Menſch etwas ahnete, und deren keuſche Hallen deshalb von keinem unberufenen Eindringling entweiht wurden. Die Grundlagen derſelben bildeten ſeine Bibel mit ihren orientaliſchen und heiligen Geſchichten, die der Knabe alle auswendig wußte, und die ihn, ſo oft ſie vor ſeiner Seele phantaſtiſch ausgeſchmückt vorüberzogen, mit Schauern der Begeiſterung und des Entzückens erfüllten; dann die Schreckensbilder des magdeburger Brandes, der Tod der Förſterin, die dunkeln Tannenwälder mit ihren Sagen und Wundergeſchichten, die er von Jägern, Kreiſern, Holzhauern und Köhlern vernahm und gierig einſog, die Einſamkeit des Forſthauſes mit der Eintönigkeit des ſich träge abſpinnenden Lebens und die Grämlichkeit ſeiner Umgebung. Auf dieſe bunt durcheinander gemiſchten und zu einem Ganzen gewordenen Stoffe baute er nun nach den ihnen nach ihrer Eigenthümlichkeit, als abgeſonderte und dann wieder als verbundene, ſo heterogene Elemente entſprungenen Geſetzen phantaſtiſch ſeltſam alle die unbekannten Tiefen und Höhen ſeiner Seele weiter und weiter und immer großartiger und wunderbarer aus. Wer aber hat denn jene Tiefen und Höhen gemeſſen? Wer hat eine Anſchauung von ihrer Ausdehnung? Sie ſind ſicher ſo groß wie die des Weltalls ſelbſt. — Oft verkroch ſich der bleiche träumeriſche Knabe mit ſeiner Bibel auf den Heuböden der Nebengebäude und las und beſchaute mit klugen leuchtenden Augen die Holzſchnitte des Buchs, und ſchaffte mit raſtloſer Phantaſie eigne Gebilde. Dann entſchlummerte er wohl auf dem duftigen Heu, und ein Traum reichte dem andern die

Hand, ſeine Verſtorbenen lebten und webten um ihn, und mit ihnen zuſammen, oder abwechſelnd kamen die Geſtalten aus der Bibel, die Patriarchen und Hirten, die heiligen Apoſtel und Märtyrer. Oder der bläuliche Mondſtrahl bleichte ſein Geſicht noch mehr und vermählte ſich mit dem unheimlichen Glanze ſeines dann verglaſ'ten, unheimlich ſtarren Auges; dann ſah er die Geiſter der Sagen und Märchen den Wald bevölkern, auf den Lichtſtrahlen reiten, an der Quelle ſich tummeln. Das war im Wachen und Schlafen ſeine Geſellſchaft. Die Geiſter hatten es ihm angethan; er war ihnen verfallen.

Aber es gab auch Stunden, wo die Natur unabweisbar ihr Recht von ſeinem von der Welle des Bluts durchpulſ'ten Herzen forderte. Da ſehnte es ſich mit allen mächtigen Trieben nach Liebe zu einem Lebenden, nach Augen, in die er zärtlich blicken, nach Wangen, die Leben roth gefärbt, und die er noch röther küſſen könnte. Und da nun im ganzen Hauſe kein würdigerer Gegenſtand dieſes menſchlichen, kindlichen Verlangens war, ſo wandte er alle Glut ſeiner zurückgedrängten Empfindung dem kleinen ſchuldloſen Weſen, der verwaiſ'ten Friederike, zu. Das Kind wuchs und gedieh, und wurde der Obhut des Knaben anvertraut, der mit Freuden ſeinen Wärter abgab. Bald wollte die Kleine von Niemand weiter getragen, in Schlummer gelullt, gefüttert ſein, als von Gotthilf. Man that ihm ein Kindermäntelchen um, und in dem einen Arm das lachende Mädchen, im andern ſeine Bibel zog er im Walde umher, ſprach bei Hirten und Köhlern zu, aß von ihrem Brot und trank aus der Quelle, und reichte von allem ſeiner kleinen geliebten Freundin, oder er genoß vielmehr nicht eher etwas, bis ſie geſättigt, die dargebotene Nahrung von ſich wieß.

Auf dieſe Weiſe lebte Gotthilf je nach ſeiner Beſchäftigung ein äußeres und ein inneres Leben. Am Tage, wenn er zur Schule ging, oder ſein Riekchen abwartete und trug, lebte er ihr, und all ſeine Gedanken bezogen ſich auf ſie; aber Abends, wenn ſie in ſeinen Armen entſchlummert war und er ſie in ihr weiches Bettchen getragen hatte, lief er hinaus, und gab ſeine blonden Locken dem Nachtwinde. Dann ſchuf ihm das Mondlicht zauberhaft eine andere Welt, und ſtrickte magiſche Netze um ſeine Stirn; die Sterne flüſterten ihm Lichtgedanken zu, aus den Wipfeln der Bäume neigte ſich ihm manch' geiſterhaftes befreundetes Geſicht, der Wald wurde lebendig und aus der Quelle ſtieg die Nixe, um mit ihm zu ſpielen. Bebend vor Entzücken horchte er dem tollen Brauſen des Sturmes, der durch die Bäume fuhr und ihre Stämme beugte; er vernahm befreundete Stimmen und hoch ergötzliche Geſchichten; der Donner des Nachtgewitters rief ſeinen Namen und die Blitze entzündeten lodernde Freudenbrände in ſeiner Bruſt. Dann ſtürmte er oft wie wahnſinnig, ſelbſt wie ein Kind oder Bote des Sturms, durch den Wald, wild aufſchreiend und jauchzend vor unbändiger Luſt, die ihm die kleine Bruſt zu zerſprengen drohete, ein unheimlicher Nachtwandler. Die Hütte des Köhlers, das Häuschen des Hirten bot dem Athemloſen zuletzt eine Lagerſtatt, oft aber auch entſchlief er unter dem ſchützenden Dache eines Baums, im Frühling eingeſungen von allmählig verſtummenden ſchlaftrunkenen Vögeln, im Sommer vom Flüſtern der Bäume und dem fern verklingenden Jägerhorn, im Herbſte vom wildrauſchenden Liede des Sturms.

## 7.

## Lehrer und Schülerin.

Auf dieſe Weiſe vergingen Jahre um Jahre, die äußere Einfachheit wurde durch den Tod von Riekchens Großmutter nicht geſtört; es ging Alles nach wie vor ſeinen einförmigen Gang, und der eigenthümlichen innern Entwicklung des Knaben trat noch viel weniger etwas hemmend in den Weg. Riekchen war von ihm unzertrennlich; aus ihrem Wärter wurde er ihr Erzieher, ihr Lehrer, ihr Leiter, ihr Geſpiele, ihr Geſellſchafter, ihre ganze Welt. Des Vaters theilnamloſer Trübſinn, der ihm verblieben war, konnte das offene Gemüth des Kindes nicht anziehen, auch war er meiſt auf der Jagd, oder ſonſt im Forſte beſchäftigt, oder er weilte in Ballenſtedt beim Fürſten, die Großmutter war todt, die alte Magd grämlich, und ſo mußte Gotthilf dem Kinde Eltern, Geſchwiſter, Verwandte und Freunde erſetzen. Aber er war reich genug, dies und noch mehr zu vermögen.

Zum ſchönen ſchlanken Jüngling geworden, ſtieg er auf der einen Seite zu Friederikens Kindheit wieder herab und ſpielte ihre harmloſen Spiele mit ihr, wurde wieder ein Kind, wie ſie; auf der andern riß er ſie zu ſich empor, warf in ihre Seele Funken der heimlichen Schöpferflammen jener poetiſchen Farbengluten, die ihn durchloderten, erzählte ihr ſeine innere Geſchichte und ſtellte die wunderbaren Bilder, die in ihm geboren waren. zu ihrer Anſchauung vor ſie hin, und ſie wurde frühzeitig und noch im Kindesalter durch ihn zur Jungfrau, wie er durch ſie wieder zum

Knaben geworden war. So wunderbar lebten ſich dieſe beiden von der Welt ganz abgeſchiedenen Gemüther in eins zuſammen, und während die Zeit draußen in wilden Zuckungen lag, wehte ein heiliger Gottesfrieden in dieſen abgelegenen Wäldern um zwei in eine Flamme aufſchlagende, in einem Gefühle ſelige Kinderherzen. Erſt hatte er ihr die bibliſchen Geſchichten auf ſeine Weiſe erzählt, dann hatte er ihr die Holzſchnitte gezeigt und wohl ſelbſt die Geſtalten unvollkommen mit Feder und Stift gezeichnet, die ſeiner heißen Phantaſie vorſchwebten, nachher hatte er ſie beten und leſen gelehrt, und nun laſen ſie zuſammen in ſeiner Bibel und malten zuſammen, beteten zuſammen und unterhielten ſich von Gott, dem Heiland, den Apoſteln und Weiſen des alten und neuen Teſtaments, von den Engeln und ſeligen Geiſtern, bei welchen ſie ihre Mutter wußten, die ihnen zuweilen in glänzender Geſtalt erſchienen. O das waren Kinderträume voll Glauben, Liebe, Poeſie, ſo heilig, rein und prächtig, wie ſie ſelten ein glückliches Menſchenherz träumt, und das glücklichſte nur einmal und nicht wieder!

Es war dieſen beiden Glücklichen vergönnt, ſie lange zu träumen, ſchöner und länger als Andern, um ſo ſchrecklicher war aber auch ihr Erwachen, als die rauhe und grauſame Hand des Schickſals ſie aufrüttelte. Die Wonnen und Schmerzen, die dem Menſchen beſtimmt ſind, wiegen einander immer auf und gleichen ſich wunderbar gegenſeitig aus. Es iſt als ob ein unſichtbarer Münzwardein genau Wage und Buch über unſer zu Empfangendes führte. Wem in der myſtiſchen Münzſtätte viel goldne Wonnen ausgeprägt werden, der muß zu andrer Zeit eben ſo viel eiſerne Schmerzen dahin nehmen; kein Entzücken wird ihm geſchenkt, er muß ſein Leid dafür tragen. Wer der heiligen Freuden des Lebens wenig erhält, dem werden auch eben nicht mehr innere Geiſtesſchmerzen gereicht. Viele, ſehr viele Menſchen gehen an beiden leer aus, ja es iſt die Mehrzahl. Das ſind die Gewöhnlichen, Alltäglichen, der gemeine Haufe. Nur für die Auserwählten wuchſen zwei Bäume, der eine voll ſüßer, der andre voll bittrer Blüthen und Früchte. So viel der eine, trägt auch der andere. Gotthilfs und Friederikens Freudenbaum war nun über und über mit herrlich duftenden Blüthen überſchüttet geweſen. Der Schmerzenbaum warf nun eben ſolche Fülle bittrer Früchte in ihren Schoß.

## 8.

## Die Stiefmutter.

An Friederikens vierzehntem Geburtstage überraſchte ſie ihr Vater mit der Nachricht, daß er ſie nächſtens mit einer Mutter beſchenken werde. Das Mädchen wußte nicht, ob ſie ſich darüber freuen oder grämen ſollte. Ihre ahnungsvolle Seele wurde von Wehmuth überſchleiert, obgleich Gotthilfs Beſchreibungen des Glückes, eine Mutter zu beſitzen, das märchenhaft bunt aus ſeiner Jugend herüberragte, reicher noch von ſeiner Phantaſie, als von der Wirklichkeit ausgeſtattet, in ihrem reinen Gemüthe eine große Sehnſucht nach einer Mutter hervorgerufen hatte. Sie kam ſich deshalb jetzt, wo die Erfüllung dieſer Sehnſucht ſo nahe lag,' ſelbſt wie ein Räthſel vor. Auch Gotthilf konnte ſich nicht freuen. Der ſtattliche Jüngling, der ein Jäger geworden war, wie ſein Pflegevater, fühlte wohl, daß die Zeit ſeiner Kindheit vorüber ſei, und die nun kommenden Tage ihm kein neues Mutterglück mehr bringen würden. Er kannte auch die Dame, welche beſtimmt war, ferner hier als Hausfrau zu walten; er hatte ſie oft n Ballenſtedt geſehen, wenn er beordert geweſen war als Waidgeſelle beim fürſtlichen Hofe Dienſte zu thun, oder ſonſt ein Geſchäft in des Vaters Namen und Auftrag dort zu verrichten gehabt hatte. Es war nämlich eine nicht mehr jugendliche Kammerfrau der Fürſtin, die, nachdem es ihr oft mißglückt war, einen Mann nach ihren Wünſchen an ſich zu feſſeln, ihr ſich immer tiefer ſenkendes verlangendes Auge endlich auf den alternden und mürriſchen Förſter Reinwart geworfen hatte, an welchem es denn auch, in Ermangelung eines andern Gegenſtandes haften geblieben war. Ihre Wünſche waren durch die Fürſtin bald zu den Ohren und zum Herzen des Fürſten gelangt und der gehorſame Förſter ſah ſich zu einer zweiten Vermählung veranlaßt, diesmal nicht mit widerſtrebendem Herzen, ſondern ſich gleichgültig fügend in die Wünſche des gebietenden Herrn.

Die Fürſtin richtete zu Anfang des Sommers die Hochzeit aus, die zu Ballenſtedt gefeiert wurde. Die prächtig herausgeputzte Braut ſprach ſehr gnädig mit dem ſcheuen, einfach gekleideten Riekchen, und verſprach ihr auch ſo ſchöne Kleider und Geſchmeide. Das beſcheidene Kind verſetzte: ſie danke ſchönſtens; ihr Herz verlange und begehre dergleichen nicht, auch würde ſich das gar nicht für ſie ſchicken. Die vornehme Braut ſchüttelte über dieſe Aeußerung mißbilligend den

Kopf und verſetzte: „Du biſt die Tochter des Förſters und mußt Deinem Stand in jeder Hinſicht Ehre machen; deshalb kannſt Du nicht Kleider tragen, wie die Dirnen der Waldbauern. Genug, das wird ſich ſchon finden. 'Man ſieht Dir an, daß Dich keine Mutter erzogen hat, armes Ding. Doch Du biſt noch jung genug, um vieles nachzuholen.“ Friederike küßte der gnädigen Frau Mama die ſchwer beringte Hand, nicht ahnend, welch' eine Fülle von Qual und Marter ihr in den letzten Worten derſelben angedroht wurde.

Die Erziehungsnachholungsverſuche begannen gleich in den erſten Tagen der neuen Ehe, aber Frau Sabine ließ es nicht dabei bewenden, ſie allein an der armen Friederike zu machen, auch auf Gotthilf, ja ſogar auf den Förſter ſelbſt erſtreckten ſich ihre philanthropiſchen Bemühungen. Die Einfachheit des Hauſes ſtand ihr gar nicht an, noch weniger die der Menſchen darin. Sie hatte am bernburger Hof ſpaniſche Grandezza gelernt; denn zu jener Zeit gefiel man ſich an den Höfen Europa's und vorzüglich an denen der kleinen deutſchen Fürſten, ſpaniſche Sitten und Trachten nachzuahmen, eine Gewohnheit, die ſchon mit Karl dem Fünften aus der pyrenäiſchen Halbinſel eingewandert war. Frau Sabinen ſchwebte bei der Umgeſtaltung des Forſthauſes, zu der ſie ſehr ernſtliche Anſtalten traf, das Bild des bernburger Miniaturhofes vor, von dem ſie wiederum eine Miniaturkopie zu liefern gedachte, ein Höſchen in nuce, deſſen ſtrenge Gebieterin und Herrſcherin ſie ſelbſt präſentirte. Den Förſter hatte ſie zu ihrem erſten Diener, Hofmarſchall und Zeremonienmeiſter beſtimmt, Friederiken war das Ehrenamt ihrer Hofdame zugedacht, Gotthilf mußte ſich mit der Kammerdienerſtelle begnügen, zwei hochnaſige

Jungfern hatte ſie ſich ſelbſt mitgebracht, die ihr das Unterſte zu Oberſt kehren halfen und dafür in der Rangliſte zu Kammerfrauen graduirt wurden. Die alte Hausmagd, die in den Kram nicht paßte und ſtörriſche Widerſetzlichkeit zeigte, ſollte abgeſchafft, dafür ein paar junge gelehrige Mädchen angeworben und überhaupt die ganzen Familien der Kreiſer, Waidgeſellen, Holzhacker und Köhler als untere dienſtbare Geiſter zum Hofſtaat verwandelt werden. Da gab es natürlich viel Zank und Aerger. Die ſpröden Elemente wollten ſich dem feinen Bau nicht fügen; keiner der wider Willen angeſtellten Schauſpieler begriff ſeine Rolle, oder hatte Luſt dazu. Aller Herzen bemächtigte ſich ein ſtiller Unmuth; der Förſter hing ſeine Büchſe um, lockte die Hunde an und ging pfeifend in den Wald, von wannen er, trotz dem Wunſche der Frau Förſterin, der wie Befehl klang, nicht wiederkehrte; unbekümmert ließ er die vornehme Frau ſchalten und walten. Gotthilf hielt nicht viel länger Stand. Nicht ſo unmuthig, wie der Vater, ſondern ſtill und wehmüthig drückte er den grünen Hut in die Stirn, hing draußen Gewehr und Jagdtaſche um und ging von ſeinen Hunden freudig umſprungen, in den Wald. Aber oben an der dicken Eiche wartete er, und nicht lange, ſo kam Riekchen gehüpft, und vom umfangreichen Stamme des Baums gedeckt, klagte ſie ihm ſchüchtern ihr Leid, und der gute Junge ermahnte ſie, auszuharren und ſich nicht widerſpenſtig zu zeigen, und verſchwieg ihr ſein eignes Leid, ſeine eignen ſchmerzlichen Erfahrungen.

## 9.

# Ueberall Gotthilf.

Eben ſo verfuhr er gegen die andern Leute, die zur Förſterei gehörten und die, ſeit Jahren gewöhnt, ſich in allen Bedrängniſſen und häuslichen Angelegenheiten an ihn zu wenden und ſtets mit Rath, Troſt und Hülfe entlaſſen zu werden, ihn ſchier abgöttiſch liebten und verehrten. Ohne daß es Frau Sabine ahnete, hatte ſie es ihm allein zu verdanken, daß ihre hochfahrenden Plane theilweiſe in's Leben traten. Die Abdankung der alten Hausmagd rief aber doch endlich den Widerſtand wach, Friederike bat weinend, ja als ſie das ſtolze Herz der neuen Mutter nicht durch Thränen erweichen konnte, fußfällig um Beibehaltung der alten Urſula. Es half nichts. Da trat Gotthilf hinzu und erklärte ruhig, er werde die alte Urſula ernähren und als ſeine Magd beibehalten. Dieſe in der beſten Abſicht gethane Aeußerung, die Gotthilfs Meinung nach, Frau Sabine ihm gar nicht übel nehmen konnte, machte dieſe zu ſeiner bitterſten und ewigen Feindin. Es fand ſich im Laufe der Zeit Gelegenheit genug, ihren Haß gegen „den vorlauten Burſchen“ zu nähren und zu einer abſonderlichen Größe auszubilden. Mit ſtets wiederholtem Aerger mußte ſie faſt täglich erfahren, daß des Jünglings geäußerte Anſichten und Ausſprüche bei Friederiken ſowohl, als auch bei den untern Forſtdienern, Arbeitern, und armen Waldbewohnern für eine Art Orakel galten, das alle reſpektirten und auf das ſie ſich als auf etwas Untrügliches, gleichſam Göttliches berieſen. Wie es auch die ſtolze Frau anfangen mochte, immer mußte ſie ſich zu ihrem größten Verdruſſe überzeugen, daß Gotthilf bei allen, die nicht ihre Kreaturen waren, in weit höherem Anſehen ſtand, als ſie. Wollte ſie ein vermeintliches Vorurtheil bekämpfen, der Tochter eine ſogenannte Unart abgewöhnen, den Leuten ihr einfaches natürliches Weſen verweiſen, ſo tönte ihr aus Friederikens und der Andern Mund ſtets die Phraſe entgegen: Gotthilf hat es geſagt. Sie wünſchte dieſen Gotthilf zu allen Teufeln und hätte ihn lieber gleich aus dem Hauſe gejagt; aber ſie war doch auch klug genug einzuſehen, daß das nicht ſogleich anging. Der Jüngling führte ein exemplariſches Leben, las den gemeinen Leuten noch immer aus ſeiner ihr ſehr widerwärtigen Bibel vor, war der beſte Schütze weit und breit und beſorgte alle möglichen Geſchäfte des Förſters auf das Genaueſte, ſo daß er dieſem ganz unentbehrlich geworden war. So gleichgültig und nachgiebig nun auch Reinwart in allen andern Dingen, ſelbſt in Bezug auf die Leiden ſeines eignen Kindes, war, ſo widerſpenſtig zeigte er ſich, ſobald Frau Sabine gegen Gotthilf zu intriguiren begann. Sie begriff, daß auf dieſe Weiſe gegen „den naſeweiſen fremden Jungen, der nicht in's Haus gehörte,“ nichts auszurichten war. Deshalb begann ſie ſowohl ihm, als Friederiken, die gleichſam gemüthlich mit ihm verwachſen war, mit allen möglichen Plackereien und Hinterliſten zuzuſetzen, an denen ein böſes Frauenherz in der Regel unerſchöpflich erfinderiſch iſt. Sie fand es unanſtändig, daß Riekchen ſo frei und ungebunden mit dem „großen Tölpel“ umgehe; ſie ſei nun kein Kind mehr und doch ganz und gar nicht ſeine Schweſter, ſolches ſtete Zuſammenſein könne zu gar nichts Gutem führen u. ſ. w. Weder

Friederike noch Gotthilf verſtanden was das müſſige Gerede heißen ſollte; denn eine reine Kindesſeele iſt über die Sünde ganz im Unklaren. Sie iſt Licht und wandelt im Licht. Die Sünde aber iſt ein Kind der Nacht und ſtets von Nacht umgeben. Wer ſtets im reinen Lichtglanz wandelt, weiß nichts von Nacht und ahnet nichts von ihr, nur wer ſelbſt in Nacht wandelt, erkennt die Sünde und kennt ſie. Die beiden verbundenen Seelen erfüllte namenloſer Schmerz, daß ſie getrennt neben einander leben ſollten. Die Natur ihres Verhältniſſes lehrte von vorn herein, daß dies nicht anging. Aber Frau Sabine kannte nur die Natur des Adels, nicht den Adel der Natur und noch viel weniger einer ſo hohen und heiligen. Sie hatte ihre Spione mit in's Haus gebracht, die nun angeſtellt wurden, am Erziehungsnachholungswerk mit zu arbeiten. Die ungnädige Frau Mutter überraſchte das vertraulich plaudernde Pärchen hinter dem Stamm der großen Eiche, es ſetzte Scheltworte; ſie ertappte ſie im Walde, der Sturm wurde heftiger; ſie überrumpelte ſie im Häuschen eines Holzhackers, und nun wurde Friederike von der wüthenden Frau mit Schlägen traktirt, die von unzüchtigen liederlichen Dirnen ſprach und mit ihrem eignen Schmutz den reinen Spiegel des holden unſchuldigen Kindes bewarf. Gotthilf erhielt die Drohung, ſie werde die Sache dem Fürſten anzeigen, der Friederikens Taufpathe war, und nicht raſten, bis er aus dem Hauſe gejagt ſei. Da ſich ihr Mann doch als Memme und Schlafmütze zeige und die Ehre ſeines Kindes nicht zu wahren wiſſe, ſo ſei es ihre Pflicht, auf Zucht und Ehrbarkeit im Hauſe zu halten, ſonſt würde beim durchlauchtigſten Hofe ſolcher Unfug ihr zur Laſt gelegt werden. Alſo ausgeſcholten und tief verletzt, erhielt der arme Gotthilf auch noch einen ernſten Verweis vom Förſter, und den ſtrengen Befehl unter Androhung ſchwerer Strafe, ſich den Anordnungen der Frau Förſterin zu fügen. Friederike aber wurde von nun an von den Mägden der Frau Sabine und dieſer ſelbſt ſo bewacht, daß ſie auch nicht einen Augenblick allein oder unbeachtet blieb. Die beiden jungen Leute trafen ſich nur noch bei Tiſche, und hier durften ſie ſich nicht anſehen, wenn nicht alſobald ein Ungewitter über ſie hereinbrechen ſollte. Der Schmerz über dieſen grauſamen Zwang fraß an ihrem Leben. Friederike welkte ſichtbar hin; Gotthilf ging immer wie ein Träumender durch den Wald, und ſeine Kugel traf nie mehr das Ziel. Gerade der Zwang hatte in beider Herzen die ſtille Wärme geſchwiſterlicher Liebe zur Glut der Leidenſchaft angefacht. Früher hatten ſie nie daran gedacht, daß ſie nicht durch die Bande des Bluts Geſchwiſter ſeien; jetzt wußten ſie es, und wie durch höhere Eingebung wurden ſie auch über die neue Art ihrer Liebe klar. Nun aber ſind Liebe und Noth gleich erfinderiſch, und wenn die Noth ſich mit der Liebe vereint, vermögen Zwang und Gewalt nichts gegen ſie auszurichten. Unſchuldige liebende und leidende Herzen finden leicht mitleidige Seelen, die ihnen helfen. Es geht ein mildes Erbarmen mit der gedrückten Unſchuld durch die Menſchheit. Selbſt unter Frau Sabinens Mägden fand ſich ein weiches Herz, das, gerührt von Riekchens Thränen, die Vermittlerin wurde zwiſchen dieſer und Gotthilf. Dann und wann ſprachen ſie ſich wieder in einſamen Nächten; aber wie ſehr waren die Gefühle, die ſie ſich jetzt mitzutheilen hatten, von denen früherer Zeit verſchieden! Nun blühete Friederike auf wie eine vom Regen und Thau übergoſſene Blume, die erſt im Sonnenbrande geſchmachtet, und als ſie ihr ſechzehntes Jahr zurückgelegt hatte, galt ſie für das ſchönſte Mädchen in allen Thälern des Unterharzes. Sie war vollkommen erblüht, üppig, ſchlank, ausgebildet, ein von der Liebe gezeitigtes Meiſterſtück des Schöpfers, das wußten die Herren am Hofe zu Ballenſtedt nur zu wohl, und der durchlauchtigſte Herr Pathe ließ ſie oft hinab kommen, damit die Augen der Kenner ſich an der befangenen, ſchüchternen, in holder Scham erglühenden Schönheit ergötzen möchten. Dann begleitete Frau Sabine ſtolz ihre Tochter und brüſtete ſich gleichſam, als ſei das ihr Werk, was doch Gottes, Gotthilfs und der Liebe Werk war, und nahm die Lobeserhebungen, Huldigungen und Schmeicheleien gnädig entgegen, von denen Friederike nichts zu hören ſchien, die ſie wenigſtens alle unbeachtet ließ. Es gab zwar darüber manchen Verweis von der glückſeligen Frau Mutter, ſie ſteckte ihn geduldig ein, und machte es nach wie vor. Ihr Herz war und blieb, mitten unter den entzückten Hofſchranzen bei dem braunen Jägersmann, dem ſie Alles verdankte, in ihres Vaters Hauſe. Es gab nur einen Mann für ſie, ja eigentlich nur einen Menſchen, den ſie verehrte, liebte, dem ſie vertraute, der das Ziel all ihrer Wünſche, der Gegenſtand all ihrer Hoffnungen, ja ihre ganze Welt war. Sie konnte nicht an Gott denken, ohne daß Gotthilfs Bild ſich nicht vor die Augen ihres Geiſtes ſchob; denn durch ihn hatte ſie Gott kennen gelernt und durch Gotthilfs Bibel die Offenbarung deſſelben. Deshalb war ſie auch feſt gegen die Stimme der Verführung, und es lag wahrlich weder an der geſchmeichelten eitlen Mutter, noch an dem gleichgültigen Vater, daß ihre Tugend rein und groß blieb. Dieſe keuſche fromme Seele, deren weißes Panier den ſchönen Knaben mit der Bibel führte, konnte nicht einmal verſucht werden; alle Pfeile lüſterner Begehrlichkeit glitten von ihr, wie von einem Granitfelſen ab, und bald galt ſie für eben ſo kalt und unempfindlich, wie für vollkommen ſchön.

Frau Sabine hatte inzwiſchen ihr Plänchen gemacht, und ſchritt, ſobald ſie damit in's Reine gekommen war, ungeſäumt zur Ausführung deſſelben.

## 10.

## Der Neffe.

Nach jahrelangen unnützen Verhandlungen war endlich der Friede zu Münſter und Osnabrück zu Stande gekommen, der dem unglückſeligen dreißigjährigen Krieg ein Ende machte. Die Tapferkeit der Schweden hatte den Friedensſchluß herbeigeführt. Mit demſelben entließ der ſchwediſche General Wrangel die meiſten deutſchen Soldaten, die in ſeinem Heere gedient hatten.

An einem hellen Wintertage erregte ein ſtattlicher kriegeriſcher Reiter in den ſchwediſchen Farben die Neugierde der Bewohner des kleinen Forſthauſes, vor deſſen Thüre er angeſprengt kam, und ſich vom Pferde warf. Frau Sabine eilte mit Freudengeſchrei auf ihn zu, drückte den bärtigen, trotzig umherblickenden Geſellen an ihre welke Bruſt, und ſtellte ihn mit ſtolzen Mienen den Hausgenoſſen und ſonſtigem zugelaufenen Volke als ihren Neffen, den Sohn ihrer ältern Schweſter vor, der mit Ruhm bedeckt aus dem

Kriege heimkehrte. Wie ein Triumphator führte ſie ihn in's Haus, es mußte ſich alles tief vor dem anmaßenden Burſchen bücken; die Mägde flogen; auf dem Hühnerhof und in den Ställen ereignete ſich eine neue Schlacht, denn das Volk derſelben war nicht mit in den weſtphäliſchen Frieden eingeſchloſſen; Feuer loderte in der Küche; der Keller that ſeinen Mund auf; und Boten liefen nach allen Seiten des Waldes nach dem Förſter aus, der nicht das Glück gehabt hatte, den ruhmbedeckten Schweſterſohn ſeiner Ehehälfte in ſeinen vier Pfählen zu empfangen. Der ſchwediſche Exſoldat nahm alle dieſe Huldigungen mit einem unverſchämten Lächeln an; doch wandte er die Aufmerkſamkeit, welche ſeine glückſelige Baſe ganz in Anſpruch zu nehmen geneigt war, zum großen Theil Friedekikens jugendlicher Schönheit zu, auf deren Blüthe ſein Auge begehrlich lüſtern ruhete. Als das Mädchen, unvermögend die frechen Blicke und Reden des rohen Burſchen länger zu ertragen, die Stube verließ, ſchloß Frau Sabine den Neffen wieder zärtlich in die Arme und flüſterte ihm zu: „Sieh, mein Balthaſar, das iſt nun die koſtbare Perle dieſes Hauſes, die ich Dir beſtimmt habe, und die deshalb ſchon ſo gut als Dein iſt. Nicht wahr, das iſt ein delikates Fiſchchen, mein Junge, und ich habe mütterlich für Dich geſorgt? Wie Du ſchmunzelſt! Dein Lächeln hält mir eine Lobrede. Ich habe Deinen Geſchmack getroffen. — — Laß Dir ſchnell, da wir eben allein ſind, ſagen, was ich außerdem für Dich gewirkt. Durch die durchlauchtigſte Fürſtin iſt es mir gelungen, Dich in die Dienſte des Fürſten zu bringen. Du wirſt Leibjäger und Büchſenſpanner Sr. Durchlaucht. Führe Dich gut auf und mache Dich fein beliebt bei den hohen Herrſchaften. Gefällſt Du dem gnädigen Herrn, und, was noch mehr bedeutet, der gnädigſten Frau, ſo iſt Dir die Anwartſchaft auf die Förſterei meines Mannes, wenn dieſer einmal mit Tode abgehet, gewiß, und Du ſieheſt Dich hier in Deinem künftigen Hauſe. Aber ich denke Dich noch eher anzubringen. Mein Alterchen iſt ein Fünfziger und wird merklich ſtumpf. Du heiratheſt in einem halben oder höchſtens einem Jährchen die Rieke und wirſt dem Förſter als Unterförſter beigeſetzt. Dadurch werde ich das Laffengeſicht, den Gotthilf, los, je eher deſto lieber; der Burſche iſt mir mehr zuwider als Rattenpulver. Nun mache Dich nur gleich an die Rieke, damit ſie bald erfährt, wie ſie mit Dir dran iſt. Es wird wahrſcheinlich einige Kappen ſetzen, aber laß mich nur machen!"

Balthaſar verſprach in dieſem Punkte vollkommenſten Gehorſam und war ſeines Siegs im Voraus gewiß, denn er fand ſich unwiderſtehlich. Er zweifelte deshalb auch ſehr, daß die ſchöne Friederike zaudern würde, ihr Glück von ſeiner Hand zu empfangen.

Als der Förſter heimkam, ging die Freude von neuem an; das ganze Haus nahm ein Feſttagsgeſicht an. Nur Gotthilfs Züge paßten nicht zu der Phyſiognomie deſſelben. Für ihn war kein Platz an der Feſttafel; er war das erſtemal, ſeit er als achtjähriger Knabe in dies Haus gekommen war, vom Tiſche deſſelben verbannt, und der alte Förſter war ſchwach genug, heute ſeiner Frau nachzugeben, da der ruhmgekrönte Neffe derſelben ihm die Ehre ſeines Beſuchs gönnte. Es that ihm herzlich leid, daß Gotthilf nicht miteſſen durfte; aber was wollte er heute machen? heute ließ ſich der glückſtrahlenden Frau doch auf keinen Fall widerſprechen. Gotthilf ließ die ihm in der Geſindeſtube angerichteten Speiſen unberührt ſtehen, hing ſeine Büchſe um, und ging, Thränen in den Augen, in den Wald. Vetter Balthaſar, der auf dem Ehrenplatz neben Friederiken ſaß, log ſeinen Zuhörern lächerlich fürchterliche Geſchichten von ſeiner Tapferkeit vor, und empfahl ſich dem Förſter, der mit Wehmuth an die Zeit dachte, wo er einſt auch unter die Schweden hatte gehen wollen, dadurch auf's Beſte. Schon der Umſtand allein, daß Balthaſar im ſchwediſchen Heere gedient, hatte ihm Reinwarts volle Gunſt erworben, denn der Förſter war immer gut ſchwediſch geſinnt geweſen; nun kamen noch die Heldenthaten des Neffen hinzu, um ſeine Empfindungen für denſelben bis zur Bewunderung und Liebe zu ſteigern. Balthaſar, durch Reinwarts beifällige Aeußerungen kühn gemacht, lief Sturm auf Friederikens Herz, und Frau Sabine machte ihren nach Jahren zum erſtenmale vergnügten Mann zu wiederholten Malen darauf aufmerkſam, welch' ein ſtattliches Pärchen Balthaſar und Riekchen ſeien. Dieſe, obgleich heute noch von der Mutter flattirt und mit den zärtlichſten Namen belegt, wie noch nie, wurde von einer namenloſen Angſt gefoltert, ſo daß ihr jeder Biſſen im Munde quoll und ſie da ſaß, wie eine ſteinerne Bildſäule. Als die Männer bei der Flaſche ſitzen blieben und ſich in ein Geſpräch über die letzten Kriegsereigniſſe und den Friedensſchluß vertieften, redete Frau Sabine ihrer Stieftochter auf's Freundlichſte zu, und malte ihr mit lichten Farben das Glück aus, des ſchmucken Balthaſars Ehefrau zu ſein. Dadurch wurden dem unglücklichen Mädchen nun vollends die Augen geöffnet, ſie ſah klar, zu welchem Jammerlooſe ſie beſtimmt war, und wie ſie an ihrem Vater keinen Beiſtand haben werde. Und ſie ging hinaus, um ſich todt zu weinen, nicht anders war ihr zu Muthe.

Der fetirte Vetter blieb einige Tage, eine qualvolle Ewigkeit für Friederike und Gotthilf; für den Förſter, der, kraft ſeiner eignen rohen Natur, großen Gefällen an den Soldaten fand, die kurzweiligſte Friſt ſeines ganzen Mannesalters. Als der von Glück ſo ſehr begünſtigte Balthaſar ſchied, um ſeinen neuen Dienſt anzutreten, war zwiſchen ihm und Friederikens Eltern ſo gut als abgemacht, daß er der Sohn des Hauſes werden würde.

Dem Fürſten gefiel Balthaſar nicht minder, als dem Förſter; der ſchlaue Menſch hatte im wildbewegten Kriegsleben gelernt, den Schwächen und Leidenſchaften der Hohen zu ſchmeicheln, und ſolche Subjecte haben zu allen Zeiten ihr ſogenanntes Glück gemacht. Ueberdies wurden alle Soldaten, welche im ſchwediſchen Heere gedient hatten, in den proteſtantiſchen Ländern Deutſchlands mit großer Ehrerbietung behandelt, und erhielten ſtillſchweigend das Recht eingeräumt, ſich mehr zu erlauben, als Andern geſtattet war. Der Fürſt kannte bald Balthaſars und Frau Sabinens Wünſche in Bezug auf Riekchen und die Förſterſtelle, und als Pathe des Mädchens gab er ſeine Einwilligung und verſprach ſie auszuſtatten. Der neue ſchmucke Leibjäger machte ſeinen Beſuch oft im Forſthauſe, und wenn er kam, ging Gotthilf. Endlich erklärte Reinwart ſeiner Tochter, daß zum nahen Pfingſtfeſt ihre Verlobung mit dem Leibjäger ſtatt finden werde. Das geängſtigte Mädchen warf ſich ihrem Vater zu Füßen und lieh ihrem ſonſt ſo ſchüchternen Munde kühne Worte, mit welchen ſie den erſtaunten Mann beſchwor, ſie nicht alſo hinzuopfern. Anfangs wußte er nicht was ſie wollte; er konnte ſie nicht begreifen. Endlich nannte ſie den Namen Gotthilf und nun erſt gingen ihm die Augen auf. Sie verſicherte ihm unter heißen Thränen, daß ſie ohne Gotthilf nicht würde leben können.

„Daraus hätte ohnedies nichts werden können,“ verſetzte Reinwart ruhig und kalt. „Wie Du jetzt denkſt, ſo dachte ich einſt auch. Es iſt die Angewöhnung der Jugend, ſo zu denken. Auch ich hatte eine Geliebte, die ich nicht heirathen durfte. Ich mußte auf Befehl des Fürſten Deine Mutter heimführen, und bildete mir ſteif und feſt ein, ich würde nie ein anderes Weib lieben können, als meine wider Willen verlaſſene Geliebte. Hernach lernte ich Deine Mutter recht von Herzen lieben. So wirſt Du auch den Balthaſar bald lieben lernen, wenn er erſt Dein Mann iſt, das findet ſich bei den Frauen noch viel eher, als bei den Männern. Der Gotthilf iſt ein guter brauchbarer Menſch, aber er iſt ſo arm, wie eine Kirchmaus, und wer weiß wann und ob er überhaupt einmal einen nährenden Dienſt erhält. Der Balthaſar iſt dagegen ſchnell der Liebling des Fürſten geworden, und es iſt des gnädigen Herrn ausdrücklicher Wunſch d. h. Befehl, daß Du ſeines Leibjägers Frau werdeſt. Deiner Mutter will ich von Deiner Weigerung gar nichts ſagen, denn das würde ſie nur gegen Dich in Harniſch bringen, und Du weißt, wie ſie den Balthaſar verehrt, und das mit allem Recht. Auch mir iſt er unter allen Menſchen, die ich kenne, der liebſte. Füge Dich deshalb ruhig; denn es kann nicht anders ſein, und ſei verſichert, daß Alles gut gehen wird.“

So ließ der kalte Mann die verzweiflungsvolle Tochter liegen, die vergebens nach Ruhe rang. In der Nacht ſprach ſie ihren Gotthilf. Ach wie hing doch ihr Herz mit tauſend Banden an ihm! wie war es doch ganz und gar in das ſeine verwachſen! Und dieſe Herzen ſollten getrennt werden! Das war ein wahrhaftiges und großes Herzeleid. Troſtlos lag Friederike in des Jünglings Armen und rang die Hände. , Er aber ſprach ihr ſelbſt mit gebrochenem Herzen Troſt zu, und ermahnte ſie, „Gott zu vertrauen, und ihren Eltern zu gehorchen. Denke an das Gebot: du ſollſt deinen Vater und deine Mutter ehren, auf daß dir's wohlgehe. Gehorſam iſt des Kindes erſte Pflicht. Bringe der Pflicht dein Herz zum Opfer, und der Herr wird dich nicht verlaſſen in deiner Noth. Bete mit David: Mein Vater und meine Mutter verlaſſen mich, aber der Herr nimmt mich auf. Er liebt ja die guten gehorſamen Kinder vor allen. Sieh, auch ich leide, wie Du, und wer weiß ob mir nicht weit Schlimmeres zu ertragen bevorſteht. Wir wollen uns nicht durch Klagen die Herzen ſchwer machen, ſondern muthig und feſt dem unvermeidlichen Schickſal entgegengehen. Ich will übrigens morgen mit Deinem Vater noch einmal reden. Vielleicht iſt ſein Herz doch noch zu erweichen.“ Friederike ſchüttelte ungläubig ihr ſchönes thränenſchweres Haupt, aber ſie war doch geſtärkt und getröſtet, als Gotthilf von ihr ging.

## 11.

## Der Abſchied.

Am folgenden Morgen trat Gotthilf in ſeinem beſten Jägerrocke feierlich in Reinwarts Stube. „Mein Vater,“ ſagte er, „erlaubt mir eine Bitte an Euch zu richten, von deren Gewährung oder Verſagung das

Wohl und Wehe meines Lebens und noch eines andern viel werthern abhängt."

„Laß hören, mein Sohn," verſetzte der Förſter ruhig. „Ich merke ſchon, wo Du hinaus willſt. Es iſt recht, daß Du zu mir kommſt; wir wollen vernünftig miteinander reden."

„Ihr habt mich aus einem armen verwaiſten Knaben zu Euerm Sohn gemacht und väterlich redlich für meine Wohlfahrt geſorgt bis dieſe Stunde. Daraus entnehme ich, daß Ihr nicht abgeneigt ſeid, mir auch fernerhin ein ſtilles, zufriedenes Leben zu gönnen, und gern das Eurige dazu beitragen, mir ein ſolches zu verſchaffen."

„Dein Schluß iſt richtig, Gotthilf. Ich wünſche Dir alles Gute, und was an mir liegt, will ich mit Freuden zur Erfüllung dieſes Wunſches beitragen."

„Gut, ſo will ich Euch aus meinen ſtillen Hoffnungen, die ſich meinen kleinen Lebensplan zuſammengebaut, kein Geheimniß machen. Ihr habt keinen Sohn, den Ihr hättet zu einem tüchtigen Waidmann ausbilden können, um ihn Euch in Euerm Alter durch die Gnade des Fürſten im Amte beiſetzen zu laſſen und ihm daſſelbe einſt nach Euerm gottſeligen Hingange zu hinterlaſſen. Nun habt Ihr mir in meiner frühen Jugend die Gunſt erwieſen, mir die Rechte eines Sohnes zu verleihen. Ihr habt mich zu einem Waidmann gebildet, der ohne Stolz und Ruhmredigkeit von ſich ſagen kann, daß er das Seinige gelernt hat. Ihr habt mir Euer Beſtes gegeben, Euere Liebe, Euer Vertrauen. Dies und Gottes Segen haben mir Kraft und Geſchick verliehen, Euer Töchterlein zu unterrichten und zu einer ſittſamen, frommen Jungfrau zu erziehen. Ihr wißt ſelbſt, daß ſie niemals einen andern Lehrer gehabt hat, als mich. Sie iſt Gott und den Menſchen zur Freude groß und ſchön geworden. Jedes unverdorbene Herz, das ſie ſieht, iſt ihr in Sitten und Züchten zugethan. Ihr Herz hängt aber in großer Liebe an mir, wie das meinige an ihr. Keins wird ohne das andre jemals glücklich ſein können. Nun bin ich in die männlichen Jahre gekommen — ich bin ſechsundzwanzig Jahre alt geweſen — und dachte mir das gar ſchön, daß Friederike meine Ehefrau und ich Euch im Amte beigeſetzt würde, und wir Euch ein recht heiteres Alter bereiteten. Zerſtört nicht ſo viel ſchöne Hoffnungen, ſo viel reines wahres Glück. Gebt mir Friederiken und nicht jenem hochfahrenden Menſchen da, der ſich in dies Haus gedrängt hat, für das er nicht paßt, und mit welchem Euer einfaches Kind nimmer glücklich ſein kann."

Der Förſter hatte den Sohn ausreden laſſen; es waren dem alternden Manne Thränen in die Augen getreten; er hatte mehrmals wehmüthig mit dem Kopfe geſchüttelt. Als er nun den Mund aufthun und dem lieben Bittſteller Beſcheid ſagen wollte, wurde die Thüre aufgethan, und mit heftigen Schritten und Geberden trat Frau Sabine herein. „Wie?" rief ſie wüthend ihrem Manne zu, „Du duldeſt es, daß dieſer verlaufene Bube Deinen ehrenwerthen Vetter und Leibjäger Sr. hochfürſtlichen Gnaden Dir in's Geſicht ſchmäht? Schäme Dich, Joſef!" Und zu dem erſchrockenen Gotthilf gewendet: „Mein Balthaſar iſt freilich kein Lump und nicht als ein betrügeriſcher Bettelbub in dies Haus gekommen, deſſen Herrſchaft er ein Lügenmärchen aufgebunden, damit ſie ihm um Gotteswillen behalten und vom Hungertode gerettet haben. Mein Balthaſar iſt als ein Officier Ihrer ſchwediſchen Majeſtät in dies Haus gekommen und kommt jetzt als Leibjäger Sr. Durchlaucht des Herrn Fürſten von Anhalt herein, und wirbt ehrlich und redlich um die Hand der Tochter deſſelben, und verſtrickt das argloſe Kind nicht hinter dem Rücken ihrer Eltern mit gottverworfenen Künſten und Praktiken. Darum paßt er auch beſſer in dies Haus, als böſe, widerſpenſtige Buben, die nur Unheil anſtiften, als unnütze, verlaufene Burſche, die nicht haben, womit ſie ihre Blöße bedecken, und die Wohlthaten, die ſie genießen, mit dem ſchändlichſten Undank vergelten, indem ſie die Tochter ihres Wohlthäters zu verführen trachten, und die alle Stunden gehen können, woher ſie gekommen ſind."

Dieſem wildhervorgebrochenen Redeſtrom ſetzte der Förſter endlich einen Damm, indem er mitleidig des erbleichenden Gotthilfs Hand ergriff und ſagte: „Aus der Erfüllung Deiner Wünſche kann nun einmal nichts werden. Schlage Dir das aus dem Sinne, Gotthilf. Du biſt zu arm und zu unbedeutend, um mit dem hochfürſtlichen Leibjäger in die Schranken treten zu können. Der Fürſt hat befohlen und wir müſſen gehorchen."

Mit bebenden Lippen verſetzte der Jäger: „Ich ſehe ein, daß Alles aus iſt. Zur rechten Zeit hat mich die Frau Förſterin daran erinnert, daß ich in dieſem Hauſe nichts bedeute und nichts zu ſuchen habe. Daß ich hier auch für einen Betrüger gelte, habe ich zu meinem Schrecken jetzt zuerſt erfahren. Zum zweiten Male will ich mich nicht gehen heißen laſſen. Erlaubt, Herr Förſter, daß ich Euch hiermit den mir freundlich verliehenen Namen und die Rechte eines Sohnes zurückgebe; ich will nicht mehr aus dieſem Hauſe mit fortnehmen, als ich hineingebracht. Ihr habt ſeit achtzehn Jahren mir Nahrung, Kleid und Unterricht gegeben. Vergelt's Euch Gott; Ihr wißt, daß ich außer Stande bin, es zu thun. Vielleicht hilft er mir, daß ich mich einſt an Euch oder Euerm Kinde dankbar beweiſen kann; denn nichts ſchmerzt mich mehr, als der mir gemachte Vorwurf der Undankbarkeit. Könnte ich Euch mit meinem Leben dienen, ich würde es mit Freuden geben."

„Nein, nein! ſo war es ja nicht gemeint!" rief der Förſter betreten. „Gehen ſollſt Du nicht, Gotthilf. Du biſt und bleibſt mein Sohn und ich Dein Vater. Dieſes Haus iſt Dein Vaterhaus."

Gotthilf ſchüttelte wehmüthig das Haupt.

Die Förſterin, fürchtend, der ihr Verhaßte möchte ſich wieder zureden laſſen, wollte den günſtigen Augenblick, ihn aus dem Hauſe zu verdrängen, nicht ungenützt vorüber gehen laſſen, und rief deshalb: „So laß ihn doch laufen, den trotzigen Buben! Ich glaube gar, Du erniedrigſt Dich, Joſef, und giebſt ihm gute Worte, daß er bleiben ſoll. Er iſt ganz unnütz und übrig hier und würde ſich mit Balthaſar ſchlecht vertragen."

„Ihr habt nicht nöthig, mich hinaus zu werfen, Frau Sabine," ſagte Gotthilf, indem ihm die Bruſt vor ungeheurem Schmerz zu zerſpringen drohte, „ich gehe ſchon von ſelbſt. In wenigen Minuten ſoll Euch dieſes verhaßte Geſicht nicht mehr im Wege ſein. Gewährt mir nur noch die einzige Liebe, Herr Förſter, daß ich von Friederike Abſchied nehmen darf, verſteht ſich, in Euerm Beiſein. Ich habe ihr nichts Heimliches zu ſagen."

„Ach, ſo ſollte es ja nicht kommen!" ſeufzte der Förſter; er war aber nicht vermögend, ſich den Einflüſſen des böſen Geiſtes, der Macht über ihn gewonnen, zu entziehen. Als Gotthilf hinausgegangen war, wollte er ſeiner Frau einige ſanfte Vorwürfe machen, aber ſie erſtickte ſie in der Geburt durch einen neuen Wortſtrom, den ſie über ihn goß, und wußte ihn durch tauſend triftige Gründe zu überzeugen, wie heilſam für das Haus Gotthilfs Entfernung ſei.

Friederike, die von dem ſtattgehabten Auftritte nichts wußte, wurde hereingerufen, gleich darauf trat auch Gotthilf wieder in die Thür. Er hatte den Jägerrock ausgezogen und eine ſchlichte Jacke an, wie die gemeinen Wäldner. In der einen Hand hielt er den Wanderſtab, in der andern ſeine Bibel.

„Friederike,“ erhob er die zitternde Stimme, „ich muß nach Gottes Fügung aus dieſem Hauſe ſcheiden und will von Deinen Eltern und Dir jetzt Abſchied nehmen, vielleicht für dieſes Leben; denn ich weiß noch nicht, wohin mich der Herr führen wird. Die Zeit iſt jetzt ſchlimm und die Noth groß in allen Ländern. Gott wird mich ſchützen.“

Friederike hatte ſich mit einem leiſen Schreckensſchrei das Geſicht verhüllt und weinte heftig.

„Arm, wie ich gekommen bin,“ fuhr Gotthilf fort, „gehe ich wieder. Mein einziges Beſitzthum iſt dieſe Bibel. Friederike, nimm ſie von mir als Angedenken! nimm ſie als Dein Hochzeitgeſchenk von mir! Ich kann Dir weiter nichts geben; denn ich habe weiter nichts; aber es iſt doch keine geringe Gabe, es iſt im Gegentheil ein großer Reichthum. Meine ſelige Mutter ſchenkte ſie mir, als ich fünf Jahre alt war, und ſie iſt bis jetzt meine unzertrennliche Freundin geweſen, und hat mir immer Troſt und Ruhe gegeben und ihre Lehren ſtärken mich auch jetzt in dieſer ſchweren Stunde. Sie hat auch in dieſem Hauſe viel Gutes geſtiftet; ich habe Gott oft für den Segen gedankt, den ſie hervorrief. Du haſt in ihr leſen, aus ihr Gottes Gebote kennen gelernt, Friederike. Ihr Segen ſei ferner bei Dir und dieſem Hauſe! Ich könnte Dir nichts Beſſeres geben, und wenn ich Salomons Schätze hätte. Leb wohl, Riekchen! Vergiß nie die Lehren, die ich Dir gab, und halte feſt an Gott und dieſer Bibel. Gehorche Deinen Eltern, die Dir Gott gegeben hat, und ertrage die Leiden, die der Herr über Dich verhängt, mit Ergebenheit und Geduld. — Auch Euch, Herr Förſter und Frau Förſterin, möge fort und fort der Segen meiner Bibel zu Gute kommen! Sie bleibe in Euerm Hauſe wie ein Schutzgeiſt. Für all' die empfangene Wohlthat dank' ich Euch viel tauſend Mal. Glaubt mir, ich bin nicht undankbar. Vielleicht hilft mir Gott, daß ich Euch das noch beweiſen kann." Bei dieſen Worten brach ihm die Stimme in ein lautes Schluchzen. Er ergriff des Förſters Hand, drückte einen Kuß darauf, ließ eine Thräne darauf fallen und war einen Augenblick darauf verſchwunden. Friederike knickte zuſammen, der Vater ſchloß ſie in die Arme und Frau Sabine nahm ſcheltend die Thür in die Hand, um das Gefühl der Beſchämung zu bemänteln, das ſie beſchlich.

## 12.

## Todesnoth und Rettung.

Friederike befand ſich in einem troſtloſen und höchſt beſorglichen Zuſtande; dem Vater bangte tagelang für ihr Leben. Plötzlich aber erholte ſie ſich, wurde wieder munterer und veranlaßte ihre Eltern zu der Hoffnung, ſie werde Gotthilf in kurzer Zeit vergeſſen haben. Sie erwähnte ſeiner nicht und empfing den fürſtlichen Leibjäger, der einige Tage ſpäter ſeinen Beſuch machte, wenn auch nicht warm, aber auch nicht abſtoßend. Frau Sabine warf ihrem Neffen einen triumphirenden Blick zu. Den folgenden Tag ritt der Förſter mit dem Leibjäger nach Ballenſtedt. Riekchen nahm heiter von ihnen Abſchied. Die Förſterin ließ ein Wörtchen von der nahen Verlobung fallen; Friederike erröthete blos. Es ging Alles nach Frau Sabinens Herzenswunſch. Inzwiſchen kam ihr während des Tags Riekchens ausnehmend munteres Weſen etwas verdächtig vor. Sie ließ ſie deshalb nicht aus den Augen. Und doch war ihr das Mädchen, als es Nacht geworden war, ſie wußte nicht wie, entwiſcht. Schnell wurden Mägde ausgeſchickt, Frau Sabine warf ſelbſt einen Mantel um, die Vermißte zu ſuchen. Aber kaum hatte die Förſterin den Namen der Tochter laut gerufen, ſo war dieſe ſchon da, und behauptete, nur den Duft der friſch ausgeſchlagenen Bäume in der Nähe des Hauſes eingeſogen zu haben. Die geſtrenge Mutter ſchüttelte ungläubig den Kopf, fixirte die Verlegene ſcharf mit den Augen, und zwang ſie, ſich augenblicklich mit ihr in die

Schlafkammer zu verfügen, ſich auszukleiden, und zu Bette zu legen.

Aus den Armen des Schlafes, in die beide bald verſunken, wurden ſie — es mochte gegen Mitternacht ſein — durch ein furchtbares Geſchrei emporgeſchreckt, aber der Schrecken wurde zum rieſengroßen Entſetzen, das alle ihre Kräfte lähmte und ſie faſt zu Bildſäulen verwandelte, als ſie das Schlafzimmer in lichten Flammen ſtehen ſahen. Schon ergriffen die gierigen Feuerkinder die Vorhänge der Betten, die Thüre brannte bereits; wo war hier an Rettung zu denken? die Stimme verſagte den Dienſt und die dürftigen Laute, welche ſich aus der gepreßten Bruſt herausarbeiteten, verhallten ungehört in dem Lärm draußen, der ſich mit jedem Augenblick vermehrte. Frau Sabine rang verzweiflungsvoll die Hände und ſtürzte, ſo wie ſie nur wieder Herrin ihrer Glieder war, nach der Thüre. Aber ſie ſelbſt hatte dieſe verſchloſſen, um Friederiken bei ſich einzuſperren, und konnte nun, halb beſinnungslos und verwirrt den Schlüſſel nicht finden. Aus dem Dachſtuhl über der Thüre ſchlugen ſchon die Flammen herein. Ein gleiches war mit den beiden Fenſtern der Fall, welches die Kammer enthielt. Das Verderben ſtarrte ſie in nächſter Nähe mit glühenden Augen an. Die Förſterin rang kreiſchend die Hände, Friederike war auf die Knie gefallen und betete inbrünſtig. In dieſem Augenblick wurde ein Fenſter eingeſchlagen, und eine männliche Geſtalt ſchwang ſich raſch herein.

„Friederike, wo biſt Du?"

„Gotthilf. Retter!" Beide Frauen klammerten ſich an ihn.

„Schnell!" rief er, „eine Minute Verzug bringt den Tod. Das ganze Haus ſteht in Flammen. Ich kann nur eine tragen. Schnell, Friederike."

„Nimm die Mutter und laß mich ſterben!"

„Nimm mich! Nimm mich!" kreiſchte Sabine, „Du hörſt ja, daß ſie ſterben will."

„Dank Dir, mein Engel!" rief der Jüngling, und küßte die Jungfrau auf die Stirn, ergriff die Frau und verſchwand mit ihr durch das Fenſter. Zwei Minuten darauf war er mit ſeiner Laſt am Boden, aber ſchon brannte die Leiter. Er ließ ſich nicht abhalten. Ein Kreiſer warf ihm einen triefend naſſen Lappen zu. Schon wogte das Flammenmeer um Friederike, jetzt wurden ihre Kleider ergriffen, ſie konnte kaum vor Hitze mehr athmen. Raſch ſchlug Gotthilf den Lappen um ſie, durch die Flammen hinaus, die Leiter brach, er ſtürzte mit ihr hinab, Friederike ſchrie auf; ſie hatte einen Arm gebrochen.

„Friederike! Friederike, um Gotteswillen! wo iſt die Bibel?" rief Gotthilf, als er ſich ſchnell überzeugt, daß ſie kein größeres Unglück genommen.

„In meinem Schrein in meiner Kammer," hauchte ſie, und wurde in den Armen der Umſtehenden ohnmächtig. Gotthilf ſtürzte wie ein Raſender durch die eingeſchlagene Thür in das Haus. Schon brachen die Balken krachend ein, ſprühende Glut verbreitend, ſchon glich das Haus einem flammenden Krater. Gotthilf kehrte noch nicht wieder. Endlich erſchien er wankend in der Thüre, die Kleider brennend, aber die Bibel emporhaltend, dann ſank er zuſammen. Herbeigeeilte Kreiſer und Kohlenbrenner empfingen ihn jubelnd, löſchten ihn und trugen ihn fort. Die Bibel wurde ihm unter das Haupt gelegt. Er hatte das Gottesbuch zum zweitenmal aus dem Feuer gerettet. Im Häuschen eines ihm befreundeten Holzhackers kam er wieder zum Bewußtſein. Seine erſte Frage war nach Friederiken. Er erfuhr, daß der Förſter, der gleich früh gekommen, ſie und ihre Mutter nach Ballenſtedt in einem Wagen geführt, und daß beide ſehr leidend ſeien. Sogleich ſchickte er einen Boten an ſie ab, der ihr die Bibel zu ihrem Troſte überbringen mußte. Er ſelbſt dankte Gott für ihre Rettung. An mehren Wunden und großer Schwäche leidend, mußte er das Lager dieſen und den folgenden Tag hüten. Die guten einfachen Waldleute hätten ihn gern auf den Händen getragen.

## 13.

## Anklage und Verurtheilung.

Am andern Tage wurde Gotthilf durch ein lautes Gerede vor der Thüre der Hütte aus einem fieberhaften Schlummer geweckt. Der Holzhauer zankte ſich mit mehren Männern und verwehrte ihnen den Eingang. Der Kranke merkte aus einzelnen Worten, daß er der Gegenſtand des Streites war. Der Lärm wurde größer, die Hausfrau ſchrie dazwiſchen und beſchwor ihren Mann nachzugeben, und gleich darauf traten drei Hartſchiere des ballenſtedter Gerichts in das Stübchen und kündigten dem Jäger mit rauhen Worten an, daß er ihr Gefangener ſei. Damit nicht genug, banden ſie ihm die Hände auf den Rücken, gelten ihm eine Kette daran und nöthigten ihn unter ſchweren Drohungen aufzuſtehen, und mit ihnen zu gehen. Trotz ſeiner körperlichen Schmerzen gehorchte er. Krank in Ballenſtedt angekommen, wurde er in ein tiefes feuchtes Loch geworfen und mußte hier mehre Wochen liegen, ohne das Tageslicht zu ſehen, eh' man ihm die Urſache ſeiner Verhaftung bekannt machte. Der vielgeprüfte Jüngling ertrug ſein neues ſchweres Leiden mit Geduld. Endlich öffnete ſich ſeine Kerkerthür, mit neuen ſchweren Ketten belaſtet, von bewaffneten Gerichtsdienern umgeben, wurde er vor die Schranken des Gerichts geführt. Bis jetzt hatte er ſtandhaft ſeine Faſſung behauptet, nun aber, als er hörte, welches Verbrechens er angeklagt war, brach ſie zuſammen. Er war beſchuldigt, als Mordbrenner das Forſthaus angeſteckt zu haben, um Frau Sabinen den Tod zu geben und ſich ſo für vermeintlich erfahrene Unbill zu rächen. Schon waren eine große Anzahl Zeugen verhört, die meiſten Gotthilfs ihm treu ergebene Freunde, und doch hatte jede neue Ausſage nur den Verdacht, der auf ihm laſtete, noch erhöht. Seine eigenen Ausſagen verwickelten ihn noch tiefer. Es ergab ſich nämlich, daß er, nach ſeiner Entfernung aus dem Forſthauſe in dem kaum eine Viertelſtunde entfernten einzeln gelegenen Häuschen eines Kreiſers, deſſen Kind er aus der Taufe gehoben, ſich heimlich aufgehalten, am Tage verſteckt, in der Nacht meiſt abweſend. Auf die Frage des Richters nach dem Grund ſeines Aufenthaltes und ſeiner Entfernung in der Nacht konnte er durchaus keine genügende Antwort geben. Er wurde ſichtbar verlegen, und widerſprach ſich in nachfolgenden Verhören. Ferner hatte man dicht an der Brandſtätte des Stalles, wo das Feuer zuerſt ausgekommen war, nicht nur eine Laterne, die als dem Kreiſer, wo Gotthilf ſich verborgen gehalten, gehörig erkannt worden war, ſondern auch Gotthilfs Schreibtafel gefunden, aus welcher mehre Blätter geriſſen waren. Endlich ſagten einige Zeugen, Dienſtleute aus dem Forſthauſe aus, daß ſie ihn mit Anbruch der Nacht in der Nähe geſehen hatten, ja einige behaupteten ſogar, die brennende Laterne wahrgenommen zu haben. Die Kreiſersfrau war eingeſtändig, daß die gefundene Laterne die ihrige ſei und daß Gotthilf ihr dieſelbe zwei Abende vorher abgeborgt und ſich bei einbrechender Nacht mit derſelben entfernt habe. Gotthilf ſtellte dies eben ſo wenig in Abrede, als daß er ohngefähr zwei Stunden vor Mitternacht, alſo kurz vor Ausbruch des Feuers, in der Nähe des Forſthauſes geweſen ſei. Allein auf die Frage, was er dort zu ſchaffen gehabt, antwortete er zagend, er habe gehofft, Friederiken noch einmal ſehen zu können. Das Buch müſſe er verloren haben und die Laterne habe er gebraucht, um ſich Nachts im Walde auf dem Heimwege nicht zu verirren. Die Unhaltbarkeit dieſer Angaben leuchtete ein, da jedermann wußte, daß er in der tiefſten Nacht jeden fußbreit Boden des Waldes kennen mußte, und davon früher unzählige Beweiſe geliefert hatte. Da er nun fortwährend beharrlich leugnete, den Stall angeſteckt zu haben, ſo wurde er befragt, warum er die Laterne nicht in jener Nacht mit ſich nach dem Kreiſerhauſe genommen, zu welchem Behaf er ſie doch, ſeiner Angabe nach von der Frau entlehnt, und wohin das Lämpchen aus derſelben gekommen ſei, welches wirklich fehlte. Hierauf gab er ſo gut wie gar keine Auskunft. Denn ſeine Ausrede, daß er aus Furcht ertappt zu werden bei einem Geräuſch ſchnell entflohen ſei und dabei die Laterne verloren habe, war abgeſchmackt. Ueberhaupt zeigte er in den Ver-

- hören eine ſo auffallende Angſt und Niedergedrücktheit, daß allen Beiſitzern des Gerichts bald kein Zweifel mehr übrig blieb, daß er wirklich der Verurſacher des Brandes ſei. Die Veranlaſſung ſeiner Entfernung aus dem Forſthauſe enthielt übrigens Motive genug zu einer ſolchen That der Rache, und ſo bildete ſich in allen Herzen der Verdacht zur Gewißheit aus, und Gotthilf galt als der ſchändliche Mordbrenner, von allen, die ihn gekannt und geliebt, ein Heuchler geſcholten und verabſcheut. Zum Eingeſtändniß der That war er inzwiſchen noch immer nicht zu bringen geweſen, und die Tortur ſollte mit nächſtem angewandt werden. Da geſchah es, daß der Gefängnißwärter, der ſich manchmal bei ihm verweilte und ein Geſpräch mit ihm anknüpfte, ihm eines Tages erzählte, es würden große Anſtalten zur Hochzeit des Leibjägers mit der Jungfer Friederike gemacht, die der Fürſt ſelbſt ausrichten wolle.

„Anſtalten mögen ſie immerhin machen,“ ſagte der Gefangene, „die Friederike wird ſich doch nicht zwingen laſſen, den Leibjäger zu heirathen.“

„Glaub' das nicht!“ verſetzte Jener, „ſie iſt ſehr verliebt in ihn und verabſcheut Dich. Sie iſt mit ihrem Verlobten Arm in Arm beim Fürſten geweſen und reich beſchenkt worden. Sie ſelbſt iſt's, die auf ſo ſchnelle Vollziehung der Hochzeit dringt, denn ſie ſagt, nur dadurch könne ſie begangenes Unrecht wieder gut machen.“

Jedes dieſer Worte war ein Marterwerkzeug, Gotthilf auf die geiſtige Folter zu ſpannen.

„Mann, Du lügſt!“ kreiſchte er. „Vor dem Brande hätte ich Dir die Hauptſache geglaubt; heute nicht! heute nicht!“

„Was könnte ich doch davon haben, närriſcher

Kauz, Dich zu belügen? Ich mag den hochmüthigen Leibjäger ſelbſt nicht leiden, und beneide ihn mit vielen Andern um ſein großes Glück, und gönnte Dir das Mädchen lieber. Auch iſt mir ziemlich gleichgültig, ob Du mir glaubſt oder nicht; ich ſchwöre Dir aber zu, daß ich die Wahrheit geſprochen habe. — Armer Burſche, Du dauerſt mich, daß Du auf ein Weiberherz bauſt. Du kennſt ſie nicht, die Falſchen, die heute Dich zu lieben ſchwören, und morgen in den Armen eines Andern liegen. Du biſt betrogen."

„So geh' und bitte den Richter, daß er mich holen läßt, ich will Geſtändniſſe machen."

Pfiffig lächelnd ging der Wärter, und eine halbe Stunde ſpäter geſtand Gotthilf vor den Schranken ein, daß er aus Rache den Stall in Brand geſteckt habe. Er beſchrieb ſeine That genau nach allen einzelnen Umſtänden und wurde dann wieder in's Gefängniß entlaſſen, wo er ohnmächtig auf ſein Bündel Stroh niederſtürzte.

Das Urtheil erfolgte ſchnell auf das Eingeſtändniß und wurde eben ſo ſchnell vom Fürſten unterſchrieben. Es lautete: Tod durch Feuer. Als es dem Delinquenten verkündet wurde, blieb er ruhig. Zwei Tage darauf ſollte es an ihm vollzogen werden. Dieſer Tag war der nächſte Freitag. Nach gewohnter Art fragte der Richter den Verurtheilten, ob er noch irgend einen Wunſch habe, den man ihm befriedigen könne.

„Nichts weiter," verſetzte Gotthilf, „als meine Bibel wünſche ich heute noch zu beſitzen, und mich mit ihr zu berathen bis zur Todesſtunde, dann möchte ich ſie mit mir auf den Holzſtoß nehmen, damit ſie mit mir verbrenne. Ich habe ſie zweimal aus dem Feuer gerettet; es ſcheint mir ihre Beſtimmung zu ſein, zu verbrennen. Wir ſind immer ſelbander geweſen, wir wollen auch zuſammen untergehen. Nun habe ich ſie zwar der Jungfer Friederike Reinwart, der Tochter des Herrn Förſters geſchenkt, aber ſie wird einem zum Tode gehenden Sünder die letzte Bitte nicht abſchlagen, und ſie mir zurückgeben, da ſie ſich ohnedies nichts aus dieſem meinem armſeligen Geſchenke machen wird."

„Deine Bitte ſoll erfüllt werden," entgegnete der Richter gerührt. „Ich ſelbſt will dafür ſorgen, daß Du Deine Bibel wieder bekommſt und als ein reuiger Sünder ſterbeſt." —

Der Richter ließ den Förſter Reinwart wiederholt um die Bibel erſuchen, und als ſie ihm dennoch nicht überſchickt wurde, verfügte er ſich am folgenden Morgen ſelbſt in die Behauſung desſelben. Der Förſter war verreiſt; er hatte die Unmöglichkeit gefühlt, bei Gotthilfs Hinrichtung gegenwärtig zu ſein. Frau Sabine und Jungfer Friederike lagen aber beide krank. Die Mägde hatten den ſtrengſten Befehl, Niemand weiter als den Leibjäger zu Friederiken zu laſſen. Der Richter kehrte ſich nicht an dieſen Befehl; er ſelbſt befahl kraft ſeines Amtes, im Namen des Geſetzes, und drohete, ſich den Eintritt zu Friederiken durch ſeine Hartſchiere zu erzwingen. Da wichen die erſchrockenen Mägde zurück. Als er nach kurzer Friſt wieder aus dem Zimmer trat, ſchien er ſehr bewegt, hatte aber die Bibel auch nicht.

## 14.

# Die Bibel die Retterin.

Eine Stunde ſpäter ſtarrte die ganze Stadt vor Erſtaunen; dann aber kam eine um deſto größere Beweglichkeit in die Beine und Lippen derſelben. Es hatte ſich nämlich ſturmſchnell das Gerücht verbreitet, Friederike Reinwart, die Tochter des Förſters und Braut des Leibjägers ſei von den Hartſchieren des Gerichts aufgehoben und in das Gefängniß gebracht worden. Die Thatſache war unbeſtreitbar, mehr als hundert Augen hatten ſie geſehen. Frau Sabine hatte vor Schrecken faſt den Tod gehabt. Nun jagte ein Gerücht das andere. Man erzählte, der Richter habe vorher eine geheime Audienz beim Fürſten gehabt und dieſer befohlen, daß die Hinrichtung des Mordbrenners noch heute ſtattfinden ſollte. Was an dieſem Gerede wahr ſei, was nicht, ließ ſich nicht wohl ermitteln, da zwar mit großer Betriebſamkeit mancherlei Anſtalten getroffen wurden, die auf die ſchnelle Execution hindeuteten, dem aber widerſprach, daß kein Scheiterhaufen errichtet wurde. Alle Diener des Gerichts thaten geſchäftig und geheimnißvoll; es war durchaus nichts Näheres von ihnen zu erfahren, weil ſie ſelbſt nichts wußten. Die Spannung des Volks ſteigerte ſich mit jeder Stunde. Endlich erfuhr man, um zwölf Uhr Nachmittags werde letztes Gericht über den Verbrecher gehalten und er dann zum Tode geführt werden. Die ganze Bevölkerung, von ungeheurer Aufregung ergriffen, war auf den Beinen. Man wurde immer zweifelhafter, was eigentlich vorgehen ſollte, als mit dem zwölften Glockenſchlag der Fürſt nebſt ſeinem ganzen Hofſtaate, ja ſelbſt die Fürſtin mit dem ihrigen, die erſten Beamten und ſonſtige Honoratioren der Stadt auf Befehl des Fürſten ſich in den Gerichtsſaal begaben. Dergleichen war noch nie geſehen. Der große Saal war nach wenigen Minuten bis zum Erdrücken gefüllt; wer nur konnte, drängte ſich hinein. In der Nähe des Richters bemerkte man eine mit einem Vorhang verhängte Thür. Der Delinquent wurde hereingeführt. Schweigen feſſelte die ganze Verſammlung. Der Richter las dem bleichen Jüngling noch einmal das Verbrechen mit allen von ihm ſelbſt angegebenen einzelnen Umſtänden vor, und befragte ihn, ob er ſich noch dazu bekenne. Mit lauter Stimme antwortete Gotthilf: „Ja!“ In dieſem Augenblicke wurde der Vorhang vor der Thüre weggezogen, und ſchneeweiß gekleidet, das ſchöne Geſicht aber ſchier noch bleicher als das Kleid, ſchwankte Friederike, auf zwei Frauen geſtützt herein. An ihre Bruſt gedrückt hielt ſie Gotthilfs Bibel.

Mit zitternder, aber feierlicher und lauter Stimme ſprach ſie: „Es iſt nicht alſo, wie Gotthilf Reinwart ausgeredet hat. Nicht er hat das Forſthaus in Flammen geſteckt, ſondern ich. Ja, Ihr Herren des Gerichts, durch meine Schuld iſt der Brand ausgekommen, nicht durch ſeine. Gotthilf, ſage die Wahrheit, wie ich! Beſtätige meine Worte.“

Dieſer hatte ſich bei des Mädchens unerwartetem Anblick nur mit Mühe auf den Beinen erhalten, nun etwas gefaßter entgegnete er: „Ich habe den Stall angezündet!“ Aber der Ton, mit dem er es ſprach, hatte allen Halt verloren.

„Barmherziger Gott!“ ſchrie Friederike. „Was hab' ich Dir gethan, Gotthilf, daß Du ſo grauſam an mir handelſt?“ Er ſchwieg. — „Wohlan,“ fuhr ſie fort, „ſchwöre hier auf Deine Bibel, das heilige Geſchenk Deiner ſeligen Mutter, die jetzt auf Dich ſchaut, auf dieſe Bibel, die den Segen in meines Vaters Haus gebracht hat, die jetzt mein höchſter Schatz iſt, und die Du mit einer mir unerklärlichen und von mir unverdienten Grauſamkeit von mir zurückgefordert haſt: ſchwöre auf ſie beim allmächtigen Gott und beim Andenken unſrer Mütter, daß Du die Wahrheit geſprochen und der Mordbrenner biſt, für den Du Dich ausgibſt. Dann ſollſt Du die Bibel wieder haben.“

„Wie kannſt Du ſolchen Schwur verlangen, die Du den gleichen gebrochen?“

„Ha ich ahnete es! Gotthilf, Du biſt belogen und hintergangen. Ich habe den Schwur nicht gebrochen, den ich freiwillig auf dieſe Bibel geleiſtet.“

„Du willſt den Leibjäger nicht heirathen? Biſt nicht mit ihm beim Fürſten geweſen und reich beſchenkt worden?“ fragte der Gefangene mit zitternder Haſt.

„Ich lag krank darnieder bis dieſen Morgen, und wußte nicht, daß Du der Mordbrennerei angeklagt im Gefängniß ſaßeſt. Ein hitziges Fieber hielt mich fort und fort an das Lager gefeſſelt; ich war oft dem Tode nahe, und meine Eltern haben mir, gewiß nur um mich zu ſchonen und mir tödtlichen Schreck zu erſparen, Dein durch mich veranlaßtes Unglück verſchwiegen. Erſt durch den Richter habe ich heute das erſte Wort davon erfahren, als er kam, Deine Bibel zurück zu verlangen, und ihm habe ich ſogleich meine Schuld bekannt. Du biſt belogen, Gotthilf, und nun ſprich die Wahrheit! Ich flehe Dich auf den Knien darum.“

Sie stürzte vor ihm nieder, die Hände bittend emporgeſtreckt, und ſeiner nicht mehr mächtig rief der Jüngling: „Nein, ich bin kein Mordbrenner, kein Verbrecher. Ich habe den Stall nicht angezündet!“

„Dank Dir, mein Bruder, mein Geliebter!“ weinte Friederike, ſeine Knie mit beiden Armen umſchlingend. „Und Gott Preis und Dank,! der Dich durch Deine Bibel gerettet! Er hat ſich wieder durch ſein heiliges Wort, das Du ſtets in ſo hohen Ehren gehalten, an Dir geoffenbart; denn durch die Bibel biſt Du mir erhalten. Hätteſt Du ſie nicht von mir zurückverlangt, Du würdeſt morgen unſchuldig geſtorben ſein und ich hätte nichts davon erfahren. Und ſo hätteſt Du auch mich unſchuldig in den Tod gejagt. Denn ich würde nicht ſo bald von Deinem unſeligen Schickſal gehört haben, als ich gewiß und wahrhaftig Dir nachgeeilt wäre. Wie hätte ich das Bewußtſein, Deinen Tod verſchuldet zu haben, nur eine Stunde lang ertragen können? O Gotthilf, der Du ſo fromm und gottesfürchtig biſt, und mich die Tugend lieben und die Sünde haſſen gelehrt haſt, wie könnteſt Du ſo vorſätzlich eine ſo große Sünde begehen und Dich durch eine Unwahrheit um’s Leben bringen wollen?“

Gotthilf verhüllte ſich das Geſicht und ſchluchzte: „Weil ich Dich wortbrüchig und treulos glaubte, wie man mich verſichert hatte. Ich habe großes Unrecht gethan und Deine Achtung verſcherzt. Ich will Gott anflehen, daß er mir vergebe.“

„Auch ich vergebe Dir. Du warſt menſchlich ſchwach. Sie haben es ſchlimm mit uns vorgehabt; doch der Herr hat es zum Beſten gewendet. Jetzt will ich erzählen, wie das Haus durch mich in Brand gerieth. Gotthilf, den ich nächſt Gott am meiſten auf der Welt liebe und von dem getrennt zu leben mir ganz unmöglich iſt, war durch meine Stiefmutter aus unſerm Hauſe vertrieben worden, in welches er ſo viel Glück und Segen gebracht hatte. Er hatte mich noch ermahnt, meinen Eltern zu gehorchen und den Leibjäger zu heirathen, aber ich wußte wohl, daß ſich ſein Herz verbluten würde, wie das meine. Als er fort war, verging ich faſt vor Leid und Schmerz; meine Gedanken verwirrten ſich, ich fürchtete wahnſinnig zu werden. Da ſchlug ich die Bibel auf, die er mir zum Geſchenk zurückgelaſſen hatte, und fand einigen Troſt, wenigſtens Ruhe. Am andern Tage begegnete mir die Frau des Kreiſers Knoll, als ich weinend und händeringend im Walde ging. Sie geſellte ſich zu mir, ſprach mir Troſt zu und meinte unter Andern, ſie halte es für eine viel größere Sünde, meinen Eltern zu gehorchen und den Leibjäger zu heirathen, als im entgegengeſetzten Falle. Denn Gottes Wille ſei offenbar nicht beim Willen meiner Eltern. Wenn ich die Frau des Leibjägers würde, ſo würden ich, Gotthilf, der Leibjäger und ſelbſt meine Eltern ſehr unglücklich werden, und zuletzt großer Jammer und Elend ſein, wenn ich aber nicht gehorchte, würde kein Menſch ſchlimm dabei fahren. Dieſe verſtändige Rede leuchtete mir wie ein Blitz durch meine nachterfüllte Seele. Ach, rief ich aus, wenn nur Gotthilf noch da wäre, daß ich ihn von dieſer Wahrheit ſo überzeugen könnte, wie Du mich jetzt überzeugt haſt! — Nun vertraute mir die Frau an, daß er ſich noch in ihrem Häuschen befinde und erſt in einigen Tagen abreiſen wolle. Sogleich wollte ich zu ihm, ſie hielt mich aber ab, weil er ihr ſtreng verboten, Niemandem zu entdecken, daß er noch da ſei. Ich beſchwor die Frau, daß ſie Gotthilf in meinen Namen bäte, in der Nacht an den Stall zu kommen. Sie hatte Wort gehalten und er ließ mich nicht warten. Die Bibel in der Hand zitterte ich ihm entgegen. Als ich ihm nun mein volles Herz ausgeſchüttet, und er mit ſich ſelbſt kämpfend, mir immer noch rieth, meiner Eltern Willen zu thun, da legte ich meine rechte Hand auf die Bibel und drückte dieſe an mein Herz, und ſchwur beim allmächtigen Gott, der ſeine Sterne über uns leuchten ließ, daß ich nun und nimmer des Leibjägers Weib werden wolle, und nur ſo Gottes Willen zu erfüllen mich überzeugt halte. Noch hatte ich nicht ausgeredet, als Gotthilf mich heftig umarmte und mir mit Freudenthränen ebenfalls auf die Bibel zuſchwur, nimmer von mir zu laſſen. Die Freude, die nun in unſern Herzen aufging, verhinderte uns über unſere Lage nachzudenken, und Pläne für die Zukunft zu machen. Wir gelobten uns, jedes ſolle für ſich überlegen, was wir zu thun hätten. Der Vorſicht wegen wollten wir Niemand, ſelbſt dem Kreiſer und deſſen Frau nicht, etwas von unſern Entſchlüſſen ſagen und unſere Zuſammenkünfte ganz geheim halten. Nur in dringenden Fällen wollten wir uns ſprechen, außerdem uns unſere Gedanken ſchreiben. Die Briefe wollten wir im Stall, der eine offene Halle hatte, unter ein Stück Holz legen. Jedes ſollte dort den des Andern wegnehmen und den ſeinigen hinlegen. Gotthilf wollte jede Nacht zweimal an der Stelle ſein, erſt ſeinen Brief hinlegen und dann den meinigen holen. Es war nöthig, daß ich Gotthilfs Brief ſogleich las, theils weil mich mein Herz dazu trieb, theils weil er auf eine Frage von Wichtigkeit die Antwort eine Stunde ſpäter holen wollte. Im Hauſe durfte ich mich keines Lichtes bedienen, wenn ich nicht die Aufmerkſamkeit meiner argwöhniſchen Stiefmutter rege machen wollte. Gotthilf brachte mir alſo die Laterne der Frau Knoll.

Dieſe verſteckte ich in einen dunkeln Winkel des Stalls nebſt einem Feuerzeug. Hier las und ſchrieb ich ungeſtört einige Augenblicke lang und verfügte mich dann zu Bett. An jenem Abend hatte ich nun kaum das Licht angezündet, als ich die Stimme meiner Mutter, mich rufend, ganz in der Nähe hörte. Erſchrocken und voll Furcht, ſie möchte den Lichtſchimmer ſehen, warf ich das brennende Lämpchen von mir, überzeugt, es ſei verlöſcht, und lief nach dem Wohnhauſe, wo ich von der Mutter ſogleich in Empfang genommen und nach der Schlafkammer gebracht wurde, die ſie ſelbſt verſchloß. Obgleich voll Beſorgniß wegen des Lichts, ſchlief ich doch endlich ein; die Flammen weckten mich wieder und Gotthilf war mein und der Mutter Retter.“

Kein Auge war im Saale trocken geblieben und alle Herzen prieſen Gottes ſichtbare Waltung. Der Fürſt befahl, den Gefangenen ſogleich frei zu laſſen; die Fürſtin ließ ſich die verhängnißvolle Bibel reichen und küßte ſie voll Andacht. Darauf wollte alles Volk die Bibel ſehen, deren ganze Geſchichte nun von Mund zu Mund lief. Sie wurde alſo im Gerichtsſaale ausgelegt, und jedermann durfte ſie betrachten. Mit frommer Scheu hingen die Augen der Herbeiſtrömenden an den Schriftzügen der Mutter Gotthilfs, womit ſie einen heiligen Spruch und ihren Namen in das Buch gezeichnet, eh' ſie es ihrem Söhnlein zum Geſchenk übergeben.

Unter dieſen Leuten war auch ein ſchon bejahrter Mann aus einer benachbarten Stadt hinzugetreten. Dieſer hatte kaum die Schrift in der Bibel erblickt, als er verwundert ausrief: „Wie? Margarethe Liebmann hieß die Mutter des jungen Mannes dort? Heißt er denn nicht Reinwart?“

„Dieſen Namen hat ihm der Förſter, ſein Pflegevater gegeben," war die Antwort. Der Alte brach ſich Bahn durch die Menge zu den beiden Liebenden, die die Welt um ſich vergeſſend einander in den Armen lagen und ſich rührende Liebkoſungen ſagten.

„Gotthilf. Reinwart," rief ihm der alte fremde Mann zu, „war Dein Vater in Magdeburg der Kaufmann Liebmann?"

„So iſt's."

„Hatte Deine Mutter nicht einen Bruder in Blankenburg, der dort Bergmeiſter war?"

„Mein Ohm! Ja ich glaube in Blankenburg. Ich war dort mit ihr, als ich fünf Jahre alt war."

„Gotthilf heißt Du! Es trifft. Ich bin Dein Ohm. Seit ſiebzehn Jahren beklagen wir Dich als todt und heute muß ich Dich hier durch die Bibel finden, die Dir eben das Leben gerettet."

Der zitternde Greis zog den Jüngling ans Herz. Ein allgemeiner Freudenruf ging durch den Saal. Der Fürſt ließ den alten Bergmeiſter zu ſich kommen, und hier erfuhr man, daß Gotthilf der einzige Erbe eines großen Reichthums an liegenden Gründen in Magdeburg war, da er von ſeiner Familie der einzige aus dem Brande und Mord Entkommene war.

Als der Förſter Reinwart heimkehrte, bekannte er mit Thränen vor dem Fürſten, daß er undankbar gegen Gotthilf geweſen, verleitet von ſeiner gebieteriſchen Frau. Nun aber werde ihn nichts vermögen, diejenigen zu trennen, die Gott ſo wunderbar zuſammen geführt.

„Da ſei Gott vor!" ſagte der Fürſt. „Der Gotthilf bekommt Deine Förſterei und Deine Tochter. Mein Leibjäger iſt ohnedies ein roher Menſch, den ich abſchaffe. Ich richte die Hochzeit Deiner Kinder aus."

Dieſe Nachrichten brachten Frau Sabinen einen ſolchen Aerger zu Wege, daß ſie daran ſtarb. Der Leibjäger verſchwand, und nichts hemmte mehr das Glück der ſich ſo zärtlich Liebenden.

Ihrem Brautzuge trug der alte Ohm die mit Kränzen geſchmückte Bibel vor.

# Das erlogene Kind.

## 1.

## Herr Dörling und die ſchöne Chriſtel.

In einem Bergſtädtchen des Thüringerwaldes lebte zu Anfang dieſes Jahrhunderts eine in ihren einſt glänzenden Vermögensumſtänden zurückgekommene, in verſchiedene Aeſte getheilte Familie, Namens Dörling. Die jüngern Glieder derſelben, genöthigt bei der dortigen Eiſenfabrikation ſelbſt Handwerke zu betreiben, da, wo ihre Ahnen Aemter bekleidet hatten, konnten nichts deſto weniger den alten, nun ſo ganz verlöſchten Glanz ihres Hauſes nicht vergeſſen, und zeigten gegen die übrigen Handarbeiter einen von dieſen merkwürdiger Weiſe anerkannten und reſpektirten Stolz. Wenn man wiſſen will, wie Ariſtokratie entſteht, ſo muß man ſich in den Familienſchichten dieſer kleinen Bergſtädte umſehen. Ein unternehmender Handarbeiter hatte den Muth, mit den Erzeugniſſen ſeines Fleißes auf den Rücken, ſeinen großen Markt zu beziehen, das Glück krönte ſeine Thätigkeit, ſeine Eiſenwaaren fanden Abſatz, ſein kleines Betriebskapital vergrößerte ſich, nach einigen Jahren bezog er mit einer Kiſte die leipziger Meſſe, und nun galt er ſchon etwas bei ſeinen Mitbürgern oder Ortsnachbaren, die für ihn arbeiteten und in ein abhängiges Verhältniß zu ihm traten. War der Emporkömmling nicht erſt Handwerker, ſo war er gewiß Straßenfuhrmann geweſen, der ſich ein Kapitälchen erkargt und dann eine und zwei Kiſten auf eigene Rechnung geladen hatte, bis er das ganze Frachtgut ſein Eigenthum nennen durfte. In das eigentliche ariſtokratiſche Anſehen kamen aber erſt die Söhne, die das ſtill gewachſene Geſchäft im vergrößerten Maßſtabe fortſetzten, ſich mit manchem Luxusartikel, über den wir jetzt geringſchätzend lächeln, umlegten, und ſich reiche Frauen ſuchten. Sie bauen ſich große Häuſer, kaufen Wieſen und Bergland, jeder hat zwei oder drei Kühe im Stall, ſeine Hauskleider ſind häbig, meiſt von grünem Mancheſter, ſein Sonntagsrock verläßt den altväteriſchen ſtereotypen Schnitt, ſein ſpaniſches Rohr hat einen goldenen Knopf, er wird zum Rathsherrn oder Gemeindeſchöppen gewählt und macht eine Stiftung in die Kirche, entweder einen Abendmahlskelch, oder ein mit ſeinem Namen geſticktes Altartuch, ein Kanzelhemd, einen Prieſterrock, oder er läßt die Kirche neu malen, oder er hinterläßt der Schule ein Kapital, wovon jährlich den Schulkindern an ſeinem Todestage friſche Wecken, Schulbücher, Federn ꝛc. gereicht werden. Bei Lebzeiten hat er ſchon das Prädikat „Herr" genoſſen, mit dem man zur Zeit unſerer Väter ſehr ſparſam umging, und das eben nur als höchſte Auszeichnung den Primaten ertheilt wurde. Seine Anſicht drang in den Gemeindeberathungen durch, ſein Wort galt vor allen Anderen; wenn er ſprach, verſtummten die Uebrigen. Er wurde von ſeinen Schulfreunden mit „Ihr" oder auch „Sie" titulirt, während er ſie alle „Du" nannte. Das Anſehen ſeiner Söhne iſt unerſchütterlich. Die Ariſtokraten ſind fertig. Und welche Ariſtokraten! Man muß in ſolchen Verhältniſſen aufgewachſen ſein, wie der Verfaſſer dieſer kleinen Geſchichte, um die ungemeſſene Ehrerbietung, die ſolchen Familien zu Theil wurde, nicht unwahrſcheinlich zu finden. Wahrlich, ſie genießt kein Fürſt unſerer Tage ſo rein und lauter. Da entdeckte man keine Spur von Schmeichelei oder knechtiſcher Unterwürfigkeit, die Aeußerungen der Untergebenheit waren ächt und treu, und von keiner Seite herrſchte Zweifel oder Mißtrauen. Es war wirklich ein patriarchaliſches oder Familienverhältniß. Stillſchweigend wurden die Väter jener reichen Familien als Oberhäupter des ganzen Ortes anerkannt; es fiel gar Niemandem ein, ihrer Macht, ihrem Anſehen das Mindeſte in den Weg zu legen. Geſchah es nun, daß die Deſcendenz eines ſolchen Hauſes durch Unglücksfälle um ihr Vermögen kam, ſo erhielt ſich doch lange Zeit noch ihr Anſehen, und ich habe Arbeiter gekannt, mit deren Namen das Ehrenwort „Herr“ ſo verwachſen war, daß es ganz dazu zu gehören ſchien und ihnen von keinem ihrer jungen Genoſſen entzogen wurde, die man ſchlechtweg nur bei ihrem Taufnamen nannte.

Dieſe altehrwürdigen Verhältniſſe ſind ganz verſchwunden; was Jahrhunderte lang in dieſen Bergen Sitte war, iſt es jetzt nicht mehr, ein Beweis, daß eine neue Zeit vor der Thüre iſt, die das Leben in andere Formen gießen wird.

Ein junger „Herr Dörling,“ deſſen Vater noch Amtsſchöſſer geweſen, aber frühzeitig und ganz mittellos geſtorben war, hatte die Schloßmacherprofeſſion erlernt, und war ein nicht ungeſchickter thätiger Arbeiter geworden. Als er das Meiſterrecht erlangt hatte, würde ihn jeder mit einer heirathsfähigen Tochter verſehene Bürger in ſeinem Hauſe willkommen geheißen haben, aber Kaspar Dörling ging an den Thüren der Stadt vorüber in ein eine Stunde entferntes Walddörfchen, wo die ſchöne Blume blühete, die ihn anzog und um derentwillen er die Stadtkinder ſo vernachläſſigte. Das Dörfchen Tanneberg lag hoch im Gebirge, in einem ſehr einſamen Thale, das höher hinauf in ſeiner ſchauerlichen Verengung einige hohe maleriſche Felſenpartien, den „Katzenſtein“ zeigte, die im Sommer je zuweilen von Städtern zum Vergnügen beſucht wurden. Außerdem kam ſelten ein Menſch aus der Stadt in das arme Tanneberg, wer nicht gerade in der nicht unbedeutenden Glasfabrik zu thun hatte, die ſchier dem ganzen Orte Unterhalt gewährte. — Es war auch die Tochter eines Glasbläſers, welche es dem ſtillen arbeitſamen „Herr Dörling,“ dem Schloßwacher, mit ihren freundlichen Augen, ihrer hellen friſchen Geſtalt und ihrem züchtigen, ſittſamen Weſen ſo angethan hatte, daß es ſeit einigen Wochen im Städtchen ſchon kein Geheimniß war, der wohlgelittene junge Herr werde noch vor Winters Hochzeit mit ihr machen. Die ſchöne Chriſtel, wie ſie alle jungen Burſche ein paar Stunden im Umkreiſe nannten, hatte ihren Vater ſchon vor einer Reihe von Jahren verloren; ſie war damals noch ein Kind geweſen. Die Kunſt des Glasblaſens zerſtört die Blüthe des menſchlichen Lebens faſt immer vor der normalen Zeit. Nach dem Tode des fleißigen Hans Scharf war allmählig Armuth in ſeine Hütte eingekehrt. Ein paar jüngere Kinder der Witwe waren nach langem Krankenlager dem Vater nachgefolgt, und Chriſtel war allein übrig geblieben, die ſich aber auch deſto üppiger entfaltete.

## 2.

## Der Großvater in der Hölle.

Außer Mutter und Tochter beſtand die Familie noch aus dem Vater der Witwe. Dieſer Mann, Namens Kurt Reiſig, war früher Nagelſchmied in dem zwei Stunden entfernten Gebirgs-Dorfe Schönau geweſen und hatte ſich mit ſeinem wenig einträglichen Handwerke kümmerlich und dürftig genährt, ſo lange es hatte gehen wollen; als er aber das ſiebzigſte Jahr zurückgelegt, waren ſeine Kräfte ſo geſunken, daß er den Hammer nicht mehr zu führen vermochte. Seine Tochter Bärbe in Tanneberg hatte ſich und ihr Kind eben ſo dürftig vom Einbinden der Glaswaaren in Strohſeile erhalten, ſeit aber Chriſtel Jungfrau geworden war, hatten ſich die Einkünfte des kleinen Haushaltes um ein Weniges durch ein neues Geſchäft, das die flinke Hand der Tochter betrieb, verbeſſert. Die gemalten Glaswaaren kamen nämlich in Mode, und Chriſtel malte mit geübter Hand allerlei Blumen, am meiſten Roſen und Vergißmeinnichtkränze auf die Trinkbecher und Branntweinfläſchchen. Dadurch wurde es ihr und der Mutter möglich, den alten ſchwachen Großvater von Schönau herüberzuholen, um ſeine letzten Tage zu verſüßen. Der Greis hatte ſeinen bequemen Sitz und Lager in der ſogenannten „Hölle," einem Orte, den man jetzt in den moderniſirten Stuben unſerer Gebirgsbewohner nicht mehr findet, obgleich auch in ihnen noch mancher Teufel ſpukt. Einen beträchtlichen Theil der Wohnzimmer des vorigen Jahrhunderts in den Häuſern der Gebirger nahm der Ofen ein, ein wahres Ungeheuer, ein kleines Haus in der eben nicht ſonderlich geräumigen Stube. Sein unterer Theil beſtand in der Regel aus einem großen viereckigen eiſernen Kaſten, auf welchem die Hochzeit zu Cana oder die Taufe des Herrn im Jordan mit Angabe der Bibelſtellen und ſinnigen Sprüchen, an welchen die Jugend des Hauſes ihre erſten außerſchuligen Leſeübungen vornahm, als plumpe Reliefs eingegoſſen waren; der obere Theil war ein weitläufiges, aus lauter Kacheln zuſammengeſetztes, bis faſt an die Decke emporragendes Gebäude, zwiſchen welchem und demjenigen Theile der Zimmerwand, durch welchen die Feuerung von außen bewirkt wurde, ſich die Blaſe befand, ein in den Ofen eingemauerter kupferner Keſſel, in welchem ſtets Waſſer für das Vieh und andere häusliche Bedürfniſſe erwärmt wurde. Dieſes Ofenhaus ſtand nun durchaus nicht knapp an der Wand an, wie unſere modernen Oefen, im Gegentheil fand ſich dort ein ſo langer und breiter Raum, daß bequem ein Bett darin Platz haben konnte und oft hatte. Das hölzerne Bett vertrat unſere Sopha's, es hatte unten und oben einen hölzernen Boden, und am obern Theile war eine ebenfalls hölzerne Erhöhung, ſtatt Polſter und Kopfkiſſen. Auf dieſe unbequeme Pritſche ſtreckten ſich unſere Vorfahren in den ſüßen Dämmerſtunden des Herbſtes und Winters, nachdem ſie auf das Feuer im Ofen eine Quantität Holz gehäuft hatten, mit der wir uns jetzt eine Woche lang genügend erwärmen. Die Hitze war faſt erſtickend, und der Name „Hölle“ für das liebe Plätzchen gar nicht übel gewählt. Das hölzerne Bett aber wurde mit einem eben ſo bezeichnenden kräftigen deutſchen Worte das „Faulbett“ genannt. Dieſe Menſchen konnten beides, Hitze und Kälte, in einem weit höhern Grade ertragen, als wir, und gingen aus der Glut der Hölle mit ihrer leichten Bekleidung ſchnell in die eiſige Zugluft der Gebirgspäſſe hinaus, und nahmen eben ſo, wenn ſie halb erſtarrt vom Froſt, Wege über die Berge gemacht hatten, auf dem Faulbette Platz, das faſt dem Roſte des heiligen Lorenz glich, ohne daß es ihrer Geſundheit geſchadet hätte.

Auf dem Faulbette in der Hölle wohnte denn auch der einundſiebzigjährige Kurt, als er nicht mehr arbeiten konnte, und der ſein geſchäftiges Leben vor der Glut des Schmiedefeuers zugebracht hatte, ſollte ſeine letzten Tage in der ihm wohlthätigen Glut der Hölle verleben. Hier ſaß oder lag er den lieben langen Tag und Abend, ſeinen Tabak aus einem ſchwarzgerauchten Ulmer mit ganz kurzem Rohre ſchmauchend und ſein Viertelmäßchen Branntwein trinkend, womit ihn die Liebe der Enkelin täglich verſorgte. Beſchäftigt war er mit nichts, wie mit ſeinen Gedanken, und dieſe gingen gerade auch nicht weit. Zum Vorſchein kam er, außer wenn er die Mahlzeit einnahm, ſelten, und am Geſpräche der Mutter und Tochter nahm er auch nur ausnahmsweiſe mit ein paar Worten Theil. Chriſtel malte den ganzen Tag emſig, und Bärbe, die Mutter, beſorgte das Hausweſen, die Ziege, Kartoffelfeld und Garten und band im Winter Glas in Stroh. Sonntags beſuchten die Frauen die Kirche des benachbarten größeren Dorfes, worin Tanneberg eingepfarrt war; für den alten Kurt war der Weg dahin zu weit, und er hielt ſeine Andacht aus einer uralten vergilbten Hauspoſtille, brachte es aber mit Hülfe einer halbblinden Brille ſelten über ein paar Zeilen. Ueberhaupt nahm die fromme Chriſtel oft mit großer Betrübniß wahr, daß ihr Großvater nicht ſo gottesfürchtig ſei, wie ſie von ihm vorausgeſetzt, aber ſie ſcheute ſich mit ihrer Mutter davon zu reden. Sonntags Nachmittags ging Chriſtel in der Regel mit ihren Geſpielinnen auf den „Birkhahn," einen eine Viertelſtunde vom Dorfe entfernten an der Landſtraße über das Gebirge gelegenen Gaſthof, wo ſich zu Sommerszeiten, und im Winter bei guter Schlittenbahn, auch Städter einzufinden pflegten, und hier wurde nicht ſelten ein Tänzchen gemacht. Bei einer ſolchen Gelegenheit, kurze Zeit nachher, als der Großvater in's Haus gekommen war, hatte Chriſtel auf dem Birkhahn die Bekanntſchaft des Herrn Dörling gemacht, die bald zu einem zärtlichen Verhältniß wurde, und die Hochzeit der beiden jungen Leute in nahe Ausſicht ſtellte.

## 3.

## Die reiche Kaufmannstochter und die vornehmen Ruſſen.

Es war am zweiten Pfingſtfeiertage früh, als Kaspar Dörling ſich im beſten Feſtſtaate im Häuschen der Witwe Scharf in Tanneberg einfand, um ſeine Verlobte zur Kirche zu begleiten, dann mit ihr zu Mittag zu eſſen, hernach einen Spaziergang mit Mutter und Tochter in den friſchgrünen Wald nach dem Katzenſtein zu machen und endlich auf dem Birkhahn bei Tanz und Trank ſich gütlich zu thun. Chriſtel glich heute der friſchen prangenden Maie, womit ſie ihr Stübchen zum heiligen Feſte geſchmückt hatte, aber ihre Wangen blühten dem Geliebten als ein der Jahreszeit vorausgeeiltes Roſenpaar entgegen. Ihr ſchönes, keuſches, ſüßes Auge leuchtete die innigſte, zufriedenſte Freude, denn ihr Kaspar hatte ihr ſo eben das Verſprechen gegeben, daß er die Mutter und den Großvater mit in ſein Haus nehmen und ſie gut und treu halten wolle. Und ſo ſollte denn zu künftigem Sonntag das erſte kirchliche Aufgebot des jungen Paares beſtellt werden. Als ſie nun eben zum Kirchgang aufbrechen wollten, entſtand ein Getöſe auf der Gaſſe und die Nachbarn fuhren an die Fenſter. Man hörte Gelächter, laute Stimmen, Pferdegetrab. Mutter und Tochter öffneten ebenfalls die beiden Fenſter ihrer Stube, Kaspar eilte hinaus vor die Hausthüre, um zu ſehen, was es gebe. Hier ſah er zwei modiſch und elegant gekleidete Herren von jugendlichem Mannesalter und ein junges Frauenzimmer im überladenen Putz der vornehmen Gebirgerinnen, mit Scherzen und Lachen breit durch die Gaſſe daher ziehen. Ihnen folgten zwei reich gallonirte Diener zu Pferde, welche die ledigen Pferde ihrer Herren am Zügel führten, und ein ſchmuckes Korbwägelchen mit einem Pferde beſpannt, wie ſie vor dreißig Jahren noch den reichſten Kaufleuten im Gebirge zur Equipage dienten. Neben dem Kutſcher ſaß eine rothwangige Magd, die überlaut lachte und ſchrie. Kaspar wandte ſich unwillig ab und ging in die Stube zurück, ohne die laute Geſellſchaft auch nur noch eines Blickes zu würdigen. Drinnen aber ſchauten Bärbel und Chriſtel neugierig nach den Fremden und ergötzten ſich, gleich den übrigen Dorfbewohnern, an der Kleiderpracht und dem Aufzuge derſelben.

„Das war ja wohl die reiche Annalieſe Kürſchlepper aus der Stadt, von deren Aufwand immer ſo viel Redens iſt?“ fragte Chriſtel endlich vom Fenſter tretend ihren in Nachdenken verſunkenen Geliebten, als der Zug hinter der Straßenecke verſchwunden war.

„Freilich war ſie es,“ verſetzte Kaspar ſeufzend. „Es iſt kein Wunder, wenn man viel von ihr ſpricht; ſie verſteht's, ihr Geld zu genießen. Aber ſie könnte es zehnmal toller treiben, als ſie es wirklich thut, ſie könnte doch die Zinſen ihrer Kapitalien nicht durchbringen.“

„Aber wer mochten die beiden vornehmen Herren ſein, die ſie in der Mitte führten? Aus unſerer Gegend waren ſie gewiß nicht,“ fuhr Chriſtel fort.

„Sie ſind ſchon ſeit vierzehn Tagen im kürſchlepper'ſchen Hauſe zum Beſuch. Der Eine iſt ein Verwandter von Annalieſe, ein berühmter Arzt aus Rußland. Er iſt adlig und wird Herr Staatsrath titulirt. Sein Vater iſt aus unſerer Gegend geſtammt und ſoll, wie die Leute ſagen, vor vielen Jahren als Balſamsträger nach Rußland gegangen ſein. Der andere Herr iſt, wie ich gehört, ein reicher ruſſiſcher Edelmann, der den Herrn Staatsrath zum Vergnügen begleitet. Seit ſie da ſind, ſpricht man in der ganzen Stadt von nichts weiter, und ich mag von den reichen Menſchen nichts mehr ſehen und hören. Das kürſchlepper'ſche Vermögen, ſagte mein Vater oft, gehöre unſerer Familie, und wir ſeien durch einen abſcheulichen Betrug darum gekommen.“

„Wie heißt denn der Herr Staatsrath?“ fragte plötzlich der alte Kurt aus der „Hölle“ hervor.

„Schwarzpfennig.“

„Dacht' ich's doch!“ murmelte der Alte. „Ja, wenn man manche Dinge vorher wüßte, man würde nicht ſo dumm wider ſein eigen Fleiſch und Blut ſein.“

„Wie meint Ihr das, Großvater?“ fragte Chriſtel und trat zu dem Greiſe.

„Ach, es ſind alte, längſt vergangene Geſchichten!“ fuhr dieſer fort. „Geſchehene Dinge ſind nicht mehr zu ändern, und deshalb ſoll man ſie ruhen laſſen, es kommt ſonſt nichts Gutes dabei heraus. Aber verſchweigen kann ich's nicht, daß ich mich, ſeit Du Herrn Dörling's Braut biſt, ſchwer über etwas gräme, was ich in meiner Jugend gethan, und manche böſe Stunde darob gehabt habe. Wer konnte auch damals ahnen, daß ich eine ſo hübſche Enkelin bekommen, und dieſe in das damals noch ſo reiche Haus der Dörling heirathen würde?“ Damit wandte er ſich auf die andere Seite, ein Zeichen, daß er nicht mehr reden wolle.

Kaspar Dörling waren aber dieſe wenigen Worte ſchon ſchwer genug auf die Seele gefallen, und er wurde auf dem Kirchgang einſilbig und zerſtreut, wußte auch kein Wort von der Predigt, als ihn ſeine Braut auf dem Heimwege darum befragte.

„Du haſt heute wohl den Feſtrock, aber nicht die Feſtlaune angezogen, Kaspar,“ erinnerte Chriſtel ſcherzend. „Feld und Wald lachen heute im jungen Sonnenglanz, und ich lache mit, Du aber machſt noch ein recht winterliches Geſicht, und, wenn ich daran denke, Du könnteſt mir auf der Hochzeit auch ſolchen Sauerampf kauen, ſo wird mir bange.“

Kaspar zwang ſich zu einem Lächeln, es wollte aber nicht recht gelingen. „Sieh, die hoffärtige Annalieſe Kürſchlepper hat mir den Tag verdorben,“ ſagte er, ſich entſchuldigend. „Ich kann es nicht los werden, daß all' ihr Hab' und Gut eigentlich mein ſein müßte, und daß ich Dich, liebes Kind, dann ſchmücken könnte, wie ſie es iſt, daß ich Dich in das große und ſchmucke Haus meines Vaters einführen könnte, wo überall Hülle und Fülle wäre, ſtatt in mein kleines Häuschen, wo nichts als Armuth und Dürftigkeit iſt.“

„Aber habe ich denn jemals dergleichen von Dir verlangt?“ erwiderte das ſchöne Bräutchen. „Ich bin arm und froh, redlich und glücklich geweſen, ſo lang' ich lebe, und hoffe und wünſche das Alles zu bleiben, ſo lang' ich leben werde. Wenn Du ſo ein reicher Mann wäreſt, wie Deine Vorfahren, würdeſt Du die arme Chriſtel Scharf nicht als Frau in Dein Haus führen. Nein, nein, es iſt ſo recht gut, es iſt ſo noch beſſer.“

Betroffen ſchwieg Kaspar ein paar Minuten. Dann fuhr er fort: „Du haſt gut reden, Chriſtel, Du weißt nicht, wie ſüß Reichthum ſchmeckt, und was man Alles mit Geld und Gut ausrichten kann. Es ärgert und wurmt einen ganz verdammt, wenn man ſich von ſchlechten Menſchen um das Seinige gebracht ſieht, wenn man Andere im Beſitze deſſen ſchwelgen ſehen muß, was einem von Gott und Rechtswegen gebührte.“

„Aber erkläre mir nur, welche gerechte Anſprüche Du an den Reichthum der Jungfer Annalieſe Kürſchlepper haſt, ich weiß ja noch kein Wort davon.“

## 4.

## Aus der dörling'ſchen Hauschronik.

„Das ſollſt Du Alles umſtändlich erfahren. Mein Großvater, Hans Chriſtoph Dörling, hatte nur eine, aber um zehn Jahre ältere Schweſter, und Beide waren Erben eines ſehr großen Vermögens, das ihnen ſowohl von ihren Eltern, als von Seitenverwandten zufiel. Die beiden Geſchwiſter liebten ſich ſehr, und machten mit einander aus, daß wenn ſie Kinder beiderlei Geſchlechts zeugen würden, ſich dieſe unter einander heirathen ſollten. Die Schweſter wurde die Frau eines Schulmeiſters in Schönau, Namens Höhnling, und einige Kinder, die ſie zur Welt brachte, ſtarben frühzeitig wieder. Als ſich ſpäter mein Großvater auch verheirathete, machten die beiden Ehepaare einen Ehepakt zuſammen, worin ſie ſich verpflichteten, falls ſie ohne Leibeserben mit Tode abgehen würden, ſollte ihr Vermögen immer wieder an das dörling'ſche Haus zurückfallen, damit dieſes ſtets bei ſeinem alten Reichthum verbleibe. Es iſt, als hätten die guten Leute geahnt, wie es ihren Nachkommen ergehen würde, und hätten ſie durch dieſe klugen Verabredungen vor dem Schickſale ſchützen wollen, was uns leider nun doch betroffen hat. Wie aber oft Glück und Unglück des Menſchen von einer ganz unbedeutend ſcheinenden Sache, von einer wahren Kleinigkeit abhängt, ſo wurde unſere jetzige Armuth gewiſſermaßen von ein paar Worten bedingt, die in jenem Ehepakt nicht klar genug ausgedrückt waren. Es ſtand nämlich dort, wenn die höhnling'ſchen Eheleute ohne Leibeserben mit Tode abgehen würden, ſo ſollte ihr Vermögen an die Dörling zurückfallen; es hätte aber hier von der Frau allein die Rede ſein müſſen. Was kein Menſch geahnet, das traf ein. Mein Großvater zeugte acht Kinder und kam durch ſeine verſchwenderiſche Frau zurück. Nach ſeinem Tode zerſplitterte ſich das Vermögen, die meiſten Geſchwiſter meines Vaters gingen ſchmählich unter, wie gewöhnlich den Sprößlingen einer ſchlechten Wirthſchaft geſchieht. Mein Vater ging auch den Krebsgang, ergab ſich dem Trunke und ſtarb ganz arm.

„Vom Reichthume meines Großvaters hinterließ er mir nichts als fabelhafte Erzählungen. Die Frau Schulmeiſterin Höhnling dagegen hatte durch Sparſamkeit, Fleiß und Ordnung ihren Reichthum gar ſehr vermehrt. Sie hatte zwar, wie ſchon bemerkt, ihrem Manne mehre Kinder geboren, aber ſie waren alle wieder frühzeitig geſtorben, und ſo mußte ihr Beſitzthum an meinen Vater und deſſen noch lebende beiden Geſchwiſter fallen. Dieſe glänzende Hoffnung, die man eine Gewißheit nennen konnte, erhielt meinen Vater aufrecht. Er erfreute ſich auch vielfacher Unterſtützung von ſeiner Baſe. Inzwiſchen kam Alles anders, als je ein Menſch geglaubt oder erwartet hätte. Die Baſe ſtarb in ihrem zweiundſechzigſten Jahre, und, dem Ehepakt nach, war ihr Mann, der Schulmeiſter Höhnling, Erbe ihres Vermögens und Beſitzer deſſelben bis zu ſeinem Tode, nach welchem es an uns fallen mußte. Da legt uns der Teufel ein Ei in unſere Ausſichten. Der alte Schulmeiſter bedarf einer Haushälterin und nimmt dazu eine Witwe, die aus Schönau gebürtig, aber im obern Thüringerwald an den Knecht eines Balſamträgers verheirathet geweſen war. Sie hieß Dorthe Theilig und war früh als ein verſchmitztes und durchtriebenes Frauenzimmer in Schönau und der ganzen Umgegend bekannt geweſen. Man ſagte ſogar, ſie habe mit meinem Großvater, für den ſie gearbeitet, wie die meiſten Leute in Schönau, auf einem vertrauten Fuße geſtanden, und habe auf deſſen Frau und Kinder einen großen Haß geworfen. Genug, ſie ging mit dem Balſamsträgerknecht Schwarzpfennig, der mit ſeinem Herrn das Gebirge oft bereiſete, fort und wurde deſſen Frau. Nach zwei und zwanzig Jahren, als man ſie in Schönau längſt vergeſſen hatte, kehrte ſie dorthin zurück; ihr Mann war geſtorben, und ihr Sohn an deſſen Stelle Knecht und Träger eines Medicinhändlers geworden. Gerade zu jener Zeit war denn auch meine Baſe Höhnling mit Tode abgegangen, und da die Dorthe Schwarzpfennig ein gewürfeltes und gewiegtes Weib war, die ſich ein Anſehen zu geben wußte, ſo nahm ſie der alte Schulmeiſter Höhnling als Haushälterin an. Sie wußte ſich bald genug eine ſo große Gewalt über den alten Mann zu verſchaffen, daß er ſich mit ihr trauen ließ und ſie zur Frau Schulmeiſterin machte. Eben ſo wußte es ihre Schlauheit zu veranſtalten, daß das geiſtliche Gericht ihrem Manne wegen ſeines Alters einen Subſtituten ſetzte. Auf ihren Antrieb bewarb ſich ein Seminariſt, den ſie früher ſchon gekannt haben ſoll, um die Stelle und erhielt ſie. Dieſer Menſch hieß Anton Kürſchlepper und war ganz der Mann, der zur Frau Schulmeiſterin paßte. Bald darauf verbreitete ſich das Gerücht, die Frau Schulmeiſterin, damals eine angehende Vierzigerin, ſei geſegneten Leibes; der alte Schulmeiſter freute ſich kindiſch darüber, genoß aber die Freude nicht lange, er ſtarb, ehe ſeine Frau ihn mit einem Nachkommen beſchenkte. Das Kind ſelbſt ſoll nur eine Stunde gelebt haben. Genug es war der Erbe des Schulmeiſters Höhnling, und eine Stunde ſpäter war ſeine Mutter, die Witwe Dorthe Höhnling, ſeine Erbin. Vergebens machten mein Vater und deſſen Bruder und Schweſter einen Proceß anhängig gegen ſie, ja, als ſich das Gerücht verbreitete, es ſei gar nicht wahr, daß die Frau ein Kind geboren, bewies man aus dem Kirchenbuche Tag und Stunde der Geburt und des Todes; aber weil in Schönau kein Pfarrer iſt, ſo hatte der Subſtitut Kürſchlepper dieſe Angaben in's Kirchenbuch geſchrieben; man grub an der Stelle nach, wo das Kind begraben ſein ſollte, und fand wirklich die Ueberreſte eines kleinen Gerippes, endlich beſchworen der Subſtitut Kürſchlepper, die Hebamme Grete Reiſig, deren Sohn Kurt Reiſig, Dein Großvater und eine Nachbarin, daß das Kind eine Stunde gelebt und die Nothtaufe empfangen habe. Damit war der Proceß für meinen Vater verloren, und er mußte zuſehen, wie die Dorthe bald darauf den jungen Kürſchlepper als ihren dritten Mann heirathete. Dieſer Menſch legte ſeine Subſtitutenſtelle nieder, zog in die Stadt und begann ein Handelsgeſchäft in Eiſenwaaren, das ihm, der damaligen Kriegszeiten wegen, ſo überraſchend glückte, daß er nach zehn Jahren das Vermögen ſeiner Frau verdreifacht hatte. Dieſe nun überließ ſich allen Genüſſen und berauſchte ſich täglich, ſo daß es nach dieſen zehn Jahren auch mit ihrem Leben ein Ende war. Ihre Erben waren ihr Sohn, der Balſamsträgerknecht Andres Schwarzpfennig, und ihr letzter Mann Anton Kürſchlepper. Der Letztere nahm ſich ſofort eine junge Frau und zeugte mit derſelben einen Sohn, vergrößerte ſeinen Handel und war nach zwanzig Jahren der reichſte Mann im Gebirge. Es ſchlug ihm Alles zu Glück aus. Sein Sohn verheirathete ſich frühzeitig, wurde aber nebſt ſeiner Frau von dem damals wüthenden Lazarethfieber hinweggerafft. Der einzige Sproß ihrer kurzen Ehe war ein Säugling, der ſie überlebte. Dieſer kam in des Großvaters Haus und wurde da erzogen. Es iſt Annalieſe Kürſchlepper, die einzige

Erbin des ungeheuren Reichthums ihres Großvaters, der, obgleich hochbejahrt, noch immer lebt. — Auf dieſe Weiſe, meine liebe Chriſtel, iſt die Annalieſe Kürſchlepper in Beſitz eines Vermögens gekommen, das eigentlich mir gehört, denn die Geſchwiſter meines Vaters ſind auch ohne Leibeserben in ihrem Elende untergegangen.“

Die unbefangene, heitere Chriſtel hatte aber die große Hälfte der Auseinanderſetzung ſchon wieder vergeſſen. Sie freute ſich des grünen Waldes auf den Bergen, der jungen Blumen am Wege, der geputzten Kirchgänger und plauderte mit ihrer Mutter von ganz anderen Dingen, während Kaspar wieder in ſich hineinbrütend den Heimweg verfolgte.

## 5.

## Auf dem Katzenſtein.

Ueber Tiſche äußerte der alte Kurt zur großen Freude ſeiner Enkelin, daß er bei dem wunderſchönen Pfingſtwetter großes Verlangen trage, den Katzenſtein auch noch einmal zu beſuchen, und deshalb den dorthin beabſichtigten Spaziergang mitmachen wolle. Chriſtel hüpfte ſogleich zur Lade und packte des Großvaters ſchwarzmancheſterne kurze Hoſe mit den zinnernen Knieſchnallen, die langen weißwollenen Strümpfe, die ſie ihm ſelbſt geſtrickt, die rothe Bratenweſte und den neuen, altmodiſchen Rock mit den großen, überſponnenen Knöpfen aus, den ſie ihm von ihrem Erſparten hatte machen laſſen, und begann dann mit emſiger Hand den Greis ſonntäglich zu ſchmücken. Er ließ ſich das Alles gern gefallen, und eine Thräne der Rührung zitterte an ſeinen alten grauen Wimpern. Als er fertig gekleidet war, und ſie ihm zuletzt den ausgebürſteten dreieckigen Hut auf die kahle Stirn gedrückt hatte, führte ſie ihn triumphirend vor den kleinen Wandſpiegel, ein Meubel, das ſie zuerſt in's Haus gebracht hatte, und rief jauchzend: „Nun ſeht, Großvater, was ſeid Ihr für ein ſchmucker Burſch!“ Da ſagte der Alte tiefgerührt: „Gott verzeihe mir die Sünde, die ich dreißig Jahre vor Deiner Geburt an Dir begangen habe.“

„Ach, laßt doch den alten Kram, Großvater! Macht Euch nicht ſolchen lächerlichen Kummer. Wie könnt Ihr dreißig Jahre vorher, ehe mir der Himmel das Leben ſchenkte, eine Sünde an mir begangen haben!“

„Es iſt nicht zu ändern,“ ſeufzte der Greis, und die Familie brach auf, vom lachendſten Sonnenſchein, der ſich im friſchen Grün der Blätter badete, gelockt. Ein herrlicher Pfad durch Wald, Büſche und Gärten lieblich am Berghange, unter welchem das Dorf lag, hingeſchlängelt, führte ſie allmählig in den bergaufſteigenden, grünen Grund, der, zu beiden Seiten von ſaftiger Buchenwaldung eingefaßt, in der Mitte von einem klaren Quellgerinne durchbändelt, ſich leicht und anmuthig zum Gebirgsrücken emporhob, wo der Katzenſtein ſeine Felſenſtirn hinausſtreckte, ſtolz und kräftig ſtark und feſt, wie ein Beherrſcher des Gebirges, oder vielmehr wie ein unerſchütterlicher, auf den Urgranit gegründeter Thron des Herrſchers, weit hinausſchauend in die Bergſchluchten und Thäler, und in die fernen Ebenen und Landſtriche. Bald geſellten ſich Freunde und Bekannte, Gevatterinnen, Baſen und Geſpielinnen hinzu, die deſſelben Weges zogen; denn heute war das ganze Dorf auf den Beinen und die Glut des Schmelzofens der Glasfabrik war heute nach langer Zeit erloſchen. Mutter und Tochter wurden von der Geſellſchaft in Anſpruch genommen, und Kaspar blieb mit dem alten Kurt, langſamer wandelnd, eine Strecke zurück. Das war Kasparn eben recht und er begann vorſichtig: „Ihr habt heute ein paar Worte fallen laſſen, Meiſter Kurt, die ich gar wohl verſtanden habe.“

„Was habt Ihr verſtanden, Herr Dörling?“ fragte der Greis erſchrocken. „Ich habe nichts geſagt, was Ihr hättet verſtehen können und was Euch anginge.“

„Ihr werdet mich nicht täuſchen, Meiſter Kurt. Ich weiß gar wohl von meinem Vater ſeliger, daß Ihr einſt auch mit auf der Seite der Frau Dorthe Höhnling und des Anton Kürſchlepper geweſen ſeid, als es galt, uns um das Vermögen des alten Schulmeiſters Höhnling zu bringen, was doch von Gott und Rechtswegen unſer gehörte.“

„Ei, hat Euch Euer Vater davon geſagt? Nun, ſo tröſtet Euch mit dem Gedanken, daß Euch das Höhnling'ſche Geld nicht beſtimmt war.“

„Das kann ich nicht. Und Ihr würdet mir und Euerer Enkelin einen großen Gefallen thun, wenn Ihr mir offenherzig ſagtet, wie es damals eigentlich mit dem Kinde zugegangen iſt. Ihr wißt ſelbſt, wenn es todt zur Welt gekommen iſt, hätte meinem Vater das Geld ausgeantwortet werden müſſen.“

„Laßt es gut ſein, Junggeſell!“ verſetzte der Alte mürriſch. „Die Sache iſt mit vier ſchweren Eiden beſchworen, daß das Kind eine Stunde gelebt hat.

Damit hat's ſein Bewenden für ewige Zeit. Jeder mag zuſehen, wie er damit fertig wird; ich auch. Das iſt meine Sache. Ich ſag' Euch: Geſchehenes iſt nicht mehr zu ändern. Das Geld war Euch und meiner guten, lieben Chriſtel nicht beſtimmt, ſonſt wäre Manches anders geworden. Nun laßt mir die alten böſen Geiſter ſchlafen, ſie richten ſonſt Unheil an. Sie quälen mich ohnedies ſchon genug, und ſchlafen doch noch. Wißt Ihr was, ich mag nichts mehr von der Geſchichte hören."

Kaspar ſchwieg empfindlich, und Beide ſchritten nun ſtill hinter den Frauen her, bis ſie den Katzenſtein erreicht hatten. Hier fanden ſie eine nicht unbeträchtliche Menge Menſchen verſammelt. Annalieſe Kürſchlepper, vom Volke reſpektvoll nur „die Mamſell" genannt, weilte mit ihren beiden fremden und vornehmen Gäſten auf der Plattform des Felſens, und regalirte die verſammelte Menge mit Bier, Branntwein, Kuchen, Wurſt und Schinken, ſo viel Jeder haben wollte, und es war deshalb kein Wunder, wenn ſich der Zudrang von Minute zu Minute vermehrte. Auf der Höhe des Felſens, da wo er in Spitzen und Hörner zerklüftet war, hatten die von Annalieſe angelegten Stadtmuſikanten Poſto gefaßt, und ſchmetterten ihre Töne in die Thäler und den Wald hinaus, und lockten damit Alles herbei, was heute im grünen Revier auf den Beinen war. Kaspar wollte ſich mißmuthig entfernen, aber die Neugierde ſeiner Braut und deren Mutter bezeigte dazu keine rechte Luſt, und auch der alte Kurt ſagte: „Ich muß mir den vornehmen Staatsrath von Schwarzpfennig in der Nähe betrachten; ich habe ſeinen Vater gar gut gekannt, ein paar Tage vorher, eh' er nach Rußland ging, ſprach er bei mir ein, und vertraute mir noch manche Vermuthung über den gewaltſamen Tod ſeines Vaters, die nicht wieder über meine Zunge gekommen iſt, obgleich ich ihm recht geben mußte. Dieſer ſein Vater, das heißt der Großvater des Herrn Staatsraths, war nämlich mit mir befreundet, wir waren in einem Alter. Ich muß mir den Mann betrachten.“ Damit drängte er durch die Menge nach dem Platze, wo die vornehme Geſellſchaft verſammelt war; Tochter und Enkelin folgten ihm eben ſo begierig, nur Kaspar blieb zurück und lehnte gedankenvoll an einem Baum. Er hatte kaum bemerkt, daß ohnfern dieſem Baume an der hintern dem Walde zugekehrten Wand des Felſens unter einem von Steinen kunſtlos ausgeführten Herde ein Feuer luſtig loderte und darüber ein Keſſel hing, in welchem das Waſſer zum Kaffee für die Geſellſchaft kochte. Ein Frauenzimmer ging an ihm vorüber, um mit der Magd zu reden, welche Feuer und Keſſel beſorgte, und wollte zurückkehren.

Als ſie wieder an Kaspars Seite war, redete ſie ihn an: „Ei, Herr Dörling, ſo düſter und allein und Euere ſchöne Braut erregt die Bewunderung meiner fremden Gäſte. Ihr müßt nicht eiferſüchtig ſein, ſonſt würdet Ihr ſie nicht den ſtaunenden Blicken der Herren Ruſſen ſo preis geben, ohne Euere Begleitung. Aber dieſe fremden Herren wiſſen weibliche Schönheit beſſer zu ſchätzen, als unſere Waldburſche und Bürgersſöhne. Und warum wollt Ihr mir denn nicht die Ehre anthun, mein Gaſt zu ſein? Ich bitt' Euch, kommt und nehmt den Platz an meiner Seite ein.“ Es war die reizende Annalieſe, die alſo zu dem verdutzten Kaspar ſprach. Sie glühte, wie eine prächtige Centifolie, und ihr beredtes Auge funkelte prächtig, ſo daß es Kasparn ſchier warm um's Herz wurde.

So nah hatte er die üppige Annalieſe noch nicht geſehen, und während ſie ſo zutraulich zu ihm redete, ſchwand, er wußte ſelbſt nicht wie, der Groll gegen ſie aus ſeiner Seele, und der Gedanke tauchte leicht und luſtig in ihm auf, der ſei doch ein glücklicher Mann, der dieſes reizende Mädchen mit ihren Schätzen gewinne. Er ſtammelte einige unzuſammenhängende Worte zur Entſchuldigung, eh' er es aber recht inne wurde, hatte ſie ihn bei der Hand gefaßt, und durch die Leute nach der Plattform gezogen, wo er zu ſeinem Erſtaunen ſeine Braut und deren Mutter und Großvater auf der Felſenbank mitten unter den beſtbewirtheten Gäſten ſitzen fand. Der junge, ſchlanke, friſche ruſſiſche Edelmann ſaß neben Chriſteln und war, wie der Augenſchein lehrte, ſehr mit ihr beſchäftigt. Kaspar konnte gar nicht begreifen, was er ihr Alles müſſe zu ſagen haben, und ärgerte ſich, daß er kein Wort von dem vielen Gerede verſtand; er ſtand blöde von fern, und Annalieſe brachte ihm Kaffee und Kuchen und lud ihn fort und fort ein, es ſich wohl ſein zu laſſen. Der Staatsrath ſchien dagegen großes Wohlgefallen an dem etwas barocken Weſen des alten Kurt zu finden, hatte ſich neben ihn geſetzt, hörte ihm zu und antwortete auf ſeine Fragen.

„Ihr ſeid alſo ein Sohn des Johannes Wilhelm Schwarzpfennig von Unterwellbach, der vor etlichen dreißig Jahren als Balſamsträger nach Rußland ging?“ fragte der Greis mit naiver Zudringlichkeit.

„So iſt's, mein lieber Alter,“ erwiderte der Staatsrath leutſelig. „Habt Ihr meinen Vater gekannt?“

„Als ob er mein Sohn geweſen wäre. Ich kenne Euer Geſchlecht und Herkommen vielleicht beſſer als Ihr, Herr. Euer Großvater hieß Andres Schwarzpfennig und war mein Umgang. Wir haben als junge Geſellen viel tolles Zeug mit einander getrieben. Ich war nur um wenige Jahre jünger, als er. Auch Euern Urgroßvater habe ich gekannt und in Euerer Urgroßmutter Hauſe war ich oft, als ſie nach Eueres Urgroßvaters Tode den Schulmeiſter Höhnling in Schönau, und nach deſſen Tode den Subſtituten deſſelben, den Herrn Anton Kürſchlepper, heirathete, der noch jetzt als Großvater der Jungfer Annalieſe Kürſchlepper lebt. Er iſt wohl dreizehn bis vierzehn Jahre älter als ich und muß wohl jetzt im ſechs und achtzigſten Jahre ſtehen, der alte Herr. Ich hab' ihn ſehr lange nicht geſehen, vielleicht zwanzig Jahre. Sonſt arbeitete ich für ihn, denn ich bin ein Nagelſchmied, und Herr Anton Kürſchlepper machte große Geſchäfte in Eiſenwaaren. Aber er hat den Handel ſchon lange aufgegeben; er braucht's freilich nicht und hat Geld und Gut genug. Wenn man ſo alt geworden iſt, wie ich, und die wunderlichen Dinge alle betrachtet, die man erlebt hat, ſo kommt einem die Welt wie ein großes Narrenhaus vor. Als Euer Vater nach Rußland ging, hatte ich noch eine lange Unterredung mit ihm, und nach dem, was er mir damals mittheilte, hätte ich nimmer geglaubt, daß ſein Sohn — — Sagt mir, lebt Euer Vater noch?“

„Er lebt geſund und ſtark, und hätte mich gern begleitet, wenn er ſich nicht vor der weiten Reiſe gefürchtet und ſeine Geſchäfte, die er nicht gern einem Andern übertragen möchte, ihn an das Haus gefeſſelt hätten. Er iſt nämlich Beſitzer einer großen Apotheke.“

„Hat er Euch niemals vom Tode ſeines Vaters, des Andres Schwarzpfennig, erzählt?“

„Gewiß. Mein Großvater wurde auf einer ſeiner

Wanderungen im Gebirge von einer meuchleriſchen Hand erſchoſſen.“

„Ja, ja, ſo iſt's, von einer meuchleriſchen Hand. Und hat er keinen Verdacht, keine Muthmaßung hinſichtlich des Mörders bei Euch ausgeſprochen?“

Der Staatsrath ſah den Greis betroffen an. Dieſe ſeltſame Frage ſchien er nicht erwartet zu haben. Es ſchien faſt, als wolle er ſich erheben und den alten Kurt Reiſig verlaſſen. Doch dieſer war in einer Aufregung, wie ſeit Jahren nicht. Seine ſtarkbuſchigen Augenbrauen zogen ſich finſter herab, ſein kleines Auge glühte unheimlich, durch die ſteingrauen Falten ſeines Geſichts ſchimmerte plötzlich ein leichtes Roth. Mit einer krampfhaften Kraft hielt er den Arm des Staatsraths und flüſterte ihm mit heiſerer Stimme in's Ohr: „Zwiſchen Euerm Vater, Herr, und mir war damals kein Zweifel darüber, wer Andres Schwarzpfennigs Mörder ſei, und weil Euer Vater ein armer, ohnmächtiger Burſche war, der gegen den reichen, mächtigen Mörder nichts ausrichten konnte — er hatte keine vor Gericht geltenden Beweiſe in Händen — ſo verließ er, von Groll und Gram gemartert das Vaterland und ging nach Rußland. Ich werde mich verrathen, ſagte er mir mit ſchmerzerſtickter Stimme, denn der wildeſte Haß gegen den Mörder meines Vaters frißt an meinem Herzen. Ich werde es nicht verhehlen können, und dann iſt für mich auch eine Kugel gegoſſen. Drum will ich ihm aus dem Wege gehen, aber wenn mir Gott das Leben läßt, ſo kehre ich zurück, als ein gewiegter Mann, und trete vor den Mörder und beſchuldige ihn auf den Kopf und nehme Rache an dem Böſewicht. Das ſchwöre ich Euch zu beim blutigen Haupte meines Vaters, der Ihr ein Freund deſſelben wart.“ — So ſprach, ſo ſchwur Euer

Vater, als er von mir ging. Und ich habe, ſeines Wortes eingedenk, von Jahr zu Jahr auf ihn gewartet, und bin ganz ſtill geweſen und habe Alles in mein Herz verſchloſſen. So bin ich alt geworden, und Euer Vater iſt nicht gekommen und lebt doch noch. Nun ſchickt er Euch, ſeinen Sohn, aber von ſeinem Schwure iſt nicht mehr die Rede. — Man hat mir geſagt, Ihr werdet die ſchöne, reiche Jungfer Annalieſe Kürſchlepper heirathen. Iſt dem alſo?"

Der Staatsrath ſchwieg beſtürzt. Der Alte ſtand vor ihm wie ſein böſes Schickſal, wie ein rachemahnender Dämon.

„Heirathen," fuhr dieſer immer heftiger fort, „und ſie in Eures Vaters Haus führen. Ich bitt' Euch um Gottes Willen, ſagt mir, ob Ihr das wollt, ob Euer Vater das will? Antwortet mir und ſagt die Wahrheit."

„Es iſt meines Vaters und mein Wille. Die Demoiſelle Kürſchlepper iſt ſo gut wie meine verlobte Braut; die öffentliche Verlobung wird nächſtens gefeiert werden."

„Und hat Euch Euer Vater nichts aufgetragen an mich, den alten Kurt Reiſig?"

„Er hat niemals Euern Namen genannt, alter Mann."

Da erhob ſich der Greis mit ungewöhnlich raſcher Bewegung. „Wo wollt Ihr hin?" fragte der Staatsrath, der ſeine Faſſung wieder gewonnen hatte, und faßte des Greiſes Hand. Aber ungeſtüm riß ſie dieſer zurück und ſprach barſch und zornig: „Ich habe hier nichts mehr zu ſchaffen. — Kaspar, führe mich!" herrſchte er Dörling zu, und Beide verließen den lauten, jubelnden Kreis, wo ihr Abgehen von keinem als dem Staatsrath bemerkt wurde. Die beiden Frauen, Bärbe und Chriſtel, blieben ſitzen, geſchmeichelt von der Ehre, die ihnen widerfuhr, und der junge Ruſſe war fort und fort um das ſchöne, verſchämte Kind und wußte mit freundlichen, zuthunlichen Worten Chriſtels Befangenheit bald genug zu verſcheuchen.

## 6.

## Der Betrug.

„Kaspar,“ begann Kurt mit tiefer, zitternder Stimme, Verrätherin ſeiner Aufregung, ſobald ſie aus dem Bereich der lärmenden Menſchen waren, „Du ſollſt jetzt Alles wiſſen, wie's damals mit dem Kinde der Schulmeiſterin, der betrügeriſchen Dorthe, zugegangen iſt. Es drängt mich, Dir nichts mehr zu verhehlen, werde daraus was da wolle. Es kann am Ende nichts Schlimmeres daraus werden, als was bereits geſchehen iſt. Mögen ſie's haben, die Schufte! Ich bin toll vor Zorn und Wuth.“

Kaspar hörte ſchweigend zu, ohne zu begreifen, was den Alten ſo plötzlich anderen Sinnes gemacht hatte. Er führte ihn tiefer in den Wald, wo er nicht fürchten durfte, daß ſie belauſcht würden, und der Greis begann mit einer faſt jugendlichen Heftigkeit: „Weißt Du, Kaspar, was Dich und Dein Haus um das Höhnling'ſche Vermögen gebracht hat? Ein gebrochenes Verſprechen und die Rache deshalb. Weißt Du, was mich jetzt nach ſo vielen Jahren zum Geſtändniß bringt? Ein gebrochenes Verſprechen und die

Rache deshalb. O kein Menſch ſollte jemals eine einmal gegebene Zuſage leichtſinnig brechen; das verpfändete Wort ſollte Jedem heilig ſein, dann würde viel Unheil nicht entſtehen. Höre mich an, Du wirſt Dinge erfahren, Die Du nicht geahnt haſt.

„Hans Chriſtoph Dörling, Dein Großvater, war ein hübſcher, ſchlanker Burſche, als er ſeine einundzwanzig Jahre zählte, trug ſich fein und hatte gute Manieren. Reich, wie er war, ließ er viel Geld aufgehen, hielt die Aermern in den Wirthshäuſern frei und wurde deshalb überall gern geſehen. Er hatte keine Geſchwiſter weiter, als eine einzige Schweſter, die aber wohl an zehn Jahre älter war, als er. Du weißt, daß ſie die erſte Frau des Schulmeiſters Höhnling in Schönau war. Ich habe ſie noch gar gut gekannt, und als Junge manchen Honigfladen von ihr erhalten. Dieſe Frau nun liebte ihren einzigen Bruder über die Maßen; ſie hatte ihn erzogen, denn die Mutter war frühzeitig geſtorben. Sie hatte mit ihrem Manne einen Ehepakt gemacht, worin ſie ſich gegenſeitig ihr Vermögen vermachten, wenn ſie ohne Leibeserben abſterben ſollten. Nach dem Tode des zuletzt Abgehenden ſollte aber das ganze Vermögen, ſowohl das Ihrige, als auch das Seinige — denn der Schulmeiſter war von Haus aus ebenfalls ein ſehr reicher Mann — an ihren Bruder Hans Chriſtoph Dörling fallen. Dieſer nun beſuchte als lediger Burſche ſeine Schweſter oft in Schönau. Da war die Tochter eines blutarmen Pechſieders das hübſcheſte Mädchen. Aber ſie war nicht allein ſchön von Geſtalt und Anſehen, ſie war auch ſchlau und pfiffig und, wie man zu ſagen pflegt, mit allen Waſſern gewaſchen. Du merkſt ſchon, daß ich die Dorthe Theilig meine. Hanchriſtoph vergaffte ſich in ſie; ſie wußte ihn gar ſchön zu kirren, und bald genug hatte er ſich mit ihr verplämpert. Er verſpricht ihr heilig und theuer die Ehe, und ſie ſorgte dafür, daß dieſes Verſprechen den Leuten im Dorfe nicht lange ein Geheimniß blieb. Aber weder ſein Vater, noch ſeine Schweſter waren damit einverſtanden; ſie heizten ihm tüchtig ein, und Handchriſtoph war ſchwach genug, ſich herumkriegen zu laſſen und ein andres reiches Mädchen zu heirathen, das ihm ſein Vater aufgeſchwatzt. Daraus entſtand alles Unglück. Dorthe Theilig that vor den Leuten, als mache ſie ſich nichts daraus, nach ein paar Wochen war ſie aber mit dem Knechte eines Balſamsträgers auf und davon gegangen. Dieſer Knecht hieß Schwarzpfennig; Dorthe wurde ſeine Frau in Unterwellenbach. Handchriſtoph aber lebte mit ſeiner Frau ſehr unglücklich und verlor, da ſie eine Verſchwenderin und üble Wirthſchafterin war, faſt all' ſein Vermögen. Ich kann hier kurz ſein, denn Dir iſt bekannt, daß die Frau Höhnling ſtarb, ohne Kinder zu hinterlaſſen. Nun begann Dorthe's Rache an Deinem Großvater. Sie kam als Witwe nach Schönau zurück und machte ſich an den alten, ſchwachen Schulmeiſter, wurde ſeine Haushälterin und ſchon nach ein paar Monaten ſeine Frau. Von ihrem erſten Manne hatte ſie einen Sohn, Andres Schwarzpfennig, der wiederum Knecht eines Balſamsträgers war, ein Menſch in meinem Alter; er war zwanzig, ich achtzehn Jahre. Durch das Glück ſeiner Mutter wurde er verdorben. Sie ſteckte ihm viel Geld zu, und er verlangte immer mehr von ihr, wurde ein arbeitsſcheuer Taugenichts und ein wüſter Trunkenbold und wohnte nur in Schenken und Wirthshäuſern. Auf Frau Dorthe's Betrieb wurde ihrem Manne ein Subſtitut geſetzt, ein Menſch, den ſie früher ſchon gekannt hatte, und den ſie für ihre Pläne tauglich fand. Nun, Du kennſt ihn, er iſt der Herr Anton Kürſchlepper, der reichſte Mann in der Stadt. Mit Hülfe deſſelben und ihres liederlichen Sohnes, heckte Frau Dorthe den teufliſchen Racheplan an Hanchriſtoph Dörling aus. Mit ſchwerem Gelde gewann ſie die Hebamme des Dorfs, und dieſe war meine Mutter. Dieſe zog mich in's Geheimniß, und auch mein leichtſinniges Gemüth wurde mit Geld erkauft. Ebenſo eine Nachbarin. Als Alles gehörig vorbereitet war, ſtellte ſich Frau Dorthe geſegneten Leibes." —

„Wie? Sie ſtellte ſich nur ſo?" unterbrach Kaspar erſtaunt den Erzähler.

„Freilich, das war Alles Lüge. Sie ſpielte ihre Rolle ſehr geſchickt, ſo daß Niemandem ein Zweifel beikam, nur hatte man über die Vaterſchaft abweichende Anſichten. Als das Komplott nun ſeine Zeit erſehen hatte, wurde ich beauftragt, ein todtes Kind zu ſchaffen. Sie wollten ganz ſicher gehen. Dies machte mir aber nicht geringe Schwierigkeiten. Ich zog weit umher unter allerlei Vorwänden. Unterdeſſen war der alte Höhnling plötzlich geſtorben, und ſchon damals fuhr mir der Gedanke durch den Kopf, ob ihn wohl Andres Schwarzpfennig nicht mit ein paar Tropfen aus dem Wege geſchafft haben möchte. Die Balſamsträger kochen ſcharfe Gifte, und in dem alten ehrlichen Manne mußten ſie einen Verräther fürchten. Ja ſein Tod mußte ja erſt ſtatt finden, wenn ihr Plan überhaupt Sinn und Verſtand haben ſollte. Das erlogene Kind mußte ja auf die Mutter ſterben. Hätte der Vater deſſelben, oder vielmehr der ſcheinbare Vater des vorgeſpiegelten Kindes bei deſſen erheuchelter Geburt und Tod noch gelebt, ſo wäre ja das Kind nicht ſein Erbe geweſen, und das Vermögen nicht in Dorthe's

Beſitz gekommen. Der alte gute Schulmeiſter iſt alſo jedenfalls durch Andres Schwarzpfennigs giftmiſcheriſche Hand gefallen, und ſeine Mutter, wie Anton Kürſchlepper wußten um den Mord, oder ſie brachten dem alten Herrn ſelbſt die Arznei bei. Ich war damals noch zu dumm, um Alles einzuſehen, lag auch in der Umgegend auf der Lauer, und das Geld hatte mich verblendet. Endlich gelang es mir zu erfahren, daß ein Kind ſechs Stunden von hier ein paar Stunden nach ſeiner Geburt geſtorben und begraben worden ſei. Ich ſtahl das Würmchen in der Nacht aus ſeinem Grabe und brachte meinen Raub nach Schönau. Am andern Morgen verbreitete ſich die Nachricht im Dorfe, die Frau Schulmeiſterin ſei in der Nacht von einem Töchterchen entbunden worden, das aber nur einige Stunden gelebt habe. Viele Leute eilten herzu und ſahen das todte Kind, das gegen Abend abermals begraben wurde. Seine Geburt und Nothtaufe wurden von Anton Kürſchlepper in's Kirchenbuch eingetragen. Meine Mutter, die Nachbarin, Kürſchlepper, Andres und ich beeidigten vor Gericht, daß das Kind einige Stunden gelebt habe. Kürſchlepper beſchwichtigte mein Gewiſſen mit der Vorſpiegelung, daß ich ja keinen falſchen Eid ſchwöre, da ja dieſes Kind wirklich ein paar Stunden gelebt, und ein paar hundert Thaler, für uns arme Leute ein großer Reichthum, thaten das Uebrige. Aber das Geld brachte mir keinen Segen; zwei Jahre nach dem Tode meiner Mutter hatte ich keinen Groſchen mehr davon. Mein Gewiſſen nagte mir aber wie ein böſer Wurm an der Seele, und nur die Furcht vor der Strafe verſchloß mir den Mund. Denn Kürſchlepper hatte mir geſagt, daß ewige Zuchthausſtrafe mit Leibeszüchtigung mein Loos ſein würde, wenn ich das Mindeſte von unſerm

Betrug verriethe. Ich lebte lange Jahre in großer Angſt. Nach und nach ſtarben die Frau Dorthe, als Kürſchleppers Ehehälfte — ſie richtete ſich durch den Trunk zu Grunde — meine Mutter, die Nachbarin und Andres Schwarzpfennig; und ich wurde allmählig ruhiger. Nun leben nur noch zwei im hohen Alter, Anton Kürſchlepper und ich. Aber ich habe ſeitdem dieſen Kürſchlepper gehaßt, wie einen hölliſchen Geiſt, denn er war's, der mich zu der Sünde beſchwatzte, der mich zur Miſſethat verführte. Jeder Athemzug, der mir aus der Bruſt ſteigt, iſt Haß gegen dieſen Mann. Wie ſich meine Theilnahme an jenem böſen Handel in meinen ſpäten Lebenstagen an mir beſtraft, weißt Du ja. Ich liebe meine Enkelin über Alles; ſie iſt mein Engel, meine Wohlthäterin. Wäre ſie nicht, ich hätte ja verhungern müſſen; denn der elende Anton Kürſchlepper hat ſich nicht mehr um mich bekümmert. Es wäre mir aber auch nicht möglich geweſen, von dieſem Elenden die kleinſte Wohlthat anzunehmen. Lieber wäre ich umgekommen. Du weißt nun, wie Du um das Höhnling'ſche Vermögen betrogen worden biſt."

Der Greis ſchwieg erſchöpft.

Kaspar, der mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit zugehört hatte, fragte: „Und weiter habt Ihr mir nichts zu erzählen?"

„Es iſt genug für Dich."

„Und doch ließ mich der Eingang Euerer Erzählung auf einen zweiten Theil dieſer ſeltſamen Geſchichte ſchließen."

„Hab' ich das verrathen? Hab' ich? Nun ja, ſie hat noch einen zweiten Theil, aber er geht Dich nichts an, ſondern mich allein und allenfalls den ruſſiſchen Herrn Staatsrath, den geadelten Schwarzpfennig.

Geadelt! es iſt zum Lachen! Und doch nicht veredelt! Du ſollſt ſchon den zweiten Theil der Geſchichte auch noch erfahren. Nur heute nicht. Ich habe heute ſchon viel zu viel geſchwatzt und fühle mich müde und matt. Laß mich unter dieſem Baume ruhen, und dann führe mich heim. Die Weibsleute werden den Weg allein finden. Ihr Herz iſt ohnedies geblendet und gefeſſelt von dem hölliſchen Mammon. Das Blut, das daran klebt, halten ſie für eine ſchöne Purpurfarbe. — Mich friert's, Kaspar! Ich glaube, ich lebe nicht lange mehr. Was ſoll ich auch noch auf der Welt, nachdem ich habe erleben müſſen, daß Andres Schwarzpfennigs Enkel Anton Kürſchleppers Enkelin freit.“

Kaspar erſchrak über die letzte Aeußerung des Greiſes. Der Tod deſſelben konnte zu keiner Zeit ſchrecklicher für ihn ſein, als gerade jetzt, wo der geſpielte Betrug ihm klar war und er noch keinen Vortheil von dem Geſtändniſſe gezogen hatte. Seine von der heftigſten Unruhe gequälte Seele vergaß die Braut, heiße Pläne fuhren durch ſein Gehirn, und während der Alte neben ihm auf den friſch duftenden Waldkräutern erſchöpft eingeſchlummert war, überlegte Kaspar fort und fort, wie er es am klügſten anzufangen habe, ſich in den Beſitz des ſeiner Familie geraubten Vermögens zu bringen. Seine Ungeduld konnte kaum das Erwachen Karls erwarten, dann führte er ihn nach Hauſe und brachte ihn auf das Faulbett. Er ſelbſt verließ dann eilig das Haus und beflügelte ſeine Schritte der Stadt zu.

## 7.

# Herr Anton Kürſchlepper.

Auf dem Marktplatze in S. ſprang einem ſogleich ein großes dreiſtockiges Haus in die Augen, das ſich neben ſeinen zweiſtockigen Nachbarn recht wie ein übermüthig reicher Mann ausnahm. In der That war es das höchſte, größte und ſchönſte Haus in der ganzen Bergſtadt, und ſein dekorirtes Aeußere ließ auf den Reichthum ſeiner Gemächer ſchließen. Die Außenwand war in große Felder abgetheilt und die Fächer in denſelben mit Stukaturarabesken geziert. Den hohen Fenſtern von Spiegelglas gaben grüne maſſive Jalouſien ein pomphaftes Anſehen, die eichene künſtlich ausgeſchnittene Hausthür prangte mit ſchwerem meſſingenen Klopfer und Schloß, mächtige Drachenköpfe mit weit aufgeriſſenem Rachen ragten von der breiten Dachrinne weit vor, um das von ihr zu empfangende Regenwaſſer auszuſpeien.

Gegen Abend des zweiten Pfingſtfeiertages war es in dieſem Hauſe ſtill und einſam, wie überhaupt in der ganzen Stadt. Ein alter Diener, ein im Hauſe grau gewordenes Inventarſtück, lungerte am Fenſter der untern Stube, und daneben im beſſer möblirten Zimmer waltete der noch ältere Hausherr, ein kleiner ſtämmiger Mann mit dürftigem ſchneeweißen Haar und einer rothbraunen Glatze, übrigens wohlgenährt, und im kirſchrothen Geſichte das hervorragende Zeugniß tragend, die lange kupferfarbene Naſe, daß die Flaſche ſeine Freundin ſei, nach welcher man ſich auch nicht weit umzuſehen brauchte; ſie ſtand auf dem Tiſche neben ihm. Der bequeme Hausrock, die kurze Hoſe, die lange Weſte des alten Herrn waren von echtem ſchwarzen Sammt, aus welchem am Halſe und an den Handgelenken blüthenweiße feine Leibwäſche hervorlugte; ſchwarzſeidene Strümpfe wurden durch goldene Schnallen oben feſtgehalten, ein paar koſtbare Ringe blitzten an ſeinen Fingern. Man ſah das Bild des Reichthums und des Wohllebens in dieſem alten Herrn; und man würde ihn auf den erſten Blick für einen ſehr reichen und vornehmen Mann gehalten haben, wenn er eben auch nicht eine Beſchäftigung vorgehabt hätte, die in der Regel nur reichen Leuten zukommt. Er ſtand nämlich vor einer großen und ſchweren, mittels ſtarker Schrauben an den Boden befeſtigten Geldkiſte, deren ſechs maſſive Schlöſſer geöffnet und deren Deckel zurückgeſchlagen war, und zählte Geldrollen daraus auf den daneben ſtehenden Tiſch, von Zeit zu Zeit die Summen mit Bleifeder auf ein Papier notirend. Staatsobligationen, Schuldverſchreibungen, Banknoten, Säckchen mit Gold paſſirten dann die Revue, und ein daneben liegendes Kontobuch wurde zuweilen um Rath gefragt. Endlich war er fertig, trocknete ſich den Schweiß von der Stirne, ſchenkte ſich ein großes Glas Burgunder ein, leerte es in einem Zuge, und ſagte, die Thüre ein wenig öffnend in die andere Stube hinaus: „Weißt Du, Jakob, was wir der Annalieſe mit nach Rußland geben? Hundert und fünfzig tauſend Thaler. Damit kann ſie, will ich hoffen, die Frau Staatsräthin und adlige Dame ſpielen. Hundert tauſend Thaler behalte ich für mich zurück, die bekommt ſie ja auch einmal, und ein zwanzig tauſend Thälerchen hängen immer noch darum herum, die ſie einmal als Nadelgeld anſehen mag. — Aber was haſt Du denn vor, Jakob? Was brämmelſt Du und ſchneideſt Geſichter?"

„Ich weiß nicht, was der Menſch bei uns will," ſagte der alte Diener mürriſch. „Kommt da ſpornſtreichs und erhitzt quer über den Markt her und gerad' in's Haus herein. Iſt mir doch all' mein Lebtag' ſo was noch nicht vorgekommen."

„Wer denn? Wer denn?" fragte erſt und kreiſchte dann der Hausherr. Aber es war nicht mehr Zeit zum Antworten, denn raſch, ohne erſt anzuklopfen oder um Erlaubniß zu bitten, trat Kaspar Dörling in die Stube.

Mit jenem impertinent ſtolzen Blick, den man nur an den reichen Fabrik- und Handelsherren dieſer kleinen Bergſtädte kennen lernen kann, wenn ſie mit ihren Arbeitern ſprechen, maß jetzt der reiche Greis den armen Jüngling, und die Frage folgte auf der Stelle: „Was wollt Ihr? was brecht Ihr in mein Haus wie ein Toller?" Er würde mit dem Burſchen noch weit gröber verfahren ſein und ihn mit „Du" angeredet haben, wenn jener nicht ein Dörling geweſen wäre.

„Und wer bürgt Euch dafür, Herr Kürſchlepper, daß ich kein Toller bin?" rief Kaspar mit finſterm Blick, „der den Verſtand verloren hat über den abſcheulichen Betrug, den Ihr mir, meinem Vater und Großvater geſpielt habt, über einen zum Himmel ſchreienden gottloſen Betrug, den ich heute erſt in ſeiner ganzen Gräßlichkeit erfahren habe."

„Jakob, Jakob, wirf den Kerl hinaus!" kreiſchte Herr Anton Kürſchlepper; aber Jakob rührte ſich dem ſtämmigen Kaspar gegenüber nicht. „Ruf' die Knechte herein!" Jakob zuckte mit den Achſeln; denn die Knechte waren nicht zu Hauſe. „Hol' die Wache mit dem Spieß! Nein, nein, bleib hier!“ Und mit einem für ſein Alter viel zu ſchnellen Sprunge war Herr Kürſchlepper in ſeiner Stube, ſchlug die Thüre derſelben zu, und verriegelte ſie von innen. Kaspar trat hart an die Thüre und ſprach mit lauter Stimme: „Weder die Wache mit dem Spieß wird Euch etwas helfen, noch Euer Riegel an der Thüre. Wißt, daß ich vom alten Kurt Reiſig in Tanneberg heute erfahren habe, daß Euere erſte Frau, die Dorthe, von ihrem zweiten Manne, dem Schulmeiſter Höhnling in Schönau, niemals ein Kind gehabt hat, daß das Kind erlogen war, daß Kurt eine Kindesleiche geſtohlen hat, um ſie für das von der Schulmeiſterin geborene Kind auszugeben, daß Ihr mit Andres Schwarzpfennig, der Schulmeiſterin Sohn, zuſammen den alten Schulmeiſter vergiftet habt, daß Ihr —“

In dem Augenblick wurde die Thüre von innen wieder haſtig entriegelt und geöffnet, und todtenbleich, an allen Gliedern zitternd trat der Greis heraus, hielt mit der einen Hand dem Burſchen den Mund zu, während er ihn mit der andern in ſeine Stube hineinzog.

„So ſchweig doch!“ flüſterte er dazu, „und ſchreie die unſinnigen Dinge, die Dir der alte Narr, Kurt, aufgebunden hat, nicht ſo hinaus. Die Leute könnten es ja hören und glauben, es ſei ein wahres Wort daran.“

„Ich würde ſie bald genug überzeugen können, daß kein falſches daran ſei.“

„Ihr ſeid nicht recht bei Troſt, junger Menſch,“ fuhr der Greis in einem beſänftigenden Tone fort. „Bedenkt doch nur, was Ihr für dummes Zeug ſchwatzt! Wie könnt Ihr ſo etwas beweiſen wollen?

Ihr brächtet Euch ſelbſt in des Teufels Küche. Mir aber würdet Ihr nicht das Mindeſte ſchaden. Aber ſchon das bloße Gerede, ſo albern und abgeſchmackt es auch klingt, wäre mir unangenehm. Wer läßt ſich gern in der Leute ungewaſchenen Mäulern herumtragen! Nehmt Vernunft an, Herr Dörling. Schweigt von dem Gerede des Kurt, der wahrlich nicht mehr bei Verſtand iſt. Der alte Kopf iſt ihm ſchwach geworden, und er redet wie ein Irrſinniger."

„Sprecht mir nicht ſo, Herr Kürſchlepper!" fuhr Kaspar wieder hitzig empor. „Ich werde den alten Kurt vor das Oberamt ſtellen und von den Aerzten unterſuchen laſſen."

„Ei bewahre!" begütigte der Greis wieder. „Nichts Oberamt, nichts Aerzte! Wir wollen die Sache unter uns abmachen und gar nicht an die große Glocke ſchlagen. Ihr ſeid arm, und mich dauert Eure Lage, mich hat der Herr geſegnet. Nehmt dieſen Beutel! Es ſind fünfhundert Thaler in blanken holländiſchen Dukaten drin. Damit iſt Euch geholfen. Außerdem — ich habe gehört, daß Ihr Euch mit einem hübſchen Mädchen aus Tanneberg verlobt habt, ich will ſie gut ausſtatten."

„Ihr ſcheint aber nicht zu wiſſen, daß dieſes Mädchen die Enkelin, Wohlthäterin und Ernährerin des alten Kurt Reiſig iſt, und daß der Alte entſchloſſen iſt, ſein Verbrechen noch im Zuchthauſe zu büßen und Alles vor Gericht auszuſagen, was er weiß, um ſich dankbar gegen ſeine Enkelin zu bezeigen und ihr als meiner zukünftigen Frau wieder zu dem Vermögen zu verhelfen, um welches er mich in Gemeinſchaft mit Euch einſt für einen ſchnöden Lohn betrogen hat."

„So, ſo!" verſetzte der alte Kürſchlepper von neuem denkt an das Sprichwort vom Sperling in der Hand. Im Oberamt ſitzen lauter gute Freunde von mir, in der Landesregierung, in der Reſidenz desgleichen. Man wird Euere Klage gar nicht anhören; Euch ſofort zurückweiſen. Drum ſeid klug und nehmt die ungeheure Summe.“

Aber Kaspar hatte in die volle Geldkiſte und in Kürſchleppers bleiches Geſicht geblickt. „Wir wollen doch verſuchen, ob im Oberamt und in der Landesregierung Euere Freundſchaft oder die Gerechtigkeit zu Gerichte ſitzt. Es können dann leicht noch ganz andere Dinge zur Sprache kommen.“ Damit wandte er ſich zur Thüre.

Seine letzten Worte machten auf den Greis wiederum eine fürchterliche Wirkung. „So lauft doch nicht wie ein Narr fort. Nehmt zehntauſend Thaler. Mehr kann ich nicht geben, es iſt mein ganzes Vermögen.“

„Ich will's vor Gericht zählen!“ ſagte Kaspar kalt. „Bis morgen Mittag habt Ihr Zeit.“ Damit ging er.“

## 8.

## Schlimme Wendung.

Kürſchlepper wollte aufſpringen, um ihn zurückzuhalten, aber die Kräfte verſagten ihm. Mit dem nur noch ſchwach herausgeſtoßenen Worte: „Teufel“ ſank er in Ohnmacht. Der alte Jakob mühete ſich ab, ihm mit allerlei Spirituoſen wieder zum Bewußtſein zu helfen, entkleidete ihn dann ſtumm und kopfſchüttelnd und brachte ihn zu Bette. Dann holte er ſchnell den Hausarzt herbei, lief mit dem Recept nach der Apotheke, und machte in der Küche Anſtalt, Kamillenthee zu kochen. Nach ein paar Stunden ließ ſich fröhliche Muſik und Jubel auf der Straße vernehmen. Ueber den Markt herüber wälzte ſich ein breiter Menſchenzug, in der Mitte Annalieſe in ihrem Korbwagen, rechts und links die beiden jungen Herren aus Rußland zu Pferde, mit ihren berittenen Dienern, voran die blaſende Muſikbande und Hunderte lärmenden Volks hinterher und zur Seite. Alſo mit Tuſch und Trompetengeſchmetter paſſirten Wagen und Reiter in's Haus, die Muſikanten aber ſtellten ſich vor demſelben auf, um Herrn Anton Kürſchlepper eine fröhliche Nachtmuſik zu bringen, der dazu grimmige Geſichter ſchnitt und manchen gottloſen Fluch murmelte.

Annalieſe war über die Nachricht, daß ihr Großvater plötzlich erkrankt ſei, eben nicht beſtürzt, vielmehr warf ſie dem Staatsrathe einen bedeutungsvollen Blick zu, den man leicht hätte deuten können: „Es wäre ja recht ſchön, wenn wir hier nichts zurückzulaſſen brauchten, ſondern alles Geld und Gut mit nach Rußland nehmen könnten." Und er nickte recht freundlich, als wollte er ſagen: „Ich verſtehe Dich, mein Schätzchen. Mir wär's auch ſchon recht, wenn der Alte abführe."

Hierauf verfügte ſich Annalieſe zum Großvater, um ſich nach ſeinem Befinden zu erkundigen. Zitternd reichte er ihr die Hand und bat ſie um eine Stunde. Er habe höchſt Wichtiges mit ihr zu reden. Doch ſollte ſie vorher Jedermann aus ihrer Nähe entfernen, damit kein Ohr auch nur eine Sylbe von ſeinen Worten erlauſchen könne. Seltſam geſpannt von dieſer

Einleitung, ertheilte Annaliese den Befehl, und trat dann wieder in die Stube des Großvaters.

„Annaliese," sagte er mit weicher, zitternder Stimme, die sie an ihm gar nicht kannte, und geschlossenen Augen, um ihren Schreck nicht zu sehen, „ich habe Dir etwas zu sagen, worauf Du keinerlei Weise vorbereitet bist. Es hängt jetzt ganz allein von Dir ab, ob wir in ein paar Monaten blutarme Leute sein und ich am Galgen sterben soll, oder wir in unsern gewohnten Verhältnissen fortleben und nur hinsichtlich der Zukunft einiges anders machen sollen, wie wir uns vorgenommen hatten."

„Um Gotteswillen, Großvater, seid Ihr bei Verstand!" rief Annaliese auf's Aeußerste erschrocken.

„Ich dachte es wohl, daß Du mich für verrückt halten würdest," fuhr Herr Anton Kürschlepper fort, „aber ich bin bei vollkommen klarem Verstande, um die ganze Gräßlichkeit meiner Lage einzusehen. Fordere nicht, mein Kind, daß ich Dich zur Vertrauten meiner Lebensschicksale mache. Es kommt mir schon sauer genug an, zu gestehen, daß ich einst in Deinem Alter, von Leidenschaften verblendet, ein Verbrechen begangen habe, dessen Entdeckung mir heute angedroht worden ist. Mein Kind, ich habe unser Vermögen auf unredtliche Weise an mich gebracht. Meine erste Frau verführte meine Unerfahrenheit zu Schritten, die ich später oft bereut habe. Jahre lang habe ich vor einer Entdeckung gezittert, und nun, wo ich endlich sicher zu sein glaubte, tritt mir das verderbendrohende Gespenst meiner That plötzlich in den Weg. Du allein kannst mich retten."

„Aber womit, Großvater?" weinte Annaliese. „Ich will ja gern Alles thun, was Euch förderlich ist. Worin besteht das Mittel Eurer Rettung?"

„Du darfſt nicht des Staatsraths, ſondern mußt Kaspar Dörlings, des Schloßmachers, Frau werden.“ Annalieſe erbleichte noch mehr.

„Herr Gott, wie iſt das möglich!“ ſeufzte ſie auf. „Der Staatsrath hat Euer und mein Wort; ich bin ſeine Braut. Großvater, wie ſoll das angehen? Ich begreife es nicht.“

„Du würdeſt doch nicht ſeine Frau werden, denn die Enkelin eines Gehenkten, die blutarme, verhöhnte und verſpottete Annalieſe Kürſchlepper würde er nicht zum Altare führen. Es gäbe nur ein Mittel, wenn Du in dieſer Nacht noch mit ihm flöheſt, und mein Hab' und Gut mit Dir nähmſt, mich aber meinem Schickſals überließeſt. Ich brauchte dann nichts mehr, denn der Tod am Galgen wäre mir gewiß, wenn ich es nicht vorziehen würde, mich ſelbſt an den erſten beſten Nagel aufzuhenken. Nur dadurch kannſt Du mich vom Tode der Schande retten, daß Du Kaspar Dörlings Frau wirſt.“

„Aber Kaspar Dörling hat ja eine Braut, die Chriſtel Scharf in Tanneberg, die Enkelin des alten Kurt Reiſig, des Nagelſchmieds.“

Der Kranke fuhr zuſammen bei Nennung dieſes Namens. „Weh, o weh!“ jammerte er. „Es wird nichts helfen! der alte Nagelſchmied wird dann aus Rache gegen mich doch vor Gericht treten. Gerade Kurt Reiſig iſt mein Feind, mein Verderber. Wenn wir nur die Chriſtel Scharf zu einer Untreue gegen Kaspar Dörling verleiten könnten; ich wollte gleich tauſend Thaler darum geben, wenn ſie ſchnell einen Andern zum Mann nähme. Dann wäre uns geholfen. Es würde Dir nachher leicht werden, den Kaspar zu fangen und an Dich zu feſſeln. Biete all' Deinen Scharfſinn auf, mein kluges Mädchen, um dieſe Wege einzuſchlagen, die allein zu unſerer Rettung führen.“

„So lange Ihr mir nicht erzählt, Großvater, wie alle dieſe Dinge zuſammenhängen, iſt mein Wille gebunden. Wollt Ihr, daß ich Eure Retterin ſei, ſo macht mich zur Mitwiſſerin Eures ſchauerlichen Geheimniſſes.“

„Ja, Du ſollſt Alles erfahren, Du verdienſt es. Wache dieſe Nacht bei mir, wenn alle Andern im Hauſe ſchlafen, will ich es Dir erzählen. Jetzt geh', mein Kind, und laß Dir nichts merken.“

## 9.

# Die Verſucherin.

Frau Bärbe Scharf war nicht wenig verwundert, als ſie in der Frühe des andern Morgens aus der Hinterthüre auf ihren Hof trat, um das zum Einheizen nöthige Brennmaterial zu holen, ſich aus dem Gäßchen über den Zaun herüber leiſe beim Namen gerufen zu hören, und in der Ruferin die reiche Annalieſe Kürſchlepper zu erkennen, die zwar viel bleicher, aber noch weit freundlicher und leutſeliger als geſtern ſie zu ſich heran winkte.

„Liebe Frau Bärbe,“ ſagte die Stadtjungfer geſchmeidig; „ich bin ſo früh aufgebrochen, um Euch auf ein großes Glück vorzubereiten, damit Euch nicht etwa ein böſes Ei hineingelegt wird. Doch hier iſt nicht der Ort, mich Euch mitzutheilen. Macht Euch doch einen Weg und kommt in einer halben Stunde hinauf auf den Katzenſtein, da will ich auf Euch warten. Haltet aber reinen Mund gegen Euere Tochter. Sie darf durchaus nicht eher erfahren, was ich für Euch thue, bis Ihr dem größten Glücke wohlgeborgen im Schoße ſitzt. Ich habe Euch und ſie geſtern gar lieb gewonnen, deshalb habe ich mich entſchloſſen, Alles zu Euerm Glücke zu thun, was in meinen Kräften ſteht. Aber noch einmal, ſagt ja jetzt Chriſteln kein Wort. Da habt Ihr eine Kleinigkeit, die Euch die Zunge binden ſoll. Schweigt Ihr, ſo ſoll bald mehr erfolgen. Plaudert Ihr aber, ſo iſt Alles verloren.“

Mit dieſen Worten ließ ſie ein Goldſtück in die Hand der Frau Bärbe fallen, und dies wäre beinahe zum Verräther geworden. Denn die glückliche Frau, die noch niemals ſo viel Geld gehabt hatte, konnte ihre Freude kaum bergen, und entging nur den Fragen der Tochter über ihre ungewöhnliche Erregtheit, daß ſie vorgab, eine gute Beſtellung auf Maikräuter erhalten zu haben, die zu ſuchen ſie ſich ſogleich aufmachte. Auf dem Katzenſtein fand ſie ſchon die Verkünderin ihres Glücks.

„Frau Bärbe,“ ſagte Annalieſe zutraulich und faßte die Hand der hochgeſchmeichelten Frau, „eigentlich iſt es unrecht, daß ich Euch verrathe, was ich in Bezug auf Euch weiß, aber meine Freude darüber iſt ſo groß, daß ich's nicht auf dem Herzen behalten kann, und dann möchte ich, wie ſchon geſagt, jedem etwaigen Hinderniſſe Eueres Glücks geſchickt vorbeugen.“

„Nun, was iſt's denn nur, ſchönes Mamſellchen?“ rief die Witwe neugierig.

„Der junge ruſſiſche Herr, der ſich geſtern hier auf dieſer Stelle ſo viel mit Euerem hübſchen Töchterlein unterhielt, iſt ein ſteinreicher Graf. Er hat an

Land und Leuten in Rußland eben ſo viel, wie unſer gnädigſter Landesfürſt, und wird dort auch einem Fürſten ganz gleich geachtet. Dieſer vornehme Herr hat ſich geſtern ſo in Euere Chriſtel verliebt, daß er geſtern Abend noch beſchloſſen hat, ſie zu heirathen.“

„I, du meine liebe Güte!“ rief die Frau höchlichſt überraſcht aus. „Meine Chriſtel eine Gräfin, eine Fürſtin! Mir wird ganz ſchwarz vor den Augen.“

„Damit noch nicht genug,“ fuhr Annalieſe fort, „er will Euch als ſeine Schwiegermutter auch mit nach Rußland nehmen, und Euch ein eignes Haus ſchenken, viel größer und ſchöner, als das unſrige in der Stadt, und eine Kutſche mit zwei Pferden dazu, und Diener und Kammerfrauen, ſo daß Ihr ferner wie eine Fürſtin werdet umherfahren können.“

„Ach Gott! Ach Gott! Sein Sie ſtill, Mamſellchen, ſonſt drückt mir die Freude das Herz ab.“

„Der junge Herr Graf wird heute ſchon zu Euerer Tochter auf die Freit kommen. Da wollt' ich Euch nur ſagen, daß Ihr ihm bei Leibe nichts in den Weg legt. Laßt ihn hübſch allein mit Euerer Chriſtel. Verſteht Ihr mich? Und ſorgt dafür, daß Ihnen der Kaspar Dörling nicht etwa in den Wurf komme. Von dieſem darf der Graf gar nichts erfahren. Ihr müßt Euch hübſch klug bei der Sache benehmen. Laßt es dem Kaspar bei Zeiten wiſſen, daß es mit ihm aus ſei. Und dahier habt Ihr noch Geld, falls es Euch an irgend etwas mangeln ſollte. Putzt Euere Stube recht ſchön auf. Und wenn's Euch an etwas fehlt, ſo kommt nur in die Stadt zu mir; ich will Euch Alles geben; denn ich will Euer und Euerer Tochter Glück.“

„Ach ja, ja! Alles wie Sie wollen, Sie engliſches Mamſellchen. In einer Kutſche ſoll ich fahren!

Wie ſoll ich mich denn nur dabei benehmen? Ach, womit haben wir denn ſolch ein erſtaunliches Glück verdient? Und wie heißt denn der Herr Fürſt?“

„Dimitri Ignaloff.“

„Den Namen kann ich gar nicht merken, aber er klingt ſehr vornehm. Ich weiß nicht, wo mir der Kopf ſteht. Was ſoll ich denn nur zuerſt beginnen?“

„Geht nach einer Stunde nach Hauſe und laßt Euerer Tochter ja nichts merken. Gegen Mittag, vielleicht ſchon früher wird der Herr Graf kommen. Dann thut, wie ich Euch gerathen habe.“

„Ja, ſo will ich's machen. Ich danke tauſendmal, ſchönes Mamſellchen! Gott vergelte es Ihnen! Aber Sie ſind ja ſchon reich genug.“ Sie küßte die Hand der Lächelnden und taumelte dann wonnetrunken in den Wald. Alle Bäume tanzten um ſie.

## 10.

## Guter Fortgang.

Annalieſe gelangte auf einem Umwege, das Dorf vermeidend, wieder zu ihrem Korbwägelchen, das ihrer an einer verborgenen Waldſtelle wartete, und war nach kurzer Friſt wieder zu Hauſe. Im Garten an demſelben fand ſie den jungen Ignaloff.

„Nun, gnädiger Herr,“ ſagte ſie, „Sie werden doch heute das Glück, das Ihnen in den wunderſchönen Augen der reizenden Wäldnerin lachte, ritterlich verfolgen?“

„Zauberin!“ rief der Ruſſe. Ich glaube, Sie können die innerſten Gedanken meiner Seele leſen.“

„O ich weiß ſogar noch mehr!“ fuhr Annalieſe ſchelmiſch fort. „Ich weiß, daß man Sie heute in dem kleinen ſchmucken Häuschen in Tanneberg erwartet, das die reizendſte Blume des Gebirgs beherbergt. Sie glücklicher Fremdling, Sie brauchen nur zu kommen und die Hand auszuſtrecken, um die köſtliche Blume zu pflücken, und ſie wird die Ihrige ſein. Das würde keinem unſerer Waldbewohner gelingen.“

„Dank für den gütigen Wink! Ich laß mein Pferd ſatteln, um heute wieder den duftenden Wald zu beſuchen. Ich geſtehe Ihnen gern, daß die heißeſten Liebesflammen für das unſchuldige Waldkind mein Herz durchlodern.“

„Glück auf den grünen Weg!“ rief Annalieſe und eilte an das Bett ihres Großvaters. „Seid ruhig!“ flüſterte ſie ihm zu, „es iſt Alles gut eingeleitet, und ich hoffe, es ſoll vortrefflich gehen.“ Dann ſchickte ſie den alten Jakob mit dem Auftrag zu Kaspar Dörling, er möchte doch die Güte haben und in einer Stunde zu einer freundlichen Beſprechung in ihren Berggarten kommen; ſeine Wünſche ſollten dort erfüllt werden. Dabei ſchärfte ſie dem Diener beſonders ein, ja nicht zu verrathen, daß nicht der alte Herr, ſondern ſie den Kaspar dort erwarten wollte. Hierauf warf ſie ſich in ein ſie ſehr gut kleidendes Negligé, das alle ihre Reize vortheilhaft hob und unterſtützte, endlich packte ſie einer Magd einen Korb voll des beſten Weins aus dem Keller und Leckerbiſſen aus der Küche und Vorrathskammer, und begab ſich mit ihr, ohne einem Menſchen ein Wort zu ſagen, nach dem hochgelegenen Berggarten, wo ein kleines, aber niedliches und gut eingerichtetes Haus die Stadt und das Thal beherrſchte. Die Magd wurde mit dem ſtrengſten Gebot des Schweigens entlaſſen, und nun warf die üppige Annalieſe die Haube ab, daß ihr volles ſchwarzes Haar in Ringeln und Locken auf den blendend weißen Nacken fiel, und lugte mit Herzklopfen den Pfad hinab. Nicht lange und ſie ſah Kaspar Dörling haſtig herauf ſchreiten. Sie warf ſich auf das Sopha in eine verführeriſche Lage und ſtellte ſich ſchlafend. Behutſam und mißtrauiſch öffnete Kaspar die Thüre, und war höchlich erſtaunt, ſtatt des Greiſes, den er hier gewiß vermuthet, das reizende Mädchen zu finden. Und in welcher ſinnberauſchenden Lage! Sein Auge wurzelte in dieſen Reizen, ſein Fuß im Boden. Er ſtand wie eine Bildſäule; kein Athem ſchien aus ſeiner Bruſt zu gehen. Endlich dachte er an ſich und wollte ſich wieder entfernen. Da ſtellte ſie ſich vom Geräuſch ſeiner Schritte erwachend. „Bleibt, bleibt, Herr Kaspar Dörling!“ rief ſie ihm mit der ſüßeſten Stimme zu. „Warum wollt Ihr wieder gehen? Ich war, Euch erwartend, von der Wärme des Tages eingeſchlummert, ohne es ſelbſt zu wiſſen.“

„Ich glaubte Euern Großvater hier zu finden,“ ſtammelte der blöde Jüngling verlegen.

„Er iſt krank und liegt zu Bette. Deshalb hat er mich geſchickt, um mit Euch zu verhandeln. Ihr braucht Euch nicht zu geniren; ich weiß Alles. Setzt Euch her zu mir, lieber Herr Kaspar. Doch erlaubt mir, bevor wir auf unſern Gegenſtand kommen, daß ich Euch ein Glas Wein kredenze. Wir wollen zuſammen anſtoßen und auf glückliche Vereinigung trinken. Ich habe noch nicht gefrühſtückt, Ihr nehmt doch einen kleinen Imbiß mit mir? So ſetzt Euch her. Ich freue mich ſehr, mit Euch allein zu ſein. Ich wollte, wir wären früher zuweilen zuſammen allein geweſen; es wäre vielleicht Manches anders und über den bewußten Gegenſtand gar kein Streit zwiſchen uns.“

Kaspar wußte nicht, wie ihm geſchah. Er hatte ſich von der ſüßen Schmeichlerin auf das Sopha ziehen laſſen, und die Stelle, wo er ſaß, war noch warm von der quellenden Schönheit ihres Leibes, ihr würziger Athem ſtreifte ſeine Wange, ihr feuriges Auge blickte ihn ſo zauberiſch verſtrickend an, ihre niedlichen Finger berührten beim Anſtoßen ſeine rauhe Hand, und es war ihm, als führe von ihnen ein Funke in ſie. Der Wein — es was das üppige Sonnenkind Maderas, und Kaspar hatte noch nie ſo köſtlichen, feurigen Rebenſaft getrunken — übte bald ſeine Wirkung, und der arme blöde Schloſſer hatte nach kurzer Friſt vergeſſen, weshalb er eigentlich hierher gekommen war. „Trinkt doch, lieber Meiſter, eßt! Thut mir den Gefallen!“ girrte ſie, und ſie legte ihm vor, ſie ſchenkte ihm ein, dabei kam ihr bloßer Arm, der ſich aus dem weiten Gewande herausſtahl, ſo nahe an ſeinen Mund, daß ihm der Biſſen darin quoll, die Kehle ihm wie zugeſchnürt war, und er das Glas ergreifen mußte, um nur die Speiſe hinabzuzwingen. „Ach, Sie ſind ſo hold und gut, Mamſell Annalieschen!“ ſtammelte er dann.

„Wenn Ihr nur hättet einſehen wollen, daß ich Euch vor Allen hold und gut war!“

Der Arm war ihm wieder vor dem Munde, und ſein glühender Kuß haftete darauf, er wußte nicht, wie es geſchehen war.

„Ei, ei, Meiſter Dörling!" drohte ſie mit dem Finger, „bei Euch trifft das Sprichwort ein: ſtille Waſſer ſind tief. Ihr verſteht es, einer Jungfrau ihr herzinnigſtes Geheimniß zu entlocken, was ſie gern für ewig verſchwiegen hätte. Wahrlich ich hätte nicht geglaubt, daß noch eine Stunde kommen würde, wo ich Euch gegenüber bekennen würde, daß — —"

„Was, liebſte Annalieſe?" drängte er und ſchlang den Arm um ihren Nacken über und über glühend.

„Daß Ihr in der Stadt an einem Mädchenherzen kalt und ſtolz vorübergegangen ſeid, das für Euch die zärtlichſten Gefühle hegte."

„Annalieſe, Sie hätten mich geliebt, liebten mich noch?"

„Darf denn das ein Mädchen einem Burſchen geſtehen, der eine Braut hat?"

„Eine Braut!" rief Kaspar erſchrocken. „Ja, ich habe eine Braut, und Sie ſind ja auch die Braut des Staatsraths."

„Das iſt nicht wahr, Kaspar; nur Du biſt mein Leben. Und Deine Braut iſt Dir nicht treu. Der ruſſiſche Baron Dimitri Ignaloff, der geſtern neben ihr ſaß, hat ſie gewonnen. Er iſt heute ſchon wieder hinauf nach Tanneberg."

Das ging Kasparn wie ein Stich durch's Herz, es wurde ihm ganz dumm im Kopfe. „Ach, lieber Kaspar!" girrte die Verführerin neben ihm, „als ich Dich geſtern am Katzenſtein ſah, erwachte meine ſchlummernde Leidenſchaft für Dich ſo heftig, daß Du mir es hätteſt anſehen müſſen, wenn Du ein Auge für mich gehabt. Du dauerteſt mich recht, daß die Chriſtel ſich gar nicht um Dich bekümmerte, und ſich gleich neben den hübſchen Baron ſetzt und ſich beſchwatzen ließ, während Du ſo allein an dem Baum ſtandeſt, Deinen Gedanken nachhängend. Da dachte ich: wäre der Kaspar Dörling doch dein Verlobter; wie wollteſt du ihn vor aller Welt auszeichnen und recht ſtolz auf ihn ſein.

„Dachteſt Du das?“ rief der Burſche wieder entzückt und ſtürzte ein Glas Wein hinab. „Es iſt wahr, die Chriſtel iſt ſo kalt gegen mich, und es ärgerte mich auch, daß ſie neben dem Ruſſen ſaß. Aber untreu iſt ſie mir doch nicht.“

„Ich will es von Herzen wünſchen,“ verſetzte Annalieſe höhniſch. „Es thut mir leid, daß ich Euch mein ſchwaches Herz verrathen habe. — Laßt uns nun von dem Geſchäfte reden, weshalb wir hierher gekommen ſind! Ihr habt vor, mich ganz arm zu machen, Herr Dörling. Könnt Ihr das wirklich wollen?“

„Annalieſe! Annalieſe, biſt Du mir bös?“ rief der Schloſſer verzweiflungsvoll. „Sieh, ich liebe Dich unſäglich.“

„So mache Dich von Chriſtel los und wirb bei meinem Großvater um meine Hand.“

„Morgen, morgen!“ ſtammelte der wein- und liebeberauſchte Jüngling.

Sie duldete ſeine Küſſe und erwiderte ſie, aber der ſtarke Wein that ſeine Wirkung bei ihm.

„Jetzt, mein geliebter Kaspar,“ ſagte ſie ſchmeichelnd, „gönne Dir einige Ruhe. Ich will heim und meinem Großvater auf Deinen Beſuch vorbereiten.“

Kaspar war gezwungen ihrem Rath zu folgen, und ſchlief nach wenigen Minuten feſt auf dem Sopha. Liſtig lächelnd ſchlich das ſchöne Mädchen fort, aber auf dem Wege nach Hauſe hätte man an ihrem trüben Auge, ihrer abgehärmten Wange ſehen können, was ihr der heutige Tag koſtete.

## 11.

## Die Verlobung.

Kaspar erwachte, als die Sonne ſich bereits ihrem Untergange näherte, und er würde Alles für einen tollen Traum gehalten haben, wenn er nicht gerade in Kürſchleppers Gartenhauſe erwacht wäre. Aber der böſe Zauber war — wenigſtens größtentheils — mit dem Weinrauſche verflogen. Nur der Gedanke an Chriſtel und die ihr aufgebürdete Untreue erfüllte ſeine Seele mit einem Gefühle, das aus Wehmuth und Bitterkeit gemiſcht war. Ohne ſich lange zu beſinnen, verließ er den Berggarten und ſtieg verdrießlich den Pfad nach Tanneberg hinauf. Unterwegs hatte er Muſe genug, ſich die heute erlebte Scene mit Annalieſe lebhaft in's Gedächtniß zurückzurufen, und wie die Phantaſie ſich ſtets der Erinnerung verbündet und ihre Bilder weit reizender ausſchmückt, als die der Gegenwart wirklich ſind, ſo geſchah es ihm auch, daß Annalieſe in Reizen vor ſeiner Seele ſtand, die ihre wirkliche Schönheit bei weitem überboten. Jedes ihrer Worte tönte ihm wie die ſüßeſte Muſik in der Seele wieder, er dachte daran, daß er mit Annalieſens Hand den ungeheuren Reichthum ohne alle Mühe erwerbe, und dazu das ſchönſte und herrlichſte Mädchen, die ihm ſelbſt geſagt, wie ſehr ſie ihn liebe. Indem er ſich auf dieſe Weiſe wieder in einen Sinnenrauſch hineingearbeitet hatte und über und über glühete, ſtürzte der Gedanke an Chriſtel wie ein kalter Waſſerguß über ihn und kühlte ihn wieder ab.

„Erſt will ich vor allen Dingen wiſſen, ob es wahr iſt, daß mir die Chriſtel untreu iſt,“ murmelte er vor ſich hin. Und ſo war er mit den widerſtreitendſten Gefühlen und Gedanken fort und fort beſchäftigt nach Tanneberg gekommen, er wußte nicht wie. Es war unterdeſſen Nacht geworden und die Uhr ſpät.

Leiſe ſchlich er um die Hecken der Gärten und durch das Gäßchen an Chriſtels Häuschen hinab. Ein ungewohnter Lichtſchimmer, der aus den Klinzen der Fenſterladen drang, fiel ihm ſchwer auf's Herz. Eine Gruppe Menſchen, von denen einige auf die Unterſchlagmauer ſtiegen und durch jene Klinzen in die Stube lugten, ſtand vor dem Hauſe und vermehrte Kaspars Herzſchläge. Behutſam näherte er ſich und zog die Mütze über die Stirne. „Was gibt's denn hier?“ fragte er einen kecken Jungen, der eben von der Mauer geſtiegen war.

„Da drin feiert die Chriſtel Scharf Verlöbniß mit einem ruſſiſchen Herzog,“ verſetzte der Junge. „Wenn Ihr in die Schenke gehen wollt, könnt Ihr Euch einen guten Abend machen. Der Herr Herzog hält Alles in Eſſen und Trinken frei, was dort einkehrt. Schier das ganze Dorf iſt dort verſammelt, und ich weiß nicht, wie viel Eimer Bier ſchon getrunken ſind.“

Jedes Wort des Jungen war ein Dolchſtich in Kapars Herz. Aber er wollte ſich mit eigenen Augen überzeugen, und ergriff mit zitternder Hand den Ladenwirbel, um ſich an demſelben auf die Mauer empor zu ſchwingen. Sein Auge thränte, als er es in die helle Stube richtete, und Anfangs ging Alles durcheinander. Endlich unterſchied er Geſtalten und ſah Chriſteln ſonntäglich geputzt, ihr gegenüber den Ruſſen, den Tiſch voll Weinflaſchen und Teller, daneben koſtbare Geſchenke. Der Ruſſe hatte Chriſtels Zitter in der Hand und ſpielte und ſang ihr ein Liebeslied vor. Die ganze Stube war mit Maien ausgeſchmückt, wie eine Laube. Jetzt kamen die Dorfmuſikanten und ſtellten ſich vor dem Hauſe auf, um Muſik zu machen. Kaspar zog ſich zurück und horchte nach den einzelnen Menſchengruppen hin, die ſich zahlreich verſammelten. Da vernahm er die erſtaunlichſten Dinge von Chriſtels künftigem fürſtlichen Stande und von den Geſchenken, die ihr der vornehme Bräutigam heute ſchon gemacht habe und noch machen werde. Er wußte genug und trat mit durchkältetem Herzen, die Weibertreue verfluchend, den Rückweg an. Inzwiſchen verſtand er ſich gar bald zu tröſten, und redete ſich ein, Chriſtels Untreue ſei ja ein wahres Glück für ihn. Ohne ſie würde er Chriſteln nimmermehr verlaſſen haben. So aber habe ſie ſelbſt das Band, das ſie verbunden, gelöſt, und er könne nun die weit ſchönere und reichere Annalieſe heirathen. Zuweilen ſchoß ihm eine Thräne in's Auge, wenn er bedachte, daß die geliebte Chriſtel nun auf ewig für ihn verloren ſei, aber dann träumte er ſich ſchnell wieder in ſein künftiges Glück hinein, und ſagte: „Chriſtel wird ja noch reicher und vornehmer als ich. So iſt uns Beiden geholfen. Wir wären doch unſer lebelang arme Leute geblieben.“

Heimgekommen konnte er faſt die ganze Nacht den Schlaf nicht finden; ſeine erregte Phantaſie gaukelte ihm die wunderlichſten Gebilde vor, ihnen folgten noch wirrere Traumgeſtalten, und als er früh erwachte, fühlte er ſich abgeſpannt und ermattet. Inzwiſchen traf er doch alle nöthigen Vorbereitungen zum Werbegange, klopfte den Sonntagsrock aus, bürſtete den Hute, wichſte die Stiefel, putzte die Knöpfe und zog ſein beſtes Hemd an. Endlich war er fertig und griff zum Stocke. Eine mächtige Unruhe folterte ſein Herz, aber er raffte all' ſeinen Muth zuſammen und ſchritt haſtig auf das reiche Haus zu. Jacob empfing ihn ſchon an der Thüre und führte ihn in die Stube des Herrn. Dieſer erhob ſich bei ſeinem Eintritte im Bette und ſtreckte ihm die Hand entgegen. Dadurch ermuthigt, brachte Kaspar ſtammelnd ſein Wort an und bat um die Hand der Enkelin.

„J von Herzen gern, wenn ſie Euch liebt und Ihr ſie, Herr Dörling, ſo iſt die Sache bald geſchlichtet. Ich habe nichts gegen Euch, Ihr ſeid mir als Mann meiner Enkelin eben recht. Setzt Euch nieder. Jacob, rufe die Annalieſe herbei!“

Sie kam, aber mit verweinten Augen.

„Sage mir, mein Kind, willſt Du Meiſter Dörlings eheliches Weib werden? Er hat ſo eben um Dich angehalten.“

„Ja!“ hauchte ſie hin, aber Kasparn entging der unterdrückte Seufzer nicht, womit ſie es that. Es ſchien ihm gar nicht Alles wie geſtern.

„So gebt Euch die Hände, meine Kinder: ich wünſche Euch von Herzen Glück!“ ſagte Kürſchlepper mit einem Tone, als ſei ihm ein Centnergewicht von der Bruſt gerollt.

„Ich habe nur die eine Bitte, Herr Sohn,“ fügte er dann hinzu, „daß wir mit dem feierlichen Verlöbniß, mit dem Aufgebot und der Hochzeit es anſtehen laſſen, bis die Gäſte, die ich jetzt in meinem Hauſe beherberge, abgereiſt ſind. Lange werden ſie ſchwerlich mehr verweilen.“

„Von Herzen gern,“ verſicherte Kaspar und trank von dem dargebotenen Weine, aber er wollte ihm bei weitem nicht ſo ſchmecken, wie geſtern. Annalieſe war einſilbig, erwiderte aber den ehrerbietigen Kuß, den ihr Kaspar reichte. Dieſem wurde es eng und unheimlich und er erſah deshalb die erſte Gelegenheit, um ſich ſchicklich zu empfehlen. Zwar wurde ihm leichter um's Herz, als er draußen war, aber er hatte doch den ganzen Tag mit recht widerwärtigen Gefühlen zu kämpfen, und es war ihm keineswegs zu Muthe, wie einem glücklichen Bräutigam.

## 12.

## Die ſchwere Wahl.

Die erſte ſchöne helle Stunde des folgenden Frühlingsmorgens fand Annalieſen im Garten am Hauſe. Sie hatte die ganze Nacht über kein Auge geſchloſſen, aber ſie hatte viel geweint und ſah bleich und abgehärmt aus. Ihre erkünſtelte Kraft war gebrochen. Ihre Unruhe trieb ſie von einer Laube in die andre und ſie hatte, tief in ſich gekehrt, nicht bemerkt, daß ihr der Staatsrath leiſe gefolgt war. Sie erſchrak daher nicht wenig, als er ihr plötzlich entgegentrat und ſie anredete: „Theure Eliſa, Dich drückt ſeit geſtern oder vorgeſtern ein ſchwerer Kummer, und vergebens bemüh't Du Dich, ihn mir zu verbergen. Womit habe ich mein ſüßes Mädchen beleidigt, daß ſie ihr bedrängtes Herz nicht vor mir ausſchüttet, mich nicht zum Theilnehmer ihrer Leiden macht?"

Ein gewaltſam aus ihren ſchönen Augen hervorbrechender Thränenſtrom war Annalieſe's Antwort. Er umſchlang ihren Nacken und hob mit der andern Hand ihr Köpſchen unter dem Kinn empor, um ihr in das reizende, jetzt getrübte Auge zu ſchauen, und fuhr fort: „Du haſt mich geſtern den ganzen Tag gemieden, Eliſe, und auch heute ſcheint es Dir nicht angenehm, daß ich Dir nachgegangen bin, um zu erfahren, was Du vorhaſt. Es muß ſich im Hauſe etwas ereignet haben, woraus man mir ein Geheimniß machen will. Aber ich frage Dich hiermit ernſtlich danach, und Du weißt, daß ich ein Recht habe, danach zu fragen."

„O frage nicht! Frage um Gottes willen nicht!" jammerte Annalieſe. „Ich kann und darf Dir doch nicht darauf antworten. Und das ſchneidet mir durch's Herz. Ein fürchterliches Geheimniß bindet auf ewig meine Zunge. Wiſſe nur das Eine, was Du erfahren mußt, daß wir für einander verloren ſind, und niemals angehören dürfen."

„Biſt Du bei Sinnen?"

„O wär' ich es nicht! Mir wäre wohler."

„Aber was ſoll das?"

„Ich bin geſtern durch die Hand meines Großvaters einem andern Manne verlobt worden, den ich nicht liebe, niemals lieben werde, der mir mehr als gleichgültig, ja der mir verhaßt iſt, weil er mich von der Pforte meines irdiſchen Himmels reißt, an deſſen Eingange Du mit ausgebreiteten Armen ſtandſt, um mich an Dein Herz zu ziehen. Auch meinem Großvater iſt dieſer Mann in der Seele zuwider, er hält ihn mit Recht für ſeinen größten Feind, und doch hat dieſer Mann — o wie abſcheulich! — mit Liſt überredet werden müſſen, um mich zu werben; o Feodor, ich habe mich dieſem Manne aufſchmeicheln müſſen! Das iſt gräßlich und frißt mir am Herzen. O ſüß- und heißgeliebter Feodor, Mann meiner erſten und einzigen Liebe, verlaß eilig dies Haus des ſtillen troſtloſen Jammers, der fürchterlichſten Verzweiflung, die nicht einmal laut klagen darf, ſondern all' den gräßlichen Schmerz ſtumm im Herzen verſchließen muß, ihn durch keinen Zug ihres Geſichts verrathen darf; wende Deine Schritte ſo ſchnell wie möglich aus dieſem Hauſe, wo das Dich liebende, von Dir geliebte Mädchen als ein unſchuldiges Opfer zur Sühne fremder Schuld fallen muß."

„Wie? ich ſollte Dich feig und kleinmüthig aufgeben. Nimmermehr!"

„Du mußt. Mein Großvater kann und wird Dir mich nicht zum Weibe geben."

„Ich werde ihn dazu zwingen. Und wenn mir auch alle Deine Worte Räthſel ſind, ſo will ich den Knoten doch raſch durch einen kühnen Schwertſtreich zerhauen." Mit dieſen Worten wandte er ſich raſch nach dem Ausgange des Gartens.

„Was willſt Du thun?" rief ihm Annalieſe ängſtlich nach.

„Du wirſt es bald genug erfahren," verſetzte er und verſchwand. Sie wußte nicht, ſollte ſie ihm folgen oder bleiben. Rathlos ſank ſie auf eine Bank, und rang wimmernd die Hände.

Der Staatsrath ging und erkundigte ſich, ob Herr Kürſchlepper wach ſei, und als man ihm dieſe Frage bejahete, trat er ohne Umſtände in's Zimmer. Der

Alte erhob ſich im Bette, in der Meinung, der frühe Beſuch habe nur eine ärztliche Bedeutung.

„So eben habe ich von Ihrer Enkelin das Geſtändniß erhalten, daß Sie dieſelbe gezwungen haben, ſich einem, von ihr ungeliebten Manne zu verloben. Ich komme deshalb, Ihnen zu ſagen, daß ich ältere Rechte an Herz und Hand Annalieſe's habe, und durchaus nicht geſonnen bin, zu Gunſten eines Andern darauf zu verzichten. Annalieſe muß meine Frau werden, Herr Vetter Kürſchlepper."

„Das muß ſie nicht; das kann ſie nicht; das darf ſie nicht!" rief der Greis mißmuthig und ſich bis zum Zorn ſteigernd.

„Herr!" rief der Staatsrath ebenfalls heftig, „ich ſchwöre Ihnen zu, daß ich mich nicht wie ein Narr an der Naſe führen und mich von Ihnen um das Mädchen betrügen laſſe. Ich werde Mittel finden, meine Anſprüche an ſie geltend zu machen."

„Sie haben keine Anſprüche, Herr Staatsrath. Nie gab ich Ihnen beſtimmt und feſt mein Wort; nie werde ich Ihnen ſolches geben. Meine Verhältniſſe erfordern gebieteriſch, daß Annalieſe das Weib des Mannes werde, dem ich ſie geſtern verlobt."

„Aber ſie liebt ihn nicht."

„Einerlei. Sie wird ihn lieben lernen. Und Sie würden ſehr wohl thun, dem Mädchen dieſen nothwendigen Schritt nicht zu erſchweren, und mich überhaupt ſehr verbinden, wenn ſie mein Haus bald verließen. Nach dem, was nach dem Gebot der Umſtände hier geſchehen iſt und in den nächſten Tagen noch geſchehen muß, kann Ihnen ſelbſt der Aufenthalt darin kein angenehmer ſein, und in Ihrem eigenen Intereſſe wünſche ich kein längeres Verweilen von Ihrer Seite."

„Daß ich ein Narr wäre!“ brauſte der Staatsrath auf. „Nein, Herr Kürſchlepper, Sie geben mir Lieschen zur Frau, oder —“

„Oder? — Und wenn ich nun doch nein ſage?“

„So klage ich Sie als Mörder meines Großvaters Andreas Schwarzpfennig an; denn Sie haben ihn meuchlings im Gebirge erſchoſſen, der alte Kurt Reiſig in Tanneberg und mein Vater, der ſogleich aus Rußland kommen wird, werden die Beweiſe beſtätigen, die wir gegen Sie in den Händen haben.“

Der kranke Greis war mit einem dumpfen Schreckenslaut in das Kiſſen zurückgefallen und ſuchte Auge und Ohr vor der drohenden Geberde und Stimme des Staatsraths zu verhüllen. In dieſem Augenblicke trat Annalieſe, von dem lauten Wortwechſel herbeigezogen, in's Zimmer. Einige Minuten des peinlichſten Schweigens verſtrichen.

„Was gedenken Sie nun zu thun?“ fragte Schwarzpfennig den Alten.

„Des Herrn Gericht kommt über mich,“ entgegnete dieſer reſignirend. „Ich weiß keinen Ausweg. Gebe ich Ihnen das Mädchen, ſo verdirbt mich Kaspar Dörling und Kurt Reiſig, geb' ich ſie Kaspar Dörling, ſo verderben ſie mich und Kurt Reiſig. O in dieſem Kurt Reiſig habe ich ſtets meinen böſen Genius, den Engel der Rache geahnt, ich habe ſtets im Stillen vor ſeinen finſtern Blicken gezittert, und aus ſeinem Auge leuchtete mir eine düſtere Flamme entgegen, die wie mein Verderben ausſah. — Nun denn, wenn es nicht anders ſein kann, ſo nehmen Sie das Mädchen, aber mein Vermögen werden Sie nicht mit erfreien. Sie erhalten ein blutarmes Kind zur Frau.“

„Aber wie ſo?“ fragte der Staatsrath beſtürzt. „Ich will auch Ihre Schätze.“

„Annalieſe,“ ſagte der furchtbar bedrängte Greis zu der Weinenden mit ſchwacher Stimme, „geh' mit ihm auf ſein Zimmer und enthüll' ihm unſer Schickſal. Verſchweige ihm gar nichts, damit er meine Lage klar zu würdigen weiß. Dann kommt wieder herab zu mir und ſagt mir, ob Ihr vielleicht einen Ausweg aus dieſer Bedrängniß aufgefunden habt. Mein armer Kopf iſt düſter und ſchwer.“ Die beiden Liebenden gingen.

„O Herr,“ ſeufzte der Alte und verſuchte die Hände zu falten, „willſt du mich in meinem hohen Alter für die Sünden meiner Jugend büßen laſſen? für Sünden, zu denen ich von einem Weibe verführt wurde, die die Rache wegen eines gebrochenen Liebeſchwurs leitete? Freilich bin ich ein ſchwerer Sünder, aber man ſagt ja, du verzieheſt allen Sündern, o ſo verzeihe auch mir!“ Lange lag er ſtill und ſeine Lippen bebten. Die Hülle ſeines Fleiſches fiel zuſehends zuſammen, ſchwere und große Schweißtropfen perlten auf ſeiner Stirne, ſein Auge glühte fieberiſch; er ſtand eine gräßliche Angſt aus.

Nach einer Stunde traten Annalieſe und der Staatsrath wieder in das Zimmer.

„Es bleibt nichts übrig als heimliche und ſchleunige Flucht,“ ſagte der Letztere mit beſtimmtem Tone.

„So wollt Ihr mich verlaſſen in meiner höchſten Noth, und mich an den Galgen ausliefern? So geben Sie mir nur gleich etwas Gift, Herr Staatsrath, daß ich meinem Leben, das ſchon zu lange gedauert hat, ein Ende mache,“ jammerte Kürſchlepper.

„Ei bewahre der Himmel! Sie müſſen mit uns fort. Und da gilt kein langes Zaudern und Abwägen.“

„Ich alter, kranker Mann! Wie kann ich denn reiſen? Es iſt unmöglich!“

„Meine Kunſt beſitzt Mittel, Ihre Kräfte aufzurichten. Ihre Krankheit iſt nur eine Gemüthsverſtimmung und gehoben, ſobald ſich Ihr Geiſt wieder einer vollkommenen Freiheit erfreut. Sie dürfen nur ernſtlich wollen, und Sie ſind gerettet. Ich ſchreibe Ihnen ſogleich ein Recept, Sie nehmen die Tropfen nach Vorſchrift ein, und werden bald darauf Stärkung verſpüren. Ich reiſe heute noch ab und finde in Annaliesens Verlobung mit Kaspar Dörling den Vorwand zu dieſer plötzlichen Abreiſe. Dies erkläre ich in den erſten Häuſern, die ich, um Abſchied zu nehmen, jetzt beſuche. In der Reſidenz treffe ich die nöthigen Vorkehrungen zur ſchnellſten Weiterreiſe. Sie laſſen das Haus mit allen Effekten, Gärten und Wieſen dem guten Kaspar Dörling zurück, damit der dumme Teufel doch auch etwas habe. Er wird ſich damit begnügen. Morgen packen Sie in aller Stille Ihre Geldpapiere und Baarſchaft, ſo wie Ihre werthvollſten Gegenſtände zuſammen. Punkt zwölf Uhr in der Nacht warte ich mit meinem Reiſewagen hinten an Ihrem Garten. Wir packen ein und fliegen mit ſchnellen Pferden davon. Während man Sie krank und ſchlafend wähnt, ſind wir ſchon über die Grenze. In Berlin verſchaffe ich Ihnen einen Paß von der ruſſiſchen Geſandtſchaft.“

„Aber wird mich die Hand der Gerechtigkeit nicht dort erreichen?“

„Dafür laſſen Sie mich ſorgen. Sie ſollen ſicher ſein. Doch nun raſch an's Werk!“

„Aber was wird aus Ignaloff?“

„Der darf nichts von unſerm Plane erfahren. Er iſt von dem ſchönen Waldmädchen gefeſſelt. Ich laß ihm einen Brief zurück.“

Entſchloſſen ging der Staatsrath ſogleich an die Ausführung ſeines Planes. Als er fort war, ſchüttelte Kürſchlepper ungläubig den Kopf. „Lebend bringt Ihr mich nicht nach Rußland,“ ſagte er wehmüthig zu Annelieſe. „Doch iſt's beſſer, ich ſterbe unterwegs, als hier am Galgen oder von meiner eigenen Hand. Wenn nur dem Staatsrath Alles gelingt!“

Das Mädchen zweifelte auch und weinte wieder. Aller Muth war ihr gebrochen, und die außerordentliche Maßregel wollte ihr nicht in den Kopf. Sie begriff nicht, wie es möglich ſein ſolle, ohne Weiteres von Haus und Hof zu gehen, aber ſie konnte doch keinen andern Ausweg finden. Ihre Angſt war groß, aber als der Staatsrath zu Mittag wirklich abgereiſt war, fiel es ihr wie Berge auf's Herz. Sie wandelte wie ein Schatten im Hauſe umher, und ihr Großvater ſtöhnte alle Minuten, daß es ſchauerlich durch das Haus ſchallte. Wie war doch in ſo kurzer Zeit dieſes Haus umgewandelt!

## 13.

## Ein wichtiger Todesfall.

Zu Tanneberg im Häuschen der Witwe Scharf ſtand auch ein Krankenbett, auch auf dieſem lag ein von Reue und Gewiſſensbiſſen gefolterter Greis, aber ein Engel ſaß daran, der die heiße Stirn des Kranken mit ſeinem ſüßen Odem, wie mit Palmenwehen, kühlte.

„Meine herzliebe Chriſtel,“ ſagte der alte Kurt Reiſig, der nach dem Gang auf dem Katzenſtein am zweiten Pfingſtfeiertage das Lager hinter dem Ofen nicht wieder hatte verlaſſen können, „wie ſchlecht vergelt' ich Dir doch Deine maßloſe Liebe zu mir! Ich allein trage die Schuld, daß Kaspar Dich verlaſſen hat.“

„Ach, laßt doch den Gedanken, Großvater. Er hat mich untreu gewähnt. Ich hab' es ja erfahren, daß er am dritten Pfingſttag Abends hier vor dem Hauſe war. Die Leute haben ihn erkannt. Nun hatte ja meine Mutter überall ausgeſprengt, ich ſei des ruſſiſchen Herrn Braut, das haben ſie dem Kaspar wiedergeſagt, und da iſt er von dannen gegangen und hat ſich mit der ſchönen reichen Annalieſe verlobt. Ich zürne ihm deshalb nicht; ich bin ja nur ein armes Mädchen, und er konnte ja nicht wiſſen, daß ich ihm treu war.“

„Du gutes Kind! Aber ich ſagte es gleich, als Ihr in mich drangt, die alten böſen Geſchichten zu erzählen: man muß die argen Geiſter nicht wecken, ſie richten ſonſt Unheil an. Aber der Unmuth riß mich dennoch hin, zu thun, wovor ich mich lange gefürchtet. Ich weckte ſie, die ſchlimmen Geiſter, und nun ſieh all' das Herzeleid, das ſie über Dich gebracht, all' das Unheil, das ſie ſogleich angeſtiftet haben! Und wenn Du nicht ein ſo frommes braves Kind wäreſt, ſo hätte ja noch weit größeres Unglück daraus entſtehen können! Deine Mutter, das thörichte, verblendete Weib, wollte mich todtkranken Mann aus der Stube fortſchaffen, hinter dem Ofen hervor hinauf auf den Boden unter das Dach, damit der ruſſiſche Verführer ganz allein mit Dir ſei und deſto leichteres Spiel habe, aber Deine Liebe ſchützte mich an meinem warmen Plätzchen, Du littest es nicht, daß ſie mich auf den Boden brachte. Das dank' ich Dir tauſend Mal."

„Ach, Großvater, das iſt ja nicht des Dankes werth! Ich that nur meine Pflicht. Und der freche Menſch wurde ja, mir zum Lohne, durch Eure Gegenwart ſtets in Schranken gehalten."

„Ja, Deine Tugend und ich wurden Deine Retter aus der Gefahr, die Dir Deine Mutter bereitet hatte."

„Sie hat's nicht bös gemeint. Man hatte ihr weiß gemacht, ich ſolle eine Fürſtin werden."

„Ja, der Verſucher tritt immer in glänzender Geſtalt auf und drückt uns Gold in die Hand. So bin ich auch in meiner Jugend verlockt worden, großes Unrecht zu thun. Dafür habe ich ein elendes, qualvolles Leben geführt. Dir aber wird's gut gehen, Du reine, fromme Magd. Der Himmel wird Dich noch glückliche Tage erleben laſſen. Dann beſuche mein Grab, Chriſtel, und pflanze ein Blümchen darauf." Chriſtel weinte.

„Ich fühle, daß meine letzte Stunde naht, Chriſtel. Ich glaube nicht, daß ich noch einen Tag lebe. Wenn ich doch den armen, ebenfalls verblendeten Kaspar noch einmal ſprechen könnte, um ihm das Letzte auch zu ſagen, was ich ihm verſchwieg, damit er ſich nicht mit dem Hauſe der Sünde und des Verbrechens verbinde und dadurch ſelbſt mit in das Verderben deſſelben hinabgezogen werde."

„Wir können Kaspar nicht holen laſſen, Großvater. Das ſähe ja aus, als wollte ich ihn ſeiner Braut wieder abſpenſtig machen. Wenn er von ſelbſt wiederkäme, dann würde ich ihm von Herzen gern vergeben."

„Du haſt Recht wie immer, mein Kind! Kaspar dauert mich. Wenn ich ihm geſagt hätte, welch' ein Böſewicht und verruchter Mörder der alte Kürſchlepper iſt, er würde entſetzt aus dem Hauſe deſſelben fliehen. Glaube mir, Chriſtel, Du wirſt es erleben, daß das kürſchlepper'ſche Haus ſchmählich untergeht. All' ſein Reichthum iſt durch abſcheulichen Betrug zuſammengebracht und mit gemordetem Blute befleckt. Daraus kann kein Segen für Kaspar erblühen."

„Der arme Kaspar! Wenn ich ihn nur retten könnte!" weinte Chriſtel.

„Ich weiß wohl, wie es gekommen iſt. Er iſt, als ich ihn über Kürſchleppers Betrug unterrichtet, ſicherlich dem alten Schelm zu Leibe gegangen, und dieſer hat, um den Kopf aus der Schlinge zu ziehen, ihm ſeine Enkelin aufgeſchwatzt. Deshalb haſſ' ich den alten Schurken doppelt. Ich hab' ihn gehaßt mein lebelang als meinen Verführer und Verderber; denn er war's, der mich durch ſchnödes Geld verblendete, meine noch reine Hand zur Unthat herzugeben. Der Andres Schwarzpfennig war auch ſo ein ſchlechter Menſch. Als der nun ſein Geld durchgebracht hatte, fiel er dem Anton Kürſchlepper zur Laſt, und erpreßte durch Drohungen ſtets Geld von ihm. Das wurde immer ärger. Andres war ein Trunkenbold, und Kürſchlepper ſtets in Gefahr, von ihm verrathen zu werden. Da fand man eines Tags, drei Stunden von hier, in den Bergen, den wüſten Andres erſchoſſen. — Dem Andres war ſein Recht geſchehen; denn er hatte ja den guten, alten Schulmeiſter Höhnling vergiftet. Aber ſein Mörder war kein Anderer als Anton Kürſchlepper, der, wie es hieß, eben auf Reiſen war. Er hatte ſich des Andres entledigt.

Ich und des Andres Sohn, der Johannes Wilhelm Schwarzpfennig, hatten gleich den gegründetſten Verdacht auf Kürſchlepper, aber wir beſchloſſen, uns zu überzeugen. Wir paßten ihm auf, und als er in einer dunkeln Novembernacht allein von Hammerdorf zurückkehrte, ſteckte ſich Johannes Wilhelm, der ſeines Vaters Geſtalt hatte und deſſen Stimme ſehr gut nachmachen konnte, unter die Brücke, ich aber kroch hinter die Brüſtung. Als nun Kürſchlepper kam, gab ich Johann Wilhelm ein Zeichen, da fing dieſer an zu wimmern und nannte Kürſchlepper ſeinen Mörder. Dieſer wollte fliehen, aber ich vertrat ihm den Weg. In dieſem Augenblick ſtand auch Johannes Wilhelm vor ihm, und ich ließ von einer Laterne, die ich in der Taſche hatte, einen Strahl auf ihn fallen. Mir grauſte es ſelbſt: er ſah gerade aus wie ſein Vater. Er hatte nämlich die Kleider deſſelben angezogen, die dieſer angehabt, als er erſchoſſen worden. Die blutigen Stellen waren mit Waſſer angefriſcht. Kürſchlepper ſtürzte zu Boden und ſchrie: Ich that's in Verzweiflung, Andres, weil Du mich verrathen wollteſt und mir ſtets mit Galgen und Rad drohteſt. — Da wußten wir's nun gewiß. Wir ließen ihn liegen. Weil er aber ſo reich und mächtig war, ſo getraute ſich Johannes Wilhelm nicht an ihn, und ging fort nach Rußland. Vorher aber ſchwur er mir zu, er werde kommen und ſeinen Vater an Kürſchlepper rächen. Johannes Wilhelm hat nicht Wort gehalten. Statt ſeiner kam ſein Sohn und wollte die Annaliese heirathen. Das empörte mich und öffnete meinen Mund gegen Kaspar. Ich muß nun ſterben, und meine Augen können es nicht ſehen, wie dem gottloſen Kürſchlepper auf Erden ſeine ſchwarzen Thaten vergolten werden; aber ich nehme den Haß gegen ihn mit hinüber. Und vor Gottes Gericht will ich meinen Verführer ob meines Lebens Schuld und Qual anklagen.“

Chriſtel ſchauerte zuſammen. „Lieber Großvater,“ bat ſie, „verſöhnt Euch doch im Herzen mit ihm, und geht nicht mit Groll und Feindſchaft aus der Welt.“ Aber was ſie auch ſagen mochte, er antwortete nicht mehr und drückte ihr nur die Hand. Die ſeinige fing plötzlich an zu erkalten. Seine Kraft hatte nur ſo lange gehalten, als er dem Engel zu ſeiner Seite das letzte Bekenntniß abgelegt. Sein Auge brach, er begann zu röcheln. Chriſtel ſank neben dem Bette auf die Kniee und betete laut und inbrünſtig. Unterdeſſen war es Abend geworden. Da trat Chriſtels Mutter, von einem Geſchäftsgange heimgekehrt, in die Stube. Kurt ſchien ſie noch zu erkennen. Tochter und Enkelin faßten ſeine Hände. Er nickte noch einmal dankbar, und hörte auf zu athmen. In dieſem Augenblick hielt ein Reiter vor der Thüre, ſprang vom Pferde und ſtürmte in die Stube. Es war Ignaloff.

Chriſtel erhob ſich würdevoll und trat auf ihn zu: „Herr Baron, in dieſer Hütte iſt kein Gegenſtand für Ihre Scherze. Hier waltet ein fürchterlicher Ernſt. Es iſt ein Haus des Todes, in welches Sie getreten ſind. So eben iſt mein Großvater geſtorben. Verlaſſen Sie uns, und kehren Sie nie wieder. Alle Ihre Ritte hierher würden fruchtlos ſein. Bei dieſer Leiche ſchwöre ich Ihnen, daß meine Tugend Ihren böſen Verſuchen ſtets trotzen wird. Eilen Sie ſchnell, eh' Sie der zürnende Geiſt meines Großvaters vertreibt.“

Ohne ein Wort zu erwidern, zog ſich der Ruſſe zurück, beſtieg raſch ſein Pferd und ſprengte der Stadt zu, als ſei jener Geiſt ſchon hinter ihm.

---

## 14.

## Schnelle Wendung.

Jakob, der alte Diener im kürſchlepper'ſchen Hauſe, hatte erlauſcht und herausgebracht, was die Herrſchaft vorhatte, und war empört, daß man ſeiner in keiner Weiſe gedacht und ihn im Alter dem Elende überlaſſen wolle. Er war ſeit Jahren der Vertraute ſeines Herrn geweſen, nun wurmte es ihn gewaltig, daß jener jetzt den Verſchwiegenen gegen ihn ſpielte. Eben ſo abſcheulich fand er es, wie Annalieſe mit dem guten Herrn Dörling umging. Voll Gift und Galle ſchlich er in der Abenddämmerung, als Kürſchlepper und ſeine Enkelin eben hinter verſchloſſenen Thüren mit Einpacken beſchäftigt waren, zu Kaspar Dörling und verrieth dieſem den ganzen Handel. Kaspar traute ſeinen Ohren kaum, und konnte ſich in der Unſchuld ſeines Herzens nicht von ſolcher Bosheit überzeugen. Inzwiſchen verfügte er ſich auf Jakobs Rath doch ſofort in das kürſchlepper'ſche Haus, indem er ſich den Anſchein gab, als wolle er ſeiner Braut einen Beſuch machen. Annalieſe hätte ſich gern vor ihm verläugnen laſſen, aber Jakob klopfte an die Thüre und rief: „Herr Dörling ſei da, und vor ihrem Bräutigam werde ſie ſich doch nicht einſchließen.“ Annalieſe mußte den heftigen Verdruß über dieſen höchſt unbequemen Beſuch bekämpfen, ihr Geſicht zur größten Freundlichkeit zwingen und alſo vorbereitet die Thüre öffnen. Dörling, nicht ſo Meiſter der Verſtellung, grüßte verlegen und erkundigte ſich nach dem Befinden des alten Herrn. Annalieſe ſchützte Kopfſchmerzen vor und meinte, ſie werde ſich bald zur Ruhe begeben; ſie habe vorige Nacht beim Großvater gewacht. Der Alte ſprach kein Wort und wünſchte Kasparn im Herzen zu allen Teufeln. Bald trat eine peinliche Pauſe ein. Annalieſe in fieberhafter Spannung, konnte die Rolle der freundlichen Braut nicht durchführen; ſie erſchrak bis in's innerſte Herz, als Kaspar plötzlich ſagte: „Bei Euch liegen ja die Koſtbarkeiten und Geldrollen umher, als wäret Ihr mit Einpacken beſchäftigt. Wollt Ihr denn verreiſen und Eure Reichthümer mitnehmen?"

„Warum nicht gar!" ſagte ſie todtenbleich, aber die Worte blieben ihr halb im Munde. „Was fällt Dir ein, Kaspar? Der Großvater hat all' ſein Eigenthum geordnet. Er fürchtet von ſeiner Krankheit das Schlimmſte. Und das ſoll ihn, wie er meint, nicht unvorbereitet treffen. — Er hat ſich heute deshalb mehr angeſtrengt, als ihm zuträglich iſt, und Ruhe thut ihm Noth. Auch ich bin des Schlafes bedürftig. Es iſt neun Uhr vorüber. Ich bitte Dich, herzlieber Kaspar, komm morgen etwas früher, damit Du länger bei uns bleiben kannſt. Iß morgen ein Bißchen Abendbrot mit uns. Willſt Du, liebes Herz?"

„Heute willſt Du mich alſo los ſein? Wenn ich nun doch ein Vöglein hätte pfeifen hören, Ihr wolltet, Du und Dein Großvater, in dieſer Nacht noch mit dem Staatsrath nach Rußland fliehen und mir einen ſchändlichen Betrug ſpielen! Was ſagſt Du dazu, mein Herz?“

Annalieſen war die Zunge im Munde kalt geworden, und der Alte im Bette ſtöhnte auf.

„Kaspar!“ rief endlich die ſchöne Heuchlerin mit erzwungenem Affekt, „wer in aller Welt hat Dir denn ſolch verrücktes Zeug weiß gemacht? Biſt Du nicht ein Närrchen, Dir ſolche Naſen aufbinden zu laſſen! Ich Dich verlaſſen, mein herziger Schatz, mein geliebtes Leben? Der Staatsrath iſt längſt über alle Berge und zog ſchnell genug ab, als er erfuhr, daß ich ihn nicht mochte. Da hat ſich ein boshafter Menſch einen Spaß mit Dir gemacht, und Du glaubſt auch ſolche Narrenspoſſen? Biſt Du nicht ein Thor! Geh' heim und lege Dich unbeſorgt ſchlafen. Es entführt Dir Niemand Deine Braut. Schlafe ruhig und ſorglos!“ Mit dieſen Worten hatte ſie ſich auf ſeinen Schoß geſetzt und liebkoſte ihn. Er aber antwortete kalt: „Das werde ich ſchön bleiben laſſen, mein Herz! Ich traue Dir nicht, und Deinem Großvater auch nicht. Ich gehe jetzt, aber nicht zu Bett, ſondern meine Freunde zu unterrichten und aufzufordern, mit mir dieſe Nacht Wache an Euerer Hausthüre und hinten an Euerer Gartenthüre zu halten. Wir werden mit geladenen Gewehren kommen, und ich ſchwöre Dir bei Gott zu, daß wir ſchießen, wenn Ihr den Verſuch macht zu entfliehen oder der Staatsrath ſich ſehen läßt. Nein, ungeſtraft ſollt Ihr mich nicht narren.“

Da begann der alte Kürſchlepper im Bette zu heulen und zu ſchreien: „Es iſt Alles aus! Gebt mir ein Meſſer, daß ich meine Kehle abſchneide! Einen Strick, daß ich mich erhenke! Weh mir! Weh mir!“

Und Annaliese stürzte wimmernd und in äußerster Verzweiflung die Hände ringend vor dem Bette nieder.

„Alſo wirklich, Du arge Schlange?“ eiferte Kaspar. „Belogen und betrogen haſt Du mich, Du abſcheuliches Weſen.“

Er wurde durch Jemand unterbrochen, der raſch in das Zimmer trat. Es war der Ruſſe Ignaloff.

„Ich komme Abſchied zu nehmen,“ ſagte er, „morgen mit dem Früheſten reiſe ich ebenfalls ab, dem Staatsrathe nach.“

Annaliese hatte ſich gefaßt und fragte:

„Ei, was beſtimmt Sie denn zu ſo ſchneller Abreiſe?“

„Mademoiſelle, was Sie mir von der Chriſtel Scharf geſagt, iſt, mit Ihrer Erlaubniß, nicht wahr. Dieſe Chriſtel iſt ein frommes, tugendhaftes Mädchen, vor dem ich Achtung empfinden gelernt habe. Ich bin für meinen leichtſinnigen Plan, den Sie ſo ſehr unterſtützten, beſtraft worden. Denn als ich vor einer Stunde in Chriſtels Wohnung trat, weinte ſie an der Leiche ihres Großvaters, der eben geſtorben war, und rief den Geiſt deſſelben gegen mich auf. Entſetzen erfaßte mich, und ich werde jenes Häuschen nie mehr betreten.“

„Wie? Chriſtels Großvater iſt geſtorben?“ rief Annaliese mit dem wilden Ausdruck einer raſenden Freude.

„Kurt Reiſig iſt geſtorben?“ fuhr der alte Kürſchlepper vom Bette empor, wie aufgeſchnellt.

„Ich ſtand an ſeiner Leiche,“ verſetzte Ignaloff verwundert.

„Wir ſind gerettet!“ jubelte der Greis.

„Ja gerettet! gerettet!“ jauchzte Annaliese wie eine Mänade.

Kaspar ſtand wie betäubt; auch er hatte ſchnell die Wichtigkeit dieſes Todesfalls begriffen.

„Werft mir den unverſchämten Menſchen dort hinaus!“ herrſchte Kürſchlepper plötzlich wieder in ſeinem alten Uebermuthe.

„Eilt, Ihr alberner Narr!“ höhnte Annalieſe dem Erſchrockenen in's Geſicht, „daß Ihr dieſes Haus verlaßt, das Euch jetzt keinen Aufenthalt mehr bietet. Ihr ſeid mir genug zur Laſt geweſen. Gottlob, daß ich die mir aufgezwungene Larve abwerfen kann! Geht ſchnell, und wißt, daß ich in acht Tagen des Staatsraths von Schwarzpfennig Gemahlin bin! Wollt Ihr bei der Hochzeit aufwarten, ſo könnt Ihr Euch ein paar Groſchen verdienen. Wir brauchen viele Diener, denn wir werden viele Gäſte haben, und es ſoll ſehr hoch hergehen.“

„Ja, tauſend Thaler und mehr laß ich mir die Hochzeit koſten!“ kreiſchte der Großvater. Kaspar Dörling aber ging, ſtarr vor Entſetzen und Beſtürzung. Es war ihm nicht anders, als müſſe er den Verſtand verlieren, und ohne zu wiſſen, wohin er ging, irrte er ſtumm in die Nacht hinaus.

## 15.

## Alte Liebe roſtet nicht.

Am andern Morgen war Jubel und Freude im Kürſchlepper'ſchen Hauſe. Die ganze Stadt ſprach davon, daß der Staatsrath in der Nacht zurückgekehrt und das Aufgebot Annalieſens mit ihm bereits beim Oberpfarrer beſtellt ſei. Niemand konnte ſich das Räthſel erklären, und Kaspar war nirgends zu finden. Er war Abends nicht wieder in ſeine Wohnung zurückgekehrt, und vergebens fragte man nach ihm, um ihn auszuforſchen.

Der arme Kaspar war zerknirſcht nach Tanneberg geſchlichen, um Chriſteln womöglich aus der Ferne noch einmal zu ſehen, dann — ſo ſchwebten ihm dunkle unbeſtimmte Gedanken vor — wollte er ſich vom Katzenſtein herabſtürzen; denn er fühlte ſich unbeſchreiblich elend, und das Leben dünkte ihm ganz unerträglich. Für ihn war auf Erden Alles verloren. So ging er, als ein Verzweifelter, durch den friſchen, glänzenden Frühlingsmorgen im Walde um Tanneberg herum, und wagte ſich nicht hinein. Er wollte warten, bis es Abend ſei, damit ihn, den unglückſeligſten aller Menſchen, kein Anderer ſähe.

Indem er ſo durch die Hecken ſtrich, ſah er, wie ein Weib ſich bückend friſche Waldblumen pflückte; er wollte raſch vorbei, da hob ſich die Geſtalt empor und er erkannte mit freudigem Schrecke Chriſteln. Sie war's, die in der Frühe Blumen ſuchte, um die Leiche ihres Großvaters damit zu ſchmücken. Erſt ſtand Kaspar eine Minute lang wie angewurzelt, dann wollte er raſch fliehen, aber unwillkürlich hatte ſie die Arme nach ihm ausgebreitet und rief mit wehmüthiger Stimme:

„Kaspar, bleib!“

Und er blieb. Er nahte ſich ihr und ſagte:

„Chriſtel, ich will auf ewig von Dir Abſchied nehmen.“

„Auf ewig! und weshalb denn auf ewig!“

„Ich will — in die weite Welt gehen, um nie wieder zu kehren.“

„Nun, wirſt Du denn nicht Annaliese Kürſchlepper heirathen?“

„Erinnere mich nicht an die Nichtswürdige! Das iſt eine Schlange, die ich noch zur rechten Zeit kennen gelernt habe.“

„So biſt Du wieder frei von ihr?“ rief Chriſtel freudig.

„Frei und ledig.“

„Gottlob, daß Du gerettet biſt! Doch weshalb in die Welt gehen?“

„Was ſoll ich hier? Ich kann die Schande nicht ertragen. Und Dich habe ich ſo ſehr gekränkt.“

„Ich vergebe Dir Alles, Kaspar, und habe Dich ſo lieb, wie erſt.“

„Du vergiebſt mir, Chriſtel?“

„Von Herzen! Ich bin Dir treu geblieben.“

„Ich weiß es. Warum ſagte man mir auch, Du würdeſt den Ruſſen heirathen?“

„Daran war ich unſchuldig. Meine Mutter hat es mir geſtanden: Die Annaliese hat ſie dazu beſchwatzt und ihr viel Geld dazu gegeben.“

„O nun durchſchau' ich die Schändliche ganz! Sie wollte uns trennen und mich für ſich gewinnen. Und ich ließ mich auch von ihr fangen in ihrem Gartenhaus und ging in ihr Netz. Fangen wollte ſie mich, weil ich ihr und ihrem Großvater gefährlich war, und ſie mich auf andere Weiſe nicht unſchädlich machen konnte. Nun da Dein Großvater todt iſt, und ich nichts mehr gegen ſie ausrichten kann, ſtoßen ſie mich mit Schmach aus dem Hauſe. O Chriſtel! das mir rechtmäßig zugehörige Vermögen iſt nun für ewig verloren.“

„Laß es, Kaspar! Wir hatten erſt nichts und dachten nicht daran. Wir wollten uns lieben und arbeiten. Was hindert Dich denn, das immer noch zu thun? Denke, das Ganze iſt ein böſer Traum geweſen."

„Du haſt Recht, liebe Chriſtel! Es fällt mir wie Schuppen von den Augen. Ich war ein Thor. Und willſt Du mich denn noch?"

„Wenn Du mich nur willſt, Kaspar, ſo bin ich unausſprechlich glücklich."

„O Du guter, lieber Engel! Und Dich konnte ich verlaſſen, vom Satan geblendet!"

„Die Verſuchung iſt vorüber. Wir lieben uns um ſo inniger."

„Ja um ſo inniger!" weinte Kaspar und ſank an Chriſtels Bruſt. Ein herzinniger Kuß beſiegelte den neuen Bund. Dann gingen ſie heim zuſammen und ſchwuren über Kurts Leiche, ſich treu zu lieben und Freud' und Leid, Arbeit und Armuth miteinander zu tragen bis an ihr Ende. Es war ihnen, als ob die finſtern Züge der Leiche ſich verklärten und lächelten.

## 16.

## Der todte Rächer.

Der Tag war im kürſchlepper'ſchen Hauſe in Saus und Braus verlebt worden. Am Abend hatten die Bewohner deſſelben ſchwere Köpfe. Der Staatsrath ſank in Annalieſe's Arme, und der alte Kürſchlepper wurde in großer Abſpannung zu Bette gebracht. Die Lichter verlöſchten, und die finſtre Nacht zog ein in das finſtere Haus. Die Mitternacht ſchlich unheimlich durch die Gemächer. Da plötzlich ertönte aus Kürſchleppers Zimmer ein fürchterliches Angſtgeſchrei. Der Alte ſchrie mit ſo entſetzlicher Stimme, daß Alle im Hauſe wie bethört auffuhren, und nach wenigen Minuten ſich das Gemach mit Lichtern und Menſchen füllte. Knechte und Mägde, Jakob, Annalieſe, der Staatsrath, Ignaloff kamen beſtürzt herbeigerannt.

„Holt mir den Pfarrer und das Amtsperſonal!" kreiſchte Kürſchlepper. „Schnell! Um Gotteswillen ſchnell den Amtmann und den Pfarrer!"

„Aber was haben Sie denn vor?" fragte der Staatsrath verdrießlich.

„Was iſt Euch begegnet, Großvater?" jammerte Annalieſe.

„Kurt Reiſigs Geiſt iſt ſo eben bei mir geweſen — hu hu! — in welcher entſetzlichen Geſtalt! Ah! Ah! Er hat mich vor Gottes Richterſtuhl geladen noch in dieſer Nacht. Er hat mir geſagt, daß ich ſterbe, eh' der Morgen graut. Er hat mich mit ſchrecklichen Worten geladen, mich, ſeinen Verführer. Er will Abrechnung mit mir halten, mit mir, dem zwiefachen Mörder! Er hat mir geſagt, daß ich gut machen ſoll, was ſchnell noch gut zu machen iſt. — Lauft! rennt! den Pfarrer! den Amtmann! Mich friert's entſetzlich. Das Mark in den Knochen wird mir zu Eis. Luft!"

So ſchrie und raſete der Greis fort, die Augen traten ihm aus den Höhlen, ſeine weißen Haare ſträubten ſich. Alle ſeine Züge waren ſcheußlich verzerrt. Der Staatsrath fühlte ihm nach dem Puls und ſagte dann achſelzuckend: „Er iſt wahnſinnig geworden."

„Das lügſt Du, Schuft!“ ſchrie der Kranke. „Ich habe meinen vollen Verſtand. Holt mir auch den Arzt herbei. Ich will von dieſem Betrüger nichts wiſſen!“ Die Knechte flogen, die Befehle auszuführen, und nach einer halben Stunde, in welcher Kürſchlepper abwechſelnd geſchrieen und Annalieſen und den Staatsrath von ſich geſtoßen hatte, traten der Amtmann mit dem Protokolliſten, der Oberpfarrer und der Arzt herein. „Prüft mich zuerſt, daß ich vollkommen bei Verſtand bin. Ich kenne Euch Alle. Sie ſind der Oberpfarrer, Sie der Amtmann, Sie mein Arzt. Und nun ſetzt Euch und ſchreibt. Ich habe als Subſtitut des Schulmeiſters Höhnling zu Schönau, auf Anſtiften von deſſen Eheweib, Dorothea, mit deren Sohne Andreas Schwarzpfennig, den genannten Höhnling mit Gift um's Leben gebracht. Dann haben wir eine geſtohlene Kindesleiche für ein von der Dorothea geborenes Kind ausgegeben, welches einige Stunden gelebt, und haben deshalb falſche Eide geſchworen. Dadurch kam das höhnling'ſche Vermögen, welches Dörling gehörte, an mich. Hernach habe ich den Andres Schwarzpfennig, der mich zu verrathen drohete und mir fort und fort Geld abpreßte, meuchlings erſchoſſen. All' mein Gut habe ich mit Unrecht beſeſſen; es gehört dem Kaspar Dörling. Daß ich die Wahrheit geſprochen, müſſen meine Enkelin Annalieſe Kürſchlepper und der Staatsrath Schwarzpfennig bezeugen, denen ich mein gräßliches Geheimniß habe anvertrauen müſſen. Ebenſo weiß es Kaspar Dörling aus dem Munde Kurt Reiſigs. Ich befehle Euch, Schwarzpfennig und Annalieſe,“ donnerte er jetzt, „meine Ausſage zu beſtätigen.“ — Zitternd vor Furcht und Schrecken thaten es Beide.

„Biſt Du nun zufrieden, Kurt? Furchtbarer, ich komme!“

Röchelnd ſprach er die letzten Worte. Alsbald fing der Tod ihn zu würgen an, ein ſchauderhaftes Schauſpiel. Als der Tag grauete, hatte er geendet. Der Pfarrer betete an ſeinem Bette. Alle Anweſenden waren voll Grauen geflohen. Als Annalieſe aus ihrer Betäubung erwachte und nach dem Staatsrath fragte, erfuhr ſie, daß er mit Ignaloff eiligſt abgereiſt ſei. Sie ertrug es ſcheinbar gleichgültig. Ebenſo ſchien es keinen großen Eindruck auf ſie zu machen, als am Abend der Scharfrichter mit ſeinem Wagen unter Zulauf einer ungeheuern Volksmenge vor dem Hauſe erſchien, hereintrat, die Leiche ergriff und auf den Wagen trug, um ſie unter dem Galgen zu begraben. Dann aber verſchwand ſie aus dem Hauſe, Niemand wußte wohin. Am folgenden Tage fand man ihre Leiche zerſchmettert unter dem Katzenſtein.

Drei Monate ſpäter war Kaspar Dörling im Beſitz des ganzen Vermögens und wohnte mit ſeinem blühenden Weibe im kürſchlepper'ſchen Hauſe.

# Tins der Wilderer.

## 1.

# Ein Genie aus dem Volke.

Wir ſind in einem anſehnlichen Gebirgsdorfe des mittlern Deutſchlands. Es iſt ein ſogenannter Herrenort, weil es unter der Gerichtsbarkeit eines Edelmanns ſteht. Das große Gut dehnt ſich im Thal, an deſſen Ausgang das Dorf liegt, und in der vom Fuß der letzten Berge ſich ausbreitenden fruchtbaren Ebene aus. Am mäßigen Abhange der rechten Thalwand, die ſich allmählig verflacht, aber bis zur Ebene dicht bewaldet iſt, liegt das alterthümliche Schloß mit ſeinen langen Flügeln, deren Bauſtyl auf verſchiedene Jahrhunderte deutet, nebſt ſeinen zahlreichen Nebengebäuden; im Thale ſelbſt am Bach die Oekonomiegebäude. Der ganze Bergwald bis an's Hochgebirge hinauf iſt theils mit einem lebendigen Zaune, theils mit doppeltem Geſtänge umfriedigt als edelmänniſche Waldung und Wildgehege. Der vordere Theil, der ſich nur lehn und in der Ausdehnung einer Viertelmeile zum höhern Gebirg erhebt, iſt zu einer Art Park — freilich wild genug — umgeſtaltet und ein beſonders umſtängter Diſtrikt darin iſt die herrſchaftliche Faſanerie. Hier findet man auch die Jägerwohnung mit der Ausſicht auf die Ebene und vom Dorfe eine tüchtige Viertelſtunde entfernt, die aber durch die dazwiſchen liegende waldige Berghöhe des Parks einen angenehmen Weg darbietet. Man muß da dicht an der Kirche und am Gottesacker vorüber, der ſanft bis zum Parkzaun aufſteigt. Es gewährt einen ſtill wehmüthigen Anblick, wenn man vom Dorfe nach dem freundlichen Jägerhauſe wandernd, das Auge auf die bunten Kreuze des Todtenackers, von Ulmen, Linden und Kaſtanien überſchattet, und auf die ſteinerne weiße Kirche gleiten läßt, die gebieteriſch nach dem Dorfe hinüberſchaut, wohin eine mit einſtöckigen Häuſern und Hütten, den Wohnungen der Armuth, eingefaßte Gaſſe führt.

Eins dieſer Häuschen mit einem ziemlich geräumigen Hofe, etwas Stallung und einem kleinen Gemüſegarten nannte Juſtinus Kolbe, in der Volksſprache „Kolbentins“ geheißen, ſein Eigenthum, obgleich eigentlich die Ziegel auf dem Dache nicht ſein waren, ſo ſtark nämlich war dieſes geringwerthige Anweſen verſchuldet. Juſtinus war ſeines Gewerbes kein Bauer, ſondern ein Radmacher, an andern Orten Wagner und Stellmacher genannt, ein auf dem Lande höchſt nöthiges und vielbeſchäftigtes Handwerk, und er verſtand nicht nur dieſes Handwerk gut, er wußte auch im Land- und Gartenbau, in der Viehzucht, ja in allen möglichen Dingen und Geſchäften Beſcheid. So vereinigte er mit großem Verſtande die Neigung und die Geſchicklichkeit, ſich nichts, wonach er griff, durch die Finger ſchlüpfen zu laſſen; und er griff wahrlich nach allem, was ihm im Wege lag und auch nach manchem, was ſich ziemlich abſeits befand, es mochte ihm nun etwas angehen oder nicht. Tins war eben ein Univerſalgenie, das von allen Umſtänden und Gelegenheiten, die er zu ſeinem Vortheil drehen und wenden konnte, den beſten Gebrauch machte. Er hatte dabei ſein eigenthümliches philoſophiſches Räſonnement, nämlich der Himmel habe ihm nicht vergebens Verſtand d. h. Schlauheit und Verſchlagenheit gegeben, und er müſſe denſelben anwenden, um ſich an Menſchen und Schickſal für die erlittene Unbill zu rächen, daß er bei der Austheilung irdiſcher Güter zu kurz gekommen ſei. In der That hatte Tins weder von ſeinen Eltern, noch von ſonſt Jemand weiter etwas geerbt, als ſeine überſchuldete Hütte, und ſeine junge, von ihm ſehr geliebte Frau war aus Gram geſtorben, weil ihr Oheim als ihr Vormund und die herrſchaftlichen Patrimonialgerichte ſie als eine Waiſe um ihr väterliches Erbtheil gebracht hatten. Ihr einziges Kind war ihr bald nachgefolgt, und ſo ſtand Tins in ſeinem dreiunddreißigſten Jahre wieder allein und wußte ſeine menſchenfeindliche und rachſüchtige Geſinnung trefflich unter der Maske von Freundlichkeit und Dienſtbefliſſenheit zu verbergen. Nichtsdeſtoweniger durchſchauten ihn viele Dorfbewohner; denn er ließ nicht ſelten im Rauſch und in Anwandlungen von Rohheit und Gemeinheit jene künſtliche Larve fallen. Obgleich man ihn nun nicht des Fehlers der Trägheit beſchuldigen konnte, ſo hatte er doch nicht den beſten Ruf in Bezug der Ehrlichkeit ſeiner Abſichten. Und wirklich betrachtete der ſchlaue Tins jedermann als ſein Opfer, oder als ein Kapital, deſſen Zinſen zu ziehen ihm zukäme, und er hegte die Ueberzeugung, daß derjenige der geſchickteſte Spieler im Hazard des Lebens ſei, der durch liſtige Anwendung förderlicher Mittel und Kunſtgriffe — ob mit Recht oder Unrecht, darauf kam nichts an — das Glück an ſich zu feſſeln verſtehe und als Sieger mit dem klingenden Gewinn davon gehe. Da unter ſeinen Nachbarn eine ungünſtige Meinung über ihn herrſchte, ſo fand er nicht volle Beſchäftigung in ſeinem Handwerke; denn es gab noch zwei — und wohlhabende — Radmacher im Dorfe. Aber Tins verſtand es gar wohl, ſich in anderer Hinſicht für dieſe Entbehrung reichlichen Schadenerſatz zu verſchaffen. So verfiel er während des Sommers und Herbſtes darauf, die Obſtpflanzungen, die zum Gut gehörten oder auch die einzelner Bauern zu pachten oder vielmehr, um deutlicher zu reden, das Obſt an den Bäumen nach dem Augenmaße zu kaufen und es dann in die benachbarten Städte und in die Reſidenz zum Wiederverkauf zu ſchaffen, und man erfuhr nie, daß Juſtinus Kolbe bei ſolch einem Handel zu kurz gekommen ſei. Ein gleiches Geſchäft machte er ſich mit Kartoffeln, Rüben, Kornfrüchten, Brenn- und Bauholz; kurz er trieb fort und fort Handel mit allen möglichen Dingen, die zu des Leibes Nahrung und Nothdurft dienen. In ſeinem Hofe hielt er Gänſe, Enten, Hühner, er hatte einen Taubenſchlag voll Tauben, und das Futter für all' dieſe Thiere wuchs nicht auf ſeinen Feldern; denn er hatte keinen Fuß breit Feld, und doch wurden ſie bald fett und wanderten dann in die Küchen reicher und vornehmer Leute in der Stadt, und das ſchöne Geld dafür in Tins' Taſchen. Ebenſo hatte er ein großes Bienenhaus voll gefüllter Bienenſtöcke in ſeinem Gärtchen und verkaufte den meiſten und beſten Honig im Dorfe. Ferner war er im Beſitz eines auf's Trüffelſuchen abgerichteten Hundes, und es war zum Verwundern, welch' eine Menge dieſes geſuchten und theuer bezahlten Erdgewächſes Tins jährlich in die erſten Hotels der Reſidenz verkaufte. Aber er brauchte auch viel Geld für ſich, vorzüglich als ſeine Frau todt war, und er ſich einem wüſten Wirthshausleben und den grobſinnlichſten Genüſſen ergeben hatte. Wenn ihm ſeine Frau einfiel, ſchoſſen ihm meiſt Thränen ausden Augen und dann eilte er, die ihn bewältigende Wehmuth als eine unmännliche Schwäche, deren er ſich vor ſich ſelbſt zu ſchämen habe, in der Schnapsflaſche und im Bierkruge zu erſäufen. Aber trotz dieſer Ausgaben konnte es nicht anders ſein, Tins mußte ſich Geld ſparen. Und es war in Wahrheit ſo, aber der ſchlaue Kerl hielt es vor aller Welt geheim. Er ſchien ſich mit einer Ahnung herumzutragen, daß in ſein Leben plötzlich eine Stunde hereinbrechen könne, wo eine beträchtliche baare Geldſumme allein ſein Hort und Heil ſein werde; aber in der That hatten ſeine Pläne noch ein anderes Ziel, wie wir bald hören werden. Genug er war unabläſſig bemüht, ſeinen heimlichen Schatz zu vermehren; und „wahre Deinen Vortheil!“ lautete ſein Wahlſpruch. Dieſem gemäß entging Nichts ſeinen Falkenaugen. Seine Geſchäftswege über Feld trat er nie mit leerer Hand an, um jedes ſich ihm darbietende Nebengeſchäftchen zu machen, um keinen Vortheil, er mochte nun ſo groß oder ſo gering ſein, wie er wollte, unbenutzt zu laſſen, und er kehrte niemals ohne Beute wieder heim. Er ſtreifte das Erzeugniß jedes Hollunderbaums im Kirchſpiel ab, reinigte jeden Weideplatz von ſeinen eßbaren Schwämmen, er trug Kamille und Schafgarbe, Johannisblumen und Quecke, und eine Menge anderer mediciniſcher Kräuter ein, um ſie in die Apotheken zu liefern; ſelbſt die Schwarzen- und die Preiſelsbeeren entgingen ihm nicht. Er handelte mit Rothkehlchen, Finken, Dompfaffen und andern Singvögeln, die er auf Leimruthen im Walde fing; er hatte eine große Kanarienvögelhecke und wußte Kunſtgriffe anzuwenden, um die merkwürdigſten Baſtarde zu erzeugen, indem er Lübiche und andere kleine Vögel mit Kanarienvögeln ſich begatten ließ, und für ein Kanarienvögelchen mit ſchwarzem Plättchen und ſchwarzen Flügeln erhielt er in der Reſidenz oft fünf bis ſechs Gulden und noch mehr. Auf das Einfangen der Nachtigallen war Zuchthausſtrafe geſetzt; Tins verkaufte jährlich ſechs bis zwölf Stück.

In ſtillen Mondnächten fiſchte er heimlich die Forellenbäche im Gebirge, und hatte eine wahrhaft bewundernswerthe Geſchicklichkeit, das glatte flüchtige Fiſchlein mit der Hand aus ſeinen Verſtecken hervorzulocken und zu fangen. Er war Krebslieferant für die vornehmen Gaſthöfe in den nahen Städten, und brachte ſie ſchockweiſe, wie wenn er ſie herbeizauberte. Er ſuchte und fand ſchöne Bergkryſtalle im Hochgebirge und hatte ſchon manchen Amathiſt für einige Gulden an die Steinſchleifer verkauft. In der letzten Zeit legte er ſich ſogar ſelbſt auf das Steinſchleifen. Gegen Schwefelfaden, Band, Steck- und Nähnadeln, Häkel und Schlingen, Scheuerlappen und dergleichen Bedarf der Hausfrauen tauſchte er Lumpen und altes Eiſen ein, die er dann an die Papiermühlen und Eiſenhämmer im Gebirge mit nicht geringem Vortheile verkaufte. Auf dieſe Weiſe waren ihm Menſchen und Thiere, Holz und Pflanzen, Mineral und Steine tributbar, und Luft, Waſſer, Erde, Ober- und Unterwelt lieferten ihm die Gegenſtände ſeiner einträglichen Spekulation.

## 2.

## Der Wilderer.

Zu all' dieſen verſchiedenen Beſchäftigungen fügte Kolbentins noch eine, die er ſehr geheim hielt; nämlich die eines argen Wilddiebs, und keine trieb er mit mehr Leidenſchaft, ja, mit einer gewiſſen trotzigen Wuth. Im Blute des dem Edelmann gehörigen Wildes ſuchte er vorzüglich den glühenden Rachedurſt für erfahrene Unbilden zu ſtillen. „Ihre Gerichte haben mich um das Vermögen meiner Frau betrogen,“ ſagte er zuweilen, wenn er zu viel getrunken hatte, zu einigen liederlichen Geſellen in der Dorfſchenke; „ſie haben meine arme Frau in den Tod gejagt und mich ärger als einen Hund behandelt, alſo — — — mache ſich nun Jeder ſelbſt den Schluß.“ — Dieſer talentvolle Menſch war von den ungerechten und grauſamen Einrichtungen und Geſetzen unſerer hochgeprieſenen Civiliſation gemißhandelt worden; er war aber keins von den geduldigen Schafen, die ſich in chriſtlicher Reſignation jährlich die Wolle ſcheeren und dann ſelbſt ſchlachten laſſen zum Vortheil ihrer gnädigen Herren. Seine abgeſchmackte Philoſophie ſagte ihm, daß er ein Menſch ſei und zwar ein klügerer als der Edelmann, und daß er von der Natur daſſelbe Recht auf Lebensgenuß erhalten habe, wie jener; und da man ihm dieſes Recht grauſam verweigerte, ſo nahm er es ſich ſelbſt und erklärte denen heimlich den Krieg, die ihm hindernd in den Weg traten. Dadurch war er ſelbſtſüchtig, liſtig, muthig, und wenn's Noth that, ſogar verzweifelt geworden. Ohne Zweifel war er ein Böſewicht, aber die Ungerechtigkeiten der Geſellſchaft hatten ihn dazu gemacht. Mit einem merkwürdig ſcharfen und lebhaften Auge und einem wunderbar leiſen und aufmerkſamen Ohr begabt, war er nun vollends zum Wilderer wie geſchaffen. Selbſt in der dunkelſten Nacht konnte er einen Faſan auf der Stange eher erkennen, als irgend einer ſeiner Gefährten, und war im Stande die fernſte Annäherung von Gefahr genauer zu hören, als der gewandteſte Liebling des letzten Mondviertels und Ritter von Dietrich und Brecheiſen.

Auf ſeinen nächtlichen Auszügen in die herrſchaftlichen Wildgehege hatte er den leiſen vorſichtigen Schritt der Katze und die entſchloſſene Wildheit des Tigers; aber er war ſchlau und umſichtig genug, eine Bewegung zu vermeiden, die ihm bei Ueberlegenheit des andern Theils hätte gefährlich oder wohl gar verderblich werden müſſen. Obgleich er daher im ganzen Dorfe ſtets im Argwohn ſtand — trotz ſeines emſigen Weſens und ſeiner geſchäftlichen Rührigkeit — ein vollkommener Wilddieb zu ſein, ſo war er doch noch nie vom Förſter, von einem Jägerburſchen oder von einem Kreiſer und Waldläufer ertappt worden, ein Umſtand, dem man ſeiner großen Vorſicht und unübertrefflichen Schlauheit zuſchreiben mußte. Genug, er verſtand die Wilderei ſo gut, wie ſeine übrigen Beſchäftigungen, oder vielmehr noch beſſer. Der Hauptgrund aber, weshalb er noch nie mit der Büchſe oder Vogelflinte auf dem Revier betreten worden war, lag wohl in ſeinem im Dorfe hinlänglich bekannten Charakter, der auch in der Schenke bei Streitigkeiten und Schlägereien ihm ſtets den Sieg verlieh, ſo daß die Jäger und Waldhüter ihm wohl eher aus dem Wege gingen, als daß ſie ihn aufgeſucht hätten.

Es war der Natur der Verhältniſſe angemeſſen, daß Tins bei ſeiner geiſtigen und körperlichen Ueberlegenheit über alle übrigen Dorfbewohner, bei ſeiner Gewandtheit und Erfahrenheit, bei ſeiner Entſchloſſenheit und Verwegenheit in der Dorfſchenke, große Autorität genoß und gewiſſermaßen Tonangeber war. Die Eigenſchaften eines gewandten und liſtigen Krakelers, zumal wenn er Geld aufgehen läßt, wie Tins, gelten auf dem Dorfe mehr, als der ſtrengſte ſittliche Lebenswandel und alle möglichen Tugenden der Welt. An dieſe Tugenden glaubt im Grunde kein Menſch recht; die Leute ſehen nichts davon, ſie hören nur den Pfarrer davon predigen, während er ſie ſelbſt blutwenig auszuüben pflegt, ihr Gegentheil aber deſto fleißiger in Anwendung bringt. Ein ſchlauer Kraftmenſch, vor dem ſich Jedermann fürchtet, erregt aber ihre Bewunderung, wenn auch nicht ihre Liebe und Achtung. Gewöhnlich ſagen ſie: „Vor dem haben wir Reſpekt.“

## 3.

## Chriſtel das Schenkmädchen und Fritz der Jägerburſche.

Kolbentins brachte ſeine Abende meiſt in der Dorfſchenke zu — in ſeinem Häuschen war's ſo verzweifelt einſam — und er ſchloß hier manchen Handel, brachte manches vortheilhafte Geſchäft zu Stande, weil er immer Geld in der Taſche hatte. Die Schenke war gewiſſermaßen ſeine Stockbörſe, wo ſich Alle aus dieſem und den benachbarten Dörfern einfanden, die etwas an Tins verkaufen oder ihm etwas abkaufen wollten. Heimliche Geſchäfte, die die Gegenwart eines Dritten zu ſcheuen hatten, wurden in den erſten Morgenſtunden und Abends vor der Schenkſtunde in ſeiner Hütte abgeſchloſſen.

In der Schenke war aber noch eine andere anziehende Kraft für Tins, Chriſtel, das Schenkmädchen, von den hier einkehrenden Städtern die ſchöne Kellnerin genannt, eine achtzehnjährige arme Waiſe und Verwandte des Schenkwirths, ein allerliebſtes treuherziges gutes Kind, dem ein Menſchenfeind hätte gewogen ſein müſſen, wenn ſie ihn mit ihren lebhaften ſchönen blauen Augen ſo recht vertrauensvoll bittend angeſehen hätte. Sie war ein flinkes, rühriges Mädchen, vor keiner Arbeit Scheu tragend und die ſchwierigſte mit Muth und Kraft angreifend, früh und ſpät auf dem Zeuge, unverdroſſen und gewandt. Trotz ihrer Emſigkeit, ging es Chriſteln nicht gut bei ihren Verwandten. Ihr Vetter, der Schenkwirth, war ein roher Trunkenbold, von heftiger und jähzorniger Gemüthsart, und ſeine junge Frau neidiſch auf Chriſtels Schönheit und Beliebtheit bei den Zechgäſten. Sie hätte längſt aus dem Hauſe und aus dem Dorfe gemußt — denn ſie war aus einem andern Dorfe gebürtig — wenn ſie Tins nicht gehalten hätte. Dieſer aber hatte dem Wirth und der Wirthin kategoriſch erklärt, daß weder er, noch ſeine Handelskunden die Schenke je wieder beſchreiten und ſich in die nahe Druſenmühle, einem zum nächſten Dorfe gehörigen Schankhauſe und Vergnügungslokal für die Bewohner der kaum eine Stunde entfernten Stadt, überſiedeln würden, wenn die Chriſtel aus der Dorfſchenke entfernt werde, und es war nicht unbekannt geblieben, daß der Druſenmüller ſchon einige Male Angeln nach der Chriſtel ausgeworfen hatte, um ſie als Kellnerin und Lockvogel für ſeine Wirthſchaft zu gewinnen. Chriſtel aber hatte einen ganz geheimen Grund, weshalb ſie gern bei ihren unfreundlichen Verwandten blieb und alle Ausbrüche der übeln Launen und Leidenſchaften derſelben mit himmliſcher Geduld ertrug. Dieſer Grund war inzwiſchen keineswegs in der Perſon ihres Gönners und Freundes, Juſtinus Kolbe's, zu ſuchen. Vielmehr war es Fritz, der Jägerburſch, einziger Sohn des Förſters, ein brauner kräftiger Junge von zweiundzwanzig Jahren, mit den lebhafteſten Augen von der Welt. Mit ihm hatte Chriſtel ein geheimes Einverſtändniß, das ſich in der That vor den Augen der Welt auf Blicke und ein paar geflüſterte Worte beſchränken mußte. Nur ganz früh, wenn Wirth und Wirthin noch ſchliefen, und Chriſtel das Vieh im Stalle abwartete, ſchlüpfte Fritz unbemerkt durch die an den Berg hinausführende hintere Thür des Stalles herein und koſete ein Viertelſtündchen mit der Geliebten.

Weder die Wirthsleute, noch ſeine ſtolzen Eltern durften bei Leib und Leben etwas von dieſen Zuſammenkünften und Verſtändniſſen erfahren; denn Fritz war von den Letztern und der gnädigen Herrſchaft für das Kammermädchen der gnädigen Frau Baronin beſtimmt. Es war von Alters her der Gebrauch, daß der Förſter, der Pfarrer, der Schullehrer, der Gerichtsaktuar, ſo wie ſie die Stelle erhielten, mit Frauen aus der höhern Dienerſchaft der Gutsherrſchaft verſorgt wurden, und eine ſolche Heirath war gewiſſermaßen ſtillſchweigende conditio sine qua non des Amtes und Dienſtes. Auch Fritz' Mutter war Kammermädchen auf dem Schloſſe geweſen, und ſie und alle Betheiligten würden es ihm zum Verbrechen angerechnet haben, wenn er eine Ausnahme von der hergebrachten Regel hätte machen wollen. Aber ein liebendes Herz hat erfahrungsmäßig noch nie ſolche Regeln und Geſetze reſpektirt, und Fritz hatte darüber ſeine eigenen Gedanken, die er nur ſeinem Chriſtelchen bei früher Morgenſtunde im Kuhſtalle mittheilte.

## 3.

## Tins Pläne.

Ueber Kolbentins hatte die kleine nette Chriſtel eine wunderbare Gewalt. Wenn ſein Auge, nach zu viel genoſſenen ſtarken Getränken, im Wortwechſel und Streit — und er pflegte es dann gewöhnlich vom Zaune zu brechen — dämoniſch aufflammte, wenn ſich ſeine Stimme donnerähnlich erhob, um eine Fluth von böſen Worten und Drohungen auszuſtoßen, wenn ſich ſeine kräftige Fauſt ballte, um das Wort zur That zu machen, dann brauchte ihm Chriſtel mit ihrer weichen bittenden Stimme nur ſeinen Namen zuzurufen, oder ihre kleine Hand auf ſeine Schulter zu legen, und der gereizte Löwe wurde im Nu zum Lamme. Es war als wenn Oel in die empörten Meereswellen gegoſſen wird; ſie werden ſchnell ruhig, eben und klar. Es ſchien faſt, als wenn er das Mädchen in der Art verehre, wie eine Heilige, wenn er ſich deſſen auch nicht recht klar bewußt war; aber er kam ihr mit rohen

Scherzen nie zu nah, wie er es wohl bei Andern ihres Geſchlechts und Standes that, er küßte ſie nicht und erlaubte ſich auch ſonſt keine Vertraulichkeiten gegen ſie; aber er litt dies durchaus auch nicht von andern Männern, die die Schenke beſuchten, und bildete ſo die kräftige Schutzwache für das ſchwache Mädchen. Zum kleinſten ſcherzhaften Worte, an ſie gerichtet, ſah er finſter, und da es Keiner mit ihm verderben wollte, ſo ließen Alle das Mädchen ungeſchoren. Man nahm allgemein an, daß Tins die hübſche Chriſtel zu ſeiner zweiten Frau machen werde, und er würde vielleicht längſt bei ihr mit einem ſolchen Antrage herausgerückt ſein, wenn ihn nicht mehre triftige Gründe abgehalten hätten. Erſtlich beſorgte ihm die ſtämmige Tochter ſeines Nachbars, des Dorfhirten, ſeit dem Tode ſeiner Frau, ſeinen kleinen Haushalt, und er hatte ſich mit der Dirne zu weit eingelaſſen. Sie ſchien von ihm zu erwarten, daß er ſie heirathe, wenn er es ihr auch nicht gerade verſprochen hatte. Aber das Hirtenmädchen hatte eine große und aufopfernde Anhänglichkeit an ihn; ſie wußte um viele ſeiner ſtrafwürdigen Handlungen, und er hätte manche ohne ihre Beihülfe gar nicht ausführen können. Er hatte die Marielies — dies war der Name der Hirtentochter — zu verſchiedenen Malen geprüft und ſie immer treu wie Gold befunden. Er konnte ihr Alles getroſt anvertrauen, Geld, Waaren, Geheimniß, Auftrag; ſie hatte ſich ſo in ihn hinein gelebt, daß ſie ſeinen Willen vollkommen verſtand, ſelbſt wenn er ihr denſelben nicht mit Worten klar gemacht hatte, und Niemand war geſchickter, ihn aus Verlegenheiten und Gefahren zu retten, als ſie. Er aber bedurfte eines ſolchen Beiſtandes bei ſeinen zweideutigen Wegen höchſt nöthig. Er konnte ſie kalt, zurückſtoßend, ſchlecht behandeln; ja er hatte ſie im Rauſch und in der übelſten Laune ſogar ſchon gemißhandelt, ſie war in ihrer Hundetreue und Ergebenheit ſich vollkommen gleich geblieben. Obgleich er ſie nun nicht liebte, ſo war es weder rathſam für ſeine Verhältniſſe, noch vermochte er es über's Herz zu bringen, eine andere als Marielieſen als Frau in's Haus zu führen. Aber er hielt es mit Recht überhaupt für thöricht, ein Weſen an ſich zu ketten, das ihm über Nacht zur größten Laſt werden konnte. Denn all' ſeine Vorſicht und Schlauheit machten doch eine Entdeckung ſeiner Schliche nicht unmöglich; das wußte Niemand beſſer als er ſelbſt, und er war deshalb auch ſtets auf alle möglichen Fälle vorbereitet. Er trug einen Reiſepaß mit falſchem Namen, den er ſich durch einen Gönner in der Reſidenz verſchafft hatte, im Bunde ſeiner Beinkleider; den größten Theil ſeines baaren Geldes hatte er in einer Gebirgshöhle wohl verwahrt; auf einem nahen Dorfe ſtand bei einem Bauer, mit dem er viel Geſchäfte machte, ein Pferd, ſein Eigenthum, das aber für Eigenthum des Bauers galt, und der es für das Futter auch zu ſeinen Arbeiten benutzen durfte, deſſen ſich Tins aber auch zu ſeinen größern und geheimen ſchnellen Reiſen bediente. Bei dieſem Bauer hingen auch mehre neue ſtädtiſche Kleidungsſtücke, welche Tins in ſeinem Dorfe niemals trug, die ihn aber in wenig Minuten in einen Menſchen von ganz anderm Ausſehen umzuwandeln geeignet waren.

Es war natürlich, daß unter ſolchen Umſtänden Tins eine eheliche Verbindung in der nächſten Zeit mit der hübſchen Chriſtel ſcheute, ſo ſehr er auch das Mädchen unverkennbar liebte. Man glaube inzwiſchen nicht, daß er gar nicht an eine ſolche gedacht hätte. Im Gegentheil war er fort und fort mit Plänen für ſeine Zukunft beſchäftigt, in denen Chriſtel eine Hauptrolle ſpielte, von denen aber nie ein Laut über ſeine Lippen kam. Dieſer rohe, gemeine und rachſüchtige Menſch barg in ſeiner Bruſt eine merkwürdige Fülle von romantiſcher Schwärmerei. Dies iſt bei Landbewohnern von vorzüglichen geiſtigen Anlagen keine ganz ungewöhnliche Erſcheinung. Ihre Phantaſie iſt meiſt um ſo ungezügelter und abenteuerlicher, je weniger ihr reicher und emporſtrebender Geiſt gebildet und geregelt iſt. Kräfte, die durch Unterricht, Bildung und humane Behandlung nicht in die edlen Schranken des Schönen und Schicklichen gebannt ſind, ſtürmen excentriſch in's Maß- und Zielloſe hinaus.

Kolbentins hatte ſich in Bezug auf Chriſtel einen abenteuerlichen Plan gebildet. Er hatte genugſam geſehen und erfahren, daß das Geld in unſern erbärmlichen geſellſchaftlichen Zuſtänden faſt der einzige Schlüſſel zu Ehren, Auszeichnungen und Glücksumſtänden iſt, und ſein gänzlicher Mangel alles moraliſchen Grund und Bodens verführte ihn zu dem Glauben, es gebe gar kein andres Mittel, um glücklich zu ſein, als Geld. Ueber alles Andere lachte er. Nicht vergebens waren Religion, Tugend und Moral in ſeinem Beiſein von ſogenannten Gebildeten ſchändlich verhöhnt und verſpottet worden; Tins hatte ſich daraus eine Lehre gezogen. Seine ſchwärmeriſche Liebe zu dem ſchönen Schenkmädchen, die wirklich ſein ganzes Herz mit einer ſtillen, aber gewaltigen Glut erfüllte, trieb und ſtachelte ihn nun fort und fort, mehr Geld zuſammenzubringen. Was Rache und Bosheit begonnen hatten, das vollendete die Liebe. Er hatte ſich nur eine gewiſſe, ziemlich hohe und bedeutende Summe feſtgeſetzt, die er vorerſt zuſammenbringen wollte, und es fehlte ihm in der That nicht ſehr viel mehr daran.

Mit dieſem Gelde wollte er ſich in einem andern Staate ein Landgut kaufen, und ſich ſein Haus auf das Schönſte und Bequemſte einrichten. Die Frauengemächer ſollten an Pracht, Luxus und Ueberfluß den Zimmern auf dem heimiſchen Schloſſe nicht nachſtehen. Er wollte Herr ſein und die geliebte Chriſtel als Herrin einführen. Sie ſollte eine vornehme Frau werden; er wollte ihr das glücklichſte Loos von der Welt bereiten, und ſeine aufgeregte Phantaſie ergötzte ſich ſtundenlang mit der üppigſten Ausmalung aller Einzelnheiten. Kutſche und Pferde wollte er ihr halten, Diener und Dienerinnen, alle ſchönen Vergnügungen vornehmer Leute wollte er ihr bereiten. Und mit furchtbarem Ernſt hielt er darauf, daß dieſe Blume mit ihrem vollen Blüthenſtaube und unberührt in das Paradies verpflanzt werde, das er ihr zu ſchaffen ſo emſig bemüht war. Deshalb bezahlte er keinen Kreuzer an der auf ſeinem Grundſtück haftenden Schuld, deshalb ließ er keinen Nagel einſchlagen, keine Ziegel einziehen. Hier war ſeines Bleibens doch nicht. Seine der Marielies ſchuldigen Verbindlichkeiten wollte er erſt dadurch löſen, daß er ihr einen Mann verſchaffte und ihr eine ihren Verhältniſſen angemeſſene Ausſteuer gäbe, und er hatte ſich bereits nach einem paſſenden Subject umgeſehen und war mit ihm einig geworden. Von Chriſtels Liebſchaft mit dem Förſterfritz hatte er keine Ahnung; das Einverſtändniß dieſer beiden war ſeinem ſcharfen, aber vielbeſchäftigten Auge entgangen. Die Umſtände machten die Liebenden eben ſo vorſichtig, wie er ſelbſt war. —

## 5.

## Das Forſthaus und die Förſterfamilie.

Das Forſthaus an der Faſanerie war von außen und innen ein reinliches, hübſches und bequemes Gebäude. Ein freundlicher Blumengarten breitete ſich vor demſelben aus, ein großer Gras- und Gemüſegarten ſchloß ſich an den Hof an und dehnte ſich bis an das Geſtänge der Faſanerie. Dort blüheten die erſten Frühlingsblumen, und die letzten Herbſtblumen zögerten, als ſchieden ſie nur ungern. Hier wuchs das ſaftigſte Gras für die ſtattlichen Kühe der Frau Förſterin, und man ſah dieſe wohlgenährten Thiere oft darin weiden. Alle möglichen Gemüſe ſtanden hier in üppiger Fülle und erwarteten das Meſſer der Köchin. Wohin das Auge fiel, außerhalb und innerhalb des Hauſes, es labte ſich an Ordnung, Reinlichkeit, Zierlichkeit. Die gebietende und ſchaffende Hand einer Kammerjungfer der gnädigen Frau war nirgend zu verkennen. Der Förſter Stephan Hendrichs ſtand in dieſer Beziehung ſeiner Frau nicht nach; ſie waren beide ein ſehr ſchätzenswerthes Ehepaar und hatten ihren Sohn in ihren Grundſätzen des Fleißes, der Ordnung, der Pünktlichkeit erzogen. Nur in Bezug auf die ſogenannte Vornehmheit und den blinden unbedingten Gehorſam gegen die Gutsherrſchaft hatte er von denen ſeiner Eltern ſehr abweichende Anſichten, die er jedoch des lieben Hausfriedens wegen im Forſthauſe niemals laut werden ließ. Der junge Menſch war eben von den abſcheulichen Tollheiten der neuen Zeit, wie ſeine ariſtokratiſch geſinnte Mutter ſich auszudrücken beliebte, angeſteckt worden. Eine bange Ahnung von ſeinen verkehrten Geſinnungen hatte die gute Frau Förſterin allerdings, hätte ſie aber die ganze Verderbtheit ihres Sohnes gekannt, ſie wäre ſicherlich vor Gram und Kummer geſtorben. Denn Fritz war ſo gottlos, ja ſo verrucht, zu glauben, daß der gnädige Herr nicht nur nicht aus beſſerm Stoff gemacht ſei, wie der geringſte ſeiner Bauern, ſondern daß er wegen ſeines Stolzes, ſeiner Brutalität, ſeiner Gewaltthätigkeiten und zügelloſen Ausſchweifungen ſchlechter ſei als der ſchlechteſte ſeiner Bauern. Fritz hätte ſich um keinen Preis in der Welt dazu verſtanden, das Kammermädchen der gnädigen Frau aus der Hand des gnädigen Herrn als Frau zu nehmen, ſelbſt wenn dieſes Mädchen nicht ſo ſchnippiſch und naſenrümpfend geweſen, ſelbſt wenn man ihr nicht angeſehen hätte, wie ſie mit dem gnädigen Herrn ſtand. Sogar das Beiwort „gnädig“ für den Gutsbeſitzer war für den wackern und freiſinnigen Jägerburſchen ein wahrer Gräul; denn die Gemüthsart und der Charakter dieſes Mannes waren gerade das Gegentheil dieſer Bezeichnung. Aber Fritz war ein viel zu guter Sohn, er liebte ſeine in jeder andern Hinſicht ſchätzenswerthen Eltern ſo ſehr und wußte ſich von ihnen, vorzüglich von ſeiner Mutter ſo überſchwänglich geliebt, daß er über dieſe geiſtigen „Miasmen“ der neuern Zeit lieber gänzlich ſchwieg, als daß er durch freimüthige Beſprechung ſeines politiſchen und ſocialen Glaubensbekenntniſſes auch nur die kleinſte Verſtimmung in den Frieden ſeines elterlichen Hauſes gebracht hätte. Wenn er von ſeinen Waldſtreifereien heimkehrend die guten „Alten“ in der Gaisblatt- und Roſenlaube vor der Hausthüre im Blumengarten traulich zuſammenſitzen ſah, den kräftigen Vater im grünen Hausrock, mit dem grünſammtnen Käppchen auf dem rechten Ohr, behaglich ſeine Pfeife ſchmauchend, die ſtattliche etwas beleibte Mutter knapp und ſchier vornehm angethan, das Strickzeug in der Hand, da lachte ihm das Herz im Leibe, und wenn er in die freundliche Ordnung und friedliche Behaglichkeit des Hauſes trat, begrüßte ihn der Geiſt einer ſchönen Häuslichkeit ſo wohlthuend, daß er ſich jedesmal gelobte, Alles zu vermeiden, was auf den ſanft erhellten Lebensweg dieſes Paars einen verdüſternden Schatten werfen könnte.

Reizend war wirklich der Anblick, den am Nachmittag der Sommerſonntage der Blumengarten vor dem Forſthauſe bot. Unter dem ſchattigen Dache einer Linde ſaßen der Förſter und ſeine Gäſte, ein paar Paſtoren und Schullehrer, Verwalter und der Doctor, der viel erfahrene und geſprächige Landarzt, welcher im Dorfe wohnte. Sie ſpielten Schafskopf, rauchten Taback, tranken Bier, laſen die Zeitung und kannegieſerten nach ehrlicher deutſcher Weiſe, an der, uns von den Vätern überliefert, wir feſter halten als an jeder andern. — Die Frauen der genannten Männer ſaßen bei der Frau Förſterin in der Gaisblattlaube und tranken Kaffee, und ſprachen mit großem Eifer und noch größerer Ernſthaftigkeit von der Gottloſigkeit, Faulheit und Schlechtigkeit ihrer Dienſtmägde, vom Stolz und der Unzucht der jungen Bauermmädchen und von der ſchlechten Wirthſchaft dieſer und jener Frau Nachbarin, verſteht ſich alles in der beſten Abſicht, wie ſich von ſo ehrbaren Frauen auch gar nicht anders erwarten ließ. Die glatten, großen, klugen Jagdhunde liefen abwechſelnd von den Männern zu den Frauen, Roſen- und Gaisblatt dufteten auf's Lieblichſte und in der nahen Waldhecke ſchlugen Fink und Rothkehlchen. — Kaum weniger gemüthlich war die Scene an langen Winterabenden, wenn der Sturm draußen in den hohen Bäumen raſete; dann ſaßen der Förſter und ſeine Freunde am warmen Ofen, einem Gebäude vom Umfange der Loge des Portiers in großen Städten, rauchten Taback, tranken Bier, karteten oder erzählten ſich Abenteuer und Erlebniſſe und zwar meiſt ſolche, in denen zuweilen etwas Jägerlatein vorkommt, eine klaſſiſche Sprache, von welcher einzelne Redensarten und Anklänge allerdings von vielen Kathedern erſchallen, die aber doch nirgend einen eignen Lehrſtuhl hat.

Viele Jäger ſind Gegenſtände der Verwünſchung, theils wegen ihres harten und ſogar unmenſchlichen Benehmens gegen das arme und gemeine Volk, deſſen geringe und armſelige Erwerbs- oder wenigſtens Erwärmungsmittel auf den Wald angewieſen ſind, theils wegen ihrer ſtark beargwohnten Unehrlichkeit und Betrügerei gegen ihre Brotherren. Weder Stephan Hendrichs, noch Fritz, ſein Sohn, wurden von irgend einer Seele verwünſcht. Im Gegentheile wurde kein Menſch in der ganzen Umgegend ſo nach Verdienſt geſchätzt, als der alte Förſter, und Fritz brachte Grundſätze in Anwendung, die ihn beim Volke ſogar äußerſt beliebt machen mußten, ohne daß er ſeiner Pflicht gegen den von ihm nicht geliebten Edelmanne etwas vergeben hätte. Freilich würde dieſer manche menſchliche und edle Handlung des Jägerburſchen anders angeſehen und ausgelegt haben, aber zum Beſten aller Betheiligten erfuhr er nichts davon, weil er jährlich höchſtens ſechs Wochen alles in allem auf dem Gute zubrachte, und die von den Forſtbedienten mild und menſchenfreundlich behandelten Unterthanen gewiß nicht geneigt waren, dem Patron darüber ausführliche Mittheilungen zu machen. Die Förſterſtelle war bei der Familie Hendrichs von Generation zu Generation geblieben, und nichts war daher gewiſſer, als daß ſie auch Fritz wieder erhalten werde, freilich unter der bereits genannten ſtillſchweigenden Bedingung, die Fritz ſo feſt entſchloſſen war, nicht einzugehen.

Stephan war ein Mann von acht- oder neunundvierzig Jahren, kräftig, robuſt und im vollſten Beſitz körperlicher und geiſtiger Lebensblüthe, Frau Jeanette, ſeine Ehehälfte, um drei Jahre jünger als er, galt immerhin noch für eine hübſche Frau, und wenn man den männlichen Sohn nicht neben ihr ſah, konnte man leicht zu dem Glauben verführt werden, ſie habe die dreißiger Jahre noch nicht überſchritten. Am meiſten trug wohl dazu bei, daß ſie ſich vortheilhaft zu kleiden verſtand, und ſie galt bei den Frauen aller herrſchaftlichen Beamten gewiſſermaßen als Modejournal. In ſeiner Dienſtpflicht war der Förſter eben ſo ſtreng als pünktlich, und ſeine Frau ging, was den Nutzen und Vortheil der Herrſchaft betraf, noch einen oder ein paar Schritte weiter und that aus alter Anhänglichkeit gegen die adlige Familie, als deren Dienerin ſie ſich noch immer betrachtete, gern das Ueberflüſſige. Fritz ärgerte ſich im Stillen darüber und glich Manches wieder aus; ja wenn er in ſeiner Weiſe ganz ſtill und heimlich auch manchmal einige Schritte zu weit ging, ſo war Niemand daran Schuld als ſeine Mutter, da Reaktion bekanntlich immer Revolution hervorruft. Vielleicht hätte Fritz der Schenkchriſtel nie die Ehe verſprochen, wenn ſeine Mutter nicht fort und fort Alles aufgeboten hätte, ſich die Gutsherrſchaft gnädig und günſtig zu machen.

## 6.

# Der Köhlerheinz.

Der Herbſt war ſchon ziemlich weit vorgeſchritten, das Wetter heiter und feſt. Im benachbarten Städtchen war Markttag geweſen, und Pächter, Bauern, Krämer, Viehhändler kehrten gegen Abend, auf dem Heimwege begriffen, in die Dorfſchenke ein, um ſich von der Schenkchriſtel noch einen friſchen Trunk reichen zu laſſen. Das Steigen und Fallen der Fruchtpreiſe, der Marktſtand andrer Erzeugniſſe, Todesfälle und andre Ereigniſſe in der Umgegend, wohl auch eine beliebte Dorfklätſcherei bildeten die Gegenſtände der meiſt lebhaften Unterhaltung. Kolbentins ſaß mitten darunter, und wie er den Mund am öfterſten an der Kanne hatte, ſo führte er auch zumeiſt das Wort. Ihm zur Seite ſein Kumpan und Theilhaber vieler ſeiner Unternehmungen, Heinrich Loos, ein junger robuſter Kerl, ſeines Zeichens eigentlich ein Köhler und deshalb Kohlenheinz genannt, aber ein arbeitsſcheuer Strolch, der es vorzog, ſich an Kolbentins zu hängen und gewiſſermaßen als deſſen Diener und Untergebener die Brocken aufzufangen, die ihm dieſer zuwarf. Ziemlich beſchränkt an Verſtand, hatte ſich Heinz auch dazu verſtanden, die Hirten-Marielies zu heirathen, und dies war der Grund, weshalb Tins immer ſchonend mit ihm umging, obgleich er ihn wegen ſeiner Trägheit eigentlich nicht leiden konnte und ihm nie recht trauete. Wirklich brauchte er ihn zu faſt nichts weiter, als zu den Verrichtungen eines Spürhundes und Packeſels; und dieſe Dinge beſorgte Heinz eben ſo pünktlich und gut, wie ſeine eigenen nachläſſig und ſchlecht. In Tins' Händen war er zu allerlei Zwecken zu verwenden; ſich ſelbſt überlaſſen war er unvorſichtig, faul und ungeſchickt.

Die erſt dicht beſetzte Ofenbank wurde lichter und lichter; endlich war die Stube leer bis auf zwei Köpfe, Tins und Heinz. Der Letztere hatte am Abend Spiongänge gemacht, über die er ſeinem Brotherrn noch keine Rechenſchaft abgelegt hatte. Es war ſchon ſpät, und Wirth und Wirthin zu Bett gegangen; Chriſtel nickte in der Ofenecke, aber ſie war als Kellnerin gewohnt, auf dieſe Weiſe nur halb zu ſchlafen, ſo daß irgend ein Wort, eine Bewegung ſie aufmerkſam und munter machten.

Die beiden Spießgeſellen ſahen ſich kaum allein, und Alles ruhig und ſtill im Hauſe, als Tins mit einem vielſagenden Blick auf Heinz nur den Laut „Hm?“ von ſich gab. Heinz deutete mit den Augen auf Chriſtel. Tins bog ſich leiſe mit vorwärts geſtrecktem Kopfe nach ihr hin und horchte geſpannt. Als er ihren tiefen, ruhigen, langgezogenen Athem vernahm, den untrüglichen Verkünder des Schlafs, wandte er ſich kopfſchüttelnd und mit einer beruhigenden Geberde zu ſeinem Kameraden zurück. Inzwiſchen war das folgende Geſpräch doch nur ein Flüſtern.

„Der Förſter geht nächſten Dienſtag nach Mindelheim zu ſeinem Vetter zur Kirmeß, und wahrſcheinlich begleitet ſie ihn,“ berichtete Heinz.

„Und Fritz?“

„Ha, dem bin ich auf einer andern Spur, habe nur noch nicht volle Gewißheit. Aber ſchwerlich bleibt er im Hauſe oder begeht das Revier, wenn die Alten nicht daheim ſind." Damit deutete er pfiffig lächelnd durch eine Kopfbewegung auf Chriſtel. Tins verſtand dieſe Geberde, aber unrecht. Er meinte, Heinz fürchte, das Mädchen ſei erwacht, und in der That war der ſcharfe Laut Fritz ihr in's Ohr gedrungen und hatte ſie ermuntert. Aber die leiſe Bewegung war den beiden Kerlen doch entgangen. Heinz meinte auch etwas anderes. Er hatte am frühen Morgen deſſelben Tags, als er vom Forſthauſe herabgekommen war, wo er die Magd, ſeine Freundin, über den Kirmeßgang ihrer Herrſchaft ausgeforſcht, den Förſterfritz ſchnell aus der Stallthüre der Schenke herausſchlüpfen ſehen, und hielt dieſen Umſtand mit einigen Worten und Blicken zuſammen, die er zwiſchen Fritz und Chriſtel beobachtet hatte. Abends war er nun wieder zu der Förſtersmagd geſchlichen, um Gewißheit über die Reiſe des Ehepaars zu erlangen, und hatte ſeine Vermuthungen über eine Liebſchaft des Jägerburſchen mit dem Schenkmädchen aus dem Munde der Magd beſtätigen hören. Ja er erfuhr, daß Fritz faſt jeden Morgen, ehe ſeine Eltern aufſtänden, einen heimlichen Gang nach dem Dorfe hinüber mache. Er wollte aber ſeinem Brotherrn die Laune nicht verderben, deshalb verſchwieg er vorerſt ſeine Muthmaßungen und Nachrichten.

„Sonſt kein Hinderniß?" fragte Tins weiter.

„Keins, das ich wüßte."

„Wann wird der Mond am Dienſtag aufgehen?"

„Ich dächte gegen Mitternacht."

„Gut. Punkt halb zwölf erwarte mich am Eſchenbühel. Bring den Sack mit."

Sie ſchwiegen, und das Mädchen erwachte, ſtand auf und ging durch die Stube. Heinz wünſchte gute Nacht und empfahl ſich, Tins weidete ſeine Augen an Chriſtels ſchlanker, friſcher Geſtalt, wechſelte ein paar Worte mit ihr und bat ſie endlich, ihm die Hand zu geben. Sie that's ohne Ziererei, aber er zitterte ſo heftig, daß er die kleine, von der Arbeit harte und braune Hand wieder fahren ließ, ſeine Zeche bezahlte und in die Nacht hinausging, um in ſeinen Träumereien zu ſchwelgen.

Chriſtel war durch die wenigen Worte, die ſie von dem heimlichen Zwiegeſpräch der beiden verdächtigen Menſchen verſtanden hatte, in eine große Angſt getrieben. In der That hatte ſie außer dem Namen ihres Geliebten nichts weiter erlauſcht, als „Dienſtag — Mond — Mitternacht — Eſchenbühel — Sack,“ aber ſie reichten zu ihrer Ueberzeugung hin, daß in der bezeichneten Nacht etwas Böſes gegen Fritz im Werke ſei. Wußte ſie doch ſchon von ihm, daß ſeine Eltern an dieſem Tage zur Kirmeß nach Mindelheim gehen würden, und ſie beſchloß natürlicher Weiſe, ihm bei ihrer nächſten Zuſammenkunft ihre Wahrnehmung zu entdecken. Dieſe konnte vor Montag nicht ſtattfinden; denn der folgende Morgen war Sonntag, und an dieſem Tage kam Fritz nie in den Stall zu ihr. Angſt und Beſorgniß raubten dem armen Dinge einige Stunden des ihr ſo nöthigen Schlafs, bis ihr Müdigkeit und ſüße Liebesgedanken die ſchönen Augen zudrückten, damit ſie von ihrem Fritz träumen könnte.

## 7.

# Der Diebsgang.

Am Montag in der erſten Frühe war Tins über Feld gegangen, ſeinen Geſchäften nach, und am Dienstag Abend war er noch nicht wieder zurück. Heinz war mehrmals vergeblich in ſeiner Behauſung geweſen, doch war er ſicher ihn Nachts zur beſtimmten Zeit und am beſtimmten Orte zu treffen. Und ſo war es wirklich. Heinz ſtand hinter einer dicken Rothbuche, einen leeren Sack über der Schulter. Kaum hatte die Uhr auf dem Thurme der Dorfkirche zweimal auf die Mitternachtsſtunde geviertelt, als eine dunkle Geſtalt vor ihm auftauchte. Heinz gab die leiſen Zirptöne eines Buchfinken von ſich, die ſogleich mit dem nachgeahmten Kollern eines Auerhahns beantwortet wurden. Dies war das Zeichen der gegenſeitigen Erkennung.

„Es iſt verdammt finſter," ſagte Tins.

„Wir müſſen eben den Mond abwarten," verſetzte Heinz.

„Unterdeſſen will ich Dich mit einer Neuigkeit überraſchen."

„Was?"

„Die Schenkchriſtel hat's mit dem Förſterfritz."

„Hundsfott, was ſagſt Du da!" Tins' Stimme zitterte.

„Ich hab's ſchon vor ein paar Tagen bemerkt. Geſtern früh hab' ich ſie zuſammen im Kuhſtall geſehen. Er hat ſie geherzt und geküßt, und ſie hat gehalten wie ein Lamm."

„Teufel!" knirſchte Tins. Wenn es Tag geweſen wäre, würde Heinz vor dem Ausſehen ſeines Freundes erſchrocken ſein.

„Ich war ihm auf der Fährte und ſah ihn in den Stall ſchleichen. Da ſtieg ich vom Holzſchoppen auf's Dach und ſchaute durch eine Luke hinein. Sie hatten viel mit einander zu ſchwatzen, aber ich konnte kein Sterbenswörtchen verſtehen."

Vor Tins' innerm Auge verſanken all ſeine bunten, heißen Traumbilder in ein wüſtes ſchwarzes Chaos, alle ſchimmernden Luftſchlöſſer ſtürzten nach, alle glänzenden Hoffnungsſterne verlöſchten. Die Nacht in ihm war noch tiefer und gräßlicher als die, welche ihn umgab. Seine Hände zitterten, ſeine Beine wankten; er mußte ſich an den Stamm der Rothbuche anlehnen. Dieſe Schwäche dauerte nur einige Minuten. Er ermannte ſich; aber jetzt war er vollends der Hölle verfallen. Chriſtel hatte ihn zum braven geachteten Manne machen ſollen — nun war's aus, für immer aus damit. Ein entſetzlicher Rachedurſt erfüllte ſeine ganze Seele; er ſchwur mit einem ſtummen, aber fürchterlichen Eide der glücklichen Menſchheit den Vernichtungskrieg. Es war ihm, als vernehme er in ſeiner Seele den Jubel hölliſcher Geiſter. Sie jauchzten ihm Muth zu, und er war der Mann danach, ſich mit bittrer Wolluſt ihren Aufreizungen hinzugeben. Völlig geſammelt und anſcheinend ruhig ſagte er: „Sie wird am Samſtag Abend doch nichts von uns erſchnappt und dem grünen Buben geplautſcht haben?"

„Bah, was hätte ſie auch erſchnappen können, ſelbſt wenn ſie nicht geſchlafen? Wir haben nichts geſchwatzt, woraus ſich etwas nehmen ließ. Und überdies waren wir leis, und ſie ſchlief feſt."

„Haſt recht. Iſt der Förſter fort zur Kirmeß?"

„Punkt acht dieſen Morgen fuhr er mit ihr im Korbwäglein ab."

„Und Fritz?"

„Iſt vor zwei Stunden ſchon zum Schätzchen und bringt die Nacht in ihren Armen zu."

Tins biß ſich die Unterlippe blutig. „Sonſt nichts?" fragte er nach zwei Minuten wieder kalt.

„Ich glaube, wir haben Kumpanei dieſe Nacht. Die Kirmeßfahrt des Förſters hat jedenfalls noch einige geſcheidte Burſche mit uns auf gleiche Gedanken gebracht. Als ich Dich vorhin erwartete, zogen drei oder vier Geſellen nach der Richtung des Heideköpfchens hinauf, dort ſtehen ein paar prächtige Hirſche. Und wenn mich mein Ohr nicht täuſchte, ſo klang mir Waſenkobs Stimme in's Ohr."

„Thut nichts. Sie geniren uns nicht. Wir bleiben in der Faſanerie."

„Mach' Dich fertig. Jetzt geht der Mond auf."

„Teufel! Was die verdammten Eulen ſchreien. Gerade wie ein Todtenlied!" —

## 8.

## Der Förſter und die Seinen auf dem Platze.

Wohl war der Förſter morgens mit ſeiner Frau fortgefahren, wohl war Fritz nach neun Uhr mit einigem Geräuſch nach dem Dorfe hinübergegangen und hatte in der Schenkſtube Platz genommen; aber der Erſtere war um zehn Uhr auf einem andern Wege vorſichtig bis an den Waldrand zu einer Stelle zurückgekehrt. die man die „drei Weißtannen" nannte, und die wenigſtens eine Viertelſtunde vom Forſthauſe und vom Dorfe noch weiter entfernt war. Hier erwarteten ihn zwei heimlich beſtellte Waldhüter mit ſcharf geladenen Gewehren. Gegen elf Uhr langte Fritz ebenfalls an. Auch er hatte einen großen Umweg gemacht, um jedem Späherauge zu entgehen. Dieſe Anſtalten waren Folgen der Warnung, die dem Jägerburſchen von ſeiner Geliebten zugekommen war. Den rechten Zuſammenhang dieſer Warnung hatte freilich der Förſter nicht erfahren. Die Männer flüſterten eine Zeit lang zuſammen und betraten dann durch eine Pforte, die Fritz erſchloß, das dichte Gehege. Hier verbargen ſie ſich in einem dickbuſchigen Verſteck. Die tiefe Finſterniß, in die zuweilen nur der matte und verdämmernde Schein eines Sterns fiel, verbunden mit den noch dunklern Waldmaſſen, gab der Scene etwas grauſenhaft Impoſantes und erregte ein Gefühl, von dem man ſich ſchwerlich eine rechte Vorſtellung machen wird, das aber gleichſam auf die Spitze getrieben wurde, wenn das grabähnliche Schweigen, gelegentlich durch das kreiſchende und langgedehnte „Titutuhuhuhu“ der Eulen, die ſich einander von Ort zu Ort durch den ganzen Forſt antworteten, durch das durchdringende Bellen des Fuchſes, das gurgelnde Lockgebrüll des Hirſches und die ſonderbaren Töne der Elſter unterbrochen, die Schauer vermehrte. Endlich erhob ſich die abnehmende halbe Mondſcheibe über den Horizont der fernen Berge im Oſten, und die Wolken, die bis jetzt den Himmel bedeckt hatten, wichen zurück, wie ein Haufen Trabanten bei dem Erſcheinen eines orientaliſchen Herrſchers. Die halb verhüllte Königin der Nacht warf ihren matten Dämmerglanz über das waldige Gebirg, überhauchte die langen Baumgänge mit ihrem ſchwermüthigen Lichte, verſilberte die Wipfel der höchſten Eichen und Fichten und ließ die dicken Nebelſchichten erkennen, die ſich in den tiefen Klüften und Thalſpalten der weitausgedehnten Waldgehege geſammelt hatten, aber ſie vermochte nicht in die innerſte Waldung ſelbſt zu dringen, wenn auch hie und da ein einzelner Strahl ſich durch eine Lücke ſtahl, die das Laub der Bäume und Büſche gelaſſen und als zitterndes Kreischen auf dem Moosboden tanzte. In dem Verſteck ſelbſt blieb es dennoch Nacht. Kein Laut wurde jetzt gehört, als dann und wann das Geräuſch, welches die plötzliche Flucht einer erſchreckten Holztaube, der ſchnelle Sturz des furchtſamen Kaninchens oder das ſchleifende Raſcheln des Wieſels, des Marders oder des Iltiſſes verurſachte.

Plötzlich fiel im hintern und entferntern Theil des Geheges ein Schuß; ihm folgte raſch ein zweiter und nun noch zwei kurz nacheinander. Die Jäger und die Hüter wurden augenblicklich munter und lebendig.

„Dort ſind wenigſtens drei Flinten,“ ſagte der Förſter, „folgt mir!“ Und raſch ſchlug er den kürzeſten Weg durch Wald und Buſch, Dick und Dünn ein, um ſo ſchnell als möglich die Stelle zu erreichen, wo er die Wilddiebe vermuthen mußte. Indem ſie ſo vorſchritten, ertönte ein ſchrilles Pfeifen, ein Signal, das die nahende Gefahr verkündete. Die Wilderer eilten gegen den Ausgang der Einhegung.

„Das iſt nur Einer, der da läuft,“ ſagte der Förſter, „Spiegelfechterei!“ Und raſcher eilte er mit ſeinen Leuten vorwärts. Ein ſchwächerer Schuß wurde jetzt von der Barriere her gehört, als wie von der Straße aus. „Da habt Ihr's!“ lachte der Förſter. „Das war der Köder, um uns von der guten Witterung abzubringen. Dieſer Knall kam nur aus einem Piſtole. Schlaue Kerle das! Kommt! Fort!“

Und ſie rannten in der alten Richtung weiter.

## 9.

# In der Faſanerie.

In der Zwiſchenzeit waren Kolbentins und Kohlenheinz vorſichtig am Forſthauſe vorüber in die Faſanerie geſchlichen.

„Alles im tiefſten Schlaf, ſelbſt die Hunde!“ flüſterte Tins. „Es iſt eine ſchöne Nacht für einen guten Fang.“ Er zog pferdehärne Schlingen hervor und gab Heinz ein Bündel davon; beide legten ſie ſchweigend und emſig. In dieſem Augenblick drang der Schall der fernen Schüſſe an ihr Ohr.

„Du haſt recht geſehen und gehört, Burſche,“ lachte Tins. „Die gehen in denſelben Schuhen wie wir. Na, ſie ſind ſicher, und ich gönne ihnen einen fetten Braten. Am Ende fällt doch ein Profitchen davon auch in meine Taſche. Komm und ſei vorſichtig, Kerl!“

Sie konnten deutlich die auf den Bäumen ſitzenden Faſanen ſehen, vorzüglich Tins mit ſeinem ungewöhnlich ſcharfen und geübten Auge, und ängſtlich beſorgt, mit ſo wenig Pulver und Schrot ſo viel als möglich Beute zu erlegen, ſtellte er ſich ſo, bevor er den Hahn zog, daß er mit einem Schuß zwei oder drei Vögel herunter holen konnte, während Heinz bereit war, das Wild in ſeinen Sack zu ſtecken. Schuß auf Schuß wurde aus der guten Doppelflinte ſchnell abgefeuert und mit tödtlicher Wirkung. Eben ſo raſch lud der kaltblütige Wilderer das Gewehr wieder, dann aber horchte er mit vorgebeugtem Körper und geſpanntem Ohr, um das geringſte Geräuſch zu vernehmen, das auf eine Annäherung von Gefahr von Seiten der Männer des Geſetzes hätte deuten können. Da ſich nichts im weiten Umkreiſe regte, trat er, von einem plötzlichen Mißtrauen oder einer böſen Ahnung befallen, hart an Heinz heran, der bemüht war, die am Boden im Todeskampfe zappelnden und mit den Flügeln ſchlagenden Vögel zu fangen und ihnen die Hälſe umzudrehen, bevor er ſie in den Sack barg, und ſagte mit vor Aufregung zitternder Stimme: „Höre, Halunke, Du haſt mir doch von wegen des Förſterfritz und der Schenkchriſtel nicht etwa eines aufgebunden? Geſteh' es lieber gleich, dann ſoll Dir's ſo hingehen, käm' ich ſpäter hinter die Wahrheit, ich thäte Dir bei meiner armen Seele, wie Du den Faſanen thuſt."

„Ich will am erſten Trunke erwürgen, wenn ich Dir ein verlogenes Wort geſagt habe! Wenn Du's als eine Lüge herauskriegſt, ſollſt Du mich an den Beinen aufhängen, wie ein geſchlachtetes Schwein."

„Es iſt gut. Ich glaub' es nun," ſagte Tins, aber ſeine Gedanken waren fürchterlich; im nächſten Augenblick krachte der Schuß und drei Faſanen ſtürzten zu Boden.

## 10.

## Die That der Nothwehr.

Während die beiden Hendrichs und die Kreiſer die größere Diebsgeſellſchaft verfolgten, vernahmen ſie den Knall einer Flinte in der Richtung des Forſthauſes. Sie horchten. Ein zweiter Schuß fiel dort. Dann eine zeitlang Stille. Endlich wieder zwei Schüſſe hintereinander und wieder eine Pauſe.

„Das iſt nur Einer mit einer Doppelflinte," ſagte der Förſter. „Mit dieſem Schurken will ich allein fertig werden.“ Und in Eile gab er ſeinem Sohne Anweiſung, wie er mit den beiden Gehülfen die Diebsgeſellſchaft einkreiſen ſollte.

„Vater, laß mich mit Dir gehen!“ bat Fritz von einer bangen Ahnung ergriffen.

„Nein, nein; dann entginge uns das Hauptkorps. Wir müſſen ſie mit einem Male alle greifen, und jenen Plänkerer dort faß ich allein. In einer Viertelſtunde, vielleicht noch früher, bin ich wieder bei Euch.“ Und fort trabte er in der erwähnten Richtung zurück. Schuß folgte auf Schuß. Der Förſter verließ eilend den gewundenen Pfad und durchſchnitt auf einem kürzeren Nebenwege das dichte Unterholz, um den verwegenen Wilderer deſto ſchneller zu überraſchen.

Inzwiſchen waren Tins und ſein Gefährte aus dem dichten Theile des Waldgehegs in den breiten Fahrweg, der über dieſen niedern Gebirgsrücken aus dem flachen Lande nach dem Dorfe hinüber führte, getreten und durchſpäheten die Bäume, welche den Weg einfaßten und ſich am blauen Himmel abkanteten. Tins hielt mitten im Laden inne; irgend ein verdächtiger Ton hatte ſeine Gehörnerven berührt. Er horchte; da vernahm er deutlich das Kniſtern des kleinen Reiſigs und das Raſcheln des Laubes, das ein menſchlicher Fußtritt erzeugt, durch das Unterholz ihnen gegenüber näher und näher. Er warf einen verſengenden Blick auf Heinz; der Gedanke, von dieſem Menſchen verrathen worden zu ſein, durchzuckte ſein Gehirn; er argwohnte, daß Heinz ihn mit der Erzählung von Fritz und Chriſtel nur habe ſicher machen wollen. In dieſem Augenblick ſchlugen alle Jagdhunde beim Forſthauſe an; man hörte ſie in langen Sätzen herankommen. Von dort her kamen nun auch feſte

Männerſchritte. Der Verſuch zur Flucht wäre gänzlich nutzlos geweſen, und da Heinz ſich nicht von der Stelle rührte, ſo meinte Tins darin ein vorher abgekartetes Spiel zu erkennen. Das Blut kochte in ſeinen Adern; er murmelte ſchreckliche Flüche und Verwünſchungen. Die durch Heinz Erzählung von der Liebſchaft der Schenkchriſtel entfeſſelte furchtbare Leidenſchaft drängte jetzt zum Ausbruch. Mordgier leuchtete aus ſeinen Augen. Er ließ ſich unter den Aeſten, die den Weg überhingen, auf das rechte Knie nieder und brachte das Gewehr an die glühende Wange. Einen Augenblick beobachtete er über die Läufe hinaus die höchſten Zweige des gegenüberſtehenden Häſelſtrauchs, wie ſie im hellen Mondlicht zitterten. Jetzt bewegten ſie ſich heftiger, die Hunde ſauſten heran und faßten den am Wege kauernden und wimmernden Heinz. Er ſchrie, von ihnen gepackt, wild auf. Der Förſter ſprang in den Weg.

„Steh, Stephan Hendrichs, oder Du biſt ein Mann des Todes, bei meiner —!“

„Nie vor Dir, Juſtinus Kolbe! Ich habe Dich endlich, Du Schuft! Im Namen des Königs, leg' Dein Gewehr nieder, oder —!“

Er erhob das ſeinige, aber er brachte es nicht in Anſchlag; denn der Schuß der Doppelflinte gegenüber krachte, ein Todesbrüllen ſchlug durch das Dach der Bäume und zitterte weithin durch den Wald. Der unglückliche Förſter, von dem es ausging, ſtürzte auf den Rücken, wandt ſich ein paar Augenblicke in krampfhaften entſetzlichen Zuckungen, ſtreckte ſich und war für immer ein ſtiller Mann. Die Hunde erhoben ein entſetzliches Geheul. Tins' zweiter Schuß ſtreckte ihrer zwei nieder, die andern flohen. Alles dies war das Werk einiger Augenblicke. Tins ſprang wild auf die

Beine, ſtürzte auf Heinz los, der wie Espenlaub zitterte und wie ein Kind jammerte, und ſchrie, indem er ihn mit dem Kolben niederſchlug: „Da, ſchurkiſcher Hund, nimm das zum Lohn für Deinen Verrath!“ Nun wandte er ſich und raſete durch das Geſtrüpp; nichts konnte ſeinen Lauf hemmen; er bog die Aeſte und das junge Holz von einander, wie durch Zauberei. In wenigen Augenblicken kam er am innern Geſtänge an, ein Fußtritt mit rieſiger Kraft geführt, zerbrach die Stangen. Tins zwängte ſich hindurch, ſtürzte weiter und überſprang Buſch und Umzäunung, eine nach der andern, wie ein gehetzter Hirſch, bis er das freie Feld erreichte. Jetzt hielt er einen Augenblick an, um Athem zu ſchöpfen. Er wandte ſich, um zu horchen. Alles war ſtill; aber ſelbſt dieſes Schweigen der Nacht war ihm ſchrecklich. Er ſchauerte zuſammen und ſchnaufte wie ein Hund, und ſo oft er einen ſcheuen Blick hinter ſich warf in den dunkeln ruhigen Wald, der das ſchreckliche Geheimniß ſeines zwiefachen Mordes verbarg, erſtickte ihn faſt ein tiefes krampfhaftes Stöhnen. Eine Minute ſpäter raffte er ſich wild zuſammen und begann ſeinen verzweifelten Lauf von neuem, nach dem Dorfe zu.

## 11.

## Die Flucht.

In ſeiner Hütte angelangt, fand er Marielies ſeiner warten. Jedesmal, wenn er des Nachts auf's Wildern ausging, hielt ſie Wacht im Hauſe, um ſogleich mit Hülfe und Beiſtand bei der Hand zu ſein, wenn er deſſen bedürfte. Auch trug ſie in der Regel das erlegte Wild gemeinſchaftlich mit ihm in der Nacht noch fort zu dem befreundeten Bauer in dem benachbarten königlichen Dorfe oder in die Stadt. Jetzt war ſie beſtürzt über Tins' raſches und wildes Eintreten. Sie ſchob den Docht der Oellampe weiter heraus und erbebte, als ſie beim hellern Licht ſeine entſtellten Züge deutlich erkannte.

Mit zitternder Haſt griff er nach ſeinem Pulvervorrath und nach der Kapſel, worin er die friſch gegoſſenen Kugeln aufbewahrte, öffnete ſein Schreibpult und nahm mehre Papiere und das darin befindliche baare Geld heraus, alles mit eben ſo viel Beſonnenheit als Eile.

Marielies verfolgte alle ſeine Bewegungen mit ſcharfem Auge und ſteigender Angſt. Als er die Flinte wieder ergriff, um nach der Thüre zu ſchreiten, vertrat ſie ihm entſchloſſen den Weg. „Was iſt geſchehen, Tins, und wohin willſt Du wieder?“

„Still! ſtill! Beim Henker! Und laß mich! Ich habe keine Zeit zu verlieren.“

„Du hintergehſt mich nicht. Ich ſeh' Dir's an, was geſchehen iſt. Ich weiß, was Du vorhaſt. Wozu hätteſt Du das Geld genommen? Was ich längſt ſchon mit Zittern und Zagen geahnt, iſt geſchehen: Du biſt im Revier ertappt worden.“

„Ja, und ich habe den Förſter erſchoſſen und Heinz erſchlagen, den Hund, der mich verrathen,“ ſetzte er mit heiſerm Lachen halb laut hinzu. „Nun laß mich! Sorg' für Dich ſelber. Mich ſiehſt Du nicht wieder.“

„Tins, Du mußt mich mitnehmen. Ich laß Dich nicht allein gehen.“

„Biſt Du bei Troſt? Was ſoll ich mit Dir?“

„Du wirſt und kannſt mich brauchen; ich will Dir dienen, wie zeither. Laß mich nicht zurück; nimm mich mit! Ich folge Dir, Du magſt wollen oder nicht."

„Du wirſt mich in's Verderben ſtürzen. Wir können nicht ſo ſchnell fort, wie ich allein. An Dir werd' ich erkannt werden."

„Pah, ich ſtecke mich in Deine Sonntagskleider. Kein Menſch ſoll ein Mädchen in mir ahnen. Ich werde Dich mit meinem Leben vertheidigen und jeden den Kopf zerſchmettern, der an Dich will." Mit dieſen Worten riß ſie die Piſtolen von der Wand. „Und im äußerſten Fall, um Dich zu retten, werd' ich Dich ſelbſt von mir befreien, indem ich mir eine Kugel durch's Herz jage. Ich bitte, ich beſchwöre Dich, nimm mich mit Dir; ich kann nicht leben ohne Dich." Die wildeſte Angſt ſprach aus ihren rohen Zügen, aus dem Ton ihrer Stimme. Sie ſtürzte ihm zu Füßen und umklammerte ächzend ſeine Knie. Mit einem gemiſchten Gefühl von Bewunderung und Mitleid blickte er auf ſie; auch ſchoß ihm der Gedanke durch den Kopf, daß die aufopfernde Anhänglichkeit und die erprobte Treue dieſes Weſens ihm allerdings von großem Nutzen ſein würden.

„Wohlan!" ſagte er, „nimm ſchnell meine Sonntagskleider, Hut und Stiefeln und laufe was Du kannſt, hinüber nach Eichenfelde. Poche den Hansklas vorſichtig heraus und ſag' ihm, er ſoll ſchnell den Schweißfuchs ſatteln und ſeinen Grauſchimmel dazu. Ich würd' ſchon mit ihm fertig werden. Und meine Kleider ſoll er bereit halten. Macht's aber ſtill ab und laßt kein Licht ſehen. Wenn Du recht läufſt, kannſt Du in einer halben Stunde drüben ſein. Und eh' die andre halbe verrinnt, bin ich bei Euch."

Damit ſchoß er hinaus. Marielies griff nach ihrem Tragkorbe, packte Tins' Sonntagskleider, die

Piſtolen und noch einige werthvolle Dinge zuſammen, alles in fünf Minuten, löſchte die Lampe und ſprang durch Hof und Gärtchen hinaus auf das Feld, und nun querfeldein, wie ein Jagdhund auf der Spur des Wildes. Nach einer Viertelſtunde ſtand ſie am abgelegenen Gehöf des Bauers, ſetzte über den Zaun und pochte an das Fenſter der Kammer, worin Hansklas ſchlief. Der Kerl ſchaute heraus, ſie flüſterte ihm die wenigen nöthigen Worte zu, und nun wurden Tins' Befehle raſch und pünktlich ausgeführt. Marielies ſattelte das eine Pferd, der Bauer das andre; Tins' ſtädtiſche Kleider wurden bereit gehalten, dann dachte ſie an ſich. Wie durch Zauber verwandelte ſie ſich in einen ſtämmigen Burſchen. Kaum war ſie fertig, als Tins hereintrat, beladen mit ſeinem in der Waldhöhle vergraben geweſenen ledernen Geldſack. Er gab dem Bauer eine hübſche Summe für das Pferd, warf ſich in die neuen Kleider, ſchnallte den Mantelſack mit dem Gelde auf, und hieß Marielies den Grauſchimmel beſteigen. Sie ſaß feſt und gut, den Hut tief in's Geſicht gedrückt. Tins warf ſich auf den Schweißfuchs, und hinaus ſprengten ſie in die Mondnacht. Tins ſuchte die ihm wohlbekannten Näh- und Seitenwege auf, die in nordweſtlicher Richtung liefen. Im nahen Dorfe ſchlug es Eins. Die Pferde liefen wie Katzen, und als der Tag anbrach, waren ſie faſt zehn Meilen vom Schauplatz ſeines Verbrechens entfernt und gönnten ſich und den Pferden in einer Dorfſchenke eine kurze Raſt.

## 12.

## Die Entdeckung.

Zwar hatten die verhängnißvollen Schüſſe auf den Förſter und ſeine Hunde das Ohr ſeines Sohnes und der Begleiter deſſelben erreicht und ihre Herzen mit banger Beſorgniß erfüllt, aber ſie handelten dem erhaltenen Befehle gemäß und verfolgten die Wilderer. Dieſen gelang es inzwiſchen dennoch vollkommen, ihre Verfolger zu täuſchen und ſich glücklich aus dem Gehege zu retten. Erſt nach einer halben Stunde, als das Revier geſäubert war und ſich nirgend mehr ein menſchlicher Fußtritt hören ließ, fiel es ihnen ſchwer auf's Herz, daß der Förſter nicht, ſeinem Verſprechen gemäß, zurückgekehrt war. Fritz beflügelte ſeine Schritte nach dem Forſthauſe zu; er erreichte daſſelbe, ohne eine Spur von ſeinem Vater entdeckt zu haben. Zuerſt fanden die Waldhüter einen todten Hund und bald darauf den zweiten, der im Sterben begriffen war. Dieſer Umſtand erfüllte ſie mit den ſchlimmſten Ahnungen in Bezug auf das Leben des Förſters. Sie ließen ihren ängſtlichen Ruf durch die Stille des Waldes erſchallen; keine Antwort erfolgte. Jetzt fingen ſie an mit Hülfe der unverletzten Hunde den Wald nach allen Richtungen zu durchſtreichen. Endlich ſtieß einer auf Heinz, der an der Seite des Fahrwegs im Schatten einer Eiche lag. Sie erkannten ihn nicht gleich und trugen ihn nach dem Forſthauſe, wo die ermunterte Magd unterdeſſen Licht angezündet hatte. Der Menſch athmete noch, doch war es ſehr räthſelhaft, daß er keinen Schuß hatte. Fritz ging mit angſtbeklommenem Herzen auf neue Entdeckungen aus und fand endlich mit Hülfe der Hunde die Leiche ſeines Vaters tief im niedern Geſtrüpp des Unterholzes dicht am Wege. Sie war ſchon kalt und ſteif. Thränen des tiefſten Schmerzes rannen über die Wangen des jungen Mannes. Er ließ ihn in's Haus tragen und unterſuchte das daneben liegende Gewehr. Beide Läufe waren geladen. Ein andres Gewehr fand ſich nicht. Daraus ging klar hervor, daß die beiden mörderiſchen Schüſſe von einem dritten Manne ausgegangen ſein mußten, der mit heiler Haut davon gekommen war. Da man nun Kohlenheinz abhängiges Verhältniß zu Kolbentins kannte, ſo fiel natürlich zugleich der Verdacht auf den Thäter. Nichtsdeſtoweniger konnte man ſich Heinz' Zuſtand nicht erklären, bis es nach vielfachen Verſuchen gelang, ihn zur Beſinnung zu bringen. Aber nun gingen noch mehre Stunden hin, eh' er die Sprache wieder fand. Da endlich nannte er Kolbentins als Mörder des Förſters. Ein Kreiſer pochte nun das Gerichtsperſonal heraus und machte Anzeige von der That. Eh' die Herren aber aus den Federn und zuſammen kamen, der Phyſikus und der Chirurg dazu, brach der Tag an. Die Vernehmungen, Unterſuchung und der Protokoll-Abſchluß nahmen wieder einige Stunden hinweg. Hierauf wurden Gerichtsdiener zur Verhaftung des Mörders ausgeſchickt. Der war unterdeſſen ſechzehn Meilen weit und ritt als ein vornehmer Herr mit ſeinem flinken Diener dem Rheine zu. — Das Gerücht war ſchneller als das Gericht. Es durchflog Dorf und Umgegend und verkündete die ſchauderhafte Unthat. Und obgleich Fritz ſeiner Mutter am Morgen einen Boten ſchickte, ſo hatte ſie die Schreckenskunde doch ſchon erreicht. Sie fiel aus einer Ohnmacht in die andre und kam erſt am Abend in ihrer Behauſung an, wo ſie beim Anblick der Leiche todtkrank wurde.

Am folgenden Tage wurden öffentliche Bekanntmachungen und Steckbriefe hinter dem Mörder erlaſſen. Und wenn ſie ihn erreicht hätten, Niemand hätte ihn nach dieſer Perſonalbeſchreibung erkannt, ein ſo ganz anderes Aeußere hatte ſich der ſchlaue Mann zu geben verſtanden.

Erſt Tags darauf wurde bemerkt, daß die Hirten-Marielies auch fehlte. Neue Gerichtsverhandlungen, neue Steckbriefe, die die Sache nur verwirrten. Der Förſter wurde mit großem Gepränge begraben, das ganze Dorf ging mit im Leichenzug. Die Frau Förſterin lag ſehr krank danieder, und man zweifelte an ihrem Aufkommen.

## 13.

## Die Förſterſtelle.

Drei Monate waren verſtrichen, und die Förſterin geneſen, aber ſie war bleich und ſchwach. Sie ſchrieb wegen der Beſtallung ihres Sohnes als Förſter an den Gutsherrn und erhielt zur Antwort, daß er ſelbſt kommen werde, das Nöthige zu beſorgen. Darüber verging der Winter, und der Frühling kam. Fritz wartete des Dienſtes mit Eifer und Gewiſſenhaftigkeit, vermied aber mit auffallender Scheu, mit ſeiner Mutter von der Beſtallung zu ſprechen. Die Schenke beſuchte er fleißig, und gute Freundinnen, Gevatterinnen, Mägde und Hökerweiber ſorgten dafür, daß der ſchwachen und hinfälligen Witwe kein Geheimniß blieb, welcher Magnet ihren Sohn in die Schenke zog. Inzwiſchen hielt ſie das nur für Tändelei und glaubte nicht an irgend einen Ernſt in dieſer Sache. Wie hätte ſie ſich überreden können, daß ihr Sohn und der Sohn des Förſters, nächſtens ſelbſt Förſter, ernſtliche Abſichten auf ein armes, gemeines unbedeutendes Schenkmädchen haben könnte! Und doch fühlte ſie ſich von dieſer Angelegen heit beunruhigt. Ein eintretendes Ereigniß ſollte die Sache ſchnell zur Entſcheidung bringen.

Chriſtel war, nachdem ſie ihren Beſchützer verloren hatte, allen möglichen Chikanen der Wirthin ausgeſetzt; ja der Wirth fing an, ihr abſcheuliche Dinge zuzumuthen, und da ſie ihn mit verachtender Empörung zurückwieß, ſah ſie ſich einer nichtswürdigen Behandlung auch von ſeiner Seite ausgeſetzt. Sie klagte ihr ſchweres Herzeleid ihrem einzigen Freunde.

Plötzlich verbreitete ſich das Gerücht, der Förſterfritz habe die Schenkchriſtel zum Angermüller in Koſt und Logis gegeben und ſich die beſte Behandlung ihrer ausbedungen.

Die Förſterin erſchrak, als ſie es erfuhr. Denſelben Tag war die Gutsherrſchaft angekommen, und die ſchnippiſche Kammerjungfer machte der Witwe einen Beſuch. Fritz begrüßte ſie kalt und höflich, ließ ſie dann bei ſeiner Mutter allein und bekümmerte ſich nicht weiter um ſie. Jetzt mußte die Förſterin mit ihrem Sohne reden. Sie begann denſelben Abend noch bei Tiſche mit ſchwerem ahnungsvollen Herzen:

„Fritz,“ ſagte ſie, „der gnädige Herr wird Dich jedenfalls in den nächſten Tagen in die Förſterſtelle einweiſen.“

„Das kommt noch ſehr darauf an, liebe Mutter,“ verſetzte er ſanft. „Mein Patent iſt noch keineswegs unterſchrieben und unterſiegelt.“

„Weshalb zweifelſt Du? Dein Vater, Großvater, Urgroßvater, ja noch weiter hinauf Deine Ahnen haben die Stelle bekleidet. Weshalb ſollte der gnädige Herr ſie Dir entziehen?“

„Weil ich mit gutem Grunde vermuthe, daß mir der gnädige Herr eine Bedingung ſtellen wird, die ich auf keinen Fall erfüllen kann und werde.“

„Welche Bedingung?“

„Ach, Mutter, die kennſt Du ſo gut wie ich; deshalb laß uns davon ſchweigen. Ich will und mag Dich nicht kränken.“

„Nein, nein, mein Sohn!“ rief die Förſterin haſtig. „Wir müſſen davon reden, ganz ausführlich reden müſſen wir! Die Sache muß klar werden zwiſchen uns. So entkommſt Du mir nicht. Weshalb willſt Du Jettchen vom Schloſſe nicht heirathen? Sie iſt hübſch, geſchult, von guter Familie und hat auch einiges Vermögen. Ich war auch Kammerjungfer bei der alten gnädigen Frau, und habe mit Deinem Vater eine glückliche Ehe geführt, obgleich wir erſt gar keinen Umgang mit einander hatten.“

„Du betrübſt mich, Mutter, da Du mich etwas zu ſagen zwingſt, was Dich beleidigen kann. Ich werde die Kammerjungfer nicht heirathen, Mutter; ich werde keine Frau aus der Hand des gnädigen Herrn annehmen.“

„Aber dann wirſt Du die Förſterſtelle nicht erhalten, Unglücklicher!“ preßte die Angſt der Witwe heraus.

„Das ſagte ich Dir ja gleich Eingangs unſers Geſprächs, daß ich ſie nicht erhalten werde.“

„Barmherziger Gott, was ſoll denn da aus uns werden?“

„Gott verläßt keinen braven Mann, der Kopf und Hand recht zu gebrauchen weiß. Und das kann ich, Mutter; deshalb ſei getroſt!“

„Fritz, man hat mir Dinge von Dir geſagt, die ich nicht glauben mag. Du ſollſt Umgang mit einem gemeinen Dienſtmädchen haben, ja die Leute ſind niederträchtig genug zu behaupten, Du wolleſt die Dirne heirathen. Nein, ſo weit kann ſich mein Sohn nicht vergeſſen, daß er ſich an ein Geſchöpf wegwürfe, das durch die Hände aller bäueriſchen Schnapsbrüder in der Dorfſchenke gegangen iſt.“ Nicht allein ihre Stimme zitterte vor Aufregung, auch ihre Hände thaten es und zwar ſo heftig, daß ſie die Gabel nicht mehr halten konnte.

Das Geſicht des Jägers hatte ſich verdüſtert. Seinen geſpannten Zügen war es anzuſehen, daß er ſich Gewalt anthat, nicht heftig zu werden.

„Mutter,“ verſetzte er mit gedämpfter und zurückhaltender Stimme, „das Mädchen, von dem Du mit ſo großer Geringſchätzung und unerwieſener, ja unerweisbarer Beſchuldigung ſprichſt, iſt eine ehrliche, unſchuldige Waiſe, treu, brav, arbeitſam, von gutem Herzen und edler Geſinnung. Sie iſt noch ſo rein und unentweiht, wie ſie aus Gottes Schöpfershand hervorgegangen. Ich liebe ſie, Mutter, und werde von ihr mit großer Anhänglichkeit und Treue geliebt. Ich hoffe zu Gott, daß ich ſehr glücklich mit ihr ſein werde, und deshalb hoffe ich denn auch von Dir, Mutter, daß mir Dein Segen zur ehelichen Verbindung mit ihr nicht fehlen wird.“

„Nie, nie kann ich meinen Segen zu ſolch einer Mesalliance geben!“ ſtöhnte die Witwe und ſank todtenbleich in ihren Stuhl zurück. „Bring' mir die Schlange nicht vor die Augen, die Dich bethört und verführt hat!“

Fritz erhob ſich und ging mit feſten Schritten aus der Thüre. Die Förſterin konnte in der Nacht kein Auge ſchließen und weinte und fieberte bis der Tag anbrach.

Vormittags wurde Fritz auf das Schloß gerufen. Der Edelmann empfing ihn mit finſtern Blicken. „Man hat mir geſagt, Du wolleſt die Kellnerin aus der Dorfſchenke heirathen, wenn Du Förſter würdeſt.“

„Man hat Ihnen die Wahrheit geſagt.“

„Dann kannſt Du nie mein Förſter werden.“

Fritz drehte ſich auf dem Abſatze und ging ohne Wort und Gruß.

Der Bericht von dieſer kurzen Scene gelangte ſehr ſchnell an das Krankenbett der Witwe; ihr Zuſtand verſchlimmerte ſich bedeutend.

Fünf Tage darauf hatte ein liederlicher, anrüchiger Jägerburſche aus der Nähe die Förſtersſtelle und war mit der ſchnippiſchen Kammerjungfer verlobt. In der folgenden Nacht ſtarb die Förſterin.

Fritz benahm ſich ruhig und würdig. Tags nach dem Begräbniß ſeiner Mutter hielt er Auktion. Was er von ſeinem Gute zurückgeſtellt, packte er in einige Kiſten; es waren vorzüglich die Gewehre und Jagdgeräthſchaften. Am Abend fuhr er mit einem Wagen an und lud mit Hülfe eines Kreiſers die Habſeligkeiten auf. Hinten wurde ein bequemer Sitz eingerichtet. Der nächſte Morgen fand das Forſthaus leer. Aus der Mühle war die Chriſtel verſchwunden. Auch die Hunde waren mitgewandert. Fritz hatte von Niemand

Abſchied genommen, und nie erfuhr im Dorfe und in der Gegend ein Menſch, wohin er ſich mit ſeiner Geliebten gewendet. Man ſchalt ihn einen dummen Trotzkopf und vergaß ihn.

## 14.

## Im großen Weſten.

Wir treten als unſichtbare Gäſte in das Blockhaus eines Hinterwäldners, tief in den ungeheuern weſtlichen Urwäldern im Staate Illinois und nicht weit von jenem Vater der Ströme, der ein Ländergebiet durchwandert, wie kein zweiter Strom der Erde und hier die Grenze zwiſchen dem genannten Staate und dem ungeheuern Miſſouri-Gebiet bildet. Eine fleißige Hand hat eine Strecke Land gelichtet und urbar gemacht. Die umfriedigten Mais- und Waizenfelder ſtehen in voller Pracht; Kühe weiden an den üppigen Raſenrainen und eine Menge Schweine mäſten ſich an den Eicheln des Waldes. Das aus übereinander gelegten unbehauenen Baumſtämmen aufgezimmerte Haus beſteht aus nur zwei Gemächern, der Wohnſtube, die zugleich Küche iſt, und der Schlafſtube, die auch die Beſtimmung der Vorrathskammer hat.

Ein großes Feuer, von mächtigen Holzſcheiten unterhalten, lodert auf dem Herd; drüber hängt ein Keſſel an einer Kette vom Balken herab. In einer Ecke ſteht ein Webſtuhl, rings behängt mit Fellen erlegten Wildes. Von der Wand winken Büchſen, Flinten und andere Jagdgeräthſchaften. An einer Fenſterluke ſitzt eine Frau vor dem Spinnrade und ſpinnt Baumwolle. Drei Kinder ſpielen neben ihr am Boden, wovon das älteſte, ein Mädchen, ohngefähr fünf Jahre alt zu ſein ſcheint. Ein Säugling von einigen Wochen hängt neben ihr in einem mit Stricken an die Balken befeſtigten Korbe, und ſie giebt demſelben dann und wann einen leichten Stoß, daß er hin und her ſchaukelt.

Wir erkennen die Hirten-Marielies in dieſer fleißigen, mütterlich ſorgſamen Frau. Sie ſieht geſund und blühend aus und iſt mit ihren Kindern in blaue baumwollne Stoffe gekleidet, die ſie ſelbſt geſponnen, gewebt, geſchneidert hat. Glück und Zufriedenheit ſprechen aus ihren Mienen.

Sie hatte lange ſchon ſo geſeſſen und mit den beiden älteſten Kindern geplaudert. Sie erzählte von Jeſus Chriſtus und von Gott, was ſie ſelbſt wußte. Das arme Weib that ihre Pflicht, ſie gab ihren Kindern Religionsunterricht. Dann verlangten die Kinder zu eſſen, aber ſie mußten erſt die Hände falten und ein kurzes Gebet ſprechen.

Der Sommertag neigte ſich; das Abendroth hing in den weſtlichen Baumwipfeln. Da vernahm das geübte Ohr der Frau fernen Hufſchlag, und ihre Züge erheiterten ſich. Sie eilte hinaus, den Säugling auf dem Arm, das älteſte Töchterchen an der Hand, die andern zappelten nach, und was „Vater“ ſchreien konnte, ſchrie es aus vollem Halſe, die Uebrigen jauchzten blos.

Der Mann, durchweg in braunes Leder gekleidet, führte das ſchwer mit Jagdbeute beladene Pferd. Ein Strohhut überſchattete ſein ſonnenverbranntes Geſicht; ein ungeheuerer Bart wallte ihm auf die

Bruſt herab. Seine Züge waren düſter und ſchwermüthig. Selbſt ſeinen ehemaligen Zechbrüdern in der Dorfſchenke hätte es ſchwer werden ſollen, in dieſem Hinterwaldsmann den geſchmeidigen und gewandten Juſtinus Kolbe wieder zu erkennen. Und doch war er's, der verwegene Wilderer, der Mörder des Förſters Hendrichs. Er hatte ſich glücklich über das atlantiſche Meer gerettet, er war in die weſtlichen Wälder gezogen, wo er ungehindert ſeiner Jagdleidenſchaft fröhnen konnte, wo er nicht bei Nacht und Nebel in die Wälder zu ſchleichen brauchte, und wo es kein Menſch begriff, daß man aus der Ausübung des natürlichſten Menſchenrechts ein Verbrechen machen könnte. Desohngeachtet war er nicht glücklich; man ſah es ſeinen tiefgefurchten Zügen an. Ihm fehlte die Seelenruhe, die allein des Menſchen Glück begründet.

Er grüßte die Frau kalt und gleichgültig, ſchien mürriſch, und doch war er zehn Tage vom Hauſe entfernt geweſen, und doch hing ihr Auge voll Liebe und Ergebenheit an ihm. Den Kindern gab er die Hand, den Säugling küßte er auf die kleine Stirn. Dann entlaſtete er das Pferd und fragte dabei mit kargen Worten, ob etwas vorgefallen ſei. Marielies wußte ihm nur von ihren Kindern zu erzählen, und ſie that's mit der Freude einer Mutter. Sie fügte zu dem Bericht von der körperlichen und geiſtigen Entwicklung der Kleinen noch Einiges über eine Kuh, über die Hühner und Tauben hinzu und belobte dazwiſchen ſeine Jagdbeute. Er hörte ihr ſtumm und zerſtreut zu. Sie war aber an ſein in ſich gekehrtes einſilbiges Weſen gewöhnt und ging, um ihm das Abendeſſen zu bereiten.

„Marielies,“ ſagte er über Tiſche, „wir werden die Wohnung wechſeln. Ich bin glücklich geweſen und habe auf meinem Jagdzuge eine reiche Bleimine entdeckt, die höchſt wahrſcheinlich auch Silber enthält, wer weiß wie viel — und ich habe nun das Mittel gefunden, ſchnell ein ſteinreicher Mann zu werden." Dabei leuchtete ſein Auge mit ſeltſamer Gierde. Der Golddurſt, der ſich ſeiner zuerſt im Vaterlande, eines ganz andern Zieles wegen, bemächtigt, hatte ihn in der neuen Welt, wo ihm dieſes Ziel unerreichbar war, nicht nur nicht verlaſſen, er hatte ſich ſogar bis zur Wuth geſteigert und beherrſchte ziel- und zwecklos ſeine ganze Seele.

„Wir haben aber genug, Tins, ſogar den größten Ueberfluß zu unſerm Leben," entgegnete ſie ſchüchtern, „wir ſind hier gut und ſchön eingerichtet; weshalb wollen wir alſo das Haus verlaſſen, das uns zu erbauen ſo viel Mühe und Arbeit gekoſtet hat?"

„Still!" herrſchte er auffahrend. „Ich will es ſo, und Du weißt, daß ich keine Ausſtellungen an meinem Willen dulde."

Sie ſchwieg gehorſam, aber ihre Augen füllten ſich mit Thränen und ihr Herz mit Betrübniß und böſen Ahnungen.

Am andern Tag verarbeitete Tins die heimgebrachte Jagdbeute, zog die Felle ab und hing ſie zum Trocknen aus, ſalzte das Fleiſch ein und briet einen Theil friſch. Die Frau mußte Brot backen und die Reiſe vorbereiten.

In der Frühe des dritten Tags zogen ſie aus, der Mann auf einem Pferde, das mit zwei Jagdgewehren, mit Beilen, Hacke und Schaufel und einen Theil Lebensmitteln beladen war. Auf dem zweiten Pferde hatten die Kinder in zu beiden Seiten hängenden Körben Platz, die übrigen Lebensmittel und einige unentbehrliche Wirthſchaftsſachen. Mann und Frau gingen zu Fuß neben her. Er hatte ihr geſagt, daß ſie drei Tagemärſche bis zum Ort ihrer neuen Beſtimmung hätten und daß er ſowohl dort als an den Schlafſtellen Wildpret unter Laub verſteckt habe. Uebrigens waren ſie ohngefähr auf drei Wochen verproviantirt.

Seine Geldkiſte — und ſie war ganz gefüllt — hatte Tins erſt unter einen Baum vergraben, in deſſen Rinde er ein Zeichen geſchnitten. Das Vieh ernährte ſich ſelbſt und entfernte ſich nicht allzuweit vom Blockhauſe.

Die Reiſe durch den endloſen Urwald war einförmig und verlief ohne jeglichen Unfall. Tins ſchien im ungeheuern Labyrinth dieſer majeſtätiſchen Wälder eben ſo gut orientirt, wie einſt in einem tageweiten Umkreiſe ſeiner alten Heimath. Nachts ſchliefen ſie in Decken und Felle gehüllt unter einem Baume in der Nähe einer Quelle, und ein mächtiges Feuer, erſt zur Bereitung des Eſſens benutzt, dann zur Abſchreckung der wilden Thiere unterhalten, loderte bis zum Morgen. Auf den Pferden ſetzten ſie über mehre Flüſſe, die dem Miſſiſſippi ihre Waſſer zuführten. Am dritten Tage überſtiegen ſie ein mäßiges Gebirg und langten Nachmittag am jenſeitigen ſteilen Abhang deſſelben an der Stelle an, welche Tins ſeiner Frau als den Platz ihrer künftigen Wohnung bezeichnete.

## 15.

## Verzweifelte Lage.

Nach kurzer Raſt begannen die Arbeiten zur erſten nothdürftigſten Einrichtung. Die Wohnung war eine kleine Hütte von Laubreis. Am folgenden Tage fällte Tins Bäume zum Blockhauſe, wobei ihm die Handgriffe und Geſchicklichkeiten ſeines Handwerks ſehr zu Statten kamen. Nichtsdeſtoweniger war auch für ihn das Fällen dieſer rieſigen Stämme eine höchſt anſtrengende Arbeit. So ungern nun Marielies mit ihrem Manne in dieſe neue Wildniß gezogen war, ſo ſtand ſie ihm in der härteſten und beſchwerlichſten Arbeit doch getreulich und unverdroſſen bei.

Am dritten Tage war ſie eben beſchäftigt, ihrem Säugling die Bruſt zu reichen, als mit dem dumpfdonnernden Geräuſch eines fallenden Baumes zugleich ein heller Nothſchrei ihres Mannes an ihr erſchrockenes Ohr ſchlug. Sie legte das Kind in die Hütte und eilte nach der Stelle. Tins lag auf dem Geſicht zu Boden unter den belaubten Zweigen eines gefällten Baumes, ſo daß ſie Mühe hatte, zu ihm zu gelangen. Der Baum hatte beim Stürzen eine etwas andere Richtung genommen, als Tins vermuthet, und obgleich er die ſchnellſte Flucht verſucht hatte, ſo war er doch noch von einem Aſte erfaßt und zu Boden geſchmettert worden. Marielies befreite ihn mit dem Beile von ſeinen Banden, aber er konnte nicht aufſtehen und klagte über den heftigſten Schmerz im Rückgrat, wo ihn der Aſt getroffen. Im Geſicht und und an den Händen war er nur unbedeutend verletzt.

Wie er ſich auch anſtrengen mochte, er war nicht im Stande, ſich von der Stelle zu bewegen, und die ſtarke Frau ſchleppte ihn endlich auf dem Rücken nach der Laubhütte, wobei er kläglich über Schmerzen ſchrie. Dieſe nahmen von Minute zu Minute zu, und ſein Geſtöhn klang entſetzlich. Die Frau war in einer troſtloſen Lage. In dieſen menſchenleeren, endloſen, ihr unbekannten Wäldern, von jeder Hülfe ſo weit! Tins forderte ſie auf, nach der nächſten Farm zu reiten, um ihm Hülfe herbeizuſchaffen; denn in dieſen einſamen Häuſern iſt man auf dergleichen Fälle mit guten Hausmitteln ſtets vorbereitet, und das eine oder das andre Individuum beſitzt ſo viel ärztliche und wundärztliche Kenntniſſe, um Hülfe leiſten zu können. Tins beſchrieb der ſchwerbekümmerten Frau die Richtung, die ſie zu nehmen hatte, ſo genau als möglich, und behauptete, ſie müſſe noch vor Nacht in der Farm anlangen, und da die Männer gleich mit ihr aufbrechen würden, ſo werde mit Tagesanbruch die Hülfe da ſein.

Die Frau ſteckte ihre beiden jüngſten Kinder in den einen Korb, in den andern einige Lebensmittel und Decken. Die beiden älteren Kinder ſollten beim Vater bleiben, um ihn zu bedienen, ein ſchwieriges Stück für ein fünfjähriges Mädchen und einen vierjährigen Knaben. Aber Noth und Bedürfniß zeitigen den Menſchen in jenen Ländern früher, als bei uns. Sie lud dann eine Doppelflinte, verſah ſich mit Munition, einem kleinen Handbeil, einem Meſſer u. ſ. w. und beſtieg das Pferd. Sie ritt erſt im Trab, dann im Schritt unter dem Dach der Rieſenbäume in der angegebenen Richtung, und Stunde um Stunde verrann, wie ſie an der ſinkenden Sonne wahrnahm; kein Pfad, keine andere Spur eines menſchlichen Weſens erfreute ihr ſpähendes Auge. Es wurde Nacht, und ſie langte an einer tiefen Schlucht an, die ſie in der einbrechenden Dunkelheit nicht mehr paſſiren konnte. Sie richtete ſich alſo unter einem Baume ein, ſuchte dürres Holz und zündete ein Feuer an, indem ſie einen Lauf der Flinte abſchoß. Die Kinder waren ſchon im Korbe eingeſchlafen, ſie hüllte ſich in ihre Decken und ließ das Pferd ſich ſeine Nahrung ſuchen. Das Grauſen, welches der Blick in den tief finſtern Wald hervorrief, wurde durch das Geheul der Raubthiere, das vorzüglich ſtark aus der Schlucht herauf ſchallte, und das Geſchrei der Vögel in den Zweigen vermehrt. Die Frau genoß nur eines unruhigen Halbſchlafs, und mit dem erſten Tageslicht war ſie ſchon wieder reiſefertig, das Herz voll ſchwerer Kümmerniß. Nun nahm ſie mit Schrecken wahr, daß es durchaus unmöglich ſei, über die Schlucht zu kommen, denn ſie war von beträchtlicher Tiefe, unten mit wildverwachſener Vegetation ausgefüllt, die Wände aber ſteil und ſchroff. Marielies ritt alſo in weſtlicher Richtung am Rande der Schlucht fort, um einen Uebergangspunkt zu entdecken. Erſt Nachmittags kam ſie in das Ende der Schlucht, das in einen Waldſtrom mündete. Mit dem Muthe der Verzweiflung ſetzte ſie das ziemlich ſteile Ufer hinab, ängſtlich bedacht, daß keins der Kinder aus dem Korbe ſtürze, und ließ das Pferd durch den Strom ſchwimmen.

Unterdeſſen hatte ſich aber, von ihr unbemerkt, der Himmel verdüſtert, und als Marielies die Augen erhob, nach der Sonne zu ſpähen, war von dieſer nichts zu entdecken. Jetzt hatte ſie alle Richtung verloren und irrte auf's Geradewohl durch die Waldwildniß. Die Schwüle wurde ſchier unerträglich und die unglückliche Frau verſchmachtete faſt; denn ſie fand keine Quelle; ihrem Säugling gewährte ihre Bruſt keine Nahrung, und er ſchrie jämmerlich. Ihr Mundvorrath war zu Ende, und Blitz und Donner verkündeten den Ausbruch eines Gewitters, die in jenen Gegenden ſich ſtets mit furchtbarer Wuth entladen.

Sie ſuchte Schutz unter einem Baume und befahl ſich und die Ihrigen in Gottes Hand. Der Blitz ſpaltete Bäume in ihrer Nähe, der Regen goß in Bächen herab; dazu wurde es Nacht, und Hunger und Durſt quälten Mutter und Kinder. Der Gedanke an die Zurückgebliebenen marterte die arme Frau. Ihre Lage war wahrhaft verzweiflungsvoll. Doch ſie raffte ihren Muth zuſammen. Sie hatte Sorge getragen, daß ihr Pulver trocken blieb. Sobald das Gewitter vorüber war, lud ſie die Flinte, um Jagd auf einen Vogel zu machen, mit deſſen Blute ſie die wimmernden Kinder tränken wollte, auch gab ſie nicht alle Hoffnung auf, trotz dem naſſen Holze doch ein Feuer zu entzünden, an dem ſie die Jagdbeute braten könnte. Aber es war ſchon zu finſter; ſie konnte das Ziel nicht erkennen. Sie ſchoß, aber ſie traf nicht. Jetzt ergriff Verzweiflung mit eiſernen Krallen ihr Herz. Der Gedanke, daß ſie ihre Kinder müßte verhungern laſſen, ſträubte ihr das Haar. Sie ſchoß den andern Lauf ab, wiederum ohne Erfolg.

## 16.

# Die Rettung.

Aber nein! Nur daß die Schüſſe einen ganz andern Erfolg hatten, als Marielies bezweckt. Horch! — Ein Schuß in der Ferne. Sein Schall erweckt in der Seele der unglücklichen Frau einen freudigen Schrecken. Sie ladet ſchnell das Gewehr und drückt beide Läufe nach einander ab; dann horcht ſie mit zurückgehaltenem Athem. Näher ſchon fallen die antwortenden Schüſſe. Sie ladet und ſchießt. Jetzt vernimmt die Horchende den langgedehnten Ruf einer menſchlichen Stimme. Sie antwortet ebenſo. Hunde ſauſen herbei, bellen ſie an und ſpringen wieder zurück. Fackelglanz dringt durch den Wald, und nach wenigen Minuten ſieht ſie ſich von ſechs kräftigen Männergeſtalten in den braunen Lederkleidern der Hinterwäldner umgeben.

Mit den wenigen engliſchen Worten, die ihr zu Gebot ſtehen, ſagt ſie, daß ſie die Frau eines deutſchen Farmers ſei, den ein Unglück betroffen.

Da klingen die vaterländiſchen Laute an ihr Ohr:

„Dann ſprecht deutſch,“ ſagte ein Mann, „Ihr findet einige Landsleute unter dieſer Jagdgeſellſchaft.“

Sie erzählt ihr Schickſal, die Freude beflügelt ihre Zunge, und ſie erfährt, daß ſie ſich unter Jägern befindet, die ſich vor dem Gewitter geborgen und dort ihr Nachtlager aufgeſchlagen haben. Nun waren zwei von der Geſellſchaft noch nicht wieder hinzugeſtoßen, und die Andern hielten Marielies Schüſſe für Nothſignale ihrer Gefährten. Als dieſe nicht kamen, brach ein Theil der Geſellſchaft mit einigen Hunden auf.

Die Frau wurde mit Pferd und Kindern zu dem Nachtlager der Geſellſchaft gebracht, die aus dreißig und einigen Köpfen beſtand. Ein Mann trat, während ſie ſprach, nah an ſie heran, ihre Züge beim Schein des Feuers zu betrachten.

„Iſt Euer Mann nicht der Juſtinus Kolbe?“ fragte dann ein Andrer.

Sie bejahte es. Ihr Mann hatte ſeinen Namen in Amerika nicht geändert, und ſie mußte vorausſetzen, daß er dieſen Jägern bekannt ſei, da er ſich oft auch an ſolche Jagdgeſellſchaften anſchloß, wie ſie die weſtlichen Wälder durchſtreifen, und ſie hatte ſchon ſolche Geſellſchaften in ihrem Blockhauſe beherbergt.

Während die Frau Hunger und Durſt ſtillte und ihre Kinder befriedigte, beriethen ſich die Männer. Es wurde beſchloſſen, daß die erſchöpfte Frau der Ruhe pflegen ſollte. Einige Männer, die bei ihr blieben, ſollten ſie am folgenden Tage nach der nächſten Farm bringen, die einem von den deutſchen Männern gehörte. Die übrige Mannſchaft brach mit den Hunden auf, den Kranken zu ſuchen, nachdem Marielies noch einmal, ſo genau es ihr möglich, Weg und Gegend angegeben hatte. Kaum waren die Jäger fort, als ſie neben ihren Kindern in einen feſten Schlaf verſank.

## 17.

# Die Freunde in der Noth.

Es würde der Jagdgeſellſchaft ſchwerlich gelungen ſein, den verletzten Kolbe in der kleinen Laubhütte zu finden, ſo ſehr ſie ſich auch vertheilt und ihren Ruf durch die Wälder hätte erſchallen laſſen, wenn ſie nicht die Hunde bei ſich gehabt hätten. Dieſe Thiere hatten aber die Witterung der Frau und der beiden Kinder genommen und verfolgten dieſelbe, und auf dieſe Weiſe wurden die Jagdgeſellen zu der Stelle geführt. So erreichten ſie in den erſten Vormittagsſtunden den Kranken, den ſie in einem ohnmachtähnlichen Zuſtande fanden. Die Kinder ſpielten vor der Hütte. Die Jäger zimmerten ſogleich eine Tragbahre, auf welche Tins gelegt wurde. Die Kinder luden ſich einige Männer auf den Rücken. Der Zug ſetzte ſich in Bewegung und langte gegen Mitternacht in einer eben auch erſt im Aufbau begriffenen Farm im Miſſiſſippithale an. Die Frau war eine Stunde vorher mit den beiden jüngſten Kindern ebenfalls glücklich angekommen, und trotz des betrübten Zuſtandes ihres Mannes, war ihre Freude doch groß, die Ihrigen wieder beiſammen zu ſehen.

Der Kranke, ſchon bei ſeiner Auffindung vorläufig unterſucht, wurde einer zweiten genauen Unterſuchung unterworfen, welche keine Hoffnung gewährte. Die Rückenwirbel waren verletzt und das Rückenmark erſchüttert, was ſtets über lang oder kurz den Tod herbeiführt.

Es iſt nicht möglich, die gemiſchten Gefühle zu beſchreiben, welche auf Marielies und ihren kranken Mann einſtürmten, als am hellen Morgen der Beſitzer der neuen Farm an der Hand ſeiner Frau in das Blockhaus traten, in welches die Familie Kolbe einquartiert worden war, und ſie in denſelben ihre Landsleute, den Förſterfritz und die Schenkchriſtel erkannten. Marielies ſtürzte mit einem Schrei vor jenen auf die Knie und hob die Hände flehend empor, aber ſie war nicht fähig, ein Wort hervorzubringen. Der Kranke ſtieß zu gleicher Zeit ein gräßliches Stöhnen aus. Auch er hatte den Mann erkannt, deſſen Vater er gemordet; auch er hatte das liebliche Weſen erkannt, an dem er mit ſo ſtarker und ſo ſchwärmeriſcher Liebe gehangen.

Friedrich Hendrichs, der edle deutſche Mann, reichte dem Unglücklichen die vergebende Hand und ſprach Worte des Troſtes und der Liebe zu den beiden Eheleuten. Des Mordes wurde mit keinem Worte erwähnt, aber zur Sprache kam die wunderbare Fügung, daß die Jagdhunde, auf welche Tins vor ſechs Jahren ſein mörderiſches Geſchoß gerichtet, ihn jetzt in der Wildniß der amerikaniſchen Urwälder aufgefunden hatten. Ohne Hülfe dieſer Thiere wäre er höchſt wahrſcheinlich mit ſeinen beiden Kindern elendiglich umgekommen.

Alle Gebote der Chriſtenpflicht und Menſchenliebe wurden von dem hendrichs'ſchen Ehepaar mit wonneſeligem Eifer erfüllt. Die gute Chriſtel, ſelbſt Mutter einiger hübſchen Kinder, unterzog ſich mit Marielies gemeinſchaftlich der Pflege des kranken Mannes und der Kinder, und Tins' Auge hing dankbar und verklärt wieder an ihren ſchönen Zügen.

Es ſtellte ſich heraus, daß Hendrichs erſt ſeit einigen Monaten in dieſer Gegend verweilte. Die Unduldſamkeit der Menſchen hatte ihn aus dem Vaterlande vertrieben, die Luſt am Jägerhandwerk ihn in die Wälder des Weſtens gelockt. Er hatte erſt in einem öſtlichen Staate eine Farm beſeſſen, dann ſich aber mit einer Jagdgeſellſchaft verbunden, die ſich im Weſten des Michiganſtaates anſiedelte.

Tins lebte noch drei Wochen, die ihm durch Chriſtels Nähe und das mildfreundliche Benehmen ihres Mannes gegen ihn verſüßt wurden. Er ertrug die größten Schmerzen mit Geduld, wenn er den Blick auf die ihm ſo theuern Züge ſeiner Wirthin heften konnte, und mit ſolch einem Blick ſtarb er zuletzt ruhig, indem er Fritz und Chriſtels Hände gefaßt hielt.

Fritz behielt die Witwe mit ihren Kindern ſo lange bei ſich, bis ſie ſich wieder an einen Farmer verheirathete.

Auf Tins' Grab ſetzte er ein Kreuz mit der Inſchrift: „Hier ruht die irdiſche Hülle eines Mannes, dem Gott verzeihen möge, wie ich ihm verziehen habe.“

Fin.

Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Ausgewählte

# Romane und Novellen

von

Ludwig Storch.

Siebenter Band:

## Die Heideſchenke.

Erſter Theil.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Leipzig,
Ernſt Keil.
1855.

# Die Heideſchenke.

Von

**Ludwig Storch.**

Erſter Theil.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

* * *

Leipzig,
Ernſt Keil.
1855.

## 1.

# Ein willkommner Hochzeitgaſt.

Kein Theil der iriſchen Inſel hat mehr Aehnlichkeit mit dem ſchottiſchen Hochlande, als die zerklüftete, mit Felſenkoloſſen bepflanzte rauhe Gegend der Bantry-Bai. Meilenweit hat der atlantiſche Ocean, dieſes länderverſchlingende Ungeheuer, an dieſen Küſten, die bald hinter niedrigem Geſträuch verſteckt, bald von ſenkrecht aus den Fluthen emporſteigenden Felſenwänden und wunderlich geſtalteten zackigen Klippen umgürtet ſind, tiefe Buchten ausgehöhlt, in deren Keſſel er ſich's nun bequem macht, und aus denen er, wenn ihm nicht Granitmaſſen den Weg verlegen, je zuweilen erdhungrig die langen Wellenzungen über das zitternde Land hinreckt.

Ueber einer dieſer Buchten, einer Abtheilung der einſamen Kenmare-Bai, einige Meilen nordweſtlich von der genannten Bantry-Bai, zieht ſich auf erhöhtem Grunde, der ſich nur allmählig nach dem Meere zu abſenkt, eine Reihe elender Hütten hin, die einen ſchreienden Contraſt zu den palaſtartigen Wohnungen der ſtolzen Herren des umliegenden Grundes und Bodens bilden. Unförmliche Lehmwände unter einem Dache von moderndem, dicht mit dunkelgrünem Moos und Hauswurzel überzogenen Strohe; ein paar ſchlecht zuſammengenagelte alte Breter mit weitklaffenden Spalten, Thür genannt, ſtatt des Schloſſes mit einem plumpen hölzernen Riegel verſehen; niedrige Fenſter, deren wenige noch übriggebliebene, von Rauch, Staub und Sonne dunkelgefärbte Glasſcheiben mit ſchmutzigen Lumpen faſt verdeckt und verhängt ſind, die als Verſtopfungsmittel der Löcher, Fugen und Ritze dienen müſſen; in Dach und Fach überall Durchgänge für Wind und Wetter: das iſt das äußere Bild einer ſolchen Hütte, dem das Innere entſpricht, und der alle andern des ganzen Dörfchens Dunmoore mehr oder minder ähnlich ſind. Wahrlich, ſie gleichen eher dem Aufenthalte irgend eines wilden Völkerſtammes, als den ländlichen Wohnungen einer civiliſirten europäiſchen Nation.

Dieſe Gehöfte, innerhalb eines rohen Erdwalles oder einer aus neben einander geſtellten Dornen- und Stechpalmen-Faſchinen beſtehenden Umfriedigung, deren zahlreiche Lücken jedoch niemals, ſelbſt den armſeligſten Schnapphahn nicht, nach einer nähern Beſchauung der hinter der Verzäunung geborgenen Gegenſtände — etwa ein zertrümmerter, zweirädriger Karren, einige ſchlecht geformte Ackerwerkzeuge und ein elender Vorrath von Torf — lüſtern machen, geben dem Vorüberziehenden einen keineswegs unklaren Begriff vom phyſiſchen Zuſtande und den ſtaatsbürgerlichen Verhältniſſen der Vaſallen des reichen „lord of the manor.“

Hat der fremde Wanderer aber auch noch Gelegenheit gehabt, einige jener namenlos elenden Troglodyten zu ſehen, die, blind, lahm oder mit einem grauſenerregenden Ausſatze bedeckt — Folge ihrer faſt thieriſchen Lebensweiſe — vor ihren, in den Aufwürfen um die Felder angebrachten Höhlen, in denen ſie, vom Grundherrn, dem das Erbarmen fremd iſt, oder von deſſen Pächtern des Obdaches beraubt, die letzte Zuflucht ſuchen mußten, das Mitleid der Vorübergehenden anflehen: dann hat er ein treues Bild vom Zuſtande der iriſchen Landleute, das, einmal geſehen, nimmer aus ſeinem Gedächtniß entſchwinden wird.

Einer jener ſchönen Spätſommertage, die der Natur ſo eigenthümliche Reize verleihen, daß ſelbſt minder begünſtigte Gegenden durch Beleuchtung und duftige Färbung einen Anſtrich von idylliſcher Schönheit erhalten, erhob auch den Weiler Dunmoore mit ſeiner ſonſt dürftigen Umgegend zu einem leidlichen Landſchaftsſtück, deſſen Vordergrund die tiefer liegende Bucht, deſſen Faſſung die herbſtlich bunten Bäume um die Hütten, deſſen Hintergrund der oft ſich ziemlich hoch erhebende, bis zum Cap Crow fortlaufende Höhenzug der mit dunkeln Fichten bepflanzten Caba-Berge abgaben. Die Felder ſtanden meiſt in gelber Reife, denn die Ernte des Jahrs 1795 war vor der Thüre. Gegen Abend wurde dort ein einzelner Reiter bemerkt, der, etwa eine Meile von Dunmoore, die Straße von Killarney nach Bantry verließ und den zum Dörfchen führenden Nebenweg einſchlug. Das mit Staub und Schweiß bedeckte Pferd verrieth, daß es ſeinen Herrn nicht blos zu einem Spazierritt getragen; dieſer aber, dem es leid ſchien, das edle Thier mehr als gewöhnlich angeſtrengt zu haben, klopfte deſſen ſchlanken Hals beruhigend und ſuchte es durch Schmeichelworte zum langſameren Schritt zu vermögen, ſo oft es in ſeiner heftigen Aufregung bald im Galopp bald im Trabe weiter zu eilen im Begriff war.

„Genug für heute, mein braver Abdul! bald ſind wir am erſehnten Ziele,“ ſagte der junge Mann, deſſen einfacher, aber geſchmackvoll gewählter Reiſeanzug verrieth, daß er den höhern Ständen angehörte; „genug für dieſesmal, mein Brauſewind! Sparen wir unſere Kräfte lieber für die Zukunft auf; wer weiß, wie ſehr wir derſelben bedürfen!“

Und immer weiter ritt er durch das Gewirre der das Dörfchen umgebenden Hecken und Gräben, mit denen er recht wohl bekannt zu ſein ſchien, und ließ ſein ſchönes, gutmüthiges Auge bald über die nahen Felder gleiten, bald auf den Hütten ruhen.

Um ſeinen edel geformten Mund zitterte ſchmerzliche Wehmuth, da er dort die Reſtchen dürftigen Haſers und das kümmerliche Laub der Kartoffeln, dieſer dem Irländer ſo unentbehrlichen Frucht, erblickte, Zeugen, daß der Acker ſchlecht bearbeitet, daß es am nöthigen Stroh zum Dünger fehle und der Zehnten des Lehnsherrn ſtreng genug eingefordert werde; aber ſein Auge füllte ſich mit der Thräne des Mitgefühls, indem er die ruinenartigen Hütten in der Nähe betrachtete, deren einige unter der Wucht des faulenden Daches, welches, in Ermangelung des Strohes mit Raſenſchollen bedeckt, in der Mitte tief auf die zerbrochenen Sparren hinabgeſunken war, den baldigen Einſturz drohten.

So hatte er denn, mit bittern Gefühlen kämpfend, endlich den Eingang des Dorfes erreicht; um ſo überraſchter hielt er ſein Pferd an, als plötzlich Töne der Freude, die er hier am wenigſten erwartet hatte, Muſik und lauter Jubel ſein Ohr trafen. Vor einem, faſt am entgegengeſetzten Ende der Hüttenreihe gelegenen Häuschen, daß ſich durch den weißen Anſtrich ſeiner Wände vor den übrigen auszeichnete und durch das über der Thüre hängende Schild als Schenke des Orts kund gab, wogte ein fröhliches Gewühl trinkender und ſingender Menſchen bunt durcheinander. Alle waren im beſten Staate, d. h. in den abgetragenen Kleidern der Männer war gerade kein großer Riß zu ſehen, und ein neues Band ſchmückte vielleicht das Mieder oder das Haar der tanzenden Weiber und Jungfrauen.

Neugierig, die Urſache dieſer Fröhlichkeit zu erfahren, ſtieg der Reiter, die ihn ſchnell umringende Menge freundlich grüßend, vor dem Hauſe ab und wurde gar bald durch zwanzig und mehr Stimmen belehrt, daß Michaul Dahna, der an der nahen Teufelsmauer wohne, ſeine Hochzeit feiere, zu welcher jeder Fremde, der keinen Anſtoß an ihrer Armuth nehme, ein willkommener Gaſt ſei.

„Iſt's etwa Tom Dahna's Sohn, des ehemaligen Parkwärters Sir William O'Donnel's?“ fragte der Fremde.

„Derſelbe, Sir; und zwar ſehen Sie ihn vor ſich in meiner ganz ergebenen Perſon,“ erwiderte ein ſo eben hinzutretender junger Mann mit klangvoller Stimme, in deſſen angenehmen Zügen natürliche Gutmüthigkeit, iriſche Verſchlagenheit, Muth und Verwegenheit — der hervorſtechende Charakterzug der Kinder dieſes Eilandes — mit einander gepaart waren. „Doch wie? Iſt's möglich?“ fuhr der Dörfler betroffen fort, „darf ich auch diesmal meinen geſunden Augen trauen, die mich ſonſt nie betrügen? Sind Sie es wirklich, Sir Lewis? Sir Lewis O'Donnel, unſer theurer, vielgeliebter, junger Herr?“ Und raſch den Hut ziehend, trat er mit einer tiefen Verbeugung ſo nah, wie es der Anſtand erlaubte, und warf einen prüfenden Blick auf den Fremden; dann aber rief er den Umſtehenden triumphirend zu: „Hierher, Freunde und Landsleute! Hierher zu mir! ſage ich. Ja, ja, er iſt's! der einzige Sohn unſeres ſeligen Herrn Sir William O'Donnel! Beim heiligen Patrik; es iſt unſer lieber Sir Lewis, Herzenskrone und köſtliches Kleinod! Gottes Segen über ihn und ein langes fröhliches Leben bis in's höchſte Alter!"

„Heil und Segen, langes Leben und guten Fortgang dem Sohne Sir Williams, Herzenskleinod!" rief der jubelnde Chor, und Jung und Alt drängte ſich herbei, um den geliebten und hochgeehrten Jüngling zu bewillkommen, ihm die Hand zu drücken, oder wenigſtens in das freundliche Auge zu ſehen.

„Ja, mein ehrlicher Mic, ja, Ihr guten Leute, der Sohn Eueres ehemaligen Gebieters iſt wieder unter Euch, aus fernen fremden Ländern heimgekehrt mit der alten Liebe für Irland und deſſen armes treues Volk; und ich freue mich von ganzem Herzen, daß ich wieder bei Euch bin." So ſprach der Neuangekommene, nachdem ſich die Menge etwas beruhigt hatte. „Beſonders aber iſt es mir ſehr lieb, mein guter Burſche," wandte er ſich freundlich lächend zu Dahna, „daß ich gerade zu Deinem Ehrentage hier eintreffe."

In dieſem Augenblicke machte ſich ein alter, ſehr langer Mann, deſſen kahles ſpitzes Haupt über alles Volk emporragte, mit dürren weitgreifenden Armen Platz durch das um den jungen Baronet dichtſtehende Gedränge. Sein Geſicht, braun und runzlich, wie altes zuſammengeſchrumpftes Büffelleder, mit weithervorſpringender ſpitzer Naſe, kleinen Augen und ſehr niedriger Stirn, wodurch es die überraſchendſte Aehnlichkeit mit einem Aasgeier erhielt, hatte jetzt den flagranten Ausdruck einer ſtaunenden Freude, und ſeine Augen funkelten begehrliche, haſtige Blicke auf den jungen Edelmann, während ſein kleiner, knapp um den zahnloſen Kiefer anliegender Mund eine Art Geheul hervorſtieß, aus deſſen Tonchaos ſich die verſtändlichen Worte losrangen: „Sir Lewis! mein Junge! — mein junger Sir, wollt' ich ſagen. Iſt's möglich? Er wieder hier? O, geſegnet meine Augen, daß ich ihn wieder ſehe! Ja, das iſt er! Ei, wie ſtattlich, mein Junge! Ich hätte ihn nicht gleich erkannt! Seines edlen Vaters Ebenbild! — Platz da, wenn Euch Euere Rippen lieb ſind! Platz, daß ich meinem jungen Sir den Rock küſſe!"

So ſtand der alte Mann, alle Andern zurückdrängend, endlich vor dem Baronet, der ihn, freundlich lachend, aber Thränen der Rührung im Auge, mit den Worten begrüßte:

„Sieh da, auch mein alter guter Samuel Dunfoore, mein trefflicher Reitlehrer! Sei mir tauſendmal gegrüßt, redliche Seele! Wie freue ich mich, daß ich Dich noch lebend finde!"

Der Alte wollte reden, aber die Rührung übermeiſterte ihn dergeſtalt, daß er wieder in jenes unartikulirte Heulen ausbrach, wie ein Kind flennte und endlich zu des Jünglings Füßen auf die Kniee ſtürzte, um deſſen Rockzipfel zu wiederholten malen an ſeine welken Lippen zu preſſen.

O'Donnel hob den Greis auf, drückte ihn weinend an's Herz und ſagte: „Faſſe Dich, guter Alter, und erzähle mir dann, wie es Dir und Deiner Familie ergangen iſt, ſeit wir uns nicht geſehen."

Da ſprang Dunfoore empor und rief mit kreiſchender Stimme über die Köpfe weg: „Paddy, Paddy! ſchnell herbei!" Und durch die Gaſſe, die ſich bildete, ſchritt haſtig ein ſtämmiger, kernhafter Burſche, von keckem, trotzigen Anſehen. Die rothe Weſte war aufgeneſtelt, und das weiße Hemd gab die von Arbeit und Sonne gebräunte breite Bruſt frei. Kurze weißleinene Hoſen und weißbaumwollene Strümpfe machten ſeinen übrigen Hochzeitsſtaat aus, der dem ſechzehnjährigen Jungen übrigens recht gut ſtand.

„Verneige Dich tief vor dem Erben des Hauſes und Namens, deſſen treuer Diener ich von Kindesbeinen an war!“ redete ihn der Alte gebieteriſch an, und Paddy kratzfüßelte, hinten ausſchlagend wie ein Füllen, und den breiten Strohhut abreißend, vor Sir Lewis.

„Küß' ihm den Rock und erkenne ihn als Deinen Herrn an, wie er's auch wahrhaftig und vor Gott iſt, wenn auch nicht mehr vor ſchlechten Menſchen, die jetzt Gewalt und Herrſchaft über uns haben!“ befahl der Greis weiter, und der Sohn erfüllte gehorſam des Vaters Willen.

„Siehſt Du, das iſt Sir Lewis, der Sohn des Sir William und der Enkel des Sir Harry, von denen ich Dir ſo viel erzählt habe. Dies iſt Sir Lewis, den ich zum erſtenmal auf ein Pferd geſetzt; ach, es war Judy, der Goldfuchs — Gott hab' ihn ſelig! Nachher als es ſchon bügelgerecht ging, ſchenkte Ihnen Ihr Herr Vater den Almanſor, den Perlſchimmel; da flogen wir Beide über Stock und Stein. Und einmal des Abends, es war ſpäter an der Jahreszeit, als jetzt, denn die Felder waren ſchon leer, und die Nacht brach früh herein, da ſcheuete Ihr Pferd vor der mit Geräuſch und Geſchrei vom Galgen drüben auf der Heide aufbrechenden Rabenſchaar. Am Galgen hing Matty Whlandigh, der Raubmörder; — unter Ihres Herrn Vaters Regiment hier hängte man nur ſolches Gelichter und nicht ehrliche Leute, wie heut zu Tage — der Kerl baumelte im ſcharfen Herſtabendwind; mir ſelbſt ging's eiskalt durch die Seele, und ſchaudert mich zu dieſer Stunde noch, wenn ich daran denke; der Almanſor that einen Querſatz, Sie waren bügellos; das Pferd wurde wild, that einen Sprung, pautz! dort lag mein Herzenskleinod, und der Schimmel ſauſte nach der Heideſchenke zu. Ich, wie der Sturmwind von meinem Falben herab — wiſſen Sie noch, ich ritt die alte Mary, es iſt mir wie geſtern — hilf heilige Maria und Joſef! der Kopf blutet, da hier, zeigen Sie her, Sir, über dem linken Auge! Richtig, hier iſt die Narbe! Heiliger Patrik, kein Athemzug mehr! Der Junge ſtreckt alle Viere, wie ein geprellter Fuchs. Ich ſchrie ganz verzweifelt, als ob mich der Teufel beim Hoſenbund hätte; ach! ich glaubte Sie mauſetodt, Sir. Der Schrecken war mir in die Glieder gefahren, ich lag daneben, wie ein leerer Kartoffelſack, und ſchrie nur und wimmerte, daß es einen Stein hätte erweichen können. Plötzlich redete mich eine helle Stimme an, ich ſah empor und erblickte Peppy Toole, die alte Wirthin aus der Heideſchenke, neben mir. Damals war ſie freilich noch nicht ſo alt, wie jetzt, aber wahrlich ein eben ſo beherztes Weib! Wir waren keine zweihundert Schritte von ihrem Gehöfte; Sie wiſſen ja, wo der Galgen ſteht. Das ledige Pferd, das ihr vor die Thüre gelaufen war, machte ſie ſtutzig, und mein Geſchrei leitete ſie auf die rechte Spur. So fand ſie uns, zwei niedergeworfene Menſchen. Den Kleinen, verzeihen Sie, Sir, ich wollte ſagen Sir Lewis, nahm ſie in ihre ſtarken Arme und trug ihn nach der Schenke, mir aber überließ ſie die Wahl, wie ich hinterher kommen möchte; ich half mir fort, ſo gut es eben ging. In der Schenke wuſch ſie Ihnen die Wunde mit warmen Eſſig aus, rieb Ihnen die Schläfe, hielt Ihnen Krauſemünzwaſſer unter die Naſe und brachte

Sie ſo wieder zum Leben. Dann ſchickte ſie ihren Sohn, den Bobby, nach Lindſayhall, um Ihrer Frau Mutter unnöthige Angſt wegen unſeres langen Ausbleibens zu benehmen, kochte Ihnen dann einen guten Kräuterthee, und auf heilſame Kräuter hat Peppy ſtets gehalten, und legte Sie Ihrer hochgeehrten Mutter — Gott habe ſie ſelig! — die in der Kutſche herausgekommen war, geſund und wohl in die Arme. Heiliger Patrik! das war eine Geſchichte! Ich glaube bis dieſe Stunde noch, wenn die Peppy nicht dazu kam, wir blieben beide todt auf der Stelle liegen, Herzenskleinod."

„Nicht allein von dieſem Sturz hat ſie mich hergeſtellt", fügte Sir Lewis hinzu. „Alle Beulen, Wunden und ſonſtige Beſchädigungen, ſowohl an meinem Leibe, als auch an deſſen Bekleidung, hat ſie geheilt, die erſtern mit Pflaſtern und Salben, die andern mit Nadel und Zwirn. Alſo ſie lebt noch und iſt wohl und munter?"

„Wie ein Fiſch im Waſſer, Herzenskleinod. Sie hat die Sechzig nun erreicht, aber ſie ſchenkt noch jedem armen Schlucker ſeinen Whisky*) und jedem vornehmen Gaſte ſeinen Poleen**) ein, den ihr die Matroſen, als ihre beſten Freunde, heimlich in's Haus paſchen."

„Gott erhalte ſie!" ſagte Sir Lewis und wandte ſich wieder zum Brautpaar, um demſelben ſeine herzlichen Glückwünſche zu ſagen.

Obgleich das feſtliche Mahl ſchon gehalten war, ſo mußte der Baronet doch dem gutgemeinten Drängen des durch ſeine Ankunft noch mehr erfreuten Landvolks nachgeben und zu einer Collation in das Haus eintreten, wohin ihm Dunfoore folgte.

---

*) Gemeiner Kartoffelbranntwein.

**) Fein deſtillirter Liqueur.

Im geräumigen Zimmer des Wirthshauſes fand der neue Hochzeitgaſt bereits eine Anzahl Greiſe um einen Tiſch verſammelt, lauter achtunggebietende Geſtalten, ergraut und gebeugt von der Laſt der Jahre, der Arbeit und des Kummers, heute in freundlichem Geſpräche verkehrend mit dem hochwürdigen Pater Auguſtin O'Kelly, ihnen gleich an Alter und trüben Erfahrungen, wie an Ehrwürdigkeit der Erſcheinung. Der katholiſche Prieſter, ärmlich in Kleidung, wie ſeine dürftigen Beichtkinder, von deren milden Gaben er leben mußte, war heute von Bantry, ſeinem Wohnorte, herübergeritten; denn die ſonſt ſo rüſtigen Beine, die ihn ein halbes Jahrhundert weit in der Umgegend zu ſeinen Amtsfunctionen getragen hatten, hielten jetzt den Weg einiger Meilen nicht mehr aus, und ein etwas begüterter, frommer Pächter hatte ihn mit einem ebenfalls ſehr alten, halb blinden Gaule beſchenkt, der den Prieſter zum Troſt der Dörfler nun ſicher umhertrug, und das Brautpaar hatte durch ſeine Hand die kirchliche Weihe empfangen; nun hielt ihn die Bitte der Vereinigten und die Geſprächigkeit der Alten zurück, und koſend blies er die blauen Wolken aus ſeiner Tabackspfeife, die einzige Labe ſeines nicht ſorgenfreien Alters.

„Ich grüß' Euch mit Reverenz, hochwürdiger Herr!" redete O'Donnel den Pater an, und dieſer hatte kaum von Michaul erfahren, wen er vor ſich habe, als er in froher Ueberraſchung ausrief: „Meinen beſten Segen auf Dein Haupt, getreuer Sohn der heiligen Mutter Kirche! O, es waren doch noch andere Zeiten, als die Herren von Lindſayhall der wahren Kirche angehörten, und Ihr Vater, Sir Lewis, war ein eifriger, guter Katholik. Der Schloßkaplan, Pater Emerentius — Gott ſchenk' ihm den ewigen Frieden! — war mein Freund, und oft ſpeiſte ich mit ihm an Ihres Vaters Tiſche; manche Flaſche alter Wein wanderte von Lindſayhall in mein ärmliches Haus und befeuerte meinen Eifer für die unterdrückte Sache unſerer Kirche. Möchten Sie in ſeine Fußſtapfen treten, Sir Lewis! Seit ein Proteſtant in dem Schloſſe wohnt, ſind meine Tage freudlos dahin gefloſſen."

O'Donnel gab dem wehmüthigen alten Manne lächelnd die tröſtlichſten Zuſicherungen, und der Pater verſprach alle Segnungen ſeiner Kirche.

Ein Tiſchtuch, noch eine Reliquie aus der Zeit, wo Michaul's Vater herrſchaftlicher Diener geweſen war, und das nur die Stelle der Tafel, wo das Brautpaar geſeſſen, bedeckte, war unterdeſſen von Brotkrumen und andern Speiſereſten geſäubert und wiederum vor dem gefeierten Gaſte ausgebreitet worden, den man denſelben Platz, den ehrenvollſten am heutigen Tage, einzunehmen bat.

Die Mutter der Braut, Frau Judy Leghan, brachte ſchnell einen friſch geröſteten Haferkuchen herbei; die Letztere, die ſchöne Moya, ſetzte unter vielen Entſchuldigungen, „dem edlen Herrn, deſſen Gaumen ſicher nur an ſaftiges Roaſtbeef und an andere vornehme Speiſen, von denen ihnen Mic oft erzählt, gewöhnt wäre, mit nichts Beſſerem aufwarten zu können", eine große Schüſſel mit Weißkohl und gepökeltem Schweinefleiſche, ſo wie einen Teller voll der größten und auserleſenſten jungen Kartoffeln vor, deren gelblich weißes Innere einladend durch die geborſtene Schale hervorblickte; und Michaul Dahna, der, hocherfreut, ſeinen jungen Herrn wieder einmal bedienen zu können, Hochzeit und Braut vergeſſen zu haben ſchien, ſtellte mit ehrerbietiger Verneigung einen großen Krug Sprucebier und einen mächtigen Tumbler Whisky, das Lieblingsgetränk der Irländer, neben die Schüſſel, indem er Seine Gnaden bat, ſich's nun gefallen zu laſſen, die Feier des Ehrentages armer Leute durch einen guten Appetit zu erhöhen.

Jeder der Anweſenden ſuchte ſich durch eine kleine Dienſtleiſtung dem Sohne des ehemaligen Herrn gefällig zu beweiſen. Die Alten tranken ihm eine Geſundheit nach der andern zu; die Jüngern ſangen unter Begleitung der Harfe und des Dudelſacks ihre kräftigen, ſchönen Volkslieder vor dem Hauſe, und Sir Lewis fühlte ſich bald ſo leicht und froh unter den ehrlichen Landleuten, von deren aufrichtiger Liebe zu ihm er vollkommen überzeugt war, daß er alle Leiden und Trübſale ſeines Lebens vergaß und ſich mit ganzer Seele den Eindrücken der Freude hingab.

„Nun erzählt mir, Ihr lieben Landsleute und Freunde," begann der junge Baronet, nachdem der erſte Sturm ihres lauten Entzückens vorüber war, „wie iſt es Euch ergangen, wie ergeht es Euch noch? Zwar hoff' ich eben nicht viel Gutes zu vernehmen, und der alte Lootſe John Boyle aus Dunmoore, der uns heimlich in unſer Vaterland hereingepaſcht hat, erzählte mir ſchon viel Trübes über Euere Verhältniſſe; aber ich will nicht allein Euere Freuden theilen, nein, ich will auch Euere Noth mit tragen helfen."

„O, beſter Herr!" ſeufzte Dunfoore, „wir wollen weder Ihnen noch uns den heutigen Tag mit Aufzählung der Uebelſtände, die uns drücken, verderben. Nein, Kleinod! Wir ſind froh, uns heute das Elend einmal einen Schritt vom Halſe geſchafft zu haben, das uns morgen um deſto wilder anfallen wird, wie ein heißhungriger, blutgieriger Wolf. Ach, Sir Lewis, das junge Blut, das das gütige und milde Regiment Ihres ſeligen Herrn Vaters nicht gekannt hat, fühlt den grauſamen Druck des Lord Kildare nicht ſo hart, wie wir Alten, die wir des Segens noch theilhaftig wurden, der aus Sir Williams edlem Herzen in die Häuſer ſeiner Untergebenen floß; Gott vergelt' ihm dafür und ſchenk' ihm einen Sitz unter den heiligen Märtyrern! denn wahrlich, er iſt als ein Märtyrer für uns geſtorben, der geliebte Herr." Hier wiſchte ſich der alte Mann die Augen, aber gleich den ſeinigen waren alle andern naß geworden.

„Lord Kildare iſt ein harter, unbarmherziger, grauſamer Mann," ergriff ein anderer Greis das Wort; „er würde des ungeborenen Kindes nicht ſchonen, wenn ihm ſein gefühlloſer Richter verſicherte, daſſelbe ſei ihm Gefälle ſchuldig. Rauh und unmenſchlich gegen die Armen, iſt keine Ader eines Irländers an ihm; denn unſer uraltes Volksgebot iſt: ſei freundlich gegen die Armen. Wenn er dann ein heißes Blut zur tollen Verzweiflung gebracht, dann denunciirt er jedes Vergehen deſſelben und läßt die bravſten Burſche hängen. So hängt jetzt Thaddy Agroom auf der Heide, der den ſchändlichen Pachter des Lords, ein wahres Kieſelherz, erſchlagen, von beiden erſt auf das furchtbarſte gereizt und gekränkt. Das Bischen Wohlſtand, das die Güte Ihres Herrn Vaters in unſere Hütten gebracht, iſt längſt verſchwunden. Lord Kildare, ſein Verwalter und ſeine Pächter und die evangeliſchen Pfarrer, die Gott verdammen möge, weil ſie mit der roheſten Fühlloſigkeit den Zehnten von allem, was wir anſehen, abnehmen, nein rauben, haben uns zu elenden Bettlern gemacht."

Jetzt waren die Schleußen gezogen, und die bitterſten Klagen ſtrömten vom Munde der guten Leute;

herzzerreißende Geſchichten wurden erzählt und vom Pater O'Kelly ergänzt und beſtätigt, und Sir Lewis ſchauderte oft bei Anhörung der dem Volke angethanen Gewaltthätigkeiten.

„Wenn der Himmel nicht einen Engel der Milde und Barmherzigkeit in des Lords Haus geſandt hätte", ſprach Dunfoore, „ich weiß nicht wie viele von uns ſchon am Galgen ihr armſeliges Leben ausgehaucht hätten. Aber was der Lord und ſeine beiden ſchändlichen Kebsweiber Böſes an uns thun, das thut Miß Eliſabeth, ſeine treffliche Tochter, Gutes. Die heilt im Stillen manche Wunden, die uns Habgier und Hartherzigkeit geſchlagen. Glauben Sie, ich wäre ſchon lange aus meiner elenden Pachtung gejagt, wenn ſie nicht wäre. Gott ſegne die Edle dafür!"

„Gott ſegne Miß Eliſabeth!" riefen alle einſtimmig. „Ja, Gott ſegne ſie! Obgleich ſie im Hauſe eines Proteſtanten aufgewachſen iſt, ſo ſegne ſie doch der Gott, der unſere Kirche beſchützt, und alle Heiligen ſtehen ihr bei!" fügte der Pater mit Bedeutung hinzu. O'Donnel beugte ſein Haupt tiefer, um die Purpurröthe zu verbergen, die ſein ſchönes Geſicht überzogen hatte, und achtete nicht auf die inhaltſchweren Worte des Paters, ſo wie kein anderer in der Stube. Man merkte bald, daß Sir Lewis die Unterhaltung auf einen andern Gegenſtand zu bringen wünſche, indem er ſich raſch zu Dunfoore mit der Frage wandte: „Was iſt aus Deinen Kindern geworden, Sam?"

„Danke der Nachfrage! Der älteſte, Brine, iſt, wie Sie vielleicht noch wiſſen, ein Weber und wohnt in Bantry. Aber die iriſche Fruchtbarkeit hat ſein Haus heimgeſucht; ſein Weib hat ihm zehn Kinder geboren, die er, da er ſie durchaus nicht ernähren kann, betteln ſchicken muß. Der zweite, Shamus, iſt ebendaſelbſt Fiſcher es geht ihm nicht beſſer. Der dritte iſt Matroſe, der vierte Soldat des Königs. Den jüngſten hab ich noch bei mir; er iſt ein Feldbauer und ſoll meine ärmliche Pachtung nach meinem Tode übernehmen, wenn ſie mir der Pächter des Lords nicht früher abnimmt und mich aus der Hütte jagt, wozu ich allerdings die beſte Ausſicht habe. Die Mädchen ſind theils an arme Schlucker verheirathet, wie ich ſelbſt bin, und es geht ihnen elend, wie mir; theils dienen ſie auf Pachthöfen und in der Stadt. Meine neun Kinder haben mich bereits zum Großvater von ſieben und vierzig Enkeln gemacht, und doch iſt erſt die große Hälfte verheirathet. Kommen die andern auch zum Eheſtand und folgen ihren Geſchwiſtern nach, und dieſe ſelbſt fahren ſo fort, ſo kann ich — wenn mir Gott nur noch ein Dutzend Jährchen ſchenkt, die Ehre haben, der Großvater von hundert menſchlichen Weſen zu ſein, von denen ich keines mit einem Penny zu erfreuen im Stande bin."

Dunfoore's frohe Laune ſteckte auch die Andern an, und die Männer, die wenige Minuten vorher unter dem unerträglichen Druck des gemeinſamen Geſchicks tief und ſchmerzlich aufgeſeufzt hatten, lachten jetzt wieder aus vollem Halſe über ihre Noth und leerten die Schnapsflaſche im Kreiſe auf das Wohl der hundert Enkel Dunfoore's.

„Mic," wandte ſich O'Donnel nun an den Bräutigam, „ich vermiſſe Deine Mutter unter den Gäſten. Lebt ſie vielleicht nicht mehr?"

„Sie lebt noch, Sir, aber ſie iſt ſeit einem halben Jahre bettlägrig, und alle Kräfte haben ſie verlaſſen. Peppy's, der Heideſchenkwirthin, Arzneikunſt wird an ihr zu Schanden, und die alte Kräuterköchin meinte, die Kranke werde dieſen Herbſt noch ſchlafen gehen. Sie iſt ſeit der Geburt meines jüngern Bruders ſchwach und elend geblieben und hat, wie Sie wiſſen, keine Kinder weiter geboren; ſeit dem unglücklichen Tage, wo unſre Väter fielen, hat ſie aber den Reſt und ſchlich die Jahre her wie ein Schatten.“

„Wo iſt Dein Bruder? Hieß er nicht Andy?“

„Ew. Herrlichkeit zu dienen! Hier ſteht er hinter Ihnen, das bleiche, ſchmächtige Flachshaar, und betrachtet Sie mit Wohlbehagen.“

„Gieb mir die Hand, Andy!“ redete der Baronet den hochaufgeſchoſſenen ſechzehnjährigen Burſchen an, „und werde ſo treu und ſo feſt wie Dein Vater, ſo mild und gut, wie Deine Mutter!“

„Das will ich mit Gott!“ verſetzte Andy, Thränen in den blauen Augen, und ſchlug herzhaft ein.

Sir Lewis fuhr nun fort, mit theilnehmender Herzlichkeit nach den Familien-Umſtänden der Andern zu fragen, die um ihn her ſaßen, und die er faſt alle vertraulich beim Taufnamen nannte, und gern berichteten die heiter und geſchwätzig gewordenen Leute dem Sohne ihres ehemaligen Herrn die Veränderungen, die ſich während ſeiner Abweſenheit im Dorfe und in der Umgegend zugetragen hatten.

Endlich richtete Michaul Dahna das Wort an den Baronet: „Nehmen Sie es nicht übel, Sir Lewis, wenn unſere treue Ergebenheit an Ihr Haus mir nun auch die Frage auspreßt, wie und wo ſich Ihre verehrten Geſchwiſter befinden, Miß Valentine, Miß Suſanne, Sir Oliver und Sir George, der am Tage des Unglücks, der uns unſre beiden Väter raubte, noch in der Wiege lag.“

„Ich habe dieſe Frage von Dir erwartet, gute Seele,“ verſetzte O'Donnel, „und ich thue Dir gern darauf Beſcheid. Valentine iſt mit Sir Dunbarton, Major in der Armee Sr. Majeſtät unſers Königs, verheirathet und bereits Mutter mehrer Kinder; Suſanne lebte zeither fern von mir, bei unſerer Tante in Paris, und hat ſich, wie ſie mir kurz vor meiner Abreiſe aus Frankreich meldete, mit einem Hauptmann der ruhmgekrönten Armee der Republik verlobt, ohne mir deſſen Namen zu nennen. Du kennſt ſie ja, das wilde, flüchtige Weſen; ſie hat's in der Eile vergeſſen. Oliver iſt Seekadet bei der franzöſiſchen Marine, ein an Körper und Geiſt kräftiger Junge, und den Georg habe ich wieder mit über den Kanal gebracht, damit er das Land ſeiner Väter kennen lerne. Er ſoll nach Dublin auf das College. Ich habe den blondlockigen Knaben mit meinem Reitknecht auf der Landſtraße vorausgeſchickt, damit ſie in Greenlodge meine Ankunft beim alten Kaſtellan verkündigen, während ich vom Schiffe ſteigend, das uns mit Hülfe des alten John Boyle heimlich wie Diebe in unſer Vaterland brachte, ſogleich, als wir in der Dingle-Bai landeten, den Abſtecher zu Euch herüber machte, wie mir mein Herz vorſchrieb."

„St. Patrik und der heiligen Jungfrau Segen über Sie, edler Herr!" jubelten die Männer.

„Da iſt der alte John Boyle auch ſchon!" rief Andy Dahna, hinauszeigend; „ſie trinken ihm draußen wacker zu, und er leert die Krüge auf Ihre Geſundheit, Sir O'Donnel!"

„Ruf, ihn herein, die brave iriſche Haut!"

Auf Andy's Ermahnung trat ein alter ſtämmiger Seemann in die Stube, braungebrannt von der Sonne, mit gebleichtem Haar, aber kräftiger Haltung.

„Das nenn' ich Glück, Sir" wandte er ſich gleich an den Baronet. „Ihr tretet an die Küſte, und ſchon empfängt Euch Hochzeitjubel. Hab' ich doch ſelbſt nichts davon gewußt, bin drei Wochen abweſend und wäre heute noch nicht ſo nach meinem einſamen Landneſte geeilt, wenn ich nicht noch ein Stündchen mit Euch in der Mitte einiger Freunde zu verplaudern gewünſcht hätte. Nun treffen wir ſie hier alle fein fröhlich beiſammen. Gott ſegne Irland! Es iſt doch voll braver, luſtiger Leute."

Die Andern thaten Beſcheid, und Sir Lewis blieb nicht zurück.

Der alte geſprächige Lootſe brachte allerlei Neuigkeiten von ſeinen dreiwöchentlichen Excurſionen mit und hatte bald einen Kreis neugieriger Zuhörer um ſich verſammelt.

## 2.

## Zum Grabe des Vaters.

O'Donnel war ſchon gleich nach ſeiner Ankunft unter den Hochzeitern ein ſchönes, etwas blaſſes, aber edelgeformtes Mädchengeſicht aufgefallen. Die feine ſchlanke Geſtalt entſprach dem Geſichte. Zwar war ſie gleich allen Uebrigen in die ärmliche Tracht der Dörferinnen gekleidet, aber dennoch ſah ſie vornehmer darin aus; ihr ganzes Weſen hatte etwas Ausgezeichnetes, Ungewöhnliches.

Es war Sir Lewis nicht entgangen, daß die reizenden Blicke des Mädchens nicht von ihm gewichen waren, daß die Liebliche ſich ſogar mit in die Stube gedrängt hatte, von einem Winkel aus ihn ſtets beobachtete und jedes ſeiner Worte mit einer gewiſſen Gier der Aufmerkſamkeit zu verſchlingen ſchien. Sie hatte alle Aufforderungen zum Tanze ausgeſchlagen, jedes Geſpräch verſagt, ſich mit gar nichts weiter eingelaſſen, augenſcheinlich nur, um ſich ganz ungeſtört und ungetheilt dem Gegenſtande zu widmen, der ſie in ſo hohem Grade intereſſirte.

Lewis zog endlich Michaul's Ohr an ſeinen Mund und fragte leiſe, wer das liebliche Mädchen dort in der Ecke ſei. Sie hatte den Sinn der Frage verſtanden; denn plötzlich wandte ſie das wie vom grellſten Wiederſcheine des Abendroths überpurpurte kleine Geſicht ab. Der Bräutigam aber verſetzte leiſe: „Es iſt die einzige Tochter des alten Seelöwen O'Neil, des einäugigen Lootſen Evans. Sollten Sie ihn nicht kennen? Nein, nein! Er hat ſich erſt ſeit Ihrer Abweſenheit mit der ſchönen Tochter hier niedergelaſſen. Er hat zwar ſchon früher hier gewohnt; da ſind wir beide aber noch ſehr jung geweſen.“

„Ganz recht! Aber einäugig war er nicht.“

„Er hat das rechte Auge auf ſeinen weiten Seereiſen verloren; über ſechzehn Jahre iſt er zu Waſſer geweſen und hat ſeltſame Schickſale erlebt. Vor einigen Jahren kam er mit dieſer ſeiner Tochter wieder hierher, kaufte ſich ein Häuschen und nährt ſich ſeitdem als Lootſe, wie ſo viele Andre. Er iſt ſo häßlich entſtellt, daß ihn faſt Niemand mehr kannte. Man ſpricht auch von der Sally, ſo heißt das Mädchen, mancherlei, was ich aber auf keinen Fall nachreden würde. Sie iſt brav und gut, hat nur ein etwas lebhaftes Temperament.“

Das Letzte hatte Lewis eben nicht bemerkt, denn ſo lange er ſie kannte, war ſie wie auf eine Stelle gebannt, ihr liebliches Geſicht ihm zugekehrt.

„Eine O'Neil and ein O'Donnel hier beiſammen!“ ſagte er feierlich. „Sproſſen zweier ächt iriſchen Familien, die einſt die reichſten und mächtigſten in dieſem Lande waren, als es noch blühend und glücklich war. Ach, das iſt lange her, und jene beiden Namen ſind arm und unbedeutend geworden! Dort ſitzt ſie, die Arme, die von Rechtswegen die Erbin eines großen Fürſtenthums ſein müßte, von der Natur durch Adel und Schönheit der Geſtalt eine große Rolle zu ſpielen, beſtimmt, von britiſcher Geldgier beraubt und in die Hefe des Volks hinabgeſtoßen! O England, wann wird über dich die Vergeltung kommen!“

„Sie iſt ein Liebling der Miß Eliſabeth Kildare,“ fügte Michaul noch hinzu, „und iſt oft bei derſelben drüben in Lindſayhall.“

„Edles wird von Edlem angezogen,“ ſagte Lewis mehr zu ſich, als zum Bräutigam und ſtand auf, ging zu Sally, faßte ihre Hand und ſagte gerührt: „Schöne Sally O'Neil, laß Dir die Verſicherung geben, daß ich Dein warmer Freund bin und nichts mehr wünſche, als Dir gefällig zu ſein. Unſere Häuſer waren einſt vielfach verſchwägert und verzweigt, und ſo begrüß' ich Dich als mein Bäschen.“

Sally wollte antworten, aber ein Thränenſtrom erſtickte ihre Stimme. Schluchzend warf ſie ſich der Braut an die Bruſt. Als ſie ſich gefaßt hatte, trat ſie herzu und dankte in gewählten Worten für die gütige Theilnahme des Baronets für ein armes Kind, wie ſie ſich nannte; und Lewis trug ihr die freundlichſten Grüße an ihren Vater auf.

Unvermerkt hatte ſich unterdeſſen der Abend eingefunden und legte ſich kühlend auf die erhitzten Hochzeitgäſte.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52868-X
STORCH,L. FN. 18337/064

„Es iſt Zeit, daß ich aufbreche,“ ſagte Sir Lewis zu Michaul; „denn noch habe ich eine heilige Pflicht meines Herzens zu erfüllen; ich will das Grab meines Vaters beſuchen.“

Sally hatte auch dieſe Worte verſtanden und war einen Augenblick darauf aus der Stube verſchwunden; und vergebens ſuchte ſie ſpäter auch draußen des Baronet's Auge. Dieſer leerte ſeine Börſe und vertheilte den Inhalt derſelben an die ihn Umgebenden, wofür ſie ihm hocherfreut des Himmels und aller Heiligen beſten Segen wünſchten.

„Da wir mehre Meilen einen Weg haben, ſo würde ich Sie gern, vorzüglich über die Berge, begleiten, Sir Lewis,“ ſprach der Pater O'Kelly zu dem Baronet, als dieſer ſein Pferd vorführen ließ, „aber meine alte, gutmüthige Roſinante würde mit ihrem flinken Araber gleichen Schritt zu halten ſich vergebens bemühen; ſo will ich denn warten, bis der Vollmond ganz helles Licht wirft, und bis dahin noch einen Krug trinken. In der Heideſchenke bei Mutter Peppy ruh' ich dann ein wenig und bin um Mitternacht zu Hauſe.“

Lewis beurlaubte ſich von dem Prieſter und gelobte ſeiner bald zu gedenken.

Samuel Dunſoore und Michaul Dahna ſtritten ſich, wer den geliebten Herrn über die Heide begleiten ſollte; endlich verglichen ſie ſich, beide mit zu gehen, und wirklich ließ der Letztere Braut und Gäſte im Stiche; aber es fiel Niemand ein, ihm deshalb zu zürnen.

Nachdem O'Donnel Allen die Hand zum Abſchiede gereicht hatte, ritt er langſam, rechts und links einen Begleiter, die Hüttenreihe hinab, und eine tiefe Wehmuth zog in ſeine Seele ein, indem er des Dörfchens Vergangenheit mit deſſen Gegenwart verglich.

Ganz am Ende des Weilers führte eine baufällig gewordene Brücke über einen Bach, der kaum beruhigt nach jähem Sturze von einer ſteilen ſüdweſtlich dicht hinter Dunmoore ſich erhebenden Felswand, die Teufelsmauer genannt, anfänglich noch ſchäumend und rauſchend über die im Laufe der Zeit in ſein Bette hinabgeſtürzten Felsſtücke in die Ebene fluthet, bis er allmählich ſtill und geheimnißvoll, wie die Geiſter des weiten ſchweigſamen Moorgrundes, welcher die Feldmark von Dunmoore von dem das Schloß Lindſayhall umgebenden Parke trennt, im weichen, gehaltloſen Boden unter Schilf und Binſenkraut dahinzieht.

Links von hier ſchweift der Fahrweg, faſt in der Ausdehnung einer engliſchen Meile, dicht an der Teufelsmauer vorüber, nach dem Herrenhauſe hin, und vereinigt ſich dort, indem er ſich um einen Theil der Parkbefriedigung ſchlängelt, mit der Landſtraße. Rechts läuft in kürzeſter Richtung nach einer Hinterpforte des Parks einer der vielen Pfade, die ſich durch das Moor und die Heide winden, bald ſichtbar, bald durch hohes Kraut und einzelne kleine Erhöhungen verſteckt, auf denen man über die gefährlichſten Stellen hinweg gelangt, die aber auch nur von den Ortskundigen mit Vortheil benutzt werden können.

O'Donnel unterhielt ſich mit ſeinen Begleitern von der glücklichen Vergangenheit, wofür jeder Gegenſtand umher ihm heitre Jugenderinnerungeu bot. Ueber die Heide war er ſo oft mit Dunſoore im wildeſten Galopp geritten, am Bache hatte er faſt täglich mit Dahna geangelt, und mit beiden oder allein hatte er in dieſer weit ausgedehnten Oede nach Schnepfen oder Waſſerhühnern gejagt. Von ſeinen treuen Pointern begleitet, war er ſtets ſo ſicher durch das Gewinde dieſer labyrinthiſch ſich kreuzenden Pfade bei Nacht und Nebel gewandert, jene dichten Nebel, die ſich im Frühling und Herbſt in düſtern Maſſen auf dem Moore lagern.

„Nimm mein Pferd, Mic!“ ſagte der Baronet raſch abſteigend, als ſie an jenen Pfad gekommen waren. „Mir ſelbſt unbegreiflich, zieht mich das einſame Moor ebenſo mächtig an, als in früherer Zeit, wo Du oder Dein guter Vater mir mit den Hunden hinüberfolgtet. Ich erkenne grade in dieſem Augenblick im Glanze des aufgehenden Mondes jeden alten Weidenſtumpf, jeden kleinen Hügel, jede Lache, wo Greif oder der luſtige Aladin mir ein Huhn oder eine Ente apportirten. Aber auch den Teich erkenne ich, wo Du, ehrliche Seele, um mir zu dienen, oft bis unter die Arme in Sumpf verſankſt beim Aufſtören der Waſſervögel, oder um die Hunde auf die richtige Fährte zu bringen. „Siehſt Du dort unten den hohen Steg zwiſchen den beiden niedergedrückten Weidenbäumen, wo ich in Verfolgung der Fiſchotter — es ſind jetzt zehn Jahre — ſicher ertrunken wäre, wenn Du, damals ſelbſt noch nicht viel ſtärker als ich, mich nicht mit Gefahr Deines Lebens herausgeholt hätteſt! Auch dergleichen vergeſſe ich nimmer, mein treuer Dahna!“

„Zehn Leben für Sie, theuerſter Sir, wenn ich ſie hätte!“ unterbrach ihn des Parkwärters Sohn, „und zehn andere, beim heiligen Patrik! für den braven alten Herrn, Ihren Herrn Vater, wenn ich ihn damit in's Leben zurückrufen könnte. Fluch, Schande und Verderben über ſeine Mörder, über den Mörder auch meines alten guten Vaters, über den Mörder Ihres ganzen Lebensglücks, Sir!“

„Daß ſie Gott verdamme, die Schurken, mit ihrem Anführer, der ſich's jetzt bequem macht in Lindſayhall!“ ſtimmte Dunfoore, die Fauſt nach der Richtung des Schloſſes ballend, ein.

„Still, ſtill, meine guten Menſchen!“ unterbrach O'Donnel die Verwünſchungen ſeiner Begleiter. „Stört nicht den Schatten des theuern Mannes, der dort drüben ſchlummert. Ueberlaßt die Rache dem ewigen Gotte, der den Mörder finden wird, wenn es in ſeinem unerforſchlichen Rathe ſo beſchloſſen iſt. Schweigt jetzt davon! Ihr könntet mich ſonſt wankend machen in dem Vorſatze, die Wiege meiner Kindheit noch einmal zu ſehen und einen letzten Blick auf des frommen Vaters Grab zu werfen, das ihm die Mutter unter dem Dome der hohen Linden und Ulmen auf der Höhe des Parks bereitete, wo der Selige ſo gern weilte und ſich ſo glücklich fühlte, wenn ihm Dein Vater gerührt den Dank der einen oder der andern Familie brachte, deren Elend er gelindert oder denen er doch wenigſtens Troſt geſandt hatte. — Laßt mich allein gehen, und harret meiner an der Heideſchenke.“ Mit dieſen Worten gab er den beiden Irländern noch ein Zeichen, den Fahrweg zu verfolgen, während er ſelbſt mit ſchnellen Schritten den Fußweg über die Heide einſchlug.

Düſter und ſchweigend, wie ein unſeliges Geheimniß, lag die Heide, in die aufqualmenden Nebel gehüllt, vor des tiefſinnigen Wandrers Blicken ausgebreitet, und der bleiche Geiſterblick des Vollmondes ſtreifte ſchwermüthig über die öde Fläche, unfähig, das Geheimniß zu entſchleiern, vielmehr geſchickt, es durch ſtellenweiſe unbedeutende Enthüllungen nur noch unlösbarer mit magiſchen Zauberfäden zu überſtricken. Wirklich war der weiße, glanzloſe Mondſchein auf den niedrigen, am Boden feſtgeballten Nebelmaſſen, aus denen nur einzelne höhere Büſche und hie und da ein ragender Steinpfeiler, umſiedelt von ſchauerlichen Sagen und Geſchichten, in der Ferne die Felſenſtirn der Teufelsmauer und auf der andern Seite das Giebeldach der einſamen Heideſchenke und der verfluchte Baum des Galgens geſpenſterhaft auftauchten, von unbeſchreiblicher Wirkung. In geringer Entfernung ragten die ſchwarzen Caba-Berge recht grauenvoll düſter über die Heide empor. Bald langſamer, bald ſchneller ſchritt der junge Mann über den weiten Tummelplatz ſeiner Jugend, und alle die ſeltſamen Dichtungen, die ihm früh aus des Volkes Mund getönt und womit der geiſtesrege Irländer ſo freigebig ſeine Sümpfe, Heiden, Berge und Hügel ausſchmückt, fielen ihm bei; doch durch das dunkle Laubgewinde der abenteuerlichen Sage, zu welchem jeder Stein, jede Erhöhung oder Vertiefung, jede Bach- oder Wegkrümmung ein Blatt lieferte, zogen ſich die hellen duftenden Blumen ſchöner Jugenderinnerungen, welche dieſelben Gegenſtände lieferten.

Mehr finſter als wehmüthig geſtimmt, trat er endlich an die Pforte des Parks und ſchritt durch die herbſtlich gefärbten Laubgänge einer Höhe zu, von welcher ihm unter einer hohen Baumgruppe, die in das melancholiſche Mondlicht gehüllt war, das die Feierlichkeit eines ſolchen Ortes noch um ein Großes vermehrte, der weiße Marmor entgegenſchimmerte, unter dem die irdiſchen Reſte ſeines Vaters ruheten, während am Ende des zum Monumente führenden Hauptweges die Thürme und Zinnen des gothiſchen Schloſſes ſichtbar wurden.

Lange weilte ſein düſtrer Blick auf dem einfachen Denkmale. Da überwältigte ihn plötzlich der ſchmerzliche Gedanke, daß es nicht einmal der Mutter, die aus ihrem Eigenthum vertrieben, fern von hier ihr einſames Grab gefunden, vergönnt ſei, an der Seite des Gatten im eiſernen Todesſchlaf zu liegen, und die bisher behauptete Faſſung ging unter in der Gewalt des reinen kindlichen Gefühls. An den kalten Stein niederſtürzend, betete er lange und inbrünſtig, und aus den dunkeln Gipfeln der Bäume rauſchte es herab, als ob der Geiſt ſeines Vaters ihm Gewährung zuflüſterte. Mit Thränen im Auge erhob er ſich und mit wehmüthiger Sehnſucht nach dem Verlorenen ſtreckte er, einen leiſen Klaglaut ſtöhnend, noch einmal die Hände gegen das Schloß ſeiner Väter aus, dann ſchritt er mit geſenktem Haupte langſam die Stufen hinab. Doch ſein Fuß haftete plötzlich, wie an den Boden gewurzelt. In geringer Entfernung von ihm erhob ſich eine ſchlanke, weiße Geſtalt, die auf ihn zuwankte. Sein Athem ſtockte; er erkannte die Jugendgeliebte. Seine Verwirrung, ſein Schmerz erreichten den höchſten Grad, als ihm das bleiche Mädchen, unter Thränen ſchmerzlich lächelnd, näher trat, ihm die Hand reichte und zitternd die einzigen Worte, die ſie hervorzubringen vermochte: „Lewis, mein Lewis!“ entgegenhauchte.

O'Donnel drückte die dargebotene Hand leidenſchaftlich an ſein ſtürmiſch bewegtes Herz und rief: „So müſſen wir zufällig zuerſt an dieſem Ort uns wiederſehen, meine Eliſabeth! Welch ein Wiederſehen nach wenigen Jahren, in denen das Schickſal ſoviel des Schrecklichen über uns verhängte!“

„Nicht zufällig, mein Freund!“ verſetzte die Dame. „Nicht ein Ungefähr führt mich hier am Grabe Deines Vaters, das ich ſo oft beſuche, mit Dir zuſammen, ſondern mein Wille, meine Sehnſucht, Dich zu ſehen, Dich am Tage Deiner Ankunft in Irland zu begrüßen an dieſem Orte der ſchmerzlichſten Erinnerungen für uns beide."

„Wie? ſo wußteſt Du von meiner Ankunft? Ja es war Dir ſogar nicht unbekannt, daß ich hierher, an dieſe Stelle, dieſen Abend noch kommen würde?" fragte Lewis höchſt erſtaunt.

„So iſt's, mein Lieber! Dies Räthſel wird ſich Dir löſen, wenn ich Dir ſage, daß Sally O'Neil, der unglückliche Sproß einer Familie, der einſt meines Vaters meiſte Beſitzungen im Süden der grünen Inſel gehörten, mir treu ergeben iſt, und ich in ihr, ſeit ſie nach langer Abweſenheit nach Dunmoore zurückgekehrt iſt, eine edle Freundin gefunden habe, der mein Herz jedes Geheimniß, jedes Gefühl zu offenbaren ſich gedrungen fühlt. Sally iſt alſo auch mit dem großen Glück und dem noch weit größern Unglück unſerer Jugend bekannt, und ihre theilnehmende Bruſt ſehnte ſich lange ſchon, Dich perſönlich kennen zu lernen. Dies iſt heute der Fall geweſen; aber kaum hörte ſie aus Deinem Munde, daß Du Deines Vaters Grab noch dieſen Abend beſuchen wollteſt, als ſie das Hochzeithaus verließ und mit der Schnelle eines Rehes über das Moor nach Lindſayhall herübereilte, um mir Deine Ankunft und Dein Vorhaben zu verkünden. Ich zögerte keinen Augenblick, dieſe koſtbare Gelegenheit zu benutzen; Sally hat mich hierher begleitet; im Schatten jener Bäume haben wir Dich erwartet und — mit Dir gebetet, gebetet für die Ruhe deſſen, der da unten liegt, und für Dein Wohl, mein theurer Jugendfreund. — Und nun ich Dich geſehen, Du edler Mann, iſt mir das Herz weit aufgegangen, und ſelige Ruhe hineingezogen und Stärke, von Dir Abſchied zu nehmen, Abſchied für dieſes Leben."

„Betty!“ rief O'Donnel ſchmerzlich.

„Wir dürfen uns doch nicht wiederſehen, Lewis. Du weißt es warum; ich wage es nicht auszuſprechen, aber es brennt, ein feuriger Schmerz, in meiner Seele; wir müſſen für dieſes Leben ſcheiden; denn wenn wir uns auch ſpäter begegnen, ſehen, ſprechen ſollten, ſo können und dürfen wir nicht die Alten ſein. Jetzt, hier trennen ſich die liebenden Herzen. Wir wollen unſere Jugend und das ſüßgeträumte Glück einer ſo viel verſprechenden Zukunft in das Grab Deines Vaters legen. — Weine, weine nur! Nie darfſt Du dieſe Hand mehr faſſen, ein blutiges Geſpenſt drängt ſich zwiſchen uns; es heißt Mord! Schaudere und verlaß mich. Aber der Ort, wo der Gemordete, Dein edler Vater, ruht, den ich ſeit frühеſter Kindheit als den meinigen zu ehren gewohnt war, heiligt unſern Abſchied, verſöhnt den Schatten des Mannes, der für eine gute Sache fiel, und bringt“ — hier ſank ihre Stimme zu kaum vernehmbaren Lauten herab — „vielleicht auch meinem unglücklichen Vater den langentbehrten Lebensfrieden wieder, wenn es noch möglich iſt. — — Und nun, theurer Lewis, Gefährte meiner Jugend, einziger Freund, Mann meiner heißeſten Liebe! verlaß mich jetzt, ich flehe es als eine Wohlthat von Dir, die Du mir nicht verſagen darfſt. Was das ſchreckliche Verhängniß hier trennte, wird der gütige Vater oben liebreich wieder einen, wenn Du nicht etwa ſelbſt durch den unſeligen Gedanken an Rache alle Bande, die uns feſthalten für ewige Zeiten, ſchon hier auf Erden zu trennen beabſichtigſt. O Lewis, keine Rache an meinem unglücklichen Vater!“

Schwer aufathmend warf O'Donnel einen Blick auf das Monument, welches ſich im Strahle des aufſteigenden Vollmonds, wie von einer Glorie umgeben, über ihm erhob; dann zog er die, nach ihren letzten Worten ſich ganz ihrem Schmerz hingebende Geliebte mit der Linken an ſeine Bruſt, während er die Rechte zum Schwur erhob, drückte einen Kuß auf die kalte Stirn der ſchönen Jungfrau, die gleich einer geknickten Lilie langſam auf die Bank zurückſank, und ſagte mit feierlicher Stimme: „Keine Rache an Deinem Vater! ſo ſchwört ein O'Donnel einem Engel. Du hörſt es, Vater über den Sternen!“ Raſch that er dann einige Schritte auf dem aus dem Park führenden Wege vorwärts; doch noch einmal wandte er ſich zurück, breitete die Arme aus nach dem letzten theuerſten Weſen, welches er jetzt auf ewig zu verlieren im Begriff war. Er ſah ſie troſtlos weinend in Sally's Armen liegen, und die Mondnacht goß alle ihre wehmühtigen Schauer über ſein Herz. „Keine Rache, meine Eliſabeth!“ wiederholte er noch einmal mit leiſer Stimme und war gleich darauf in der Dämmerung und im dichten Gebüſche des Parks verſchwunden.

## 3.

## In der Heideſchenke.

Ein altes, ärmliches Haus mit ſchadhaften Lehmwänden und geringem Gehöft ſtarrt, wie ein ergrauter Wächter des einſamen Moors und deſſen Geheimniſſe wohl kennend, aber nicht verrathend, aus dem Nebelmeer der Heide empor und dehnt ſeine baufälligen Giebel und ſeinen eingeſunkenen Firſt dem Mondlicht entgegen, das das Moos des Daches und die verwitterten Sparren mit ſeinem elfenfarbigen Zauber überkleidet und durch Ritze und offene Dachlöcher, gemeinſchaftlich mit dem vom Meere herüberfahrenden Winde, in das Innere dringt und dort auf zerbröckeltem Boden, an ſchwarz geräucherten Wänden und an zerbrochenem, elendem Hausrath gaukelhaften Spuk erregt. Vor der geſchweiften Thüre, über welcher das iriſche Wappen als Schild in einem dem Gebäude ſelbſt angemeſſenen Zuſtande hängt, führt Michaul Dahna das Pferd des Baronets hin und her, während Dunfoore, einen Krug Ale in der Hand haltend, dem jungen Ehemanne auf Sir Lewis Wohl zutrinkt. Beide waren dabei in eifriger Unterhaltung mit einigen Männern begriffen, die, über die untere Hälfte der Hausthür gelehnt, die Bewegungen des ſchönen Thieres mit Kenneraugen verfolgten; und ſo wurden ſie O'Donnel nicht eher gewahr, bis das treue Roß, als eben ſein Führer nach einer Wendung wieder Halt vor der Thüre gemacht hatte, hell aufwieherte und durch Scharren und muthige Sätze ſeine Freude über die verzögerte Ankunft ſeines Reiters an den Tag legte. Nicht wenig waren der Alte und der junge Burſche überraſcht, Sir Lewis, der noch vor kaum einer Stunde, ſo freudig ergriffen von den Erinnerungen an die Jugendzeit, mit ihnen geplaudert hatte, bleich und in ſich verſunken zu erblicken. Der neugierige Dunfoore hatte große Luſt, ſich nach der Veränderung zu erkundigen; aber O'Donnel ſchnitt ihm jede Gelegenheit zum Nachforſchen dadurch ab, daß er die Zügel aus Dahna's Händen nahm, ſich aufſchwang und mit den Worten dem Gebirge zu ſprengte: „Ihr wißt mich nun zu finden, Du, mein guter Junge, und Du, alter Kauz, wenn Euch vornehme

Nichtswürdigkeit das Leben zu heiß macht, ſo daß Euch das Feuer an die Nägel brennt.“

Michaul ſchaute noch lange in die Gegend, von wo die vom Hufe des dahineilenden Roſſes dem hartgeſtampften Kieswege entlockten Funken aufſprühten, und wollte eben, nachdenklich den Kopf ſchüttelnd, dem alten Dunfoore und den Männern, mit denen ſie ſich unterhalten, in das Haus folgen, als er den Pater O'Kelly, deſſen würdige Hand ihn heute eingeſegnet, langſam heranreiten ſah. Schnell ſprang der gefällige Burſche zurück, begrüßte den Prieſter ehrerbietig und half dem Greiſe von dem ſteifen Gaule herab, band das Pferd an, verſorgte es mit einigem Futter und trat an Dunfoore's Hand hinter dem Pater in das geräumige Wirthslocal. Hausflur, Küche und Wohnſtube waren durch keine Wand getrennt, ſondern gingen bequem in einander über; ja die Breterwand, welche den Behälter für verſchiedene Hausthiere abſchloß, war im Laufe der Zeit ſo abgängig und wandelbar geworden, daß die Einwohner des Stalls ihre borſtigen Köpfe grunzend durch die Spalten und Löcher ſteckten, um dem in ihrer Nähe liegenden Abgang von Knochen, Kartoffelſchalen und andern Speiſereſten aufzuleſen.

Am dampfenden, halb eingefallenen Steinherde an der Hinterwand des Zimmers ſaß die alte Eigenthümerin der Schenke, Mutter Peppy, wie ſie faſt von allen ihren Gäſten vertraulich genannt wurde, und kochte bei kleinem Torffeuer das warme Bier für die Anweſenden. Rauch und Schmutz, die ſie ſchon Jahre lang an dieſer Stelle geſchwärzt, ein unordentlicher Anzug und, Gott weiß, wieviel Kummer und Leiden ließen die Frau weit älter erſcheinen, als ſie wirklich war; denn Jedermann ſchätzte ſie ihrem

Aeußern nach für eine hohe Siebenzigerin, während ſie in Wahrheit kaum ihr drei und ſechzigſtes Lebensjahr angetreten hatte.

In der einen Ecke der großen Stube nahm ihr Sohn Bobby, ein ſtämmiger Vierziger, mit Alley, ſeiner Frau, mit Andrew, ſeinem jüngern unverheiratheten Bruder, und Nora, ſeiner verwitweten Schweſter, ſo wie mit deren und ſeinen eigenen zahlreichen Kindern verſchiedenen Alters und Geſchlechts, an einem rohen, niedrigen Tiſche das gewöhnliche Abendeſſen ein, Kartoffeln in der Schale, ohne Schüſſel bequem auf die Tiſchplatte geſchüttet, nebſt etwas ſaurer Milch, die ihre käſigen Theile ſchon ziemlich ſtark von der Molke abgeſondert hatte. Auf den Bänken, an den Wänden hin, hatten die eben eingetretenen Männer mit Dunfoore Platz genommen; der Vater ſetzte ſich in die Nähe des Herdes, Michaul aber wurde von zwei Männern, die an einem etwas beſſern Tiſche in der Mitte ſaßen, angerufen. Ueber das Ganze verbreitete die in der Mitte vom Balken herabhängende ſchmierige Oellampe nur ein ſehr ſpärliches Licht.

„Ei, guten Abend, Mic!“ rief der eine der beiden beſſer gekleideten Gäſte, in welchem Dahna James Morries, Lord Kildare's Leibdiener, ſo wie in dem Andern Robert Henderſon, Lord Wexford's Kammerdiener, erkannte. „Ei, woher ſo ſpät an Deinem Hochzeittage? Verläßt man um dieſe Zeit noch die Braut, um ein Wirthshaus aufzuſuchen? — Oho! wir wiſſen wohl, daß Du heute Hochzeit hältſt, obgleich Du uns nicht dazu eingeladen; aber wir wollen Dir nicht vergelten. Komm', trink mit uns. Doch ſag', welche wichtige Urſache trieb Dich von Dunmoore fort, wem war der ſchöne Araber? Ich konnte den Herrn nicht erkennen, der ihn ſo ſchnell beſtieg und davon ſprengte.“

„Ich weiß es nicht," verſetzte Michaul mürriſch.

„Du ſcheinſt mir nicht mittheilſam," fuhr James fort. „Wart', wir wollen Dir die Zunge löſen. Holla, Mutter Peppy, ſeht Ihr denn nicht, daß unſere Krüge leer ſind, und daß Freund Mic noch einen friſchen mit uns zu verſchlingen gedenkt, bevor er zum jungen Weibchen zurückkehrt, an das ihn heute der ſehr ehrwürdige Pater O'Kelly dort für immer feſtgeſchmiedet? — Nun, heute eine Stunde ſpäter erhöht den Genuß. Heut' über's Jahr möchte es Dir, armen Jungen, nicht mehr geſtattet ſein, Abends ſo ſpät über's Moor herüberzuſtreifen und in der Heideſchenke Deinen Krug Gewärmtes zu trinken. Da wird's wohl in Mic's Häuschen an der Teufelsmauer oft genug ertönen: ‚Eia, popeia', oder: ‚Irlands Kinder allzumal', und wenn etwa ein Vorübergehender den Kopf in die Thür ſteckt, um zu ſehen, von wem der luſtige Singſang ausgeht, ſo wird er einen ziemlich gut gebauten jungen Mann erblicken, der mit der einen Hand die Murphys*) auf dem Herde zum Kochen bringt, während er mit der andern den kleinen Schreier auf dem Schoße zu beſchwichtigen ſucht, der aus vollem Halſe ſchon: ‚Irland für immer!'**) zu rufen bemüht iſt. — Na, ſchlag' Dir's aus dem Sinn, gute Seele! Haſt heute noch einen Nachgeſchmack der alten Freiheit. Setze Dich zu uns. — Mutter Peppy, zum Henker! wird's bald mit der neuen Auflage? Die Geduld geht mir aus!"

„Alles mit der Zeit; Eile mit Weile, mein guter Menſch; jedem wird das Seine werden," verſetzte die alte Frau am Herde, die ſich zeither leiſe nach des Paters Geſundheitsumſtänden erkundigt hatte, jetzt mit lautkreiſchender Stimme, während ſie den Topf vom Feuer nahm, ihn von der Torfaſche ſäuberte und damit zum Tiſche trat, um den dampfenden Inhalt deſſelben in die leeren Zinnkrüge auszuſchütten. Noch damit beſchäftigt, wandte ſie ſich im vertraulichen Tone an Michaul. „Aber Dich, mein Junge, heute Abend, an Deinem Ehrentage hier zu ſehen, nimmt mich groß Wunder. Es iſt ja der erſte Tag, Mann, an dem Du wieder einmal Freude haben kannſt, ſeit Lord Kildare und des Königs Rothe Deinem Vater die Augen für immer zudrückten.“

---

*) Beiname der Kartoffeln in Irland.

**) Erin go brah.

„Keinen Unſinn, Peppy!“ rief ihr James befehlend zu. „Was wärmſt Du ſtets den alten längſt vergeſſenen Kohl wieder auf? Selten iſt man doch hier, ohne Dein Rabengekrächz über die vermoderten Geſchichten anhören zu müſſen. Laß Dein Läſtermaul uns den Abend nicht verderben, es möchte ſonſt eine geraume Zeit verſtreichen, ehe wir Dir wieder die blanken Zehnpenceſtücke ins Haus bringen, die ſich vorm Schlafengehn doch leichter von Dir zählen laſſen, als Pad's*) rothe Farthins.“

„Der Mund, aus dem die Wahrheit geht, heißt ein Läſtermaul,“ verſetzte die Alte ironiſch. „Ich nehme es Euch nicht übel Maſter James; des Brot ich eß', des Lied ich ſing'. Ihr ſeid des Lords Diener und zieht alſo an ſeinem Strange. Der Andre dort, Euer Kamrad, dient einem vornehmen Herrn aus der Armee, der unter Eueres Brotherrn Dache viel ein- und ausgeht und, wie man ſagt, um die Beſte aller Schloßbewohner, Miß Eliſabeth, freit. Da muß es Euch denn freilich unlieb ſein, wenn ſeine Ohren

---

*) Spottname des Iren, Abkürzung von: Patrik.

Eins und das Andere über den künftigen Schwiegervater ſeines edlen Herrn erſchnappten. Nun, man kann ſich auch ſein Theil denken; nicht wahr, Mic?“

Der Angeredete wollte ihr eben etwas mittheilen, als die Thüre aufging und ein ſtarker, kräftig gebauter Mann in Matroſentracht hereintrat. Sein ſchwarzbraunes Geſicht war häßlich zerfetzt und das rechte Auge ganz eingedrückt. Braunes Haar flatterte unordentlich auf ſeine Schultern herab, aus einem kurzen Pfeifenſtummel blies er dichte Rauchwolken; ſtolz, mit dem Anſtande eines Feldherrn, ging er, ohne Michaul in der Dämmerung des Zimmers zu bemerken, an den Herrendienern, die er erkannt zu haben ſchien, vorüber, nahm vor dem Pater ehrerbietig den breiten Hut ab und grüßte dann den alten Dunfoore vertraulich. Dahna war aber freudigen Blickes aufgeſprungen, zu dem neuen Ankömmling geeilt und rief nun: „Gott mit Euch, Maſter O'Neil! Wir haben heute den ganzen Tag auf Euch gewartet; nun wollen wir aber auch gleich aufbrechen, damit Ihr wenigſtens noch etwas von meiner Hochzeit genießt.“

„Nicht ſo ſchnell, mein Junge!“ verſetzte der Lootſe. „Laß mich nur verſchnaufen und meinen brennenden Durſt löſchen. Wir mußten heut' verteufelt lange auf die Najade warten, und als ſie herein war, hab' ich noch ein Langes und Breites mit meinem alten Freunde Parker, dem Hochbootsmann, geplaudert; wir hatten uns ſeit Jahr und Tag nicht geſehen. Da iſt denn die Zeit verſtrichen. Nun, es wird immer noch ein Reſtchen Whisky für mich übriggeblieben ſein.“

„O, Ihr habt viel verloren, Freund,“ ſagte Dunfoore, „wenn auch nicht an Haferkuchen, aber an einem

Manne — nun, ich erzähle es Euch auf dem Heimwege.“ —

O'Neil drang in den Alten, und beide verkehrten heimlich zuſammen; Peppy bediente den neuen Gaſt, wandte ſich aber dann wieder zu den frühern und fuhr in ihrer Rede von vorhin fort: „Ja, wenn das große Unglück mit unſerm guten alten Herrn nicht geſchehen wäre, Gott hab' ihn ſelig in ſeinem Freudenreiche! dann hätte Miß Eliſabeth ſich eines andern Mannes zu erfreuen gehabt und fürwahr des ſchmuckſten von Erins edelſten Söhnen. Ihr wißt, wen ich meine, Samuel Dunfoore und Michaul Dahna.“

„O, ich weiß es nicht minder!“ fiel James lachend ein, „Du meinſt Sir Lewis O'Donnel. Damit iſt's freilich rein vorbei. So wenig Waſſer Dein ſchlechtes Torffeuer dort zur hellen Flamme anfacht, eben ſo wenig werden dieſe beiden ein Paar werden.“

„Wenn er nur unſere grüne Inſel nicht — und wahrſcheinlich auf immer, verlaſſen hätte,“ verſetzte Peppy, „ſo hätte doch wohl Rath werden können, und wenn ſich Lord Kildare darob zerriſſen hätte. Es gab arme, unbedeutende Leute, die in dieſer Angelegenheit mächtiger und einflußreicher waren, als der gewaltige Lord mit all' ſeiner väterlichen Gewalt über Miß Betty. Meint Ihr nicht auch, hochwürdiger Herr Pater?“ Ihr Blick traf des Geiſtlichen Geſicht mit ſeltſamen Ausdruck, und er bejahete ihre Frage mit bedeutſamen Kopfnicken.

„Wenn's blos daran läge, und die beiden Liebenden nicht durch Blut getrennt wären,“ ſagte Michaul, „ſo kann ich Euch verſichern, daß Sir Lewis vom Feſtlande zurückgekehrt iſt und ferner ſein Jagdſchloß Greenlodge in unſerer Nähe bewohnen wird.“

„Sir Lewis O'Donnel zurück!“ riefen zwei Stimmen zugleich mit der verſchiedenſten Betonung, je nachdem die innere Gemüthsbewegung über dieſe Nachricht mehr oder minder Antheil an der Ueberraſchung hatte. Sie gehörten der alten Peppy und dem Leibdiener James Morries.

„Er war es, der ſo eben vor Euerem Hauſe das Pferd beſtieg und mich heute auf meiner Hochzeit gleich zuerſt beſucht hat, wie er vom Schiffe geſtiegen, wodurch dieſer Tag erſt recht zu meinem Ehrentage geworden iſt. Der hochwürdige Pater und Dunforre werden es Euch bezeugen.“ Beide nickten beiſtimmend.

„So ſegne ihn Gott, den braven jungen Herrn!“ rief Peppy wie freudetrunken. „Und wenn er auch heute am Hauſe ſeiner alten Freundin vorübergegangen iſt.“

„Sorgt nicht,“ tröſtete ſie Michaul; „er wird ſich in den nächſten Tagen ſchon bei Euch einſtellen. Wie er mir heute ſagte, gedenkt er noch einige nähere Nachrichten über den blutigen Tag bei Euch einzuziehen, Mutter Peppy, der zwei braven Iren das Leben koſtete, denen beiden Ihr, gute Frau, beigeſtanden mit Euerer Kunſt bis zum letzten Hauche; Gott vergelt's Euch! Sir Lewis will nämlich eine genaue Beſchreibung jenes Unglückstages in ſein Familienarchiv für ſeine jüngern Brüder und ſeine oder deren Nachkommen niederlegen.“

„Damit kann ich dienen,“ verſetzte die Alte, indem ihre Augen katzenhaft leuchteten, „denn ich weiß jeden, auch den kleinſten Umſtand noch, der ſich damals zugetragen, als hätte ſich die Jammergeſchichte geſtern ereignet, und wie mit glühendem Eiſen iſt mir Alles gleichſam ins Gedächtniß eingebrannt, ſo daß ich oft daran denken muß, wenn ich auch gar nicht will.“

„Ei, Mutter Peppy,“ erhob jetzt der einäugige Lootſe ſeine kräftig tönende Baßſtimme, „da Ihr denn ſo bewandert in der Geſchichte jener Händel ſeid, die einen ſo ſchlimmen Ausgang nahm, ſo erzählt ſie mir auch. Ihr wißt, ich war damals abweſend und ſeit den paar Jahren meines Wieder-Hierſeins habe ich ja wohl die Hauptſachen erfahren, niemals aber einen guten Zuſammenhang. Und fürwahr, der wackere Sir William O'Donnel war mein guter Gönner, und Tom Dahna, ſein Parkwächter und Wildhüter, mein lieber Freund. Erzählt, da einmal die Gelegenheit da iſt und Ihr eine ſo artige Anzahl aufmerkſamer Zuhörer habt, die mir zu Liebe die Begebenheiten jener Tage, die ſie ſelbſt mit erlebt, anhören.“ — Dabei zwinkte er mit dem Auge boshaft lächelnd nach James Morries hin. Dieſer warf auch ſogleich Geld auf den Tiſch und wollte die Schenke verlaſſen, aber der Andere hielt ihn zurück mit den Worten: „Ei, ſo bleib', Kleiderbürſte, und laß mich auch einmal hören, was ich ſchon längſt zu erfahren gewünſcht. Denn wahrlich auf Euerm Schloſſe zu Lindſayhall erfährt man dergleichen nicht. Da darf Niemand den Namen O'Donnel in den Mund nehmen.“

„Man weiß ſchon, warum,“ ſpöttelte Peppy.

„Alſo, erzähle Du nur friſch weg, Alte“, fuhr Henderſon fort und zog James auf die Bank zurück.

„Doch keine Läſterungen auf meinen Herrn, Alte!“ drohte Kildare's Diener; „das muß ich mir ausbitten, oder es bekommt Dir ſchlecht.“

„O Menſch!“ höhnte Peppy. „Lord Kildare hat mir noch kein Haar gekrümmt, obgleich ich meinem Maule gegen ihn noch niemals Gewalt angethan habe. Bin ich doch faſt das einzige menſchliche Weſen, vor welchem er einige Furcht und Scheu hat, und wenn er's irgend vermeiden kann, reitet er mir nicht an der Schenke vorüber. Er weiß auch weshalb. Nun, das gehört nicht hierher; ich wollte aber nur bemerken, daß, wenn mir der Lord keinen Finger naß macht, mich der Herr Leibdiener" — ſie verneigte ſich ehrerbietig — „nicht wird erſäufen wollen. Laßt ſehen! ich erzähle und Ihr hört zu; könnt Ihr mich Lügen ſtrafen und wißt es wahrhaftig beſſer, ſo tauſchen wir die Rollen, und ich bin's auch zufrieden."

Die Gäſte rückten näher zuſammen; Peppy's Kinder und Enkel ſtrichen die Kartoffelſchalen zurück, um ſich mit den Ellenbogen bequemer auf die Tafel lümmeln zu können, damit ihnen kein Wort entgehe; die Alte ſchürte das Feuer noch einmal; Alley, ihre Schnur, befriedigte erſt noch die Bedürfniſſe der Gäſte, dann räuſperte ſich Peppy und begann.

## 4.

## Sir William O'Donnel's Ende.

„Sir William O'Donnel — Gott ſchenk' ihm Frieden! — war ein edler, braver Mann, ſchlicht und recht, thätig, mild und barmherzig, ein Freund Gottes und der Armen, mit einem Worte: ein ächt iriſches Blut, wie Ihr, Maſter O'Neil. Doch, was brauch' ich viel zu rühmen! Das weiß hier zu Land Jedermann. Und die O'Donnel ſind ſtets ehrenwerthe Leute geweſen, deshalb hat man ſie auch ihres Eigenthums beraubt, nicht anders, wie es Euch gegangen iſt, Evans O'Neil, und Euern Vorfahren. Mein Mann — Gott hab' ihn ſelig! — hatte dem Hauſe O'Donnel gedient von Kindesbeinen an, ſo wie ſein Vater und Großvater, und ich weiß nicht, wie weit noch hinauf; deshalb wußte er auch viel alte Geſchichten zu erzählen und war bewandert in all' den böſen Dingen, die die O'Donnel unſchuldig haben erfahren müſſen. Wie oft hat er uns erzählt, daß die beiden Häuſer O'Donnel und O'Neil alles Land im Süden der grünen Inſel beſeſſen, das heißt vor ungefähr dreihundert Jahren, und hier gewaltet, wie unabhängige Fürſten. Nun, man hat ihnen glücklich davongeholfen; da ſitzt der letzte O'Neil, ſchon jung verdrängt aus den paar Gütern, die ſeinem Vater noch geblieben, und muß ſich von ſteter Lebensgefahr nähren, wie ein gemeiner Mann; und der letzte O'Donnel in Irland würde ſo arm ſein, wie ihr, Evans, wenn ihm nicht die beiden kleinen Güter von ſeiner Mutter geblieben wären, hier im Süden Greenlodge auf den Bergen in der Bantry-Bai, das ſie kaufte, als man die gute Frau ſammt ihren Kindern aus Lindſayhall hinauswarf, und ihr elterliches Stammſchloß Balliford in der Killala-Bai oben im Norden. Auch waren die O'Donnel und O'Neil immer gute Nachbarn und Freunde, beide gute Katholiken und voll Haß gegen ihre Unterdrücker in England. Darum beſitzt auch jetzt ein guter Freund der Engländer, ein guter Proteſtant und Orangeman, die Güter der letzten O'Donnel und O'Neil hübſch beiſammen."

„Keine Anzüglichkeiten, Frau!" unterbrach ſie James Morries jetzt mit drohender Stimme.

„Ich werde doch den Lord Kildare einen guten Freund der Engländer, einen guten Proteſtanten und

Orangeman aus dem Norden nennen dürfen? Das iſt ja nichts als Lob, das ich unſerm Herrn ſpende.“

„Der Teufel auch mit Deinem Lobe! Biſt Du nicht ſelbſt aus dem Norden? und was Dein Glaube iſt, weiß zur Stunde kein Menſch, weil Hexen einen ganz beſondern Glauben zu haben pflegen.“

„Stille, Menſch!“ donnerte plötzlich eine Löwenſtimme durch das Zimmer, daß Alle zuſammenfuhren. Es war Evans O'Neil, deſſen zerſetztes Geſicht während Peppy's Erzählung eine noch dunklere Farbe angenommen hatte, deſſen einziges Auge blutroth hervorgequollen war, deſſen Zähne knirſchten, deſſen Fäuſte ſich geballt hatten. Mit einer dieſer Rieſenfäuſte hieb er zur Bekräftigung ſeines Ruhegebots auf den Tiſch, und wirklich wagte des Lords Leibdiener kein Wörtchen mehr über die Lippen zu laſſen. Peppy aber fuhr ſchelmiſch lächelnd fort:

„Sir William O'Donnel hatte große Reiſen auf dem Continent gemacht, mein Mann war ſein ſteter Begleiter geweſen. Was Sir William's Herz im Auslande Gutes wahrgenommen, das eignete er ſich an und brachte es mit nach unſrer Inſel. Lindſayhall war das einzige Gut, das der Familie von ſo großen Strecken Land übriggeblieben, aber, wahrlich, er machte dieſe Handbreit Erde zu einem glücklichen und geſegneten Boden. So weit die uralte Sprache unſerer Väter tönt, die kein Engländer verſteht, wurde damals alles Volk geplagt und geſchunden, ſchier ſo ſchlimm wie jetzt, aber in Dunmoore gab es zufriedene und glückliche Leute. Lord Kildare hatte damals die angränzenden O'Neil'ſchen Güter gekauft und hauſte in Bridgehall, dem alten Stammſitz der O'Neil; und ich weiß nicht, wie wohl oder ſchlecht ſich ſeine neuen Unterthanen befanden; denn ich hatte damals noch nicht die Ehre, dazu zu gehören, wie in dieſer jetzigen heilvollen Zeit, obgleich ich zu den alten Unterthanen des Lords am Earnſee gezählt ward, — denn dort iſt meine Heimath — nur das weiß ich, daß Lord Kildare mit dem Benehmen Sir William O'Donnel's ſtets unzufrieden war, und dieſe Unzufriedenheit, die er mit den übrigen gebietenden Herren theilte, dem Sir zuweilen unverhohlen zu erkennen gab, woran ſich dieſer natürlich nicht kehrte. Beide hielten ja wohl Nachbarſchaft zuſammen, und in Sir William's Seele war gewiß kein Haß und Groll gegen den Lord, ſelbſt wenn er Urſache gehabt hätte, manches in Kildare's Benehmen nicht gut zu heißen. Wie es mit des Lords Aufrichtigkeit beſtellt war, hat die Zeit gelehrt, und iſt uns kein Geheimniß mehr. Den erſten Grund zu einer ſtillen Feindſchaft hatte er ſicherlich aus dem Norden mitgebracht. Sir William O'Donnel's Gemahlin, die ehrenwerthe Miß Katharina, war nämlich früher mit Lord Kildare verlobt geweſen, hatte aber aus einem guten Grunde dieſe vorläufige Verbindung wieder gebrochen und Sir William die Hand gereicht. Wer hätte damals geglaubt, daß ſie nachher Nachbarn würden! aber mir kam es ſtets vor, als habe Lord Kildare aus beſonderer Abſicht die O'Neil'ſchen Güter ſo theuer bezahlt, gerade um O'Donnel's Nachbar zu ſein. Er war auch erſt ſtets auf Lindſayhall und ließ ſich nichts merken, ſchmeichelte der Miß Katharina, wie er nur konnte, und drängte ſich dazu, Sir Lewis, der zu jener Zeit geboren wurde, aus der Taufe zu heben, obgleich Kildare Proteſtant iſt. So führt der junge O'Donnel des Lords Taufnamen; denn Kildare heißt auch Lewis. Man hat über dies Alles ſeine beſondern Gedanken, hütet ſich aber wohl, viel davon zu ſagen. Sir William hielt, wie geſagt, beim Volke;

er wollte nicht allein der kleinen Zahl ſeiner Unterthanen, er wollte vielmehr allen Iren helfen; und aller Unfug von oben, wodurch man das Volk knebelte, war ihm ein Gräuel. Es iſt gewiß, daß der edle Sir auf die Zugeſtändniſſe, die die Regierung dem Volke der grünen Inſel vor ſechs Jahren machte, als damals der Lärm drüben in Frankreich losging, großen Einfluß gehabt hat; aber es iſt auch eben ſo gewiß, daß dieſer Einfluß ſeinen Tod herbeiführte. — Genug, Sir William kehrte von Dublin, wo er bis jetzt faſt ausſchließlich für Irlands Wohl gearbeitet hatte, vergnügt über die dem Volke errungenen Erleichterungen auf ſein Schloß in die Arme ſeiner Familie zurück, um ſich nun der Erziehung ſeiner Kinder zu widmen, und an ſeines trefflichen Weibes Seite glücklich zu ſein. Gott und ich, wir wiſſen, wie ſich Miß Katharina freute, in ungeſtörter Ruhe mit ihrem Manne zuſammen leben zu können; denn ſie liebte ihn über alle Beſchreibung. Lord Kildare hatte ſeine Beſuche auf Lindſayhall lange zuvor ſchon eingeſtellt. Nun ergab ſich's, daß ſich um dieſe Zeit die Gährung im Volke, ſtatt ſich durch die erlangten Vortheile zu beruhigen, nur noch erhöhte; denn was man zugeſtanden, machte nicht kalt noch warm; es war zum Leben zu wenig, zum Hungersſterben zu viel und machte Pads gemeines Volk nur kühner. Es gab überall Aufſtände. Doch, Ihr Männer, wißt ja das Alles beſſer, als ich. Sir William war unabläſſig bemüht, die Aufrührer zu beruhigen und ihnen klar zu machen, daß dies nicht der rechte Weg ſei, die einſt verlorenen Rechte des Iren auf ſein Vaterland und ſeine Freiheit wieder zu erlangen; aber es gab unter ſeinen Nachbarn Leute, die bemüht waren, Sir William's Beſtrebungen um Ruhe und Frieden, dem Vicekönige als geheimen Verkehr mit den Rebellen zu ſchildern und den edlen Sir als Haupt der Defenders oder vereinigten Irländer zu bezeichnen. O'Donnel wurde der Regierung verdächtig. Dieſe Nachbarn — ich nenne Niemand mit Namen, Maſter James Morries, — hatten gezwungen ihren Pächtern und Afterpächtern manchen Nachlaß von Zehnten und Abgaben bewilligen müſſen, weil Sir O'Donnel den Seinigen ſolche freiwillig erlaſſen hatte; das wißt Ihr ja am beſten, James, denn Ihr wart ja in Sir Williams Dienſt; nicht wahr, ich habe Recht? — Doch Ihr ſeid plötzlich ſtumm geworden, wie ich merke. Nun, es war das gute Beiſpiel Sir Williams nicht allein; die verdammten Defenders und Weiß-Jungen*) faßen den Herren auf dem Nacken und droheten ihnen die Kehlen abzuſchneiden, wenn ſie nicht nachließen. Ihr braven Leute wißt ſo gut, wie ich, daß es endlich in vielen Grafſchaften zum offnen Ausbruch kam. Ihr Maſter O'Neil habt das blutige Unheil nicht erlebt, Ihr wart damals in Indien. Die Soldaten des Königs konnten die Flammen der Empörung nicht mehr erſticken, und die Herren Güterbeſitzer bildeten freiwillige Corps, theils um den Truppen in Ausführung ihrer Unternehmungen behülflich zu ſein, theils um die eigenen Beſitzungen gegen die faſt täglich vorkommenden Anfälle und Brandſtiftungen zu ſchützen.

„Auch Lord Kildare befehligte eine ſolche Abtheilung von Yeomen, aus Gutsbeſitzern, Pächtern, Förſtern und Verwaltern beſtehend; mit dieſen hatte er ſich eines Tages einer königlichen Reiterſchwadron angeſchloſſen, um einen Haufen Meuterer, der drüben an den Bergen ſtreifte und allnächtlich große Räubereien beging, zu vertreiben, oder vielmehr zu fangen. Es war nämlich bekannt geworden, daß die Weiß-Jungen ſich an jenem Tage in Cashelborrow verſammeln wollten. Ihr wißt, daß dies Dorf zu dem O'Neil'ſchen Gute gleiches Namens gehört, deſſen Beſitzer Lord Kildare geworden iſt. Die Anſtalten zum Ueberfall der Rebellen wurden ſehr heimlich betrieben; nichts deſto weniger erfuhr Sir William davon. Ihn dauerte das Blut, das vergoſſen werden ſollte; er wußte wohl, was das Volk zum Aufſtande gegen ſeine Unterdrücker trieb. Er ſchickte alſo ſeinen treueſten und vertrauteſten Diener — und wer anders wäre das geweſen, als Tom Dahna, der Parkwärter, Dein wackerer Vater Mic — nach dem Dorfe, um den Weiß-Jungen von ihrem Vorhaben abzurathen, denn Tom genoß weit und breit bei den armen Dörflern wegen ſeines ehrlichen und herzlichen Weſens großes Anſehen. — Der gute Baronet auf Lindſayhall erſchrak nicht wenig, als Tom noch vor völligem Einbruch der Nacht auf ſchweißtriefendem Pferde zurückkehrte mit der Meldung, daß die Abſicht der Rebellen ſei, in dieſer Nacht mehrere Guts- und Pachthäuſer des Lord Kildare zu verwüſten. Tom mußte auf der Stelle auf einem andern Pferde, dem ſchnellſten in des Baronets Ställen, zurück und die Weiß-Jungen im Namen Sir Williams beſchwören, von ihrem ruchloſen Vorhaben abzuſtehen, oder wenigſtens ſeine, des Baronets, Ankunft erſt abzuwarten, bevor ſie aus dem Dorfe zögen. Nie noch hatte ich den guten Mann in ſolcher Bewegung geſehen; aber mit Beſonnenheit traf er die nöthigen Vorkehrungen zur Sicherung ſeines eigenes Hauſes, wobei auch mir, die ich eben in Lindſayhall war, einige Aufträge wurden, ſchloß ſeine

---

*) White-boys, ſo genannt von den weißen Kitteln, die ſie auf ihren Verwüſtungszügen trugen.

Gattin, die ihn unter heißen ahnungsvollen Thränen beſchwor, ſich nicht in Gefahr zu begeben, in die Arme und flog auf ſeinem Renner davon.

„Heiliger Patrik, du haſt es ſo gewollt! Der edle Herr kam ſchon zu ſpät; die Königlichen in Verbindung mit den Freiwilligen waren mit der Nacht raſch, wie aus einem Hinterhalt hervorbrechend, in das Dorf gerückt und hatten die Rebellen überfallen, als Tom Dahna ſie eben beſchwor, noch zu verziehen. Als der Baronet auf das Dorf zuſprengte, tönten ihm ſchon in ziemlicher Entfernung Flintenſchüſſe und wildes Kampfgeſchrei entgegen. Ungeachtet der größten Eile kam die Bemühung des edlen Herrn, Unglück und Verbrechen zu verhüten, nicht mehr zur rechten Zeit; denn ſchon am Eingange des Dorfes wurde ihm Tom Dahna, tödtlich verwundet, von einigen Männern entgegen getragen. Der treue Diener war eines der erſten Opfer geweſen. Es war eine helle Nacht wie heute, und der Baronet erkannte ſeinen Tom im bleichen ſchauerlichen Mondlicht. Dieſer vermochte dem geliebten Herrn kaum mehr verſtändlich zu machen, daß er dieſen Ort des Schreckens ſo ſchnell als möglich verlaſſen möchte, als er unter einem Wehruf über Lord Kildare den Geiſt aufgab. Tief erſchüttert von dieſem, ihm eben ſo ſchmerzlichen als unerklärlichen Ereigniſſe ritt der Baronet dennoch vorwärts; einige der fliehenden Rebellen, die ihm entgegen kamen, wendeten, ſobald ſie ihn erkannt hatten, wieder um und ſchloſſen ſich an ihn an. Durch's Dorf erſchallte der Ruf: Vater O'Donnel kommt — ſo nannte ihn jeder Bedrückte — und der Haufe um ihn wurde größer und größer, denn Einige glaubten, unter ſeinem Schutze ſicher zu ſein, Andere riefen, man müſſe den Troſt der Verlaſſenen, die Stütze der Armen den Mördern gegenüber nicht ſchutzlos laſſen. Sir William hatte eben begonnen, begütigende Worte zu den Weiß-Jungen zu reden, und ermahnte ſie, ſich ſchnell jeder in ſeine Heimath zu begeben und ſich ferner nicht ſelbſt mit gewaffneter Hand Hülfe zu verſchaffen, da der König und das Parlament gute Geſinnungen gegen Irland hegten und zu helfen ſuchten, wie es nur immer gehe, um nicht gegen Andrer begründete Rechte zu verſtoßen, — er war eben im beſten Redefluß, der brave Herr — mehr als zehn, von den Weiß-Jungen haben mir's erzählt — als die königlichen Reiter, Lord Kildare nebſt einigen Offizieren an der Spitze, in geſchloſſener Ordnung, die ganze Straße einnehmend, mit hochgeſchwungenen Waffen heranraſſelten. Der Lord hatte den Baronet kaum erkannt, als er dem neben ihn reitenden Kapitain zurief: Sehen Sie dort den Verräther O'Donnel ſelbſt an der Spitze des Haufens! Meine Ahnung hat mich nicht betrogen, er ſelbſt leitet die Aufrührer. Im Namen des Geſetzes laſſen Sie den Elenden ergreifen und niederhauen! — Wer iſt hier ein Verräther, ein Elender? rief Sir William, der nahe genug war, die Worte des Lords zu verſtehen. Kann ein Mann von meinem Stande und Charakter, ohne Waffen, wenn Sie bemerken wollen, als der Anführer eines auf Mord und Brand ausziehenden Haufens betrachtet werden? — So gut wie Sie ſelbſt, Mylord, bin auch ich gekommen, um hier im Namen des Geſetzes Ruhe und Ordnung zu ſtiften, und ich hoffe zu Gott, es ſoll mir dies ohne Waffen und allein beſſer gelingen, als Ihnen an der Spitze der gerüſteten Reiter, ſobald Sie nur von jeder fernern Gewalt abſtehen wollen. — Und was erfolgte auf dieſe ſchönen und vernünftigen Worte? Kildare vermochte den Kapitain das

Zeichen zum Angriff zu geben, indem er denſelben widrigenfalls für die Folgen verantwortlich machte; er ſelbſt feuerte ſein Piſtol auf den Baronet ab. Dieſer wandte raſch ſein Pferd und rief: das ferner vergoſſene Blut auf Ihr Haupt, Kildare! Aber er hatte dieſe Worte kaum vollendet, als auch ſchon eine Salve aus den Karabinern der Dragoner in die dichten Haufen der jetzt wiederum dem Ausgange des Dorfes zueilenden Meuterer einſchlug und mehrere der Flüchtlinge zu Boden ſtreckte. Unter dieſen befand ſich auch Sir William O'Donnel. Ohne einen Laut richtete ſich der edle Baronet, tödtlich getroffen, noch einmal hoch im Bügel auf und ſtreckte die rechte Hand gen Himmel — wie viele bemerkt haben — gleichſam die Rache deſſelben über den unerhörten Frevel herabzurufen, dann ſank er über den Hals ſeines Pferdes hinab, das ihn anfänglich noch eine Zeit lang forttrug, dann aber, als der ſterbende Mann vollends herabgeſtürzt war, der zügelnden Hand entbehrend, geſtreckten Laufs mit Blut bedeckt, vor dem Schloßthor zu Lindſayhall ankam, dort tödtlichen Schrecken verbreitend. Sir Lewis warf ſich todtenbleich in halber Geiſtesabweſenheit auf ein Pferd, um den Vater zu ſuchen, und wer weiß, ob nicht auch er ein Opfer der Heimtücke geworden wäre, wenn nicht unſer ehrlicher Mic hier ihm begegnet und vom weitern Ritte abgehalten hätte. Mic hatte kaum von dem Kampfe in Caſhelborrow gehört, als er um des Vaters und des Baronets Leben beſorgt, nach dem Dorf lief; leider! fand der gute Junge beide ſchon darniedergeſtreckt, den Baronet ſterbend mitten im Felde, ſeinen Vater am Eingang des Dorfes als Leiche. Er lief nach Lindſayhall zurück, um mich zu holen. Ich eilte, was ich vermochte, mit mehren

Dienern des Hauſes — Ihr wart auch dabei. James Morries — in die ſchauerliche Mondnacht hinaus, und Mic war unſer Führer. Ach, Himmel und Patrik! Dahna's Leiche war ſchon kalt und ſtarr, und der Baronet ſtarb mir unter den Händen. Wir trugen ſie unter unzähligen Thränen nach Lindſayhall. O Jeſus, war das eine Nacht! Die jammernden Kinder um ihre blutigen, entſeelten Väter! O, und Miß Katharina! — —"

Hier übermannte die Rührung die alte Wirthsfrau dergeſtalt, daß ſie nicht weiter zu reden vermochte; ein Thränenſtrom erſtickte die Worte, und ihre Stimme ſtieß nur heulende Laute aus, denen eines ſchreienden Kindes vergleichbar. Aber ſie war es nicht allein, welche Thränen vergoß; Michaul Dahna hatte ſchon lange das Geſicht in den auf den Tiſch gelegten, zuſammengekrümmten Arm niedergedrückt, ſtill geſchluchzt, und nur jetzt, als Peppy nicht mehr erzählte, wurde er lauter vernommen; der alte Tunſoore weinte, die ganze Familie der Wirthin zerfloß in Thränen, Nora, Peppy's Tochter warf ſich laut jammernd über die Bank, der Pater O'Kelly bog ſich über den Herd und ließ die Thränen ſeines greiſen Hauptes in die Aſche fallen, die ihm glich; ſelbſt O'Neil wiſchte ſich das einzige Auge, das er noch beſaß, ſchob aber unmittelbar darauf einen wüthenden Blick auf James Morries, der ungezogene Flüche und Schimpfreden über die alte Wirthin vor ſich hinmurmelte, und auf Henderſon, der lachenden Mundes ſchale Spöttereien über die allgemeine Rührung losließ, die ſelbſt die Bauern an der Wand ergriffen hatte.

„Bringt's zu Ende, Mutter Peppy!" ſagte endlich der Lootſe. „Wir wollen ja noch auf Dahna's Hochzeit. Was ſoll die Braut denken, wenn Ihr den Bräutigam ſo lange aufhaltet und windelweich macht? Erzählt fertig!“

„Was ſoll ich noch erzählen?“ verſetzte Peppy. „Der Aufruhr wurde gedämpft, nachdem das empörte Volk die dem Baronet geſchworne Rache gräßlich geübt hatte, Sir William O'Donnel nach dem Geſetz für einen Hochverräther erklärt, alle ſeine Güter confiscirt und ſpäter zum Beſten der Krone an Lord Kildare, dem ſie am Gelegenſten waren, verkauft worden waren. Ihr fragt verwundert: warum? Dumme Frage! Lord Kildare hatte der Regierung einen Bericht über den Vorfall vorgelegt, den die Offiziere, die damals an ſeiner Seite gegen die Rebellen gefochten hatten, nicht anders als beſtätigen konnten; deſſen kurzer Inhalt war: Der Baronet William O'Donnel, ſchon lange einer geſetzwidrigen heimlichen Verbindung mit den Rebellen verdächtig, iſt an der Spitze derſelben im offnen Aufruhr erſchoſſen worden. — Miß Katharina kaufte Greenlodge von dem ihr übrig gebliebenen Vermögen; denn ſie mochte unſere Gegend nicht verlaſſen, wo ſie ſo glücklich geweſen war, und ließ ihr Gut in der Killala-Bai ferner verwalten; aber ſie ſtarb ſchon im folgenden Jahre, dem Schmerze um den geliebten Gatten erliegend, als drittes Opfer eines unnatürlichen Haſſes. Auf dem Sterbebette mußte ihr Sir Lewis feierlich geloben, mit ſeinen Geſchwiſtern nach Frankreich auszuwandern und wenigſtens unter fünf Jahren nicht zurückzukehren; die gute Frau glaubte, in dieſer Zeit würden ſich die Stürme in Irland gelegt haben. Die fünf Jahre ſind um, und Sir Lewis iſt wieder da; und ich freue mich ihn zu ſehen. Zwar wird er manchen Leuten ein Dorn im Auge ſein; dafür wird er den meiſten Bewohnern unſrer Gegend wie ein Engel erſcheinen. Gott ſchenke ihm Segen und guten Fortgang im Ueberfluß!“

„Amen!“ ſagte der Pater O’Kelly feierlich.

## 5.

## Der Hausknecht der Heideſchenke.

„Da Du nun fertig biſt, Alte,“ erhob James Morries die Stimme, „ſo ſage ich, daß Du in Deinen Hals gelogen haſt. Mein gnädiger Lord iſt nicht an Sir Williams Tod ſchuld.“

„Halt das Maul, Stiefelbürſte!“ donnerte O’Neil.

„Was geht Euch mein Streit mit der Wirthin an, Maſter O’Neil?“ fragte der Diener keck und durch Henderſon’s neuen Spott in Hitze gebracht. „Ihr ſeid ſehr vorlaut und unausſtehlich.“

„Mir das!“ brüllte der alte Lootſe, und erhob die geballte Fauſt. „O Bube, deſſen Vater mir die Schweine gehütet, ich will Dir Deinen ſtinkigen Bedientenrock ausklopfen, wie Du den Staatsrock Deines Herrn noch niemals geklopft, und der Staub ſoll Dir durch den Leib in die Seele fahren, wo noch mehr Koth aufgehäuft iſt.“ Mit dieſen fürchterlichen Worten erhob ſich O’Neil und ſchritt auf James los. Dieſer verkroch ſich hinter Henderſon, der etwas mehr Muth zeigte und dem alten Polyphem abwehrend und mit den Worten entgegen trat: „Ihr ſtoßt Reden aus, die mich eben ſo gut beleidigen, wie meinen Freund, und ich werde mich deſſelben annehmen.“

„Hahaha!“ lachte O’Neil wild, „keckes, übermüthiges Söhnlein Albions, meinſt Du auch ſchon in

Irland den Herrn ſpielen zu können? Hinaus, Tellerlecker, oder ich ſchlage Dir das kecke Kaperſchiff ſo leck, daß es das Fahrwaſſer über den St. Georgskanal nicht wieder finden ſoll.“ Der ſchmucke Kammerdiener ſchlug ſtatt der Antwort nach dem gewaltigen Manne, aber einen Augenblick darauf lag er am Boden, und O'Neil hatte den furchtſamen James am Kragen. Die Andern ſprangen bei, um den erbitterten Alten zu beſänftigen, aber gütige Worte ſteigerten nur die Wuth, in welche ihn Peppy's Erzählung ſchon verſetzt hatte. Er drohete die Freunde zu prügeln, wenn ſie ihn im gerechten Rachehandwerk hinderten, wie er ſeine That nannte; er ſchwur dabei mit wilder Stimme, an James Morries und deſſen Freund, dem aberwitzigen Engländer, ein Exempel zu ſtatuiren, wie man Tyrannenknechte behandeln müſſe; und wer wüßte, was geſchehen wäre, wenn ſich nicht in dieſem Augenblicke die Stubenthüre geöffnet und ein paar Menſchen hereingelaſſen hätte, in welchen alle Anweſenden ſogleich Sally, O'Neil's ſchöne bleiche Tochter, und Tim Ruuthan, den Hausknecht, erkannten. Dieſer Letztere war eine kleine Figur, von komiſchem Anſehen. Er hatte weder einen Höcker auf dem Rücken, noch auf der Bruſt, und doch dünkte einem ſo, wenn man ihn zum erſtenmal ſah; aber ſein Körper war in Wahrheit nur zuſammengeſchoben, wie ein Tubus in der Taſche, und im Verhältniß zu ſeinem winzigen Rumpfe waren Kopf, Arme und Beine groß zu nennen, während ſie doch durchaus keine weitere Ausdehnung hatten, wie bei jedem andern Manne von mittler Körpergröße. Sein Geſicht war freilich nicht hübſch, aber man konnte es eben ſo wenig häßlich nennen; überdies war es von einem großen, braunen Backenbart überſchattet; dafür zeugte ein bedeutender

Haarmangel über der Stirne, daß der kleine Mann ſchon über die gewöhnliche Lebenshälfte hinaus ſei. Kluge, freundliche Augen, ein verſchmitzter Zug um die Mundwinkel und eine bedeutend lange, ſpitze Naſe zeichneten außerdem noch Tim Ruuthan aus.

Ein einziges bittendes Wort Sally's entwaffnete den glühenden Zorn ihres Vaters ſo ganz und gar, daß er die beiden geängſteten Diener laufen ließ und ſeinem Kinde faſt weinend um den Hals fiel. Tim Ruuthan ſagte: „Nun läugne mir Keiner, daß Sally O'Neil nicht ein guter Lootſe iſt! Zur rechten Zeit war ſie jetzt am Bord der alten ſtolzen Fregatte, die im Sturm ſchon eine Brigg überſegelt hatte und eben auf die andere losging! Sally rafft die Segel ein und führt den unbändigen Dreimaſter glücklich in den Hafen. — Maſter O'Neil, wißt Ihr, wie Ihr mir jetzt vorkommt mit Euerm einzigen Auge? — Gott erhalt's Euch! — Wie ein Leuchtthurm, der ſeine glührothe Laterne hinausgehängt hat zur Warnung für Alles, was auf der See ſteuert. Wer ſich nicht in Acht nimmt und dem Thurme zu nahe kömmt, zerſchellt an ſeinen Klippen. Die beiden Landratten da verſtehen den Cours ſchlecht; dafür haben ſie heute Abend Schiffbruch gelitten. Kommt, kommt, Ihr armen Creaturen; Ihr ſeid nicht mit Waſſer getauft, aber mit Schlägen; Ihr liegt zwar nicht im Meere, aber doch in der Prügelſuppe, die aus dieſes Meerwanderers Händen auf Euch herabgeſtrömt iſt." Alle, die vor einigen Minuten bitterlich geweint hatten, lachten jetzt herzlich, und der kleine Witzbold begleitete die Flüchtlinge bis vor die Hausthür und verkehrte dort noch eine Zeit lang mit beiden heimlich im eifrigen Geſpräch; dann — als ſie fort waren — trat er wieder in die Stube und bezeigte ſich gegen Alle, vorzüglich aber gegen O'Neil äußerſt freundlich, zuvorkommend und unterwürfig, doch Witzfunken ausſprühend, wie ein geſtreichelter Kater elektriſche Funken.

„Ei, wo treibſt Du Dich doch herum, Tim?“ ſchnauzte ihn Peppy an.

„Nicht böſe, liebe Baſe!“ ſchmeichelte der Zuſammengeſchobene. „Shaun Donnough, der Parkwärter in Lindſayhall, begegnete mir geſtern Abend auf der Heide drüben beim Wildkatzenſtock und bat mich, ihm einen Theil der Haſen und Kaninchen zu tragen, die er geſchoſſen hatte; die Böcke, die er geſchoſſen, trug er ſelber. Er hat mich gut dafür bezahlt, denn er hat mich mit Kuhfleiſch gelabt, ohne der ehelichen Treue ſeiner Frau etwas zuzumuthen; dann ſchickt er Euch einen Haſen, Baſe — Ihr dürft dabei nicht an mich denken — den ich Euch morgen braten will. Nachher kam Sally O'Neil nach Lindſayhall, um mit Miß Betty zu reden. Als mich Sally ſah, ſagte ſie mir, daß ſie dieſen Abend noch nach Dunmoore zurück müſſe auf Mic Dahna's Hochzeit, um dort ihren Vater zu erwarten, daß ſie ſich fürchte, allein über die Heide zu gehen, und mich bäte, ſie zu begleiten. Wen konnte ſie ſich beſſer ausſuchen als mich, um ſich vor den guten Leuten*) zu ſchützen; denn vor einem Kobold, wie ich, laufen ſie alle davon. Ich wartete, bis ſie ging, und ſchlug ihr vor, den Umweg über unſere Schenke zu machen, damit ich Euch benachrichtigen könne, Baſe. Auch dacht' ich mir wohl, Maſter O'Neil bei Euch zu finden, denn ich habe lange ſchon gemerkt, wie verliebt dieſes treffliche Seemannsblut in Euch iſt, wie er ſchmachtet und ſich nach Eurem Beſitz ſehnt. Ihr ſelbſt aber, Baſe, blühet wie das Heideröslein, ſeit Maſter Evans auf Freiersfüßen nach der Schenke wandert, und ich kann meinen Haſen wohl gar zu Euerm Verlobungsfeſte ſpicken. Ihr werdet mit dieſem Euerem zweiten Gatten ſicherlich beſſer fahren, als mit Maſter Toole, meinem in Gott ſeligen Vetter, weil er ein Seemann iſt; und wenn Maſter Evans auch nur die erſte Pflicht eines Ehemanns erfüllt, nämlich ein Auge zuzudrücken, ſo könnt Ihr thun, was Ihr wollt, denn Euere Liebe hat ihn blind gemacht.“

---

*) Euphemiſtiſche Benennung aller Geburten des Volksglaubens, womit der Ire die Heiden und Moore ſeines Vaterlandes bevölkert.

„Was ſchnattert der Junge einmal für dummes Zeug!“ lachte Frau Peppy.

„Und ſo lange er mit mir ging, war er faſt ſo ſtumm, wie ein Fiſch,“ bemerkte Sally.

„Ei,“ verſetzte Tim, „das iſt gar ein ſeltener Fall, daß ſich Blitze im Angeſicht der Sonne zeigen.“

„Wie er ſo ſchön ſpricht!“ ſchrieen die Andern lachend durch einander; „ich glaube gar, unſer alter Sumpfvogel iſt ſelbſt noch in Sally verſchoſſen.“

„Junge Baſe,“ erwiderte der Hausknecht mit komiſchem Ernſte, „wißt Ihr nicht, daß alter Wein am hitzigſten iſt und altes Holz am beſten Feuer fängt? Je näher man dem Winter kommt, deſto bedachter iſt man auf die warme Stube.“

„Du haſt recht, Herzenskleinod!“ verſetzte die Wirthin befriedigt und ſtrich dem alten Knaben mit der flachen Hand über's Geſicht; „verſuche Dein Glück, mach's Mic Dahna nach, wähle Dir ein Weib und fang' Deine eigene Wirthſchaft an. Du haſt das geſetzliche Alter.“

Ein bittrer Zug überdüſterte das Geſicht des gnomhaften Mannes; er antwortete nicht, ſondern ſetzte ſich ſtumm zu den übrigen Hausgenoſſen, hielt aber die Augen mit einem lüſternen Ausdruck unverwandt auf Sally feſt, und als dieſe ihm für ſeine Begleitung freundlich dankte, zuckte es wie wahnſinnige Freude über ſein Geſicht, und ſein unbändiges Luſtgelächter glich dem Wiehern eines jungen Pferdes. Er begleitete noch die Scheidenden ein Stück und ſuchte Sally's Hand zu erwiſchen, die er mit leidenſchaftlicher Heftigkeit drückte. Dies war inzwiſchen Alles, was ſeine ſchnell emporgeloderten Gefühle ſeiner Scheu abzuzwingen vermochten; ſein ſonſt ſo wort- und witzreicher Mund blieb dem ſchönen Mädchen gegenüber verſchloſſen.

## 6.

## Ausgang der Hochzeit.

O'Neil, Dahna, Dunſoore und Sally ſchlugen den Weg nach Dunmoore ein, nachdem ſie ſich ehrerbietig von Pater O'Kelly beurlaubt hatten, der auf der Straße nach Bantry zu trabte, und bald tönten ihnen die luſtig geſtrichene Fiedel, der Dudelſack, die Pickelpfeife und die fröhlichen Volksgeſänge aus dem Dorfe entgegen. Die Ankommenden wurden mit unbändigem Jubel begrüßt; denn nur auf ſie hatte man gewartet, um der tollſten Freude Zaum und Zügel ſchießen zu laſſen.

„Willkommen! Willkommen!“ gröhlte der alte John Boyle ſeinem Kameraden O'Neil entgegen. „Nun, das iſt vortrefflich, daß Du noch kommſt, Evans. Wir wollen eine Nacht zuſammenfeiern, wie damals am Bord der Najade, als unſer guter Parker Hochbootsmann geworden war. Gott ſchenk' ihr Glück und St. Patrik Segen, der braven iriſchen Seele! Und heute wollen wir das ſchmucke Brautpaar hoch leben laſſen und noch einen andern Mann, den ich heute nach Erins grünem Ufer zurückgebracht habe."

„Ha, Du meinſt Sir Lewis O'Donnel! Ich beneide Dich um die Arbeit dieſes Tages, alte graue Waſſerratte!" entgegnete O'Neil. „Nun ich werd' ihn auch begrüßen, den ich nur als Knaben gekannt habe. Aber Du haſt recht, wir wollen ihn wacker leben laſſen; und Parker dazu."

Die Lootſen ſchüttelten ſich die kräftigen Hände und geſellten ſich zu den Uebrigen.

Bald ſchwenkten ſich die jungen Leute im raſchen Reel *), während die Alten durch Lewis O'Donnel's Freigebigkeit in den Stand geſetzt waren, einige Quart Whisky mehr in den bei den Iren ſo beliebten Punſch zu verwandeln, um deſſen dampfenden Napf ſie zechend ſaßen.

„Bei unſerm Heiligmacher und Erlöſer!" rief der alte Dunſcore begeiſtert, indem er die kleine, ſchwarz geräuchte Tabackspfeife weiter an ſeinen Nachbar reichte, ſeinen bis zum Rand gefüllten irdenen Tumbler hoch haltend: „wie der Stamm, ſo iſt auch die Frucht! Unſer junger Squire — denn bei St. Patrik! ſo will ich ihn genannt wiſſen, allen Engliſchgeſinnten und Rothröcken zum Trotz — iſt, wie alle O'Donnel's geweſen ſind, ein ächter Iriſhman und Freund ſeiner armen Landsleute, ein Retter aus der Noth, wie ſein Vater war. Seit Wochen hatte ich

---

*) Iriſcher Nationaltanz.

keinen Penny Geld; er hat mir auf Monate gegeben, wie Euch Allen. — Auf, Ihr Männer! Erhebt Euch alle, Ihr treuen Erinskinder! Ich trinke Sir Lewis Geſundheit und Glück für immer! Auf daß ſein Stamm auf's Neue grünen und blühen möge für ewige Zeiten!“

„Sir Lewis O'Donnel für immer!“ brauſte einſtimmig der ungeheure Chor.

„Und daß er Irlands Rechte ſchirmen und vertheidigen möge, wie alle ſeine edlen Vorfahren gethan!“ ſetzte O'Neil hinzu.

„Amen! So geſchehe es!“ rief Michaul. „Laßt uns Alle daſſelbe zu thun geloben!“

„Wir ſchwören es bei St. Patrik!“ donnerten die Männer, und Irlands trauernder Genius zog wehmüthig lächelnd über die Häupter der Patrioten dahin, während John Boyle mit großem Lärm alle Iriſhmen und beſonders Lewis O'Donnel und den Hochbootsmann Parker zehnmal hintereinander leben ließ und eine bedeutende Menge des Getränks in ſich goß.

„Nun noch den beſten von allen unſern Geſängen, Freunde!“ fuhr der junge Ehemann fort, indem er die ſchöne Moya, die ſich mit der ganzen Innigkeit einer Neuvermählten an ihn anſchmiegte, feſt umſchlungen hielt. — „Nie ſtirbt der Muth in Erins Söhnen! —“ und alsbald hallte Haus, Hof und Garten, wo ſich die zahlreiche Geſellſchaft, weil es an Raum in dem kleinen Gebäude gebrach, niedergelaſſen hatte, von dem kräftigen Geſange wieder, der, in der urſprünglichen altgaëliſchen Mundart vorgetragen, die Männer faſt ebenſo wie ihre Vorfahren entflammte, wenn der Barde des Clans die Krieger durch ſeinen Heldengeſang zu irgend einer kühnen That begeiſterte.

Harmlos verbrachte das muntre Völkchen auf dieſe Weiſe unter Spiel und Sang noch einige Stunden, und der Witz, woran wenige Völker ſo reich ſind, wie die von ihren ſtolzen Nachbarn ſo verachteten Irländer, ſprudelte, vielfach belacht, wie gährender Wein über die Geſellſchaft. In ihrer Freude vergaßen ſie heute die Drangſale, die Manchem unter ihnen ſchon am folgenden Tage durch eine Ladung des Conſtable, durch den Zehntſammler oder durch den Pfandmann bevorſtand.

Als Mitternacht vorüber war, wurde endlich nach Landesſitte der Reihetrunk gehalten, bei welchem der jungen Frau ein Strauß von Immergrün, ein Zweig der Stechpalme und einige volle Kornähren, als Bilder der Treue, der Leiden, welche im Eheſtande nicht ausbleiben, und der Hoffnung auf Segen, von der älteſten anweſenden Frau überreicht werden, worauf ſie einer jeden Verheiratheten in der Geſellſchaft in einem ſüßen, methartigen Getränke Beſcheid thun muß und dann durch Kuß und Handſchlag in das Schutz- und Trutzbündniß der Weiber gegen ſtörrige Ehegatten aufgenommen wird.

Nachdem Mona mit heißen Thränen von der zurückbleibenden Mutter Abſchied genommen hatte, gab Dahna der noch Zögernden einen Wink, worauf ſie ihm hocherröthend folgte und eben ſo ſittſam, wie ſie als Mädchen geweſen war, ſeine Dienſte beim Beſteigen ihres kleinen Pony annahm.

Während dieſer Abſchiedsſcene, von höchſter Wichtigkeit für die Neuvermählte, die, alle die alten befreundeten Gewohnheiten hinter ſich laſſend, in neue Lebensverhältniſſe eintritt, hatten die auswärtigen Hochzeitsgäſte die kleinen langhaarigen Klepper herbeigeholt und ordneten ſich zum Gefolge. Vielen gelang es erſt nach manchem vergeblichen Verſuche, auf dem Rücken der Pferde in leidlich anſtändiger Figur Poſtò zu faſſen und das ſchwere Haupt emporzurichten, aber einmal oben ſaß der Berauſchteſte feſt. Die Gäſte aus dem Dorfe nahmen unter Scherzreden und witzigen, dem Brautpaar dargebrachten Wünſchen Abſchied und gingen. John Boyle und Evans O'Neil führten einander, denn keiner konnte füglich allein gehen, und auch jetzt noch mußte Sally das Beſte für ihr beiderſeitiges Fortkommen thun.

Nun ſchwang ſich auch Michaul mit dem vornehmeren Anſtande, den er früher in der hohen Welt, d. h. im Hauſe des Sir William O'Donnel zu ſehen und zu lernen Gelegenheit gehabt hatte, in den Sattel, und den blumenbekränzten Hut hoch ſchwingend, ſetzte er ſich unter einem dreimaligen Hurrah als König des Feſtes an die Spitze des Zugs, umſchlang mit der Rechten die unter Thränen lächelnd zu ihm aufblickende Moya, und ſingend und jubelnd folgte die luſtige Cavalcade, Männer und Weiber bunt durch einander, zu Dahna's, etwa eine engliſche Meile vom Orte am Fuße der erwähnten Teufelsmauer gelegener Wohnung.

Der vorangeeilte jüngere Bruder des Bräutigams machte dort ſtatt der durch Alter und Gebrechlichkeit ans Krankenlager gefeſſelten Mutter den Wirth. Jeder der Gäſte trank noch ein Glas, die Weiber nippten noch einmal, ohne jedoch vom Pferde zu ſteigen. Einer oder der Andere bat noch um ein Stückchen Rolltaback, oder um die beliebte Priſe, dann zerſtreuten ſich alle, unter Dankſagungen und Segenswünſchen für das junge Ehepaar, nach verſchiedenen Richtungen.

Michaul aber kniecte nun mit dem holden jungen

Weibe am Bette der betagten Mutter nieder, die ihnen freudig die abgezehrten Hände entgegenſtreckte und ſie dann ſegnend auf das Haupt der geliebten Kinder herabgleiten ließ; dann verriegelte er die zwar kleine, aber nett gehaltene Hütte und übergab Moya das Regiment über ſein Hausweſen, dem die ſchwache Mutter ſchon lange nicht mehr vorſtehen konnte.

Blendend weiß und ſauber nahm ſie die kleine ſtille Brautkammer auf, und die Mutter betete heiß und brünſtig des Himmels Glück und Segen auf ihre Häupter herab.

## 6.

## Ein Vertrag zwiſchen zwei Ehrenmännern.

Feucht und grau, in unheimlicher Geſtaltung, hier in dunſtige Knäul zuſammengeballt, dort formlos umherflatternd, hielt des Nebels geiſterhaftes Gebild Moor und Heide wie ein Baartuch umſpannt, dehnte ſich, wie Rieſenſchlangenbrut, an den Felſen der Meerküſte empor, kroch, wie ein weſenloſes Unthier, durch die zerklüfteten Steinmaſſen und griff mit langen Armen über die weißen Schaummarken der Brandung hinaus. Ueber ihm lag die ſchwarze Finſterniß einer ſternenarmen Nacht, der Trauerflor über dem Leichentuche. Auch an Thränen fehlte es nicht, und nicht an Gewimmer und Geſtöhn. Die Thränen ſchienen den tauſend und aber tauſend geſpenſtig glotzenden, überſchleierten, geſtaltloſen Augen der ernſten Nacht zu entquellen, die Jammerlaute aus ihrer Bruſt zu ſteigen; aber jene Augen blicken nicht Mitleid, nicht Wonne, nicht Wehmuth, nicht Schmerz, und die Nacht hat kein Herz in ihrer Bruſt. Darum klingen die Thränen ſo gleichgültig: kalte, rauhe Regenſchauer auf die dürre Heide, auf das feuchte Moor; darum iſt das Geſtöhn ſo ſchauerlich gleichförmig, ſo markerſchütternd ausdruckslos: das pfeiſende Geräuſch des Windes, der über die Heide fährt, das tobende Sauſen des Sturms, der um die zackigen Felſenwarten dunkle Rieſenſittiche rauſchend ſchlägt; das donnernde Gebrüll der Brandung, die die Wächter des Landes, jene feſtgebannten, ſteingeſchuppten, ſcharfzahnigen Drachen mit Rieſenwellen peitſcht. Es iſt nichts weiter: der Winter iſt im Anzug und ſendet ſeine ungeberdigen Anmeldeboten.

Mit der überhandnehmenden Dämmerung trat ein Mann aus einem der armſeligen Häuschen, die an jene kluftige Felſenwand der Küſte, die Teufelsmauer, angelehnt waren, und ſchritt, die Pfade verachtend, über die hügelige Heide durch Regen und Sturm, Nebel und Nacht; unter ſeinem leinenen Kittel, der halb durchnäßt war, trug er eine Jagdflinte, deren Pfanne er ſorgfältig gegen den Regen ſchützte. Der einſame Nachtwanderer der Heide hieß Michaul Dahna. Lange war er durch Dorngeſtrüpp und Ginſter, über Hügel und durch Vertiefungen hingeirrt und eben über den Bach geſprungen, als ſich hinter dem Ufergebüſch deſſelben eine kleine dunkle Geſtalt erhob und ihn gebückt, faſt auf die Erde gekauert, verfolgte. Es gemahnte Michaul einige Male, als höre er ein Geräuſch hinter ſich; ſobald er aber ſtand, die Hand ſchußfertig an die Flinte gelegt, war es ſtill, und nur der Sturm lärmte über ſeinem Haupte. Der nächtliche Jäger wandte ſich endlich, nach langem Umherſchweifen, rechts nach dem höhern Gelände, das zum Gebirge emporſteigt, wo aus einer Bucht der Kenmare-Bay die Felſen, wie eine wunderlich geſtaltete Steinſtadt, ſich weit in das rauhe Land bis zum Gebirge erſtrecken, ein ſtarres Gewirr von Klippen und Hörnern, die Drachenkrone genannt, durch das bei Tage nur der Kundige den ſichern Pfad findet, dem bei Nacht kein Bewohner der Gegend naht; denn dort hauſen die Geiſter, die der Landmann aus Scheu mit dem Namen der guten Leute belegt.

Michaul kroch durch die Spalten und wanderte ſicher in dem Labyrinth; ſein dunkler Verfolger ſchien aber nicht weniger Kenntniß des Terrains zu beſitzen und war ſtets hinter ihm. Michaul lauerte umher; dort regt ſich's und huſcht am Boden; am Felſen gedrückt, mit geſpanntem Hahn läßt er's näher kommen; weiße Fellchen ſchimmern durch die Nacht; die Flinte knallt und ein Kaninchen liegt zappelnd am Boden. Die andern ſind erſchrocken in ihre Höhlen geflohen, und der glückliche Jäger zieht auf weitere Beute fort. Die dunkle Geſtalt verfolgt ihn nicht ferner; raſch windet ſie ſich nach der entgegengeſetzten Seite durch die Felſen und kugelt ſich dann behende durch die Heide abwärts nach Lindſayhall zu. Dort ſteht dicht am Park, dem neuen Schloſſe gegenüber, ein einſtockiges, aber freundliches Haus, mit einem ſtattlichen Hirſchgeweih über der Thüre. Darin wohnt Shaun Donnough, der Parkwärter und Wildhüter Seiner Lordſchaft. An die runden Fenſterſcheiben pochte leiſe der Dunkle, und Shauns wüſtes Geſicht, dampfend von Taback und Whisky, fährt heraus und ruft mit rauher Stimme:

„Wer iſt's?“

„Tim Ruuthan,“ verſetzte der außen.

„Was willſt Du, Froſch?“

„Ich hab' ihn erwiſcht, ſo wahr ich ein Schuft bin, es Euch zu verrathen!“

„Wen? was?“ fragte der betrunkene Wildhüter.

„Ei, wen denn ſonſt, als Mic Dahna auf der Jagd,“ erwiderte der Kleine ärgerlich. „Wenn Euer Magen ſo leer wäre, wie der meinige, würdet Ihr wahrlich nicht ſo fragen.“

„Haſt Du ihn?“ rief Donnough freundlich. „O, damit werden wir Seiner Lordſchaft eine erſtaunliche Freude machen. Komm herein, alter Junge, und iß und trink mit mir, was ich habe.“

„Das denk' ich auch,“ murmelte Tim. „Solch' ein Speckfreſſer hat die Augen im Wanſt und das Gedächtniß im Magen; die erſten übergießt er mit Poleen, Whisky, Ale und Ingwerbier, daß ſie ſtets feucht ſind, wie von Thränen der Rührung; das letztere überdeckt er mit Schichten von Ochſen-, Hammel-, Schweinefleiſch, Wildpret und Geflügel, damit er vergeſſe, daß andere Leute auch Hunger haben; und nur erſt, wenn man ſolchem Hundsfott einen guten Dienſt erwieſen, thut er die Wanſtaugen und das Magengedächtniß auf.“ —

Tim zerarbeitete eine Rehkeule mit beiden Backen und goß aus Shauns Waidmannsflaſche fleißig Verdünnungsmittel zu; dazwiſchen mußte er, ſo viel er Zeit gewinnen konnte, dem Parkwärter das Abenteuer dieſes Abends erzählen. Dann brachen beide auf und verfügten ſich nach dem neuen Schloſſe hinüber. Dies war ein im edelſten modernen Styl von Lord Kildare aufgeführtes großes und prächtiges Gebäude, mit Teichen und Blumengärten umgeben und von der Herrſchaft bewohnt, während das alte Schloß, ein gothiſches, winkeliges, ehrwürdiges Haus, der ehemalige Sitz der Familie O'Donnel, unbewohnt und öde auf der andern Seite des Parks lag, vom Lord nie betreten und nur zur Anhäufung von Vorräthen und zur Aufbewahrung alten Geräthes gebraucht. Unter dem Volke ging ſogar die allgemeine Sage, Lord Kildare wage ſich nicht in das alte ehrwürdige Schloß der O'Donnel, und es ſei ihm früher darin manch Unheimliches und Grauſiges begegnet.

Als der Parkwärter mit dem Hausknechte der Heideſchenke in das koſtbar und modern-vornehm ausmöblirte, hell erleuchtete Geſellſchaftszimmer trat, ſaß der reiche, mächtige Lord bei einer Partie Whiſt. Er war ein ziemlich corpulenter Mann, mittler Größe, mit einem wohlgebildeten, weinrothen Geſicht, aus welchem Wohlleben und hinlängliche Bewegung die Falten noch entfernt gehalten hatten, während das dürftige Haar nicht mehr im Stande war, den kahlen Oberkopf zu bedecken. Deſto üppiger bauſchten die Augenbrauen und Wimpern um ſein großes, graues, lauerndes Auge. Seine Spielgäſte waren Lord Wexford, ein reicher Ländereibeſitzer aus dem Norden, jetzt Obriſt eines königlichen Regiments, das in der benachbarten Stadt Bantry in Garniſon lag, übrigens jung, wohlgebildet, prachtliebend, galant. Der Dritte war ein kleines, ſchwarzhaariges Männlein von aſchgrauer Geſichtsfarbe, zuſammengedrückt und hinfällig, ſtets den beiden anweſenden Damen zugrinſend und dann und wann in ein heiſeres Lachen ausbrechend, ſobald er ſelbſt oder eines der Andern etwas geſagt hatte. Form und Farbe ſeiner Kleidung verriethen den proteſtantiſchen Geiſtlichen, und wirklich war es Magiſter Ephiſtone, Schloßprediger und Seelſorger der Schloßbewohner und proteſtantiſchen Anſäßlinge der benachbarten, zu Kildare's Gütern gehörenden Dörfer. Die zwei ſchon erwähnten Frauen nannten ſich Miß Anna Neil und Miß Margaret Fitzjames. Die erſtere, welche die vierte Perſon der Whiſtpartie abgab, lebte unter dem Namen der Haushälterin auf dem Schloſſe, die letztere, die ſich vertraulich über des Lords Achſel bog, um ihm in die Karte zu ſehen, führte den Titel einer Geſellſchafterin der Miß Eliſabeth, der einzigen Tochter des Lords; doch legte ihnen der Mund des Volkes Beſchäftigungen bei, die mit ihren Titeln in keiner Beziehung ſtanden; wenn auch Miß Neil dem Hausweſen vorzuſtehen ſchien, ſo war Miß Fitzjames nichts weniger als Geſellſchafterin der jungen Lordstochter. Ihr Aeußeres war allerdings geeignet, den boshaften Behauptungen der Menge einen Anſchein von Recht zu geben; denn beide waren ſchön. Miß Neil ſchon eine hohe Dreißigerin, aber mit jener ſtolzen Liebenswürdigkeit ausgerüſtet, die Frauen dieſes Alters dem wahren Kenner ſo unwiderſtehlich macht, Miß Fitzjames, erſt vier und zwanzig, ſtrotzend von Lebensfülle, ungenirt, etwas unordentlich in der Kleidung und im Umgange mit Männern ſich Freiheiten erlaubend, die viele mit ſchlimmern Namen zu belegen geneigt waren. Ihr Betragen gegen den Lord ließ ſchwerlich Jemandem einen Zweifel über ihr wahres Verhältniß zu demſelben übrig.

Während der Wildhüter mit ſchwerer Zunge die Veranlaſſung ſeines ſpäten Erſcheinens vorbrachte und ſich dabei auf ſeinen Begleiter bezog, ſchoß Miß Margaret lachende Blicke auf die ihr ſchon bekannte kleine Geſtalt des Letzteren und lachte ihm endlich geradezu in's Geſicht, was Tim nicht wenig verdroß.

„Gnädige Frau,“ wandte er ſich an die ausgelaſſene Geſellſchaftsdame, „oder wenn Euch dieſer Titel nicht zukommt, ſo belehrt mich, welchen man Euch mit Recht zu geben hat — ich wünſchte, Ihr ſtelltet mich als Euern Hofnarren oder Spaßmacher an, oder Ihr vermöchtet Seine Lordſchaft dazu, was Euch ſicherlich nicht ſchwer fallen wird, mir dieſen Poſten zu übertragen, damit ich doch wenigſtens von dem Vergnügen, das ich Euch bereite, auch etwas hätte; und in der That, es liegt mir jetzt viel daran, bald eine Anſtellung zu erhalten, die den Mann mit Frau und Kindern ernährt. Je mehr Ihr dann über mich lachtet, deſto lieber wär' mir's. Jetzt ſeht Ihr, daß ich ein ſaures Geſicht dazu mache.“

„Mann,“ verſetzte ſie, „ich kann die Vorſtellung nicht loswerden, daß Ihr dem ſchlecht verwahrten Kaſten eines Puppenſpielers entſprungen ſeid, Gott weiß, von welchem dämoniſchen Geiſte beſeelt, der große Luſt hat, ſich einmal in der Menſchenwelt umzuſehen, und ich fürchte Euch jeden Augenblick als Rieſen vor mir ſtehen zu ſehen. Wahrlich, ich ſah' Euch ſchon auf einer Bühne: Ihr kamt ganz ſo wie jetzt angetanzt, aber plötzlich dehnte ſich Euer Leib in's Ungeheure auseinander, und während wir Euere Größe bewunderten, ſchobt Ihr Euch im Nu wieder zuſammen. Geht, Ihr könnt mit Euerer Kunſt mehr verdienen, als mit jeglicher Anſtellung.“ Der Magiſter wieherte ſeinen heiſern Beifall.

„Fürwahr,“ verſetzte Tim, „ich ſehe, daß ich die Ehre habe, von Euch gekannt zu ſein; doch wundere ich mich darüber nicht mehr, ſeit ich in Euch die

Prinzeſſin Pumphia erkannt habe, die den Prinzen Zerbino unter dem Rock verbirgt, als Sultan Saladin ſie in ſeinem Harem beſucht. Welcher belebende Geiſt iſt denn in Euere hölzernen Gliedmaßen gefahren, ſchönſte Prinzeſſin?“ Jetzt lachte Lord Wexford, der mit einem Ohre auf Margaret und Tim's, mit dem andern auf Kildare's und des Wildhüters Unterhaltung gehorcht hatte, hell auf, warf der jungen Geſellſchaftsdame einen inhaltsſchweren Blick zu, der dieſer vollends alles Blut in die Wangen trieb, und ärgerlich ſich abwendend, murmelte ſie etwas von: „unverſchämten Burſchen.“

„Du glaubſt alſo, daß wir den Michaul mit ſeinem Diebſtahl in ſeiner Hütte erwiſchen?“ fragte der Lord den Hausknecht.

„Nichts gewiſſer, als das, gnädiger Herr!“

„Und Du biſt auch entſchloſſen, jegliche geheime Verbindung des Sir Lewis O'Donnel aufzuſpüren, jeden Schritt deſſelben zu belauern und mir unverzüglich Kunde davon zu hinterbringen?“

„Ich bin's unter der Bedingung, die ich dem gegenwärtigen Parkwärter und Wildhüter Ew. Lordſchaft ſchon genannt habe.“

„Was war's doch, Shaun? ich habe es wieder vergeſſen.“

„Wenn Ew. Gnaden mir die Förſterſtelle zu Caſhelborrow, die ſich bald erledigen wird und die Sie mir verſprochen haben, ertheilen, möchte Tim hier mein Nachfolger werden.“

„Ganz recht.“

„Mylord,“ ſagte Tim mit ziemlichem Trotz, „eine Hand wäſcht die andere; ich weiß recht gut, welch großen Dienſt ich Euch erweiſe, wenn ich Euch den Sir O'Donnel ans Meſſer liefere; ja ich weiß, wie ſehr lieb es Euch iſt, daß ich den Wilddieb Dahna heute erwiſcht und angezeigt habe. Ich denke, es ſoll mir mit Sir Lewis nicht viel mehr Mühe koſten. Aber mir iſt eben ſo gut bekannt, welch ein Schurke ich bin, indem ich mich zu ſolchem Spioniren und Verrath gebrauchen laſſe; ich würde mich auch nimmermehr von Shaun dazu haben bereden laſſen, wenn nicht der Fall einträte, daß ich bald, ſehr bald eine nährende Anſtellung haben wollte, ſei es nun als Euer Wildhüter, Diener, Pächter oder was Ihr wollt. Aber ich möchte eben nicht auf den Tod des alten Förſters in Caſhelborrow warten.“

„Ei, und weshalb drängſt Du denn den Lord ſo?“ fragte der Obriſt Wexford.

„Wenn ich Sir Lewis in's Verderben geſtürzt habe, wird dem gnädigen Lord wenig daran liegen, weshalb ich ein ſolcher Schuft war.“

Miß Margaret ſtieß den Lord Kildare an, und dieſer ſagte: „Nein, nein, Du mußt es ſagen. Das iſt nun wieder Bedingung von mir.“

„Sagt es, Mann!“ gebot Miß Neil mit herriſcher Stimme.

„Nun, in's Henkers Namen!“ platzte Tim nach einigem Zögern verdrießlich heraus; „ich will meinen eigenen Herd haben und ein Weib nehmen, wozu ich bei Mutter Peppy in der Heideſchenke doch nimmer gelangen kann.“

Ein allgemeines Gelächter, in welchem ſich der Magiſter und Miß Margaret am meiſten hervorthaten, vermehrte den Aerger des kleinen Hausknechtes.

„Sage mir, Tim Ruuthan,“ fuhr Kildare fort, „haſt Du etwa ſchon eine Verlobte, oder haſt Du

Deine Hoffnungen auf ein Frauenzimmer geſetzt, die Du für geneigt halten dürfteſt, Dein Loos mit Dir zu theilen?"

„So iſt's, gnädiger Herr!"

„Und wer iſt die Glückliche, auf die Deine Wahl gefallen, und die Du unter die Haube zu bringen ſo ſehr eilſt?"

„Ach, Ew. Lordſchaft fragt mich aus, wie einen Schulknaben!" ſagte Tim mit verbiſſenem Grimm.

„Wir nehmen nur Antheil an Deinem Schickſal, und es iſt nothwendig, daß Du uns mit allen Einzelheiten derſelben bekannt machſt, willſt Du der Wildhüterſtelle gewiß ſein. Alſo den Namen, wenn ich bitten darf."

„Meinetwegen. Es iſt Sally O'Neil, die einzige Tochter des alten Lootſen Evans in Dunmoore."

„Ah, Reſpect! die bleiche, ſchöne Sally, die Freundin meiner Tochter. Du verſteigſt Dich hoch, Burſche; das Kind ſtammt aus einem uralten Adelsgeſchlecht und hat in ihrer Armuth die ihr angeborene Würde beibehalten. Ich ſehe ſie ſtets gern in Lindſayhall. Glaubſt Du wirklich, daß Sally Dir zum Altare folgen wird?"

„Sie hat ſchon viele Bewerber, junge ſchmucke Burſche, reiche Pachtersſöhne und bemittelte Landwirthe abgewieſen," ließ ſich des Magiſters heiſere Stimme vernehmen.

„Abgewieſen!" rief Miß Anna und ſchlug die Hände zuſammen; „junge, hübſche, reiche Leute abgewieſen und will dieſen heirathen?!"

„Das hat ſeinen Haken," ſagte Tim pfiffig lächelnd. „Abgewieſen hat weder Sally noch Evans einen ihrer Bewerber; ſie ſind alle von ſelbſt abgeſtanden, ſobald der einäugige Lootſe mit ſeiner verzweifelten Offenherzigkeit eine Frage an ſie richtete. Sie zogen lange Geſichter und gingen. So verhält ſich die Sache."

„Und was iſt das für eine Frage?" drängte Lord Kildare.

„Was für eine Frage?" rief Miß Margaret neugierig.

„Ja, das hat ſein Aber. Es iſt für Manchen eine delikate Sache, aber ich mache mir nichts daraus. Was kann das arme Mädchen dafür, daß ihre Mutter ein ſchlechtes Weib war? Und was thut am Ende die Noth nicht! Man ſoll Keinen verdammen. Sally iſt mir eben ſo lieb und wird mein geliebtes treues Eheweib werden."

„So ſag', was für eine Frage, was für ein Aber, was für ein Haken iſt bei der Sally?" herrſchte ihm Kildare zu.

Da ſtellte ſich der zuſammengeſchobene Hausknecht auf die Zehen, näherte ſo ſeinen Mund dem Ohre des Lords und flüſterte etwas hinein, worauf dieſer lächelnd nickte.

„Gut, gut! Du bekommſt die Stelle, ſobald Du mir die verſprochenen Dienſte hinſichtlich O'Donnels geleiſtet, und heiratheſt Sally, was meiner Tochter lieb ſein wird," ſagte Kildare aufſtehend.

„Shaun," redete er dann zum Parkwärter, „Du mußt gleich mit dem Conſtable nach der Teufelsmauer hinüber, um den Dieb zu überführen, und wahrlich, trotz des Sturmes habe ich große Luſt, Dich zu begleiten, um den ſtolzen Buben, den Mic Dahna, endlich gedemüthigt zu ſehen. Ich habe ſchon lange an dem übermüthigen Betragen dieſes Burſchen Aergerniß genommen, und wahrlich, es wurde zur Frechheit, wie mir James Morries verſichert hat, ſeit der Lewis O'Donnel wieder im Lande iſt. Wir haben ihn endlich gefangen, und ich muß ihn endlich in der Falle zappeln ſehen. Magiſter, Sie können mir Geſellſchaft leiſten."

„Wenn Ew. Lordſchaft gnädigſt befehlen! Ich will nur meinen Mantel umthun, um mich in dieſer ſtürmiſchen, rauhen Nacht nicht zu erkälten."

„Ich werde daſſelbe thun; auch um unerkannt zu ſein," ſetzte Kildare hinzu. „Ihnen, Mylord, darf man wohl den kleinen Spaziergang nicht zumuthen?" richtete er die Rede an den Obriſten.

„Ich danke," verſetzte dieſer. „Ich will Miß Eliſabeth noch meine Aufwartung machen; ich höre ihre ſchöne Stimme einen ergreifenden Geſang vortragen, und mein Herz verlangt, ihr ſeinen Beifall zu ſpenden. Miß Margaret, wollen Sie nicht die Tochter des Hauſes in meinem Namen um Erlaubniß erſuchen, die ſtillen und freundlichen Räume ihres Zimmers betreten zu dürfen?"

Die Angeredete warf dem ſchönen Offizier einen dankbaren, freundlichen Blick zu, drückte ihm, an ihm vorübergehend, die Hand und entfernte ſich. Kildare hüllte ſich in Mantel und Pelzkapuze, die James Morries herbeitrug; Donnough ging, den Conſtable aus dem Dorfe zu holen, dann brachen ſie zuſammen auf; Tim aber trennte ſich draußen von ihnen und verfolgte den Pfad nach der Heideſchenke, während die Andern ſich nach der Teufelsmauer hinüberſchlugen, weder Wind noch Regen ſcheuend.

## 7.

## Eine ernſte Stunde.

Während dieſer Verhandlungen auf Schloß Lindſayhall umkreiſte ein unſichtbarer düſtrer Genius den Firſt des kleinen Hauſes an der Teufelsmauer, worin Michaul Dahna mit den Seinigen wohnte. Es war der Engel des Todes.

Andy Dahna war in der ſpäten Nacht mit dem zweiräderigen Karren voll Torf heimgekehrt und hatte das dürftige Brennmaterial, das die Bewohner der Umgegend in dieſer Zeit graben, und mit deſſen mühſamer Gewinnung er den ganzen Tag über beſchäftigt geweſen war, noch unter Dach gebracht. Dem dürren Klepper hatte er einige Hände voll Hafer gereicht und ihn dann in die Heide laufen laſſen, damit er ſich während der ſtürmiſchen Nacht vollends an den einzelnen fahlen Grashalmen ſättigen möge, die, hie und da unter Ginſter und Stechpalmen verſteckt, dem übrigen Vieh der kleinen Gemeinde entgangen waren. Nachdem er ſein durch Regen und Wind erſchwertes Geſchäft beendigt hatte, trat der junge Burſche in das Haus und zum Herde deſſelben, der mit einem freundlichen, geſelligen Feuer geſchmückt war, um ſich zu trocknen und zu wärmen, und der Geruch der friſchen Haferkuchen, die Moya eben bereitete, duftete ſeinem hungrigen Magen ſehr angenehm entgegen. Ihn bedauernd und ſchmeichelnd ſtreichelte das ſchöne junge Weib dem armen durchnäßten Schwager die kalte Wange, tröſtete ihn auf das warme Abendeſſen, womit heute ein Glas gewärmtes Bier verbunden ſein ſollte, und trat dann an die Hausthür, um zu ſehen, ob Mic noch nicht wiederkehre; denn er hatte verſprochen, zum Eſſen zurück zu ſein.

Da regte ſich die kranke Mutter, für deren Leben die übrigen Hausbewohner ſchon ſeit einigen Tagen in mehr als gewöhnlicher Beſorgniß geweſen waren, mit einem tiefen Seufzer auf ihrem Lager von trocknem Mooſe, das, als Zeichen beſſeren Wohlſtandes, mit einem reinen Linnenlaken und einer wollenen Decke verſehen war. Das Stöhnen wiederholte ſich und Moya eilte hinzu, um nach der Alten zu ſehen. Der Anblick derſelben flößte der jungen Frau bange Beſorgniß ein; Dora lag in einem fieberhaften Schlafe und glühte über und über. „Andy,“ ſagte Moya, „Deine Mutter iſt ſehr krank; wenn ihr nur nichts begegnet, während Mic abweſend iſt. Ich dächte, guter Junge, Du liefſt nach der Heideſchenke und holteſt Peppy mit ihren Kräuterbüchſen herüber; vielleicht, daß Mutter Dora wieder geholfen wird. Wenigſtens haben wir unſere Pflicht gethan, und Peppy iſt in jedem Falle unſer Troſt. Ich will derweil im Gebet bei der armen Schwiegermutter verharren. Lauf' aber ja, was Du kannſt, damit ich nicht zu lange bei ihr allein bin. Wenn's nöthig ſein ſollte, und Angſt und Furcht übermannen mich, ſo will ich die Nachbarinnen rufen.“ — Andy war ſchon fort und ſetzte mit langen Sprüngen über die einſame Heide. Das ſchauerliche Stöhnen der Kranken trat nach immer kürzeren Zwiſchenräumen ein und hob die Bruſt hoch, und doch erwachte ſie nicht; die Lampe brannte ſo düſter, das Feuer auf dem Herde war erloſchen und glimmte nur noch in die Aſche; der in den Felſenritzen über dem Häuschen ſich verfangende Wind erzeugte pfeifende und heulende Töne und klopfte mit den Sparren des Daches;

der Regen ſchmitzte klirrend an die Fenſter, an deren eines ſich ein Käuzchen, dort Leichenhuhn genannt, angeklammert hatte, und ein ſchrillendes Geſchrei ausſtieß; über die Heide daher flogen jene unheimlichen, ſeltſamen Laute, die die Bewohner ſolcher Gegenden in Irland ſtets in Schrecken ſetzen und die ſie den „guten Leuten" zuſchreiben. Schauer auf Schauer durchrieſelten Moya's Gebeine; ſie zog einen Roſenkranz aus ihrem Buſen und begann andächtige Gebete mit Inbrunſt zu murmeln; dann holte ſie die geweihte Kerze herbei, die ſie bei ihrer Firmelung erhalten hatte, zündete ſie an und hielt ſie betend in der Hand. So verſtrich der jungen Frau eine quälend lange Stunde. Da erwachte Dora und forderte zu trinken. Ihre Stimme war verändert. Moya reichte ihr die Schale und fragte: „Wie iſt Euch, Mutter?"

„Ich glaube, mein Ende iſt nahe," verſetzte jene mit leiſen erlöſchenden Tönen. „Ein Engel hat es mir zugeflüſtert, der in der Geſtalt unſeres ſeligen Herrn Sir William meinem Traum erſchien."

Sie hatte noch nicht ausgeredet, als draußen ſchnelle Schritte vernehmbar wurden, und Andy hereinſtürmte, ein Fläſchchen mit einem Heiltrank Peppy's in der Hand. „Nehmt dies einſtweilen, Mutter," ſtammelte er außer Athem hervor, „Mutter Peppy wird auch gleich kommen; ſie reitet mit dem Pater O'Kelly, der in der Heideſchenke übernachten wollte, und den ich beredet habe, die Schenkwirthin zu begleiten und Euch geiſtlichen Troſt zu bringen. Sie müſſen bald da ſein, denn Bobby ſattelte die Pferde, als ich dort fortrannte."

„Du haſt wohl gethan, mein Sohn, mir den Prieſter zu beſtellen," hauchte Dora; „geiſtliche Arzenei thut mir noth, die leibliche ſchlägt nun nicht mehr an.

Kommt näher, meine Kinder, daß ich Euch ſegne und die Verheißung des Erlöſers an Euch erfüllt werde.“

Im Schimmer der geweihten Kerze, die Moya dem Bette näher brachte, und die jetzt ihr volles Licht auf das Geſicht der ehrwürdigen Alten warf, erblickten ſie die ruhig heitern Züge eines Menſchen, der, frei von jedem irdiſchen Verlangen, mit dem Bewußtſein treu erfüllter Pflicht im Begriff iſt, an die Marken ſeiner Erdenpilgerſchaft zu treten. Das Antlitz des Menſchen, jener untrügliche Ausdruck der Seele, erſcheint im feierlich ſchauerlichen Augenblick des Scheidens vom Leben mit einem Verklärungsglanze umgeben, der die Umſtehenden mit einem unbeſchreiblichen Gefühle heiliger Scheu erfüllt.

Auch Moya und Andy, die einfachen Kinder der Natur, fühlten tief die Wirkung, welche die letzte Stunde eines ihnen theuern Weſens in ihnen hervorrief. Schluchzend ſtürzten ſie auf die Knie nieder, während ſie die nach ihnen ausgeſtreckte Hand der Mutter, die bereits unter den Schauern des Todes erkaltete, mit Thränen badeten.

„Ich ſehe meinen Erſtgeborenen nicht,“ fuhr die Sterbende mit ſchwerer Stimme fort. „Gewiß iſt der gute Sohn wieder einmal für mich in Nacht und Wetter hinausgegangen, um mir eine Labe zu bereiten. Hu, wie heult der Sturm! und zu mir tritt der Tod. O', möchte Mic nur heute nicht zu lange weilen, um meinen Segen und ein lang gehegtes Geheimniß aus meinem Munde zu empfangen!“

Während die Beiden zu ihrem Haupte Knieenden bemüht waren, die Beſorgniß der Sterbenden zu beſchwichtigen, wurde raſch die Thüre geöffnet und Michaul trat mit blitzenden Augen, den freundlichen Abendgruß ſagend, ſehr erhitzt in das Gemach, triumphirenden

Blicks einige Kaninchen hoch emporhaltend. Seinem durchdringenden Blicke entging jedoch ſelbſt bei dem ſpärlichem Lichte, das die düſter brennende Lampe im weiten Raume verbreitete, nicht, was hier vorging. Flinte und Jagdbeute raſch von ſich werfend, ſtand er ſchon im nächſten Augenblicke am Bette der geliebten Mutter, die ihm beide Arme verlangend entgegenbreitete. Stürmiſch nahm der kräftige Mann den Platz des Bruders und der Gattin ein, die ſich zurückzogen, damit auch der Aelteſte der Familie den ihm gebührenden Antheil von den letzten Beweiſen der mütterlichen Liebe erhalte.

„Mic, mein theurer Sohn, mit mir iſt es aus,“ hob die Alte an, als ſie ſich nach einer Pauſe etwas erholt hatte; „meine Augenblicke ſind gezählt. Meine Leiden werden bald, noch an dieſem Abend, ihr Ende erreichen. Schon in dieſer Nacht wird mich der an ſeine Bruſt nehmen, der, obgleich herzlos, doch der beſte Freund der Leidenden iſt. — —

„Liebling meiner Seele!“ fuhr ſie nach einer abermaligen Pauſe fort, „da mit meinem Leben auch die Veranlaſſung zu Deinen nächtlichen Streifereien aufhört, ſo unterlaß' ferner, ich flehe Dich darum an, die gefährlichen Wanderungen durch die Klippen und durch die Heide; gieb nicht länger Dein theures Leben oder Deine Freiheit, die Du bisher ſo oft für Deine Mutter auf ein gefährliches Spiel ſetzteſt, Deinen Feinden Preis. Du kennſt Lord Kildare, ſeinen Haß gegen alle treuen Diener des ehemaligen Herrn und Gebieters dieſer Gegend. Fürchte den Mörder Thomas Dahna's, des von mir hochgeehrten Mannes, an dem ich mein ganzes Leben hindurch mit Liebe und warmer Freundſchaft hing, fürchte den Mörder Deines Vaters, Mic,“ ſetzte ſie mit beſonderer Bedeutung im Ton und Blick hinzu, indem ſie das glanzloſe Auge unverwandt auf den am Fuße des Bettes ſitzenden Sohn heftete.

„Ich höre Stimmen und Pferdegetrab,“ fiel Moya ein. — „Sie ſind's!“ ſagte Andy, der an's Fenſter getreten war.

„Dank der heiligen Bridge!“ ließ ſich die Kranke vernehmen. „Das iſt ein Zeichen des Himmels, mir zur Ruhe und zum Troſt, daß er mir einen geweiheten Prieſter in meiner letzten Stunde ſchickt, dem ich meine Beichte anſage und von dem ich Abſolution und letzte Oelung empfange.“

Andy war hinaus und half den beiden Ankömmlingen von den Pferden, die er in den Stall zog, während O'Kelly und Peppy in die Stube traten.

„Geſegnet ſei Euer Eingang, hochwürdiger Herr!“ liſpelte Dora.

„Amen!“ fügte Pater Auguſtin hinzu und reichte ihr die Hand. Peppy ſchälte ſich aus dem großen Sacktuche, das ſie vor dem Regen geſchützt hatte, ſetzte ſich zu den Häupten der Kranken, fühlte ihr Stirn und Puls und beobachtete ſie mit ſcharfen Augen. Dann wandte ſie ſich und flüſterte im Hintergrunde Michaul und Moya zu: „Hier hat meine Kunſt ein Ende; Euere Mutter ſtirbt noch in dieſer Nacht; der Tod ſitzt ihr ſchon auf der Zunge. Laßt uns Gott bitten, daß er ihr ein ruhiges Sterbeſtündlein beſcheere!“

„Ich danke Gott und meinen Schutzheiligen für die Wohlthat, daß Ihr gekommen ſeid, hochwürdiger Vater, wozu ich doch gar keine Hoffnung hatte,“ ſagte die Sterbende. „Ich habe meinem älteſten Sohne etwas zu ſagen, was Ihr wißt, Pater Auguſtin, und Du, Peppy, und was Ihr Beide ihm bekräftigen ſollt. Ihr Beide, Andy und Moya, entfernt Euch auf einige

Augenblicke; ich habe Michaul im Beiſein dieſer alten Zeugen eine Sache von großer Wichtigkeit zu entdecken, mit welcher er Euch früher oder ſpäter, wenn er es für nöthig hält, bekannt machen wird.“

Andy nahm ſeine Schwägerin bei der Hand und führte ſie unter den Schopfen vor die Hütte. Der Sturm raſete jetzt über das Moor daher und brach ſich mit Geheul an den Felſenkanten über ihren Häuptern. Moya weinte und betete unaufhörlich; ſelbſt Andy wurde von Schauern ergriffen und dachte nicht mehr an Hunger und Durſt. Noch war keine Viertelſtunde verſtrichen, als Michaul Weib und Bruder wieder in die Stube rief. Es war etwas Ernſtes, faſt Hohes in ſeinem Weſen, und ſeine Stimme klang ſo feierlich, daß die beiden Eintretenden, denen die Veränderung trotz ihrer großen Gemüthsbewegung ſogleich auffiel, ihn verwundert anſahen. Der Pater gab der Mutter eben die letzte Oelung, Peppy ſaß zu Füßen derſelben und ſagte die üblichen Sterbegebete mit halblauter hohler Stimme her; Michaul nahm Andy und Moya bei der Hand, führte ſie an das Sterbebett und kniete mit ihnen nieder. Dora legte die erkaltende Hand auf ihre Häupter; ihre Stimme war unverſtändlich geworden. Der Pater hielt ihr ein Crucifix hin, das ſie inbrünſtig küßte; dann warf ſie einen freudigen Blick auf die ſie umgebende Gruppe, einen andern voll Hoffnung und Ergebung nach oben und verſchied ruhig mit einem leiſen Seufzer.

Tiefer, heiliger Frieden ſchwebte um die Züge der Verblichenen, als die Kinder ſich nach einer langen Pauſe vom Sterbelager entfernten; und ſtiller wurde ihr Schmerz, indem ſie ſich, im Gedanken der Verwaiſung inniger als je zu einander gezogen fühlend, die Hand zum treuen Bunde für die Zukunft reichten.

Der Pater ſprach den Segen über die Leiche, und Mutter Peppy beſorgte das Nöthige, was ſich auf ihre verſtorbene Freundin bezog.

Obgleich Michaul, auf dem Schloſſe zu Lindſayhall erzogen, zu den Aufgeklärteſten der Dorfbewohner gehörte und allen in Bildung weit voran ſtand, ſo war er doch, was die religiöſen Gebräuche und alte Landesſitten betraf, zu denen auch die Leichen-Ceremonien gehörten, ein zu guter Irländer, als daß er ſich irgend etwas, was in der Meinung des Volkes die Todte hätte ehren können, zu unterlaſſen erlaubt hätte. Er gab daher dem Bruder den Auftrag, einige Nachbarinnen zur Todtenwache einzuladen und Whisky, Tabak und Pfeifen im nahen Dorfe einzukaufen.

Die junge Frau aber ordnete mit ſorgſamer Geſchäftigkeit, damit es an nichts fehle, wenn die Gäſte kämen, mitten im Gemache die Tafel; ſetzte die zum eigenen Abendeſſen beſtimmt geweſenen friſchen Haferkuchen, ſaftigen Schinken, Gläſer, Krüge und Teller darauf, und heftete endlich im ſelbſtgefälligen Gefühle einer guten Hausfrau, welche für den Augenblick den Schmerz beherrſchte, und glücklich im Gedanken, daß die Nachbarinnen ihren kleinen Haushalt in ſo guter Ordnung finden würden, ihre Blicke auf die weißen Tücher, womit Peppy ſowohl die Todte, als ſie ſelbſt den wohlbeſetzten Tiſch geſchmückt hatte. Die Heideſchenkwirthin legte unterdeß Wachholderreiſer auf die neu angefachte Flamme des Herdes und zündete einige Rosmarinſtengel an, damit nach den Begriffen des iriſchen Landvolkes kein unreiner Geiſt ſich der Schwelle des Leichenhauſes nahen möchte.

Nachdem Moya ſo die ihr obliegenden Pflichten treu erfüllt zu haben glaubte, ſetzte ſie ſich an die

Seite ihres Gatten, der entweder ſtumm in die glimmenden Kohlen ſtarrte, ohne irgend einen Antheil an den Anordnungen zu nehmen, welche zum Empfange der Nachbarinnen getroffen wurden, oder ſich mit dem eben auch nicht wortreichen alten Prieſter unterhielt.

## 8.

## Unerwarteter Beſuch am Leichenbette.

Immer ſchauriger heulte der Sturmwind, der ſich mit erneuerter Kraft erhoben hatte, durch die Felſenklüfte der Teufelsmauer; Regen mit Schloſſen vermiſcht rauſchte in Strömen auf die Heide herab. Nachtvögel, bei dem Unwetter vergebens bemüht, die Rückkehr in ihre Schlupfwinkel zu finden, ſchlugen ängſtlich, angelockt durch das Licht, mit den ſchweren Fittichen an die niedrigen Fenſter des Hauſes.

„Hu! welch' ſchauerliche Nacht, lieber Mic, und wie gräßlich das Leichenhuhn ruft!“ ſagte das junge Weib, indem ſie ſich inniger an den Gatten ſchmiegte.

„Ja, eine ſehr ernſte, trübe Nacht, meine Moya!“ entgegnete Michaul mit düſtrer Stimme.

„Und doch eine Nacht des Segens!“ ſagte der Pater, „denn der Herr hat in ihr einer frommen Seele ſeinen Himmel geöffnet.“

Da dröhnten plötzlich, um den Graus derſelben noch zu vermehren, laute Schläge an der Hausthüre, und von einer rauhen Stimme vernahm man die Worte:

„Oeffnet Euere Thür, Michaul Dahna, im Namen des Geſetzes!“

Raſch richtete ſich der, deſſen Name gerufen wurde, mit ſtolzem Anſtand in die Höhe. Moya war mehr verwundert über die plötzlich ſo gebieteriſch und drohend da ſtehende Geſtalt ihres Gatten, als über die eben gehörte Mahnung, die das Volk in Irland ſowohl am Tage als bei Nacht in jeder Stunde zu gewärtigen hat.

Seine Augen ſtrahlten im ungewöhnlichen Feuer, feſte Entſchloſſenheit drückte jeder ſeiner Züge aus; ſeine Haltung, obgleich er an ſich ſchon zu den ſchönſten Männern der Umgegend gezählt wurde, ſchien edler geworden zu ſein in den letzten für ihn ſo verhängnißvollen Stunden, als er jetzt feſten Schrittes zur Thüre ſchritt und ſie öffnete.

„Was wollt Ihr von mir?“ fragte er unerſchrokken, als er hinter dem Conſtable, der den Stab mit der Königskrone, als Zeichen ſeiner Würde, weit vor ſich herſtreckte, den Wildhüter des Grundherrn und noch zwei Perſonen, die er, weil ſie tief in Mäntel gehüllt waren, bei dem die Stube nur dürftig erhellenden Lichte des Feuers auf dem Herde und der entfernt brennenden Lampe nicht gleich erkannte, herein treten ſah.

„Ihr ſeid angeklagt, nach ſchon lange gehegtem Verdachte,“ begann der Conſtable mit wichtiger Amtsmiene, „von dem hier anweſenden Shaun Donnough, dem Euch bekannten Parkwärter und Wildhüter Seiner Herrlichkeit des Lords Kildare, auf dieſes hohen Herrn Gebiete, welches die ganze Gegend hier weit und breit umfaßt, namentlich aber und inſonderheit auf deſſen zwiſchen dem Dorfe Dunmoore und dem herrſchaftlichen Parke liegender Heide, am heutigen

Tage im Zwielicht kleines Wildpret und zwar mit einem Feuergewehr — ein ſehr gravirender Umſtand, bedenkt es wohl Michaul Dahna! — erlegt zu haben."

„Ei, ſeht doch, Gevatter, dort in der Ecke hängen ja zwei Kaninchen!" rief, den Constable unterbrechend, der Waidmann, deſſen Blicke, während der Gerichtsdiener ſich ſeiner Vollmacht entledigte, forſchend im Gemache umhergeflogen waren, und der jetzt mit einem Satze nach dem bezeichneten Orte ſprang, um die Beute vom Haken herabzunehmen. „Ja, ja, ganz recht!" fuhr er fort, nachdem er ſie von allen Seiten betrachtet hatte, „die ſind heut' Abend erſt erlegt, ſchweißen noch, ſchon feiſt und brauchbar, wie um Chriſttag; und getroffen bei St. Patrik beide mit der Kugel; zwei wahre Meiſterſchüſſe!"

„So ſchweig' doch, Du altes Plappermaul!" unterbrach ihn der Conſtable ärgerlich. „Das nennt man das Corpus delicti; alles zu ſeiner Zeit! Das zeugt gegen den Beſchuldigten, wenn er leugnet und nicht bezahlen will."

Bei den letzten Worten hörte Michaul, wie der Verhüllte das Wort „bezahlen" wiederholte und dabei ein hämiſches Gelächter ausſtieß. Er blickte ſcharf auf ihn hin und erkannte Lord Kildare ſelbſt, ſo ſehr ſich derſelbe auch bemühte, ſich durch Heraufziehen des Mantelkragens unkenntlich zu machen.

„Alſo erlegt zu haben," wiederholte der Conſtable. „Seid Ihr, Michaul Dahna, deſſen ohne weitere Einrede geſtändig?"

„Ich bin's!" erwiderte dieſer ſtolz, „warum ſoll ich's leugnen?"

„Das Geſetz," fuhr der Gerichtsbote, entſetzt ob dieſer Antwort fort, „verurtheilt Euch zu einer Geldbuße von zehn Pfund Sterling engliſche Währung und zum Verluſte des Gewehres, mit dem Ihr dieſen Frevel begingt. Notabene für dieſes erſte Mal, das man Euch auf der That erwiſchte, oder — zu ſo langer gefänglicher Haft, als der Highſherif in ſeiner hohen Weisheit und die Jury in ihrer Unparteilichkeit während der nächſten Aſſiſſen zu erkennen belieben werden. — — Ferner ſeid Ihr, Michaul Dahna, Euerm Grundherrn den Erbzins für Wohnung und Garten, Seiner Herrlichkeit Pächter die Landpacht, und — wo ſeid Ihr, ehrwürdiger Magiſter Ephiſtone?" — Bei dieſen Worten trat der Vierte hervor, der ſich bisher im Schatten der halbgeöffneten Thüre gehalten hatte — „des Sprengels ehrwürdigem Pfarrherrn vom evangeliſchen Glauben den Zehnten, ſo wie den Kirchen-Schilling vom letzten Zahltermin her noch ſchuldig. Ihr kennt die einzelnen Summen alle. Der neue Zahltermin iſt übermorgen eine Minute nach zwölf Uhr abermals verlaufen. Hütet Euch vor Schaden, Michaul Dahna; ich warne Euch hiermit im Namen des Geſetzes! Wollt Ihr ſie zahlen, gut. Drei Tage Friſt bewilligt Euch die Menſchlichkeit der Gläubiger. Dankt ihnen für dieſe nicht geringe Gnade! Iſt aber dann nicht alles abgemacht bei Pfund, Schilling und letztem Pence, ſo räumt Ihr alle, mit Hinterlaſſung Eueres Hab' und Guts als Pfand, die Hütte. Jedoch Ihr, Michaul Dahna, habt dann noch die beſondere Ehre für den Jagdfrevel von mir in das Gefängniß der Grafſchaft abgeführt zu werden. Nun iſt mein Geſchäft zu Ende. Erklärt Euch jetzt, Maſter Michaul, ohne weiteres Säumen, vor dieſen Zeugen, was Ihr zu thun Willens ſeid?"

„Gleich ſollt Ihr meine Erklärung vernehmen, kurz und bündig," erwiderte Michaul, indem er ſich nachläſſig mit gekreuzten Armen an die Herdwand lehnte. „Doch treten Sie zuvor näher, Mylord, der Sie ſich nicht ſcheuen, als Kläger und Vollſtrecker Ihres Willens in einer Perſon, in die Behauſung eines Ihrer niedrigſten Lehnsleute zu treten. Wozu noch länger die Vermummung, nachdem ich Sie längſt erkannt habe, mein ſehr geſtrenger Herr? Kommen auch Sie näher, Mann Gottes, der Liebe und Barmherzigkeit täglich ſalbungsvoll im Munde führt, während er Wucher treibt mit dem letzten Bischen Armuth des Bettlers, und gleich dem Raubthier bei nächtlicher Weile auf Beute auszieht in Geſellſchaft der Häſcher und Pfandleute.“ —

Zögernd und ängſtlich traten beide einige Schritte näher, denn längſt hatten ſie aus den im Hauſe getroffenen Vorkehrungen, ſo wie an dem Geruche, welchen der angezündete Rosmarin und Wachholder verbreitete, die Nähe einer Leiche gemerkt, und dieſe Wahrnehmung machte ſie ungemein geſchmeidig, da eine Ungeberdigkeit in einem Leichenhauſe Jedem als hohes Verbrechen angerechnet wird.

„Ich bin in Rückſtand mit Miethe, Zins und Zehnten geblieben,“ fuhr Michaul fort, „weil mein Hochzeitsfeſt einen kleinen Aufwand erforderte, den die Herren, denk' ich, verzeihlich finden werden. Ich war jedoch darüber, durch ſtrenge Sparſamkeit und jedmöglichen Erwerb die nöthigen Summen herbeizuſchaffen.“

„Ja, ja, wir haben geſehen, welche Erwerbsquellen Du Dir geöffnet haſt, ſaubrer Zeiſig,“ fuhr der Lord den Sprechenden an. „Mit dem Erlös aus dem Wildpret, welches Du in meinen Jagden und Gehegen erlegteſt, mit dem, was Du mir ſonſt vielleicht noch raubteſt, wollteſt Du mich bezahlen! Iſt das etwa die Moral und Tugend, die der ehemalige Herr von Lindſayhall ſeinen Bauern und Lehnsleuten lehrte? Dann nimmt's mich kein Wunder, daß er einen ſo mächtigen Anhang unter den Aufrührern hatte, und es iſt ihm nur ſein volles Recht widerfahren, als er an der Spitze des Lumpengeſindels den Tod fand.“

Kein Wort, nach dem, was die ſterbende Mutter ihm vor einigen Stunden vertraute, hätte Michaul ſchmerzlicher und ſchrecklicher berühren können, als die freche Erwähnung Sir William O'Donnels und der gewaltſamen Todesart deſſelben. Im höchſten Grimme die Faſſung verlierend, die er bisher zu behaupten ſo ſehr bemüht geweſen war, ergriff er mit ſtarker Fauſt den Geiſtlichen, mit der andern den Lord, und zog ſie, ehe es vom Conſtable und dem Wildhüter verhindert werden konnte, an das Sterbebette der Mutter. Schnell riß er das die Leiche verhüllende Tuch hinweg und, indem er ſich an den Geiſtlichen wendete, ſagte er mit brennender Stimme: „Vernimm meine Worte, Du Diener des Herrn,“ und, die linke Hand auf das erkaltete Herz der Mutter legend, die Rechte aber zum Schwur erhebend, ſprach er feierlich: „Nie habe ich oder einer der Meinigen gegen das Geſetz geſündigt; denn recht zu handeln, war es, was der verſtorbene, edle Gebieter der Herrſchaft uns lehrte. Nie war ich vorher ein Jagdfrevler, bis die Härte, mit der man meinen Bruder in des edlen Fräuleins Abweſenheit aus der Küche des Herrenhauſes verwies, als er um eine kleine Labung für die kranke, hochbetagte Mutter bat, mich zur Verzweiflung brachte; nie habe ich meine Hand ausgeſtreckt nach fremdem Eigenthum, obgleich wir nicht ſelten nach des unvergeßlichen Herrn Tode mit dem Hunger kämpften, als wir trotz der ſchlechten Ernten keinen Erlaß an den Abgaben hatten. Jeder Gedanke an ſolches Unrecht — Dank den trefflichen Lehren des verewigten Baronets — blieb mir fremd, bis der Gram über den Zuſtand der Dulderin, welche vor wenigen Minuten hier ausgelitten hat, wenn ich ſah, wie ſie ſich vergebens bemühete, das harte Haferbrot hinunter zu ſchlucken, den Sieg über meine Feſtigkeit davon trug, und die Kindespflicht mich aufforderte, das Leben der Armen durch Erlegung einiger Kaninchen oder Waſſervögel, ſelbſt auf Koſten meiner Freiheit, noch länger zu friſten.“

Deutlich genug verkündigten die Blicke, welche die beiden wider ihren Willen am Bette der Leiche zurückgehaltenen Herren ſich verſtohlen zuwarfen, wie ſie ſich vergeblich bemühten ihrer Verlegenheit Herr zu werden, während Michaul, ſich an den Lord wendend, mit feſter Stimme fortfuhr: „Ich bin zu einer Geldſtrafe von zehn Pfund engliſch verurtheilt, welche ich ſo wie die übrigen rückſtändigen Gefälle binnen drei Tagen bezahlen ſoll. Ich werde Alles bis zum Penny zur beſtimmten Zeit entrichten. Auch Sie, ehrwürdiger Herr, werden den Kirchenſchilling und das Sterbegeld für die Mutter nicht vermiſſen. Dann aber ſind wir mit einander quitt, geſtrenger Herr. Nehmen Sie die Grundſtücke zurück, Mylord! und belehnen Sie damit die jetzt in ihrem Solde ſtehenden Diener unſres ehemaligen Herrn, die ſich des neuen Gebieters würdiger zu betragen verſtehen, als ich, der ich nichts weiter bin, als ein grader, ehrlicher Landmann, und die Kunſt, ſich bei den Hohen beliebt zu machen, nimmer erlernen werde. Die Scholle, die ich bisher mit Freuden im ſauern Schweiße bebaut, weil ſie mir von Sir William verliehen war, wird mir zum Fluche jetzt aus Ihrer

Hand, ſeitdem die bleichen Lippen dieſer Frau mir noch ein wunderlich Geheimniß offenbarten, bevor ſie der Tod auf immer verſchloß."

Der ſteigende Affekt, ſo wie der hohe Ton, in welchem Michaul bisher zum Lord geredet hatte, machte denſelben endlich auf die ihn ſo beſchämende Stellung aufmerkſam, in der ihn ſein Gefolge einem niedrigen Lehnsmanne gegenüber erblicken mußte, da ein Fremder, dieſen Worten nach, den Lord für den Untergebenen, den Sprecher aber für den Herrn zu halten geneigt geweſen ſein würde. Er warf daher, indem er unter dem Anſcheine ſtolzer Ruhe die in ihm tobende Wuth zu verbergen ſuchte, die von einem verächtlichen Lächeln begleitete Frage auf: ob er etwa gedächte, ſeine künftige Wohnung in einer der Höhlen der Teufelsmauer aufzuſchlagen, um von da aus fernerhin entweder das Handwerk des Wildſchützen zu betreiben, oder ſeine aufrühreriſchen Landsleute auf ihren Raubzügen zu begleiten?

„Lord Kildare iſt gewohnt die Abſichten der Menſchen auf ſeine Weiſe zu deuten und danach ſeine Maßregeln zu treffen, ohne die Ausführung der erſtern zu erwarten," erwiderte der Irländer mit giftigem Hohne. „Ein gewiſſes blutiges Ereigniß hat mich glücklicher Weiſe frühzeitig genug über dieſen Grundzug in Ew. Herrlichkeit Charakter in's Reine gebracht. Es hat mir die Lehre gegeben, mich nicht der Gefahr auszuſetzen, ſo mir nichts dir nichts für Verbrechen beſtraft zu werden, welche Mylord wünſchen, daß ſie von Jemand begangen ſein möchten, um ſich ſeiner ſo ſchnell als möglich entledigen zu können."

„Teufel!" kreiſchte der Lord und ſtürzte, ſo ganz ſeine Würde vergeſſend, in blinder Wuth auf den jungen Mann los, um ihn mit eigener Hand zu züchtigen; Michaul wich zurück, aber Kildare verfolgte ihn zornſchnaubend mit geballten Fäuſten: da erhob ſich zu den Füßen des Sterbebettes die alte Peppy, die dort theilnahmlos zuſammengekauert geſeſſen hatte, und trat zwiſchen Dahna und ſeinen Verfolger. „Zurück, Kildare!“ ſprach ſie mit eiskaltem Tone, „und wage es nicht, dieſen anzurühren! Er ſteht unter meinem Schutz.“

Der Lord taumelte leichenblaß, wie vor einem Geſpenſt zurück, und ſchrie in einem faſt weinerlichen Tone, mit häßlich verzerrtem Geſicht: „Muß ich Dich ſchon wieder ſehen, alte Hexe! Was trittſt Du mir immer entgegen, Ungethüm? Hinweg, hinweg, ſag' ich, aus meinen Augen!“

Aber Peppy rührte ſich nicht von der Stelle und verſetzte mit höhniſcher Lache: „Bin ich Euch jetzt zuwider, edler Lord? O, ich weiß Zeiten, und es iſt doch ſo lange noch nicht her, wo Ihr entzückt ward, wenn mich Euere Augen erblickten. Nun freilich die Zeiten ändern ſich, und die Menſchen mit. Ich verlange auch gar nicht, daß Ihr mich anſehen ſollt. Dahier ſeht dieſe Leiche an, ein neues Opfer Euerer Bosheit, geſtrenger Herr, denn an dem Tage, als Sir William O'Donnel und Tom Dahna erſchlagen wurden, wurde auch ihr der Tod eingeſchenkt; ſie führte ein kränkliches Leben, bis ſie das Siechbette ſuchen mußte, von dem ſie nicht mehr erſtand. Heute Abend iſt ſie vor Gottes Richterſtuhl getreten, um Euch anzuklagen, ruchloſer Mann.“

Der Lord floh der Thüre zu; gleich ihm ſputete ſich Magiſter Ephiſtone, der die ehrwürdige Geſtalt des katholiſchen Prieſters, ein Kreuz vor ihm ſchlagend, in der andern Ecke erblickt hatte; Pater O'Kelly's große dunkle Augen und glänzendes Silberhaar leuchteten ihm geſpenſterhaft entgegen, und ohne alle Proteſtation räumte der Proteſtant, flüchtigen Fußes, den Kampfplatz, eh' noch einmal der Kampf beider Kirchen begonnen hatte.

Michaul rief dazwiſchen: „Nehmt dieſe Hütte, nehmt den elenden Hausrath! Auf dieſem Grund und Boden iſt doch meines Bleibens länger nicht, als bis ich der Leiche meiner Mutter die letzte Pflicht erwieſen habe.“

„Und bis Ihr die Strafe für den Jagdfrevel, die Rückſtände und meine Gebühren bezahlt habt,“ ſetzte der zu ihm herantretende Conſtable hinzu, indem er jedoch, nicht ganz unbeſorgt für ſeine Perſon, den Stab mit dem königlichen Namenszuge als Schutzwehr vor ſich hinſtellte. „Nicht eine Stunde früher zieht Ihr ab, bis Ihr Alles bezahlt habt; bedenkt das wohl, guter Mann!“

„Bis ich bezahlt habe, ganz recht, geſtrenger Herr Conſtable,“ erwiderte Michaul.

In dieſem Augenblicke ſtürzte der Magiſter wieder ſchreiend in die Stube; ſeine Augen hingen wie erloſchene Sterne unter der Wölbung ſeiner Stirn, ſein ſchwarzes Haar ſträubte ſich; ihm folgte der Lord mit bleichen Lippen, zitternd vor Furcht und Schrecken. Beide ſtarrten mit vorgeſtreckten Händen nach der Thüre, durch welche vier Nachbarinnen, faſt alle von der Laſt der Jahre zuſammengedrückte Mütterchen, theils in verblichene rothe, theils in alte ſchwarze Mäntel gehüllt, denen Andy auf dem Fuße folgte, hereintraten. Während ſie das dünne graue Haar, von Sturm und Regen in Unordnung gebracht, unter die Tücher zurückſchoben, womit ſie den Kopf zum Schutz gegen das Wetter ſo dicht verhüllt hatten, daß ein hervorſtehendes Kinn bei der einen, oder eine lang gebogene

Naſe bei der andern alles war, was man von den fleiſchloſen Geſichtern entdecken konnte, ſchritten ſie, die beiden Aelteſten auf Krückſtöcke geſtützt, unter ſchwindſüchtigem Huſten und heiſerem Keuchen durch die Verſammlung und näherten ſich nach kurzem Gruße dem Bette, ohne ſich weiter um die Anweſenden 'zu kümmern, legten dort die triefenden Mäntel ab und trafen ohne Weiteres ihre Anſtalten.

„Unſer Geſchäft iſt ſomit für heute vertagt und nach andern drei Tagen beſchloſſen!“ drängte Michaul.

Der Lord, ſich ſeiner Furcht ſchämend, räumte zum zweiten Male ſchnell das Feld, froh, ſo wohlfeilen Kaufes aus dem unheimlichen Hauſe zu kommen; ihm folgte der Magiſter, ängſtlich den Mantel des hohen Gönners ergreifend, auf dem Fuße, jedoch nicht ohne mit heimlichem Schauer noch einen flüchtigen Blick auf die mumienartigen Geſichter der Weiber und den Pater Auguſtin zu werfen, die mit grinſendem Lächeln dem verhaßten Verkündiger der ketzeriſchen Lehre nachſtarrten.

Viel geringere Abneigung, länger zu bleiben, zeigte ſowohl der Conſtable, als der gute Waidmann; ihre Blicke verweilten lüſtern auf einigen Whisky-Flaſchen, die Andy nebſt Tabak und Pfeifen aus ſeinem Korbe hervorholte und ſymmetriſch auf dem Tiſche zwiſchen den Tellern und Gläſern ordnete. Gern hätten ſie an der Todtenwache und dem damit verbundenen Mahle Theil genommen, wozu ſie, als Angehörige des Orts, da ſie einmal zugegen, nach Landesſitte auch berechtigt waren, wenn nicht ein ſtrenger Ruf des Lords ihnen augenblickliches Folgen geboten hätte.

„Welch eine herrliche Nacht hätte hier für uns werden können, Gevatter!“ flüſterte der Conſtable.

„Schade um den ſchönen Whisky, den wir nicht trinken dürfen!“ ſeufzte der Wildhüter und ſchlich mit wehmüthigen Blicken hinter dem Manne mit dem Stabe zur Thüre hinaus.

## 9.

## Die letzte Ehre.

Kaum waren die Männer der Gewalt aus der Hütte, als die Familie Dahna mit dem Pater und der Schenkwirthin zu leiſer Berathung am Herde zuſammentrat.

„Kein anderer, als Sir O'Donnel, wird uns helfen;“ ſagte Michaul. „Er gab mir ſein Wort, er wird es halten, obgleich ich nichts Geringes bitte. Er wird uns aufnehmen, und können wir durch unſerer Hände Arbeit die große Schuld ſobald nicht tilgen, ſo kann ich doch, bei allen Heiligen! — wer weiß wie bald — mit meinem Blute dem theuern Herrn das Fehlende bezahlen.“

Bewegt ergriff Andy, der ſanſt war, wie die Mutter, des Bruders Hand; mit Thränen im Auge hing Moya am Halſe des geliebten Mannes, deſſen letzte Worte ſie um ſo mehr erſchreckten, da ſie überhaupt in dieſer melancholiſchen Nacht eine bedeutende Aenderung in ſeinem ganzen Weſen wahrnahm.

„Sir Lewis hilft Euch, Kinder!“ tröſtete Peppy; „er war vor kurzem in der Heideſchenke und ſprach mit großer Liebe von Dir, Mic! Und Pater O'Kelly legt ein gutes Wort ein.“

„Rechnet auf mich!“ verſicherte der Prieſter.

„Aber ſchnell, meine Lieben, muß hier gehandelt werden!“ fuhr Michaul fort, „denn meine Freiheit iſt bedroht, und Euch, treue Seelen, würde dann ein ſchützend Obdach und jeder Beiſtand fehlen. Wenn ich nicht eile, könnte es ſich leicht ereignen, daß, wenn nicht etwa ein guter Nachbar, oder Deine Mutter, meine liebe Moya, oder Ihr, Mutter Peppy, Euch einen Platz an ihrem Herde gönnten, trotz Sturm und Regen in dieſer böſen Jahreszeit, eine von den Höhlen Euch aufnehmen müßte, ſo wie ſie ſchon manche von des edlen Lords vertriebenen Unterthanen rings umher bewohnen.“

„Dazu würde es in keinem Fall kommen, Herzenskleinod!“ verſicherte Peppy. „Noch bleiben mir unfehlbare Mittel übrig, den Lord zu zwingen, Euch Euere Schuld bei Schilling und Penny zu erlaſſen, und Euch, wenn Ihr ſonſt bleiben wolltet, nicht im ruhigen Beſitz Euerer Häuschen zu ſtören. Doch davon wollen wir nur im äußerſten Nothfall Gebrauch machen. Tröſtet Euch! Sobald Dora begraben iſt, wird ſich alles fügen.“

Die alten Frauen ſtimmten jetzt mit heiſern Kehlen ihre wild klingenden gäliſchen Geſänge an, ſchauerliche, markdurchbebende Weiſen, und verſahen dabei das ihnen, wie es ſchien, gar nicht unangenehme Geſchäft des Streckens der Leiche. Dann ſetzten ſie ſich, ſchmauſten, zechten, dampften Tabak und wurden ausgelaſſen luſtig. Die ganze Nacht hindurch wanderte die Whiskyflaſche von Mund zu Mund. Als der Tag graute, ſchied Peppy; der Vater blieb bis zu Dora's Beerdigung, welche am folgenden Nachmittage ſtatt fand, zu der auch Peppy wiederkehrte und faſt das ganze Dorf ſich einfand.

Auch der Conſtable, wie Shaun Donnough, der Wildhüter, ließen es ſich als ächte Söhne St. Patriks nicht nehmen, ſelbſt auf die Gefahr, ſich des Lords Ungnade zuzuziehen, bei dem Leichenſchmauſe zugegen zu ſein. Dem erſtern hatte ein Wink Peppy's die Gewißheit gegeben, daß er noch mehr, als ſeine Gebühren betrugen, vom großmüthigen Dahna erhalten werde, und der letztere hatte ſeinen Aerger, daß ihm jener ohne Befugniß in's Gehege gegangen war, ſo gänzlich vergeſſen, daß er noch ſpät am Abend vor dem Beerdigungstage außer einem paar feiſten Kaninchen auch noch einige wilde Enten, zur Bewirthung der zahlreich erwarteten Gäſte, durch das Schiebfenſter der Hütte unter freundlichem Gruße hereinreichte.

Noch mehr aber freuten ſich die Bewohner des Dörfchens nach Beendigung der Mahlzeit, wobei ſie der Todten und den Lebendigen zu Ehren ſo viel Gläſer geleert hatten, wie ſie, um die zum Leichencondukt nöthige anſtändige Haltung nicht zu verlieren, vertragen konnten, als ſie vor die Hütte traten, um ihre rings um das Gehöft graſenden, oder wie in einem Feldlager angekoppelten Pferde zu beſteigen, ſowohl den Waldhüter als den Conſtable, die beiden einzigen Perſonen der Geſellſchaft, die einen officiellen Charakter bekleideten, den erſtern ſogar in ſeiner glänzenden Livree, ſchon hoch zu Roß, als Anführer des Zuges zu erblicken. Zur Ehre der beiden Männer ſei es geſagt, daß ſie die Leiche auf eine ſo würdevolle Art zur letzten Ruheſtätte geleiteten, wie es ihrer Meinung nach der älteſten Dienerin des vormaligen Herrn von Lindſayhall gebührte, und daß ſie ſich beide, nachdem ſie eine Hand voll Erde auf den Sarg geworfen hatten, ſtill in ihre Wohnungen zurückbegaben, während die Uebrigen unter lauten, wehklagenden Todtengeſängen, Manche wohl auch im ſcharfen Trabe, zur Nachfeier des Tages in das Leichenhaus zurückkehrten.

## 10

## Geheime Botſchaft.

Michaul Dahna hatte ſich nicht in dem auf Sir Lewis O'Donnel geſetzten Vertrauen getäuſcht. Sowohl ſeine Freiheit, auf die es der Grundherr, als ſeine kleine Habe, auf die es der Magiſter und der Pächter abgeſehen hatten, wurden durch die Freigebigkeit des Baronets geſichert, und er fand mit ſeiner Familie eine gütige Aufnahme zu Greenlodge.

Andy wurde zum Aufſeher des Parkes ernannt, der, wenn auch kleiner als der zu Lindſayhall, doch den letzten an eigenthümlichen, pittoresken Schönheiten bei weitem übertraf, während Michaul als Leibdiener des Baronets ſich einer Behandlung deſſelben erfreute, die an Freundſchaft gränzte.

Der Winter verging den Bewohnern des reizenden, auf dem Berge gelegenen Landſitzes in tiefer Ruhe, und ungeſtört genoſſen ſie die Pracht des Frühlings und die Herrlichkeit des Sommers. Die Wiſſenſchaften, die Jagd in den einſamen Wäldern und Felſen der Küſte, die Fiſcherei in den kryſtallhellen Gewäſſern der Bäche, ein Ritt längs des Geſtades der ſchönen Bay, ſelten ſchon nach einem der benachbarten Orte, gewährten dem Eigenthümer hinlängliche Zerſtreuung. So wenig die einzelnen Aufſtände und Kämpfe im

Norden der Inſel, von denen einige blutig genug waren und die Empörer ſo kühn machten, ſogar die Hauptſtadt zu bedrohen, als die Demonſtrationen der königlichen Truppen und die von der Regierung getroffenen neuen, ſtrengen Maßregeln ſchienen ſeine Theilnahme zu erregen.

Die Behörden, welche anfänglich mehr auf Betrieb der Lords Wexford und Kildare, als weil er ſich ihnen durch eine zweideutige Handlung verdächtig gemacht hätte, ein wachſames Auge auf Sir Lewis hatten, mußten endlich glauben, daß er nicht der Mann ſei, der ſich mit den Bewegungen und Umtrieben ſeiner Landsleute beſchäftige. Und die Lage des Jagdſchloſſes war recht zur Einſamkeit und Zurückgezogenheit geeignet. Ganz abgeſchloſſen von der übrigen Welt, regte das freundliche Gebäude aus der Nacht düſtrer Tannenwälder, die die Caba-Berge krönen, empor und blickte auf die Bucht, über der es zunächſt lag, und weiter auf die Bay; kein Weg, ja nicht einmal ein Küſtenpfad ging hier vorüber; von drei Seiten war es in geringer Entfernung von Felſen umgeben, an die das Meer ſich brandend ſchlug, und die vierte Seite war mit dichtem Wald bewachſen. Das Schlößchen ſelbſt, bequem und heiter, obgleich in altgothiſchem Geſchmack erbaut, gewährte aus ſeinen Fenſtern eine weite Ausſicht über Meer und Ufer; der Gebäulichkeiten umher waren zwar wenige, aber doch genug für eine ſo kleine Dienerſchaft, wie Sir Lewis O'Donnel unterhielt.

Eines Abends, als der Baronet mit der Flinte auf dem Rücken, von einem ſeiner auserleſenen Hunde begleitet, von einer Streiferei durch die Felſen zurückkam, fühlte er ſich vom herrlichen Anblick der Bay und der zauberiſchen Wirkung hingeriſſen, welche die untergehende Sonne auf Meer und Land hervorbrachte. Mit ſtummem Entzücken weilte ſein Auge auf dem weiten, vor ihm ausgebreiteten Waſſerſpiegel, der nur von einem leichten Abendwinde bewegt, vom flammendſten Glutroth, in den mannigfaltigſten Tinten, bis zum dunkelſten Purpur wechſelte, je tiefer die Sonne hinabſank. Rechts unter ihm die in der Bay liegende Inſel Baar mit einigen kleinen Nebeninſeln, links das ſchroffe Felſengebirge des Schiffskaps, in der Mitte das fluthende Meer. Bald ſtillſtehend, bald langſam weiter ſchreitend, hatte er ſich lange an dem prachtvollen Naturſchauſpiel ergötzt, als er um einen Vorſprung tretend, der ihm die Ausſicht auf den andern Theil der Bay bisher verborgen hatte, ein kleines Fahrzeug erblickte, das, der Geſtalt nach ein Kutter- oder Lootſenboot, in der Entfernung von einer Meile Greenlodge gerade gegenüber zu kreuzen ſchien.

Der Fiſchfang an jenen Küſten iſt nicht beſonders ergiebig; außer Handelsfahrzeugen beſuchten ſelten andere als Stationsſchiffe oder patrouillirende Kreuzer die Bay; ein größeres Schiff, dem jenes vielleicht hätte als Führer dienen können, war nicht in Sicht. Neugierig auf das Reiſeziel des Bootes, ließ ſich der Baronet auf einen Felsblock nieder und ſpähete mit ſeinem guten Dollond, den er ſtets bei ſich führte, nach den fernern Bewegungen des Fahrzeuges. Die Dämmerung fügte ihr Geſpinnſt allmählig zum dichten Gewebe zuſammen. Kaum vermochte O'Donnel noch die Umriſſe des Kutters zu erkennen, als er gewahrte, daß ein Ruderboot von jenem abſtieß und raſch in die Bucht hineinſteuerte, über welcher Greenlodge liegt, während das Schifflein, ſo viel er bemerken konnte, jetzt unbeweglich vor Anker lag.

Schnell hing er das Gewehr über und eilte, den

Hund, der unter dem Geſträuche ſtöbernd abgeſtreift war, an ſich pfeifend, zum Strande hinab, um das entgegengeſetzte Ende der Bucht, wo er vermuthete, daß das Boot landen würde, noch vor demſelben zu erreichen.

Als er zur Stelle kam, gewahrte er auch ſchon die ungewiſſen Geſtalten von vier Männern, die anſcheinend den verwitterten Pfad, der von der Küſte aufwärts zum Schloſſe führte, aufzuſuchen bemüht waren. Sie ſtutzten, als O'Donnel ihnen plötzlich entgegen trat; doch minderte ſich ihre Ueberraſchung, da ſie nur einen einzelnen Mann vor ſich ſahen. Zwei waren der Kleidung nach Seeleute, aus deren Gürtel Piſtolenkolben hervorſchimmerten; der dritte, höher an Geſtalt, als die andern, war in einen weiten Mantel gehüllt, unter dem des Baronets ſcharfes Auge bei einer zufälligen Bewegung des Fremden, die den Mantel einen Augenblick verſchob, eine Militairuniform und einen Säbel erblickte, obgleich der Träger derſelben bemüht ſchien, beides zu verbergen.

„Wohin ſo ſpät, Ihr guten Leute?“ redete O'Donnel die Matroſen an; „Ihr ſeid des Weges nicht recht kundig, wie es ſcheint; kann ich Euch Auskunft geben, ſo bin ich gern bereit dazu.“

„Das ſind wir freilich nicht,“ begann einer der Seeleute; „aber mich ſoll St. Patrik im letzten Sturm verlaſſen, wenn wir ſtatt des rechten Weges nicht den rechten Mann gefunden haben. Mit Verlaub, ſeid Ihr nicht der junge Squire Sir Lewis O'Donnel, Beſitzer des Waldſchlößleins da oben, auf welches wir eben zuzuſteuern im Begriff ſtanden?“

„Der bin ich allerdings, und auch Du kommſt mir bekannt vor, Alter.“

„I, freilich! das will ich meinen. Ich bin ja der

Lootſe John Boyle aus Dunmoore, der Euch im vorigen Herbſt glücklich herein ſpedirte und mit Euch zuſammen auf Mic Dahna's Hochzeit war.“

„O alte, gute Seele, hätte mir die Dunkelheit erlaubt, Dir gleich in Dein treuherziges, runzliches Geſicht zu ſehen, ſo hätte es dieſer Demonſtration nicht bedurft. Willſt Du zu mir, John?“

„Bei St. Patrik, zu keiner Seele weiter, edler junger Herr! — Parker, trefflicher Hochbootsmann,“ wandte er ſich zu ſeinem Kameraden, „das nenn' ich Glück! wir haben gleich die rechte Priſe gekapert.“ —

„Die Segel des Bugſpriet können ſich ja nimmer herrlicher fügen,“ rief der Angeredete dem hohen Manne zu, der mißtrauiſch und beobachtend, ohne zu reden, von fern geſtanden hatte. „Seht da, Munſiur! Da iſt ja der Gentleman ſelbſt, den Ihr ſuchet. Seht nun ſelbſt zu, wie Ihr mit ihm fertig werdet.“

„Aber macht ſchnell, beim heiligen Jeſus!“ ſetzte der etwas beleibte Hochbootsmann dringend hinzu, damit nicht etwa ein frecher Wachtkutter meiner Molly über die Raaen fällt. Es hat mich ohnehin ſchon gewundert, keine rothen Wimpel außer der Bay zu erblicken. Wenn ſo einer uns erſt gewahrt hat, dann heißt's — herunter mit der Flagge, die Segel geſtrichen! und ohne weiteres Federleſen müßt Ihr mit ſammt uns die Höhe meſſen vom Deck zum Mainyard! He! was meint Ihr, Herr? ein ſchlechter Spaß ſolch' eine Höhenmeſſung ohne Rechnung und Quadranten. Darum ſputet Euch, ſo lange 's Fahrwaſſer hier noch offen iſt. John, ein Tropfen aus Deiner Flaſche, während die Herrn da mit einander fertig werden, kann nicht ſchaden,“ wandte er ſich an den Lootſen, „und Ihr, Munſiur, ſchnell! ſchnell! gebt

Euere Ladung ab und ſorgt für Ballaſt auf die Rückfahrt! Nicht wahr, Ihr verſteht mich ſchon!" ſetzte er auf die Flaſche deutend hinzu.

Der Franzoſe, von ſeinen Begleitern und den Umſtänden gleich ſtark gedrängt, begann endlich, Sir Lewis um einen Schritt näher tretend, mit folgenden Worten:

„Wenn Sie, mein Herr, derſelbe ſind, als den Sie dieſer Lootſe erkannt, ſo ſind Sie im Stande, mir den Namen eines Offiziers in der franzöſiſchen Armee zu nennen, mit dem Sie enger verbunden ſind, als durch den bloßen Namen der Freundſchaft."

„Hoche!" erwiderte O'Donnel feurig. „O! ſagen Sie mir ſchnell, ſandte Sie der General an mich ab? Iſt der kühne, große Plan meines trefflichen Freundes zur Ausführung reif?"

„So iſt's, mein Herr! Ich bin der Kapitän Dupont vom ſechsundvierzigſten Linienregiment. Der General ſendet Ihnen durch mich dieſe Depeſchen und Documente." Bei dieſen Worten zog er ein Packet hervor und überreichte es dem geſpannten Baronet, welcher daſſelbe ſchnell in ſeinen Buſen verbarg. „Ihnen mündliche Mittheilungen zu machen," fuhr der Offizier fort, „iſt hier weder die Zeit, noch der Ort. Handeln Sie jetzt zum Wohle Ihres Vaterlandes in Uebereinſtimmung mit den von unſerm Gouvernement getroffenen Maßregeln. Es iſt ſein ſehnlicher Wunſch, Irland von dem ſchmachvollen Druck zu befreien, unter dem es zur Schande von Europa ſo hart darniederliegt. Er bedingt nichts dafür zum Lohn, als treue Bundesgenoſſenſchaft und Verpflegung der Truppen. — Unſere Vorbereitungen ſind getroffen; thun Sie jetzt Ihre Pflicht als gewiſſenhafter Patriot."

„Nur meinem Gewiſſen folgend," antwortete O'Donnel, „werde ich feſt und unerſchütterlich handeln, als ein Mann, der einmal das Rechte erwählt zu haben glaubt. Ich wirke nach meinen beſten Kräften zur Befreiung meines Vaterlandes, oder finde den Tod in dieſem Unternehmen. Darauf mein Wort, Kapitän, und hier meinen Handſchlag ſtatt meines Eides! Noch nie hat vor mir ein O'Donnel ſein gegebenes Wort gebrochen; ich werde nicht der erſte ſein, den man des Treubruchs in Irland anklagt."

„Es bedarf keiner andern Verſicherung!" erwiderte der Offizier; „und es gereicht mir zur großen Beruhigung, ſo wie zum beſondern Vergnügen, in Ihnen den feurigen Mann gefunden zu haben, wie ihn mir die vielen Freunde, die Sie ſich während Ihres Aufenthalts in Frankreich unter den Unſrigen erworben haben, und noch Jemand, der Ihnen nahe ſteht, geſchildert hatten. Aber auch Beſonnenheit iſt nöthig, kalte Ruhe, mein Herr! Raſches Handeln bei klug berechneten Maßregeln! und wenn Sie meinen Rath nicht verſchmähen, Herr Baron, und nicht für Anmaßung halten, was mich ſowohl die Sorge für unſere Pläne, als auch für Ihres Landes Beſte und Ihre eigne Perſon, Ihnen noch zu ſagen treibt, ſo rathe ich Ihnen, ſich jetzt ſcheinbar allen Zerſtreuungen und Freuden des großen Lebens zu überlaſſen. Keine Miene, kein ernſtes Nachdenken verrathe auch nur für einen Augenblick Ihren Feinden, oder denen, die angeſtellt ſind, Sie zu beobachten, daß Ihre Bruſt von andern Regungen bewegt wird, als von gewöhnlichen Tändeleien eines ächten Faſhionable. Seltener vermuthet man bei denen, die ſich im Champagner-Rauſche der Jugend toll geberden, verſteckte, tiefangelegte Pläne, als bei denen, die mit düſterm Feuer im Auge, nachdenklich die Stirn in Falten ziehend, kalt an der Freude vorübergehen, oder ſich in ihre einſamen Gemächer verſchließen, während die große Menge vornehmer junger Männer mit durſtigen Zügen im Sonnenſtrahle der Freude den Nektar ſchlürſt, den die gütige Natur auf den Lenz unſeres Lebens herabträufelt. Auf Ihrer Stirne, wo, um die Gefühle Ihres Herzens wahrhaft zu bezeichnen, die marmorkalten Züge eines ſtrengen Ernſtes thronen müßten, ſei Luſt und Sonnenſchein gelagert, umkränzt von roſiger Laune. Und wenn es dann gilt: Kampf, unabläſſiger Kampf, Ausdauer! So allein wird es Ihnen möglich werden, Ihrem Vaterlande zu verſchaffen, wonach es ſchon ſo lange vergebens gerungen hat — die Freiheit. Sie ſelbſt waren in Frankreich Zeuge, wie manche, die nach dem großen Ziele ſtrebten, ermattet auf halbem Wege unterlagen. Sie ſelbſt haben den Kampf geſehen, den die Menſchen grauſam mehr mit den Menſchen, als mit den Meinungen kämpften, bis endlich der kalte Verſtand, wiederum durch das wärmere Gefühl geleitet, dem verſtummten Herzen die größere Herrſchaft einräumte. Ich habe den ganzen Kampf mit durchgekämpft, Sir Lewis! Das große Ziel, nach dem Millionen ſtrebten, es war des heißen Streites werth; der Preis jedoch dafür, das Blut, die edlen Menſchenleben alle, die wir dafür geopfert, er war hoch, zu hoch beinah, für das, was wir errungen. Allmählig, es iſt wahr, jedoch nur ſehr langſam, verharrſchen jetzt in Frankreich die Wunden, und edle Früchte reifen hie und da aus blutiger Saat. Darum alle menſchliche Vorſicht angewendet, Sir O'Donnel! Das Land, wo ſolch ein Verſuch mißlingt, blutet Menſchenleben hindurch aus einer immer offenen Wunde. Die Directoren vertrauen Ihnen ebenſo, wie der General Hoche und die übrigen Anführer. Frankreich erwartet, ſo wie die Expedition den Fuß an's Land geſetzt hat, den allgemeinen Aufſtand und wird dann das Unternehmen eines ganzen Landes, nicht eines Einzelnen mehr, kräftig unterſtützen. Herr Baron, prüfen Sie ſich wohl, bevor ich Sie verlaſſe. Von der Meldung, welche ich jetzt mache, hängt nicht allein Ihr Wohl und das von tauſenden Ihrer Mitbürger, ſondern auch das von tauſend braven Franzoſen ab, welche für Irland zu kämpfen und zu bluten freudig über den Ocean ſchiffen!“

„Des Vaterlandes Ruf iſt es, dem ich folge!“ rief O'Donnel mit ſtrahlendem Auge; „ſeine Stimme iſt zu ernſt, als daß ſie mich nicht gebieteriſch mahnen und vorwärts treiben ſollte. Für dich alſo, mein Vaterland, zum Kampf! Doch nicht für meine Rache, nicht um des Vaters Blut, nicht um das ſelbſt erlittene Unrecht auszuwetzen! Sagen Sie dem hochherzigen Hoche, daß ich ihm ſobald als möglich die genaueſte und ausführlichſte Antwort überſchicken werde. Dort mein alter Freund Boyle übernimmt ſchon die Botſchaft nach Frankreich. Einſtweilen bringen Sie dem General meine Grüße und die Nachricht, daß ich eines der Häupter der großen iriſchen Verſchwörung bin, die von jenem Verein ausgeht, der Ihnen jedenfalls ſchon unter dem Namen der vereinigten Irländer bekannt ſein wird. Bemerken Sie ihm gefälligſt, daß ich unter dem Schleier des tiefſten Geheimniſſes einen großen Einfluß auf die Männer des Vereins ausübe, die zu einer erſtaunlichen Anzahl gewachſen ſind, und obgleich ich hier im Süden der Inſel ſehr ruhig lebe, ich doch im Norden viel wirke und dort namentlich den tollkühnen Leslie zu mehr Beſonnenheit bewogen habe. Schon habe ich den übrigen Häuptern des Bundes Hoche's großen Plan mitgetheilt, und mancher Segenswunſch für ſein Wohl iſt von Irlands grüner Inſel zum Himmel geſtiegen. Ich werde nun ſo ſchnell als es angeht, um jegliches Aufſehen zu vermeiden, mit meinen Verbündeten alle nöthigen Vorkehrungen treffen. Wir ſind jetzt erſt im Ende Auguſt und können bis zum Winter noch Großes bewirken. Wo Muth, Begeiſterung für die Sache, heilige Liebe zum Vaterlande nicht fehlen, da werden auch die größten Schwierigkeiten überwunden! Im Uebrigen werde ich mich genau nach den mir von Ihnen übergebenen Inſtructionen richten. Sagen Sie den Directoren, daß die Männer, die den Aufſtand leiten, auch zu kämpfen wiſſen; daß ſie den Tod nicht ſcheuen, daß keiner von allen denen, die ich kenne, zum Verräther wird. Kampf alſo, Kapitain! denn Freiheit iſt ſein großes Ziel!"

„Als Abgeſandter des Generals Hoche bin ich nun mit Ihnen fertig, Herr Baron," redete Dupont jetzt viel freundlicher und herzlicher, als früher. „Erlauben Sie nur noch einige Worte in meinen eignen Angelegenheiten hinzuzufügen und Ihnen als mein eigener Abgeordneter dieſen kleinen Brief zu überreichen. Da mich aber die Vorausſetzung, ich würde Sie auf Ihrem Schloſſe aufſuchen, und Sie dieſe von lieben ſchönen Händen geſchriebenen Zeilen in meinem Beiſein entziffern, betrogen hat, und die Dunkelheit der Nacht Sie jetzt am Leſen hindert, ich aber, froh, Sie dahier getroffen zu haben, nun gleich wieder auf das Boot will, um ſo ſchnell als möglich, bevor der Mond aufgeht, an Bord des Veloce zu gelangen, der auf meine Rückkehr wartend, im Kanal kreuzt: ſo ſehe ich mich genöthigt, Ihnen die Verfaſſerin dieſes Briefleins zu nennen; denn daß es von einer Dame iſt, werden Sie an ſeiner niedlichen Form ſchon errathen haben. Es iſt Miß Suſanna O'Donnel, Ihre Schweſter, mit welcher ich durch die Güte des Generals Hoche bekannt wurde, und die ich ſo glücklich bin, meine verlobte Braut zu nennen."

„Wie?" rief Lewis überraſcht; „Sie ſind der Kapitain, von dem mir die wilde Suſanna im vorigen Jahre ſchrieb, ohne mir ſeinen Namen zu nennen?"

„Es geſchah mit Fleiß, mein Lieber, ich wollte erſt Ihre perſönliche Bekanntſchaft machen; aber als ich nach Breſt, Ihrem damaligen Aufenthaltsorte, kam, waren Sie bereits nach Irland abgereiſt. Mich führte die Kriegsgöttin in die Vendée gegen die verblendeten Kinder Frankreichs. Welchen unſterblichen Ruhm ſich Hoche dort erfochten, iſt Ihnen vielleicht in Irland bekannt geworden. Jetzt nach Paris zurückgekehrt, beſtimmte mich der General aus keinem Grunde weiter zu dieſer Sendung, als damit ich mich Ihnen zugleich als künftiger Schwager vorſtellen könne. Denn nach meiner glücklichen Rückkehr reicht mir meine geliebte Suſanne die Hand vor dem Altare, wenn Sie, mein theurer Bruder, nichts dagegen einzuwenden haben."

„Wer General Hoche's Vertrauen beſitzt, muß ein Ehrenmann ſein und iſt mir willkommen. Glück und Segen, mein neuer Bruder, mir zwiefach werther Mann! Suſanna iſt ein Edelſtein. An mein Herz, Kapitain, damit das Ihrige daran ſchlage! Schade, daß uns die Nacht verhindert, uns ganz genau zu betrachten; doch erlaubt mir das gütige Sternenlicht ſchon, mir Ihre edlen Züge tief in die Seele zu prägen."

„Und ich habe in Ihrem Geſicht die Züge meiner theuren Braut erkannt. Noch einen Kuß, und nun Adieu, auf baldiges Wiederſehen!"

Sir Lewis trat jetzt mit zu den Seeleuten, die ſich am Strande gelagert, noch immer angelegentlich mit ihrer Rum-Flaſche beſchäftigten, ohne ſich um die Unterredung zu bekümmern, oder an die Abfahrt zu erinnern, und machte ſie darauf aufmerkſam, daß ſie ſich ſo lange als möglich dicht unter dem Lande halten möchten, ſo lange ſie die Felſen der Bay im Geſichte hätten, indem Abends von den königlichen Truppen Nachtpoſten auf den Höhen ausgeſtellt würden; daß ſie aber ſpäterhin ſo bald als möglich aus dem Bereiche der Küſten zu kommen bemüht ſein müßten, indem ſich der Kriegskutter Alacrity und die Swiftſure-Brig mit dem Aufgange des Mondes in Bewegung ſetzten, um bis mitten in den Kanal, wenn es der Wind erlaubte, auf Recognoscirung zu kreuzen.

„Wir kennen das Fahrwaſſer, Sir," ſagte Barker, während er ſich aufrichtete, „bis auf eines Fadens Tiefe längs der ganzen Küſte von hier bis Covn o' Cork; auch liegen wir heute unter dieſem Striche nicht zum erſtenmal vor Anker. Von hier ab heißt's — kräftig die Ruder gezogen bis hin zur kleinen Molly; dann ſteuern wir mit dem Hauptſegel auf Cap Mizen los, von da weiter zum Sande von Innisherkan. Das Loth findet da auf zwei Faden Grund. Kein größeres Fahrzeug als das unſrige kann dort ſo nahe, als wir, vorüber. Dann alle Segel beigeſetzt, die nur der Kutter tragen kann, und ehe der Morgen tagt, ſind wir bei dieſem Nordweſtwinde unter den Kanonen der franzöſiſchen Flotte. — Tragt nur ein wenig Sorge, Gnaden," fuhr er lachend fort, „daß dieſe hier“ — dabei drehte er die leere Flaſche um, „noch ein Mal gefüllt wird, — dann kümmert Euch nicht weiter um uns und den Gentleman da. Eben ſo ſicher, wie ihn die ſchmucke Molly zu Euch herüberführte, ſoll ſie ihn, bei Pierce's feſtem Kopfe! bis zum Franzoſenſchiff bringen. Denn, glaubt mir's nur, lieber Herr, das kleine Ding dort tanzt Euch über die ſalzige Fluth ſo keck, als irgend eine ihrer Namensſchweſtern, auf Erins feſtem Grund und Boden im luſtigen Reel.“

Dupont ſchlug die dringenden Bitten des Baronets aus, auf dem nahen Landhauſe, ehe er wieder an Bord ging, einige Erfriſchungen einzunehmen. Lewis ſchied daher nach Kuß und biederm Händedruck von dem Officier, den er in der kurzen Zeit ihres Beiſammenſeins ſo lieb gewonnen hatte, trug ihm tauſend herzliche Grüße an Schweſter und Tante auf, wünſchte nochmals Glück zur Hochzeit, verſicherte dem treuherzigen Seemann, daß in wenigen Minuten der gewünſchte Ballaſt am Ufer ſein ſollte, und ſchlug dann eiligen Schrittes den kürzeſten Rückweg zum Schloſſe ein. Dort gab er ſchnell Befehle, und nach wenigen Minuten ſchon eilte Michaul Dahna mit kalter Küche, einigen Flaſchen Portwein und einem anſehnlichen Kruge des beſten alten Whisky für den Kapitain und die Schiffsmannſchaft der Molly bergab, der Bucht zu.

BIBL. VNIVERS. LIPS.

## 11.

## Nächſte Folge der franzöſiſchen Botſchaft.

Als der treue Diener zurückkam und dem Baronet den letzten Gruß von Dupont und den Dank des Lootſen und des Hochbootsmannes überbrachte, rief ihm O'Donnel mit leuchtenden Augen entgegen: „Wir reiſen morgen!“ indem er die flüchtig durchleſenen Inſtructionen zur Seite ſchob und dem überraſchten Diener die Hand vertraulich auf die Schulter legte. „Doch, nein! übermorgen, in nächſter Woche erſt, da noch manches zu beſorgen iſt, und ich will überhaupt keine Uebereilung. Wird denn nimmer dies heiße Blut ſich bequemen, ſein langſam durch die Adern zu ſtrömen! — Beſorge das nöthige Gepäck, mein treuer Burſche! auf Monate, verſtehſt Du? Unterſuche den leichten Wagen. Du begleiteſt mich. Dein Bruder Andy ſoll auf das Haus ſehen; Fitzgerald beſorgt unterdeſſen den Park mit, und Rob Hudſon folgt uns mit den Jagdpferden. Sorge dafür, daß die Eiſen nachgeſehen und die ganze Equipage im tüchtigen Stande iſt. Das Ganze iſt überhaupt eine Jagdreiſe nach meinem alten lieben Balliford in der Killala-Bay; verſtehſt Du?! Die Ernte iſt bald vorüber, die Felder werden leer. Zuvor werden noch einige luſtige Freunde beſucht, die ich gar lange nicht geſehen habe; dann geht's auf die Haſen- und Hühnerjagd in Balliford und der Umgegend, und endlich folgt die Krone der Jägerfreude — die Jagd des liſtigen Fuchſes. — Du weißt nun, Mic, was Du den Leuten zu ſagen haſt, wenn ſie ſich wundern ſollten, daß einiges Leben in unſere Einförmigkeit kommt.“

Michaul verzog den Mund zu einem liſtigen Lächeln und nickte dabei bedeutungsvoll mit dem Kopfe, als wolle er zu verſtehen geben, daß er auch etwas Weniges von dem verborgenen Sinne der Worte ſeines Herrn verſtehe; dann aber warf er, wie in einer Anwandlung von Rührung, einen langen, ſchmerzlichen Blick auf den Baronet, ſo daß dieſer erſtaunt, eben im Begriff war, nach der Urſache dieſer plötzlichen Bewegung zu forſchen, als der erſtere, die Rechte auf ſein Herz drückend, unter den Worten: „Verlaſſen Sie ſich ganz auf mich, Sir Lewis!“ das Zimmer verließ, um ſeine Rührung, deren er dieſes Mal zu unterliegen fürchtete, zu verbergen.

Einige Tage ſpäter hielt der — wie man ſehen konnte — für eine längere Abweſenheit gepackte Reiſewagen des Baronets vor der Auffahrt. Rob Hudſon führte ein paar der edelſten Jagdpferde umher, welche er nur mit Mühe von ihren luſtigen Sätzen über dem kurz gehaltenen Raſen auf den breiten Kiesweg zurückbringen konnte, der ſich zwiſchen den ſchönſten Luſtgebüſchen und Blumenpartien nach dem Schloſſe hinzog; und zwei Koppel auserleſener Hunde heulten vor Freude, aus dem Zwinger erlöſt zu ſein, und zerrten, ungeduldig dem Aufbruche entgegenſehend, an der Leitſchnur, womit ſie der Wärter noch zurückhielt. Um den Reitknecht und den Hundeführer ſprang freundlich und dienſtfertig Tim Ruuthans kurze Geſtalt, fragte den und jenen vertraulich, holte dies und das herbei und ſchnoberte in allen Winkeln umher.

Endlich erſchien Sir Lewis reiſefertig in der Thüre und gab jedem Einzelnen ſeiner zurückbleibenden Dienſtleute, auf deren Treue er ſich verlaſſen konnte, und die jetzt um ihn verſammelt ſtanden, Befehle für die Zeit ſeiner Abweſenheit. Michaul trug mehre Gewehre, Piſtolen und andre Waffen und Jagdgeräthe herbei, ordnete alles ſorgſam in den Ecken und Taſchen des Wagens, und Tim drängte ſich herbei, um zu helfen, wobei er manche Frage nach Zweck und Ziel der Reiſe wagte, die von Dahna auch umſtändlich beantwortet wurde. Jetzt ſprang Sir Lewis in den Wagen; Michaul warf den Schlag zu, und küßte ſeiner Moya, die der baldigſten Erfüllung ſchöner Mutterhoffnungen entgegenſah, Stirn und Mund zärtlich, flüſterte ihr noch einen herzlichen Glückwunſch für die ſchwere Stunde zu und nahm ſeinen hohen Sitz vorn ein. „Rechts durch die Barriere!“ rief er dem Kutſcher zu, als ſie den Ausgang des Parks erreicht hatten, und dieſer ſich fragend nach ihm umſah.

Sobald der Wagen langſamer fuhr, fragte der Baronet den Diener: „Sag' mir, Mic, was kriecht denn der kleine Froſch aus der Heideſchenke immer auf Greenlodge umher? Oft hab' ich ihn ſchon in den Ställen bemerkt, und ſeine vertraute Unterhaltung mit meiner Dienerſchaft fängt mir allmählig an verdächtig zu werden. Zuweilen iſt mir's ſchon ſogar geweſen, als ſchliche er durch den Wald, wenn ich Abends von der Jagd heimkehrte.“

„O, ich habe ſchon lange einen Zahn auf den alten Sägebock,“ verſetzte Michaul. „Wollte mich der Burſche doch vorgeſtern ausfragen, was wir für fremden Beſuch gehabt, und als ich verſicherte, es ſei keine fremde Seele auf unſer Schloß gekommen, behauptete er mir in's Geſicht, ein Kutter ſei in die Bay gelaufen und habe ein Boot in unſre Bucht geſchickt. Ein Beweis, wie der kurze Schelm aufpaßt.“

„Und was ſagteſt Du ihm?“

„Was mir Ew. Gnaden aufgetragen; er ſchüttelte zwar ungläubig den Kopf, aber ich machte es ſehr natürlich.“

„Wenn wir nach Greenlodge zurückkommen, müſſen wir ein ſcharfes Auge auf den kleinen Kauz haben, und ihn uns mit Manier vom Halſe zu ſchaffen ſuchen, ohne daß wir ſeine Muhme, die alte Peppy in der Heideſchenke, beleidigen.“

„Dafür laſſen Sie mich ſorgen, Sir!“

Und die Goldfüchſe brauſten wieder in ſchnellem Laufe davon.

## 12.

## Wie der Knecht, ſo der Herr.

Lord Kildare war von einer ſchnell und ziemlich geheim gehaltenen Reiſe nach Lindſayhall zurückgekommen. Man wußte hier nicht anders, als er ſei, um Pachtgelder einzukaſſiren, in ſeinen nördlichen Beſitzungen geweſen und habe zu dieſem Zwecke einige Wochen in Roughcligh am Earnſee, ſeinem ehemaligen Aufenthaltsorte, verweilt. Miß Anna Neil, die Haushälterin, und James Morries, der Leibdiener, die er beide mit fortgenommen, waren nicht mit zurückgekehrt. Seit ſeiner Rückkunft war der Lord zu Hauſe ſehr unruhig, in Geſellſchaft ſehr zerſtreut und unnatürlich luſtig; ein ſcharf beobachtendes Auge konnte ihm den Zwang anſehen. Die in der Umgegend beginnenden

Jagden führten ihn von einer Fête zur andern, aber er wurde dieſes Lebens doch eigentlich nicht recht froh. Abends ſpät und manchmal ſogar in der Nacht hatten Männer geheimen Zutritt in ſeine Gemächer, unter welchen ſich einige ſeiner Pächter befanden; die vorzüglichſte Perſon unter ihnen war aber Tim Ruuthan. Endlich langte eines Abends James Morries zu Pferde auf dem Schloſſe an, aber nicht wie ein Diener, ſondern wie ein Gentleman, in vornehmer, gutgewählter Kleidung, einen Reitknecht des Lords hinter ſich, der unſtreitig für ſeinen eigenen gegolten hatte. Lord Kildare hatte kaum vernommen, daß ſein Leibdiener wieder eingerückt ſei, als er ihm ſchon einen Boten mit dem dringenden Befehl ſchickte, ja ſogleich und ohne ſich erſt den Staub von den Stiefeln zu kehren, hinauf zu kommen. Er eilte dem Eintretenden bis an die Thür entgegen und rief ihm in der höchſten Spannung der Erwartung zu: „Nun?"

„Alles glücklich ausgekundſchaftet!" verſetzte Morries mit ſtolzer Selbſtzufriedenheit. „Nicht auf Balliford, ſeinem Gute in der Killala-Bay, nicht in Dublin, nicht in Cork, nicht in Wexford war Sir Lewis, ſondern in Waterford, und dort ſind jetzt alle Häupter der Verſchwörung verſammelt, zu denen, wie mir über allen Zweifel klar geworden iſt, O'Donnel gehört. Und daß ſie mit der Regierung der franzöſiſchen Republik in Verbindung ſtehen, iſt eben ſo gewiß, ob nun durch Lewis oder Andere, hab' ich nicht ermitteln können."

„Durch ihn! durch ihn!" rief Kildare heftig. „Tim's ſpäter eingezogene Nachrichten über den Kutter in der Bantrybay, der ſpät Abends ein Boot nach Greenlodge zu ſandte, beweiſen bis zur Evidenz, daß Franzoſen am Bord deſſelben waren, die mit meinem lieben Pathen verkehrten. Tim hat einen Reitknecht gewonnen und von demſelben erfahren, daß Sir Lewis Abends, als er von der Jagd zurückkehrte, Lebensmittel an das Ufer hinabſchickte und ſelbſt die halbe Nacht in Papieren las, daß am folgenden Morgen die Reiſe beſchloſſen war.“

„Ich widerſpreche nicht,“ nahm James das Wort; „denn Lewis wird von allen Verbündeten ſehr hoch geachtet, wie ich überall bemerkte.“

„Hat er Dich erkannt?“

„Schwerlich. Ich verſtehe ſchon den Gentleman ganz faſhionable zu ſpielen. Weder Sir O'Donnel, noch ein Andrer ahnte in mir Ihren Kammerdiener, Mylord. Nur Mic Dahna mußte ich oft aus dem Wege gehen; er war der einzige Kerl, der mich kannte. Doch in die Geſellſchaften, wohin ich ging, durfte er nicht, und ſo kam ich glücklich durch.“

„Nun gut! Ich bin mit Deiner Sendung zufrieden, ſo ſehr, daß ich Dir gleich wichtigere und lohnendere auftrage. Ich habe Dich mit der größten Ungeduld erwartet, James, um Dich nämlich gleich wieder fortzuſchicken. Vor allen Dingen mußt Du wiſſen, daß auch ich die Reſultate meiner Reiſe ſehr günſtige nennen kann. Es iſt mir geglückt, mir das Vertrauen einiger der Häupter der Verſchwörung zu erwerben. Ich habe ſogar mit dem wilden Leslie geſprochen. Sie rechnen gewiß auf franzöſiſche Hülfe, und, ſo wie die Lage der Dinge jetzt iſt, kann man nichts Anderes annehmen, als daß Frankreichs Directorium ſein Hauptaugenmerk auf Irland richten wird, um es von England loszureißen und den Krieg gegen die ſtolzen Briten von hier aus zu führen. Ich würde nicht anders handeln, wenn ich die Macht des Gouvernements von Frankreich in den Händen hätte. Und was hat England den ſiegreichen Franzoſen entgegen zu ſetzen, wenn ſie nach Irland kommen? Der Haß gegen die Briten iſt jetzt allgemein in Europa verbreitet. Preußen hat Frieden mit Frankreich geſchloſſen und iſt von England abgeſprungen; Spanien und die Niederlande haben ſich ſogar mit der neuen Republik gegen England verbunden; die Kaiſerin von Rußland iſt todt, und die ruſſiſche Freundſchaft mit ihr abgeſtorben; Italien iſt in Bonaparte's Händen, die nordamerikaniſchen Staaten drohen trotz des neuen Vertrags mit Krieg: England ſteht ganz allein, ganz verlaſſen, und Frankreich iſt jetzt der mächtigſte Staat der Welt. Sieh, mein guter Junge, das habe ich wohl bedacht und überlegt, und nach langem Nachdenken brachte ich heraus, daß man nichts Klügeres thun könne, als ſich auf alle Fälle vorzubereiten. Es iſt alſo höchſt wahrſcheinlich: die Franzoſen werden kommen, denn die verſchworenen Irländer haben ſie eingeladen und der jugendliche General Hoche, einer der genialſten und kühnſten Feldherrn, die es je gegeben, hat den Auftrag erhalten, Irland zu erobern. Er wird es wie er die Vendée erobert hat; denn dieſem achtundzwanzigjährigen Helden ſcheint nichts unmöglich zu ſein. Alſo: die Franzoſen werden ſiegen, denn ſie ſind mächtiger, als die Engländer. Endlich: die Freunde der Franzoſen werden ſodann hier die Herren ſpielen, die Freunde der Engländer dagegen mit Schimpf und Schande davon gejagt werden. Wie nun die Sachen jetzt ſtehen, könnte es ſich gar leicht fügen, daß mein guter Taufpathe wieder Herr von Lindſayhall und von noch andern mir gehörigen Gütern würde, ich aber im günſtigen Falle Reisaus über den St. Georgskanal nehmen müßte. Ich bin aber ein Irländer und werde niemals ein Engländer werden. Die Sachen müſſen alſo anders gelegt werden, d. h. es müſſen gute Anſtalten getroffen werden, daß ich ein noch beſſerer Franzoſenfreund ſcheine, als O'Donnel; ein weit mächtigerer und einflußreicherer bin ich denn doch jedenfalls. Das wird den fünf Directoren Frankreichs in die Augen ſpringen, ſo wie es vielen der iriſchen Verſchworenen in die Augen geſprungen iſt. Ich habe aber eben mit gutem Bedacht das Wort ſcheinen gebraucht; denn ſieh, mein Junge, ich muß auch eben ſo gut der eifrigſte Freund der Engländer, der unterthänigſte und gehorſamſte Diener des großbritanniſchen Gouvernements ſcheinen, bevor die Würfel gefallen ſind. Du weißt, ich bin ſo wenig der Freund Englands, wie der Freund Frankreichs; ich bin der Freund des Lords Kildare und der Freund des Siegers, von dem ich den größtmöglichſten Vortheil zu ziehen im Stande bin. Wer aber vermag den Gang menſchlicher Dinge mit Gewißheit vorauszuſagen? Könnten ſich in Frankreich die Umſtände nicht abermals ändern, und die Expedition nach Irland unterbleiben? Könnten ſelbſt die gelandeten Franzoſen nicht von den Engländern geſchlagen werden? Genug, die Klugheit gebeut, ſich mit den verſchworenen Irländern zu verbinden; die Vorſicht erheiſcht, ſich ihnen nicht ganz und unbedingt hinzugeben. Die Klugheit gebeut, das franzöſiſche Directorium glauben zu machen, daß ich ihm ganz ergeben und mehr ergeben bin, als alle andern Verſchworenen; die Vorſicht erheiſcht, daß ich mir den Rückzug geſchickt decke, d. h. die Verſchworenen dürfen durchaus keine Ahnung haben, daß ich mit den Directoren perſönlich unterhandle. Darin beſteht der Hauptcoup meiner Politik, mich auf eigne Fauſt mit Frankreich zu verbinden, während ich den Verſchworenen weißmache, ich ſei allein von ihnen abhängig. In dieſem Sinne habe ich mit ihnen geſprochen. Ich machte ihnen begreiflich, daß meine bedeutende Stellung mir nicht erlaube, mich gradezu für ſie zu erklären, daß ich aber im Fall einer franzöſiſchen Invaſion eine ihnen weit günſtigere Stellung einnehmen und meinen Einfluß zu ihrem Vortheil anwenden werde. Dagegen bedingte ich ſtrengſte Verſchwiegenheit nicht nur gegen die Königlichen, ſondern auch gegen die übrigen Verſchworenen und vor allen gegen Lewis O'Donnel. In Berückſichtigung der zwiſchen mir und ihm obwaltenden geſpannten Verhältniſſe wurde mir von meinen neuen Freunden ſtrengſte Verſchwiegenheit zugeſichert; ich mußte ihnen dagegen ſchwören, Niemand auf der Welt jemals ihre Namen zu nennen. Und ſo habe ich ſie auch Dir, mein treu ergebener Diener, verſchwiegen. Namen thuen auch gar nichts zur Sache. Es handelt ſich jetzt allein darum, daß Du als mein Bevollmächtigter Dich unverzüglich nach Frankreich hinüber ſtiehlſt und mit den Directoren in Unterhandlung trittſt.“

„In dieſer Nacht noch, Mylord, wenn Sie wünſchen.“

„Deine Bereitwilligkeit iſt mir bekannt, eben ſo Deine Klugheit. Von der letztern hängt meine künftige Stellung ab. In Frankreich werden ſie noch viel weniger den Diener aus Dir herausriechen, als in Deinem eigenen Vaterlande. Als Edelmann, als mein Vaſall, mein Freund führſt Du Dich dort ein. Die erſte Bedingung von unſerer Seite iſt ebenfalls die ſorgfältigſte Geheimhaltung des Plans; die zweite, daß Irland Republik werde, wie Frankreich; die dritte, daß ich die Hauptſtimme im künftigen Directorium Irlands erhalte. Von dieſen drei Punkten darfſt Du nicht abgehen. Haben wir die erlangt, dann laß den General Hoche mit ſeinen Franzoſen kommen! Siegen ſie, ſo kommt die höchſte Gewalt in meine Hände. Die Verhältniſſe bleiben nicht, wie ſie ſind. Ich werde Lord Gouverneur, Protector, Dictator der Republik. Meinſt Du, ich werde es dann nicht klüger machen, wie Julius Cäſar oder Oliver Cromwell? Was könnte mich hindern, mir bei einem neuen Wechſel der Dinge die Königskrone aufzuſetzen? Es liegt im Kreiſe der möglichen Dinge, warum ſollten wir durch kluge Operationen nicht dahin kommen? Und Du, mein Freund, wirſt dann erſter Miniſter, meine rechte Hand, die Du jetzt ſchon biſt, und Ruhm, Ehre und Reichthum winken Dir als belohnendes Ziel. Die Welt ſoll es wiſſen, was ich Dir zu verdanken habe.“

Der Diener war lächelnd dem kühnen Gedankenfluge ſeines Herrn gefolgt, ohne den Rauſch zu theilen, der ſich Kildare's Kopf bemächtigt hatte. „Und wenn unſer Plan mißglückte?“ fragte er nüchtern.

„So bleibe ich der getreueſte und ergebenſte Diener Sr. Majeſtät des Königs von Großbritannien, wie zeither, und werde Mittel finden, dem Lord Gouverneur von Irland von meiner unwandelbaren Treue glänzende Beweiſe zu liefern und ihn zu überzeugen, daß kein Herz auf der Inſel für des Königs Sache wärmer ſchlägt, als das meinige. Du ſiehſt, James, daß mit Klugheit hier nichts zu verlieren, wohl aber Alles zu gewinnen iſt. Während Du in Frankreich biſt, erhält Lord Wexford, der königliche Obriſte und nächſtens General-Adjutant des Gouverneurs, die Hand meiner Tochter. Dieſe Verbindung muß jeden Schein, der durch Zufall auf mich fallen könnte, von vorn herein entfernen; ich gebe den Königlichen Jagden und Feſte, bis die dreifarbige Fahne auf den Mauern unſerer Städte weht. Hältſt Du mich für einen Stümper, James? Ich habe es durch Klugheit bis zu einem der mächtigſten und reichſten Beſitzer der Inſel gebracht; ich gedenke es noch weiter zu bringen. Ich fühle etwas von Cromwells Geiſt in mir, und der ſtolze Knabe O'Donnel ſoll noch der Bannerträger meines Ruhms ſein."

„Ich muß bekennen," warf James ein, „daß ich von Sir Lewis viel, ja Alles fürchte. Wenn uns etwas gefährlich werden kann, ſo iſt es ſeine finſtre, ſchwärmeriſche Vaterlandsliebe, die mir von ſonſt noch bekannt iſt. Das gemeine Volk iſt ihm faſt mit Abgötterei ergeben; ſein Name hat bei den Vornehmern einen guten Klang und ſein Aufenthalt in Frankreich giebt ihm ein ſtarkes Gewicht bei ſeiner Partei."

„Es iſt wahr," verſetzte der Lord, „dieſer Menſch iſt uns ſehr zur ungelegenen Zeit nach Irland zurückgekommen; doch ſeh' ich ihn jetzt hier immer lieber, als in Frankreich, wo er mir höchſt gefährlich werden könnte. Jetzt ſtehen uns genug Mittel zu Gebote, ihn unſchädlich zu machen."

„Nur keine gewaltſamen, Mylord! Das wäre ſo gewiß unſer Untergang, als ich die Ehre habe, vor Ihnen zu ſtehen. Die Landleute ſchlügen uns mit Dreſchflegeln todt."

„Nicht doch! das mein' ich auch nicht. Du haſt die beſte Gelegenheit, O'Donnel in Paris in ein zweideutiges Licht zu ſtellen. Du erzählſt, daß ich in Beſitz von O'Donnels Gütern gekommen bin und daß er mich haßt; wirfſt dann hin, wie er wohl wiſſe, daß ich mich den modernen Anſichten neige, und ihm ſogar eine dunkle Kunde zugegangen ſein müſſe, daß ich mit der franzöſiſchen Regierung in Verbindung ſtehe. Um nun gewiß zu gehen, habe er ſich ebenfalls den Verſchworenen beigeſellt und ſich, wie mir wohl bekannt ſei, mit dem Directorium und deſſen Geſchäftsträgern in Unterhandlungen eingelaſſen, keineswegs aber aus Liebe zu ſeinem Vaterlande, ſondern um mich ſicher ſeiner glühenden Rache zu opfern. Denn eigentlich ſei er der britiſchen Regierung mit Leib und Seele ergeben, habe zwei ſeiner Brüder in engliſche Dienſte gebracht, und es ſei gewiß, daß er ſelbſt bereits heimlich im Solde der großbritanniſchen Regierung ſtehe und ſpäter, wenn die Kriſis vorüber ſei, öffentlich als Werkzeug des Parlaments hervortreten werde. Es ſei ohne Zweifel, daß er die Franzoſen, wenn ſie ihm vertrauen würden, verrathen werde, um — wenn es ihm gelungen ſei, mich zu verderben, — ſich in Beſitz aller meiner Güter zu ſetzen. — Führſt Du dieſen Plan, wie ich ihn Dir mit flüchtigen Strichen hinwerfe, ſo aus, wie ich es Deiner Meiſterſchaft zutraue, ſo hebſt Du den Burſchen dort aus dem Sattel. Ihm hier ſo zu ſchaden, daß die Regierung ihn unter polizeiliche Aufſicht ſtellt, iſt meine Sache. Seine aus Frankreich empfangene Botſchaft, ſein Aufenthalt in Waterford unter den Verſchworenen ſoll bald genug zu den Ohren des Lord Gouverneurs kommen. Dazu iſt Werford das beſte Werkzeug. Iſt der gute Obriſt nur erſt mein Schwiegerſohn, dann hab' ich ihn ganz in Händen und kann ihn trefflich zu meinen Zwecken benutzen. Ihn hetz' ich dem lieben Pathchen auf den Hals, und der wackre Degen wird ſchon mit dem beliebten Volksmanne fertig werden. Drum raſch ans Werk! In dieſer Nacht noch ſchreibe ich Dir Deine Inſtruction; eh' der Tag graut, mußt Du fort. In der folgenden Nacht fährſt Du vom Lande ab; wie Du hinüberkommſt, überlaß ich Deiner Einſicht. Ich denke, Du erkaufſt einen Fiſcher mit einem guten Boote; wenn Du Dich für einen Verſchworenen ausgiebſt, dient Dir Jeder. Im Kanal kreuzen ſtets franzöſiſche Schiffe. Du wirſt gewiß eins finden. Sollteſt Du Unglück haben und in die Hände der Engländer fallen, ſo wirfſt Du die Inſtruction, in welcher ohnedies kein Name genannt wird, in's Meer und giebſt Dich für einen Fiſcher aus. Darum ſuche Dir die ſchlechteſte Kleidung zu verſchaffen. In Breſt kannſt Du Dich wie ein Graf kleiden. Ich gebe Dir Geld genug mit, daß Du den Herrn mit Anſtand ſpielen kannſt. — Nun lege Dich auf ein Ohr!"

Vergnügt und mit den ſchönſten Ausſichten auf ein herrliches Leben, entfernte ſich James; der Lord arbeitete die halbe Nacht. In der Frühe des andern Morgens hatte er noch eine lange Unterredung mit dem getreuen Werkzeuge ſeines Willens, dann verließ daſſelbe, als ein ärmlicher Schiffer gekleidet, das Schloß.

## 13.

## Vater, Tochter und prädeſtinirter Schwiegerſohn.

Lord Kildare ſandte einen Boten mit einer Einladung an Lord Wexford und die benachbarten Edelleute zu einer großen Jagd und überließ ſich dann einige Stunden einer fieberhaften Ruhe. Hierauf verfügte er ſich, nicht eben zum Beſten gelaunt, zum Frühſtück auf das Zimmer ſeiner Tochter, wohin er es beſtellt hatte. Miß Eliſabeth begrüßte ihn freundlich. „Mein Kind," ſagte der Lord, „ich will heute bei Dir frühſtücken, um allein mit Dir zu reden. Du kannſt Dir leicht denken, welchen Gegenſtand ich mit Dir zu beſprechen wünſche. Lord Werford hat mich endlich um eine entſcheidende Erklärung hinſichtlich Deiner Hand gebeten. Ich wiederhole daher meine, Dir oft ſchon vorgetragene väterliche Bitte, den Obriſt zu erhören, jedoch mit der beſtimmten Erklärung, daß ich heute keine leeren Ausflüchte annehme, mich nicht abweiſen laſſe; denn heute kommt Werford, und ich hoffe Jagd und Verlobung zuſammen zu feiern. Mein Kind, dem ich alle Wünſche mit zuvorkommender, verzärtelnder Liebe erfüllte, wird mir gewiß dieſen einen Wunſch nicht verſagen und die Gattin des jungen, ſchönen, reichen Lords werden."

„Und wenn ich Sie doch mit Ihrer Bitte zurückwieſe? wenn ich mich dennoch Ihrem einzigen Wunſche nicht fügte, mein Vater?"

„Dann wird die ungehorſame Tochter die Strenge ihres, zärtlicher Bitten müden Vaters zu fühlen haben," verſetzte der Lord mit einer, Eliſabeth bis jetzt fremd gebliebenen Heftigkeit, indem er mit verſchränkten Armen und finſtern Brauen vor ſie hintrat. „Was wird Mylady dem feſten, entſchloſſenen Willen des Lords, ihres Vaters, entgegen zu ſetzen wagen?"

„Denſelben feſten Willen!" erwiderte Eliſabeth, ſich ſtolz von ihrer Arbeit erhebend, während das leuchtende Auge, deſſen Feuer durch eine hervorquellende Thräne gemildert wurde, feſt auf den Lord gerichtet war. „Zufrieden mit dem Erbtheil meiner Mutter, wird mich das Geſetz gegen unnatürliche Gewalt in Schutz nehmen, ſobald ich daſſelbe zum Schutz meiner perſönlichen Freiheit anzurufen genöthigt ſein ſollte. — O, mein Vater, laſſen Sie es nicht dahin kommen! Bedenken Sie wohl, wohin dieſer Schritt führen müßte! Ich bitte, ich beſchwöre Sie!“ rief ſie mit verzweiflungsvollem Tone, indem ſie mit flehendem Blicke die Hände auf ſeine Arme legte. „Stören Sie wenigſtens unſern Frieden nicht!“ ſetzte ſie hinzu und verließ dann das Zimmer, während der Lord, ohne ſeinen Platz zu verlaſſen, ohne ihr ein gütiges Wort nachzurufen, ihr finſter und überraſcht nachſah. In heftiger Aufregung verfügte er ſich in den hohen Saal, deſſen Länge er mit ſtarken Schritten ſtundenlang maß, ohne mit ſich einig werden zu können. Das ganze Denkvermögen des Mannes, der ſelten von etwas in Verlegenheit geſetzt wurde, war durch die plötzliche Veränderung der ſonſt ſo ſanften Tochter, durch die bisher nicht an ihr gekannte Entſchloſſenheit ſo ſehr in Anſpruch genommen, daß er kaum das Hereintreten des Lords Werford gewahrte.

„Guten Morgen, mein Theuerſter!“ rief der Obriſt ſeelenvergnügt. „Nun, wie geht's, nach der langen Sitzung von Vorgeſtern bei Sir Ralph Bremton? Wahrhaftig, es war Alles im größten Style beim Diné, und auf meine Ehre! der Port und Old-Bock ſo gut und ächt, als man ihn nur bei einem faſhionablen Diné im Weſtende zu trinken bekommt. Und die Gerichte in einer Auswahl und Menge, wie ſie kaum bei einem Schmauſe des Lord Mayors von London erſcheinen. Denken Sie nur, alter Freund! den Koch hat der Gutſchmecker dem Herzoge von Devonſhire abwendig gemacht, der ihn auf der letzten Reiſe von Paris mit nach England brachte. Ich werde den meinigen doch gleich nach meiner Vermählung mit Lady Eliſabeth, obgleich Sie wiſſen, daß er ein ganzer Künſtler iſt, eine Zeit lang zu Monſieur Petitjeune in die Lehre ſchicken.“

Lord Kildare konnte ſich eines leichten ſpöttiſchen Lächelns nicht enthalten, und Wexford fuhr fort: „Nehmen Sie mir nur heute Nichts übel, Mylord! Der Kopf iſt mir noch ſo wirrig, daß ich das, was ich zuerſt hätte ſagen ſollen, zuletzt ſage und Eins über dem Andern vergeſſe.“

„Nun wahrhaftig!“ rief Kildare, „wenn ein ſo tapferer Soldat, ein Mann, der nie die Haltung aufgiebt, nachdem das Tiſchtuch entfernt iſt, und ein ſo verwegener Jäger dazu, wie Lord Wexford, einmal die Contenance verloren hat, ſo muß Sir Bromtons Wein ganz eigene geheime Kräfte beſitzen.“

„Ad vocem Jäger!“ fiel Wexford ein. — „Sobald ich heute Morgen Ihre angenehme Botſchaft erhielt, eilte ich ſogleich auf Flügeln der Liebe hierher, obgleich ich noch Manches zu ordnen hatte, da ich in einigen Tagen nach Dublin muß. — Der Generaliſſimus will ſämmtliche Truppen muſtern. Ich hoffte irgend eine erfreuliche Nachricht in Betreff der meinem Herzen ſo theuren Angelegenheit zu erhalten! Doch ich habe mich abermals getäuſcht! Miß Eliſabeth empfing mich ſo eben mit mehr als gewöhnlicher Förmlichkeit und kaltem Ernſte, woraus nicht viel Gutes zu ſchließen war, an der Treppe und ſagte mir weiter nichts als: eine Jagd iſt im Werk, Mylord! Eilen Sie raſch hinauf zu meinem Vater, der Sie längſt erwartet! Dann verneigte ſie ſich, ſarkaſtiſch lächelnd, und ſchritt an mir vorüber nach ihrem Zimmer. Ich bin Soldat und Jäger mit Leib und Seele,“ fuhr er eifrig fort, „ich ſcheue weder die Gefahren des einen noch des andern Handwerks. Vor der Front meines Regiments, oder wenn der Fuchs hoch gemacht und die Hunde los ſind, ſetzt mich kein Hinderniß in Verlegenheit, und das Herz ſchlägt mir ruhig in der Bruſt. Aber deſto mehr Unglück habe ich beim ſchönen Geſchlecht! Denken Sie ſich, Mylord! Ich beugte mich wiederholt, wollte etwas Verbindliches ſagen, die ſchöne Hand an meine Lippen führen; aber während ich noch darüber nachſann und eben die rechte Hand aus der Rocktaſche zog, war Mylady längſt verſchwunden. Ich ſtarrte ihr nach und ärgerte mich über meine Unbeholfenheit. Verdammt! ich ſehe immer mehr ein, daß mir der im Auslande gebildete Jugendfreund der Lady, jener O'Donnel, der Gentleman mit dem düſtern Feuerblicke und dem ſtolzen Weſen — ich habe ihn erſt einmal, als er neulich, wie ein König um ſich blickend, durch Bantry ritt, geſehen — den Rang abgelaufen hat, ſeitdem er auf ſeiner Rückreiſe vom Continente Miß Eliſabeth zufällig im Park, in den ihn mein Unſtern führen mußte, geſprochen hat!"

„Woher haben Sie etwas von dieſer unſeligen Unterredung gehört?" fragte Kildare betroffen.

„Woher? — Ei nun, von Miß Margaret, die — ich weiß nicht wie — dahinter gekommen war und mir die Sache mittheilte, um mir Miß Eliſabeths Widerſpenſtigkeit zu erklären."

„Laſſen wir das jetzt, mein Lieber!" tröſtete Lord Kildare den ſich gekränkt fühlenden Offizier. „Zeit gewonnen, iſt alles oder doch viel gewonnen. Sir Lewis verwickelt ſich anſcheinend ebenſo, wie ſein Vater, in die Angelegenheiten des Landes. Giebt er ſich eine Blöße, ſo iſt er verloren. Großbritannien wenigſtens muß er, wenn er nicht tollkühn das Aeußerſte zu wagen geſonnen iſt, nach den jetzt von der Regierung getroffenen Maßregeln verlaſſen. Jene geheime Unterredung O'Donnels mit meiner Tochter hat allerdings auf die letztere Einfluß gehabt. Allein was läßt ſich anders thun, als warten? Zwang würde zu Nichts führen. Die Zeit verwiſcht die ſtarken Eindrücke in Eliſabeths Seele, löſcht allmählig eine Erinnerung nach der andern aus, und Lord Werford wird, geehrt durch ſeine den Feinden furchtbar gewordene Tapferkeit, unter den Segnungen des Friedens, die in ſeinem Innern noch ſchlummernden ſchönen Anlagen entwickeln, um mit der Hand auch das Herz einer Dame zu erobern, die nicht nur durch Adel und Geburt, ſondern auch durch ſeine Erziehung und Bildung den erſten Frauen des Landes angehört und die höchſten Anſprüche zu machen hat.“

„Ein ſchlechter Troſt!“ erwiderte der Obriſt aus tiefbewegter Bruſt, ſo daß es faſt wie ein Seufzer klang. „Mit der Beruhigung unſerer Inſel möchte es noch im weiten Felde ſein, und trotz aller Vergnügungen, die wir hier, ſoviel es der ſchwere Dienſt geſtattet, haben, ſo ſehr auch Sie ſelbſt, Mylord, und Sir Bromton und die ganze loyale Gentry uns hier in der Gegend mit Freundſchaftsbeweiſen überhäufen, möchte ich doch lieber im ehrlichen Kriege oder auf einer andern Station dienen als hier, in meinem eigenen Vaterlande, im Bürgerkriege. Lieber müßig in meinem Hauſe in London! Morgens durch Hydepark fahren, Abends den großen Club beſuchen, ſo ſehr mich auch die Caprice der ſchönen Präſidentinnen hinſichtlich des Anzuges, in dem man erſcheinen ſoll, langweilt, als hier länger den Jammer und das Elend mit anſehen. Ueberall nur traurige, aber verſchmitzte Geſichter voll verbiſſenen Ingrimms! Man mag zur Jagd, oder zu einem Gaſtmahl reiten, überall treten mir die hohläugigen, hungrigen Jammergeſtalten in den Weg. Wie oft ſchon ſtreckten ſie mir die abgemagerten nackten Arme, kaum mit einigen elenden Lumpen bedeckt, mitten im Winter plötzlich aus dem Schoße der Erde, in irgend einer Feldumzäunung entgegen, ſo daß mein Pferd ſcheu über den Anblick zur Seite ſprang!"

„Wenn dieſe Armen nicht wären, mein lieber Lord! bedenken Sie es nur einmal recht!" ſagte Kildare mit einem hämiſchen Lächeln, während er zugleich einen ſtechenden Blick auf den Redner warf, „ſo würden wir Beide und viele unſeres Standes wahrſcheinlich etwas minder begütert ſein!"

„Ja leider," verſetzte der Erſtere, „iſt das eine ſchlechte Wahrheit. Doch glauben Sie's mir bei meiner Seele, Freund, der Gedanke, daß ich es nicht bin, der dieſe jetzt ſo ſchwer abzuändernden Einrichtungen getroffen hat, gereicht mir zu nicht geringem Troſt."

„Die Rebellen aber, und wahrſcheinlich O'Donnel an ihrer Spitze, müſſen wir als loyale Anhänger des Königs bekämpfen!" beruhigte Kildare, der den Effect dieſer Worte auf den Oberſten wohl berechnet hatte.

„Was ſagen Sie?" rief der Obriſt erſtaunt. „O'Donnel an ihrer Spitze? Keine leere Muthmaßung, Mylord! Es iſt ein ſchweres Wort, was Sie da eben ausſprachen. Es könnte ja der Galgen ſein Loos werden! Doch wenn's wirklich Wahrheit wäre, dann, bei allen Teufeln, nähme ich mir dieſen ganz allein heraus. Er oder ich, Sieg oder Tod. Im offenen Kampfe müßte einer von uns fallen!“

Kildare hatte Werford, deſſen eben ausgeſprochene Anſichten ihn nicht wenig beunruhigt hatten, in die Stimmung verſetzt, die er zu ſeinen Zwecken brauchte; nun lenkte er wieder behutſam ein, verſichernd, daß man in dieſen Zeiten Keinem trauen könne, daß man auf ſeiner Hut ſein müſſe und daß allerdings ſtark gravirende Umſtände gegen O'Donnel vorhanden ſeien, auf die allein hier man indeſſen keine Maßregeln ergreifen könne.

Werford ſchien beruhigt, obgleich das vom ränkevollen Kildare auf ihn abgedrückte Geſchoß genau die Stelle getroffen, auf welche dieſer gezielt hatte. Das Geſpräch wurde abgebrochen und dagegen die große Jagd auf's Tapet gebracht, welche Morgen auf Kildare's Grundſtücken in der Umgegend ſtattfinden ſollte.

„Ihre neuen Jagdpferde ſind ausgezeichnet, Obriſt, beſſer als irgend Jemandes weit umher,“ ſagte Kildare, wohl wiſſend, wie ſehr er dadurch des Erſteren ihm in dieſer Hinſicht wohlbekannten Eitelkeit ſchmeichelte.

„Sie ſind gut, Mylord! ich wette auf ein jedes. Da iſt der Rapid. Zweihundert gegen eins, er ſetzt über jede Barriere. Kein Chauſſeewärter darf ſich ſeinetwegen bemühen, um Nachts den Schlagbaum zu öffnen. Die Veloce läßt kein anderes Pferd vor ſich. Die braune Stute hat dies Jahr zweitauſend Pfund auf dem Tallamore-Rennen gewonnen. Lord Bridgewarters Pferde ſind vielleicht die theuerſten im ganzen Lande. Keins iſt von reinerem Blute, als ſein Emir. Der Prinz von Wales hat deſſen Vater Abdul Hamad mit baaren ſechstauſend Guineen bezahlt, und dennoch, Sir, dennoch, bei Gott! iſt es mein größter Triumph geweſen, blieb der Emir eine Pferdehalslänge hinter meiner Veloce zurück. Bridgewater wüthete, er wollte das edle Thier erſchießen, und hätten wir nicht alle flehentlich Einſpruch gethan, bei Gott! der koſtbare Racer rührte jetzt kein Glied mehr. — Na, und Bella, das haben Sie ja mit Ihren eigenen Augen geſehen, Mylord! die ſchwimmt wie ein Delphin durch den Shannon; ich getraue mich für eine gentile Wette von der Blackfriars- nach der Londonbrücke mit ihr zu ſchwimmen, ohne daß ſie viel nach Luft ſchnappt, die brave Mähre. — Und zwei Koppel friſcher Hunde von Lord Goderich für ſiebzig Guineen; wahrhaftig, Kildare, Sie ſollen Morgen Wunder ſehen. Wie haben Sie denn Ihre Einrichtung für die Jagd getroffen? — Doch, wie kann ich auch fragen? Ein ſo alter Sportsman, wie Sie, Mylord, der ſchon ſo manchen Fuchs geprellt, wird nichts vergeſſen haben. Ein Rendesvous bei der Heideſchenke, ſo ungefähr" — „und zum Schluß Abends ein paar Schüſſeln bei mir hier auf Lindſayhall," fügte der Lord hinzu.

„Verbunden!" erwiderte der junge Edelmann, ſich leicht verbeugend, „doch nicht, wie bei Bromton, ich bitte darum," ſo ſchloß er mit der heiterſten Laune, „damit nicht Mylady's ſchlimme Meinung von Ihren Freunden noch vermehrt wird." —

Die froſtige Weiſe, mit der die ſchöne Tochter des Hauſes Lord Wexford empfing, als er in Begleitung ihres Vaters, um ſich zu beurlauben, in ihr Boudoir trat, fachte indeſſen den Funken wieder zur Flamme an, den Lord Kildare durch die Anſpielung auf O'Donnels Mitwiſſenſchaft um die ſich im Lande verbreitenden Unruhen in ſein unbefangenes Gemüth geworfen hatte. Es war daher dem jungen Manne nicht übel zu nehmen, wenn er bei ſeinen Anſichten von Recht und Ehre den Nebenbuhler in einem doppelt gehäſſigen Lichte erblickte und feindſelige Pläne gegen denſelben ſeinen Geiſt beſchäftigten, als er bald darauf in Begleitung ſeines Reitknechts dem prachtvollen Landſitze zueilte, auf dem er während eines kurzen Urlaubs verweilte.

## 14.

## Die Jagd.

Noch hatten am folgenden Morgen die Strahlen der Sonne die Nebelſchichten nicht durchbrochen, die über den Niederungen der herbſtlichen Landſchaft auf und nieder wogten, den Beobachter ungewiß laſſend, wie ſich das Wetter während des Tages geſtalten würde, als man ſchon von vielen Seiten auf den leicht gefrornen Wegen, die nach der Heideſchenke führten, den Hüfſchlag herantrabender Roſſe in weiter Ferne hörte, lange vorher ehe man ſie mit dem Auge wahrzunehmen vermochte. Die Dunſt- und Nebelmaſſen wogten hin und her, bis ſie tiefer herabſinkend, zuerſt die Köpfe, dann einzelne Theile und endlich die ganzen Reiterzüge enthüllten; nun begrüßten ſich die Pferde durch lautes Wiehern, die Hunde, alte Bekannte von mancher frühern Jagd, heulten und bellten ſich freudig entgegen und das luſtige Getümmel vor der Heideſchenke nahm von Minute zu Minute mehr überhand.

Die Jäger verſammelten ſich im Kreiſe. Derbe

Waidsmannsſcherze flogen wie Funken herüber und hinüber, und Luſt und frohe Laune wurden bald allgemein. Gewährten hier die eleganten Jagdanzüge der Herren einen heitern Anblick, ſo verdiente die Dienerſchaft in glänzender Livrée nicht überſehen zu werden, welche im Hintergrunde dieſer Gruppe die Pferde auf und abführte, lauter Thiere von der ausgezeichnetſten Abſtammung, auf deren koſtbaren Decken man die Wappen und Namen der Eigenthümer in kunſtvoller Arbeit gewahrte; an Sattel und Zeug war überdies unglaubliche Pracht verſchwendet. Hier ſah man Pferde, die dem Beſitzer Tauſende im Einkauf gekoſtet hatten, deren ſchlanke Taille, dünner Hals, dicht am Kopf liegende kurze Ohren, dünne und ſehnige Beine, denen eines Hirſches ähnlich, dem Kenner ſogleich ächte Renner verriethen, Pferde, die dem Eigenthümer im Einzelnen, ja auch in einer einzigen Wette, ungeheure Summen gewonnen hatten. Wenn dieſe edlen Geſtalten, etwas auf die Vorderbeine vorgeſtämmt, ſich ſo leicht auf das Hintertheil ſetzten, aus den großen Augen und weit geöffneten Nüſtern feuerſprühend, überzeugte man ſich bald, welche ungemeine Schnellkraft die Sprunggelenke dieſer Pferde vor andern voraus hatten.

Nicht weniger als die Reitknechte, die auf Geheiß ihrer Herren im weiten Kreiſe umherreiten mußten, weil ihre Pferde ſtolz und ihres Werthes ſich gleichſam bewußt, durchaus kein anderes neben ſich dulden wollten, hatten die Hundeführer mit den Kötern zu thun, die unruhig an den Leitſchnüren vorwärts ſtrebten, um alte Bekanntſchaft mit den oder jenen Koppeln aufzufriſchen, oder neue mit denen zu machen, die heute zum erſten Male auf dem Platze erſchienen.

Nachdem endlich die meiſten Herren, vorzüglich die Offiziere, die im Auslande gedient, ihre Pfeifen angezündet hatten, gab Shaun Donnough, Kildare's Leibjäger, auf des Lords Wink, durch eine luſtige Hornſanfare das Zeichen zum Aufbruch.

Lindſayhall links laſſend, folgte man dem Wege längs der Teufelsmauer bis an die Brücke. Von hier wandte ſich der Troß auf einem ſchmalen Pfade den höher gelegenen Theilen der Heide zu. Jetzt löſte der Spürmann die Leithunde vom Ringe, die ſchnell ſich rechts und links in langen Linien vertheilten. Bald im Schritt, bald trabend, folgten in derſelben Ordnung die Jäger, während aller Blicke geſpannt nur auf die Hunde gerichtet waren. Die Suche war lange vergeblich, und Kildare ſchlug ſchon vor, auf den jenſeit des Baches liegenden, mehr hügeligen und mit Geſträuch bewachſenen Theil der Heide, der an die Berge grenzte, überzuſetzen, und einige der verwegenſten Reiter waren auch hinüber, als die Hunde ganz unerwartet bei einem unter dichtem Geſtripp von Ginſter und Stechpalmen hervorragenden Steinhauſen mehr und mehr anzogen, dann ſtehend markirten und endlich auf das Wort des Spürmannes einſprangen.

Mit einem raſchen Satze, die Lunte hoch erhoben, flog Reineke hervor und eilte, ſo ſchnell als möglich ſeinen Feinden zu entkommen, in weiten Sprüngen über die Heide hin.

„Ho! halloh, ho! Alle Hunde dran, mein Junge!“ rief der Lord dem Führer derſelben zu, und erſt jetzt begann querfeldein, über Stock und Stein, über Buſch und Baumſtumpf, durch Sümpfe und Gräben, die eigentliche wilde verwegene Jagd, die höchſte Luſt des ächten Briten, die Quinteſſenz aller Freuden eines verwegenen Reiters. War der Sprung auch ein Wagmiß um Hals, Arm oder Bein, — ein „damned!“ — war alles, was man hörte, und, ohne ſich nach andern Auswegen umzuſehen, wurde das Wagniß ausgeführt, und es glückte in der Regel, weil man wußte, was vom edlen Jagdpferde zu erwarten ſtand. Schon war in weiter Entfernung ein kleiner Fluß durchſchwommen, denn der Fuchs hatte ſich ungeachtet manches ſchlauen Verſuches, ſich durch Niederdrücken den Verfolgern zu entziehen, immer wieder von der wüthenden Meute aufgeſtöbert, zu dieſem letzten Rettungsverſuche entſchließen müſſen, und ſetzte, die Felder von Dunmoore von der entgegengeſetzten Seite erreichend, ſeine nun ſchon ſtundenlang dauernde Flucht mit etwas mehr Sicherheit langſameren Laufes fort. Der Jagdlärm hatte eine Menge Dörfler aus ihren Häuſern und von ihrer Feldarbeit herbei gelockt, die nun haufenweiſe an den Haferſtücken ſtanden, mit der Abſicht, ihr Eigenthum ſo viel als möglich zu ſchützen. Der Fuchs warf ſich gleich in das erſte dieſer aus mehren Aeckern beſtehenden Feldſtücke, und das Geſchrei der Bauern vermochte ihn, ſich nur noch tiefer in dem Getreide zu verbergen. Der volle Jagdtroß ſauſte heran, und die Leute hoben flehend die Hände zu den berittenen Herren empor.

Der Obriſt ſprengte an Lord Kildare heran und rief: „Wir werden hier den armen Leuten die ganze Ernte verderben! Der Fuchs, einmal auf der Flucht, kommt auf der andern Seite ſogleich heraus und kann uns nicht mehr entgehen. Laſſen Sie uns einbiegen, Mylord!“

„Verdammt ſei das Lumpengeſindel!“ rief der Angeredete, in glühender Luſt, vorwärts zu kommen. „Es bezahlt mir doch das Pachtgeld nicht. Hol' der Teufel den ſchlechten Hafer! Hindurch, meine wackern

Burſchen! He! halloh! Huſſah! immer vorwärts! hindurch!“ — Und weit voran ſprengte der Lord zuerſt in das wogende Saatfeld hinein; hinter ihm folgte nun ohne Weiteres der lärmende Zug, und in wenigen Minuten war das kleine Feld in der Breite mehrer Aecker unter den Hufen der Roſſe zerſtampft.

Die Landleute an den Feldmarken erhoben ein klägliches Zetergeſchrei, und ein weißhaariger alter Mann trat mit Blicken der Wuth und Verzweiflung hervor und ballte ſeine Fauſt gegen die Jäger hin. Es war der greiſe Dunſcore. Ihm zur Seite war ſein jüngſter Sohn. Dieſer hatte einen mächtigen Stein ergriffen und wollte hinter den Reitern her, wahrſcheinlich in der Abſicht, den Lord Kildare damit an den Kopf zu werfen. Der Alte hielt ihn aber mit den wutherſtickten Worten zurück: „Laß das, Pat! Du erreichſt ihn nicht und wenn auch, Du triffſt ihn nicht und kommſt um den Hals. Gott wird richten zwiſchen ihm und uns; wir aber werden Gottes Richtſchwert ſein. Wir müſſen dieſen Winter nun verhungern, Herzenskleinod; denn das war unſre Nahrung, und Sir O'Donnel iſt auf Monate, vielleicht auf den ganzen Winter, verreiſt. In einigen Wochen kommt des Lords Pächter; der wird uns aus der Hütte werfen. Aber laß nur, guter Junge; ſo muß es kommen, wenn was Rechtes geſchehen ſoll. Wir ſind ſonſt feige Memmen. Gott erhalte Irland! Es wird ſich ſchon helfen.“ Große Thränen rollten über ſein runzeliges Geſicht, als er über den verwüſteten Acker ging, vor einer halben Stunde noch ſeine Freude, und gräßliche Flüche gegen den Lord ausſtoßend folgte ihm Patrik nach.

Der geängſtete Fuchs rannte unterdeſſen gerade auf das Dorf los; dort verſuchte er einen Satz über die Hecke, der ſeiner gebrochenen Kraft jedoch kaum gelang. Blutroth und lechzend hing ihm gleich den verfolgenden Hunden die Zunge aus dem weit geöffneten Rachen.

Es war ein Kohlgarten, wo der Oberſt, der ſchneller als der Fuchs über die Hecke ſetzte, den erſten Hieb mit der Peitſche nach dem gehetzten Schlachtopfer that.

„O! habt doch Barmherzigkeit, Sir, mit einer armen alten Witwe die ruinirt iſt, wenn Ihr den kleinen Garten verwüſtet," jammerte ihm eine Frau entgegen, Judy Leghan, Dahna's Schwiegermutter, welcher das Grundſtück gehörte.

Eben wollte Wexford, aus Mitleiden mit der Alten, den Fuchs, dem er raſch noch einige Hiebe verſetzt hatte, auf die entgegengeſetzte Seite der Einzäunung werfen, als Kildare mit den Worten herüberſtürmte: „He! was wollen Sie da machen, Herr Obriſt? Iſt das Waidmannsgebrauch?"

„Erbarmen, Erbarmen! Mylord. Es iſt meine Winternahrung!" wimmerte Judy.

„Pack Dich zum Teufel, deſſen Tochter Du biſt, alte Hexe!" ſchäumte der Lord, indem er ihr einen Schlag mit der ſchweren Jagdpeitſche über den Kopf verſetzte. „Hier bin ich Herr! Mitten im Garten, da wo der Fuchs fiel, iſt hallali! — He! hoho! hallali!" rief er jubelnd den Jägern zu.

„Ho! hoho! hallali!" antwortete der ſtürmiſche Jagdchor und ſetzte hinüber, wobei jedoch einige ſchwerfällige ältere Gentlemen faſt ganz zuletzt noch in Gefahr geriethen, auf den Zaunpfählen geſpießt zu werden. Lord Bridgewater aber kam bei dem gewaltigen Satze ſeines Emirs früher im Garten an, als ſein braves, mit dickem Schaum bedecktes Jagdpferd.

Die arme Witwe war, hart vom Peitſchenhiebe getroffen, in einiger Entfernung am Zaun niedergetaumelt, und wehklagend, den Kopf auf die Hand geſtützt, blickte ſie auf die Verwüſtung des Gartens, während ſich die Jäger glückwünſchend um den Obriſten drängten, der ſeine Beute im Kreiſe umherzeigte, noch einmal hoch empor hielt und dann unter die lechzend umherliegenden Hunde warf.

Der Sieg war errungen. Der Zweck des Tages, einen Fuchs zu tödten, war auf Koſten von zwanzig müde gejagten Pferden und mehr als vierzig abgehetzten Hunden erreicht. Die meiſten ſtanden mit Schaum überzogen, mit niederhangendem Kopfe, manche auf drei Beinen hinter ihren Reitern; die letztern lagen athemlos, mit weit herausgeſtreckten Zungen, theilnahmlos um den erlegten Feind herum. Mehr als ein Leben hatte dabei auf dem Spiele geſtanden.

Die edlen Jäger ſelbſt fühlten ſich jetzt weniger behaglich, als am Morgen, bevor ſie ausgezogen, und folgten daher gern der Einladung des Lords, die Erfriſchungen einzunehmen, welche er durch die mit den Handpferden im Dorfe wartenden Diener in Dunmoore hatte beſorgen laſſen.

Der feurige Port und Madeira, der der Collation die pikante Würze verlieh, führte gar bald die frohe Laune zurück und verwiſchte jede Spur von Ermüdung, ſo daß die Herren nach einer Stunde freudigen Muthes wieder die friſchen, vorgeführten Pferde beſtiegen, um auf der gebahnten Straße nach Lindſayhall zur Tafel zu reiten. Zuvor warden jedoch die ſtrengſten Befehle an die Stallleute ertheilt, die ſo ſcharf gebrauchten Pferde tüchtig zu reiben, mit Branntwein zu waſchen, dann in die weiten Decken und Halsüberzüge ſorgfältig einzuhüllen und vor jeder Zugluft zu bewahren. Dieſe zarte Fürſorge nach der eben ſtattgefundenen grauſamen Behandlung würde jeden Ausländer in das größte Staunen verſetzt haben. „Um zwölf Uhr heute Abend die Kutſche, John!“ hörte man wohl auch einen oder den andern der ſtattlichen Gentlemen hinter ſich rufen, vielleicht in Vorahnung eines Schwindels, der manchen von ihnen an einem ſolchen Tage nach Tiſch in luſtiger Geſellſchaft zu überfallen pflegte, oder einer Ohnmacht, die oft von ſo langer Dauer war, daß der edle Herr erſt unter ſeinem eignen Dache, ſpät am andern Tage, erwachte.

## 15.

## Peppy's Weiſſagung.

Lord Wexfords Kammerdiener hatte einen Auftrag von ſeinem Herrn erhalten und verließ die Kameraden, noch ehe ſie unter den reichlichen Ueberreſten der Tafel ihrer Gebieter ganz aufgeräumt hatten. Als er jedoch in der Nähe der Heideſchenke dahin trabte, traverſirte plötzlich ſein Pferd rechts über den Fuhrweg, ein ſicheres Zeichen, daß Henderſon, wenn er allein war, nicht an dem Hauſe vorüberritt. Da ſeine Laune auch dieſes Mal mit der ſeines Pferdes im völligen Einklange ſtand, ſo machte er eine ganze aus der halben Wendung des gelehrigen Thieres und ritt gerade auf die Hausthüre zu, wo man den bekannten Gaſt nicht lange warten ließ. Denn kaum war dieſer abgeſeſſen, ſo reichte ihm Andrew, Peppy's jüngſter Sohn, ein volles Rumglas, da dem Engländer der iriſche Whisky nicht behagte.

Tim Ruuthan ſprang herbei, um dem ſtolzen Kammerdiener das Pferd zu halten, und erkundigte ſich, gleich dem Wirthsſohne, nach dem Erfolge der Jagd. Während Henderſon mit dem Siege ſeines Herrn prahlte, ſchlich die alte Peppy frierend vorüber, der Hausthür zu. Henderſon rief ſie mit einem höhniſchen Gruße an.

„Wer iſt der Gentleman?“ fragte die Wirthin verdrießlich. „Wahrſcheinlich ein fremder Squire, den der Lord zur Jagd gebeten?“

„Wie? Du kennſt mich nicht, Alte?“ lachte der Diener laut auf. „Sind denn Deine Augen plötzlich ſo trübe geworden. Haſt Du mir nicht dieſen Morgen erſt einen Poleen eingeſchenkt?“

„Es liegt eine lange, böſe, ſchaurige Zeit zwiſchen dieſem Morgen und jetzt,“ verſetzte die Wirthin eintönig; „die Zeit eines großen Frevels und eines böſen Fluchs. Ihr habt am Frevel Theil genommen, Herr; Euer Theil am Fluche wird nicht ausbleiben.“

„Was iſt das wieder für ein Rabengekrächz!“ ſagte Henderſon ſich ſchaudernd.

„Glaubt mir,“ fuhr Peppy fort, „keiner von denen, die heute durch das Haferfeld ſprengten und der armen Leute Brot in den Boden ſtampften, kann dem böſen Geſchick entgehen, das der wohlverdiente Fluch des alten Dunſcore, der Fluch, den er hier in der Schenke ausgeſtoßen, über ihn herbeiführen wird. Denn wißt nur, fremder Herr, dieſe unſcheinbare Schenke hat die dämoniſche Eigenſchaft, daß Fluch und Segen, die in ihr ausgeſprochen werden, auf wunderbare Weiſe in Erfüllung gehen. Seht dies Haus nicht ſo verächtlich an! Gar manches geheimnißvolle

Geſchick iſt darin von den Geiſtern geſponnen und gewebt, die über das Menſchenleben geſetzt ſind. Sie haben Dunfoore's Fluch empfangen und tragen ihn bei ſich, wie ein Weib die empfangene Frucht ihre Zeit trägt, bis ſie, ausgebildet, geboren wird. So wird der Fluch einſt über Euere Häupter kommen, eine furchtbare Geburt."

„Was geht mich der Fluch an!" ſagte Henderſon, kleinlaut ausweichend, denn die ernſten Worte der Frau hatten ihm die Seele durchbebt. „Seine Gnaden, der Lord Kildare ſprengte zuerſt in das ihm gehörige Feld. Dann die Sportsmen. Wir waren die Letzten und mußten wohl nach."

„Auch wird Kildare der Fluch am ärgſten treffen. Es wird ein Tag kommen, wo alle Sünden dieſes Mannes gegen ihn aufſtehen werden, als lebendig gewordene blutige Geſpenſter. Er hat viel verbrochen, glaubt es, Herr; aber das Strafgericht über ſein Fleiſch und Blut und über ſeine Seele wird nicht ausbleiben. — Es hat ſchon lange begonnen," ſetzte ſie murmelnd hinzu

„Verdammt mit Deinem ewigen Eulengeſang, Mutter Peppy!" rief Henderſon ärgerlich. „Mir iſt ſtets, als hört' ich ein Leichenhuhn, wenn Du ſo faſelſt. Ich komme Dir bei St. Georg nicht wieder über die Schwelle, wenn Du mir ſtets die alte trübſelige Weiſe vorleierſt. Doch ich denke, Du wirſt ſchon eine andere anſtimmen, wenn erſt mein ſchmucker Obriſt die Lady von Lindſayhall heimgeführt hat."

„Das wird nimmer geſchehen, mein guter Mann!" lachte Peppy heiſer.

„Wer will's verhindern?" fragte der Kammerdiener verwundert und ärgerlich.

„Wenn Gott nicht: Ich!"

„Du! altes, verrücktes Weib! Hör', nimm Dich vor Lord Kildare in Acht! Es möchte Dir ſonſt ergehen, wie vorhin der Alten im Dorfe."

„Wer Alten?" rief Peppy, ihn mit weitgeöffnetem Munde und ſtarren Augen anſehend.

„Die Leute ſagten, ſie ſei des eingebildeten Michaul Dahna's Schwiegermutter, der jetzt den Kammerdiener beim Baron O'Donnel macht. Das Weib heulte und lamentirte, als die Herren auf der Folge in ihren Kohlengarten ſprengten. Flugs gab ihr der Lord Kildare mit der Jagdpeitſche eine hinter die Ohren, daß ihr Hören und Sehen verging. Sie lag am Boden, wie der verendete Fuchs, und das getroffene Auge quoll ihr blutig aus dem Kopfe."

„Gott ſteh' uns bei!" kreiſchte Peppy. „Der Lord hat Dahna's Schwiegermutter geſchlagen! Beim Erlöſer! das ſetzt Blut. Wißt Ihr, Mann, wer dieſer Dahna iſt? Nein, Ihr wißt es nicht, und der Lord Kildare weiß es nicht! Ihr könnt es nicht wiſſen, nicht ahnen. Aber Michaul weiß es, ſeit ſeine Mutter todt iſt, und wehe dem Lord, daß er es weiß! — Reitet heim! — Reitet ſchnell, Maſter Henderſon! Es iſt viel ſchwarzes Unglück im Anzuge, und es wird ſchneller laufen, als Euere theuerſten Roſſe, und den Reiter überholen und im Fluge erlegen. Die Langmuth Gottes hat ein Ende. Reitet und ſagt dem Lord, daß die Rache ſchon hinten auf ſeinem Pferde hockt."

Heulend lief die Wirthin in's Haus und kehrte gleich darauf mit einer vergilbten Schachtel unter dem Arme, worin ihre Medicamente verwahrt waren, zurück; ohne ſich umzuſehen, rannte ſie damit auf dem Wege nach dem Dorfe zu, um ſo ſchnell als möglich Judy Leghan Hülfe zu bringen.

Henderſon bezahlte und ſtieg verſtimmt zu Pferde. Tim ſah ihm pfiffig lächelnd nach.

## 16.

## Sir Lewis in Bantry.

Düſter geſtimmt ritt Lewis O'Donnel, von Michaul Dahna begleitet, durch eine der ſchmutzigen, mit niedern elenden Hütten bepflanzten Vorſtädte von Bantry. Die Avenuen aller iriſchen Städte ſind ſo ſchlecht bebaut, und hier wohnen die Katholiken, die eigentliche iriſche Bevölkerung des Landes, während die fremden eingewanderten Proteſtanten, die Herren des Landes, ſich's in den prachtvollen Gebäuden der innern Stadt bequem machen. Der Winter war mit ſeinem unfreundlichen Gefolge auf der Inſel eingekehrt; es war naßkalt und Regen wechſelte mit Schnee.

Mit wehmüthigem Lächeln theilte der Baronet den Inhalt ſeiner Börſe unter einige zerlumpte Weiber aus, die ihm ihre Kinder — ihn für einen Engländer haltend — bettelnd entgegenſtreckten, halbnackte, bleiche, frierende Geſchöpfe.

„Ei, was machſt Du denn, Kiddy? S'iſt ja Seine Gnaden Sir Lewis vom Jagdſchloſſe!“ rief ein zerlumpter breitſchultriger Mann von bleichem, kummervollem Anſehen, der aus der nächſten Hütte herbeiſprang und die Bittende zurückzuziehen ſuchte. „Laß ab, ſage ich Dir, der Gentleman giebt genug an die

Armen! Seine Schuld iſt's nicht, wenn die Behörden die Gaben nicht immer an den Bedürftigſten vertheilen. Nehmen Sie's nicht übel, Gnaden, daß Kiddy ſo unverſchämt iſt. In zwei Tagen hat das arme Weib mit dem Kinde an der Bruſt nichts Warmes gegeſſen, und die kleinen unſchuldigen Würmer da wiſſen ſich in den rauhen Tagen der Kälte nicht zu erwehren. Lieber Gott! der Verdienſt iſt ſo gering, und die Lebensmittel ſo theuer bei den vielen Soldaten; die Ernte iſt gut und reichlich in Irland geweſen, gnädiger Herr, aber der Irländer muß doch hungern. Gott ſorgt für uns, aber unſere Herren nehmen uns die Gaben ſeiner Güte vor dem Munde weg." —

„Ei, biſt Du nicht Shame Dunfoore, des alten Samuel zweiter Sohn?" fragte der Baronet.

„Freilich bin ich's, und Euer Gnaden unterthänigſter Diener. Ach, gnädigſter Sir, unſer Gebet folgt Ihnen, ſo oft Sie hier vorüberreiten, denn Sie ſind ein Freund der Armen, das weiß jedes Kind in der ganzen Grafſchaft."

„Aber warum ſo müßig zu Hauſe, Shame, wenn man ein ſo hübſches Weib und eine Hand voll Kinder hat? Du biſt ein Fiſcher, der gehört um dieſe Zeit in die Bay hinaus."

„Ach, beſter Her Baron, ich habe keine Barke!" weinte der Mann. „In dieſem Frühjahr verlor ich mein beſtes Fahrzeug auf den Klippen, das andere ließ mir James Morries, des Lord Kildare's Leibdiener, für eine kleine Schuld wegnehmen. Mein Vater hätte es vielleicht doch möglich gemacht, mir eine zu ſchaffen, aber vor drei Wochen hat ihn der Pächter des Lords durch den Constable aus ſeiner Hütte werfen laſſen."

„Dein Vater ohne Obdach!“ rief der Baronet erſchrocken. „Wo hält er ſich auf?“

„Seit einigen Tagen iſt er bei meinem älteſten Bruder, dem Weber hier. Aber der hat ſelbſt zehn Kinder, die er betteln ſchicken muß, und mein Vater will nicht bei ihm bleiben, ihm die Laſt zu vermehren, obgleich ihn Brine gern behalten will.“

„Komm' zu mir auf mein Landhaus, Shame; Du ſollſt Dir in meinem Walde das zu einem neuen Fahrzeug nöthige Holz ſchlagen, und auch Du, arme Kiddy, komm' morgen mit Deinen Kindern zu mir,“ ſagte O'Donnel tröſtend, „wir wollen ſie neu herausputzen. Kommt aber morgen, hörſt Du, Shame! Auch Deinen Vater bring' mit. Vergiß es nicht; ich habe nothwendig mit ihm zu reden.“ — Dann ſprengte er raſch von dannen, denn ein Haufen Neugieriger fing an, ſich um die Gruppe zu ſammeln, während das dankbare Ehepaar ihm Rock und Hände küßte.

Je weiter der Baronet in die Stadt einritt, deſto mehr erheiterte ſich das Anſehn derſelben, denn die auf einer ſanften Erhöhung liegende evangeliſche Kirche, von den Wohnungen des Geiſtlichen, des Sherifs und andrer Behörden umgeben, die Häuſer der proteſtantiſchen Einwohner, ſo wie die mit allen Bedürfniſſen des Lebens und des Luxus reich gefüllten Gewölbe, freundlich einladende Gaſthäuſer und ſchöne Caſernen, gewährten ein dem eben erblickten ganz entgegen geſetztes Bild des Wohlſtandes und des ächt engliſchen Comforts.

Soldaten, denen der Obriſt heute einen Feiertag geſchenkt hatte, tummelten ſich luſtig in den Schenken, oder füllten die Läden der Kaufleute. Faſhionable Herren unterhielten ſich mit Offizieren über die Neuigkeiten des Tages, und hohe Damen, mit ſchlanker Taille, ſchritten ſtattlich geputzt auf den reinlichen Trottoirs, oder dankten mit britiſch vornehmer Kälte hinter den glänzenden Spiegelſcheiben den Grüßen der Vorübergehenden. Hier war alles behaglich, wie mitten in England.

O'Donnel, deſſen ſchöne Geſtalt nicht weniger Theilnahme erregte, als ſeine Schickſale, erwiderte freundlich die ihm von vielen Seiten her zu Theil werdenden Grüße und ſtieg in der Hafenſtraße vor dem Hotel ab, wo er gewöhnlich einzukehren pflegte. Im Geſellſchaftszimmer hatte er kaum eine der entfernteſten Logen eingenommen, die hier ebenſo, wie in England, die Gäſte einzeln oder in kleinen Geſellſchaften von den übrigen trennen, als ſich ſeine Aufmerkſamkeit auf einen Offizier lenkte, der ſchnellen Schrittes auf ihn zu kam, und in welchem er jetzt einen intimen Jugend- und Schulfreund erkannte.

„Du hier, Harry!“ rief er freudig überraſcht. „In meiner Nähe hier in Bantry, ohn daß ich ein Wort von Deiner Anweſenheit gehört habe?“

„Ich bin erſt ſeit wenigen Tagen hier,“ erwiderte der Angeredete mit einem kräftigen Handſchlag. „Der ſchwere Dienſt, den ſammt der Veranlaſſung der Teufel holen möge! hat mir noch nicht erlaubt, unter Menſchen zu kommen, von denen ich etwas Näheres über Dich erfahren konnte. Ich habe zwar von einigen Leuten Deine Anweſenheit in der Nähe von Bantry gehört, jedoch von ſolchen, von denen ich am wenigſten etwas über Dich zu hören geneigt war.“

„Nun!“ fragte O'Donnel ſichtlich geſpannt. —

„Schnack, Ausgeburten eines übertriebenen Mißtrauens! Die Menſchen ſehen jetzt überall Geſpenſter. Denke Dir, Lewis,“ ſetzte der Freund mit gedämpfter Stimme hinzu, „Du ſtehſt jetzt auch, ſo wie Leslie, Laing' und Andere, auf der Liſte der Verdächtigen. Du mußt gewiß Feinde haben, die Dich beim Lord Gouverneur anſchwärzen. Ich habe heute, ehe Se. Excellenz uns verließ, einige Worte vernommen, die deutlich genug verriethen, daß man Dich ſcharf auf's Korn genommen hat. Lord Wexford, unſer Regiments-Commandeur, verſah eine Zeit lang den Dienſt eines Oberadjutanten bei dem General en chef, nachdem er ſeinen Urlaub theils auf ſeinen Gütern, theils bei Lord Kildare zugebracht, und — weshalb blickſt Du mich ſo ſtarr an?"

„Fahre fort, Harry, nur weiter!" ſagte O'Donnel finſter.

„Nun, Lord Wexford hat Lord Corhampton auf der Inſpectionsreiſe begleitet und iſt nun hier zurückgeblieben, um ſein Regiment, ſelbſt zu commandiren. — Ich verlaſſe mich ganz auf Sie, Herr Obriſt! ſagte Corhampton, als er uns entließ. — Ich werde mich um die Beweiſe bemühen, die meine Anſicht über O'Donnel beſtätigen, Mylord! erwiderte' Wexford, verbeugte ſich und ging mit einem Lächeln davon, das ich boshaft genannt haben würde, wenn mir der Lord nicht als ein vollkommener Gentleman in jeder Hinſicht bekannt wäre."

„Wexford alſo und Kildare! Ich ahndete die Quellen," ſagte O'Donnel düſter. „Immerhin, ich trete mit euch in die Schranken;" doch ſchnell ſich faſſend fuhr er fort: „Was weißt Du ſonſt noch, mein guter Harry!"

„Iſt's doch mehr als zu viel ſchon, denke ich, wenn man einen ehrlichen Mann, wie Du biſt, verdächtiget. Ich ärgerte mich im Stillen, freute mich aber auch zugleich im Voraus, daß die Herren ſich das nächſte Mal mit einem langen Geſichte begegnen werden, wenn ſie einſehen, daß ſie fehlgeſchoſſen haben. — Wenn ich aber alles ſo recht genau erwäge und mir die unglücklichen Ereigniſſe Deines Hauſes, das Dir angethane Unrecht, den gerechten Schmerz darüber in einem großen Nachtſtück vor die Augen treten, dann, O'Donnel, fühle ich mich tief ergriffen, und es bangt mir, daß Du, hingeriſſen vom Uebermaße des Gefühls ſowohl für die eigenen Leiden, als für den Druck, unter dem das Vaterland erſeufzt, im Stande wäreſt, etwas zu unternehmen, was ich in meinem jetzigen Stande mißbilligen, ja bekämpfen müßte. Doch es beſtärkt mich noch etwas Anderes in der Vermuthung, daß Wexford Dein Freund nicht ſein kann. Es iſt mir ein dunkles Gerücht zu Ohren gekommen, daß er ſich um die Hand der ſchönen Eliſabeth bewirbt, die, — ſo viel ich weiß — doch nie einem andern als dem glücklichen Sir Lewis O'Donnel gehören wird."

„Das ſchöne Band iſt für dieſe Welt zerriſſen," verſetzte O'Donnel ſchmerzlich. „Berühre dieſe Saite nicht, mein Harry; ihr Klang iſt hohl und ſchaurig, und tönt mir, wie eine Todtenglocke. Denn nur durch die dunkle Pforte des Todes führt der Weg zu unſerer Vereinigung, da ich doch nie die Tochter des Mörders meines Vaters als mein mir angetrautes Weib umfangen kann."

„Bei unſerer Freundſchaft, O'Donnel! bei unſerer glücklichen Jugendzeit! bei Deiner Eliſabeth! trage als Mann, hoffe das Beſte von der Zeit, die ſo oft ausgleicht und verſöhnt, was unmöglich ſchien. Laß Dich nicht in Unternehmungen ein, die ja auch uns trennen müßten. Raube mir den Glauben nicht, daß Du feſt an dem König hältſt. Sei groß und ſtark im Dulden, wie Deine Vorfahren feſt und kräftig in ihren Unternehmungen waren. Ein Augenblick kann ja Alles umgeſtalten!“

„Für mich ſelbſt hoffe ich nichts mehr. Wünſche hege ich nur noch für mein Vaterland in der für alles andere erkalteten Bruſt. Furcht aber hat nie ein O'Donnel gekannt. Gehe Du den Weg, den Du als den rechten einmal erkannt haſt, mein alter theurer Jugendfreund! Laß mich den meinigen gehen, den ich mir vorgezeichnet habe, ſeitdem ich ein Mann wurde. Jeder führt zum Ziele. Wohl uns Beiden, wenn unſer Wille gut war! Die Binde fällt erſt dann von unſern Augen, wenn unſer Schaffen nicht irdiſcher Natur mehr iſt!“

Die beiden Freunde hatten ſich erhoben, um im Saale, wo ſich nur wenige in Zeitungen vertiefte Gäſte befanden, auf und abzuſchreiten, als die Thür ungeſtüm geöffnet wurde, und Lord Wexford, von einigen ſeiner Offiziere begleitet, hereintrat. Ueberraſcht warf er das durchdringende Auge bald auf den einen, bald auf den andern, nahm am Kamin Platz, ſtörte heftig das Feuer auf, daß die Funken weit umherſprühten, und befahl dem Aufwärter eine Bowle ſtarken Punſch zu bringen.

„Etwas Neues, Mr. Thornton?“ wandte er ſich dann an einen in ſeiner Nähe ſitzenden eifrigen Zeitungsleſer.

„Gewiß, Mylord?“ erwiderte der Gefragte, „ſehr intereſſante Neuigkeiten! Admiral Elphinſtone hat die holländiſche Flotte unfern des Caps der guten Hoffnung genommen.“

„Er lebe!“ rief der Lord, ein großes Glas auf einen Zug leerend; — „möge jede künftige Unternehmung des braven Seemannes von ähnlichem Erfolge gekrönt ſein!“

„Die Spanier haben uns den Krieg erklärt!“ fuhr Thornton, nachdem er ſein Glas, gleichfalls auf das Wohlergehen des Seehelden geleert hatte, in ſeinem Berichte fort.

„Hole ſie der Teufel!“ ſagte der Obriſt mit dem Fuße ſtampfend, „es ſind auch katholiſche Schurken! Sir John Jervis iſt mit einer tüchtigen Flotte unter Segel gegangen. Es wird ſich bald zeigen, wer Herr im mittelländiſchen Meere iſt.“

„Ich bin ganz Ihrer Meinung, Mylord. Aber nun die wichtigſte Nachricht: Lord Malmesbury iſt in Paris, um wegen des Friedens zu unterhandeln. Möge er glücklich ſein, damit wir recht bald nach Außen ſtark, im Innern beruhigt, den ſo lang entbehrten Segen des Friedens im vollen Maße genießen! Dies iſt mein Toaſt, Gentleman; ich hoffe, ein jeder von uns wird ihn ſo aufrichtig trinken, wie ich ſelbſt.“

„Auch ich ſtimme Ihnen vollkommen bei, Mr. Thornton!“ ſagte der Lord, nachdem er die Pflicht, den ausgebrachten Toaſt zu trinken, erfüllt hatte; „denn auf Ehre! man wird des ewigen Scharmuzzirens mit dem Lumpengeſindel in Irland ſatt. Haben wir Frieden mit Frankreich, ſo werden ſich die raſtlos machinirenden Menſchen, der Hoffnung und Hülfe von Außen her beraubt, wohl zum Ziele legen müſſen.“

„Geben Sie unſern armen Landsleuten nur Brot und Gelegenheit zum Erwerb, Mylord! ſo werden Sie ſicherlich durch Unruhen in Irland nicht veranlaßt werden, ſo lange als bisher von London abweſend zu ſein.“

„Haben ſie Brot, ſo wollen ſie auch Fleiſch,“ entgegnete der Obriſt gereizt, der den Zuſatz nicht überhört hatte.

„Auch deſſen mögen ſie vollkommen werth ſein!“ fuhr Thornton fort, „ſo gut als unſre Nachbarn, die Engländer, von denen der geringſte Arbeiter nicht unter zwei Schilling täglich verdient, ſo daß er Fleiſch eſſen und Porter dazu trinken kann, während unſer armes Landvolk mit allem Fleiße kaum den täglichen Bedarf an trocknen Kartoffeln erſchwingen kann und noch obendrein einer ungeheuren Abgabenlaſt erliegt, die der Engländer zum Theil gar nicht kennt.“

„Dann wäre mit dem Geſindel, das wie toll und wüthend auf nichts als Raub, Mord und Brand ſinnt, gar nicht mehr auszukommen,“ meinte bitter lächelnd der Obriſt.

„Die Exceſſe, Mylord, die täglich unter unſern Augen vorfallen, ſind lediglich die Folge der Verzweiflung über unmenſchlichen Druck. Sie werden aufhören, ſobald die Veranlaſſung dazu entfernt wird.“

„Dies wird geſchehen; das Volk ſoll ſich nur ruhig dem Geſetz unterwerfen.“

„Das Geſetz iſt kalt, Mylord, und das Herz warm. Irland iſt das fruchtbarſte Land Europa’s und ſeine Kinder verhungern. Der Bauer vermag die hohen Pachtgelder nicht zu erſchwingen; die Schulden häufen ſich, und das Geſetz ſchreibt in ſolchen Fällen vor, ſoviel an Werth von des Schuldners Effecten zu nehmen, als die Forderung beträgt. Da dieſe aber oft den Werth des ſämmtlichen Hausgeräthes überſteigt, ſo bleibt dem Bauer nichts übrig, als die nackten Wände der zerfallenen Hütte. Durch irgend einen Verdienſt den herben Verluſt zu erſetzen, oder die nächſte Anforderung zu erſchwingen, dazu fehlt es an Gelegenheit; alle Hülfsquellen ſtocken und die Herren, die ſo gern den Comfort in England genießen, ziehen es vor, was ſie hier den bedürftigen Landleuten zuwenden ſollten, in London mit vollen Händen zur Erhaltung einer mit ſchwelgeriſcher Pracht ausgeſtatteten Haushaltung zu verſchwenden. — Der Gerichtsbote erſcheint bald zum zweiten Male. Dann tritt die wahre Noth heran; es heißt: fort aus dem Hauſe! Weib und Kinder flehen, der Mann bittet mit wenigen ernſten Worten um Aufſchub. Doch wer keine Gnade kennt, iſt der hartherzige Gutsherr, oder der proteſtantiſche Zehntner. Der Wurm windet ſich, Mylord, wenn er getreten wird; ſo thut der Ire. Er ſetzt ſich zur Wehr auf der Schwelle des Hauſes und flieht, der Uebermacht weichend, mit Rache im Herzen zu den unvernünftigen Bewohnern der Heide und des Waldgebirges, oder in die unzugänglichſten Klüfte der Felſen; und wer trägt die Schuld, wenn er geächtet, dem Geſetze hohnlachend, um ſein elendes Leben zu friſten und den Hunger, der grimmig mit allen ſeinen Schrecken den Seinigen naht, zu ſtillen, bei nächtlicher Weile, gleich dem wilden Thiere auf Beute lauernd, aus ſeiner Höhle heraustritt?“

„Ich glaubte mich hier unter loyalen Unterthanen des Königs zu befinden,“ fuhr der Obriſt jetzt heftig auf: „aber ich will verdammt ſein, wenn das nicht klingt, als ob ein Apoſtel des Aufruhrs hier unter uns predigte! Ich hielt ſie bisher für einen ruhigen gemäßigten Mann, Mr. Thornton; aber freilich, ſeitdem ich ſehe, in weſſen Geſellſchaft Sie ſich hier befinden“ — er warf einen bedeutungsvollen

Seitenblick auf O'Donnel, der ruhig ſeinen frühern Platz eingenommen, während ſich der Offizier ſeinen Kameraden zugeſellt hatte, — „muß ich annehmen, daß Sie von den verderblichen und für Sie ſo gefährlichen Meinungen der Männer angeſteckt ſind, welche jetzt hier in der Gegend ein Geſchäft daraus machen ſollen, die Gemüther zu erhitzen und den Samen des Aufruhrs auszuſtreuen. Hüten Sie ſich, Sir! und nehmen Sie meinen freundſchaftlichen Rath als Warnung, ſolchen gefahrbringenden Umgang zu meiden!“

„Ich bin Ihnen verbunden für Ihren gütigen Rath, Mylord, und weiß Ihre Theilnahme zu ſchätzen; jedoch bitte ich Sie, zu bemerken, daß das Wort kein Privilegium für den Engländer allein iſt, und daß ſich ein braver Irländer eben ſo wenig, wie jener, eine Zurechtweiſung durch irgend einen von Sr. Majeſtät Offizieren gefallen läßt. — Aber, ſieh' da, Sir Lewis!“ wandte ſich der freimüthige Bürger jetzt an dieſen, der von den Worten des Obriſten zwar in Wallung geſetzt, dennoch, die auf ihn Bezug habende Pantomime nicht bemerkend, ruhig mit der Durchſicht eines vor ihm liegenden Tagesblattes beſchäftigt geblieben war; — „entſchuldigen Sie meine Unhöflichkeit; ich habe, vertieft in die Politik, Ihren Eintritt gar nicht bemerkt. Wie geht's in Ihrem Tempel der Diana? Schönes Wetter zu Ihrem Lieblingsvergnügen, in der That! Sie können es nicht beſſer wünſchen. Aber haben Sie gehört, Sir, was Lord Wexford von uns, oder, um mich ſeines Ausdrucks zu bedienen, von den Männern der Nachbarſchaft ſo eben ſagte? Seine Herrlichkeit ſcheinen keine gute Meinung von uns allen hier zu haben, überhaupt ſehr gegen uns eingenommen zu ſein.“

„Was könnte der Obriſt gegen Sie haben, ſelbſt wenn Sie ſich freimüthig über die Angelegenheiten des unglücklichen Vaterlandes äußern, das, an den edelſten Theilen verletzt, langſam verblutet?“ entgegnete O'Donnel. „Sie können alſo von Sr. Lordſchaft nicht gemeint ſein.“ Und zu Wexford ſich wendend, ſagte er: „Ich bin der einzige Mann aus der Nachbarſchaft in dieſem kleinen Kreiſe, Mylord. Ich muß Ihre Aeußerung demnach auf mich beziehen, und es dürfte deshalb keine unbillige Forderung ſein, wenn ich Sie erſuche, ſich unumwunden zu erklären, was Sie an mir zu tadeln haben.“

„Mr. Thortons Zunge iſt heute ſehr geläufig, wie es ſcheint,“ entgegnete Mylord; „der Herr ſcheint ſehr gut gelaunt zu ſein und es eben nicht ſehr genau mit ſeinen Worten zu nehmen, denn ich ſprach durchaus nicht von Männern aus der Nachbarſchaft, wie mir die andern Herren bezeugen werden. Ich weiß mit Beſtimmtheit weder Gutes noch Böſes von Ihnen zu ſagen, Sir Lewis. Das iſt meine kurze Erklärung, wenn Ihnen ſo ſehr daran gelegen iſt. Es wird für uns Beide gut ſein, wenn ferner keine Erklärungen zwiſchen uns vorfallen, und wenn wir uns überhaupt nie mehr begegnen. Es giebt Verhältniſſe, über welche ein Schleier ſtets zuträglich iſt. Gut für Sie, mein Herr, wenn meine Hand nie genöthigt wird, den Schleier, den bis jetzt Ihr Thun und Laſſen der Welt verbirgt, hinwegzuziehen!“

„Wenn Ihre Hand einſt den Vorhang, der zwiſchen Ihren und meinen Handlungen und Abſichten ſchwebt, hinwegziehen ſollte, Mylord, ſo hoffe ich zu Gott, Ihnen nahe genug zu ſtehen, um Sie zu überzeugen, daß ich mich weder vor Ihnen, noch irgend einem Manne im Königreich zu demaskiren geſcheut habe. Wenn Sie ſelbſt übrigens dem Augenblick ſo ruhig entgegen ſehen, wie ich, ſo bin ich feſt überzeugt, Sie werden künftighin Ihr Glas Punſch hier behaglicher trinken, als Sie heute gethan haben."

„Sehr pathetiſch! Haben Sie etwa während Ihres Aufenthaltes in Paris Lectionen bei dem berühmten Talma genommen?"

„O, daß Sie der Witz nur am Ende der Hauptſache nicht verlaſſen möge, Herr Obriſt!" fuhr O'Donnel heftig empor und war im Begriff, dem Lord eine bittre Wahrheit zu ſagen, als ein heftiges Getümmel von der Straße herauf zu den Ohren der Anweſenden drang.

„Wir ſprechen uns wohl gelegentlich auch über die Veranlaſſung dieſes neuen Tumults, Sir Lewis!" rief der Obriſt höhniſch und ſchnallte den Säbel um. „Was gilt's, ein Kampf zwiſchen den Soldaten und Bauern, die heute wieder, wie eigens dazu beſtellt, ſeit dem früheſten Morgen in allen Schenken liegen! Könnte man das Pack doch nur mit einem Schlage auf einmal mit der Wurzel vertilgen! — Gehen Sie, Kapitain Howard," wandte er ſich befehlend zu O'Donnels Jugendfreunde, „und ſehen Sie, was der Lärm bedeutet. Nehmen Sie einen Theil der Wache mit. Wenn's Noth thut, laſſen Sie gleich Lärm blaſen. Doch nein! melden Sie mir zuvor; dann kann Ihre Schwadron aufſitzen und dem Volke einmal die flache Klinge fühlen laſſen."

## 17.

## Ein Volksaufſtand.

Die Gäſte traten in die Fenſter des Saals. Ein geordneter Zug Menſchen ſchritt langſam und feierlich auf der Straße dahin. Zuerſt ein kleiner Mann, in welchem O'Donnel den Hausknecht aus der Heideſchenke erkannte, der auf einer großen weißgeſchälten Stange ein Stück Haferbrot angeſpießt, von einem langen ſchwarzen Flor umflattert, trug. Ihm folgte auf dem Fuße der alte ehrwürdige Vater Auguſtin O'Kelly mit ſeinem in Schmerz verſteinertem Antlitz, das weiße dürftige Haar vom Nordwind aufgewühlt, in den knöchernen gefalteten Händen das Krucifix haltend; ſein zerſetztes Prieſtergewand geſtattete dem Sturm freien Durchzug. Ihm nach traten zwei arg zerlumpte Männer, die auf einer rohen Bahre die nackte unverhüllte Leiche eines weiblichen Kindes von zehn bis zwölf Jahren trugen. Hinter der Leiche ſchwankten drei große Männer, ſo zerriſſen und zerfetzt, daß die bloße Haut überall durchſchimmerte, von hohläugigem geſpenſterhaftem Anſehn, wahre Schaudergeſtalten des Elends. Es war Samuel Tunfoore mit ſeinen beiden Söhnen, Brine, dem Weber, und Shame, dem Fiſcher. Der Greis ſchleppte ſich in der Mitte fort. Seine Augen ſtarrten glanzlos und verwildert auf die kleine Leiche; ſeine verrunzelte Haut war ſelbſt mit der fahlen Farbe des Todes überzogen; ſein zahnloſer Mund wie von Hunger und Kummer ſchmerzlich eingeklemmt; die Lumpen ſchlotterten um die durchſchimmernden gräßlich abgemagerten Gebeine; die ganze Geſtalt war nichts als ein ſchauerlich wandelndes Gerippe. Seine Söhne hatten nichts voraus, als einige Jahre, deren Elend noch vor ihnen lag. An dieſe drei Männer ſchloſſen ſich die halbnackten Jammergeſtalten von ſieben Kindern, die baarfuß durch den eiſigen Koth der Straße wandelten, bleich und abgezehrt, dem Hunger verfallene Beute. Dann wandelten Paar um Paar Männer und Frauen der Vorſtädte, Niemand mit einem ganzen Rocke, Niemand mit einem friſchen Geſichte, nein alle zerlumpt bis auf die Haut, alle verhungert bis zum Umfallen, alle niedergedrückt von der unmenſchlichen Laſt des Elends. Der Zug war lang, und das Geſpenſterhafte deſſelben erhöhete bei weitem eine ſchwermüthige, ſchauerliche Weiſe, die ſie mehr ſtöhnten und ſummten, als daß ſie das dazu gehörige Trauerlied geſungen hätten. Stumpfſinnig und theilnahmlos wanderten dieſe Leute dem Todtenacker zu, aber hinter ihnen brach die Wuth des Pöbels furchtbar los.

„Es iſt Brine Dunfoore's, des Webers, Kind, das Hungers geſtorben iſt!“ heulten die Stimmen gräßlich ausſehender Weiber, mit flatternden Haaren, verzerrten Geſichtern und geballten Fäuſten, die ſie im wüthenden Schmerz vor die fleiſchloſe Bruſt ſchlugen. „Unſre Kinder werden auch noch Hungers ſterben! Wir ſollen uns alle ſelbſt aufzehren wie die Ratten, und das ſchöne Getreide unſeres Landes fährt man auf Schiffen fort!“

Die Bauern, eben noch in den Wirthshäuſern, wo ſie ihre wenigen Pence verzehrten, von den bei vollen Porterkrügen und Punſchgläſern ſitzenden Soldaten, die heute die erhaltene Freiheit mißbrauchend, gern die Herren des Landes ſpielten, beſchimpft und verhöhnt, ſchloſſen ſich ebenfalls dem Leichenzuge an;

und nach wenig Minuten brauste ein Haufe wildausſehender Männer mit Knitteln und Waffen, die ſie den betrunkenen Soldaten entriſſen, verſehen, daher und drang unter wildem Aufruhrgeſchrei bis mitten auf den großen Platz vor.

Sir Lewis zog, als er dieſes bemerkte, die Schelle und befahl dem eintretenden Aufwärter ſeinen Diener herbeizurufen.

Einige Worte O'Donnels genügten den beſonnenen Dahna, der ſchnell hinauseilte und im dickſten Volkshaufen verſchwand. Der Obriſt Wexford ſchritt mit ſteigendem Zorn im Zimmer auf und ab, fluchte auf ſeine unter den Fenſtern des Zimmers mit blutigen Köpfen aus dem Getümmel eilenden Dragoner und wartete mit ſteigender Ungeduld auf die Rückkehr des entſendeten Offiziers; der Baronet unterhielt ſich dagegen ruhig mit Maſter Thornton. So verging ungefähr ein halbe Stunde; da wurde es allmählig ruhiger. Das Getöſe, das ſich erſt gleich dem Toben empörter Meereswellen durch die Straßen gewälzt, ließ mehr und mehr nach; die Bauern, wie die kampfluſtigen Vorſtädter, trennten ſich in einzeln ſtehende murmelnde Gruppen, und ungeneckt ſah die Wache auf dem Platze, das Gewehr im Arm, des Anführers Befehlen entgegen.

„Die Emeute ging ja diesmal ſchnell vorüber!" meinte der Obriſt, wie es ſchien, ſelbſt verwundert, als Kapitain Howard mit der Meldung eintrat, daß ſich eben, als er im Begriff geweſen wäre, ſeine Schwadron zu benachrichtigen, ein einfach gekleideter Mann, von gewöhnlichem Anſehn unter das Volk geworfen und die Empörer bald in iriſcher, bald in engliſcher Sprache mit kräftiger Stimme angeredet und in kurzer Zeit beſänftiget habe. Wie auf Commandowort hätten alle alſobald die Waffen geſenkt und wären dann unter einem Hurrah auseinander gegangen.

„Sehen Sie, Mylord,“ ſagte Thornton zum Obriſten, „ſo vermag ein einzelner, vernünftiger Mann oft mehr, als Ihre Waffen. Der Mann iſt hier Sir Lewis O'Donnel. Güte, Billigkeit, Duldung! iſt ſein Loſungswort. Damit kann er Alles. Iſt er Ihnen vielleicht deshalb verdächtig, Herr Obriſt? — Nicht wahr, der Ire, wenn er hungert und friert und nicht mehr thut, als das hungernde Thier der Wüſte, iſt ein Rebell, und wer die Verzweiflung beſänftigt und das ſchreiendſte Bedürfniß ſtillt, iſt ein Majeſtätsverbrecher? Nicht wahr Mylord?“

„Predigen Sie Ihre Weisheit dem Unterhauſe oder auf den Huſtings, oder wo es Ihnen beliebt, Mr. Thornton. Ich thue als loyaler Unterthan des Königs meine Pflicht, und wenn ganz Irland darüber zu Grunde geht, ſo ſoll mich das Geſchrei der Reformer nicht davon abhalten!“ verſetzte Wexford ſtolz.

Unterdeſſen hatten ſich noch mehre Herren aus verſchiedenen Ständen eingefunden, die täglich um dieſe Zeit gewohnt waren, bei einem Glaſe Brandy und Waſſer oder Whiskypunſche, die Zeitungen zu leſen oder die politiſchen Angelegenheiten des In- und Auslandes zu beſprechen. Einer derſelben, ein wohlgekleideter Countryſquire, trat an Lord Wexford, deſſen Eifer, ſeine Meinung durchzuführen, größer wurde, jemehr ſich das Publikum um die kämpfenden Parteien vermehrte, mit den Worten heran: „Emancipation der katholiſchen Glaubensgenoſſen und ein vereintes Parlament würde für den Augenblick alle Gemüther beſänftigen, Mylord!“

„Alſo doch für den Augenblick!“ entgegnete der Obriſt ſpöttiſch.

„Bei größern Handelslicenzen, wage ich zu behaupten, würde die Ruhe von Dauer ſein," ſagte ein Kaufmann.

„Sie wollen die Abſchaffung des Zehntens und andrer drückenden Abgaben nicht vergeſſen, die auf den Katholiſchen laſten, Mr. Dononright!" ſagte ein Pächter aus der Nachbarſchaft."

„Uns drückt ſo vielerlei, geehrte Gentlemen!" Mit dieſen Worten trat ein Anwalt in den Kreis, der dem Geſpräche zugehört und mit ausgeſpreizten Beinen ſeine magre Geſtalt an dem unbeſetzten Kamine erwärmt hatte. „Bei der Gelegenheit, die mir meine Praxis giebt, die Defecte und Mängel der Landesverwaltung, den Doppelſinn und das Unzulängliche der Geſetze u. ſ. w. kennen, ja beſſer kennen zu lernen, als irgend ein andrer von ihnen, wie ich mir die Erlaubniß nehme, Ihnen zu ſagen, ohne jedoch der Einſicht irgend eines der Herren nahe treten zu wollen, — habe ich täglich mehr eingeſehen, daß uns nur eine gänzliche Reform in allen den in Irland beſtehenden Einrichtungen wahre Hülfe und Beſſerung der Dinge verſchaffen kann. Irland muß erſt wieder das Vaterland des Iren werden, meine Herren; kein anderes Mittel kann dieſem unglücklichen Volk radikal helfen. Wo, ich beſchwöre Sie, Herr Obriſt, bei den über- und unterirdiſchen Göttern, wo gab es je in der Welt ein Volk, deſſen Elend ſo groß war, daß es auf den Aeckern und in den Hütten ſeiner Väter wohnte, die dieſe Väter angelegt, gebaut hatten, in einem Lande, das dieſe Vorfahren von Anbeginn erb- und eigenthümlich beſeſſen und dieſe Aecker, dieſe Hütten, dieſes Land nicht ſein nennen darf, das Vaterland, das ſie geboren, dem ſie mit Liebe zugethan ſind, ihnen nicht gehört! Nein ein fremdes, kaltes

Volk beſitzt es, das keine Liebe hat zu dieſem ſchönen Lande; fremde vornehme Herren ſind hier Eigenthümer, die es nie geſehen, nie Sympathie dafür empfunden; herzloſe Prieſter einer Kirche, der der Ire nicht angehört, ſchwelgen im Mark dieſes Landes. Der Ire, der Stammſaſſe dieſer Inſel, der ächte Nachkomme der erſten Ackerbauer des grünen Erin, hungert, friert, kann ſeine Blöße nicht bedecken, hat kein Vaterland, keine Heimath, keine Hütte; wenn der engländiſche Herr befiehlt, wird er hinausgejagt in die öde Heide, in die Bergſchluchten, in die Moorſümpfe und, wenn er eine Miene verzieht, die wie Widerſetzlichkeit ausſieht, ſo iſt er ein Rebell und wird von den beſoldeten Menſchenjägern unſres gnädigſten Königs todt geſchoſſen, wie ein toller Hund. Das Geſetz! rufen die Herren ſtets; das Geſetz iſt zum himmelſchreiendſten Unrecht geworden, Vernunft wird mit Füßen getreten, Menſchlichkeit iſt eine Fabel, Chriſtenthum ein Spottgelächter. Aber es wird, es muß ein Tag kommen, der dieſe furchtbaren Unbilden auch furchtbar rächt."

Rauſchender Beifall belohnte den Sprecher. O'Donnel drückte ihm ſeufzend die Hand.

Wexford, dadurch in Harniſch gebracht, ſchrie mit gereizter Stimme: „Die katholiſchen Notablen verlangen Zulaſſung zu den höchſten Würden im Reiche, die Pächter: keine Abgaben, die Kaufleute: keine Zölle, die Advokaten möchten Sprecher in einem vereinten Parlament ſein; dann die Abſchaffung des Königsthums, Irland eine Republik, und wir Vornehmen in England und Irland Bettler. Nicht wahr, meine Herren! das wäre ungefähr der Zuſchnitt einer Reform nach Ihren Anſichten? Ha! ha! ha! Recht ſchöne, ſehr geläuterte Ideen in der That! Ich ſage Ihnen, der Teufel hole eine ſolche Reform!" Damit nahm er den Helm und verließ, nochmals laut auflachend, von ſeinen Offizieren gefolgt, das Zimmer. Der laute Ruf: „Es lebe die Reform!“ ſchallte hinter ihm her, und ein dreimaliges „Hurrah!“ der Zurückbleibenden verkündigte den Triumph, einen Gegner ihrer Sache aus dem Felde geſchlagen zu haben.

Eine ſolche öffentliche Aeußerung der politiſchen Meinungen war zu ſehr im Geiſte des britiſchen Volkes und ſeiner Rechte begründet, als daß Lord Werford, bei allem ſeinen geheimen und offenen Groll darüber, ein Zeichen von Rebellion und Hochverrath darin hätte wahrnehmen können. Nur O'Donnel war der Mann, den er für den Augenblick fürchtete. Die geringe Mühe, die es dem Baronet gekoſtet, den Auflauf zu ſtillen, galt ihm als ein Beweis des großen Einfluſſes, den derſelbe über die Maſſe des Volks ausübe. Die Achtung, deren ſich Sir Lewis von den höhern Ständen erfreute, ließ auf ihre Billigung und Uebereinſtimmung mit ſeinen Maßregeln ſchließen, die nach der harten Behandlung, die ſeine Familie von der Regierung erfahren, wahrſcheinlich nicht im Intereſſe derſelben getroffen waren. Die kurze Zeit, die der Obriſt in dieſer Gegend zugebracht hatte, reichte hin, um ihn den Geiſt der Bewohner derſelben, die ihrer Lage wegen am mehrſten einer feindlichen Landung ausgeſetzt waren, kennen zu lehren. Er beſchloß bei ſich, von nun an ein ſcharfes Auge auf O'Donnel zu haben, deſſen Schweigen ſelbſt im Hotel, wo Alle laut und heftig geſprochen, ihm verdächtig vorkam.

## 18.

## Matroſen am Lande.

Während des hitzigen Wortſtreites im Hotel in der obern Stadt herrſchte ein luſtiges, aber dabei ganz friedliches Getümmel längs den Quais und der Bay in den untern Gegenden Bantry's.

Die Mannſchaft einiger im Hafen angekommenen königlichen Schiffe machte ſich dort das Vergnügen, den ärmern Theil der Bevölkerung, der ſich, von Dahna beruhigt und von Exceſſen abgehalten, hier zahlreich eingefunden hatte, mit Lebensmitteln, als Schiffszwiback, geſalzenem Schweinefleiſch, das vom Irländer ganz beſonders hochgeſchätzt wird, Rum, Whisky, alten Kleidern und Geld reichlich zu beſchenken, oder in den Wirthshäuſern und Schenken am Strande mit Porter und Whisky zu bewirthen.

Scenen der verſchiedenſten Art gaben dem Beobachter Gelegenheit, die Eigenthümlichkeiten zweier, wenn gleich unter einem Scepter vereinten, nur durch einen ſchmalen Kanal von einander getrennten und doch ſo ganz verſchiedenartigen Nationen kennen zu lernen.

Mit freudeleuchtenden Augen ſah man hier einen armen Teufel vor einem ihm begegnenden Bekannten, der ſich nicht beſſerer Vermögensumſtände erfreute, eine alte Matroſenjacke entfalten, „an der noch kein Knopf fehlte,“ wie er ſagte. Dort rannte ein Anderer mit einem rothwollenen Hemde davon, während er ſich ſchon eine alte Mütze von ähnlicher Farbe auf's Haupt geſtülpt hatte, wodurch er in Uebereinſtimmung zu ſeinem übrigen zerlumpten Anzuge das treue Bild eines Sansculotten des Nachbarlandes darſtellte. Ein altes Mütterchen mühte ſich, niedergekauert hinter einem halb zertrümmerten, im Sande ſteckenden Boote, einen kurzen, abgetragnen Nachtrock von Doppelfrieß auseinander zu ziehen, der, weil er ſchon manche Nacht zum Kopfkiſſen auf dem friſch getheerten Ankertau gedient hatte, ſtets in die von Pech und Theer ſtarr gewordenen Falten zurückfiel, bis ſie endlich mit dem Troſte, den ihr eine Gevatterin gab, von dannen trippelte, daß ein Keſſel heißes Waſſer hinreichend wäre, den widerſpänſtigen zu dehnen und zu glätten, ſo daß er noch immer ein gutes Kleid für den Winter abgäbe.

Den blanken Hut mit dem Namen des Schiffes in goldenen Lettern auf einem Ohre, das indiſche Tuch nachläſſig um ſeinen Hals geſchürzt, in der feinen blauen Seemannsjacke, mit blanken Schuhen und weißen Strümpfen, ſchritt hier ein Matroſe, die ſchöne Tochter des Landes am Arme, ſtolz vorüber. Ernſtlich bemüht, den rechten Cours zu halten, klimpert ſeine Hand auf vornehme Weiſe mit den blanken Dollars und halben Kronen in der Taſche. Man ſieht es dem Manne deutlich an, daß er von dem Ueberfluß — es iſt der Gehalt mehrer Monate — befreit zu ſein wünſcht. Allmählig erreicht er den Zweck, oftmals geſteht er mit lachendem Munde, daß er ſogar früher, als er erwartet hätte, zum Ziele gekommen ſei. Jeder Laden wird beſehen, in jedem ein Leibgeſchenk für die Dame ſeines Herzens gekauft, bis dieſe über und über mit Bändern, Tüchern und Stücken Kattun geſchmückt, unter der Freigebigkeit des Liebhabers faſt zu Boden gedrückt, ihn ſelbſt dringend ans Nachhauſegehen mahnt.

Weiter unten ſprengen ein paar verwegene Burſche, um einmal in vollen Zügen die Freuden des Landlebens zu genießen, auf alten Jagdpferden, die nach mancherlei merkwürdigen Schickſalen endlich das Eigenthum unbarmherziger Pferdevermiether geworden ſind, ihrer Meinung nach, wie ein Schiff mit vollen Segeln, längs dem niedrigen Geſtade dahin. Allmählig geräth das Blut in den Adern der, wenn gleich auch alten, doch von Urſprung edlen Thiere in Wallung. Noch einmal regt ſie das Bewußtſein einer ſchönen Vergangenheit zu einer gewaltigen Kraftanſtrengung auf, und in einem ſtärkern Laufe fliegen ſie dahin, je mehr Tom und Billy die Zügel entſchlüpfen, die dafür den Sattelknopf und die Mähne ſtatt des verlornen Steuers ergreifen. Jetzt ſetzt Toms Roß flüchtig über einen Graben, und auch die letzte Stütze entgleitet ſeinen Händen während des mächtigen Sprunges. Er ſchwebt hoch in der Luft, das Pferd ſetzt unter ihm weg, und er ſtürzt, gleich einem Kreiſel ſich drehend, ſenkrecht herab, wie der Maſt eines aufgeflogenen Schiffes. Doch wohl ihm! ſtatt rauchender Trümmer und den Wogen des Meeres ſchlägt nur die ſchwärzlich gelbe Maſſe der ſumpfigen Lache über ihm zuſammen.

Auch Billy iſt längſt vom rechten Courſe abgekommen; doch gelingt es ihm noch, wie er Tom zuruft, ſich kreuzend bei contrairem Winde auf gleicher Höhe mit ihm zu halten. Da raſt aber plötzlich, brauſend wie eine Sturzwelle, das ſeines Reiters entledigte Roß dicht an ſeinem Bord vorüber. Billy merkt zwar früh genug die Gefahr und denkt ihr geſchickt dadurch, daß er ſchärfer in die Zügel greift, zu entgehen. Das Jagdpferd aber, welches, einſt in Lord Bridgewaters Dienſt, keinem andern den Vorrang zu laſſen gelernt hatte, bockt und ſchlägt ſo ſchnell hintereinander aus, daß es dem Seemann wie die Bewegung des Schiffes vorkommt, das von den Grundwellen nach einem ſtarken Sturme ſtoßweiſe heftig vom Kiel aus erſchüttert wird. Er macht daher die balancirende Bewegung, indem er ſich bald auf die eine, bald auf die andere Seite lehnt, ſo wie er es, um ſich aufrecht zu erhalten, auf ſeinem Schiffe zu thun gewohnt iſt. Doch gerade dies ihn an Bord vor dem Fall ſchützende Manoeuvre iſt es, wodurch der Arme in einem ihm unbekannten Fahrwaſſer das Gleichgewicht verliert, und es dauert gar nicht lange, ſo geht auch er, doch ungleich ſanfter, als ſein Kamerad, auf trocknem Sande zur größten Beluſtigung aller Anweſenden vor Anker.

Während ſich auf einem andern großen ebenen Platze die Irländer mit Schlagen des Fußballs ergötzten, hatte ein ſpeculativer Kopf in der Nähe eines Wirthshauſes ein Hahnengefecht veranſtaltet und gab dadurch den dieſes Vergnügen leidenſchaftlich liebenden Engländern für wenige Pence Gelegenheit, ihre Wettluſt zu befriedigen.

Die Strandſchenken waren alle überfüllt, doch auch durch das Gedränge auf den Plätzen und auf den Quais wanderte die Schnapsflaſche von Mund zu Mund; und wer nicht aus Luſt trank, mußte der Kälte wegen trinken. So waren denn die Wirkungen der rauhen ſcharfen Luft bald glücklich beſiegt, aber die meiſten auch ſchon nicht mehr geraden Schritt zu halten. Wie vorhin in der Oberſtadt nur Laute der Trauer, der Erbitterung, der Wuth und der Rachgier vernommen wurden, ſo hörte man jetzt hier, und zum Theil von denſelben Leuten, nur Töne der Freude, der Luſt, der ſeligſten Vergeſſenheit alles irdiſchen Elends.

Von der Stadt herab ſchritt eilig ein Pärchen.

Der kleine, wohlbekannte, zuſammengeſchobene Mann, der vorhin noch das Haferbrot auf der beflorten Stange getragen, machte der Dame ſeines Herzens, mit den Ellenbogen Püffe austheilend, Bahn, wo das Gedränge arg war; an minder bevölkerten Stellen wanderten ſie ſelbander.

„Gewiß iſt nun der Vater ſchon herein, und ich wollte ihn doch heute gar gern empfangen, wenn er ans Land träte," klagte das ſchöne, bleiche Mädchen. „Du weißt ja, Tim, daß heute ſein ſechzigſter Geburtstag iſt. Wo Du Dich auch nur herumtreibſt und läßt mich bei dem ſchrecklichen Lärm in wahrer Todesangſt in der Schenke ſitzen! Wenn ich mich nur allein herausgewagt hätte unter das tolle Volk, ſo hätteſt Du mich nachher ſuchen können."

„Zürne mir nicht, Sally!" bat der kleine Hausknecht. „Ich mußte doch dem hochwürdigen Pater O'Kelly gehorchen, der mir befahl, die Stange zu tragen. Und dann lag mir auch viel daran, zu erſpähen, was eigentlich vorgehen ſollte und wer die Rädelsführer wären."

„Gerade das gefällt mir nicht von Dir, Tim, daß Du überall umherſchnüffelſt," ſagte Sally. „Ich wette, Du machſt nicht den beſten Gebrauch von Deinen eingezogenen Erkundigungen. Als ich neulich Miß Eliſabeth auf Lindſayhall beſuchte und Dich aus dem Zimmer des Lords kommen ſah, fuhr mir ſo ein Gedanke durch den Kopf."

„Und Du wollteſt mir deshalb Vorwürfe machen? Du?" fragte Tim ſchmerzlich. „Wahrlich, von Dir verdiene ich ſie nicht!" Und er ſchluchzte.

„Du biſt ein närriſcher Kauz!" lachte Sally. „Ich glaube gar, Du flennſt. Nun tröſte Dich und laß es gut ſein." Und mit der Hand ſeine alternde Wange berührend, fügte ſie noch einige Schmeichelworte hinzu, die den kleinen Mann in hohes Entzücken verſetzten. Dann ſchritten ſie wieder haſtig vorwärts. Der kurze Timotheus fragte hier und da einen langen Seemann nach dem einäugigen Lootſen und wurde endlich mit ſeiner Begleiterin in eine Schenke gewieſen, aus der ihnen lautes Toben entgegenſchallte, und in deren Eingang das Pärchen unter der aus- und einſtrömenden Menge verſchwand.

Bisher war alles in Frieden abgegangen, man hörte nichts als derbe, lautgeſprochene Scherzreden, jubelnde Seemannslieder, mehr gebrüllt als geſungen, und ſonſtige Ausbrüche einer lärmenden Freude, doch kein Zank hatte die allgemeine fröhliche Stimmung geſtört. Unſtreitig waren die vielen Irländer, welche auf den im Hafen ankernden Schiffen dienten, die Veranlaſſung, daß die Vereinigung der beiden ſich nicht günſtigen Nationen nicht von Exceſſen begleitet war, wie gewöhnlich ſonſt geſchah, wenn ausſchließlich engliſche Matroſen in einer iriſchen Hafenſtadt ans Land ſtiegen.

Da ſtürzte plötzlich aus derſelben Schenke, in welche Ruuthan und Sally gegangen waren, ein Mann in goldſtrotzender Livree; ihm auf dem Fuße folgte Evans O'Neil unter gräßlichen Flüchen und tobendem Geſchrei, das zerſetzte Geſicht kirſchbraun, das Auge glühend wie eine Kohle.

Eben wollte ſich der erſte durch einen Haufen Matroſen Bahn machen, um ſein Heil in der Flucht zu ſuchen, als ſein Verfolger ihn mit den Worten beim Kragen erfaßte: „Was, Du elender Gauch von einem Yorkshireman, Du willſt auf Sir Lewis läſtern? Und wie kannſt Du es wagen, den braven Dahna zu ſchimpfen? Mich und meine Fauſt batteſt Du hier nicht vermuthet, Burſche, mit der Du in der dunmoorer Heideſchenke ſchon Bekanntſchaft gemacht. Gebt Raum, Gentleman, daß ich dem Schurken den lügneriſchen Schädel auf iriſche Weiſe zerſchlage!"

„Halt, was giebt's da mit Euch beiden?" ertönte es plötzlich aus mehr als zwanzig rauhen Kehlen. — „Was haſt Du vor, mit der Landratte, mit dem Buntſpecht von Kleiderputzer, Bruder O'Neil?" rief ein aus dem Haufen hervortretender, ſtämmiger Mann, vor dem die übrigen Seeleute ſcheu zurückwichen. „Nun, es mag ſein, was es will; er ſcheint mir ein Engländer zu ſein! Du haſt lange genug auf der Flotte gedient, O'Neil, um zu wiſſen, was ſich ſchickt. Fechtet es aus, auf rechtliche Weiſe, wie es Gentlemen geziemt. Platz da! Ihr Herren, gebt Raum! ſo iſt's recht und billig. Keine gemeine Prügelei! Nicht wahr, Kameraden?"

„Ich danke Dir, Bruder Parker," verſetzte O'Neil, „daß Du mich erinnerſt, im Aerger keine Schande auf mich zu häufen. Dieſer Burſche iſt mir ſchon einmal unter die Fauſt gelaufen; jetzt ſoll er mir nicht ſo gut davon kommen. Sei Du mein Secundant, Parker, ich vergelte Dir ſchon den Dienſt einmal. — Und Du laß ab mit Bitten, Sally," wandte er ſich zur Tochter, die ihn vom Kampfe abzuhalten ſuchte. „Laß ab, ſag' ich Dir; denn wahrlich, ich gedenke mir ſelbſt zu meinem ſechzigſten Geburtstage keine größere Freude zu machen, als dieſer Narrengeburt Altenglands den aufgedunſenen Cadaver zu zerbläuen."

Sally trat weinend zurück. Henderſon, der ſeine im halben Rauſche begangene Unbeſonnenheit zu ſpät bereuete und die Matroſengeſellſchaft verwünſchte, in die ihn ſein Unglück geführt, verkehrte heimlich und eifrig mit Tim, um dieſen als Retter aus der Noth anzuwerben. Aber der kleine Hausknecht zuckte ausweichend und bedauernd die Achſeln, und that, auf die umſtehende Mannſchaft deutend, die Unmöglichkeit dar, dem Kampfe auszuweichen.

„Gebt Raum! gebt Raum!“ Unter dieſen Worten hatte ſich ſchnell ein weiter Kreis um die Streitenden gebildet, während Jung und Alt aus den Häuſern ſtürzte, um des beginnenden Kampfes Ende zu erwarten.

Nachdem die Regeln des Kampfes geordnet und auch für Henderſon ein Secundant ernannt war, warfen die Männer die Kleider ab, und bald begann das wüthende Fauſtgefecht.

Den Feind ſtets im Auge, ſtanden ſie ſich lange in vorgebeugter Stellung, die am wenigſten geſchützte Stelle erſpähend, gegenüber. Endlich ſchlug der Engländer aus. Das darauf folgende Beifallsgeſchrei der Zuſchauer zeigte an, daß es ein Meiſterſchlag war. Der Irländer parirte gewandt, während der erſtere mehre gutgerichtete, aber zu hitzige Ausfälle that. Je mehr O'Neil den Gegner ermatten ſah, deſto eifriger ging er ſelbſt zum Angriff über. Nun fiel Schlag auf Schlag von des Irländers Seite. Henderſon parirte geſchickt, doch er ermüdete augenſcheinlich immer mehr; da fiel O'Neil plötzlich wüthend aus, und während er mit der Linken Kopf und Körper geſchickt zu decken wußte und zugleich des Gegners Arm zurückdrängte, ſchmetterte ſeine rieſige Fauſt ſo heftig auf die Bruſt deſſelben nieder, daß dieſer, einen Blutſtrom von ſich gebend, beſinnungslos zu Boden fiel.

„Es ging Alles nach Recht und Ordnung zu, Bruder Parker,“ ſagte der Sieger, ſtolz auf ſeinen Feind herabblickend.

„Alles nach Recht und Billigkeit!“ riefen die Secundanten.

„Sie hatten Raum und Secundanten!“ ſagten die Zuſchauer, von denen die Schiedsrichter einige aufforderten, für den Verwundeten die nöthige Sorge zu tragen, während die übrigen den ehemaligen Kameraden im Triumph in's Gaſthaus zurückführten.

Den beſten Beiſtand fand der ohnmächtige Henderſon in Tim Ruuthan; denn das iriſche Volk ging mit Geſpött über den ihm verächtlichen Engländer, dem ſein Recht widerfahren war, von dannen, und nur der kleine Hausknecht blieb bei ihm, wuſch ihn mit kaltem Waſſer, brachte ihn ſo zur Beſinnung, führte ihn langſam in ein Haus, ſchickte nach einem Arzt und ſorgte dafür daß der zerſchlagene Mann in einer Sänfte nach ſeines Herrn Wohnung gebracht wurde. Henderſon dankte und verſprach dem alten Burſchen, dieſes Liebesdienſtes beſtens zu gedenken. Hierauf kehrte Ruuthan in die Strandſchenke zurück.

## 19.

## Seltſame Werbung und noch ſeltſamere Verlobung.

In der Strandſchenke hatten ſich unterdeſſen ſechs der älteſten Matroſen, deren Hälfte O'Neil, John Boyle und Parker ausmachten, um einen mit Punſch und Porter reich beſetzten Tiſch verſammelt, zu welchem auf Parkers Befehl aus des Wirths Küche und

Keller immer friſche und gute Nachſchüſſe zuſtrömten. Sally ſaß bei Seite in einer Ecke.

„Eia!“ jubelte der Hochbootsmann der Najade; „nicht vergebens hat uns Dein ſchmuckes Töchterlein verrathen, daß heute Dein ſechzigſter Geburtstag iſt, alter Neptun,“ ſchrie er auf O'Neil ein. „Der Tag wird auf meine Koſten gefeiert, Ihr blutjungen Geſellen! Wir müſſen das Leben genießen, dieweil wir noch jung ſind. Wie lange wird's dauern, ſo ſind wir alt, und dann iſt's mit der Freude aus. Noch ſpielen bunte Locken um unſere Schläfe; Narren ſagen, ſie wären weiß. Stoß an, O'Neil, Deine ſechzig ſollen leben! Heiliger Patrik! vor achtundzwanzig Jahren machte ich Deine Bekanntſchaft auf dem Ikarus; es war meine erſte Reiſe nach Virginien. Seitdem waren wir ſtets gute Freunde. Unſre Bekanntſchaft lebe hoch und blühe für immer!“

„Für immer!“ ſtießen die Andern an.

„Aber Deine ſchmucke Tochter, die ich noch nicht kannte,“ fuhr Parker fort, „ſoll auch bei uns ſitzen, ſoll mit uns anſtoßen und trinken. Doch, was ſitzt denn dort für ein Wichtlein bei ihr? Sieht aus wie meine große Ankerwinde. Mich ſoll St. Patrik nicht tröſten, wenn der kleine Purzelbaum nicht eben ſo alt iſt, wie meine linke große Fußzehe. Wenn der mir Abends allein auf einem Moore begegnete, ich hielte ihn für einen von den guten Leuten.“

„Kennſt Du den Kleinen nicht?“ fragte Boyle.

„Wahrlich, ich habe ihn noch nie geſehen!“

„Er iſt Hausknecht in der dunmoorer Heideſchenke.“

„Dort war ich nie. Aber was ſcharmuzirt die Gnomengeſtalt mit Deiner Sally, Evans?“

„Er iſt ihr Begleiter geweſen von Dunmoore her, weil ſie ſich nicht allein durch den öden Bergwald und hier in das Gedränge getraute.“

„Aber er ſchneidet ihr Geſichter wie ein verliebter Kater. — Hört, guter Freund,“ redete der Hochbootsmann den Hausknecht an, „überlaßt mir dieſe Dame. Sie wird die Gewogenheit haben, ſich zu mir an den Tiſch zu ſetzen; für Euch iſt freilich kein Platz mehr daran.“

„Ihr mögt wohl mit einer alten Seejungfer umzugehen wiſſen, wie Euere Najade,“ verſetzte Tim, „aber Mädchen vom Lande ſind viel zu zerbrechliche Waare für Euere rohen Fäuſte. Wer baden kann, kann noch nicht ſchwimmen, und wer Geld hat, hat noch nicht Liebe.“

„Ihr ſeid witzig, Jüngling; aber Euer Witz riecht nach Pferdeſtall. Aus Euern Worten geht übrigens hervor, daß Ihr Euch um die Liebe dieſes ſchönen Kindes bewirbt. Nun betrachtet Euch nur ſelbſt, Mann! Ihr könnt Euch die Schuhe am Fuße putzen und braucht Euch nicht dazu zu bücken; und in Euerm Geſicht reifen auch ſchon des Herbſtes gelbe Früchte. Evans, wenn die Sache ſo ſteht, ſo trete ich mit dieſem auf der Hefe ſitzen gebliebenen Mann in die Schranken und werbe um Deine Tochter. Meine Frau iſt ſeit drei Jahren todt; ich bin frei und ledig, und St. Patrik ſoll mir's bezeugen, daß ich keine fünf Jahre älter bin, als hier Meiſter Fir Darrig*), der winzige König der Heide.“

„Euerer Werbung hängt das Stroh einer liederlichen Nacht noch in den Haaren!“ eiferte Tim, dem des Zornes helles Licht und dunkle Schatten in das

---

*) Fir Darrig, der Irrwiſch, der in Irlands Volksglauben eine bedeutende Rolle ſpielt.

Geſicht ſtiegen. „Kämmt ſie aus, alter Seebär, waſcht ihnen das Geſicht und zieht ihnen einen reinlichen Rock an, der nicht allzu ſehr nach Theer und Tabak ſtinkt.“

„Hinaus mit Dir, Breitmaul!“ rief Parker erhitzt. „Ich will mich kielholen laſſen, wenn ich Dich hier dulde, Krötenkopf! Du haſt vorhin ſchon mit dem Schuſt, dem Engländer, ſcharmuzirt; ich hab' es wohlbemerkt. Du biſt ein Spürhund, ein Achſelträger, ein Lump. Fort! hinaus mit Dir!“

Sally bat und flehete, ihres Begleiters zu ſchonen, und legte die beſten Wörtchen für ihn ein. Aber Tim, ſprühend vor Wuth, belferte wieder.

„Ihr habt recht, Maſter; ich rieche den Unrath, aus dem Ihr gemacht ſeid, wie Ihr da ſitzt; ich habe an Euerer Grobheit auf beiden Achſeln zu tragen, und Euer Betragen gegen Leute, die Ihr nicht kennt, muß Jedem Herz und Geduld zerreißen; Ihr ſeid alſo der Lumpenmacher. Die Dame, um die Ihr werbt, wird ſich baß an dieſer Euerer Eigenſchaft ergötzen.“

Das Beifallsgelächter, welches die ſcharf hervorgekreiſchten Worte des Hausknechts belohnte, der wie ein Kampfhahn mit ausgeſpreizten Beinen und geſchwollenem Kamm mitten in der Stube ſtand, brachte den hitzigen Hochbootsmann ganz in den Harniſch. Eh' ſich's Tim verſah, ſaß er draußen vor der Thüre, und nun folgte ihm ein wüthendes Spottgelächter nach. Er knirſchte mit den Zähnen, ballte die Fäuſte und ſchlich, da er wohl einſah, nichts gegen den Hochbootsmann eines Schiffes ausrichten zu können, in einen Winkel. Es war ihm unerträglich, Sally Zeugin dieſes ihn ſo ſehr erniedrigenden Vorfalls zu wiſſen. Sein Kopf brannte fiebriſch, ſeine Pulſe flogen; in ſeinem Kopfe bäumten ſich Rieſen von Rachegedanken auf.

In der Schenke ging es unterdeſſen luſtiger, als zuvor; die Köpfe waren warm geworden, und Parker hielt den Gedanken, ſeines Freundes Tochter zu ehelichen, feſt. „Ja, Jungen!“ rief er ſelig; „ich bin reich, ich habe Geld und Gut. In jener merkwürdigſten Nacht meines Lebens, wo ich es wagte, in einem Fahrzeug, nicht größer als eine Nußſchale, unſerer Beſatzung in Gibraltar die Nachricht zu bringen, daß Rodnay heran ſegle, um den Spaniern eins aufzuſpielen, habe ich mir Ruhm und Reichthum erworben. Das war ein Tanz, Burſche! Zwei und zwanzig Schiffe fielen in unſere Hände, und die ganze Flotte vernichtet! Da gab es Priſengelder! und das reiche Geſchenk unſeres Königs dazu! Ich habe damit Haus gehalten, O'Neil. Deine Tochter ſoll's gut haben, wenn ſie meine Frau wird. Schlag ein, Bruderherz! Das Mädel wird mich doch dem verhunzten Geſellen aus dem Pferdeſtalle vorziehen? Nicht wahr, Püppchen? Nun, ſo gebt mir die Hände, damit wir Verlobung und Geburtstag zuſammen feiern.“

„Schlag ein, Evans!“ ſchrieen die Matroſen. „Das giebt ein Halloh!“

„Da habt Ihr Geld, Burſche!“ rief Parker und warf den Kameraden eine Hand voll Guineen auf den Tiſch, „damit Jeder ſich mit einem Glückwunſch für mich an den Abend erinnern kann, wo er mich froh und glücklich geſehen hat. Und nun Verlobung, Evans!“

Das zerriſſene Geſicht des einäugigen Lootſen hatte ſich im Gegenſatze zu der Fröhlichkeit der Andern mehr verernſtet und verdüſtert. Sally's Augen hingen mit ſcharfer Spannung an den Zügen ihres Vaters. Da wandte ſich O'Neil an Parker: „Ich habe Dir einige Worte unter vier Augen zu ſagen, Bruder!" und ein unſäglicher Schmerz zuckte, wie tödtender Fieberanfall, über das plötzlich glutroth gewordene Geſicht des Mädchens. Die beiden Matroſen entfernten ſich aus der Stube, und Sally flüchtete in die dunkelſte Ecke, wo ſie das fieberglühende Geſicht in beide Hände verbarg und darunter einen Strom bittrer Thränen vergoß. Es verging einige Zeit; die Nacht war ganz heraufgezogen, die Lichter brannten düſter, und die Matroſen hatten ein politiſches Geſpräch begonnen. Endlich traten die beiden Seemänner wieder herein: Parker ganz verwandelt. Eine düſtre Wolke hatte ſich auf ſeiner hohen Stirn gelagert. Sein Auge ſuchte Sally mit einem Ausdruck von Mitleid auf ihrer vorigen Stelle, und als er ſie nicht fand, ſetzte er ſich mit einem Anſtrich von Verlegenheit und Beklommenheit nieder. O'Neil war zu ſeinem Kinde gegangen und ſprach mild mit der Schluchzenden.

„Nun, wie weit ſeid Ihr?" rief einer der Matroſen dem Hochbootsmann zu.

„Stille davon!" verſetzte dieſer mürriſch. „Ihr ſprecht von unſerm armen Vaterlande; laßt uns bei dieſem Geſpräch verbleiben!"

„Es vergeht ihm, wie allen Bewerbern um Sally's Hand," murmelte John Boyle. „Ich möchte wiſſen, was Evans mit dem Mädchen hat."

„Still, Alter, ſag' ich Dir! Hier iſt noch eine Guinee für Dich, aber ehre fremde Geheimniſſe," ſagte Parker. „Du erzählteſt eben von des Lords Kildare Abſcheulichkeiten. Fahre fort, Herzenskleinod."

„Vielen Dank, Du brave Seele!" rief Boyle freudig. „Rechne auf mich, wenn Du meiner bedarfſt. Die Schule, in der ich ſeit funfzig Jahren ſtudirt habe, hat mich vorſichtig, und glaube mir" — dabei reichte er dem Hochbootsmann die Rechte — „auch zuverläſſig gemacht. — Ich könnte Dir wohl noch Manches ſagen, wenn ich wüßte, wie es mit den Andern hier beſtellt wäre,“ flüſterte er Parker in's Ohr.

„Narr!“ verſetzte dieſer. „Sind alle meine Freunde und gehören zur Mannſchaft des Kapitän-Boots. Alſo zuverläſſige Leute, wie Du weißt, denen Du trauen kannſt, wie mir ſelbſt. Glaubſt wohl, daß Deine Landsleute auf der Flotte, während Ihr hier geduldig nur an den Ketten rüttelt, ruhig zuſehen, wenn man Euch einen nach dem andern, gleich einem Haufen Schlachtvieh, dahin mordet? Ein ſchlechter Sohn St. Patriks, der nicht mitfühlt bei Euern Leiden! Der erſte Lord der Admiralität, John, fühlt nicht wärmer, als ich, für das Land ſeiner Väter. Gar oft ſchwebt mir das ſchöne Bild meiner Jugendzeit vor, John; freundliche Erinnerungen beſchleichen mich. Denk' ich aber dann weiter, ſo wird's mir dunkel vor den Augen; wie wildes Wetter brauſt's in mir herauf, und das Herz ſchlägt mir im heftigen Kampfe in der Bruſt, wie ſtürmende Wogen an die Planken des Schiffes. John, meine alte Mutter wurde, als der Vater im Sturm umgekommen war, mit ihren Kindern aus der Hütte geworfen. Die Leute ſagen, ſie ſei einſt von Froſt erſtarrt gefunden worden. Ich war damals noch klein, aber der Stachel des Rachegefühls grub ſich mir tief in's Herz.“

„Sprichſt Du von Rache, Mann?“ redete O'Neil ernſt dazwiſchen, der plötzlich wieder unter den Männern ſtand mit einem ſchmerzzerwühlten Geſicht. „Ich dürſte, ich lechze nach Rache, wie ein hungriger Tiger nach Blut. Mit Rachegedanken ſchlafe ich ein; ſie wecken mich auf, und eh' ich ihn nicht geſtillt, dieſen wüthenden Durſt, ſchmeckt mir nicht Speiſe, noch Trank, und keine Freude erhebt mein altes Herz. Ich kann nicht ſterben, bevor ich nicht mit Wolluſt das Herzblut geſchlürft von Irlands und meinen Feinden."

„Was kannſt Du, einzelner Mann?" fragte Barker. „Nur aus dem Zuſammenwirken Aller kann Heil erſprießen. Soll aber was Rechtes geſchehen, ſo bedarf es der Zeit und der Einigkeit unter Euch hier im Lande! Für das zweite müßt Ihr ſorgen und die erſte geduldig abwarten. Dann könnt Ihr vereint mit uns vielleicht das große Werk vollbringen. So lange Ihr aber nur herumzieht und raubt und plündert, Euch mit den Gutsherren, mit den Pfaffen und Friedensrichtern balgt und ſtreitet, ſo lange iſt an Freiheit oder an beſſere Zeit in Irland nicht zu denken. Die Flotte muß ein Wörtchen mitſprechen. Von Portsmouth, von Spithead muß erſt ein Freiheitsruf erſchallen, bevor Ihr hier in Irland das alte Banner aufſteckt. Doch, wie Ihr ſtaunt und die Augen aufreißt, Ihr alten Burſche! Denk immerhin, Du hätteſt im Traume gehört, was ich Dir jetzt ſage. Du glaubſt doch an Träume, Evans? Wenn wir uns wiederſehen, oder Du von England Botſchaft haſt, daß über Barker am Foretopmaſt die ſchwarze Flagge geweht hat, dann haſt Du meines Traumes ganze Deutung, Kamerad."

Der Retraiteſchuß vom Commodoreſchiff unterbrach für dieſen Abend jede weitere Unterredung. Alles, was von Seeleuten noch am Lande war, folgte ohne Säumen dem Zeichen, ſich an Bord zu begeben.

John Boyle begleitete den Hochbootsmann bis zum Boote. Evans O'Neil wollte eben mit ſeinem Kinde aufbrechen, um ſich nach ihrer dürftigen Herberge zu verfügen, als plötzlich, zu ihrem nicht geringen Erſtaunen, Tim Nuuthan unter einem nahen, im Schatten ſtehenden Tiſche hervorkroch und ihnen mit boshaftem Lächeln einen guten Abend bot. Seine Augen leuchteten, wie die einer Katze, und hatten auch denſelben Ausdruck. „Ich muß ja doch mit Euch zur Herberge gehen,“ ſagte er, „wohin ſollt' ich noch ſo ſpät? Ich bin mit Sally gekommen und muß bei ihr bleiben. Da Ihr mich in der Stube nicht dulden wolltet, Ihr Herren, ſo ſah' ich mich genöthigt, mir's unterm Tiſche bequem zu machen, und habe dort den größten Antheil an Euerer Unterhaltung genommen, von der mir keine Sylbe entgangen iſt.“

O'Neil erſchrak über die letzten Worte, auf welche der Hausknecht einen beſondern Nachdruck legte.

Tim plauderte auf dem Wege weiter: „Maſter Evans, Ihr wißt nun nur allzu gut, daß ich Euch, ſammt dem höflichen Hochbootsmann der Najade in den Händen habe. Alſo ohne Umſtände: gebt mir Euere Tochter zur Ehe, und in meiner Bruſt bleibt für ewig begraben, was ich dieſen Abend mit angehört.“

O'Neils Geſicht verfinſterte ſich. „Es iſt weit mit mir gekommen,“ ſagte er düſter, „daß Du es wagen darfſt, mir einen ſolchen Antrag zu machen. O ihr Schatten meiner Väter, dieſer Menſch wirbt um einen Sproßen eueres Hauſes, und ich, euer Sohn, bin nicht entrüſtet darüber! Tim, ich habe Dir vorher etwas zu ſagen, wie jedem Andern, der um meine Sally geworben hat.“ Sally that einen dumpfen Schrei der Verzweiflung.

„Was Ihr mir ſagen wollt, iſt mir kein Geheimniß mehr, Evans. Ihr habt es allen Bewerbern geſagt; deshalb wundert Euch nicht, daß es auch zu meinen Ohren gedrungen. Keiner der frühern Freier liebte Euere Tochter wahrhaft und von Herzen, wie ich. Sie ſprangen ab, ich bleibe. Sie iſt mir lieb und werth, ſo wie ſie iſt, und ich fühle mich berufen, ſie wieder zu Ehren zu bringen. Tim Ruuthans Frau ſoll ſein, wie jede andere."

„Menſch!" ſagte der Lootſe gerührt; „ſo hat mir wahrlich noch keiner geantwortet, und ſo kann nur die heißeſte Liebe antworten. Du biſt ein braver Junge, Tim, und Du ſollſt mein Kind haben, ſobald Du ein Stückchen Brot für ſie erwirbſt."

„Das wird nicht lange mehr dauern," verſetzte der kleine Hausknecht vergnügt.

„Will Dir Deine Baſe Peppy vielleicht eine Wirthſchaft erwerben?"

„Nichts davon! Ich habe beſſere Ausſichten, und ich werde Euch zur rechten Zeit damit überraſchen. Jetzt laßt mich ſchweigen! Ihr ſollt nicht denken, daß ich aufſchneiden wollte. Genug, Ihr gebt mir Euere Tochter, ſobald ich ſie als Frau verſorgen kann."

„Du ſollſt ſie haben, guter Junge!"

„Und Sally?" wandte ſich der Kleine in einem zärtlichen Tone an das Mädchen, das ſtumm und verzweifelt in die Nacht hinausweinte. Sie reichte ihm die Hand, auf die er zitternd vor Wonne einen glühenden Kuß preßte.

Die kalte finſtre Winternacht war die einzige, die unfreundliche Zeugin dieſer ſeltſamen Verlobung. Statt der bei einer ſolchen Feier üblichen bunten Bänder und grünen Kränze hing ſie ihre ſchwarzen Schleier über das Paar; ſtatt geſelliger Lieder tönte des Sturmes wilder Geſang und das dumpfe Rauſchen des Meeres in der Bay; Nachtſchatten und Nebelmaſſen zogen wie grinſende Geiſter vorüber, und das Herz der Braut erſtarrte in den eiſigen Gefühlen eines unausſprechlichen Jammers.

## 20.

## Hiobsposten.

Der Wintermonat neigte ſich ſeinem Ende zu, und gewaltige Stürme begleiteten ſeinen Gang. Schnee und Regen peitſchten Land und Meer, und der Nebel lag, wie ein unheimlicher Alp, auf der ſchlafenden, ſchwerträumenden Inſel. Ach, und was für böſe Träume hatte ſie! Markdorrender Hunger, gebeinzermalmender Froſt, unmenſchliche Unbarmherzigkeit, grauſame Tyrannei, ohnmächtige Wuth, hirnzerſtörende Verzweiflung, gräßliche Empörung, blutiger Mord; das waren die ſcheußlichen Bilder dieſer bangen Träume. Gleich wie das Wetter, ſo war die Stimmung des Volks über alle Beſchreibung ſchauerlich.

Auf einen trüben ſtürmiſchen Tag war ein finſterer ſtürmiſcher Abend gefolgt. Die Windsbraut ſauſ'te auf eiſigem Fittig über das Meer, wühlte den tiefſten Grund der Bay auf, warf himmelhohe Wellen wider die ſchaumbedeckten Klippen, daß ſie erzitterten, und fegte dann die hohen Föhren um O'Donnels Jagdſchloß. Die Erde erſchauerte unter dem Flügelſchlag des Sturms, unter dem Fußtritt des Winters, des alten Zauberers. Ueber die umhüllte, wild aufgeregte Meerfluth huſchte es, wie Geiſter;

kein Lebendes war auf dem empörten Element. Aus dem unheimlichen Rauſchen der Fichten klang es, wie Geſpenſterwehruf; auch dorthin wagte ſich weder Menſch, noch Thier. Die Nacht allein, die allwiſſende, ſelbſt unentſchleierte Mutter der Geheimniſſe, wußte es, was dort ſich regte, was hier ſeufzte. Auch den Wetterfahnen und Dachlidern auf den Erkern und Thürmen von Greenlodge hatte der Sturm ein unheimlich wildes Leben eingehaucht, und in langen, ſchrillen, wimmernden Mißtönen, bald dahinſterbend, bald wieder aufraſend, fuhr der ſcharfe Zug durch die hochgewölbten Gänge und die gothiſch geſchweiften Fenſter.

Im Wohnzimmer ſchritt Lewis in melancholiſcher Stimmung auf und ab; das düſtre Licht warf ſeinen langen Schatten ungewiß an die Wände, über deren Dämmerunghüllen es dann und wann ſeltſam, wie Geiſterblicke, hinblitzte, wenn der Sturm durch das Kamin herabfuhr und die Kohlen auf dem Roſte anfachte und wohl gar herabfegte. Wie der Sturm das Schloß, ſo umfing Schwermuth deſſen Beſitzer mit finſterm Fittig und preßte ihn hier um ſo feſter in ihre geiſtumnachtenden Schleier, je mehr er draußen in der Welt die läſtige Maske des Humors und Leichtſinns feſtzuhalten genöthigt war. Tief aufſeufzend trat er bald zum Kamin, um die Kohlen wieder zuſammen zu ſchüren, bald an das klirrende Fenſter, um dem Wüthen des Sturmes zu lauſchen. Da war es ihm, als vernehme er unten Hufſchlag und eine Stimme. Er öffnete das Fenſter, die Thorglocke wurde angezogen, ein Reiter begehrte Einlaß. O'Donnel ſchellte ſeinerſeits im Zimmer nach ſeinem Kammerdiener, aber ſtatt deſſelben trat Rob Hudſon der Reitknecht, herein.

„Wo iſt Mic?“

„Als es dunkelte, bat er mich, falls Euere Gnaden etwas verlangen ſollten, den Dienſt für ihn zu verrichten; er habe einen nothwendigen Gang. Trotz Regen und Wind lief er mit ſeinem Bruder Andy eilig davon.“

Der Baronet ſchüttelte mißmuthig den Kopf. „Sieh zu, wer in dem Unwetter angekommen iſt. Führe den Gaſt unten in die Hirſchſtube und melde mir ſeinen Namen.“ Der Reitknecht entfernte ſich, und O'Donnel maß die Länge des Zimmers, zwiefach unruhig, mit verdoppelten Schritten. Sporngeklirr weckte ihn aus ſeinem Brüten; die Thüre wurde haſtig aufgethan, und ſtatt Rob Hudſons trat ein hoher, ſchlanker Mann in triefendem Mantel herein. Ueberraſcht blickte ihn Lewis an und rief dann, auf ihn zu eilend: „Dermot Laing! Was führt Dich in dieſem Wetter zu mir? Was bringſt Du mir? Ich leſe nichts Gutes in Deinen ernſten Zügen.“

„Sie täuſcht Dich nicht, dieſe Schrift,“ verſetzte jener traurig, indem er ſich des Mantels entledigte; „leider bringe ich ſchlimme Kunde zum ſchlimmen Wetter.“

„Und was? bei allen Heiligen!“ rief der Baronet geſpannt.

„Brydone, unſer treuer, redlicher Bundesgenoſſe, hat den Tod gefunden in einer Schlacht gegen die Königlichen, die Leslie's wilder Feuereifer herbeiführte. Mit ihm fielen viele tapfere iriſche Männer.“

„Um Gott! Eine Schlacht! Brydone! Leslie!“ rief O'Donnel furchtbar erſchrocken mit entſtellten Zügen.

„So iſt's. Brydone hatte Alles verſucht, um die wildempörten Männer von Tipperary bis zur verſprochenen Landung der Franzoſen in Zügel zu halten; aber eine Woche um die andere verſtrich, und immer erfolgte die ſehnlichſt erwartete Hülfe nicht. Brydone's Lage wurde immer ſchwieriger; der Geiſt des Volks flammte wilder und rachedürſtender auf, angefacht von Leslie's patriotiſchen, gewaltigen Reden. Er, der Feurige, und das von ihm geleitete Volk zwangen endlich Brydone mit den Waffen in der Hand, ſich an ihre Spitze zu ſtellen, und retteten ſich zuſammen. Sie wollten, von Leslie's Worten begeiſtert, ſich nicht mehr auf die Franzoſen verlaſſen, ſondern ihr Heil auf eigne Fauſt verſuchen. Brydone und Leslie waren die Führer. Unſer Freund ſetzte Alles auf eine Nummer. Mit tauſend ſeiner Kühnen fand er bei Fairbridge den Tod für's Vaterland. Die Königlichen ſiegten. Leslie ſoll glücklich entronnen ſein."

„Fahr' wohl, edle Seele!" rief O'Donnel weinend, vom Schmerz übermannt. „Dir iſt wohl mit Deinen tapfern Helden! Aber uns, uns fehlen euere Arme, ihr muthigen Männer, die ihr als Opfer fremder Schuld fielet auf dem Altar des unglücklichſten Landes der Erde! O, dieſer Leslie hat uns um die Männer betrogen, hat dem hülfsbedürftigen Vaterlande ihre Kraft entzogen. Dieſer tolle, unbeſonnene Menſch war mir ſtets zuwider. Nie ging ſeiner That eine Ueberlegung voraus; blind ſtürzte er ſich ſtets auf den Feind. Und doch meint auch er es gut, und doch brauchen wir auch ſolche Leute; nur an der Spitze des Volks ſollten ſie nicht ſtehen, nur keine Macht haben, die Menge in's Verderben zu reißen. Es kam mir ſchon zu Ohren, daß es in Tipperary ſehr unruhig ausſehe, als die königlichen Truppen zuſammengezogen wurden, und Lord Wexford mit ſeinem Regiment aus Bantry rückte. O, mich quälten bange Ahnungen; ſie ſind nur allzu richtig eingetroffen! Was half es nun, daß ich mit dem Aufgebot all' meiner Beredſamkeit die Männer ermahnte, ſich ruhig zu verhalten bis zur rechten Zeit; Irlands böſer Dämon riß ſie in's Verderben, und die Sache des Vaterlands, der ſie nützen wollten, ſteht ſchlimmer als zuvor. O, wären ſie doch meinem beſonnenen Rathe gefolgt! Laing, Laing! ich beſchwöre Dich bei den blutigen Schatten der unnütz Gefallenen! bei dem Opfertod unſres Freundes! beſänftige die Männer von Kilkenny und Wexford, die Dir ebenſo ergeben ſind, wie die von Tipperary an Brydone hingen; halte den wilden iriſchen Geiſt nieder, bis die Hülfe des Auslandes an unſere Thüren klopft. Ich habe die ſicherſten Nachrichten vom Directorium Frankreichs, daß General Hoche beauftragt worden iſt, uns nächſtens Hülfe zu bringen. Die breſter Flotte iſt dazu beſtimmt. Alſo bald, bald, mein Laing, ſchlägt die Rettungsſtunde! Dann brich mit Deinen Männern los! Rege ſie auf! Begeiſtre ſie! Räche Dich, daß die Menſchen, die ſich ſchamlos Patrioten nennen, Dich verdächtigten und Deine Verſtoßung aus des Königs Armee bewirkten. Du ſtehſt ihnen dann gegenüber. Nur keinen Tag, keine Stunde früher, bis die franzöſiſche Flotte in der Bantry-Bay eingelaufen iſt; denn ſie habe ich in Uebereinſtimmung mit andern wahren Patrioten und dem General Hoche zur Landung beſtimmt. Wenn ſich nur erſt das Wetter abgetobt und beruhigt hat! Eher iſt an nichts zu denken. Der Himmel ſchenke uns ſeinen Segen in heiteren Tagen."

„So iſt es gewiß, daß ſie kommen?" rief Laing mit leuchtenden Augen.

„So wie die Stürme ſich legen und der Himmel ſich klärt. Dies iſt ſtets zu Anfang Dezember der Fall, wenn die Tage kälter werden. Wir haben alſo jeden Morgen beſſeres Wetter zu erwarten. Lord

Malmesbury iſt mit ſeinen Friedensvorſchlägen in Paris abgefahren; ich habe vor einigen Tagen erſt einen verwegenen Boten aus Frankreich erhalten, der ſich auf einem Fiſcherboot herübergeſtohlen. Alles ſteht günſtig für uns. Auf allen Klippen und Küſtengipfeln harren getreue Männer bis zur Killala-Bay auf der einen, bis nach Dublin auf der andern Seite hinauf, die es ſich zurufen, wenn unſere Befreier landen, damit es Irlands ſtreitfertige Männer an einem Tage erfahren. In den Buchten liegen die mir befreundeten Lootſen, die die franzöſiſche Flotte bedienen werden."

„Wohlan! ſo reite ich in dieſer Nacht noch zurück, um die Männer meiner Grafſchaft mit dieſer Nachricht zu befriedigen, die jeden Augenblick loszuſchlagen bereit ſind."

„Gönne Dir einige Stunden Ruhe, mein Freund, und erquicke Dich an Dem, was Dir meine Junggeſellenwirthſchaft bieten kann. Dazwiſchen laß uns Brydone's Gedächtniß durch Aufzählung ſeiner Tugenden ehren. O, es erfüllt meine Seele mit der Nacht banger Traurigkeit, daß er nicht mehr unter den Lebenden wandelt. Er war mein Freund, mein Vertrauter, und theilte meiſt meine Anſichten über den Plan zur Rettung unſeres Vaterlandes." Und abermals rollten Thränen über die Wangen des gefühlvollen Mannes.

Die beiden Freunde verkehrten eben beim Mahle in herzlichem Geſpräche, als plötzlich abermals die Thorglocke mit auffallender Heftigkeit gezogen wurde, ſo daß ihr dröhnender Schall bis in das Zimmer drang. „Man darf Dich hier nicht ſehen," ſagte O'Donnel zwar erſchrocken, aber doch entſchloſſen; „ſchnell herein in dies dunkle Gemach, nebſt Deinem Couvert, Mantel, Hut und Allem, was Dein Hierſein verrathen könnte!"

Lewis war kaum mit dem Aufräumen fertig und hatte ſich in ſeinen Lehnſtuhl geworfen, die Augen ſtarr und geſpannt auf die Thür geheftet, als dieſe abermals haſtig aufgethan wurde, und Sally O'Neil athemlos hereinſtürzte. Ihr vom Sturm zerzauſtes Haar und ihre dürftige Kleidung troffen von Regen; die ſcharfe Novemberluft hatte ihre ſonſt bleiche Wange geröthet; ihr großes ſchönes Auge blitzte in feurigem Glanze, ſo daß O'Donnels Blicke voll Bewunderung ihrer Schönheit auf ihr verweilten, und das Ungewöhnliche und Seltſame ihrer Erſcheinung deshalb einen weit geringern Eindruck auf ihn machte.

„Um St. Patrik, Sir, retten Sie die Lady von Lindſayhall!“ keuchte das Mädchen in abgeriſſenen Worten hervor; aber O'Donnel ſtand ſchon vor ihr, wie von einem Zauberſtabe berührt; entſetzt, bebend, mit geſträubtem Haar, todtenbleich, faßte er ſie bei den Schultern und ſchrie: „Was iſt's mit Miß Eliſabeth? Um Gotteswillen ſchnell! Ein Jahr meines Lebens für einen Athemzug! Was iſt's?!“

„Sie iſt vor einigen Stunden von Weiß-Jungen geraubt und entführt worden; die Rebellen haben mit Anbruch der Nacht das neue Schloß angeſteckt, das jetzt in lichten Flammen ſteht, und im Trubel den Lord erſtochen und die Lady von dannen geführt.“

„Barmherziger Gott!“ ſtöhnte der Baronet auf. „Häuft ſich denn heute alles Unglück auf mein ſchwaches Haupt! Gieb mir Kraft, Vater im Himmel, daß ich die Wuth des Schickſals ertrage!“

„Die Dienerſchaft iſt entflohen, die Dorfleute plündern hohnlachend das brennende Schloß und berauſchen ſich in dem geſtohlenen Wein. Niemand denkt an das unglückliche Fräulein; da bin ich ſchneller als der Sturm zu Ihnen herübergelaufen, Sir Lewis, in der feſten Ueberzeugung, daß Sie die arme Eliſabeth aus den Händen der frechen Räuber befreien werden.“

„Rob! Rob!“ kreiſchte O'Donnel aus der Thüre und riß zu gleicher Zeit den Glockenzug ab. „Den Abdul! Schnell, ſchnell! in zwei Minuten, gut geſattelt und gezäumt! Raſch, Junge, es gilt Dein Leben.“ Und zu Sally ſich kehrend und ihre erſtarrten Hände faſſend, ſagte er tief gerührt: „Nein, mein gutes, frommes Kind, Du haſt nicht vergeblich auf mich gebaut: Miß Eliſabeth ſoll in dieſer Nacht noch aus den Händen ihrer wahnwitzigen Räuber befreit werden. Und iſt denn der Lord wirklich ermordet?“

„Ich hörte von einigen Leuten, er ſei blutend in das Parkhaus getragen worden. Einige behaupteten, er ſei erſtochen, Andre ſagten, es ſei Miß Margaret Fitzjames, die der wüthende Haufe erſchlagen. Ich hielt mich bei ihren ſchadenfrohen Erzählungen nicht auf, ſondern rannte nach dem Gebirge, Greenlodge zu.“ —

„Dank! ewigen Dank, Dir, edle Seele!“ rief Lewis und küßte das ſchöne Mädchen auf Mund und Stirne. Hoher Purpur übergoß ihre Züge, ihr Auge feuchtete, ertrinkend im Meere ſüßer Gefühle.

„O Eliſabeth! Eliſabeth!“ ſchrie er dann wie verzweifelt auf, „mußte es dahin kommen! Du in der Gewalt der rohen Menſchen, denen nichts heilig iſt, wenn es die Befriedigung ihres wilden unbändigen Rachedurſtes gilt! Das iſt der arge Fluch, der ſich an die Ferſen des Vaterlandsbefreiers hängt! O Freiheit! warum iſt deine Wiege ſo blutig! — — Hudſon! Rob! Teufel! wie lange zögerſt Du?!“

Seinen verſteckten Gaſt und die Botin der

Schrecken vergeſſend, eilte er die Stufen hinab und half ſelbſt das Pferd mit zurichten. Raſch warf er ſich darauf und wollte eben zum Thore hinausſprengen, als Sally's helle Stimme ſeinen Namen gellend rief. Er wandte ſich und hielt den Araber unwillig im Zügel.

„Beim heiligen Kreuz und des Erlöſers Wunden, beſchwöre ich Sie, Sir, nehmen Sie mich mit!“ weinte das Mädchen. „Ich muß zu Miß Eliſabeth und weiß nicht, wo ich ſie ſuchen ſoll. Laſſen Sie mich nicht zurück. Ich ſtürbe vor Angſt oder käme auf dem Rückwege um.“

„Was iſt da zu machen? Herauf! Schnell herauf zu mir!“ rief O'Donnel, ohne ſich lange zu beſinnen. „Wir haben nicht Zeit, erſt noch ein anderes Pferd ſatteln zu laſſen, und wer ſteht dafür, daß Du reiten könnteſt! Drum nur herauf! Hier vor mir ſitzeſt Du feſt.“ Schon war ihr kleiner Fuß im Bügel und bei der Hand ſie faſſend, zog Lewis ſie kräftig hinauf, nahm ſie in den Arm und jagte zum Thore hinaus.

## 21.

## Ungewöhnliche Nachtfahrt.

Der Regen hatte zwar nachgelaſſen, und einzelne Sterne blinzelten hier und da mit mattem Schimmer durch das zerriſſene Gewölk, ſo daß der Gebirgsweg, den das Reiterpaar auf dem raſchen Renner dahineilte, gerade nothdürftig genug beleuchtet war, um ihn vom gefährlichen Flugſande, den die wilderregten Fluthen meilenweit über die Küſte hingewälzt und frühere Stürme hier heraufgeführt hatten, unterſcheiden zu können. Der Wind aber ſtrich noch heulend durch die Fichten auf den Bergen und das hohe Schilfgras am Ufer und, als ſie den nordweſtlichen Abhang hinab waren und an die Ufer der Kenmare-Bay kamen, übertönte das Toben der maſſenweiſe in ununterbrochener Folge am Felſengeſtade brandenden Wellen, die den funkelnden Schaum gleich ſprühenden Flammen über die Reiter hinwegſchleuderten, den Hufſchlag des Arabers und den Angſtruf des Mädchens in O'Donnels ſicherm Arm. Ihr laut klopfendes Herz lag dicht an dem ſeinigen, das ſeine Schläge ebenfalls nicht langſam und ruhig that; ihr ſchöner Kopf ruhete halb an ſeiner Bruſt, halb an ſeinem Halſe; ſein Athem fächelte über ihre Wange, und wenn ſie ſich leiſe wandte, um ihm zu antworten, trank er ihres Athems Welle und ihre Lippen berührten ſich faſt. Mit dem einen Arm hielt er die edlen Formen ihres ſchönen Körpers umſpannt. Anfangs fror ſie vor Näſſe, Kälte und ungeheurer Anſtrengung, bald aber glühete ſie über und über; ihre Wange brannte an ſeiner Bruſt, ihr Athem ſtreifte heiß ſeine Lippen, ihr Blut tobte fieberiſch durch die Adern.

„Durch Wogenſchaum und Flugſand, durch Dümpfel, über Felſen und Berge, in Sturm und Regen haſt Du den weiten, gräßlichen Weg mit Deinen zarten Füßen gemacht," klagte Lewis; „Du armes liebes Kind; zehn gute Meilen*) in einer Stunde! Dein Herz muß recht voll warmer Liebe ſein; denn nur die Liebe kann dies Alles überwinden. Erkennt denn aber auch Miß Eliſabeth, wie Du ihr ſo ganz ergeben biſt, daß Du ſelbſt Dein Leben für ſie wagſt in ſolch' ſchrecklicher Nacht?" —

---

*) Iriſche Meilen, um ein wenig größer, als die engliſchen.

„Ich bitte Sie, Sir," verſetzte Sally, „ſagen Sie der Lady nicht, daß ich es war, die Sie zu ihrer Rettung aufrief. Verſprechen Sie mir das! Ihr Dank thut mir weh. Ich will nicht, daß Miß Eliſabeth erfahre, wie ſehr ich ſie liebe, wie ganz ich ihr ergeben bin; ich will nicht, daß irgend ein Menſch, den ich liebe, ſolches jemals erkenne."

„Unbegreifliche, Du willſt alſo nicht Gegenliebe, nicht Dankbarkeit?"

„Nein, Sir! Mein Herz treibt mich zu dem, was ich thue, und ich vollbringe die That, weil ich nicht widerſtehen kann; die Liebe in mir iſt meine Herrin; ihr muß ich unbedingt folgen. Aber Gegenliebe will ich nicht, verdien' ich nicht."

„Himmel, welch' ungeheurer Schmerz liegt laſtend auf Deinem Leben, Mädchen! So ſpricht nicht die unerfahrene, unbefangene Jugend!"

Sally ſeufzte tief auf; er wollte weiter fragen, da fühlte er eine heiße Thräne auf ſeine Hand fallen. Sein Herz wallte über von Gefühlen, aber er ſchwieg. Zudem ſah' er, wie er eben aus dem Walde herausritt, den Himmel in blutrother Glut wogen, und bald ſtellte ſich die Flammengarbe des brennenden Schloſſes ſeinen Blicken dar; er ſchrak zuſammen und gab dem Araber die Sporen, daß er wie auf Flügeln dahin ſauſ'te.

Etwa eine halbe Stunde lang mochten ſie auf dem unebenen Wege fortgeritten ſein, als ſie an die Stelle kamen, wo jene wunderlich geſtalteten Felſen ſich in vielfachen Verklüftungen in das Land hinein bis zu den Bergen erſtrecken, wo Tim Ruuthan Mic Dahna auf der Kaninchenjagd belauſcht hatte. Dieſe Felſenſtadt, die den Namen Drachenkrone führt, ſenkt ſich von da ſchroff in das Meer hinab und greiſt als den Schiffern gefährliche Riffe weit hinaus in die Fluth. Jede Spur eines Weges ſcheint ſich hier plötzlich zu verlieren. Wohin das Auge blickt, ſieht man nur ſteile Wände, und die in wilder Unordnung über einander gethürmten, hier und da tief geſpalteten grauen Steinmaſſen gleichen einem Haufen rieſiger Werkſtücke, welche vom Bau des Weltalls zurückgeblieben zu ſein ſcheinen. Nur der Ortskundige oder ein genauer Forſcher entdeckt einen Hohlweg, der ſich links hinter einem einzelnen kegelförmigen verwitterten Horne in die Heide hinabzieht. Schon war O'Donnel im Begriff dieſen Weg einzuſchlagen, als eine rauhe Stimme von der Höhe des Felſens herab ihm zu halten gebot und das Loſungswort forderte.

„Grün Irland und St. Patrik," war des Erſtern kurze Antwort, und ungeduldig über den Verzug ſpornte er ſein Pferd vorwärts. Doch als er eben in den Hohlweg einritt, trat ihm eine dunkle Geſtalt entgegen, die durch einen raſchen kräftigen Griff ſein Pferd anhielt und ihn mit den Worten anredete:

„Zwei Worte nur, Sir Lewis! wenn's Ihnen genehm iſt, ehe Sie weiter reiten. Wer hätte erwartet, daß Ihro Gnaden in ſolch' einem Wetter das warme Kamin verließen! Solch Wetter taugt nur für des armen Volks Hanthierung. Werden doch wohl nicht nach Ihrer alten Reſidenz zu Lindſayhall hinüber reiten wollen? Sein Sie unbeſorgt, Sir Lewis! Der Schurke, der es gewagt hätte, die Hand ans alte Schloß zu legen, hätte kein neues Tageslicht wieder geſchaut. O'Donnels alter Sitz ſteht feſt, wie einer. Nur der neue buntgemalte Thierkäfig mit dem platten welſchen Dache und aller Herrlichkeit darin, wo ſich's der reißende Wolf bequem machte, weil ihn das Gewiſſen im alten Bau nicht duldete, iſt wiederum zu Staub und Aſche geworden. Nun können in dem Schutt wieder ſo ſchöne Linden wachſen, wie die waren, unter denen Sir William, Ihr Herr Vater, uns am St. Patrikstage ſo manche Gallone zum Beſten gab, und die der Tyrann weghauen ließ, weil ſie der Ausſicht im Wege ſtanden, wie er ſagte."

„Sam, Sam!" rief O'Donnel, — denn er hatte den alten Dunfoore an der Stimme erkannt. „Dich hat der Teufel verführt, alter Mann, daß Du in dieſer ſchlimmen Nacht der Theilnehmer einer ſo böſen That geworden biſt. O Greis, warum kamſt Du nicht nach Greenlodge, wohin ich Dich durch Deinen Sohn Shamus, ſammt ihm, einladen ließ? Ich hätte Dir geholfen. Statt deſſen nimmſt Du Theil an ſolchem Bubenſtück, kurz vor Deinem Ende! Sam, Du haſt ſehr übel gethan."

„Nicht der Theilnehmer, Sir, der Anführer ſogar bin ich," erwiderte Jener ſtolz. „Ich habe den Plan entworfen, unter meiner Leitung iſt er ausgeführt worden. Die Rache des Himmels bleibt uns zu lange aus, und Ihro Gnaden ſind viel zu großmüthig gegen alle Ihre Feinde, als daß wir es hätten wagen können, Ihnen zuvor davon Anzeige zu machen. Aber es iſt noch etwas mehr geſchehen, mein theurer Herr. Die edle Dame Lady Eliſabeth weilt ganz in Ihrer Nähe unter unſerm Schutz. Ich dachte ſie Ihnen zuzuführen, ſobald der Sturm etwas nachgelaſſen; nicht, wie die Andern wollten, ſie als Geißel hier zu verbergen. O, theurer Sir! ich kannte ja die ſchöne Liebe Ihrer Jugend, die unter meinen Augen ſich entfaltete. Ich weiß, welche Hinderniſſe das böſe

Schickſal zwiſchen die beiden beſten Menſchen warf. O, Lady Eliſabeth iſt ja ein Engel! Da dachte ich, ſie, die da unſchuldig iſt an allem Unglück, ſie muß des Vaters Sünde ſühnen und durch ein Ehebund mit Sir Lewis den Schatten des Sir William, unſeres guten Herrn, verſöhnen. Führen Sie die Dame jetzt auf Ihr Schloß, Sir Lewis. Beſtellen Sie Ihr Haus und fliehen Sie mit ihr nach Frankreich. Da können Sie noch glücklich ſein! Hier, Sir, o glauben Sie mir altem Manne, hier, im tiefgebeugten Irland, blüht Ihnen nimmer das Glück, daß Sie ſo ſehr verdienen. Von Blut, von Bürgerblut wird hier der Boden nie trocken, und wo von uralter, undenklicher Zeit der Haß als böſe Saat gewuchert hat, da kann man auf keine Ernte der Liebe und Verſöhnung rechnen. Sie ſind der letzte der O'Donnels hier in Irland; ſoll das edle Haus mit Ihnen erlöſchen? Solch einen Jammer, Sir Lewis, den ich als zartes Kind auf meinem Arm getragen, dem ich die edle Reitkunſt gelehrt, den ich — der Himmel möge mir's verzeihen, wenn ich Unrecht that! — ſelbſt meinen eigenen Söhnen vorgezogen und als ein theures Kleinod hegte, o, dieſen Kummer machen Sie dem alten Manne nicht!" Mit von Thränen erſtickter Stimme ergriff der Greis bei dieſen Worten O'Donnels Hand und zog ſie, indem er ſie mit Küſſen bedeckte, an ſein Herz. „Aber, bei St. Patrik! wen haben Sie denn da noch auf dem Pferde?" fragte Dunfoore hochverwundert, jetzt erſt die Reiterin bemerkend.

„Es iſt Sally O'Neil, die ebenfalls die edle Herrin ſucht, um ihr zu dienen," verſetzte Sir Lewis.

„Das iſt brav von Dir, Kind!" lobte ſie Dunfoore. „Steige ab und nimm meine Hand, ich will Dich führen.“ Das Mädchen ging flink von dem Thiere herab. „Du findeſt auch Deinen Vater bei uns,“ flüſterte ihr der Greis zu.

Der Mond durchbrach jetzt die lichter werdenden Wolken und beſchien Dunfoore's ehrwürdige Züge und ſilbernes Haar; er ſah ſchauerlich ernſt aus. O'Donnel erwiderte den Händedruck, tief ergriffen von der treuen Theilnahme des alten Diener, fragte wehmüthig: „Wo iſt Eliſabeth?“

„Geben Sie Ihr Pferd nur dem kleinen Buben dort, der mit mir Wache hielt und hier unter dem Schutze der Felswand damit zurückbleiben kann, und folgen Sie mir unverzagt auf dem Pfade, den ich Sie führen werde. Vornweg, etwa ein funfzig Schritt wird's Ihnen etwas ſauer werden. Bücken Sie ſich nur tief genug, damit Dornen und Gebüſch Ihnen die Haut nicht zu ſchlimm zerkratzen. Auch Du, mein Kind, nimm Dich in Acht.“

Gern ließen ſich O'Donnel und Sally ſeitwärts vom tiefen Wege, hinter einigen Felsgruppen weg, zu einem Pfade geleiten, der ſich unter dichtem Geſtrüppe ſteil emporwand und den ein Unkundiger ſelbſt bei hellem Sonnenſchein nicht gefunden haben würde.

Der Mond verbreitete zwar ein ungewiſſes Licht, jedoch vermochte der Baronet nur mühſam vorwärts zu ſchreiten, während Dunfoore, das Mädchen galant an der Hand führend, ſorgſam bemüht war, das Gebüſch an den Stellen, wo es zu dicht verwachſen war, auseinander zu bringen und die nächtliche Wanderung dem jungen Paare ſo leicht als möglich zu machen.

„So,“ ſagte der Alte, „nur friſch hinauf!“ als er ſah, wie O'Donnel, ohne alles Murren, ſo ſchnell als möglich, durch die labyrinthiſchen Felspfade ſchlüpfte. „Grade ſo war auch der ſelige Herr; wenn es etwas galt, war ihm keine Gefahr zu groß, keine Mühe ein Hinderniß.“

„Ich denke doch, der Verzagtheit, alter Knabe, wirſt Du mich, der Du ein Eingeweihter meines Bundes biſt, ſo wenig als irgend einen andern meines Namens bezüchtigen können,“ ſagte O'Donnel lächelnd, als ſie den Gipfel einer Anhöhe erreicht hatten und nun etwas gemächlicher vorwärts ſchritten. „Doch ich geſtehe Dir offen, daß ich in dieſer Nacht alles meines Muthes bedarf, um vor der edlen Dame zu erſcheinen, die, nachdem ich durch Zufall in dieſes Ereigniß verwickelt bin, mich nicht ohne Grund für den Urheber aller dieſer Vorgänge zu halten geneigt ſein wird. Verzeihlich wäre es auf jeden Fall, wenn ſie jetzt Zweifel in meine Denk- und Handlungsweiſe ſetzte. Doch mag geſchehen, was da will, ſo bin ich dem Zufall dankbar verpflichtet, der durch meine Dazwiſchenkunft Dein zwar wohlgemeintes, aber — nimm es mir nicht übel — ſchlecht berechnetes Unternehmen, Miß Eliſabeth zu mir auf mein Schloß zu führen, glücklicherweiſe verhindert.“

„Was?“ unterbrach ihn Dunfoore verwundert, plötzlich mitten auf dem Wege ſtehen bleibend: „Sie wollen am Ende wohl gar die Lady nach Lindſayhall zurückbringen?“

„Das will ich, ſo wie es mir die Pflicht gebietet,“ verſetzte O'Donnel ernſt. „Was Du für mich thun wollteſt, das erkenne ich an und fühle es tief. Schon dieſer Vorſatz würde mir Deine Liebe zu mir verbürgen, wenn nicht Dein ganzes langes

Leben das ſchönſte Bild der Treue und Anhänglichkeit an unſer Haus gewährte. Doch ſcheinſt Du in Deinem Eifer nicht bedacht zu haben, Sam, welche tiefe Kluft der Tod des Mannes, den Ihr ja alle ohne Ausnahme ſo hoch verehrt, zwiſchen mir und Eliſabeth geöffnet hat. Sein Blut, Mann mit dem grauen Haare, muß ich Dir's noch ſagen! vergoß ihr Vater, oder ihr Vater war es, der es vergießen ließ. Sie iſt ein Engel, Sam! und jede ihrer Handlungen iſt eine Tugend. Ich liebe ſie mit aller Kraft der erſten Liebe, und als ihr Gatte würde ich unausſprechlich glücklich ſein. Vernimm es, alter Mann, Beſchützer meiner Kindheit, wie meine Liebe ſich zum letzten Male äußert und als heiliges, den Menſchen hoch erhebendes Gefühl die Bande gewaltſam ſprengt, in denen ich mein Herz gefeſſelt und erkaltet glaubte. Ohnmächtig, fühl' ich, kämpft jetzt die Kindespflicht gegen dies Gefühl, das ſtärker iſt, als alle andern und das ſelbſt der Bande der Natur ſpottet. Ja, ich liebe Eliſabeth mit meines Herzens glühendſten Trieben; nie werde und kann ich ein anderes Weib lieben, nie wird eine Andre meine Gattin werden. Die Liebe, die mich an Eliſabeth gefeſſelt hält, ſtirbt nie! doch eine geſetzliche Verbindung" — hier wurde ſeine Stimme ſo ſchaurig, daß Dunfoore und Sally bebend die Stimme eines Sterbenden zu vernehmen glaubten — „würde den Fluch des Himmels auf unſere Nachkommen herabziehen, in denen ſich dann das Blut des Mörders mit dem meinigen vermiſchte. Und ſo werde ich denn der letzte meines Stammes in die Gruft ſteigen, noch glücklich, wenn es mir vergönnt ſein wird, den Opfertod für das Vaterland zu ſterben, das ferner keinen O'Donnel beſitzen wird. — Doch genug jetzt!" ſetzte er nach einer kurzen Pauſe, mit ſtärkerer Stimme hinzu: „Zurück, meine Gefühle, in den Kerker, aus dem ich ſelbſt euch zum letzten Male entließ! Mit ſüßem Schmerze weide ich mich noch einmal an dem verlornen Glück! Das Kleinod, für welches ich fortan auf Erden zu kämpfen habe, heißt — Vaterland. Und bin ich gefallen, ſo reicht mir vielleicht dort oben Eliſabeth die Palme des Friedens. Vorwärts jetzt, Dunfoore, vollende Dein Werk und führe mich ans Ziel! Du wollteſt mich in die Arme der Liebe geleiten, alter Mann, mir aber bleibt nichts übrig, als mich in die Arme des Todes zu werfen.“

„O, Sir Lewis!“ rief der Greis mit bewegter Stimme, „wie haben Sie mich durch Ihre Worte im tiefſten Innern erſchüttert! Sie ſtehen jetzt ſo feſt, ſo groß, ſo erhaben vor mir, daß ich Sie für einen der heiligen Märtyrer zu halten geneigt bin. Ich alter Mann dachte bisher, es könne nichts Höheres geben für einen jungen feurigen Mann, als die Liebe. Jetzt weiß ich's beſſer! Es iſt die Tugend, die obenan ſteht. Wären alle die Herren Ihres Standes in England und Irland ſo edel und brav, wie Ew. Gnaden, dann dürften wir nicht erſt kämpfen um unſere Rechte und um größere Freiheit. Wohl dem, der in dem heiligen Kampfe mit Ihnen und für Sie kämpft und ſiegt; ja wohl auch dem, der mit Ihnen ſtirbt, Herr! wenn Sie fallen ſollten, was Gott in ſeiner Gnade verhüten möge!“

Nach dieſen Worten ergriff der gerührte Greis die Hand des Baronets und drückte ſie ehrerbietig an ſeine Lippen. O'Donnel fühlte, daß eine heiße Thräne darauf herabfloß; die andre Hand aber hatte Sally ergriffen und deckte ſie mit Küſſen und Thränen. Sie hatte lange ſchon laut geſchluchzt. Als ſich Lewis nach ihr hinwandte, kniete ſie neben ihm auf dem harten Felſen, hielt ſeine Hand krampfhaft mit ihren beiden Händen umſpannt und flüſterte mit einem heißen, ängſtlichen Tone zu ihm hinauf: „Heiliger Lewis, bitte für mich!“

„Du biſt eine kleine Schwärmerin!“ ſagte der Baronet mißbilligend und hob ſie auf, ſtrich ihr die naſſen dunklen Locken aus der Stirn und küßte ſie darauf. Sie zuckte zuſammen, als wenn ſie ein Engel berührt hätte.

„Thuen Sie, was Ihnen gut däucht, Sir Lewis!“ ſagte Dunfoore. „Ich werde Alles, was Sie thun, als das Rechte betrachten.“ Lewis hielt Sally's Hand und führte ſie. Sie war ſtumm und in ſich gekehrt; nur dann und wann warf ſie einen ſcheuen Blick auf ſein edles, im Mondſchein verklärtes Geſicht und ſeufzte. Dann ging es raſcher vorwärts.

## 22.

## Lewis unter den Weiß-Jungen.

Etwa eine Stunde mochten die drei Wanderer in der ſchauerlichen Wildniß ſchweigend hingeſchritten ſein. Die Felſen gaben das dumpfe Echo ihrer Schritte zurück und ihr Schatten ſchwebte an den Wänden wie unheimliche Weſen, hin: da neigte ſich der Pfad ſteil abwärts, und Dunfoore bat ſeinen Begleiter, ſorgfältiger auf den Weg Acht zu haben, der ſich jetzt ſchneckenförmig, längs eines Schwindel erregenden Abgrundes, in die Tiefe hinabzog.

Sie hatten bald den Boden eines ſchauerlichen Thalkeſſels erreicht und betraten einen ſchmalen, durch Felſenwände ſich ſchlingenden Gang. Es wurde mit jedem Schritte finſtrer um ſie; Sally ſchmiegte ſich ängſtlich an O'Donnel. Da erſchallte der Ruf des Wächters des Engpaſſes, ſich zuvor als Freunde zu legitimiren, ehe ſie weiter ſchritten.

„Irland und unſer gutes Recht!" ſagte Dunfoore, „iſt heute die Loſung, und meine Begleiter Sir Lewis O'Donnel und Sally O'Neil."

„Er iſt uns willkommen! Ihr könnt paſſiren!" war die kurze Antwort des wachſamen Iren.

Ein helles Licht ſchimmerte im engen Gange herauf, als ſie noch einige Schritte weiter gegangen waren, und Dunfoore, die Spannung in O'Donnels Zügen wahrnehmend, ſagte: „Wir ſind jetzt am Ziele, theurer Herr! Hier in dieſer faſt unzugänglichen Schlucht der Teufelsmauer iſt Ihres alten Dieners Wohnung, ſeit ihn des Lords Pächter aus der Hütte geworfen. Doch nicht ſo ganz unwirthlich iſt's im Innern, wie Sie aus dem erſten Anblick etwa ſchließen möchten. Treten Sie nur näher, Sir. Bald werden Sie auch Lady Eliſabeth erblicken."

O'Donnel fühlte, wie ihm bei dieſen letzten Worten ſeines Führers das Blut in den Pulſen ſtockte und dann wiederum fieberiſch durch die Adern jagte. Ein ſchwerer Augenblick war für ihn gekommen. Er ſollte Eliſabeth ſehen und in welchen Verhältniſſen!

Er ſollte hören, ob die Ereigniſſe dieſer verhängnißvollen Nacht ſie nicht in ihrem Glauben an ihn wankend gemacht, und es war daher ſehr verzeihlich, wenn der ſonſt ſo entſchloſſene Mann einiger Zeit bedurfte, um ſich vollkommen zu faſſen, ehe er weiter ſchritt.

Die Scene, die ſich ſeinen Blicken allmählig enthüllte, je mehr ſein Auge ſich an den Glanz des Lichts gewöhnte, trug nicht wenig dazu bei, bald eine andre Stimmung in ihm hervorzurufen.

Der durch ſtarrendes Geſtein gewundene, zuweilen von Steinmaſſen überbaute Pfad, in welche anfangs einige, dann immermehr Streiflichter gefallen waren, mündete plötzlich auf einen ziemlich ebenen, rund von ungeheuren Felswänden eingeſchloſſenen Platz. In der Mitte deſſelben brannte ein großes Feuer, deſſen mächtige Flamme weit zum dunkeln Nachthimmel emporſchlug. Beim Scheine derſelben erblickte O'Donnel unten zur ebenen Erde eine Menge in weiße Kittel gekleidete Männer, deren Geſichter entweder geſchwärzt oder ſonſt unkenntlich bemalt waren. Ein Theil derſelben lag um das kniſternde Feuer plaudernd oder ſchmauſend und zechend; ein andrer ſtand auf die ländlichen Waffen, Heu- und Miſtgabel, Spieße und Dreſchflegel — mitunter ſah man auch eine alte Flinte oder Büchſe — gelehnt umher; wieder andre ſchlichen auf und ab. Weiter oben zeigte das Feuer am dunklen Geſtein Moos und Geſträuch, auch einzelne dunkelgrüne Kiefern, mit den nackten Wurzeln in den Ritzen feſtgeklammert, herabhängendes Schlingkraut und den Strahl einer Quelle, die von der Höhe theils herabſchoß, theils perlte und ſtäubte und in deren Waſſer das Licht ſich buntfarbig brach. Noch höher ragten die zackigen Felſengipfel, nicht ſelten mächtige Bäume auf ihren Häuptern tragend, die ſich nur ſchwach am dunkeln Nachthimmel abkanteten, der nur zu einem ſehr kleinen Theil oben als Deckgewölbe ſichtbar war und nur den ſchwachen Silberblick einiger Sterne in die felſige Tiefe ſandte. An einigen Stellen, wo die Wände nicht ſchroff herabfielen, ſtanden Leitern, und einzelne Männer ſtiegen auf und nieder; zuweilen zeigte ſich auch ein ſolcher auf der Höhe, und O'Donnel ſchloß nicht mit Unrecht, daß dies ausgeſtellte Wachen ſeien. Kein Ausgang, als der, auf welchem ſie gekommen, war weiter ſichtbar. Die grelle Beleuchtung auf dem grauen und ſchwarzen Geſtein, mit ſeinen grünen Verzierungen, ſeinen düſtern Bäumen und dem darauf laſtenden Schnee, mit der Quelle, den Leitern, mit den Schatten in den Vertiefungen; der dunkle Himmel oben, die Weißkittel unten, die rothe Glut der Kohlen und die den angelegten Baumſtämmen entſprühenden Flammen gaben zuſammen ein ſo höchſt eigenthümliches, romantiſches Bild, daß Lewis mehrere Augenblicke ſtaunend ſtill ſtand, während welcher ſeine beiden Begleiter ſich unter das Volk miſchten.

Auf keinem dieſer Geſichter konnte er auch nur die leiſeſte Spur von Frohſinn und Heiterkeit erblikken: nichts von dem Uebermuth und der derben Ausgelaſſenheit jener Geſtalten Salvator Roſa's, wenn er uns jene rohen Söhne der Nacht und des Apennin vor die Augen zaubert, edle, verwilderte Züge, ihre Abſtammung vom begrabenen Rom bekundend. O'Donnel hatte im Ausland oft Gelegenheit gehabt, die Bilder des großen italieniſchen Meiſters zu bewundern. Sie fielen ihm jetzt ſogleich ein; die Situation war wohl ähnlich, aber der Geiſt fehlte. Wehmüthiger

Schmerz zuckte um ſeine Lippen, als er dieſe Weißkittel näher in's Auge faßte, als ſein ſcharfer Blick in ihren Zügen forſchte. Hier ſah er nichts, als den Ausdruck lang verbiſſener Wuth, rohe gemeine Schadenfreude, Triumph, dem das ſcharf ausgeprägte Elend, das dieſe Geſichter durchwühlt, ſeine Spitze nahm; Kniffe eines unterdrückten Volks, deſſen Hoffnung, ſich jemals emporzurichten, immer tiefer herabſinkt. Auf O'Donnel aber machte der Anblick einen um ſo tieferen Eindruck, da er nur zu gut wußte, daß unter allen dieſen Geächteten, welche ſich in faſt lautloſer Stille ihr Leid klagten, vielleicht kein einziger war, der auch nur einmal im Leben den äußerſten Saum des goldgeſtickten Purpurmantels erblickt hatte, welchen die Glücksgöttin leuchtend um ihre Schultern ſchlägt.

Gegenüber in der Felſenmauer bemerkte er eine Grotte; ihr Eingang wurde durch übereinander geſchobene gewaltige Steintrümmer gebildet, die, auf koloſſalen Pfeilern des Urgeſteins ruhend, wie von Menſchenhänden zum Portikus eines Palaſtes gebildet ſchienen. Zwei ſteinerne Sitze, ein paar Gartenſtücke, zur Seite des Eingangs, nebſt mehren kleinen Vertiefungen, die er allmählig in den Wänder entdeckt hatte, ſowie das in ihrer Nähe ſtehende Hausgeräthe, gaben ihm die Ueberzeugung, daß dieſe Höhlen Wohnungen der heimathlos umherirrenden Menſchen ſeien, und daß die große Grotte dem Haupte dieſes unterirdiſchen Freiſtaates zur Reſidenz diene.

Zwei bewaffnete Iren ſaßen am Eingange, von denen der eine ein kleines Feuer zu unterhalten bemüht war, während der andre das Abendeſſen für die vom nächtlichen Zuge heimgekommenen Männer zu bereiten ſchien. Entſetzt erkannte der Baronet in ihnen ſeine beiden Diener Andy und Mic Dahna, und ſein Zorn entbrannte auf's heftigſte; doch bald vollkommen gefaßt und Herr über die ihn vor wenig Augenblicken ſo heftig beſtürmenden Gefühle trat er jetzt feſten Schrittes zu den um das Feuer gelagerten Männern. Alle erhoben ſich raſch, ſobald ſie ſeine Tritte vernahmen. Kaum war aber von ſeinem Begleiter der Name O'Donnel genannt, und kaum hatten die mehrſten ſich von der Gegenwart des hochgefeierten Mannes überzeugt, der lange mit düſterm Blick auf die Verſammlung ſah, ehe er ſie eines Grußes würdigte, da entblößten ſich die Häupter und hießen ihn willkommen. In demſelben Augenblick trat auch Eliſabeth, entweder erſchreckt durch das Geräuſch, das die bisherige Stille unterbrochen, oder neugierig, wem der ehrerbietige Gruß gelten möge, vor den Eingang der Grotte, im heftigen Zwiegeſpräch mit einer alten Frau, welche vergebens bemüht war, ſie unter beruhigenden Worten zurückzuhalten, und in welcher O'Donnel, wenn ihn auch nicht die ſchwarze, einen Theil ihres Geſichts verhüllende Binde aufmerkſam gemacht hätte, Judy Leghan, die Schwiegermutter ſeines Dieners, erkannte. Eliſabeth trat einige Schritte näher; doch mit allen Zeichen des Entſetzens haftete ihr Fuß plötzlich wie eingewurzelt am Boden, als ſie O'Donnel erkannte, der ihren Blicken bisher durch die ihn umringenden Männer verborgen geblieben war. O'Donnel's Scharfblick entging es nicht, wie Unwillen und Verachtung ſich in ihren Zügen malten, und wie ſie ſtolz die Thräne trocknend, die ihr Auge erfüllte, ohne weiter ein Wort mit der Alten zu reden, in die dunkle Klauſe zurücktrat. Doch mit der Kraft eines Mannes, der nicht wankt, ſobald er das Rechte erkannt und einen Entſchluß gefaßt hat, redete er, ſeine

Augen ſowie ſein Herz gleich ſtark beherrſchend, die Männer an, die, als ſie Eliſabeth erblickten, geſpannt in des Baronets Zügen forſchten. Die beiden Brüder Dahna waren erſchrocken von ihren Sitzen aufgeſprungen und ſpäheten mit ſcheuen Blicken nach ihrem Herrn.

„Nicht um als Richter Euere raſche That zu beurtheilen, bin ich zu Euch gekommen. Die Welt wird ſie verdammen. Denn nur ein kleiner Theil wird den Maßſtab des Gefühls daran legen und darnach ermeſſen, wie nur die Verletzung der heiligſten Menſchenrechte das Euerige zu einer Handlung unerlaubter Willkür aufzuregen vermochte. Daß ihr zu gleicher Zeit Willens waret, mir eine Dame zuzuführen, zu der ein Theil von Euch meine Verehrung noch aus einer frühern Zeit her kennt, beweiſt mir Euere Theilnahme, ſowie Euere Liebe, die ich vollkommen zu würdigen verſtehe. Ihr vermochtet jedoch nicht die böſen Folgen zu berechnen, die aus der That für mich ſelbſt entſtanden ſind. Wißt, Ihr Männer! Man wird mich allein für den Anſtifter des ſo gewagten Unternehmens halten und den Schloßbrand nur als das von mir gebrauchte Mittel betrachten, um die Entführung der Lady deſto beſſer zu bemänteln. Gelingt es mir, woran ich nicht zweifle, Lady Kildare eine beſſere Meinung von mir zu geben, als die iſt, welche ſie jetzt von mir haben muß, ſo iſt meine perſönliche Freiheit, die Ihr ohne alle Ueberlegung tollkühn genug auf ein verwegenes Spiel geſetzt, nicht länger gefährdet. Mein guter Ruf jedoch, ihr Männer,“ rief er jetzt mit ſtrenger, mit erhobener Stimme — „iſt durch den Vorfall in ein zweifelhaftes Licht geſtellt. Nicht allein die unziemliche oder ſchlechte That ſelbſt, ſondern auch jeden Schein muß der ſorgſam vermeiden, der ein großes, volksthümliches Unternehmen beabſichtigt. Die Ausführung iſt halb gelungen, ſobald man die öffentliche Meinung zu gewinnen verſtand. Männer von Kerry, ich muß Euch hart tadeln: Ihr habt unſrer guten Sache geſchadet, indem Ihr Euch in die Zahl verabſcheuungswürdiger Mordbrenner und Räuber ſtellt! Warum befolgtet Ihr meinen Rath nicht? Warum kehrtet Ihr Euch nicht an meine Bitten? Ich verſprach Euch Hülfe, Beiſtand, Rettung aus Euerer troſtloſen Lage; warum habt Ihr meinen Worten keinen Glauben geſchenkt und die rechte Zeit nicht erwartet? Iſt je ein O'Donnel wortbrüchig geworden? Hat je ein O'Donnel ſeine Liebe zu Erins Kindern verläugnet? Warum betrübt Ihr mich, indem Ihr mir durch dieſe böſe That Mißtrauen zeigt? Womit habe ich es an Euch verdient, daß Ihr die Laſt meiner Sorgen durch dieſen Frevel noch vermehrt? Vernehmt es, die Männer von Tipperary, die in offene Empörung ausgebrochen, ſind dem Schwerte der Engländer erlegen. Wie wird es Euch ergehen? Solche Beiſpiele von Rache, ſowie alle die einzelnen Unternehmungen, Euch ſelbſt Recht zu verſchaffen, wo es Euch verweigert wird, ſetzt Euch nicht allein in den Augen der Engländer, ſondern auch in der Meinung der Beſſern unter den eignen Landsleuten herab. Merkt Euch dieſe Lehre, gebt ferner mehr auf mein Wort und ſorgt jetzt für Euere Sicherheit. Ich werde. für die meinige ſorgen. Harrt noch eine kleine Zeit aus und ſeid überzeugt, da Ihr ja alle die Theilnahme kennt, die ich an Euerm harten Looſe nehme, daß ich Euch bald beſſere Nachrichten zu verkünden im Stande ſein werde. — Blickt auf mich, der ich ſo Vieles verlor; auch ich dulde und hoffe. Ihr alle ſeid zu ſchönen Hoffnungen berechtigt. Doch handelt nicht ferner aus Leidenſchaft, wie Ihr es leider immer noch thut, ungeachtet aller meiner Ermahnungen. Ihr ſollt handeln, wenn die Zeit kommt, doch als Männer, die man bewundern und ſelbſt im Unglück nicht verachten ſoll. Mit Dir, Michaul Dahna, habe ich im Angeſicht dieſer Männer noch beſonders zu reden. Du haſt Dich unterfangen, hinter meinem Rücken der Genoſſe einer Verbindung zu ſein, die ich nie gut geheißen, vor der ich Dich ſtets gewarnt, deren Theilnahme ich Dir ſtreng unterſagt habe; ja Du verläßt freventlich das Schloß, ohne mir etwas zu ſagen, verführſt Deinen Bruder und wirſt der Genoſſe eines abſcheulichen Verbrechens. Dieſe Männer ſind frei; ich habe ſie nur zu bitten, zu warnen: Du warſt mein Diener, Dir hatte ich zu befehlen. Du haſt demnach doppelt ſtrafwürdig gehandelt. Lohnſt Du mir ſo meine Liebe, Menſch, den ich wie einen Bruder behandelte? Hat die herzlichſte Sorgfalt, womit ich mich Deines Looſes annahm, keine Macht über die blinde Gier tobender Rachſucht, blutlechzender Leidenſchaft? Geh' mir aus den Augen, mich ſchaudert vor Dir! Von dieſer Stunde an kann ich Dich nur verachten, und Du haſt heute aufgehört mein Diener zu ſein. Wohnung behältſt Du mit Deinem Bruder im Parkhauſe; Deiner Frau werde ich monatlich Deinen Gehalt auszahlen; Deines Kindes werde ich mich ſtets als ein gewiſſenhafter Pathe annehmen. Nur von Dir will ich nicht länger bedient ſein."

In Michauls Geſicht arbeitete und zuckte zu Anfang dieſer Anrede ein wilder, gräßlicher Schmerz; er reckte mehrmals, wie in größter Verzweiflung, die Hände zum Himmel empor. Gegen Ende hatte er ſeine Faſſung wieder gefunden und erhob ſich ſtolz.

Zwar zitterte ſeine Stimme, als er die folgenden Worte ſprach, zwar lag um ſeinen Mund noch tiefer Jammer, aber er führte es glücklich durch und unterlag ihm nicht.

„Sie haben mich geliebt, Sir, wie unter den Lebenden Keiner; Gott allein weiß es, wie dankbar ich dafür bin! Sie entlaſſen mich Ihres Dienſtes, der mein Glück war, und auch für dieſe Strafe bin ich dankbar; denn ich fühle am beſten, wie ſehr ich ſie verdient habe. Als Ihr Diener geziemt mir zu ſchweigen; jetzt da ich es nicht mehr bin, erlauben Sie mir nur einige Worte zu meiner Entſchuldigung. Thaten ſollen für mich reden. Lord Kildare hat ſeit drei Jahren zwei der bravſten Männer aus unſerer Grafſchaft hängen laſſen, weil ſie in der Verzweiflung, in die ſie der Elende geſtürzt, ſich an ſeinen Quälgeiſtern, die Gott verdammen möge! vergriffen hatten. Sie finden die nächſten Verwandten dieſer unglückſeligen Opfer hier unter uns. Lord Kildare überfiel mich im vorigen Jahre, in jener Nacht, als meine Mutter geſtorben war, in eigner Perſon: er ließ mich mit meinem jungen Weibe und meinem Bruder aus der Hütte werfen. Mindert es ſeine Grauſamkeit, daß ich Obdach, Unterhalt und das edle Herz eines Gebieters auf Ihrem Schloſſe fand, Sir Lewis? — Nun komme Du her, Judy Leghan!“ rief er wilder, faßte ſeine Schwiegermutter, die auf den Ruf ihres Namens aus der Höhle getreten war, bei der Schulter und führte ſie ſo gewaltſam dicht vor O'Donnel; hier riß er ihr die Binde vom Geſicht und das aus dem Kopfe geſchworene Auge ſtarrte eiternd, ſchwarz, grün und gelb, und von der Flamme des Feuers fürchterlich beleuchtet, den entſetzten Zuſchauern entgegen. Michaul fuhr mit geſteigertem Affect fort: „Dieſes Auge vernichtete Lord Kildare mit einem ſcheußlichen Peitſchenſchlag, als die Frau wimmernd bat, ihres Kohlgartens zu ſchonen, in welchen ſich der geängſtete Fuchs geflüchtet hatte. Sie wurde krank und elend und konnte die ſchweren Steuern nicht bezahlen; vor acht Tagen hat ſie des Lords Pächter aus dem Hauſe werfen laſſen. Sie hat noch zwei unerzogene Kinder, mit denen ſie in dieſe Felſenhöhlen gekommen iſt. — Nun tretet Ihr heran, alter Samuel Dunfoore, einſt der treueſte Diener des Hauſes O'Donnel! Auf jener Fuchsjagd wurde ſein Hafer verwüſtet; der Greis war ohne Nahrung für den Winter, er konnte die Steuern nicht bezahlen, da ließ ihn des Lords Pächter nebſt ſeinem Sohne aus der Hütte werfen. Dieſen ehrlichen alten Mann, deſſen Anſehen zu Liebe und Mitleiden auffordert, deſſen Silberhaar die gegründetſten Anſprüche auf unſer Herz hat, er jagte ihn in die markdurchbebenden Winterſtürme! — Herr! iſt Ihr Blut noch nicht erſtarrt? Nun ſo hören Sie weiter! Vorgeſtern lief Cauth Murthocks, der Witwe und meiner ehemaligen Nachbarin an der Teufelsmauer, einzige Kuh auf der Heide und graſ'te; lieber Gott, was wird ſie gefunden haben? Da kommt Shaun Donnough, der Wildhüter, beſoffen, wie er ſtets iſt, des Wegs daher, ſieht die Kuh für ein Wildpret an und ſchießt ſie todt. Die Frau heult und ſchreit, der freche Waldmann geht lachend von dannen. Cauth rennt nach Lindſayhall, ſie will Miß Eliſabeth ihr Herzeleid klagen; da hält ſie die jüngſte von des Lords Concubinen ab, ſchilt die Frau und verwehrt ihr den Eintritt zur Lady. Und als Cauth in Noth und Verzweiflung heftig wird, ruft die ſchändliche Margaret den Lord herbei, und beide — beide ſag' ich — werfen die arme Frau die Treppe hinab: mit eigner

Hand; ſo weit geht die Verruchtheit, daß ſie ſich nicht einmal mehr des Armes ihrer Creaturen bedienen. Cauth zerſchellte ſich den Kopf an den Wänden und brach unten auf den harten Steinplatten ein Bein. Dort lag ſie wimmernd, bis einige Mägde, in deren Bruſt der Funken des Mitleids noch nicht verloſchen war, ſie aufhoben und in das Hinterhaus trugen. Dort ſtarb ſie in der Nacht einen fürchterlichen Tod am Brande, der in ihre Wunden geſchlagen war; denn keine ärztliche Hülfe wurde ihr zu Theil. —

„Haben Sie nun genug, mein gnädiger Herr? Wohlan ich glaube es! Zum Schluß nur noch dieſes. Sie verſprachen Hülfe, Rettung; Sie vertröſteten das Volk von einer Woche zur andern. Alle waren ſchlagfertig, und nie ging Ihr Verſprechen in Erfüllung. An Sie, mein Herr, wagte ſich Niemand; ich war der Mann, den die Unglücklichen beſtürmten. Ich konnte ihnen endlich nichts mehr entgegenſtellen. Bei jeder Schandthat des Lords wurde ihre Wuth größer, unbändiger; der alte Dunfoore ſchürte das Feuer. Sie hatten ihn zum Oberhaupte gewählt. Die Verſtümmelung meiner armen Schwiegermutter reizte mich zum Tigergrimme; ich verlor alle Faſſung und wurde ein Mitglied der Weiß-Jungen. Der Abzug der königlichen Truppen aus Bantry ſchien uns allen eine treffliche Gelegenheit, und doch wäre vielleicht nichts geſchehen, wenn der an Cauth verübte Mord uns nicht alle in raſende Wuth verſetzt hätte. Es iſt geſchehen, was wir nicht laſſen konnten. Ich ſah mein Unglück voraus, aber ich konnte nicht widerſtehen. Und ſo erkenne ich meine Strafe als eine gerechte an und danke Ihnen dafür.“

„Ich bedaure Dich, armer Junge, ich bedaure

Euch alle, Ihr Männer!“ ſagte O'Donnel tief bewegt. „Ach, ich ahne aus dieſer wilden Leidenſchaftlichkeit nichts Gutes für mein Vaterland. Der ſchönſte Sieg eines Mannes iſt der über ſich ſelbſt, die höchſte Klugheit, den rechten Zeitpunkt erwarten und dann mit aller Kraft handeln. Ihr habt beides verfehlt. Seht mich an! Mir erſchlug Kildare den Vater; hab' ich mich an ihm gerächt? Ich verlor alle Güter meiner Vorfahren; hab' ich daran gedacht, mir als Einzelner Recht zu verſchaffen? Folgt meinem Beiſpiele! Verhaltet Euch ruhig, bis ich Euch zum Kampfe aufrufe, aber dann zum offenen im Angeſicht des Tages! Zerſtreuet Euch noch dieſe Nacht, ſuche jeder ſeine Wohnung, gehe jeder morgen an ſeine Arbeit, und wartet geduldig bis die Stunde der Erlöſung ſchlägt.“

Er grüßte mit der Hand und ſchritt würdevoll dem Eingange der Grotte zu. Unter den Weißkitteln entſtand ein Murren; einige ſchienen ihm antworten zu wollen, andere machten Miene, ihm zu folgen. Dunfoore aber, der Herr des Felſenthales, der wegen ſeines Alters und ſeiner Stellung in der Familie O'Donnel bei Allen hohes Anſehen genoß, gebot ihnen im ſtrengen Tone, zurückzubleiben, und die wilden Iren gehorchten und ſetzten ſich wieder ruhig und geräuſchlos, wie vorher, um das jetzt düſter glimmende Feuer.

Nur einer unter ihnen, der aus den Worten O'Donnels deſſen Abſicht, Miß Eliſabeth dem Vater wiederzugeben, errathen haben mochte, der einäugige Lootſe Evans O'Neil, äußerte ſich mißbilligend über die große Geduld und die Schonung, welche ihnen der Baronet fortwährend zur Pflicht machte, während ſie ſelbſt doch täglich neue Beweiſe von Härte und Ungerechtigkeit von Seiten ihrer Unterdrücker erfahren müßten.

„Hier quälen uns die Lords und Grundbeſitzer,“ eiferte er. „In Tipperary klagen ſie über die unerſättliche Habgier der evangeliſchen Pfarrer, in Galway über beide zugleich. Rings um die gute Stadt Cork herrſcht Hungersnoth, denn zu den höchſten Preiſen kauft die Regierung Kartoffeln und Lebensmittel jeder Art, um die Magazine anzufüllen, aus denen ſie die Expeditionen verproviantirt, die fortwährend zu Eroberung und zu Anlegung neuer Colonien in die entfernteſten Winkel der Erde ausgeſchickt werden. Während das Volk in Irland faſt Hungers ſtirbt, geben unſre Herren Subſidien an Europa's Fürſten, um Kriege zu führen, deren Erfolge nur England zu gut kommen. Die Schwachen merken es nicht, und man bewundert auf dem Continente, wo eine Geldſendung nach der andern ankömmt, die britiſche Großmuth, ohne das Blut zu erblicken, das an dieſen Schätzen klebt, Schätzen, die zum Theil vom Ganges hereingeſchleppt wurden, den neuerdings dem eiſernen britiſchen Scepter unterworfenen Völkern mit grauſamer Härte abgepreßt. Im übrigen Europa beneidet man das vermeintliche Glück, den blühenden Wohlſtand des Inſelreiches und weiß nichts von einem Anblicke des Entſetzens, wo Tauſende, wie bleiche Geſpenſter umherwanken. Jede Höhle, jede Kluft hallt wider von den Seufzern der ſterbenden Unglücklichen; ſelbſt im ſtolzen Mutterlande verhüllt ſich die Armuth nur dürftig unter dem erborgten Gewande. Doch Alles vergebens! Mit dem Bajonnet treibt man in Cork und Waterford die Leidenden von den Vorrathshäuſern, und im Kanonendonner der Magazinſchiffe, die mit vollen Segeln und ſtolz wehenden Wimpeln den

Hafen verlaſſen, verhallt des Säuglings letzter Klaglaut an der Bruſt der Mutter, der es an Nahrung fehlt, das Leben des Lieblings zu friſten. Ha!“ rief er wild aufſpringend aus, „ich ſegelte jahrelang, in London zum Matroſen gepreßt, mit den Engländern faſt unter allen Zonen und in allen Meeren; doch nirgends ſah ich ſolche Nahrungsnoth, ſolchen Jammer, ſolches Elend, wie hier bei uns zu Lande. Was hilft nun die längere Nachſicht, die Großmuth, die Schonung, die uns der edle Baronet täglich entweder ſelbſt predigt, oder durch ſeine Geſandten empfehlen läßt? Er verſpricht Beſſerung unſeres Zuſtandes. Ich möchte doch wiſſen, woher ſie kommen ſoll, wenn wir ſie uns nicht ſobald als möglich ſelbſt verſchaffen? Wir haben jahrelang gehofft und geharrt, es iſt immer ſchlimmer geworden. Wir werden alt und kraftlos dabei. Darum zugeſchlagen, ſo lang es noch möglich iſt, und nicht unſern Nachkommen aufgebürdet, was wir ſelbſt verrichten können und müſſen. Wollt Ihr mir folgen, Männer, ſo iſt es gut! wo nicht, ſo führe ich Krieg allein mit jedem Großen auf meine eigene Gefahr und Rechnung. An Anhang, glaubt's ſicherlich, wird's mir nicht fehlen. Zuerſt nach Dublin! In wilden Sprüngen windet ſich die Schlange in Bengalen, wenn ihr der Kopf genommen iſt. Doch gefahrlos wird der Kampf, wenn man am rechten Flecke zur rechten Zeit zugreift. Feſt ſei nur der erſte Griff der ſtarken Fauſt, und ohnmächtig windet ſich die Hyder in langſameren Kreiſen. Das Haupt muß fallen, und wenn ringsum ſich in wilder, toller Verwirrung Alles aufregt, bewegt, dann ſpringe nur einer muthig in den wilden Kampfe und greife nach des ſteuerloſen Schiffes Lenkung! Es gelingt, wie ich's den Engländern ſo oft gelingen ſah im Kampfe mit den Fürſten Indiens. Nichts wird den Kühnen leichter, als wenn das Haupt gefallen, das Volk aufgelöſt in gänzlicher Verwirrung, die Truppen noch ungewiß, welchem unter den Prätendenten ſie folgen wollen, erſt als Vermittler, dann als Regent des Reiches Ruder zu ergreifen. Ihr ſeht, es fehlt Evans O'Neil ſo wenig, als irgend einem Andern, der etwas mehr von der Welt, als unſer Jammerland geſehen hat, an geſundem Menſchenverſtande. Glaubt ja nicht, daß ich mich allein, wie ein thörichter Narr, in ſolch ein gefährliches Spiel einlaſſen würde. Das Zeichen aber muß von mir allein ausgehen, laut, ſo daß es hinüberſchallt zu den alten Gefährten, die, mit mir vom Ganges heimgekommen, jetzt die Schiffe in Portsmuth und auf der Rhede von Spithead zu neuen Thaten rüſten."

Verwundert ſahen die Genoſſen auf den Sprecher, je mehr das Feuer ſeiner Rede ſich ſteigerte. Manchem ſchien eine Frage auf den Lippen zu ſchweben. Doch er erhob ſich mit ſtolzer Haltung, blickte mit feſter Zuverſicht im Kreiſe umher und verließ die Verſammlung, um mit untergeſchlagenen Armen in der Nähe von Dunfoore's Wohnung gedankenvoll auf und nieder zu ſchreiten.

## 23.

## Zwei große Seelen.

O'Donnel hatte einige Augenblicke ſtumm im Eingange des zwar dürftig, aber mit ſorgfältiger Ordnung ausgeſtatteten Gemaches Eliſabeth gegenüber geſtanden, die auf einen Seſſel niedergeſunken, den Kopf auf deſſen Lehnen geſtützt, düſter da ſaß und ſich den Dienſtleiſtungen und Liebkoſungen Sally's überließ, die vor ihr kniete und bald die Hände der Herrin mit Küſſen bedeckte, bald das braune Haar derſelben, das aufgelöſt auf die ſchöne Stirn und über die Schultern herabfloß, zu ordnen und zu flechten bemüht war.

„O, ſehen Sie doch auf, theure Lady!“ bat die Letztere, „da iſt ja der gute edle Sir Lewis. Wie können Sie noch länger befürchten, daß Ihnen in ſeiner Nähe auch nur ein Haar gekrümmt werde?“

Eliſabeth ſchreckte ſichtbar bei Nennung des Namens zuſammen; ſie ſeufzte tief, doch ihr Kopf blieb auf die Hand geſenkt, und man ſah, wie ſie ſich ängſtlich beſtrebte, den Anblick des jungen Mannes zu vermeiden.

„Kann Eliſabeth es nur einen Augenblick für möglich halten, daß ich die Veranlaſſung dieſer für ſie ſo beängſtigenden und qualvollen Stunden ſei?“ Mit dieſen Worten unterbrach O'Donnel endlich das peinliche Schweigen. — „Ihre Meinung von mir, Ihr Vertrauen auf mich, Mylady, war bis heute mein höchſtes Gut, mein Alles, was ich mir gerettet hatte.

Es bleibt mir nichts, als das armſelige Leben, wenn ich auch das erſtere verloren habe, und ſelbſt dieſes, welches ſchon längſt aller Freuden entbehrte, würde ferner nicht den geringſten Werth mehr für mich haben, wenn Sie glauben könnten, daß es jetzt mit einer ſolchen That befleckt ſei. Ich beſchwöre und betheure meine Unſchuld nicht. Doch blicken Sie auf, Eliſabeth! forſchen Sie ſelbſt, ob mein Geſicht, in deſſen Zügen Sie einſt meine Freude, meinen Kummer, Alles zu leſen vermochten, was mein Gemüth bewegte, ob dieſe Züge eine andere Spur verrathen, als die des Unmuths, vielleicht des Zorns über den begangenen Frevel, als die der Sorge um Sie ſelbſt."

Die Worte O'Donnels, die wohlbekannte Stimme des geliebten Mannes verfehlten auch jetzt nicht, den Zauber hervorzurufen, den ſie in den frühern glücklichen Zeiten ſo oft über Eliſabeth ausgeübt hatten. Der Zorn entſchwand, die Eisrinde ihres Herzens ſchmolz, jemehr ſie den wohlbekannten ſüßen Lauten horchte, und mit thränenfeuchtem Blicke ſah ſie endlich in das bleiche treue Geſicht des Geliebten, ſah, wie ſeine Augen ſo ruhig, wie ſonſt, auf den ihrigen weilten und ein leichtes Lächeln wie flüchtiger Sonnenſtrahl aus trüben Wolken über ſeine düſtern Züge dahinglitt.

„Glaubſt Du mich ſchuldig, meine Eliſabeth," fuhr er fort, „ſo führe ich Dich ſogleich nach Lindſayhall zurück und leiſte Verzicht auf jede fernere Erörterung. Der Zweck meines Hierſeins iſt kein anderer, als Dich dem Vaterhauſe wiederzugeben. Froher würde ich von Dir ſcheiden, wenn ich mein Bild vorwurfsfrei und tadellos in Deinem Herzen zurückließe.

„Dein Herz, mein Lewis, hat ſich immer ſo treu und rein bewährt, daß nichts bis jetzt im Stande war, nur den mindeſten Zweifel daran in mir aufkommen zu laſſen. Ich hielt den nächtlichen Ueberfall, die ſchrecklichen Flammen, ja ſelbſt meine Entführung nur für die Folgen der neuerdings leider wieder von meinem Vater an einigen Einwohnern in Dunmoore verübten, unglückſeligen Härte. An eine Mitwirkung oder ein Mitwiſſen von Deiner Seite dabei zu denken, ſchien mir ſelbſt dann noch ein Frevel, als ich Dunfoore, den mir wohlbekannten alten Diener Eueres Hauſes, an der Spitze der aufgereizten Männer erblickte. Als ich Dich jedoch vorhin plötzlich unter ihnen erſcheinen ſah, als ich hörte, mit welchem Jubel ſie Dich begrüßten, da, o vergieb mir, Lewis! da war ich nicht länger ſtark in meinem Glauben, und die Kraft, welche mich bisher aufrecht erhalten hatte, brach zuſammen. Ich glaubte Dich im Bunde mit den fürchterlichen Menſchen, die ſich, ach! ſo entſetzlich gerächt haben. In meinem Innern begann ein heftiger Kampf der kalten Vernunft mit meiner heißen Liebe, und ich hielt Dich für ſchuldig, ich hielt Dich meiner nicht ferner werth, da Du im Stande warſt, alle Rückſichten, die mir ſchuldige Achtung, das Urtheil der Welt und Deinen eignen guten Ruf zu vergeſſen. — Aber muß ich's geſtehen?“ fuhr ſie in ſchöner Verwirrung fort. „Iſt Dir daran gelegen, Deine Triumphe durch mein Geſtändniß zu erhöhen? O ſo vernimm es, daß der Ton Deiner Stimme, als ich Dich vorhin mit der gewohnten Ruhe reden hörte, in ein entzücktes Ohr fiel. Schon fühlte ich mich um ein Großes beruhigt, und es entſtanden Zweifel bei mir über Deine Schuld! Sehe ich nun den Blick des freien Auges, der wie ſonſt zu meinem Herzen ſpricht, betrachte ich die hohe Stirn, auf welcher der Adel

Deiner Seele unverkennbar wie immer thront, dann wird es mir ferner unmöglich, eine Schuld an Dir zu finden. Die ruhige Entſchloſſenheit, die ſich heute mehr als ſonſt in Deinem ganzen Weſen ſpiegelt, mag irgend einen andern, des Mannes würdigen Entſchluß, nur keine ſchlechte That bezeichnen. O gewiß, Du wußteſt Nichts vom Vorhaben dieſer Menſchen, Lewis! Fremd war Dir ſelbſt die Ahnung eines ſolchen Unternehmens auf unſer Haus! O, ſprich es aus, mein Leben hängt daran. Biſt Du ſchuldlos, mein Lewis?"

„Ich bin ein O'Donnel!" erwiderte dieſer mit hohem Ernſt. — „Wenn Lewis' Worte den Eingang zu Eliſabeths Herzen nicht mehr finden, ſo hoffe ich, wird wenigſtens Lady Kildare's hoher Geiſt gleichen Flug mit meinem Stolze halten."

„Ich erlaſſe Dir ja gern jeden ferneren Beweis, Du ſtolzer Mann. Höre auf, ich bitte Dich!" ſo flehte Eliſabeth; „mein Herz hat längſt entſchieden. Verzeih', wenn ich, durch die Ereigniſſe dieſer unglücklichen Nacht ſo ſehr erregt, nur einen Augenblick an Dir irre wurde! Was jetzt auch fernerhin geſchehen mag, es wird mich nicht mehr im Glauben an Deine hohe Tugend erſchüttern." Sie reichte ihm die Hand, die er mit Heftigkeit an ſein Herz preßte. „Doch wirſt auch Du mir ferner noch vertrauen, nachdem Du mich ſo ſchwach geſehen?"

„In dem, was Du Schwäche nennſt, theure Eliſabeth, erblicke ich nur einen neuen Beweis Deines hohen Seelenadels, und glaube mir, nie fühlte ich heftiger, welch ſchweres Geſchick auf uns laſtet, als in dieſem ernſten Augenblick. O Eliſabeth, in Deinem Beſitz wäre ich allzu glücklich geworden. Mein Loos wäre nicht das eines gewöhnlichen Sterblichen geweſen. Uebermüthig in Deinem Beſitze, würde ich mich über Alle erhoben haben. Schwelge ich doch jetzt, während ich Dich nur als eine Heilige verehren darf, in Deinen Anblick, in Deine Reize verſunken, im ſeligſten Rauſche! Ich hätte den Himmel vergeſſen und Irland und die ganze Welt, denn Du wäreſt mein Himmel, meine Welt, mein Alles geworden. Aber der Menſch ſoll nicht zum Gotte werden; die Erde muß die Erfüllung der höchſten und heiligſten Wünſche verſagen, damit etwas für den Himmel übrig bleibe. So nun," ſchloß er mit weicher Stimme, „theile ich meine Liebe zwiſchen Dir und dem Vaterlande, Eliſabeth, und am Ende meiner Tage ſehe ich im letzten Aufflammen des ſterbenden Herzens freudig zum Himmel empor, wo ich Dir allein mit unſterblicher Liebe ergeben ſein darf, und wo ferner keine irdiſche Macht, kein neidiſches Verhältniß uns trennen wird."

Eliſabeth hatte ihren Kopf an O'Donnels Schulter gelehnt; eine lange feierliche Pauſe folgte auf ſeine letzten Worte, während welcher er die tief Erſchütterte mit ſeiner Rechten umſchlungen hielt. Die halbe Mondſcheibe erſchien eben oben an dem kleinen Stück Himmelsgewölbe und warf ihr freundliches Licht in die tiefe Schlucht hinab, und mit gefalteten Händen blickte Sally, wie im andächtigen Gebete, auf die Liebenden. Thränen ſchimmerten in ihren ſchönen Augen, ihr Geſicht war ernſt und verklärt, wie das einer Heiligen. Sie lispelte einen guten Segen über das Paar froh und gerührt. „Seid ſtark!" ſagte ſie, „der Herr iſt groß und allmächtig. Er, der Schweres über Euch verhängte, er kann ja Glück aus Unglück machen. Möge er ſich Euerer erbarmen und Euere ſchweren Leiden in Freuden verwandeln nach der Zeit der Prüfung!"

„Amen!“ ſagte Eliſabeth unter einem tiefen Seufzer. „Amen!“ ſagte O'Donnel gefaßt.

. Nachdem er Eliſabeth gebeten, etwas zu ruhen und dann ihre Anſtalten zum Aufbruche nach Lindſayhall zu treffen, verließ er die dunkle Wohnung, ſowohl um mit Dunfoore die nöthigen Maßregeln deshalb zu verabreden, als auch um den übrigen Männern noch einigen Rath wegen ihrer Sicherheit zu ertheilen, falls es ihm nicht gelingen ſollte, eine Amneſtie von Lord Kildare für das Geſchehene auszuwirken.

---

## 24.

## Der alte Seelöwe.

„Schenkt mir doch einen Augenblick Gehör, Sir Lewis!“ — mit dieſen Worten vertrat ihm der vorhin erwähnte Seemann, der ungeduldig auf ſein Herauskommen gewartet zu haben ſchien, den Weg. „Nur wenige Minuten, Sir! ſchenkt mir Gehör, wenn's Euch gefällig iſt, bevor Ihr eine neue That der chriſtlichen Liebe begeht, oder einen abermaligen Beweis der mir unbegreiflichen Geduld und Langmuth abgebt. Die Tochter Eueres Todfeindes iſt in Eueren Händen. Haltet ſie feſt, Sir! oder überlaßt uns ihre anſtändige Bewachung, bis uns Sicherheit wegen der nächſten Zukunft, wenigſtens für Leben, Freiheit und beſſern Unterthalt, vom lord of the manor gegeben iſt.“

„Euer Leben ſo wie Euere Freiheit würde jetzt nicht gefährdet ſein, wenn Ihr die That, die ich ſo wenig als Euere Feinde billigen kann, unterlaſſen hättet,“ erwiderte O'Donnel kurz. „Sie würde nicht begangen ſein, auf mein Wort! wenn ich im entfernteſten hätte ahnen können, daß auch die Landleute auf den Beſitzungen meines ſeligen Vaters ihre Leidenſchaften ſo wenig zu zügeln verſtänden. Wozu führt dies, als zu noch größerem Druck und zu noch heftigerer Erbitterung von Seiten unſerer Gegner? Wer nicht warten will, bis ich ſelbſt ihn den ehrenvollen Weg zur Freiheit führe, den muß ich fortan aufgeben und ſeinem Schickſale überlaſſen. Leid iſt mir's indeſſen um jeden Einzelnen, den ſein Verhängniß dahinreißt, und der, wenn ihn des Geſetzes Strenge trifft, unbeachtet, ja verachtet vom Leben ſcheidet auf dem Wege des gemeinen Miſſethäters.“

„Die ſchönen Worte haben wir ſchon oft von Ihnen und Ihren vornehmen Freunden gehört,“ entgegnete der Seemann finſter. „Aber es bleibt bei den ſchönen Worten, und That und Wort iſt doch zweierlei. Nehmen Sie mir's nicht übel, Sir, ich war nie ein Freund von glatten Worten. — Auf, Burſche! ſo pflegte Rodney zu ſagen, hinauf in die Maſten! die Luken auf! eine volle Lage von unten und von oben! und ſo wie wir dem Feind unterm Wind kamen, hieß es kurz ab: Segel ein! Enterhaken los! hinüber, Jungen, drauf und dran! — Das iſt auch meine Meinung, Sir. Wozu das Kreuzen und Laviren, ſobald der Feind uns die Flagge zeigt? Drauf und dran, Sir, ſage ich mit Rodney! Wozu das längere Zaudern? Des Irländers Blut iſt leicht entzündet, doch brauchen muß man's, ehe es verraucht. Werfen Sie einen Brand in den leicht entzündlichen Stoff, und die Glut wird alsbald in Flammen emverlodern, während man mit der verglimmenden Kohle nur mühſam ein Feuer entzündet, das im langſamen Entſtehen gar leicht wieder zu löſchen iſt.“

„Wer ſeid Ihr, Mann?“ fuhr O'Donnel gereizt den Sprecher an. „Ich kenne Euch nicht und ſah Euch nie zuvor in Dunmoore oder deſſen nächſter Umgebung. Wer giebt Euch das Recht, in ſolchem Tone mit mir zu ſprechen und von Verhältniſſen zu reden, die Euch Euerm Stande nach nur wenig bekannt ſein können?“

„Ich bin ein Mann,“ entgegnete Evans, ſarkaſtiſch lächelnd, „der die Welt ſchon etwas länger kennt, als Ihro Gnaden, ein Mann, der faſt in denſelben Verhältniſſen geboren wurde, wie Sie, Sir Lewis, der Sproſſe eines Hauſes, das eben ſo alt, eben ſo edel, eben ſo berühmt iſt, als das der O'Donnel. An meiner Wiege ſtand ein Vater, der Herr von Land und Leuten war und ſtolz auf mich, als den einzigen Erben ſeines Beſitzes, herabſah. Dieſer mein Vater wurde geächtet, vertrieben, ſeiner Güter beraubt und mußte arm und elend im Auslande ſterben. Warum? weil er ſtets Anſtalten traf zur Rettung des Vaterlandes, wie wir, und niemals drein ſchlug, wie wir, bis es zu ſpät war, wie wir's auch machen werden, wenn wir Ihnen folgen, Sir. Der Erbe des Namens, auf den Irland einſt ſtolz war, deſſen Ahnen, mit den O'Donnels vereint, dieſe Grafſchaft beherrſcht, ſteht vor Ihnen, Sir Lewis, ein armer, alter Lootſe. Wiſſen Sie nun, wer ich bin?“

„Ja, ich weiß es,“ ſagte der Baronet, tief erſchüttert, und ergriff O'Neils Hand, um ſie herzlich zu drücken. „Ich habe Euch in Euerer Jugend recht wohl gekannt, Maſter O'Neil; Ihr waret oft bei meinem ſeligen Vater. Aber Ihr habt Euch ſo verändert, daß ich Euch nicht wieder erkannt hätte.“

„Nicht wahr, das Leben hat auch meine äußere Hülle arg zugerichtet?“ lachte der Lootſe bitter. „Sie haben viel Böſes erfahren, Sir Lewis, aber alle Ihre Schickſale ſind Süßigkeiten gegen den Hefentrank, den mich das Leben bis zum Bodenſatz auszuleeren gezwungen hat. Ständen Sie mit meinen Erfahrungen an meinem Platze, Sie würden denken und reden wie ich. Sproſſe einer edlen Familie, hatte ich nichts gelernt, was mich nähren konnte; ich hatte ein kleines Eigenthum von meiner Mutter in Dunmoore und trieb Feldbau, aber ich war leichtſinnig und hatte Unglück. Meine junge Frau konnte ſich nicht in unſere Lage finden. Wir verarmten immer mehr. Hunger und Stolz trieben uns endlich mit unſerm Kinde fort. Auf Antrieb meines Weibes gingen wir nach London. Ich wartete dort der Einkehr des Glücks und nährte mich anfangs vom Pferdezureiten, denn ich war ein guter Reiter. Aber in einer böſen Nacht, wo ich leider über den Durſt getrunken, verlockt von Schelmen, wurde ich zum Matroſen gepreßt, von meinem Weibe und zwei Kindern geriſſen, und ſegelte an Bord des Intrepide wider meinen Willen in die weite Welt. Ich jammerte erſt nicht wenig, weil mir ahnete, daß die Armen nun wieder hungern würden, wie vorher. Doch die Peitſche machte mich luſtig. Gleich einem Wieſel erkletterte der Sohn der alten edlen O'Neils, der Herren ungeheurer Länderſtrecken Irlands, die Maſten und lachte auf der luſtigen Höhe in grimmiger Fröhlichkeit hinaus in die ſtürmenden Wogen, bis mir heiße Thränen über die Backen herabfloſſen, und der kalte Nachtwind mich endlich hinab in die warme Hangematte trieb. — Am Hudſon, bei Rhodeisland, in den oſtindiſchen Gewäſſern kämpfte ich unter der Flagge des Volks, das ſich das freieſte der Erde nennt, gegen die Freiheit fremder Völker. Im Kampfe bei Miſore, wo wir zum Sturm auf die feſten Wälle von den Schiffen beordert wurden, verlor ich das Auge, und nach langer Abweſenheit habe ich erſt vor drei Jahren Englands weiße Felſen wiedergeſehen. Reiche Priſengelder wurden im Hafen von Portsmouth vertheilt. Voll Freude ſtieg ich ans Land. Das verlorne Auge verſchaffte mir den Abſchied, und ich dachte nun wieder, wie ſonſt, nur an mein Weib und meine Kinder, und wie ſie nicht mehr zu hungern brauchten, wenn ſie noch lebten; ich hatte ſorglich für ſie geſpart. Der Jubel meiner Gefährten, die in trunkener Freude die Früchte langer blutiger Jahre am Ufer vergeudeten, reizte mich nicht. Die Wolluſt, die in ſo ſchrecklicher Blöße ihre verführeriſchen Bilder in den Seeſtädten entfaltet, hing ſich an jeden meiner Schritte. Doch ihre Lockungen wurden vergebens an mich verſchwendet. Nach allen Seiten hin herzhaft mich ihrer wehrend, drang ich durch die wüſten Haufen der feilen Dirnen; denn nach London trieb mich mein ſehnend Herz. Ich hatte die Stelle am Quai erreicht, wo der Weg von Portsmouth nach Gasport führt, als mich vor einem Branntweinladen ein ſchönes Mädchen anredete. An ihrer Kleidung erkannte ich ſie auch als eine der Luſtdirnen, die auf die geldſchweren Matroſen warten, wenn ſie von den Schiffen ſteigen. Sie war nicht ſo frech, wie die andern, die ihr zuvorgekommen, ſich verſehen hatten; ihr blieb nichts übrig, als ſich an den alten Seemann zu wenden; aber ſie war nicht zudringlich, ihre weiche Stimme zitterte, ich ſah eine Thräne in ihrem herrlichen Auge glänzen. Da dachte ich an Gott und mein ewiges Heil, und daß es die Engel im Himmel erfreue, wenn eine gefallene Seele gerettet wird, und daß der ewige Vater einen Gnadenblick auf ihren Retter werfe. Ich blieb ſtehen, ſah dem bleichen Mägdlein mit den kummervollen Zügen in die Augen und ſprach ernſt: Haſt Du darum dieſen ſchönen Leib von unſerm gütigen Gott zum Gnadengeſchenk erhalten, daß Du ihn auf der Straße für elend Geld an beſoffene Matroſen verkaufeſt? Fühlſt Du nicht, daß Du Gott ſchändeſt, deſſen Ebenbild, ſein Geſchenk, Dein Leib iſt? Warum dienſt Du nicht als redliche Magd und iſſeſt Dich ſatt bei Müh' und Arbeit im Schweiße Deines Angeſichts, wie Gottes Gebot lautet, ſtatt ein ſolch verworfenes Leben zu führen? — Da ſtürzte das Mädchen vor mir auf die Kniee und weinte: Herr, ich will Euch ja gern als Magd dienen, wenn Ihr mich haben wollt! Meine Mutter hat mich zu dem Leben erzogen, das ich treibe, und das ſie ſelbſt trieb, von der Noth gezwungen. Aber ſie iſt geſtern an einer böſen Krankheit geſtorben; gebt mir nur ſo viel, daß ich ſie begraben laſſen kann. Dann macht mit mir, was Ihr wollt. — Ein Stein hätte ſich erbarmen müſſen, wie viel mehr ich, der ich flennte, wie ein Kind. Wie heißt Du, armes Weſen? fragte ich. Sally, war ihre Antwort; ich bebte zuſammen beim Tone dieſes Namens, den mein älteſtes Töchterlein geführt. Und Dein Geſchlechtsname? fragte ich weiter. — O'Neil! — Herr, als ſie das Wort geſprochen, war mir's, als ob die Häuſer am Quai über mich herſtürzten und der Boden unter mir wankte. Wie die Donner einer vollen Lage vom Intrepide über die Wellen hinrollen, ſo tönte mein eigener Name, von den Lippen des unglücklichen Geſchöpfes gelispelt, zermalmend in meinem Innern wieder. Die Tochter der

Schande war mein eigenes Kind! Fühlen Sie, Sir, die bodenloſe Tiefe meines Jammers? Nein! Sie können es nicht! Kein Menſch kann es. Es ergab ſich aus wenigen Fragen ſonnenklar, ſie war mein Kind, und mein Weib, das dies mein Kind zu dem abſcheulichen Gewerbe angehalten hatte, war Tags vorher an den Folgen ihres Lebenswandels Todes verblichen. Wie ich geweint, geraſ't, das weiß ich nicht mehr. Genug, ich befand mich in der elenden Wohnung bei der Leiche meines Weibes. Geflucht habe ich ihr nicht, daß ſie mein Kind dazu gebracht; Noth und Mangel hatten ſie dazu getrieben; ihr jüngſtes Töchterlein war im Elend dahingeſtorben; ſie waren von London nach Portsmouth ausgewandert, um hier von den friſch ankommenden Matroſen beſſeren Verdienſt zu haben und wohlfeiler zu leben. Nein, ihr habe ich nicht geflucht, ſie war ja todt, auch meinem Kinde nicht, es trug ja keine Schuld und war trotz ſeines tiefen Falles ein edles, treffliches Weſen. Sally war eine in den Koth getretene Perle; wahrlich, Sir, ſie war unſchuldiger, als manche Reine! Aber Irlands Unterdrückern habe ich geflucht, furchtbar geflucht, die mein Kind, die eine O'Neil ſo weit gebracht haben, und habe ihnen ewigen Haß und Verderben geſchworen, und ich will meinen Schwur halten, oder nicht ſelig werden! O glauben Sie mir, Herr! mein Weib war ſchön und fromm und ihrem Gatten treu inmitten aller Verführung, welche ſie ringsum in London umgab. Ich küßte die kalte bleiche Stirn, und eine Thräne fiel aus meinem Auge auf die Sünderin. Es war die heißeſte Thräne in meinem Leben, aber in ihr ſprach ſich meine Vergebung aus, und ſie hat das Weib gereinigt von dem Fehltritt, den ſie aus Noth begangen hat.

„Ich ſchob eine Zwanzig-Pfund-Note in die gefalteten Hände der Todten, ergriff mein unglückliches Kind, um ein Land zu verlaſſen, wo ſeine Schande ſein elendes Leben gefriſtet, während der Ernährer, gewaltſam auf die Flotte geſchleppt, für britiſchen Ruhm in entfernten Weltgegenden gekämpft hatte. Ich führte ſie in mein armes Vaterland zurück und nährte mich als Lootſe. Da lernte ich mein Kind kennen. Das Mädchen iſt ein Engel, Herr, ein gefallener Engel, aber doch noch ein Engel des Himmels. Ihre Schönheit machte bald Aufſehen, zog Bewerber um ihre Hand herbei. Soll Evans O'Neil einen Menſchen auf Erden betrügen? Nimmermehr! Eh' die Welt in Trümmern, als ſolches! Und als ein ehrlicher Mann ſagte ich allen Bewerbern, wie's um Sally ſtand. Wie mir das Herz dabei geblutet, wie Verzweiflung bei ſolchem Bekenntniß ihre Krallen mir in die Bruſt ſchlug, — davon will ich ſchweigen. Die Freier ſtanden natürlich ab; Keiner wollte der Gatte eines Mädchens ſein, die einſt öffentliche Dirne geweſen war. Ich kann's Keinem verdenken und war nie bös darüber. Nun hab' ich ſie," murmelte er dumpf, „dem verkrüppelten Hausknecht in der Heideſchenke verlobt; der weiß es auch, will ſie aber aus Barmherzigkeit als ſein Weib wieder zu Ehren bringen, und ich bin ihm dankbar dafür."

Jetzt ſchwieg der Erzähler, und tief gerührt ergriff O'Donnel ſeine Hand mit den Worten: „Ich ehre Euern Schmerz, Mr. Evans, und erkenne, daß die Quelle Eueres Feuereifers, Eueres Thatendurſtes nicht gemeinen Urſprungs iſt. Sagt mir jedoch, was könnt Ihr einzeln oder in kleinen ungeregelten Haufen gegen die überlegene Macht der königlichen Truppen unternehmen? Geduldet Euch dies eine Mal noch, guter Mann; in wenigen Wochen ſchon kann Vieles anders ſein.“

„Anders,“ lächelte der Lootſe bitter, und ſein Auge glühte in düſterm Feuer, „das räum' ich ein, ob aber beſſer, das iſt eine andere Frage. Sie ſcheinen noch auf andere Hülfe zu rechnen, Sir Lewis, wenigſtens laſſen mich die hingeworfenen Aeußerungen Dahna's und Dunfoore's auf ſo etwas ſchließen.“

Betroffen blickte O'Donnel den Alten an. „Laſſen Sie ſich deshalb nicht bangen,“ fuhr jener fort: „der alte Diener Ihres Hauſes und der ehrliche Mic kennen mich gar wohl, auch war ich Ihrem braven Vater nicht unwerth, deß können Sie ſich vielleicht noch erinnern. Ich bin meines Gewerbes jetzt Lootſe an den iriſchen Küſten. Ich komme und gehe, wie's trifft. Mein Geſchäft hier und drüben im Nachbarlande läßt mich Manches erfahren. Doch ich ehre jedes Geheimniß und habe dafür auch die meinigen. Seien Sie deſſen verſichert, Sir Lewis, daß meine Pläne die Ihrigen weder durchkreuzen, noch verderben, und daß ſie ohne den Beiſtand Anderer recht gut auszuführen ſind. Es iſt mir lieb, Sie wiedergeſehen zu haben; rechnen Sie darauf, daß ich Ihnen diene, wo ich nur kann.“

„Ich danke Euch herzlich, Maſter Evans,“ verſetzte O'Donnel dem hohen Manne, ihm die derbe Hand drückend. „Nehmt auch Ihr die heiligſte Verſicherung, daß ich an Euch und Euerm lieben Kinde den innigſten Antheil nehme. Nur um Eins bitte ich Euch: keine Uebereilung!“

„Sir Lewis! handeln Sie nach Ihrem Gutdünken. Die Züchtigung, die wir an Kildare vollzogen, hatten wir Alle einſtimmig als gerecht erkannt. Seine Tochter, die, wie Sie vielleicht gehört haben, meinem

Mädchen dort mit vieler Liebe zugethan iſt, war Jedem von uns heilig, wird ferner Jedem heilig ſein. Der Maßſtab, nach dem wir Ihre Gefühle berechneten, ich und der alte Dunfoore, als wir beſchloſſen, die edle Dame, die Sie, wie wir wiſſen, ſeit längeren Jahren ſchon geliebt haben, Ihnen zuzuführen, war der unrichtige, das geſteh' ich gern zu. Vergeben Sie den Mißgriff!"

Evans ſprach hierauf noch einige leiſe Worte zu ſeiner Tochter, die eben aus dem Innern der Grotte trat, und miſchte ſich dann unter die übrigen Männer, während O'Donnel ſeine weitern Maßregeln mit Dunfoore überlegte und den jüngern Dahna beauftragte, ſeiner mit dem Pferde vor dem Schloßthore zu Lindſayhall zu warten. Dann verfügte er ſich wieder zu Miß Eliſabeth. Dunfoore's Dienſteifer verſchaffte der Dame alle in dieſen Steinhöhlen mögliche Bequemlichkeit, und Sally und Judy Leghan beeiferten ſich, ſie zu bedienen. O'Donnels Auge ruhte mit wehmüthiger Theilnahme auf der erſteren.

## 25.

## Ueberfall und Flucht.

Nach Mitternacht wurden einige Fackeln angezündet, und Eliſabeth war eben im Begriff, an Lewis Arme, in Begleitung Sally's und einiger Burſche, die die Fackeln trugen, die ſchauerliche Felſenwohnung zu verlaſſen, als plötzlich ein dumpfes Getöſe aus dem

Felſengange an ihr Ohr ſchlug. Aufmerkſam blieben ſie horchend ſtehen. Da erſchallte von der Spitze der Felſen, wie aus dem Himmel herab, der Ruf der Wachen: „Verrath! Ueberfall! Rettet Euch!“ Und in demſelben Augenblicke ſtürzten mehrere Männer aus dem Gange herbei und ſchrieen: „Die Rothen dringen herein und haben die Teufelsmauer umſtellt! Es muß uns Einer der Unſrigen verrathen haben. Schon liegen einige unſerer Beſten in ihrem Blute!“ Auf dieſe Schreckensnachricht griffen die meiſten nach den Waffen und ſtürmten in den Gang, um die Soldaten von den Felſen herab zu erſchlagen; Andre ſtiegen auf den Leitern empor. Es war eine allgemeine Verwirrung. Niemand dachte mehr an die Frauen und O'Donnel, die in einen peinlichen Zuſtand verſetzt waren. Lewis überſah das Schreckliche ſeiner Lage mit beſonnenem Blicke.

Sally rief entſchloſſen: „Um aller Heiligen willen, ſchnell! Sir O'Donnel, fort von hier! Man darf Sie hier nicht finden! Ich wäre untröſtlich als die Urheberin Ihres Unglücks!“

„Es iſt wahr,“ verſetzte Lewis, „ich muß fort! Unſer Plan ändert ſich. Die königlichen Soldaten, wahrſcheinlich Lord Wexford an der Spitze, der vielleicht heute aus Tipperary zurückgekehrt iſt, kommen Dich zu befreien, Eliſabeth. Würden ſie auch mich hier finden, es wäre mein Untergang, und das wäre noch das Geringſte; nein! es wäre auch der Untergang eines großen heilſamen Unternehmens. Leider wird ihnen mein Pferd ſchon in die Hände gefallen ſein, ein böſer Umſtand für mich! Die gebieteriſche Nothwendigkeit zwingt mich, Dich dem Lord Wexford zu überlaſſen, Eliſabeth, und mit blutendem Herzen ſcheide ich von Dir, um mein Heil in der Flucht zu ſuchen."

„Ich ſehe ein, daß Du fort mußt," verſetzte Eliſabeth, „aber es iſt mir unmöglich, allein in dieſem ſchauerlichen Aufenthalte, in dieſer fürchterlichen Lage, zurückzubleiben. Ich würde ſterben, wenn der blutige Kampf ſich bis hierher wälzte, und es iſt alle Wahrſcheinlichkeit dazu da. Ich würde ſterben über die Ungewißheit Deines Schickſals. Ich fliehe mit Dir. Und ſollſt Du umkommen in dieſen dräuenden Felſen oder im Meere, ſo will ich mit Dir ſterben; ſollſt Du gefangen werden, ſo will ich ebenfalls Dein Loos theilen."

„Aber Du wirſt die gefährlichen Leitern in der Nacht nicht ſteigen können; jeder Schritt auf den Felſen, deren Gelegenheit wir nicht kennen, droht Dir den Tod!"

„Dir nicht minder, mein Freund!" ſagte Eliſabeth zärtlich. „Komm, laß uns zuſammen ſterben!" Ihr Auge ſtreifte ihn mit einem unausſprechlich ſüßen Blick, ihr Kopf ſank an ſeine Bruſt.

„Fort, Fort!" ſtürmte jetzt Sally herbei, die im Felſengange gelauſcht hatte. „Die Weiß-Jungen werden zurückgedrängt, die Soldaten werden bald hier ſein. Fort, um Gottes heiligen Willen!"

Wirklich ertönte jetzt Waffengeklirr an der Geängſteten Ohr. Da ſtürzte Judy Leghan herein und rief: „Folgt mir! ich kenne den Weg über die Felſen." Und raſch eine der Leitern erklimmend, zog ſie die Lady nach. Dieſer folgte Lewis, und zuletzt erſtieg Sally die gefahrvolle Staffel, ſtets bereit, den Baronet mit ihren Händen zu unterſtützen, oder, wenn er wankte, von ihm hinabgeſchleudert zu werden. Glücklich gelangten ſie auf die Felſen hinauf. Wildes, kampfempörtes Geſchrei drang ihnen nach aus der Tiefe herauf. Geheul der Verwundeten, Geſtöhn der Sterbenden, Fluchen der Streiter, mit dem ſchauerlichen Rauſchen der Waffen untermiſcht, und der Widerhall der Felſen, der all' dieſe Töne zuſammengeſchmolzen, im vielfachen Echo als dumpfes Chaos zurückgab. Schaudernd blickte O'Donnel hinab und erkannte im dünnen Mondſtrahle die Würgeſcene nur zum Theil in der Tiefe. Andere Flüchtlinge folgten auf den Leitern nach. Da ergriff er Eliſabeths Arm und zog ſie eilig fort. Und über ſcharfe Kanten, an furchtbaren Abgründen hin, wo der Fuß kaum einen Halt hatte, an der feuchten Steinwand hingeſchmiegt, über Riſſe und Spalten ging der gräßliche Weg. Endlich rauſchte ihnen auf der andern Seite das Meer aus der Tiefe der einſamen Kenmare-Bay entgegen. Der Mond warf ein melancholiſches Licht über die ſtarre Landſchaft. Der Weg ging' abwärts und wurde nun ſchier noch gefährlicher; Judy immer voran. Eliſabeth ſchwindelte, als ſie in die Bucht hinabſtarrte, und der vom Monde noch weißer gebleichte Silberſchaum derſelben ihr das Auge blendete. Lewis ergriff ſie unter den Armen und trug ſie kühn und ſicher vollends hinab. Aber troſtlos ſahen ſie über das rauſchende Gewäſſer der Bucht hin. Was ſollte nun weiter werden? Hier war jede Rettung fern. Verzweiflungsvoll ſtarrte O'Donnel in die Nacht und die Ferne hinaus, und Eliſabeth gab leiſe Klagelaute von ſich. Sally lief wie eine Gazelle am Felſenrande hin und war bald den Blicken der Uebrigen entſchwunden.

„Hierher, hierher!“ übertönte plötzlich ihr Ruf das Rauſchen der Wellen, und gleich darauf wurde O'Neils Stimme laut, der von den Felſen herabſtieg.

Der helle Klang einer Bootsmannspfeife ſchrillte durch die Luft, und wenige Minuten darauf bog ein kleines Boot um die Felſenecke.

„Wir ſind gerettet!“ rief Eliſabeth.

„Gerettet durch Sally!“ ſetzte O'Donnel hinzu. Dieſe trat in demſelben Augenblicke heran; auch das Boot lag zu ihren Füßen.

„Hinein!“ drängte Sally und ergriff Eliſabeths Hand. O'Neil war bei ihnen und half Judy; dann ſprang er ſelbſt nach, nahm die Ruderſtange, die ihm ſein das Boot führender Knecht überreichte, und das leichte Fahrzeug ſchoß von ſeinem Stoße in die Fluth.

## 26.

## Der Morgen in Lindſayhall.

Der junge Morgen huſchte trübe und traurig um die rauchenden Trümmer des neuen Schloſſes zu Lindſayhall und lockte hier und da noch eine Flamme aus dem glimmenden Gebälk, um in Verbindung mit ihr die neblige Winternacht zu vertreiben, die immer noch nicht weichen wollte, obgleich ſie ſchon lange über die Hälfte des Stundenkreiſes für ſich weggenommen hatte. Um die glühende Aſche wandelten, aus Nebel und Nacht auftauchend und blutroth angeſtrahlt vom auffprühenden Zorn der Flamme, bleiche, elende, zerlumpte Geſtalten, deren ohnedies thieriſche Züge, von roher Schadenfreude und befriedigter Rachelust widrig verzerrt, ſich angrinſ'ten. Es waren die unglücklichen Einwohner von Dunmoore und anderer benachbarten Ortſchaften. Sie flüſterten ſich mancherlei unheimliche Dinge zu, indem ſie ſich ſcheu nach allen Seiten umſahen; ſie ſchienen ſich nicht allein vor den Dienern des Lords Kildare zu fürchten, die zuweilen das Volk fluchend und tobend bei Seite ſtießen; ſie ſprachen auch von Sir William O'Donnels Geiſt, der ſich gezeigt, ſo wie von einzelnen „guten Leuten,“ die in der Nacht hohnlachend das Feuer geſchürt hätten.

Aus des Parkwärters Wohnung ſchimmerte ein trübes Licht, und Shaun Donnough marſchirte, eine Büchſe im Arm, vor derſelben auf und ab, und drohete, Jeden, der zu nahe komme, oder irgend einen ungebührlichen Lärm mache, wodurch der Lord in ſeiner Ruhe geſtört werden könne, auf der Stelle zu erſchießen. Kein Menſch wagte ſich deshalb heran, und der dienſteifrige Wildhüter hatte daher Muße, ſeine Waidflaſche oft genug zum Munde zu führen, um ſie bald zu leeren und ſich ſelbſt zu füllen. Dadurch in eine ſelige Vergeſſenheit gerathen, hatte er nicht bemerkt, wie eine kleine menſchliche Geſtalt, aus den ſchweren Morgennebeln ſich heraushüllend, vorſichtig nach der Thüre des Parkhauſes ſchlich, bis ſie nur noch einen Schritt von ihm entfernt war. Haſtig fuhr er mit der Büchſe an das Kinn und kreiſchte mit heiſerer Stimme: „Wer da?“ Aber ſchon war der Andere bei ihm und ſagte mit ſpöttiſcher Lache: „Seht Ihr mich für einen Haſen an, Shaun? Dann müßte ich Euer Herz haben. Und ſelbſt dann bliebe mir vom eignen Blut genug, um, ohne das Euerige in Wallung und Euere Augen in Verlegenheit zu ſetzen, glücklich Eueres eigenen Hauſes

Thüre zu erreichen. Dankt Gott, guter Mann, daß Ihr nur das Bettlervolk dort in Reſpect zu erhalten habt; denn wären noch welche von den verdammten Weißkitteln hier, ſo würden Euere Gänge hier ſehr überflüſſig ſein."

Der Parkwärter holte tief Athem und ſagte mit großer Offenherzigkeit: „Ja, Tim, ich danke dem heiligen Patrik, daß Du es biſt, und kein Andrer. Ich habe ſeit dieſer Nacht vor den raſenden weißen Burſchen eine ſolche Furcht, daß mich eine Gänſehaut überläuft, wenn ich nur an ſie denke. Einer dieſer Schelme riß mir meine beſte Doppelflinte, die ich in aller Eile ergriffen, aus der Hand und ſchlug mich damit dermaßen über den Kopf, daß ich — Gott weiß, wie lange! — beſinnungslos am Boden lag; denn als ich wieder zu mir kam, war das Schloß ſchon halb niedergebrannt, und weil mir Alles am Leibe weh thut, ſo vermuthe ich, daß der ganze Hauſe über mich hinmarſchirt iſt."

„So habt Ihr wirklich den Spitzbuben auf ſehr fühlbare Weiſe etwas unter den Fuß gegeben, nachdem Ihr dem ſchlagenden Witz derſelben nicht habt widerſtehen können," lachte Tim, der dem Wildhüter alle erfahrene Unbill von Herzen zu gönnen ſchien.

„Galgenſtrick!" ſchimpfte Shaun. „Bin ich doch nicht der Einzige, dem ſie dies iriſche Witzſpiel aufgeſpielt, ich meine auf den Rücken oder den Kopf. Der Lord," fügte er flüſternd hinzu, „mußte ihnen als Baßgeige dienen, worauf ſie ihre Fiedelbogen zum Tanz aufſtrichen; Miß Margaret aber war die kleine Geige, und auf ihr haben ſie einen Reel geſpielt, an den ſie Zeit ihres Lebens denken wird. — Doch ich ſchwatze, ohne Dich nach dem Wichtigſten zu fragen.

Was bringſt Du für Nachrichten, Tim? Biſt Du mit Deiner guten Naſe den iriſchen Raubthieren auf die Spur gekommen?"

„Wenn Ihr auch kein Bedenken tragt, mich für einen Hund zu halten," verſetzte Tim ärgerlich, „ſo ſeid Ihr doch der Jäger nicht, dem ich apportire. Schläft der Lord?"

„Ich weiß es nicht, aber er hat ſchon nach Dir fragen laſſen."

„Warum ſagt Ihr mir das nicht gleich?" Mit dieſen Worten glitt Tim durch die Thüre und ſteckte ſeinen Kopf lauernd in die Stube. Hier ſah es lazarethmäßig aus, oder vielmehr noch etwas ſchlimmer. Das Ehebett des Wildhüters hatte Miß Margaret Fitzjames eingenommen, die ſich, mit verbundenem Kopfe und bleichem, blutgefleckten Geſicht aus den buntüberzogenen wollenen Decken hervorlugend, ſeltſam genug ausnahm. Einen noch wunderlichern Anblick gewährte aber auf der andern Seite Lord Kildare auf dem Lotterbette, das ſtolze Haupt gleichfalls in Bandagen, wozu aber nicht die feinſte und reinſte Leinwand genommen worden war. Beide ſtöhnten um die Wette, und ein Diener lief von einem Bette zum andern, um die vom Schmerz ausgepreßten Worte aufzufangen. In der offenen Kammer zeigte ſich die Frau des Wildwärters, bemüht, ihr kleines Kind ruhig zu erhalten. Hier und dort lagen und ſtanden eine Menge der verſchiedenſten Dinge, theils von hohem Werth, theils ſehr geringfügige, wie ſie Zufall und Beſtürzung aus dem brennenden Schloſſe gerettet und ohne Wahl hierher geſchleppt hatten. Der Diener bemerkte kaum Tims liſtiges Geſicht, als er auch ſchon ſeinem ſeufzenden Herrn davon Nachricht gab.

„Tim? Tim!“ fuhr Kildare empor. „Was bringſt Du? Was haſt Du ausgerichtet? Komm ſchnell! meine Seele lechzt nach ein paar Worten aus Deinem Munde. Biſt Du ſchon wieder da! Das nenn' ich ſchnell expedirt!“

„Dafür iſt er aber auch Ihr getreuer Bote Däumling mit den Siebenmeilenſtiefeln,“ ſagte Margaret giftig. „Und hat er nicht Däumlingsgeſtalt.“

„Verzeiht, wunderſchöne Dame,“ verſetzte der kleine Hausknecht mit Lachen, „Zum Däumling bin ich doch etwas zu groß gerathen; ſo es Euch jedoch beliebt, mich mit einem der trefflichen Märchenhelden zu vergleichen, ſo nennt mich lieber Ruprecht mit der Kuppe, und ich bin ſtolz genug, zu glauben, daß ich dieſem wackern Prinzen nicht allein an Leibesgeſtalt ähnlich bin. Ihr werdet mir dann aber auch erlauben, Euch für die Schönſte aller Schönen, für die ſehr ehrenwerthe Prinzeſſin Tauſendſchön zu halten, bevor ſie mit dem Prinzen Ruprecht bekannt wurde *).“

---

*) Die ſchöne Märchenwelt iſt Manchem fremd geworden oder gar geblieben; deshalb die kurze Erklärung: Däumling war der jüngſte und kleinſte Sohn eines armen Holzhackers, bei ſeiner Geburt nicht größer, als ein Daumen und ſpäter im Wachsthum nicht ſehr vorgeſchritten, dafür aber deſto klüger. In ſeiner Geſchichte kommen viel ſchlagende Beweiſe ſeiner Klugheit vor; er rettete ſich und ſeinen Geſchwiſtern zu verſchiedenen Malen dadurch das Leben, betrog den Menſchenfreſſer Oger und zog, verfolgt von demſelben, dieſem Rieſen die Siebenmeilenſtiefeln aus, die er nachher trefflich benutzte, und als Bote des Königs große Reichthümer erwarb. — Ruprecht mit der Kuppe war ein ſehr häßlicher kleiner Prinz, mit einem Haarbuſch auf dem Haupte, der ihm den Beinamen gab. Doch hatte ihm ſeine Frau Pathe, eine Fee, die Eigenſchaft verliehen, daß er von ſeiner immenſen Klugheit einem andern menſchlichen Weſen ſo viel mittheilen konnte, wie ihm beliebte. Mit den Töchtern des benachbar-

„Infamer Schuft!“ ſchimpfte die Miß emporfahrend, aber ein ſtechender Schmerz preßte ihr einen heftigen Schrei aus, mit welchem ſie auf das Lager zurückſank. Mit thränender Wuth und zorngereizter Stimme ſchrie ſie: „Mylord, wie können Sie leiden, daß mich dieſer Wechſelbalg mit frecher Stirn ſchmäht und beleidigt! Es wird mein Tod ſein, ſag' ich Ihnen!“

„O meine Werthe!“ verſetzte Kildare ziemlich gleichgültig, „ich kann nicht umhin, den Vergleich des kleinen Mannes hier als ſehr treffend anzuerkennen. Fürwahr, hätten Sie etwas mehr Verſtand gehabt, als Prinzeſſin Tauſendſchön, ſo ſtände mein ſchönes Schloß noch, und wir lägen Beide nicht hier an allen Gliedern zerſchlagen.“

„Warum ſind Sie meinen Eingebungen gefolgt, die doch, Ihrer eigenen Ausſage nach, ſo dumm waren?“ eiferte die Dame. „Dies iſt wahrlich keine Empfehlung Ihres eigenen Verſtandes.“

„Freilich bin ich ein Thor geweſen, aber Sie ſollen mich nicht vergebens daran erinnert haben. Ich werde auch ohne Sie leben können. Und nun bitte ich, Ruhe zu halten; denn ich bin ſehr begierig auf Tims Bericht.“

Aber Miß Margaret ſchrie und ſchluchzte und zeigte ſich ganz ungeberdig; des Parkwärters Frau kam hinzu, um ihr beizuſtehen, und verſicherte den Lord, die

---

ten Königs, Tauſendſchön und Tauſendklug, hatte es ähnliche Bewandtniß. Die erſte war die größte Schönheit, aber über alle Begriffe dumm, doch beſaß ſie ebenfalls durch eine Fee die Eigenſchaft, einem menſchlichen Weſen von ihrer Schönheit ſo viel mitzutheilen, wie ſie wollte. Ruprecht und Tauſendſchön lernten ſich kennen, halfen einander aus und wurden ein Paar.

Miß werde den Geiſt aufgeben, wenn er fortfahre ſie zu ärgern.

Dies ſchien auf den Unwilligen Eindruck zu machen; er ſprach einige begütigende Worte zu der Gekränkten, winkte Tim an ſein Bett heran und befahl ihm, leiſe zu reden.

„Ich kann mich kurz faſſen,“ verſetzte dieſer. „Wir haben die Mordbrenner richtig in ihrer Raubhöhle erwiſcht. Viele davon liegen todt in den Klüften der Teufelsmauer; Einige, und darunter den alten Rädelsführer Dunfoore mit ſeinem jüngſten Sohn, haben wir gefangen genommen. Viele haben ſich durch die Flucht gerettet, und unter dieſen befindet ſich leider Sir Lewis O'Donnel mit der geraubten Lady Eliſabeth.“

„O'Donnel!“ kreiſchte der Lord auf. „War er wirklich unter dem Raubgeſindel? Vielleicht gar ihr Anführer?“

„Zweifelsohne. Als ich Sie verließ, um auf Ihren Befehl, Mylord, dem Lord Wexford zur Aufſpürung der Mordbrennerbande behülflich zu ſein, vermuthete ich gleich, daß ſie ſich in die Höhlen der Teufelsmauer zurückgezogen haben würden. In der größten hauſ'te nämlich der alte Dunfoore, ſeit Ihr Pächter ihn aus dem Hauſe werfen ließ, nebſt einigen Andern, denen Aehnliches begegnet iſt. Ich zog ſchnell mein Hemd über die andern Kleider, entſtellte mein Geſicht, ſo gut ſich's in der Eile thun ließ, mit Aſche und Kohle des brennenden Schloſſes und kroch vorſichtig durch das Geſtein der Drachenkrone. Meine Vermuthung, daß ſie dort Wachen ausgeſtellt haben würden, betrog mich nicht; ich ſah hier und da einen Weißkittel auf einem Felſenvorſprunge im ſchwachen Mondlicht ſchimmern. Bald vernahm mein lauſchendes Ohr Pferdegewieher durch die Stille der Nacht; ich ſchlich dem Tone nach. In einem Hohlwege ſind' ich einen Knaben, der Sir Lewis mir wohlbekanntes Pferd, den Abdul, hält. Ich mache mich an den Jungen und erfahre in wenig Augenblicken von der Unſchuld, daß Sir O'Donnel mit Dunfoore nach der Schlucht gegangen iſt, wo die Uebrigen ſich auch befinden. Ich wußte genug und ging zurück. Am Eingange der Felſen war Lord Wexford mit ſeinen Reitern zurückgeblieben; ſie ſaßen ab, luden ihre Karabiner und Piſtolen, und vorſichtig führte ich ſie auf Felſenpfaden, die außer mir Wenigen bekannt ſind, nach der Höhle hinab. Wir umgingen auf dieſe Weiſe die meiſten Wachen. Der Kampf war hart und blutig, die Kerle haben ſich gewehrt, wie Teufel. Ich habe mich fern gehalten; denn das Volk darf nicht wiſſen, daß ich die Soldaten geführt; ſonſt wär' es morgen um mein Leben geſchehen."

„Du haſt recht, mein braver Burſche. Und ich brauche Deine Hülfe noch längere Zeit, als bis morgen. Das Eine empört mich, daß Ihr den ſaubern O'Donnel nicht in der Falle gefangen habt. Und auch meine Tochter habt Ihr nicht?"

„Auch ſie iſt entflohen; ob gezwungen oder freiwillig, wer will's behaupten?"

„O, daß ich das erleben muß! Mir mein Kind zu rauben! Der Schändliche! Darauf war ich nicht gefaßt. Ich traute dem äußern Schein ſeines Edelſinnes, und nun wird mir's erſt klar, daß er aus keiner andern Urſache aus Frankreich herübergekommen iſt, als dieſe Rache an mir zu nehmen. Jetzt iſt er mit dem geraubten Mädchen dahin zurückgekehrt. Aber warte nur, Bube, Du ſollſt auch in Frankreich keine Ruhe vor mir haben!"

Verdrießlich wandte ſich der Lord auf die andre Seite, und Tim ſtand, plötzlich ſehr überflüſſig geworden, neben dem Bette und machte ein langes Geſicht. Margaret, die des Lords Stimmung bemerkte, ließ ſogleich ihrem Groll gegen den Hausknecht freien Lauf und befahl ihm, ſich ſogleich zu entfernen und ſich nie wieder vor ihr ſehen zu laſſen. Sie ſchrie dem Lord zu, dieſen Befehl zu beſtätigen, weil das längere Bleiben des ihr verhaßten, abſcheulichen Menſchen unfehlbar ihren Tod herbeiführen würde.

„Geh, Tim,“ ſagte der Lord mürriſch, „und komm nicht eher wieder, bis ich Dich rufen laſſe.“

Der Hausknecht ſchnitt eine ſcheußliche Grimaſſe, drückte ein heiſeres, verzweifeltes Lachen, das ihm entfuhr, in die Bruſt hinab, daß es ſchier hohl und ſchauerlich klang, und verließ die Stube. Draußen knirſchte er mit den Zähnen, ballte die Fauſt und murmelte Flüche. Dann ſchlug er den Weg heimwärts nach der Heideſchenke ein, um mit Tagesanbruch auf ſeinem Poſten zu ſein.

## 27.

## Die beiden Nebenbuhler.

Tim hatte kaum das Feld geräumt, als eine luſtige Fanfare aus kleiner Entfernung die Aufmerkſamkeit des Volks erregte. Alles, was auf den Beinen war, ſtrömte nach der Gegend hin, woher die Töne kamen, und bald ſah man in der mehr und mehr überhand nehmenden Morgenhelle eine anſehnliche Reiterſchaar, Lord Wexford an der Spitze, daher ziehen. In der Mitte derſelben gingen gefeſſelt und an Pferdeſchweife gebunden Samuel Dunfoore, ſein Sohn Patrik und noch fünf andere Gefangene. Der Greis ſah ernſt und gefaßt vor ſich hin; er ſchien in ſein unvermeidliches Schickſal ergeben. Auf den Geſichtern der Uebrigen malte ſich Verzweiflung. Das verſammelte Volk ſchrie laut auf bei ihrem Anblick; es war ein herzzerreißender Jammerſchrei.

Am Parkhauſe angekommen, warf ſich Wexford vom Pferde und eilte hinein. „Triumph!“ rief er dem ſich erhebenden Kildare entgegen. „Die Buben ſind theils gefangen, theils erſchlagen. Das hatten ſie ſich nicht gedacht, daß die Sache in Tipperary bereits abgemacht, und ich ſchon zurückgekehrt ſei. Wahrlich, zur rechten Stunde traf ich ein. Hab' ich Ihnen auch Ihr Schloß nicht erhalten können, Mylord, ſo hab' ich doch die verruchte Bande vernichtet, die Ihr Schrecken war und Sie in dieſen elenden Zuſtand verſetzt hat.“

„Aber meine Tochter? Haben Sie mein Kind befreit, Mylord, und bringen es mir zurück?“

Wexford zuckte mit den Achſeln und erwiderte: „Der edle Sir Lewis O'Donnel iſt mir leider zuvorgekommen. Es leidet keinen Zweifel, daß er ſich mit ihr in ein Schiff geflüchtet, das ſie nach Frankreich trägt. Dieſer Verluſt trifft mich nicht minder, als Sie, Mylord.“

Kildare legte ſich auf das andere Ohr und zeigte dem tapfern Obriſten nicht die mindeſte Theilnahme mehr. Was hätte ihn dieſer Mann auch ferner noch intereſſiren können, da durch Eliſabeths Raub jeder Plan auf eine Verbindung mit Wexford vernichtet war? Dieſer trat nun an Miß Margarets Bett und ſprach zu der arg Mißhandelten mit einer Zärtlichkeit, die das Maß einer gewöhnlichen Theilnahme bei weitem überſchritt. Sie erzählte ihm, auf ſein Befragen, wie ſie von den fürchterlichen Weißkitteln überfallen und ſo ſchlimm geſchlagen worden ſei, daß man ſie für todt hierher getragen habe, daß es dem Lord, der von einer Jagdpartie aus der Nähe heimkehrend das Schloß bereits in Flammen gefunden, nicht beſſer ergangen ſei, als er ihr habe zu Hülfe kommen wollen, und daß ſie erſt durch die Stimme des Obriſten, die ihr angenehm, wie ſtets, in die Seele gedrungen, von ihrer ſchweren Ohnmacht erwacht ſei, ihn aber nachher nicht gefunden habe.

Ein feuriger Händedruck Werfords war eine deutlichere Antwort, als er in Kildare's Gegenwart redend geben konnte.

„Ich war kaum angekommen,“ verſetzte er, ſich entſchuldigend, „und hatte einige Worte mit Kildare gewechſelt, als ich auch ſogleich wieder aufſaß, um die rebelliſchen Hunde in ihren Schlupfwinkeln aufzuſuchen, was mir glücklich gelungen iſt. Ich kann Ihnen eine glänzende Rache an Ihren Peinigern verſprechen.“

Sie dankte und flüſterte ihm noch einige Worte zu, die Kildare's Ohr nicht erreichen durften, dann empfahl er ſich. Draußen ordnete er ſofort an, daß die Gefangenen in das alte Schloß nach Lindſayhall in Gefängniſſe gebracht und ſeine Reiter mit einem guten Frühſtück regalirt würden. Er ſelbſt nahm in der Mitte ſeiner Offiziere um einige Fäſſer und halb verbrannte Tiſche Platz.

„Nichts iſt mir empfindlicher,“ nahm er das Wort, „als daß uns der irrende Ritter mit ſeiner köſtlichen

Beute durch die Lappen gegangen iſt. Er hätte uns für das ruinirte Schloß büßen ſollen, deſſen Einäſcherung allein von ihm herrührt."

„Es iſt durchaus nicht erwieſen, daß Sir O'Donnel in der Schlucht war," erhob der Kapitän Howard grollend die Stimme, „und die Gefangenen, die ich darüber vernahm, leugnen es hartnäckig. Sir Lewis iſt ein Gentleman in jeder Hinſicht, Mylord! und demnach keiner ſolchen Schandthat fähig."

„Auch wir kennen den Baronet als einen Ehrenmann, Herr Obriſt," ſagten einige andere Offiziere; „wir hatten faſt Alle Umgang mit ihm und müſſen daher bis auf Weiteres für ſeine Ehre bürgen."

„Hört man die Herren," rief der Obriſt, „ſo möchte man glauben, der Baronet ſei der Edelmann par excellence. Ich bin jetzt Partei, meine Herren, und enthalte mich daher fürs Erſte jedes fernern Urtheils über O'Donnel. Was ich jedoch ſo eben hinſichtlich Ihres Umganges und Ihrer nähern Bekanntſchaft mit Sir Lewis höre, iſt mir bei der kurzen Zeit, welche das Regiment in der Gegend ſteht, faſt unbegreiflich, und muß mich um ſo mehr befremden, da es Keinem von Ihnen unbekannt ſein kann, welche Meinung Se. Excellenz, der Lord Lieutenant, von jenem unſtätt umherirrenden Manne hegt. Verzeihlicher ſchon finde ich es, wenn Sie, Kapitän Howard, keine böſe Meinung von Ihrem Jugendfreunde haben, deſſen Ruf ausgenommen in den untern Volksklaſſen, eben nicht der beſte iſt. Ich bitte indeß jetzt im Allgemeinen, daß die Herren hinfüro aufmerkſamer auf ihren Umgang ſind und überhaupt den Dienſt des Staats nicht über Ihren Jagdzügen und Tafelfreuden vernachläſſigen. Und wenn das Herz auch bricht, Mr. Howard, vergeſſen Sie über der Freundſchaft Ihre dem Könige ſchuldige Pflicht nicht.“

„Ich werde O'Donnel der ganzen Welt zum Trotz meinen Freund nennen,“ brummte Howard verdrießlich in ſich hinein, während die Falkenaugen des Obriſten ſich auf ein leiſes Geräuſch nach dem Thore hinwandten und, unerachtet der noch herrſchenden Dämmerung und des Nebels, Sir Lewis erkannten, der, Lady Eliſabeth am Arme, von Sally O'Neil gefolgt, ſo eben in den Hof eintrat.

„Zu Pferd, meine Herren! vor Ihre Züge! Schwadron aufgeſeſſen!“ donnerte der Obriſt, entweder, weil er einen Rückhalt O'Donnels vermuthete, oder um ſeinem Feinde, der ihm jetzt in Eliſabeths Nähe doppelt haſſenswerth erſchien, zu imponiren.

„Man melde Lord Kildare die Ankunft der Lady!“ herrſchte er einem in der Nähe ſtehenden Diener zu; dann ſprang er ſchnell hinzu und bot Miß Eliſabeth mit einer tiefen Verbeugung den Arm, indem er ſich an den ruhig weiter gehenden Baronet mit den Worten wandte: „Sparen Sie jede fernere Bemühung, Herr Ritter; die Poſſe iſt jetzt zu Ende. Oder wollen Sie etwa gar der Welt mit bewundrungswürdiger Dreiſtigkeit glauben machen, daß Sie als der Befreier der edlen Dame aus großer Gefahr kommen, um ſich den Dank vom tief bekümmerten Vater zu holen? Noch einmal, nicht weiter, mein Herr! Ihr Blendwerk iſt nicht für Augen, wie die meinigen, gemacht! Doch in der That, Ew. Edlen“ — hier machte er eine tiefe Verbeugung — „haben in den Augen eines gewiſſen Publikums Ihre Rolle trefflich, bis zur Wirklichkeit täuſchend, geſpielt. Rechnen Sie indeſſen nicht zu viel auf Thränen des Dankes; hier möchte wohl eher etwas heißes Blut fließen.“

„Auf Ihre Beleidigungen, Mylord, meine Antwort nachher!" entgegnete O'Donnel, ſeines Unwillens nicht länger Meiſter. „Doch jetzt, ich bitte Sie darum, machen Sie Platz für die Dame, welche nur in meiner Begleitung vor den Vater tritt."

„Sir Lewis iſt über jeden Verdacht erhaben, Mylord," ſagte Eliſabeth mit feſter Stimme, dem Obriſten einen Schritt näher tretend. „Nur ſo viel halte ich nöthig, den ſo kriegeriſch blickenden Herren zu erzählen, daß der Baronet unterwegs, als er auf die erſte Kunde von dem uns betroffenen Unglück hierher zu eilen im Begriff war, durch Zufall meinen Aufenthaltsort erfuhr. Und jetzt bitte ich, und hoffentlich nicht vergebens," ſetzte ſie mit einem faſt befehlenden Blick auf den Obriſten hinzu, „uns nicht ferner abzuhalten, den Vater von unſerer Abweſenheit in Kenntniß zu ſetzen."

Lord Wexford, wohl einſehend, daß er die Pflichten des Anſtandes nicht verletzen dürfe, verneigte ſich gegen die Dame mit gezwungener Freundlichkeit und erklärte höflich, daß er jeden ihrer Wünſche als Befehl anzunehmen gewohnt ſei. Dann drehte er ſich raſch um, jedoch nicht, ohne einen vielſagenden Blick auf O'Donnel geworfen zu haben.

Die Scene im Parkhauſe, wo Lord Kildare die Ankommenden ſchon erwartete, war für alle Theile froſtig, gezwungen und daher in jeder Hinſicht das Gemüth unbehaglich beengend.

„Ihre edle Tochter, Mylord," ſagte Lewis, „iſt die Veranlaſſung, mich alle zwiſchen uns obwaltenden Mißverhältniſſe für jetzt vergeſſen zu laſſen. Ich hoffe ſogar in dem Augenblicke, während ich ſie in Ihre Arme zurückführe, ſo willkommen in dieſem Hauſe zu ſein, wie irgend Jemand, der uns ein theures, verlornes Kleinod zurückbringt.“

Der Lord ſtattete mit kalten und ſtreng abgemeſſenen Worten auf eine hohe und feierliche Weiſe ſeinen Dank ab, während einestheils die Zweideutigkeiten ſeiner geſuchten Rede den Zweifel an O'Donnels Unſchuld deutlich verkündeten, anderntheils ſein Stammeln das große Erſtaunen über O'Donnels Erſcheinen verrieth.

„Ich finde mich hinreichend in dem Dienſte ſelbſt belohnt, Mylord,“ entgegnete O'Donnel, „welchen ich ſo glücklich war, Ihrer liebenswürdigen Tochter leiſten zu können. Auf Ihre Zweifel war ich ſchon gefaßt, als ich die Befreiung von Miß Eliſabeth unternahm. Doch ſchreckte mich der Gedanke davon nicht ab, dieſe heilige Pflicht zu erfüllen. Sollte Ihre edle Tochter nicht im Stande ſein, jene zu heben und mich von jedem Verdacht zu befreien, ſo genügt es mir, wenn ich vor der Einen gerechtfertigt daſtehe, welche mir mehr gilt, als das Urtheil einer ganzen Welt.“

Stumm führte er Eliſabeths Hand, die ſie ihm zum Abſchied gereicht, an ſeine Lippen. „Ich fühle tief, was ich Ihnen ſchulde, Sir Lewis,“ ſagte ſie mit kaum hörbarer, von Thränen faſt erſtickter Stimme, „doch Worte, Redeformen, kalte Laute ſind nicht im Stande, das auszudrücken, was jetzt mein Herz ſo tief bewegt. Die Zukunft, Sir Lewis, wird entſcheiden, ob Eliſabeth des großen Opfers würdig iſt, welches Sie ihr heute gebracht haben!“

Sanft entzog ſie ihm die Hand, die er während dieſer Worte feſt in der ſeinigen gehalten hatte, und blickte, unter Thränen lächelnd, ſchmerzlich zu ihm auf; dann wandte ſie ſich zu ihrem Vater, um mit kindlichem Gefühle ſich nach dem Befinden deſſelben zu erkundigen und ihm ihre Pflege anzubieten. Der Baronet legte, ſich verneigend, die Hand auf ſeine Bruſt und verließ, in der Thüre noch einmal ſich nach ihr umſehend, gleichſam als wolle er den letzten Anblick ihrer Geſtalt als ein ewig unvergeßliches Bild mit hinwegnehmen, das Zimmer. — Draußen rief er Andy Dahna, den er innerhalb des Thores erblickte, zu, das Pferd herbeizuführen, dann ſchritt er auf Lord Wexford zu, der allein für ſich mit klirrenden Tritten in der Nähe auf und nieder ging, während die Offiziere in einzelnen Gruppen umherſtanden und ſich eifrig mit einander unterhielten.

„Mylord," redete der Baronet den Obriſten an, „ich habe Sie bislang für einen Ehrenmann gehalten. Sie werden mir daher bei gelegener Zeit die Genugthuung geben, die meine Ehre für Ihre vorhin geäußerten Worte heiſcht. Beweiſen Sie den Gentleman durch die That; jene Worte haben es nicht gethan."

„Sie ſollen nicht vergeblich auf mich warten, ſehr verehrter Sir," erwiderte der Obriſt mit Anſtand. „Sobald es der Dienſt geſtattet, reden wir ein Weiteres darüber! Wir treffen uns ſicher noch früh genug. Nur fragt es ſich, in welcher Geſtalt?"

Mit der kalten, beſonnenen Ruhe eines Mannes, der mit dem Leben abgeſchloſſen hat, während er die Ehre noch als ſein einziges Kleinod betrachtet, zog O'Donnel den Hut und beſtieg ſchulgerecht, als ſei nichts Beſonderes vorgefallen, das vorgeführte Pferd. „Leben Sie wohl, meine Herren!" grüßte er mit einer Bewegung der Hand zu den Offizieren hinüber. „Gott befohlen, lieber Howard!" ſagte er dieſem der herbeigeeilt war, ihm zum Abſchiede die Hand zu drücken. Dann ritt er langſamen Schrittes, wie von einem Beſuche heimkehrend, an der Parkmauer hin und verſchwand bald darauf den ihm nachſtaunenden Blicken.

„Ein verteufelter Kerl, dieſer O'Donnel!“ murmelte der Obriſt; „ein Anderer werde aus ihm klug! Er hat uns durch ſein Erſcheinen Alle verplüfft.“

„Ein wackrer Junge, dieſer Sir Lewis!“ flüſterten ſich die übrigen Offiziere zu. „Schade, daß er keiner der Unſrigen iſt!“

„Der wäre ein Kamerad für uns! Nicht ſo, Ihr Herren?“ ſagte Howard freundlich. „So wie er, denk' ich mir ſtets, muß der berühmte Ritter ohne Furcht und Tadel geweſen ſein.“ —

Nach eingenommenem Frühſtück ſaß die Schwadron wieder auf, um ſich nach ihrer Garniſon zu verfügen. Die ſchadenfrohen Dörfler verließen ſich auch, aus Furcht vor dem hellen Tage, der ihre Gefühle offenbaren konnte, und ſo wurde es ſtiller und ſtiller auf der traurigen Brandſtätte.

## 28.

## „Dein böſer Genius, Kildare.“

Nur im Parkhauſe war es laut. Sobald Sir Lewis O'Donnel ſich entfernt, hatten Eliſabeth und Sally die Pflege der Verwundeten übernommen, und die liebenswürdige Lady, die nach dieſer Nacht der Schrecken und Strapazen ſelbſt der Ruhe bedurft hätte, bediente unverdroſſen ihren Vater, und Sally ging ihr freundlich zur Hand. Der Lord forderte ſeine Tochter auf, ihm umſtändlich zu erzählen, wie es ihr unter den Mordbrennern ergangen ſei, und Eliſabeth erfüllte ſeinen Willen, nicht ohne die gute und zarte Behandlung, die ſie von den Rebellen erfahren hatte, hervorzuheben und zu rühmen.

„Mein Vater,“ fügte ſie dann, nach einem minutenlangen Schweigen hinzu, indem ſie ſeine Hand ergriff, „Ihre Tochter iſt Ihnen wiedergegeben, zurückgebracht von einem edlen Manne, den Sie nicht lieben, und der Gründe von der verſchiedenſten Art hatte, ſich meiner Perſon zu verſichern, die, ich geſtehe es ja, ſich nicht ganz ungern von ihm hätte zurückhalten laſſen. Er hat ſeine Liebe und ſeinen Haß gleich ſiegreich bekämpft und mich wieder in Ihre Arme gelegt. O, möchte Ihre Vaterfreude über meine Wiedererlangung mir ein Geſchenk nicht verſagen, das ich, die Gerettete, von Ihnen erbitte! Ihre Liebe kann und darf es mir nicht abſchlagen, mein Vater!“

„Und was wünſcht mein geliebtes Kind von mir?“ fragte der Lord gütig und ließ einen gewährenden Blick über Eliſabeths blühende Schönheit hingleiten.

„Schenken Sie mir die gefangenen Rebellen und machen Sie eine allgemeine Amneſtie für alle in dieſer Nacht von dem empörten Volke erlittenen Unbilden bekannt.“

Kildare's Stirn hatte ſich raſch umdüſtert und, die Hand zurückziehend, wollte er eben finſtern Blicks antworten, als ihm Miß Margaret zuvorkam, die die Stimme keifend erhob: „Wie? Iſt Mylady vom Dämon der Rebellion ergriffen, vom Wahnſinn der

Weiß-Jungen angeſteckt werden? Dieſe Mörder, die mich blutrünſtig geſchlagen, ſollten befreit werden! Dieſen Mordbrennern, dieſen Teufeln ſollte vergeben werden! Kaum hat mich Unglückliche Lord Wexfords Tapferkeit, die die Beſtien eingefangen, etwas erquickt, ſo treten Sie mit dieſer abſcheulichen Bitte hervor, Miß Betty, und verſchlimmern damit meine Leiden.“

„Es thut mir leid,“ ſagte Eliſabeth kalt, „daß meine menſchenfreundliche Bitte Ihnen ſolche Beſchwerde macht. Sie war nicht für Sie beſtimmt, ſondern für das Herz meines Vaters, und ich muß ſehr bitten, dieſem das Wort zu gönnen. Bedenken Sie wohl, Miß Margaret, wie viel Schuld Sie ſelbſt an dieſen traurigen Auftritten haben! Denken Sie an die alte Frau, die auf der Treppe des nun eingeäſcherten Schloſſes ihre morſchen Glieder zerbrach und unter unſäglichen Schmerzen ihren Geiſt aufgeben mußte, und ertragen Sie die Ihrigen mit Geduld. — Von Ihnen, mein Vater, wünſch' ich einige Worte zu hören, aber Worte des Friedens, der Beruhigung, der Liebe, der Verſöhnung. Schenken Sie mir die Gefangenen, ſchenken Sie mir Verzeihung für die Andern.“

„Wo denkſt Du hin, Betty,“ verſetzte der Lord, während Margaret, weinend vor Verdruß, ihren zerſchlagenen Kopf in das Kopfkiſſen verbarg. „Deine Bitte zeugt von Deinem guten Herzen, aber ich bedaure ſehr, ſie Dir nicht gewähren zu können. Den ſtrafenden Arm der Gerechtigkeit aufzuhalten, iſt ein Frevel, der ſich an ſeinem Vollbringer rächt. Dieſe gräßlichen Menſchen ſind nicht an mir allein zu Verbrechern geworden; ſie haben ſich an der Geſellſchaft vergangen, und dieſe ſtößt ſie aus. Das freventlich verletzte Geſetz verlangt gebieteriſch Sühne."

„Nicht doch, mein Vater! Das Geſetz iſt ein todter Buchſtabe, nicht Rückſicht nehmend, auf die heißen Gefühle und Leidenſchaften, auf ihre Verflechtungen und Reſultate in der menſchlichen Bruſt. Aber das Erbarmen wohnt auch darin und iſt warm und lebendig, eine duftende Blume, deren Kelch das Herz iſt, bethaut von Thränen des Mitleids. O mein Vater, der Same dieſer göttlichen Blume ruht gewiß auch in Ihrer Bruſt, wie in der meinigen; ich wäre ſonſt Ihre Tochter nicht. Nur Unkraut iſt darüber gewachſen, der Boden iſt nicht locker genug für das edle Gewächs. Reißen Sie das Unkraut heraus, bebauen Sie das innere Feld, geſtatten Sie, daß die Thräne Ihres einzigen Kindes es anfeuchte, und die Blume wird bald üppig und friſch aufſprießen und geſegnete Früchte tragen. Sie reden von der beleidigten Geſellſchaft, an welcher dieſe Menſchen gefrevelt; o, die große Maſſe des Volks urtheilt anders über ſie, als die Hand voll Edelleute, gegen welche die Erbitterten ankämpfen! Die Welt ſieht in ihren Verbrechen nur einen verzweifelten Nothſchrei der niedergedrückten Menſchheit, ein tolles Aufraſen gefeſſelter, entwürdigter Kräfte, die, dem Erſticken nahe, ſich nun ſelbſt Luft gemacht. Auch iſt ihre Schuld geſühnt. In den Klüften der Teufelsmauer iſt durch Wexfords Schwerter genug Blut gefloſſen in dieſer fürchterlichen Nacht. Die Verwegenſten ſind gefallen, haben ihre böſe That nicht lange überlebt. Laſſen Sie ſich daran genügen, mein Vater. Treiben Sie es nicht weiter! Jagen Sie die Uebriggebliebenen nicht auf die äußerſte Spitze der Verzweiflung, um Ihr, um unſer aller Heil willen nicht! Denken Sie daran, weſſen der Menſch fähig iſt in der wildeſten Verzweiflung! Dann iſt er kein Menſch mehr! Nein, ein Tiger, eine Hyäne, taub und blind vor Wuth! Bringen Sie die Leute nicht zum Aeußerſten!“

„Dein weibliches, zaghaftes Gemüth ſieht Schreckniſſe, wo keine ſind, Eliſabeth. Es ſind Phantome Deiner erhitzten Phantaſie. Du haſt in dieſer Nacht nicht geſchlafen; der Schrecken des Brandes, Deiner gewaltſamen Entführung, die blutigen Auftritte in den Felſenklüften haben auf Deine Nerven einen verwirrenden, wildaufregenden Eindruck gemacht. Dies aufrühreriſche Geſindel muß hart beſtraft, muß mit eiſerner Strenge niedergehalten werden. Man muß dieſer Hyder, der die abgeſchlagenen Köpfe immer von neuem wachſen, die Wunden mit Feuerbränden ausbrennen, wie Herkules mit der lernäiſchen Schlange gethan. Nur dadurch kann man ſie zu Paaren treiben. Ei, wie würden ſie übermüthig und trotzig die Häupter erheben und mir unverſchämt Trotz in's Geſicht bieten, wenn ich Deine wenig überlegten Bitten erfüllen wollte! Sie würden, in der Meinung, ich fürchte mich vor ihnen, nicht mehr zu bändigen ſein, und das ganze Land in's Verderben ſtürzen. Glaubſt Du, ſie würden das Geſchenk der Freiheit und Amneſtie meiner Großmuth anrechnen? O, Du Taubenunſchuld! Nein, ſie würden hohnlachend behaupten, die Furcht habe es mir abgepreßt, und dann wehe mir und allen Güterbeſitzern dieſer und der benachbarten Grafſchaften! Wehe ganz Irland! Nein, mein Kind, meines Wohls und meiner Nachbarn, des Wohls des ganzen Vaterlandes wegen muß ich die Verbrecher beſtrafen und verfolgen. Ich bin es Irland und ſeinem Adel ſchuldig. Hat die Regierung dieſen tollen Menſchen nicht die ſchönſten Zugeſtändniſſe gemacht, ihnen nachgegeben, ihnen Rechte verliehen, ſie gütig behandelt? Und was war die Folge? Empörung, unverſchämte Forderung, wahnſinniger Freiheitstaumel. In der Vorausſetzung, das Gouvernement habe aus Furcht vor ihnen nachgegeben, machten ſie die albernſten Anſprüche und unterſtützten ihr Geſuch mit Feuer und Schwert. Sieh an dieſem großen Beiſpiel, was mein Schickſal im Kleinen ſein würde, wenn ich Deinen Bitten nachgäbe, Eliſabeth. Bitte etwas anderes, mein Kind, es ſoll Dir gewährt werden."

„Ich habe nichts weiter zu bitten, Mylord; das Eine war mein Alles, und noch kann ich nicht von meinem Verlangen abſtehen; es iſt mir in das Herz gewachſen, es iſt mir zu Blut und Lebensſaft geworden. Auch kann ich Ihre Anſichten nicht theilen, mein Vater. Dieſe Leute waren unter dem vorigen Beſitzer von Lindſayhall gute, treue Unterthanen, brave Staatsbürger. Ich habe mich genau darnach erkundigt, es iſt unter der Herrſchaft Sir William O'Donnels auch nicht ein einziger Exceß vorgefallen. Und doch waren ſie auch arm. Aber er behandelte ſie leutſelig, gütig, menſchlich. Ziehen Sie nun ſelbſt den Schluß, warum es ſtets Empörung gab, ſeit Sie hier wohnen. O, möchten Ihnen die Ereigniſſe dieſer Nacht eine ernſte Lehre ſein! Woran liegt es denn, daß der Ire, der von Natur froh, heiter, leichtblütig, mit Wenigem zufrieden iſt, dem Drange des jedem Menſchen inwohnenden Gefühls folgend, endlich ſeine Menſchenrechte gewaltſam geltend macht?"

„Der Teufel iſt in das Volk gefahren," ſagte der Lord unwillig, „und der trägt die Schuld, nicht ich. Von Frankreich iſt er herübergekommen und hat ihnen die Köpfe verwirrt. Unſre Väter konnten ſie ruhig beherrſchen, wie's in der Natur liegt; jetzt lehnt ſich die Kanaille gegen Natur und Gote auf. Aber ſie ſollen ſehen, daß ſie der Teufel, ihr Herr und Meiſter, in's Verderben führt."

„O Gott!" weinte Eliſabeth. „Sie verſchließen Ihr Herz immer mehr den edlen und ſanften Gefühlen! Ihre Härte iſt fürchterlich!" Und an das Bett auf die Kniee ſinkend, erhob ſie flehend die Hände nach dem Vater, der ſich von ihr abwandte. Miß Margaret aber rief: „Sie handeln Ihrer würdig, Mylord. Ich muß die Hunde, die mich mit ihren Knitteln ſo übel zugerichtet, mir meinen Arm entzwei geſchlagen haben, die ſich ſogar an Ew. Lordſchaft geheiligtem Leibe vergriffen, als Sie mir zur Hülfe beiſprangen, ich muß ſie hängen ſehen, eher werde ich nicht wieder froh und geſund."

Eliſabeth lag noch immer weinend vor des Vaters Bett; da ſprang Sally hinzu und ſagte entrüſtet mit edlem Zorn im Auge: „Knieen Sie vor Gott, Mylady, und flehen Sie von ihm Gnade für die Armen. Sie hören ja, daß Mylord geneigter iſt, die Reden jener Dame dort, die Gott noch nicht genug geſtraft hat, anzuhören, als Ihr kindliches Flehen. Es wird ein Tag kommen, wo dieſer erbarmungsloſe Mann ſeinen Starrſinn bereuen wird." Und das Fräulein emporziehend, wollte ſie dieſelbe aus der Stube führen; aber Eliſabeth entwandte ſich ihren Händen mit den Worten: „Und wenn mein Vater noch ſo hart wäre, Sally, ſo darf ich ihn nicht von Dir ſchmähen laſſen, und in jedem Falle iſt und bleibt mein Platz an ſeinem Lager. Ich werde hier ausharren, ſo lang es meine Kräfte erlauben."

Die letzten Worte waren in einem dumpfen Vorgefühl geſprochen; denn augenblicklich entfärbte ſich die Lady und ſank ohnmächtig in Sally's Arme.

Während der Wildhüter, ſein Weib, Sally und die Dienerſchaft bemüht waren, ein drittes Bett für das Fräulein einzurichten, trat die alte Peppy, die Wirthin der Heideſchenke, mit ihrer unſchimmern Kräuterſchachtel unter dem Arme in die Stube und ſagte ihren Gruß leiſe und mürriſch. Dem Lord entfuhr bei ihrem Anblick ein Schrei des Schreckens und Unwillens, und heftig rief er ſeinen Dienern zu:

„Was will das Weib? Wer hat ihr erlaubt, hier herein zu kommen?“

„Verzeihen Ew. Gnaden,“ verſetzte Donnough; „der Feldſcheerer fand die Wunden der Miß Margaret ſehr bedenklich, und da er ſich ſtets der Beihülfe der Mutter Peppy zu bedienen pflegt, ſo hat er ſelbſt nach ihr geſchickt. Es iſt bekannt, daß ihre Mittel immer die beſten und wirkſamſten ſind.“

Der Lord wandte brummend das Geſicht ab, und Peppy packte brummend ihren Kram aus. Zuerſt verfügte ſie ſich zu Eliſabeth und gab ihr durch einige narkotiſche Tropfen die Beſinnung wieder, rieth ihr Ruhe an und band Sally mehrere Verhaltungsregeln in Betreff der Lady auf die Seele; dann ging ſie ſchweigend zu Miß Margaret und legte kühlende Salben auf die Wunden derſelben; endlich trat ſie an das Bett des Lords.

„Fort!“ ſagte er unwirſch und mit Abſcheu, „und rühre mich nicht an.“

„O, dieſe Hand war Ihnen doch ſonſt willkommen, gnädiger Herr!“ flüſterte Peppy höhniſch. „Doch ich will Ihnen meine Hülfe nicht aufdringen. Nur ein paar Worte hören Sie gütigſt an, Mylord. Des Königs Soldaten haben in dieſer Nacht den alten Dunſcore mit ſeinem jüngſten Sohne gefangen genommen und in die Kerker des alten Schloſſes nach Lindſayhall abgeliefert. Um ihres eigenen Heils willen, Mylord, bieten Sie Alles auf, die Leute wieder in Freiheit zu ſetzen und keinen der Betheiligten weiter zu verfolgen. Es iſt Ihr und Ihres Hauſes Untergang, wenn Sie meinen Rath nicht befolgen. Es leben zwei Rachegeiſter für Sie, Mylord, die zeither geſchlummert und ſich ruhig verhalten haben, die aber durch einen gewaltſamen Tod der Gefangenen aufgeweckt, aufgeſtachelt, zur Wuth gereizt werden. Es iſt in dieſer Nacht wieder viel Blut gefloſſen, aber die Rachegeiſter werden ſie deshalb nicht drangſalen; morden Sie Dunfoore, ſo iſt's mit ihrer Ruhe aus."

„Und wer wären die beiden Furchtbaren?" höhnte der Lord.

„Wie, Sie wüßten es nicht? O, Sie kennen die Beiden von Alters her. Sie wiſſen, daß Peppy Toole und Auguſtin O'Kelly die Rachegeiſter des Lewis Kildare ſind. Der Geiſt William O'Donnels iſt auch noch nicht geſühnt. Und endlich haben Sie meinen Stallburſchen an ſich gelockt und jedenfalls zu Schlechtigkeiten verleitet. Ich ſehe es Tims altem Geſichte an, daß er Böſes auf dem Gewiſſen hat; ich erfahre noch Alles und komme hinter ſeine nächtlichen Schliche. Weh' ihm und Ihnen, Lord, wenn ſich mein Verdacht beſtätigen ſollte! Aus dieſer Verbindung wird und kann nichts Gutes erwachſen. Aus verfluchter Saat kann nie eine geſegnete Ernte keimen. Der Burſche iſt ſo alt geworden, und Sie haben ſich nicht um ihn bekümmert; auch ſind Sie niemals ſeinetwegen in Anſpruch genommen worden. Was wollen Sie jetzt plötzlich mit ihm? — Ahnen Sie denn gar nicht, wer dieſer Tim Nunthan iſt? Oder ſollen Sie es errathen haben? Sollte eine geheime Stimme es Ihnen zugeflüſtert haben? Oder ſollen Sie dunkel fühlen, welch' eine wichtige Perſon dieſer unſcheinbare verkrüppelte Hausknecht iſt? O, er trägt an ſeinem verhunzten Leibe den ſichtbaren Fluch einer ſchweren Schuld! Die Natur hat ihm den Stempel zweier Verbrechen aufgedrückt, an denen er ſelbſt doch unſchuldig iſt. — Wiſſen Sie nicht, wer er iſt, Mylord?"

Ihre Stimme war leiſer und heiſerer geworden; ſie hatte ihren Kopf tiefer und tiefer auf das Bett gebeugt und ſtarrte den Lord ganz nahe mit unheimlichen Katzenaugen an; ihr häßlicher Mund kam ſeinem Geſicht immer näher, und doch lag er ſtill, Angſtſchweiß vergießend, wie feſtgebannt, und rief nicht und befahl nicht ſeinen Knechten, daß man Peppy hinauswerfe; er war dem Thiere gleich, das die Klapperſchlange anſtarrt. Es zog durch ſeine plötzlich geängſtete Seele wie martervolle Erinnerungen an einſt geträumte böſe Träume, wie Reminiscenzen arger Thaten, die ihm doch nicht klar wurden; es dämmerte aus ſchwarzer Nacht wie ſchlimme Ahnungen in ihm auf, und leiſe fragte er mit gepreßter Stimme: „Und wer iſt er denn?"

Peppy fuhr empor, beſann ſich einen Augenblick, beugte ſich dann wieder raſch zu ihm nieder, um ihm etwas zu ſagen; aber das Wort erſtarb ihr auf der Lippe. Sie ſtand wieder aufrecht, ſah einige Augenblicke nachdenkend vor ſich hin und ſagte dann düſter in ſich hinein: „Dein böſer Genius, Kildare."

Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Ausgewählte

# Romane und Novellen

von

Ludwig Storch.

Achter Band:

## Die Heideſchenke.

Zweiter Theil.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Leipzig,
Ernſt Keil.
1856.

# Die Heideſchenke.

Von

**Ludwig Storch.**

---

Zweiter Theil.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

⁂

Leipzig,
Ernſt Keil.
1856

## 1.

## Die erſehnte Botſchaft.

Nach vielen ſtürmiſchen Tagen war endlich um die Mitte des Dezember ruhiges und heiteres Wetter eingetreten. Mit ſteigender Unruhe und Erwartung ſahen die Häupter der Volkspartei der Ankunft der franzöſiſchen Flotte entgegen. Jeder war auf ſeinem Poſten. Waffen, Munition und Kriegsbedarf, den die kühnen Schmuggler, trotz der ſchärfſten Aufſicht, von Frankreich herüber gebracht, war in verſchiedenen, wohlbedeckten Depots im Ueberfluß angehäuft. Zuverläſſige Männer aus dem Volke, die durch kräftige Sprache, Muth und Unternehmungsgeiſt bei den Defenders in beſonderem Anſehen ſtanden, waren mit den nöthigen Inſtruktionen verſehen, und es bedurfte jetzt nur eines einzigen Signals, um alle die tauſende der kühnen Iren ſchlagfertig an den ſüdlichen und weſtlichen Küſten zu verſammeln, die für die Freiheit das Letzte zu opfern bereit waren.

O'Donnel war eines Abends von einem Ritt durch die Umgegend von Bantry, von Kälte halb erſtarrt, auf ſein Schloß zurückgekehrt. Er hatte die Ausführung ſeiner Anordnungen in den einſamen Felſenbuchten, in den Dörfern und auf den Steinwarten der Küſte beſichtigt. Ein luſtiges Kaminfeuer, das wohlthätige Wärme und hinlängliches Licht im hohen Gemache verbreitete, um die eingetretene Dämmerung zu erhellen, ſowie das feurige Purpurblut einer Flaſche, das er von Zeit zu Zeit mit haſtigen Zügen aus dem vor ihm ſtehenden Kryſtallbecher ſchlürfte, erfriſchten indeſſen gar bald ſeine etwas niedergedrückten Lebensgeiſter ſo ſehr, daß er im Augenblick nichts ſehnlicher wünſchte, als die dreifarbige Flagge in der Einfahrt des Hafens zu erblicken, damit der Unthätigkeit und dem geſpannten Zuſtande ein Ende gemacht würde.

Das ſtete Vertröſten des aufgeregten Volkes war ihm auf die Dauer ſelbſt unangenehm geworden; die unausgeſetzte Befürchtung, verrathen und von den Werkzeugen der engliſchen Regierung aufgehoben zu werden, hatte ſeinen unbehaglichen Zuſtand vermehrt, und die heftigſte Sehnſucht nach einer endlichen Aenderung der Dinge, nach Freiheit oder Tod ſtellte ſeine jetzige Lage in ein recht grelles Licht. Er hatte wieder Jagden und Bällen in der Umgegend beigewohnt; er hatte ſich wieder leichtſinnig, genußſüchtig, freudetoll geſtellt; dafür umgarnte, nachdem er mit dem Eintritt in ſein einſames Haus die läſtige Maske von ſich geworfen, Schwermuth ſeinen Sinn, und tiefe Seufzer ſtiegen aus ſeiner bedrängten Bruſt.

„Benutzt das Feuer, ehe es verglimmt! ſprach nicht ſo der kühne, unglückliche Evans O'Neil? Ja, wahrhaftig, er hat Recht, der brave Mann!“ ſagte er zu ſich ſelbſt. „Auf große Spannung folgt Abſpannung, und ſelbſt der beſte Wille ermattet endlich. Wollte daher der Himmel die Flotte der Bundesgenoſſen mit günſtigem Winde herbeiführen, damit wir endlich einmal laut über das Königreich verkünden könnten: Freiheit iſt der Iren Loſung!“

Gleichſam als ob die himmliſchen Mächte auf der

Stelle den ſehnlichſten ſeiner Wünſche erfüllen wollten, meldete der mit dem Licht hereintretende Diener, daß John Boyle, der Lootſe, ſo eben ziemlich eilig im Schloſſe angekommen, Se. Gnaden zu ſprechen wünſche.

„Laß ihn ſogleich hereinkommen,“ erwiderte Lewis, kaum im Stande, ſeine Freude zu verbergen. „Bringe noch Wein und ein Glas; dann ſorge, daß wir allein bleiben, Tom.“

Der Diener entfernte ſich, und bald nachher trat der alte Boyle herein, dieſes Mal im ſaubern Anzuge ſeines Standes, den blanken Wachstuchhut in der Hand, doch unbeholfen und unſicherer auf dem gebohnten Fußboden des Zimmers einherſchreitend, als auf dem Decke ſeines Kutters, wo er zur Zeit eines heftigen Sturmes, trotz Wind und Wogendrang, ſo feſt vom Stern zum Bugſpriet und wieder rückwärts wanderte, als ſchritte er über die feſte Heide ſeines Vaterlandes dahin.

Als der Lootſe nach manchem Schwanken feſt und aufrecht vor O'Donnel ſtand, der lächelnd ſein Herankreuzen gewahrte, blickte er, den Hut verlegen in den Händen drehend, mit ſcheuem Blick im Zimmer umher.

„Was bringſt Du, alter Seevogel? Rede frei weg von der Leber. Du biſt im guten Fahrwaſſer, keine verborgene Klippe droht Dir in O'Donnels Hafen,“ redete ihn der Baronet an.

„Nun, Sir, gute Nachricht zuerſt, und Morgen, ſo Gott will, auch unſere Freunde, die Franzoſen. Die Flotte iſt heraus, der Wind gut; wenn er feſt ſteht, und kein Unwetter heraufkommt, ſo iſt bis übermorgen Alles abgemacht!“

„Ho, ho! Alter, langſamer!“ rief O'Donnel lächelnd. „Wenn auch nicht ganz ſo ſchnell ausgeführt, ſo ſind dennoch Deine Worte ſehr erfreulich. Doch trink' erſt einmal, kühner Kaper; die Neuigkeit iſt ſchon des vollen Bechers werth. Leer' ihn auf Erfolg des Unternehmens, auf guten Wind und ſtilles Wetter, John! auf der Feinde Feigheit und auf das Glück der Kinder Erins! Doch was weißt Du weiter von der Flotte, wie ſtark iſt ſie, und wie viel Linienſchiffe ſind dabei?"

„Ich denke, Alles ſoll gut gehen," fuhr der Seemann fort, als er das Glas ſchmunzelnd gegen das Licht gehalten und dann auf einen Zug, um den vielen guten Wünſchen O'Donnels vollkommen Genüge zu leiſten, ausgeleert hatte. „Ein alter Seemann, der ſich ſchon oft herausgewagt, und den die Engländer von Indien her kennen, hat ſeine Flagge am Bord des Trident aufgehißt. An Schiffen erſter Größe fehlt es der Flotte nicht. Es iſt zwar nicht zu läugnen, daß der Franzmann nimmer aufkommt gegen den britiſchen Schiffer, der den Leuten jenſeits des Kanals ſchon ſo oft das Weiße im Auge gezeigt hat, daß ſie nicht vor einer Flagge Reſpekt haben ſollten, die in allen Meeren ſo frei und ruhig ſegelt, wie der ſtolze Schwan auf den amerikaniſchen Landſeen. Ich denke aber, Evans, der einäugige Freibeuter, wird in Dublin und hier an den Küſten, ſo gut wie Parker auf der Flotte zu Spithead und Portsmouth, während dem für Arbeit ſorgen, ſo daß ſie hüben kein einziges, oder doch nur ſpärliche Segel aufziehen, die wenigen im Hafen hier abgerechnet, bevor das Werk gethan iſt. Und das Elend in den Provinzen und der Uebermuth der Behörden und Grundbeſitzer, Herr, und Gott für uns und die gerechte Sache, iſt das nicht voller Wind in unſere Segel?"

„Das legt allerdings viel in die Wage zu unſern Gunſten. Ich vertraue feſt darauf und freue mich auch Euerer Zuverſicht. – Doch was ſprichſt Du da von Evans O'Neil in Dublin, von des Hochbootsmanns Parkers Bemühung auf der Flotte zu Portsmouth und Spithead? Sind's leere Worte, oder giebt's noch ein anderes Geheimniß außer dem meinigen?“

„Sie zu Lande, Sir Lewis, jene Verwegenen zur See! Keiner kommt dem Andern in den Weg. Laſſen Sie ſie ruhig gewähren, Sir. Zwei Wege ſtehen Jenen nur offen, Sieg oder Tod. Erringen ſie den erſten, ſo wird's uns nutzen und frommen. Der letztere befreit ſie von allen Mühſeligkeiten des Lebens und ſchadet uns hier nicht einmal ſo viel, als der Werth eines Stücks alten Segelgarns. Evans hat, ſo wie ich höre, noch einen kleinen Nebenplan. Er will den Feind in der eigenen Höhle überfallen und Bahn machen auf dem Wege zur Hauptſtadt.“

„Ich will nicht hoffen, daß irgend Einer von Euch auf Mord, auf feigen Meuchelmord ſinnt!“ fiel O'Donnel dem Seemann in die Rede.

„Ich weiß nicht genau, Sir, was Evans in Dublin aufs Korn genommen, ſeit er ſich aus den Klüften der Teufelsmauer gerettet. Das Land iſt mein Element nicht. Im Hafen hört meine Arbeit gewöhnlich auf. Haben Sie mir noch etwas zu ſagen, Sir Lewis, ſo bitt' ich ſchnell darum. Wind und Wetter ſind gut. Ich muß in See gehen, denn ich habe dem franzöſiſchen Herrn, der im Sommer bei Ihnen war, verſprochen, ſein Schiff den übrigen voran zu lootſen, ſo daß er der Erſte von Allen den Fuß ans Land ſetzt.“ —

„Geh' mit Gott, mein ehrlicher Boyle, und behalte Dein Geheimniß. Führe unſere Freunde ſicher durch Klippen ans iriſche Geſtade. Vor Allen aber behüte mir den wackern Dupont vor aller Gefahr und rette ihn, wenn irgend ein Unglück über Euch hereinbrechen ſollte, was Gott verhüten möge!“

Eine Belohnung ſchlug der Lootſe mit den Worten aus: „Keiner kann wiſſen, was er ſelbſt noch braucht in dieſer wilden, bewegten Zeit. Geht Alles gut, ſo will ich mich ſchon melden, wenn meine alte Barke das Waſſer nicht mehr hält. Für jetzt ſorgen die Nachbarn von drüben her für des alten John geringe Bedürfniſſe. Erſt kürzlich haben ſie mir den Kutter ganz neu aufgetakelt und das Zwiſchendeck mit Proviſion und einem guten Trunk verſehen.“

„Auf Wiederſehen alſo, auf freudiges Wiederſehen nach Kampf und Sieg!“ rief der Baronet, indem er die ſchwielige Hand des Lootſen herzlich ſchüttelte, ohne den Ernſt zu überſehen, der plötzlich über des rauhen Seemanns Züge dahinglitt.

## 2.

## Die franzöſiſche Flotte.

Des Lootſen Schritte waren kaum in den Gränzen des Schloſſes verhallt, da ſiegelte, packte und vernichtete O'Donnel einen großen Stoß verſchiedenartiger Papiere. Dann prüfte er ſeine Waffen, gab ſeinen Leuten Aufträge und ertheilte noch ſpät in der Nacht die erforderlichen Befehle an einige der herbeigerufenen Unterbefehlshaber.

Mitternacht war längſt vorüber, als er ſich durch einige Stunden Schlaf für das bevorſtehende, große Werk zu ſtärken gedachte; wilde, verworrene Träume ſchreckten ihn bald wieder auf, und noch lange, ehe der Morgen graute, ſtand er am Fenſter ſeines höchſten Gemaches, das eine weite Ausſicht über das Meer gewährte, mit heißer Sehnſucht den erſten Strahlen der aufgehenden Sonne entgegenharrend.

Noch lag Land und Meer in dichten Nebel gehüllt, der, zu einer einzigen Fläche verſchmolzen, ſich wie eine unabſehbare Wüſte vor ſeinen Blicken ausbreitete. Doch bald begann ſich das düſtere Grau in große, wogende Maſſen aufzulöſen. Gleich Berg und Thal wälzten ſie ſich auseinander, während einige zum Himmel aufſtrebten, andere ſich in Geſtalt ſchwerer Wolken auf die höchſten Gipfel der Berge lagerten. Aus dem lautloſen, chaotiſchen Treiben leuchteten zuerſt die Spitzen der höchſten Felſen in ſichern Umriſſen hervor, dann das niedere Land mit den Vorgebirgen Dunmannus und Crow, die ſich wie zwei felſige Rieſenarme weit in das Meer hinausſtrecken, um Bantry's ſteinerne Bruſt in des Oceans kühlen Gewäſſern zu baden, bis endlich auch tief unten in der düſtern, von Felſen umgürteten Bay zu ſeinen Füßen die Bäreninſel ſichtbar wurde, auf welcher die Schatten der Nacht am längſten verweilten.

Am grauen Felſen erblickte man ſchon den weißen Schaum der raſtlos kämpfenden Brandung, und im Hafen flatterten ſtolz über einer ſinkenden Nebelſchicht die wallenden Wimpel der engliſchen Kriegsſchiffe im friſchen Morgenwinde. Doch der Rumpf derſelben mit den drohenden Kanonenpforten war dem Auge noch verborgen, und auch jenſeits der Bay blieb der Horizont noch eine Zeit lang den Blicken verſchloſſen. Zögernd weilte die Sonne, gleichſam als wolle ſie mit der Enthüllung des großartigen Schauſpiels, welches die Küſtenbewohner heute erblicken ſollten, ſo lange warten, bis auch der letzte Langſchläfer das weiche Lager verlaſſen hätte.

Endlich aber ſtrahlte ſie im vollen Glanze über den Felſen von Bantry und das winterliche Gebirge; wie durch einen Zauberſchlag war die Ausſicht frei, und vom höchſten Erſtaunen gefeſſelt erblickten die Bewohner der Geſtade fern auf der hohen See die mächtige Flotte, die ſtolz, mit vollen Segeln die Freiheit verheißend, aus Südweſten heranzog. Da leuchteten auch O'Donnels Augen wie feurige Sterne. So weit ſein Blick reichte, war das Meer mit einem Wald von Segeln bedeckt, und fortwährend zogen neue Fahrzeuge, keck, wie weiße Schwäne, am Horizont herauf, ſich dem weiten Halbmonde anzureihen, in welchem die Flotte, noch in Entfernung vieler Meilen, auf die Küſte losſteuerte.

„In des Vaterlandes Namen heiße ich euch, Fremdlinge, willkommen, die ihr als Retter und Befreier aus niedriger Sklaverei heranzieht!“ rief der von Begeiſterung glühende Jüngling, die Arme ausbreitend auf ſeinem hohen Standpunkte. „Seid auch mir als Bundesgenoſſen willkommen, die ihr mir Gelegenheit gebt, die Schmach des durch fremde Tyrannei zur Dürftigkeit herabgeſunkenen Sprößlings eines ſonſt ſo mächtigen Stammes durch irgend eine glänzende That von mir abzuwaſchen! Hinweg mit der letzten Spur des Gefühls, das mich unter dem Titel „Loyalität“ ſo ſklaviſch der uſurpatoriſchen Gewalt der britiſchen Krone unterwarf! Blicke herab, du mein edler, von den Satrapen der Tyrannei ſo ſchändlich gemordeter Vater, auf den verachteten Sohn;

umſchwebt mich alle ihr Geiſter der geächteten und verbannten Ahnen, und auch ihr, die ihr den Namen O'Donnel in fremden Reichen mit neuem Glanze umgebt, verbindet euch mit einem der letzten eueres Namens hier im Lande, um des Volkes altgeheiligtes Recht, väterliche Sitte und die Religion der Vorfahren wieder zu erringen und für die Zukunft zu beſchirmen! Verleihet mir Muth und ausdauernde Kraft, gebt mir Glück, daß das Werk gelinge! Segnet mich! Beſchützet mich!"

Stolz, wie irgend zuvor einer ſeiner Ahnen, wenn er im Begriff war, zur Fehde auszuziehen, ſchritt Lewis mit ballenden Tritten durch die Gemächer. Gebieteriſch und feſt ertheilte er ſeine Befehle den ſtündlich in größerer Anzahl ſich meldenden Anführern. Umſicht, Klugheit und Liſt, ſowie ſie den iriſchen Häuptlingen ſonſt eigen war, ſprach ſich in jeder ſeiner Verfügungen aus, und mit Freuden wurde pünktlich einer jeden derſelben Folge geleiſtet.

Alles war vorbereitet; doch tiefe Ruhe herrſchte ſcheinbar im Schloſſe und deſſen nächſter Umgebung. Selbſt dem ſchärfſten Beobachter, der nicht mit den Verhältniſſen des Baronets genauer bekannt war, würde das höhere Feuer und das ſcharfe Spähen des verſchlagenen Blicks jener Männer nicht aufgefallen ſein. Auf den königlichen Schiffen im Hafen aber tönte die ſchrille Pfeife des Hochbootsmannes. Signale ſchwirrten ſchnell nach einander an den Maſten hinauf, die Ankerwinde knarrte, und die Raaen waren dicht bedeckt mit Matroſen, welche ſich beeilten, die Segel zu entfalten. Alle Fahrzeuge, bis auf ein Linienſchiff, welches gleich hinter der Bäreninſel die Anker wieder fallen ließ, um den Eingang zu decken, ſteuerten hinaus und bildeten, nur zwölf an der Zahl, groß und klein, eine dünne Beobachtungslinie weſtlich von Burſevisland über die Vorgebirge von Crow und Mizen hinaus bis zum Eingange von Crookhaven, während einige leichte Schiffe, um den Feind zu recognosciren, kreuzend weiter hinaus in die blauen Fluthen ſegelten.

Auch Lord Wexfords Ordonnanzen flogen auf allen Straßen dahin, um Befehle an die in der nächſten Umgegend kantonirenden Truppen zu überbringen, und in wenigen Stunden ſah man die einzelnen Corps mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel in die ihnen angewieſene Stellung einrücken.

Mit prüfenden Blicken muſterten die Bewohner von Clonakitty, Longroß, Skibbereen, Caſtlehaven, Baltimore und Crookhaventown, ihre ländlichen Handwerkszeuge in der Hand, während das alte gute Feuerrohr ſchon geladen an irgend einem verborgenen Platze der Hütte in Bereitſchaft ſtand, die vorüberziehenden königlichen Truppen, und nicht undeutlich malte ſich in ihren Zügen die hohe Zuverſicht auf die Ereigniſſe des heutigen Tages, wenn ſie die zahlreiche franzöſiſche Armada, die jetzt ganz deutlich im Angeſicht war, mit den wenigen Streitkräften verglichen, welche man ihr von Seiten der Regierung an dieſem Punkte nur entgegen zu ſtellen vermochte.

Der erſte Schuß an der Küſte würde ſowohl für die ſich jetzt mit nur noch ſchlecht verhehltem Ingrimm leidend verhaltenden Zuſchauer des kriegeriſchen Vorſpiels, als auch für die wilden Gebirgsbewohner von Kerry das Zeichen geweſen ſein, mit den bereit gehaltenen Waffen als die ärgſten und erbittertſten Feinde in den Rücken der Königlichen zu fallen, und die Sache der Defenders würde, vereint mit einem zahlreichen, franzöſiſchen Landungscorps, ſchon dadurch den

Sieg davon getragen haben," noch ehe die vom commandirenden Oberoffiziere der Garniſon von Cork aus erbetene Hülfe angekommen ſein würde.

Immer näher kam die Flotte heran, und einzelne Schüſſe, welche die leichten, den beiden Flotten voran ſegelnden Schiffe mit einander wechſelten, verkündeten ſchon am felſigen Ufer, dumpf über den Wogen rollend, den Anfang des Seegefechtes.

Geſpannt beobachtete O'Donnel durch ſein Fernglas, von ſeinen Getreueſten umgeben, jede Bewegung auf dem hohen Meere, und freudig zeigte er einem der zunächſt Stehenden, wie die Hörner der franzöſiſchen Schlachtordnung ſich immer mehr gegen einander krümmten, wie einzelnen engliſchen Schiffen bereits durch ein kühnes Manoeuvre des franzöſiſchen Admirals der Wind abgeſchnitten wurde, und wie andere den Lauf rückwärts nach Bantry nahmen, obgleich nicht ohne ihren Gegnern die breite Seite und eine volle Lage gegeben zu haben. Da ließ der Wind, der ſeit mehreren Tagen aus Südweſt geweht, ſeit dem Morgen aber ſich ganz nach Weſten umgeſetzt hatte, allmählig nach, und zugleich mit dem Abnehmen deſſelben hörte die Energie in den gegenſeitigen Bewegungen auf. Immer kürzer kräuſelten ſich die Wellen, und es dauerte nicht lange, ſo lag der weite Ocean, wie eine große Spiegelfläche, faſt regungslos vor den Blicken der Beobachter. Jedes Manoeuvre der Flotte hatte ſein Ende erreicht, denn ſchlaff hing ein Segel nach dem andern an den Maſten herab, und wie durch geheime Zauber gebannt, lag der Wald von Maſten auf offener See, gleich Schiffen, die im Hafen vor Anker die Segel zum Trocknen gelöſt haben.

Es war indeſſen nur eine kurze, verrätheriſche Ruhe, und nicht ohne Grund hatte O'Donnel mit geheimer Beſorgniß am frühen Morgen bemerkt, wie ſich einzelne der ſchweren Nebelwolken auf die höchſten Felſenkronen von Nedeen und Kenmare unbeweglich niedergelaſſen hatten. Dieſe gewannen gegen Mittag einen immer größeren Umfang, hoben ſich empor, ſenkten ſich langſam in die Thäler und zogen endlich düſter und ſchwarz, Irlands böſen Geiſtern vergleichbar, in's Meer hinaus, wo ſie jede fernere Bewegung der kämpfenden Flotten mit ihren weit ausgebreiteten Schwingen verhüllten.

Wie ferner Donner rollten jedoch immer ſchneller die Schüſſe, welche die Gegner jetzt, mehr um ſich von ihrem Standpunkte zu überzeugen, als um ſich zu ſchaden, auf einander abfeuerten. In den Schluchten der die Bantrybay umgebenden Gebirge aber begann es wild und ſchreckhaft zu brauſen; auf ihrem Gipfel ſchüttelten die alten Waldbäume die rieſigen Wipfel, und ängſtlich zogen die Seevögel, im Vorgefühl des nahen Unwetters, vom Meere her landeinwärts in die Sicherheit gewährenden Felſen. Das dunkle Gewölk hatte ſich zu einer einzigen ſchwarzen Wand verdichtet, die den ganzen Hintergrund des weiten Horizonts einnahm, und bald gewahrten die beſtürzten Blicke auf Greenlodge, wie das dunkelfarbige Meer, von dem zum Orkan herangewachſenen Sturmwind aus Weſten gepeitſcht, hochſchäumend zu ſieden begann. Mit niedrigen, ſcharf gerefften Segeln näherten ſich die engliſchen Schiffe, ſchon ſchwer gegen die Wellen kämpfend, der Küſte. Nicht mehr geſchloſſen, wie früher, doch muthig vorwärts dringend, hielt die franzöſiſche Flotte noch immer die Richtung landwärts, indem ſie Schuß auf Schuß der Amphitrite, der Meermaid und dem Donnegal nachſendete, welche Crookhaven und Cap Clear zu erreichen ſuchten, da ſie der Sturm öſtlich von der Bantrybay zugleich mit den Feinden wider Willen hinwegtrieb.

Mit der Vorſehung hadernd, richtete O'Donnel einen verzweiflungsvollen Blick nach oben, als der Sturm gegen Ende des kurzen Wintertages, der ohnehin ſeit Mittag mehr einer Dämmerung geglichen, das Meer zu Bergen und zu Thälern aufthürmte, ſpaltete, die Schiffe, Feind und Freund, in wilder Unordnung durch einander, bald hoch auf ihren Gipfel emporhebend, bald in die ſchwarzen Abgründe hinabſchleudernd.

Signal über Signal flatterte am Maſt des franzöſiſchen Commodore. Kanonenſchüſſe riefen mit eherner Zunge das Commando über die zerſtreute Flotte. Doch vergebens war der angeſtrengteſte Kampf der Menſchen; vergebens waren ſie mit ſeltener Unerſchrockenheit bemüht, die Elemente zu beherrſchen. Er, der allmächtig über Elemente und Menſchen herrſcht, hatte es anders beſchloſſen in ſeinem unerforſchlichen Rathſchluſſe; und als die Nacht über die Scene des Grauſens ihren dunkeln Schleier herabſenkte, war die ſtolze franzöſiſche Armada zerſtreut; ein Schiff nach dem andern verſchwand am dunkeln Horizont, und mit zerriſſenen Segeln und zerbrochenen Maſten nahm jedes, ſo gut es vermochte, den Lauf rückwärts nach Breſt und den andern benachbarten Häfen.

Noch nie zuvor hatte die Hoffnung auf Freiheit den Irländern ſo freundlich gelächelt. Um ſo mehr fühlten ſie jetzt die bittere Täuſchung und die Schwere ihres harten Geſchicks, als ſie finſter, mißmuthig und hoffnungslos in ihre Hütten zurückkehrten. Irlands guter Genius hüllte ſich weinend in die Wolken der Berge.

Den zweckmäßigen Maßregeln O'Donnels, der in der Verzweiflung doch keinen Augenblick die Beſonnenheit verlor, war es wenigſtens gelungen, zu verhüten, daß dieſes Mal kein unnützes Bürgerblut vergoſſen wurde, ſo lockend ſich auch die Gelegenheit zu Exceſſen jeder Art den wildeſten Küſtenbewohnern am heutigen Tage dargeboten hatte.

Die kummervollen Freunde des Baronets entfernten ſich unter dem Schutz der ſtürmiſchen Nacht wieder ſo unbemerkt, wie ſie gekommen waren. Ach, mit welchen Gefühlen hatten ſie O'Donnels Schloß betreten und mit welchen verließen ſie es! Er ſelbſt aber ſaß in derſelben Nacht, zu einer ſpäten Stunde, einſam und ſtill in düſtres Sinnen verloren, in demſelben Gemache, wo er ſich am vorigen Abende den reichſten Hoffnungen überlaſſen hatte. Der kühne Adler, der zur Sonne geſtrebt, hatte umkehren müſſen und ſaß nun trauernd auf ſeinem Horſte. Zwar verwünſchte er des Schickſals Tücke, doch zugleich dachte er auch ſchon wieder mit der ſeltenen Beharrlichkeit, an der man die Stärke großer Seelen erkennt, über neue Pläne nach, wie Irlands Befreiung mit Benutzung der eignen innern Kräfte, ſo daß die Ausführung weniger vom Zufall, oder von der Hülfe von außen her abhing, bezweckt werden könne. — Das geheimnißvolle Rauſchen der Bäume um ſein Waldſchloß ſang endlich den Kummervollen in Schlummer, und ein hehrer Engel küßte des müden Schläfers Stirne; es war die Freiheit, die Bürgerin einer vollkommnern Welt.

Das war der 15. December 1796, der verhängnißvollſte Tag in der neuern Geſchichte der unglücklichen grünen Inſel. Nie früher, nie ſpäter hat ihr die Freiheit ſo nah geſtanden. Nie kam ihr mehr ein ſo hochherziger Retter, wie der jugendliche Lazare Hoche, mit den beſten Mitteln ausgerüſtet zu Hülfe, und Irland blieb die unbequeme, gefürchtete und gehaßte Sklavin Englands.

---

## 3.

## Ein Freudenmahl.

Obgleich immer noch an den böſen Folgen der Schreckensnacht kränkelnd, hatte Lord Kildare, ſobald die Nachricht der längſt erwarteten franzöſiſchen Flotte zu ſeinen Ohren gedrungen war, ſchnell das Corps ſeiner Freiwilligen aus der Umgegend zuſammentreiben laſſen, und an der Spitze derſelben eine Stellung an der äußerſten öſtlichen Landzunge von Bantrybay eingenommen. Indem er ſich auf dieſem Poſten, deſſen Gefährlichkeit ihm ſogar die königlichen Offiziere wiederholt vor Augen hielten, ſcheinbar als einen der wärmſten Vaterlandsvertheidiger und Anhänger der Krone bewieß, beabſichtigte er in der That nichts anderes, als, wenn das Unternehmen der Franzoſen vom Glück begünſtigt würde, ſich gleich zuerſt zu Gunſten der Invaſion und der Patrioten zu erklären, wodurch ſeiner Meinung nach das große Ziel, die höchſte Würde im Lande zu erreichen, von ihm nicht verfehlt werden könnte, oder aber, bei einer für die Franzoſen ungünſtigen Wendung, ſogleich über Sir Lewis und ſeine Anhänger, deren bewaffnete Ankunft auf dem Wahlplatze zeitig zu erwarten war, herzufallen, damit er ſich wenigſtens für das Scheitern ſeiner ehrgeizigen

Pläne an den wenigen, noch übrigen Gütern des Baronets, welche er im Geiſte ſchon dem Fiscus anheimgefallen dachte, entſchädigen und der Krone als ihr eifrigſter Anhänger zeigen könne.

Mit dem Blicke des Tigers ſah er daher wiederholt nach dem Schloßberge hinauf, von wo er ſeine Beute jeden Augenblick herabkommen zu ſehen erwartete, während O'Donnel, umſichtiger und ſchlauer noch als ſein Gegner, nach wohlgetroffenen Vorbereitungen, von oben herab, in völliger Sicherheit die Bewegungen in der Bay ſcharf beobachtete, um darnach ſeine fernern Maßregeln zu nehmen, ohne voreilig das Leben vieler Tauſende vergeblich aufs Spiel zu ſetzen.

Von Regen triefend, hielt der Lord bis zum ſpäten Abend auf dem ſumpfigen Boden in der ſelbſtgewählten Stellung aus, viel zu ſtolz, der wiederholten Aufforderung des commandirenden Offiziers, nach verſchwundener Gefahr einen bequemern Platz einzunehmen, Folge zu leiſten, und neben ihm harrte James Morries, jetzt ſein erſter Pächter, als ſein Adjutant, auf einem herrlichen Pferde der Befehle des Lords.

Schon war es finſter geworden, als der eifrige Vaterlandsvertheidiger, faſt vor Kälte erſtarrt, unter dem lauten Murren der Seinigen, die ſchon am Morgen der Meinung geweſen waren, ſolch ein Ehrenpoſten gebühre weit eher den königlichen Truppen als den Gentlemen von Lord Kildare's Yeomenry, nach Bantry zurückkehrte.

Das um ſo reichlichere Diné, das er hier in einem der erſten Hotels mit den Angeſehenſten ſeines Corps einnahm, vermochte ſo wenig, wie die ſcherzhaften Toaſte ſeiner Offiziere, die der feurige Wein von Oporto und das glühende Gewächs von Madeira jetzt erſt den Umfang ihrer Heldenthaten dieſes für ſie ſo ehrenvollen, unter Sturm und Regen verbrachten Tages erkennen ließ, die ſchwarze Laune zu verſcheuchen, die ſich des heldenmüthigen Anführers bemächtigt hatte. Vergebens ſuchten einzelne unter ihnen die Aufmerkſamkeit ihres Chefs auf die Anlagen zum Helden hinzulenken, die mancher im Verlauf des conſiſtenten Dinés an ſich zu entdecken vermeinte, während ſie mit ſchlagender Beredtſamkeit die Thaten auseinanderſetzten, die ſie zur Verwunderung des Lords ausgeführt haben würden, wenn der Feind wirklich gelandet wäre, oder die Rebellen ſich gezeigt haben würden; wobei ſie jedoch nicht unterließen, im Verfolge der Mahlzeit ihr „damned“ über die Unbequemlichkeit des Dollmans und der Schärpe mehr als einmal laut werden zu laſſen, die der Dienſt den Helden heute nicht abzulegen geſtattete.

Des Lords noch wankende Geſundheit ſchien durch eine ſtarke Erkältung wieder einen empfindlichen Stoß erlitten zu haben, und er ließ durch James Morries im Stillen ſeinen Wagen beſtellen.

„Hört endlich auf, von Dingen zu reden,“ ſagte ein Gentleman-Farmer von ſtattlichem Körperumfange, der ſo eben ſeinen Nachbar gebeten, ihm noch zu einem Stückchen Plumpudding und einem Mund voll Roaſtbeef von der ſaftigen innern Seite zu verhelfen, „die zu Euerm Heil nicht geſchehen ſind, und vor denen uns Gott immer bewahren möge! Ich glaube, Ihr hättet mit viel weniger Energie auf die Franzoſen eingehauen, als Ihr es in den Rindsbraten und in die Hammelskeule gethan habt, von der ja wahrlich kaum noch ſo viel übrig iſt, daß ein Mann, der wie ich, wegen ſeines ſchlechten Gebiſſes langſamer eſſen muß, noch ein Stückchen davon nachholen kann. — Der Teufel tröſte alle Franzoſen! Sind Sie nicht auch der Meinung, Mylord Kildare? Was das für ein ſchlechter Comfort iſt, ein ſo vortreffliches Mittagseſſen in einem ſo durch und durch naſſen Anzuge einzunehmen! Bei Georg! der Appetit muß einem ehrlichen Manne dabei vergehen! — Ich bitte Sie noch um ein Stück Apfeltorte, Mr. Twickenham — und die Leute würden doch ſicherlich ein ſchönes Gelächter erheben, wenn ich etwa hier, noch halb und halb auf Vorpoſten, den bequemen Hausrock anziehen wollte, den meine gute Hausfrau dem Tom hinten aufgepackt hat. Ich kann wahrhaftig den Eifer nicht begreifen, Mylord, mit dem Sie ſich ſeit einiger Zeit allen dieſen verdammten Strapazen unterziehen, gerade als wenn Sie einer von Sr. Majeſtät älteſten Soldaten wären. Ihro Gnaden liebten doch, ſo lange ich die Ehre habe, Sie zu kennen, Ruhe und Comfort, ſo gut wie irgend ein andrer hoher Herr in Irland und England, und ließen ſo ungern, wie die Andern, eine Unbequemlichkeit, der Sie ſich ohne Schaden entziehen konnten, an ſich kommen. Etwa ein Fuchsjagen, das war früher alles. Nun das iſt ja ſo Ew. Gnaden Paſſion, hahaha! Die alte Judy von Dunmoore weiß ein Lied davon zu ſingen. Nun nehmen's nur nicht übel, Gnaden! Das Volk hat's auch verteufelt krumm genommen, ſo gleich einem den rothen Hahn aufs Dach zu ſetzen! Ja, ja, Mylord! Was ſoll man dazu denken? Ich pflege immer zu meinem Nachbar Sir Rowland zu Bandonbridge zu ſagen: Der Wurm krümmt ſich, wenn er getreten wird. Sie haben Unglück, Mylord, verteufeltes Unglück, und ſollte gar die alte Cauth Murthock mit ihrer Kuh in Ew. Gnaden Park ſpuken! — Wollen Sie mir wohl den Cheſterkäſe dort reichen, Mr. Barnſtable? Die Näſſe hat mir den Appetit verdorben. S'iſt nur der Ordnung wegen, und um einen regelmäßigen Beſchluß zu machen; auch mundet der Wein beſſer nachher.“

Der Lord ſah den Sprecher verwundert an, wurde aber durch die laute Stimme eines der tapfern Yeomen verhindert, der ſein gefülltes Glas ſammt der Flaſche paſſiren ließ und dazu rief: „Wollen Sie uns nicht einen Toaſt geben, Mr. Knatſhbull?“

„Ich gebe Ihnen den König, Gentlemen!“ ſprach der Angeredete, ſich mit ſeinem vollen Glaſe hebend, feierlich: „Möge er ſeine Miniſter veranlaſſen, die Angelegenheiten dieſes armen Landes in genaue Berathung zu ziehen, damit das gehetzte Volk endlich zur Ruhe kommt, und wir Uebrigen nicht ferner beunruhigt werden oder gar noch mehrmals ſo wie heute, als hätten wir Handgeld empfangen, zwölf Stunden bei Wind und Regen im Donner der Kanonen ſtehen müſſen, ohne ein comfortables Obdach.“

„Den König trinke ich mit Ihnen von ganzem Herzen in einem vollen Bumper,“ ließ ſich der Squire Ralph Bacon vernehmen. „Aber bedenken Sie, Mr. Knatſhbull, um das ganz nach Ihrer Meinung zu bezwecken, würden Sie um manche ſchöne Einnahme verkürzt werden. Welch ein Beträchtliches würde ich allein ſchon am Zehnten verlieren, und wie würden die katholiſchen Geiſtlichen wiederum kühn ihr Haupt erheben, wenn ihrer Kirche mehr Freiheit und beſſere Einnahmen geſtattet würden! Selbſt der Papſt in Rom würde wieder einen langen Hals nach unſrer Inſel herüber machen. Es iſt noch nicht lange her, daß ſich die Bekenner der proteſtantiſchen Lehre vom letzten großen Schrecken erholt haben.“

„Wenn aber wir hier im Lande ſo ſprechen wollen, mein theurer Sir," entgegnete Mr. Knatſhbull, „wie kann man's, abgeſehen von denen hier im Lande, zu deren Partei Sie zu gehören ſcheinen, den Tory's in England verdenken, wenn ſie handeln, ſo wie es das Intereſſe der Krone erheiſcht, mit dem das ihrige ſo innig verbunden iſt? Glauben Sie mir, Freund, wenn Jeder, den es betrifft, nur ein ganz Geringes dazu hergiebt, ſo iſt dem Volke geholfen, und wir, die wir das Wenige nur opfern, um ſo Viele glücklich zu machen, ſind nicht dadurch ruinirt; und was den katholiſchen Klerus betrifft, ſo ſtehe ich Ihnen dafür, daß der mit Andacht für den König und ſeine evangeliſchen Brüder beten wird, ſobald er ferner, ohne in ſeinem Sprengel auf den Bettel umherziehen zu müſſen, anſtändig, wie unſre Pfarrherren, leben kann, von denen ſo mancher eine große Einnahme hat, ohne dafür mehr zu thun, als dann und wann ſeinen Namen zu unterſchreiben, woraus man ſieht, daß er ein evangeliſcher Clergyman iſt. Vom ohnmächtigen Papſte gar wird England nie mehr etwas zu fürchten haben. Aber ich bin kalt, wie ein Laubfroſch," ſetzte er ſcherzend hinzu. „Der Wein will die Strapazen der Beiwacht am Strande noch nicht gehörig vertreiben. Störe das Feuer, John!" rief er dem Aufwärter zu, „rücke einen Tiſch an das Kamin und laß uns eine warme Bowle haben, damit das erſtarrte Blut wieder in Umlauf kommt. — Mylord!" wandte er ſich dann an den finſter drein ſchauenden Commandanten. „Ich denke wir Yeomen miſchen uns künftig nur in die Affairen, wenn der Feind auf den Küſten erſcheint. Dann wollen wir campiren und fechten, ſollte es auch im Regen und im Spätherbſt ſein, wie heute. Gegen unſre Landsleute, Ew. Gnaden, können wir aber andre Waffen gebrauchen, die keine blutige Wunden ſchlagen und doch wirkſamer ſind, als alle die ſtrengen Edikte aus Wilhelms und der Königin Eliſabeth Zeiten, glorreichen Andenkens. Sie heißen Gerechtigkeit, Billigkeit und Humanität. Genießen unſre unterdrückten Landsleute, ſo wie ich mich ſie zu nennen nicht ſchäme, wenn gleich unſre Vorfahren von drüben herüber kamen, und wir ſelbſt altengliſchen Urſprungs ſind, gleiche Rechte mit den übrigen Briten, und hört Irland endlich einmal auf, eine große Sinecure für Einzelne zu ſein, dann dürfen wir ferner nicht, wie heute, bis an die Zähne gewaffnet ausziehen und, ſtatt nach des Tages Laſt gemüthlich daheim am traulichen Herde zu ſitzen und das Neue uns aus den Zeitungen zu erſehen, die naſſen Kleider auf dem erſtarrten Körper trocken werden laſſen, wofür noch Mancher von uns eine ſchöne Rechnung an Doctor und Apotheker wird bezahlen müſſen.“

„Ja und Niemand hätte zu fürchten, daß er von Geiſtern heimgeſucht und beunruhigt würde,“ ſetzte der behagliche Gentleman-Farmer, ſich einſchenkend, hinzu. „Fürwahr, meine Herren, mit dem lebenden Volke ließe ſich zur Noth noch fertig werden; wenn aber erſt das todte wieder aufſteht und als Geſpenſter gegen uns Krieg führt, dann blaſe ich Rückmarſch und laſſe Haus und Hof, Feld und Garten im Stich.“

„Ich weiß nicht, Mr. Fletwood, was Ihre ſonderbaren Reden bedeuten ſollen,“ ſagte der Lord ernſt und verdrießlich. „Schon vorhin machten Sie eine Anmerkung in dieſem Sinne, und ich muß mir eine nähere Erklärung von Ihnen ausbitten, da Ihre Reden allein auf mich gemünzt zu ſein ſcheinen.“

„Wie, Mylord, Sie ſollten nicht wiſſen, was doch die ganze Umgegend weiß, und wovon ſich alle Kinder in der Dämmerſtunde mit heimlichem Schaudern erzählen?“ verſetzte der Farmer verlegen.

„Nichts weiß ich, gar nichts!“ rief der Lord hitzig, „und ich fordre Sie deshalb auf, hier zu ſagen, was, Ihrer Erklärung nach, außer mir alle Welt weiß.“

„Gewiß, dann haben Ihre Leute Ihnen die Sache verborgen, um Ihnen etwas Unangenehmes zu erſparen, und es thut mir deshalb leid, darüber eine Sylbe verloren zu haben. Ich ſetzte voraus, Sie wären ſo gut unterrichtet, wie ich.“

„Nun, ſo ſagen Sie doch, zum Henker! was all Ihr Geſchwätz bedeutet, und laſſen Sie mich nicht länger von meiner bis zum höchſten Grade geſteigerten Ungeduld martern.“

„Man ſagt, daß ſich alle Nacht zur zwölften Stunde in Ihrem Park zu Lindſayhall die alte Cauth Murthock, die von Ihrer Treppe fiel, Mylord, und einige Stunden darauf verſchied, nebſt ihrer Kuh, die Ihr Parkwärter das Unglück hatte, zu erſchießen, als Geſpenſter beim Monument des ſeligen Sir William O'Donnel ſehen laſſen. Manche wollen ſogar behaupten, der Geiſt dieſes Herrn wandle auch zu Zeiten nach dem alten Schloſſe. Es iſt Alles Gerede; ich kann's nicht verbürgen; denn ich habe nichts geſehen.“

Der Lord hatte die Farbe gewechſelt. Seine Augen ſchienen, wie ausgebrannte Lichter, zu verlöſchen; ſchauerlicher Froſt rieſelte durch ſeine Glieder. Kaum vermochte er auf des Farmers Erzählung einige nichtsſagende Worte mit einem erzwungenen Grinſen zu erwidern, die die Sache lächerlich machen ſollten, aber gerade das Gegentheil bewirkten. Dann erhob er ſich, winkte James Morries herbei, zog ihn in eine Ecke und fragte ihn flüſternd, was er von der dummen Geſpenſtergeſchichte wiſſe.

„Ich kann nicht läugnen,“ verſetzte der Pächter, „daß ich ſchon zu verſchiedenen Malen von dem Spuk gehört habe. Shaun Donnough ſchwört Stein und Bein, das Geſpenſt habe es vorzüglich auf ihn abgeſehen und werde ihn noch ums Leben bringen; er habe ſeine Flinten und Büchſen ſchon alle darnach abgeſchoſſen, aber die Kuh habe ihn verfolgt, ohne durch ihren Lauf das geringſte Geräuſch hervorzubringen; er werde den Tod noch davon haben, wenn Ew. Gnaden ihm nicht eine andere Verſorgung gäben, ſo weit als möglich von Lindſayhall entfernt. Man hat Ihnen während Ihrer Krankheit die Sache verbergen wollen, um Sie nicht zu beunruhigen, Mylord; aber nun, da Sie einmal davon erfahren haben, iſt's beſſer, Sie erfahren Alles.“

Der Lord war einer Ohnmacht nahe. Doch ſuchte er ſich zu faſſen, ſo gut es ging, und ſagte zu ſeinem vormaligen Diener: „James, ich fühle, daß ich mich zu früh dem Unwetter des heutigen Tages ausgeſetzt habe; aber es ging nicht anders, bei Gott! nicht; Du weißt es ja ſelbſt am beſten. Ich habe mich ſehr erkältet und fürchte eine ernſtliche Krankheit. Hier hab' ich meine Bequemlichkeit nicht; ich ſehne mich nach Hauſe in meine Ordnung und zu meiner Tochter. Ich lege das Obercommando, da ja doch alle Gefahr vorüber iſt, in Sir Walter Sheels Hand, und Du fährſt mit mir nach Lindſayhall und bleibſt bei mir. Beſorge mir den Wagen.“

„Wie Ew. Herrlichkeit befehlen,“ entgegnete der Pächter, und traf, ſo eilig es ſich thun lies, die Anſtalten zur Abreiſe. Der Lord entſchuldigte ſich mit ſeinem überhand nehmenden Unwohlſein bei der Gentry, übertrug das Commando dem erſten Offizier, leerte ſchnell noch ein Glas heißen Punſch, ließ ſich in ſeine Pelze hüllen und in den Wagen heben und fuhr an ſeines getreuen Morries Seite von dannen.

## 4.

## Geſpenſterſpuk.

Die Nacht war düſter und ſtürmiſch, zerriſſene Wolken flatterten über den matt leuchtenden Halbmond und warfen Regen und Schnee zugleich. Die Föhren des Gebirges ſtöhnten ſchauerlich, vom mächtigen Fittig des Sturmes gepeitſcht. Die Fahrt konnte wegen des ſchlechten unſichern Weges nur langſam gehen. Die ſpärliche Unterhaltung drehte ſich um die Geſpenſtergeſchichte. So waren ſie über den Bergrücken gekommen, und ſchneller rollte der Wagen dem Parke zu. Als ſie an der Umzäunung deſſelben vorüber fuhren, warf der Lord einen ſcheuen Blick nach dem Monument auf dem Hügel, das aus der Nacht der Bäume unheimlich hervorſchimmerte; ein unwillkürlicher Schauer rieſelte durch ſeine Gebeine. Da bog der Weg in den Park hinein nach dem alten Schloſſe zu, das auf der entgegengeſetzten Seite lag und jetzt Lord Kildare's Wohnung war, und der Wagen fuhr kaum hörbar über die Fichtennadeln, womit der Weg dick beſäet war, und kaum ſichtbar durch das hohe Holz. Plötzlich zuckte der Lord jach zuſammen, ſchnellte hoch auf vom Sitze und ergriff Morries' Arm krampfhaft. Dieſer war eingeſchlummert und ſchreckte nun ſeinerſeits auch heftig empor. Die Pferde ſcheueten, der Kutſcher wimmerte mit angſtgepreßter Stimme ein Stoßſeufzerlein und der Diener, der vorn beim Kutſcher ſaß, war mit einem Satz vom Bock im Wagen, ohne die Erde berührt zu haben.

„Um Gotteswillen, was giebt's?“ fragte James halblaut.

„Die Kuh!“ ſtöhnte der Lord.

„Die Kuh!“ wisperte der Diener und kauerte ſich im Wagen nieder, um nur nichts mehr zu ſehen, und der Kutſcher perorirte: „Alle guten Geiſter loben Gott den Herrn!“

Wirklich verſchwand, ſo viel in der Nacht zu erkennen war, eine einer Kuh ähnliche Thiergeſtalt hinter den Büſchen.

Morries war noch der Beherzteſte, und ſeinen Vorſtellungen gelang es endlich, den Kutſcher zum Weiterfahren zu vermögen. Der Lord zitterte am ganzen Leibe und ſchien keines Wortes fähig. So langten ſie am Schloſſe an. Nur in Morries' Begleitung war der Diener aus dem Wagen zu bringen, um am Thore zu läuten. Zu ihrem Erſtaunen fanden ſie es auf, ebenſo die Hausthür. Nirgend war eine menſchliche Spur zu entdecken; die Bedientenſtube zu ebener Erde leer mit weitaufgeſperrter Thüre. Die beiden Männer beſchloſſen ſchnell, dem Lord nichts von dieſer Entdeckung zu ſagen, um ihn nicht in noch größern Schrecken zu ſetzen; ſie ſchlugen Feuer, zündeten ein Licht an, eilten damit hinaus und hoben den von Fieberfroſt geſchüttelten Mann aus dem Wagen. Der Diener ging mit dem Lichte voran, um zu leuchten; Morries führte den zitternden

Lord, der die Oede des Hauſes gar nicht zu bemerken ſchien. Der Pächter hütete ſich wohl, ihn darauf aufmerkſam zu machen, befand ſich aber in der tödtlichſten Verlegenheit und der geſpannteſten Erwartung, was dies zu bedeuten habe. Da ſchlug, während ſie langſam und lautlos den langen, winkeligen, gothiſch geſchweiften Corridor dahin ſchlichen, die Thurmuhr des Schloſſes mit langgezogenen, ſchauerlich ſchrillenden Tönen zwölfmal, und die Schläge hallten in dem Gewölbe nach. Die Nacht grinſte ſie aus allen Winkeln an und wehrte ſich mit dichten Schleiern gegen das ohnmächtige Licht, deſſen Strahl es nicht in ihre Heiligthümer dringen ließ. Das alte unfreundliche Schloß war jetzt doppelt unheimlich; Oede und Grauſen ſchienen ihre Wohnung darin aufgeſchlagen zu haben, und auch Morries wurde es bei jedem Schritte unwohler. Der vorleuchtende Diener bog eben um eine vorſpringende Wand, als er einen dumpfen Schrei ausſtieß und das Licht fallen ließ. Beim letzten Schimmer deſſelben, eh' es verlöſchte, ſchweiften des Lords Augen vorwärts; auch er ſtöhnte: „O mein Gott, Sir Williams Geiſt!“ und ſank ohnmächtig zu Boden. Der Diener war entflohen, Morries' Haar ſträubte ſich, als er beim dürftigen Mondſtrahl, der ſich durch eines der hohen düſtern Bogenfenſter ſtahl, mehre geſpenſterhafte Geſtalten raſch an ſich vorbeihuſchen ſah; im Hintergrunde lärmte ein ſeltſames Geräuſch, Lichtſtrahlen blitzten plötzlich auf und zitterten raſch vorüber, Schatten liefen haſtig an den hohen Wänden hin, dann verſank Alles wieder in Nacht und tiefes Schweigen; nur des Mondes ſchwermüthiger Blick dämmerte durch das Fenſter, nur die ſchweren Athemzüge des Lords waren zu hören. Dem erſchrockenen Pächter wollte es trotz ſeiner Angſt bedünken, als ſei an dieſen Erſcheinungen viel Körperliches geweſen; er bemühte ſich, den Lord wieder zum Bewußtſein zu bringen, und ſchleppte denſelben, als er nur erſt wieder auf den Beinen ſtehen konnte, mehr als er ihn führte, nach deſſen Zimmer. Kildare weinte und ſchluchzte dazu, wie ein Kind. Ein neuer Uebelſtand trat ein. Morries konnte hier nicht Licht ſchaffen, und der Lord wollte durchaus nicht allein bleiben, und doch verſagte ihm die Kraft zu gehen; er konnte ſich nicht mehr aufrecht erhalten und war von Fieberhitze überbrütet. Dennoch rief er mit wahrer Todesangſt nach Licht, und Morries lief endlich, um das ungeſtüme Verlangen ſeines Gebieters zu befriedigen, leiſe fort, um zu verſuchen, ob er nicht in Miß Eliſabeths Zimmern Licht auftreiben könne. Er klopfte an die Thür; ein lautes Jammergeſchrei erhob ſich darin, und eine weibliche Stimme bat um Gnade und betete und fluchte untereinander, wie im Wahnſinn. Morries wußte nicht, was er davon denken ſollte. Doch klopfte er noch einmal und begehrte im Namen des Lords, der ſo eben krank angekommen ſei, Einlaß und Licht. Nun erhob ſich drinnen ein Zank dreier Frauenſtimmen, welche Morries endlich erkannte. Miß Eliſabeth befahl, daß geöffnet werde; Sally O'Neil wollte öffnen und Miß Margaret ſuchte es zu verhindern, und ſchrie jämmerlich dazu. Sie war es auch, die er zuerſt vernommen hatte. Morries nannte ſeinen Namen, auf der Letztern dringendes Begehren, und nun wurde die Thür endlich aufgethan. Miß Margaret, auf ein unordentliches Lager hingeſtreckt, freute ſich nun eben ſo unſinnig, endlich ein lebendes bekanntes Weſen, einen Mann von Fleiſch und Bein, vor ſich zu ſehen, wie ſie vorhin gejammert hatte, und von ihr erfuhr James, daß das

Schloß von Geiſtern wimmele, alle Diener vor Furcht und Entſetzen entſprungen und ſie ſelbſt, keine Viertelſtunde vor Merries Ankunft, aus ihrem Zimmer auf das der Miß Eliſabeth geflüchtet ſei, obgleich noch krank und elend, um nur nicht vom Geiſt der Frau Cauth erdroſſelt zu werden, der plötzlich drohend vor ihr geſtanden. Dem ſchlauen James fiel die Ruhe auf, in welcher ſich die danebenſtehende Sally und die in ihrem Bette im Nebengemach aufrechtſitzende Eliſabeth befanden, doch hatte er jetzt nicht Zeit, weiter zu forſchen und die in ihm aufſchießende Ahnung zu verfolgen, und wollte ſich eben mit dem angezündeten Lichte wieder empfehlen, als die Thür ſchnell aufgeriſſen wurde, und Lord Kildare, ſich kaum mehr ähnlich, todtenbleich, mit hervorgequollenen, glanzloſen Augen, mit geſträubtem Haare, mit vorwärts geſtreckten Händen und ausgeſpreizten Fingern hereinſtürzte, ein jammervolles Wehgeſchrei ausſtoßend: „Weh' mir! Weh' mir! O'Donnels Geiſt! Sir Williams zürnender Schatten verfolgt mich! Alle Geiſter der O'Donnel ſtürmen in dieſem ihrem Schloſſe auf mich ein. Rettet mich! Schützt mich vor ihnen!" Und kraftlos ſank er auf Miß Margarets Lager, die, darüber von Neuem entſetzt, ſein Geſchrei mit dem ihrigen begleitete. Miß Eliſabeth ſprang herbei und rief dem Lord zu: „Beruhigen Sie ſich, mein Vater! Ihre aufgeregte Phantaſie täuſcht Sie. Sie haben nichts von Geiſtern zu fürchten. Es wird ſich Alles aufklären, beruhigen Sie ſich nur."

Aber der Lord erwiderte weinend: „Holt mir den Magiſter Ephiſtone herbei, daß er meine Beichte höre und mir meine Sünden vergebe. Er ſoll dieſe Nacht bei mir zubringen. Holt ihn ſchnell herbei!"

Merries mußte ſich entſchließen, den Pfarrer aus dem Dorfe herbeizurufen, ſo ſehr er auch in der Seele überzeugt war, daß es mit der Spukgeſchichte eine natürliche Bewandtniß habe, und Eliſabeths Worte hatten ihn nur in dieſer Meinung beſtärkt.

## 5.

## Liſt um Liſt.

Der kleine Magiſter folgte unweigerlich dem Befehle und trug ſein ewig lachendes Geſicht in's Schloß. Die entflohene Dienerſchaft rückte auch allmählig wieder ein, als ſie ſich überzeugt hatte, daß Menſchen und nicht Geiſter in den erhellten Zimmern hauſten. Der Lord wurde todtkrank in ſein Zimmer zurückgebracht, der Magiſter verfügte ſich zu ihm, und zehn Lichter brannten auf dem Tiſche. Im Vorzimmer ſaßen alle dienenden Geiſter des Hauſes, vom Kammerdiener des Lords bis zum Küchenjungen herab, um James Morries verſammelt und erzählten ihm, laut durcheinanderſchreiend, die ſchrecklichen Ereigniſſe der letztverwichenen Stunde, während der Magiſter drinnen hinter der verſchloſſenen Thüre das lange Sündenregiſter des Lords empfing, dann und wann eine heiſere Lache zu den Kraftſtellen ausſtoßend. Die Summe von dem, was Morries vernahm, war, daß plötzlich, als ſchon alle im Schlafe gelegen und die Thurmuhr ſchon lange eilf geſchlagen, ein ſeltſames Geräuſch vernommen worden, und die Thür, die doch von innen verriegelt geweſen, geöffnet worden ſei. Ein dadurch ermunterter Diener ſei auf den Corridor hinausgegangen, aber mit wildem Geſchrei zurückgekehrt; die Andern, dadurch aus dem Schlafe geſchreckt, ſeien herbeigeeilt, und alle hätten die Geiſter geſehen, die alten O'Donnels und auch Sir William darunter. Lautlos ſeien ſie an den Wänden hingeglitten, ohne daß ſich ihre Füße bewegt, und ein wunderbarer Dämmerſchein ſei von ihnen ausgegangen. Nun ſeien Alle, von Grauſen gepackt, davon gerennt und hätten Thür und Thor offen gefunden, die doch Abends verſchloſſen und verriegelt worden wären. — Bei einigen Bowlen Punſch, die der Lord ſeiner heldenmüthigen Dienerſchaft zum Beſten gab, wurde die ganze Nacht verplaudert. Die Geſellſchaft rückte enger zuſammen, die Mägde, dann und wann furchtſame Blicke nach der Thüre werfend, immer mehr in die Mitte, und alle alten und verſauerten Geiſter- und Geſpenſtergeſchichten aus der ganzen Umgegend wurden wieder aufgewärmt und aufgetiſcht. Die begierigen Zuhörer fanden ſie aber ſehr ſchmackhaft, und in der That waren ſie auch gar ſo übel nicht; denn niemals iſt der Ire poetiſcher und exaltirter, als wenn er Geiſtergeſchichten oder die reichen wunderbaren Sagen ſeiner Heiden, Moore und Bergwälder erzählt. Der trübe Dezembertag dämmerte, eh' ſich's die muntere Geſellſchaft verſah, und der Magiſter ſchlich grinſend vorüber, um ſich zu Hauſe auf ein Ohr zu legen; der Lord war etwas eingeſchlummert. Das furchtſame Volk zerſtreute ſich mit dem Tage; Morries aber ging der Spur ſeiner Ahnung nach, um ſich Licht zu verſchaffen, nach den Gefängniſſen hinab, worin die von Lord Wexford eingefangenen Rebellen verwahrt wurden, und fand ſie — erbrochen und leer. Nur ein einziges, das eine Treppe tiefer auf der andern Seite lag, und worin ſonſt nur die ſchlimmſten Verbrecher eingekerkert wurden, war noch verſchloſſen und unverletzt. Heimlich lachend ging der ſchlaue Pächter wieder hinauf, um den Lord über die Geiſtererſcheinung aufzuklären. Dieſer hörte ihm mit wachſendem Aerger zu und fing an, ſich ſeiner Geſpenſterfurcht und der Gebilde ſeiner tollen Phantaſie zu ſchämen, und bereuete, daß er den Geiſtern nicht lieber zu Leibe gegangen ſei. Während ſie noch darüber redeten, ſtellte ſich Shaun Donnough ein und begann einen ſchaudervollen Bericht von der Erſcheinung der alten Frau mit der Kuh, die ihn in der verwichenen Nacht mit Frau und Kindern aus dem Hauſe getrieben. Dieſen Morgen aber vermiſſe er die Schlüſſel zu den Gefängniſſen, die er als Gefangenwärter in Verwahrung hatte, und behauptete, ſie müßten ihm in dieſer Nacht geſtohlen worden ſein.

„Geh', ungeheurer Eſel!“ donnerte der Lord, plötzlich muthig und herzhaft geworden, den zitternden Wildhüter an, „oder ich mache Dich ſtracks ſelbſt zum Geſpenſt.“

Hierauf verfügte er ſich an ſeines getreuen Morries Arm ſelbſt in die unterirdiſchen Gewölbe, um Alles in Augenſchein zu nehmen. Unerklärlich blieb, weshalb die Befreier der Gefangenen erſt die Schlüſſel aus dem Parkhauſe geſtohlen, da die Thüren der Gefängniſſe doch mit tüchtigen Werkzeugen erbrochen waren; ja das Räthſel wurde noch viel dunkler, als Morries auf etwas Klirrendes trat und die Schlüſſel aufhob, da wo die Treppe hinab zu dem tiefern Gefängniß führte.

„Ha, gewiß iſt der alte Rädelsführer der Mordbrennerbande mit ſeinen Ranken auch entſprungen!“ rief der Lord in einer Art von Verzweiflung, ergriff die Schlüſſel, eilte raſch hinab und öffnete das Gefängniß.

Dunſcore's hagre Greiſengeſtalt erhob ſich langſam vom Stroh, während ſein Sohn ruhig fortſchlief.

„Nein, Gottlob! ſie ſind noch da!" rief der Lord mit einer teufliſchen Freude. „Nun, ihr zwei Hunde ſollt mir für die Entwiſchten büßen!" Und die Thür wieder zuſchlagend, ergriff er Morries' Arm und ſagte frohlockend: „Wir ſind in voriger Nacht noch gerade zur rechten Zeit gekommen! Wir haben die Schurken verſtört, und die beſten Vögel haben ſie uns im wohlverwahrten Neſte ſitzen laſſen. Na, wart' nur, die ſollen die Suppe nun ausеſſen! Die Freude iſt Dir verſalzen, mein Pathchen. Denn nichts iſt gewiſſer, als daß dieſe neue Schurkerei von Lewis O'Donnel ausgeht."

„Ich habe dieſelbe Vermuthung, Mylord, daß der Baronet die Hand dabei im Spiele hat, und eine Ahnung davon flog mich ſchon in der verwichenen Nacht an. Ich weiß, er liebt den alten Dunſcore ſehr, und er hatte ja auch, wie ich erfahren, Miß Eliſabeth geſtimmt, daß ſie bei Ihnen um Gnade für die Verbrecher flehen mußte." Weiter erlaubte ſich Morries nicht, ſeinen Vermuthungen, daß auch Miß Eliſabeth um die Befreiung der Gefangenen gewußt, Worte zu geben; denn er war ſchlau und eigennützig und verdarb es nicht gern mit einer Partei; auch war er der Tochter des Hauſes wirklich ſehr ergeben, als daß er es hätte über ſich gewinnen können, ihr durch das Lautwerden ſeiner wahrſcheinlichen Vermuthungen Unannehmlichkeiten zu bereiten.

„Ja, ja!" rief der Lord, ſich vergnügt die Hände reibend, „da es mit der Landung der Franzoſen nichts war, ſo wollte mein lieber Pathe dieſe Nacht, die ich, ſeiner Vorausſetzung nach, in Bantry zubringen mußte, benutzen, um ſich ſeine Freunde aus meinen Gefängniſſen zu holen. James, das müßte ihm den Hals brechen, dem verdammten Buben, wenn wir's heraus kriegten, auf ihn bringen und ihm beweiſen könnten. Weiß Gott, was ich darum gäbe, mein Junge! Wir ertappten ihn in der eigenen Falle, und er müßte in der Grube verderben, die er mir gegraben. Und welch' ein Gaudium für mich, wenn ich für den Schrecken und die Angſt der verwichenen Nacht Rache an ihm nehmen könnte! Denn nichts iſt mir empfindlicher, als daß ich mich lächerlich gemacht habe, vorzüglich vor dem grinſenden Pfaffen. O James, wie beginnen wir's, um das Baronetchen zu fangen. Gelingt's, ſo erhältſt Du den Caſtor, das beſte Pferd aus meinem Stalle."

„Am beſten ließe ſich's bewerkſtelligen," verſetzte Morries ſchmunzelnd, „wenn wir einen ſeiner Leute, die doch ſehr wahrſcheinlich um die Sache wiſſen, ja vielleicht gar dabei geweſen ſind, gewinnen und zu uns herüberziehen könnten. Nun hat der Baronet den Michaul Dahna, ſeinen Kammerdiener, aus dem Dienſt gejagt, und der Kerl ſitzt meiſt Grillen fangend in der Heideſchenke. Vielleicht gelingt's, ihn zu erkaufen. Schwer iſt's; aber mit Geld iſt Alles möglich. Ich wollte wetten, der Mic hat in dieſer Nacht einen Geiſt geſpielt, der Kerl kennt ja jeden Ort des Schloſſes bis auf den kleinſten Winkel. Haben wir ihn gewonnen, ſo haben wir den Baronet gefangen."

„Ein köſtlicher Einfall, Junge! Aber wie gewinnen wir den Mic?"

„Ich ſelbſt darf nicht an ihn, ſonſt merkt er den Braten; auch wäre es beſſer, wenn wir Ew. Herrlichkeit aus dem Spiele ließen. Der Burſche wird ſonſt ſtutzig. Wir müſſen ihn fein und liſtig kirren, daß er keine Witterung von unſerm Plane hat, ſonſt bricht er uns durch die Garne. Ich kenne ihn von ſonſt her, als wenn er mein Bruder wäre, und weiß genau, wie er behandelt werden muß. Sie thun am beſten, Mylord, den Lord Wexford und deſſen pfiffigen Kammerdiener Henderſon zu beſtimmen, daß ſie unſere Rollen übernehmen. Henderſon muß den Michaul überreden, Dienſte bei ſeinem Herrn zu nehmen, und der Lord muß dem Burſchen goldene Berge vormalen, bis er gebeichtet hat. Henderſon iſt ein ganz durchtriebener Kerl und beſchwatzt für eine gute Belohnung einen Engel zur Sünde."

„Nun, wir wollen ihm das Maul ſchon ſchmieren," lächelte Kildare. „Alles iſt gut ausgedacht; Du biſt ein Prachtjunge, James, und Dein Schade iſt's auch nicht, mir ſtets ſo gute Rathſchläge zu geben; das weißt Du ja." —

Und noch an demſelben Tage ging eine Einladung an den tapfern Obriſten ab.

„Ich hatte Ihnen ohnedies einen Beſuch zugedacht, Mylord Kildare," ſagte derſelbe am folgenden Tage, in das düſtre Wohnzimmer des alten Schloſſes zu Lindſayhall eintretend, „denn ich halte es für meine Pflicht, Sie in Kenntniß zu ſetzen, daß ich mich mit dem Baronet O'Donnel allernächſtens ſchlagen werde. Ich bin das ihm, der in einer allgemeinen Achtung, nicht nur beim Volke, ſondern auch bei meinen Offizieren ſteht, nicht minder ſchuldig, als meiner Ehre. Die Ruhe iſt in der ganzen Gegend wieder hergeſtellt; wir haben nichts zu fürchten, was ſchnell meine Dienſtfunktionen in Anſpruch nähme, und ſo ſoll mich denn nichts abhalten, meinem Gegner zu beweiſen, daß ich nicht der Mann bin, der die Mündung eines Piſtolenlaufes, oder eine blanke Klinge fürchtet.“

„Ich weiß nicht, ob ich Sie darum loben oder tadeln ſoll,“ verſetzte Kildare. „Es wäre eine Schande für Sie, ſich mit einem ehrloſen Manne zu ſchlagen, und ich habe alle Urſache zu vermuthen, daß Lewis O'Donnel ein ſolcher iſt.“ — Hierauf erzählte er von dem Ueberfall und der Befreiung der Gefangenen, ſo viel er für gut fand, und verſchwieg alſo ſorgfältig ſeinen Schrecken, ſeine Geſpenſterfurcht und ſeine dem Magiſter geleiſtete Beichte, und knüpfte daran die Bitte, ſich mit ihm zur Entlarvung O'Donnels auf die von Morries angegebene Weiſe, die er für eignen Einfall ausgab, zu vereinigen.

„Zur Liſt müſſen wir unſere Zuflucht nehmen, mein lieber Obriſt, um jenem eben ſo vorſichtigen, als kühnen Verräther auf die Spur zu kommen. Jedes Mittel iſt erlaubt, wo es das Wohl des Staats und der Krone gilt, dies lehren uns die Grundſätze der Politik;“ ſo ſchloß Kildare, um Wexford zu beruhigen, der die entſchiedenſte Abneigung gegen alle verſteckten, mit ſeinem offenen Charakter im Widerſpruch ſtehenden Wege an den Tag legte.

„Wozu alle dieſe liſtigen Ränke, Mylord Kildare? Er fällt einſt noch mit en Waffen in der Hand in unſre Gewalt oder ſonſt im Begehen irgend einer That, wo wir offen, mit dem Geſetz gerüſtet, gegen ihn handeln können. Dann iſt's noch früh genug, und er ſelbſt hat mit Fug und Recht die Folgen davon zu tragen. Daß man ihn jedoch nach der Weiſe der Diener der heiligen Hermandad mit Netzen und Fallen umſtellt, oder, nachdem man irgend ein zweideutiges Wort oder eine freimüthige Aeußerung erlauert hat, über ihn herfällt, das — haſſe ich, Mylord, ſelbſt bei den Dienern der Gerechtigkeit, am allerwenigſten aber mag ich die Hand dazu bieten. Und iſt es denn erwieſen, daß er den nächtlichen Einbruch in Ihr Schloß leitete? Könnten es nicht viel wahrſcheinlicher die Spießgeſellen der Gefangenen geweſen ſein, ihre Freunde und Verwandte? Ich möchte mich weit eher für das Letztere entſcheiden.“

„Ihr braves Soldatenherz will immer nicht an das Böſe glauben,“ lächelte Kildare. „Allein ich kann nicht umhin, zu verſichern, daß Sie in Ihrer Garniſon gegen O'Donnel und ſeiner Bande Ueberfall nicht geſchützter ſind, als ich in meinem Schloſſe. Kennen Sie die Wirkung, die ein fanatiſcher Kopf auf die dumme rohe Menge ausübt? Und hat dieſer O'Donnel nicht alle Eigenſchaften eines vollkommenen Schauſpielers, um das Volk zu bethören? Er erheuchelt Tugend, Frömmigkeit, Enthaltſamkeit, Tapferkeit; er huldigt den wüthenden Leidenſchaften des Pöbels und iſt dadurch ſein Abgott geworden; er hat durch ein wohlberechnetes Spiel ſogar beſſere Naturen umſtrickt. Was iſt dieſem gefährlichen Menſchen nicht Alles möglich? Mein Leben liegt in ſeiner Hand, wie Ihre Ehre, Mylord. Er darf nur wünſchen, und ich werde in meinem Schloß ermordet; er darf nur wünſchen, und Sie werden in Ihren Caſernen überrumpelt, entwaffnet, geſchändet. Um ſich ſeiner zu erwehren, müſſen wir gleiche Waffen gegen ihn brauchen: Liſt, Verſchlagenheit.“

Dieſes Argument wirkte ſchlagend auf die Bedenklichkeiten des beſchränkten Obriſten. Kildare hatte ihn bei der rechten Stelle gefaßt; die vorgeſpiegelte Schande, ſich von den Rebellen entwaffnet, gefangen zu ſehen, griff ihm ſchon jetzt an das Herz, und er ging nun unbedingt auf die Pläne ſeines Gegenübers ein.

Es wurde beſchloſſen, keine Mühe zu ſparen, den von O'Donnel verabſchiedeten Diener zur Annahme eines Dienſtes bei Lord Wexford zu bewegen, oder denſelben, wenn dies nicht gelingen ſollte — woran man jedoch nicht zweifelte — über Sir Lewis Handlungen auszuforſchen.

Während der Obriſt nach ſeinem Standquartier zurück ritt, war er in Gedanken bald mit dem Charakter des Mannes beſchäftigt, dem er die Ehre des Zweikampfes zuzugeſtehen im Begriff war, und den er, nach den bisher über ihn gemachten Erfahrungen, als vollkommen befähigt dazu erklären mußte, bald unterſuchte er, ob der durch Befolgung der Vorſchläge Kildare's der Regierung geleiſtete Dienſt auch mit der wahren Ehre des Mannes im Einklange ſtände. Da gab plötzlich der Anblick der niedrigen, ſo wenigen Schutz gewährenden Mauern, im Augenblick als er auf den Hof der Dragoner-Caſerne einritt, und der Gedanke: wie wenn einſt das Regiment hier überfallen und gefangen würde, was einem kühnen Rebellenhaufen nicht ſchwer werden dürfte? — ein Gedanke, der für das Ehrgefühl eines britiſchen Cavallerie-Offiziers ſo unerträglich war, wie die Schande ſelbſt — ſeinem Schwanken den Ausſchlag, und ſein Entſchluß war plötzlich gefaßt. Dann vom Pferde ſteigend, und, ehe er von den zur Abendparade auf dem Platze verſammelten Offizieren umringt wurde, gab er Henderſon die nöthige Weiſung im Betreff des gegen O'Donnels verabſchiedeten Diener zu beobachtenden Verfahrens.

## 6.

## Neues Leben in der Heideſchenke.

Michaul Dahna wohnte zwar noch mit Frau, Kind und Bruder in dem kleinen Parkhäuschen zu Greenlodge, und der Baronet zahlte Moja monatlich den Gehalt aus, wie früher, aber der Wurm, von allen Dienſtleiſtungen ausgeſchloſſen zu ſein und gleichſam das Gnadenbrot zu eſſen, nagte ihm am Herzen. Er war ein ſchwermüthiger Träumer geworden; das peinigende Gefühl verließ ihn nie, an dem ihm ſo theuern Manne ein Unrecht gethan zu haben, obgleich es ihm, ſeinen ächt iriſchen Begriffen nach unmöglich war, die Selbſthülfe, wo von Geſetz und Recht keine Aenderung zu erwarten iſt, für unerlaubt zu halten. Die Liebe ſeines Weibes konnte ihn nicht mehr beglücken, er brütete über düſtern Plänen und ſuchte die heimlichſten Schlupfwinkel der Rebellen auf. Ein großer, gewaltiger Schmerz lag in ſeiner Seele, er war mit ſich ſelbſt zerfallen und konnte aus Sir Lewis nicht klug werden, dem er, wie er nur konnte, aus dem Wege ging. So kam es, daß er ſeine Wohnung ganze Tage mied und dann wieder ſtill und in ſich gekehrt ganze Tage hinter dem Ofen derſelben ſaß und in das Schneegeſtöber oder in die auf dem Meerbuſen wogenden Nebel hinausſtarrte. Wenn es das Wetter erlaubte, ging er gern einſame, wenig betretene Fußpfade über die Bergrücken nach der Heideſchenke hinab und rief ſich dort unter Menſchen, die er liebte, und von denen er geliebt wurde, verklungene und abgefärbte Jugendträume in die Erinnerung zurück. Auch hielten die Rebellen unter dem Schutze der alten Peppy manche geheime Sitzung im Hinterhauſe, und Michaul fand hier zuweilen Gelegenheit, ſeinen düſtern Unmuth in hellen Worteesflammen auflodern zu laſſen. In einem andern Wirthshauſe ſah man ihn nicht. Seit der beabſichtigten und verunglückten Landung der franzöſiſchen Flotte hatte Michaul noch mehr Gelegenheit, die Heideſchenke zu beſuchen. Zwei große Kriegsſchiffe lagen auf Wache in der Kenmare-Bay, ſo wie auf ähnliche Art alle Buſen und Küſten des ſüdlichen und weſtlichen Theils der Inſel beſetzt und bewacht waren; und die muntern Schiffsleute, faſt alle mit Michaul befreundet, pflegten fleißig bei Mutter Peppy einzukehren; denn ſie hatten von ihr nicht weit zu ihren Schiffen. Eben ſo lag ſeit dieſer Zeit eine Abtheilung Fußſoldaten in Kenmare, die, um die verdächtigen Bewohner der Umgegend in Reſpekt zu halten, ſo oft ſich's des Wetters wegen thun ließ, Waffenübungen auf der Heide vornahmen.

Am frühen Morgen erſchienen unter Anführung des Quartiermeiſters oder des Oberbootsmanns die Matroſen, die, um friſche Lebensmittel an Bord zu holen, Waſſer einzunehmen, oder irgend etwas an den Schiffen zu beſſern, ans Land gekommen waren, um mit einigen Gläſern ächter Waare den Geſchmack zu verbeſſern, der ihnen, wie ſie ſcherzhaft meinten, durch Admiral Grog *) beim Frühſtück verdorben war.

---

*) Admiral Grog war die Veranlaſſung, daß der Rum, welcher den Matroſen früher rein geliefert wurde, um Exceſſe zu verhüten, die ſo häufig aus der Trunkenheit hervorgingen, mit drei Theilen Waſſer vermiſcht, ausgetheilt wurde.

Gegen Mittag erſchienen jene ärmſten aller Pächter oder Bauern, um ſich, bevor ſie den geringen Erlös für die zum Markt gebrachten Lebensmittel nach Hauſe brachten, eine kleine Güte zu thun. Alsdann reichte das Uebrige gerade noch hin, die rückſtändigen Gefälle für den Monat zu bezahlen. Für das, was ein Glas Whisky oder ein Maß Ingwerbier koſtete, konnten ſie ja doch den zerlumpten Rock, aus deſſen Riſſen die ſehnigen Arme und andere Theile des nackten Körpers hervorſchienen, nicht durch einen neuen erſetzen, oder dem ſie begleitenden Knaben, welcher neugierig mit den Falkenaugen die Wohlhabenheit der Stadt beſchaut hatte, während er barfuß und abgeriſſen mit verwildertem Haar neben dem Vater hergetrabt war, ein ihm gegen die Winterkälte nöthiges Röckchen kaufen. Wer hätte es den Armen verdenken mögen, wenn ſie ſich auch nur für wenige Stunden Troſt und Vergeſſenheit ihrer Leiden aus dem berauſchenden Becher tranken?

Wenn die Parade auf der Heide vorüber war, füllten Soldaten das alte baufällige Haus, um die wenigen Stunden, die ihnen der ſchwere Dienſt frei ließ, bis zur Retraite zum Vergnügen zu benutzen. Dieſe Armen, nur ſelten aus dem ſtrengen Joche befreit, ſind jedoch ſchlechte Herren ihrer Neigungen und Gelüſte und ſehen daher viel öfter, als ihnen gut iſt, den Boden der blanken, zinnernen Krüge. Sie ſingen und trinken, und trinken und ſingen und laſſen den König hoch leben und Altengland und die ſchöne Nel von Cork, und die blonde Poll, und die ſchwarzäugige Baß von Waterford und Bellfaſt, und hören nicht den Retraiteſchuß und den unter dem Fenſter wirbelnden Tambour, und erkennen in ſüßer Vergeſſenheit den geſtrengen Corporal mit der Patrouille nicht, der ſie auffordert, in die Caſernen zu gehen. Subordination! welch lächerliches Wort für die freien Männer von England, die den Corporal hinauswerfen mit der Patrouille und in ſeligem Taumel Brüderſchaft trinken mit dem Offizier, der mit der Wache kommt und die braven Burſche endlich unter Schmeichelworten zur Caſerne abführt, vor der ſie morgen zur ſelben Stunde, mit Sack und Pack und noch einigen ſchweren Musketen beladen, und wenn es Reiter waren, geſattelt und gepackt, wie ihre Pferde, mit Säbel, Carabiner und Piſtolen auf und ab ſchreiten, in tiefe Betrachtungen verſunken über den Wechſel der Dinge und die Veränderlichkeit im menſchlichen Leben. Unterdeſſen ſitzen in den obern Zimmern der Schenke, die Hände in den Taſchen, mit weit von ſich geſtreckten Beinen, in eine undurchdringliche Dampfwolke gehüllt, die Stewards und Steuerleute von den Kauffahrern, Proviantmeiſter und Hochbootsleute von den Kriegsſchiffen in ſtrenger Abſonderung von den Landtruppen, über die ſich alles, was Seemann heißt, hoch erhaben fühlt. Erſt wenn die untern Räume von den Soldaten geſäubert ſind, miſchen ſie ſich unter die ehrbaren Landleute und Bürger, die, von Geſchäften über Land heimkehrend, noch einen Trunk in der Heideſchenke thun, ehe ſie den ſpäten Gang über das Moor nach der Stadt zu wagen; auch ſchlägt die Hoffnung, Reiſegefährten in der Schenke zu finden, nie fehl. Die Angelegenheiten des Landes, des Parlaments, die Maßregeln der Miniſter werden beſprochen und getadelt, während alle Andern die Vertheidiger der hölzernen Wälle auf jede Weiſe zu ehren bemüht ſind und ſo wenig die oft etwas derbe Gutmüthigkeit derſelben, als die Grandezza übel nehmen, mit der jeder britiſche Seemann mehr oder minder zu verſtehen giebt, daß er ein Theil des Strahlenkranzes iſt, der Britanniens weites Reich mit ſo glanzvollem Schimmer umgiebt.

Gewöhnlich entbrannte Kampf und Streit, wenn der Zufall alle dieſe Stände in der Heideſchenke unter einander miſchte. Grimmiges Boxen entſchied den Streit unter Soldaten und Matroſen. Blut war faſt immer die Loſung unter den Soldaten und dem iriſchen Landvolke, da beide Theile ſich abſichtlich durch raſches Trinken erhitzten, nur um Gelegenheit zu finden, den unauslöſchlichen Nationalhaß durch einen Kampf abzukühlen, der ſelten ohne Hinterlaſſung von Todten und Verwundeten auf beiden Seiten endete. Der Matroſe vergißt dann für den Augenblick, daß er ein Engländer iſt, und giebt, indem er den Eingebornen beiſteht, nur ſeinem Haß gegen die Landratten Raum, bemüht, mit knorriger Fauſt das Deck von den Rothjacken ſchnell zu reinigen.

Solch muntres, lautes und vielbewegtes Leben hatte nun ſchon eine ganze Woche ſeinen Wohnſitz in der ſonſt öden Heideſchenke aufgeſchlagen, und Gäſte aller Art beſuchten Mutter Peppy's unanſehnliches Wirthshaus, wovon die Meiſten viel Geld aufgehen ließen, wo ſonſt nur der arme Landmann, höchſtens der wenig bemittelte Bürger, ſeine paar Pence ſitzen gelaſſen hatte. Das rührige Schaffen ſchien der alten Wirthin trefflich zu bekommen und der Segen der einträglichen Arbeit ſie zu verjüngen. Oft waren nicht Hände genug da, alle Gäſte zu bedienen, das weite Local der untern Stube langte nicht hin, die Menge der Einkehrenden zu faſſen, das obere Zimmer war eingerichtet worden (auch ſchon deshalb, weil die Seeleute gern allein ſein wollten), und bald reichte auch dieſes nicht mehr zu; es mußte an eine dritte

Schenkſtube gedacht werden. Die zahlreiche Familie zeigte bald durch eine beſſere Kleidung, daß ſie den guten Verdienſt auch gut anzuwenden wiſſe, und bald nahmen auch einzelne Theile des Hauſes eine beſſere Geſtalt an. Peppy unterhielt alle Gäſte durch ihre klugen und oft witzigen Reden, ſie ſuchte Zank zu verhindern, Streit zu ſchlichten, und es gelang ihr nicht ſelten, Blutvergießen zu verhüten. Schon in der erſten Woche noch zeigte ſich ihr Einfluß auf die Gemüther ihrer Gäſte; man fing an, ihr zu gehorchen, Schlägerei wurde ſeltener, und wo die Alte waltete, ſchien ſie die Dämonen des Streits, die die hitzigen Getränke gelöſ't, wieder zu feſſeln. Bald hieß es allgemein unter Matroſen und Soldaten: „Nirgend kann man ſeinen Krug ruhiger trinken, als bei Mutter Peppy. Man muß der Alten gewogen ſein, man mag wollen oder nicht."

Wenn Michaul Dahna jetzt die Heideſchenke beſuchte, pflegte er ſich gewöhnlich ſchweigend in eine Ecke zu drücken, wo er unbemerkt und ungeſtört hören oder mit einem Bekannten ein vertrautes Wort reden konnte. Nur ſelten miſchte er ſich in die allgemeine Unterhaltung. Meiſt plauderte Peppy ſelbſt ein Viertelſtündchen mit ihm, oder Bobby, ihr Sohn, raunte ihm ein freundliches Wort zu. Doch ſeinem ſcharfen Ohr entging in dem düſtern Winkel nichts von dem, was ſeinen Herrn betraf, oder was auch nur in der entfernteſten Beziehung zu den Angelegenheiten ſtand, von denen er wußte, wie ſehr dieſelben Sir Lewis Theilnahme erregten.

Henderſon, der ſich ſeit der bittern, in der Strandſchenke gemachten Erfahrung jetzt einer um ſo größern Vorſicht in ſeinen Aeußerungen befleißigte, je mehr er einſah, daß er durch geſchicktes Verhehlen ſeiner Meinung und eine gewiſſe diplomatiſche Verſchlagenheit allein etwas in der Sache ausrichten konnte, welche er doch eigentlich nur deshalb haßte, weil ſein Herr ſie haßte, oder weil ihm das Hinterbringen einer oder der andern Neuigkeit reiche Spenden von Lord Kildare einbrachte, hatte Michaul, ſeitdem dieſer dienſtlos war, ſchon mehrere Male in der Heideſchenke geſehen und geſprochen; doch nur ſelten hatte ihm der Einſylbige Rede geſtanden, und die glatten Worte, mit welchen der Engländer den Iren zu kirren geſucht, um etwas über deſſen Verhältniſſe zum Baronet zu erfahren, waren jedes Mal erfolglos an dem finſtern Weſen des anſcheinend rauhen Mannes abgeprallt.

Es war gerade am achten Tage nach der vereitelten Landung der Franzoſen, als Michaul wieder in der obern Stube der Heideſchenke ſaß. Er war viel zu beſcheiden, um ſich unter die Seeleute zu drängen, welche die Bänke eingenommen hatten, ſondern hatte ſeinen Platz am Kamin genommen, wo Peppy das warme Bier bereitete, und koſete mit ihr.

„St. Patrik weiß, was die bunte Kleiderbürſte des Lord Wexford von Dir will, Mic," ſagte ſie; „der hochmüthige Menſch iſt nun ſchon zwei Tage hinter einander da geweſen und hat nach Dir gefragt."

„Er hat der Zeit zu viel und wird ſie ſich von mir vertreiben laſſen wollen," lachte Michaul bitter. „Und doch fürchtet er ſich vor einigen Seelöwen dort und ſchnüffelt wie ein Spürhund, ob vielleicht Einer oder der Andere da iſt, vor dem er Reſpekt haben mag."

Sie ging, um die Gäſte von den Schiffen zu bedienen, und Dahna horchte auf das Geſpräch derſelben. Die verunglückte Landung der Franzoſen war der Gegenſtand ihrer Unterhaltung.

---

## 7.

## Parker der Hochbootsmann.

„Allen Reſpekt vor der britiſchen Marine! Aber ich ſage Euch ein für alle Mal, wenn der dicke Nebel und der Sturmwind nicht dazwiſchen kam, Kameraden“ rief der Steuermann der Najade, „ſo will ich verdammt ſein, wenn Einer von uns Allen mit Sicherheit hätte für den Ausgang ſtehen können. Bedenkt nur, es waren ihre beſten Schiffe. Vier vom erſten Range, zehn ſtarke Fregatten, eben ſo viele Briggs, ohne der leichtern Fahrzeuge zu gedenken. Die Kerls hielten ſich gegen die See und den Sturmwind, der ihnen gerade in die Zähne blies, eben ſo lange und muthig, wie nur irgend eines von Sr. Majeſtät Schiffen gethan haben würde. Hol's der Teufel, ſie hatten's dieſes Mal ganz darauf abgeſehen, durchzudringen bis an die Küſte. Gelang's ihnen, ſo hätten wir ein böſes Spiel gehabt, denn ſie hatten die rechte Zeit gewählt. Bei allem Muthe von Altenglands braven Burſchen würden unſere paar Fregatten und Briggs, und wenn ich Schoner und Kutter hinzurechne, kreuzten doch nur etwa zwölf Fahrzeuge ihnen gegenüber, nicht einen halben Tag im

Fahrwaſſer geblieben ſein, ohne daß ſie uns, rein von allen Segeln und Maſten entblößt, wie die Hulks vor Portsmouth und Schereß, in die Bantry-Bay oder nach Crookhaven hineingetrieben hätten."

„Und waren ſie erſt an der Küſte, Mſtr. Mac Tillies, wohin ſie, jedoch nicht, ohne manchen Eiſenball in den Rippen zu fühlen, gekommen ſein würden," ſagte der Quartiermeiſter vom Delphin, „dann hatten ſie leichtes Spiel. Die katholiſchen Murphys und Pads, die jede andere Flagge lieber in ihren Häfen ſehen, als das Andreaskreuz von England, hätten ihnen beim Landen die Hand gereicht, und die Hand voll Truppen an der Küſte würden's nicht haben hindern können."

„Wohl aber möchte ich wiſſen," fuhr der Steuermann fort, „nachdem der Spaß für dieſes Mal vorüber iſt — denn lange wird's nicht dauern, ſo müſſen wir hinter ihnen her mit einer tüchtigen Macht, — was an dem Tage dem langen Parker einmal wieder im Kopfe herumſpukte. Ein tüchtiger, braver Mann! kein beſſerer Hochbootsmann — ohne Jemanden zu verachten auf irgend einem europäiſchen Kiel! Hättet Ihr geſehen, wie er liebäugelte mit den Schiffen der Franzmänner, und welche Geſichter er ſpäter ſchnitt, als der Sturmwind, der auch uns ſo wenig verſchonte, daß wir Bugſpriet und Toppmaſt verloren, endlich zwiſchen ſie fuhr, Ihr hättet geglaubt, den fliegenden Holländer zu erblicken, oder Old-Nick, wenn er mit höhniſchem Blick, Unheil verkündend, über das Verdeck hinſchreitet, denn eben ſo drohend war ſein Angeſicht mit den zum ſchrecklichen Ernſt verſtimmten Zügen. Der Ton ſeiner Pfeife, der in ſeinen ruhigen Tagen ſchon ſtark genug iſt, hätte Todte in den Gräbern aufwecken können, und das Rollen ſeiner glühenden Augen, während er anſcheinend in größter Ruhe auf die Ankerſpille gelehnt, mit einem unheimlichen Lächeln jeden Splitter, den eine feindliche Kugel oder der Sturm über Bord führte, folgte, war wirklich grauſig mit anzuſehen. — Worauf grollſt Du denn, alter Seelöwe, fragte ich ihn, indem ich eine Kanone laſchte, die ein Kernſchuß von der Stadt Paris noch ganz zuletzt von der Lavette herabgeſtürzt hatte. — Mit den Elementen, alter Dick, und allen böſen Geiſtern des Salzwaſſers, rief er mit einem Lachen, das mir durch Mark und Bein ging, und ſtieß ein paar derbe Splitter, die vor ihm niederfielen, brummend mit dem Fuße fort. Sind uns heute doch ganz dienlich, Kamerad, erwiderte ich leiſe; denn ich war nicht wenig erſchreckt, wie der Verwegene die unheimlichen Weſen des Waſſerreichs hervorrief. — Mir gerade ſo dienlich, als eine Gallone kalten Waſſers im Magen, alter Narr! rief er grimmig lachend und ſtieß, da eben der Topp vom Mizzen mast krachend über Bord fiel, in ſeine Pfeife, daß mir das Trommelfell zu ſpringen drohte.“

„S'iſt ein ſonderbar Ding mit dieſem Parker,“ ſagte der Bootsmann vom Delphin und ſtieß die leere zinnerne Kanne auf den Tiſch, deren hohler Klang ſogleich die Wirthin herbeiführte, die ſolche Töne nicht ungern vernahm. „Einen heißen, Mutter Peppy! mehr Brandy, weniger Porter hinein, Ingwer und Zucker nicht vergeſſen! Verſtanden, Frau Toole?“

„Wohl, Sir!“ verſetzte die Alte, „ich hoffe, es zu treffen, ſo daß es dem Herrn beſſer behagen wird, als der letzte Kernſchuß von der guten Stadt Paris.“

Die Seeleute lachten, und der Bootsmann ſagte ebenfalls lachend: „Man muß der alten Hexe etwas zu gut halten.“

Der Duft des neuen Topfes, welcher jeƺt aufgetragen wurde, wirbelte dem Bootsmann kräftig entgegen; er that einen tüchtigen Zug, wandte ſich wieder zum Steuermann der Najade und fuhr fort: „Ja, wer Parkers Thun in den fremden Gewäſſern ſieht, gleichviel, ob unter der Glut der Mittagslinie, oder im Eiſe des Nordpols, im Kampfe mit unſern Feinden zur See, oder mit Maratten und Menſchenfreſſern, im einfachen Dienſt, oder beim Grogglaſe, der freut ſich über die kalte Ruhe, mit der er am Bord unter dem Sauſen der Kugeln ſeine Pfeife handhabt, oder wie er mit der Rieſenfauſt das Schwert auf das Heidengeſindel an den fremden Küſten ſchwingt, und über die Heiterkeit, mit der er beim vollen Glaſe die herrlichſten Lieder ſingt. Ja, dann giebt es keinen luſtigern Burſchen unter allen Winden, als unſern Parker."

„So wie's aber heimwärts geht," ſchaltete der Steuermann ein, „ſo iſt er wie verwandelt. Immer toller wird ſein närriſcher Spleen, und ſieht er nun vollends die weißen Berge von Altengland, dann wird er unwirſch, wenigſtens ſobald wir die Anker an irgend einer Küſte fallen laſſen. Spähend, wie ein ſcheuer Luchs von Ceylon ſchleicht er über's Deck hin. Jeden hört er reden, er ſelbſt ſpricht nur wenig. Sein Blick aber dringt in's innerſte Mark ein, und auf eines jeden Geſicht, möcht' ich ſagen, lieſ't er, was einer denkt. So treibt er's nun ſchon manches Jahr. Den Dienſt wahrt er dabei, wie einer der Beſten. Aber der Teufel weiß, worüber er ſpintiſirt. Hier geht er nur ſpät Abends ans Land, und nüchtern, wie ein Fiſch, kommt er jedesmal mit dem Kanonenſchuß, ganz das Gegentheil von uns Andern, pünktlich an Bord."

„Wie kommt's denn, daß man hier noch keinen Fuß von ihm geſehen hat?“ fragte der Quartiermeiſter. „Er iſt doch ſonſt den Wirthshäuſern nicht abhold.“

„Ei, weißt Du nicht, was mit ihm geſchehen?“ verſetzte der Bootsmann. „Iſt er denn noch nicht zurück?“ wandte er ſich zum Steuermann der Najade.

„Kein Wort weiß ich!“ rief der Quartiermeiſter. „Iſt er denn nicht an Bord Eueres Schiffes, Mſtr. Mac Tillies?“

„Nicht ſo,“ entgegnete dieſer. „Er fehlt ſeit einer Woche, ſeit dem bangen Tage. Als nämlich die Franzmänner ihre Segel rückwärts braßten, da kämpfte eines ihrer leichtern Fahrzeuge, welches von der Flotte weit abgetrieben war, ſchwer mit den Wellen. Die Nacht trat ein, und es hatte ſich noch nicht wieder mit der Flotte vereinigt. Der Wind trieb es fortwährend nach Oſten, es ſchien beträchtlichen Schaden gelitten zu haben und ſich mit dem Marsſegel an dem kurzen, gebrochenen Maſte nicht mehr flott halten zu können. Wir ſegelten auf gleicher Höhe mit dem Schiffe, als, wie Ihr wißt, das letzte Signal vom Admiralſchiff, das man noch erkennen konnte, der Escadre den Befehl ertheilte, ſo gut es anginge, nach der Bantry-Bay oder nach irgend einem andern nahen Hafen zurückzugehen und auf dem Wege die feindlichen Schiffe, mit welchen man etwa noch zuſammenträfe, aufzubringen oder zu vernichten. Unſer Kapitän machte alsbald Jagd auf das feindliche Schiff, ſo gut es die hochgehende Fluth erlaubte, und wir hatten Segel aufgeſetzt, mehr, als wir tragen konnten. Doch unſern vom Mizenpoint, wo es durch das Vorgebirge geſchützt wurde, verloren wir es plötzlich aus dem Geſicht, als wenn es uns Old-Nick ſelbſt entführt hätte. Da das weitere Verfolgen an der Küſte gefährlich wurde, und man vermuthen mußte, daß das feindliche Schiff irgendwo auf den Strand laufen würde, ſo wurde das Langboot zur Recognoscirung längs der Küſte bemannt. Parker erbot ſich freiwillig zum gefährlichen Commando des Fahrzeugs. Es iſt der achte Tag, daß er, wörtlich genommen, im Dunkel der Nacht und hinter den Wogenbergen verſchwand. Iſt er mit dem Feinde zugleich eine Mahlzeit der Fiſche geworden, hat ihn jenes feindliche Schiff gar ſelbſt gekapert? Darüber iſt bis jetzt keine Gewißheit! Bei Cap Clear, ſo ſagen Einige, habe man das gänzlich entmaſtete Wrack eines Kriegsſchiffes umhertreiben ſehen.“

Eine minutenlange Stille trat ein; Jeder ſah in ſich verſunken vor ſich hin, da hörte man draußen ein Geräuſch und flüſternde Stimmen, und gleich darauf die Tritte eines Mannes auf der Hausflur; jetzt ſprang die Thür auf, und herein trat Parker mit ſeinem ernſten Geſicht, begrüßte ringsum ſeine Kameraden und ſetzte ſich ohne Weiteres an das obere Ende des Tiſches zu den Zechenden.

„Beim heiligen Georg!“ riefen die Erſtaunten, „da iſt er ja ſelbſt! Iſt's nicht, als wenn wir ihn citirt hätten durch unſere Erzählung? Willkommen im Hafen, braver Parker! Seit wann liefſt Du ein? He! wie ging's mit dem verteufelten Kreuzzug? Was macht das Longboot? Wie ſteht's mit der Priſe?“

„St. Patrik ſtehe mir bei und ſegne den Fluß Euerer Rede! So wenig man mit allen Winden zugleich ſegeln kann, eben ſo wenig bin ich im Stande, alle die Fragen, die, wie ein Wirbelwind, aus Euerem Schlunde hervorbrauſen, auf einmal zu beantworten. Alſo vernehmt denn zuerſt, daß ich ſeit zwei Stunden, eben wie der Vollmond heraufkam, vor Anker ging. Mit dem Kreuzzuge für's zweite ging's ſchlecht, weil ich meinen Zweck nicht erreichte. — Das Segelboot für's Dritte, oder die Schaluppe, hat mich gelehrt, was man mit ſolch einem Ding ausrichten kann, wenn man nur ruhig bedenkt, daß man auf dem Royal George eben ſo wenig unſterblich iſt, als auf der Pinaſſe. Es iſt mir zweimal leck geworden, und mein Glücksſtern hat mich doch nicht verlaſſen, wie Ihr ſeht. Mit der Priſe endlich ſteht's noch am Beſten. Als ſie locker wurde in ihren Rippen und Planken, da ging die Mannſchaft mit den Böten unter Segel. Sie hat entweder ihr Grab in den Wellen gefunden, oder iſt von einem ihrer Streifer an Bord genommen; ich verlor unſre Schaluppe aus den Augen, als ich meine Blicke auf die Corvette richtete, die wie ein gläſerner Krug an den Felſen von Glandore, wo ſchon manch ſtattliches Schiff verſenkt liegt, zerſchellte. Ich dachte mir ſo Einiges aus den Trümmern heraus zu fiſchen, und trieb daher das Boot ſo nahe, als möglich heran. Es war jedoch ſchon ein anderer Priſenmeiſter dabei geſchäftig. Evans mit dem einen Auge, Ihr kennt ihn ja alle, den wackern Helden, mit ſeiner traurigen Geſchichte. Stolz umkreiſte er gleich dem Adler an Bord ſeines Kutters, mitten unter ſeiner Flotte von Böten und kleinen Fahrzeugen, die ſchwimmenden Trümmer und nahm davon Beſitz im Namen aller Hülfsbedürftigen an jenen Küſten, welche die Armen ihr Vaterland nennen, ohne dabei ſo viel zu haben, wohin ſie ihr Haupt trocken niederlegen können. — Halb Part, Kamerad! rief ich lachend, als er mich mit dem einen, ihm übrig gebliebenen Falkenauge erkannt hatte. Doch bedeutungsvoll wieß er mit der Rechten auf einen Haufen halbnackter Landsleute, die hungrig am Ufer lagen und mit wilder Gier den etwa zu rettenden Proviantfäſſern entgegenſahen. Ich verſtand Evans O'Neil und ſegnete ſeine Gedanken. Laß einmal die Armen von Glandore und Klonakilty ihren Hunger ſtillen und ihre nackten Leiber bedecken, Freund Parker! ſagte er mit finſterm Ernſt. Von den Schiffstrümmern mögen die Heimathloſen ſich Hütten bauen und ein Feuer anzünden, um die in den Schluchten der Uferfelſen erſtarrten Glieder zu wärmen. — O'Neil half mir mein leckes Fahrzeug ausbeſſern, und da mir der Wind contrair war, blieben wir ein paar Tage bei einander; dann nahm ich meinen Weg längs der Küſte zurück, langſamer, als ich gekommen war, da mir der Wind, der zwar etwas nachgelaſſen hatte, doch noch immer entgegen war. Die neueſte Verfügung nicht kennend, lief ich in die Bantry-Bay ein und ſuchte dort unſre Najade. Auch ließ ich mir da den zweiten Leck bepflaſtern; deshalb bin ich ſo lange ausgeblieben. Ihr lacht, weil ich ſo leer ausgegangen bin! Immerhin! es thut nichts. Zu gelegener Zeit nimmt Parker doppelt, wo es, ohne die Armen zu beeinträchtigen, geſchehen kann. Doch jetzt, Freunde, laßt uns noch einmal trinken, und dann an Bord in die Hängematten! Glaubt mir nur, ich ſehne mich ſeit meiner Irrfahrt nach Ruhe in meiner Matte eben ſo heiß, wie die Iren nach Frieden auf die vielen Stürme, die ſeit ein paar Jahrhunderten über dieſes Land dahin toben."

„Ein braver Mann, wer ſein Vaterland liebt!" ſagte der Steuermann. — „Darum liebe ich Dich, Herzensjunge, mit ganzer Seele."

„Und ich," ſagte der Quartiermeiſter, „auch wenn er zuweilen etwas gar zu ſtark den Spleen hat."

Parker reichte ihnen die Hand mit herzlichem Druck und trieb abermals zum Aufbruch. Die Andern bezahlten ihre Zeche, und alle Seeleute brachen nach ihren Schiffen auf.

## 8.

## Henderſons Spekulation.

So wie die Seebären Platz gemacht hatten, ſteckte Henderſon ſeinen glatt geſchornen Kopf durch die Thür. Er hatte in der untern Stube auf das Weggehen der Schiffsmänner gewartet und bereits von Bebby erfahren, daß Michaul oben ſitze.

„Ihr ſeid ja ein ſpäter Gaſt hier," ſagte Letzterer, dem es auffiel, Henderſon zu dieſer Stunde in dem von Bantry ſo weit entfernten Hauſe zu ſehen.

„Und Ihr, Maſter Dahna, ein deſto ſoliderer Mann, der in allen Stücken pünktlich und ſtreng auf Ordnung hält, ſo daß er allen Dienern von den Herrſchaften zum Muſter geſtellt wird. Sobald nur das Geringſte bei einem von uns vorfällt, da heißt's gleich bei Mylord: Hat man wohl je dergleichen Unordnung und Liederlichkeit erlebt! Seht Euch Sir Lewis O'Donnels Leibdiener an; an dem nehmt Euch ein Beiſpiel! Der iſt der valet de chambre comme il faut. Ein Haushofmeiſter ohne Tadel. Der Stall in Ordnung, wie der Marſtall eines Prinzen. Kein beſſerer Kellermeiſter, als Mr. Dahna. Seines Herrn Port und Claret koſtet vielleicht nicht ſo viel, als der anderer reichen Leute, und doch ſchmeckt eine Flaſche aus des Baronets Keller weit beſſer, als jeder andere, der zum höchſten Preiſe bezahlt wird; ſo wird behauptet. — Seht, Kamerad! ſo heißt's ſtets. Das hat man nun von Euerem haushälteriſchen, ehrbaren und ſittlichen Betragen. Nichts, als beſtändigen Tadel! Keiner von uns allen kann's dem Herrn mehr recht machen, ſeitdem er des Lobes von Euch ſo viel gehört hat. Nun, man hat doch auch ſeinen Stolz und ſein Ehrgefühl, ſein point d'honneur! Aber Ihr macht es jetzt einem ehrlichen Manne ſchwer hier zu Lande, das Ehrgefühl zu befriedigen, Mr. Dahna."

„Allerdings muß das Benehmen Eueres Herrn einen in jeder Hinſicht ſo vollkommenen Diener, wie Ihr ſeid, Mr. Henderſon, verdrießen," entgegnete Dahna. „Doch Ihr wißt ja, die Arme der Großen ſind lang, und es iſt nicht gut Kirſcheneſſen mit den hohen Herrſchaften, weil ſie uns Stiele und Steine in's Angeſicht werfen. Schlagt nicht gegen den Sporn, Henderſon, und tragt mit Geduld die Launen Eueres Herrn, ſo wird's ſchon beſſer gehen. Doch meine Zeit iſt um, ſchlaft wohl, Maſter Henderſon!"

„Ein Wort noch, ich bitte!" rief Wexfords Diener, nicht geneigt, ſeine Miſſion, ſowie den Lohn für deren guten Erfolg ohne Weiteres aufzugeben. „Noch immer dienſtlos, Mr. Dahna?"

„Ihr ſeht's ja," entgegnete der Gefragte kurz. „Wäre es anders, ſo würde ich nicht, wie Ihr, der Ihr Euch doch ſo bitter über die Launen Euerer Herrſchaft beklagt, ſo fern von meiner Wohnung die Mitternacht hinter dem Glaſe erwarten."

„So kommt und dient meinem Herrn, alter Freund! Ich weiß, Ihr ſeid ihm ſehr willkommen," ſchmeichelte Henderſon im herzlichen Tone. „Er zahlt

Euch gewiß doppelt ſo viel, als Ihr von Sir Lewis erhalten habt, und Euere Dienſtverrichtungen werden noch leichter und ehrenvoller ſein, als bei Euerm ehemaligen Herrn.“

„Dem Letzten, der kommt, wirft man ſonſt gewöhnlich die Knochen hin,“ ſagte Dahna lächelnd. „Doch Scherz bei Seite! Ich war ja das, was Ihr noch jetzt ſeid, ein Diener des beſten aller Herren, und dennoch machte ich es nicht nach ſeinem Sinne. Ich mag um des Brotes Willen bei keinem Andern verſuchen, was mir bei dem Einzigen, den ich aus reiner Liebe dienen wollte, nicht gelang. Spart daher Euere Worte und laßt mich in Frieden ziehen; das lange Sitzen in der Schenke iſt ohnehin nicht meine Paſſion.“

„Nun, wie Ihr wollt! Jeder hat ſeinen freien Willen bei uns in England. Aber ſag' mir doch, Du kreuzbrave Seele, was treibt denn eigentlich Dein ehemaliger Herr in ſeiner langweiligen Einſamkeit, und was vermag Dich ſelbſt dazu, wie ein frommer Klausner zu leben? Die Leute oben in Bantry flüſtern ſich vom guten Sir Lewis ſo wunderliche Dinge in's Ohr, die ſo wenig Lord Wexford, wie irgend ein Anderer von uns zu glauben geneigt iſt. Freilich, wenn ſo Eins oder das Andere davon wahr wäre, und auch das, was man von Deiner Abkunft munkelt, ſo möchte man Dich in der That, nimm's mir nicht übel, Freund, für eine ſehr gutmüthige Seele halten.“

„Nun, ich bitte, Sir,“ ſprach Dahna gereizt, „was iſt es denn eigentlich, was die Leute ſagen, und was mir ſo eben die Ehre Eueres feinen Komplimentes verſchafft.“

„Sie ſagen —“ erwiderte Henderſon zaudernd —

„Nun! wird's bald? nur frei heraus mit der Sprache!“ fiel Dahna hitziger ein.

„Nun, ſie ſagen — wenn Ihr's mir denn nicht übel nehmen und mir meinen guten Willen, Euch zu dienen, daraus erkennen wollt. Sir Lewis conſpirire mit den Defenders oder den Weiß-Jungen, wie man ſie nennt, gegen die Regierung unſers allergnädigſten Königs. Ferner, daß es unbegreiflich wäre, da man doch jederzeit für ſich ſelbſt zuerſt ſorgt, daß Ihr nicht ſein dunkles Treiben zur Kenntniß der Behörden brächtet und Euch ſelbſt in den Beſitz deſſen zu ſetzen ſuchtet, was man Euch unfehlbar von ſeinen noch übrigen Gütern zuſprechen würde, ſobald Ihr Eure nahe Verwandtſchaft mit Sir Lewis dokumentirtet.“

„Wirklich, das ſagen die Leute?“ rief Dahna, deſſen Auge während eines kurzen Moments im unheimlichen Feuer erglühte. „Nun, ich muß geſtehen, es liegt viel in dieſen wenigen Worten, und bei St. Patrik, Euere Ausarbeitung übertrifft bei Weitem noch den Stoff. Man ſieht es hier aufs Neue beſtätigt, daß die Menſchen nur zu gern glauben, was ſie wünſchen. Aber von wem habt Ihr dieſen Unſinn? — Von wem — ich beſchwöre Dich, Menſch! bei dem, was Dir heilig iſt, von wem, ſage ich, haſt Du die Mär' von meiner Geburt und die übrige hölliſche Compoſition?“

„Nun, ſo gerathet doch nur nicht gleich in ſolchen ganz unnöthigen Eifer, Dahna! Ich meine es wirklich gut mit Euch und würde gern der Erſte ſein, der Euch als Sir Michaul O'Donnel begrüßte. Vernachläſſigt doch nicht die Dinge, die nahe vor Euerer Naſe liegen, während Ihr nach dem hinſtarrt, was in weiter Entfernung vor Euch liegt. Was weiß ich, wer das Alles erzählt? Ich hab' es auch in Lindſayhall erfahren.“

„Ja, dorther kommt der Wind. Ich konnte es mir ſchon denken, aus Lindſayhall. Der Geruch des Gewinnſtes iſt's, der Dich lockt. Du vermagſt ſo wenig, wie Deine übrigen Landsleute, den Dir inwohnenden Hang nach ungerechtem Gut zu verläugnen. Aus Deinen Worten erkenne ich die Quelle des Haſſes, mit dem man von einer gewiſſen Seite her den edlen, ſo tief gekränkten O'Donnel verfolgt. O, die Barbaren! bedenken ſie nicht, wie groß das ihm bereits zugefügte Unrecht und die Geſchichte deſſelben lang iſt! Wollen ſie nimmer einſehen, daß der einmal in Fluß gerathene Strom fortfahren wird, von Geſchlecht zu Geſchlecht bis in die ſpäteſten Jahrhunderte zu fließen, und daß kein Bollwerk im Stande iſt, ſeinen Lauf zu hemmen oder das einmal gewählte Bett zu verändern? Geh' ſchlafen, Mann, ich mag nicht Biſchof werden!" So endete Dahna, indem er den betroffen ihn anblickenden Henderſon auf die Schulter klopfte; und mit ſtolzen Schritten, ohne den Ueberraſchten noch ferner eines Wortes zu würdigen, verließ er das Zimmer.

„Verdammt ſei der Pinſel mit ſammt ſeinem Herrn!" fluchte Henderſon, das geleerte Glas auf den Tiſch ſtoßend, daß die Scherben klirrend umherflogen. „Muß mich der Henker plagen, daß ich dreimal den beſchwerlichen Weg in Wind und Wetter, bei Nacht und Nebel vergeblich da herüberreite und mich in dem verwünſchten Neſte auch jetzt noch der Gefahr ausſetze, mit den brummigen Seebären, die die Heideſchenke ſeit einer Woche gepachtet zu haben ſcheinen, Händel zu bekommen."

Er war noch daran, ſeinem Aerger Luft zu machen, als die Thür aufging und ein reizendes Geſichtchen ſich ſehen ließ.

„Ah, nur herein, ſchönes Kind!" rief der Engländer verbindlich und mit ganz verändertem Tone. „Vielleicht ſoll mein Ritt heute doch nicht vergeblich geweſen ſein." Mit dieſen Worten zog er die ſchüchterne Sally O'Neil in die übrigens leere Stube. „Suchſt Du in dieſer einſamen Nachtſtunde einen Mann, wie mich, zum Geſellſchafter, ſo werd' ich Dir wahrlich nicht davon laufen, ſondern Dir vielmehr jeden galanten Dienſt erweiſen, nach welchem Dein Herzchen Verlangen tragen könnte."

„Ich verlange und begehre nichts von einem Manne, wie Ihr ſeid, Mr. Henderſon," verſetzte Sally ernſt.

„Oho, mein Püppchen! Das ſind ja große Worte und klingen gerade, wie die Deines Vaters."

„Der einzige Unterſchied iſt, daß es mein Vater meiſt nicht bei den Worten läßt, wenn er mit Euch redet, Mr. Henderſon."

„Ich weiß es wohl, daß Dein Vater mir zürnt, liebes Kind; aber wahrlich mit Unrecht. Ich habe ihn mit Wiſſen und Willen nie beleidigt. Im Gegentheil bin ich dem wackern Seemann ſtets im Herzen gewogen geweſen und habe ſeine groben Ausfälle gegen mich geduldig ertragen. Noch mehr aber ſchmerzt es mich von Dir, Sally, mich unverdienter Weiſe ſchnöde behandelt zu ſehen, da es Dir längſt kein Geheimniß mehr ſein kann, wie gewogen Dir mein Herz iſt. Wenn mein Herr das Fräulein von Lindſayhall heimführt, ſo dürfte es mir nicht ſchwer werden, von ihm die Erlaubniß auch zu meiner Verheirathung zu erhalten. Wenn Du nun nicht ſpröde gegen mich wäreſt und nicht die kalte Tugendhafte gegen mich ſpielteſt, ſo wäre ich wohl entſchloſſen, Dein Glück zu machen."

„Ich danke für Euer Glück, Mann; wendet es einer Andern zu, die ſich beſſer dazu ſchickt, als ich."

„Das ſind Worte, die nicht aus Deiner ſchönen Seele kommen, geliebtes Mädchen," ſchmeichelte der Kammerdiener und wollte ſeinen Arm um ihre Hüfte ſchlingen. Da trat Peppy herein, und ihr auf dem Fuße folgte Tim, der Hausknecht, anſcheinend, um die Krüge und Gläſer wieder aufzuräumen und die Stube in Ordnung zu bringen, in Wahrheit aber, um zuzuſehen, was Sally bei dem geſchniegelten Engländer, dem er das Pferd noch nicht vorgeführt, zu ſchaffen habe.

„Mutter Peppy," wandte ſich Henderſon an die Wirthin, ohne Tims zu achten, „helft mir dieſe kleine Spröde beſiegen. Du kannſt Dir einen ſchmucken Kuppelpelz von mir verdienen, Alte, wenn Du ein gutes Wörtchen für mich bei Sally einlegſt. Ich bin nicht abgeneigt, ſie mit meiner Hand und meinem Herzen zu beglücken, — das letztere beſitzt ſie eigentlich ſchon lange — ſie ſcheint meinen Worten aber nicht den rechten Glauben ſchenken zu wollen. Oder fürchteſt Du, daß der Groll Deines Vaters gegen mich ein Hinderniß unſerer Liebe wäre? Beruhige Dich darüber, Schätzchen; ich will den Alten ſchon gewinnen, und wenn er hört, was für eine gute Partie Du machſt, ſo wird er mir ſchon ſchmunzelnd die Hand bieten. Nun, Peppy, ſo rede ihr doch zu!"

„Das mag ſie halten, wie ſie will," verſetzte die Wirthin mürriſch. „Sie hat ſchon manchen ſchmucken Freier ausgeſchlagen, und ich habe mich nicht hineingehängt; ſo werd' ich's jetzt auch nicht thun. Will ſie Euere Frau werden, Mr. Henderſon, ſo iſt's gut; will ſie nicht, ſo iſt's beſſer. Aber woher kommſt Du denn noch ſo ſpät, Mädchen?" wandte ſich die alte

Wirthin verwundert an Sally; „ich denke, Du liegſt ſchon lange auf einem Ohre und träumſt Dir die ſüßen Dinge, die Du auf Erden doch nicht erleben wirſt.“

„Iſt denn mein Vater nicht hier?“ fragte Sally mit einem Anflug von Beſtürzung.

„Ich habe ihn ſeit vierzehn Tagen mit keinem Auge geſehen, Kind; und Du ſuchſt ihn bei mir, jetzt in der Mitternacht?“

„Er ließ mir geſtern durch einen Schiffsknecht, der von Bantry kam, ſagen, ich möchte um dieſe Zeit hier ſein, er bedürfe meiner Hülfe.“

„Nun, dann wird er wohl noch kommen; Du weißt ja, daß er, wenn nur möglich, Wort hält. Wer weiß, was er vorhat! Euch, Mr. Henderſon, wollte ich aber freundlich gerathen haben, ſeine Ankunft nicht abzuwarten. Erſpart Euch Unannehmlichkeiten, guter Mann!“

„Wie, wenn ich ihn gleich mit der frohen Nachricht überraſche, ſo wie er herein tritt, daß ich ſeine Tochter heirathen will? Dann werden wir zur Stelle die beſten Freunde ſein. Komm, mein holdes Bräutchen, und gieb mir einen Kuß, auf Abſchlag.“ Er umfaßte das Mädchen abermals, aber in demſelben Augenblick ließ Tim, der zeither nur ſtumme Wuthblicke auf ihn geſchoſſen hatte, ein Glas fallen, daß es am Boden klirrend in Stücken zerſplitterte, ſprang hinzu und riß die ſich ſträubende Sally aus Henderſons Armen, mit wutherſtickter Stimme ſchreiend: „Wagt es nicht, ſie anzurühren, Mann! denn wiſſet, daß dieſes Mädchen meine verlobte Braut iſt!“

„Deine Braut! Deine verlobte Braut!“ riefen Henderſon und Mutter Peppy zu gleicher Zeit und mit gleichem Hohne und Erſtaunen aus. „Deine Braut?“

wiederholte Peppy ernſter; „und wie ſo denn? ſeit wann denn? Und warum erfahre ich davon jetzt erſt? Ich kann vor Erſtaunen nicht zu mir kommen.“

„Ich wollte es Euch nicht eher anzeigen, Baſe, als bis ich Hochzeit zu machen gedachte,“ entgegnete der Hausknecht mit einem gewiſſen Trotz, der ſeine Verlegenheit überſchleiern ſollte. „Ich fürchtete Euern Hohn, der mir ja auch jetzt, da mich meine Hitze verrathen, aus Euern Worten entgegen klingt. Auch liebe ich nicht, von einer ſolchen Sache viel Gerede zu machen.“

„Iſt es wahr, Sally,“ wandte ſich die alte Wirthin jetzt an das Mädchen, das mit hocherglühten Wangen — eine große Seltenheit bei ihr — und geſenktem Blick daſtand; „biſt Du wirklich mit Deiner und Deines Vaters Bewilligung ſeine verlobte Braut?“

„Es iſt ſo!“ rief Sally mit weinender Stimme, und ein furchtbarer Jammer brach aus ihrer Bruſt hervor; ihre Thränen ſtrömten zahlreich, ſie konnte ſich nicht faſſen.

„Eine ſeltſame Braut,“ murmelte Henderſon, und wußte vor Verlegenheit nicht, was er thun ſollte. Da gab ihm ſein böſer Genius das Schlimmſte ein.

Während Peppy mit einem vom furchtbarſten Ernſt faſt verſteinerten Geſicht den Hausknecht ſtumm beim Arm faßte und nach der Thüre zog, trat er zu dem troſtloſen Mädchen und flüſterte ihr zu: „Ha, ich verſtehe ſchon, mein ſüßes Kind! Man bedarf einer ſpaniſchen Wand, hinter der man mit Glück und Luſt ſeinen ſchönen Neigungen opfern kann. Und fürwahr, zu ſolcher gemalten Figur iſt der alte Burſche gut genug. Vergiß nur nicht, ſchlaues Kind, mir auch einen geheimen Schlüſſel zu Deinem Aſyl zuzuſtecken.

Tröſte Dich, weine nicht! Du ſollſt einen ſehr zärtlichen und dankbaren Freund in mir gefunden haben. Es iſt ja ſo vortrefflich von Dir erdacht, und daß ich's nur geſtehe, mit dem Heirathen war's vorhin auch gar mein Ernſt nicht. Ich liebe Dich innig und feurig, es kann Dich kein Mann mehr anbeten, aber mit dem Heirathen — ei nun, Du weißt ja ſchon aus der Erfahrung – mir iſt ja auch manches über Dich zu Ohren gekommen, — wie's die Männer machen, wenn ſie einen gewiſſen Zweck erreichen wollen. Aber auf dieſe Weiſe geht's ja vortrefflich, und man verſtändigt ſich leicht."

Sally ſank auf eine Bank und konnte vor rieſenhaftem, ſie ganz bewältigenden Jammer kein einziges Wort hervorbringen. Sie rang nur die Hände und ſtöhnte wild und verzweiflungsvoll auf. Henderſon, darüber aufs Neue beſtürzt, wollte ihr zu Hülfe kommen; ſie ſtieß ihn aber mit Abſcheu zurück und rief: „Vater, Vater! wo bleibſt Du, um mich von dieſem gräßlichen Menſchen zu retten." Da merkte endlich der eingebildete Engländer, wie ſein Spiel ſtand, und machte ſchnell Anſtalten, um ſich eilig aus dem Staube zu machen und eine Begegnung mit Evans O'Neil zu vermeiden, obgleich ihm des Mädchens Wahl nun ganz unbegreiflich vorkam.

Unterdeſſen hatte Peppy den kleinen Mann hinausgezogen auf den Vorſaal, über den der Nachtwind ſchauerlich ſtrich. Er folgte ihr mit einem bänglichen Gefühl über ihr feierliches, abgemeſſenes Weſen und ſchauderte, als ſie ihn am offenen Fenſter, durch das der Mond ſein kümmerliches Licht warf, mit wahnſinnverkündenden Blicken anſtarrte und endlich mit hohlen, langgezogenen Tönen fragte: „Wovon willſt Du denn eine Frau ernähren, Junge?"

„Ich bin alt genug, um endlich dieſem Namen entwachſen zu ſein, Baſe!“ fuhr er beleidigt auf. „Und was meine und meines Weibes künftige Nahrung betrifft, ſo geht Euch dies gar nichts an; das iſt meine Sache und iſt bereits dafür geſorgt. Ihr werdet mir nichts dazu geben, und ich verlange nichts von Euch.“

„So! Nun bin ich mit Dir im Klaren, Bube! Jetzt weiß ich, was Deine nächtlichen Streifereien zu bedeuten haben. Du biſt ein Schuft. Die Sally kannſt und darfſt Du aber doch nicht heirathen.“

„Und warum nicht?“ fragte Tim trotzig.

Sie zog ihn mit nerviger Fauſt näher heran und raunte ihm mit einer gräßlichen Stimme in's Ohr: „Weil ſie Deine Schweſter iſt!“ Dann ließ ſie ihn fahren, und er taumelte, wie von einem Blitz getroffen, zurück und war einige Augenblicke lang gar keines Gedankens fähig. Als er wieder zu ſich kam, war Peppy die Treppe hinab. Wie ein Wahnſinniger ſtürzte er hinterher. Er ſuchte ſie auf; ſie war im Begriff ſich ſchlafen zu legen. „Baſe, Baſe!“ ſchrie er, „erklärt Euch näher. Nie habe ich etwas Rechtes über meine Geburt von Euch erfahren können. Ihr habt mir nur geſagt, mein Vater, Euer Bruder, ſei vor meiner Geburt geſtorben. Jetzt beichtet und ſagt Alles! Wie kann Sally, die zwanzig Jahre jünger iſt, als ich, meine Schweſter ſein. Sagt, ich laſſe Euch nicht!“

„Laß mich, Junge! Ich muß mich ſchlafen legen; mein alter Leib bedarf der Ruhe. Aber Sally iſt doch Deine Schweſter, ſo wahr Gott und ſeine Heiligen mir gnädig ſein mögen! Mehr will und kann ich Dir jetzt nicht ſagen.“

In dem Augenblicke rief Henderſon nach ſeinem

Pferde. „Geh!“ herrſchte Peppy dem Hausknecht zu, „und rühre mir das Mädchen nicht an, Tölpel. Du biſt ohnedies ein Spitzbube, der uns ihretwegen an Kildare verräth. Ich will ihrem Vater ſtecken, was Du biſt; da hat die Freude gleich ein Ende.“

Zähneknirſchend ging Tim und murmelte: „Ihr ſeid wahnſinnig, und ich werde mich wahrlich nicht an Euern verrückten Kopf kehren.“

„Wag' es nur!“ drohte Peppy noch hinterdrein. Tim ging in den Stall, um Henderſons Pferd aufzuzäumen. Die Stalllaterne warf nur einen trüben Schimmer und umhüllte Henderſon, der von Tim ungeſehen und unbemerkt im Winkel an der Stallthüre ſtand, ganz mit Schatten. Da ſah der Kammerdiener eine lange Geſtalt um die Hausecke biegen und vorſichtig nach der Stallthüre heranſchleichen, immer bemüht, ſich dicht am Hauſe hinzudrücken. Henderſon glaubte nicht ohne eine Anwandlung von Furcht O'Neils eckige Geſtalt im dünnen Mondſtrahl zu erkennen; er ſchmiegte ſeinen langgeſchäfteten, umfangarmen Körper nur noch dichter in den Winkel und hielt den Athem an, als der Mann hart neben ihn trat und den Kopf ſpähend in den Stall ſteckte. Das erſte Wort des vorſichtigen Schleichers verrieth dem beklommenen Engländer die Wahrheit ſeiner Vermuthung; es war der einäugige Lootſe. „Tim! Tim!“ rief er mit gedämpfter Stimme, und der Hausknecht trat näher. „Biſt Du allein?“

„Ja. Ihr ſeid's Evans?“

„Iſt im Hauſe alles leer?“

„Ja.“

„Was für ein Pferd zäumſt Du?“

„Es iſt dem Bratſpieß von Engländer, den Ihr ſchon einigemal im Schmiedefeuer gehabt.“

„Aha, der buntgemalten Kleiderbürſte des Rothrockes! Iſt der Kerl hier?“

„Er will ſo eben wegreiten.“

„Zu ſeinem Glück! Sonſt bohrt' ich ſein Schiff auf den Grund.“ Henderſon lief es eiskalt über den Rücken.

„Iſt Sally drinnen?“ fragte der Lootſe weiter.

„Ja, ſie wartet auf Euch.“

„Höre, Tim, Du mußt mir einen ſehr wichtigen Dienſt erweiſen, und — nun Du wirſt mein Schwiegerſohn, und ich darf Deiner Verſchwiegenheit gewiß ſein.“

„Was wollt Ihr; ich bin bereit.“

„Sobald der engliſche Tagedieb fort iſt, holſt Du Sally herab und gehſt mit mir zur kleinen Spiegelbucht. Von dort wirſt Du einem fremden Herrn in dieſer Nacht Bote ſein müſſen; wohin, weiß ich ſelbſt noch nicht. Du ſollſt's aus ſeinem Munde erfahren. Ein gutes Trinkgeld wirſt Du ſchon dabei verdienen, und wenn nichts fallen ſollte,- ſo haſt Du mir den guten Dienſt erwieſen. Verſtehſt Du mich?“

„Ja wohl, ich bin gleich bereit.“ Damit zog er das Pferd aus dem Stalle und führte es um das Haus herum; O'Neil trat in den Stall, und Henderſon huſchte ſchnell und leiſe um die Ecke herum und kam von der andern Seite an die Thür.

„Sei mir nicht bös, Alter,“ ſagte er zu Tim. „Ich konnte ja nicht wiſſen, daß Sally Deine Verlobte war; ich weiß fremdes Eigenthum zu reſpectiren.“ Ein fettes Trinkgeld fiel in Tims Hand, und einen Augenblick darauf ſauſte der Renner mit ſeiner Laſt auf der Straße nach dem Gebirge hin.

## 9.

## Henderſon doch nicht vergeblich geritten.

Aber nicht lange verfolgte der raſche Reiter den Weg nach den Höhen. Kaum einen Schuß weit von der Schenke entfernt, lenkte er links ab nach einem etwas hochgewachſenen Geſtrüpp, ſprang, davor angekommen, vom Pferde, führte es in die dichte Mitte deſſelben, band es dort an und lief nun nach dem Ufer hinab, rechts und links das Terrain mit Falkenaugen erſpähend. Die von O'Neil genannte Bucht war ihm nicht unbekannt; ſie war meiſt der Landungsplatz für kleine Böte und für Luſtfahrer dieſes Landſtrichs. Sie war die bedeutendere jener unzähligen Einſchnitte, die hier in großer Menge, mit dichtem Geſtrüpp umwachſen, ſich einige Faden tief in's Land erſtrecken. Der ſeiner. Fülle entgegengehende Mond wurde ſelten der ſchwarzen Schneewolken mächtig, die zuſammengeballt und zerriſſen ſich vor ſein mattglänzendes Geſtirn lagerten, und wenn es ihm einmal gelang, frei hervor zu treten, war es nur ein einziger ſchwermüthiger Sehnſuchtsblick, der ihm über die winterliche, wie ausgeſtorben daliegende Landſchaft und die ſchauerliche Meereswüſte zu thun vergönnt war; denn eine neue Wolke, neidiſch auf ſeine ſchwärmeriſche Liebe zur Erde, warf ſich vor ſein träumeriſch blickendes und nickendes Antlitz. Des Engländers ſcharf geſpanntes Ohr vernahm kein anderes Geräuſch, als das ſanfte Plätſchern der an der niedrigen Küſte ſich brechenden Wellen und den eintönigen Ruf der Nachtwachen der fern von hier vor Anker liegenden Schiffe. Ruhe und dämmernde Nacht hielten Erde und Meer in weichen Banden.

Wie ein Fuchs, der, ſeine Beute zu erlauern, ſich in Hinterhalt legt, kroch Henderſon, ſo leiſe als möglich in das Gebüſch und hielt dort mit ſeinen Gedanken ein Zwiegeſpräch. „Dieſer Zufall ſorgt vielleicht beſſer für mich als meine Klugheit. Wohin iſt der Lump, der Mic, noch ſo ſpät gegangen? Was hat der Hundsfott O'Neil ſo Geheimnißvolles? Was iſt das für ein Fremder, von dem er ſpricht? O ſicherlich paſſirt hier etwas, das mit O'Donnel zuſammenhängt, und ich erfahre auf dieſe Weiſe vielleicht mehr, als ich ſelbſt bei beſſerm Glück jemals von Dahna erfahren haben würde, und der reiche Lohn fällt dennoch in meine Taſche. Den ungeſchliffenen Irländer hatte ich zu leicht genommen; die Arbeit iſt nicht ſo ſchnell verrichtet, wie mein Herr und Kildare ſich denken. Nun, ich hoffe zu Gott, der Schaden ſoll mir erſetzt werden. Tauſend Guineen von Kildare, wahrlich keine Kleinigkeit! Ein Ziel, werth darnach zu ringen. Und iſt's erreicht, dann — Adieu, Mylord Wexford. Ich will ſelbſt den Herren machen, will nicht länger Diener ſein.“ Zu den letztern Worten, die er, in London im Opernhauſe gehört, faſt trällerte, wiegte er den Kopf hin und her.

Da tauchten aus der Dämmerung drei Geſtalten vor ihm auf; er duckte nieder und verhielt ſich ruhig. Es waren O'Neil, Sally und Tim, die herankamen. Der Lootſe ließ ſogleich einen feinen Pfiff ertönen; gleich darauf plätſcherten Ruderſchläge im Waſſer. Es war ſtreng verboten bei Nacht an einer dieſer Buchten zu landen, und die wachhaltenden Schiffe wollten es, ſeit ſie in der Kenmare-Bay vor Anker lagen, ſelbſt am Tage den Einheimiſchen nicht mehr geſtatten. Dies war Henderſon wohl bekannt, um deſto größer war ſeine Freude, irgend einem Geheimniß auf die Spur zu kommen, was Sir O'Donnel, oder doch wenigſtens dem verhaßten Lootſen O'Neil verderblich werden könnte. Aug' und Ohr ſchärfte ihm die geſpannteſte Aufmerkſamkeit.

Immer näher kam das kleine Fahrzeug. Der verſteckte Lauſcher erkannte, wie das zur Hülfe der Ruderer aufgepflanzte Segel eingezogen wurde, und hörte, wie das Boot gleich hernach auf den Sand lief; er ſah vier Ruderer und drei Männer in Mänteln, die von zwei der Erſtern unterſtützt wurden, das Ufer trocknen Fußes zu erreichen, während die beiden Zurückgebliebenen bemüht waren, das Schifflein am Ufer zu befeſtigen.

„Sind dies die Boten!“ fragte der Eine von den Eingemantelten den alten Lootſen in ſchlecht ausgeſprochenem Engliſch.

„So iſt's, Monſieur,“ verſetzte Evans. „Es iſt meine eigene Tochter und ihr Verlobter, auf die Ihr Euch verlaſſen könnt, wie auf mich ſelbſt. Befehlt nur jetzt, wohin Ihr gebracht ſein wollt. Ihr ſeid in der Nähe der alten Heideſchenke, wohin Ihr verlangtet.“

„Gut,“ ſagte Jener, dem man den Franzoſen an jedem Worte anhörte. „So muß in der Nähe das Schloß Lindſayhall liegen; dorthin laß mich führen, alter Ire.

„Lindſayhall?!“ fragte der Lootſe erſtaunt. „Ihr allein nach Lindſayhall zum Lord Kildare?“

„Kildare? Lindſayhall?“ fragten jetzt auch die beiden andern Fremden und traten näher zu dem Dritten hin, der den Wunſch, nach dem Edelſitze gebracht zu werden, eben ausgeſprochen hatte.

„Ihr ſeid wohl im Irrthum, Monſieur,“ fuhr O'Neil fort, „und der Befehl Euerer Regierung lautete wohl, daß Ihr Euch im Fall einer glücklichen Landung zuerſt mit bewaffneter Macht nach Lindſayhall verfügen ſolltet, um Euch der Perſon ſeines Beſitzers, des Lord Kildare, zu verſichern. Nicht wahr, Sir, ſo lautete der Auftrag?“

„Keineswegs, närriſcher Kauz,“ entgegnete der Franzoſe; „er lautet, mich im Namen meiner Regierung mit Lord Kildare zu beſprechen, der ja doch einer der mächtigſten Malcontenten und Defenders iſt. Doch ſchnell! Was plaudern wir! Die Zeit iſt koſtbar.“

„Das verſtehe, wer kann!“ brummte O'Neil. „Ich bin doch kein Knabe mehr und habe vieles in der Welt gelernt und erfahren, und bin aus verwickelten Dingen klug geworden; aber ich will mich kielholen laſſen, wenn ich begreife, welche friedliche Aufträge Euch die franzöſiſche Regierung an dieſen Erzfeind aller Iren, an dieſen königlich geſinnten Mann, der die Defenders mit Feuer und Schwert verfolgt, an dieſen ärgſten Tyrannen Süd-Irlands zu geben hatte.“

„Herr Obriſt,“ trat jetzt einer der beiden Uebrigen mit militäriſchem Anſtande hervor und redete den Erſtern in franzöſiſcher Sprache an, „entſchuldigen Sie, wenn ich es wage, die ausgeſprochene Anſicht dieſes alten Schiffers durch eigne Erfahrungen zu unterſtützen. Die Subordination hat mir nicht erlaubt, Sie über die Ihnen von unſrer Regierung gewordenen Aufträge zu befragen.“ —

„Auch war mir durchaus keine Mittheilung erlaubt, wie Ihnen wohl aus ähnlichen Aufträgen bekannt ſein wird.“

„Ganz wohl, Monſieur! jetzt aber, da Sie Namen und Ort genau genannt haben, muß ich auf die Gefahr hin, ein Dienſtvergehen zu begehen, Sie dringend erſuchen, das Haus dieſes Lord Kildare zu meiden. Ihr Leben iſt mir zu lieb, als daß ich es, ohne mich aus allen Kräften zu widerſetzen, einem ſolchen grimmigen Feinde der iriſchen Freiheit in die Hand gegeben ſehen ſollte; denn Sie wären wahrlich der Erſte nicht, an welchem der ſündhafte Frevel dieſes Mannes zum Mörder würde.“

„Kapitän Dupont, Sie ſprechen ſonderbar von einem Manne, der mit dem Directorium Frankreichs aufs Innigſte verbündet iſt und uns den Sieg über die Königlichen auf der Inſel, falls die Landung gelungen wäre, ſehr erleichtert haben würde.“

„Ich ſpreche aus Erfahrung, aus Ueberzeugung. Einer der edelſten Iren und wackerſten Verfechter der Volksrechte war Sir William O'Donnel, der Vater meines Weibes und des jungen Seeoffiziers, den das Schickſal zu Ihrem Begleiter gemacht hat. Jener Lord Kildare raubte Sir William das Leben und riß deſſen Güter an ſich. Ebenſo verfolgt er mit wüthendem Haſſe Sir Lewis O'Donnel auf Greenlodge, welches kaum einige Meilen von hier liegt und wohin ich mich, wie ich Ihnen bereits eröffnet, mit des Baronets jüngerem Bruder begeben werde. Lewis iſt mit treuer, warmer Seele der Sache der iriſchen Freiheit zugethan, er meint es mit ſeinen armen Landsleuten gut und aufrichtig; aber Kildare iſt ein kalter ſchändlicher Tyrann. Es leidet keinen Zweifel, das Directorium Frankreichs iſt von dieſem hinterliſtigen Kildare furchtbar betrogen, und Sie würden, wenn Sie nach Lindſayhall kämen, wahrſcheinlich als Opfer dieſes

Betrugs fallen, mit welchem der Verräther, Gott weiß was, bezweckt.“

„Sie machen mich nachdenklich, Kapitän,“ ſagte der Obriſt. „Man darf dieſen Engländern nicht zu viel trauen, und Kildare iſt doch ein ſolcher. Zwar begreif' ich die Sache nicht; denn Kildare wollte uns ſogleich nach der Landung eine anſehnliche Streitmacht zuführen und ſich zuerſt für uns erklären. Dies Räthſel wird mir dunkler, jemehr ich darüber nachſinne.“ —

„Ich bitte Sie, mein Obriſt, geben Sie aus Vorſicht, die Sie Ihrer Perſon ſchuldig ſind, den beabſichtigten Gang nach Lindſayhall auf, da er Ihnen, Frankreich und Irland unter den jetzigen Umſtänden doch nichts helfen kann. Folgen Sie mir nach Greenlodge zu meinem Schwager. Dieſer iſt als ächter hochherziger Ire auf der ganzen Inſel bekannt; in ſeiner Bruſt ſchlägt ein aufrichtiges, edelgeſinntes Herz. Er wird Ihnen, hoff' ich, das Räthſel löſen. Und wenn Alles in Ordnung, und von Kildare jede Zweideutigkeit verſchwunden wäre, nun ſo haben Sie ja an einem Tage nichts verloren und können morgen Nacht nach Lindſayhall hinüber reiten.“

„Gewiß iſt es ſo und nicht anders,“ lachte der Obriſt. „Die Herren Kildare und O'Donnel werden im Geheim, wie es ihr beiderſeitiges Intereſſe fordert, die beſten Freunde ſein und alle frühern Händel friedlich beigelegt haben; um ſich aber der großbritanniſchen Regierung nicht verdächtig zu machen, werden ſie vor den Augen des Volks die alte Feindſchaft zum Schein fortſetzen und gegenſeitigen Haß erheucheln. Die Menge aber urtheilt ganz natürlich nach dem Scheine.“

„Nun, bin ich auch nicht mit dem Baronet O'Donnel ſo vertraut, daß er mir ſeine verſteckten Pläne und geheimen Handlungen entdeckte," ſagte der Lootſe, der genug franzöſiſch verſtand, um den Sinn von des Obriſten Worten zu faſſen, „ſo weiß ich doch ſo viel vom Ganzen, daß ich mit Beſtimmtheit angeben kann, welcher Partei jeder der beiden genannten Männer angehört. Eher glaube ich, daß das Eis vom Nordpol zum glühenden Strom wird, als daß dieſe Beiden weiter etwas mit einander gemein haben, als die menſchliche Geſtalt. Sir, glaubt mir, Kildare iſt ein Teufel, O'Donnel ein Engel, und Himmel und Hölle haben nie Brüderſchaft mit einander getrunken. Ich will gleich die Hoſtie darauf nehmen, wenn die angebliche Verbindung des Lord Kildare mit der franzöſiſchen Regierung nicht eine hölliſche Spitzbüberei iſt. Wäre Parker noch bei uns, er würde Euch daſſelbe ſagen."

„O kommen Sie, Herr Obriſt, mit zu meinem Bruder!" flehte jetzt der Jüngling und ergriff zutraulich des ältern Kriegers Hand. „Sie werden gewiß in ſeinem Hauſe ſehr willkommen ſein."

„Wohlan denn! Ich habe alle Urſache, Euch wackern Seeleuten und Euch braven Kameraden vollkommen zu trauen. Dir, alter Mann, und dem trefflichen Parker verdanken wir Leben und Freiheit. Ich habe mich überzeugt, wie gut Ihr es mit mir meint. Ich muß es vielleicht dem Himmel Dank wiſſen, daß ich durch Euch verhindert werde, die Depeſchen des Directoriums an Lord Kildare abzugeben. So laßt uns gehen!"

„Ich muß von Euch ſcheiden, Meſſieurs," ſagte der Lootſe, „denn ich muß in dieſer Nacht noch auf mein Schiff zurück. Vertraut Euch nur der Leitung dieſes kleinen Mannes an. Du aber, Sally, biſt nun übrig und kannſt wieder heimgehen. Morgen Abend bin ich bei Dir; koche mir eine gute Suppe.“

„Lebt wohl, Mr. O'Neil!“ ſagten die Franzoſen, dem Lootſen herzlich die Hand ſchüttelnd, und der Obriſt fügte hinzu: „Wir hoffen, daß die Zeit bald kommen wird, die uns erlaubt, uns dankbar zu zeigen.“

Evans winkte abwehrend und ſtieg in das Boot, das, eben ſo ſtill wieder gelöſt, über den Waſſerſpiegel hinglitt und hinter den Büſchen in der Nacht verſchwand. Sally wünſchte gute Nacht, nachdem ihr Tim noch Einiges zugeflüſtert, und ſchlug den Weg nach dem Moor ein, Tim aber und die drei Männer der mit Unterbuſch und Hochwald bewachſenen Anhöhe zu. Bald war Alles wieder ruhig und leer wie zuvor; und die kalte Nachtluft ſtrich leiſe vom Meere her, kräuſelte die Waſſerfläche und bewegte die Wipfel der Büſche am Ufer.

## 10.

## Hendersons erwünſchter Fortgang.

Henderſon kroch aus dem Dickicht hervor, ſchaute ſich behutſam um und lief dann, ſo ſchnell ſeine Beine vermochten, nach dem Orte, wo ſein Pferd verſteckt ſtand. Dort überlegte er, was er nun zu thun habe, ob er die gemachte Entdeckung ſeinem Herrn mittheilen und den Lord Kildare geradezu als einen Landesverräther bezeichnen, oder ob er dieſem Alles verſchweigen, gleich nach Lindſayhall reiten und von Kildare erforſchen ſollte, wie ſchwer derſelbe geneigt ſei, die koſtbare Entdeckung mit Gold aufzuwiegen. Daß in dieſem Falle der vom Lord für Michauls Gewinnung verſprochene Lohn jetzt um ein Bedeutendes ſteigen müſſe, war gleich Hendersons erſter logiſcher Schluß. Hatte er doch genug gehört, um daraus zu folgern, daß der Lord da nicht knauſern werde und dürfe, wo es außer dem Hauptgeſchäft, nämlich Sir Lewis O'Donnel zu verderben, deſſen Ziel ſo leicht und köſtlich erreicht war, jetzt noch ganz beſonders darauf ankam, Hendersons tiefſte Verſchwiegenheit zu erkaufen. Sein innerer Streit war bald geſchlichtet; er beſtieg ſein Pferd und ließ es langſam nach Lindſayhall zu gehen, überlegend, wie er morgen den Lord am beſten faſſen wolle. Auf dem Schloſſe angelangt, klopfte er einen Reitknecht heraus, zog ſein Pferd in den Stall und ſuchte ſich ein Lager.

Kaum war der Tag in die düſtern Gemächer des alten Schloſſes eingekehrt, als auch Henderſon ſchon im Vorzimmer des Lords ſtand und gleich darauf in deſſen Schlafcloſet gerufen wurde.

Mit einem künſtlichen Anſtrich von Einfalt und Treuherzigkeit berichtete er die am Meerufer belauſchte Unterredung und hob hier und da einzelne Partien hervor, legte auf Manches einen beſondern Nachdruck und gab ſeiner Darſtellung die Färbung, die er für ſich am einträglichſten hielt.

So groß auch Kildare's Ueberraſchung war, ſo verrieth doch kein Zug des ſtolzen kalten Geſichts das Entſetzen, womit ihn der Gedanke erfüllte, jetzt durch die Mittheilungen des franzöſiſchen Offiziers an den Baronet ganz in die Hände des Mannes gegeben zu ſein, den er ſelbſt dem Untergange geweiht hatte.

Zu klug, als daß er ſich hätte von Henderſon daran mahnen laſſen, reichte er demſelben auf der Stelle eine ſo reichliche Belohnung, daß ſie ſogar deſſen kühnſte Erwartungen überſtieg, ſelbſt wenn er noch eine Additionalſumme dafür in Rechnung brachte, daß er vor der Welt die zweideutige Art und Weiſe, wie er des Lords Namen nennen gehört hatte, geheim hielt.

„Du ſiehſt, mein Sohn,“ ſagte der Lord, den Diener freundlich auf die Schultern klopfend, „wie wenig dazu gehört, den Ruf ſelbſt eines in der höchſten Achtung ſtehenden Mannes zu verletzen. Ein andrer, weniger erfahren und klug als Du, Henderſon, würde da gleich eine Verbindung zwiſchen mir und dem Feinde geahnet haben. Und wirklich ſcheinen die Franzoſen in ihrer Anmaßung und Leichtgläubigkeit zu wähnen, ſie hätten ein eben ſo leichtes Spiel mit mir, einem der erſten Großen des Landes, an deſſen Mitwirkung zu ihren verabſcheuungswürdigen Plänen ihnen allerdings nicht wenig gelegen ſein mag, wie mit dem armen Schlucker Lewis O'Donnel. Ja vielleicht, was eben ſo wahrſcheinlich iſt, wurzelt die Aeußerung des franzöſiſchen Obriſten im Betreff meiner Perſon in einer gut angelegten Intrigue des Baronets, dieſes Menſchen, der jeden Augenblick bereit iſt, ſeinen König zu verrathen; warum nicht mich? Immer unbegreiflicher wird mir die Nachſicht, mit welcher ihm unſres erhabenen Königs Gnade den Aufenthalt im Lande geſtattet, welches ohnehin einen Ueberfluß an Subjecten hat, die durch den Umſturz der beſtehenden Ordnung, worauf ſie ſtets ſinnen, wenigſtens nichts mehr verlieren, wenn ſie auch nimmer durch ihre Mitleid erregenden Anſtrengungen etwas gewinnen werden.“

„Ew. Gnaden belieben ſo eben zu ſagen,“ erwiderte Henderſon mit der, Leuten ſeines Schlages eignen Anmaßung, ſobald ſie Mitwiſſer von Schwächen oder gar Verbrechen Vornehmerer geworden ſind, an deren Verheimlichung dieſen Alles gelegen ſein muß, „daß es ſo leicht ſei, den Ruf unbeſcholtener und ſogar hoch ſtehender Männer zu beflecken. Dieſes würde nun der Fall bei dem Baronet Sir Lewis O'Donnel ſein, wenn die ungünſtige Meinung, die Mylord von demſelben hegen, durch Weiterverbreitung Glauben erhielt, und doch iſt die Sache meiner Meinung nach nicht ſo ganz klar in's Licht geſtellt. Ich bitte daher ſubmiſſeſt um die hohe Erlaubniß, bemerken zu dürfen, daß die Perſon, in der ich allerdings einen feindlichen Offizier erkannt zu haben glaube, nur von Aufträgen ſeiner Regierung redete, welche er an Lord Kildare zu überbringen gehabt, ſobald die Landung ſtattgefunden habe; ohne überall des Baronets Sir Lewis O'Donnel dabei zu erwähnen, und daß erſt die Andern — —“

„Das Letztere magſt Du überhört haben,“ unterbrach der Lord raſch, jedoch mit ſichtbarer Verlegenheit die Rede des ſchlauen Dieners. „Du magſt überhaupt Manches im Geräuſche der Wellen und bei der Entfernung Deines Standpunktes von den Redenden nicht deutlich gehört und, um nur einigen Zuſammenhang in die Unterredung zu bringen, nach Deiner Weiſe gedeutet haben. Und nun meinſt Du ſelbſt gehört zu haben, was nur Geburt Deiner Phantaſie iſt.“

„Mylord wollen gnädigſt verzeihen,“ erwiderte Henderſon, „wenn ich bemerke, daß Ew. Gnaden im

Irrthum hinſichtlich meiner Meinung ſind. Ich habe wenigſtens das Eine deutlich gehört, daß jener Abgeſandte im Begriff war, ſich nach Lindſayhall mit ſeinen Depeſchen zu begeben, als er vom Sturme daran verhindert wurde.“

„Fürwahr, mein Junge,“ entgegnete Kildare mit gezwungenem Scherze, „Du verſtehſt ſo gut einen iriſchen Blunder zu machen, wie ein ächter Dundolkman. Doch laſſen wir das! Ich hoffe, mein Sohn,“ ſetzte er mit hohem Tone hinzu, „daß ich, Lord Kildare, Herr von Lindſayhall, Bridgehall und Roughcligh, Pair des Reichs und Ritter vom Bathorden, über jeden Verdacht erhaben und, beiläufig geſagt, der Mann bin, der Dir helfen kann. Eine nicht üble Farm iſt jetzt erledigt. Es mögen längſt verzeihliche Wünſche in Dir aufgeſtiegen ſein, wenn Du Deinen ehemaligen Kameraden und Freund James Morries als ſtattlichen Pächter geſehen haſt. Wohlan, ich will Dein Loos dem ſeinigen gleich ſtellen. Du biſt alt genug, Dein eignes Neſt zu bauen; an Verſtand fehlt's Dir nicht. Beſieh Dir bei Gelegenheit das niedliche Landgut auf Chasnuthill. Gefällt's Dir, ſo werden wir wohl einig darüber.“

Henderſon verbeugte ſich tief und zuckte die Achſeln.

„Ich verſtehe!“ lächelte der Lord. „Das zu übernehmende Inventarium ſchreckt Dich ab. Ich werde es mit dem abgehenden Pächter arrangiren. Schreibe mir die paar tauſend Pfund gut in Deinem Contobuche, und nun Gott befohlen.“

Zufrieden mit ſich ſelbſt, verließ Henderſon, jetzt wohl wiſſend, daß der ſtolze Lord von hm abhing, gleich dem Diplomaten, der über einen Mächtigen der Erde durch ein politiſches Kunſtſtück den Sieg davon getragen und ihm ſich dienſtbar gemacht hat, das Schlafzimmer.

Die ſchöne Pachtung, die ihm ſo eben der Gebieter von Dunmoore verſprochen hatte und die den geſtern noch ſo unbedeutenden Menſchen zu einem der glücklichſten unter der Sonne gemacht haben würde, genügte jetzt ſeinem ſchon höher fliegenden Ehrgeize nicht mehr. Im Geiſte ſah er ſich demnächſt als den Generalpächter des Lords, und warum ſollte er die Staffel zu Ehren und Würden nicht bald ſo hoch bauen, daß ihm ſelbſt das Ende unabſehbar erſchien?

Dem ſtolzen Lord aber hatte nie die Gefahr ſo nahe geſtanden, wie in dieſem Augenblick. Rathlos lief er durch ſeine Zimmer, der Verzweiflung nahe. Nur dadurch, daß der Feind plötzlich durch einen unerwarteten Schlag niedergeſchmettert wurde, konnte er dem ſich ſo drohend über ſeinem Haupte zuſammenziehenden Unwetter entgehen. Ein Bote flog, um James Morries herbeizuholen; ein Andrer, Shaun Donnough, um den Hausknecht aus der Heideſchenke zur Stelle zu ſchaffen. Bald ſtand auch der Wagen bereit, um den Lord, ſobald er die Beiden geſprochen, nach Bantry zu Wexford zu tragen und dieſen zur Ausführung der gefaßten Pläne geneigt zu machen.

## 11.

## Franzöſiſche Freunde auf Greenlodge.

Sir Lewis O'Donnel war nicht wenig überraſcht, als ihn ſein Leibdiener lange vor Tagesanbruch weckte und mit großer Aengſtlichkeit benachrichtigte, es ſeien ſo eben drei Fremde vor dem Schloßthore angelangt, welche ſchnellen Einlaß und eine Unterredung mit dem Baronet begehrten, ohne jedoch ihre Namen nennen zu wollen. Der Eine habe verſichert, ſie würden dem Herrn des Schloſſes ſehr angenehme Gäſte ſein. O'Donnel, Verſchworne in ihnen vermuthend, die ihm irgend eine unangenehme Kunde zu hinterbringen hätten, befahl ſie ſogleich in das geheizte Unterzimmer zu führen, kleidete ſich an und ſtieg mit erwartungsvollem Herzen die Treppe hinab. Wie groß aber, wie freudig war ſein Erſtaunen, als er in den beiden auf ihn zueilenden Männern ſeinen Schwager und ſeinen Bruder erkannte!

„Wie? Iſt's möglich? Darf ich meinen Augen trauen? Oliver, mein Junge! Und Sie, mein theurer Dupont, in Irland und auf Greenlodge. Träume ich denn noch?“

„Es iſt eine traurige Wirklichkeit,“ ſagte der Kapitän, ſich aus des Baronets Umarmung windend, „aber verſüßt durch das Glück, Sie wieder zu ſehen, mein Theurer, bei Ihnen zu ſein. Doch wir ſind es nicht allein; ich habe die Ehre, Ihnen in dieſem dritten Herrn den Obriſten Gély vorzuſtellen, einen vertrauten Freund des Generals Hoche und mit beſondern Aufträgen unſerer Regierung beehrt.“

„Ich glaube, wir kennen uns ſchon, Herr Obriſt,“ ſagte O’Donnel, demſelben die Hand freundlich bietend.

„Ohne Zweifel!“ rief Gély froh überraſcht; „ich hatte die Ehre, mit Ihnen beim General Hoche zuſammen zu ſein. Ihr Name war mir entfallen, doch Ihre Züge belehren mich, daß wir uns keine Fremde ſind.“

„Drum herzlich willkommen auf meinem einſamen Waldſitze! — Aber ſagt mir, Ihr Theuern, welche ſeltſame Schickſalsfügung führt Euch zu mir?“

„Sie ſehen in uns ein Theilchen des Wenigen, das von der franzöſiſchen Armee an die iriſche Küſte gekommen iſt,“ ergriff Dupont das Wort. „Und nicht ſiegreich, wie wir gehofft, ſind wir in dieſes romantiſche Schloß eingezogen, nein, wie Verbrecher haben wir uns herein geſchlichen bei Nacht und Nebel. Ach! es ſind unſrer nur drei, und doch hat es mehr Mühe gekoſtet, uns ans Land zu bringen, als die Hereinführung unſrer ganzen Flotte verurſacht haben würde, wenn Wind und Wetter günſtig geweſen wären. Aber der Admiral der Lootſen und aller Küſtenfahrer, die wegen des freien, zwiſchen Irland und Frankreich von ihnen getriebenen Handels den Rothröcken ſo verhaßt ſind, jener hochherzige Evans O’Neil, hat Wunder an uns gethan. Ihm verdanken wir das Leben und dem nicht minder wackern Hochbootsmann Parker die Freiheit.“

„Erzählen Sie! Erzählen Sie ſchnell!“ rief der Baronet begierig. „Doch nein!“ verbeſſerte er ſich, „verſparen Sie Ihre gütige Mittheilung bis zum Frühſtück, das wir mit ächt engliſchem Comfort einnehmen wollen; denn nicht vergebens ſollen Sie in den Staaten Seiner Majeſtät von Großbritannien ans Land geſtiegen ſein. Geſchwind kommen Sie herauf

auf meine Zimmer, werfen Sie Ihre durchnäßten Kleider ab und bedienen Sie ſich meiner warmen Schlafpelze. Das Frühſtück ſoll gleich fertig ſein. — Du aber, mein Oliver, laß Dich abküſſen! Mein liebes Bruderherz, wie biſt Du groß und ſtattlich geworden! O, wie ſind in Deinem blühenden Geſichte die mir theuern Züge des Vaters und der Mutter verſchmolzen! Ich will Dich heute hinunterführen in den Park auf das Grab unſrer guten Mutter. Du ſollſt eine Thräne des kindlichen Dankes auf ihrem Hügel weinen. Und wenn es möglich iſt, will ich Dich auch in den Park zu Lindſayhall zu des Vaters Grab bringen; doch müſſen wir uns dorthin bei Nacht ſtehlen. Du mußt es frühzeitig erfahren, daß man in einem geknechteten Lande an den Gräbern edler Menſchen nur verſtohlne Thränen vergießen darf. Es wäre gräßlich, wenn Dich die Pietät in Lord Kildare's fürchterliche Hände brächte!"

„Hören Sie, Obriſt!" flüſterte Dupont dieſem zu. „Nun ziehen Sie aus dieſen paar Worten einen Schluß."

„Ich bin ſchon ganz überzeugt," verſetzte dieſer, und alle ſtiegen in die obern weiten und freundlichern Gemächer. Bald ſaßen ſie umgekleidet in bequemen Lehnſtühlen um den Tiſch, auf welchem der narkotiſche Abſud der arabiſchen Bohne aus dem blanken Kupferkeſſel dampfte und nach engliſcher Art die verſchiedenſten Fleiſchſpeiſen, Fiſche, hartgeſottene Eier, Honig und dergleichen aufgehäuft waren. Als die Gäſte das erſte Bedürfniß geſtillt und die Behaglichkeit des Genuſſes und ihrer Umgebung empfunden, erzählte Dupont: „Wir waren zuſammen auf einer kleinen Brigg, die vom Directorium eigentlich für den Obriſten Gély beſtimmt war. Weil ſie aber die Weiſung hatte, wo möglich zuerſt Anker zu werfen und den Obriſten mit ſeinen wichtigen Depeſchen ans Land zu ſetzen, ſo baten wir, Oliver und ich, um die Vergünſtigung die Ueberfahrt mit dem Obriſten zu machen, um ſo ſchnell als möglich zu Ihnen zu kommen, theuerſter Schwager. Gerade aber unſrer leichten Brigg wurde vom Sturme am ſchlimmſten mitgeſpielt; wir wurden von der Flotte ganz ab öſtlich nach Cap Mizen getrieben und geriethen in die Uferfelſen. Der Himmel ſchien uns dem Untergange geweiht zu haben; denn unſer Schiff bekam ein bedeutendes Leck: da erſchien uns ein Retter in der größten Noth, Evans O'Neil, der einäugige Lootſe, der aus der Dunmannus-Bay, wo er zu dieſem Behufe kreuzte, unſere Noth bemerkt hatte und uns zu Hülfe kam. Er und der alte John Boyle, die Beide mich ſchon einmal hierher brachten, bewirkten die Rettung der Mannſchaft glücklich; des Schiffes Untergang war nicht zu verhindern: es wurde eine Beute der Uferbewohner. Der Kapitän, die übrigen Offiziere und die Mannſchaft retteten von Lebensmitteln, was zu retten war, denn O'Neil verſprach alle in den Höhlen der Uferfelſen unterzubringen, bis es ihm oder einem ſeiner Freunde gelingen würde, uns nach Frankreich hinüberzuführen und Alles aufzubieten, um unſre Gefangenſchaft zu verhindern. Dieſe Hoffnung ſank, als mit der einbrechenden Nacht ein engliſches Longboot ſich durch die Wellen kämpfte, und wir glaubten uns ſchon in den Händen unſerer Feinde, als der Führer des Bootes ſich uns als Parker zu erkennen gab. Zu unſrer Rettung war er gekommen, der brave Mann, mit einigen ſeiner getreueſten Matroſen, lauter Iren. Wir blieben in der Nacht auf O'Neils Kutter und auch am folgenden Tage hielten wir uns hinter den Felſen verſteckt. Parker ging aber ans Land und blieb mehre Tage aus; er hatte uns während der Zeit bei ſeinen Freunden in der Grafſchaft Cork Quartiere ausgemacht, und, als er wiederkehrte, brachte er Proviant mit. Wir hatten unterdeſſen in feuchten Höhlen viel von der kalten Witterung gelitten; die drei Männer, Parker, O'Neil und Boyle brachten nun die Einzelnen bei Nacht an ihren Beſtimmungsort, meiſt bei Pächtern und Bauern auf einzelnen Höfen und abgelegenen Häuſern. Der Obriſt Gély verlangte in die Kenmare-Bay gebracht zu werden, und mein und Olivers Sinn ſtand natürlich zu Ihnen, Theurer. Wir machten alſo die Fahrt mit ihm; ſie war gefährlich in einem kleinen Boote an der Küſte hin; doch Parker war auch hier unſer Schutzengel; er wendete jeden Verdacht von uns ab, und ſo ſtiegen wir in der verwichenen Mitternacht ans Land, nachdem wir acht Tage lang viele Mühſeligkeiten an den Felſenküſten Irlands ertragen hatten. Als Untergebenem des Obriſten kam es mir nicht zu, nach ſeinen Dienſtgeſchäften zu fragen, vorzüglich inſofern dieſelben die Ueberbringung geheimer Depeſchen betrafen; ich wußte kaum, daß er welche bei ſich führte. Erſt als wir ans Land getreten ſind, erfahre ich durch Zufall, daß dieſe Depeſchen an Lord Kildare gerichtet ſind, und der Obriſt von der Regierung Befehl hat, ſie nach der Landung ſo ſchnell als möglich nach Lindſayhall zu bringen."

„Depeſchen an Lord Kildare!" rief der Baronet, den Erzähler unterbrechend, betroffen. „Wie iſt das möglich?"

„So viel ich weiß," verſetzte Gély, „hat ſich ein geheimer und geſchickter Agent des Lords dieſen Herbſt lange in Paris aufgehalten und mit den einzelnen

Gliedern des Directoriums, vorzüglich mit Barras, viel unterhandelt.“

„Obriſt, Ihre Regierung iſt fürchterlich betrogen, oder ſie ſpielt ein grauſames Spiel mit mir, mit uns, den ächten Iren, in welchem das Leben und die Ehre von Tauſenden der Einſatz iſt.“

„Daſſelbe hat der Obriſt von mir, Oliver und O'Neil vernommen, und dadurch ſtutzig gemacht, iſt er, ſtatt nach Lindſayhall zu gehen, mit uns nach Greenlodge gegangen, um ſich durch Ihren Ausſpruch vollkommen zu überzeugen, daß hier ein gräßlicher Betrug obwaltet.“

„Aber, mein Gott!“ ſagte der Obriſt. „Ich kann mich aus der Verwirrung noch nicht herausfinden. Ich beſchwöre Sie, Herr Baron, iſt denn jener Lord nicht Ihr Verbündeter, nicht das Oberhaupt der ganzen Partei, mit dem die Regierung auf ſeine Veranlaſſung, als mit einem Manne von ſo großem Einfluß auf unſre Angelegenheiten, und weil er die bedeutendſten Großen zu ſeinen Freunden zählt, unter denen er Sie ſelbſt obenan ſtellt, unterhandelt, ohne Ihnen deshalb zu nahe zu treten?“

„So vernehmen Sie denn, mein Herr, in wenigen klaren Worten,“ entgegnete O'Donnel, „mein Verhältniß zu dieſem Manne! Lord Kildare iſt der tödtlichſte Feind unſerer Sache. Er betrachtet Irland mit den Augen eines Raubthiers, welches nur den rechten Augenblick erwartet, um ſich auf ſeine Beute zu ſtürzen. Lord Kildare, mein Herr, iſt der Mörder meines Vaters, alſo mein Feind, mit dem mich nichts auf Erden verſöhnen kann. Lord Kildare endlich, Herr Obriſt, iſt der Name, welcher jede fernere Verbindung mit Ihrer Regierung von meiner Seite zerreißt. Mag dieſem Irrgewinde von Intriguen dienen, wer da will, ich für mein Theil bin feſt entſchloſſen, ſolch wahrhaft teufliſchen Anſchlägen nicht ferner Kopf und Arm zu leihen.“

Unter den mannigfaltigſten, ſchnell mit einander wechſelnden Gefühlen blickte der Offizier finſter auf O'Donnel, der immer mehr in Feuer gerieth, je weniger der Erſtere Miene zu machen ſchien, ſich zu vertheidigen. Unerträglich wurde jedoch dem ſtolzen Franzoſen der Gedanke, in den Augen eines Mannes, den er in einem ſo hohen Grade ſchätzte, als Vermittler in einer ſchändlichen Intrigue, vielleicht gar als ein Verräther an ihm ſelbſt zu erſcheinen. Unwillig, ſich länger als einen Falſchſpieler betrachtet zu ſehen, zögerte er nach kurzem Ueberlegen nicht länger, einen entſcheidenden Schritt zu thun.

„Halten Sie noch eine kurze Weile zurück mit Ihren zwar verzeihlichen, aber dennoch zu voreiligen Schlüſſen,“ ſagte er mit Würde, erhob ſich von ſeinem Sitze und holte ein in ſeinen Kleidern wohl verborgenes Portefeuille herbei. — „Auf mich allein falle die Verantwortung, wenn ich es wage, eigenmächtig ein Räthſel zu löſen, deſſen augenblickliche Entzifferung, wie ich ſehe, nur allein im Stande iſt, den Vorwurf irgend eines ſchwarzen Vorhabens von mir und dem Directorium zu wälzen.“ Unter dieſen Worten nahm er alle Papiere heraus, entſiegelte mit raſcher Hand die, welche verſchloſſen waren, und breitete ſie einzeln vor O'Donnel, der erwartungsvoll dem Thun des Mannes zuſah, auf dem Tiſche aus.

„Dieſe werden uns bald Licht verſchaffen und ſowohl meine, als die Ehre meiner Regierung retten,“ fuhr er fort. — „Leſen Sie, ich bitte Sie, Herr Baron, um Ihre Meinung über uns darnach zu berichtigen. Kein Bedenken! Infamie darf nicht auf meinem Frankreich haften! Ein Mißverſtändniß mag vielleicht hier obwalten, das geb' ich zu, welches, wie ich mehr und mehr begreife, für uns Beide hätte verderblich werden können, wenn nicht der Himmel ſelbſt die Ausführung eines Verbrechens verhindert hätte, das jedenfalls in dieſem Lande allein projectirt worden iſt. — Ich bitte nochmals darum, leſen Sie ſchnell, mein Herr,“ ſo ſchloß er und trat an ſeinen Platz am Kamin zurück.

Dupont und Oliver O'Donnel ſahen ſtaunend den Obriſten und dann ermunternd Lewis an, der endlich die Papiere ergriff und raſch eins nach dem andern durchflog. Immer finſtrer wurde ſein Geſicht, und die tiefen Furchen, welche ſich auf ſeiner Stirne bildeten, glichen den ſich zuſammenziehenden Wolken eines heftigen Ungewitters.

„Ich habe genug!“ rief er endlich, heftig aufſpringend, aus. „Hier dieſe Schriften geben mir genügenden Aufſchluß; es bedarf keines andern. Bei Allem, was Ihnen und mir heilig iſt, Herr Obriſt, ſchwöre ich, daß Kildare noch ein ungleich größerer Böſewicht iſt, als für welchen ich ihn bisher gehalten habe. Wie Schuppen fällt's mir von den Augen. Dieſes Patent, welches ihm von Seiten Ihrer Regierung die Statthalterſchaft von Irland zuſichert, wogegen er den eignen und den Beiſtand vieler Großen dieſes Landes verſpricht, von denen, ich verſichere Sie, die wenigſten ein Wort vom ganzen Plane wiſſen; dieſes andre hier, wodurch ihm, auf ſein Begehren, von Ihrer Seite zugeſagt wird, ſeine Theilnahme am Unternehmen vor jedem andern Theilnehmer verborgen zu halten, ſehr klug erſonnen, damit er nicht im unglücklichen Falle compromittirt wird, während er ſelbſt die Namen aller derer, welche ſich um Hülfe bittend an Ihr Gouvernement gewandt haben, aus Ihren Liſten kennen lernt, zeigt mir den Elenden in ſeiner ganzen Blöße. Als Vicekönig oder Tyrann vielmehr von Irland, will er über Alle unumſchränkt regieren, oder, wenn dieſer herrlich ausgeſonnene Plan mißlingt, durch Verrath die Güter der dann gerichtlich Hingeopferten an ſich bringen, ſowie er ſchon mit den O'Neil'ſchen und O'Donnel'ſchen gethan. — —

„Sie kennen das Drama meines Lebens noch nicht, Herr Obriſt,“ fuhr der Baronet fort, und auf des Letztern Verneinen erzählte O'Donnel die Schickſale, welche ſeine Familie betroffen hatten, in ſkizzenhaften Umriſſen.

Der Obriſt behauptete bis zu Ende der Erzählung ein tiefes Stillſchweigen und ſchauderte über ſo viele, in einem einzigen Menſchen vereinte Bosheit.

„Wollen Sie noch mehr Beweiſe, mein lieber Gély, für die Wahrheit meiner frühern Behauptung und für meine Anſicht von jenem hölliſchen Plane?“ fragte Lewis ernſt, als er ſeine Geſchichte geendigt hatte. „Wohlan, ſo werden Hunderte von geachteten Männern dieſer Inſel das von mir Geſagte beſtätigen! Ich werde alle meine Verbündeten verſammeln, und hören Sie dann ſelbſt, ob ein Einziger anders über jenen Lord denkt, als ich.“

„Ich habe genug von ihm gehört,“ erwiderte Gély. „Ich betrachte Sie, mein lieber Baronet, im Namen der Regierung von jetzt an als Oberhaupt der verbündeten Irländer. Denn glauben Sie nicht, Sir Lewis, daß wir es aufgegeben hätten, Ihnen Beiſtand zu leiſten, weil es dieſes erſte Mal mißglückte! Ihre Freiheit iſt eng mit unſerm eignen Vortheile, welcher uns aus einem Bündniß mit Irland gegen unſere Erbfeinde entſteht, verknüpft, als daß das Directorium nicht Alles aufbieten ſollte, Irland einen Platz unter Europa's ſelbſtſtändigen Nationen zu verſchaffen. Verlaſſen Sie ſich ganz auf den Bericht, den ich meiner Regierung abſtatten werde; danken Sie der Verſehung für den Sturm, denn der Schaden, welchen er unſerer Flotte zugefügt hat, ſteht in keinem Verhältniß zu dem Unglück, welches er von dieſem Lande abgewendet hat. Muth, mein Freund! Einige Monate ſpäter, was verſchlägt's? Es iſt Ihnen dieſe Friſt ſogar von großem Nutzen, da Sie die mehrſten Ihrer Maßregeln werden ändern müſſen. Aber Vorſicht und Schlauheit, dem Verräther ſo nahe gegenüber, dürfte vielleicht jetzt mehr als je zu empfehlen ſein, indem man nicht weiß, ob er es nicht vorzieht, durch feilen Verrath einſtweilen etwas auf Abſchlag an Beſitzthum zu erringen, da ihm die Erlangung der Statthalterwürde wieder weiter hinausgerückt iſt. Er ſcheint mir nicht der Mann langdauernder, tiefliegender Pläne, ſondern mehr, gleich dem gemeinen Wucherer, nur darauf bedacht, Nutzen aus jedem Ergebniß des Augenblicks zu ziehen. — Nehmen Sie jetzt dieſe Papiere, Sir Lewis," ſo ſchloß der wieder zur frühern guten Laune zurückgekehrte Franzoſe; „ſie mögen Ihnen zur Zeit der Noth als ein Palladium dienen! Mit den eignen Waffen des Elenden ſind Sie ja nun jeden Augenblick im Stande, den Verräther zu Boden zu ſchmettern, ſobald er es wagen ſollte, Ihnen in offener Feindſchaft gegenüber zu treten." Und ſich zu Dupont wendend, ſagte er: „Ich denke, ſo iſt unſre, mit einer ſchändlichen Zweideutigkeit bedrohte Ehre gerettet, und wir dürfen nun ohne Mißtrauen fröhlich als Freunde beiſammen ſein."

Die vier Männer beſprachen noch manche Maßregel, welche die Dringlichkeit der Umſtände und die ſo ſehr veränderte Lage der Dinge erforderten. Sie waren zu ſehr davon überzeugt, daß der Mann, welcher kein Bedenken trug, die niedrigſten Mittel in Verfolgung ſeiner ehrgeizigen und habſüchtigen Pläne anzuwenden, dem Nichts heilig war, wo es ſein Intereſſe galt, keinen Augenblick zaudern würde, ſelbſt den Abgeſandten der Nation, mit welcher er auf das feierlichſte unterhandelt hatte, zu opfern, wenn ihm ein Zufall deſſen Anweſenheit in Irland verrieth; ſobald er nur die Ueberzeugung gewinnen würde, daß er durch dieſes neue Verbrechen irgend einen andern bedeutenden Vortheil ſichrer und ſchneller erreichen könne, als durch einen in ſpäterer Zeit wiederholten, zweifelhaften Landungsverſuch, wenn auch die Lordlieutenantsſtelle in ihrem Hintergrunde den Reiz noch immer nicht für ihn verloren hätte.

O'Donnel unterließ daher ſchon deshalb nicht, ſeinen wenigen Dienern, auf deren Treue er ſich um ſo mehr verlaſſen zu dürfen glaubte, weil ſie faſt alle aus Eingebornen von Dunmoore beſtanden, deren Anhänglichkeit an ſeine Familie und Perſon er bei mehr als einer Gelegenheit zu prüfen Gelegenheit gehabt hatte, die nöthigen Weiſungen zu geben, falls man ſich nach fremden Perſonen auf dem Jagdhauſe bei ihnen erkundigen ſollte. Sodann legte er die von Gély erhaltenen Papiere unter Siegel und verwahrte ſie an einem Orte, zu welchem außer ihm ſelbſt nur Michaul Dahna der Zugang bekannt war. Als nach allen dieſen Vorkehrungen und Verabredungen Wirth und Gäſte ſich für's erſte geſichert glaubten, führte O'Donnel, ſobald die Mittagstafel vorüber war, die von ſo vielen ausgeſtandenen Mühſeligkeiten und Gefahren ermüdeten Krieger in ein dicht an das ſeinige gränzendes Schlafgemach, wo bereits Schlafſtätten eingerichtet waren, während er ſelbſt dem Heere von Gedanken nachhing, welches ihn nothwendigerweiſe nach den von Gély erhaltenen Aufſchlüſſen beſtürmen mußte. Bei der Abendtafel deutete der Obriſt darauf hin, ob der Baronet die erhaltenen Papiere nicht gegen Lord Kildare benutzen wolle; doch dieſer verwarf einen ſolchen Vorſchlag mit entſchiedenem Unwillen.

„Die Schande des Angebers,“ ſagte er, „der, ſelbſt ein Theilnehmer oder Mitwiſſer um irgend eine Verbindung, daran zum Verräther ward, um ſein bedrohtes Leben zu retten, würde mit Schimpf meinen Namen brandmarken, der bis jetzt mit Achtung und Bedauern in Irland genannt wurde.“

Keine Rache an dem Vater nehmen zu wollen, hatte er überdies ſeiner theuern Eliſabeth gelobt. Pflicht, Ehre und Liebe, die letztere um ſo reiner und veredelter, als ſie ſo ganz ohne Hoffnung war, bezeichneten dem edlen Irländer die Bahn, welche er unter ſo verwickelten Umſtänden einzuſchlagen hatte. Mit einer Würde und Entſchloſſenheit, die Sir Lewis in der Achtung der Franzoſen um ſo höher ſtellte, als das Volk, dem ſie angehörten, nichts mehr ſchätzt, als jene edle, ans Romantiſche gränzende Ritterlichkeit, worin es ihm ſo leicht kein anderes zuvorthut, erklärte er ſeinen feſten Entſchluß, den Lord dem Walten des Fatums zu überlaſſen und den einmal betretenen Weg, ſo wie die Liebe zum Vaterlande ihm denſelben vorgezeichnet habe, unabweichbar fortzugehen.

„Alles verloren, Ehre gerettet! iſt mein Wahlſpruch, ſowie der Ihres Volkes, meine Herren!“ rief er am Schluſſe der Argumente, welche er denen der beiden Franzoſen entgegengeſtellt hatte „Mit ihm will ich leben und kämpfen und — ſterben, wenn es nicht anders ſein kann, nachdem alle Bemühungen der Gutgeſinnten in Irland, dem Vaterlande ein beſſeres Loos zu verſchaffen, mißglückt ſind. Die Rache jedoch ſoll keinen meiner Schritte leiten, und zum Kampf für eine ſo hehre Sache muß keine Leidenſchaft den Streiter treiben, ſobald er die Gnade hofft, die der Allmächtige den unterdrückten Völkern nicht für immer entzieht.“ —

Auch den Vorſchlag des Obriſten und die daraus entſpringenden, freundlich dringenden Bitten Duponts und des Bruders, mit ihnen nach Frankreich bis auf günſtige Zeiten zurückzukehren, ſchlug der furchtloſe Mann unter dem Vorwande ab, daß er, ohne in ſteter Verbindung mit dem Vaterlande zu bleiben, außer Stande ſein würde, die Kräfte, welche er bisher ſo ſorgſam zuſammen zu halten bemüht geweſen, disponibel zu erhalten, wovon der Erfolg der nächſten Expedition, welche er von Frankreich her erwarte, weſentlich bedingt ſein würde.

## 12.

## Neue Pläne für die nächſte Zukunft.

Am Spätabend des folgenden Tages ſtellte ſich noch ein Gaſt auf Greenlodge ein; es war Dermot Laing, der bei ſeinen Verbündeten in der Grafſchaft Cork mehre der dort einquartirten, franzöſiſchen Soldaten und Seeleute geſprochen und von ihnen erfahren hatte, daß der Kapitän Dupont mit Oliver O'Donnel das Jagdſchloß ihres Verwandten ſich zum

Zufluchtsort auserſehen hätten. Er war überraſcht, auch den Obriſten Gély dort zu finden und Kildare's nicht geahnte Verrätherei ſowohl an der Regierung, als am Volke zu vernehmen.

Das nächſte Intereſſe drängte die engverbündeten Freunde zur Entwerfung neuer Pläne. Die Irländer wie die Franzoſen ſahen die vereitelte Landung der Flotte jetzt für ein Glück an und beſchloſſen, ferner vorſichtiger zu ſein und jeden Plan zu einer neuen Landung ſorgfältig vor Kildare zu verbergen. Theils, um möglich fern von Kildare's Wohnſitz zu landen, ſo daß ihm jede Gelegenheit zu Machinationen genommen, theils, um das Schickſal einer zweiten Landung nicht abermals vom böſen Zufall eines Sturms abhängig zu machen, ſtimmten Alle überein, einen mehr nördlichen Hafen zu wählen.

„Mein früherer, dem General Hoche gemachter Vorſchlag," bemerkte O'Donnel, „die franzöſiſche Flotte in der Bantry-Bay landen zu laſſen, wurde nicht nur durch meinen Aufenthalt hier, ſondern vorzüglich durch den Umſtand beſtimmt, daß die Grafſchaft Cork am ſtärkſten mit Unzufriedenen bevölkert iſt. Kildare ſcheint aus ähnlichen Gründen dieſem meinen Vorſchlage durch ſeinen Agenten in Paris beigetreten zu ſein, wie aus einem der Papiere hervorgeht. Alle dieſe Rückſichten haben ſich geändert. Kildare darf von fernern Beſchlüſſen nichts erfahren; die nördlichen Grafſchaften ſind nicht minder für die Revolution und Abwerfung des engliſchen Jochs; die ſüdlichen Häfen ſind ſorgfältig bewacht, und die ohnedies ſchwer zugängliche Bantry-Bay wird durch eine engliſche Flotte, die nicht lang auf ſich warten laſſen wird, jedem feindlichen Eindringen gänzlich verſchloſſen ſein."

„Was hindert uns," nahm Laing das Wort, „einen der Gründe, der Dich bei der frühern Beſtimmung leitete, auch bei der jetzigen gelten zu laſſen? Du haſt eine Beſitzung, an der Bantry-Bay gelegen, die einen ſtillen Einfluß auf die Umgegend möglich machte; Du haſt auch eine Beſitzung an der Killala-Bay im Norden, das Erbe Deiner Mutter, und ein kurzer Aufenthalt dort wird Dir bald alle Herzen der Landleute zukehren, wie ſie Dir hier ergeben ſind. Die vielen Landſeen und Sümpfe der dortigen Niederungen bieten dem liſtigen und gewandten Bewohner jener Gegenden, die herrlichſte Gelegenheit dar, das durchſchnittene Terrain im kleinen Kriege mit Vortheil gegen die Königlichen zu benutzen. Es iſt unmöglich, daß reguläre Truppen dort gegen den allgemeinen Volksaufſtand etwas ausrichten können, und das ans Land geſetzte franzöſiſche Armeecorps kann von dort aus in wenigen Tagen die Hauptſtadt erreichen, ehe die Rothröcke, deren größter Theil doch hier im Süden bei uns cantonirt, nur zur Hälfte aufbrechen und hinanziehen.“

Laings Meinung fand vielen Beifall; der Baronet legte die genaueſten Specialkarten der vaterländiſchen Inſel vor, und die kriegserfahrnen Männer entwarfen einen vollſtändigen Operationsplan nach allen Regeln der Strategie und Taktik, nach welchem die Irländer handeln ſollten, ſobald die nächſte Flotte am Lande erſcheinen würde, deren Auslaufen aus den franzöſiſchen Häfen nach des Obriſten und des Hauptmanns Meinung ſobald als möglich im Frühjahr ſtattfinden könnte.

Das heimliche Beiſammenleben auf Greenlodge wurde durch O'Neils Erſcheinen unterbrochen. Eingedenk des früher bei ihm ausgeſprochenen Entſchluſſes der Franzoſen, ſobald es das Wetter erlaube, die Inſel wieder zu verlaſſen und nach ihrem Vaterlande zurückzukehren, ſtellte er ſich ein, um auf den guten Wind aufmerkſam zu machen, zu melden, daß John Boyle bereits mit den meiſten Uebrigen glücklich abgefahren ſei, und anzufragen, wann O'Donnels Gäſte aufzubrechen gedächten.

„Ein guter Seemann, Gentleman," ſagte der Lootſe, „benutzt den erſten günſtigen Wind, ſobald ein Fahrzeug zum Segeln fertig iſt. Ich habe ſchon oft erlebt, daß die Fahrt nicht glücken wollte, ſobald der erſte günſtige Augenblick vorüber war. Es drängt mich ohnehin, dieſes Geſchäft noch abzumachen; es könnte leicht mein letztes ſein in dieſen Gewäſſern."

„Wie?" fragte O'Donnel, „Ihr wollt uns verlaſſen, Evans, wollt die Sache Eueres Vaterlandes wohl gar aufgeben?"

Da lächelte der einäugige Mann mit ſeinem zerſetzten Geſicht recht bitter. „Aufgeben?" fragte er in einem ironiſchen Tone. „Haben Sie ſo ganz vergeſſen, Sir Lewis, was ich in den Höhlen der Teufelsmauer in jener ſchlimmen Nacht zu Ihnen geſprochen, die uns Allen den Untergang drohte? Die Ereigniſſe der jüngſten Zeit haben mir das Bischen Hoffnung, das ich noch auf Hülfe von Andern ſetzte, geraubt. Alle Ihre Vertröſtungen gingen auf die franzöſiſche Flotte, das hab' ich ſpäter einſehen gelernt; in jener Nacht verſtand ich Sie nicht. Was hat ſie uns geholfen? Der Himmel hat Ihren Troſt ſelbſt vernichtet, den ſichern Ankergrund unter Ihrem Schiffe hinweggeſpült, um uns recht klar vor die Augen zu führen, daß der Irländer ſich ſelbſt helfen müſſe. Und fürwahr, ich werde ſeinen Wink befolgen; alle die frühern Bilder ſind in mir erwacht, friſcher, kräftiger, und mein Vorſatz ſteht unabänderlich feſt."

„Und was habt Ihr vor, alter, wunderlicher Mann?“ fragte O'Donnel betrübt.

„Sir Lewis, nehmen Sie es mir nicht übel; ich habe noch nicht nach Ihren Plänen und Vorhaben gefragt. Keiner hat in Irland ſo viel gelitten, wie ich; Keiner hat weniger zu verlieren, als ich; Keiner iſt befähigter, einen entſcheidenden Schritt zu thun, als ich. Ich habe nun das Letzte abgewartet, die franzöſiſche Flotte. Es hat auch nicht gezogen; ſo geſchehe denn, was mir ſtets als nothwendig erſchien. Erſt will ich aber die Herren an die Küſten des glücklichen Frankreich hinüber bringen.“

„Ich denke, wir brechen morgen Abend auf, ſobald es dunkelt. Wir verfolgen von hier aus den ſteilen Gebirgszug bis nach Cap Crow. An der äußerſten Spitze erwarteſt Du uns.“

„An der Spitze möchte es gefährlich ſein, aber weſtlich, eine gute Meile von der Spitze, liegt eine tiefe, felſige Bucht, der Kuhſtall genannt, dorthin führen Sie die Herren, Sir Lewis; man ſteigt von einer Felſenplatte herab, freilich etwas unbequem, aber die Kreuzer aus der Kenmare- und Bantry-Bay ſchießen da vorüber; wir können den günſtigen Zeitpunkt zum Auslaufen ruhig abwarten. Sind Sie nur erſt bei mir an Bord, und liegen drei Meilen zwiſchen uns und der Küſte, dann mögen Sie immerhin ſagen, wenn's Ihnen beliebt, Evans O'Neil, jetzt rechnen wir auf Dich, und Sie ſollen ſich nicht geirrt haben im alten Seemanne. Aber ich habe ſeit geſtern auf meinen Wegen einen verdächtigen Kerl bemerkt, den ich nicht dazu bringen kann, ſeine Flagge zu zeigen. Wenn ich nicht falſch geſehen, ſo iſt's derſelbe, der mir ſchon früher einige Mal an dieſen Küſten begegnet und von dem ich mein Fahrwaſſer auf ewige Zeiten gereinigt zu haben glaubte.“

„O, Du meinſt Henderſon, den engliſchen Diener des Lord Werford!“ ſagte O'Donnel lächelnd.

„Ich glaube, es iſt derſelbe. Er lugt umher, wie der Kapitän eines Kapers, dem die Regierung ſo eben den Freibrief unterſiegelt hat. Ich möchte ihm lieber zur See begegnen, Sir Lewis, als hier auf dem Lande in der Umgegend von Greenlodge.“

„Schlagt Euch die Grillen aus dem Sinn, alter Seelöwe, von denen, ſeltſam genug, oft die Kühnſten Eueres Gewerbes auf dem Lande heimgeſucht werden. Ich ſollte glauben, der Kerl hätte an dem Vergißmeinnicht genug, das Ihr ihm bei Euerem letzten Abſchiede mit Eueren zarten Händen reichtet, um ſich nach der Erneuerung Euerer Bekanntſchaft eben ſehr zu ſehnen.“

„Sie haben Recht, Sir! was kümmert mich der Buntſpecht, und mich wird er wohl auch ungehudelt laſſen; ich meinte nur, er könnte unſern Freunden, den Herren Franzmännern, ſchaden.“

„Die hab' ich heimlich genug gehalten und gedenke, dies auch morgen noch zu thun. Hernach vertraue ich ſie Euch an.“

„Und da ſind ſie auch gut aufgehoben. Alſo morgen Abend im Kuhſtall erfreuliches Wiederſehen! Leben Sie wohl, Sir O'Donnel und Sir Laing! Leben Sie wohl und ſeien Sie glücklich, wenn wir uns nicht wiederſehen ſollten! Wünſchen Sie auch mir Glück! Ich bedarf es. Sie werden von mir hören.“ Mit dieſen dunklen Worten ging der ſtarke Mann von dannen.

„Was mag er vorhaben?“ fragte O'Donnel gedankenvoll ſeinen Freund Laing.

„Ich glaube es zu wiſſen,“ verſetzte dieſer. „Schon hat er bei ſeinen und unſern Freunden in der Grafſchaft Cork ähnliche, geheimnißvolle Reden geführt, und man hat von ihm herausgebracht, daß er mit einem großen, blutigen Plane ſchwanger geht. Viele vermuthen — und ich zähle mich dazu — daß er den Lord Statthalter in Dublin ermorden will.“

Wie ein Blitz durchzuckte dies Wort des Baronets Geiſt. „Ja, Du haſt Recht!“ rief er erſchreckt. „Ueber nichts anders brütet er. Beim allmächtigen Gott, ich hätte, mir ſeine Reden in der Teufelsmauer zurückrufend, von ſelbſt darauf verfallen können; er ſprach es ja ziemlich deutlich aus. Bei allen Heiligen, eine ſolche unbeſonnene und frevelhafte That würde uns Alles verderben. Dieſer Mann mit ſeinen engen Begriffen hält den Lord Gouverneur für die Quelle oder Urſache unſeres Unglücks. O Himmel! die Dummheit unſrer Freunde wird uns noch elender machen, als die Bosheit unſrer Feinde. Laing, Laing! wir müſſen dieſe That des bornirteſten Fanatismus nach Kräften zu vereiteln ſuchen.“

„Aber wir können doch den wackern und unſrer Sache ſo förderlichen Evans unmöglich vor dem Lord Statthalter compromittiren!“ rief Laing ängſtlich.

„Nein, das wollen wir nicht. Ich ſchreibe Lord Corhampton einen Brief, entdecke ihm, daß ein Anſchlag auf ſein Leben beſteht, und warne ihn vor allen Seeleuten. Dann wird er ſchon ſeine Vorſichtsmaßregeln treffen. Du aber überbringſt ihm den Brief ſelbſt und kannſt nebenbei Manches für Dich ausrichten.“

„Dies läßt ſich hören! Ich habe ohnedies lange Gelegenheit geſucht, mit dem Lord Statthalter friſch von der Leber zu ſprechen. Hilft es nichts, ſo ſchadet es auch weiter nichts. Hier bietet ſich von ſelbſt die Gelegenheit. Ich ergreife ſie.“

Lewis ſchrieb den Brief, und Laing reiſte ſchon vor Tagesanbruch von Greenlodge ab, nachdem er herzlichen Abſchied von den Franzoſen genommen.

## 13.

## Herausforderung zum Duell.

Ungeachtet der dringendſten Vorſtellungen, welche Lord Kildare dem Obriſten Wexford gemacht hatte, ſich der Perſon O'Donnels auf den Grund der von Henderſon gemachten und durch Tims Ausſage beſtätigten Anzeigen zu bemächtigen, ſo glaubte derſelbe doch ſeiner Pflicht ſchon dann vollkommen genügt zu haben, wenn er den Baronet unter ſtrenge Aufſicht nehme, von dem Vorfall Anzeige bei der Behörde mache und die weitern Befehle im Betreff der gegen den Baronet zu thuenden Schritte abwarte.

„Das iſt für einen Kriegsmann keine ſo angenehme Sache, Mylord!“ hatte er ihm zuletzt faſt unwillig geſagt. „Es kann wohl ſein, daß Sie ſich das Geſchäft eines Häſchers leichter denken, als wir Andern. Ich habe Vorkehrungen getroffen, daß O'Donnel nicht entfliehen kann. Warten wir nun die weitern Verfügungen aus der Hauptſtadt ab!“

Lord Wexford, eben ſo eiferſüchtig auf ſeine Ehre als ſeinen Muth, wollte die Zwiſchenzeit benutzen, ſeinem Gegner die verlangte Genugthuung zu geben.

Er ließ daher an demſelben Morgen, der zur Abreiſe der franzöſiſchen Offiziere von Greenlodge beſtimmt war, an den Mann, dem er in ſeinem Innern die Hochachtung nicht verſagen konnte, ſo ſehr er auch ſowohl ſeiner Liebe als ſeinen politiſchen Meinungen im Wege ſtand, eine ſchriftliche Einladung ergehen, ſich an einem näher bezeichneten abgelegenen Orte am weſtlichen Abhange des Gebirges ohnfern der Heideſchenke einzufinden, um die geforderte Genugthuung zu gewärtigen.

„Ich habe gehört, Sir Lewis ſei ein firmer Piſtolenſchütz," ſo ſchloß das Schreiben des Lords, „ich habe daher dieſe Waffen um ſo lieber gewählt, da der hohe Preis dieſes Kampfes gewiß jeden von uns zum höchſten Beſtreben anfeuern wird, die Stelle des Gegners zu treffen, die allein ſchon die Quelle einer unverſöhnlichen Feindſchaft zwiſchen uns ſein würde, wenn uns auch nicht die Verſchiedenheit unſrer politiſchen Meinungen zu ewigen Antipoden und natürlichen Feinden gemacht hätte." —

Kaum war indeſſen die Ordonnanz zurück, welche Wexfords Schreiben an O'Donnel nach Greenlodge und deſſen Einwilligung, die Ladung anzunehmen, an den Obriſten überbracht hatte, als auch ſchon ein Staatsboote mit Depeſchen vom Statthalter aus Dublin gemeldet wurde.

Der Obriſt, dem die Mißbilligung nicht entgangen war, mit welcher die Offiziere ſeines Regiments ſein Benehmen gegen O'Donnel am Morgen nach dem Brande von Lindſayhall aufgenommen, hatte ſie gerade alle bei ſich verſammelt, um ihnen ſein Vorhaben zu eröffnen.

„Zwei der Rädelsführer, welche den ſchändlichen Ueberfall auf Lindſayhall ausführen halfen, die im

Gefängniß ihrer verdienten Strafe entgegen ſitzen," redete er zu den Herren, „haben als ſtreng gläubige Katholiken auf die Hoſtie geſchworen, daß Sir Lewis nicht den entfernteſten Antheil an jenem Verbrechen der Weiß-Jungen genommen hat, ſo wie ich es damals vermuthete. Sie konnten mir es nicht verdenken, meine Herren, daß ich dem Baronet die von demſelben verlangte Genugthuung ſo lange verſagte, bis der geringſte Zweifel an ſeiner Ehre gehoben war. Ich halte ihn jetzt für einen Gentleman, der werth iſt, ſo gut wie einer von uns, den Rock Sr. Majeſtät zu tragen, und habe ihm daher das Rendezvous, um welches er mich gleich damals bat, auf heute Nachmittag am Gebirge nicht weit über der dunmoorer Heide zugeſagt, damit die Waffen die ſeit jener Nacht zwiſchen uns obwaltende Differenz auf ehrenvolle Weiſe beſeitigen."

„Wir haben es nicht anders von unſerm ritterlichen Anführer erwartet," ſagte ein alter Kapitän, während ſich in den Zügen aller Uebrigen unverkennbarer Beifall zu des Obriſten Worten ausdrückte.

„Und Sie, Kapitän Howard," fuhr der Obriſt, ſich zu dieſem beſonders wendend, fort, „erſuche ich, Ihrem Freunde Ihre Dienſte als Zeuge anzutragen, und dies als eine Art von Genugthuung für Sie ſelbſt zu betrachten, daß ich O'Donnel — damals wenigſtens — zu viel that."

„Sir Lewis hat mich für den Fall ſchon früher darum erſucht," verſetzte der Angeredete mit ernſtem Tone.

„Nun ſo erfüllen Sie den von Ihnen gewünſchten Dienſt ohne alle Scheu. Mein Ehrenwort wird Ihnen hoffentlich genügen, womit ich Sie verſichere, daß dadurch keine Aenderung in meiner vortheilhaften

Meinung von Ihnen hervorgeht. Ich erkläre den für einen Schurken, der nur einen Augenblick Bedenken trägt, zur Herſtellung verletzter Ehre zu wirken, mögen auch die politiſchen Meinungen ſein, welche ſie wollen. Das iſt eine Obſervanz im britiſchen Reiche, die der Geiſt des Volks erzeugte, von der einen rechtſchaffenen Mann ſelbſt die ſtrengen Geſetze der Magnacharta nicht entbinden können."

Der eintretende Henderſon meldete, daß der Staatsbote auf die Entſchuldigung des Obriſten rechne, wenn er Se. Herrlichkeit nochmals dringend erſuchen laſſe, die für ihn beſtimmten Papiere in Empfang zu nehmen, weil er von der Stunde ſeiner Ankunft bei ſeiner Rückkehr Rechenſchaft abzulegen habe.

„Ich bin bereit, den Herrn zu empfangen!" wandte ſich der Obriſt zum Diener; dann zu den Offizieren: „Es war mir daran gelegen, dies Geſchäft unwiderruflich zu arrangiren, ehe ich den Mann oder die Nachrichten, welche er mir bringt, geſehen hatte." —

Kaum hatte Lord Werford mit flüchtiger Eile die ihm von dem Abgeordneten überreichten Papiere überſehen, als er den Mann, deſſen ganzes Aeußere die Schnelligkeit verkündigte, mit welcher er ſeinen Weg gemacht hatte, mit den Worten anredete: „Ich vermuthe, Sir, Ihr Geſchäft iſt mit der Entledigung Ihrer Sendung an mich, ohne daß Sie etwa noch weitere Aufträge an andere Behörden haben, abgemacht."

„Es iſt ganz ſo, wie Sie zu ſagen belieben, Mylord," erwiderte jener.

„Nun, ſo will ich nicht ſäumen, Ihnen den Empfangſchein auszuſtellen, woran Ihnen zu Ihrer ungeſäumten Rückkehr gelegen ſein muß," fügte der Obriſt hinzu, indem er ſich an ſeinen Schreibtiſch ſetzte und mit raſcher Hand die Schrift aufſetzte, wodurch er den Empfang der ihm aus der Staatscanzlei zugeſchickten Befehle beſcheinigte.

„Meine Ahnung hat mich nicht betrogen, meine Herren," nahm er dann nach einer kurzen Pauſe, als der Bote ſich entfernt hatte, das Wort wieder auf; „Sir Lewis iſt auf den Grund, daß er drei feindliche Offiziere bei ſich verborgen halten ſoll, der Conſpiration gegen Sr. Majeſtät Regierung verdächtig, angeklagt, und mir iſt der Auftrag, der jetzt doppelt unangenehme Auftrag geworden, denſelben als Gefangenen zugleich mit den feindlichen Agenten nach Dublin zu ſenden, da die Habeascorpus-Akte*) ſuspendirt iſt, und der gewöhnliche Weg des Rechts nicht bei ihm verfolgt werden ſoll. Doch dieſer mißliche Umſtand ändert durchaus nichts in der Sache, die wir ſo eben beſprochen haben. Ein Andrer dürfte vielleicht mit Freuden die Gelegenheit ergreifen, ſich einer ſolchen kitzlichen Angelegenheit zu entziehen; O'Donnel ſoll jedoch nicht die Freude haben, Lord Wexford der Feigheit oder des Mangels an Lebensart zu beſchuldigen. Noch frei ſich wähnend, ſoll er mir gegenüber ſtehen. Wer weiß, vielleicht befreie ich ihn von ſeinen irdiſchen Banden und er dankt es mir wohl ſelbſt einmal jenſeits, daß er aus meiner Hand einen ehrenvolleren Tod empfangen hat, als der iſt, der ſeiner wartet, wenn ſich der auf ihm laſtende Verdacht beſtätigen ſollte. Im andern Falle, Kapitän Howard, ertheile ich Ihnen hiermit den Auftrag, ſich ſowohl der Perſon Ihres Freundes, als ſeiner Papiere und der Franzoſen, die ſein Unſtern herbeigeführt, zu bemächtigen. Nehmen Sie dieſes als einen Beweis meines Vertrauens, und wie ich zugleich, was in meinen Kräften ſteht, gern dazu beitragen will, die Gefangenſchaft eines Gentleman, den ein Ehrenmann, wie Sie, ſeinen Freund nennt, ſo viel als möglich zu erleichtern, eines Gentleman ſag' ich, den Sie alle, meine Herren, mit Ihrer Achtung beehrt haben, und daher des Verbrechens, deſſen er bezüchtigt wird, für nicht fähig halten können," ſetzte er mit einem Anflug von Ironie hinzu, „obgleich ich immer meine eignen Gedanken, ſowohl bei dem Treiben O'Donnels, als auch bei den mehr als freimüthigen Aeußerungen deſſelben gehabt habe. Ich haſſe ihn und mache kein Hehl daraus, weil er, wie Ihnen bekannt ſein mag, ein mächtiger Rival und, wie es mir immer deutlicher wird, ein unüberſteigliches Hinderniß bei meinen Bewerbungen um eine Dame iſt, welche ich anbete. Aber da es jetzt ſo mit ihm kommt — weiß Gott, wie es zugeht! — da fällt mir wieder unter den wenigen, welche ich leider behalten habe, der Spruch ein, den uns der alte Rector zu Eaton College ſo oft vorpredigte, wenn ein Schüler den andern anſchwärzen wollte: Quilibet praesumitur bonus, donec probetur contrarium*). Und deshalb will ich mich auch mit ihm ſchlagen. Was Pflicht, Ehre und Gewiſſen jedem ächten Briten zum

---

*) Das Geſetz, wonach kein Brite, ohne Angabe der Urſachen, verhaftet werden kann. Dieſes Geſetz kann nur durch einen Parlamentsbeſchluß in außerordentlichen Fällen und drangvollen Zeiten — und dann nur auf kurze Zeit — aufgehoben werden.

---

*) Jedermann iſt für brav zu halten, bis das Gegentheil erwieſen iſt.

Geſetz gemacht haben, ſoll keiner einen Augenblick ſäumen zu erfüllen. Ihr Ehrenwort, Kapitän Howard, daß O'Donnel kein Wort früher von dem erfährt, was der Dienſt der Regierung von uns erheiſcht! Denken Sie nicht minder, mein Herr, an den Spruch: England erwartet, daß Jedermann ſeine Schuldigkeit thut.

„Major Norton, laſſen Sie durch Piquets O'Donnels Schloß und deſſen Umgegend. ſcharf bewachen, ſo daß ſich Niemand daraus entfernt, als O'Donnel und etwa einer ſeiner Diener zu der zum Zweikampf beſtimmten Zeit, zu welcher ich Sie ſelbſt als meinen Secundanten auf dem Bergrücken auf dem Wege nach Lindſayhall erwarte. Um jene Zeit ſollen ſich keine unſrer Leute zeigen. Nur Offiziere beſorgen dann die Aufſicht über Greenlodge. Das Uebrige ſpäterhin iſt Ihre Sache, Howard. Ich fühle, Ihr Geſchäft iſt das ſchwerſte, aber es iſt auch das ehrenvollſte, und der König mag dem Manne, der hier nicht wankt, das Schwierigſte in ſeinem weiten Reiche hinfüro ſichrer als jedem Andern anvertrauen.“ —

Die Offiziere empfahlen und zerſtreuten ſich, um den erhaltenen Befehlen nachzukommen.

## 14.

## Die Warnung.

Um dem Freunde jede Verlegenheit hinſichtlich ſeiner fremden Gäſte zu erſparen, ſchrieb Howard einige Zeilen an O'Donnel, worin er ihm meldete, daß er ihn um drei Uhr Nachmittags auf Greenlodge abholen wolle.

Genau um die angegebene Zeit hielt der Kapitän an der innern Barriere des Waldſchloſſes und ſchickte ſeinen Reitknecht hinein, um den Baronet zum Aufbruche aufzufordern. Sir Lewis erſchien ſogleich ſelbſt, um den Freund zum Abſteigen und Einkehren einzuladen; doch dieſer ermahnte, da ſie faſt zwei Stunden angeſtrengten Ritt haben würden, ehe ſie an dem vom Obriſten beſtimmten Orte ankommen dürften, weshalb jeglicher Verzug zu vermeiden ſei, zum Aufbruch und entging dadurch der Nothwendigkeit, in das Schloß eintreten zu müſſen.

„Wahrlich!“ ſagte O'Donnel, „Seine Herrlichkeit hätten es näher haben können. Die Sache wäre eben ſo gut ein paar hundert Schritte von hier abwärts am Strande abgemacht worden. Wozu nur der weite Weg?“

„Beſtimmt kann ich freilich den Grund dieſer Wahl nicht angeben,“ verſetzte Howard, „doch glaube ich, ihn zu ahnen oder vielleicht errathen zu haben. Von jener Heideſtelle des Gebirges, die ſich Lord Wexford zum Zweikampfe auserkoren und die mir eben ſo gut bekannt iſt, wie Dir, ſieht man gerade vor ſich, in der Ferne unten, das alte Schloß Lindſayhall, die Trümmer des neuen und den Park; die Fenſter der Fronte des alten Schloſſes ſind dem Gebirge zugerichtet, und ſo will Wexford im Angeſicht der Dame, um derentwillen er doch eigentlich in den Kampf geht, recht als ein ächter Ritter für ſeine Liebe ſeine Tapferkeit bewähren. In ſeinem Kopfe ſpuken noch chevalereske Ideen, der Mann iſt um drei Jahrhunderte zu ſpät gekommen; deshalb kann er ſich auch nicht in unſre Zeit finden. Der Anblick des Schloſſes, wo der ſchöne Preis des Kampfes wohnt — wenigſtens ſtellt ſich ſeine ritterliche Phantaſie Miß Eliſabeth als ſolchen vor — wird ſeinen ſchwärmeriſchen Muth erheben, und ſelbſt im Falle, daß ihn das unglücklichſte Loos träfe, träumt er ſich im Angeſicht von Lindſayhall ſchöner ſterben zu können.“

„Du magſt Recht haben,“ entgegnete der Baronet, bitter lächelnd. „Und wer würde mir verwehren, mich gleichen Gefühlen und Träumereien hinzugeben? Und hätte ich nicht weit gegründetere Urſache dazu? Ach! aber mir flieht vor dem kalten Ernſt des Lebens jede bunte Täuſchung. Lord Wexford hat einen ſchweren Kampf; denn ihm, dem verſpäteten Nachhall der ſchwärmeriſchen Ritterzeit, ſteht in meiner Perſon die nüchterne Jetztzeit mit ihrer kalten Beſonnenheit, ihren vernünftigen Schlüſſen und ſtürmiſchen Forderungen gegenüber.“

Der Reitknecht führte das Pferd vor, und Sir Lewis ſprach noch heimlich mit Michaul Dahna. Es waren Verhaltungsbefehle hinſichtlich der Führung ſeiner Gäſte nach dem Kuhſtall, die er, ſelbſt daran verhindert, keinem Andern vertrauen konnte und mochte, als Michaul. In den Augen deſſelben glänzte unausſprechliche Freude; es war der erſte Dienſt, den der Baronet wieder von ihm forderte, und das neue und große Vertrauen desſelben erhob ihn vor ſich ſelbſt, ehrte ihn und erfüllte ſein Herz mit hohem Glück. Er verſprach Alles aufs Beſte zu beſorgen, und Lewis warf ſich, über dieſen Punkt ganz beruhigt, in den Sattel und ſprengte an der Seite ſeines Freundes davon. Ihr ſcharfer Ritt litt wenig Unterhaltung, doch war die liebe Jugendzeit, wenn ſie die Pferde einmal langſamer gehen ließen, der Gegenſtand derſelben, und um Howards Mund zuckte bittre Wehmuth, wenn er den Freund aus den heitern Farben der Vergangenheit Bilder der Zukunft weben ſah.

So waren ſie in die Nähe des Kampfplatzes gekommen und ſtanden eben im Begriff, von dem nach Dunmoore hinab laufenden Wege abzubiegen, als ſie ein Weib erblickten, welches, flinken Fußes dieſen Weg bergaufwärts verfolgend, ihnen entgegen kam und durch Zeichen und Rufen ſich ihnen bemerklich machte. O'Donnel erkannte ſogleich Sally O'Neil in ihr und hielt ſein Pferd an. Mit wenigen Sätzen war das flinke Mädchen bei ihm, zog einen Brief aus dem Buſen und hielt ihm denſelben mit den Worten entgegen: „Ich wollte zu Ihnen nach Greenlodge, Sir, und bin recht gelaufen; denn es war mir die möglichſt größte Eile auf die Seele gebunden; deſto lieber iſt es mir, daß ich Sie jetzt ſchon treffe.“

O'Donnel hatte die Züge der ihm ſo theuern Hand an der Aufſchrift ſchon erkannt und ſein Geſicht ſich verklärt; haſtig öffnete er das zierliche Brieflein und ſeine glänzenden Blicke durchflogen es, wie buntgefiederte Vögel die duftgeſchwängerte Luft eines ſchönen Frühlingsmorgens.

„Ich kann in dieſem Augenblicke weder den guten Rath der Lady befolgen,“ wandte er ſich an Sally, „noch Dir eine beſtimmte Antwort geben, nicht einmal eine mündliche. Willſt Du, gutes Kind, hier aber eine kleine Weile verziehen, — ich denke in einer halben Stunde wird Alles abgemacht ſein — ſo bin ich dann eher im Stande, eine beſtimmte Antwort von mir zu geben, oder auch gar keine, und doch wird dies ebenfalls eine ſehr bündige Erklärung ſein. Jetzt habe ich ein unaufſchiebbares Geſchäft vor; dies muß erſt abgemacht ſein. Setze Dich auf dieſen Baumſtamm.“ Und ihr freundlich zuwinkend, ritt er dem Kapitän nach.

„Sonderbar!“ ſagte er zu dieſem. „So eben ſchreibt mir Miß Eliſabeth Kildare, ich ſolle mich ſo eilig als möglich von Greenlodge entfernen und in einem ſchwer zu entdeckenden Verſteck verbergen; meine Freiheit, ja mein Leben ſeien in der größten Gefahr, und der Verzug einer Stunde könne mir verderblich werden. Ich ſei verkauft und verrathen. Sie ſei erſt heute hinter das unſelige Geheimniß, das mich bedrohe, gekommen. Auch ſoll ich ſogleich beſtimmte Antwort von mir geben, ob ich ihren Rath befolgen und wohin ich mich flüchten will, damit ſie mir ſpäter ausführlichere Nachrichten geben könne, was ihr jetzt unmöglich ſei, da die größte Angſt ſie dränge. Dieſer qualvolle Seelenzuſtand geht aus den flüchtigen Schriftzügen und den Beſchwörungen hervor, die ſie niederſchreibt, um mich zur Flucht zu bewegen. Was denkſt Du davon, Harry?“

„Daß es Deinen Feinden gelungen iſt, Dich beim Statthalter anzuſchwärzen, und daß man Dich, Gott weiß welch eines Verbrechens zeiht.“

„Aber darauf hin kann doch weder meine Freiheit noch mein Leben bedroht ſein? Stehe ich nicht unter britiſchem Geſetz, das meine Freiheit ſchützt, ſo lange die Klage von meiner Behörde nicht gegen mich erhoben iſt?“

„So iſt Dir noch unbekannt, daß die Habeascorpus-Akte in Bezug auf Irland abermals ſuspendirt worden iſt?“

„Ha, dann begreife ich!“ rief O'Donnel erſchrocken, „dann iſt es freilich Zeit, den Rath meiner geliebten Eliſabeth ſo ſchnell als möglich auszuführen. Und fürwahr, ſobald ich mit Deinem Obriſten in's Reine bin, Harry, werde ich darauf bedacht ſein; komm' ich mit heiler Haut oder einem blauen Auge davon, ſo werde ich höchſtwahrſcheinlich einen andern Weg einſchlagen, als nach Greenlodge.“

Howard lächelte wieder bitter; es durchſchnitt ihm das Herz, den Freund, der ſchon gefangen war und es noch nicht wußte, in dem Wahne verharren laſſen zu müſſen, als ſei für ihn noch ein Entrinnen möglich.

Auf der Wahlſtatt angelangt, verſank O'Donnel in tiefes Sinnen; es ſchien, als ging die Ahnung ſeines Geſchicks, das verhüllt ſchon neben ihm ſtand und bereits die verhängnißvolle Hand auf ſein Haupt gelegt hatte, in dunkeln Schauern durch ſeine Seele. Er hielt dies aber für Todesahnungen, zog ſein Portefeuille hervor und ſchrieb emſig hinein. Dann verſchloß er daſſelbe wieder und übergab es dem Freunde mit den Worten: „Sollte ich fallen, Harry, ſo überſchicke durch jenes Mädchen dies Portefeuille Lady Eliſabeth nebſt einigen Papieren, deren Aufbewahrungsort allein Michaul Dahna kennt. Der Befehl an Mic, ſie Dir auszuliefern, ſteht ebenfalls in dieſen Blättern. Du kannſt Alles leſen, eh' Du es der treuen Botin übergiebſt. Es iſt mein Vermächtniß an Lady Eliſabeth. Ich gebe ihr nichts Geringes mit dieſen Dokumenten. Denn ſie wird ſich dadurch in dem Beſitz eines Mannes beſtätigt ſehen, der ohne mich ſo gut als verloren für ſie war.“

„Ich verſpreche es Dir heilig, Dein Teſtament, ſelbſt im unglücklichſten Falle, an die edle Dame zu überbringen."

## 15.

# Das Duell.

„Sieh dort den Obriſten mit Major Norton und den übrigen Herren Offizieren! Es iſt Zeit an das Menſchliche zu denken, das mich in den nächſten Minuten treffen kann."

Howard zuckte bei dieſen Worten zuſammen, doch O'Donnel ſah es nicht und führte den Freund raſchen Schrittes zu dem Platze hin, wo Lord Wexford, eben vom Pferde geſtiegen, ſtehen blieb, um mit der Miene des Kenners das mit dem ſeinigen zugleich hinweggeführte Pferd des Majors zu muſtern.

„Kehre noch einmal zurück, John!" rief der Soldat mit unbefangener Stimme; „ſo recht! Laß gerade auf mich zu ſchreiten! Die Hand weg unter den Ganaſſen, Mann! Freien Zügel! Sind ja keine Remonte-Pferde! Das edle Thier trägt ſchon von ſelbſt den Kopf hoch und zeigt dadurch die edle Race."

„Die Bemerkung des Obriſten hat eine tiefe Bedeutung," flüſterte O'Donnel dem Freunde zu, der ihn auf den Gleichmuth des Lords aufmerkſam machte. „Wahrlich, es gehört ein beſonderer Menſchenſchlag dazu, an der Stelle, wo es ſich im nächſten Augenblick um Leben und Tod eines Menſchen handelt, mit derſelben Ruhe die Mängel und Vorzüge eines Pferdes zu prüfen, als befinde er ſich auf einem Wettrennen oder auf einer Verſteigerung von Vollblutpferden.“

„So recht, John!“ fuhr Jener fort. „Jetzt ſieht man die freie Action. Wahrhaftig ein ſchönes Spiel der Ohren, dicht zurückgelegt, wie beim ächten Vollblut! Weit geöffnete Nüſtern, vorliegende glänzende Augen, die wahren Kennzeichen ſeiner Aechtheit! Bei vieler Muskelkraft in den Sprunggelenken, doch nicht zu viel Nachgiebigkeit! Nun iſt's gut! Führe ſie weg, John! Hinter jenen Klippen ziehe ſie nur langſam herum, damit ſie ſich allmählig abkühlen. Sie haben Recht, Major,“ wandte er ſich an den Letztern, „den ſchönen Nacken Ihres edlen Thieres hat noch kein Joch gedrückt. Ich irrte mich vorhin. Ihnen gefällt alſo mein Aladin. Gut, wir handeln vielleicht nachher darum, wenn die Geſchichte, die jetzt folgt, mir nicht etwa den Mund verſchließt. — Entſchuldigen Sie, meine Herren,“ ſagte er dann, einige Schritte vorwärts tretend, zu den beiden Freunden, unter einer leichten Verbeugung, „wenn ich Sie einige Augenblicke auf mich warten ließ. Major Nortons Pferd hatte alle meine Gedanken in Anſpruch genommen. S'iſt einmal meine vorherrſchende Paſſion. Säumen wir jetzt nicht länger, Gentlemen! Ich ſehe der Apparat iſt in Ordnung. Laden ſie gefälligſt, meine Herren Secundanten! Die Zeit iſt heute mehr als gewöhnlich koſtbar.“

Während die nöthigen Vorbereitungen getroffen wurden, blickte der Obriſt mit untergeſchlagenen Armen ſtarr nach Lindſayhall hinab; dann, von ſeinem Secundanten erinnert, trat er mit dem Piſtol in der

Hand kaltblütig wie vorhin auf die Menſur, indem er zu O'Donnel ſagte: „Sie haben den erſten Schuß, Sir Lewis, und man weiß, daß Sie ſelten das Ziel verfehlen. Auch ich ſchieße nicht übel. Zielen Sie gut. Keine lächerliche Großmuth! ich bitte darum. Ich liebe ſolche Spielereien nicht und will ſie gern den Herren auf und neben dem Wollſacke überlaſſen, die, wenn ſie ſich erſt mit der ſpitzen Feder oder mit der Zunge verwundet haben, das Publicum zuweilen damit beluſtigen. Ich thue Ihnen, wenn ich zum Schuſſe komme, bei meiner Ehre! nichts darauf gut. Sie ſind hierher gekommen, um Ihre beleidigte Ehre zu rächen; ich, um Ihnen Satiſfaction zu geben und, wenn ich kann, Sie bei dieſer Gelegenheit aus der Welt zu ſchaffen. S'iſt vielleicht kein geringer Dienſt, Sir Lewis, den ich Ihnen dadurch erweiſe."

O'Donnel ſah bei dieſen Worten dem Obriſten feſt in's Auge, dann aber blickte er wie fragend auf den ihm noch zur Seite ſtehenden Howard. Dieſe Aeußerung ſchien ihm mit Eliſabeths Brief in Verbindung zu ſtehen. Der Kapitän aber kannte zu gut die Bedeutung jener Worte und ſah finſter zu Boden.

Da erhob O'Donnel das Piſtol und ſpannte den Hahn unter den Worten: „Kein Spiel alſo, Mylord! Haben Sie Acht! Blut nur wäſcht den Schimpf von mir, den Sie auf meinen Namen legten." Hohe Röthe überſtrahlte während dem ſein Geſicht, doch er zielte feſt und wankte nicht.

Mit ſeiner gewöhnlichen Kälte blickte der Obriſt auf die Mündung des Gewehrs. Kein Glied rührte ſich am ganzen Körper und auch ſein Auge zuckte nicht.

Noch einen Augenblick zögerte die Entſcheidung;

da fuhr der Schuß dahin, und der Obriſt ſtand aufrecht.

„Nun iſt's an mir!“ mit dieſen Worten hob er das Piſtol und drückte ab. Lewis zuckte zuſammen, das Gewehr entfiel ſeiner Hand. „Ich bin getroffen!“ ſagte er laut und wurde bleich. Howard ſprang hinzu, ihn in ſeinen Armen aufzufangen. In demſelben Augenblick ertönte dicht neben ihm der durchdringende, ſchmerzerfüllte Schrei einer weiblichen Stimme; verwundert ſahen ſich die beiden Freunde um und erblickten Sally, die unbemerkt und wohl ahnend, welch ein Geſchäft hier abgemacht werden ſolle, dem Obriſten und ſeiner Begleitung gefolgt war und ſich nah' an der Scene in Todesangſt hinter einen Baum verſteckt hatte. O'Donnels letztes Wort trieb ſie aber mit Angſtgeſchrei hervor, und ohne ſich ihrer Handlungen bewußt zu werden, ſtürzte ſie auf den Baronet los, umklammerte ihn mit einer unbändigen Leidenſchaftlichkeit, zog ihn mit mehr als männlicher Stärke zum nächſten Raſenhügel und entkleidete ſeinen Oberkörper mit Gedankenſchnelle. Ihre kleine weiße Hand zitterte, ihr bleicher Mund ſtammelte unverſtändliche Laute, Angſt und Begierde beflügelten ihre Blicke zu Blitzen, die umherzuckten, die Wunde zu entdecken. Und doch war ſie bei der raſenden Eile behutſam, um dem Gegenſtande ihrer Sorgfalt nicht noch mehr Schmerzen zu bereiten. Bald hatte ihr gierig forſchendes Auge entdeckt, daß der rechte Oberarm zerſchmettert war, und ſchon lag die Wunde blos vor ihren Blicken. Raſch warf ſie ſich darauf und ſog das hervorquellende Blut mit ihrem Munde auf, drückte dann die Wunde zuſammen, entledigte ſich mit derſelben Eile ihres feinleinenen Buſentuchs, zerriß es und legte es geſchickt als Verband an. O'Donnel war vor Schmerz unter ihren Händen ohnmächtig geworden; ſie trocknete ihm die großen Schweißtropfen von der bleichen Stirn. Howard war ihren Bewegungen mit ſteigender Bewunderung gefolgt und hatte den Freund faſt ihrer Sorgfalt allein überlaſſen. Nun ſprang ſie hurtig davon, um an einer nahen, ihr bekannten Quelle friſches Waſſer in O'Donnels Hut zu ſeiner Wiederbelebung herbei zu holen.

Auf der andern Seite hatten die Dinge unterdeſſen eine noch ſchlimmere Wendung genommen. Kaum hatte nämlich Lord Wexford ſeinen Schuß gethan, als ſeine Hand zu zittern, ſein ganzer Arm heftig und heftiger zu beben begann. Auch ihm entfiel die mörderiſche Waffe. Todtenbläſſe trat an die Stelle der blühenden Röthe ſeines Geſichts. Man ſah, wie der hohe Mann grollend mit ſich ſelbſt eine gewaltſame Anſtrengung machte, feſt zu ſtehen. Die Umſtehenden ſtaunten und wechſelten bedeutſame Blicke. Da — Alles war das Werk weniger Sekunden — wankte der ganze Körper des Lords in convulſiviſchen Bewegungen, und langſam, wie die ſtolze Ceder, neigte er ſich zur Seite; dann aber ſtürzte er plötzlich im heftigen Falle zu Boden, noch ehe die Aſſiſtenten, die in ihrer Beſtürzung anfänglich nicht begriffen, was vorgefallen war, ihn in ihren Armen auffangen konnten.

„Gut getroffen! Haben Sie Genugthuung, Sir Lewis?“ ſtöhnte der Lord, indem er ſich auf den einen Arm zu ſtützen verſuchte, während er die Linke heftig gegen die Bruſt drückte, aus der jetzt das Blut in einem dunklen Strom hervorquoll.

„Er hat Sie vielleicht auf Koſten Ihres und ſeines Lebens erhalten, Mylord,“ ſagte der Major Norton, indem er neben dem Verwundeten niederkniete und das matte Haupt deſſelben unterſtützte. „Auch Sir Lewis iſt getroffen und liegt darnieder.“

„Ich glaube nicht, daß die Wunde tödtlich iſt,“ ſagte der ſie unterſuchende Arzt, „wenn Sie ſich von dieſem Augenblick ſo ruhig als möglich verhalten, Mylord. Daher muß ich bitten, meine Herren, daß jedes aufregende Geſpräch vermieden wird.“

„Ich ſtehe in der Hand des Herrn, der über Leben und Tod aller Menſchen gebietet,“ flüſterte der Obriſt mit kaum vernehmlicher Stimme. „Rufen Sie Kapitän Howard herbei!“ Es geſchah. „Kapitän!“ redete er dieſen mit Anſtrengung an, „lebend betrachte ich mich noch im Dienſte meines Königs und mahne Sie daher an die Ihnen übertragene Pflicht. Ich fühle jetzt doppelt, welch ſchweres Gewicht ich auf Ihre Schultern legen mußte, um Ihnen Gelegenheit zu geben, das für Ihren Freund zu thun, was ſich mit dem Dienſte des Königs verträgt. Iſt die Wunde des Baronet gefährlich?“

„Nein, Mylord, er hat ſich ſo eben wieder erholt und kommt am Arme jenes Mädchens, das ihm der Himmel zum Beiſtand geſchickt zu haben ſcheint.“

„Er hatte ſtets bei den Frauen mehr Glück, als ich.“

Lewis kam an Sally's Arm heran und blickte ſchmerzlich auf Wexford. Dieſer ſtreckte ihm die Hand entgegen, der Jener nur die Linke bieten konnte.

„Ich bedaure Sie, O'Donnel,“ ſagte der Obriſt, „doch ich achte Sie. Hier der ſchwache Druck meiner Hand möge Ihnen beweiſen, daß es mir lieber geweſen wäre, Ihnen an der Spitze meines Regiments gegenüber zu ſtehen. Fügen Sie ſich, wie ein Mann, in das Unvermeidliche. Muß ich es doch auch thun.“

Verwundert ſtarrte O'Donnel bald auf den Obriſten, bald auf Howard, der ihn ſchmerzlich anblickte, als man plötzlich von zwei Seiten her laute Stimmen vernahm, und gleich darauf Lord Kildare, von Henderſon gefolgt, auf ſchäumenden Pferden über die Heide daher ſprengte.

„Haltet ein, Ihr Menſchen, verhütet eine raſende Tollheit, Ihr Andern!“ rief Kildare, noch ehe er den Platz erreicht hatte, vom Pferde ſpringend, „oder iſt vielleicht gar ſchon das Unglück geſchehen, wodurch die Verbrechen dieſes Mannes“ — hier warf er einen glühenden Blick auf O'Donnel — „ſich bis zum Uebermaße häufen.“

„Retten Sie ſich, theurer, geliebter Herr!“ keuchte athemlos Michaul Dahna von der andern Seite heran, indem er ſich zu den Füßen O'Donnels warf und ſeine Knie umklammerte. „Verrath bedroht Sie ringsum. Dragoner ſind vor dem Jagdhauſe. Keiner darf ein oder aus. Ich habe mich mit Lebensgefahr durch das Dickicht am Hinterhauſe geſchlagen. O, daß ich dieſes Schreckliche erleben muß! Staunen Sie nicht, Sir Lewis! fragen Sie jetzt nicht! Keinem andern Gedanken als Flucht geben Sie Raum; nichts, als die ſchnellſte Flucht darf Ihren Geiſt beſchäftigen.“

„Was, beim Himmel und ſeinen Heiligen, vermochte Sie, Herr Obriſt, Ihrer Pflicht ſo ſchnurgrade entgegen zu handeln?“ ſtürmte Lord Kildare, als er den todtverwundeten Wexford erblickte. „Heißt das die Befehle der Regierung reſpectiren, wenn man jede höhere Rückſicht über Privatſachen vergißt? Und was haben Sie am Ende davon, als wohl gar den Tod in der Blüthe Ihres Lebens?"

„Wo iſt Ihr Himmel, Mylord, den Sie beſchwören?" ſagte der Obriſt, der ſich etwas erholt hatte, mit feierlicher Stimme. „Von welcher Art ſind die Schutzgeiſter, welche Sie anrufen? Ich wage es nicht, mich Ihnen anzuvertrauen auf dem letzten Wege. Kein ächter Brite, Mylord, verſäumt die Pflichten zu erfüllen, die Ehre und Gewiſſen ihm zum Geſetz machten, noch lange vor der Magnacharta. Deshalb ſind indeſſen die Intereſſen, die in Ihren Augen einen ganz beſondern Werth zu haben ſcheinen, nicht vergeſſen. Denn Kapitän Howard hat die Befehle bereits von mir, jetzt gleich die mir von der Regierung ertheilten Aufträge, die Reſultate Ihres erhabenen Machwerks, zu vollziehen."

Während Lord Kildare in einem ſchlecht verhaltenen Ingrimm, mit den Zähnen knirſchend, ſchwieg, jammerte Dahna in ſichtbarer Angſt um den ſich kaum wiedergewonnenen Herrn. „So hat mich meine Ahnung nicht betrogen," rief er, „als ich ſchon vor mehreren Tagen Verdächtiges, vor Allem aber die Schritte, welche man heute in der Nähe des Schloſſes that, gewahrte, und die mich mit ſteigender Beſorgniß um das theure Haupt erfüllten!"

O'Donnel trat jetzt vor und ſprach mit feſter Stimme: „Ich fange an, zu begreifen, um was es ſich eigentlich hier handelt, meine Herren! Darum zögern Sie nicht lange und verkünden Sie mir ohne Umſtände, was Sie mit mir vorhaben. Ein Mann, der ſo eben dem Tode ruhig in's Antlitz geſchaut hat, wird wahrlich nicht zagen, etwas ihm Unangenehmes erfahren zu müſſen."

„Mylord," redete der Arzt zum Obriſten, „wenn

Sie länger zögern, meinen Beiſtand unter beſſerer Pflege anzunehmen, und dieſen aufregenden Auftritt nicht ſogleich beendigen, ſo ſtehe ich für Nichts. Bedenken Sie, daß Ihnen eine Kugel in der Bruſt ſitzt.

„Wohlan denn! Es muß heraus, Sir Lewis O'Donnel!“ begann der Obriſt, ſich ſo viel aufrichtend, als es ſeine Wunde geſtattete, und alle Kräfte aufbietend, um ſeinen Worten die Würde zu geben, welche ihm die Wichtigkeit des Gegenſtandes zu erheiſchen ſchien. „Sie ſind wegen Verheimlichung mehrer franzöſiſcher Offiziere und wegen unerlaubten Verkehrs mit denſelben unter Ihrem Dache des Hochverraths angeklagt, und mir iſt von Sr. Herrlichkeit dem Statthalter des Reichs der Befehl ertheilt worden, Sie unter militäriſcher Eskorte nach Dublin zu ſenden, woſelbſt Sie vor das Gericht geſtellt werden ſollen. Es wird Ihnen dieſe Maßregel lieber ſein, als würden Sie durch die Agenten der Polizei verhaftet, und hoffentlich iſt Ihnen Ihr Begleiter dort, Kapitän Howard, nicht unangenehm, wenn er auch ſtreng von mir angewieſen iſt, ſeine Pflicht nicht aus den Augen zu verlieren.“

„Ich rechne Ihnen dieſen Beweis Ihres Zartgefühls hoch an, Mylord,“ verſetzte O'Donnel, ſich verbeugend. Dann dem Rittmeiſter die Hand reichend, fügte er hinzu: „Komm, Howard, führe mich jetzt, wohin Du willſt! Ich bin bereit, Dir zu folgen. Ich fühlte vorhin eine ungeheure Laſt auf meine Bruſt gewälzt, doch ich athme jetzt frei und leicht, ſeitdem ich weiß, wie dieſe Dinge zuſammenhängen und die Räthſel, die ſich mir vorhin ſo ſchnell aufgebaut, ſich nun eben ſo ſchnell gelöſt haben. Ich kenne meinen Ankläger, ich kenne meinen Verräther und erblicke ſie Beide in meiner Umgebung. Doch ſie ſollen ſich Beide ihres Triumphes nicht lange erfreuen.“ Dabei haftete ſein Blick finſter und zürnend auf Lord Kildare und den feilen Menſchen an ſeiner Seite, der es in der Kunſt der Verſtellung noch nicht zu ſolcher Meiſterſchaft gebracht hatte, wie ſein hoher Gönner. Hendersons Auge irrte unſtätt und verlegen umher, ohne O'Donnels Blick ertragen zu können, während man in den ſteinernen Zügen des Lords vergebens nach etwas geforſcht hätte, was nur im entfernteſten Rapport mit ſeinem böſen Gewiſſen geweſen wäre. Und wieder zum Rittmeiſter gewandt, fuhr Lewis fort: „Begleite mich mit Deinen Wachen erſt noch nach Greenlodge, ich bitte Dich ſehr darum. Dort habe ich noch etwas ſehr Wichtiges abzumachen. Iſt dies geſchehen, ſtelle ich mich ganz zu Deiner Verfügung.“

Indem Michaul ihm das Pferd vorführte, fragte er dieſen flüſternd: „Sind unſere Gäſte gerettet?“

„Ich wollte ſie in den Gewölben verſtecken, ja, ſie hätten ſich vielleicht mit mir durchſchlagen können, aber ſie verweigerten beides, und ſo habe ich Sir Oliver allein in ſichere Verborgenheit gebracht.“

„Gut denn! Du haſt Deine Schuldigkeit gethan, wie ich die meinige.“ Mit dieſen Worten ließ er ſich auf das Pferd heben. „Sally!“ rief er dann dem unfern ſtehenden, erröthenden Mädchen zu, „heute kann ich Dich nicht zu mir aufs Pferd nehmen; Du ſiehſt die Unmöglichkeit ſelbſt ein. Und doch bedarf ich Deiner Begleitung; denn gerade Dir habe ich einen ſehr wichtigen Auftrag zu geben,, den Niemand beſſer ausrichten wird, als Du. Du mußt ſchon den Weg zu Fuß machen, es war Dir einmal beſtimmt, und Mic wird Dir ein unterhaltender Begleiter ſein.“ Er winkte freundlich und ſetzte ſein Pferd in Trab. Die Offiziere folgten theils ihm und dem Rittmeiſter, theils blieben ſie bei ihrem Obriſten zurück, um ihn auf einer ſchnell bereiteten Tragbahre nach der Heideſchenke, als dem nächſten Hauſe in der ganzen Umgegend, hinab zu tragen. Langſam und vorſichtig traten ſie mit dem ſchwer Aufſtöhnenden den Weg an. Henderſon aber flog nach Lindſayhall zurück, um einen bequemen Wagen des Lords zu beſorgen. Und vielleicht konnte Wexford dem Umſtande, daß er den Kampfplatz ſo nahe an der Heideſchenke gewählt, nicht genug danken; denn der alten Peppy Kräutertränke, Umſchläge, Salben und Verordnungen, womit ſie ſogleich dienſtfertig bei der Hand war, waren ihm, nach des Arztes eigenem Geſtändniß, der hier gleichſam eine ganze Apotheke und den verſtändigſten Proviſor vorfand, vom beſten Nutzen, ſo daß die Kutſche wieder leer zurückfahren mußte, indem der tapfere Lord, ſo weit es ſeine Umſtände geſtatteten, ſich ziemlich wohl in der ſchwarz geräucherten Heideſchenke befand. Nur mit dem größten Widerwillen betrat Kildare das baufällige Haus.

## 16.

## Verrath und Treue.

Vielleicht wäre es den franzöſiſchen Offizieren möglich geweſen, ſich zu retten und mit Michaul den Kuhſtall zu erreichen, oder wenigſtens in den unterirdiſchen Gewölben des Schloſſes ſich zu verſtecken; aber nach einer kurzen Beredung mit einander hielten ſie es, da die Sachen einmal ſo weit gediehen waren, daß ſie den Schluß ziehen mußten, ihre Anweſenheit auf Greenlodge ſei dem engliſchen Gouvernement in Irland kein Geheimniß mehr, ihrer Ehre für angemeſſener, zu bleiben, und gaben ihre Einwilligung, den jungen Oliver, dem, als einem Sohn des Landes und Sproß des Hauſes O'Donnel, die Gefangenſchaft gefährlicher werden mußte, als ihnen, den Fremden, ſo gut als möglich zu verbergen. Auch glaubten die edlen Franken, dem Freunde durch ihre Erklärung, daß ſie nichts weiter, als Schiffbrüchige ſeien, die höchſtens das Loos von Kriegsgefangenen treffen könnte, nützlich zu werden, und hielten es außerdem für ihre Pflicht, O'Donnel darauf aufmerkſam zu machen, daß ſeine Rettung, vielleicht ſeine augenblickliche Freilaſſung durch die Auslieferung der gegen Lord Kildare zeugenden Papiere an die Regierung bewerkſtelligt werden könne.

Ein Dragoner-Piquet marſchirte im Schloßhofe auf, ſobald O'Donnel und Howard in ſeinen Mauern angekommen waren.

„Mein Freund, der Rittmeiſter Howard vom erſten Dragoner-Regiment, welcher mich auf Befehl ſeiner Regierung nach Dublin begleitet!“ ſo ſtellte er dieſen den franzöſiſchen Offizieren vor, die die Ankommenden in voller Uniform im Geſellſchaftszimmer erwarteten, verhehlte aber dabei ſeine Bewunderung des Edelmuths der Franzoſen nicht, die, wie er deutlich einſah, nur um ſein Schickſal zu theilen, die eigene Rettung verſchmäht hatten.

„Wir ſind Ihre Kriegsgefangenen, Herr Kamerad!“ Mit dieſen Worten übergab der Obriſt Gély dem Briten ſeinen Degen, und der Kapitän Dupont folgte dieſem Beiſpiel, wogegen es ſich Howard angelegen ſein ließ, die beiden Offiziere mit derſelben Schonung zu behandeln, wie ſeinen Freund.

Es kam bald zur Sprache, daß Lord Kildare die Hand hier im Spiele habe, und von ihm die Anzeige an den Lord Gouverneur ausgegangen ſein müſſe.

„Aber mein Gott,“ ſagte Gély, „warum wollen Sie, mein lieber Sir Lewis, gewiſſe, in Ihrem Beſitz befindliche Dokumente jetzt nicht zu Ihren Gunſten benutzen? Haben Sie vergeſſen, welche Waffen in Ihren Händen ſind? Im Kriege, und Sie werden mir doch zugeben, daß Sie im ewigen Kriegszuſtande zu dem Mörder Ihres ganzen Erdenglücks ſtehen, gilt jeder Vortheil gegen den Feind.“

„Sind Beweiſe gegen Kildare in Ihren Händen, theurer Herr,“ rief Michaul, „o, benutzen Sie den geringſten derſelben, ich beſchwöre Sie! Jedes Mittel iſt erlaubt, um einen Böſewicht zu entlarven!“ —

Langſam, im tiefen Nachdenken, im ſchwierigen Kampfe, wie es ſchien, mit ſich begriffen, ſchritt Lewis im Gemache auf und ab. Dahna’s trüber Blick folgte jeder ſeiner Bewegungen, ängſtlich ſeiner Entſcheidung entgegenſehend. Howard hatte ſich mit

Gély und Dupont in eine Fenſtervertiefung zurückgezogen, wo ſie leiſe mit einander ſprachen und die Franzoſen den Briten über den Inhalt der beſprochenen Papiere in Kenntniß ſetzten. Dann blickten ſie ſchweigend hinaus auf den weiten Ocean, den die Nacht allmählig in Windeln und Schleier hüllte, wie eine beſorgte Mutter ihr junges Kind, und Niemand wagte es, die unheimliche Stille, welche im Zimmer herrſchte, zu unterbrechen.

„Nein! es iſt nichts damit!“ rief der Baronet endlich aus, indem er ſich erſchöpft auf einen Seſſel niederließ. „Niemals durch Verrath, ſelbſt nicht am Feinde, erkauft ein O'Donnel ſeine Freiheit! Du willſt meine Papiere, Howard! Hier ſind die Schlüſſel zu allen Gemächern. Du findeſt jedoch nichts, was gegen mich zeugen könnte. Denn kein todter Buchſtabe deutet das Schaffen in meinem Herzen an. Die Welt, die darin wohnt, kennt Niemand, wie ich ſelbſt; meine Gedanken ſind ihre Bürger, das Ganze iſt mein freies Eigenthum, und ſoll keiner andern Behörde. Mögen immerhin die Menſchen nach falſchem Scheine richten! Dort oben waltet ja ein anderes Regiment, das den Gedanken nicht minder, als die That ermißt. Das was ich that, geſchah für Irland. Für Irland, für mein armes Vaterland hab' ich gelebt, für Irland kann ich freudig ſterben. Ja ſterben, doch keine Rache nehmen an dem Manne, den du Vater nennſt, Eliſabeth, ſo ſchwur ich dir, und nichts ſoll mich vermögen, den Schwur zu brechen.“

Howard begann nach dieſen Worten, welche den Entſchluß des Freundes feſter als je verkündeten, ſein unangenehmes Geſchäft; doch es waren nur unbedeutende Briefe und Haushaltsrechnungen, welche er fand und verſiegelte, um ſie zugleich mit ſeinen Gefangenen zu überliefern.

O'Donnel hatte ihn begleitet, um überall zu öffnen. Aus einem künſtlich verborgenen Wandſchrank, den weder Howard noch irgend ein anderer, noch ſorgfältigerer Späher jemals entdeckt haben würde, zog der Baronet ein Faſcikel Papiere hervor und nöthigte dann den Freund, ſich in dem Schranke umzuſehen. „Ueberzeuge Dich, mein Harry, daß auch an dieſem Orte, wo meine Heimlichkeiten doch ganz ſicher verborgen geweſen wären, ſich durchaus weiter Nichts befindet, als was ich ſo eben heraus nahm. Und dieſe Papiere gehören nicht mir; ich habe Dich ſchon heute unterrichtet, daß ſie mein Vermächtniß an Miß Eliſabeth ſind. Auch jetzt noch betrachte ich mich als einen Sterbenden. Doch ſollen ſie Dir erſt zur Einſicht vorgelegt werden."

Als ſie wieder in dem Verſammlungszimmer waren, ſagte Howard nicht ohne einige Verlegenheit: „Mein Befehl ſpricht von drei franzöſiſchen Offizieren, die hier auf Greenlodge verborgen ſein ſollen, und ich habe die Ehre, deren nur zwei vor mir zu ſehen."

„Der Dritte hat ſich gerettet, wie es auch dieſe beiden Herren vermocht hätten," entgegnete O'Donnel. „Dieſe hielten Flucht mit ihrer und meiner Ehre unverträglich; ſie ſind als Männer, als höhere Offiziere, geblieben, die da wiſſen und fühlen, was ſie ihrem Vaterlande ſchuldig ſind. Der Dritte war ein unbedeutender Jüngling, der noch keine höhere Charge bekleidete, es war mein Bruder Oliver. Ich kann Dir mein Ehrenwort geben, daß ich nicht weiß, wohin er gekommen iſt. Befiehl Deinen Leuten, daß ſie das Schloß durchſuchen."

„Es genügt!" ſagte der Kapitän ernſt und ordnete zum Schein einige Nachſuchungen an, die inzwiſchen nicht eifrig betrieben wurden.

Jetzt legte O'Donnel die franzöſiſchen, an Lord Kildare gerichteten Dokumente dem Rittmeiſter vor, der zu ſeinem Schrecken beſtätigt fand, was ſein Staunen vorhin dem Obriſten Gély nicht hatte glauben wollen.

„Meine Herren, alle drei meinem Herzen theuer und als Männer mir ſchätzenswerth,“ redete der Baron zu den Uebrigen, „Sie theilen mit mir das wichtige Geheimniß dieſer Papiere. Von mir, den er mit tödtlichem Haſſe verfolgt, hat Lord Kildare nichts zu befürchten; ich werde niemals an ihm zum Verräther werden. Allein ich könnte mit ſtillſchweigendem Jeſuitismus, um den mich wahrlich Niemand tadeln würde, ſelbſt der ſtrengſte Moraliſt nicht, der Freundſchaft überlaſſen, was ich, ſelbſt zu thun, durch feſtbindende Rückſichten verhindert würde. Du, mein theurer Harry, mußt der Behörde einen Bericht über die Art und Weiſe vorlegen, wie Du den Dir anvertrauten Befehl in Lord Wexfords Namen getreu ausgeführt, und was Dir dabei aufgeſtoßen iſt. Es wäre richtiger, zu behaupten, daß Du zweierlei Pflichten nachkämſt, nämlich der gegen die Behörde und der gegen die Freundſchaft, wenn Du dieſer Papiere Erwähnung thäteſt, als daß Du eine Pflicht verletzteſt. Du würdeſt dem Gouvernement über das wahre Treiben Lord Kildare's die Augen öffnen und mich dadurch frei machen. Und doch würde ich dieſen gutgemeinten Schritt als eine ſchwere Verletzung der Pflichten unſerer Freundſchaft betrachten müſſen. Mit Ihnen, meine Herren Franzoſen, ſtehe ich in ähnlichem Verhältniß. Man wird Sie einem ſcharfen Verhöre unterwerfen. Sie, Herr Obriſt Gély, brauchen nur die Wahrheit zu ſagen, und Lord Kildare iſt verloren. Sie haben keine Verpflichtungen gegen dieſen treuloſen Mann. Ihre Liebe zu mir, mit deren unzweideutigen Beweiſen Sie mich ſo hochbeglückt haben, könnte Ihnen einreden, ich ſei ein Kranker, man müſſe mir auch gegen meinen Willen helfen, und da Sie im Beſitz der mir heilſamen Arzeneien wären, geböte es die Freundſchaft gegen mich, dieſe Mittel anzuwenden. Wer wollte Sie ob dieſer Schlüſſe tadeln? Allein um jeder derartigen Handlung von Ihrer Seite, meine Herren, zuvorzukommen, rede ich jetzt mit Ihnen. Es iſt mein heiligſter Wunſch und Wille, daß weder direct noch indirect Lord Kildare Schaden durch mich leide. Von Greenlodge aus, ſei es durch wen es wolle, ſoll ihm kein Verderben kommen; nie liege der leiſeſte Schein auf mir, als habe ich ſein Verderben verhindern können, und es nicht gethan. Ich gab einſt ſeiner Tochter mein Wort, niemals Rache an ihrem Vater zu nehmen, und ich werde mich durch gar nichts dieſes Wortes entbunden erachten, ja ich werde den Sinn meines Verſprechens in der möglichſt weiteſten Ausdehnung faſſen und halten. Darum, meine Freunde, geben Sie mir, ehe Sie Greenlodge verlaſſen, die Verſicherung, von Ihrer Mitwiſſenſchaft um dieſe Papiere gar keinen Gebrauch zu machen; legen Sie Ihr Ehrenwort in meine Hand, ich bitte ſie flehentlichſt darum, vor der Behörde die Exiſtenz dieſer Papiere gar nicht zu erwähnen und nichts zu thun oder zu ſagen, was Lord Kildare zu Schaden gereichen könnte.“

„Wahrlich!“ rief Gély aus, „Sie ſind der ſeltſamſte Menſch, der mir noch jemals vorgekommen iſt. Ich weiß nicht, ob ich Sie mehr loben oder tadeln ſoll; bewundern thu' ich Sie im hohen Grade.“

„Freund, Schwager!“ rief Dupont, „ich beſchwöre

Sie im Namen Ihrer Angehörigen bei Allem, was Ihnen heilig und theuer iſt, geben Sie dieſe Papiere nicht aus der Hand, benutzen Sie ſie in Dublin zu Ihrer Rechtfertigung, um des Lords Klage nieder zu werfen. Die ganze Familie O'Donnel hat ein Recht auf dieſe Dokumente, nicht Sie allein; denn durch ſie kann das ſchmälig herabgebrachte Haus wieder in den Beſitz der Güter gelangen, wie ſie noch Ihr Vater beſaß, Lewis. Selbſt der Schatten Ihres gemordeten Vaters muß zürnend ob Ihres Beginnens auf Sie niederſchauen."

„Die ſeligen Geiſter wiſſen nichts von Rache, mein Freund," lächelte Lewis mild; „ſonſt wären ſie ja nicht ſelig, und Sie werden ſo wenig, wie ich, an der Seligkeit eines ſo edlen Mannes zweifeln, wie Sir William war. Die Güter des Hauſes O'Donnel, ſelbſt in ihrer älteſten Ausdehnung, gehörten immer nur mir, dem Erſtgebornen dieſes Hauſes. Allein nicht die Schätze der Welt ſollen mich dazu bewegen, mein Gewiſſen mit einem Vorwurf zu belaſten, mich zu einem Wortbruch zu verleiten, oder irgend etwas zu thun, was mich vor mir ſelbſt erniedrigen würde. Mein reines moraliſches Bewußtſein gilt mir höher, als Reichthum, Freiheit, ja ſelbſt Leben. Erſparen Sie ſich deshalb jedes Zureden, meine lieben Freunde; ich bin von Ihrem beſten Willen überzeugt. Geben Sie mir lieber Ihre Hände und Ihr Wort, meinen klar ausgeſprochenen Willen zu erfüllen."

„Du edler, trefflicher Menſch!" rief Howard mit Thränen im Auge und zog den Freund an ſeine Bruſt. „Du verkannter Juwel, Du verſchütteter Edelſtein vom reinſten Waſſer! Ich ehre, mit hoher Bewunderung Deiner, Deine Verfügung und erkenne ſie an. Ich verſtehe Dich ganz, Lewis. Deine Ehre wie Deine

Liebe ſind beide hier gleich betheiligt. Beide ſind zarte Pflanzen Deines Herzens, die nur im reinſten Element gedeihen. Ich könnte Dir ausweichend erwidern, daß meine ſtrenge Pflicht als Soldat, als Dienſtmann des Königs, mir unerläßlich geböte, von Lord Kildare's Verrath Anzeige zu machen. Allein Du weißt, daß meine Anſichten von Dienſtpflicht mir geſtatten, nicht ſo weit zu gehen. Um aber auch mir in dieſer Hinſicht jeden Vorwurf von innen oder von außen zu erſparen, habe ich bereits meinen Entſchluß gefaßt. Dich nach Dublin in's Staatsgefängniß abzuliefern, wird meine letzte Dienſtverrichtung ſein."

„Wie, Du könnteſt —?"

„Ich werde um meinen Abſchied einkommen."

„Ich theile meinen letzten Biſſen Brot mit Dir, wenn ich wieder frei werde," rief O'Donnel entzückt.

„Du ſollſt frei werden!" ſagte Howard ernſt und beſtimmt, und ſein Auge flammte in ungewohntem Feuer.

„Ich muß ihm grollen, dem unbeugſamen Manne," rief Dupont, den Schwager umarmend, „und doch kann ich ihm meine hohe Bewunderung nicht verſagen. Wohlan denn, Kildare wird die Strafe ſeiner Sünden ereilen, und Sie werden den Lohn Ihrer Tugenden empfangen, ſo wahr ein vergeltender Gott lebt! Hier haben Sie meine Hand und mein Wort! Von mir erfährt Niemand von den Dokumenten."

„Auch von mir nicht," ſagte Gély gerührt und reichte ſeine Rechte dem Baronet.

„Und hier haſt Du auch mein Verſprechen!" rief Howard, dem Freunde Hand und Kuß reichend.

„Ich bin doch ein reicher Mann, weit reicher als Kildare!" ſagte O'Donnel gerührt, die drei Hände feſt haltend; „denn ich habe Freunde, wahre ächte Freunde.

— Ich danke Euch! Gott wird Euch dieſe Wohlthat an mir vergelten. — Und nun fort mit den Papieren!“ —

Er wollte noch einige Zeilen an Eliſabeth ſchreiben und ihr ſeine Umſtände melden, aber ſein zerſchoſſener Arm geſtattete es nicht. Deshalb forderte er Howard auf, Sally das Portefeuille mit den Papieren zu übergeben. Howard ſchrieb noch einige Zeilen hinein, worin er der Lady mittheilte, daß ihre Warnung zu ſpät gekommen, und Sir O'Donnel bereits bei Empfang ihres Briefes ſein Gefangener geweſen ſei, und daß nur des Baronets verwundeter Arm denſelben abhalte, ihr ſelbſt dieſe Nachrichten mitzutheilen. Sally war unterdeſſen herbeigerufen worden und ſtand beſcheiden im Schatten des Lichts an der Thüre. Ihr Auge hing verſtohlen an O'Donnels leidenden Zügen. Howard wollte Papiere und Portefeuille verſiegeln.

„Nicht doch!“ ſagte Lewis. „Dieſer treuen Botin übergebe ich nichts verſiegelt. Ihr Herz, ihre Hand ſind das beſte Siegel, das ſchützendſte Petſchier.“

Dankbar flammte Sally's Auge in hohem Entzücken an O'Donnel empor. Sie trat in den Glanz des Lichtes hervor und haſchte nach dem Zipfel ſeines Rockes, um ihn an ihre Lippen zu führen, wozu ſie einige Worte der tiefſten Ergebenheit flüſterte.

„Nicht alſo!“ ſagte der Baronet, von einem heißen Gefühl ergriffen. „Reiche mir Deine Stirne, Deinen Mund, daß ich Dich darauf küſſe, die Du ſo beſorgt für mich geweſen biſt.“ Schon ſtreckte er die linke Hand nach ihr aus, aber Sally wich zurück, eine düſtre Wehmuthswolke überſchattete ihr Geſicht; ſie verhüllte es mit ihrer Schürze und ſchluchzte aus tiefer, ſchmerzzerriſſener Bruſt: „Nein, gnädiger Herr, das bin ich nicht werth.“

„Ei, Du ſonderbares Mädchen, warum denn wohl?“ fragte Lewis verwundert.

„O, erſparen Sie mir dieſes Geſtändniß!“ weinte ſie noch heftiger. Da kam dem Baronet plötzlich die leidenſchaftliche Mittheilung ihres Vaters in den Höhlen der Teufelsmauer wieder in den Sinn, woran ſeine Harmloſigkeit nicht gedacht hatte, und die ganze Laſt derſelben drückte plötzlich auf ſeine Seele. Das heiligſte Mitleid übermannte ihn, er ſtand auf, trat zu Sally, ſtreichelte ihr die Wange und ſagte: „Armes Kind! Du biſt ja doch die Unglücklichſte von uns Allen!“

Sally verging faſt in ihrem troſtloſen Schmerz.

„Du haſt mich mit Deinem Tuche verbunden,“ fuhr der Baronet fort, „ſo erlaube mir wenigſtens nun, Dich dafür mit dem meinigen zu ſchmücken.“ Mit dieſen Worten knüpfte er ſich ein ſchönes buntſeidenes Tuch ab, das er leicht um den Hals trug, und legte es ihr über den Buſen; der Schmerz in ihren Zügen verklärte ſich zu einem ſeligen Lächeln. „Als beſondres Andenken an mich trage aber dieſen Ring,“ ſprach O'Donnel weiter, indem er ihr einen einfachen Goldreif, den er ſich ſo eben abgezogen, an den Finger ſchob; „ich gehe jetzt einem dunklen Verhängniß entgegen, wer weiß ob wir uns wieder ſehen; Tochter O'Neils, denke zuweilen an Deinen Freund O'Donnel.“

„Ewig! ewig!“ ſchluchzte Sally wonnetrunken und bedeckte die Hand, die ſie ſo gütig beſchenkte, mit warmen Küſſen.

„Sally, ich vertraue Dir in dieſen Papieren ein wahres Heiligthum an, deſſen Werth Du kaum abnen kannſt. Liefere es richtig in die Hände der Lady von Lindſayhall ab; ſie wird Dir dafür ewig dankbar ſein.“

„Verlaſſen Sie ſich ganz auf mich!“ betheuerte ſie. Mit einer wahren Andacht empfing ſie das Packet und das Portefeuille aus O'Donnels Hand und wollte ſich ſogleich damit entfernen. Ihre zitternde Stimme hauchte: „Leben Sie wohl, Sir Lewis! Gott ſchenke Ihnen bald Freiheit und Glück!“ auf die Hand.

„Wie, mein Kind?“ fragte dieſer befremdet; „willſt Du denn in der rauhen Winternacht den weiten Weg nach Lindſayhall hinüber gehen?“

„Ach, die Lady wird mit Schmerzen auf meine Rückkehr warten! Denken Sie ſich ihre Angſt, Sir, wenn ſie das Eine oder das Andere erfahren hat und doch keinen ſichern Grund weiß. Sie wird ohnedies dieſe Nacht nicht ſchlafen können. Ich muß eilen, ſie ſobald als möglich von der peinlichen Unruhe zu befreien. Ich bin ja dieſen Weg ſchon oft bei Nacht und Nebel in Wind und Wetter allein gewandert, und die „guten Leute“ des Bergs und der Heide müſſen mir gewogen ſein; denn ſie haben mich ſtets ruhig und unangefochten meine Straße ziehen laſſen.“

„Wer wollte Dir auch nicht gewogen ſein, Mädchen? Aber wenn Dich auch die guten Leute der Heide ungetückt wandern ließen, ſo möchten die böſen Leute, die auf oder an der Heide wohnen, leicht zum Gegentheil geneigt ſein, zumal wenn ſie nur die leiſeſte Ahnung von dem Schatze hätten, den Du diesmal bei Dir trägſt. Es könnte Dir ein Unfall zuſtoßen. Die Lady iſt nun doch um die ruhige Nacht; denn vor Morgen erreichſt Du Lindſayhall doch nicht.

Es geht ſich gar ſchlimm in der Dunkelheit auf den unſichern, ſchneebedeckten Gebirgspfaden, und ‚die Nacht iſt keines Menſchen Freund.‘ Bleibe Du bis Morgen; vor Tages Anbruch rüſten auch wir uns zur Abreiſe. Einige Meilen fährſt Du mit mir im Wagen bis an den grünen Stein oben, wo die Wege ſich theilen. Unterdeſſen iſt's Tag geworden, und Du wanderſt dann ſicher und bequem über die Höhe nach Lindſayhall hinab.“ — Sie beugte ſich wieder auf ſeine Hand und ließ ein paar warme Thränen darauf fallen. — „Nein, nein, ich laſſe Dich jetzt nicht,“ fuhr Lewis immer gütiger fort, „dazu biſt Du mir viel zu lieb, auch würde mich Miß Eliſabeth, die Dich ebenfalls ſo ſehr liebt, deshalb ſehr ausſchelten, und das mit allem Rechte. Du bleibſt im Schloſſe mein Gaſt; Michauls Frau, die gute Moya, wird ſchon für Deine Unterhaltung ſorgen und Dir ein weiches, warmes Bettchen zurecht machen. Mic führe ſie zu Deinem Weibe! — Schlaf wohl, mein Kind!“

Sally ſtürzte hinaus; Rührung und Wonne droheten ihr das Herz zu zerſprengen; ſie war einſilbig den ganzen Abend in Moya's Geſellſchaft, und dieſe mußte ihr — ſie bat die junge Frau ſo herzinnig darum — nur von Sir Lewis erzählen, und Moya erfüllte dieſe Bitte ſo gern, keine hätte ſie lieber erfüllt. Sie erzählte von des Baronets Güte, Edelſinn, Hochherzigkeit, von ſeinen heimlichen, guten Handlungen, von ſeiner unbegränzten Liebe zu den Armen, und küßte dazwiſchen ihr allmählig entſchlummerndes Knäblein, es ermahnend, eben ſo fromm und gut zu werden, wie ſein Herr Pathe. In Sally's Augen kam kein Schlummer, wohl aber je zuweilen Thränen; doch dieſe Thränen erzeugten ihr ein ſo ſüßes, unbeſchreiblich wohlthuendes Gefühl; es war, als weine ſie damit den letzten Erdenſchmerz hinweg, und wüchſen ihrer von ſchweren Banden befreiten Seele Schwingen, auf denen ſie ſich durch alle Morgenröthen irdiſcher Seligkeit hindurch jubeln und es den Himmel verkünden möchte, daß dieſer Edelſter aller Menſchen ſie geehrt, ihr Zeichen ſeines Wohlwollens gegeben habe. Dann und wann drückte ſie verſtohlen das ſeidene Tuch an ihre Lippen oder den Ring an das Herz, und lauſchte dann wieder, in Wonne badend, Moya's farbenglühenden Erzählungen. Es war lange nach Mitternacht, als Sally's Bilder aus der Wirklichkeit allmählig in die des Traumes übergingen; es war ja doch nur Lewis blühende verklärte Geſtalt, die ſich in all' jenen Bildern, erſt durch der Wachenden, dann durch der Schlafenden Seele drängte, nur war der Traum milder und gütiger, ein wonneſpendender Zauberer, und gewährte ihr leicht und ſpielend, was ihr ſein nüchterner, zauberloſer Bruder ſtets ſtreng verſagte: Lewis berührte küſſend die Fülle ihrer Schönheit. —

## 17.

## Abſchied von Greenlodge.

Als Michaul Dahna auf O'Donnels Befehl in das Geſellſchaftszimmer des Schloſſes zurückgekehrt war, winkte ihm dieſer in das Nebengemach mit den Worten: „Nun habe ich noch Einiges mit Dir zu ſprechen, Mic.“

Und unter vier Augen fuhr er fort: „Dein Vergehen gegen mich habe ich vergeſſen und Dir verziehen; ich kann Dir keinen größern Beweis meiner Liebe geben, als daß ich die Sorge für mein Hausweſen in Deine Hände lege. Ich werde Dir eine Vollmacht ausſtellen, die Dich zu meinem Verweſer und Verwalter auf Greenlodge und Balliford macht, und die Herren draußen im Zimmer werden die Güte haben, ſie als Zeugen zu unterſchreiben. So lange die Regierung die Güter nicht confiſcirt, verwalteſt Du die Einkünfte und beſorgſt die nöthigen Ausgaben, die Dir alle bekannt ſind. Oliver retteſt Du, ſobald es Dir möglich iſt, nach Frankreich hinüber und verſorgſt ihn anſtändig mit Geld. Bis zur Abreiſe halte ihn ſo heimlich als möglich verborgen, denn Lord Kildare wird nicht unterlaſſen, ferner ſeine Spione hierher zu ſchicken, wie er — wir haben davon untrügliche Beweiſe — zeither gethan hat. Eben ſo ſei mir auf den kleinen George bedacht, daß er nicht in ſeinen Studien geſtört wird. Der Junge entwickelt ſich jetzt an Geiſt und Körper gleich vortheilhaft, macht die beſten Fortſchritte und mir immer mehr Freude. Es wäre ewig Schade, wenn mein trübes

Loos einen ungünſtigen Einfluß auf ſeine Carriere haben ſollte. Nimm Dich der beiden jüngſten Söhne Sir Williams, Deines Wohlthäters, an, als ſeieſt Du ihr Bruder; mein Vertrauen betrachtet Dich als den meinigen."

Da ſtürzte Michaul, von der unwiderſtehlich aufglühenden Macht eines ſtarken Gefühls, das in ſeiner treuen Bruſt ſchlummerte, ergriffen, zu des Baronets Füßen, umklammerte die Kniee deſſelben heftig, preßte ſie gewaltig an ſeine Lippen und ſtieß ſo laute und ſchmerzliche Töne aus, daß Lewis verwundert auf ihn herab ſah, und die Männer im anſtoßenden Zimmer beſtürzt herein eilten.

„Was fehlt Dir? Was ficht Dich an?" fragte O'Donnel mißbilligend.

„Ja, ich will ihr Bruder ſein, bei Sir Williams heiligem Schatten, der jetzt auf uns ſchaut, oder in unſrer Nähe iſt!" ſtöhnte Michaul, ſich aufraffend und reichte dem Gebieter zur Bekräftigung ſeines Verſprechens die Hand.

Dieſer gab ihm nun noch ſpecielle Aufträge und kehrte dann zur Geſellſchaft zurück.

Aber von all' dieſen verſchiedenen aufregenden Eindrücken begünſtigt, hatte ſich unterdeſſen beim Baronet ein Wundfieber erzeugt, das, ſobald er ſich unter ſeinen Freunden niederließ, ſchnell an Heftigkeit zunahm und dieſe beſorgt machte. Der Kranke konnte kein Auge ſchließen und die Andern wachten an ſeinem Bette. Die Franzoſen ſprachen ſchon davon, daß es unmöglich ſei, den Baronet in dieſem Zuſtande fortzubringen, und Howard war im Herzen ſehr geneigt, ihnen beizuſtimmen, obgleich er dadurch in Verlegenheit gerieth. Gegen Morgen erklärte jedoch der Kranke beſtimmt, er würde reiſen, ſelbſt wenn es ſchlimmer mit ihm ſtände, und beſtand unabweisbar darauf, daß man den Wagen anſchirre. Howard wußte dieſen Beweis von Freundſchaft nach Würden an O'Donnel zu ſchätzen.

Sally ſtellte ſich zeitig ein und hörte mit Beſtürzung von O'Donnels Erkrankung. Es war nun an ihr, zu bitten, zu flehen, daß er noch einen oder ein paar Tage verziehen möchte, und ſie bat wie ein frommes unſchuldiges Kind, und Moya und Michaul ſtimmten ihr bei; aber die Charakterſtärke des Baronets ſiegte. Nun wetteiferten Sally und Moya, ihn gegen die Einwirkung der Luft und Kälte zu ſchützen, und Lewis empfing manch' rührendes Zeichen der Anhänglichkeit dieſer guten einfachen Menſchen an ihn.

Als Alles zur Abreiſe fertig war, ließ Sir Lewis ſeine ganze Dienerſchaft, die eben nicht groß war, in das Zimmer rufen. Hier ſtellte er mit ernſten und kurzen Worten Michaul Dahna ſihnen als einſtweiligen Gebieter, während ſeiner Abweſenheit, vor und ermahnte ſie zum ſtrengſten Gehorſam gegen den Mann, der jetzt nicht mehr ihr Kamerad, ſondern ihr Herr ſei. Dann reichte er jedem zum Abſchied die geſunde Hand. Es war eine rührende Scene. Weinend ergriffen die Einzelnen die Hand, bedeckten ſie mit Küſſen und Thränen, erſchöpften ſich in Segnungen und Glückwünſchen, die ſie auf Sir O'Donnels Haupt häuften, und konnten kaum von ihm laſſen. Ihr Wehgeſchrei erfüllte die Luft und ſelbſt die Augen des Baronets und der Offiziere wurden naß. Nun umarmte Lewis den treueſten ſeiner Diener. Michauls Jammer war unausſprechlich groß. „Ich beſorge nicht, daß Du wieder etwas thuſt, was meiner und Deiner unwürdig wäre“, ſagte der ſcheidende

Gebieter. „Hüte und zügle das Feuer Deiner Leidenſchaft!“ — Michaul legte die Hand ſtumm auf das Herz, er konnte kein Wort reden. Moya und Andy Dahna ſanken in die Kniee und küßten des Baronets Hände und Füße; es war ein herzzerreißender Anblick.

Von zwanzig und mehr Armen wurde der Baronet in den bequemen Reiſewagen getragen. Als Sally einſtieg, war es ihr, als huſchte Tims, ihres Verlobten, kleine Geſtalt wie ein Schatten an den Boskets vorüber, die den Raſen des Auffahrtsplatzes zierten. Sie ſchauderte unwillkürlich zuſammen, ſie wußte nicht warum. Im Wagen mußte ſie an O'Donnels Seite Platz nehmen; ſein fieberkrankes Haupt ſank an ihre wogende Bruſt und ſeligere Gefühle kehrten wieder in dieſelbe ein. Die franzöſiſchen Offiziere ſetzten ſich gegenüber, Howard beſtieg ſein Pferd und ritt dem Wagen zur Seite; Dragoner eröffneten und ſchloſſen den Zug. Unter lautem verzweifeltem Wehklagen, mit denen der gemeine Irländer meiſt der gepreßten Bruſt Luft macht, verließ der traurige Conduct den Schloßplatz. Die letzte Nachtwache der ſchaurigen Winternacht zog trübe und ſchwermüthig über die Höhen, der Wind ſchnitt empfindlich kalt, und in der Ferne erlöſchten bald die einzelnen über den Schloßhof wankenden Laternen. Der Wagen konnte nur ganz langſam fahren.

Als Sally einmal wieder von ungefähr den Blick in die trübe neblichte Frühe hinauswarf, däuchte ihr abermals, als ob Tims Geſtalt durch die Bäume und Büſche des Waldes neben dem Wege hingleite; gleich darauf hörte ſie einige der nachreitenden Dragoner einem Menſchen drohen, doch entführte ihr der Wind den ganzen Sinn der Worte, ſie hatte nur Einzelnes verſtanden. Ihr Herz wurde von großer Angſt gemartert.

Der Morgen glich einem dampfenden qualmenden Feuer, das nicht brennen will; der Tag konnte ſich durch die dichten Nebel und Nachtmaſſen anfangs gar nicht durcharbeiten; es war feucht und kalt und im höchſten Grade unfreundlich. So war es noch immer dämmrig, als die Reiſenden beim grünen Stein anlangten, wo die Wege ſich trennten, und Sally ans Ausſteigen erinnerte. Ach! es wäre ihr ja die größte Erdenſeligkeit geweſen, wenn ſie mit dem Manne, den die Schwärmerei ihrer Seele wie einen Heiligen anbetete, nach Dublin in das Gefängniß hätte gehen können, um den Kranken zu pflegen, ihm als Magd zu dienen. Aber der Lady gehörten ihre nächſten Pflichten, und ſie küßte des Baronets heiße Hand, empfing demüthig ſeinen Kuß auf die Stirne, nahm das Päckchen, das den ihr anvertrauten Schatz enthielt, und wanderte, von den beſten Wünſchen der Reiſegeſellſchaft begleitet, dem Bergkamme zu. Oben blieb ſie ſtehen und winkte mit dem ſeidenen Tuche, Sir Lewis theuerm Geſchenke, dem Wagen ſo lange zu, bis er hinter Bäumen, Felſen und Bergvorſprüngen verſchwunden war, und der Nebel ihr nicht erlaubte, ſein ferneres Wiedererſcheinen zu verfolgen. Rüſtig ſchritt ſie über die Höhe und ſah ſich ſcheu um, ihre Füße beflügelnd, wenn es zuweilen neben ihr im Walde raſchelte, als ob ein Menſch dort gehe. Sie mußte immer zagend an Tim denken. Plötzlich, als ſie hurtig bergab ſchritt, thaten ſich ihr zur Seite die laubloſen Gebüſche auseinander, und zu ihrem Schrecken ſtand die verwachſene Geſtalt ihres Verlobten vor ihr und bot ihr grinſend einen guten Morgen.

„Ei, mein holdes Bräutchen,“ höhnte der Kleine, und ſein langes dunkelfarbiges Geſicht mit den ſtechenden Augen nahm ſich zwiſchen dem großen ſchwarzen Backenbart wie eine hölliſche Fratze aus. — „Du zitterſt wie Espenlaub, und der Dank auf meinen höflichen Gruß bleibt Dir in der Kehle ſtecken. Woher ſo früh des Weges?“

„Pfui!“ ſagte endlich Sally böſe, „Du haſt mich recht erſchreckt, Tim.“

„Das habe ich wohl bemerkt. Kann aber die Braut, die ein gutes Gewiſſen hat, durch das plötzliche Erſcheinen ihres Bräutigams erſchreckt werden? Woher Du kommſt, mein Täubchen, hab' ich Dich gefragt?“

„Das weißt Du ja, ſo gut wie ich; denn ich habe Dich beim Einſteigen in den Wagen auf dem Schloßplatze zu Greenlodge bemerkt.“

„Nun freilich war ich dort; aus lauter Sehnſucht und Zärtlichkeit zu Dir, mein ſüßes Kind. Ich mußte doch zuſehen, wohin mein Vögelchen geſtern ſo ſchnell geflattert ſei, als es an der Heideſchenke vorüberflog, ohne mir einen Gruß zu gönnen.“

„Du haſt mich geſehen? Ich hatte die größte Eile.“ —

„Und was hatteſt Du denn ſo ſehr eilig zu beſorgen?“

„Ich weiß nicht, ob ich es ſagen darf. Zwar iſt es mir nicht verboten, aber Schweigen verſteht ſich doch eigentlich von ſelbſt.“

„Mir wollteſt Du es nicht ſagen, der ich Tag und Nacht an unſerm künftigen Glück baue, der ich alle Kräfte anſtrenge, um Dich, mein Schäfchen, bald recht warm und weich zu betten? Gegen mich willſt Du ein Geheimniß haben, Sally? Schäme Dich! Du betrübſt mich ſehr!“

„Nun ich will Dir's ſagen; Du darfſt es aber Niemand mittheilen.“

„Nimmermehr! Hier haſt Du meine Hand darauf.“

„Ich brachte dem Sir O'Donnel ein Briefchen von Miß Eliſabeth.“

„Und jetzt trägſt Du die Antwort zurück? Das iſt ein ſtarker Brief, den Du da haſt. Dann hat der Baronet wohl die ganze Nacht geſchrieben?“

„Nicht doch, der rechte Arm iſt zerſchoſſen, er kann nicht ſchreiben.“

„Ja, das hatt' ich vergeſſen. Du haſt ihn wohl die Nacht über unterhalten, den armen Mann? Dafür hat er Dich aus Dankbarkeit dieſen Morgen in den Wagen genommen und küßte Dich beim Abſchied recht zärtlich. Das läßt ſich ja allerliebſt an, mein Schätzchen!“

Sally blickte in das ſcheußlich verzerrte Geſicht Tims und erbebte. Angſtvoll ſtammelte ſie: „Du biſt böſe, Du zürneſt mir?“

„Nein, nein! — Das niedliche rothſaffianene Büchlein da hat Dir Sir Lewis wohl zum Andenken an eine glückliche Stunde geſchenkt? Ich ſehe da ein nettes Ringlein an Deiner Hand blitzen! Und das ſchöne ſeidene Tuch? O, das haſt Du Alles in der Nacht erobert. Du verſtehſt das noch von ſonſt her. — Zeig' doch her das Büchlein und laß es mich auch betrachten.“

Sally war erblaßt; Tims boshafte Worte gingen ihr wie ein zweiſchneidiges Schwert durch die Bruſt. Grimmiger Schmerz zuckte ihr durch das innerſte Leben, es wirbelte ihr im Kopfe, ſie ſtöhnte tief und ſchwer auf, und von einer plötzlichen Betäubung ergriffen, wußte ſie nicht, wo ſie ſich befand und was mit ihr geſchah. — Dieſen augenblicklichen bewußtloſen Zuſtand benutzte Tim, nahm ihr das Portefeuille ab, öffnete es und blickte neugierig hinein. Dieſer Raub brachte aber das Mädchen wieder zur Beſinnung; haſtig griff ſie nach der Brieftaſche, aber er wich ihr aus und ſagte höhniſch: „Laß mich's doch inwendig auch anſehen, ich kann ja doch nicht leſen, was da geſchrieben ſteht.“ Dabei aber funkelten ſeine Augen immer feuriger und wilder, indem ſie über die Zeilen hinirrten.

„Du lieſeſt es ja doch!“ kreiſchte Sally verzweiflungsvoll und haſchte wieder nach dem Buche.

„Nun ja doch,“ verſetzte er teufliſch lachend, „nicht vergebens hat mich meine Muhme Peppy, als ich noch ein Bube war, beim Pater Auguſtin O'Kelly leſen und ſchreiben lernen laſſen. Hier haſt Du das Büchlein wieder, mein Herz. Und nun laß einmal ein vernünftiges und freundliches Wörtchen mit Dir reden. Unſer künftiges Glück hängt ganz allein vom Lord Kildare ab. Er will uns beiden wohl und mir eine Anſtellung geben, die uns reichliches Auskommen verſchafft. Shaun Donnough wird nächſtens verſetzt, dann erhalte ich die Parkwärterſtelle zu Lindſayhall, und wir machen Hochzeit und ſind ein glückliches Paar. Dann dürfteſt Du mir freilich keine nächtlichen Beſuche mehr in Greenlodge machen, doch das giebt ſich ſchon von ſelbſt; denn der ehrenwerthe Sir wird ſchwerlich dorthin zurückkehren. Um aber wieder auf den Lord, unſern Wohlthäter, zu kommen, ſo verſteht ſich von ſelbſt, daß wir ihm gefällig und dienſtwillig ſind, wo wir vermögen. Und je größere Gefälligkeiten wir ihm erweiſen, deſto beſſer iſt's für uns, deſto eher erhalte ich die Stelle, deſto bälder wirſt Du mein Weibchen. Dies wird Dir einleuchten. Wenn ich Dir nun ſage, daß Du jetzt im

Stande biſt, dem Lord eine ſehr große Gefälligkeit zu erzeigen, ſo hoff' ich, Du wirſt um unſres eignen Wohls willen nicht anſtehen, ſie ſogleich zu erfüllen."

„Ich?" fragte Sally verwundert. „Womit könnte ich armes Mädchen dem reichen Lord einen Dienſt erweiſen, der der Erwähnung werth wäre?"

„Wenn Du dieſes Päckchen mit Schriften dem Lord ſtatt der Lady überbringſt, oder mir aushändigſt, daß ich es an ſeine Herrlichkeit beſorge."

„Verhüt' es Gott und alle Heiligen!" fuhr Sally erſchrocken zurück.

„Nicht ſo heftig, mein Kind! höre weiter. Dieſe Papiere ſind eigentlich des Lords Eigenthum, und der Baronet hat ſie nur durch einen liſtigen Betrug in die Hände bekommen. Der Lord weiß darum; er war außer ſich darüber. Tim, ſagte er zu mir, wenn Du mir die an mich adreſſirten franzöſiſchen Briefe, die die Franzoſen nach Greenlodge gebracht haben, verſchaffſt, ſo mache ich Dich zum reichen Mann. Wie ſollte ich es aber anfangen? Ich konnte doch nicht im Jagdſchloſſe einbrechen, und wenn ich's gethan, wußte ich, wo die Papiere waren? Ich habe Mancherlei verſucht, ich bot dem Tobby Hudſon, dem Reitknecht auf Greenlodge, meinem Freunde, viel Geld; er warf die Augen darnach umher, aber es war Alles vergebens. Nun vermuthet der Lord, der Gefangene Sir Lewis werde dieſe wichtigen Dokumente mit nach Dublin nehmen, und wollte deshalb ſogleich dorthin abreiſen, ſobald ich ihm die Abreiſe des Sir Lewis gemeldet, um dieſem zuvorzukommen und ihm die Papiere ſogleich beim Eintritt in's Gefängniß abnehmen zu laſſen. Sieh, deshalb lag ich in dieſer Nacht im Stalle bei Tobby zu Greenlodge. Die Reiſe des Lords wird nun unnöthig; denn daß dies die fraglichen franzöſiſchen Papiere ſind, ſteht ja ganz deutlich in dem rothen Büchlein. Ob ſie die Lady hat, der ſie auch nicht gehören, oder der Lord, der ſchändlich darum gebracht worden iſt, kann Dir nichts verſchlagen; im Gegentheil, Miß Eliſabeth ſpeiſt Dich mit einem kühlen Dank ab, der Lord aber macht uns reich und glücklich. — Drum gieb ſchnell her!“

„Nein, ſag' ich Dir! das Päckchen erhält nur die Lady von mir!“ rief Sally heftig und ſich widerſträubend.

„Biſt Du klug, Mädchen, mir, Deinem Verlobten, Deinem Bräutigam, ſolches zu verweigern? unſer Glück, das Du in Händen haſt, wegzuwerfen, von Dir zu ſtoßen? Gieb her und in vier Wochen biſt Du mein glückliches Eheweib und Wildhüterfrau von Lindſayhall.“

„Nun und nimmermehr! Laß mich gehen! Halte mich nicht länger auf, ich habe Eile.“

„Dein Vater wird Dir zürnen, wenn ich ihm erzähle, wie Du unſer Heil mit Füßen trittſt. Die Lady wird die Papiere ihrem Vater hernach doch ausliefern, das gebieten ihr Klugheit und Kindespflicht, und ſie werden dergeſtalt gewiß an ihren rechtmäßigen Eigenthümer zurückkommen; aber wir ſind dann um den reichen goldenen Lohn betrogen, der uns gewiß iſt, wenn wir das Päckchen gleich an den Lord abgeben und von der Lady gar nichts erwähnen.“

„Schweig! Ich mag nichts mehr hören. Laß mich meines Weges ziehen, oder ich werde bitter böſe werden. Die Papiere erhältſt Du nicht und wenn Du auch noch länger ſchwatzeſt.“

„Und ſo will ich ſie doch erhalten, ſelbſt gegen Deinen Willen!“ rief Tim, ſprang auf die Erſchrockene zu, entriß ihr das Päckchen und ſchwang ſich damit auf den Rand des Wegs, um in das Thal hinabzuſpringen, über welchen ſie eben wandelten. Zufällig war dies aber gerade eine ſehr abſchüſſige felſige Stelle; er wagte den Sprung in die Tiefe nicht, ſondern eilte vorwärts, wo er einen bequemen, minder gefährlichen Punkt erſpäht hatte. Aber auf dieſem kurzen Wege kam ihm Sally zuvor. Einen Schrei des Entſetzens hatte ſie ausgeſtoßen, dann aber that ſie entſchloſſen einige pfeilſchnelle Sätze vorwärts, gleich einer ſchlanken Hindin, die des Jägers Hund verfolgt. Sie blieb im Wege und hatte leichtern und bequemern Lauf, und eh' er ſich's verſah, ſchwang ſie ſich auf den Vorſprung empor, ſtand vor ihm und wollte ihm das Päckchen wieder entreißen; aber er hielt es feſt und widerſetzte ſich. Schreiend rang ſie mit ihm, faßte ihn mit beiden Händen in den ſchwarzbuſchigen Backenbart und riß ihm den Kopf mit ſolcher Gewalt herum, daß er laut aufſtöhnend die Papiere fallen ließ, um ſich von ſeiner ſchonungsloſen Quälerin zu befreien. Sie ließ ihn ſogleich los, um ſich des ihr anvertrauten Schatzes wieder zu bemächtigen, aber auch er fuhr mit beiden Händen darnach, erwiſchte jedoch nur das Portefeuille, denn ehe er zu dem Päckchen gelangt war, hatte ſie ihn von der Seite gefaßt und gab ihm mit Arm und Hüfte, in einer Stellung, wo ſie ihre ganze Kraft anwenden konnte, einen ſolchen Stoß, daß er, ſich überſchlagend, in den Abgrund hinabſtürzte, in deſſen Tiefe der Waldbach rauſchte, der ſein Waſſer ſpäter über die Teufelsmauer in die Heide hinabgoß. Krachen hörte ſie noch ſeinen Fall und ſein klägliches Geſchrei, aber mit Blitzesſchnelle raffte ſie die Papiere auf und ſauſte, als müßte ſie verfolgenden Geiſtern entrinnen, ſchneller als eine Gazelle, den Berg hinab.

Und wie eine reizende, des berauſchenden Gottes volle Bacchantin, ſtürzte ſie mit fliegendem Haar in das alte Schloß zu Lindſayhall und hielt athemlos der erſchrockenen Lady das Päckchen entgegen. Sobald ihr gereizter Zuſtand ſie nur einiger Maßen zum Wort kommen ließ, erzählte ſie die ſeit geſtern erlebten Vorfälle und verſchwieg ſelbſt den Ausgang ihres Kampfes mit ihrem Verlobten nicht. Eliſabeth umarmte ſie ſchweigend. Nachmittags ging Sally nach Dunmoore; Abends wurde auch ihr Vater in ſeinem Häuschen dort und gleich darauf in der Heideſchenke im eifrigen heimlichen Zwiegeſpräch mit Mutter Peppy bemerkt, aber am andern Morgen waren ſie beide verſchwunden.

## 18.

## Die Grotte des Rieſendamms.

Hoch oben an der mitternächtlichen Küſte der von Gott geſegneten, von Menſchen verfluchten ſmaragdenen Inſel, am äußerſten Nordende der ſtädte- und menſchenarmen, aber berg- und felſenreichen Grafſchaft Antrim, an jenem gigantiſch-grotesk gebildeten Felſenbord von Fair Head bis zum Foyle-See, deſſen ſeltſame ſtarre Formen die Woge des Oceans peitſcht, deſſen einſame, kühne Schöpfungen das Wellenlied der Atlantis umdonnert, des ungeheuern Meeres, das ſeine Fluthen vom fernen Amerika bis hierher ungehindert, von keinem Lande gebrochen, wälzt, dort baut und ſchweift ſich, aus tiefem, ſtillen Waſſergrund aufdämmernd, aufſteigend, höher und höher bis zum ſchwindelnden, rieſenhaften Felſenſcheitel, in unausſprechlicher Pracht und Majeſtät, ein zum gewaltigſten Erſtaunen hinreißendes Naturwunder kühn empor, deſſen Schönheit unvergleichbar iſt, deſſen impoſante Formbildung kein Land der Erde weiter zu bieten vermag; es iſt das großartige, herrliche Baſaltgebirge des Rieſendammes. Meilenweit an der Küſte dehnen ſich dieſe Baſaltmaſſen aus und erheben ſich eckig und ſcharf, oft weit in das Meer vorſpringend, oft ſich ragend in die Luft aufgipfelnd, eine grandioſe Felſenkette, bis zur Höhe von fünfhundert Fuß. Von der See aus in einiger Entfernung geſehen, erſcheint dieſes Felſengebirge einer ungeheuern Feſtung im Rieſenmaßſtab täuſchend ähnlich: man ſieht die enormen, vorſpringenden Außenwerke, die Wälle, die Baſtionen, Böſchungen, Köpfe, und beſonders eine Baſaltgeſtalt, die Kaiſerkrone genannt, trägt die überraſchendſte Aehnlichkeit eines trotzig in's Meer hinreichenden Kaſtells. Wo dieſe Felſenkoloſſe ſich dem Meere zuſenken, deſſen mit der Erde gezeugte Söhne ſie ſind, aber ſtets im hartnäckigen Kampfe mit Vater und Mutter — denn ſie verſchmähen die braune Kutte und das grüne Oberkleid des erſtern und geſtehen ihm keine Macht zu über ſich, ſie verhöhnen ebenſo die Schmeicheleien und den Zorn der Mutter und ſchleudern die fürchterlichſten Rieſenwellen, die jene ihnen nach dem Haupte wirft, um ſie zu vernichten, gebrochen, hohnlachend zurück — dort unten, wo ihre Füße im tiefſten Meeresgrund wurzeln, haben ſie köſtlichen Säulenſchmuck vor ſich aufgeſtellt, kühn gemeißelte, ſtarke Pfeiler, gewaltige Träger ihrer Steinlaſten, prächtig gerundete Formen majeſtätiſcher Felſenbildung. So ſtehen ſie, in unendlicher Zahl an einander gereiht, bald in gerader Linie fortlaufend, eine wundervolle Colonnade, bald weit ausgebauſcht in das Meer hervortretend, von kürzern zu längern ſich empor gliedernd, eine Rieſenorgel, bald in den Berg hineingebaut, treppenweiſe ſich aufſtufend, ein ungeheures Amphitheater, immer aber in großen, überraſchenden Bildern. Unten mit dem Meerſpiegel gleich, ſchweifen ſich zwiſchen doppelten, theils abgebrochenen, theils ganzen Säulenreihen weite Gewölbe in die Felſengebirge, kühn emporgehalten und getragen von jenen Baſalt-Pilaſtern, wie von unzähligen, hervorgeſtreckten Armen. An hundert Fuß lang und oft nicht weniger hoch, liegen dieſe herrlichen Höhlen in die hohen Felſen geſprengt, einſam und unbeſucht, und die ſchauerlich lautloſe Oede, die mit ſtarrem Auge durch ihre Räume glotzt, iſt ihr einziger, ihr ewiger Gaſt; ſelten, daß im hohen Sommer die monotonen Ruderſchläge eines Nachens in dieſen heiligen Domgewölben der Natur wiederhallen; es iſt weder vom Land, noch von der See aus leicht und gefahrlos, ſie zu beſuchen, und nur, wenn das Ungeheuer Meer im Sonnenſchein ſchläft, oder ſich behaglich dehnt, kann der ſtaunende Wandrer auf ſeinem Rücken im leichten Nachen hineingleiten; außerdem verwehrt's ihm die ſchäumende, donnernde Brandung. Von dieſen Höhlen und ihren Trägern, von jenem Steinwald des Gebirges aus, laufen nun jene tauſend und aber tauſend an einander gereihten und gefügten Baſaltſäulen in wundervoller Abſtufung, aber allmählig kleiner und kleiner werdend und wie abgebrochen erſcheinend, mehrere Meilen in das Meer hinaus. Dieſe ſo enggegliederte, prächtige Säulenbildung iſt der Giants Cauſeway, der gewaltige Rieſendamm. Wie die Sage an der einſamen, nur von wenigen armen Fiſchern bewohnten Felſenküſte geht, haben die Rieſen der Erde einſt verſucht, Irland und Schottland, das ſeine lange Landzunge Kantyre hier, wie verlangend, nach Irland, herüberſtreckt und ihm nahe kommt, mit einander zu verbinden und den kühnen Damm zu bauen begonnen, Säule an Säule ſetzend, und wirklich ſchimmern bei heller, ruhiger See die prächtigen Säulenreihen weit, weit nach Norden und Nordoſten hinüber, den ſchottiſchen Ufern zu, aus der Waſſertiefe herauf, nach dieſen verſchiedenen Richtungen hinlaufend, und nehmen ſich unten, aus dem dunkelgrünen Meergrund aufragend und doch deſſen hellgrüne Oberfläche noch lange nicht erreichend, wie halbzerſtörte Rieſenſtädte mit Hallen und Portikus aus, und ihr Bild taucht aus dem tiefen Meeresſchoos herauf, wunderbar ſeltſam und Schauer erregend, wie ein längſt vergangener grotesker phantaſtiſcher Traum aus der Erinnerung. Die Erdrieſen bauten rüſtig, ſo erzählt die Sage weiter, aber die Meerrieſen verwehrten es ihnen und verhinderten ſie daran; es brach ein furchtbarer Kampf zwiſchen beiden los, in welchem die Erſtern unterlagen. So ſteht der Wall, der zur Verbindungsbrücke werden ſollte, ein unvollendetes Rieſenwerk, aber doch würdiges Zeugniß ablegend von ſeinen Erbauern. Und wahrlich! dieſe Säulenwelt, aufſtarrend aus Meer und Erde zugleich, und auf ihren Gipfeln die ungeheuern Felſenlaſten emporhaltend, ſieht ſelbſt aus, wie die drei erdgewaltigen Centimanen, die furchtbaren Funfzighäuptigen, die den Kampf gegen die Titanen mit ungeheuern Felsſtücken fochten. Auf ihren Händen liegen noch die unförmlichen Blöcke, die ſie eben gen Himmel ſchleudern wollten, als ſie ſelbſt erſtarrten, und ſo liegen angefeſſelt die Rieſen der Mythe, die ſelbſt ihrem Vater Uranos Schrecken einflößten, gefeſſelt von Erde und Meer zugleich, und der Himmel hat nun Ruhe vor ihnen. Der Rieſendamm ſelbſt erhebt ſich nicht ſehr hoch über die Oberfläche des Meeres, erſt nach dem Lande zu klaftert er ſich auf; die meiſterhaft, wie von der geſchickteſten Menſchenhand mit dem kühnſten Meißel gehauenen und geründeten und wundervoll an einander gereiheten Säulen bilden aus dem Meere herauf Treppen und ſehen in der Tiefe der unergründlichen, ſtillen See, die convexe und concave Aushöhlung genau in einander gepreßt, wie ein köſtlicher Moſaikboden aus. Dieſe untadelige, außerordentliche Regelmäßigkeit der Bildung überraſcht, wenn man, das beſchauende Auge ſenkend, über den Meerſpiegel fährt, bei jedem Schritte neu und ſteigert die Bewunderung, wie ſie ſelbſt, dieſe farbigen Säulen, aus der Tiefe ans Licht herauffſteigen, zum größten Erſtaunen.

Eine der Höhlen des Cauſeway iſt durch Größe und die Menge ihrer Nebenhöhlen, Grotten und Gemächer ausgezeichnet, ein Wunder an erhabener Schönheit unter Wundern. Ueber den Damm durch die Reihen der aufſteigend größer werdenden Säulen hindurch trägt ſein kühner Nachen den ſtaunenden Schiffer in das ſtolze Steingewölbe; die freundliche Sonne giebt ihm ihren Strahl, der ſich ſiebenfarbig in der hehren Ordnung der ragenden Colonnade und dem ſtillen, kryſtallreinen Waſſerſpiegel dieſer heiligen Gemächer bricht, zum Begleiter und Leuchter mit. Schimmernde Tempelhallen werfen ihre wunderbaren Bogen in ſchwindelnder Höhe über das weiter dringende Schifflein, denn nur dem Kiele, nicht dem Fuße iſt der Eingang geſtattet — gigantiſche Zauberpaläſte, hier in heimlicher Dämmerung, dort in magiſcher Beleuchtung ſich ausdehnend, reihen ſich an einander, labyrinthiſche

Felſengänge ſpringen über dem Haupte des Schiffers empor, winden ſich weit fort und münden in Grotten, deren feſter Boden dem Waſſerwanderer ans Land zu treten erlaubt, deren Felſengemächer ihm gaſtfreundlich Wohnung bieten. Auch an wunderbaren Tönen fehlt es nicht in dieſem unterirdiſchen Schloſſe der Meergötter, und wie ſein Bau viel Aehnliches von der berühmten Fingalshöhle auf der nicht fernen, hebridiſchen Inſel Staffa hat, ſo tönen auch in ſeinem Innern, wie in dieſer, jene von fallenden Waſſertropfen erzeugten wunderbaren Melodien, die wie Geiſtergeſänge an das Ohr des tiefergriffenen Hörers hauchen und ihm die Seele mit dem ſtillen Entzücken heiliger Schwermuth erfüllen. Und ſo fehlt dem Tempel nicht der Weihegeſang, ewig hier Gottesdienſt haltend; den Zauberpalaſt durchſäuſeln Zauberſtimmen, und wie hier keine menſchliche Hand gebaut, ſo iſt es auch kein menſchlicher Hauch, der dieſe ſeltſam ſchönen Klänge hervorruft. Wenn der Sonnenſtrahl ſich ſpaltet und mit dieſen Tönen im hochgeſpannten Säulendache verbindet, dann blitzen und ſchimmern die Hallen wie von Sternen beſäet, dann glänzt es von den unzähligen Baſaltſäulen wie Diamantengefunkel, und das tönende blaue Gewäſſer ſpiegelt ſich noch verſchönert wieder; der friedliche See und das ſtarre Geſtein ſcheinen die Rollen zu tauſchen, denn das Meer flimmert in bunter Farbenfülle über allen Ausdruck erhaben prächtig, die Säulen tönen wie Flöten, und die Halle ſcheint das Dach einer ungeheuern Orgel zu ſein, die leiſe ſingend, klagend den gewaltigen, zur Reſignation gedämpften Schmerz, die ſich ſelbſt verzehrende Wehmuth gefallener Engel ausweint. Erlöſchen dann die Farben, und kommt ein linder, zartbeflügelter Abendwind und ſchwebt an den klingenden Säulen hin, dann entlockt er ihnen wieder andere Töne, die denen der Aeolsharfe gleichen und ſich den Waſſerlauten verſchwiſtern, wie verſtoßene, unglückliche Kinder, denen nur der Tod übrig bleibt. Gleich ſchmerzlicher Sphärenmuſik rauſcht es durch die dunkelnden, unermeßlichen Hallen; es iſt, als ob die grüne Inſel hier ihren ſchmerzumzuckten Muttermund aufthäte, um das namenloſe Unglück, den herzzerreißenden Jammer ihrer armen Kinder zu beklagen, es iſt, als ſängen die Geiſter der Berge und Matten, der Heiden und Moore, der Felſen und Gewäſſer dem unſelig gedrückten, iriſchen Volke ein ewiges Sterbelied.

Es war hart gegen das Ende des Jahres, als die einſame Meerhöhle ein paar Bewohner erhielt. Ein oder zweimal ſtrich in der Morgendämmerung bei ruhiger See ein ſchmaler Nachen aus dem gewaltigen Felſenthor, wand ſich durch den Rieſendamm und ſchlug dann nach dem hohen Ufer einen Bogen ein, um ſich dort einen Landungsplatz zu ſuchen. Dies iſt nicht leicht, denn weit und breit iſt kein Hafen, noch ein zum Landen geeigneter Platz; der Schiffer muß in eine Felſenſpalte einlaufen, dort ſein Fahrzeug an einem Steinhorn befeſtigen und die Klippen hinanklimmen, wo dies am wenigſten gefährlich iſt; iſt das Meer aber unruhig, ſo ſchwebt Mann und Schiff in großer Gefahr, denn die vielen Riffe und Klippen und die dem Causeway gegenüber liegenden nahen Inſeln machen die Paſſage zu einer der ſchwierigſten. Erſt am Abend, wenn es ſchon dunkel geworden war, oder der Mond das weite, öde Meer überſilberte, kehrte das leichte Schifflein zur klingenden Neptungrotte zurück. Meiſt ging aber das Meer hoch und ſtürmiſch, und die furchtbar donnernde Brandung machte die Küſtenfahrt unmöglich, dann zeigte ſich das Schiffchen nicht, und nur die Geiſter der Elemente tanzten über den weißen Schaum der brandenden Wellen. In dieſem Nachen ſaß gewöhnlich nur ein Mann; ſehr ſelten wagte ſich auch ein anderer aus der Höhle heraus. Dieſer zweite blieb Tag und Nacht im Innern des Waſſerpalaſtes und bewohnte in einer Grotte deſſelben ein ziemlich bequemes Gemach. Dort war dürres Laub und Moos und Heidekraut in Menge aufgehäuft; aus Holzſtämmen waren roh und unbeholfen ein Tiſch ausgezimmert, dem Bedürfniß aber genügend; in einigen irdenen Gefäßen ſtanden Vorräthe von Oel, Waſſer, Mehl, Kartoffeln und geſalzenem Schweinefleiſch; Waffen hingen an den in die Felſenriſſe eingerammten Holzpflöcken, ein paar prächtige Piſtolen, eine Büchſe und ein Karabiner, ein paar Säbel. Auch einige Bücher lagen mit anderm Geräth auf einer Erhöhung im Hintergrunde, und vorn am Eingange brannte den ganzen Tag ein eingeklemmter, in Oel getränkter Spahn, um die Dämmerung des Felſengemachs zu erhellen.

Die beiden Bewohner dieſer Zelle waren Herr und Diener, der erſtere ein kräftiger Mann in den angehenden dreißiger Jahren, der zweite noch ein blutjunger ſchmächtiger Burſch. Dieſer Letztere war es, der zuweilen die gefährliche Reiſe nach der Küſte machte und, mit neuen Lebensmitteln verſehen, die er in dem nahen Orte Ballintoy, oder in dem ſchon entfernteren Städtchen Ballycaſtle, oder in den einzelnen Fiſcherhütten der Umgegend aufgetrieben, noch vor Mitternacht zurückkehrte. Der Einrichtung nach ſchien es faſt, als ob dieſe zwei Gefährten ihre ſeltſame Wohnung den Winter über behaupten wollten.

Der Gebieter, von vornehmem Anſehn und ſtattlich gekleidet, vertrieb ſich die Zeit mit Leſen und Holzſchnitzen; meiſt unterhielt er auch das Feuer außerhalb der Grotte auf einer über das Waſſer vorſpringenden Felſenplatte und kochte dort das frugale Mahl; oft beſchäftigte er ſich mit ſeinen Gewehren, oder er angelte am Eingang der Höhle Fiſche, und wenn er einmal Nachts im Mondſchein mit an das Ufer gefahren war und in den Felſen ein paar Kaninchen oder einen Haſen geſchoſſen hatte, dann bereitete er am folgenden Tage einen Braten zu und ſuchte die Felle zur Erhöhung ſeiner Bequemlichkeit zuzurichten. Trotz dieſer Beſchäftigungen, die freilich ſehr einförmig waren, kam oft eine trübe und verzweifelte Stimmung über den Gaſt des prächtigen Meerſchloſſes; dann ſaß er ſtundenlang in tiefen Gedanken verſunken, das ausdrucksvolle Haupt in die Hand geſtützt; oft ſchlich ſogar zu den flüſternden Klängen der Waſſermuſik eine Thräne über ſeine kummervollen Wangen; zuweilen aber warf er auch drohende Blicke umher, ſeine Fäuſte ballten ſich, und ſeine Flüche und Verwünſchungen hallten grauſig an den Säulenwänden und Felſendecken wieder und übertönten laut und gewaltig den Chorgeſang der Waſſergeiſter.

Wenn aber draußen der König Sturm ſeinen Sklaven Meer peitſchte, und dieſer empört ſich zu den Füßen ſeines Tyrannen wand, bemüht, ſich aufzurichten und ſeinen grauſamen Herrn und Meiſter mit ſeinen tauſend Waſſerarmen zu erfaſſen und zu bewältigen, des Meiſters, der hohnheulend ſein ſchwarzwolkenlockiges Haupt bis zum Himmel erhob; dann kletterte der ernſte Höhlenbewohner mit Lebensgefahr an den Felſen empor und klemmte ſich hoch oben an den Gipfeln in ihre ſcharf kantigen Spalten. Der Blick ſeines begeiſtert leuchtenden Auges verfolgte dann die mit Blitzesſchnelligkeit dahin fahrenden Wolken, die ſich immer tiefer auf die raſch aufſteigenden und eben ſo raſch wieder verſchwindenden Waſſerberge herabſenkten, und ergötzte ſich an dem kochenden Ocean, deſſen ſilberweißer Giſcht mit den heranrollenden Wogen tobend und in ſchauderhaft furchtbaren Brandungen über die rieſigen Felſen herſtürzte, ergötzte ſich, wenn die Wellengebirge heranraſeten, als wollten ſie alle die wunderbaren Säulen von Grund aus zerbrechen und zertrümmern, und dann ſelbſt gebrochen von den ewig unzerſtörbaren Baſaltpfeilern zurückprallten; ſein Ohr lauſchte mit Entzücken dem Toben, Heulen, Donnern, Aechzen, Stöhnen, dem furchtbar ſchönen Brüllen des Meerungeheuers, deſſen Tönen keine andern auf Erden gleichen, wenn es die landgierigen Zungen in toller Wuth lechzend ausſtreckt und mit ihnen an den Felſen emporleckt. Der ernſte Zuſchauer dieſes Naturſchauſpiels kehrte wohl erſt in ſpäter Nacht halb erſtarrt über Felſenſpitzen und Hörner — ein ſchrecklich ſchöner Pfad — von ſeiner Felſenwarte in ſein Felſenneſt zurück, und die noch grollende Welle netzte ihm den Fuß. Dann war ihm wohl; er ſang ſtürmiſche Freiheitslieder, daß die Wände wiederhallten, bis er auf dem Laube entſchlummerte.

## 19.

# Erins Schutzgeiſt.

Eines Nachmittags, deſſen Decemberſonne ein blitzendes Strahlenbündel in die Höhle ſchickte, freundliche Lichtkinder, die muthwillig an den Säulen umhergaukelten und im blauen Waſſer untertauchten, drang ein bis jetzt von ihren Bewohnern noch nicht vernommenes Geräuſch in die Grotte; beide horchten auf und überzeugten ſich bald, daß es nahende Menſchenſtimmen ſeien, deren Schall bis zu ihnen ſchrillte. „Sie haben uns doch aufgeſpürt,“ ſagte der Gebieter leiſe zum Diener; „aber wahrlich, lebend ſollen ſie mich nicht haben, und ich will ihnen mein Bischen Leben ſo theuer als möglich verkaufen. Nimm den Karabiner, eine Piſtole, einen Säbel, das kleine Pulverhorn und den Kugelbeutel, Tom, und ziele gut.“ Er ſelbſt nahm die Büchſe, die andre Piſtole, den andern Säbel und eine volle Patrontaſche, löſchte den brennenden Spahn und ſchlich vorſichtig hinaus, an den feuchten Felſenwänden hin, erklimmte Steigen und ſchwebte endlich über dem Waſſerſpiegel, wie ein Gemsjäger auf den Felſengrat der Alp über der ſchwindelnden Tiefe. Ein Kahn war in die Höhle eingelaufen, und ihr lauernder Bewohner erkannte zwei bejahrte Männer in Seemannstracht und ein junges Mädchen darin; ſie ruderten näher, und der Horcher verſtand jedes ihrer Worte.

„Weiter hinten iſt feſter Boden,“ ſagte der eine der Männer, „und Kammern und Räume, in deren einem wir uns recht ſchön einrichten wollen, während

Du Deinen Plänen nachgehſt, Evans. Hier iſt Sally ſicherer und auch Du, wenn's etwa ſchief ablaufen ſollte, was der Himmel verhüte! als irgendwo auf dem Lande; denn das arme, unſchuldige, ſpärliche Volk der Umgegend ſcheut und flieht die Höhle, wie ich Dir ſchon geſagt habe, und deshalb biſt Du vor jedem Verrath geſchützt."

„Ich danke Dir, John," verſetzte der ſtarke, einäugige Mann, an welchen dieſe Anrede gerichtet geweſen war. „Du haſt Dein Wort gut gelöſt. Obgleich ein geborner und ſein Vaterland treu liebender Ire, ja, obgleich ein Seefahrer, kannte ich dieſe Höhle bis jetzt doch nur dem Namen nach. Aber Du weißt ja, alter Freund Boyle, wie's um mein früheres Leben beſtellt war. Ich bin nur einmal hier vorüber gefahren. Fürwahr, ſchlagen meine Pläne fehl, und ich kann mich durch die Flucht retten, ſo ſucht uns hier keiner der verfluchten engliſchen Rothröcke, bis es uns gelingt, nach Frankreich zu entfliehen; komme ich nicht mit dem Leben davon, ſo iſt hier mein Kind vor jeder Gewaltthat geſichert, bis Du ſie hinüber bringen kannſt an die uns befreundete Küſte."

Sally ſchmiegte ſich weinend an ihren Vater. „Laß uns weiter rudern," ſagte der alte John Boyle, „und im Namen des unglücklichen Irlands Beſitz nehmen für einige unglückliche iriſche Herzen."

„O, ich würde fern von der Welt, die mir ſo viel Leids gethan, hier gern meine Tage beſchließen!" ſagte Sally wehmüthig. — Sie ruderten weiter nach dem Hintergrund, und das Mädchen horchte dem Klingen der Waſſertropfen, indem ähnliche Perlen über ihre bleichen, abgehärmten Wangen rollten.

Der finſtre Bewohner der Höhle hatte ſich wieder nach ſeinem Gemache zurückgezogen. Die fremden Ankömmlinge landeten.

„Es riecht hier wie Rauch,“ bemerkte Evans, „und wenn mich mein Auge nicht trügt, ſo ſehe ich dort von jener Felſenplatte einzelne Rauchſäulchen aufſteigen.“

„Du haſt Recht,“ verſetzte Boyle, „dort glimmt noch Feuer. Vielleicht hauſen ſchon unglückliche Kinder Erins in dieſer Einſamkeit. Wo wären ſie nicht alle verſteckt, die Armen, denen man die menſchliche Hütte nicht mehr gönnte?“

In dieſem Augenblick ſtieß Sally einen Schrei der Ueberraſchung aus. Der ältere Bewohner der Höhle ſtand plötzlich vor ihnen.

„Wenn Ihr von dem edlen, gehetzten Wild ſeid, worauf die engliſchen Blutſchützen jagen,“ ſagte er ernſt und feierlich, „ſo heiße ich Euch im Namen des Vaterlandes als Unglücksgefährten willkommen in dieſen, ſonſt von den Menſchen geflohenen Hallen.“

„Wir ſind's!“ rief Evans, die Hand nach der des Fremden ausſtreckend. „Aber der Löwe der Wüſte hat ſcharfe Klauen, womit er ſeinen unbarmherzigen Verfolger zu zerreißen gedenkt.“

„Löwe, ſo biſt Du in die Höhle des Tigers gekommen; denn ich kenne nur ein Glück: meinen ſchändlichen Feind zu vernichten; ich habe nur ein Vergnügen: im Blute der Engländer zu ſchwelgen.“

„Laß Dich umarmen, junger Mann, den mein Auge noch nie geſehen! Du haſt meine Gedanken; Du verdieneſt, mein Sohn zu ſein. Haſt Du je gehört von dem ungeheuern Lowen Hindoſtans, der einen Stachel in ſeinem Schweife hat, womit er ſich ſelbſt ſticht und zu immer größerer Wuth aufreizt? Ich habe ihn geſehen, dieſen König der Wüſte in ſeinem Vaterlande, und ich bin ihm gleich. Der Stachel, womit ich mich ſtets und ohne Unterlaß zu kochender Wuth reize, heißt Rache! Rache an den kalten, herzloſen Unterdrückern unſers Volks, an der verfluchten Krämerbande, die jenſeits des Kanals ihre Buden aufgeſchlagen hat und mit Menſchenblut, mit Glück und Leben gleichgültig feilſcht, wie mit ihren Pfefferſäcken."

„Segen auf Dein Haupt und St. Patriks beſte Fürbitte für Dich, Erins wackerer Sohn!" rief der junge Mann begeiſtert. „Sage mir Deinen Namen, Alter, damit ich Dich als Vater verehre."

„Ich heiße Evans O'Neil."

„O'Neil war der Name eines der edelſten Geſchlechter unſerer Inſel."

„Ich bin ſein unglücklichſter Sproß. Doch wie heißt Du, den ich ſo ſchnell liebgewonnen?"

„Mein Name iſt Leßlie."

„Leßlie?!" riefen die Ankömmlinge alle drei zugleich. „Der kühne Irenhäuptling? Der gefürchtetſte Feind der Engländer und ihr erbittertſter Verfolger? Biſt Du dieſer?"

„Ich bin's!" verſetzte Jener ernſt und ſtolz.

„Ha, ſo geſtatte mir, Dich noch einmal an mein altes, von ſchweren Leiden gemartertes Herz zu drücken! Dein Name iſt, von allen Iren geſegnet, weit über unſere Inſel hinausgeflogen und wird von Jedem, dem ein menſchlich Herz in der Bruſt ſchlägt, mit Achtung genannt. O, wie oft habe ich mit Sir Lewis O'Donnel von Dir geſprochen, edler Häuptling! Wie oft mich geſehnt, Dich zu ſchauen! Sei geſegnet, edelſter Sohn der ſmaragdnen Inſel!"

„So kennſt Du Lewis O'Donnel!"

„Ich kenne ihn, er iſt mein Freund. O Sir, geſtatte, daß ich Dich ferner mit dem freundſchaftlichen Du anrede! Es thut meinem Herzen wohl, das wahrlich nicht minder feurig für Irlands Wohl ſchlägt, als das Deine.“

„Sei mein Vater, mein Freund, O'Neil! — Doch ſage mir, was treibt Dich in dieſes einſame Kryſtallſchloß? Iſt Dein Haupt von unſern Henkern geächtet, wie das meine?“

„Noch nicht; es iſt ein Mißgeſchick andrer Art. Ich habe auf der weiten Welt Niemand weiter, der mir, dem ich angehörte, als dies mein einziges Kind. Sie iſt eine namenlos Unglückliche! Gott weiß, welch' ein Fluch auf dem unſchuldigen Haupte dieſes Mädchens laſtet! Um ſie einer unverdienten Schande zu entreißen und ihr Loos zu ſichern, wenn ich einmal nicht mehr ſein würde, hatte ich ſie einem — böſen Buben verlobt. Ich wußte damals nicht, daß er von unſern Feinden erkauft, daß er ein Spion des Lords Kildare ſei. Mein Kind hat, ſich gegen ſeine ſchlechte Anmuthung vertheidigend, ihn durch einen unſeligen Zufall ums Leben gebracht. Soll ich meine Tochter am Galgen ſehen? Eh' noch Lord Kildare ſeine Häſcher nach ihr ausgeſchickt, ſind wir geflohen. Wir konnten nicht in der Gegend bleiben. Man hätte die Aermſte aufgeſpürt und in's Gefängniß geſchleppt. Wir durften uns Niemand anvertrauen. Ohnedies war ich eben gewillt, einen lang gehegten Plan zur Rettung meines elenden Vaterlandes auszuführen; ich mußte fort aus Dunmoore, meinem Wohnort. Wo hätte ich ſie laſſen ſollen, geſichert gegen die Nachſtellungen eines blutigen Geſetzes? Auf dem Lande mochte ich ſie nicht verſteckt halten; ich, der Sohn des Waſſers, konnte ſie nur auf mein Schiff bringen. Da ſprach mir mein Freund und Kamerad, der alte, ehrliche Lootſe John Boyle, ein eben ſo ächter Erinsſohn, wie Du und ich, von dieſer Höhle und ihrer ſchönen Lage. Er gelobte mir, mein Kind darin zu verbergen, während ich gehe, mein Werk auszuführen, und treu bei ihr auszuhalten in aller Noth und Fahrniß.“

„Und was haſt Du vor, alter Löwe?“ fragte Leßlie.

„Ich will es Dir ſagen, wenn wir allein ſind,“ flüſterte ihm Evans abgewendet zu. „Es taugt nicht für die Ohren meines Mädchens. Du aber ſollſt mein Geheimniß theilen, Tiger, der auch nach engliſchem Blute lechzt.“

Leßlie führte die ihm ſchon ſo lieb gewordenen Gäſte in ſeine Wohnung. „Seid mir herzlich gegrüßt und willkommen geheißen!“ redete er ſie hier an, während Tom die Kienfackel wieder anzündete. „Dieſe wunderbare Höhle ſei Dir ein eben ſo ſicherer Zufluchtsort, wie ſie es mir geworden iſt, ſchönes Mädchen! Sieh', auch ich war verfolgt und gehetzt, wie der edle Hirſch, und lag ſchon unter den Fängen der blutdürſtig nach mir ſchnappenden Meute. Doch ich wehrte mich meines Lebens; ein paar der wildeſten Hunde krümmte ſich zerſchellt am Boden, und ich floh mit dieſem treuen Jungen in das herrliche Labyrinth; ein kleiner Nachen trug uns hierher: wir waren gerettet. Ein hoher Preis war auf meinen Kopf geſetzt, ein noch höherer, wenn ſie mich lebend fingen; es hat ſich noch Keiner hier herein gewagt, um meine Ruhe zu ſtören; denn der Klang der heimlichen Geiſterſtimmen, der mir Frieden in die Seele geweint, mich oft mit Rührung, mit hoher Andacht erfüllt, ſchreckt die Böſewichter zurück. Sie glauben, ſie ahnen es nicht, daß ich mich hierher in das ſchauerliche

Bereich mächtiger Geiſter geflüchtet haben könne. Die hohen Felſen der Küſte, die wilden Wellen des Meeres ſind meine treuen Wächter geworden. So ſei Du mir willkommen, Leidensgefährtin, desſelben Troſtes gewärtig! Was in meinen Kräften ſteht, ſoll geſchehen, Dir das Leben angenehm zu machen."

Sittig dankend verneigte ſich Sally vor dem neuen Freunde; ſeine Rede wie ſein Weſen gefielen ihrem Herzen wohl.

Nun war plötzlich Leben und Bewegung in die Räume und Gemächer des ſonſt ſo einſamen Waſſerſchloſſes gekommen. Leßlie's Unmuth war verſcheucht, O'Neils herzfreſſender Gram verſchwunden; die beiden Männer richteten ſich an einander auf, begeiſterten ſich gegenſeitig und entwarfen große Pläne. Auch Sally wurde heiter und froh geſtimmt, und der alte John warf jubelnd ſeine Mütze bis an die höchſte Decke des Gewölbes. Dann ruderte er hinaus auf das Meer, wo O'Neils Kutter hielt, der einem jüngern Lootſen übergeben worden war, und führte Lebensmittel, Decken und Kleider herein, Vorrath für den ganzen Winter. Ein zweites Gemach wurde eingerichtet für die Gäſte, die bis nach Mitternacht mit ihrem gütigen Wirthe beim heißen Whiskypunſche koſend ſaßen. Sally hatte ſich früher niedergelegt, und O'Neil mit ſeiner Lebensgeſchichte dem kühnen Britenfeinde neues Oel in die Glut ſeiner Seele gegoſſen. Als auch John und Tom zu Bette gegangen waren, enthüllte der einäugige Lootſe dem neugewonnenen Freunde das Geheimniß ſeines Planes. Zwei wilde Feuerköpfe waren hier zuſammen gekommen und loderten nun in wilden Flammen auf; ſie gaben ſich die Hände, ſie küßten ſich, ſanken ſich an die Herzen und ſchwuren, bei einander zu bleiben und Noth und

Tod mit einander zu theilen. Schon flogen die Boten des Morgens, die kalten Oſtwinde, über das Meer, als ſie ihr Lager ſuchten.

Am folgenden Tage gab Leßlie ſeinen Gäſten ein Feſt; Sally wurde als Königin deſſelben würdig bedient. Nach eingenommenem Frühſtück führte der glückliche Wirth die Dame auf ſeinem Nachen durch die Reihe der glänzenden, hochgewölbten Säle, ihr alle Herrlichkeiten derſelben zeigend, und die ſchüchternen Najaden, die noch nie eine ſo ſchöne, ſterbliche Schweſter hier erblickt hatten, hoben ſtaunend die triefenden Häupter empor und ſangen zu Ehren der Lieblichen, die bei ihnen zu wohnen gekommen war, ihre ſchönſten Weiſen. Und um die weite Höhle aufs prachtvollſte auszuſchmücken, erblickten ihre Bewohner plötzlich die Sonne im weiten Hintergrunde, gleichſam in der Vogelperſpective, wie ſie ſo eben als Feuerkugel dem Schoße des Meeres entſtieg, gerade dem Eingang der Grotte gegenüber, mit der jungen Pracht ihres Lichts die Kryſtallſchlöſſer vergoldend, überpurpurnd, in alle Farben tauchend. Sally faltete die Hände, Thränen wonniger Rührung glänzten in ihren ſchönen Augen, und auch ſie wurden vom Glanze des Tagesgeſtirns verklärt. Auch Evans fuhr mit leuchtenden Blicken, in ſtummer Andacht verſunken, durch dieſe Wunderwelt; zuweilen lehnte er ſich auf ſein Ruder und blickte mit dem einen Auge ſo kühn unter der hohen Stirn empor, auf der die Trauergeſchichte ſeines untergegangenen Geſchlechts geſchrieben ſtand, während ein ſchmerzlicher Zug um ſeinen Mund, in ein ironiſches Lächeln überſpielend, die Geſchichte ſeines eignen Lebens verkündete; hier in dieſen heiligen Hallen ſchien er ſeine innere Weihe erhalten zu haben; er beugte ſich vor Gott und ſchwur mit lautloſen Worten einen feierlichen Eid, ſeinen Entſchluß in Bälde auszuführen.

„Sieh',“ ſagte Leßlie vertraulich zu Sally, „in dieſem meinen unterirdiſchen Reiche habe ich nun ſchon drei Wochen, wie ein verzauberter Prinz, zugebracht, nicht anders, als hielte mich eine der ſchönſten Feen unſres Landes, die ſich mir aber nur im Traume zeigte, mit ihrer göttlichen Liebe in ihrem unterirdiſchen Diamantenſchloß gebannt; und wahrlich, oft wollte es mich gemahnen, als flüſterten aus dieſen wunderbaren Tönen zauberiſche Feenſtimmen ſchwermüthige Klagen unerhörter, unerwiderter Liebe, als blicke mich aus dem farbigen Luftraum das tiefblaue, ernſte Auge eines in namenloſen Liebesſchmerz dahingeſchwundenen Frauengeſichts an. Oft überliefen mich ſüße Schauer in der heiligen Einſamkeit dieſes Orts, deſſen Wunder ſchon unſre alten Barden zu ergreifenden Geſängen begeiſterten; oft durchglühte mich hohe, ahnungsvolle Wonne, und in meine Seele zitterte die Ueberzeugung, daß mich unſichtbare Geiſter, die gaſtlichen Beſchützer dieſes Orts, umſchwebten. Nicht ſelten entſchlummerte ich unter ſo ſchönen Phantaſien, und dann war es auch meinem geiſtigen Auge vergönnt, die meine Ruhe ſchirmenden Nereiden zu ſchauen und mit ihnen zu koſen.“

„O, Ihr Leben, Sir, muß ſchön geweſen ſein in dieſem Palaſt aller Paläſte!“ rief Sally mit ſtrahlenden Augen. „Wie ärmlich ſind dagegen Londons prachtvollſte Königshäuſer! Armſeliger Flitter! eitles, vergängliches Menſchenwerk! Moder und Staub nach wenigen Jahrhunderten! Erborgte, prahleriſche Größe, die nur zu bitterm Spott reizt, während dieſer Palaſt, ewig neu und im friſcheſten Glanze, ſtets den Menſchen zu Anbetung und Preis des Höchſten aufruft, deſſen Werk allein er iſt.“

„Aus Deiner ſchönen Seele ſprechen mich ſchweſterliche Gefühle an!“ rief der Häuptling entzückt. „Und doch, mein liebes Kind, ſehnt ſich das Menſchenherz, in dieſen unausſprechlichen Zauber der Einſamkeit eingeſponnen, allmählig mehr und mehr, unter gleichgeſtimmten Herzen zu ſchlagen; es zählt ſo gern an den Taktſchlägen jener Geiſtermuſik in der befreundeten, in der geliebten Bruſt die Minuten eigenen Glückes ab. O, ich freute mich immer des Anblicks dieſer ſtillen Herrlichkeit, ich ſog ſtets gierig die Strahlen des Sonnenlichtes ein, ich genoß alle ſchauerlichen Wonnen einer mondbeglänzten Zaubernacht, zwiefach zauberhaft in dieſem klingenden Neptunsſchloſſe! Dennoch ſchweifte an ſonnenheitern Tagen mein Blick ſehnſüchtig über den in unendlicher Ferne ſich ausdehnenden Ocean hinaus, ob ich nicht irgend ein herannahendes Segel erblickte, das mich aufnähme und nach Frankreichs befreundete Küſten trüge. Denn wahrlich, oft gewahrte ich mit Schrecken, wie mich der Zauber der poetiſchen Wolluſt mit goldnen Traumnetzen ſüßer und ſüßer umgarnte, und wie ich den Lockungen der ſchmeichelnden Waſſergöttinnen mehr und mehr verfiel. Lieblicher Wahnſinn der Verzauberung ſpielte mir ſchon um Stirn und Bruſt, und die Oberwelt mit ihrer Noth, mein armes Vaterland mit ſeinem Jammer lag ſchon unendlich fern über mir; ich war wie verſunken tief in des Meeres Schoß, mir war's, als hauſe ich im Kryſtallſchloß der Waſſerfei und der Hülferuf der gemarterten Menſchheit dringe nicht mehr an mein entwöhntes Ohr. Zuweilen fuhr meine Sehnſucht nach oben, wie ein Feuerſtrahl durch meine Bruſt, doch er verglühete ſchnell im bunten

Gewirr neuer Träume. Da trat geſtern plötzlich mein Vaterland in einer hohen Frauengeſtalt mahnend vor mich hin, und mit einem Male war abgeſtreift das umſtrickende Zaubernetz. Ja, Sally, Du biſt mir erſchienen als zürnende und doch hoffnungsgrüne Erinia, als dieſer Inſel trauernder Genius. Ich habe die unſelige Geſchichte Deines Elends aus Deines Vaters Munde gehört, erſchrick nicht, Mädchen, ſchlage den Blick nicht erröthend zu Boden, ein Mann ſteht Dir gegenüber, dem die ganze fürchterliche Flammengewalt Deines Unglücks in der eignen Seele brennt, auf deſſen Haupt Dein Leiden feurige Kohlen geſammelt, und der beim allmächtigen Gott in der verwichenen Mitternachtsſtunde geſchworen hat, Deine Schmach zu rächen. Ja Du biſt mir als das treueſte Bild meines armen Vaterlandes erſchienen, um mich aus meiner trägen, ſinnverwirrenden Ruhe aufzuſtacheln und zu Thaten anzuſpornen. Iſt nicht Irland eine von gefühlloſen Fremdlingen entwürdigte Jungfrau, wie Du? Muß ſich dieſe ſchöne grüne Inſel nicht täglich ſchänden laſſen von kalten Buben, die in ihren Reizen ſchwelgen, muß eine gottverfluchte, markverzehrende Buhlſchaft treiben mit ihren gehaßten Feinden, damit ſie das tägliche Brot habe? O, man könnte raſend auflachen im grimmſten Schmerz über Irlands Unglück und das Deinige, Mädchen, die ſich einander ſo gleich ſind, wenn man ſich nicht todt weinen müßte über die Höllenqual der Menſchheit. Ja Du biſt mir Irland, Mädchen, und im Blut Deiner Feinde will ich Dein beflecktes Jungfrauenthum ſo rein und weiß waſchen, daß es edler werden ſoll, als die reinſte Unſchuld. Der Ruf unſrer Rache ſei: Irland und Sally!“

„Irland und Sally!“ rief O'Neil mit ſeiner Löwenſtimme, daß die Felſenwände dröhnten, und ſchwang das Ruder wild in der Luft, wie einen Flamberg.

„Segne mich, Sally! Segne mich!“ fuhr Leßlie begeiſtert fort und ſtürzte vor ihr auf die Kniee; und Sally legte die Hand auf ſein lockiges Haupt und blickte fromm empor; ein lautloſes Gebet ſproßte aus ihrem Herzen, und die Rieſenorgel der Höhle ſang ein feierliches Lied zu dieſer Weihe. Sanft ſchaukelte dann der Kahn nach den Wohngemächern zurück, wo unterdeſſen das Mittagsmahl bereitet worden war.

Gegen Abend fuhren O'Neil und Leßlie hier aus, um in den Felſen des Ufers zu jagen; ſie brachten in der Nacht reichliche Beute mit.

Als am folgenden Tage Sally wieder mit Leßlie durch die Höhle fuhr, ſagte ſie zu ihm: „Sir, ich habe eine dringende Bitte an Ihr Herz zu legen.“

„Rede, Mädchen, und ſollte ich den Engländern meinen Kopf verkaufen, ich will ſie Dir erfüllen.“

„Nicht ſolches bedarf es,“ verſetzte ſie lächelnd. „Sie haben ſich das ganze Vertrauen meines Vaters erworben und, wie man zu ſagen pflegt, einen rechten Stein bei ihm im Brete. Ihnen ſchlägt er nichts ab. Nun hat ſeine allzuzärtliche Vaterliebe einmal den Entſchluß gefaßt, mich dieſen Winter über mit dem alten Boyle in die Höhle hier einzuſperren, um mich den Nachſtellungen ſeiner und meiner Verfolger zu entziehen. Er will nach Dublin und dort Pläne ausführen, die ich nicht kenne, deren große Gefahr aber mich nicht treffen ſoll. In Wahrheit, Sir, ich habe keine Luſt, mich dieſen väterlichen Anordnungen zu fügen, und doch muß ich, wenn Sie nicht vermittelnd eintreten. Ich habe mein Vertrauen zu Ihnen gefaßt. Mein Herz dürſtet nach Thaten, nach Gefahren, nach Kampf und Sieg, wie das meines

Vaters, wie das Ihrige, Sir. Seit dem Augenblick, wo ich den abſcheulichen Tim in den Abgrund hinabgeſtürzt, iſt mir das Herz in der Bruſt verwandelt worden, iſt ein männlicher Geiſt in mich gefahren. Ich fühle, daß ich etwas verrichten kann, es drängt mich gewaltig, mir mein Theil vom Leben zu erkämpfen und entweder den goldnen Morgen der Freiheit als ihre Prieſterin zu begrüßen, oder im ehrenvollen Kampfe für ſie zu fallen. Nein, Sir, ich kann nicht in träger Ruhe hier verweilen, indeß ich meinen Vater, Sie und O'Donnel handelnd weiß. Nicht vergebens haben Sie mich geſtern Erinia genannt; Erins Schutzgeiſt will ſeine Tage nicht bei einem alten Manne hier verſeufzen; er will auf der Wahlſtatt ſein. Meinen Bitten wird der Vater kein Gehör geben, reden Sie mit ihm."

„Himmliſches Mädchen!" rief Leßlie entzückt. „Du ſollſt mit mir ziehen, ſollſt mein Schutzgeiſt ſein. Wahrlich, ſolche erhabene Tugenden, wie in Deiner Seele leben, dürfen nicht unbenutzt bleiben! Oft bedient ſich der Herr der Schwachen zu ſeinen größten Plänen, und manches Weibes Geiſt hat ſchon ausgeführt, was keinem Manne gelang. Mein Wort, Du gehſt mit uns!"

Dankbar beugte ſich Sally auf ſeine Hand herab, er aber ſchlang den Arm um ſie, zog ſie an ſich und drückte ihr einen begeiſterten Kuß auf die Wange. „Morgen kommt Deines Vaters Schiff, richte Dich indeſſen ein!" rief er ihr noch zu, als ſie aus dem Nachen ſtieg. „Ich gehe jetzt mit Deinem Vater zu reden."

Aber die Ungeduld hatte den Alten hinausgetrieben, um über die Meerfläche zu ſpähen, ob er ſeinen Kutter nicht gewahren möchte, den er dieſen Abend oder den folgenden Morgen in der Frühe beſtellt hatte. Es war ſchon dunkel geworden, als er auf dem kleinen Boote hereinſtürmte. „Er iſt da!“ rief er Leßlie fröhlich zu, „der ſtolze Seevogel. Rüſte Dich zum Aufbruch, mein Junge! eh' der Tag anbricht, lichten wir den Anker. Nimm mein Wort, tapferer Freund, daß ich Dich in meinem Fahrzeug ſo ſicher nach Dublin bringe, wie ein königlicher Flottenoffizier, der Dich gefangen hätte. Hier habe ich Dir einen ſchönen Matroſenanzug mitgebracht, das Geſicht färbe ich Dir dieſen Abend noch braun und kämme Dir die Haare ſchlicht hinein. Kein Menſch wird Dich dann für den tollkühnen Leßlie halten, der in der Schlacht von Fairbridge kaum dem Tod entrann. Muth! Muth! Dieſe Scharte kannſt Du wieder auswetzen. Wäre ich damals ſchon bei Dir geweſen, Du hätteſt die Schlacht nicht an die Rothröcke verloren. — Deinen Nachen und Deinen Diener läßt Du hier zurück. Es dauert gewiß nicht länger, als ein paar Wochen, und Alles iſt entſchieden; doch eh' wir weiter von andern Dingen reden, gewähre mir eine Bitte, Leßlie!“

„Sie iſt es ſchon; denn Du verlangſt nur, was ich gewähren kann.“

„Nimm Dich meines Mädchens an, wenn es anders kommen ſollte, als wir hoffen. John Boyle führt ſie dann ſobald als möglich nach Frankreich hinüber. Für Mittel zu Sally's Unterhalt habe ich während meiner mühevollen Dienſtjahre geſorgt. Sei Du ihr Freund, ihr Vormund, ihr Vater! Bedenk' es wohl, Sprößling eines alten edlen Stammes, daß auch Sally edler Abkunft, die Tochter eines jener O'Neil iſt, die, von der engliſchen Grauſamkeit zu Bettlern gemacht, doch nie ihren Stolz verlernten, der vom Vater auf die Tochter übergegangen iſt. Sie iſt eine gefallene O'Neil, eine geſchändete O'Neil! Darum Dir doppelt heilig. Sei ihr Rächer, Leßlie, wenn ich es nicht werden kann. Waſche ſie in engliſchem Blute rein!“

„Ich habe es ihr geſchworen, ich ſchwöre es Dir, ſo wahr mir Gott helfe, ſein Sohn, das Opferlamm der Welt, ſein heiliger Geiſt, die benedeite Jungfrau und alle Heiligen, St. Patrik insbeſondere, ich will es thun!“ rief Leßlie die Hand zum Schwure erhebend, und der Alte ſchloß ihn weinend an die Bruſt und küßte ihn auf Stirn und Mund.

„Doch nun habe ich das Recht, mein Vater, auch die Gewährung meiner Bitte von Dir zu verlangen.“

„Mein Leben iſt Dein, Leßlie!“

„Ich bitte Dich, Sally nicht hier zu laſſen, ſondern mit uns zu nehmen. Es iſt ihr höchſter Wunſch. Du mußt gewähren, ich habe es ihr verſprochen. Auch ſie wollen wir als Matroſe verkleiden, auch ihr holdes Geſichtchen färben, ihr Haar männlich locken. In Dublin habe ich einige mir treu ergebene Freunde, bei denen wir ſie, wenn es Noth thun ſollte, ſicher verſtecken können. Deine Tochter iſt eine O'Neil! Sie muß als O'Neil handeln! Gieb ihr Raum! Die unwillkürliche That, die ſie an dem ihr verlobten Buben beging, hat den ſchlummernden Funken ungeheurer Kraft in ihrer Seele geweckt, und ſchon ſchlagen Flammen empor, die Du nicht unterdrücken darfſt. Gewähre meine Bitte, dafür gelobe ich Dir hier feierlich mit Ehrenwort und Handſchlag, mißglückt Dein Plan, und mußt Du Dein Leben laſſen, ſo wird Sally mein Weib.“

„Könnteſt Du das, Junge?!“ rief der Alte bebend vor wonniger Freude und weinte laut an des Jünglings Hals. „Wohlan, es ſei! Sie geht mit uns; ſie theilt die Gefahr mit uns. Der Himmel hat mir den Sohn genommen; ſo iſt vielleicht auf ſie der kühne Geiſt meiner Väter übergegangen. Ich will mit ihr reden.“ Er trat zu ihr in das Felſengemach, ernſt und feierlich. „Leßlie hat mit mir geſprochen; Dein Wunſch iſt Dir gewährt. Gott gebe ſeinen Segen! Aus Liebe wollte ich Dich hier verbergen, aus Liebe nehme ich Dich mit in den Sturm. Geh ich unter, ſo wirſt Du Leßlie's Weib.“

Da ſchüttelte Sally wehmüthig verneinend das lockige Haupt. „Nicht alſo, mein Vater! Ich kann auf Erden nun keines Mannes Weib werden. Ihr wißt, warum. Ich bin mündig geworden und erkenne meine Lage und mein Herz. Ich werde nie glücklich ſein. Meine Liebe iſt Irland geweiht. Irlands Jammer wird mein Gatte. Ich ahne, der Himmel wird es lenken zu meiner Zufriedenheit. Verehelichen aber werd' ich mich nie; das ſagt Maſter Leßlie.“

O'Neil zerdrückte eine Thräne im Auge; er antwortete nicht, mit ſchweigendem Schmerz ehrte er die Anſicht der Tochter.

Am Abend wurde noch viel beſorgt und noch vor Mitternacht nahm die kleine, als Matroſen gekleidete Geſellſchaft Abſchied von der klingenden Höhle. Leßlie ſagte der Nymphe derſelben rührenden Dank. Dann ſetzten ſie in ihren beiden Kähnen über die Fluth bis zum Kutter, an deſſen Bord ſie ſchliefen, und der wenige Stunden darauf ſeine Segel entfaltete.

## 20.

# Ein freimüthiger Ire.

Lord Corhampton, als Oberbefehlshaber in Irland mit unumſchränkter Gewalt bekleidet, hielt ein glänzendes Levée in dem alterthümlichen aber prachtvollen Palaſte der königlichen Statthalter zu Dublin. Im hohen Audienzſaale ſchritten in der ſtreng vorgeſchriebenen Hoftracht die erſten Männer der Reſidenz in eifrigem Geſpräch auf und nieder. Viele Große aus den Provinzen, welche zur Stadt gekommen waren, um Sr. Herrlichkeit ihre Glückwünſche wegen der eben abgewandten Gefahr der franzöſiſchen Invaſion darzubringen, die das Reich mehr als je zuvor bedroht hatte, füllten die anſtoßenden, nicht minder prachtvollen Hallen. Männer in weniger glänzendem Anzuge, denen man anſah, daß ſie nicht gewohnt waren, ſich auf den glatten Parkets zu bewegen, ſtanden mit der bereitgehaltenen Bittſchrift im tiefen Hintergrunde, ruhig erwartend, wann der dienſtthuende Kammerherr ihre klangloſen Namen verzeichnen würde. Pairs, Ritter vom Hoſenbande und vom Bathorden ſprachen dagegen den ihrigen mit der ihrem Stande und dem engliſchen Nationalcharakter eigenen Grandezza mit vornehmer Kürze aus und ſetzten mit einem verächtlichen Seitenblick ihre Promenade fort, wenn etwa in ihrer Nähe eine alte, vor anderthalb Jahrhunderten von ihrem hohen Standpunkt herabgeſunkene iriſche Adelsfamilie genannt wurde. Und doch hatten die ehemaligen Beſitzungen eben dieſer verarmten Häuſer durch Cromwells Edicte eben jenen ſtolz dahinſchreitenden Männern erſt den Glanz verliehen, womit ſie ſich jetzt brüſteten, während jene mit verſchloſſenem Grolle ſich in denſelben Gemächern, wo manche ihrer Vorfahren einſt Befehle ertheilt hatten, zu der Rolle der Bittenden erniedrigt ſahen.

Jetzt öffneten ſich die hohen Flügelthüren. Augenblicklich herrſchte tiefes Schweigen ringsum, und von einem glänzenden Gefolge umgeben, trat der Statthalter in die Verſammlung, die ſich in zwei Reihen zu beiden Seiten der Säle aufgeſtellt hatte.

Mit Würde nahm der vielgeltende Mann die Glückwünſche der zur Cour erſchienenen Großen an. Freundlich redete er faſt mit allen, doch entging es dem Beobachter nicht, wie er an einzelnen Herren, deren Härte und Grauſamkeit bis zu ſeinen Ohren gedrungen war, kalt grüßend vorüber ging und ſeinen Blick mit hohem Ernſte einige Augenblicke auf ihnen verweilen ließ.

Man blieb zweifelhaft, ob die Indignation, welche die diplomatiſch kalten Züge des Staatsmannes für einen Augenblick veränderten, der Ausdruck eines beſſern Gefühls war, das er ſelbſt in Ausübung ſeines ſtrengen Amtes nicht zu unterdrücken vermochte; oder ob es die Mißbilligung des Tory darüber verrieth, daß Männer von der Partei, der er ſelbſt angehörte, ſo fehlerhafte Maßregeln, wie Härte, Gewalt und Grauſamkeit waren, anwendeten, um ihre Privilegien aufrecht zu erhalten, da ſie ſich, ſeiner beſſern Einſicht nach, durch zeitgemäße Güte, diplomatiſche Gewandtheit und ſchlaue Nachgiebigkeit in Kleinigkeiten, worauf die niedern Volksklaſſen nicht ſelten einen hohen Werth legen, den alten Zuſtand der Dinge viel leichter zu ſichern und zu erhalten vermochten.

Mit freundlicher Herablaſſung, wodurch es den

Großen der Erde ſo leicht wird, ſich die Herzen ihrer Untergebenen auf wohlfeile Weiſe zu erwerben, ertheilte er darauf den zahlreichen Sollicitanten Gehör. Beſondere Worte des Troſtes hatte er für die Einzelnen von ihnen. Allen aber verſprach er eine beſſere Zukunft, und Mancher, deſſen unmuthiger Blick beim Eintritt in den Palaſt des mächtigen Engländers nur zu deutlich verrieth, daß er — deſſen Ahnen einſt in höherem Anſehen geſtanden, als Lord Corhampton — dieſen demüthigenden Schritt nur nach reiflicher Ueberlegung gethan, ehe er die Entſcheidung ſeines vermeintlich wohlbegründeten Rechts, der Waffengewalt anheimſtellte, verließ mit weniger Groll und mit neuer Hoffnung die glanzerfüllten Hallen, die unter Mitwirkung ſeiner Vorväter erbaut waren.

Schon hatte eine leichte Verbeugung des Statthalters das Zeichen zur Entlaſſung gegeben, und der größte Theil der Anweſenden unter Beobachtung derſelben Förmlichkeiten, die ein Levée des Vicekönigs von Irland eben ſo ſteif und abgemeſſen machten, wie ein vom Monarch der drei vereinigten Königreiche ſelbſt gehaltenes, ſich empfohlen, und eben war Se. Herrlichkeit, froh, daß die läſtige Stunde vorüber war, im Begriff, ſich in ſein Kabinet zurückzuziehen, als der dienſtthuende Kammerherr noch einen Herrn anmeldete, der ſich abſichtlich, wie es ſchien, in den entfernteſten Theil des weiten Saales zurückgezogen, um ſein Anliegen ungeſtört, nach der Entfernung der Uebrigen, vorbringen zu können.

„Mr. Dermot Laing?“ wandte ſich der Lord Lieutenant fragend zu einem naheſtehenden Adjutanten.

„Der verabſchiedete Kapitän von Lord Wexfords Dragonern, Excellenz,“ flüſterte der Gefragte mit einer Verbeugung.

„Ah! ich weiß ſchon," ſagte der Erſtere, „der Freund und Vertraute von Sir Lewis O'Donnel."

„Zu Dero Befehlen," erwiderte der Offizier.

Auf einen Wink des Lords trat der Gehör Bittende mit feſtem Schritt und edlem Anſtand, aus dem man ſogleich den Soldaten erkannte, heran, verbeugte ſich und blieb dem Statthalter nahe gegenüber in ehrerbietiger Haltung ſtehen.

„Sie dienten in der Armee, Mr. Laing?"

„Seit meiner früheſten Jugend, Excellenz, vom Cadetten bis zum Hauptmann." —

„Sie dienten auch ſchon im Auslande! So deutet wenigſtens Ihr ganzes Aeußere an, welches den Stempel des vielverſuchten Kriegers trägt."

„Ich war zur Zeit der Belagerung in Gibraltar und ſtand dann mehre Jahre in Indien gegen Tippo Saib. Eine ſchwere Wunde, die ich dort in einem der letzten Gefechte erhielt, war die Veranlaſſung, daß ich nach England zurückkehrte und durch Tauſch in das von Lord Wexford befehligte Dragoner-Regiment eintrat."

„Und warum entzog ein ſo wackrer Streiter ſeine Dienſte dem König, der ungern ſolche Männer verliert, wie Sie ſind, Mr. Laing?"

„Gern hätte ich länger gedient, Ew. Excellenz," verſetzte der Gefragte, „jedoch ich vermochte es nicht, zumal da ich mich häufig ſowohl in Garniſon als im Felde von der Unzweckmäßigkeit des Princips über die Käuflichkeit der Offizierſtellen überzeugte und mein Mißvergnügen nicht zu unterdrücken vermochte, als lich erfuhr, daß einer der bravſten Offiziere meines ehemaligen Regiments, mit Ruhm und Wunden aus mehren Feldzügen heimgekehrt, als Offizier und Gentleman ſich des fleckenreinſten Rufs erfreuend, zweimal durch Kauf von jungen Leuten, die eben die Schule verlaſſen hatten, übergangen war. Dieſe Aeußerungen, dem freien Briten erlaubt, dem gebornen Irländer, von dem man überdies wußte, daß er mit unzerſtörbarer, kindlicher Liebe an ſeinem Vaterlande hing, ſehr übel gedeutet, verwandelten die bittre Stimmung der übrigen Offiziere gegen mich in eine feindliche, da ſie, als Söhne engliſcher und iriſcher Pairs, ein von dem meinigen, der ich dem guten Mittelſtande angehöre, ſo ganz verſchiedenes Intereſſe hatten. —

„Es wäre leicht geweſen,“ fuhr der Sprecher nach einer kurzen Pauſe fort, da er bemerkte, daß der Statthalter ſeine Erzählung nicht ungern anzuhören ſchien, „mich durch eine Bitte um Verſetzung dieſen Verhältniſſen zu entziehen. Jedoch mußte nach meinen Anſichten das Recht, auf das ich mich ſtützte, unter allen Verhältniſſen ſich gleich bleiben; ich bat nicht und — wurde aus Sr. Majeſtät Dienſt entlaſſen. — Ich lebe jetzt, geehrt und geliebt von meinen Landsleuten, auf dem kleinen Landgute meines Vaters, der früher faſt gleiches Schickſal mit mir gehabt hat: das ſo betrübende Schickſal aller katholiſchen Irländer — — mit Mißtrauen betrachtet zu werden.“

„Sie richten doch wohl etwas zu ſtreng, Mr. Laing, über die politiſchen Parteien in Großbritannien, und haben zu wenig Vertrauen zu den wahrhaft väterlichen Geſinnungen unſres edlen Königs für Irland, deſſen Verwaltung er mir anzuvertrauen die Gnade hatte. Und glauben Sie mir, Sir, es würde Manches hier beſſer ſein, wenn man ſich den Maßregeln einer ſo gütigen Regierung, wie die iſt, deren ſich die vereinigten Reiche unter Georg III. erfreuen, mehr fügte, ſtatt in ewiger Oppoſition gegen dieſelbe zu verharren.“

„Mein Leben für Georg III.!“ erwiderte Laing, „und des Himmels beſten Segen über ſeine Miniſter, wenn ſie in ſeinem milden Geiſte über Irland herrſchten! — Aber — — jedoch Verzeihung, Excellenz!“ unterbrach er ſich ſelbſt; „ſchon zu lange mißbrauchte ich Ew. Herrlichkeit Geduld. Ein Schreiben von Wichtigkeit, welches einer meiner Freunde keiner andern Hand als der meinigen anvertrauen wollte, weil es Dero eigene erhabene Perſon betrifft, die jedem Ehrenmann in dieſem Reiche heilig iſt, veranlaßt mein Erſcheinen hier im Palaſte. — Nehmen Sie Ihre Maßregeln darnach, Mylord! Vielleicht erſcheint Ihnen fernerhin der Mann in einem beſſern Lichte, der den Unwillen der Regierung dadurch erregt zu haben ſcheint, daß er ſeine eigenen Intereſſen hier im Lande vernachläſſigend, mit Wärme für ſeine unterdrückten Landsleute ſprach, ſo wie es ſchon ſein edler Vater gethan hatte, und die letzten Trümmer ſeines geringen Vermögens dazu verwendete, den Hunger der Nothleidenden zu ſtillen und die Armuth der Gedrangſalten zu lindern.“

Mit ächt britiſcher Ruhe wandte ſich der Gouverneur, als er das ihm von Laing überreichte Schreiben flüchtig durchgeſehen hatte, an ſein umſtehendes Gefolge. „Sonderbar! Derſelbe Sir Lewis O'Donnel, den man mir ſo ſehr zu verdächtigen bemüht iſt, gegen den ich, aufs Aeußerſte gedrängt, ſogar einen Verhaftsbefehl erlaſſen habe, warnt mich in dieſen wenigen Zeilen vor einem Anſchlag auf mein Leben. Jedenfalls bietet das Leben dieſes Mannes ein auffallendes Gemiſch von Edelmuth, Patriotismus und Verirrung in ſeinen politiſchen Anſichten dar. Seien

Sie verſichert, Mr. Laing,“ fuhr er, ſich wieder an dieſen allein wendend, fort, „daß ich nie eine ſchlechte Meinung von Ihrem Freunde gehabt habe, daß ich ſein Gefühl ehre, wiewohl ich nur zu ſehr befürchte, daß es ihn endlich auf Abwege leitet, und daß ich zugleich ſeine Umſicht und Klugheit, mit der er ſich bisher benommen hat, bewundern muß. Ich würde Ihnen auftragen, ihm zu ſagen, daß mich ſeine Warnung, an deren guten Meinung ich nicht zweifeln will, nichts deſto weniger nicht abhalten ſoll, die Beruhigung der inſurgirten Provinzen mit allen mir zu Gebote ſtehenden Kräften zu vollenden, wenn Sie ihn treffen könnten; allein des Hochverraths aufs Härteſte angeklagt und beſchuldigt, einige franzöſiſche Offiziere bei ſich zu beherbergen, habe ich einen Verhaftsbefehl gegen ihn erlaſſen müſſen, der bereits ausgeführt ſein muß. Ich wünſche nichts mehr, als daß es Sir O'Donnel gelingen möchte, ſich von dieſer Beſchuldigung zu reinigen; er würde nur noch höher in meiner Achtung ſteigen.“

Laing erſchrak, ſuchte ſich aber zu faſſen und verſetzte: „Und ſelbſt wenn O'Donnel in dieſem Falle ſtrafbar befunden würde, möchten Ew. Excellenz nicht im Sinne des harten Geſetzes, ſondern mit weicher menſchlicher Empfindung über ihn richten! Er hat nahe Verwandte in Frankreich unter dem Militär. O Gott! er iſt von ſeinen Feinden und durch die Verurtheilung ſeines ſchändlich gemordeten Vaters aufs Aeußerſte getrieben worden. Und wie in ſeinem, ſo wüthet in tauſend und aber tauſend zerfleiſchten Herzen edler Irländer Verzweiflung. O, laſſen Ew. Excellenz in Irland das neue Leben beginnen, deſſen ſich jetzt faſt alle andern Länder Europa's erfreuen, und Se. Majeſtät wird über ein ſo treues, bildſames, der

Freiheit und des Glückes würdiges Volk in Frieden herrſchen, wie irgend ein Monarch in der weiten Chriſtenheit! O Mylord, die Irländer ſind auch Menſchen, wie Ihre Brüder in England, und in ihrer Bruſt wohnen auch Herzen, die eben ſo lebendig für alles Schöne und Gute ſchlagen, wie ſie tief das Elend und die Verachtung empfinden, die ſie in Europa auf die niedrigſte Stufe der cultivirten Nationen geſtellt haben. — Wollen Sie O'Donnel verdammen — ich frage Ew. Excellenz als Menſch, nicht als Statthalter — wenn er die Ketten der Nacht und des Elends, die ſo drückend auf uns laſten, abzuſchütteln ſtrebt?“

„Vergeſſen Sie nicht, Mr. Laing, daß ein Volk, welches ſo wenig wie das iriſche den Geſetzen Folge zu leiſten verſteht, für eine größere Freiheit noch nicht reif iſt.“

„Das Volk beobachtet treulich alle Geſetze, Excellenz, außer denen, welche es der Exiſtenzmittel berauben. Es ſind ja nur die kirchlichen Verhältniſſe und der Zehnten, gegen die es kämpft. Mit welchem göttlichen oder menſchlichen Rechte, Mylord, vermag es der Naturmenſch oder der ſcharfſinnigſte Philoſoph mit dem einfachen Verſtande, oder der logiſch gebildeten Vernunft in Einklang zu bringen, daß die Bekenner der katholiſchen Religion, außer der ihrigen, auch die proteſtantiſche Kirche erhalten und die letztere auch noch aus dem einzigen Grunde ſo reichlich dotiren ſollen, um den jüngern Söhnen der Großen des Landes eine gemächliche Exiſtenz auf Koſten des Volks zu ſichern? Und dieſer Zehnten, Mylord! wird je ein Irländer deſſen Geſchichte vergeſſen? Sollte es möglich ſein, nachdem kaum ein Jahrhundert vergangen iſt, das Entſtehen der neuen Lehre, die Vertheilung der Länderei an die engliſchen Anſiedler aus dem Gedächtniß zu verwiſchen, während die Nachkommen der vertriebenen Familien heimathlos von Land zu Land irren und von der Gnade fremder Völker und Fürſten leben? Und ihr Verbrechen, Mylord, worin beſtand es? Einzig und allein darin, daß ſie treu, wie ſo viele Millionen Europäer, am Glauben ihrer Väter hingen und der Gewalt, mit der man ihnen unter gräßlichen Drohungen die neue Lehre aufdringen wollte, den Widerſtand entgegen ſetzten, der ihrer dermaligen hohen Stellung im Reiche vollkommen entſprach. — Während in England nicht allein alle Confeſſionen, ſondern alle Sekten frei geduldet werden, ſollen hier zu Lande nur Proteſtanten, deren Zahl die kleinſte iſt, regieren? Ew. Herrlichkeit ſind Chriſt und Menſch! Bedarf es mehr, um das Schreckliche einer Lage zu fühlen, die, beim barmherzigen Gott! in vielen Stücken weit ſchlimmer iſt, als das Loos der verachteten Kinder Israels? Denn als im Mittelalter die grauſamſten Judenverfolgungen Statt fanden, als man ſie hundertweiſe erſchlug, weil ſie bei den verſchiedenen Ausbrüchen der Peſt die Brunnen vergiftet haben ſollten, da gönnte man den Lebenden doch Häuſer und geſunde Nahrung, und wenn man ihnen nichts mehr laſſen wollte, nun, ſo nahm man ihnen auch das Leben, und dies war wahrlich barmherzig gehandelt im Vergleich der Handlungsweiſe unſerer Herren mit ihren iriſchen Landpächtern. Excellenz ſind Statthalter von Irland, aber Sie haben noch keine iriſche Wohnung geſehen, wie ſie engliſches Mitleid unſerm ärmſten Volke gelaſſen hat. Möchten Sie einmal durch die Grafſchaften Wicklow, Carlow, Kilkenny reiſen und ſich die ſogenannten Dörfer beſehen. Mylord! Vier nebeneinander gelegte

Steinhaufen, deren Zwiſchenräume mit Lehm verklebt ſind, mit Stroh und Simſen überdeckt, das iſt dort die gewöhnliche Wohnung des armen Landmanns. Sie hat kein Fenſter und keinen Schornſtein, und ſtatt der Thüre iſt ein mit einem alten Brete ſchlecht verwahrtes Loch, wodurch man nicht etwa geht, nein, kriechen muß. Drinnen aber iſt der kleine Raum leer, kein Geräth, kein Gefäß; das arme Volk liegt und kauert auf dem rohen Boden um ein elendes Torffeuer herum, deſſen Rauch die ganze Hütte erfüllt und ſich dann durch das Thürloch drängt. Daran wärmen ſie ſich, daran kochen ſie ihre einzige Nahrung, Kartoffeln, in ihrem einzigen Gefäß, einem irdenen Topf. Laub und Stroh iſt ihr Bett. Ihr Haus-, Tiſch- und Bettgenoß iſt das Schwein, ihr einziger Reichthum, das einzige Fleiſch, das ſie zu hoffen haben. Und dies raubt ihnen oft die grauſame Hartherzigkeit des Grundbeſitzers oder ſeines Generalpächters. Allein dieſe Hütten ſind wenigſtens oben geſchloſſen und geſchützt und wahrlich noch Paläſte zu nennen gegen die Wohnungen des Elends in Cork und Tipperary, wo man ſelten eine gedeckte Wohnung antrifft, ſondern meiſt nur ſolche, in die Wind und Regen freien Paß haben. In einem Loche in der Erde wohnt der Ire, der Unterthan der Krone Großbritanniens, gegen den der Paria in Indien ein beneidenswerther Mann iſt.“

„Sir,“ ſagte der Statthalter, „Ihr Gemälde iſt ſchauderhaft wahr. Ich wollte, zehn engliſche Lords wären hier zur Stelle und hätten Sie gehört. Leider ſind mir die Hände gebunden; ich kann Vieles, aber nicht Alles.“

„Ja, ich wollte, ich ſtände der verzweifelt kalten, ſtolzen und unbarmherzigen Gentry gegenüber; ich wollte ihr mit Flammenworten die Sünde an Gottes edelſtem Geſchöpf in die Seele donnern, daß die vornehmen Herren, die ſich vom Himmel für bevorzugt halten, endlich doch erſchrecken ſollten. Ich wollte ſie fragen, warum man dieſem britiſchen Lande nicht hilft, deſſen üppiger fruchtbarer Boden beſſer iſt, als der engliſche, aus deſſen Häfen jährlich für Millionen Getraide ausgeführt wird, während deſſen unermeßlich beſteuerten Einwohner verhungern müſſen, weil ſie allen Erwerb ihres ſauern Schweißes hinzugeben genöthigt ſind, um den praſſeriſchen Zwangsherren den hohen, ſchier unerzwinglichen Tribut zu entrichten, auf deſſen ſchönſtem und fettſtem Boden oft Neſſeln und Unkraut wuchern, und das dabei ſo überſchwenglich reich an Naturſchönheiten iſt? Ich wollte fragen, warum dieſes Land verdammt iſt, zu verkümmern und zu verderben? Ob denn kein menſchliches Herz in der Bruſt unſerer engliſchen Unterdrücker ſchlägt, wenn der Verzweiflungsſchrei unſres entſetzlichſten Elends zum Himmelsgewölbe ſtürmt? Und die Herren wundern ſich noch, wenn der Ire rebellirt? Wahrlich, ich wundre mich, daß noch ein Engländer in Irland lebt! Warum legt man in England ſo treufliſch ſchlau Alles darauf an, ſich ſelbſt und Andre über Irland zu täuſchen? Warum verſucht man da, wo das Elend ſo ſchrecklich klar vor Augen liegt, es dennoch durch elende Sophismen wegzuläugnen? Es iſt ſo furchtbar, ſo herzzerreißend, ſo über allen Ausdruck qualvoll, dieſes Elend zu ſehen; ganz Europa ſollte in ein Jammer- und Zetergeſchrei ausbrechen, daß eins ſeiner Kinder vom Schweſterlande ſo grauſam mißhandelt wird, gequält, gemartert, ohne alle Verſchuldung. Oder ſoll Irland nicht als Kind Europa's gelten? Durch die Länder und Meere ſollte eine Wehklage gehen, die Völker aus ihrer Ruhe aufſchrecken und ihre Herzen empören, daß ſie ſich gegen das grauſame England, nein, gegen eine handvoll übermüthiger Ariſtokraten wie ein Mann erhöben und ernſte Rechenſchaft forderten, warum ſie ein ganzes, ein gutes, edles, treues Volk aus dem Looſe der Menſchheit hinausgeſtoßen und unter das Loos der Thierheit entwürdigt haben. Denn das eingeſperrte Nutzthier hat ſeinen Stall, hat ſeine Sättigung, wird gemäſtet, um dann ſchnell vom Meſſer des Schlächters zu ſterben; das Thier des Waldes ſchweift frei umher und Gott giebt ihm die Nahrung, kein Menſch darf und kann ſie ihm rauben, bis eine ſichre Kugel ſeinem Daſein ein Ende macht: der Ire aber muß langſam verhungern und erfrieren, mitten unter den Schätzen, die Gottes Vaterhand freigebig um ihn aufgehäuft, die ihm die Tigerklaue des vornehmen Engländers, der hier ſein Grundbeſitzer iſt, unbarmherzig entreißt. Und ſtiehlt er in der höchſten Noth, was ihm von Gottes und Rechtswegen erb- und eigenthümlich gehörte, ſo wird er ehrlos gemacht und gehenkt. O, man möchte blutige Thränen weinen! Sind denn dieſe drei Millionen Menſchen in Lumpen, die nie ein ganzes, nie ein neues Kleid getragen haben, dieſe halb nackten, hungersſterbenden Skelette, ſind jene Tauſende von Hütten, in denen man aus Mangel an Licht drüben auf der Schweſterinſel nicht einmal das gemeinſte Vieh unterbringen würde, jene Höhlen des gräßlichſten Elends, in denen die iriſchen Paria's ihr jämmerliches Daſein verdämmern, ſind dieſe entſetzlichen Erſcheinungen der Entmenſchung ganzer Völkerſtämme nicht eine laut an das Himmelsgewölbe anſchlagende, Gerechtigkeit und Vergeltung fordernde Anklage gegen die engliſche Verwaltung? Aber Europa kennt unſre gräßliche Lage nicht, kennt ſie doch England kaum, und unſre Herren hüten ſich wohl, herüber zu kommen; ſie haben Abſcheu davor, ihr böſes Gewiſſen ſpiegelt ihnen Raub und Mord vor, und doch reiſt man in keinem Lande ſicherer, als auf dieſer armen Inſel. In London wird in einem Tage mehr geſtohlen und gemordet, als hier das ganze Jahr. Kein Fremder kommt zu uns und lernt unſre fürchterliche Lage kennen; kein Menſch in Europa glaubt es, hält es für möglich, daß wir unter einer Adminiſtration, die ſo reich an philanthropiſchen Phraſen iſt, in ſolch' elendem Zuſtand ſind. Der Paria wird von allen edlen Seelen bedauert, ihm, dem Fernen, kehrt ſich das fromme Mitleid zu, das man dem armen verhöhnten Pad verſagt, weil die *nackte* gräßliche Wahrheit ſchlechterdings Allen unmöglich ſcheint. Und ſo werden wir durch Englands Maulfertigkeit auch noch um das Mitleid der Völker betrogen. — Verzeihen Ew. Excellenz, daß ich ſo lange geſprochen habe. Das Herz ging mir auf, das Gefühl riß mich hin. Ich danke Ihnen, daß Sie mich angehört haben."

„Wenn dieſes ſtolze Gefühl, das mir als Engländer wohl gefällt, und das wir an allen Völkern ehren, Ihre Landsleute alle im gleichen Maaße beſeelte, ſo würde meine Stellung, deren Schwierigkeit ich mir nicht verhehle, noch kritiſcher ſein, als ſie es jetzt iſt," antwortete der Statthalter. „Jedoch ich kenne ſo ziemlich genau die Verhältniſſe des Landes, Mr. Laing, und halte mich für ſtark genug, die mir zu Theil gewordene ſchwierige Aufgabe zu löſen. Das Volk iſt händel- und mordluſtig und meiſt über Dinge, die weder mit der Religion, noch mit der Politik etwas gemein haben; es iſt roh und unbändig und muß durch eine weiſe Erziehung erſt zu einem beſſern Zuſtande vorbereitet werden. Indeſſen nehmen Sie meine Verſicherung, Sir, daß ich ſtolz bin unter den Gegnern, die mir zu bekämpfen obliegt, eine Zahl edler Männer zu wiſſen, denen es um mehr als um irdiſchen Gewinn zu thun iſt. Ich kann Ihnen meine Achtung nicht verſagen. Handeln Sie ſo, mein Herr, daß ich nicht ſpäter etwa Veranlaſſung finde, auch Sie bedauern zu müſſen. Meine Pflicht, ſowie die alten Verhältniſſe und Einrichtungen des Staats, deſſen Intereſſe ich wahrnehmen muß, verbieten ferner jede Schonung. Das Herz muß da ſchweigen, wo die Politik andre Rückſichten erfordert.“

„Eine traurige, aber eine uns bekannt gewordene Wahrheit, Excellenz!“ ſagte Laing ſich tief verbeugend. „Möge Ihr Vaterland ſie nie aus dem Munde eines fremden Dictators vernehmen!“

Er verbeugte ſich nochmals und ſchritt der Thüre zu. Verwundert und erſtaunt über den furchtloſen Mann, folgten ihm die Blicke der Umſtehenden nach, und ſchon lange hatten ſich die Flügelthüren hinter ihm geſchloſſen, als noch keiner aus des Statthalters Gefolge die Stille zu unterbrechen wagte.

## 20.

# Die Lage des Vicekönigs.

Lord Corhampton entließ die Anweſenden und betrat mit ernſterm Geſichte, als man ſonſt an ihm gewohnt war, ſein Zimmer, wo die Secretaire des Innern und des Kriegs ſeiner warteten, um Bericht über die eingelaufenen Depeſchen abzuſtatten und eine Menge andrer Bittſchriften vorzulegen, welche, mit Tauſenden von Unterſchriften verſehen, täglich aus dem Lande eintrafen.

„Beginnen wir unſere Geſchäfte, Sir Archibald,“ ſagte der Lord zum referirenden Staatsrath, als er nach kurzer Begrüßung ſeinen Platz im Staatsſeſſel den Secretairen gegenüber eingenommen hatte. „Neue ſtrenge Maßregeln von London, wie gewöhnlich, und fortwährend Klagen aus dem Lande, ich kann's mir denken. Von den Bauern und Pächtern über unmenſchliche Bedrückung, von der Gentry über Brandſtiftung, Raub und gar über Mord!“ —

Sir Archibald, ein alter, gewandter Staatsmann, bediente ſich des beſten Ausweges, wenn man befürchtet, durch eine beſtimmte Antwort in Verlegenheit zu gerathen; er zuckte mit den Achſeln, während ſein kaltes Geſicht nicht die geringſte Veränderung zeigte, und nahm ſeine Papiere zur Hand.

„Sir Archibald,“ nahm Se. Herrlichkeit wieder das Wort, „wenn die Herren am Ruder des Staats oder die Männer der Partei, welche ihre Ohren und Augen hartnäckig den aus Irland einlaufenden Nachrichten verſchließen, alle nacheinander den Poſten eines

Lord Lieutenants dieſes Königsreichs in ſo ſchwierigen Zeiten, wie die jetzigen ſind, bekleiden müßten, ſo würden ſie endlich ſehend und hörend werden und ferner keinen Anſtand nehmen, Meinungen aufzugeben, die — ich ſehe es täglich mehr ein — ihnen die längſte Zeit Vortheil gewährt haben.“

„Die Politik Englands, Ihro Herrlichkeit, die Erhaltung der glänzenden Pairie, heiſcht leider manche Maßregel —“

„Aber das allgemeine Völkerrecht, von dem Sie mir neulich eine lange Abhandlung hielten,“ unterbrach ihn der Lord, „erheiſcht Andres.“

„Sehr richtig, Excellenz. Aber zugleich bitte ich zu bedenken, daß die meiſten Geſetze und Rechte einer doppelten Deutung unterworfen ſind, weshalb es auch in der Interpretation heißt: leges, ubi habent duplicem intellectum etc.)*) Und noch ein andrer großer Uebelſtand iſt es für dieſes Königreich, daß die große Wohlthat der Magna charta, welche Heinrich III. glorreichen Andenkens erließ, nicht in allen Stücken ihre Anwendung hier findet. Die Lettres patent**) und die Mandamus***) der Könige haben hier ſeit Jahrhunderten ſo manche einzelne Beſtimmung getroffen, wie die vielen Privilegien beweiſen, welche im Court of record*) aufbewahrt werden, daß die allgemeinen engliſchen Geſetze, nach welchen Ew. Excellenz bei dem Ihnen inwohnenden Wohlwollen die Angelegenheiten Irlands zu betrachten geneigt ſind, auf die Bewohner dieſes Königreichs in den wenigſten Hauptfällen anwendbar ſind. Vor allen Dingen wollen Ihre Herrlichkeit zu erwägen geruhen, daß dieſer Zuſtand der Dinge aus dem fortwährenden Kriegszuſtande hervorgegangen iſt, in dem ſich Irland mit einigen Unterbrechungen ſeit Jahrhunderten befunden hat. Die während deſſelben als temporair erlaſſenen Verfügungen ſind ſtabil geworden. Der Scot und Lot**), welche während der unruhigen Zeiten auferlegt wurden, hat geſetzliche Kraft erhalten und das „ne injuste vexes,“***) ein alt engliſches Geſetz, welches die Herren verhinderte, ihre Unterthanen und Hinterſaſſen zu bedrücken, kann der Irländer vor der Kingsbench nicht geltend machen.“

---

*) Wo die Geſetze eine zwieſache Deutung zulaſſen ꝛc.

**) Vom Könige an Einzelne ertheilte ausgedehnte Privilegien.

***) Ein, hohe ausgedehnte Vollmachten enthaltendes, in des **Königs** Namen vom Gerichtshofe der Kingsbench erlaſſenes Manifeſt, worin einzelne Perſonen, Corporationen, oder untere Gerichtshöfe aufgefordert werden, den darin ausgeſprochenen königlichen Willen in einer beſondern Angelegenheit zu erfüllen.

„Das Alles iſt leider nur zu wahr,“ entgegnete finſter der Statthalter; „um ſo unangenehmer iſt's mir, mit Wort und That für die Aufrechthaltung ſolcher Mißbräuche kämpfen zu müſſen. — Was haben Sie zuerſt, Sir Archibald?“

„Einige tauſend Einwohner aus den Grafſchaften Kerry und Cork bitten um Brot oder Arbeit, oder um Verſetzung nach Canada.“

„Der Canalbau am Shannon iſt vollendet,“ ſagte

---

*) Die Kanzlei, in welcher alte Urkunden und Documente aufbewahrt werden.

**) Außerordentliche, nach dem Vermögen der Einzelnen berechnete Auflagen.

***) Du ſollſt nicht ungerecht drängen!

Corhampton düſter. „Ich vermag keine neue Erwerbsquellen, bei der wenigen Theilnahme, welche man bei den öffentlichen Bauten und Unternehmungen in Irland beweiſt, aufzufinden. Die Tauſende von kräftigen Menſchen aber werden der Regierung für Amerika willkommen ſein!“

„Neue aufrühreriſche Bewegungen im Süden,“ fuhr der Staatsrath fort, „an denen viele ehemalige Matroſen von der königlichen Flotte Theil haben ſollen.“

„Den verzweifelnden Menſchen ſteigt der Muth mit jedem mißlungenen Verſuche. Die Hyder des Aufruhrs wächſt ſchnell um einen neuen Kopf, wenn man nicht zugleich, indem man den frühern abhaut, die Urſache des Mißvergnügens zu entfernen ſucht. Wie viele Tauſende bluteten ſeit Cromwells Zeiten! Aber wuchernd, wie des Kadmus Saat, ſchießen fort und fort neue Rächer aus dem blutgetränkten Boden hervor. Dunkelgeboren in faulenden Hütten, oder in den Klüften der Gebirge, ja auf den Heerſtraßen unter Gottes freiem Himmel, jedes ſchützenden Obdaches entbehrend, treten Tauſende der Bewohner dieſes Königreichs als Bettler in’s Leben und ſterben als Bettler. Nichts iſt ihr Eigenthum, als die Geſchichte ihrer Väter; und dennoch iſt ihr Leben und ihr Tod hiſtoriſch, und jeder dieſer Vagabunden hat ein Anrecht an die Geſchichte des britiſchen Reichs und an die der Welt.“

So ſprach der gefühlvolle Mann. Obgleich ſeiner Geburt nach ein Tory, war ſein Herz weicher geworden, ſeitdem er ſich ſelbſt von dem Elende überzeugt hatte, deſſen Darſtellung ſeine Standesgenoſſen in England, die nichts mehr haßten, als nach Irland zu reiſen, übertrieben und mit Leidenſchaft entworfen nannten. Dann wandte er ſich an den Kriegsſecretär mit den Worten: „Fertigen Sie an General Floyd, der in Cork das Obercommando führt, den Befehl aus, daß er die Aufruhr-Acte proklamirt. General Dickſon ſoll mit der mobilen Colonne die Grafſchaften durchziehen. Ich hätte ſo gern den Provinzen die nähere Bekanntſchaft mit dieſem kalten Manne des Geſetzes erſpart. Doch ſo wie die Sachen ſtehen, kann ich nur von ihm die Unterdrückung der beunruhigend um ſich greifenden Gährung erwarten. Er wird aufräumen in den Grafſchaften. Die armen Menſchen! Ich möchte blutige Thränen weinen über ihr gräßliches Schickſal, ihnen die allzuheiße Liebe für Freiheit und Vaterland alſo vergelten zu müſſen. Aber ich bin ein Werkzeug in der Hand der furchtbaren Nothwendigkeit. An die in den Häfen des Königreichs befehligenden Flottenoffiziere die ſtrengſte Weiſung, durch eine aufmerkſame Controle über die Mannſchaft ihrer Schiffe, eine zu genaue Verbindung mit den Einwohnern zu verhüten, damit des Bürgerblutes nicht noch mehr fließe! — Sir Archibald, die Sherifs und Highconſtables müſſen angewieſen werden, durch verdoppelte Wachſamkeit jede Bewegung in der Hauptſtadt im Keime zu erſticken. Das Volk muß von unſern Maßregeln in Kenntniß geſetzt werden, damit die Strenge nicht zu blutig werde, welche jederzeit die Suspenſion der Habeas-corpus-Acte begleitet.“

„Der Kapitän Howard vom Regiment des Lord Wexford in Bantry macht die Anzeige, daß er, ſtatt ſeines von Krankheit zurückgehaltenen Obriſten und von dieſem dazu autoriſirt, den Baronet Lewis O'Donel, nebſt zwei franzöſiſchen Offizieren, die er auf Greenlodge, dem Jagdſchloſſe Sir O'Donnels, gefangen genommen, in's Staatsgefängniß abgeliefert habe, und bittet entlaſſen zu werden, um in ſeine Garniſon zurückkehren zu können.“

„Alſo doch!“ rief der Statthalter ſchmerzlich. „Ich bedaure den jungen Mann, der ſich ſo weit vergeſſen konnte! Nun verfällt er leider der ſchärfſten Strenge des Geſetzes.“

„Lord Kildare fügt ſeiner Anklage gegen ihn noch hinzu, daß die auf Greenlodge gefangenen Franzoſen als Agenten der franzöſiſchen Regierung erkannt worden ſeien, die bereits unter O'Donnels Schutz das Land durchzogen hätten und von denen einer Papiere bei ſich führen müſſe, beſtimmt, einigen bedeutenden Männern Propoſitionen zu machen; ja derſelbe habe ſich ſchon erfrecht, ſich mit dieſen auf Hochverrath zielenden Anträgen an den Lord ſelbſt zu wenden.“

„Lord Kildare,“ ſagte der Statthalter kopfſchüttelnd, „ſpielt wirklich ein ſeltſames Spiel. Die Rolle, die er in der letzten Zeit in den Angelegenheiten des Landes genommen, der übertriebene Eifer, mit dem er bemüht iſt, ſeine loyalen Geſinnungen an den Tag zu legen, die zahlreichen Freiwilligen, die er fortwährend zuſammentreibt und ohne Beruf dazu in den Waffen übt, erwerben ihm mein Vertrauen nicht, Sir Archibald. Er iſt mir verdächtig, wie irgend ein gewöhnlicher Irländer; ſtolz, reich und ehrgeizig, ſtrebt er darnach, noch mehr zu erringen. Sei es nun, wie es wolle mit dieſem Herrn, er ſteht hinfür unter meiner eigenen Aufſicht. Was Sir O'Donnel betrifft, ſo ſoll er zwar eine ſtrenge, aber doch ſeinem Range angemeſſene Haft erhalten und ſein Proceß ſofort eingeleitet werden. Daſſelbe gilt von den Franzoſen. Im Feinde ehrt man ſich ſelbſt.“

„Die genteele Gefangenſchaft wird den Mann von

Stande vor einem ſchmählichen Ende nicht ſchützen. Alſo immerhin anſtändige Haft!“ murmelte der Staatsrath, der ein beſonderer Gönner und Freund von Lord Kildare ſeit ſeinem Aufenthalt in Irland geworden war — indem er die umherliegenden Papiere zuſammenlegte und in ſeinem Portefeuille verſchloß.

„Alſo weiter nichts, Herr Staatsrath? Nun ſo wollen wir für heute die Sitzung beſchließen, meine Herren,“ ſagte der Statthalter ſich verneigend. „Ich darf bei Ihrem mir bekannten Eifer für den Staatsdienſt erwarten, daß meine Befehle pünktlich vollzogen werden.“

Der dienſtthuende Kammerherr eilte die Thüre zu den innern Gemächern zu öffnen, und der mit königlicher Würde bekleidete Mann verließ das Kabinet, wo nicht ſelten ſeine Humanität mit ſeiner Gewiſſenhaftigkeit in heftigen Konflikt gerieth.

„O, welch' einen Widerſpruch, meine Landsleute, gewähren die glänzenden Reden, die ihr im Oberhauſe zu Gunſten der Freiheit fremder Völker haltet, mit der Behandlung dieſes eueres Schweſterlandes!“ ſprach er vor ſich ſelbſt, die Inſignien ſeiner Würde von ſich legend. „Irland, befürchte ich, wird noch die Veranlaſſung werden, daß es dem Rufe der engliſchen Liberalität ergeht, wie gewiſſen Gaſſenhauern, die vergeſſen werden, nachdem ſie eine Zeit lang von allem Volke geſungen worden ſind. Inconſequenz und engliſche Politik werden einſt bei der Nachwelt für gleichbedeutende Worte gehalten und zum Sprüchwort bei allen Völkern werden.“

Das war der Vicekönig von Irland mit ſeinem blutenden Herzen und kummerſchwerem Haupte! Er ſtand mitten in der überall ausbrechenden Empörung raſender Leidenſchaften und ſollte die Feuersbrunſt löſchen, den Sturm beſchwören, und immer grauſiger erhob ſich vor ſeinem in die dunkle Zukunft gerichteten umflorten Blicke die Nemeſis, ein geſpenſterhaftes, ſchattendunkles, verderbendrohendes Rieſenhaupt, und verfinſterte ſeine Tage. Wahrlich, er konnte das ſtolze, ſelbſtgenügſame Lächeln ſeiner Standesgenoſſen im ruhigen Mutterlande nicht theilen, womit ſie eine von der Menſchlichkeit in's Oberhaus gebrachte Bill zur Verbeſſerung der iriſchen Zuſtände mit großer Stimmenmehrheit verworfen ſehen; dieſes ſchändliche Lächeln däuchte ihm eine Herausforderung an das Schickſal, das nicht zaudern werde, mit ehernem Tritte zu kommen, und er fühlte es mit Beben, daß eine blutige Thräne des Genius der Menſchheit über die Schandſäulen dieſem Lächeln entſprechen müſſe, die Englands Herren ſich eine nach der andern aus den Knochen iriſcher Verhungerter und Erwürgter in der Weltgeſchichte erbauten.

Lord Corhampton warf den Königsmantel unmuthig zur Erde und eine Thräne glänzte in ſeinem Auge.

## 22.

# Der König von Irland.

Im höchſten Grade um das Loos des Freundes beſorgt, hatte Dermot Laing die Hauptſtadt des unglücklichen Erin nicht verlaſſen, ſondern, als er die Einbringung O'Donnels erkundet, heimlich auf Befreiung deſſelben geſonnen, auch ſchon mit einigen ſeiner Geſinnungsgenoſſen deshalb vorläufige Verabredung genommen. So war er ſchon über acht Tage in Dublin, vermied es aber, am Tage auszugehen, um keinen Verdacht zu erregen; er wählte Abend und Nacht zu ſeinen Ausflügen.

In einem Wirthshauſe hatte er einen ihm bekannten Verſchwornen getroffen und dieſer ihm unbemerkt zugeflüſtert, daß er ihn am folgenden Abend zu andern Freunden führen wolle, und gebeten, ihm einen Ort des Zuſammentreffens zu beſtimmen. Dies hatte Laing gethan, und dann waren ſie eben ſo ſchnell auseinander gegangen, um den Späherblicken der Polizei zu entgehen. Schon hatte die Dämmerung des andern Tages die Hütten der alten innern Stadt mit ihren Thränen, mit ihrer Verzweiflung und mit ihren Racheplänen in Schleier gehüllt, als Dermot Laing die breite Sackvillſtraße im öſtlichen Theile der Stadt hinabſchritt. Wie im bittern Hohne über die Armuth in den andern Stadttheilen, ſtrahlte hier der Schimmer engliſcher Behaglichkeit im tauſendfältigen Kerzenſcheine aus den palaſtartigen Gebäuden herab. Gedankenvoll blickte der Irenhäuptling bald an den hellerleuchteten Häuſern hinauf, aus denen hier und da Jubel und Geſang und andre Ausbrüche des heiterſten Frohſinns herabſchallten, bald auf die bleichen, in Lumpen gehüllten Geſtalten, die ſcheu und ſchwankend aus ihren Schlupfwinkeln hervorkrochen, um die Barmherzigkeit eines ſpäten Wanderers anzuflehen, oder, von der Noth getrieben, einem noch unheimlichern Gewerbe nachzugehen.

Auch dieſen Abend hatten ihn die Streifereien, die er durch die von den eigentlichen Iren bewohnten Theile der Stadt gemacht, hinreichend überzeugt, daß Dublin mehr als je einem Vulkan glich, der mit verdoppelter Wuth auszubrechen drohte, je mehr man, nach dem mißglückten Landungsverſuche der Franzoſen, durch die ſtrengſten Maßregeln jede Volksbewegung fortan im Keime zu erſticken bemüht war.

Wilde, gäliſche Geſänge hatte er aus manchem Wirthshauſe vernommen, wo verſammelte Mißvergnügte ſich Muth aus dem Becher holten, oder die Erinnerung an die ſich täglich erneuenden Kämpfe um eine troſtloſe Exiſtenz im ſinnbetäubenden Rauſch tödteten. Mit jedem Glaſe traten jedoch die Bilder ihrer Leiden nur in noch grellern Farben hervor. Der innere Grimm wurde zur lauttobenden Wuth, und nicht ſelten brüllte ein ſchrecklicher Chor: „Nieder mit den Orangemen! Nieder mit den Clubs der Tyrannen!“ um ſo ſchallender, je mehr der ängſtliche Wirth, oft mehr aus Furcht, die Früchte dieſer nächtlichen Orgien durch das Einmiſchen der Polizei zu verlieren, als aus Loyalität, ſeine Gäſte auf die gefährlichen Reden aufmerkſam zu machen ſuchte.

Nachdenkend, in ſeinen Mantel gehüllt, ſtand Laing an der ſeinem Bekannten bezeichneten Straßenecke; es war ihm recht ſchaurig, recht wehmüthig zu Sinne. Grimmer Schmerz durchzuckte ſeine Seele, da klopfte ihn eine verhüllte Geſtalt auf die Schulter und flüſterte: „Irland für immer!“ Es war das Erkennungswort der Verſchwornen. Laing gab ihm die Hand, und jener zog ihn raſch durch mehre enge Straßen und endlich in ein dunkles Haus. Der Weg ging durch die ſtockfinſtre Flur, über einen Hof, dann wieder durch winklige Gänge in ein Hinterhaus. Wachen waren hier ausgeſtellt, die ſich nur durch richtige Zeichen und Worte den Eingang abkaufen ließen. Laing trat in ein weites Zimmer, in welchem die Lichter vor Tabaksqualm düſter brannten; wildes Geſchrei tönte ihm entgegen.

„Hoch leben die Vertheidiger der Religion und der Menſchenrechte!“ ſchallte es aus dem Knäuel der Stimmen hervor. Matroſen, Laſtträger, Fiſcher, arme Bürger, Landleute und ſtämmige Dirnen, ein Menſchenſchlag, der ſich durch kraftvollen Körperbau und Regelmäßigkeit ausdrucksvoller Geſichtszüge als die Nachkommenſchaft des Heldenſtammes bewies, von dem Oſſian ſingt: „Stark wie Gewitter ſind die Arme der Männer, ihr Auge ſchießt durch die Flächen den Blitz; die Weiber aber ſind wie der Schnee der Geſilde, ihr Buſen gleich den glatten, vom Brano *) ſich hebenden Steinen, die Arme gleichen den weißen Säulen im Saale des mächtigen Fingal.“

„Mit dem Volke ſtirbt allmählig die Tugend ſeiner Ahnen dahin, und nur noch im Laſter malt ſich die ehemalige Kraft der Söhne von Erin,“ ſo ſeufzte Laing, als er eine Zeit lang das geräuſchvolle, wüſte Treiben in der Stube beobachtet hatte. Kopf an Kopf, ſaßen die wilden Geſtalten dicht gedrängt um den Kamin in der niedrigen Stube und um den

---

*) Ein Fluß in Irland.

Feuerplatz auf der Hausflur herum; mitten im Kreiſe ſtand ein alter Spielmann, und mit Begeiſterung horchten die Männer auf die Töne, die er einer alten Harfe entlockte, und das Lied, das er dazu mehr ſtöhnte, als ſang. Raſcher kreiſten die zinnernen Krüge, und wilder wurden die Blicke der Männer, als der Barde Crajals und Cuchullins Schatten beſchwor und mit Emphaſe die Stelle des Geſanges hervorhob, wo die Geiſter der Erſchlagenen auf düſtern Wolken heranziehen. Auf dem Herde war das Feuer allmählig herabgebrannt und beleuchtete die Verſammlung unheimlich mit ſeinem düſtern Lichte, ſo daß ſie ſelbſt mit ihren blitzenden Augen, mit den bebenden Nerven und den ungeſtüm ſchlagenden Herzen den tiefergriffnen Laing wie Oſſians zürnende Rachegeiſter gemahnten.

Der Sänger ſchwieg. Unter rauſchendem Beifall reichte einer dem erſchöpften Greiſe den vollen, ſchäumenden Krug, und dem grünen Erin, den O'Donnels, den Leßlie's, den O'Neils, den O'Briens und allen Häuptern der einſt ſo mächtigen Clans wurde ein donnerndes Hurrah gebracht.

Da erhob ſich am Ende des Tiſches ein hoher, ernſter Mann, nachdem er durch Klopfen mit einem Trinkgeſchirr Ruhe geboten hatte. Das von Narben zerriſſene Geſicht gewährte einen um ſo ſchreckhafteren Anblick, als das eine Auge ſtechend und flüchtig, wie ein Blitzſtrahl, über die Verſammlung flog, während das andere, des Lichts beraubt, tief in ſeine Höhle zurückgedrängt war.

„Rede, Evans, Mann, dem wir unſer Vertrauen ſchenken! Iſt die Zeit der Rache endlich gekommen für uns hier in Dublin? Zeige einem Jeden von uns ſeinen Platz an! Säume nicht länger, wir gehorchen Dir aufs Wort, braver O'Neil!“ rief einer aus der Verſammlung.

„Ja, Freunde!“ ſprach in tiefem Tone der Angeredete, „die Nacht der Rache ſinkt auf Irlands grüne Gefilde herab; den Hauptſtreich jedoch führe ich ſelbſt, Ihr Männer, ich,“ wiederholte er mit Nachdruck, „ein Nachkomme der alten, einſt hochgeehrten O'Neil, jetzt ein armer Mann, deſſen Blut unter der Geiſel der Engländer das Verdeck des Intrepid mehr als einmal gefärbt hat, weil der ſtolze Irländer, der ſich nicht ſchämte, ein Tagelöhner zu ſein, eingedenk des edlen Bluts, welches in ſeinen Adern floß, ſich weigerte, ein Sklave der Sachſen zu werden. Zwei mächtige Wünſche ſind's, Ihr Freunde, die mein Leben noch erhalten und bewegen, und wüßte ich gewiß, daß ſie mir nicht erfüllt würden, ſo wollte ich dieſen Abend noch durch einen Sprung in den Königskanal meinem elenden Leben ein Ende machen. Aber noch lebt ein Gott, der das Geſchrei der gemißhandelten Iren hört; er wird mir gnädig meine Wünſche erfüllen, eh' ich ſterbe. Dieſe zwei ſind: der Wunſch nach Rache und der Wunſch nach Irlands Glück. Beide ſind ſo innig mit einander verbunden, wie Seele und Leib, und die Erfüllung des einen hat ohne die Erfüllung des andern keinen Werth für mich. Und ſo wie ich, denkt jeder brave Ire.“

„So denken wir Alle!“ erſchallte es im vielſtimmigen Chor ringsum. „Du, Evans, giebſt unſern Gefühlen die rechten Worte, Du wirſt ihnen auch die rechten Thaten geben. Wir folgen Dir, wir vertrauen auf Dich.“

„Wohlan denn, es gilt, uns der Engländer und ihres Joches zu entledigen! Das Haupt der fremden Bluthunde iſt der Statthalter. Ohne Haupt iſt der

Körper todt. Verſteht Ihr mich? Gut denn, für das Haupt laßt mich ſorgen. Haltet Euch wohlbewaffnet bereit. In den nächſten Wochen geſchieht der Hauptſtreich; dann, ſowie ich Euch zurufe: Nun, Brüder, ſchlagt zu, dann ſtoßt jeden Engländer nieder, der Euch vorkommt. In Sicilien haben ſie es mit den Franzoſen auch einmal ſo gemacht, und ſie waren die fremden Despoten los für ewige Zeiten. Jetzt aber ſind die Franzoſen unſre guten Freunde und Nachbarn. Iſt unſre Inſel geſäubert, dann iſt die Rache vollbracht, und aus dem blutgedüngten Boden kann Irlands Freiheit und Glück leicht und ſchnell hervorſprießen. Damit wir aber nicht ſtatt des Glücks Unglück erleben, wie es in Frankreich der Fall war, laßt uns erſt an eine gute, vernünftige Verfaſſung denken. Kein Staat kann beſtehen ohne gute Regierung, keine gute Regierung, ohne ein weiſes Oberhaupt. Ein König muß das Land regieren, ſoll nicht ewiger Zwieſpalt und Hader ſein, wie wir in Frankreich recht vor Augen ſehen. Sie werden ſich ſo lange drüben bekämpfen, bis ſie wieder einen König wählen. Laßt uns, dadurch gewitzigt, bei Zeiten darauf bedacht ſein, wen wir zum Staatsoberhaupt wählen und ausrufen, und unter deſſen Fahnen wir uns ſtellen, Blut und Leben zu opfern, wenn die engliſchen Söldner kämen, uns die junge Freiheit wieder zu rauben.“

„Ja, laßt uns einen König wählen!“ riefen die Männer wild durcheinander.

„Es muß ein Mann ſein,“ fuhr O'Neil fort, „aus einem alten, iriſchen Adelsgeſchlecht, ein eingeborner Sproß uralten Stammes, der uns liebt, den wir lieben, ein würdiger, edler Mann, der nie den Engländern huldigte, ein Mann voll Hoheit und

Würde, dem Irland begeiſtert zujauchzt, den wir als Bruder lieben, als König verehren.“

„Ein ſolcher Mann muß es ſein, wie Du ſagſt, Evans!“ jauchzte ſtürmiſch das Volk. „Nenne ihn, den Du meinſt!“

„Ich nenne und meine den ſehr ehrenwerthen Baronet Sir Lewis O'Donnel, Herrn auf Greenlodge und Balliford, einen Mann, der allen den gemachten Anforderungen entſpricht, den Ihr Alle kennt, Alle liebt, den edelſten Erinsſohn.“

„Ja, Sir Lewis O'Donnel ſei unſer König! Es lebe Sir Lewis O'Donnel, König von Irland!“ jauchzte und brüllte die Menge wild durcheinander, und Whisky, Ale und Porter ſchäumten hoch in den geſchwungenen Gläſern.

„Aber Sir Lewis ſitzt hier im Staatsgefängniß,“ überſchrie O'Neil die Andern. „Seine Feinde, die Schurken, die Gott verdammen möge! haben ihn verrathen und feſtnehmen laſſen. Wir müſſen uns unſern König erſt befreien, erkämpfen.“

„Auf denn, ihn zu befreien!“ rief ein junger, halbberauſchter Tollkopf und ſprang auf den Tiſch. Die Uebrigen ſchrieen ihm Beifall zu und waren gleich bereit, ihm zu folgen.

„Halt!“ donnerte O'Neil mit ſeiner Stentor-Stimme dazwiſchen. „Wollt Ihr uns Alle in's Verderben ſtürzen und den jungen König dazu? Wir müſſen uns erſt berathen, müſſen einen gutdurchdachten Plan verabreden und zur Ausführung deſſelben gute Vorbereitungen und Maßregeln treffen.“

„Evans hat Recht!“ rief wieder ein Anderer. „Wir wollen uns nur ihm anvertrauen. Berathen wir uns!“ Und die betrunkenen Männer rückten zuſammen, um über einen Plan zur Befreiung O'Donnels einig zu werden.

Laing hatte mit immer wachſendem unwilligen Erſtaunen zugehört; ihn ſchauderte vor dieſen Freunden der guten Sache. Da fühlte er plötzlich ſeine Hand leidenſchaftlich erfaßt, und ein Matroſe, der vor ihm ſtand, raunte ihm zu: „Gott grüß' Dich, Bruder Laing! Willkommen in dieſem Kreiſe!“

Das war eine bekannte Stimme; der Angeredete ſchaute dem Burſchen beſtürzt in das Geſicht und rief freudig erſchreckt: „Um Gott, Leßlie, Du hier in Dublin?“

„Still! Ich möchte ſelbſt hier meinen Namen nicht laut genannt hören. — Laß die dort ſich über ihres künftigen Königs Wahl berathen und folge mir, ich wohne hübſch verſteckt in dieſem Hauſe.“ Mit dieſen Worten zog der verkleidete Häuptling den aufgefundenen Freund zur Thüre hinaus, durch Gänge und Treppen hinauf, bis er an eine verſchloſſene Thür pochte. Nach wiederholten Schlägen wurde ſie von innen geöffnet.

Leßlie nahm einem ihm entgegenkommenden freundlichen Mädchen, dem er ſchalkhaft die friſche Wange ſtreichelte, das Licht aus der Hand und ſagte: „Folge mir, Freund!“ indem er das Licht hochhaltend, noch eine enge Treppe hinaufſtieg, öffnete dann eine Thür, und Laing ſah ſich plötzlich in einem zwar kleinen, aber ſehr nett mit allen Bequemlichkeiten eingerichteten Gemache. Säbel, Piſtolen und Gewehre hingen an den Wänden umher, andre Waffen ſtanden faſt in jedem Winkel in geregelter Ordnung.

„Dieſe“ — dabei deutete Leßlie mit der Hand auf einige ſchöne doppelläufige Terzerole auf dem Tiſche und am Kamin — „und hier der Ausgang“ — er öffnete eine Tapetenthür in der Nähe eines Schrankes — „für den Fall eines raſchen Ueberfalls! Du ſiehſt, Alles iſt vorher weislich überlegt, der einmal geprellte Fuchs geht ſobald nicht wieder in die Falle.“

Auf dem Tiſche ſtanden Gläſer und Flaſchen. Leßlie rückte ihn näher zum Feuer, und nachdem er faſt eine ganze Flaſche des feurigen Ports in zwei hohe Pokale ausgeleert hatte, reichte er Laing den einen hin, ergriff ſelbſt den andern und rief begeiſtert: „Irland für immer!“

„Irland für immer!“ wiederholte Jener mit nicht geringerem Feuer, und beide leerten die Gläſer auf einen Zug aus. Dann ordnete Leßlie dem Freunde einen bequemen Sitz am Kamin, ſetzte ſich ſelbſt ihm gegenüber und Beide erzählten ſich unbefangen, als ſäßen ſie ruhig zu Hauſe am eignen Herd, ihre zeither erlebten Schickſale.

„Meine Erzählung iſt aus, Dermot!“ ſchloß Leßlie endlich ſeinen Bericht. „Das Uebrige gehört nicht zur Sache. — Du weißt jetzt, wie es mir nach dem unglücklichen Tage von Fairbridge, wo mich mein Eifer zu weit trieb, ergangen iſt, und auf welche Weiſe ich, der Geächtete, nach Dublin gekommen bin. Wäre nur Brydone, dem meine Hitze das Leben gekoſtet hat, noch unter uns, ſo wäre nichts verloren, mein lieber Dermot.“

„Aber die übrigen Unglücklichen, die geblieben ſind, ihre verwaisten, jetzt umherirrenden Weiber und Kinder, gelten ſie Dir nichts, Leßlie?“ fragte Laing ernſt. „Denkſt Du nicht an die Rechenſchaft, die Du dem Himmel für jene ganz vergeblichen Opfer abzulegen haben wirſt? Haſt Du nicht O'Donnels Freundſchaft verſcherzt, auf deſſen beſonnener Ruhe und auf deſſen Verbindung mit Frankreich Irlands Heil allein beruht, der Dir ſo oft, wenn Dich Dein Feuergeiſt in unſern Berathungen hinriß, mit der größten Geduld vordemonſtrirte, wie nur aus allgemeiner Einigkeit etwas Großes hervorgehen könne, der Dir ſo oft ſagte, daß die an der Spitze der Bewegung ſtehenden Männer durch weiſe Beſonnenheit, durch ein edles Betragen, durch Thaten, deren jede einzelne den Stempel einer Nationaltugend tragen müßte, die Achtung und Theilnahme der Guten ſowohl in England als auch überhaupt im Auslande zu erringen bemüht ſein müßten?“

„O'Donnel und ich, wir ſtreben beide nach einem Ziele, lieber Kamerad,“ verſetzte Leßlie, „nur unſere Anſichten ſind verſchieden. Er handelt klug und beſonnen, wie Du es nennſt, gleich einem großen General, und ſtrebt nach Ruhm wie ſeine Vorfahren. Dafür wird er auch ſchon da unten zum König gewählt, wie Du eben gehört haſt. Er glaubt nur an den Erfolg durch eine große Schlacht in Verbindung mit den Franzoſen, ſo wie ich es ſelbſt thue, ſobald jene erſehnte Verbindung einmal ſtattgefunden hat. Bis dahin wähnte er hier ungeſtört für ſeinen Zweck wirken zu können, und arglos, wie ein Kind, dachte er an keinen Verrath, der ihn rings umlauerte in hundert verſchiedenen Geſtalten. Stets nur ſein Vaterland im Auge habend, vergaß er nur zu oft die eigne Sicherheit und bedachte nicht die Verſchiedenheit ſeiner Stellung von der eines Feldherrn irgend einer anerkannten Macht. Nun er büßt dieſen Wahn im Gefängniß, und ſein Leben ſchwebt in Gefahr. Wahrlich, wenn wir Tollköpfe ihn nicht befreien, ſo ſtürzt das Werk, worauf er faſt ſein ganzes Vermögen verwandt hat, und an dem er jahrelang arbeitete, in Nichts zuſammen! Ich, mein guter Burſche, halte dagegen die Engländer in beſtändiger Bewegung. Wo ich bin, da iſt nimmer Ruhe. Wo ich nicht ſiegen kann, da ſäe ich wenigſtens blutige Saat, aus der fortwährend eine neue blutige Ernte für die fremden Schnitter hervorkommt, ſo lange bis endlich in allen Grafſchaften die Halme wie ſchlanke Cedern dicht gedrängt aneinander aufſchießen, die eine gewöhnliche Sichel nicht mehr zu fällen vermag. Neue verdoppelte Kräfte wird man von England herüberſchicken, nachdem tauſend und abermal tauſend ſich müde gearbeitet haben an der endloſen Arbeit. Die Schläge der zerſtörenden Axt werden laut wiederhallen in Irland, und auch die ſchlanken Stämme werden noch einmal nach kräftigem Widerſtand wanken und ſtürzen, aber in ihrem Falle werden ſie zugleich die Frevler zerſchmettert mit hinabreißen und unter ſich begraben. Aus den Wurzeln, welche Jahrhunderte mit Blut gedüngt, nie abſterben, wuchert dann um ſo dichter der junge geſchloſſene Wald hervor, und keine Axt von drüben her wird ferner dem dichten Gehäge Gefahr bringen."

„Du biſt fürchterlich in Deinen Grundſätzen, Freund Leßlie, wenn ſie, die Du ſo leicht und gelaſſen hier ausſprichſt, wirklich das Ergebniß Deiner wahren Anſichten ſind. Du warſt während der Revolution in Frankreich und ſcheinſt ſie von dorther geholt zu haben."

„Durch Ströme von Blut, mein Dermot, wurde dort Manches erreicht, was man leichtern Kaufs hätte haben können. Mit Blut glaubte man drüben ſo Manches auf ewige Zeiten verlöſchen zu können, was die nächſten Jahre ſchon wieder, wenn auch unter etwas veränderter Geſtalt zurückführen werden, ja ich ſage ſogar zurückführen müſſen, wenn man bedenkt, wozu das mit blutiger Schrift ausgefertigte Patent der Volksſouverainität führen würde. — Ich habe Alles geſehen und ſchauderte beim Anblick. Anders aber iſt es hier zu Lande, wo Blut ſeit Jahrhunderten nur für das Recht aller urſprünglichen Stände und Meinungen floß, wo es fließen wird, ſo lange bis wir unſre alten, oder gleiche Rechte mit den Engländern haben. Viel ſchlimmer iſt's hier, als in Frankreich, wo jenes Gemetzel, die Grauſamkeiten eines blutdürſtigen, raubſüchtigen Pöbels in wenigen Jahren ihr Ende erreichten. Alſo nicht über König Georg, nicht über das engliſche Volk, nicht über mich, nein, nur über die einzige Kaſte, deren Vorfahren als Söldner Jacobs, Eliſabeths und Cromwells herüber kamen, über jene ſtolzen Glückspilze, die ſich auf unſerm Eigenthum gemäſtet haben, die fortwährend aus guten Gründen gegen jede Maßregel ſtimmen, die dem Parlament zu Gunſten Irlands vorgelegt wird, komme das Blut, was vergoſſen iſt und was noch ferner vergoſſen werden wird! Doch weg mit dieſen Bildern des Schreckens aus einer blutigen Vergangenheit! Laß uns lieber trinken, Dermot, und über jene einen Schleier hängen, welcher dicht genug iſt, daß ihr Anblick uns nicht zu empfindlich berührt, aber immer noch ſo viel durchſehen läßt als nöthig iſt, um uns an unſre Pflicht zu ermahnen. Mag's geſchehen, was der kühne O'Neil allein zu vollführen gedenkt. Wer weiß, ob nicht der Blitz, der aus heiterm Himmel in die Hauptſtadt einfährt, das ganze Land entzündet, ſo daß dem Einzigen gelingt, was unſre vereinten Anſtrengungen nicht vermochten. Greife alſo nicht in die Speichen des Schickſalsrades! Hören, ſehen und ſchweigen! Dies ſoll Deine Looſung ſein, geſchehe auch, was da wolle. Und wenn wir's glücklich vollendet haben, und das Volk begehrt unſern

Freund O'Donnel zum König, ſo werde ich bei Gott der Erſte ſein, der ihm als Unterthan huldigt, denn ich weiß am beſten, daß Keiner von uns größere Tugenden und herrlichere Eigenſchaften beſitzt, Irland ſegensreich zu regieren."

„In dieſem Punkte bin ich vollkommen mit Dir einverſtanden," ſagte Laing. „Und ſo wollen auch wir auf Lewis O'Donnels Wohl und gutes Glück trinken."

„Lewis O'Donnel für immer!" riefen Beide und ſanken ſich in die Arme.

## 23.

## Tims Beichte.

Der blinde Gaul des Pater O'Kelly trug ſeinen alten Herrn vor die Thür der Heideſchenke, und Bobby empfing Beide mit höflichem Gruß. Ehe der würdige Prieſter noch die Stube erreichte, kam ihm Peppy ſchon entgegen. „Geht nicht hinein, Hochwürdiger," ſagte ſie. „Henderſon ſitzt drinnen. Seit der Menſch Pächter des Lord Kildare geworden, iſt mit ſeiner dünkelhaften Aufgeblaſenheit gar kein Auskommens mehr. Ihr ſeid nicht ſicher vor ſeinen ſpitzen Scherzen. Mir iſt der engliſche Laubfroſch ſo unausſtehlich, wie meiner Katze Shaun Donnoughs plumper Jagdhund. Kommt mit in die obere Stube."

Dort angelangt, fragte der Pater: „Nun, wie geht's heute Deinem Kranken, Peppy?"

„Seine Lordſchaft iſt noch immer nicht außer Gefahr; der Schuß, den ihm unſer wackrer Sir Lewis beigebracht, war ſchlimmer, als wir anfangs glaubten. Geſtern hat ihn Miß Eliſabeth von Lindſayhall auf ſein höfliches Bitten beſucht; ich bin ſelber drüben geweſen im Schloſſe, um ſie einzuladen. J nun, ſie hatte eben nicht ſonderliche Luſt dazu, aber Zureden hilft, und als ich ihr ſagte, daß wahrſcheinlich des Herrn Obriſten Leben von ihrem Kommen oder Nichtkommen abhinge, war ſie gleich entſchloſſen. Auch hab' ich mich in meinem Glauben nicht getäuſcht; ſeit ſie da geweſen, geht's beſſer mit dem Kranken, und ich hoffe, wir bringen ihn durch. Freilich, eine langwierige Geſchichte! Der Sommer kann herbeikommen, eh' er das Haus wird verlaſſen können."

„Du ſprichſt immer nur von dem Einen, von Deinem vornehmen Kranken, und erwähnſt des andern gar nicht," erinnerte der Vater.

„Fluch auf des böſen Buben Haupt!" eiferte die Wirthin. „Wenn ich nur nichts mehr von dem Schurken hören oder ſehen dürfte! Ich wollte, er wäre in der Teufelsſchlucht umgekommen, in welche Sally den Schandbalg ſtieß! Wir hielten ihn Alle für todt; warum iſt er's nicht geweſen, es wäre für ihn und mich beſſer!"

„Ei, ſchäme Dich, alte Frau, daß Du alſo von ihm redeſt! Iſt die Stimme der Natur ſo ganz in Dir erſtickt?"

„Was redet Ihr mir! Tim iſt ein Galgenſtrick, wie ich immer vermuthet. Vor ein paar Tagen hat er in einem Anfall von Tollheit verrathen, daß er die Befreiung Dunſoore's und ſeines Sohnes verhindert und den Tod dieſer wackern Leute auch auf ſein Gewiſſen geladen hat."

„Und wie iſt das zugegangen?“

„Ich weiß es nicht, Hochwürdiger. Die Sinne ſind mir faſt geſchwunden bei dieſer Beichte; das Herz in der Bruſt wollte mir zerſpringen. Ihr wißt, daß die Weiß-Jungen die Befreiung der in Lindſayhalls Kerkern ſitzenden Gefangenen von der Landung der Franzoſen in der Bantry-Bay hofften. Als der liebe, himmliſche Vater dieſe Hoffnung vernichtete, kamen ſie noch denſelben Abend in der Schenke hier zuſammen. Mic Dahna brachte die Nachricht, daß der Lord Kildare die Nacht über in Bantry als Oberbefehlshaber der Yeomen bleibe, und ihrer Neun entſchloſſen ſich ſchnell, ſich als Geſpenſter zu verkleiden, in's Schloß einzudringen und die Gefangenen zu erlöſen. Mic machte ſich vorher auf und theilte ſeinen Plan der Sally mit, die eben die kranke Lady auf Lindſayhall pflegte. Sally war, wie wir Alle vorher wußten, gleich bereit, die Hand zur Befreiung der Unglücklichen zu bieten und die Thüren gegen Mitternacht zu öffnen. Doch wollte ſie erſt Miß Eliſabeth unterrichten. Dies Goldherz willigte ebenfalls in den Befreiungsplan, und ſo machten ſich die wackern Geſellen, trefflich vermummt und herausgeputzt, nach eilf Uhr auf den Weg, den das Mondsviertel ſpärlich mit Licht beſtreute. Sie finden die Thüren offen und gelangen ungehindert in das Haus. Das Dienervolk, durch das Geräuſch herbeigelockt, flieht entſetzt und ſucht das Freie, und unſre wackern Freunde eilen zu den Gefängniſſen und öffnen die erſten mit ihren Brecheiſen. Kaum ſind die Gefangenen frei, und ihre Retter im Begriff, zu Dunfoore's Kerker hinabzuſteigen und dem alten Manne und ſeinem Sohne eine gleiche Gunſt zu erzeigen, als ſie plötzlich ein ſcheußliches Geſpenſt, eine grinſende, über alle Beſchreibung ſchreckliche Frauengeſtalt erdie ehrwürdigen Züge des Greiſes, und während das letztere ſchwand, erhob er ſich, faßte das Kleid des Prieſters, küßte ehrerbietig einen Zipfel deſſelben und ſagte mit weinender Stimme: „So ſeid mir tauſendmal willkommen, hochwürdiger Herr! Das werd' ich Euch nie vergeſſen, daß Ihr des armen Tim gedenkt und ihn beſucht, indeß ihn Alles verlaſſen und kein Menſch im Hauſe des Mitleids würdigt, das ſie einem Hunde nicht verſagen würden. Geſegnet ſei Euer Eintritt! Ihr ruft mir doch den Glauben, daß ich zu Menſchen gehöre, wieder in's Gedächtniß zurück."

„Du mußt nicht immer das Schlimmſte von den Leuten glauben, Tim," verwieß ihm der Pfarrer die arge Rede. „Die Einkehr in der Schenke Deiner Muhme iſt jetzt weit ſtärker, als ſonſt; alle Hände haben vollauf zu thun; es bleibt keine Zeit übrig, viel an Dich zu denken."

„Ja doch. Denken thun ſie wohl an mich, aber ſie wünſchen mir den ſchönſten und ſchnellſten Tod. Meine Muhme iſt eine gar gütige Frau!"

„Du biſt Deiner Muhme Dank ſchuldig, und ſie wird ihre Hand niemals von Dir abziehen, wenn Du Dich ihrer Güte würdig zeigſt. Aber ich bin der Meinung, Du biſt zeither nicht auf guten und frommen Wegen gewandelt und haſt viele Sünden auf Deine Seele geladen. Darüber mag Deine Muhme mit Recht erbittert ſein. Haſt Dunicht ſelbſt bekannt, daß Du des alten, ehrlichen Dunfoore's Rettung verhindert?"

„Gott ſieht aufs Herz, hochwürdiger Herr, ſo habt Ihr mich gelehrt. Ich bin unſchuldig an Dunfoore's Tod, ich ſelbſt wollte ihn befreien. Da Ihr ſo gütig ſeid, mich armen, verworfenen Menſchen zu beſuchen und ſo freundlich zu mir zu reden, ſo will ich Euch die Geſchichte erzählen. Seht, vor einigen Tagen ſchlug mich das Gewiſſen, und ich wollte mein beklemmtes Herz vor meiner Muhme ausſchütten, die's doch ſonſt gut mit mir gemeint, aber ſie hatte mich noch nicht halb gehört, als ſie mich verwünſchte und verfluchte, daß mir das Herz erſtarrte. Eure Güte hat's wieder weich gemacht. Nun hört, Hochwürdiger! Der Lord Kildare hat mir ſchon lange die Parkwärterſtelle in Lindſayhall verſprochen, das heißt, ſobald Shaun Donnough, der jetzige Wildhüter, anderweitig und beſſer verſorgt ſei. Ich aber hatte Grund zu wünſchen, daß dies bald geſchehen möchte; denn ich wollte meinen eignen Herd haben und mir mit Sally O'Neil, die mir ihr Vater zur Ehe gelobt, meine Suppe daran kochen. Nun hatte ich bei Gelegenheit des Schloßbrandes Shaun Donnough als ein großes Haſenherz kennen gelernt, der ſich vorzüglich vor Geſpenſtern über alle Maßen fürchtete. Ich benutzte dieſen Umſtand, um ihn auf eine leichte Weiſe aus dem Parkhauſe zu vertreiben und mich ſelbſt nachher darin feſtzuſetzen, indem ich den Einfall hatte, die arme Cauth, die man im Schloſſe von der Treppe geworfen, daß ſie ihr Leben gelaſſen, und deren Kuh, die Shaun todtgeſchoſſen, als Geiſter erſcheinen zu laſſen. Ich kleidete mich nämlich als Cauth, und ihr Enkel Marthy aus Dunmoore, dem ich mich anvertraut und der nach Rache lechzte, ſpielte die Kuh. Außer dem Zwecke, Shaun zu vertreiben und mir zur Stelle zu verhelfen, hatten wir noch einen zweiten, nämlich Miß Margaret, meine Feindin, die Cauths Tod verſchuldet, zu ängſtigen und wo möglich vom Schloſſe zu verſcheuchen. Wir hatten die Schurkerei ſchon eine Zeit lang fortgeſetzt und den Wildhüter bereits zu dem Entſchluß gebracht, das Haus zu verlaſſen, als die

Landung der Franzoſen durch den allmächtigen Gott vereitelt wurde, und ich erfuhr, daß der Lord in dieſer Nacht in Bantry bleiben würde. Da beſchloß ich, dem Wildhüter den Garaus zu ſpielen. Wir trieben ihn wirklich aus dem Hauſe. Nun wollte ich verſuchen, wie weit ich's mit Miß Margaret bringen könnte, und verfügte mich nach dem Schloſſe, um zuzuſehen, was ſich thun ließe. Zu meiner Verwunderung fand ich Thor und Thüren auf. Da kommt mir ein beſſerer Gedanke. Ich hatte leider die Gefangennehmung des alten Dunfoore und der andern Burſche verſchuldet, und mein Gewiſſen erinnerte mich an ſie. Schnell lauf' ich nach dem Parkhauſe und hole die Schlüſſel zu den Gefängniſſen, die Shaun als Gefangenwärter in Verwahrung hatte — er war mit Frau und Kind davon gelaufen — und kehre in's alte Schloß zurück. Wie ein Schatten huſchte ich nach Dunfoore's Gefängniß hinab und war eben im Begriff, daſſelbe zu öffnen, als ich von oben auf der andern Seite ein mich im höchſten Grad erſchreckendes Geräuſch höre. Ich laſſe in eiliger Flucht die Schlüſſel fallen und ſuche nur ſchnell das Freie zu gewinnen, aber plötzlich ſeh' ich mich von ſcheußlichen Larven umgeben, Geſpenſter grinſen mich an, ich ſchreie und renne davon, die luſtigen Geſpenſter mit, oben begegnen wir wieder andern, die auch ſchreien; ich weiß nicht, wie ich hinaus und über das Moor gekommen bin. Erſt ſpäter habe ich erfahren, wer die Geſpenſter geweſen ſind, und was ſie bezweckt haben."

„Genug," verſetzte der Pfarrer, „Du trägſt in dieſer Sache keine Schuld. Gott und die Heiligen haben es nicht zugegeben, daß Dunfoore befreit werde. Doch ſagſt Du ſelbſt, daß Du die Einkerkerung des alten Mannes und ſeiner Genoſſen verſchuldet. Wie verhält ſich das, Tim, und was für Verbindlichkeiten iſt Dir Lord Kildare ſchuldig, daß er Dich mit der Parkwärterſtelle belohnen will? Dieſer Mann pflegt Nichts umſonſt zu vergeben."

Tims Mißtrauen düſterte wieder aus ſeinen Augen hervor; er ſchwieg grinſend.

„Ich ſehe, daß Deine Worte von Vertrauen vorhin eben nur Worte waren," nahm O'Kelly in einem gekränkten Tone die Rede wieder auf. „Und wenn Du mir es auch verhehlſt, ſo weiß ich doch, daß Du ein Sünder biſt; aber ich hielt Dich nicht für einen ſo verſtockten Sünder. Du biſt krank und elend; der Herr kann Dich jeden Tag abrufen, Du verſchmähſt aber den Troſt der Kirche und willſt nicht reumüthig bekennen, was Du begangen, um dafür Vergebung aus des Prieſters geweihter Hand zu empfangen. So wirſt Du des ewigen Heils verluſtig dahin fahren, als ein rechter Böſewicht."

„Haltet ein! Haltet ein, Pater Auguſtin!" rief der Hausknecht verzweiflungsvoll. „Gebt mir nicht Euern Fluch, bei der heiligen Mutter Gottes und bei St. Patrik' nicht Euern Fluch, Herr! Aber werdet Ihr mir Euern Segen geben, wenn ich Alles bekenne?"

„Sobald Du Reue und Leid über das Begangene trägſt und Dich im Ernſt beſſerſt."

„Ich will Alles bereuen und mich beſſern."

„So beichte!"

Tim erzählte ausführlich ſeinen Verrath an Mic Dahna, an Sir Lewis O'Donnel und an den Weiß-Jungen in der Höhle der Teufelsmauer; er verſchwieg keine ſeiner böſen Handlungen, er verheimlichte keinen Gedanken; er hatte Alles aus Liebe zu Sally und aus glühendem Verlangen nach ihrem Beſitz gethan. Der

Pater ſah, wie er von Kildare gemißbraucht worden war, und fand den zerknirſchten Burſchen weniger ſtrafbar, als er früher geglaubt hatte. Er redete ihm deshalb liebevoll zu und goß ihm mit ſolchem Troſt linderndes Oel in die zerriſſene Seele. Hierauf ging er, dem erleichterten Kranken baldige, völlige Geſundheit wünſchend und einen zweiten Beſuch in den nächſten Tagen verſprechend.

Kaum aber war der verehrungswürdige Mann des Friedens im Sattel ſeines bedächtig von dannen ſchreitenden Pferdes, als Peppy wüthend, gleich einer Furie, in das düſtre Gemach ſtürzte, welches zeither als Tims Krankenzimmer gedient hatte. „Hinaus!“ ſchrie ſie. „hinaus mit Dir aus meinem Hauſe, verfluchter Sohn eines Kobolds! Fort, ſag' ich Dir, abſcheulicher Wechſelbalg! Niederträchtiger, nichtswürdiger Verräther! Ich dulde Dich keine Minute mehr in dieſen Wänden; meine Augen brennen wie Feuer, indem ſie Deine verhungerte, von einer ſchwarzen Seele bewohnte Geſtalt ſehen müſſen, und möchten Feuer auf Dich werfen und Dich zu Staub und Aſche verbrennen, elender Unglücksſohn! Zaudre nicht, ſtarre mich nicht ſo verwegen an! geh' und reinige dies Haus von Dir, Unflath! ſäubre die Luft von Deinem Peſtgeſtank! Lauf' ſchnell, oder ich erwürge Dich mit meinen Nägeln, ich beiße Dir die Gurgel ab mit meinen zahnloſen Kiefern!“

„Alſo auch der Prieſter hat mich verrathen, der alte, mir ſtets heilige Mann, dem ich mein größtes Vertrauen geſchenkt!“ murmelte Tim, und ſeine Züge verzerrten ſich zu einer ſcheußlichen Grimaſſe. „Spart Euern Athem, gute Muhme, ich gehe ſchon!“ und bemüht, den grimmen Schmerz, die Verzweiflung ſeiner Seele niederzukämpfen und zu beherrſchen, raffte er ſich von ſeinem modernden Strohlager empor und rannte hinaus. Aber ſeine Kleidung war zerfetzt; Haare und Bart, ungebührlich lang gewachſen, bedeckten ſein ganzes Geſicht, aus welchem eine fahle Todtenbläſſe geſpenſtiſch leuchtete, und um den noch wunden Kopf flatterten ſchmutzige Lappen, womit er verbunden war. In dieſer Schreckensgeſtalt ſchoß er, wie ein Eber, durch das Haus. Vorn auf der Flur begegnete er Henderſon, der, ein Liedchen trällernd, ſich eben in die Stube zurückverfügen wollte. Der neue, fröhliche Pächter prallte beim Anblick des kleinen Scheuſals zurück. „Wie?“ rief er, „Tim, biſt Du es wirklich? Ich hörte vorhin, Du lägeſt noch krank auf einem Ohre. Kaum kenn' ich Dich, Burſche. Weißt Du ſchon, daß ich Pächter in Chesnuthill geworden bin? Na, ich habe Dir auch etwas zu verdanken, ohne daß Du's weißt, kleine Seele, und da Du wieder auf den Beinen biſt, ſo ſoll Dir Deine Muhme auf meine Koſten ein Glas von Euerm beſten Lebenswaſſer einſchenken, das außerdem doch nicht an Dich kommt, alter Junge.“

„Laßt mich, Maſter Henderſon, laßt mich!“ knirſchte Tim. „Ich habe einen Weg vor und keine Zeit zu verlieren.“

„Du ſollſt aber erſt mit mir trinken. Das Wetter iſt rauh und ſtürmiſch, und Du kannſt nach Deinem Unfalle, von dem ich wohl vernommen, etwas Kraft vertragen.“ Und ohne ſich irre machen zu laſſen, zog er den ſich ſträubenden Hausknecht in die Stube. Dort fielen Tims Augen ſogleich auf den ſchwerberauſchten Shaun Donnough, der ihm ein luſtiges: „Gott tröſte Dich, Tim, Kleinod!“ entgegen grunzte, — „Komm' zu mir, ſüßer Junge,“ fuhr der Wildhüter fort, „und thu' mir Beſcheid; Du mußt wiſſen, daß ich geſtern Förſter in Caſſelborrow geworden bin und in einigen Tagen mit Sack und Pack abziehe. So trink' ich denn mit dem neuen Pächter in Chesnuthill, Maſter Henderſon, meinen Freudenbecher."

Ueber Tims düſtres Geſicht zuckte es wie ein Lichtſtrahl; in dieſem Augenblick trat Peppy herein. Ihre Augen leuchteten unheimlich, wie Katzenaugen, bei Tims Anblick, ihre Lippen bewegten ſich heftig, ihre Hände krümmten ſich wie Vogelkrallen. „Und Du wagſt es noch, hier hereinzutreten, Ungethüm?" kreiſchte ſie auf. „Du willſt mir noch Trotz bieten, willſt mich höhnen, Hund! Bobby, Andrew, werft ihn hinaus und ſchlagt ihm die ſchlechten Knochen entzwei! Werft ihn hinaus, Lieblinge, wenn Ihr mich morgen nicht begraben wollt! Denn ich werde ſterben vor Wuth und Aerger, ſollen meine Augen den unnützen, ſchändlichen Buben noch länger ſehen."

Alle ſahen verwundert auf die zornſchnaubende, alte Frau; Tim aber zog ſich mit geballten Fäuſten nach der Thüre zu.

„Was ſoll das, Mutter Peppy?" fragte Henderſon. „Weshalb wollt Ihr Euern kranken Vetter, dem Ihr ſtets wohlgewogen und zugethan geweſen ſeid, ſo lang' ich Euch kenne, aus dem Hauſe werfen?"

„Das geht mich und Keinen weiter an," verſetzte die Alte mürriſch. „Ich thu' es, weil ich will, und Niemand hat mich darum zur Rede zu ſetzen."

„Ich ſag' Euch aber, daß Tim hier bleibt und mein Gaſt iſt!" rief der Engländer. „Und Ihr alte Vettel, ſollt ihm jetzt gleich von Euerm beſten Poleen einen Schoppen einſchenken, oder es ſoll Euch ein engliſches Donnerwetter über den Hals fahren."

## 24.

## Tims Lohn.

Tims Flucht machte indeſſen jeglicher fernern Demonſtration ein Ende. Mit flammenden Blicken, voll Wuth und Verachtung, mit racheſchäumendem, flucheſtammelndem Munde ſtürzte er hinaus über das Moor nach Lindſayhall zu. Dort langte er wie ein gehetztes Wild an und rannte in das alte Schloß. Ohne ſich von dem über das grauſige Ausſehen des kleinen Menſchen erſchreckten Kammerdiener aufhalten zu laſſen, ſtürmte er in den Speiſeſaal, wo ſich der Lord mit ſeinen Hausgenoſſen eben bei Tafel befand.

Es ging hier etwas einſilbig und verdrießlich zu; denn Miß Anna Neil, welche Kildare, Margarets Einflüſterungen endlich nachgebend, nach Roughcleigh gebracht hatte, war an dieſem Morgen plötzlich und ohne vorher um die Erlaubniß angefragt zu haben, wieder in Lindſayhall erſchienen, um den Poſten, von welchem ſie die neidiſche Nebenbuhlerin vertrieben, wieder mit Gewalt einzunehmen. Eigentlich lag der ſchlauen Margaret weniger daran, die ältere Freundin des Gebieters aus deſſen Herzen zu verdrängen, als vielmehr ſich eine läſtige Aufpaſſerin und Verrätherin ihres Verhältniſſes mit Lord Wexford vom Halſe zu ſchaffen. So lange der tapfere Obriſt in der Heideſchenke darnieder lag, hatte ſie ihm unter mancherlei Vorwänden zuweilen einen Beſuch abſtatten können, ohne irgend Jemandem verdächtig zu werden; nun, wo ſie hoffen durfte, ihn bald wieder im Schloſſe zu empfangen und gleichſam unter des Lords und Miß

Eliſabeths Augen die zärtlichſte Verbindung mit ihm zu unterhalten, jetzt war es ihr zwiefach unangenehm, die verhaßte Anna erſcheinen zu ſehen. Sie hatte auch ſchon im vertrauten Zwiegeſpräch mit Kildare ihrem Herzen Luft gemacht, und dieſer der ungerufenen Anna bereits mit klaren Worten geſagt, ſie möchte nur bald wieder abreiſen und nicht eher kommen, bis er ſie begehre. In Anna's Bruſt kochten Gift und Galle; ſie kannte die Feindin, ſie ſann darauf, dieſe zu verderben, und warf ihr über der Tafel wüthende Blicke zu; Margaret blickte ſelten vom Teller auf und vermied dann, die aus dem Felde geſchlagene Gegnerin anzublicken; der Lord machte ein eſſigſaures Geſicht, und Eliſabeth ſaß in Gedanken verloren, die ihre Seele weit von dieſem Ort trugen. Dies war die Stimmung der kleinen Tiſchgeſellſchaft, als Tim hineinraſ'te und mit widrigem Ungeſtüm den Lord alſo anredete:

„Mylord, ich bitte mir die Parkwärterſtelle aus, die Ihr mir verſprochen; ich weiß, daß Shaun Donnough Förſter in Caſſelborrow geworden iſt.“

Der Lord und die Damen waren beim Anblick des ſchwarzen ſchmutzigen Unholds erſchrocken empor gefahren; jetzt als der Erſtere den wüſten Burſchen erkannte, redete er ihn barſch und ungehalten an: „Wie kannſt Du Dich unterſtehen, gleich einem wilden Thiere, hier herein zu brechen und Dich alſo unanſtändig zu benehmen?“

„Ich will nichts von Euch, als den verſprochenen Lohn für meine Euch geleiſteten Dienſte,“ verſetzte Tim dreiſt und noch immer heftig ſchnaufend von ſeinem angeſtrengten Lauf; „ich will ihn jetzt; denn ich habe Eile. Befehlt, daß man mich im Parkhauſe einnehme als künftigen Bewohner deſſelben; ich habe kein Obdach weiter.“

„Bringt man mir in dieſem unwirſchen Tone eine Bitte vor?“ zürnte Kildare weiter. „Wagſt Du, mit mir zu ſprechen, wie mit Stallbuben? Entferne Dich, Schlingel, ſäubre Dich von Unflath und Geſtank, und lerne höflichere Worte an den Gebieter dieſer Beſitzung richten, bevor Du Dich wieder hier erblicken läßt.“

Tim bebte. „Herr,“ ſagte er mit einer Stimme, deren tiefer, faſt erſchrecklicher Baß von der kochenden Wuth ſeiner Seele Kunde gab, „wenn ich Euch den Baronet O'Donnel, oder den armen Teufel Dahna oder ſonſt Männer des Volks verrieth, da fragtet Ihr nicht nach zierlichen Worten oder polirtem Ausſehn; ich war Euch recht, wie ich eben kam; warum bin ich Euch heute ſo zuwider? Gebt mir die verſprochene Stelle, und weder der Ton meiner Worte noch meine Geſtalt ſollen Euch Ohr und Aug' länger beleidigen.“

„Ein ſchmucker Parkwärter, fürwahr, ein ſehr anſtändiger und feiner Mann!“ nahm Miß Margaret höhnend die Rede auf. „Ich glaube, das Wild, das er zu hüten hätte, liefe bei ſeinem Anblick auf und davon, und Ew. Lordſchaft Park wäre bald ſo leer von Braten, wie dieſe Schüſſel. Vielmehr würde ich dazu rathen, dies beſonders merkwürdige Menſchenkind als Vogelſcheuche beſonders anzuſtellen.“

„O daß Miß Margaret den Leuten ihre rechte Stelle anzuweiſen verſteht, hat man an der alten Cauth Murthock geſehen; Ihr habt die Frau zum beſten verſorgt,“ giftete Tim.

„Unverſchämter!“ ſchalt Tims Feindin. „Nicht einmal zur Vogelſcheuche biſt Du gut; denn die Raben würden herbeikommen, Dich für ein Aas oder eine Galgenwaare erkennend.“

„Dann würdet Ihr als Vogelſcheuche meine Rettung großmüthig übernehmen, wenn Ihr Nachts mit einem muthigen Mann in des Königs Rock und Waffen Euere einſamen Spaziergänge machtet.“

Margaret erbleichte, und Anna warf einen triumphirenden Blick auf ſie.

„Genug, Du ſchäbiger Geſelle wirſt die Stelle nun und nimmer erhalten,“ eiferte die Erſtere in ihrer ſchwer zu verbergenden Verlegenheit. „Sie iſt verſagt und vergeben, und der Lord wird Deinetwegen ſein Wort nicht brechen.“

„Iſt dem alſo, Mylord?“ fragte Tim, zu Kildare gewandt.

„Ich hörte, Du ſeieſt todt,“ entgegnete der Lord, nicht ohne Verlegenheit.

„Und wer iſt der neue Wildhüter, wenn Euer unterthäniger Knecht fragen darf?“

„Jack Hudſon, der früher Reitknecht des Baronet O'Donnel war. Seit der Gefangennehmung ſeines Herrn lief er brotlos umher und hat mir, wie Du am beſten weißt, viel gute Dienſte erzeigt. Dies hat er Miß Margaret in's rechte Licht zu ſetzen gewußt, und auf ihre Fürſprache habe ich ihm die Stelle zugeſagt.“

„Jack Hudſon!“ kreiſchte Tim außer ſich, „den ich erſt zur Schurkerei gegen ſeinen alten Herr verleitet! Ihm habt Ihr meinen Lohn gegeben? Und was ſoll aus mir werden?“

„Gedulde Dich noch eine Zeit; bei paſſender Gelegenheit werd' ich Dich verſorgen.“

„Nein, nein! ſo haben wir nicht gewettet, Mylord! Ich will die Stelle, ich will meine Verſorgung jetzt! Nicht morgen, nicht übermorgen. Ich will, ich kann mich nicht länger gedulden. Ich muß

Parkwärter werden, oder Ihr werdet zum wortbrüchigen Mann an mir, der Euch mehr Dienſte geleiſtet als Henderſon und Hudſon. Ich weiche nicht vom Platze.“

„Und das läßt ſich der Lord Kildare von ſolchem krummbeinigen Auswurf bieten?“ fragte Margaret ironiſch.

„Die Stelle!“ tobte Tim, „oder es wird nicht gut zwiſchen uns.“

„Hündiſcher Bube!“ fuhr der Lord auf; „ich will Dir lehren, wie Du mit mir zu reden haſt! Packe Dich hinaus in den Stall, wohin Du gehörſt! dort werde ich Dir meinen Willen kund thun laſſen.“

„Nein, ich weiche nicht, Ihr löst mir denn Euer Wort, oder werdet zum Schurken an mir,“ raſete der Hausknecht.

„Ich will Dich hinausbringen,“ verſetzte Kildare ebenſo und rief nach ſeiner Hetzpeitſche. Tim wich nicht. Weißer Schaum ſtand vor ſeinem zähnefletſchenden Munde, die Haare ſeines Bartes und Hauptes ſträubten ſich ſeltſam, ſeine Augen rollten fürchterlich, unverſtändliche Flüche rollten, wie ferner unheimlicher Donner aus ſeiner heftig arbeitenden Bruſt herauf. Der Lord riß dem Diener die Peitſche aus der Hand und ſchlug den Hausknecht wüthend über den noch wunden Kopf, daß er das Geſicht teufliſch verzerrte vor grimmen Schmerz; aber er ging nicht. Eliſabeth fiel zitternd und weinend ihrem Vater in die Arme, doch er ſtieß ſie zurück und ſchlug von Neuem auf Tim, während er der herbeigeſtrömten Dienerſchaft befahl, das Ungethüm aus dem Schloſſe zu werfen und mit Hunden forzuhetzen. Sein Gebot wurde pünktlich befolgt. Den ſtarken Fäuſten der Diener wich die ſchwache Kraft des kleinen kranken Mannes. Wie

Cauth Murthock purzelte er die Treppe hinab, doch erſt als die Jagdhunde ihre Gebiſſe in ſein Fleiſch ſetzten, ſuchte er ſein Heil in der Flucht. Keuchend, blutend, außer ſich, rannte er über das Moor, an Leib und Seele kaum noch einem Menſchen ähnlich, er wußte nicht wohin. Ueberall gehaßt, verſtoßen, ſich ſelbſt verachtend, hatte er kein Plätzchen, wo er ſein Haupt unter Dach legen, keine Kartoffel, womit er ſeinen Hunger ſtillen konnte. Nichts war ihm geblieben, als ohnmächtige Flüche.

Indem er ſo von wilder Verzweiflung gepeitſcht dahin ſchoß, gewahrte er in der Ferne einen Reiter, der von der Heideſchenke herkam, und in welchem ſein ſcharfes Auge bald den neuen Pächter von Chesnuthill erkannte. Der Unſelige wollte entfliehen, nicht vermögend den Anblick eines Glücklichen zu ertragen, ſchien ihm doch ſchon die unbelebte Natur ſeiner zu ſpotten; aber Henderſon, der ſeinerſeits in der kleinen Geſtalt, die nicht wohl zu verkennen war, den aus der Heideſchenke vertriebenen Hausknecht entdeckt hatte, ſpornte ſelbſt, von Neugierde getrieben, ſein Roß, um zu erfahren, was eigentlich dieſe ernſthafte Kataſtrophe herbeigeführt haben möchte, worüber ſich die alte Wirthin trotz ſeiner zudringlichen Fragen nicht weiter ausgelaſſen hatte. Nach einigen Augenblicken war Tim erreicht und mit Fragen beſtürmt; der Zerknirſchte wand ſich ſtatt aller Antwort, heulend, wie ein gepeitſchter Hund, zu des beſtürzten Pächters Füßen, Henderſon zeigte dem Verzweifelten alle Theilnahme, ſtieg vom Pferde, hob ihn auf und brachte ihn endlich zum Erzählen.

„Meine Muhme hat mich fortgejagt,“ knirſchte Tim, ſeinen Bericht endigend, „weil mich der alte ſchändliche Pfarrer an ſie verrathen; ſie kann ich nicht darum ſchelten; denn ich habe ſchlecht an ihr und ihren Freunden gehandelt. Der Lord hat mich mit Hunden aus dem Hauſe hetzen laſſen; Sally hat mich verſtoßen und iſt mit ihrem Vater geflohen; ich habe Niemand auf der Welt, dem ich angehöre, in deſſen Haus ich treten darf, um eine Kartoffel für meinen Hunger und eine Hand voll Stroh für meines kranken Leibes Müdigkeit zu erbitten.“

„Tim,“ ſagte Henderſon, „Du haſt auch mir Dienſte und Gefälligkeiten erwieſen, und Du ſollſt nicht von mir ſagen, daß ich ſo undankbar ſei, wie Lord Kildare. Ich werde nicht vergeſſen, was Du an mir thateſt, als ich den Fäuſten meines Feindes am Strande zu Bantry erlegen war; ich werde mich ſtets erinnern, daß Du, wenn auch unbewußt, doch eigentlich die Veranlaſſung zu meinem jetzigen Glücke geworden biſt. Darum komm mit mir nach Chesnuthill; ich bedarf eines tüchtigen Reitknechts, und Du verſtehſt mit Pferden umzugehen. Werde mein Diener, Burſche. Du ſollſt es gut bei mir haben, willſt Du?“

Tims Geſicht verzerrte ſich wieder zu jener fürchterlich grinſenden Fratze. Ein böſer Geiſt lachte ihm aus den Augen. Krampfhaft faßte er des Pächters Hand und wieherte mit heiſerer Stimme: „Ja, ich will Euer Reitknecht werden, Maſter Henderſon. Statt Kildare's Parkwärter, Euer Reitknecht, hahaha!“

„Wohlan, ſo folge mir, braver Burſche! Wir wollen ein herrliches Leben zuſammen führen.“ Und auf ſein Pferd ſich ſchwingend, ritt Henderſon voran; zähnefletſchend folgte Tim Ruuthan.

## 25.

# Samuel Dunſoore's Ende.

Es war einige Wochen ſpäter, eines Tages, an dem die Nebel ſich früher als gewöhnlich geſenkt hatten, und die Sonne mit wohlthuendem Strahle die erſte Frühlingswärme verkündigte, als eine Menge von Landleuten aus der Umgegend, unter denen faſt ſämmtliche Einwohner von Dunmoore, die Ebene vor der Heideſchenke erfüllten.

Im weiten Kreiſe lagerten ſich verſchiedene Gruppen von Männern um das einſame Haus, während die kleinen Galloway's*), von denen manche aus weiter entlegenen Ortſchaften herbeigekommen waren, begierig die erſten hervorſprießenden Grashalme unter der braunen Heide hervorſuchten.

Es herrſchte jedoch keine Freude unter dem Volke, das ſonſt, wenn auch noch ſo ſehr gedrückt, doch jede Gelegenheit begierig ergreift, der ihm angebornen Heiterkeit die Zügel ſchießen zu laſſen, zumal wenn die Flaſche dazu beiträgt, die Schleußen ſeines unerſchöpflichen natürlichen Witzes zu öffnen. Man ſah es Allen an, daß weder das erquickende Licht des Frühlings, noch irgend ein fröhliches Feſt die Menge hier verſammelt hatte.

Sowohl die zahlreichen Conſtables, als die aufzuſtellenden Militärpiquets und eine Abtheilung von

---

*) Kleine Race von Pferden, in den ſchottiſchen Hochlanden, in Wales und einigen Theilen von Irland heimiſch.

Lord Kildare's Yeomanry, verriethen nur zu deutlich, daß die freundliche Sonne hier irgend eine der entſetzlichſten Scenen beleuchten ſollte, die der böſe Dämon, dem Irland verfallen, über das blühende Inſelreich ſo oft heraufbeſchwor. Da indeſſen beim Trauermahle ſo gut wie bei Freudengelagen der Irländer den Whisky, den Porter oder wenigſtens ſein aus Tannenzapfen gebrautes Bier als ein durchaus nöthiges Bedürfniß zu betrachten geneigt iſt, und der frühe Ritt in der Kühle des Morgens Manchem eine Stärkung nöthig machte, ſo war Mutter Peppy, obgleich ſie außer ihren Kindern und Enkeln noch durch einige friſche Gevatterinnen unterſtützt wurde, kaum im Stande, die ſich mit jeder Stunde mehrende Anzahl der Gäſte zu befriedigen.

Je weniger die Alte eine Gelegenheit zum Verdienſt ungenützt vorübergehen ließ, deſto eifriger berechnete ſie mit jedem neuen Kruge, den ſie ausſchenkte, wie ſtark ihre Einnahme eigentlich geweſen ſein würde, wenn nicht die Fäſſer allmählig leer würden.

„Noch eine Pinte, Peppy, Süße!“ rief hier eine rauhe Stimme. „Mehr Porter hierher, Mutter Peppy, Juwel!“ dort eine andere. „Gleich ein Gallon vom Beſten, Mutter, Honigherz!“ jauchzte ein kecker Burſche, und ein ganzer Chor junger Männer brüllte ihm nach und ſchlug dazu mit den gewaltigen Knitteln an einander.

„Ich würde Dir durch einen Kuß für Deine ſchnellen Dienſte danken, treffliche Goldſeele! wenn nicht der Liebe Tändelei Sünde wäre an dem Tage, an welchem der bravſte Mann unter der Sonne hier ſeinen letzten Gang thut,“ ſagte ein praller Junge, die Hand der hübſchen Dirne ergreifend und ihr in's

Kornblumenauge lächelnd, das jedoch nicht ſo heiter wie ſonſt auf dem Geliebten weilte.

„Du biſt doch ein guter Junge, Gilly, und ich habe Dich wegen Deines Mitleids jetzt noch einmal ſo lieb,“ verſetzte ſie, und verlor ſich, mit der weißen Schürze eine Thräne aus dem Auge wiſchend, im Gedränge.

Dieſe kurze Scene war nicht unbemerkt geblieben, und das zarte, in ſo wenig Worten ausgeſprochene Mitgefühl an dem harten Geſchick eines iriſchen Märtyrers rührte ſelbſt die älteſten Männer, obgleich ſie an ſolche Ereigniſſe während eines wechſelvollen Lebens mehr als Andre gewöhnt waren.

Lautes Murren flog wie ferner Donner durch die Verſammlung; und Flüche und Verwünſchungen über das empörende Unrecht, ſowie Drohungen unausbleiblicher Rache erſchallten von hundert Stimmen, doch wurden ſie von den erhobenen Stäben der Polizeiagenten und den blanken Säbeln der Dragoner zum Verſtummen gebracht. „Porter und Whisky!“ ertönte darauf wieder als Paßparole bis zum Schenkladen der geſchäftigen Wirthin, die der Armuth ihrer Fäſſer eben mit dem friſchen Reichthum des Heidebachs zu Hülfe gekommen war und jetzt in eigner Perſon mit einer neuen Ladung Getränke unter die Landsleute trat, um ſich von der Wirkung ihrer Kunſtfertigkeit zu überzeugen.

„Na, Gevatterin, ſüßes Leben!“ ſagte einer ihrer nächſten Nachbarn mit ſchlauem Augenzwicken, „wir kommen jetzt ſicherlich an die Fäſſer, welche Ihr zuletzt eingezogen habt. Der alte Stock geht wohl ſchon auf die Neige.“

„Würde aber dennoch in wenig Tagen ſo kräftig geworden ſeyn, wie der alte, Gevatter Callaghan, Kleinod. Lieber Gott! wenn man Alles vorher wüßte, würde Manches anders und beſſer ſein in der Welt, und wenn ich wüßte, daß dergleichen Ehre — ich meine eigentlich, wenn ich den Jammer erleben müßte, daß noch mehr ſolch brave Menſchen, wie der alte Samuel Dunfoore, dem Gott in ſeiner unendlichen Gnade eine fröhliche Urſtänd ſchenken wolle, in der Nähe meines beſcheidenen Shebeeshauſes auf ſolch erhabene Weiſe ihr Leben beſchließen ſollten, ſo würde ich gewiß nicht ſäumen, meine Anſtalten zu treffen. Bei Jeſus! eine alte Witwe, Maſter Callaghan, verdient ja gern einen blanken Schilling, wie Ihr wißt.“

„Dann kauf' nur immerhin ein, alte Hexe. Wirſt Deine Rechnung dabei finden! Denn ich ſchwör's Dir, Dunfoore wird nicht der Letzte ſein, der hier auf der Leiter zum Himmel ſteigt; der Galgen des Lords von Lindſayhall wird gut beſetzt ſein,“ ſo ließ ſich plötzlich eine hämiſch lachende Stimme hinter ihr vernehmen.

Scheu blickte ſich die Alte um, und hoch zu Roß über die Menge hervorragend, hielt Henderſon, der Gentleman-Farmer auf Chesnuthill, im neuen modiſchen Reitrocke mit ſechsfachem Kragen, ſtolz auf die Menge blickend, während er mit vornehm affektirtem Anſtande mit der eleganten Reitpeitſche ſpielte.

„Hollah! Nimm mein Pferd, Tim! 's iſt noch eine halbe Stunde Zeit, ehe der Paradezug ankommt,“ rief er abſitzend und ſeinem gut herausſtaffirten Reitknecht die Zügel zuwerfend. Doch der alte ſchlaue Burſche zeigte, mit ſpöttiſchem Grinſen umherblickend, eben nicht die größte Eile, dem erhaltenen Befehle nachzukommen; vielmehr trat er der Wirthin mit einer zähnefletſchenden, ſich breitmachenden Frechheit unter das Geſicht und rief: „Ein Quart Bergthau, vom

Beſten für mich, Muhme, Goldſeele!“ Peppy erſtarrte faſt vor Schrecken, als ſie ihren verſtoßenen Hausknecht in der bunten Livree erkannte, und ſprachlos hing ihr Blick an dem unverſchämten Geſicht des kleinen Menſchen.

„Nun wird's bald, Muhme, Leben?“ grinſte er weiter; „hier iſt Geld!“

„Gottes Fluch auf Dich!“ ſtöhnte die Wirthin. „Des ſchlechten Engländers Knecht biſt Du geworden? Nun Gleiches hält ſich zu Gleichem.“

„Seht, Tim Ruuthan iſt des neuen Pächters in Chesnuthill Pferdebube!“ flüſterten ſich die Landleute einander zu und wichen ſcheu vor ihm zurück. Er aber ſchlug ein freches Gelächter auf über die Furcht der ihm bekannten Geſichter, ergriff ſtolz die Zügel der beiden Pferde, rief. „Platz da!“ und marſchirte mit lächerlicher Wichtigthuerei auf und ab, ohne ſich um Jemanden zu bekümmern.

„Komm, bring' mir ſelbſt einen Topf heißen in die hintere Stube, alte Sibylle,“ rüttelte Henderſon die Alte aus ihrer ſtaunenden Betrachtung, „und vertreibe mir die Zeit mit Deinen ſchlecht eintreffenden Prophezeihungen; ich habe Luſt zu lachen.“ Mit dieſen Worten trat er in's Haus. Peppy folgte, ſich bekreuzend über den verwegenen Gentleman, wie ſie ihn nannte.

Während die Umſtehenden ihrem Grimm gegen den Engländer durch allerlei Spottreden Luft machten, erhob ſich weiterhin ein Murmeln; man richtete die Köpfe in die Höhe, und Einige zeigten mit den Fingern auf die nicht weit entfernte Landſtraße. Alle verſtummten ſchnell, denn man erkannte an den blitzenden Helmen der Dragoner, daß die in den letzten

Aſſiſen zum Tode verurtheilten Inquiſiten herbeigeführt wurden.

Jetzt kam der Trauerzug heran. Voran der Karren mit den zwei Verurtheilten und dem Pater O'Kelly, der zwiſchen Vater und Sohn ſaß, das Crucifix und die Bibel in der Hand, und mit eifriger Beredtſamkeit geiſtigen Troſt ſpendete. Hinter dem Karren zwei verſchloſſene Kutſchen. Ein lautes Hurrah begrüßte die Verurtheilten, und dieſe verfehlten nicht, während ſie, am Galgen angelangt, anſcheinend heiter und unbefangen ihr unbequemes Fahrzeug verließen, daſſelbe dreimal zu erwiedern.

Dunſcore, der ſchwache gebeugte Greis, ſtand lächelnd, wie ein Verklärter, und grüßte die Menge mit Würde; nur wenn ſein Auge auf den ſtummen, bleichen Sohn fiel, flogen Schatten über ſein Geſicht und Wehmuth zuckte um ſeine welken Lippen. Das war nicht die Geſtalt eines armen Sünders, der für Verbrechen ſtirbt; nein, das war die erhabene Ruhe eines Helden, ausgegoſſen über eine zerbrechliche, dem Leben kaum mehr angehörende Hülle, die göttliche Ruhe eines Märtyrers, der für die gerechteſte Sache freudig in den Tod geht. Die Verwandten und Freunde der Verurtheilten hatten ſich ihnen gegenüber dicht geſchaart aufgeſtellt, und Blicke der Verwunderung und Laute tiefer Rührung flogen nach dem Greiſe hinüber. Da ſah man ſeine beiden Söhne, Shame den Fiſcher und Brine den Weber mit ihren Weibern und Kindern, welche die Luft dann und wann mit ihrem verzweiflungsvollen Geheul erfüllten; da ſah man faſt die meiſten der Weiß-Jungen, die Tims Verrath glücklich entgangen waren. Hätten ſie eine Ahnung gehabt, wer der Verräther geweſen, er hätte nicht ſo trotzig unter ihnen wandeln dürfen. Ihm zum Glück hatte Peppy darüber das tiefſte Schweigen bewahrt.

Zwar von Soldaten umringt, jedoch nur mühſam geſchützt gegen die Steinwürfe und eine Fluth ſchrecklicher Verwünſchungen von Seiten der andrängenden Menge, ſtieg jetzt eine unheimliche Geſtalt, der Henker, in ſeinem, ihn als den Auswurf der Menſchen bezeichnenden zweifarbigen Gewande aus dem letzten Wagen. Scheu, doch zugleich mit dem Blicke des reißenden Thieres, das die blutige Atzung wittert, blickte der Verworfene mit Mordſucht und beſtialiſchem Stumpfſinn auf die ihn umgebende Verſammlung. Es war Keiner darunter, der nicht gewußt hätte, daß der fürchterliche Menſch, einſt ſelbſt ein verruchter Mörder und Straßenräuber, das Leben unter der grauſigen Bedingung als Geſchenk erhalten hatte, das an Andern zu vollziehen, wozu er ſelbſt verurtheilt war.

Als die Vorrichtungen zur blutigen Arbeit getroffen waren, verließ auch der Highſherif mit ſeinen Aſſiſtenten den Wagen. Ihre Begrüßung war zwar nicht viel beſſer als die, welche der Henker erfahren hatte; ſie ließen ſich jedoch dadurch nicht abhalten, mit wenigen Worten, kraft ihres Amtes, die Delinquenten dem Nachrichter zu übergeben.

Jetzt trat eine kurze drückende Stille ein; die Menge erwartete, daß Dunfoore einige Worte ſprechen werde, und ſie täuſchte ſich nicht. Er erhob ſeine Geſtalt, ſo daß ſein kahler Scheitel über alles Volk hinwegragte und ſprach feierlich. „Gott mit Irland und ſeinen Kindern! Lieblinge, ich ſterbe heute für unſer Vaterland. Ich kann ihm durch nichts weiter nützen. Ich wäre vielleicht morgen ohnedies geſtorben. Nicht mich bedauert, ſondern meinen armen

Jungen, der unſrer guten Sache noch hätte förderlich ſein können. — Lebt wohl, Landsleute! Vergeßt Samuel Dunſoore nicht, der Euch ſtets liebte, dem Irlands Wohl über Alles ging! Haltet feſt am Vaterlande, wie ich gethan. Ihm ſchlägt die Stunde der Erlöſung über kurz oder lang, wie heute mir. Wendet auch dem edlen Hauſe O'Donnel Eure Liebe zu. Alle O'Donnel ſind ächte Erins-Söhne. Irland und O'Donnel für immer! — Du aber, mein wackrer Pat, Herzenskleinod!" wandte er ſich jetzt an ſeinen Sohn, „bedenke, daß ſich's für Irland leicht ſtirbt! Es iſt ein ſüßer Tod für's Vaterland zu ſterben, ſei's in der Schlacht, ſei's am unglücklichen Baum. — Keine Miene verrathe unſern Feinden, daß Du einen Augenblick bereueſt, für Erins Wohl gekämpft zu haben. Ich habe länger gelebt als Du, und weiß, daß nichts am Leben iſt. Beſeure durch einen muthigen Tod Deine Freunde. Die Heiligen ſtrecken ſchon die Hände nach uns aus, uns zu empfangen. Es iſt nur eine kurze Trennung, Pat, Juwel; in wenigen Augenblicken ſind wir wieder zuſammen." Jetzt traten die beiden ältern Söhne Samuels mit ihren lautweinenden Kindern hinzu, damit ſie der Greis ſegne.

„Meinen beſten Segen auf Euch, ſüße Lieblinge! Gott und alle Heiligen mit Euch!" ſagte er die Hände auf ihre Häupter legend. Dann fuhr er wie begeiſtert empor und rief mit lauter Stimme: „Ich ſegne Euch Alle! Ich ſegne Dich, grünes Erin! Ich ſegne Dich, Lewis O'Donnel, den mein Auge nicht ſehen darf! Gott mit Euch Allen! Wir ſterben für Euch!"

Der Pater Auguſtin ſchloß den Sprecher in die Arme und drückte ihn weinend an die Bruſt. Es war ein herzbrechender Anblick, die beiden hochbetagten

Greiſe einander umarmen zu ſehen, um für eine kurze Zeit Abſchied von einander zu nehmen, und alles Volk ſchluchzte laut auf und weinte. Manche heulten in ihrem wahnſinnigen Schmerz wie wahnſinnig auf. Der Henker machte dieſer Scene ein Ende, indem er den ſtummen Pat ergriff, um mit ihm die Leiter zu beſteigen.

„Nur das nicht, Ihr Barbaren, wenn je ein Funke menſchlichen Gefühls Euere jetzt erſtarrte Bruſt belebt hat!“ rief jetzt der alte Dunſoore in ſchrecklicher Verzweiflung aus. „Barmherzigkeit, wenn nicht des Tigers Bruſt Euch ſäugte!“ rief er noch einmal, mit namenloſer Angſt, während die fahle Farbe des Todes ſein Geſicht überzog, auf den Sherif blickend. „Ich bitte ja nicht um das Leben des geliebten Kindes; denn der Sohn weiß eben ſo gut zu ſterben, wie der Vater für Irland und das Haus O'Donnel. Aber ſeid Menſchen nur für die Dauer weniger Minuten, und laßt mich vor ihm ſterben, damit nicht der Vater im tollen Wahnſinn über die Todesqual ſeines Erzeugten vor des Höchſten Richterſtuhl tritt, um Rechenſchaft zu fordern wegen des Blutes ſeines eignen Geſchöpfes.“ Und flehend ſtreckte er, der noch eben ſo muthige Greis, auf die Kniee ſinkend, die gefalteten Hände gegen ſeine Richter aus.

Starres Entſetzen ergriff ſelbſt die roheſten unter den Umſtehenden. Kein Laut entfloh irgend einer Lippe. Im Fieberkampf bebten die Nerven der Männer; das Blut ſtrömte zurück in die Bruſt und drohete in dieſem fürchterlichen Augenblick mehr als ein männliches Herz zu brechen. Nur der Blick des glühenden Auges, welches, am Geſicht des Sherifs hängend, den Ausſpruch erwartete, zeigte, daß das Leben noch nicht bei Dunſoore entflohen war.

Da winkte ein kaum merkliches Nicken der letzten Bitte des Greiſes Gewährung, und über die Züge des kalten Richters flog ein Hauch von Mitleid, als er ſich eilend mit ſeinen Gefährten zurückzog, um nicht Zeuge der jetzt folgenden Scene zu ſein.

„Segen über Euch, edler Herr!“ rief ihm Dunſoore in froher Rührung nach; dann empfahl er ſich ſelbſt und die Seele ſeines Kindes im heißen Gebet, das ihm der Pater vorſagte, dem allmächtigen und barmherzigen Gott, und Beide küßten das ihnen vom Prieſter dargereichte Crucifix mit Inbrunſt. Wie um den Hochalter die frommen Gläubigen, ſanken die Irländer rings um den Galgen auf die Kniee nieder.

Auf einen Wink O'Kelly's traten jetzt Beide mit abwärts gekehrtem Geſichte gegen einander. Unerſchüttert durch das, was unter ſeinen Augen vorging, harrte der Henker, den Kopf auf die Todesleiter ſtützend.

„Gott ſegne das Land!“ rief jetzt der Greis, wieder kräftig wie vorher. „Wenn Wahnſinn das Haupt unſres Mörders ergreift, und die im Tode verzerrten Züge des alten Dunſoore und ſeines Sohnes in ſeiner Sterbeſtunde der entfliehenden Seele den Weg zum Himmel verſperren, dann häufe der Allmächtige doppelten Segen über den Engel Eliſabeth und Lewis O'Donnel. Irland für immer!“ Muthig ſprangen ſie von der Leiter; ſchon ſchwebend ſuchten die Arme der Sterbenden ſich noch zu umfaſſen.

„Es ſind ja nur Irländer!“ ſagte Henderſon zu ſich ſelbſt, als er unter einem leiſen Fröſteln ſein Pferd von der Schauderſcene abwandte, wo die Verwandten und nächſten Freunde die Hände der Gemordeten unter lautem Wehklagen mit heißen Thränen und Küſſen bedeckten und ſich dann an ihre Körper hingen, um der Todesqual ſchnell ein Ende zu machen.

Ein Mann aber ſprengte ſchaudernd und mit geſträubtem Haar von dannen, dem es wie Eis durch die Adern rieſelte, deſſen Kopf im wüſten fiebriſchen Feuer brannte. Es war Lord Kildare, der in ſeiner Funktion als Friedensrichter nahe am Platze gehalten und den letzten Fluch, ſowie den Segen des Sterbenden vernommen hatte.

## 26.

## Henderſon in aufſteigender Linie.

„Es ſind ja nur Irländer,“ wiederholte Henderſon halblaut, um ſich zu beruhigen, jedoch ſo, daß es der ihm folgende Tim hörte.

„Ja wohl, Sir, Geſindel, vor dem man ſich in Acht zu nehmen hat,“ ſagte der Reitknecht mit fürchterlichem Spott.

„Meinſt Du, Pat?“ entgegnete Jener lächelnd. —

„Tim, wollen Ihro Gnaden ſagen, wenn's gefällig iſt.“

„Pat oder Tim — ganz einerlei. Wir Engländer nennen Euch Schurken, wenn's uns beliebt.“

„Richtig! Schurken, Herr! dazu, Sir, machen uns die Herren Engländer gar zu gern. Mich hat Lord Kildare dazu gemacht; bei Andern war das nicht nöthig. Nennt mich ſtets Schurke, das wird mir der liebſte Titel ſein und mir gewiſſe Dinge friſch im Gedächtniß erhalten, die ich ſonſt vielleicht vergeſſen könnte. Nennt alle Iren Schurken, das hört ſich gut aus dem Munde der Engländer. Gehenkt müſſen ſie werden und todtgeſchoſſen, das iſt der leichteſte Weg, ſich der unruhigen Köpfe zu erwehren. Wer den Strick um den Hals oder ein paar Loth Blei im Leibe hat, ſchreit nicht mehr über Hunger. Oder auch durch Euere Verladung als Ballaſt nach Neuſouthwales oder Canada wird man die Schreier nach Brot und Obdach los und hört nichts weiter davon. Die Tories und Orangemen ſollen ſchon lange darauf gedacht haben, ſo ſagt man, Sir, ſo alle Jahre ein paar Tauſend nach Neuholland einzuſchiffen, weil es gar zu lange dauert, wie ſie meinen, bis man auch dort den Zehnten oder andere Abgaben erheben kann, wovon die guten Eingebornen gar keinen Begriff haben und ſich nur ſchwer dazu verſtehen ſollen. Ich weiß es nicht; darum ſagt es mir, lieber Herr, ſind dort auch ſchon Bisthümer für die vornehmen Herren in England und Pfründen und Sinecuren errichtet? Die ehrwürdigen und hochgeborenen Herren haben gar nicht Unrecht, wenn ſie darauf beſtehen, daß man in Ermangelung anderer Chriſten einſtweilen Irländer zur Bevölkerung hinſchickt, weil die doch einmal an die Lieferung des Zehntens und des Kirchenſchillings in den Seckel der fremden Geiſtlichkeit gewöhnt ſind.“

„Zügle Deine geſchwätzige Zunge, Kerl, und miſche Dich nicht in Angelegenheiten des Staats, die weit eher unſer einen angehen, und von denen Du grade ſo viel verſtehſt, wie Deine Muhme, die alte Peppy, vom Wahrſagen,“ fuhr der Farmer von Chesnuthill auf.

„Wie Ihr meint, edler Herr,“ erwiderte Tim ganz in der Art eines gutmüthigen Narren. Und indem er ſich faſt bis auf den Sattelknopf niederbeugte, ſetzte er hinzu: „Die Zeit kommt wohl ein ander Mal, wo ich Ew. Edlen an das arme iriſche Volk erinnern darf, wenn Ihr mehr geneigt ſeid, Tim ein günſtiges Ohr zu leihen, als heute, da gewiß viel wichtigere Dinge das menſchenfreundliche Gemüth meines Herrn beſchäftigen.“

„Ja, ja, Pat! Tim wollt' ich ſagen,“ entgegnete Henderſon, von des Dieners Worten geſchmeichelt, nun etwas freundlicher, „noch ſind die Viſiten bei meinen Nachbarn nicht alle gemacht. Sir Rowland und Mſtrs. Welch, die reiche junge Witwe von Forth, werden ſicherlich ſchon ihre eigenen Gedanken darüber haben.“

„Ja, ja, das werden ſie gewiß, lieber Herr, und nun noch die Maler und Tapezierer, Sattler und Modehändler, die ſich vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend nach Robert Henderſon, Esquire, erkundigen und ihre Dienſte anbieten. Geſtern war auch Maſter Griffith zweimal da, um Euch ſeinen Gegenbeſuch zu machen. Ein nobler Gentleman, Sir! Sie kennen ja gewiß den ehemaligen Kammerdiener von Lord Rombler, ein weiſer Mann, der während der langen Reiſen ſeines Herrn, deſſen Rechnungen er führte, ein großes Vermögen erwarb und damit das ſchöne Grundſtück Laureldale ankaufte, nachdem er obendrein noch die ſchöne Kathy, der gnädigen Frau Garderobejungfer, als Hausfrau aus den Händen des gütigen Lords empfangen hatte.“

„Schweig, Läſtermaul!“ donnerte Henderſon; „kaum biſt Du warm geworden in meinem Neſt, ſo iſt auch Deine Bosheit aufgethaut. Ich bitte mir Reſpect von Dir aus, nicht nur vor mir, ſondern auch vor meinen Freunden und Nachbarn.“

Während der ſtolze Pächter fluchend im Aerger über den iriſchen Pat, wie er ihn jetzt wieder einmal über das andere nannte, davon ſprengte, trabte Tim Ruuthan gemächlich hinter her.

„Reite Du nur hin,“ ſagte er höhniſch lachend, — „Du entgehſt mir jetzt nicht mehr. Seit ich weiß, was Dir emporgeholfen und den ſtolzen Kildare von Dir abhängig gemacht hat, hab' ich Dich ſicher. Auch ich war dabei in jener Nacht. Deine Stunde wird kommen, wo Du Reſpect vor dem Verſtande Deines Knechtes haben wirſt, wenn Du einſiehſt, daß Dein dünkelhaftes Wiſſen nichts iſt vor Tims iriſcher Schlauheit. Die Stunde wird kommen, wo Du ſammt dem Lord in meine Hand gegeben biſt. Dann freie Dich, Tim!“ Er ſchlug eine helle Lache auf, ließ dann ſein Pferd mehr ausgreifen, um ſeinen Herrn einzuholen, der nach einem weiten Umkreiſe plötzlich wieder den Weg nach der Heideſchenke eingeſchlagen hatte.

Da er ſchnell in dem Augenblick, als jener vom Pferde ſtieg, den Zügel deſſelben ergriff und ehrerbietig nach des geſtrengen Herrn Befehlen fragte, ſo war der Groll des Mannes, deſſen ſchwache Seite der liſtige Burſche immer zur rechten Zeit zu benutzen verſtand, vergeſſen, und Peppy mußte ſeinem guten Kerl, wie er Tim nannte, zu ihrem ſtillen Aerger ein Glas vom Beſten reichen, noch ehe er ſelbſt im Hauſe eine Erfriſchung zu ſich genommen hatte. Tim aber machte ſich breit in dem Hauſe ſeiner Verwandten, deſſen Knecht er noch vor Kurzem geweſen war.

„Nun, Alte,“ begann Henderſon — nachdem dieſe ihm zum Beweiſe, daß ſie recht wohl einen Unterſchied unter den Gäſten zu machen verſtehe, eine noch ungeöffnete Rumflaſche nebſt Waſſer und Zucker vor ihn hingeſetzt hatte; — „heute wirſt Du wohl

Dein Schäſchen geſchoren haben! So lebſt Du's, nicht wahr? Solch ein Tag bringt Dir mehr Pſund ein, als Du ſonſt Pence und Schillinge in Deinem Kaſten klingen hörteſt. Wie ich Dir heute ſchon ſagte, das muß öfter kommen. Bei Dutzenden müſſen die Schurken noch gehenkt werden, ehe man ſich ſeines ehrlich erworbenen Eigenthums in Ruhe erfreuen kann."

„Davor mögen uns alle Heiligen bewahren!" rief die Alte. „Ein Jeder ſtrebt nach Erwerb, er ſei auch, wer er wolle; Ihr ſelbſt habt ja das ſchöne Chesnuthill in Pacht genommen, und gewiß recht billig, nicht wahr, Sir? Aber glaubt mir's, Maſter Henderſon, lieber will ich doch Jahr aus, Jahr ein, den armen Leuten aus Dunmoore, wenn ſie hier vorbei nach Torf in die Heide fahren, einen kleinen für einen Halfpenny einſchenken und geduldig zuſehen, wenn ſie ihr eigenes Haferbrot dazu eſſen und ſtundenlang dabei ſitzen, ſich ihr Herzeleid klagend, als durch eine Veranlaſſung, wie heute, reich werden in wenig Tagen. O, du mein Herrgott! ich hab's ſelbſt nicht geſehen, das Schreckliche. Aber Bobby und Nora und meine Enkel liefen hin, als die Leute hier fort waren. Der Junge iſt noch nicht wieder da, er wird wohl den Leichen den Liebesdienſt erwieſen haben, und was mir noch von Whisky übrig iſt, ſollen die Menſchen heute Abend zu einer rechtlichen Todtenwache haben. Es wird gewiß ein recht ſtattlicher Leichenzug werden, Herr! Nora aber hat mir erzählt, wie der Alte geweint hat um ſein Kind, den ſchönen Pat. Dunfoore hat nie geweint, Herr! Die Nora hat nicht 'mal das Ende abgewartet, und doch war des Weinens und Klagens kein Ende, und jetzt liegt ſie in Krämpfen, daß es einen Stein erbarmen möchte. Daraus mögt Ihr abnehmen, Maſter Henderſon, daß ſolch Geld keinen Segen bringt. Mich freut das eingenommene Geld nicht. Hab's all' in einen Seckel gethan und will keinen Penny davon eher berühren, bis der ehrwürdige Vater Auguſtin ſeinen Segen darüber geſprochen und zu Seelenmeſſen davon genommen hat, ſo viel dem heiligen Mann gut dünkt, damit Jenen im Himmel Friede werde und mir auf Erden kein Unheil aus dem Gelde erwachſe.“

„Der Herr ſtärke Deinen ſchwachen Kopf, Alte! Nimm, wo Du kannſt, und erhalte, was Du haſt! Was kümmern Dich die Todten? Weißt Du noch, wie Du gedachteſt, mich in Schrecken zu ſetzen durch Deine Drohungen und Prophezeihungen? Sieh', Peppy, da hatteſt Du Dich gewaltig geirrt! O'Dennel ſitzt jetzt in der Hauptſtadt feſt und wird bald denſelben Weg gehen, wie Dunfoore, wenn auch nicht gerade hier! Und mit Mic Dahna wird man nicht viel Umſtände mehr machen, wenn er auch noch eine Zeit lang auf freien Füßen umher wandelt. Ich aber, Mütterchen, verfolge einen ganz andern Weg. Jetzt bin ich Farmer zu Chesnuthill. Wer weiß, ob nicht bald Squire von Greenlodge. Das allerliebſte Jagdſchloß an der Bantry-Bay hat mir gefallen; es liegt viel ſonniger und wonniger, als das einſame Chesnuthill in der wüſten, braunen Heide, wo man nur Füchſen und Kaninchen begegnet und ſelten ein gentiles Angeſicht erblickt.“

„Ihr Squire von Greenlodge?!“ rief die Wirthin erſtaunt und ſah ihn mit ſeltſamen Augen an. „Wenn ich Euch recht verſtanden habe, ſo ſagt mir doch, ich bitt' Euch ſehr, wie Ihr das anfangen wollt?“

„Nun, ich kaufe das Gut, alter Geiſt. Was haſt Du darüber zu ſtaunen?“

„Von wem aber kauft Ihr es, Sir?“

„Von der Regierung. Sir Lewis O'Donnels Todesurtheil iſt ſchon ſo gut wie unterſchrieben und —“

„Wißt Ihr das gewiß, Maſter Henderſon?“

„Ich weiß es aus den beſtimmteſten Nachrichten, die darüber dem Lord Kildare aus Dublin zugegangen ſind und die mir ſein Vertrauen mitgetheilt hat.“

„Ich zweiſle dennoch daran, Guter. Aber wenn auch. Der Baronet hat Geſchwiſter, die ſeine Güter erben.“

„Nichts da, Weib! Der Baronet wird gehenkt, ſein Name geächtet, ſeine Geſchwiſter aus Großbritannien verwieſen, ſeine Güter eingezogen und verkauft, und Greenlodge wird mein, ſo wahr Deine Prophezeihungen zu Lügen geworden ſind.“

„Straft ſie nicht allzufrüh Lügen, Mann! Ihr ſeid noch nicht am Ziele. Und wißt Ihr denn nicht, daß man den Tag nicht vor dem Abend loben ſoll? Ihr könnt Euch jetzt einen gemachten Mann nennen, ich bin eine alte, arme Frau, und doch will ich Euch gewiſſere Kunde geben, als Ihr vermögt.“ Und in jenen hohlen, unheimlichen Ton übergehend, den ſie nur bei feierlichen Gelegenheiten annahm, fuhr ſie, näher zu dem ſchaudernden Farmer gebeugt, fort: „Ihr werdet nicht Squire von Greenlodge werden, die Regierung wird das Gut nicht verkaufen können, weil ſie es nicht einziehen wird. Sie wird die O'Donnel nicht vertreiben, ihren Namen nicht ächten, und Sir Lewis wird nicht zum Tode geführt werden. Vielmehr wird er von einem mächtigen Manne gerettet werden, der all' ſeinen Einfluß aufbieten wird, die Anklage gegen den Baronet zu vernichten, alle Punkte, die gegen ihn zeugen, umzuſtoßen und ihn, freigeſprochen, ſiegreich aus dem Gefängniß zu führen, um ihm und ſeinen Freunden ein glänzendes Feſt zu geben."

„Und wer wäre dieſer allmächtige Narr?" fragte Henderſon ſpöttiſch und auffahrend.

„Seine Gnaden der edle Lord Lewis Kildare, unſer Herr und Gebieter."

„Haſt Du wieder Anfälle von Tollheit, alte Hexe?" rief Henderſon aufſpringend und die Wirthin zurückſtoßend. „Man kann das Geſchwätze nicht wahnſinniger erdenken, als Du es herleierſt. Lord Kildare O'Donnels Retter! Hahaha! — Was gilt die Wette, Peppy, Sir Lewis baumelt, und ich werde Herr von Greenlodge? Setzeſt Du Deine alte Schenke, ſo will ich das Jagdhaus dagegen ſetzen, das ſo gut, wie mein iſt."

„Ihr ſeid zu hitzig, Sir. Mäßigt Euch! Meine Schenke ſetz' ich daran, ein böſes Haus für Euch, Kildare und Andre. Ihr ahnet nicht, welche ſchlimmen Geiſter hineingebannt ſind, die ich allein feſtzuhalten vermag. Immerhin, Ihr ſollt auch noch die Heideſchenke dazu haben, wenn Ihr Herr von Greenlodge werdet. Doch thätet Ihr beſſer, nicht an dergleichen Dinge zu denken."

„Gerade jetzt will ich daran denken!" rief der vom Geiſt der gebrannten Waſſer Erhitzte und wußte ſeiner prahleriſchen Zunge nicht mehr zu gebieten. „Was koſtet es mich weiter, als ein Wort, und der Hohen Einer, die Alles vermögen in dieſem Lande, muß ſich meinen Wünſchen beugen und thun, was ich begehre? Sieh' mich nicht ſo groß an, Peppy! Ich verſtehe mich auch auf Zauberei und Prophezeihungen. Laßt doch ſehen, wer's von uns Beiden am Beſten kann."

„Sprecht Ihr ſo? Wohlan, laßt ſehen! Ich grüß' in Euch Kildare's böſen Geiſt und Sir William O'Donnels Rächer. Wie trefflich, daß Ihr den dort in Euere Dienſte genommen habt" — ſie deutete auf Tim. — „Wahrlich, das iſt Gottes Finger! Ihr gehört zuſammen, und Kildare iſt Euch verfallen. Aber noch hat ein Menſch eine größere Macht über den Lord, als Du, Pächter von Chesnuthill, eine dunkle, fürchterliche, zerſchmetternde Macht, die Dir unbekannt iſt. Zittre vor ihr; denn ſie droht auch Deinen tollkühnen, hochfahrenden Plänen Zerſtörung! Und dieſe Macht beſitzt ein Weib, und dieſes Weib — bin ich. Euere Nacht bricht plötzlich herein, wenn Ihr Mittag zu haben glaubt. Wehe, wer dann nicht Rechenſchaft dem Richter droben geben kann von ſeiner Hände Werk!" fügte ſie mit warnender Stimme hinzu und ſetzte ſich, ohne weiter ein Wort zu ſagen, auf ihren gewöhnlichen niedrigen Platz am Herde nieder, wo ſie, das alte Haupt auf die Kniee geſtützt, bald in die Flammen ſtierte, bald mit dem Schnüreiſen wunderliche Figuren in die Aſche zeichnete.

Sprachlos blickte Henderſon, der ſein tiefſtes Geheimniß plötzlich ſo ganz bloßgegeben glaubte, eine Zeit lang auf die verſtummte Greiſin. Dann ſuchte er aus ſeiner mit Goldſtücken gefüllten Börſe eine Krone heraus, warf die Münze, die weit mehr war, als ſeine Zeche betrug, auf den Tiſch und verließ das Haus, obgleich er ſeinem ehemaligen Herrn, dem Lord Wexford, einen Beſuch zugedacht hatte, in einem ſo aufgeregten Zuſtande, daß die Verſtörung ſeiner Geſichtszüge ſelbſt Tim auffiel, als er ſeinem Herrn die Steigbügel zum Aufſitzen hielt.

## 27.

## Eine wichtige Entdeckung.

Kaum war der erſchrockene Pächter von Chesnuthill mit ſeinem Reitknecht fort, als ſich die Heideſchenke mit heimkehrenden Landleuten, Städtern, Matroſen und anderem Volk überfüllte, um dem vielbedauerten Dunſoore und Sohn ein nationales Todtenopfer zu bringen, und die Räume hallten wider vom Geklapper der Holzſchuhe und der Kampfprügel. Ein großer Theil der Volksmenge gedachte ſo lange auszuharren, bis die beiden Leichen, nach dem mildernden Urtheilsſpruch, vom Galgen genommen und nach Dunſoore's ehemaliger Wohnung gebracht werden ſollten, um ſie feierlich zu begleiten. Dieſe Ceremonie durfte jedoch nicht vor Sonnenuntergang ſtatt finden. Womit hätte man bis zu dieſer ſpäten Stunde die Zeit beſſer hinbringen können, als mit Trinken, des Irländers Lieblingsbeſchäftigung? Den getauften Fäſſern der Mutter Peppy wurde noch einmal hart zugeſetzt und Dunſoore's Andenken manche flüſſige Lobrede gehalten.

Mitten im Gewühl erblickte Peppy den Pater O'Kelly, eilte auf ihn zu, küßte mit naſſem Auge den Zipfel ſeines Rocks und ſagte: „Gerade an Euch dachte meine Seele, hochwürdiger Herr; denn ſie verlangt ſehr, ſich mit Euch zu berathen über eine hochwichtige Sache."

„Was begehrſt Du von mir, Peppy, Leben?" fragte der Prieſter freundlich.

„Hier iſt kein Raum für meine Mittheilung und oben liegt der Obriſt, folgt mir in das Hinterhaus.“

Der Geiſtliche willfahrte ihr, und Beide traten in den dunkeln Stall, der zu Tims Krankenſtube gedient hatte.

Nachdem ſich die Wirthin verſichert hatte, von keiner Seite belauſcht zu werden, begann ſie mit einem Seufzer: „Gott und der heilige Patrik wiſſen es, wie betrübt meine Seele über die mir eben zugekommene Nachricht iſt!“

„Und was iſt's, Peppy, Gute, was Dich noch mehr ſchmerzen konnte, als Dunſoore's ſchmählicher Tod?“

„Daß man in Dublin damit umgeht, das Todesurtheil auch über unſern Sir Lewis auszuſprechen.“

„Das wolle Gott und alle Heiligen verhüten!“

„Genug, die Nachricht kommt von Lord Kildare und iſt deshalb mehr, als wahrſcheinlich. Mein Vertrauen, daß ihn die Weiß-Jungen aus der Hand ſeiner Feinde retten würden, hat den letzten Stoß erlitten. Evans O'Neil, an den ich feſt glaube, iſt verſchollen; ich verlaſſe mich auf keinen mehr; und die dringendſte Nothwendigkeit gebietet nun uns ſelbſt, zur Rettung des jungen Herrn zu handeln.“

„Was willſt Du thun, Peppy?“

„Von uns verlangt der Himmel des Baronets Befreiung; wir haben die Mittel dazu, wir müſſen ſie benutzen.“

„Ich verſtehe Dich nicht, Peppy. Welche Mittel hätten wir, Sir Lewis der Gewalt der Regierung zu entziehen?“

„So will ich es Euch ſagen, Hochwürdiger. Wir müſſen den Lord Kildare zwingen, unſern lieben Herrn, den er in's Gefängniß gebracht hat, auch wieder daraus zu befreien. Haben wir nicht O'Donnels Brieftaſche, die bei Tim im Teufelsgrunde gefunden wurde? Haben wir nicht Tim ſelbſt? Haben wir endlich nicht Sally? Wozu hätten wir eine ſolche Reihe von Jahren dieſe Geheimniſſe bewahrt, als daß ihr Gebrauch uns zur rechten Stunde nicht von großem Nutzen ſein müßte? Die rechte Stunde iſt da; wir können nichts Größeres damit gewinnen, als Lewis O'Donnels Leben und Freiheit."

„Vortrefflich, Peppy, Liebſte! Ich gebe Dir meinen Segen zu dieſem Unternehmen und werde Dir jegliche Unterſtützung angedeihen laſſen, die Du von meiner Seite bedürfen ſollteſt."

„Gut denn; ich bedarf Euerer Papiere über Tims und Sally's Geburt, und das iſt, um was ich Euch anſpreche. Deshalb will ich Euch die Nora mit nach Bantry geben; ſiegelt Ihr die Dokumente ein. Morgen will ich mich damit zu Kildare nach Lindſayhall verfügen. Glaubt nicht, daß ich gleich davon Gebrauch machen will! Nicht doch! Peppy Toole iſt klüger. Zuerſt verſuch' ich's mit dem kleinen Geſchütz, eh' ich das grobe anfahren laſſe, oder beſſer, ich ſuche meinen Mann von vorn herein durch blinden Lärm zu ſchrecken. Ihr kennt den Inhalt von O'Donnels Brieftaſche und wißt, daß darin von ſehr wichtigen Papieren die Rede iſt, die Sally der Lady Eliſabeth überbringen ſollte und die in andrer Hand verderbenbringend für den Lord werden konnten. Tims Sturz rührte eben von einem Kampfe mit Sally her, der er dieſe Papiere rauben wollte, jedenfalls, um ſie dem Lord zu übergeben. Nun war ich doch begierig, ob Eliſabeth die Dokumente auch richtig empfangen habe. Als ich die Lady daher zum Obriſten Wexford einlud, fragte ſie auch nach Tims Befinden, und ich lenkte das Geſpräch auf die Dokumente. Sie erſchrak und fragte ſehr betreten: 'Weißt Du etwas von dieſen Schriften? — Ei freilich, verſetzte ich ſchlau, Alles weiß ich, welch' großen Dienſt Sir Lewis Euerm Herrn Vater dadurch erwieſen, daß er Euch dieſe Sachen überſchickt. — Peppy, ſagte darauf Eliſabeth vertrauungsvoll, mein Vater darf jetzt noch nicht wiſſen, wie großmüthig der Baronet an ihm gehandelt. Ich warte die gelegene Zeit ab, um ihn davon in Kenntniß zu ſetzen. Laß Dir daher gegen Niemand etwas merken, daß Du von dieſen Papieren weißt. Ich verſprach ihr dies und entnahm daraus, daß ſie den Lord damit im Zügel halten wolle. Auch iſt mir aus ſeiner ſteten Unruhe klar geworden, daß ihn etwas drückt und ängſtiget. Wüßte er, daß Eliſabeth im Beſitz der Papiere iſt, er wäre ſicherlich ruhiger. Hört nun, wie ich mir den Plan entworfen habe, Hochwürdiger! Zuerſt zeig' ich dem Lord die Schreibtafel und ſuche ihm weiß zu machen, ich hätte auch die Papiere und würde ſie gegen ihn benutzen, wenn er O'Donnel nicht befreie. Schlägt dieſe Liſt fehl, ſo rück' ich mit Tim hervor und drohe, deſſen Anſprüche geltend zu machen und den Jungen, den er, was köſtlich in meinen Kram paßt, aus dem Schloſſe hat werfen laſſen, über den Hals zu ſchicken; und zieht auch dieſes Mittel nicht, dann enthüll' ich ihm ſchonungslos die furchtbare Schande ſeines Hauſes, dann martre ich ihn — und ich freue mich darauf — indem ich ihn überzeuge, und ſchmettre ihn mit der Drohung nieder, unſer Geheimniß öffentlich und Sally's Rechte geltend zu machen. Eh' er dies geſchehen läßt — dazu kenne ich ſeinen Stolz zu gut — verkauft er Lindſayhall, um O'Donnel zu befreien, ja ſtürmt er das Gefängniß mit eigner Hand und flieht mit ihm über den Kanal. Bei

St. Patrik, wir haben ein Werkzeug, das ihm an die Wurzel des Lebens greift und ſie zerſchneidet, wenn wir wollen. Laßt uns aufſpielen, mein Vater! Lord Kildare muß nach unſerer Pfeife tanzen."

„Ich bewundre die Schlauheit Deines Plans," verſetzte der Prieſter, „und habe das beſte Vertrauen dazu. Hätteſt Du ihn mir früher enthüllt, wir hätten nicht nur O'Donnel, ſondern auch Dunſoore und deſſen Sohn gerettet."

„Erſt heute hat ihn Gott mir eingegeben, als der aufgeblaſene Pächter von Chesnuthill mir vorprahlte und die Nachricht von O'Donnels Todesurtheil überbrachte. Da fuhren mir alle dieſe Gedanken, wie Leuchtkugeln, durch den Kopf! Bei Jeſus! es war der Herr ſelbſt, der mich erleuchtete. Dunſoore's Tod hat er zugegeben, aber O'Donnel ſoll leben, alſo iſt ſein Wille."

„Amen! Des Herrn Wille geſchehe!" fügte der Prieſter mit gefalteten Händen hinzu.

Eine Stunde ſpäter trug ihn ſein zahmer Gaul die Heide hinauf, und Nora trabte an ſeiner Seite. In derſelben Nacht noch kehrte die junge Witwe zurück und legte das ihr vom Prieſter anvertraute Päckchen in ihrer Mutter Hand.

Am folgenden Morgen ſchickte Peppy einen ihrer Enkel nach Lindſayhall und ließ ſich erkundigen, ob der Lord zu Hauſe ſei, und da der Junge die Nachricht zurückbrachte, der geſtrenge Herr habe ſo eben ſein Pferd beſtiegen, um mit Gefolge auf die Jagd zu reiten, ſo ſah man Peppy Toole erſt gegen Abend in ihrem alten, abgetragenen blauen Tuchmantel, die Kapuze über den Kopf gezogen, langſam über das Moor dem Park von Lindſayhall zuſchreiten. Als ſie ſich dort bei einem Knecht befragt, wohinaus der

Lord heute jage, verfügte ſie ſich an das Monument Sir William O'Donnels auf dem Hügel, an deſſen Fuß der Weg vorüber führte, ſetzte ſich auf die Bank und überließ ſich ihren Betrachtungen. Darüber brach die Nacht herein, und die halbe Mondſcheibe ſtieg, ein Bild der Schwermuth, über die rauſchenden Föhren, die das Grab umgaben, empor und lächelte träumeriſch bitter auf die alte frierende Frau herab. Endlich unterbrach Pferdegetrab die Stille; Menſchenſtimmen wurden laut, und Peppy huſchte in den Weg hinab, wo ſie ſich an einen lichten Platz, vom Monde beglänzt, wie eine Statue aufſtellte. Der Jagdzug kam heran, voran der Lord mit einigen Edelleuten aus der Nachbarſchaft, und mehre ſeiner Pächter, worunter ſich Morries und Henderſon befanden; hinterdrein die Knechte mit der Jagdbeute beladen; unter dieſen Tim Ruuthan. In dem Augenblicke, als Kildare vorüber reiten wollte, trat ihm Peppy in den Weg, ſo daß die Pferde ſcheuten, und ſprach mit erhabener, ſchier kreiſchender Stimme: „Mylord, ich habe Euch Dinge von großer Wichtigkeit zu ſagen. Steigt ab und gebt mir Gehör!"

Das Fluchen der Reiter, ſowie das Fragen, wer das unheimliche Weſen ſei, wer es wage, den Lord jetzt und auf dieſe Art anzureden, reihete ſich unmittelbar an Peppy's Worte; der Lord wußte wohl, wer die Sprecherin war, er hatte ſie an der Stimme erkannt.

„Es iſt die alte Hexe aus der Heideſchenke!" rief Morries. „Zurück, ſag' ich Dir, Bettel, oder wir reiten Dich über den Haufen!"

„Ich erſuche Lord Kildare um ein Wort," ſagte ſie ruhig und griff in die Zügel ſeines Pferdes.

„So folge mir in's Schloß!" verſetzte er ſeltſam befangen.

„Nicht doch! Es kann hier abgemacht werden. Folgt mir auf jenen Hügel, dort kann ich ungeſtört mit Euch reden. Laßt Eure Begleiter derweil hinreiten. Es iſt bald abgemacht. Wozu erſt in's Schloß gehen? Ich gehe nicht gern in's Schloß."

Zum größten Erſtaunen der Uebrigen, vorzüglich Hendersons, ſtieg Kildare — obgleich Flüche murmelnd — vom Pferde, übergab es einem der herbeigekommenen Knechte, befahl Allen, ſich nicht weiter aufzuhalten, und ſchickte ſich an, den Hügel zu erſteigen, den das Monument krönte. Von den Knechten blieb Tim beim Ritt durch den Park bald um einige Schritte zurück und ſprengte dann, von den Andern unbemerkt, durch einen Seitenweg.

Der Marmor des Grabſteins glänzte ſchauerlich weiß im Mondſchein; die Fichten neigten ihre düſtern Häupter, wie unwillig über den unheiligen Gaſt an dieſer heiligen Stätte und flüſterten grollend. Peppy ſtand ſich verſchnaufend an die eine Ecke des Grabmahls gelehnt und der Lord fröſtelnd vor ihr, vergeblich bemüht, ſich in eine unwirſche Stimmung zu ſchrauben, und in den Worten: „Nun, was ſoll's, Peppy, mit Deiner Zudringlichkeit?" ſein Inneres mehr als zu deutlich verrathend.

„Ich habe eine Bitte an Euch, geſtrenger Herr!" begann ſie eintönig. „Ihr möchtet nämlich morgen oder in den nächſten Tagen nach Dublin reiſen und dort Sir Lewis O'Donnel, unſern Liebling, aus dem Gefängniß befreien, ſei es nun durch Euern Einfluß, ſei es durch Gewalt; mögt Ihr die Anklage niederſchlagen, ſeine Richter oder die Kerkermeiſter beſtechen, oder ſein Gefängniß ſtürmen, oder wie Ihr wollt.

Die Art und Weiſe gilt mir gleich, wenn er nur frei wird."

„Du redeſt im Irrſinn, Alte! Wie wäre das möglich?"

„Ich kannte dieſe Eure Antwort im Voraus. Deshalb wag' ich meine Bitte mit einigen Kleinigkeiten zu unterſtützen."

Damit zog ſie eine rothſaffiane Brieftaſche unter dem Mantel hervor. „Dieſe Schreibtafel," fuhr ſie mit erhöhter Stimme fort, „gehört Sir Lewis O'Donnel, und es ſteht darin Mancherlei verzeichnet, was Euch angeht, Mylord. Da Ihr bei Nacht nicht leſen könnt, ſo will ich Euch das ſchöne Büchlein gern anvertrauen, damit Ihr Euch von der Wahrheit meiner Ausſagen überzeugen könnt. Ich bin ſchon verſichert, daß Ihr mir Sir O'Donnels, Eueres lieben Taufpathen, Eigenthum, bald wieder zurückgebt. So werdet Ihr auch von ſehr wichtigen Papieren leſen, die allein Euch angehen, Mylord, und die gegen Euch benützt —"

„Wo ſind die Papiere? Wer hat ſie?" fragte Kildare mit erſterbender Stimme und hielt ſich an dem Steine. Peppy ſah ihn wanken, ſah im Mondſtrahl ſein Geſicht mit fahler Bläſſe überzogen und fuhr fort: „Ihr könnt ſchon denken, Mylord, daß dem, welcher vom Baronet die Brieftaſche erhalten, auch jene Papiere nicht fehlen werden, und ich will Euch eben ſo wenig verhehlen, daß derſelbe, der mich eben an Euch abgeſchickt hat, ſtatt Euerer mit jenen Papieren nach Dublin reiſen wird, um den beſten Gebrauch für Sir Lewis davon zu machen, ſollte es Euch einfallen, die Reiſe unterlaſſen und mir meine menſchenfreundliche Bitte nicht gewähren zu wollen."

„Die Papiere!" kreiſchte Kildare. „Ich will ſie mit Gold aufwiegen. — Ich muß ſie haben — ich will den reich machen, der ſie mir ausliefert — hörſt Du, Peppy, ich muß ſie haben, oder Ihr ſollt zittern vor meiner fürchterlichen Rache; ich laß Euch Alle henken, wie geſtern Dunfoore und ſeinen Jungen."

„Oho, Mylord! ſprecht Ihr ſo? Der Vogel ſoll wohl anders ſingen. Nur durch O'Donnels Befreiung erwerbt Ihr Euch, wonach Ihr ſo heftig verlangt; nicht anders. Wir brauchen Euern Reichthum nicht, wir fürchten Euere Rache nicht. Zittert vor der unſern! Es ſteht ein Mann wider Euch, den wir zum Tiger machen können, wenn wir ihm dieſe Waffe gegen Euch in die Hand geben. Er iſt unbedeutend, unanſehnlich, ein elender Knecht, aber er wird, Euch gegenüber, zum gewaltigen Rieſen, der Euch mit Wolluſt zerſchmettert, erdrückt, vernichtet, der Euch mit Jubelgeſchrei zum Galgen führt. Ihr ſtarrt mich an, Euere Blicke fragen, wer doch dieſer Mächtige ſei? Ich will es Euch ſagen. Tim Ruuthan iſt's, den Ihr aus dem Schloſſe werfen und mit Hunden vom Hofe hetzen ließt, nachdem Ihr ihn zum Schurken und Verräther an ſeinen Verwandten und Freunden, an den edelſten Iren und am ganzen Vaterlande gemacht hattet. In dieſes kleinen Menſchen Bruſt iſt ein Berg von Rachezunder angehäuft; ein einziges glühendes Wort von mir hineingeſchleudert, wird eine tobende Feuersbrunſt erregen, die Euch ergreift und Euer Haus und Alles vernichtet. Auch dies Wort will ich Euch verrathen, Mylord! Es iſt: Du biſt Lord Kildare's Sohn! Ja, ſtaunt mich an! Tim iſt die Frucht Euerer unſeligen Leidenſchaft; Tim iſt Euer Sohn; ich kann's beweiſen. Und ſo wahr wir hier auf Sir William O'Donnels Aſche ſtehen, ſchwöre ich Euch, Euer Sohn Tim wird durch mich der Rächer des unſchuldig Ermordeten, wenn Ihr deſſen unſchuldig eingekerkerten Sohn nicht befreit!“

Ein gräßliches Hohngelächter, das ihr zur Seite erſcholl, ſchreckte Beide auf. Des Lords Augen rollten wie feurige Räder und quollen mit unwiderſtehlicher Gewalt aus ihren Höhlen; ſeine Haare ſträubten ſich zu Berge, ſeine Nägel gruben ſich in den Marmor des Monuments; denn hinter demſelben tauchte eine von Mondſchein fahl übergoſſene Geſtalt auf, gleichſam als winde ſie ſich unter dem Steine empor. Der Lord glaubte im furchtbarſten Entſetzen, Sir Williams Geiſt vor ſich zu ſehen. Bald zwar belehrten ihn die Worte der Erſcheinung über ſeinen Irrthum, aber eben dieſe Worte waren am wenigſten geeignet, ſeinen Schrecken zu vermindern; ſie gaben ihm eine andere Richtung.

„Ich grüß' Euch ſchönſtens, mein werther Vater!“ hohnlachte Tims verzerrter Mund. „Ihr werdet Euer Söhnlein doch zum Erben von Lindſayhall machen? Nicht? Nun ſo werd' ich Euch mein Erbtheil auf andere Weiſe abzugewinnen wiſſen. Die Papiere, Muhme, die Papiere! Ich will Sir Lewis aus dem Gefängniß befreien, ich will Sir Williams Rächer werden. Ich ſchwör' Euch's beim allmächtigen Gott! O Muhme, Juwel, vollendet Euer Werk! liefert mir die Papiere aus!“

„Ungethüm! Teufelsſohn!“ ſchalt Peppy und ſchlug in gränzenloſer Wuth mit einem ihrer Holzſchuhe auf Tim los. Lachend entfloh dieſer; der Lord lag ohnmächtig am Monument und Peppy ſchlich aus dem Park über das Moor, ihrer Wohnung zu.

## 28.

## Ein edles Bündniß.

Miß Anna Neil hatte durch nichts vermocht werden können, Lindſayhall wieder zu verlaſſen, und der ſtille Haß, zwiſchen den beiden Favoritinnen des Lords war in offene Feindſeligkeiten ausgebrochen. Beide beobachteten einander und bezahlten Spione im Hauſe, die jeden Schritt der Einen der Andern verriethen. Durch die ſchwergekränkte Anna erfuhr der Lord mehr als wahr und ihm lieb war von Margarets vertrautem Umgang mit Lord Werford; aber dieſe wußte ſich auf eine glänzende Weiſe an ihrer Feindin zu rächen, indem ſie dem Lord verrieth, daß Anna mehre geheime Unterredungen mit Tim Ruuthan gehabt und ſich zur gemeinſamen Rache an ihm, dem Lord, und an ihr, Margaret, verbündet. Dieſe Nachricht, ihm erſt Tags nach der Scene am Monument Sir William O'Donnels überbracht, flößte ihm neuen, ungeheuern Schrecken ein. Die kleine Geſtalt des Reitknechts in Verbindung mit der racheſüchtigen Anna ragte wie ein rieſiges Geſpenſt drohend in ſein Leben herein; er ſchauderte beim Gedanken an ſeinen Sohn.

Am andern Morgen reiſte er nach Dublin ab, und die feindlichen Damen mußten ihn Beide begleiten; vielleicht hoffte er Beide auf gute Art los zu werden.

Kaum ſah ſich Eliſabeth allein im Schloſſe, als ſie freier zu athmen begann. Ihre zeither unter dem Druck ſchwerer Sorgen gebundene geiſtige Kraft regte die Flügel muthig. Sie begriff, daß ſie, einen Augenblick der Feſſeln ledig, handeln müſſe, und daß, um guten Erfolg zu erſtreben, dieſer Augenblick nicht zu verlieren ſei. Es war kaum in der nächſten Umgebung bekannt worden, daß der Lord und ſeine beiden Damen verreiſt ſeien, als auch ſchon Arme auf Lindſayhall ſich einfanden, um Eliſabeths engelgleiche Mildthätigkeit anzuſprechen, und einem jungen Mädchen, das für ihre alten arbeitsunfähigen Eltern Geſchenke empfing, trug Eliſabeth einen Weg nach Greenlodge auf, wohin ſie ihr einen Brief an Michaul Dahna übergab. Das dankbare Kind wäre für die gütige Lady noch zehnmal weiter gelaufen. In dem Briefe erſuchte Eliſabeth den Verwalter des O'Donnel'ſchen Gutes, ſich dieſen Abend beim Monument im Parke einzufinden, um mit ihr über die Angelegenheiten ſeines Herrn wichtige Rückſprache zu nehmen, ihr aber vorher durch die Ueberbringerin melden zu laſſen, ob er kommen wolle.

Das arme Mädchen war noch vor Nachts mit Dahna's Zuſage zurück und erhielt eine reiche Belohnung.

Mit Einbruch der Dämmerung entfernte Eliſabeth ihre Bedienung und behielt nur ihr Kammermädchen zurück, auf deſſen Treue ſie ſich verlaſſen konnte. Mit dieſem begab ſie ſich verhüllt nach dem Grabſtein. Mic war bereits an Ort und Stelle; er trat hinter dem Marmorblock hervor, um die Lady ehrerbietigſt zu begrüßen.

„Folge mir auf mein Zimmer,“ ſagte dieſe nach Erwiderung der Höflichkeit; „dort können wir uns ausſprechen und ſind vor Lauſchern ſicher.“

„Ihr habt über mich zu befehlen, Mylady,“ verſetzte der Mann und folgte.

„Mic,“ redete Eliſabeth, auf ihrem Zimmer angelangt, vertraulich zu ihrem Gegenüber, „Du kannſt errathen, was ich mit Dir über Sir Lewis O'Donnel zu reden habe. Seit der Stunde, wo ich ſeine Verhaftung erfuhr, wird meine Seele von banger Unruhe gemartert. Das zwiefache ungeheure Unglück, den edlen Baronet gefangen und meinen Vater ihm als Ankläger gegenüber zu ſehen, drohete mich zu überwältigen und zu vernichten. Aber in heißen Gebeten meiner ſchlafloſen Nächte hab' ich mich emporgerungen und bin Siegerin über mein Schickſal geworden. Klar und ſtrahlend wie eine Sonne iſt die Ueberzeugung in mir aufgeflammt, daß O'Donnel aus den Händen ſeiner Feinde gerettet, und daß ich ſeine Retterin ſein muß. Ja, dieſe Wahrheit hat mich ſo durchdrungen, daß ich ſie als eine göttliche Sendung anſehe. Aber ich kann nicht allein handeln, ich bedarf meiner und ſeiner Freunde zur Unterſtützung. Niemand ſteht dem theuern Manne näher, als Du, mein Freund, und ich habe vor Ungeduld kaum den Augenblick erwarten können, der mir vergönnte, Dich ſicher vor Verrath zu ſehen und zu ſprechen. Mein Vater iſt nach Dublin, und auch die, die ich außer ihm zu fürchten habe, ſind fort; wir haben Raum zum Handeln."

„Gnädigſte Lady, haben Sie vielleicht ſchon einen Plan zur Befreiung Sir Lewis'?" fragte Mic.

„Hunderterlei Pläne haben meinen Kopf durchkreuzt, doch haben mich Unruhe, Sorge und das raſtloſe Arbeiten meiner aufgereizten Phantaſie noch mit keinem in's Klare kommen laſſen. Ich bedarf auch dazu der ruhigen Berathung mit einem beſonnenen Manne."

„Mein Schickſal gleicht dem Ihrigen, Mylady; auch meine Seele hat ſich mit nichts, als mit Sir

Lewis Befreiung beſchäftigt, auch ich habe Pläne gebaut und verworfen. Mir aber ſtand ein ruhiger, beſonnener und muthiger Mann bei, der Sir Lewis als wahrer Freund liebt und für das Wohl deſſelben gern eigene Vortheile opfert, ein Mann, der feſt entſchloſſen iſt, meinen unglücklichen Herrn zu retten, und der ſich gewiß ſehr freuen wird, ſich mit Ihnen zu gleichem Zweck verbinden zu können."

„Und wer iſt dieſer Mann?" fragte Eliſabeth haſtig.

„Kapitain Harry Howard."

„Er war es ja, der O'Donnel gefangen nach Dublin führte."

„Damals mußte er ſeiner dem Könige ſchuldigen Dienſtpflicht genügen; von dieſer hat er ſich jetzt losgeſagt, um die Pflichten der Freundſchaft zu erfüllen."

„Ich kenne Kapitain Howard und hege Vertrauen zu ſeinem Charakter."

„Er iſt ein höchſt edler Mann, Mylady, und Sir Lewis' wärmſter Freund. Ich rathe Ihnen unbedingt, ſich mit ihm zu meines Gebieters Rettung zu verbinden."

„Dein Rath beſtärkt mich in jenem Vertrauen, in meinem Vorſatz. Willſt Du dem Hauptmann einen Brief von mir bringen und ihn einladen, zu mir zu kommen?"

„Mit Vergnügen. Ich werde dann nicht nöthig haben, nach Bantry zu reiten. Ich traf dieſen Abend Kapitain Howard in der Heideſchenke, wo er dem Obriſt Wexford einen Beſuch machte und mit der alten Wirthin in lebhaftem Geſpräch war. Er wollte bei Peppy Toole übernachten und trug mir ehrenvolle Grüße an Mylady auf."

„O, dann kannſt Du ihn gewiß vermögen, mir dieſen Abend noch die Ehre ſeines Beſuchs zu gönnen! Es liegt in unſerm beiderſeitigen Intereſſe, keinen Augenblick Zeit ungenützt vorbei fliegen zu laſſen. Die Seele glüht mir, mich mit Sir Harry Howard zu beſprechen.“

„Ich eile, Ihre Befehle auszuführen, Mylady.“

Eliſabeth warf ſchnell einige Zeilen auf das Papier und übergab ſie Mic, der ſich ſogleich damit entfernte.

Noch war keine Stunde vergangen, als ein Reiter in den Hof ſprengte und gleich darauf Kapitain Howard in Eliſabeths Zimmer trat. Nach der erſten Begrüßung wandte ſich die Unterhaltung natürlich ſogleich auf O'Donnels Angelegenheit, und Howard fragte Miß Eliſabeth, ob ſie wirklich in den Beſitz der für ſie beſtimmten Papiere gekommen ſei.

„Ich bin's,“ verſetzte ſie; und mit einem unbeſchreiblich wehmüthigen Blick auf den Kapitain fügte ſie hinzu: „Und Sie ſind wahrſcheinlich mit dem Inhalt dieſer Papiere bekannt.“

„So iſt's, Mylady, und ich will auch nicht läugnen, daß ich meinem Freunde O'Donnel jede mögliche Vorſtellung gemacht habe, dies ſein einziges Rettungsmittel nicht aus der Hand zu geben, ſondern zu benutzen. Vergebens! Sein edles Herz empörte ſich gegen den Freundesrath.“

„Ich würde geneigt geweſen ſein, den Inhalt jener Papiere für eine Geburt meiner erhitzten Phantaſie zu halten, für Erzeugniſſe des Wahnſinns, welcher mich ob der von mir verlebten Schreckniſſe ergreifen konnte,“ ſagte Eliſabeth mit ſchmerzlicher Stimme, „wenn nicht jene todten Buchſtaben, je länger mein Blick auf ihnen weilte, wie drohende Geſpenſter vor mich hingetreten wären. O, ſie vollendeten das grauſige Werk meines Vaters, indem ſie ſich mir wie blutſaugende Vampyre ans Herz legen! Kapitain Howard, das war zu ſchrecklich, ſchrecklicher, als Alles, was mein freudenleeres Leben getroffen und noch treffen kann! Das Herz wollte mir brechen, während jene Zeichen wie glühende Flammen mein Gehirn durchzuckten. Das Gefühl, welches ich ſorgſam für den Vater zu nähren bemüht war, erkaltete und ſtarb in jenem Augenblick dahin. Es entriß ſich mit einem gräßlichen Wehlaut der Bruſt, in der das Heiligſte zernichtet war. Zu welchem Zweck machte mich O'Donnel mit dem Schrecklichen bekannt? — Das hätte er mir erſparen ſollen. O Gott! es iſt doch fürchterlich, den Vater aus dem Herzen des einzigen Kindes zu reißen!"

„Dieſe Schreibtafel, Mylady, wird Ihnen Aufſchluß über die edle Abſicht meines unglücklichen Freundes geben," erwiderte Jener, indem er O'Donnels Portefeuille hervorzog und ſie auf das von des Baronets Hand beſchriebene Blatt aufmerkſam machte. „Dieſe Brieftaſche wurde mit jenen Dokumenten an Sie abgeſchickt, gerieth aber durch des Hausknechts Tim Kampf mit O'Donnels Botin in die Hände der Heideſchenkwirthin, von der ich das Portefeuille erſt heute Abend erhalten habe."

Eliſabeth erinnerte ſich an Sally's Klagen über den Verluſt der Brieftaſche und las:

„Betrachte, meine theure Eliſabeth, dieſe Papiere als mein Vermächtniß. Ich bin ſehr arm und doch hoffe ich, Dich unausſprechlich reich dadurch zu machen, indem ich Dir mit ſelbigen einen Vater wiederſchenke, der ſchon ſo gut wie verloren für Dich war. Leicht wäre es mir geweſen, mein Leben und meine Freiheit zu retten, wenn ich einen andern Gebrauch von dieſen Dokumenten gemacht hätte. Aber das Leben ohne Ehre iſt ein todter Körper, den Jeder flieht und verabſcheut. Nur durch Verrath, durch Verrath an Deinem Vater, Eliſabeth, alſo durch doppelte Schande und durch Deinen Fluch würde ich mir ein verächtliches Daſein erkaufen können.

„In jener ſchmerzlichen Stunde, als wir uns nach langer Trennung zuerſt am Grabe meines Vaters wiederfanden, da blickten wir hinauf mit Hoffnung, mit feſter Zuverſicht auf jene beſſere Welt, wo einſt die verklärten Geiſter meines Vaters und Deiner gütigen Mutter ein Bündniß heiligen werden, dem hienieden kein Segen blüht. Wir ſchwuren uns Treue damals für das Leben, zu dem man nur durch den Tod eingeht.

„So wie der Himmel dieſen Schwur vernommen hat, ſo hörte er auch ein andres, Dir geleiſtetes Gelübde. Es hieß: Keine Rache an Deinem Vater! Während ich Dir jetzt ſein Leben und ſeine Ehre gleichſam als ein Vermächtniß übergebe, glaube ich Dir die ſicherſte Bürgſchaft meiner Liebe zu leiſten, die unermeßlich, wie jenes Reich der Hoffnung iſt, wo mit der Morgenröthe des neuen Lebens ewiger Frieden für die Seligen anbricht, die unter langen Schmerzen, doch ohne zu wanken, das Schickſal des Erdenpilgers erfüllt haben. Dein Vater iſt gerettet, Eliſabeth, und Lewis O'Donnel geht unter; aber er ſtirbt für ſeine Liebe und ſeine Ehre.“ —

Erſchöpft lehnte ſich Eliſabeth im Divan zurück, als ſie dieſe Zeilen wiederholt geleſen hatte. Stürmiſch wogte ihr Buſen, auf welchem ſie die Schreibtafel, als das heiligſte Pfand, welches je ein Mann als Bürgſchaft für ſeine Liebe gab, verborgen hatte. In fieberhafter Glut brannten die Wangen, welche kurz zuvor Todtenbläſſe überzogen hatte, und als erwarte ſie Rath und Hülfe von dem Manne, welcher der Ueberbringer der letzten Worte des Geliebten war, den ſich ihre erhitzte Phantaſie ſchon als einen Sterbenden darſtellte, hing ihr Auge flehend und forſchend an Howard, der, ſelbſt tief bewegt, die edle Geſtalt betrachtete, die der Schmerz zu zerſtören drohte.

„Kapitain Howard!“ rief ſie, die bängliche Stille weniger Minuten plötzlich unterbrechend, aus, „würde es nicht der ſchrecklichſte Hohn auf die Schöpfung ſein, wenn eines ihrer vollkommenſten Weſen auf ſo grauſame Weiſe vertilgt werden ſollte? Alle die armſeligen Geſchöpfe, die ſich jetzt unterfangen, über Lewis O'Donnel zu richten, gewähren zuſammen nicht ſo viel Erhabenheit, ſo viel Seelengröße, wie ſich in jedem Worte, in jeder Handlung jenes ſeltenen Mannes ausdrücken. Bürgertugend nennen die Verblendeten, oder die, welche ſich ſelbſt abſichtlich zu täuſchen ſuchen, Hochverrath. Den Phokion möchten ſie zum Catilina machen, während ſie ſelbſt, wie römiſche Proconſuln, den Durſt nach Schätzen, die ihnen das eigene Vaterland verſagt, in fremden, der Knechtſchaft unterworfenen Landen zu ſtillen bemüht ſind und nach des Mannes Untergang trachten, der ſelbſt noch mit den Trümmern ſeines frühern Reichthums die Leiden ſeiner Mitbürger zu lindern ſucht und mit kühnem Muthe die Provinzen ſchützt, in denen ſie nach neuen Opfern umherſpähen. — Giebt's denn kein Mittel, Kapitain, kein einziges, den Mann zu retten, der mir theurer iſt, als mein eigenes Leben, vor deſſen Geiſt und Herzen ich mich in Demuth, wie vor einem Weſen höherer Art, beuge?“

„In der Hand Ihres Vaters, Mylady, liegt ſein Leben; der Erbfeind ſeines Hauſes iſt ſein Ankläger.

Schwer wird es ſein, den zu retten, den er dem Untergange ſchon deshalb geweiht zu haben ſcheint, weil er ihn, ſo lange er lebt, als ein drohendes Schreckbild fürchten wird,“ erwiderte Howard.

„Ja, ſchwer wird es ſein, denn wir müſſen einen Plan erſinnen, bei deſſen Ausführung mein Vater geſchont wird; die Tochter kann nicht gegen den Vater in die Schranken treten. Um dieſen aber an der Ausführung eines Verbrechens zu hindern, welches die Nachwelt mit Schauder erfüllen würde, während es jetzt in der Zeit der Leidenſchaften und des blinden Wahns vielleicht gar von einer Partei mit dem jetzt ſo zweideutigen Namen Bürgertugend belegt werden dürfte, werde ich Alles aufbieten. Michaul Dahna hat mir verrathen, daß Sie dieſelbe Abſicht haben. Wollen Sie mir beiſtehen, ſich mit mir vereinigen, Herr Rittmeiſter, den Mann, der auch Ihrem Herzen theuer iſt, zu retten?“ ſchloß ſie mit hoher Begeiſterung.

„Mein Leben iſt jedem Dienſt geweiht, den die Befreiung O'Donnels erheiſcht,“ erwiderte Howard feurig. „Ich habe deshalb ſchon meine Vorbereitungen getroffen, um mit freier Hand für den Freund handeln zu können, und damit auch kein Flecken auf meiner Ehre haftet, habe ich das Geſuch um meinen Abſchied eingereicht. Ich erwarte täglich die Entlaſſung aus einem Dienſt, der mir, ſo ehrenvoll ich es früher hielt, für Britanniens Ehr' und Ruhm zu kämpfen, jetzt um ſo gehäſſiger geworden iſt, ſeitdem wir als Schergen nur zur Unterdrückung eines Landes gebraucht werden, welches dieſelben Anſprüche auf Freiheit hat, wie das ſtolze Nachbarland. Nur noch wenige Tage Geduld, Miß Eliſabeth, ſo ſchwer Ihrem liebenden Herzen jeder Augenblick eines längern Zögerns auch werden mag! Sobald der Abſchied in meiner Hand liegt, kenne ich keine andere Pflicht, als die, welche Sie, mein edles Fräulein, mir auflegen.“

„Indem ich das Bündniß mit Ihnen ſchließe, Kapitain Howard, zu deſſen Beſtätigung ich Ihnen hier im Angeſichte des Ewigen die Hand reiche,“ ſagte Eliſabeth mit feierlicher Stimme, „entſage ich in gewiſſer Hinſicht der Kindespflicht, ja ſelbſt dem Leben, um der zwiefach heiligen zu genügen, die mir gegen den Vater und gegen den Freund obliegt, nämlich des Erſtern Ehre zu bewahren und ihn von einem Verbrechen abzuhalten, und des Letztern Leben und Freiheit zu retten. Selbſt mein Ruf ſteht dabei auf dem Spiele. — Aber mit dem gefaßten Vorſatze iſt in mein Herz der hohe Gottesfrieden eingezogen, der mir die Kraft giebt, ſelbſt das Schwerſte, was der Himmel über mich verhängt haben mag, demüthig und ergeben zu ertragen, wenn es gilt, das zu ſühnen, was mein Vater am Hauſe O'Donnel verſchuldete. Selbſt mit ihrem Blut erkauft Kildare's Tochter willig O'Donnels Leben.“ Howard, ergriffen von der heiligen Glut des ſchönen, im Glanze hoher Tugend vor ihm ſtehenden Mädchens, ließ ſich auf ein Knie nieder und wiederholte den gegebenen Schwur, nicht eher zu ruhen, bis O'Donnel aus dem Kerker befreit wäre.

„Eilen Sie,“ bat Eliſabeth, „faſſen Sie keinen andern Gedanken jetzt, als den, welcher O'Donnels Freiheit betrifft! In wenigen Tagen vielleicht kehrt der Vater von Dublin zurück. Vor ſeiner Rückkehr noch muß unſer Plan entſchieden und, beſſer noch, auch ausgeführt ſein. Verſichern Sie auch Ihrem Obriſten meine innige Theilnahme, ſagen Sie ihm, daß ich täglich den Himmel für ſeine baldige Herſtellung anflehe. Ich achte Lord Wexford hoch, ſeitdem er O'Donnels Charakter Gerechtigkeit wiederfahren ließ.

Das Rauhe ſeines Betragens ſchreckte mich früher ab; aber ich überzeuge mich täglich mehr, daß ſeine harte Schale einen köſtlichen Kern verbirgt, und ich zweifle nicht länger daran, daß tief im Innern des geraden Mannes die Mittel ruhen, wodurch er Jede meines Geſchlechts, die nicht, wie ich, mit unauflöslichen Banden an das Schickſal des edelſten Mannes geknüpft iſt, als Gattin beglücken wird.“ —

Howard verließ ſpät das Schloß, und Eliſabeth ging noch lange ſinnend durch ihre Gemächer, bis der Schlaf die Liebliche gewaltſam niederküßte, und der mitleidige Traumgott ſie zu dem Freunde führte, deſſen Schickſal ſo wunderbar in ihr ſtilles Leben eingriff.

## 29.

## Der Maskenball.

Gleich einem Feenpalaſte ſchimmerte in glänzender Erleuchtung das Hotel des Kanzlers von Irland, und das blendende Licht, welches von den prachtvollen kryſtallenen und ſilbernen Kronleuchtern in Glanzſtrömen aus den hohen Fenſtern der ſchier endloſen Reihe von Gemächern fluthete, ließ deutlich die Umriſſe des Stephansplatzes, einer der Hauptzierden der iriſchen Metropolis, erkennen.

Die vornehmen Irländer der katholiſchen Konfeſſion waren gewohnt, die Karnevalszeit, wenn auch nicht in Italien, dem eigentlichen Vaterlande dieſer

Feſttage, doch in der Hauptſtadt des benachbarten Frankreichs zu verleben, wo die damit verbundenen Bälle und Aſſembleen in viel glänzenderem Style gefeiert wurden, als in Irland, deſſen Religionskonflikte ſchon ſeit längerer Zeit die harmloſe Freude verſcheuchten, welcher ſich zu dieſer Zeit in den Ländern, wo die katholiſche Kirche die herrſchende iſt, Jeder ohne Unterſchied des Ranges, des Geſchlechts und des Alters hingiebt. Nun aber hatte der Krieg mit Frankreich jede öffentliche Verbindung zwiſchen beiden religionsverwandten Ländern aufgehoben. Je näher die Zeit des Faſchings gekommen war, deſto häufiger hatte man das wiederholte Bedauern derer vernommen, denen ihr Reichthum in frühern Jahren während dieſer Zeit Gelegenheit gegeben, im Auslande zu glänzen. Die edlen Roſſe, die jedem fürſtlichen Marſtalle zur Zierde gereicht hätten, ſollten dieſes Mal nicht bewundert werden, und die Pracht der Steine, mit welchen geſchmückt Gattin und Tochter des Hauſes in Paris ſchon oft gleich Fürſtinnen geglänzt hatten, ſtrahlten dieſes Mal ihr reines Feuer im dunkeln Sammt der ſie verbergenden Caſſetten vergebens aus. Da hatte plötzlich der ſchlaue Staatsmann, der keine Gelegenheit vorüber ließ, ſich die katholiſchen Notablen zugleich mit den proteſtantiſchen iriſchen Pairs zu verbinden, die erſten Familien der Hauptſtadt mit einer Einladung zum Maskenball überraſcht und, um dieſen ſo glänzend als möglich zu machen, keine Koſten geſcheut. Da er hinreichende Zeit gehabt, ſeine Vorbereitungen zu treffen, ſo fehlte Nichts, um dieſes Feſt zu einem der glänzendſten zu machen, welches man ſeit langer Zeit in Dublin geſehen.

Schon bewegte ſich eine zahlreiche Verſammlung prächtiger Masken in bunter Miſchung durch die hohen, im fürſtlichen Glanze ſtrahlenden, mit Orangenbäumen, Myrten und andern Gewächſen des ſüdlichen Himmels beſetzten Säle, und noch fortwährend drängten ſich im langen Zuge neue glänzende Equipagen durch die dichten Maſſen des Volks heran, welche den Palaſt, um die nie zuvor geſehene Pracht bewundernd anzuſtaunen, umlagert hielten.

„Beim Kreuze, Jerry, Honigherz!“ ſagte ein zerlumpter Kerl zu ſeinem Nachbar, der durch ſein ſtetes, in wunderlichen Worten ausgedrücktes Staunen ſich gar bald als ein Fremder in des Landes Hauptſtadt kund gab; „wenn wir das Geld hätten, was dieſer Witz heute Abend koſtet, Du und ich, wir hätten mit Weib und Kind genug davon für's ganze Leben.“

„Gevatter Kleinod!“ erwiderte Jener, „ſag' lieber, wir alle hier hätten ſo viel, um Murphys damit zu kaufen für's ganze Leben, auch ein Stück geräuchert Hammelfleiſch oder eine Schinkenſchnitte, denk' ich, ſollte Sonntags oder am St. Patrikstage noch davon abfallen und auch noch ein Schluck Bergthau um des Heiligen Wehl im Himmel zu trinken.’ He? ſo glaub' ich, Gevatter, Herzensjuwel. Aber Jeſus, mein ſüßer Heiland! ſieh' die prächtige Kutſche und die Braunen! Wahrhaftig, 's iſt ſchwer zu ſagen, ob ihr kurzes Haar, oder das Silbergeſchirr darauf, am mehrſten glitzert, und der Kerl vorn auf dem hohen Stuhl, wie er ſich ſpreizt unter ſeinem großen Treſſenhute! Ich bitte Dich, betrachte Dir hinten den großen ſchwarzen Sack, den er am Kopf hängen hat. Sag' mir, Gevatter, was iſt das für ein mächtiger Herr?“

„Narr!“ verſetzte der Andre, „'s iſt der Kutſcher des Lord Corrikſerzus aus Antrim.“

„Ach!“ rief Jener, „dann möcht' ich erſt den Lord ſelbſt ſehen, der hat gewiß Kleider aus purem Golde.“

„Ich bitte Dich bei allen Heiligen,“ lachte der Andre unbändig, „laß Deiner Mutter Sohn ſeine Kartoffelfalle*) halten, die mit einer abſonderlichen Weite begabt, nur Dinge von ſich giebt, die den Gentlemen hier aus der Stadt nur zum öffentlichen Geſpötte dienen. Ihr Burſche vom Lande, vorzüglich Ihr aus Athlone, ſeid doch ſtrohdumm.“ — Bei dieſen Worten war er bemüht, die ſchmutzigen Reſte eines Hemdes, welches das Gedränge etwas zu weit beim Ellenbogen ſeines abgeſchabten Rockes hervorgedrängt hatte, zu beſeitigen; dann fuhr er fort: „Den Stall ſollteſt Du erſt ſehen, mein honigſüßer Junge, in dem Mylords Pferde ſtehen! Krippen von Marmorſtein, die Raufe von hellpolirtem Stahl mit Meſſingknöpfen; es ſchimmert Alles drin, wie Silber und Gold. Und die Streu, die Nachts vom auserleſenſten Stroh — keine Diſtel darf drin ſein — oder von aufgezupftem Mooſe dem Vieh gemacht wird; wahrhaftig, Jerry, die iſt weicher und comfortabler, als unſre Brautbetten geweſen ſind.“

„Ach, Gevatter Kleinod!“ rief der Landmann ſeufzend, „da möcht' ich wohl eine Zeit lang Lord Corrikferzus Pferd ſein, um meine müden Knochen 'n mal recht ordentlich zu pflegen. Haben wir doch zu Haus ſeit vorigem Herbſt kein andres Lager gehabt, als die Binſen aus dem Moor, und weil ſie nur dünn eingekommen ſind, kannſt Du Dir's leicht denken, wieviel Spreu davon in ſechs Monaten noch übrig iſt. Die erſte Zeit hindurch hatte jedes von uns Ehelenten noch ſein eignes Lager mit einigen Kindern unter 'ner wollnen Decke; ſeitdem aber der liebe Gott die Familie wieder um einen Kopf vermehrt hat, wie er's bei den armen Leuten, die er lieb hat, ſo gern thut, da haben wir Alles in einen Winkel zuſammengeſchleppt, damit das arme Weib die Winterkälte wenigſtens nicht allzuſehr fühle. Wir Andern aber liegen auf dem Fußboden während der Zeit in den Kleidern dicht nebeneinander. Die Kleinſten wickle ich freilich, das wirſt Du mir ſchon glauben, Gevatter, in einen alten Mantel ein. Aber genug hört' ich, wie die armen Würmer, die ſich feſt umſchlungen hielten, um ſich aneinander zu wärmen, vor Kälte mit den Zähnen klapperten, wie der Storch im Sommer auf dem Kirchendach, wenn mich ſelbſt die Sorge, woher ich meiner Sarah am nächſten Morgen eine warme Suppe verſchaffen könnte, die ganze Nacht nicht ſchlafen ließ."

---

*) Witziger Name des Mundes, weil der gemeine Ire faſt nichts als Kartoffeln ißt.

„Haſt ja doch eine Kuh, Mann," ſagte der Dubliner, der ihn mitleidig anhörte.

„Gehabt, Gevatter Honigherz!" entgegnete der Athloner. „Sie gab ſchon nicht viel Milch mehr, weil das Futter zu Ende ging. Wenn der Milchzehnten davon war, blieb kaum ſoviel, als zum Frühſtück übrig. Die Abgaben war ich ſchuldig geblieben während des Wochenbetts. Denn wovon bezahlen, wenn man nicht einmal den Hunger ſtillen kann! Da haben ſie endlich die Gerichtsdiener geholt. Na! glaub's nur, Gevatter, ſie werden nicht viel mehr d'raus löſen als für Haut und Knochen," ſetzte er trübſelig lächelnd hinzu.

„Ha! welch eine feige Seele ſtöhnt denn da Klagelieder bei dem ſchönen Glanz der Lichter, bei dem Prunk und Staat, der uns hier ſo luſtig umgiebt?

'ſ iſt gewiß einer von den Lammfrommen*) aus der Provinz Oſtmeath!" rief ein ſtämmiger Mann mit zerfetztem Geſicht, indem er mit in die Seite geſtemmten Armen vor den Sprechenden trat und ihn vom Kopf bis zur Zehe mit den flammenden Blicken ſeines einzigen Auges maß.

„Bei Athlone zu Haus in Antrim, Landsmann?"

„Bei Jeſus! ich dacht's mir wohl, oder aus der Königsgrafſchaft," entgegnete Jener finſter. „Ihr Schlafmützen laßt Euch das Fell über die Ohren ziehen und winſelt dabei, wie ein geſchlagener Hund; das iſt Alles. Greift zu, wie die Andern es machen, wenn die Kuh und der Galloway und zuletzt auch der Karren, den wir eine Zeit lang mit den eignen Händen, bis die Haut davon ging und endlich das Blut folgte, in's Torfmoor zogen, zum Teufel iſt. Wo nichts mehr iſt, da hat auch der König das Recht verloren. Vor Hunger hinterm Zaune ſterben müſſen, gleich dem heidniſchen Zigeuner, wie's jetzt Hunderten geſchieht, während das vornehme Volk hier praßt und ſich mit unſerm Schweiß und Blut mäſtet, wo ſteht das geſchrieben, frag' ich Dich, Mann? So will's der nicht da oben, der uns Alle aus gleichem Stoff geſchaffen hat und uns Alle auf gleiche Weiſe am Ende wieder in Staub verwandelt. Doch der Krug geht ſo lange zu Waſſer, bis er bricht. Keine Gnade, kein Mitleid bei denen dort!" — er deutete mit der Hand auf die erleuchteten Fenſter. — „Bei dem Erlöſer! da muß endlich auch dem Frömmſten die Geduld ausgehen. Drum noch einmal, ſag' ich, wozu das unnütze Heulen und Lamentiren?"

---

*) Die Provinzen Oſt- und Weſtmeath zeichnen ſich durch beſondre Loyalität, Ordnungsliebe und friedlichen Sinn vor allen andern Grafſchaften in Irland aus.

Es hatte ſich allmählig ein großer Kreis von Landleuten und Bürgern aus den niedern Klaſſen und Arbeitsleuten jeder Art um den Redner verſammelt, der eben nicht bemüht war, ſeine Worte vor den Ohren Andrer verborgen zu halten. Ein lautes Bravo tönte durch die Verſammlung. Schon hörte man hier und da Verwünſchungen auf die Orangemänner, als man ein ungewöhnliches Drängen im äußern Kreiſe des umherſtehenden Volkes wahrnahm.

„Platz da für Sr. Herrlichkeit! Gebt Raum für den Wagen des Lord Statthalters, ihr Leute! Nehmt Euch in Acht vor den Hufen der Pferde!" riefen einige voranſprengende Dragoner.

„Jetzt ruhig, meine braven Landsleute!" ermahnte der Redner, der kein Andrer war, als Evans O'Neil. „Keine Unordnung, keine Gewalt! Man wird den geſtrengen Herrn dort zur Abänderung der Maßregeln zu bewegen ſuchen, welche neuerdings, um das Volk auf's Aeußerſte zu bringen, getroffen ſind. Noch Anderes, meine Freunde, was Manchem unter Euch lieb ſein wird, ſoll eheſtens vollbracht werden. Jetzt empfehle ich noch einmal Ruhe, bis Ihr weiter von mir hört. Ich hoffe, Ihr ſollt zufrieden ſein mit einem Manne, der ſein Leben für Euere Freiheit zu geben bereit iſt. Nun, Männer, macht Platz für des Vicekönigs Wagen!" ſo ſprach der Einäugige im befehlenden Tone und Alles verſtummte.

Das Volk theilte ſich willig auseinander, und in einem prächtigen vierſpännigen Staatswagen mit vieler Vergoldung, buntem Schnitzwerk und großen Spiegelſcheiben, von einer glänzenden Dienerſchaft umgeben, fuhr der Mann, der damals faſt mit unumſchränkter Gewalt verſehen und mit demſelben Glanz umgeben war, wie der britiſche König ſelbſt, langſam durch die Menſchenmenge, welche Kopf an Kopf ein langes Spalier bildete.

Beim Anblick der den Zug eröffnenden und ſchließenden Dragoner, deren Bekanntſchaft ſchon Mancher unter den Zuſchauern im Treffen bei Fairbridge oder bei andern Gelegenheiten gemacht hatte, ließ ſich hier und da das höhniſche Pfeifen vernehmen, womit ſie, ſobald ſie die Kaſernen verließen, gewöhnlich begrüßt wurden. Jedoch der rauſchende Tuſch, welchen Pauken und Trompeten der Ankunft des Vicekönigs entgegenſchmetterten, ſowie der ceremoniöſe Empfang des hohen Gaſtes am Portale des Palaſtes, lenkte die Aufmerkſamkeit des Volks bald wieder auf das glänzende Hotel, wo ſich jetzt erſt das eigentliche Leben entwickelte.

Was Pracht und Luxus bieten konnten, ſchien hier auf einem Punkte in den Prunkzimmern des Lord Kanzlers zuſammengedrängt. Die Buffets ſtrahlten den Schimmer goldener und ſilberner Geſchirre und brachen faſt, gleich den in den verſchiedenen Erholungszimmern aufgeſtellten Tafeln, unter der Laſt der edelſten Weinſorten und der auserleſenſten Leckereien. Schaaren von reichbetreßten Dienern waren bereit, die leiſeſten Wünſche der Gäſte zu befriedigen, und ein Meer der feinſten Wohlgerüche erfüllte ſie berauſchend zugleich mit den Zaubertönen einer lieblichen Muſik, die bald vom brauſenden Allegro zum ſchmelzenden Adagio überging, bald aus den Molltönen der Polonaiſe zu dem Scherzando des Reels oder des Kontretanzes wechſelnd hüpfte.

Der aufmerkſame Feſtgeber, wie der Lord Statthalter ſelbſt, boten Alles auf, die Freuden des Feſtes zu erhöhen und durch mehr als gewöhnliche Herablaſſung und Freundlichkeit eine gleichmäßige heitere Stimmung in der Geſellſchaft hervorzurufen, und ſie wurden in dieſem ſchönen Beſtreben von all' den vornehmen Iren unterſtützt, die ſonſt die Karnevalsfreuden in Frankreich oder Italien zu genießen gewohnt geweſen waren. Zudem iſt des Iren flüſſigeres Blut und ſeine Beweglichkeit geeignet, ſich mit Leichtigkeit in andern, als die ihm eigenthümlichen und nationellen Formen zu bewegen, während der Engländer in allen Verhältniſſen der ſtolze, egoiſtiſche, langweilig-phlegmatiſche Sohn John Bulls bleibt. Der Karneval iſt endlich ein ächter Sohn des katholiſchen Kultus, und nur der ſüdeuropäiſche Katholik verſteht ſeiner recht froh zu werden. So war denn auch die Maskerade des Lord Kanzlers nur eine gemachte Blume. Die ſtolzen Engländer, die geſpreizten Töchter Albions hatten ſich wohl in Masken geſteckt, aber es blieben eben nur Masken; kalt und langweilig bewegten ſich dieſe mit Brillanten überladenen Damen durch die Säle, ohne der entfalteten Pracht einen Blick zu ſchenken, und man ſah nur angeputzte Automaten, die ſich im geregelten Schritt fortſchoben, oder gar ſtehen und ſitzen blieben. Dieſer tödtende Geiſt wirkte auch auf die Irländer, und endlich hörte man nur ſelten ein geflüſtertes Wort, ein lautes aber gar nicht mehr. Gleich dem dichten Nebel des Landes legte ſich ein unheimliches Gefühl über die Herzen, und eine düſtre Ahnung belaſtete die Gemüther. Es war, als ob ein finſtrer Dämon die Freude unter ſeinem eiſernen Fußtritt niederhalte, und wie auch rauſchende Muſik erſchallte, wie man auch an den luculliſch beſetzten Tafeln ſchwelgte: Irlands böſes

Schickſal lag wie ein herzdrückender Alp, ein blutſaugender Incubus, über dieſen Räumen.

Der Lord Statthalter hatte ſich die Maske eines altrömiſchen Feldherrn gewählt, eines Konſul in der purpurgeſtreiſten Toga praetexta, unter welcher eine prächtige geſtickte Tunika hervorſah; ein Helm zierte ſein Haupt. Die Hand auf den Feldherrnſtab geſtützt, ſtand er an einem der Buffets, die in verſchiedenen Zimmern eingerichtet waren, und blickte, ſelbſt ſtill und nachdenklich geworden, in ein vor ihm ſtehendes geleertes Glas: da nahete ihm, der ſich der Larve entledigt, ein koſtbar gekleideter Grieche in Pallium und Chlamys, nahm ebenfalls die Maske ab — und Lord Kildare ſtand Lord Corhampton gegenüber.

Nach der erſten ceremoniöſen Begrüßung redete der Erſtere auf den Letztern leiſe doch eindringlich hinein: „Mein theurer Lord, ich kann nicht umhin, Ihnen meine Bitte noch einmal vorzutragen und um ſo nachdrücklicher ans Herz zu legen, da ich wirklich entſchloſſen bin, mich nicht von Ihnen abweiſen zu laſſen. Heute, am Feſte der Freude, ſehen Sie Sir Lewis O'Donnels Angelegenheit, die ich zur meinigen gemacht habe, gewiß in einem ganz andern Lichte an, und Sie werden jetzt weniger ſchwierig ſein, mir ſeine Freilaſſung zu bewilligen.“

Der Statthalter hatte die buſchigen Brauen finſter zuſammengezogen und erwiderte ernſt, faſt im Tone der Entrüſtung: „Mylord, Sie werden mir immer unbegreiflicher! In der That, es gehört viel dazu, mich noch einmal mit dieſer wunderlichen Bitte anzugehen, nachdem ich mich ſo beſtimmt gegen Sie erklärt habe. Wahrlich, nur Ihr Stand hält mich ab, Ihr Benehmen beim rechten Namen zu nennen, Lord Kildare!“

„Selbſt auf die Gefahr hin, Ihren Zorn zu reizen, muß ich Sie erinnern, daß es Ihr eigner Vortheil und der unſers gnädigſten Königs und aller hier betheiligten Engländer iſt, wenn Sie ungeſäumt, dieſen Abend noch, meine Bitte erfüllen," ſagte Kildare mit Angſtſchweiß auf der Stirn.

„Ich glaube gar, Sie wollen mir drohen? Wiſſen Sie, mit wem Sie reden, Mylord? Mit des Königs Statthalter, der die Macht hat, jede Unbill zu beſtrafen, ſie ſei von welcher Art ſie wolle."

„Gerade weil ich weiß, wie ausgedehnt Ihre Vollmacht iſt, lege ich Ihnen dieſe Sache ſo dringend ans Herz. Gerade weil ich weiß, daß der König in dieſem Falle begnadigen würde, verlange ich dieſe Begnadigung von Ihnen, ſeinem Statthalter."

„Soll ich Sie noch einmal daran erinnern, daß Sie Sir Lewis O'Donnels Ankläger ſind, daß ich allein durch Ihre Denunciation von den ſtaatsverrätheriſchen Umtrieben dieſes jungen Mannes in Kenntniß geſetzt wurde, daß Sie Alles aufboten, um Jenen zu verderben, und die Motive Ihrer dahin bezüglichen Handlungen mir keineswegs aus Ihrem Patriotismus allein hervorzugehen ſchienen? Sie haben Ihr Ziel erreicht; O'Donnel harrt ſeinem Urtheilsſpruch entgegen, und da er nichts zu ſeiner Vertheidigung vorzubringen weiß, ſo wird ſein Haupt fallen, wie das aller Verräther. Was wollen Sie nun mit Ihrer Bitte um Freigebung des Verbrechers, die gar nicht in meiner Macht ſteht, da O'Donnel dem Geſetze verfallen iſt? Regt ſich etwa Ihr Gewiſſen, Mylord?"

„Mögen meine Motive ſein, welche ſie wollen," verſetzte Kildare zitternd und mit wahrer Todesangſt, „ich habe die Ueberzeugung, daß ich meinem Vaterlande diene, und ich frage Sie deshalb, iſt dies Ihr letztes Wort, Excellenz?"

„Es iſt's! Und ich werde niemals meine Worte und Handlungen durch Andere beſtimmen laſſen.“

„So mögen Sie die Folgen davon ſich ſelbſt zuſchreiben!“ rief Kildare in höchſter Erbitterung ſich vergeſſend und ſelbſt nicht wiſſend, was er mit dieſen Worten geſagt hatte, und entfernte ſich.

Der Vicekönig ſah ihm mit bedenklicher Miene lange nach, und wandte ſich dann wieder zu dem Buffet. Da trat ein ſchlichter Matroſe an ihn heran und flüſterte ihm zu: „Um Gotteswillen, Excellenz, werfen Sie dieſe Maske ab und verhüllen Sie Ihr Geſicht! Sonſt droht Ihrem Leben unausweichlicher Untergang. Denken Sie an das Schickſal des Königs von Schweden auf dem Maskenball. Die Maske hinweg! Sie ſind ſonſt verloren, wie er es war. Hören Sie meine Warnung nicht gleichgültig an, Excellenz, wie jener König ſich vergeblich warnen ließ!“

„Wer biſt Du, Matroſe? Deine Stimme klingt mir bekannt; von wem kommt die Warnung?“

„Von demſelben Sir Lewis O'Donnel, deſſen Haupt Sie ſo eben dem Schwerte der Gerechtigkeit verfallen erklärten.“

„Ach, Maſter Laing, der mir den Warnbrief überbrachte!“ ſagte der Vicekönig überraſcht; doch der Matroſe war im Gewühl der Masken verſchwunden. Unwillkürlich brachte Lord Corhampton die drohenden Aeußerungen Kildare's und dieſe Warnung mit einander in Verbindung; ein ahnungsvoller Schauer erfaßte ſeine Seele, und er war eben im Begriff, ſich zu entfernen, als ein hoher Ritter in ſpaniſcher Tracht auf ihn zuſchritt und ihm nach den Gebräuchen des Südländers ſeine Ehrfurcht bezeugte. Lord Corhampton fühlte das unheimliche Gefühl, das ſich ſeiner bemächtigt, bei der Anrede dieſes Ritters vermehrt.“

„Mylord,“ ſagte dieſer, „mein Vaterland iſt Neapel. Dort wird auch der Karneval geboren, dort ſprudelt die Freude aus dem Becher, wie ein heißer Waſſerſtrahl aus der Erde hervorbricht. Ich bin gekommen, Ihnen die Karnevalsfreude zu bringen, die noch in dieſen Sälen fehlt. Wohl ſeh' ich ſchöne Masken hier, aber die ſteife, engliſche Gentry guckt überall durch, und nur Erins Söhne tummeln ſich im fröhlichen Tanz, oder ſtreifen, ſich und noch mehr die hölzernen Goddams neckend, umher; aber ihre Ungebundenheit verliert ſich unter dem Druck engliſchen Stolzes. Wohlan, es ſoll anders werden, und der tolle Jubel meines Vaterlandes dieſe Räume durchhallen!“

Er winkte mit dem in ſeiner Hand befindlichen Stabe, und augenblicklich öffneten ſich die Flügelthüren des großen Saales, und ein Zug neapolitaniſcher Fiſcher in ihrer maleriſchen Tracht bewegte ſich paarweiſe herein. Die Männer trugen die Attribute ihres Standes, die Frauen hatten zierliche Körbe mit Südfrüchten am Arm, die ſie, durch die Zimmer wandelnd, an die Anweſenden verſchenkten. Am Vicekönig vorüberſchreitend, verneigten ſie ſich, und eine hervortretende, hohe Frau überreichte ihm ſtumm einen blutrothen Granatapfel. Dann ſtellten ſie ſich zu einem neapolitaniſchen Kontretanz an, den ſie in luſtigen Sprüngen unter Jauchzen und der Begleitung des Tambourins, des Triangels und Schellengeläutes glücklich nachahmten. Wirklich hatte ſich mit ihrem Erſcheinen ein regeres Leben entfaltet; Alles drängte ſich um ſie, und muntre Scherze flogen von ihnen aus durch den Saal.

„Wie gefällt Ihnen der Zauber, den ich hervorgerufen, Mylord?“ fragte der Ritter den Vicekönig.

„Wir können Ihnen nur verbunden ſein. Sie ſelbſt ſcheinen von größerer Luſt durchdrungen, ſeit Sie Ihre Landsleute um ſich ſehen. Es iſt wahr, am Fuße des Veſuvs verſteht man das Leben beſſer zu genießen, als auf dieſer kalten Inſel.“

„Nicht das iſt's, Mylord, bei Gott nicht! weshalb die Freude hier nicht hauſen will. Der Grund liegt anderswo und tiefer; denn der Menſch iſt überall der Freude zugethan, und die Geſelligkeit iſt wahrlich keine der geringſten Tugenden des Iren. Aber der Stolz des Despoten verachtet es in der Regel, ſich mit ſeinen Sklaven zu freuen; wenigſtens öffentlich nicht. Auch iſt es nicht die uns hier umgebende Pracht, die die Feier des Karnevals unter dem glücklichen italieniſchen Himmel erhöht, ſondern weil Lebensgenuß dort ein Gemeingut und nicht, wie hier, ein Vorrecht privilegirter Stände iſt. In Italien, Mylord, bereitet man Feſte, daß ſich die Großen des Landes zugleich mit dem Volke freuen. Wer könnte ſich hier freuen, wenn er zu dieſem todten Prunk ſich durch einen Haufen von Bettlern drängen muß, auf deren Geſichtern das Elend ſeine ſcharfen Züge eingegraben hat!“

Der Statthalter warf einen mißtrauiſchen Blick auf den Ritter; der Granatapfel wurde zur glühenden Kohle in ſeiner Hand, und mit zitternder Stimme verſetzte er: „Sie nehmen einen Umſtand zu ernſt, Chevalier, der nun einmal nicht zu ändern iſt und durch altes Recht und Herkommen — ich läugne es nicht — hart auf dem iriſchen Volke laſtet. Aber ſehen Sie doch, wie maleriſch jenes pantomimiſche Ballet! welche ausdrucksvolle Geſten! Aber man kömmt auf Sie zu, es gilt Ihnen.“

Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Ausgewählte

# Romane und Novellen

von

Ludwig Storch.

---

Neunter Band:

## Die Heideſchenke.

Dritter Theil.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

◆

Leipzig,
Ernſt Keil.
1856.

# Die Heideſchenke.

[illegible]

Von

**Ludwig Storch.**

Dritter Theil.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Leipzig,
Ernſt Keil.
1856

## 1.

# Evans O'Neils That.

„Wie wird das enden?“ ſagte der Statthalter betroffen zu ſich ſelbſt, als die Marinari und die jungen Mädchen den Neapolitaner mit lebhaften Geberden umringten, wie ſie jenem Volke eigen ſind, wenn es über etwas ſeinen Unwillen verräth. Doch dieſer trat mit aller Würde des angenommenen Standes unter ſie und wieß ſie mit gebieteriſchen Zeichen zurück. Beſänftigt, wie es ſchien, ſetzten ſie ihre frühern Tänze fort. Der Ritter trat ſogleich wieder zum Statthalter und ſchien ihn nicht verlaſſen zu wollen. Verlegen ſagte dieſer: „In der That, Monſignore, die Scene war rein hiſtoriſch aus Ihres Landes Vorzeit.“

„Nur Maſaniello fehlt noch, Mylord!“ verſetzte der Ritter.

Corhampton erbebte, doch er gab ſich keine Blöße und eilte nach der Thür des nächſten Zimmers. Ein neues, im Saale entſtehendes Geräuſch zog ſeine Blicke rückwärts; ſie hafteten auf einem breitſchultrigen Manne von mehr als gewöhnlicher Größe, der im ſaubern Seemannsanzuge mit lang herabhängender, rother Beutelmütze und blutrother Schärpe, ſo wie ſie die neapolitaniſchen Marinari tragen, mit einem eben ſo maskirten Gefolge hinter ſich, hereintrat und durch die ihn freudig umringende, vor ihm eingetretene Fiſchergeſellſchaft ſchritt.

In demſelben Augenblick verſchwand der Statthalter durch die Thür und ging raſch durch einige Zimmer. An einem Buffet gewahrte er im Vorübergehn einen ſeiner Subalternen, einen guten, friedliebenden Geſchäftsmann, der ſich hier an Speis und Trank gütlich that.

„Maſter Lingsborn!“ redete ihn Lord Corhampton haſtig an, und ehrerbietig ſtand der Mann, Befehle erwartend; „folgen Sie mir in jenes Kabinet!“ Der Speiſende war ihm auf der Ferſe.

„Geben Sie mir eilig Ihre Eremitenkutte, Ihren Hut, Ihren Stab, Ihre Larve!“ herrſchte der Machthaber und ſchleuderte die Toga und den Helm von ſich. „Bedienen Sie ſich meinetwegen meiner Maskenkleidung!“ Fünf Minuten ſpäter ſtand der Vicekönig verwandelt unter der Menge. Mr. Lingsborn hatte ſich dagegen in die conſulariſche Maske geworfen und erſchien mit vorgenommener Larve, wie im großen Saal geboten war, in der Nähe der Marinari. Kaum hatte er ſich gezeigt, als der hohe ſtarke, zuletzt angekommene Fiſcher ſeine Rechte gebieteriſch ausſtreckte und dadurch die Schritte ſeiner Umgebung hemmte. An Maſter Lingsborn herantretend, ſagte er: „Auf ein Wort, Maske!“ und deutete auf ein in ſeiner Linken liegendes, zuſammengefaltetes Papier, faßte ihn am Arm und zog ihn in das Zimmer, deſſen Thür ſogleich geräuſchlos verſchloſſen und von den übrigen Fiſchern beſetzt wurde.

Mit verſchränkten Armen ſchritt in der Nähe derſelben der neapolitaniſche Ritter auf und ab, während ein Theil der Geſellſchaft neugierig dem Ausgange dieſer ſeltſamen Scene entgegenſah.

Weiter unten im Saale war der Tanz unter dem jüngern Theile der Geſellſchaft nicht unterbrochen worden. Eben ſo wenig hatten die ältern Herren, welche in entferntern Zimmern, von der läſtigen Maske befreit, Entſchädigung für die Langeweile im Becher oder im Spiele ſuchten, die leiſeſte Ahnung von dem eintretenden Intermezzo, da ſie die rauſchenden Töne der Muſik ohne Unterbrechung vernahmen.

Auch die in der Nähe verlieſen ſich zum Theil, da ſie eben nichts Beſondres ſich ereignen ſahen; Andere reiheten ſich um die Neapolitaner, die einen neuen, anmuthigen Tanz begannen.

Lord Kildare hatte unterdeſſen zwei Masken aufgeſucht, die ihn erwartet zu haben ſchienen und ſich mit demſelben in eins der entlegenſten Zimmer begaben. Dort nahmen alle Drei in der Niſche eines Fenſters Platz. Die beiden Männer demaskirten ſich, und James Morries und Robert Henderſon ſchälten ſich aus der Verpuppung.

„Jedes Wort iſt vergebens, meine Freunde,“ ſagte der Lord; „ich habe Alles verſucht, was ein Mann meines Standes, ohne ſich etwas zu vergeben, thun kann, ich bin bis zur äußerſten Linie des Schicklichen vorgegangen, und es iſt mir nicht gelungen, meinem Ziele nur einen Schritt näher zu kommen. Jetzt bleiben uns nur Liſt und Gewalt übrig. Haſt Du bereits Vorkehrungen getroffen, James?“

„Der Gefangenwärter iſt zu gewinnen, Mylord,“ verſetzte Morries. „Hat man ihm ein hübſches Sümmchen in die Hand gedrückt, ſo wird er nichts dagegen haben, wenn ein Haufe Volks das Gefängniß ſtürmt und Sir Lewis befreit. Doch das iſt Bedingung, daß er überfallen wird. Die Thüren will er dann öffnen.“

„Wohlan, hier iſt Gold für den Gefangenwärter! Uebergieb es ihm, James. Und Sie, Robert Henderſon, nehmen dieſen Beutel, miſchen ſich unter das Geſindel, das unten vor dem Hauſe lungert und mit neidiſch gierigen Augen nach den Fenſtern heraufſchaut, leſen ſich ein paar Dutzend ſtämmige Kerle mit guten Knütteln heraus, gehen mit ihnen in eine Kneipe, laſſen ihnen Whisky und Porter einſchenken, ſo viel ſie trinken wollen, und machen ſie mit dem Plane bekannt, Sir Lewis O'Donnel aus dem Gefängniß zu befreien. Dann theilen Sie das Geld unter ſie aus. Dieſes Volk iſt immer bei der Hand, wenn es gilt, der Regierung einen Streich zu ſpielen, und O'Donnel iſt ja der Götze alles Bettelvolks in Irland. Führen Sie ſie gegen Mitternacht, wenn hier Alles betrunken ſein wird, nach dem Gefängniß, befreien Sie den Baronet und verlaſſen Sie ſogleich auf ſchnellen Roſſen die Hauptſtadt mit ihm. Von Lindſayhall führen Sie ihn in die Heideſchenke hinüber und liefern ihn der alten Peppy aus. Haben Sie verſtanden?“

„Verſtanden wohl, Mylord, aber begriffen nicht. Das begreif' auch ein Andrer! Die alte Hexe in der Heideſchenke hat doch Recht, und ich fange an, weit mehr Reſpekt vor ihr zu bekommen.“

„Schweigen Sie!“ ſagte der Lord pikirt, „und erhöhen Sie meinen großen Verdruß nicht noch durch unnütze Anmerkungen. Lewis O'Donnel iſt mein Feind und wird es ewig bleiben; ich haſſe ihn, wie keinen Menſchen weiter, und doch muß ich ihn retten. Schlimm genug für einen Mann, wie ich, daß er durch Verhältniſſe genöthigt iſt, das zu thun, was ſeinem Willen und ſeinen Neigungen ſchnurſtracks entgegenläuft. Doch die Verhältniſſe beherrſchen mich jetzt tyranniſch, und es iſt Lebensklugheit, ſich ihnen zu fügen, und dadurch Zeit und Gelegenheit zu erlangen, ſie unter die Füße zu treten und über alle Hinderniſſe endlich triumphirend aus dem Streite hervorzugehen. Auch dieſe Stunde wird ſchlagen, deß getröſt' ich mich. Jetzt geht, meine Freunde, und beſorgt, was Noth iſt; ich verlaſſe mich auf Euch, wie immer."

Henderſon ging kopfſchüttelnd, Morries lächelnd, und der Lord trat wohlvermummt ſeinen Rückzug nach dem Saal an, gerieth aber von der andern Seite in das Zimmer, welches der ſtarke Seemann vorn verſchloſſen hatte. Ein Schrei des Entſetzens entfuhr Kildare. In der Dämmerung — denn die meiſten Lichter waren ausgelöſcht — ſah er einen Mann röchelnd und ſtöhnend in einem Stuhle liegen, den er an der Maske für den Statthalter erkannte, und ihm entgegen trat ohne Maske, mit kalter Miene, einen blutigen Dolch in der Hand ſchwingend, der fürchterliche Evans O'Neil. Kildare taumelte zurück, als erblicke er ein Geſpenſt, die Maske entfiel ſeinem Geſicht, und der einäugige Seemann erkannte auch ihn.

„Willkommen jetzt auch zu meinem Feſte, Mylord!" donnerte er dem Zagenden entgegen. „Hier liegt das Haupt gefällt, der Beſchützer der Blutſauger vergießt ſein eignes Blut! Dankt's für dies Mal dem Engel, Euerer Tochter, daß Ihr nicht nachfolgt auf der Reiſe, die dieſer hier anzutreten im Begriff iſt." Und den Lord grimmig bei der Bruſt packend, ſchleuderte er den nur ſchwach Widerſtrebenden mit Rieſenſtärke zu den Füßen des bleichen, blutenden Mannes.

Evans riß die Thür auf und ſchritt majeſtätiſch hinaus. „Es iſt geſchehen," rief er mit flammendem Auge dem Ritter zu und dieſer nahm die Maske vom Geſicht. Es war der geächtete Leßlie. „Ich grüße Dich, Irlands Maſaniello!" jauchzte er dem Lootſen zu, und alle die Marinari riefen: „Wir begrüßen Dich, Maſaniello!“ In einem Nu waren die Geſichter frei, und mit Entſetzen erkannten die Uebrigen wilde Blicke und Züge aus den Vorſtädten und dem Hafen. O'Neil trat mitten unter ſie und rief, ſeinen Dolch vorzeigend: „Verkündet jetzt unſern Landsleuten in den entferntern Theilen der Stadt, daß ich das Werk, welches ich Irland gelobte und meiner Rache, vollbracht habe. Der Statthalter iſt von meiner Hand gefallen!“ — Ein gräßlicher Schrei löſte die ſtarre Feſſel der Furcht und des Erſtaunens, in welche die Verſammlung geſchlagen war. Kalt ſah ſich der Redner im Kreiſe um, dann fuhr er fort: „Eilt an den Hafen, führt die Tauſende heran, die dort und in den Kirchſpielen der Vorſtädte nur auf dieſe Nachricht warten, um zu unſrer Unterſtützung heranzuſtürmen. Dann laßt uns die Gefangenen aus dem Kerker befreien und vor allen ihn, den treueſten Sohn Erins, und ihn als das neue Oberhaupt des Vaterlands begrüßen. Denn Ordnung, Ihr Männer, verſteht mich recht, muß ſein! Ein Schiff ohne Steuer kann dem geringſten Luftſtoße nicht widerſtehen; eben ſo wenig könnt Ihr beim beſten Willen Euch ſelbſt regieren! Nie hab' ich's gern geſehen, wenn mehr als ein Koch am Bord wirthſchaftete. Doch hatte ich's immer am liebſten, wenn's ein Landmann war, der uns mit einfacher iriſcher Koſt bewirthete. Ich gönne Roaſtbeef und Plumpudding den Engländern. Uns laſſe man nur unſere Kartoffeln, und wenn's ſein kann, ein Schinkenſchnittchen am Feſttag. Aber den eignen Koch, nicht hundert, die in den Topf gucken, das Fett abſchöpfen und uns nur das Waſſer laſſen! Dafür, Kinder, will ich nun jetzt ſorgen.“

Ein donnerndes Lebehoch ſeiner Gefährten, welches von einer zahlloſen Volksmenge von der Straße herauf erwidert wurde, folgte dieſer einfachen Rede, wodurch O'Neil in wenigen Worten Irlands politiſches Glaubensbekenntniß öffentlich abgelegt hatte, welches auch dem kurzſichtigſten ſeiner Landsleute begreiflich war. Dann warfen ſie die Masken von ſich und eilten jubelnd hinaus, nach allen Seiten hin den beginnenden Aufſtand zu verkündigen. Von der Straße herauf, wo das Geſchrei: „Der Vicekönig iſt ermordet!“ wie geflügelte Drachenbrut nach allen Winden flog, drängte ſich die rohe Maſſe in den Saal. Hier ein gräßliches Chaos aller Töne und Stimmen, Ausrufungen der Angſt, des Schreckens, der Verzweiflung, der rohe Jubel gemeiner Leidenſchaften, die jeder Feſſel entbunden, bacchantiſch umherraſen, Fluchen, Toben, Lachen, Jauchzen, Weinen und Geheul, dabei ein Drängen und Treiben, ein Fluthen und Vorwärtsſtreben in den Sälen und Zimmern, hinaus, hinein. Verſchwunden war die todte Steifheit, aber das Leben, das plötzlich erwacht war, hatte das Grauſen in ſeinem Gefolge.

Ein Theil der Gäſte ſuchte die allgemeine Verwirrung zur Flucht zu benutzen; Manchen gelang es, Vielen nicht. Einige der Entſchloſſenſten, mit zurückgekehrter Beſonnenheit die Gefahr erkennend, welche ihnen zugleich mit der Stadt drohete, wenn nicht auch von ihrer Seite ſo raſch als von der ihrer Gegner gehandelt würde, unter ihnen auch der Lord Kanzler, benutzten den Augenblick, als Evans unter die Verſchwornen trat, um in das Zimmer zu dringen. Dort umkreiſten ſie ſchnell den Schwerverwundeten, aber ihr Erſtaunen überſtieg alle Gränzen, als ſie wahrnahmen, es ſei nicht der Lord Statthalter, den ihr Schrecken beklagte. Der Lord Kanzler wollte dieſe überraſchende und freudige Entdeckung eben mit lauter Stimme bekannt machen, als er ſich von einem Eremiten am Arme zurückgehalten fühlte. „Keine Voreiligkeit, mein Freund!“ flüſterte dieſer, und Lord Corhampton wurde leicht an der Stimme erkannt. „Sobald Sie dem wüthenden Volke verrathen, daß ich es nicht bin, der hier in ſeinem Blute ſchwimmt, ſind wir Alle den Dolchen dieſer Mörder verfallen. Keiner wird lebend dieſen Räumen entkommen. Laſſen Sie alſo den tollen Meuterhaufen bei dem Wahne, Irlands Oberhaupt ſei gefallen, und geben Sie ihm immerhin Ihre Wein- und Speiſevorräthe Preis. Das iſt das beſte Mittel, den Aufſtand zu dämpfen, uns aber laſſen Sie auf ſchleunige Flucht aus Ihrem Hauſe denken!“ Und zu den Uebrigen ſich wendend, die ihn auch erkannt hatten, fuhr er leiſe fort: „Gelingt es Euch, meine Freunde, mich ſicher in meinen Palaſt zu geleiten, dann nehmt mein Wort darauf, daß ich die ganze Revolte durch kräftige Maßregeln noch dieſe Nacht unterdrücken werde. Ich kenne das Volk, das keine Stütze hat, als ſich ſelbſt. Es unterliegt dem entſchloſſenen Widerſtand, aber er muß raſch und kräftig ſein!“

Neuer Muth erfüllte die Umſtehenden. In der Mitte einiger ſeiner Adjutanten floh Corhampton, vom beſonnenen Hauswirth ſelbſt geleitet und in einen Mantel gehüllt, über eine düſtre Gallerie. Im nächſten Augenblick hatten ſie den Hof auf einer Hintertreppe erreicht. Mit Hülfe eines von des Kanzlers Dienern, der mit allen Winkelgaſſen genau bekannt war, gelang die Flucht, da das Volk, welches jetzt in Maſſen, wie ein tobender Waldſtrom gegen das Hotel heranbrauſte, anfangs nur die Haupteingänge zu demſelben im Auge behielt.

Auf dieſelbe Weiſe brachte der Hauswirth noch viele Damen in Sicherheit. Schrecklich war dagegen das Loos Anderer, die in der Verwirrung den einzigen Ausweg entweder nicht fanden, oder von den furchtſamen, ohne Zartgefühl nur auf die eigne Rettung bedachten Männern davon zurückgedrängt wurden, als der wüthende Pöbel, von O'Neil vergeblich zurückgehalten, die breiten Treppen in wilder Haſt heraufſtürmte, und gleich Raubbienen in die glänzenden Gemächer eindrang.

Ein Theil deſſelben nahm unter raſendem Jubel Platz an den ſervirten Tafeln, und die zurückgebliebenen Herren wurden unter Mißhandlungen gezwungen, ſie zu bedienen. Andre ſtürzten im Fluge das erſte beſte ihrem Blick ſich darbietende Getränk hinunter, berauſchten ſich und nöthigten die zitternden Muſikanten, den iriſchen Volkstanz zu ſpielen. Da ſchallten die Säle von wildem Gelärm: „Nora Krina!*) Nora Krina!“ und bald ſpielte die Muſik den beliebteſten aller iriſchen Volkstänze, und der bachantiſche Chor, vom betäubenden Geklapper der Holzſchuhe begleitet, brüllte:

„Tanze hübſch, meine Nora Krina!
Tanze leicht zu, meine Nora Krina!
Nora, Nora!
Laß mich Deine Lippen koſten.
Hab's gewonnen!
Meiner Seele Abgott biſt Du,
Nora Krina!“

Die halbbewußtloſen Damen wurden mit karikirter Kourtoiſie zum Tanz aufgefordert, mit Gewalt herbeigezogen und im wilden Taumel umhergeſchwenkt, bis ſie ohnmächtig niederſanken und vom ſchnell erwachten, dem Iren eigenthümlichen Mitleid auf den nächſten Divan getragen wurden. Vom Tanze ſtürzte der ſelige Burſche wieder zum Wein, und bald hatte er, den ihm unbekannten Kräften des feurigen Getränks erliegend, neben dem bewußtloſen Gegenſtand ſeiner Ausgelaſſenheit und Gutmüthigkeit, in demſelben phyſiſchen Zuſtande Platz gefunden.

---

*) Name des Tanzes.

Der Vicekönig hatte Recht gehabt. Vergebens donnerte O'Neil dem tollen Haufen Befehle zu, vergebens ſchlug Leßlie mit Knitteln drein; verzweifelt ſahen Beide die koſtbare Zeit verſtreichen: der immer dichter hereindringende Pöbel gefiel ſich nur im Verwüſten und Schlemmen. Niemand hörte auf Befehle, Niemand auf Drohungen, Niemand auf Ermahnungen; es war eine gräßliche Verwirrung.

Zertrümmert und auch des geringſten Schattens ihrer frühern Pracht beraubt, ſtanden nach einer Stunde die Säle und Zimmer, deren Ausſchmückung für das Feſt allein ſo große Summen gekoſtet hatte, der von den Gäſten mit Bewunderung, vom Volke mit Neid betrachtet werden war.

Als es nichts mehr zu zerſchlagen, nichts mehr zu verzehren gab, gelang es O'Neil, Leßlie und den übrigen Häuptern der Verſchwörung, einen Theil des wüſten Haufens aus ſeinem Taumel zu wecken und von dannen zu führen.

Schon tobten die Gräuel des Aufruhrs, wie ein herannahender Gewitterſturm über die weite Stadt hin und ſchreckten die ruhigen Bewohner aus dem friedlichen Schlummer; ſchon ertönte das Heulen der Glocken, das Wuthgeſchrei des Volks, das immer raſcher ſich folgende Gewehrfeuer, als der kühne Seemann, der den Muth ſeiner Landsleute nach der eignen Beſonnenheit überſchätzt hatte, im Stande war, einige regelmäßig geordnete Haufen gegen die Kaſernen und den Palaſt des Vicekönigs zu führen. Hier ertönte plötzlich der Ruf: „Der Statthalter iſt nicht todt! Er lebt und ſteht an der Spitze der Truppen!" Dieſe Nachricht brachte einen paniſchen Schrecken unter den Empörern hervor.

„Es iſt nicht wahr, Lieblinge!" ſchrie O'Neil, „ich habe gut getroffen; er iſt von meiner Hand gefallen." Aber immer lauter krachten Schüſſe, immer toller wurde der Lärm.

„Folgt mir, Landsleute!" donnerte Evans wieder, auf's Aeußerſte gebracht, „folgt mir, Euern König aus dem Kerker zu befreuen. Er wird Euch zum Siege führen. Es lebe Lewis O'Donnel, König von Irland!"

„Lewis O'Donnel, König von Irland für immer!" brüllte das Volk und ſtürzte dem Lootſen nach.

„Sally und Irland!" ſchrie Leßlie, „das iſt unſer Kampfwort!"

„Sally und Irland!" riefen hundert Stimmen.

„Lewis O'Donnel König!" raſ'ten hundert andre, und ſo wälzte ſich der furchtbar angewachſene Haufe dem Staatsgefängniß zu.

## 2.

## Die Befreiung.

Nicht Evans O'Neil allein hatte den Abend des großen Maskenballs mit ſeinen Freunden zur Ausführung eines langgehegten Planes erſehen; ſeine Tochter hatte mit den Ihrigen daſſelbe gethan. Aber Sally's und ihrer Freunde Plan war, wenn auch nicht minder gefährlich als der ihres Vaters, doch weit friedlicherer Natur. Unvermerkt hatte ſie ſich aus dem maskirten Gefolge Leßlie's entfernt und war raſch nach dem Hafen geeilt, ſchnellfüßig, wie ein Thier der Berge. Dort fand ſie an einem vorherbeſtimmten Orte den alten John Boyle und verweilte in leiſem eifrigen Geſpräche mit ihm. Der Lootſe wiſchte ſich mehrmals die Augen und ſchluchzte endlich: „Was thäte man Dir nicht zu Liebe, Juwel! Eine kleine Hexe biſt Du, die mich bereden könnte, meinem Gott untreu zu werden, geſchweige mir ſelbſt. Es ſoll Alles bereit ſein, Goldherz, und mein Kutter zu Deiner Verfügung ſtehen. Meine Burſche werden mit einem Boote auf Dich lauern dort an der äußerſten Ecke des Quai's und das Erkennungswort, das Dir ſogleich Aufnahme verſchaffen wird, ſei: Lewis für immer!"

„Lewis für immer!" rief das Mädchen begeiſtert aus und ließ eine Thräne des Danks auf die derbe Hand des Greiſes fallen. Dann entfernte ſie ſich eben ſo ſchnell, wie ſie gekommen war, und ſuchte in einer abgelegenen Straße ein Haus auf, das ihr auf dreimaliges Anklopfen vorſichtig geöffnet wurde. Howard und Michaul Dahna traten ihr entgegen. „Haſt Du Deinen Auftrag beſorgt?“ fragte der Erſtere.

„So iſt's, werther Sir. Boyle's Schiff ſteht bereit; Alles iſt beſtens angeordnet. Es koſtet mir Mühe, den alten Mann für unſern Zweck zu gewinnen; aber nun, da er mir ſein Wort gegeben, können wir Häuſer darauf bauen. Laßt uns aufbrechen, Ihr Herren, die Zeit verrinnt und eine tobende Unruhe treibt mich zur Eile.“

„Noch können wir nicht gehen,“ erwiderte Howard. „Mr. Laing iſt noch nicht da. Er ließ ſich nicht davon abbringen, den Maskenball erſt zu beſuchen, um ſich zu überzeugen, daß dort Alles richtig, und wir ganz ſicher ſeien. Einſtweilen ſtecke Dich in dieſe Kleider.“ Mit dieſen Worten reichte er ihr eine vollſtändige Uniform der Oſtmeath-Miliz, eines Corps, das wegen ſeiner der Regierung ergebenen Geſinnung in der Hauptſtadt lag und überall gebraucht wurde, wenn es galt, gegen Volksintereſſen anzukämpfen. Howard und Michaul Dahna waren ſelbſt in dieſe Uniform gekleidet. Sally verſchwand in einer an das Zimmer gränzenden Kammer und trat bald darauf als ſchmucker Soldat heraus.

„Du mußt als Unteroffizier neben her gehen,“ ſagte Howard, ſie mit Wohlgefallen betrachtend, „da Du das Exercitium nicht gelernt haſt. Wärſt Du nicht ſo ſchnell auf und davon gelaufen und hätteſt erſt hübſch abgewartet, ob Tim Ruuthan auch wirklich todt ſei, ſo könnteſt Du jetzt die Muskete eben ſo geſchickt handhaben, wie Miß Eliſabeth.“

„Laſſen Sie mich nur machen, Sir,“ verſetzte Sally. „Ich werde mich trotz meiner Unkenntniß nicht zum ungeſchickteſten benehmen.“

Ein abermaliges Klopfen an der Thür nach der verabredeten eigenthümlichen Art unterbrach das Geſpräch. Michaul horchte vorſichtig hinaus und öffnete, ſobald er ſich überzeugt hatte, daß der Einlaßbegehrende niemand anders ſei, als der erwartete Laing. Hereingetreten, grüßte dieſer flüchtig, warf den Mantel ab und ſtand in den Maskenkleidern als Matroſe vor den Freunden, die ihn mit Vorwürfen über ſein langes Ausbleiben empfingen.

„Hört mich an!“ rief er, „welch eine wichtige Entdeckung ich gemacht und welch herrlichen Plan ich darauf gebaut habe!“ Und mit geflügelten Worten erzählte er den Staunenden die belauſchte Unterredung zwiſchen Lord Kildare und dem Statthalter auf dem Maskenball. Allen war Kildare's Benehmen unerklärlich, und da Keiner der Anweſenden ihm etwas Gutes zutraute, ſo erſchöpften ſie ſich in Muthmaßungen, welche neue Bosheit der ſeltſamen dringenden Bitte des Lords wohl zum Grunde liegen möchte.

„Sei dem, wie ihm wolle,“ fuhr Laing fort; „das uns ſo räthſelhafte Begehren Kildare's muß uns ein Sporn ſein, unſer Vorhaben ſo raſch als möglich auszuführen; denn, aller Wahrſcheinlichkeit nach, wäre es um Sir Lewis' Leben geſchehen, wenn er in die Hände ſeines Feindes fiele. Auf die dem Statthalter trotzig in's Geſicht geworfene Drohung Kildare's habe ich den Plan gegründet, uns beim Gefängnißwärter für eine Inſpection der Wachen und Gefängniſſe auf Befehl des Lordlieutenants auszugeben, weil verlautet, daß Lord Kildare eine Verſchwörung zur Befreiung des Sir Lewis O'Donnel im Sinne habe. Mich müßte alles täuſchen, wenn der durchtriebene Lord nicht bereits Vorkehrungen zur Erlangung ſeines Zwecks getroffen hätte. Dadurch erlangen wir den Vortheil einer völligen Sicherheit, die uns erſt fehlte, und brauchen nicht zur Gewalt zu ſchreiten.“

„Bei Jeſus!“ rief Howard, „Sie haben Recht, Freund. Sie wiſſen die Umſtände zu benutzen. Dann nützt uns aber der früher angefertigte Befehl nicht.“

„Wir ſchreiben ſchnell einen andern,“ antwortete Laing. „Glauben Sie, ich hätte mich wochenlang bemüht, Dokumente mit des Lordlieutenants Unterſchrift zuſammen zu bringen und die letztere ſo täuſchend als möglich nachzuahmen, um es ſogleich wieder zu verlernen? Schnell Papier, Tinte und Feder her! Mic, Du ſchreibſt den Befehl flüchtig, ich werde ihn Dir in die Feder ſagen; ich verfertige die Unterſchrift, und alſo wohl gerüſtet bieten wir unſre Mannſchaft auf. Die friſche Schrift gedeiht uns überdies zur größern Beglaubigung.“

Die Worte wandelten ſich raſch zur That; während des Diktirens kleidete ſich Laing ebenfalls in eine Uniform, und als er mit beiden fertig war, verließen ſie, in Mäntel gehüllt, ihren Aufenthalt und marſchirten leiſe durch die ſtille Nacht in die Nähe des Trinity-Kolleges. Das alte prächtige Gebäude, theilweiſe ſchon unter der Regierung des zweiten Eduard erbaut, erhob ſeine ſchwarzen Mauern unheimlich in die Nacht empor. Es diente als Staatsgefängniß für politiſche Verbrecher. Nicht weit davon iſt der Fluß, und der Hafen nur einige Flintenſchüſſe entfernt. Die ſeltſamen Soldaten bogen in ein Seitengäßchen und blieben endlich horchend vor einem kleinen Hauſe ſtehen. Dann ſchlug Michaul dreimal kaum hörbar mit dem Klopfer auf die Meſſingplatte an der Hausthüre, die, als hätte man längſt darauf gewartet, augenblicklich geöffnet wurde. Sie traten hinein. Das kleine Zimmer war voller Soldaten, alle in die Farden des Regiments gekleidet, deſſen Uniform auch die Neuangekommenen trugen. Ein junger ſchmächtiger Sergeant trat ihnen mit den Worten entgegen: „Endlich! Gott ſei gelobt! Die Angſt hat mich faſt umgebracht, als Minute um Minute verſtrich. Jede dehnte ſich mir zu einer martervollen Ewigkeit aus. Es iſt doch kein Hinderniß in den Weg gekommen?"

„Im Gegentheil, ein köſtlicher Vortheil, Mylady," verſetzte Howard, und machte Miß Eliſabeth und die Uebrigen — Andy Dahna, mehre Diener O'Donnels und Bewohner Dunmoore's und benachbarter Dörfer, lauter Weiß-Jungen und dem Baronet mit leidenſchaftlicher Treue ergeben — mit dem neuen Plane bekannt. Eliſabeth wußte ihres Vaters Benehmen ſo wenig zu erklären, wie die Andern; doch auch ſie vermutheten nichts Gutes.

„Schnell alſo!" rief ſie entſchloſſen, „macht Euch fertig, meine Freunde!" Alle griffen nach ihren Hüten und Gewehren. In wenigen Augenblicken war das Haus leer und auf der Straße ein Piquet von dreißig Soldaten, wohlbewaffnet, in zwei Gliedern mit Offizier, Sergeant und Unteroffizier aufgeſtellt.

Bayonnett auf!" commandirte mit leiſer Stimme der liebenswürdige ſchlanke Sergeant, und als wären es alte Soldaten, ſo ſchnell und pünktlich wurde das Kommando ausgeführt. So weit waren dieſe Leute durch ihren guten Willen, ihre Liebe zu O'Donnel und Eliſabeth und durch Howards Bemühung, der ſie einexercirt hatte, binnen wenigen Tagen gekommen.

„Vorwärts, marſch, meine Getreuen!" tönte Eliſabeths Stimme wieder, und im beſten Schritt bewegte ſich die Kolonne vorwärts. Ohne Anſtoß langten ſie am äußerſten Thore des Gefängniſſes an; der davorſtehende Poſten präſentirte, die wohlbekannte

Uniform erblickend, und auf ſeinen Ruf kam der den kleinen Poſten befehligende Sergeant und öffnete arglos die kleine Pforte, um die Mannſchaft hineinzulaſſen, während er ſein eigenes Piquet in's Gewehr rief. In dem nahen Gebäude wurden mehre Lichter ſichtbar, die einige Helle auf die Scene warfen. Howards Piquet war eben im Begriff, eine Schwenkung zu machen und ſich dem andern, das nicht zu demſelben Regiment gehörte, gegenüber aufzuſtellen, als zwei Männer aus der nahen Thüre traten und ſcheu über den Hof nach der Pforte zueilten. Sie mußten auf dieſem Gange dicht an Eliſabeth und Sally vorbei, die, an der äußerſten Spitze der Kolonne ſtehend, zu gleicher Zeit in den Vorübergehenden, denen das Licht aus den Fenſtern in's Geſicht fiel, James Morries und Robert Henderſon erkannten. Wäre Sally nicht an Eliſabeths Seite geweſen, ſo würde ſich dieſe durch einen Schrei verrathen haben, und es fehlte wenig, daß ſie der Freundin nicht ohnmächtig in die Arme ſank. Sally aber behielt ihre ganze Faſſung, ſchlang ſchnell den Arm um die Hüfte der Lady und flüſterte ihr zu: „Bei Jeſus! Muth in dieſem Augenblick!"

„Wir ſind verrathen und alle verloren!" hauchte es von Eliſabeths Lippen.

„Nicht doch! Laſſen Sie uns das Aeußerſte abwarten."

Unterdeſſen war Howard zum Sergeanten der andern Piquets getreten — ein Offizier war nicht dabei — und hatte bereits im ſtreng militäriſchen Tone begonnen: „Es iſt ſo eben Sr. Excellenz dem Lord Statthalter angezeigt worden, daß Lord Kildare eine Verſchwörung zur gewaltſamen oder liſtigen Befreiung des hier gefänglich ſitzenden Sir Lewis O'Donnel gebildet, welche aller Wahrſcheinlichkeit nach dieſe Nacht zum Ausbruch kommen ſoll. Ich bin von Sr. Excellenz befehligt, das Gefängniß zu inſpiciren und nach Befinden der Umſtände zu handeln. Hier der Befehl!“

Der Sergeant, ein alter Mann, blickte dem Sprecher ſtumm in’s Geſicht, erfaßte dann die Hand deſſelben und zog ihn mit der Bitte in’s Haus: „Ein Wort unter vier Augen, Herr Offizier!“

Howard folgte nicht ohne Befangenheit; in der Hausflur angelangt, ſagte der Sergeant: „Es will mich ſelbſt bedünken, als ſei dieſen Abend etwas im Werk. Doch will ich nicht hoffen, daß Sie mich dabei betheiligt wähnen; ich bin ein alter treuer Soldat des Königs, und Ew. Gnaden werden mich nicht in’s Elend ſtürzen wollen, als hätte ich nicht ſtreng nach meiner Pflicht gehandelt. Niemand ſoll mir etwas vorwerfen können. Wenn Jemand eine Schuld trifft, ſo iſt es allein den Gefängnißwärter, und der wohnt rechts in jener Thüre. Haben Sie mich verſtanden, Herr Offizier? Ich bin ein alter Mann.“

„Vollkommen, mein Alter!“ verſetzte Howard lächelnd. „Rufe mir nur den Gefängnißwärter herbei, daß er mich zu Sir Lewis O’Donnel führe; ſo lautet mein Befehl. Ich ſoll mich überzeugen, daß er noch gegenwärtig iſt.“

„Gottlob, er iſt noch da. Den Gefängnißwärter wollen wir gleich arretiren, wenn Sie befehlen, und ich ſelbſt will die Schlüſſel übernehmen; dann ſtehe ich Ihnen mit meinem Kopf dafür, daß Sir O’Donnel nicht entkömmt.“

„Das bin ich überzeugt!“ verſetzte Howard; „doch jetzt eilt.“

„Toddy!“ rief der Sergeant, und ſogleich erſchien der Gefängnißwärter.

„Du biſt mein Arreſtant,“ fuhr Jener fort, „weil

Sr. Excellenz der Lordlieutenant Dich in Verdacht hat, daß Du, beſtochen von Lord Kildare's Leuten, den Sir Lewis O'Donnel dieſen Abend Jenen ausliefern wollteſt. Geſtehe Deine Schuld; Du biſt mein Gefangener! Liefere mir die Schlüſſel ab!"

Der Gefängnißwärter ſank in die Knie und wollte Geſtändniſſe machen; der alte Sergeant kam ihm aber zuvor, indem er die Schlüſſel ergriff und den Offizier bat, ihm zu folgen, und Howard, dem nichts daran lag, die Beichte des Gefangenwärters zu hören, that dies am liebſten. Er befahl ſeinen Sergeanten und den beiden Unteroffizieren, ſich ihm anzuſchließen, und ſeinem Piquet, die Ausgänge zu beſetzen. So wanderten Howard, Eliſabeth, Sally und Michaul hinter dem alten Manne über die geräumigen Höfe, Wendeltreppen und Gallerien, welche die verſchiedenen Zeitperioden ihrer Erbauung bezeichneten.

Das zweifelhafte Licht in den nur ſpärlich erleuchteten unabſehbaren Korridors, die düſtre winkelige Bauart, die hohen Kreuzgewölbe, in denen die Schritte unheimlich widerhallten, machten einen höchſt beängſtigenden und faſt lähmenden Eindruck auf Eliſabeth.

„Wir ſind gleich am Ziele," ſagte der alte Sergeant zu dem jungen, deſſen Aufgeregtheit bemerkend. „Die zweite Thüre von hinten führt zu Sir Lewis Zimmer;" dabei hob er die kleine Handlaterne, die er trug, empor.

„Sergeant!" ſagte jetzt Howard zu dem alten, „jedem Andern als mir würdet Ihr verdächtig erſcheinen. Ich will nichts davon wiſſen, verſteht mich! Doch gebietet mir die Vorſicht, das Gefängniß allein zu inſpiciren. Ihr bleibt mit dem Sergeanten und zweiten Unteroffizier meines Piquets zurück und übergebt mir Schlüſſel und Laterne."

Der alte Soldat gehorchte zitternd, ohne Widerrede; und Howard trat mit Michaul allein in das Gefängniß, deſſen Thür ſie wieder hinter ſich verſchloſſen. Lewis ſprang überraſcht von ſeinem Sitze auf, doch Howard ließ ihm zum Fragen keine Zeit.

„Theurer Lewis," ſprach er leiſe, „es ſind Freunde, die vor Dir ſtehen, Dein Harry und Michaul Dahna, Dein treuergebener Diener, beide gekommen, Dich zu befreien. Als des Königs wirklicher Soldat hab' ich Dich hierher gebracht, als des Königs ſcheinbarer Soldat führ' ich Dich wieder fort; denn dieſe Uniform iſt in Wahrheit nur eine Täuſchung, der auch Du Dich bedienen ſollſt, um ſchnell zu entkommen."

Während dieſer Worte hatte Michaul ſich der Uniform entkleidet und reichte ſie dem verehrten Herrn mit den Worten dar: „Geben Sie mir dafür Ihre Kleidung, Sir, und folgen Sie in der Uniform an meiner Statt Maſter Howard."

„Und Du, Mic? Wie? Du wollteſt hier für mich eintreten? ſtatt meiner zurückbleiben?"

„Es läßt ſich nicht anders thun. Wir durften nicht wagen, weiter zu gehen. Hätten wir freilich vor einer Stunde gewußt, was wir jetzt wiſſen, ſo hätten wir auch getroſt einen Befehl zu Ihrer gänzlichen Freilaſſung vorzeigen können. Nun läßt ſich's nicht ändern; gehen Sie getroſt. Sind Sie gerettet, ſo wird man mir wahrſcheinlich nicht das Aergſte anthun. Und wär' es auch; ſo iſt es immer beſſer, ich ſterbe, als Sie. Ihr Leben iſt für das Vaterland und unſre gute Sache wichtiger, als tauſend Leben, wie das meinige."

„Zögre nicht," drängte Howard. „Es kommt ſchon die Zeit, wo wir Michaul auch befreien. Jetzt laß den wackern Mann hier; er wird ſeine Sache ſchon trefflich machen. Habe keinen Kummer.“

Eh' ſich's O'Donnel verſah, war er entkleidet und hatte die Uniform an, und von beiden Seiten gedrängt, ergriff er die Muskete und drückte den Hut in's Geſicht.

„Mic,“ ſagte er wehmüthig, als ſich Howard nach der Thüre wandte, „gebe der Himmel, daß eine Zeit kömmt, wo es mir vergönnt ſein wird, Dir zu vergelten, was Du heute an mir thuſt. O, womit hab' ich doch ſo viel Liebe verdient, Du trefflicher Menſch!“

„Behüte Sie Gott, und die Heiligen alle leiten Sie gute Wege! Grüßen Sie mein Weib und mein Kind!“ Da, als die Thüre ſchon geöffnet war, und O'Donnel eben über die Schwelle ſchreiten wollte, hielt ihn Michaul noch einen Augenblick zurück und flüſterte ihm zu: „In der Seitentaſche des Soldatenrocks, den Sie jetzt tragen, ſteckt ein zuſammengefaltetes Papier. Leſen Sie es doch, wenn Sie glücklich aus aller Gefahr ſind. Was darauf ſteht, bleibt übrigens unter uns, und die Schrift mögen Sie nach Leſung füglich verbrennen.“

Dieſe Worte waren mit ſo viel zurückgedrängtem und doch gewaltſam hervorbrechendem Gefühl geſprochen; es glänzten dabei helle Thränen in des Dieners Augen; ſeine Stimme zitterte ſo ſeltſam bewegt, daß in Lewis' Seele ſich ein großes Verlangen regte, bald zu wiſſen, was auf dem Blatte ſtehen möge. Doch war natürlich jetzt keine Zeit dazu; denn Howard zog ihn bereits mit ſich fort. Indem er die Thür wieder verſchloß, ließ er, gleichſam durch eine ungeſchickte Bewegung, die Laterne auf den Boden fallen, die ſogleich verlöſchte.

„Es iſt nicht Alles in Ordnung,“ eiferte Howard, „doch muß ich Sr. Excellenz erſt Bericht abſtatten. Ihr, Alter, haftet mir für den Gefangenen und den Gefangenwärter, derweil ich weitere Befehle einhole.“

Das böſe Gewiſſen des Sergeanten gab ihm manches Bittwort ein; aber ſtumm ſchritten die Andern den langen düſtern Gang zurück. Wieder bei den Piquets angekommen, commandirte Howard: „Auf's Gewehr!“ und die beiden Abtheilungen machten die üblichen Ehrenbezeugungen; da hörte man Schüſſe in der Ferne fallen, die verhallenden Laute eines wüſten Geſchreis wälzten ſich durch die Luft zu den Ohren der horchenden Soldaten, dann immer häufigere und nähere Schüſſe, immer lauteres und gellenderes Geſchrei, endlich der heulende Ruf der Glocken. Die Schildwache vor dem Thore begehrte ungeſtüm Einlaß. „Was iſt das? Was giebt's?“ fragte der Sergeant erſchrocken.

„Aufruhr in der Stadt!“ verſetzte der Soldat draußen. „Kampf des Volks gegen die Königlichen. Oeffnet, ſchon wirft man mit Steinen nach mir.“

Der Soldat wurde ſchnell hereingelaſſen.

„Sie können mit Ihren Leuten jetzt nicht hinaus, Herr Offizier,“ redete der alte Sergeant zu Howard. „Sie würden das Leben dieſes Häufleins in die größte Gefahr bringen. Hinter dieſen ſtarken Mauern ſind wir alle ſicher.“

„Wir müſſen hinaus!“ rief Miß Eliſabeth verzweifelt und in Todesangſt. Sir Lewis und der alte Sergeant horchten Beide beim Klang dieſer weichen Kriegerſtimme.

„Ja, mein Kamerad,“ ſetzte Howard ſogleich hinzu. „Der Lord Statthalter bedarf unſres Arms zur Bekämpfung der Rebellen. Unſer Leben gehört dem Könige, und wir haben es nicht, um es hinter Mauern zu verſtecken. Unſere Gewehre ſind geladen, unſere Patrontaſchen gefüllt. Wir müſſen hinaus, und ſollte kein einziger davon kommen. Gewehr in Arm! Rechts kehrt! Marſch!“ Das Thor flog auf und das Piquet marſchirte im Geſchwindſchritt hinaus.

## 3.

## Die Rebellion.

Das Thor krachte hinter ihren Ferſen wieder zu; der Sturmfittich des Aufruhrs rauſchte mit entſetzlichem Getöſe durch die Straßen und ſchlug ſinnbetäubend an das Ohr der zaghaften Scheinſoldaten. Zwar war Sir Lewis aus dem Gefängniß befreit, aber die meiſten ſeiner Begleiter fürchteten, daß die Gefahr noch nicht vorüber ſei.

„Was ſind das für Schüſſe? Was ſchreit das Volk ſo furchtbar? Was wimmern die Glocken? Was bedeutet das Alles, meine Freunde?“ Dies waren Fragen, die der Baronet mit ängſtlicher Haſt an ſeine Umgebung that.

„Es iſt Aufruhr, mein Lewis,“ verſetzte Laing. „Das Volk hat ſich gegen ſeine Tyrannen empört, und ſie ſchicken ihre Henkersknechte, deren Farben auch wir tragen, gegen die Sklaven, welche die Kette abgeworfen.“

„Auch Du, mein theurer Dermot, unter meinen Befreiern!“ rief O'Donnel, den eben erſt erkannten

Freund umarmend. „Das Uebermaß Eurer Liebe beſchämt mich. Doch der Becher meiner Freude wird mir durch Schrecken vergällt. Ja, es iſt ſchrecklich, daß abermals Blut fließt, daß die Straßen der iriſchen Hauptſtadt roth gefärbt werden vom hingeronnenen Leben ihrer edelſten Kinder. O, und der Gedanke, daß dieſes Blut vielleicht gar um mich, den Einzelnen, vergoſſen wird, könnte mich zur Verzweiflung bringen!“

„Blut, mein guter Lewis,“ ſagte Howard, „iſt ſeit Jahrhunderten in Irland die Loſung. Nie konnte ein gutes Werk als grüner Baum aufwachſen, blühen und Früchte tragen, das zarte Stämmlein mußte erſt mit Blut begoſſen werden, damit es bekleibe. Unſre Geſchichte iſt mit Blut geſchrieben, warum ſoll alſo nicht durch das Blut einiger Wenigen, die nichts zu verlieren haben, als ein nacktes elendes Daſein, das Leben eines der Edelſten erkauft werden, der dem Vaterlande bis auf dieſes ſchon Alles opferte und durch dieſes allein ihm noch unberechenbar nützlich ſein kann?“

„Alſo wirklich meinetwegen?“ weinte Lewis.

„Nein, mein Freund!“ rief Laing. „Wir können Dir zuſchwören, daß wir es nicht ſind, die dieſen Aufruhr angeſtiftet haben. Der Zufall hat heute Abend die Looſe bunt und ſchrecklich genug durcheinander geworfen.“

Ein hinter ihnen in der Straße aufbrauſender Lärm bekundete, daß ein Volkshaufen nach dem Hafen zuſtürme. Wie verderbenſchwangere Gewitterwolken wälzte ſich die Maſſe heran; wie fernes, näher und näher murrendes Donnergeroll klang ihr Geſchrei.

„Um Gottes Güte willen!“ rief Miß Eliſabeth, ſich an Lewis herandrängend, „laßt uns eilen!“

„Wer iſt dieſer zarte Jüngling?“ fragte O'Donnel heimlich, zu Howard gewendet. „Dieſe Stimme klingt mir ſo bekannt. Wer iſt der ſchmächtige Burſche, und wie kommt er zu meiner Befreiung?“

„Du biſt ihm ſehr verpflichtet, mein Lewis,“ verſetzte Howard. „Er hat viel für Dich gethan. Doch ſtill davon! Des Räthſels Löſung iſt nicht mehr fern. Jetzt aber fort! fort! Was Ihr eilen könnt, Kinder, daß wir den Hafen ereilen; dann ſind wir aller Gefahr entronnen.“

„Lauft! Das Volk kommt uns auf die Ferſen,“ ſchrie Laing, und Alle ſetzten ſich in Trab. Im angeſtrengteſten Lauf erreichten ſie die Straße, und nun war nur noch eine kleinere zu paſſiren, bis ſie zum Hafen gelangten; aber zitternd an allen Gliedern, keuchend und der ungewohnten, ſtarken Anſtrengung, deren Mühe die enge Uniform noch erhöhete, der furchtbarſten Angſt, dem gräßlichſten, von einer laut krachenden Salve aus ſchwerem Geſchütz erzeugten Schrecken, von Wehklagen, Flüchen und Rachegeſchrei gefolgt, all' dieſen ſchlimmen Eindrücken faſt unterliegend, umſpannte Eliſabeth Sally's Arm und eilte, auf dieſe geſtützt, weiter, ja, ohne die treue Hülfe derſelben wäre ſie gewiß mitten in der Straße umgeſunken. Und Sally, die treue, die ſorgſame, ſich ſelbſt gern aufopfernde Sally umfaßte die geliebte Lady und trug ſie mehr, als ſie ſie führte; aber die Schritte waren nur klein und langſam, und im Nu goß ſich der ſchäumende, donnernde Strom der Volksmaſſe über ſie her. Die grelle Glut einiger Fackeln ſpiegelte ſich in den blanken Flintenläufen und Bayonnetten, die rothen Soldatenröcke erhielten eine ſchauerliche Blutfarbe.

„Nieder mit den Königlichen!“ ſchrie das Volk, Gewehr und Uniform erkennend. „Schlagt die Rothen todt! Es lebe die Freiheit!“ Und ein Hagel von Steinen und Knitteln ſauſte auf die Fliehenden. Eliſabeth, an Haupt und Schultern getroffen und von wüthendem Schmerz durchzuckt, der Beſinnung beraubt, ſtürzte vorwärts in die Straße. Sally's Geſchrei rief zuerſt Howard zurück. Beſtürzt eilte er heran, O'Donnel folgte ihm auf dem Fuß. Sie fanden Sally, mit ihrem eigenen Körper den der Daliegenden deckend, und mit ſchier übermenſchlicher Kraft den rohen Pöbel zurückhaltend.

„Sie iſt verwundet!“ rief ſie Howard zu. „Nehmen Sie ſie in Schutz und laſſen ſie mich mit dieſen hier fertig werden.“

„Sie?“ fragte O'Donnel. „Um aller Heiligen willen, was iſt das?“ Und eine fürchterliche Ahnung zuckte durch ſeinen Kopf.

„Keine Frage! Keine Erklärung jetzt, mein Freund!“ verſetzte Howard. „Nur fort mit dieſem unſchätzbaren Kleinod aus dem Gedränge!“

Der Baronet hatte Eliſabeth bereits in den Armen und trug ſie, der Schläge, der Knittel, die auf ihn herabſauſten, nicht achtend, dem Haſen zu. „Sir Lewis für immer! Sir Lewis, König von Irland!“ ſchrie das Volk und ſchlug auf Sir Lewis los. Sally aber ſtürzte ſich mitten in die Maſſe und ſchrie: „Ihr ſeid im Irrthum, Männer des Volks, kühne Vertheidiger Eurer Menſchenrechte, Freunde, Lieblinge! Wir ſind nur verkleidete Soldaten, nicht Diener der Gewalt und des engliſchen Königs. Wer von Euch kennt Evans O'Neil, den einäugigen Lootſen aus Dunmoore?“

„Ich! Ich! Wir! Die Meiſten kennen ihn,“ war die vielſtimmige Antwort.

„So kennt Ihr auch ſeine Tochter, ſein einziges Kind.“

„Sally, die ſchöne, bleiche Sally! Was ſoll's mit ihr, Burſche?"

„So leuchtet mit Euern Fackeln mir in's Geſicht und ſagt, ob ich nicht Sally bin, O'Neils Tochter!"

„Sie iſt's!" riefen ſchon die Nächſten; „wir haben ſie an der Stimme erkannt!" Entferntere. Ein langer Mann drängte ſich herbei: „Ei, guten Abend, Sally, Juwel! Wie kommſt Du in den rothen Rock?"

„Schönſten Dank, Shame Dunfoore! Ich und meine Freunde haben ihn angezogen, um Sir Lewis O'Donnel mit Liſt aus dem Gefängniß zu befreien, und Ihr ſchlagt und werft auf ihn, Ihr Freunde!"

„Iſt Sir Lewis frei?" riefen alle Umſtehenden.

„Er war in unſrer Mitte."

„Wo iſt er? Sir Lewis O'Donnel iſt frei! Auf, ihn zu ſuchen! Hebt ihn auf die Schultern! Ruft ihn zum König aus! Sir Lewis, unſer König für immer! Es lebe Sir Lewis O'Donnel, König von Irland! Es lebe Sally O'Neil, ſeine Befreierin! Sally und Irland! O'Donnel und Irland! Es lebe der König!"

Die brauſende Menſchenmenge wälzte ſich mit noch größerer Haſt dem Ausgange der Straße zu, um ſich O'Donnels zu bemächtigen, deſſen Name von tauſend Lippen ſchallte. Sally erkannte ſchnell die neue Gefahr, in welche der Mann ihrer ſtillen Verehrung und ſeine wahren und beſonnenen Freunde dadurch kommen mußten, in ihrer ganzen, ſchauerlichen Größe, und ſie überflügelte im Laufe die Schnellſten. Schon hatten O'Donnel mit ſeiner ſüßen Laſt und ſeine Begleiter die letzten Häuſer der Straße erreicht, und vor ihnen breitete ſich der dunkle Wald von Maſten aus, ſich in Nacht und das weite, von lautloſer Ruhe umfangene Meer — ein ſcharfer Gegenſatz dem wilden, gräßlichen Toben am Mole und in der Stadt — verlierend und den Bedrängten die endliche Rettung verheißend: da ſtürzte plötzlich eine zweite, große Volksmaſſe, vor den Bayonnetten der bis zum Molo vorgedrungenen Soldaten zurückweichend, Kopf an Kopf, ſchreiend, heulend, fluchend und in erſchrecklicher Unordnung, in dieſelbe Straße, welche O'Donnel und ſeine Befreier zu verlaſſen eben im Begriff waren.

Sally ſuchte O'Donnel; ſie konnte ihn im Gedränge nicht finden; der hintere Volkshaufe kam heran und ſchrie ſeinen Namen; der vordere, vor ſich und hinter ſich Soldaten erblickend und in die Straße eingekeilt, warf ſich verzweifelt auf Alles, was eine königliche Uniform trug, und es koſtete jetzt weit größere Mühe, ſich dem Einzelnen verſtändlich zu machen, weil das Geſchrei zu groß, O'Donnels Befreier getrennt waren, und der Ire, der durch Sally's und der hinten nachdrängenden Worte endlich begriff, was hier vorging, wußte den wahren Soldaten von dem falſchen, den Freund von dem Feind, nicht zu unterſcheiden; denn das angreifende Militär war von demſelben Regimente, deſſen Uniform Howard gewählt. Sally's faſt übermenſchlicher Anſtrengung allein gelang es, ihre Freunde aus der mörderiſchen Hand des Volks zu erretten. Ihr Vater und ſie waren allgemein bekannt, und der Name Lewis O'Donnel war ein ſchützender Talisman. Aber gerade, was den verehrten Herrn für den Augenblick rettete, mußte ihn ſpäter verderben, wenn das Volk ihn erkannte und ſich ſeiner bemächtigte; das begriff Sally ſchnell mitten in der ſie furchtbar umtoſenden Raſerei der Volksrache, Wuth und ſchäumenden Leidenſchaft. Sie brach ſich mit aller Anſtrengung Bahn, und obgleich ſie längſt kein Gewehr mehr hatte, ſo ſuchte ſie mit den Armen durchzurudern. Aber was war all' ihre Kraft in dieſer zuſammengekeilten Maſſe? Verzweiflungsvoll ſtöhnte ſie O'Donnels und Eliſabeths Namen und beſchwor die Umſtehenden, ihr nur ein wenig Platz zu machen; es war Alles vergebens. Da betete ſie ein ſtilles, wortloſes, aber heißes Gebet; es war ein gewaltiger Aufſchwung ihres Geiſtes zu Gott, ein ſchmerzlicher Nothſchrei ihrer in äußerſter Bedrängniß blutenden Seele, ein bittender Gedanke an des Himmels allbarmherzige Hülfe, und plötzlich erhält ſie einen Stoß an die Kniee; dicht vor ihr, eng an ihren Leib angepreßt, taucht eine menſchliche Geſtalt auf, deren Kopf aber nur ihre Bruſt erreicht; eine gräßliche Ahnung durchbebt ſie, ſie beugt ſich, ſtarrt dem kleinen Mann in das zu ihr emporgehobene Geſicht und ſtößt einen Schrei des ungeheuerſten Entſetzens aus. Sie hat Tim Ruuthan erkannt. Doch er ergreift ihre Hand und ſagt mit ſanften, begütigenden Worten: „Fürchte Dich nicht vor mir; ich bin nicht Dein Feind und nicht gekommen, Dich zu verderben. Ich war dort unter dem Volkshaufen, dem Du Dich entdeckteſt; ich hörte Sir Lewis Namen von Deinen Lippen, ich ſah beim ſchwachen Lichtſchein Deine Angſt. Die Du ſuchſt, habe ich gefunden. In jener Thüre dort hat der Baronet ſeine Laſt abgelegt; einige ſeiner Freunde haben ſich vor ihn poſtirt, um den Andrang der Menſchen zurückzuhalten; wenn Du Dich mir anvertrauen willſt, führe ich Dich zu ihnen."

Der im Strom Verſinkende klammert ſich an den Strohhalm, der vom Ufer hineinragt; Tims Rede flößte dem Mädchen Zutrauen ein, ſie bat ihn, ſie zu ihren Freunden zu bringen.

„So bücke Dich ſogleich nach mir, faſſe meine Hand und halte ſie feſt, indem Du mir folgeſt."

Darauf verſchwand er vor ihr, wie er erſchienen war, und Sally that nach ſeinen Worten. Zwiſchen den Beinen der Menge hindurch brach er, ſchier auf allen Vieren kriechend, Bahn; Sally kroch ihm nach, bis er ihr zuraunte: „Richte Dich auf!“ Sie fuhr empor und ſtand vor Howard, Laing und Andy Dahna, die bei ihrem Anblick in ein „Gottlob!“ ausbrachen. Hinter Jenen in der Thüre lehnte Miß Eliſabeth, von O'Donnel erkannt und mit heißen Liebesküſſen überglüht. Sie hatte die Augen wieder aufgeſchlagen und ließ ſie mit dem Ausdruck unausſprechlicher Zärtlichkeit auf ihm ruhen. Worte wechſelten ſie keine; gewiß reden die Seligen in vollkommnern Welten auch nicht. Läßt ſich die Herrlichkeit des Blitzes durch Worte wiedergeben, wenn er, aus den Wolken brechend, die waldigen Bergeshäupter verklärt? Kann man die Anmuth eines Tonſtücks mit Worten beſchreiben? Was haben wir denn für Worte für die ſüßeſten Blumendüfte? Und was ſind den Sinnenreize gegen die reinſten, ſeligſten Gefühle der Seele? Und was iſt Alles Glück, alle Seligkeit gegen den Augenblick, wo Seele in Seele überflutet, ſich einander aufſchlürfend in erhabenſter Geiſterwolluſt? — Worte wären da Entweihung. Von Todesgefahren umbrauſt, von empörten Menſchenwogen umdonnert, doch allein ſtehen, ohne Ahnung der Außengewalt und ihrer Schrecken, nur Seele in Seele tauchend, ſich erkennend und umfaſſend im innerſten Gemüth, mit einem langen Kuſſe alle Lebenswonnen wegſaugend, in einem Nu alle Seligkeiten genießend, die die reiche Erde gewähren kann, das iſt ein Augenblick von Blitzesglorie durchpurpurt, von Himmelstönen durchklungen, von Düften durchwogt, wie ſie keine irdiſchen Blumen aushauchen, das iſt ein Augenblick, an den ſich kein rauhes Wort unſerer armen Sprache wagt.

So ſtanden die Liebenden, als Sally plötzlich, wie aus der Erde gewachſen, in ihrer Nähe erſchien. Tim war wieder verſchwunden.

„Laßt uns mit Gewalt durchbrechen!“ rief Sally den Freunden zu: „Seht, dort flattert ſchon der rothe Wimpel am Maſte des Kutters, und jenes Licht zur Linken am äußerſten Ende des Molo bezeichnet uns das ſegelfertige, auf uns wartende Boot des wackern John Boyle. Nur noch eines Kabels Länge, und Sir Lewis iſt frei. Auf denn, daß wir es durchſetzen!“

„Wohlan, ſchnell in unſre Mitte, O'Donnel, und Sie, junger Sergeant!“ rief Howard.

Die Mannſchaft drängte zuſammen, Sally voran, und ſieh, wie wunderbar! Das Volk war bemüht, rechts wie links zu weichen und einen, wenn auch ſchmalen Durchgang zu bilden. Sally allein erklärte ſich dieſen Umſtand; denn ſie erblickte Tim wieder vor ſich, wie er zu beiden Seiten den Leuten zurief, ſie möchten Platz machen, die nachfolgenden Soldaten ſeien die beſten Patrioten, die ſich allein aus dem Grunde in die Uniform des Königs geſteckt, um mit Liſt den aus ſeinem Kerker befreiten Sir Lewis O'Donnel, der ſich ſchon auf einem der Schiffe befinde, wieder in die Stadt unbeſchädigt zurückzubringen, ihn dort an die Spitze der Empörung zu ſtellen und zum Könige von Irland auszurufen. So gelangten ſie glücklich an das Ende der Straße und waren ſchon der Treppe des Steindammes ganz nahe, an deren Fuße das Boot bereit lag, die Flüchtigen aufzunehmen, als die dort aufgeſtellten Soldaten eine Gewehrſalve auf die in der Straße aufgeknäuelte Menſchenmaſſe gaben. Das Wehgeheul der Getroffenen zerriß die Luft; einen Augenblick früher und O'Donnel und ſeine Anhänger wären von den mörderiſchen Kugeln niedergeſchmettert worden. Doch kaum dem Tod entronnen, wurden ſie von der größten Gefahr dieſes Abends erfaßt. Beim Pulverblitz und beim ſchwachen Licht einiger Fackeln erkannten die Soldaten die Oſtmeath-Miliz, ihre Cameraden, und Einige riefen: „Wo kommt Ihr her? Wie ſeid Ihr durch die Rebellen gedrungen?“ Und als ſie keine Antwort erhielten, die Gefragten vielmehr raſch nach der Treppe zuſchritten, und Sally hier in neuer Todesangſt hinabſchrie: „Sir Lewis für immer!“ da merkten Jene Verrath, und ein Offizier rief: „Das ſind keine von unſern Leuten! Es ſind Rebellen in unſern Farben!“ Andre brüllten: „Was iſt das? Verrath über Verrath! Steht, oder Ihr ſeid des Todes! Wer ſeid Ihr? Antwort!“

„Hinab! hinab!“ kreiſchte Sally. „Sir Lewis für immer!“

Aber die Miliz drängte mit den Bayonnetten heran, das Volk in der Gaſſe bekam Luſt und brach, mit neuen Steinen und Knitteln bewaffnet, heraus und längs des Quai's wälzte ſich das wüſte Getümmel eines zweiten Volkshaufens, vor einem Trupp einhauender Dragoner zurückweichend. Zum Laden hatte die Miliz keinen Raum; man wurde handgemein. „Stoßt die Schurken nieder!“ herrſchte ein Offizier ſeinen Leuten zu, und im nächſten Augenblick ſtürzten mehrere ſchreiend, von den Spitzen der Bayonnette, hart verwundet, zuſammen. — O'Donnel, der bisher nur für Eliſabeth Augen und Ohren gehabt, hatte ſo eben erſt Sally an der Stimme erkannt. Wie Schuppen fiel es ihm von den Augen; der angſtvolle Ton dieſer Stimme ſchnitt ihm durch die Seele, indem er eben Eliſabeth am Arm in das Boot hinabzog. John Boyle empfing die Lady, aber in zwei Sätzen war der Baronet wieder oben auf dem Molo, von einer finſtern fürchterlichen Ahnung getrieben. In demſelben Augenblick ſtürzte Sally zu Boden, ob verwundet, ob nicht, konnte O'Donnel nicht wiſſen. Er entriß einem ſeiner Befreier das Gewehr, um ſich das Mädchen zu erkämpfen: da ſtürzten rechts und links Soldaten, von unten herauf geſtochen; ihr Geſchrei war entſetzlich. Ein kleiner Menſch wüthete mit einer Muskete gegen alle Rothröcke, die herandrängten, und von ſeiner Fauſt gepackt, flogen ſie die Steinmauer hinab in das Meer. Der Zwerg ſchien Rieſenkräfte zu haben. O'Donnel wollte Sally erfaſſen, da kehrte ſich der kleine Würgengel gegen ihn und rief: „Die iſt mein, Sir! fliehen Sie! Wenn ſie zu retten iſt, ſo liegt ihr Leben in guter Hand.“

O'Donnel erkannte mit Entſetzen den kleinen Hausknecht aus der Heideſchenke und wollte ihn zurückſchleudern. Da fühlte er ſich ſelbſt von hinten gefaßt und trotz ſeines Widerſtrebens die Treppe hinabgeriſſen.

„Sir Lewis für immer!“ hauchte ihm Sally's Stimme nach. Als er ſich unwillig zurückbeugte, blickte er in das freundliche Geſicht Howards. „Ich muß Dich zwingen, Dich zu retten!“ ſagte der Freund, und einen Augenblick darauf waren ſie im Boote. Die als Brücke dienende Planke fiel, das Fahrzeug ſtieß ab. „Aber Sally! Sally!“ rief O'Donnel verzweifelt, „Sally iſt verwundet und zurück!“ Statt aller Antwort deutete Howard auf Eliſabeth, die zuſammengekauert am Boden ſaß. Die Ruder arbeiteten haſtig, und wenige Minuten darauf führte Lewis, ſeinen fürchterlichen Schmerz bekämpfend, die geliebte Lady in den Kutter hinauf, der ſogleich wie ein aus dem Käfig befreiter Vogel über die düſtre Waſſerfläche dahinſchoß. Der Lärm der empörten Stadt verhallte fern und ferner, ſchauerliche Stille umfing das Schiff; O'Donnels Seele trauerte um Sally. Stumm ſaß er neben Eliſabeth, drückte ihre Hand und zog ſie ſeufzend an ſeine Bruſt; da fühlte er das Knattern eines Papiers, das ihm ſchnell Michauls letzte Worte in's Gedächtniß zurückrief. — Eben ſo raſch hatte er das Blatt hervorgezogen, entfaltet und war damit an die nahe Kajütenlampe getreten. Er las: „Mein theurer Sir! Ich bin entſchloſſen, für Sie zu ſterben, Irlands Tyrannen hatten Ihren Tod beſchloſſen, ſie werden dem Kühnen, der ſich für Sie eindrängt, nicht das Leben ſchenken. Auch ſterb' ich gern und freudig, wenn Sie gerettet ſind. Aber ein Geheimniß, das ich ſeit dem Tode meiner Mutter bewahre, kann ich nicht mit mir in's Grab nehmen; doch auch nur Ihnen allein kann ich's vertrauen. Es geſchieht, damit Sie meine Liebe zu Ihnen richtig würdigen ſollen. So mögen Sie denn erfahren, Sir, daß ich Ihr Bruder und durch die Bande des Bluts mit Ihnen verbunden bin. Meine Mutter, der Gott die ewige Seligkeit ſchenken möge, war nicht allein die Dienerin, ſie war auch die Geliebte Sir Williams, eh' Beide verheirathet waren, und ſie würde ſein Weib geworden ſein, hätte Kildare's Treuloſigkeit an Ihrer Frau Mutter nicht die Schickſalswürfel gerüttelt, ſo daß ſie anders fielen, als man berechnet hatte. Ich war die Frucht jener Liebe, und die gute ſelige Dora hat es nie bereut, ſich einem ſo edlen Manne, wie unſer Vater war, in Liebe ergeben zu haben. Ihre Neigung zu ihm erloſch ſelbſt mit ſeinem unglücklichen Ende nicht, und auch er gab ihr bei ſeinen Lebzeiten oft Beweiſe ſeines Wohlwollens. Ich verſprach meiner ſterbenden Mutter mein

Leben für Dich — o erlaube mir, auf ewig von Dir ſcheidend, das trauliche brüderliche Du! — einzuſetzen, wenn das Deinige in Gefahr käme. Ich habe heute mein ihr gegebenes Wort gelöst, und die Geiſter unſerer ſeligen Eltern, werden von dort, wo der Liebe keine Schranken geſetzt ſind, freundlich auf uns herablächeln. Lebe wohl, mein Bruder! Sei meinem Kinde ein Vater, meinem Weibe ein Bruder! Sei Irlands Retter und ſchenke zuweilen einen Augenblick herzlicher Erinnerung Deinem freudig für Dich geſtorbenen Bruder Michaul.“

Zwei Thränen zitterten über Lewis’ Wangen, indem er das Blatt Eliſabeth reichte. Als ſie es geleſen, breitete ſie die Arme aus; weinend ſank Lewis an die Bruſt der Weinenden, und von ihren Lippen tönten mit Segnungen die Namen: Michaul und Sally.

## 18.

## Das Ende der Schreckensnacht.

Unter den am Ufer zurückgebliebenen Freunden O’Donnels befand ſich auch Dermot Laing; ohne ſeinen Willen war er in das Kampfgetümmel gerathen; er mußte ſich vertheidigen und ſein Leben erkaufen. Sobald nun jener zweite, von den Dragonern verfolgte Menſchenſchwarm heranrückte, wurde das Gedränge ſo arg, daß die Oſtmeath-Miliz gänzlich irre gemacht, ſich gegenſeitig für Feinde haltend, untereinander ſelbſt ſich hinſchlachtete. Meiſt erſt den Irrthum einſehend, wenn der mörderiſche Streich gefallen war, erhoben die getäuſchten Soldaten ein jämmerliches Wehgeſchrei; aber auch das geängſtete Volk ſchrie, immer weiter zum Rande der Dammmauer gedrängt, und ſchon ſtürzten ganze Reihen von der Höhe in's Waſſer, Andre ſprangen hinab, um ihr Heil in den am Molo liegenden Böten zu ſuchen, oder von der Mauer geſchützt, fortſchwimmend ſich zu retten.

In dieſer höchſten Noth warf ſich Laing unter das Volk; der Geiſt, der ihn in den Schlachten beſeelt, kam über ihn. Er hatte die verwundete Sally am äußerſten Rande des Quai's erblickt, jeden Augenblick bedroht, in die Meerfluth hinabgeworfen oder zertreten zu werden, und nur allein von dem kleinen, ihm unbekannten Manne mit einer ans übermenſchliche gränzenden Anſtrengung beſchützt.

„Steht, feige Memmen!“ rief Laing mit donnernder Stimme. „Hemmt Eure Flucht, Ihr Schurken! Oder, beim heiligen Patrik! ich zerſchmettere dem Erſten, der noch einen Fuß breit zurückweicht, den rundköpfigen Schädel. — Hierher, Lieblinge! Zu mir, Landsleute! Zeigt noch einmal, daß Ihr des edlen Blutes werth ſeid, das ſchon für Euch vergoſſen wurde und kehrt Euer Geſicht dem Feinde zu. O'Donnel und Irland für immer!“

Ueberraſcht von den kühnen Worten des Mannes, beſchämt von dem einzelnen Tapfern, der im Nu einen der ihm zu nahe kommenden Dragoner mit der Muskete vom Pferde ſtieß, warf ſich ſchnell ein Theil der Beherzten, denen es nur an einem tüchtigen Anführer gefehlt zu haben ſchien, dem Feind zum neuen hartnäckigen Widerſtand entgegen, an ihrer Spitze Laing und ſeine Getreuen.

„Was iſt das?“ riefen die Dragoner, „die Soldaten des Königs haben ſich mit dem Volke verbündet und fechten gegen uns!“

„So recht, Söhne Erins!“ ertönte Laings Stimme. „Ha, kehrt Euer Muth zurück, wenn Ihr Feindesblut ſeht? Wohlan, da habt Ihr mehr davon!“ Und im nächſten Augenblick hatte er einen zweiten Reiter geſpießt, der rückwärts ſtürzte und deſſen Pferd ſich hochaufbäumend Kehrt machte und in weiten Sätzen durch die Dragoner brach, ſeinen Reiter ſchleifend. Das Volk drang mit wildem Siegesgeſchrei nach; die Dragoner flohen, mit ihnen die Miliz. Wüthend brauſte das Volk hinterdrein; der Molo war leer.

Als nach einigen Augenblicken Laing, ſich vom Volke losreißend, zu der Stelle eilte, wo er Sally geſehen, war ſie mit ihrem Beſchützer verſchwunden. Er ſuchte nun von ſeinen Leuten zuſammen, was er finden konnte und verließ mit ihnen ſo eilig als möglich die Stadt; er hatte eingeſehen, daß das Volk den Kürzern ziehen müſſe, wie er vorausgeahnet. Um Sally zu retten, hatte er ſich ein paar Augenblicke zum Anführer der Empörer aufgeworfen, und er tröſtete ſich mit dem Gedanken, daß ihm dieſe Rettung gelungen ſei.

Während am Molo der Kampf hin und her wegte, ging es in der Stadt ſelbſt nicht minder wild und blutig zu. Hier führten O'Neil und Leßlie die Volkshaufen an; ihr Zug drängte nach dem Staatsgefängniß, Soldaten warfen ſich ihnen entgegen, das Volk war nur ſchlecht bewaffnet und ſtürzte, von Kugeln durchbohrt, maſſenweiſe. Die Wuth ſteigerte ſich. Kanonenkugeln riſſen ganze Glieder; die Wuth wurde immer größer.

„Nach dem Gefängniß!“ donnerte O'Neil. „Nur erſt O'Donnel an unſrer Spitze, und alle getheilten

Kräfte ſind vereint und der Sieg iſt unſer. Schmettert Alles nieder und befreit O'Donnel!"

„Befreit O'Donnel!" heulte es durch die Reihen des Volks, und die Maſſe brach ſich über Sterbende und Leichen durch Dragoner und Milizen Bahn. Tauſendweiſe langten ſie vor dem düſtern Gemäuer an, und der Gewalt der herbeigeſchleppten Steine und Balken erlag das Thor; krachend ſtürzte es zuſammen und die empörte Menge wälzte ſich in den Hof. Die Soldaten fielen unter mörderiſchen Streichen.

„Wo iſt Sir Lewis O'Donnels Gefängniß?" riefen hundert Stimmen zugleich, und der Gefängnißwärter beeilte ſich, den Anführern den Weg zu zeigen. Mit Sturmſchritt raſeten die Wildeſten über die Treppen und Corridore; das alte Gebäude erdröhnte vom wüſten, gräßlichen Geſchrei der berauſchten Männer. Die Thür raſſelte auf. Hundert Hände ergriffen den Mann und hoben ihn, nicht auf ihn hörend, nichts auf ſeinen Widerſtand gebend, auf die Schultern. Sie trugen ihn hinab, und die furchtbar anwachſende Menge ſchrie: „Heil Sir Lewis O'Donnel, unſerm König! der König für immer! Heil Erins Herrſcher! Heil dem König der ſmaragdenen Inſel! Wir tragen ihn auf unſern Schultern! Nun hinaus in den Kampf! Nieder mit den Engländern! Setzt unſern König auf ſeinen Thron! Sir Lewis für immer!"

Und auf die Straßen hinaus ergoß ſich der tobende Menſchenſtrom und warf Alles nieder, was ihm in den Weg kam.

So waren ſie auf dem prächtigen Greenſquare weit vorgedrungen, als ihnen ein Reiterregiment, in geſchloſſenen Gliedern die ganze Breite der Straße einnehmend, entgegenkam.

„Die Engliſchen!" ſchrie das Volk. „Jetzt übergebt unſerm König den Oberbefehl! Hebt ihn herab, daß er uns führe!"

Es geſchah. „Sir Lewis O'Donnel," redete Evans O'Neil, „unſere Feinde entbehren des Hauptes; es lebt kein Statthalter von Irland mehr. Vergebens ſind die Anſtrengungen der Engländer und ihrer Soldknechte, das Volk iſt auf unſrer Seite. Sie ſind zum König dieſes Inſellandes erwählt. Führen Sie Ihre getreuen Schaaren zum Sieg!"

„Ja vollenden Sie das Werk, das wir begonnen;" rief Leßlie. „Jetzt können Sie nicht länger zögern, Sir Lewis. Der höchſte Lohn erwartet Sie, König der freien Iren zu ſein!"

„Gebt mir ein Schwert!" rief der Angeredete; „ich will mit Euch kämpfen und fallen, Söhne Erins, aber betrügen kann ich Euch nicht. Ich bin nicht Lewis O'Donnel, ich bin nur ſein Diener Michaul Dahna, der ſtatt ſeiner im Gefängniß ſaß, während er, wenn ihm der heilige Patrik beiſtand, glücklich entkommen iſt."

„Er iſt nicht O'Donnel! O'Donnel iſt geflohen!" rief das Volk wild durcheinander, und der Ruf wurde ſchnell zum tauſendſtimmigen Entſetzensſchrei. Ein paniſcher Schrecken erfaßte die wenig Augenblicke vorher ſo begeiſterten Maſſen.

„Ha, hört es doch, iriſche Männer!" hohnlachte Leßlie, „wie Sir Lewis O'Donnel, der von Euch Angebetete, Vergötterte, Euch vergilt! Während Ihr für ihn blutet, ihn, der Nichts für Euch gethan, zum König ausruft, flieht der Feigling und überläßt Euch Euerem Schickſal. Das iſt ein Patriot! Hahaha!"

Sein Gelächter verhallte im Geheul der Menge, denn ſchon raſſelten die ſchwerbepanzerten Reiter mitten unter ſie hinein und die wuchtigen Schwerter ſauſten auf die Köpfe der Männer herab, die plötzlich, wie von allem Muth, von aller Kraft verlaſſen, ſich in heilloſer Beſtürzung zur Flucht wendeten. O'Neil ſuchte mit wilder Stimme und wüthenden Geberden die Fliehenden zurückzuhalten: da erblickte er plötzlich neben ſich mehre Befehle gebende Reiter, denen eine Fackel vorgetragen wurde. Von dem Einen in der Mitte gingen die Befehle aus, die Adjutanten flogen zu ihm, von ihm. O'Neil ſtarrte noch einmal hin; ſeine Seele war ihm in das Auge getreten, ſein Körper wie verſteinert. „Blendwerk der Hölle!" rief er dann wild und ſchauerlich; „es iſt der Statthalter; er lebt, und der Teufel hat mich betrogen! Es iſt Alles verloren, flieht! Rette ſich, wer ſich retten kann!"

O'Neils Flucht war das Signal zur wildeſten Unordnung, zur gänzlichen Niederlage des Volks. Wehſchreiend ſtürzten die Empörer übereinander und erlagen zum Theil den Waffen der Soldaten. Kanonen wurden in den Straßen aufgepflanzt, und ihre Kugeln riſſen Alles nieder, was ſich noch dort befand. Dragoner-Schwadronen durchraſſelten die Stadt im ſcharfen Trab und ritten Jedermann zu Boden; die Infanterie-Regimenter rannten mit gefälltem Bayonnett durch jeden Winkel, und als der Morgen dämmerte, beleuchtete ſein junges Licht nur Leichen und Sterbende und die aus nächtlicher Bluttaufe roth aufſteigende Stadt. Der Lordlieutenant hatte ſein Wort gehalten; der Aufſtand war in der einen Nacht, die ihn geboren, auch unterdrückt.

Als Lord Corhampton vom Pferde ſtieg, um ſich in den Palaſt zu begeben und aus ſeinen Gemächern die weitern Befehle zu ertheilen, drängte ſich ein kleiner wunderlicher Menſch an ihn, mit der Bitte, ihm einen Augenblick Gehör zu geben, indem er Wichtiges über die verborgenen Triebfedern des Aufruhrs und ihre geheimen Lenker, ſowie über die Befreiung Sir Lewis O'Donnels zu entdecken habe. Es war Tim Ruuthan, der dem Lord in das Innere folgte. Eine halbe Stunde darauf trat er mit frohlockendem Lächeln wieder heraus und murmelte: „Das Dir, mein theurer Vater!“

Fünf Minuten ſpäter umzingelten Dragoner Lord Kildare's Wohnung, beſetzten die Thüren ſeiner Zimmer, riſſen ihn ſammt der erſchrockenen Miß Margaret Fitzjames aus den Betten und ſchleppten ihn nach dem Staatsgefängniß. Es war ein ſeltſames Spiel des Zufalls, daß der Lord in daſſelbe Zimmer gebracht wurde, welches O'Donnel Abends vorher verlaſſen hatte, und um ihm die bittre Ironie des Schickſals gleich bei ſeinem Eintritt bemerklich zu machen, fand er auf dem Tiſche mehre Papiere O'Donnels, die dieſer in der Eile mitzunehmen vergeſſen hatte und aus welchen abermals deutlich hervorleuchtete, welch ein edler Mann der Baronet war.

## 5.

# Auf der Najade.

Während die britiſchen Angelegenheiten im Auslande nach manchem herben Verluſte ein heiteres Anſehen gewannen, und nicht unbedeutende Eroberungen in der Halbinſel des Ganges und auf der äußerſten Spitze von Afrika Entſchädigung für die verlornen nordamerikaniſchen Provinzen gewährten, wurden die innern Verhältniſſe deſto öfterer verwirrt und getrübt.

In London verzehrte eine ſchreckliche Feuersbrunſt an ſiebenhundert Häuſer und verurſachte einen Schaden von mehr als ſechs Millionen Thalern. In den Fabrikſtädten, namentlich in Birmingham, brachen wiederholt bedenkliche Unruhen aus, die nur durch Waffengewalt unterdrückt werden konnten, und in einigen Grafſchaften kam es unter den Armen wegen unerhört hoher Preiſe der Lebensmittel zu gefährlichem Aufruhr. Dazu nahmen die immer bedenklicher werdenden Unruhen in Irland und die oft wiederholten, wenn gleich vergeblichen Landungsverſuche der Franzoſen rings um die Küſte von Großbritannien die Aufmerkſamkeit und Thätigkeit der Regierung mehr als je in Anſpruch.

Faſt zur ſelben Zeit, als Sir John Jervis durch den Sieg am Cap St. Vincent über die große ſpaniſche Flotte ſich ſelbſt den Titel eines Grafen von St. Vincent erkämpfte und neue unverwelkliche Lorbeern dem Strahlenkranze des Ruhms einflocht, welcher die Thaten der britiſchen Marine in den Annalen der Weltgeſchichte unſterblich macht, waren die Franzoſen mit beiſpielloſer Kühnheit bei Fiſhguard in Wales gelandet, und es war ihnen ſogar gelungen, ſich dort feſtzuſetzen. Die dort und in Milfordhaven — bekannt durch die Unternehmung des berühmt-berüchtigten Paul Jones — vorgefundenen Schiffe wurden theils genommen, theils zerſtört, und General Gauthier drang raſch, die wenigen, ſich entgegenſtellenden Truppen vor ſich her treibend, durch einen ſchwierigen Gebirgspaß nach Newcaſtle vor. Doch das Unternehmen fand nur wenig Anklang bei den armen ſtumpfſinnigen Walliſern, in deren Charakter ſich die franzöſiſche Regierung verrechnet hatte, indem ſie in ihm jene alte Energie vorausſetzte, die Jahrhunderte hindurch das für ſeine Unabhängigkeit kämpfende Volk beſeelt, bis es endlich unter Heinrich dem Achten beſiegt und gänzlich mit England vereinigt worden war.

Das Invaſionscorps war genöthigt, ſich zurückzuziehen, ohne etwas Andres erreicht zu haben, als daß ganz England allarmirt und neue ungeheure Summen zur Befeſtigung der Küſte verwendet wurden.

Gefährlicher indeſſen als die Unruhen in Irland und die Verſuche der Franzoſen, die am Ende nur dazu dienten, die britiſchen Nationalkräfte zu wecken und die franzöſiſchen zu zerſplittern, drohte ein andres Unternehmen zu werden, das, ſchon lange geheimnißvoll und umſichtig vorbereitet, der eigentlichen Macht und Größe des ſtolzen Albions die Axt an die Wurzel zu legen beabſichtigte.

Von ſchweren Wolken verhüllt, war die Sonne am 15. April des Jahres 1797 untergegangen; ſchwarze Nacht hatte ſich nach einem unfreundlichen Tage auf die Rhede von Spithead gelagert. Gleich einem düſtern Stern ſchimmerte vom Hauptmaſt des Admiralſchiffes die große Laterne, während ſich ringsum im weiten

Kreiſe die zahlloſen Schiffe der noch nicht lange vom Siegeszuge am Cap St. Vincent heimgekehrten, ſowie einer andern zum Auslaufen fertigen Flotte gleich unförmlichen ſchwarzen Maſſen vor ihren Ankern wiegten. Wie ein entlaubter Wald ſtarrten die rieſigen Maſten in die Nachtluft.

Das „all's well“ der wachhabenden Marineſoldaten, welches in regelmäßigen Zwiſchenräumen durch die Flotte erſchallte, das monotone Plätſchern des die Schiffe umſpielenden Waſſers, und das entfernte dumpfe Rollen der ſich an den Feſtungswerken von Portsmouthcaſtle und Monkton brechenden Brandung war das einzige Geräuſch, welches im erſten Viertel dieſer verhängnißvollen Nacht vernommen wurde.

Arglos ſchlummerten Tauſende von ermüdeten Seeleuten in ihren Hangmatten, um ſich zu den ſchweren Berufsgeſchäften für den folgenden Morgen zu ſtärken. Süße Träume umgaukelten die, welche nach langer Abweſenheit und manchem überſtandenen Abenteuer die ihnen mit Sehnſucht am heimatlichen Herde entgegenharrenden Lieben bald zu umarmen hofften. Auch denen, welche mit Gefahr ihres Lebens, um den nöthigen Unterhalt für eine zahlreiche Familie zu erwerben, im Begriff waren, in wenigen Tagen eine neue beſchwerliche Fahrt anzutreten, und den Unglücklichen, die durch den Preßgang mit Gewalt an Bord der Kriegsſchiffe geſchleppt worden waren, hatte der Schlummergott wohlthätig die Augen geſchloſſen.

Doch nur kurze Zeit dauerte dieſe Ruhe; denn ſchon wurden die dunkeln Looſe geſchüttelt, die, in geheimer Werkſtatt erzeugt, Entſetzen und Verderben über die Schläfer bringen ſollten.

Etwa eine Stunde mochte nach der Ablöſung der erſten Nachtwache verfloſſen ſein, als auf der Fregatte

Najade eine dunkle Geſtalt aus dem untern Raum auf das Mitteldeck hinauf ſtieg. Die hier Wache habenden Matroſen, welche die Erſcheinung des Mannes erwartet zu haben ſchienen, traten an ihn heran, nachdem ſie ſich vorſichtig nach allen Seiten hin umgeſehen hatten.

„'s iſt Alles ſicher, Kameraden,“ beruhigte ſie der Erſtere mit gedämpfter Stimme. „Wenn Alle auf der Flotte ihre Maßregeln in dieſer Nacht getroffen haben, wie der Hochbootsmann Parker, dann kreuzen wir bei dieſem Winde Morgen Abend vor Cherbourg und wenig Tage darauf mit den Frenchmännern vereint an den Küſten meines lieben Erins. — Tomkins, mach' dort den Rothrock ſtumm am Fallreep. Kein Laut darf über ſeine Zunge. Der Poſten auf dem Quarterdeck gehört zu Sergeant Nigels Leuten. Er iſt ein Landsmann und für uns gewonnen. — John Adams, an Deinen Poſten vor die Treppe zur Offizier-Kajüte! Keiner darf eher herauf, bis wir an Frankreichs Küſten ankern. — Laßt die Fallthür nieder, Billy, die zum Raume der Soldaten führt. Und nun wartet meine weitern Befehle ab. Sorgt, ſo lieb Euch Euer Leben iſt, daß kein Fehltritt, kein ungewohnter Laut zu den Ohren der da unten dringt!“ dabei deutete er auf die Treppe, welche zu den Offiziergemächern führte. — „Bedenkt, daß Commodore Porter nur mit einem Auge ſchläft, während das andre für die Najade wacht.“

Die Männer entfernten ſich auf die ihnen angewieſenen Poſten. Ein leiſes Stöhnen und das dumpfe Geräuſch eines Falles verkündeten gleich darauf, wie ſchnell und ſicher ſich Tomkins ſeines blutigen Auftrags entledigt hatte. Parker aber ſchritt ſchnell über das Vorderkaſtell hinweg, ſtieg weit auf das Bugſpriet hinaus und blickte, als könne er das Dunkel der rabenſchwarzen Nacht mit ſeinem Feuerauge durchdringen, auf die umherankernden Schiffe. Faſt hörbar klopfte ſein Herz, ungeſtüm zuckte jede ſeiner Nerven in krampfhafter Spannung, und in fieberhafter Hitze jagte das Blut, als wolle es alle Banden ſprengen, durch ſeine Adern.

Nur kurze Zeit, die ihm indeſſen zur Ewigkeit geworden war, hatte er auf ſeiner unbequemen Warte zugebracht, da ſtieg geräuſchlos ein blaues Licht vom Admiralſchiff empor. „Ha, endlich, ihr Trägen!“ murmelte der Hochbootsmann, und ziſchend und funkenſprühend ſtieg die von ihm bereitgehaltene Rakete als Erwiderung des Signals zum dunkeln Himmel empor. „Wohlan, Vaterland, für Dich gilt's jetzt! Dies iſt das Zeichen Deiner Freiheit oder des Todes Deiner treueſten Söhne!“ rief er entſchloſſen aus und ſprang auf das Verdeck zurück, welches ſich bald darauf auf ſeinen donnernden Kommandoruf: „Alle Hände herauf“ mit den kühnen Geſtalten anfüllte, deren Anblick im Stande war, auch Andern als ihren Feinden Furcht und Schrecken einzuflößen.

„Jetzt an die Arbeit, meine braven Burſche! Die Topſegel herunter, Mittel- und Hauptſegel zur Hälfte! Los mit dem Segel am Mizzen! Du, Billy, ans Steuer! He, was giebt's da? Ihr Narren, wollt wohl gar die Anker aufwinden? Kappt das Tau in's Teufels Namen! und fort hinaus in's weite Meer! So recht, mein Junge! Ein kräftiger Hieb! wenn ein Hals darunter war, rollte der Kopf jetzt auf dem Verdecke. Hurrah!“ rief Parker entflammt, „hurrah!“ Ein dreimal donnerndes „Hurrah“ riefen die jubelnden Matroſen, und Alle arbeiteten pünktlich, die Befehle des Hochbootsmanns befolgend.

Bald wurde auch von den zunächſt liegenden andern Schiffen das Geräuſch und das Kommando vernommen, das ſtets ertönt, wenn man unter Segel zu gehen im Begriff iſt. Hier und da ſchwebte ſchon eine Fregatte, dort eine Brigg, frei vom Anker, mit entfalteten Topſegeln. Doch auch Waffengeklirr, einzelne Schüſſe, Wehklagen, Aufrufgebrüll, rauhe Kommandoſtimmen, ertönten, ein ſchreckliches Chaos, durch die kaum von einzelnen Sternenblicken leis angehauchte Nacht, und da, wo die Ruhe aus des Schlafes gleichgehaltenen Athemzügen noch vor wenigen Augenblicken fächelte und goldne Traumnetze ſpann, tobten jetzt die Furien der ſchnell entfeſſelten Leidenſchaften um ſo ſchrecklicher, weil die Dunkelheit das Unternehmen des Aufruhrs begünſtigte.

Vergebens verſuchten die eingeſchloſſenen Offiziere und vorzüglich der wackere Kommandant der Najade mit der Zuſage guter Bedingungen die Meuterer zur Rückkehr zur Pflicht zu bewegen; vergebens war ein gewaltſamer Verſuch, ihren Kerker zu ſprengen. Parker bedrohte Jeden mit dem Tode, der es ferner wagen würde, von Bedingungen zu ſprechen oder die Kajütenthür mit Gewalt von innen zu öffnen. Dagegen verſprach er bei Irlands Schutzpatron und ſeiner Ehre, daß Keinem von ihnen ein Haar gekrümmt werden ſollte, wenn ſie ruhig den Ausgang der Sache erwarteten.

Fünf Schiffe waren endlich unter Segel und folgten der Najade, welche eine Leuchte am Hauptmaſte, zum Führer dienend, voranſegelte und langſam den Lauf nach Süden nahm.

„Es dauert lange mit den andern Burſchen,“ ſagte Parker, unruhig als Kommandant auf dem Quarterdeck umhergehend. „Die Holzköpfe!“ fuhr er fort, nachdem er einige Augenblicke ſtillſtehend, aufmerkſam auf das Meer hinausgehorcht. „Auf dem Admiralſchiffe ziehen ſie wahrhaftig ſo regelmäßig auf, als wenn wir es wären, die heute den Stunden zu gebieten hätten. Alles regelmäßig in beſter Ordnung nach Kommando. Aber halt! was iſt das? Das iſt nicht meines Freundes Diarmid Pfeife! Die kenn' ich unter tauſend andern. Hört doch! das iſt ja, als ob ein Laffe von Midſhipman die ſchwachen Lungen exercirte. Sollte etwa gar der Teufel noch ſein Spiel haben und der Royal George an uns zum Schurken werden! Nun," ſetzte er mit gezwungenem Lachen hinzu, „zu verwundern wär's eben nicht, wenn ſich die Burſche vom Namen des herrlichen Schiffes bethören ließen. Ja, ja, Georg der Dritte, Georg, ſein königlicher Patron, wiegt ſchwer bei jedem braven Seemann. Ich ſelbſt würde ihn lieben, wenn er ein freier König von England und Irland wäre. Aber was thun wir mit dem Könige des Parlamentts, dem ohnmächtigen Werkzeuge der ſtolzen Orangepartei? Unſer König muß frei ſein, wie der Vogel in der Luft, wie der Seeadler. In ſtolzer Höhe, mit ungehemmten Schwingen ſoll er ſchirmend über ſeinem Reiche ſchweben. Groß, kühn und mächtig muß er dem Königreiche Glanz verleihen, nicht aber von des Landes Großen, gleich eben ſo vielen Nebenſonnen, ſeinen Schimmer borgen. Ein Gott, ein König und ein Vaterland! laßt unſern Wahlſpruch ſein. Und nun vorwärts hinaus, meine Jungen, aus dem Kanal, mit allen Segeln, in die Freiheit, oder um uns einen freien König zu verſchaffen! Unſre Zeit iſt nun, bald bricht der Tag an, und längſt wird Evans O'Neil unſrer auf St. Albans Spitze harren, um uns den

Weg zu zeigen. Wer jetzt nicht mit uns iſt, der mag dahinten bleiben!“

So feuerte Parker mit ſeiner ſonoren Stimme die emſig arbeitenden Matroſen an, zugleich ſorgſam bemüht, ihre Aufmerkſamkeit vom Admiralſchiff abzulenken, von deſſen Bewegungen ihm nichts Gutes ahnete, und raſch furchte der Kiel des ſtolzen Schiffes die Wellen.

## 6.

## Auf dem Royal George.

Weniger vorſichtig, als auf der Najade, hatten die Verſchworenen ihre Vorbereitungen am Abend auf dem Royal George getroffen. Ohne daß ſie es oben wußten, ſaß der Sieger vom Cap St. Vincent noch in ſpäter Stunde in tiefes Nachſinnen über ein neues Unternehmen verſunken in ſeinem Schlafkabinet.

Auf dem Tiſche vor ihm waren die Wachskerzen tief auf die ſilbernen Leuchter herabgebrannt, und ihr düſtrer Schimmer ſchien auch ihn endlich an eine kurze Ruhe zu mahnen. „Noch ein paar ſolche Schläge auf unſre Feinde,“ ſagte der in Fülle der Kraft ſtehende Greis, mit dem ſtolzen Selbſtgefühl des Briten ſich vom Seſſel erhebend und die letzte Neige des köſtlichen Rebenſaftes von Madeira hinunterſchlürfend, „und ohne Einſpruch beherrſcht Englands Flagge den weiten Ocean von Pol zu Pol, wie unſer herrliches Lied ſagt:

Britannien beherrſcht die Welten*).“

Da öffnete ſich geräuſchlos die Thür; die koſtbaren indiſchen Stoffe, womit die Wände und der Fußboden des eleganten Zimmers bedeckt waren, bewegten ſich kaum, und ein rieſiger Moor ſtand mit allen Zeichen des Schreckens vor dem Admirale.

Der Graf St. Vincent hatte, noch als Flottenkapitän Sir John Jervis, Tatloo an der Küſte von Mozambique von einem Sklavenſchiff befreit und ihn wegen ſeines athletiſchen Körperbaues in ſeiner Umgebung behalten. Später wurde der Neger Sir Johns Liebling und begleitete den geliebten Herrn aus Dankbarkeit gleich deſſen Schatten. Da, wo Jervis irgend Gefahr drohte, ſelbſt mitten in der Schlacht, ſtand ihm Tatloo nah', und mehr als einmal ſchon war der Afrikaner der Schutzgeiſt des feurigen Seemanns geworden, wenn dieſer von ſeinem Heldenmuth über den Horizont ſeiner Pflicht hinausgeriſſen wurde.

Erſt durcheilte das blitzende Auge des Negers jeden Winkel des Kabinets, hierauf ſtürzte er ſich zu den Füßen des Grafen, der durch eine zornige Miene Unwillen über die ſpäte Störung äußerte, dann aber betroffen auf den treuen, die Hände flehend zu ihm emporhebenden Diener niederblickte.

„Was giebt's, Tatloo, daß Du es wagſt, Dich in ſo ſpäter Stunde geheimnißvoll bei mir einzuſchleichen?“ fragte der Admiral, mit ſeinem Adlerblick den

---

*) Britannia rule the waves etc. der bekannte Nationalgeſang der Engländer.

Zitternden vom Scheitel bis zu den Füßen ſtreng muſternd.

Der Neger legte, um den lauten Ausbruch des Gebieters zu beſchwichtigen, bedeutſam den Finger auf den Mund.

„Zur Hölle mit Deinen Grimaſſen, ſchwarzer Narr!“ rief der Seeheld, keiner Zurückhaltung gewohnt. —

Da ſtammelte Tatloo kaum vernehmbar: „O, Maſſa, Mylord, Rebellion! Schöne Schiffe verloren. Mylord tödten.“ — Und ſeine Geberden waren dabei mehr, als bezeichnend.

Im ſelbigen Augenblicke erhob ſich über ihren Köpfen wüſtes Getümmel, und Unheil weiſſagender Lärm tönte durch alle Räume des Schiffes. Jetzt hatte der Admiral auf einmal die Bedeutung des räthſelhaften Beſuchs, doch verlor er, wie niemals, auch in dieſer Bedrängniß nicht die dem wahrhaft großen Manne eigne Beſonnenheit.

Ein Riß an einem Glockenzuge, der mit allen Offiziergemächern innerhalb des Quarterdecks in Verbindung ſtand, allarmirte ihre ſchlafenden Bewohner. Im nächſten Augenblick hatte ſich St. Vincent in die Admiralsuniform geworfen und mit dem kurzen Schiffsdegen umgürtet. Dann ergriff er ein Paar von den Terzerolen, die in großer Anzahl an den Wänden hingen, bedeutete den Neger, ein andres Paar zu nehmen, und eilte, um die auf das Verdeck führende Treppe zu erreichen, bevor der Ausgang geſperrt werde. Auf dem Fuße folgte ihm Tatloo. Kaum hatten ſie vorſichtig die oberſte Stufe erreicht, da ſtürmte auch ſchon ein wilder Haufe vom Mitteldeck her, voran der Hochbootsmann und der Quartiermeiſter mit hochgeſchwungenen Waffen, unter dem

Rufe: „Nieder mit dem Admiral! Es lebe die Freiheit! Es lebe Irland und Frankreich hoch! Auf mit der dreifarbigen Flagge!“

Betroffen ſtutzten die Anführer; wie von einem elektriſchen Schlage gerührt, hafteten die Füße ihres meuteriſchen Gefolges am Boden, als ſie die hochaufgerichtete ſtolze Geſtalt ihres alten Admirals, den ſie eben im tiefen Schlafe zu überfallen wähnten, ernſt und gefaßt in der hellen Beleuchtung der Lichter, mit welchen ſchon viele bewaffnete Offiziere hinter dem Anführer erſchienen, erblickten.

„Streckt die Waffen, Ihr Schurken!“ donnerte der Graf, zugleich den ſich ihm unter drohenden Geberden nähernden Hochbootsmann durch einen wohlgerichteten Schuß zu Boden ſtreckend. „Ergebt Euch, Ihr ehrvergeſſenen Rebellen, oder Ihr ſeid Alle verloren, wie dieſer hier!“

„Nieder mit dem Mohren! Er iſt der Verräther!“ riefen Einige vordringend, als ſie jetzt erſt dicht neben dem Admirale den hohen, ſchwarzen Mann erblickten, der ihnen das Piſtol entgegenhielt, hohnlächelnd die weißen Zähne zeigte und, beſorgt um das Leben des theuern Gebieters, mit der jenen Kindern der Natur eigenen Schlauheit und Aufmerkſamkeit jede Bewegung auch des Einzelnen der Meuterer beobachtete.

„Nieder mit dem Tyrannen! Vorwärts, Kameraden! oder macht uns Platz!“ brüllten Einige der weiter Zurückſtehenden, während die Vordern ſich nur langſam näherten.

„Irland hoch!“ tönte jetzt plötzlich eine einzelne Stimme dumpf und ſchauerlich vom Spiegel des Meeres herauf.

„Und wenn auch die Geiſter der Unterwelt ſich gegen mich verſchworen hätten,“ rief der Admiral, überraſcht nach der Stelle blickend, wo die Stimme wie aus des Meeres Tiefe heraufſchallte, „ſo bleibt doch mein Wahlſpruch: König Georg und britiſche Seemannsehre! Folgt mir, meine Getreuen! Vorwärts im Namen Gottes und Altenglands! Jeden Tropfen unſeres Bluts für unſre Flagge!“ Zufällig oder aus Gewohnheit, vor jedem großen Unternehmen auf das Symbol der kriegeriſchen Ehre zu blicken, wendete er ſein Auge nach der Spitze des Hauptmaſtes, und feſte Zuverſicht, Freude und Vertrauen ſtrahlten plötzlich aus ſeinem Geſicht; denn über der Leuchte am großen Maſte wallte frei und ſtolz die mächtige rothe Flagge mit dem blauen Andreaskreuze weit hinaus in die Lüfte.

„Ein kühnes Wagſtück, bei Gott! Die That iſt des Bathordens werth!“ ſprach er zu ſich ſelbſt. „Nichts kommt mir gelegener, als dieſer Beweis britiſchen Edelſinns. — Seht Ihr dort oben die ſtolze Flagge?“ jubelte er. „Wie durch einen Zauber iſt ſie eben erſchienen. Sie iſt dieſelbe, unter der ihr vor kaum zwei Monden den Sieg an der ſpaniſchen Küſte errungen habt. Sie wird Zeuge ſein, wie Euer Admiral für britiſche Ehre auch zu ſterben weiß. Wenn ich eine Leiche bin, holt ſie herab und tretet ſie mit Füßen, Ihr Sieger von St. Vincent, Taufzeugen meines neuen Namens!“

„Auch der alte Anſon, Ihro Herrlichkeit, muß erſt von hier herab über Bord, ehe eine andre Flagge als die des Königs am Maſte des Royal George weht,“ rief eine Stimme wie aus den Wolken herab. Alle richteten überraſcht den Blick nach oben; ſchneller aber als alle Andern hatte der Admiral den Ort und die Stimme erkannt. Hoch auf dem Hauptmaſte ſtand der alte Quartiermeiſter des Dreideckers, mit der Linten den Flaggenſtock haltend, mit der Rechten ein Piſtol im Anſchlage, während vom entblößten Haupte des Alten das ſchon gebleichte Haar zerſtreut im Winde flatterte.

Auch die Anführer waren ergriffen von dieſem Bilde der Treue. Beſchämt ſchlug ein Theil derſelben den Blick zu Boden, während die Andern unſchlüſſig zu überlegen ſchienen, was ferner zu thun ſei. Der kecke Uebermuth, womit ſie anfänglich alle Schranken durchbrochen und frevelnd die Bande der Pflicht zerriſſen hatten, ſchien an der felſenfeſten Treue des Aelteſten und Erfahrenſten unter ihnen gebrochen.

Dem Lord, dem das Schwanken der Männer nicht entging, ſchien jetzt der rechte Augenblick gekommen, die Sache zur Entſcheidung zu bringen. Er warf die Piſtolen von ſich und trat vom Quarterdeck herab, welches bis jetzt nur der Hochbootsmann, der ſeinen Frevel bereits mit dem Leben bezahlt, zu betreten gewagt hatte, unter die Meuterer.

„Seht, meine Kinder, Gefährten meines Ruhms in mancher heißen Schlacht, der Greis dort oben mahnt Euch ergreifender, als ich ſelbſt, wie England erwartet, daß Jeder von uns ſeine Pflicht thut. — Gegen die Rebellen laßt uns ausziehen, in ihrem Blute wollen wir den Schimpf auswaſchen, den ſie Euch anzuthun gedachten. Das Blut jenes Elenden allein ſoll Eueren Fehler ſühnen. Euch Andern hier an Bord ſei vergeben im Namen des Königs, wenn Ihr ſofort zu Euerer Pflicht zurückkehrt. — Wollt Ihr jedoch,“ ſo ſchloß der beherzte Mann mit edlem Feuer, „daß Englands Stolz, der Schrecken unſrer Feinde, die hölzernen Wälle, unſre treffliche Flotte durch Englands eigene Söhne untergehe, ſo nehmt mein Haupt zuvor, das Ihr erſt kürzlich noch mit neuem Ruhme bekränzt; dann — ſteckt die Flagge der Schande auf, und mit ihr die unauslöſchliche Schmach, welche die Nachkommen von ein paar tauſend Briten bis in die entfernteſten Geſchlechter brandmarken wird.“

Dieſe Worte verfehlten den Eindruck nicht. Die Waffen ſanken, und fünfhundert der unternehmendſten Seeleute in der Flotte, die Kopf an Kopf ſowohl das Verdeck, als die Takellage und die untern Segelſtangen, an denen man im Begriff war, die Segel zu löſen, bedeuten, ſtanden unbeweglich. Nur hier und da vernahm man noch einzelnes Geflüſter.

Ruhig verweilte der Admiral, mit untergeſchlagenen Armen ihren Beſchluß erwartend, während er die ihm zunächſt Stehenden mit ſcharfem Blicke muſterte.

Als Alle ſchwiegen, fragte er, ſeines Sieges gewiß, nach einer kurzen, gewichtigen Pauſe, in der es ſich um Leben und Tod, um Ehre und um Schande handelte, mit kräftiger Stimme: „Kameraden, wollt Ihr Euerm alten Admiral von jetzt an wieder ſo treu und ergeben ſein, wie Ihr es immer wart?“

Ein ſchallendes Lebehoch, dem Sieger von St. Vincent und dem Könige gebracht, war die Antwort.

„So kenn' ich die Mannſchaft des Royal George!“ ſagte der Graf mit ſichtlicher Bewegung und ſtolz auf ſeinen Sieg. Und wer vermöchte es in Abrede zu ſtellen, daß der Dienſt, den er in dieſer Nacht dem Vaterlande geleiſtet, größer war, als die glänzendſte ſeiner erfochtenen Schlachten? — „An Euere Arbeit jetzt, meine Burſche!“ fuhr er fort. „Befolgt ſchnell jeden meiner Befehle und nehmt mein Wort darauf, daß ich dieſer Nacht nicht anders, als mit der Freude eines Vaters gedenken will, dem es gelungen iſt, ſeine irregeleiteten Kinder auf die rechte Bahn zurückzuführen. Es lebe der König und ſeine treuen Matroſen!“

Ein dreimaliges, donnerndes Hurrah! tönte nochmals vom Top bis zum unterſten Raume. In den nächſten Momenten ſtand Jeder, — der ganze Vorgang war kaum das Werk weniger Minuten geweſen — als ſei weiter nichts vorgefallen, an ſeinem Poſten. Der Körper des Hochbootsmannes, deſſen Dienſt ein Midſhipman übernommen, wurde ohne Weiteres in's Meer geworfen. In ſchrillen, raſchen Stößen tönte wieder die Kommandopfeife, Leuchtſignale ſchwirrten an den Maſten hinauf. Der Anker wurde gehoben, und bald flatterte ein Segel nach dem andern im Winde.

Unbeweglich ſtand der Admiral eine Zeit lang an der Ankerſpille, um zu ſehen, wie ſeinen Befehlen Folge geleiſtet wurde. Dann gab er, wie gewöhnlich, das Kommando an den Kommandanten des Schiffs zurück und wandte ſich der Treppe zu, um einen kurzen Bericht des Ereigniſſes an die Behörden am Lande, ſowie an Lord Howe, der mit einer in den Texel beſtimmten Diviſion auf der Motherbank*) vor Anker lag, durch ein Segelboot abfertigen zu laſſen. Er hatte jedoch den Eingang noch nicht erreicht, als ſich mit der Schnelle des Blitzes die dunkle Geſtalt eines ſtarken Mannes über den Spiegel des Schiffes auf das Quarterdeck ſchwang und ſich unheimlich und lautlos mit wenigen Schritten zwiſchen die Thür und den Admiral ſtellte.

Schon blitzte in der Hand dieſes Sohnes der Finſterniß das tödtliche Meſſer, und ſo feſt hielt er den Hals ſeines Opfers umkrallt, daß dieſes unfähig war, den geringſten Laut von ſich zu geben, als Tatloo, der ſich eben umdrehte, um ſeinem Herrn zu folgen, die demſelben drohende Gefahr noch zeitig genug bemerkend, ſich mit der Schnelligkeit des Tigers auf den Nacken des Mörders ſtürzte und mit einem kräftigen Fauſtſchlag den Mordſtahl zu Boden ſchmetterte.

---

*) Ein Theil der Rhede von Portsmouth.

Mit wildfunkelnden Blicken wie das Thier der Wüſte, dem durch einen mächtigern Nebenbuhler die Beute entriſſen wird, ſtarrte der finſtre Mörder auf den Neger; doch nur einen Augenblick, dann warf er ſich auf ihn, und es entſtand ein furchtbares Ringen der beiden an Kraft ſich gleichenden Männer, ein um ſo ſchrecklicheres Schauſpiel, als kein Laut ihren Lippen entfloh, während ſie ſich an einander klammernd in Schlangenwindungen im grimmigen Kampf auf Tod und Leben rangen.

Entſetzt ſahen der Admiral und einige Offiziere, welche das Geräuſch herbeigezogen hatte, auf die neue, unerwartete Scene, als es Tatloo gelang, durch eine raſche Wendung das am Boden liegende Meſſer, worauf er ſchon manchen lüſternen Blick geworfen, zu erhaſchen und es zweimal ſchnell hinter einander in des Gegners Bruſt zu ſtoßen.

„Schwarzer Hund, Sohn des Satans!“ ſtöhnte der Getroffene zu Boden ſinkend. „Auch hier wird meine Rache vereitelt! Glotzt mich nicht ſo an! Du warſt es, John Jervis, verdammter Engländer, der mich in London aus dem Schoß meiner Familie reißen und zum Matroſen der Intrepid preſſen ließ; Du warſt es, der mich peitſchen ließ, mich, den Sohn edler Väter. Längſt ſtandeſt Du im Buch meiner Rache verzeichnet; wehe mir, daß mein Stahl Dich

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52868-X
STORCA,L. FN. 1838/065

nicht erreichte, ſondern die eigne Bruſt! Fluch Dir dafür und allen Engländern und ganz England! Ihr habt mich in namenloſen Jammer geſtürzt, und mein rachedürſtendes Herz muß unbefriedigt ſeinen letzten Schlag thun. Die Hölle iſt gegen mich verſchworen; die Teufel triumphiren. Einer von ihnen hat mich bezwungen. — Segen über Irland! Erfolg ſeinen Kindern!“ Der zum Himmel erhobene Arm ſank herab, ſeine Stimme ſtockte, und das im Tode gebrochene einzige Auge des Mannes ſtarrte glanzlos auf den triumphirend mit dem blutigen Stahle über ihm ſtehenden Neger, der mit einem bedeutungsvollen Lächeln bald die Leiche zu ſeinen Füßen, bald den ſich dem Wahlplatze nähernden Gebieter anblickte.

„Evans O'Neil, der einäugige Lootſe?“ flüſterte dieſer ſchaudernd. — Bejahend nickte Tatloo mit dem Kopfe, und als habe er nur den Augenblick der Erkennung von Seiten des Admirals abgewartet, lud er jetzt behende den zuckenden Körper auf ſeine breiten Schultern und ſchritt gebückt unter der Laſt dem Bord zu. Hier gab er ſeiner Bürde einen heftigen Schwung, und im nächſten Augenblick begruben die Fluten den Mann mit dem zerriſſenen Herzen, deſſen Schläge ſeit Jahren nur blutige Rachegedanken beflügelt, deſſen Kopf nur Mordpläne durchkreiſt. Das wilde Herz ſtand ſtill, die Fackel ſeines Geiſtes war verlöſcht, und die Wellen betteten ſeinen Leichnam in ihren Schoß als ihr wohlerworbenes Eigenthum.

## 7.

# Parkers Ausgang.

Das Admiralſchiff hatte ſich bald herausgelegt mit allen Segeln. Nach einigen ſchwierigen, aber geſchickt ausgeführten Bewegungen war es gelungen, den aufrühreriſchen Schiffen, die im Begriff waren, die Rhede zu verlaſſen, den Wind abzuſchneiden. So ſehr ſich auch Parker bemühte, die hohe See zu gewinnen, ſo ſah er ſich doch endlich, da auch Lord Howe im Norden von Spithead den Ausweg in die Nordſee verlegt hatte, genöthigt, vor dem ſich ihm nähernden Linienſchiffe von hundert und zwanzig Kanonen, das alle Geſchützpforten geöffnet hatte, die Segel zu ſtreichen.

Einige Mitverſchworene, überzeugt, daß ihnen jeder Ausweg zum Entkommen abgeſchnitten, bemächtigten ſich Parkers, eben als er im Begriff war, mit Hülfe des Irländers Tomkins das Schiff in die Luft zu ſprengen. So erkauften die Feigen durch einen zweiten Verrath, nach kurzem Parlamentiren, das eigne Leben, indem ſie das Haupt der Verſchwörung mit ſechs ſeiner Vertrauteſten ſelbſt an Bord des Admiralſchiffes auslieferten.

Als ſich am andern Morgen die Sonne glänzender als ſeit langer Zeit aus dem Ocean erhob, waren die Küſten von Portsmouth über Portſea und Gosport hinaus, bis nach dem Fort Monkton hin, mit einer zahlloſen Menge von Neugierigen bedeckt, um ſich von dem Zuſtande der Flotte zu überzeugen, von der die Fama, noch ehe der Morgen graute, gemeldet hatte, daß ſie mit vollen Segeln den feindlichen Küſten zueile.

Doch ruhig, als ſei nichts geſchehen, lagen ſämmtliche Schiffe vor Anker, und ſtolz wie immer wehte auf allen die königliche Standarte.

Die ungeheure That ſelbſt hatte, gleich dem Aufruhr in Dublin, das Licht des Tages nicht erlebt. Die Finſterniß hatte ſie geboren und begraben. In düſtre Nacht gehüllt, war das Verbrechen noch faſt im Keime erſtickt und dem ſtolzen Albion der Schimpf erſpart, Zeuge zu ſein, wie einige tauſend ſeiner verblendeten Kinder im Stande waren, Ehre, König und Vaterland, wenn auch nur für Augenblicke, zu vergeſſen und zu verrathen.

Schaurig aber klang das Geraſſel der Ketten, mit denen Parker und ſeine Unglücksgefährten, an den Hauptmaſt des Admiralſchiffes gefeſſelt, dieſe fluchend, jener mit Reſignation und die Andern tröſtend, dem Ausgange ihres Schickſals entgegen ſahen.

Auch zu den Ohren eines alten Mannes, der mit der Ruhe der Verzweiflung in ſeiner Barke auf das Ruder geſtützt, zu dem ſtolzen Linienſchiffe aufſah, drangen jene ſchrecklichen Laute. „Du ſteckteſt Deinen Flaggenſtock zu hoch, Du kühner ſtolzer Segler!“ murmelte er vor ſich hin, „glaubteſt Dich zu Hohem berufen und wirſt nun leider hoch genug ſterben für Deine ſchöne Sache, während ich niedrig und unbemerkt auf meiner Nußſchale dahin ſchiffe und dem Vaterlande in unſcheinbarer Geſtalt, viel gefahrloſer, wichtige Dienſte leiſte.“

Eine Thräne drängte ſich unwillkürlich aus ſeinem Auge und verlor ſich in eine der vielen Furchen, die das Alter und die Beſchwerlichkeiten ſeines Berufs auf ſeinem Geſichte gezogen hatten; aber ein lauter, aus ſeiner ſtarken Bruſt ſich emporarbeitender Seufzer, der faſt wie ein Schmerzensſchrei klang, erregte die Aufmerkſamkeit einiger Leute in den dem ſeinigen nahe liegenden Böten, von denen fortwährend endloſe Schaaren vom Lande herzogen und das Admiralſchiff dicht gedrängt umgaben. Schon weilte theilnehmend der Blick manches ſtolzen Briten, den die Neugierde herbeigeführt hatte, auf dem fremden alten Schiffer mit dem ſtillen Kummer im ſtarren Geſichte; da zog er ſchnell ſeine Segel auf, und raſch, wie die Seemöve, ſchlüpfte das Boot von der kräftigen Hand des ſeltſamen Seemannes geſteuert, aus dem Gewimmel der Barken heraus in der Richtung von Portſea über den freien, im Strahle der Morgenſonne erglänzenden Waſſerſpiegel dahin. Es war John Boyle, der Lootſe.

Wenige Tage ſpäter fand ein noch größeres Gewühl von Böten und Schaluppen um den Royal George ſtatt, an deſſen halbem Maſte heute eine große ſchwarze Flagge, ſchaurig vom Luftzuge bewegt, über dem hohen Verdeck des ſtattlichen Kriegsſchiffes wallte, auf dem die ganze Mannſchaft in Parade ſtand.

Kein Laut verrieth das Daſein einer ſo zahlreichen Verſammlung, kein Kommandowort, kein Ton der Bootsmannspfeife unterbrach die dumpfe Stille unter Soldaten und Matroſen auf dem Schiffe, die ängſtliche Erwartung in den Zügen der Zuſchauer.

Da donnerte ein Kanonenſchuß vom Admiralſchiff über die Rhede hin, und ſobald der gleich einer dicken weißen Wolke über die Gewäſſer ſich hinwälzende Rauch wieder die freie Ausſicht geſtattete, ſah man von jedem Kriegsſchiffe ſtark bemannte Böte, alle unter der ſchwarzen Flagge, heranziehen und im weiten Kreiſe ſich um den Royal George ordnen. Immer noch kein Geräuſch, als vielleicht ein Seufzer aus der Bruſt eines ſonſt ziemlich harten Seemannes, oder das Rauſchen der Wellen, wenn der Kiel der heranrudernden Fahrzeuge über ſie hinglitt.

Die Trommeln wurden gerührt, und Parker trat mit ſeinen Mitſchuldigen auf das Verdeck. Raſſelnd fielen die Ketten und ſchaudernd fuhren die Zuſchauer bei dieſem, die Stille zuerſt unterbrechenden Tone zuſammen. Parker ſtand entblößten Hauptes vor ſeinem Richter frei und mit edler Haltung. Die Marineſoldaten präſentirten das Gewehr. Nach hergebrachter Form wurde ihm von einem Offizier das Verbrechen noch einmal vorgeleſen und ſein Eingeſtändniß verlangt. Doch nur kurz waren die zu beobachtenden Formen. Parker verneigte ſich bald darauf vor dem Admiral und den Offizieren und grüßte ſeine Kameraden, deren meiſten Thränen in den Augen ſtanden, rings um ſich her durch ein lautes „fare well!“ Schmerzlich lächelnd blickte er dann auf die große Raa, an der er im nächſten Augenblicke, zwiſchen Himmel und dem Verdecke des Schiffes ſchwebend, den kühnen Geiſt verhauchen ſollte, und reichte denen, die dazu beſtimmt waren, ihn hinaufzuziehen, die Hand. Und noch einmal an den Admiral ſich wendend, ſprach er: „Was ich thun wollte, Mylord, verzeiht es mir, es galt meines Irlands grünen Matten, nicht Euch, Mylord Vincent, bei Gott nicht Euch, Britanniens größtem Helden! Das Wort des Sterbenden mag's Euch verbürgen!“

Erſchüttert wandte ſich der Admiral zu den Umſtehenden, mit den Worten: „Schade um den ſonſt ſo braven Mann!“ Da ſchwirrten die Rollen hinauf; „Irland für immer!“ ſchallte es von Parkers Lippen und zwei Minuten ſpäter hatte ſein heißes freiheitdürſtendes Herz zu ſchlagen aufgehört. Die Matroſen und Soldaten beteten für ſeine Seele. Unerſchrocken, doch ſchweigend litten die Andern den Tod; „Irland hoch!“ rief auch Tomkins, die Arme nach Weſten hin ausbreitend, als ſchon die Schlinge um ſeinen Hals gelegt war.

„Keiner von Euch, Ihr armen Burſche, war ein Schurke, wenn Ihr gleich den Tod des Miſſethäters ſtarbt,“ ſagte der Admiral, als er in die Kajüte hinabging. „Welch' edle Vaterlandsliebe wohnte in dieſen Herzen! So ſah ich noch alle Irländer ſterben. Wahrlich, dieſes Volk verdiente glücklicher zu ſein!“

Starr ſchwebten die Leichen, ſchaurig vom Lufthauche bewegt, über den Fluthen, und die Zuſchauer, mancher mit Bewunderung für den heroiſchen Patriotismus Parkers erfüllt, kehrten allmählig ans Ufer zurück, um den Ihrigen zu erzählen, daß es ſo gut unter den Irländern, wie unter den Engländern, Männer von großem Charakter gäbe.

„Nur ein kleines Fahrzeug, mit einem einzelnen Seemanne darin, den man ſchon öfters in dieſen Tagen am Schiffe bemerkt hatte, war noch zurück. Es war wiederum John Boyle, der mit der Mütze in den gefalteten Händen hinaufrief: „Gebt mir Parkers Leiche, ich bitte Euch, meine Freunde, daß ich dem Manne, der mein Freund war, ein Grab bereite, wie's dem ehrlichen Seemann gebührt!“

Mitleidig willfahrte man der ſeltſamen Bitte, ohne weiter zu fragen. Behutſam wurde die Leiche in's Boot hinabgelaſſen, wo der Alte ſie mit den Armen umfing und ihr die gebrochenen Augen zudrückte. Dann legte er den Todten nieder und breitete ein Segel über ihn, hißte eine kleine ſchwarze Flagge auf und ſteuerte, ſich fern von jeder Küſte haltend, in's offne Meer hinaus.

## 8.

## Der Pächter von Chesnuthill.

Der Winter war in ſein blüthenumſchmücktes Grab geſtiegen; der Frühling ſaß auf dem Thron und ſtreute die Fülle ſeiner Schätze über Irland aus. Deſſen freuten ſich aber ſeine Bewohner in dieſem Jahre noch weniger, als in manchem der vorhergehenden. Tauſende irrten flüchtig und ohne Heimath umher. Die Wohnſitze vieler Großen ſtanden öde und verlaſſen; ihre Beſitzer waren der Sicherheit halber nach England entflohen. An den Thoren der Landgüter mancher wohlhabenden Patrioten leuchtete auch wohl das Siegel der Regierung, zum Zeichen, daß ſie unter Sequeſter ſtanden. Dies war auch mit Sir Lewis O'Donnels Gütern der Fall. Die Fenſter des Schloſſes Greenlodge waren ringsum mit Läden verſchloſſen. Unkraut ſchoß wuchernd in den ſchönen Gartenanlagen empor, und hohes Gras bedeckte die ſonſt ſo reinlich gehaltenen Kieswege des Parkes an der reizenden Bay. Nur in dem Fenſter eines hoch in einem der Thürme gelegenen Gemaches erblickte zuweilen ein Vorübergehender den grauen Kopf eines alten Dieners, dem die Obhut über die Zimmer anvertraut war. Alle übrigen Bewohner waren mit Michaul Dahna kurze Zeit nach den Ereigniſſen in Dublin verſchwunden, Niemand wußte wohin. Obgleich die Regierung nicht verſäumte, von Zeit zu Zeit bei den von ihr angeſtellten Schloßverwaltern Nachrichten einzuziehen, blieb doch jede Nachforſchung erfolglos, weil mit dem Verſchwinden des edlen Iren auch jede Spur von ſeinem Diener und deſſen Weibe und Bruder wie verwiſcht war.

Düſter und in beängſtigender Stille verging das Jahr. Mit der Entfernung des Hauptes, für welches man endlich Sir Lewis O'Donnel mehr und mehr zu halten geneigt war, ſchien jeder fernere Verſuch zu einer offenen Empörung erſtorben. Auch den gefürchteten Leßlie glaubte man außer Landes, und ſo kam es, daß die Partei der Orangemänner, während der letzteren Jahre von den Independenten ſo ziemlich in Schach gehalten, allmählig wieder das Haupt erhob und abermals die alten Wege einſchlug, die ſie, nothgedrungen, wenigſtens ſcheinbar einige Zeit verlaſſen hatte.

Auch auf Lindſayhall hatten die Verhältniſſe eine andre Geſtalt gewonnen, doch waren ſie der ſcharfe Gegenſatz zu dem trotzigen Stolze der Bewohner der benachbarten Schlöſſer. Zwar war es Lord Kildare durch ungeheure Summen, die er zum Opfer gebracht, ſowie durch die Hülfe des neuen Vicekönigs, Lord Camden, eines ſeiner Jugendfreunde, gelungen, die Unterſuchung gegen ſich niederzuſchlagen und ſich wieder auf freien Fuß geſetzt zu ſehen, aber er war dadurch nicht vermögend, den großen Verdacht, den alle ſeine Standesgenoſſen gegen ihn hegten, als ſei er bei dem Attentat auf Lord Corhampton und der Befreiung Sir Lewis O'Donnels ſtark betheiligt, wenn nicht gar der Urheber von beiden geweſen, zu beſeitigen und der Verachtung, die ihn von der hohen Gentry deshalb traf, zu begegnen. Die Unterredungen, die Kildare mit dem Lordlieutenant Corhampton im Palaſt und auf der Maskerade des Lord Kanzlers in Betreff des gefangenen O'Donnel gehabt, die Drohungen, die er gegen denſelben ausgeſtoßen, und die Unterſuchung, in die er deswegen gezogen worden, waren überall bekannt, eben ſo daß der Gefängnißwärter und der alte Sergeant ausgeſagt hatten, ſie ſeien von Kildare beſtochen worden, Sir Lewis loszulaſſen, ſobald ſie ſcheinbar von einem bewaffneten Haufen überfallen werden würden, und endlich, daß der Lord geradezu denunciirt worden war, der Urheber des ganzen Aufſtandes geweſen zu ſein. Der hohe Adel war an dem Manne, auf den man als den würdigſten Repräſentanten der iriſchen Ariſtokratie mit Stolz zu blicken gewohnt war, ganz irre geworden; man wußte nicht, was man von dem Feinde O'Donnels denken ſollte, der, um den jungen Demagogen, den er ſelbſt der Regierung überliefert, wieder zu befreien, ſelbſt den Mord des Statthalters und eine Revolution gegen die Regierung nicht geſcheut. Nun tauchten auch wieder alte dunkle Gerüchte auf, als ſei der Lord ein Verbündeter der Franzoſen, und dies Alles trug nur dazu bei, die Meinung über ihn zu verwirren und Alles, was zur Gentry ſich zählte, von ihm zurückzuſcheuchen. Kildare, ſonſt der Huldigungen ſeines Standes gewohnt, war empört über dieſe Zurückſetzung; er verſuchte ihr Stolz entgegen zu ſetzen, aber dies gelang nur auf kurze Zeit. Es kamen noch andere und ſchwerere Dinge hinzu, dieſen künſtlichen Stolz ſchnell zu brechen und ihn der ſelbſtgeſchaffenen Hölle zu überliefern. In ſeiner Seele glühte eine Qual nach der andern auf. Er haßte O'Donnel, wie keinen Menſchen weiter, und war durch die furchtbare Macht der Verhältniſſe gezwungen worden, für ſeinen Freund zu gelten und Handlungen, die eigentlich von der Liebe erzeugt werden, für ihn zu vollbringen. Obgleich in vielfacher Beziehung ſchuldig, war er es doch gerade nicht hinſichtlich der vollbrachten Verbrechen, deretwegen er der Regierung und dem Adel vorzüglich verdächtig geworden, und von deren Theilnahme ſich ganz zu reinigen, er durchaus nicht im Stande war. Und durch alles dies war er der Ausführung ſeiner ehrgeizigen Pläne nicht etwa näher gekommen, nein, er ſtand nie weiter davon entfernt, als gerade jetzt. So in Zwieſpalt mit ſich ſelbſt und der Welt gerathen, verlebte er einſame düſtre Tage auf Lindſayhall, wo ſeit ſeiner Rückkehr eine Grabesſtille herrſchte.

Aber auch dieſe Uebelſtände waren's noch nicht allein, die den Lord peinigten; es gab noch andre, die geeignet waren, ihn auf den Gipfel der Verzweiflung zu treiben. Noch immer wähnte er die verhängnißvollen Dokumente des franzöſiſchen Directoriums, die ihn in all' dies Unglück gebracht, in den Händen der alten Heideſchenkin und hatte nicht den Muth, etwas gegen Mutter Peppy zu unternehmen, oder ihr die Papiere abzuſchmeicheln; der ſtarre Charakter dieſes Weibes und ihre Verbindung mit den gefürchteten Weiß-Jungen waren ihm nur zu wohl bekannt. Und ſo hing ſtets das Damokles-Schwert über ſeinem Haupte. Von der andern Seite wußte Henderſon um das unſelige Geheimniß. In dieſem war dem Lord ein ſchonungsloſer Quälgeiſt erſtanden.

In dem Grade, in welchem Kildare in der Achtung des Adels geſunken war, hatte Henderſon, durch Glück und Schlauheit begünſtigt, ſich darin zu erheben gewußt. Man konnte dieſem Manne die äußere Politeſſe im Umgang und den gewöhnlichen Tact nicht abſprechen; dabei war er gewandt, fügſam, unterthänig gegen den Adel, diente den Männern, ſchmeichelte den Frauen, wagte es nie, eine eigne Meinung zu haben, erklärte ſich für den eifrigſten Anhänger ariſtokratiſcher Meinungen, ſuchte ſich durch tauſend Dienſtleiſtungen gefällig zu zeigen und wußte es ſtets auf eine geſchickte, ungezwungene und doch keineswegs demüthigende oder kriechende Weiſe an den Tag zu legen, wie hoch er die Gnade zu ſchätzen wiſſe, einen Platz in der Klaſſe der Gentry des Landes einnehmen zu dürfen. Dagegen ſpielte er gegen den gemeinen Iren den vornehmen Mann mit aller Aufgeblaſenheit, gegen ſeine Untergebenen den ſtrengen Herrn und ſprach vom Volke ſtets nur mit naſerümpfender Verachtung. Seine Kleidung war äußerſt gewählt, aber nicht überladen: auf ſeinen Fingern glänzten Ringe mit ächten Brillanten; ſeine Pferde waren von den edelſten Racen, ſeine Equipagen höchſt geſchmackvoll, ſein Haus ſehr anſtändig eingerichtet und den Gaſtfreunden ſtets geöffnet. Zu dieſem ſchönen Etabliſſement hatte er einer geſchickten weiblichen Hand bedurft, und er war ſo glücklich geweſen, Miß Anna Neil dafür zu gewinnen. Seit dieſe Dame, von ihrer Nebenbuhlerin Miß Margaret Fitzjames aus dem Felde geſchlagen und aus Lindſayhall verdrängt, Maſter Hendersons Haushälterin geworden war, galt der Pachthof von Chesnuthill als der Sitz ächten Comforts, und die vornehmſten und ſtolzeſten Glieder des Adels verſchmäheten es nicht, an Hendersons prächtigen Fêten Theil zu nehmen, bei welchen jedoch Lord Kildare nie erſchien. Deſto öfterer beſuchte der Gentleman-Farmer ſeinen hohen Gönner und Wohlthäter, und er und James Morries waren die einzigen Gäſte, die auf Lindſayhall einſprachen und einiges Leben in die todte Einſamkeit des alten

Schloſſes brachten. Selbſt Lord Wexford hatte nach ſeiner erſt ſpät erfolgten völligen Geneſung keinen Beſuch bei Kildare gemacht und dadurch, gegen alle Höflichkeitsform ſchroff verſtoßend, deutlich genug zu erkennen gegeben, daß er jede Verbindung mit dem Herrn von Lindſayhall für abgebrochen angeſehen haben wolle. Inzwiſchen verlautete mehrmals, daß der tapfere Dragonerobriſt in der Nähe des Schloſſes, in Dunmoore und in der Heideſchenke geſehen worden ſei. Miß Margaret wußte allein am beſten, wie dieſe Gerüchte zu erklären waren; denn ſie ſtanden mit ihren einſamen Spaziergängen im Park zu abendlicher Zeit in der genaueſten Verbindung. Dieſe Dame wurde nur in ſofern von der düſtern Stimmung auf Lindſayhall berührt, als ſie ſich, nach glücklicher Vertreibung Anna's, nicht ſelten langweilte; doch ſuchte und fand ſie Entſchädigung. Lady Eliſabeth vertiefte ſich, ihren Gram auf Augenblicke zu vergeſſen, in Lektüre und Muſik, und oft genug hallten die ſchwermüthigen Klänge ihrer Altſtimme, von dem mitklagenden Getön der Harfenſaiten begleitet, über die dunkeln Tannengipfel des Parkes hin und hätten der Seele des Lords Frieden bringen müſſen, wie ſie aus dem ſtillen, wenn auch thränenreichen Frieden einer ſchönen Seele emporſtiegen, wenn dies anders möglich geweſen wäre. Aber die ſeinige war dem böſen Erdgeiſte verfallen, der ſich auf den Schwingen der Muſik nicht zum Licht emporflügeln läßt, der ſelbſt den dämmernden Strahl hereinbrechender Wehmuth flieht.

Dies war die Lage der Dinge auf Lindſayhall. Auf Chesnuthill ging es dagegen ſtets herrlich und in Freuden zu.

Eliſabeth bemerkte mit größtem Mißvergnügen und tiefverletztem Ehrgefühl täglich mehr, wie die ſteigende

Anmaßung Henderſons von ihrem Vater mit einer Duldung, ja mit einer Zuvorkommenheit behandelt wurde, die ſie in unwilliges Erſtaunen verſetzte und ſie das wahre Verhältniß zwiſchen beiden Männern ahnen ließ.

Mit widriger Freundlichkeit hatte Henderſon ſogar ſchon einige Male gewagt, ſich der Lady ſelbſt zu nahen und ſie mit ſeinen abgegriffenen Redensarten zu unterhalten, und es berührte ſie auf's ſchmerzlichſte, wenn ſie ſehen mußte, wie ihr Vater es nicht bemerken zu wollen ſchien, daß ſie die Nähe des Emporkömmlings höchſt ungern duldete und ſeinem faden Geſchwätz ein erzürntes Ohr lieh. Die Erörterungen, die deshalb zwiſchen Vater und Tochter nothwendiger Weiſe ſtattfinden mußten, trugen ein Großes zur Vermehrung des Grames bei, der ſichtbar an Eliſabeths Innerem nagte und die edle Form, welche eine ſo erhabene Seele barg, allmählig zu zerſtören drohete. Oft ſchauderte ſie vor dem dunkelgeahnten Abgrund zurück, in welchem ſie ihren Vater rettungslos verſunken ſah, und ein ſtummer Jammerſchrei entſetzlicher Verzweiflung wühlte in ihrer edlen Bruſt.

Lord Kildare betrachtete es keineswegs mit Gleichmuth, wie Henderſon, ſich täglich mehr über ſeinen Stand erhebend, ſowohl ſeine frühere Lage, als den Standpunkt des Mannes, welchem er ſeine beſſeren Verhältniſſe zu verdanken hatte, ſo gänzlich vergaß, daß er ſeinen hohen Gönner nicht ſelten mit einer Vertraulichkeit behandelte, welche anfangs in der ganzen Umgegend Aufſehen erregte; aber er war der ohnmächtige Sklave, der knirſchend in die Ketten biß, gute Mienen zum böſen Spiel machte und ſich nicht mehr öffentlich mit ſeinem Herrn zeigte.

Unverhältnißmäßiger Aufwand und ſinnloſer Luxus bezeichneten das Leben des übermüthigen Pächters von Chesnuthill, und ſchon nach Verlauf eines Jahres hatte er Gelegenheit, ſich vollkommen zu überzeugen, daß die Einnahmen des ſchönen Pachtgutes, die jedem, mit dem Comfort eines anſtändigen Lebens zufriedenen Farmer mehr als genügt hätten, keineswegs mit ſeinen ſich fortwährend mehrenden Wünſchen und Bedürfniſſen im Verhältniſſe ſtanden.

Sein hochfahrender Sinn ſtrebte nach den Mitteln zu einer glanzvolleren Lage. Die Abhängigkeit als Pächter eines iriſchen Lords fing an, dem Engländer, einmal das Joch der Dienſtbarkeit abgeſtreift, läſtig zu werden. Obgleich er ſich der That nach als Beſitzer einer ihm vollkommen zugeſicherten Sinecure betrachten konnte, wohl wiſſend, daß es der Lord nie genau mit der Zahlung der Pachtgefälle nehmen würde, wollte er doch auch dem Namen nach Eigenthümer von Grundſtücken ſein, deren Lage ihm beſſer behagte, als die des einſamen Chesnuthill, und die im Fall ſeiner Verheirathung als bleibendes Eigenthum auf ſeine Nachkommen übergingen.

Die in den öffentlichen Blättern von den Behörden gemachte Anzeige, daß ſämmtliche Güter des Baronets Sir Lewis O'Donnel an den Meiſtbietenden überlaſſen werden ſollten, gab dieſer ſeiner Lieblingsidee neue Nahrung, obgleich er nie mehr von Geld entblößt geweſen war, als beim Eingang dieſer Nachricht. „Ha! Greenlodge an der reizenden Bantry-Bay! Das köſtliche Jagdſchlößchen! Danach ſtand lange mein Sinn!“ rief er, die Zeitungen weit von ſich werfend, die Tim gebracht, und ſich vom Divan emporſchnellend. „Dann noch einen anſtändigen Titel, zuletzt ein reiches vornehmes Weibchen, und man iſt ein gemachter Mann. Aber vor Allem, Geld! Geld!

Geld! Dann findet ſich das Andere ohne weiteres Kopfbrechen. Geld verſchafft ja dem Menſchen Alles, ſogar Verſtand. Woher ſoll ich ihn nehmen, dieſen Talisman, den Zauberſchlüſſel, der alle Thüren öffnet und den Eingang zu den Herzen der Menſchen bahnt, wenn alle andern Mittel unwirkſam bleiben? Ich bin wieder ſo arm, wie die Mäuſe der iriſch-katholiſchen Kirche; das ſei Gott geklagt! Die nächſte Ernte und die Maſtochſen ſchon im Voraus verkauft und nicht einmal der neue Wagen und die letzten Pferde bezahlt! Das letzte Faß Wein angezapft und die Manichäer täglich vor der Thür! — Wo die Hypothek fehlt, da will Niemand borgen; am allerwenigſten die britiſche Regierung mir, der unbekannten Größe, der ich soi disant in dies armſelige Land wie hereingeregnet bin. Woher alſo ſchnell, Tim? woher, mein Burſche?“

„Und das könnte Ew. Gnaden mich fragen?“ verſetzte der kleine Reitknecht. „Wohnt in Lindſayhall nicht ein reicher Mann, ein begüterter Pair, der Sie ſo in's Herz geſchloſſen hat, daß er Ihnen nichts abſchlagen kann? Und darf Ihnen Lord Kildare überhaupt etwas abſchlagen? Gehen Sie doch, Sie haben ja den Schlüſſel zu Mylords Caſſette.“

„Beim Teufel, Burſche, Du haſt Recht!“ rief Henderſon aufſpringend und das Zimmer mit heftigen Schritten meſſend. „Der Lord mag ſich drehen und wenden, wie er will, Geſichter ſchneiden und große Worte machen: er muß mir das Kapital leihen.“

„Maſter Henderſon,“ nahm Miß Anna das Wort, die hereingekommen war und gehört hatte, um was es ſich hier handle; „in der That, ich begreife Sie nicht. Ihnen ſteht ein Weg offen, der Ihnen zu Ehren und Würden, Titel und Reichthum, zu einer reizenden liebenswürdigen Frau und einem geſchmeidigen Schwiegervater verhilft; Sie können dieſen Weg ſo ganz ohne alle Mühe einſchlagen und des ſchönſten Erfolgs gewiß ſein; warum wandeln Sie auf Nebenwegen?"

„Ich verſtehe Sie nicht, Miß Anna; erklären Sie ſich deutlicher."

„Wie? So müßte es Ihnen ein Weib ſagen, daß Ihr höchſtes Glück in Lady Eliſabeth beſteht? Was hindert Sie beim Lord um die Hand ſeiner ſchönen Tochter anzuhalten, ſie von ihm zu fordern? Die Partie mit Lord Wexford hat ſich längſt zerſchlagen, und Miß Margaret wird Ihre Werbung gern mit all' ihren Kräften unterſtützen —."

„Weib!" rief Henderſon, wie vor einem Blitzſtrahl zurücktaumelnd, „das hat Dir Gott oder der Teufel eingegeben! Himmel! daran hab' ich nicht gedacht! So hoch hab' ich mich noch nicht verſtiegen. Aber Sie haben Recht, Miß, das Beſte iſt für mich gut genug, und nach dem Höchſten muß ich ſtreben. Eliſabeth muß mein werden und Greenlodge dazu. Ja, Mylord, die Tochter und Geld, oder beſſer: erſt Geld und dann die Tochter. „Vogue la galére!" rief Lord Wexford in ſeiner guten Laune, „Vogue la galére!" ruft Maſter Henderſon in gleicher Stimmung. — Auf, Tim, mein Junge, den neuen Wagen und die zuletzt gekauften Iſabellen mit dem ſilberplattirten Geſchirr! Ich will nach Lindſayhall. Schnell! ſogleich! Man laſſe mich nicht warten!"

„Wie Ew. Gnaden befehlen," erwiderte der Diener hämiſch lächelnd, „aber da iſt der zudringliche Sattler ſchon wieder in der Remiſe und betrachtet den neuen Wagen mit ſo nachdenklicher Miene, als ob er ſchon den Verluſt berechnete, wenn er ihn vielleicht wieder zurückzunehmen gedächte.“

„Er mag ſich heute noch einmal zum Teufel packen! Sag's dem Unverſchämten, Tim! In einigen Tagen kann er die lumpigen zweihundert Guineen in Empfang nehmen in blankem Golde oder in guten Noten der Bank von Irland. Aber keinen Stich mehr ſoll der Kerl, der den mir ſchuldigen Reſpekt vergißt, ferner für mein Hausweſen arbeiten. Nimm einen andern fügſamern, höflichern Mann zu unſrer Arbeit an! Dieſe iriſchen Hunde müſſen hinfüro alle höflich wedeln und dürfen nicht mehr unbeſcheiden kneifen.“

„Die Nachricht, Sir, wenn er derſelben Glauben beimißt, wie ich hoffe, verlaſſen Sie ſich darauf, wird den guten Mann erfreuen, und es wird nicht nöthig ſein, einen Andern anzunehmen, denn ich ſtehe für die künftige Demuth und Beſcheidenheit dieſes iriſchen Bullenbeißers.“

„Spare Deinen Witz und erfülle meine Befehle!“ rief der Gebieter ſtreng und mit ſtolzer Miene auf die Thür deutend.

Schweigend verließ der Diener das Zimmer, aber ſobald der übermüthige Pächter ſich in ſeinen bequemen Wagen geworfen hatte, war Tim wieder drinnen bei Miß Anna, und ſein Geſicht zeigte eine ſchadenfrohe Grimaſſe.

„Triumph!“ rief ihm die Dame entgegen und zog ihn im Uebermaß der Freude an ihre Bruſt. „Ein Hauptſchlag iſt uns gelungen. Das greift Dir an die Wurzel des Lebens, ſtolzer Lord; denn Dein Höchſtes iſt die Tochter. Tim, mein treuer Verbündeter, wir werden uns glänzend rächen!“

Da ballte Tim die Fauſt und murmelte: „Es muß noch beſſer kommen, wenn's mir große Freude machen ſoll, und es kommt auch noch beſſer. Wenn ich Triumph! rufe, liebe Anna, Roſenherz, dann wird von Lord Kildare nicht viel mehr übrig ſein, als die Düngung für ein paar Fuß Land.“

„Ja, mein Goldjunge!“ ſchmeichelte ſie und erwiderte vertrauliche Liebkoſungen, die ſich Tim erlaubte. Die ſchöne Miß Anna Neil und der häßliche Tim Nuuthan! Die ſtolze, engliſche Dame und der gemeine iriſche Knecht! — —

## 9.

## Maſter Henderſon in Lindſayhall.

Henderſon ſtieg mit affectirt nachläſſiger Vornehmheit am Thore des alten Lindſayhall aus.

Die düſtre Stimmung der Schloßbewohner konnte durch die Ankunft eines ſo unwillkommenen Gaſtes nicht vermindert werden. Der Empfang, welcher ihm von Seiten des Lords in Vorahnung irgend einer neuen Anmaßung zu Theil wurde, war kalt und gemeſſen. Doch der Pächter ſchien die Stimmung ſeines Protektors nicht zu bemerken und nahm, die ihm bekannte Nummer der Zeitung, die das Ausgebot der O'Donnelſchen Güter enthielt, auf dem Geſimſe des Kamins erblickend, davon Veranlaſſung, ſchnell zum Zweck ſeines Beſuches überzugehen.

„Ah, ich ſehe, Mylord kennen ſchon die von der Regierung Seiner Majeſtät wegen der Güter O'Donnels getroffenen Verfügungen!“ —

Ohne etwas zu erwidern, bejahte der Angeredete nur durch ein kaum merkliches Nicken mit dem Kopfe.

„Ich habe die Abſicht," fuhr Henderſon fort, „wenigſtens eines davon, Greenlodge in unſerer Nähe, zu kaufen."

Mit dem Zeichen der höchſten Ueberraſchung trat der Lord ihm einen Schritt näher und fragte im gereizten Tone: „Wie? Hab' ich recht gehört? Sie wollen Greenlodge kaufen? Sie?"

„Halten Sie es nicht für Anmaßung, Mylord! Der Menſch ſehnt ſich danach, ein Eigenthum zu haben, ſich ein Neſt zu bauen, wie Ew. Herrlichkeit einſt ſelbſt Ihrem ganz ergebenen Diener ſcherzhaft bemerkten, als Sie die Güte hatten, ihm Chesnuthill in Pacht anzubieten, wonach ich ja ſonſt nie gewagt haben würde, die Hand auszuſtrecken. Ich würde Sie bitten, mir die Pachtung verkaufsweiſe abzulaſſen; ſie genügt ja vollkommen meinen beſcheidenen Wünſchen. Da ſie aber zum Majorat gehört und dereinſt auf die andre Linie übergeht, ſo iſt daran nicht zu denken."

Immer finſtrer grollten Kildare's Brauen; jedoch ohne ſich dadurch irre machen zu laſſen, fuhr Henderſon mit einem ſtechenden Blick auf ſeinen Gönner fort: „Ich kenne Ihre große Vorliebe für jene Grundſtücke. Sie, Mylord, ſo denke ich, kaufen das alterthümliche, ſtattliche Balliford in der Killala-Bay, ich ſelbſt aber das einfache Greenlodge, weil es meinem untergeordneten Stande beſſer geziemt."

„Ich dachte beide zu kaufen," fiel jetzt der Lord, ſeines Unwillens nicht länger Herr, im heftigen Tone ein. —

„Erlauben mir Ew. Herrlichkeit nur auszureden.

Das Verhältniß zwiſchen Lord Wexford und dem edlen Fräulein iſt, wie ich bemerkt zu haben glaube, abgebrochen. Die Herren wiſſen alle das ſeltene Kleinod nicht genug zu würdigen, ſonſt würden ſie nicht ſobald müde werden in ihren Bewerbungen. Schande über ſie alle! Aber ich, Mylord, Ihr ergebenſter Diener und Ihr Verbündeter zugleich auf Leben und Tod, ich, Mylord, der ich Ihrem Herzen ſchon durch allerlei Kleinigkeiten näher ſtehe, als die Andern, ich fühle mich mit mächtigen Banden an das holde Weſen gefeſſelt, welches uns beide Männer fernerhin unauflöslich verbinden könnte. Erlauben Sie mir daher, hochverehrter Mann, mich um die Liebe Eliſabeths zu bewerben, deren hohen Werth Niemand beſſer kennt, als ich ſelbſt. Mit einem Worte, Mylord! Geben Sie mir Ihre ſchöne Tochter zur Gattin, und ich ſchenke ihr dann wiederum Greenlodge zur Morgengabe. Freilich Ihro Herrlichkeit würden mich zuvor durch ein hinlängliches Darlehn, etwa baar, oder durch Anweiſung auf Ihren Banquier in Dublin dazu in den Stand zu ſetzen die Güte haben. Aber ich kenne ja Ihr unendliches Wohlwollen gegen mich und darf daher nicht zweifeln. Nun, Mylord, ziehen Sie gütigſt den Gegenſtand in Erwägung.“

Von Entſetzen gefeſſelt, ſtand der Lord bewegungslos, ſeine Haare ſträubten ſich, und in ſeinen wilden, unſtäten Blicken malten ſich Wuth, Verzweiflung und Scham, in den Augen des ihm gegenüberſtehenden Mannes ſo tief geſunken zu ſein, daß dieſer es wagen durfte, der noch vor wenig Monaten den Bedientenrock getragen, ihm, dem mächtigen Lord, ſolch einen Antrag zu machen. Nach einer kurzen Pauſe, während welcher Henderſon gleichgültig mit ſeinem Uhrgehänge ſpielte, brach Kildare in die Worte aus:

„Sind Sie von Sinnen, Mann? Gilt Ihnen mein Name und Rang ſo wenig, oder gar nichts mehr? Haben Sie ſo bald vergeſſen, was Sie vorhin geweſen, Mr. Henderſon, daß Sie, kaum aus dem Staube hervorgezogen, Ihre Augen auf eine Dame werfen, die im allerglücklichſten Falle Ihre verwegenen Wünſche für die Ausgeburt eines in Unordnung gerathenen Gehirns halten würde? Sagen Sie: Ja! Henderſon, und ich will Ihnen verzeihen! Sie reden im Delirium, Henderſon, nicht wahr? Geſtehen Sie's, das ſchnelle Glück hat Sie betäubt, Sie reden irre? Mann, ſage: Ja! oder ich ſelbſt werde verrückt und würge Dich im erſten Anfalle der Wuth.“ —

Erſchöpft ſank der mächtige Herr von Lindſayhall auf einen Seſſel, und Henderſon begann wieder im ruhigſten Tone zu ſprechen:

„Mylord, nie redete ich je zuvor mit größerer Ueberlegung, als heute, während ich mein künftiges Glück zum Gegenſtand ernſter Betrachtung gemacht habe. Was, beim Himmel! finden Sie denn ſo Auffallendes darin, mein Herr, deſſen Vorfahren vielleicht Wilhelm dem Eroberer die Steigbügel hielten, oder der Königin Eliſabeth den Mantel nachtrugen auf ihren romantiſchen Promenaden mit Leiceſter, um ihre ſüßen Unterredungen in den ſchattenden Lauben von Windſor oder im Park von Kenilworth gegen unwillkommene Störung zu ſchützen, wenn ich, der ich Lord Wexford, einem beſſern Manne, als Leiceſter, einmal den Kutſchenſchlag öffnete, oder die Stäubchen von ſeinem Rock nahm, meine Augen zu Ihrer ſchönen und klugen Tochter erhebe? Sie ſind ſtolz auf Ihren erſten Ahn, der ſich doch auch empor half, wie ich, von Glück und eignem Talent begünſtigt; meine Nachkommen, ſo Gott will, ein eben ſo berühmtes Geſchlecht, wie das Ihrige, Mylord, ſollen mit Stolz auf mich, ihren erſten Ahn, zurückblicken und ſagen, daß ihre Stammmutter eine Kildare war. Ziehen Sie mich deshalb immer höher empor; aus dem Staube, Mylord, war noch nicht genug. Erheben Sie mich aus meiner Dunkelheit zu Ihrer eigenen Höhe. Beſiegen Sie ein lächerliches Vorurtheil, und ich gebe Ihnen mein Wort, Ihr Schwiegerſohn wird Ihnen keine Schande machen."

„Schrecklich, ſchrecklich!" ſtöhnte Kildare. „Großer Gott! ſo weit wäre es alſo mit mir gekommen? Ja, ich fühle ſie jetzt tief, die Wahrheit des Sprüchworts: Laß dich vom Teufel bei einem Haare erfaſſen, und du biſt ſein auf ewig."

„Halten Sie mich für des Teufels Majeſtät, oder für ſeinen Geſandten, Mylord, mir iſt's ganz gleichgültig, — ich halte Sie auch für keinen Engel; wir wiſſen Beide, wie wir mit einander daran ſind und täuſchen uns nicht. Warum alſo nicht mit offnem Helm gegenſeitig? Wir ſind Geiſter gemeinſamen Urſprungs; wir ſind alſo an einander gewieſen, müſſen uns einander helfen. Haben Sie je gehört, daß ein Teufel den andern im Stich gelaſſen? Nicht doch! Gleiche Brüder, gleiche Kappen. Ihr Leben iſt mit den Reizen der Macht, des Reichthums, des Genuſſes geſchmückt; warum ſollte es das meinige nicht ſein? Ich beſitze die Mittel, Ihnen dieſe Reize zu erhalten, ſie noch einträglicher zu machen, und weihe Ihnen gern meine Kräfte. Sie beſitzen die Mittel, mir zu gewähren, was mir fehlt, und Sie wollten mir dieſelben aus Eigenſinn oder Vorurtheil verweigern? Ei, behüte! Das wäre ungleiches Spiel. Sie wollen reich und mächtig bleiben, noch reicher und mächtiger werden, und ich werde Ihnen getreulich dazu verhelfen. Aber ich will auch reich ſein, und Sie werden mir Reichthum geben; ich will ein ſchönes Weib beſitzen, und Sie werden mir ihre Tochter nicht vorenthalten.

„Ha! mir das!“ rief der Lord wüthend aufſpringend. „O, du wirſt fürchterlich gerächt, Sir William!“ Dann ſich wieder zu Henderſon wendend, ſagte er im flehenden Tone: „Nehmen Sie Greenlodge, nehmen Sie Balliford, oder beide Güter zuſammen. Ich gebe Ihnen mein halbes Vermögen zu deren Ankauf, aber denken Sie nicht ferner an mein Kind, Henderſon. Eliſabeth iſt der einzige Ruhepunkt meines brennenden Blickes, wenn er ſcheu die Vergangenheit muſtert und ſorgenvoll die nächſte Zukunft durchläuft. Sie iſt die einzige Blume, die in dem verödeten Garten meines Lebens blüht und mich mit Duft und Farbenreiz entzückt; ſie iſt der einzige Stern, der in meine Nacht hereinlächelt und an deſſen Strahl mein Auge ſich erquickt. Sie iſt das reine, das himmliſche Element meines Hauſes, der Frieden ſpendende Genius, um deſſentwillen das Verderben vorüberſchreitet. Sie iſt der Engel, der den Sturm beſchwört und die tobenden Wellen beſchwichtigt, wenn ich, ein unheimlicher, auf dem weiten Ocean umhergeſchleuderter Schiffer, vor mir ſelbſt, als der gefährlichſten Klippe, ſcheu zurückweiche; ſie, ſie iſt's, die allein noch dem Schiffbrüchigen Rettung verheißt. Nehmen Sie alle meine Schätze — aber mein Kind erhalten Sie nimmer, fürchterlicher Menſch! — — Und nun verlaſſen Sie mein Haus, Sir,“ ſetzte er mit Hoheit hinzu. „Ich befehle es Ihnen und erwarte, daß Sie ungeſäumt Folge leiſten. Erſcheinen Sie nicht eher wieder, bis ich Sie rufen laſſe, oder fürchten Sie Alles von meinem nur zu gerechten Zorne. Rückſichten, die ich meiner Tochter ſchuldig bin, konnten mich allein abhalten, Sie denſelben nicht gleich in ſeiner ganzen Stärke fühlen zu laſſen.“

„Nicht doch!“ verſetzte Henderſon mit fürchterlicher Kälte; „ſo ſtehen wir nicht mehr zuſammen, Mylord, daß ich Ihren übereilten Befehlen willig Folge leiſtete. Sie vergeſſen unſre gegenſeitige Stellung ſo ganz, daß ich mich genöthigt ſehe, Sie Ihnen, wenn auch ungern, in's Gedächtniß zurückzurufen. Ich überwerfe mich nicht gern mit meinen Freunden; ich kann vielmehr mit Recht von mir rühmen, daß ich ein treuer, ein ergebener Freund bin. Und hätte ich Ihnen das nicht etwa bewieſen, als die Regierung in Ihrer Unterſuchungsſache einen hohen Preis darauf ſetzte, zu erfahren, wer die beiden Männer geweſen, die den Gefängnißwärter in Ihrem Namen beſtochen? Es war Ihre einzige Rettung, daß Sie nachdrücklich behaupteten, es wären dies zwei Defenders geweſen, ihre Feinde, die, um Ihrem Rufe, Ihrem Anſehen bei der Regierung auf eine recht empfindliche Weiſe zu ſchaden, Ihren Namen gemißbraucht hätten? Ei, die Lüge war fein und gut; aber wär' es nicht noch alle Tage Zeit, mich zu melden und den frommen, genügſamen Morries als meinen Begleiter und Gehülfen zu nennen? Wär' es nicht Zeit, Ihres Traktats mit dem Directorium Frankreichs beiläufig zu erwähnen und Morries als Ihr Werkzeug zu bezeichnen? O, ſtaunen Sie mich nicht an, Mylord! Ich weiß Alles, und Morries iſt mein Freund; aber er iſt von mir abhängig, wie kleine Geiſter ſtets von großen. Ihr Stern neigt ſich trüb und umwölkt ſeinem Untergange zu, Mylord, der meinige ſteigt prächtig empor; der getreue Morries dürfte leicht geneigt ſein, ſich von dem alten düſtern Licht ab- und dem neuen hellen zuzuwenden. Wenn der gute Mann auch nicht vermögend iſt, kühne Rieſenpläne in ſeinem Gehirne zu beherbergen, wie ich, und wenn ſein Ehrgeiz auch nicht auf Adlersfittigen zur Sonne emporſteigt, wie der meinige, ſo verſteht er doch ſeinen Vortheil und weiß, an wen er ſich ferner zu halten hat. Und wahrlich, Mylord, ich hatte es Ihrer Einſicht zugetraut, daß auch Sie das wüßten. Doch Sie waren verblendet; Ihr getrübter Blick ſah nicht gleich das Rechte. Ich vergebe Ihnen gern. Sie wiſſen zu gut, was Sie an mir haben; und beim Himmel! wenn einer Ihrer großen Pläne zur Reiſe kommen ſoll, durch mich allein kann es geſchehen; ich bin der Mann, der Ihnen zu den höchſten Würden verhilft, denn mein Kopf geht mit großen Gedanken ſchwanger; aber können Sie wollen, daß ich leer dabei ausginge? Sie ſagen mir Ihr halbes Vermögen zu; dies wäre ſo übel nicht. Es dient wenigſtens dazu, mich, was die äußern Verhältniſſe betrifft, mehr zu Ihnen emporzuheben. Ich habe gelebt genug, um einzuſehen, daß einer Ihrer Unterthanen, und das bleibt der Pächter von Chesnuthill ſtets, nicht um Ihre Tochter freien kann; darum nehme ich Ihre Offerte an, mich zum Herrn von Greenlodge damit zu machen. Wähnen ſie aber nicht, daß ich mich damit begnügen werde. Henderſons hochſtrebender Geiſt führt ihn einem glänzendern Ziele entgegen, und der Grundſtein meines dauernden Glücks muß der Name Kildare werden. Ich gehe jetzt, um als Squire von Greenlodge wiederzukommen, nicht etwa, meine Werbung zu erneuern — das iſt abgemacht — ſondern meine Verlobung zu feiern. Unterrichten Sie gefälligſt Ihre Tochter davon."

„Teufel!" knirſchte Kildare, ſobald ſich Henderſon entfernt hatte, und ſank abermals auf ſeinen Sitz zurück. „Weh mir! wehe!" jammerte er dort „Der

Schurke hat mich in meinen eigenen Schlingen gefangen; mit dem Blick der Klapperſchlange hält er mich gebannt, ich kann ihm nicht entgehen. Ohnmächtig muß ich mein Kind, meinen Stolz, meine Freude, dem fürchterlichen Moloch zum Opfer bringen.“ Und der Thränenquell, der ſeit ſeiner Jugend verſiecht war, öffnete ſich und leitete ſeine ſalzigen Bäche von ſeiner alternden Wange hinab.

Eliſabeths Zimmer waren nicht ſo weit von denen ihres Vaters entfernt, daß ſie nicht einzelne, heftige Laute deſſelben vernommen hätte. So oft der von ihr gefürchtete Henderſon im Schloſſe erſchien, fühlte ſie ſich von einer ihr unerklärlichen Bangigkeit ergriffen. Das geheimnißvolle Treiben zwiſchen ihm und dem Lord hatte ſie längſt mit bangen Ahnungen erfüllt, um ſo mehr, da ſie überzeugt war, daß nur Sachen von höchſter Wichtigkeit ihren Vater, deſſen ſtolze Sinnesart ſie vollkommen kannte, veranlaſſen konnten, ſich zu einem Manne herabzulaſſen, den er ſelbſt aus der niedrigſten Lage emporgezogen hatte.

Sie vermochte heut nicht länger der quälenden Unruhe zu gebieten, und begab ſich, ſobald ſie den Wagen Henderſons abfahren hörte, in das Zimmer ihres Vaters, um von ihm die Urſache des Wortwechſels zu erfahren.

Heftig fuhr Lord Kildare zuſammen, als Eliſabeth zu ihm hereintrat. Betroffen weilte ihr Auge auf den verſtörten Zügen des Vaters; dann eilte ſie, von den heiligen Gefühlen des Kindes übermannt, in die ihr heute zum erſten Male ſeit langer Zeit entgegengebreiteten Arme.

„Mein Vater!“ flehte die Liebliche zu ſeinen Füßen niedergeſunken, mit von Thränen erſtickter Stimme, „öffnen Sie der Tochter, dem einzigen Ihnen befreundeten Weſen, Ihr Herz! Schwerer Kummer laſtet darauf. Schütten Sie ihn aus in den Buſen des Kindes! Wie gern will ich Ihnen tragen helfen! Wie gern will ich verſuchen, Ihren Schmerz durch liebevollen Troſt zu heilen und auch rathen, wenn es das ſchwache Mädchen vermag, und Sie die wohlgemeinten Worte nicht von ſich weiſen."

„Steh' auf, meine Tochter! Ich mag Dich nicht ſo erniedrigt ſehen;" mit dieſen Worten räumte er ihr einen Platz neben ſich ein.

Geſpannt und in höchſter Aufregung blickte die Tochter auf den gealterten Vater, jeden Augenblick eine Erklärung des räthſelhaften Zuſtandes, in welchem ſie ihn noch nie zuvor erblickt hatte, erwartend. Doch Mildare blieb ernſt und verſchloſſen, während unbeſchreibliche Angſt, der edlen unſchuldigen Tochter gegenüber, ſein Herz zermarterte. Er konnte es nicht über ſich bringen, ihr Entdeckungen zu machen, und Eliſabeth war ſo zartfühlend, nicht weiter in ihn zu dringen.

Verlegen, von dem eignen Kinde in einem ſolchen Zuſtande gänzlicher Zerknirſchung geſehen zu werden, richtete er ſich empor, drückte einen Kuß auf die Stirne der Tochter und verließ das Zimmer mit den Worten: „Die Hitze übereilte mich einmal, mein Kind, wie in frühern Jahren; ein kleiner Wortwechſel mit Mr. Henderſon über eine Meinungsverſchiedenheit, weiter war es nichts. Beruhige Dich deshalb!"

Dieſer Moment griff mit eiſiger Kälte in Eliſabeths Herz, und die Blüthen der Kindesliebe erſtarrten darin von ſeinem Hauche; den Lord aber entführte er auf immer von der Bahn des Heils, auf die ihn ſein guter Genius noch einmal zurückgewinkt hatte, und entſchied unwiderruflich über ſeine unheilvolle Zukunft.

## 10.

## Henderſons Erhöhung.

Die Anhänger der Regierung betrogen ſich ſehr in der ſanguiniſchen Hoffnung, die gegen alle Verdächtigen der Volkspartei angewandte Strenge werde den Geiſt des Aufruhrs ein für alle Mal unterdrücken. Denn während in den weſtlichen Provinzen Hinrichtungen an der Tagesordnung waren und Konfiskation und Verbannung ſchonungslos ſelbſt über manche ſehr geachtete Familie ausgeſprochen wurden, war der Süden von Irland ſchon wieder der Herd, auf welchem der nie ruhende Leßlie in Verbindung mit dem beſonnenen Laing, denen ſich ſpäter auch der von Frankreich herübergekommene Michaul Dahna angeſchloſſen hatte, die Kohlen eines in ſeinen Folgen weit gefährlichern Aufſtandes, als der letzte geweſen war, mit allem Eifer ſchürten und zur Flamme anfachten.

Der Frühling des Jahres 1798 war unter den eben ſo geheimnißvoll als umſichtig getroffenen Vorbereitungen der Independenten herangekommen, als die Truppen in Irland, durch den Abgang mehrer Regimenter zur Unterſtützung der unter der Anführung des Generals Coote nach Oſtende und nach Brügge unternommenen Expeditionen ſehr vermindert wurden. Auf einen ſo günſtigen Augenblick hatten Jene lange gehofft. Denn kaum waren die letzten Transportſchiffe aus dem Hafen von Cove gelaufen, als das langverhaltene Feuer mit um ſo größerer Wuth ausbrach und ſich wie ein glühender verheerender Strom von einer Provinz unaufhaltſam zur andern wälzte.

Clougheen, Clonmel, Tallow, Waterford, Carric am Suir wurden zuerſt der Schauplatz aller der Gräuel, die man erblickt, wenn ein ſeit Jahrhunderten gemißhandeltes Volk ſeine Ketten ſprengt und roh und fanatiſch den erſten wilden Gebrauch der ungewohnten mißverſtandenen Freiheit macht. Die damals in Irland überall vollbrachten Exceſſe waren nicht die Reſultate der Bemühung, ſich irgend einer Regierungsform zu entziehen, ſondern den Ausbrüchen reißender Thiere zu vergleichen, die durch eigne Kraft aus den Ketten und Eiſenſtangen ihrer Käfige befreit, ſich zuerſt mit Wuth und wilder Luſt auf ihre bisherigen Peiniger werfen und ſie würgen, bevor ſie mit vollen Zügen die friſche erquickende Luft einathmen und das Daſein einer bis dahin nie gekannten Wonne im Genuß der vollen Freiheit erkennen.

In Tallow und Carric am Suir wurden die Dragoner in den ſchwachbefeſtigten Kaſernen überfallen und niedergewürgt. Mit jedem neuen Erfolge wuchs die Zahl der Rebellen und ſelten mißlang ein Unternehmen, wenn es vom tollkühnen Leßlie, dem kriegserfahrenen Laing, oder von dem ſchlauen, mit dem Vortheil jedes Gebirgspfades und jeder Felſenſchlucht vertrauten Dahna geleitet wurde.

Es war am 30. Juni, als das Hauptkorps der Independenten unter fröhlichem Geſang längs dem Ufer des Blackwater dem von hohen Bergen umgürteten See von Killarney zuzog, wo die Anführer in ſichrer Stellung die Ankunft der ſtreitbaren Männer aus der Grafſchaft Kerry erwarteten und dann nach einem Raſttage mit verſtärkten Kräften längs der weſtlichen Küſte in die Provinz Connought eindringen wollten.

Eine Abtheilung von einigen tauſend Mann wurde von Laing, welchem das Oberkommando übertragen war, unter Leßlie's und Dahna's Anführung in der Richtung von Goresbridge ausgeſandt, um die Flanken des Hauptkorps zu decken, mit der Weiſung, ſich beim Herannahen eines ſtärkern feindlichen Korps auf die Kolonne zurückzuziehen und jedes ernſte Gefecht ſo viel als möglich zu vermeiden.

Ungeſtört marſchirte das kleine Korps anfänglich ſeine Straße, bis es am erſten Juli um Mittag in der Nähe von Goresbridge auf einige feindliche Truppen ſtieß, welche ihm das weitere Vordringen auf der Straße ſtreitig zu machen ſuchten.

„Nur Yeomanry, wie's ſcheint von Kildare's Heldenſchaar, und einige Invaliden-Kompagnieen halten den Ort beſetzt," ſo meldete Michaul Dahna, der auf Kundſchaft ausgeſandt geweſen war.

„Dann drauf auf die Dickköpfe, die ſich nicht ſchämen die Waffen gegen die Sache ihrer Landsleute zu führen!" rief Leßlie; „und nehmt mir auch den edlen Lord ſelbſt auf's Korn, Dahna, wenn er ſich's etwa ſollte haben gelüſten laſſen, im Freien zu erſcheinen und ſeine Wänſte von Pächtern in Perſon anzuführen!"

Mit dem gewöhnlichen Schlachtenruf: „Irland hoch!" ſtürzte ſich die wohlgeſchloſſene Phalanx, deren vordere Glieder mit Piken und gerade gerichteten Senſen bewaffnet waren, auf den Feind, der am jenſeitigen Ufer durch zwei leichte Geſchütze gedeckt, ruhig das Herannahen der Independenten erwartete, während die freiwilligen Reiter herausfordernd und neckend längs dem Fluſſe auf und nieder galoppirten.

Ruhig hielten die königlichen Veteranen, von denen manche ſchon unter dem Herzoge von Cumberland gegen die inſurgirten Schotten bei Culloden gekämpft hatten und deshalb mit ſolcher Art von Kriegführung bekannt waren, die erſten heftigen Anfälle aus und ſtreckten dann durch ihr zweckmäßiges Feuer Viele der tollkühnen Angreifer zu Boden.

Allmählig aber verſtummte das Feuer. Die Infanterie brach rückwärts ab und zog ſich langſam auf der Straße nach Michelstown zurück, während die Dragoner ſich in Linien formirten, um ſich, wie es ſchien, ſogleich auf ihre Gegner zu werfen, ſobald ſie die nur noch durch einen leichten Verhack geſperrte Brücke paſſirt haben würden.

Der kampfluſtige Leßlie ergriff, ohne ſich durch die blitzenden Helme der Reiter, noch durch ihre geſchwungenen Säbel irre machen zu laſſen, die ſchwarze Fahne der erſten Abtheilung und ſtürzte ſich an der Spitze einiger Hundert von Michaul Dahna befehligten Scharfſchützen auf die Brücke. Doch ſtatt auf einen tapfern Widerſtand jenſeits zu ſtoßen, wie er es erwartet, ſah er mit Bewunderung die ſtolze Yeomanry davon ſprengen und ihre Infanterie, die jetzt den Saum eines nahen Gehölzes erreicht hatte, auf dem Fuße nachfolgen.

Vergeblich hatte Michaul gehofft, auf Lord Kildare zu ſtoßen. Statt ſeiner erblickte er jedoch Henderſon auf einem prächtigen Pferde, der, wie es ihm vorkam, einen höhniſchen Blick auf ihn warf, ehe er umwandte, um dem von ihm befehligten Trupp nachzuſprengen.

„Jetzt friſch, meine Kinder, ihnen nach, ehe ſie entkommen!“ rief Leßlie den Seinigen zu, die der leichte Erfolg mit doppeltem Muthe erfüllte, und mit Sturmeseile hatten ſie bald einen Hohlweg erreicht, der die Feinde ihrem Auge entzog.

Dahna hielt ſich mit ſeinen Scharfſchützen am

Rande des tiefen Weges, während die Kolonne ſelbſt in denſelben eindrang. Auch Leßlie ritt neben dem Wege und hatte eben eine kleine Anhöhe erreicht, von welcher er die Feinde überſehen konnte, als er plötzlich Halt kommandirte, während ihm ſchon von allen Seiten die feindlichen Kugeln entgegen ſausten. Vor ihm ſtand auf einem ziemlich geräumigen Plateau, unter dem Schutze einer wohlbedeckten Batterie, ein bedeutendes Korps in Schlachtordnung aufmarſchirt. Ein Blick rückwärts zeigte ihm, wie eine andre feindliche Abtheilung ſo eben im Begriff war, ihnen durch einen Seitenmarſch den Rückzug über die Brücke abzuſchneiden. Die Abtheilung vor ihm war die ſtärkſte. Der enge Raum, in welchem ſeine Schaar größtentheils noch eingepreßt war, bot keinen Kampfplatz dar, ſelbſt wenn ſie ihr Leben um den höchſten Preis hätten erkaufen wollen. „Alſo rückwärts!“ lautete der Befehl des Anführers, „damit man wenigſtens den Fluß ſo ſchnell als möglich erreicht.“

Alle Ordnung löſte ſich auf, und ein ſchreckliches Gemetzel wüthete in den flüchtigen Haufen der Independenten, ehe es einem Theile derſelben gelang, das Freie zu erreichen; aber mit dem größten Heldenmuthe erzwangen die meiſt nur ſehr unvollkommen bewaffneten Iren, obgleich zwiſchen zwei Feuern kämpfend, zuletzt noch den Uebergang über den Fluß. Jedoch kaum einige Hunderte von der faſt zweitauſend Mann ſtarken Abtheilung betraten das jenſeitige Ufer wieder; Viele fanden ihren Tod in den Wellen.

Ein heftiger Gewitterregen verdarb die Pulvervorräthe der königlichen Truppen und rettete dadurch Leßlie’s Corps vom gänzlichen Untergange.

Unter dem Schutze der während des Vernichtungskampfes eingebrochenen Nacht flüchtete ſich der Reſt der Defenders in die nahen Gebirge und zerſtreute ſich in deren Thälern und Schluchten; die Königlichen beſetzten das Terrain. Als die Sonne des andern Morgens die Gegend beleuchtete, war weit und breit kein Lebender von den aufrühreriſchen Iren zu ſehen, und ihre Macht ſchien gänzlich gebrochen.

Die die Heeresabtheilung befehligenden Offiziere umringten Henderſon, ihm Glück wünſchend, daß durch ſeine klugen Anſchläge und ſeine Mitwirkung der Regierung dieſer glänzende Sieg bereitet ſei, und Obriſt Wexford überhäufte ſeinen ehemaligen Diener mit den größten Lobſprüchen. Der General entwarf ſogleich einen glänzenden Bericht an den Lord Statthalter, worin mit Umſtändlichkeit auseinander geſetzt wurde, daß man die gänzliche Niederlage der Rebellen der geſchickten Ausführung eines Planes des Maſter Henderſon, eines ſehr loyalen und beim Adel der Umgegend überall im beſten Anſehen ſtehenden Farmers zu verdanken habe, der, mit dem Terrain genau bekannt, die Truppen in Hinterhalt gelegt und mit perſönlicher Tapferkeit an der Spitze der Yeomanry gefochten. Alle Offiziere unterſchrieben dieſes Dokument, das durch einen Kourier nach Dublin geſchickt wurde. Um zu verhüten, daß die zerſtreuten Rebellen ſich wieder ſammelten, wurden an dieſem und den folgenden Tagen Streifzüge in die Berge unternommen, und verſchiedene Depots für die einzelnen Kompagnien errichtet. Henderſon bot mit großer Zuvorkommenheit ſeinen Pachthof zu einem derſelben an und hatte das Glück, einen Theil des Dragoner-Regiments bei ſich beherbergen zu dürfen, deſſen Obriſten er früher bedient hatte, und deſſen Offiziere ihm demnach alle perſönlich bekannt waren. Der vergnügte Farmer ſparte keine Koſten, ſeinen Gäſten das

Leben ſo angenehm als möglich zu machen, und in der That ging es Tag und Nacht luſtig genug auf Cheesnuthill zu.

Eines Morgens, als die Geſellſchaft eben beim Frühſtück zuſammenſaß, ritt Lord Wexford mit ſeiner Suite in den Hof und wurde von den fröhlichen Zechern mit großem Jubel begrüßt.

„Meine Herren,“ ſagte der Obriſt, unter die Offiziere tretend und die ihm dargereichten Becher höflich ablehnend, „bevor ich mit Ihnen trinke, erlauben Sie mir, mich eines wichtigen Auftrags des Lord Statthalters zu entledigen, der geſtern Abend mit dem rückkehrenden Kourier von Dublin im Hauptquartier eingetroffen iſt. Ich hoffe dadurch Ihre Freude noch zu vermehren. Die Mittheilungen, die ich Ihnen zu machen habe, betreffen theils unſer Regiment, theils Ihren Herrn Wirth, Maſter Henderſon. Was das erſtere betrifft, ſo habe ich vom Lord Statthalter ein in ſehr ſchmeichelhaften Ausdrücken abgefaßtes Schreiben erhalten, worin die Tapferkeit meiner Leute in Vernichtung der Rebellen ſehr gerühmt wird. Hier iſt es und ich gebe Ihnen auf, daſſelbe zu leſen. Rückſichtlich Maſter Henderſons aber iſt mir vom Vicekönig der ehrenvolle Befehl zugegangen, demſelben mit dieſem zweiten Briefe die Decoration des Bathordens zu überreichen, zum anerkennenden Lohn ſeiner großen dem königlichen Heere geleiſteten Dienſte und ſeines an den Tag gelegten Patriotismus bei der gänzlichen Niederlage und Unterdrückung der iriſchen Rebellen. Maſter Henderſon, im Namen des Königs von Großbritannien ſchmücke ich Ihre Bruſt mit dem rothen Bande und dem goldnen Schilde des Bathordens, zu deſſen überzähligem Ritter Sie ernannt worden ſind. Mr. Henderſon, empfangen Sie meinen Glückwunſch!“

Erſtaunen drückte ſich in allen Zügen aus, aber in Henderſons Zügen hatte maßloſes Entzücken ſeinen Sitz aufgeſchlagen, als er den Kopf beugte und das Ordensband über ſeine Schultern rauſchte. Nun regneten Glückwünſche von allen Seiten, und mit ſeligem Lächeln dankte der Farmer; dann ergriff er ein Glas und trank die Geſundheit des Königs, des Vicekönigs und aller Offiziere des Heeres. Die Anweſenden ſtimmten jubelnd in dieſe Toaſte ein und brachten hierauf einen auf Henderſons ferneres Wohlergehen aus. Der edelſte Wein floß in Strömen.

## 11.

## Henderſons Braut.

Nachmittags wurde Tim als Kourier nach Lindſayhall mit dem Belobunsſchreiben und der Ordensdekoration geſchickt, dem Henderſon noch einige Zeilen an Lord Kildare beigefügt hatte, folgenden Inhalts: „Mylord! Aus Beiliegendem werden Sie erſehen, daß ich Ritter des **Bathordens** geworden und als ſolcher in die zweite Klaſſe des engliſchen Adels einrangirt bin. Auch bin ich durch Meiſtgebot auf dem Subhaſtationstermin der O'Donnelſchen Güter Herr von Greenlodge und Balliford geworden. Es iſt mein Wunſch, mit dem Feſte, welches ich dieſer beiden frohen Ereigniſſe halber den Offizieren des wexfordſchen

Dragoner-Regiments und der benachbarten Nobility zu geben beabſichtige, und zu welchem Sie hiermit höflichſt eingeladen werden, meine Verlobung mit Lady Eliſabeth zu vereinigen. Haben Sie daher die Gewogenheit, mir einen der nächſten Tage zu beſtimmen, und verabreden Sie das Nähere mit meiner theuern Braut. Ihr ergebener Henderſon.“

Die erſte Ueberraſchung des Lords erregte einen ſeltſamen Zwieſpalt ſeiner Gefühle in ihm. Gewohnt, Henderſon als ſeinen böſen Geiſt, ſeinen Verderber zu betrachten, wollte es ihm bedünken, als ſei dieſer Mann im Gegentheil ſein Retter aus der mißlichen Lage, die ihn eben beläſtigte, als ſei es doch wahr, was Henderſon mit kühner Zuverſicht von ſich ſelbſt geſagt, er werde bald von Stufe zu Stufe ſteigen, und die Zeit gar nicht mehr fern ſein, wo er eine bedeutende Rolle in Irland ſpielen werde! Daß Henderſon dazu das Talent beſaß, wußte Kildare nur zu gut, und daß Jener vom Glück offenbar begünſtigt wurde und daſſelbe trefflich zu benutzen verſtand, ging aus der Geſchichte der letzten Zeit eben ſo klar hervor. Die Nothwendigkeit, ſeine geliebte Tochter ſeiner Erhaltung opfern zu müſſen, kam ihm jetzt weit weniger ſchrecklich vor: er zitterte nur, Eliſabeth damit bekannt machen zu müſſen. Inzwiſchen mußte das Unvermeidliche geſchehen und mit dem Orden und dem Belobungsſchreiben des Vicekönigs in der Hand, und mit einem ſchweren Herzen in der Bruſt, trat er zagenden Schrittes in Eliſabeths Zimmer.

„Meine Tochter,“ begann er mit unſichrer Stimme, „ich habe Dir eine mir gewordene angenehme Ueberraſchung mitzutheilen. Maſter Henderſon iſt wegen ſeiner Verdienſte um den Staat zum Ritter des Bathordens ernannt worden.“

„Ich wünſche ihm Glück dazu," entgegnete Eliſabeth gleichgültig.

„Damit nicht genug, er hat auch O'Donnels Landgüter Greenlodge und Balliford gekauft und gehört nun mit Fug und Recht zur Gentry des Landes, der er ſich durch genteeles Betragen ſchon lange würdig gemacht hat."

Eliſabeth war ſchmerzlich zuſammengezuckt. „In der That, mein Vater," ſagte ſie mit Bedeutung, „das Lob dieſes Emporkömmlings klingt ſeltſam in Ihrem Munde."

„Er verdient es, mein Kind, und ich bin nicht der Mann, der gerechten Verdienſten die gebührende Anerkennung verweigert. Ich gedenke es noch zu erleben, in Henderſon einen der erſten und einflußreichſten Männer dieſes Landes zu erblicken. Seine Laufbahn hat zu gut begonnen, als daß ſie nicht eben ſo prächtig ſich ſteigern ſollte. Er hat hohe Gönner, die ihn ſehr pouſſiren."

„Sie ſcheinen einer der vorzüglichſten zu ſein."

„Ich läugne es nicht, daß ich dieſem talentvollen Manne wohl will; ich habe ſein Genie erkannt und werde ihn zu heben ſuchen, wo ich kann. Wozu hätten wir Anſehen, Macht und Reichthum, wenn wir dem niedrig gebornen Genie nicht damit den Weg ebnen ſollten?"

„Sie haben in Bezug auf Mr. Henderſon philanthropiſche Anſichten, die ich außerdem noch nicht an Ihnen zu bewundern Gelegenheit hatte."

„Ich höre dieſen bittern Ton nicht gern von Dir, Eliſabeth; denn Du mußt wiſſen, daß Mr. Henderſon bei mir um Deine Hand angehalten hat, und ich, in der guten Ueberzeugung, daß mein Wille der Deinige ſei, ihm dieſelbe zugeſagt habe."

„Mylord!" rief Eliſabeth erſchrocken und ſtarrte ihn an, als befürchte ſie, Zeichen des Wahnſinns an ihm wahrzunehmen.

„Die Verlobung ſoll in einigen Tagen gefeiert werden."

„Mein Vater! Iſt das möglich? Ihr Ernſt? Nein, das kann nicht ſein! Aber was bringt Sie dazu, ſo wahnwitzigen Scherz mit Ihrem Kinde zu treiben?"

„Wie kömmſt Du dazu, meine Worte für Scherz zu halten? Wenn Mr. Henderſon auch nicht von altem Adel iſt, ſo erſetzt er dieſen Mangel durch große Talente. Er iſt jetzt Ritter des Bathordens und Herr nicht unbeträchtlicher Güter, dazu ein junger, gewandter, liebenswürdiger Mann, die annehmlichſte Partie von der Welt."

„Alſo wirklich?" erhob ſich die Lady mit aller niederſchmetternden Majeſtät ihres Weſens, und ihr großes Auge leuchtete Stolz und Verachtung. „Welche lichtſcheuen Gründe Sie auch haben mögen, mich an einen Menſchen, wie dieſer Engländer, zu verkuppeln, ſo glauben Sie ja nicht, daß Eliſabeth Kildare, die den edlen Lord Wexford ausſchlug, ſich zu ſeinem gemeinen Knecht erniedrigen würde! Wenn es, wie ich leider mit Schaudern bemerken muß, ſchon dahin mit Ihnen gekommen iſt, daß Sie ſich in der dämoniſchen Gewalt eines Buben befinden, dem Sie vor einem Jahre den bunten Rock erſt ausgezogen haben, ſo kümmert mich fürwahr dieſer Bund nichts; ich habe ein reines Gewiſſen und Freiheit des Willens, meinen Abſcheu vor Schmutz, Gemeinheit und ſchleichender Büberei nicht nur auszuſprechen, ſondern auch zu bethätigen."

„Eliſabeth!" donnerte der Lord mit erkünſtelter Wuth. „Du vergißt, wem Du gegenüber ſtehſt. Ich werde dieſen Trotz zu brechen, ich werde Dich zu zwingen wiſſen. Mit einem Worte, Du wirſt Hendersons Frau! und nun nicht der kleinſte Widerſpruch mehr!"

„Nein, Mylord, ſo weit geht Ihre Macht nicht über mich. Ich werde heute noch Ihr Haus verlaſſen."

„So werd' ich Dich einſperren!"

„Ich werde meine Freunde zu meinem Beiſtand aufrufen."

„So werd' ich Dich züchtigen."

„Ha, mir das!" ſchrie die Lady außer ſich vor Entſetzen und Schmerz. „Wagen Sie es nur, Mylord, mich einzuſperren, Ihre grauſame Hand an mich zu legen und mich jenem Buben in die Arme ſchleudern zu wollen! Ha, nicht vergebens hat mir ein Geſchick, dem ich im blinden Wahne fluchte, das ich jetzt ſegnen muß, furchtbare Waffen gegen Sie in die Hand gegeben. So macht Gott durch ein Kleines die Schwachen ſtark! Haben Sie je davon gehört, daß ein gewiſſer Traktat, den Sie mit der franzöſiſchen Regierung abgeſchloſſen, im Original auf dieſer Inſel iſt?"

Kildare wurde bleich wie ein Marmorbild. „Dieſer Traktat" — ſtammelte er, „Du weißt davon. Nun ja, ich weiß — die Heideſchenkin — will ſich mein Kind mit dem gemeinen Weibe gegen mich verbünden?"

„Nicht doch! Die Heideſchenkin hat das Dokument nie beſeſſen. Es befand ſich in des edlen O'Donnels Hand, der es mir als Erbe übergab, als er von Ihnen angeklagt in's Gefängniß wandern mußte. Ich habe es heilig aufbewahrt. Aber nun verſuchen Sie eine einzige Ihrer Drohungen gegen mich auszuführen, und erwarten Sie das Schlimmſte."

In des Lords Bruſt arbeitete ein furchtbarer Kampf. „Eliſabeth," ſagte er endlich mit ſanfter Stimme. „Deine letzten Worte haben für mich einen ſüßen Klang gehabt. Jene wichtigen Papiere in Deiner Hand zu wiſſen, iſt mir ein großer, o ein überſchwenglich großer Troſt! Ich bin auf der einen Seite ſicher. — Und da Du nun in das böſe Geheimniß eingeweiht biſt, da Du weißt, zu welcher unglücklichen Operation ich durch trügeriſche Politik verleitet wurde, wie leider meine beſten Berechnungen durch ein feindliches Geſchick zu Schanden geworden ſind, ſo kann ich nun frei und offen mit Dir reden. Von den beiden Mitwiſſern dieſes Geheimniſſes, Morries und Henderſon, iſt der letztere mir der gefährlichſte und nützlichſte. Dieſes, wenn ich mir ſein großes Talent dienſtbar mache, jenes, wenn ich ihn zurückweiſe und ihm Deine Hand verweigere. Er kann mich verderben und mir zu großen Dingen behülflich ſein. Und beides hängt jetzt allein von Dir ab."

Eliſabeth ſchüttelte wehmüthig das ſchöne Haupt.

„Wie? meine Tochter könnte es ſehen, wenn ihr Vater abermals in ein hartes grauſames Gefängniß geworfen, wenn ſein alter, morſcher Körper, an Ueberfluß und Bequemlichkeit gewöhnt wie an Licht und Luft, der Kälte und der Feuchtigkeit, dem Moder und der Nacht eines dumpfen Kerkers preisgegeben, wenn ich überführt, zu der ſchimpflichſten Todesſtrafe verurtheilt würde? Du könnteſt es ertragen, wenn dieſes graue Haar, das mir Zeit und Kummer, dieſe grauſamen Tyrannen, noch gelaſſen, von der Höhe des Galgens im Winde flatterte? daß ſtatt Deiner ſüßen Arme, die ihn ſo oft umwunden, ein tödtlicher Strick meinen Hals einſchnürte? Du könnteſt die Schande ertragen, des gehenkten Kildare Tochter zu ſein, und den Gedanken, daß ich dort vor den Richterſtuhl treten und Dich anklagen würde: Meine Tochter hätte mich retten können, aber ſie that es nicht! Betty, meine Betty, Du Inbegriff aller meiner Liebe, hätte ich das an Dir verdient? O, ſieh mich alten, gebeugten Mann, ſieh den einſt ſo ſtolzen Lord Kildare zerknirſcht zu den Füßen ſeines grauſamen Kindes liegen und um ſein Leben betteln! Hör' ihn winſeln, daß Du ihm den Tod der Schande erſparen möchteſt! Sieh' eines Greiſes Thränen fließen, bittende Vaterthränen, werden ſie das Herz der einzigen Tochter nicht erweichen?"

„Stehen Sie auf, mein Vater, es iſt genug! Nehmen Sie mein heiliges Wort, daß ich Maſter Hendersons Weib werde! Sagen Sie ihm, daß die Hochzeit bald, recht bald ſein ſoll; ſo ſei es mein Wunſch. Am Verlobungsfeſte gegenwärtig zu ſein, werden Sie mir dagegen erſparen. Ich, Lord Werford gegenüber, Hendersons Braut! Die Hochzeit ſoll ſtill hier in Lindſayhall gefeiert werden. Hören Sie, hier in Lindſayhall; das iſt ausdrückliche Bedingung. Und nun verlaſſen Sie mich; ich muß mit mir zu Rathe gehen."

„Jetzt hab' ich meine Eliſabeth wiedergefunden. Dank! tauſend Dank, mein geliebtes Kind!"

„Wozu die Worte? Was geſchehen muß, muß geſchehen." Ernſt, kalt, feſt und entſchloſſen blickte die Lady auf ihren Vater, der ſie mit einem gemiſchten Gefühl verließ. Er konnte ihres Entſchluſſes doch nicht froh werden.

Sobald der Lord hinaus war, eilte Eliſabeth zu einem alterthümlichen Schrank, öffnete ihn, zog einen

Kaſten heraus und ſuchte darin. Bald hob ſie einen ſchön ausgelegten und verzierten Dolch daraus hervor, den ſie einſt in einer ſchwärmeriſchen Stimmung O'Donnel abgeredet hatte, drückte ihn an ihre fieberheißen Lippen, dann an ihr Herz und ließ ein paar große Thränen darauf fallen.

## 12.

# Der bekehrte Tim.

Gewitterſchwer ſank der Tag hinter den Gebirgen der Grafſchaft Cork hinunter, und eine warme Sommernacht legte ſich in die tiefen Schluchten und Thäler zwiſchen den hohen Bergen Bogra und Hilary, an deren Fuß der Blackwater ſeine Wellen hinrollt. Verſteckt lagerte eine Schaar von Männern, zum Theil ſchwer verwundet und krank, in einem von undurchdringlicher Dickung umgebenen Felſenkeſſel. Wild brauſten die allenthalben herabſtürzenden Bergwaſſer, der Donner rollte noch immer in einzelnen Pauſen, jedoch glich ſein dumpfes, entferntes Getöſe nur noch dem letzten Grollen des ſich allmählig beſänftigenden Zorns, während die Blitze, welche die ſchwüle Nacht hindurch fortwährend am Horizonte aufzuckten, und die hier und da auflodernden Wachtfeuer, die in maleriſcher Unordnung umherliegenden Gruppen hell genug beleuchteten, um den Ausdruck eines grimmen Rachegefühls auf den leidenden Zügen der Iren zu erkennen.

Unter dem Schutze eines weit überhängenden Felſens, von dem eine mächtige Fichte das Haupt zum Vordach der Schlucht ausſtreckte, ſaßen Leßlie und Michaul Dahna. Der Letzte reichte mit einem halb unterdrückten Fluch den ſchwer durch eine Kartätſchenkugel verwundeten Arm zum Verbande hin; Leßlie, obgleich ſelbſt verwundet, traf mit ächt iriſcher Sorgfalt die Anſtalten zu einem kleinen Mahle und überhäufte die kühnen Weißjungen, welche die nöthigen Erforderniſſe dazu aus den Ställen einer nicht gar weit entlegenen Meierei herbeigeſchafft hatten, mit dem gebührenden Lobe. Da wurde von einer zurückkehrenden Streifwache gemeldet, daß bei den äußerſten Feldwachen ein kleiner Menſch angehalten wäre, welcher den Obriſten — dies war Leßlie's Rang in der Armee der Inſurgenten — zu ſprechen verlange.

„Führe den Mann zu mir, Jac Boldboy!“ ſagte Leßlie zu dem Anführer der Patrouille, „und Sie, Mr. O'Connor ſorgen dafür, daß alle Außenpoſten ſogleich verſtärkt werden,“ wandte er ſich zu einem neben ihm ſtehenden Offiziere, „auf den Fall, daß etwa Verrath hier im Spiele iſt. Denn ich will verdammt ſein, wenn es etwas andres, als ſchändlicher Verrath geweſen iſt, der uns am letzten heißen Tage ſo viel brave Leute gekoſtet hat. Verlockt und verrathen waren wir, ſag' ich noch hundertmal, durch einen der Eigenthümlichkeiten des Terrains kundigen Schurken, durch einen iriſchen Judas Iſcharioth, den Gott verdammen möge!“

Dahna war eben mit ſeinem Verbande fertig geworden, als ein anſtändig gekleideter Mann von ſehr kleiner Geſtalt, mit verbundenen Augen von zwei Scharfſchützen geführt, mühſam über den ſchlüpfrigen Boden heranſchritt.

„Nehmt ihm die Binde ab!" herrſchte Leßlie, indem er ſich, auf den Säbel geſtützt, dem Ankommenden gegenüber ſtellte.

Kaum war dem Befehl Folge geleiſtet, als der Anführer ausrief: „Sieh' da, Tim Nuuthan, ſieht man Dich auch einmal wieder! Was führt Dich ſo ſpät in das verſteckte Felſenneſt Deiner hartbedrängten Landsleute? Es kann nichts Kleines ſein, Burſche, daß Du heute an dieſem Tage kommſt, an welchem der Himmel ſelbſt mit Donner und Blitz die letzten iriſchen Patrioten zu vernichten drohte."

„Sagt lieber, daß der Himmel ſeinen Zorn über die Schandthaten dieſer Tage, die geſchehenen und vorbereiteten, feurig ausſpreche," verſetzte Tim. „O, daß ich nicht eine Woche früher zu Euch kommen konnte, Mr. Leßlie! Doch ſelbſt aus meinem ſpäten Kommen und in dieſer unheimlichen Nacht, die auch einen Muthigen mit Graus erfüllen kann, mögt Ihr erkennen, Sir, daß es an meinem guten Willen wenigſtens nicht gefehlt hat. Wer konnte auch muthmaßen, daß in meinem Herrn, dem friedlichen Farmer, ſolch ein kriegeriſcher Geiſt ſteckte, daß er ſich ſelbſt an die Spitze eines Korps Freiwilliger ſetzen und den Königlichen ſo meiſterhafte Rathſchläge zu Euerem Verderben geben würde, während er mich mit einer Miſſion nach der Killala-Bay auf ſein kürzlich gekauftes Schloß Balliford beehrte?"

„Alſo Henderſon hat uns in's Unglück geführt?" rief Michaul entrüſtet. „Er hat den Königlichen die Anſchläge gegeben?"

„Ei freilich, Mr. Dahna! Wer hätte es ſonſt gethan, als mein trefflicher Gebieter? Dafür hat er auch von Sr. Excellenz dem Vicekönig den Bathorden erhalten. Ich muß geſtehen, ſeine Schlauheit hat den Orden verdient, und ich habe allen Reſpekt davor bekommen. Denn war es nicht eine große Liſt, mich zu entfernen, während er darüber nachdachte, Euch in's Garn zu locken, Herr Obriſt? Aber man ſieht's deutlich, je höher der Mann ſteigt, deſto ritterlicher denkt er. Es iſt ein großer Mann geworden, dieſer Henderſon, bei Jeſus! Denn bedenkt's recht, Sir, verräth es nicht einen großen Geiſt, ſich zu einer Zeit um den Ankauf und die Einrichtung von Gütern, um eine Heirath und um eine Feldherrnſtelle zu bekümmern? Wie viele Sorgen auf einmal! Er hat ſich vorgenommen, bald etwas Großes zu werden: und er wird es ausführen, wenn wir ihm nicht einen Strich durch die Rechnung machen. Sein Blut iſt einmal in Wallung gekommen, da geht's ihm nun, wie dem Racepferd beim Wettrennen. Immer vorwärts über Stock und Stein, ohne ein Auge aufzuſchlagen, bis an die Barriere. Schlau, bei St. Patrik, war Alles eingeleitet, bin ihm aber doch auf die Fährte gekommen, nur leider zu ſpät, um das Leben einiger Hundert braven Landsleute zu retten!“

„Sag' tauſend, Tim!“ unterbrach Leßlie den Redner. „Aber nun genug Deiner eignen Reflexionen! Ich weiß ſelbſt, daß Du nicht zu meinen dümmſten Spionen gehörſt. Beichte daher in gedrängter Kürze, was jetzt zur Sache gehört.“

„Wie Ew. Gnaden befehlen! Alſo für's Erſte: Squire Henderſon hat die von der Regierung ausgebotenen, ſonſt dem guten Baronet Sir Lewis O'Donnel zugehörigen Güter, Greenlodge an der Bantry- und Balliford an der Killala-Bay, an ſich gekauft. Woher er das Geld nimmt, das werden Sie leicht errathen, Sir!“

Michaul war bei den Namen O'Donnel und Greenlodge aufgefahren und hatte grimmig ſeinen Säbel gefaßt. Tim fuhr fort: „Ich wurde nach Balliford geſchickt, um den Hausmeiſter zu benachrichtigen, damit bei der Ankunft des Herrn die Zimmer gehörig gelüftet wären. Der Alte geberdete ſich wild, als ich ihm ſagte, daß hier, wie in Greenlodge, Alles über den Haufen geworfen werden würde, um einer neuen Einrichtung im glänzenden Styl Platz zu machen, womit mein Gebieter Miſtreß Henderſon, wenn er ſie als Herrin in die neuen Beſitzungen einführt, überraſchen will. Ihr rathet wohl nicht, Herr Obriſt, und Ihr, Mic Dahna, wen er mit ſeiner koſtbaren Hand zu beglücken gedenkt? dieſer von einer Kleiderbürſte abgelöſte Golddraht! Ach, Ihr Herren, Ihr könnt's unmöglich ahnen, bis zu welcher Höhe mein edler Herr in ſo kurzer Zeit das Haupt erhoben hat! So vernehmt denn die wichtige Neuigkeit aus meinem Munde und ſtaunt, Ihr Gentlemen. Niemand Geringeres iſt es, als Lady Eliſabeth ſelbſt, ſeines hohen Gönners Lord Kildare ſchöne, edle und reiche Tochter, mit der Mr. Henderſon übermorgen auf Lindſayhall Hochzeit halten wird.“

Alle brachen plötzlich in unwillkürliches Ausrufen des Staunens aus; doch Michaul Dahna maß den Sprecher vom Kopfe bis zum Fuße und donnerte dann die rauhen Worte: „Ich hoffe, Du faſelſt, Tim, oder ſprichſt im Rauſche; denn welcher mit Vernunft begabte Menſch kann auch nur von weitem die edle Dame mit dem elenden Wichte in Verbindung bringen!“

„Maſter Dahna,“ ſagte Tim empfindlich, „wohl mögt Ihr ein Recht haben, mich der Lüge zu zeihen; denn es hat leider eine Zeit gegeben, wo ich, von Satans Netzen beſtrickt, Euch belog und betrog. Ich ſchäme mich dieſer Zeit, und ſchon ſeit lange ging mein eifrigſtes Beſtreben dahin, durch treue, den Patrioten geleiſtete Dienſte mein Vergehen vergeſſen zu machen. Was ich jetzt geſagt, iſt auf das Wort eines guten Chriſten eben ſo wahr, als daß der Ueberfall im Hohlwege bei Goresbridge den Militärbehörden von Henderſon angegeben war, nachdem Lord Kildare, bei dem vielleicht das Andenken an einen andern Tag — es iſt ſchon lange her, als der alte brave Sir William O'Donnel blieb — erwachte, das perſönliche Kommando über die Yeomen unter irgend einem Vorwande abgelehnt hatte. Uebermorgen werden Henderſon und Miß Eliſabeth in Lindſayhall ehelich verbunden; es ſind bereits alle nöthigen Anſtalten dazu getroffen. Seit drei Tagen ſuche ich Euch im Gebirge, um Euch dieſe Nachricht zu bringen."

„Schweig, ſchrecklicher Bote, wenn Du noch mehr dem Aehnliches zu verkünden haſt, was bei mir die ſchmerzlichſten Erinnerungen hervorruft! Jedes Deiner Worte iſt mir ein Dolch in's Herz. Es iſt überdies ſchon genug, was wir von dem Schurken gehört haben, um ſchnell unſre Maßregeln darnach zu treffen," rief Michaul in heftigſter Aufregung. „Ja, Kameraden," wandte er ſich an die Umſtehenden, „noch zur rechten Zeit iſt Tim Runthan bei uns eingetroffen. Morgen Abend müſſen wir auf Chesnuthill, dem Pachthofe des Mannes ſein, der unſre tapfern Brüder in den Tod gejagt und Irland eine tiefe Wunde geſchlagen hat. Hört es, Brüder, vernehmt es, Lieblinge! Uebermorgen will derſelbe Mann Hochzeit halten mit Lady Eliſabeth, der angebeteten Geliebten Sir Lewis O'Donnels."

„Ja," rief Leſlie entflammt mit emporgehobenem Säbel, „ich ſchwöre es bei dem Blute unſerer gefallenen Brüder, wir Alle wollen ein Strafgericht über ihn halten, daß Kildare und alle Tyrannen in ihren Schlöſſern vom eiſigen Schrecken wie vom Fieberfroſt geſchüttelt werden und daraus ihr eignes Schickſal folgern ſollen. Eile jetzt unverzüglich zurück," redete er nun zu Tim, „ſei unbefangen, wie immer, thu', als wüßteſt Du von Nichts, und öffne uns morgen Abend eine Hinterpforte, ſobald wir erſcheinen. Ich bin wirklich neugierig, den Mann in der Nähe zu ſehen und zu erfahren, ob er ſo muthig im Angeſicht des Todes, als ſchlau in ſeinen Ränken iſt."

„Ich gönne dem Buben ſchon die wenigen Stunden nicht," ſagte Michaul, „die er bis morgen in dem Gedanken an den baldigen Beſitz des Engels verſchwelgt: ohne des fürchterlichen Gefühls zu erwähnen, das mir der Gedanke erweckt, daß dieſer Elende auch noch Sir Lewis' Lieblingsſitz entweihen könnte."

„Nun, Gentlemen, ich verſtehe und gehe jetzt," ſagte Tim grinſend. „Mein Geſchäft iſt hier abgemacht; die Fortſetzung folgt morgen Abend. Ich denke wohl, übermorgen wird keine Hochzeit auf Lindſayhall ſein, und von Mr. Henderſon mag das Sprüchwort gelten: Hat er den Teufel bei den Hörnern gefaßt, ſo mag er auch ſehen, wie er mit dem Schwanze fertig wird. Ha, ha, ha! wohl bekomm's der aufgeblaſenen Kleiderbürſte! Nicht vergebens ſoll ſie mich für ihre Dienſte geworben haben! Ich muß dafür Sorge tragen, daß die Prophezeihungen meiner alten Muhme in der Heideſchenke nicht zu Schanden werden. Lebt wohl denn, Ihr Herren, bis morgen Abend! Für eine offene Pforte will ich ſorgen, wollt nur auch der Pferde, der tapfern Yeomanry, die in unſern Ställen ſtehen, ſowie einer halben Schwadron königlicher Dragoner, die unſer Haus jetzt zur Kaſerne gemacht haben, nicht vergeſſen!"

Der kleine Spion that einen herzhaften Zug aus der ihm von einem ſeiner Bekannten dargereichten Feldflaſche und verſchwand dann ſchnell ohne Führer im Dunkel der Nacht.

## 13.

## Henderſons höchſte Erhöhung.

Obriſt Wexford hatte den Poſten zu Chesnuthill inſpicirt und dabei ſeinem ehemaligen Diener zur Feier des folgenden Tages Glück gewünſcht, ein Glück, nach dem er ſelbſt vergeblich getrachtet, und war kurz nach dem auf dem Pachthauſe eingenommenen Mittagseſſen in ſein Hauptquartier zurückgeritten; denn die Hochzeit ſollte auf Lady Eliſabeths Wunſch, den Wexford wohl begriff und billigte, ganz ſtill und ohne Gäſte und Gepränge gefeiert werden. Der den Trupp kommandirende Rittmeiſter hatte vorſichtig ſelbſt noch einmal alle Zugänge zur Farm beſichtigt und die Leute in den Ställen zur Aufmerkſamkeit ermahnt. Dann als er noch einige Poſten auf den gefährlichſten Punkten ausgeſtellt hatte, kehrte er in das Geſellſchaftszimmer zurück, wo die übrigen Offiziere noch mit Mr. Henderſon, der es ſich auch heute, wie immer, angelegen ſein ließ, den noblen Wirth zu machen, nach aufgehobener Tafel der Flaſche wacker zuſprachen.

„Ich wünſche Ihnen guten Abend, Mr. Henderſon,“ ſagte der Rittmeiſter eintretend. „Allen eingegangenen Nachrichten nach läßt ſich weit und breit kein Weiß-Junge mehr ſehen; die Gegend iſt beruhigt, und Sie werden morgen in Ihrem Glücke durch Nichts geſtört werden. Das Hauptkorps der Rebellen iſt zu fern, und wenn Lord Wexfords Bericht Folgen hat, wie ich hoffe, ſo werden wir Ihrer Gaſtfreundſchaft nicht länger zur Laſt fallen, ſondern morgen ſchon abziehen, um gegen die Inſurgenten in Kilkenny zu marſchiren. Sie aber werden im Schoße des höchſten irdiſchen Glücks Nichts mehr von den Strapazen dieſes abſcheulichen Krieges vernehmen."

„Ich werde mich keiner weichlichen Ruhe hingeben, Maſter Daviſon," verſetzte Henderſon mit ſtolzem Selbſtgefühl, „ſondern ſtets gewaffnet auf den Empfang des loſen Geſindels vorbereitet ſein, um Sr. Majeſtät, unſerm erhabenen König, ſtets Beweiſe meiner Ergebenheit zu liefern. Wär' es auf mich angekommen, ſo hätte diesmal ſchon kein einziger der Weiß-Jungen davon kommen dürfen; aber ich höre ſo eben von einem meiner Leute, einem ſchlauen Kerl, den ich auf Kundſchaft ausgeſchickt hatte, daß der verwegene Leßlie, den ich mit allen ſeinen Komplicen für todt hielt, mit den Trümmern ſeiner Bande auf einem nicht gehörig beobachteten Nebenwege die Vereinigung mit dem Hauptkorps der Rebellen bewerkſtelligt hat."

„Die Schuld lag keineswegs an uns, Mr. Henderſon," verſetzte der Rittmeiſter gereizt. „Wenn Sie ſchneller mit Ihren Yeomen an der Brücke waren, da Sie wußten, daß wir erſt ſpät dort anlangen konnten, ſo würden weniger davon gekommen ſein. Aber man ſieht daraus, ſolche Nationalgarden werden nie wahre Soldaten. Sobald die Kugeln ſauſen, ſpitzen ſie die Ohren, und wenn's zum Treffen kommt, gönnen ſie gern Sr. Majeſtät leichten Dragonern den

Vorrang, während ſie zu Hauſe hinter dem ſaftigen Roaſtbeef, oder in den Tavernen beim Punſchglaſe ohne Unterlaſſung bemüht ſind, auf recht gelehrte Weiſe die Entbehrlichkeit der ſtehenden Heere darzuthun. Ja, ja — doch sans comparaison, was Ihre eigne Tapferkeit betrifft, vortrefflicher Herr Wirth — mögen ſich's die Herren zur Lehre dienen laſſen, damit ſie künftig mit mehr Achtung von den königlichen Truppen ſprechen. Sie werden täglich mehr einſehen lernen, Maſter Henderſon, daß nicht die Nationalgarde, ſondern die Armee das Beſte thut, wenn's Euch Herren Gutsbeſitzern an den Kragen geht.“

„Langſam an, Herr Rittmeiſter!“ entgegnete Henderſon mit verletztem Stolz; „daß ich meine Schuldigkeit gethan, beweiſt die Anerkennung meiner geringen Verdienſte, die mir geworden. Hatte ich auch weniger Gelegenheit, meinen perſönlichen Muth im glänzendſten Lichte zu zeigen, ſo können wohl Zeit und Gelegenheit kommen, wo auch dies der Fall ſein dürfte; denn, wie ſchon geſagt, ich werde nicht in müſſiger Ruhe leben; meine Büchſen werden ſtets geladen und mein Säbel ſcharf geſchliffen ſein.“

„Bravo, Mr. Henderſon!“ ſagte der Rittmeiſter, ſein Glas füllend. „Wir haben vielleicht bald eine Gelegenheit, Ihren Muth zu bewundern, und hier bring' ich unſerm Hauswirthe in einem vollen Glaſe Erfolg in der nächſten Expedition gegen die Weiß-Jungen!“

„Angenommen!“ rief Henderſon, ſein Glas haſtig leerend. „Möge die Gelegenheit nicht lange ausbleiben, mein Müthchen von neuem an dem Lumpengeſindel zu kühlen! So lange noch ein Dutzend derſelben beiſammen bleibt, kann man ja weder ſein Glas

BIBL. UNIVERS. LIPS.

in Ruhe trinken, noch mit Comfort ſein Mittagsmahl einnehmen, wie man's in Altengland gewohnt iſt."

In demſelben Augenblicke verkündete die Hausuhr auf dem Korridor mit dumpfſchallenden Schlägen die Mitternachtsſtunde, und an den letzten Schlag derſelben reiheten ſich die Töne einer angenehmen Hornmuſik. Ueberraſcht ſah Henderſon empor und horchte dem ſchönen Marſch.

„Es gelte als unſer Glückwunſch für den morgenden Tag!" ſagte der Rittmeiſter, und Henderſon reichte ihm dankend die Hand. Sowie des Marſches zweite Paſſage begann, trat Tim, der die Aufwartung bei Tiſche beſorgt und während des eifrigen Geſprächs ſich unbemerkt auf eine kurze Zeit entfernt hatte, mit triumphirendem Blick die Geſellſchaft überſehend, in's Zimmer. Faſt zu gleicher Zeit miſchten ſich einzelne Flintenſchüſſe zwiſchen die Muſik, die plötzlich nach einem grellen Tonchaos verſtummte, und nun tönte durch die Stille der Nacht in dem rings von Gebäuden umſchloſſenen Hofe Schuß auf Schuß grauſig wieder. Dann vernahm man eine ganze Salve in der Nähe der Ställe, und unter dem Klirren zerſplitternder Fenſter ertönte wildes Jubelgeſchrei in iriſcher Sprache zu der betroffenen Tiſchgeſellſchaft herauf.

„Beim heiligen Patrik! gnädiger Herr," rief Tim mit verſtellter Beſtürzung. „Das iſt von den Spitzbuben, von dem iriſchen Lumpengeſindel, von den Schurken, von den Weiß-Jungen!"

Die Offiziere ſprangen auf und griffen zu den Waffen, der Rittmeiſter unter dem Rufe: „Jetzt gilt's, Mr. Henderſon, Ihr Wort wahr zu machen. Ihrem Wunſche folgt die That auf dem Fuße. Auf, Sir, den Säbel zur Hand!"

Bleich vor Entſetzen, zitternd, ſo daß er genöthigt war, ſich am Tiſche zu halten, erhob ſich Henderſon von ſeinem Sitze.

„Was ſchwatzeſt Du da, Schurke?“ rief er außer ſich. „Wer iſt draußen? Willſt Du Dich und mich und uns Alle um den Hals ſprechen? Das iriſche Volk, lieber Rittmeiſter, verſteht keinen Spaß. Man wird unterhandeln müſſen mit den feindlichen Truppen!“

„Unterhandeln?“ rief zornglühend der Offizier. „Ja, mit dem Säbel in der Fauſt unterhandelt man mit den Schurken. Allerdings iſt's das Geſindel, wie Ihr Diener richtig bemerkt hat.“

Bei dieſen Worten riß er das Fenſter auf und donnerte mit mächtiger Stimme in den Hof hinab: „Dragoner, aufgeſeſſen! Keinen Pardon! Alles über die Klinge! Ihr verſteht mich, meine braven Burſche!“

In demſelben Augenblicke aber pfiff eine Kugel herauf, und mit dem Ausrufe: „England erwartet, daß Ihr Euere Schuldigkeit thut, Kameraden!“ verſuchte er noch einmal, ſich zu ſeinen Offizieren zu wenden, dann aber ſtürzte er mit einem kräftigen Fluche über das iriſche Pack zu Boden und gab nach einigen Zuckungen, von ſeinem Blute überſtrömt, den Geiſt auf.

„Ich bitte Sie um Gotteswillen!“ drängte Henderſon, mehr todt, als lebendig beim ſchrecklichen Anblick des der Wunde des Kapitäns entquellenden Blutes, den zweiten Offizier im Kommando, „parlamentiren Sie, Sir! ſtecken Sie die weiße Flagge aus, behandeln Sie die Herren mit Anſtand, wir können ja die Feſtung nicht halten.“

„Sie ſind eine feige Memme, Herr Ritter vom Batherden!“ verſetzte dieſer, wandte ſich verächtlich von ihm ab, ſtürzte den Helm auf und eilte mit gezogenem Säbel gegen den Ausgang des Zimmers.

Händeringend ſtand Henderſon mitten im Zimmer und weinte: „Aber bedenken Sie doch, daß morgen mein Hochzeittag iſt! Ich könnte ja umkommen! Wir müſſen unterhandeln! Die Herren Independenten werden ja menſchlich fühlen und handeln.“ Ihm gegenüber ſtand Tim mit untergeſchlagenen Armen und tröſtete ihn höhniſch, daß es ja nur Irländer wären, ſchlechtes Volk, Lumpengeſindel, mit denen man nicht viel Federleſens zu machen brauche.

„Biſt Du von Sinnen, ſchrecklicher Menſch?“ heulte Henderſon; „willſt Du mich mit Deinem wahnſinnigen Geſchwätz verderben, oder biſt Du etwa — Schauder ergreift mich bei dem Gedanken — ſelbſt einer der Verſchworenen?“

„So ein Stück davon, mein theurer Sir!“ entgegnete Tim hohnlachend, und Henderſon wich ſchreiend mit vorgeſtreckten Händen vor ihm zurück. In demſelben Augenblick ſtürmte es die Treppe herauf, und Leßlie trat mit flammenden Augen und aller Hoheit eines Befehlshabers herein. „Obriſt Leßlie!“ ſagte Tim mit einer ſpöttiſchen Verbeugung zum todtbleichen Farmer. „Mein Dienſt hier iſt zu Ende, Mr. Henderſon; ich gehe nun zum Befehlen über.“ Dann wandte er ſich an die beiden Offiziere, die ſchon von einem Haufen der nachſtürzenden Independenten umringt waren, und ermahnte ſie, ihre Waffen abzugeben, da jeder Widerſtand Tollkühnheit ſein würde.

Ein Hieb, den einer der wackern Dragoner nach ihm führte, war die Antwort; doch in demſelben Augenblick ſank der Soldat, von mehreren Lanzenſtichen durchbohrt, mit dem Rufe: „Es lebe der König!“ zu Boden. Auch der letzte Offizier fand nach einem kurzen, aber heftigen Kampfe für Ehre und Pflicht den Tod, und Ströme von Blut flutheten durch den Saal.

Henderſon krümmte und wand ſich wie ein Wurm zu Leßlie's Füßen, der mit zürnendem Geſicht bald auf die Leichen der Offiziere, bald auf die wilden Geſtalten der Männer blickte, durch deren Waffen ſie gefallen waren.

„Ihr handelt ſehr vorſchnell und gegen meinen ausdrücklichen Befehl, O'Connor!“ redete er mit finſterm Ernſt einen der Letztern an, der auf ſein blutiges Schwert geſtützt die ſelbſt noch im Tode ſchönen Züge des jüngern der Gefallenen anſtarrte.

„Schnell, aus Liebe zum Vaterlande, damit die Erinnerung an eine ſchöne Vergangenheit mich nicht übermanne, und damit Lieutenant Hobhouſe, der Feind meines Vaterlandes, nicht Zeit hatte, mir zuzurufen: Halt ein, ich liebe Deine Schweſter, ſchrecklicher Menſch! Habt Ihr etwa Befehle für mich, Obriſt Leßlie, die den ſchwermüthigen Eindruck, den unſer unerwartetes Zuſammentreffen hier auf mich gemacht, verwiſchen können?“

„Verſammelt die Aelteſten unſrer Leute,“ erwiderte der Anführer, heftiger bewegt, als man ſonſt an ihm gewohnt war, „um hier oben in dem Saale über den doppelten Verräther, der da zu meinen Füßen greint, zu richten. Laß Tim Ruuthan die Vorräthe des Hauſes vertheilen, ehe es als warnendes Zeichen für alle Verräther den Flammen übergeben wird, und halte den Trupp in Ordnung und jeden Augenblick zum Abmarſche bereit; denn mein Geſchäft iſt bald vollendet.“

Mit Beobachtung aller in Irland gebräuchlichen Formen wurde das Verfahren gegen Henderſon ſchnell eingeleitet. Eine Jury trat aus den zwölf Aelteſten unter Leßlie's Vorſitz zuſammen, welcher den Gefangenen abhörte und den Geſchworenen die Verbrechen, deren er beſchuldigt wurde, auseinander ſetzte. Vergebens bemühte ſich Jener, ſeine Unſchuld dadurch zu beweiſen, daß er darzuthun ſuchte, er habe nur als Werkzeug des, wie er wußte, allen Patrioten verhaßten Lords Kildare gehandelt und ſei durch Beſtechungen und Vorſpiegelungen aller Art zu vielen Schritten verleitet, deren Folgen er anfänglich nicht erkannt habe.

Obgleich dieſes Bekenntniß die Schuld des Beklagten nicht verminderte, ſo trug es doch noch ein Großes dazu bei, den bei allen Umſtehenden tief eingewurzelten Haß gegen den Lord zu vermehren, und neue Nahrung gab es vor allen dem unverſöhnlichen Rachedurſt des im finſtern Schweigen daſtehenden Michaul Dahna.

Nach einer kurzen ernſten Berathung ſprachen die Geſchwornen das wie die Poſaune des Weltgerichts in den Ohren Henderſons klingende Wort: „Schuldig!“ aus.

„Todt!“ klang es dumpf aus dem Munde des in eiſiger Kälte verharrenden Richters. „Ihr ſeid dem Tode verfallen, Henderſon, für feilen Verrath an Sir Lewis O'Donnel, ſowie für ſchändlichen Verrath an dem von mir befehligten Korps, wodurch nah' an zweitauſend brave Menſchen ihr Leben verloren und Hunderte von Witwen und Waiſen das Unglück des Vaterlandes vermehren. Du wirſt ihn ſogleich erleiden, Dir ſelbſt zur Strafe und Andern zur Warnung. Der Herr ſei Deiner Seele gnädig!“

„Amen!“ tönte es durch die Verſammlung und Leßlie deutete auf die Thüre.

„Sterben! ſterben! Und morgen Hochzeit! Habt Erbarmen! Morgen iſt meine Hochzeit!“ ſo heulte Henderſon in abgeriſſenen Sätzen.

„Haltet Euere Hochzeit in der Hölle mit des Teufels Großmutter!“ rief ihm Leßlie zu. „Wir wollen Euch nachher die Brautfackel dazu anzünden und weit in's Land hinein leuchten laſſen. Macht's kurz mit ihm!“ befahl er den Männern, die im Begriff waren, den Wimmernden abzuführen, der mit krampfhafter Anſtrengung eine Stuhllehne umklammert hatte. „Nun was zaudert Ihr, Mr. Henderſon? Zeigtet Ihr Euch doch noch vor Kurzem ſo muthig bei Goresbridge. Beweiſt auch jetzt, indem Ihr auf der Leiter gen Himmel ſteigt, daß Ihr Mann ſeid, damit nicht das Hohnlachen, ſondern ein Hurrah meiner Leute die letzten Töne ſind, welche Euch vor den Stuhl des allmächtigſten der Richter hinüber geleiten.“

„Denkt, während Ihr ſelbſt zur Hölle fahrt, an den Tag, an welchem Dunfoore und ſein braver Junge zum Himmel eingingen,“ raunte ihm Tim zu. „Was ich an Dunfoore verbrach, mach' ich durch Euch wieder gut. Jenen verrieth ich, Euch verrieth ich. Jener wurde gehenkt, Ihr werdet gehenkt. Ich habe noch gar viel gut zu machen. Fahre wohl!“

Henderſon bewegte das Haupt nach der Gegend, von woher er die ſchrecklichen Laute vernahm, und Tim lachte ſchadenfroh und laut auf, als er die aſchfahle Farbe des Todes, die das noch vor wenigen Stunden ſo blühende Geſicht überzogen, und die tief in ihre Höhlen verſunkenen Augen des Engländers erblickte.

„Einen Strick, Tim!“ rief der Ire, der ſich zum Scharfrichter aufgeworfen hatte — es war ein Sohn

Dunſocre's — „einen Strick, als letzte Liebesgabe für Deinen Herrn!"

„Dafür hat Se. Excellenz der Lord Statthalter von Irland trefflich geſorgt," verſetzte der Kleine mit hämiſcher Bosheit und holte ſchnell den Bathorden mit dem langen Bande herbei. „Dieſes blutrothe, blaueingefaßte Band iſt für den Hals dieſes Mannes beſtimmt. Laßt uns dem Willen des Vicekönigs nicht entgegen ſein!"

Ein ſchallendes Gelächter erfüllte den Saal.

„Bravo!" rief Leßlie, „das iſt ein köſtlicher Einfall von Dir, alter Burſche!"

Und mit dem Orden geſchmückt, wurde der Ritter hinausgeführt; die gefangenen Dragoner-Horniſten ſpielten auf Leßlie's Befehl den Marſch von vorhin noch einmal. Draußen wurde das Ordensband zum Strick gedreht, und wenige Minuten darauf zappelte der hochſtrebende Pächter von Chesnuthill an einem Aſte der alten, vor dem Pachthofe ſtehenden Linde. Das Ordensmedaillon mit den drei Kronen Großbritanniens hing ihm gerade auf der Bruſt, eine ſchreckliche Ironie! Die ſiegestrunkenen Iren aber überließen ſich im Innern der Gebäude dem Genuſſe von Speiſen und Getränken; Tim und Miß Anna Neil, die ſich während des Ueberfalles verkrochen hatten, nun aber hervorgekommen waren, öffneten die Keller und trugen fleißig zu; bald erſchallten die Räume von wilden, gäliſchen Geſängen, und Tim und Anna tanzten in wilder Luſt auf dem blutigen Boden; die Dragoner mußten dazu aufſpielen.

Doch Leßlie, ſtreng darüber wachend, daß Jeder von der Mannſchaft in dieſer Nacht ſoviel als möglich dienſtfähig bliebe, gab ſchon nach zwei Stunden das Zeichen zum Aufbruch.

Etwa eine Meile mochte der Zug vom Gute entfernt ſein, als ein Halt gemacht wurde. Der ganze Haufen brach in ein wildes Jubelgeſchrei aus, als einige der Männer rückwärts blickend, auf die unzähligen Flämmchen deuteten, welche wie eben angezündete Kerzen aus den Dächern des Pachthofes emporflackerten, ſich allmählig vereinigten und ſich bald, durch den Nachtwind zur ungeheuern Glut angefacht, gleich einem Feuermeer über ſämmtliche Gebäude verbreiteten.

Mit ſtillem Ingrimm ſtanden die wenigen am Leben gebliebenen Dragoner in der Mitte der auf ihren Pferden ſich brüſtenden Iren, deren nochmaliges Hurrah ihre Freude über die nächtliche Erleuchtung kund gab.

„Seht, ſo rächt Leßlie ſein Vaterland!“ rief dieſer den Dragonern zu, mit dem Säbel auf die Flammen zeigend, die den ganzen Horizont mit einem feurigen Mantel bekleidet hatten. „Geht jetzt hin und verkündet im engliſchen Hauptquartiere, was Ihr geſehen habt. Ihr ſeid frei, doch hütet Euch wohl, zum zweiten Male in die Hände meiner Leute zu gerathen! Sie nehmen es nicht alle ſo genau, wie Leßlie, der ſeine Hände nie mit unſchuldigem Blute befleckt.“

„Habt Dank für Eure Güte, Sir!“ erwiderte ein alter Wachtmeiſter. „Doch unter ſolcher Bedingung können wir keinen Gebrauch davon machen. Wer ſteht uns dafür, daß nicht morgen ſchon unſer Regiment gegen Euch ausgeſchickt wird, und zur Stallwache bleibt Sergeant Dickſon nicht zu Haus, wenn ſeine Kameraden gegen den Feind ziehen.“

„Seht,“ ſagte Leßlie, ſich zu einigen ſeiner neben ihm ſtehenden Offiziere wendend, „ich ſagte es Euch ſchon oft, das engliſche Volk iſt brav, wie irgend eins, aber ſeine Großen taugen nichts.“ Und wieder zu dem Reiter fuhr er fort: „So geh' denn ohne

Bedingung, mein braver Degen, mit allen Deinen Leuten! Was ſoll ich Euch im Lande umherſchleppen? Zu Geißeln nehme ich andre Subjecte, welche Euere Miniſter höher im Preiſe halten, als Euch, die Ihr Euer Leben für ein paar elende Pfund Sterling unſern Tyrannen verkauft. Doch wehrt Euch Euerer Haut, ehrlicher Dickſon, wenn wir uns das nächſte Mal begegnen.“

„Aus Achtung, Sir, für Euere Perſon,“ erwiderte der Reitersmann, „mag ich Euch die Warnung nicht zurückgeben. Denn heute mir, morgen Dir, das iſt des Krieges Lauf, ſo wie ich ihn nun ſchon zwanzig Jahre faſt in der halben Welt kennen gelernt habe. Alſo, wie's das Schickſal will, Herr Hauptmann, oder wie Ihr Euch nennt, und ſo lebt wohl. Wenn Ihr unſre braven Offiziere nicht in den Flammen hättet liegen laſſen, ſo würde ich Euch vielleicht noch höher achten.“

„In dieſem Augenblicke ſind die Leichen der Tapfern, deren Tod nicht mein Wille war, ſchon auf dem Wege zu Obriſt Wexfords Quartieren. Dieſen zarten Beweis von Achtung für unſre Feinde habt Ihr dort dem Herrn — er wieß auf O'Connor — zu verdanken. Ihr werdet noch früh genug kommen, um ſie mit kriegeriſchen Ehren beſtatten zu helfen, während die Aſche der Unſrigen, die durch Euere Waffen fielen, ganz gut unter jenem Denkmal des iriſchen Patriotismus ſchlummern wird, bis zum großen Tage der Auferſtehung. Nun Gott befohlen und auf Nimmerwiederſehen!“

Die Reiter zogen auf der gebahnten Straße in der Richtung nach ihren Kantonirungen von dannen, während die Inſurgenten ſich bei dem Scheine der hochlodernden Flamme links in's Gebirge ſchlugen und den Weg nach Killarney wählten, um ſich mit ihren Brüdern am jenſeitigen Fuße der Berge zu vereinigen.

## 14.

## Ein franzöſiſches Hülfskorps.

Schrecklich raſte die Empörung. Unwiderſtehlich verbreitete dieſe moraliſche Peſt, von unnatürlichem, durch Jahrhunderte hindurch dauerndem Druck einer im Verhältniß kleiner Anzahl engliſcher Ariſtokraten auf das unglückliche Irland erzeugt, der das Volk wie einen an den edelſten Theilen verwundeten Mann in fieberhaften Wahnſinn verſetzte, ihr Kontagium über die ſüdlichen und ſüdweſtlichen Grafſchaften. Um ſo verheerender war das ſchrecklichſte aller Uebel in ſeinen Folgen, weil es in den letzten Jahren durch Lord Camdens grauſames Verfahren ſtets neue Nahrung erhalten. Tod! war die Loſung in jedem Diſtrikt, den es ergriff. Ruinen, rauchende Brandſtätten und Leichen bezeichneten den Weg, auf welchem es weiter ging. Die Landſitze der Großen ſtanden verödet, denn weſſen Stellung es erlaubte, entfloh nach Dublin oder nach der noch größern Schutz gewährenden Nachbarinſel hinüber. Verlaſſen waren im weiten Umkreiſe die meiſten Dörfer, die Ernte vernachläſſigt oder unaufgeſpeichert, der Acker unbeſtellt; denn nur Weiber und ohnmächtige Greiſe waren zurückgeblieben, während die ſtreitbaren Männer mit den zur tödtlichen Waffe umgeſchaffenen Feldwerkzeugen in den verzweifelten Kampf um die Freiheit ausgezogen waren.

Es erregte daher nicht geringes Erſtaunen bei den Bewohnern der Umgegend von Killala, als am Abend des 23. Auguſt 1798 O'Donnels Villa, Balliford, die nach Hendersons Tode in den unruhigen Zeiten Niemand zu kaufen gewagt hatte und gleich einem ausgeſtorbenen Hauſe rings umher dicht verſchloſſen geweſen war, wie zur Feier eines glänzenden Feſtes erleuchtet, gleich einem Feenpalaſte, auf die Umgegend niederſtrahlte.

Alles blieb übrigens ruhig ſowohl in der Gegend als auf den Avenuen, welche landeinwärts zum Schloſſe führten, nur an den Fenſtern ſchwebten zuweilen ſchnelle Schatten vorüber; ſonſt bemerkte man nirgends das Daſein lebendiger Weſen, ſo daß die abergläubiſchen Landleute, dieſes unheimliche Treiben ängſtlich aus der Ferne beobachtend, ſich zuflüſterten, daß irgend ein geſpenſtiges Weſen auf des Baronets Landſitze ſeinen Umgang halten müſſe, vielleicht daß gar die guten Leute ein Feſt dort begingen.

Die heller denkenden Bewohner der benachbarten Städte Killala und Ballina, bis wohin ſich das Gerücht der ſeltſamen Erſcheinung noch in derſelben Nacht verbreitet hatte, verloren ſich vergebens in tauſend Muthmaßungen über das Wunder, und mancher derſelben, der es immer wohlgemeint hatte mit Sir Lewis O'Donnel und ſeiner Familie, verließ am nächſten Morgen früh das Lager, um ſelbſt an Ort und Stelle zu ſehen, was an dem Gerücht wahr ſei.

Groß und freudig aber war die Ueberraſchung der Neugierigen, die mit Anbruch des Tages von Ballina am Moyfluſſe hinunter nach Balliford wanderten, als die erſten Strahlen der aufgehenden Sonne, dort die Berge von Sligo vergoldend, hier ſich in den Wellen des Fluſſes wiederſpiegelnd, zugleich Irlands und O'Donnels ſtolz im Morgenwinde flatternde Banner beleuchteten, die von den Zinnen des Schloſſes herab die Anweſenheit des geliebten Mannes dem Lande verkündigten.

Alle Fenſter waren weit geöffnet, und während die erquickende Luft eines heitern Sommermorgens in die dumpfen, langverſchloſſenen Gemächer einzog, begrüßte Sir Lewis, an die Gitter eines die ganze Fernſicht beherrſchenden Söllers gelehnt, von ſeinen Geſchwiſtern Suſanna, Oliver und George, und von ſeinem Schwager Dupont umgeben, mit Entzücken das langentbehrte Vaterland und ſeine Landsleute, deren Jubel kein Ende nehmen wollte, vielmehr ſich zu einem wahren Taumel ſteigerte, als ein Blick über die Bay ihnen die dort unter der dreifarbigen Flagge vor Anker liegenden Schiffe zeigte, auf denen ſoeben Vorkehrungen zur Ausſchiffung der an Bord befindlichen franzöſiſchen Truppen getroffen wurden.

Einige Stunden ſpäter ſtanden mehre tauſend fremde Krieger am Lande, und während dieſe ſich unter dem Schalle einer rauſchenden kriegeriſchen Muſik am Ufer ordneten, erſchienen ſchon einzelne kleine Haufen bewaffneter Eingebornen aus den umliegenden Orten, um ſich dem Befreiungskorps anzuſchließen.

Unter mancherlei Feſtlichkeiten und allen erſinnlichen Beweiſen einer aufrichtigen Gaſtfreundſchaft, die man den Verbündeten zu geben ſich beeiferte, verging dieſer Tag. Nach allen Richtungen wurden Boten ausgeſandt, um das Landvolk unter die Waffen zu rufen, und noch ſpät in der Nacht verkündete von Zeit zu Zeit das Horn der Bergbewohner, oder der landesübliche Dudelſack das Heranziehen immer neuer Scharen.

Es war ſchon ſpät nach Mitternacht, als in der Bay ein kleines Fahrzeug anlegte. Der alte John Boyle, der in den letzten Wochen unaufhörlich zwiſchen Frankreich und Irland gekreuzt hatte, ſtieg, unter einem lauten Hurrah ſeine rothwollene Mütze ſchwenkend, an das im Widerſchein unzähliger Wachtfeuer leuchtende Ufer und reichte dann Sally O'Neil die Hand, um ſie über das ſchwankende Bret zu leiten.

„Da biſt Du nun wieder auf unſrer grünen Inſel, Du eigenſinniges Kind, und ich habe Dir Deinen Willen gethan,“ ſagte der alte Lootſe: „Wie könnte ich Dir auch etwas abſchlagen, Goldherz! Du haſt längſt meine Schwäche weg. Nun ſo ſei mir gegrüßt auf Irlands grünem Boden, Liebling meiner Seele!“ Und zärtlich küßte er ſie auf die Stirn.

„O Vaterland!“ ſeufzte Sally wehmüthig. „Mein Herz hängt doch mit tauſend unzerreißbaren Banden an deiner grünen Herrlichkeit; es iſt eine Pflanze deiner Triften, eine Blume deiner Felſen, ein Strauch deiner Berge. Frankreich iſt ſchön, aber Irland iſt ſchöner. Frankreich iſt nicht mein Vaterland. — Nicht vergebens vergleichen deine Kinder dich mit einem im diamantnen Meer ſchwimmenden Smaragd. Ach, lieber John, ich habe nicht geglaubt, daß ich mein Vaterland ſo liebte!“

„Kind,“ verſetzte der Alte kopfſchüttelnd, und eine Thräne perlte an ſeiner grauen Wimper, „es will mich bedünken, als ſei es nicht die Liebe zum Vaterlande allein, die Dich ſeit wenig Tagen wieder ſo mächtig über das Meer herüberzog. Haſt Du nicht Monden lang drüben gelebt und während dieſer Zeit mir nicht ein einziges Mal den Wunſch geäußert, mit mir nach Irland zurückkehren zu wollen? Du täuſcheſt Dich ſelbſt, meine ſüße Seele.“

„Nun ja, ich ſehnte mich außer nach meinen Matten, Bergen, Thälern, Bächen und Feldern auch nach den Menſchen, aus deren Munde ich die Muſik meiner alten Mutterſprache ertönen höre, nach den treuherzigen Geſichtern, die ich ſo liebgewinnen gelernt habe, vor allen nach Lady Eliſabeth, an der meine Seele mit ſtarker Liebe und Verehrung hängt.“

„O mein Honigherz, Du köſtliches Kleinod! Als ich von Frankreich, wohin ich eben Sir Lewis O'Donnel glücklich gebracht, nach Dublin zurückkehrte und Dich nach langem vergeblichen Suchen in Tims dürftiger Pflege fand, da hatteſt Du nur einen Wunſch, nicht nach Lindſayhall oder Dunmoore, nicht nach Lady Eliſabeth, nicht nach Deinem Vater, nein nach Frankreich wollteſt Du, allein nach Frankreich, und Deine Bitten ließen nicht eher nach, bis ich Dich, deren Wunde noch nicht ganz geheilt war, mit hinüber nahm. Und wohin verlangteſt Du dort? Zu Sir Lewis O'Donnel! So lang' er in Frankreich blieb, gefiel es Dir nirgend beſſer als dort; kaum iſt er fort mit der Flotte, gleich ekelt Dich Frankreich an, und Irland iſt Dein Beſtreben. Kaum erträgſt Du's einen Tag. Ich laſſe mich bereden, Dich wieder in dies unglückliche Land zu führen, Dich in die Stürme zu ſchleudern, die hier aufgähren. Und wohin verlangſt Du in Irland? Nach Dunmoore, Lindſayhall, Greenlodge? Nicht doch! Zu Sir Lewis O'Donnel!“

Sally verbarg ihr Geſicht, deſſen Schamröthe der grelle Widerſchein der unzähligen an der Küſte lodernden Wachtfeuer noch erhöhete.

„Jetzt hab' ich's getroffen,“ fuhr der Lootſe fort. „Die Krankheit, die Deine Wunde nach ſich zog, der

Gram über Deines Vaters Untergang hatten Dich bleicher und elender gemacht als je; aber kaum warſt Du einige Wochen in Frankreich, begannſt Du zu blühen wie ein Röslein. Ach, ich habe das lange gewußt, nur Dein Vater hatte kein Auge dafür. Hätte er nur ſehen wollen, wie Du dieſen Ring und dieſes Halstuch, Geſchenke von O'Donnel, über Alles werth hielteſt und nicht von Dir thateſt. Gott ſchenk' ihm Frieden im kühlen Meeresgrund! er ſah es nicht. Aber, Sally, Juwel, was ſoll daraus werden? Des Baronets Frau? Das geht doch nimmermehr!"

„John!" rief Sally mit dem gereizten Tone des edlen Unwillens. „Was redet Ihr doch! Ich könnte mit Euch zürnen wegen des Wortes. Ihr habt unbarmherzig den Schleier von meinem Herzen geriſſen, aber Ihr könnt doch nicht ſehen, was darin liegt. Wißt Ihr denn nicht, daß ich die Lady auf Lindſayhall über Alles liebe, und wißt Ihr nicht auch, daß Sir Lewis und Miß Eliſabeth ſich lieben, ſo ſtark und rein, wie es nur armen unvollkommnen Menſchenherzen vergönnt iſt? Aber glaubt mir, dieſe beiden ſind Menſchen höherer Art. An ihnen haften nicht die gemeinen Mängel und Gebrechen der Menſchheit. Sie ſind für einander geſchaffen, ihre Seelen ſind in einander übergefloſſen und zu einer geworden. Was redet Ihr nun noch von mir, der armen geſchändeten Magd, von der ſich ein edler Mann mit mitleidigem Bedauern wendet? Geht, Ihr verſteht mich nicht! Ihr könnt weder den Schmerz, noch die Wonne meines Lebens begreifen und habt mich tief gekränkt!" Ihre Worte ertranken in einem Thränenſtrom, der ſich aus ihren jammerblickenden Augen ſtürzte.

„Nun ja doch, Du liebes Kind!" weinte der Alte ſelbſt; „ich will Dich ja hinführen zu Sir Lewis. Ich weiß, daß er der edelſte Mann in Irland iſt, und ahne wohl, was in Dir vorgeht, wenn ich's auch nicht mit Worten von mir geben kann, Du unglückliches Kind! Zürne mir nur nicht, Sally, Herzenskleinod! Du weißt, daß ich Deinem Vater verſprach, mich Deiner anzunehmen, wenn's ſchlimm mit ihm auslaufen ſollte. Sein wildbewegtes Schiff iſt geſtrandet und im Meeresgrund verſenkt. Da ruhen ſie Beide zuſammen, die heißen Herzen O'Neils und Parkers. Ihnen iſt weich und kühl gebettet. John Boyle aber iſt gewohnt, ſein Wort zu halten; und ſo hab' ich Dich als meine Tochter betrachtet, von dem Tag an, der Deines Vaters letzter war, und Dich ängſtlich geſucht, bis ich Dich gefunden."

„Ich zürne Euch nicht, mein Vater," lächelte Sally durch Thränen und reichte dem Alten die Hand. „Ihr habt Euch der alten Waiſe angenommen und mir den Troſt gegeben, daß ich nicht ganz verlaſſen bin. Gott wird's Euch lohnen!"

„Komm, mein armes Kleinod, komm! Ich will Dich nach Balliford führen." —

Sie gingen dem Ufer entlang, das ein reges Bild bot, und von welchem die Stille der Mitternacht verſcheucht war. Da blitzten ihnen plötzlich Waffen im Licht der Feuerflammen entgegen; ein Haufe Iren zog von der andern Seite heran, und wenige Augenblicke darauf ſah ſich Sally von ihren Landsleuten umringt.

„Sally, Sally! Du hier?" rief eine kräftige Männerſtimme, die das Mädchen ſogleich für die Leßlie's erkannte. Er war es, der mit mehren Häuptlingen und Weiß-Jungen aus den Gebirgen der ſüdlichen Grafſchaften kam, um ſich mit der franzöſiſchen

Armee zu vereinigen. „Sally, mein Mädchen!“ jubelte Leßlie, „welch' glückliches Zeichen, daß Du mich hier zuerſt empfängſt! Wie hab' ich mich nach Dir geſehnt, Du, mein guter Genius! Wie oft hab' ich mich mit Dir wieder in die tönenden Hallen des Rieſendammes zurückgewünſcht! O, ſage mir, holdes Kind, wie biſt Du dem Blutbade in Dublin entronnen? Wo haſt Du geweilt? Welches iſt Dein Schickſal in dieſer trüben Zeit geweſen?“

„Ein Bayonnetſtich hatte mich am Hafendamm zu Boden geſtreckt und ich war in Gefahr, zertreten zu werden. Doch Hülfe war mir nah; während Mr. Laing die Engländer zurückdrängte, trug mich Tim Ruuthan auf ſeinem Rücken davon und brachte mich in die elende Wohnung einer alten Frau, die er kannte. Dort wartete und pflegte er mich mit der ängſtlichen Sorgfalt eines Freundes, eines Bruders. Die Alte verrieth mir, daß er all' ſeine Habſeligkeiten meinetwegen verkauft habe und ſogar für mich bettele. Er kehrte, als ich mich beſſer befand, zu ſeinem Herrn zurück und unterſtützte meine hülfloſe Lage von dort aus. So ſuchte der alte Burſche ſeine früheren Vergehungen an mir wieder gut zu machen. Endlich kam mein guter alter John, der von Tim meinen Aufenthaltsort erfahren hatte, und nahm mich mit nach Frankreich, wo ich unter den Händen der Freundſchaft vollends genaß. Von dort hat er mich heute wieder herübergebracht; denn alle meine Freunde ſind wieder hier.“

„Und auch ich fehle nicht!“ rief Leßlie. „So müſſen ſich Alle, die ſich noch des Lebens erfreuen, wieder zuſammenfinden. Dich aber hat mir der Himmel ſelbſt zuerſt entgegengeführt, meinem Herzen die Erfüllung eines Wunſches bereitend, den es nie aus zuſprechen gewagt, weil er zu abenteuerlich kühn geweſen wäre. Kaum hatte ich auf die Seligkeit gehofft, Dich überhaupt hier zu finden, und nun biſt Du die Erſte, die ich finde. Weißt Du auch, meine Taube, was ich Deinem Vater gelobt habe? Daß Du mein Weib werden ſollteſt, wenn er gefallen ſei. Er iſt den Tod für's Vaterland geſtorben, und Du biſt meine verlobte Braut. Aber glaube nicht, daß es die Pflicht allein iſt, die Dir die Hand bietet; nein, es ſind meines Herzens ſüßeſte Regungen, die Dich inniglich umfangen."

„O Sir!" verſetzte Sally ſchmerzlich, „Sie kennen mein Schickſal, und ſchon in der Höhle des Giants-Cauſeway that Ihnen mein Vater meinen Entſchluß kund."

„Dein Blut, das Du für das Vaterland vergoſſen, hat Dich rein gewaſchen," entgegnete der Häuptling leidenſchaftlich. „Du biſt durch den Kampf, dem Du beigewohnt, geheiligt und ſtehſt über allen Jungfrauen des Landes. Wenn wir jetzt ſiegen, ſei dieſe Hand mein Lohn. Ich liebe Dich, rein, wahr und ſtark. Dein Beſitz iſt die leuchtende Krone meiner noch ungebornen Thaten. Wollteſt Du ſie mir weigern? Du würdeſt meinem Muthe Feſſeln anlegen."

Sally reichte ihm ſchweigend die Hand; aber John Boyle ſchüttelte recht wehmüthig das alte kahle Haupt, und es glänzte abermals wie rinnende Thränen auf ſeinen Wangen. „So laßt uns gehen!" fuhr Leßlie fort, Sally's Arm nehmend. Und zu Boyle gewandt: „Sieh dort, alter Seelöwe, wie jene Zeltreihen und die flatternden bunten Fahnen ſich im Feuerſchein abenteuerlich ausnehmen! Das iſt freilich ein ganz andrer Anblick, als wenn ich mit meinen Söhnen der Berge dahin ziehe, deren Eiſenherzen kaum mit den Lumpen eines abgetragenen Mantels bedeckt ſind. — Laß uns durch's Lager gehen!“ ſagte er zum Lootſen, als dieſer im Begriff war, einen ihm bekannten Fußpfad, welcher auf den Schloßberg hinauf führte, einzuſchlagen. „Ich möchte doch zuvor eine oberflächliche Bekanntſchaft mit unſern Freunden und Bundesgenoſſen machen. Komm, liebe Sally! Kommt, Ihr Herren!“ Und unter des Seemannes Anführung betraten ſie die vorderſte Reihe der Zelte.

Das erſte, was ſich ihren forſchenden Blicken darbot, als ſie nach abgegebenem Feldgeſchrei die Wachen paſſirten, war eine um eine Trommel gelagerte Truppe von Spielern. Ueberreſte von Speiſen, Flaſchen, Gläſer und Waffen ſtanden und lagen unordentlich umher. Halbunterdrückte Flüche und lautes Gelächter wurden durch den Ruf eines bankhaltenden Kriegers beſchwichtigt: „Nichts gewinnt nichts! Achtung auf's Spiel, meine Herren! Achtung, ich bitte! Der König gewinnt! Der Bube verliert! Zehne gewinnt!“

Ein faſt erloſchenes Wachtfeuer beleuchtete unheimlich die von Leidenſchaften ſtark markirten Geſichter der Spieler. Die Augen des gewinnenden Banquiers ſtrahlten von Luſt und wilder Begierde; Wuth und ſchlechtverhehlter Neid und Ingrimm malte ſich auf den Geſichtern der Verlierenden.

Eben hatten ſich die nächtlichen Wanderer hinter ein Zelt verborgen, deſſen Bewohner in tiefen Schlaf verſunken ſchienen, als der auffallend glücklich ſpielende Banquier ausrief: „Seid Ihr denn wirklich ſo ganz abgebrannt, habt gar nichts mehr, Ihr Herren? Seid Ihr endlich wirklich ſo nackt und kahl, wie die Schwänze der Ratten, die uns auf den Schiffen den Zwieback ſtehlen?“ Und ein widriges Lachen begleitete dieſe Worte:

„Muth, meine Freunde! Noch einmal! Ich nehme ſtatt Geld, Pfänder und Sachen von Werth, wie man's in der guten Stadt Paris auch thut."

„Nun, wohlan, ich wag's noch einmal!" rief ein ſchwarzköpfiger Italiener, deſſen dunkles Auge wunderlich abſtach von der bleichgelben Geſichtsfarbe, „denn jede Münze hat zwei Seiten." Unter dieſen Worten zog er einen goldnen mit Steinen beſetzten Ring vom Finger und warf ihn heftig auf die Trommel, daß er mit einem dumpfen Geräuſch bis vor den bankhaltenden Soldaten rollte. „Nun ſchnell, zieh' ab! Madonna gieb Deinen Segen! — Und dennoch nicht!" rief er wildaufſpringend, als Jener einige Karten abgezogen hatte. „Daß Du verdammt ſeieſt mit Deinem Glücke, Monſieur le Gendre! Das Kleinod war von einer Hand, die mir Segen brachte, ſo lange ich ihren Winken folgte, von meiner alten braven Mutter; ich glaube ihr Trauring. Bedenke, le Gendre, 's iſt das letzte, was ich aus meiner ſchuldloſen Zeit beſitze."

„Ich faß' ihn dennoch, Kamerad: denn falſche Scham hält mich nicht ab, zu nehmen, was mir gehört," erwiderte der Erſtere, mit höhniſchem Lächeln den Ring ruhig an den Finger ſteckend, und ließ die Steine im Scheine der Flamme ſpielen.

„Parbleu, er iſt ächt, le Gendre!" rief der Italiener, „doch was ſoll ich's dem Kenner verſichern! denn war es nicht Deine zu große Vorliebe zu edlen Steinen und Metallen, die Dich nach Breſt brachte, und mir die Ehre Deiner Bekanntſchaft im dortigen Bagno verſchaffte? Ich möchte Dir indeſſen jetzt freundſchaftlich rathen, Dir das unmäßige Gelüſte nach Kleinodien vergehen zu laſſen. Du weißt, wie unſer General über dieſen Punkt denkt. Aber Du ſcheinſt einer von denen zu ſein, von denen das Sprüchwort bei mir zu Lande ſagt: Passato il pericolo, gabbato il santo!“

„Spare Deine Moral,“ lachte der Andre. „Bei Dir ſcheint die Galeere die entgegengeſetzte Wirkung hervorgebracht zu haben, als bei uns Uebrigen, die wir uns immer weniger zu den Frommen zählten, ſo oft wir aus der hochanſehnlichen Geſellſchaft herausgingen. Der Ring iſt jetzt mein Eigenthum, und ich hoffe, daß es nicht das letzte Kleinod iſt, was in dieſem Leben in meine Taſchen wandert.“

„Was ich bis jetzt auf dieſer Inſel geſehen, zu deren Beiſtand wir gekommen ſind, ſcheint wenig Stoff für Deine Profeſſion oder Paſſion zu liefern, und nochmals rufe ich Dir die Proklamation des General Humbert in's Gedächtniß zurück. Er ſcheint mir der Mann, der ſein Wort hält.“

„Was hat's mit dieſem General zu ſagen!“ verſetzte le Gendre, „wenn man nur ſanft iſt wie Tauben und klug wie Schlangen, läßt ſich Alles machen.“

„Ruhe da, verdammte Brut!“ rief der Offizier du jour, der ſo eben die Runde durch das Lager machte. „Fort mit den verfluchten Karten! Legt Euch auf ein Ohr, Ihr loſen Buben, um Euch als brave Soldaten zu zeigen, wenn die Stunde des Ruhmes ſchlägt!“

Schnell verſtummten die Spieler und ſtanden aufrecht in militäriſcher Haltung, bis der Offizier vorüber war; dann verlor ſich ſchweigend einer nach dem andern unter den Zelten, und auch Leßlie ſchritt mit ſeinen Gefährten weiter, nicht ohne noch hier und da

---

*) Wenn die Gefahr vorüber iſt, iſt der Heilige betrogen.

auf ähnliche Scenen frecher Libertinage zu ſtoßen, oder Reden zu vernehmen, welche auf diejenigen der Iren, die der franzöſiſchen Sprache mächtig waren, keinen günſtigen Eindruck machen konnten.

Im großen hellerleuchteten Saale zu Balliford, wo Leßlie bald darauf eintrat, war unter dem Vorſitze des franzöſiſchen Heerführers noch ein Kriegsrath verſammelt, um über die nächſten Operationen mit Sir Lewis O'Donnel zu berathen.

Ungeachtet der Verſchiedenheit der Anſichten, welche beide Häuptlinge von den Mitteln zur Befreiung des von ihnen mit gleicher Liebe umfaßten Vaterlandes hegten, war der Baronet doch hocherfreut, den muthigen Leßlie zuerſt bei ſich zu ſehen, den er als den Tapferſten der iriſchen Tapfern dem verbündeten General vorſtellte. Es war ihm höchſt angenehm, von Leßlie zu vernehmen, daß es Michaul gelungen wäre, mit einer nicht unbedeutenden Schaar, die Wachſamkeit der königlichen Truppen täuſchend, ſich auf einem ſchwierig zu paſſirenden Küſtenpfade heraufzuziehen, um ſich ſchon morgen mit dem franzöſiſchen Heere zu vereinigen.

Weniger erfreulich war dagegen die Nachricht, daß die größte Abtheilung der Independenten im Süden ſo ſcharf von den Königlichen beobachtet würde, daß die Vereinigung derſelben mit dem ſich im Norden verſammelnden Korps nur nach hartem Kampfe und unter der angeſtrengteſten Mitwirkung von Seiten der Verbündeten würde bewerkſtelligt werden können. In Frankreich hatte man feſt darauf gerechnet, daß derjenige Theil der Küſte, an welcher man landen würde, im vollen Aufſtande begriffen wäre, um raſch auf die Hauptſtadt vordringen zu können. So wie die Sachen jetzt ſtanden, wurde beſchloſſen, daß Dermot Laing den Befehl über jene große Abtheilung in den ſüdlichen Provinzen behalten und alle Kräfte aufbieten ſollte, die dort ſtationirten Truppen von einer Verbindung mit Dublin und den nördlichen Landestheilen abzuhalten, während man von der Killala-Bay aus den kühnen Verſuch machen wollte, auf geradem Wege nach der Hauptſtadt vorzudringen, in der Erwartung, daß alle ſtreitbaren Männer ſich auf dem Marſche dahin, bei O'Donnels Erſcheinen, ohne Weiteres anſchließen würden.

Als die franzöſiſchen Offiziere ſich zu einer ſpäten Stunde entfernt, und die beiden iriſchen Anführer, endlich ſich ſelbſt überlaſſen, noch Manches, was für ſie allein von Intereſſe war, beſprochen hatten, ſagte Leßlie bei vorkommender Veranlaſſung: „Wenn Ihr Hülfscorps, auf das Sie ſo viele Hoffnungen ſeit Jahren gegründet, nur nicht ſo ſchwach wäre, Sir Lewis!“

„Der Muth deſſelben, namentlich das ausgezeichnete Regiment, welches der tapfere Humbert ſelbſt commandirt, wird erſetzen, was ihm an der Zahl abgeht, lieber Leßlie.“

„Auf meinem Wege hierher paſſirte ich einen Theil des Lagers,“ verſetzte der Letztere. „Was ich dort bemerkte, veranlaßt mich zur Vermuthung, daß wenigſtens die auf dem linken Flügel lagernden Truppen nicht zur Elite der ſo berühmten franzöſiſchen Armee gehören.“

„Es war nicht möglich, zu verhindern,“ antwortete O'Donnel achſelzuckend, „daß die franzöſiſche Regierung zu dieſem Verſuche, wie ſie die Expedition nennt, einen Theil ſogenannter enfans perdus, Sträflinge und befreite Gefangene, genommen hat. Kerntruppen ſollen folgen, ſobald es nur den entfernteſten

Anſchein hat, daß wir feſten Fuß faſſen und das ganze Land ſich mit reger Theilnahme für uns erklärt. In den Waffen ſind die heute gelandeten Truppen ſo geübt, wie Frankreichs beſte Krieger. Ihr moraliſcher Charakter läßt freilich Manches zu wünſchen übrig. Bedenken Sie indeſſen, mein Freund, aus welchen Beſtandtheilen das Kreuzheer einſt zuſammengeſetzt war, das zur Eroberung des heiligen Grabes auszog und welche mitunter an Wunder gränzende Thaten daſſelbe vollbrachte! Der Muth, die Fähigkeit und Beſonnenheit der Anführer müſſen denen, die wir nur als Werkzeuge, unſre heilige Sache zu fördern, betrachten können, die belebende Kraft verleihen. Unſer Beiſpiel muß jener zur Richtſchnur dienen. Und bei Gott, Sir! ich habe es den Kommiſſären des Direktoriums bei der Einſchiffung verſichert, daß ich jeden von Leuten aus jenem Strafkorps begangenen Exceß, um das Zutrauen meiner Landsleute zu erhalten, auf's Strengſte zu ahnden genöthigt ſein würde.“

„Gebe der Himmel, daß Alles ſo ausfällt, wie Sie es hoffen, Sir Lewis! Was mich betrifft, ſo werde ich nie von meiner erſten Anſicht abgehen, daß ein ſo tief unterdrücktes Volk, wie das unſrige, ſich ohne fremde Hülfe von ſeinem Joche befreien muß. Es iſt zur Freiheit nicht reif, oder derſelben nicht werth, wenn es nicht durch eigne Kraft zum Ziele gelangt.“ —

Die erſten Purpurfahnen flatterten bereits im Oſten, als Leßlie den Baronet verließ, um ſich und ihm noch einige Ruhe zu gönnen. Im Vorzimmer harrten noch Boyle und Sally. Lewis erblickte die Letztere mit einer Ueberraſchung, die einer ſüßen Verwirrung ſehr ähnlich war.

„Wie? Auch Du hier, Mädchen?“ rief er, ihre Hand ergreifend. „Was willſt Du denn bei uns, wo die Schrecken des Krieges bald ihre blutigen Paniere aufpflanzen und den häuslichen Herd, den ſtillen Wohnſitz der Frauen, zerſtören werden?“

„Sie will Ew. Gnaden Soldat werden,“ ſagte Boyle. „Ich kann ſie nicht zurückhalten. Der kriegeriſche Geiſt ihres Vaters iſt in ſie gefahren.“

„Geſtatten Sie mir, hochverehrter Sir, in Ihrer Nähe bleiben und an den Gefahren des Krieges thätigen Antheil nehmen zu dürfen!“ bat Sally, ſich tief verneigend.

„Du biſt eine kleine Thörin,“ verſetzte O'Donnel erröthend — denn er hatte wohl in ihrer Seele geleſen und fühlte in der ſeinigen etwas Aehnliches vorgehen — „aber wer kann Dir etwas abſchlagen! Suche Dir ein weiches, reines Bettchen in meinem Schloſſe. Morgen wollen wir weiter darüber ſprechen.“

Haſtig trat er hinaus, fürchtend, daß er ſich verrathen möchte, und Ruhe und Schlaf verſchmähend, erreichte er mit fiebriſch brennender Wange das Lager der verbündeten Truppen, deſſen Raum ſchon nicht mehr hinreichte, die von allen Seiten mit Tagesanbruch herauffluthenden Landleute zu faſſen, ſo daß ein Theil des Hülfskorps nach Ballina aufbrechen mußte, um dort den Raſttag in den bequemen Häuſern der ihre Befreier freudig aufnehmenden Bürger zu verleben.

Noch im Laufe des Vormittags langte auch Michaul Dahna mit ſeinen kühnen Bergvölkern an, und unbeſchreiblicher Jubel der ſich gegenſeitig ſchon aus der Ferne begrüßenden Iren ſtieg unaufhörlich gen Himmel. Lewis O'Donnel umarmte Michaul vor allem Volke, drückte ihn lange an die Bruſt, küßte ihn zärtlich und führte ihn dann auf das Schloß, wohin er den General Humbert, ſowie deſſen erſte Offiziere, die Häuptlinge der Iren und ſeine Freunde zu einem feierlichen Akt einlud.

Sobald alle dort verſammelt waren, traten die Glieder der Familie O'Donnel mit Dupont im Hintergrunde zuſammen. Sir Lewis aber faßte Michauls Hand und führte ihn der Verſammlung mit den Worten vor: „Meine Herren, ich gebe mir die Ehre, Ihnen in dieſem Tapfern einen ehrenwerthen Sproß unſeres Hauſes vorzuſtellen, von mir und den Meinigen bereits in Frankreich nach aller Form Rechtens anerkannt. Er iſt unſer Bruder und hat ſich durch Charakter und Thaten dieſer Abſtammung würdig gezeigt. Ich habe die erſt ſpäter ausgeſtellte und von der franzöſiſchen Regierung beglaubigte Akte aus dem uns befreundeten Nachbarlande mitgebracht und überreiche ſie Dir hiermit, mein lieber Michaul, im Angeſicht ehrenwerther Iren und Franzoſen. Du wirſt dadurch von heute an in alle Rechte eines ehelichen Sohnes Sir William O'Donnels eingeſetzt und meinen beiden andern Brüdern gleichgeſtellt. Umarme mich und Deine Geſchwiſter und gönne uns nun die vertraulichen Namen der Familienliebe.“

Michaul drückte weinend eines nach dem andern an die Bruſt. Alle Anweſenden waren von Rührung ergriffen.

„In dieſer Akte iſt auch Deines Weibes und Deines Kindes gedacht,“ fuhr Lewis fort. „Sie führen von heute an in Frankreich den Namen O'Donnel und leben durch meine Fürſorge auf dem ihrem Stande gebührenden Fuße. Begleitet unſre Waffen der Sieg, den Gott verleihen möge, ſo werden ſie bald hier ſein.“

„Mein Leben für Dich, mein Bruder!" rief Michaul. „Ich habe nichts weiter, ich kann nichts mehr geben. Und hätte ich hundert Leben, ſie wären alle Dein und dem Vaterlande. Drum, Freunde, ſtimmt ein in meinen Freudenruf: Irland und Sir Lewis O'Donnel für immer!"

Vom hundertſtimmigen Ruf erſchallte der Saal und von allen Seiten erfolgten Glückwünſche für den freudetrunkenen Michaul.

---

## 15.

## Operationen des verbündeten Heeres.

Die Nachricht von der Landung der franzöſiſchen Truppen regte die Gemüther aller Bewohner der Inſel, vorzüglich die der Hauptſtadt, mächtig auf. Hier war es die Hoffnung, die mit dem hochrothen Schein der Morgenglut die Zuverſicht in die Herzen der gedrangſalten Sklaven goß, daß dieſer Morgenröthe raſch die Sonne der Freiheit folgen werde; dort war es der Schrecken, der wie ein Cherub mit flammendem Schwerte über die ſtolzen Häupter der Ariſtokraten hinfuhr und ſie aus dem ſorgloſen Uebermuth und der geſpreizten Bequemlichkeit aufſcheuchte. Und wie die Meiſten erſt unerträgliche Aufgeblaſenheit und unbedingtes Zurückweiſen jeder menſchlichen Regung zu Gunſten der armen Iren beſeelt, ſo brachen dieſelben Menſchen, von aller Haltung verlaſſen, plötzlich zu bleichen zitternden Jammergeſtalten zuſammen; die

Furcht lähmte alle ihre Kräfte, ſie ſahen in jedem triumphirenden Geſichte einen Mörder.

Die zeither blutig unterdrückte Volkspartei erhob dagegen ihr Haupt um ſo höher und feierte, von ſanguiniſchen Hoffnungen berauſcht, im Geiſte bereits die glänzendſten Siege über ihre Gegner.

Dieſe Spannung erhielt ſich indeſſen nicht lange; denn die Furcht der Erſtern und die Freude der Letztern wurde bald vermindert, als man in Dublin genauere Kenntniß von der Zahl und Beſchaffenheit des franzöſiſchen Invaſionsheeres erhalten hatte.

Ein beruhigender Umſtand war, daß die engliſche Regierung, ſelbſt von der blutigen Strenge des Statthalters Camden erſchreckt und einſehend, wie wenig ſie durch die Maßregeln dieſes Mannes ihren Zweck erreichen werde, ihn zurückgerufen und ſeine Stelle dem milden, beſonnenen, menſchenfreundlichen Lord Cornwallis übertragen hatte. Die erſten öffentlichen Schritte des neuen Vicekönigs waren darauf berechnet, das Vertrauen des Volks zu gewinnen, die Stürme zu beſchwören, und wirklich war ſeiner Mäßigung bald Unglaubliches gelungen. Von ſeiner beſänftigenden Klugheit erwartete man auch jetzt Rath und Hülfe, und die Menſchen, die erſt in der grauſamſten Unterdrückung des Volks ihre Stärke gezeigt, hofften nun von dem Manne der Milde ihr alleiniges Heil. Der umſichtige Statthalter traf denn auch in der Eile alle nöthigen Maßregeln und raffte alle königlichen Truppen, deren er ſchnell in der Umgegend habhaft werden konnte, zuſammen, um ſie dem Feinde entgegen zu ſchicken. Dieſes kleine Korps wurde gleich zu Anfange genöthigt, ſich mit einigem Verluſte wieder zurückzuziehen.

Jedoch ſchon bei Jamestown wurde den Independenten bei ihrem weitern Vordringen auf der großen Straße nach Dublin der Uebergang über den Shannon durch ein andres königliches Truppenkorps ſo lange ſtreitig gemacht, bis man im Stande geweſen war, eine hinlängliche Macht zuſammenzuziehen, um jene nicht allein am fernern Vordringen zu verhindern, ſondern ſie auch zu nöthigen, eine rückgängige Bewegung nach Leitrim zu machen.

Dadurch kam das Heer der Verbündeten in Verlegenheit, und die Führer deſſelben beriethen ſich eben, was zu thun ſei. als noch am ſpäten Abend Geſandte aus den Grafſchaften Tyrone und Fermanagh im Lager erſchienen, die O'Donnel im Namen der Einwohner jener Diſtricte baten, ſich mit dem Befreiungsheere nach dem Norden von Irland zu wenden, wo das Volk, wie ſie ſagten, nur ſeine Ankunft erwartete, um in Maſſe aufzuſtehen und ſich mit ihm zu vereinigen.

„Ich kenne den Geiſt nicht, welcher in den nördlichen Provinzen des Königreichs herrſcht,“ ſagte Leßlie; „man hat bisher nur wenig von ihnen gehört. Wären Sie nur im Süden des Reichs gelandet, Sir Lewis, ſowie ich es immer erwartete. ſo könnte ich Ihnen durch meine braven Landsleute, die wohl ſchlummern, aber nie durch ſüße Vorſpiegelungen ſich einſchläfern laſſen, eine ſichere Garantie ſtellen für den Erfolg jedes größern Unternehmens. Die Zahl derer. die ſich dort ſeit fünf Jahren mit dem heißeſten Drange nach Freiheit ſehnen, iſt groß, und ihr Muth, ſowie ihre Ausdauer, trotz manches bittern Unfalls, immer derſelbe geblieben, wie es ſelbſt die königlichen Truppen, die unſre Piken und Senſen oft empfindlich genung gefühlt haben, bezeugen müſſen. Ich weiß nicht, was wir von Fermanaghs Bewohnern zu erwarten haben; jedoch iſt mir ſoviel bekannt, daß dort, gleich nach Ankunft des etwas ſchonender verfahrenden Lord Cornwallis, günſtigere Verhältniſſe für die Landleute eingetreten ſind, wahrſcheinlich damit die Königlichen den Rücken frei behalten möchten, um ihre Kräfte mehr im Süden zu vereinigen. Truppen ſind zwar nur wenige in ſeinen Gegenden, aber auch nur wenige Städte, deren Beitritt allein unſrer Sache größeres Gewicht geben kann; denn an der Theilnahme des intelligenteren Theils des Volkes muß uns doch vor allen Dingen gelegen ſein!“

„Wohlan, meine Herren, es kommt auf einen Verſuch an!“ ſagte der franzöſiſche General. „Ich will für den ſchlimmſten Fall die Flotte in die Bay von Donnegal beordern, welche einen ſicherern Einſchiffungsplatz gewährt, als die Bay von Killala; auch iſt jener Hafen, wie ich gehört, von feindlichen Kriegsſchiffen leer.“

„Eine rückgängige Bewegung würde jetzt das Volk entmuthigen,“ nahm O'Donnel das Wort. „Wir würden uns bald von Vielen, die kampfluſtig daſtehen, verlaſſen ſehen. Ein großer Theil würde die Rückkehr in die Heimath, ſo lange dieſelbe noch mit einiger Sicherheit für ſie bewerkſtelligt werden könnte, einem ungewiſſen Ausgange in den ihnen nur wenig bekannten ſüdlichen Grafſchaften vorziehen, und es würde gleich anfänglich Verwirrung und Unordnung nicht fehlen, falls der Befehl zur Umkehr verlautete, deſſen Urſachen der große Haufe nur ſchwer begreifen würde. Sie wiſſen, Mr. Leßlie, wie ſehr ich immer bemüht geweſen bin, während meines Aufenthalts in Irland die ganz nutzloſen Ausbrüche roher Volkswuth zu unterdrücken, und ich werde auch jetzt, meinen Grundſätzen treu, ſie auf jede Weiſe zu verhüten ſuchen.“

Leßlie verſtand den Sinn dieſer letzten Worte, und obgleich nicht wenig dadurch gereizt, indem er darin eine Anſpielung auf das von ihm an Henderſon geübte Richteramt fand, antwortete er, ſich ſchnell faſſend: „Meine Herren, gern ſtimmte ich bei: möge es nie heißen, daß Leßlie's Starrſinn den guten Ausgang eines Unternehmens zur Befreiung des Vaterlandes verhindert habe! Bei Gott! an meinem Muthe, an meinem Willen ſoll's nicht fehlen. Nur verwahre ich mich gegen alle Folgen."

„Kann man doch nur einmal ſterben, mein lieber Leßlie," ſprach Michaul O'Donnel und legte beſänftigend die Hand auf des feurigen Mannes Schultern. „Der Tod für's Vaterland iſt immer ſchön und ſichert im unglücklichen Falle — den Gott verhüten wolle! — gegen künftige Schande."

„Du meinſt, uns bliebe nur die Wahl zwiſchen Sieg oder Tod!" erhob Leßlie die Stimme mit flammenden Augen. „Wohl, der Sieg befreit das Vaterland von ſeinen drückenden Feſſeln, der Tod den Kämpfer. Aber auch die feindlichen Waffen können die Patrioten verſchonen; der Sieg kann mir entriſſen werden, und mir doch nicht zu ſterben vergönnt ſein. Schande und Schmach in den Augen der Nachkommen treffe den Ueberlebenden, der, im unglücklichſten Falle, ſich den Engländern ergiebt! Sein Name ſei gebrandmarkt in allen Zeiten!"

„Ja, Sieg oder Tod!" ſprach Sir Lewis feierlich. „Und wer nicht Sieg oder Tod erringen kann, der meide des Vaterlandes theure Erde für ewig. Als ein unglücklicher Verbannter durchwandre er fremde Länder. Nicht leben unter engliſcher Herrſchaft! das ſei unſer Feldgeſchrei."

Die drei Männer reichten ſich zur Bekräftigung ihres Gelübdes die Hände, und die verbündeten Offiziere blickten mit hoher Achtung auf ſie. Da drängte ſich plötzlich noch eine ſchlanke Geſtalt in knapper Uniform herzu und legte die zarte Hand auf die drei vereinten Hände, in die Worte ausbrechen: „O, nehmt auch mich auf in Euern Bund! Siegen, ſterben oder verbannt ſein von Irlands grünem Boden! Ein gütiger Himmel möge mich vor dem Letzten, als dem Schlimmſten, bewahren!“

Die Nacht verhinderte, die Züge des Sprechenden zu erkennen, und obgleich den Freunden dieſe Stimme nicht fremd war, ſo wandte ſich O'Donnel doch zu den franzöſiſchen Offizieren mit den Worten: „Meine Herren, es iſt Sally O'Neil, meine werthe Freundin, im Lager nur das Kind von Irland geheißen und vielleicht dem Einen oder Andern von Ihnen unter dieſem Namen bekannt. Ihren dringenden Bitten endlich nachgebend, habe ich ihr erlaubt, unter die Zahl der Kämpfer zu treten, und ihr mit dieſer Uniform heute die Charge eines Adjutanten meiner Perſon verliehen.“

Die Franzoſen gratulirten mit der ihnen eigenthümlichen Galanterie.

„Honni soit qui mal y pense!“ *) fügte Leßlie hinzu. „Das Kind von Irland iſt uns Patrioten ein hochſchätzbares Vermächtniß. Der freiheitglühende Evans O'Neil, der für Irland geſtorben, war ihr Vater. Nun iſt Irland ihre Mutter geworden, die ſie an ihren Brüſten mit all' ihrem Elend groß geſäugt, aber ihr auch alle flammende Begeiſterung für Freiheit und Mutterboden eingetränkt. Meine Herren, krönt unſer

---

*) Schimpf dem, der Arges dabei denkt.

Unternehmen der Sieg, ſo wird die hochherzige tapfre Sally mein Weib, und an der Freiheit jungem Altar ſoll uns das glückliche Vaterland verbinden. Wird uns Tod, ſo ſeht Ihr, daß Sally auch mit uns zu ſterben weiß und den Tod lieber empfängt, als die Verbannung. So ſei denn in unſerem Bunde aufgenommen, edles Kind von Irland! Nimmer leben unter engliſcher Herrſchaft! ſei auch Dein Wahlſpruch."

„Treu im Leben und Tod!" ſprach Sally ernſt und drückte die Hände der Männer. Die Nacht aber umfing ſie bedeutungsvoll mit dem finſterſten ihrer Schatten.

Gleich darauf wurde Befehl gegeben, die Wachtfeuer friſch anzufachen und noch mehre neue näher gegen die feindlichen Vorpoſten hin auflodern zu laſſen. Dann brach das verbündete Heer in aller Stille auf, und noch ehe die königlichen Truppen am folgenden Morgen ſich hinreichend überzeugt, daß der Feind verſchwunden war, hatten die Inſurgenten bereits die Grenze von Fermanagh überſchritten, wo ſie am ſelbigen Tage noch im Angeſicht des Carneſees ein langausgedehntes Lager bezogen.

Tim Nuuthan, wegen ſeiner großen Brauchbarkeit vorzüglich im Spioniren zum Offizier einer Compagnie leichter Bergſchützen befördert und ſeit Kurzem mit ſeiner Freundin Miß Anna Neil ehelich verbunden, war einige Tage vorher auf Recognoſcirung der Umgegend vorausgegangen und hatte ſeine Frau mitgenommen, weil dieſe früher ſchon, durch Miß Margaret Fitzjames aus Lindſayhall vertrieben, einige Zeit auf dem am Carneſee gelegenen Landſitz des Lord Kildare Rougheligh gelebt und ſich mit der Umgegend ziemlich vertraut gemacht hatte. Gleichſam als Herrin des Gutes betrachtet und vom Lord in ihren

Anordnungen und Verfügungen wenig eingeſchränkt, war Miß Anna nicht nur von allen Pächtern, ſondern auch von den benachbarten Gutsbeſitzern als Herrin angeſehen und reſpektirt worden, und mit allen hatte ſie auf freundſchaftlichem Fuße gelebt. Dieſer Umſtand wurde jetzt von den Heerführern benutzt, und Tim, ohnedies wegen ſeines ſeltenen Talents höchſt ſchätzbar, erhielt jetzt durch die Kenntniſſe ſeiner Frau und deren Bereitwilligkeit, damit zu nützen, einen noch höhern Werth. Das würdige Ehepaar war vorausgeſchickt worden, um die Geſinnungen der Bewohner der Grafſchaft Fermanagh zu erforſchen.

Am folgenden Tage, nachdem das Lager der verbündeten Heere aufgeſchlagen war, kehrte Tim allein zurück — ſeine Frau hatte er bei einer ihrer Freundinnen gelaſſen — und meldete zu nicht geringer Ueberraſchung der iriſchen Freunde, daß Lord Kildare, durch die Unruhen im Süden aus Lindſayhall vertrieben, ſeit kurzer Zeit ſeinen Wohnſitz in Reugheligh aufgeſchlagen und, nach der Ausſage aller Farmer der Umgegend, all ſein Anſehen und ſeine Ueberredungskraft aufgeboten habe, der Sache der Independenten das Wort zu reden und die Gemüther dafür zu intereſſiren, was ihm auch ſo weit gelungen ſei, daß die Pächter ſowohl, wie die kleinen Grundbeſitzer kein Bedenken getragen hätten, in ſeinen Wunſch einzuſtimmen, daß man Abgeordnete abſchicke, um das Bundesheer einzuladen, und daß die Erfüllung dieſes Wunſches in einer Verſammlung beſchloſſen und ſogleich ausgeführt worden ſei.

„Das klingt ſehr bedenklich!“ bemerkte Leßlie, als Tim ſeinen Bericht beendigt hatte.

„Der Unhold brütet ſicher über neuen Bubenſtücken!“ rief Michaul unwillig.

„Sollte nicht ſelbſt der größte Böſewicht noch der Beſſerung fähig ſein,“ bemerkte O'Donnel begütigend.

„So wenig der Mohr weiß zu waſchen iſt,“ verſetzte Leßlie. „Und ich muß Sie dringend erſuchen, Sir Lewis, daß Sie, unbeſchadet Ihrer edlen, ſchätzenswerthen Denkungsart, mit Beſeitigung jedes Nebengrundes, jetzt alle erdenkliche Vorſicht gebrauchen, um uns vor Schaden von Seiten dieſes Intriganten zu bewahren. Denn nicht allein die Tauſende unſrer wackern Landsleute, die ſich unſrer Leitung anvertraut haben, würden die kleinſte Vernachläſſigung derſelben ſchwer büßen müſſen, ſondern auch die Wohlfahrt des Hülfskorps und unſre eigne Ehre ſtehen dabei auf dem Spiele. Vor den gewichtigen Forderungen des Vaterlandes muß die Stimme Ihres Herzens ſchweigen; jedes Mittel, das unſer Scharfſinn zu entdecken vermag, muß zu unſrer Erhaltung dienen, und ich halte es für das Beſte, daß wir uns der Perſon des Lord Kildare bemächtigen, um ihn, ſei er nun unſer Freund oder Feind, uns unſchädlich zu machen. Ich muß geſtehen, das Dazwiſchenkommen dieſes Menſchen gemahnt mich, wie das verderbliche Einwirken eines böſen Dämons.“

„Ich widerſpreche Ihnen nicht,“ entgegnete O'Donnel, „im Gegentheil bin ich von der Dringlichkeit guter Vorkehrungen überzeugt, wie Sie; aber ich ſtimme für die äußerſte Vorſicht dabei und halte es für das Gerathenſte, die Geſinnungen des Lord zu erforſchen und ihn im zweifelhaften Falle als Freund zu behandeln, um den Liſtigen, ihn mit ſeinen eignen Waffen bekriegend, beſſer beobachten zu können.“

„Laſſen Sie mich machen!“ ſagte Tim. „Ich will ihm bald auf die Fährte kommen. Ich wäre jetzt ſchon nach Roughcligh gegangen, wenn ich bewaffnete

Leute im Hinterhalt gehabt hätte. Doch ich gehe ſogleich hin und trete dem Lord unter die Augen. Den beſten Vorwand dazu liefert hier unſre wackre Sally O'Neil. Du, meine werthe Freundin, in die ich ſo ſterblich verliebt war und die meine Muhme einſt meine Schweſter nannte, biſt ja lange der Leitſtern meines Lebens geweſen. Sei es auch jetzt! Du erſt meine Geliebte, dann meine Feindin, ſpäter meine Freundin, jetzt mein Kriegskamerad, ſei meine Herrin und mache mich zum Boten Deiner ſchweſterlichen Liebe. Schreibe einen Brief an Lady Eliſabeth und gieb dem verehrungswürdigen Fräulein Nachricht von Dir, die demſelben jedenfalls willkommen ſein wird. Mit dieſer Gelegenheit komme ich nach Roughcligh. Der Lord hat alle Urſache, mich zu fürchten; ich werde mein Benehmen nach dem ſeinigen einrichten und ihn, ſowie ſeine ganze Umgebung, ſcharf auf's Korn nehmen und Ihnen dann getreuen Bericht abſtatten."

Sally ging bereitwillig auf dieſen Vorſchlag ein; ihr Herz hatte ſich längſt geſehnt, der geliebten Eliſabeth Mittheilungen zu machen. O'Donnel fand es jedoch nöthig, erſt dem General Humbert Anzeige von dieſen vorzunehmenden Schritten zu machen und deſſen Meinung darüber zu hören.

„Ach, das iſt der berüchtigte Intrigant, der ſeine Rathſchläge den Leuten ſo freigebig aufdringt!" rief der General mit franzöſiſcher Lebhaftigkeit. „Ja, ja! der große Politiker, der gern Herr von Irland werden wollte und es beſonders gut mit Ihnen gemeint hatte, Sir Lewis. Die Auslöſung unſrer beiden Offiziere Dupont und Gély hat dem Directorium Geld genug gekoſtet. Ich denke, wir machen uns wieder bezahlt. Fühlen wir dem wackern Lord ſtark auf den Zahn. Leiſtet er unſrer Sache Vorſchub, ſo mag er laufen und ihm ſoll verziehen ſein; finden wir ihn auf alten Schleichwegen, ſo — — nun das wird ſich finden. Laſſen Sie ſein Feld gut recognoſciren, und wird er nicht ganz ächt befunden, wie ich faſt fürchte, ſo legen wir ihm ein Detaſchement in's Schloß, das ihn mit den freundſchaftlichſten Mienen doch ſtets im Auge behält und ihn augenblicklich als Geißel wegführt, ſobald das Korps durch den Einmarſch in dieſe Provinz einen Unfall erleiden ſollte."

Auf dieſen Beſchluß wurde am andern Morgen Tim in ſeiner unſcheinbaren Knechtskleidung mit Sally's Brief nach Roughcligh abgeſchickt, während ſich die Anführer auf größere Unternehmungen vorbereiteten.

## 16.

## Kildare auf Roughcligh.

Obgleich Kildare über die tragiſche Wendung, welche Hendersons Geſchick genommen, im Herzen höchſt erfreut war und zuerſt wieder frei aufzuathmen wagte, ſobald er ſich nicht mehr vom Netze des böſen Dämons umgarnt ſah, ſo war durch den gewaltſamen Tod des Emporkömmlings ſeine eigne Lage, wie er ſich bald genug nicht mehr verbergen konnte, nur noch ſchwieriger und unangenehmer geworden. Denn erſtlich war und blieb ſeine Tochter durch die beabſichtigte Vermählung mit einem Menſchen von ſo gemeinem Herkommen — und deſſen erinnerte ſich der Adel der Umgegend jetzt ſehr ausführlich — für ihr ganzes

Leben compromittirt, er ſelbſt hatte ſeinem Anſehn bei der Regierung und ſtolzen Nobility der Hauptſtadt geſchadet, und es drang wohl zu ſeinen Ohren, wie man öffentlich von ſeiner zweideutigen Verbindung mit dem ehemaligen Kammerdiener des Lord Wexford rede. Sodann fehlte es gar nicht an laut genug umgehenden Gerüchten, die da behaupteten, Kildare habe, um Henderſon zum Schweigen zu bringen und nur zuverſichtlich zu machen, demſelben ſeine Tochter zugeſagt und ſcheinbar auch alle Anſtalten zur Hochzeit getroffen, derweil aber den zudringlichen und ihm läſtigen Menſchen an die Inſurgenten verrathen und dieſe für ein Stück Geld vermocht, das Richteramt an demſelben auszuüben, und es dauerte gar nicht lange, ſo nannte man den Lord allgemein Hendersons Mörder.

Nun erinnerte man ſich allmählig wieder, welch ein liebenswürdiger Menſch doch dieſer Henderſon geweſen, und wie ſehr es zu bedauern ſei, daß er das Unglück gehabt, in Verbindung mit einem moraliſchen Ungeheuer, wie Lord Kildare, zu kommen.

Miß Margaret Fitzjames, der man all dieſes Gerede mit diplomatiſcher Genauigkeit mittheilte, machte ſich ein Vergnügen daraus, den alten griesgrämlichen, ihr ſehr widrig gewordenen Lord damit auf's Aeußerſte zu quälen.

Damit aber noch nicht genug, mußte Kildare auch Alles für ſich von den immer ungeſcheuter ſich erhebenden Inſurgenten fürchten, und es war eine bittre Ironie ſeines Schickſals, daß man ihn beſchuldigte, mit dieſem ungezügelten, tollen Volke, vor dem er ſtets zitterte, im Einverſtändniß zu ſein. Täglich mehrten ſich die Nachrichten von verübten Grauſamkeiten, von Mord und Brand, und gerade, daß Kildare noch verſchont blieb, beſtätigte die Gentry in ihrem Glauben.

Endlich gingen dunkle Gerüchte von einer baldigen Landung der Franzoſen in einem der ſüdlichen Häfen. Dies Alles veranlaßte den Lord, Lindſayhall zu verlaſſen. Gern hätte er ſich nach der Hauptſtadt gewendet, aber der üble Ruf, in den er gekommen war, die Verachtung, die man ihm zeigte, hielten ihn davon ab. Dazu kam, daß das Beſtreben des neuen Statthalters Cornwallis, das Volk durch Bewilligungen und Zugeſtändniſſe mit der Regierung zu verſöhnen, und der Widerwille, den derſelbe offen gegen den ſtarren Ariſtokratismus der Tory's an den Tag legte, ihm, dem berüchtigten Volksbedrücker, keineswegs zuſagten. Er zog es daher vor, ſeinen Wohnſitz in dem fernen, nördlichen Roughcligh zu nehmen und hier ruhig abzuwarten, wohin ſich das ſchwankende Zünglein der Schickſalswage endlich ſenken würde, feſt entſchloſſen, ſich entweder zum Volksmann aufzuwerfen, oder ſich die Regierung durch irgend einen großen Dienſt verbindlich zu machen. Denn dem Manne, der unbedenklich nach der höchſten Macht, nach den oberſten Würden, geſtrebt, war die öffentliche Verachtung, zu der er ſich verdammt ſah, unerträglich, und der Kummer darüber fraß wie ein Geier an ſeiner Leber. In Roughcligh hoffte er die Changen der Begebenheiten mit Sicherheit und ungetrübtem Blick beobachten und ſeine Pläne ruhig entwerfen zu können; von hier aus wollte er dann die Gelegenheit wahrnehmen, ſich wie ein Adler aus dem Horſt auf die ſichre Beute zu ſtürzen, um auf die eine oder andre Weiſe eine Entſchädigung für ſeine, ſeit langen Jahren geopferte Ruhe und für den Verluſt ſeines guten Rufes zu erlangen. Ja, es miſchten ſich nicht ſelten Rachegedanken in ſeine phantaſtiſchen Entwürfe; demüthigen wollte er die und mit zürnenden Blicken zu ſeinen Füßen niederſchleudern, die ihm jetzt ihre Verachtung zu erkennen gegeben.

„Nein, nicht umſonſt will ich die Bahn des Rechts und der Tugend, wie man das Ding nennt, verlaſſen haben!“ rief er zuweilen. „Wenigſtens im vollen Genuß irdiſcher Güter, im Glanz und in der Hoheit will ich während der Spanne Zeit, welche mir vielleicht noch zu leben vergönnt iſt, für Alles das, was mir dereinſt nach den Begriffen frommer, gläubiger Menſchen abgeht, für das, was ſie Seligkeit nennen, Erſatz finden.“

Schon an einem der nächſten Tage trugen ihn die Wellen, nachdem er Lindſayhall der Obhut des in jenen Gegenden commandirenden Offiziers empfohlen hatte, von ſeiner Tochter, Miß Margaret und einem Theile ſeiner zahlreichen Dienerſchaft begleitet, aus dem Hafen von Kenmare nach Dundalk, von wo er mit mehrerer Sicherheit die Reiſe zu Lande an die Ufer des Earneſees fortſetzen konnte.

Eliſabeth hatte nicht ungern die Nachricht ihrer Abreiſe von Lindſayhall vernommen, da ſie vor den in der Umgegend ſich wiederholenden Gräueln zurückſchauderte.

Mit tiefem Schmerz lernte ſie immermehr die Urſachen der Irland verheerenden Bürgerkriege erkennen, und das Mitleiden, welches ſie früher mit dem armen, von den höhern Ständen ſo verachteten Volke empfunden hatte, war allmälig in die regſte Theilnahme übergegangen, je nachdem ſie durch ihren Umgang mit den armen Landleuten auf den Gütern ihres Vaters häufig Gelegenheit gehabt hatte, ſich von dem tiefen, richtigen Gefühle der zu Leibeigenen und Sklaven erniedrigten Iren zu überzeugen, und ihr Herz blutete bei der Wahrnehmung, daß dies treue, redliche Volk vor dem Looſe der zur ewigen Knechtſchaft verhandelten Neger nichts, als die weiße Farbe der Haut voraus habe. Stieg ja noch hin und wieder ein Zweifel in ihr auf, ob der ungeſtüme Drang des Volkes, ſich zu befreien, im Allgemeinen zu rechtfertigen ſei, ſo wurde er ſchnell durch den Gedanken beſeitigt, daß der edle, hochgebildete O'Donnel, ſelbſt ein Mann aus dem höchſten Adel, ſicherlich nicht mit ſo ſeltener Hingebung Alles für daſſelbe aufopfern würde, wenn er es nicht eines beſſern Zuſtandes für werth hielt, oder die Befreiung vom drückenden Joche nicht als das einzige Mittel erkannt habe, die allgemeine Beſſerung der Iren herbeizuführen.

Sowohl die kurze Seereiſe in der angenehmſten Zeit des Jahres, als die Ausſicht, mehrere Monate entfernt vom Schauplatze der blutigen Scenen an einem Orte zuzubringen, den ſie lange nicht geſehen, deſſen ländliche Reize ihr aber aus früheren Jugendträumen wie eine zaubervolle Feenwelt aufdämmerten, verſetzte ſie in eine ungewöhnlich heitre Stimmung.

Da ſie aber bei ihrer Ankunft auf der reizenden Villa ihre Erwartungen weit übertroffen fand, ſo konnte es nicht fehlen, daß der Eindruck, welchen die neuen, ſchönen Umgebungen auf ſie hervorbrachten, ihr Gemüth einſtweilen ſowohl von den Leiden der Zeit, als auch von den Erinnerungen an die eignen traurigen Erfahrungen ablenkte und ganz dem Genuſſe der Gegenwart zuwandte.

Jedoch nur zu ſchnell wurde auch dieſe reine Freude der ſo geprüften Lady durch die Nachricht von der Landung der Franzoſen in der Killala-Bay, die ſich blitzesſchnell im Lande verbreitete, ſchmerzlich getrübt, denn ſie konnte ſich ein ſolches Ereigniß nicht anders denken, ohne O'Donnel und neue, dem geliebten Manne drohende Gefahren in Verbindung zu bringen.

„Mit den Waffen in der Hand, in Irland, an der Spitze feindlicher Truppen kann er dieſes Mal nur ſiegen oder ſterben," dachte ſie bei ſich ſelbſt. Mochte der Ausgang ſein, welcher er wollte, ſo erfüllte ſie der Gedanke daran mit Entſetzen. Denn was konnte im Fall des Sieges das Loos ihres Vaters ſein, wenn er in die Hände der Partei fiele, die er, wie ſie wußte, verrathen hatte, ſobald O'Donnels Anſehn nicht im Stande war, ihn gegen die wohlverdiente Strafe zu ſchützen? Die kurze Ruhe war alſo abermals verſchwunden. Die düſtre Verſchloſſenheit ihres Vaters, ſeine Unruhe, das Gehen und Kommen vieler ihr unbekannter Männer, die fiebriſche Glut, die zuweilen plötzlich ſein Geſicht bei dem Leſen einer erhaltenen Nachricht überzog und die ihr nur zu deutlich zeigte, daß er wiederum mehr, als gewöhnlichen Antheil am Gange der Begebenheiten nehme, erhöheten um ein Großes die ängſtliche Beklommenheit, mit der Eliſabeth der Entwickelung der Ereigniſſe entgegen ſah.

Wirklich ſparte Lord Kildare keine Mühe, ſich die genaueſten Nachrichten über die Stärke und Beſchaffenheit des franzöſiſchen Hülfscorps, ſowie über die Stimmung und Verhältniſſe der einzelnen Grafſchaften und ihrer politiſchen Parteien zu verſchaffen, und bald hatte er die Ueberzeugung gewonnen, daß eine Hand voll Truppen, von denen überdies faſt die Hälfte aus befreiten Galeerenſclaven beſtand, nicht dazu geeignet war, der Sache der Inſurgenten den Nachdruck zu geben, von dem allein der günſtige Erfolg abhängig war. Eben ſo wenig verſprach ihnen der innere Zuſtand des Landes einen glücklichen Ausgang. Verſchiedenheit in den Meinungen und Forderungen der Unzufriedenen hatte ſchon angefangen, die bei ſolchen Unternehmungen ſo nöthige Einheit zu ſtören. Die Proteſtanten, die ſich in Irland nach einer Veränderung der Dinge ſehnten, wurden im Allgemeinen nur durch das Ehrgefühl geleitet. Die Katholiken wollten Befreiung von Laſten, ihrem kirchlichen Glauben entſprungen und deshalb um ſo ſchmerzlicher gefühlt, jenem alten Glauben, zu deſſen Abſchwörung ein ganzes Volk durch Liſt und Gewalt zu vermögen, die Regierung ſich offen genug beſtrebte. Die Zugeſtändniſſe, von Zeit zu Zeit gemacht, ohne auf die allgemeine Verſchmelzung der Intereſſen Rückſicht zu nehmen, konnten daher nur dem geringern Theile der Bevölkerung, den Proteſtanten, eine Zeit lang genügen. Das aus dieſen halben Maßregeln entſtandene Mißtrauen zerſpaltete das Volk in drei Parteien, in Katholiken, die nur allgemeine Duldung und gleiche Rechte forderten, indeß ſie hätten verlangen können, daß ihre Kirche, der doch die große Mehrzahl anhing, der Billigkeit gemäß die herrſchende ſei; in die Gemäßigten, aus Proteſtanten, reichen katholiſchen Grundbeſitzern, Kaufleuten und Fabrikherren beſtehend, die vermöge eines höhern Grades von Bildung und überzeugt, daß eine Partei ohne die andere nicht füglich beſtehen könne, Beiden Gutes wünſchten, und in die Orangemänner, die als die eifrigſten Anhänger des britiſchen Königshauſes, in der Abſicht, die proteſtantiſche Kirche zur herrſchenden in Irland zu machen, weder Blut noch Opfer ſcheuend, kein höheres Ziel kannten, als durch jeden erdenklichen Druck, ja ſelbſt durch die Gewalt der Waffen, ein ganzes Volk zu Proſelyten zu machen.

Der Kampf artete ſo allmählig wieder, wie vor Jahrhunderten, zum Religionskriege aus, und ſo geſchah es, daß außer denen, die den Grundſatz hatten, Gut und Leben zur Herſtellung eines unabhängigen Königreichs zu wagen, in welchem die Religion der Väter die herrſchende wäre, nur einige wenige Männer von Bedeutung und Einfluß aus den höhern Ständen im offenen Felde erſchienen. Wer einmal in die Bewegung verwickelt war, hielt aus Charakterſtärke, oder weil kein Rücktritt denkbar war, aus, und die Andern erwarteten vorſichtig den Ausgang der Dinge, um danach ihre Partei zu wählen. Lord Cornwallis waltete mild und verſöhnend im Lande, und ſo entbehrte der Aufſtand, ſo wild und blutig er ſich auch in den einzelnen Provinzen ankündigen mochte, des großen, durchgreifenden Intereſſes, welches ſeine Hauptſtütze hätte ſein müſſen. Noch ſchlimmer für die Sache der Freiheit war der Egoismus, der ſich bald bei einzelnen Anführern der Inſurgenten zeigte und Kildare auch kein Geheimniß blieb; und auf dieſe Weiſe wurde Mangel an Einheit und wahrer Volksthümlichkeit die Klippe, an welcher ſchon oft die Beſtrebungen der beſten Patrioten geſcheitert waren und abermals zu ſcheitern droheten.

Auf dieſe Kenntniß der Lage Irlands hatte Lord Kildare vor einigen Jahren ſeine Hoffnung begründet, ſich mit Hülfe der Franzoſen in den Beſitz der höchſten Gewalt zu ſetzen; auf ſie bauete er jetzt, da ſeine frühern Pläne durch eigne Unvorſichtigkeit und ein böſes Geſchick geſcheitert waren, nach gezogenem Schluß, daß auch dieſe Expedition nichts ausrichten und Alles beim Alten bleiben würde, den Plan, ſich durch einen kühnen, gegen die Inſurgenten geführten Streich bei der Regierung wieder zu Ehre und Anſehn zu verhelfen. Aus dieſem Grunde hatte er, die Maske des Patriotismus vornehmend, die Pächter der Grafſchaft Fermanagh beredet, das Heer der Verbündeten einzuladen, aber auch, ſobald daſſelbe in der Nähe des Carneſees angekommen war, einen Eilboten mit dieſer Nachricht nach dem nächſten Orte, wo eine bedeutende Beſatzung ſtationirt war, abgeſchickt und ſich verbindlich gemacht, den gefürchteten Inſurgentenchef und vielleicht den größten Theil des franzöſiſchen Hülfskorps in die Hände zu ſpielen, falls er auf eine kräftige Unterſtützung von ihrer Seite würde rechnen können.

Dieſe Hülfe wurde nicht allein verſprochen, ſondern auch zur ſelben Zeit von Bellfaſt aus einige Regimenter auf dem kürzeſten Wege über den Neagh entſandt, während eine andere Heeresabtheilung aus Longford in der Graſſchaft Weſtmeath in Bewegung geſetzt wurde, um dem geſchlagenen Feinde den Rückzug an die Küſte abzuſchneiden.

## 17.

## Tim auf Kundſchaft.

So ſtanden die Sachen um die Mitte des Monats September, als Tims unerwartetes Erſcheinen auf Rougheſigh den Lord in Schrecken ſetzte. Seit Henderſons Tode hatte er nichts wieder von dem alten Burſchen vernommen, vor dem er ſich fürchtete; er hatte ſogar gehofft, hier oben im Norden ſeiner für immer erledigt zu ſein, und nun ſtand er, wie das böſe Schickſal, plötzlich tückiſch lauernd vor ihm.

Der Lord nahm mit ſeinen beiden Hausgenoſſinnen eben im ſchattigen Garten die Abendmahlzeit ein, als Tim erſchien. Sein Schrecken entging dem ſchlauen Inſurgentenführer nicht, doch hüllte er ſeine Beobachtungen in das Gewand der Demuth und Unterwürfigkeit und ertrug ſelbſt Margaretens ſchnell, wie ein ſalziger Waſſerſtrahl, auftauchenden und ihn überſprudelnden Spott, ohne ſich eine Replik zu erlauben.

Die Einzige, die ſich ſeiner Ankunft freuete, war Lady Eliſabeth. Schon in Lindſayhall hatte ſie lange eine ſtille Sehnſucht nach Sally genährt und durch fleißige Nachforſchungen erkundet, daß das ihr werthe Mädchen in Frankreich unter O'Donnels Schutz lebe; ſeit die Lady aber in Roughcligh wohnte, war dieſe Sehnſucht im gleichen Grade geſtiegen, als die Hoffnung, die Freundin zu umarmen, geſchwunden war. Von Allen, die ſie liebte, ſo fern, hatte ſich in der Einſamkeit ihres jetzigen Aufenthaltes eine ſtille Schwermuth ihrer Seele bemächtigt, aber um ſo größer war nun auch ihre Freude, einen Brief von Sally zu empfangen und zu erfahren, daß ihr dieſelbe ſo nahe ſei.

Tim berichtete auf des Lords verfängliche Fragen, daß er nach Henderſons Tode, um ſein Leben zu friſten, genöthigt geweſen ſei, ſich bei den Rebellen als Knecht zu verdingen, daß ihm dieſes unruhige und unbequeme Leben nicht zuſage und er es als die größte Gnade von Seiten des Lords anſehen werde, wenn er ihn als Pferdeknecht bei ſich behalte, ſei es auch nur um das liebe Brot. So ſehr unangenehm dem Lord dieſer Antrag war, ſo wagte er doch nicht, denſelben ganz abzulehnen; denn er fürchtete die Rache des kleinen Mannes zu wecken und zu reizen, die der Thörichte ſchlafend und vergeſſen wähnte. Denn während Tim in Henderſons Dienſten geweſen, hatte er ſich auf Lindſayhall ſtets ruhig und beſcheiden betragen, der frühern Vorfälle nie erwähnt und ſich, wie es dem Lord ſchien, gleichſam beſtrebt, ſein wahnſinniges Betragen am Monument Sir William O'Donnels im Beiſein ſeiner Muhme Peppy wieder gut zu machen. Kildare verſprach alſo mit heuchleriſcher Freundlichkeit und Herablaſſung, ſo ſehr auch Miß Margaret darüber ſpöttelte, ihn ſo lange bei ſich zu behalten, bis ein paſſendes Unterkommen für ihn gefunden ſei, da ſich ja alles Verſäumte nachholen, jede Differenz ausgleichen laſſe und Sally O'Neil noch immer für ihn zu haben ſei. Wiewohl dem Lord, von ſonſt mit Tims Spionirtalent bekannt, Gedanken an deſſen Brauchbarkeit bei der Ausführung ſeiner jetzigen Plane durch den Kopf fuhren und ihn mit der Hoffnung erfüllten, endlich ein Subject zu haben, wie er es nöthig brauchte, ſo war er doch vorſichtig genug, ſich dem kleinen gefürchteten Manne nicht ſogleich zu entdecken; vielmehr beſchloß er, denſelben erſt genau zu erforſchen und zu prüfen. Bei dieſem Vorſatz hütete er ſich wohl, etwas zu Gunſten oder zum Nachtheil der Inſurgenten verlauten zu laſſen; aber er konnte nicht verhindern, daß ſeine, wenn auch noch ſo ſehr berechnet und auf Spitzen geſtellte Unterhaltung mit dem Knechte nicht unwillkürlich einen nach den königlichen Farben ſchillernden Ton annahm, der, von Tim ſcharf aufgefaßt, ihm als Grundlage zu mancherlei Schlüſſen diente. So belauerten ſich Beide mit angeſtrengtem Blick, aber Tim war der klügere und glücklichere. Am Tage hatte er die Augen überall, nichts entging der Schärfe ſeines Luchsauges; aber auch bei Nacht verließ er ſein Lager, umſchlich das Schloß, beobachtete das Licht in des Lords Zimmer und horchte auf das leiſeſte Geräuſch. Geſchickt hatte er bald alle Diener ſich zu Freunden zu machen gewußt. Eben ſo ſorgfältig erforſchte ſeine Frau, die nur wenige Meilen von Roughcligh lebte und die er zuweilen heimlich beſuchte, die Umgegend, und Beide arbeiteten ſich einander in die Hände. Bei dieſem Verfahren konnte es nicht fehlen, daß Tim nicht einige, wenn auch dunkle Kunde von Botſchaften erhielt, die zwiſchen Roughcligh und der nächſten Garniſon gewechſelt worden waren, und dieſer Umſtand verdoppelte ſeine Wirkſamkeit.

So gewahrte er eines Abends, als die Schatten der Dämmerung ſich zur Nacht zu verdichten begannen, einen verhüllten Menſchen vom Garten nach dem Schloſſe ſchleichen, dort eine Zeit lang ſtehen bleiben und die wenigen erleuchteten Fenſter betrachten. Tim ſtand nach einigen Augenblicken an ſeiner Seite und fragte leiſe und vertraulich: „Wen ſuchſt Du hier, lieber Freund?“

Der Menſch war verlegen und ſtammelte einige ausweichende Worte.

„Du kannſt mir Alles vertrauen,“ fuhr Tim fort. „Ich weiß, Du kommſt von den königlichen Soldaten, und mein Herr, der Lord, erwartet Botſchaft von dort; ich will Dich ſicher zu ihm bringen.“

„Ich will nicht zum Lord,“ verſetzte jener ängſtlich. „Meine Botſchaft gilt nicht ihm, und ſoviel ich weiß, hat er uns Nachricht zu geben über die Rebellen. Kennſt Du Miß Margaret Fitzjames?“

„Zu ihr willſt Du? O, ich genieße das Vertrauen dieſer trefflichen Dame! Haſt Du einen Brief an ſie?“

„So iſt's.“

„Vom Lord Wexford, dem Dragoner-Obriſten?“

„Kennſt Du ihn?“

„Sehr wohl. Ich bin ihm ergeben. Und an den Lord haſt Du gar nichts?“

„Diesmal nicht.“

„Wann werdet Ihr denn kommen, um die Hunde von Rebellen zuſammen zu hauen?“

„Wie ich bei meinem Herrn, dem Lord Wexford, gehört habe, erwarten wir das Zeichen von Lord Kildare.“

„Ich werd' es auch ſelbſt bringen. — Nun komm', ich will Dich zu Miß Margaret führen, damit Du heimlich mit ihr redeſt. Sag ihr aber nicht, daß Du ſchon mit mir geſprochen. Liebesgeheimniſſe weiß man gern allein. Verſtanden?“

„Sehr wohl.“ —

Der Brief gelangte mit Tims Hülfe glücklich in Margarets Hand; eine Antwort wanderte nicht ohne Tims Mitwiſſen wieder fort, und die gute Dame zeigte am folgenden Tage ein fröhliches Geſicht. Aber in derſelben Nacht war auch Tim bei ſeiner Frau, und von da gelangte ſchnell Botſchaft an Leßlie und O'Donnel. Am folgenden Tage erſchien ein Adjutant des Generals Humbert und einer der iriſchen Häuptlinge und erſuchten den Lord im Namen der Befehlshaber höflich, eine Truppenabtheilung in ſein Schloß zu nehmen, wie bereits mehre begüterte Bewohner der Grafſchaft gethan; man kenne ſeinen Patriotismus und wiſſe, wie gern er dieſes kleine Opfer bringen werde. Kildare gab ſeine Zuſtimmung mit der größten Freundlichkeit und hoffte, ſo unwillkommen ihm auch dieſe Einquartirung war, dadurch einen Plan deſto leichter ausführen zu können. Schon am andern Morgen ritt Michaul O'Donnel im kriegeriſchen Schmuck und ein franzöſiſcher Bataillonschef an der Spitze eines Haufens durch das Schloßthor ein, und der Erſtere ſtellte den Letztern, der der engliſchen Sprache nur unvollkommen mächtig war, mit einigen kalten Komplimenten, dem Lord über den von ihm gezeigten Patriotismus gemacht, vor. Während Kildare den Irländer ziemlich froſtig, doch mit einer den Umſtänden angemeſſenen Höflichkeit angehört hatte, bezeigte er ſich den Franzoſen mit der größten Zuvorkommenheit. Die Prunkzimmer wurden ihm zur Wohnung angewieſen, und Abends zog er ihn mit allen Offizieren, unter denen der iriſche Häuptling nicht fehlte, zu einer glänzenden Tafel, die mit den auserleſenſten Speiſen und den feinſten Weinen in großer Auswahl beſetzt war.

Man ſchien gegenſeitig mit einander zufrieden, als man ſich erſt zu einer ſpäten Stunde trennte. Die gutmüthigen Franzoſen, damals noch nicht gegen falſche Gaſtfreundſchaft auf ihrer Hut wie zehn Jahre ſpäter, als ſie die Bekanntſchaft der racheglühenden Spanier gemacht, ließen es nicht an aufrichtigen, ihrem liebenswürdigen Wirthe im reichen Maße geſpendeten Lobpreiſungen fehlen. Michaul O'Donnel aber ſchüttelte bedenklich das Haupt; er war bereits durch Tim wohl unterrichtet.

„Wohlan, wir werden ſehen, mein guter Kamerad!“ ſagte der Bataillonschef, als Michaul ihm die eingezogene Kunde mitgetheilt hatte. „Ihr Irländer ſeid etwas argwöhniſcher Natur.“

„In wenig Tagen ſehen wir heller, verlaſſen Sie ſich darauf, Herr Obriſt! Der Ire, der ſein ganzes Leben hindurch lauſchend und ſpähend verbringt, wie der Indianer, deſſen Wigwam vom raubgierigen Europäer aus den geliebten, ſeit einem Jahrtauſend ſeinen Volksſtamm beſchattenden Urwäldern herausgedrängt wird, bis ſich ſeinem verzweiflungsvollen Blick endlich nichts mehr darbietet, als mit dem unabſehbaren Raume des ſtillen Oceans das Aufhören ſeiner Exiſtenz; der unglückliche Ire, wie der unglückliche Indianer, ſieht ſcharf und hört ſelbſt im Schlafe, der ihn nur auf Augenblicke, wie den Wächter im Wachthauſe beſchleicht, das Herannahen ſeines Erbfeindes. Und Tim Ruuthan iſt unſer beſter Späher."

„Wohlan, wir werden ſehen!" ſagte der Obriſt noch einmal. Mic aber ſtieg in ſein einſames Gemach hinauf, welches er ſich ſelbſt in einem Thurme über der Einfahrt des gothiſchen Schloſſes auserwählt hatte, um die Umgegend beſſer im Auge zu haben.

## 18.

## Kildare ohne Maske.

Lord Kildare wollte in dieſer Nacht noch einen Boten fortſchicken und ſchritt unruhig und haſtig aus einem Gemache in das andere, bis er endlich auch in das Zimmer ſeiner Tochter eintrat, welche es abgelehnt hatte, bei Tiſche zu erſcheinen. Hier gedachte er eine ſpäte Stunde abzuwarten, wo Alles in den Armen des Schlafes liegen würde.

Eine Lampe brannte düſter im Zimmer. Eliſabeth aber war nicht anweſend. Eine unerklärliche Angſt hatte ſie ergriffen und zuerſt in den nahen Garten, bei eintretender Dämmerung aber wieder in das Schloß zurückgetrieben, wo ſie von bangen Ahnungen gequält, ſich bis in das Bibliothekzimmer verirrte, um ſich in irgend einem Buche Ruhe zu ſuchen.

Dort fand ſie der Lord, aber nicht leſend, ſondern mit dem Licht in der Hand vor einem Gemälde in großer Bewegung ſtehen.

„Du ſo ſpät hier?" fragte er verwundert. „Was vermochte Deine Neugierde noch in dieſer Stunde zu erregen?"

Eliſabeth zuckte zuſammen. Doch nur einen Augenblick wandte ſie den Blick von dem Gemälde ab, das eine Dame im vollen Jugendreiz darſtellte; dann ſagte ſie raſch: „O, mein Vater! welch eine große Aehnlichkeit hat dieſes Bild mit der verſtorbenen Miſtreß O'Donnel! Ja, es muß ſie ſelbſt in ihren jüngern Jahren vorſtellen. Es ſind ihre himmliſchſanften Züge, es iſt das engelgleiche fromme Geſicht der hohen Frau!"

Mehre Minuten ließ Kildare den finſtern Blick ſtarr auf dem Bilde haften, bis er mit monotoner Stimme das für die Lady beängſtigende Schweigen brach.

„So wiſſe denn, Eliſabeth, es iſt ihr Bild! Das Bild der Frau, die das Glück meines Lebens gemacht haben würde, während ich jetzt —" doch ſchnell faßte er ſich und ſetzte heftig hinzu: „die ich anbetete, wie eine Heilige, vielleicht gerade deshalb, weil ich ſelbſt damals ein ſehr irdiſch fühlender Menſch war. Sie aber verſchmähete mich wegen einer jugendlichen Unbeſonnenheit, einer Handlung, die Leidenſchaft und heißes Blut entſchuldigen, und reichte Sir William O'Donnel, der ſpäter um ſie warb, die Hand. Aber das Gefühl verſchmähter Liebe in einer leidenſchaftlichen Bruſt, Eliſabeth, iſt fürchterlich, ſchrecklicher aber noch, wenn es in einem feſten Charakter, wie der meinige iſt, Haß und Rache gebiert, die Herz und Seele polypenartig umſchlingen. Sie haben mich feſt, ſie werden an mir nagen, bis meine Exiſtenz phyſiſch und geiſtig erſchöpft iſt, ja geiſtig, ſage ich," ſtöhnte er mit einem fürchterlichen Ausdrucke, „denn ich will an eine Fortdauer des Geiſtes nicht denken! Und nicht ruhen kann ich, nicht raſten, bis Williams Haus vernichtet und keine Spur von dem mir verhaßten Geſchlecht auf iriſchem Boden mehr vorhanden iſt, ſo gewiß, als ich jetzt noch des Lebens Kraft in meinen Adern an dem heftigen Schlagen des Herzens wahrnehme."

Mit einem Wehlaut ſank Eliſabeth zu Boden. Kildare legte die Ohnmächtige auf ein Sopha, rief ein Kammermädchen herbei, und eilte, wie von Furien gepeitſcht, in den Garten hinab. Dort war es ihm, als huſchten in einem dunkeln Gange zwei Geſtalten vor ihm hin. Plötzlich hörte er ſeinen Namen flüſtern; er blieb horchend ſtehen, eine Hand berührte ihn, er ſchrak zuſammen, erkannte aber Miß Margaret. „Er iſt's!" ſagte ſie dann leiſe nach einer Laube hin, und zum Lord: „Dort iſt ein Mann, der Sie zu ſprechen wünſcht." — Dann verſchwand ſie hinter den Büſchen. Kildare trat erwartungsvoll in die Laube und erblickte einen armſelig gekleideten iriſchen Landmann vor ſich, der ſich ihm ſogleich als Lord Wexford zu erkennen gab.

„Bei meiner Ehre! Ihr Leben ſcheint wenig Werth mehr für Sie zu haben, Mylord," ſagte Kildare erſchrocken, nach der erſten Begrüßung, „denn ich möchte nicht die Garantie übernehmen, daß Sie nicht daſſelbe Loos ziehen, das den armen Major Andre bei einer ähnlichen Veranlaſſung unter den Yankees getroffen hat, ſobald Sie in die Hände der Weiß-Jungen gerathen. Ich muß Ihnen bei allem meinen Eifer für die Intereſſen unſres allergnädigſten Königs offen geſtehen, daß ich geſucht haben würde, mich einem ſo gefährlichen Gange zu entziehen."

„Ich glaub' es gern," erwiderte der Obriſt „denn ich kenne Sie, Mylord. Aber ich ſage Ihnen, daß ich die Sendung gerade deshalb übernahm, weil ein Jeder in unſrer Diviſion wußte, daß dieſer Gang ſein letzter werden könnte."

„Aber den Befehl des Generals hätte ja auch wohl ein Fähndrich oder ein Lieutenant vollzogen; mußten Sie es denn ſein, Mylord?"

„Als wenn das Leben eines Subalternen nicht auch ein Menſchenleben wäre! — Sie ſcheinen den Werth des Lebens nach dem Range des Individuums zu ermeſſen, Mylord! Ich muß geſtehen, ein ſonderbarer Maßſtab! Mir wenigſtens ſind ſolche Anſichten fremd. Ich hatte meine guten Gründe, die gefährliche Miſſion in dieſe Gegend zu übernehmen. Doch nun kurz zur Sache, damit über die mir von Ihnen bewieſene, außerordentliche Theilnahme, die ich zu ſchätzen weiß, die Hauptſache nicht verſäumt, oder der Zweck meines Kommens am Ende noch durch die Wachſamkeit unſerer Feinde vereitelt wird. Doch was iſt das für ein Licht, das ſich jetzt plötzlich auf dem Schloßthurm zeigt?"

„Dort horſtet, gleich einem Aar, mit ſcharfem Auge umherſpähend, einer jener verdammten Iren, einer meiner bitterſten Feinde, der von Lewis O'Donnel als Bruder anerkannte Menſch, der früher unter dem Namen Michaul Dahna in den ſüdlichen Provinzen bekannt war."

„Ach der! Wir kennen uns ſchon, 's iſt ein braver Burſche, nicht gering zu ſchätzen als Feind, Mylord. Es ſtehen kühne Männer an der Spitze unſrer Gegner, und wenn gleich ihr Spiel mir ſelbſt ſo gut wie verloren ſcheint, ſo koſtet es doch noch Blut, ehe ſie ſlam ſind. Ich halte es für gerathen', daß wir uns aus dem Strahle des verrätheriſchen Lichtes entfernen. Laſſen Sie uns dort ſeitwärts, mehr im Gebüſch, das Wenige ſchnell berathen, was ich mit Ihnen zu verhandeln habe, und dann möge ein Jeder von uns ſich an die Ausführung der übernommenen Rollen machen."

Im Schatten einer dichten Baumgruppe ließ ſich der Obriſt auf einem umgeſtürzten Baumſtamme nieder und erſuchte den Lord, neben ihm Platz zu nehmen.

„Heute Morgen," ſo nahm Wexford das Wort, „haben wir auf einem Streifzuge einen der Inſurgenten gefangen. Er heißt auch Dahna, gehörte einſt zu des Baronets Dienſtleuten und iſt, wenn ich nicht irre, ein Bruder des Michaul dort oben. Obgleich es uns nicht gelang, viel aus ihm herauszufragen, ſo läßt ſich doch aus den wenigen Bruchſtücken, welche wir aus ſeinen kargen, ihm mit Liſt abgewonnenen Worten zuſammenſetzten, etwa ſoviel mit einiger Gewißheit folgern, daß die franzöſiſchen Hülfstruppen die Stadt Eniskillen in Front als den Schlüſſel der von ihnen eingenommenen Poſition auf dem Damme zwiſchen dem Earneſee beſetzen werden, und zwar mit ihrem linken Flügel an den weſtlichen Theil deſſelben gelehnt. Sir Lewis O'Donnel aber wird morgen, nach der Ausſage eines andern Gefangenen, da wir von Dahna kein Wort über den Baronet ſelbſt herauskriegen konnten, mit den Iren und dem franzöſiſchen Bataillon, welches hier cantonirt, eine Stellung vorwärts von Ihrem Schloſſe einnehmen und ſein Leben gegen die Einnahme deſſelben einſetzen. Dieſe Nachrichten, Mylord, ſtimmen im Ganzen, ſo unvollkommen ſie ſind, mit den Notizen überein, welche Sie die Güte hatten, in unſer Hauptquartier einzuſenden. Es wird Ihnen, bei Ihrem bekannten Talent, wohl nicht ſchwer werden, als vermeintlicher Verbündeter der Anführer ein und das andere Wörtchen von dem artigen franzöſiſchen Bataillonschef, Ihrem werthen Gaſte, zu erhaſchen! Ihr guter Wein hilft treulich mit. Es läßt ſich denken, daß man in Ihrer Lage ſelbſt das Beſte auch aus dem Keller nicht ſchont. Doch hören Sie meinen nächſten Auftrag. Das Korps, welches jetzt die Verbindung zwiſchen Eniskillen und dem Schloſſe hält, iſt ſchwach. Uebermorgen, ſo meldeten Sie uns, Mylord, wird eine Abtheilung unter des kühnen Leßlie's Führung von einem Streifzuge an die Bay von Donnegal zurückkehren und jenes Korps verſtärken. Es iſt daher der Plan des Generals, dieſem dadurch zuvorzukommen, daß er ſchon in der kommenden Nacht einen Angriff auf die Garniſon hier machen läßt und den rechten Flügel des Feindes in Unordnung bringt, bevor die Aufſtellung unſrer Gegner in der von ihnen beabſichtigten Ordnung vollendet iſt. Auf dieſe Weiſe ſind wir im Stande, die Aufrührer auf zwei Seiten zu umgehen und ſie nach dem weſtlichen Theile des Sees hinaufzudrängen und zu vernichten, oder ſie zu vereinzeln und auf zwei Wegen nach der Bay von Donnegal und nach der Küſte von Killala hinzutreiben, wo ihnen dann keine Wahl bleibt, als mit den Waffen in der Hand zu ſterben, ſich zu ergeben oder den Tod in den Wellen zu ſuchen. — Der General fordert Sie, Mylord, im Namen des Königs auf, ſeinen Plan nach Kräften zu unterſtützen und Ihre Weinvorräthe und was Sie ſonſt noch von geiſtigen Getränken haben, Morgen nicht zu ſchonen. Die Garniſon muß betrunken gemacht werden. Ein Theil derſelben iſt verworfenes Geſindel, wie wir hören; das wird trinken, trotz der ſtrengſten Befehle. Ich weiß es ja leider aus Erfahrung an unſern eigenen Leuten. Sie können es nicht laſſen, und wenn die Fäſſer unter dem Galgen lägen, der eigens gegen die Trunkenheit erbaut wäre. Laſſen Sie am ſpäten Abend Getränke unter ſie vertheilen und, wenn die Köpfe wüſt und die Zungen ſchwer werden, öffnen Sie einigen unſrer Kompagnieen eine Hinterthür, während wir von vorne her den Hauptangriff machen.“

„Bauen Sie nicht allzuviel auf die Spirituoſa, Mylord,“ entgegnete Kildare. „Anders wirkt der Wein auf den Franzmann, anders auf den Briten. Bei dem erſtern dient ein Rauſch dazu, das Ehrgefühl auf den höchſten Gipfel zu treiben; die Gloire winkt ihm bei jedem neuen Becher reizender, unwiderſtehlicher, die er nüchtern oft in einem ſehr matten Lichte erblickt, während die Unſrigen nur bei kaltem Blute die Ehre für etwas Erhabenes halten, die ſie, vom Spiritus über die gewohnten Regionen hinausgeführt, aus dem Geſicht verlieren. Wozu überhaupt ſoviel Umſtände machen, weshalb Blut vergießen, mein lieber Obriſt, da wir uns die Sache viel leichter machen können.“ —

„Leichter? Noch leichter? Nun, bei meinem Leben! ich bin neugierig, das „Wie“ zu vernehmen. Doch mir fällt ein, Ihnen bangt vielleicht für Ihr ſchönes Schloß, für den Park, für die Treibhäuſer und für das eigne und das Leben Ihrer unvergleichlichen Goldfaſane. Oder ſollte es wirklich das Leben Ihrer verehrten Tochter ſein, für das Sie zittern? Was die Letztere betrifft, ſo gebe ich Ihnen den Rath, mir Lady Eliſabeth ſogleich anzuvertrauen, damit ich ſie aus allen den bevorſtehenden Wirren und Gräueln des Krieges im Rücken unſerer Truppen in Sicherheit bringe, ſo lange noch Zeit dazu da iſt. Meine Hochachtung für Mylady hat um nichts abgenommen, obgleich Sie, Ihrem Willen nachgebend, Mylord, die Braut meines ehemaligen Kammerdieners war. Ich werde nichtsdeſtoweniger ihr Ritter ſein, wie ſonſt. Sie ſelbſt, Mylord, ſalviren ſich ſpäter durch dieſelbe Hinterthür, durch welche Sie die Unſrigen einlaſſen, und begeben ſich in den Schutz der Armee. Ich werde Sorge tragen, ſoviel es die Umſtände geſtatten, das Schloß zu beſchützen, ſobald es in unſern Händen iſt. Wie ſollte nun alſo dieſe Expedition leichter auszuführen ſein, Mylord?"

„Mein Schloß bin ich gern für die Intereſſen meines allergnädigſten Königs bereit, zum Opfer zu bringen," entgegnete Kildare mit Feierlichkeit. „Meine Tochter und vielleicht auch ich ſelbſt würden unſer Entkommen bewerkſtelligen können. Aber ich frage Sie nochmals, Mylord, wozu ſoll das Blut braver Briten vergoſſen werden, wenn man einen Hauptſchlag, vielleicht ohne Verluſt eines Mannes, von unſerer Seite ausführen kann? Hören Sie mich an!" Seine Stimme wurde noch gedämpfter und ſein Auge ſpähete ängſtlich bei jedem Raſſeln im Laube umher und ſchweifte dann mit einem langen prüfenden Blick nach dem von Michaul bewohnten Thurme hinauf. —

„Wenn man dem Baronet nur merken läßt, daß man einen Coup auf das Schloß beabſichtigt, auf welches er für den Augenblick vielleicht aus Ihnen bekannten, ſeinem Herzen entſpringenden Gründen einen ſehr großen Werth ſetzt, ſo wird er ſogleich ſein Hauptquartier hierher verlegen, ſo große Ueberwindung ihm auch der Aufenthalt unter einem Dache mit mir koſten würde. Sie wiſſen, welch ein Stern ihm hier leuchtet, deſſen Licht er immer folgt, obgleich's ein Irrlicht ewig für ihn bleiben wird. Zugleich mit ihm wird der verwegene Leßlie kommen, oder doch ab- und zugehen, um die Befehle ſeines Generals zu vernehmen. Der Baſtard, der Mann ohne Furcht und Tadel, wie ihn ſeine Bande nennt, der oben auf der Warte, iſt ſchon in unſern Mauern. Dieſem edlen Kleeblatt einen ſanften Schlaftrunk in die Abendflaſche, ein ganz kleines Pulver von ſchneller Wirkung, und — wir ſind der gefährlichen Hochverräther entledigt, ohne Aufhebens, ohne Zeitverluſt. Das franzöſiſche Korps kapitulirt dann von ſelbſt, ohne einen Schwertſchlag zu thun, verlaſſen Sie ſich darauf, und die ganze übrige wilde Horde zerſtäubt, ihrer Leiter beraubt, wie Spreu nach allen Winden, ſobald Sie nur die gefürchteten Dragoner auf Sie loslaſſen und die Kartätſchen nicht ſparen. Laing, im Süden des Landes, wird ſich auch aus dem Staube machen, ſobald er die Unglücksfälle erfährt, die den von ihm vergötterten Baronet getroffen haben. Im ſchlimmſten Falle wird er in ſeinem patriotiſchen Wahne einen Heldentod ſuchen und bald finden. So iſt die Sache ohne Blut und Kampf ſchnell und mit einem Male zu Ende. — Was ſagen Sie zu dem Vorſchlage, Mylord?“

Nach einer kurzen Pauſe hob ſich der Gefragte raſch von der Seite des Sprechers empor und ſeine Blouſe abſchüttelnd, als klebe der Staub des Laſters daran, brach er zornglühend in die Worte aus: „Wie, Mylord, ſprachen Sie wirklich im Ernſt zu mir? Ihro Herrlichkeit konnte es wagen, mir, dem im Dienſte Georg des Dritten ehrenvoll placirten Offizier, einen ſolchen teufliſchen Vorſchlag zu machen? Ich unterhandle im Namen meines Monarchen mit Ihnen über Ihre Mitwirkung zu einer vollkommen im Völkerrechte begründeten Operation, das wohl eine Kriegsliſt, jedoch kein Verbrechen, keinen Meuchelmord geſtattet, ſelbſt nicht gegen die Inſurgenten, die jetzt ein Bündniß mit den Truppen einer von uns anerkannten Macht agiren. Und Sie — Sie verunglimpfen mich und in mir den König mit einem ſo ſcheußlichen Antrage, Sie ſprechen von — Vergiftung! Mit den Waffen nur kämpft ehrlich der Soldat von Angeſicht zu Angeſicht. Doch ſelbſt für die allergerechteſte Sache ſich mit Gift und Dolch zu befaſſen, iſt ein Verbrechen, das den Gegner um die Vertheidigung betrügt. Suchen Sie ſich einen andern Gehülfen, Mylord, zur Ausführung eines Unternehmens, das Ihnen wie ein Kinderſpiel erſcheint. In des Königs Armee finden Sie wahrlich die Genoſſen nicht, wie Sie's zu glauben ſcheinen. Vom General hinab bis zum Tambour denkt Jeder in der Armee, wie ich, bei allem Haſſe gegen die Defenders; ich verpfände meine Ehre, des Soldaten Heiligthum darauf!" Verächtlich kehrte er dem Lord den Rücken zu.

„Pah! So machen Sie doch keinen Lärm um ſolche Bagatelle, durch die ich dem Intereſſe des Königs keinen geringen Dienſt zu leiſten im Stande ſein würde. Gegen rebelliſche Hunde iſt Alles erlaubt."

„Kein Wort mehr davon, oder ich gehe ſogleich!" donnerte Wexford.

„Mäßigen Sie Ihre Aufwallung, ich beſchwöre Sie bei dem Dienſte des Königs darum!" flüſterte Kildare dringend, „damit wir nicht am Ende noch in dieſer Nacht in die Fänge des dort oben lauernden Falken gerathen."

„Zehnmal eher, bei meinem dem König geſchworenen Eide! will ich in die Hände des Mannes fallen, dem ich, mögen Sie ihn auch nennen, wie Sie wollen, mit allen ſeinen Gefährten, den Baronet an der

Spitze, wegen der feſten Treue, mit der dieſe Leute ihrem Vaterlande und ihren Grundſätzen anhängen, meine Achtung nicht verſagen kann, als längere Gemeinſchaft mit Ihnen haben, Mylord. Schon früher gaben Sie mir Veranlaſſung, Ihnen meine Achtung zu entziehen, aber jetzt — — glauben Sie mir, ich kenne keine Furcht, und doch wird's mir jetzt unheimlich, dieſelbe Luft mit Ihnen einzuathmen, ſeitdem ich einen ſo tiefen Blick in Ihr Innres gethan und Sie ganz begreifen gelernt habe, Mylord! Nur noch die wenigen Worte, ſtatt vieler! Sie wiſſen des Generals Wille und werden ihn beachten. Bei Gott! es könnte Ihnen ſonſt ein Loos zu Theil werden, angemeſſen Ihren Verdienſten, aber nicht beneidenswerth. Ich wiederhole es, Mylord, kein Wort, was vorgehen ſoll, verlautet außer den Mauern dieſes Schloſſes, und für jedes Haar, das den Männern, die Sie vorhin nannten, durch Sie gekrümmt wird, ſind Sie dem Feldherrn verantwortlich. Doch ehe ich ſcheide, beſchwöre ich Sie bei unſern frühern Verhältniſſen, Mylord, gehen Sie in ſich! Sie ſind alt und haben nicht lange mehr zu leben. Treten Sie nicht vor Gottes Stuhl als ein ſo arger Sünder!“ So ſchloß der Obriſt, und mit der Hand das Zeichen des Abſchiedes winkend, den er mit Worten nicht nehmen mochte, war er im Begriff, ſeinen Platz zu verlaſſen und ſich auf einem verſteckten Pfade längs den mit hohem Schilfe bewachſenen Ufern des Sees davon zu ſchleichen, als eine rauhe Stimme ihm plötzlich ein lautes „Halt!“ entgegenrief, und ſechs Bayonnetſpitzen auf ſeine und Kildare's Bruſt gefällt wurden.

„Halt! keinen Schritt von der Stelle, Ihr Beiden!“ kreiſchte Tims Stimme und ſeine kleine Geſtalt ſchob ſich vor.

„Sie ſind mein Gefangener, Lord Wexford, den ich an ſeinen biedern Worten trotz der Verkleidung erkannt habe,“ ſagte Michaul O'Donnel, aus dem Dunkel hervortretend. „Sie aber, Mylord Kildare, hatten diesmal nicht Unrecht: der ſcharfſichtige Falke hatte Sie längſt auf's Korn genommen und Sie raſtlos in immer engern Kreiſen umſchwebt; aber nicht ich war es, der Sie bewachte, hier meinem wackern Offiziere Tim Ruuthan haben wir es zu danken, daß Sie in Ihren böſen Schlingen gefangen ſind. Ihr letztes Stündlein möchte jetzt vielleicht ſchneller herannahen, als Sie wähnen, da Sie über mein eignes Loos ſo keck verfügten, denn Ihr Weg geht von hier vor die Schranken eines fürchterlichen Gerichts. Fort jetzt, Du Blutmenſch! Du, Tim, binde ihm die Hände auf den Rücken und weiche ihm nicht von der Seite, bis er, mit ſchweren Ketten gefeſſelt, hinter Schloß und Riegel verwahrt iſt.“

„O, wer wollte ſeinem Vater nicht einen ſolchen Liebesdienſt erweiſen?“ lachte Tim. „Als ein guter Sohn war ich ſchon darauf vorbereitet.“ Damit zog er einen Strick aus der Taſche und band dem zitternden, vor Entſetzen ſtummen Lord die treuloſen Hände. „Nun werden auch wir Abrechnung halten, Väterchen,“ raunte er dem furchtbar Geängſteten zu; „denkt einſtweilen an die Wildhüterſtelle in Lindſayhall.“

Michaul aber wandte ſich an Lord Wexford mit der Bitte, ihm ebenfalls zu folgen.

„Für Ihr Leben, edler Mann, bürgt Ihnen mein eignes. Selbſt Ihre Haft ſoll Ihres Edelmuthes würdig ſein.“

„Ich that meine Pflicht und bin ruhig wegen meines Schickſals. Ich bedaure nur, daß ich nicht im Stande bin, in Erfüllung derſelben mit den Waffen in der Hand Euch im offnen Felde zu begegnen," antwortete der Obriſt; dann folgte er mürriſch, doch nichts weniger, als niedergeſchlagen, dem Zuge, der ſchweigend die Wache im Schloßhofe erreichte. Hier wurde Kildare mit ſchweren Feſſeln beladen und unter wilden Schmähungen der Irländer in ein unterirdiſches Gemach gebracht. Tim machte mit teufliſcher Freude den Profoß. Wexford aber trat ſtolz mit einer kalten Verbeugung in das Zimmer der franzöſiſchen Offiziere.

So artig dieſe Herren nach der Weiſe ihres Volks dem gefangenen Feinde auch entgegen kamen, ſo ſehr ſie bemüht waren, dem britiſchen Obriſten den unwillkommenen Aufenthalt angenehm zu machen: ſo konnten ſie ihm doch anfänglich nichts weiter, als dann und wann ein kräftiges „Verdammt!" abgewinnen, das dem franzöſiſchen Geplapper — wie er es nannte — galt, welches er nur mit Mühe verſtand. Einige herbeigebrachte Flaſchen vortrefflichen Kapweins, mit dem der Keller des Lords noch in der letzten Zeit ziemlich reich verſehen worden war, verfehlten jedoch ihre Wirkung auf die Grillen des wackern Dragonerchefs nicht; und als Michaul O'Donnel, ehe er vom Schloßhofe ritt, um dem Bruder Anzeige von den letzten Ereigniſſen und den deshalb getroffenen Maßregeln zu machen, zuvor noch am Wachthauſe abſtieg und ſich erkundigte, ob anſtändig für den feindlichen Offizier geſorgt ſei, meinte Wexford, daß er ſich unter den franzöſiſchen Gentlemen als Leuten von Fach und Stand ganz comfortabel befinde.

„Sie haben alſo einſtweilen keinen Wunſch, Mylord, den ich befriedigen könnte?" fragte Michaul.

„Keinen, Sir, als daß Sie mich bis zur ausgemachten Sache hier unter den feindlichen Offizieren laſſen. Dieſer Aufenthalt ſcheint mir, ſo ſehr ich auch als guter Brite jede Beſchränkung meiner Freiheit zu haſſen gewohnt bin, doch erträglicher, als unter Euch andern Leuten, die Ihr die Waffen gegen Euern legitimen König führt.“

„Die Begriffe von Legitimität, Mylord, ſind verſchiedener Natur,“ erwiderte mit leichtem Achſelzucken der Häuptling. „Unſerer Meinung nach iſt die Regierung Ihres Königs Georg hier zu Lande illegitim. Dieſer Meinungsſtreit iſt zum Waffenſtreite geworden und im Felde muß er entſchieden werden. Dann wird man die Meinung der Sieger mit Blut in die Bücher der Geſchichte als hiſtoriſche Wahrheit ſchreiben.“

Mit dieſen Worten trat er aus der Vorhalle des Wachthauſes, beſtieg den dem Marſtalle des Schloßbeſitzers entliehenen Renner und ſprengte, dem Obriſten ſeinen Abſchiedsgruß zuwinkend, davon.

„Reite Du nur immerhin, mein guter Mann mit Deinen verſchrobenen Anſichten!“ ſagte Werford vor ſich hin, als Michaul die Zugbrücke hinter ſich hatte. „Das ſind die böſen Folgen von der neuen Lehre über Freiheit und Gleichheit, Ihr Herren!“ wandte er ſich dann zu den hinter ihm ſtehenden franzöſiſchen Offizieren, „mit denen Ihr Gentlemen von drüben her dem Volke hier die Köpfe verdreht habt. Es wird Euch am Ende der Geſchichte noch Mancher vom Galgen einen Fluch nachſchicken, daß Ihr ihnen glauben gemacht habt, man könnte die Ernte halten, ehe das Korn reif iſt. Festina lente! ſagte unſer alter Rector in Eaton College. Nun, was iſt da zu lächeln? Das Sprüchwort iſt richtig, mein junger Herr! Die Zeit allein gebiert das Gute und Rechte, und wahrlich nicht eher, als wenn's eben Zeit iſt.

Wenn Jeder ſein eignes point de vue nimmt, meine Herren Kameraden, wie ſteht's da mit der Linie, he? Das Ganze muß vorrücken, wenn's einmal Zeit iſt zum Vorrücken en ordre de bataille. Keiner darf vorkommen, Keiner darf zurückbleiben, wenn es ein gelungenes Manoeuvre ſein ſoll. Mit Rekruten macht man daher ſolche Bewegungen nicht zuerſt, ohne daß die gehörige, vorbereitende Uebung vorangegangen iſt. Jetzt, Gentlemen, ſo behaupte ich, iſt die Drillzeit. Wer da gut Acht giebt, wird, wenn's zur Muſterung und zum großen Weltmanoeuvre geht, gewiß nicht hinten bleiben. Dann rückt Alles a tempo in großen Maſſen vor, ganz wie von ſelbſt. Ein Schritt, ein Takt, ein Schlag belebt alsdann das Ganze. Nur um alles in der Welt nicht Meiſter ſein wollen, ſo lange wir noch Rekruten ſind auf dem großen Exerzierplatz, das iſt meine Meinung, und damit Baſta! Dem Krieger, dem Edelmann geziemt vor Allem, treu und feſt zu halten an Ordnung und Recht und an dem König, ihrem Erhalter und Beſchützer. In mancher Beziehung haben ſich meine Anſichten über die unglücklichen Bewohner dieſes Landes ſehr zu ihrem Vortheil geändert, denn ich habe ſchärfer und vorurtheilsfreier ſehen gelernt; aber nie werde ich auch nur ein Haar breit von meinen Grundſätzen abweichen, für König, Geſetz und Ehre jeden Augenblick mein Leben zu laſſen. Dies iſt mein politiſches Glaubensbekenntniß, Ihr Herren."

Die Franzoſen waren ſo artig, ſich mit ihrem Gefangenen nicht in Streit einzulaſſen; doch war unter Allen Keiner, der dem biedern Krieger nicht ſeine Achtung zu beweiſen bemüht geweſen wäre, und bis ſpät nach Mitternacht ſaß er ſo gemüthlich ſcherzend und ſorglos zechend im beruhigenden Bewußtſein, ſtets treu ſeine Pflichten erfüllt zu haben, unter ſeinen freundlichen Feinden, bis endlich der von den heutigen Strapazen und der ungewohnten ſpäten Aufregung erſchöpfte Körper, ſein Recht fordernd, ihn nöthigte, das in einer Ecke des großen Gemachs für ihn bereitete Feldbett aufzuſuchen.

## 19.

## Das Frühſtück der Soldaten.

Um die kleine Fiſcherhütte am Ufer des Carneſees, in welcher der Baronet ſeit einigen Tagen ſein Hauptquartier aufgeſchlagen hatte, drängten ſich ſchon am frühen Morgen viele hundert Iren in buntem Gewimmel durcheinander. Hier ſah man die verſchiedenartigſten Uniformſtücke, wie ſie die Phantaſie oder das Beuteglück des Mannes gewählt, dazwiſchen den Rock des Gentleman neben dem zerlumpten, grauen Mantel des Bauern, und die bequeme Jacke des Matroſen neben dem maleriſchen, ſelbſtverfertigten, buntgeſtickten Gewande des Gebirgsbewohners, und erkannte daraus, daß ſich die Repräſentanten aller inſurgirten Provinzen hier verſammelt hatten. Etwas Wichtiges mußte vorgehen, denn ſelbſt die vor der Hütte lagernde Feldwache hatte die am Feuer brodelnden Töpfe verlaſſen und trat mit Löffeln und Meſſern, womit ſie das Frühmahl zu bereiten im Begriff geweſen war, zu den fortwährend aus dem nahen Lager herbeiſtrömenden Kameraden heran. Manche der Letztern, welche die von den umliegenden

Meiereien requirirten Hühner und Gänſe für den kräftigen Morgenimbiß zurichteten und eine gute Mahlzeit für einen zu wichtigen Theil des Tages halten mochten, um die Hauptbeſtandtheile derſelben über der zu erfahrenden Neuigkeit zu vergeſſen, rupften, um keine Zeit zu verlieren, ihre gefiederten Schlachtopfer, zum Theil noch lebend, und miſchten ſich zugleich horchend unter die der Hütte zunächſt ſtehenden Gruppen. Aus dieſem Drängen und Treiben, Fluthen und Wogen der Menge ſtieg ein ſtetes Surren und Brauſen empor, ein ſeltſames Gemiſch verſchiedener Sprachen und Mundarten. Die harten, fremdartigen Laute der zahlreichen keltiſchen Dialekte, alle mit der größten Lebhaftigkeit mehr geſchrieen, als geſprochen, dazwiſchen das Quetſchen, Schleifen und Ziſchen der engliſchen Sprache, und die klingenden, hüpfenden Töne der franzöſiſchen Zunge, gaben zuſammen jenes Tonchaos ab. Hier brach ſich eine franzöſiſche Ordonnanz, fluchend und das Gewehr mit einer zwiſchen Lauf und Ladeſtock eingezwängten Depeſche im linken Arm haltend, Bahn durch die Menge; dort ſchrie eine flinke Bäuerin, die mit Lebensmitteln herbeigekommen war, und der ein franzöſiſcher Souslieutenant Erklärungen machte, laut und belegte den hübſchen Offizier mit Ehrentiteln, die er nicht verſtand. Dieſe unvollkommenen Züge deuten das Bild an, das, jeden Augenblick wechſelnd, an jenem Morgen die Fiſcherhütte umwogte, an welchem man die Ereigniſſe im Herrnhauſe zu Rougheligh erfahren hatte.

Gern hätten ſich wohl einige der Neugierigſten an die niedrigen Fenſter der Hütte gedrängt oder der Thüre mehr genähert, um durch die Spalten derſelben ein Wörtchen von dem Schickſal des gefangenen Lords, das drinnen verhandelt wurde, zu erlauſchen; aber ein Blick auf die rieſige Bärenmütze des franzöſiſchen Grenadiers und das martialiſche, ſonnenverbrannte Geſicht des alten Iren von Tims Büchſenſchützen, die Beide vor dem Häuschen als Schildwachen ernſt und gemeſſen auf= und niederſchritten, war hinreichend, den erhobenen Fuß wieder auf die Linie zurückzuſcheuchen, die nach Befehl nicht überſchritten werden durfte.

„Cab' de Dio! *) Landsleute, geberdet Ihr Euch doch, wie die Kinder und alten Weiber," brummte der Letztere endlich, als er kaum Platz behielt, am Ende ſeiner Promenade mit militäriſchem Anſtande Kehrt zu machen. „Ihr ſeid mir Alle lieb und werth, aber im Dienſt, das ſollt Ihr wiſſen, verſtehe ich keinen Spaß, ſo wahr ich die Ehre hatte, zehn Jahre lang in Sr. ſpaniſchen Majeſtät erſtem Garderegiment zu ſtehen, von denen ich fünf den Dienſt des Gefreiten gethan, in den nächſten fünf Korporal, dann Serjento primero und wer weiß —" er betrachtete ſchlau lächelnd und ſelbſtgefällig ſeine herkuliſche Geſtalt — „bei dem Geſchmacke der allergnädigſten Frau Königin, am Ende noch etwas Beſſres geworden ſein würde, als ſelbſt Don Manuele, der arme Edelmann, wenn ich nicht mein ſmaragdenes Vaterland höher gehalten hätte, als alle Schürzenſtipendien und ſelbſt das goldene Bließ. Drum erwarte ich aber auch jetzt Ordnung und Reſpect vor dem Hauptquartier, welches ich die Ehre habe, mit meinem Herrn Kameraden da zu bewachen. Zurück an Euere Töpfe! Seht darauf, daß das Fleiſch nicht zu gar wird, ſtopft Euere Mäuler und laßt mir auch einen Biſſen übrig!"

„Kommt, Freunde, laßt uns hinweggehen!" ſagte Einer aus dem Haufen. „'s iſt O'Meara, den kenne

---

*) Gotteshaupt.

ich; er iſt erſt kürzlich aus dem Auslande zurückgekommen, hat in der ſpaniſchen Madalonen-Garde geſtanden und verſteht keinen Spaß. Schau' nur, wie den Menſchen die Sonne verbrannt hat! Er ſieht aus, wie der leibhaftige alte Knabe! und was er für Schenkel hat, wie die Maſtbäume eines Dreideckers! Der Kerl verſteht ſpaniſch, wie meiner Mutter Katze die Hundeſprache."

„Bei St. Patrik! Du haſt Recht, Gevatter, Honigherz," erwiderte ein ſchmächtiger Schneider aus Killala, der die Nadel mit einer mächtigen Pike vertauſcht hatte, „und Fäuſte hat er,. hü! ich glaube, die Heiligen fürchten ſich davor, wenn er betet, und ſind in Angſt, er möchte ſie damit hinter die Ohren ſchlagen. — Aus ſeinem Kopfe glaub' ich, ließ ſich manche Gallone ſpaniſcher Wein, mit Whisky vermiſcht, herauskochen. Verdammt! der könnte uns heut Abend beim Wachtfeuer erzählen von der Magdalenen-Garde und von ſpaniſchen Geſpenſtern."

„Von der Wallonen-Garde!" lachte verbeſſernd der Veteran, „ja, das will ich, Maſter Triptolem, und von dem Lande, wo die Sonne den ſchönen Wein kocht, die dort den Menſchen ſo nahe ſteht, daß man ſich den Schnauzbart daran verſengt und die Pfeife daran anzündet. Doch jetzt laßt mich mit meinem Kameraden in Ruhe und ſteckt die Naſe in den Topf, ſtatt hier in Thür und Fenſter, wodurch Ihr das Anſehen von Maulaffen erhaltet. Das iſt eine Viehgattung, die in dem ſchönen Spanien gar ſchlecht angeſehen iſt, und deren man ſich dort zu Barbieren und Schneidern bedient."

„Topp, Mr. O'Meara!" riefen lachend die Nächſtſtehenden, „wir halten Dich beim Wort!"

„Ja, Landsmann, Herzenskleinod, Du erzählſt uns von Spanien, wo der ſchöne Wein wächſt, und die Schneider wie Ameiſen im Sande von der Sonne ausgebrütet werden," ſchrie ein berühmter Witzbold aus Belturbet und verſetzte den armen Triptolem dabei in eine ſo kreiſelhafte Bewegung, daß derſelbe, ſchwindelnd und über den ſteifen, ihm zwiſchen die Beine gerathenen Infanterie-Degen ſtolpernd, vergeblich bemüht, ſich aufrecht zu erhalten, wie ein Betrunkener zu den Füßen des Grenadiers der Republik niederſtürzte, der mit dem Ausrufe: „mort de ma vie!" das Bayonnet auf ihn fällte und ihn wie einen Froſch zu ſpießen drohete. Doch lachend zog der Franzoſe die Waffe zurück, als der geängſtigte Schneider ſich ſchnell zur Seite wälzte und von dem Scherzmacher mit Hülfe eines Kameraden leicht, wie ein Flederwiſch, auf den Schaft einer Pike geſetzt und im Triumph davon getragen wurde. Was half ihm ſein Schreien, ſein Strampeln mit Händen und Füßen! Sie kehrten ſich nicht daran, ſondern warfen ihn erſt an einem Feuer unter der nächſten Eiche zur großen Ergötzlichkeit der Anweſenden ab.

„O, wär' ich doch daheim geblieben auf meinem Tiſche!" ſeufzte das ſpindelbeinige Männchen, indem er das über die magere Hälfte herabgeglittene Degengehäng in die Höhe ſchob und um einige Löcher enger gürtete. „Bei jeder Naht, die ich ausbügelte, konnte ich ruhig hinüber in das ſchwarze Auge von Beſſ-Callaghan ſehen; zehnmal lieber hätte ich das Lied vom Kakadu, das ſie täglich ein paar Mal ſang, mit angehört, als mich unter dieſen rauhen Bären von der Seeküſte umherzutreiben. O du grundgnädiger Gott, wie der ſchöne, neue Frack ausſieht!" Und winſelnd bemühte er ſich, mit einem feinen Taſchentuche den Staub von ſeinen Kleidern abzuwiſchen.

„Halt's Maul endlich einmal, Ritter von der Scheere!“ donnerte ein rußiger Schmied und reichte dem unglücklichen Schneider mit dem nervigten, halbentblößten Arm eine große Flaſche Whisky hin. „Da, thu' einmal einen herzhaften Zug, damit Du einen Soldatenmagen bekommſt. Gönne Deiner dürren Pflanze die Erquickung des Bergthaues. Vergiß Deinen ſchwarzen Schniepel, aus dem ohnehin Deine magern Arme um einen halben Fuß nackend herausſehen, wie die Hölzer aus einer Vogelſcheuche. Wahrhaftig, Goldſeele, wenn Du das Unglück haben ſollteſt, im Gefecht eine Hand zu verlieren, ſo iſt doch wieder ein Glück dabei; denn Du kannſt Deinen Arm als Zahnſtocher gebrauchen. Und was Deinen Rock betrifft, den kannſt Du immer als Zwirnsfaden einfädeln, ſpitz genug läuft er unten zu. Hole Dir in der nächſten Affaire einen Offizierrock von den Rothen und ſtutze ihn damit zurecht. Alle Wetter! was wird Deine kleine Nachbarin dann für Augen machen, wenn Du ihr, ſo ausſtaffirt, den erſten guten Morgen, hoch von Deinem Schneiderthron herab, hinüberrufſt und dabei als ein ächter Nationalgardiſt gravitätiſch den Schnauzbart ſtreichſt. Vergiß ja nicht, Nachbar, Honigherz, Deinen Bart gehörig zu pflegen. Du glaubſt nicht, Juwel, welch' ein Zauber in ſolcher Lippeneinfaſſung ſteckt. Erſtlich haſt Du freie Jagd in Deiner eigenen Waldung, dann kannſt Du Deine Mahlzeiten ſtets im kühlen Schatten halten, endlich kannſt Du, wenn der Krieg vorüber iſt, das Geld für den Zwirn erſparen und die langen Haare Deines unterdeſſen groß gewordenen Bartes vernähen. Während der Schlacht aber, wenn Dir's zu arg zugeht und Dir bange wird, kannſt Du Dich in Deinem eignen Barte verkriechen; iſt er einigermaßen hoch und ſtattlich, ſo findet Dich kein Feind darin, und Du kannſt das Ende ruhig in Deinem Verſteck abwarten. Doch jetzt, Kinder, ſeht, das Frühſtück iſt fertig. Verdammt, wie die jungen Hühner kräftig duften! Ich glaube, ein Schneider kann ſich daran zum Helden freſſen. Laßt uns keine Zeit verlieren! Nichts geht doch über eine gute Mahlzeit. Erſt eſſen, dann arbeiten, ſagt der Engländer. In Wahrheit, der Grundſatz iſt ſo übel nicht.“

Alles brach nochmals in ein lautes Gelächter aus. „Bravo, bravo, Du kräftiger Held vom Ambos! Schneider und Grobſchmied, Ihr ſollt Beide leben!“

„Ja, laßt mich auch mittrinken auf das Wohl dieſer Ehrenmänner!“ rief die junge, ſtarke Bäuerin, aus dem Gedränge hervortretend.

„So recht, Nelly Owen, Süße!“ verſetzte der Schneider. „Hier haſt Du mein Glas! Ich danke Dir für Deine Aufmerkſamkeit. Fürwahr, wenn ich Dich ſo anſehe, Mädchen, wird mir's immer klarer, daß etwas Großes an Dir iſt.“

„Wie an Euch etwas Dünnes, Sir. Bei Jeſus, Mann, Ihr ſeid nicht blos von Fleiſch und Bein, und das iſt gut; ſonſt könnte Euch einer unſrer Burſche, der ſich inwendig getauft, um ein guter Chriſt zu bleiben, für einen an der Mauer ſtehen gebliebenen Shillelah *) halten und Euch zum Todtſchläger machen.

„Mich zum Todtſchläger machen!“ ſchrie der Schneider.

„Nun wenn er Andere mit Euch todtſchlüge, ſo wäret Ihr doch der Todtſchläger. Erſchreckt Ihr doch

---

*) Kampfprügel.

vor dem Worte, als wäret Ihr hierher gekommen, um den Engländern Röcke anzumeſſen. Ich glaube, Ihr erſchreckt vor Euerer eigenen Courage, eine Lanze auf die Schultern genommen zu haben. Was ſollte daraus werden, wenn Ihr, wie Euch der Schmied gerathen, einen Bart Euch wachſen ließet; Ihr würdet, ſäh't Ihr Euer eignes Antlitz einmal im blanken Rockknopf eines Engländers, vor Euch ſelbſt ausreißen; der Engländer aber trüge den Ruhm davon, der Euch doch billig ſelbſt gebührte. Und wer wüßte, wenn der Bart auch groß würde, ob ein gutes Haar an Euch wäre.“

Man lachte wieder, und die Zahl der Zuhörer vergrößerte ſich.

„Es iſt nicht recht von Euch, Lieblinge,“ fuhr Nelly fort, „daß Ihr über Mr. Triptolem lacht. Ihr wißt nicht, welch ein wichtiger Mann in dieſen Zeiten ein Schneider iſt. Der alte Staatsrock hat einen großen Riß bekommen. Entweder muß das alte Kleid ausgebeſſert, oder ein neues gefertigt werden. Was alſo auch geſchehe, Ihr habt den Schneider nöthig. Und was wäre ein neuer König von Irland ohne ihn? Adam im Paradieſe wäre ein Modeherr dagegen geweſen; denn Irland hat keine Feigenblätter. — — Und grade dieſer ſchwarze Frackrock iſt's, der den waffenkundigen Mann furchtbar macht. Oder ſind Scheere und Nadel nicht ſcharfe Waffen? Iſt die Nadelbüchſe nicht eine Patrontaſche, in der ſtatt des Schuſſes gleich das Gewehr ſteckt? Was aber den Rock betrifft, das will ich Euch erklären, holde Herzen; denn ich muß Mr. Triptolem gegen Euere Spöttereien in Schutz nehmen. Allerdings ſehen die ſpitzen Schöße deſſelben wie abwärts an ſeinem Hintergeſicht gewachſene Eſelsohren aus, und ſeine Beine haben große Aehnlichkeit von Fühlhörnern, nicht allein ihrer Geſtalt, ſondern auch Ihrer Eigenſchaft nach, indem ſie bei dem Gefühl einer nahen Gefahr in eine heftige Bewegung geſetzt werden. Stellte man nun Mr. Triptolem auf den Kopf und transportirte ihn gegen die Engländer, ſo würden ihn dieſe für ein ſchreckliches, menſchenfreſſendes Ungeheuer mit Eſelsohren und Fühlhörnern halten, und große Furcht würde über ſie kommen. Aber man könnte ihn auch zur Abwechſelung auf die Beine ſtellen, und dann gäben die Rockſchöße Flügel, und der Schneider einen guten Mann der Heide ab, wozu er ſeiner Leibesbeſchaffenheit nach ohnedies eher taugt, als zu einem Menſchen. Spannte man nun einen Zwirnsfaden an einige Bäume in der Luft und ließe den Schneider bei Vollmond darauf tanzen, ſo würden die Krämerſäcke erſchrecken und davon laufen, vorzüglich wenn ihm, was zu hoffen ſteht, der Mond durch den Leib ſchiene."

„Nelly, Honigſüße!" rief der Schmied, „laß Dich küſſen! Du haſt Dir einen Antheil an unſerm Frühſtück erworben. Setzt Euch! Es iſt Alles bereit. Und dem Schneider machen wir nachher einen Schnurrbart von Gänſefedern."

Jetzt rangirten ſich die hungrigen Vertheidiger der Rechte des Vaterlandes, gewiſſenhaft abgezählt, um die verſchiedenen Töpfe, Keſſel und Schüſſeln. Noch einmal kreiſte die Flaſche, dann hörte man bald darauf nichts mehr als das monotone Geräuſch der arbeitenden Kinnbacken, das Brechen der Knochen des mancherlei aufgetiſchten Geflügels und die Einladungen der verſchiedenen Vorſchneider, ihrem Amte gehörig zu thun zu geben.

## 20.

## Das Frühſtück der Officiere.

Um Vieles ernſter war der Anblick, den das düſtre Innere der Hütte gewährte, deren niedrige, eingeräucherte Fenſter nur ſpärlich das Licht des jungen Tages einließen, obgleich die Sonne ſchon ſeit mehren Stunden herauf war. Auch hier hatten des Baronets Diener das einfache, aber nette Reiſegeräth zum Frühſtück geordnet. Man bemerkte jene gefällige Eleganz daran, welche die genteelen Bewohner der britiſchen Inſelreiche nur ungern entbehren, und die auf ihren Reiſen zu Waſſer und zu Lande, im Feldlager und in den Kaſernen einen nicht geringen Theil ihrer Sorgen ausmacht.

Den rohgearbeiteten Tiſch bedeckte ein ſauberer, grüner Teppich mit einer reichen Bordüre, über welchen eine blendend weiße Serviette gebreitet war. Im geöffneten, ſilberbeſchlagenen Reiſekäſtchen von Mahagoni ſchimmerte in fein geſchliffenen Flacons der Hyſankin- und der Kaiſerthee; die dampfenden Butterſchnitte und der warme Haferkuchen, falls der Geſchmack eines oder des andern der Herren nach dem ächt iriſchen Landesgericht gelüſten ſollte, winkten neben einer Schüſſel mit Schinkenſchnitten, Eiern und einer mächtigen Hammelkeule einladend zum Genuß, während am nahen Kamin der Waſſerkeſſel luſtig brodelte. Um die Tafel waren die kleinen Feldſeſſel geordnet, und als des Baronets Leibdiener, mit der Serviette unter dem Arm, noch einmal flüchtig ſeine Anordnungen überſehen hatte, die er ſeiner Meinung nach mit ſo viel Comfort getroffen, als es die Oertlichkeit des armſeligen Hauſes zuließ, ſagte er, ſich mit einer leichten Verbeugung zu ſeinem Gebieter wendend: „Das Frühſtück iſt bereit, Sir!“

„Du kannſt gehen!“ erwiderte dieſer, jedoch mit dumpfer Stimme, und fuhr fort, in tiefes Sinnen verloren, im kleinen Gemache auf- und niederzuſchreiten, immer ſchneller und heftiger, je mehr der bei ihm aufſteigende Entſchluß zur Reiſe zu gedeihen ſchien. Vergebens klirrten die Taſſen und Geräthe auf dem Tiſche an einander, der auf dem morſchen Fußboden unter des Baronets beſpornten Stiefeln wankte. Keiner beachtete das aufgetragene Frühſtück, als höchſtens einer oder der andre der untern iriſchen Anführer, welche von O'Donnel zu einer Berathung eingeladen waren, und die nicht unterlaſſen konnten, zuweilen einen ſehnſüchtigen Blick auf die Tafel zu werfen, da es längſt an der Tageszeit war, das gewohnte conſiſtente Frühmahl einzunehmen.

Aengſtlich bewachte Michaul jede Bewegung des Baronets. Mit glühenden Blicken haftete Leßlie's Auge auf ſeinen Lippen, von denen er ungeduldig den Ausſpruch erwartete, ob er O'Donnel fernerhin mit Ueberzeugung als würdiges Oberhaupt der Bewegung verehren, oder als einen Schwächling verachten ſollte, der in den Banden einer, wiewohl hoffnungsloſen Liebe verſtrickt, ſeinen allzu zarten Gefühlen ſowohl die eigne, als auch des Vaterlandes und ſeiner Gefährten Ehre nachſetze.

Plötzlich hielt der Baronet in ſeinen Wanderungen an. Sein Auge flammte, und ein hohes Roth überflog die männlich gebräunte Wange, als er in die Worte ausbrach: „Meine Brüder und Freunde, zürnt mir nicht, wenn Ihr mich nicht gleich entſchloſſen geſehen habt. Ich bin ein Menſch und habe der menſchlichen Schwachheit meinen letzten Tribut bezahlen müſſen. Ja, ich leugne nicht, es war der härteſte und ſchwerſte Kampf meines Lebens, den ich ſeit der erſten Frühe dieſes Tages gekämpft habe. Er galt dem Vaterlande! O Gott! dieſer heilige Name wird von ſo Vielen gebraucht und von ſo Wenigen verſtanden. Jeder führt es im Munde, im Herzen Wenige. Dichter beſingen es, Redner gebrauchen es als Pfeiler zur Brücke, über die ſie zur Erreichung ſelbſtſüchtiger Pläne hinwegſchreiten wollen. Aber ſobald es ein Opfer gilt, ſteht ſein Altar öde und verlaſſen, und tiefer und tiefer lodert die Flamme darauf, bis ſie endlich aus Mangel an Nahrung erliſcht. Auch mir ſelbſt, Freunde, erging es bis heute wenig beſſer. Ich glaubte mich bisher zu des Vaterlandes nicht unwürdigſten Söhnen zählen zu dürfen, indem ich Manches, ja Vieles auf ſeinen Altar gelegt, wovon ſich Tauſende nur ſchwer getrennt haben würden. Geld und Gut, Haus und Herd, die Spielplätze meiner Kindheit, an die ſich die ſüßeſten und wehmüthigſten Erinnerungen meiner Seele knüpften, ſelbſt meine bürgerliche Exiſtenz, ich gab ſie gern und willig dahin, um dem Vaterlande damit zu dienen. Aber wer nicht Alles giebt, hat Nichts gegeben; wer irgend noch eine Rückſicht für ſich behält, gehört nicht zu des Vaterlandes treueſten Söhhen. Auch ich war kein ſolcher. Mein theuerſtes Kleinod, an dem ich mich wie ein Geiziger mit geheimer Freude ergötzte, dem Nichts von all ſeinen Schätzen, als ihr Anblick zu gut kommt, hielt ich zurück. In meiner Bruſt ſchlug ein menſchlich fühlendes Herz, und ich vermochte einer Liebe nicht zu entſagen, die mein Leben veredelte und mich zu Thaten entflammte. Jetzt iſt Alles anders geworden. In Euerer Mitte, an der Spitze aller der Tauſende, welche die alten geheiligten Rechte eines gemißhandelten Königreichs zurückfordern, gilt keine Rückſicht, als die, welche das Vaterland gebietet. Frei von allen andern Banden ſtehe ich heute unter Euch, zwar immer noch von der Liebe geſpornt; aber es iſt eine höhere, eine reinere, eine begeiſterndere Liebe, welche mich antreibt, das Vaterland für die Braut zu erklären, welcher fernerhin mein Leben geweiht iſt, und das letzte theuerſte Kleinod von meinem Herzen zu reißen und jener zum Opfer darzubringen. Eliſabeth Kildare iſt für mich verloren, Lord Kildare aber erſcheint vor den Schranken des Gerechtigkeit heiſchenden Vaterlandes als ein ſchreckendes Beiſpiel, von Irland für den Hochverrath erheiſcht, den er an Tauſenden ſeiner beſten Kinder zu wiederholten Malen vollbracht hat. — Mit den Waffen in der Hand, meine Brüder, weiß hoffentlich ein Jeder von uns zu ſterben. Die Abſicht jenes Lords aber war, bedenkt es wohl, Ihr Herren! Euch durch Gift zu ermorden und mit der Blüthe unſrer verrätheriſch gefangenen Landsleute Irlands Galgen zu ſchmücken."

Ein Getöſe des heftigſten Unwillens erhob ſich in der Stube, und O'Donnel wandte ſich an Leßlie:

„Berufen Sie noch in dieſer Stunde eine Jury aus Belturbet oder einem andern, Ihnen gelegen ſcheinenden Orte. Die Geſetze des Landes ſollen über Kildare entſcheiden, wenn ſeine Verbrechen näher dargethan ſind. Ein gewöhnliches Kriegsgericht würde man ſowohl in unſerm Heere, als von Seiten unſrer Feinde der Parteilichkeit zeihen, und es iſt mein Wille, daß ſelbſt der Schein vermieden wird."

Schweigend ſtanden die Männer eine Zeit lang, von einem Ausſpruch überraſcht, der ihre Erwartungen bei weitem übertraf und ſie das moraliſche Uebergewicht O'Donnels über alle Häuptlinge der Independenten in ſeiner ganzen Schwere fühlen ließ. Endlich brach Leßlie die Stille, indem er mit dem ihm eigenen Feuer ausrief: „Tief beuge ich mich vor Ihrer Größe, Sir Lewis! Ich will es nicht länger verhehlen, daß ich Sie bisher verkannt habe. Von der Liebe Zauber beſtrickt, hielt ich Sie für fähig, das Vaterland zu vergeſſen, oder als ein Mittel zu betrachten, hochfliegende Pläne zu verwirklichen, die nur Ihren eignen Glanz und Ruhm bezwecken ſollten. Ich bitte Sie dieſes ungeheuern Irrthums halber um Verzeihung, O'Donnel!“

Mit einem ernſten Blick reichte Dieſer dem feurigen Patrioten die Hand und war eben im Begriff, ihm zu antworten, als ein Parlamentär eingeführt wurde, welcher die Freilaſſung ſechs franzöſiſcher Offiziere für die Auslieferung der beiden Lords, Wexford und Kildare, anbot.

„Warum boten Sie mir nicht einen meiner Offiziere, der von den Ihrigen gefangen wurde, für jene an?“ fragte der Baronet mit finſterm Blick den Abgeordneten. „Ich hätte mich dann vielleicht beſonnen, weil er mir mehr, als zehn ſolcher Lords gilt. Aber man ſieht, welch' einen hohen Werth die Herren drüben auf ſolche Leute ſetzen; darum mußte mein Andy Dahna ſterben. Er ſtarb ehrenvoll, weil er für ſein Vaterland ſtarb, und die Achtung deſſelben folgt ihm nach in ſein kühles Grab. Was hinderte mich, das Loos, welches Dahna traf, den Obriſt Wexford entgelten zu laſſen? Führen Sie den Obriſten hierher!“ herrſchte er einem Häuptling zu.

Betroffen ſah der Brite zu Boden, doch ſich ermannend, ſagte er im ſtolzen Tone: „Sie werden bedenken, Sir Lewis, daß der Obriſt britiſcher Offizier im Dienſte Sr. Majeſtät Georg des Dritten iſt.“

„Und wir hier, mein Herr, ſind iriſche Offiziere im Dienſte des Vaterlandes,“ donnerte O'Donnel, „die, ſeine Rechte gegen Willkür und Tyrannei vertretend, bisher wenigſtens das Völkerrecht zu ehren verſtanden. Kein Exceß iſt von den Unſrigen verübt, ſeitdem ich den Fuß auf den Boden des Königreichs ſetzte, den ich nicht auf das Strengſte geahndet hätte. Wie aber machen Sie es drüben auf jener Seite im Dienſte Ihres Königs? Sie hauſen ärger, als in Feindes Land, und Leute in des Königs Uniform dienen als Schergen zur Vollziehung zahlloſer Juſtizmorde, womit die Miniſter des dritten Georgs Regierung beflecken, während er ſelbſt ſich vielleicht für einen liebevollen Vater ſeiner Unterthanen hält.“

Der Eintritt des Obriſten Wexford unterbrach die fernere Unterredung. Stolz und mit edler, militäriſcher Haltung neigte derſelbe kaum den Kopf zum Gruß und ſtellte ſich dann ſchweigend dem Baronet gegenüber. O'Donnel begrüßte ihn dagegen freundlich und war eben im Begriff, ihn anzureden, als er ſelbſt von ſeinem Kammerdiener angetreten wurde, der ihm heimlich zuflüſterte: Eine vornehm gekleidete Dame, die ſich draußen befinde, laſſe ihn beſchwören, bevor er irgend etwas über Lord Wexford beſchlöſſe, ihr einige Minuten Gehör zu ſchenken, indem ſie ihm Dinge von der höchſten Wichtigkeit zu entdecken habe. O'Donnel entſchuldigte ſich daher höflichſt bei dem ſich abermals ſtumm verbeugenden Dragonerobriſten und folgte der ihn befremdenden Einladung. Im Zimmer ſelbſt wurde während ſeiner Abweſenheit kein Wort geſprochen; Alle erwarteten mit großer Spannung des Baronets Rückkehr. Dieſer trat endlich herein und führte Miß Margaret Fitzjames mit vieler Höflichkeit an der Hand, auf welche Wexford einen betroffenen Blick warf.

„Mylord,“ redete O'Donnel den Obriſten an, „es iſt das dritte Mal, daß wir einander gegenüber ſtehen und keinmal in freundlicher Beziehung. Inzwiſchen habe ich Ihren feſten männlichen Charakter ſchätzen gelernt, und ich würde Sie auf keinen Fall als meinen Gefangenen betrachtet haben, ſelbſt wenn auch die dringende und gewichtige Fürſprache dieſer Dame nicht dazwiſchen gekommen wäre. Aber dieſe Fürſprache iſt es, die mich an meine verehrten Kameraden die Bitte richten läßt, Sie auch nicht als Ihren Gefangenen zu betrachten, ſondern aus Rückſichten für das allgemeine Beſte Sie gegen die gefangenen franzöſiſchen Offiziere frei zu geben. Ja, meine Herren, gegenwärtige Miß Margaret Fitzjames hat uns Zuſicherungen gemacht, die wir aus Achtung vor dem Urtheile der Welt nicht zurückweiſen dürfen. Sie erbittet ſich dagegen Lord Wexfords Freiheit, und ich ſtimme dafür, ihr dieſelbe zuzugeſtehen.“

„Wir ehren die Anſicht unſres Chefs,“ verſetzten Leßlie und Andre, „und ſtimmen in dieſelbe ein.“

„So ſind Sie frei, Mylord; doch erſuche ich Sie um eine Gefälligkeit. Verharren Sie ſo lange hier, bis dieſe Dame, der Sie ſoviel verdanken, ihr Wort gelöſt hat, und geben Sie ſelbſt der Wahrheit die Ehre, wie ich von einem Ehrenmanne, wie Sie ſind, erwarten darf.“

„Mit Freuden, Sir Lewis! Denn auch Ihnen kann ich, wiewohl Sie an der Spitze der Feinde meines Königs ſtehen, meine Achtung nicht verſagen. Was auch bereits zwiſchen uns vorgefallen iſt, und obgleich wir niemals Freunde werden können, ſo werde ich Ihnen doch bei jeder Gelegenheit zu beweiſen wiſſen, daß meine Worte nicht leerer Schall ſind. Aber wie wird es mit dem unglücklichen Lord Kildare? Kann ich ihn mit mir nehmen, oder kehrt er auf ſein Schloß zurück?“

Miß Margaret erſchrak bei dieſer Frage.

„Und wäre dieſer mein Bruder hier, der mir unausſprechlich theuer iſt,“ verſetzte O'Donnel, auf den ihm zur Seite ſtehenden Michaul deutend, „in Ihrer Gewalt, und Sie ſetzten den Lord zum Preis für die Erhaltung ſeines Lebens, ich würde Kildare nicht frei laſſen vor dem Ausſpruch des jetzt über ihn zu haltenden Gerichts. Eine höhere Gewalt ſteht über mir, die meine Handlungen leitet — Irland und deſſen Freiheit. Keine Rückſicht auf Erden kann mich bewegen, dieſen treulos zu werden. Das Uebrige laſſen Sie ſich von Miß Margaret erklären.“

Der Obriſt nickte zu wiederholten Malen mit freundlichen Zügen und trat dann zu der Dame, mit der er ſich heimlich unterhielt, während O'Donnel ſich zu ſeinen Offizieren wandte.

„Ihr Geſchäft, Mr. Leßlie,“ ſagte der Baronet, „iſt jetzt, die Jury zu verſammeln und einen Inſtruktionsrichter herbeizuſchaffen, wo Sie ihn finden.“

Dann lud er den Obriſten mit ächt genteeler Höflichkeit zum Frühſtück ein, was von dieſem eben ſo angenommen wurde, erſuchte hierauf Miß Margaret höchſt freundlich, die Honneurs zu machen, was dieſe ihm ſehr hoch anzurechnen ſchien, und forderte zuletzt die gegenwärtigen Offiziere auf, für des Leibes Nahrung und Nothdurft zu ſorgen.

Bald ſetzten ſich Meſſer und Gabeln in Bewegung, und das Raſſeln derſelben unterbrach das Klingen der Gläſer auf eine ſehr angenehme Weiſe, ſo daß ſich der die Genüſſe liebende Wexford nach einigen Minuten wieder in der behaglichen Stimmung fühlte, die Abends vorher ſchon unter den Franzoſen ihn erheitert. Er hielt ſich auch jetzt wieder ausſchließlich an die Offiziere dieſer Nation und war von Miß Margarets Blicken entzückt, die die Wirthin auf eine ſehr anmuthige Weiſe zu machen verſtand.

Die Mahlzeit näherte ſich bereits ihrem Ende, als ein lautes, frohes Getümmel draußen entſtand, und auf irgend ein ungewöhnliches Ereigniß deutend, die Aufmerkſamkeit auf die lebendigen Gruppen vor der Hütte zog.

Dort drängte man ſich um einen ſogenannten Gentry-Car, ein in Irland gebräuchliches, kleines, niederes, offnes Fuhrwerk auf zwei Rädern, ganz aus Eiſen und Leder beſtehend, worin nur zwei Perſonen, rechts und links hinausſitzend, Platz haben und in der Mitte Raum für Gepäck iſt. Dieſe Plätze waren von zwei alten grauen Perſonen eingenommen, von einer Frau und einem Manne, ſie in einem alten, abgetragenen blauen Mantel, deſſen Kapuze ſie über den Kopf gezogen, er im dürftigen hier und da ausgebeſſerten Kleide eines katholiſchen Pfarrers aus dem Süden. Der Kutſcher war ein ſtämmiger Mann mit einem geſunden Geſicht. Den mittlern Raum füllten mehrere angeräucherte Schachteln und Kiſten aus.

„Mir ſoll St. Patrik einen Labetrunk im Himmel verſagen,“ erhob der ehemalige Wallonengardiſt ſeine rauhe Stimme, „wenn ich die alte Hexe nicht kenne! Sie iſt die Wirthin einer Schenke im Süden, in welcher ich manchen guten Trunk gethan.

„Ei freilich, Bruderherz!“ lachte der Schmied. „Unſer Gedächtniß bleibt für Orte, wo man es ſo kräftig begoſſen, ſtets friſch. Wer wollte die Alte nicht kennen, der jemals in der Kennare-Bay gelandet und Waſſer mit Whisky vertauſcht hat? Gott grüß' Euch, Mutter Peppy! Ihr ſeid verdammt alt geworden, ſeit ich Euch nicht geſehen.“

„Schönen Dank, mein Junge! Ei nun, in Euerm Geſicht hat ſich auch ein Ackersmann Furchen gezogen, in denen Ihr Euer Korn bauen könnt, wenn Euch die großen Pächter kein Land mehr gönnen.“

„Frau, in dieſe Furchen iſt eine andere Saat gefallen, die blutige Früchte trägt.“

„Ei, Mutter Peppy! Ei, hochwürdiger Herr Pater O'Kelly! Ei, Bobby!“ rief jetzt Michaul O'Donnel, aus der Thüre der Hütte herausſpringend. „Um aller Heiligen willen! Wie kommt Ihr doch herauf nach dem Norden? Seid herzlich willkommen! Aber ſagt, was konnte Euch antreiben, Euere Schenke zu verlaſſen, um eine ſo weite Reiſe anzutreten?“

„Mic, Mic, Goldſohn, wie freuen ſich meine Augen, Dich zu ſehen!“ zeterte die Heideſchenkwirthin. „Was uns hergeführt, mein Junge? Mancherlei, ſag' ich Dir. Als ich hörte, daß Sir Lewis in der Killala-Bay gelandet und ſchon manche Schlacht gegen die Rothröcke geliefert habe, fiel mir bei, daß manchem unſerer braven, von engliſchen Kugeln übel zugerichteten Burſche ärztliche Hülfe und Pflege gänzlich fehlen würde. Da ſprach ich zu mir ſelbſt: Peppy, wozu haſt du die Kräuter kennen und zu Arzeneien zubereiten gelernt, als daß du dem Vaterlande damit dieneſt? Haſt ſchon Manchem das Leben erhalten und noch neulich dem Wexford, der doch bei den Engländern ſteht, der ohne dich verloren geweſen wäre; ſo iſt es deine Pflicht, deinen Landsleuten zu helfen, die gegen ihre Tyrannen kämpfen, und ſo thuſt du auch dein Theil zur Befreiung des Vaterlandes. — Dann hab' ich ſchon manches Jahr eine ſtille Sehnſucht gehabt, vor meinem Ende das Stücklein Land noch einmal zu ſehen, worauf ich meine Jugendſpiele geſpielt; denn Ihr müßt wiſſen, Landsleute, Goldherzen, daß ich hier am Earneſee geboren und aufgewachſen bin. Endlich hatte ich noch einen dritten Grund, der mich ſtachelte, hierher zu reiſen; daß iſt aber ein geheimer, den ich nur allein Seiner Gnaden Sir Lewis O'Donnel ſagen kann. — Als ich dies Alles nun wohl bei mir überlegt, theilt' ich's auch dem Pater Auguſtin O'Kelly, meinem Beichtvater, mit. Und ſiehe da, dem alten hochwürdigen Herrn überkam ein großes Verlangen, ſeine Hände auf Sir Lewis' Haupt zu legen und denſelben einzuſegnen zu dem großen Werke der Vaterlandsbefreiung und Euch Allen, Kinder, beizuſtehen mit geiſtlichem Rath und That. Wir wurden einig, die Reiſe zuſammen zu machen; der Bobby borgte in Bantry einen Karren, wir ſpannten des Paters' alten Gaul vor und fuhren in Gottes und St. Patriks Namen auf und davon und ſind denn nun, den Heiligen ſei Dank! auch glücklich angelangt und wünſchen Euch einen guten Morgen, Freunde!"

Ein fröhlich ſchallender Ruf erwiderte den Gruß. Michaul half den beiden alten Menſchen mit den freundlichſten und ehrerbietigſten Reden vom Geſchirr herab und führte ſie der Hütte zu, in deren Thüre Lord Wexford, Miß Margaret, Sir Lewis und Andre ſtanden und Mutter Peppy mit ſoviel Freude und Herzlichkeit empfingen, als wenn ſie wirklich in einem kindlichen Verhältniß zu der bejahrten Frau ſtänden. Vorzüglich war es Lord Wexford, der ihr große Beweiſe ſeiner Anhänglichkeit gab und vor allem Volke in ihr die Retterin ſeines Lebens und die ſorgſame

Pflegerin in ſeiner langwierigen Krankheit verehrte. Er und Miß Margaret gingen mit der Greiſin wahrhaft zärtlich um. Und wie man der Wirthin mit Liebe, ſo kam man dem Pater mit Ehrfurcht entgegen; man pries laut den Entſchluß der beiden alten Leute, den Patrioten mit leiblicher und geiſtiger Hülfe beizuſpringen, und führte die Gäſte des Heeres, wie man ſie nannte, mit herzlicher Fröhlichkeit zum Frühſtück in das Haus.

## 21.

## Der Richter von Mulindar.

Es war um die zehnte Frühſtunde, als der Friedensrichter zu Mulindar unter dem Beiſtand ſeines Schreibers und in Gegenwart des Konſtable am grünen Tiſche, vom engliſchen Heer gedeckt, in ruhiger Sicherheit die gewöhnliche Gerichtsſitzung hielt.

Schon hatte der würdige Diener der Themis, gewohnt um dieſe Zeit mit einem Glaſe alten Portwein den Appetit zum bevorſtehenden Mittagsmahle zu reizen, durch mehrmaliges Gähnen ſeinen Ueberdruß an den langen Verhandlungen und Protokolliren des dürren Schreibers verrathen, der, die Launen und Neigungen des geſtrengen Herrn gar wohl kennend, ſoviel es die Dringlichkeit der Geſchäfte erlaubte, ſich nach Kräften beeilte, als endlich die letzte Partei den Gerichtsſaal verließ.

Mit einem tiefen Seufzer erhob ſich der ſtattliche Mann, obgleich er während der ganzen Sitzung, ohne eine Feder anzurühren, ruhig mit über dem Bauche gefalteten Händen in ſeinem Polſterſtuhle geſeſſen, und ſtöhnte den Gerichtsdiener an: „Nun wäre ja wohl die Plagerei für heute, dem Himmel ſei Dank! vorüber. Konſtable, hat all' das Geſchmeis von Bettlern, Landſtreichern, Klägern und Zeugen die Halle verlaſſen?"

„Ja, Ihro Wohlweiſen!" erwiderte der Gefragte mit tiefer Verbeugung.

„Wollen Ihro Wohlweiſen jetzt gefälligſt die Verhandlungen und Protokolle nachſehen und unterſchreiben?" fragte der Gerichtsſchreiber demüthig, mit den Akten in der Hand.

„Unterſchreiben? Ja! Nachſehen? Nein! Wenn ich mich obenein noch mit Schreiben und Leſen zugleich abquälen ſoll, ſo brauche ich mir keinen Schreiber zu halten. — Konſtable, was habt Ihr für Verhaftsbefehle?"

„Einen gegen Will Moghou, auf den Grund des Jagdgeſetzes."

„Führt den Befehl mit aller Strenge aus; der Schurke hatte nicht allein einen Haſen in ſeinem Beſitz, ſondern er hat denſelben auch gekocht und unter ſein Weib und ſeine Kinder vertheilt und ſich daher der Felonie doppelt ſchuldig gemacht."

„Aber belieben doch Ew. Wohlweiſen zu bedenken," ſtammelte der Schreiber, ſich ein Herz ſchöpfend, „daß die Unglücklichen, des rückſtändigen Kirchenzehntens halber aus ihrem Häuschen vertrieben, ſchon wochenlang umherirren und, da der Mann das arme, unter Gottes freiem Himmel von Zwillingen entbundene Weib nicht verlaſſen konnte, in Begriff waren, Hungers zu ſterben.“

„Hungers zu ſterben? Nun was iſt daran gelegen? Ein Haufen künftiger Rebellen und Schreier weniger! Die Jagdgeſetze ſind nicht zu Gunſten ſterbender Perſonen gemacht. Und was habt Ihr hier zu reden, Schreiber? Ich verbitte mir Euere Anmerkungen.“

„Die Leute haben aber doch das Armengeſetz für ſich, Ew. Geſtrengen,“ fiel der Konſtable ein, deſſen durch Gewohnheit hartgewordenes Gemüth bei dieſer Gelegenheit ſogar etwas aufzuthauen begann.

„Das Armengeſetz?“ fuhr der Richter auf. „Ihr ſeid mir ein rechter Kerl von Konſtable! Wißt Ihr nicht, daß hier zu Lande das Armengeſetz eigentlich zu Gunſten der Armenkommiſſaire, nicht aber, um die Armen zu mäſten, gemacht iſt? Das Armengeſetz! ha, ha, ha! Ihr müßt Euch noch beſſer in die iriſche Geſetzgebung hineinſtudiren, Mſtr. Kartwright, Ihr guter Tropf! Wenn das Armen- und ſo manches andre Geſetz dem Buchſtaben nach vollzogen würde, müßte mancher ehrliche Mann, der jetzt hier zu Lande im Wohlſtande lebt, zum Bettler werden. Was habt Ihr noch weiter?“

„Einen Verhaftsbefehl gegen Noddy Drowſy, weil er den Sohn von Thomas Jouny mit ſeinem Wagen überfahren hat.“

„Der arme Noddy!“ rief der Richter mit tiefem Gefühl, denn Noddy war ein Mann, der ſeine Küche nicht ſelten mit einer fetten Keule verſah. „Er ſchlief ſicherlich, als ſein Wagen über den Knaben fuhr?“

„Seinen Ausſagen nach will er geſchlafen haben,“ verſetzte der Gerichtsſchreiber, an den dieſe Frage gerichtet war. „Doch war dieſes wohl nicht anders zu erwarten.“

„Es iſt mir kein Geſetz bekannt, welches einen Menſchen ſtraft, der im Schlafe ſündigt,“ entgegnete die Obrigkeit lachend. „Schlafen doch mitunter die Geſetze bei uns, meine Herren, hahaha!“

„Was ſoll aber mit Nobby geſchehen, Ihro Wohlweiſen?“ fragte der Konſtable, deſſen Geſicht der Aerger zu röthen begann, während ſein Blick dem des nicht minder entrüſteten Schreibers begegnete.

„Was Ihr doch für ein Holzkopf von einem Konſtable ſeid!“ donnerte jetzt die Magiſtratsperſon. „Hat nicht der Koronner inqueſt gefunden, daß das Kind durch das Wagenrad und nicht durch den armen Nobby getödtet iſt? Mir, als dem Lord of the man'or iſt daher das Wagenrad verfallen. Geht, verkauft das Rad, bringt mir das Geld und laßt Nobby ſeinen Geſchäften nachgehen.

„Wie Ew. Wohlweiſen befehlen!“ murrte der Konſtable. „Was ſoll aber mit denen geſchehen, die auf den Grund des neuen Geſetzes ſchuldig befunden ſind?“

„Was für ein neues Geſetz? Es gibt deren jetzt, bei meinem Blute! ſo viele, daß ich das eine nicht mehr von dem andern zu unterſcheiden weiß. Laßt die Kerle alle zum Teufel gehen, wenn ſie ihre Steuern bezahlen und gute Unterthanen des Königs ſind. Iſt aber ein einziger von den Independenten darunter, ſo ſpart ihn für die nächſten Aſſiſen auf, damit er gehenkt werde, ſowie allem Volk gebührt, das ſich herausnimmt, von Recht und Billigkeit und geſetzlicher Ordnung zu reden, und wie all der Unſinn heißt, den die verrückten Menſchen in ihren Verſammlungen vorbringen.“ — —

„So wird alſo Recht und Gerechtigkeit hier durch die Richter und Diener des Königs geübt,“ donnerte ein hereinſtürmender wilder Soldat, dem man den Rebellen-Häuptling auf den erſten Blick anſah. Wirklich war es Leßlie, der, die letzten Worte Seiner Wohlweisheit draußen erhorchend, die Thür aufriß und dem Richter zu Leibe ging, der erdfahl und zitternd wie das Laub der Espe, unfähig ſich aufrecht 'zu erhalten, bei dem Anblick der fürchterlichen, dem Anführer nachquellenden Männer in ſeinen Lehnſtuhl zurückſank und keines Wortes zur ſchnellen Erwiderung mächtig war.

„Nur eines Blickes bedürfte es, Ihr meineidigen gewiſſenloſen Schurken, in Euere Gerichtsſtuben, in Euere Verhandlungen,“ fuhr Leßlie fort, dicht vor dem zitternden Richter ſtehend, „und der König von England würde wiſſen, warum Irland unter den Waffen ſteht. Glaubt Ihr denn nicht an einen ewigen gerechten Gott, Mann? an ein künftiges Leben und an ein Gericht, vor deſſen Schranken auch Ihr, die Ihr hier unten gerichtet habt, werdet Rechenſchaft geben müſſen? wo allen Tory's und Ariſtokraten mit derſelben Wage gewogen wird, womit der Herr der Welt das ſchändlich vergoſſene Blut der unglücklichen Iren, die Seufzer und Thränen der Witwen und Waiſen und das Todesröcheln der Verhungernden abwägt?“

„Herr, wer ſeid Ihr und wer gibt Euch die Erlaubniß, einen wohlbeſtallten, königlichen Richter dergeſtalt mit frevelnden Worten anzureden und zur Verantwortung zu ziehen?“ ſtotterte, ſich etwas ermannend, die ſich ſo plötzlich vor ein fremdes Forum gezogen ſehende Gerechtigkeit.

„Wer mir die Erlaubniß gibt? Mein Volk! das freie Volk von Irland! oder eigentlich Sir Lewis

O'Donnel, der ächte iriſche Baron, im Namen und von Wegen dieſes freien Volkes der grünen Inſel, und dann auch ich ſelbſt, Leßlie Esquire von Killarney in der Grafſchaft Kerry, jetzt Anführer in der Befreiungsarmee unter dem Oberbefehl des gedachten Sir Lewis O'Donnel, Herrn von Lindſayhall, Greenlodge, Balliford et cetera."

Mit einem ſchweren Seufzer falteten ſich unwillkürlich bei Leßlie's Worten die Hände des Richters auf der gewohnten Stelle über dem wohlgenährten Bauche, und nur der naheſtehende Schreiber vernahm die unter allen Zeichen der größten Seelenangſt hervorgehauchten Worte: „Der Herr erbarme ſich unſer!"

„Wie? Sie zittern, Sir? Mein Name, wie ich bemerke, iſt Ihnen nicht unbekannt, und doch ſcheint Ihnen meine perſönliche Bekanntſchaft nicht willkommen zu ſein? Ich glaube es gern, nachdem was ich eben zu ſehen und zu hören Gelegenheit hatte. Ein böſes Zeichen, Sir, wenn die Obrigkeit vor einem Volke zittert, das ſeine Rechte reklamirt! — — O, erhebt Euch, Herr! Auf! ſage ich Euch; rafft Euch auf aus Euerm Geiſtes- und Gewiſſens-Schlummer! Ihr ſeid zu einem wichtigen Geſchäft erkoren, wo Ihr Geiſt und Gewiſſen gleich nöthig habt. Steckt alle Euere alten und neuen Codices zu Euch, vergeßt aber auch nicht die allerneueſten Geſetze wegen des Hochverraths mitzunehmen; ſie ſind ganz auf den Euch vorzulegenden Fall gemacht. Eine Jury iſt im Lager verſammelt und erwartet von Euch die Darſtellung des Verbrechens, um über Leben und Tod eines Großen dieſes Reiches abzuſtimmen. Auch Euern Schreiber dort nehmt mit. Die Rechtlichkeit ſcheint in ihm noch nicht ganz erſtorben. Auch der Konſtable mit ſeinem Stabe, ſelbſt der Henker darf nicht fehlen;

denn ich hoffe, Euere Weisheit wird's bald heraushaben, daß wir auch eines ſolchen Subjekts bedürfen werden."

„Aber haben Sie auch bedacht, Sir, daß die Autorität zu einer ungewöhnlichen Sitzung außer der Zeit der Aſſiſen fehlt?" ſtellte der geängſtete Richter vor.

„Die Autorität, muß ich nochmals wiederholen, iſt Sir Lewis O'Donnel an der Spitze von 25,000 Iren und der Befehlshaber des franzöſiſchen Hülfscorps, der General Humbert. Zudem iſt Irland von Euern Behörden ſelbſt in den Kriegszuſtand erklärt; da ſind die Formen ſuspendirt und jedes Gericht gültig auch außer den Aſſiſen. Sowie bei Euch, ſo auch bei uns! Beruhigen Sie daher Ihr Gewiſſen, Sir, und nehmen Sie mein Wort darauf, daß Sie nur nach den beſtehenden Geſetzen des Landes verfahren ſollen."

„Herr, du legſt deinem Knechte eine ſchwere Prüfung auf!" ſeufzte der hartgedrängte Mann und erhob ſich, als er ſah, daß ihm kein Ausweg übrig blieb, aus ſeinem bequemen Sitze, um dem unwillkommnen Rufe Folge zu leiſten.

Kaum wurde ihm noch Zeit gelaſſen, die nöthigen Requiſiten der richterlichen Würde, ſowie die Gewährskompendien für ſeine juridiſchen Deduktionen zu ſich zu nehmen. Dann trat das Geſammt-Gerichtsperſonal, zu dem auch noch der Henker aus ſeiner Wohnung im Stadtgefängniſſe herbeigeholt wurde, trotz der Vorſtellungen des Richters, daß ſeine Wohlbeleibtheit eine ſo weite Fußwanderung nicht füglich werde vertragen können, den verhängnißvollen Weg an, den die ſchlauen Iren ſo ſicher in ihr Lager zurückzufinden wußten, daß ſie, ohne von den engliſchen

Feldpoſten bemerkt zu werden, mit eintretender Dunkelheit glücklich das Hauptquartier der Verbündeten erreichten.

## 22.

## Das letzte, dem Vaterlande dargebrachte Opfer.

Dort waren unterdeſſen Lady Eliſabeth und Sally O'Neil angekommen. Die Letztere hatte ſich nämlich beim erſten Strahl des Morgens, als die Nachricht von Lord Kildare's Verhaftung im Hauptquartier angelangt war, von Lewis O'Donnels Wunſch und ihrem eignen Herzen getrieben, ſogleich auf ein Pferd geworfen und war nach Roughcligh geeilt, um die vielgeliebte bekümmerte Herrin zu tröſten. Wirklich war Eliſabeth, von den Ereigniſſen des Abends und der Nacht niedergeworfen, des liebenden Beiſtandes der erſehnten Freundin bedürftiger, als je. Aber kaum fühlte ſie ſich in Sally's zärtlichen Armen ſoweit wohl, daß ſie den Weg zu machen ſich getraute, als ſie auch, von Angſt und Verzweiflung um das Leben des Vaters geſpornt, Sally vermochte, wieder mit ihr in das Hauptquartier zurückzukehren. Wie bebte ihr liebendes Herz in Schmerz und Erwartung! Sie ſollte abermals und unerwartet mit dem angebeteten Jugendfreunde verkehren und jetzt wegen ihres Vaters, als Gefangenen deſſelben.

Der See breitete ſich weit und ruhig aus, eingeſponnen in die Schleier der abendlichen Dämmerung, und vereinigte ſich, ſeine flachen Ufer ſcheinbar überfluthend, mit den dunkelblauen Luftwogen des Horizonts, ſo daß Alles wie eine troſtloſe, ausgeſtorbene Waſſerwüſte ausſah, ſo weit der ängſtliche Blick auch reichte; nur ein ſchmaler Streif Abendroth im Weſten, der ſein Spiegelbild auch im See fand, ſtand wie ein goldner Himmelsbuchſtabe des Troſtes, wie eine Hieroglyphe göttlicher Verbürgung, oben im unvergänglichen Blau, und die Waſſer der Erde nahmen den Lichtkuß auf und erwiderten ihn.

Dagegen erglänzte das Licht in der Fiſcherhütte von fern recht trübe und traurig, als irdiſcher Stern, und warf keine Strahlen des Troſtes in Eliſabeths ſchwergeängſtetes Herz. Es war ihr ſo weh zu Sinne, als habe die Erde keine Hülfe für ſie und als müſſe ſich ihre Seele mit Inbrunſt an das verheißungsvolle Abendroth klammern, um ſich ihrer Angſt zu entledigen.

Als ihr zagender Fuß über die Schwelle der Fiſcherhütte ſchritt, trat ihr O'Donnel ernſt und feierlich entgegen, gleichſam als habe er ſie erwartet.

„Müſſen wir ſo uns wiederſehen?“ weinte Eliſabeth und ihre Hand zitterte in Sally's Hand. „O Lewis, die zeither ſo klaren Bahnen unſrer Sterne beginnen ſich unheilvoll zu verwirren. Iſt es dahin mit mir gekommen, daß ich vor Dir als eine ſchmerzlich Bittende erſcheinen muß, bittend um das Leben ihres Vaters? Du haſt ihn in Ketten ſchlagen laſſen, und Alles, was ich gehört, deutet auf das Schrecklichſte. Glaube mir, Lewis, dieſer wahnbethörte Greis iſt ſchon unglücklich genug! Weihe ſein graues, dem Grabe ſich zuneigendes Haupt nicht einem ſchmählichen Tode. Wollte ich Dir eine Beſchreibung ſeines Seelenzuſtandes machen, Du würdeſt ſchaudern, und Mitleid für ihn würde jedes andre Gefühl in Deiner Bruſt verdrängen. Lewis, mein Lewis, nimm ihm, nimm mir nicht grauſam die paar Tage ſeines Lebens! Lewis, laß meinen Vater nicht ſterben!“

Sie hatte ihre Hände gefaltet und hob ſie mit einem unausſprechlich thränenſchweren, ſchmerzgeſchmückten Flehblick zu ihm empor, während ſie ihren reizenden Körper langſam vor dem Geliebten auf die Kniee niedergleiten ließ.

„Eliſabeth!“ rief Lewis, von einem heiligen Schrekken durchbebt, „was beginnſt Du? An mein Herz! Hier iſt allein Dein Platz! Und vergönne meinen Thränen, ſich mit den Deinigen zu vermiſchen! Ja, laß uns weinen, weinen! blutige Thränen und lange weinen über unſer trübes Schickſal! Was ſind wir arme, machtloſe Weſen, daß wir zu dem weltbezwingenden Geſchick ſagen könnten: Gehorche mir! Schwach iſt unſer Auge, wir wandeln in Finſterniß, und wenn nicht eine gütige Gottheit uns Sterne leuchten läßt, ſo ſind wir wehrlos der Tücke des Zufalls Preis gegeben. Um uns und neben uns aber weben unerforſchte Gewalten, ungeheure, geſtaltloſe, ſchauerliche; die faſſen uns beim Scheitel und führen uns — wohin? ach! wir wiſſen es nicht. Leuchten uns aber Sterne und blitzt in unſrer Bruſt ein Diamantſpiegel, der das reine Feuer ihrer Strahlen auffängt und bewahrt, dann mögen wir wohl den Pfad erkennen und uns vertrauensvoll dem Führer überlaſſen, leitet er uns auch durch Schreckniſſe aller Art. Das Sternenbild in unſerer Bruſt giebt uns Kraft und Muth, das Aergſte zu beſtehen. O Eliſabeth, unſere Liebe iſt der ſchönſte Stern am Nachthimmel unſeres Lebens, und ſein Widerſchein ungetrübt in unſern Herzen!

Vertraue nur mit mir der ihm entquellenden Kraft, und wir werden als Sieger, wenn auch thränenmüde aus dieſem, dem ſchwerſten aller unſerer Kämpfe, hervorgehen. — Nicht ich bin's, Geliebte, der über Deinen Vater zu richten hat; nein, es iſt Irland ſelbſt, es iſt der Verein ſeiner treueſten Söhne. Ich trete ganz in den Hintergrund zurück und habe keine Stimme über den Vater meiner Eliſabeth. Aber auch nicht hemmend darf ich eintreten in den Spruch der Männer, die ihr ganzes Vertrauen in mich geſetzt haben; Deinen Vater durch die Gewalt, die ich über ſie beſitze, befreien, hieße dieſes heilige Vertrauen bitter täuſchen, ihre warme Liebe in Eis tauchen, hieße zum Verräther werden an ihnen und Irland. Lewis O'Donnel, der Verräther ſeines Vaterlandes! Wie markdurchwüthend, wie geiſtzerrüttend klingen dieſe fürchterlichen Worte. Das kann Eliſabeth nicht wollen, ſelbſt auf Koſten eines ihr werthen Lebens nicht; und wenn ſie es dennoch wollte, ſo würde ich mich ſchmerzlich abwenden und eine Thräne weinen über die größte und herzbrechendſte Täuſchung meines Lebens und doch ſtark halten an meiner Pflicht. Aber ich irre mich nicht in Dir. Du hältſt gleich mir feſt an dem Wahlſpruch: Irland über Alles! Alſo: Irland über Liebe, Irland über Leben! Nichts iſt ſo groß und heilig, nichts ſo innig mit unſerm Herzen verwachſen, daß wir nicht aus dem ſchmerzlichzuckenden herausriſſen und der Opferflamme auf des Vaterlandes heiligen Herd hingäben. Und wenn ſich auch das Herz verblutet, Eliſabeth! wir müſſen doch das Opfer bringen. Mehr als ſterben können wir nicht, und der Tod für das Vaterland iſt ſüß und erhaben.“

„Ja!“ rief Eliſabeth, an ſeiner Bruſt begeiſtert, ob auch Thränen ihre Stimme zu erſticken droheten,

„ja, mein Lewis, Du haſt mich groß gemacht in dieſer Stunde, Du haſt mich hinaufgehoben zu Dir. Ich verſtehe, ich fühle, empfinde Dich im Innerſten meiner Seele, und dieſe Seele iſt gewachſen und ſehr groß geworden, ſeit ſie Dich ſo ganz in ſich aufgenommen hat. Nein, Du haſt Dich nicht in mir getäuſcht, mein edler Lewis! Auch ich fühle, daß ich Irlands Tochter bin. Ich verlange nichts von Dir, was Dich und mich ſchändete, und aus meinem blutenden Herzen reiß' ich den Vater und leg' ihn auf des Vaterlandes heiligen Herd. Lewis, Lewis, nie hab' ich Dich höher geliebt, als heute."

„Dank Dir, Eliſabeth! Der Sieg iſt Dir gelungen. Doch jetzt — ich bitte Dich — verlaß das Lager und kehre nach Roughcligh zurück. Die treue Sally ſoll Dich wieder begleiten. Hier tritt eine Jury zuſammen, die über Lord Kildare ein rechtliches Verfahren vornimmt; der Richter von Mulindar iſt bereits eingetroffen. Hier iſt kein Platz für Dich. — Sally, gehe mit der ſchmerzenreichen Lady, tröſte ſie, ſinge ihr eines Deiner Lieder vor; ich weiß, Du ſingſt ſo ſchön. Thue, was Deine Liebe vermag, um den Kelch weniger herbe zu machen. Ich empfehle ſie Dir! Sei ihr Stern in dieſer Nacht."

„Ich will's!" rief Sally. „Lege Dein müdes Haupt an mein Herz, arme unglückliche Dulderin; es iſt ein Herz, in welchem Schmerzen ewig geboren werden, Thränen ewig quellen, ein Herz voll Unglück und Jammer und darum geſchaffen für das Deine, Herrin!" — —

Nach wenigen Minuten ritten ſie wieder am Geſtade des Sees zurück; Eliſabeths Haupt war mit einem Trauerflor umhüllt.

### 23.

## Kildare vor dem Schwurgericht.

Eine Stunde ſpäter war die Jury beiſammen.

Hell beleuchtete der Vollmond, nur in einzelnen Zwiſchenräumen durch ſchnell vorüber eilendes Sommergewölk' leicht verſchleiert, das Lager. Die weißen Zeltreihen der Franzoſen erglänzten geiſterhaft, dunkelnde Geſtalten, kaum hörbar vorüber drängend, verſchwanden in einem großen Zelte in der Nähe des Hauptquartiers. Es war ein reges, aber unheimliches Leben im zweifelhaften Mondlicht.

In jenem Zelte aber reiheten ſich beim Lichte hoher Kerzen, zu dieſem Behufe aus des Lords Schloſſe herbeigeholt, die aus Eniskillen eingeladenen Geſchworenen um eine runde Tafel. Am obern Ende präſidirte der Richter von Mulindar (der von Eniskillen war nämlich bei Annäherung der Inſurgenten entflohen, und Leßlie hatte ſich deshalb weiter umſehen müſſen), der bleich wie eine Leiche dem Eintritt des hohen Gefangenen entgegenſah. Ihm gegenüber ſaß ſein Gerichtsſchreiber, dem das Herz ſchon um ein gutes Theil leichter ſchlug, im Gefühl eines minder belaſteten Gewiſſens. Im Halbkreiſe umher ſtanden die Ankläger des Lords und deren Zeugen, Michaul O'Donnel, nachläſſig auf ſeinen Säbel gelehnt, Tim Nuuthan, mit faſt überladener militäriſcher Pracht gekleidet und ſich gewaltig in die Bruſt werfend, Miß Anna, ſeine Frau, ebenfalls in hoher Galla und viel Vornehmheit affectirend, wobei ihr ihre hohe impoſante

Geſtalt trefflich zu Statten kam, weiter hin Peppy Toole, die alte Wirthin aus der Heideſchenke, auch in ihren Sonntagskleidern, ihr zur Seite der Pater Auguſtin O'Kelly mit ſeinem ernſten ſteinernen Geſicht, dann zwei Diener Kildare's, die er zu Sendungen in das engliſche Lager gebraucht, und am Ende Lord Wexford und Miß Margaret Fitzjames. Dicht an den gezogenen Schranken, wo ein Platz für den Gefangenen gelaſſen war, brüſtete ſich der Konſtable mit den Zeichen ſeiner Amtswürde, dem Stabe mit dem Namen Georg des Dritten, ein ſchneidender Kontraſt zu der das Gericht hier verſammelnden Autorität, um eine Anzahl von Zuhörern und Zuſchauern, — auch viele Franzoſen waren darunter — welche im Verhältniß zu dem Raume eingelaſſen waren, in Ordnung zu halten. Ueber dem Ganzen erhaben, ſaßen Sir Lewis O'Donnel und der franzöſiſche General Humbert auf einer Art von Eſtrade, von welcher man das Ganze überſah; um ſie die Häuptlinge und erſten Offiziere.

Mit einer Stille, die faſt an die Abweſenheit jeglichen Lebens gränzte, und ein Großes dazu beitrug, die Schauer des Moments zu vermehren, hafteten die Blicke der Verſammelten auf dem Eingange, als das Geräuſch taktmäßiger Soldatentritte, das Raſſeln abgeſetzter Gewehre und Kettengeklirr die Ankunft des Gefangenen verkündete.

Die Feſſeln fielen, beklemmender wurde die feierliche Ruhe, die Oeffnung des Zeltes rauſchte auseinander und herein trat Leßlie, hinter ihm, von einer Wache franzöſiſcher Grenadiere umgeben, der ehemals ſo hochfahrende Mann, dem es jetzt augenſcheinlich an aller Kraft gebrach, das ihn erwartende Schickſal zu ertragen. Das war nicht die Geſtalt eines eifrigen

Verfechters einer als Wahrheit erkannten und vertheidigten Meinung; das war nicht die ſtolze Erſcheinung eines kühnen Parteihauptes, mitten unter ſeinen Feinden, und, dem Tode gegenüber, dieſem und jenem trotzend, nicht das Bild ſchwärmeriſchen Märtyrerthums für eine heiliggeachtete Sache, nicht der Repräſentant angeerbter ariſtokratiſcher Grundſätze, nein! in der zuſammengebrochenen Geſtalt des Lords erblickte man nur einen Menſchen, der im vollen Bewußtſein ſeiner Verbrechen weder die Kraft beſitzt, den Blick zum barmherzigen Richter über den Sternen zu erheben, noch den ſelbſt herbeigeführten Endpunkt ſeiner laſtervollen Bahn mit männlicher Ergebung in's Auge zu faſſen. Schreckliche Erinnerungen aus ſeinem frühern Leben, düſtre Bilder aus ſeiner Jugendzeit, die Opfer ſeiner Wolluſt und unmenſchlichen Härte ſchienen im gräßlichen Reigen während ſeiner kurzen Gefangenſchaft ſeinem innern Auge vorübergeſchwebt zu ſein; denn mit entſtellten Zügen, aller Hoheit verluſtig, an allen Gliedern zitternd und mit ſchwankendem Fuß trat er vor die Schranken. Glanzlos und eingefallen war das Auge, das ſonſt ſo drohende Blitze geſchoſſen, die Farbe des Geſichts mehr erdfahl als bleich, und auf der Stirn, einſt dem Sitze des ungemeſſenſten Hochmuthes, deren unheildrohende Furchen Diener und unglückliche Unterthanen zittern gemacht, perlte in großen Tropfen der Angſtſchweiß, während das ſonſt mit größter Sorgfalt gefaltete Haar, des künſtlichen Schmuckes entbehrend, in wilder Unordnung über die Schultern herabhing.

An der Barre angekommen, warf er einen ſcheuen Blick über die Verſammlung; doch die wilden Blicke, die dem ſeinigen begegneten, vermehrten ſeine Verwirrung und veranlaßten ihn ſchnell die Augen wieder zur Erde zu ſenken, bevor er noch ſeine Umgebung erkannt hatte. Dabei ſuchte er mit der Hand, gleich einem Blinden umhertaſtend, nach einer Stütze.

Leßlie ſelbſt, von einem flüchtigen Mitleiden ergriffen, befahl, einen Feldſtuhl herbeizutragen, und deutete dem Lord durch eine Bewegung der Hand an, ſich niederzuſetzen.

Jetzt lag wieder die Ruhe des Grabes auf der zahlreichen Verſammlung; ja die Sommernacht hielt den Athem an, und kein Lüftchen bewegte die Leinwand des Zeltes. Durch die Riſſe und Spalten in der letztern ſtahlen ſich die kalten ernſten Mondſtrahlen herein und trieben mit dem matten Kerzenlicht ein geſpenſtiges Spiel; es war, als ob ſich Beide um eine Leichenwache ſtritten. Auf einen Wink O'Dennels gab der angſtvolle Richter ein Zeichen mit der vor ihm ſtehenden Glocke und ſagte ernſt: „Die Gerichtsſitzung iſt eröffnet.“ Viele bebten zuſammen vor dem ſchrillen Tone.

„Ihr Männer,“ fuhr der Richter, zu den Umſitzenden gewandt, mit hohler Stimme fort, „wir ſind hier, Recht zu ſprechen nach beſtem Wiſſen und Gewiſſen im Namen des freien Volks von Irland. So thut denn Euere Pflicht und richtet über gegenwärtigen Lord Lewis Kildare, hinblickend auf Gott, den oberſten Richter, dem wir müſſen Rechenſchaft ablegen von jedem unnützen Worte, das aus unſerm Munde gehet.

„Mylord Kildare!“ redete der Richter dieſen an, „Sie ſtehen als ein ſchwer Beſchuldigter vor dieſen Schranken; Ihnen gegenüber ſehen Sie Ihre Ankläger und deren Zeugen; in dem mir zur Rechten ſitzenden Mr. Taylor, einem ausgezeichneten Rechtsanwalt der Grafſchaft Fermanagh, iſt Ihnen ein rechtlicher

Defenſor beſtellt werden. Möge Ihnen und ihm Ihre Vertheidigung gelingen! — Erſter Ankläger, beginnen Sie!"

Michaul trat vor und ſprach: „Ich klage den Lord Kildare zuerſt des Verraths und hinterliſtigen Mordes an Sir William O' Donnel an, und berufe mich dabei auf das Zeugniß der gegenwärtigen Peppy Toole."

Der Lord ſchrak bei Nennung dieſes Namens wie aus einem Traume heftig empor und ſtarrte in Peppy's grün leuchtendes Auge, als wenn er ein Geſpenſt vor ſich ſähe; ſeine wenigen Haare ſträubten ſich, ſeine Hände krampften ſich in den Stuhl, und in ſeinen Zügen malte ſich alles Entſetzen, deſſen ein von Todesangſt zerwühltes Geſicht in letzter Steigerung noch fähig iſt. Doch in demſelben Augenblicke unterbrach Lewis den Ankläger mit den heftig ausgeſtoßenen Worten: „Halt, Mic! das iſt gegen die Verabredung. Nichts, was mich oder meinen Vater betrifft, darf in der Anklage vorkommen; ich verzeihe dem Lord jeden an mir begangenen Frevel; möge ihm Gott alle andern verzeihen!"

„Du haſt ein Recht, über Alles zu verfügen, was Deine eigne Perſon betrifft, Lewis," verſetzte Michaul feſt; „nicht ſo, was Sir William angeht, der eben ſo gut mein Vater war, wie der Deinige, und Du ſelbſt haſt mir die Rechte eines Sohnes Deines Vaters geſetzlich zugeſtanden. Ich aber halte mich berufen, Sir William zu rächen. Du, mein Bruder, biſt das milde Licht, das erleuchtet und erwärmt; ich aber bin die Flamme, die zürnend einherfährt und verwüſtet; Du biſt das Scepter, das lenkt und regiert, ich aber das Schwert, das verwundet und tödtet. — Ich verharre bei meiner Anklage auf Verrath und

Mord an Sir William O'Donnel. Ich klage den Lord ferner des Meineides und Verraths an den Geſandten der franzöſiſchen Regierung an, endlich des Hochverraths an der iriſchen Nation, des frevelhaften Mords an ſeinen Unterthanen, der Bedrückung, der Felonie, der Beſtechung und rufe zu Zeugen auf die gegenwärtigen Miß Anna Neil und Margaret Fitzjames."

„Margaret?!" ſtöhnte der Lord aus tiefer Bruſt, und ſein Auge rollte glühend umher, die Genannte zu ſuchen. „Margaret, iſt's möglich? Du zeugſt gegen mich?" Und der Jammerton wurde ſcharf, wie ein gewetztes Schwert.

„Mylord, ich muß mir jede Vertraulichkeit verbitten!" verſetzte die Dame vortretend und auffahrend mit ſtolzem Ungeſtüm. „Ich wüßte nicht, was wir mit einander gemein hätten, und dieſe Ihre Sprache rechtfertigte, wenn es nicht von Ihrer bekannten Niederträchtigkeit erſonnen wäre."

Der Lord ſeufzte und ſchwieg; Tim aber wandte ſich gegen ſeine Feindin und flüſterte: „Gut geſungen, Rabe! Das ſöhnt mich wieder mit Euch aus, Dame. Aber ſchlecht iſt es doch."

„Haben Sie weiter nichts vorzubringen?" fragte der Richter.

„Nein!" war Michauls Antwort, der zurücktrat.

„Zweiter Ankläger, treten Sie vor und reden Sie!"

Tim warf ſich in die Bruſt, ſchritt gravitätiſch vor, mit ſeinem Säbel raſſelnd, ſtrich ſich den ungeheuern Backenbart, wie einen Flederwiſch in die Höhe, räusperte ſich und ſprach mit krähender Stimme: „Ich klage den Lord Kildare an, daß er niemals ſeinen Vaterpflichten gegen mich nachgekommen; ferner, daß er mich verlockt, ihm die edelſten Männer zu verrathen, damit er ſie dem Tode weihe, des Wortbruchs an mir und blutiger Mißhandlung an meiner Perſon, des Betrugs, des Hochverraths an der iriſchen Nation, endlich des beabſichtigten Meuchelmords unſrer edlen Häuptlinge. Meine Zeugen ſind Peppy Toole, Miß Anna Ruuthan, meine Gattin, Miß Margaret Fitzjames, Lord Wexford, der nicht als Gefangener, ſondern als freier Mann hier ſteht, und endlich Lord Kildare's eigne Leute.“

„Auch Wexford?“ bebten des Lords bleiche Lippen kaum vernehmlich. „Barmherziger Gott!“

„Ich bitte das Gericht,“ fuhr Tim fort, „den Lord Kildare zuerſt zu vermögen, daß er mir Aufſchluß gebe über meine Entſtehung und mich als Sohn anerkenne.“

„Dies iſt nicht unſere Sache,“ verſetzte der Richter.

„Nein, das iſt allein die meinige,“ ſagte die alte Schenkwirthin und trat an den Angeklagten heran, ihre dürre Hand mit gemeiner Vertraulichkeit auf ſeinen Arm legend. „Nicht wahr, Mylord Kildare?“

Da loderte der Stolz des gebeugten Mannes noch einmal auf und, entrüſtet über des Weibes Frechheit, rief er: „Zurück, Du Unhold! Haſt mich oft genug gepeinigt in meinen beſſern Tagen; was willſt Du jetzt hier, Nachteule?“

„Das Werk der Rache vollenden, auf daß meine Prophezeihung an Euch in Erfüllung gehe! Euch einen Spiegel vorhalten, worin Ihr Euer vergangenes Leben klar erkennen mögt und Euch darin zu Euerer Qual Alles aufhellen, was Euch noch dunkel iſt. Deshalb ſtehe ich hier; denn der Tag der

Rache iſt angebrochen, und die Stunde der Vergeltung iſt gekommen. Euer Haupt iſt gezeichnet, wie der Holzhacker den Stamm im Walde zeichnet, den er zu fällen gedenkt, und der Würgengel hat ſchon das Schwert auf Euch gezückt. Aber ſein Schlag ſoll Euch nicht eher treffen, bis Ihr Alles wißt, was ich weiß.“

„Weib, ſchweige!“ rief der Lord, von einer böſen Ahnung gewaltſam ergriffen, als müßten ihre Worte ihm noch größere Schrecken bereiten, als ihn bereits umringten. „Ich will nichts hören von Dir.“

„Du ſollſt es hören, Mann!“ kreiſchte Peppy. „Ich kann Dir nichts erlaſſen. Es iſt nichts weiter, als eine gerechte Vergeltung. So wiſſe denn, Kildare, Du ſtolzer Lord, daß Du in Eliſabeth die leibliche und eheliche Tochter jenes Dir ſo fürchterlichen Evans O'Neil erzogen und geliebt haſt, und daß Dein leibliches und eheliches Kind jene unglückliche, geſchändete, arme Sally iſt, die den Namen O'Neil mit Unrecht führt! Hier ſind die unwiderleglichen Beweiſe!“ Mit dieſen Worten zog ſie die Papiere hervor, welche ſie durch ihre Tochter vom Pater O'Kelly hatte holen laſſen, um damit den Lord zu Lewis O'Donnels Befreiung in Dublin zu vermögen. „Aber der nachdrücklichſte Beweis meiner Angabe ſteht hier im Pater Auguſtin ſelbſt.“

Der Lord ſaß ſprachlos, ein Erſtarrter, und blickte wie wahnſinnig in das grinſende Geſicht der Alten; man konnte nicht unterſcheiden, ob er noch lebe. Deſto mehr Leben und Bewegung war plötzlich in den Uebrigen erwacht und mit dem Ausrufe: „All Ihr himmliſchen Nothhelfer und Fürſprecher! Was ſagſt Du da, Peppy?“ ſtürzte Lewis O'Donnel von ſeinem hohen Sitz auf die Alte zu, faßte ſie beim Arm und ſchüttelte ſie.

„Die Wahrheit, Sir Lewis!“ ſagte O'Kelly feierlich.

„Die Wahrheit Euere Gnaden!“ ſprach Peppy. „Ueberzeugt Euch! Wir ſind bereit, jeden geforderten Beweis zu liefern.“

Lewis O'Donnel riß mit zitternder Haſt die Papiere von einander, und ſein Auge flog glühend über die Zeilen, gleichſam als ſei all ſein Leben bis zu dieſem Moment nichts geweſen und baue ſich erſt jetzt, wie ein ſchimmernder Feenpalaſt, aus dieſen verhängnißvollen Schriftzeichen in die dämmernde Zukunft hinein. „Es iſt dem alſo!“ ſagte er endlich mit freudig bewegter Stimme. „Eliſabeth iſt Evans O'Neils und Sally Lord Kildare's Tochter. Dieſe Beweiſe entfernen jeglichen Zweifel.“

Kildare verbarg bei dieſen Worten mit der einen Hand ſein Geſicht, während er mit der andern ein abwehrendes Zeichen machte, als wolle er den in Peppy ihm nahenden Racheengel abhalten.

Doch hohnlachend fuhr dieſe fort: „Ha! weiß ich endlich, nachdem alle meine Reize längſt verblühet ſind, noch im ſpäten Alter Dein Felſenherz zu rühren? Sieh' es war die Gattin jenes O'Neil, die Du von Haus und Hof in's Elend getrieben, die aus Rache Dein Blut ſchändete und Dein Kind zur Luſtdirne erzog. O'Neil führte das einzige ihm gebliebene Kind an unſre Küſten und iſt in dem Wahne, Sally ſei ſeine Tochter, geſtorben.“

„Weib, was konnte Dich zu ſo fürchterlicher Rache bewegen?“ rief Lewis O'Donnel ſchaudernd.

„Daß weiß dieſer hier,“ erwiderte Peppy auf den Lord deutend, „und Ihr, gnädiger Herr, ſollt es noch erfahren. Was hat denn der Ire für all ſein namenloſes Elend als ſeine Rache? Sie iſt ihm als einziger Erſatz unausſprechlicher Leiden zur ſüßen Gewohnheit, zur unabweisbaren Nothwendigkeit geworden, wie die erſten Lebensbedürfniſſe. Der Vater weiht das neugeborne Kind mit einem Fluche über ſeine Unterdrückung zur Rache ein; er nimmt dem Knaben das Rachegelübde ab, wenn er ihn in die Welt führt, und hinterläßt ihm ſterbend einen Racheſluch als einziges Vermächtniß. Das iſt die Natur treuer Erinskinder geworden, und ich bin ſtolz darauf, eine ächte Irländerin zu ſein."

„Hemme jetzt den Fluß Deiner grauſamen Rede," ſagte Lewis, „die geeignet iſt, in jedem noch menſchlich ſchlagenden Herzen die Stimme des Mitleids für den Lord zu erſticken, und folge mir ſchnell. Auch Ihr, hochwürdiger Vater, begleitet mich! Ihr Herren vom Gericht aber, vernehmt die andern Zeugen. Dieſe Frau kann nicht als Zeugin gelten, da ſie, wie Ihr eben gehört, allein von Rachedurſt geleitet wird. Setzt der Jury das Verbrechen auseinander, Herr Richter, und Ihr Herren Geſchworenen, ſtimmt ab, ſowie Ihr es nach reiflicher Erwägung vor Gott, vor Euerm Gewiſſen und vor Irland verantworten könnt. Kein Haar, bei meinem Leben! ſoll Euch gekrümmt werden, wenn Ihr andre Gründe habt, als die Furcht vor unſern Feinden, gegen die ich Euch durch ein Dokument zu ſchützen gelobe, die Freilaſſung des Gefangenen auszuſprechen."

Ein lautes Murren erhob ſich im Zelte bei den letzten Worten des Baronets; doch des Baronets zürnender Blick, womit er hoch aufgerichtet in ruhiger Würde, die Verſammlung muſterte, war hinreichend, ſogleich die frühere Ruhe wieder herzuſtellen.

Raſch zog er die beiden Alten aus dem Zelte; Befehle ertönten draußen, und ſchon nach wenigen Minuten war das zweiſitzige Fuhrwerk angeſchirrt und des Baronets Abdul geſattelt. Wie im Fluge ging's nach Roughcligh zu; der heilige Ungeſtüm der Liebe war's, der die Pferde zu ſo ſchnellem Schritt antrieb.

## 24.

## Die Tochter Erins.

Eine laue, freundliche Sommernacht goß ſtille Träume und der Vollmond lichten Frieden auf die Inſel. Ueber den umfangreichen See, gebannt in kryſtallene Ruhe, ſchiffte das helle Bild des Mondes, und auf der runden Scheibe drängten ſich winzige Waſſergeiſter im geräuſchloſen Tanz. Dem armſeligen Acker, dem dürftigen Gehöfte und der elenden Hütte wob der mildthätige Zauberer Mond ein neues lichtſchönes Kleid und umhüllte freigebig Armuth und Elend mit glänzendem Silberſchleier. Aber wie das Licht des Mondes nur Schein, ſo iſt es auch das Glück, das er bringt; es iſt der Friede des Schlafes, die Ruhe des Todes. Erſt ſchickt der Scheinbeglücker ſeine gewaltigen Diener voraus, welche die Welt in Ketten und Banden legen, die düſtre Nacht, den mächtigen Schlaf, den bunten Traum, und erſt, wenn dieſe ihr Werk vollbracht, beginnt er das ſeinige und küßt mit dem Lichtmund milde Glanzküſſe auf das erſtarrte Leben. Und über daſſelbe fliegt ein unbewußtes, wehmüthiges Lächeln; um die verklärte Stirn der Schläfer zuckt die unausſprechliche Wolluſt der Schwermuth, um die bleiche Wange, um den verſchloſſenen Mund weben göttlich ſüße Geheimniſſe; der ſchwarze Jammer wird zum lichten Schmerze, die Verzweiflung zur Hoffnung, die Hoffnung zur ſeligen Erfüllung verklärt, und über das Geſicht der armen Bedrängten gleiten und hüpfen die im Bewußtſein nur leiſe geahneten Wonnen einer ſchönern Welt dahin. Auch todbringend iſt des Mondes Kuß. Und iſt der Tod nicht der ewige Friede, das ewige Glück? Vielleicht hat dann der Schein ein Ende, und die Wahrheit beginnt. Und wär' es auch nur neuer Schein von Glück, er wird ja doch durch kein Erwachen geſtört. Um das Antlitz der Leichen ſpielt es, wie Mondesglanz; als hätte ſie der ſtille, bleiche Himmelswanderer geküßt, ſo liegt um ihren Mund der zu ſeliger Wonne verklärte Erdenſchmerz, und die Unſchuld ſchmückt ſie mit ihrer Farbe. Nicht ohne tiefe und wahre Bedeutung war bei den Helenen der Mond ein freundlicher Todbringer; gewiß, der Mond und der Tod ſind nahe verwandt, vielleicht, wie Urſache und Wirkung, gewiß mehr noch, als in ihrer bleichen, ſtillen Herrlichkeit. Hat man doch Kinder, noch Engel auf Erden, todt gefunden, die ſpielend — wohl mit Blumen — im Strahl des Vollmonds eingeſchlafen waren.

Und ewigen Frieden, unſtörbare Ruhe — todverkündend waren die Lichtküſſe des Mondes in dieſer Sommernacht vielen ſchmerzkranken, wildbewegten, verzweifelten Herzen Irlands; eine Todesahnung flog im Mondſchein über die Gefilde und berührte Schläfer und Wachende; wie ein Leichentuch lag der Silberſchleier über den Gefilden, bereit, ſeine Leichen zu empfangen; aus den Bäumen flüſterte es, wie ein beruhigendes Sterbelied, und um die Lippen der Landſchaft zuckte es ſchwermuthlächelnd, wie eine verhaltene Todtenklage.

Auch die Seelen zweier Mädchen waren von dieſer Ahnung ergriffen, die Hand in Hand durch die verraſten Gänge des ſich weit an den Ufern des Sees ausbreitenden Parks gingen. Wie Schneemaſſen hing der Mondſchein in den grünen Blätterbüſcheln der Bäume, die einzelne Flocken auf die ſchwermüthig dahin Wandelnden herabſtreuten. Man hätte ſie für ein glückliches Liebespaar halten können; denn die eine trug eine reiche, ſchöne Uniform und hatte die andre umſchlungen. Liebende waren es wohl, aber ihre heiße Liebe hatte keinen Beigeſchmack von Leidenſchaft, ſie war das in Licht gekleidete ätheriſche Kind des Herzens, der reine himmliſche Engel, durch deſſen beſeligendes Lächeln nur noch ein einziger Zug irdiſchen Schmerzes zitterte. Von den Friedensſtrahlen des Mondes berührt, von der warmen Ruhe der Lüfte angehaucht, vom Troſtwort der Freundin beſänftigt, hatte ſich Eliſabeths grimmer Schmerz in Thränenthau gelöſt, und wie die Erde, obgleich erhellt, doch auch wieder verſchleiert, ſich dem Blick der Mädchen in jenem magiſchen Lichtglanz undeutlich zeigte und ſie nur ihre vom Mond erduldete, höhere Todesweihe ahnen ließ, ſo kehrte ſich auch ihr geiſtiger Blick vom gemeinen Irdiſchen ab und erfaßte in heiligen Ahnungen die über das Leben ausgegoſſene, geiſtige Verklärung.

„Groß und den Muth bewältigend iſt Ihr Schmerz, Mylady,“ ſagte Sally mit zutraulicher Wärme. „Sie haben dem Geliebten, dem mit Recht angebeteten Manne, deſſen Herz Sie beſitzen, mit einer ſtillen Thräne entſagt; nicht irdiſche Rückſichten konnten ſo innig verbundene Seelen vermögen, ſich auf dieſer Welt nicht ganz anzugehören, nein, es iſt die heilige Scheu vor den Manen eines vom Haß gemordeten Mannes; Sie haben das große Unglück erfahren, Ihren Vater nicht nach den in unſre Herzen geſchriebenen Geſetzen handeln zu ſehen, Sie müſſen endlich erleben, daß dieſer Mann, an den Sie durch die Bande des Bluts und der Liebe gefeſſelt ſind, in ſeine Andern gegrabene Grube geſtürzt iſt; aber wie der erſte Schmerz um den Geliebten Ihres Herzens edelſte Blüthe, die Erhebung in gottfreudigem Muthe, getrieben, der zweite um den auf Abwegen gehenden Vater, wie eine heiße Sonne, dieſe Blüthe gezeitigt, ſo wird der jetzige ſie zur Frucht bringen."

„Ja, zur Frucht bringen und die Frucht ſchnell zur Reife," ſagte Eliſabeth eintönig, „und wenn die Frucht reif iſt, wird ſie — fallen."

„Und iſt das nicht Aller Loos? Glauben Sie mir, Mylady, jene Schmerzensfrucht, deren Blüthenduft Sie mit ſo thränenreicher Schwermuth berauſchet, zittert ſchon gelb und reif am ſchwanken Zweige meines entblätterten Lebensbaumes."

„Sally, die Schwermuth meines Schmerzes hat Dich angeſteckt. Du biſt ſo bewegt, Mädchen!"

„Nicht angeſteckt, Mylady! Es kommt daher, weil mein Leben vom bleichen Lichte des Mondes die rechte Beleuchtung erhält. Ich erkenne in dieſer Nacht Alles klarer, als je, und die Schmach meiner Vergangenheit liegt hinter mir mit ſchmerzlichen Zügen, die ſich mir in die Seele wühlen. Was iſt doch Alles, was Sie ertragen haben, gegen das furchtbare Loos, das mir fiel! Ich kann mich keiner

Freude auf Erden rühmen. Elend, Jammer, Verzweiflung, Schande, ſie waren die Begleiter meiner Schritte. Und die Blumen, die auf meinem rauhen Wege nur ſpärlich blüheten, ich durfte ſie nicht pflücken, durfte mich nicht neigen, um ihren Duft zu athmen.“

„Du biſt ungerecht gegen Dein Schickſal, Sally. Die Freundſchaft hat ſich beeilt, Dir lindernden Balſam auf die Wunden zu träufeln, die Liebe —“

„Die Liebe!“ ſchrie Sally auf. „Darf die Geſchändete, die Schmachbedeckte lieben? O, Mylady, Sie haben keine Ahnung von dem Jammer, der in dieſer Bruſt hauſt, und an meinem Herzen nagt ein nimmerſatter Geier. — Ja, ſie dürfte wohl lieben, darf doch auch der gefallene Engel mit liebender Sehnſucht nach Gottes Herrlichkeit aufſchauen, darf doch der verlorene Sohn wieder in das Haus ſeines Vaters treten, und es iſt Freude über ihn. Aber mit mir hat es Gott noch gnädiger gemacht; er hat mich gewürdigt, mich zu einem großen Werke der Liebe auszuerſehen, er hat mich zu einer heiligen Sendung beſtimmt. Durch dieſe büß' ich eigne und fremde Schuld ab und ſühne das ſchwarze Schickſal, das laſtend über meinem Haupte hängt. Ja, ich glaube und hoffe mit Vertrauen: Gottes Barmherzigkeit wird es gut mit mir wenden.“

„Ich verſtehe Dich nicht, Mädchen!“ rief Eliſabeth erſtaunt. „Was iſt das mit Dir? Ich wollte von der Liebe Deines Vaters und von deſſen Charakter reden, der Dir ein Erſatz für viele Leiden ſein müſſe, und Du ſprichſt mit ſeltſamen Worten von der Liebe ſelbſt. Sally, Du liebſt, liebſt hoffnungslos, wie ich: das iſt mir aus Deiner Rede klar geworden. Auch Dich hat das Leben um der Liebe ſüßeſte

Gewährung betrogen; Sally, Sally, ſchütte mir Dein Herz aus, entdecke mir Dein Geheimniß!“

„Sie irren, Mylady! Meiner Liebe wird reichliche Gewährung. Mehr, als ich hoffen und erwarten durfte, iſt mir zugefallen, bei all meinem trüben Unglück ein beneidenswerthes Loos. Ja mein dunkles Geſchick, das mich erſt ſo tief geſtellt, hat mich wieder hoch erhoben, und wenn ich meine Sendung erfüllt, die ich klar erkannt habe, dann bin ich verſöhnt mit ihm.“

„Du ſprichſt immer räthſelhafter.“

„Die Räthſel werden ſich löſen. Leiſer wie des Herbſtes erſter Bote durch die gelbangehauchten Blätter des Baumes ſchauert eine Todesahnung durch meine Seele. Ja, Eliſabeth, ich werde fallen in dieſem Kampfe, ich muß fallen, ſo will es mein mir freundlich gewordenes Schickſal; es iſt mir dieſe Genugthuung ſchuldig, und es wäre von Neuem grauſam, wenn es mir nicht Wort halten wollte. Nach meinem Tode ſollen Sie erfahren, was Ihnen wiſſenswerth dünken mag. Weinen Sie nicht, Mylady; ich bin heiter und glücklich. Gott hat es in jüngſter Zeit gut mit mir gemacht; er wird es noch beſſer machen. Er wird mit liebenden Vaterarmen ſein Kind aufwärts tragen und die Hände auf die Wunden deſſelben legen, daß ſie heilen in ewiger, ewiger Ruhe. O, nicht vergebens haben Sie meines Vaters erwähnt, Mylady! Drei Sterne leuchteten mild und tröſtlich in meines Lebens Nacht. Mein Vater war der erſte, und mein Blick hing lange an ſeinem Licht. Ich bin ſtolz darauf, Evans O'Neils Tochter zu ſein. O dies iſt ja der einzige erhebende Stolz meiner Seele! Für viele Leiden hat dieſer Stolz mich getröſtet; er war mein unveräußerliches Kleinod. Es hebt mir die Bruſt, wenn ich auf Evans' Leben und Thaten zurückſchaue. Er ſtarb für Irland, wie er für Irland gelebt, und das weite Meer, das Irlands Felſenküſten umrauſcht, iſt meines Vaters Grab. Darum haben ſie mich auch die Tochter von Irland genannt, und dieſer Name hat manchen Schmerz gelindert. Und ſo will ich erwarten, wie's der Himmel fügt. Iſt doch mein erſter heißer Wunſch erfüllt worden und das Schwert, des Vaterlandes Heil und Hort liegt, in meiner, der ſchwachen Jungfrau, Hand. Irlands Tochter darf für Irland kämpfen in den Reihen von Irlands Söhnen. So wird mir auch der zweite Wunſch nicht verſagt werden.“

„Und welcher iſt dieſer?“

„Für Irland zu ſterben, wie mein Vater für Irland ſtarb.“

„Deine Worte klingen ſo mild und ſanft und doch ſo todesſchaurig,“ verſetzte Eliſabeth, wehmüthig ſelig bewegt „ſie gleichen dem Mondſchein dieſer Nacht. Du ſprachſt von drei Sternen Deines trüben Lebens und nannteſt nur Deinen Vater als den erſten. Wer ſind die andern?“

„O, wenn es Ihnen Ihr Herz nicht ſagt, Mylady, mein Mund vermag es nicht!“ rief Sally ſchmerzlich, und plötzlich zerriß der Schleier vor Eliſabeths Augen; klar und offen lag Sally's Lieben und Leiden vor ihr, und ein heiliger Schauer flog durch ihre Seele. Stumm zog ſie das Mädchen an die Bruſt, und Sally's Haupt ruhte einige Augenblicke ſelig an Eliſabeths Herzen; es war eine Minute voll Himmelswonne auf Erden, es war die Weihe einer ſtillen, aber hohen Begeiſterung.

Sally faßte Eliſabeths Hand und zog ſie in das Schloß; kein Wort wurde zwiſchen Beiden gewechſelt. In Eliſabeths Zimmer lehnte ihre Harfe am Sopha. Sally ſetzte ſich, griff in die Saiten des Inſtruments und ſang:

„Das Frühroth blutet am Himmelsthor;
Vom Lager fährt eine Magd empor;
Sie iſt nicht Jungfrau, ſie iſt nicht Weib,
Vom Elend geſchändet ward ihr Leib.

Ihr blühet nimmer ein irdiſches Glück,
Drum ſchweift nach dem Frühroth ihr brennender Blick;
Da tritt das Vaterland zu ihr herein
Und ſpricht: Du ſollſt meine Tochter ſein.

Steh auf! Ich habe Dich auserſehn,
Dem treuſten Iren zur Seite zu ſtehn!
Nimm Kleid und Waffen von meinem Herd
Und gürte die Hüften mit meinem Schwert!

Schirm' treu im Kampfe den theuern Sohn,
Dafür gelob' ich Dir reichen Lohn.
Siehſt Du den goldenen Morgenſchein?
So herrlich ſoll Deine Vergeltung ſein. —

Der Tag iſt vergangen, die Nacht bricht an,
Die Magd hat treu ihren Dienſt gethan; —
Wo iſt doch das Morgenroth hingeflohn?
Das Mägdlein hat es empfangen als Lohn.

Sie wandelt mit Morgen und Abendglut
Sie hält euch immer in treuer Hut.
Sie ſchaut auf euch mit den Sternen der Nacht,
Bis ihr es ſelber auf Erden vollbracht.“

Die tiefe Schwermuth, die aus der ſeltſamen Sangweiſe des Kindes und aus der klagenden, gedämpften Altſtimme Sally's hervorſchluchzte, ergriff Eliſabeth mächtig. Es klang ſo viel unausſprechlicher Schmerz und doch auch wieder ſo viel warme Sehnſucht daraus, daß Eliſabeth weinen mochte und doch ſo ſelig erfreut lächelte. So auch ſchwang ſich das Lied, ein Engel mit irdiſchen Thränen im Auge, aber im Wiederſchein des jenſeitigen Morgenroths glänzend, wehmüthig lächelnd, als ein Anmeldebote aufwärts.

„Sally, Sally!“ rief Eliſabeth und ſchloß die plötzlich Erſchlaffende in die Arme.

„Ich bin recht müde,“ ſagte dieſe leiſe, „die Anſtrengungen dieſer Zeit rächen ſich an meiner körperlichen Kraft. Ich ſehne mich zu ſchlafen, feſt zu ſchlafen und neue Kraft zu ſammeln; ich werde ſie morgen bedürfen.“

„Komm' und nimm mein Bett ein, armes Mädchen!“ Und Eliſabeth führte ſie in ihr angrenzendes Schlafzimmer. Sally entkleidete ſich nur halb und entſchlief bald. Aber Eliſabeth fühlte ein heiliges Bedürfniß zu beten. Rein und leidenſchaftlos, frei von Angſt und Verzweiflung, mit ruhiger Ergebung in Gottes Willen, trug ſie ihr in Andacht brennendes Herz vor den Vater der Welt.

## 25.

## Die Enthüllung.

Sie hatte lange ſchon auf den Knieen liegend durch das geöffnete Fenſter nach dem tiefblauen geſtirnten Himmel geblickt und lautloſe Gebete für das ewige Heil ihres Vaters emporgeſandt, als Pferdegetrab und Wagengeraſſel ſie aufſchreckte. Haſtig mit hochklopfendem Herzen eilte ſie nach der Thüre, um nachzuſehen, wer die Angekommenen ſeien und was ſie brächten; da ſtürmte ihr Lewis O'Donnel entgegen und ſchloß die Erſtaunte mit dem Ausrufe in die Arme: „Mein, mein biſt Du, Eliſabeth! Wir ſind vereint, ewig, unzertrennlich. Wir ſind als Sieger aus dem Streit des Lebens hervorgegangen, und das Leben ſelbſt reicht uns ſchon jetzt die belohnende Palme dafür. Ja, Eliſabeth, wir dürfen uns beſitzen, dürfen uns angehören ſchon auf Erden und kein ungeſühnter Schatten wehrt zürnend unſerm Bunde."

„Wie? iſt mein Vater nicht der Mörder des Deinigen?" fragte Eliſabeth, und ihre Züge verklärten ſich in ſchöner Hoffnung.

„Nein, Geliebte, Dein Vater iſt nicht der Mörder des meinigen; denn Lord Kildare iſt nicht Dein Vater!"

„Lord Kildare nicht mein Vater? Was redeſt Du, Lewis?"

„Die Wahrheit, meine ſüße Braut! Freue Dich, es iſt Alles erwieſen. Sally iſt Kildare's Tochter, und Du biſt das Kind des unglücklichen Evans M'Neil. Hier dieſe beiden Alten werden Dir meine Worte beſtätigen, werden Dir alle Beweiſe liefern." Damit deutete er auf Peppy und O'Kelly, die unterdeſſen, von Eliſabeth unbemerkt, hereingekommen, hinter ihm ſtanden. „Kennſt Du ſie?"

„Ich grüß' mit Gott, Mylady!" ſagte die Schenkwirthin knixend.

„Gottes Segen auf Dein Haupt, geliebte Tochter der wahren Kirche!" ſprach O'Kelly feierlich, die Hand über Eliſabeth erhebend.

„Mutter Peppy! Pater Auguſtin! Sally! Kildare! O'Neil!" flüſterte Eliſabeth in ſich hinein und faßte ſich an der Stirn. „Wie iſt mir denn? Wach' ich, oder träum' ich? Sagte man mir nicht, daß ich nicht Lord Kildare's Tochter ſei?"

„So iſt es die Wahrheit," verſetzte Peppy. „Wir können's bezeugen, der hochwürdige Pater und ich, und haben auch alle Papiere, die zum Beweiſe nöthig ſind, bei uns."

„Und wer bin ich denn, alte Frau?" ſchrie Eliſabeth auf.

„Wie Euch der gnädige Squire ſchon geſagt, Maſter Evans O'Neils — Gott ſchenke ihm ewigen Frieden! — eheliche und leibliche Tochter."

„O Himmel! Wie iſt das möglich! Macht mich doch nicht wahnſinnig mit Euern Reden! Zuviel des Schrecklichen ſtürmte ſchon auf mich herein!"

„Dankt es doch Gott und den Heiligen, Miß Eliſabeth, daß der Mann, der jetzt ſein böſes ſelbſtgeſchaffenes Schickſal erfüllt, nicht Euer Erzeuger iſt."

„Barmherziger Gott! Ich weiß nicht, was ich rede. Ich freue mich, und bin erſchrocken, ich bebe und mein Herz ſchwillt vor Entzücken; die widerſprechendſten Gefühle ziehen mich hin und her."

„Beruhige Dich, mein ſüßes Herz!" ſagte O'Donnel, „und höre der Erzählung dieſer alten würdigen Leute zu. Sie ſind mir aus dem Hauptquartier hierher gefolgt, um Dich über Alles aufzuklären."

„Kommt, Mutter Peppy! Kommen Sie, hochwürdiger Herr, und ſetzen Sie ſich! Erzählt mir, liebe Leute, aber wundert Euch nicht, wenn ich Alles wieder vergeſſe. Mein Kopf iſt verwirrt und brennt fieberiſch. O Gott, wie iſt doch das ſo ſeltſam! Ich kann es noch nicht glauben und begreifen. Doch erzählt mir, Peppy, erzählt!"

„Ja, Evans O'Neil, der edle Ire, der Mann aus dem alten vornehmen Geſchlecht der Häuptlinge, vom Elend geſäugt, kühn und verwegen gemacht durch den Jammer und geſtorben als Held, das war Euer Vater. Haltet feſt an dem großen Gedanken, daß dieſer ächte Irländer, dieſer Märtyrer für des Vaterlandes Freiheit, Euer Vater war, und daß er, gleich Allen, die ihm ähnlich ſind, wie ein heller Stern an Irlands dunkelm Himmel der Nachwelt leuchtet, während Kildare's Andenken mit Fluch beladen auf ſie übergehen, ſein Name zum Wetzſtein dienen wird, die Rache der Kinder und Enkel unſrer Zeit zu ſchärfen.“

„Aber Sally! Sally, die Unglückliche! die Arme! Wollt Ihr grauſam ihr auch den Vater, ihren einzigen Schatz, ihren Stolz, ihre Lebensnahrung rauben? — Doch ſtill! Mir kommt ein Gedanke. Nicht vergebens ſchickte ihr ein barmherziger Gott den Schlaf. Ihr habt mir O'Neil zum Vater geſchenkt; aber ihr dürfen wir ihn nicht rauben. Still! kommt mit mir in ein andres Zimmer. Sie könnte erwachen und uns hören.“ Und fort zog ſie die alten Gäſte mit Haſt in ein entferntes Gemach. Dort angelangt, ſagte ſie: „Nun erzähle mir, Frau, und vernehmt dann meinen Entſchluß. Aber gieb mir Wahrheit, ſtrenge Wahrheit, und erwarte nicht, daß ich ohne die klarſte Ueberzeugung die Gewohnheit meines Lebens fahren laſſe.“

„Laß ſie, Eliſabeth,“ rief O'Donnel. „Du haſt mich dafür gewonnen.“

„Nackte Wahrheit ſoll Euch werden, Miß Eliſabeth,“ verſetzte die Schenkwirthin, „ſo gewiß ich Euch hochverehre und ſo gewiß die Rache eines betrogenen Weibes die erſte Veranlaſſung zu jener Verwechſelung geworden iſt. In den Kirchenbüchern der ſüdlichen katholiſchen Grafſchaften werden, wie Ihr vielleicht wißt, die an den getauften Kindern bemerkten angebornen Abzeichen und Muttermale verzeichnet; ein ſchöner und weiſer Gebrauch aus Irlands Vorzeit. Hier iſt Euer Taufzeichniß, Sarah*) O'Neil, und hier ſteht der Mann, der Euch taufte und dies Zeugniß ausſtellte. Das auf Euerem ſchönen weißen Nacken befindliche Mal in der Geſtalt einer Erdbeere werdet Ihr darin erwähnt finden, und Pater O'Kelly wird Euch genau die Stelle dieſes Zeichens angeben, die er ſich gar wohl gemerkt hat."

Eliſabeth warf erröthend einen Blick auf das ihr dargereichte Dokument und wandte ſich dann mit einem bejahenden Kopfnicken gegen den Prieſter. „So gehöre ich demnach der katholiſchen Kirche an, wie mein Lewis?"

„Du biſt eine Tochter der wahren Kirche Chriſti," entgegnete O'Kelly mit Salbung.

„Vielleicht iſt es Euch noch nicht bekannt, Miß, daß ich aus der Grafſchaft Fermanagh ſtamme," begann Peppy ihre Erzählung, „und daß ich auf dieſem Schloſſe Roughcligh, wo wir uns jetzt befinden, geboren und aufgewachſen bin. Ja, ich ſtehe hier auf heimiſchem Boden. In dieſem, der Familie Kildare ſeit uralter Zeit angehörigen Schloſſe iſt mir jeder Winkel, in dem Park jeder Strauch bekannt. Hier erfuhr ich meine erſten kleinen Freuden und große Leiden. Mein Vater war hier Parkwärter und Wildhüter des alten Grafen Kildare. Ich, ſein jüngſtes Kind, war die Freude ſeines Alters. Ich war ein unbefangenes Ding und ſchön dabei, wie mir die Leute ſagten, als Lewis Kildare, von ſeinen Reiſen zurückgekommen, mich des erſten Blickes würdigte. Meine geringen Reize feſſelten ſeine Sinne, und ſo verſäumte er keine Gelegenheit, mich in unſrer Wohnung, wo ich fleißig und froh der kleinen netten Wirthſchaft vorſtand, aufzuſuchen, wenn der Vater in ſeinen Geſchäften die weitläufigen Forſten durchzog. Doch eilen wir hinweg über dieſe Scenen, welche zu den bitterſten Erinnerungen meines Lebens gehören! Euch kann genügen, zu erfahren, daß ich durch des Lords eifrigſtes Beſtreben, meinem Hange zur Eitelkeit zu fröhnen, ſowie durch ſeine Verſprechungen, denen ich Leichtgläubige, die außer dem Parke und den Ufern des Earneſees wenig von der Welt geſehen hatte, gern vertraute, ſeinen Verführungskünſten und ſüßen Lockungen als Opfer fiel. Der Gram darüber tödtete meinen Vater, deſſen Stolz und Stütze ich bis dahin geweſen war. Dieſer erſte furchtbare Schmerz vergiftete alle Blüthen meiner Jugend. Die Folgen meines Fehltrittes wurden laut; Lewis Kildare tröſtete mich mit ſchalen Worten, an die ich mich anklammerte, wie ein Ertrinkender an einen auf dem Waſſer ſchwimmenden Zweig; doch bemerkte ich bald, daß er mich mied. Eines Tages ſah ich ihn auf der Jagd in der Nähe unſerer Wohnung; ich trat plötzlich, als er ſich's nicht verſehen, vor ihn hin und mahnte ihn mit bangem Zagen, doch von Verzweiflung getrieben, an die Erfüllung ſeiner Verſprechungen und fügte, von ſeiner Kälte empört, die Drohung hinzu, mich ſonſt an ſeinen Vater zu wenden, der ein ſehr ſtrenger Mann war. O ich Thörin, die ich mich der eitlen Hoffnung hingegeben hatte, den Grauſamen zu erweichen!

---

*) Sally iſt Diminutiv von Sarah.

„Mit den Worten: Verſuch's, Unverſchämte, auf die Gefahr hin, vom Alten mit den Hunden aus dem

Schloſſe und von unſern Beſitzungen gehetzt zu werden! warf er mir ſeine Börſe hin und wandte mir, der Erſtarrten, den Rücken. Doch ſchnell drehete er ſich wieder um und ſagte mit ſanfter Stimme: Sei vernünftig, Peppy, und ich gebe Murphy M'Nulligan Deines Vaters Dienſt. Er iſt ein hübſcher Burſche und nimmt Dich gern zur Frau. Ich aber bleibe nach wie vor Dein ſüßer Freund; damit ſtreichelte er mir die heiße Wange und ging dann pfeifend davon.

„Scham, Verzweiflung, Rache kämpften einen langen Kampf in mir, ehe ich mich von der Stelle, auf der ich niedergeſunken war, erhob, um mit ſchwankenden Tritten den Schauplatz meiner tiefſten Erniedrigung zu verlaſſen. Der troſtloſe verzweifelte Jammer behielt die Oberhand, und meiner ſelbſt unbewußt, in einem an Wahnſinn gränzenden Zuſtande, ſtürzte ich an die Ufer des Sees. Noch ein Seufzer, ein wortloſes Gebet, vielmehr ein Gedanke, in welchem ich meine Seele der Barmherzigkeit Gottes empfahl, und — die Fluten rauſchten über mir zuſammen. Das Schickſal wollte meinen Untergang nicht, es hatte anders über mich beſtimmt und mich zum Werkzeug gegen Lord Kildare aufgehoben.

„Als mein Bewußtſein zurückkehrte, ſah ich mich zu meiner Verwunderung, mit Schmerz, in meinem kleinen Zimmer im Forſthauſe. Mein Schutzgeiſt, eine junge Dame, deren engelſchöne Züge, deren mildes Auge einen tiefen, unvergeßlichen Eindruck auf mich machten, ſaß an meinem Bette. Ich hatte ſie ſchon einige Male auf dem Schloſſe mit einem würdigen alten Manne geſehen, aber ich wußte nicht, wer ſie war. — Dank Dir, gütiger Vater, daß Du mich zum Werkzeug ihrer Rettung werden ließeſt! — lispelte ſie, und Freude überſtrahlte ihr Geſicht, als ich die Augen aufſchlug. Die ſchöne, noch ſehr junge Unbekannte war die vor einiger Zeit auf den dringenden Wunſch ihres Vaters verlobte Braut von Lewis Kildare, Miß Katharine Thomton, Euere vortreffliche Mutter, Sir Lewis O'Donnel. Ich mußte ihr mein Schickſal erzählen. Nachdem ich geendet, ſchien ſie faſt noch mehr ergriffen, als ich ſelbſt, und berichtete mir, wie ſie mit ihrem Vater im Augenblick, als ich mich in den See geſtürzt hätte, auf dem Wege zum Schloſſe vorübergefahren und meine Retterin geworden wäre.

„Miß Thomton, die den frivolen Kildare nicht liebte, erhielt durch dieſen Vorfall Veranlaſſung, die eingeleitete Verbindung ſchnell abzubrechen. Schon am nächſten Morgen verließ ſie mit ihrem Vater das Schloß, um nie wieder dahin zurückzukehren. Ihre Bitte, mich mitnehmen zu dürfen, wurde ihr gern vom alten Herrn gewährt.

„In Balliford, dem Sitz des Baron Thomton, Ihres Großvaters, Sir Lewis, wurde ich von einem Knaben entbunden, deſſen körperliche Ausbildung aber durch die Ausführung meines verzweifelten Entſchluſſes gelitten zu haben ſchien; er war und blieb klein und unanſehnlich. Vielleicht laſtet auch der Fluch meines Vaters auf ihm, ſowie die Sünde des ſeinigen. Ihr kennt dieſe verhunzte Geſtalt, es iſt Tim Ruuthan, der als mein Vetter bei mir erzogen wurde."

„Tim, der Hausknecht?" rief Eliſabeth überraſcht; „er iſt Dein und des Lords Sohn!"

„So iſt's. Man ſagte allgemein, der Junge ſei von den guten Leuten getückt worden; nun oft genug iſt er in Mondſcheinnächten auf der Heide umhergeſchwärmt; es kann wohl ſein. Ich weiß es nicht.

— Meine gnädige Gebieterin hatte früher ſchon in Dublin Sir William O'Donnel kennen gelernt, ja ihn ſchon damals im Stillen verehrt und geliebt, obgleich ſie kaum den Kinderjahren entwachſen war. Der edle Baronet hatte für die zarte jugendliche Schöne dieſelben Gefühle gehegt, aber die Erklärung ihres Vaters, daß ſie für Kildare beſtimmt ſei, ſcheuchte jede Bewerbung zurück. Beide erfuhren über acht Jahre nichts von einander; ich war vom Himmel erleſen, das ſchwache Werkzeug ihrer endlichen Vereinigung zu werden. Lord Kildare, durch den Tod ſeines Vaters zum unbeſchränkten Herrn geworden, ließ nämlich kein Mittel unverſucht, Miß Katharina wieder zu gewinnen, beläſtigte, verfolgte ſie überall und wurde ihr dadurch nur unausſtehlicher. Sie beredete alſo ihren Vater, der die Formen der Höflichkeit nicht gegen den Lord verletzen wollte, ihr die Erlaubniß zu einem längern Aufenthalt bei ihrer ältern, in Frankreich verheiratheten Schweſter, Ihrer Tante, Sir Lewis, zu geben, um vor Kildare's Nachſtellungen ſicher zu ſein. Dieſe wurde gern bewilligt, und wir reiſeten kurz nach meiner Entbindung ab. Mein Kind ließ ich in guten Händen. Aber ſchon im nächſten Frühling trieb mich das Heimweh nach unſerer grünen Inſel zurück. Miß Katharina blieb in Frankreich, wohin auch ihr Vater kam, der dort geſtorben iſt. Das Schiff, auf welchem ich überſetzte, landete in der Kenmare-Bay, und ich übernachtete in der Heideſchenke, deren Wirth damals der alte Ned Toole war. Der geſprächige Mann hatte mir bald abgefragt, daß ich keinem Menſchen auf der Inſel angehörte und in Dienſt gehen wollte; und er bot mir an, mich als Schenkmädchen zu behalten, wenn ich bleiben wollte. Ich ſah denſelben Morgen Jerry Toole, den Sohn, der bei Sir William O'Donnel auf Lindſayhall Leibdiener war (ſein Vater war es auch geweſen und alle Vorfahren deſſelben hatten den O'Donnels gedient), und ich blieb im Hauſe. Nun Jerry wurde bald darauf mein Mann, und Bobby, mein Aelteſter, erfreute noch den alten Ned. Als er ſtarb, übernahmen wir die Schenke, und ich gebar meinem Manne Kinder. Pater O'Kelly wurde mein Gewiſſensrath und Herzensvertrauter. Durch ihn erfuhr mein Mann von Tims Daſein, und die gute Haut nahm den Jungen unter dem Namen eines Vetters in's Haus. So wuchs er mit meinen übrigen Kindern auf, und Niemand wußte weiter von ſeinem Urſprung. — Manches Jahr hatte ich ſchon als Frau und Mutter in der Schenke gelebt, als Sir William mich mit einem geheimen Auftrag beehrte. Dora M'Auth, die ſchöne Tochter eines andern Dieners des O'Donnel'ſchen Hauſes, hatte mit dem jungen Herrn einen ſüßen Herzensbund geſchloſſen, und er würde ſie geheirathet haben, hätte er nicht den Zorn ſeines noch lebenden Vaters und der übrigen Familienglieder gefürchtet; aber auch Dora widerſtand; ſie war ein taubenfrommes Weſen und ſtrebte nicht ſo hoch; ſie wollte nur den edlen Sir lieben und war glückſelig, da ihr dies vergönnt war, und ſie ſich wieder geliebt wußte. Aber ihre Liebe brachte ſie in denſelben Fall, in den mich meine Eitelkeit geführt, und Sir Williams ſchwärmeriſche Zärtlichkeit hatte dieſelben Folgen bei ihr, die Kildare's Sinnlichkeit bei mir gehabt hatte. Der edle Herr machte meinen Mann, ſeinen treueſten Diener, zum Vertrauten, und durch dieſen wurde ich in das Geheimniß gezogen. Dora wurde heimlich in der Heideſchenke entbunden, Pater O'Kelly taufte ihr Söhnlein; es war Michaul, der nun anerkannte Maſter O'Donnel. Die erſte Pflege deſſelben fiel mir anheim. — Nach einigen Jahren kam Miß Katharina Thomton, als ihr Vater in Frankreich geſtorben war, mit ihrer Schweſter nach Irland, um ihr Erbe anzutreten. Miß Katharina's Anhänglichkeit an meine geringe Perſon vermochte ſie, mich aufzuſuchen; ich hatte ihr nämlich meinen Aufenthalt und die Veränderung meiner Lage getreulich gemeldet. O, ich kann Euch nicht beſchreiben, welche Freude ich empfand, als ich die trefflichen Frauen wieder ſah! Kaum aber war in Lindſayhall bekannt geworden, welche vornehmen Gäſte die Heideſchenke aufgenommen, als Sir William im Auftrage ſeines Vaters erſchien, ſie in's Schloß einzuladen. Das war ein Wiederſehn! Heiliger Patrik! Nun ich brauche Euch nicht zu ſagen, daß Sir William und Miß Katharina in kurzer Zeit Verlobte und bald darauf glückliche Gatten waren und ſich Niemand mehr über ihr Glück freute, als die gute Dora M'Auth. Sie wurde bald darauf ebenfalls eine glückliche Frau; denn Tom Dahna, der Parkwärter, war die treueſte und bravſte Haut von der Welt. — Ich beſaß die Liebe meiner jungen Herrin im hohen Grade und wurde die Pflegerin ihrer Kinder. Gottlob! ich bin in meiner Treue zu ihr nicht gewichen bis an ihr ſeliges Ende. Wir lebten alle glücklich und froh zuſammen, und Niemand dachte mehr an den im Norden hauſenden Lord Kildare. Da hörten wir plötzlich, er habe das O'Neil'ſche Gut Bridgehall in unſerer Nähe gekauft. Euer Großvater Cuddy O'Neil war durch fremde und eigne Schuld, vorzüglich durch Irlands allgemeines Unglück, faſt ganz herabgekommen und in die Wirren der Zeit und des Landes verwickelt, geächtet und vertrieben worden; er hatte das letzte Gut ſeines Hauſes ſchon mit großen Schulden übernommen. Sein Sohn Evans zog nach Dunmoore, wo ihm ein kleines mütterliches Eigenthum geblieben war. Er heirathete die Tochter einer guten Familie, Nelly Mora, und trieb Feldbau. Aber die Frau mochte ſich nicht an das dürftige Leben gewöhnen; ſie war ſtolz und eitel, beneidete die Reichen und vor Allen Lord Kildare, der nach Bridgehall gezogen war. Ihn im Beſitz des ſchönen Gutes zu ſehen, was ihrer Meinung nach ihrem Manne und ihren Kindern gehörte, war ihr ſchier unerträglich. Ihre Wirthſchaft führte ſie dabei ſchlecht und mehre Kinder ſtarben nach der Reihe. Sie beſuchte mich oft in der Heideſchenke und ließ ſich mein Lebenswaſſer gut ſchmecken. Dabei ſchimpfte ſie weidlich auf Lord Kildare. Auch in mir waren, ſeit ich den Lord, der mich gar nicht mehr zu kennen ſchien, wiedergeſehen, die alten Rachegedanken erwacht. Ich lechzte nach Rache, ich quälte mich mit hundert Plänen, mich an dem abſcheulichen Manne, der weder nach mir, noch nach ſeinem Kinde fragte, zu rächen. Ich ſah ihn oft in Lindſayhall, denn er war ſtets da und drängte ſich ſogar dazu, Euer Pathe zu werden, Sir Lewis. Nun er hat Euch mit ſeinem Namen nichts Böſes gegeben. Ihr ſeid eben ſo edel, wie er ſchlecht iſt. Zu jener Zeit vermählte ſich der Lord auch; er führte eine ſtolze kalte Dame aus England nach Bridgehall. Ich weiß nicht viel von ihr zu ſagen; ſie ſtarb im erſten Kindbett, nachdem ſie ein Töchterchen geboren hatte. Nun hört, wie es zuging, daß Sally, das Kind der Lady, in O'Neils Haus, Ihr aber, das Kind von Nelly O'Neil, in des reichen Lords Haus kamt. Evans O'Neil war nach Dublin gereiſt; er ſuchte dort eine Vermehrung ſeiner Einkünfte, was ihm aber ſchlecht gelang. Nelly war faſt immer bei mir in der Heideſchenke, faſt mehr als mir lieb war. Der Herr hatte ihren Schoß wieder geſegnet und ſie hatte großes Vertrauen zu meiner Hülfe. So geſchah es denn, wie ich befürchtete, daß ſie in meinem Hauſe von ihrer Entbindung überraſcht wurde. Sie ſchenkte einem Töchterlein das Lebenslicht; das warſt Du, ſüßer Liebling meines Herzens. Nun geſchah es, daß einige Tage darauf die Lady auf Bridgehall ihrem Gemahl auch ein Töchterchen brachte, aber noch ſelbigen Tages des Todes verblich. Man ſuchte ſchnell nach einer Amme für die Tochter des Lords; die Dienerſchaft hatte von Nelly's Niederkunft gehört, ich war damals als eine geſchickte und erfahrene Frau ſchon bekannt, und ſo wurde das Kindlein in die Heideſchenke gebracht und meiner und Nelly's Pflege übergeben, bis man eine eigne Amme gefunden haben würde. Der Lord hatte in der Beſtürzung über den Tod ſeiner Gemahlin ſeine Zuſtimmung gegeben, ohne zu fragen. Kaum hatten wir das vornehme Kind ein paar Stunden, als faſt zu gleicher Zeit ein böſer Gedanke in uns aufſchoß. Ich hatte die Gelegenheit zur Rache in der Hand; ich vermochte ſie nicht zurückzuweiſen; denn die Rache iſt dem Irländer in's Herz gewachſen. Ich und Nelly theilten einander unſre Gedanken mit. Sie ſah darin einen Fingerzeig Gottes, ihr Kind in den Beſitz der Güter zu bringen, die ihm, ihrer Anſicht nach, von Gottes und Rechts wegen eigentlich gehörten, und ihm die Lebensfreuden zu verſchaffen, auf welche es als eine O'Neil die gegründetſten Anſprüche habe, Kildare's Kind aber in Noth und Elend zu bringen. Ich zitterte vor Freuden, die eheliche Tochter meines Verführers eben ſo ärmlich und verſtoßen aufwachſen zu ſehen, wie mein uneheliches Kind, oder es auch untergehen zu ſehen. Der Gedanke, einſt vor den Lord hinzutreten und ihm meine Rache zu enthüllen, berauſchte mich. Nelly jubelte. Um uns mit unſerem Gewiſſen abzufinden, entdeckten wir uns dem Pater O'Kelly, der gekommen war, Nelly's Kind zu taufen. Er gab ſeinen Segen zu unſerm Werk und taufte heimlich beide Kinder. Dadurch kam ein katholiſches Kind in das Haus des verhaßten Proteſtanten, und unſre Kirche zählte eine Seele mehr. Du biſt zwar ſpäter auch proteſtantiſch getauft worden, aber die erſte Weihe iſt allein gültig. Einige Tage nachher wurde das Kind des Lords zurückverlangt, da wandelteſt Du in den reichen Windeln nach Bridgehall und Sally in O'Neils Haus. Das Geheimniß blieb unter uns Dreien und Evans hat nie etwas davon geahnet. — Ihr wuchſet Beide heran, und oft hat es mich im Herzen gejammert, wenn ich ſah, wie gut Sally war, und wie ſie von ihrer vermeintlichen Mutter gehaßt und ſchlecht behandelt wurde! — Der Lord konnte den ſtolzen Evans O'Neil nicht leiden, und Kildare trug einen großen Theil der Schuld, daß der armgewordene Mann nach London ging. Wie Nelly ſich gräßlich an Kildare's Fleiſch und Blut gerächt, wißt Ihr; die unglückliche Sally wurde durch Nelly's Anleitung und Verführung zur öffentlichen Dirne. — Heute iſt das Werk meiner Rache vollendet: Kildare weiß, was ich gethan."

„Er weiß es?" rief Eliſabeth erſchüttert.

„Alles. Das war die gerechte Strafe ſeiner Uebelthaten."

Eliſabeth verhüllte ihr Haupt und weinte. „O Sally! Sally! unglückliches armes Opfer der Rache!" ſchluchzte ſie endlich. — „Du haſt Dich fürchterlich gerächt, Frau! Ich ſchaudere."

„Schlimmer, als ich wollte," verſetzte Peppy; „doch wer kann wiſſen, wenn er den vergifteten Pfeil ſchleudert, welch' unberechnetes Unheil derſelbe anrichtet? Das war die Schickung einer höhern Macht; wir müſſen ſtill dazu ſein.“

„O Ihr Lieben,“ ſagte Eliſabeth, „hört meinen Vorſchlag! Noch vor einer Stunde ſprach ſich Sally über Evans O'Neil, als ihren Vater, mit ſchwärmeriſcher Begeiſterung aus. Es wäre übermenſchlich hart und grauſam, ihr dieſen Schatz, den Stolz auf O'Neil, zu rauben. Sie bleibe ruhig durch unſre fernere Bewahrung des Geheimniſſes. Zu ihren unausſprechlich großen Leiden würde ſich noch die Schande ihres Vaters geſellen und erdrückend ſchwer auf ihr laſten, ſo daß die Entdeckung ſie jedenfalls gränzenlos unglücklich machen würde. Was frommte ihr auch ein Vater, der vielleicht wenige Augenblicke ſpäter den Tod des Verbrechers ſterben muß? Laßt ſie alſo meine Schweſter ſein! Vergönnt der Armen, ſich mit mir in den edlen Vater zu theilen; nein, laßt ihr den Helden Evans in ihrem Wahne allein; mir thut es ja keinen Eintrag, und wer wollte ihr nicht gern dieſe kleine Entſchädigung für die größten und bitterſten Verluſte gönnen? Was aber der rechtmäßigen Tochter Kildare's an irdiſchen Glücksgütern zufällt, das laßt mich ihr auf eine geſchickte Weiſe, ohne daß ſie Argwohn ſchöpft, abtreten und helft mir dazu, ihr das Ihrige zu erſtatten.“

„Ueberlaſſe das mir allein, ſie vollkommen zu entſchädigen,“ ſagte Lewis. „Sie ſoll um nichts zu kurz kommen!“

„Wie Du es willſt, wie Du es machſt, Lewis, mein Geliebter, mein Gebieter, jetzt meine einzige Stütze, da auch das letzte Band, das mich an jenen Mann gefeſſelt hielt, gelöſt iſt. Dir vertraue ich nächſt meinem Gott am meiſten. Handle für das Volk, handle für Sally, nach Deinem Gewiſſen. Es iſt ja rein von jeder Schuld und wird es ewig bleiben! Nicht wahr, mein Lewis?"

„Dank Dir, meine Eliſabeth, für Dein kindliches Vertrauen! Ich will es zu verdienen bemüht ſein. Nur getreue Männer waren im Zelte zugegen, als Peppy's unverſöhnlicher Haß gegen Kildare ſie zu der Unbedachtſamkeit hinriß, Deine Abkunft zu offenbaren. Es iſt mir ein Leichtes, ſie zum Schweigen zu vermögen. Du wirſt indeſſen wohl, bis ich eine ſichere Gelegenheit finde, Dich zu meinen Freunden nach Frankreich zu ſenden, bei uns im Lager verweilen müſſen."

## 26.

## Die nahende Entſcheidung.

Ein von dem die äußerſten Vorpoſten befehligenden Offiziere abgeſchickter Gebirgsjäger, den man, nachdem er den Oberfeldherrn lange vergeblich im Lager geſucht, endlich nach Roughcligh gewieſen hatte, trat jetzt haſtig mit der Meldung ein, daß man eine außerordentliche Bewegung im feindlichen Lager wahrnehme, aus der ſich irgend eine Unternehmung auf die dieſſeitige Stellung ſchließen laſſe. Auch hätte ein zurückgekommener Kundſchafter ausgeſagt, daß neue Verſtärkung im engliſchen Lager angekommen ſei und daß eine feindliche Abtheilung von Galway her den Rücken der Verbündeten bedrohe.

„Ich werde auch Verſtärkung ſchicken," entgegnete Lewis O'Donnel; „thut nur Eure Pflicht, meine braven Jungen, ſowie ich es von Euch gewohnt bin. Sobald der erſte Schuß auf Euern Poſten fällt, ſoll's an mir nicht fehlen. Sagt das Euerm Offizier. Wer kommandirt Euer Piquet?"

„Kapitän Edward O'Flaherty von Sandgemore, Ew. Gnaden zu dienen," erwiderte der Scharfſchütz.

„Edward O'Flaherty iſt einer meiner bravſten Offiziere. Der Poſten konnte keinem Beſſern anvertraut werden! Sagt dem wackern Hauptmanne, daß ich heute ganz beſonders auf ihn rechnete. Könnt Ihr mir ſagen, ob Leßlie's letzte Abtheilung ſchon heran iſt?"

„Sie zog eben in's Lager, als ich daſſelbe verließ," antwortete der Jäger.

„Nun wohl, dann werden wir den Herren drüben ein ſtark Stück Arbeit geben; meinſt Du nicht auch ſo, wackrer Landsmann? Du biſt aus Tyrone, der Ausſprache nach" — er klopfte dem ſich dadurch geſchmeichelt fühlenden Iren vertraulich auf die Schulter — „und des Lords Verrath wird noch manchem ſtolzen Briten das Leben koſten, ehe unſre Feinde die Früchte deſſelben genießen. Jetzt geh' mit Gott, mein Sohn, und richte pünktlich aus, was ich Dir aufgetragen habe."

„Gottes und aller Heiligen Zorn über den Lord und die engliſchen Ketzer in den rothen Röcken!" rief der Mann aus Tyrone. „Wir geben ihnen kein Quartier, großer Anführer, ſo wahr wir die Vergebung unſrer Sünden im letzten Stündlein hoffen. Drauf und dran alſo, Sirrah! Iſt doch das Leben der Abtrünnigen, wovon unſer ſchönes Land hier wimmelt, nicht mehr werth, als das eines tollen Hundes, und der Ire zieht's vor, auf dem grünen Boden ſeines Vaterlandes zu ſterben, als zwiſchen Himmel und Erde am Galgen, als Futter für die Raben, wofür uns die Engländer allein noch gut halten. Irland für immer! Gott behüte Euere Gnaden!“ Mit dieſen Worten machte er eine ziemlich regelrechte militäriſche Schwenkung und verließ das Zimmer, um ſeine Dienſtpflicht zu erfüllen.

„Schnell ſcheint ſich die Stunde der Entſcheidung zu nahen,“ ſagte O'Donnel, Eliſabeths Hand ergreifend. „Bangt Dir noch nicht, mein Mädchen, nach dem, was Du ſo eben vernommen? Der Religionshaß iſt auf's Neue im Volke erwacht und wird vereint mit dem unverſöhnlichen Haß gegen unſere Unterdrücker den bevorſtehenden Kampf zu einem der blutigſten auf dieſem Boden machen. So ſtehe ich denn endlich am Ziele, nach dem ich ſo ſehnſüchtig, wie der Wanderer in der Wüſte nach der quellenreichen Oaſe, jahrelang geſtrebt habe. O Freiheit! ſchönſte Gottesgabe, für jegliches ſeiner Kinder beſtimmt, entweder weht morgen ſiegreich Dein Panier über dieſe Fluren, oder Deine beſſern Söhne ſterben nutzlos im rühmlichen Kampfe für Vaterland und Ehre.“

„Nicht in Deinem Lager laß mich unthätig weilen, mein Lewis!“ bat Eliſabeth. „Ich müßte mich ja von Sally beſchämen laſſen. Kann ich auch nicht, wie ſie, das ſtarke, abgehärtete Heldenmädchen, mich in die Reihen der Kämpfer ſtellen, ſo überlaß mir das nicht minder ehrenvolle Geſchäft, mich der Krieger anzunehmen, ihre Wunden zu verbinden, ihre

Schmerzen zu ſtillen, ſie zu warten und zu pflegen. Dazu fühl' ich noch Kraft und Beruf."

„Du warſt ja ſtets der wohlthätige, ſchmerzenlindernde Engel des Volks," verſetzte Lewis, ſie auf die Stirne küſſend. „Bleibe Deinem ſchönen Berufe treu! Und nun laßt uns gehen!"

„Ohne Sally? Nimmer! Sie kann ich nicht verlaſſen. Und doch möchte ich ihren Schlaf nicht ſtören."

„Laß uns zuſehen, vielleicht iſt ſie erwacht."

Sie gingen nach dem Schlafzimmer.

Ruhig ſchlummernd lag die Arme; in ihren Zügen ſpielte ein holdes Lächeln mit den Locken, die aufgelöſt ihr über Schläfe und Nacken hingen. Das ſchöne bleiche Geſicht hatte den ſeligen Ausdruck höchſter Befriedigung. Stumm ſtanden die vier Menſchen umher, die einen ſo mächtigen Einfluß auf ihr Schickſal ausgeübt, und betrachteten die holde Schläferin mit wehmüthigen Gefühlen. In Peppy's Herzen regte ſich etwas, wie Reue; in Eliſabeths Augen erglänzten Thränen, und Lewis ſprach leiſe: „Es wäre grauſam, Deinen Schlummer zu ſtören. Schlafe, armes, gemißhandeltes, für fremde Schuld ſo ſchwer büßendes Herz! Hoffen wir, daß ein gütiger Gott ihr im Schlafe Erſatz gebe für die ſchuldlos erduldeten Leiden! Schlafe aus, Du müdes, jammermüdes Kind!"

Der Pater O'Kelly breitete ſeine dürre zitternde Hand über die Schlafende und ſegnete ſie; dann legte er auch die Hand auf O'Donnels und Eliſabeths Häupter. Es war ein ernſter heiliger Anblick, und ein ſtummes Gebet keimte in allen Herzen. Lewis küßte die ſtill weinende Eliſabeth, bat ſie, mit der erwachten Sally nachzueilen, warf ſich auf das Pferd und jagte nach dem Lager zurück. O'Kelly und Peppy beſtiegen ihren Wagen, um bei Kildare's Verurtheilung gegenwärtig zu ſein.

## 27.

## Hart am Galgen.

Lewis O'Donnel trat in demſelben Augenblick in das große Zelt, als die Jury das fürchterliche „Schuldig!" ausſprach. Der Richter hatte zuvor, eh' er die Verbrechen, deren der Lord beſchuldigt worden, auseinander geſetzt, ſich vorſichtig, um gegen alle Chancen geſichert zu ſein, als das Organ einer de facto beſtehenden höchſten Volksgewalt vorgeſtellt.

Eine Todtenſtille herrſchte während einiger Minuten über der Verſammlung; dann erhob ſich der Richter und entblößte das bisher bedeckte Haupt. Sein Auge weilte lange auf dem Eingange des Zeltes; man ſah es ihm an, daß er noch irgend auf einen Zufall rechnete, der ihn ſeines hier illegitimen Amtes und Ausſpruchs entheben möchte. Seine Sehnſucht war jedoch vergebens. Kein Hoffnungsſtrahl leuchtete ihm, keiner dem vor ihm zitternden Verbrecher. Dann begann er mit gedämpfter, doch deutlicher Stimme, die ſich immer mehr ſteigerte, je mehr ihn der erwachende Amtseifer hinriß: „Mylord! Die Geſchworenen haben das ‚Schuldig' über Sie ausgeſprochen. Nach den Geſetzen der vereinigten Königreiche, die Se. Gnaden, der Baronet Sir Lewis O'Donnel, im Namen und vonwegen des ſouveränen Volks von Irland, gegen Sie mir anzuwenden befohlen hat, ſind Sie, da Ihnen wohl bekannt war, daß eine Souveränität des Volks in einigen und namentlich in dieſen Provinzen des Königreichs beſtand, als des Hochverraths am Volke überführt, ſowie ferner wegen des an der franzöſiſchen Regierung begangenen Eid- und Treubruches, welchen der Herr General dort dokumentirt hat, des Todes ſchuldig. Ich ſpreche es aus, dieſes Urtheil, über Sie, im Namen der Geſetze, auf welche das Volk zu ſeinen Gunſten provocirt hat, und empfehle Sie nunmehr der Barmherzigkeit des höhern Richters, des Richters über alle Menſchen ohne Unterſchied. Er ſei Ihnen dort gnädig, ſowie auch mir und allen Denen, welche mich, um über Sie zu richten, berufen haben.“

„Spart Eure Bemerkungen, Herr Richter!“ fiel Leßlie unwillig ein. „Euer Amt iſt hier zu Ende. Kehrt jetzt unter ſicherm Geleit nach Hauſe zurück und handhabt hinfür die Geſetze, von welcher höchſten Gewalt ſie gegeben ſein mögen, ohne ſolche Deutung und Kommentare, wie ich ſie geſtern Morgen aus Euerem Munde vernommen habe. Laßt ſie nicht ferner ſchlafen die Geſetze zum Nachtheil der Armen und Unterdrückten, denn es könnte mich ſonſt am Ende eine Luſt anwandeln, ſie zuerſt gegen Euch ſelbſt in Anwendung zu bringen, und das Reſultat könnte gar leicht ſein, daß Eure ſtattliche Perſon eine Euch höchſt unwillkommene Ausdehnung erführe.“

Der finſtre Häuptling ging hinaus und trat nach einiger Zeit, O'Kelly an der Hand führend, wieder vor den Lord. Der Greis faltete die Hände und begann langſam mit den ſchaurigen Worten: „Memento mori! Denk' an den Tod, Sünder! Thue Buße, bekehre Dich und tritt auf der Schwelle zwiſchen Leben und Tod zurück in den Schoß der allein ſelig machenden Kirche.“

„Zurück, verfluchter Papiſt!“ ſchrie Kildare, und ſein Auge zeigte unverkennbare Spuren von Wahnſinn. „Ich will nicht ſterben und ich kann noch nicht ſterben. Ich habe noch niemals an den ſchrecklichen Augenblick gedacht. Mein Schaffen, mein Treiben bezweckte Macht, Ehre, Reichthum, Größe nur für dieſe Welt. Alle meine Gedanken, mein Sehnen, mein Hoffen, meine ſchlafloſen Nächte und meine Träume waren nur mit Lebensgenuß beſchäftigt. Bis zum letzten Tropfen wollte ich den Born irdiſcher Freuden erſchöpfen; nicht raſten wollte ich, ſo lange noch einer der Wünſche und Forderungen, welche ich an das Leben machte, unerfüllt blieb. Wie wenig iſt erſt erreicht, und ich ſollte ſterben? jetzt ſterben? Graukopf, Du redeſt im Wahnſinn! Du biſt alt, Du haſt gut von Sterben reden; ich aber bin jung und lebensluſtig.“ Dabei brannte ſein Geſicht in Fiebergluth, krampfhaft zuckte ſein Mund, und ein ſchreckliches Lächeln, welches von Zeit zu Zeit über ſeine entſtellten Züge hinflog, deuteten an, daß Geiſtesverwirrung mit allen ihren Schrecken ihn ſelbſt erfaßt hatte.

„Denkt an Eueren Schöpfer, Mylord, und an Euere Seligkeit, an ein Leben nach dem Tode, unglücklicher Mann! Eueres Bleibens iſt nicht länger auf dieſer Welt!“ mahnte der greiſe Prieſter, mitleidig die Hand auf des Verurtheilten Schulter legend.

„Tod! Seligkeit! ewiges Leben! und, nicht wahr, ein ewiger, unparteiiſcher und gerechter Richter über uns Allen? Ha! woran mahnſt Du mich, fürchterlicher Menſch!“ rief Kildare, indem ſeine Bruſt ſich convulſiviſch erhob, und der Schweiß in großen Tropfen ihm von der Stirne perlte. „Iſt das der Troſt, den Ihr

Prieſter den Sterbenden bringt? Tod?" kreiſchte er noch einmal mit ſo ſchrecklicher Stimme, daß alle Anweſenden ſchauderten — „und drüben, ſagteſt Du, nicht ſo? ein ewiges Leben und ein gerechter Richter, der Allen, ohne Anſehn der Perſon, nach ihren Thaten mißt? Sag': Nein, Mann! ſage: Mit dem Tode iſt Alles aus, mit dem Leben hört aller Wahnwitz auf und aller Verſtand, ich meine, der klügelnde Verſtand, der der Urquell aller unſrer Handlungen und unſrer Leiden iſt. O, wie mein Hirn brennt! Mein Blut iſt Feuer, und mein Herz iſt Eis! Habe doch Erbarmen mit mir, heiliger Mann! O, habt doch Mitleiden, Ihr Alle, und verſichert mir, daß es in einer Stunde ganz, ganz, auf immer aus mit mir iſt. Ich will Euch auf den Knieen danken, die ſich noch niemals gebeugt haben, für die größte mir erzeugte Wohlthat, größer, als wenn Ihr mir das Leben geſchenkt hättet." Bei dieſen Worten ſank er auf die Kniee nieder und ſtreckte flehend die Hände gegen die Verſammlung empor. „Seht! Ich flehe wie ein Bettler zu Euch, um ein Almoſen auf den letzten Weg. Denn wißt, ich will jetzt nicht mehr leben, ſeit der Prieſter einen Funken in meine Seele warf, der, ich fühle es, wenn ich leben bliebe, zur ſchrecklichen Flamme in mir auflodern und mich verzehren würde, bis unter Qualen die morſche Hülle zuſammenbräche."

„Der Herr iſt barmherzig in ſeiner Langmuth; ein reuiger Sünder iſt ihm ſo lieb, wie alle die, welche nie fehlten, mein Sohn!" ſagte O'Kelly mit Salbung.

„O, ſo betet für mich zu Euerm Gott! Ich kann nicht beten, ich habe nie gebetet," drängte Kildare, mit unausſprechlicher Angſt in den Zügen, die Hände des Prieſters feſt umklammernd.

Die Meiſten wandten ſich mit Entſetzen ab. Lord Wexford verhüllte ſein Geſicht, und die Damen liefen hinaus. Nur Peppy hielt Stand und ſchien ſich an Kildare's fürchterlicher Qual zu weiden. Nicht mehr gerührt, als ſeine hartherzige Mutter, ſchien Tim Ruuthan. Mit ſpöttiſchem Lächeln wandte er ſich an die umſtehenden Iren und ſprach: „Der Krug geht ſo lange zu Waſſer, bis er bricht! Seht, Landsleute, des alten Samuel Dunfoore's Prophezeihung in ſeiner letzten Stunde iſt wörtlich eingetroffen. Eine böſe Ahnung ſchien freilich ſchon damals über Se. Herrlichkeit zu kommen; denn kaum hatte er die Worte des braven, alten Mannes vernommen, den ich, beiläufig geſagt, ihm an's Meſſer geliefert — nun, Ihr wißt es ja — als er auf ſeinem Goldfuchs davon ſprengte, als ſäße ſchon die ganze hölliſche Heerſchaar hinter ihm auf dem Kreuze des Pferdes. Merkt auf die rechte Vergeltung: Dunfoore und ſein Sohn kamen durch meinen Verrath an den Galgen; aber Maſter Henderſon und Kildare ſind auch durch mich dem Galgentode zugeführt. Mann um Mann, ſo iſt's recht; das iſt iriſche Rache."

„An den Galgen mit dem Lord! Auf, Brüder, laßt uns ſehen, daß dem Tyrannen ſein Recht geſchieht!" riefen die Iren und ſtürzten in wilder Unordnung aus dem Zelte.

Lewis O'Donnel hatte ſich vorher durch einige Worte der Verſchwiegenheit aller Anweſenden im Betreff Sally's verſichert. —

Schon begann das im Oſten ſich röthende Gewölk den jungen Tag zu verkünden, und einzelne Streiflichter, welche dem Aufgange des glänzenden Tagesgeſtirns voraneilten, ließen, trotz eines anfänglich nur leicht aufwallenden Morgennebels, die ſich jenſeit der Niederungen erhebenden Hügelreihen erkennen, als ſich das verbündete Heer in aller Stille aufſtellte, um Zeuge des an Lord Kildare zu vollziehenden Urtheils zu ſein, wozu alle Vorbereitungen gleich nach dem Ausſpruche der Sentenz getroffen worden waren.

Auf dem Carneſee jedoch und weiter hinaus über die denſelben umgebenden Ebenen lagerten die grauen Nebelmaſſen ſo dicht und geſchloſſen, daß man im Bereiche der Niederung keinen Gegenſtand deutlich erkennen konnte.

Man hatte eben dem von ſeinen Feſſeln entledigten Gefangenen noch einmal, dem Herkommen gemäß, den Urtheilsſpruch vorgeleſen und ihn befragt, ob er dagegen Einwendungen zu machen habe, welches er mit geſenktem Haupte, jedoch mit deutlicher Stimme, verneinend beantwortet, als man bei der tiefen Stille, welche über die im Viereck aufgeſtellten Truppen herrſchte, plötzlich ganz deutlich Flintenſchüſſe in der Richtung von Kildare's Schloſſe her vernahm.

Ueberraſcht horchten ſowohl die Truppen, als auch ihre Anführer. Jeder war — obgleich vergebens — bemüht, den Nebel mit den Augen zu durchdringen. Man hörte nur fortwährend die regelmäßigen Salven des kleinen Gewehrs.

Regungslos und ohne Theilnahme an dem, was um ihn her vorging, ſtand der Verurtheilte neben dem Henker, dem er bereits überliefert war, und der bei der allgemeinen Ueberraſchung Anſtand nahm, ſein blutiges Amt zu verrichten.

Erſt durch die Zögerung aufmerkſam gemacht, erhob Lord Kildare ſein dem Tode verfallenes Haupt in dem Augenblicke, als man gerade in der Front des Heeres das Geräuſch des noch in weiter Ferne über die Heide heranraſſelnden feindlichen Geſchützes vernahm. Auch auf dem linken Flügel, von der Stadt Eniskillen her, dröhnte jetzt die Erde unter den Hufen eines herantrabenden Reitergeſchwaders. Da kehrte plötzlich das Leben, welches während einer ſekundenlangen, aufmerkſamen Spannung von den Verbündeten gewichen zu ſein ſchien, zurück. Laut tönte des Baronets Kommandoſtimme in der Sprache ſeines Landes; dazwiſchen erſchallten die Befehle des franzöſiſchen Heerführers. Jeder flog an den ihm ſchon vorher angewieſenen Poſten. Das große Viereck theilte ſich in viele kleinere, und in den Zwiſchenräumen wurden eiligſt die franzöſiſchen Geſchütze poſtirt. So ſtand in kurzer Zeit das Heer in Schlachtordnung da, des Feindes Ankunft erwartend und mit Falkenblicken umherſpähend, wo er ſich zuerſt zeigen würde. Der Henker aber und ſein Opfer waren gänzlich vergeſſen; der Richter und die Jury entflohen. Während ebenſo Lord Wexford und Miß Margaret Fitzjames in den Nebeln des Morgens verſchwunden waren, ohne daß es Jemand bemerkt hatte, tauchten plötzlich aus den grauen Duftſchleiern zwei Geſtalten auf, die im Galopp heranſprengten. Sally und Eliſabeth wurden erkannt und vom ganzen Heere jubelnd begrüßt. Sie brachten Kunde von der Richtung, in welcher der Feind heranziehe.

## 28.

## Die Schlacht von Eniskillen.

Bald zerriß der Nebel und ſank. Die feindlichen Kolonnen ſtanden nicht weit von einander. Die Sonne blitzte in tauſend Waffen wieder; da zuckte Feuerſchein auf, Donner rollte und Pulverdampf wälzte ſich dem verbündeten Heere entgegen, das ſogleich darauf antwortete. Heiß und blutig entbrannte die Schlacht und wälzte ſich nach Eniskillen, einem am Kanal gelegenen Städtchen, das den obern und untern Carneſee verbindet.

Eniskillen war der Schlüſſel der Poſition, welche die Verbündeten inne hatten. Während der linke Flügel ſich an den mehre Meilen weit weſtwärts ſich in ſeiner ganzen Länge ausdehnenden See ſtützte, fand der rechte einen ſtarken Haltpunkt in dem Schloſſe Rougheligh, deſſen alten Rampen und Wällen man in Eile noch einige neue Feſtungswerke hinzugefügt hatte, die ſo, wie der mit dichtem Gebüſch bewachſene Park das ſchnelle Vordringen des Feindes und den Gebrauch ſeiner Reiterei auf dieſem Punkte verhinderten.

Tapfer ſchlug ſich anfänglich auf dem linken Flügel das kleine, franzöſiſche Hülfskorps, angefeuert durch den perſönlichen Muth ſeines wackern Anführers. Trotz der Ueberzahl der auf daſſelbe eindringenden Feinde wich es keinen Fuß breit aus ſeiner Stellung, ſo ſehr ſeine Reihen auch gelichtet wurden.

Mit mörderiſchem Erfolge gebrauchten die iriſchen

Landmänner, unterſtützt durch einige wohlbediente franzöſiſche Kanonen und von einem erfahrenen Anführer geleitet, die zur gefährlichen Waffe eingerichtete Senſe gegen die mit Unerſchrockenheit anreitenden engliſchen Dragoner, neben einem regelmäßig mit Feuerwaffen verſehenen, von Michaul O'Donnel im Centrum befehligten Korps. Die kühne Tapferkeit des Häuptlings erſetzte die ihm fehlende kriegeriſche Erfahrung, da es bei ihm nur die Behauptung des Bodens galt, auf dem er ſiegen oder ſterben wollte.

Roß und Mann wurden geſpießt oder niedergemäht, ſo oft die Reiter ihren Angriff erneuerten, und ſchrecklich waren die weitklaffenden Wunden der edlen Thiere anzuſehen, die in Todesangſt, ſchaumbedeckt, mit weit aufgeriſſenen Nüſtern über das Blachfeld dahinſprengten, ohne ferner auf die zügelnde Hand des Reiters zu achten.

Das Gefühl hundertjähriger Schmach und blinder Fanatismus beſeelte die Iren und verdeckte den Mangel an Disciplin. Wuth, ihre furchtbar verſtümmelten Kameraden zu rächen, und glühender Nationalhaß befeuerte die Engländer. Man ſah an dieſem Tage auf beiden Seiten Wunder der Tapferkeit, und lange blieb es zweifelhaft, welche von den kämpfenden Parteien den Sieg davon tragen würde, da es um Mittag den Anſchein hatte, als wenn die Verzweiflung eines gemißhandelten, von allen europäiſchen Nationen bemitleideten Volkes über die Taktik eines geübten Heeres triumphiren würde.

Da erhielt Sir Lewis, welcher die frühern nicht hatte beachten wollen, die letzte, ernſte Meldung vom franzöſiſchen General, daß der Zuſtand ſeines Korps, deſſen Tapferkeit ſeine eignen Erwartungen übertroffen und jetzt über die Hälfte geſchmolzen ſei, den ungeſäumten Rückzug nöthig mache. Die Bewegung ſei um ſo dringender zu vollführen, da er die ihm untergeordneten Iren, die ſeit mehren Stunden einem mörderiſchen Feuer des engliſchen Geſchützes, das zu erwidern er ſich außer Stand befände, ausgeſetzt wären, nicht länger zuſammen zu halten vermöge. Die günſtige Zeit ſei zwar ſchon vorüber, einen geregelten Rückzug anzutreten, ſo ſchloß die kurze Depeſche, jedoch wolle der General Alles aufbieten, dem Feinde ſpäter in einer günſtigen Stellung, etwa in den Engpäſſen von Sligo oder Lintrim, den Weg zu verlegen, um im allerunglücklichſten Falle die Einſchiffung der Ueberreſte ſowohl der Iren, als der Franzoſen zu bewerkſtelligen.

„Wohlan denn!“ rief der Baronet dem Bruder zu, der abgeſchickt, um ſich von der Nothwendigkeit des Rückzuges zu überzeugen, ihm die Nachricht brachte, daß die Franzoſen über die Hälfte auf dem Wahlplatze lägen, und der General Humbert ſelbſt bereits aus mehreren Wunden blute, — „retten wir unſere Bundesgenoſſen! Iſt dies geſchehen, und wird uns Uebrigen der hier noch ſchwankende Sieg doch noch entriſſen, ſo laß uns wenigſtens ſterben, mein Bruder, auf dem Felde, wo wir den Briten gezeigt haben, daß die Iren zu fechten verſtehen.“

Sally, die vom Anfange des Kampfes an in Offizieruniform unter Lewis O'Donnels Adjutanten ihm ſtets zur Seite geweſen war und aufmerkſam auf Alles geachtet hatte, was um ſie her vorging, hatte auch des Baronets letzte Worte nicht überhört und rief näher herantretend: „Was Sie auch beſchließen, Sir Lewis, vergönnen Sie mir, mich nicht von Ihnen trennen zu dürfen!“

„Du bleibſt bei mir, Sally!“ flüſterte Lewis ſchmerzlich, übergab dem Bruder den bisher von ihm geführten Befehl über das noch erfolgreich kämpfende Mitteltreffen, und Sally ein Zeichen gebend, ſprengte er, nur von ihr und einem Diener begleitet, dem Schloſſe zu, wo Leßlie bisher das Kommando geführt, und wohin O'Donnel ſchon vor mehren Stunden Eliſabeth, Peppy, O'Kelly und alle Verwundeten geſchickt hatte.

Dieſer Punkt wurde jetzt der wichtigſte, aber auch der gefährlichſte, da nur von deſſen möglichſt langer Behauptung der allgemein geſicherte Rückzug des Heeres abhing, indem dem Feinde, ſobald dieſe Stellung genommen war, ein Weg geöffnet wurde, auf welchem er die Straße nach Killala früher, als Humbert mit ſeinen Franzoſen und den Iren, erreichen konnte.

„Setzen Sie Mißtrauen in meinen Muth, Sir Lewis, daß Sie mich zum Mitteltreffen ſenden wollen?“ fragte Leßlie, der die Schwierigkeit des ihm anvertrauten Poſtens kannte, mit dem Tone des Unwillens, als er von des Baronets Entſchluß, hier ſelbſt den Befehl zu übernehmen, unterrichtet war.

„Nur das größte Vertrauen auf Ihre Einſicht, ſowie auf Ihre Tapferkeit, lieber Leßlie, konnten mich beſtimmen, Ihnen den Befehl über das Hauptheer zu übertragen, während ich mich ſelbſt mit einem Nebenpoſten begnüge.“

„Auf dem man nur durch Tod oder Gefangenſchaft abgelöſt wird, Sir Lewis. Ich weiß, daß Sie die letztere nicht wählen, warum wollen Sie daher nicht auch mir die Ehre des ehrlichen Soldatentodes gönnen?“

„Wer denkt an Tod oder Gefangenſchaft, mein theurer Freund, ſo lange unſre Fahnen noch hoch und frei im Winde flattern? Sehen Sie, wie mein Bruder dort kühn über die Gräben vorrückt! Ihm geht die Erfahrung ab; darum eilen Sie, wackrer Gefährte des heutigen Ruhms, das Kommando dort zu übernehmen, ehe Mic ſich durch ſeine Tollkühnheit zu einer Unbeſonnenheit hinreißen läßt! Folgen Sie genau den Bewegungen unſrer Verbündeten am linken Flügel. Ich hoffe, es ſoll noch Alles gut gehen, wenn die Leute hören, daß Sie das Mitteltreffen führen und daß Lewis O'Donnel den Rücken Aller deckt."

Gerührt ſtand Leßlie einige Augenblicke, die Größe und den Edelmuth des Mannes bewundernd, der ſich jetzt dem ſichern Tode weihete. „O, daß ich Sie erſt ſo ſpät als Irlands größten Patrioten kennen lernen mußte, Sir Lewis!" rief er endlich aus. „Nie würde meine Bahn eine andere, als die Ihrige geweſen ſein. Jetzt iſt's zu ſpät, denn Irlands böſes Schickſal tritt uns mit eiſernen Füßen nieder. Unſre Sterne gehen unter. — Und Du, tapfre Sally, leb' wohl für dieſes Leben! Mein ahnendes Herz ſagt mir, daß wir uns lebend nicht wiederſehen. Es iſt anders gekommen, als ich mir geträumt. Ich liebte Dich; doch hab' ich einen Blick in Dein Herz gethan und ſehe nun ſelbſt ein, daß es ſo beſſer iſt. Gott mit Euch!"

„Gott mit Ihnen!" erwiderte Sally erröthend, und Leßlie ſtürmte hinaus.

Lewis und Sally ritten in das Schloß, wo ſie von Eliſabeth empfangen wurden. Wie eine barmherzige Schweſter verband ſie hier Wunden, und Peppy ſtand ihr, Arzeneien reichend, getreulich bei.

Kaum hatte O'Donnel der Geliebten einige Augenblicke geſchenkt, als er ſchon wieder hinauseilte, um die Bewegungen des Feindes zu beobachten, die Truppen zu ermuntern und die Breſchen ausfüllen zu laſſen, die das feindliche ſchwere Geſchütz ſchon hier und da in beträchtlicher Weite in den äußern Werken geöffnet hatte.

Mit Freuden ſah er, wie der Rückzug in der weiten Ebene in ziemlicher Ordnung von ſtatten ging. Zwar entfernte ſich das verbündete Heer immer weiter aus ſeinen ſo ruhmvoll behaupteten Stellungen, doch wehte das iriſche Banner noch hoch, und die Seinigen wehrten ſich tapfer, ehe ſie dem ungeſtüm nachdringenden Feinde etwas Raum gaben. Auch die Truppen, die er jetzt hier befehligte und durch Wort und That zum tapfern Angriff befeuerte, ſchlugen ſich als ächte Vertheidiger des Vaterlandes. Doch immer kleiner wurde ihre Zahl, und in größern Maſſen ſtürmten die fortwährend verſtärkten Gegner heran, jetzt Alles aufbietend, um den weichenden Scharen den Rückzug an die Küſte abzuſchneiden, woran ſie durch den Heldenmuth des iriſchen Häuptlings gehindert wurden, der auf die glänzendſte Weiſe die in Frankreich erlernte Kriegskunſt in der Vertheidigung des wichtigen Poſtens entfaltete. Endlich ſah er jedoch die Unmöglichkeit ein, länger das offne Feld um das Schloß herum zu behaupten. Tauſende waren ſchon todt oder verwundet; fortwährend häuften ſich Leichen auf Leichen, und der Boden war ſchlüpfrig geworden vom Blute der Freunde und Feinde. Aus den Verſchanzungen vertrieben, vertheidigten ſich die raſenden Iren noch hinter den aufgeſchichteten Körpern ihrer gefallenen Brüder.

Plötzlich theilte ſich der Haufe, und zwei Männer ſprengten auf das Thor zu; ſchnell erkannte man Leßlie und ſeinen Reitknecht. Als ſie heran kamen, erkannte Lewis O'Donnel und Sally, daß der kühne Mann tödtlich verwundet und von einer Kanonenkugel arg verſtümmelt war.

„Freunde," ſagte er mit matter Stimme, „vergönnt mir, bei Euch zu ſterben! Ich bin glücklich, Euch noch einmal zu ſehen."

Man brachte ihn ſchnell in das Schloß, um ihn Eliſabeths und Peppy's Händen zu übergeben.

Näher und näher wälzte ſich das Gemetzel zwiſchen umgeſtürztem Heergeräth, und durch die einzelnen Verhacke, durch Hecken und Gräben hindurch, bei dem Gebrüll der Sieger, unter dem Wehklagen der Verwundeten und dem dumpfen Todesröcheln der Sterbenden gegen die Eingänge des Parkes hin, welcher das Schloß auf der öſtlichen Seite umgab.

Da ſprang Lewis O'Donnel, der ebenfalls blutete, vom Pferde, und einem Fahnenträger das Banner entreißend, rief er: „Vorwärts noch einmal, meine Getreuen! Mir nach, drauf auf die Bluthunde, die ſich für Sold zu Häſchern und Mördern eines elenden Volkes gebrauchen laſſen! Laßt ſie noch einmal das Eiſen der Iren fühlen, und hinter uns haltet die Thore offen, daß auch die Verwundeten hinein können. Lebend, das wißt Ihr, darf kein braver Landsmann in die Hände der Feinde fallen."

„Uns nach! Uns nach!" rief Sally. „Seht das Kreuz des heiligen Patrik auf der Fahne flattern, die Irlands edelſter Mann uns vorträgt! Noch einmal ſoll es der Engländer Schrecken ſein."

„Hört Ihr die heldenmüthige Tochter von Irland?" rief Lewis O'Donnel. „Irlands Söhne, laßt Euch nicht von ihr beſchämen!"

„Irlands Tochter für immer!" ſchrieen die Männer und ſtürzten von Neuem begeiſtert in den Kampf. Und in den dichteſten Haufen der Feinde raſeten ſie, ſich der wildeſten Leidenſchaft überlaſſend, wie Würgengel, Sally dem Anführer ſtets zur Seite, gleich der

Kriegsgöttin oder dem Genius Irlands. — Doch Lewis O'Donnel, von Wuth und Begeiſterung zu weit in das Kampfgewühl hingeriſſen, war plötzlich von Feinden umringt, ſein Leben und die Fahne in der größten Gefahr; da blitzte Sally's Säbel wie das Schwert eines Cherub auf die ſchon jubelnden Engländer herab. „Iren!“ rief ſie. „Hierher! Mir nach!“ Und nach wenigen Minuten verzweifelten Kampfes war Lewis gerettet, Sally aber in den Arm, womit ſie den verehrten Mann losgekämpft, ſchwer verwundet. Die Waffe entſank der Hand. Schrecklicher wurde das Gemetzel, und noch einmal wich der Feind vor dem mörderiſchen Ausfall dieſer auserleſenen heiligen Schaar, die nur noch um einen ehrenvollen Tod kämpfte, zurück. Doch nur eine kurze Zeit hatte O'Donnel noch die Freude, ſeine Waffen triumphiren zu ſehen. Eine Abtheilung ſchwerer Reiter ſprengte auf dem ihr geöffneten Wege gerade auf den Haupteingang des Parkes los.

Erſchöpft war das geſchmolzene Häuflein nahe am Thore angekommen, als es unter dem Schutze einiger kühnen Jäger Front gegen die Feinde machte. Keiner von den Seinigen, in deſſen Bruſt noch ein Fünkchen von Leben glimmte, ſo war ja der Wille des edlen Patrioten, ſollte der Barbarei des Feindes überlaſſen bleiben.

Mit der äußerſten Anſtrengung, mit der Wuth der Verzweiflung gelang es, den Feind ſo lange abzuwehren, bis Alle herein waren. Nur Sterbende geriethen in die Hände der Engländer, als Lewis O'Donnel, der letzte Mann, der mit dem durch Sally geretteten Paniere unter das hohe Thorgewölbe trat, die eiſernen Flügel klirrend in's Schloß warf und den Schlüſſel deſſelben in den Burggraben ſchleuderte.

Erſchöpft, doch mit glühendem Geſicht und einen triumphirenden Blick auf den Geliebten werfend, der ihr nie ſchöner und erhabener, als in dieſer Glorie des Kriegers erſchienen war, trat Eliſabeth ihm entgegen, ſank an ſeine Bruſt und küßte ihn; dann umarmte ſie die blutende Sally und legte ihr mit Peppy's eiliger Hülfe einen guten Verband an, während Lewis O'Donnel die übrig gebliebene Mannſchaft, kaum Hundert an der Zahl, muſterte, von denen Wenige ohne Wunden waren.

## 29.

## Die Hochzeit.

Leßlie war in einen alten Waffenſaal im Souterrain des Schloſſes gebracht worden und hatte ſich dort, als er verbunden und mit etwas Wein gelabt worden war, ziemlich erholt. Ruhig lag er auf dem Lager, als O'Donnel, Sally und Eliſabeth hereintraten, ihn zu beſuchen. Der Erſtere gab ihm mit ſchmerzlichen Worten einen kurzen Bericht über den unglücklichen Stand ihrer Sache. Auch die übrigen Krieger kamen herein, um den kühnen Häuptling noch einmal zu begrüßen. Als dies geſchehen war, umringten ſie Sally und brachten ihr eine rührende Verehrung dar; Jeder drängte ſich herbei, ihr die Hand, oder wenigſtens einen Zipfel der Uniform zu küſſen. Eliſabeth hielt ſie umſchlungen und küßte ſie ſchluchzend. Die beiden Mädchen ſtanden wie leuchtende Engel unter den bärtigen Männern, die mit frommer Scheu auf ſie blickten.

Hierauf ſtieg Lewis auf den Schloßthurm, und Eliſabeth und Sally begleiteten ihn. Man konnte die Letztere nicht vermögen, ſich einen Augenblick Raſt zu gönnen; ſie gab vor, weder Ermattung noch Schmerz an ihrer Wunde zu fühlen. Lewis pflanzte die gerettete Fahne auf den Thurm und beobachtete dann die Lage des übrigen Heeres und die Bewegungen des Feindes außerhalb des Schloſſes.

Den kühnen Mann ſchreckte es nicht, als er ſah, wie der letztere ſich zu einer Belagerung, oder wohl eher zu einem Sturme anſchickte, deſſen Ausgang vorherſehend, er ſchon alle Maßregeln getroffen hatte. Wohl aber erfüllte es ihn mit tiefem Kummer, als er, den Blick nach Weſten wendend, bemerkte, daß die Stadt Eniskillen bereits in den Händen der Feinde war, und daß ein großer Theil des verbündeten Heeres, des tapfern Leßlie's als Führer entbehrend, aufgelöſt in wilder Flucht, nach allen Seiten zerſprengt, von den britiſchen Dragonern umzingelt und ſchonungslos niedergemetzelt, ein andrer aber, der noch einige Ordnung in der retirirenden Kolonne beobachtete, ſo heftig verfolgt wurde, daß ein glückliches Entkommen kaum denkbar war.

Die Sonne ging eben unter und goß ſcheidend noch das blutflammende Abendroth über die Bergſpitzen von Sligo aus; im Oſten aber röthete ſich der Himmel gleichfalls, und die Mondſcheibe ſtieg dunkel gefärbt empor, um die Erfüllung ihrer Weiſſagung von voriger Nacht theilnahmlos zu betrachten. Lewis O'Donnel ließ dagegen ſeinen Blick ſchmerzlich über die Gegend gleiten; an die Brüſtung des Thurmes gelehnt, verſank er in tiefe Gedanken, da fiel ſein Auge auf die Mädchen zu ſeiner Seite.

„Es iſt ſeltſam,“ ſagte er mit weicher Stimme, „daß wir Drei uns jetzt hier zuſammenfinden, deren Leben ſo innig in einander verwebt iſt, die wir durch die heiligſten Bande an einander gefeſſelt ſind! Uns trifft der Scheideblick der Sonne, mit der Irlands Freiheit und Hoffnung untergeht. Und wie verklärt treten mir plötzlich Bilder aus den letzten Jahren vor die Seele. Dein rechter Arm iſt verwundet, der meinige war es auch, und Deine Pflege rettete mir ihn. Sieh' und das iſt ja auch das Tuch — Alles wird mir lebendig! Wie ich Dich auf Mics Hochzeit zum erſten Male ſah, dann, wie wir zuſammen über die Berge und Felſen des Caba, Hungarin und Ghaul nach der Teufelsmauer ritten.“

Sally wendete erröthend das Antlitz ab und verbarg es an Eliſabeths Bruſt.

„Du biſt der Schutzengel unſrer Liebe geweſen,“ fuhr Lewis fort, „und all' dieſe aufopfernde Treue hat Gott nicht gefallen, zu belohnen; wie wird es uns möglich ſein, Dir zu vergelten? Die Pflicht gebeut, daß wir in dieſer Nacht an Flucht denken; wir werden uns durch die Engländer durchhauen müſſen. Kommen wir mit dem Leben davon, ſo ſetzen wir nach Frankreich über; ich habe den größten Theil meines Vermögens dorthin gerettet. Du gehſt mit uns, Sally.“

Sie antwortete nicht, ſondern lächelte wehmüthig.

„Vielleicht ereilt uns auch der Tod noch in dieſer Nacht,“ ſprach Lewis weiter, „denn wir werden es vorziehen, zu ſterben, als Gefangene der Engländer zu werden. Fallen wir, ſo rauſcht der Flügel der Vergeſſenheit bald über unſern Gräbern, und wir verſchwinden ſpurlos, wie all' die heutigen Opfer, und das kommende Geſchlecht wird ſich nicht um uns kümmern. Das iſt des Menſchen Loos. Aber gewiß tagt uns ein neuer Morgen, und das Jenſeits glüht von ſeinem Roth, die Sonne der Freiheit" —

Sally hatte ſelig lächelnd ſich weit über die Brüſtung gebogen und blickte ſehnſüchtig in das Abendroth; bedeutungsvoll nickte ſie zu O'Donnels Worten, als wären ſie ihr recht aus der Seele geſprochen; Eliſabeth ſtand ſtill weinend hinter ihr und blickte über die Brüſtung in den Vorderpark hinab; dort hatte eine Geſtalt ihre Aufmerkſamkeit erregt, die ſich bald vor den Büſchen zeigte, bald in denſelben verſchwand. Jetzt rief ſie plötzlich mit allen Zeichen ungeheuern Schreckens: „Zurück, Lewis! Es gilt Dein Leben! Kildare ſchießt nach Dir!" — Sie hatte jetzt ihren Pflegevater wirklich erkannt, der, ein trefflicher Schütze, mit einem Feuergewehr herauf zielte. In demſelben Augenblick fiel unten in den Gebüſchen ein Schuß und mit einem Wehlaut zuckte Sally zuſammen.

„Was iſt's?" ſchrie O'Donnel erſchrocken.

„Ich bin getroffen," verſetzte Sally, ſich entfärbend. Ein aus ihrer Bruſt dringender Blutſtrahl beſtätigte ihre Worte. Lewis umſchlang ſie von der einen, Eliſabeth von der andern Seite, und führten ſie zu einer Bank; ihr Blick ruhte ſelig verklärt auf Beiden. Der Glanz des Abendrothes hatte ſich in ihre Züge eingewebt. „Meine ſüße Ahnung hat mich nicht betrogen! O willkommen, Tod, du erſehnter Freund! Meine Sendung iſt erfüllt, der Schutzgeiſt Euerer Liebe zu ſein. Das Leben rinnt dahin, und ſterbend kann ich das Geheimniß meiner Bruſt löſen: Lewis, ich habe Dich unausſprechlich geliebt! Aber es war nicht irdiſche Liebe, nicht Verlangen nach Deinem Beſitz. Ich liebte Dich ebenſo, Eliſabeth; darum zürne der Sterbenden nicht! Euch vereint zu ſehen, war meines Lebens höchſter Wunſch; Euch zu dienen, meines Lebens höchſte Aufgabe. Gebt Euch die Hände! Ich ſegne Eueren Bund, und der fliehende Geiſt ſagt mir, kein blutiger Schatten drängt ſich zwiſchen Euch; er iſt geſühnt durch meinen Tod."

„Sally! Sally!" riefen Lewis und Eliſabeth weinend, „Du, unſer Schutzengel, willſt uns verlaſſen!"

„Weh' mir," ſetzte Eliſabeth hinzu, „und Kildare's Kugel war's, die Dich durchbohrt hat!"

„Mein Tagewerk iſt vollbracht; ich war Dein Schild, Lewis, Dir galt der Schuß, aber er traf die rechte Bruſt. Ich vergebe Deinem Vater, Eliſabeth! Was ſollte ich nun mit meinem qualvollen Schmerz in der Bruſt ferner leben? Meine Blüthen fielen vergiftet vom Baume. Der Schmerz weicht — mir wird wohl — leicht — unbeſchreiblich wohl — o Tod — wie — ſchön — biſt — du! — Seid — glücklich! — Lewis!" —

Das große, ſchöne Auge erloſch; die Arme, mit denen ſie den ihr ſo theuern Mann krampfhaft umfaßt hatte, löſten ſich; die edle Lebensquelle, die heiß, wie ihre Liebe, über O'Donnels Hand geſtrömt war, verſiechte, und vor dem weinenden Liebespaar lag nur noch eine ſchöne Leiche.

„Und die verrätheriſche Kugel ihres eignen Vaters iſt's, die den wild verſchlungenen Knäuel ihres Schickſals ſo plötzlich gelöſt!" klagte Eliſabeth, heftig weinend, auf die Hülle der Unglücklichen geworfen, und bedeckte den bleichen, noch immer lächelnden Mund mit Küſſen. Stumm beugte ſich auch O'Donnel herab und berührte die Lippen der Todten mit den ſeinigen; aber kein Schmerz drückte ſich in ſeinen Zügen aus, es glänzte vielmehr darin, wie hohe Wonne. Eliſabeth umfaſſend und mit ihr an der Leiche knieend, ſprach er ſanft: „Weine nicht länger, Geliebte! Der Herr hat es wohl mit ihr gemacht! O, welch' hohe Gnade hat er ihr angedeihen laſſen! Und auch darin, daß er ihr dieſe Wohlthat durch die frevelvolle Hand ihres Erzeugers zuſendete, verehre ich einen Akt göttlicher Barmherzigkeit. Laß uns beten an dieſem heiligen Altar!“ Und Beide falteten die Hände und beteten über der Leiche. Dann umfaßte der tief ergriffene Mann die leichten Ueberreſte des Heldenmädchens und trug ſie behutſam die Stufen hinab. Eliſabeth folgte mit verhülltem Haupte. Stumm ſchritten Beide über den Hof mitten durch die beſtürzten, ihnen mit ehrfurchtsvoller Scheu ausweichenden Krieger und brachten die Hülle in die große Halle, wo Leßlie lag. Kaum hatte dieſer, ſelber ſterbend, gehört, was geſchehen war, als er jubelnd ausrief: „Sei gegrüßt, ſei willkommen, geliebte Tochter Irlands! So wirſt Du doch noch meine holde Braut, mein ſüßes Lieb, und wir werden heute noch vereint! Her zu mir! Legt ſie auf mein Lager! Das iſt unſer Brautbett! Ich hatte es ihr ja gelobt; und das Schickſal hat für mich Wort gehalten. Ruft mir den alten Prieſter O'Kelly herbei, daß er uns einſegne! O Du Herzliebſte, wie ſchön biſt Du! Bringt Fahnen und Kriegsgeräth und ſchmückt die Brautleute! Singt uns Hochzeitlieder und laßt uns dann allein, damit wir eine lange, ſüße Brautnacht zuſammen feiern; ſo eine ſchwermüthig einſame Nacht, wie wir in der klingenden Höhle des Rieſendammes zubrachten. Nicht wahr, mein ſchönes, bleiches Bräutchen, ſüße Tochter Irlands?“

Des Pater O'Kelly's ehrwürdige Geſtalt trat an das Lager und ſprach, ſelbſt wie ein verklärter Geiſt, die Hände über das Paar ausbreitend, ſeinen Segen über ſie. Die Anweſenden ſanken unwillkürlich in die Kniee, als der Greis die heiligen Worte ausſprach; Alle fühlten mit ſüßen Schauern die unmittelbare Nähe der Gottheit.

Es waren nur Wenige unter den übriggebliebenen Braven, die nicht den Schmerz ihrer eigenen Wunden vergeſſen hätten, ſobald ſie den Tod des Heldenmädchens vernahmen, welche von Allen, die ſie im Leben gekannt, hochverehrt wurde, und für die Jeder, der ſeit wenigen Stunden ihre wahre Herkunft wußte, das tiefſte und reinſte Mitleid fühlte. Alle drängten ſich in die Halle, um noch einmal die Leiche der treuen und tapfern Sally zu ſehen, die noch heute mehr als einen von ihnen durch ihr heldenmüthiges Beiſpiel zu kühner That entflammt hatte. Die Männer nahmen die alten Waffen von der Wand und ſtellten ſie um das Lager, auf welchem das tapfere Paar ruhete, die todte Heldin und der ſterbende Held; Lewis O'Donnel aber löſte die alten Fahnen und Wappenſchilder des Hauſes Kildare ab und bedeckte ſie damit, ſagend: „Sie iſt die Tochter des Hauſes, die Herrin des Schloſſes, der letzte Zweig dieſes Geſchlechts.“

„Ja,“ fügte Leßlie hinzu, „ich habe mich mit der Herrin von Roughcligh vermählt; es iſt recht, daß unſer Bett mit den Wappen des Hauſes geſchmückt wird.“

Die Frauen wanden Kränze von einer im Hofe ſtehenden Cypreſſe und ſetzten ſie Sally auf das lockige Haupt; Eliſabeth aber legte ihr Lewis O'Donnels Tuch, ihr theures Kleinod, auf die wunde Bruſt; es war mit ihrem Blute getränkt. Peppy ſtand unbeweglich am Lager und hielt ihren ſtarren Blick, einer Seherin gleich, auf Sally gefeſſelt.

Bald erfüllte die laute Klage des iriſchen Todtengeſanges, nach dem Gebrauche des Landes, den hohen alterthümlichen Saal, deſſen düſtre, altgothiſche Bauart, von Mondſtrahlen und Abendroth ſchauerlich dämmernd erhellt, die melancholiſche Feier noch ergreifender machte. „Gefallen iſt die Tochter Irlands, die tapfre Heldin, gefallen iſt der grünen Inſel treueſtes Kind! Wehe, wehe! ſmaragdene Inſel, wo iſt deine Perle, dein köſtliches Kleinod? Deine Tochter iſt gefallen, dein Kind iſt geſtorben, von einer feindlichen Kugel getroffen," ſo tönten die Klagen.

Plötzlich rollte dumpf, wie zur Feier der traurigen Stunde gehörig, der Donner des feindlichen, näher an die Schloßmauer herangerückten Geſchützes; aber brauſender erhob ſich der Geſang der Krieger, bald wie der Sturm im fernen Eichenwald und wie Oſſians Schlachtenlieder wogend und in den hohen Bogen des Gewölbes verhallend, bald wie Harfentöne herabſinkend und wie Geiſterlispeln an den mächtigen Säulen und Pfeilern erſterbend.

Endlich ſchwieg der Geſang; eine kurze feierliche Stille trat ein; die Männer entblösten ihre Häupter, die Weiber knieeten um das Lager, Alle beteten. —

Nun rief Leßlie den Namen Lewis O'Donnels mit ſchwacher Stimme, und dieſer neigte ſich zu dem ſterbenden Freund hinab. Leßlie flüſterte ihm lange etwas zu; Lewis wieß ihn anfangs unwillig zurück, doch ſagte er zu, als jener heftig wurde und bittende Töne ausſtieß, die jedes Herz zu beſiegen geeignet waren. Lewis erhob ſich weinend.

„Ich danke Euch, meine Freunde, Brüder, Landsleute, für die mir und meiner Braut bewieſene Liebe und Verehrung!“ ſagte Leßlie, kaum noch vernehmbar. „Verlaßt jetzt unter Anführung des tapfern und edlen Lewis O'Donnel die Stätte des unvergänglichen iriſchen Ruhms, auf der ich der Tochter von Irland, mir und allen Gefallenen ein unſterbliches Denkmal errichten will. Fort ſo lang es noch Zeit iſt! Hört Ihr die Kanonen? Die Engländer rücken näher. Ihr ſeid vielleicht ſchon umzingelt. Schlagt Euch tapfer durch. Nehmt von den Verwundeten mit, was Ihr fortbringen könnt, die Uebrigen empfehlt der Gnade des barmherzigen Gottes, der Euch glücklich leiten möge! Ich ſchwöre es Euch bei den Geiſtern unſrer auf dieſem blutigen Boden ſchlafenden Brüder, ich will ein Bollwerk zwiſchen Euch und die Feinde werfen, das ſie nicht eher überſteigen ſollen, als bis der Letzte von Euch in Sicherheit iſt. Leb' wohl, Lewis! Leb' wohl, Eliſabeth! Seid glücklich! Gott und alle Heiligen mit Euch! Nehmt den letzten Gruß meiner Liebe! Wir gedachten Irland frei und glücklich zu machen, Gott hat es anders gewollt. Ich bin glücklich, ſeid Ihr es auch! Und vielleicht wird es auch Irland einſt. Lebt wohl!“

„Er will es ſo!“ ſagte Lewis O'Donnel ſchmerzlich zu den Iren; „wir dürfen ihm dieſen Wunſch nicht verſagen. Gott mit Dir, Leßlie! In einer beſſern Welt Wiederſehen!“

Leßlie winkte ſeinen Diener herbei. „Billy,“ ſprach er, „Du haſt mir treu gedient in allen Mühen und Gefahren meines wechſelvollen Lebens. In der eineinſamen Höhle des Rieſendammes haſt Du meine Liebe zu dieſer meiner bleichen Braut entſtehen und wachſen ſehen, thue uns Beiden nun den letzten Liebesdienſt.“

„Wir warten auf Dich, Billy," ſagte Lewis O'Donnel zu dem weinenden Diener, „bis Du Deines Herrn letzten Befehl vollführt haſt."

Alle hatten die Halle verlaſſen, bis auf Billy; er ſtand an dem ſchauerlichen Lager.

„Billy, nicht ohne Abſicht ließ ich dieſen Morgen den Pulvervorrath des verbündeten Heeres herein in das Schloß ſchaffen; ich gab vor, es ſei hier ſicherer, aber wirklich fuhr mir ein dunkler Gedanke durch die Seele. Es iſt ſo geworden, wie ich ahnete. Irlands Freiheit iſt geſchlachtet, und ich habe nur noch wenige Minuten zu leben; aber ich will ſterben, wie ich gelebt habe, nicht auf gemeine Weiſe, und mir eine handvoll Engländer, die draußen noch geſund und munter ſtehen, mitnehmen auf der dunkeln Reiſe. Sie ſollen mir den Hochzeitreigen tanzen, einen luſtigen Fackeltanz. Die Hochzeitfackel will ich ſelbſt anzünden. Schaffe die Pulverfäſſer von den Wagen herein und lege ſie rund um unſer Lager. Lewis O'Donnel und ein paar treue Burſche werden Dir helfen. Beeile Dich, es wird bald geſchehen ſein."

Der Diener ging mit trübem Blick. Bald war das Geſchäft vollbracht. Rund um das Lager ſtanden die Pulvertonnen, jede geöffnet, und von einer zur andern hing das pulvergeſättigte Leitſeil.

„Nun reiche mir meine guten Piſtolen. Ich danke Dir, Billy. Leb' wohl! Gott vergelte Dir, was Du an mir gethan!"

Der Diener ging laut ſtöhnend, und ſchauerliche Einſamkeit erfüllte die Halle. Die Bildſäulen an der Wand, vom ſchwachen Mondſtrahl, der durch die buntgefärbten Glasſcheiben ſchlich, ſeltſam beleuchtet, ſchauten ſo geſpenſtig ernſt auf die beiden Inhaber des Lagers. Sally's Geſicht glänzte weiß, wie Mondſchein.

Der Glanz des Friedens und der Unendlichkeit lag darauf. Leßlie richtete ſich mühſam empor und ſah ihr lange in die lächelnden Züge. „Wie ſchön Du biſt! wie reizgeſchmückt, meine ſüße Braut! Ich weiß es wohl, Du liebteſt Lewis O'Donnel, und ſein Ring glänzt an Deinem Finger; und darum konnteſt Du auf Erden nicht mein werden. Aber der Himmel hatte Dich mir beſtimmt; deshalb ließ er Dich einen ſchönen Tod ſterben und vergönnte mir, Dich zwei Augenblicke zu überleben. — Wie wunderbar mich dieſe Halle an die Höhle erinnert, wo meine Liebe zu Dir als Roſenknospe aufkeimte! Hier tiefe herrliche Einſamkeit, wie dort; hier hohe dämmernde Wölbungen, wie dort; hier Säulen und Pfeiler, von Mondſchein und Abendroth bemalt, wie dort; aber hier Deiner Ahnen Haus, dort Gottes Werk; hier die geknickte Roſe, dort die Knospe; dort Leben, hier Tod! — Horch, klingt es nicht auch wie im Rieſendamm? Sind es die Geiſter der Höhle, die uns begrüßen und unſer Loos preiſen? Sind es Engel, die uns empfangen? Ha, es kracht, die Hochzeitgäſte kommen!“ Er griff zur Piſtole. „Mit Flammenſchrift trag' ich den Tag von Eniskillen in das Buch der Geſchichte. Gott ſegne Irland!“

## 30.

## Das Grabmonument und die Flucht.

Unter die gerüſteten Haufen der Freunde draußen trat Peppy und brach ihr langbeobachtetes Schweigen:

„Nicht vergebens bin ich hier geboren und aufgewachſen; nicht vergebens hat Kildare mich in meiner Jugend hier verführt. Wir hatten unſre Zuſammenkünfte des Nachts oft am See und gingen durch einen Gang dahin, der dort hinaus unter den Wällen führt und ganz verſteckt iſt, jedenfalls von einem frühern Schloßbewohner in den ſtürmiſchen Zeiten angelegt, um ſich ſchnell dadurch zu retten. Er mündet in einem dichten Gebüſch am See, wie ein Waſſerkanal. Vertraut Euch meiner Leitung."

Die Männer betrachteten die alte Frau wie einen Rettungsengel. Der Pater ſprach noch einmal den Segen über ſie; dann folgten ſie Peppy und gelangten nach kurzer Zeit glücklich in's Freie. Still wandelten ſie paarweiſe knapp am Ufer hin und zerſtreuten ſich dann aus Vorſicht. Die Meiſten ſchlugen in kleinen Abtheilungen Wege nach den Gebirgen ein. Lewis O'Donnel zog es auf Peppy's Rath vor, an der nächſten Fiſcherhütte einen Kahn zu beſteigen und über den See zu ſetzen. Der Abſchied von den tapfern Männern war kurz und ſchmerzlich. Außer dem Baronet beſtiegen Eliſabeth, Anna Nuuthan, Peppy und O'Kelly das Fahrzeug, das nach wenigen Minuten auf den mondbeleuchteten Wellen ſchaukelte. —

Die Engländer hatten das Schloß umzingelt. Niemand war durch ihre Linien paſſirt. Es befremdete ſie, daß ihr Feuer ſchon lange nicht mehr erwiedert wurde. Man glaubte allgemein, daß noch eine bedeutende Streitmacht darin hauſe, und der Ort war zu wichtig, als daß er nicht hätte genommen werden müſſen. Der General gab daher Befehl, die Wälle zu erſteigen. Dies geſchah durch einige Breſchen. Noch mehr überraſcht aber blickten die Erſten, welche auf die Mauer gekommen, vom Walle in den öden, gänzlich verlaſſenen Hof hinab, deſſen Grabesſtille der fahle Mondſchein noch ſchauriger machte. Zaudernd ſtiegen ſie hinab, vorſichtig ſchritten ſie weiter; wiederum hielten ſie ihre Schritte an, doch nirgends traf man auf Widerſtand; aus keinem Winkel, der zu einem Hinterhalte hätte dienen können, fiel ein verrätheriſcher Schuß, wie man anfänglich erwartete.

Nun machte die zuerſt eingedrungene Abtheilung Halt, und gleich darauf rückte ein Regiment mit klingendem Spiel, unter Jubel und Siegesgeſchrei durch das von innen geöffnete Thor in den weiten Schloßhof ein, wo die Soldaten hungrig und von der Blutarbeit ermüdet Ruhe, Speiſe und Trank in den Vorrathshäuſern und Kellern für ſich und ihre auf der Wahlſtatt und am Schloſſe lagernden Kameraden zu finden hofften.

Da zuckte plötzlich ein weißgelbes Licht tief aus dem Gewölbe hervor, ein mächtiger Blitzſtrahl. Ein fürchterlicher Donnerſchlag! Der Boden zittert und reißt von einander in ſeinen Gründen erſchüttert. Der gräßliche Schall rollt ſchaurig bis an die fernſten Ufer des Sees, deſſen Wogen hochaufſpritzen. Die Thürme wanken und ſpalten ſich unter ſchrecklichem Krachen, das Haus berſtet, die Mauern fallen ein. Wie aus dem tiefen Schlunde eines Vulkans werden ungeheure Werkſtücke in noch faſt verbundenen Maſſen wie leichtes Geröll in die Luft geſchleudert; dann aber ſtürzt Alles, Schwibbogen, Pfeiler und die langen Gallerien mit dumpfem Gepraſſel über einander und bilden eine neue, aber ſchwerfällige und formloſe Geſtalt. Röthliche Flämmchen lecken aus den chaotiſchen Trümmern hervor und eine dichte ſchwarze Wolke mit glutrothem Saume lagert ſich gleich einem ungeheuern Leichentuche über den Raum, den der wilde iriſche Häuptling zu ſeinem Hochzeitbett und Grabe einrichtete, in das er Hunderte ſeiner Feinde zugleich mit hinabzog.

Auf dem Thurme, der ſtehen geblieben war, entfaltete ſich das iriſche Banner, von einem heißen Luftzug bewegt, das große blutrothe St. Patrikskreuz. Es war zum blutigen Grabeskreuz geworden, ein bedeutſames Zeichen. Dieſer ungeheure Steinhaufe war das Grab der Tochter Irlands und ſeines tapferſten Helden; hoch darüber in den Lüften flatterte Irlands Kreuz, vom Mondſchein, wie von einem wirrſinnigen Lächeln umſpielt. — Alles wurde ſtill; über die rauchenden Trümmer webte der Mond ſeinen ſchwermüthigen Schleier. — —

Lewis O'Donnels Kahn ſchaukelte eben auf der Mitte des Sees, als der grelle durch die Luft blitzende Flammenſchein und das eine Minute ſpäter auftoſende Gedröhn des Donners die Flüchtigen belehrte, was geſchehen ſei.

„Es iſt vollbracht!“ ſagte Lewis O'Donnel zu den erſchrockenen Frauen. „Das Grab hat ſich über Leßlie und Sally geſchloſſen.“ O'Kelly aber ſank in die Kniee, entblößte das Haupt und betete: „Vater unſer im Himmel, heilig ſei Dein Name! Dein Reich komme! Dein Wille geſchehe! Gieb uns täglich Brot! Vergieb uns unſre Schuld, wie wir vergeben unſern Schuldnern! Führe uns nicht in Verſuchung, ſondern erlöſe uns vom Uebel. Denn Dein iſt das Reich, die Kraft, die Herrlichkeit, in Ewigkeit, Amen! Friede mit den Todten, Amen!“

Alle hatten knieend mitgebetet; dann ſaßen ſie ſtumm in den Mond, oder die Wellen blickend, über die der Kahn ſchnell dahin glitt; kein Laut ſtörte die wehmüthige Feier der Gefühle. Die Mondſtrahlen thauten wie helle Thränen auf ſie herab.

Nach Mitternacht verdunkelte ſich der Himmel; der Mond verhüllte ſein Antlitz in Regenwolken. So lieb dies den Flüchtlingen war, ſo hatten ſie doch kaum das Ufer betreten, als ſie auch ſchon auf ein Piquet ſtießen. Ehe ſie ſich's verſahen, waren ſie umringt und zu ſpät bereuete Lewis O'Donnel, ſich von den übrigen bewaffneten Männern getrennt zu haben. Sein verzweifelter Muth erlag nach wenigen Minuten der Uebermacht, und was er am meiſten gefürchtet, was ihm bittrer und ſchrecklicher war, als der Tod, mußte er zuletzt noch erfahren, Gefangener der Engländer zu ſein.

„O, lägen wir bei Leßlie und Sally begraben!“ rief er verzweiflungsvoll.

Sie wurden zur nächſten Fiſcherhütte gebracht, in welcher der Chef des Regiments lag, und der erſte Mann, der ihnen dort entgegentrat, war dieſer ſelbſt, war — Lord Wexford. Kaum hatte dieſer ſeine Gefangenen im erſten Strahl des trüben Morgens erkannt, als er freudig erſchrocken ausrief: „Willkommen, tauſendmal willkommen, edler Sir, in meiner Behauſung! Willkommen, Miß Eliſabeth! Willkommen, Mutter Peggy! Willkommen, alter hochwürdiger Herr! Willkommen, Miß Anna! Ihr meine Gefangenen! Ich danke Gott, Ihr lieben Leute, daß er mir Gelegenheit giebt, Euch etwas von dem zu vergelten, was Ihr an mir gethan! Fürwahr, der Himmel hat Euch zu Euerm und meinem Beſten zu mir geführt. Herein! herein! und ſeid meine Gäſte! Euere Kräfte ſind erſchöpft; wie weit hättet Ihr noch wandern können, Ihr alten Menſchen, und Sie, liebenswürdige Miß Eliſabeth und Miß Anna! Erquicken Sie ſich, ſtärken Sie ſich, und dann geb' ich Euch einen Begleiter, der Euch ſicher in Euere Heimath bringt.“

Dieſe Worte waren ſehr geeignet, die verzweifelte Stimmung der kleinen Geſellſchaft zu verſcheuchen, und das Betragen des wackern Obriſten war ganz ſeinen Worten angemeſſen.

Im Innern der Hütte wurden die Gefangenen von Miß Margaret Fitzjames empfangen. Der Lord faßte ſie zärtlich an der Hand und wandte ſich mit den Worten an die Gäſte: „Ich habe die Ehre, Ihnen in dieſer Dame meine verlobte Braut vorzuſtellen.“ — Margaret warf Anna einen triumphirenden Blick zu; dieſe ſchlug ihr ſtolzes Auge zu Boden und war im Herzen froh, daß ihr häßlicher Gemahl in der Schlacht abhanden gekommen war, um keinen Vergleich aushalten zu müſſen. Die Gäſte beglückwünſchten das Brautpaar, nahmen dann ein Frühſtück ein und erquickten ſich durch einige Stunden Schlaf. Als ſie erwachten, lagen Fiſcher- und Bauernkleider für ſie bereit, die ihnen bald eine unkenntliche Geſtalt gaben; ein Dragoner harrte ihrer als begleitende Sauvegarde, verſehen mit einem von Lord Wexford ausgeſtellten Paß, worin die Flüchtlinge als Bauern von ſeinen Gütern bezeichnet waren. Der Obriſt ſelbſt war ſchon ausgeritten, um ſich nach der in der Nacht gehörten Exploſion zu erkundigen, worüber ihm ſeine Gäſte mit Bedacht keine Auskunft gegeben hatten. Miß Margaret ſagte den Scheidenden in ſeinem Namen Lebewohl. So zogen ſie auf einem bedeckten Wagen ſicher davon und kamen ungefährdet durch alle Linien der Engländer.

## 31.

## Tims Gerechtigkeit.

Düſter ſchlug der Morgen nach der ſchrecklichen Kataſtrophe die thränenſchweren Augen auf. Graues Regengewölk bedeckte den Himmel, und nur in einzelnen Zwiſchenräumen blickte der glanzloſe Mond, gleichſam ſchlaftrunken, lebensſatt und ſcheu durch die zerriſſenen Wolken auf die rauchenden Trümmer des Schloſſes Roughcligh herab. Rings um die ſchaurige Stätte herrſchte das Schweigen des Grabes; denn die dort gelagerten Regimenter waren mit Schaudern noch in dieſer Nacht davon gezogen, nachdem ſie ſich überzeugt, daß unter dieſem wüſten, flammenglühenden Steinhaufen jegliches Leben verſtummt ſei. Nur die aus dem Geſtein hier und da vorleckende Glut und die zerſtampften Saatfelder gaben Kunde, welch' ein wildes Leben hier vor Kurzem getobt hatte.

Aus einer der dichteſten und wildverwachſenſten Lauben des Vorderparks traten zwei Männer, mit zerfetzten Mänteln behängt, in welchen ſie kaum zu erkennen waren, und behutſam umherlauernd. Es war Tim Ruuthan und Billy, Leßlie's Diener.

„Sage mir jetzt aufrichtig, mein Junge," flüſterte der Erſtere zu Letzteren, „iſt die traurige Geſchichte, von welcher dieſer dampfende Steinhaufen predigt, wirklich ſo, wie Du ſie uns erzählt haſt, oder haſt Du uns, aus Schonung für den armen ſchwerverwundeten Michaul O'Donnel, den Untergang des edlen Sir Lewis in dieſen Trümmern verſchwiegen? Im letztern Fall haſt Du allerdings ſehr klug gehandelt; denn Michaul liebt ſeinen Bruder viel zu heftig, als daß er in ſeinem jetzigen Zuſtande die gewiſſe Nachricht vom Tode deſſelben lange überleben würde; mir aber gieb reine Wahrheit!"

„Ich gab ſie Euch ſchon, Maſter Tim," entgegnete Billy. „Wie ich Euch die Geſchichte von der Zerſtörung des Schloſſes erzählt habe, ſo iſt ſie; ich brauchte nichts in Maſter Michauls Gegenwart zu verſchweigen. Mein tapfrer Gebieter und Sally liegen darin begraben; ich aber ſchied von Sir Lewis und ſeinen Begleitern, wobei auch Euere Frau war, und da befanden ſich alle wohl. Im Gehölz traf ich den alten John Boyle, der mich anrief; an meiner Stimme beim Antworten erkannte er mich. Er hatte ſich dieſelbe aus der Zeit unſres gemeinſchaftlichen Aufenthaltes in der Höhle des Rieſendammes gemerkt. Bald erkannte ich auch ihn; denn, ihn für einen Engländer haltend, war ich, eben im Begriff, zu fliehen. Er bat mich, das Schlachtfeld beim hellen Schein des Mondes mit ihm zu durchwandern, um zuzuſehen, ob er nicht einen ſeiner Freunde finden würde, dem er die letzte Ehre erzeige. Als wir lange vergeblich geſucht hatten, äußerte er den Wunſch ſehr lebhaft, das majeſtätiſche Grab ſeiner geliebten Pflegetochter zu ſehen

— ich hatte ihm nämlich ihr Ende erzählt — und ihr eine fromme Thräne darauf zu weinen. Wir gingen hierher und fanden Euch und den verwundeten Michaul."

„Gottlob! ſo lebt Lewis und auch Michaul wird geneſen. Der Himmel hat uns zuſammengeführt. Die alte treue Lootſenſeele, die ſchon ſo oft den Freunden der Freiheit rettend erſchien, wird auch jetzt zuletzt noch, da das blutige Stück ausgeſpielt iſt, uns von großer Hülfe ſein. Auf Balliford ſind noch O'Donnels Geſchwiſter; ſie und uns wird der Alte glücklich nach Frankreich bringen. — Aber horch! regt ſich dort nichts? Sieh, ſieh, aus den Ruinen windet ſich eine menſchliche Geſtalt empor! Wie? iſt einer von da unten erſtanden? oder iſt's ein Geiſt, ein nebelhafter Bewohner der Heide, der ſo mühſam über die glühenden Steine kriecht? Nein, es iſt ein Menſch, ein lebender Menſch, aber ſeine Kleider hängen verſengt in Fetzen um ihn, ſein Haar trieft in den Nacken, der Regen fällt auf ſeinen kahlen Scheitel, ſein Auge irrt mit dem furchtbaren Ausdruck des Wahnſinns über den ſeltſamen Grabhügel. Himmel! es iſt Lord Kildare, mein Vater! Er ſcheint etwas zu ſuchen und flüſtert Worte. Er hält in ſeiner Hand eine Büchſe. Komm, Billy, wir wollen ihm von der Seite nahen, daß er nicht auf uns anlegen kann."

Sie zogen ſich zurück und Kildare's verwitterte Geſtalt kroch keuchend herab. Die beiden Männer, die Mäntel um den Hals geſchlagen, die Hüte in's Geſicht gedrückt, waren einen Augenblick darauf neben ihm. Er hätte ſie auch ohne die Vermummung nicht erkannt, denn bald ergab ſich aus ſeinen Reden die Verwirrung ſeines Geiſtes.

„Wißt Ihr's ſchon, daß ich ihn erlegt habe, den

Erbfeind meines Hauſes, den Verhaßten, der mir meine Eliſabeth geſtohlen?“ fragte er mit heiſerem Lachen. „Mitten in's Herz hab' ich ihn geſchoſſen mit dieſer Büchſe. O, das iſt ein gutes Rohr, und der Fuchs Halali! Das ganze Schloß fiel zuſammen von dem Schuß. Nicht wahr, ich bin noch immer ein guter Schütz? Eine öffentliche Dirne hat er mir zur Tochter gegeben, mir dem Lord Kildare, Pair von Irland! Dafür hat er ſterben müſſen, hahaha! Ich hatt' im lang' genug nachgeſtellt. Verurtheilt hatten ſie mich, die Schurken; das „Schuldig“ hatten ſie über mich ausgeſprochen und mich dem Henker übergeben, hihihi! aber Lord Kildare's guter Stern wacht noch. Sterben ſollt' ich, ſagte ein abſcheulicher Menſch zu mir, aber ich wollte nicht ſterben, und ich ſtarb nicht. Aber er hat ſterben müſſen, der mich hatte verurtheilen laſſen. — Ich will Euch die Geſchichte erzählen, Ihr Freunde. Dem Henker entronnen, kam ich hierher und verkroch mich in dem unterirdiſchen Gang, der vom Seeufer in's Schloß führt. Ich hörte die Schüſſe den ganzen Tag; gegen Abend, als es ſtill wurde, trat ich hervor und wollte zuſehen, wer die Schlacht gewonnen. Ich ging durch den Park; da lagen erſchlagene Männer, die hatten ihre Büchſen in der Hand. Seht, da ſpäh' ich nach dem Schloſſe und erblicke auf der Zinne des Thurmes meinen Todfeind ſtehen. Ich laufe zurück, hole mir eine Büchſe, halte auf ihn, drück' ab; er ſtürzt und das ganze Schloß mit Krachen über ihm zuſammen, und Judy Leghan aus Dunmoore und Cauth Murthock von der Teufelsmauer, die alten Hexen, ſtanden neben mir und lachten, und ſind doch lange todt — und wieherten doch wie Gäule. Nun haben ſie mich gejagt und mir anbefohlen, ich ſoll ihn ſuchen. Ich kann ihn aber nicht finden.“

„Ich will ihn Euch zeigen,“ ſagte Tim und führte ihn nach der Laube. Dort lag auf einer mit Kleidern gepolſterten Bank Michaul O'Donnel, und vor ihm kauerte der alte John Boyle.

„Wo Tauben ſind, fliegen Tauben zu,“ rief Tim herzutretend in fröhlichſter Laune. „Hier iſt uns ein prächtiger Vogel zugeflogen, Maſter Mic. Eine Taube iſt's nun freilich nicht; ein Geier iſt's, der aber kein Täubchen mehr rupfen wird.“

„Lord Kildare!“ riefen Michaul und John ſchier erſchrocken.

„Ich bin's!“ ſagte der Genannte, mit dem alten Stolz ſich in die Bruſt werfend.

„Nun weiß ich auch, weshalb ich geſtern in Roughcligh den guten papiernen Fund that,“ lachte Tim grinſend. — „Kennt Ihr dieſen Mann hier, Mylord?“ Und ihm in's Ohr ſchreiend: „Es iſt Michaul O'Donnel!“

Vom Klang dieſes Namens fuhr Kildare erſchrocken zuſammen; es ſchien, als habe derſelbe den Schleier vor ſeinem Geiſte zerriſſen, denn mit theils verwunderten, theils entſetzlichen Blicken ſah er die Umſtehenden an und ſchrie verzweifelt: „Und Du biſt Tim, der entſetzliche Tim?“

„Sagt Euch Euer väterliches Herz, wer ich bin?“ entgegnete dieſer mit hölliſchem Hohne. „Mylord, Ihr ſollt noch mehr erfahren. Nicht Sir Lewis O'Donnel habt Ihr erſchoſſen, wie Ihr wähnt, — der iſt glücklich mit Eliſabeth O'Neil, die Ihr ſonſt Euere Tochter nanntet, auf und davon, glücklich entronnen; — nein, Sally war's, Sally Kildare, Euer leibliches Kind, die Euere mörderiſche Kugel getroffen, und Sally, Euere Tochter, liegt unter jenem Steinhügel begraben."

„Sally, meine Tochter!" kreiſchte Kildare. „Redeſt Du wahr, Menſch? Sagt, Ihr Andern, redet er wahr?"

„Es iſt ſo, wie er geſagt. Lewis iſt entkommen und Sally ward erſchoſſen."

„Kindesmörder!" rief ihm Tim zu.

„Weh' mir! Wo biſt Du, Sally? Ich will ſie mit meinen Nägeln unter den Steinen hervorgraben. Sie ſoll Prinzeſſin von Irland werden; denn ich, ihr Vater, bin heute König von Irland geworden. Die Königsſöhne kommen und werben um meine Sally; aber ich will ihr erſt den Purpur umwerfen und die Krone aufſetzen." Mit dieſen Worten rannte er fort, nach den Ruinen zu. Tim allein folgte ihm. Als ſie unter dem Thor angekommen waren, von welchem noch ein halber Bogen ſchauerlich aufragend ſtehen geblieben war, hielt Tim den Lord zurück.

„Steigt mit mir hier herauf; ich will Euch ſuchen helfen, Mylord", ſagte der Kleine und zog Kildare an der Hand ſich nach über aufgehäufte Steine dem Thorbogen zu. Oben angekommen, knüpfte Tim ſein ſeidenes Halstuch los. „Dem Henker ſeid Ihr wohl entgangen, Mylord, aber nicht Euerm Söhnlein," ſagte er dumpf. „Und was hängen ſoll, erſäuft nimmermehr. Die Richter haben Euch zum Tode verurtheilt, und durch den Mord Euerer Tochter habt Ihr ihn nun von Neuem verdient. Ich fühle die Verpflichtung in mir, der Arm der Gerechtigkeit zu ſein. Ich bin meiner geliebten Schweſter da unten dieſes Todtenopfer ſchuldig. Befehlt Eure Seele dem Himmel, Lord!"

„Wie?" bebte Kildare zurück. „Ich bin ja Dein Vater! Du willſt Deinen Vater ermorden?"

„Erkennt Ihr mich endlich an? Schönen Dank für die hohe Gnade. Aber ſterben müßt Ihr doch. — Das iſt kein Mord, das iſt Gerechtigkeit."

„Ungeheuer!" tobte der Lord auf, wieder ganz ſeines Verſtandes Herr, und widerſetzte ſich; und er würde ſicherlich Tim von der Höhe hinabgeſchleudert haben, aber in demſelben Augenblicke ſaß ihm die ſeidene Schlinge um den Hals und einen Augenblick ſpäter hing ſie ſchon an einem der Thürhaken; ein Fußtritt Tims ſtieß den verzweifelten Mann von dem Steine, auf dem er gefußt hatte, und in wilden Zuckungen verkündeten ſich ſeine Todesqualen an dem ſtehen gebliebenen Pfeiler der gothiſchen Einfahrt. Tim ſah ihm mit eiſiger Kälte zu. Als der Lord geendet, zog der kleine, gräßliche Menſch ein Pakt Papiere aus dem Buſen und band es dem Todten um den Hals. Es waren die mit der franzöſiſchen Regierung abgeſchloſſenen Kontrakte des Lord Kildare, die Tim am Morgen des vorigen Tages beim Plündern des Schloſſes gefunden hatte.

Nachdem der Kleine dies ſchauerliche Werk vollbracht hatte, ſetzte er ſich einſam auf den dampfenden Steinhügel, ſtützte ſein bärtiges Haupt in die Hand und — weinte. Derſelbe Menſch, der einige Minuten früher mit der größten Kaltblütigkeit ſeinen Vater gehenkt hatte, zerfloß jetzt in Thränen über den Tod ſeiner Schweſter. „Schlaf' wohl, geliebte Sally, Süße, den ewigen Schlaf unter den Trümmern Deines ſtolzen Schloſſes! Ruhe ſanft, Tochter Irlands! Das Vaterland wird einſt trauernd zu Deinem Grabhügel wallen, den Dir Deiner würdig der tapfre Leßlie geſetzt. O wie liebte ich Dich, als ich noch nicht wußte, daß Du meine Schweſter warſt! Die Liebe zu Dir war das einzige Glück, das einzige Unglück meines

Lebens. Sieh', meine ſchlafende Schweſter, ich habe Dich gerächt und mich. Auf Deinem Grabe hab' ich Gerechtigkeit geübt; dort hängt der Böſewicht als ein warnendes Zeichen. Ich habe ihn zum Wächter des heiligen Grabes gemacht. Gottes Frieden und Ruhe mit Dir, Sally, Sally, Herzenskleinod, ſchlaf wohl!"

Er ſtieg hinab. In der Einfahrt ſtand John Boyle und betrachtete den Lord mit zufriedenen Blicken.

„Ich konnte mir's ſchon denken, was Du thun wollteſt", ſagte der Alte. Der gilt für Parker und O'Neil. Der Vater im Himmel iſt gerecht!"

Tim hörte ihn nicht; er ging tiefſinnig nach der Laube. John folgte ihm. „Kinder", ſagte der Lootſe, „laßt uns eine Tragbahre machen und den guten Michaul darauf laden. Gott wird uns gnädig ſein, daß wir die Donnegal-Bay glücklich erreichen. Wir haben ja nicht weit. Dort liegt mein Kutter, der Euch nach Frankreich bringt. Die Reiſe wird Michaul zuträglich ſein."

„Wohlan, nicht eine Stunde länger an dieſem Orte!" ſagte Michaul. Tim willigte ſchweigend ein. Die Tragbahre wurde zuſammengebunden, und eh' der Mittag kam, waren ſie ſchon über die nächſten Berge.

Kaum waren ſie fort, ſo ſprengte Lord Wexford an die Ruinen heran; mit Schaudern hatte er bereits die Zerſtörung des Schloſſes vernommen; aber der Schauder ſteigerte ſich zum Entſetzen, als er an dem baumelnden Leichnam Lord Kildare's verzerrte Züge erkannte; und ſein Pferd herumreißend, daß es ſich bäumte, wollte er dieſen Schreckensort fliehen, als er das Papier auf Kildare's Bruſt erblickte. Er befahl ſeinem Reitknecht, das Päckchen zu holen. Zitternd befolgte der Menſch den Befehl. Kaum hatte der

Obriſt die Dokumente flüchtig überleſen, als er ausrief: „O, heilige Nemeſis, hier haſt du gerecht gewaltet!“

Er übergab dem Diener die Papiere zur ſorgſamen Aufbewahrung, wandte ſein Pferd und ſprengte davon.

## 32.

## Vereinigung in der Heideſchenke.

Es war eine finſtre, ſternenarme Nacht, und der Himmel mit Gewitterwolken wie mit Trauermänteln behängt. Die Thurmuhr auf dem Schloſſe zu Lindſayhall hatte eben die Mitternachtsſtunde verkündet, da entzündeten ſich in der Heideſchenke mehre Lichter, und einige dunkle Geſtalten ſchlichen nach der Thüre, deren untere Hälfte nur gangbar war. Im Innern war die große Stube dürftig aufgeputzt, und ein Tiſch als Altar bekleidet, auf dem ein Krucifix ſtand. An demſelben lehnte der alte Pater O'Kelly, und vor ihm knieeten auf einem Stück alten Teppich Lewis O'Donnel und Eliſabeth O'Neil. Die Enkel der Schenkwirthin machten Chorknaben, und die Familie, ſowie einige Bewohner von Dunmoore, die Zeugen der heiligen Handlung aus. Peppy Toole ſtand mit gefalteten Händen daneben. Der Greis vereinte die Liebenden durch das Sakrament für das Leben. Er ſprach ſalbungsreiche Worte, und kein Auge blieb thränenleer, als er Gott und den Heiligen dankte, daß ſie in dem Liebespaar die alten einſt ſo innig befreundeten Geſchlechter O'Donnel und O'Neil wieder vereint hätten. Vorzüglich hob er heraus, wie an dieſes unſcheinbare Haus ſich das Schickſal dieſes theuern Paares wunderbarer Weiſe knüpfe, ſo daß man den Finger Gottes darin nicht verkennen könne, indem hier die Verwickelung begonnen und hier ſich endige.

Peppy umarmte die Neuvermählten und ſegnete ſie. Alle Anweſenden küßten ihnen Hände und Kleider. Nachdem die heilige Handlung vorüber war, ließ Lewis O'Donnel den Trauzeugen von Peppy's beſten Getränken reichen; er ſelbſt aber nahm den Arm ſeines holden Weibes und zog ſie hinaus. Dort reichte ihm Bobby eine brennende Fackel. Arm in Arm ſchritten ſie über das Moor und wechſelten nur wenig Worte. Die Fackel warf ein ſchauerliches Licht auf ihren Pfad. Bald hatten ſie das Schloß erreicht. Es ſtand öde und verlaſſen. Sie umwandelten es mit heiligen Gefühlen.

„So lebe wohl, auf ewig wohl, uralter Sitz meiner Väter!“ ſprach Lewis. „Kein O'Donnel wird ferner in dir wohnen. Die Enkel deines Geſchlechtes werden einem fremden Boden angehören. Irland muß uns von ſich laſſen. Die ſchwache, in Feſſeln geſchlagene Mutter kann ihre treueſten Kinder nicht an ihr Herz legen. Wir haben einen böſen Traum geträumt, und unſer Erwachen iſt ſehr wehmüthiger Natur. O'Donnels heiliger Sitz, du wirſt verfallen, ach, ich kann es nicht hindern; in deinen Höfen wird Gras wachſen, und die Eulen werden in deinen Gemächern niſten; ich darf es nicht wehren. Dreimal Wehe über das habſüchtige, blutgierige Volk, das uns hinausſtößt von unſern Laren und uns der Fremde preisgiebt! Gott wird uns rächen! Eh' das Jahrhundert, das jetzt vor der Pforte der Zeit ſteht, vergehen wird, wird

Englands Macht zerfallen und ſeine Sünde an Irland gerächt ſein.“ — Er küßte die Pfeiler des Thores und benetzte die Schwelle mit Thränen. Dann ſchritt er mit dem geliebten Weibe, die ſeinen Schmerz theilte, durch die dunkeln Föhrengänge des Parks, von deren Wänden das Licht grauenvoll zurückprallte. Er hatte noch von einer Stelle Abſchied zu nehmen, von ſeines Vaters Grabe. Geſpenſterhaft leuchtete ihnen der weiße Marmorwürfel durch die Nacht entgegen. Eliſabeth überflog ein leiſes Fröſteln. Lewis ſtieß den Griff der Fackel in den Boden und kniecte nieder, ſein Weib mit herabziehend.

„Vater“, ſprach er, mit dumpfer, thränenſchwerer Stimme, „ich habe gethan, was in meinen Kräften ſtand, Deinen großen Plan auszuführen; mehr kann kein Menſch. Der Himmel hat ſeinen Segen verweigert. Es ſollte nicht ſein. Ich beuge mich in Demuth vor des Ewigen Rathſchluß, deſſen Wege unerforſchlich ſind. Dir, mein Vater, iſt Gottes Wille klar. Ich bringe meine Gattin an Deinen Hügel, ſeliger Geiſt, ſegne ſie! Wache über uns, wenn es Dir vergönnt iſt! Kann ich mich doch nicht von dem ſchönen Glauben trennen, daß Du zeither über unſer Leben gewacht und es erhalten haſt. — Grüne mit Gott, Erde, die meines Vaters Hülle aufnahm! Leb' wohl, Hügel, an dem ich oft geweint! Ich gehe — und kehre niemals wieder. Lebt wohl, ihr freundlichen Räume, Spielplätze unſerer Kindheit! Leb' wohl, Irland, ſmaragdenes Kleinod! — — — Und nun laß uns noch einmal beten, Betty, beten für meines Vaters, für Sally's, Leßlie's und all unſerer gefallenen Freunde Seelen.“

Stumm falteten ſie die Hände, die Fackel war herabgebrannt, ſie hatten es nicht bemerkt; leiſe rauſchten die Wipfel der Tannen, und oben riſſen die Wolkenſchleier, und freundliche Sterne ſchauten herab. Ein ſeltſames Wehen und Weben regte ſich um die brünſtig Betenden, es flüſterte, wie aus unendlicher Ferne, und doch nah zogen himmliſche, leiſe Klänge. Und Eliſabeth war's, als ſtehle ſich in ihr lauſchendes Ohr, ohne daß ſie Worte vernahm:

„Sie wandelt mit Morgen- und Abendglut,
Sie hält euch immer in treuer Hut.
Sie ſchaut auf euch mit den Sternen der Nacht,
Bis ihr es ſelber auf Erden vollbracht.“

Die melancholiſch ſüßen Töne verſtummten und hinter dem Monument ſchwebte ein duftiger Schatten hervor und zerfloß in den Bäumen.

„Sally's Geiſt!“ rief Eliſabeth erſchüttert. „Ich habe ihre Stimme erkannt.“

„Dank, freundlicher Genius!“ ſagte Lewis begeiſtert. „Ich verſtehe deine tönende Klage. Sally iſt unſer Banſhee*) geworden und wird ferner mit ihren melancholiſchen Klagetönen uns liebevoll bewachen. Ihre Klänge haben mir den Abſchied erleichtert; laß uns gehen!“

Stumm wandelten ſie wieder über das Moor. Die Bewohner und Gäſte der Heideſchenke empfingen das Brautpaar an der Thüre des Hauſes. Kein Jubel wurde laut, die Freude war ſtill und trug eine ſchwermüthige Färbung. Nach kurzer Raſt brachen Alle auf und begleiteten das Paar an die nächſte Bucht der Kenmare-Bay. Peppy umarmte ſchluchzend, O'Kelly ſegnete die Geliebten noch einmal. Sie ſprangen in das Boot, das ſogleich abſtieß. Segenswünſche folgten ihnen. Eh' der Tag anbrach, waren ſie im offnen Meer, und John Boyle's Kutter wiegte ſich ſtolz vor ihnen auf den Wellen. Ein Freudengeſchrei begrüßte ſie, und nach wenigen Minuten lag Lewis O'Donnel in den Armen ſeiner Geſchwiſter, und Eliſabeths Herz ſchlug an befreundeten Herzen.

---

*) Banſhee iſt ein geiſtiges Weſen, ein Familiengeiſt, der dem Hauſe einen Todes- oder Unglücksfall durch hinreißende melancholiſche Klagetöne anzeigt. Meiſt iſt es ein ehemaliger Sproß der Familie, eine Geliebte, früh verſtorbene Braut oder Freundin, auch eine treue Dienerin des Hauſes, über das ſie mit zärtlicher Liebe wacht. Es iſt, der Volksſchilderung nach, ein ſchönes, bleiches Weſen mit wehmüthigen Mienen, und ſein Geſang wahrhaft herzzerreißend. Beim geringſten Geräuſch verſtummt es und verſchwindet. Gewiß eine der ſchönſten Dichtungen des iriſchen Volksglaubens.

„Mein Vater, Du da unten in Deinem kryſtallnen Grab!“ rief ſie mit Wonnethränen im Auge; „ſieh', Dein Kind iſt glücklich! Dich aber ſollen meine Kinder und Enkel als den majeſtätiſchen König des iriſchen Meeres verehren, und von Wellenlicht, das Dich grün umfluthet, verklärt, wird uns Dein Andenken heilig ſein.“ —

Im Strahl der Abendſonne dämmerte ihnen die Küſte Frankreichs.

Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Ausgewählte

# Romane und Novellen

von

**Ludwig Storch.**

Zehnter Band:

## Der Stockfiſchfang.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Leipzig,
Ernſt Keil.
1856.

# Der Stockfiſchfang.

Von

**Ludwig Storch.**

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Leipzig,
Ernſt Keil.
1856.

## 1.

# Ein Diplomat als Liebhaber.

Eine elegante Berline fuhr an die Veranda eines ziemlich großen, im modernen Style erbauten Gartenhauſes vor dem Thore einer norddeutſchen Reſidenz. Im Garten und am Gebäude deutete Alles auf Reichthum und Prachtliebe. Auf dem gußeiſernen, vergoldeten Balkone grünte und blühete üppiges Pflanzenleben einer heißern Zone in ſtolzen Exemplaren; purpurne ſchwere Vorhänge mit goldüberſponnenen Franzen leuchteten durch die hohen Spiegelfenſter. Vor und zu Seiten des Hauſes gut gepflegte Bowling-greens und geſchmackvoll gruppirte Boskets; überall die Enthüllung eines Genius voll Kunſtſinn, Geſchmack und Takt. Nirgend zu viel, nirgend zu wenig; ſtets das rechte Maß.

Der Diener ſprang von der Berline und ging mit dem eigenthümlich eiligen Schritt geſchäftiger Müßiggänger in das Gartenhaus. Nach einigen Minuten kehrte er zurück und meldete im ſchnarrenden Bedientenleierton: „Excellenz ſind angenommen“, öffnete dazu den Schlag und half einem ſtattlichen wohlbeleibten Herrn heraus, auf deſſen feinem ſchwarzen Leibrock mehre Ordenszeichen glänzten. Das Geſicht, von jenem Roth — obwohl erſt ſparſam — belegt, welches aus einem geiſtvollern Gefäß, als das Schminktöpfchen, ſtammt, trug mehr Gutmüthigkeit in den regelmäßigen, ſchier ſchönen Zügen, als man in ariſtokratiſchen Geſichtern zu finden gewohnt iſt, und hatte keine Spur von der traurigen, in jenen Regionen gleichſam ſtereotyp gewordenen Blaſirtheit. Die Excellenz war, wenn auch kein junger Mann mehr, doch aber noch ein ſchöner und beſonders ein einnehmender Mann. Mit natürlichem Anſtand, ohne vornehme Affektation, ſtieg er aus und ging in das Haus. Ein Diener öffnete ehrerbietig eine Flügelthür des Gartenſalons und der wohlgebildete Herr ſtand vor einer reizenden Frau, die anmuthig auf einem koſtbaren Polſterbette lag, nur leicht mit einer purpurſeidenen Decke überworfen, in einen blüthenweißen Morgenanzug gekleidet und das wohlgeformte Köpfchen auf die zarte Hand geſtützt, über welche einzelne braune Locken, die ſich aus dem Häubchen herausſtahlen, herabfielen. Das liebliche Geſicht war etwas bleich und angegriffen, aber dadurch gewiß nur noch intereſſanter. Ein paar große braune Augen blickten mit gedämpftem Feuer unter ſchönen dunkeln Bogen und mit einem Ausdruck von Wohlwollen auf den Eintretenden. Aus dem ganzen, wenn auch nicht ſtreng regelmäßig ſchönen, aber recht hübſchen Ovale, vorzüglich aber aus dem niedlichen Näschen, ſprach jene naive Kühnheit, jene raſche Entſchloſſenheit, welche die meiſten Männer ſo ſehr am Weibe lieben, weil ſie etwas Männliches zu ſein ſcheint, aber doch eigentlich, und ihrem innerſten Weſen nach, durch und durch weiblich iſt. Die junge Dame war jedenfalls eine ſehr intereſſante Erſcheinung.

Vor ihr auf einem Nachttiſchchen waren Modezeitungen und Bilder, politiſche und belletriſtiſche Tageblätter aufgehäuſt; eins derſelben, in welchem ſie eben geleſen zu haben ſchien, hatte ſich, ihrer Hand entfallen, auf die Decke gebreitet. Ueber die Lehne eines Stuhls, ihr zugewendet, hing ein neues, grünſeidenes Kleid von ſchwerem Stoff, ein herrlicher Shawl, ebenfalls erſt aus dem Magazin gekommen, wie der Augenſchein lehrte, daneben; ein neuer Roſaflorhut und andere Putzgegenſtände hatten den nahen Tiſch eingenommen, vor welchem eine etwas affektirt geputzte Frau in den mittleren Jahren und mit einem verſchmitzten Geſichte ſaß, beſchäftigt mit der Nadel einiges an dem Putz zu vervollſtändigen.

„Noch immer nicht beſſer, meine Gnädige?“ fragte die Excellenz, nach höflicher Begrüßung, mit herzlichſter Theilnahme und ſetzte ſich an das Bett, die Hand der Dame mit angeborener Galanterie küſſend. „Ich glaubte Sie wieder wie eine Sylphide Ihren Garten durchſchwärmend zu finden, und muß Sie zu meiner Beſtürzung noch das Lager hütend ſehen.“

„Aber morgen fahr' ich wieder aus, beſter Baron“, ſprach die ſchöne Frau munter und lächelnd und mit einer unbeſchreiblichen natürlichen Grazie, die man eine wilde zu nennen hätte verſucht ſein können. „Sie ſehen, Madame Holzmann hat mir aus ihrem Magazin einen neuen Anzug mit Zubehör gebracht. Ich kann doch meine Geneſung nicht in einem alten Kleide feiern!“

„Sie entfalten in jedem neuen Kleide neue Anmuth“, ſagte der Baron; „deshalb können Sie für Ihre Verehrer gar nicht genug neue Kleider beſitzen. Ich bitte höflichſt um Erlaubniß, Sie morgen in meinem Wagen abholen und an Ihrer Seite Platz nehmen zu dürfen.“

„Wenn es Ihnen Vergnügen macht.“

„Vielleicht erfahre ich dann auch aus Ihren gütigen Mittheilungen, welch' ein Unfall Ihnen eigentlich begegnet iſt, deſſen Folgen ſo unheilbringend für Sie geworden ſind, und aus dem Sie mir und allen Ihren Freunden bis jetzt ein Geheimniß gemacht haben."

„Ich kann Ihnen unmöglich mehr ſagen, als ich bereits gethan. Dringende Umſtände halten mich ab. Genug, ich hatte einen furchtbaren Schrecken und ſchwebte einige Minuten, die aber wahrhaft peinigend für mich waren, in einer ſehr großen Gefahr, aus der mich ein mir unbekannter junger Mann großmüthig rettete und ſich dann ſchnell meinem Dank entzog. Verlangen Sie keine Details. Ich würde dadurch eine Perſon compromittiren, die zu ſchonen ich alle Urſache habe."

„Sie haben alſo ein vollſtändiges Abenteuer erlebt, das leicht die ſchlimmſten Folgen für Sie hätte haben können."

„Gewiß, ſo iſt's, und meinem Retter verdank' ich es, daß Alles ſo gut abging. Von Ihrer Ehrenhaftigkeit, Baron, ſetz' ich voraus, daß Sie in dieſem Abenteuer nichts von meiner Seite vermuthen, was mir zum Vorwurf gereichen könnte."

„Es kömmt mir kein ſolcher Gedanke in die Seele, und ich würde Sie gegen Jeden vertheidigen, der es wagte, ſo etwas zu äußern. Vielleicht gelingt es mir noch, Ihr volles Vertrauen zu gewinnen."

„Es iſt nicht verredet, und Sie ſind deſſen ſo würdig."

Entzückt über dieſe Aeußerung rief der Baron: „Ah, wie Sie noch immer leidend ausſehen! es zerſchneidet mir das Herz."

„Wohl weniger Folge des Schreckens als des Verdruſſes, meinen Retter nicht ausfindig machen zu können. Sehen Sie nur, in den Tageblättern hab' ich ihn verblümter Weiſe geſucht und dringend gebeten, ſeine Adreſſe in der Modehandlung des Herrn Holzmann abzugeben. Vergebens! Mit kaltem Stolze verſchmäht er meinen Dank und das ärgert mich ungemein.“

„Aber, mein Gott! was kann Ihnen daran liegen, einen unhöflichen Menſchen, den der Himmel zufällig zu Ihrem Retter machte, näher kennen zu lernen?“

„Ich will ihn ja nicht näher kennen lernen!“ rief die kleine Frau mit neuem Verdruß, der dem Baron deutlich genug hätte verrathen können, daß ſie nicht die Wahrheit ſprach, wenn er anders geiſtig befähigt geweſen wäre, ſolche pſychologiſche Räthſel zu löſen. „Ich will ihm nur keinen Dank ſchuldig bleiben; das iſt ein drückendes Gefühl für mich.“

„Geben Sie dem Armen, was Sie ihm zugedacht haben, und bringen Sie das durch einen Erlaß in der Zeitung zur Kenntniß des Plebejers“, ſagte der Baron, „dann haben Sie Gott und ſich genügt.“

Aber die ſchöne kranke und eigenſinnige Frau konnte nicht ſo leicht von dem Gegenſtande abkommen, mit welchem ſie nun ſeit acht Tagen unausgeſetzt beſchäftigt geweſen war.

„Wiſſen Sie wohl, Herr Baron“, fuhr ſie fort, „welch' ein ſonderbarer Gedanke mir vorhin durch den Kopf gefahren iſt? Ich möchte ihn faſt eine Ahnung nennen.“

„Sie wiſſen, wie gerne ich Ihre Gedanken vernehme. Laſſen Sie hören!“

„Haben Sie in den Zeitungsblättern der jüngſten Tage von dem Demagogen geleſen, der unter dem Namen ‚der ſchlanke Stock‘, auch ‚der Stockfiſch‘ genannt, polizeilich verfolgt wird?“ Dabei hob ſie das

Blatt von der Bettdecke und hielt es ihm hin. Er nahm es aber nicht, ſondern verſetzte kalt: „Mir iſt ſo, als hätt' ich es geleſen. Aber was kann Sie ein ſolch abgeſchmackter Menſch intereſſiren, dem man noch zu viel Ehre anthut, wenn man ihn toll nennt?"

Das Geſicht der ſchönen Frau verfinſterte ſich. „Ich glaube die Tollheit der jungen Leute, die man mit dem Namen Demagogen zu brandmarken glaubt, hat mehr Vernunft, als die Klugheit mancher hochgelahrten Herren", ſagte ſie pikirt. Eine peinliche Pauſe trat ein. Der Baron ſprach mit einem Blick zu der Putzmacherin, die ſich ſofort entfernte.

„Aber Sie ſind mir ja Ihre Ahnung noch ſchuldig, gnädige Frau", begann die Excellenz wieder kleinlaut.

„Sie ſollen ſie zur Strafe nicht erfahren."

„Wie konnte ich wiſſen, daß Sie ſich für die Demagogen intereſſiren?"

„Ich intereſſire mich für alles Große, Schöne und Edle. Dieſe jungen Männer ſchwärmen und glühen für Freiheit. Sie können ſich noch für eine Idee begeiſtern. Deshalb intereſſire ich mich für ſie. Und weil ſie die Märtyrer dieſer hochherzigen Begeiſterung werden, deshalb intereſſire ich mich doppelt für ſie."

„Wie ſchön Ihnen dieſer Eifer läßt!" lachte der Baron. „Sie können Ihr franzöſiſches Blut doch keinen Augenblick verläugnen. Daran hatte ich nicht gedacht."

„Es iſt mehr werth, als Ihr deutſches Phlegma, mein Herr."

„Ich bin nicht ſo ungalant, dieſe Behauptung beſtreiten zu wollen. Aber haben Sie denn ſchon deutſche Demagogen perſönlich kennen gelernt?"

„Nein; ich bin nicht ſo glücklich geweſen," verſetzte ſie erröthend und unſicher.

„Ich dachte mir's wohl; denn ſonſt würde Ihr geſunder Verſtand und Ihr weibliches Gefühl anders von ihnen urtheilen. Ich könnte mit einem Exemplar aufwarten, und das iſt noch von der beſten Sorte."

„Wie ſo? Sie, Baron? Wie kommen Sie, der Geſandte, der Miniſter, mit einem Demagogen zuſammen?"

„Weil ich ihn im Hauſe habe, den tollen Burſchen. Er hat ſich als Verwandter aus meiner Heimath hierher zu mir geflüchtet, weil er zu Hauſe nicht mehr ſicher war. Ich muß nun bei meiner Regierung all' meinen Einfluß anwenden, um den thörichten Jungen aus der Patſche zu ziehen, in die er ganz eifrig gerennt iſt. Doch laſſen wir das! Der Burſche iſt zu unbedeutend, als daß wir viel-Redens von ihm machen ſollten. — Wird es Ihnen nun gefällig ſein, mir Ihre Ahnung mitzutheilen?"

„Ich ſollte nicht. Aber Sie wiſſen, ich kann nicht lange zürnen. Wie geſagt, ich las zeither öfter von dem ‚ſchlanken Stock' und heute wieder. Da ſagt mir denn Madame Holzmann: man ſpreche hier allgemein, der Student, der ſich unter dieſem Namen verſteckt habe, halte ſich in hieſiger Stadt auf und faſt täglich ſei von ihm in ihrem Laden die Rede."

Der Baron lachte wieder herzlich. „Ich glaube," ſagte er, „dies wird man in jeder großen Stadt behaupten. Dieſer ſchlanke Stock iſt eine zu myſteriöſe und deshalb intereſſante Perſon, als daß nicht jede Stadt ſich die Ehre anmaßen ſollte, ihn als Gaſt angeblich zu beherbergen."

„Nein, nein!" rief die Schöne wieder unwillig.

„Er iſt hier geſehen worden und ſoll ein ſehr ſchöner junger Mann ſein."

„Aber wer kennt ihn denn? Wer kann denn behaupten, daß dieſes oder jenes Subject der berühmte Stock iſt? Und wenn er wirklich hier wäre, ſo würde er ſelbſt, gleichſam ſteckbrieflich von der Polizei verfolgt, doch wohl der Letzte ſein, der ſich zu dieſem Namen bekennte, der doch jedenfalls nur ein ſtudentiſcher Spitzname iſt, da ihn Niemand verdenken kann und wird, ſeinen wahren Namen zu führen."

„Dem ſei nun wie ihm wolle," rief die kranke Dame ärgerlich. „Ich habe in meiner Seele die Ueberzeugung, daß er wirklich hier lebt, und die Ahnung, daß niemand anders mein Retter war, als eben dieſer Herr Stock."

Der Baron ſchüttelte leiſe und mißbilligend den Kopf, und ſeine Züge nahmen etwas von diplomatiſcher Strenge an. Er ließ einige Augenblicke verſtreichen und fragte dann höflich: „Wann befehlen Sie, gnädige Frau, daß ich Sie morgen abhole?"

„Ich werde morgen noch nicht ausfahren, weil ich wieder kränker ſein werde."

„Aber, gnädige Frau, Sie ſind ja geſund."

„Das muß ich doch beſſer wiſſen. Ich fühle mich von Minute zu Minute kränker. Ich werde unter einer Woche nicht ausfahren können. Ich danke Ihnen für Ihre Güte; aber ich kann keinen Gebrauch davon machen. Leben Sie wohl, Herr Baron."

Schmollend drehte ſie das Köpfchen nach der Wand und nahm keine Notiz mehr von dem etwas verlegenen Diplomaten. Dieſer war unſchlüſſig, ob er ihr gute Worte geben, oder gehen ſollte. Endlich ermannte er ſich und verließ raſch Zimmer und Haus.

## 2.

## Die Amme und die Iris.

Kaum hörte die ſcheinbare Kranke ſeinen Wagen davon fahren, als ſie ſich erhob und ſchellte. Ein flinkes Zöſchen trat herein.

„Liſette, iſt Madame Holzmann noch da?"

„Ja, auf meiner Stube."

„Iſt die Amme zu Hauſe?"

„Sie hilft Madame Holzmann die Chemiſette nach Ihrer Vorſchrift umändern."

„Sie ſollen Beide ſogleich kommen." Liſette ging und nach wenigen Minuten trat die Putzmacherin wieder herein, von einer ältlichen Frau gefolgt, deren beſcheidener mütterlichen Geſtalt man es ſogleich anſah, daß ſie die älteſte Spielpuppe der kleinen eigenſinnigen Herrin war. Wer kennt ſie nicht, dieſe ſtets gehätſchelten und unaufhörlich geplagten Mignons vornehmer Frauen, dieſe armen Geſchöpfe, deren Lage unerträglich wäre, wenn ihre Geduld jemals eine Grenze fände; die ewig heitern, immer dienſtfertigen Sündenböcke aller Launen und Wunderlichkeiten ihrer Gebieterinnen; dieſe unentbehrlichen, geſchickten weiblichen Weſen, die in der Menſchennatur die beſcheidne Stelle bekleiden, welche der dreſſirte Pudel in der Hundenatur einnimmt; dieſe ehrwürdigen, lächelnden Geſtalten, die, in einem Athem geliebkoſt, mit Leckerbiſſen gefüttert, herausgeputzt, beſchenkt und ausgeſcholten, moraliſch mit Füßen getreten, wirklich geohrfeigt (ſie haben das Eine ſo wenig verdient, wie das Andre), dennoch appertiren, über den Stock ſpringen, das

Schnupftuch nachtragen und zu jedem anderweitigen Dienſte freudig bereit ſind; wer kennt dieſe Menſchenart nicht, die man mit dem Namen „Amme" bezeichnet!

Frau Anna Silbers war ein prächtiges und ausgezeichnetes Exemplar dieſer Gattung. Sie war als Amme des einzigen Kindes der Frau von Villiers in das reiche Haus des alten Mannes gekommen, deſſen Gemahlin die ſchöne Frau damals geweſen war, und als die ſchwächliche Frucht einer kalten Geldehe dem Vater nach in die Gruft geſunken war und die Mutter zur Erbin eines ungeheuern Vermögens gemacht hatte, war die Amme dieſer ſchon unentbehrlich geworden.

Was dieſer guten Frau an raffinirter Klugheit abging, das beſaß das andre weibliche Individuum, welches jetzt mit ihr zuſammen in das Zimmer trat, in Ueberfluß. Die Putzmacherin und Modiſtin Madame Holzmann ſtand zwar in keinem Dienſtverhältniß zu Frau von Villiers, ließ ſich aber nichtsdeſtoweniger zu allen den Dienſtverrichtungen gebrauchen, zu welchen Frau Silbers untauglich war. Es waren dies die feinen der Intrigue, der Referate pikanter Ereigniſſe aus den höhern Kreiſen der Geſellſchaft, deren Lieferantin Madame Holzmann ausſchießlich war, und der Befriedigung jener außerordentlichen Gelüſte und Launen, die man eben nur in jenen Regionen kennt.

Ein ſolches Gelüſte hatte ſich nun gerade jetzt der ſchönen Witwe bemächtigt, und ſie konnte demſelben ſo wenig widerſtehen, wie irgend einem andern; im Gegentheil war ſie feſt entſchloſſen, alle Mittel und Wege einzuſchlagen, um es zu befriedigen.

„Liebe Holzmann," ſagte ſie mit ſchmeichelndem Tone — und die Angeredete wußte ſtets, was dieſer zu bedeuten hatte — „der Baron von Geisheim hat mir ſoeben etwas unbedacht und gewiß gegen ſeinen Willen ein köſtliches Geheimniß verrathen, nämlich daß er einen Demagogen im Hauſe hat, einen Verwandten, wie er ſagt. Ich muß durchaus dieſen jungen Mann kennen lernen, koſte es was es wolle; nur darf der Baron um's Himmels willen nichts von meinen Operationen erfahren. Ich brenne vor Verlangen, endlich die nähere Bekanntſchaft eines jener hochherzigen Jünglinge zu machen, deren kühne Ideen, die ſie als Thaten in das Leben zu rufen bemüht ſind, mich ſchon lange begeiſtert haben. Ich freue mich ungemein, den jungen intereſſanten Mann bei mir zu ſehen. Und denken Sie ſich, wenn er mein Retter wäre — ich habe ſo eine ſtille Ahnung — ja wenn er vielleicht gar der berühmte ſchlanke Stock wäre! Ich kann mich vor Entzücken kaum faſſen bei dieſem Gedanken.“

„Aber, gnädige Frau,“ nahm in dieſer kleinen Pauſe, die der poetiſche Traum der Frau von Villiers machte, die Amme ſchnell und ängſtlich das Wort. „Die Demagogen, oder wie ſie heißen, ſollen ganz erſchreckliche Leute ſein, Räuber, Mörder und Mordbrenner, die das Kind im Mutterleibe nicht ſchonen.“

„Schweig, Anna, mit Deinen Albernheiten!“ rief die Gebieterin erzürnt.

„Ich möchte Ihnen doch Vorſicht anrathen, gnädige Frau,“ warnte, des Zornes ungeachtet, jetzt die Putzmacherin. „In meinem Laden wurde erzählt, der ſchlanke Stock könne ſich unſichtbar machen, ſei hieb- und kugelfeſt und ein ſchrecklicher Böſewicht, der ſich dem Teufel für ſolchen Schutz mit Leib und Seele verſchrieben habe.“

„Mein Gott, Holzmann, Sie ſind ſo eine geſcheidte Frau und können ſolche Ungereimtheiten glauben! —

Laſſen Sie mich nur gewähren. Ich bedarf Ihrer Hülfe. Ich muß Sie aber dringend bitten, pünktlich und gewiſſenhaft das zu thun, was ich Ihnen aufgebe, und durchaus nicht weniger und nicht mehr.“

„Verlaſſen Sie ſich auf mein Wort, gnädige Frau, daß ich Ihre Befehle buchſtäblich ausführe.“

„Vor der Hand beſtehen ſie in nichts weiter, als daß Sie ein Billet, welches ich Ihnen jetzt gleich ſchreiben werde, an Herrn Sillig, den Secretair des Barons, heimlich abgeben, d. h. ſo, daß im Geſandtſchaftshotel Niemand weiter etwas davon erfährt. Sie begreifen, daß ich keinen meiner dienſtbaren Geiſter an den Secretair ſchicken kann.

„Er ſoll es heute noch haben; denn er geht täglich an meinem Laden vorüber. Ich brauche ihn alſo nur herein zu rufen, um es ihm zu übergeben.“

Die ſchöne Witwe eilte mit großer Munterkeit zu ihrem eleganten Schreibtiſche und warf flüchtig einige Zeilen auf Papier, und verſiegelte und übergab es der Putzmacherin, die ſich ſogleich damit empfahl.

## 3.

## Ein Demagog und ſein Schutzgeiſt.

In einem einfachen, auf den Hof hinausgehenden Zimmer im dritten Stockwerk des . . . iſchen Geſandtſchaftshotels ſitzt am frühen Morgen ein junger Mann, deſſen kräftige und angenehme Geſtalt lebendigen Eindruck auf jedes unbewachte junge Frauenherz zu machen geeignet iſt, in einem kurzen linnenen

Reiſerock und lieſt aufmerkſam in einem Buche, während er aus einer langen Pfeife die blauen Wölkchen eines köſtlichen Knaſters zieht und dazu aus einer Taſſe duftenden Kaffee ſchlürft. Da huſcht eine allerliebſte Mädchengeſtalt durch die Thür herein. Welch' ein kleiner niedlicher Kopf, von dem hellblonde Locken ſich herabringeln und das zarte ſanftgefärbte Bild mit den blauen treuherzigen und doch ſo ſchelmiſch lachenden Augen gleichſam in einen goldnen Arabeskenrahmen faſſen! Das niedliche Näschen, etwas keck emporſtehend, deutet auf Muthwillen und geiſtige Ueberlegenheit und ein paar Züge um den friſchen üppigen Mund verrathen etwas wie ein Trotzköpfchen. Sie umarmt und küßt den Studenten ohne alle Umſtände und er läßt es ſich mit einer Gleichgültigkeit gefallen, die einen verdrießen könnte.

„Ich will Dir nur ſchnell etwas Neues entdecken," flüſtert ſie ihm zu. „Der Baron hat mir ſo eben verrathen, daß er Deinetwegen nach Hauſe geſchrieben hat an die Regierung. Er war vorhin beim Frühſtück in ſeiner beſten Laune, und da kann er mir nichts verſchweigen, was das Haus betrifft. Er hat gebeten, ſie möchten Dir doch Deine politiſchen oder vielmehr unpolitiſchen Sünden vergeben und Dich wieder zu Gnaden annehmen. Aber er hat keine günſtige Antwort erhalten. Sie ſind ſehr übel auf Dich zu ſprechen, Bernhard. Du mußt es aber auch recht ſchlimm gemacht haben."

„Ach, davon verſtehſt Du nichts, Lilli," verſetzte der Student mit abwehrendem Trotz. „Ich verſichere Dich auf meine Ehre, daß ich gar nichts Unrechtes gethan habe. Aber wer die Macht hat, verſucht ungeſtraft die edelſte Handlung zur Miſſethat zu ſtempeln. Wer Kläger und Richter in einer Perſon iſt, wird natürlich der Gegenpartei nicht Recht geben. Es verſchlägt mir auch ganz und gar nichts, wenn ſie mich nicht zu Gnaden annehmen wollen; ja ich will gar nicht zu Gnaden angenommen ſein und mir ſchon ſelbſt eine anſtändige Exiſtenz ſchaffen.“

„Geh' doch, Du trotziger Junge und ſchäme Dich!“ ſchmollte Karoline, ſtrich ihm aber dabei zärtlich die Locken aus der hohen Stirn. „Der Baron hat nun aber doch noch einmal und noch nachdrücklicher geſchrieben und erwartet nun eine günſtigere Antwort in dieſen Tagen. Er läßt Dich aber bitten, ja recht vorſichtig zu ſein und Dich ganz häuslich zu halten, da die Befehle gegen die Demagogen hier geſchärft und alle Polizeioffizianten auf ſie zu fahnden ſtreng angewieſen ſind. Auch ſind neuerdings wieder mehre Demagogen aufgegriffen worden. Ich beſchwöre Dich, Bernhard, befolge ſeinen väterlichen Rath, die Angſt für Deine Sicherheit bringt mich ſonſt um.“

„Ich weiß es ja, gute Lilli, wie ſehr Du mich liebſt und um mein Wohl beſorgt biſt,“ verſetzte er und drückte ihr die Hand. „Mache Dir nur keinen Kummer, ich will des gütigen Barons Rath befolgen und, ſo lang ich noch hier bin, mein Zimmer nicht mehr verlaſſen.“

## 4.

## Der Secretär Sillig.

Das liebe Mädchen wollte ihn eben für dieſes Verſprechen mit einem Kuſſe belohnen, als leiſe an die Thür geklopft wurde und ſogleich ein junger, hagerer, geſchmeidiger Mann hereinglitt. Er war in einen feinen ſchwarzen Anzug gekleidet, der abſichtlich die neueſte Mode zu vermeiden ſchien. Das glänzend ſchwarze Haar war glatt über die gedrückte Stirn gekämmt, und ein paar dunkle Augen von ſehr gemiſchtem Ausdruck ſenkten ſich wie in demüthiger Beſcheidenheit, verkündeten aber eine liſtige Geiſtesüberlegenheit, wenn er ſie erhob. Ein eigenthümlicher, nichts weniger als gutmüthiger Zug zuckte über ſein Geſicht, als er das junge Mädchen hier erblickte, aber im Nu war er wieder der ruhige beſonnene Mann. „Ich ſtöre doch nicht?“ lispelte er mit einem ſauern Lächeln.

„Ich wüßte nicht, was Sie ſtören ſollten, Herr Secretär,“ entgegnete das Mädchen mit ſchlecht verhehlter Befangenheit, „ich habe Herrn Müller nur eine ihn betreffende Nachricht überbracht.“

„Und ich bin aus derſelben Abſicht gekommen,“ ſagte der Secretär.

„Noch hab' ich Ihnen meinen Dank nicht abgeſtattet, mein Fräulein,“ wandte ſich der Student zu der Schönen. „Meine Dankbarkeit wird gewiß auf Mittel ſinnen, mich Ihnen erkenntlich zu zeigen.“

„Es bedarf keines Dankes, Herr Müller.“

„Ich wollte Ihnen nur ſagen, werther Freund,“ nahm der lauernde Secretär das Wort, „daß ich Sie um ſieben Uhr dieſen Abend abholen will.“

„Wie? Sie wollen doch das Haus wieder verlaſſen, Herr Müller?“ fragte Lilli ängſtlich.

„Dieſen Abend zum letzten Male, mein Fräulein. Ich habe es meinem Freunde Sillig verſprochen.“

„In meiner Geſellſchaft iſt er ſo ſicher, wie in Abrahams Schoße,“ grinſte der Secretär wieder. „Der Himmel hält ſeine Hand über die Gerechten. Denn er hat ſeinen Engeln befohlen über Dir, daß ſie Dich behüten auf allen Deinen Wegen, daß ſie Dich auf den Händen tragen und Du Deinen Fuß nicht an einen Stein ſtößeſt. — Es bleibt doch dabei, daß ich Sie um ſieben Uhr abhole?"

„Ich werde Sie erwarten, lieber Sillig."

„So will ich mich wieder empfehlen."

„Wohin ſo eilig?"

„Ich will meine Morgenandacht in einem Tempel des Herrn verrichten. Der Anblick des Heiligthums während des Gebets ſtimmt die Seele höher."

„Sie ſind gar zu fromm, Herr Secretär." ſagte das Mädchen mit einem Anfluge von Spott. „Ich bitte, beten Sie auch für mich."

„Ich bete ſtets für Ihr zeitliches und ewiges Wohl."

„So wünſch' ich, daß alle Ihre Gebete von Gott erhört werden möchten!" Mit dieſen Worten war ſie ſchnell zur Thüre hinaus.

„Mamſell Sternau ſcheint nicht zu wünſchen, daß Sie dieſen Abend das Haus verlaſſen," nahm Sillig das Wort und warf unbemerkt einen heimtückiſchen Blick auf den Studenten.

„Ah was! Sie hat mir eben geſagt, daß die Polizei den Demagogen eifriger als je nachſpürt."

„Und ſie ſcheint ſehr großen Antheil an Ihrem Schickſale zu nehmen?"

„Je nun, ſie iſt ein gutes Kind, und ich bin ihr eine neue Erſcheinung im Hauſe."

„Wär' es weiter nichts? Sollte das Herz nicht dabei in's Spiel gekommen ſein?"

„Ah, laſſen Sie ſich nichts Thörichtes einfallen, lieber Freund!"

„Ja, ja, Sie haben vollkommen recht, wertheſter Freund, es wäre etwas ſehr Thörichtes von Ihnen und von ihr, denn Karoline Sternau iſt eine blutarme Waiſe, die Ihr Vetter, der Herr Baron, aus purem Mitleid in's Haus genommen hat. Frau von Billiers aber iſt eine ſteinreiche und dabei ſchöne und geiſtvolle Frau. Sie können Ihr Glück bei ihr machen und ich gönn' es Ihnen von Herzen."

„Bah! davon kann doch wahrlich nicht die Rede ſein. Ich verſpreche mir nichts als einen angenehmen Abend, und das iſt Alles."

„Das Uebrige will ich dem lieben Gott im brünſtigen Gebete anbefehlen. Meine Gebete bleiben ſelten ohne Wirkung. Leben Sie wohl, mein Beſter!"

Der fromme Mann empfahl ſich und der Student ſchritt, ſich in Tabakswolken hüllend, im Zimmer auf und ab, ſtill vor ſich hinlächelnd.

## 5.

## Eine böſe Ahnung.

Noch war keine halbe Stunde verſtrichen, als Karoline heftig in's Zimmer trat.

„Bernhard," ſagte ſie mit ängſtlicher Stimme, „meine Ahnung ſagt mir, daß Dir Gefahr von Sillig droht."

„Von Sillig?" fragte der Student verwundert und aus ſeinen Träumen fallend.

„Ich möchte darauf ſchwören, er iſt fort, um Dich zu verrathen. Ich habe Dir deshalb ſchnell in einer Bodenkammer ein ſicheres Verſteck bereitet. Dorthin mußt Du Dich ohne Aufſchub begeben, ehe er zurückkommt, und wir müſſen ihm und dem Baron, der zum Glück ſchon ausgefahren iſt, weiß machen, Du ſeiſt plötzlich abgereiſt, von einem Freunde entführt worden."

„Aber, Lilli, welch' ein abenteuerlicher Plan! Ich bitte Dich!"

„Bernhard, ich beſchwöre Dich, mir zu folgen! Meine Unruhe ſteigt mit jeder Minute. Meine böſe Ahnung wird zur Ueberzeugung. Du ſchwebſt in der äußerſten Gefahr und mußt Dich augenblicklich in die Bodenkammer verſtecken. Packe ſchnell Deine ſieben Sachen zuſammen und ſchreib' an Sillig einige Abſchiedszeilen."

„Ich kann und mag es nicht glauben, daß Sillig ſo ſchlecht ſein könnte. Nein, nein, man muß den ſchönen Glauben an die Menſchheit nicht ſo leicht aufgeben."

„An die Menſchheit nicht, lieber Bernhard, aber an ſolche fromme Menſchenfratzen. Mein Gefühl täuſcht mich nicht; er geht damit um, Dich zu verderben. Setz' Dich und ſchreib' ihm, ſonſt biſt Du verloren. Ich will derweil Deine Habſeligkeiten zuſammen leſen."

„Du ſiehſt überall Geſpenſter, Lilli," ſagte Bernhard verdrießlich, denn er dachte wieder an den zugeſagten Beſuch für dieſen Abend, der auf dieſe Weiſe zu Waſſer zu werden drohete.

„Dieſe frommen Geiſter ſind die Geſpenſter unſerer Zeit. Und der Heuchler hat es verſtanden, den Baron für ſich einzunehmen, denn die Frömmigkeit iſt jetzt unter den vornehmen Leuten Mode. — Schreib', ſchreib', um Deines Heils willen!"

„Sillig hat mir alle Liebe und Freundſchaft erwieſen," widerſtrebte Bernhard; „ich habe ihn mit nichts beleidigt, weshalb ſollte er mich nun verrathen wollen?“

„Alles mit Abſicht und zu ſeinen Zwecken, iſt Silligs geheimer Grundſatz,“ eiferte Karoline, und ihre Züge wurden dabei lebendiger und färbten ſich röther. „Lehre Du mich das Geſicht dieſes Menſchen kennen. Er führt Böſes im Schilde. Jede ſeiner Mienen verrieth ihn mir, in ſo fromme Falten er ſie auch zu legen ſich bemühte. Nie ſpricht er mehr von Religion und Tugend, als wenn er, vollgepfropft von Falſchheit, eine Bosheit ausbrütet. Als er mich vorhin hier auf Deinem Zimmer fand, ſah ich nicht nur am unheimlichen Funkeln ſeiner Augen, ich hörte auch an ſeinen ſalbungsvollen Reden, was in ihm vorging, und als er uns verſicherte, ein religiöſes Bedürfniß führe ihn aus dem Hauſe, flüſterte mir mein Genius zu: er gehe Dich zu verrathen, und ich ſchickte ihm Jakob nach, um ſeine Wege auszuſpähen.“

„Und Jakob wird Dich bald genug von der Grundloſigkeit Deines Verdachtes überzeugen.“

„Deſto beſſer. Dann hab' ich nur die Dachkammer vergeblich eingerichtet, und Du nur ein paar Zeilen vergeblich geſchrieben. Setz' Dich; ich will Dir den Brief dictiren; denn Du machſt von ſelbſt doch keine Anſtalt dazu.“

„Aber, beſte Karoline!“ —

„So ſchreib' doch!“ rief das Mädchen jetzt ärgerlich und ſtampfte mit dem kleinen Fuß auf den Boden. „Muß ich Dich doch zu Deiner Rettung zwingen!“ Aber ſchnell fügte ſie ſanfter und im ſchmeichelnden Bittone hinzu: „Thu' mir's zu Liebe, guter Bernhard, und folge mir nur diesmal noch!“

Da war der Widerſtand des jungen Mannes beſiegt. Er ſetzte ſich an den Tiſch und nahm Papier und Feder.

Karoline diktirte und Bernhard ſchrieb: „Mein edelſter, theuerſter Freund! Die Seele blutet mir, nicht perſönlich von Ihnen Abſchied nehmen und Ihnen Aug' in Auge, Herz an Herz, für alle mir erwieſene Freundſchaftsdienſte danken zu können." —

„Mädchen, wie falſch biſt Du!" rief der Schreiber empört.

„Schlau, Lieber, nichts weiter," verſetzte ſie ruhig. „Nur Kinder und Narren ſpielen offen mit heuchleriſchen Schurken."

„Das heißt: ich bin ein Kinds- oder Dummkopf," lachte der Student.

„Ein herzensguter Junge biſt Du," küßte ihn Lilli auf die Stirn, „der aber das Herz viel zu viel auf der Zunge trägt und aller Welt Vertrauen entgegen bringt. Und deshalb mißbraucht Dich jeder Schelm."

„Wie Recht hat ſie!" dachte Bernhard und griff wieder zur Feder.

„Schnell zu Ende!" rief das entſchloſſene Mädchen, nahm das Blatt, las das Geſchriebene durch, gab es zurück und fuhr fort: „Ein Freund holt mich eiligſt ab; der Wagen wartet vor dem Thore. Leben Sie wohl, edelſter, trefflichſter aller Menſchen! Meine Dankbarkeit erliſcht nur mit meinem Leben. Doch auch darüber hinaus hoff' ich noch ſein zu können, Ihr ergebenſter Bernhard Müller."

„Es iſt ein abſcheuliches Dokument!" rief der Student aufſpringend. „Und es geht nichts über Frauenverſtellung und Falſchheit."

„Ja in dem Falle, wenn wir ſie zu Euerm Heile anwenden, Ihr ſtolzen Herren der Schöpfung, die Ihr

Euch ſelbſt oft nicht zu helfen wißt," antwortete Karoline, während ſie das Blatt zuſammen ſchlug und mit einer Oblate verſchloß.

## 6.

## Die Beſtätigung der Ahnung.

In dieſem Augenblicke wurde die Thüre geöffnet und ein kurzer, wohlgenährter Mann mit einer großen Glatze und einem rothen Vollmondsgeſicht trat ſchwitzend und mit Bedientenbücklingen herein. In der That war es Jakob, der Kammerdiener des Barons. Karoline rief ihm ſogleich haſtig entgegen: „Nun, Jakob, wie war's?"

„Uff! uff!" ſtöhnte der Glatzköpfige, „ich bin ganz außer Athem." Und trocknete ſich den Schweiß mit dem batiſtnen Taſchentuche von Geſicht und Stirne.

„Sprechen Sie ſchnell, Jakob, wie war's?" rief nun auch Bernhard.

„Sag' nur kurz, wohin er ging?" fügte das Mädchen hinzu.

„Ging er in die Kirche?" drängte der Student.

„Laſſen Sie mich doch nur verſchnaufen!" jammerte der Kammerdiener. „Ich bin ja wie toll gelaufen und im Zuſtande eines gekochten Fiſches."

„Mein Gott, für dieſe ſehr unwichtige Nachricht hätteſt Du uns die verlangte wichtige machen können!" rief Karoline ärgerlich.

„So ſagen Sie doch nur: ging er in die Kirche?" wiederholte Bernhard.

„Auf das Polizeibureau!“ verſetzte Jakob grinſend.

Der Student erſchrak und ſagte leiſe und ſchmerzlich: „Alſo doch!“

„Wer hat nun recht?“ triumphirte das ſchlaue Mädchen.

„Ich ſah ihn hineingehen und wieder herauskommen,“ fuhr der Kammerdiener fort, da die Schleußen ſeiner Geſchwätzigkeit nun geſprengt waren. „Der Polizeicommiſſär Klinkhardt gab ihm das Geleite, und ſie drückten ſich, als ſie noch ein Langes und ein Breites miteinander geſchwatzt, beim Abſchied zärtlich die Hand. Der Herr Secretär wird wahrſcheinlich gleich hier ſein. Deshalb rannte ich ſo, um ihm den Vorſprung abzugewinnen.“

„Sobald er in's Haus iſt, gieb ihm dieſen Brief, Jakob,“ ſagte Karoline mit Ruhe und Ueberlegung. „Vermelde ihm dabei eine höfliche Empfehlung von Herrn Müller, der plötzlich durch einen unerwarteten Beſuch Gelegenheit gefunden, glücklich aus der Stadt zu entkommen.“

„Ein Freund, ein andrer Student habe mich in größter Eile abgeholt,“ fügte Bernhard hinzu.

„Du habeſt Beide zu einem Wagen am Oberthore gebracht,“ fuhr Karoline fort, „der ſogleich abgefahren. Mach' es recht natürlich, guter Jakob.“

„Sorgen Sie nicht, Mamſellchen,“ ſchmunzelte der Kammerdiener. „Ich werde es ſchon auf's Beſte ausrichten. Derweil wird Herr Müller etwas bei Seite geſchafft. Nicht wahr?“ Dazu zwickerte er ſchlaulächelnd mit den Augen und machte eine bezeichnende Handbewegung.

„In die letzte Dachkammer. Du biſt unſer Vertrauter, Jakob,“ ſchmeichelte das ſchöne Kind. — „Aber jetzt fort! fort, Bernhard! Jeder Augenblick längern Zauderns vergrößert die Gefahr.“ Damit ſchob ſie den Studenten zur Thüre hinaus und folgte ihm nach.

---

## 7.

## Frommer Betrug.

Jakob hatte ſich im Salon in Poſitur geſtellt, als der Secretär in demüthig ſchleichender Haltung hereintrat. Es waren die leiſen Schritte und vorſichtigen Bewegungen einer Katze, die der fromme Mann unwillkürlich und unbewußt nachzuahmen ſchien. Auch grüßte er mit jenem Tone, den man den der Bonhomie zu nennen pflegt, den alten Kammerdiener: „Guten Morgen, lieber Jakob!“

„Schönſten Dank, Herr Secretär!“ verſetzte der Glatzköpfige ſo freundlich als möglich. „Sie haben heute eine lange Morgenpromenade gemacht.“

„Promenade?! Nein, beſter Jakob! Zum Promeniren hab' ich keine Zeit. Ich habe meine Morgenandacht verrichtet und mein Herz zum allgütigen Schöpfer aller Welten erhoben.“

„In welcher Kirche waren Sie denn, Herr Secretär, wenn man fragen darf?“

„In der Dreifaltigkeitskirche hab' ich die Frühpredigt gehört.“

„Und wer predigte denn?“

„Der Pfarrer Meiße.“

„Ein trefflicher Prieſter und guter Prediger.“

„Ein großes, liebevolles Herz! Jakob, Sie beſuchen die Kirche wenig. Sie ſollten wirklich Gott fleißiger dienen.“

„Meinen Sie, Herr Secretär? Ich denke, ich bete für meine Umſtände genug.“

„Aber ich fürchte, Ihr Herz hängt allzuſehr an irdiſchen Dingen.“

„Es ſind hübſche Dinge, dieſe irdiſchen.“

„Aber vergänglich, Staub und Aſche, ſtets dem Wechſel und der Zerſtörung unterworfen, ohne wahren inneren Werth. Wie ſchwinden ſie doch in nichts gegen die ewigen unwandelbaren Güter, die uns die heilige Religion bietet!“

„Aber der Menſch kann doch das Irdiſche weniger entbehren als das Himmliſche. Das müſſen Sie mir gewiß zugeben, Herr Secretär. Ich denke mir, wenn wir einmal himmliſche Engel geworden ſind, wird's gerade umgekehrt der Fall ſein. Irdiſche Menſchen, irdiſche Güter und etwas weniges Himmel; himmliſche Engel: himmliche Güter und etwas weniges, vielleicht gar nichts Erde. Finden Sie den Schluß nicht richtig?“

„Sie ſind im Irrthum, Jakob!“

„Als Menſch will man eſſen, trinken, wohnen, ſich kleiden und wohl auch noch etwas mehr.“

„Sehet die Lilien auf dem Felde und die Sperlinge auf dem Dache,“ ſprach Sillig ſalbungsvoll. „Sie ſäen nicht, ſie ſpinnen nicht und der himmliſche Vater ernährt ſie doch. Darum ſollt ihr nicht ſorgen und ſagen: was werden wir eſſen? was werden wir trinken? womit werden wir uns kleiden? Nach ſolchem Allen fragen die Heiden. Trachtet am erſten nach dem Reiche Gottes und nach ſeiner Gerechtigkeit, ſo wird euch ſolches Alles zufallen. — Jakob mir iſt bange vor Ihr Seelenheil. Sie ſcheinen mir mehr ein Heide als ein Chriſt zu ſein.“

„Je nun, ſo will ich mich von Ihnen bekehren laſſen, Herr Secretär.“

„Iſt das Ihr Ernſt, Jakob? das würde mich ſehr glücklich machen. Sie werden es mir im Himmel danken.

„Jetzt wollen wir vor der Hand noch auf der lieben Erde bleiben und Irdiſches verhandeln. Zur Bekehrung finden wir eine paſſendere Gelegenheit. — Ich habe einen Brief an Sie.“

„Einen Brief? Von wem?“

„Von Herrn Bernhard Müller. Freuen Sie ſich mit mir, Herr Secretär! Er iſt glücklich entwiſcht und in Sicherheit.“

„Wie? — Müller — entwiſcht?!“ fragte der fromme Mann beſtürzt und nahm den Brief, den er flüchtig überlas, dann grimmig in der erhobenen Hand zuſammenballte und rief: „Gelobt ſei Gott für Müller's Rettung! Der Herr ſei ihm ein Schirm und Stab auf allen ſeinen Wegen.“

„Ja, Gott hat Ihr Morgengebet, in welches Sie gewiß Ihren Freund eingeſchloſſen, ſogleich erhört und ihm unverzüglich den Retter geſandt,“ ſagte der Kammerdiener hämiſch lächelnd. „Sie waren kaum eine halbe Stunde fort, als ein junger Mann eintrat, und nach Herrn Müller fragte. Ich führte ihn auf das Zimmer desſelben. Sie fielen einander an die Bruſt, herzten und küßten ſich, daß es eine Luſt mit anzuſehen war. Dann nahm der fremde Student unſeren Hausgenoſſen ohne Weiteres mit fort. Dieſer ſchrieb erſt in der Eile dieſe Zeilen für Sie. Das Ränzel war hurtig genug gepackt. Nun ging's fort. Ich trug das Ränzel nach. Vor dem Oberthore hielt ein Wagen. Beide hinein und auf und davon! Vorher trug mir aber Herr Müller noch die herzlichſten Grüße an Sie auf, und er werde Ihre aufopfernde Freundſchaft nie vergeſſen."

„Sagte er das?" fragte Sillig geſchmeichelt. „Ich that nur, was mein Herz mir vorſchrieb. Müller war zwar ein arger Sünder an der von Gott eingeſetzten Obrigkeit; aber ein frommes gotterfülltes Herz vergiebt dem Irrenden und hilft ihm auf beſſere Wege. Müller wird ferner nicht mehr an Gott und den Geſetzen freveln; er wird den Weg der Tugend wandeln und — ich bin ſein Retter. Sehen Sie, Jakob, das thut wohl. Dieſes Selbſtbewußtſein gäb' ich nicht für alle Schätze der Erde hin. Das ſind die Früchte der Gottesfurcht, die Werke eines religiöſen Gemüths."

„Ja, Herrn Müller's Mund ſtrömte auch über von Ihrem Lobe. Aus ſeiner Mittheilung hab' ich zuerſt klar erfahren, welch' eine koſtbare Perle wir an Ihnen im Hauſe haben."

„Ich danke Ihnen für dieſe Erkenntniß!" rief der Secretär in der Aufregung ſeiner Eitelkeit, drückte dem Kammerdiener die Hand und verfügte ſich auf das Bureau.

## 8.

## Fromme Betrachtungen und Vorſätze.

Hier ſaß er allein und hing ſeinen Gedanken nach, denen er zuweilen leis geflüſterte, ja zornig gemurmelte Worte lieh. Der Gang dieſer Gedanken war ohngefähr folgender:

„Als ob der naſeweiſe Burſche den Braten gerochen hätte! — Nun, mir kann es am Ende gleich ſein, ob er im Polizeigefängniſſe ſitzt oder in einem Wagen, der ihn funfzig Meilen weit fortträgt, wenn ich ihn nur vom Halſe los bin. Das Letztere kann mir eigentlich nur noch lieber ſein. Denn über kurz oder lang hätte ja meine kühne Stockfiſch-Erdichtung ſich doch als ſolche erweiſen müſſen, und dann wär' er wohl gar wieder auf freien Fuß und mir abermals in's Gehege gekommen, der unausſtehliche Pavian, der alberne Stockfiſch. — Das Milchgeſicht war mir verhaßt wie kein Menſch ſonſt auf der Welt, und ich haſſe doch wahrlich die Meiſten. Denn ſie verdienen meinen Haß, das Gezücht! — Jedenfalls hatte der täppiſche Schlingel Abſichten auf Linchen, und das ſchnippiſche Ding ſah ihn auch nicht ungern. Das wäre mir ja ein wahrer teufliſcher Streich durch alle meine wohlausgeſonnenen Berechnungen geweſen! Nein von ſolch einem Tölpel laß ich mir meine ſchönen Pläne nicht verderben. — Gar nicht übel ſpeculirt von dem Dummkopf! Sucht den reichen adligen Verwandten auf, weiß den gutmüthigen Schwachmatikus für ſich zu gewinnen und einzunehmen; geſteht, daß er wegen demagogiſcher Dummheiten im Vaterlande von der Polizei verfolgt wird, daß ſein Name geächtet iſt und erhält nichtsdeſtoweniger den vetterlichen Schutz. Wer ſucht auch wohl den proſcribirten Demagogen im Hauſe Sr. Excellenz des Herrn Baron von Geisheim? Schlau! Und nun ein Liebſchäftchen, mit der hübſchen, wenn auch natürlichen Tochter des Beſchützers, die einen großen Theil des ungeheuern väterlichen Vermögens, ja vielleicht gar das ganze erben wird. Eine Heirath, die der gute Herr Papa ſegnet. Und der lüderliche Demagog hätte ſein Kärnchen im Trocknen. Noch ſchlauer! Poſitiv, Comparativ! — Aber, halt, Burſche! — Jetzt kommt der Superlativ. Herr Joſeph Sillig, Secretär Sr. Excellenz, des Herrn Baron von Geisheim iſt der Schlaueſte. Fort iſt der demagogiſche Student, und Linchen Sternau wird Frau Secretär Sillig und bald Frau Räthin Sillig und weiter Frau Hofräthin Sillig und ſo weiter, ſo weiter. Für die fernere Progreſſion laß ich Sr. Excellenz ſorgen. Dazu ein paar mal hunderttauſend Thaler; vielleicht das ganze Vermögen. Und warum nicht das ganze? Ich will das Ganze! Man muß nie etwas halb wollen. Ich bin ein entſchiedener Feind aller Halbheiten. Schiller ſagt mit Recht: „Immer ſtrebe zum Ganzen!“ — Aus der Verheirathung des Barons darf durchaus nichts werden. Wozu hätt' ich mein Genie, wenn ich dieſe abgeſchmackte Verbindung des alten Narren mit der koketten Witwe nicht hintertreiben könnte! Wäre Bernhard nicht in Linchen verſchoſſen geweſen, ſo hätte er ein gutes Werkzeug für mich abgegeben; denn dann hätt' ich die Villiers in ihn verliebt gemacht, und der Baron hätte einen Korb von ihr bekommen. So aber mußt' ich den Burſchen beſeitigen, der mir in die Quere kam mit ſeiner abgeſchmackten Liebſchaft. Der Zweig, der ſich nicht in mein Geflecht fügen will, wird abgeſchnitten und in's Feuer geworfen. Jetzt muß ich meine Augen auf Leisnitz richten. Wenn er nur bald kommt! Er wird doch hoffentlich eine erträgliche Figur ſpielen! Dann raſch an die Ausführung meines gut angelegten Planes!“

## 9.

## Eine fromme Liebeserklärung.

In dieſen ſpekulativen Gedanken und Reden, die ihm endlich ein vergnügtes Händereiben entlockten und zu einem ſtolzen Selbſtbewundern ſeines Genies führten, wurde er durch Karolinens Eintritt unterbrochen.

„Wiſſen Sie ſchon, Herr Secretär“ — begann ſie unbefangen und fröhlich.

„Der Herr ſegne Sie, mein verehrtes Fräulein!“ fiel er ihr mit Salbung in die Rede.

„Daß unſer Freund glücklich entkommen iſt!“ fuhr ſie, unbekümmert um ſeinen Segensſpruch, fort.

„Ich weiß es und danke Gott dafür. Der liebe Freund hat mir eine rührende Dankadreſſe votirt. Gott ſchütz' und ſchirm' ihn auf ſeiner Flucht und auf allen ſeinen Wegen!“

„Wie ſehr verdiente er Ihren frommen Wunſch!“ rief Lilli etwas lebhaft, und Sillig maß ſie mit einem argwöhniſchen Blicke.

„Meinen Sie?“ fragte er gedehnt. „Worin beſtehen denn ſeine Verdienſte?“

Mit einiger Verlegenheit antwortete das Mädchen: „I nun, er hegte ſtets die dankbarſten und ergebenſten Geſinnungen für Sie, Herr Secretär, und verehrte Sie als ſeinen beſten Freund.“

„Das war ich auch!“ verſetzte Sillig mit Selbſtkitzel, „und er hatte alle Urſache mir dankbar zu ſein. Allein dies iſt noch kein Verdienſt von ihm. Das iſt im Gegentheil ein Verdienſt von mir. Sr. Excellenz hätte ihn ſchwerlich geduldet, wenn ich nicht ſein Fürſprecher geworden wäre. Seine Unbeſonnenheit würde längſt die Augen der Polizei auf ihn gezogen haben, wenn ich ſie nicht ſtets von ihm abgelenkt hätte. Mein moraliſches Gefühl mußte ſeine Handlungsweiſe verdammen, während ich in jeder Beziehung ſein Wohlthäter war."

„Sie edler, großmüthiger Mann!" rief Karoline mit erheuchelter Begeiſterung. „Ich bewundere Ihr Herz, das ſolcher Handlungen fähig iſt."

„Ihr Beifall entzückt mich, mein verehrtes Fräulein!" ſchmunzelte der eitle Frömmling. „Er macht mir die Erfüllung der heiligen Gebote der Liebe und Religion leicht."

„Mein Beifall ſollte Ihnen ganz gleichgültig ſein. Die Tugend trägt in ſich ſelbſt den höchſten Lohn, unbekümmert um Beifall oder Tadel der Welt."

„O die ſündige Welt und ihr Urtheil ſind mir auch ganz gleichgültig! Nicht Sie, Linchen — nicht Sie! Der edelſte und größte Menſch hat ſeine Schwächen. Die meinige iſt: auf Ihr Urtheil viel, Alles zu geben. In meinem Herzen wohnen nur Gott und — Sie."

„Ich bin dieſer Mitbewohnerſchaft gänzlich unwürdig," ſagte Karoline lachend.

„Sie ſind ein Engel, und Engel wohnen ſtets mit Gott zuſammen," ſchmeichelte der plumpe Selbſtvergötterer weiter. Karoline ärgerte ſich, aber ſie hielt ihre Rolle feſt, den ihr verächtlichen Menſchen mit ſchlau erkünſtelter Leichtfertigkeit zu behandeln. „Ei, Herr Secretair!" rief ſie, ihm mit den Finger drohend. „Ein ſo frommer Mann und ſo ſündhafte Reden! Ein ſchwaches Mädchen für einen Engel auszugeben!"

„Ihre ſterbliche Schwäche iſt meiner ſterblichen Schwäche verwandt," perorirte er mit ſüßlichen Mienen; „unſer unſterbliches Theil unſerm himmliſchen Vater. So ſind wir ſchwach und ſtark zugleich. Wenn wir nun unſre Schwäche vereinigten, ſo würde unſre Stärke bedeutend wachſen. Wir würden den höchſten Grad menſchlicher Vollkommenheit erreichen. Welch' ein frommes gottgefälliges Leben wollten wir führen! die Thränen der Witwen und Waiſen trocknen, die Blöße der Armuth bedecken, Kirchen und Schulen bedenken.“ —

„Aber zu dem Allen gehört ja viel, ſehr viel Geld, beſter Herr Secretär! Woher wollen Sie denn das nehmen? Sie haben mir ſelbſt geſagt, daß Sie kein Vermögen beſitzen und daß ich eine arme Waiſe bin, wiſſen Sie auch.“

Sillig trat ihr jetzt ein paar Schritte näher, und indem ſein Auge lauernd das ihrige beobachtete, flüſterte er vertraulich: „Linchen, ſollten Sie denn gar keine Ahnung haben — — von glänzenden Ausſichten? — —“

„Glänzende Ausſichten?!“ rief ſie lebhaft und ungeſtüm. „Ich weiß nichts, ich ahne nichts. Sagen Sie ſchnell: wiſſen Sie etwas davon?“

„Hat Ihre verſtorbene Tante Ihnen nie eine Entdeckung, oder auch nur eine Andeutung in Bezug auf Ihren Vater gemacht?“

„Nichts weiter, als daß er als Hauptmann vor meiner Geburt in Rußland geblieben iſt. Iſt etwa ein reicher Onkel von ihm geſtorben, deſſen Univerſalerbin ich bin?“

„Univerſalerbin können Sie ſchon werden,“ ſchmunzelte Sillig, „aber nicht eines Onkels, ſondern Ihres — Vaters ſelbſt.“

„Wie iſt das möglich? Ich hörte ſtets von der Tante, der Vater ſei arm geweſen.“

„Ich verſichere Sie: Ihr Vater iſt reich, ſehr reich."

„Sie ſprechen in Räthſeln."

„Lebt in Ihrem Herzchen keine Stimme, die ſie deutet?"

„Sie ſpannen mich auf die Folter!" rief Karoline jetzt allen Ernſtes ungeduldig, und mit einem Anfluge von übler Laune fuhr ſie mehr befehlend als bittend fort: „Erklären Sie ſich deutlicher!"

„Wie ſchön Ihnen dieſer Eifer läßt!" ſchmeichelte Sillig. — „Linchen, haben Sie nie daran gedacht, in welchem Verhältniſſe Sie zum Herrn Baron ſtehen könnten?"

„In welchem andern als in dem einer armen dankbaren Waiſe zu ihrem großmüthigen Wohlthäter? Als meine Tante ſtarb, ſorgte er als Freund meines ſeligen Vaters für die Vollendung meiner Erziehung und nahm mich dann in ſein Haus auf, damit ich ſeiner Wirthſchaft vorſtehe."

„Und ſchließen daraus nicht, daß zwiſchen ihm und Ihnen ein engeres und Sie heiligeres Band beſtehe, als das des bloßen Wohlthuns?"

„Ha! jetzt verſteh' ich Sie," rief Karoline ſeltſam überraſcht und bewegt. „Und Sie glauben alſo, ich werde einſt die Erbin des Herrn Barons ſein?"

„Ich weiß es," verſetzte Sillig mit wichtig thuender Beſtimmtheit.

Ein angenehmes Lächeln verbreitete ſich über Karolinens Züge, und mit leiſem Spotte fragte ſie weiter: „Und Sie, großmüthiger Mann, wollen mir helfen, mein Erbe gut anzuwenden?"

„Zur Ehre Gottes und zum Beſten der Menſchheit," entgegnete der Secretär, den Spott nicht herausfühlend, mit einem tiefen Bückling.

„In der That,“ fuhr das ſchelmiſche Mädchen fort, „das könnte mich ſchon beſtimmen, Ihren frommen Wünſchen mein Ohr zu leihen.“

Dadurch angefeuert ſagte der Heuchler dringend und täppiſch: „Linchen, geben Sie mir Ihre Hand am Altare! Wir ſind für einander geſchaffen. Der Baron liebt Sie, er liebt mich nicht minder. Sie lieben ihn kindlich; ich liebe ihn nicht minder. Wir wollen ihm ſeinen Lebensabend verſüßen.“

„Aber Sie ſagten mir ja erſt vor einigen Tagen, er hege die Abſicht, Frau von Villiers zu heirathen.“

„Bah! Das darf eben nicht geſchehen!“ Der Frömmling hatte unvorſichtig die Maske gelüftet.

„Wie? Wir können es ihm doch nicht wehren?“

Sillig nahm ſich wieder zuſammen. „Begreifen Sie doch, liebes Linchen, daß es die heiligſte Pflicht unſrer dankbaren, liebenden Herzen iſt, dem guten Vater eine Reue zu erſparen und ihn vor jedem Kummer zu ſchützen und zu bewahren. Frau von Villiers iſt ſchön, kokett, intriguant, leichtſinnig, mit einem Worte: eine Franzöſin, die keine Ahnung hat von den ſtillen Tugenden einer deutſchen Hausfrau. Sie würde dem guten Vater untreu werden und ihm den Lebensreſt verbittern. Das können und dürfen wir nicht zugeben. In ſeinem Alter führt eine Heirath ſtets zu Unbequemlichkeiten, mit einer leichtfertigen Frau aber zu offenbarem Unglück. Nur in der Jugend finden und verbinden ſich die Herzen mit Glück, verſteht ſich, wenn Gottes Segen dabei iſt, wie bei uns. Thun Sie alſo das Ihrige, um Sr. Excellenz dieſen unüberlegten Plan auszureden. Sie vermögen etwas über ihn. Ich will das Meinige thun.“

„Und Sie vermögen auch etwas über ihn“, ſagte Karoline zweideutig.

„Alſo unſer Bund iſt geſchloſſen!" rief der Secretär ſchon triumphirend.

„Gegen Frau von Villiers?"

„Unſern Herzensbund mein' ich."

„Ja ſo! das geht aber doch nicht ſo raſch, mein werther Herr Secretär. Dabei gibt's erſt noch viel zu bedenken."

„Ich will nicht fürchten, daß —"

„Was?"

„Daß Müller —"

„Was iſt's mit ihm?"

„Linchen, Linchen, ſollten Sie den Sauſewind durch Gläſer geſehen haben, die Ihr Herzchen roſenroth gefärbt! Faſt vermuthe ich, Sie ſind in den Leichtfuß verliebt."

„Wohin denken Sie, Herr Secretär!" rief das Mädchen herzlich lachend. „Ich mich in Bernhard verlieben? Es iſt zum Todtlachen!"

„Wirklich nicht?" fragte Sillig und ſchöpfte Glauben.

„Ich habe ſtets gehört, verliebte Mädchen ſeufzten und weinten und wüßten doch nicht weshalb; träumten bei offenen Augen, antworteten verkehrt, verſalzten die Suppe und ſähen nicht ſelten einen Laternenpfahl für einen zärtlichen Ritter an. Haben Sie dergleichen an mir bemerkt? Hab' ich nicht meine fünf Sinne beiſammen gehabt, ſeit Müller im Hauſe war? Nein, nein. Herr Secretär; ich ſchwöre Ihnen zu: Sie ſind auf falſcher Fährte."

„Es wäre auch ſehr unrecht und unbeſonnen von Ihnen geweſen", predigte Sillig im wohlmeinenden Beichtvatertone, „wenn Sie ſich mit dieſem gefährlichen Menſchen irgend wie eingelaſſen hätten. Er würde Ihnen Leib und Seele auf ewig verderbt haben.“

„Sie erſchrecken mich! Wie ſollte das möglich geweſen ſein?“

„Müller war ein Demagog und zwar einer der ſchlimmſten. Und alle Demagogen ſind Böſewichte, die nur auf Mord und Verderben der hohen, von Gott eingeſetzten Obrigkeit ſinnen. Nichts iſt dieſen entſetzlichen Menſchen heilig, nichts ehrwürdig. Tugend und Religion verlachen ſie, Sitte und Anſtand treten ſie mit Füßen.“

„I du mein Himmel, das iſt ja ganz entſetzlich!“ rief Linchen.

„Und weil ein Demagog allen heilſamen und heiligen Inſtitutionen den Krieg erklärt hat, weil er alles Beſtehende umſtürzen, alle Ordnung und Geſetz in Staat und Kirche vernichten und das Unterſte zu oberſt kehren und rauben, morden, ſengen und brennen will, ſo erklärt ihn der Staat mit Recht in die Acht, ſteckt ihn zeitlebens in's Zuchthaus, köpft und henkt ihn —“

„Doch wohl nur Eins von beiden“, warf Karoline lachend dazwiſchen, die durch Silligs Uebertreibungen ihren fröhlichen Muth wieder gewonnen hatte. „Man henkt keinen, Herr Secretär, den man geköpft hat.“

„Einerlei!“ eiferte der loyale Mann im unaufhaltſamen Redefluß, in den er ſich gearbeitet, fort, „ob gehenkt oder geköpft: die Rotte muß vertilgt werden und eines infamen Todes ſterben. Welch' ein beklagenswerthes Loos aber für ein armes weibliches Herz, daß ſich ſolch einem Ungeheuer zu eigen gegeben!“

„Sollte Müller wirklich ein ſo gräßlicher Menſch geweſen ſein?“ fragte Karoline bedenklich. „Er ſah ſo ſanft und gut aus.“

„Linchen", ſprach der Secretär jetzt langſam und legte den getragenen Ton erhöhter Feierlichkeit in ſeine Stimme, „hören Sie mich an! Ich muß Ihnen ein Geheimniß anvertrauen, das mir keine Macht der Erde entriſſen haben würde, ſo lange Müller noch im Hauſe war. Jetzt aber kann und will ich's Ihnen entdecken; denn die Entdeckung kann ihm nun nichts mehr ſchaden."

„Sie machen mich äußerſt neugierig."

„Sie erinnern ſich doch von dem berüchtigten Demagogen gehört zu haben, der unter dem Namen ‚der ſchlanke Stock' oder ‚der Stockfiſch' polizeilich verfolgt wird?"

„Ei freilich! Es ſtand ja genug in den Zeitungen von ihm, und das Gerücht ging, er halte ſich in der hieſigen Stadt verborgen."

„Das Gerücht hat wahr geſprochen. Der ſchlanke Stock iſt Niemand anders als — Bernhard Müller."

„Iſt's möglich?" Ich bin zum Tode erſchrocken!"

„Es iſt wirklich ſo; ich gebe Ihnen mein Wort darauf."

„Aber er heißt doch Bernhard Müller und nicht Stock oder Stockfiſch."

„Der ‚ſchlanke Stock' und ‚der Stockfiſch' war ſein Studenten- oder vielmehr Demagogenname. Wie alle Räuber und Spitzbuben, geben ſich nämlich die Demagogen beſondere Spitznamen, wonach nur ſie ſich unter einander kennen. Nicht wahr, jetzt iſt Ihr edles Herz voll Abneigung gegen dieſen Stock?"

„O voll Abſcheu! Und wie ich vor ihm ſchaudere, ſo fühle ich mich von Hochachtung für Sie durchdrungen, daß Sie das Alles wußten und dennoch ſein Wohlthäter wurden."

„Mein frommes mitleidiges Herz!“ liſpelte der beſcheidene Mann verſchämt.

„Aber es wäre doch eigentlich Ihre Pflicht geweſen, den gefährlichen Stock in die Hände der Polizei zu liefern.“

„Man muß Gott mehr gehorchen als den Menſchen.“

„Die Obrigkeit iſt an Gottes Statt!“ perorirte das Schelmenmädchen den Heuchler.

„Man muß dem Verbrecher nicht jeden Weg zur Beſſerung abſchneiden. Ich habe täglich für Bernhard gebetet und ſeine Bekehrung Gott befohlen.“

„Ihr frommes Herz iſt ein unergründlicher Liebesborn.“

„Ein wahres Wort! Und für wen quillt er am ſtärkſten? Für wen quillt er Flammen? Linchen, ſchlagen Sie ein!“ Und zum zweitenmal hielt er ihr die Hand hin und zweifelte keinen Augenblick, daß ſie ihm an den unergründlichen Liebesborn fallen würde, um ſich daran zu berauſchen. Aber neckiſch rief die hübſche Blondine: „Ich muß es mir beſchlafen! Verlangen Sie doch nicht, daß ich mir heute gleich an dem Flammenborne die Engelsflügel verſengen ſoll.“

„So ſoll ich morgen —“

„Beſtimmte Antwort haben.“

„Der Herr erleuchte Sie und nehme Sie in ſeinen beſonderen Schutz!“

Karoline kicherte draußen in ihr Taſchentuch.

## 10.

# Vertrauliches Geſtändniß.

Eben fuhr der Wagen des Barons vor. Karoline empfing den würdigen Herrn auf ſeinem Zimmer und küßte ihm die Hand. Er klopfte ihr dafür zärtlich die blühende Wange und betrachtete ſie mit ſichtlichem Wohlgefallen.

„Bon jour, ma vie!“ ſagte er mit etwas fetter Stimme. „Aber Kind, Du ſiehſt ja ganz echauffirt aus. Es iſt Dir doch nichts Unangenehmes begegnet, mein Püppchen?“

„Nichts, daß ich wüßte, Excellenz. — Doch muß ich Ihnen eine Neuigkeit mittheilen. Bernhard iſt von einem andern Studenten, der ſeinetwegen hierher gereiſt war, dieſen Morgen ſchnell entführt worden und hat mich beauftragt, Ihnen ſeinen herzlichſten Dank zu ſagen, und er werde Ihnen in den nächſten Tagen ausführlich ſchreiben.“

„Iſt er fort? Deſto beſſer. Du weißt wie gut ich ihm bin! Von euch beiden iſt mir eins ſo lieb, wie das Andere. Aber geſteh' ich Dir's jetzt offen: er hat mich genirt. Es wollte ſich doch nicht recht ſchicken, daß ein der Demagogie verdächtiger junger Menſch in meinem Hauſe lebte. Wie leicht hätt' ich durch ihn compromittirt werden können. Daß er für meinen Verwandten galt, machte die Sache nicht beſſer. Nur Deinetwegen, Lilli, ließ ich's geſchehen.“

„Sie ſind ſtets ſo gütig gegen uns“, ſtammelte Karoline mit einer Thräne im Auge; denn das Gefühl des Unrechts kam zentnerſchwer über ſie, daß ſie den edlen Wohlthäter hinterging. „Meine unbegrenzte Dankbarkeit — —“ Und ſie beugte ſich nieder, um ihm die Hand abermals zu küſſen. Aber er entzog ſie ihr und ſagte ſanft: „Laß das, Lilli! Du biſt kein Kind mehr. Du biſt ein großes hübſches Mädchen geworden und erinnerſt mich lebhaft an Deine Mutter. Ach, ſie war ſo hübſch und hold wie Du! Eine liebliche, ach! leider zu früh verwelkte Blume im Garten meiner Jugend —.“ Und der ſtarke Diplomat war von Erinnerungen ſo ergriffen, daß er ſich abwandte und ſein Batiſttuch an die Augen hielt. Die Rührung dauerte nicht lange; er wandte ſich wieder zu Karolinen mit der Frage: „Apropos, Kind, haſt Du der Frau von Villiers den neuen Stockfiſch geſchickt?“

„Vor einer Stunde ſchon.“

„Sie wird ſich freuen. Ein köſtliches Weſen. Une bonne delicatesse!“

„Frau von Villiers?“ fragte Karoline zerſtreut.

Der Baron lachte über dieſe Frage, daß ihm der Bauch ſchütterte. „O, auch ſie, auch ſie!“ rief er vergnügt. „Doch meinte ich den Stock, den Kabeljau, den delikaten Fiſch. Darüber muß man Goldaſt hören. Er hält einen ſo geiſtreichen Vortrag über den edlen Stock, daß man den lebhafteſten Appetit bekommt. — Doch ſage mir, liebes Kind, wie gefällt Dir Frau von Villiers?“

„Sie iſt eine ſehr liebenswürdige Dame“, ſagte Karoline mit Ernſt.

„Parfaite in ihrer Art, wie der Stockfiſch in der ſeinigen!“ Die Excellenz ſchwieg einige Augenblicke und betrachtete, auf dem Sopha ſitzend, geſenkten Kopfes verſtohlen Karolinen, die am Fenſter ſaß. Dann fuhr er mit einer gewiſſen ängſtlichen Vertraulichkeit, die recht eigentlich diplomatiſch war, weil ſie mehr Mißtrauen als Vertrauen verrieth, leiſer fort: „Was meinſt Du, Lilli, wenn ich —“. Aber er blieb ſtecken und räusperte ſich verlegen. Der Menſch in ihm ſiegte über den Diplomaten.

„Was meinen Sie, Excellenz?" fragte Karoline ſchelmiſch.

Nun faßte er ſich ein Herz, nahm ſich zuſammen und ſagte ungewöhnlich ſchnell: „Wenn ich Frau von Villiers als Baronin von Geisheim in's Haus führte?"

„Dieſe Frage kann doch wohl nur Ihr eignes Herz beantworten. Und ich denke, es hat es ſchon gethan. Mir kommt keine Stimme dabei zu."

„Doch, doch, mein Kind!" rief er haſtig, tief aufathmend und ſie zärtlich anlächelnd. „Würdeſt Du auch dann noch bei mir bleiben wollen? Ich habe mich an Dich gewöhnt, Lilli. Ich kann Dich nicht miſſen."

„Ich werde ſo lange bei Ihnen bleiben, als Ihre Güte es wünſchen wird."

„Frau von Villiers wird Deine Freundin ſein, mein Täubchen", ſchmunzelte er immer heiterer und vergnügter.

„Und ich — ihre Dienerin", ſagte Karoline beſcheiden und demüthig.

„Unſer Kreis wird nicht vergrößert", fuhr der Geſandte nun geſchwätzig fort. „Der Koch bleibt unter Deinem Befehl; Goldaſt Dein Berather in allen Küchen- und Tafelangelegenheiten. — Iſt Goldaſt heute ſchon hier geweſen?"

„Ich ſah ihn noch nicht."

„Ich habe nothwendig mit ihm zu ſprechen. Für Niemand weiter bin ich zu Hauſe. Adieu, liebe Puppe! Schicke mir Goldaſt gleich herauf, wenn er noch kommen ſollte. Es wird Alles gut und ſchön werden.

Nicht wahr?" Und er küßte ſie auf die reine Stirn, ehe er ſie entließ.

## 11.

## Der Neffe als Nebenbuhler.

Karoline war in den Parterreräumen des Hotels mit Anordnung des Diners beſchäftigt, als ſie den Portier mit einem Fremden ſprechen hörte, deſſen Stimme ihr ſo wohltönend klang, daß ſie heraustrat. Sie war auf's Angenehmſte überraſcht, einen feinen jungen Mann von vortheilhafteſtem Aeußern vor ſich zu ſehen, der ſie mit dem leichteſten und gewählteſten Anſtande begrüßte.

„Ich ſuche Herrn Secretär Sillig", ſagte er, „höre aber ſo eben vom Portier, daß er nicht hier im Hotel wohnt."

„Er iſt aber zugegen", verſetzte Karoline. „Wenn Sie mir folgen wollen, werde ich Sie zu ihm führen."

„Sie verbinden mich auf's Lebhafteſte, mein Fräulein", ſagte der Fremde. „Doch möchte ich nun faſt wünſchen, daß Sie nicht ſo ſehr eilten. Es iſt ein ſo wohlthuendes Gefühl, beim Eintritt in ein Haus zuerſt dem guten Genius deſſelben zu begegnen; und gewiß iſt Jeder zu entſchuldigen, der die Minuten ſolchen Zuſammentreffens zu Stunden ausdehnen möchte."

„Ich hätte nie geglaubt, daß unſer wohlgenährter Portier jemals für einen Genius paſſiren würde", lachte Karoline.

„Ah, Sie ſind eben ſo ſchelmiſch, als ſchön, und dies verdoppelt Ihre Liebenswürdigkeit und gibt Ihrem Geniuscharakter die reizende Färbung einer Amorine."

„Und woraus wollen Sie denn ſchließen, daß ich der gute Genius dieſes Hauſes bin?"

„Jeder anderen jungen Dame gegenüber würde ich mit ſchmeichelnder Prahlerei ſagen: ich beſitze eine Prophetengabe, ein Divinationsvermögen, einen ungewöhnlichen Scharfſinn. Ihnen kann ich das nicht ſagen. Und ſo erwiedere ich bloß: Ich ſchließe es aus Ihren ſeelenvollen Augen, aus Ihren ſchönen, milden Zügen, aus Ihrer ganzen edlen wohlthuenden Geſtalt, und ich hege die heiligſte Ueberzeugung, daß ich keinen Fehlſchuß mache."

„Für ſo viel feines Lob muß ſich der Genius des Hauſes ſchon dankbar erzeigen", ſagte Karoline lächelnd. „Da er aber weder Prophetengabe, noch die Kunſt ſo wichtige Schlüſſe zu machen, ſein eigen nennen kann, ſo möchte er wohl aus Ihrem Munde erfahren, auf welche Weiſe er ſeine Dankbarkeit an den Tag legen könnte."

„Dieſes wohlwollende Anerbieten iſt ganz eines Genius würdig. Nähere Beziehungen dürften ſich ſpäter finden und ein freundlicher Wink über dies und das mich dankbar verbinden."

„Ich fühle das Bedürfniß Ihnen gleich jetzt einen ſolchen zu geben. Weshalb? Ich weiß es nicht. Aber er deutet auf den Mann, nach dem Sie fragten, und er heißt: Trau, ſchau, wem? Machen Sie daraus, was Sie wollen. Treten Sie in dieſes Zimmer. Sie werden Herrn Sillig darin finden." Und huſch, war ſie wieder die Treppe hinab.

Der Fremde ſah ihr ſinnend nach. Er ſtand lange, wie in ſtille Träumereien verſunken und ſchüttelte mehrmals den Kopf, als ſei ihm hier vieles räthſel=

haſt. Endlich klopfte er an und trat, nach vernommener Einladung ein.

Sillig erhob ſich vom Schreibtiſche und ging dem Fremden mit grinſend kriechender Geberde entgegen.

„Mein Name iſt Philipp von Leisnitz“, ſagte der Eingetretene.

„Ah tauſendmal willkommen, verehrteſter Herr Baron!“ rief der Secretär geſchmeidig und verklärt. Aber alſobald kam die Frömmelei über ihn, und er fuhr fort: „Der Herr ſegne Ihren Eingang! Sie kommen ſehr à propos. Heute den ganzen Vormittag ſind meine Gedanken bei Ihnen geweſen. Sie haben doch meinen letzten Brief vom vorigen Montag erhalten?“

„Worin Sie die mir drohende Gefahr ſo lebhaft ſchildern.“

„Leiſe! leiſe! wenn ich bitten darf. Sie ſind hier in einem diplomatiſchen Hauſe, und Vorſicht iſt in ſolchen das erſte Geſetz. — Ich ſage Ihnen, es iſt die äußerſte Gefahr für Sie im Verzuge.“

„Hat mein Onkel bereits Schritte gethan, die mir ſchaden könnten?“

„Noch nicht. Bis jetzt hab' ich mit Gottes Hülfe Alles Ihrem Intereſſe Nachtheilige glücklich abzuwenden gewußt. Länger hätt' ich's aber ſchwerlich zu verhindern vermocht, und Sie ſind noch zur rechten Zeit angelangt, um ſelbſt handelnd einzutreten.“

„Ich bitte Sie, Herr Secretär, mich mit der Sachlage bekannt zu machen.“

„Wer hätte geglaubt, daß der Herr Baron in ſeinen Jahren noch ſo ein reizbares, empfängliches Herz hätte? Leider iſt dem aber ſo! Er iſt, wie ich Ihnen ſchrieb, ſterblich in Frau von Villiers verliebt.

Und in der That beſitzt dieſe junge Witwe ſehr anziehende Reize. Sie iſt jung —"

„Ein Pfundgewicht in der Wagſchale der Neigung."

„Sie iſt ſchön."

„Ein Viertelcentnerſtein."

„Sie iſt geiſtreich."

„Ein halber Centner!"

„Sie hat keine Familie."

„Ein Zentner!"

„Sie bezieht zehntauſend Thaler Renten."

„Ha! Zehntauſend Pfund! Volle hundert Zentner! Solche Laſten ſchnellen jede Bedenklichkeit auf der andern Wagſchale hoch empor. Wiſſen Sie, Freund, wozu ich entſchloſſen bin?" fragte der junge Edelmann begeiſtert.

„Laſſen Sie hören! Ich ehre ſchnelle Entſchlüſſe, die uns der Geiſt Gottes unmittelbar eingibt."

„Ich werde Frau von Villiers ſelbſt heirathen."

„Das hat Ihnen Gott wirklich eingegeben!" rief der Secretär vergnügt, und ſeine Augen funkelten von einem unheimlichen tückiſchen Glanze. „Zwei Fliegen mit einem Schlage! Sie erhalten ſich das reiche Erbe des Onkels — denn eine Andere heirathet er nicht — und gewinnen mit der jungen ſchönen geiſtreichen Frau ein herrliches Einkommen. Wie wollen Sie aber dieſes ſchöne Ziel erreichen, Herr Baron?"

„Das iſt eine verdammt kitzliche Frage. Geben Sie mir einen guten Rath, Herr Secretär! Sie ſind ein erfahrener und gewandter Mann."

„Sr. Excellenz wird um ſo mehr eilen, ſeinen Schatz in Sicherheit zu bringen, wenn er in Ihnen einen Nebenbuhler wittert."

„Ich muß ihm zuvorkommen. Machen Sie mich ſchnell mit Frau von Villiers bekannt."

„Das geht unmöglich, beſter Herr Baron. Excellenz ſind mein Chef; ich muß alſo aus dem öffentlichen Spiele bleiben. Mein Platz in dieſem Drama iſt hinter der Couliſſe auf Ihrer Seite."

„Ich begreife das. Ja, ja, Sie haben vollkommen Recht. So geben Sie andern Rath!"

„Ich fürchte der Herr Oheim wird heute noch um die ſchöne Witwe werben und — das Jawort erhalten."

„So lauf' ich heute noch Sturm auf das Herz der reichen Frau. Sagen Sie mir nur, wie ich am ſchicklichſten und ſchnellſten zu ihr komme?"

„Es geht mir da plötzlich ein Gedanke auf, ein guter Einfall, eine unmittelbare Erleuchtung von oben", ſagte Sillig mit frömmelnder Emphaſe. „Es liegt ein günſtiger Zufall oder vielmehr eine Schickung Gottes für Sie vor, und es iſt Pflicht, ſie zu benutzen. Ein Student, weitläuftiger Verwandter des Herrn Baron von Geisheim, ſeines Zeichens ein Demagog, hat ſich einige Wochen lang hier im Hauſe aufgehalten. Heute iſt er in aller Stille abgeſegelt. Man hat triftige Gründe, ihn für den berüchtigten Demagogen zu halten, der jetzt polizeilich unter dem Namen ‚der ſchlanke Stock' verfolgt wird. Nun ſchwärmt Frau von Villiers für keine Männer weiter, als für Demagogen und doch hat ſie, wie ſie behauptet, noch keinen geſehen. In ihrem kleinen reizenden Kopfe haben ſich eine Menge der tollſten Freiheitsideen aufgeſpeichert und rumoren ihr darin herum. Kaum hat ihr der Herr Baron zufällig verrathen, daß er einen Demagogen im Hauſe hat, als ſie mich auch beſtürmt, ſie heimlich mit demſelben bekannt zu machen. Die geheime Vorſtellung Seiner demagogiſchen Herrlichkeit war auf dieſen Abend feſtgeſetzt; ich ſollte ihr Herrn Müller in ihr Gartenhaus zuführen, wo ein gutes Souper für uns bereit ſein ſollte.“

„Ich verſtehe!“ rief Leisnitz. „Nun führen Sie mich hin und geben mich für den Demagogen Müller aus. Vortrefflich!“

„Nicht ganz ſo! Ich ſagte Ihnen ſchon, daß ich in dieſem Luſtſpiele nicht auf die Bühne auftreten darf. Ich melde jetzt gleich der Frau von Villiers brieflich, daß der Demagog von der Polizei bedroht, ſich plötzlich unſichtbar gemacht hat. Dieſen Abend nun flüchten Sie als verfolgter Student Müller oder vielmehr als ‚ſchlanker Stock‘ zu ihr, flehen ſie um Aſyl und Schutz an und berufen ſich auf die beabſichtigte Vorſtellung. Das Uebrige gebe ich Ihnen anheim. Ich denke, es wird ſich von ſelbſt machen.“

„Ja, das wird ſich von ſelbſt machen“, lachte der junge Spekulant. „Laſſen Sie ſich umarmen! Dieſer Plan iſt ein Meiſterſtück. — Onkelchen wird aber doch nicht vorher freiwerben?“

„Heute halte ich ihn noch ab. Daß er morgen zu ſpät komme, iſt Ihre Sache.“

„Und wenn heut Abend, er käme zu ſpät. Ich bin unwiderſtehlich!“ rief Leisnitz, ſich ſeiner geiſtigen und körperlichen Vorzüge wohl bewußt und ordnete ſein Haar mit wohlgefälligem Lächeln vor dem Spiegel.

„Jetzt fort, Herr Baron! Sr. Excellenz darf Sie nicht hier finden. Sie dürfen ihm erſt einen Beſuch machen, wenn Alles in Richtigkeit iſt. Kennt er Sie von Perſon?“

„Schwerlich. Seit meinem zehnten Jahre hat er mich nicht geſehen.“

„Das iſt gut für vorkommende Fälle. Wo ſind Sie abgeſtiegen?“

„Im rheiniſchen Hof.“

„Ich werde Sie Nachmittags abholen, um Ihnen das Gartenhaus der Frau von Villiers zu zeigen. Der Herr ſei mit Ihnen!“

„Noch Eins, lieber Sillig! Wer iſt denn die hübſche freundliche Blondine, die ich unten im Hauſe fand, und die mir ſo gefällig Ihr Zimmer zeigte?“

„Eine blutarme Waiſe, die Ihr Onkel aus Mitleid in's Haus genommen hat, weil ſie die Tochter ſeines in Rußland gebliebenen Waffenbruders iſt, und die ihm nun die Wirthſchaft führt. Sie heißt Karoline Sternau und iſt — wenn's Gott gefällt — die künftige Frau Ihres ergebenen Dieners.“

„Ihre künftige Frau, Sillig!“ rief der junge Edelmann erſtaunt. „Nun ich gratulire! Sie haben Geſchmack. Adieu, cher ami!“

Als Leisnitz durch die Hausflur ſchritt, ſtand die Thür des Küchenzimmers — vielleicht nicht ohne Abſicht — offen, aus welchem Karoline vorhin gekommen war. Im Zimmer beſchäftigt, erröthete ſie leicht bei ſeinem Anblick, indem ſie ſeinen Gruß anmuthig erwiederte. Die Roſen ihrer Wangen färbten ſich aber höher, als er ihr lächelnd mit dem Finger drohete und ihr zuflüſterte: „Und Sie ſind die Braut dieſes Mannes? — Trau, ſchau, wem?“

„Er hat mich für ſeine Braut ausgegeben?!“ fragte Karoline entrüſtet. „Der Unverſchämte! Er iſt mein Verlobter, wie der Koch hier nebenan in der Küche mein intimſter Freund. Ich habe nichts dagegen, wenn Sie das dem Herrn Secretär Sillig wieder ſagen wollen.“ Damit verbeugte ſie ſich und ging ſchmollend in die Küche. Leisnitz verließ das Haus, konnte aber das Bild des ſchönen, edelgebildeten Mädchens nicht los werden, dem der Zorn nur noch höhere

Reize verliehen hatte. Er nahm ſich vor, dieſes ſeltſame Verhältniß bald näher zu erforſchen.

## 12.

## Ein moderner Apicius.

Sillig ſaß wieder am Schreibtiſch und giftete in ſich hinein: „Denkt der junge Narr da, ich reiße mich aus purem Eifer für ihn im Leibe auf, damit er eine halbe Million erbe und noch zehntauſend Thaler jährlicher Rente dazu erwerbe, und ich — mir den Mund wiſche und mit einem kühlen Danke mich abfertigen laſſe. Daß doch der Adel ſtets von dem merkwürdigen Wahne befangen iſt, wir Bürgerlichen lebten, arbeiteten und ſtürben nur für ihn, damit er ſich weich bette und die Früchte unſerer Anſtrengung verſchwelge! Und das Alles von Gott und Rechts wegen. Nicht doch, junger adliger Herr! Sie ſind im Irrthum! Die zehntauſend für Sie; die halbe Million für mich! So iſt's ehrliche, der Mühe und Arbeit angemeſſene Theilung.“

Der ehrliche Menſchenfreund wurde durch ein neues Klopfen von ſeinen Betrachtungen abgezogen. Auf ſeinen Hereinruf erſchien ein Mann im Zimmer, deſſen Aeußeres an einen fetten Puter, oder einen geſottenen Hummer erinnerte. Es war in der That ein allerliebſter kleiner, wohlgenährter Herr mit kurzen, fleiſchigen, etwas geſchweiften Beinen, rothen, ſtrotzenden Backen und kleinen, glänzenden Augen, über welche ſich von der niedrigen Stirn herab ein paar Fleiſchwülſte zu ſenken droheten. Haare hatten nur wenige auf dem ſtattlichen Haupte Platz gefunden; ſie waren fein, wie Seide, und ſpielten in's Blondgraue, dafür glänzte ſeine Haut wie ein mit Butter übergoſſener, fetter Kalbsbraten, ſo daß man bei ſeinem Anblick unwillkürlich auf den Gedanken kommen mußte, er habe ſtatt Blut Provencer-Oel in den Adern.

„Guten Tag, guten Tag, Liebſter, Beſter! Wie geht's? wie ſteht's?“ plapperte der kleine feiſte Herr mit einem weichen feinen Stimmchen und großer Zungenfertigkeit, zum Beweis, daß ſein Mund alle ihm zukommenden Funktionen mit größter Vollkommenheit zu erfüllen verſtehe. Ohne eine Antwort des Secretärs, der ſich nicht viel aus ihm zu machen ſchien, abzuwarten, fuhr er mit derſelben pipenden Geläufigkeit fort: „Iſt der Baron bei Tafel? Hat er Tiſchgeſellſchaft?“

„Excellenz ſpeiſen heute allein,“ verſetzte Sillig gleichgültig. „Sie wiſſen, Herr von Goldaſt, dann hat unſer Koch wenig zu thun.“

„Ich weiß, ich weiß, dann iſt der Baron geradezu unausſtehlich. Ein allein ſpeiſender Menſch ſinkt unter das Niveau der menſchlichen Würde. Ein in Geſellſchaft ſpeiſender Menſch, von einem culinariſchen Genie unterſtützt, kommt dem Ideale der Menſchheit am nächſten.“

„Der Menſch iſt eben ein geſelliges Thier,“ bemerkte Sillig, in ſeiner Arbeit fortfahrend. „Spricht doch Gott der Herr ſchon bei der Weltſchöpfung: es iſt nicht gut, daß der Menſch allein ſei. Alſo ſoll er auch nicht allein eſſen.“

„Sehr wahr bemerkt, liebſter Freund!“ fiſtulirte Herr von Goldaſt. „Alle die trüben und traurigen Dinge, die ſich als abſcheuliche Anhängſel an das Loos der Sterblichkeit anklammern, wie Harpyien, und uns das Bischen Leben verbittern, weichen von uns wie die Furien von Oreſt im Heiligthume der Göttin, wenn wir in einer Geſellſchaft, die mit rechtem Sinne die Kunſt aller Künſte — ich meine natürlich die noble Kochkunſt — zu würdigen verſteht, bei Tafel ſitzen. Da ſpüren wir etwas Göttliches in uns; ja, wir fühlen uns den Göttern gleich. Haben Sie jemals im Homer oder irgendwo in einen Klaſſiker geleſen, daß Jupiter oder Juno allein ſpeiſ'ten, ſelbſt wenn ſie kleine pikante, eheliche Zwiſtigkeiten miteinander hatten? Immer der ganze Olymp war beiſammen bei Tafel."

„Und ſpeiſ'te Ambroſia," erinnerte Sillig. „Freilich ſo etwas wird uns nicht gereicht."

„Ich bitte Sie, Freund!" krähete Herr von Goldaſt und wurde noch einmal ſo roth; denn jetzt galt es einen Ehrenpunkt, und das hatte der ſchlaue Secretär beabſichtigt. Es war ihm mit den wenigen Worten nur zu gut gelungen, den kleinen, ölglänzenden Mann in Harniſch zu bringen. „Ich bitte Sie, was war Ambroſia, die tägliche Ambroſia, die ewige Ambroſia? Vielleicht etwas Aroma, aber wenig poſitiver Gehalt. Wahrlich toujours perdrix wäre mir noch lieber, als dies ewige duftende Einerlei, höchſtens zuweilen vom Duft unterbrochen, der von einer auf Erden geopferten Rinderheerde emporſtieg. Ich für meinen Theil habe die Götter nie beneidet. Bedenken Sie doch die glänzenden Reſultate unſerer Kochkunſt! Die Auswahl, welche ſie bietet! Wir haben jetzt an zehntauſend Gerichte, lauter Kunſtprodukte der höheren Kochkunſt, lauter Triumphe des menſchlichen Genies. Und die armen Götter hatten nur Ambroſia."

„Aber woher mag das gekommen ſein?" ſagte Sillig, ſich erſtaunt ſtellend.

„Der ganze Olymp war noch weit in der Kultur zurück," predigte Goldaſt mit ſtets überſchnappender Stimme, und der Schweiß rann ihm dabei ſtromweis von der rothen, kahlen Stirne. „Zwar trieben dieſe olympiſchen Herren und Damen diverſe Beſchäftigungen. Neptun befleißigte ſich der Schifffahrt und des Fiſchfangs; Ceres liebte den Ackerbau, Bacchus den Weinbau; Apoll war Arzt, Merkur Kaufmann; Vulkan trieb ſogar das ignoble Schmiedehandwerk; aber Keiner, kein Einziger hatte die edle Kochkunſt erlernt, die ihnen als Göttern doch nöthiger geweſen wäre, als alles Andere. Arme traurige Götter! Sie haben mich ſtets gedauert. Kann man ſich etwas Kläglicheres vorſtellen, als Gott ſein zu müſſen, ohne die hohen und herrlichen Genüſſe, die das Gefühl der Göttlichkeit erſt in uns wachrufen? Da bin ich einem Gotte weit ähnlicher, als weiland Jupiter."

„Wird Euch nicht bei Euerer Gottähnlichkeit bange?" fragte Sillig grinſend.

„Bange? Nein, Freund, und wenn die Tafel bräche von der Laſt der köſtlichſten Speiſen, bange würde mir nicht. Ich ſchlüge mich ritterlich mit Meſſer und Gabel durch alle Gänge durch, und ſollte ich vierundzwanzig Stunden bei Tafel ſitzen."

„Gott erhalte Sie ſtets bei Ihrem ritterlichen Appetit und einem unverwüſtlichen Gebiß, Herr von Goldaſt! Sie ſind fürwahr ein ächter Ritter der Tafelrunde."

„Hahaha!" lachte der keine Feiſte geſchmeichelt. „Das iſt ein köſtlicher Einfall, ein ſehr paſſender Ehrenname für mich. Gottlob, mein Appetit hat mich noch niemals in Stich gelaſſen, und meine Zähne zermalmen das zäheſte Roaſtbeef mit Leichtigkeit. Aber Sie haben das dritte Blatt in Ihrem chriſtlichen Wunſche vergeſſen. Ich brauche auch vornehme und reiche Gönner und Freunde, um meine Füße unter ihre Tafel zu ſtrecken.“

„So wünſche ich Ihnen von Herzen, daß Sie zum Hofvorkoſter am königlichen Hof zu Windſor befördert werden möchten, wo man den baron of beef verſpeiſt.“

„O woran erinnern Sie mich, Freund!“ ſprach der Kleine und wiſchte ſich zu beiden Seiten den Mund mit ſeinem ſeidnen Taſchentuche. „Wir ſind alle gebrechliche ſterbliche Menſchen, und ich muß ſo gut den Weg alles Fleiſches gehen, wie alles Lebende, d. h. von Andern verzehrt werden. Doch halte mir Gott meine Verzehrer noch lange vom Leibe! Eh' ſich aber mein Schickſal erfüllt, möchte ich einen Wunſch mir gewährt ſehen.“

„Und der wäre?“

„Ein tüchtiges Stück dieſes weltberühmten Barons zu verſpeiſen, des kräftigſten und genießbarſten aller Barone. Kennen Sie die Geſchichte ſeiner Nobilitirung?“

„Ich habe nicht die Ehre, die Lebensläufe aller geadelten Herren zu kennen!“

„Die muß ich Ihnen erzählen.“ Der Sprecher ſchob dabei ſein rundes Bäuchlein in eine Sophaecke und ſtreckte die fetten Beinchen ſtrampelnd von ſich. Dann begann er behaglich: „Einer der größeſten und weiſeſten Könige von England, ein Heinrich oder Edward, gleichviel welcher, mit einem Worte: ein Weiſer, und wahrſcheinlich der Weiſeſte, der je über das Inſelreich geherrſcht, hielt unter allen ſeinen Dienern, Rittern und Vaſallen ſeinen Koch am höchſten.

Wenn dieſer einzige Umſtand die Unübertrefflichkeit ſeiner Weisheit nicht ſonnenklar darthut, ſo weiß ich nichts weiter zu ſagen. Doch die Sache iſt zu klar, als daß man ſich lange dabei aufzuhalten brauchte. Genug, Sr. Majeſtät liebte Höchſtdero Koch mit rührender Zärtlichkeit, verehrte ihn als Freund und Wohlthäter und bewunderte täglich, nicht etwa ſprechend mit ſchön klingenden Phraſen, wie andere gemeine Leute zu thun pflegen, ſondern kauend und ſchlingend und mit den unverkennbarſten Zügen des höchſten Wohlwollens im Angeſicht, das unergründliche Genie deſſelben. In der That hielt die engliſche Majeſtät auf wahrhaft königlich großmüthige Weiſe Künſte und Wiſſenſchaften hoch und gab Künſtlern, Dichtern und Gelehrten manchen Beweis von Gnade. Aber mit vollſtem Rechte ſtellte der König die Kochkunſt über alle anderen Künſte und Wiſſenſchaften und räumte ihr dadurch nur den ihr gebührenden Platz ein, der ihr leider von der geiſtigen Beſchränktheit der meiſten Menſchen noch immer auf eine ganz unbegreifliche Weiſe verſagt wird. Nun war Sr. Majeſtät ein ganz abſonderlicher Freund von Rindfleiſch, und, wie allen Engländern, war ihr alles, was vom Ochſen kam, vorzüglich werth und angenehm."

„Auch andere große und vornehme Herren," warf Sillig ein, „ſind oft ſchon ſo weiſe geweſen, allem, was vom Ochſen kam, den Vorzug zu geben."

„Eines Tages nun," fuhr der Erzähler fort, ohne den Worten des Secretärs eine Beachtung zu ſchenken, „ſetzte ſich der König ungewöhnlich hungrig zur Tafel. Da traf ſich's denn, daß der königliche Mundkoch noch niemals ein herrlicheres und ſaftigeres Ochſenlendenſtück ſeinem gnädigſten Gebieter vorgeſetzt hatte, als gerade heute. Es war ein königlicher Lendenbraten, der, ich weiß nicht wie viel Centner weg. Der König hatte kaum die erſten paar Biſſen von dieſem unvergleichlichen Fleiſche gekoſtet, als er gleichſam in eine ſchnalzende Extaſe, in eine Verzückung der Zunge gerieth (ich kann mir einen ſolchen, von den Geſchmacksnerven ausgehenden erhöhten, exaltirten Seelenzuſtand ſehr deutlich denken, andere Menſchen, deren Zunge aber nicht auf der höchſten Kulturſtufe ſteht, oder die vielmehr nicht geborne Geſchmackgenies ſind, werden ſich ſchwerlich einen rechten Begriff davon machen können), und ſich plötzlich mit einer des wichtigen Gegenſtandes angemeſſenen Feierlichkeit erhob. Ein heiliger, aber freundlicher Ernſt, der einer Verklärung gleich kam, war über ſeine königlichen Züge ausgegoſſen; ſein majeſtätiſch gebietendes Auge leuchtete von einer würdigen und erhabenen Begeiſterung entzündet. Staunend ſahen die Hofdamen und Herren, die Ritter und die Diener zu dem hohen Herrn empor, und die Königin ſchwur bei ſich, noch niemals habe ſie ihren Gemahl ſo ſchön und liebenswürdig geſehen. — „Ritter und Vaſallen," ſprach die glückſelige Majeſtät mit Emphaſe, „es ziemt den Königen vor allem dankbar zu ſein und diejenigen mit Ehren und Würden zu bekleiden, die ihnen Genuß und Freude bereiten. Nun bin ich, ſchon oft und viel in eurer Mitte von einem ſehr ehrenwerthen und nützlichen Subjecte höchlichſt erfreut und ergötzt worden, und obgleich der Freudenbringer nur ein ſchlichter Ochſe war, ſo ſchwör' ich doch bei meiner Krone: weder der tapferſte und adligſte, noch der gelehrteſte und weiſeſte Mann Altenglands hat mir jemals ſo viel Vergnügen gemacht, als ſolch' ein reſpektabler Ochſe, oder vielmehr das Stück von einem Ochſen, das ich meine. Lange hab' ich in meinem königlichen Sinne erwogen, wie ich ihn dafür würdig ehren und dankbar erheben könnte. Denn Könige ſollen nichts Gewöhnliches thun und nicht auf halbem Wege ſtehen bleiben. All' ihr Handeln ſei groß und königlich. Heute alſo, als beſagtes Subject in preiswürdiger Geſtalt mit den lieblichſten und ſchmackhafteſten Eigenſchaften ausgeſtattet, vor mich tritt, kann ich mich unmöglich dem Genuſſe ſeiner hochgeprieſenen Reize hingeben, bevor ich nicht meine langgefühlte Pflicht gegen daſſelbe erfüllt habe. Es iſt mir ein großer königlicher Gedanke gekommen, und ich eile, denſelben in's Werk zu ſetzen. Ich werde nämlich dieſes ruhmwürdige Stück Ochſenfleiſch unter die Zahl meiner Barone und Ritter aufnehmen. — Mit dieſen Worten zog der weiſe Monarch ſein königliches Schwert und redete den gewaltigen Rinderbraten alſo an: Preiswürdiges und hochgeehrtes Stück des größten und ſchmackhafteſten Ochſen Altenglands, empfange als angemeſſenen Zoll meiner königlichen Dankbarkeit alle Ehren und Würden eines Barons und Ritters meiner Krone! Heiße von nun an Baron of beef und führe den geachteten Titel Sir Loin of beef, ſo lange es Könige, Adel und Ochſen in England gibt!" — Unter dieſen wichtigen Worten ließ der König die flache Klinge ſeines Schwertes auf den herrlichen Rinderbraten niederfallen und ſämmtliche Barone und Ritter an der Tafel begrüßten ihren neuen Standesgenoſſen mit Jubelgeſchrei. Der König ſteckte mit hoher Selbſtzufriedenheit (niemals war ſie mehr an ihrem Platze) ſein Schwert ein und nahm dafür das Meſſer wieder zur Hand. Verklärten Antlitzes ſank er in ſeinen Seſſel zurück, ſchnitt ſich mit höchſteigenen Händen ein großes Stück von Sr. Herrlichkeit ſaftigſten Theilen und ließ ſich's ganz vortrefflich ſchmecken. Und Damen und

Herren folgten höchſt vergnügt ſeinem Beiſpiele. Der neue Baron ward bis auf die Knochen aufgezehrt. Und ſeit jenem großen Augenblick führt der ſchmackhafteſte aller Braten in ganz Großbritannien den ehrwürdigen Namen, den ihm der König verliehen. Englands vorzüglichſte Ochſen haben bis auf dieſe Stunde den Baronstitel würdig zu behaupten gewußt."

„Intereſſant und originell!" ſagte Sillig, ſobald Goldaſt ſchwieg. „Doch iſt nicht zu läugnen, daß auch zu andern Zeiten und bei andern fürſtlichen Ritterſchlägen und Standeserhöhungen das Rindfleiſch ebenfalls eine nicht unwichtige Rolle, ja oft ſogar die Hauptrolle geſpielt hat, nur mit dem merklichen Unterſchiede, daß es weniger genießbar war, als das des ehrenwerthen Barons, deſſen ſchöne Geſchichte mir zu erzählen Sie ſo eben die Güte hatten."

„Bah, liebſter Freund, und doch verſteht man in England nicht immer wahres Verdienſt großartig zu würdigen. Der Stockfiſch iſt ohnſtreitig einer der größten Leckerbiſſen im Reiche der organiſchen Schöpfung. Dies ſcheint man aber in England durchaus nicht zu wiſſen. Wie ich denn überhaupt mit engliſchem Geſchmack und engliſcher Kochkunſt mich nicht befreunden kann. So ſehr ich mich auch mit der Baroniſirung des Ochſen einverſtanden erklären muß, ſo verletzend iſt für mich die Behandlung, welche der Stockfiſch in England erfahren hat. Wiſſen Sie, wie man dieſen köſtlichen Bewohner der nördlichen Meere dort nennt? Es iſt ſchauderhaft und empörend. Stupid fellow iſt ſein engliſcher Name; das heißt zu deutſch: „dummer Kerl." Was die Engländer mit dem Ochſen bei mir gut gemacht, haben ſie mit dem Stockfiſch wieder verdorben. Das macht, es hat ſich ſeiner kein König angenommen. Es iſt mir unbegreiflich, daß kein Beherrſcher der Inſel ſich des Stockfiſches dankbar erinnerte; denn ich kann mir unmöglich denken, daß keine königliche Zunge ihn zu würdigen verſtanden hätte.“

„Es iſt ihm aber in Deutſchland nicht beſſer ergangen,“ bemerkte Sillig. „Stock iſt auch kein ſchmeichelhafter Name. Er iſt ganz gleichbedeutend mit dummer Kerl.“

„Sie haben allerdings recht, verehrter Freund. Den dummen Namen hat der köſtliche Fiſch einmal; den hat ihm die Dummheit unſerer Vorfahren gegeben. Wäre ich ein Fürſt geworden, ich hätte nichts Eiligeres und gewiß auch nichts Beſſeres zu thun gehabt, als den herrlichen Fiſch zum ‚Herrn von Stock‘ zu erheben, gerade wie der Ochſe, deſſen Namen doch auch kein Genie andeutet, in England zum Herrn Baron von Ochs erhoben worden iſt. Ein adliges Prädikat nimmt von ſeinem Beſitzer jeden Schein von Dummheit hinweg. Wer von Adel iſt, iſt eo ipso ein Genie, er mag ſo dumm ſcheinen, heißen, oder ſein, wie er will.“

„Aber wer wehrt Ihnen, Herr von Goldaſt, den gerühmten Fiſch mit dem Namen ihres Standes zu belegen?“ fragte Sillig ernſthaft. „Nennt man doch in Oeſterreich jeden Menſchen, der einen ganzen Rock anhat Herr von, ohne erſt nach ſeinem Adelsbriefe oder nach ſeinem Genie zu fragen. Machen Sie es doch mit dem Stockfiſch eben ſo.“

„Sie haben wiederum Recht. Aber um nicht gegen meine adligen Gönner und Freunde zu verſtoßen — denn ich habe Rückſichten zu nehmen — werde ich meinen Liebling ferner wenigſtens ‚Herr Stock‘ nennen. Ich bezeige ihm dadurch mehr Ehre und Dankbarkeit als irgend ein anderer Deutſcher. Des

Namens Kabeljau für Stockfiſch bedien' ich mich nicht. Er iſt nicht deutſch; ein ſchwediſches oder däniſches Wort, was weiß ich. Wir müſſen auf reines Deutſchthum halten."

„Herr Stock wird das zu erkennen wiſſen," meinte der Secretär.

„Doch ſagen Sie mir: hat der Baron — ich meine jetzt nicht den beſprochenen engliſchen — heute Tiſchgeſellſchaft zum Souper?"

„Daß ich nicht wüßte. Es iſt Niemand eingeladen worden."

„Aber mein Gott, will er denn auch den Stock, ich wollte ſagen Herrn Stock (ich muß mich erſt an die neue Titulatur gewöhnen) allein verſpeiſen? Das wäre doch hartherzig und grauſam. Und bis morgen verliert Herr Stock viel von ſeinem Gehalt. Friſcher Stockfiſch muß ſo ſchnell als möglich verſpeiſt werden. Das weiß doch der Koch, und Linchen weiß es auch, und ich dächte, der Baron könnte es auch wiſſen."

„Aber von welchem Herrn Stock ſprechen Sie denn?"

„Von dem, welcher heute in des Barons Küche gewandert iſt."

„Sind Sie denn ſo genau von den Einwanderungen in Sr. Excellenz Küche unterrichtet?"

„Sillig, Sie ſind mein Freund und haben ſich mein Vertrauen erworben," wisperte der kleine Fette mit ſeinem weichen Stimmchen und machte eine zärtliche Bewegung nach dem Secretär hin, der, wie er wohl wußte, ſehr viel beim Geſandten galt, der aber nichts deſtoweniger in ſeiner melancholiſch frommen Laune beharrte. Das kurzbeinige Männchen ließ ſich aber dadurch nicht abſchrecken und fuhr ſchmunzelnd fort: „Ich gebe Ihnen einen Beweis dieſes Vertrauens, indem ich Ihnen mein kleines Küchengeheimniß verrathe.“

„Sie ſpannen meine Neugierde,“ brummte der Secretär, „obgleich ich ſonſt ſolche irdiſche Dinge wenig beachte. Mein Streben geht auf höhere Angelegenheiten, die nichts mit der Pflege des Leibes gemein haben.“

## 13.

## Abſtammung und Lebensaufgabe des Herrn von Zoldaſt.

Der Kleine überhörte die Aeußerung der Frömmigkeit, die er für eine Marotte des Secretärs hielt, und fiel ſogleich wieder in ſeinen fiſtulirenden Erzählerton: „Mein ſeliger Vater war ein Zungengenie, wie ich. Auch meine Mutter — Gott ſchenke ihr Frieden! — hatte ſehr bedeutende Anlagen in dieſer Beziehung. Daher die Sympathie ihrer Seelen. Es gelang meinem Vater über Erwarten dieſe Anlagen in ihr auszubilden. Erklären Sie ſich nun, wie ein ſolches Meiſterſtück von Zunge aus ihrer Liebe hervorgehen konnte. Es ſchmeckte meinen Erzeugern ſo vortrefflich, daß ſie nicht nur Alles verzehrten, was ſie hatten, ſondern auch ſehr vieles, was ſie nicht hatten; und als ſie todt waren, mußte ich über die geſcheidten Leute lachen, die mit großen Schuldverſchreibungen kamen und da etwas finden wollten, wo ich ſelbſt nichts gefunden hatte. Eine einzige Caſſerolle war mein Erbe, das mir die Gläubiger nicht ſtreitig machten, das letzte Mittel der letzten Genüſſe meiner hochſeligen Eltern und das prophetiſche Symbol meiner eignen Zukunft. Wenn das deutſche Reich noch beſtanden hätte, ſo würde ich den Kaiſer gebeten haben, es in mein Wappen aufnehmen zu dürfen. — Ich zürnte meinen Erzeugern nicht; dies wäre ja das dümmſte Verdammungsurtheil meiner eignen Lebensprinzipien geweſen. Auch hatten Sie mir ein göttliches Erbtheil hinterlaſſen, meinen unvergleichlich feinen Geſchmack. Nicht in Muſik, Poeſie, Malerei, in der Kunſt ſich zu kleiden, zu tanzen, zu reden und dergleichen. Das ſind lauter plebeje Dinge, in denen jeder Bauer Geſchmack haben kann. Nein, im eigentlichſten und erhabenſten Sinne des Wortes. Wovon kommt es her? Von *ſchmecken*. Womit ſchmeckt man? Mit der Zunge. Ein ausgebildeter und guter Geſchmack der Zunge iſt alſo der erſte, oberſte und vorzüglichſte aller Geſchmäcke; der Geſchmack an ſich. Unter tauſend Menſchen beſitzt ihn ſelten Einer, was ſag' ich? unter zehntauſend, unter hunderttauſend, unter einer Million Keiner. So ſelten und ſchwierig iſt die Kunſt des eigentlichen wahren Geſchmacks. Der wahre Feinſchmecker muß geboren werden, wie der wahre Dichter. Reimſchmiede wachſen wie Pilze aus der Erde. Eſſer und Freſſer laufen tauſendweis auf allen Straßen und Gaſſen. Aber wie Deutſchland jedes Jahrhundert nur ein paar wahre Dichter hervorbringt, ſo auch nur ein paar wahre Eßgenies oder Geſchmackgenies, und ich habe das Glück einer der Wenigen zu ſein, welchen die ſchaffende Natur dieſe erhabene und glorreiche Miſſion für dies vielbewegte Jahrhundert aufgetragen hat.“

„Und die Anerkennung müßten Ihnen Ihre Feinde, wenn Sie welche hätten, zollen, daß ſie ihrem großen

Berufe treu leben. — Es muß ein ſchönes Selbſtbewußtſein gewähren, wenn man ſich in irgend einer bedeutenden Geiſtesrichtung ſo ausgezeichnet, ja ſchier als einzig daſtehend weiß. Ein ſtolzes Selbſtgefühl für Sie, Herr von Goldaſt!"

„Ein Selbſtgefühl, das mich über manche Unbill erhebt, die mir gemeine Menſchen zuzufügen gedenken."

„Aber Sie ſind ganz von der Hauptſache abgekommen. Sie wollten mir ein Geheimniß entdecken."

„Die Begeiſterung hat mich vom Wege abgeführt und in die Lüfte geflügelt. Sie ergreift mich jedesmal, wenn ich von meinem erhabenen Berufe vor würdigen Ohren ſpreche."

„Sie überſchätzen meine kleinen Verdienſte. Doch fahren Sie fort."

„Sollte ich nun dieſen meinen Beruf nicht erfüllen, dies mein köſtliches Talent nicht ausbilden, weil mein Vater der großen Sache ſchon Alles geopfert? Keineswegs. Was man ſelbſt aus eigenen Kräften nicht ausführen kann, vermag man ſchon mit Hülfe von Freunden und Gönnern in's Werk zu ſetzen. Wir leben im Zeitalter der Aſſociation. Rieſenpläne werden auf gemeinſchaftliche Koſten großer Geſellſchaften zum Wohl der Menſchheit in's Leben gerufen. Warum ſollte ich mit meinem ſeltenen Talente nicht zu gleichem Zwecke auf gemeinſchaftliche Koſten reicher Leute wirken? Ja, auch ich lebe zum Beſten und vom Beſten der Menſchheit, und wer wohl auf eine freundlichere und wohlſchmeckendere Weiſe? Seit ich wirke, hab' ich ſchon an dreißig neue ausgezeichnet herrliche Gerichte erfunden; alle Köche und Gourmands der Hauptſtadt erkennen mein Genie — wenn auch manchmal unwillig — an. Mein öfterer Tafelbeſuch in einem vornehmen Hauſe gilt für den Koch deſſelben ſo viel, wie ein Ehrendiplom. Und mit welchen kühnen Plänen geht mein Geiſt ſchwanger! Ich ſtrebe nicht nur nach dem großen Ziele, meinen Namen in den Küchen und an den Tafeln der Ariſtokratie unſterblich zu machen, und es iſt mir ſchon zum Theil gelungen, meine Pläne gehen höher, und ich habe nichts Geringeres im Sinne, als der Geſellſchaft den Frieden zu verſchaffen, deſſen ſie zu ihrer Entwicklung bedarf. Ich werde ein Wohlthäter der Menſchheit werden im höchſten und reinſten Styl. Könnte ich das, wenn ich nicht Freunde und Gönner geſucht und gefunden hätte? Sie haben meine Lebensaufgabe gefördert, und ich habe ſie dafür in der Kunſt des Eſſens unterrichtet. In allen adligen und vornehmen Häuſern unſrer Reſidenz zähl' ich dankbare Zöglinge und Schüler."

„Ein Glück, das wenig Lehrern zu Theil wird. Aber noch immer weiß ich nichts von Ihrem Geheimniſſe."

„Ich bin daran, es Ihnen zu enthüllen. Die Vorrede konnte ich Ihnen des Verſtändniſſes halber nicht erlaſſen. Als ich meine Actien ſammelte, d. h. als ich mir die nöthigen Freunde und Gönner zu erwerben ſuchte, mußte ich täglich Beſuche in vornehmen Häuſern machen. In der Regel bat man mich zu Tiſche zu bleiben; man liebte meine Unterhaltung; ich war ein gern geſehener Tiſchgaſt. In der That beſaß ich alle geſelligen Tugenden und Vorzüge: Munterkeit, Witz, Humor, Volubilität der Zunge in ihren beiden Functionen; ich wußte eine Geſchichte gut zu erzählen und den Tagsneuigkeiten jene pikante Würze zu geben, die ſie erſt genießbar macht; ich war kein Stümper in der Kunſt den Leuten zu ſagen, was ſie gern hören, und den Frauen jene kleinen Dienſte zu thun, die ſie einem ſo hoch anrechnen, und die uns in ihrer Gunſt ſo ſehr befeſtigen. In kurzer Zeit hatte ich viele Tiſchfreunde, deren reichliche Mittel es mir möglich machten, meine Studien mit Muße fortzuſetzen. Zuweilen aber, und wenn die launiſche Göttin des Zufalls mir übel wollte, wohl auch mehre Tage hintereinander, geſchah es, daß mein lernbegieriger Magen gefoppt und in ſeinen Erwartungen getäuſcht wurde. Selbſt die Mahlzeiten meiner geſchätzteſten Freunde waren nicht zu allen Zeiten gleich koſtbar und wohlbeſtellt.“

„Ha, ich verſtehe! Man macht in den meiſten Häuſern zuweilen Menage.“

„Ein fatales Wort das! Eine ſchändliche Einrichtung, die es bezeichnet! In mehr als einem Hauſe, wo ich zu Mittag oder Abends zu bleiben eingeladen wurde, ſpielte mir die Glücksgöttin einen ſchlechten Streich. Selbſt, wenn ich meine Erwartungen herabſtimmte und mich, in Ermanglung beſſrer Dinge, mit Weißfiſch und Geflügel begnügen wollte, wurden ſie grauſam getäuſcht. Was kam auf die Tafel? Die Erinnerung iſt mir ſchon peinigend. Die Ueberbleibſel des geſtrigen Mahls, aufgewärmtes Eſſen, trauriges Ragout und — kalte Küche. Unter allen Wörtern der deutſchen Sprache iſt mir keins ſo verhaßt, wie „kalte Küche.“

„Das waren harte Geduldsproben für Sie, Herr von Goldaſt,“ kicherte Sillig mit boshafter Schadenfreude.

„Was ſagen Sie, Freund, Geduldsproben!“ krähete das Zungengenie. „Hier war's bei mir mit aller Geduld zu Ende. Und ich habe doch viel Geduld, ſehr viel; ein weites großes Feld von Geduld. Aber wie für jeden Sterblichen, ſo gibt es endlich auch für mich eine Grenze der Geduld; ſie heißt: kalte Küche.

So ungeheuer die Kraft meines Duldens iſt, hier verläßt ſie mich. Kalte Küche iſt der letzte Strohhalm, womit das beladene Kameel überladen wird. Ohne dieſen Strohhalm würde es freudig ſeine Wanderung antreten; mit dieſem Strohhalm iſt es nicht von der Stelle zu bringen.“

„Sie ſind ſehr ſpaßhaft, Herr von Goldaſt, ſich ſelbſt mit einem Kameele zu vergleichen. Die Sprünge Ihrer lebendigen Phantaſie ſind wahrhaft großartig. Erſt ſtellen Sie ſich über die Götter und nun ſuchen Sie unter den Kameelen Ihren Platz.“

„Ja, kalte Küche wäre vermögend, ſolch' eine Metamorphoſe mit mir zu bewirken. Sie iſt das einzige Uebel meines Lebens, das ich nicht ertragen kann, ohne vor Verdruß mit den Füßen zu ſtrampeln und ein Gefühl zu empfinden, als müßt' ich, wie in meinen Knabenjahren, einen Strom bittrer Thränen vergießen und ſchluchzen, daß mich der Bock ſtieße.“

„Auch Ihre dritte Metamorphoſe iſt nicht übel. Gott, Kameel und Bock. Wieviel werden Sie noch durchlaufen, beklagenswerther Mann?“

„Beruhigen Sie ſich, Freund! Mein Genie hat auch dieſes Uebel glücklich überwunden. Nach langem und reiflichem Nachdenken über dieſen wichtigen Gegenſtand iſt es mir geglückt, ein ganz vorzügliches Mittel zu entdecken, das mich in Stand ſetzt, mit einem ziemlichen Grade von Gewißheit meine Speiſekarte für den Tag feſtzuſtellen. Nach dieſer köſtlichen Entdeckung komme ich nicht mehr in Verlegenheit, übereilter Weiſe eine Einladung anzunehmen, die, wenn es zu ſpät ſein würde, mich zurückzuziehen, mit kaltem Abhub und unverdaulichem Pöckelfleiſche endigt.“ Da dem fein organiſirten Zungengenie ſchon bei der Erinnerung an ſolche gemeine Eßwaaren etwas unwohl wurde, ſo ſpuckte es mit der Miene des Abſcheus aus.

„Und welches iſt das gerühmte Mittel?“

„Jeden Vormittag mache ich bei den verſchiedenen Fleiſchern, Fiſchhändlern, Geflügelhändlern, Zuckerbäckern, Delikateſſen-, Obſt- und Gemüßehändlern, welche die Lieferanten meiner Actionärs ſind, reihum Beſuche und erfahre von ihnen, was ihre Kunden beſtellt haben. Höre ich nun an drei, vier Orten denſelben Namen, ſo weiß ich zuverläſſig, daß mir heute eine Ernte reift und daß ich Gelegenheit haben werde, meine Kunſt auszuüben und weiter zu bilden. Dies, mein Freund, iſt mein Geheimniß.“

„Und auf dieſe Weiſe haben Sie erfahren, daß der Baron für dieſen Abend Beſtellungen gemacht hat?“ fragte der Secretär plötzlich mit großer Aufmerkſamkeit. Denn da er noch gar nichts von einem zu veranſtaltenden Souper erfahren hatte, ſo drängte ſich ihm der Gedanke auf, der Geſandte möge mit Frau von Villiers bereits weiter ſein, als er, Sillig, wiſſe und vermuthet habe, und das heimlich betriebene Souper möge wohl gar zum Verlobungsfeſte beſtimmt ſein. Stand nun auch die von Frau von Villiers empfangene Einladung für dieſen Abend damit im unvereinbaren Widerſpruch, ſo konnte ja gerade dieſe Einladung und die ganze Demagogenliebhaberei der jungen Witwe Maske ſein, um ihn ſicher zu machen und jedes mögliche Hinderniß ihrer Verbindung mit dem Baron abzuhalten. Konnte vor Abend nicht eine Abſagung kommen? Ein intriguanter Charakter ſetzt von Leuten, deren Dummheit, Gutmüthigkeit, oder ſtreng rechtlichen Sinn er nicht genau kennt, ſtets intriguantes, falſches Spiel voraus. Sillig fürchtete plötzlich von der Schlauheit eines Weibes überliſtet zu ſein und fragte den Eßkünſtler noch einmal beſtürzt: „Wiſſen Sie gewiß, daß aus des Barons Küche Beſtellungen für dieſen Abend gemacht worden ſind?“

„Nur einen friſchen Stockfiſch, einen Herrn Stock fand ich für ihn. Aber wie ich Ihnen bereits bemerkt habe, Herr Stock iſt, eh' man ihn eintrocknet, für mich das non plus ultra aller Leckerbiſſen aus dem naſſen Element. Noch hatt' ich unbegreiflicher Weiſe nichts davon vernommen, daß die erſten neuen Stockfiſche angekommen ſeien. Ich erfuhr nur zu meinem Schrecken, der heurige Stockfiſchfang verſpreche nicht ſehr ergiebig auszufallen. Denken Sie ſich alſo meine Ueberraſchung! Ich trete in das kühle Gewölbe des Hoffiſchers. Auf der blanken Marmorplatte liegen, wie immer, die zu expedirenden Gegenſtände der heutigen Beſtellungen, jeder Fiſch mit einem Zettel im Munde, worauf der Name des Beſtellers und der Preis des Fiſches verzeichnet ſind. Ich laſſe die abgeſchlachteten Burſche die Revue paſſiren und prüfe ihre Etiketten. Da gab's Meerſohlen, geſchickt, einem Eßkünſtler reizende Ausſichten zu bereiten; Schellfiſche, die einen Juden hätten in Verſuchung führen können, Chriſt zu werden, um ſie an einer chriſtlichen Tafel mit zu verzehren; Lachs — die ganze Akademie der Wiſſenſchaften hätte ihre gelehrteſte Sitzung eiligſt verlaſſen, um einige Biſſen davon zu erſchnappen. Aber über alle ragte ein friſcher Stockfiſch, ein Herr Stock hervor, ein Herr von Stock, ein Freiherr von Stock, wie der Mond unter den Sternen, wie ein wahrer Freiherr unter Bauern, wie ein majeſtätiſcher Fürſt unter gemeinem Volk. Ach, Freund, welch ein Herr Stock! So herrlich und vollkommen in ſeinen Proportionen! So delikat in ſeiner Farbe! So feſt in ſeiner Zuſammenſetzung! Wie er da lag in ſeiner ungekochten Lieblichkeit, ein faſt drei Fuß langer ſchlanker Burſche mit Fleiſch ſo weiß, wie friſch gefallener Schnee, nicht aufgelockert von Feuer, nicht geſchwächt von heißem Waſſer, nicht verfälſcht durch Sauçe!"

„Aber wie ſtimmt dieſe Rohheit mit Ihrer vielgerühmten Kochkunſt überein?" fragte Sillig boshaft. Goldaſt war jedoch nicht in Verlegenheit zu bringen. Er fuhr in ſeiner ſingenden Redeweiſe fort: „Auch der rohe Stoff hat unwiderſtehliche Reize für mich. Sie können das nicht beurtheilen, Sillig. Das iſt Sache der Eingeweihten, der Myſtagogen, der Oberprieſter. Wie den Bildhauer ein ſchöner Marmorblock aus den carariſchen Brüchen entzückt, ſo mich ein wohlgemäſteter Ochſe, ein fleiſchiges Kalb, ein ſtattlicher Hammel, ein fettes Schwein, ein edler Truthahn. Ich fühle ſogleich auf der Zunge eine ſüße Ahnung des Geſchmacks. Das Auge ſteht mit der Zunge in engerm Zuſammenhange, als man gewöhnlich glaubt. Es verſchlingt erſt langſam und mit großem Genuß die ſtolze ungekochte Schönheit eines würdigen Tafelobjects und bereitet die Zunge angemeſſen auf die Feſte vor, die ihrer warten. So genießt ein Eßgenie die Speiſen zweimal mit vollkommenſter Befriedigung."

„Und das ausgezeichnete Exemplar des Herrn Stock war für Se. Excellenz Küche beſtimmt?"

„Mein Auge thränte und auch mein Mund füllte ſich mit Feuchtigkeit, vielleicht derſelben Art, wie die Thränen; denn Auge und Mund ſind, wie ſchon bemerkt, auf's Innigſte verbunden. Ein Blick auf den Zettel im Schnäuzchen des Fiſches und die ſüße Ahnung, daß ich mich bei der dieſem Herrn Stock gebührenden Ehrenbezeugung betheiligen werde, wird zur ſüßen Gewißheit. Ich leſe den verehrten Namen meines Gönners und Freundes, des Barons von Geisheim —"

„Der jetzt kommt und jedenfalls Ihre Stockwünſche mit delikater Erfüllung krönen wird."

## 14.

## Herr von Goldaſt, Beauftragter des Geſandten.

Wirklich trat in dieſem Augenblick der Baron herein und wandte ſich ſogleich mit den Worten zu dem kleinen Fetten: „Ich bin ſehr erfreut, Sie hier zu ſehen, lieber Goldaſt. Ich dachte den ganzen Tag ſchon an Sie."

„Sehr ſchmeichelhaft für mich, ſo in Ihrem Andenken zu leben, Excellenz", verſetzte das Zungengenie geſchmeichelt.

„Ich habe Wichtiges mit Ihnen zu reden. Sie bleiben doch zum Souper?"

„Sehr verbunden! Sie wiſſen wie gern ich Ihnen gefällig bin. Wollen Sie vielleicht endlich die Gnade haben, der Darlegung meiner Rieſenpläne zum Wohl des Staats und der Geſellſchaft geneigtes Gehör zu ſchenken?"

„Nichts davon heute! Ich rechne auf Ihre Gefälligkeit", ſagte der Geſandte. „Doch kommen Sie mit mir auf mein Zimmer!"

Damit zog er den Eßkünſtler fort, ſo ſchnell dieſem die kurzen Beine zu gehen erlaubten.

Sillig combinirte ſchnell die Wichtigkeit der geheimen Mittheilung, welche der Baron dem Zungengenie unter vier Augen zu machen habe, und weshalb derſelbe ſchon den ganzen Tag an den Kleinen gedacht, mit dem geheim gehaltenen Souper, zu welchem der neue Stockfiſch beſtimmt war und ſchloß daraus: dies Alles müſſe irgendwie mit der beabſichtigten Werbung des Barons um die Hand der Frau von Villiers zuſammenhängen, die um jeden Preis zu hintertreiben war, ſollten nicht alle ſchönen ſpekulativen Pläne des ſchlauen Frömmlers zu Waſſer werden. Der vorſichtige Secretär war für Fälle, wo ſein Prinzipal mit Jemand ein Geheimniß auf deſſen Zimmer zu beſprechen Luſt hatte, ſchon ſo eingerichtet, daß es ſeinen ſcharfen und feinen Ohren nicht entgehen konnte. An Thüren und Wänden dieſes Zimmers waren unmerkliche akuſtiſche Vorkehrungen getroffen zu Nutzen und Frommen des ſchleichenden Horchers; und leiſe, wie eine Katze, begab er ſich alſo auch jetzt an ſeinen geheimen Poſten. Es entging ihm an der Thüre kein Wort von dem Zwiegeſpräch des Barons und Goldaſts.

„Lieber Goldaſt,“ begann der Erſtere ungemein gnädig, „ich bedarf Ihrer Hülfe, Ihres thätigen Beiſtandes in einer für mich höchſt wichtigen Angelegenheit.“

„Laſſen Sie hören, verehrteſter Gönner,“ ſchmunzelte das ölige Geſicht ungemein erfreut über dieſe vielverſprechende Anrede. „Wollen Sie ein Feſtin geben, einen großen bal dinatoire?“

„Nichts dergleichen; wenigſtens vor der Hand nicht, ſo lang ich noch nicht zum Ziele bin. Hernach ein Feſtin von acht Tagen, in deſſen Arrangement Sie Ihr ganzes Genie erſchöpfen können. Ich will Ihnen gern Tauſende zur Verwirklichung Ihrer glänzenden Ideen zugeſtehen. Aber erſt an's Ziel, an's Ziel, mein Freund!"

„Aber, mon dieu! Was iſt das für ein Ziel?" rief der Fette im freudigſten Schreck, und ſeine braunrothen, ausgeſtopften Wangen ſchienen über die entzückende Ausſicht, die ihm der reiche Ariſtokrat geſtellt, öligter und glänzender zu werden, und ſeine kleinen Augen funkelnder und ſtechender. Der Geiſt der Hoffnung leuchtete aus ihm heraus, wie das Flämmchen eines Pfenniglichts durch das gelbe Horn einer Nachtwächterlaterne.

„Das paßt Alles trefflich zu meinen Rieſenplänen; nur Ihr Ziel muß ich erſt kennen."

„Es kann Ihnen nicht verborgen geblieben ſein," antwortete der Geſandte, nicht ohne einige Verlegenheit, „daß ich Frau von Villiers in Affection genommen habe."

„Sie machen mich ſtaunen. Ich kenne dieſe Dame blos dem Namen nach."

„So werde ich Ihnen Gelegenheit geben, ihre perſönliche Bekanntſchaft zu machen."

„Hat ſie einen Koch? Verſteht der Kerl etwas? Iſt er ein Franzoſe?"

„Sie wird ſich ferner des meinigen bedienen."

„Des Ihrigen?!" rief der Kleine erſchrocken. „Weshalb wollen Sie ihn abſchaffen? Sind Sie unzufrieden mit ihm? Ich ſchwör' Ihnen zu, der Kerl hat gute Anlagen und iſt gelehrig. Es kann etwas aus ihm werden. Behalten Sie ihn; ich will mich ſeiner noch mehr annehmen."

„Verſtehen Sie doch! Mein Koch wird nicht in das Haus der Frau von Villiers ziehen, ſondern Frau von Villiers in mein Haus."

„Ah! — Wie ſo das? — Doch nicht als Ihre —"

„Gemahlin. Freilich! Ich bin entſchloſſen, Frau von Villiers zu heirathen."

„Iſt's möglich?!" krähete der kleine Fette, und die Stimme ſchnappte ihm dabei über, während er die fleiſchigen Hände klatſchend zuſammenſchlug. „Excellenz wollen noch heirathen?! Das überraſcht mich. Werden Sie auch als Ehemann Ihre petits soupers fortgeben?"

„Große glänzende soupers und diners, déjeûners à la fourchette und bals parés dinatoires."

„Das läßt ſich hören! das fördert meine Rieſenpläne!" grinſte des Kleinen Speckphyſiognomie und zeigte die beiden glänzenden Reihen des unverwüſtlichſten Gebiſſes. „Und wann wird die Hochzeit ſein?"

„Das will ich eben durch Sie erfahren, Herr von Goldaſt."

„Durch mich?" fragte der Eßkünſtler erſtaunt und befremdet. „Wie iſt das möglich? Woher ſoll ich es wiſſen?"

„Bah!" ſtöhnte der Geſandte ärgerlich. „Sie ſollen meinen Freiwerber machen. Ich bin nicht mehr jung genug, um die erforderliche Kühnheit zu dieſem delikaten Geſchäft für eigne Rechnung zu haben. Die Zunge iſt mir gefeſſelt; ich ſtehe wie ein Schulknabe vor der ſchönen Frau. Für eine fremde Sache iſt leichter zu ſprechen, als für die eigne. Sie machen der Dame heut Abend einen Beſuch und bringen Ihr Wort an. Sie werden jedenfalls freundlich aufgenommen und zu Tiſch geladen werden."

„Aber ich ſpeiſe ja heut Abend bei Ihnen, Excellenz," ſagte Goldaſt mit kläglicher Stimme und einem Armenſündergeſicht."

„Es iſt wahr. Ich hatte vergeſſen. Dann gehen Sie morgen Vormittag zur Villiers. Wir wollen doch Lilli fragen, was ſie uns vorſetzen kann. Ich möchte Sie gut traktiren, Freund, um Ihre Zunge auf morgen geſchmeidig zu machen.“

„Dafür wird ſchon geſorgt ſein,“ lächelte der kleine Epicuräer beifällig, und im Herzen dachte er mit poetiſchem Aufſchwung: „Der unvergleichliche Sohn der Salzfluth wird mich ſchon begeiſtern.“

Der Baron ſchellte, und Lilli wurde herauf beſchieden.

Der Secretär ſaß ſtill vor ſich hinlächelnd ſchon lange wieder auf dem Bureau. Keine Seele im Hauſe ahnete, daß er an der Thür gehorcht hatte und nun beſchäftigt war vom Erlauſchten beſten Nutzen zu ziehen.

## 15.

## Quid pro quo.

„Herr von Goldaſt wird heut Abend mein Gaſt ſein,“ redete der Geſandte die eingetretene Karoline an. „Womit wirſt Du uns den Tiſch beſetzen, Lilli? Haſt Du Dich ſchon mit dem Koch in Rapport geſetzt?“

„Ich habe,“ verſetzte das holde Mädchen.

„Nun ſo laß hören!“

„Engliſch Rindfleiſch mit Kartoffeln und Sauce.“

„Weiter!“

„Ein Hühnerfricaſſée.“

„Weiter!“

„Zuckerbohnen mit Häringen und Cotteletten.“

„Gut. Schön. Das iſt im Spätſommer mein Lieblingsgericht. Haſt Du ſonſt noch etwas zu bieten?“

„Einen Kirſch-Pudding.“

„Auch gut. Sind das Deine Herrlichkeiten?“

„Befehlen Sie mehr?“

„Ich denke, es iſt genug. Wir werden uns ſatt eſſen.“

Goldaſt ſaß während dieſes kurzen Zweigeſprächs wie auf Kohlen, die von jeder Antwort Karolinens mehr angefacht zu werden ſchienen, und als die Berichterſtattung des Mädchens zu Ende war, wurde ihm der feurige Sitz ganz unerträglich. Er ſprang haſtig auf, als ob er ſich wirklich die zum Sitzen nöthigen Theile verbrennt habe und murmelte in einer Anwandlung von gelinder Verzweiflung: „Und der Stock! der Stock? Was iſt das?“

„Wünſchen Sie noch etwas, lieber Goldaſt?“ fragte der Geſandte, durch dieſe ungewöhnlich raſche Bewegung und die halblauten Töne ſeines Gaſtes aufmerkſam gemacht.

„O ich bitte! ich bitte!“ ſtotterte der Kleine beſchämt. „Das Souper iſt ganz gut arrangirt.

„Beſtellen Sie ſich, wozu Sie noch Appetit haben und verplaudern Sie ein halbes Stündchen mit Lilli. Ich habe noch Geſchäfte auf dem Bureau.“

Sobald der Baron das Zimmer verlaſſen hatte, nahte ſich der kleine Fette mit einem aus Beſtürzung und Vertraulichkeit gemiſchten Ausdruck in den Zügen, dem hübſchen Kinde, faßte die kleine Hand deſſelben und wisperte: „Aber, mein liebes Fräulein, wohin ſind Sie denn mit dem Stockfiſch, mit dem Herrn Stock gerathen?“

„Ah, was wiſſen Sie von ihm?“ gegenfragte Karoline erſchrocken und auffahrend, während ſie die Farbe wechſelte.

„Unglückliche, Ihr Schrecken verräth Sie!“ rief der gereizte Eßkünſtler drohend. „Geſtehen Sie: Sie haben ihn bei Seite geſchafft.“

„Um Gotteswillen, Herr von Goldaſt, was wiſſen Sie von ihm?“ rief Karoline jetzt in der äußerſten Aufregung, und ihre zitternde Stimme neigte ſich zum Tone leidenſchaftlichen Weinens.

„Ich weiß, daß er noch vor einigen Stunden hier im Hauſe war,“ ſagte der kleine Epicuräer mit einer protzigen, impertinenten Wichtigkeit. „Und jetzt — wo iſt er? Geſtehen Sie! Ich muß es wiſſen.“

„Er iſt fort, ſchon ſeit mehren Stunden,“ entgegnete Karoline mit großer Unbeſtimmtheit in Ton und Haltung, Ergebniß ihrer inſtinctmäßigen Furcht, ſogleich Lügen geſtraft zu werden.

„O das iſt ſchändlich!“ kreiſchte Goldaſt, und der äußerſte bitterſte Verdruß der Täuſchung trieb ihm Thränen in die boshaft funkelnden Maulwurfsaugen. „Wohin iſt er?“ fuhr er aufathmend fort. „Wahrheit bei Ihrem Seelenheile!“

Dieſer zornige und beſtimmte Ton, die leidenſchaftliche Aufregung und das drohende Weſen des Hausfreundes erſchreckten das arme Mädchen von Neuem und ſchüchterten ſie ein. Ihr böſes Gewiſſen erfüllte ſie mit Angſt und zitternd weinte ſie: „Ach, Herr von Goldaſt, haben Sie Erbarmen mit mir! Sie kennen mein Geheimniß —“

„Geheimniß?!“ fiſtulirte der Kleine mit ſteigernder Frechheit. „Ha, ich merke! Jedenfalls iſt er noch im Hauſe. Ihre Beſtürzung beweiſt es, Mademoiſelle. Ich leſe das Geſtändniß in Ihren Zügen.“ Jetzt aber kam der Gedanke über ihn, daß er mit dieſem hochfahrenden Tone in dieſem Hauſe zu weit gegangen ſei, und ſchnell einlenkend, ſchlug er die gemüthlichen Saiten an und wimmerte mit einer herzzerreißenden Vertraulichkeit: „Sein Sie offen, Linchen! Sein Sie aufrichtig gegen mich, mein liebes Mädchen! Vertrauen Sie mir, Ihrem ergebenſten Freunde! Ich verrathe Sie nicht. Auf Ehre! Wo iſt er? Sagen Sie es mir, theuerſte Lilli?“ Zuletzt klangen ſeine Worte wie das wehmüthigſte Bittgeſuch, wie das weinerliche Flehen eines Bettlers, und die weichherzige Karoline konnte unmöglich dieſem rührenden Angriff widerſtehen.

„In einer Bodenkammer,“ ſchluchzte ſie.

„Ha, ſieh doch!“ rief der kleine Schüler Epikurs freudig überraſcht. „Alſo in einer Bodenkammer. Ei! ei! Linchen! Auf welchem faulen Pferde erwiſch' ich Sie da! Doch getroſt! Sie ſehen in mir einen Freund, dem Sie ſich ganz anvertrauen können und durchaus keinen Verräther. Nun ſagen Sie mir, was Sie in der Bodenkammer mit ihm vorhaben? Bitte, bitte, ſagen Sie es mir!“

„Ich kann Ihnen jetzt nur ſagen,“ erhob Karoline mit edler weiblicher Würde das kleine Köpfchen, „daß ich ihn unausſprechlich liebe. Nähere und befriedigende Aufſchlüſſe vermag ich für den Augenblick unmöglich zu gewähren; in den nächſten Tagen jedoch, vielleicht ſchon morgen hoff' ich dieſes Räthſels Auflöſung Ihnen geben zu können. Nur ſo viel bemerke ich noch, daß jeder, gegen meine Moralität gerichtete Verdacht mich auf's Aeußerſte empören würde.“

„Ich glaub' es ja,“ beruhigte ſie Goldaſt im Tone freundſchaftlicher Bonhomie, „daß Sie ganz redlich und ehrlich in dieſer merkwürdigen Affaire gehandelt haben und hege nicht den mindeſten Verdacht gegen Ihre

Moralität. Auch daß Sie ihn lieben, begreif' ich ſchon. Aber wer kann ihn mehr lieben, als ich? Ich bet' ihn an. Ich ſah und bewunderte ſeine Schönheit. Ich ſchwärmte für ihn. Sillig könnte Ihnen ſagen, daß ich ihn geadelt, zum Freiherrn erhoben haben würde, wenn ich ein Fürſt wäre. Wenigſtens werde ich ihn nun ſtets Herr Stock nennen, aus lauter Liebe zu ihm und Reſpekt vor ſeinen hohen Tugenden."

„Alſo ſind Sie ſein wahrer Freund?" fragte Karoline mit freudeſtrahlenden Augen.

„Mit ganzer Seele, mein liebes Kind!" verſicherte der kleine Philoſoph des Gartens*) und legte die Hand betheuernd auf das Herz. Es giebt keine innigere Freundſchaft. Ich hab' ihn freßlieb. Und Sie Grauſame wollten ihn mir entziehen, um ihn allein zu genießen. Daraus wird nichts, mein Kind! Wir wollen uns wenigſtens in ihn theilen."

„Sie ſetzen mich in Erſtaunen. Wiſſen Sie denn nicht, daß er von der Polizei verfolgt wird?"

„Wie? Was?" fuhr Goldaſt beſtürzt zurück. „Von der Polizei verfolgt?! Hat man ihn denn in Verdacht, daß er vergiftet iſt?"

„Vergiftet?!" ſchrie Karoline auf, und die rothen Roſen ihrer Wangen wurden im Nu zu weißen Lilien. „Um Gottes Barmherzigkeit! Vergiftet iſt er? Sagten Sie nicht ſo, Herr von Goldaſt? O Hülfe! Rettung!"

„So haben Sie ihn wohl ſchon im Magen, Unglückliche?" kreiſchte der fette Mann, wie ein welſcher Hahn.

---

*) Philoſophen des Gartens nannten ſich bekanntlich Epikurs Schüler von ſeinem Garten bei Athen, in welchem er lehrte.

„Ich im Magen?!" gegenfragte Karoline mit wilder Haſt und ſtarrte den Kleinen an. „Sind Sie bei Verſtand? Sie ſagten ja, er ſei vergiftet. Wie ſoll ich das Gift in den Magen bekommen?" Und vorſichtig einige Schritte zurückweichend, betrachtete ſie jetzt den exaltirten Hausfreund mit ängſtlichen und beſorgten Blicken.

„Nun ja doch!" demonſtrirte das ölſchwitzende Zungengenie. „Wenn er nicht vergiftet wäre, warum könnte denn die Polizei auf ihn vigiliren? Und nun fürchten Sie doch wohl durch ihn vergiftet zu ſein? Wenn Sie ja aber noch nichts davon gegeſſen haben, was ſchreien Sie denn?"

„Gegeſſen?" fragte Karoline mit noch größerer Beſorgniß und einer Art Beſtürzung, augenblickliche Folge der ſich ihr aufdringenden traurigen Ueberzeugung, daß es dem kleinen Tafelhelden im Kopfe rappele. „Was ſoll ich denn gegeſſen haben, Herr von Goldaſt?"

„Haben Sie noch nicht?" haſtete der Fette, und es kam wieder Sonnenſchein in die düſtre Landſchaft ſeiner aufgedunſenen Geſichtszüge. „Deſto beſſer, liebes Linchen! Deſto beſſer! Iſt er denn ſchon gekocht?"

Jetzt war für das zum Tode erſchrockene Mädchen kein Zweifel mehr übrig; der kleine Philoſoph habe den Verſtand verloren. Im Nu war ſie an der Thür, um ſich den etwa nöthigen ſchnellen Rückzug zu ſichern, und mit bebender Stimme fragte ſie: „Gekocht? Herr von Goldaſt, ſo beſinnen Sie ſich doch!"

„Ja doch!" fuhr dieſer eifriger fort. „Ich will dem Koch behülflich ſein, daß er ja nicht verdorben wird. Und glauben Sie doch die Dummheit nicht, daß er vergiftet iſt. Auf die Gefahr hin, will ich den ganzen Burſchen verſpeiſen. Wer ſollte ihn denn vergiftet haben! Das iſt ein Mißverſtändniß mit der Polizei.“

„Aber von wem ſprechen Sie denn eigentlich, Herr von Goldaſt? Ihre Worte werden mir immer räthſelhafter?“

„Nun von wem ſonſt, als von dem ſtattlichen Stockfiſche, der heute Mittag in Ihre Küche kam,“ verſetzte Goldaſt etwas verblüfft über dieſe unerwartete Frage.

„Ah, von dem Fiſche!“ dehnte Karoline plötzlich erleuchtet und die heiterſte Laune kehrte wieder in ihre Züge zurück.

„Nun ja doch, von dem Fiſche!“ fiſtulirte der Eßkünſtler ärgerlich. „Sprechen Sie denn von einem Vogel? Ich will wiſſen, was aus den Fiſche geworden iſt?“

Karoline lachte aus vollem Herzen und erwiderte inzwiſchen: „Wie ich Ihnen ſchon ſagte, er iſt fort. Ich kann unmöglich damit aufwarten.“

„Sie ſagten aber doch, Sie hätten ihn in die Bodenkammer verſteckt?“ fragte Goldaſt verdrießlich.

„Das war purer Scherz, lieber Herr von Goldaſt. Sie wiſſen ja, wie gern ich mit Ihnen ſcherze.“

„Aber, mein beſtes Fräulein, in ſolchen Dingen verſteh’ ich keinen Scherz. Nun ſagen Sie nur ſchnell, wohin iſt denn der köſtliche Stock gerathen?“

„Auf Befehl Sr. Excellenz iſt er der Frau von Villiers zum Geſchenk überſchickt worden.“

„Ah, der Verräther! Und mich zum Souper einzuladen! — Weiß Gott, Linchen, ich hätte ihn gern tête—à—tête mit Ihnen verzehrt, und wenn es in der Bodenkammer geweſen wäre!"

„Es thut mir leid, Herr von Goldaſt! Es wäre mir ſelbſt ein Vergnügen geweſen, wenn auch nicht in der Bodenkammer."

„Wirklich, Linchen?" ſchmunzelte der kleine Philoſoph wieder. „Iſt das Ihr Ernſt? Iſt das Wahrheit, Lilli? Sind Sie mir gut, holdes Kind? — Wahrlich, wenn Sie reich wären, ich würde Sie friſchweg zur Frau von Goldaſt machen; denn Sie verſtehen ſich auf Küche und Tafel, wie ſelten ein weibliches Subject. Aber ſolche thörichte Wünſche müſſen wir uns aus guten Gründen vergehen laſſen."

„In unſrer Speiſekammer würde es ausſehen, wie auf Erden am erſten Schöpfungstage," ſagte Karoline mit dem alten neckiſchen Muthwillen.

„Und in unſrer Küche, wie in einer Pulverkammer," ſetzte Goldaſt mit ſüßlich ſauerm Geſichte hinzu. „Das ſind widerwärtige Bilder. Leben Sie wohl, Linchen!"

„Wollen Sie denn nicht zu Tiſche bleiben?"

„Mir fällt bei, daß ich noch ein nothwendiges Geſchäft mit Frau von Villiers abzumachen habe. Ich wünſch' guten Abend!"

Linchen lächelte muthwillig hinter ihm her und dachte: „Den zieht die unſichtbare Gewalt des Stockes an. Der Stock iſt für ihn zum Magnet geworden. Aber ich hätte mich bald verrathen. Schwatzt da Herr von Bauch von einem Stock, einem Herrn Stock, und ich denke fort und fort er meint meinen lieben ſchlanken Stock in der Bodenkammer."

---

## 16.

# Polizeiliche Recherchen.

Noch war ſie nicht fertig mit ihren Gedanken, die zumeiſt ſich auf den hübſchen Fremden von dieſem Morgen richteten, deſſen Namen, Stand und Verhältniſſe ſie gar zu gerne gekannt hätte, als Sillig haſtig hereintrat und ſie nicht im gewöhnlichen ſanften Predigerton und nicht mit den gebräuchlichen Segenswünſchen, ſondern kurz und haſtig anredete: „Wie kommt's, daß Herr von Goldaſt das Haus verlaſſen hat? Ich denke er bleibt zum Souper."

„Er hat ſich anders beſonnen," entgegnete das Mädchen verwundert, den frommen Mann ſich plötzlich um die Tafelangelegenheiten bekümmern zu ſehen. „Ein Geſchäft, meinte er, führe ihn nothwendigerweiſe noch zu Frau von Villiers. Ich glaube aber, er geht einem gewiſſen Herrn Stock nach, deſſen intimſter Freund er ſich zu ſein rühmt."

„Alſo doch!" murmelte der Secretär vor ſich mit einem bitterböſen Geſicht, und es war Linchen nicht anders, als verſchluckte er ein halbes Dutzend Flüche.

Er empfahl ſich kurz wieder und auch Linchen ging hinab, um in der Küche einige Abänderungen hinſichtlich des Abendeſſens anzuordnen. Zu ihrem nicht geringen Schrecken begegnete ihr ein Polizeicommiſſär auf der Treppe.

„Ich wünſche den Herrn Studioſus Bernhard Müller zu ſprechen," redete ſie der Mann der Gewalt an. „Darf ich Sie bitten, mir ſein Zimmer zeigen zu laſſen?"

„Herr Müller iſt abgereiſt,“ ſtotterte ſie verlegen hervor.

„Abgereiſt?“ fragte der Polizeicommiſſär ungläubig. „Wann? wenn ich fragen darf.“

„Dieſen Morgen.“

„Iſt Herr Secretär Sillig zugegen?“

„Auf dem Bureau.“ —

Der Polizeicommiſſär trat in das ihm bezeichnete Zimmer. Sillig trippelte ihm mit einiger Verlegenheit entgegen. „Es thut mir leid, Herr Commiſſär, daß Sie ſich vergeblich hierher bemüht haben. Der Burſche muß im Beſitz einer extrafeinen Naſe ſein. Während ich bei Ihnen war, iſt er glücklich entkommen.“

„Wiſſen Sie nicht, ob er ſchon aus der Stadt iſt?“

„Nach dem, was ich gehört, iſt kaum daran zu zweifeln.“

„Verdammt!“ rief der Sicherheitsbeamte unwirſch. „Und welch' ein ſchöner Preis iſt auf dieſen Stock geſetzt! Schon hofft' ich ihn gewonnen zu haben.“

„Vielleicht kann ich Ihnen doch auf eine gute Spur helfen. Sie kennen doch Herrn von Goldaſt?“

„Wie ſollt' ich den berühmten Eßkünſtler nicht kennen!“

„Nun, dieſer Herr rühmt ſich der intimſten Freundſchaft, des vertrauteſten Umgangs mit dem Herrn Stock. Daraus ſchließ' ich, daß er um den Aufenthalt des Demagogen weiß, ja daß er ſelbſt Demagog iſt.“

„So muß ich mich der Perſon des Herrn von Goldaſt verſichern.“

„Vor wenigen Minuten war er hier und hat ſich geäußert: er werde eines Geſchäfts halber zu Frau von Villiers gehen. Sie wiſſen doch, vor dem Neuenthore?"

„Das ſchöne, moderne Gartenhaus."

„Ganz recht. Und da dieſe Dame ebenfalls eine Freundin der Demagogen iſt, ſo —"

„Ich verſtehe und eile, meiner Pflicht nachzukommen."

Sillig lachte, als er allein war, in die Chemiſette: „Da hätt' ich ja die verdammte Freiwerberei doch noch glücklich vereitelt. Das Genie iſt der Sieger und Herr der Welt. Es lebe das Genie!"

## 17.

# Der Held in der Bodenkammer.

„Zu Frau von Villiers iſt er? Hab' ich Dich recht verſtanden, Lilli?" rief der Baron Geisheim freudig überraſcht, als ihm Karoline gemeldet hatte, daß Herr von Goldaſt nicht mit ſoupiren werde.

„Wenigſtens ſagte er mir ſo," entgegnete das Mädchen. „Er habe ein dringendes Geſchäft mit ihr abzumachen."

„Ich weiß, ich weiß!" rief der Geſandte vergnügt und rieb ſich die Hände. „Und darüber läßt er ein gutes Souper im Stich! Solche Freundſchaft für mich hätt' ich ihm nicht zugetraut. Das werd' ich ihm nicht vergeſſen, dem braven Goldaſt. — Lilli, auch ich werde nicht zu Hauſe ſpeiſen, da mir Goldaſt entronnen iſt. Beſtelle das Souper beim Koch ab. —

Ich bin ſo ſeltſam bewegt, ſo unruhig, ſo zerſtreut. Ich will einen Spaziergang machen und werde erſt ſpät heimkehren."

Karoline ſah, wie die Excellenz ſich äußerſt ſorgfältig kleidete und dann das Haus verließ. Einige Minuten früher hatte ſie ſchon Herrn Sillig abmarſchiren ſehen. Sie klatſchte vor Freuden in die Hände und rief den alten Jakob in's Zimmer.

„Jaköbchen," ſchmeichelte ſie, „nun ſchick' mir alles Bedientenvolk aus dem Hauſe und ſtelle Du Dich Schildwach'; denn ich will jetzt zuſehen, was ich mit dem Menſchen in der Bodenkammer anfange."

„Sorgen Sie nicht, liebe Mamſell, Sie ſollen gut bewacht werden," ſchmunzelte der alte Glatzkopf und that nach Befehl der „lieben Mamſell." Dieſe aber flog in die Bodenkammer hinauf, wo der ſchöne Student ſich herzlich langweilte. Mit kurzen Worten verkündete ſie ihm den Stand des Hauſes und nahm ihn ohne Umſtände beim Arm, um ihn auf ihr ſtilles abgelegenes Zimmer zu führen.

„Dank, holde Jungfrau, daß Ihr mich aus dieſem ſchrecklichen Verließ erlöſt habt, in welchem Molch und Unke hauſen," perorirte Bernhard mit Ritterſchauſpielpathos. „Ich erkläre mich dafür zeitlebens für Euern Ritter, ſchöne Dame!"

„Du langweilſt Dich allein, Bernhard, und kommſt dadurch am Ende auf böſe Gedanken. Ich will Dich in Geſellſchaft bringen."

„In welche, liebe Line?"

„Du biſt nicht ſicher im Hauſe. Die Polizei hat Dich ſchon geſucht. Silligs lauernder Blick verfolgt mich auf jedem Schritt und forſcht in meinen befangenen Zügen. Ich fürchte, der Menſch iſt mir ſchon auf der Spur, und kaum vermag ich, mich ihm zu verbergen. Ich bin nicht zur Heuchlerin gemacht. Fiebernde Unruhe hat mich gemartert; es hat mir ſtets vor den Augen geſlirrt. Morgen könnt' ich's nicht aushalten. Ich ſtürbe vor Angſt und würde Deine unfreiwillige Verrätherin."

„Aber wohin ſoll ich?"

„Ich habe mir einen Plan ausgedacht. Frau Holzmann, meine Putzmacherin, iſt eine gewandte, kluge und erfahrene Frau, und mir ſehr zugethan. In ſchwierigen Lagen und Verhältniſſen hat ſie mir oft ſchon guten Rath ertheilt. Ihr können wir uns unbedingt anvertrauen. In ihrem Hauſe bringſt Du die Nacht zu, und morgen wird ſie weiter ſorgen."

„Und wie lange leiſteſt Du mir Geſellſchaft?"

„Den ganzen Abend."

„Nun gut. Bin ich aber auch ſicher auf der Straße? Man zündet eben die Laternen an."

„Weißt Du was, lieber Bernhard! Ich werfe Dir Rock und Mantel von mir über, ſetze Dir meinen Sammethut mit Schleier auf, und dann gehen wir Arm in Arm."

„Ah, vortrefflich!" rief der Student und nahm das ſich nicht ſträubende Kind in die Arme. „Ich habe noch nie Mädchen geſpielt."

Karoline ſchloß ihren Kleiderſchrank auf, holte die bezeichneten Kleidungsſtücke heraus und fing in der muthwilligſten Laune von der Welt an, den nicht minder luſtigen Studenten als Mädchen herauszuputzen.

„Jetzt bin ich Dein Kammermädchen, Bernhard."

„Und Kammermädchen müſſen ſich küſſen laſſen. Das iſt ein altes Herkommen." Und er küßte ſie recht manierlich, und ſie ließ ſich recht ſittig küſſen, indem ſie ſagte: „Aber doch wohl nicht von ihrer Herrin?"

„Aber von ihrem Herrn," verſetzte er lachend. Und ich bin jetzt beides in einer Perſon."

„Höre, lieber Bernhard, ſei einmal recht aufrichtig gegen mich, ſo wie Du ſonſt ſtets warſt," begann das Mädchen jetzt, während ſie ſeine Toilette vervollſtändigte, in einem herzigen, vertraulichen und Vertrauen erweckenden Tone.

„In welcher Sache denn, mein liebes Linchen?" ahmte er ihr nach. „Was drückt Dir denn das kleine Herzchen? Was möchteſt Du gern von mir erfahren?"

„Sage mir: biſt Du denn wirklich der Student oder Demagog, den man den ſchlanken Stock oder den Stockfiſch nennt?"

„Und zu welchem Zwecke willſt Du denn das wiſſen?"

„Ich frage nur; und Du könnteſt es mir wohl ſagen. Bitte, bitte! lieber Bernhard!"

„Wer wird ſo neugierig ſein und ſich in fremde Geheimniſſe eindrängen wollen!" ſtrafte ſie der Student mit burleskem Ernſt. „Ich heiße jetzt Bernhard Müller, ſelbſt für Dich. Erinnere Dich nur gefälligſt daran, daß wir von vornherein gleich und ausdrücklich es ſo ausgemacht haben. Es bleibt alſo ſtreng bei der Verabredung."

„Du böſer Bube!" ſchmollte Karoline, aber es war auch ihr Ernſt nicht. „Gerade nun glaub' ich, daß Du der ſchlanke Stock doch biſt."

„Das kannſt Du ganz nach Belieben halten."

„Jetzt keine Minute länger duld' ich Dich im Hauſe. Komm, komm! fort mit Dir, Du Stockfiſch!" Sie verſteckte ihm den verrätheriſchen Bart unter dem ſchwarzen Schleier, ſetzte ſich ſelbſt den Hut auf, warf einen Mantel um, und unter Lachen und Schäkern verließen ſie, ein paar glücklichen Kindern gleich, das vornehme Haus.

## 18.

## Unterhaltungen am häuslichen Herde.

Im Gartenhauſe der Frau von Villiers ging's um dieſelbe Zeit äußerſt ſtill zu. Wenn nicht ein geſchäftiges Treiben und Hantiren in der Küche ſtattgefunden hätte, ſo hätte man dieſe Räume für ausgeſtorben halten können. Aber in der flammenhellen Werkſtatt der erſten Lebensbedürfniſſe war der Beweis ſichtbar, daß man ſich in dieſem ſchönen Hauſe das Leben noch ferner auf die angenehmſte Art zu friſten den löblichen Vorſatz habe. Die ſtämmige handfeſte Köchin war mit der trotzigen Sicherheit ihres Berufs beſchäftigt, die letzte Hand an verſchiedene werthvolle und ausgezeichnete Erzeugniſſe ihrer beliebten Kunſt zu legen, und in Töpfen und Pfannen, in Keſſeln und Caſſerollen auf dem reinlichen eiſernen Kochherde kochten und brodelten, brieten und ſchmorten verſchiedene appetitliche Gegenſtände aus der animaliſchen und vegetabiliſchen Schöpfung, aus der Luft, aus dem Waſſer und aus der Erde, über und unter derſelben, mit Fleiß zuſammengebracht, um zu des Menſchenleibes Nahrung und Nothdurft zu dienen, oder die Kunſt des wahren Geſchmacks, wie Herr von Geldaſt ſich philoſophiſch-techniſch auszudrücken pflegte, zu fördern. Dann und wann trat Liſette, das Kammerkätzchen der gnädigen Frau, mit beſorgten Mienen und einer mit der Zeit ſteigenden ängſtlichen Spannung in den von reizenden Wohlgerüchen duftenden „Tempel des Geſchmacks.“ Auf einer Porzellanſchüſſel lag der mit ſo viel Ehren- und Achtungsbezeugungen überhäufte Liebling des Eßgenies noch in derſelben ungekochten Schönheit, wie ihn ſein Verehrer beim Hoffiſcher am Morgen mit großem Entzücken geſehen hatte, von Anſehen ein an drei Fuß langer, häßlicher, plattköpfiger Sohn der hochnordiſchen Salzfluth.

„Gott weiß, Katharine,“ ſeufzte die Zofe, „ob Sie nicht alle dieſe delikaten Herrlichkeiten vergebens zubereiten.“

„Na, Sie ſprechen mir da ſchöne Dinge, Jungfer Liſette,“ verſetzte die Köchin pikirt. „Und gerade heute geräth Alles vortrefflich. In einer Viertelſtunde bin ich fix und fertig.“

„Ja, was ſoll man nur denken! Nicht nur, daß keiner der eingeladenen Gäſte ſich einſtellt. Auch die gnädige Frau kommt nicht wieder. Und auch die Frau Silbers nicht. Ich weiß nicht mehr, was ich davon denken ſoll. So etwas iſt noch nicht paſſirt, ſeit ich im Hauſe bin.“

„Ja, was iſt denn eigentlich paſſirt?“ fragte die kräftige Prieſterin des Tempels.

„Das iſt's ja eben! Ich weiß es nicht und kann auch gar nichts vermuthen. Aber die Angſt ſchnürt mir die Kehle faſt zu. Adam kommt auch nicht wieder. Wir Beide ſind allein im Hauſe und können von Räubern und Mördern überfallen werden. Wenn der kleine Herr zum dritten Mal kommt, fall' ich in Ohnmacht.“

„Machen Sie keine Dummheiten! Wir wollen uns ſchon wehren. Vor ſolch' einem fetten Knirps werden wir uns doch nicht fürchten? Verlaſſen Sie ſich auf mich. Ich weiß Fäuſte und Nägel gut zu gebrauchen.“

In dieſem Augenblick ſchellte die Glocke an der Hausthüre, und Liſette fragte mit ängſtlicher Vorſicht, wer da ſei und war ſehr erfreut, die Stimme der Frau Silbers zu vernehmen. Sie öffnete, und die Amme trat mit vier ſtarken Männern herein, welche in zwei Tragen eine hübſche Anzahl in Papier gewickelter Flaſchen trugen, durch dieſe Bekleidung ihre Abkunft aus der Champagne andeutend., Aber auch Eßwaaren aller Art, vorzüglich Torten und Confitüren, italieniſche Waaren und andere Näſchereien, Ananas zu einem Champagnerpunſch und dergleichen Materialien und Ingredienzen mehr. Die Männer luden ab und wurden von der Amme mit einem Trinkgelde entlaſſen. Nun that ſie ihren Mund mit großer Selbſtzufriedenheit auf: „Na die ſeltenſten und köſtlichſten Delikateſſen hab' ich glücklich zuſammengetrommelt. Der Herr Demagog wird Augen machen! Dergleichen hat ſo ein Menſch noch gar nicht in die Augen bekommen, geſchweige auf die Zunge. Adam meinte, dieſe Art Leute äßen Rolltaback und Pferdefleiſch, Wurzeln und Gras, wie weiland der König Nebucadnezar, und ſei wenig von den Menſchenfreſſern verſchieden. Dieſen Abend denk' ich, ſoll der Herr merken, daß es auch noch andre eßbare Dinge in der Welt gibt. Und die gnädige Frau wird gewiß mit mir zufrieden ſein. Inzwiſchen laſſ' ich mir nicht nehmen: ein ſonderbarer Geſchmack iſt's und bleibt's von ihr, ſolch' einen gefährlichen Menſchen einzuladen. Aber wo iſt denn die Gnädige?“

„Ja, wenn Sie's nicht wiſſen, Frau Silbers,“ antwortete Liſette mit Reſignation; ich kann's Ihnen nicht ſagen. Schon ſeit einer Stunde iſt ſie fort und ich fürchte, es iſt ein Unglück geſchehen.“

„Ein Unglück?!“ zeterte die Amme und ſchlug die fleiſchigen Hände zuſammen. „Barmherziger Gott! Was iſt's mit der gnädigen Frau?“

„Ich weiß es nicht. Ich vermuthe nur ſo etwas.“

„Woher? Woraus?“

„Sie waren noch nicht lange fort,“ erzählte das Kammermädchen, „als Jemand einen Brief an die gnädige Frau brachte. Ich übergab ihr denſelben. Kaum hat ſie ihn geöffnet, als ſie aufſtöhnend erblaßt. Dann erfährt ihr ein Ausruf der Beſtürzung. Ich mußte ſogleich Adam herbeirufen, dem ſie in ihrem Kloſet einen höchſt wichtigen Auftrag ertheilte.“

„Sie haben doch gehorcht, Liſettchen?“

„Nun ja doch,“ lispelte das Mädchen verſchämt. „Ich konnte aber nur einzelne Worte verſtehen, wie: ‚der Unglückliche,‘ ‚troſtlos,‘ ‚ſchreckliches Loos.‘ Genug, Adam verließ ſpornſtreichs das Haus und gab mir gar keine Antwort, als ich ihn auf der Treppe einen Augenblick aufhalten wollte. Und bis jetzt iſt er nicht wieder heimgekehrt. Die gnädige Frau lief in höchſter Unruhe im Zimmer auf und ab, und, wenn ich nicht irre, ſchluchzte ſie und rang die Hände. Genug, ich habe ſie noch nie in ſolcher Aufregung geſehen. Plötzlich warf ſie die Mantille um, ſetzte den Strohhut mit dem grünen Schleier auf, alles ohne meine Hülfe in Anſpruch zu nehmen und ſtürzte, ohne mir nur ein Wörtchen zu ſagen, aus dem Hauſe. Mir ſchlugen alle Glieder. Bis jetzt hab' ich ſie unter Angſt und Sorgen vergeblich zurückerwartet.“

„Das iſt ja eine erſchreckliche Begebenheit!“ ſchluchzte die Amme.

„Und nun iſt ein verdächtig ausſehender Menſch ſchon zweimal dageweſen und hat ſo dringend und ſeltſam nach ihr gefragt, daß ich fürchte, er führt nichts Gutes im Schilde.“

„Um des Himmelswillen! was ſoll da herauskommen!“ jammerte die Amme. Die vereinten Klagelieder wurden durch das Ertönen der Hausglocke unterbrochen.

„Ach Gott!“ ſchrie Liſette. „Wenn wir nur nicht von Spitzbuben überfallen werden!“

Aber es war die ſchöne Herrin des Hauſes ſelbſt. Raſch und aufgeregt trat ſie in ihr Zimmer; und Zofe und Amme folgten ihr.

„War Niemand hier? Iſt Adam zurück?“ fragte Frau von Villiers in einem Athem.

„Adam iſt noch nicht zurück,“ berichtete Liſette mit großer Spannung, aber ein Herr iſt zweimal da geweſen und hat in ſonderbarer Weiſe nach Ihnen gefragt, gnädige Frau.“

„O Himmel! Er iſt's!“ rief dieſe leidenſchaftlich. „Er hat Schutz bei mir ſuchen wollen. Und ich Unſelige durchrenne die Stadt, ihm dieſen Schutz anzubieten.“

Jetzt erlaubte ſich die Amme die demüthig neugierige Frage: „Aber Gnaden, wer iſt denn dieſer Er?“

„Schweig, Amme, und laß mich fragen!“ herrſchte die ungnädige Gnädige. Und zu Liſette gewandt: „Wie ſah er aus? Jung? Zwei, höchſtens vierundzwanzig Jahre!“

„O nein! der Herr mochte wohl ein Vierziger ſein.“

„Schlank, ſchmächtig?“

„O nein! Klein und fett, mit kurzen, dicken Beinen, die etwas krumm waren.“

„Bleich, mit verſtörtem Blick großer, ſchwärmeriſcher Augen?“

„O nein! dick und roth, mit kleinen lachenden Maulwurfsaugen.“

„Langes Haar, das ihm in goldnen Locken auf Schultern und Rücken fiel?“

„O nein! Ganz kurze blondgraue Härchen. Ich hatte Mühe, etwas davon zu entdecken.“

„Stattlichen Bart um Lippen und Kinn?“

„O nein! Sehr ſorgfältig raſirt.“

„Im altdeutſchen Rock, den weißen Hemdkragen kühn herausgelegt?“

„O nein! Im eleganten Frack, Cravatte, Vatermörder, Manſchetten und gelben Glacéhandſchuhen.“

„Seltſam! höchſt ſeltſam!“ rief Frau von Villiers ſichtbar verſtimmt. „Hat er Dir ſeinen Namen nicht geſagt? keine Karte abgegeben?“

„Doch! den Namen hat er geſagt. Warten Sie einen Augenblick; er wird mir gleich einfallen. Es war etwas von Gold dabei: Goldbaum, Goldſtamm; nein, jetzt fällt's mir bei, Goldaſt, Herr von Goldaſt nannte er ſich.“

„Das iſt der rechte nicht,“ ſagte die ſchöne Witwe noch verdrießlicher. „Doch hab' ich dieſen Namen ſchon mehrmals gehört. Der Baron hat ihn nie genannt. Was mag Herr von Goldaſt von mir wollen? — Du kannſt gehen, Liſette.“

Die Zofe verließ das Zimmer voll großen Aergers, ihre Neugierde nicht befriedigen zu können. Natürlich horchte ſie am Schlüſſelloch der Thür.

„Aber erklären Sie mir doch nur dieſe Räthſel, Gnaden!“ erinnerte die Amme wieder.

„Ach, Amme, ich bin ſehr unglücklich! Laß mich an Deiner Bruſt ruhen und mich ausweinen!“

„Was iſt denn geſchehen? So ſagen Sie doch, um Gotteswillen!“ heulte das Weib.

„Welch' ein Unſtern beherrſcht heute mein Leben!“ tragirte Frau von Villiers. „Schon war Alles zum würdigen Empfang des intereſſanten Jünglings beſtens eingeleitet; ſchon ſchlug mein Herz höher voll ſüß banger Erwartung, da kommt dieſer Brief des Secretär Sillig, der mich niederſchmettert.“ Mit dieſen Worten zog die trauernde Dame ein zuſammengeſchlagenes Papier aus dem Buſen und reichte es der betretenen Amme hin: „Nimm und lies mein Unglück!“

Frau Silbers entfaltete den Brief und ſchaute einen Augenblick hinein, gab ihn aber dann mit den Worten zurück: „Ich kann die Krakelfüße nicht leſen. Leſen Sie mir's vor, wenn ich bitten darf.“

Frau von Villiers ergriff das Papier wieder mit dem Seufzer: „Unſelige Schriftzüge!“ und begann dann die Vorleſung: „Nicht ohne die ſchmerzlichſte Verlegenheit muß ich Ihnen melden, gnädige Frau, daß mir das Schickſal unmöglich gemacht hat, Ihnen dieſen Abend den liebenswürdigen Demagogen zuzuführen. Er hat ſich heute, während meiner Abweſenheit, aus dem Hauſe Sr. Excellenz entfernt. Seine böſe Ahnung hat leider Grund gehabt. Denn kaum war er fort, ſo wurde er von einem Polizeicommiſſär geſucht. Es leidet keinen Zweifel mehr: er iſt der berühmte ſchlanke Stock, deſſen man um jeden Preis habhaft zu werden trachtet. Uebrigens habe ich eine untrügliche Spur, daß er ſich noch in der Stadt aufhält, in der es von verkappten Demagogen wimmeln ſoll. Vielleicht irrt er in Todesangſt auf den Straßen, ohne Obdach, ohne Freund. Ein ſchreckliches

Loos! Wie gern möchte es ihm erleichtern Ihr gehorſamſter Sillig.“

„Das iſt Alles?“ fragte die Amme, wie aus den Wolken gefallen.

„Iſt es nicht genug, Mitleidloſe?“ fuhr die Herrin auf. „Auf den Straßen umher irren, ohne Obdach und Freund! Von der Polizei verfolgt! Einer der Edelſten ſeines Geſchlechts!“

„Ah, junge Leute wiſſen ſich zu helfen!“ tröſtete die Amme, äußerſt gleichgültig gegen das Loos des Studenten.

„Ich ſandte ſogleich Adam aus, um ihn aufzuſuchen.“

„Wo denn?“

„Haſt Du nicht gehört? In den Straßen der Stadt.“

„Kennt denn Adam den Herrn Demagogen?“

„Ich beſchrieb ihn ſo deutlich, daß er ihn erkennen muß.“

„Ich denke, Sie kennen den jungen Herrn auch noch nicht. Sie wollten ja erſt dieſen Abend ſeine Bekanntſchaft machen.“

„Ja doch!“ rief die Gnädige ärgerlich, und die Vorboten der übelſten Laune zeigten ſich in Stimme und Mienen. „Aber ich habe doch ein allgemeines Bild von ihm. So kann nur er ausſehen, kein Andrer auf der Welt. Ja er muß ausſehen, wie mein Retter. O und wenn er es ſelbſt wäre! Wenn meine Ahnung nicht tröge!“

„Der arme Adam!“ ſeufzte Frau Silbers.

„Meine Unruhe ließ mich nicht bleiben,“ fuhr die Gnädige in ihrer Erzählung fort. „Ich ſah ein, daß für Adam ſchwierig ſein müſſe, was meinem ahnungsvollen Gefühle leicht ſein werde. Unter tauſenden hätt' ich ihn auf den erſten Blick erkannt. Sein Bild ſteht in meiner Seele mit leuchtenden Farben. Es trieb mich fort, ihn ebenfalls zu ſuchen.“

„O Himmel! Iſt's möglich!“ rief die Amme erſchrocken. „So weit haben Sie ſich vergeſſen, gnädige Frau?“

„Noth kennt kein Gebot. Bedenk', Amme, es galt die Rettung eines der vorzüglichſten Menſchen. Da mußte gehandelt werden und zwar ſchnell, ohne Zögern, ohne lange Ueberlegung. Und nun verdamme mich, wenn Du kannſt.“

„Aber ich bitte Sie, gnädige Frau!“ —

„Hältſt Du mich für ein ſo erbärmliches Weſen, das keines Opfers fähig wäre für einen hochherzigen Jüngling, der, von kühnen Freiheitsgedanken berauſcht und vom ſtürmiſch ſchlagenden Herzen zu Thaten gedrängt, den Machthabern gefährlich ſcheint? O wie hab' ich mich geſehnt, einen ſolchen Verfolgten mit Gut und Blut zu ſchützen, zu unterſtützen! Aber das Schickſal ſcheint mir grauſam meinen Lieblingswunſch verſagen zu wollen. Ich habe den verfolgten Stock nicht gefunden.“

„Aber, du lieber Gott, was ſoll nun aus unſern Speiſen und Delikateſſen werden, um die ich mir ſo große Mühe gegeben? Iſt Ihnen gefällig zu ſoupiren?“

„Ach, ich habe gar keinen Appetit, liebe Amme. Meine fehlgeſchlagenen Hoffnungen haben ihn mir geraubt.“

„Wenigſtens etwas von dem friſchen Kabeljaufiſch, den Ihnen der Herr Baron verehrt hat.“

„Nichts, gar nichts. Iß Du von dem Fiſche, Amme, ſoviel Du willſt.“

„Sie wiſſen ja, daß ich Fiſche nicht liebe.“

„Es iſt wahr. Aber umkommen darf er doch nicht. Mir fällt ein, Madame Holzmann und ihr Mann ſind große Liebhaber von Fiſchen, und, wenn ich mich recht erinnere, ſetzen ſie den friſchen Stockfiſch über alle andern. Trag' Ihnen den Fiſch ſchnell hin; ſie werden noch nicht zu Abend gegeſſen haben. Dieſe Aufmerkſamkeit von mir wird ſie anfeuern, meine Beſtellungen um deſto ſchneller auszuführen. Geh' ſchnell, gute Amme!“

„Zu Ihrem Befehl!“

## 19.

## Die unterbrochene Liebeserklärung.

Während dieſes Zwiegeſprächs hatte ſich Philipp von Leisnitz draußen im Garten eingefunden, durch das Fenſter der Salonthüre das Zimmer überſchaut und ſich die reizende Geſtalt der jungen Witwe mit der behaglichſten Muße betrachtet. In der That war er ſo ſehr in das Anſchauen derſelben verſunken und die graziöſen Bewegungen der edeln Geſtalt, der Blick ihres geiſtreichen Auges und der Wohllaut ihrer Stimme hatten ihn in eine gänzliche Selbſtvergeſſenheit gewiegt. Erſt als Liſette in das Zimmer trat und Se. Excellenz den Herrn Baron von Geisheim anmeldete, fuhr er wie aus einem Traume auf.

Der Baron trat in den Salon der von ihm angebeteten Frau.

„Milles pardons, meine Gnädigſte,“ flüſterte er in ſüßer, ſchier frauenhafter Befangenheit, „daß ich Sie ſo ſpät noch überfalle! Aber es zieht mich mit magiſchen Banden zu Ihnen. Meine Unruhe iſt au comple; ich muß ihr ein Ende machen. Ich muß mein Schickſal aus Ihrem eignen Munde hören. Unmöglich vermag ich die Ungewißheit länger zu ertragen.“

„Welches Schickſal?“ fragte Frau von Villiers verwundert. „Was für eine Ungewißheit? Was iſt's denn, liebſter Baron, was Sie ſo unruhig macht und mir noch die Ehre Ihres Beſuchs verſchafft?“

„Wie? Sie wiſſen nicht? War Herr von Goldaſt nicht bei Ihnen?“ gegenfragte der Baron beſtürzt.

„Doch. Er iſt zweimal hier geweſen, wie mir mein Kammermädchen berichtet hat. Aber ich war nicht zu Hauſe. Sagen Sie mir ſchnell, was er von mir wollte. Ich brenne vor Neugierde.“

„Ich — ich — o das kann ich Ihnen nicht ſagen,“ verſetzte der Diplomat verlegen. „Wozu hätt' ich denn den Goldaſt hergeſchickt? Es betrifft eine — eine Neuigkeit, die er Ihnen melden ſollte — aus — meinem Hauſe.“

„O ich ahne, was es iſt!“ rief die Witwe lebhaft; denn ſie meinte nicht anders, als die Neuigkeit beträfe den ſchlanken Stock.

„Ahnen Sie es?“ fuhr der Baron ganz entzückt heraus. „Das iſt charmant, iſt göttlich!“

„Sprechen Sie es aus; ich beſchwöre Sie! Foltern Sie mich nicht!“

„Mon dieu, welche Heftigkeit! — Ich — ich wollte — fragen, ob — ja — ob der Kabeljau nach Ihrem Geſchmack war?“

„Der Fiſch? Ich danke Ihnen dafür. War das

Alles? Unmöglich! Sie verbergen mir etwas, Herr Baron.“

„Sie ſind in fieberhafter Aufregung, meine Gnädige. Ueberhaupt finde ich Sie ſeit Ihrer mir noch immer unbekannten Gefahr merklich verändert. Der Unfall ſcheint einen tiefern Eindruck auf Ihr Gemüth gemacht zu haben, als ich anfangs fürchtete, und der mich um ſo beſorgter macht, je ängſtlicher Sie den Schleier des Geheimniſſes darüber gebreitet halten.“

„Ah laſſen Sie doch die alte Geſchichte ruhen!“

„So iſt Ihnen wohl neuerdings wieder etwas Unangenehmes begegnet?“

„Mir iſt nichts wieder begegnet. Aber Sie haben mir immer noch nicht geſagt, welche Neuigkeit aus Ihrem Hauſe mir Herr von Goldaſt hinterbringen ſollte.“

„Ich denke, Sie ahnen es?“ fragte Geisheim mit neuer triſter Verlegenheit und in einem wahrhaft kläglichen Tone.

„Laſſen Sie es mich mit klaren Worten hören. Ich will doch ſehen, ob ich recht geahnt habe.“

Jetzt konnte der ängſtliche Mann unmöglich länger ausweichen; er nahm alſo allen ſeinen Muth zuſammen und begann mit erkünſtelter Feſtigkeit: „Wohlan denn, Sie ſollen es erfahren, meine Theuerſte. Ihre holde Liebenswürdigkeit — mein Herz — die Verhältniſſe — wie ſoll ich Worte finden?“ Jetzt war ſeine Verwirrung auf den Gipfel geſtiegen, und da er in der That die rechten Worte nicht finden oder vielmehr nicht ausſprechen konnte, ſo machte er plötzlich Anſtalten, um ſich vor der erſtaunten Frau auf ein Knie niederzulaſſen, um in dieſer angemeſſenen Stellung eine Liebeserklärung zu verſuchen. Aber in dieſem Augenblick ſtieß Leisnitz das Fenſter auf und ſchleuderte einen Stein herein, der bis zu den Füßen des heftig erſchrockenen Geſandten rollte. Frau von Villiers ſchrie laut auf, und der Baron brachte mit Mühe die Worte hervor. „O Himmel! was war das?“

„Ich kann es mir nicht erklären,“ verſetzte die Witwe. Doch plötzlich durchzuckte ſie der Gedanke, der ſeltſame Steinwurf möchte von dem verfolgten Demagogen herrühren, der ſich — wahrſcheinlich in großer Gefahr — in ihren Garten geflüchtet und ihr ein Zeichen ſeiner Ankunft habe geben wollen, welches zugleich ſeinen Wunſch ausdrücken ſolle, ihren Beſuch ſo ſchnell als möglich zu entfernen. In großer Zerſtreutheit ſagte ſie: „Es wird wohl die Gärtnerstochter geweſen ſein, ein loſes Mädchen, das mich zuweilen neckt.“

„Ich vergaß, daß man den Salon vom Garten aus überſehen kann,“ bemerkte Geisheim verdrießlich und kleinlaut.

Frau von Villiers verwandte kein Auge vom Fenſter in der Salonthüre und gab mit der Hand allerlei verſtohlene Zeichen. Dabei ſagte ſie ängſtlich: „Aber, liebſter Baron — ja, was wollte ich doch ſagen? — Ach nein. Sie wollten mir ja etwas ſagen. Ich bitte Sie! Geſchwind! So eilen Sie doch! Sie ſehen, daß ich auf Kohlen ſtehe.“

„Haben Sie etwas vor, gnädige Frau?“

„Ich geſtehe, ich will noch zu einer Freundin zum Thee fahren, der ich mich für dieſen Abend verſprochen habe. Sagen Sie alſo ſchnell, was mir Herr von Goldaſt melden ſollte.“

„Er ſoll es Ihnen morgen früh ſelbſt ſagen. Ich will Sie jetzt nicht länger aufhalten und mich Ihnen empfehlen. Bon plaisir, ma chère!“ Und er lief zur Thür hinaus, als ob er einer großen Gefahr entrinnen wollte.

## 20.

## Doppelte Täuſchung.

Frau von Villiers eilte nach der Salonthüre, um ſie zu öffnen, aber Leisnitz kam ihr zuvor, indem er leicht und gewandt durch das Fenſter hereinſtieg, faſt in die Arme der ſchönen Frau hinein.

„O holder Engel, ſchütze mich! rette mich!“ flehete er ſie, auf ein Knie niedergeſunken, mit emporgehobenen, gefalteten Händen an.

„Sind Sie der ſchlanke Stock?“ fragte ſie in höchſter Spannung.

„Ich bin's, der unſchuldig verfolgte, unglückliche Stock.“

„Willkommen! Willkommen in meinem Hauſe!“ jauchzte die Witwe in triumphirender Wonne und ſtreckte ihm die kleine Hand entgegen, die er mit Heftigkeit ergriff, um glühende Küſſe darauf zu heften.

„Faſſen Sie Muth, edler Jüngling! Ich ſchütze Sie mit meinem Leben.“

„Tauſend Dank, liebenswürdige, großmüthige Retterin!“ rief der junge Betrüger aufſpringend. „Mein guter Genius gab mir den Gedanken ein, mich zu Ihnen zu flüchten. Mein Freund Sillig wollte mich Ihnen zuführen —“

„Sie ſind mir allein noch lieber. Doch damit wir nicht überraſcht werden —" Sie zog die Vorhänge vor das Gartenfenſter und verſchloß die Thür, die nach dem Vorſaal führte.

„Ein junges, feuriges Herz flüchtet zu Ihnen. Sie werden mich nicht verdammen, gütige Frau," deklamirte der Schalk mit tragiſchem Pathos.

„Ich ſchwärme wie Sie für die Freiheit. Ich bin von Ihrer Partei; ich bin eine Demagogin," verſetzte die Schöne begeiſtert.

„Vortrefflich!" jubelte Philipp. „Das hilft uns ſchnell über alle Förmlichkeiten hinüber."

„Wir thun wie alte Bekannte," plauderte ſie ſeelenvergnügt. „Ich werde den Tiſch ſelbſt ſerviren. Kein verrätheriſches Auge darf Sie ſehen. Auch gönne ich keinem meiner dienſtbaren Geiſter, Sie zu bedienen. Ich werde es ſelbſt thun."

„Das kann ich unmöglich zugeben. Nein, ſüßes Weib, ich werde Dich bedienen. O könnt' ich Dir mein ganzes Leben dienend weihen!"

„Nur nicht gleich zu excentriſch, mein Freund!" drohete ſie mit anmuthig erhobenem Finger.

„Das Entzücken ſtrömt in meiner Bruſt über," flüſterte der junge Mann, während ſie zuſammen den Tiſch zubereiteten. „Mein Schickſal hat ſich im Nu geändert, vom größten Elend zum höchſten Glück, und eine gütige Fee hat dieſe Wandlung bewirkt. Wird da die holde Fee mir nicht etwas Wonnetrunkenheit zu gut halten?"

„Ein Demagog ſollte das Schmeicheln den Höflingen überlaſſen," bemerkte ſie etwas ſtrenger.

„Ein Demagog ſagt nur Wahrheiten. Aber wenn er eine ſchöne Seele in einer ſchönen Hülle findet, ſo muß er ihr ſeine Huldigung darbringen."

Ein Pochen an die verſchloſſene Thür ſtörte das angenehm beſchäftigte Paar. Frau von Viſliers öffnete ſchnell eine Tapetenthür auf der entgegengeſetzten Seite und forderte ihren Gaſt mit leiſer Stimme auf, ſich in dem Gemach zu verbergen. Sobald dieſes geſchehen war, fragte ſie mit lauter Stimme, wer da ſei?

„Ich bin's, gnädige Frau,“ verſetzte Liſettens zartes Stimmchen.

„Was willſt Du?“

„Herr von Goldaſt iſt wieder da und läßt Sie dringend um die Ehre bitten.“

„Sag' ihm, ich ſei noch nicht zu Hauſe,“ grollte die gnädige Dame.

„Sagen Sie mir das gefälligſt ſelbſt, meine gnädige Frau,“ ließ ſich eine fette, in die Fiſtel überſchlagende Stimme mit etwas Zudringlichkeit vernehmen, und Frau von Villiers öffnete mit ſtillem Grimm, der ſich inzwiſchen ſchnell zu legen Anſtalt machte, als ſie die poſſirliche Geſtalt ſich hereinkugeln ſah.

„Nein, zum drittenmal darf ein rechtſchaffener Mann nicht vergebens kommen,“ plapperte Goldaſt mit bekannter Zungengeläufigkeit. „Entſchuldigen Sie alſo meine Kühnheit, Gnädigſte! Ich küſſe Ihnen die Hand als Ihr ganz ergebenſter Diener. Ah, Sie ſind eben im Begriff, ſich zum Souper zu ſetzen. Das freut mich ſehr. Ich weiß nicht, welcher Narr hat drucken laſſen, eine eſſende Dame verlöre an Schönheit. Au contraire. Ein Menſch wird bei Tafel ſtets doppelt liebenswürdig, eine Dame aber dreifach.“

„Aber mein Herr, was verſchafft mir das Vergnügen? — Sie haben ſelbſt bemerkt, daß ich im Begriff ſtehe —“

„Zu ſpeiſen. Das iſt mir gerade höchſt angenehm. Denn dadurch wird die Hoffnung in mir genährt — einen gewiſſen Herrn Stock —“

„Wie mein Herr?“ rief die Witwe betroffen.

„Einen allerliebſten jungen Stock zu — ſehen —“ fuhr Goldaſt pfiffig lächelnd fort, „mich an ſeinem Anblick zu weiden — und — nun Sie haben ja zwei Gedecke.“

„Mein Herr, Sie wüßten —“

„Ich weiß Alles, meine Gnädige! Ich weiß Alles! Er iſt aus des Barons von Geisheim, meines verehrten Gönners und Freundes gaſtfreundſchaftlichem Hauſe zu Ihnen gewandert.“

„Sie irren, mein Herr! Sie irren!“ ſtammelte die beſtürzte Frau in höchſter Verlegenheit.

„Nicht doch, verehrte gnädige Frau!“ verſetzte der Eßkünſtler ſo gütig, als er vermochte. „Ich weiß es ja ganz beſtimmt. Der Baron hat den Stock — Herrn Stock wollt' ich ſagen, — hergeſchickt; der Tiſch iſt ſchon ſervirt. Laſſen Sie ihn kommen. Ich will ihn ja blos ſehen. Nein, nein, ich lüge. Ich will mehr als ſehen. Ich bin ein paſſionirter Liebhaber dieſer Espèce. Und in der That, für Sie allein iſt er zu groß, gnädige Frau. Allzuviel könnte Ihnen ſchaden. Sie könnten krank werden.“

„Ich fühle mich jetzt ſchon unwohl,“ lispelte die arme Frau verwirrt. „Entſchuldigen Sie — ich muß mich entfernen.“ Und ſchnell verſchwand ſie durch die Tapetenthüre.

„Sie wird ihn doch nicht ſchon aufgeſpeiſ't haben?“ fragte ſich Goldaſt bedenklich. „Ach was, das iſt ja unmöglich! Auch iſt das Service noch unbenutzt. Noch bin ich zur rechten Zeit gekommen. Zwei Gedecke und doch kein Gaſt weiter. Das ſieht ja wie eine Vorbeſtimmung aus. Ja, ja, ich glaube an ein

Fatum. Das zweite Gedeck iſt für mich beſtimmt. Ich weiche auch nicht eher, bis ich wenigſtens die Hälfte meines Lieblings im Leibe habe. Und wenn Frau von Villiers wirklich krank iſt, deſto beſſer für mich; dann eß' ich den ganzen Fiſch allein auf." Seelenvergnügt rieb er ſich bei dieſer köſtlichen Ausſicht die Hände und wandelte mit kurzen trippelnden Schritten um den gedeckten Tiſch.

„Bei Tiſche," fuhr er dann in ſeinem Selbſtgeſpräche fort, „entledige ich mich des kitzlichen Auftrages vom Baron. Speiſend macht ſich ſo etwas immer am beſten ab. Man beſeitigt die Verlegenheit mit einem guten Biſſen und ſpült Alles mit einem Glas Wein hinunter. — Aber meine Sehnſucht hat ihren Gipfelpunkt erreicht. Ich will mich doch nach der Küche umſehen."

In dieſem Augenblicke trat Frau Silbers herein.

„Ah bon soir, ma chère!" rief ihr Goldaſt ſchmunzelnd entgegen.

„Ihre Dienerin, mein Herr! Sie ſind wohl der erwartete Gaſt?"

„Ei freilich. Und Sie ſind jedenfalls die Wirthſchafterin? Nun laſſen Sie nur ſchnell auftragen. Der Fiſch iſt doch warm geſtellt worden? Iſt er im Sud gerathen? Er will zart behandelt ſein. Was für eine Sauce haben Sie dazu?

„Welchen Fiſch meinen Sie?"

„Nun den friſchen Stockfiſch, den der Baron von Geisheim heute der Frau von Villiers zum Geſchenk geſchickt hat."

„Den wünſchen Sie zu ſpeiſen? Ach, du lieber Gott, das iſt ja ſchrecklich!"

„Unglückliche, ich will nicht hoffen, daß —"

„Daß Sie aber auch gerade auf den beſtehen müſſen!"

„Iſt er wirklich ſchon verſpeiſt?"

„Das weiß ich nicht. Da die gnädige Frau daran verzweifelte, daß Sie kommen würden, ſo hab' ich den Fiſch zu Madame Holzmann, der Modiſtin in der Wallſtraße, als Geſchenk tragen müſſen."

„Holzmann!" ſtöhnte der kleine öligte Mann vernichtet. „O weh! Das iſt ein fataler Caſus! Nein, das ſind zwei fatale Caſus! Der Fiſch iſt fort und zu Holzmann. — War er ſchon geſotten?"

„Nein. Madame Holzmann wird ihn aber dieſen Abend noch zubereiten, ſobald ihr Laden geſchloſſen iſt."

„Noch ein Schimmer von Hoffnung!" lebte Goldaſt wieder auf. Die Stirn des kleinen Epikuräers füllte ſich wieder mit kühnen Gedanken; die alte Schmarotzer-Unverſchämtheit kehrte in ſein erſchrockenes Herz zurück. „Verſuchen wir's!" ſprach er mit neuem Muthe vor ſich hin. „Es iſt des Schweißes der Edeln werth. — Empfehlen Sie mich der gnädigen Frau!"

„Wie? Sie wollen gehen?" fragte die Amme in ſchmerzlicher Verwunderung. „Soll ich denn meine Einkäufe doch vergebens gemacht haben?"

„Mein Schickſal treibt mich fort, ich kann nicht widerſtehen." Und ſo ſchnell ſeine bogigen Strampelbeinchen ihn fortzuſchaffen vermochten, verließ er den Salon und die Amme folgte ihm mit großem Bedauern; denn ſie hatte ſein glänzendes Geſicht plötzlich recht lieb gewonnen und hätte ihm gar zu gern die Genüſſe ihrer Einkäufe gegönnt.

## 21.

## Das Abenteuer.

Frau von Villiers ſchlüpfte aus der Tapenthüre und zog ihren Gaſt nach. „Er iſt fort!" rief ſie froh. „Kommen Sie nur heraus, mein Freund!"

„Was das für ein unverſchämter Kerl war!" eiferte Leisnitz. „Mich eine Espèce zu nennen und ſich einen paſſionirten Liebhaber dieſer Espèce! Kann man die Frechheit weiter treiben?"

„Sie kennen ihn alſo wirklich nicht?" fragte die Witwe mit der kecken Miene eines Inquirenten. „Sein Sie offen und wahr!"

„Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort: ich habe den Menſchen weder jemals geſehen, noch ſeinen Namen gehört."

„Dann wird meine Vermuthung zur Gewißheit."

„Welche Vermuthung, ſchönſte Frau?"

„Er war jedenfalls ein Polizeiſpion, der ſchon eine Spur davon hatte, daß Sie ſich zu mir geflüchtet, oder der frecherweiſe nur auf den Buſch klopfte."

„Das Letztere wird wohl der Fall geweſen ſein," lachte der verſchlagene Gaſt.

„Ach und faſt hätte meine Beſtürzung mich ihm verrathen!" ſeufzte die Wirthin.

„Es war ein glücklicher Gedanke von Ihnen, ein plötzliches Unwohlſein vorzuſchützen und mich ſchnell in einen ſichern Verſteck zu bringen. Wie dankbar bin ich Ihnen für dieſe Vorſorge!"

„Seine Spionage wird doch keine übeln Folgen für uns haben? Mir ahnt nichts Gutes."

„Ach, Verehrteſte, machen Sie ſich keinen Kummer! Laſſen Sie keine Wolke die Stunde ſonnigen Glücks verdüſtern!“

„Wohlan, fort mit allen Beſorgniſſen! Kommen Sie zur Tafel! Ihr Magen hat eine harte Geduldsprobe beſtehen müſſen.“

„Wie könnte er Bedürfniß fühlen, wenn mein Herz die ſeinigen in ſo entzückendem Grade befriedigt ſieht!“

„Hüten Sie ſich mir ſolche Dinge zu ſagen!“ drohete die Witwe wieder lächelnd. „Ich möchte ſie am Ende gar glauben.“

„Ich bitte Sie darum! Ich beſchwöre Sie, herrliche Frau!“

„Nein, nein! Weder Ihre Bitten, noch Ihre Beſchwörungen werden mir ausreden, daß Sie ein Meiſter in höfiſcher Schmeichelei ſind. Auch will ich Ihnen nicht verhehlen, daß ich Sie mir anders gedacht habe.“

„Und wie denn, meine Gnädigſte, wenn ich bitten darf?“

„Nun, etwas weniger gewandt, geſchliffen und polirt,“ verſetzte ſie ſtockend und zögernd, „minder erfahren und bewandert in den glatten Formen und Worten der vornehmen Welt.“

„Ich verſtehe Sie! Sie haben einen halbgekochten langhaarigen Burſchen erwartet, Bierfaß und Tabacksrauchfang in einer Perſon, ſo einen Junker Piſtol oder einen deutſchen Ableger des berühmten italieniſchen Eiſenfreſſers Rodomonte, einen etwas flegelhaften Jungen, der bei Hermann dem Cherusker ſchwört und mit einer zarten Frau umgeht, wie mit einem Recken.“

„Nein, nein!“ rief Frau von Villiers entrüſtet. „Sie entwerfen da ein höchſt widriges Bild, wie es noch niemals in meine Seele gekommen iſt. Wahrlich eine ſchönere innere Anſchauung vom ſchlanken Stock lebte darin.“

„Welche? Ich bitte Sie, entwerfen Sie ſie mir in einigen flüchtigen Strichen. Ich bin ſehr neugierig darauf.“

„Ich will ſie Ihnen nicht vorenthalten. Was ich noch Niemand geſtanden habe, Sie, der Demagog, der verfolgte ſchlanke Stock, Sie ſollen das Geheimniß meines Unfalls erfahren. Ich habe vor kurzem ein merkwürdiges Abenteuer erlebt, deſſen Folgen mich auf das Krankenbett warfen, die aber leicht noch ſchlimmer hätten für mich ausfallen können. Ich brannte vor Begierde, deutſche Studenten oder vielmehr Demagogen in ihrem freien Weſen, in ihrer liebenswürdigen Ungebundenheit kennen zu lernen, und dieſer glühende Wunſch erzeugte den zweiten, mich einmal ebenſo ungenirt wie ſie ſelbſt unter ihnen, bewegen zu können. Schon ſtand ich im Begriff in Studentenkleidern in eine Univerſitätsſtadt zu reiſen, nur von meinem Kammermädchen begleitet, und meine Putzmacherin, eine gewandte und dienſtfertige Frau, welche einen geſchickten Schneider zum Mann hat, hatte mir bereits von dieſem ihren Manne die nöthigen Kleider verſchafft, da eröffnete mir Liſette, eben mein Kammermädchen, ich könne ja das näher und hier in der Stadt bequemer haben. Es mache ihr nämlich ein Student, der ihr auch ein Demagog zu ſein ſcheine, die Cour, und dieſer ließe ſich wohl bewegen, mich als Studenten mit in die Verſammlung zu nehmen. Dieſer Vorſchlag kam meinen Wünſchen ſehr entgegen und gefiel mir ungemein. Liſette mußte ihren Liebhaber damit bekannt machen. Er wurde gewonnen und bei mir eingeführt. Nun gefiel mir der Menſch allerdings nicht ſo, wie er meiner Liſette gefallen mochte. Anfangs benahm er ſich linkiſch, und als er warm wurde, roh und tölpelhaft. Hätte mich nicht das Verlangen, einmal unter Studenten zu ſein, wie ein böſes Fieber geplagt, ich würde zurückgetreten ſein. So aber konnte ich nicht. Ein Anderer war nicht da, und ich glaubte nichts befürchten zu dürfen. Der beſtimmte Abend erſchien, wo ich an einem Studenten-Commers Theil nehmen ſollte. Ich hatte mich herrlich herausſtaffirt und glaubte, ich ſpielte nicht die ſchlechteſte Studentenfigur. Unterwegs — es war ſchon ziemlich dunkel — nahm mein Begleiter meinen Arm, und wir gingen, wie Studenten zu thun pflegen. Obgleich mir das nun eben nicht ſonderlich angenehm war, ſo ließ ich es mir doch gefallen. Aber bald genug ſchien mein Bruder Studio mich mit Liſetten zu verwechſeln und erlaubte ſich Scherze und Aeußerungen, die ich mir in einem ernſten Tone verbat. Er ließ ſich dadurch nicht abſchrecken und ſchien für ſeine Dienſte auf eine Art Dankbarkeit von meiner Seite zu rechnen, auf die ich ihm natürlich alle Hoffnung nehmen mußte. Dies geſchah auf eine ſo beſtimmte Weiſe, daß ihm, wie ich meinte, davon imponirt wurde. Er entſchuldigte ſich und bat mich nur mitzugehen, denn ſchon hatte ich umzukehren gedroht. Dies war aber in der That nicht mein Ernſt geweſen. Wir kamen in die Verſammlung. Ich hielt mich etwas ſcheu im Hintergrunde, und anfangs ging Alles gut. Keiner der zahlreichen Anweſenden ſchien mir eine beſondere Aufmerkſamkeit zu ſchenken. Bald aber änderte ſich das. Der Elende hatte mich wahrſcheinlich aus Rache verrathen, oder doch wenigſtens die Aufmerkſamkeit auf mich gelenkt. Aus den Zudringlichkeiten, die ich erfuhr, hätte ich bald genug merken können, daß mein Geſchlecht kein Geheimniß mehr war, wenn es mir Einige nicht geradezu geſagt hätten. Ich gerieth in Beſtürzung und verlor die Geiſtesgegenwart. Vergebens ſah ich mich nach meinem Begleiter um. Der abſcheuliche Menſch ließ ſich nirgends erblicken. Die Angſt brachte mich faſt um; ich konnte mich der frechſten Zudringlichkeiten nicht erwehren und fing — ich geſtehe meine Schwäche — heftig zu weinen an. Gott weiß was aus mir geworden wäre, hätte ſich nicht plötzlich ein junger ſchöner Mann Platz durch die Menge gemacht, und wäre, wie ein rettender Engel an mich herangetreten. ‚Ich erkläre jeden für einen elenden dummen Jungen, der dieſen fremden Studio nur noch mit einem zweideutigen Worte anredet,‘ ſagte er laut und würdevoll. ‚Er iſt mein Schützling und ſeine Sache die meinige.‘ Das wirkte. Die Zudringlichen ſchwiegen und wichen zum Theil zurück. Mein Schützer ſchien in großem Anſehen bei Allen zu ſtehen. Er faßte mich nun beim Arme und führte mich hinaus. Hier flüſterte er mir zu: ‚Sie müſſen ſchnell fort, ehe der erſte Eindruck meiner Worte verraucht; denn dann würde es böſe Händel geben.‘ — Hat mein Begleiter hierher meinen Namen verrathen? fragte ich in großer Angſt. — ‚Bis jetzt nur Ihr Geſchlecht,‘ verſetzte er, ‚und daß er nicht auch Ihren Namen verräth, dafür werde ich Sorge tragen. Er iſt ein elender Wicht, den ich züchtigen werde.‘ — Mit großer Ehrfurcht begleitete er mich bis zu einem Miethwagen und hob mich hinein. Ich konnte der Verſuchung nicht widerſtehen, ihm meinen Namen zu ſagen und ihn um den ſeinigen zu bitten. Er verſetzte lachend: ‚Ich darf nicht!‘ warf den Schlag zu und befahl dem Kutſcher fortzufahren. Und er iſt weder gekommen, wie ich anfangs die ſchwache Hoffnung hegte, noch hab' ich eine Spur von ihm auffinden können. Mir aber zog die Alteration ein heftiges Unwohlſein zu. — Aus ſeinem kräftigen und entſchiedenen Auftreten in der Verſammlung, welches von Allen reſpektirt wurde, ſchloß ich nachher, daß er der ſchlanke Stock ſein möchte. Dieſen Abend bin ich freilich eines Andern belehrt worden. Da Sie ihn aber jedenfalls kennen und gewiß auch in jener Verſammlung gegenwärtig waren, ſo würden Sie mich ſehr verbinden, wenn Sie mir ſeinen Namen nennten, damit ich mich ihm auf paſſende Weiſe dankbar erzeigen kann."

„Ich war nicht bei jenem Commers," entgegnete der Pſeudo-Stock, „ſonſt wäre ich jedenfalls Ihr Retter geworden, liebenswürdige Frau. Jener Student iſt aber ein räthſelhaftes Weſen. Man hat ihn nur unter ſeinen Studentennamen gekannt. Seinen wahren Namen wußte Keiner, und er iſt verſchwunden. Niemand weiß wohin."

„O, das iſt ſehr Schade!" rief Frau von Villiers bewegt.

„Beklagen Sie es nicht. Sie möchten ſich vielleicht auch in Ihrem Retter täuſchen. Trauen Sie dieſen Demagogen nicht. Sie haben ja eine Probe davon erlebt. Dieſe jungen Herren haben von der Welt und der geſetzlichen Ordnung im Staate höchſt unreife Begriffe. Es läuft am Ende Alles darauf hinaus, daß ſie die gebietenden Herren ſpielen möchten. Ein wahrer Patriot wird dem Vaterlande auf nützlichere und vernünftigere Weiſe dienen, als dieſe Tollköpfe beabſichtigen. Sich dem Geſetze unterwerfen und daſſelbe mit Gut und Blut aufrecht erhalten und ſeine Kraft zum Dienſt des Ganzen ſtellen, das iſt die Pflicht des wahren Vaterlandsfreundes. Die Demagogen wollen das Gegentheil. Das Ganze ſoll ſich Ihnen unterordnen, und ſie wollen es nach ihren egoiſtiſchen Anſichten und Vorurtheilen umgeſtalten.

„Und Sie ſelbſt ſind einer der berühmteſten Demagogen!“ rief die Witwe erſtaunt und betrachtete ihn mit mißtrauiſchen Blicken.

Leisnitz gerieth in Verwirrung. Er hatte im Eifer der Unterhaltung ſeine Rolle vergeſſen.

„Ueber meine Demagogie und wie ich zu dieſer traurigen Berühmtheit gekommen bin, werde ich Ihnen ſpäter ausführliche Aufſchlüſſe geben.“

Er merkte nicht, daß die ſchöne Frau plötzlich ziemlich abgekühlt war. „Einen Augenblick Entſchuldigung!“ ſagte ſie. „Der Tafeldienſt ruft mich in die Küche.“ Sie ging und ließ ihn allein.

„Das geht ja vortrefflich!“ dachte er bei ſich. „Aber der hübſche Retter ſitzt ziemlich feſt in ihrem Herzen. Es iſt gut, daß er ſo ſtolz war, ſonſt hätte er mir gefährlicher werden können, als der Herr Onkel. Nun, ich will ſchon dafür ſorgen, daß ſein Bild bald in ihr erbleicht. Unverkennbar mach' ich Fortſchritte in ihrer Gunſt und übertreffe mich ſelbſt. Das macht, mein Spiel wird zur Natur, die fatale Demagogenrolle ausgenommen, und eh' eine Stunde verſtrichen iſt, bin ich wahrſcheinlich in die allerliebſte Frau verliebt bis über die Ohren. Ich wär' es ſchon und hätte ſchon Sturm gelaufen, wenn ſie das nette Linchen in des Onkels Hauſe wäre, die Herr Sillig mit ſo wenig Wahrſcheinlichkeit ſeine Braut nannte. Daß mir das Linchen nicht aus dem Kopfe will! Aber fort, fort, lachendes Mädchen! Ich darf nur an die ſchöne Frau von Villiers denken. Glück zu! Mit vollen Segeln hoff' ich in den reizenden Hafen einzulaufen. Jetzt ein paar Gläſer Champagner und dann eine complette Liebeserklärung! Dieſen Abend noch muß Alles in Richtigkeit kommen. Und morgen — morgen, Herr Onkel, kommen Sie zu ſpät. Na, den trieb ich doch gerade von der Thüre fort, als er die Klinke ſchon in der Hand hatte. — Jetzt, Demagog, nimm Dich zuſammen!“

Frau von Villiers trug die Speiſen auf und ließ ſich dann von ihrem Gaſte zu Tiſche führen.

„Nun müſſen Sie mir offen ſagen, ob Alles nach Ihrem Geſchmack iſt.“

„Es wird ein Göttermahl. Meine trunkne Phantaſie läßt mich jetzt ſchon Anwandlungen von Göttlichkeit verſpüren, und es wird ihr erſtaunlich ſchwer, Sie noch für eine Sterbliche zu halten.“

„Ach, loſer Schwätzer! Sie ſollen mich jetzt auch bewirthen. Mit Ihrer Lebensgeſchichte. Bitte!“

„Hab' ich denn früher ſchon gelebt? Ach, nein! Mit meinem Eintritt in dieſes ſelig geprieſene Haus hat erſt mein Leben begonnen. Ja, geehrte Frau, ich fühle mich neu geboren.“

Dabei entſtöpſelte er eine Champagnerflaſche und ſchenkte ein.

„So müſſen wir ja Kindtaufe halten!“ rief die muntre Witwe naiv.

„Wahrlich dieſer Nektar iſt ein würdiges Taufwaſſer. Sie heben mich aus der Taufe. Sie geben mir den Namen.“

„Auf das Wohl des Täuflings!“

„Und ſeiner Gevatterin! Wie ſoll ich heißen?“

„Erzſchelm.“

„O, ſetzen Sie noch ein H davor und laſſen Sie den Namen eine Prophetie ſein!“

„Wie ſo?“

„Schelm iſt gleichbedeutend mit Dieb. Wenn ich nun Herzdieb heiße, ſo bitte ich, mich das Prädikat an Ihrem eignen ſchönen Herzen verdienen zu laſſen.“

## 22.

## Ein Polizeiverhör.

Neuem heftigen Pochen an die Thüre folgte ſogleich Liſettens Stimme: „Ach, gnädige Frau, um Gotteswillen!“

„Was iſt's? Was giebt's?“ rief die Angerufene erſchrocken aufſpringend.

„Ein Polizeicommiſſär iſt ſo eben in's Haus getreten und fragt nach Ihnen. Frau Silbers wollte ihn mit der Behauptung abweiſen, Sie ſeien nicht zu Hauſe; er ſagte aber, er wiſſe es beſſer.“

„Schnell, ſchnell in den hinterſten Verſteck!“ flüſterte die Witwe ihrem Gaſte zu und öffnete die Tapetenthür abermals. „Meine Ahnung hat nicht gelogen. Dieſer Goldaſt war ein Polizeiſpion und hat gemerkt, daß Sie im Hauſe ſind.“ Mit dieſen Worten ſchob ſie ihn aus dem Zimmer und öffnete dann raſch die Hauptthür, um den Polizeibeamten zu empfangen.

Dieſer ließ nicht lange auf ſich warten. „Die Pflichten meines Amtes müſſen mich bei Ihnen entſchuldigen, gnädige Frau, daß ich Sie ſtöre,“ redete Herr Klinkhardt beim Eintreten die befangene Hausherrin höflich an. „Außerordentliche Vorfälle erheiſchen außerordentliche Maßregeln.“

„Was ſteht zu Ihrem Befehl, mein Herr?“ fragte die Witwe mit Herzklopfen und zitternder Stimme.

„Herr von Goldaſt ſoupirt dieſen Abend bei Ihnen, Madame."

„Bei mir?!"

„Ich weiß das ganz beſtimmt. Alſo bitte ich Sie, ſich über meine Behauptung nicht verwundert zu ſtellen. Und dieſer Herr iſt ſtaatsgefährlicher Umtriebe dringend verdächtig."

„Herr von Goldaſt? Der Polizei verdächtig? Ich weiß nicht, wie ich dazu komme, mein Herr, daß Ihnen beliebt, mit mir zu ſcherzen," ſagte ſie mit Würde.

„Gnädige Frau, ich bin von jedem Scherze weit entfernt," replicirte mit eſſigſaurem Geſicht der Polizeimann.

„Nun ich dächte doch, Sie wüßten am beſten, weſſen Herr von Goldaſt verdächtig iſt," bemerkte Frau von Villiers ſpöttiſch.

„Eben da ich es weiß, ſuche ich ihn bei Ihnen. Er ſteht in enger Verbindung mit einem gefährlichen Demagogen, mit dem auch Ihnen wohlbekannten ſchlanken Stock. Und meine Höflichkeit kann Ihnen die Erklärung nicht erſparen, daß auch Sie nicht frei von Verdacht in Bezug auf das genannte Subject ſind."

„Mein Herr!" rief die bebende Frau mit verſtellter Entrüſtung.

„Ich kann und darf Sie nicht ſchonen, Madame. Ja, ich muß Sie fragen: wer hat ſich dieſes zweiten Couverts bedient, um mit Ihnen zu ſpeiſen?"

Dieſe unerwartete Frage ſetzte die ſchöne Frau in große und unverhehlbare Verwirrung. „Mein — Joli — mein Hündchen," ſtammelte ſie.

„Das iſt ja ein merkwürdiges Vieh," ſpottete der Polizeicommiſſär nun ſeinerſeits, „das Champagner aus dem Lilienglaſe trinkt, wie ich ſehe. — Laſſen wir dieſen Scherz! Ich möchte nicht ſtreng gegen Sie ſein, gnädige Frau, und Ihnen jede Unannehmlichkeit erſparen. Warum wollen Sie mir nicht offen geſtehen, daß Herr von Goldaſt mit Ihnen geſpeiſt hat? Ich weiß es ja doch und kenne ſeine Paſſion für eine gut beſetzte Tafel."

„Nun ja, mein Herr," entgegnete die erſtaunte Frau lächelnd, „weshalb ſollte ich es auch verhehlen! Herr von Goldaſt hat mit mir geſpeiſt."

„Und wo iſt er? Er hält ſich jedenfalls in Ihrem Hauſe verborgen. Das Souper hat ja kaum begonnen."

„Er iſt fort. Er iſt durch die Salonthüre dort in den Garten entſprungen. Ich gebe Ihnen die heiligſte Verſicherung auf Ehre und Gewiſſen, Herr von Goldaſt iſt nicht mehr in meinem Hauſe."

„Ich hoffe von Ihrer Ehrenhaftigkeit, gnädige Frau, Ihre Freundſchaft für dieſen Herrn wird Sie nicht zu einer Angabe verleiten, die Ihnen große Unannehmlichkeiten bereiten könnte."

„Meine Freundſchaft für Herrn von Goldaſt!" lachte die Witwe. „Das wäre das ſeltſamſte Motiv zu einer Lüge, das mir je vorgekommen."

„Vergebens verſtellen Sie ſich. Ich weiß, welchen Plan Sie mit Herrn von Goldaſt vorhatten."

„Wiſſen Sie es? O dann würden Sie mich verbinden, wenn Sie mir es auch ſagten! Denn in der That und Wahrheit, ich weiß es nicht."

„Nicht dieſen ſpöttiſchen Ton, gnädige Frau, wenn ich bitten darf! Ich habe Ihnen vorhin gezeigt, daß ich auch damit aufwarten kann. Allein der Spott iſt hier unrecht angebracht. Ich kenne die Ehrfurcht, die ich Ihnen ſchuldig bin, aber ich kenne auch die

Pflichten meines Amtes, und dieſe gebieten mir, keine Rückſichten zu nehmen."

„Ich habe nicht daran gezweifelt. Aber ich möchte nichts deſtoweniger aus Ihrem Munde erfahren, wie weit Ihnen meine Pläne mit Herrn von Goldaſt bekannt ſind."

„Nun denn, ich weiß, daß er Ihnen ſeinen Freund, den ſchlanken Stock zuführen ſoll, und, wenn, ſtatt zwei Couverts, drei auflägen, ſo hätte ich guten Grund, anzunehmen, daß dieſe Zuführung bereits ſtattgefunden habe. Und dieſen Stockfiſch muß ich um jeden Preis fangen. Geſtehen Sie mir alſo, gnädige Frau, was Sie von dieſem Stock wiſſen."

„Ich kenne weder dieſen Namen, noch den Menſchen, der ihn führt."

„Da all' meine ſchonungsvolle Höflichkeit nichts hilft," ſchärfte der Polizeicommiſſär jetzt die Stimme, „ſo muß ich Ihnen einen Zeugen gegenüberſtellen und Sie durch die Ausſagen deſſelben überführen. Ein offnes Geſtändniß wäre Ihrer Sache vortheilhafter geweſen."

Und nach der Thüre eilend, rief er durch die geöffnete hinaus: „Schmidt, bring' den Arreſtanten herein!"

Frau von Villiers' geſpannte Erwartung war ſehr erſtaunt, ihren Kutſcher Adam, von einem Polizeidiener geführt, hereintreten zu ſehen. Die treuherzige Haut machte ein ſo weinerliches, um Erbarmen flehendes Armeſündergeſicht, daß ſeine Herrin, obgleich von neuem beſtürzt, doch lachen mußte. Sie fragte: „Adam, was iſt denn das mit Dir?"

„Ach, gnädige Frau," wimmerte der Kerl, „in was für ein gräßliches Unglück haben Sie mich geſtürzt."

„Ich?“ fragte die Beſchuldigte halb lachend, halb ärgerlich.

„Ach, wer denn ſonſt! Daß Sie mich nach dieſem Stock oder Stockfiſch ausgeſchickt haben. Ein Wallfiſch hätte mir nicht ſolchen Jammer bereiten können.“

„Ich Dich nach einem Stockfiſch ausgeſchickt?“ ſtellte ſich die Dame verwundert. „Biſt Du bei Sinnen, Adam?“

„Na, leugnen Sie nur nicht etwa gar!“ rief Adam in tölpelhafter Erbitterung. „Das wäre noch das letzte Siegel drauf. Ne, gnädige Frau, das wäre nicht edel von Ihnen gehandelt, mich in dieſer Stockfiſchbrühe allein ſitzen zu laſſen, in die Sie mich doch geſchickt haben. Ich habe ſchon Alles eingeſtanden.“

„Was kannſt Du denn eingeſtanden haben?“ fragte die Herrin mit Indignation. „Was kann ich dafür, wenn Du einen von mir erhaltenen Auftrag ungeſchickt ausrichteſt und Dir dadurch Unannehmlichkeiten machſt?“

„Nun, da höre Einer!“ rief Adam im höchſten Aerger und wandte ſich zu den übrigen Zuhörern; denn die ganze Dienerſchaft des Hauſes hatte ſich ihm nach in das Zimmer gedrängt und an der Thür Poſto gefaßt. „Ich will's auch erzählen. Dieſen Nachmittag beorderte mich die Jungfer Liſette in das Buttelahr*) der gnädigen Frau. Das müſſen Sie mir als ein rechtſchaffenes Mädchen bezeugen, Jungfer Liſettchen.“

„Das kann ich mit gutem Gewiſſen,“ ſagte dieſe geſchmeichelt und ſchnippiſch.

„Als ich eintrat, ſaßen die gnädige Frau auf der Diesahn**) und ſahen ſehr ſcheffirt aus. Adam, ſagten Sie, ich muß Dir jetzt einen wichtigen und ſchwierigen Auftrag ertheilen. Thun Sie's nur, gnädige Frau, ſagte ich dagegen, wenn Einer damit fertig werden kann, ſo kann ich's auch. — Ich wünſche, daß Du Dich geſchickt dabei benähmeſt, ſagten Sie — und immerzu! es wird ſchon gehen, ſagte ich. Und da ſagten Sie wieder, Du mußt durch alle Straßen gehen und Dir die jungen Männer ſcharf in's Auge faſſen. Ach, dachte ich, dazu wär' Liſettchen geſchickter!"

---

*) Boudoir.

**) Divan.

Ein allgemeines Gelächter machte die Kammerjungfer blutroth, und, wie ein häkeliges Kätzchen, fuhr ſie mit den Worten auf den ehrlichen Kutſcher los: I, Er Einfaltspinſel! Was hat Er denn zu denken!"

„Na, nichts für ungut. Es waren ja nur unſchuldige Gedanken. — Die gnädige Frau ſagten weiter: wenn Du nun einen ſchönen jungen Mann mit einem ſtattlichen Bart, mit langen blonden Haaren, in einem altdeutſchen Rocke erblickſt, ſo frag' ihn ganz heimlich, ob er der ſchlanke Stock oder der Stockfiſch ſei, und wenn er ‚Ja' antwortet, ſo ſag' ihm, er möge ſtracks bis mit zur Frau von Villiers kommen, die ihn ſehnlichſt erwarte. Es kam mir ganz ſeltſam vor, daß ein Menſch ein langer Stock oder gar ein Stockfiſch ſein ſollte; doch fragte ich höflich: können Sie mir denn kein näheres Merkmal angeben, woran ich dieſen Stock oder Stockfiſch erkenne, und da ſagten die gnädige Frau: ja, Adam, ich hab' ihn ſelbſt noch nicht geſehen. Nun, da half's nichts. Ich kratzte mich hinter die Ohren. Da verſprachen Sie mir zwei blanke Thaler Duſſöhr, wenn ich den Stock in's Haus brächte, und das machte mir Muth."

„Ich hätte bedenken ſollen, daß man einen Stock nicht nach einem andern ſchicken ſoll," ſpottete die erzürnte Herrin. Der Kutſcher ließ ſich nicht irre machen. „Ich machte mich auf die Strümpfe und glotzte alle Männer an, die allenfalls Aehnlichkeit mit einem Stock oder mit einem Stockfiſche hatten. In der Keſſelſtraße begegneten mir mehrere junge Herren, zum Zerbrechen ſchlank und dünn. Halt, dacht' ich, da iſt er dabei; das ſind lauter Stöcke, wahre Spazierſtöckchen. Ich zupfte einen am Aermel und ſagte zu ihm: Entſchuldigen Sie, mein Herr! Ich möchte eine heimliche Frage an Sie thun. Er ſtand alſo ſtill, und ich brachte meinen Mund ſeinem Ohre nah und fragte leiſe: Sind Sie etwa der ſchlanke Stock oder der Stockfiſch? — Schafskopf! ſchreit mir der Menſch in's Geſicht und ſtößt mich vor den Bauch, daß ich in die Goſſe torkele und geht ſeiner Wege. Das war grob! dachte ich. Aber ſo eine Art Billardſtock war er doch; das merkte ich am kräftigen Stoß, und die Größe eines Stockfiſches hatte er auch. Ich manövrirte weiter. Bald darauf auf dem Milchmarkt ſeh' ich Einen vor ſich hinſchlendern, der war ſo lang und dünn, wie eine Gerte oder ein neuer Bleiſtift. Mit den Armen machte er Kapriolen, wie der Telegraph, und trug den Kopf, als zähle er die Sterne am Himmel bei hellem Tage. Der iſt's, ſagte ich zu mir ſelbſt. Das iſt ja ein wahrer Zaunſtock. Aber vorgeſehen, Adam! Leiſe ſchlich ich hinter ihm her, und als ich ihm ganz nah gekommen war, fragte ich reſpectvoll: Mein Herr, wenn Sie etwa der ſogenannte ſchlanke Stock oder Stockfiſch ſein ſollten, ſo habe ich — — Patſch! hatt' ich eine Ohrfeige, daß ich denke, ich muß meinen Kopf an der andern Marktecke ſuchen. Das war noch gröber! raiſonnirte ich inwendig und ſetzte meinen Hut wieder auf. Aber, wenn auch der rechte nicht, ein Stock war der Herr doch, das fühlte ich am Schlag. Da mußt Du der Jungfer Liſette ein Räthſel aufgeben, wie nämlich eine Ohrfeige zugleich auch ein Stockſchlag ſein kann.“

Der Kutſcherwitz wurde von den Standesgenoſſen belacht; der Polizeicommiſſär fuhr aber den armen Adam an: „Die Geſchichte wird zu lang, guter Freund! — Genug, meine Gnädige, trotz den traurigen Erfahrungen, fragte Ihr Diener einen Dritten, ob er der ſchlanke Stock ſei.“

„Mußte ich denn nicht!“ flennte Adam. „Es war mir ja anbefohlen.“

„Dieſer Dritte,“ fuhr der Beamte fort, „kannte die Bedeutung dieſes Namens und rief einen nahen Polizeidiener herbei, der den Frager arretirte und auf das Polizeibureau brachte.“

„Das war am gröbſten! dacht' ich,“ fuhr der Kutſcher fort. „Denn nun mußt Du in den Stock, Adam. Der Teufel hole alle Stöcke!“ —

„Verwünſche Dich nicht ſelber, Adam. Er nähme Dich ja zuerſt,“ ſcherzte Frau von Villiers.

„Seine Ausſagen ſtimmten mit dem überein, was ich bereits wußte,“ nahm der Commiſſär wieder das Wort. — „Wollen Sie nun noch länger leugnen, gnädige Frau, daß Sie mit Herrn von Goldaſt einen Plan gehabt haben?“

„Nein! Ich kann es nicht, da Sie ja Alles wiſſen,“ verſetzte die Witwe entſchloſſen.

„Sehr gütig!“ verbeugte ſich der geſchmeichelte Polizeimann. „Und dieſer Plan war, daß Herr von Goldaſt Ihnen ſeinen Freund, den ſchlanken Stock zuführen ſollte?“

„So iſt's in der That.“

„Was hatten Sie für Abſichten dabei?“

„Es war nichts als Neugierde. Ich wollte den berüchtigten Demagogen gern kennen lernen. Nichts weiter.“

„Das hab' ich mir gedacht und bin vollkommen davon überzeugt. Weshalb ſandten Sie aber Ihren Diener nach dem gefährlichen Menſchen aus?“

„Weil — weil — ich gehört hatte, er irre auf den Straßen herum.“

„Hatte Ihnen Herr von Goldaſt nicht ſeinen Aufenthalt angegeben?“

„Herr von Goldaſt kam erſt ſpäter zu mir.“

„Hat er es dann gethan?“

„Keineswegs. Auch hab' ich ihn nicht darum gefragt.“

„Weil er Ihnen verſprach, Ihnen den Demagogen zuzuführen?“

„Ihr Scharfſinn hat den Grund errathen.“

„Und wohin hat ſich Herr von Goldaſt von Ihnen gewendet?“

„Wie kann ich das wiſſen?“

„Ich ehre Ihre Discretion, womit Sie Ihren Tiſchfreund ſchonen wollen. Ich werde ihn ſchon zu finden wiſſen. Ich danke Ihnen ehrerbietigſt, gnädige Frau, und bitte nochmals um Entſchuldigung. — Adam, Er iſt frei.“

„Hurrah!“ rief der Kutſcher, von dieſer plötzlichen Entlaſſung berauſcht. „Ja in meinem ganzen Leben geh' ich nicht wieder auf den Stockfiſchfang.“ Damit ſchob er ſich jubelnd zur Thür hinaus und Kammerjungfer, Köchin, Mägde hinter ihm her.

„Das Verhör iſt alſo zu Ende?“ fragte die Gebieterin. Der Polizeicommiſſär bejahte, ſich verneigend und empfahl ſich der Dame. Draußen holte er die Amme ein und redete ſie freundlichſt an: „Meine liebe Frau, Sie wiſſen vielleicht beſſer als Ihre Gebieterin, wohin ſich Herr von Goldaſt von hier gewendet hat?"

„Sie meinen den kleinen wohlgenährten rothen Herrn?" gegenfragte Frau Silbers eben ſo freundlich.

„Freilich, denſelben. Wiſſen Sie, wohin er ging?"

„Das könnte wohl ſein."

„Es ſoll Ihr Schade nicht ſein, wenn Sie es mir ſagen. Auch verſprech' ich Ihnen Verſchwiegenheit."

„Nun, ich kann's ja wohl ſagen. Er hat es mir ja nicht verboten. Er iſt zur Madame Holzmann, zur Modiſtin in der Oberſtraße, gegangen."

„Wiſſen Sie das gewiß?"

„Er hat es mir wenigſtens ſo geſagt."

„Ich danke ſchön und wünſche gute Nacht!"

## 23.

## Neue Vorſichtsmaßregel.

Frau von Villiers befreite ihren Gefangenen wieder. „Gottlob!" rief ſie ihm zu. „Auch dieſer drohende Sturm iſt glücklich vorübergegangen. Aber ich begreife nichts von der ganzen Geſchichte. Dieſer Goldaſt iſt mir eine räthſelhafte Perſon."

„Ich denke nur," entgegnete Leisnitz, „der Polizeicommiſſär hat Ihnen eine Falle geſtellt, die Ihre Klugheit glücklich umgangen."

„Das Klügſte war allerdings, ihm Alles zuzugeben, was er fragte, um ihn nur ſo ſchnell als möglich los zu werden. Was kann er aber damit gewonnen haben?“

„Das weiß ich freilich auch nicht.“

„Nur das Eine iſt mir klar, daß Sie nicht ſicher in meinem Hauſe ſind.“

„Wie ſo?“ dehnte der Pſeudo-Demagog. „Sie wollen mich doch nicht aus meinen Himmel verbannen?“

„Der Herr Polizeicommiſſär könnte leicht inne werden, daß es nicht Herr von Goldaſt war, der das zweite Couvert benutzte, und dann läge der Gedanke ſehr nahe, wer es eigentlich war, der mit mir ſpeiſte. Er könnte zurückkehren mit ſeinen Polizeidienern und Sie wären verloren. Ich ſchaudre vor dem bloßen Gedanken.“

„Theure Seele, würde Ihnen mein Unglück nah' gehen?“

„Ich würde es nicht ertragen. — Sie müſſen fort, ſchnell fort!“

„Aber mein Himmel, wohin denn?“

„Sein Sie getroſt. Ich bringe Sie an einen ſichern Ort. Ich laſſ' ſchnell anſpannen.“ Sie ſchellte. Liſette trat herein, und betrachtete ſich den vorhin verſchwunden geweſenen Tiſchgaſt der gnädigen Frau mit neugierigen Augen.

„Adam ſoll kommen!“

Adam unterhielt ſich aber in der Geſindeſtube mit der Frau Silbers und erzählte ihr die erlebten Abenteuer noch einmal und ausführlicher. Er erſchrack über den erhaltenen Befehl und trat zitternd, in der feſten Ueberzeugung in den Salon, nun werde das ungnädige Donnerwetter über ihn hereinbrechen. Er legte ſich alſo das Armenſündergeſicht wieder zu und begann ſogleich ſein Gewimmer: „Ach, gnädige Frau! Ach, gnädige Frau!“

„Was haſt Du vor, Menſch?"

„Schicken Sie mich des kleinen Vergehens halber nur nicht gleich aus dem Dienſte. Ich bin unſchuldig. Der verdammte Stock war ja nicht zu finden."

„Sei nur ruhig!" tröſtete Leisnitz den exaltirten Burſchen. „Der geſuchte Stock iſt ja da. Ich bin es ſelbſt."

Adam that einen Satz und betrachtete den Fremden mit erſchrockenen, mißtrauiſchen Augen. Es war ihm ein Räthſel, wie ein Menſch hier ſein konnte, wo vorhin noch Niemand geweſen war, da er doch wußte, daß weder die Hausthür, noch die Salonthür geöffnet worden war.

„Ach, Herr Jeſus!" rief er außer ſich. „Gnädige Frau, das iſt der —"

„Nun ja doch, daß iſt der Herr, welcher ſich der ſchlanke Stock oder der Stockfiſch nennen läßt, und Du ſollſt mich mit ihm ſogleich zu Madame Holzmann fahren."

„Ach, Du grundgütiger Himmel! Die Frau Silbers hat mir ja eben erzählt, daß dieſe Herren Theemagen, Schwarzkünſtler — ach, du Schöpfer, und daß es die Wahrheit, ſeh' ich ja. Er muß ja zum Schornſtein hereingekommen ſein. Ich bin des Todes vor Schrecken. Ich habe eine Furcht vor dieſem Stocke, daß mir alle Glieder ſchlagen." Damit rannte der Burſche davon, und Liſette meldete bald darauf, er ſei aus dem Hauſe gelaufen. Wirklich war er nicht aufzutreiben, und Frau von Villiers ſagte zu ihrem Gaſte: „So müſſen wir zu Fuß gehen. Doch dazu ſind einige Vorbereitungen nöthig, die wir nur auf meinem Zimmer vornehmen können. Kommen Sie!"

Er bot ihr den Arm, und ſie verließen den Salon.

## 24.

## Ein ſpekulatives Ehepaar.

Das holzmann'ſche Putzwaaren- und Kleidermagazin war eins der frequenteſten Geſchäfte dieſer Art in der Reſidenz. Herr Gabriel Holzmann war ein tüchtiger Schneider, ſeine liebe Ehehälfte eine tüchtige Putz- und Kleidermacherin, und ſonſt waren beide in gar vieler Hinſicht höchſt brauchbare Leute, wie ſie die vornehme Welt gar nicht entbehren kann. Dieſes ſpekulative Ehepaar war auf dem beſten Wege, ſich nächſtens ein großes Rittergut zu kaufen, welches einer ihrer adeligen Geſchäftsfreunde, weil er ruinirt war, verkaufen mußte. Und vor zwanzig Jahren hatten ſie mit Nichts angefangen. Niemand aber ſpekulirt beſſer und ſicherer, als wer der Gefallſucht, der Eitelkeit, dem Egoismus und den heimlichen Sünden reicher und hochgeſtellter Leute dient. Wie auch die Fälle kommen, ein ſolcher Spekulant gewinnt immer hundert Procent.

An den prächtigen Laden voll der modernſten Artikel für die körperliche Bedeckung der vornehmen Welt ſtieß eine ſogenannte Comptoirſtube, wiederum mit Kleiderſchränken und Kleiderrechen und Putz- und Kleidern angefüllt und ein großer Schirm diente Damen, ſich dahinter auszukleiden und neue Kleider anzuprobiren. Aus dieſem Zimmer führten nebeneinander befindliche Thüren in die Stuben, in welchen die Putz- und Kleidermacherinnen und die Schneidergeſellen ihren Sitz hatten. Dieſe Damen und Herren hatten aber mit einbrechender Nacht Feierabend gemacht und das induſtriöſe Haus verlaſſen. Madame Holzmann ſaß in der Comptoirſtube, aus welcher ſie den Laden überſehen konnte, und arbeitete am Aufputz einer Haube, welche noch abgeliefert werden ſollte. Vor ihr ſtand ihre Köchin, der ſie den Befehl ertheilte: „Der neue Stockfiſch, den uns Frau von Villiers zum Geſchenk geſchickt hat, darf nicht eher auf's Feuer kommen, bis mein Mann nach Hauſe iſt.“ — Damit entfernte ſich die Dienerin. Die talentvolle Frau gab aber ihrem Gedanken Audienz. „Es iſt doch recht ſchön und artig von Frau von Villiers, mir ein ſo delikates Geſchenk zu machen. Eine ganz beſondere Aufmerkſamkeit, da ſie weiß, daß ich und mein Mann den friſchen Kabeljau beſonders gern eſſen. Nun ich werde mich bei Gelegenheit ſchon dankbar zu bezeigen wiſſen, und es kann ja leicht der Fall ſein, daß die gute gnädige Frau mich mit dem Fiſche nur hat willig machen wollen. Ich ſtehe zu jeder Zeit zu Dienſten. Mein Gabriel wird übrigens ſchöne Augen machen, wenn ich ihn mit dem prächtigen friſchen Stock überraſche.“

Der eben bedachte Eheherr trat mit Hut und Stock herein, ein vigilanter ſchwarzer Knirps, mit all' der kriechenden, unterthänigen Impertinenz ausgeſtattet, wie ſie zum Reichwerden in ſolchen Verhältniſſen gehört.

„Guten Abend, mein Schatz!“ grüßte er cordial.

„I, Gabriel, Du ſiehſt ja ganz echauffirt aus!“ rief ſeine — zwar nicht gerade ſchönere, aber doch noch ſchlauere — Hälfte. „Was iſt Dir denn begegnet?“

„Ich habe mich geärgert, Finchen.“

„Du biſt gewiß mahnen geweſen?“

„Freilich hab' ich Beſuche gemacht.“

„Haſt Du Geld eingetrieben, Hämmelchen?“

„Da hat ſich's was! Die ganze Stadt ſchwatzt von den Demagogen, als würden die kecken jungen Herren die Welt umwerfen, wie eine Maitanne; und da wär's gar nicht nöthig, vorher noch Schulden zu bezahlen. Alle jungen naſeweiſen Burſche, denen wir creditirt haben, möchten ſich jetzt das Anſehen geben, als ſeien ſie unter die Demagogen gegangen, um dadurch ihre Verbindlichkeit los zu werden."

„Sag' mir 'mal, Gabriel, was verſteht man denn eigentlich unter einem Demagogen?"

„Einen unſchuldigen Jüngling, der langes Haar trägt, viele Schulden macht und keine bezahlt, und dabei keck behauptet, die Welt ſei aus den Fugen, und er und ſeines Gleichen berufen, ſie wieder einzurichten."

„Hör', Gabriel, ich glaube, die Welt iſt voller Demagogen. Und ich ſage Dir ernſtlich, daß Du keinem unſchuldigen Jüngling mehr Kredit giebſt, er mag lange oder kurze Haare tragen."

„Ja, wenn's die jungen noch allein wären! Aber auch alte Narren laſſen ſich von der demagogiſchen Tollheit anſtecken. Man möchte vor Aerger ſelbſt Demagog werden. Da iſt der kleine Herr von Goldaſt — wie lange ſteht er ſchon in unſerm Buche ohne Strich?"

„Drei Jahre. Der wird doch nicht unter die Demagogen gegangen ſein?"

„Freilich iſt er's. Das iſt ja eben mein heutiger Aerger. Hab' den Menſchen zweimal gekleidet von Kopf zu Fuß und nun macht er mir den verdammten Streich!"

„J du lieber Himmel, wie iſt denn das aber zugegangen?"

„Ich hab' ſchon lang ſo was gemerkt. Seit einem halben Jahre hat er uns die Schwelle nicht mehr betreten und iſt mir auf der Straße ausgewichen. Heute denk' ich: du willſt ihm einen Beſuch machen."

„Das hätteſt Du längſt thun ſollen. Wie nahm er Dich auf?"

„Er nahm mich gar nicht auf; denn ich fand ihn nicht zu Hauſe, hinter der Hausthüre aber einen Polizeidiener, den langen Martin, Du kennſt ihn ja, der die Wöllers Chriſtel zur Frau hat."

„Nun ja doch kenn' ich ihn. Weshalb ſtand er denn hinter der Hausthüre?"

„Merkſt Du's nicht? Um Herrn von Goldaſt abzufangen, wenn dieſer nach Hauſe kommen werde."

„Na, der kann ſtehen."

„Ich bot ihm guten Tag und eine Priſe, und da fragte er mich, ob ich zu Herrn von Goldaſt wolle. Ich bejahte und klagte mein Leid, daß mir der Herr ſchon lange ſchuldig ſei. Da lachte er und tröſtete mich, ich werde wohl gar nichts bekommen; denn Herr von Goldaſt ſei in ſeinen alten Tagen noch Demagog und Adjutant des ſchlanken Stock geworden."

„Gott ſteh' uns bei!" zeterte Madame Holzmann. „Des ſchlanken Stocks! Von dem ſind im Laden ſchreckliche Dinge erzählt worden. Das ſoll ja ein fürchterlicher Menſch ſein, ein wahrer Menſchenfreſſer. Er iſt, wie man ſagt, hieb- und kugelfeſt und gar nicht von einer Mutter geboren. Auch ſagte mir heute erſt Madame Hahn, er könne ſich unſichtbar machen, und deshalb vermöge ihn die Polizei nicht aufzufinden, obgleich er ſich ſchon lange hier aufhält und oft frei und offen umhergeht."

„Jetzt ſind ſie ihm aber garſtig auf den Ferſen, und ſeinem Adjutanten und Helfershelfer dazu. Da wird ſich's zeigen, ob ſie wirklich etwas vom Teufel gelernt haben. Wir aber werden wieder eine Schlappe bekommen.“

Nach dieſen herzbrechenden Expectorationen verfügte ſich Herr Holzmann auf ſein Zimmer, um ſich in ſein Hausnegligé zu werfen. Seine Ehehälfte wendete aber ihre Sorgfalt den Vorbereitungen auf das Abendeſſen zu.

## 25.

## Das Aſyl für Stockfiſche.

In dieſer häuslichen Beſchäftigung wurde ſie durch den Eintritt zweier Damen unterbrochen, von denen ſie die erſte ſogleich als Karoline Sternau erkannte, die ſich mit freundlicher Stimme einführte.

„Guten Abend, Madame Holzmann! Sind Sie allein?“

„Grüß' Gott, mein Fräulein! Wie Sie ſehen, mutterſeelenallein. Was verſchafft mir noch ſo ſpät die Ehre? Und wen haben Sie mir da mitgebracht? Wollen Sie mich in Nahrung ſetzen?“

„Ach, liebſte Frau,“ begann Linchen etwas befangen, „diesmal will ich Ihre Freundſchaft für mich in Anſpruch nehmen. Ich weiß, wie gewandt Sie in Rath und That ſind, und wie gerne Sie Ihren Freunden helfen.“

„Womit kann ich dienen? Machen Sie mich ſchnell mit Ihren Wünſchen bekannt.“

„Ich befinde mich mit dieſer Dame hier in einer nicht kleinen Verlegenheit. Sie bedarf für einige Zeit eines ganz heimlichen Aſyls; denn ſie wird unſchuldig verfolgt. Ich aber verbürge mich für ihre Unſchuld.“

Madame Holzmann öffnete ſchnell die Stube der Putzmacherinnen mit den leiſe geſprochenen Worten: „Hier in dieſem Zimmer iſt ſie für den Augenblick ſicher und ungeſtört. Hernach wollen wir weiter ſehen. Wollen Sie kein Licht mitnehmen?“

„Nein; es könnte zum Verräther werden.“

Linchen führte ihre Begleiterin in das Damenzimmer ab und ließ Madame Holzmann nicht wenig neugierig zurück. Ihr Verlangen, etwas Näheres über dieſes Abenteuer zu erfahren, ſollte bald erfüllt werden; denn Jene trat nach wenigen Minuten mit den Worten wieder in die Comptoirſtube: „Liebe Madame Holzmann, ich kann und darf Ihnen nichts verſchweigen. Ich muß Sie ganz in mein Vertrauen ziehen.“

„Ich habe mich deſſen wenigſtens nie unwürdig gemacht,“ verſetzte die Modiſtin mit Selbſtgefühl.

„Im Gegentheil haben Sie ſich das größte Recht darauf erworben. So hören Sie denn: dieſe Dame iſt — kein Mädchen.“

„Alſo eine verheirathete Frau, die wahrſcheinlich ihrem Manne entlaufen, von ihm verfolgt wird?“

„Keineswegs. Sie iſt auch keine Frau.“

„Nun denn eine junge Witwe, die ſich durch neue Liaiſons Unannehmlichkeiten] zugezogen hat?“

„Durchaus nicht. Sie iſt — ein Mann, ein junger Mann.“

„Mein Fräulein!“ rief die Putzmacherin unwillig erſtaunt.

„Das heißt ein unverheiratheter junger Mann, ein Jüngling, Student der Rechte und verfolgter Demagog.“

„Ein Demagog! Hilf Himmel!“

„Erſchrecken Sie nicht! Er iſt der beſte Menſch von der Welt. Haben Sie von dem verfolgten Demagogen gehört, den man den ſchlanken Stock nennt?“

„Wie? Der iſt's doch nicht etwa?“ fragte die Modiſtin mit einer Anwandlung von Entſetzen.

„Freilich iſt er's. Aber er iſt ein lieber guter Junge; und daß ich's Ihnen gleich mit einem Worte ſage: er ſteht mir ſehr nah; er iſt ein naher Verwandter von mir. Und das allein wird Sie beſtimmen, mir die Hand zu ſeinem Schutz gegen die ihn verfolgende Polizei zu bieten.“

„Ja, das allein kann mich auch nur dazu beſtimmen; denn außerdem — geſtehe ich Ihnen aufrichtig, möchte ich nichts mit einem Demagogen zu thun haben, am wenigſten mit dem ſchlanken Stock, der in aller Leute Mund iſt und als ein höchſt gefährlicher Menſch geſchildert wird.“

„Glauben Sie doch ſolche Albernheiten nicht, beſte Frau. Er iſt die Sanftmuth und Liebenswürdigkeit ſelbſt.“

„Aber ſagen Sie mir, mein Fräulein, er beſitzt doch auch männliche Kleider?“

„Wozu dieſe Frage?“

„Nun ich meine nur — daß er ſeinen nöthigen Anzug nicht nachher von uns entnehmen will.“

„Nun und wenn er wollte, ſo würde er ihn bezahlen.“

„Ah, Pah! Wozu wär' er ein Demagog, wenn er Geld zu bezahlen hätte!“

„Dann würde ich bezahlen.“

„Das iſt etwas anders.“

In dieſem Augenblick hörte man, wie Herr Holzmann einen in den Laden getretenen Mann bekomplimentirte.

„Mein Gott!“ rief Linchen beſtürzt. „Ich höre die Stimme des Barons im Laden. Er darf mich hier nicht ſehen.“ Und flugs war ſie durch die Thür verſchwunden, in welche ſie den Studenten Bernhard geführt hatte.

## 26.

## Beſtellungen eines Kunden.

Madame Holzmann wollte in den Laden, aber ſchon trat ihr der Geſandte mit den Worten entgegen: „Mein Geſchäft geht diesmal nicht Ihrem Mann, ſondern Sie an, meine liebe Madame Holzmann. In der That, ich brauche zuvörderſt einen weiblichen Anzug.“

„Excellenz wollen gewiß dem guten Fräulein Sternau eine heimliche Freude machen, ein Geburtstagsgeſchenk oder ſo etwas; nicht wahr?“

„Das nun eben nicht, Madame. Ich wünſche vielmehr einen Anzug, der für meine Lilli zu koſtbar wäre. Es muß etwas ganz Ausgeſuchtes ſein, etwas Extraordinäres, Koſtbares. Ich ſehe nicht auf den Preis.“

„Excellenz meinen ein prachtvolles Gallakleid mit Zubehör — doch wohl für eine hoffähige Dame.“

„Ganz recht. Einen Anzug, in welchem ſie ſich bei Hofe vorſtellen läßt und womit ſie Aufſehen macht.“

„Ich begreife. Ich werde Ihnen ſogleich die koſtbarſten Stoffe zur Auswahl vorlegen.“

„Ueber die Wahl werd' ich mich mit meinem Secretär Sillig beſprechen, der in dieſer Beziehung mehr Geſchmack hat als ich. Ich hab' ihn deshalb hierher beſtellt, und er muß bald kommen.“

„Bis wann wünſchen Sie den Anzug, Herr Baron?“

„Bis morgen Mittag.“

„Hilf Himmel! Das iſt ja kaum möglich.“

„Setzen Sie alle Ihre Nähterinnen daran. Ich bezahle die Arbeit doppelt.“

„Aber ich habe ja noch kein Maaß. Wem ſoll ich es nehmen?“

„Das iſt nicht nöthig. Die Dame, für welche der Anzug beſtimmt iſt, hat ganz die Größe und Figur von Frau von Villiers, der Sie ſo gut ſitzende Kleider liefern. Machen Sie den Anzug nur ſo, als ob er für Frau von Villiers beſtimmt ſei.“

„Gut. Ich gehe, die Stoffe herbeizuholen.“

Eh' ſie aber ging, rief ſie ihr Ehegeſpons herbei, um dem Herrn Baron Geſellſchaft zu leiſten. Der Schneider machte unzählige Bücklinge, wie ein am Draht gezogener Hampelmann, und ſchwatzte dazu eine Menge devoten Unſinn, wie ihn geiſtesbeſchränkte vornehme Leute gern als Huldigung und Weihrauchdampf entgegennehmen. Auch der Geſandte ließ ſich das unterthänigſte Geſchwätz gefallen, ohne nur eine Spur von Unwillen zu zeigen; im Gegentheil war er äußerſt vergnügt, wenn auch gerade nicht über des Schneiders kriechende Redensarten, lief im Zimmer auf und ab, rieb ſich lächelnd die Hände und flüſterte zuweilen einige ſüße Worte vor ſich hin, wobei er den Mund, wie zum Küſſen, ſpitzte.

„Es fällt mir eben bei, Holzmann,“ wandte er ſich plötzlich zum Schneider, „ich brauche doch auch einen männlichen Anzug, einen feinen Anzug für mich ſelbſt, einen — Bräutigamsanzug.“

„Ah! Excellenz wollen ſich vermählen!“ rief der Schneider, ſein Erſtaunen in einen Fluß von erheuchelter Wonne erſäufend. „Ich bringe meinen unterthänigſten Glückwunſch dar. Darf man erfahren, welche hohe Dame —“

„Noch nicht. Doch wird in dieſen Tagen Verlobung ſein. Bis dahin bleibt die Sache ein Geheimniß.“

„Ich verſtehe. Ew. Excellenz zufrieden zu ſtellen, werde ich alle Kräfte aufbieten.“

„Jetzt wird mein Secretär kommen. Die Ladenthür hat geſchellt. — — O, mein Gott, ich ſehe da Frau von Villiers mit noch einer Dame in Ihren Laden treten. Sie darf mich hier nicht ſehen. Wohin verſteck' ich mich ſchnell, Holzmann?“

„Treten Ew. Excellenz nur hinter jenen Schirm. Dort ſind Sie keinem Blicke ſichtbar, ſelbſt wenn die Damen in dieſes Zimmer kommen ſollten.“

Der Geſandte verkroch ſich augenblicklich an dem bezeichneten Orte und flüſterte noch hinter dem Schirme hervor: „Sagen Sie Ihrer Frau heimlich, ich ſei fort und werde in einer Stunde wiederkommen.“

Der Schneider verfügte ſich in den Laden, um dieſen Befehl auszurichten und ſeine Ehehälfte bekomplimentirte bald darauf die beiden eben angekommenen Damen in die Comptoirſtube.

## 27.

## Stock auf Stock.

„Womit kann ich Ihnen dienen, meine gnädige Damen?“ fragte ſie in ſonniger Freundlichkeit. „Ich bin Ew. Gnaden ſehr verbunden für das delikate Geſchenk und ſtatte meinen gehorſamſten Dank ab.“

„Sprechen Sie nicht davon, liebe Holzmann,“ fiel ihr die ſchöne Witwe in's Wort. „Ich komme diesmal in einer ganz beſonderen Angelegenheit zu Ihnen. Ich bedarf Ihres Rathes, Ihrer Hülfe.“

„Befehlen Sie, gnädige Frau, über Ihre gehorſamſte Dienerin!“

„Sind wir allein? Unbelauſcht?“

„Ganz allein.“

„Dieſe Dame iſt — keine Dame!“

„Auch keine Dame?!“ rief die Modiſtin erſtaunt. „Doch nicht etwa ein Herr?“

„Errathen! Ein junger Herr iſt's, für den ich mich ſehr intereſſire.“

„O, iſt's möglich!“

„Er wird von der Polizei verfolgt, unſchuldig; denn er iſt einer der edelſten Menſchen.“

„Doch kein Demagog?“

„Ei freilich! Ein Demagog iſt er. Sie ſind glücklich im Errathen. Sie haben ja auch von dem berühmten ſchlanken Stock gehört.“

„Ich werde doch. Alle Welt ſpricht ja von ihm.“

„Er iſt's. Ein ausgezeichneter Jüngling, der meine ganze Hochachtung beſitzt.“

„O ja! Was muß ich hören! Wirklich, der ſchlanke Stock?“

„Er war in meinem Hauſe verborgen; aber er iſt nicht ſicher dort. Die Polizei war ihm auf der Spur. Ein Malheur machte meine Equipage unbrauchbar. Ich mußte zu Fuße mit ihm gehen, um ihn bei Ihnen zu verſtecken, und um ihn ganz unkenntlich zu machen, kam mir der Gedanke, ihm Kleider von mir anzuziehen.“

„Ein kluger Einfall! Und Sie wünſchen, ich ſoll den Herrn verbergen?“

„Für dieſe Nacht. Morgen wollen wir überlegen, was weiter zu thun iſt.“

So ſchlau und gewandt auch die Modiſtin war, ſo groß war jetzt ihre Verlegenheit und ſo wenig begriff ſie, wie der vielbeſprochene Stock ſich auf einmal in zwei Stöcke habe zerſpalten können, und daß beide Stöcke zugleich ihr auf den Hals gekommen ſeien. Obgleich ihr Goethe's Gedicht: „der Zauberlehrling,“ in welchem bekanntlich ein dienſtfertiger Beſen, der ſich verdoppelt, vorkommt, nicht bekannt war, ſo hatte ſie doch die Zeit über ſo viel von den übernatürlichen Kräften und Hexenkünſten des ſchlanken Stocks vernommen, daß ihre abergläubiſche Seele zu beſorgen anfing, es ſei hier eine Hexerei im Spiele, ein Doppelgänger, oder zwei Exemplare von einer und derſelben Perſon. Inzwiſchen nahm ſie ſich vor, zuzuſehen, wo die Sache hinaus wolle. Linchen durfte ſie nicht verrathen, und um ihrem Manne, der zwar ein Schneider war, aber doch keine Heldenſeele beſaß, jede Angſt zu erſparen, beſchloß ſie, ihm nichts zu entdecken. Sie ſagte alſo zu ihrer vornehmen Gönnerin:

„Ich gehe, ſogleich ein Zimmer im Hinterhauſe für Ihren Herrn Stock einzurichten, gnädige Frau.

Sollten Sie unterdeſſen irgend Gefahr fürchten, ſo treten Sie nur mit dem Herrn in dieſe Stube hier, in welcher jetzt Niemand etwas zu ſchaffen hat." Mit dieſen Worten öffnete ſie die Thür, welche in die leere Schneidergeſellenſtube führte und entfernte ſich dann.

## 28.

## Sturmlauſen.

Leisnitz wandte ſich ſogleich zum Gegenſtande ſeiner unreinen Wünſche: „Hier, meine Angebetete, in dieſem freundlichen Aſyl, in dieſem Tempel weiblichen Glücks, werden Sie ohne Beſorgniß die Verſicherung anhören können, daß Sie mich allerdings gänzlich verwandelt haben."

„Nun, Sie ſind doch nicht etwa wirklich eine Dame geworden?" fragte die Witwe lachend.

„Das wäre ein Unglück für mich. Aber aus einem für weibliche Reize kalten, für die Seligkeit der Liebe unempfänglichen Menſchen haben Sie einen glühenden, von den ſchönſten Gefühlen trunknen Minnewart gemacht. Und man ſagt, ein Trunkner rede die Wahrheit. So kann ich Ihnen nicht verſchweigen, daß ich Sie unausſprechlich liebe." Dabei dachte der Schalk: „Leb' wohl, ſchönes Linchen! Hätteſt Du die Rente dieſer Frau, würd' ich Dir allerdings den Vorzug geben. Aber ſo fahr' hin! Es thut mir leid."

„Das iſt nicht die Sprache eines Demagogen," antwortete Frau von Villiers auf dieſe in beſter Form vorgebrachte Liebeserklärung.

„Aber die eines in Liebesflammen ſtehenden Herzens, das Ihre Huld und Liebenswürdigkeit in Brand geſetzt hat. Ich beſchwöre Sie, laſſen Sie dieſe theure Hand meine Leiterin durch das Leben ſein, und nehmen Sie die meinige als eine ſichre Stütze. Mein Herz beſitzen Sie von dem Augenblicke an, wo ich Ihr Haus betrat.“

Auf dieſe ſchön gedrechſelte Lüge erwiderte ſie kühler und beſonnener, als er erwartet hätte: „Aber, mein Herr, ich kenne Sie noch nicht näher. Das iſt ein höchſt wichtiger Schritt, zu dem Sie mich da auffordern. Es iſt nicht rathſam, ihn in ſo ſtürmiſcher Haſt zu thun. Das will wohl überlegt ſein.“

Dieſe Antwort erweckte in ihm die Furcht, ſeine Erfolge bei der ſchönen Witwe möchten doch nicht ſo brillant ſein, wie er ſich noch vor einer Stunde geſchmeichelt. Und er beſchloß in komiſcher Verzweiflung einen neuen und ſtärkern Anlauf auf ihr Herz zu machen.

„Was iſt da zu überlegen?“ rief er mit geſchraubtem Pathos. „Wenn der ſchöpferiſche Funke zündend in Ihre ſchöne Seele gefallen iſt, wie in die meinige, o ſo widerſtreben Sie nicht der ſiegenden Gewalt des Gottes! Und er hat gezündet. Ihre zärtliche Beſorgniß für mein Wohl hat Sie mir verrathen. Wozu alſo nicht mit einem mich beſeligenden Worte beſtätigen, was ich doch ſchon weiß? Fertigen Sie eine Götterbotſchaft, die an Ihr Herz gelangt iſt, nicht mit der Umſtändlichkeit eines proſaiſchen Alltagsgeſchäfts ab. Das Glück der Liebe fällt raſch vom Himmel, wie alles Göttliche. Werfen Sie ſich ihm eben ſo raſch in die Arme, um es zu feſſeln.“

„Sie verwirren mich mit Ihrer Heftigkeit!“ entgegnete die Dame ſchon etwas wärmer; denn dieſer Sturm des ſchönen jungen Mannes auf ihr Herz mißfiel ihr keineswegs. „Ich kann Ihnen nicht verhehlen, daß ein Gefühl in meiner Bruſt für Sie — — aber ich weiß nicht, ob es Liebe iſt.“

„Sagen Sie es immerhin; geſtehen Sie es, daß Sie mich lieben, wie ich Sie liebe — nein, das können Sie nicht; denn ich bete Sie an! — und Sie ſehen den glücklichſten Sterblichen zu Ihren Füßen, an Ihrer Bruſt, um Ihnen ſeine wonnetrunkne Dankbarkeit in glühenden Küſſen zuzuhauchen.“

„Wenn dieſes Gefühl Liebe ſein ſollte —“ ſtammelte Frau von Villiers vom Feuer dieſer Sprache angeſteckt.

„Du biſt mein, göttliches Weib!“ jubelte der junge Mann, und umarmte und küßte die ſchöne Frau.

„Schnell, ſchnell in das andre Zimmer, wenn Sie nicht von Herrn von Goldaſt überraſcht ſein wollen!“ Mit dieſen Worten ſtürzte Madame Holzmann herein und trennte die Umarmung.

„Es iſt nicht nöthig. Wir können bleiben!“ verſetzte Leisnitz ärgerlich. Er glaubte ja nun am Ziele zu ſein; was brauchte er ſich da noch vor einem Menſchen zu verſtecken!

„Um Gotteswillen nicht, Lieber!“ rief aber Frau von Villiers in größter Angſt. — „Dieſer entſetzliche Menſch hat alſo unſere Spur doch entdeckt. Alle Vorſicht hat nichts geholfen.“

„Er kann mir nichts anhaben,“ ſagte Leisnitz ruhig.

„O glauben Sie das nicht! Kommen Sie! Ich beſchwöre Sie!“

„Ich gehe nur, weil Du es wünſcheſt, mein ſüßer Engel.“ Und er ließ ſich von ihr in die Schneiderſtube ziehen.

## 29.

## Der Pſeudo-Demagog und die Stöcke.

„Es freut mich ſehr, Sie in meiner Behauſung zu ſehen, Herr von Goldaſt,“ komplimentirte Herr Holzmann das Zungengenie in die Comptoirſtube. „Man hat Ihnen geſagt, daß ich vor einer Stunde in Ihrer Wohnung war, ohne Sie zu treffen, und da Sie mein Anliegen vermutheten, ſo kommen Sie ſogleich meine Wünſche zu erfüllen. In der That, dieſe Eile hätte ich nicht erwartet. Aber ich bin Ihnen ſehr dankbar dafür, ſehr dankbar, und werde mich zu revangiren wiſſen.“

„Ich kann mir ſchon denken, was Sie von mir gewollt haben,“ quiekte der Kleine und ſchwitzte Oel.

„Und eben Ihr ſchnelles Kommen verbürgt mir die Gewährung meines Wunſches.“

„Wenn ich Ihnen nur einen beſſern Bürgen ſtellen könnte!“ lächelte der Eßkünſtler.

„Wie ſo?“ fragte der Schneider verdutzt.

„Bah! Weil ich Sie noch nicht bezahlen kann. Sie müſſen noch eine Zeit lang Geduld mit mir haben, beſter Freund, bis Gelder bei mir eingehen.“

„Wie? Was? Noch länger Geduld!“ grölte der Schneider entrüſtet. „Aber ich will nicht länger Geduld haben, mein Herr! Keinen Tag, keine Stunde länger, ſeit ich erfahren, zu welcher Fahne Sie geſchworen. Ich habe einen abgelaufenen Wechſel von Ihnen in der Hand, der mir das Recht giebt, Sie jeden Augenblick feſtſetzen zu laſſen.“

„Machen Sie keine dummen Streiche, Holzmann! Was würde es Ihnen helfen, wenn ich ſäße? Ich kann im Sitzen kein Geld verdienen, wie ein Schneider. Aber was ſchwatzen Sie von einer Fahne, zu der ich geſchworen haben ſoll?“

„Denken Sie, ich wüßte es nicht, daß Sie ein Erzdemagog geworden ſind? Einem Demagogen aber geb' ich keinen Tag Kredit.“

„Ich — ein — Demagog!“ lachte Goldaſt hell auf und ſchlug die fetten Hände auf die fetten Oberſchenkel, daß es klatſchte. „Sind Sie bei Verſtand, Holzmann?“

„Vollkommen. Deshalb will ich mein Geld von Ihnen haben. Laſſen Sie ſich gut rathen, Herr! Löſen Sie den Wechſel ein, oder Sie machen ſich Fatalitäten. Ihr Konto in meinem Buche iſt für immer geſchloſſen. Ich will mit einem Demagogen partout nichts zu thun haben.“

„Wer in aller Welt hat Ihnen denn nur das alberne Märchen aufgebunden?“ fiſtulirte der Fette jetzt ärgerlich.

„Mit Läugnen kommen Sie nicht durch,“ redete der Schneider mit Würde. „Ich weiß aus der ſicherſten Quelle, daß es kein Märchen iſt.“

„Ei, ſo wollt' ich — das iſt ja Unſinn!“ eiferte der praktiſche Philoſoph. „Es gibt keinen größern Gegner der Demagogen als mich. Der Rieſenplan meines Lebens geht darauf aus, alle Demagogen mit Stumpf und Stiel auszurotten. Wie kommen Sie nun zu ſolcher Tollheit?“ Aber er faßte ſich ſchnell, überlegend, daß es hier beſſer ſei ſanfte Mittel anzuwenden, und fuhr deshalb im liebreichſten Tone fort: „Laſſen Sie ein verſtändiges Wort mit ſich reden, liebſter Freund. Ihr Geld iſt Ihnen unverloren; ich bin der ſicherſte Schuldner von der Welt. Wenn ich aber wirklich ein Demagog wäre, könnt' ich beim geringſten Schritt gegen mich Ihnen große Unannehmlichkeiten bereiten."

„Welche denn? wenn ich fragen darf," ſagte der Schneider ſchon ſtark herabgeſtimmt.

Der kleine Oelſchwitzer kannte nun die Achillesferſe ſeines Feindes und fuhr fort: „Dann rief ich alle Demagogen in der ganzen Stadt gegen Sie auf. Und es ſind fürchterliche Menſchen."

„Das weiß ich wohl!" verſetzte Holzmann kleinlaut.

„Sie rotteten ſich zuſammen, überfielen Ihren Laden, ſchlügen Alles kurz und klein, zerriſſen alle Ihre Waaren — ſind Sie verſichert, Herr Holzmann?"

„Den Teufel auch, Herr!" rief der Schneider entſetzt und that einen Bocksſprung. „Sie machen mir da eine angenehme Beſchreibung."

Madame Holzmann zupfte ihren Eheherrn bald am Aermel, bald am Rockſchoß und zog ihn endlich bei Seite. „Ich bitte Dich um Gotteswillen, Gabriel," flüſterte ſie in großer Angſt, „treib' ihn nicht auf's Aeußerſte!"

„Herr Jeſus, nein!" verſetzte er ihr ebenſo. „Das wäre ja eine ſaubre Geſchichte."

In dieſem Augenblick trat die Köchin in die Comptoirſtube und deckte den Tiſch. Goldaſts Augen verfolgten jede ihrer Bewegungen mit wollüſtiger Aufmerkſamkeit. Seine Worte richtete er dabei an den Schneider: „Ich will aber in Friede und Freundſchaft mit Ihnen leben, lieber Holzmann. Und zum Beweis meiner freundlichen Geſinnungen für Sie, will ich jetzt gleich mit Ihnen zur Nacht ſpeiſen. Können Sie dann noch fürchten, daß Ihnen ein Leides geſchieht?" — Und zur Magd gewandt: „Leg' auch ein Kouvert für mich auf, mein Kind!"

„Sie ſind ſehr gütig, mir dieſe Ehre zu erweiſen," ſchmunzelte der geſchmeichelte Schneider.

„Herr Stock ſoll unſre Freundſchaft befeſtigen. Ein köſtlicher Burſche das! O, ich kenn' ihn ſchon!" ſüßelte Goldaſt.

„Herr Stock?" fragte Holzmann befremdet. „Was iſt das für ein Herr? Sie meinen doch nicht etwa den —"

„Den Frau von Villiers —"

„Es iſt Jemand im Laden, Gabriel," fuhr die Frau jetzt zwiſchen die beiden Männer mit einer ſeltſamen Haſt. „Sieh ſchnell zu! So eile doch!" Damit ſchob ſie ihn gleichſam aus der Stube. Dann trat ſie raſch zu dem kleinen Fetten und flüſterte heimlich ängſtlich ihm zu: „Ich weiß, Sie ſind ein intimer Freund des Herrn Stock!"

„Freilich bin ich das!" verſetzte Goldaſt vergnügt. „Sie geben ihm auch das Ehrenprädikat. Das iſt brav von Ihnen. Les beaux esprits se rencontrent. Es iſt ein prächtiger Kerl. Halten Sie meine Sehnſucht nach ihm nicht länger hin. Holen Sie ihn herbei."

„Das geht unmöglich!" verſetzte die Frau ängſtlich.

„Was?! Das geht unmöglich? Machen Sie mich nicht unglücklich!" rief das ſehnſüchtige Eßgenie beſtürzt.

„Nein, ich beſchwöre Sie vielmehr, mich nicht unglücklich zu machen!" flehete Madame Holzmann. „Mein Mann weiß nichts davon, und wenn er es erführe, ſo wäre es mein Unglück."

„Alſo wollten Sie ihm allein ſein Recht anthun?

Nun, ich werde Sie nicht verrathen. Aber mir werden Sie doch vergönnen —“

„Sie wiſſen noch nicht Alles. Ich bin in gräßlicher Verlegenheit. Und der Himmel hat Sie zu meinem Beiſtand geſandt, Herr von Goldaſt.

„So laſſen Sie hören!“

„Es ſind ihrer zwei.“

„Zwei Stöcke?“

„Freilich. Einen hat Fräulein Sternau gebracht und einen Frau von Villiers.“

„Deſto beſſer. So nehmen Sie einen und ich einen. Das iſt ja köſtlich!“

„Aber welcher iſt denn der Rechte?“

„Ei was! Jeder iſt der Rechte. Den fettſten überlaſſen Sie mir.“

## 30.

## Die hungrige Garderobe und der Demagog wider Willen.

„Großer Gott!“ rief Madame Holzmann verzweiflungsvoll. „Da iſt ſo eben ein Polizeicommiſſär in den Laden getreten. O weh! O weh!“ Und mit zwei Sätzen war ſie in der Schneidergeſellenſtube und ließ den hungrigen Eßkünſtler in einer plötzlich ſehr bedrängten Lage zurück. Die Köchin trug nämlich in dieſem verhängnißvollen Augenblick den köſtlichen friſchen Stockfiſch auf, nach welchem er ſo lange geſchmachtet hatte und deſſen Fang ihm ſo blutſauer geworden war. Auf der andern Seite bedrohte ihn der Poliziſt. Denn es kam ihm kein Zweifel in die Seele, daß dieſer Arm der Staatsgewalt heimlich vom Schneider, des verfallenen Wechſels wegen, angerufen worden, und er, der unglückliche Eßkünſtler, das Ziel dieſes polizeilichen Manövers ſei. Voll Verdruß, daß all' ſeine Liſt ihm nichts geholfen, voll Wuth auf den treuloſen Schneider und voll Angſt vor den eiſernen Krallen der Polizei, ſah er ſich ſchnell nach einem Verſteck um. Nun zogen ihn aber die Reize des Fiſches in deſſen Nähe, und da gewahrte er denn ziemlich dicht am Tiſche einen großen Kleiderſchrank voller neuer weiblicher Kleider und Putzgegenſtände. Ohne ſich lange zu beſinnen, ſchlüpfte die kleine Geſtalt in den offenen Schrank und verkroch ſich hinter den Kleidern, nicht ohne ſich eine kleine Ausſicht auf den Fiſch offen zu erhalten, der ihm jetzt ſo nah war, daß er ihn mit der Hand erreichen konnte. Kaum hatte er hier Poſto gefaßt, als der Polizeicommiſſär Klinkhardt und Holzmann in die Stube traten.

„Ich ſuche Herrn von Goldaſt bei Ihnen,“ ſagte der Erſtere in der Thüre mit einem groben, anmaßenden Tone, welcher ſehr gegen die höflichen Redensarten abſtach, die er bei der Frau von Villiers ausgekramt hatte.

„Er iſt hier geweſen,“ verſetzte der Schneider ſehr devot, „aber“ — er ſah ſich im Zimmer um — „er hat ſich bereits wieder entfernt.“

„Können Sie mir nicht angeben, wohin er gegangen iſt?“

„Es thut mir leid, davon hat er nichts verlauten laſſen. — Sagen Sie mir doch gefälligſt, verehrter Herr Polizeicommiſſär, iſt es wirklich wahr, daß Herr von Goldaſt wegen demagogiſcher Umtriebe verhaftet werden ſoll?"

„Er iſt in Verdacht mit dem ſogenannten ſchlanken Stock, einem berüchtigten Demagogen, in Verbindung zu ſein, und ich muß mich ſeiner Perſon bemächtigen, um von ihm Nachrichten über den Aufenthalt dieſes Stocks zu erhalten, an denen mir ſo viel liegt, daß ich Herrn von Goldaſt noch eine reiche Belohnung geben würde."

Madame Holzmann war unterdeſſen wieder aus der Schneiderſtube gekommen und hatte die Rede des Polizeimannes mit angehört. Sie fragte alſo mit erkünſtelter Ruhe und Naivetät: „Ei, Herr Polizeicommiſſär, weshalb liegt Ihnen denn ſo ſehr viel daran, des Herrn Stocks habhaft zu werden?"

„Das kann ich Ihnen wohl ſagen, Madame. Dieſer junge Mann iſt jedenfalls der Sohn einer ſehr vornehmen Familie, der ſich hat verblenden laſſen, an den ſtaatsverbrecheriſchen Beſtrebungen der Demagogen Theil zu nehmen. Seinen Angehörigen iſt es indeß geglückt, nicht nur vollſtändige Gnade für ihn auszuwirken, er ſoll auch ſogleich vortheilhaft placirt werden, und da man in ſeinem Vaterlande Nachricht erhalten, daß er ſich in unſerer Reſidenz verſteckt hält, ſo iſt heute eine Zuſchrift der dortigen Regierung auf unſerm Polizeibureau eingelaufen, worin demjenigen Polizeicommiſſär, welcher ſichern Nachweis über den ſogenannten ſchlanken Stock gibt, oder ihn in's Vaterland abliefert, eine große Belohnung zugeſagt wird."

„Wenn Sie Herrn von Goldaſt ſchriftliche Beweiſe für dieſe Angaben lieferten," ließ ſich Madame Holzmann mit großer Beſtimmtheit aus, „ſo würde er ganz gewiß nicht anſtehen, Sie mit dem Aufenthalte ſeines Freundes bekannt zu machen."

„Ja, wenn Herr von Goldaſt doch nur da wäre!“ rief der Polizeibeamte ärgerlich. „Ich wollte ihm die überzeugendſten Beweiſe ſogleich in die Hände geben.“

„Vertrauen Sie ſie mir an!“ bat die Modiſtin. „Ich gedenke ſie an den rechten Mann zu bringen.“

„So iſt Herr von Goldaſt doch noch in Ihrem Hauſe?“

„Das weiß ich nicht. Auch ſoll dieſe Beweiſe nicht Herr von Goldaſt, ſondern eine Dame ſehen, und zwar in Ihrem Beiſein. Doch ſagen Sie mir vor allen Dingen: gibt es zwei ſchlanke Stöcke?“

„O unzählige, Madame! Von Holz und Eiſen, von Fleiſch und Bein. Unter allen Ständen, vornehme und gemeine.“

„Ich meine nur, ob es zwei Demagogen gibt, die dieſen Namen führen?“

„Ich weiß nur von Einem.“

„Sonderbar! ich von zweien. Aber die ſchriftlichen Beweiſe, wenn ich bitten darf!“

„Hier ſind ſie!“ Er zog ein Heft Papiere hervor und übergab es ihr, und ſie verfügte ſich damit in die Schneiderſtube.

Herr von Goldaſt ärgerte ſich anfangs über das unſinnige, ihm gänzlich unklare Geſchwätz der Leute, doch war der Anblick und der Duft des Fiſches vor ihm auf dem Tiſche ſehr geeignet, keinen Mißmuth in ihm aufkommen zu laſſen und alle Gedanken zu verſcheuchen, welche über die Grenzen des Tiſches hinausreichten. Zuletzt gingen all' ſeine Betrachtungen in dem einen unwiderſtehlichen Verlangen auf, den Fiſch zu ſpeiſen; er verlor die Herrſchaft ſeiner Glieder, und ohne zu wiſſen, was er that, langte er hinaus, brach ein Stück ab und führte es zum Munde.

Madame Holzmann kehrte ohne Zögern mit Frau von Villiers zurück, dieſer zuflüſternd: „Was ich Ihnen zu ſagen habe, darf Ihre Begleiterin nicht hören. Laſſen Sie uns in den Laden treten!“

In dieſem Augenblick wandte ſich aber der Polizeicommiſſär an ſie, und hielt ſie mit den Worten auf: „Madame, ſpeiſen die Kleider in Ihren Schränken von Ihrem Tiſche?“ Er hatte nämlich Goldaſts Manöver bemerkt; denn die Polizei hat bekanntlich die Augen überall.

„Was ſoll das heißen, mein Herr?“ fragte die Modiſtin verwundert.

„Ein Damenmantel oder eine Robe hat ſich ſo eben von dem Fiſche zugelangt.“

„Sie ſcherzen wohl?“

„Die Polizei ſcherzt niemals, Madame. Ich muß mir doch dieſe hungrige Garderobe etwas näher anſehen.“ Er trat zum Schranke und zog den kleinen Eßkünſtler heraus, der wirklich in einem Damenmantel ſteckte. „Ah, ſieh da den Genius der Mode und der Eßkünſtler in einer Perſon und in reizender Verpuppung! — Kauen Sie aus, mein Herr, und entpuppen Sie ſich dann, um als ſchöner Schmetterling vor uns zu erſcheinen.“

„Aber was wollen Sie denn von mir?“ fragte Goldaſt desperat.

„Den ſchlanken Stock, wie Sie bereits gehört haben müſſen.“

„Ich kenne nur einen Fiſch dieſes Namens, den ich eben verſucht habe, und dann Stecken und Stäbe.“

„Mit Läugnen und Späßen kommen Sie hier nicht durch, Herr von Goldaſt. Sie ſind als Demagog verdächtig und durch Zeugen kann ich Sie überführen, daß Sie ein intimer Freund des Demagogenanführers ſind, welcher ſich den Namen ‚ſchlanker Stock‘ zugelegt hat.“

„Nun wahrlich,“ rief Goldaſt in komiſcher Verzweiflung, „ich bin ſehr begierig dieſe Zeugen zu ſehen und zu hören, damit ich doch auch etwas von meiner neuen Freundſchaft erfahre.“

„Einer dieſer Zeugen iſt — ich weiß nicht, durch welchen Zufall — ſchon zugegen, Frau von Villiers. — Gnädige Frau, war Herr von Goldaſt nicht dieſen Abend bei Ihnen und verſprach Ihnen den ſchlanken Stock zuzuführen?“

„Ich kann es nicht läugnen,“ entgegnete die Witwe.

„Und entſprang er nicht durch den Garten, als ich in ihr Haus getreten war?“

„So iſt's, mein Herr.“

„Sie ſehen ſich alſo überführt, Herr von Goldaſt. Sie wußten, daß der ſchlanke Stock heute aus des Baron von Geisheims Hauſe entſprungen war, ja ich vermuthe aus guten Gründen, daß Sie es geweſen ſind, der ihm zur Flucht behülflich war. Sie verſprachen ihn der Frau von Villiers zuzuführen. Alſo müſſen Sie ſeinen Aufenthalt kennen. Darum zögern Sie nicht länger, ihn anzugeben.“

Goldaſt faßte ſich mit beiden Händen beim Kopfe und glotzte, wie ein Betrunkener oder Wahnſinniger, in die Luft. „Ich bin aus den Wolken gefallen!“ ſtöhnte er dazu. „In der That meine Gedanken verwirren ſich. Ich weiß nicht mehr, was ich gethan und geſagt haben ſoll. Sollte ich wirklich ein Freund des genannten Herrn ſein, auf den ich mich in dieſem Augenblick durchaus nicht beſinnen kann? Hat er einen Koch? Gibt er Diners?“

„Ah, mein Herr, ich habe nicht Zeit, Ihre Scherze anzuhören,“ ſagte der Polizeibeamte. „Ich verſichere

Sie, Ihr Freund hat nicht nur vollkommen Verzeihung und Gnade, ſondern auch die Anwartſchaft auf eine gute Stelle erhalten. Er wird ſich gewiß einen Koch anſchaffen und Ihrer Dienſte nicht vergeſſen. Was könnten Sie nun noch für Grund haben, ihm nicht ſchnell zu ſeinem Glücke zu verhelfen?"

Jetzt nahm Madame Holzmann das Wort: „Ich muß mich in einer Hinſicht des Herrn von Goldaſt annehmen. Es iſt wahr, er kann den Aufenthalt des Herrn Stock nicht mit Gewißheit angeben, er kann nur Vermuthungen haben. und dieſe hat er allerdings vorhin bei mir ausgeſprochen. Auch hat er ſich bei mir zur intimſten Freundſchaft mit dem Demagogen bekannt."

„Ich werde verrückt!" ſchrie Goldaſt aus Leibeskräften. aber die Stimme ſchnappte ihm über und kam als ein dünner heller Strahl zum Gehör der Umſtehenden. „Treibt eine böſe Fee zur Verhöhnung meines Rieſenplans ihr heimtückiſches Spiel mit mir?"

„Da Sie noch läugnen, Herr von Goldaſt," ſagte der Polizeicommiſſär heftig, „ſo ſind Sie mein Arreſtant und werden ſich einer Unterſuchung unterwerfen müſſen."

Jetzt kam dem unglücklichen Eßkünſtler ein lichter Gedanke. „Ich will Ihnen den Irrthum aufklären!" rief er und eilte zum Tiſche. „Sehen Sie dieſen Stockfiſch, für welchen ich die ſchönſten Sympathieen empfinde, und den ich deshalb aus lauter Reſpekt Herr Stock zu nennen pflege. Wahrlich, mein Herr Polizeicommiſſär, ich hege nur Freundſchaft für Geſchöpfe, die ſich von mir verſpeiſen laſſen und die mir zu ſpeiſen geben. Für Menſchen, die keinen Koch haben, fühl' ich kein Intereſſe. Und ein Demagog — ich ſchaudre — ich glaube, ein Demagog lebt das ganze Jahr von kalter Küche. Prr! Und ich bin eben allen Ernſtes drauf und dran, allen Demagogen in der Welt den Garaus zu machen.“

Aber wenn man Unglück haben ſoll, ſo kommt man auch mit der Wahrheit nicht durch. Dieſes böſe Geſchick mußte der kleine Philoſoph in ſeiner ganzen Bitterkeit erfahren.

„Mit dieſen Redensarten werden Sie mich nicht täuſchen!“ donnerte ihn Klinkhardt an. „Ich verhafte Sie als Demagog.“

„In Gottes Namen!“ entgegnete Goldaſt nun mit Reſignation. „Was kann nicht aus einem Menſchen werden! Aber eher hätt' ich mir des Himmels Einfall eingebildet, als daß ich noch ein Demagog würde.“

## 31.

## Der erſte Pſeudo-Stock.

Während dieſes Zwiegeſprächs hatte die Modiſtin ihre vornehme Gönnerin in den Laden gezogen und ihr dort die vom Polizeicommiſſär erhaltenen Papiere vorgelegt. Frau von Villiers empfand über dieſe unerwarteten Nachrichten keineswegs eine große Freude, indem ſie denſelben durchaus nicht vollkommen traute und halb und halb geneigt war, ſie für ein Netz zu halten, worin der verfolgte Stockfiſch ſich fangen ſollte. Sie verſchwieg dieſe Beſorgniß der Madame Holzmann auch nicht, und beide zogen nun in gemeinſchaftliche Ueberlegung, wie man ſich am vorſichtigſten von der Wahrhaftigkeit der polizeilichen Angaben überzeugen könne.

Unterdeſſen war aber auch Linchen Sternau, von der lebhaften Converſation im Comptoirzimmer angezogen, an die Thür des Putzmacherinnen-Zimmers geſchlichen, hatte ihr Ohr an die geöffnete Spalte gelegt und auf dieſe Weiſe erhorcht, daß der ſchlanke Stock begnadigt werden ſolle. Dies reimte ſie auf die natürlichſte Weiſe mit den Bemühungen zuſammen, welche ſich der Baron um die Begnadigung Bernhards im Vaterlande gegeben. Sie hegte alſo nicht den geringſten Zweifel an der Ausſage des Polizeicommiſſärs, und da ſie nun ferner weder für Bernhard, noch für ſich noch Gefahr ſah, den armen Goldaſt aber ſo unſchuldig in einer ſo argen Klemme erblickte, ſo trieb ſie ihr Rechtsgefühl in die Comptoirſtube heraus und gab ihr die an den Polizeibeamten gerichteten Worte in den Mund: „Ich muß für Herrn von Goldaſt zeugen. Er kann unmöglich den Aufenthalt des ſchlanken Stocks kennen. Auch iſt er nicht der Freund deſſelben.“

„Woher ſo plötzlich dieſer Zeuge?“ fragte Klinkhardt überraſcht.

„Ich habe Ihre Verhandlungen im Nebenzimmer mit angehört,“ geſtand Karoline offenherzig.

„Ihr Zeugniß würde nur Gewicht haben, ſchönes Kind, wenn Sie den Aufenthalt des ſchlanken Stock anzugeben wüßten.“

„Und wenn dies nun wirklich der Fall wäre?“

„Ei ſo eilen Sie doch es zu thun und den Herrn mit der erlangten Gnade und ſeinem Glücke bekannt zu machen.“

„Verhält ſich die Sache wirklich, wie Sie ſagen?“ fragte Karoline geſpannt.

„Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort darauf. Madame Holzmann hat den ſchriftlichen Beweis in den Händen.“

„Wohlan, ſo ſollen Ihre Wünſche ſogleich erfüllt werden.“ Und ſie lief in das Zimmer zurück, aus welchem ſie gekommen war.

Nun muß bemerkt werden, daß zwiſchen den beiden aneinanderſtoßenden Zimmern, in welchen die Herren und Damen von der Nadel abgeſondert arbeiteten, eine Communikationsthür ſich befand, welche niemals verſchloſſen wurde. Da nun Leisnitz eine Entdeckung in demſelben Grade nicht zu fürchten hatte, wie Bernhard, ſo ſuchte der Erſtere, dem Frau von Villiers zu lange ausblieb, auch etwas von den Vorgängen in der Comptoirſtube zu erfahren. Er fand aber die Thür, welche dorthin führte, verſchloſſen. Madame Holzmann hatte dieſe Vorſicht gebraucht. Nun gerieth er an die daneben befindliche Communikationsthür, welche hinüber in das Damenzimmer führte und dieſe war offen. Von einem Lichtſtrahle, der aus der Comptoirſtube durch die von Karolinen nicht ganz angelehnte Thür in das Damenzimmer fiel, geleitet, trat er in dieſes und ſtand bald an der nicht verſchloſſenen Thür. In demſelben Augenblick trat Karoline herein und ihn natürlicherweiſe für Bernhard haltend, nahm ſie ihn bei der Hand und zog ihn mit den ihm zugeflüſterten Worten hinaus: „Komm, Du biſt gerettet.“ Bernhard hatte ſich aber unterdeſſen in eine an das Damenzimmer ſtoßende Kammer zurückgezogen.

„Hier, mein Herr,“ ſagte Karoline zu dem Polizeicommiſſär, „iſt der von Ihnen begehrte ſchlanke Stock!“

„Dieſe Dame?“ fragte Klinkhardt verwundert.

„Iſt eben der Demagog, den Sie ſuchen,“ verſetzte das Mädchen. In demſelben Augenblick fielen aber ihre Augen auf Leisnitz' Geſicht und mit einem heftigen Schrei und den Worten: „O mein Gott! Was iſt das?!" fiel ſie halb ohnmächtig vor Schrecken auf einen Stuhl.

Dieſe heftige Exclamation zog ſchnell die beiden Frauen aus dem Laden herbei. Goldaſt und der Schneider eilten Karolinen zu Hülfe, der Polizeicommiſſär ſah verblüfft drein, und ſelbſt der Baron hinter dem Schirm, der ſich bis jetzt, trotz aller Gemüthsbewegung, wie eine Bildſäule verhalten hatte, lugte vorſichtig nach ſeiner lieben Lilli hinüber.

„Ja, was iſt das?" wiederholte der Polizeicommiſſär Linchens Frage.

„Ja, was iſt das, Linchen?" fragte Goldaſt, aus aller Faſſung gekommen. „Ja, Herr Jemine, was iſt das?" zeterte der Schneider wie beſeſſen.

„Was gibt's da?" fragte Frau von Villiers beſtürzt.

„Ja, was gibt's da?" wiederholte Madame Holzmann mechaniſch. Aber kein Menſch hatte eine Antwort auf alle dieſe gleichlautenden Fragen.

„Ich bin behext, bezaubert!" ſchrie Karoline. „Dieſer Herr —"

Weshalb? Weswegen? Warum? Was iſt eigentlich los?" riefen Klinkhardt, Goldaſt, Frau von Villiers, Herr und Madame Holzmann wirr durcheinander. Ja ſelbſt Leisnitz miſchte eine Frage des Erſtaunens in dieſen ſeltſamen Chorus.

„Vom ſchlanken Stock behext!" ließ ſich Madame Holzmann noch zum Schluß vernehmen. „Da haben wir die Beſtätigung, daß er ein Hexenmeiſter iſt."

„Dieſer Herr, dieſe Dame —" fuhr Karoline fort.

„Ah, ſieh da!" unterbrach ſie Frau von Villiers, ihren Gaſt erkennend.

„Nun, was iſt's denn mit dieſem Menſchen, der Herr und Dame zugleich iſt?“ fragte der Polizeicommiſſär ungeduldig.

„Er war vor einigen Minuten eine andere Dame,“ ließ ſich Karoline hören.

„Aber Sie ſprachen ja vom ſchlanken Stock, und der iſt doch keine Dame!“ eiferte der Polizeimann.

„Nun dieſe Dame war ein anderer Herr,“ fuhr Karoline fort.

„Wer kann aus dieſen Worten klug werden?“ rief Klinkhardt, verzweiflungsvoll im Kreiſe umherblickend.

„Dieſe Dame, dieſer Herr, iſt nicht der ſchlanke Stock,“ ſchrie Karoline.

„Ich fürchte, es iſt nicht richtig mit ihr,“ wandte ſich Klinkhardt an die Uebrigen und deutete mit dem Zeigefinger auf die Stirne. Dann zu Leisnitz gewendet: „Können Sie uns dieſen ſeltſamen Auftritt erklären, meine Dame, oder mein Herr?“

„Ich erfreue mich mit Ihnen eines Geſchlechts,“ verſetzte dieſer. „Aber der Auftritt iſt mir ſelbſt unerklärlich.“

„Alſo ſind Sie nicht der ſchlanke Stock?“

„Dieſe Dame —“ er zeigte auf Karolinen — „hat Ihnen ſchon erklärt, daß ich's nicht bin. Sie hat die Wahrheit geſagt.“

„Er iſt's nicht?!“ ſagten Frau von Villiers und Madame Holzmann höchlichſt verwundert zu einander.

„Aber ich beſchwöre Sie, mein Herr, wie kommen Sie in dieſes Zimmer?“

„Durch eine Thüre drinnen,“ antwortete Madame Holzmann, ſtatt des Gefragten. „Die beiden Zimmer ſind ja durch eine Thür verbunden. Der rechte Stock ſteckt alſo noch drinnen.“ Und ſie rief hinein: „Kommen Sie heraus, Herr Stock, Sie ſind begnadigt.“

## 32.

## Zwei Enttäuſchungen und eine Flucht.

Aber es regte ſich nichts in dem dunkeln Zimmer.

„Wir müſſen hineingehen,“ ſagte Klinkhardt. „Er hat ſich verſteckt, oder iſt entſprungen. Wir wollen der Sache bald auf den Grund kommen.“ Er nahm ein Licht vom Tiſche und ging voran; ihm folgten Madame Holzmann und Herr von Goldaſt. Herr Holzmann fühlte ſich dagegen mehr von dem Stockfiſch auf dem Tiſche angezogen, und gedachte während der Pauſe einen Theil davon zu ſich zu nehmen. Frau von Villiers huſchte unbemerkt hinter den Schirm, da ſie aber nur Augen für Leisnitz hatte, der durch einige Blicke und Bewegungen in Bezug auf Linchen ihren Verdacht erregt, ſo ſah ſie den Baron nicht, der ſich vor ihr raſch und mit Entſetzensmienen neben den ſchmauſenden Holzmann hin in den Kleiderſchrank flüchtete, in welchem Goldaſt erſt geſteckt hatte. Sobald ſich Leisnitz unbemerkt und Frau von Villiers dem Polizeicommiſſär ebenfalls gefolgt glaubte, ſchlang er ſchnell einen Arm um Linchens Hüfte und flüſterte ihr zu: „Holder Engel, wie reizend war dieſe Verwechſelung! Ich glaube, ich wäre Ihnen durch's ganze Leben gefolgt, ſo von Ihrer ſanften Hand geleitet.“

„O mein Herr!“ verſetzte Linchen erröthend, „trotz Ihrer Verkleidung hab' ich Sie ſogleich wieder erkannt.

Aber wie kommen Sie nur hierher und in dieſe Kleider?“

„Sie ſollen Alles erfahren. Gedulden Sie ſich nur eine kleine Weile, ſüßes Herzblättchen.“

Der eiferſüchtigen Witwe war kein Wörtchen hinter dem Schirme entgangen. Jetzt ſchlich ſie hinter dem Pärchen her, welches ſich eben anſchickte, den vorangegangenen in das Damenzimmer zu folgen. „Ah ſo, mein Herr!“ flüſterte ſie Leisnitz zu, der ſich erſchrocken zu ihr umwandte. „Ich dachte mir es wohl. Viel Wörte, viel Lügen.“

Nun ließ Leisnitz Linchen allein in das Zimmer treten und wandte ſich geſchmeidig zu der pikirten Dame: „Meine Theure, ein kleiner Scherz!“

„Sie haben mich hintergangen, mein Herr,“ verſetzte ihm Frau von Villiers ſtolz. „Sie ſind nicht der junge Mann, für den Sie ſich bei mir ausgegeben haben.“

„O Verzeihung!“ declamirte der Schelm wieder in der frühern Weiſe. „Die glühendſte Liebe, die heftigſte Leidenſchaft für Sie, holde Frau, lehrte mich dieſe Wege. Wird das ſchöne Herz, das ſich mir zu eigen ergab, weniger zärtlich für mich ſchlagen, weil ich kein Demagog bin?“

„Welches Herz ergab ſich Ihnen zu eigen, mein Herr?“ fragte die Witwe ſchneidend kalt. „Doch wohl nicht das meinige? Wer ſind Sie denn eigentlich, mein Herr?“

„Ein Ehrenmann, der ſich Ihrer in jeder Hinſicht würdig zeigen wird. Meinen Namen und meine Verhältniſſe ſollen Sie in Ihrem ſtillen Kloſet erfahren. Hier iſt der Ort nicht dazu. Kommen Sie, wir haben hier nichts mehr zu ſchaffen, noch zu ſuchen. Ich werde Ihren Zorn zu beſänftigen wiſſen. So kommen Sie doch!“

„Nein, mein Herr! Erſt will ich nun den rechten Stock kennen lernen.“ Damit trat ſie ebenfalls in das Damenzimmer, und Leisnitz folgte ihr mit Bittworten, auf die ſie nicht achtete.

Kaum hatten ſie das Feld geräumt, als der Baron, wie ein Raſender aus dem Kleiderſchrank hervorſtürzte und nach der Ladenthür eilte. Dem Schneider blieb der Biſſen im Munde ſtecken vor Schrecken. „Wollen Excellenz nicht bleiben, bis der tolle Spuk zu Ende iſt?“ fragte er, hinter dem Geſandten hereilend, reſpectvoll, „damit ich Ihnen nachher Maß zu dem Bräutigamsanzuge nehmen kann.“

„Gehen Sie zum Teufel mit Ihrem Maß!“ wüthete der Baron und war ſchon im Laden. „Ich brauche keinen Bräutigamsanzug mehr.“

„Nicht! Aber Sie haben ſich ja auch das Gallakleid von meiner Frau noch nicht ausgeſucht?“ verfolgte ihn der Schneider.

„Ich brauche auch kein Gallakleid. — Holzmann, wenn Sie ein Wort verrathen, daß ich hier und Zeuge dieſer Auftritte war, ſo verlieren Sie nicht nur meine, ſondern auch die Kundſchaft aller meiner Freunde.“

„Ich bin ſtumm, wie der Stockfiſch drinnen!“ betheuerte der Schneider mit der Hand auf dem Herzen, und der Baron ſprang mit gleichen Beinen auf die Straße hinaus, eine Evolution, wie er ſie ſeit ſeinen Knabenjahren nicht wieder ausgeführt hatte, und die weit außerhalb dem Kreiſe aller ariſtokratiſchen Bewegungen lag.

„Was dem nun wieder in den Kopf gekommen ſein mag!“ brummte Holzmann kopfſchüttelnd und kehrte zu ſeinem Stockfiſche zurück. „Heut Abend iſt Alles verwirrt; aber ich habe das beſte Theil erwiſcht.“ Und damit ſpeiſte er weiter.

## 33.

# Der zweite Pſeudo-Stock.

Aber er ſollte auch keine Ruhe dabei haben. Denn plötzlich rannte Herr von Goldaſt ſchneller, als man von ſeinen kleinen dicken und krummen Beinen hätte erwarten dürfen, aus dem Damenzimmer auf den eſſenden Mann los und ſchrie aus vollem Halſe: „Halt, beſter Freund! Theilen Sie wenigſtens den Fiſch mit mir. Ich hab' es redlich verdient, und Sie können ihn unmöglich allein eſſen." Damit nahm er Platz und langte zu. Jetzt kamen Frau von Villiers und Bernhard Müller, Karoline Sternau und Philipp von Leisnitz und zuletzt der Polizeicommiſſär Klinkhardt mit dem Lichte aus dem Damenzimmer.

„Ja, ja, Sie ſind es!" rief die ſchöne Wittwe begeiſtert und freudeſtrahlend. „Sie ſind mein Retter und Schützer! Mein guter Engel in großer Gefahr. Läugnen Sie es nur nicht! Und Sie ſind auch der ſchlanke Stock, wie mir meine ahnende Seele immer zugeflüſtert hat."

„Ich kann nicht in Abrede ſtellen, gnädige Frau," verſetzte Bernhard verbindlich, „daß ich allerdings derſelbe bin, der Ihnen vor einigen Wochen einen kleinen ritterlichen Dienſt leiſtete, als Sie in einer ähnlichen Verkleidung ſteckten, wie ich jetzt; aber der ſchlanke Stock — es thut mir leid — bin ich doch nicht."

„Wie, auch Sie wären nicht der Student, den man mit dem Namen: ‚ſchlanker Stock' oder ‚Stockfiſch' bezeichnet?" fragte der Polizeicommiſſär den eingeholten Bernhard. „Ich verſichere Sie, es harren nicht nur Gnade und Verzeihung, ſondern auch Ehren und Würden Ihrer, wenn Sie es ſind.“

„Wollte doch der Himmel, ich wär's! Ich kann aber von Ihrer Güte keinen Gebrauch machen.“

„Aber Bernhard!“ rief Karoline, „Du haſt ja —“

„Nicht ich, Linchen, habe mich bei Dir für den ſchlanken Stock ausgegeben, den ich übrigens perſönlich kenne; Du haſt mir nur ſchuld gegeben, ich ſei es.“

„Es iſt wahr, mir hat es der Secretär Sillig vorgeſchwatzt, und ich war ſchwach genug, ihm ein einziges mal zu glauben.“

„Auch mir hat es der Secretär Sillig geſchrieben,“ fügte Frau von Villiers hinzu.

„Ebenſo hat er es mir verſichert,“ ſagte der Polizeicommiſſär verdrießlich.

Frau von Villiers zog jetzt Karolinen nach dem Laden und wechſelte ſchnell und lebhaft einige Worte mit ihr. Darauf verklärte ſich ihr Geſicht noch mehr, und ihre ſchönen Augen ſtrahlten in ſüßer Befriedigung. Offenbar hatte ſie von Karolinen eine ſehr angenehme Nachricht erhalten, eine Aufklärung, die ihr große Freude machte.

Während dieſes geſchah, nahm Holzmann das Wort: „Den Zweifel kann Herr von Goldaſt am beſten löſen. Er iſt ja ein intimer Freund des ſchlanken Stocks.“

„Herr von Goldaſt,“ rief der Polizeicommiſſär dem kleinen Fetten zu, der über die vom Schneider am Stockfiſch ausgeführten Verwüſtungen in traurige Gedanken verſunken da ſaß, gleichſam als hätten ihm die Hühner das Brot genommen: „kennen Sie dieſen jungen Herrn hier auf Ihr Ehrenwort?“

„Ich habe nicht die Ehre, ihn näher zu kennen,“

verſetzte der Philoſoph gleichgültig. „Ein einziges mal hab' ich ihn im Hauſe des Barons von Geisheim geſehen, der ihn mir als einen Verwandten nannte."

„Der bin ich auch, wie mir Fräulein Sternau bezeugen wird," verſicherte Bernhard und wandte ſich wieder zu Frau von Villiers, um mit ihr heimlich zu plaudern.

„Ich bezeug' es auf Ehre und Gewiſſen," ſagte Karoline. „Und der Baron von Geisheim wird daſſelbe thun."

„Aber wo iſt denn nun der ſchlanke Stock?" fragte der Polizeicommiſſär mit einem ziemlich albernen Geſicht.

„Das können nur ſeine nähern Freunde wiſſen, zu denen ich nicht gehöre," antwortete Bernhard. „Soviel kann ich übrigens verſichern, daß er wirklich Stock heißt, und da er von ungewöhnlicher, ſchmächtiger Leibeslänge war, ſo hieß er unter den Studenten der lange oder ſchlanke Stock, und da er von Geiſt eben ſo klein war, wie von Körper groß, ſo hatte er von dieſem Umſtande den Namen Stockfiſch erhalten, da dieſer Fiſch bekanntlich dieſelben Eigenſchaften beſitzt."

„Ich merke, daß ich von dem Secretär Sillig betrogen bin," ſagte der Polizeimann mit Reſignation.

„So können wir wohl gehen?" fragte Linchen naiv und nahm Bernhards Arm.

„Ich muß Herrn Bernhard Müller als Demagogen verhaften," verſetzte Klinkhardt. „Wenn er frei von Schuld wäre, wozu hätte er nöthig gehabt, ſich zu verſtecken."

„Ach, du lieber Gott!" rief Linchen erſchrocken.

„Ich ſtelle für Herrn Müller jede Kaution, welche verlangt wird," trat Frau von Villiers vor, „und rufe ſämmtliche Anweſende zu Zeugen meines Verſprechens auf."

„Auf dieſe Erklärung kann ſich Herr Müller entfernen," beruhigte der Polizeicommiſſär.

„So wünſchen wir gute Nacht!" rief Linchen vergnügt und verſchwand mit Bernhard. Frau von Villiers begleitete ſie mit den freundlichſten Geberden bis zur Thüre und flüſterte ihnen noch Einiges zu. Als ſie zurückkehrte, ſeufzte ſie komiſch: „So ſoll ich nun wirklich den berühmten ſchlanken Stock nicht ſehen, und ich hätte ſo gern ſeine Bekanntſchaft gemacht."

Leisnitz, der zu den letzten Ereigniſſen ein ziemlich ſaures Geſicht gemacht, hatte durch die Vertraulichkeit Linchens und Bernhards, und durch ihre gemeinſame Entfernung wieder neuen Muth geſchöpft und glaubte ſein Heil bei der ſchönen Witwe von neuem verſuchen zu müſſen. Er näherte ſich ihr alſo mit den verbindlichen Worten: „Ich werde Sie zu tröſten und zu entſchädigen wiſſen, verehrteſte Frau. Kommen Sie nur jetzt in Ihr freundliches Haus!"

„Herr von Goldaſt!" rief der Polizeicommiſſär wild, „Sie müſſen den ächten Stock ſchaffen. Sie erhalten Ihre Freiheit nicht eher."

„Ach, Holzmann hat ihn im Magen!" verſetzte der Epikuräer ſeufzend. „Ich habe nur einen Biſſen davon erwiſcht." —

## 34.

## Der Stockdrechsler in den Stock und eine Stockung.

Die Ladenthür wurde geöffnet und ein Mann ſchlich herein, den Alle ſogleich für den frommen Secretär Sillig erkannten. „Guten Abend, meine hochverehrten Herrſchaften!“ grüßte er demüthig. „Ah, lauter werthe Freunde und Bekannte, die ich hier nicht zu finden hoffte. Und den ich hier zu finden erwartete — der mich hierher beſtellt —“ Dabei ſah er Holzmann ſcharf und fragend an, und dieſer machte als Antwort eine Bewegung mit der Hand, welche genügend erklärte, daß der Baron fort ſei.

„Sie kommen ſehr erwünſcht, Herr Secretär,“ redete ihn Klinkhardt an.

„Der Herr ſegnet das Haus, wo der Gerechte erwünſcht kommt,“ verſetzte Sillig mit Salbung, durch die aber eine aus den Umſtänden leicht erklärte Befangenheit hervorſchimmerte.

„Mein Herr, der Verdacht fällt ſchwer auf Sie, daß Sie mich abſichtlich getäuſcht haben,“ redete der Polizeicommiſſär gemeſſen.

„O Herr Polizeicommiſſär, wie können Sie doch von einem Manne ſittlichen Charakters und edler Denkungsart ſo etwas glauben!“

„Auch ich bin ſchändlich von Ihnen getäuſcht worden, Herr Secretär,“ platzte Frau von Villiers heraus. „Dieſer Herr hier, den ich nicht kenne —“

„Ich beſchwöre Sie, gnädige Frau,“ ſchnitt ihr

Leisnitz das Wort ab, „ſchweigen Sie und machen Sie das Uebel nicht noch ärger!“

Der Polizeimann fuhr fort auf den Frömmler hineinzureden: „Haben Sie mir heute früh nicht angezeigt, daß der berüchtigte Demagog, der ſchlanke Stock genannt, ſich heimlich im Hauſe des Barons von Geisheim aufhalte?“

„Nun, das war doch meine Pflicht!“ verſetzte Sillig in großer Verlegenheit.

„Alſo Sie zeigen die Demagogen der Polizei an?“ fragte Frau von Villiers mit dem Ausdruck äußerſter Verächtlichkeit in Stimme und Geberde. „Pfui, mein Herr! Und mir verſprachen Sie zu gleicher Zeit, den ſchlanken Stock zuzuführen! Und nachher werde ich getäuſcht und betrogen doppelt und dreifach, von Ihnen und andern Leuten! Welch' eine elende Rolle ſpielen Sie!“

„Gnädige Frau, ich —“ ſtammelte Sillig.

„Dies erhöht den Verdacht gegen Sie,“ ſtrafte ihn Klinkhardt. „Ferner ſagten Sie mir, Herr von Goldaſt ſei ein intimer Freund jenes Demagogen und kenne deſſen Aufenthalt.“

„Sie haben das geſagt?“ kreiſchte Goldaſt roth, wie ein wälſcher Hahn. „Sie haben mir all' das Elend auf den Hals gewälzt? Sie ſind ein Ungeheuer, Sillig! Durch Sie bin ich um den Stockfiſch gekommen. Höllenſtrafen auf Ihren Kopf!“

„Es will mir ſcheinen,“ fuhr Klinkhardt fort, „als wüßten Sie vom ſchlanken Stock und deſſen Aufenthalt mehr, als Sie uns ſagen möchten. Ja, Sie haben durch dieſe Intriguen wahrſcheinlich nur die Aufmerkſamkeit von ihm ab und auf eine andre Seite hinlenken wollen. Sie ſind deshalb mein Arreſtant ſo gut, wie Herr von Goldaſt.“

„Mein verehrter Freund, Sie werden doch nicht —“

„Die Wahrheit will ich erforſchen, weiter nichts. Und wenn Sie mich abſichtlich getäuſcht haben, Sie beſtraft ſehen.“ Und zur Thüre hinaus rief der erzürnte Beamte: „Martin! Anton!“ Zwei Polizeidiener traten herein. „Jeder dieſer beiden Herren erhält für dieſe Nacht ein beſonderes Gefängniß. Ihr führt ſie eine ſolche Strecke von einander, daß ſie ſich weder durch Worte, noch durch Zeichen miteinander verſtändigen können.“

Leisnitz hatte ſich Sillig genähert und flüſterte ihm jetzt zu: „Es geht Alles ſchief und war doch im beſten Gange.“

„Nur den Muth nicht verloren!“ verſetzte der Secretär eben ſo. „Laſſen Sie nur nicht ab!“

Dazu ſeufzte der unglückliche Eßkünſtler: „Das iſt der ſchlechteſte Tag meines Lebens. „Nachdem ich den ganzen Tag die Mühen und Beſchwerden des Stockfiſchfangs ertragen habe, muß ich hungrig in’s Gefängniß, und noch dazu wie zur abſcheulichſten Ironie auf meinen Rieſenplan als der Demagogie verdächtig.“ —

Die Polizeidiener ſchnitten alle weitern Explicationen ab, indem ſie die Gefangenen hinausführten. Klinkhardt grüßte höflich und folgte. In dieſem Augenblick fuhr ein Wagen vor das Haus und hielt an der Ladenthür. Frau von Villiers griff nach Hut und Mantel und wurde von Madame Holzmann eifrigſt bedient. Leisnitz näherte ſich der ſchönen Witwe noch einmal. „Gnädige Frau, ich habe Ihren Zorn auf mich geladen.“

„Und nie war mein Zorn gerechter, als heute,“ antwortete ſie ſtolz. „Sie haben mich in Verbindung mit Sillig hintergangen. Aus welchem Zwecke? wenn ich fragen darf."

„Die Liebe zu Ihnen —"

„Schweigen Sie mit dieſen ſchönen Redensarten!" herrſchte die Dame bitter. „Sie haben ſich mir als einen ſo wackern Redekünſtler gezeigt, daß ich Ihnen kein Wort mehr glaube. Deſto mehr glaub' ich meinen Augen und Ohren, und die haben mir genugſam verrathen, wohin Ihr Herz ſich in Wahrheit neigt."

„Durch ein offenes Bekenntniß hoff' ich Ihre Gunſt wieder zu erlangen, gnädige Frau."

„In der That, ich bin nicht ſehr neugierig auf dieſes Bekenntniß. Doch will ich es aus Curioſität anhören. Ich habe meinen Wagen vor das Haus beſtellen laſſen. Nehmen Sie mit mir das unterbrochene Souper ein. Sie werden noch ein paar bekannte Tiſchgäſte finden, und Einer davon wird Ihnen beſonders angenehm ſein."

„Ich nehme Ihre Einladung mit Freuden an." Und er bot ihr den Arm, grüßte das Schneider-Ehepaar vornehm und hob' die Dame in den Wagen, um neben ihr Platz zu nehmen. —

„Biſt Du denn klug geworden aus dieſer Geſchichte, mein Schatz?" fragte der Schneider ſeine Ehehälfte mit einem ſtupiden Geſicht. „Wer war denn nun eigentlich der vielbeſprochene Stock?"

„Das weiß Gott allein!" ſeufzte Madame Holzmann.

„Und ich weiß wenigſtens," fügte Herr Holzmann zufrieden hinzu, „daß ich den beſten von allen Stöcken im Leibe habe."

---

## 35.

## Raſcher Entſchluß.

Am folgenden Morgen trat Sillig mit tiefer Devotion in das Zimmer ſeines Principals.

„Sie haben Fatalitäten mit der Polizei gehabt?" fragte der Baron, ſeinen Gruß erwidernd.

„Ein Mißverſtändniß, Excellenz, in das ich des jungen Müllers wegen gerieth. Es hätte nicht viel gefehlt, ich wäre für einen Demagogen gehalten worden, weil ich mich aus Ergebenheit für Sie, Excellenz, und aus Menſchenliebe überhaupt, für den jungen Mann intereſſirt hatte."

„Ich dachte mir wohl," ſagte der Geſandte, „daß wir des Wildfangs wegen noch Ungelegenheiten haben würden. Er kann ſeines Vaters Blut nicht verläugnen. Ich konnte ihm Lilli's wegen den Aufenthalt nicht verweigern."

„Lilli's wegen, Excellenz? Wie ſoll ich das verſtehen?"

„Davon ein andermal, lieber Sillig! — Mir fällt dabei ein, daß ich Sie erſuchen will, heute Vormittag den Teſtamentsentwurf, den ich Ihnen neulich übergab, in Ordnung zu bringen. Mein Neffe, Philipp von Leisnitz, erhält die eine Hälfte meines Vermögens, Lilli die andre."

„Excellenz gedachten ſich ſelbſt noch zu vermählen?" ſtellte ſich Sillig verwundert.

„Stille davon! Ich habe dieſen Plan aufgegeben."

„Darf ich fragen —?"

„Ei nun, ich brauche Ihnen kein Geheimniß daraus zu machen. Ich habe Frau von Villiers als eine leichtſinnige, höchſt leichtſinnige Frau kennen gelernt. Recht à propos.“

„Iſt's möglich, mein gnädiger Herr!“

„Denken Sie ſich, ich hatte geſtern Abend Gelegenheit, einen ſehr unanſtändigen Discours zwiſchen ihr und einem männlichen Subject unbemerkt anzuhören!“

„Und wer war dieſes Subject?“

„Was weiß ich! Ein Abenteurer und noch dazu in Frauenkleidung. Fi donc! Es thut mir leid um Frau von Villiers. Sie iſt verblendet.“

„Das war Gottes Finger für Ew. Excellenz. Die Hand der Vorſehung hat Sie dahin geſtellt, wo Ihnen die Augen geöffnet werden ſollten.“

„Es war die Hand des Schneiders Holzmann. Gleichviel; es geſchah ſehr zur rechten Zeit. Ordnen Sie das Teſtament; ich will es vollziehen.“

Sillig empfahl ſich und dachte: „Es wird ſich wohl noch eine Aenderung darin nöthig machen.“

## 36.

## Der Erbe.

Er war kaum hinaus, ſo trat der Kammerdiener Jakob herein und meldete: „Der Herr Baron Philipp von Leisnitz, Ew. Excellenz Neffe, bittet um die Ehre.“

„Herzlich willkommen!“ rief der Geſandte auf's

Freudigſte überraſcht. „Der kommt mir ja wie gerufen, und ſoll mir die albernen Grillen vertreiben. — — Grüß Gott, mein lieber Junge!‘ jubelte er dem Eintretenden herzlich entgegen und umarmte ihn dann: „Ei biſt Du ein ſtattlicher Burſche geworden! Du kannſt ja alle Tage heirathen.“

„Mein gütiger Onkel, in der That bin ich gekommen, Ihren Segen zu meiner Verbindung zu erflehen.“

Kaum aber hatte der Neffe einige Worte hören laſſen, als der gute Onkel, wie von einer Viper geſtochen zurückfuhr, die Farbe wechſelte und vergebens nach Faſſung rang; denn an der Stimme hatte er den ihm verhaßten Liebhaber der Frau von Villiers vom geſtrigen Abend erkannt.

„Aber was fehlt Ihnen, theurer Onkel?“ fuhr Philipp beſorgt fort. „Sie verwandeln ſich! Iſt Ihnen unwohl geworden?“

„Nichts! Nichts! Es iſt ſchon vorüber!“ ſtammelte der Geſandte — — „Alſo verheirathen willſt Du Dich? — ſieh doch! das iſt ja ſchön von Dir! — Und wer iſt denn Deine glückliche Braut?“

„Ich will Sie überraſchen, beſter Onkel, indem ich ſie Ihnen nachher, mit Ihrer gütigen Erlaubniß, um die ich höflichſt bitte, vorſtelle.“

„Du biſt ſehr gütig. — Du haſt ſie alſo mitgebracht?“

„Sie wohnt in hieſiger Stadt; ſie iſt Ihnen nicht fremd, ja ſogar genau bekannt. Weiter darf ich jetzt nichts verrathen. Ich hab' es ihr hoch und theuer verſprechen müſſen. Die gute Seele freut ſich kindiſch auf die Ueberraſchung.“

„Thut ſie das, die gute Seele!“ ſagte der Baron mit grimmigſter Ironie. „So biſt Du wohl ſchon längere Zeit hier?“

„Geſtern bin ich angekommen. Doch hatte ich Abhaltungen, mich Ihnen ſogleich vorzuſtellen.“

„Ich verſtehe; die Braut hielt Dich ab.“

„Wenigſtens Brautangelegenheiten.“

„Nun laß Dir von Jakob ein Zimmer anweiſen und mach' Dir's bequem.“

„Ich gehe, um meine Geliebte zu holen.“

Und er ließ den guten Onkel in einen martervollen Zuſtande zurück. „Alſo der war's!“ gromelte er bitterbös. „Kam mir doch die Stimme geſtern Abend wie bekannt vor. I der Bube! Wie er nur mit ihr bekannt geworden ſein muß? Dahinter ſteckt irgend eine Spitzbüberei. Aber wart'! Du haſt die Rechnung ohne den Wirth gemacht!“ Heftig zog der alterirte Mann die Glocke und herrſchte dem eintretenden Diener zu: „Herr Sillig ſoll augenblicklich kommen!“ — — Den ſchnellen Gang durch das Zimmer fortſetzend, überließ er ſich ganz der Fluth bitterer Gedanken und Gefühle: „Ei, Herr Philipp von Leisnitz und Frau Amelie von Villiers, jetzt denken Sie: der alte Baron von Geisheim iſt betrogen und angeführt! Nicht doch! Sie irren ſich. — Sie ſind die Betrogenen. Und wer zuletzt lacht, lacht am beſten.“

## 37.

# Enthüllung.

Silligs Eintritt unterbrach dieſen rachſüchtigen Gedankengang.

„Excellenz haben befohlen.“

„Laſſen Sie meinen Neffen aus dem Teſtamente. Lilli wird meine Univerſalerbin.“

„Dieſer ſchnelle Entſchluß!“ rief der Secretär mit geheucheltem Erſtaunen, während er inwendig ein Triumphlied über das treffliche Gelingen ſeines Plans anſtimmte. „Iſt er Folge einer Erleuchtung von oben?“

„Von unten, mein Freund! Ich habe eine merkwürdige Entdeckung gemacht.“

„Darf ich wiſſen?“

„So eben iſt mein Neffe, Philipp von Leisnitz, von mir gegangen, und denken Sie, wen ich beim erſten Worte, das er zu mir ſprach, in ihm erkannte?“

„Excellenz ſpannen meine Neugierde auf's Höchſte.“

„Den feurigen Liebhaber der Frau von Villiers von geſtern Abend, den tollen Abenteurer in Frauenkleidern in der Schneiderbude. Ich habe mich alterirt. Lilli wird meine Univerſalerbin.“

„Kaum darf ich nach dieſer Erklärung wagen,“ ſagte Sillig äußerſt geſchmeidig, „mit einer Bitte hervorzutreten, die mir ſchon lange auf dem Herzen liegt.“

„Worin beſteht ſie? Sie wiſſen, daß ich einem ſo brauchbaren und religiöſen Manne, wie Sie ſind, das Mögliche gewiß nicht abſchlagen werde.“

„Sie würde wie Eigennutz klingen, Excellenz. Aber Gott sieht in mein Herz, das nur die wahren und ewigen Güter, nicht die vergänglichen irdiſchen im Auge hat.“

„Ich weiß das. Ich kenne Sie. Alſo ſagen Sie getroſt.“

„Lange ſchon trage ich eine ſtille heilige Liebe in Zucht und Ehren zu Fräulein Karoline Sternau in der Seele. Ihre Tugenden haben mich gerührt. Ich hätte Sie um Linchens Hand gebeten, Excellenz, wenn ſie eine arme Waiſe geblieben wäre; aber nun — die Univerſalerbin —“

„Wird Ihnen aber doch wahrhaftig noch lieber ſein als die arme Waiſe! In Gottes Namen, lieber Sillig! Wenn das Mädchen Sie will, ich habe nichts dagegen. Sie bleibt auch als Ihre Frau meine Univerſalerbin. Und Sie, beſter Sillig, ſind mir ein willkommener — nun, weshalb ſollte ich's Ihnen verhehlen! — ein willkommener Schwiegerſohn.“

„O meines Herzens fromme Ahnung! Alſo Linchen iſt —“

„Meine Tochter. Da Sie ihr Mann werden, ſollen Sie Alles wiſſen. Sie iſt meine eheliche, rechtmäßige Tochter.“

„Wie? Excellenz waren alſo verheirathet?“

„Die Geſchichte fällt in die Kriegsjahre, in meine Soldatenperiode. Ein bürgerlicher Waffenbruder von mir, der Hauptmann Sternau, hatte eine junge, ſehr liebenswürdige Frau, die ich im Stillen hoch verehrte, ja — liebte. Er fiel an meiner Seite; ich drückte ihm die Augen zu, nachdem ich ihm auf ſeine Bitte gelobt hatte, für ſeine zum erſtenmal ſchwangre Witwe zu ſorgen. Aus dem Verſorger wurde gar bald ein Liebhaber. Aber ich war von einer adelſtolzen Familie abhängig. Reiche Onkel und Tanten hätten mich enterbt, meine Mutter mir ihren Fluch gegeben, mein Vater mich verſtoßen, wenn ich die Bürgerliche als meine Frau ihnen hätte zuführen wollen. Ich vermählte mich heimlich mit ihr, als ſie einem Knaben das Leben geſchenkt hatte. Das ſüße Glück unſrer Ehe war kurz. Karoline brachte mir ihr Ebenbild und ging zu den Engeln zurück, denen ſie entſtammt war.“ Der Diplomat wiſchte ſich eine Thräne aus dem Auge.

„Armer unglücklicher Mann!“ heuchelte Sillig. „Doch, der Herr hat gegeben, der Herr hat genommen; der Name des Herrn ſei gelobt!“

„Ich wurde der Verſorger ihrer beiden Kinder, die bei einer Schweſter des Hauptmanns Sternau erzogen wurden. Karoline durfte nicht als meine Tochter gelten, wenn ich ihr das Erbe meiner Verwandten erhalten wollte. Nachher, als dieſe zu unſern Vätern gegangen waren, und ich freie Hand hatte, unterließ ich aus mehrfachen Gründen, Linchen öffentlich als meine eheliche Tochter anzuerkennen. Ich habe gefunden, es iſt in unſern Tagen kein Glück für ein Mädchen, der Sproß einer adeligen Familie zu ſein. Ich wollte Lilli, die ich auf's zärtlichſte liebte, dadurch nicht hemmend in den Weg treten. Und wie wahr ich gefühlt, zeigt ſich ja jetzt. Der ganze mir verwandte Adel würde mir zürnen, alle meine hieſigen Standesgenoſſen mir ſchmollen, wenn ich Ihnen die Baroneſſe von Geisheim zur Frau gäbe; das Fräulein Sternau kann Ihre glückliche Gattin werden, ohne ſich und mir Feindſchaft zu machen.“

„Sehr wahr, Excellenz! Und die heiligſte Liebe umfaßt doch unſre drei Herzen. Sie haben ſehr weiſe gehandelt. Es iſt Gottes Finger, dem Sie gefolgt ſind."

„Weil aber mein Neffe Leisnitz ſtets als mein Erbe gegolten hat, ſo wollte ich ihm wenigſtens die Hälfte meiner zeitlichen Güter hinterlaſſen; Lilli hätte doch noch genug gehabt. Aber da mir der Menſch den Streich mit Frau von Villiers geſpielt hat, ſo bekommt er nichts, gar nichts, und Lilli Alles, wie es ihr von Gott und Rechtswegen gebührt. Richten Sie alſo das Teſtament ſo ein, lieber Sillig — à revoir."

## 38.

## Fromme Freiwerbung.

Der ſchlaue Secretär begab ſich in den Salon, um Karolinen aufzuſuchen. „Das geht ja vortrefflich!" hielt er ſtilles und vergnügtes Selbſtgeſpräch mit ſich und rieb ſich die Hände verklärt lächelnd; „weit beſſer, als ich mir nur jemals einbilden konnte. Dem Genie kommt das Glück zu Hülfe, und ſo muß es auch ſein, wenn etwas Großes gedeihen ſoll. — Adeliges eheliches Kind! Wer hatte das gedacht! — Nun ich will ihn mit der Zeit ſchon überzeugen, daß er ihr ſchuldig iſt, ſie anzuerkennen. Und an dieſem Akt, denk' ich, hängt mein eigner Adelsbrief. Geheimer Legationsrath von Sillig. Hihihi! das klingt doch ſchön. Linchen — wenn ihr nur der flüchtige Demagog nicht im Herzchen ſteckt! Er muß heraus, der Burſche! Ich erobere ſie mir im Sturme, wie

Leisnitz die Frau von Villiers. Der wird geſtern Abend ſchon reuſſirt haben. Er ſoll mir zum Muſter dienen. Wie er, bin auch ich unwiderſtehlich. Ha, da kommt mein Engel. Ich laufe Sturm.“

Karoline war in den Salon getreten und Sillig eilte mit den Worten auf ſie zu: „Der Himmel verleihe Ihnen ſeinen ſchönſten Segen, meine theure Freundin! O könnte ich Ihnen einen noch ſchönern innigern Namen geben!“

„Ich danke Ihnen, Herr Secretär!“ entgegnete Karoline. „Ich kann Gottes Segen brauchen. Der Name, den Sie mir zu geben ſo gütig ſind, iſt ſchon ſchmeichelhaft genug für mich.“

„Ach, Karoline!“ ſchmachtete der fromme Mann, „möchten Sie endlich die heiligen Gefühle verſtehen und erwidern, die Gottes allweiſe Vorſehung zu unſerm beiderſeitigen Glücke in mein Herz gelegt hat! Hand in Hand, Herz an Herz werden wir ein beneidenswerthes Leben führen, wie Engel im Himmel.“

„Wiſſen Sie das gewiß?“

„Kann man zärtlicher lieben, als ich Sie? Kann man frömmere Vorſätze haben, als ich für Sie? Es iſt unverkennbar Gottes Wille, daß wir, durch die heiligen Bande der Ehe für Zeit und Ewigkeit verbunden, Gott und Menſchen zu Liebe und Wohlgefallen leben.“

„Ei, Sie ſprechen ja ſo ſalbungsvoll, wie ein Prediger auf der Kanzel!“

„Meine Seele iſt ergriffen von der Heiligkeit dieſes Moments. Ich fühle, die große Stunde iſt gekommen, die über mein Leben entſcheidet, wo ich, Gott Hymnen jubelnd, mein Herz an das Ihrige legen werde.“

„Sie ſprechen ja mit der Zuverſicht eines Propheten.“

„Machen Sie die begeiſterte Prophetie, die aus meiner gotterfüllten Seele ſtrömt, im Augenblick wahr. Geben Sie mir Herz und Hand und geſtatten Sie bräutlichen Kuß und Umarmung. Linchen, ich habe bereits Ihres Vaters Einwilligung.“

„Aber noch nicht die meinige.“

„Was zögern Sie! — Sollte wirklich der verbrecheriſche Demagog ſich feſt in Ihr edles unſchuldiges Herzchen eingeniſtet haben?“

„Sie meinen ſchon wieder den Bernhard.“

„Wen ſonſt als dieſen Frevler an göttlichen und menſchlichen Geſetzen?“

„O, der ſitzt ſchon lange feſt und feſt in meinem Herzen!“ lachte Karoline ſchelmiſch.

„Iſt's möglich!“ rief Sillig erſchrocken. „Und Sie könnten wirklich daran denken, dieſes unſeligen Menſchen Gemahlin werden zu wollen?“

„I, das wäre ja die abſcheulichſte Sünde von der Welt! Wir ſind ja keine Hottentotten.“

„Wie ſo?“

„Weil Bernhard mein Bruder, mein leiblicher Bruder iſt.“

„Ihr Bruder?! Iſt's möglich!“ rief der Fromme, wie eben erſt aus dem Himmel herabgefallen.

„Der ſeinen wahren Namen Sternau hier unter dem Namen Müller verſteckte, um unentdeckt zu bleiben. Der Grund dieſes Geheimniſſes fällt nun weg; denn geſtern Abend iſt ſeine Begnadigung beim Herrn Baron eingelaufen, um welche dieſer gebeten hatte.“

„Ihr Bruder! Und das konnten Sie mir verſchweigen, theures Linchen!“ wedelte Sillig. „Wie hätte mein Herz gejubelt, den edlen hochherzigen Jüngling brüderlich zu umarmen!“

„Es ſollte ja ein Geheimniß bleiben, Herr Secretär!“

„Aber mir dies ſchöne Geheimniß verſchweigen, mir, der ich in Begriff ſtehe, in die engſten Bande der Verwandtſchaft mit ihm zu treten! Doch eine ſchöne Ahnung, eine Stimme Gottes in meinem Herzen zog mich zu ihm und ließ mich die zärtlichſte aufopferndſte Freundſchaft für ihn empfinden.“

„Du ahnungsvoller Engel, Du!“

„Ha, geſegnet ſei dies Wort! Es verräth die Gefühle Deines Herzens. Ja, ich bin ein Engel, wie Du ſelbſt, Karoline.“

„Beſcheidner Mann!“

„Du mußt meine Tugend, meine Frömmigkeit, meinen tadelloſen Wandel erkannt haben, wie Sr. Excellenz. Ich habe vollgültige Anſprüche auf Deine Achtung, Deine Liebe. So ſprich es endlich aus das beglückende Wort: ich bin Dein!“

## 39.

## Weltliche Freiwerbung und Krieg der Freier.

„Kinderchen, was habt Ihr denn vor?“ quiekte Herrn von Goldaſts fettes Stimmchen dazwiſchen. Er war eben hereingetreten. „Ihr ſeid ſo leidenſchaftlich. Sprecht Ihr von der Einrichtung eines Feſteſſens?

Oder von der heutigen Mittagstafel? Ich bitte mir ein Couvert aus."

„Es handelt ſich hier um wichtigere Dinge, Herr von Goldaſt, als um des Leibes Nahrung und Nothdurft," verſetzte Karoline mit Würde.

„Bah! Es giebt keine wichtigern," krähte der Epikuräer.

„Für mich wenigſtens. Herr Secretär Sillig wirbt nämlich um meine Hand. Doch muß ich vorbemerken, daß ich ſichre Ausſicht habe, einſt eine reiche Erbin zu werden."

„Eine reiche Erbin!" ſtaunte Goldaſt. „Kind, um Gotteswillen, dann nehmen Sie mich! Sie wiſſen, welche Affection ich ſtets für Sie gehegt. Der Mangel eines reichen Erbes war ja das einzige Hinderniß unſrer Verbindung. Da dieſes beſeitigt iſt — hier, meine Hand! Schlagen Sie ein! Wir richten die ſchönſte Küche in der ganzen Reſidenz ein. Ich habe geniale Pläne, Rieſenpläne zum Wohl der Menſchheit, zur Beruhigung des aufgeregten Jahrhunderts, zur Reformation der Geſellſchaft. Und eine Speiſekammer — ein kühles ſteinernes Gewölbe im Souterrain mit Eisgrube und Ventilen — geniale Pläne ſag' ich Ihnen!"

„Ich danke Ihnen, Herr von Goldaſt, wie ich Herrn Sillig danke," ſagte Karoline kühl und gemeſſen.

„Ich mache Sie zur gnädigen Frau. Ich bin doch von Adel. Und mit meinem berühmten Namen kommt der Ihrige auf die Nachwelt als der einer Wohlthäterin der Menſchheit." So replicirte Goldaſt.

„Linchen, wir machen fromme Stiftungen für Wittwen und Waiſen!" lamentirte Sillig.

„Mein Herr, ſchweigen Sie!" hauchte der Philoſeph den Diplomaten an. „Sie hören, daß Fräulein Sternau Sie nicht will.“

„Schweigen Sie, mein Herr!“ gab der Secretär zurück. „Sie hören, daß Linchen Sie nicht mag.“

„Sie ſind ein elender Verleumder!“ ſchalt Goldaſt hitzig. „Sie haben mich für einen Demagogen ausgegeben.“

„Sie ſind ein Narr!“ gab Sillig zurück, „der keinen Gott weiter hat, als ſeinen Bauch.“

„Ein beſſrer Gott, als der Ihrige, Sie Heuchler!“ fiſtulirte der Eßkünſtler.

„Sie müſſen mir Satisfaction geben!“ grölte der Fromme.

„Einem ſolchen Federfuchſer!“ ſagte der Edelmann mit aller Verachtung, die er in die fette Stimme zu legen vermochte. „Ich werde Sie durchprügeln laſſen, Monſieur.“

„Herr, ich vergreiſe mich an Ihnen!“ ſchäumte der Frömmler, endlich aus aller künſtlichen Faſſung gebracht.

„Komm heran, Bürſchchen!“ kreiſchte das Zungengenie mit einer fürchterlichen Entſchloſſenheit. „Ich drücke Dir das Mark aus den Knochen.“

Und wie zwei kampfglühende Hähne ſtürzten ſie aufeinander los und wurden handgemein.

## 40.

## Der Bruder.

Aber im Nu fühlten ſie ſich von ein paar Fäuſten auseinander geriſſen, deren herkuliſcher Stärke ſie unmöglich zu widerſtehen vermochten. Zu gleicher Zeit donnerte Bernhards kräftiger Baß — ihm gehörten auch die Fäuſte —: „Halt, meine Herren! Hier iſt keine Bauernſchenke. Männer von Ehre prügeln ſich nicht. Wozu gäb' es Waffen! Ich biete mich Ihnen als Secundanten an.“

Karoline war nämlich, als ſie wahrnahm, daß es zu böſem Ernſt zwiſchen den beiden Nebenbuhlern käme, ſchnell auf Bernhards Zimmer geeilt und hatte ihn angerufen, durch ſein Dazwiſchentreten Scandal zu verhindern.

Sillig prallte beim Anblick des Studenten zurück, als ſäh' er einen Geiſt. „Ah — Herr Müller!“ ſtammelte er mit weit aufgeriſſenen Augen.

„I, bon jour, Freund Müller!“ keuchte Goldaſt. „Haben Sie ausgeſchlafen?“

Sillig hatte ſich ſchnell zuſammengenommen, eilte auf Bernhard zu, ergriff die Hand deſſelben und flötete in den ſüßeſten Tönen: „Mein theurer, innigſt geliebter Freund, ich heiße Sie herzlich willkommen! So hat Gott doch mein heißes Flehen erhört, meinen liebſten Wunſch erfüllt!“

„Welchen?“ fragte Bernhard kurz.

„Sie ſo bald wieder an mein Herz zu drücken, das — wie Sie wiſſen — die zärtlichſte Freundſchaft für Sie hegt.“

„Sie ſind ſehr gütig, mein Beſter!“ verſetzte der Student ironiſch lachend.

„Aber zürnen ſollte ich Ihnen, wenn mein verſöhnliches Herz es vermöchte. Erſt heute erfahre ich, wie nah Sie meiner Karoline ſtehen. Iſt das recht? — Aber nun werden unſre von Freundſchaft verbundenen Herzen durch brüderliche Liebe nur noch inniger vereint.“

„Was iſt der Sinn dieſes Geſchwätzes, Freund Müller?“ fragte Goldaſt vertraulich.

„Daß ich eigentlich Bernhard Sternau heiße und Karolinens Bruder bin.“

„Bruder?!“ jauchzte der Eßkünſtler. „I, das iſt ja herrlich! Dann legen Sie bei Ihrer Schweſter ein gutes Wort für mich ein, daß ſie mich heirathet und mir meine Rieſenpläne ausführen hilft. Wir wollen ein Götterleben führen. Alle Tage offne Tafel. Ich bezwecke nichts Geringeres als eine Umgeſtaltung der heutigen Geſellſchaft, einen neuen Aufbau auf neue Grundlagen. Die kranke Menſchheit muß durch mich geſund werden. Linchen wird meines Namens Ruhm und Unſterblichkeit mit mir theilen. Verſteht ſich, daß es mit dem reichen Erbe ſeine Richtigkeit hat.“

„Liebſter Bernhard,“ ſchmeichelte der Fromme auf der andern Seite, „Sie haben großen Einfluß auf Ihre Schweſter. Stellen Sie ihr vor, daß es keinen beſſeren und tugendhafteren Menſchen als mich gibt. Wir werden die ganze Welt zur Tugend und Frömmigkeit bekehren. Friede auf Erden und den Menſchen ein Wohlgefallen. Der Himmel hat es ſo gewollt; wir müſſen Schwäger, Brüder werden. Darum der ſympathetiſche Zug meines Herzens zu Dir, geliebter Bruder.“

„Du treue, edle Seele!“ höhnte Bernhard.

## 41.

# Wer das Glück hat führt die Braut heim.

„Guten Morgen, meine Herren!“ rief Leisnitz fröhlich zur Thüre herein chaſſirend. „Was gibt's hier zu verhandeln?“

„Heirathsangelegenheiten,“ antwortete Bernhard in demſelben leichten Tone. „Jeder dieſer beiden Herren wünſcht ſehnlichſt mein Schwager zu werden. Ich habe aber doch nur eine Schweſter.“

Sillig hatte Leisnitz ſchnell bei Seite gezogen und fragte ihn mit unverkennbarer Aengſtlichkeit: „Wie? Sie kennen Herrn Müller — Sternau wollte ich ſagen?“

„Ja wohl! Wir ſind Bekannte, gute Freunde.“

„Haben Sie reuſſirt?“ fragte der befangene Frömmler weiter.

„Vollkommen. Ganz nach Wunſch. Geſtern kam alles noch in ſchönſte Ordnung.“

„Wo denn?“

„Im Hauſe der Frau von Villiers ſelbſt.“

„So gratulir' ich von Herzen!“ grinſte Sillig plötzlich wieder vergnügt und verklärt.

„Danke zum Schönſten.“

Goldaſt hatte unterdeſſen den Studenten auf die andre Seite gezogen und fragte: „Wie haben Sie den geſtrigen Abend noch zugebracht?“

„Ganz herrlich!“ rief dieſer freudeſtrahlend. „Es war der ſchönſte Abend meines Lebens.“

„Wo? — Gutes Souper?“

„Bei Frau von Villiers. — Fürſtliches Eſſen.“

„Verflucht! Und ich mußte durch die Verläumdung des frommen Schuftes dort in's Gefängniß wandern. Na, wenigſtens mußte er ſelbſt mit.“

Jetzt traten der Baron und Karoline von verſchiedenen Seiten in den Salon. Sillig eilte ſogleich auf den Erſteren los:

„Excellenz, ich bitte ſehr, daß Sie zu dem Segen von oben, den ich ſchon zu beſitzen glaube, auch den Ihrigen zu meiner Verbindung mit Karolinen geben.“

„Seid Ihr einig, Kinder?“ fragte der Geſandte.

„Es hat ſich noch ein neuer Bewerber um meine Schweſter gefunden,“ berichtete Bernhard.

„Ein neuer? Wer denn?“

„Ich, mein Gnädiger,“ trat Goldaſt vor. „Ich habe um Linchen gefreit.“

„Sie ſcherzen wohl, mein Lieber? Was wollen Sie mit einer Frau machen?“

„Nun dieſe Frage iſt wenigſtens etwas ſeltſam,“ moquirte ſich Goldaſt mit aufgeworfenem Munde. „Linchen iſt eine reiche Erbin —“

„Ja ſo! Wer hat Ihnen davon geſagt?“

„Ich hab' es aus ihrem eignen Munde. Dies war das einzige Hinderniß unſrer Verbindung. Nun wird Linchen auf dem Fittich meines Genies mit mir den Flug zur Unſterblichkeit antreten. Wir werden nun in den Stand geſetzt ſein, meine Rieſenpläne auszuführen.“

„Sie haben mir ſchon oft von Ihren Rieſenplänen geſprochen,“ verſetzte Geisheim, „aber noch nie hab' ich von Ihnen vernommen, worauf ſie baſirt ſind und was ſie bezwecken.“

„Weil Sie nie die Gnade hatten, mich anzuhören, wenn ich davon anfing.“

„Nun ſo iſt jetzt gewiß die ſchicklichſte Zeit dazu.

Welche Pläne gedenken Sie mit Linchens oder meinem Gelde in's Leben zu rufen?“

„Ich will der Welt den verlornen Frieden wiedergeben und dieſem wahnſinnigen Treiben der Unzufriedenen, Liberalen, Demagogen, Demokraten und andrer verrückten Menſchen ein Ende machen, damit die regierenden Klaſſen in Ruhe und Bequemlichkeit ihr Leben genießen können.“

„Da haben Sie allerdings ein großes und heilſames Werk vor, würdig der ungetheilten Aufmerkſamkeit aller Ehrenmänner. Aber womit wollen Sie denn dieſe kranke Welt kuriren?“

„Mit guten Speiſen und Getränken. Ich werde die Geſellſchaft reformiren, indem ich ſie vernünftig kochen und eſſen lehre. Glauben mir Ew. Gnaden, alles Uebel unſrer Zeit kommt daher, daß die Menſchen noch nicht dahin gekommen ſind, ſich richtig zu nähren. Handel und Induſtrie ſind mächtig vorwärts geſchritten; die gelehrten Studien ſind auf eine hohe Stufe geſteigert, faſt jedes Handwerk iſt zu einer Kunſt emporgehoben, und nur in der Hauptſache iſt man zurückgeblieben, in der zeitgemäßen, den übrigen Verhältniſſen angemeſſenen Ernährung des menſchlichen Körpers. Die meiſten Menſchen genießen kaum beſſere Speiſen als Schweine. Daher dieſe ewigen Krankheiten, die aus einer ſchlechten Verdauung hervorgehen, und aus dieſen die ewige Unzufriedenheit mit den Einrichtungen des Staats und der Kirche, dieſe Nergelei, dieſe Tadelſucht und die Staats- und Majeſtätsverbrechen. Kochten und äßen die Leute wie ſie ſollten, die Welt blühete in Frieden und Luſt. Woher kommt es denn, daß gerade die armen Studenten vorzugsweiſe Demagogen ſind und Verſchwörungen gegen die Staatsverfaſſung anzetteln? Einzig und allein daher, weil ihre Beſchäftigung mit den Wiſſenſchaften durchaus in einem unrichtigen Verhältniß ſteht zu ihrer ſchlechten Ernährung in den elenden Convicten und Cönobien, Speiſeanſtalten für gemeine Ruſſen und Neger noch zu ſchlecht. Ein Student, der ſeinen Mittagstiſch in einem guten Hotel hat, wird niemals Demagog ſein. Ich gehe damit um, einen großen Actienverein zur höhern Cultivirung der Koch- und Eßkunſt zu gründen und mit den Speiſeanſtalten für die Studenten den Anfang zu machen, und ich ſchmeichle mir, ehe ich den letzten guten Biſſen auf Erden verſchlucke, meine erhabene Miſſion glücklich vollzogen und der armen gedrangſalten Menſchheit den ewigen Frieden und das dauernde Glück gegeben zu haben. Und die Hälfte dieſes Ruhms gönn' ich meinem zärtlichen Linchen, welche unſre Aufgabe begriffen hat. Zwiſchen unſern Herzen beſtand ſeit lange die reinſte Harmonie; ſie gehörten einander an."

„Iſt dem ſo, Lilli?" fragte der Baron. „Willſt Du wirklich eine Köchin für ganz Europa werden?"

„Ich werde nie ohne Ihre Einwilligung wählen und will Herrn von Goldaſts Ruhm nicht ſchmälern, für alle Welt gut zu kochen. Ich betrachte Sie ganz als meinen Vater."

„Daran thuſt Du recht, mein liebes Herz!" ſagte der Baron gerührt. „Aber ich laſſe Dir ganz freie Wahl. Jeder Mann, der Dein Herz beſitzt, iſt mir als Dein Gatte lieb und recht. — Goldaſts Plan kommt mir etwas chimäriſch vor."

„Mein gütiger Vater!"

„So wähle denn, mein Kind, oder ſage mir, ob Du ſchon gewählt haſt?"

Die beiden Bewerber ſtanden zur Rechten und zur

Linken des ſchönen Mädchens und jeder ſchmeichelte ſich, daß er der Glückliche ſein werde.

„Da Sie mir freie Wahl laſſen," ſagte Karoline freundlich, „ſo reiche ich dem Geliebten meines Herzens die Hand." Damit eilte ſie auf Leisnitz los, der ſie mit dem Ausruf: „Meine geliebte Karoline!" umarmte.

Die beiden Bewerber ſowohl, als auch der Baron, machten zu dieſer unerwarteten Wendung merkwürdig verblüffte Geſichter.

„Kind, Goldkind! Meinen Neffen wählſt Du! Hat Dir das der Himmel eingegeben?" rief der Letztere freudig.

„Keinen andern, als ihn, dem mein Herz gehört," verſetzte die lieblich Erröthete.

Sillig gromelte vor ſich hin: „Verflucht! Da hab' ich mir meinen eigenen Feind verſchrieben."

„Ja, ſagt doch, wie habt Ihr Euch denn kennen gelernt?" fragte Geisheim immer munterer und leutſeliger.

„Geſtern zuerſt flüchtig hier in Ihrem Hauſe, lieber Onkel," erwiderte Leisnitz, „und da machte Lilli gleich einen tiefen Eindruck auf mich. Und auch ich hab' ihr gleich gefallen. Hernach Abends näher, bis zum innigſten Herzensbunde durch gütige Vermittlung der Frau Villiers in ihrem Hauſe und an ihrer gutbeſetzten Tafel."

„In ihrem Hauſe? An ihrer Tafel? Geſtern Abend? Wie iſt mir denn? Träum' ich denn?" rief der Baron ganz verwirrt, und faßte ſich am Kopfe.

„Sie ſollen die vollſtändigſte Erklärung haben, und zwar aus dem Munde der liebenswürdigen Frau von Villiers ſelbſt;" verſicherte Leisnitz.

„Iſt's möglich, mein Goldjunge? Aus dem Munde der liebenswürdigen Frau ſelbſt? Ja, da haſt Du recht! Sie iſt eine ſehr liebenswürdige Frau.“

„Es freut mich außerordentlich, lieber Vater,“ nahm Bernhard das Wort, „daß Sie das auch finden. Es fährt ein Wagen vor und wird der ihrige ſein.“

Damit verließ er eilig den Salon.

„Was geht das dem Burſchen an?“ fragte der Baron mehr ſich ſelbſt, als die Andern. „Ich finde ſeine Bemerkung ſonderbar.“

## 42.

## Ein zweites Brautpaar und allgemeiner Fiſchfang.

Die Flügelthüren wurden weit aufgethan und herein führte Bernhard die ſchöne Witwe, ſtrahlend im Glanze der Jugend, der Heiterkeit und des koſtbaren Putzes.

„Mein beſter Vater,“ ſagte der Student lächelnd zu dem erſtaunten Geſandten, „ich ſtelle Ihnen meine Braut vor, und wir bitten um Ihren Segen!“

„Du, Bernhard?! Sie, gnädige Frau?!“ rief der Baron beſtürzt. „Wie verſteh' ich das? Wollt Ihr mich äffen?“

„Gott behüte uns vor ſolchem Frevel!“ erwiderte Bernhard. „Es iſt damit unſer heiligſter Ernſt.“

„Er iſt mein muthiger Beſchützer und Retter aus jener Gefahr, die ich Ihnen ſtets verſchwiegen habe, die Sie nun aber erfahren ſollen," redete die Dame anmuthig. „Mein Herz gehörte ihm ſeit jenem verhängnißvollen Augenblicke. Geſtern Abend fand ich ihn unverhofft, nachdem ich ihn lang vergebens geſucht hatte."

„Geſtern Abend! Alles geſtern Abend! Freilich geſtern Abend!" ſeufzte der Baron. „Das war ein merkwürdiger Abend."

„Ein ſehr merkwürdiger Abend, Excellenz!" hörte man jetzt Goldaſts feines Stimmchen. „Der ſchlechteſte Abend meines Lebens. Nachdem ich den ganzen Tag unermüdlich auf dem Stockfiſchfang geweſen war, mußte ich hungrig und ſogar als Demagog in's Polizeigefängniß wandern, ich mit meinem Ihnen nun bekannten Plan als Demagog! während dieſe beiden jungen Herren köſtlich ſchmauſten."

„Ich konnte doch die für Herrn Sillig und den ſchlanken Stock angeſchafften Gerichte nicht verderben laſſen," bemerkte Frau von Villiers lächelnd.

„Und mein Mißgeſchick dauert fort," klagte Goldaſt weiter. „Heute komme ich um die reiche Braut, wie geſtern um den fetten Stockfiſch."

„Es ſind Leute da, mit denen Sie ſich tröſten können, mein Beſter," ſagte der Baron trocken zum trauernden Eßkünſtler „Aber Sie wenigſtens ſollen heute entſchädigt werden. Bleiben Sie zum Diner. Ich glaube, es gibt heute wieder friſchen Stockfiſch."

„Um Gotteswillen, machen Sie mir nicht trügeriſche Hoffnungen, Excellenz!" rief Goldaſt. „Sagen Sie nicht: ich glaube! Geben Sie mir Gewißheit, Excellenz!"

„Lilli, Du mußt das am beſten wiſſen."

„Es kommen heute zwei ausgezeichnet ſchöne Stockſiſche auf unſre Tafel," verſetzte das ſchelmiſche Mädchen. „Ich habe an Herrn von Goldaſt gedacht."

„Haben Sie?! O Sie Engel!" jubelte der wieder auflebende kleine Philoſoph. „Nun ſo mögen Sie in Gottes Namen Eigenthum eines Glücklichern werden! Sie machen doch ein Haus? Sie geben doch Diners, Soupers, Dejeuners à la fourchette?"

„Herr von Goldaſt," ſprach Leisnitz feierlich, „ich bitte Sie, das Arrangement der Hochzeitstafel zu übernehmen."

„Das iſt ein Wort, Freundchen, das ſich hören läßt!" ſchmunzelte das Zungengenie. „Ich gönne Ihnen die reiche ſchöne Braut. — Sie nehmen doch Actien auf meinen Reformationsplan?"

In dieſem Augenblick ließ eine ſilberne Glocke ihren hellen Klang durch das Haus ertönen.

„Es wird zur Tafel geläutet," redete der Hauswirth die Geſellſchaft an. „Ich hoffe, bei Tiſche werdet Ihr mir Aufklärung über manche mir noch dunkle Partie in dieſer merkwürdigen Doppelliaiſon geben, Kinderchen."

„Ich will Ihnen ein offenes ehrliches Sündenbekenntniß ablegen, Onkel," ſagte Leisnitz und blickte dabei Sillig ſcharf und bedeutungsvoll an. „Nichts, gar nichts werde ich Ihnen verſchweigen. Ich bin leichtſinnig geweſen, ich habe, von einem Schurken verführt, gegen Sie gefehlt, aber Frau von Villiers hat mich mit ſanfter kluger Hand wieder auf den rechten Weg geleitet, und Linchen mir über Dinge die Augen geöffnet, die auch Sie nun im rechten Lichte ſehen ſollen."

Der Baron von Geisheim bot der Frau von Villiers galant den Arm, neben ihnen gingen Bernhard und Goldaſt ebenfalls Arm in Arm, und der

Erſtere verſchwendete alle möglichen Galanterieen als an ſeine Dame, an den Letztern. Hinterher gingen Leisnitz und Karoline. Als ſie nun ſo auf dem Wege nach dem Speiſeſaale waren, trug ein Diener einen geſottenen dampfenden friſchen Stockfiſch an ihnen vorüber. Augen, Naſe, Mund und Herz gingen dem kleinen Eßkünſtler auf. Er ſchnüffelte mit Wohlbehagen, ſchnalzte mit der Zunge, und aus den Augen und Mundwinkeln lief ihm Waſſer. „Victoria!“ ſagte er halb leiſe. „Ich habe den Fiſch gefangen!“

Da bog ſich die ſchöne Witwe mit bezaubernder Grazie und dem ſüßeſten Ausdruck von Schelmerei zu Bernhard hinüber und flüſterte ihm zu: „Victoria! Ich habe den Fiſch gefangen!“

Leisnitz hörte es und raunte ſeinem Linchen zu: „Victoria! Auch ich habe ein nettes Fiſchchen gefangen!“

„Ja und Sie tragen es in einem niedlichen Körbchen der Frau von Villiers heim,“ verſetzte Linchen lachend.

„Warte, Schelm!“ Und er küßte ihr den Mund zu.

„Es hätte doch anders kommen ſollen!“ ſagte der Baron leiſe mit einem Anfluge von Schmerz zu ſeiner reizenden Begleiterin.

„Wie denn?“ fragte ſie. „Ich verſtehe Sie nicht, Baron.“

„Fühlen Sie ſich wirklich glücklich im Beſitz des jungen Springinsfeld?“

„Unausſprechlich!“ verſetzte ſie mit leuchtenden Blicken.

„Nun ſo gratulire ich herzlich. Bernhard iſt ein kreuzbraver Junge, und im Ehejoch wird Euch die Demagogie ſchon vergehen. Ihr werdet gemeinſchaftlich einſehen, daß man dem Vaterlande auf eine weit vernünftigere Weiſe nützen kann und ſoll.“

„Ich bin kreuzfidel, wie ein Demagog!“ jubelte Goldaſt, als ſie ſich an die ſchön geſchmückte Tafel ſetzten „Heute iſt mein erſter Reformationstag. Wer kauft Actien?“

Sillig, der allein im Salon zurückgeblieben war, überlegte kurz, daß es beſſer ſei, Leisnitz' Sündenbekenntniß und die verſprochenen Aufklärungen in dieſem Hauſe nicht abzuwarten. Er entſchloß ſich alſo ſchnell, ſein Heil in der Frömmigkeit weiter zu ſuchen. und zuzuſehen, ob nicht irgend ein vornehmer Herr einen frommen Secretär oder Geſchäftsführer brauche. Auf der Treppe begegnete ihm der alte Jakob und ſagte: „Ich gratulire!“

„Wozu?“ fragte der flüchtige Secretär.

„Dazu, daß Sie die läſtige Sorge um das Irdiſche glücklich losgeworden ſind,“ verſetzte der Alte lachend und fügte im parodirenden Pathos hinzu: „Sehet die Lilien auf dem Felde und die Sperlinge auf dem Dache! Sie ſäen nicht, ſie ſpinnen nicht —“

„Dummkopf!“ ſchimpfte Sillig und war im Nu die Treppe hinab.

„Es iſt ihm vergangen, mich bekehren zu wollen,“ lachte der alte Kammerdiener und ging weiter. Als er die Thür des Speiſeſaals öffnete, ſtießen ſie drinnen eben die vollen Gläſer klingend aneinander und riefen, wie mit einer Stimme:

„Es lebe der Stockfiſch!“

Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Ausgewählte

# Romane und Novellen

von

**Ludwig Storch.**

Elfter Band:

## Der Freibeuter.

Erster Theil.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Leipzig,
Ernst Keil.
1856.

# Der Freibeuter.

Von

**Ludwig Storch.**

Erſter Theil.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

◆

Leipzig,
Ernſt Keil.
1856.

## 1.

# Eine Menſchenfalle.

Vor dem Dammthore in Hamburg in einem jener wüſten Wirthshäuſer, welche man im vorigen Jahrhundert mit dem Namen Kaffeehäuſer beehrte, obgleich ſie eigentlich nichts weiter waren, als ſchmutzige Spelunken und Aufenthaltsorte roher Seeleute, lüderlicher Soldaten und andern nichtswürdigen Volks, in einer ſolchen Pandorabüchſe hockte ein Haufen junger und alter Geſellen um einen Tiſch, theils mit behaglichen gemeinen, theils mit abgeſpannten geiſtreichen Geſichtern, in welche das Laſter mit ſcharfem Pfluge Furchen gezogen und Todesſaat geſtreut hatte. Man ſah bald, daß ſie ein damals beliebtes Hazardſpiel, Baſſet, mit all' jener Leidenſchaft ſpielten, welche ſich nicht allein in wilden Geberden, giftigen und fröhlichen Blicken und geballten Fäuſten, die die eichne Tiſchplatte zu zerſplittern drohten, ſondern auch in Flüchen und Verwünſchungen, aus deren Art man Stand und Gewerbe des Mannes abnehmen konnte, und im Genuſſe des Grogs und Branntweins kund that und augenfällig genug äußerte. In der Stube ſah's eben ſo übernächtig aus, wie in den Zügen der Spieler, obgleich die ſpäte Herbſtmorgenſonne, gleichſam darüber verwundert, ſich Mühe gab, durch die ſchmutzigen, blinden und mit altem Papier geflickten Fenſterſcheiben zu blicken, was ihr inzwiſchen nicht ſo gelang, wie einem baumlangen Kerl in däniſcher Lieutenantsuniform, welcher ſein kupferrothes Geſicht an den untern Fuß des einen Schiebefenſters legte und mit großen ſchwarzen Augen die Stube durchmuſterte. Dieſe ſchmunzelnden Augen blieben an einem ſchönen Jüngling hängen, der am Spieltiſch mit zitterndem Krampf die Karten faßte und mit ängſtlichem Blick in die bunten Blätter ſtarrte, nichts weiter gewahrend und beachtend. Seine hohe Stirn, zwar von der Sonne verbrannt, zeigte doch in den Winkeln der Schläfe, in den bedeutungsvollen Falten über den zarten Brauen und in den Naſenwinkeln eine feine bläuliche Haut, ſeine Naſe war eine von denjenigen, welche man mit dem Beiworte „vornehm" zu bezeichnen pflegt, d. h. ſie wahr mäßig groß, ſanft gebogen und verlieh dem Geſicht etwas Würdevolles. Ein paar blaue Augen verkündeten milden Sinn und Verſtand, obgleich ſie jetzt von Leidenſchaft und Schlafloſigkeit erhitzt, trüb auf dem unſeligen Papier ſchwammen. Mit dem übrigen Geſicht ſtand der Mund im Widerſpruch. Scharf geſchnitten und in den Winkeln herabgezogen, ſchien er Hohn, und im Aufwerfen der Unterlippe Trotz zu verkünden. Die Lippen entbehrten jener friſchen Röthe, welche in dieſen Jahren ſie gleichſam zu zwei Purpurroſen umwandelt, die verlangend und reizend den Lippen-Roſen der Geliebten entgegenblühen. Die Blüthen dieſes Jünglings ſchienen von einer vorzeitigen Sommerglut gewelkt zu ſein. Wenn man den Widerſpruch in dem intereſſanten Geſichte überſah, ſo ſchien es, als ſei Kälte über die Geſtalt ausgegoſſen, die an Theilnahmloſigkeit grenzte, aber bei genauerer Betrachtung konnte keinem Beobachter das leiſe fieberhafte Zucken entgehen, das über das Geſicht fuhr, wie ein fernes Wetterleuchten über den abendlichen Sommerhimmel; auch ſprachen die kalten Schweißtropfen auf der blaſſen Stirn, die krampfhaften Bewegungen der Hände und das öftere Wechſeln des Platzes auf der Bank genugſam von innerer Bewegung. Wenn er von den vor ihm liegenden Geldſtücken an die Mitſpieler auszahlte — und das geſchah faſt nach jedem Spiele — zitterte er merklich. Um den Tiſch ſaßen Geſichter, die den Stempel der Gaunerei an der Stirn trugen, doch war auch manches Beſſere dabei. Zu letzteren war ein Mann von mittlerer Größe mit anziehendem Geſicht zu rechnen, deſſen Alter ſich höchſtens in die letzten der zwanziger Jahre verſtieg. Aus ſeiner gedrungenen Geſtalt, ſeinen raſchen Bewegungen, ſeinem feurigen Blick ging ein großer Vorrath von phyſiſcher wie pſychiſcher Kraft hervor. Er trug einen an den Aufſchlägen der Aermel mit Gold geſtickten Sammetrock, feine Manſchetten und ein zierlich gefaltetes Hemd. Die Locken einer zierlichen Perrücke fielen auf ſeine Schultern. Die lächelnden Blicke dieſes Mannes waren jezuweilen ſcharf auf den bleichen jungen Mann gerichtet, der ſein Geld im Spiele verlor. Aber auch noch zwei Andere blickten dieſen an, die neben dem feingekleideten Mann zur Rechten und Linken ſaßen, ein ſchmächtiger, langer, auch gut, obgleich nicht koſtbar gekleideter Mann mit großen hervortretenden Augen und ein dickes ältliches vergnügtes Vollmondsgeſicht. Beide flüſterten dem Mittleren zu, fixirten den leidenſchaftlich und mit Unglück ſpielenden Jüngling, und der Dicke trank dann mit Wohlbehagen aus ſeinem Kruge.

„Er verſchießt jetzt die letzte Munition," ſagte der lange Blaſſe leiſe; „ſeine Fregatte hat ſtarke Breſchen, und ich glaube nicht, daß er ein Boot ausſetzen kann, um ſich zu ſalviren." Auf einen Wink des Nachbars ſchwieg der Sprecher; ſie nahmen die Karten wieder zur Hand; der Jüngling verlor ſein letztes Geld, griff haſtig und mit einem verzweifelten Ausdruck in die Taſche und langte zu Aller Erſtaunen eine goldene Doſe hervor.

„Ich habe kein baares Geld mehr bei mir,“ ſprach er deutſch, obgleich mit fremdem Accent, „wie hoch taxiren die Herren die Doſe?“ Sie ging von Hand zu Hand; Einer bot dreißig Reichsthaler darauf, ein Anderer fünf mehr. So kam ſie auch in die Hand des dicken Zechers, der ſeinem vornehmen Nachbar mit Kennermiene zunickte und die Doſe hinhielt.

„Ich gebe funfzig Reichsthaler,“ ſprach dieſer, und der junge Mann nickte Gewährung. Der Meiſtbietende zog eine von Goldſtücken ſtrotzende Börſe, und einen Augenblick darauf lag das Geld auf dem Tiſche, und die Doſe war in des Käufers Händen. Sogleich begann das Spiel wieder; man ſchrie und tobte, und der junge Menſch verlor.

„Das war nur ein Palliativ,“ flüſterte der Dicke. „Der Brand iſt an der Wunde; da hilft kein Schnitt. Mit der Doſe könnt Ihr das Bürſchchen gleich fangen, Kapitän. Das iſt eine Lockſpeiſe, denn er gab ſie nicht gern her.“

„Er takelt bald ab,“ brummte der Lange auf der andern Seite. „Die Kerls beſchießen das Schifflein, als ob ſie mit uns im Einverſtändniß wären. Die Priſe iſt unſer. Nehmt ſie nur gleich im Namen unſers Königs in Beſitz, Kapitän.“

Der Kapitän nickte beifällig, das Gold des Jünglings ſchwand, während Schweiß von ſeiner Stirn troff.

Unterdeſſen war das kupferrothe Geſicht wieder am Fenſter ſichtbar geworden; Einer ſchob es auf und raunte dem vierſchrötigen Kerl draußen zu: „Die Krabbe hat noch funfzig Reichsthaler Succurs erhalten, aber ich denke, das war der letzte Stoßſeufzer. Wir haben ihm nicht ſchlecht zugeſetzt. Bald iſt das Fiſchlein ohne Waſſer, und wenn der Köder bei der Hand iſt, beißt's an.“

„Was iſt der Burſche für ein Landsmann?“ fragte der Offizier.

„Das hat noch keiner von uns klar kriegen konnen.“

„Ein Deutſcher wohl nicht, ſonſt ſpräche er nicht ſo fremd. Dem Geſicht nach hätte ich ihn für einen Franzoſen gehalten, aber dazu ſpricht er das Deutſche zu gut. Der Kleidung nach iſt er ein Engländer. Wenn man ihn ſo anſieht, ſollte man meinen, er ſei vornehmer Leute Kind, dazu will ſich aber der alte Rock und das abgetragene Kamiſol nicht paſſen. Hingegen läßt ſich auch in Betracht derſelben nicht begreifen, wie er zu der goldenen Doſe gekommen ſein mag.“

„Haſt Du nicht herausgebracht, zu welchem Zwecke er nach Hamburg gekommen iſt?“

„Nicht die Spur!“

„Es ſcheint noch allerlei Volk drinn zu ſein, das uns noch ein Hinderniß in den Weg legen könnte. Mohrenelement! ich brenne vor Verlangen, dieſem Burſchen den bunten Rock anzupaſſen. Kennſt Du den Kerl in der gepuderten Perrücke nicht?“

„Er kommt mir bekannt vor, aber Ihr könntet mir einen Monat doppelte Löhnung verſprechen, ich wüßte nicht zu ſagen, wer er iſt. Wenn ich ſeine Ausſprache mit ſeinem Geſicht und ſeiner übrigen Geſtalt vergleiche, ſo komme ich auf den Gedanken, daß er ein Irländer iſt. Er hat die Doſe gekauft und ließ bei

Gelegenheit einen geſpickten Beutel voll Louis ſehen; ſein Kamerad zur Rechten iſt ſicherlich Seemann, das hab' ich ihm aus ein paar Worten abgemerkt; vielleicht gehört er zu dem ſchwediſchen Kaper, der ſich am verwichenen Montag in Cuxhaven vor Anker gelegt hat."

„Mordelement! kein Hund von Schweden weiter wagt's, ſich den Dänen ſo auf die Naſe zu ſetzen, wie der Kapitän John Norcroß, und ich wollte gleich mein Portepée dran ſetzen, Norcroß iſt's, der ſich nach Cuxhaven wagt und ruhig hinlegt, als wäre Dänemark ſo weit wie die Inſel der einäugigen Leute. Ich verſpüre Luſt ſeine Bekanntſchaft zu machen, obgleich er den Dänen ſchon viel Schaden gethan, und ſollt' ich auch meinen Recruten drüber verlieren."

„Bei Leibe nicht!" verſetzte der am Fenſter. „Herein dürſt Ihr nicht, Lieutenant Kreuz; ich verlöre am Ende meine Extralöhnung, und Ihr könnt's glauben, es wird einem Spion ſauer genug gemacht, ſolch Stück Wildpret aufzutreiben und einzukreiſen. Man verdient ſein Geld ehrlich und redlich dabei."

„Mordelement! bleib' mir mit Deiner Ehrlichkeit vom Leibe! Das klingt, als wenn ich von meiner Gottesfurcht reden wollte. Sag' lieber, ſoll ich meinem Tambour einen Wink geben?" Der Spion wandte den lauernden Blick wieder nach innen und beobachtete die Mienen und Bewegungen des jungen Menſchen, deſſen breiter Hut jetzt wie in Verzweiflung zurückgeſchoben war. Der Kerl nickte dem Lieutenant mit ſataniſcher Freude zu, denn er hatte bemerkt, daß das Geldhäufchen verſchwunden und der Jüngling wahrſcheinlich rein ausgebeutelt war; doch wartete er noch einige Augenblicke, um zu erſpähen, ob das Schlachtopfer nicht noch eine Reſource habe. Wirklich riß der Jüngling, als er ſein letztes Geld verloren hatte, das Wamms auf und griff mit Heftigkeit nach etwas, das er auf der bloßen Bruſt trug. Die ihm zunächſt Sitzenden gewahrten, mit den Augen die Bewegung des Jünglings verfolgend, eine Brieftaſche oder Etui von rothem Maroquin; die Falſchſpieler meinten, er werde aus demſelben eine Banknote hervorziehen, und ihre Geſichter verſchoben ſich ſchon zu einem grinſenden Lächeln, gleichſam zum Gruß der neuen Beute. Auch der Spion hatte das rothe Büchlein bemerkt und machte gegen den Offizier unter dem Fenſter eine halb freundliche, halb ärgerliche Bewegung. Aber indem alle die gierigen Augen erwartungsvoll an der Hand des Jünglings hingen, ſchien dieſe von einem Starrkrampfe befallen, der ſich auch dem übrigen Körper mittheilte; denn der erſt ſo Regſame ſaß jetzt wie eine Bildſäule mit erdfahlem Geſicht und erloſchnem Auge. Zuerſt fing die Unterlippe an leiſe zu zittern, dann die Hand. Dieſe bebte bald ſo ſtark, als habe er ſie an einen Dolch zum Vatermord gelegt und in demſelben Momente ſei das ganze Gewicht der entſetzlichen That, die er zu begehen im Begriff ſtehe, in ſein Bewußtſein hineingeſtürzt und erfülle ihn nun mit Abſcheu vor ſich ſelbſt. Dieſer Zuſtand hatte unter dem ſchweigenden Staunen der Zuſchauer kaum ein paar Augenblicke gedauert, als er das Etui raſch und mit einem ſchmerzlichen Seufzer wieder zurückſtieß, das Hemd darüber zog, das Wamms zuneſtelte und ſogar den Rock, der bis jetzt immer aufgeſtanden hatte, bis über den Bauch zuknöpfte, gleichſam als wolle er einen theuern Schatz den profanen Blicken der ihn umgebenden Geſellſchaft dadurch auf immer verbergen.

„Ich muß vom Spiele abtreten,“ ſagte er dann mit erzwungener Gleichgültigkeit; „die Herren ſehen, daß ich mein Letztes verſpielt habe.“

„Laßt losſchlagen, Herr Lieutenant,“ flüſterte der Spion zum Fenſter hinaus, und ging dann mit freundlichen Geberden auf den Jüngling zu.

„Wenn Ihr ein kleines Darlehn von einem ehrlichen Manne annehmen wollt,“ ſagt er geſchmeidig, indem er die Börſe zog, „ſo bin ich gern erbötig, Euch zu helfen: Ich kenn' Euch zwar nicht, doch ſagt mir Euer Geſicht, daß ich's ebenfalls mit einem Braven zu thun habe. Nehmt hin! Mag es Euch mehr Glück bringen, als Euer eigenes Geld!“

„Ich würde es Euch nicht wiedererſtatten können, wenn ich es verlöre, wie meine Goldſtücke, und es iſt einmal mein böſer Tag,“ verſetzte der Jüngling feſt und ſchob die Börſe zurück. Eben ſtand der fein gekleidete Kapitän von der andern Seite des Tiſches auf und kam ebenfalls auf den Jüngling zu.

„Mein Herr,“ ſprach dieſer, „das Glück hat Euch heute nicht begünſtigt; vielleicht bringt Euch entlehntes Geld Euer eigenes wieder ein — man hat ja den Glauben — erlaubt mir, Euch dieſe funfzig Thaler vorzuſtrecken!“

„Ich habe dieſelbe Güte ſchon ein Mal abgelehnt,“ verſetzte der Jüngling mit Würde, indem er auf den Spion deutete, „und es würde für dieſen Herrn beleidigend ſein, wollte ich von der Euerigen Gebrauch machen. Auch muß ich Euch geſtehen, daß, wenn ich das Geld wiederum verlöre, ich nicht im Stande ſein würde, es Euch zu erſetzen.“

„So geb' ich Euch mein Wort, daß dann der Schuldbrief zerriſſen iſt.“

„Ich aber würde des ungeachtet Euer Schuldner bleiben, und nichts iſt mir drückender als Verbindlichkeiten, die ich nicht löſen kann."

Während dieſer Worte ſchickte ſich der junge Mann an, das Haus zu verlaſſen. Man ſah. welche Gewalt er ſich anthat, nicht die Faſſung zu verlieren. Der Kapitän näherte ſich ihm von neuem, um ihm, wie es ſchien, etwas heimlich zu ſagen; der Spion blickte ungeduldig nach dem Fenſter. In dieſem Augenblicke ließ ſich ein Tambour mit gewaltigen Trommelſchlägen auf der Straße vernehmen; zwiſchen dem Lärm der Trommel vernahm man das Jauchzen und Rufen einiger Männerſtimmen. Dieſer Ton ſchien auf die Verſammlung einen eigenen Zauber auszuüben; denn es entſtand ſogleich ein luſtiges und ausgelaſſenes Rufen und Schreien.

„Was iſt das?" fragte der Jüngling erſtaunt den Spion.

„Die däniſche Werbetrommel" verſetzte dieſer. „Und weil unter der däniſchen Fahne das beſte Leben von der Welt iſt, ſo eilen ihr viel junge luſtige Geſellen zu. Hört nur wie ſie jubeln!"

Im Geſicht des jungen Mannes, der zum Fenſter geeilt war, blitzte es auf. „Der Lieutenant Kreuz zahlt ein gutes Handgeld," fuhr der Verſucher fort, der ihm gefolgt war; „je nachdem der Mann iſt, gibt er dreißig bis funfzig Reichsthaler. Und ein vergnügtes Leben iſt in Dänemark! Da weiß man nichts von der Hungerleiderei und Strenge des Schwedenkönigs; alles iſt vollauf und der Soldat hat ſeine Freiheit!"

Auf der Straße ſchritt der lärmende Zug am Hauſe vorüber. Vorweg der Tambour, das Kalbfell erſchütternd, dann der lange Lieutenant, in der linken Hand einen vollen Geldſack, auf welchen er mit der

Rechten deutete, wozu er eine Einladung zu den Dienſten des Mars und der Bellona unter den Fahnen ſeines Königs hören ließ, wofür er Geld und alle möglichen Lebensfreuden in ſchmuckloſen Kernausdrükken verſprach. Ihm auf den Ferſen trug ein Fahnenjunker die Fahne mit dem däniſchen Wappenbild; zur Seite ein Unteroffizier mit neuen Soldatenröcken, und unter der weithin ſchattenden Fahne taumelte ein Häuflein berauſchten Volkes, in deſſen Händen man noch den Freudenbeſchwörer erblicken konnte, die Schnapsflaſche. Mit ſchweren Zungen prieſen ſie das Glück, das ihnen zu Theil geworden und zeigten den Vorübergehenden und den an den Fenſtern Sehenden den neuen Rock, den ſie im Arme trugen.

„Bei dieſen Truppen könntet Ihr es bald zum Offizier bringen, mein Herr,“ redete der Spion dem Jünglinge zu, aber dieſer hatte ſchon die Thür in der Hand und ſchob den Kapitän zurück, welcher ihm den Weg vertreten wollte. Zwar bemühte ſich Letzterer noch einmal, den Flüchtling aufzuhalten, aber er entwiſchte ſeinen Händen, ohne auf einen Zuruf zu hören, und ſtürzte hinaus, auf die martialiſche Geſtalt des Lieutenants zu. Augenblicklich verſtummte die Trommel.

„Wenn's Euch gefällig iſt, mein Herr,“ redete der Lieutenant den Jüngling an und griff an den Hut, „ſo nehmt dieſe Goldſtücke, geprägt mit dem Bildniß Seiner Majeſtät, unſeres großmächtigſten Königs Fredericus Quartus, und dieſen Rock, der Euch vortrefflich paſſen wird.“

Der Jüngling nahm ſchweigend das dargebotene Geld, faßte den Rock, welchen ihm der Unteroffizier bereits auf den Arm gelegt hatte und ſtellte ſich unter die Fahne, fröhlich begrüßt von ſeinen neuen Brüdern. Die Trommel raſſelte, und der junge Mann ſchritt in ſich gekehrt im Zuge, welchem ſich Einige aus dem Kaffeehauſe angeſchloſſen hatten, vergnügt, daß ihnen der Fang ſo leicht geworden war.

## 2.

## Schrauberei.

Aus der Wirthsſtube verlief ſich die liſtige Geſellſchaft. Jene drei Zuſammenſitzenden blieben allein.

„Bei allen Donnerwettern, die unſerem guten Graf-Mörner ſchon über das Verdeck gekommen ſind und noch kommen werden!“ rief der hagere Mann ärgerlich, „Ihr habt in dieſem Burſchen Euch eine gute Priſe vor der Naſe wegſchnappen laſſen, Kapitän. Auf dem Waſſer, merk' ich wohl, verſteht Ihr Euch beſſer auf die Kaperei als auf dem Lande, und dieſer däniſche Schlagtod, der wie ein flotter Dreidecker im ſchönſten Fahrwaſſer und mit dem beſten Winde vorüberſtrich, hatte viele Boote ausgeſetzt, die ihm die Priſe einfingen und zuführten.“

„Laßt es nur gut ſein, Lieutenant Gad,“ verſetzte der Kapitän ruhig, „ich habe meine Abſichten auf dieſen ſeltenen Vogel noch nicht aufgegeben. Es iſt wahr, ich hätte vielleicht den jungen Mann ſchon aufbringen können, aber wir hatten alle drei nicht beachtet, daß wir von däniſchen Spionen umgeben waren, und Meiſter Habermann weiß doch ſonſt Ochſenfleiſch von Menſchenfleiſch ſchon durch den bloßen Geruch zu unterſcheiden.“

Dabei verbeugte ſich der Kapitän lächelnd gegen den dicken Mann, welcher gemächlich die Reſte ſeiner Flaſche verſchluckte und dann eben ſo langſam als ruhig antwortete: „Ich kenne einen Mann, der, mit Verlaub zu ſagen, alles Fleiſch vortrefflich kennt, doch nicht eher, als bis er's unter dem Meſſer hat, und dieſer Mann iſt, mit Verlaub zu ſagen, kein anderer, als der Schiffschirurgus, Gabriel Habermann, Euer gehorſamer Diener, Kapitän Norcroß. Der Kerl mag ausſehen wie er will, ſo laßt mich ihm nur ein Bein abſägen, oder eine Kugel aus dem Leibe ſchneiden, ſo will ich gleich ſagen — und wenn er das Maul nicht aufthäte — ob's ein franzöſiſcher Geißbock, ein däniſcher Ochs, ein deutſches Schwein oder ein engliſcher Schöps iſt; fiat applicatio, ſagen wir Lateiner.“

„Habt Ihr bedacht, Meiſter Habermann, daß ich ſelbſt von Geburt ein Engländer bin, und Ihr mich demnach unter jener allgemeinen Bezeichnung nothwendig mitverſtehen müßt?“ ſcherzte der Kapitän.

„Oho! bei allen Häringen der Weſtſee!“ polterte der Lieutenant und ſchlug mit beiden Fäuſten lachend auf den Tiſch. „Meiſter Habermann pflegt ſtets auf ſeine deutſche Abkunft ſtolz zu ſein, und fürwahr, ſein beliebter Vergleich trifft in keiner Hinſicht beſſer, als in Bezug auf ſeine eigene werthe Perſon.“

Der Schiffschirurgus, erſt in Verlegenheit, daß er ſich des Kapitäns ihm wohlbekannter Abkunft nicht erinnert, gerieth über des Lieutenants grobe Bemerkung in Wuth. Seit lange war er nicht in ſo heftiger Gemüthsbewegung geweſen, die ganze Aeußerung ſeiner lebendig gewordenen Affecten beſtand aber in weiter nichts, als in einem dem Lieutenant böſen zugeworfenen Blick, und den Worten: „Mit Verlaub, Lieutenant, ſeht Euch vor, mich nicht einmal für einen Eber zu halten, der Euch mit den Hauern in's Fleiſch fährt!" Dann verzog ſich ſein Geſicht wieder in die Falten jener Bonhomie, die mit der Welt und ſich ſelbſt in Frieden lebt, wenn ihr die genießbaren Schätze der Küche und des Kellers täglich und ſtündlich ohne langweilige Beſchwörungen zu Gebote ſtehen, ja als der Kapitän und der Lieutenant noch zu lachen fortfuhren, hielt es der Schiffschirurgus für das Beſte, mit einzuſtimmen, weil ihn dies der Nothwendigkeit überhob, ſich bei dem Kapitän wegen der Beleidigung zu entſchuldigen, die er ihm als gebornem Engländer angethan zu haben wirklich vermeinte.

„Im Ernſt," ſagte Kapitän Norcroß, „es thut unſerm Graf-Mörner Noth, daß er complettirt werde; ſeit uns der Lieutenant Collin in Marſtrand ein Dutzend meiner Leute verführt und davon gelaufen iſt, und ich gezwungen war, meinen Kapitänlieutenant in's Gefängniß legen zu laſſen, läuft unſre Fregatte wie ein Windhund auf der See. Und wenn auch Lieutenant Gad bei unſrer nächſten Ankunft in Stockholm durch des Königs Gnade avancirt, ſo fehlt es uns doch immer noch an ein paar tüchtigen Köpfen und an einer Schaluppe voll handfeſter Burſchen, die wir an die Ruderbänke und Kanonen ſtellen können."

„Gabriel Habermann müßte ſich ſchlecht auf das menſchliche Antlitz verſtehen, welches doch von Fleiſch und Bein iſt, wie jeder andere Theil des Korpus," bemerkte der Schiffschirurgus mit einem ſchelmiſch lächelnden Blick auf den Lieutenant, „wenn er, mit Verlaub zu ſagen, nicht geſehen hätte, daß ſich der junge

Mann, welchen der däniſche Lümmel am Schlepptau mit fortgezerrt, nicht vortrefflich zum Kapitänlieutenant des Graf-Mörner paſſe, und Ihr würdet wohl thun, Kapitän, wenn Ihr alle Segel aufhißtet, um dieſe Brigg noch aufzubringen.“

„Niemand in der Welt, der ſich beſſer auf die menſchliche Phyſiognomie verſteht, als Meiſter Habermann, könnte Euch doch beſſern Rath ertheilen, als er, der ehrenwertheſte aller Fleiſchkenner und Fleiſchſchneider,“ ſagte der Lieutenant giftig, „denn ich wollte meinen Lieutenantsdegen dran ſetzen, der fremde junge Mann war ein Chirurgus, der in Paris oder ſonſt auf einer berühmten Univerſität ſeine Studien abſolvirt hat und zum Doctor promovirt worden iſt. Trug er denn nicht ſein koſtbares Bindezeug in der Seitentaſche ſeines Rocks und zog er es nicht hervor, um es zu verſetzen? Hernach gereute ihn dieſer vorſchnelle Vorſatz, weil er ſich durch Ausführung deſſelben um's Brot gebracht hätte; denn jedenfalls gedenkt er ſeine Kunſt auszuüben; aber was wäre ein Chirurgus ohne Meſſer, Scheere, Aderlaßſchnepper, Lanzette, Pincette u. ſ. w.? Nichts mehr und nichts weniger, als was ein Maler ohne Farben und Pinſel ſein würde. Wie Euch alſo Meiſter Habermann wohlmeinend gerathen, Kapitän Norcroß, unterlaßt um unſrer Kaperehre willen nicht, auf dieſe rothe Flagge Jagd zu machen — ich meine die Aderlaßbinde des jungen Doctors der Chirurgie — und ſie aufzubringen, damit uns nach einem Gefechte nicht fernerhin die Hälfte der verwundeten Leute unter dem Meſſer ſtirbt. Nebenbei wird Euch der junge Doctor auch ſchon die Dienſte eines Kapitänlieutenants verſehen, und ich wüßte in der Welt nicht, woher Ihr ein brauchbareres Subject für den Graf-Mörner aufbringen wolltet, einen ſo trefflichen Mann, der im Treffen die Leute mit dem Degen commandirt und zum Siege treibt, nach dem Treffen aber mit dem Meſſer bedient und zum Leben bringt. Nein, wahrlich! bei aller lebenswerthen und nicht zu verachtenden Geſchicklichkeit des Meiſter Habermann muß man doch ſagen, daß ſie ſolcher vielſeitigen Brauchbarkeit nicht werth iſt, die Schuhriemen aufzulöſen, und unſers ehrenfeſten Schiffschirurgus bekannte Beſcheidenheit wird dies ſelbſt löblicherweiſe zugeſtehen keinen Augenblick Anſtand nehmen."

Des Chirurgen Geſicht zeigte Spuren von Aerger

„Ich werde jedem Geſchickteren nicht minder weichen als Ihr, Lieutenant Gad!" rief er aufſtehend, ließ ſich eine Schale Kaffee reichen und brannte eine Thonpfeife an, damit ihm die Alteration nichts ſchade, denn Kaffee und Taback galten damals noch als Präſervative für alle Uebel.

„Ich fühle mich Euch beiden, meine Herren, zum lebhafteſten Danke verpflichtet," ſagte der Kapitän, „und fürwahr; ich werde nicht ermangeln, Euren Rath zu befolgen, Meiſter Habermann, den Lieutenant Gad ſo eifrig unterſtützt. Wir ſind ohnedies ſchon einen Tag zu lange in Hamburg, und werden gehen, die Berichte unſrer Spione abzuhören. Läßt ſich nur irgend etwas Fangbares auf dem Waſſer ſehen, ſo wollen wir ohne Weiteres in See ſtechen. Es verlangt mich, Seiner Majeſtät, unſerm Könige, wieder einmal Bericht abzuſtatten von meiner Thätigkeit, und vom rothen Munde der ſtockholmer Damen Küſſe zu naſchen."

„Wer's doch ſo weit gebracht hätte, wie Ihr!" rief der Lieutenant mit einem Anſtrich von Neid, „des Königs Gunſt im vollen Maße, des braven Görz Freundſchaft, die Gewogenheit der Damen von Stande, und freien Willen zu thun und zu laſſen was Euch beliebt. Was könnt Ihr weiter wünſchen?“

„Beſtändigkeit des Glücks,“ verſetzte Norcroß ernſt, „und ſtets ſo wackre Männer und gute Freunde um mich, wie Ihr, meine Herren.“ Und damit reichte er rechts und links die Hand dem Lieutenant und dem Schiffschirurgus. Sie bezahlten die Zeche und verließen das Kaffeehaus.

---

## 3.

## Der däniſche Rekrut.

Der in die Schlingen des Werbers gefallene junge Mann folgte mit entſchloſſenem Schritte der däniſchen Fahne, die ihn nach Altona führte. In ſeinen Zügen hatte die frühere Verzweifelung über den Verluſt ſeines Geldes dem Trotze Platz gemacht, der ein widriges Verhängniß herausfordert.

Die neuen Kameraden verſuchten vergeblich, ihm ihre Herzſtärkung aufzudringen, er wies die funkelnden Flaſchen zurück und ſchien zur Erlangung eines feſten Muthes nicht ſolcher Mittel zu bedürfen; auch ließ er ſich nicht auf ihre zudringlichen Fragen ein, ſondern ging ſtill vor ſich hin, nur dann und wann, von den Andern unbemerkt, das große Auge dem Himmel zugerichtet, als wolle er damit eine Frage an das dort waltende Schickſal richten.

Lieutenant Kreuz fühlte ſich endlich bewogen, ſich herabzulaſſen und den neuen Dienſtmann der Krone

Dänemark mit einigen ermunternden Worten anzureden.

„Mordelement! Was da! Kamerad, Du machſt ein Geſicht, wie eine Katze beim Donnerwetter. Trink' einmal aus meiner Feldflaſche und öffne mir dann Dein Herz. Dies Labſal iſt zugleich eine auflöſende und abtreibende Arznei; alle Sorgen ſchwinden vor ſeinem Geiſte wie Nebel, jede Noth fliegt in die Luft wie ein Schuß Pulver. Ich wollte mein Portepée dran ſetzen, daß Chriſt der Herr den Beſeſſenen ein Quart Branntwein eingegeben und alſo die Teufel ausgetrieben hat."

Er ſchlug eine rohe Lache über ſeinen Witz auf, und hielt ſeine Flaſche dem neuen Rekruten hin. Dieſer machte aber nicht die mindeſte Bewegung danach, ſondern ſah mit vornehmer Verachtung auf den Werbeoffizier. Um ſeinen höhniſch verzogenen Mund ſpielte ein ſpöttiſcher Zug, den aber der Lieutenant nicht zu verſtehen vermochte. Vielmehr rief dieſer: „Na, Burſche, Du brauchſt nicht ſo ſchüchtern zu ſein! Mordelement! Zottelkopf, ſei nicht ſo blöde und trink', in's Teufels Namen! mit dem berühmten Lieutenant Kreuz aus deſſen Feldflaſche. Es wird Dir Ehre bringen, und kannſt Du Dich deſſen beim Regimente rühmen, ſo werden die Andern Reſpekt vor Dir bekommen; denn mich ſoll gleich ein Vierundzwanzigpfünder in Stücken zerreißen, ſo groß wie eine Flintenkugel, wenn ich jemals einem friſch von mir geworbenen Rekruten meine Feldflaſche geboten habe. Aber Du haſt mir vorgeſtern ſchon in die Augen geſtochen, mein Junge, und ich könnte Dir viel zu Gefallen thun."

„Habt Ihr mich denn ſchon vorgeſtern geſehen?" fragte der Rekrut erſtaunt.

„I freilich, Bübchen," verſetzte der Offizier ſchmun-

und zu laſſen habe; und ſo weiß ich denn auch, daß Du, ehe das Neujahr herbeikommt, den däniſchen Lieutenantsdegen trägſt, ſo gut wie ich, und bei allen vierundzwanzigpfündigen Donnerwettern, mir will ſchon ahnen, als müßt' ich zu Dir ſagen: mit Permiſſion, gnädiger Herr Hauptmann. Ha, meinſt Du nicht auch, Burſche? Bei meiner Ehr' und Treu', das ſehe ich Dir an der Naſe an, und es ſoll mich Keiner Lügen ſtrafen, ſo wahr ich ein geſcheiter Kerl bin!"

„Deſto beſſer für mich," verſetzte der Jüngling; „ich würde Euerer Prophezeihung beſtens gedenken."

„Würdeſt Du, braver Junge?" lachte der Lieutenant ſeelenvergnügt. „Na, das iſt ein ächtes Soldatenwort. Darauf müſſen wir noch Eins trinken." Und von neuem nöthigte er dem Rekruten die Flaſche auf und ſprach, nachdem derſelbe wieder ſcheinbar gezogen, dem gebrannten Waſſer herzhaft zu.

„Nun haben wir von der Zukunft geſprochen; jetzt laß uns auch von der Vergangenheit reden! Mordelement! ich weiß ja noch nicht einmal Deinen Namen, Hallunke! Püppchen, wie heißt Du? Wenn ich ein Jüngferchen wäre, ich vergaffte mich in Dich. Wie iſt Dein Name, Rekrut?"

„Joſeph Flaxmann."

„Warum nicht lieber Flachskopf oder noch beſſer Flachkopf," ſagte der Lieutenant, ſeinen flachen Witz belachend. „Soll ich Joſeph Flaxmann in die Liſte ſchreiben?" fragte er pfiffig blinzelnd.

„Wie Ihr wollt!" verſetzte dieſer trotzig.

„Du haſt Recht, Burſche. Einen Namen muß doch Einer haben, bei dem man ihn ruft, übrigens gilt's gleich, was das für einer iſt. Wer ſich auf die rollende Kugel der Frau Fortuna ſtellt, wie ein junger Kriegsmann, braucht nichts mitzubringen, als einen ehernen Arm, eine ſtählerne Bruſt und eine ſteinerne Stirn, und in dieſem Arme Kraft, einen ſchwediſchen Dickkopf mit einem Hieb von einander zu ſpalten, in dieſer Bruſt ein tapferes Löwenherz, das ohne Zagen einer ſpielenden Batterie entgegengeht, in dieſer Stirn Verſtand und Witz, einen guten Operationsplan zu entwerfen und eine Kriegsliſt gegen den Feind auszuhecken. Was Namen? Mit dieſen drei Dingen wird ſich ein junger Mann ſchon einen Namen erfechten. Da ſehe einer unſern weltberühmten Seehelden Tordenſkiold an. Der hat Peter Weſel geheißen. Wer kennt Peter Weſel? Kein Menſch. Peter Weſel iſt ein obſcurer Name, und doch iſt's des berühmten Mannes eigentlicher Name. Das macht, er hat ſich durch ſeine Tapferkeit und ungeheure Thaten den prächtigen Namen Tordenſkiold, zu deutſch Donnerſchild, erworben. Unter dieſem Namen kennt ihn alle Welt, obgleich er erſt fünfundzwanzig Jahre alt iſt. Doch ſag' an, woher biſt Du gebürtig, Joſeph Flaxmann?"

„Aus — aus — — — ich denke, Herr Lieutenant Kreuz, es wird ſich mit Geburtsort und Vaterland ebenſo verhalten, wie mit dem Namen."

„Du haſt wiederum Recht; biſt ein pfiffiger Kerl, und wir verſtehen uns ſchon; aber ich muß einen Geburtsort in die Liſte eintragen. Der Menſch fällt doch nicht vom Himmel herab, fertig und bereit, däniſcher Soldat zu werden." Der Lieutenant verſchnaufte ſich und wiſchte ſich den Schweiß von der Stirn, denn ſo lange und zuſammenhängend hatte er lange nicht geſprochen, dann ſah er den Rekruten wieder fragend an und rief: „Mordelement! wird's bald?"

„Nun ſo, ſchreibt von Buxtehude."

„Gut, von Buxtehude. Das iſt nun Alles recht ſchön, Joſeph Flaxmann von Buxtehude; ſo haben wir nun geſprochen, Du als Rekrute, ich als Offizier. Nun laß uns aber wieder als Freunde reden; denn wir haben zuſammen getrunken. Du ſollſt nicht ſagen, daß ich Dir nicht mit aller möglichen Aufrichtigkeit entgegengekommen bin. Unter Freunden darf kein Geheimniß ſein. Sieh, ich bin ein geborner Holländer, ein Bauernſohn, und hab' manches Feld geackert. Ich hatte auch ſchon eine Frau — der Satan ſteh' ihr bei! — es war ein dummes Bauermenſch. Da kam ein däniſcher Werber in unſer Dorf. Wir tranken zuſammen und wurden des Handels bald eins. Ich ließ Greten mit ihren Bälgen mit Acker, Pflug und Karrn im Stich und ging nach Dänemark. Das ſind nun ſechzehn Jahre. Dann hab' ich mit gegen den ſchwediſchen Löwen gefochten; erſt ſetzte er uns die Krallen in's Genick, bald haben wir ihn auf die Tatzen geſchlagen. Nachher wurd' ich Unteroffizier und nahm mir ein hübſches Weib. Ich merkt's, daß ihr Andre beſſer gefielen als ich, und meinem Grundſatze getreu: leben und leben laſſen, hinderte ich ſie nicht. Nach der Einnahme von Stralſund wurde ich Offizier und freite meine dritte Frau, die ich aber, als ich nach Lähmung meines rechten Armes durch einen verwetterten Schuß als Werbeoffizier hier angeſtellt wurde, nicht mit nach Hamburg nahm.“

„Sind denn Euere beiden früheren Weiber geſtorben?“ fragte der Rekrut.

„J, bei Leibe nicht! Ich gönn' ihnen auch das Leben. Was hülf' es mir, wenn die Gänſe todt wären; ich könnt' ihnen ja nicht einmal die Federn rupfen. Wer wird ſich mit Ketten binden? Sprich mir nicht von der Religion. Wenn Gott im Himmel waltet — ich will's nicht läugnen — ſo wird's ihm nichts verſchlagen, ob ich eine Frau oder zehn habe. Ich läſtre ihn damit nicht; er iſt ein guter Gott, ich ein guter Kerl; er hat die Menſchen lieb, und ich die Weiber. Warum ſoll ich ihrer nicht ſo viel freien als ich Luſt und Belieben habe, wenn ſie mich nur mögen? — Brüderchen, nun weißt Du meinen Lebenslauf, erzähl' mir den Deinigen. Da, trink' aber erſt einmal, daß Dir die Zunge glatter im Maule läuft."

Der Rekrut ſpielte mit verlegenem Geſicht ſeine Trinkrolle fort, begann aber, trotz des Lieutenants auffordernden Blicken die Erzählung nicht.

„Nun wie heißt Du eigentlich und wo biſt Du eigentlich her?" fragte Kreuz ſchmunzelnd und legte ſeinen Arm um des Jünglings Nacken, ihm zuckerſüß in das Geſicht blickend.

„Joſeph Flaxmann von Buxtehude," ſagte der Rekrut leiſe.

„Mordelement!" donnerte der Goliath mit einem plötzlich bitterbös gewordenen Geſicht, riß ſeinen Arm los und gab dem Jüngling einen ſo gewaltigen Stoß mit der nervigen Fauſt vor die Bruſt, daß dieſer rücklings zu Boden taumelte. „Bomben und Granaten! Pulverblitz und vierundzwanzigpfündiges Donnerwetter! Willſt Du mir ſo kommen, Burſche? Oho! Kumpan, denkſt Du, ich ſei ein Dummbart? Ich habe wohl mehr ſolcher naſeweiſen Burſchen unter der Fuchtel gehabt. Habe mich noch von Keinem narren laſſen, werde auch beim rothen Teufel mit Dir Flachkopf nicht anfangen. Wart', Schlingel, wir wollen aus einem andern Tone mit Dir ſprechen. Willſt Du das Pfötchen nicht, ſollſt Du die Kralle haben. Mordelement! Kopf in die Höh! Augen links! Vorwärts marſch!" Der beleidigte Werber zog den Degen und fuchtelte dem Rekruten um Kopf und Rücken herum, aber als dieſer ſogleich Ordre parirte und wie ein langgedienter Soldat kerzengerade marſchirte, wagte es der aufgebrachte Offizier doch nicht, ſeine Rache durch Schläge auszulaſſen, ſondern begnügte ſich, brummend und zuweilen fluchend vor der Linie herzugehen.

In Altona angelangt, wurde Flaxmann von den Uebrigen getrennt und in die Kaſerne geſperrt. Seine Begleiter konnten frei und ungehindert gehen, wohin ſie wollten. Darüber verwundert fragte der Jüngling andere Rekruten, welche ſchon vor ihm hier hinter Schloß und Riegel der Stunde ihres Transports nach Kopenhagen entgegenharrten, und erfuhr, daß dieſe Begleiter nichts als die Spione und Lockvögel des Lieutenants Kreuz ſeien, mit denen er manchen wackern Kerl in Hamburg wegkapere.

Unter den Rekruten befand ſich ein Franzoſe in den mittlern Jahren, der ſich ſchon in der erſten Viertelſtunde ihres Zuſammenſeins an Flaxmann anſchloß.

„Ich habe mich nicht kapern laſſen,“ ſagte dieſer, „ſondern bin freiwillig unter die Fahnen getreten, um Geld zu erlangen, welches mir während eines dreimonatlichen Aufenthalts in Hamburg ausgegangen war. Ich kam auf einer holländiſchen Brigg dahin, auf welcher ich Oberbootsmann war, hatte mich aber mit dem Kapitän überworfen und blieb in Hamburg in der Hoffnung zurück, auf einem andern Schiffe eine Anſtellung zu finden, welches mir aber nicht geglückt iſt. Seht, Monſieur, nun habe ich mir das Handgeld zahlen laſſen und trete in Kopenhagen unter das Kommando des jungen berühmten Tordenſkiold. In Hamburg habe ich die Vögel, in deren Krallen Ihr gefallen ſeid, kennen gelernt; ich gerieth mitten in ihre Geſellſchaft. Ihr werdet dieſelben Leute in allen nobeln Wein-, Gaſt- und Kaffeehäuſern, aber auch in allen ſchlechten Krügen, Schenk- und Wirthshäuſern in und um Hamburg, bei allen Luſtbarkeiten, auf allen Straßen und Plätzen finden, und ſie ſpüren einen fremden Kerl, der eben angekommen iſt, ſogleich auf, wie Jagdhunde. Sie ſpielen alle Karten- und Würfelſpiele mit allen Kniffen und Betrügereien ſo fertig, daß ſie einem ehrlichen und in ſolchen Spitzbubenſchlichen unbewanderten Mann, der ſich mit ihnen einläßt, bald alles Baare aus der Taſche ziehen. Lieutnant Kreuz ſelbſt iſt der fertigſte Spieler. Dieſer Mann weiß ſich in der vornehmſten, wie in der gemeinſten Geſellſchaft beliebt zu machen. Euer Geld, Monſieur, theilen die Spione mit ihm, ſie ſtellten auch die Rekruten vor, die Euch hierher begleiteten. Wenn Ihr viel verloren habt, ſo ſtolzirt Kreuz morgen in einem mit goldnen Treſſen beſetzten Rock, einer prächtigen Allongenperrücke, ja wenn er ſelbſt noch glücklich im Spiel geweſen iſt, ſo fährt er wohl gar in einer ſchönen Equipage und hat Kutſcher und Bedienten drauf. Ihr aber ſeid verrathen und verkauft.“

„Es hat nichts auf ſich,“ verſetzte Flaxmann trocken und gleichgültig; „ob ich ein paar Thaler mehr oder weniger habe, und Soldat wäre ich doch geworden. Ihr ſpracht aber eben, daß Ihr bei der däniſchen Flotte Dienſte nehmen wollt, Monſieur — wie iſt Euer Name?“

„Pierre Courtin.“

„Alſo Monſieur Courtin; ich hätte ebenfalls Luſt, mich dem Seedienſte zu widmen, und ich bitt' Euch, mir guten Rath zu geben und Euch meiner anzunehmen, da ich vom Seeweſen noch nichts verſtehe.“

„O ça! dann ſeid Ihr mein Mann! Ventre — de — Dieu wir wollen zuſammenhalten, wie ein paar brave Schiffsleute; Ihr habt allen Anſtand zu einem guten Lieutenant. Vrai — bot! aus Euch wird was Tüchtiges.“ Der Franzoſe umarmte den neuen Ankömmling, vergnügt über deſſen Entſchluß. Dann plapperte er noch viel von ſeinen Seefahrten und Abenteuern und begnügte ſich, nachdem er den neuen Kameraden aufgefordert, ein Gleiches zu thun, in ſeiner untrübbaren Heiterkeit mit einem dürftigen Bericht deſſelben, worin ſich dieſer wieder als Joſeph Flaxmann aus Buxtehude aufführte.

Nach einigen Stunden erſchien der Lieutenant Kreuz mit dem Kapitän d'Armes und dem Regierungschirurgus, um Flaxmann die Montirungsſtücke übergeben und ihn der Vorſchrift gemäß unterſuchen zu laſſen. Der Lieutenant befahl dem Rekruten mit barſchem Tone, ſich zu entkleiden, und als dieſer zauderte, zog der Rieſe ſeinen Degen, um den Widerſpenſtigen mit Schlägen zum Gehorſam zu bringen. Der Jüngling gehorchte mit verbiſſener Wuth. Zaudernd legte er ein Kleidungsſtück um das andere ab, bis auf das Hemd, welches von feiner Leinwand war.

„Herunter mit dem Laken!“ herrſchte Kreuz. „Däniſche Soldaten werden nicht ſo vornehm gehalten, daß ſie Hemden tragen wie der König. Hier iſt Dein Commishemd! 's wird die Haut etwas kratzen, ſchadet aber nichts, mein Junge. Nun was wird's? Mordelement! Kommt die zarte Fahne bald vom Leibe, ſoll ich ſie Dir herunter reißen, Hallunke?“

Der Jüngling ſtand unſchlüſſig, blaß und zitternd. Seine Hände hatten ſich über der Bruſt gekreuzt und krampften in die Muskel, als wolle er dort ein Kleinod beſchützen.

„Höllenfeuer und vierundzwanzigpfündiges Donnerwetter!“ kreiſchte der Lieutenant, und ſein kupferrothes Geſicht wurde dunkelbrau. „So ſoll gleich ein

Mohrenbataillon mit Damascenerklingen dreinhauen!" Mit dieſen Worten griff er in den Kragen des Hemdes und riß es dem Jüngling vom Leibe. Ein ſchöner, faſt weiblich zarter Körper ſtellte ſich den Blicken der Umſtehenden dar. Flaxmann hielt die Hände noch immer über die Bruſt gebreitet, und deckte damit das Etui, welches an einem um den Hals laufenden ſeidenen Bande befeſtigt war.

„Doctor, thut Euere Schuldigkeit!" befahl der Lieutenant dem Chirurgus. „Arme gerade!" commandirte er den Rekruten, und als dieſer nicht gehorchte, verſetzte er ihm mit der flachen Klinge einen Hieb und riß ihm die Hände von der Bruſt. Alle ſahen ein in rothen Saffian gebundenes Büchlein in Form einer Brieftaſche mit einem Schlößchen an dem Bande hängen. „Potz Pulver und Blei!" rief der Lieutenant verwundert und ſtreckte die Hand nach dem Etui aus. „Was haſt Du hier, Burſche? Laß ſehen!" Das Geſicht des Jünglings hatte ſich während dieſer Worte ſo eigenthümlich verändert, daß ſelbſt der Lieutenant den vorwärts gethanen Schritt wieder zurückwich und die emporgehobene Hand wieder fallen ließ. Die Andern ſahen mit neugierigen Augen auf den Rekruten, den der Chirurgus fragte, ob ihm nicht wohl ſei? Flaxmann ſchien die Frage nicht zu hören und ſtand wie angewurzelt.

„Mordelement!" rief Kreuz, deſſen Verblüfftheit gewichen war, „willſt Du wohl antworten? Was hängt da für ein Ding an Deiner Bruſt? Gib's her! Was hat ein däniſcher Soldat mit ſolchem Dings zu ſchaffen? Her damit!" Und abermals wollte er, da keine Antwort erfolgte, danach greifen.

„Um aller Heiligen willen!" rief der Rekrut mit einer Stimme, welche der Ausdruck der höchſten Geiſtesempörung war. „Rührt nicht an dieſes Büchlein; wir wären Beide des Todes!“ Zum andernmal fuhr Kreuz zurück; denn die Drohung ſchien wirklich von Seiten des Rekruten in Erfüllung zu gehen, ohne daß das Buch von einer andern Hand berührt worden war; ſeine Stimme klang ja ſchon wie die eines Sterbenden, über die blauen bebenden Lippen floß Speichel und auf dem Geſichte wurde eine Art Todesſchweiß ſichtbar. Der Lieutenant, wenn er auch nicht an den eignen Tod durch Berührung des Büchleins glaubte, ſchien doch für den Rekruten oder vielmehr für die dreißig baare Reichsthaler, die er koſtete, zu fürchten. Von der andern Seite ſtachelte ihn Neugier, ſo daß er ihren Verſuchungen erlag, und zum drittenmal die ungeſchickten Finger nach dem Etui ausſpreizte, indem er mit Hohnlachen, um ſeine Verlegenheit zu verbergen, rief: „Mordelement! Lieutenant Kreuz hat ſich nicht vor den Kanonen und Granaten des ſchwediſchen Löwen gefürchtet, wird ſich doch bei des Teufels Pech und Schwefel! nicht vor dem Dreckdings da fürchten ſollen. Her damit! Ich habe ein Recht zu fragen, was das Brieftäſchlein enthält?“

Er rührte an das Band, aber in demſelben Augenblick ſtürzte Flaxmann ohnmächtig zuſammen, und der franzöſiſche Bootsmann fing den Unglücklichen auf.

„Sacre — coquin!“ fluchte dieſer und ballte dem beſtürzten Lieutenant die Fauſt entgegen, „was geht Dich dieſe Brieftaſche an? Meinſt Du, wir wüßten nicht, wie Ihr marauds dieſen meinen Freund mit falſchen Würfeln und betrügeriſchen Karten ausgeplündert habt? Willſt Du ihn auch hier noch berauben und das letzte Eigenthum, das er vor Euern Diebskrallen verborgen, abnehmen? Ich will mich doch einmal in Kopenhagen erkundigen, ob dies der König ſeinen Wer[illegible]offizieren anbefohlen oder erlaubt hat.“ Dieſe W[illegible] wirkten. Kreuz ſchien den Franzoſen zu kennen und zu wiſſen, weſſen er fähig ſei. Auch ſtieg wieder der Gedanke in ſeinem Kopfe auf, der Rekrute könne — wie der Anſchein lehre — doch etwas Vornehmes ſein und ihm die ſchlechte Behandlung einſt entgelten laſſen. Er ſteckte den Bratſpieß in die Scheide, befahl dem Kapitän d'Armes, den Rekruten einzukleiden, und verließ fluchend die Stube. Bald darauf ſah man ihn mit ſeinen Spionen und Helfershelfern auf einem Wagen nach Hamburg zurückfahren.

Flaxmann, wieder zu ſich gekommen, ſah ſich mit ſcheuen Blicken um. Da er den Lieutenant nicht erblickte, verlor ſich ſeine Unruhe. Courtin redete ihm gutmüthig zu und gab ihm die Verſicherung, ſo lange ſie Beide zuſammen wären, ſolle ihm kein Haar vom Kopfe, geſchweige das Kleinod entriſſen werden. Drauf warf er dem Erſchütterten das Commishemd und die Soldatenkleider über. Sorgfältig verbarg der Jüngling das Etui auf der Bruſt und ſtand bald als däniſcher Soldat bei den Andern.

Die Rekruten lebten einige Tage in der Caſerne, bis ein Transport Neuangeworbener hinzukam. So ging es fort, bis die Nachricht einlief, daß ein däniſcher Schoner im Hafen zu Travemünde auf die Rekruten warte, um ſie nach Kopenhagen zu führen. Am beſtimmten Tage wurden ſie unter ſtarker Bedeckung über Lübeck bis zum Bord des Schiffes transportirt, welches am folgenden Morgen die Anker lichtete.

Während des Marſches hatte Flaxmann Gelegenheit, den luſtigen Franzoſen als einen gutgeſinnten gefälligen Mann kennen zu lernen, der ihm Alles zu Liebe that, was er ihm an den Augen abſehen konnte.

## 4.

## „Der Graf-Mörner.“

Die Fregatte, welche des berühmten tapfern Generals und Lieblings Karl's des Zwölften, des Grafen Mörner, Namen trug, war eines jener berüchtigten und gefürchteten Kaperſchiffe, welche der kriegeriſche Schwedenkönig zum Schrecken ſeiner zahlreichen Feinde in die Nord- und Oſtſee, ja in das atlantiſche Meer ſendete.

Es iſt bekannt, daß Karl der Zwölfte nach ſeinem ſeltſamen fünfjährigen Aufenthalt in der Türkei als ein gemeiner Courrierreiter plötzlich in Stralſund angelangt, entſchloſſen war, kühne Pläne zu Schwedens Ruhm und Größe auszuführen. Dänemark, Rußland, England und Holland hatten mehr oder minder Urſache, ſich über Karl's feindſeligen Sinn zu beklagen; denn der unbeugſame König hatte ſeinen zahlreichen Kaperern Befehl ertheilt, die Schiffe aller dieſer Mächte aufzubringen und als Priſen nach Schweden zu führen.

Nach den Niederlagen, welche er von den Dänen erlitten, namentlich nach dem Verluſt von Stralſund, Rügen, Wismar, nach dem unglücklichen Feldzuge in Norwegen und der vergeblichen Belagerung von Friedrichshall, ließ der ſtarrſinnige Schwedenkönig noch einmal ſo viele Kaperſchiffe ausrüſten, und wenn erſt höchſtens zehn die Meere durchſtreift hatten, ſo liefen zu manchen Zeiten nun vierundzwanzig aus den ſchwediſchen Häfen aus. Kein Fahrzeug der ihm feindlichen

Mächte war ſicher, Handel und Verkehr litten und Europa ſeufzte unter der Laſt dieſes Kriegszuſtandes.

Eins der ſchönſten und anſehnlichſten ſchwediſchen Kaperſchiffe war die Fregatte, welche ſeit dem Frühling 1716 der Führung des Kapitäns John Norcroß anvertraut war. Ihr Kiel war mit den nordiſchen Waſſerſtraßen vertraut, und John Norcroß im deutſchen und baltiſchen Meere wie zu Hauſe.

Stolz ſtieg der Graf-Mörner eines Morgens aus den Nebelmaſſen hervor, die zur Herbſtzeit auf der Oſtſee liegen; ſchon flogen die oberſten Hüllen flatternd um die Spieren, Maſten und Raaen des majeſtätiſchen Schiffs, deſſen Hauptſegel eingereſſt waren. Die ſiegreichen Strahlen der Sonne drückten die Nebel herab, in ſchneller Flucht eilten ſie verſchwindend und zerrinnend über die ruhigen Gewäſſer und gaben das Takelwerk und den Rumpf der Fregatte mit ſeinen Planken und Stückpforten den Blicken der Sonne preis. In behaglicher Ruhe ſchaukelte ſich der Bau auf der ſanft bewegten Meerfluth, und an den kreuzweis gegeneinander geſtellten kleinern Segeln konnte man die Abſicht erkennen, das Schiff ſtill zu halten. Kaum aber hatten die verflogenen Nebel eine Ausſicht über die Meeresfläche vergönnt, als man auf den Wink des auf dem Verdeck ſtehenden Kapitäns die Pfeife des Bootsmanns durch alle Räume des Schiffs ſchrillen hörte, und das Gewühl der Matroſen auf den Treppen, an den Kanonen, an den Tauen und Segeln, von jenen Ausrufungen, die nur ein Seemannsohr gut verträgt, begleitet, über das Schiff hinbrauſte, um gleich darauf einer großen Stille Platz zu machen, in welcher Jeder an dem ihm gehörigen Platze des befehlenden Worts gewärtig war.

Augenblicklich erſchallte durch das Sprachrohr der

Ruf: „Laßt die Segel los! Dreht das Bramſegel! Setzt noch ein Vorderſegel bei! Legt Euch vor den Wind und geht in's Fahrwaſſer!“ Nun ſah man die Matroſen wie Katzen an den Tauen hinaufklettern und ſich an den Raaen feſtklammern, und alſobald ſtürzte die ſchwere betheerte Leinewand an den Maſten herab und hing, während man nur das Klappern der Taue und des Holzes hörte, ſchlaff herab, bis ſie allmälig ein vom Meere herüberſtreichender Oſtwind aufblähte, und der Steuermann das Schiff in den Wind brachte, welches, von dieſem Morgengruße erfreut, leicht und ſicher dahinſchoß. Die Sonne hatte ihre ſiegreiche Herrſchaft über die Gewäſſer ausgebreitet und Kapitän Norcroß ließ ſich, rüſtig und frohen Muthes über das Verdeck ſchreitend, von ihren Strahlen beſcheinen und vom friſchen Morgenhauch umwehen. Des Kapitäns Anzug war von dem, welchen er im Kaffeehauſe zu Hamburg getragen, ſo verſchieden, daß man ihn ſchwerlich würde wieder erkannt haben, wenn nicht ſein ausgezeichnetes Geſicht alle übrigen Aeußerlichkeiten entbehrlich gemacht hätte. Ueber die unſcheinbaren großen Schnallen ſeiner breiten Laſchenſchuhe hing jetzt die weite geſtreifte Matroſenhoſe; um den dunkelgrünen Rock war über den Hüften die rothe Tuchſchärpe gebunden, welche ihn als Befehlshaber der Fregatte bezeichnete; an der Seite ſteckte der kurze Degen, welchen nur Seeoffiziere zu tragen pflegen; das ſchwarze Halstuch hing weitgeknüpft um den Hals, auf deſſen weißen Hemdkragen ſich ſtatt der Perrücke die natürlichen Locken eines glänzenden braunen Haars herabringelten. Leicht darauf geſtülpt war die lederne Seemannskappe, die den dreieckigen Hut verdrängt hatte. Unter dem Arme hielt er das Sprachrohr, und ſein ſcharfes Auge überblitzte bald die Meerfläche, bald die kräftigen Burſche, die in betheerten Jacken umherſprangen und dem jungen Tage ihre Freude entgegenjubelten.

„Ausgucker! Schläfſt Du, Kerl? Siehſt Du nichts?“ rief jetzt der Kapitän der im Maſtkorbe ſitzenden Wache zu.

„Es ſchwebt Backbord, Süd-weſt-ſüd am Horizonte, wie eine Möve,“ verſetzte eine jugendliche Stimme von oben.

„Haben ſie Dich wieder hinaufgeſteckt, kleine Waſſerratte?“ ſagte der Kapitän. „Lieutenant Gad, wie kömmt's, daß Juel Swale wiederum im Korbe ſitzt? Ich habe es doch ausdrücklich verboten,“ rief er dem am Gangſpill ſtehenden Lieutenant zu.

„Ich weiß eben ſo wenig wie Ihr davon,“ verſetzte Gad.

„Die Kröte hat ſich angebettelt,“ ſagte der Steuermann, der ohnfern den Beiden ſeinen Platz hatte; „läßt doch der Seekrebs den Matroſen keine Ruhe, bis ſie ihm die Wache auf dem Mars abgetreten haben, und wenn Ihr denkt, er träumt in ſeiner Hangematte von den Honigfladen ſeiner Mutter, klettert er wie eine wilde Katze durch das Tauwerk, reitet auf den Raaen und ſchaukelt ſich im Korbe. 'S iſt ein Teufelsjunge und macht Euch ſchon einen Timmerſtich, wie jeder Burſch, der zehn Jahre Seeluſt geſchluckt hat. Grade wie ich, in dieſem Alter! Drum hab' ich auch den Jungen in's Herz geſchloſſen, wie wenn er mein eignes Kind wäre, und Ebbe Reetz hat noch Keinen verderben geſehen, dem er ſeine Gunſt geſchenkt hatte.“ Nach dieſer Expectoration zu Gunſten des Schiffsjungen Juel Swale verſank die Stimme des Steuermanns, indem er ſeine breiten knorrigen Hände an das Steuer legte, wieder in jene abgeriſſenen Töne, mit welchen er gewöhnlich ſein Steuer, wie ein lebendes und verſtändiges Weſen, wohl auch das Schiff ſelbſt und die rollenden Wellen des Meeres anredete.

„Euere Neigung, Meiſter Reetz, trifft mit der meinigen zuſammen,“ ſagte der Kapitän mit herablaſſender Würde; „auch ich bin dem Buben gewogen, und hoffe, einen tüchtigen Seemann aus ihm zu erziehen. Aber meine Hoffnung wird einmal mit ihm nächtlicher Weiſe aus dem Tauwerk herab den Hals auf dem Hackebord brechen, oder im Meere erſaufen. — Siehſt Du noch nichts weiter, Teufelsjunge?“ rief Norcroß dem jungen Ausgucker abermals zu.

„Es ſcheint mir, als wenn ſich die Möve in ein Segel verwandle. Ja, es iſt ein Boot mit einem Raaſegel.“

Der Kapitän nahm das Glas und ſah nach der bezeichneten Richtung. „Der Junge hat Recht, und Augen wie ein Falke. Er weiß wohl, daß er am beſten in den Maſtkorb paßt, drum ſitzt er auch immer oben, wie ein Adler auf ſeinem Horſt. Sie ſind's und ſtechen dem Wind Steuerbord in die Flanken. Sie haben Noth gegen die Meerfluth zu werpen und werden die Riemen wacker ſtreichen müſſen. Wendet Backbord, Meiſter Reetz, und fallt etwas vom Winde ab; wir wollen den Burſchen Mühe erſparen.“ Im Nu wurden die Befehle befolgt, und langſam glitt das Schiff, die Strömung der Meereswellen in ſchiefer Richtung durchſchneidend, der Himmelsgegend zu, in deren Strich das Boot wahrgenommen wurde. Nach einer Viertelſtunde waren die beiden Fahrzeuge einander nahe, und der Oberbootsmann bot vom kleinen Fahrzeuge herüber ſeinem Kapitän auf dem großen einen guten Morgen.

Die Fallreetreppe wurde von der Fregatte hinabgelaſſen, und die Seeleute ſtiegen aus dem Boote, nachdem daſſelbe am Schlepptau befeſtigt worden war, in die Fregatte. Hier fanden erſt jene umſtändlichen Begrüßungen Statt, von welchen man damals noch, aus Furcht etwas an Reſpect zu verlieren, der doch zur Erhaltung der Mannszucht und guten Ordnung ſo unumgänglich nöthig war, kein Haar breit abzuweichen zu dürfen glaubte; ſobald die Ceremonien vorüber waren, redete der Kapitän den angekommenen Bootsmann an:

„Ihr habt auf Euch warten laſſen, Meiſter Pehrſohn, und während Euerer Abweſenheit haben wir bereits eine gute Priſe gemacht. Ein ruſſiſcher Kutter, der nächſtens im Hafen von Kopenhagen einzulaufen gedachte, kam uns vor den Schnabel, indem er ſich aus Vorſicht weit von den ſchwediſchen Küſten und den deutſchen nahe hielt. Und gerade dieſe Vorſicht führte mir den ſtämmigen Burſchen zu, der zu Anfang ſich anſtellte, als wollte er ſich ſehr wehren, nachher aber, als ich ihm eine volle Ladung hatte geben laſſen, die Flügel um ſo ſchneller hängen ließ. Es war ein guter Fang und iſt bereits nach Stockholm abgeführt.“

„Gratulire!“ verſetzte der Bootsmann. „So uns der Himmel heute noch mit Wind und Wetter verſchont und ſeine Sonne ſcheinen läßt, ſo denk' ich, unſers allergnädigſten Königs Majeſtät ſoll dieſen Abend auch um einen neuen däniſchen Schoner reicher ſein, ein Schiffchen ſo nett und blank, wie ein geſottenes Ei, wenn man's aus der Schale löſt; ſein Segeltuch iſt erſt vom Webeſtuhl herab, und an ſeinen Rippen und Planken kann man noch alle Nägelköpfe zählen. Nicht zu verachten ſind auch die Burſche, die in die däniſchen Kaſernen geführt werden ſollen; ich denke, ſie ſind gut für unſern tapfern König, und mancher iſt dabei, der ſchon ſein Seiſing knüpfen, Segel einreffen, Raaen braſſen und mit Loth und Anker umgehen lernte; ich denke, wir können manchen brauchen, Kapitän."

„Wenn ſie ſonſt keine Maulwürfe ſind, ſo ſollen ſie gutes Leben bei uns haben, Meiſter Pehrſohn," verſetzte der Kapitän. „Doch erſtattet mir Bericht über Euere Expedition."

„Wir legten, wie Ihr befohlen, zwei Meilen nördlich von Travemünde an und verſteckten unſer Boot hinter Fels und Schilf. Gegen Abend ſchlich ich mich mit Jonas Bök in den Hafen. Wir fanden den Schoner, aber die Rekruten noch nicht; doch erfuhren wir noch in der Nacht auf der Streu von einem alten Bootsknecht, daß ſie täglich erwartet würden. Wir trieben uns am Tage umher, und gaben vor, wir ſuchten Dienſte. Die Plattköpfe vertröſteten uns auf die Rekruten und meinten, wir würden wohl Handgeld erhalten. Geſtern Nachmittag kamen die Burſche richtig anmarſchirt, und ich nahm ſie mir in Augenſchein. Jungen, ſchlank und ſtark wie ein Reefſeiſing, und ausgetakelt, daß mir das Herz im Leibe lachte. Wir machten uns noch geſtern Abend auf und davon und ſtachen in See. Meine Jungen mußten die Nacht hindurch die Riemenblätter ſtreichen, daß ihnen der Athem ſchier ausging. Da uns aber der Wind nicht günſtig war, ſo hatten wir unſre liebe Noth. Dieſen Morgen iſt der Schoner ausgelaufen — ſo war's geſtern Abend beſchloſſen — und muß, wenn der Wind nicht abfällt, gegen Mittag in unſrer Nähe ſein."

„Iſt der Schoner gut beſetzt?"

„Er hat eine Reihe Zähne, deren jeder aber nicht mehr als zwölf bis ſechzehn Pfund verarbeitet; das Schiffsvolk ſcheint mir eben nicht aus Helden zu beſtehen, und der Lieutenant, der das Schifflein führt, iſt ein alter Mann. Wenn ich ſo gewiß Schout-by-Nacht vor der königlich ſchwediſchen Flotte wäre, als der Schoner unſer iſt, ſo wollt' ich mich dieſen Morgen noch einrichten, die ſchwediſche Seemacht gen Rügen und Stralſund zu führen, um Beides den däniſchen Katzen wieder aus den Zähnen zu reißen."

Nach dieſer Verſicherung des handfeſten Oberbootsmannes gab der Kaperkapitän die Befehle zur Bekämpfung eines feindlichen Schiffs. Die Kanonen wurden losgekettet und geladen, die Schotten gerückt, die Matroſen durch die gellende Bootsmannspfeife an ihre Plätze gerufen, die Wache im Maſtkorbe abgelöſt und nun begann das Schiff jenen geſchickten Lauf, welchen man in der Schiffsſprache mit „kreuzen" bezeichnet. So beſtreifte die Fregatte eine geraume Fläche des Meeres, welches die däniſchen Inſeln, die Südſpitze von Schweden und meklenburgiſchen Küſten beſpült, und hielt, bald von Oſt nach Südweſt, bald von Weſt nach Nordoſt ſteuernd, die Straße von Lübeck nach dem Sund beſetzt; zuweilen kam es den Inſeln Falſter und Möen ſo nahe, daß man in der Ferne die Ufer derſelben erblicken konnte.

## 5.

## Ein Seekampf.

Eben war die Schiffsmannſchaft daran, ihre Mittagsration einzunehmen, als der Ruf des Matroſen im Korbe: „Ein Segel! Ein Segel!“ ſie an ihre Poſten rief. Der Kapitän Norcroß entdeckte am Rande des Horizontes den ſchwarzen beweglichen Punkt in der erwarteten Richtung. Unverzüglich wurde die Fregatte in einen Segelwald gehüllt, und ſchneller als ein Adler aus den Lüften auf ſeine Beute ſtürzt, ſchoß der majeſtätiſche Graf-Mörner über die Waſſer. Bald trat das kleine däniſche Schiff deutlich hervor, aber nicht ſobald hatte es das ſchwediſche Kaperſchiff gewahrt, als es raſch wendete, ſchnell alle Segel losließ und nach der deutſchen Küſte zu entfliehen ſuchte. Zwar hatte der Däne die Leichtigkeit ſeines Gebäudes vor dem Schweden voraus, aber dieſer wahr ihm offenbar in der Kunſt der Schiffsführung überlegen und hatte bei weitem mehr Mittel, ſeinen Kiel zu beflügeln. Alſo war noch keine Stunde vergangen, als Kapitän Norcroß zum erſten Mal Feuer geben ließ. Zwar erreichte dieſer Schuß, der eigentlich nur das Signal des gebotenen Kampfes ſein ſollte, den Schoner nicht; aber dieſer ſah ein, daß er der Fregatte nicht entfliehen könnte, wendete daher entſchloſſen, kehrte ihr Steuerbord zu und legte ſich ſie erwartend vor den Wind. In demſelben Augenblicke ſpieen beide Schiffe Feuer und Dampf auf einander los, ein gewaltiges Krachen erfüllte die Luft und über das Verdeck des Graf-Mörner pfiffen die däniſchen Kugeln.

„Sie müſſen's beſſer lernen!" jubelte eine kleine lebhafte Geſtalt unfern dem Kapitän auf einer eben abgebrannten Kanone reitend, ein Knabe von ohngefähr zwölf Jahren in Matroſentracht und mit viel Theer an der Jacke. Das Bürſchchen ſchob die Kappe hell auflachend auf ein Ohr, warf ſich mit dem flachen Leib auf die Kanone und verſuchte mit ſcharfem Blick durch den Pulverdampf zu dringen und zu erſpähen, wie den Dänen auf dem Schoner der Mittagsgruß bekommen ſei. Einen Augenblick darauf ſtand er ſchon wieder auf den Beinen, wie durch die magiſche Kraft einer Zauberruthe emporgeſchnellt. „Sie haben ihre Schlüſſelbüchſen, weil ſie vorn nicht ſchwerer wiegen, als Euer Degenknopf, Kapitän, zu hoch geſtellt; die Fockraaen haben ſie uns zerſplittert und durch das Marsſegel einige Pillen gejagt; ich wär' im Korb gefährdeter geweſen, als hier unten hinter meinem herjedal'ſchen Ochſen*), der die däniſche Beſtie da drüben angebrüllt hat, daß ihr das Herz im Leibe zittert."

„Deine Luchsaugen haben recht geſehen, Juel," erwiederte der Kapitän dem kecken Schiffsjungen, der's auf der ganzen Fregatte allein wagen durfte, in ſolchem Augenblick den Befehlshaber mit Geſchwätz zu ſtören, und fixirte das däniſche Schiff.

„Oho! Seht Ihr nicht, wie wir ihm einige Rippen eingeſchlagen haben?" kreiſchte der Junge weiter, und des Kapitäns Auge folgte der Bewegung von Juel's Hand. „Sie verkeilen eben das Loch. Soll ich ſie mit einem meiner Spielbälle auf die Finger werfen?" Der Kapitän ſchien die Frage des Knaben zu überhören und wandte ſich raſch zu dem Lieutenant; in demſelben Augenblicke hörte man den Ruf: „Geladen!“ ertönen, und die Burſche ſtürzten ſich vor die Kanonen, um ſie zu bedienen. Auch der Knabe hatte ſich über den Kugelkaſten geworfen und flog nun mit den eiſernen Bällen ſpielend wieder zu der Kanone, welche er kurz vorher umarmt und mit ſo ſonderbarem Namen bezeichnet hatte, und ehe noch ein Andrer mit der Ladung fertig war, lag Juel ſchon hinter dem gewaltigen Feuermörſer und richtete ihn, mit dem Auge auf der Oberfläche hin nach der Breſche im feindlichen Schiffe zielend. Mit feſter Hand ergriff er die glimmende Lunte und harrte des Worts, welches auch ſofort aus dem Sprachrohre über das Verdeck hindonnerte. Die Feuerſchlünde thaten ſich krachend auf, aber kaum war der Schuß hinausgefahren, als man ſchon die Stimme des Kapitäns wieder vernahm: „Wendet! Steuert Backbord!“ Sogleich kamen ſich die Schiffe ſo nahe, daß man ſelbſt durch den dickſten Pulverdampf hindurch doch die zerſchoſſenen Maſten des Schoners erkennen konnte. „Entert!“ befahl Norcroß, und kaum war ſeine Stimme verhallt, als auch die Matroſen ſchon die mit Haken verſehenen Eiſen und Klammern nach dem Schoner auswarfen und ihn in wenigen Minuten mit dieſen Bändern an den Graf-Mörner befeſtigten. Viele der wackern unerſchrockenen Burſche ſtürzten während dieſer Arbeit, getroffen von den Piſtolenkugeln der däniſchen Schiffsmannſchaft. Einige hauchten ſogleich blutend ihr Leben aus, andre ſchleppten ſich, theils wimmernd, theils ihren Schmerz heldenmüthig verbergend, über das Verdeck und die Treppe hinab, wo Meiſter Habermann, der Schiffschirurgus, ſie mit ſeinen handgreiflichen Scherzen empfing und ſogleich unter das Meſſer nahm, welches er beim erſten Kanonenſchuß aus ſeiner Bindetaſche gezogen und in der flachen Hand gewetzt hatte.

---

*) Name einer Kanone. In der Landſchaft Herjedalen wird vorzüglich gutes Rindvieh gezüchtet.

„Seht! ſeht, Jungen!“ rief er ſeelenvergnügt, „die kleinen Aderläſſe ſchaden Euch nichts. Auf einem Kaperſchiff braucht man keinen Schnepper; dieſe bitteren Kirſchen führen eben ſo gut Blut ab, und oft mehr als nöthig. Na, Jäck, ſieh die rothe Beere aus Deinem Dickbein! Nun, was grunzeſt Du! Da, da! Gieß Dir Vitriolwaſſer drauf, dann wollen wir's verbinden. Aber Du haſt die Pille wohl im Magen, Görg? — O weh, Pillenfreſſer! Gebt mir ein Glas Grog! Mir wird heiß, und oben ſorgen ſie wacker für friſche Waare.“ Alſo mit ſich ſelbſt und den verwundeten Matroſen plaudernd, übte der Schiffschirurgus die ſchwere Pflicht ſeines Geſchäfts mit ſokratiſchem Gleichmuthe aus.

Auf dem Verdeck des däniſchen Schiffs war es unterdeſſen zu einem hitzigen Gefecht gekommen. Kapitän Norcroß, mit Degen und Piſtolen an der Spitze ſeiner Mannſchaft auf das feindliche Schiff gedrungen, hatte hier mehr Widerſtand gefunden als er erwartet.

Sonderbar genug war es nicht der bejahrte Führer des Schiffs, noch irgend ein anderer Befehlshaber deſſelben, welcher ſeine Leute gegen die Schweden geführt, nein, mit einer imponirenden Gewalt, welche nur außerordentlichen Köpfen im Momente der Gefahr zu Gebote ſteht, hatte das Commando auf dem Schiffe jener junge Mann an ſich geriſſen, welcher in Hamburg unter dem Namen Flaxmann für die däniſche Fahne geworben worden war. Mit ſtrenger Wahrheit konnte man nicht ſagen, daß er den Oberbefehl ſich angemaßt hätte, vielmehr hatten Alle, ſowohl die Rekruten, als die noch zum Gefecht tauglichen Soldaten und wer ſonſt kein Haſenherz in der Bruſt trug, ſich freiwillig an dieſen Jüngling angeſchloſſen, der im entſcheidenden Augenblick einen ſo unerſchrockenen Muth und eine ſo ungemeine Umſicht und Kenntniß im Kriegshandwerk an den Tag legte, der mit ſo feurigen und ergreifenden Worten alle zur ehrenhaften Vertheidigung aufrief, daß ſie ſich um ihn herdrängten und ſeiner ſo raſch und überzeugend bewieſenen Ueberlegenheit gehorchten, gleichwie das Eiſen ſich an den Magnet anſchmiegt. Von dieſem muthigen Haufen, beſeelt von dem Feuergeiſte des jungen Wagehalſes, von deſſen Lippen plötzlich ein heftiger Strom lebendiger Rede, obgleich abgeriſſen und in Katarakten, aber doch gewaltig, und wie es ſchien, unverſiechbar ſtürzte, prallten die Schweden ab. Sein Auge glühte von einem wilden Feuer, welches ſein eigentliches Lebenselement zu ſein ſchien. In dieſem Zuſtande geiſtiger Aufregung, der alles Beengende, Niedere und Gewöhnliche von dem jungen Manne abgeſtreift hatte, ſchwang er, wie der jugendliche Kriegsgott, das Schwert, welches er einem erſchoſſenen Lieutenant abgenommen, und warf ſich, todesmuthig mit ſeiner durch ihn begeiſterten Schaar auf die eindringenden ſchwediſchen Freibeuter. Es entwickelte ſich ein Gefecht, welches um ſo hitziger wurde, je gleicher ſich die beiden Anführer an perſönlicher Tapferkeit und mächtigem Einfluß auf ihre Haufen ſtanden, und wie leicht vorauszuſehen war, wählte ſich jeder von den beiden tapfern Leuten im andern ſeinen Mann. Norcroß vertraute ſich der Gewandtheit ſeines Degens an, Flaxmann aber hielt eben mit einer aufgerafften Piſtole auf den Kaperkapitän, und würde ſicherlich ſein Ziel nicht verfehlt haben, wenn nicht jener, wegen ſeiner Tollkühnheit auf dem Graf-Mörner beliebte Schiffsjunge, Juel Swale, der ſich's nie nehmen ließ, dem älteſten Matroſen in den härteſten und gefährlichſten Arbeiten gleich geſtellt zu werden, die gefährliche Bewegung des Feindes wahrgenommen und den Folgen derſelben durch eine raſche That zuvorgekommen wäre. Mit ſeinen ſcharfgeladenen Piſtolen und einem Säbel bewaffnet, wie jeder Andere, war Juel, wie wenn's zu einem luſtigen Knabenſpiele ginge, keineswegs unter den Letzten des Haufens geweſen, welcher über den Bord des Graf-Mörner auf das Verdeck des feindlichen Schiffes hinabſprang; und wenn die Kühnheit der Andern ſchon groß zu nennen war, in Betracht des Umſtandes, daß man von dem Schoner nicht anders als auf einer Leiter auf das Verdeck der Fregatte zurückkehren konnte, welche eine unbedeckte und ſchlechte Retirade gewährt haben würde, ſo war die Handlungsweiſe dieſes Knaben gewiß der höchſten Bewunderung werth. Juel's ſcharfem Auge war keine Bewegung des Feindes entgangen, und als Flaxmann des Kapitäns Leben bedrohte, drückte der Schiffsjunge ſeine Piſtole auf den Rekruten ab, die Kugel ſchlug auf die linke Bruſt, Flaxmann taumelte zurück und ſtürzte. Seine Umgebung leiſtete zwar noch Widerſtand, aber man ſah es deutlich, daß er die Seele des Ganzen geweſen war, und ſobald er für ein Kind des Todes galt, verloſch die Flamme der Begeiſterung, die er angezündet, und die Freibeuter drangen vor. Plötzlich aber, als der Sieg ſchon ſo gut als entſchieden war, erhob ſich im Rücken der Schweden der todtgeglaubte Flaxmann und warf ſich mit dem Degen auf den Kapitän Norcroß. Rechts und links ſtürzten die Matroſen, von ſeinen Streichen getroffen, und ſelbſt Norcroß, auf einen ſolchen Angriff nicht gefaßt, wurde am Kopfe verwundet. Nun entſpann ſich das Gefecht von Neuem heftig und mit noch weit größerer Erbitterung, als vom Anfang. Aber Norcroß war nicht der Mann, welcher ſich durch ſolch' ein unvorhergeſehenes Ereigniß betäuben ließ; er ſtürzte ſich auf den ihm an Alter und Muth gleichen Gegner, der wieder vom Tode auferſtanden zu ſein ſchien, und obgleich die kunſtgerechte Führung des Degens ihn in Flaxmann keinen gemeinen und ungeübten Rekruten erkennen ließ, ſo hatten ſeine gewaltigen Streiche jenen doch bald beſiegt, und der junge Mann mußte, hart am Arme verwundet, die Ueberlegenheit ſeines Gegners anerkennen. Nun war der Streit bald beendigt, die noch unverſehrten däniſchen Matroſen und Rekruten entwaffnet und auf die Fregatte gebracht, die Verwundeten den Händen des Meiſter Habermann übergeben. Was bereits den letzten Athem von ſich gegeben hatte, wurde ohne Umſtände in das feuchte Wellengrab verſenkt, und der Schoner im Namen des Königs von Schweden in Beſitz genommen. Juel's erſtes Werk auf der neuen Priſe war, den Maſt zu erklimmen und die däniſche Flagge herabzunehmen. Als Triumphzeichen legte er dieſelbe aufgerollt ſeinem Kapitän zu Füßen und dieſer ſchenkte dem wackern Jungen einen harten Thaler dafür.

## 6.

## Der Schwarzkünſtler.

Flaxmann war mit den andern Verwundeten in die Kajüte des Graf-Mörner gebracht worden, um von der Geſchicklichkeit Meiſter Habermann's bedient zu werden, welcher auch den Kopf des Kapitäns mit Bandagen umlegt hatte. Kaum hatte das vom Rumgeiſt glühende Auge des meſſergeſchickten Chirurgen den jungen braunlockigen Mann aus dem Kaffeehauſe in Hamburg wieder erkannt, als er mit dem unter ſeinen unbarmherzigen Händen ſeufzenden Matroſen nicht ſchnell genug fertig werden konnte, um — zu der armen Burſchen Heil — den Fremden zu faſſen.

„Mit Verlaub, junger Herr," ſagte er, den Jüngling unſanft berührend, „Euer Rock hat am Aermel einen Schlitz', der gerade nicht mit der Naht zuſammentrifft, und Blut läuft genug heraus, daß Ihr Euch damit allen Teufeln verſchreiben könnt, wenn nicht der oberſte Teufel bereits Euer Dokument in der Taſche hat."

Verwundert ob dieſer ſeltſamen Rede, ſah Flaxmann den Schiffschirurgus an und erwiederte mit Würde: „Obgleich ich weder etwas vom Teufel halte, noch von denen, die von ihm ſprechen, ſo finde ich es doch ſonderbar, zu dieſer Zeit und unter dieſer Umgebung zum Nachtheil der Schwachen dergleichen Reden im Munde zu führen."

„Mit Verlaub, Herr, Ihr könnt lange reden, eh' Ihr Gabriel Habermann eine Naſe aufſchwatzt; denn die ſeinige iſt fein genug, zu riechen, was mit rechten

Dingen zugeht und was nicht; und wer ſich mit der medicina occulta, sympathetica und magnetia*) beſchäftigt hat, wie ich, wenn einer artem chirurgicam**) ſeit drei und dreißig Jahren ausgeübt hat, wie ich, der wird wiſſen, daß ein durch die Bruſt geſchoſſener Mann nicht nach einer Viertelſtunde friſch und geſund aufſtehen und mit dem Degen den Kampf erneuern kann. Hat Juel Swale mich belogen, der mir dies und das von Euch erzählt?“

„Wer auch immerhin Juel Swale ſei,“ verſetzte der Andre, und ein Zug ſchelmiſchen Lächelns flog über ſein bleiches Geſicht, „er hat die Wahrheit geſprochen. Aber wenn Ihr ein Mann ſeid, der ſeine Wiſſenſchaft verdaut hat, wie könnt Ihr bei jeglichem Dinge, welches ſich nicht in den Kaſten der Gewöhnlichkeit hineinſchieben läßt, gleich an *den* denken, den man nicht gern ausſpricht? Ihr müßt ſchlecht in der magia naturali***) bewandert ſein, um jeglich Wunderwerk der ſchwarzen Kunſt zuzuſchreiben.“

Dem Schiffschirurgus war vor Erſtaunen das Meſſer entfallen, und mit einem Geſicht, in welchem Freude, Furcht, Verwunderung, Stolz und die Geiſter des Grog miteinander kämpften, ſtarrte er den Jüngling einige Augenblicke an. „Nun, nun, mit Verlaub,“ ſagte er endlich, und jede Spur von Stolz war aus ſeinen Zügen verſchwunden; „ein Phyſicus ſoll wohl wiſſen, was man mit der magia necessaria Alles auszurichten vermag. Diabolus****) treibt aber oft gar wunderlich ſein Spiel, und wenn man auch gerade kein pactum explicitum*) ſchließt, dergleichen die argen Zauberer, Unholde und Hexen zu thun pflegen, ſo kann man doch unverſehens in ſeine Schlingen fallen, und ohne daß man's recht weiß, ein pactum implicitum**) mit ihm machen und dann durch Satans Beihülfe erſtaunenswürdige Dinge verrichten, wie ich meine Tage lang viel erlebt habe."

---

*) Geheime ſympathetiſche und magnetiſche Heilkunde.

**) Wundärztliche Heilkunſt.

***) Natürliche Magie (Zauberkunſt).

****) Diabolus, der Teufel.

„Man braucht aber weder ein pactum explicitum noch implicitum mit dem Fürſten der Finſterniß abgeſchloſſen zu haben, um außergewöhnliche Dinge zu verrichten, Meiſter. Glaubt Ihr denn, daß Architas von Tarent mit des Böſen Hülfe die hölzerne Taube verfertigte, welche ſo gut flog, wie eine lebendige? Oder, daß der berühmte Albertus Magnus nur mit Teufelskunſt den hölzernen Kopf gemacht, welcher redete, wie ein Menſch? Habt Ihr niemals von der berühmten Kugel des Trebellius gehört, worin man eine ſehr reine und ſubtile Feuchtigkeit und einige Tropfen wunderbaren Oels that, und nun zuerſt das Chaos, hernach aber die Elemente abgeſondert erblickte; endlich zog ſich der reinſte und hellſte Theil über die Elemente her und führte mit ſich die Sonne, den Mond und die Sterne, welche von keinem äußern Werkzeug, ſondern durch den inwendigen durchgehenden Geiſt wunderbar und unaufhörlich getrieben wurden und die Bewegung des Himmels höchſt ſonderbar vor Augen ſtellten? Glaubt Ihr denn, dies ſei allein durch des Satans Beihülfe möglich geweſen? Habt Ihr nicht auch von dem großen Regiomontanus in der freien Reichsſtadt Nürnberg in Deutſchland vernommen, welcher einen großen hölzernen Adler künſtlicherweiſe verfertigte, und ſolch' Wunderwerk dem Kaiſer Maximilianus, als dieſer gen Nürnberg zog, bis weit vor die Stadt entgegen fliegen, begrüßen und mit langſamem Flug bis in die Stadt begleiten ließ? Auch werdet Ihr als ein Phyſicus, welcher die Magie ſtudirt hat, wohl wiſſen von des Regiomontanus eiſerner Mücke, welche aus ſeiner Hand losgelaſſen, im Gemach rund um die Gäſte und dann in die Hand zurückflog? Und meint Ihr wohl, daß dieſer gottesfürchtige Künſtler ein Pact mit dem Teufel gemacht?"

---

*) Pactum explicitum, ausdrücklicher, mit klaren Worten geſchriebener Vertrag.

**) Pactum implicitum, ſtillſchweigender Vertrag.

„Ich merke wohl, daß ich einen Mann vor mir habe, welcher ſowohl in praxi als theoria der Magie wohl erfahren und bewandert iſt," verſetzte der Schiffschirurgus mit Reſpect. „Sicherlich habt Ihr Euere Studien zu Bologna, Paris oder Oxford gemacht. Daran darf freilich das Armuth nicht denken. Deshalb iſt aber unſer Einer nicht ganz unerfahren in rebus magicis, und weiß gar wohl, daß man magiam artificialem sive mathematicam auch mit Gottes Hülfe executiren kann."

„Und würdet Ihr mich im böſen Verdacht haben, Meiſter, wenn ich dieſe meine Wunde, ſo wie die Wunden aller dieſer braven Burſche, welche mit Ehren die Waffen geführt haben, in kurzer Zeit heilte, ohne nur meine Hand an die beſchädigte Stelle zu legen; würdet Ihr ſelbſt dann noch anzunehmen verſucht ſein, ich ſtehe in näherer Bekanntſchaft mit dem Höllenkönige?"

Das Erſtaunen des Wundarztes hatte ſich ſo ſehr ſeiner Seele bemächtigt und alle Functionen des Körpers dergeſtalt gehemmt, daß ihm die Arme ſchlaff am Leibe herabhingen, der Mund weit aufſtand und die

Augen mit einem gewiſſen Ausdrucke von Furchtſamkeit ſtarr auf das ironiſche Geſicht des Jünglings gerichtet waren. Seit ganzes Ausſehen hatte in der That etwas Unheimliches, und die von Schmerzen geplagten Matroſen warfen ſich beſorgliche Blicke zu. Endlich bewegte ſich wieder etwas in Meiſter Habermann's Geſicht, er fing an, ſchwer zu ſchlucken, als habe er den Mund voll Grog genommen und zu trinken vergeſſen, und mit ungemeſſenem Reſpect arbeitete er die Worte hervor: „Mit Verlaub, hochzuverehrender Herr Doctor, ſo könnt Ihr wohl das weltberühmte ſympathetiſche Wundpulver zubereiten, welches der hochgeehrte Herr Graf Kenelm Digby, Kanzler Ihrer Majeſtät der Königin von Großbritannien, die leider Gottes aus ihren Staaten vertrieben, in Frankreich leben muß, von einem Karmeliter am Hofe des Großherzogs von Toscana, der's mit aus dem Orient gebracht, verfertigen gelernt hat?"

„Da Ihr alſo wohl über den Urſprung des ſympathetiſchen Heilpulvers unterrichtet ſeid," verſetzte Flaxmann, „ſo werdet Ihr auch wiſſen, daß der Graf Digby das Geheimniß der Zubereitung des Pulvers dem Könige Jacob auf deſſen hohen Befehl mittheilte; hernach erfuhr es auch des Königs erſter Leibarzt, Herr von Mayenne. Dieſer war ein natürlicher Bruder des Herzogs von Mayenne in Frankreich und theilte auf einer Reiſe zu demſelben, in deſſen Nähe er ſein Freiherrngut Aubonne bei Genf beſaß, dem Herzoge das Geheimniß auf deſſen Begehr mit. Der Herzog hatte es ſeinem Chirurgus verrathen und dieſer verkaufte es, nachdem der Herzog bei der Belagerung von Montalban geblieben war, für hohe Summen. Hernach hat es der Graf Digby ſelbſt nicht mehr verſchwiegen, und von ihm habe ich es gelernt. Aber nicht allein das ſympathetiſche Heilpulver, ſondern auch die Waffenſalbe hat er mich auf die einzig richtige Weiſe zuzubereiten und anzuwenden gelehrt"

„Auch die Waffenſalbe!" kreiſchte der Schiffschirurgus. „Geehrteſter Herr Doctor, Ihr könntet, mit Verlaub, Euern unterthänigſten Diener zeitlebens glücklich machen."

„Ich bin kein Doctor," verſetzte der Fremde kurz.

„Befehlt nur, mit Verlaub, hochgeehrteſter Herr, wie ich Euch tituliren ſoll. Ihr werdet einem armen Schiffschirurgen, der ſein Stückchen Brot kümmerlich genug verdienen muß, nicht zu ſchaden ſuchen."

„Mein Name iſt Flaxmann, ich bin däniſcher Rekrute, der ſich jetzt in des Siegers Gewalt befindet; wie ſoll ich Euch ſchaden können, Meiſter?"

„Mit Verlaub! Ihr beliebt Euer Incognito beizubehalten und es ziemt Euerm unterthänigſten Knecht nicht, Euch daran zu hindern; aber ein Mann, der eine goldne Doſe führt, welcher in arte medica wohlerfahren, chirurgiam ſtudirt, die berühmteſten Univerſitäten der Welt frequentirt und ſolcher hohen Perſonen, wie der Graf Digby, Umgang gewürdigt worden iſt, könnte und dürfte wohl Anſprüche auf beſondere Titel und Ehrenbezeugungen haben."

„Ihr macht da Prämiſſen, Meiſter, die ich Euch nicht zugeben kann," ſagte der Fremde mit einem verſtohlnen Seufzer, und der ironiſche Zug ſeines Geſichts hatte ſich in einen ſchmerzlichen verwandelt. „Wer hat Euch geſagt, daß ich ein Doctor oder ein vornehmer Mann bin? Beſorgt nichts, Meiſter, daß ich Euch in's Handwerk pfuſche, und ſelbſt, wenn ich ein Weniges von der geheimen und ſympathetiſchen Heilkunde verſtände, ſo hätte ich weder Luſt noch Mittel, ſolches auszuüben. Drum gebt nur immerhin etwas von Euerm Wundwaſſer, von Euerer Charpie und eine Binde her.“ Der Heilkünſtler Schiffschirurgus reichte Alles mit devoter Dienſtfertigkeit und einem Anſtrich von Huldigung und Neugierde.

„Mit Verlaub,“ kratzfüßelte er dazu, „ich ſehe, Ihr verſteht auch das Blut zu verſprechen und geſchickt mit dem Bindzeug umzugehen. Ihr ſeid gewiß ein Schüler des glorreichen deutſchen Arztes, Doctors Georg Franke von Frankenau, geweſenen erſten Leibarztes des Königs von Dänemark, deſſen hohe Wiſſenſchaft ihren Ruhm in der ganzen Welt ausgebreitet hat?“

„Bedenkt doch, Meiſter, daß Franke von Frankenau bereits 1704 zu Kopenhagen verſtorben iſt, und daß ich zu jener Zeit erſt ſechzehn Jahre zählte. Doch habe ich Manches aus den Schriften dieſes großen Arztes profitirt.“

„Ich kenne einen Mann, der Jahre lang auf dem Waſſer umhergefahren iſt und nicht Gelegenheit gehabt hat, der Geheimniſſe theilhaftig zu werden, deren Euere Geſtrengen als ein Wiſſender erwähnte, obgleich er ſtets ein heftiges Verlangen im Herzen getragen hat, ſich darüber zu unterrichten und den armen Burſchen, denen die Glieder hier zerſchoſſen und zerhauen werden, dadurch nützlich zu werden, und dieſer unglückliche Mann iſt, mit Verlaub zu ſagen, Euerer Geſtrengen gehorſamſter Knecht, Gabriel Habermann, Schiffschirurgus auf dem Graf-Mörner, Fregatte Seiner Majeſtät des Königs Karl's des Zwölften von Schweden. Und fürwahr, Gabriel Habermann würde es Euch Zeit ſeines Lebens Dank wiſſen, wenn Ihr ihn durch Euere Mittheilungen beglücken wolltet.“

„Dazu kann wohl Rath werden, Meiſter Habermann,“ verſetzte Jener leichthin, „doch müßt Ihr Euch gedulden, bis wir auf das feſte Land kommen, ſintemal mir hier, wie Ihr wohl ermeſſen kennt, alle Species abgehen."

Der begierige Schiffschirurgus nahm dieſe Antwort für eine bloße Ausflucht und ſuchte dem geheimnißvollen Fremden auf eine andre, ſeiner Meinung nach pfiffigere Art beizukommen.

„Erlaubt doch Euerm dienſtfertigen Knechte," ſprach er, „daß ich auf Euerer Bruſt diejenige Wirkung unterſuchen darf, welche die Euch dort getroffene Kugel, opponente magia, angerichtet hat. Ich ſehe das Loch in Euerm Rocke und fürwahr, ich möchte die geheimen Mittel kennen lernen, mit welchen man die Kraft einer, aus einer fünf Schritt entfernten Piſtole abgefeuerten Kugel, welche bereits Rock, Kamiſol und Hemd durchſchlagen hat, ſich vom Leibe halten kann."

„Ihr werdet da kaum weiter etwas, als eine leichte Contuſion erblicken," ſagte der Fremde und entblößte die Bruſt, indem er das Etui, von den lauernden Augen des Chirurgus wohl bemerkt, bei Seite ſchob, und wirklich nur eine rothe Stelle zeigte. „Die Wunde iſt ſchon wieder geſchloſſen und bereits in der Heilung begriffen," ſetzte er ſchalkhaft hinzu. „Vielleicht kann ich Euch auch dieſen Abend die Kugel zeigen, welche hoffentlich noch heute von mir gehen wird."

„Und Ihr ſcheint von all' dem gar keinen Schmerz empfunden zu haben! Ihr tragt vielleicht einen geheimen Talisman, ein Schiboleth, ein Amulet, welches Paracelſus Zenertum nennt, oder ſonſt ein wunderthätiges Sigill, einen St. Georgenthaler bei Euch, der Euch das Gefühl des Schmerzes raubt? Ich ſeh', mit Verlaub zu ſagen, ein rothes Büchlein auf Euerer Bruſt; ſollte ich vielleicht richtig gerathen haben?"

„Ihr irrt, Meiſter Habermann, aber ſicherlich habt Ihr ſchon von dem berühmten Diſtichon gehört, welches, alle Tage fünf Mal geſprochen, indem man die Hand auf den Schaden legt, von allen Schmerzen befreit."

„Das wäre!" rief der Wundarzt, und ſeine ſpannlangen Gedanken waren, wie der Fremde beabſichtigt hatte, vom Etui auf die wunderbaren Verſe gerichtet. „Ich habe wohl ſo etwas einmal gehört, doch kenn' ich die Verslein nicht. Mit Verlaub, ſagt ſie mir, geſtrenger Herr! Man iſt ja auf dem Graf-Mörner keinen Tag ſicher, einen Hieb oder Stich zu erhalten, und ſo kann man ſo etwas gar wohl gebrauchen."

„Mit Vergnügen ſollt Ihr nicht allein die gegen den Schmerz, ſondern auch die gegen die Trunkenheit erfahren, die ich ebenfalls weiß." Des Schiffschirurgus volles Geſicht verklärte ſich.

„Vulneribus quinis me subtrahe Christe ruinis,
Vulnera quinque Dei sint medicina mei*).

Damit vertreibt Ihr die Schmerzen."

„Und die Trunkenheit! die Trunkenheit! Mit Verlaub!"

„Ihr müßt Euch einen Kranz von Ephen aufſetzen und dieſen Hexameter öftermalen recitiren:

Jupiter his alta sonuit clementius Ida**).

So werdet Ihr alle Freuden des Tranks in Euerm Geiſte verſpüren, ohne vom Geiſte deſſelben überwältigt zu werden."

„Ja, woher einen Epheukranz nehmen, auf dieſem unfruchtbaren Meere?" ſeufzte der Chirurgus und ſagte den letzten Hexameter mehrmals heimlich nach, um ſich ihn in's Gedächtniß zu prägen, ohne des Diſtichon gegen die Schmerzen einer Wunde weiter zu gedenken.

---

*) Chriſtus, entreiße mich durch Deine fünf Wunden dem Verderben; Gottes fünf Wunden ſind mein Heilmittel.

**) Gütiger läßt ſich Jupiter vom hohen Ida alſo vernehmen.

Der plötzlich von Wundern umgebene Mann war ſo ſehr in ſeiner Thätigkeit gehemmt worden, daß es einer Erinnerung des Lieutenants Gad bedurfte, um ihn auf die noch nicht geſchnittene und verbundene Anzahl der Verwundeten aufmerkſam zu machen.

„Nun, Freund Habermann,“ fragte der Lieutenant ſpöttiſch, „habt Ihr endlich durch langen Discurs herausgebracht, zu welcher europäiſchen Viehſorte unſer Bekannter aus dem Kaffeehaus in Hamburg gehört?“

Der Schiffschirurgus gerieth in Verlegenheit; denn an das nationale Herkommen des merkwürdigen jungen Mannes hatte er noch nicht gedacht. Er half ſich aber ſchnell und entgegnete mit geheimnißvollem Geſichte: „Ein Magus iſt er! Ein hochſtudirter Theurgus, dem alle geheimen Kräfte der Natur zu Gebote ſtehen. Ich zittre an allen Gliedern vor Furcht und Staunen. Eine Piſtolenkugel, die ihm Juel Swale in die Bruſt geſchoſſen, will er dieſen Abend von ſich geben; von der Wunde ſieht man nichts mehr, als einen rothen Fleck, und als er eine Viertelſtunde mauſetodt darniedergelegen, iſt er aufgeſprungen und hat wüthender gefochten, als erſt. Das müßt Ihr ja ſelbſt mit angeſehen haben. Und denkt Euch, ein intimer Freund iſt er des berühmten Grafen Digby, Kanzlers Ihrer Majeſtät der Königin Marie von England.“

Der Hörer dieſer Worte hätte kein geborner Schwede ſein müſſen, um nicht jenes Grauen zu empfinden, welches der dem Bewohner der nördlichen Länder mit der Muttermilch eingeflößte und in Blut und Saft übergegangene Aberglaube bei Erwähnung eines Uebernatürlichen und Außerordentlichen in die Seele wirft; denn Schweden iſt das Arſenal alles Glaubens an Geſpenſter, Hexen, Elfen, Nixen, Incuben, Zauberer und an die abenteuerlichen Kräfte all' dieſer Weſen.

Der Lieutenant Gad war bleich geworden, und ging, ohne ein Wort weiter zu reden, den Fremden mit ſcheuen Blicken beſtreifend, auf das Verdeck zurück. Sein verſtörtes Ausſehen verkündete, daß etwas Außerordentliches vorgefallen ſein müſſe, und der Eine und der Andere, der ſich, in Bezug auf ein freundſchaftliches Verhältniß zum Lieutenant, etwas erlauben durfte, trat ihm mit der Frage, was es gäbe, in den Weg. Der Lieutenant vertraute ſeinen Freunden, was er ſo eben ſelbſt mit Staunen erfahren hatte, und ſeine Seelenſtimmung ging ſchnell auf die Andern über, und bald lief die Kunde von den ſchauerlichen Eigenſchaften des Fremden von Mund zu Mund, und die Matroſen plauderten darüber, ſich dann und wann mit beſorglichen Blicken umſchauend, ein Langes und Breites.

Der Kapitän Norcroß hatte für die ſchauerlichen Phantaſiegemälde ſeines Untergebenen eben keine ſchwediſche Empfänglichkeit; ſtill lächelnd hörte er dem ausführlichen Berichte des Unterlieutenants zu, bis dieſer den Namen jenes zu ſeiner Zeit bekannten Naturforſchers und Ritters, Grafen Digby, nannte. Nun wurde der Kapitän aufmerkſam, und ging, nachdem er dem Lieutenant die Führung des genommenen Schoners übergeben und Befehle zu deſſen ſchleuniger Ausbeſſerung ertheilt hatte, hinab, um ſelbſt mit dem Fremden zu reden. Dieſer hatte ſich in einen Zuſtand von Erſchöpfung, der eben nicht zu Gunſten ſeiner übernatürlichen Kraft ſprach, auf eine Kanone gelegt, und erhob ſich nur mit Mühe, um den Gruß des Kapitäns zu erwidern.

„Wenn es mir auf der einen Seite nicht anders als Leid thun kann, Euch verwundet zu ſehen, mein Herr," ſprach Norcroß verbindlich, „ſo freut es mich auf der andern gewiß eben ſo ſehr, einen ſo tapfern und unerſchrockenen Mann der Krone Schweden vielleicht in Euch erworben zu haben. Kennt Ihr meinen Namen?"

„Ich habe nicht die Ehre, obgleich ich Euch in Hamburg ſah, freilich ohne einen Seehelden in Euch zu ahnen," verſetzte Jener mit edlem Anſtand. „Ihr werdet mich verbinden, wenn Ihr mir etwas Näheres über Euch zu erfahren vergönnen wollt."

„Darf ich auf Erwiderung dieſer Gefälligkeit rechnen? Mein Name iſt John Norcroß; ich bin Kapitän dieſer Fregatte Graf-Mörner, Kaperſchiff Seiner Majeſtät des Königs von Schweden."

„Ihr ſeid ein Engländer," fiel Jener raſch und lebhaft ein.

„So iſt's, und mein Name ſchon kann das bezeugen. Doch ſeht Ihr, daß ich mit Leib und Seele ein Schwede geworden bin."

„Doch ſeit Ihr noch immer ein treuer Anhänger Seiner Majeſtät des Königs Jacob des Dritten und ſeines erlauchten Hauſes?"

„Ich bin's!" verſetzte der Kapitän mit Stolz, „und darf es frei bekennen unter dieſer Flagge." Damit deutete er durch die Treppenöffnung hinauf nach den drei goldenen Kronen, auf welche die Sonne eben ihren herbſtlichen Blick warf, und die der Wind prächtig entfaltete.

„Aber wer ſeid Ihr, der Ihr mich zu kennen ſcheinet?“ fragte Norcroß jetzt den Fremden.

„Ich hörte einſt Euern Namen an einem andern Orte nennen,“ ſagte der Rekrut, „und ich erinnerte mich deſſen wohl.“

„Wo? wo?“ fragte der Kapitän heftig.

„Zu St. Germain, im Courſaal eines unglücklichen Königs.“

„Ihr ſeid? —“ fragte Norcroß geſpannt, und ſeine Hand hatte die des Fremden erfaßt. „Ihr ſeid? —“ wiederholte er.

„Wir werden belauſcht,“ flüſterte ihm Jener zu und deutete auf des Schiffschirurgus neugieriges Geſicht, das ſich näher geſchlichen hatte. „Und mein Geheimniß paßt nur für Euere Ohren, Kapitän.“

Norcroß zog den Fremden an der Hand in die Kajüte und in dem hintern Theil derſelben in einen verſchloſſenen Verſchlag, welcher eigens für den Kapitän beſtimmt war; die Thüre wurde von innen verriegelt, und Meiſter Habermann ſah die Umſtehenden verdrüßlich an.

## 7.

## Unerwartete Verfügung.

Als Kapitän Norcroß mit dem geheimnißvollen Fremden Hand in Hand wieder aus der Kajüte trat, war es Abend geworden. Ueber das leichtbewegte Meer zitterte das Abendroth in tauſend und aber tauſend reflectirenden Lichtern, der Wind war umgeſprungen und kam, obgleich nur in mattem Stößen, von Oſten. Schlaff hing das Segeltuch an den Maſten und Raaen, und die letzteren klapperten einförmig an den nicht angezogenen Tauen; denn es hatte des Kapitäns befehlendes Wort gemangelt, und Lieutenant Gad hatte ſich ſogleich nach erhaltenem Befehl an den Bord des Schoners begeben, um mit demſelben nach Nordoſt zu ſteuern. Die Verwundeten waren in ihre Hangematten gebracht wurden, Juel Swale hatte bereits hie und da auf dem Verdeck vergoſſenes Blut abgeſcheuert, der dritte Theil der Mannſchaft war dem Lieutenant gefolgt, die nicht verwundeten Dänen hatten ſich in die Winkel zurückgezogen, und nur die Rekruten, welche nicht Urſache hatten, mit ihrem Looſe unzufrieden zu ſein, hatten ſich mit den müßigen Burſchen des Graf-Mörner um den bejahrten Steuermann verſammelt und ſchenkten ſeinen klugen Sprüchen und Erzählungen ein aufmerkſames Ohr. Ebbe Reetz war das Orakel des Schiffs, und daß man gewohnt war, ſich in allen Fällen ſeine Meinung zu erbitten, bewies jetzt die Anrede des Kapitäns, welcher mit dem Fremden heraufgekommen war. „Reetz, wann werden wir bei dieſem uns nicht günſtigen Wind in Stockholm ſein?“

„Es kommt allein darauf an, wie Ihr zu fahren gedenkt, ob mit halbem Wind zwiſchen der Landſpitze und Bornholm hindurch an den gefährlichen Ertholmen hin, oder aber direct gegen den Wind um die bornholm'ſche Sandbank herum.“

„Ich denke, wir thuen keins von beidem bei die- Winde. Was haltet Ihr vom Wetter? Das Abendroth könnte uns wohl ſicher machen.“

„Herr,“ ſagte der Steuermann langſam und nachdrücklich, „ich bin ein geborner Däne und war noch nicht von der Größe und dem Alter jenes flinken Buben, da nahm mich mein Vater, der Unterlieutenant auf dem Linienſchiff ‚die Königin‘ war, ſchon mit gegen die Schweden, als der holländiſche Admiral Ruyter den Dänen im Sund zu Hülfe kam. Herr Gott! das ſind ſechsundfunfzig Jahre und ich war damals ſechs bis ſieben Jahr alt und konnte kaum das Geitau am Ende erſchleppen. Das war bald nach dem ſchrecklichen Sturm der Schweden auf Kopenhagen in der argen Winternacht des 11. Februar 1659, wo der König Karl Guſtav, unſers Königs Majeſtät Großvater, die Hälfte ſeines Heeres, ſeine beſten Generäle und ſeinen hohen Kriegsruhm verlor. Ich war ein Kind, aber ich verſtand den Jubel, der damals durch ganz Dänemark ſchallte. Nachher ging ich mit meinem Vater zur See und habe in der Zeit nicht viel mehr Land betreten, als was man mit einem Sechzigpfünder überſchießen kann. Ich kenne das Gewäſſer hierum vom finniſchen Meerbuſen bis zum Skager Rak und noch weiter nach Weſten und Süden und Norden, wie dieſe meine rechte Hand, mit der ich nun ſchon ſo manches liebe Jahr das Steuer gelenkt habe; denn ich habe den Ruſſen gedient, ſeit der Czaar Peter ſich zuerſt auf's Meer gewagt und bin nun ſchon wieder, ſeit des Königs Majeſtät aus der Türkei heim iſt, das ſind faſt zwei Jahre, in ſchwediſchen Dienſten, gelockt von den ſchönen Verſprechungen, die der König allen erfahrnen Seeleuten machte, die auf ſeinen Kaperſchiffen fahren wollten. Ich habe ſechzehn Seeſchlachten mitgemacht in dieſem Meere; ich habe unter dem großen Seehelden Juel gedient. — Junge, Du kannſt ſtolz ſein, ſeinen Namen zu führen — und wenn ich Euch ſage, daß ich alle Fahrwaſſer, Klippen und Sandbänke in dieſem Meere kenne, wie die Züge und Linien in meiner Hand, ſo will ich damit nicht geprahlt, ſondern nur ſo viel geſagt haben, daß ich trotz meinem Alter und ziemlicher Kenntniß des Meeres doch den Himmel und das Wetter nicht ſo weg habe, wie ich oft in meinem thörichten Wahn glaubte. Es iſt ein ſchweres Ding um die Kenntniß des Wetters, und ich habe in meinem Leben nur eine Seele gekannt, die ſich darauf verſtand, das war ein Orlogsſchiffsmann und blieb vor Hamburg, als der vorige König von Dänemark dieſer Stadt hart zuſetzte und die Huldigung von ihr verlangte; und das Wenige, was ich weiß, habe ich von dem braven Kai Lyke gelernt. Gott habe ihn ſelig.“ Die Geſichtszüge des alten Mannes nahmen einen ſchlaffen frommen Ausdruck an; er faltete die Hände und blickte wie gleichgültig nach dem weſtlichen Himmel, wo aus dem verſchwindenden Abendroth ein weißer gekräuſelter Wolkenſtreif aufſchoß und nach Oſten zu immer breiter ſich entfaltend hinzog, bis er, im weiten Halbkreiſe, vom mächtigen Horizonte verſchlungen wurde.

Der Kapitän hatte die lange Erörterung mit Geduld angehört und dann und wann durch ein freundliches Nicken ſeine Zufriedenheit mit den Aeußerungen des bejahrten Steuermanns zu erkennen gegeben; nun ſagte er mit gnädigem Geſichte: „Uns Allen, und vorzüglich mir, iſt Euere Beſcheidenheit wohl bekannt, Meiſter Reetz; ſagt mir nun, was haltet Ihr vom Wetter nach Euerer ſchlichten Meinung, und danach wird ſich ergeben, wann wir, um Bornholm bei ſchlimmen und durch die Meerenge bei gutem Wetter ſteuernd, auf directer Fahrt in Stockholm ſein können; denn ich läugne nicht, ich ſehne mich nach Raſt und möchte die Ehre haben, unſerm allerdurchlauchtigſten Könige die allerliebſte Priſe ſelbſt zu überbringen; es iſt das neunte Schiff auf dieſer Fahrt, welches ich aufgebracht und nach Stockholm geſchickt habe, und fürwahr, es iſt nicht das ſchlechteſte. Alſo Euere Meinung, wackerer Meiſter, rund heraus und weiter nichts.“

„Wenn Ihr weiter nichts von mir verlangt, Kapitän, als was ich in meinem alten Kopfe aufbringe, ſo muß ich Euch ſagen, daß mir dieſer Wolkenſtrich nicht ſonderlich gefallen will. Ich denke, dieſe Nacht werden wir noch Ruhe haben, aber morgen Nachmittag kann's kommen. Es naht jetzt die Zeit der Stürme. Die Monate, welche ein R haben, ſchnarchen den Schiffsleuten übel in die Ohren; der erſte fängt ſachte an, der zweite wird ſchon wilder; wir ſind bald Ende October und der dritte wird uns ſein R durch alle Rippen und Planken pfeifen und der Leinwand und dem Takelwerk manch' knarrendes Wörtchen ſagen. Wenn wir nun auch noch nicht in Yſtad anlegen, ſo wär's am beſten, wir gingen durch die bornholm'ſchen Gewäſſer und liefen in Karlskrona ein, warteten ab, was der Himmel verfügt, und trieben dann weiter.'“

„Schönſten Dank, Meiſter,“ ſagte der Kapitän, drückte dem an ſeiner Lederkappe rückenden Greiſe die Hand, und wandte ſich wieder zu Flaxmann, den unterdeſſen die Matroſen mit ſcheuen Blicken gemeſſen hatten. Als ſie einige Schritte ſich entfernt hatten, ſagte Norcroß vertraulich: „Ich wollte mir nun den Kopf abſchlagen laſſen auf die Gewißheit, daß wir morgen Abend Sturm haben. Der Alte iſt unſer untrügliches Wetterglas und wie er in allen nordiſchen Meeren jede Klippe, jedes Fahrwaſſer, jede Untieſe und Sandbank kennt und ſelten das Loth zur Hand zu nehmen braucht, um die Tiefe an den Küſten zu erforſchen, ſo kennt er auch jedes Wölkchen am Himmel und weiß, was es zu bedeuten hat. Man muß aber allemal ſeine ganze Lebensgeſchichte in compendio hören, wenn man ihn um etwas fragt; ich bin das gewohnt und ſchätze deshalb den mir nützlichen Mann nicht minder. Erlaubt nun, daß ich Euch noch einige Inſtructionen gebe; denn wie ich Euch ſchon geſagt habe, morgen Abend muß das Werk ausgeführt ſein, bevor der Sturm beginnt."

„Ihr ſeid mein Engel, Kapitän!" rief Flaxmann mit einem dankbaren Blick und Beide ſtanden lange im Hintergrund, über den die Nacht ſchon ihre Schleier breitete und ſprachen heimlich zuſammen, von den Blicken der Schiffsleute beobachtet, die ſich über die ſchnelle Freundſchaft der beiden jungen Männer nicht genug verwundern konnten und ihre eben nicht ſcharfſinnigen Bemerkungen meiſt von der Faſelei des Chirurgus erzeugt, laut und leiſe machten.

Der Kapitän trat heran und ſagte zu dem flinken Schiffsjungen: „Juel, ruf' dem Schoner zu, daß er ſich zu uns verfüge; ich habe dem Lieutenant Gad Nöthiges zu ſagen." Sogleich ſprang der Junge an die Kanone, die ihm zur Bedienung anvertraut war, und eh' noch Norcroß zu dem Fremden zurückgekehrt war, flammte die feurige Zunge über das Meer durch die dunkle Nacht, und die düſtere Waſſerfläche wurde auf einen Augenblick weithin erhellt, und der gewaltige Ruf rollte donnernd darüber hin. Kaum war die Einladung verhallt, ſo ſah man den Schiffsjungen ſchon wieder auf dem Verdeck mit einer ungeheuren Laterne, in welcher eine ganze Flamme ſtatt Licht brannte. Wie ein Eichhörnchen am Baumſtamme, kletterte der Knabe in der Finſterniß an den Tauen und Raaen hinauf und erreichte bald den Maſtkorb, wo die Laterne als Zeichen für das befreundete Schiff aufgehängt wurde. Es war noch keine Viertelſtunde vergangen, ſo hörte man ſchon am Rauſchen des Waſſers die Ankunft des Schoners; der Kapitän ließ die Fallreetreppe auswerfen und befahl dem Führer, ſich herüber zu verfügen.

Der Lieutenant erſchien auf dem Verdeck des Graf-Mörner, und beim Scheine einiger Laternen, welche in der Nähe am Fock-Maſt befeſtigt waren, hatte ſich die ganze Schiffsmannſchaft zuſammengedrängt, um zu erfahren, was dieſe unerwartete Verfügung veranlaßt haben möchte.

„Lieutenant Gad,“ redete der Kapitän dieſen im Angeſicht aller an, „es macht ſich nothwendig, daß ich Euch nicht allein das Kommando des erbeuteten Schoners, ſondern auch der Fregatte ſelbſt auf vier und zwanzig bis ſechs und dreißig Stunden übertrage. Ich bin überzeugt, Ihr werdet mein Vertrauen rechtfertigen. Unſer Bootsmann mag unterdeſſen ſich an Bord des Schoners begeben und dort den Befehl haben. Nähert Euch morgen am Tage der ſchwediſchen Küſte, und lauft, wenn es dunkel geworden iſt und ich noch nicht wieder zu Euch geſtoßen bin, in den yſtader Hafen ein. Dort erwartet mich. Sollte Euch morgen etwas aufſtoßen, was unſerm König Nutzen oder Schaden bringen könnte, ſo werdet Ihr dasjenige mit Verſtand und Tapferkeit thun, was einem Schweden und treuen Diener ſeines Königs zukommt.“

„Man ſoll die Schaluppe zurichten!“ befahl der Kapitän den gaffenden Matroſen, und die Burſche überpurzelten einander, um die erhaltene Weiſung zu vollziehen. „Juel Swale!“ rief der Kapitän dem Schiffsjungen zu: „Du ſcheuerſt Dich jetzt von Kopf zu Fuß in Seewaſſer, und fährſt dann in Deine Livree; nachher will ich Dich noch mit Eau de Lyon einſalben, damit Dir der Theergeruch etwas vergehe. Ferner ſchaffſt Du meine Staatskleider mit Allem, was dazu gehört, in's Boot. Vergiß nicht einige Strickleitern und Waffen für ſechzehn Mann mitzunehmen, wir könnten ſie brauchen.“ Bald war das Befohlene in der Kajüte des Boots und beim Schein der Laternenlampen ſah man die nackte Geſtalt des Schiffsjungen um das Boot herum ſich in die dunkeln Gewäſſer tauchen und trotz der herbſtnächtlichen Kälte derſelben ſich behaglich bewegen. Es verging auch keine Viertelſtunde, während welcher die auf das Boot beorderten Matroſen ihre Vorkehrungen zur Abfahrt machten, als Juel Swale in einen netten Jockey umgewandelt vor ſeinen Herrn trat. Der Kapitän lobte ihn und wandte ſich zum Steuermann: „Wohlan, Meiſter Reetz, Euerer Vorſorge wollen wir uns in dieſer dunkeln Nacht anvertrauen. Ihr ſollt uns führen. Euer Dienſt ſoll unterdeſſen nicht zu Euerer Unzufriedenheit verſehen werden; dafür bürgt Euch Lieutenant Gad.“ Der Steuermann befolgte ſchweigend den Befehl und verfügte ſich in die Schaluppe. „Lieutenant Gad,“ ſprach der Kapitän weiter, „Herr Flaxmann hier wird ſich an Bord des Schoners begeben und da derſelbe im Seeweſen keineswegs unerfahren iſt, ſo werdet Ihr Euch nöthigenfalls mit ihm verſtändigen. Wenn er auch gerade nicht als Kommandeur auftreten will, ſo werden die Leute des Schoners doch wohl thun, ſeinen Winken zu folgen.“

Der Lieutenant war nicht weniger über dieſe neue Verfügung, wie über das ungewöhnliche und vom Kapitän ſtark betonte Prädicat: „Herr“ erſtaunt, welches der Kapitän dem däniſchen Rekruten beilegte; doch an ſtrengen Befehl gewöhnt, verbeugte er ſich, obgleich mit einem leiſen Kopfſchütteln. Bald darauf ertönte der Ruf des Steuermanns aus dem Boote, daß bis auf den Kapitän Alles zur Abfahrt bereit ſei, und Norcroß geleitete den geheimnißvollen Fremden höflich an Bord des Schoners; dort hatten ſie eine lange geheime Unterredung zuſammen, und der Kapitän ſchied endlich nach einer von vielen Schiffsleuten bemerkten herzlichen Umarmung, und begab ſich auf die Schaluppe. Dort hüllte er ſich in ſeinen Mantel; auch Juel wurde mit einem anſtändigen Ueberkleide verſehen. Der Steuermann ſah den Kapitän fragend an, aber dieſer wartete ruhig, bis Schoner und Fregatte ſo weit entfernt waren, daß das Boot von dort aus nicht mehr geſehen werden konnte, dann ſagte er laut: „Weſtſüdweſt!“ Sogleich ſtrichen die ſtarken Burſche die langen Riemen mit Kraft, und das leichte Fahrzeug flog auf der dunklen Meerfluth wie ein vom Bogen abgeſchnellter Pfeil dahin.

„Meint Ihr, Reetz, daß wir vor Tagesanbruch in Kopenhagen ſein könnten?“ fragte der Kapitän den Steuermann leiſe.

„Herr Gott!“ verſetzte dieſer, „ſo fragte der König Chriſtian der Fünfte von Dänemark in dem für Schweden gar böſen Jahre 1677, nachdem er die Inſel Rügen eingenommen hatte und wieder nach Kopenhagen zurückfahren wollte. Es war am ſechzehnten October, es iſt mir noch erinnerlich, als wenn's vor drei Wochen geſchehen wäre. Ich hatte wohl allerlei am Himmel bemerkt, was mir nicht abſonderlich gefiel, aber ich war ein junges Blut, Unterbootsmann und verſtand nichts vom Wetter; als nun der König fragte, ſtand ich nicht weit davon. Der Kapitän der Fregatte, die beſtimmt war, den Herrn zu tragen, antwortete kurz und als hätt' er dem lieben Herrgott in's Logbuch geſehen oder wiſſe um ſeine Geheimniſſe, weil er ſich Du mit ihm nannte: Dieſe Nacht werden Eure Majeſtät in Höchſtdero Bette ſchlafen. Ich dachte: Na, Sturm und Wind kehren ſich an keines Königs Majeſtät und wenn ſie daher brauſen in ihrer Gewalt, dann müſſen die mächtigſten Herren der Erde ſchweigen. Zehn Schiffe begleiteten den König als Geſchwader; Nachmittags blies aber des Herrn Odem und warf uns umher; die Nacht kam heran und die böſen Anzeichen des Himmels machten uns Allen angſt und bange. Die See tobte fürchterlich und warf uns nach Südoſten, ſo daß der König, wenn er noch hätte hoffen dürfen, vom Himmel verſchont zu werden, fürchten mußte, den Schweden in die Hände zu fallen. Da habe ich erfahren, welch' ein armſeliger Menſch ein König iſt, wenn die Hand des wahrhaftigen Königs des Himmels und der Erde über ihm ſchwebt Da habe ich einen König beten ſehen aus Herzens Grund und ohne Heuchelei, und das iſt fürwahr eine Seltenheit. Ich will Euch aber nur das geſagt haben, auf Euere Frage, Kapitän, daß die Antwort nur der weiß, der die Stürme erregt und ſänſtigt und in deſſen Hand das Weltmeer ein Tropfen iſt, der vom Hauche ſeines Mundes erzittert. Denn denkt Euch, Kapitän, der Sturm hielt damals fünf Tage und vier Nächte an, und ſchon am zweiten Tage früh, als es hell wurde, ſahen wir kein einziges Schiff mehr vom Geſchwader des Königs. Wir warfen einen Anker aus, aber das Tau zerriß, als wenn ein Knäblein einen Zwirnsfaden zerreißt; wir verloren nach einander die drei großen Anker; der Sturm zerbrach das Steuer und riß es fort, und ſchon am dritten Tage hatten wir kein Boot mehr. Da war die Noth groß, aber ſie ſollte noch größer werden. Denn in der dritten Nacht wurden wir an ein Felſenriff, wahrſcheinlich an der Küſte von Blekingen, geſchleudert, welches das Schiff ſo ſehr beſchädigte, daß das Waſſer ſo ſtark wie ein Mann hereindrang und kaum mit vier Pumpen, an welchen die ganze Schiffsmannſchaft arbeitete, ausgeſchöpft werden konnte. Die Brandung warf uns in die See zurück und wir ſahen unſerm Untergang jede Minute entgegen. Der König war auf ſeinen Tod vorbereitet und ſah, wie ein Mann, der nichts mehr zu verlieren hat, in den Kampf der Elemente. In dieſer äußerſten Noth befahl der Kapitän den kleinen uns allein noch übrig gebliebenen Anker auszuwerfen — es war zum Lachen; denn die drei großen waren verloren gegangen, und keiner hatte eine Viertelſtunde gehalten; was ſollte uns der kleine nützen? Aber der Herr bedient ſich gar oft eines unſcheinbaren Werkzeugs, um Wunder damit zu verrichten und ſich daran zu offenbaren. Das gute und troſtreiche Sprichwort: wenn die Noth am höchſten, iſt die Hülf' am nächſten, bewährte ſich am Könige von Dänemark. Der Anker — begreif's Einer! — hielt feſt und rettete uns alle vom Tode. Als nun am fünften Tage der Sturm nachgelaſſen und der Himmel wieder blau über uns hing, lichteten wir die Anker — der König hat ihn nachher vergolden und zum ewigen Gedächtniß im Zeughauſe aufhängen laſſen — aber wir hatten ja keine Steuer mehr und durften nicht wagen, die Segel aufzuziehen, um nicht an die ſchwediſche Küſte geworfen zu werden. So trieben wir denn noch zwei Tage und zwei Nächte kreuz und quer auf der See umher, bis wir endlich auf der bornholmiſchen Sandbank — Ihr kennt ſie Kapitän; ſie läuft wohl an die zwölf Meilen ſüdweſtlich von Bornholm und iſt an manchen

Stellen zwei bis drei Meilen breit — feſtſaßen, vier Meilen von der Inſel. Da hingen wir nun und konnten nicht mehr von der Stelle. Zum Glück entdeckte uns ein bornholmiſcher Schiffer und ſo kam denn das Volk in mehr denn dreißig Fahrzeugen und holte uns ab. Der König aber ſchlief erſt in der achten Nacht in ſeinem Bette."

„Nun Ihr wißt ja, Reetz," ſagte Norcroß lächelnd, „daß wir kein Bett in Kopenhagen haben, alſo ſagt nur Euere Meinung. Geſetzt den Fall, es ſtieß' uns gar nichts auf, und der Himmel bliebe uns günſtig, wann glaubt Ihr wohl, daß wir an der Brücke bei Güldenlund anlegen können; denn in den Hafen dürfen wir nicht hinein, das verſteht ſich von ſelbſt?"

„Wenn Ihr weiter nichts wiſſen wollt, als meine Meinung, Kapitän, ſo denk' ich, daß wir in der dritten Nachtwache anlegen können."

„Und Ihr wißt jedenfalls gute Schlupfwinkel in der Nähe von Güldenlund, wo Ihr das Boot ein oder zwei Tage verſtecken könnt, bis ich mein Geſchäft in Kopenhagen abgemacht habe?"

„Es wäre nicht gut," entgegnete der Steuermann, „wenn ein Mann, deſſen Blick, als er zum erſtenmal die Augen aufſchlug, auf jenes Meer fiel, welches zwiſchen Seeland und Schonen ſich ausbreitet, und ſein langes Leben meiſt auf dieſem Meere zugebracht hat, nicht alle Buchten und Meerzungen, ja was ſag' ich, alle Geſtrüppe und Felſenlöcher kennen ſollte. Gebt mir Wind und Waſſer, wie ich's brauche, und es ſoll kein Strich an der Küſte von Seeland ſein, ſo weit man ihn mit einem Vierundzwanzigpfünder beſtreichen kann, wo ich Euch, und wären die Klippen noch höher und zackiger, nicht dies Boot drei Tage und noch länger verberge. Da war der große Juel, an dem Tage, wo er die ſchwediſche Flotte zerſtörte, in Verlegenheit — —“

„Nun wohlan!“ rief Norcroß, und verfügte ſich in die Kajüte, um ſich dem Schlaf zu überlaſſen, woran ihn des Steuermanns neue Erzählung mit Gewalt mahnte, doch dieſer wurde dadurch verhindert, ſeine Fata unter dem großen Juel an ſelbigem Tage zu erzählen. Da er aber ein gar duldſamer Mann war, ſo war er darüber nicht böſe, ſondern that unverdroſſen ſeine Schuldigkeit.

## 8.

## Zauberei.

Die Fregatte Graf-Mörner und der von ihr erbeutete Schoner hatten ſich vor Anker gelegt, und ihre Bewohner überließen ſie dem ſanften Schaukeln auf der Meerfluth, welches ſich allmälig in den ſchönſten Schlaf wiegte, den ein Seemann auf dem Waſſer zu ſchlafen vermag. Ein von der Fregatte ausgeſetztes Boot brachte beide Schiffe mit einander in Verbindung.

Der Chirurgus ging unruhig auf der Fregatte umher und beſah ſich, ſeiner Pflicht gemäß, ſeine Kranken; er war noch einſylbiger als ſonſt und ſprach der Rumflaſche noch häufiger zu. Dabei brummte er und ſchüttelte den Kopf, als gehe er über etwas mit ſich zu Rathe und könne ſich doch für nichts entſcheiden und bei genauer Abwägung des Für und Wider zu keinem Reſultate gelangen. Die Kranken fertigte er kurz ab und ließ, als er zufällig in die Nähe des

Lieutenants Gad gekommen war, ſeine Augen lange ſtarr und prüfend auf dem Geſichte deſſelben hängen.

„Nun, Meiſter!“ ſagte dieſer mit dem Tone jener hochmüthigen Anmaßung, die, den Augenblick der ihr übertragenen Gewalt benutzend, ſich geltend und wichtig zu machen ſucht, „wollt Ihr nicht auch unſere Verwundeten auf dem Schoner vor Schlafengehen beſuchen?“

„Ich war eben daran, das Boot zu beſteigen,“ verſetzte der Wundarzt, und ſchien den übermüthigen Ton in des Lieutenants Stimme zu überhören, den ſein widerſpenſtiger Charakter nicht ertragen haben würde, wären in ſeinem Kopfe nicht eben ganz andere Dinge vorgegangen. „Mit Verlaub, Lieutenant, es wäre wohl unſer Schade nicht, wenn wir dem Herrn da drüben — denn etwas Vornehmes iſt's gewiß — die Ehre anthäten, Eins mit ihm zu trinken. Ich will nicht behaupten, daß es Euch und mir gerade zukäme, ihm das Kompliment zu machen, aber Ihr habt doch geſehen, wie der Kapitän mit ihm umging. Doch es ſoll ganz Euerm Ermeſſen anheimgeſtellt ſein; ich muß ja ohnedies hinüber und wäre freilich gern in Euerer Geſellſchaft gefahren.“

Des Lieutenants geiſtige Gaben waren nicht von der Art, um begreifen zu können, daß hinter des Chirurgus Antrag eine andere Abſicht verborgen ſei, als dem fremden Manne eine Ehre anzuthun, und er erwiderte deshalb kurz:

„So lang ich nicht weiß, wer die Leute ſind, trink' ich mit Keinem, um nicht in Gefahr zu kommen, mich weggeworfen zu haben. Hat Kapitän Norcroß ſeine Gründe gehabt, mir nicht zu ſagen, wer dieſer ſonderbare Mann iſt, ſo habe ich die meinigen, die Geſellſchaft deſſelben nicht zu ſuchen.“

„Es wäre, mit Verlaub zu ſagen, ſowohl Euerm als meinem Intereſſe mehr angemeſſen, die Geſellſchaft dieſes Mannes zu ſuchen. Wir ſind doch Beide von der Natur nicht verwahrloſt, und man könnte vielleicht an dem und jenem abnehmen, was es mit dieſem Herrn Flaxmann und der wunderlichen Nachtfahrt des Kapitäns, die ſicherlich zuſammenhängen, für eine Bewandtniß habe. Mit Verlaub, Lieutenant, würdet Ihr denn böſe ſein, wenn Ihr auf eine liſtige Weiſe hinter das Geheimniß kämt? Und daß es was Wichtiges iſt, geht aus allen Indicien hervor."

„Nun, wie wolltet Ihr denn mit Euerer Liſt, deren Laſt eine Mücke auf dem Schwanze über den Sund von Seeland nach Schonen trägt, das Geheimniß erforſchen?'

„Ihr müßt Andrer Gaben nicht immer nach den Eurigen beurtheilen," verſetzte der Chirurgus giftig. „Und wenn meine Liſt auch nur ein einziges granum salis iſt, ſo hab' ich daſſelbe auf das rechte Fleckchen gerichtet, wo's Wunder wirken ſoll, und mehr als Euere Centnerweisheit."

„Und dies Fleckchen wäre?"

„Der Fremde iſt viel zu vornehm, um Schiffschirurgus werden zu wollen, was ihm bei ſeinen erſtaunenswerthen mediciniſchen Kenntniſſen ein Leichtes wäre, aber es wird ihm eben ſo leicht ſein, ſich in die vacante Stelle des Kapitänlieutenants zu ſchieben, und daß es ihm auch dazu nicht an den gehörigen Kenntniſſen gebricht, hat man ja deutlich genug aus des Kapitäns eigenem Munde vernommen, als er ihm das Kommando auf dem Schoner übertrug."

„Was meint Ihr für ein Fleckchen, Meiſter Habermann?" rief der Lieutenant ungeduldig.

„Ja, es könnte, mit Verlaub zu ſagen, ſogar der

Fall ſein, daß dieſer Fremde von hoher Bedeutung ſogar das Kommando des Graf-Mörner überkäme, wenn, wie man ſchon geſprochen hat, Kapitän Norcroß ein größeres Schiff als unſere Fregatte zur Führung erhält.“

„Wie heißt das Fleckchen?“ donnerte der Lieutenant in Verzweiflung und packte den Schiffschirurgus bei beiden Achſeln, den kleinen dicken Mann hin und herſchüttelnd, der in dieſer kurzen Unterredung einem klügern Kopf, als der des Lieutenant Gad war, hinlängliche Beweiſe ſeiner Liſt gegeben haben würde.

„Es heißt: die Brieftaſche, die der Fremde auf der bloßen Bruſt trägt,“ verſetzte Meiſter Habermann lächelnd.

„Die Brieftaſche? Ihr habt Recht! Ja, wer die Brieftaſche hätte!“ rief Gad gedankenvoll.

„Ich verſchaff' ſie Euch, wenn Ihr gemeinſchaftliche Sache mit mir machen und mit hinüber auf den Schoner fahren wollt.“

„Ihr?“ ſagte der Lieutenant verächtlich mit einem ſpöttiſchen Blick auf den Chirurgus.

„Gebt mir Euer Ehrenwort, mich nicht verrathen zu wollen und fahrt mit hinüber, dann verſchaff' ich Euch die Brieftaſche.“

„Der Kurioſität halber thu' ich's ſchon, um eine Probe Euerer Schlauheit zu ſehen, von welcher mir noch wenig bekannt worden iſt. Wie aber wollt Ihr's anfangen, Meiſter?“

„Das werd' ich Euch nicht erſt verrathen! Drum laßt mich, mit Verlaub, darüber ſchweigen. „Sorgt nur für die Ingredienzien eines guten Punſches!“

„Aber der Fremde iſt ja verwundet und darf nicht trinken. Er hat das Wundfieber jedenfalls ſchon jetzt.“

„Dafür laßt mich ſorgen, Lieutenant. Ein Medicus darf ſchon wagen, was dem Volke verboten iſt."

Gad vergab ſeinem Stolze etwas und ſagte dem Wundarzte ſeine Begleitung zu. Dieſer kramte nun noch eine kurze Weile in ſeiner Schiffsapotheke, nahm einige Schachteln und Phiolen mit und ſtieg dann mit dem Lieutenant die Treppe hinab in das Boot. Als ſie das Verdeck des Schoners erſtiegen hatten, empfing ſie Flaxmann mit all' der gebräuchlichen Umſtändlichkeit, mit Anſtand und Höflichkeit gepaart, und da der Schiffschirurgus nicht verfehlte, dem Fremden alle einem Schiffskommandeur gebührlichen Ehrenbegrüßungen zu erweiſen, ſo wurde der Lieutenant Gad ſelbſt gegen ſeinen Willen fortgeriſſen, ein Gleiches zu thun. Flaxmann ſchien vergeſſen zu haben, daß ihm dergleichen doch eigentlich nicht zukäme und unterhielt ſich mit den Angekommenen in einem vornehm freundlichen, herablaſſenden Tone, der den Lieutenant am Ende doch zu ärgern begann.

„Lieutenant Gad," ſagte der Chirurgus mit ſeiner behaglichen Pfiffigkeit, „hat nicht unterlaſſen können, mich auf den Schoner zu begleiten, der ich nach meinen Kranken zu ſehen gekommen bin, damit er ſich ſelbſt nach Ew. Geſtrengen Befinden erkundige."

„Ich bin Euch ſehr für Euere Aufmerkſamkeit verbunden, Herr Lieutenant," ſagte Flaxmann mit einer artigen Verneigung; „obgleich mich meine Wunde etwas ſchmerzt, ſo iſt ſie doch von der Art, mir gerade keine großen Moleſten zu machen. Die Geſchicklichkeit unſers wackern Meiſter Habermann hat das Ihrige gethan, um jeder böſen Folge vorzubeugen."

Gad antwortete nicht und warf dem Chirurgus nur zornige Blicke zu. Dieſer aber kehrte ſich nicht daran, ſondern fuhr, um keine verlegenheitbringende

Windſtille eintreten zu laſſen, fort: „Die Abende ſind lang, und der Schiffer liebt die Geſelligkeit. Das Waſſer ſchneidet ja Einen ohnedies von der übrigen Menſchheit ab. Der däniſche Lieutenant, unſer wackrer Bootsmann, Meiſter Pehrſohn und was ſonſt unter den Rekruten ſich zu unſrer Geſellſchaft paßt, werden gerade nicht böſe ſein, wenn ich vorſchlage, den Abend in Luſt und Heiterkeit bei einander zuzubringen. Wein und Rum haben wir mitgebracht, um einen trefflichen Grog daraus zu brauen, und ſo dächt' ich, mit Verlaub, wir hingen den Keſſel über das Feuer und bäten die Geſellſchaft zuſammen, während ich zu den zerhauenen und zerſchoſſenen Schlingeln gehe.“

„Euer Vorſchlag ließe ſich wohl hören,“ verſetzte Flaxmann, „und würde unbedingt von uns angenommen werden, wenn nicht drei von uns verwundet wären, denen der Genuß geiſtiger Getränke beſchwerlich werden dürfte.“

„Dieſer Beſorgniß bin ich, mit Verlaub zu melden, bereits zuvorgekommen,“ tröſtete Habermann. „Ihr, als ein wohlerudirter Medicus, werdet diejenigen Mittel kennen, welche einer Erhitzung des Blutes vorbeugen. Seht hier in dieſer Phiole das berühmte Oleum des großen Arnoldus de Villa nova wider das Fieber, ferner ein Pulver von Bibergeil und Judenpech, welches wir in das erſte Glas Grog miſchen; auch habe ich einige abracadabra*) mitgebracht, deren Ihr Euch gegen jede böſe Folge mit großem Nutzen bedienen könnt.“

---

*) Ein Amulet, welches aus einem, durch die wiederholten Buchſtaben des unverſtändlichen Wortes Abracadabra gebildeten, auf einen Zettel gemalten Dreiecks beſtand, zur Abwehr und Vertreibung des Fiebers an den Hals gehängt

Der Bootsmann Pehrſohn ließ nicht gern eine Gelegenheit ungenußt vorübergehen, wobei etwas für ſeinen Magen zu erlangen war, und da er ohnedies einige Tage abweſend geweſen und lange keiner geſelligen Zecherei beigewohnt hatte, erhob jetzt ſeine etwas ſchwerfällige Stimme und ſprach:

„Ein Mann, der in allerlei Zauberwerk wohl erfahren iſt, ſollte ſich nicht weigern, mit ehrlichen Leuten zu trinken, aus Furcht vor dem Fieber. Laßt unſern Dänen dort den Firlefanz verſchlucken, den Meiſter-Habermann da anſchleppt, der gute Lieutenant wird ſich freuen, wenn er ſieht, daß wir die Freundſchaftsflagge aufziehen und ſeinen Gram, die Rekruten nicht nach Kopenhagen gebracht zu haben, im kräftigen Dampfe unſres Tranks verfliegen laſſen. Und wem habt Ihr denn ſonſt die Ehre noch zugedacht, Herr, der heute die See hat roth färben helfen?“

„Es iſt dies einer von den Rekruten, ein tüchtiger Seemann und geborner Franzoſe, der ſich um mich verdient gemacht hat. Er heißt Pierre Courtin und hat einen Streifſchuß am linken Backen erhalten.“

„O, mit Verlaub,“ rief der Chirurgus, „der Backen iſt nicht ſo zerſchoſſen, daß er nicht ein Glas Grog ſo lange darin halten könnte, um es zu ſchlucken, und wäre er es auch, ſo kann ſich Monſieur Courtin des rechten Backen zum Trinken bedienen, und gegen das Fieber wollen wir ſchon ein gutes Präſervativ geben.“

Der Bootsmann hatte unterdeſſen den Franzoſen herbeigeholt.

---

wurde, und ſo viel heißen ſollte als Vater, Sohn und heiliger Geiſt, oder der Vater, das Wort, der Geiſt. Man ſchrieb die Erfindung dieſes Amulets, welchem man große Kräfte beimaß, dem Ketzer Baſilides zu.

„Vaintre-bot!" rief dieſer, als er von einem Gelag hörte, „ein Seemann muß genug kaltes Waſſer ſehen, ſoll er nicht was Warmes trinken, das zwar auch ausſieht wie Waſſer, aber ſchmeckt wie Rum und franzöſiſcher Wein mit einem Zuſatz von Zucker? Mir iſt's eben auch recht, daß ich unter die braven Schweden gerathen bin; ſie werden einen Kerl, der kein Kopfhänger iſt und in der Marineſchule in Paris ſein Seeſtudium nicht ohne Erfolg gemacht hat, auch brauchen können, und wenn ich nicht unter Tordenſchild dienen kann, ſo wird es mir vergönnt ſein, gegen ihn zu dienen."

„Ihr könnt Beide Dienſte auf der Fregatte erhalten," bemerkte Gad.

„Meint Ihr mit dem Andern?" fragte der Franzoſe und deutete auf Flaxmann. Der Lieutenant nickte ſtolz mit dem Kopfe.

„Was mich betrifft," warf Flaxmann lächelnd ein, „ſo dank' ich Euch ſehr für Euere Güte, mich zu placiren. Aber ich muß in der That meine Beförderung einem Höhern überlaſſen."

Der Schiffschirurgus warf dem Lieutenant einen ſchadenfrohen Blick zu, aber befürchtend, die gegenſeitige ſchroffe Stellung der Beiden möchte in offenbare Feindſeligkeit ausbrechen und ſein geheimer Zweck dadurch vereitelt werden, zog er ſeine Arzneimittel hervor und begann die Miſchung zum Beſten der Verwundeten. Der gefangene däniſche Lieutenant wurde herbeigeholt und der Schiffskoch, von Meiſter Habermann beordert, richtete ſchon Keſſel und Feuer zu, während er ſelbſt ſeinen Umgang bei den Verwundeten hielt. Nach Beendigung dieſes Geſchäfts verfügte er ſich wieder zur Geſellſchaft und hing denen, welche er vor dem Fieber ſichern wollte, zuerſt die Amulete an.

Der Franzoſe riß den Zettel wieder vom Halſe, betrachtete ihn mit einer poſſirlichen Neugierde und warf ihn unter Abſingung eines auf den Schiffen gebräuchlichen Begräbnißliedes, wobei er nicht unterließ, einige komiſche Einſchaltungen zu improviſiren, mit karrikirter Ceremonie über den Backbord in's Meer, an welcher Seite des Schiffs bekanntlich blos die Leichen unehrlicher Leute, nichtswürdiger Buben ꝛc. in's feuchte Grab geſenkt werden. Die Andern lachten und der Chirurgus ärgerte ſich. Der Franzoſe ſchien aber ſeine Inſolenz noch weiter treiben zu wollen, jedoch ganz für ſich, und ohne daß die Andern etwas davon merkten. Als nämlich Meiſter Habermann mit ſeinen Mixturen und Latwergen angerückt kam und jedem Verwundeten mit funkelnden Augen ſeine abgemeſſene Doſis zuertheilte, ließ Monſieur Courtin, entweder weil er pfiffig, ſchlau und gewandt, im Benehmen des Wundarztes etwas Auffälliges bemerkt hatte, oder überhaupt von einem unüberwindlichen Abſcheu gegen alle Medizin erfüllt war, den alten däniſchen Lieutenant und Flaxmann willig ihr Theil zuerſt nehmen. Der Chirurg beobachtete dieſe Procedur mit einer faſt ängſtlichen Aufmerkſamkeit und gab nun auch Courtin das Seinige hin. Dieſer wendete ſich aber, indem er ſich anſtellte, als verſchluckte er ſeine Portion, goß ſie aber raſch durch eine Lucke der Kajüte hinaus in das Meer, in deſſen weiten Raum er die Eſſenz beſſer aufgehoben glaubte, als in ſeinem Bauche; dabei wußte er ſo trefflich zu ſpielen, daß Meiſter Habermann ſich völlig überzeugt hielt, der launige Franzoſe habe ſein Theil ſo gut, wie die beiden Andern. Der Heilkünſtler miſchte hierauf vergnügt den Grog und bediente als Wirth die in kurzweiligen Geſprächen ſich ergötzenden Gäſte. Man hatte keine Stunde beiſammen geſeſſen, als der alte Däne über eine nicht zu überwindende Schläfrigkeit klagte und ſein Haupt auf den Tiſch neigte und einſchlief. Flaxmann entgegnete, daß er daſſelbe Verlangen fühle und Habermann erörterte in breiten und langweiligen Demonſtrationen, daß dies Folge des Blutverluſtes ſei, und obgleich die Arzenei das Fieber verhindert habe, ſo dürfe ſie doch den zur Geneſung ſo höchſt heilſamen Schlaf nicht auch aufheben, und er rathe wohlmeinend, ſich demſelben zu überlaſſen. Er predigte aber bereits ſchlafenden Ohren, denn Flaxmann war, von der Macht des Triebes bezwungen, auf der andern Seite des Tiſches eingeſchlummert und der pfiffige Franzoſe, den noch kein Schlaf angewandelt hatte, erheuchelte wenigſtens eine gleiche Müdigkeit. Meiſter Habermann hatte die Wirkung des Schlaftrunkes, den er in die Arzenei gemiſcht hatte, mit Luchsaugen beobachtet; nun da er des Erfolgs gewiß zu ſein glaubte, winkte er dem Lieutenant verſtohlen und ſagte: „Ich dächte, Lieutenant Gad, mit Euerm Verlaub, wir brächten die Schläfer in ihre Hängematten.“ Der Bootsmann bot ſeine Hülfe an, erhielt aber vom Lieutenant einen Befehl, der ſeine Entfernung nach ſich zog. Sobald ſie ſich allein ſahen, fiel der Chirurg mit einer zur Wuth geſteigerten Neugierde über Flaxmann her, indem er triumphirend rief: „Seht, Lieutenant, wie ein dummer Deutſcher noch Witz genug hat, das Euch unmöglich Scheinende auszuführen! Die geheimnißvolle Brieftaſche wird ſogleich in unſern Händen ſein.“

Gad gönnte dem ſich aufblaſenden Wundarzt gern den wohlfeilen Triumph, und hatte ſelbſt für weiter nichts Sinn, als das Büchlein, in welchem ſie Beide die Löſung aller Räthſel dieſes Tags vermutheten, an ſich zu bringen. Habermann hatte dem ſchlafenden Fremden das grobe Wamms aufgeknöpft, ſeine gierige Hand ſuchte nach der Oeffnung des Hemdes, und einen Augenblick darauf zog er das Etui hervor. Aber ein neues Hinderniß ſtellte ſich ein; es war mit einer Schnur künſtlich am Leibe befeſtigt und der Chirurgus ſuchte vergebens nach einem Knoten, den er zu löſen und nach abgemachter Sache wieder zu ſchlingen gedachte. Er äußerte mit lauten Worten ſeine Verlegenheit und der Lieutenant rieth, vor Neugierde brennend, kurzen Prozeß zu machen und die Schnur zu durchſchneiden. Der Chirurgus wollte Bedenklichkeiten über die Folgen äußern, aber der Lieutenant hörte nichts, ſondern ergriff das Bindezeug des Wunddoctors, um ein Meſſer oder eine Scheere zur Ausführung ſeines Vorſatzes daraus hervorzuziehen. Habermann ſtarrte unterdeſſen mit vor Gierde thränenden Blicken die äußre rothe Hülle des Büchleins an, und entdeckte, daß die Decke von einer Kugel verletzt war. Dadurch wurde ihm die wunderbare Erhaltung des Fremden auf eine natürliche Weiſe klar und er fing an, einzuſehen, wie es möglich ſei, daß der Wundermann die Kugel von ſich geben könne, ohne gerade ein Zauberer zu ſein. Eine zweite weit ärgerlichere Bemerkung des Chirurgen an der Brieftaſche war, daß dieſelbe mit einem Schloſſe verſehen und kein Schlüſſel, ſolches zu öffnen, zu erſpähen war. Er äußerte dieſen zweiten unangenehmen Umſtand mit einem derben Fluche, doch Lieutenant Gad ſagte trocken: „Haben wir das Ding einmal in der Hand, ſoll uns auch das Schloß nicht kümmern. Geſchnitten muß werden, und es iſt nun einerlei, ob wir die Schnur allein oder auch die Decke des Büchleins mit zerſchneiden; alſo friſch darauf!“ Und ſofort ſetzte er ſich in

Bewegung. Aber in demſelben Augenblicke wurde der Eine rechts, der Andre links mit einer ſolchen Gewalt zurückgeſchleudert, daß ſie ſich überpurzelten und mit unwillkürlichem Zetergeſchrei das Entſetzen, welches ſie erfaßte, ausdrückten. Als die Matroſen herbeieilten, fanden ſie die Lampen verlöſcht, die Beiden zitternd am Boden und die drei Uebrigen ſchlafend auf dem Tiſche liegen. Der Franzoſe Courtin, der ſich die Freude nicht hatte verſagen können, den beiden Sündern dieſen Schrecken einzujagen, hatte ſich ſchnell wieder, nachdem er die Lichter ausgeblaſen, in ſeine vorige Poſition begeben, und ſo fiel es Keinem ein, ihm dasjenige Schuld zu geben, was man vielmehr für Wirkung einer magiſchen Kraft hielt, die dem geheimnißvollen Fremden zu Gebote ſtände, und im Augenblicke ſeiner Gefahr ſelbſt ohne ſein Zuthun ihm beiſtehe. Sowohl Habermann als Gad waren von einem ſo furchtbaren Grauen befallen, daß es Keiner wagte, ſich dem ſonderbaren Manne zu nähern. Sie gingen wie begoſſene Hunde davon, überließen die Schläfer ihrem Schickſal, ließen ſich auf die Fregatte überſetzen und ſuchten, ſich vor einander ſchämend, das Lager. Nichts aber gleicht dem Schrecken des Chirurgus, als er am andern Morgen mit ſichtbarer Verlegenheit auf das Verdeck des Schoners ſtieg, um ſeine Kranken zu beſuchen, und Flaxmann ihm frei entgegen trat und die dunkelgeſponnene Liſt nebſt der verunglückten Ausführung Zug für Zug vorhielt. Der beſtürzte Mann ſank in die Knie und erhob ſeine Hände jammernd zu dem fremden unbegreiflichen Manne. „Vergebt, vergebt!“ rief er, „ich erkenne, mit Verlaub, Euere große Macht. Ich war ein Blinder und Irregeleiteter!“

„Euch ſoll vergeben ſein,“ verſetzte Flaxmann

„Merket an dieſer Lection, daß die mir zu Gebote ſtehenden Geiſter mich nie verlaſſen. Ich wußte ja, daß Ihr mir einen Schlaftrunk gabt, aber ich wollte doch ſehen, was Ihr bezwecktet und Euch meine Macht ahnen lehren.“

Von dieſem Augenblicke an galt der Fremde für eine Art überirdiſchen Weſens auf beiden Schiffen, und der im höchſten Grade abergläubiſche Lieutenant Gad wagte keinen Fuß am Bord des Schoners zu ſetzen.

## 9.

## Zur Jagd des Kronprinzen.

Ein freundlicher Herbſttag lag auf den nordiſchen Gegenden. Die Nebel, welche faſt das ganze Jahr über auf den Gewäſſern laſten, hatte die klärende Herbſtſonne verdrängt und ihre Kraft gewährte eine weite Ausſicht auf die blaue Fluth und die hellen Küſten.

Der Kronprinz Chriſtian von Dänemark (ſiebenzehn Jahre alt) hatte zu Ehren Kathinka's, der Gemahlin des ruſſiſchen Czaars Peter, welcher mit derſelben einen Beſuch in Kopenhagen machte, eine glänzende Jagd einige Meilen nordweſtlich von Kopenhagen angeordnet, und man ſah an dieſem Morgen eine Menge Hofherren zu Pferde und Hofdamen zu Wagen aus der Reſidenz eilen, theils um ſelbſt der Freuden der Jagd an einem ſo herrlichen Tage, wie dieſer zu werden verſprach, theilhaftig zu ſein, theils um durch Anſchauen der Luſt Vergnügen zu empfinden. Einige von den Damen ſchienen nach ihrer Kleidung zu ſchließen, ſelbſt gewillt, als Nymphen der Diana die Spur des Wildes mit zu verfolgen, und an der Spitze dieſer muthigen Amazonen ſah man die ſiebenundzwanzigjährige Czaarin; andre dagegen — und das war die Mehrzahl — eilten nur an den Platz, um ſich zu zeigen und auf dem nicht weit von Güldenlund ohnfern dem Seegeſtade gelegenen königlichen Jagdſchloſſe nach beendigter Jagd ſich mit Tanz und andrer Kurzweil zu ergötzen.

Nicht fern vom Czaar und dem Kronprinzen ſah man eine junge Dame zu Pferde, mit den wild-ſchönen Reizen einer Amazone, mit jenem weiblich gebieteriſchen Weſen und den kühnen Zügen, womit die bedeutungsvolle Götterſage die Beherrſcherin der Wälder, die Jägerin Diana, ausgeſtattet hat, nur fehlte in dem imponirenden Geſichte der Reiterin jener ſtarke Zug kalter Keuſchheit, welcher von einer andern Seite die Göttin als nächtliche Himmelsdurchwandlerin charakteriſirt; vielmehr flammte aus dem Auge der däniſchen Jägerin ein ſüßes Feuer, welches die Männerwelt ſtärker anzuziehen pflegt, als die kalte Keuſchheit der Mondgöttin. Die bezeichnete Schöne hatte die ſteife Tracht ihres Zeitalters, in ſofern ſie der Bewegung einer reitenden Jägerin hinderlich war, mit einem leichten grünen Jagdrock vertauſcht, ebenſo gab ſich in ihrem übrigen Aeußern eine gewiſſe Nachläſſigkeit kund, die in Widerſpruch mit der geſpreizten Gezwungenheit der übrigen Damen ſtand. So war an die Stelle des hochfriſirten gepuderten Toupets ein gefälliger ſchottiſcher Kopfputz getreten, in welchem manche Hofleute auch außerdem noch eine beſondere politiſche Bedeutung ſuchten. Ein paar natürliche Locken quellen unter dem geſtreiften Baret hervor und fielen auf die halb entblößte bräunliche Schulter; der volle Buſen wogte feſſellos im bunten Mieder, über welches der Reitrock nur zur Hälfte geſpannt war. Wer ſich alſo von den damals noch weit ſtärkern Feſſeln der Mode loszuſagen im Stande war, um einen ſchönen Körper in maleriſcher Hülle zu zeigen, mußte von Leib und Seele ein außerordentliches Weſen ſein, und wirklich entſprach ſchon das was man ſah ein herrlicher ſchlanker Wuchs, ein reizendes Geſicht von etwas gedämpfter Farbe und ein großes brennendes Auge dieſer Vorausſetzung. Jezuweilen ſah die ſtolze Reiterin auf die Hofſchranzen, die ſie umgaben, mit einem Blick voll kalter Gleichgültigkeit, dann warf ſich ihr ſchön geſchnittener Mund ſpöttiſch auf und wenn ſie ja auf die Schmeicheleien, die man ihr zuzuflüſtern ſo geſchäftig war, etwas erwiderte, ſo geſchah es mit Hohn. Zu ihrer Rechten ritt ein fein geputzten junger Mann von mittler Statur, mager und unanſehnlich; um ſeine Schläfe flog ein dürftiges röthliches Haar, ſein flaches, farbloſes Geſicht zeugte von wenig Geiſt und nur aus ſeinem blinzelnden Auge ſprach ein ſolcher, der Geiſt der Lüge. Der Ausdruck des Auges gab ſeinem ganzen Weſen etwas Lauerndes. Wirklich neigte er ſich bald zur Reiterin, bald zu ſeinem Nachbar, bald vor, bald hinter, und während auf ſeiner Lippe kaltes Lächeln ſchwebte, lauerten Aug' und Ohr auf Worte, Blicke, Mienen und Bewegungen ſeiner Umgebung.

Plötzlich ſah man den Kronprinzen, einen ſchwächlichen aber nicht unintereſſanten Jüngling, ſich von dem Czaar wenden und an die ſchöne Reiterin heranſprengen; ehrerbietig wichen die Hofleute zurück, und nur der bezeichnete Reiter zur Rechten hielt ſich nicht ſo weit entfernt wie die Uebrigen, und behauptete durch ſeine Nähe irgend ein Recht auf die Dame.

„Sie werden mir doch erlauben, verehrtes Fräulein von Gabel, Ihnen das erſte Stück Wild, welches meine Hand heute erlegt, als Tribut Ihrer Schönheit, zu Füßen legen zu dürfen? Ich habe vor Kurzem noch gehört, daß Sie die edle Kochkunſt trotz unſerm Küchenmeiſter verſtehen. Wenn Sie mir verſprechen, das Wildpret ſelbſt zuzubereiten, ſo lade ich mich zu Gaſt bei Ihnen dazu.“

„Sie ſind ſehr gütig, königliche Hoheit,“ verſetzte die Dame, „mir die Gunſt, das Mittel Ihrer Belohnung zu ſein, vergönnen zu wollen. Dem Sieger gehört der Preis; ich werde ihn braten und Eurer Hoheit vorſetzen. Aber was ſoll ich mit dem Fell und dem Geweih anfangen? Soll ich Ihnen die auch auf eine paſſende Weiſe zurecht machen, mein Prinz?“

„Ich bitte Sie, Fräulein, Ihrem Bräutigam ein paar Beinkleider aus dem Felle gerben zu laſſen. Und mit dem Geweih — i zum Geweih wird ſich ja wohl auch ein Liebhaber finden.“

„Mein Himmel!“ rief Fräulein von Gabel mit erkünſtelter Beſtürzung, „Sie wünſchen wohl, daß ich das Geweih meinem Bräutigam auch zum beliebigen Gebrauche überlaſſe?“ Bei dieſem unzarten Scherze ließ ſie ihre Augen mit dem Ausdrucke von Verachtung auf dem glatten Reiter rechts ruhen, deſſen Geſicht ſich zum Grinſen verzog, während der Kronprinz in ein lautes Lachen ausbrach, in welches die Höflinge in der Nähe einſtimmten.

„Willſt Du Fell und Geweih des Hirſches zum Geſchenk annehmen, Raben?“ fragte der Prinz den geputzten farbloſen Jüngling. „Du ſollſt auch das

Fleiſch mit verzehren helfen. Fürwahr, ein paar derbe hirſchlederne Hoſen werden Dir beſſer ſtehen, als dieſer farbige Plunder, der an Deinen Beinen herumſchlottert. Das Geweih kannſt Du Dir in Deinem Wohnzimmer an die Wand nageln laſſen, und Jedermann wird Dich für einen paſſionirten Waidmann halten.“

„Ich ſehe das Geſchenk für eine Gnade Euerer Hoheit an,“ liſpelte der Kammerjunker; das Auge des Fräuleins glühte zornig und über ihre Lippen flog ein Wort, das wie „Pinſel!“ klang; der Prinz warf der reizenden Reiterin einen Blick voll Huldigung zu, und lenkte ſein Pferd dicht an das ihrige. Der Bräutigam blieb zurück, indeß die Unterhaltung des Prinzen und der Dame von beiden Seiten mit Wärme geführt wurde, bis auch der Czaar, an der ſchönen Reiterin ebenfalls Wohlgefallen findend, hinzukam und ſich in das Geſpräch miſchte.

Nachdem der Kammerjunker eine Zeit lang hinter ſeiner Braut und ſeinem Herrn hergeritten war, ſchien er einzuſehen, daß er hier eine etwas lächerliche Rolle ſpiele; er hielt alſo ſein Pferd zurück und ritt bald darauf neben einem der Wagen, in welchen die Hofdamen einlogirt waren.

Aus dieſem Wagen bog ſich auf ſeinen Gruß ein weibliches junges Geſicht, welches eben nicht mit den das Männerauge ſogleich beſtechenden Reizen jugendlicher Schönheit ausgeſchmückt war, in welchem man aber bei genauerer Betrachtung ſo viel weibliche Grazie, züchtige Sitte und ein Uebermaß von Güte und Edelſinn gewahrte, daß man gar bald den Mangel hoher Schönheit vergaß. Das dunkelblaue Auge dieſer Dame ſchwamm im lebendigen Ausdrucke einer reinen, gefühlvollen Seele, die Formen des Geſichts und des übrigen

Körpers hatten viel Edles, und aus ihren ungezwungenen Bewegungen entfaltete ſich die duftendſte Blüthe der höhern Weiblichkeit, die Blume der Sanftmuth.

„Ihre Baſe hat heute einmal ihre Capricen, mein Fräulein,“ redete der goldblonde Kammerjunker Raben die Dame im Wagen an. „In ihre Launen ſich finden wollen, hieße Waſſer mit dem Siebe ſchöpfen.“

„Schätzen Sie ſich doch glücklich, dieſe Launen ertragen zu dürfen,“ verſetzte die Dame mit einem angenehmen Lächeln; „dafür haben Sie ja den Triumph gefeiert, den Lord Palmerſton ausgeſtochen zu haben. Ich weiß eine Zeit, Herr Kammerjunker, wo Sie keinen Preis für zu hoch geachtet hätten, um nur der Gegenſtand der Launen dieſes Mädchens zu ſein. Sie haben Ihr Ziel erreicht, ohne weiter einen Preis zu zahlen, ein Opfer zu bringen. Was wollen Sie noch weiter? Sind Sie nicht der beneidetſte Mann am däniſchen Hofe? Sind Sie nicht der glückliche Bräutigam der ſchönen, von Aller Mund gefeierten Friederike von Gabel?

„Leider!“ verſetzte der Kammerjunker mit einem Seufzer, der das loſe Kind im Wagen zum Lachen brachte. Auch die übrigen Damen im Wagen ſtanden nicht an, dem Kammerjunker in's Geſicht zu lachen, der über ſeine Unvorſichtigkeit, die ihm in einer Anwandlung von Unmuth entſchlüpft war, er wußte ſelbſt nicht wie, erſchrak, daß er ſich furchtſam umſah, um ſich zu überzeugen, daß ſie nicht zu allzuviel Ohren gedrungen ſei. Sein Kopf gab ihm kein anderes Mittel an die Hand, ſich bei den Damen im Wagen aus einer für ihn großen Verlegenheit zu ziehen, als die Worte: „Leider, wollte ich ſagen, bin ich von den großen Vorzügen des Fräuleins von Gabel ſo ſehr durchdrungen, daß ich für ihre kleinen Fehler gar kein Auge habe.“

„Dazu will ſich Ihr ‚Leider!‘ ſchlecht paſſen!“ verſetzte die Dame. „Und wenn Sie ja kein Auge für die Fehler meiner Muhme hätten, weshalb wären Sie gekommen, ſich bei mir über ihre Launen zu beſchweren?“

„Mein werthgeſchätztes Fräulein von Ove,“ winſelte der Kammerjunker, „ich leide heute an meinem Nervenübel; ſchieben Sie meine unglückliche Klage auf dieſen böſen Umſtand; ſobald mich mein Zufall plagt, bin ich geneigt, die Dinge ſchwärzer anzuſehen, als ſie ſind. Ich bitte Sie deshalb dringend, laſſen Sie mich die Fehler meiner ſchwachen Natur nicht entgelten, verrathen Sie meiner Braut nicht, daß ich in einem Anfalle meiner Nervenſchwäche ein paar unbeſonnene Worte über die Herrliche habe fallen laſſen, der ich nicht werth bin die Schuhriemen aufzulöſen. Sie wiſſen ja, Chriſtina, wie ich Friederiken anbete.“

„Ich weiß Alles!“ rief Chriſtina von Ove launig. „Aber wie können Sie mich für eine Hochverrätherin, für eine Majeſtätsverbrecherin an einer ſo heiligen, göttlichen, folglich ganz übermenſchlichen und überirdiſchen Liebe halten? Nein, mein Freund, ich verſtehe Sie zu ſchätzen ſammt Ihrer Liebe. Was Ihre ſchwachen Nerven verſchuldet, ſoll Ihr wachsweiches Herz nicht durch mich entgelten. Hier haben Sie meine Hand darauf, und die übrigen Damen ſchwören Ihnen in meine Hand hier zur Stelle einen feierlichen und leiblichen Eid, daß unſere ſtarken Zungen keine Sylbe verrathen, die Ihre ſchwachen Nerven unaufgefordert ausgeplaudert. Wohlan, meine Freundinnen, ſchwören Sie!“

„Wir ſchwören!“ riefen Alle mit einem komiſchen Pathos, und der nun zufriedengeſtellte Kammerjunker verneigte ſich hochvergnügt, um den verſchwiegenen Damen ſeine verbindlichſte Dankſagung abzuſtatten.

Bald trottirte er wieder hinter ſeiner ſchönen Braut her, um nöthigen Falls zu ihren Dienſten gleich bei der Hand zu ſein, und die Damen im Wagen belachten noch eine Zeit lang die Angſt des glücklichen Bräutigams.

## 10.

## Der beraubte Graf.

Der Zug hatte ſich noch nicht den Waldungen genaht, welche ſich nordweſtlich von Kopenhagen in der Nähe der Meerenge von Helſingör landeinwärts nach Frederiksſund ausbreiten, als ſich unter dem Gefolge des Kronprinzen das von den zur Jagdfrohn aufgebotenen Bauern herrührende Gerücht verbreitete, es ſei Abends vorher ein reicher engliſcher Graf bei der Durchreiſe durch den Wald von Helſingör nach Kopenhagen von einem Räuberhaufen überfallen und ſeiner Equipage beraubt worden; er habe nur das Leben und eine Geldſumme, die er bei ſich geführt, gerettet und liege mit ſeinem Jockey und Kutſcher in einem nahen Dorfe.

Man erzählte ſich viel von dieſer Räuberbande, und gab mehre Beiſpiele ihrer Gewaltthätigkeit zum Beſten; hier hatte ſie einen Wanderer überfallen, dort einen Meierhof geplündert, und es konnte nicht fehlen, daß das Gerücht von der Beraubung des Engländers zu des Kronprinzen Ohren drang. Erbittert über die Unbill, die einem angeſehenen Fremden in den däniſchen Staaten und auf der Inſel Seeland ſelbſt und bei der Anweſenheit des Czaars widerfahren war, gab der Kronprinz zur Stelle Befehle zur Verfolgung der Räuber, aber er hielt es ebenſowohl für ſeine Pflicht, dem Beraubten Theilnahme an dem erlittenen Unfall zu bezeigen und durch Wohlwollen den Verluſt in etwas zu vergüten; und der Czaar ſtimmte ihm bei. Die Fürſten beſchloſſen demnach, die Jagdroute über das bezeichnete Dorf zu nehmen, und den Grafen, wenn derſelbe Luſt bezeige, in die Jagdgeſellſchaft auf- und folgenden Tages mit nach Kopenhagen zu nehmen. Mit dieſem Beſchluß geſchah den Damen ein großer Dienſt; denn kaum war etwas vom Unfalle des fremden Grafen verlautet, als auch von den Theilnehmerinnen des Jagdzugs nichts weiter beſprochen wurde. Die Damen ſchienen ſich eine beſondere Freude daraus zu machen, ihre Neugierde gegenſeitig zu erregen, und die ausgeſprochenen Muthmaßungen, ob der Fremde jung oder alt, ſchön oder häßlich, angenehm oder engliſch finſter, verheirathet oder ledig ſein möchte, waren eine unerſchöpfliche Quelle der Unterhaltung. Je näher man dem Dorfe kam, deſto geſpannter wurde die Erwartung, und als der Zug angelangt war, ſah man ſämmtliche Damen aus den Wagen ſteigen und ſich in einen Kreis um den Kronprinzen drängen, welcher einen Kammerjunker in das Wirthshaus ſchickte, um dem Grafen Condolenz und Einladung zu überbringen. Nun waren alle Blicke auf die Hausthür gerichtet, ſelbſt das Fräulein von Gabel fühlte eine innere Regung, die ihr ſtärker vorkam als gewöhnliche Neugierde. Wer auf dieſe Weiſe erwartet wird, hat natürlich viel für ſich; weiß er ſonſt noch äußere Vorzüge zu zeigen, ſo hat er gewonnenes Spiel. Das Ungewöhnliche iſt der raſcheſte Sieger über das weibliche Herz.

Und doch war die Ueberraſchung allgemein und groß, als der Fremde, dem Kammerjunker folgend, in der Thüre erſchien und ſich mit Anſtand und Ungezwungenheit vor den Fürſtlichkeiten und dem Hofſtaat verbeugte. Dieſer junge Mann zeigte ein vollendetes Aeußere, in ſeinem reizenden Geſicht war keine Spur des berüchtigten engliſchen Ernſtes zu finden, ſein großes, dunkles, lachendes Auge bezauberte zur Stelle alle Damen. Und wie reich er ſein mußte, konnte man aus ſeiner Kleidung abnehmen, die an gefälliger Form und einfacher, von wahrem Geſchmack zeugender Pracht in der ganzen Geſellſchaft nicht ihres Gleichen fand, und doch ſchien dies ſein gewöhnlicher Anzug zu ſein, ſo ungezwungen bewegte er ſich darin, auch war er keineswegs ſo geputzt, wie man wohl vor ein fürſtliches Haupt zu treten pflegt. Der Kammerjunker nannte dem Prinzen den Namen des Engländers, und in wenig Minuten flogen die Worte: „Graf Digby“ von Mund zu Munde, und man hörte wohl hie und da den Zuſatz: „Ein alter berühmter Name! Wahrſcheinlich ein naher Verwandter des Kanzlers der Königin Maria und alſo ein Jacobit!“ Der Kronprinz begrüßte den Grafen mit einer gefälligen Handverneigung, und dieſer trat näher heran, verneigte ſich abermals und ſagte gewandt: „Faſt möchte ich meinen kleinen Unfall als einen Glücksfall preiſen, da er mir die hohe Gnade Euerer königlichen Hoheit zu Wege gebracht hat, die mir plötzlich in ſo glänzender

Herrlichkeit aufgeht, wie die Sonne nach einem kleinen Gewitterregen.“

Der Kronprinz verſtand gerade ſo viel engliſch, um den Sinn der Worte des Fremden zu faſſen, und fühlte ſich durch das feine Kompliment geſchmeichelt; er ließ dem Fremden durch den Kammerherrn von Gersdorf, der gewöhnlich ſeinen Dolmetſcher machte, ſeine volle Gnade, jegliche Unterſtützung und Verfolgung der Räuber, ſowie nach Habhaftwerdung derſelben ihre ſtrenge Beſtrafung verſichern. Der engliſche Graf dankte mit feinen Worten für dieſe unverdiente Gunſtbezeugung, und ſagte, daß er zwar durch den Ueberfall einige tauſend Pfund verloren, deſſen ungeachtet aber in ſeinem Portefeuille ſo viel gerettet habe, um nicht in Verlegenheit zu kommen, daß er auch bei einem kopenhagner Wechſelhauſe mehre tauſend Pfund zu ſeiner Disposition vorfinden werde; er werde ſich aber erlauben, das volle Maß der kronprinzlichen Gnade auf den einen Punkt hinzuleiten, daß er Seiner Königl. Hoheit öfters unterthänigſt aufwarten, und, wenn die Räuber eingefangen würden, um ihre Begnadigung bitten werde, da ſolch' armen Teufeln, die doch das Herz auf dem rechten Flecke ſitzen hätten, eine ſo kleine Remuneration, die ſich noch dazu ſehr unter ſie austheilen werde, zu gönnen ſei.

Die originellen und gewandten Aeußerungen des Grafen wurden bewundert. Alles war entzückt, einen ſo feinen Geſellſchafter gewonnen zu haben, und die Damen freuten ſich auf den Abend, wo ſie dieſen Adonis, dies Muſter eines vollendeten Hofmannes, in ſeiner vollen Glorie zu ſehen hofften, und manche machte im Stillen Pläne, wie ſie den herrlichen Tänzer — denn das mußte er ſein — feſſeln und für ſich gewinnen wollte.

Der Kammerherr von Gersdorf ſtellte zuvörderſt als Ceremonienmeiſter des Kronprinzen, der Form gemäß, den Grafen Digby dem Czaar, der Czaarin und der Suite vor und machte ſie mit deſſen Unfall bekannt, wovon ſie bereits Alle unterrichtet waren. Hernach ſtellte er dem Grafen den Hof einzeln vor und machte bei Fräulein von Gabel den Anfang. Kaum war ihr Name genannt, als ein Blick aus des Grafen wunderſchönen Augen auf ſie fiel, der ihr in die innerſte Seele drang.

Als die Ceremonie vorüber und eine Collation eingenommen war, wurde dem Grafen ein Pferd vorgeführt und Jagdgewehr überreicht. Sein Jockey und Kutſcher wurden befehligt, ihres Herrn im Jagdſchloſſe des Kronprinzen, ohnweit Güldenlund zu warten.

Der Graf ritt zwiſchen dem Kronprinzen und dem Fräulein und erzählte auf Beider Wunſch ſeinen Unfall, jedoch mit ſo viel gefälligem Humor, daß die Reiterin mehrmals in lautes Lachen ausbrach und zuletzt ſich und der ganzen Geſellſchaft, in des Grafen Ton einſtimmend, zu dem an dem neuen Begleiter begangenen Raub gratulirte, der ihnen zu einer ſo angenehmen Unterhaltung verholfen. Ehe die Jagdgeſellſchaft am Orte anlangte, von wo aus man ſich nach den angegebenen Punkten zerſtreuen ſollte, war der Graf ſchon ſo vertraut mit der Geſellſchaft, als gehöre er zum Hofe. Die Damen fanden, und vor Allen Fräulein Gabel, in deren Nähe ſich der ſchöne Mann ſtets befand und die deshalb allgemein beneidet wurde — wie ungern ſaßen die Andern in den Wagen, wie gern hätten ſie nun auch Pferde beſtiegen, um den intereſſanten Fremdling zu umſchwärmen; — Fräulein Gabel fand vorzüglich, daß der Graf alle jene ſchönen Eigenſchaften zuſammen im vollkommenen Grade beſitze, welche die Neugier vorhin nur einzeln an ihm gewünſcht oder erwartet; er war jung, ſchön, liebenswürdig, gewandt, geiſtreich; man ſah und hörte es ihm an, er kannte Welt und Hof genau, er war von hoher Geburt, reich und unabhängig, und wie ſie aus einigen ſeiner Aeußerungen mit Gewißheit ſchließen konnte, noch unvermählt.

Auf einer etwas hochgelegenen Waldfläche waren Zelte aufgeſchlagen, in welche die Geſellſchaft einkehrte und worin ſich's die Damen, außer Fräulein von Gabel, bequem machten; denn ſie, die Glückliche, ritt an des herrlichen Engländers Seite auf das gegebene Signal über Stock und Stein auf und davon in den herbſtlich bunten Wald, das flüchtige Wild zu erjagen.

Der geputzte Bräutigam des Fräuleins, der gelockte Kammerjunker Raben, machte für ſich ein ſaures Geſicht, ſobald er ſich aber nur von einem Blick der ihn Umgebenden beachtet ſah, verwandelte es ſich in ein zuckerſüßes. Zu ſeinem Verdruſſe nöthigte ihn Dienſtpflicht, in der Nähe des Prinzen zu bleiben. Die Jagd brauſte bald nach allen Richtungen durch den Wald, das erlegte Wildpret wurde nach den Zelten geſchafft, aber zum Neid der Damen erfuhr man von den Trägern, daß der Graf Digby den größten Hirſch geſchoſſen und dem Fräulein von Gabel verehrt habe. Ein gleiches Geſchenk erhielt ſie vom Czaar, ein gleiches vom Kronprinzen; ſie war die Gefeierte des Tags.

Als die Geſellſchaft ſich am ſpäten Nachmittag ſo der unter den Zelten verſammelte, konnte es einem wieſcharfen Auge, wie das des Fräuleins Chriſtina von Ove, nicht entgehen, daß zwiſchen ihrer Muhme und dem engliſchen Grafen Annäherungen ſtattgefunden hatten, die ſie beunruhigten. Chriſtine begriff, wie dieſer Mann, den ihnen ein wunderliches Schickſal in den Weg geworfen, Friederikens eigenthümliches Weſen anſprechen müſſe, wie noch kein Mann ihrer frühern Bekanntſchaft, und daß der Fremde dadurch nothwendigerweiſe Einfluß auf das fernere Schickſal ihrer Verwandten haben könne, welcher ſie mit Bangen erfüllte.

Der Kronprinz, eben keiner von den geiſtig ausgezeichneten Menſchen, fühlte ſich ebenfalls vom Grafen Digby angezogen und machte ihm Elogen über ſeinen Geſchmack; er bekannte ihm, daß auch er das Fräulein allen andern Damen am däniſchen Hofe vorziehe, und ließ ſich ſogar ſo weit herab, dem Grafen auf dem Ritt nach dem Jagdſchloſſe mit kindiſcher Plauderhaftigkeit zu entdecken, daß er von Fräulein von Gabel begünſtigt werde, und noch mehr zu erlangen hoffe, ſobald nur die Vermählung mit ſeinem Kammerjunker Raben, die eigentlich ſein Werk ſei, vollzogen ſein werde.

Der Graf erwiderte darauf, er finde an dem Fräulein, als einer geiſtreichen und muntern Dame, nur ein allgemeines Intereſſe, aber er werde nach den gnädigen Mittheilungen auch dieſes nun ſchicklicherweiſe zu verſchleiern ſuchen, um Seiner königlichen Hoheit dadurch nicht vielleicht gar mißfällig zu erſcheinen.

Der Kronprinz ſah ſich dadurch veranlaßt, den Grafen ſeiner höchſten Gnade zu verſichern, ihm wegen ſeines Geſchmacks an Fräulein von Gabel noch einmal zu loben und ihn ſogar aufzumuntern, dem Fräulein auf jegliche Weiſe zu huldigen, welches ihm und ihr gleich ſchmeichelhaft ſein würde.

Der Graf dankte und verſprach, den Wünſchen des Prinzen pünktlich nachzukommen.

Auf dem Jagdſchloß angekommen, verfügte ſich die Geſellſchaft zur Tafel, welche ſchon bereitet war. Das ruſſiſche Herrſcherpaar ſaß oben an, der engliſche Graf erhielt ſeinen Platz neben dem Prinzen, an ihm das Fräulein von Gabel, der glatte Bräutigam ſaß an der andern Seite neben dem Fräulein Ove. Es hatte ſich gefunden, daß der Graf ſich in däniſcher Zunge wenn auch nicht geläufig, aber doch verſtändlich auszudrücken vermochte. Dem Fräulein und dem Prinzen erging es mit dem Engliſchen ebenſo, und ſo machte man ſich verſtändlich, ſo gut es gehen wollte, und man bedurfte wenigſtens des Kammerherrn von Gersdorf nicht mehr zum Dolmetſcher.

„Ich habe heute zu verſchiedenen Malen Gelegenheit gehabt, Ihren Muth zu bewundern, mein Fräulein,“ ſagte der Graf im Verlauf der Unterhaltung zu Friederiken. „Mit welcher Unerſchrockenheit, die ich bisher nur an Männern wahrgenommen, drückten Sie Ihr Gewehr auf die Thiere des Waldes ab. Sie haben mich und jeden Mann beſchämt.“

„Wo iſt es denn auch ausgemacht, daß die Männer allein in Beſitz muthiger Eigenſchaften ſein ſollen?“ verſetzte das Fräulein. „Aus der Gewohnheit haben ſie ein Recht gemacht, wie in vielen andern Fällen, aber jede weibliche Natur, die ſich frei fühlt von den Schwächen, die man gewöhnlich weibliche nennt, kann ihnen doch wohl jenes angemaßte Recht ſtreitig machen? Es giebt wohl mehr muthige Frauen, aber ſie laſſen ſich niederhalten von der Macht der Gewohnheit und herkömmlicher Vorurtheile. Ich aber denke es nicht ſo zu halten.“

„Und das gewiß mit vollkommenem Rechte,“ bemerkte der Graf. „Jede Kraft in der Natur iſt vorhanden, um geübt zu werden, um ſich thätig zu zeigen. Sie haben mich entzückt durch die Beweiſe Ihrer männlichen Ausdauer; warum ſollte ich ſo grauſam gegen mich ſelbſt ſein, die Kraft einer weiblichen Seele nicht bis zu ihrer natürlichen Grenze zu verfolgen?“

„Bis zu ihrer Grenze? Was verſtehen Sie darunter, Herr Graf?“

„Nun, ohne Ihrem Muthe, dem ich, wie ſchon erwähnt, meine volle Bewunderung ſchenke, im geringſten nahe treten zu wollen, muß ich doch annehmen, daß ſelbſt die ſtärkſte Frauenſeele doch nur einen gewiſſen Horizont erreicht, über welchen hinaus dann das eigentliche Wirkungsfeld des wahren männlichen Muthes beginnt.“

„Wenn ich Sie recht verſtehe, ſo liegt auch in Ihren Worten ein Zweifel an der Möglichkeit, daß ein weibliches Weſen in allen Stücken einem Manne gleich ſei.“

„Sie werden mir zugeben, mein gnädiges Fräulein, daß es Fälle im Leben giebt, wo ſelbſt der muthigſte Mann nicht mit eilenden Schritten der Gefahr entgegen läuft?“

„Dann wird der muthigſte Mann ſich von einem Weibe beſchämen laſſen müſſen.“

„Sie ſetzen mich in das höchſte Erſtaunen, Fräulein.“

„Nennen Sie mir ſo ſchreckliche Fälle, deren Gefahr die muthigſten Männerherzen erzittern macht, oder vielmehr geben Sie mir Gelegenheit, Ihnen zu zeigen, daß ich jede Gefahr in jedem Falle verachte.“

„Das Grauen der Nacht, die Unheimlichkeit eines unbekannten Waldes, das plötzliche Mordgeſchrei einer Räuberrotte, die in der unheimlichen Beleuchtung einiger Fackeln aus einem Hinterhalt hervorbricht, das iſt z. B. ein ſolcher Fall.“

„Ein Fall, der Ihnen freilich ſehr nahe liegt," lachte die Dame, „und von deſſen Schrecken Sie noch erfüllt ſind. Ich wünſche in dieſem Augenblicke nichts ſehnlicher, als allein bei ſtockfinſterer Nacht und im dichteſten Walde mit jenen Räubern zuſammen zu treffen und Sie zu meinem unthätigen Begleiter zu haben."

„Zweifel zu äußern, wäre Unartigkeit gegen eine in jeder Hinſicht ſo ausgezeichnete Dame, aber den Wunſch kann ich wenigſtens nicht unterdrücken, daß Sie nie allein im Walde unter Räuber gerathen möchten. Ich wünſchte in dieſem Falle immer dabei zu ſein, wenn auch nicht als der unthätige Bewunderer Ihrer übermännlichen Tapferkeit."

Das Fräulein von Gabel wurde durch dieſe Andeutung eines Zweifels nur pikirter und trank haſtig mehre Becher Wein, die ihr der Graf füllte. Der Czaar aber war von ihren Aeußerungen ſo bezaubert, daß er ihr mit der natürlichen Wärme ſeines Ausdrucks die ſchönſten Dinge ſagte.

## 11.

## Der raubende Graf.

Die Tafel war aufgehoben und der Ball ſollte angeordnet werden, als dem Kronprinzen eine Meldung gemacht wurde, welche in ſeiner Nähe eine auffallende Bewegung verurſachte; man ſich drängte herbei und erfuhr, daß kaum eine Meile vom Jagdſchloſſe, unfern der Küſte im Walde die Räuber ſichtbar geworden ſeien, und man ſie leicht umkreiſen und fangen könne. Dieſe Nachricht hatte auf das Fräulein von Gabel eine aufreizende Wirkung. Während in der Geſellſchaft der Vorſchlag, einen Zug gegen die Räuber zu unternehmen, beſprochen wurde, zog ſie den Grafen bei Seite und flüſterte ihm zu: „Herr Graf, meine Wünſche gehen ſchneller in Erfüllung, als ich ahnen konnte. Ich fordere Sie jetzt auf, mich ſogleich heimlich nach dem Walde zu begleiten.“

„Wie? Sie wollten? Sie könnten, mein verehrtes Fräulein? — — Nein, es iſt nicht möglich! Ich habe Alles für Scherz genommen,“ rief der Graf erſtaunt.

„Keine Einwendungen, mein Herr!“ entgegnete die Dame. „Oder hat Ihr Muth jetzt ſchon bei dem bloßen Gedanken ein Ende, daß Sie mich begleiten ſollen?“ ſetzte Sie mit beißendem Spotte hinzu. „Zagen Sie nicht, Herr Graf, ich werde Sie zu beſchützen wiſſen.“

„Wie ausgeſucht grauſam!“ ſagte der Graf bitter. „Mit Ihnen ginge ich in den Tod. Ich fürchtete allein für Sie; kein Gedanke an mich kam mir in die Seele. Doch Sie zwingen mich, alle zarten Rückſichten bei Seite zu ſetzen, und Sie für dieſen Fall wie meinen Schlachtkumpan zu betrachten. Ich folge Ihnen.“

„Wohlan, ſo ſchleichen Sie ſich davon. Ich werde meinem Reitknechte Befehl ertheilen, unſere Pferde zu ſatteln und in einiger Entfernung von hier bereit zu halten. Laden Sie unterdeſſen meine Gewehre.“

Der Engländer ging, um nach dem Wunſche ſeiner neuen Freundin zu thun. Kaum war eine Viertelſtunde vergangen, als ſie bewaffnet aus dem Schloſſe trat.

„Eh' dieſe Menſchen zu einem Entſchluß kommen,“ ſprach ſie beherzt, „haben wir ſchon ein Dutzend der frechen Burſche unſchädlich gemacht.“ Sie beſtieg ihr Pferd. Der Graf reichte ihr die Büchſe, und im Fluge ſtürmten ſie davon.

„Ich dächte, wir hielten uns an der Küſte hin bis zum Walde,“ ſagte der Graf. „Wir verlieren die Richtung nicht, und nahe an der See ſind die Räuber geſehen worden.“ Mit dieſen Worten ſchlug er den bezeichneten Weg ein, ſie folgte harmlos, und in kurzer Zeit hörten ſie das Rauſchen der hohlgehenden See.

„Horch! Hörten Sie nichts?“ rief das Fräulein plötzlich. „Mir war's, als vernähme ich durch das Getöſe des Meeres hindurch einzelne Laute von Menſchenſtimmen.“

„Faſt will mich's ebenſo bedünken,“ verſetzte ihr Begleiter. „Sehen Sie! Hier bewegt ſich etwas. Halt! Wer da! Keine Antwort! Der Kerl verkriecht ſich! Wart, Burſche!“ Und augenblicklich drückte er ſeine Büchſe auf einen Buſch ab, in welchem ſich nichts geregt hatte.

„Ich muß geſtehen,“ ſagte das muthige Fräulein, „daß ich dort nichts bemerkt habe, und meine Augen ſind doch ſonſt ſcharf. Sollte Ihnen vielleicht Ihre ängſtlich bewegte Einbildungskraft einen albernen Streich geſpielt haben?“ Sie lachte; aber wie bald verſtummten dieſe ſpöttiſchen Laute! Ihr ſelbſt hatte die feinſte und raffinirteſte Schlauheit den allerſchlimmſten Streich geſpielt. Kaum war der Schuß gefallen, als ſie ſich von einem Haufen handfeſter Männer umringt ſah. Sie drückte muthig ihre Büchſe ab, aber ſie ſelbſt höhnend klang nur der Schnepper am Schloſſe; entſchloſſen griff ſie nach den Piſtolen in ihrem Gürtel, gleiches Schickſal neckte ſie; jetzt blieb ihr nur der Säbel übrig, aber ehe ſie Zeit gewann, ſich deſſelben zu bedienen, war ſie ſchon vom Pferde gezogen und entwaffnet.

„Guten Abend, Jungen!“ rief der angebliche Graf den vermeintlichen Räubern zu.

„Guten Abend, Kapitän,“ verſetzten dieſe. „Der Fang iſt Euch glücklich gelungen! Wir gratuliren! Die See geht aber auch verteufelt hoch und wir werden unſre liebe Noth haben. Es war die höchſte Zeit. Wenn Ihr eine Stunde ſpäter gekommen wärt, Kapitän, ſo hätten wir nicht auslaufen können.“ Alſo ſprachen die rüſtigen Matroſen, und die muthige Dame erkannte mit Entſetzen, in welche Falle ſie ihre Koketterie mit einem Uebermaß von Muth und Tapferkeit geführt hatte. Doch ſchnell war ſie gefaßt und ſprach mit weiblicher Würde: „Mein Herr, ich bin in Euerer Gewalt. Wer ſeid Ihr und was hat dieſe ſonderbare Scene zu bedeuten?“

„Es macht mir Freude, einer ſo ſchönen Dame jetzt mit voller Wahrheit dienen zu können. Ich bin zwar ein Engländer und heiße John Norcroß, bin aber Kapitän des ſchwediſchen Kaperſchiffs Graf-Mörner. Dieſe Scene, mein ſchönes Fräulein, hat weiter nichts zu bedeuten, als Sie gefangen nach Schweden zu führen. Meine Schaluppe liegt hinter dieſen Büſchen verſteckt, und Sie werden die Güte haben, mir in dieſelbe zu folgen.“

„Aber mein Himmel! Was geht mich der Streit der Könige von Schweden und Dänemark an? Was hab' ich mit Euch zu ſchaffen, Herr Schiffskapitän?“

„Und doch bin ich Ihretwegen unter fremdem

Namen und in dieſem Gallarock an die feindliche Küſte geſtiegen; nur Ihretwegen habe ich das Märchen von Räubern und Ueberfall erſonnen, nur Ihretwegen habe ich den Hofmann geſpielt. Doch kommen Sie jetzt in das Boot, wir haben keine Zeit zu verſäumen, und mein kleiner Helfershelfer wird bald hier ſein.“

Er bot der Dame den Arm; ſie ſchlug ihn aus und folgte an dem unebenen ſteinigen Geſtade durch Büſche und über Stöcke und Knorren bis an das abſchüſſige Ufer, wo ſie ſeine Hand annehmen mußte. Bald darauf wurde ſie von kräftigen Armen über den Bord der Schaluppe gehoben. Sie nahm in der Kajüte Platz und horchte mit geſpanntem Ohr den Befehlen des Kapitäns zum Aufbruch. Bald darauf langte Juel und der Matroſe, welche Jockey und Kutſcher geſpielt hatten, auf dem Boote an, und wurden mit Jubelgeſchrei begrüßt. Die Pferde wurden an einen Baum gebunden und die Schaluppe ſtieß ab.

„Herzensjunge!“ rief der Kapitän, „Du haſt Deine Sache vortrefflich gemacht!“ und damit umarmte er den Schiffsjungen. „Hätteſt Du nicht Jockey, Räuber, Spion und Botſchafter ſo gut geſpielt, wir ſäßen noch auf dem Jagdſchloſſe und müßten den Sturm abwarten, der jetzt drohend aufzieht, und fürwahr, da hätten wir in manche fatale Verlegenheit kommen können, oder wir hätten die däniſche Küſte ohne unſern ſchönen Fang verlaſſen müſſen, und das wäre nach unſerm Glück der ſchlimmſte Streich geweſen. Du ſollſt Deinen Lohn haben, Junge.“

„Streicht die Riemen!“ rief jetzt der alte Reetz beſorgt, „daß wir in's Fahrwaſſer kommen. Sputet Euch! In zwei Stunden iſt die See in voller Wuth.

Der Wind knurrt kannibaliſch, und den Strich von Nordweſt müſſen wir noch benutzen; ſo wie er umſpringt in Weſt-Süd-Weſt, geht der Tanz los.“

Juel hatte den Rock abgeworfen und ſaß ſchon auf der Ruderbank, ergriff eine Ruderſtange und arbeitete aus Leibeskräften. Der Kapitän ſetzte noch ein Segel auf den Bogſpriet bei und bald ſchoß das Schifflein über das höher und höher ſteigende Waſſer. Norcroß verfügte ſich, nachdem er ſeine Anordnungen getroffen, zu ſeiner Gefangenen, um welche bereits mehre Laternen angezündet waren, und ſie empfing ihn gerade nicht mit unfreundlichen Blicken.

„Ich bitte Sie, mein Fräulein, machen Sie ſich's in dieſem kleinen Waſſerhauſe ſo bequem als möglich,“ redete er ſie höflich an, „wir werden bald in ein größeres kommen, wenn anders der Sturm uns nicht andre Wege führt. und dann hoff' ich, Ihnen auch größere Bequemlichkeiten verſchaffen zu können. Freilich, die liebenswürdige Geſellſchaft des jugendlichen Kronprinzen und Ihres vortrefflichen Bräutigams werden Sie entbehren müſſen, dafür wird eine andre, Ihnen vielleicht nicht minder angenehme Geſellſchaft ſich beeifern, jeden Ihrer Wünſche mit der größten Zuvorkommenheit zu erfüllen.“

Friederike lachte bei Erwähnung ihres Bräutigams laut auf, hernach überblitzte ſie mit einem Auge voll Glut die ſchöne Geſtalt des Kapitäns. Jede Spur von Unwillen über ihren frevelhaften Raub war aus ihrem Geſichte verſchwunden, und es konnte kaum mehr zweifelhaft erſcheinen, daß ihr der ſonderbare Fall nicht unangenehm ſei. Auf die Anrede des Kapitäns erwiderte ſie ſelbſtgefällig: „Wer nur vermochte Euch ſolche Theilnahme an mir durch bloße Erzählung einzuflößen, und wie konntet Ihr aus einer ſolchen Beſchreibung meiner ſogleich eine ſo lebhafte Theilnahme an mir nehmen, daß Ihr von Schweden herüberkommt und Euch in die gefährlichſte Lage wagt, um nur mich zu rauben?“

Norcroß bat ſeine ſchöne Geraubte, ihr die Antwort bis morgen ſchuldig bleiben zu dürfen und ſich jetzt, wo möglich, dem Schlafe zu überlaſſen, während ſeine Pflicht ihn auf das Verdeck der Schaluppe rufe. Er wünſchte ihr gute Ruhe und ſie dankte ihm mit einem Gemiſche von Stolz und Zärtlichkeit. Als er unter ſeine Matroſen trat, las er einen ungewöhnlichen Ernſt in ihren Geſichtern. Wie es ſchien, hatte ſie der alte Reetz unterhalten; denn er erhob ſeine Stimme, deren Ton einen Anſtrich frommer Ergebung in den unabänderlichen Willen des allwaltenden Schickſals erhalten hatte, und fragte: „Meint Ihr nicht auch, Kapitän, daß wir auch ohne Pfaffen ſelig im Waſſer ſterben können?“

„Wie kommt Ihr doch plötzlich auf den Tod zu reden, Alter?“ entgegnete der Kapitän nicht ohne ein heimliches Grauen.

„Herr, ich bin hoch herauf in den Jahren,“ ſagte der Greis feierlich, „und ich fürchte mich, je älter ich werde, deſto mehr vor der Schande, auf dem Bette ſterben zu müſſen. Gott wird ein Einſehens mit einem alten Seemann haben, der auf dem Waſſer aufgewachſen iſt und mit jener Hülfe im ſalzigen Waſſer ſterben will. Ich denke, es kann dieſe Nacht Rath dazu werden. Nur dauert Ihr mich; Ihr habt gute Anlagen, und es hätte wohl einmal ein wackrer Schout-by-Nacht aus Euch werden können. Ferner dauern mich die jungen Burſche und vor allen der Kleine. Und ganz vorzüglich ärgert mich's, daß ſie eines Unterrocks halber, funfzig bis ſechzig Jahre zu früh ſich ſatt Seewaſſer trinken ſollen. Nehmt mir's nicht übel, Kapitän, aber ein Weib iſt ſolche gefährliche Fahrt nicht werth. Ich habe mich mein Lebtag nicht viel um das Weibsvolk bekümmert, und nie länger als nöthig war; ich wollte, Kapitän, Ihr dächtet auch in dieſem Stück ſo gut ſeemänniſch, wie in allen andern." In das gottergebene Geſicht des Alten hatte ſich der Ausdruck eines ſtillen Vorwurfs gemiſcht, und Norcroß entgegnete: „Seid mir nicht bös, Alter, und glaubt nicht etwa gar, ich habe mir das Weib zu Luſt und Kurzweil von Seeland geſtohlen. Nein, nein! Das hat ganz andern Grund, darauf habt Ihr mein Wort! Ich weiß auch, Ihr würdet in dieſem Falle ebenſo gehandelt haben, wie ich. Mit dieſer Erklärung Eueres Kapitäns werdet Ihr zufrieden ſein."

„Ich bin's!" ſagte Neetz kurz und deutete mit der Hand ſchweigend nach Weſten, wo eine ungeheure ſchwarze Wolkenwand ſich aufgethürmt hatte. Dann fügte er mehr zu ſich als zum Kapitän hinzu: „Ich bin auf dieſer Welt fertig und mit Allem zufrieden."

„Iſt es denn wirklich ſo ſchlimm?" fragte dieſer beſorgt. Neetz zeigte mit ſeiner ſtarken Knochenhand ſtatt aller Antwort auf das über ihnen raſch hintreibende Gewölk und das im beginnenden Sturme wild flatternde kleine Segel. Da begann der Kapitän ſtill im Herzen die kühne Fahrt zu bereuen, aber er ſagte kein Wort. Nach einigen Minuten war kein Segel mehr zu ſehen und das kleine Fahrzeug flog wie ein Wrack über die thurmhohen Wellen. Allmälig begann das empörte Meer jenen wunderbaren Schein von ſich zu geben, welchen die Naturforſcher der Electricität zuſchreiben und der gewöhnlich ein Vorbote oder Begleiter der Stürme iſt. Norcroß betrachtete ſchweigend, über den Bord des Bootes gelehnt, die ihm nicht neue Erſcheinung, aber er konnte keine Viertelſtunde geſtanden haben, als er einen weißen Schaum in Maſſe auf den fluthenden Wellen bemerkte.

„Wir ſtehen in Gottes Hand,“ ſprach er ſich umwendend zu Reetz, bemerkte aber zu ſeinem Erſtaunen, daß das Fräulein von Gabel neben ihm Platz genommen hatte, und mit ruhigen, todverachtenden Augen in den Kampf der Elemente ſah.

„Wie? Sie hier, mein Fräulein?“ rief er erſtaunt. „Ich wähnte Sie ſchlafend; für Sie iſt hier kein Aufenthaltsort.“

„Was haltet Ihr von mir, Kapitän,“ ſprach ſie mit verächtlichem Tone. „Glaubt Ihr, ich könne dem Tod nicht in jeder Geſtalt feſt in's Auge ſehen? O, mein Herr, wie ſehr irrt Ihr Euch in der Vorausſetzung, Mutter Eva habe mir ihre Schwachheit angeerbt. Ich ſage Euch, mein Herz fühlt ſich wunderbar bewegt und gehoben bei dieſem mir neuen Anblick. Ich ſehe den Tod vor Augen, ich weiß es, daß der Meergott vielleicht in einer Stunde ſchon meine naſſe Leiche küßt, und doch ſchwör' ich Euch zu, ich gäbe dies hohe Gefühl, welches mich jetzt durchfluthet, nicht für die Gewährung meines Lebens, nicht für die gewiſſeſte Ausſicht auf die glücklichſte Zukunft hin. Dies Sauſen der Wellen klingt mir wie das Lied der Weltenſchöpfung und Vernichtung, welches die Sterne einander zudonnern, dies Brauſen und Ziſchen des Waſſers iſt mir lieblicher als Nachtigallengeſang, dieſer tobende Sturm angenehmer als das Flüſtern des Frühlingswindes, dies empörte, in dumpfe Nacht gehüllte Meer reizender als ein Blumenfeld. Ich zittre vor Wolluſt dem Augenblicke entgegen, wo dieſe Bretter und Balken von einander fahren und zerberſten werden. Jetzt dank' ich Euch, Kapitän, dafür, daß Ihr mich aus Leidenſchaft geraubt, jetzt erwidere ich Euere Liebe. Ihr habt mir Augenblicke der Wonne bereitet, wie ſie mein Herz noch nicht empfunden.“ Ihr Auge ſtreifte mit leidenſchaftlicher Glut über ſein Geſicht; es leuchtete ſelbſt durch die finſtere Nacht, welche Alles umhüllt hielt. In des Kapitäns Herzen regte ſich etwas von warmer Bewunderung, die wärmer und leidenſchaftlicher zu werden drohte, aber er erſtickte das aufkeimende Gefühl, er drängte es mit Gewalt zurück, und gab ſich lieber dem Schmerze hin, die Dänin täuſchen zu müſſen. Da keine Hoffnung vorhanden war mit dem Leben davon zu kommen, ſo wollte er ihr nicht das Weh anthun, ſie dieſer Täuſchung zu entreißen, noch ſich erlauben, ſie noch mehr in ihrem Wahne zu beſtärken. Er ſchwieg deshalb abermals. Sie ſchien es nicht zu bemerken und fuhr fort: „Dieſe Augenblicke entreißen mich jenem quälenden Gefühl der Leere, womit mich der Umgang mit den Kreaturen am Hofe zu Kopenhagen erfüllte, erbärmliche Weſen, die den Namen Menſch ſchänden. Ach, Ihr könnt nicht glauben. mit welchem Ekel mein Herz erfüllt war, mit welcher Verachtung ich auf all' das Volk ſah, das mich umſchwärmte. Mein Leben war mir gleichgültig geworden, es war ein langweiliges Mahl ſchaaler Gerichte; Ihr habt ihm ein reiches Maß köſtlicher Würze beigemiſcht, und ein gütiges Schickſal will mir alle Entbehrungen vergelten und drängt ein ganzes Leben voll Genuß für mich in dieſe Stunde zuſammen. Wie dank' ich Euch, daß Ihr mich herausgeriſſen aus dieſem Elend!“ Sie hatte ſeine Hand gefaßt und drückte ſie mit Heftigkeit. Ihre letzten Worte verſchlang das Geheul des in wildeſter Wuth losbrechenden Sturmes. Das Meer glich jetzt Bergen und Thälern im ſteten Wechſel begriffen, und das Schifflein war der angſtgejagte Vogel, welcher über ſie hinſtreifte. Die Planken ſeufzten und dröhnten, als hätten ſie Leben und Gefühl, und nur aus dem Munde der Menſchen vernahm man keinen ängſtlichen Klageton, und doch war ein Kind auf dem Boote, Juel Swale, und ein Mädchen, Friederike von Gabel, aber Beide waren ſo außerordentlich, Beide litten ſo wenig an den natürlichen Schwächen ihres Alters und Geſchlechtes, daß ſie nicht ſowohl ruhig und gefaßt waren, wie die Andern, ſondern vielmehr mit einem gewiſſen Entzücken den Sturm betrachteten; Friederike, weil ſie weniger an den Tod dachte, als an den Genuß der gegenwärtigen Augenblicke; Juel, weil er ſich vor dem Tode nicht fürchtete und ſeine ganze Ehre darein ſetzte, während des Sturmes und bis zum rettungsloſen Untergange des Bootes kein Haar breit von ſeiner Pflicht zu verſäumen. Der brave Junge dachte aus Pflichteifer nicht an ſich, die Dänin aus Selbſtvergeſſenheit im Genuſſe eines ihr bis jetzt unbekannten Wonnegefühls.

Schweigend ſahen die Müßigen, wie die Arbeitenden, in die Nacht und das Meer; das gewaltige Sauſen des Sturmes machte alles Reden überflüſſig, und nur die nächſte Umgebung des Steuermanns horchte dann und wann ſeinen bedeutungsſchweren Worten, die wie die Orakelſprüche der Pythia einzeln, abgeriſſen und von den grellen Farben einer ſinnverwirrenden Seherkraft angeſchauert, und mehr für ſich als für And're geſagt, aus ſeinem greiſen Munde hervorquollen. „Wenn wir ſo fort treiben,“ ſagte er, „ſo ſchmettert uns der Sturm in einer Stunde an die ſchoniſchen Felſen; aber ich denke, die Wellen werden uns früher verſchlingen.“ Und als ob ſeine Prophezeihung ſchnell in Erfüllung gehen ſollte, ſtürzte einen Augenblick darauf ein Waſſerberg auf das Verdeck des Bootes, die Welle fluthete darüber hin, und eine Minute lang ragte nichts weiter als die dünne Segelſtange der Schaluppe über die ſchäumenden Gewäſſer. Als ſie wieder emportauchte, oder vielmehr von der folgenden Welle emporgeſchleudert wurde, waren einige von der auf der Ruderbank arbeitenden Matroſen mit hinabgeriſſen in den ziſchenden Keſſel der gewaltigen Wogen; ach! auch Juel Swale war unter ihnen; ſeine phyſiſche Kraft hatte der wilden Gewalt der Welle nicht zu widerſtehen vermocht. Der entſchloſſene Kapitän hatte beim plötzlichen Andrange des Waſſers die heldenmüthige Jungfrau erfaßt; Beide hielten ſich umſpannt und das Bord umklammert. Der alte Reetz hatte ſich am Steuer erhalten, die Andern an den Stangen und Bänken, vor welche ſie geſchleudert worden waren. Das Fräulein war nichts weniger als erſchrocken, ſondern raffte ſich auf, triefend und unſichern Schrittes, um ſich an einen feſten Gegenſtand anzuhalten, damit ſie nicht durch die Stöße des Sturmwindes ebenfalls über Bord geſchleudert werde. Der Kapitän aber ſtürzte wie ein Wahnſinniger nach den Tauen, die Matroſen ſtanden ihm bei, und in einem Augenblick hingen mehr den ſechs Tauenden und Strickleitern in das Meer hinab und das jammernde Geſchrei des Kapitäns: „Juel! Juel!“ durchſchnitt ſelbſt das Geheul des Windes. Und wirklich ſah man gleich darauf am Kiel des Schiffes ein paar Köpfe aus dem Schaum emportauchen, man warf ihnen die Taue zu, und der leichte Juel ſchwang ſich in die Schlinge, welche Norcroß geknüpft hatte. Der Kapitän zog den geliebten Jungen raſch herauf, während die Matroſen einen ihrer Kameraden wieder am Bord hoben, zwei

Andre aber raffte ihr Geſchick dahin; man wurde zwar des Einen anſichtig und gab ſich alle Mühe, ihm ein Tau zuzuwerfen, aber der Sturm riß das Schifflein mit Blitzesſchnelle weiter, die Wogen trieben über ſie dahin und das unerbittliche Meer hielt ſeinen Raub feſt. Da der Sturm immer wüthender raſ'te, ſo machte man ſich nicht allein auf mehre ſolcher Fälle, ſondern auch auf den gänzlichen Untergang des Bootes gefaßt. Reetz hatte bis jetzt vergebens geſucht, der Schaluppe durch das Steuer eine etwas andre Richtung zu geben, plötzlich ſprang aber der Wind um, von Weſt-Nord-Weſt auf Nord-Weſt.

„Wir gehen einen Strich mehr Steuerbord,“ ſagte Reetz; „wenn der Wind auf dieſer Linie bleibt, treiben wir vielleicht auf die falſterboer Bank, und da iſt auch nichts gebeſſert; denn erſaufen müſſen wir auch dort.“

Obgleich Norcroß den gewiſſen Tod vor Augen ſah, ſo war er doch erfreut, ſeinen geliebten Jungen demſelben für den Augenblick entriſſen zu haben, und beſchäftigte ſich allein mit ihm. Friederike konnte ſich nicht ſatt ſehen an der Majeſtät des zürnenden Meeres, in ſo vieler Beziehung ihr ähnlich und verwandt. Sie fühlte die ſcharfe ſalzige Näſſe nicht, ſie fühlte die Kälte der Herbſtnacht und des ſchneidenden Windes nicht.

In dieſem Zuſtande mochte ungefähr eine halbe Stunde vergangen ſein, als das Schiff plötzlich einen Stoß erhielt, der faſt Alle zu Boden warf, dabei wurde ein ſchrillender Laut gehört, und einen Augenblick darauf bemerkte man, daß das Boot ſtill ſtand. Als Friederike von der gewaltigen Erſchütterung wieder zur Beſinnung kam, ſagte Reetz zum Kapitän: „Ich müßte nicht ein geborner Däne und mein Lebe-

BIBL. VNIVERS. LIPS.

lang dieſe Waſſerſtraße gefahren ſein, wenn ich nicht wiſſen ſollte, daß dies die falſterboer Bank iſt. Der Sturm hat uns aber ſo hoch hinaufgeworfen, daß wir hier nicht einen halben Faden haben können, und daraus iſt zu ſchließen, daß wir nicht weit vom Lande ſind, und ſo Gott will, morgen nicht lange unbemerkt bleiben."

„Ich habe nicht Luſt, den Tag hier abzuwarten," verſetzte Norcroß. „Die Dänen möchten uns eher bemerken, als die Bewohner der Landzunge. Glaubt Ihr nicht, daß einer unſerer Jungen von hier aus Land erreichen könnte?"

„Es iſt ein Wagſtück und kann gelingen, aber der Burſche kann auch morgen Fiſchfraß ſein. Nun was thut's? Eine Mandel oder ein Schock Jahre früher oder ſpäter. Für die Fiſche ſind wir einmal beſtimmt, und Schande dem Seemann, der ſich von ekelhaften Würmern freſſen läßt!"

Der Kapitän forderte einen Freiwilligen, der den gefährlichen Gang in der Nacht durch das Meer unternehmen wollte, aber ſie meldeten ſich Alle und Keiner wollte zurückſtehen, ja der kleine Juel war verwegen genug, ſich auch unter die Bewerber zu ſtellen. Der Kapitän las den Stärkſten und Größten aus, einen Mann von den beſten Jahren, und dieſer rüſtete ſich ſofort zu dem gefährlichen Marſche. Der greiſe Steuermann erhob ſich von ſeinem Sitze, wo er nun ohnedies unbrauchbar geworden war, um den Matroſen über die muthmaßliche Richtung des zu nehmenden Wegs zu unterrichten. „Nimm Deinen Riemen, Gunde," ſprach er ernſt, „und ſchwing' Dich vom Bord hinab in das feuchte Waſſer; geh' mit Gott und gutem Muthe vorwärts. Mit der Stange fühle vorſichtig, ob Du fußen kannſt und wie tief, ferner wehin ſich die Bank zieht. Soviel ich mich erinnere, geht's von hier aus Backbord; halte Dich alſo dahin. Haſt Du Glück, ſo mußt Du an einem Rothſchieferfelſen, auf welchem ein Häuflein Eichen beiſammenſtehen, an's Land kommen. Die Bäume mußt Du in der Nacht ſehen. Falle dann vom Winde ab und ſuche Steuerbord Land zu gewinnen. Biſt Du oben, ſo drehe Dich ſogleich nordweſtlich, und in Zeit einer Viertelſtunde mußt Du in Falſterbo ſein. Was Du dort zu thun haſt, wird Dir der Kapitän befehlen. Sollteſt Du Unglück haben und auf Tiefen ſtoßen, die Du Dir nicht zu durchwaten getraueſt, ſo verlaß' Dich auf's Schwimmen; ich weiß, Du ſchwimmſt wie eine Waſſerratte. Halte Dich aber immer hübſch Backbord und fühle zuweilen mit dem Riemen, ob Du wieder fußen kannſt, damit Du nicht von der Bank abkommſt. Sollteſt Du das merken, ſo mußt Du Dich freilich Steuerbord halten. Behüt' Dich Gott!“

Der Kapitän befahl dem Matroſen unverzüglich mit einem Lootſenſchiffe aus Falſterbo auszulaufen und ſich durch Schüſſe kund zu geben, er wolle ebenſo antworten. Hierauf ſchürzte ſich der braungebrannte Mann und ſchwang ſich an ſeiner Ruderſtange in's Meer. Es reichte ihm nicht bis an die Bruſt. Langſam und vorſichtig watete er vorwärts, das Ruder ſo gebrauchend, wie es ihm Reetz geheißen hatte, und bald war er in der Dunkelheit der Nacht den ſpähenden Blicken ſeiner Kameraden, die ihn ſämmtlich um dieſen abenteuerlichen Weg beneideten, entſchwunden. Juel weinte Thränen vor Verdruß, daß ihn der Kapitän nicht über die Sandbank geſchickt, und gab ſich ſelbſt dann noch nicht zufrieden, als ihm Norcroß begreiflich machte, daß das Waſſer, welches Gunde bis an die

Bruſt reichte, ihm nothwendiger Weiſe über den Kopf gehen müſſe.

Der Kapitän ſchickte ſich an, ſeine Gewehre in Ordnung zu bringen, ſtellte Wachen aus und befahl den Uebrigen, ſich einige Stunden zur Ruhe zu legen. Auch das Fräulein erſuchte er höflich, ein Gleiches zu thun. Da ſie aber ſchweigend das Haupt ſchüttelte, ſo erklärte er, daß er des Schlafs bedürftig ſei, und verfügte ſich — eigentlich nur, um nicht in ihrer Geſellſchaft bleiben zu müſſen — nach ſeiner Hängematte. Mit mancherlei Plänen beſchäftigt, verfiel er endlich in Schlummer. Ein Schuß ſchreckte ihn auf; es war ein Signal für die Lootſen, welche ſich gemeldet hatten. Norcroß fuhr auf und begab ſich wieder auf's Verdeck; Friederike ſtand dort noch in derſelben Stellung, umbrauſt von dem Geräuſch der ungeheuren Wellen, die, eine die andere drängend, ſich an die Sandbank heranwälzten, am Boote brandeten, auch wohl zuweilen über daſſelbe hinflutheten, aber das Schifflein nicht wieder flott machen konnten. Das Lootſenſchiff nahte mit Gefahr nur langſam, der Schein der Fackeln auf demſelben beleuchtete weithin ſeltſam das empörte Meer in verwirrten Lichtern. Die Matroſen ſchoſſen noch einige Mal mit ihren Büchſen, doch war ihnen die Blitzesflamme des Pulvers förderlicher, als der Knall der Gewehre, welcher ſchon in der Entfernung einiger Schritte vom Lärm des Windes und der Wellen übertäubt wurde. Nach einer Stunde waren die Lootſen da. Der Matroſe hatte ſeinen gefahrvollen Weg glücklich gemacht und ſtattete dem Kapitän umſtändlichen Bericht über ſeine ſonderbare Fahrt ab, die theilweiſe anders ausgefallen war, wie Reetz angedeutet hatte.

Da es gefährlich und ſchier unmöglich war, die

Schaluppe flott zu machen, ſo begab ſich die ganze Mannſchaft allmälig in den von den Lootſen ausgeſetzten flachen Kahn, welcher bis an die Schaluppe heran konnte, auf das Lootſenſchiff und die Rückfahrt wurde mit aller Geſchicklichkeit erfahrner und mit Sturm und Gewäſſern wohlvertrauter Seeleute angetreten, und ſo war Falſterbo bald erreicht. Norcroß zahlte die Lootſen aus und befahl zweien Matroſen, hier zurückzubleiben, und am folgenden Tage, ſobald ſich der Sturm gelegt, ihm die Schaluppe nach Yſtad nachzuführen. Für ſich und das Fräulein miethete er ein paar Pferde, die Matroſen gingen zu Fuße, und ſo trat die Schiffsmannſchaft die Landreiſe an der Küſte hin nach Yſtad an. Die donnernde Brandung des Meers an dem weißfelſigen Ufer, das Sauſen des Sturmwindes über die Uferheide verleidete den Nachtwandlern die Unterhaltung. Das Fräulein war ſchweigſam und in ſich gekehrt.

Der Morgen war bereits trüb und weinerlich durch Wolkenflore über das Meer geſtiegen, als ſie in Yſtad anlangten, und ſich ſofort in den Hafen begaben. Norcroß hob ſeine ſchöne Gefangene vom Pferde und wollte ſie eben in das Schiffshaus führen, als mehre Leute von der Fregatte und dem erbeuteten Schoner freudig herauseilten, ihren Kapitän zu begrüßen. Unter ihnen befand ſich auch jener angebliche Joſeph Flaxmann. Aber kaum hatte das Fräulein von Gabel dieſen jungen Mann erblickt, als ſie, die Muthige, alle Faſſung verlor, und plötzlich von der Schwäche ihres Geſchlechts, gleichſam ſie ſelbſt zu rächen an ihrer Verwegenheit und Ueberhebung, beſiegt, erbleichte, zitterte und aller Kräfte beraubt, mit einem Schrei in des verwunderten Norcroß Arme ſank.

## 12.

# Des Kaperkapitäns Jugendgeſchichte.

Der Graf-Mörner ging mit vollen Segeln die Oſtſee hinauf und führte den däniſchen Schoner im Schlepptau, um alſo im Triumph im Hafen von Stockholm einzulaufen. Die Sonne beſtreifte in ſchräger Richtung das Verdeck der Fregatte, auf welchem man, in der Nähe des Bogſpriets die chargirten Perſonen von beiden Schiffen an einer langen Tafel verſammelt ſah. Den Ehrenplatz an derſelben hatte die einzige Dame am Bord des Schiffs, die ſchöne Friederike von Gabel, eingenommen. In ihrem Geſichte waren die Spuren eines großen Schmerzes ſichtbar, den ſie vergeblich zu bekämpfen ſich bemühete. Still und in ſich gekehrt ſchaute ſie vor ſich hin auf die Reſte des Mahles, welches der Kapitän allen Standesperſonen auf beiden Schiffen zu Ehren gegeben hatte. Als die übrigen Gäſte befanden ſich am Tiſche, der däniſche gefangene Lieutenant, der Franzoſe Courtin, der geheimnißvolle Flaxmann, der Lieutenant Gad, der Schiffschirurgus Habermann, der Steuermann Reetz, der Oberbootsmann Pehrſohn; außerdem auch noch Juel Swale und der Matroſe, welcher über die Sandbank an's Land gewatet und geſchwommen war, welche Beide dieſe Ehre für die ausgezeichneten Dienſte, die ſie geleiſtet, genoſſen. Norcroß war heiterer als an andern Tagen; denn eine trübe Wolke hatte ſich ſeit dem Mädchenraub von Seeland auf ſeine Stirn gelagert. Dieſe Stimmung benutzten ſeine Freunde, um ihn mit Bitten zu beſtürmen, daß er ihnen die wunderbare Geſchichte ſeines Lebens erzähle, wie er ihnen, und vorzüglich Flaxmann, ſchon lange verſprochen hatte. Der Schlot der Schiffsküche dampfte von neuem, ein köſtlicher Geruch drang zu den Naſen der Gäſte; Meiſter Habermann ſchnalzte bereits mit der Zunge, und bald trug der flinke Schiffskoch die rauchende Bowle auf den Tiſch. Man vernahm ein leiſes Beifallsmurmeln aus einigen ſtark bebarteten Geſichtern, die Gläſer wurden voll geſchenkt, das Gebräu geprüft und für gut befunden, dann der Kapitän mit neuen Bitten beſtürmt, ſo daß er nicht länger widerſtehen konnte. Jedes Ohr lauſchte geſpannt, und er begann: „Ihr wollt wiſſen, auf was für Art und Weiſe ich das geworden bin, was ich jetzt bin, und fürwahr, mein Leben iſt mannigfach genug, Einen vom Mittag an bis zum Abend zu unterhalten. Es iſt nicht meine Sache, viel Redens davon zu machen, ſo wie ich überhaupt nicht freigebig mit Mittheilungen bin; doch weil Ihr die Erzählung meiner Schickſale Alle einſtimmig und heftig begehrt, ſo mag es denn ſein.

„Meine Geburt hat ſchon einen außerordentlichen Anſtrich und iſt die Vorbedeutung eines außerordentlichen Lebens geweſen. Faſt will es mich bedünken, daß ich zum unſtäten Leben eines Seemannes von Anbeginn beſtimmt ſei, denn ich wurde unter Gottes freiem Himmel an der Meeresküſte, zehn Schritte vom rauſchenden Waſſer der Nordſee, ohnfern Liverpool geboren. England iſt alſo mein Geburtsland. In der Nacht vom 23. bis zum 24. April 1688 bin ich zur Welt gekommen und bin alſo nicht ganz ſieben Wochen älter, als der Prätendent und ſtehe jetzt im neunundzwanzigſten Lebensjahre. Mein Vater Georg Norcroß war Major in den Dienſten des unglücklichen Königs, Jacob des Zweiten, des Vaters des Prätendenten und war dem königlichen Hauſe treu ergeben bis an ſeinen Tod. Meine Mutter war aus dem altengliſchen Adelsgeſchlechte der Rigbeyer. Sie war ſehr ſchön, aber ihre Armuth kam im Verhältniß ihrer Schönheit gleich. Mein Vater beſaß ebenfalls keine Glücksgüter. Dies war ihrer Verbindung ein großes Hinderniß; denn mein mütterlicher Großvater gedachte mit den Reizen ſeiner Tochter einen reichen Freier herbei zu ziehn und vielleicht durch ſie wieder in die Gunſt des Hofes zu kommen, aus welcher ſeine Familie ſchon lange Jahre durch Kabale verdrängt worden war. Aber das Haus Norcroß war nicht nur ſo arm wie das Haus Rigbeyer, es ſtand auch ebenfalls nicht gut angeſchrieben bei Hofe. Meine Eltern liebten ſich demnach lange ohne Hoffnung, obgleich mein Vater von meinem mütterlichen Großvater geſchätzt wurde. Endlich beſiegten die rührendſten Bitten der beiden jungen Leute das Herz des Alten, er gab ſeine Einwilligung zu ihrer Verbindung, obgleich mit Bangen, das Land um eine arme hülfloſe adlige Familie vermehrt zu haben. Die ganze Landſchaft Lancaſhire wünſchte dem ſchönen Paare alles Glück, aber dieſer Wunſch ging ſo ganz und gar nicht in Erfüllung, daß mein Vater einige Monate nach ſeiner ehelichen Verbindung als des Königs Dienſtmann zum Heere entboten wurde und ſeinem Herrn nach Irland folgen mußte. Der Bürgerkrieg begann in Großbritannien. Jedermann weiß die Folgen deſſelben. Ich übergehe den Schmerz meiner Mutter, der mit der Zeit größer wurde, ſo daß ſie ſich zum Staunen ihrer Verwandten und Bekannten entſchloß, ihrem Gatten nach Irland nachzureiſen. Sie machte alle ihre Mittel zuſammen und ging mit dem Beginn des Frühlings nach Liverpool. Dort fand ſie bald ein Schiff, welches nach Irland ſegelte, und verfügte ſich an Bord deſſelben; aber der Wind war ungünſtig; das Schiff mußte faſt eine Woche vor Anker liegen bleiben. Und hier auf dieſem Schiff überraſchten meine Mutter die Geburtsſchmerzen. Ein mitleidiger Matroſe lief im Hafen von Haus zu Haus, um der Kreiſenden einen Aufenthaltsort zu erbetteln, aber die eiſerne Zeit, welche über England gekommen war, erſtickte jedes menſchliche Gefühl. Der gräßliche Bürgerkrieg wüthete in Englands Eingeweiden; der Sohn fürchtete den Vater, der Vater den Sohn, der Bruder haßte den Bruder, jedes heilige Band war zerriſſen, Verdacht, Feindſchaft, Mißtrauen, Verrath beherrſchten die Gemüther. Eines jeden Mannes Haus war ſeine Feſtung. Niemand getraute ſich recht, die Thür deſſelben zu öffnen, aus Furcht vor ſeinem nächſten Nachbar. Wie hätte man ein fremdes Weib aufzunehmen ſich unterſtanden, die da gebären wollte? Die Matroſen bauten alſo ſchnell eine Wand von Steinen, Holz, Raſen und Meergras auf, trugen meine Mutter dahinter, und hier wurde ſie unter dem Beiſtande einiger Schifferfrauen glücklich nach Mitternacht entbunden. Die muntern Seeleute hatten alle eine große Freude über mich, ich wurde zuerſt in Seewaſſer gebadet und vom Schiffkaplan mit Seewaſſer getauft. Jeder beeiferte ſich, meiner Mutter zu dienen, und zwölf Stunden nach meiner Geburt ging ich in See; ich wanderte in Windeln gehüllt aus den Armen eines Matroſen in die eines andern; die Engelſchönheit und Milde meiner Mutter machte ihr die roheſte Natur dienſtbar.

„Unſere Reiſe nach Irland war nicht ohne Widerwärtigkeiten; die ſchlimmſte war ein arger Sturm, der uns Nachts überraſchte und dermaßen zuſetzte, daß der Kapitän das Schiff für verloren gab. Der Sturm warf das stark beſchädigte Schiff, als die Anſtrengung der Matroſen das eindringende Waſſer nicht mehr auszuſchöpfen vermochte, eben als es verſinken wollte, an die Küſte der kleinen Inſel Man, und durch dieſen Zufall wurden wir gerettet. Die abergläubiſchen Bewohner dieſes Eilands nannten unſere Rettung ein Wunder und ſchrieben ſie einſtimmig — ſonderbar genug — mir zu. Die Inſel Man führt nämlich einen Adler, der ein Wickelkind in den Krallen hält, in ihrem Wappen und ein eingewundenes Kind iſt ihr Wahrzeichen und ihnen deshalb heilig. Da ich nun um Mitternacht unter Sturmbrüllen gleichſam von der Hand Gottes an ihre Ufer geſchleudert worden war, ſo hielten ſie dieſen Umſtand für ein höheres Zeichen und kamen Tags darauf in Menge, mich als ihren König zu begrüßen und meiner Mutter Anerbietungen der ſeltſamſten Art zu machen. Sie war klug genug, die Richtigkeit derſelben einzuſehen, und reiſete mit mir, ſobald das Schiff wieder in brauchbaren Stand geſetzt war, mit vielen Geſchenken und noch weit mehr Segenswünſchen der Einwohner überhäuft nach Irland. Hier fand ſie Alles in der größten Verwirrung. Die königliche Partei war geſchlagen, das Heer des Königs Jacob verjagt; er ſelbſt hatte den Kopf verloren und war ohne triftige Gründe aus ſeinen Staaten nach Frankreich geflohen. Seine Getreueſten waren ihm nach St. Germain unter dem Schutze Ludwig's des Vierzehnten gefolgt; unter ihnen mein Vater. Troſtlos und verzweifelt mußte meine Mutter mit mir nach England zurückkehren. Sie hat ihren Gatten nie wieder geſehen; denn ſein Name war mit unter den

Geächteten und Verbannten, deren Urtheil der Oranier ausſprach, als er die ſeinem Schwiegervater geſtohlene engliſche Krone auf ſein Haupt geſetzt hatte. Obgleich meine Mutter oft dem Mangel ausgeſetzt war, ſo wurde ich doch gut und ſtandesmäßig erzogen, fleißig unterrichtet und zu allen ritterlichen Uebungen angehalten. Man kann ſich denken, daß ich das Herzblatt meiner unglücklichen Mutter war, und es iſt deshalb eben ſo natürlich, daß ich als einziges Kind und ohne Leitung meines Vaters verzogen wurde. Die größte Luſt zum Seeweſen mußte mir angeboren ſein, aber meine Mutter hatte keinen Gefallen daran. Ihren Wünſchen nach ſollte ich mich dem Studium irgend einer Wiſſenſchaft widmen und zu dieſem Zwecke trennte ſie ſich von mir und that mich zu einem Doktor Cheſinghall, Prieſter zu Barking in Eſſex. Bei dieſem rechtſchaffenen Mann, deſſen Andenken mir immer theuer ſein wird, blieb ich einige Jahre und lernte fleißig, was er mir aufgab. Hierauf brachte er mich mit väterlicher Vorſorge nach London auf die hohe Schule und miethete mich in das Haus eines ſeiner Verwandten, eines Weinſchenken. Dort ſollte ich nun recht ſtudiren; aber die Abſichten meines guten Lehrers gingen ſchlecht in Erfüllung. Der Weinſchenk zog mich, ſtatt zu den Wiſſenſchaften anzuhalten, wie ihm Doktor Cheſinghall anbefohlen hatte, vielmehr von denſelben ab und brauchte mich zu ſeinem Kellner. In dieſem Hauſe ging es lüderlich zu, und ich fand Geſchmack an einem müßigen, unordentlichen Leben. Ich war damals vierzehn Jahre alt, und Gott weiß, welch' ein Taugenichts aus mir geworden ſein würde, wenn ſich nicht plötzlich Alles geändert hätte. Der Weinſchenk machte nämlich bankrott und ging bei Nacht und Nebel von dannen.

Kurze Zeit vorher fand ein Vorfall ſtatt, der einen tiefen und bleibenden Eindruck auf mich machte, ſo daß ich mich jetzt kaum der Thränen enthalten kann, wenn ich daran denke. Es trat nämlich eines Tages ein ſchöner ſtattlicher Mann mit Anſtand und Würde, obgleich in ärmlichen Kleidern in die Schenkſtube und forderte eine Flaſche Wein. Mich zog es wunderbar zu ihm hin; ich konnte nicht unterlaſſen, ihn anzureden, er antwortete mir freundlich und ſo kamen wir bald in Geſpräch. Endlich fragte er mich nach meinem Namen, Geburtsort und Familienverhältniſſen. Als ich ihm hierauf freimüthig Alles entdeckte, bemerkte ich eine ſonderbare Bewegung an ihm. Meine Zuneigung zu ihm wuchs mit jeder Minute. und als er nun ging, folgte ich ihm durch die Thür, um mit ihm allein zu ſein. Nun fragte ich ihn zutraulich, ob es nicht möglich ſei, daß ich ſtets um ihn ſein könne? Ich erzählte ihm von der ſchlechten Wirthſchaft in dem Weinhauſe, von der Mittelloſigkeit meiner Mutter, von meiner unbezwinglichen Luſt zum Seeweſen und dem Widerwillen meiner Mutter dagegen. Ich fragte ihn, ob er nicht wieder zur See gehe und beſchwor ihn, mich mitzunehmen und ſollte es nur als ſein Diener ſein. Hierauf gab er mir das Verſprechen, für die Verbeſſerung meiner Lage zu ſorgen und zur Erreichung meiner Wünſche Alles beizutragen, was in ſeinen Kräften ſtehe, und deshalb werde er den folgenden Tag wieder in unſern Weinſchank kommen, um heimlich das Nähere mit mir abzureden. Ich konnte die ganze Nacht nicht eine Minute ſchlafen; mein Kopf ging mit den ſeltſamſten Plänen ſchwanger, und der Grundſtein all' meiner Luſtſchlöſſer war der fremde Mann. Er hielt Wort. Kaum aber war er in's Haus getreten, als er mich in ein

Nebenzimmer zu ſich rufen ließ, wo er mir unter vier Augen entdeckte, daß er mein Vater ſei. Die Gefühle meines Herzens in dieſem Augenblicke dulden keine Beſchreibung. Ich war unausſprechlich glücklich. Dem ſchon lange todtgeglaubten Vater lag ich im Arm, ſein Mund drückte den erſten Kuß der Liebe auf meine Stirn. Hierauf vertraute er mir, daß er nur im tiefſten Incognito in London lebe, und daß es ſein Tod ſein werde, wenn man ihn entdecke oder ſeinen wahren Namen erführe; auch verſprach er mir, er wolle, ſobald ſeine Geſchäfte in London abgemacht ſeien, mich mit nach Frankreich nehmen. Die Bitte, noch einmal meine Mutter zu ſehen, ſchlug er mir ab, aus Beſorgniß, dadurch verrathen zu werden. Ich machte mich heimlich zur Abreiſe bereit, aber denkt Euch meinen Schrecken, als ich plötzlich den Tod meines Vaters erfuhr! Man hatte in ihm einen Spion des Königs Jacob vermuthet und ihm Gift gegeben. So hatte ich nicht nur den Schmerz, meine Pläne vereitelt zu ſehen, ſondern auch einen gütigen, kaum gefundenen Vater zu beweinen. Bald darauf entkam der Weinſchenk durch heimliche Flucht, auf welche er mir eine kleine Summe, die ich theils von meiner Mutter, theils von meinem Vater und Freunden allmälig zum Geſchenk erhalten hatte, mitnahm. Ich war nun ohne Mittel und Hülfe und hatte zum Studiren keine Luſt. Der Gedanke, als ein Taugenichts zu meiner Mutter zurückzukehren, war mir unerträglich. Meine alte Neigung ſpornte mich, mir mit eigener Hand meine Lebensbahn zu brechen. Ich hörte, daß einige Schiffe ausgerüſtet würden, in der ſpaniſchen See zu kreuzen, und ich wandte mich an einen Schiffskapitain, Namens Simſon Bourn, der oft unſere Weinſtube beſucht und mir Wohlwollen gezeigt hatte, mit der Bitte, mich auf ſeinem Schiff, der Feuerbrand, als Kadett mitzunehmen. Bourn fügte ſich meinen Wünſchen, aber ich ſollte ohne Sold dienen, und hatte doch kein Geld. An die Freunde meiner Mutter in London durfte ich mich nicht wenden; ich wußte, daß ſie ſich alle meinem Vorhaben einmüthig widerſetzen und meiner Mutter Nachricht davon geben würden. Nun hatte ſich mein Vater heimlich bei einem Uhrmacher und leidenſchaftlichen Anhänger des Hauſes Stuart in London aufgehalten und mich mit demſelben bekannt gemacht. Dieſer Bürger Namens Townſend hatte ſtets viel Gutes von meinem Vater genoſſen, und kurz vor ſeinem unglücklichen Ende hatte mir der Letztere geſagt, ſobald ich Geld bedürfe, ſollte ich mich nur an den Uhrmacher wenden. Auch wußte ich, daß Townſend mit meiner Mutter nicht in der geringſten Verbindung ſtand. Ich muß geſtehen, es koſtete mich Ueberwindung, mich an den Bürger zu wenden; denn mein Adelsſtolz war erwacht, und die chimäriſchen Pläne meiner jugendlichen erhitzten Phantaſie vermehrten denſelben auf's Aeußerſte. Aber ich mußte endlich in meiner Hülfloſigkeit aus der Noth eine Tugend machen und in einen ſauern Apfel beißen, wollte ich nicht vom Feuerbrand bleiben. Ich ging zu dem Uhrmacher und enthüllte ihm mein Begehr. Er zeigte ſich ſehr bereitwillig und ſtreckte mir nicht nur die verlangte Summe vor, ſondern gab mir auch eine Anweiſung, die nicht unbeträchtlich war, auf einen Kaufmann in Liſſabon. Wer war vergnügter als ich! Der Tag der Abreiſe war feſtgeſetzt, und ich ging, um von dem gütigen Townſend Abſchied zu nehmen. Da legte er mir ein ſchriftliches Inſtrument zur Unterſchrift vor, worin ich mich zur Schuld bekennte; Townſend verſprach mir darin, ſich auch fernerhin meiner väterlich anzunehmen und mir zum londoner Bürgerrecht zu verhelfen, ſobald ich mich würde als in ſeinem Dienſte ſtehend in die Stadtliſte einſchreiben laſſen. Und hierzu ertheilte ich ihm mit meiner Unterſchrift die Vollmacht. Die Sache war mir unangenehm, aber was hätte mein freudevolles dankbares Herz nicht Alles unterſchrieben! Ueberdies war ich voll unbegränzter Ruhmſucht; die ſeltſamſten Hirngeſpinnſte meines Jünglingskopfs zeigten mir mich als See-Kapitän, Schout-by-Nacht, Admiral; ich wollte die Welt mit meinem Namen erfüllen, ich fühlte Kraft in mir, das Unmögliche zu leiſten. Und was konnte es ſchaden, wenn ich Bürger von London war? Konnte ich nicht Lord-Mayor oder Ober-Präſident und Admiral zugleich werden? Ferner hatte ich zu dem Uhrmacher ein gränzenloſes Vertrauen und keine Ahnung von einer Falſchheit. Ich unterſchrieb alſo das Inſtrument, und reiſte nach einigen Tagen auf dem Feuerbrand unter Kapitär Bourn ab.

„Ich kam nach Portugal, und es gefiel mir in dieſem herrlichen Lande ſo wohl, daß ich nichts ſehnlicher wünſchte, als lange dort verweilen zu können. Doch ſollte mein Wunſch für diesmal nicht in Erfüllung gehen. Das Linienſchiff Feuerbrand wurde nach England zurückgerufen, um dort eine andere Beſtimmung zu erhalten, und da ich einmal an daſſelbe attachirt war und mich durch Fleiß und Thätigkeit ſo ausgezeichnet hatte, daß ich bereits den Sold eines Unterlieutenants erhielt, ſo mußte ich mit nach England zurück. Mit den beſten Zeugniſſen aller meiner Obern verſehen, langte ich im Spätherbſt wieder in London an und begab mich ſogleich zum Groß-Admiral Schowel, an welchen ich beſtens empfohlen war.

Dieſer Herr nahm mich gütig auf und verſicherte mich ſeines Wohlwollens. Hierauf verfügte ich mich zu meinem Uhrmacher. Sein kalter Empfang ſtand mir nicht an, und es beleidigte mich, als er mich fragte, ob ich ihm auch meine Schuld abtragen werde. Ich lief ſogleich fort, ihm das Geld zu holen. Als ich's ihm auf den Tiſch gezählt hatte, ſagte er, dem ſei nicht genug, ich ſei laut des unterſchriebenen Contracts ſein Diener, und müßte als Uhrmacherlehrjunge bei ihm eintreten. Man kann ſich mein Erſtaunen denken! Aber dieſer falſche Mann machte mir im Ernſt böſe Händel, und nur durch die Güte des Groß-Admirals Schowel wurde ich aus ſeinen Klauen befreit. Hernach ſtattete ich meiner Mutter einen Beſuch ab. Sie war zwar ſehr ungehalten über mich geweſen, aber die Mutterliebe überwog doch bald den Unwillen gegen mich, und meine erhaltene Auszeichnung und hochfahrenden Plane, deren Mittheilung mir und ihr Vergnügen bereitete, ſöhnten ſie nicht nur wieder mit mir aus, ſondern nahmen ſie von neuem für mich und meine Talente ein. Uebrigens lebte ſie in dürftigen Umſtänden. Späterhin hat ſie einen bejahrten Edelmann geheirathet, deſſen Pflegerin ſie wurde und der ihr mit ſeinen Reichthümern einen, ihr früher unbekannten, Ueberfluß bereitete. Ich ſchied nach einigen Wochen von ihr und habe ſie nicht wieder geſehen; es ſind nun zwölf Jahre. Meine ſpätern Schickſale verboten mir einen Beſuch bei ihr, und ſo weiß ich nicht, ob ſie noch lebt. Doch darf ich das Letztere ihrer rüſtigen Geſundheit und ihrem Alter nach, welches jetzt acht und vierzig Jahre ſein wird, wohl annehmen. Ich ſehne mich wohl nach ihr, aber ich ſehe nicht die Möglichkeit ein, ſie jemals wieder zu ſehen, und ſo habe ich ihr denn in meinem Herzen den Altar kindlicher Liebe und Dankbarkeit erbaut, an welchem ich ihrem Andenken täglich das Opfer ſchöner Erinnerungen darbringe.“

## 14

## Abenteuer des Kapitäns.

Der Kapitän hielt hier einige Augenblicke inne. Seine Stimme hatte zuletzt gezittert und nicht ohne Rührung und Ueberraſchung ſahen die Zuhörer die Augen des Erzählers in jenem koſtbaren Thau des Gefühls glänzen, welches ſelbſt dem rauhen Männerherzen das ſchöne Zeugniß der Menſchlichkeit giebt.

Der Grog wurde umhergereicht; der Fremde, welcher ſich den Namen Flaxmann zugelegt hatte, war gleich von vorn herein in Nachdenken verſunken, worin er verharrte. Friederike warf dem Kapitän einen theilnehmenden Blick zu, und nachdem er einen Zug aus ſeinem Becher gethan, fuhr er fort: „Eine unbezwingbare Sehnſucht zog mich wieder nach Portugal. Schowel's ſchöne Reden machten mir die angenehmſten Hoffnungen; mit dem beginnenden Frühling ging ich wieder zur See, ſegelte auf dem Schiffe Tarro, welches ehemals eine ſpaniſche Galeere geweſen war, nach dem Lande meiner Sehnſucht und landete im Hafen von Liſſabon. Dort lagen wir eine Zeit lang ruhig bis zur Ankunft des Groß-Admirals Schowel. Mein Kapitän gab mir unterdeſſen vollkommene Freiheit; ich konnte gehen, wohin ich wollte. Mein junges begehrliches Herz ſchwelgte in den Genüſſen jenes zauberiſchen Landes. Ich habe fünf Jahre in dieſem Paradieſe der Erde gelebt; ich habe dort die Wonnen und Schmerzen der erſten Liebe und der erſten Täuſchung der Liebe genoſſen. Laßt mich darüber hingehen, ſonſt blutet die Wunde von Neuem.

„Bald nach unſerer Ankunft hatte ich das Glück, einem genueſer Edelmann, Beſitzer mehrer Kauffahrer, zu gefallen. Dieſer reiche Mann ſorgte auf mannigfache Weiſe für mein Vergnügen, bat mich oft auf eines ſeiner Schiffe, welches eben im Hafen lag, und that mir endlich den Vorſchlag, mit ihm eine Reiſe nach Genua zu machen. Ich willigte unter der Bedingung ein, daß ich mit dem erſten Schiffe, welches nach Liſſabon ginge, wieder zurückreiſen dürfe. Dieſe Bedingung wurde mir zugeſagt, und Niemand erfuhr etwas von meiner Reiſe. In der folgenden Nacht hoben wir die Anker. Am andern Tage begegnete uns eine Fregatte. Anfangs glaubten wir, es wäre ein ſpaniſches Fahrzeug, aber bald ſahen wir unſern Irrthum ein; es war ein Salee-Fahrer, der mit drohenden Mienen gerade auf uns losging. Unſer Kapitän nahm den Gruß an und befahl den Angriff, obgleich der Feind uns an Macht überlegen war. Der Kampf begann, der erſte, dem ich auf der See beiwohnte. Der Salee-Fahrer überſchüttete uns mit einem wahren Kugelhagel, aber wir blieben ihm nichts ſchuldig. Inzwiſchen hätte mein edler Genueſe doch zuletzt unterliegen müſſen, wenn er nicht ſehr geſchickt die Flucht ergriffen hätte; ein geneigtes Wetter, ſtille See und die Anſtrengungen unſrer unverdroſſenen Matroſen retteten uns aus dieſer augenſcheinlichen Gefahr. Wir flüchteten uns unter die portugieſiſchen Wälle; dort lag ein Schiffer, der mich am Bord nahm und wieder nach Liſſabon zurückbrachte.

„Sobald der Groß-Admiral Schowel angekommen war, machte ich ihm meine Aufwartung, er machte mir von Neuem die beſten Verſprechungen und erfüllte ſie einige Zeit darauf ſo glänzend, daß er mich zum Aufſeher über die nach Liſſabon gebrachten Priſen machte, welches Amt von der größten Wichtigkeit war, indem damals alle franzöſiſchen Waaren in Portugal für Contrebande erklärt wurden.

„Ich beſaß viel Geld, und was noch mehr ſagen will, die Gunſt meiner Obern und die Liebe und Gewogenheit Aller, die mich kannten. Eine unglückliche Liebe verleidete mir endlich den Aufenthalt in Portugal; ich ſehnte mich nach England zurück. Ich war einundzwanzig Jahr alt und trat mit dem Rang eines Oberlieutenants auf ein Schiff, um mein Vaterland wieder zu erſtreben. Doch dies lag für diesmal nicht im Plane der Götter. Unterwegs ſtießen wir mit einer franzöſiſchen Galeere zuſammen, der wir uns nach hartnäckigem Gefecht übergeben mußten. Das Schiff, auf welchem ich mich von Liſſabon nach England hatte begeben wollen, war früher den Franzoſen von den Engländern abgenommen worden und hieß l'Arrogant, deshalb waren auch die Sieger diesmal ſehr erbittert und feindſelig geſinnt. Da ich aber auf dem Arrogant keine Bedienſtung hatte, ſondern mich nur als Paſſagier auf dem Schiffe befand, ſo wurde mit mir nicht ſo ſtreng verfahren wie mit denen, die zum Commando des Schiffs gehörten. Wir landeten bei St. Malo. Als wir an's Land ſtiegen, verſammelten ſich eine Menge wohlgekleideter Leute um uns, die ſich faſt Alle ausſchließlich an mich wandten und mir anboten, mir behülflich ſein zu wollen. Im Geheimen riethen mir

Einige, mich unter ſie zu miſchen und ſo unvermerkt bei ihnen zurückzubleiben; hernach wollten ſie mir ſchnell weiter helfen, aber ich ſchlug dies edelmüthige Anerbieten rund ab und verſicherte ſie, daß ich meine Mitgefangenen und Landsleute auf keine Weiſe verlaſſen würde.

„Wir wurden hierauf in das Caſtell St. Malo gebracht und hier wurde mir all' mein Eigenthum bis auf die Kleider und mein Taſchengeld abgenommen; meine Kleider waren aber ſo koſtbar, daß ich wohl für einen Prinzen gehalten werden konnte. Unſer Aufenthalt auf dem Caſtell war erträglich, doch wurden wir nach einiger Zeit in's Stadtgefängniß, ein abſcheuliches Loch, gebracht, aber noch denſelben Abend auf kleinen Fahrzeugen nach Dinant, einer wohlgelegenen Feſtung, übergeſetzt. Hier war die Luft rein und geſund, aber in dem Caſtell, wohin wir gebracht wurden, lagen über dreitauſend Gefangene. Da war denn für die Bequemlichkeit des Einzelnen nicht viel zu hoffen. Inzwiſchen ſuchte ich mir meine Lage ſo erträglich als möglich zu machen. Nachts legte ich mich zwar auf die Streu zu den Uebrigen, aber ſobald am Morgen die Thüren geöffnet wurden, lief ich hinaus auf den Sammelplatz, wo ſich ſtets eine Menge Menſchen befanden. Bald gewann ich viel Theilnahme, und ich wurde inne, daß man mich meinen Kleidern nach für eine weit höhere Standesperſon hielt, als ich war, und mir auf alle Weiſe aus der Gefangenſchaft helfen wollte. Vorzüglich ſuchten mich zwei Mädchen zu bereden, daß ich in ihre Behauſung flüchten möchte, wo ſie mich eine Zeit lang verbergen und mir dann zur weitern Flucht behülflich ſein wollten. Ich blieb aber kalt für ihre Bitten. Einige Tage darauf führten mich mehre mir gutgeſinnte Einwohner zu ihrem Schulherrn, der mich freundlich aufnahm, ja mich ſogar bald gleichſam zu den Gliedern ſeiner Familie zählte.

„Nun aber wurde es mir von Tag zu Tag unerträglicher, in einem halb freien Gefängniß zu leben; ich beredete alſo mich mit meinem neuen Freunde dem Schulherrn, und er verſprach mir, zur Flucht zu verhelfen. Doch bedurfte ich außer der ſeinigen noch andrer Hülfe, um meinen Vorſatz auszuführen, und ich warf meine Augen auf einen alten Sergeanten, den ich oft auf der Wache ſah, wenn ich die Gefangenen im Caſtell beſuchte, was faſt täglich geſchah. In einigen Unterredungen hatte ich ihm ſeine ſchwache Seite abgemerkt, und nun ſchwatzte ich dem alten Kautze nach dem Maule. Er erzählte von ſeinen ungeheuern Heldenthaten, und ich ſtellte mich treuherzig an, Alles zu glauben, und immer von Neuem brachte ich das Geſpräch auf die Schlachten, denen er beigewohnt und in denen er ſo Wunderbares verrichtet, ſchimpfte wacker mit auf die Offiziere, welche keine Notiz von ſeiner Tapferkeit genommen, fluchte dem Glück, das dieſelbe nicht beſſer belohnt, und war ſtets ſeiner Meinung, wenn er mich fragte, ob es nicht höchſt unbillig ſei, daß ein alter abgehärteter Kriegsmann jungen und unerfahrnen Leuten gehorchen müſſe, die kaum jemals in ihrem Leben einen zornigen Menſchen oder einen todten Hund geſehen hätten. Der Sergeant ſchien dadurch endlich ganz der Meinige geworden zu ſein, und gab mir das Verſprechen, daß er das Geheimniß, welches ich ihm anvertrauen würde, heilig verſchweigen wolle. Endlich rückte ich heraus und gab ihm zu verſtehen, daß mir mein Schulmeiſter aus der Feſtung helfen wolle, doch müſſe er, der Sergeant, ein Auge zudrücken. Der Kerl machte ein verdutztes Geſicht, brach auf, ohne mir ein Wort zu erwidern und ging ſchnurſtracks zum Gouverneur, um ihm den ganzen Handel zu entdecken. Die ſchnelle Folge meines Vertrauens war, daß ich feſtgenommen und in's Stadtgefängniß gebracht wurde. Dies Gefängniß war über einem Stadtthore und hatte ſtarke Mauern. Der Thurmhüter, ſeine Tochter und alle ſeine Leute begegneten mir wohlwollend und erleichterten mir dadurch die harte Haft. Ich erhielt eine Kammer in der Kapelle, wo alles nett und reinlich war. Dieſes Zimmer war im oberſten Stockwerk des Thurms, wo die Mauern zwar nicht ſo dick wie unten, die Fenſter hingegen breit und mit eiſernen Gittern verſehen waren. In der Kammer ſtanden zwei Betten. In dem einen ſchlief ein alter Franzoſe von Adel, der hier, ich weiß nicht aus welchem Grunde, verhaftet war, das andre ward mir zu Theil. Zudem führte der Thurmhüter einen guten Tiſch, ſeine Tochter war hübſch und umgänglich, und ich hätte alſo nicht Urſache gehabt, ſehr unzufrieden mit meinem Looſe zu ſein. Dennoch ließ ich nicht ab, an meine Freiheit zu denken. Ich ſuchte mir eine eiſerne Stange zu verſchaffen, und begann damit Nachts die Mauer zu durchgraben. Aber der alte Franzoſe hatte mich bei meiner Arbeit belauſcht und verrieth mich. Es war einer von den Menſchen, die ihr eignes Unglück vergeſſen, wenn ſie ſehen, daß es einem Andern noch ſchlechter geht; und überdies glaubte er, es ſei jedes rechtſchaffenen Franzoſen Pflicht, alle Engländer zu haſſen und zu verfolgen. Auf ſeine Anzeige meiner beabſichtigten Flucht wurde ich unter die Kapelle in ein abſcheuliches, aber geräumiges Loch geſetzt, wo ich eine beträchtliche Anzahl der verſchiedenſten Menſchen antraf. Eine ſaubere Geſellſchaft! Nachdem man mich hier gedemüthigt zu haben glaubte, verſuchte man es, mich zu gewinnen. Zuerſt ſandte der Gouverneur Boten an mich ab, dann beehrte er mich ſogar einige Mal ſelbſt in Begleitung mehrer vornehmen Herren, ließ mir die ſchmeichelhafteſten Anträge machen und redete mir ſelbſt auf's Eindringlichſte zu, mein Glück nicht zu verſcherzen und franzöſiſche Dienſte zu nehmen. Alle dieſe Vorſchläge rührten mich nicht; mein Vaterland ging mir über Alles. Dieſe Standhaftigkeit brachte bei dem Gouverneur eine ſo große Verwunderung und Rührung zu Wege, daß er mir die Hand reichend ſprach: ‚Eine ſolche Vaterlandsliebe muß man ſchätzen und belohnen. Das erſte aus England kommende Transportſchiff ſoll Euch mitnehmen.‘ Er hielt Wort. Und ſo kam ich denn nach zweimonatlicher Haft glücklich wieder nach England. Doch die Ruhe war mir unerträglich. Ich war kaum einige Wochen in London, als ich auch ſchon mit dem Paketboote nach Weſtindien, mit der Anwartſchaft auf einen Dienſt auf einem dortigen Schiffe, reiſte. Als ich aber dort anlangte, war das Schiff, auf welchem ich beim Commando angeſtellt werden ſollte, bereits in See auf die Jagd gegangen, und da ich nicht Luſt hatte, ſtill zu liegen und die Rückkehr des Schiffs abzuwarten, ſo ging ich mit dem Packetboot wieder nach England zurück. Ich ſtürzte mich in den Strudel des Lebens, ſuchte Bekanntſchaften und fand ſie und war in vielen Häuſern der Hauptſtadt ein willkommener Geſellſchafter. Vorzüglich hielt ich mich zu Herrn Perrey, Oberſten des Stadtregiments und erſtem Secretär der afrikaniſchen Handelscompagnie. Dieſer Mann machte mir das Anerbieten, eine Partie Sklaven von Afrika nach Weſtindien zu führen, aber ich verſetzte dreiſt, daß ich geneigter wäre, armen unglücklichen Menſchen zu helfen, als meine Hand zu ihrem Unglück zu bieten. Meine Antwort mißfiel dem Oberſten keineswegs, er lobte meine Denk- und Handlungsweiſe, ſchenkte mir ſeine Liebe und empfahl mich bald darauf an den Vorſteher der oſtindiſchen Geſellſchaft, Jonathan Andrews. Herr Andrews brachte mich auf ein oſtindiſches Kriegsſchiff, der Godalphin genannt, welches von John Apri geführt wurde und die Küſten von Bombai beſegeln ſollte. Faſt am Ende dieſer Reiſe beſtanden wir ein ſonderbares Abenteuer. Als wir nämlich in die oſtindiſchen Gewäſſer kamen, ſtießen wir auf die weltberühmten tapfern Seeräuber von Angry, welche zwiſchen Bombai und Kalikut kreuzten, wo ſie uns auch den erſten Gruß mit einem Regen von großen und kleinen Kugeln zubrachten; aber wir hielten uns in angemeſſener Entfernung von ihnen gegen die Landſeite und blieben ihnen nichts ſchuldig. Das Gefecht dauerte ſo lange, bis der Wind uns nöthigte, die Anker auszuwerfen, ſonſt würde uns der Strom mit fortgeriſſen und den muthigen Seehähnen gerade zugeführt haben. Nachts aber riß des Kapitäns Boot los und wurde über die Ankertaue des Feindes getrieben, die ſich ſeiner bemächtigten und dadurch unſre Schwäche erfuhren. Dies erhitzte ihren Muth noch mehr, ſie unternahmen mit dem erſten Morgenſtrahl einen neuen Angriff auf uns, fochten wie Löwen und gaben uns Gelegenheit genug, ihren Muth zu bewundern; da wir uns aber auch wehrten, ſo gut wir konnten, ſo mußten unſre beherzten Feinde wieder abziehen, ohne etwas Wichtiges ausgerichtet zu haben. Einige Tage darauf überzeugten uns dieſe Leute, daß die Großmuth eine Zwillingsſchweſter der Tapferkeit iſt, und beide meiſt beiſammen gefunden werden. Denn die oſtindiſchen

Seeräuber ſandten uns unſer Boot ſammt den Leuten, die darauf waren, unter der Freundſchaftsflagge zurück, und dieſe Handlung war, nach der Weiſe dieſes Volks, mit großem Pomp und einer ſeltenen Pracht begleitet. Und wie ſonderbar fügte es ſich, daß ich grade mit einem dieſer Kaper recht vertraut werden mußte! Ich lag nämlich in Bombai im vornehmſten Kaffeehauſe. Hier war ein Sammelplatz aller Nationen und die vornehmen Kaper, mit welchen wir uns gemeſſen hatten, kamen ebenfalls dorthin. Wiewohl ſie nun Alle auserleſene hurtige Leute waren, ſo hielt ich mich doch vorzüglich an Einen, der mir der Geſcheiteſte zu ſein ſchien. Ich ſprach mit ihm portugieſiſch, was ich damals beſſer als irgend eine andre Sprache verſtand, und er konnte ſich darin ziemlich verſtändlich machen. In kurzer Zeit wurden wir die beſten Freunde. Ich befragte ihn oft über die Beſchaffenheit des Landes, deſſen Eingeborner er war, und meine Neugierde mißfiel ihm nicht. Er forderte mich endlich auf, ihn auf einer Reiſe in das Innere des Landes zu begleiten, und verſprach mir hoch und theuer, mir nicht nur alle Merkwürdigkeiten ſeines Vaterlandes zu zeigen, ſondern auch, mich zu ſchützen und wohlbehalten nach Bombai zurückzuführen. Dieſer Antrag lockte mich, der Seeräuber ſchien mir ein wackerer Mann und zeigte mir Zuneigung, deshalb willigte ich ein und rüſtete mich heimlich zur Reiſe, denn weder mein Kapitän, noch einer meiner Kameraden durften von meinem Unternehmen das Mindeſte merken, ſonſt wäre mir die Reiſe vereitelt worden. Alſo reiſ'ten wir denn auch nach einiger Zeit heimlich in der Nacht ab, begaben uns an das feſte Land und verfolgten mit ſchnellen Pferden den Weg durch ein wahres irdiſches Paradies. Mein Freund führte mich in den Marattenſtaat, unter jenes hochherzige, tapfere, kriegeriſche Volk, dem er angehörte. Ueberall, wohin wir kamen, wurden wir mit Auszeichnung empfangen. Unſre Reiſe glich einem Triumphzug. Und ſo gelangten wir denn in die prächtige Hauptſtadt der Maratten, Udſchin genannt, und wurden dem Maha Rajah, dem Oberfürſten des Landes, welcher unter dem großen Mogul ſtand, vorgeſtellt.

„Mein Gefährte erzählte dem Rajah die Veranlaſſung unſrer Bekanntſchaft und mußte auf des Fürſten Wunſch den Hergang des Seegefechtes ausführlich berichten, woran Jener großen Antheil zu nehmen ſchien. Hierauf fragte mich der Rajah engliſch, wie es nur möglich ſei, daß ich mich meinem Feinde ſo keck anvertraue? Ich verſetzte freimüthig, daß ich Niemandes perſönlicher Feind ſei und die Sache meines Vaterlandes, für deſſen Ehre ich in jenem Kampfe gefochten, von meiner eigenen zu unterſcheiden wiſſe. Und nur in dieſer meiner eignen Sache habe ich mich meinem Führer als einem perſönlichen Freunde anvertraut und baue auf ſein mir gegebenes Wort, auf Treu' und Glauben eines rechtſchaffenen Mannes, für welchen ihn zu halten ich vollen Grund habe. Dieſe Antwort ſchien dem Rajah zu gefallen, und er fand ferner ein beſonderes Vergnügen daran, ſich mit mir zu unterhalten. Ich mußte ihm viel von europäiſchen Sitten und Gebräuchen, von Englands Macht und Staatseinrichtungen erzählen, und er machte treffende Bemerkungen darüber, die meiſt mit gutem Spott gewürzt waren. Hernach zeigte er mir ſeinen herrlichen Palaſt, ſeine ſchönen Gärten mit den künſtlichſten Brunnen und Baſſins und befahl ſeinen beiden Söhnen, deren älterer in meinen Jahren war, mich zu begleiten und mir Geſellſchaft zu leiſten. Die Maratten ſind große Liebhaber vom Baden, und die Baſſins in den Gärten des Rajah waren meiſt dazu eingerichtet. Der Fürſt wünſchte, daß ich mich in ſeinem Beiſein in einem der ſchönſten Baſſins baden möchte, und ich willigte gern ein, denn ich bin ſtets ein Freund des Waſſers geweſen, und die Hitze war in Udſchin ſchier unerträglich. Ich wurde alſo auf des Rajah Befehl von Dienern entkleidet und in's Bad gebracht. Seine brennenden Augen verſchlangen faſt meine Geſtalt, und allen Zuſchauern gewährte mein Anblick im kriſtallklaren Waſſer Vergnügen. Sobald ich fertig war, wurde ich am ganzen Körper mit herrlich duftendem Balſam geſalbt, aber ſtatt meiner Kleider wurde mir ein koſtbarer Anzug des älteſten Prinzen angelegt. Dieſe übertriebene Gnade beunruhigte mich, ich fürchtete, was nachher wirklich geſchah. Der Rajah machte mir gar bald den Antrag, daß ich in Udſchin in ſeiner Söhne Geſellſchaft bleiben möchte. ‚Deine Geſtalt,‘ ſagte er im Schmeicheltone zu mir, ‚Dein Geſicht, Deine Stimme, Bildung und Dein ganzes Weſen gefällt mir beſſer, als irgend eines Europäers, den ich jemals geſehen habe. Bleib' alſo bei mir, es ſoll Dir an nichts mangeln.‘ Hierauf verſetzte ich, ich ſei nicht mein eigner Herr und könne nicht über mich verfügen, ich ſtände in eines Herrn Dienſt, welchen ich nicht verlaſſen dürfe, ohne mich der Untreue und Undankbarkeit ſchuldig zu machen. Und deshalb müßte ich zum Schiffe, auf welches ich gehöre, zurückkehren.

„Einige Tage darauf fragte mich der Fürſt, ob ich mich nicht eben ſo gut unter ſeinen als unter meines Gefährten Schutz begeben dürfe? Ich verſetzte, daß ich kein Bedenken trüge, mich jedem rechtſchaffenen Mann anzuvertrauen, der mir für meine Sicherhei ſeine Ehre verpfände. ‚Wohlan,‘ ſagte er, ‚ich gebe Dir meine Ehre zum Pfande, Du ſollſt ſicher bei mir ſein und nichts zu fürchten haben.‘ Was war zu thun? Ich mußte mich in die Nothwendigkeit fügen. Mein Gefährte beurlaubte ſich, nachdem er eine anſehnliche Belohnung erhalten hatte, und fragte nicht, ob ich auch mit wollte; ich war nicht viel beſſer daran, als verrathen und verkauft. An meiner Lebensart hatte ich nichts auszuſetzen, denn ich war auf ganz gleichen Fuß mit den Prinzen geſetzt; ich ging in den herrlichſten Kleidern einher, ritt ein prächtiges Pferd, ſpeiſte fürſtlich und wurde, wo ich mich nur zeigte, vom Volke hochverehrt; aber meine Lage war nichtsdeſtoweniger unerträglich, weil ich aus Allem abnahm, daß mich der Rajah Zeit ſeines Lebens bei ſich behalten wollte.

„Zu meinem Glück lebte am Hofe eine alte Portugieſin, die durch einen beſondern Zufall hierher verſchlagen und die Erzieherin der Kinder des Rajah in ihrem früheſten Alter geworden war. Gleich vom erſten Tage meiner Ankunft in Udſchin zeigte mir dieſe Matrone eine beſondere Freundſchaft, und ich unterhielt mich oft mit ihr. Waren wir doch die einzigen Europäer am ganzen Hofe des Rajah und ich faſt ihr Landsmann. Eines Tags trat ſie mit betrübten Mienen in mein Zimmer und ſagte: „Mein ſchöner europäiſcher Prinz, Ihr werdet wohl eben ſo wenig wie ich jemals unſer Vaterland wiederſehen.“ Ich war über dieſe Anrede beſtürzt, und hörte nun mit Grauſen, wie der Rajah befohlen, alle meine Schritte zu beobachten und mich zu etwas zu zwingen, wovor der Gedanke erröthet, endlich aber mir Gift zu reichen, ſobald ich meinen Körper zu dieſer Schändlichkeit nicht hergeben wollte. Meine Angſt wuchs mit jedem ihrer

Worte, und zuletzt beſchwor ich ſie, mir zur Rettung und Flucht behülflich zu ſein. Ich umfaßte ihre Hände, ich flehte ſie an, und ſie verſprach mir, das Ihrige für mich zu thun. Sie verſchaffte mir die Kleider eines gemeinen Indianers, beſtellte einen Kahn auf dem Fluſſe und half mir auf geſchickte Weiſe Nachts aus dem Palaſte. Vorher hatte ich mir auf ihr Geheiß Hände und Geſicht geſchwärzt. So entkam ich glücklich und langte nach mancherlei Drangſalen wieder in Bombai an. Aber der Kapitän des Godalphin war wegen meiner heimlichen Entfernung erbittert auf mich und gab mir nach meiner Ankunft den Abſchied. Ich hatte wohl noch härtere Strafe verdient. Auf dieſe Weiſe war ich gezwungen, wieder als Kadet auf einem Kauffahrer nach Europa zurück zu reiſen. Kaum war ich in London ſichtbar geworden, als der Uhrmacher Townſend ſeine Anſprüche an mich erneuerte. Dieſer unverſchämte Mann nannte mich von Neuem ſeinen Lehrjungen, und ich war zu meinem Verdruß genöthigt, die Vernichtung des Inſtruments, welches mich ihm verpflichtete, durch eine nicht unbedeutende Summe zu erkaufen. Dadurch entblößte ich mich, und war nun ohne Dienſt und Geld in einer Stadt, wo man ohne Beides kaum einen Tag leben kann. Die Noth lehrt ein nacktes Weib ſpinnen; mich lehrte ſie meinen Stolz beugen und die Admiralitätsherren ſo lange zu überlaufen, bis ſie mich annahmen, um meiner los zu werden. Ich kam als erſter Lieutenant auf das königliche Schiff, die Eintracht; unter dem Oberbefehl des Kapitän Vincent. Nachher mußte ich einige Jahre hintereinander auf verſchiedenen Schiffen dienen, damit ich bewandert würde, doch machte ich in dieſer Zeit keine große Reiſen, vielmehr wurde ich in London und den Seehäfen Englands bekannt, und hatte überall

Zutritt. Als der Krieg zwiſchen England und der Türkei ausbrach, zeigte ich Luſt, die Expedition mitzumachen. Der Commandeur Airs bot mir eine Anſtellung auf dem Schiffe Windſor an, welches er ſelbſt führte, und ſtellte mir vor, wie er vor Allen würde Gelegenheit haben, mir Gefälligkeiten zu erweiſen, da er das ganze Geſchwader befehlige; ich zog es aber vor, auf dem Schiffe Ihrer Majeſtät, unſrer Königin, Southampton, zu dienen, weil ich den Kapitän-Lieutenant deſſelben, Byrimans, ſchätzte und liebte. Airs unterdrückte zwar damals ſeinen Verdruß, aber die Zeit kam bald, wo er mich denſelben nur zu ſtark fühlen ließ. Es traf ſich nämlich, daß ich in der Türkei die Bekanntſchaft eines franzöſiſchen Conſuls machte und eine Zeit lang mit ihm umging. Dieſer Mann machte mir ſogar Anträge, in franzöſiſche Dienſte zu treten und im Intereſſe ſeiner Nation eine Reiſe nach Tunis zu unternehmen; aber ich ſchlug dieſes Anſinnen ab; doch wurde ich dieſes Umgangs halber verketzert und verdammt. Airs beſchuldigte mich, mit den Feinden meines Vaterlandes Gemeinſchaft gepflogen zu haben, und ich ſah mich deshalb genöthigt, nach Beendigung des Krieges, meinen Dienſt niederzulegen.“

## 14.

# Norcroß als Parteigänger.

Nach einer Pauſe fuhr der Kapitän fort:

„In England wurde ich von meinen zahlreichen Freunden mit offenen Armen empfangen. Meine Schickſale fingen an, einiges Aufſehen zu erregen, man drängte ſich zu mir, und bat mich in die vornehmſten Geſellſchaften; und bald gehörte es zum guten Ton, mich zu kennen und von mir gekannt zu werden. Gerade zu jener Zeit tobte der Kampf der Jacobiten und Hannoveraner oder der Königlichen am wildeſten in England. Nicht allein in den großen Städten, auch in den kleinſten Dörfern nahm man Partei für den Prätendenten oder gegen ihn, um ſo mehr, da wohl bekannt war, wie gern die Königin Anna die Regierung ihrem Neffen hinterlaſſen hätte. Mein Vater war den Anhängern des Prätendenten noch in gutem Andenken; man wußte, daß er einer der treueſten Freunde des Königs Jacob geweſen, und man ſetzte voraus, daß ich in die Fußtapfen meines Erzeugers treten werde. Von meiner Kühnheit, meiner Gewandtheit, meinem Unternehmungsgeiſt ließ ſich ſchon etwas erwarten, und die Freunde der Stuart's betrachteten mich als gute Priſe. Inzwiſchen ſpielte ich ziemlich verſteckt und ließ mir nie recht abmerken, mit wem ich es ferner zu halten gedenke. Daher kam es, daß beide Parteien um mich warben. Doch nahmen ſich die jacobitiſchen Parlamentsmitglieder meiner beſonders an. Große und angeſehene Leute waren meine Freunde, und Alle ſahen mich für einen Menſchen an, welcher große Dinge auszuführen geſchickt ſei.

„Jede Partei wollte mir auf eine vortheilhafte Art zu Amt und Würden verhelfen. Die Einen meinten, ich ſei durch meine Erfahrungen im Seeweſen geſchickt, eins der beſten Orlogsſchiffe der engliſchen Flotte zu führen. Die Andern ſagten, in der Nähe des Hofes ſei ich beſſer geſtellt, und ſie ſuchten mich zu überreden, daß ich mich um eine Kammerherrnſtelle oder um eine Charge als Brigadier der Garde zu Pferd bewerben ſollte, keine von beiden Stellen ſollte mir entgehen. Wieder Andere wollten mir einen Platz im Unterhauſe verſchaffen und endlich hielt man mich für fähig, dem Lord Roſs auf ſeiner Geſandtſchaftsreiſe nach Frankreich zu folgen. Dieſe Anträge waren mir natürlich ſehr ſchmeichelhaft; ich ſchwamm in einem Meer von Plänen und Entwürfen, und obgleich mich Neigung zur See zog, lockte mich doch auch die Bahn des Ruhms ſo ſüß, daß ich ſchwankte. Im Herzen war ich ſtets den rechtmäßigen Königen von England, dem Hauſe Stuart zugethan, und deshalb bekannte ich mich auch nach einiger Zeit öffentlich und ohne Rückhalt zu den Jacobiten, und dieſe vermochten mich denn auch, mich auf die hohe Schule nach Oxford zu verfügen, um in den Wiſſenſchaften das Verſäumte nachzuholen, weil man mich ſpäter durchaus zum Staatsdienſt zu gebrauchen gedachte. Kaum hatte ich ein halbes Jahr den Studien obgelegen, als mich die Nachricht vom Tode der Königin Anna unangenehm überraſchte. Die Gemüther geriethen in die äußerſte Spannung, aber der ſtrenge Befehl, welcher zugleich mit der Todesnachricht einlief, kein einziger Menſch ſoll binnen acht Tagen Großbritannien verlaſſen und zur See gehen, zeigte deutlich, daß die Hannoveraner ſiegen würden; denn dieſer Befehl war augenſcheinlich aus keinem andern Grunde gegeben, als daß die verwitwete Königin Maria und der Prätendent nicht bald den Tod der Königin Anna erfahren möchten.

„Die gefährliche Lage, in welche unſere Partei kam, nöthigte mich, Oxford wieder zu verlaſſen und nach London zurückzukehren; denn ein enges Aneinanderſchließen that vor Allem noth. um ſich in Maſſe zu berathen und dann zu handeln. Aber hilf Himmel! Niemand hatte Muth, etwas zu unternehmen, man ſprach viel, aber that nichts, man konnte nicht einig werden, und der, welcher unſere muthloſe Partei hätte unter einen Hut bringen und beleben können, der Prätendent, ſtellte ſich nicht ein. Die Zeit verſtrich, der Kurfürſt von Hannover kam nach England und wurde zum König gewählt, ohne daß ſich Jemand widerſetzt hätte. Ueber dies Verſäumen des rechten Zeitpunktes, über dieſe bequeme Vornehmheit, die nur befehlen, nichts aber ſelbſt thun will, über die dünkelvolle Dummheit des alten Adels ſprach ich mich mit Bitterkeit und ohne Rückſicht aus und das Feuer jugendlicher Leidenſchaft riß mich hin, auf Hannoveraner und Jacobiten gleich verächtlich und tadelnd zu ſprechen. Dadurch mußte ich der beſtehenden Regierung bald verdächtig werden, welcher ohnedies Alle knechtiſch huldigten, und man fing an, ein polizeiliches Auge auf mich zu werfen.

„Es war im Frühjahr des vorigen Jahres, als ich mich in einer Geſellſchaft im Hauſe des Ritters Walpole befand. Zu dieſer Geſellſchaft gehörte auch der Ritter William Days, der Erzbiſchof von York und viele andere Biſchöfe, Herzöge, Pairs und Parlamentsmitglieder, die alle mehr oder minder der beſtehenden Regierung huldigten. Hier wurde ich in der Unterhaltung von meinem Eifer ergriffen und ohne an mich zu denken, ſprach ich meine Meinung über die beiden Parteien und vorzüglich über die Handlungsweiſe des Kurfürſten von Hannover aus. Die genannten Herren erſahen nur zu deutlich, daß ich ein glühender Anhänger des Königs Jacob war, und mein Verderben war nur zu gewiß.

„Einige Monate darauf verreiſte ich, um einige meiner Freunde zu beſuchen und ſie anzufeuern, daß ſie doch endlich etwas für den rechtmäßigen König Großbritanniens unternehmen möchten. Eigentlich war ich zu dieſer Reiſe von Ehrenmännern beauftragt, die bis dieſe Stunde dem König Jacob ergeben ſind, obgleich ſie für nöthig finden, ihre wahren Geſinnungen zu verbergen. Unterwegs kam ich von ohngefähr mit einigen Bekannten zuſammen. Einer derſelben war Einnehmer der Landſchatzung und hieß Lucas. Wir ſtießen auf einen Trupp Reiter, welche das Land durchſtreiften und alle als jacobitiſch verdächtigen Perſonen aufgriffen und in's Gefängniß ſchleppten. An dieſe Reiter verrieth mich genannter Lucas, wahrſcheinlich in höherm Auftrag, als einen der eifrigſten Anhänger des Prätendenten. Ich wurde ergriffen und gefeſſelt nach Barnet geführt. Die Füße waren mir unter dem Bauche meines Pferdes zuſammengebunden, und ſo diente ich dem neugierigen Volke zum erbärmlichen Schauſpiele. Als wir in der Stadt an die Ecke der Goldſpornſtraße kamen, waren wir gezwungen, ſtill zu halten, denn ein ungeheurer Menſchenhaufe drängte uns entgegen. Man führte nämlich die drei Kapitäns Carr, Doral und Gordon zur Richtſtätte, wo ſie aufgehenkt und geviertheilt werden ſollten, der treuen Anhänglichkeit an König Jacob überführt. Denkt Euch, wie mir zu Muthe ward! Kaum hatte das Volk erfahren, daß ich des Jacobitismus ebenfalls verdächtig ſei, als es mich zu Tauſenden umſtand und mir zuſchrie, mich auf eine ähnliche Reiſe vorzubereiten. Ich wurde in das Arreſthaus, eines der feſteſten und wohlverwahrteſten Gefängniſſe Englands, gebracht, wo ich eine Menge Staatsgefangener, größtentheils Jacobiten fand. Wir waren alle zuſammen in einem geräumigen Local, und man brachte uns auf unſer Begehr die neueſten Zeitungen und darin fanden wir die Nachricht meiner Gefangennahme nebſt der offen ausgeſprochenen Vermuthung, daß ich denſelben Weg gehen würde, welchen die drei Kapitäne gerade zu der Zeit nach dem Galgen gemacht, als man mich gebracht hatte. Meine Befürchtung wurde noch dadurch erhöht, daß ich nach einigen Tagen aus der mir angenehm gewordenen Geſellſchaft geriſſen und in ein elendes unterirdiſches Gefängniß, das verfluchte Loch genannt, geworfen wurde. Hier fand ich den unglücklichen Kapitän Dikal, welcher einige Tage darauf ſein Haupt auf den Richtblock legen mußte. Dies Alles beſtätigte meine Ahnung, daß ich ebenfalls den Tod durch Henkershand werde leiden müſſen.

„Einſt ſaß ich in Gedanken verſunken, als die Thür meines ſcheußlichen Kerkers aufging und ein Weib hereintrat, welches nicht mehr in den Jahren war, um von ihr auf einen leidenſchaftlichen Schritt hinſichtlich meiner zu ſchließen. Sie war mir gänzlich fremd und in die Tracht des mittlern Bürgerſtandes gekleidet. Dieſe Umſtände ſetzten mich in Verwunderung über den ſeltſamen Beſuch. Bald ſuchte ſie mich aufzuklären und betheuerte mir, daß ſie nichts als Mitleid hierher geführt habe, indem ſie ein ſicheres Mittel zu meiner Befreiung wiſſe. Trotz meiner Feſſeln ſtürzte ich zu ihren Füßen und ſchwur ihr den heißeſten Dank; ach! ich wußte ja nicht, welch einen Lohn man von mir verlangen würde. Ohne mir zu erklären, wie es ihr möglich geworden war, in mein Gefängniß zu bringen, meldete ſie mir nur, ſie ſei die Vertraute einer vornehmen Adligen, deren mächtiger Einfluß mir die Pforten meines Gefängniſſes öffnen könne. Dieſe hohe Dame wollte ſie bereden, daß ſie mir ſelbſt einen Beſuch im Kerker mache, um ſie dadurch noch mehr zum Mitleid zu bewegen.

Und ſo geſchah es. Am Abend des andern Tages traten zwei Frauen zu mir herein, von denen eine verſchleiert war, in deren andern ich aber ſogleich Frau Eliſabeth Brondlev, ſo hatte ſich mein erſter Beſuch mir genannt, wieder erkannte. ‚Ihr ſeid frei,‘ ſagte die Verſchleierte mit einer lieblichen Stimme zu mir, ‚doch rechne ich auf Erkenntlichkeit. Bedenkt wohl, daß Ihr in einigen Tagen das Blutgerüſt hättet beſteigen müſſen.‘ — Wie wäre ich jetzt im Stande, meine damaligen Empfindungen zu malen! Außer mir ſtürzte ich vor ihr nieder, umklammerte ihre Knie, küßte ihre Hände und nannte ſie meinen rettenden Engel. Sie drückte meine Hand dagegen mit einer Leidenſchaft, die mir ſelbſt im höchſten Enthuſiasmus auffiel. Sie ſprach zwar wenig, aber nachdem ſie ſich entfernt, war mir's, als dämmerte mir ein Traum in der Seele auf. Dieſe Stimme wollte mir bekannt dünken, dieſe Geſtalt, dieſes Auge, welches mich durch den Schleier angeblitzt, waren mir nicht fremd, aber wie ich auch mit meiner Erinnerung rang, ich konnte mir nicht klar machen, wer die Dame ſei. Ich hatte meinen Kopf mit vergeblichen Vermuthungen erhitzt, als der Kerkermeiſter hereinſchlich, meine Feſſeln löſte und mich einem Manne übergab, welcher draußen harrend ſtand. Durch die Stille der Mitternacht gingen wir leiſe dahin, und mein Herz ſchlug vor Erwartung, was nun aus mir werden würde. Zugleich wurde es von dem mächtigen Gefühle der Freiheit erfüllt. O wer die Wonne nie empfunden hat, ſich vom Beile des Henkers erlöſt zu ſehen, kann meinen damaligen Zuſtand nicht würdigen! Den Flug meiner Gedanken und Empfindungen unterbrach die läſtige Geſchwätzigkeit meines Begleiters, der mir mit Umſtändlichkeit erzählte, daß er ein Barbier und Perrückenmacher, Namens Samuel Brondlov, und der Ehegemahl der Frau Eliſabeth Brondlov ſei, welche ich bereits zu kennen die Ehre habe. Er verfehlte nicht, mir förmlichen Bericht vom Verlauf ſeiner Geſchäfte und ſonſtigen Speculationen in Barnet abzuſtatten, und war eben im Begriff, auf die Details der Familienverhältniſſe ſeiner verehrten Kunden einzugehen, als wir an einem kleinen Hauſe ſtanden, welches er mir als ſeine Wohnung bezeichnete, und in welches einzutreten er mich mit Höflichkeit bat. Kaum waren wir in das untere Zimmer gekommen als die Frau mit einem Jubelſchrei auf mich losſtürzte und ſich meiner bemächtigte. Die gewagte Proteſtation ihres Mannes, welcher Luſt haben mochte, mich über ſeine und ſeiner Kunden und Freunde Privatverhältniſſe des Breitern zu unterrichten, wurde mit einem einzigen Blicke der Frau niedergeworfen; es bedurfte nur einer mimiſchen Andeutung der Augen, ihre Herrſchaft geltend zu machen, und ohne weiter ihn eines Blicks zu würdigen, faßte ſie mich unter den Arm und führte mich aus der Stube die Stiege hinauf in ein oberes Zimmer, wo ich, wie ich vermuthet hatte, die verſchleierte Dame fand.

„Bis hierher, meine Freunde, habe ich Alles getreu erzählt; jetzt muß ich Euch aber um Erlaubniß bitten, nicht zu ſagen, wer dieſe Dame war und was ſie von mir verlangte. Genug, es war eine Schändlichkeit. Sie war von London und allerdings aus meiner Bekanntſchaft. Es ſei Euch der Wink genug, daß ich in London mit einem der edelſten weiblichen Weſen in einem uns Beide beglückenden Verhältniſſe, auf gegenſeitige Liebe und Achtung begründet, geſtanden hatte. Wir hatten uns zugeſchworen, einander ganz anzugehören, und ich hätte damals lieber ſterben wollen, als meinen Schwur brechen. Jene Bande hat das Schickſal, welches mich mein Vaterland zu verlaſſen zwang, zwar gelöſt; ich bin ein unglücklicher ſchwediſcher Freibeuter ſtatt, wenn meine Pläne geglückt wären, ich jetzt eine der erſten Staatschargen in England begleitete. Es iſt vorüber; aber die Achtung, welche ich jener reizenden Dame zollte, iſt mir geblieben und es iſt kein Verſtoß gegen dieſelbe, wenn ich Euch ſage, daß meine Geliebte die einzige Tochter des Herzogs von Ordmund war."

„Die reizende Henrica?" unterbrach hier Flaxmann überraſcht den Erzähler.

„Eure Frage beweiſt mir, daß Ihr das liebenswerthe Weſen gekannt habt und nach ihrem Werthe zu würdigen verſteht. Ja, die reizende Henrica, der Stolz Englands, war meine Geliebte; ja, dies Herz ſchlug noch im vorigen Jahre beglückt von der Liebe einer ſolchen Huldin, um deren kleinſte Gunſt ein Heer der vornehmſten Anbeter vergebens bettelte. Ich, ich war der Glückliche, und was bin ich nun?"

## 15.

## Norcroß in ſchwediſchen Dienſten.

Nach dieſer kurzen und wie es ſchien dem Kapitän ſchmerzhaften Unterbrechung fuhr er ſich nach ſeiner Gewohnheit mit der flachen Hand über das Geſicht und zertheilte ſo die Wolken, welche über daſſelbe aufgeſtiegen waren. Hierauf fuhr er fort:

„Das Poſſirlichſte bei der ganzen Geſchichte war, daß Frau Eliſabeth Brendley durchaus darauf beſtand, ich ſolle zum Lohn für ihren Antheil an meiner Rettung ihre häßliche und dumme Tochter heirathen. Dies Geſchöpf war ohngefähr achtzehn Jahr alt, aber ſelbſt derjenigen Aeußerlichkeiten bar, welches dieſes Alter doch faſt allen weiblichen Geſchöpfen zu verleihen pflegt. Da hieß es denn recht, gute Miene zum böſen Spiele machen. Ich mußte befürchten, daß mich die Schlechtigkeit meiner Befreierin wieder in's Gefängniß ausliefere, wenn ich mich weigerte, ihre Bedingung zu erfüllen. Ich that mein Möglichſtes, ſie mit ſchlauen Verſprechungen hinzuhalten, bis ich einſt in der Nacht die Flucht ergriff und zu Fuß und ohne Mittel auf dem in der Nähe liegenden Gute des Oberſten Maxfield, eines Anhängers der Stuart, anlangte. Der Oberſt war ſelbſt zugegen und nahm mich herzlich auf. Auch er war in ſteter Gefahr, aufgehoben und in's Gefängniß geſetzt zu werden. Wir ſchloſſen uns an einander an, und begaben uns, mit guten Mitteln verſehen, verkleidet und meiſt nur in der Nacht reiſend, auf die Flucht nach Frankreich.

„Von Calais reiſten wir ſogleich nach St. Germain zu Ihrer Majeſtät der verwitweten Königin Maria von England. Wir hofften dort, wenn auch vor der Hand unſere Pläne nicht verwirklicht zu ſehen, aber doch auf irgend ein Unterkommen. In meinem Vaterlande war ich geächtet, an den Stuart's hatte ich treu gehalten und dieſe Treue hatte mein Unglück herbeigeführt; war es nicht natürlich, daß ich mich in meiner Hülfloſigkeit an die wandte, welche ſie verurſacht hatte? Aber hilf Himmel! Was muß ich da ſehen und erfahren! Dieſer Anblick ſchnitt mir durch das Herz; ich werde ihn nie vergeſſen. Ich ſah die rechtmäßige Königin von England arm und im Elend von Andrer Gnade leben; ich ſah eine geborene Fürſtin ihre Blöße nur mit den armſeligen Lappen des zerfetzten Purpurs bedecken, darben in Schmach und ſich gegen ihre Unterthanen beklagen, daß ſie nicht einmal den nöthigen Unterhalt mehr habe. Ach! der große Ludwig war todt, und Frankreich gedachte der Verſprechungen nicht mehr, welche dieſer edelmüthige König in ſeinem Namen gegeben hatte. Mir verging bei dieſem Anblick ſo aller Muth, daß ich beſchloß, mir mein Glück auf eigne Fauſt zu bauen, und es nicht in einem Lande zu ſuchen, wo man eine Königin Noth leiden ließ. Ich hörte, daß es vielen meiner Landsleute, Anhängern des Hauſes Stuart, in Frankreich ſeit Ludwig des Vierzehnten Tode erbärmlich gehe, und beſchloß daher, Frankreich ſogleich wieder zu verlaſſen und nach Schweden zu gehen. Der kühne und tapfere Genius Karl's des Zwölften zog mich an. Aus der Türkei zurückgekehrt, hatte er ſeine mächtigen Feinde mit Schrecken erfüllt; er ſollte fortan mein Vorbild ſein. Ich bat alſo die Königin Maria um ein Empfehlungsſchreiben an des Königs von Schweden Majeſtät und reiſte mit demſelben ab. Der Oberſt Mar-

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52868-X
STORCA,L. FN. 18340/067

freudigem Gemüth zu hoffen an, daß er es ſei, der das Alles bewerkſtelliget. Hatte er ja doch Anna'n auf Ritterehre geſchworen, für ihr Heil Alles daran zu ſetzen. Und Eduard, das wußte Robert, hielt ſein Wort. Drum ging auch in des Letztern Bruſt immer mehr die Vermuthung in Gewißheit über, daß Eduard ihn den Händen ſeiner Feinde und der erwarteten Strafe entriſſen, ihn in ſeine Heimath bringen laſſe, um ihn da bald mit Anna zu vereinigen. In dieſem Glauben wurde er nicht allein durch die Vertröſtungen ſeiner Führerin auf den ſiebenten Tag, ſondern auch durch die Unwiſſenheit ſeiner Begleiter über Eduards Schickſal befeſtigt. Keiner von ihnen hatte von dem Ritter Cliffort etwas gehört oder geſehen. Daraus ſchloß Robert, daß ſein Freund Mittel gefunden haben müſſe ſich ſelbſt, ſo wie auch ihn zu befreien. Durch dieſe Schlüſſe und Vermuthungen, aus denen er gleichwohl kein Ganzes zuſammenbringen konnte, worein alles Vorgefallene gepaßt hätte, wurde er aber heiter und frohen Muthes und ſah die Zukunft lachend vor ſich liegen.

### 16.

## Löſung des Räthſels.

Am Abend des ſechſten Tages ſtießen ſie in das Gebirge hinauf, welches ſich an der Grenze von Wales erhebt und dieſes ganze Land in verſchiedenen Richtungen durchzieht. Schon dunkelte es ſtark, der ungleiche Pfad an den Bergen hin war unbequem. Des ohngeachtet trieb die Führerin zur Eile. Nach einigen Stunden, die ſie mit bergaufwärts Reiten zugebracht hatten, leuchteten ihnen hellſchimmernde Fenſter entgegen. Durch die Nacht erblickte Robert die Umriſſe eines hohen Bergſchloſſes, das vor ihnen lag. Sie gelangten an das Thor; die Jüdin gab ein Zeichen, ſogleich raſſelte die Zugbrücke herab, die Flügel des Thores öffneten ſich, und im innern Hofraume wurden Fackeln ſichtbar, welche einen Menſchenhaufen beleuchteten, der die Kommenden zu erwarten ſchien. Denn kaum waren dieſe über die Brücke geritten, ſo kam ihnen der Troß entgegen; die Jüdin deutete auf Robert und ſogleich umringte ihn die Menge und begrüßte ihn mit Ehrfurcht als Gebieter. Ein allgemeiner Jubel ertönte durch den Hof; Robert wurde vom Pferde gehoben und auf den Händen der freudigen Menſchen getragen. Es ertönte ein Muſikchor, und ein Lied, von Allen geſungen, bezeichnete ihn als den Herrn des Schloſſes. In ein weites prächtiges Zimmer geführt, fand Robert für ſich und ſeine Gefährten ein köſtliches Mahl bereitet, und geſchäftige Knappen trugen Humpen mit Wein auf.

„Erquickt Euch von den Beſchwerden der Reiſe an Speis und Trank, edeler Ritter,“ redete ihn die Führerin an, und laßt Euch wohl ſein unter Eueren Freunden.“ Robert konnte keinen feſten Gedanken faſſen; das ſonderbare Schauſpiel hatte ihn faſt verwirrt. Das Ganze kam ihm vor, wie ein ſchöner Traum, in dem nur ein Bild noch fehlte, um ihn zum Glücklichſten der Menſchen zu machen. Des Mädchens Anrede gab ihm zuerſt Gelegenheit, ſich zu ſammeln. „Halte Stand!“ ſprach er zu ihr: „Gieb mir die Löſung dieſer Räthſel, in die Du mich verſtrickt haſt. Sage wo bin ich?“

„Morgen iſt der ſiebente Tag,“ ſchäkerte die Schlanke und hüpfte muthwillig davon.

An den Freuden der Tafel ſich ergötzend, von dem Muſik- und Geſangchor erheitert, das ſeine Weiſen aus dem Hintergrund hervor erſchallen ließ, beſprach die ſpeiſende Geſellſchaft das Wunderbare und Feenhafte ihres Aufenthaltes. Zeit und Ort gaben Gelegenheit manche Sage der Vorzeit zu erzählen, die Aehnlichkeit mit der Gegenwart hatte. Der König Arthur von Ergland mit den zwölf Rittern der Tafelrunde, der Zauberer Merlin wurden Gegenſtand der Erzählung. Robert meinte zuletzt ſelbſt in ein Zauberſchloß gerathen zu ſein und erwartete, daß jeden Augenblick die wunderthätige Fee hereinſchreiten würde. Seine Phantaſie, durch Wein und Märchen angeregt, führte ihm reizende Bilder vor; ſelbſt da er Ruhe auf dem weichen Lager ſuchte, arbeitete ſie fort und umringte ihn, der zwiſchen Wachen und Schlafen war, mit einer bunten bildervollen Welt.

Der Morgen zeigte dem erwachten Ritter eine hohe Halle, ausgeſchmückt mit Waffen und andern Trophäen, Erinnerungen an die Kreuzzüge, die Zeiten Alfreds des Großen, an die Kämpfe mit den Dänen und den Normännern. Hier hatten wohl einſt tapfere Ritter gehauſt, davon zeugten alle dieſe Spuren der Vergangenheit. Durch die Halle ſchritt er hindurch nach dem Hofe; hier thürmte ſich auf der einen Seite das ſchöne Schloß mit ſteinernen Nebengebäuden auf, auf der andern ragten hohe Berge in die Luft, in deren Mitte das Schloß auf einem Felſenkegel, letzter Stufe eines Gebirgsarmes, lag. Die Gegend hatte ein düſter romantiſches Anſehen; auf dem duntiefen Grunde, den die Wälder der Berge bildeten, traten wie ein Gemälde die hellgrauen Wände und Thürme des Schloſſes hervor. Der Hof führte den aufgeregten Jüngling zu einem Haine im Hintergrund, der von geſchmackvoller Hand angelegt, theils Garten, theils Waldung war. Immer unbegreiflicher geſtaltete ſich das Alles vor Roberts Blicken. Er eilte zurück zu ſeinen noch ſchlafenden Freunden, und ermunterte ſie, damit er mit ihnen vereint erforſchen könne, was eigentlich ihr Aufenthalt auf dieſer Burg zu bedeuten habe. Unter den Schlafenden vermißte er ſeinen Knappen. Wohl glaubte er auf der ganzen Reiſe bemerkt zu haben, wie ſich Jener gern verſtohlen mit der Jüdin zu ſchaffen gemacht, und wie Beide, wenn ſie ſich unbemerkt gewähnt, allerlei verliebte Kurzweil getrieben hatten. Die Vermuthung, daß der Knappe zu dem Judenmädchen geſchlichen ſei, war alſo eine naheliegende. Dem Ritter gab dieſer Umſtand einen feſten Punkt, woran er ſich zu halten gedachte; denn jedenfalls war durch den Knappen von der Jüdin, die bis jetzt die Hauptrolle in dieſem Schauſpiel gegeben hatte, Vieles, wenn nicht Alles zu erfahren. Aber Robert erwartete vergebens des Knechtes Zurückkunft. Die Reiſigen ergingen ſich in Lobpreiſungen über die Annehmlichkeiten und Bequemlichkeiten ihres Aufenthaltes. Eine Dienerſchaar flog herbei, das Frühſtück zu beſorgen und die Weinkrüge zu füllen. Robert wurde von Minute zu Minute ungeduldiger, und erſehnte die Stunde, die ihm Aufſchluß geben ſollte. Als aber die Sonne ſtieg und er ſich immer noch in Ungewißheit ſah, da ließ ihn der Unmuth nicht länger ausdauern. „Was ſoll aus dem Narrenſpiel werden?“ fragte er grimmig einen der Diener. „Wo iſt mein Knappe, der ſoll mir beichten?“ Mit erſtauntem Geſicht über des Ritters zornige Rede antwortete der Diener: „Er iſt bei der Betty und Euerer Gemahlin!“ und ging. Betty! — Gemahlin! — unerhörte Namen! — das war zu arg. Er faßte ſich beim Kopfe, um ſich zu überzeugen, daß er nicht träumte oder verrückt ſei. Nun wurde ihm jede Minute zur qualvollen Ewigkeit. „Bring mich gleich zur Betty und meiner Gemahlin!“ rief er einem andern Diener zu, und dieſer jagte durch die Gänge mit dem Verſprechen ſeine Befehle ſchnell zu erfüllen. Es dauerte auch nicht lange, ſo kam er zurück und bat Robert, ihm zu folgen. Mit der geſpannteſten Erwartung der Dinge, die da kommen ſollten, ſchritt er hinter dem Diener eine breite Treppe hinauf, über einen Corridor; der Diener öffnete eine Thür, ſchob Robert in das leere Zimmer und verſchloß deſſen Eingang wieder. Die ganze Ausſchmückung des Zimmers ließ auf den Schönheitsſinn ſeines Beſitzers ſchließen; denn hier war Alles ſo reich und prächtig, wie in den Häuſern der vornehmſten Lords in der Hauptſtadt. Jetzt rauſchte eine zweite Thür, begierig flogen Roberts Augen nach ihrer Oeffnung, und reizend, wie die Göttin der Liebe, als ſie dem Wellenſchaume erſtieg, ſchwebte im gewählteſten Morgenanzuge — Lady Ellen Torſton herein. Erſtaunt trat Robert einen Schritt zurück und traute ſeinen Augen kaum; ſie aber ging lächelnd auf ihn zu und reichte ihm zum Gruß die Hand.

„Seid willkommen, edler Machin, auf meinem Schloſſe!“ redete ſie ihn mit ſüßtönender Stimme an. „Laßt Euch mit mir auf dieſem Polſter nieder, damit ich Euch deutlich mache, was Euch als Wunder bisher unbegreiflich war.“ Schmeichelnd zog ſie den ſchönen Ritter auf den weichen ſchwellenden Sitz und hielt vertraulich ſeine Hand.

„Laßt mich von vorn beginnen, theurer Ritter, und Euch aufrichtig geſtehen, daß ich vom erſten Augenblick Eurer gemachten Bekanntſchaft auf dem Ball im St. James-Palaſt den größten Antheil an Euch und Euerem Schickſal genommen habe. Ich konnte nicht anders, als Euch innig bedauern, daß Euer Herz Euch zu der ſchönen Anna d'Arſet zog; denn ſelbſt Anna's Gegenneigung, die wohl mehr Ergebniß einer flüchtigen Aufwallung, als dauernde Liebe war, konnte nicht eins der ungeheuern Hinderniſſe heben, welche Euch hinſichtlich ihres Beſitzes entgegen ſtanden, und Tod und Verderben waren für Euch die ſicherſten Folgen jedes Schrittes zur Erlangung des Gegenſtandes Euerer Wünſche. So gern ich gewollt hätte, ich konnte Euch nicht warnen. Durch Euer unvorſichtiges Benehmen gegen Anna in Beiſein ihres Bräutigams, dieſes mißtrauiſchen eiferſüchtigen und boshaften Narren, hattet Ihr deſſen ganzen Argwohn auf Euch und Anna erregt, und eh' Ihr es ahnen konntet, wart Ihr mit Verräthern umſtellt. Der Lord wußte um Euere Flucht und beſchloß Euern Untergang mit einem Schlage. Er, dem Könige leider ein unentbehrlicher Mann, wußte ſich von demſelben Euer Todesurtheil zu verſchaffen. Das Geſetz richtete Euch als einen Räuber, Ehren- und Mädchenſchänder, als einen Störer und Zertrümmerer des Familien- und Staatswohls. Durch die Prinzeſſin von Wales, die ebenfalls großen Antheil an Euch nimmt, gelang es mir, ihren Gatten wieder für Euch zu gewinnen. Doch konnte er nicht öffentlich gegen den Ausſpruch ſeines Vaters handeln. Der Prinz wünſchte Euch für einige Zeit einen ſichern Aufenthaltsort zu verſchaffen, ich bot mein Schloß an, das ſich wegen ſeiner verſteckten Lage am beſten dazu eignet, und er ſelbſt ließ Euch durch ſechs Euerer treuſten Reiſigen hierher geleiten. So habt Ihr alſo bis jetzt unter des Prinzen heimlichen Schutz geſtanden und werdet ferner Euch deſſelben zu erfreuen haben. Sobald er freie Macht zu handeln erlangen wird, ſeid Ihr ſogleich wieder ein Mitglied ſeines Heeres und ſeiner Umgebung. Bis dahin werdet Ihr es Euch wohl gefallen laſſen müſſen, hier zu verweilen."

„So ſehr mich Euere Güte überraſcht, Mylady, und des Prinzen Gnade in Erſtaunen ſetzt, ſo iſt mir in dem Gegebenen doch noch nicht Alles klar; und weil Ihr die Mühe ſelbſt übernommen habt, mir über die Hauptpunkte Licht zu geben, ſo werdet Ihr wohl die Gewogenheit haben, mir noch über einige Fragen Aufſchluß zu geben, die mein Herz an Euch thut. Zuerſt ſagt mir, was iſt aus Anna geworden?"

„Nun was ſonſt als des Lord Cunninghams Frau?"

„Frau?! Nein! Um Gottes willen nein! Das iſt unmöglich!"

„Ritter, wollt Ihr meinen Worten nicht glauben, ſo leſet dieſe Briefe von London. Ihr werdet finden, daß zwei Tage nach Euerer Gefangennehmung Anna dem Lord die Hand reichte." — Begierig griff Robert nach den Briefen, ſein Todesurtheil zu leſen. Ach, nur zu deutlich ſtand es darin! Wie Berge, ihn zu erdrücken, wälzte ſich der Schmerz über ihn her. Faſt ſinnlos ließ er das Blatt aus der zitternden Hand fallen.

„Wollt Ihr auch dieſen Briefen Euern vollen Glauben nicht ſchenken, wohlan ſo ſchreibt an einen

Euerer Freunde in London. In zehn Tagen ſoll der Bote zurück ſein, Euch die Antwort zu bringen."

„So fahre hin, ſchöner Glaube an die Menſchheit, wie ein Dunſt, ein Nebelbild, das meine kindliche Seele zur Göttergeſtalt ſchuf! Alles iſt Wahn, das Edelſte, wie das Gemeinſte; Alles iſt einerlei, ob ich mich verzehre in Gram und mich zerknirſche, weil ich keine Thränen mehr weinen kann, oder mich zu todt ſchwelge in wilder Luſt."

„Ihr raſt gegen das Menſchengeſchlecht, Ritter, weil Euch ein einziges unbedeutendes, leichtſinniges Mädchen ihre Liebesſchwüre brach. Glaubt mir, es giebt auch treue Herzen, die Euere ſtandhafte Glut erwiedern! Tröſtet Euch! Verzweifelt nicht an der Menſchheit! Ihr thut ihr Unrecht und Euch großen Schaden. Schlingt lieber Euern Arm muthig um ſie, damit Euer Herz wieder erwarme an ihrer lebenvollen Bruſt, und Euer erſtarrtes Blut aufthaue und fröhlich durch die Adern rolle!"

„Ich will dem Leben ſelbſt nicht Feindſchaft ſchwören, Mylady, aber meine Schmerzen wird es nie heilen; es wird mir nie erſetzen können, was es mir nahm."

„O theurer Machin, wißt Ihr nicht, daß die Zeit alle Wunden heilt? daß ſie es iſt, die endlich auch die rauhſten Pfade mit Roſen überſtreut? Gebt Euch auf dieſem Schloſſe den Zerſtreuungen hin, die Euch die Natur und unſere Erfindungsgabe darbieten. Was in meinen Kräften ſteht, werde ich aufbieten, um es Euch nie an angenehmer Unterhaltung fehlen zu laſſen. Vertraut Euch mir und ſeid verſichert, daß in meiner Bruſt ein theilnehmendes Herz ſchlägt, das ſich bemühen wird, Euere Schmerzen zu lindern und wo möglich in Wonne zu verwandeln."

„Unſchätzbar iſt Euere Güte, Mylady, und ich verdiene ſie nicht. Aber ſagt mir, wie kommt es, daß man mich als den Herrn dieſes Schloſſes behandelt? Ja, daß man mich Euern Gemahl nennt?“

„Eine Vorſicht, Ritter, Euerer Sicherheit wegen angewandt, und die Ihr mir deshalb nicht verargen werdet. Wie leicht wäre es möglich, daß Lord Cunningham ſeiner Rache keine Schranken zu ſetzen wüßte und Euch, geſtützt auf des Königs Machtgebot, verfolgen ließe! Hier weiß niemand Euern Namen, Ihr geltet für meinen Gemahl, und es wird Keinem einfallen, in dieſem den Ritter Machin zu ſuchen.“

„Ich muß geſtehen, Mylady, Euere Vorſicht für mich hat ſelbſt das Kleinſte wohl bedacht. Wie werde ich Euch das je vergelten können? Ihr macht mich zu Euerm ewigen Schuldner.“

„Mit kleinem Wohlwollen, das es mir ſchenkt, wird Euer Herz dieſe unbedeutende Schuld hundertfach abtragen.“

„Es iſt Euch ewig in Dankbarkeit ergeben,“ ſprach Robert gefühlvoll, küßte ihr die Hand, und empfahl ſich, um das Freie zu ſuchen und ſeinem Schmerze dort Luft zu machen. — Freudetaumelnd ſprang die liſtige junge Dame vom Ruhebette auf, ihr Buſen hob ſich ſtürmiſch, ihre Augen glänzten von ungezügeltem Feuer.

„Betty, Triumph!“ rief ſie der eintretenden umgewandelten Jüdin entgegen, ſchon iſt er halb gewonnen; noch einige Schritte und das flüchtige Reh iſt in meinem Netze gefangen.“

„Sagte ich es Euch doch gleich,“ erwiderte die verſchmitzte Dienerin, „Ihr ſolltet mich nur gewähren laſſen.“

„Wir dürfen ihm keine Zeit zum Nachdenken laſſen, ſondern müſſen ſeine Sinnlichkeit unausgeſetzt beſchäftigen. Als mein Gemahl muß er überall glänzen, und ſo wird ihm die Rolle zur Gewohnheit werden, daß der Uebergang zur Wirklichkeit ihm als natürlich und nothwendig erſcheinen muß. Wie ſtehſt Du mit dem Knappen?“

„Auf dem beſten Fuß.“

„Du biſt die Krone aller ſchlauen Mädchen! Mit meinen Wünſchen ſollen auch die Deinigen erfüllt werden.“

Die Herrin ſchloß die Dienerin mit Entzücken in die Arme.

## 17.

## Der Freund als Retter.

Spiel und Jagd, Banket und Tanz wechſelten unaufhörlich auf der in Bergen verſteckten Burg, und die Tage flogen in Saus und Braus dahin. Robert galt für der unabhängigen Lady Gemahl; ſelbſt ſeine Reiſigen hielten ihn dafür. Aber je toller ihn der Lärm umtobte, je mehr wurden die Stimmen ſeines beſſern Selbſt in ihm laut, je mächtiger erhob ſich das Schmerzgefühl über den verlornen Himmel ſeiner Liebe. Anna's reines Bild, auf Tage nur verhüllt vom trüben Schleier der Vertrauungsloſigkeit, trat wieder lebendig-kräftig in ſeiner Seele hervor und der geſunkene Glaube erhob ſich wieder in ihm, um es von neuem zu umfaſſen und feſt zu halten. So fein auch Ellen ihre Intrigue geſpielt hatte, ſo hatte er doch Mühe, einen leiſen Argwohn gegen ſie zurückzudrängen. Sein Lieblingsgeſchäft war die Jagd, und viel durchzog er mit ſeinen Gefährten die waldigen Gebirge. Einzelne derſelben ſtreiften auch weiter in der Gegend umher, ja bis herab nach Monmuth, das nur vier Meilen entfernt war. Eines Abends trat ihn einer von den Reiſigen an und ſprach: „Ritter, ich habe Euch eine geheime aber freudige Kunde zu überbringen. Wiſſet, daß ich heute in Monmuth Eueren Buſenfreund, den Ritter Eduard Cliffort geſprochen habe.“

„Meinen Eduard!“ rief Robert überraſcht aus; „Warum eilt er nicht in meine Arme, daß ich ihn nach ſo langer Entbehrung wieder an mein Herz drücken kann?“

„Hört mich an, Ritter! das hat ſeine eigene Bewandtniß. Cliffort hat mir über Manches die Augen geöffnet, und ich zweifle nicht, daß ſie auch Euch aufgehen werden, wenn Ihr ihn ſprecht. Auf das Schloß will und kann er nicht kommen. Auch will er Euch nicht wiederſehen, wenn Ihr wirklich der Lady Gemahl ſeid. Darüber konnte ich ihm nun freilich keine gewiſſe Auskunft geben; denn wir müſſen Euch wohl als ſolchen betrachten, wenn wir gleich nichts von einer Trauung wiſſen. Sagt mir alſo offenherzig, ſeid Ihr wirklich mit der Lady verbunden oder nicht?“

„Nein, ich bin es nicht und werde es nie werden. Schon oft genug iſt mir dieſer Schein, den ſie mir aufgedrungen, läſtig geweſen.“

„Wohlan ſo will Euch der Ritter morgen am Ufer des Uske erwarten, wo er aus den Bergen herabſtürzt in das Thal und ruhig ſeinen Lauf verfolgt, und zwar um die zwölfte Stunde ſollt Ihr dort eintreffen."

Wunderbar bewegt brachte Robert den Abend zu; ihm ahnete die baldige Entſcheidung ſeines Schickſals. Weniger als je machten Ellens ſchmeichelnde Liebkoſungen einen Eindruck auf ihn. Am andern Morgen befahl er ſeinen Reiſigen und Knappen, ihm auf die Jagd zu folgen. Erſt durchſtreifte er mit ihnen die Berge, und verfolgte dann den brauſenden Strom des Uske, der aus dem hohen Lande Wales herabfällt. Unter einer Felſenwand mit ſeinem Knappen gelagert erblickte er den lang entbehrten Freund. Mit ſtürmiſcher Haſt ſprengte er auf ihn zu, ſprang vom Pferde in die Arme des ihm entgegen eilenden Eduards.

„Dein Glücksſtern leitet Dich zu guter Stunde an meine redliche Bruſt," ſprach Eduard: „Freund! Du biſt in des Teufels Stricke gerathen; ich muß Dich herausreißen, ehe ſie Dich unwiederbringlich in die Hölle zerren."

„Du erſchreckſt mich, Eduard!" erwiederte Robert betreten; „ſag an, was bewegt Dich, alſo zu reden?"

„O Du glücklicher Blinder! der Du vor all' den ſüßduftenden Roſen, mit denen Lady Ellen Torſton Dir den Abgrund beſtreut hat, die Tiefe nicht ſiehſt, die Dich, thuſt Du noch einen Schritt, verſchlingt! Laß Dir mittheilen, was mich die Zeit, in der wir uns nicht ſahen, gelehrt hat. Als ich ſo einſam im Gefängniß ſaß, da hatte ich Zeit und Ruhe genug, um mir Deine ganze Geſchichte Schritt vor Schritt zu überlegen. Gleich vom Anfang herein fiel mir die große Aufmerkſamkeit, welche Dir Lady Ellen am Abend des Hofbankets und Balles im St. James-

Palaſt ſchenkte, gewichtig aufs Herz. Ich, der ich mich ein wenig in ihre hübſche Geſtalt vergukt hatte, bemerkte ja am beſten, wie Dich ihre Augen nur immer ſuchten, wie ſie Dich ſogar in die Zurückgezogenheit verfolgte, um mit Dir zu plaudern, wie ſie es geſchickt zu machen wußte, daß nicht ich, dem ſie doch der Prinz zugeführt, ſondern Du ihr Partner an der Tafel wurdeſt! Jetzt ging ich einen Schritt weiter. Da kam mir das vermaledeite Judenmädchen in den Sinn. Sprach ſie doch immer nur davon, Du könnteſt Dein Glück nur durch eine ſchwarzlockige, ſchwarzäugige Geliebte machen. Das paßt ja Alles herrlich auf Lady Ellen. Ferner ſah die Jüdin Anna's Handſchuh bei Dir, las ſeine Aufſchrift, und wußte aufs Haar, wem er gehörte und von wem er gekommen. Nun that ich hinzu, daß Du des Abends mit Anna in der Kapelle belauſcht worden, als ihr die Flucht verabredet. Dir ſchien die Geſtalt bekannt; ſollte es vielleicht wieder das Judengeſchöpf geweſen ſein?"

„Ja, ſie war's!" rief Robert beſtürzt aus: „Sie war's auch, die mich des Nachts aus dem Gefängniß befreit und mich hierher auf Ellens Schloß geführt hat."

„Bruder, und noch warſt Du mit Blindheit geſchlagen?"

„Als ich Lady Ellen über das Judenkind befragte, ſagte ſie mir, daß mir die kleine Hexe beſonders gut ſei und mich vermöge ihrer geheimen Kunſt für einen Glücksſohn halte, daß ſie, um ihr Loos an das meine zu ketten und von meinem großen Glück einen kleinen Theil ſich zu erwerben, ſich zu meiner Befreiung bei ihr angeboten habe. Sie ſelbſt die Lady ſei ihr gewogen und wünſche ſie bei ſich zu behalten, wenn ſie ſich taufen laſſen werde. Ich aber habe mich wenig um ſie bekümmert und nur bemerkt, daß ſie mit meinem Knappen Minne treibt.“

„Wieder ein neues Licht!“ rief Eduard aus, vielleicht gerade das, was uns Alles am klarſten macht. Doch höre ferner! In meiner Seele wuchs allmälig der Argwohn auf, daß Lady Torſton wohl an Deinem ganzen Unglück ſchuld ſein möchte. Sechs Tage hatte ich im Kerker zugebracht, da wurden mir ſeine Thüren geöffnet und mir angedeutet, ich könne gehen, wohin ich wolle; vom Herrn ſei ich gnädig entlaſſen. Beim Kerkermeiſter befrag' ich mich nach Dir und höre zu meinem Erſtaunen, Du ſeiſt zwei Nächte vorher entwichen, niemand wiſſe wohin. Wie das zugegangen, darüber ließ ſich der Mann nicht aus; er ſchien wohl um die Art Deiner Flucht zu wiſſen. Eilig renn' ich in der Stadt bei unſern Waffenbrüdern umher; Niemand weiß etwas von Dir; doch ein Todesſchrecken giebt mir die Nachricht, daß Anna mit dem Lord getraut, an ſeinem Arm Beſuche gemacht und mit ihm nach Briſtol abgereiſt ſei. Mein erſter und natürlichſter Gedanke iſt alſo, daß Du ihr zuvorgeeilt biſt und Verſuche machſt, ſie ihrem Quälgeiſt wieder abzujagen. Noch an demſelben Tage trabte ich munter die Straße nach Briſtol zu, um ihr und Dir den verſprochenen Beiſtand zu leiſten, den, wie ich vermuthen konnte, Du nicht abſchlagen würdeſt. In wenigen Tagen war ich in Briſtol; ich erfuhr die Ankunft des neuen Ehepaars, das wenige Stunden vor mir eingetroffen, ich ſehe die Feierlichkeiten, mit der die Stadt den Statthalter empfängt; Alles war auf den Beinen, ihn mit der ſchönen jungen Frau zu begrüßen. Ich miſchte mich mit unter die Haufen des Volks, das auf das Schloß ſich drängte, immer in der Hoffnung, etwas von Dir zu gewahren. An der Hand des abſcheulichen Wichtes ſah ich die holde Leidende geduldig einher ſchreiten. Das zerfraß mir das Herz. Ich glaubte zu bemerken, daß mich ihr Auge entdeckt habe. Erwartungsvoll verweilte ich unter dem Haufen, da trat ein reich gekleideter Knappe auf den Altan im Hofe und rief dem Volke zu, daß die Lady mildthätig mit eigener Hand allen Armen nach einer Stunde der Raſt eine Gabe ſpenden werde. Schnell ſtürze ich in die Stadt und kaufe einem Bettler ſeinen zerlumpten Kittel ab, werfe ihn über und erwarte unter den Armen ihre Ankunft. Sie erſchien, wie eine Heilige, ſanft und mild und theilte jedem eine Gabe. Der Lord ſah vom Altan herab dem Schauſpiel zu. Mir ſchlug das Herz gewaltig unter dem Panzerhemd, als ſie ſich mir näherte. Rechts und links um mich gab ſie den Bettlern; ſie gingen. Da wandte ſie ſich ſchnell zu mir, gab mir ein kleines zuſammengerolltes Päckchen in die Hand und ſagte: „Ich harre meines Retters jede Stunde; die Treu', die ich ihm geſchworen, halt' ich ewig. Grüßt ihn tauſendmal!“ Und fort ſchwebte ſie, den Andern zu geben. Entzückt von dieſen Worten eil' ich fort, und als ich mich allein ſehe, roll' ich das Päckchen von einander und ſieh! es war der Gegenpart von Deinem Handſchuh mit der rothen Aufſchrift: „Treue bis in den Tod.“ Eduard zog den Handſchuh hervor und überreichte ihn dem freudetaumelnden Robert, der ihn an ſeine Lippen drückte und mit tauſend Küſſen überdeckte.

„Was nun zu handeln gilt, brauche ich Dir nicht zu ſagen; Dein Herz mag Dir dieſe Frage ſelbſt beantworten,“ ſprach Eduard weiter.

„Fort! fort nach Briſtol!“ rief Robert ſtürmiſch aus.

„Erſt laß uns Deinen Knappen zum Beichten bringen. Wir müſſen viel von ihm erfahren.“ Und ſie ſchritten ſelbander nach den wartenden Gefährten hin.

„Bindet meinen Knappen!“ rief Robert den Reiſigen zu. Erſchrecken wollte dieſer davon ſprengen, aber zwei waren hurtig hinter ihm her und hatten ihn bald eingeholt. Hände und Füße wurden ihm geknebelt und er ſo zu den Rittern hingeſchleppt.

„Bube, bekenne mir gleich, was Du mit der Lady Torſton und ihrer Zofe gegen mich vorgenommen und gieb genau die Plane an, die ihr zu meinem Nachtheil geſchmiedet, oder ich laß dich gebunden den Bären und Wölfen als Fraß zurück.“

„Gnade! Gnade!“ ſchrie der Erſchreckte. „Schenkt mir das Leben; ich will Euch Alles geſtehen.“ Auf Eduards Fragen um jeden einzelnen Umſtand beichtete er nun Folgendes: das Mädchen der Lady Torſton, Betty, war ihm nachgeſchlichen, ſo lange er in London geweſen. Da ſie ihm gefallen, ſo hatte er nicht verfehlt, bei öffentlichen Tänzen, wo ſie ſich immer gleichzeitig mit ihm befunden, mit ihr zu tanzen und zu ſchäkern. Sie hatte für dieſe Gefälligkeit ihn frei gehalten und noch Geld dazu gegeben, und ihm endlich offen herausgeſagt, daß ſie in ihn verliebt ſei. Dergleichen war dem armen Wicht auf ſeinem Lebenswege noch nicht begegnet; was Wunder, wenn er, hingeriſſen von ihrer Schönheit und Zärtlichkeit, ſich ihr zu Leibeigen auf Lebenszeit hingegeben, und berauſcht von den Genüſſen, die ſie ihm bereitet, Alles verſprochen, was ſie von ihm gefordert! Und was ſie verlangte, hatte ja einen ſo guten Zweck, daß er es ſogar für Pflicht hielt, ihr zu gehorchen. Sie wollte ſeinen Herrn, der die Braut eines Andern liebte, von dem Verderben retten, in das er ſich zu ſtürzen im Begriff war. Treu berichtete er ihr alle Schritte und Handlungen ſeines Herrn, ſo viel er ſelbſt davon aufſchnappte, ließ ſie als Jüdin verkleidet herein, und erzählte ihr, daß ihn ſein Ritter mit einem guten Geſchenk entlaſſen, als dieſer mit Anna entfliehen wollte. Lady Ellen nahm ihn gütig in ihre Dienſte auf, und gab zu, daß er mit Betty auf minniglichem Fuße lebte. Er hatte auf der Lady Befehl die Reiſigen beſtellen laſſen, er war der Lady gefolgt, als ſie dem Kerkermeiſter die Befreiung Roberts nach des Prinzen Befehl andeutete, er wußte, wohin die Reiſe ging und war in den Plan eingeweiht, daß Robert die ſchöne Lady Ellen heimführen ſolle; denn dieſe Dame hatte nicht angeſtanden, in Gegenwart dieſes Knechtes von ihrer Minneglut zu ſprechen und ihm eine große Belohnung und Betty zur Frau gelobt, wenn ſie Roberts Gemahlin würde; er geſtand, daß Betty die Liebenden in der Kapelle belauſcht, daß die Lady die Richtung ihrer Flucht an den Lord Cunningham verrathen habe. —

Offen und klar lag das böſe Geſpinnſt vor Roberts Augen. Ein gerechter Zorn über den Buben, der ihn und die Geliebte in ſolchen Jammer geſtürzt, wurde zur Wuth, ſo daß er ihn mit den Füßen zertreten hätte, wäre der ruhige Eduard ihm nicht in die Arme gefallen.

„Freunde und Waffenbrüder!“ redete nach einiger Zeit, in der er ſich geſammelt, Robert ſeine Reiſigen an: „Ihr habt mir treu gedient und ſeid mir gefolgt bis dieſe Stunde. Mein Schickſal treibt mich wieder fort, damit ich mir meines Lebens Kleinod erwerbe. Ungern möchte ich einen von Euch entbehren; aber ich möchte auch keinen mit in die Ungewißheit meines künftigen Looſes ziehen. Wollt Ihr aber mit mir gehen und Leid und Freude mit mir theilen, ſo reich ich Euch die Hand und ſchwör' Euch, nimmer von Euch zu laſſen, bis in den Tod, die Zukunft bringe auch, was ſie wolle."

„Wir folgen Euch! Wir laſſen auch nimmer von Euch!" riefen alle einſtimmig. „Führt uns wohin Ihr wollt! An Euer Loos iſt das unſrige gebunden."

„Wohlan, Freunde, ſo wird Frankreich ferner unſer Vaterland ſein. Was kümmert uns jetzt noch der Könige Streit? Der Prinz von Wales hat uns aus ſeinem Heere entlaſſen; England ſtößt uns aus vom mütterlichen Boden. In den ſchönen Thälern der Loire leben mir theure Verwandte, ſie wollen wir aufſuchen und uns bei ihnen anbauen. Folgt mir demnach in Gottes Namen und helft mir erſt das geliebte Weib erwerben, ohne die mein Leben nur ein Schatten iſt. Dieſen treuloſen Knecht aber führt gebunden mit Euch, und ſorgt, daß er Euch nicht entwiſcht."

Und ſie zogen vereint, den Strom des Uske zum Führer wählend, an ſeinem Ufer hinab bis an die Mündung des Severn, mietheten ſich Schifferkähne und ließen ſich überſetzen über den breiten Strom auf die entgegengeſetzte Seite, wo der Avon ſeine Gewäſſer in denſelben herabwälzt. Hier an der ſüdlichen Küſte des Briſtoler Meerbuſens fanden ſie in Fiſcherhütten für weniges Geld Nahrung und Obdach und hier beredeten ſie den Plan zu Anna's Entführung.

## 18.

## Der Knappe als Helfer.

Weder durch Bitten noch Drohungen hatte Lord Cunningham die Gunſt ſeines jugendlichen Weibes, das Ziel aller ſeiner Beſtrebungen, den Gegenſtand aller ſeiner heißen Wünſche, erringen können. Mit fürchterlichem Ernſt und ewig gleicher Kälte hatte ſie immer ihre alte Erklärung wiederholt, ſich des Nachts in ihrem Zimmer verriegelt und ſelbſt einmal, als er zu ſtürmiſch auf ſie eindrang, den Dolch auf ihn gezückt, den ſie beſtändig bei ſich trug. Die Verzweiflung warf den bedauernswerthen Mann auf das Krankenbett. Sie pflegte ihn, aber ſie that nichts zu ſeiner Heilung. — Da trat eines Tages ein armer, zerlumpter Knappe herein und bat um eine Gabe.

„Edler Herr," ſprach er zum Lord: „Ihr ſeht krank und traurig aus und habt doch der Erde Güter im Ueberfluß; ich aber bin ein armer Teufel und dabei immer fröhlich und guter Dinge. Nehmt mich in Euere Dienſte! Was gilt's, ich helfe Euch; nun Ihr helft mir wieder, und ſomit iſt uns Beiden geholfen."

„Wenn Du mir helfen könnteſt, Burſche," entgegnete der Lord: „ich wollte mir's wahrlich ein Stück Geld koſten laſſen; Du ſollteſt es gut bei mir haben."

„Herr, verſucht's mit mir!" rief der Knappe und machte einen poſſierlichen Sprung. „Oft kann ein dummer Teufel mehr ausrichten, als alle gelehrten Köpfe. Nehmt mich auf die Probe; geht's nicht, ei nun, ſo habt Ihr alle Tage Zeit, mich weiter zu ſchicken. Was aber in meinen Kräften ſteht, das thu' ich, um mir einen Dank bei Euch zu verdienen.'

„Du gefällſt mir, Burſche, und magſt hier bleiben. Laß Dir einen Rock von meinen Dienern geben und komm dann, damit ich Dir mein Leid entdecke. Sofort magſt Du ſehen, ob Du etwas zur Hebung deſſelben beitragen kannſt." Der Knappe ging und trat ſtattlicher wieder in den Saal, der Lord beichtete ihm ſein Eheſtandsunglück.

„Wenn Euch weiter nichts fehlt, Mylord," entgegnete freudig der Knappe: „dann ſchwör' ich Euch zu, Euch ſoll durch mich geholfen werden. Ich glaube das Mittel zu beſitzen, die ſchöne Lady zu bekehren. Laßt mich nur machen!"

Der Lord ſchöpfte Hoffnung und ſetzte Vertrauen in die Worte des Burſchen. Dieſer luſtige Kumpan ſchien ihm ganz dazu gemacht zu ſein, mit friſchem und frohbewegtem Leben die Einſamkeit ſeines häuslichen Kreiſes zu erfüllen und der ſchwermüthigen Lady Geſchmack an den Reizen der Welt beizubringen. Wäre ſie erſt zu Luſt und Freude bewegt, dann würde die glückliche Stunde ſchon ſchlagen. So ſchloß der hoffende Lord. Der Knappe benahm ſich zu ſeines Herrn Freude, als wenn er von jeher auf dem Schloſſe zu Hauſe geweſen wäre, ſprang durch die Säle, trillerte ein munteres Liedchen, erzählte der Lady allerlei Schnurren und machte Scherze, daß dieſe, was im Schloſſe noch nicht geſchehen war, oft in lautes Lachen ausbrach. Der Lord faßte immer ſchönre Hoffnung und gewann den Diener immer lieber. Wie ein Engel, zu ſeinem Troſt vom Himmel geſandt, betrachtete er ihn und überhäufte ihn täglich mit Lobſprüchen und Geſchenken. Und das war unverkennbar, ſeit das Glückskind, der muntere Knappe, das Schloß betreten, war Lady Cunningham ein anderes Weib geworden. Ihre mürriſche Laune verlor ſich allmälig; ſie wurde heiter, beglückte ihren Gemahl erſt durch freundliche Unterhaltung und benahm ſich auf eine Weiſe, die dem Lord die Gewißheit gab, er werde nächſtens ſein Ziel erreichen. Als Anna ſogar den Wunſch äußerte, täglich mit ihm und dem frohen Knappen an den Ufern des Avon ſpazieren zu reiten, da hielt er ſich für einen glücklichen Mann. Die Roſſe wurden alle Tage regelmäßig nach der Tafel beſtiegen; der Knappe ſorgte für lebendige Unterhaltung; mit jedem Tage ward Anna zärtlicher gegen ihren Eheherrn und er ſeliger. Eines Tages wagte der Lord, entzückt von dem hingebenden Weſen ſeines Weibchens, das ſie ihm den ganzen Morgen gezeigt, mit ſeiner lang zurückgehaltenen Bitte hervorzutreten, und o Wonne für ihn! Anna geſtattete ihm auf den Abend einen Beſuch. Nach der Tafel fühlte er ſich ſchläfrig und verlangte zu ruhen. Anna aber wollte ihren Spazierritt allein mit dem Knappen machen. Die friſche Luft hatte ihr täglich zu wohl gethan, und ſie ſchrieb dem Genuß derſelben einen Theil ihrer Heiterkeit in des Lords Beiſein zu. Wie hätte der Wonneberauſchte heute gerade dem zärtlichen Weibe etwas abſchlagen können! Er legte ſich zu ſchlafen auf das Bette; Anna und der Knappe ſprengten zum Thore hinaus.

„O Ritter!“ flüſterte Anna, „Euch allein habe ich das Glück meines Lebens zu danken.“

„Ich habe nichts gethan, als die Pflicht der Freundſchaft erfüllt und den Eid gelöſt, den ich Euch ſchwur am Abend unſerer Gefangennehmung," erwiderte Eduard und trieb die Roſſe an, daß ſie am blühenden Ufer des Avon dahin ſauſten, als wären ihnen Flügel gewachſen. Anna's Buſen hob ſehnſüchtige Erwartung mit jeder Minute höher, die ſie der Mündung des Fluſſes nahten; ihr Geiſt eilte ihr voraus, mit liebender Haſt den Geliebten zu begrüßen.

Die Ausſicht auf die Meerbucht that ſich vor ihnen auf, und Eduard lenkte die Pferde nach den Schifferhütten zu. Noch ein Paar ſehnſüchtige Augenblicke, und ſie waren zur Stelle. Robert ſtürzte wonnedurchflammt auf die Ankommenden los; Anna lag an ihm; — namenloſes ſtummes Entzücken — ſeliges Wiederſehen, Wiederempfinden des Pulsſchlags des theuren Herzens an dem eignen, das ihm entgegen ſtrebt, — Geiſterwolluſt — kein Laut kann dich beſchreiben! in wonniger Ahnung nur dämmerſt du der reingeſtimmten Seele auf. Indem die Liebenden noch ſchwelgten im höchſten geiſtigen Genuß, flogen ſchon die Reiſigen nach dem Strand; die Schiffer löſten die Taue, ſetzten Kähne aus, zogen die Flaggen auf das Schiff, und in wenigen Minuten war das Fahrzeug ſegelfertig. Eduard trieb die Alles um ſich Vergeſſenden zur Eile, beſtieg mit ihnen einen Kahn und ſie ſetzten in das Schiff über. Luſtig blies der Wind in die Segel, und durch die Wellen glitt pfeilſchnell der Kiel dahin dem atlantiſchen Meere zu. -

## 19.

# Schlimme Fahrt.

Immer ſtärker blies der Wind ihnen in den Rükken, ſo daß ſie ſchon das Vorgebirge von Landsend umſchifften und mit Tagesanbruch die Küſte von Frankreich zu begrüßen glaubten. Aber heftiger und heftiger tobte die Windsbraut von Norden herab, als ſie in das atlantiſche Meer eintraten; die Schiffer mußten die Segel einziehen und das Schifflein dem Sturm und den Wellen hingeben. Robert und Anna hörten nichts von des Sturmes Brauſen; ſie ruhten zuſammen, und der Welt ihrer Liebe entſchwand die Welt der Wirklichkeit. Keiner von den Begleitern wagte ſie aus ihrer Seligkeit zu ſchrecken. Aber dem Schiffer bangte, und den Reiſigen wurde nicht wohl zu Sinne; denn der Sturm ließ nicht nach die ganze Nacht und warf das Fahrzeug flügelſchnell vorwärts, wie einen Ball. Mit einem ſchwachen Schimmer von Hoffnung erwarteten die Schiffer den Morgen. Er kam; das Brauſen des Sturms ließ nach, die tobenden Wellen verflachten ſich allmälig, die finſteren Wolken entflohen vor den Strahlen der aus den Gewäſſern auftauchenden Sonne. Aber ſo weit auch die Blicke ſchweiften von der Spitze des Maſtes, ſie entdeckten kein Land, ſie gewahrten keine Vorboten deſſelben. Die fürchterliche Gewißheit drängte ſich ihnen auf, daß ſie ſich auf der Höhe des atlantiſchen Oceans befänden. Doch wohin ſie ſich wenden ſollten, das wußten ſie nicht; denn die Magnetnadel diente noch nicht zum Führer der Schiffe. Den Wellen und ihrem Schickſal mußten ſie ſich überlaſſen. Auf des Windes Wüthen folgte eine deſto größere Stille; die Wellen bewegten ſich kaum, und das ſchwankende Schiff rückte wenig vorwärts. Die Nachricht von ihrer unglücklichen Fahrt rüttelte Robert aus dem ſüßen Liebesrauſche empor; er war der muthigſte von Allen; denn ihn begeiſterte ein höheres Vertrauen. Auf ſeine Anordnung mußte alle Mannſchaft auf dem Schiffe an die Ruderbank, die Segel wurden aufgeſpannt, und die rüſtige Arbeit begann. Kräftig griff er ſelbſt das Werk an und handhabte im Schweiße ſeines Angeſichts die Stange; Anna ſtand ihm mit zärtlichen Blicken zur Seite, und ein Kuß des holdſeligen Weibes lohnte ihm die Mühe und erfüllte ihn mit neuer Kraft. Aber nur ſiebzehn Männer waren da; acht Schiffer und ſieben von Roberts Leuten, er und Eduard; der Wind kam ihnen nicht zu Hülfe, und ſie konnten nur wenig leiſten. Unter der Arbeit nahte der Abend heran, ſie wurde eingeſtellt, und die Ermüdeten gaben ſich der Ruhe hin, weil auch das Meer ruhig war. — Der folgende Tag verſtrich unter angeſtrengtem Rudern ohne Ausſicht eines glücklichen Erfolgs. Am dritten Tage erhob ſich der Wind und trieb das Schiff ſüdweſtwärts; da entſank den Schiffern der Muth. Eduard ſtand in tiefes Nachdenken verſunken auf dem Verdeck und ſchaute über die weite Fläche des Meeres hin, bis ſich fern der Himmel mit ihr vereinigte. Er forſchte ſodann nach dem Stande der Sonne und wartete, ob er nicht einen Vogel erblicken würde, um aus deſſen Erſcheinen neue Hoffnung zur baldigen Erreichung eines Landes zu ſchöpfen. Doch wie lang' er auch harrte, es war vergebens. Todtenſtille herrſchte auf der Waſſerwüſte. Da ſchüttelte er bedenklich den Kopf und trat das Oberhaupt der Schiffsleute an: „Sagt mir, Steuermann, wie lange gedenkt Ihr mit Euerem Mundvorrath auszureichen?“

„Höchstens fünf Tage,“ erwiderte dieser ängstlich: „und da muß es knapp zugehen. Gott behüte uns, daß wir so lange schwimmen sollen!“

„Wir müſſen uns auf das Schlimmſte gefaßt halten. Führt uns der Himmel unterdeſſen an's Land, ſo hat uns das Bischen Faſten nichts geſchadet. Aber ich fürchte, daß wir ſobald den Anker nicht auswerfen werden.“

„Ritter, Ihr ſprecht aus, was ich zu ſagen mich geſcheut habe. Mir bangt; denn wenn ich Alles bedenke, ſo müſſen wir an hundert Meilen weit und vielleicht noch weiter von allem Lande entfernt ſein.“

„Der Himmel mag uns gnädig bewahren!“ ſeufzte Eduard aus tiefer Bruſt. „Nicht meinetwegen, ſondern des holden lieben Weibes und ihres Gemahls halber. Sie haben ja kaum zu leben angefangen. Alſo richtet Euere Mundportionen ſo knapp ein, als es gehen will; was mich anbelangt, ſo begnüge ich mich täglich mit einem Biſſen Brot und einem Schluck Waſſer. Doch laßt dem Liebespärchen nichts merken; ſie dürfen keinen Mangel leiden.“

Eduard ging mit ſchwerem Herzen den übrigen Reiſegefährten die Faſtenzeit anzuſagen und ihnen zugleich Stillſchweigen gegen Robert und Anna aufzulegen. Gern unterwarf ſich jeder der eiſernen Nothwendigkeit, um dem geliebten Paare nichts abgehen zu laſſen. Sie verehrten ja alle Anna wie eine Heilige.

Schon am zweiten Tage hatte Anna dem Geliebten Uebelbefinden geklagt: es war die Seekrankheit, die ſich von Tag zu Tag, ja von Stunde zu Stunde verſtärkte und alle Kräfte des holden Weibes aufzehrte. Am vierten Tage war das Uebel ungemein heftig. Man hatte nichts, um es zu lindern. Der Steuermann ließ Buß- und Beichtſtunden anſtellen, Arbeit wechſelte mit Gebet ab. Aber ein Tag ſchlich langſam um den andern hin, und jeder Morgen, wo man immer noch kein Land entdeckte, vermehrte die Angſt der Schiffer. Anna litt unbeſchreiblich; mehr als ihre Worte — denn ſie klagte nicht, um nicht die ſchreckliche Lage Roberts noch zu verſchlimmern — ſagte es ihr ſtummer Schmerzensblick. Sie konnte ſich nicht vom Lager erheben. Alle ihre Sinne waren von unbeſiegbarer Düſterkeit befangen, und der Schwindel erlaubte ihr kaum, ſich zu bewegen. Mit fürchterlichem Schmerzgefühl ſtand Robert an ihrem Ruhebette; er konnte nicht ſchlafen, nicht ruhen. Die Mannſchaft wurde immer ſchwächer und konnte bald nicht mehr rudern. Eduard ſchlich wie ein Schatten herum. Am Abend des zwölften Tages waren nur noch wenig Biſſen Bret und ein Unbedeutendes von Fleiſch da; an friſchem Waſſer hatte es ſchon den ganzen Tag gefehlt. Anna war eben eingeſchlummert; Robert war auf das Verdeck geſtiegen und hatte ſich an den Maſtbaum angelehnt. Eine blutrothe Kugel ſtieg eben der Mond aus dem dunkeln Meer und warf ſeinen Schimmer auf den Spiegel der Gewäſſer. Schweigend breitete des Alls Unendlichkeit ſich nach allen Seiten hin aus, umfangen vom Mantel der Nacht. Starr blickte Robert hinaus in die lautloſe Ferne; da begrüßten ſeine Augen die Mondſcheibe, und die unheimliche Ahnung dämmerte in ihm auf, daß das Ende ſeiner Laufbahn herangekommen, düſter, wie die ihn umgebende Welt. Das Leben verſank allmälig hinter ihm, wie ein Traumbild, und wie, in den Schatten der Nacht gehüllt, England hinter ihm verſchwunden war, ſo gemahnte ihm, ſei auch ſein Leben hinabgeſunken in die Nacht, und Anna's Beſitz ſei ſchon der erſte Strahlenblick einer ſchönern Lichtwelt geweſen, zu der er nun bald mit ſeinen Gefährten eingehen werde.

Da klopfte ihn eine Hand leis auf die Schulter; er wandte ſich um und ſah in Eduards trübes Geſicht.

„Bruder,“ ſagte dieſer mit hohler Stimme; „ich bin gezwungen Dir eine Schreckensnachricht zu bringen; wir haben alle unſere Lebensmittel aufgezehrt, und nur noch auf einen Tag für Anna iſt vorhanden.“

„Entſetzliches Schickſal!“ ſeufzte Robert. „Ihr Armen, die ich in Tod und Verderben gezogen, wie drückt mich Euer Elend zu Boden! Wehe mir, daß ich Euch an mich band!“

„Robert, nicht Du, das Schickſal führt uns in den Tod. Es wäre mehr, als unmenſchlich, wollte Einer von uns Dir einen Vorwurf machen. Du leideſt ja tauſendmal mehr, als wir Alle. Laß uns beten! Laß uns noch einmal Hoffnung faſſen; vielleicht erbarmt ſich der Himmel unſerer in dieſer Nacht.“

In die Cajüte ſchlichen ſie hinab. Die ganze Mannſchaft ſank auf die Kniee und betete brünſtig. Durch den Glauben geſtärkt übergaben ſie ſich dem Schlafe; Robert aber wachte am Lager ſeiner todtkranken Anna.

Der neue Morgen ließ die Sonne aufgehen über die Erdkugel und brachte den Geſchöpfen neues Leben und neue Wonne; aber den Unglücklichen Verzweiflung, die auf dem ungeheuren Meere umhergetrieben wurden. Auf dieſen Tag hatten alle ihre letzte Hoffnung geſtellt; er zeigte ihnen kein Land, und in dumpfer Gleichgültigkeit ſtarrte Jeder vor ſich hin. Schon wüthete der Hunger in ihnen, und blutige Gedanken keimten in der Seele auf. Robert kniete vernichtet an Anna's Bett und hielt ihre Hand umſpannt. Gegen Abend reichte er ihr auf ihre Bitte die letzte Nahrung; ſie wußte es nicht, daß es die letzte war, daß ihretwegen die ganze Mannſchaft gehungert. Außer ſich vor Schmerz ſprang er dann auf das Verdeck, warf ſich nieder und rief den Erhalter der Welten an. Geſchwächt von der größten geiſtigen und körperlichen Anſtrengung überraſchte ihn eine Bewußtloſigkeit, eine Art Schlaf; er ſank zu Boden, der Thau der Nacht benetzte ihn, er fühlte es nicht, die Kälte des herrannahenden Morgens konnte ihn nicht wecken. Vergebens fragte Anna nach ihm; Jeder war zu ſehr mit ſich ſelbſt beſchäftigt, um auf den Andern Acht zu haben; auch that die ſtumpfe Gleichgültigkeit das Ihrige, ſo daß ihr Niemand antwortete. Aus dem Benehmen ihrer Umgebung ſchloß ſie das Gräßlichſte. Angſt, Verzweiflung, Sehnſucht, Krankheit zerſtörten in dieſer Nacht die ſchon von hartem Froſt getroffene Blüthe ihres Lebens.

## 20.

# Die Waldinſel.

„Land! Land!“ jauchzte die Stimme eines Schiffers der aufgegangenen Sonne entgegen, und wie von einem Zauberſtabe berührt, rafften ſich Alle auf und eilten auf das Verdeck. Eine grüne Küſte breitete ſich vor ihren freudethränenden Blicken aus. Robert erwachte vom Getöſe und erſtaunte, ſeine Gefährten ſich freudetrunken umarmen zu ſehen. Man zeigte ihm die Küſte, und die gefalteten Hände zum Himmel hebend, forderte er Alle zum Dank gegen die Gottheit auf. Dann ſtürzte er jubelnd zu Anna's Bett und bedeckte ſie mit Küſſen. Auch in ihrer Seele loderte noch einmal die Freude empor; ſie legte ihren Arm um den Geliebten; aber dieſe Freude war das letzte Aufflackern der Flamme am ölleeren Dochte, eh' ſie verlöſcht. — Hurtig ging's an die Ruderbänke; die Kraft, die Alle beſeelt, erfaßte muthig die Stangen, und in einigen Stunden liefen ſie in eine Felſenbucht ein. Schnell wurde die Schaluppe ausgeſetzt, um einen bequemen Landungsplatz zu ſuchen; nach einer halben Stunde kehrten die Schiffer zurück mit der frohen Kunde ein ſchönes flaches Ufer gefunden zu haben, wo man abſteigen könne; übrigens ſei das Land, ſo weit ſie blicken könnten, mit einem grünen Walde bedeckt. Anna wurde in Decken gehüllt in die Schaluppe getragen, Robert, Eduard und die ſechs Reiſigen fuhren ab, die Uebrigen mußten einſtweilen zurückbleiben. Als ſie ausſtiegen, küßten ſie den grünen Boden und wanderten hoffnungsvoll landeinwärts. Ringsum ſtanden eine Menge ſchöner, doch ihnen unbekannter Bäume. Die Reiſigen hieben mit ihren Schwertern Aeſte und Zweige ab, flochten eine Tragbahre davon und trugen ihre Herrin ſanft darauf. Kaum einige tauſend Schritte waren ſie durch den Wald gedrungen, ſo lichtete er ſich, und ſie traten heraus auf eine ſchöne weite Ebene, die ſich amphitheatraliſch erhob, mit weichem Gras und einer unüberſehbaren Maſſe von Ferchel bewachſen und in ferner Ausdehnung mit Bäumen und Bergen bekränzt war. Durch die Mitte dieſer anmuthigen Aue ſchlängelte ſich ein klarer Bach. Eine Menge unbekannter Vögel belebte den Wald, Thiere durchſtreiften ihn. Das Ganze bildete eine herrliche Landſchaft. Wie wohl that den Unglücklichen der lang entbehrte Anblick der grünen Natur und der in ihr ſich freuenden Thiere; entzückt ſchweiften Aller Blicke über die weite Fläche hin. Das Bedürfniß der Nahrung war das erſte, das ſie zu befriedigen hatten. Im Nu hatten einige dürres Holz zuſammen getragen, das in Menge vorhanden war, andere erlegten eben ſo ſchnell mit ihren Armbrüſten Vögel, die ſchaarenweiſe umherhüpften und flatterten, Robert fand viele ſchmackhafte Beeren und andere eßbare Früchte. Eduard trug in ſeinem Helm Waſſer herbei und brachte ſchöne Fiſchchen mit, von denen der Bach wimmelte. Bald kniſterte das Feuer, und die Braten ſchwitzten an Stangen. Reicher Ueberfluß war vorhanden, und der Schiffer eilte zurück, um den Zurückgebliebenen zu bringen. Freudiger Muth belebte die meiſten Herzen. Bald kamen auch die vom Schiffe hinzu; die Meiſten lachten, ſcherzten und ſangen frohe Lieder. Das Feuer ging nicht aus, und das Braten nahm kein Ende. Aus dem Bache labte reiner köſtlicher Trank. Menſchen hatten ſie bis jetzt nicht geſehen; waren doch ihrer ſelbſt genug. Wo ſie waren, konnten ſie nicht vermuthen; aber das kümmerte ſie jetzt auch nicht; ſie hatten ja zu eſſen und ſtanden auf der grünen gütigen Mutter Erde. Nachdem ſich Alle geſättigt, fingen ſie an, Aeſte von den Bäumen zu hauen und Hütten aus ihnen zu bauen. Zuerſt eine für Anna und Robert, dann für die Uebrigen. Die neuen Wohnungen wurden mit Laub und Raſen bedeckt. Im Triumph wurde Anna in die ihrige getragen und auf ein weiches Bett von Moos, Laub und Gras gelegt. Mit heiterem Geſicht dankte ſie den guten Menſchen. Ruhig ſchliefen die Glücklichen die erſte Nacht auf dem Lande; die Schiffer waren in das Schiff zurückgekehrt. Mit der Frühe des anderen Tages fingen ſie an das Land zu durchſtreifen. Sie fanden ſchöne Hügel, angenehme Thäler. Alle Gewächſe ſtrotzten von üppiger Fülle. Die Natur ſchien alle ihre Schätze auf dies Land ausgeſchüttet zu haben. Aber ſo weit ſie auch die begierigen Schritte lenkten, Menſchen fanden ſie nicht. Auf dieſer Entdeckungswanderung erlegten die Reiſigen Wildpret und bereiteten eine gute Mahlzeit. Nachmittags erblickten ſie durch die Lichtung des Waldes wieder das offene Meer. An der Küſte theilten ſie ſich, die eine Hälfte zog rechts, die andere links am Meerufer hin, um zu erforſchen, ob das Land eine Inſel ſei. Die eine Partei langte am anderen Tage bei der Felſenbucht an, worinne ihr Schiff lag, zog dann weiter und zündete am Abend ein großes Feuer an, damit die Andern eine Richtung des Weges haben möchten. Am Spätabend des dritten Tages kehrten auch ſie zurück. Sie waren immer am Ufer hingewandert, und der Beweis, daß ſie ſich auf einer Inſel befanden, die nicht von ausgezeichneter

Größe ſei, war ſomit geliefert. Das Beſte, was ſie mitbrachten, war eine Tracht fetter Rebhühner, die ſie am Ufer in Menge getroffen. Die Uebrigen hatten unterdeſſen das Land auch durchſpäht und gefunden, daß es gebirgig und über und über mit Wald bedeckt war. Bei der Freude des Mahls wurde das Land die Waldinſel getauft. Am folgenden Tage wurde das Schiff in eine, dem Wohnplatz nahe gelegene Bai gebracht und die Schaluppe an's Land gezogen. In der vierten Nacht, die ſie auf der Inſel zubrachten, erhob ſich plötzlich ein Sturm; ein fürchterliches Gewitter tobte und goß Regenſtröme auf das Land. Anna lag an Roberts Seite in Fieberſchauern. Sie lispelte ihm die Ahnung ihres Todes zu. Da umfaßte er die Geliebte und weinte laut. Sein Herz war zerriſſen; nur die Gewißheit, daß er ihr bald nachfolgen werde, wurde ihm einigermaßen zum Troſt. Grimmige Seelenſchmerzen durchtobten die Armen, die für dieſes Leben von einander ſcheiden ſollten; draußen aber wütheten Sturm und Blitze und raſſelnde Donnerſchläge raſeten an ihr Ohr.

Es war eine fürchterliche Nacht; ihr folgte ein noch fürchterlicherer Morgen; denn als es Tag geworden war, entdeckten die auf der Inſel ſich Befindenden, daß der Sturm das Schiff mit ſeiner Mannſchaft fortgeriſſen hatte. Entſetzen ergriff die Unglücklichen, denen mit dieſem Schlage alle Hoffnung geraubt wurde, jemals wieder dieſes menſchenleere Land verlaſſen und nach Europa zurückkehren zu können. Die Standhaftigkeit wich bei dieſem ungeahnten Fall von den muthigen Kriegern.

---

## 21.

## Das einſame Grab.

Am härteſten ſchien Anna das neue Leiden zu empfinden, weil ihr immer weicher gewordenes Gemüth von jedem Eindruck am tiefſten ergriffen und verletzt wurde. Sie brachte eine unruhige Nacht zu und redete viel irre. Robert ſtand unbeweglich neben ihr und ſtarrte ſie wie ein Wahnſinniger an. Am folgenden Tage reichte ſie ihm die Hand und lispelte kaum vernehmbar: „Ich fühle, daß der Tod naht, mich zu erlöſen. Auf Erden ſollte unſere Liebe nicht Früchte tragen; ſie ſucht ſich dort einen beſſeren Boden im Vaterland der Liebe. Folge mir bald.“ Robert preßte die Hand an ſein Herz, küßte ſie tauſendmal im unendlichen Jammer, und kniete dann neben Anna, ſich in laute Klagen ergießend.

„Stille Deine Thränen,“ ſagte ſie, „ich weiß wir und bald wieder vereint.“ Dann faltete ſie die Hände ſind betete ſtill. Gegen Abend verſank ſie in einen ruhigen Schlummer, der die Nacht durch anhielt. Mit dem erſten Strahl der Morgenſonne ſchlug ſie die Augen auf, ſah ſich im Kreiſe der Umſtehenden um, und ſtreckte ihre Hand nach ihnen aus. Die bärtigen Männer gaben weinend die ihrigen hin. „Lebt wohl!“ ſagte ſie: „Ich dank' Euch für Euere Treue. Auch Dir, Geliebter dank' ich für Liebe und Treue.“ Dann betete ſie wieder, und alle falteten die Hände und blickten mit frommer Wehmuth in des Himmels Bläue. Nach einer Stunde verſchied die Theure ruhig und ſanft, wie der Gute ſtirbt. Robert weinte nicht mehr; mit unverwandten Augen blickte er auf den Leichnam der Verklärten; er ſprach nicht, nahm keine Nahrung, hörte nicht auf das Zureden ſeiner Freunde und wich nicht von der eingenommenen Stelle. Eduard war troſtlos; doch im größten Schmerz beſchwur er den Freund, ſich nicht der Verzweiflung hinzugeben; da ſpielte es wie ein leiſes Lächeln um Roberts Mund. Zu etwas Anderem ließ er ſich ſelbſt durch des Freundes Wort nicht bewegen. Auf Eduards Anordnung gruben die Reiſigen mit ihren Schwertern ein Grab auf dem ſchönſten Platze der Ebene und legten die irdiſche Hülle des theuren Weibes hinein. Robert ſetzte ſich neben daſſelbe und blieb die Nacht hindurch, was auch ſeine beſorgten Freunde anwenden mochten, ſitzen. Am nächſten Abend hielt Eduard eine feierliche Seelenmeſſe über Anna's Leiche; die ſieben Männer ſangen ein geiſtliches Lied und warfen ſodann das Grab mit Erde zu. Daneben bauten ſie einen Altar von Steinen und Erde. Vier Tage ſaß Robert in ſcheinbarer Geiſtesabweſenheit auf dem Grabhügel; am Morgen des fünſten Tages rief er ſie zu ſich. „Freunde,“ ſagte er mit ſchwacher Stimme! „auch meine Stunde iſt gekommen; ich wußte es wohl, daß ich ohne Anna nicht leben konnte. Ich werde den Abend dieſes Tages nicht mehr ſehen, und mir wird wohl ſein. Ihr habt mir viel Freundſchaft gezeigt, die ich Euch nicht belohnen konnte. Vorzüglich Du, mein geliebter Eduard; der Himmel mag Dir, mag Euch Allen vergelten! Erfüllt noch meine letzte Bitte: wenn ich hinüber geſchlummert ſein werde zur ewigen Vereinigung mit meiner Anna, ſo läßt auch unſere Leiber zuſammen ruhen. Oeffnet das Grab wieder und legt mich zu ihr. Dann ſetzt einen Stein darauf mit der Inſchrift: Zwei Liebende treu im Leben und Tod. Kehrt Ihr einſt nach England zurück, wohin Euch der Himmel bald führen mag, ſo erzählt unſer trauriges Schickſal.“ Auf Eduards Hand ließ er die letzten Thränen fallen, die er der Erde geweint; küßte ſie noch einmal und kehrte dann das Geſicht nach dem Grabe. Gegen Mittag that er noch einen tiefen Seufzer und war nicht mehr. Weinend gruben ſeine Freunde das friſche Grab auf und legten ihn in der Geliebten Arme, hielten dann noch eine Seelenmeſſe und deckten die Vereinten mit Erde zu. Nach ſeinem Wunſche ſetzten ſie den Stein mit der Inſchrift, mit einem Schwerte hinein gegraben. Daneben errichteten ſie noch ein hohes hölzernes Kreuz zum Zeichen für die, welche nach ihnen dieſe Inſel betreten möchten. Dann verließen ſie den Ort der Trauer. Auf Eduards Rath ſammelten ſie einen Vorrath von gebratenen Vögeln, Wildpret, Beeren und nahmen ſo viel Waſſer, als ſie fortbringen konnten, zimmerten ſich dann Ruderſtangen und machten die Schaluppe flott. Nun warteten ſie einen günſtigen Wind von Weſten her ab, beſtiegen die Schaluppe und übergaben ſie den Wellen. Eduard ſchloß, daß im Oſten ihnen Portugal liegen und dieſer Wind ſie dahintreiben müſſe. Der Wind blieb ihnen günſtig, und am dritten Tage landeten ſie an der Küſte von Marokko. Aber hier erwartete ſie das ſchlimmſte Schickſal; denn ſie wurden alle von den Seeräubern zu Sclaven gemacht. Unter der großen Anzahl der Chriſtenſclaven, zu denen ſie kamen, trafen ſie zu ihrem Erſtaunen auch die acht Schiffer, ihre Begleiter. Auch ſie hatte der Sturm nach Marokko geworfen. In der harten Sclaverei beſchloſſen der edle Cliffort und ſeine Leidensgefährten nach Jahren ihr kummervolles Leben. Unter den Chriſtenſclaven in dem Raubſtaate erhielt ſich aber lange die Sage vom Schickſal des Ritters a Machin, der ſchöne Robert genannt und ſeiner reizenden Geliebten, ſo wie von der ſchönen Waldinſel, worauf ſie begraben lagen.

# Madeira.

## II

## Juan und Hippolyta.

## 1.

## Die portugieſiſche Schöne.

Am Hofe des unmündigen Königs Johann II. von Caſtilien zu Madrid lebte eine portugieſiſche Schönheit, Donna Hippolyta de Silva, eine von den Geſtalten, die durch ihre Reize das Herz aller Männer bethören und ein unwürdiges Spiel mit ihnen treiben. Sie war im Jahre 1411 nach Madrid gekommen, und man vermuthete nicht ohne Grund, daß ſie dem Oheim und Vormund des minderjährigen Königs, dem Infanten Ferdinand, gefolgt ſei, der ſich in dieſem Jahre nach Liſſabon zum König Johann dem Erſten von Portugal begeben, mit dieſem einen Frieden geſchloſſen und die langwierigen Kronſtreitigkeiten beider Reiche beigelegt hatte. Denn kurz nach der Rückkehr des Statthalters Ferdinand war die bewunderungswürdige Hippolyta in Madrid erſchienen und machte hier ein Haus. Das Aufſehen, welches ſie unter dem Adel der Hauptſtadt erregte, war mehr als gewöhnlich. Kaum ließ ſich die ſchöne Dame, umgeben von ihren Zofen in den Alleen des Prato erblicken, ſo umſtrömte ſie die lebensluſtige Welt der Höflinge und die Blüthe der caſtiliſchen Ritterſchaft. Ein Blick von ihr, ſelbſt unter dem Schleier hervor, entzückte Jeden, der ihn ſich zuſchrieb, und gab oft zu Streit und Händeln Anlaß. Auf allen Banketen und Bällen des Hofes, wozu Donna Hippolyta jedesmal gezogen wurde, war ſie die ſchönſte Blume, von allen Schmetterlingen umſchwärmt, und Jeder war wochenlang ſelig, der mit ihr getanzt oder geſprochen hatte, oder wohl gar beim Banket ihr Partner geweſen war. Aber ſie tanzte auch am zierlichſten; ihre Worte waren geiſtvoll und gewählt, ihr Anſtand voll Majeſtät und Grazie; ſie war ſehr unterrichtet und mit den ſpaniſchen und portugieſiſchen Dichterwerken ungewöhnlich vertraut. Man konnte nicht ſagen, daß ſie einen einzigen ihrer Anbeter aus der Menge nur mit einem zärtlichen Blicke hervorgezogen habe; ſie benahm ſich gegen Alle gleich freundlich und anmuthig, und wußte jede Schmeichelei ſo fein von ſich abzuwenden, oft beißend zu erwidern, daß man ſich damit nicht mehr an ſie wagte. So immer abgeſtoßen und ſtets von neuem und nur um ſo feſter wieder von ihrer zauberiſchen Schönheit angezogen, kettete ſie das ganze Heer der adligen Jünglinge an ihren Siegeswagen. Dabei lebte ſie ſehr eingezogen, nahm keine männlichen Beſuche an und entfernte Jeden, der ihr zu nahe zu treten wagte, mit Strenge von ſich. Aber bei der allgemeinen Aufmerkſamkeit, die man jedem ihrer Schritte ſchenkte, konnte es nicht verborgen bleiben, daß ſie im vertrauteren Umgange mit einem Manne lebte, der freilich der bedeutendſte in ganz Madrid war, mit dem Regenten Don Ferdinand. Trotz der Heimlichkeit, mit der er ſeine abendlichen Beſuche bei Donna Hippolyta machte, konnte ihr Verhältniß den Späherblicken der jungen liebeglühenden Höflinge nicht entgehen. Es war bald nur noch ein öffentliches Geheimniß, daß ſie der Regent als ſeine Geliebte von Liſſabon nach Madrid geführt. Natürlich ließ ſich daraus die ſtolze Kälte erklären, mit der ſie alle Bewerbungen von ſich wies. Dem königlichen Oberhaupte mußten alle Untergebenen nachſtehen. Dieſes Liebesverhältniß mit dem Vormund des jungen Königs ſchreckte indeſſen die wenigſten ihrer Anbeter ab, mit ihr eine nähere und zwar geheime Verbindung zu ſuchen; denn die ſpaniſche Eitelkeit legte ein großes Gewicht darauf, mit dem mächtigen Infanten ſich eines Glückes zu erfreuen oder vielmehr ihm vorgezogen zu werden. Lange widerſtand ihr kaltes Herz allen Lockungen, allen glänzenden Verſprechungen, bis es einem minder bedeutenden jungen Edelmanne gelang, die ſtolze Spröde in Flammen zu ſetzen und zu gewinnen. Und ſonderbar genug war er keiner von ihren zeitherigen Anbetern, kein Höfling, kein Zögling der vornehmen Welt, ſelbſt nicht einmal ein Bewohner Madrids.

Der junge König Johann hatte ſein ſiebentes Jahr erreicht und wünſchte ſein weites Reich zu ſehen. Der Statthalter beſchloß ihn in die größern Städte Caſtiliens zu führen, und der Hof ſollte ihn dahin begleiten, um den jungen Monarchen ſeinem Volke in voller königlicher Pracht zu zeigen. Auch Donna Hippolyta war im Gefolge des Königs. Die Reiſe ging zuerſt in die ſüdlichen Theile des Reichs. Nachdem das auf Felſen liegende Toledo beſucht und die alte Stadt der Mauren Cordova begrüßt war, wandte ſich der Königszug nach Sevilla, der herrlichſten, größten Stadt im caſtiliſchen Gebiet der Halbinſel. Unter großen Feſten, die die reiche Stadt ihrem jungen König zu Ehren feierte, wurde eine prächtige Fahrt auf dem Guadalquivir veranſtaltet, der ſich an der ſchönen Stadt durch romantiſche Ufer hinſchlängelt. Eines der herrlichſten Schauſpiele, welche Sevilla's beglückter Himmel je geſehen, eröffnete ſich, ſobald ſich der Tag zu neigen anfing. Ein Heer von Barken und Gondeln, lieblich geſchmückt mit Laub, Blumen und Bändern, ſchaukelte ſich auf dem Strome und bot dem entzückten Auge den Anblick eines aus dem Waſſer erwachſenen, blumigen Waldes. Süßer Duft der Roſen- und Olivenzweige, womit die Segelſtangen umwunden waren, fluthete über den Wellen und Ufern. Freundlich flatterten die bunten Wimpeln aus dem grünen Barkengebirge in der ſanft bewegten Luft. Alles athmete Wonne und Entzücken. Auf beiden Ufern ſtanden tauſende von Menſchen, ſich an dem Schauſpiel ergötzend und den Hof erwartend, der dieſen Waſſerwald beſeelen ſollte. Endlich erſchienen die koſtbaren Karoſſen, und der Jubel des Volks ſtieg auf breiten Schwingen zum Himmelsgewölbe. Der junge König Johann ſchritt an der Hand ſeines Oheims ſtolz einher, dieſen folgte Ferdinands Gemahlin mit ihren beiden Söhnen Alfons und Johann, dann kamen die Damen des Hofes mit ihren Zofen und die Höflinge mit ihren reich gekleideten Dienern und die Vornehmen Sevilla's. Der König beſtieg mit ſeinem Vormund einen prächtigen Nachen, der mit den köſtlichſten Decken belegt war und vom Kiele bis zu den Wimpeln von Glanz und Schmuck funkelte. Zugleich ertönte der Donner der am Ufer aufgeſtellten Kanonen und aus mehren Schiffen ſchmetterte eine rauſchende Muſik. Die Wellen ſchienen zu zittern, bewegt von der Süße der Töne.

## 2.

## Raſche Liebesflammen.

Je für eine Dame und einen Herrn war eine eigene Barke beſtellt, welche ein vornehmer Adliger aus Sevilla anführte und leitete. Eine Barke um die andere fuhr an's Ufer, ihr Anführer begrüßte die ihm Anvertrauten mit Würde und leitete ſie in das geſchmückte Waſſerhaus. Donna Hippolyta hatte ſich zum Begleiter einen ſchon bejahrten Hofmann auserſehen, ſo viele junge Helden ſich auch zu dieſer Ehre gedrängt hatten. Der für ſie beſtimmte Nachen ruderte heran, und heraus ſtieg ein angenehm gebildeter junger Mann mit leichtem Anſtand und begrüßte mit edler Beſcheidenheit Donna Hippolyta. Schmachtend ſtreifte ſein ſchönes geiſtvolles Auge an ihr vorüber; ſie fühlte ſich betroffen von dieſem Blicke. Mit holder Bitte reichte er ihr die Hand um ſie auf der Brücke herüber zu leiten in das bunte Schifflein, und die ihrige zitterte bei ſeiner Berührung. Der ſie begleitende Hofmann folgte nach, und ſogleich ließ der ſchöne Seviller das Schiff in Bewegung ſetzen. Sanft ſchaukelte es zwiſchen ſeinen Brüdern auf den Wellen des Stroms hinab. Donna Hippolyta blickte verſtohlen nach dem jungen Manne, der wie ein Gott am Steuer ſtand, bald mit Ruhe hinausblickend in das vielbewegte Wellenſpiel, bald ſehnſüchtig hereinſchauend nach der holden Bürde ſeines Schiffes. Der Hauch des Weſtwindes ſpielte mit ſeinen kaſtanienbraunen Locken und bewegte den Federſtrauß auf ſeinem Baret, das wie eine Krone auf ſeinem Scheitel ſaß. Flötenharmonieen erweckten ſüße Gefühle in Hippolyta's Buſen; ihnen geſellte ſich allmälig ein leiſer kaum verſtandener Wunſch bei, wenn ſie wieder und wieder nach dem ſchönen Jüngling hinſah. Ihr Herz war nicht unbekannt mehr mit den Regungen der Liebe, aber die Fülle ſeiner Glut hatte es dem Gegenſtand aufgeſpart, der ihm der Würdigſte erſcheinen würde. Dem Infanten Ferdinand war ſie nur aus Prachtliebe gefolgt; denn es hatte ihrem Stolze geſchmeichelt, einen Königsſohn und Regenten eines Königreichs zu ihren Füßen zu ſehen; der Gedanke, an einem großen Hofe zu glänzen hatte ihrer Eitelkeit ſo ſehr geſchmeichelt, daß ſie darüber die Stimme des Herzens beſchwichtigt und ſich dem minnewerbenden Don Fernando in die Arme geworfen hatte. Auf dieſem Wege hatte ſie das Ziel ihrer Sehnſucht erreicht; ſie war aus der niederen Sphäre des geringen Adels in Liſſabon, aus dem ſie entſprungen, plötzlich als die Hauptfigur am Hofe zu Madrid aufgetreten, verehrt vom Regenten und angebetet von ſeiner Umgebung. Aber ihr Herz blieb kalt und leer bei den Tändeleien des alternden Infanten und dem Girren der jungen Hofherrn; ihre unbefriedigte Sehnſucht ſuchte ſich einen Gegenſtand voll Anmuth und Kraft. Da trat ihr dieſer Jüngling entgegen in der wonnerfüllten Stunde des Waſſerfeſtes, wo jeder Sinn berauſcht wurde von ſchönen Eindrücken. Wo Düfte und Töne, Blumen- und Laubſchmuck ſchmeichelnde Ergötzung boten, da fiel ihr Auge auf den ſchönſten Jüngling, den es je geſehen. Stumm ſaß ſie auf der geſchmückten Bank, ſich den ſüßen Schwärmereien ihrer aufgeregten Phantaſie hingebend. Mit Purpurſtreifen ränderte ſich der

Abendhimmel, und die lieblichſte Dämmerung ſenkte ſich leiſe unter dem Rauſchen der Muſik auf den lebendigen Strom. Durch jede Bruſt zitterte wonnige Empfindung, aber Hippolyta fühlte gewiß am ſtärkſten die Seligkeit dieſer genußreichen Augenblicke. Wie zu ihren Füßen die Wellchen ſich zuſammendrängten und ſich küſſend verſchlangen, durchglüht vom Widerſcheine des Abendroths, ſo wogten in ihrer Bruſt die Gefühle der Sehnſucht und des Verlangens, der Jugendluſt und Freude und des Triebes einem edlen Manne zu gefallen, durchglüht von jungen Minneflammen, durch ihren Buſen. Da trat der ſchöne Seviller zu ihr. „Nicht mit den Schätzen der Welt,“ ſagte er mit männlich gefühlvoller Stimme, „möchte ich die Wonne dieſes Augenblicks vertauſchen, zumal mich der Himmel heute am reichſten bedacht hat.“

„Welch hohes Glück,“ erwiderte Hippolyta, „ward Euch zu Theil, daß Ihr ſo herzfreudig die Gunſt des Himmels preiſt, Euch vor allen Glücklichen an ſolchem Glück ſpendenden Tage am reichſten bedacht zu haben? Dürft Ihr ein empfindſames Herz einweihen in das Geheimniß Eueres Glückes, ſo theilt es mir mit, damit ich mich ebenfalls darüber freuen kann.“

„Ihr müßtet Euere Schönheit nicht kennen, Senjora,“ ſprach der Schiffführer und trat ihr einen Schritt näher, „wenn Ihr nicht verſtehen ſolltet, daß eben dieſes ausgezeichnete und vorzügliche Glück mir durch die Ehre zu Theil geworden iſt, Euch auf meiner Barke durch die Fluthen des Guadalquivir zu leiten.“

„Ich möchte behaupten, Senjor, daß Euch Euer

Geſicht Lügen ſtrafe; indem ihr das Wort ausſprecht, haften Eure Augen am Boden.“

„Erklart dieſe Befangenheit, die mich in Euerer Nähe überraſcht hat, vielmehr für das Geblendetſein von den Strahlen einer Sonne, wie noch keine an meinem Horizont glänzte.“

„Möchte man doch ſchwören, Ihr wäret am Madrider Hof erzogen.“

„O lernt die Wahrheit von der Lüge unterſcheiden! Das Herz, das ſeine innerſten Gefühle kund thut, tritt ſchamhaft zurück; der Schmeichler ſagt Euch keck ſeine ſchönen Worte unter die Augen.“

„Ihr ſprecht mit viel Wärme,“ liſpelte Hippolyta, indem ſie mit ihm an das Ende der Barke trat, gleichſam, um ſich umzuſchauen, „bedenkt aber, daß zwei Lauſcherohren um uns ſind, die dem Hofe angehören. Es möchte ſich vielleicht ein paſſenderer Platz zu unſerer Unterhaltung finden.“

„Senjora, Euere Worte gießen Himmelswonne über mich aus! Ich beſchwöre Euch, zeigt mir den Ort an, wo ich mich in der Süßigkeit Euerer Worte berauſchen ſoll?“

„Schweigt jetzt, wenn Ihr Euch nicht verrathen wollt!“ Und zurück flog ſie zu ihrem Begleiter, um ihn herbeizuholen, damit auch er ſich an all' den Schönheiten ergötze, wovon ſie eben entzückt zu ſein vorgab; ihre Augen glühten aber, indem ſie mit dem Höfling ſprach, auf den jungen Seviller.

„Seid Ihr aus der ſchönen Stadt Sevilla gebürtig?“ fragte ſie nach einiger Zeit wie von ohngefähr den jungen Mann unbefangen.

„Sie iſt meine Geburtsſtadt, Senjora.“

„Dürfen wir auch den Namen unſeres gefälligen Führers auf der Waſſerſtraße wiſſen?“

„Mein Name iſt Juan de Morales; meine Beſchäftigung das Seeweſen.“

Unterdeſſen hatte ſich der Schleier der Nacht auf die grünen Zweige und die Roſen geſenkt; näher und vertraulicher ſtanden Juan und Hippolyta zuſammen; denn die Nacht öffnet die Herzen, wie ſie die zarteſten, duftendſten Blumen, die ihre Kelche dem Strahl des Tages verſchließen, eröffnet. Was die Worte nicht ſagen durften, das redeten Blicke und verſtohlne Händedrücke; denn Juan hatte der reizenden Donna Hand gefaßt, und ſie zog ſie nicht zurück. Beide ſahen ſich ſeufzend, überwältigt vom Gefühl in die Augen. Da zündeten auf das mit einem Kanonenſchuß gegebene Signal alle Ruderer die unter dem Laubwerk verſteckten Lampen an, und ſo weit der Blick reichte auf den Krümmungen des Stromes hin, erglänzten viele tauſend Lichter und ſpiegelten ihren Schimmer in den zitternden Fluthen ab. Der ganze Strom glich einem bewegten Flammenmeer. Und abermals klagten von den vorderen Schiffen die Flötenchöre und enthüllten die Geheimniſſe der Sehnſucht, welche der Laut des Wortes nie verrathen kann. Den ſanften ſchwebenden Klängen antwortete der lautſchallende Hörnerklang, ein bedeutungsreiches Symbol der muthvollen kräftigen Liebe des Mannes, mit der er des Weibes zarte Neigung erwidert. In ſolch holder Freudeabwechſelung verſtrichen die Stunden, und ſpät erſt kehrten die lichtſchimmernden Barken in die Stadt zurück. Juan und Hippolyta hatten ſich aber immer mehr verſtanden, und wußten genau, wie ſie mit einander ſtanden. Des Südländers heißeres Blut bedarf nicht des erklärenden Wortes; die Flammen des Auges begrüßen und vereinigen ſich, indem ſie die Dollmetſcher der Herzen machen.

Als die Schiffe anlegten, um ſich ihrer holden Laſt zu entledigen, und nun auch die Reihe an Don Juan de Morales kam, ſchien er faſt zu zaudern. Fragend blickte er ſeiner reizenden Herrin in's Geſicht und bang, von der Huldin ſcheiden zu müſſen, reichte er ihr endlich die bebende Hand wieder, um ſie an das Ufer zu führen. Da als ſie auf dem herübergeworfenen Stege mit ſchwankendem Schritt gingen und ihre Herzen ſich ſo nahe kamen, daß ſie faſt an einander ſchlugen, flüſterte ſie ihm zu: „Morgen in der Frühe des Tags geh' ich verſchleiert mit meiner Zoſe in den Olivenwald an der Vorſtadt zu Triana, dort zu luſtwandeln.“ Dann hüpfte ſie leicht an das Ufer und beſtieg die ſie erwartende Karoſſe. Juan aber eilte wonnetrunken in ſein leeres Schifflein zurück und weihete es mit einem Kuß auf die Blumen und das Moos, auf denen die Holde geruht, zum Tempel der Liebe ein.

## 3.

## Südliches Stelldichein.

Kaum kräuſelte Aurora dem in glänzender Pracht heraufſteigenden Sonnengotte das goldene Haar und wand ihm als Morgenſchmuck ihre Roſenkränze hinein, ſo wandelte ſchon Juan de Morales, deſſen Augen kein Schlaf erquickt hatte, durch den duftenden Olivenhain, um bald nach der Sonne des Himmels die Sonne ſeines Lebens zu begrüßen, die ihm am vorigen Abende zuerſt die Fülle ihrer Strahlen herrlich hatte erglühen laſſen. Geblendet waren noch immer ſeine Augen von dem ungewohnten Glanze, der ihn mit geiſtermächtigem Zauber umwebt und durchdrungen hatte. Strauch und Baum ſtrömten Wohlgerüche aus in die Friſche des heiterſten Morgens; Blumen hoben ihre Kelche aus dem grünen, ſchwellenden Teppich des Bodens empor, als ſehnten ſie ſich unter dem Fußtritt der ſchönſten Donna zu ſterben, wie alle Triebe des Jünglings ihr entgegen drängten, um ſich ihr ganz zu eigen zu geben. Eingehüllt in dichten Mantel und Schleier erſchien ſie dem Ueberſeligen reizender als das prächtige Geſtirn des Tages. Ihr folgte von fern die Dienerin. Juan eilte ihr entzückt entgegen und bat mit den zärtlichſten Worten, den neidiſchen Schleier zu entfernen, damit er ungeſtört den unaufhörlichen Wonneſtrom aus ihren Augen trinken könne. Sie ſchlug ihn zurück und lächelte den Jüngling holdſelig an, wie einſt die Göttin der Liebe den glücklichen Adonis. Da ſtürzte er, abermals und noch höher berauſcht von dem Anblick von ſo viel Reizen, von ſolcher Anmuthfülle vor ihr nieder und geſtand ihr in bilderreichen Worten die zehrende Glut ſeiner Liebe. Sie aber hob ihn auf und zugleich mit dem Geſtändniß, daß er ihr Herz im raſchen Sturm beſiegt habe, in alle Himmel. Kein kaltes erwägendes Wort, kein ſtörendes Fragen nach kleinlichen Verhältniſſen hemmte den Erguß zärtlicher Gefühle; ſie ergaben ſich der Gewalt, welche ſie überflügelt hatte, und ſchwelgten in den ſeligen Genüſſen, welche die Schwüre und die Tändeleien der Liebe bereiten. Küſſe brannten auf Lippen und Wangen, empfangen um zehnfach zurückgegeben zu werden, und ihr freudebegabter Mund pries die Stunde glücklich, die ſie zuſammengeführt. So liebt man nur unter Spaniens heiterem Himmel. Die Oelbäume ſtreuten ihre Blüthen auf die Luſtwandelnden, die Akazien ſtreckten ihre Zweige herab, die Entzückten zu berühren, die Blumen hauchten ihnen ihre Düftegrüße entgegen, das Moos breitete ſich ſchwellend vor ihren Füßen aus, und die Nachtigallen flöteten über ihnen der Liebe wonniges Klagelied. Sie aber hielten ſich ſchweigend umarmt, hingegeben einem ſeligen Vergeſſen, die Bruſt ſtrebte der Bruſt entgegen, und der Mund konnte ſich nicht losreißen von den an ihn feſtgeſaugten Lippen. Dann ſchwebten ſie wieder über den üppig grünenden Boden dahin und lauſchten dem Frühgeſange der Vögel und verſtanden in ihren Tönen des eigenen Herzens Sprache. Nach dem erſten glühendſten Rauſche der gegenſeitigen Erklärung riefen ſie ſich die Empfindungen zurück, welche am verwichenen Abend ihre Herzen durchſtrömt hatten, und die treue Malerin Erinnerung zauberte den Augenblick in ihre Seele, wo ſich ihre Blicke zuerſt begegnet und ſie der Liebe ſelige Ahnung durchzuckt hatte. Unter ſolch holdem Koſen und dem Umtauſch gleicher liebeathmender Gefühle verſtrichen ihnen unbemerkt die Stunden, und die Zofe war genöthigt, ihre zeitvergeſſene Herrin zu erinnern, daß der Mittag da ſei. Sie ſchieden nur, um ſich am folgenden Morgen den Genuß des Wiederſehens deſto ſchöner zu bereiten. So lange der Hof noch in Sevilla verweilte, erblickte der erwachende Sonnengott durch die laubigen Olivenbäume die Liebenden, verſchleiert und verhüllt vor den lauſchenden Blicken der Späher.

Den übrigen Tag füllte der Nachklang empfundener Zärtlichkeiten und den Abend die Sehnſucht nach dem kommenden Morgen aus.

---

## 4.

## Liebesliſt.

Donna Hippolyta war ſeit jener Zeit gegen die Liebkoſungen ihres königlichen Anbeters kälter geworden und hatte dadurch den Argwohn in ſeinem Herzen erweckt, daß ihn endlich doch ein Nebenbuhler beſiegt haben möchte. Da er aber unter den mitreiſenden Höflingen bei angeſtellter Beobachtung keinen fand, der ſich eines ſolchen Sieges rühmen konnte, ſo beruhigte er ſich mit dem Glauben, daß Hippolyta's Kälte nur eine vorübergehende Weiberlaune ſei. Wie hätte er auch ahnen können, daß ſie in der kaum betretenen Stadt ein zärtliches Verhältniß angeknüpft hatte, ſie, die ein Jahrlang allen dringenden Bewerbungen der galanteſten und reichſten Edelleute in Madrid widerſtanden war? Hippolyta hatte ihrerſeits auch mehr auf ſich Acht, als ſie bemerkte, daß der Infant Argwohn geſchöpft hatte, und ſchob ein anhaltendes Uebelbefinden als Urſache ihrer wechſelvollen meiſt zerſtreuten Stimmung vor. Dieſes Uebelbefinden mußte endlich ſogar zur Krankheit ausarten; denn Hippolyta hatte auf geheimen Wege erfahren, daß der König in einigen Tagen Sevilla verlaſſen wolle, um ſeine Reiſe in das öſtliche Reich fortzuſeben. Juan mußte deshalb mehre Tage des Genuſſes entbehren, die Angebetete zu liebkoſen, um nach des Hofes Abreiſe um deſto glücklicher zu ſein. Don Fernando verkündete der Stadt den Aufbruch des Hofes. Der Diener, welcher Hippolyta die Nachricht überbrachte, fand ſie mit verbundenem Kopfe im Bette und ihre beſorgten Zofen in ängſtlicher Beſchäftigung um ſie. Ein anweſender Arzt zog ein bedenkliches Geſicht und erklärte, daß unter vorwaltenden Umſtänden ihre Mitreiſe unmöglich ſei, wenn ſie nicht geradezu den Tod davon tragen ſolle. So empfindlich auch das Zurückbleiben Hippolyta's dem Infanten war, ſo konnte er unmöglich ihretwegen die einmal angeſagte Abreiſe aufſchieben, wollte er ſich nicht lächerlich machen. Aber der mißtrauiſche Spanier ſchloß aus dem zeitherigen Betragen ſeiner Dame und ihrem Erkranken, daß ein geheimer Grund dieſem Zurückbleiben unterliege, und er beſtellte ihr geheime Beobachter mit dem Befehl, denjenigen, der ſich vielleicht in Donna Hippolyta's Gunſt eingeſchmeichelt, aus dem Wege zu ſchaffen.

## 5.

## Spaniſches Liebesglück.

Der Hof war abgereiſt und Hippolyta der läſtigen Bande ledig; ſie konnte nun ungeſtört die ganze Zeit mit ihrem geliebten Juan verleben. Wohl hatte ſie vermuthet, daß der Infant ſie unter Aufſicht geſtellt haben möchte, und deshalb gebot ihr die Vorſicht, behutſam zu ſein. Nur gegen Abend und in der Frühe des Morgens verließ ſie, jedesmal anders vermummt, ihre Wohnung, um in die Arme des Harrenden zu eilen. Früh ſtreifte ſie mit ihm durch die Olivenwaldungen, oder an den anmuthigen Ufern des Guadalquivir, Abends ſchaukelte ſie ſich mit ihm auf dem Rücken des Stromes in dem Nachen, der ja ſchon der Tempel ihrer erwachenden Liebe war. Da ſaß ſie an ihm auf ſeine Schulter geſtützt und horchte dem zarten Liebesliede, das er zu den Klängen der Guitarre ſang, des unübertreffbaren Inſtrumentes, um die weichſten und leiſeſten Gefühle, die kaum als leiſe Ahnungen den innern reinen Sinn berühren, im Klang ausgedrückt in das Leben zu rufen, das der Sehnſucht ſich mitzutheilen dem gleichgeſtimmten Herzen zu Hülfe kommt und ihm die Sprache leiht, die unendlich mehr ausdrückt als das wärmſte, innigſte Wort. Wenig Jahre vorher hatte Don Pedro, ſpäter Herzog von Coimbra, der zartfühlende Sohn des Königs Johann des Erſten von Portugal die Guitarre erfunden und den holden Frauen und liebenden Jünglingen ein unſchätzbares Geſchenk damit gemacht. Hippolyta hatte vom Infanten ein koſtbares Inſtrument erhalten; ſie aber lehrte in wenigen Abenden dem ſchwärmeriſch geliebten Jüngling, den Saiten ihre ſüßen Stimmen zu entlocken und ſeinen reinen Geſang mit ihnen zu vermählen. Die Liebe iſt die beſte Lehrerin und die beſte Schülerin zugleich. Bald ſpielte ſie ihm vor, und ihre Silberſtimme vermiſchte ſich mit ſeinem ſanften Tenor, und er hielt ſie mit einem Arme umſchlungen, während die andere Hand mit den Locken auf ihrem Nacken tändelte; bald ahmte er die von ihr vorgezeigten Griffe nach, und ſie bog ſich über ihn, ihr Athem ſchmolz in einander und ein Kuß war der ſchöne Raub der günſtigen Gelegenheit. Das Schifflein aber tanzte auf den von Dämmerung umflorten Wellen zwiſchen den blumigen Ufern ſtromabwärts. In der dunkeln Nacht plätſcherten aber die Ruderſtangen durch das Waſſer; Hippolyta ſtand an Juans Seite und führte ſelbſt mit leiſen Schlägen den Nachen wieder nach der Stadt zu. Unter heiteren Scherzen und Spielen verſtrich der Abend und die Hälfte der Nacht, bis ſie Arm in Arm entſchlummerten. Der Morgen weckte die Glücklichen zu neuer Seligkeit.

Ueber ihre Lebensverhältniſſe hatten ſie ſich noch wenig geſagt, und Beide wußten nicht viel mehr von einander, als ihre Namen. Was kümmert ſich auch das höchſte und ſchönſte Gefühl der Bruſt, die Krone des Lebens, nach Allem was tief unter ihr liegt? Wohl möchte auch Hippolyta dem Liebling nicht geſtanden haben, unter welchen Verhältniſſen ſie am Madrider Hof gelebt, obgleich ſie feſt bei ſich beſchloſſen hatte, nie wieder dahin zurückzukehren. An eine ernſtliche Verbindung hatten Beide eben ſo wenig gedacht. Wie konnten ſie auch enger verbunden werden! ihre Geiſter waren in einander geſtrömt, ihre Herzen hatten ſich auf ewig vereinigt.

## 6.

## Verrath.

Eines Abends kam Inan niedergeſchlagen zu der Geliebten. Umſonſt ſuchte er den Kummer zu verbergen, der zu deutlich aus ſeinen Zügen ſprach.

„Was trübt Dein Auge und verdüſtert Dein Weſen?“ trat ihm die Holde entgegen: „Entdecke mir Deinen Kummer!“

„Hippolyta,“ ſagte er faſt mit Thränen, „ich habe Dir verſchwiegen, daß ich nicht unabhängig von den Willen Anderer bin. Mein Vater iſt hier ein begüterter Kaufmann, der vorzüglich ſtarken Handel auf dem Meere treibt. Er hat mich deshalb zum Seemann in Venedig erziehen laſſen. In jener Stadt, wo ich acht Jahre war, ſtudirte ich das Seeweſen und machte auf den Schiffen eines reichen Handelsfreundes meines Vaters von dort aus mehre Waſſerreiſen. Dort hatte ich das Glück oder vielmehr Unglück einer reichen Erbin und Verwandtin des Handelshauſes, wo ich mich aufhielt, zu gefallen; und ob ich gleich ihre Zärtlichkeiten nie erwiedern konnte, weil ſie häßlich war, ſo hat ſie dennoch mir, ſeit ich in meine Vaterſtadt zurückgekehrt bin, die zärtlichſten Briefe zu ſchreiben nicht unterlaſſen, und vor kurzer Zeit hat unſer Handelsfreund meinem Vater ihre Hand für mich angetragen und die damit verbundenen großen Vortheile deutlich auseinander geſetzt. Was iſt natürlicher, als daß mein Vater nichts mehr wünſcht und betreibt, als dieſe Verbindung, deren Gedanke mich ſchon tödten kann? Obgleich ſich nun mein Vater wegen ſeiner vielen Geſchäfte eigentlich nicht um mich bekümmert, und ich viel freien Willen habe, ſo hat ihn — Gott weiß wer? — doch Jemand auf meine häufigen Entfernungen aus dem Hauſe und mein nächtliches Außenbleiben aufmerkſam gemacht; er hat mich beobachten laſſen; man iſt unſerer Verbindung auf die Spur gekommen, und heute erklärte mir mein Vater trocken, daß er es für väterliche Pflicht halte, mich aus einer großen Gefahr, die über meinem Haupte ſchwebe, zu reißen, und ich deshalb ein Handelsſchiff, das in Cadix liegt, nach Venedig führen ſolle. Du ſiehſt, daß die Zeit unſerer Wonne verblüht iſt und ihr die Stürme folgen. Wie werd' ich ſie ertragen können ohne Dich! Mein Leben hat ſich ganz in Dich verloren; es wird nicht mehr ſelbſtſtändig fortbeſtehen können."

Nachdenkend hatte Hippolyta des Geliebten Worte angehört, dann erwiederte ſie ängſtlich: „Von einer großen Gefahr ſprach Dein Vater? — O weh! dann iſt man uns auf der Spur, und jede Entdeckung unſerer Liebe würde Dir den Tod bringen. Forſche nicht weiter, ſondern laß uns eilig dem Schickſal entrinnen, das uns bedroht. Trennung von Dir iſt mir unmöglich. Ich bitte Dich flehentlich — denn eine große Angſt iſt mich bei Deiner Rede überfallen — eile ſo ſchnell als möglich aus Sevilla. Morgen will ich Dir nach Cadix folgen, um mit Dir nach Venedig zu entfliehen."

In banger Ahnung, die nur vom Genuß der Liebe gemildert wurde, brachten ſie noch einige Stunden zu; da vernahmen ſie plötzlich ein ſtarkes Pochen an der Thüre des Hauſes. Hippolyta erbleichte. „O heilige Jungfrau, gnadenreiche Gottesmutter, ohne Deine Hülfe ſind wir verloren!" rief die Dame verzweiflungsvoll. „Rett' uns, hohe Himmelskönigin!" Und zu Juan gewendet, ſprach ſie angſtvoll: „das ſind Deine Mörder! Wohin bring' ich Dich, daß ſie Dich nicht finden!" Schnell entſchloſſen griff ſie nach einem ihrer Mäntel, hüllte Juan darein, und warf ihm einen dichten Schleier über den Kopf. Und ſo führten ſie ihn in Begleitung ihrer Zofen hinab, als wär er ein weiblicher Beſuch. Die Zofe mußte die Thür öffnen, und ein Haufe bewaffneter Soldaten drang herein. „Wer von Euch iſt Donna Hippolyta de Silva?" fragte der Anführer derſelben barſchen Tones.

„Die Donna," lachte Hippolyta laut, „ſchickt uns eben fort, um ſich mit ihrem Geliebten zu Bette zu legen. Wir ſind ihre Zofen."

„Da finden wir ja zuſammen, was wir ſuchen," jubelte der Soldat! „Ihr aber dürft Euch nicht entfernen; denn die Donna reiſt in dieſer Nacht noch nach Madrid."

„So laßt wenigſtens unſere Freundin durch, welche keine Zofe der Donna iſt und uns beſucht hat," erwiederte Hippolyta und ſchob Juan zwiſchen den Lanzen der Soldaten zur Thüre hinaus.

## 7.

## Glückliche Flucht.

Ohne zu wiſſen, was er thun ſollte, eilte dieſer nach Hauſe; doch wie erſtaunte er von neuem, als er ſeinen Vater mit ernſtem Blicke ihm entgegen treten ſah und folgende Worte von ihm hörte: „Mein Sohn, Du haſt durch Deinen unbeſonnenen Minnehandel Dich in eine gefährliche Klemme geſtürzt. Es ſcheint, als ob Du die Dame, die Du zeither zu oft beſucht haſt, nicht kenneſt; und nur dieſe Unwiſſenheit kann Dich entſchuldigen. So wiſſe denn, daß dieſe Donna Hippolyta de Silva die Geliebte des königlichen Statthalters, des Infanten Don Fernando iſt, und daß dieſer mächtige Prinz vor Rache gegen Dich glüht, und ſicher Alles aufbieten wird, um ſie zu befriedigen. Zu ſpät habe ich leider Deinen unglücklichen Minnedienſt erfahren, um Dich zu warnen, aber noch zeitig genug, um Dich den Dolchen der beſtellten Mörder zu entreißen, die Dir überall nachſpüren. Von mächtiger Hand iſt mir zur guten Stunde ein Wink zugekommen. Dein Pferd ſteht geſattelt und mit den nöthigen Briefen und Geld bepackt. Verlaſſe in dieſer Nacht die Stadt, wo Du keine Stunde mehr ſicher biſt, und in welche Du nicht eher zurückkehren darfſt, bis ſich keine Spur von Gefahr für Dich mehr entdecken läßt. In Cadix erwartet Dich das Schiff, das Du nach Venedig zu bringen haſt." Während er noch ſprach, führte ſchon Juans Diener die Pferde vor. Schweigend beſtieg der Erſtaunte das ſeinige, drückte ſeinem redlichen Vater die Hand und flog zum Thore hinaus, als wären die Mörder ſchon hinter ihm. Der überſchnelle Wechſel ſeiner Lage hatte ihn faſt betäubt, er ſtierte in die Nacht hinaus, ohne ſich Rechenſchaft von ſeinen Gefühlen geben zu können. Wie ein Chaos ſtrömte in ſeinem Kopfe Alles durch einander; am wenigſten konnte er begreifen, daß Hippolyta die Geliebte des Infanten ſein ſollte. Und doch fielen ihm ihre dunkeln ängſtlichen Worte auf, die ſie noch vor wenigen

Stunden zu ihm geſprochen. Warum hätte ſie ſo viel zu fürchten gehabt, warum mit ihm nach Venedig fliehen wollen, wenn ſie nicht eine bedeutende Perſon geweſen wäre? Und endlich die ſpaniſchen Soldaten, die ſie nach Madrid zurückbringen wollten! So ſehr ſich auch ſein Herz ſträubte, es mußte ſich von allen dieſen Umſtänden die Ueberzeugung abgewinnen laſſen, daß Hippolyta diejenige ſei, wofür ſie ſein Vater ausgegeben. Traurig über ſein Schickſal, das ihn von der warmen Bruſt der reizgeſchmückten Geliebten ſo plötzlich geriſſen und in die kühle Nacht hinausgeſtoßen, ließ er ſein Rößlein hintraben, wohin es wollte und hätte ihn ſein Diener nicht auf den rechten Weg geleitet, er wäre ſicher nicht nach Cadix gekommen. Nachdem er ein ganzes Heer bitterer Gefühle bekämpft, und ſich ſodann in das Wonnemeer der Erinnerung getaucht und alle die ſchönen Scenen ſeiner Liebe ſich noch einmal geiſtig zurückgerufen hatte, entſtieg ſeiner Bruſt der feſte Entſchluß, Hippolyta wieder aufzuſuchen und ſich auf ewig mit ihr zu verbinden, ſein Schickſal möge ſich auch ferner geſtalten, wie es wolle.

In Cadix fand er ſein Schiff fertig, und beſtieg es mit ſeinem Diener. Ohne Unfall erreichte er den Hafen von Venedig. Freundlich empfingen ihn alte Bekannte, und die Gaſtfreundſchaft bereitete ihm einen angenehmen Aufenthalt. Mit Eifer betrieb er nicht nur die Geſchäfte ſeines Vaters, ſondern warf ſich auch in die Arme der Wiſſenſchaft, um den quälenden Schmerz der Trennung von der Hälfte ſeiner ſelbſt zu bekämpfen. Dadurch vervollkommnete er ſich ſehr in der Kenntniß der Geographie und ihrer Hülfswiſſenſchaften und bildete ſich in kurzer Zeit zu einem tüchtigen Seemann aus. Obgleich er nie die Hoffnung aufgab, einſt dennoch Hippolyta wieder zu beſitzen, ſo durfte er, ohne nähere Nachrichten von ihr zu haben, doch vor der Hand nichts wagen. Der Zeit und dem guten Glücke mußte er vertrauen, wie alle unglücklich Liebenden. Den Bewerbungen der verliebten Kaufmannstochter wußte er ſo zu begegnen, daß ſie von ſelbſt bald abſtand.

## 8.

## Unverhoffte Botſchaft.

Unterdeſſen war der Frühling herangekommen, und Juan bereitete ſich zur Abreiſe, indem er vermuthete, daß ſeine Verfolger wohl aufgehört haben möchten, nach ihm zu forſchen. Zu dieſer Zeit lief ein aragoniſches Schiff im Hafen ein; Juan, der ſich eben auf dem ſeinigen befand, begrüßte den Schiffsherrn als einen Landsmann.

„Wie,“ ſagte dieſer: „ſollte mir vielleicht ein günſtiger Zufall in Euch den Don Juan de Morales aus Sevilla gleich bei meiner Ankunft entgegen geführt haben?“

„Den Namen, welchen Ihr ausſpracht, Senjor, führe ich allerdings; woher kennt Ihr ihn? Und was bewegt Euch, nach mir zu fragen?“

„Ich preiſe meinen Stern glücklich,“ fuhr der Aragonier fort: „mich ſogleich eines wichtigen Auftrages an Euch entledigen zu können. Es iſt mir von ſchöner Hand ein Schreiben an Euch anvertraut worden, und ich habe dagegen mein Ehrenwort einſetzen müſſen, Euch daſſelbe ſelbſt zu überreichen, wo ich Euch auch finden würde. Der Brief kommt von Saragoſſa, meiner Vaterſtadt, und ich zweifle keinesweges, daß ſein Inhalt Euch angenehm ſein wird.“ Hiermit übergab er Juan das Schreiben. Begierig, von wem ihm dieſe Zuſchrift komme und was ſie enthalten möge, öffnete de Morales daſſelbe und erſtaunte höchlichſt, den Namen „Hippolyta de Silva“ als Unterſchrift zu leſen. Seine Hand zitterte, und ſeine Augen flogen wonnetrunken über die Zeilen hin; er verſchlang begierig jedes der folgenden Worte:

„Mein ewig Geliebter! Das neidiſche Schickſal hat mit einem harten Schlag den ſüßen Traum unſerer Liebe zerſtört. O daß ich, eingewiegt von Deinen Liebkoſungen, mich einer gänzlichen Sorgloſigkeit hingeben konnte! daß ich vergeſſen konnte, eine tyranniſche Macht habe über mich zu gebieten! In Deinen Armen überraſchte mich keine Furcht, ahnete ich keine Gefahr; die eiſernen Schranken meiner widrigen Verhältniſſe entſchwanden meinen Augen, die nur Dich und das Glück ſahen, welches Du mir gewährteſt. Aber ach! wie ſehr hat ſich dieſe Unbeſorgtheit an mir gerächt! Die Feſſeln, denen ich mich zu entwinden gedachte, ſind mir um deſto feſter geſchmiedet worden, und ich erliege faſt ihrer Laſt. Die Nächte durchwein' ich, und nur die Erinnerung an die Stunden, in welchen ich einſt, von Entzücken durchglüht, an Deiner Seite einſchlummerte, vermag das traurige Bild der Gegenwart zu verdrängen. Jede Stunde des Tages, wo mich läſtige Geſichter belauern, ruft mir Deine edele Geſtalt zurück. Die roſige Vergangenheit muß mich entſchädigen für die Schmerzen, welche mir die Dornenſtiche meines jetzigen Lebens verurſachen. — Denſelben Abend noch, als Dich die Mörder bei mir ſuchten, um Dich an meiner Seite zu erdolchen, ließ mich der eiferſüchtige Tyrann, der Infant Fernando, dem ich leider meine äußeren Glücksumſtände verdanken muß, gefangen nach Madrid führen, und an ſeinem Hofe, der mir ſeitdem zur Hölle geworden iſt, lebe ich jetzt unter der ſtrengſten Aufſicht. Ich war kaum einige Wochen in meiner unglücklichen Lage, als der Infant zum König von Aragonien gewählt wurde. Ich mußte mit ihm den Madrider Hof verlaſſen, und ſeitdem lebe ich hier in Saragoſſa an dem Hofe dieſes Königs, dem man den Beinamen des Gerechten gegeben hat, der ſich aber höchſt ungerecht beweiſt, indem er auf die mir früher erzeigten Wohlthaten pochend, mir die Freiheit meines Willens raubt und mich an das gleißende Gepränge der Hofwelt feſſelt, die mir zum Ekel iſt. Gezwungen, äußerlich heiter und liebenswürdig zu ſcheinen, wird mir jede Stunde zur Qual; denn Schmerz und Verzweiflung durchtoben mich. Der König ſelbſt ſcheint ſich wenig um mich zu bekümmern; aber ich bemerke nur zu deutlich, welches Heer von Augen jeden meiner Schritte beobachtet, wie viele Ohren beſchäftigt ſind, meine Worte zu vernehmen, und deshalb muß ich die ewig mit Dir beſchäftigten Gedanken tief in der Bruſt verbergen. Da ich keinen Augenblick zweifle, daß Du mich noch eben ſo heiß liebſt, als ſonſt, daß Du gegen meine Gunſtbezeugungen nie undankbar werden wirſt, ſo hoffe und vertraue ich auf des Himmels Rettung und Deine That, welche mich — ich flehe Dich an, mein Geliebter! — bald aus dieſer Sklaverei erlöſen muß, willſt Du nicht ſtatt meiner mein Grab umarmen. Vertraue Deine Briefe dem Ueberbringer des meinigen; ich habe ihn gewonnen. Lebe wohl und komme bald, mich zu retten und in den Armen Deiner ſchmachtenden Taube den Lohn der Liebe zu genießen. Deine

Dir ewig ergebene
Hippolyta de Silva."

---

## 9.

## Schickſalsſchlag.

Juan konnte ſich nicht enthalten, den Aragonier mit Wärme an die Bruſt zu drücken. „Freund!" rief er entzückt aus: „Ihr macht mich zum Glücklichſten aller Sterblichen. Nennt mir etwas, womit ich Euch das vergelten kann." Der Schiffsmann erbat ſich Juans Fürſprache bei mehren Handelshäuſern, und dieſer flog, um ihm aufs Beſte zu dienen. Nach einigen Wochen waren durch Juans eifrigſte Bemühung die Waaren des Aragoniers vortheilhaft verkauft und das Schiff wieder befrachtet. Beide verließen zuſammen Venedig. Juan ſchrieb ſeiner geliebten Hippolyta Alles, was ihm die Sehnſucht und Zärtlichkeit ſeines Herzens in die Feder ſagten; er verſprach ihr, ſobald er ſein Schiff nach Hauſe gebracht haben würde, heimlich nach Saragoſſa zu kommen und ſie von dort nach Venedig zu entführen, wo ſie ihren Wohnſitz aufſchlagen wollten. Der ſaragoſſiſche Kaufmann gelobte ihm dabei ſeine thätigſte Hülfe, angelockt von den glänzendſten Verſprechungen großer Handelsvortheile in Venedig. — Beide Schiffe ſetzten ihre Reiſe glücklich durch das mittelländiſche Meer fort und hofften das Ende derſelben ſchon nahe. Da geſchah es, daß ſie eines Tages in der Nähe der baleariſchen Inſeln einen afrikaniſchen Korſaren auf ſich zueilen ſahen. Statt ſich zum Kampfe zu rüſten, entfloh der feige aragoniſche Kaufmann. Der Kaper aber ſtürzte ſich mit Heftigkeit auf Juans Schiff, und ſo verzweifelt ſich auch dieſer wehrte, ſo war er doch zu ſchwach, um der Uebermacht lange die Spitze zu bieten; er mußte ſich mit ſeinen Leuten dem Seeräuber übergeben, und dieſer nahm das Schiff als eine herrliche Priſe. Der Aragonier entkam glücklich.

## 10.

## In der Sklaverei.

Juan wurde von dem Korſaren nach Anfa gebracht und mit allen ſeinen Untergebenen verkauft. Ein Sklavenhändler ſchleppte ſie durch die wüſten Sandflächen nach der Hauptſtadt des Reiches, Marokko. Hier wurden ſie zu den andern Chriſtenſklaven geſteckt, deren ſie eine große Anzahl vorfanden. Unter den drückendſten Arbeiten und der rauheſten Behandlung der Barbaren ſchlichen dem armen Juan die Tage dahin. Das Leben hatte keinen Reiz mehr für ihn. Zu hart war der Schlag geweſen, der ihn an der Schwelle des Glücks getroffen, das ihm eben die lang verſchloſſene Pforte geöffnet, und die herrlichſte Ausſicht in die Zukunft gewährt hatte. Oft, wenn er an Hippolyta und an die glücklichen Stunden ihrer Liebe dachte, da gingen ihm die Augen über, und der Gedanke, daß ihm all dies Glück von neuem wieder hatte blühen ſollen und nun für immer entriſſen ſei, machte, daß die hellen Thränen auf ſeine Arbeit herabfielen. Theilnehmend betrachteten ihn oft die übrigen Sklaven, und da das gemeinſchaftliche Unglück die Herzen einander öffnet, ſo erzählte ihnen Juan ſein herbes Schickſal. Ob nun gleich Jeder von ihnen an der eigenen Laſt zu tragen hatte, ſo ermangelten die Uebrigen doch nicht, ihm manchen Troſt zu ſagen, und ihm Hoffnung zu machen, daß ſeine treue Liebe einſt doch noch ihren Lohn in der Vereinigung mit ſeiner Geliebten finden könne. Zum Beweis, wie wunderbar die Fügungen Gottes ſeien, und wie er den ſich liebenden Herzen oft gar harte Prüfungen auflege, erzählte ein alter Engländer die wunderbare Geſchichte des ſchönen Robert und ſeiner Geliebten Anna, die kurz nach ihrer Vereinigung der Sturm vor länger als ſechzig Jahren auf eine unbekannte Inſel verſchlagen habe, wo das junge Weib nach wenigen Tagen geſtorben und ihr Gatte ihr bald nachgefolgt ſei, und nun Beide auf jener Inſel begraben lägen. Die Sklaven ergänzten ſich einander bei der Erzählung dieſer rührenden Geſchichte; denn Jeder kannte ſie, und Einer wußte dieſen oder jenen Umſtand beſſer als der Andere. Juan wurde von dem traurigen Schickſal des Juan a Machin und ſeiner Geliebten zu Thränen bewegt; aber er wünſchte ſich doch, wie jener mit ſeiner Hippolyta ſterben zu können. Durch die neue Mittheilung wurde das Andenken an die zu Sklaven gewordenen Engländer, die Begleiter Roberts, wieder lebendig unter allen hier im gleichen Unglück vereinten Chriſten, und ſie führten Juan bei der erſten günſtigen Gelegenheit zu dem Grabe des Ritters Eduard Cliſſort, des treuen Freundes des auf der Waldinſel begrabenen Liebespaares. Seine edeln Mitſklaven hatten ihm einen Stein auf das Grab geſetzt, worauf ſie mit kurzen Worten die ſonderbaren Begebenheiten des hier Ruhenden geſchrieben; das Grab war mit Bäumen umpflanzt, welche groß geworden waren und den ermüdeten unglücklichen Chriſten unter ihren Zweigen einen angenehmen Ruheplatz boten. Ringsum hatten gefühlvolle Hände ſchöne Raſenteppiche angelegt, und jede Zeit hatte Gefangene hierher geführt, welche in ihren Leiden doch die Größe ſolcher Freundſchaft empfunden, Thränen auf dies Grab geweint und zu ſeiner Ausſchmückung etwas gethan hatten. Kaum einige Schritte davon entfernt waren die Gräber der Reiſigen, des Knappen und der Schiffer. Sämmtlich waren ſie mit Blumen bepflanzt, und eine ſchöne Gewohnheit war allen Sklaven gleichſam zur Pflicht geworden, ſo oft die Bäume neue Blätter trieben, Kränze von Zweigen zu flechten und ſie mit einem Gebete auf die Ruheſtätten der Engländer zu legen. Juan wurde von den Abenteuern dieſer längſt Verſtorbenen ſo ſehr ergriffen, daß er ſie wie Heilige verehrte und vorzüglich dem treuen Eduard das innige Gefühl ſeines Herzens ſchenkte. Er erſchien ihm als ein Märtyrer der Freundſchaft. So oft er von des Tages Mühe und Arbeit entbunden war, eilte er an das traute Plätzchen bei den Gräbern und dachte mit Sehnſucht an Hippolyta und weinte dann dem Andenken Roberts und Anna's, die ſich treu geliebt bis in den Tod, eine Thräne des

Gefühls. Sein Schickſal machte ihn immer weicher und für menſchliches Leiden empfänglicher, und deshalb prägte ſich die Geſchichte dieſer Liebenden ihm ſo in die Seele, daß es ihm mit der Zeit war, als müſſe er ſie gekannt und im Leben geliebt haben; dieſes Gefühl erzeugte in ihm das Verlangen, auch ihre Gräber zu ſehen und ihnen Kränze darauf zu legen, wie er faſt jede Woche auf die ihrer Gefährten ausbreitete. Jede Angabe der andern Sklaven wurde nun von ihm erforſcht und genau im Geiſte geprüft, damit er erkennen möchte, in welcher Himmelsgegend jene ſchöne Waldinſel liege, welche die Gebeine der Liebenden in ihrem Schoße aufbewahre. Seine geographiſchen Kenntniſſe kamen ihm dabei gut zu ſtatten, und er vermuthete aus dem Verſchlagen des engliſchen Schiffes und aus dem Gange des Kahns, auf welchem ſich Eduard und die Reiſigen befunden, nach der Küſte von Marokko, daß jene Inſel weſtwärts in nicht ſehr beträchtlicher Entfernung liegen müſſe.

---

## 11.

## Befreiung.

Ohne beſondere Ereigniſſe ſchlich in Kummer und Arbeit ein Jahr um das andere hin, und die Hoffnung verſchwand allmälig aus Juans Bruſt, einſt noch ſein Vaterland und die Geliebte wiederzuſehen. Die einzige Freude, die ihn von der Bürde, der er faſt erlag, etwas aufrichtete, war das Beſuchen der

Gräber und ihre Ausſchmückung, ſo wie das geſellſchaftliche Geſpräch mit ſeinen Mitſklaven daſelbſt. Oft noch wurde die Mähr erzählt und von jenem ſtets mit gleichem Gefühl gehört. Jedem neuen Leidensbruder, den ſein Mißgeſchick in ihre Mitte führte, wurde ſie mitgetheilt und gab immer Stoff zur Unterhaltung. Vier lange Jahre hatte nun Juan ſchon unter dem Drucke der Sklaverei geſchmachtet, da ſchlug ihm und allen gefangenen Chriſten in Marokko die Stunde der Freiheit. Sie erhielten die unverhoffte frohe Botſchaft, daß der König Ferdinand der Gerechte von Aragonien geſtorben und in ſeinem Teſtament verordnet habe, alle Chriſtenſklaven in Marokko loszukaufen. Keine Worte können den Jubel ausdrücken, welcher die Sklavenhäuſer erfüllte, als ihnen ihr Oberaufſeher die Kunde ihrer Freiheit überbrachte. Die für dieſes Leben auf jede Erlöſung verzichtet hatten, ſahen plötzlich ſich ihrer Bande entledigt und den Weg in die geliebte Heimath eröffnet; der Wunſch, der ſich kaum noch leiſe in des Einzelnen Bruſt geregt, war nun auf einmal ſo glänzend erfüllt. Wie prieſen ſie den chriſtlichen König ſelig, der auf ſeinem Sterbebette ſolch großes Werk der Mildthätigkeit an ihnen gethan! Wie dankten ſie ſeinem verklärten Geiſte und dem allbarmherzigen Vater im Himmel, der des Königs Sinn ſo weiſe gelenkt, in heißen Dankgebeten! Juan vereinigte mit dem Entzücken der Freiheit die Hoffnung, nun auch ſeine Hippolyta zu beſitzen, da ja der König, der die geliebte Donna gefangen gehalten, gerade jener Ferdinand war, deſſen letzter Wille ſie aus der Sklaverei befreite. Wie ſehr wurde er durch den gefeierten Namen jedesmal an ſie erinnert! Ja, der wonnige Gedanke erwachte in ihm, daß vielleicht Hippolyta die Urheberin jener

Dotation ſein möchte, um ihn zu erlöſen. Die ganze nicht unbeträchtliche Anzahl der Sklaven verſammelte ſich und zog zum letztenmal nach den Gräbern, um auf ewig von ihnen zu ſcheiden. Sie wurden noch einmal mit Kränzen geſchmückt; dann hielt Juan eine feierliche Rede. Thränen des Dankes, der Freude und der Wehmuth zugleich strömten von allen Wangen; ein Abſchiedslied beſchloß die rührende Scene. Dann zogen ſie Gott lobend und preiſend für ſeine Gnade nach der Küſte des Meeres, wo ein ſpaniſches Schiff ihrer wartete. Juan küßte das Steuer des Kieles, der ihn zur heimiſchen Erde bringen ſollte und alle folgten ſeinem Beiſpiel. Als nun keiner mehr auf dem afrikaniſchen Boden ſtand, wo ſie ſo ſchweres Leid getragen hatten, da begannen ſie einſtimmig einen feierlichen Geſang, der die Lüfte durchtönte, bis die verhaßten Ufer ihren Blicken entſchwanden. Wonnetrunken ſanken ſie einander in die Arme und küßten ſich als freie Männer. Abgeſtreift waren die Ketten und mit ihnen alle die unzähligen Schmerzen vergeſſen; die Hoffnung ſchwang ihren Flügel um ſie und zeigte ihnen im Geiſte das lang entbehrte Vaterland. So wie die Menge Ein Gefühl der wieder erhaltenen Freiheit durchglühte, ſo hatte jeder Einzelne wieder ſeine eigenen Empfindungen und Wünſche, die er an ſeine früheren Verhältniſſe in der Heimath anknüpfte, um ſich ein ſchönes Band ſeiner Zukunft daran zu ſpinnen. Juan lebte allein in der Hoffnung, in kurzer Zeit ſeine Hippolyta zu umfangen und nie wieder zu verlaſſen. Der König ſtand ihm nun nicht mehr als Hinderniß ihrer Vereinigung im Wege, und im Vaterland konnte er ſich ruhig mit ihr den eigenen Heerd erbauen. In ſeiner Vaterſtadt wollte er ſich niederlaſſen, und wo ihm das

Glück der Liebe zuerſt ſo hold gelächelt, wo es ihm alle ſeine überſchwenglichen Schätze gewährt, da wollte er es auch ferner genießen, in den Olivenhainen mit der Angebeteten ſeines Herzens wieder wie ſonſt herumſtreifen, auf den Wellen des Guadalquivir im Nachen ſich mit ihr ſchaukeln und zu den Klängen der Guitarre Lieder der Liebe ſingen. In ſolchen ſchönen Entwürfen ſchwelgte ſein Geiſt auf der Seereiſe, und er dachte nicht daran, daß ein finſteres Schickſal ſie zerſtören und ihn noch einmal von dem Ziele ſeiner Wünſche und Hoffnungen verſchlagen könne.

## 12.

## Unerwartete Schickſalswendung.

Aber ewig wandelbar, wie des Meeres Welle, iſt das Loos der Sterblichen. Am vierten Tage ihrer Fahrt näherte ſich ihnen ein portugieſiſches Schiff. Der Anführer deſſelben forderte den Spanier auf, ſich zu ergeben. Denn der König von Portugal, Johann der Erſte, machte Anſprüche auf die caſtiliſche Krone und lebte zu jener Zeit in Feindſeligkeit mit den ſpaniſchen Königen von Caſtilien und Aragonien. Die unbewaffnete Mannſchaft mußte ſich ohne weiteres dem Portugieſen ergeben, der viele Soldaten bei ſich führte. Don Juan Gonſalvo Zarco — ſo hieß der Anführer des portugieſiſchen Schiffes — beſtieg darauf das genommene ſpaniſche, um ſich über ſeinen

Inhalt zu belehren. Da er hörte, daß die darauf Befindlichen befreite Sklaven wären, ſo unterhielt er ſich freundlich mit ihnen und ließ ſich bald mit Don Juan de Morales, als dem Vornehmſten und Gebildetſten von Allen, in ein weitläufiges Geſpräch ein. Der Portugieſe erſtaunte über die vielſeitigen Wiſſenſchaften des Spaniers, die dieſer hinſichtlich der Schifffahrt, der Kenntniß der Meere und Länder, ſo wie des Handels zeigte, und erblickte in ihm einen vollkommenen Seemann.

„Ich muß mir Glück wünſchen," ſagte Don Gonſalvo, „dieſes Schiff in Beſchlag genommen zu haben, blos um Eueretwillen, Senjor; und wenn ich gleich unter vorliegenden Umſtänden alle dieſe Leute, die ſich kaum ihrer Freiheit zu erfreuen angefangen haben, aus Chriſtenpflicht wieder frei gebe, weil ſie nichts gemein haben mit dem Streit unſerer Könige, ſo bin ich es doch mir und meinem Herrn ſchuldig, Euch allein zurückzubehalten, Don de Morales. Leute Euerer Art weiß mein edler Prinz Don Enrique beſſer zu brauchen und zu belohnen, als alle Könige der Erde. Ihr Anderen könnt demnach getroſt die Fahrt nach Euerem Vaterlande fortſetzen; Euch aber, de Morales, erſuche ich, mir als mein Gefangener auf mein Schiff zu folgen, indem ich Euch das Verſprechen gebe, daß es Euch nie kränken ſoll, in meine Hände gefallen zu ſein."

„Edler Don Gonſalvo," erwiderte beſtürzt Juan, „ſo ſchmeichelhaft mir auch Euer Antrag iſt, ſo flehe ich Euch doch, auch mir die Freiheit zu ſchenken, wie meinen übrigen Leidensbrüdern; denn ich muß Euch geſtehen, meiner wartet daheim eine zärtlich geliebte Dame, mit der ich mich nach meiner Ankunft zu verbinden gedenke. All mein Sinnen und Streben geht nur nach ihr. Ihr würdet mir grauſam das Glück meines Lebens rauben, indem ihr mir ein anderes, vielleicht glänzenderes zu bereiten wähnt, welches aber ohne ihren Beſitz keinen Werth für mich haben kann.“

„Eure Einwürfe halten keinen Stich; denn was kann Euch hindern, jene Dame Eueres Herzens nach Liſſabon zu beſcheiden und Euch dort mit ihr zu verbinden? Den Enrique, unſer Prinz, wird ſicherlich nicht ermangeln, nicht nur Euere Verbindung zu genehmigen, ſondern Euch ſogar durch ſeine Großmuth in eine Lage verſetzen, die Euch aller Sorgen enthebt. Wollte es Euch aber dennoch nicht in Portugal gefallen, ſo geb' ich Euch mein Wort, daß Ihr als ein freier Mann in Euere Heimath zurückkehren ſollt.“

Juan ſah ſich genöthigt, von ſeiner Reiſe- und Leidensgeſellſchaft zu ſcheiden, nachdem er dem Anführer einen Brief an Hippolyta mitgegeben, und das portugieſiſche Schiff zu beſteigen. Dieſes ſegelte mit ihm nach Liſſabon. Das ſpaniſche Schiff aber hatte das Unglück, von einem Sturme an die Klippen der Inſel Minorca geſchleudert zu werden und zu ſtranden. Viele verloren dabei ihr Leben, unter ihnen der Anführer. Die Uebrigen retteten ſich auf die Inſel und brachten daſelbſt eine geraume Zeit zu, bis ſie ein anderes Schiff in die Heimath brachte. Dort zerſtreuten ſie ſich, jeder ſeinen eigenen Weg verfolgend. Wäre Juan noch auf dem ſpaniſchen Schiffe geweſen, vielleicht hätte auch ihn der Tod in den Wellen ereilt; ſo aber langte er glücklich mit Don Gonſalvo, der ihn von Tag zu Tag mehr ſchätzen und lieben gelernt hatte, in Liſſabon an. Unter den mancherlei Gegenſtänden ihrer Unterhaltung beſchäftigte die beiden Seemänner vorzüglich die Geſchichte Roberts und Anna's. Gonſalvo wurde auf die Beſchreibung der unbekannten Inſel aufmerkſam, und als Juan mit ſeinen ſcharfſinnigen Schlüſſen über die Lage derſelben hervortrat, umarmte ihn Gonſalvo und rief begeiſtert aus: „Senior, die Heiligen hätten mir keine größere Wohlthat erzeigen können, als Euch mir zuzuführen. Der Infant Enrique wird mir für das Geſchenk, das ich ihm in Euerer Perſon mache, nicht genug Dank ſagen können; Ihr ſeid ein Mann, ganz für ſeinen Geiſt geſchaffen, und er wird Euer Freund ſein, das ſchwör' ich Euch zu! Der Bericht von dieſer Waldinſel iſt allein hinreichend, Euch ſeine volle Gunſt zu erwerben."

## 13.

## Prinz Heinrich (Enrique) der Entdecker.

In Portugal war zu jener Zeit der Ruhm des königlichen Hauſes Johanns des Erſten hoch geſtiegen und hatte von Liſſabon aus ſich über alle Länder Europa's verbreitet. Denn die hochmuthigen Söhne des Königs, die blühenden Infanten Duarte, Pedro, Enrique, hatten ſich durch ihre Heldenthaten bei der Eroberung der mauriſchen Stadt Zeuta wenige Monate vorher den Ritterſchlag an der Stätte ihres Sieges verdient. Die Schwerter, welche die ungläubigen Mauren geſchlagen und vertrieben hatten, glänzten wie Sonnenſtrahlen in die Augen der chriſtlichen Völker. Wenige Tage vor ihrer Abfahrt nach Afrika in Begleitung ihres königlichen Vaters hatte die an der Peſt ſterbende Mutter ihnen jene drei Schwerter übergeben; in einer zur chriſtlichen Kirche umgewandelten Moſchee der erkämpften Feſte, hatte König Johann die drei Infanten damit zu Rittern geſchlagen und ſie ihnen umgegürtet. Nach errungenem Siege waren ſie wieder heimgekehrt, die den Chriſten gewonnene Stadt einem ihrer Ritter zur Beſchützung überlaſſend. Das erfreute Portugal empfing im Jubel ſeinen Helden. Die drei übrigen Kinder des Königs, Dom Juan, Dom Fernando, der ſpäter ſo unglückliche ſtandhafte Prinz, den Dom Pedro, Dom Fernando Calderon de la Barca verherrlicht hat, und Donna Iſabella waren mit dem Hofe den ſiegreich Ankommenden nach Algarbien entgegen geeilt. Dort ernannte der König feierlich im Angeſicht des Heeres und des Hofes Dom Pedro zum Herzog von Coimbra und Dom Enrique zum Herzoge von Viſeu. Während ſich nun ganz Liſſabon den Vergnügungen zu Ehren der drei Helden dahin gab und des Jubels nicht müde wurde, vergrub ſich der dreiundzwanzigjährige Dom Enrique, getrieben vom ungezähmten Verlangen nach Wiſſenſchaft, in tiefe mathematiſche Forſchungen. In den weiten leuchtenden Sälen des königlichen Palaſtes ſaß er umgeben von Zirkel und Maßſtab, Himmels- und Erdkarten vor ſich ausgebreitet, er, der kurz vorher mit dem Schwerte ſich Wege durch die Reihen der Mauren gebahnt, und ſein Auge erglänzte von Luſt, wenn in ſeinem Gemüth die Ahnung unbekannter Länder aufging. Dann erhob er wohl den Blick und beſtreifte das von ſeinen Fenſtern an ſich ausdehnende Meer, und die

Sehnſucht ſeiner Bruſt flog über die Wellen in die Ferne, im Geiſte jene Länder begrüßend. Wenn er nun lange geforſcht im Reiche der Größen und die Ahnung zur gewiſſen Zuverſicht geworden war, dann ſchritt er mit hohem Ernſt im blühenden Geſicht durch die langen Säulenhallen und ſtieg hinab an das Geſtad, Befehle austheilend. Und vom Stapel liefen die Schiffe, belebt durch ſein königliches Machtwort, um auf der Wüſte des Waſſers die Welten zu ſuchen, deren Daſein der ſtrebende Infant mit freudigem Glauben verkündet hatte. Ihm gab die Mitwelt den ehrenwerthen Namen des Seefahrers, aber die dankbare Nachwelt hat ihm den ſchönern des Entdeckers beigelegt.

So ſaß der kundige Königsſohn wieder in ſeinen ſonnenlichten Gemächern, als Don Juan Gonſalvo Zarco heimkehrend von der Fahrt, welche ihm der Infant geboten, den erfahrenen Don Juan de Morales hereinführte und ihn mit vielem Lobe ſeinem Herrn vorſtellte. Freundlich empfing der ſinnige Prinz den neuen Ankömmling, der ihm im Alter kaum etwas höher ſtand; ihre Blicke begegneten ſich, und in ihnen begrüßten ſich verwandte Geiſter. Gonſalvo machte den Infanten aufmerkſam auf die wunderbaren Schickſale des Don de Morales und ſprach von der Kunde der unbekannten Waldinſel. Da glühte Enrique's Auge noch höher, und er ergriff des Sevillers Hand und bat ihn mit ſanften Worten, ihm zu erzählen. Juan berichtete, ergriffen von der Güte des Prinzen, den er auf den erſten Anblick lieb gewonnen, ſeine Schickſale in der Gefangenſchaft und von der lang unter den Sklaven in Marokko erhaltenen Sage von dem ſchönen Robert und Anna, ſo wie von deren Begleiter, dem treuen Eduard, den ſechs

Reiſigen und den Schiffern, deren Gräber er ſo oft geſchmückt hatte. Dann legte er ſeine Vermuthungen über die Lage der Inſel dar und fuhr mit geübtem Finger auf der ihm vorgelegten Karte hin, die Stelle bezeichnend, wo er ſich das Eiland dachte.

Hocherfreut entgegnete Dom Enrique: „Edler Jüngling, des Himmels weiſe Fügung hat Euch mir zugeſandt! Erlaubt mir, daß ich Euch meinen Freund nenne; ich bin der Euere von ganzem Herzen. Ich bitt' Euch dringend, vergeßt Spanien und laßt Portugal Euer Vaterland werden; Ihr ſollt nicht in meine Dienſte, ſondern in einen Bund der Freundſchaft mit mir treten. An irdiſcher Herrlichkeit und ihren Gütern ſoll's Euch nicht mangeln. Wohnet mit mir in dieſem Palaſt und theilet mir Euere Kenntniſſe mit, deren Ihr, wie ich gehört, ſo viele beſitzet; ich will Euer aufmerkſamer Schüler ſein. Dann aber führet meine Schiffe hinaus, die ſchöne Waldinſel mit dem Grabe des theueren Paares zu ſuchen."

Juan, überwältigt von dem Uebermaße der Güte und des Wohlwollens, womit der Königsſohn ihn überſchüttete, verneigte ſich und ſprach: „Euere Hoheit überſchätzt das Wenige, was ich weiß; ich aber werde mich zeitlebens beſtreben, Euerm gütigen Willen nachzukommen und Euch dienen mit allen Kräften, welche mir der Himmel geſchenkt." Von ſeiner Liebe wagte er jetzt dem Infanten noch nichts zu geſtehen, fürchtend die Freude deſſelben mit ſolcher Nachricht zu trüben, die leicht als ein Hinderniß der Ausführung der großen Pläne hätte angeſehen werden können.

Aber ſobald er häuslich eingerichtet war, ließ er es ſein erſtes Geſchäft ſein, einen Boten nach Sarageſſa zu ſenden mit neuen Briefen an Hippolyta, worin er ihr ſein Glück kund that und ſie anflehte, ſo bald als möglich nach Portugal zu kommen und ſich mit ihm zu verbinden.

Unterdeſſen erblühte Juans Loos immer ſchöner und freundlicher. Der Infant Enrique ſtellte ihn ſeinem Vater, dem Könige, vor, und machte ihn ſeinen Brüdern bekannt. Dom Pedro hatte kaum vernommen, daß der ſpaniſche Seefahrer ein Freund des Geſanges und der Muſik ſei, als er, der Erfinder der Guitarre, ihm ein herrliches Inſtrument und viele von ihm ſelbſt gedichtete Lieder als Geſchenk überreichte; denn Pedro zog bald darauf vom Drange ſeines Geiſtes nach Kenntniß anderer Länder und Völker ihrer Sitten und Gebräuche getrieben, nach Italien, die Türkei, Aſien, Polen, Ungarn, Deutſchland und England. Das Geſchenk hatte für Juan einen hohen Werth; denn ſeine Saitentöne riefen ihm die Erinnerungen an glücklich verlebte Tage zurück, und wie Geiſterlispeln wehte es ihn an, worunter er Hippolyta's Stimme zu vernehmen träumte. Die Zeit, getheilt unter tiefſinnige Forſchungen in Gemeinſchaft mit Dom Enrique und in Vergnügungen am prachtvollen Hofe, floh ſchnell dahin. Die letzteren konnten Juan nicht anſprechen, ſo ſehr auch manche Dame ſich um den ſchönen ſpaniſchen Meerwanderer bewarb; ſein Sinn ſtrebte der Holden entgegen, die er mit banger Sehnſucht täglich erwartete. Sein Schickſal war mehre Wochen der Unterhaltungsgegenſtand der Hofdamen, ſo weit er ſelbſt für gut befunden hatte, davon zu ſagen; Roberts und Anna's Leidensgeſchichte flog aber von Mund zu Mund.

Nach einigen Wochen erhielt Juan einen ſchlimmen Schlag, der um ſo betäubender auf ihn wirkte, je mehr er ſich der Hoffnung ergeben hatte, das höchſte Ziel ſeiner Wünſche bald in Hippolyta's Armen erreichen zu können. Der ausgeſandte Bote kehrte mit der Nachricht zurück, weder in Saragoſſa, noch in Madrid die Donna gefunden zu haben. Vor einem Monate hatte ſie den erſteren Ort verlaſſen, aber Niemand hatte Auskunft über den Weg, welchen ſie eingeſchlagen, geben können. In Madrid hatte man gar nichts von ihr gewußt. Juan ergab ſich einer ſchwermüthigen Trauer; ſein Herz trieb ihn an, ſelbſt nach Aragonien und Caſtilien zu fliegen und nicht eher zu raſten, bis er ſie gefunden! aber Don Enrique begann ſchon die Schiffe zu bauen, auf welchen Juan und Gonſalvo die ſchöne Waldinſel ſuchen ſollten. Der kühne Gedanke feuerte den edlen Königsſproß zum unermüdeten Streben an.

Juan war ihm dabei unentbehrlich. In gelehrten Beſchäftigungen verging die Zeit der Winterſtürme. Mit dem erwachenden Frühling erwachte auch Juans Sehnſucht ſtärker, und da manche Hinderniſſe der baldigen Entdeckungsreiſe bei Hofe entgegenſtanden, ſo entdeckte er einſt dem Infanten ſein Geheimniß. „Hoheit,“ ſagte er, „ich kann nicht länger ruhen noch raſten, bis ich den Stern meines Lebens aufgefunden. Nur wenn ich mit der Dame meiner Liebe vereint bin, kann ich Euch erſt wahrhaft mit ganzer Seele dienen. Darum vergönnt mir, daß ich ausziehe, ſie zu ſuchen.“

„Dem Herzen laſſen ſich keine Vorſchriften machen,“ erwiderte der gütige Prinz; „und ſo weh es mir auch thut, mich von Euch trennen zu müſſen, ſo kann ich Euch unmöglich Gewalt anthun. So erfüllet denn zuerſt die Pflicht, welche Euch Euer Herz auflegt! Gott gebe Euch Segen, daß Ihr bald an der Hand Euerer Geliebten nach Liſſabon zurückkehrt, damit Ihr dann die Seereiſe ausführen könnt.“

## 14.

## In Sevilla.

Juan beurlaubte ſich mit Rührung von dem vortrefflichen Königsſohne, der ihn reich beſchenkt entließ und flog nach Aragonien. Ein anderer König, Alfons V., der Sohn Ferdinands des Gerechten, hatte dort den Thron beſtiegen; der Hof hatte ſich bedeutend verändert, und Juan konnte der genaueſten Nachforſchung ungeachtet von Hyppolyta nichts erfahren. Er ſuchte den Kaufmann auf, der ihm einſt ihren Brief nach Venedig gebracht, in der Hoffnung, von ihm einen Fingerzeig zu erhalten. Aber auch das war vergebens. Der Mann wußte nichts zu erzählen, als daß er, als er ihr die Nachricht von ſeinem Raub überbracht, ſie ihn ungnädig behandelt habe; ſpäter hatte er ſich nicht mehr um ſie bekümmert. Von dieſem nüchternen Handelsherrn erfuhr Juan das traurige Stranden des aragoniſchen Schiffes, welches ſeine Mitſklaven geführt, und den Tod des Anführers, dem er Briefe an Hippolyta mitgegeben. Erfolglos verließ er die Königsſtadt, um ſich nach Madrid zu wenden. Obgleich er auch hier wiederum mehre Monate mit Suchen und Fragen zubrachte, ſeine Mühe wurde mit keinem Erfolge gekrönt. Das Jahr neigte ſich zu Ende, und er war um nichts vorgeſchritten. So ſehr er auch oft dem Trübſinn unterlag, immer lockte ihn ein Schein von Hoffnung wieder zu neuen Verſuchen. Sevilla, ſeine Vaterſtadt, konnte vielleicht ihr Aufenthalt ſein; ihr Herz konnte ſie nach dem Orte gezogen haben, wo ihre Liebe erblüht war; und er begab ſich dahin. Sein greiſer Vater breitete die Arme aus, den ſchon lang als todt beweinten Sohn zu umfangen; ſeine Geſchwiſter und ihre Familien waren hoch erfreut, ihn wieder zu ſehen, und die Thränen Aller floſſen, als er ihnen ſeine Schickſale mittheilte. Der Vater wünſchte den Sohn bei ſich zu behalten nnd ihm ſein Geſchäft zu übergeben. Sämmtliche Verwandte und Freunde lagen Juan an, ſich unter ihnen häuslich niederzulaſſen, und nach ſo vielen Stürmen und Drangſalen ſich dem Genuß des Familienlebens zu übergeben. Doch feſt beharrend bei ſeinem Vorhaben und nicht wankend in der dankbaren Ergebenheit gegen den Herzog von Viſeu, wies er ihre Bitten zurück. Hippolyta ſuchte er umſonſt, ſie war nie wieder nach Sevilla zurückgekehrt. Der Schmerz übermannte ihn, und in den Olivenhainen, die jetzt traurig ihren Blätterſchmuck abwarfen, wandelte auch er traurig und ſuchte jedes Plätzchen auf, wo er mit ihr geſeſſen, geſtanden, gekoſ't und getändelt hatte. Der Schwermüthige fand den Nachen, den Tempel ſeiner Liebe wieder, er mußte ihn beſteigen, die Guitarre in der Hand, und ſich den Fluthen des Guadalquivir übergeben, deſſen Ufer ihn einſt ſo glücklich geſehen hatten. Wiederum tanzte das Schifflein in der Dämmerſtunde auf den Wellen ſtromabwärts, wieder klang die Guitarre, aber nicht frohe Liebeslieder waren es, die ſeiner Bruſt entſtiegen; ſchwermüthige Töne über verlorne, einſt ſo warm empfundene Wonne, Sehnſuchtklänge nach der Entfernten ſchwebten über den Strom. Ihr liebewarmer Hauch ſtreifte nicht an ſeine Wangen, ihr Arm ruhte nicht auf ſeiner Schulter, ihre Silberſtimme verbeſſerte ihn nicht; ihre roſigen Lippen raubten ihm keinen Kuß. Leer war der Nachen, öd' der Strom, trübe die Welt für ihn. Die Arme ſtreckte er wohl in die Nachtluft und flüſterte ihren Namen; ihm war's, als müſſe ſie über die Wellen daherſchreiten, um ihren Sitz einzunehmen und das Schifflein mit himmliſchen Bildern ihm füllen! Ach! vergebens waren ſeine Klagen, nur der Winterſturm, der vor ihm vorbeibrauſ'te, vernahm ſie. Oft ſchuf er ſich ſüße Täuſchung, und ſeine Träume trugen ihn in die Vergangenheit zurück, aber um deſto ſtarrer blickte ihn dann die Wirklichkeit an und kältete ihm das warm gewordene Blut. Als die Seeſtürme nachließen, ſchied er von den Seinigen; weinend umſchloß ihn der Vater und ſagte ihm Lebewohl für dieſes Leben, weinend drückten ihn die theuern Angehörigen an ſich und flehten, einſt wieder heimzukehren in die Heimath.

„Unſtät und ſchwankend iſt mein Leben, wie das Meer, dem ich mich geweiht," rief er, ſich von ihnen losreißend, aus, „drum grämet Euch nicht, wenn mich mein Loos umherwirft und vielleicht bald unter eine Welle begräbt. Nicht daß er wiederkehre, kann der Schiffer ſagen; blüht uns aber einſt das Wiederſehen, dann iſt der Genuß deſſelben deſto freundlicher."

## 15.

## In Algarbien.

Von Cadix ſegelte Juan nach Liſſabon. Aus dem Hafen eilte er nach dem Palaſt, aber der Infant Enrique war mit dem beginnenden Frühling auf ſeine Beſitzungen in Algarbien, ſeinem Lieblingsaufenthalt, gegangen. Don Gonſalvo durchwanderte aber ſchon wieder die Meere. Juan beſchloß daher ſeine Forſchungen nach Hippolyta in Portugal fortzuſetzen. Er wußte zwar, daß ſie eine Portugieſin, aber nicht aus welcher Gegend des Landes ſie gebürtig war. Am Hofe, wo er ſich dem König vorſtellen ließ, erkundigte er ſich angelegentlichſt nach einer adligen Familie de Silva, und erfuhr, daß dieſelbe dem unteren Adel angehöre und ſehr verbreitet ſei. In Liſſabon ſelbſt wohnten Viele, welche dieſen Namen führten. Mit neuer Hoffnung erfüllt, beſuchte er alle Häuſer und entdeckte endlich zu ſeiner Freude Hippolyta's Verwandte. Aber nicht durch Bande des Blutes waren ſie mit ihr verbunden und hatten ſich um ihr Schickſal nicht ſonderlich bekümmert; ſie konnten Juan nicht mehr ſagen, als was er ſchon wußte. Mißmüthig über die Härte ſeines Geſchicks reiſte er nach Algarbien, den Infanten zu begrüßen und die Entdeckungsfahrt zu betreiben; denn auf dem feſten Lande, das ihm nie gab, was er ſuchte, war ſeines Bleibens nicht mehr; er wollte dem Meere ſein Glück abgewinnen, wenigſtens Ruhe ſuchen, wollte die erſehnte Inſel auffinden und an des unglücklichen Roberts Grabſtein weinen, er, der ſich noch unglücklicher wähnte.

In ſeinen blühenden Hainen in der romantiſchen Landſchaft Algarbien wandelte der ſinnige Königsjüngling, Don Enrique, Herzog von Biſeu. Umgeben von der Pracht, womit die Natur verſchwenderiſch jenes Küſtenland überſchüttet, das auf zwei Seiten umſpült von dem Weltmeer, der ſchönſte und angenehmſte Sitz für den forſchenden Infanten war, erhob ſich ſein nimmer ruhender Geiſt ſtets höher in der Erkenntniß der Wiſſenſchaft. Schweifte doch hier faſt nach allen Seiten ſein begeiſterter Blick über dem Spiegel der Waſſer hin, dem Felde ſeines Wirkens, und wenn er ſich niederſenkte, trat ihm die üppige Natur entgegen, ihm ihre Schätze zu bieten. Hier empfing er Juan, wie man den lang erſehnten Freund empfängt, mit Liebe und Herzlichkeit. Sanfte Worte goß er in die Bruſt des troſtlos Zurückkehrenden und gelobte ihm feierlich durch Freundſchaft wo möglich zu erſetzen, was er in der Liebe verloren. Mit zarter Sorgfalt behandelte der treffliche Infant die Wunde Juans und ſuchte ſie allmälig zu heilen. Bald ergingen ſie ſich auf den Feldern des menſchlichen Wiſſens, bald ſteuerten ſie an den Küſten des Meeres hin; dann ſtreiſten ſie wieder zuſammen durch die duftenden Wälder oder durchforſchten in der Nacht den Lauf der Geſtirne; nie ließ der Infant den liebgewonnenen Freund von ſich. Beſiegt von der überſchwenglichen Güte ſeines fürſtlichen Gönners, wurde Juan lebendiger, und ohne daß er es ſelbſt bemerkte, wich die düſtere Schwermuth von ihm. Die Ergötzlichkeiten des Frühlings zu genießen und den Becher der Wonne zu leeren, den ihnen das reichbegabte Land bot, beſchloſſen ſie bis in die Sommermonate zu verweilen, dann wollten ſie nach Liſſabon zurück, und von dort ſollte Juan ohne Verzug ſeine Seefahrt beginnen. Unterdeſſen befahl Enrique dort die völlige Ausrüſtung der zwei neuen zu dieſer Reiſe erbauten Schiffe.

## 2.

## Das Schloß auf der Guadiana.

Eines Tages ritten beide, nur von wenigen Dienern gefolgt, über das Gebirge oſtwärts in das ſchöne Thal der Guadiana, das im engen Raum neben dem Fluſſe von Felſen und waldigen Hügeln gebildet wird. Die mit dem eintretenden Sommer beginnende Hitze verkühlte ſich in dem Thalweg, durch den von Süden herauf die ſanfte Meerluft ſtrich; aus den hie und da zu beiden Seiten ſich öffnenden Gebirgsſchluchten ſtrömte ebenfalls angenehme Kühle. Der Abend kam ſchon, aber der Prinz und Juan verweilten noch in dieſem Paradieſe, das ihnen in jeder Krümmung des Stroms neue reizende Partien bot. Die Abendlüfte ſchmeichelten um ſie; der Himmel bald und bald die von ſeinem Glanze wiederſtrahlende Erde zogen ihre Blicke auf ſich; denn jenen bedeckte ein Heer golbigglänzender, purpurglühender, carmoiſin- und roſenrother, grauer und hellweiſer, flockiger Wölkchen; nach Weſten zu ein hellblaues Feld, deſſen Ende ein breiter glutrother Strich beränderte. Die Erde aber war wie von einer leiſen Ahnung jenes Purpurglanzes überhaupt, die nur in den glühenden Fluthen der Guadiana zur ſchönen Gewißheit wurde. Plötzlich zeigte ſich den dem Zuge ihrer Gefühle ſich Hingebenden bei einer Wendung des Weges ein ſchönes Schloß auf einem der Hügel, welche das Flußthal begrenzten. Seine Fenſter vergoldete das Abendroth, Dach und Wände funkelten wegen ihrer Neuheit. „Wem iſt dieſes Schloß?“ fragte Juan überraſcht.

„Möchte ich doch verwundert dieſelbe Frage an Euch thun,“ erwiderte Enrique. „Seine vorigen Beſitzer ſind ausgeſtorben; es war ziemlich verfallen. Wer es vor einigen Jahren an ſich gekauft und ſo herrlich hat herſtellen laſſen, iſt mir unbekannt. Laßt uns dort zuſprechen und um ein Nachtlager bitten, ohne uns zu erkennen zu geben!“ Indem ſie den Pferden die Sporen einſetzten und das Thal entlang jagten, um den ſchönen Bergſitz bald zu erreichen, bemerkte Juan einen Nachen auf der Guadiana hinabrudern, in welchem außer dem Fährmann zwei Damen ſaßen, von denen die eine ſchwarz gekleidet war. Der Prinz, den er darauf aufmerkſam machte, ſagte launig: „man muß jede Blume am Wege brechen, drum wollen wir erſt die Damen belauſchen, auf das Schloß haben wir immer noch Zeit, zumal es wahrſcheinlich iſt, daß jene Huldgöttinnen auf der Berghöhe ihren Feenſitz haben.“ Und die Pferde den nachtrabenden Dienern übergebend, ſchritten ſie dann an dem buſchigen Ufer des Fluſſes dem Kahne nach. Bald hatten ſie ihn unbemerkt von den Damen erreicht. Die Eine war eine majeſtätiſche Geſtalt, aber in tiefe Trauer gehüllt, ſelbſt ihr Geſicht verbarg ein ſchwarzer Schleier. Dieſem Gewande entſprachen die Klagetöne. welche ſie der Guitarre entlockte. Nach ſchwermüthigen Umherirren in den Saiten, floſſen die

Töne endlich in eine wehmuthvolle Melodie zuſammen und ihre reine Stimme ließ, nicht ohne Kunſt geſungen, folgendes Lied hören:

„Phöbus ſinkt am Himmel wieder;
Ihn umfängt die Abendglut,
Leitet ihn zur Thetis nieder;
Und in ihrem Schoße ruht
Er, des Tages Lichtgebieter,
In der Wellen Purpurfluth
Und erwärmet ihre Glieder.

Wie der Sonnengott, ſo eilt
Im ſehnſüchtigen Ermatten
Der Geliebte, der erſt weilt,
Und das Weib umfängt den Gatten,
Die der Sehnſucht Schmerzen heilt
In des Abends Dämmerſchatten
Und empfängt, was ſie ertheilt.

Aber weh! in meine Arme
Kehrt der Theure nicht zurück,
Daß mein Herz an ihm erwarme
In der Liebe Wonneglück
Und der Scherze holdem Schwarme;
Und der Sonne Scheideblick
Seh ich ſtets mit neuem Harme.

Dich, o Thetis, klag' ich an!
Denn Du haſt ihn mir entriſſen,
Und von Deinem Arm umfahn
Sank er zu den Finſterniſſen
In des Charons düſtern Kahn,
Und ich muß ihn ewig miſſen,
Falſchen Göttern unterthan.

Juan bebte; er war ganz Ohr geweſen, aber allmälig war es ihm geworden, als ſeien es nicht Töne, die von außen auf ſeine Empfindung einwirkten, ſondern die tief in ihm ſelbſt, in ſeinem innern geheimen Leben erklungen, die nicht von anderem

Geiſte erzeugt, von anderen Lippen geſungen, ſondern ſein Eigenthum, die Ausbrüche ſeines Schmerzes ſeien. Unbeweglich ſtand er noch lange, die Nachklänge ſeines Herzens empfindend; endlich wich die Täuſchung, um einer neuen Platz zu machen. An den Ufern des Guadalquivir glaubte er zu ſtehen; die Dämmerung umflorte, wie ſonſt, die koſenden Wellen, ein Schifflein zog plätſchernd daher, eine Guitarre erklang; er ſtand wartend auf die Geliebte. Mit mächtigen Zügen ſtrömte die Erinnerung durch die äußeren Sinne in ſeine Seele; Gegenwart und Vergangenheit ſchmolzen in einander. Faſt wär' er in dieſer irrenden Vergeſſenheit hinter dem Strauche, der Beide verbarg, hervorgetreten, um den theuren Namen Hippolyta auszurufen, aber der Prinz hielt ihn zurück, der nicht ahnen konnte, was in des Freundes Seele vorging. Quer über den Strom, nach dem Ufer zu, wo die beiden Lauſcher ſtanden, zog jetzt der Nachen ſeine Waſſerfurchen; Don Enrique wollte zurückweichen und Juan mit ſich fortziehen, aber dieſer widerſtand und ging nicht von der Stelle. Unterdeſſen legte der Nachen an, die Damen ſtiegen aus und wanderten vorwärts. In demſelben Augenblicke trat Juan raſch aus ſeinem Hinterhalte hervor und vor die ſchwarze Dame. Sie ſchlug die Augen auf, that einen Schrei und ſank in die Arme ihrer Begleiterin. „Hippolyta!" rief Juan auf ſie zuſtürzend aus, umfaßte ſie, die Begleiterin zurückdrängend und ſchlug den Schleier in die Höhe. „Sie iſt's!" jubelte er und ſeine glühenden Küſſe rauſchten auf ihren erbleichten Mund. Der Herzog und die Kammerfrau der Donna blickten mit Verwunderung auf die Scene. Ueberſtrömt vom reichſten Erguß der Wonne, die wie ein Blitzſtrahl Juans Herz in Flammen geſetzt hatte, ſchlug Hippolyta die freudeſtrahlenden Augen auf; ihr Mund ſtammelte nur noch unverſtändliche Laute. Göttergefühle ketteten die lange Getrennten an einander; ihre Armen verſtrickten ſich; Buſen wogte an Buſen; Lippe brannte auf Lippe; ihr Hauch ſchmolz zuſammen, ihre Augen glühten in einander, und auf den Strahlen, die ihnen entzitterten, baute im Nu ſich die Brücke, auf der ihre Geiſter ſich entgegen jubelten und ſich verſchlangen. Ausgefüllt war die Kluft zwiſchen dem jetzigen Augenblick und dem des erſten Kuſſes im Olivenhain bei Sevilla; Beide traten, zwei verwandte ſchöne Genien zuſammen und reichten ſich die Hände. Erſt nach minutenlangem ſprachloſen Umfangen, gedachte Juan ſeines fürſtlichen Begleiters; er wandte ſich zu ihm, und rief: „O Herzog, empfindet einen Theil meines Entzückens! Sie iſt es, die ich jahrelang vergeblich geſucht habe.“ Dann ſprach er zu Hippolyta: „Erkenne in dieſem Ritter, meine Holde, den Infanten von Portugal, Don Enrique, Herzog von Viſeu, deſſen Ruhm Dir nicht unbekannt ſein kann, und erfreue Dich der Nachricht, daß ich es wagen darf, ihn meinen Freund zu nennen.“ Mit Artigkeit nahte ſich ihr der Prinz und ſagte im verbindlichſten Ton: „Worte können den Antheil nicht ausdrücken, den ich an Euerm Glück nehme, ſchöne Senjora, und an dem meines Freundes; glaubt mir's, er iſt, wie einſt Kadmos nach ſeiner geraubten Schweſter, Länder und Meere nach Euch durchirrt.“

„O und ich war Dir ſo nahe!“ ſetzte Juan hinzu. — Nach Mittheilung ſehnten ſich die Herzen; der Prinz ſelbſt hatte ſie eingeleitet und auf Hippolyta's Bitten machte Juan den Anfang mit der Erzählung ſeiner traurigen Fahrten ſeit ihrer Trennung.

Die Nacht umarmte Hügel und Thäler und die

Sterne zogen am Himmel auf. Langſam ſtiegen die Liebenden Arm in Arm den Berg hinauf; der Mond ging hinter ihnen auf und beleuchtete ihren Pfad. Bei jedem Drangſal, das Juan berichtete, drückte ihm die Geliebte feurig die Hand; wie gerne hätte ſie ihn umſchlungen und geküßt; aber da war ihr des Prinzen Gegenwart eine Feſſel. Der ſcharfſichtige Infant mochte das wohl fühlen und gab deshalb vor, das Erſteigen des Berges wolle ihm nicht zuſagen, und er ſich von ſeinem Pferde hinauftragen laſſen. Den nachziehenden Knappen zurufend, verweilte er und bat die Andern, ungeſtört ihres Weges fortzuwandeln; er kenne ja Juans Lebensgeſchichte und behalte ſich deshalb nur die Mittheilung ihrer Schickſale von der Donna vor. Vorwärts wandelte nun das Liebespaar allein, und bei jeder Biegung des Pfades überließen ſie ſich dem ſtürmiſchen Ausbruch ihrer Gefühle. Nach vielen ſüßen Unterbrechungen war endlich der Gipfel des Berges erreicht, ſie traten auf eine breite Terraſſe, welche Ausſicht auf die vom nächtig grauen Dunſtſchleier überdeckte Bergkette, auf die der Mond ſeinen ſchwachen Glanz ſtreute, und in der Ferne auf das dunkele Meer gewährte. Trunken ſchweiften ihre Blicke über die nächtliche Landſchaft hin und verloren ſich in des Himmels Bläue, die mit goldenen Funken geſchmückt war. Wie ihre Blicke, ſo hoben ſich ihre Geiſter vereint im Wonneflug von den unter ihnen verſchwindenden irdiſchen Bildern zu der Ahnung des Unendlichen. Die irdiſche Heimath hatten nun die vereinten Herzen gefunden, aber im Entzücken über ihre Verbindung glühte auch ſchon die Sehnſucht nach dem Ueberirdiſchen auf, dem Vaterlande der höchſten und reinſten Freude. Lange hatten ſie geſchwelgt in ſolchem Uebermaß von Seligkeit, als der Infant mit den Knappen nachkam. Ein hohes freundliches Schloß nahm ſie auf; an ein großes Hauptgebäude, mit mehren Thürmen verziert, ſchloſſen ſich zu beiden Seiten Flügel von minderer Größe, recht wie zu Wohnungen häuslicher Liebe gebaut. Diener eilten den Eintretenden entgegen und empfingen leiſe Befehle von Hippolyta; andere öffneten die Flügelthüren eines Saales, aus dem ihnen Kerzenſchimmer entgegen leuchtete. Die Gäſte traten ein und ſogleich bewillkommte Hippolyta als Herrin des Schloſſes den Herzog, dem Geliebten aber reichte ſie den würzigen Mund zum Kuſſe. Nach kurzer Zeit führte die Donna die beiden Ritter in einen anderen prächtig ausgeſchmückten Saal, wo eine reich beſetzte Tafel ihrer wartete. Der Prinz war ſo heiter, ja ausgelaſſen fröhlich, wie er faſt noch nie geweſen und geſtand der Donna offenherzig, daß er ſeines Freundes Stelle beneide und jede Minute mit ihm zu tauſchen bereit ſei.

## 17.

## Donna Hippolyta's Erlebniſſe. Glück nach Trennung.

Ueber Tafel begann Hippolyta, auf des Herzogs und Juans Bitte, ihre Erzählung: „Mit dem ſchmerzlichſten Bangen erwartete ich die Rückkehr des ſaragoſſer Kaufmanns, dem ich meine Briefe an Dich anvertraut, mein Geliebter. Ach, ich ahnete, daß er mir etwas Schmerzliches bringen würde! aber auf das Gräßlichſte war ich nicht gefaßt. Er kam; die Nachricht von Deiner Gefangennehmung durch einen marokkiſchen Kaper zerknirſchte mich. Unfähig, den Anblick des Unglücksboten zu ertragen, befahl ich ihm im Ausbruch meines heftigen Schmerzes, mich ſogleich zu verlaſſen. Als ich allein war, überließ ich mich der fürchterlichſten Verzweiflung. Erſt nach langen Stunden, ausgefüllt durch Jammer, Kampf und Ringen eines verzweiflungsvollen Gedankens mit meinem beſſeren Selbſt, floſſen meine Thränen und durchnäßten Deinen Brief. Aber nun ſtrömten ſie auch Tag und Nacht, bis ihr Quell verſiegt war, und mich zuletzt eine dumpfe Gleichgültigkeit mit ihrem fahlen Schleier einhüllte und den Anblick der Hoffnung verſperrte. Der Hof war mir zum Ekel; ich war dort eine lebloſe Puppe, die man am Draht zieht. Dem König war meine Schwermuth nicht entgangen; er fing allmälig an, ſie zu ſchätzen und als ein Heiligthum unberührt zu laſſen. Da die vielſeitigen Geſchäfte des neuerworbenen Königreichs ſeine ganze Thätigkeit in Anſpruch nahmen, Alter und Kränklichkeit ihn aber ſeinem früheren Leben entfremdeten, ſo war ich mit der Zeit ſeiner Aufmerkſamkeit entſchwunden. Durch die Geſchwätzigkeit des feigen Kaufmanns war Dein Schickſal bei Hofe bekannt worden, und da man dort an unſerem Verhältniſſe Antheil (freilich aus keiner guten Abſicht) genommen, ſo war Dein Unglück bald das Geſpräch der Zirkel und drang zu den Ohren des Königs. Doch waren unterdeſſen mehre Jahre verfloſſen, in welchen der Monarch kränklicher geworden war. Gegen das Ende ſeines Lebens verlangte er täglich nach mir und in meinem Umgange ſchien der Unmuth zu weichen, der ihn umdüſterte. Ich ſuchte ſein Gemüth von der Erde zum Himmel zu lenken, und es gelang mir. Mit gläubiger Zuverſicht ſah er der dunkeln Straße entgegen, deren Thor ſich ihm bald eröffnen ſollte. Sein Volk hatte ihm den Namen des gerechten Königs gegeben; er wollte ihn verdienen und als ein ſolcher vor den Richterſtuhl des gerechteſten Königs treten. Viel ſchaffte er in wenigen Wochen noch für Aragoniens Wohl. Einſt beſchäftigte ihn der Gedanke eines recht verdienſtlichen Werkes, das allen früheren die Krone aufſetzen ſollte. Da warf ich mich vor ihm nieder und flehte um Deine Befreiung. Ein lichter Gedanke durchzuckte ihn. „Ja,“ rief er aus: „ich habe mich verſündigt an Euch! Dein Geliebter ſoll frei ſein; aber er nicht allein, ſondern alle Chriſtenſklaven in Marokko!“ Gerührt reichte er mir die Hand und übermannt vom Gefühl der Dankbarkeit und der neu mich durchglühenden Hoffnung weinte ich Thränen der Freude darauf. Noch an demſelben Tage wurden die Räthe des Reichs, Alfons, der künftige Thronbeſitzer, und die übrigen Glieder des königlichen Hauſes zuſammen berufen; der König ertheilte ihnen ſeine Befehle in Betreff der Befreiung der Sklaven, und gleichſam als habe er mit dieſem chriſtlichen Werke nun genug gethan für die Erde, verſchied er noch denſelben Abend ſanft, beweint von ſeinem Volke. In meiner Seele war aber der Himmel mit heiterer Bläue und Sonnenglanz wieder aufgegangen und hatte die ſchwarzen Wolken des Trübſinns vertrieben. Die Hoffnung winkte mir als lichter Engel in der Ferne, vertrauend überließ ich mich ſeinem Wink; ich folgte ihm, ach! um nur deſto gräßlicher getäuſcht zu werden. Das Schiff lief vom Stapel, das Dich in meine Arme führen ſollte; nichts vertraute ich dem Befehlshaber deſſelben an, um mir nicht ſelbſt vorzugreifen, um alle Wonne dem Augenblick des Wiederſehens aufzuſparen. Zwiſchen Hoffen und Zagen ſchwebend harrte ich Monate lang. Wie oft trieb mich ſehnſüchtige Ungeduld in einem Nachen auf dem Ebro hinab, in der Hoffnung, das Schiff zu begrüßen! Die Zeit, welche als äußerſter Termin zur Rückkehr des Schiffes beſtimmt war, verſtrich und brachte mir nicht in ihrem Schoße, was ich von ihr forderte. Da umrauſchten mich wieder Flügel düſterer Ahnung. Die alten Wolken zeigten ſich abermals und zogen ſich zuſammen, und plötzlich fuhr der Blitzſtrahl aus ihnen, der mich zu Boden warf. Die Nachricht erfüllte die Hauptſtadt, daß das Schiff bei den Balearen geſtrandet, der Führer und viele Befreite umgekommen ſeien; die Andern hatten ſich zerſtreut und keiner kam mir zu Geſicht, den ich über Dein Loos hätte befragen können. Es wurde mir zur fürchterlichſten Gewißheit, daß auch Du in den Wellen Dein Grab gefunden. Ich ſchweige von der Zeit der dumpfen Schwermuth, die nun für mich begann, und von den Qualen, die ich ſeitdem ertragen. In mein Vaterland zurückgekehrt, erfuhr ich den Verkauf dieſes Schloſſes. Der ſterbende König Ferdinand hatte mich reich bedacht und mich in den Stand geſetzt, in dieſem friedlichen Thal, abgeſchloſſen von der Welt, mein Leben zu vertrauen. Zwei Jahre habe ich zugebracht, Deinem Andenken jede Stunde weihend."

Helle Thränen perlten der zartfühlenden Donna aus den klaren Augen, ſie neigte ihr Haupt nach dem Geliebten, der ſie umſchlang, und Augenblicke feierten ſie abermals die Wonne des Wiederfindens, nur ruhiger, klarer. Der Gedanke, daß ſie ſich Beide als todt beweint und nun wieder das warme Leben einander entgegen hüpfen fühlten, gewährte ihnen das Entzücken der jetzigen Empfindung. Der Infant hatte unterdeſſen einen Becher gefüllt, hob ihn empor und leerte ihn auf der Liebe höchſtes Glück im Leben und das der reizenden Wirthin und des erfahrnen Seefahrers als des ſchönſten, von dem er je erfahren. Da griff auch Juan nach dem Pokal und rief froh bewegt: „Auf die baldige Entdeckung der ſchönen Waldinſel!“ Als er getrunken, umarmte ihn der Prinz. Im Austauſch heiterer Reden verging der Abend; ihm folgte ein noch ſchönerer — Tag. Hypolyta zeigte ihrem königlichen Gaſt und ihrem Geliebten das geſchmackvolle Innere des Schloſſes und deſſen reizende Umgebung. In dem Garten ſtanden nur Zypreſſen und Trauerweiden, aber die ſchelmiſche Zofenſchaar hatte ſie ſchon in der Frühe mit Blumenkränzen umwunden, ſo daß ſie dem Blicke glichen, der unter Thränen lächelt. An einem Abhange überraſchte Juan und den Herzog ein kleiner Tempel, deſſen Hinterſeite an den Hügel anlehnte; er führte im Frontiſpiz die Worte: muerte en amor, amor en muerte (Tod in Liebe, Liebe in Tod). Der ſinnreiche Infant ſah ſich ſogleich nach einer Gartenleiter um, legte ſie an, ſtieg hinauf und malte in das muerte zwiſchen das u und e ein g hinein und trennte mit einem Striche das te von dem Worte, ſo daß es hieß: muger te en amor, amor en muger te (dir Gattin in Liebe, Liebe in dir, Gattin). Im Tempel ſelbſt hing die Guitarre, auf welcher ſie ſonſt bei ihren Fahrten auf dem Guadalquivir geſpielt, mit zerriſſenen Saiten, aber ein Zöfchen hatte ſchlau am Morgen friſche Saiten darunter gelegt; Dom Enrique griff ſogleich das Werk an, überzog die Laute und ſpielte ein fröhliches Brautlied. Im

Innern des Hügels, zu welchem eine Pforte führte, ſahen ſie ein Kenotaph mit Kränzen behangen, der Prinz nahm ſie davon und umſchlang ſchäkernd das Paar damit.

Im Rauſche der Liebe und des Genuſſes entflohen die Tage; aus ihnen wurden Wochen. Als der Herzog nach ſeinen Hainen zurückkehrte, mußten ihn die Liebenden begleiten. Nach einem Monat gingen ſie zuſammen nach der Königsſtadt Liſſabon.

## 18.

## Am Hofe in Liſſabon.

Auf ein freundliches Aus- und Einladungsſchreiben des Prinzen verſammelte ſich der Hof und die edle Ritterſchaar von ihren Landſitzen um den Infanten, der nun die Vermählung Don Juans und ſeiner Geliebten auszurichten eilte. Ein Feſt verdrängte das andere; alle Hofleute waren von Hippolyta's Reizen entzückt, deren Blüthe, Anmuth und Lebendigkeit mit dem Geliebten wiedergekommen war. Wiederum war ſie wie ſonſt die Sonne des Hofes, jetzt des portugieſiſchen, ſonſt des caſtiliſchen und aragoniſchen, und wie in den Strahlen der Himmelsſonne ſich alles Leben freudig bewegt und regt, manchem aber von ihrer Hitze das Gehirn getroffen wird, ſo tummelte ſich die portugieſiſche Ritterwelt, alt und jung, um das neue Geſtirn ihres Hofes, Hippolyta de Silva, und manchem rührte der Stich ihrer Strahlen den allzufreien Scheitel.

Von der Entdeckungsreiſe wurde wohl öfters geſprochen, aber zu ihrer Ausführung wollte es nicht kommen; Hippolyta konnte ſich unmöglich vom geliebten Gemahle trennen, ſchon der Gedanke machte ſie zittern, deshalb wollte ſie die Reiſe mitmachen; dagegen war der König und der ganze Hof; man konnte Hippolyta ſchon nicht mehr entbehren. Auch war Don Gonſalvo Zarco noch nicht wieder von ſeiner Seereiſe zurück, die er durch das Mittelmeer machte, und er ſollte doch bei der Fahrt ſein. Darüber flog der Sommer hin; bald war man in Liſſabon, bald auf den königlichen Landſitzen; Liebe und geſellige Freude verkürzten die Zeit.

Im Herbſt lief Gonſalvo in den Hafen ein, und nun beſchloß er mit de Morales die Entdeckungsfahrt anzutreten, ſobald die Winterſtürme vorüber ſeien. Ein großes und ein kleines Schiff waren dazu fertig gebaut, und durch die Sorgfalt des Infanten ſowohl mit allem Nothwendigen, als auch mit vielem Annehmlichen und Schönen ausgeziert. Das kleine Schiff, bei deſſen Ausrüſtung der Infant an die reizende Donna Hippolyta gedacht hatte, der ſein Herz insgeheim huldigte, glich einem Palaſte oder einem Tempel. Unter den Vergnügungen des Hofes ſpann ſich der Winter ab. Hippolyta eilte von jeder glänzenden Verſammlung ſehnſüchtig mit dem Theuren ihres Herzens in die Einſamkeit ihrer traulichen Wohnung, um ſich ungeſtört den Ergüſſen der Zärtlichkeit überlaſſen zu können, und Hymen feierte im holden Zwiegeſpräch ſchönere Feſte, als des Hofes laute Welt in der ſchimmernden Königsburg. Wie man auch das göttliche Weib anbetete, es rührte ſie nicht, im

Gegentheil wurde ihre Liebe zu Ivan immer mehr dadurch befeſtigt und gewann einen dauernden unerſchütterlichen Charakter. Nur in ſeinen Armen fand ſie den Himmel auf Erden, und Erinnerungen an die Leiden ihrer Trennung waren ihnen höchſter Genuß. In ungebeugter Jugendkraft, durchflammt von der Glut ſüdlicher Naturen, wußten ſie jedem Tage neue Wonnen abzugewinnen und pflückten ſeine Blumen, die die Liebe trieb, und wandten ſie ſich zu duftenden Kränzen.

## 19.

## Die Entdeckungsreiſe.

Der Frühling des Jahres 1410 erſchien; Alles war zur Abfahrt bereitet; Hippolyta, nicht zu bewegen zurückzubleiben, wollte ihrem Gemahl durch die Fluthen des Weltmeers folgen. Der zur Abreiſe beſtimmte Tag brach an. Don Enrique ſtand mit Juan de Morales und Gonſalvo Zarco in ſeinen leuchtenden Sälen vor der großen Karte und wanderte mit dem Griffel noch einmal den zu nehmenden Weg über das bemalte Pergament hin. Unten aber im Hafen am Tego ſtanden die beiden Schiffe geſchmückt mit grünen Reiſern und ihre bunten Flaggen wehten weit hin in die Lüfte nach der Richtung ihrer Straße. Ringsum bewegten ſich luſtig eine Menge Nachen und Kähne; das Volk ſtrömte aus der Stadt herbei und umſtand die Ufer. Endlich öffneten ſich die Pforten des Königshauſes, und heraus ſchritt der alte ehrwürdige Monarch Johann in der Pracht ſeines Standes, an ſeiner Seite führte er Donna Hippolyta, ihm folgten die Infanten Enrique und Fernando, in ihrer Mitte Don Juan de Morales, dieſen die Infanten Duarte, der Thronerbe, und Juan, den Dom Gonſalvo führend; dann kam Dom Alfonſo, ein natürlicher Sohn des Königs, aber als rechtmäßig anerkannt, mit ſeiner Schweſter, Donna Iſabella. Den Zug beſchloſſen die Großen, und der ganze Hof. Ein Jubelruf des Volks begrüßte den geliebten König und ſeine hoffnungsvollen Kinder; die Schifflein aber drängten ſich der Reihe nach an das Ufer. Donna Hippolyta nahm mit ihrem Gemahl das kleine Fahrzeug ein, Gonſalvo mit den Schiffsleuten beſtieg das große Schiff. Der König und ſeine Familie begaben ſich zu Donna Hippolyta, die Hofleute nahmen in den Nachen Platz. Auf ein gegebenes Signal donnerten die Geſchütze am Ufer, und die Schiffe gaben mit dreimaliger Löſung ihrer Kanonen Antwort darauf und liefen in das atlantiſche Meer ein. Nach einigen Stunden verabſchiedeten ſich die Glieder des königlichen Hauſes; Dom Enrique umarmte Hippolyta, und Juan trennte ſich mit Thränen von ihnen. Noch einmal riefen die Kanonen den lauten Scheidegruß dem Herrſchergeſchlecht nach; Enrique winkte mit einem weißen Tuche, bis die Höhe des Meeres ihn den Blicken der Seefahrer verbarg.

Mit günſtigem Wind ging die Reiſe glücklich von Statten; der Himmel ſchien das glückliche Ehepaar vor allem Ungemach zu ſchützen und ließ ſeinen hellen Sonnenſchein auf ihre Waſſerbahn leuchten und ſeine Winde wehen, die die beflügelten Meergebäude ſanft über die Wellen von Europa hinüber trugen in die Gewäſſer, welche Afrika umſpülen. Nach einigen Wochen befanden ſie ſich in der Gegend, wo nach den muthmaßlichen Berechnungen Juans die Waldinſel liegen mußte. Sie fingen demnach an, die Gewäſſer nach allen Seiten zu durchkreuzen; am ſiebenten Tage dieſes Verfahrens erblickte Don Gonſalvo Land; ſogleich gab er mit einem Kanonenſchuß dem kleinen Schiffe ein Zeichen, und dieſes eilte heran. Juan ließ eine Schaluppe ausſetzen und beſtieg ſie; Hippolyta folgte ihm in freudigem Bangen: Matroſen ruderten das Fahrzeug nach der Küſte zu. Ein weithin ausgedehnter Wald ſtieg vor ihren Blicken aus dem Meere. Juan jubelte. Seine freudeglänzenden Augen waren in der Ferne auf das friſche Grün der Bäume gerichtet; Hippolyta ſtand neben ihm am Steuer und hielt ihn mit dem einen Arm umſchlungen und ſah bald nach dem Lande, bald in des Gatten Antlitz, aus deſſen Zügen Wonne leuchtete; dann deutete ſie wieder nach einer Felſenbai hin, die ihr ſpähendes Auge entdeckte. Ein feuriger Kuß belohnte ſie; denn nach der Sklaven Beſchreibung mußte es der Meerbuſen ſein, in welchem Roberts Schiff gelegen hatte. Endlich langten ſie an; Juan ließ nach Südoſten zu lenken und gewahrte bald einen bequemen Ausſteigeplatz, einen weit ausgedehnten Buſen, an deſſen innerer Seite ſich das Ufer flach abdachte. Der Nachen lief hinein; Hippolyta ſprang zuerſt an's Land, als ihr Juan nachfolgte, emfing ſie ihn mit Kuß und Umarmung. Arm in Arm wandelten ſie haſtig durch den Hain, ungeduldig klopften Beider Herzen. Schweigend trieb ſie die Erwartung vorwärts; die folgenden Matroſen konnten kaum nachkommen. Nach einer Viertelſtunde traten ſie aus dem

Walde, die amphitheatraliſch aufſteigende freie Fläche breitete ſich vor ihnen aus, an der rechten Seite derſelben ragte das große hölzerne Kreuz in die Luft. „Wir ſind auf der Waldinſel!“ frohlockte Juan: „dem Himmel Preis, der uns ſo weiſe gelenkt!“ Und die vom raſchen Gange faſt athemloſe Gattin in die Arme nehmend, trug er ſie über das klare Bächlein, das die Ebene durchſchnitt, und eilte mit ſeiner holden Laſt auf Roberts und Anna's Grabmal zu. Dort angelangt, warfen ſich Beide auf den begraſ'ten Hügel nieder und küßten den kalten Stein, das Monument treuer Liebe bis in den Tod. Thränen des Entzückens und der Wehmuth ſtrömten aus der Liebenden Augen auf das Denkmal und feuchteten die Erde, unter welcher das treue Paar ruhte. In der höchſten Steigerung der Gefühle von Freude und Schmerz umſchlangen ſich Juan und Hippolyta, knieten nieder auf den Hügel und ſchwuren ſich ſo treu zu ſein, wie die unter ihnen Schlummernden. Ein Augenblick heiliger Weihe ſenkte ſich in ihre Herzen. Lange lagen ſie da, weinten, lächelten ſich durch Thränen zu, beteten und liebkoſ'ten ſich. Reiner und heiliger ſtanden ſie auf; Roberts und Anna's Geiſter ſchienen Segen über ſie gehaucht zu haben. Die Matroſen waren unterdeſſen zurückgeeilt, hatten die Schaluppe beſtiegen und den näher gekommenen Schiffen die frohe Kunde überbracht, daß das Land die geſuchte Waldinſel ſei. Sogleich ſetzte Gonſalvo mit dem Schiffskaplan und vielem Volke über. Jubelruf durchdrang die Lüfte und machte alle die Vögel des Waldes aufrühreriſch, ſo daß ſie mit Geſchrei entflohen. Juan und Hippolyta eilten den Kommenden entgegen; freudetrunken umarmten ſich die Anführer, ihrem Beiſpiele folgten die Schiffsleute; Alles frohlockte. Gonſalvo gab ſogleich Befehl, daß einige Kanonen von dem Schiff herübergeſchafft wurden. Dann zogen die Vereinten nach dem Grabe und umgaben es im weiten Halbkreis; der Kaplan trat in die Mitte an den von den Reiſigen erbauten Altar und ſprach ein feierliches Gebet; dann las er eine Seelenmeſſe für Robert und Anna, nach deren Beendigung das Volk einen Lobgeſang anſtimmte. Thränen fielen aus aller Augen. Als der Prieſter den Segen ſprach, fielen Alle zur Erde. Endlich ſchritt der Kaplan nach dem Bächlein, ſchöpfte Waſſer in den Weihkeſſel und beſprengte das Land und die Ankömmlinge; Gonſalvo aber trat hervor und erklärte mit lauter Stimme, daß er dieſe ſo eben eingeweihte Inſel für den König von Portugal, ſeinen Herrn, in Beſitz nehme und ihr den Namen der Waldinſel (Isla de Madeira), welchen ſie zufällig von den Engländern bekommen, jetzt förmlich beilege. Kanonendonner beſchloß die Weihe. Späterere Zeiten haben das Isla weggelaſſen und der Name Madeira (Wald) iſt nur geblieben.

Nach glücklich verlebten Tagen, meiſt an dem von Hippolyta's Hand mit Kränzen geſchmücktem Grabe zugebracht, ſteuerte das glückliche Ehepaar nach Liſſabon zurück. Neuer Jubel empfing ſie. Der Infant Enrique ſegelte ſpäter ſelbſt mit ihnen nach Madeira und legte mit Juan den Grundſtein zur erſten Stadt, die nach Robert a Machins Namen, Machico genannt wurde. Bald darauf wurde an der weiten Meerbucht die Hauptſtadt Funchal angelegt, die ihren Namen von dem vielen Fenchel erhielt, den man dort fand. Die Inſel wurde mit Portugieſen bevölkert und kultivirt. Bald lichtete die Axt die Wälder und ein ungemein fruchtbarer Boden zeigte ſich dem Fleiß der Koloniſten dankbar. Das Zuckerrohr wurde mit

Glück angebaut. Mehr aber als alles Andere belohnten die von Kreta und Cypern eingeführten Reben den Eifer des Prinzen Heinrich; denn ſie trieben die köſtliche Traube, deren Purpurſaft den Namen der Inſel in der ganzen Welt zu hohen Ehren gebracht hat.

Juan de Morales wurde erſter Statthalter der Inſel; lange lebte er dort mit ſeinem ſchönen Weibe, die ihm eine kräftige Nachkommenſchaft gebar.

Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Ausgewählte

# Romane und Novellen

von

Ludwig Storch.

Fünfzehnter Band:

## Die Königsbraut.

Erſter Theil.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Leipzig,
Ernſt Keil.
1856.

# Die Königsbraut.

Von

**Ludwig Storch.**

Erster Theil.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Leipzig,
Ernst Keil.
1856.

## 1.

# Stürmiſche Mitternacht an der ſödermanländiſchen Küſte.

„Marthe, hörſt Du nichts?“ fragte der Bauer vom harten Strohlager mit dem Kopfe auffahrend, indem er ſein neben ihm ſchlafendes Weib unſanft anſtieß.

„Ich glaube es iſt der Sturm, der furchtbar tobt, Vater,“ verſetzte aus der andern Ecke eine ſanfte weibliche Stimme. „Schon an einer Viertelſtunde habe ich gewacht und zuweilen war mir's, als vernähme ich Menſchenſtimmen, nachher aber kam mir's doch wieder vor, als ſeien es Laute, die der tobende Wind in den Bäumen, oder am Felſen, an den Nachbarshäuſern und an unſerm eignen hervorgebracht habe. Er heult ja ſo entſetzlich, daß mir's angſt und bange geworden iſt. Wenn er uns nur die Hütte nicht über dem Kopfe zuſammenwirft; alle Balken und Bretter krachen.“

„Sie wird ja dieſe Nacht noch halten, Rieke,“ entgegnete der Bauer. „Das Haus iſt alt, wie unſer gnädiger Herr, aber beide halten noch eine

Weile aus. — Aber horch! War's nicht, als riefe Jemand?"

„Ich hab' auch etwas vernommen, aber der Wind verwehte den Laut gleich wieder."

„Geh' an's Fenſter, Rieke, und ſchau, ob Du nicht etwas nach der Bucht zu erſpähſt." Marthe wurde jetzt auch munter und fragte, was es gebe. Rieke war an das mit Holzſtäben zuſammengeflickte Fenſter getreten und hatte den Fenſterladen zurückgeſchoben. Der von der See herausbrauſende Sturm warf aber den Laden mit Heftigkeit zurück. Das Haus erſchütterte heftig, und es war nicht anders, als habe der Wind das Dach mit fortgeführt. Die Frau betete halblaut einen Stoßſeufzer, der Mann fluchte eben ſo, Rieke fühlte ſich erſchrocken nach ihrem Lager zurück, wo ſich ein ſonderbarer, von Furcht und Angſt erzeugter Ton vernehmen ließ, über welchen man zweifelhaft ſein konnte, ob er einem menſchlichen oder thieriſchen Weſen angehöre. „Stille, ſtille, Chriſtinchen!" ſagte Rieke leiſe und mehr für ſich als die Angeredete, und fuhr mit der flachen Hand über das Geſicht eines ohngefähr zwölfjährigen Kindes hin, welches neben ihr auf dem Stroh lag. Augenblicklich war das Kind ruhig; der Sturm draußen aber nur deſto lauter und ungeſtümer. Plötzlich fiel ein Schuß, die Bauersleute fuhren zuſammen, Marthe ſchrie auf, das Kind gab wieder jene wunderlichen Töne von ſich. „Herr Gott!" ſagte Rieke, „die Nacht iſt ſo ſchwarz und finſter, wie ich mein Lebtag noch keine geſehen, und der Wind ſo gewaltig, daß er gewiß Menſchen umwirft. Wer kann da noch ſchießen? Das geht nicht mit rechten Dingen zu." Ein zweiter Schuß krachte näher. Stimmen wurden draußen laut und lauter. Den Hüttenbewohnern ſträubte ſich das Haar vor Entſetzen.

„Holla! Werda!“ ſcholl's jetzt dicht unter dem Fenſter.

„Freunde des Königs!“ antwortete eine andere Stimme.

„Was kümmert uns jetzt der König?“ höhnte ein Dritter. „Schafft uns Quartier, und Ihr mögt Freund ſein, wem Ihr wollt.“

„Ihr ſeid zu Anfang des Dorfs. Rechts ſteht die erſte Hütte. Aber wer ſeid Ihr? woher kommt Ihr?“

„Hier iſt nicht Zeit zu fragen. Wo iſt die Hütte? Man kann ja nicht die Hand vor den Augen erkennen. Das iſt eine gräßliche Nacht.“

„Hierher!“ Schläge an Thür und Fenſterladen erfolgten. „Knut Nilsſohn, mach auf!“ rief's lärmend dazu.

„Das iſt des Herrn Kaſtellan Hellebardier,“ flüſterte Marthe ihrem Manne zu. „Da müſſen wir ſchon aufthun.“

„Hörſt Du noch nicht, Knut?“ Eine wuchtige Fauſt ſchlug an den Laden.

„Was iſt's in der ſpäten Nacht?“ fragte der Bauer.

„Leute, die Einlaß begehren. Oeffne, oder wir treten die Thür ein!“

„Nicht ſo unwirſch! ich komme ſchon.“ Der Bauer tappte nach dem Herde, ſtörte die Aſche um und blies ein noch glimmendes Köhlchen an, langte eine Muſchel vom Kandelbret herab, zupfte das Docht und brannte es an der Kohle an. Dann ging er nach der Thüre und ſchob den Riegel zurück. Beim matten Schein der Lampe muſterte er mürriſchen

Augs die Störer ſeiner nächtlichen Ruhe. Es war der ihm bekannte Hellebardier vom nächſt gelegenen Jagdſchloſſe mit drei andern Männern von ſehr verſchiedenem Ausſehn. Der, welcher nach dem Hellebardier eintrat, war ein ſtämmiger, wild blickender Mann in den mittlern Jahren, mit einem ſtarken ſchwarzen Schnauzbart, militäriſch gekleidet; den aufgekrempten Hut zierte ein grüner Federſtutz, in dem feingeſtickten Ledergürtel ſteckten ein Paar langhalſige Piſtolen. Dieſem folgte ein blondgelockter Jüngling in bürgerlicher Kleidung, ein, wie es ſchien, ſchweres Felleiſen auf dem Rücken. Der dritte wurde vom Bauer ſogleich für einen Juden erkannt. Die ſchmierigen alten Kleider, der lange zottelige Bart, der gebückte Gang, waren untrügliche Abzeichen ſeiner Volksthümlichkeit.

„Glück ins Haus!“ grüßte der Hellebardier und ſtellte ſich an die Lehmwand, um die andern drei vorüber paſſiren zu laſſen und ſcharf ins Auge zu faſſen.

„Ihr pflegt ſonſt ſelten welches zu bringen,“ verſetzte Knut Nilsſohn. „Was führt Ihr mir hier für Gäſte ins Neſt, Elof?“

„Wüßt ich's ſelbſt!“ lachte dieſer roh und hämiſch. „Hab' ich doch die Fremdlinge erſt vor Deinem Hauſe gefunden, Knut, und keineswegs befriedigende Antwort erhalten, wie ſolche einem Hellebardier und Dienſtmanne Seiner Gnaden des hochwürdigen Herrn Reichsdroſt der Krone Schweden zukommt.“

„Mach mir des Redens und Fragens nicht zuviel, Burſche,“ verſetzte der Soldat ungeduldig und ärgerlich und mit demjenigen Anſtrich von Geringſchätzung, womit vornehme Leute zu Niedern, von denen ſie beläſtigt werden, zu reden pflegen. „Mach hurtig, Bauer,“ redete der Kriegsmann, deſſen Abzeichen am Arm und Kragen ihn als einen ſchwediſchen Hauptmann der Infanterie auswieſen, den griesgrämlichen Knut Nilsſohn an, „wir bedürfen Deiner Hülfe weniger für uns, die wir ja nun in Sicherheit ſind, als für mehre unſrer Gefährten, die wir theils in der Bucht verlaſſen, theils auf dem Wege vom Strande bis hierher verloren haben. Einer davon hat ſogar durch einen heftigen Sturz von einer felſigen Anhöhe herab Schaden genommen.“

Der Bauer, ſo ſauertöpfig er erſt ausgeſehen, war flink, als er von menſchlicher Noth hörte; die dem Schweden angeborne Gutmüthigkeit trieb ihn zu raſcher Hülfe an. Indem er die Lampe voran in die Stube trug, welche einem Viehſtalle glich, nöthigte er die Andern, ihm nachzukommen. Er ſtellte die Leuchte auf den gebrechlichen, aber blank geſcheuerten Tiſch, ſprach das landesübliche Willkommen zu den eingetretenen Gäſten und entfernte ſich, um einige Kienfackeln, die er, wie jeder Bauer jener Gegenden, ſtets in Vorrath hatte, vom Boden der Hütte herabzuholen. Die drei weiblichen Bewohner des Hauſes hatten ſich bei Annäherung der Fremden vom Strohlager aufgerafft, und kauerten, mit einigen Sacktüchern behängt, in einer Ecke. Der Hauptmann war trotzig hereingetreten, ohne das Häuflein furchtſamer Menſchen nur eines Blicks zu würdigen; der Jüngling mit dem Felleiſen aber nahm höflich den Hut ab und bot freundlich ſchüchtern „gute Nacht,“ und im Tone lag ſchon eine Bitte um Verzeihung, daß die Störung auch von ihm mit veranlaßt worden ſei. Der Jude hatte draußen ſchon den martialiſchen Hellebardier angeredet und ſetzte, unbekümmert um alles um und neben ihm ſeinen wortreichen Sermon fort.

„Geſtrenger Herr!“ redete er zu dem dickwänſtigen Schildknecht des Grafen Magnus Brahe, und der ungewohnte Titel kitzelte dieſen über das ganze Fell hin. „Geſtrenger Herr, Ihr werdet doch ſchaun, daß wir ſind rechtliche Leute; der gewaltige Kriegsmann dort, der gewiß iſt aus hohem adligen Stand und anzuſchauen wie der ſtarke Jäger Nimrod; das junge Herrlein hier, das als ein feiner Künſtler heimkehrt gen Schweden von langer Wanderſchaft, und ich, der ich bin Ben Iſac, ein Handelsjud, den man kennt weit und breit wegen ſeines gerechten Handels und Wandels.“

„Aber woher kommt Ihr in dieſer ſtockfinſtern Nacht?“ fragte jener wieder wichtig thuend.

„Wo werden wir kommen her? Von einem Schiff ſind wir geſtiegen an's Land und ſind fortgetappelt bis hierher. Auf dem Schiffe aber haben wir gehabt bald alle den Talles, ſo hat der grauſige Wind und das gewaltige Waſſer uns geworfen hinab und hinauf, aber der hochgelobte Gott hat nicht gewollt, daß wir ſollen ſterben in der Waſſersnoth.“

„Freilich,“ murmelte der Hauptmann vor ſich, doch vernehmlich, „was hängen ſoll, erſäuft nicht.“

„Wo ſeid Ihr ausgelaufen und wohin habt Ihr gewollt?“ fragte der Hellebardenträger wieder und nahm bei jeder neuen Frage mehr Gewicht und Anſtand einer gerichtlichen Perſon an.

„Wir ſind zuſammengetreten in Lübeck, dahin war ich erſt zu Schiff gegangen von Holland, und haben gewollt ſegeln nach Stockholm. Wir wiſſen aber nicht, wohin der hochgelobte Gott uns hat geführt. Deshalb habt doch die hohe Gnade, geſtrenger Herr, uns zu ſagen, wo wir ſind.“

Der Hauptmann warf einen unwilligen Blick auf den Juden, welcher Titel und Ehrenbezeugungen an den gemeinen Geſellen verſchwendete, die der Adel, zu dem er ſich zählte, für ſich in Anſpruch zu nehmen berechtigt zu ſein glaubte, er unterdrückte aber den Ausbruch ſeines Unwillens aus Neugierde zu erfahren, an welche Stelle der vielbuchtigen Schwedenküſte ihn der Sturm geſchleudert habe.

„Euer Schifführer hat wahrſcheinlich in den Hafen von Nyköping einlaufen wollen,“ erklärte der Hellebardier mit gelehrter Miene; „der Sturm hat Euch aber ein paar Meilen zu weit nördlich getrieben und in die Bucht von Södermanland geworfen. Ihr habt von hier nur vier Meilen bis Stockholm und könnt morgen bei guter Zeit dort einen Kabeljau verſpeiſen.“

„Der Kabeljau iſt dort gar genehm,“ lachte der Jude pfiffig; „er hat dem ruhmwürdigen Schwedenkönig geleiſtet einen gar großen Dienſt im Krieg mit den Dänen. Ihr wißt doch, wen ich meine, gnädiger Herr?“

„Mich ſoll der Satan beim Schopfe davon führen, wenn ich weiß, wen Du meinſt, Jude!“ erklärte der Schloßdiener.

„Es iſt auch gar nicht nöthig, daß Du's erfährſt, Lümmel,“ rief der Hauptmann ärgerlich. „Halt Dein gänges Maul, Hundsjude. Nimm dem Bauer eine Fackel ab und geh' voran; wenn Du Hals und Bein brichſt, hat die Welt des keinen Schaden.“

Der Jude bückte ſich geſchmeidig und nahm die Fackel von Knut Nilsſohn, der eine um die andere an der Lampe anbrannte.

„Es muß Jeder einige Fackeln nehmen,“ bemerkte der Bauer; „der Sturm iſt ſtark und wird ſie uns entweder verlöſchen oder bald abbrennen machen. Und da Ihr in der pechſchwarzen Nacht nicht wiſſen werdet, welchen Weg Ihr gekommen, und an welcher Stelle der Bucht Euer Schiff ſitzt, ſo wollen wir uns in drei Häuflein theilen. Einen von Euch führt der Hellebardier, und Ihr geht nach dem Ende der Bucht zu, da, wo der Söderfluß aus dem Mälarſee hineinfällt; ich führe den andern und gehe ſüdlich hinab, wo ſich die Bucht weiter ausdehnt, und Rieke geht zwiſchen uns beiden in der Mitte gerade aus. Rieke, tummle Dich!"

Rieke zog in der Ecke ihr Röckchen an und trat dann baarfuß hervor. Ein grobes Linnentuch verhüllte den jungfräulichen Buſen. Das grelle Licht von zehn flackernden Fackeln warf ſeinen Schein auf das Mädchen, und dem Hauptmann verging bei ihrem Anblick aller Unmuth, denn wie eine volle roth angehauchte Apfelblüthe, die den ſchönſten Apfel verſpricht, aus dem dunkelgrünen Blätterſchmuck herausſtrebt, ſo trat Riekens liebreiche Geſtalt aus dem einfachen Gewande als die ſchönſte hervor, die der weitgewanderte Hauptmann je an einem Weibe erblickt hatte. Das Erſtaunen feſſelte auf Augenblicke die Zunge; er war ganz in ihr Anſchaun verſunken; da traf ihn der flammende und doch taubenfromme, des in ihm wohnenden Feuers ſelbſt unkundige Blick ihrer Augen und entzündete ſein Herz, zu gleicher Zeit aber zündete er ſich ſelbſt mit der in ſeiner Hand befindlichen Fackel den Federſtutz und die Fangſchnüre ſeines Hutes an, und würde ſeine Unaufmerkſamkeit und deren üble Folgen nicht bemerkt haben, wenn ihm nicht Rieke lachend zugerufen hätte: „Herr, Ihr ſchlaft wohl bei offenen Augen und mitten in der Stube ſtehend; denn Ihr ſcheint nicht zu wiſſen, daß Euere Fackel brennt, ſonſt würdet Ihr ſie nicht auf die Achſel legen, wie eine Flinte, ſo daß ſie Euch den Hut und wohl gar den Kopf anſteckt.“ Der Soldat riß den Hut ab, ſchalt den über ſeine Geberde lachenden Hellebardier einen Eſel, den er mit dem flachen Säbel züchtigen wolle, in ſo fern er ſich unterſtehe, noch einmal aufzulachen, löſchte das entſtandene Feuer, und flüſterte dann, ſchnell Stimme, Miene und Anſtand ändernd, dem reizenden Mädchen mit einem Anfluge von Galanterie zu: „Das Herz brannte zuvor und die Glut davon war mir zu Kopfe geſtiegen, und das haben Deine Augen gethan, die ein wirkſameres Feuer ausſprühen, als die Fackeln allzuſammen.“ Rieke ſchüttelte ungläubig über dieſe ſonderbaren Reden den Kopf und meinte, der Herr ſpreche etwas übernächtig; ſie wolle ihm nachher ein weiches Stroh in die Hütte machen, damit er gehörig darauf ausſchlafe.

„Wenn mir Deine Nähe Schlaf geſtattet, wird er ſüß ſein.“

„Die Ruhe will ich Euch gönnen; Ihr ſcheint ſie von Nöthen zu haben. Aber die Strapazen, die Ihr ausgeſtanden, werden dazu mehr beitragen, als ich, die ich doch weiter nichts thun kann, als Euch das Stroh ſo gut als möglich aufzuſchütteln und höchſtens Euch mein Kopfkiſſen zu leihen und meinen Regenmantel zum Zudecken.“

„Das Kiſſen, auf dem Du ſchläfſt? Mädchen, Du ahneſt nicht, welchen Schatz Du mir verleihſt. Der Kenner könnte ihn mit Gold aufwiegen. — Komm, Du biſt meine Begleiterin. Dein Vater mag mit dem Juden gehen und der lange Schlingel mit der Hellebarde den Handwerksburſchen führen.“

„Ich bitt' Euch,“ ſagte Rieke halblaut, „der Mann gilt alles beim Schloßkaſtellan und weiß ſich im Dorfe in Reſpekt zu ſetzen. Ihr mögt wohl ein vornehmer Mann ſein, daß Ihr ihn ungeſtraft alſo ſchimpft, aber am Ende läßt er's uns entgelten."

„Sei unbeſorgt, mein Kind!" tröſtete der leichtfertige Soldat, und der Zug wollte ſich in Bewegung ſetzen. Da lief jenes zwölfjährige Mädchen, welches neben Rieken gelegen hatte, aus den Armen der Mutter halb nackt auf Rieken zu, umhalſte ſie mit Heftigkeit und ſtieß einige unverſtändliche Töne aus.

„Das arme Kind!" ſagte Rieke, nachdem ſie das Schweſterlein abgeküßt hatte, „es iſt ſtumm; und da die Mutter täglich an die Arbeit ging, die ich noch nicht verrichten konnte, ſo zog ich, obgleich ſelbſt noch ein Kind, die kleine Chriſtine auf. Sie hängt mit großer Liebe an mir; ich verſtehe auch jede ihrer Bewegungen, und ſie jedes meiner Worte, obwohl ſie kaum den Schall davon vernimmt." Dies alles ſprach die Bauerstochter mit ſo viel Anmuth und weiblicher Würde, in ihrem Weſen that ſich dabei eine ſo zarte und liebliche Verſchmelzung von Mutterſorgfalt und Mädchenſcham kund, daß ſie in dem engen Raume der dürftigen Stube nicht den Hauptmann allein entzückte. Der Hellebardier war ihr ſchon lange zugethan; aber auch jener blonde Handwerksburſche, der bis jetzt ſeine ſanfte Stimme nur wenig hatte hören laſſen, wurde wunderbar von der Erſcheinung dieſes ſödermanländiſchen Bauermädchens gerührt. Sein großes dunkelblaues Auge hing an Riekens Zügen, ſein Ohr vernahm mit Wohlbehagen die Muſik ihrer Rede.

Der Jude, bang um ſeinen auf dem Schiffe zurückgelaſſenen Herrn und deſſen Eigenthum, trieb, Knut ſetzte den Hut auf und hinaus ging's in die ſchauerliche ſternenleere Herbſtnacht. Der immerfort brauſende Sturm prallte ihnen mit heftigen Stößen entgegen, ſo daß ſie ſich kaum auf den Füßen erhalten konnten, Bäume und Sparren knarrten und in den Winkeln der Häuſer ſang der Wind ein ſchauerliches Lied. Die Flammen der Fackeln wurden lang gedehnt hin und hergeworfen und flackerten und ziſchten mit ſpitzen Feuerzungen, wie lebendig gewordene Weſen. Der Himmel war rabenſchwarz, die Kälte empfindlich. Einzelne Regentropfen ſtürzten mit Heftigkeit auf die Wanderer.

---

## 2.

## Der Hellebardier als Mäcen.

Als der Wind den Hellebardier gar zu rauh unter die Naſe blies, gab er an: es ſei ſeiner Pflicht zuwider, das Dorf zu verlaſſen. Das Wohl ſämmtlicher Bauern mit Weib und Kind ſei ſeiner Obhut und guten Wacht anvertraut, und er würde ſich der Verantwortlichkeit ausſetzen, wenn er ſeinen Vorſchriften und gemeſſenen Befehlen zuwider handele.

„Herr Hellebardier,“ ſagte Knut Nilsſohn ſpöttiſch, „Ihr habt unſer Dorf ſchon vor vielen Fährlichkeiten errettet. Ich ſeh' Euch alle Nacht mit Euerm Spieß wohl zehnmal die Runde machen, d. h. wenn mich's träumt. Wahrlich wär' unſere gnädige Herrſchaft nicht juſt auf dem Schloſſe, Ihr lägt auf einem Ohr und ſchlieft Euern Punſch aus. Habt Ihr das Dorf ſovielmal ſchlafend behütet, ſo bewacht es heint, indem ihr mit hinunter an die Küſte ſchlendert.“

„Verfluchter Bauer, ich will Dir das höhniſche Maul ſtopfen!“ drohte der ſpießtragende Mann.

„Vater!“ warnte Rieke ängſtlich, „bindet doch nicht immer mit dem Herrn Hellebardier an; es ſchafft Euch ja keinen Nutzen.“

„Der ungeſchlachte Lümmel ſoll mit,“ rief der Hauptmann jetzt dazwiſchen, „oder ich leg' ihm meinen Solinger um die dick vorgeſchuhten Ohren oder den faulen Bauch, daß ihm Hören und Freſſen auf eine Zeit lang vergehen ſoll.“

„Herr!“ rief jetzt der Hellebardier, ſich ein Herz ſammelnd — denn nach ſeinen Begriffen von Ehre durfte er zu des Soldaten Benehmen nicht länger ſchweigen, zumal in Rieke's Beiſein — „Herr, Ihr mögt ſein wer Ihr wollt, Ihr ſeid für Euere Schimpf- und Scheltworte einem ehrlichen Manne Genugthuung ſchuldig, der unter König Karl dem Neunten höchſtſeligen Andenkens gegen die Polen gefochten hat und dann ein Dienſtmann des hochwürdigen Reichsdroſt der Krone Schweden, des Grafen Magnus Brahe, nächſtens Schwiegervater Seiner Majeſtät des allerdurchlauchtigſten, großmächtigſten Schwedenkönigs Guſtavus Adolphus, geworden iſt.“ Und ſomit ſtellte er ſich in eine kühne Poſitur und legte die ſtumpfe Hellebarde ein, um nöthigenfalls jeden feindlichen Angriff von Seiten des Hauptmanns abzuwehren. Dieſer aber lachte aus vollem Halſe: „Einfaltspinſel! Morgen ſoll Dir Dein Herr zwanzig Stockſchläge auf's Geſäß geben laſſen; dann bedanke Dich beim Hauptmann Guſtav Gyllenhielm, Neffen des Feldmarſchalls Gyllenhielm, für gnädige Strafe Deiner Frechheit.“ Stolz warf der Sprecher den Kopf zurück und kümmerte ſich nicht um das demüthige Erſtaunen des Hellebardiers. Er folgte vielmehr raſchen Schritts der jungen Bäuerin, die baarbeinig durch Moor und Sumpf, über Stock und Stein, mit zwei helllodernden Fackeln in der Hand, flink die wohlbekannte Straße dahin ſchritt.

Knut Nilsſohn labte ſich im Herzen an der Zurechtweiſung des groben Hellebardiers, der die Bauern grauſam plagte, wenn er Zehnten und Steuern eintrieb, und dem kein Menſch im Dorfe gewogen war. Er wagte aber nicht ſeine Schadenfreude laut werden zu laſſen, ſondern ließ ſich mit dem Juden in's Geſpräch ein und machte ſich eilends davon, um in der Entfernung ſeiner Lachluſt Genüge zu thun.

Der Handwerksburſch war bei dem Hellebardier allein geblieben und fragte den verdutzten Mann: „Herr, wollt Ihr nicht mit mir gehen? Ich bitt' Euch, nehmt Euch meiner an!" — Das ſchmeichelhafte Prädikat und die Bitte verfehlten ihre Wirkung nicht. „Ich helfe gern allen höflichen Leuten," ſagte der Hellebardier, ſeine frühere Wichtigkeit wieder gewinnend, als er ſah, daß der Hauptmann weit genug fort war, um keins ſeiner prahleriſchen Worte verſtehen zu können. „Aber groben Geſellen weiß ich die Spitze zu bieten, wie ihr ſoeben geſehen habt, mein Freund. Auch kehr' ich mich gar nicht an das dicke Gerede dieſes Mannes. O ich weiß ſchon, daß man als Soldat gern etwas aufſchneidet! ich könnte Euch da wunderliche Geſchichten von mir ſelbſt erzählen. Das iſt leicht geſagt: ich bin der Neffe des Feldmarſchalls Gyllenhielm; ich könnte mit eben ſo wenig Mühe ſagen: ich bin der Sohn des Oberfeldmarſchalls de la Gardie. Wer's glaubt, ſtirbt ſelig. Ich für mein Theil bin die rechte Hand des

Schloßvogts und Kaſtellans Sten Wytt — und das iſt weder aufgeſchnitten noch gelogen — und dieſer ſteht bei unſerm alten Herrn Grafen beſonders gut angeſchrieben. Ich bin Hahn im Korbe und will doch ſehen, ob der großmaulige Hauptmann — wenn er ein ſolcher iſt — mich herauszubringen vermag. Es ſoll mir morgen auf ein paar Worte ankommen, ſo wird Befehl gegeben, daß ich mit den Schloßknechten ausrücke und den ſaubern Vogel mit ſeinem Gelichter einfange und hinauf in den Käfig ſtecke; dann erhalt' ich ihn in Koſt und will ſchon dafür ſorgen, daß er nicht im Fett erſtickt."

„Ich bitt Euch, laßt mich nur frei und ungehindert ziehen," rief der Jüngling dem ſtolzen Baumeiſter des bunten Freudenbaus und der ſchönen Luftſchlöſſer zu befriedigender Rache zu. „Seht, ich eile gar ſehr nach Hauſe und wozu wolltet Ihr mich auch feſthalten; ich bin ein ehrlicher Zunftgenoß. Und wenn Ihr mir morgen in der Frühe bald forthelft auf dem Wege nach Upſala zu, ſo ſollt Ihr das feine ſilberne Ohrenſchild haben, welches ich in meinem eigenen Ohre trage."

Der Hellebardier leuchtete auf dieſe ihm angenehm klingenden Worte ſchmunzelnd nach dem rechten Ohre des Jünglings und betrachtete die feine Arbeit, indem er ſagte:

„O ich bin keineswegs eigennützig, noch verlang ich etwas für geleiſtete Dienſte. Ich nehme Euer Geſchenk blos als Andenken an Euere Freundſchaft. Aber ſagt mir doch, junger Geſell, wie kommt Ihr denn in die Geſellſchaft des Großmauls und des Juden? Ihr ſcheint mir doch ein gar wohlgezogenes Blut."

„Wie kann ich wiſſen, wenn ich mich auf ein

Schiff verdinge, in was für Geſellſchaft ich die Seereiſe machen werde? Ich habe mich in Lübeck aufgeſetzt und bin mit dieſen und andern Männern, die noch zurück ſind, zuſammengekommen, und habe früher keinen geſehen. Mich treibt nur die Menſchenpflicht, den Andern, die krank und erſchöpft, müde und ſchläfrig ſind, beizuſtehen und ſie zum Quartier zu leiten. Dann brech' ich auf und gedenke morgen meine Vaterſtadt zu erreichen und die lieben Meinigen, Vater, Mütterlein, Bruder und Schweſterlein nach langer Trennung zu umarmen."

„Ei ſeht doch! Alſo von Upſala? Wo ſeid Ihr denn geweſen, mein junger Freund? Wie lange ſeid Ihr ausgeblieben? Was treibt Ihr für ein Handwerk? Wer iſt Euer Vater in Upſala? O ſonſt, als ich noch auf Schloß Roſenberg war, kam ich wöchentlich wenigſtens einmal nach Upſala."

„Mein Vater iſt der Meiſter Peter Lilie, Gold- und Silberſchmied, und ich habe das Handwerk bei ihm erlernt und bin dann drei Jahre in Frankreich und Deutſchland gewandert, habe in Paris, Nürnberg, Augsburg und Leipzig gearbeitet bei guten Meiſtern und mich in meiner Kunſt nach Kräften vervollkommnet. Nun aber bin ich auf der Heimkehr und will fürder in der Werkſtatt meines Vaters hantieren."

„Ei ſeht doch, das iſt ja ſchön! Es freut mich ganz ausnehmend, mein lieber Petersſohn Lilie, daß ich Euch einen Dienſt zu leiſten vermag. Wärt Ihr nicht bei der Geſellſchaft geweſen, ich hätte bei meiner armen Seele Seligkeit keinen Fuß aufgehoben; denn ich werde wahrlich dieſes aufgeblaſenen Froſches von Hauptmann und dieſes wedelnden Hundes von Juden wegen nicht meine Pflicht hintanſetzen. Aber

Euertwegen, Petersſohn, entſchloß ich mich kurz den Herrendienſt einmal zu verletzen und Euch dafür Wege und Stege zu zeigen; denn Ihr gefallt mir, Euer Weſen ſpricht mich an und ich bin Euer Freund, Petersſohn Lilie.

„Dank für Euere Gunſt, Herr! Sagt mir, womit ich mich derſelben würdig machen kann?"

Der Hellebardier nahm beide Fackeln in die linke Hand, faßte mit der rechten des Goldſchmieds Arm und zog ihn vertraulich an ſich heran, damit der brauſende Wind nicht zu viele ſeiner Worte entführe, ſondern dieſelben den möglichſt kürzeſten Weg zum Ohr des Jünglings haben möchten. „Seht, ich bin Euch gewogen, und wem Elof Olofsſohn Sonnenſchild zugethan iſt, dem will der Schloßvogt Sten Wytt wohl, und wen Sten Stensſohn in's Herz geſchloſſen hat, der kann auf die Gnade des gnädigſten Herrn Grafen und der gnädigen Gräfin Ebba, der hohen Braut unſers großmächtigſten Königs rechnen. Auf wem aber endlich das Auge meiner holdſeligſten Gräfin in Gnaden geruht, der iſt dem König Guſtav Adolf lieb und genehm und ſitzt dem Glücke mitten im Schoße. Ihr müßt wiſſen, mein junger Freund, Alles, was von ſeiner vielgeliebten Gräfin Ebba kommt, das geht des Königs hoher Majeſtät über alles. Ihr ſeid demnach ein gemachter Mann, ſo wie ich will; und daß ich will: ei, das verſteht ſich! Ihr müßt platterdings Hofgoldſchmied zu Stockholm werden, Ihr müßt den Brautſchmuck der gnädigſten Gräfin anfertigen; wenn ſie mit dem Könige zuſammengethan wird, muß ſie von Euerer kunſtfertigen Hand angeſchmückt ſein. Und das alles geht durch meine Hand, durch mich allein; ich bin der Mann, der Euch zu

Ehre und Anſehn, zu Glück und Reichthum verhelfen kann. Und daß ich will, ei das verſteht ſich!"

Der Goldſchmied ſah den Schildknecht mit großen Augen an, und ſchon ſchwebte die Frage auf ſeinen Lippen, warum er ſeinen mächtigen Einfluß nicht anwende, um ſich ſelbſt einen beſſern und erträglichern Platz zu verſchaffen, aber der Jüngling ſchwieg furchtſam, um den Mann, der ihm eine Gefälligkeit that, nicht zu beleidigen. Er erwiederte vielmehr verbindlich: „Ich bin Euch für die ſchönen Ausſichten, die Ihr mir da eröffnet, ſehr dankbar. Das Glück muß mir wohl wollen, daß es mich an die Seite des rechten Mannes geführt hat, der mir nützlich werden kann. Ich bitt' Euch, Herr Elof Sonnenſchild, entzieht mir niemals Euere Gunſt." „Wißt Ihr was?" rief der Hellebardier im Taumel ſeines Entzückens über die Ehre, die ihm der Goldſchmied anthat, und kümmerte ſich nicht um des Sturmes wilde Gewalt, die ihm den Hut vom Kopfe riß und in das am Wege ſtehende Gniſtergeſtrüpp führte. „Mir iſt ein großer Gedanke durch den Kopf gefahren!" jubelte er dem Jüngling entgegen, der den Hut wieder herbeigeholt hatte und ſeinem neuen Gönner und Freund mit Reverenz überreichte. „Ich werde Euertwegen mit des Königs-Majeſtät ſelbſt reden. Staunt nicht! Es wäre nicht das erſtemal, daß mich die huldreiche Anrede des allerdurchlauchtigſten, großmächtigſten Herrn beglückte. Vor vierzehn Tagen war er hier auf der Jagd. Ich hielt den großen Sultan, einen Lieblingsjagdhund der Majeſtät. Das war eine große Ehre für mich. Der Forſtmeiſter hatte befohlen, kein Hund ſolle eher losgelaſſen werden, als bis das Zeichen dazu auf dem Waldhorn gegeben werde. Der König ſtand nicht weit von mir, bei meiner armen Seele

Seligkeit! es waren kaum zehn Schritte. Die Majeſtät ſchoß nach einem Schmalthier, traf's aber nicht; ich hatte kein Acht auf den Hund, ſondern ſah nach dem Wild, ob's nicht was geſchnupft hätte, da riß ſich das ungeberdige Vieh los, ich konnt's nicht erhalten, und fort ging's dem Schmalthiere nach. Langer Eſel, ſagte der König zu mir, haſt Du ſo wenig Acht auf Deinen Dienſt? Ich will Dir ein Mandel Hiebe aufzählen laſſen, dann wirſt Du wohl feſter halten. Ich bedankte mich unterthänigſt für die große Ehre und ſprach wohl über eine Viertelſtunde mit der Majeſtät. Das iſt ein Herr! Wie Milch und Blut, raſch und jung und voller Gnaden. Was gilt's, ich red' ihn Euretwegen an, und er macht ſogleich gute Beſtellungen bei Euch."

„Aber wie kommt Ihr denn zum König, Herr Elof Sonnenſchild? Wie wollt Ihr's anfangen, um ungehindert Euer Wort vorbringen zu können?"

„Ei, das will ich Euch wohl ſagen. Seht, der alte Herr, unſer gnädigſter Graf, hochwürdigſter Reichsdroſt von Schweden, hat mit mehren Reichsräthen und vornehmen Herrn einige Tage auf ſeinem Jagdſchloſſe zugebracht, welches ohnweit dem Dorfe am Waldesrand liegt, und den dazu gehörigen Forſt mit ſeinen hohen Gäſten bejagt. Von hier kehren ſie morgen nach Schloß Roſenberg zurück. Euer Weg geht gerade dahin über den Mälarſee. Wir ſchließen uns an das Jagdgefolge, lauter Brüder und Freunde von mir, und fahren mit hinüber. Dort wird, wie ich bereits vernommen, ein großer Jagdſchmaus gegeben, wozu die Großen des Reichs geladen werden. Der König wird ohnſtreitig dabei ſein. Die Gelegenheit an ihn zu kommen, iſt leicht gefunden; ich ſtell' Euch vor als meinen Freund, und Euere Sache iſt in Ordnung.“

„Ihr zeigt viel Güte für mich; ich bin Euch doch fremd, und Ihr könnt nicht wiſſen, ob meine Geſchicklichkeit des Königs Anſprüche zu befriedigen im Stand iſt.“

„Ei ſeht doch! Sind wir nicht gute Freunde? Wie können ſich gute Freunde fremd ſein? Und von Euerer Geſchicklichkeit könnt Ihr bald ein Pröbchen ablegen. Seht, zu Euch geſagt, als zu meinem Freunde, ich ſtehe in Begriff, die Rieke, des Knut Nilsſohn Strämfeld älteſte Tochter, die dem albernen Hauptmann vorleuchtet, zu heirathen. Ich weiß, was Ihr mir einwenden werdet, daß ſie unter meinem Stande iſt. Aber ich bin dem Mädchen zugethan, und ſo drückt denn meine Liebe ein Auge zu. Nun denk' ich, ſie bald heimzuführen; da könnt Ihr mir gleich, wenn Ihr in Upſala angekommen und in Eueres Vaters Werkſtatt eingerichtet ſeid, ein Paar feine Ohrgehänge und ein gülden Brautringlein für die Rieke machen. Laßt es ja Euere erſte Arbeit ſein, Petersſohn. Morgen will ich Euch das Maß dazu geben.“

„Ich werde mich bemühen, Euern Wünſchen nachzukommen,“ verſetzte der Goldſchmied; doch hatte die Mittheilung des Hellebardiers einen ſchmerzlichen Eindruck auf ihn gemacht; er wußte ſelbſt nicht, weshalb es ihm ſo empfindlich war, daß dieſer Mann die liebliche Rieke freien wollte. Genug er wurde trübe geſtimmt und hätte weinen können vor Wehmuth.

„Was den Preis betrifft, ſo wißt Ihr ja, daß eine Hand die andere wäſcht. Ich verhelf Euch dazu, daß Ihr den Brautſchmuck der künftigen Königin fertigt und dabei ein hübſches Sümmchen verdient, ſo könnt Ihr ſchon den Brautſchmuck der künftigen Ehefrau von Elof Sonnenſchild, Euerm ergebenen Freunde, umſonſt machen." Ein heftiger Windſtoß führte des Goldſchmieds Antwort in die Lüfte, und machte ungewiß, wie weit ſich ſeine Freigebigkeit gegen den neuen Freund in Verſprechungen verſtieg. Der Sturm hatte ſogar einige der Fackeln ausgeblaſen und peitſchte die alten Weiden am Uferbäch ſo gewaltig, daß ſie wahre Schmerzenstöne von ſich gaben. Elof Sonnenſchild murmelte Flüche, drückte den Hut in die Stirn, brannte die Fackeln wieder an und ſchaute nach dem neuen Freunde um, dem unterdeſſen Hören und Sehen vergangen war.

„Wir müſſen bald an der Meerbucht ſein; ich hör's am ſtarken Gebraus," tröſtete der Hellebardier. „Rafft Euch zuſammen." Und der ſtarke Mann riß den ſchmächtigen Jüngling auf, und ſelbander ſetzten ſie die beſchwerliche Wanderung fort. Die Macht des Sturms verbot ihnen die Unterhaltung, kaum aber ließ der Wind ein weniges nach, ſo fragte der Goldſchmied: „Sagt mir doch, wie iſt denn das gekommen mit Euerer Herrin, der Gräfin Ebba Brahe und dem großmächtigſten Könige Guſtavus, daß ſie ſind ein Paar geworden? Ich habe wohl in Deutſchland einmal davon reden hören, aber doch nichts Rechtes erfahren. Nun iſt's ja gar erfreulich für mich, im erſten Manne, der mir an der Küſte meines Vaterlandes, nachdem ich ſie nach dreijähriger Abweſenheit wieder betreten, einen Dienſtmann des Grafen Magnus Brahe zu finden, der Näheres berichten kann von meines Herrn und Königs fröhlichem Brautſtand."

„Die Sache iſt dieſe: Die Mutter der gnädigen Gräfin Ebba ſtarb bald nach der Geburt des Töchterleins, und übergab's ſterbend der Herzogin Chriſtine, der jetzigen Majeſtät Königin Mutter. Unſer großmächtigſter König war damals noch nicht zwei Jahre alt. Die Gräfin wurde mit den herzoglichen Kindern aufgezogen, und vor allen hatte ſich der glorreiche Guſtav an das zarte Kind gewöhnt. Als er nun König wurde, iſt ihm im Herzen der Wunſch erwacht, ſie zu ſeiner Königin zu haben. Dieſen Wunſch hat er heimlich mit in den Dänenkrieg genommen und Wunder der Tapferkeit gethan, nachher als er im vorigen Winter ſieghaft heimkehrte, hat er deſſen nicht länger hehl gehabt, und durch ganz Schwedenland hat man ſich gefreut über des Königs Wahl. Dieſen Sommer hat ſich Guſtav wider die Polen und Ruſſen gerüſtet; denn mit den Dänen iſt der Friede abgeſchloſſen. Die Andern werden das ſcharfe Schwert des jungen Königs eben ſo gut fühlen müſſen, hernach hält er Hochzeit mit der jungen Gräfin und läßt ſich krönen zum König und Ebba zur Königin."

Das Geheul des Sturms und der an die Uferfelſen heranraſenden Meeresbrandung unterbrach den Erzähler oft und verſchlang, den Inhalt ſeiner Rede gleichſam verhöhnend, einzelne Worte derſelben ihm vom Munde hinweg. Der Goldſchmied war auch nicht ſonderlich erbaut worden, der kalte Wind riß ſein Gewand von einander und berührte ſeine Bruſt unſanft, der Regen fiel ſtärker; das Mark drohte dem Jüngling in den Gebeinen zu gefrieren; er klapperte mit den Zähnen und ſuchte vergebens durch heftige Bewegung ſich zu erwärmen. Dazu kam, daß die Fackeln abgebrannt waren, der Boden unter ihnen felſig und uneben wurde, vom nahen Meere her eine noch empfindlichere Kälte drang, das betäubende Geräuſch der Wellen das eigene Wort übertönte und ſo weit das Auge der beiden Wanderer trug, nichts von einem Menſchen, noch viel weniger von einem Schiffe zu ſehen war. In übler Stimmung, von Sturm und Regen gepeitſcht, von Meeresdonner umbrüllt und zuletzt, als die Fackeln abgebrannt und verlöſcht waren, von grauſiger Finſterniß umhüllt, wanderten ſie längs dem Ufer und hofften wenigſtens Knut Nilsſohn oder ſeine Tochter wieder zu finden, und gemeinſchaftlich mit ihnen nach dem Dorfe zurückzukehren.

## 3.

## Frauentugend im Bauernrocke.

Rieke wanderte mit dem Hauptmann in der von ihrem Vater bezeichneten Richtung einen kaum zu erkennenden Pfad. Anfangs ging's über einen mäßig über die Fläche erhabenen Hügelrücken hin. In ungeheuern Maſſen lag die Nacht zu beiden Seiten der Wanderer, und der blaue Lichtkreis um die flackernden Flammen diente nur dazu, die Finſterniß noch grauſiger zu machen. Rieke ging friſch drauf los, unbekümmert um den an ſie anſtürmenden Wind, und ſpähte nur nach dem Pfade und den Felſen und Weidenbäumen daran, damit ſie den rechten Weg nicht verfehle. Der Hauptmann trabte ſchweigend nach, in Betrachtungen verſunken, aus denen ihn ein gewaltiger Windſtoß aufrüttelte.

„Du biſt wohl böſe auf mich, daß ich Dich aus Deiner nächtlichen Ruhe geriſſen in die rauhe Nacht, und ſprichſt deshalb kein Wörtchen?“ fragte der Offizier traulich, ſobald es ihm die wüthende Windsbraut erlaubte, und berührte den runden Arm der ländlichen Schönen.

„Es ziemt hier zu Lande einer Bauerndirne nicht, das Wort aufzunehmen, zumal gegen einen vornehmen Herrn; wohl aber zu antworten und Rede zu ſtehen, wenn ein ſolcher ſie des Wortes würdigt, und da Ihr nun ſolches gethan, Herr, ſo diene ich Euch gern auf Euere Frage. Wie wäre ich doch ein verächtlich und unnütz Geſchöpf auf Gottes Erde, wollt' ich über Erfüllung meiner Menſchenpflicht unwillig werden! Ich denke, der liebe Gott hat uns deshalb hier geboren werden laſſen, daß wir denen nach Kräften helfen, welchen in dieſer Gegend Hülfe Noth thut. Was nun unſre Arme und Füße vermögen, das thun wir herzlich gern; unſer Kopf kann Niemand nützen, dazu ſind wir zu einfältig.“

Der Offizier fragte ſelbſtgefällig lächelnd weiter: „So wärſt Du wohl mit dem Juden eben ſo gern gegangen, wie mit mir?“

„Wenn der Jude allein geweſen wäre, oder mein Vater hätte mir befohlen, mit ihm zu gehen, ſo hätt' ich's ohne Murren gethan, denn der Jude iſt ein Menſch, wie wir; aber da mir die Wahl übrig blieb, ſo ging ich lieber mit Euch, Herr.“

Der Hauptmann fühlte ſich geſchmeichelt und erkundigte ſich nebenbei, ob ſie einen Liebhaber habe.

„Ach leider, Herr!“ lachte Rieke mit einem Anhauch von komiſchem Schmerz und zog ein drolliges Geſicht. „Einen Liebhaber, ſo baumſtark, ſo lümmelhaft und ungeſcheid, wie kein Maſtochſe in Södermannland, und ſo aufgeblaſen, quäkig und ekelhaft, wie kein Froſch in unſern Sümpfen.“

Der Hauptmann ſah ſie mit großen Augen an, dann ſagte er halb unwillig: „Du ſcherzeſt mit mir, Rieke!“

„Es kommt mir nicht bei, Herr. Stets hab' ich gehört, mit vornehmen Herrn zu ſcherzen, vorzüglich in der Nacht, pflege für junge Mädchen von übeln Folgen zu ſein; deshalb glaubt nur, daß das Geſagte mein Ernſt iſt; ach, Herr, mein bitterer trüber trauriger Ernſt!“ Ihre Stimme zitterte, eine Thräne glänzte in ihrem Auge. Dem Kriegsmanne neben ihr waren das lauter unbegreifliche Dinge, inzwiſchen ſchien er doch zu ahnen, daß hier mehr als Gewöhnlichkeit zu finden ſei.

„Ihr werdet mir ſchon alles glauben,“ fuhr das Mädchen fort, „wenn ich Euch ſage, daß Elof Sonnenſchild, der Hellebardier des Schloßvogts Sten Wytt und Schildknecht unſers gnädigſten Herrn, derſelbe ungeſchlachte Lümmel, dem Ihr vorhin auf ſeinem Wachtgange begegnet ſeid und der Euch in meines Vaters Hütte gebracht hat, mein feuriger Liebhaber iſt.“

„Dieſes Stück Rindfleiſch!“ rief der Offizier mit unwilligem Erſtaunen. „Nein, das kann, das darf nicht ſein! Soll denn eine der ſchönſten Blumen für einen ſo ungeleckten Bären blühen?“

„Wißt Ihr nicht, daß der Bär gern Honig naſcht. Derlei Leute wiſſen auch bitter und ſüß zu unterſcheiden.“

„Du biſt wohl noch obendrein dieſem fettwänſtigen Hans ohne Sorgen recht gewogen?“

„Ei freilich und das nicht anders! Wie könnt' ich mich ſeiner ſonſt als Eheherrn freuen?“

„So ſollte Pulver und Blei hineinſchlagen! Aber nein! Es iſt ja nicht möglich! Es macht Dir Vergnügen, mir ein Näschen zu drehen; ich ſeh's an Deinem Schelmenlächeln, das mir auch beim Schein der Fackeln und im ſtürmiſchen Wetter dieſer Nacht nicht entgeht. Geſtehe mir gleich, daß an all Deinem Gerede kein Wort wahr iſt!"

„Ach, wäre dem ſo, wie froh wollt' ich ſein!" ſagte Rieke wieder ernſt. „Scheltet mich doch nicht, daß ich mich über mein gebranntes Herzeleid hinweg ſcherze! Es iſt noch meine einzige Heiterkeit, über das Unvermeidliche ſcherzen zu können; und wenn ich allein bin, geht es ohnedies nicht; da wein' ich mir zu Zeiten die Augen faſt aus dem Kopfe."

„Aber mußt Du denn den Schlingel zum Manne nehmen? Wer will Dich dazu zwingen?"

„Das verſteht Ihr nicht, Herr Offizier. Nehm' ich ihn nicht, ſo ſteckt er ſich hinter den Vogt. Wir ſind arm, und die Steuern faſt unerſchwinglich. Ihr wißt ja ſelbſt, wie's in unſerm Lande zugeht. Der Bauer muß den Krieg bezahlen und das Kriegsvolk, der Bauer muß den König erhalten und den Hofſtaat, der Bauer muß die Edelleute ernähren mit allen ihren Knechten. Wir müſſen arbeiten vom frühſten Morgen bis in die ſinkende Nacht, und wenn wir fertig ſind, bleibt uns kaum etwas übrig für unſern Unterhalt, das Andere läßt der Vogt durch den Hellebardier abholen für den Krieg, den König, den Herzog von Södermannland und den Herrn Grafen. Wollten wir uns nun dem Hellebardier widerſetzen, ſo würden unſere Steuern noch erhöht, es blieb uns von unſrer Arbeit gar nichts übrig; ſie nähmen meinem Vater die Hütte, ſein Ackerfeld, ſeine Wieſe, ſeine Hecke, ſeinen Garten, und wir müßten davon gehen und unſer Brot vor den Thüren ſuchen. Davor behüte mich aber Gott, daß ich Schuld ſei an meines Vaters und meiner Mutter und meines Schweſterleins Elend! Ich will den häßlichen Hellebardier heirathen, und ſollt' es mich das Leben koſten, dann braucht mein Vater nicht mehr ſo viel Steuern zu zahlen, der Hellebardier und der Vogt ſehen ihm durch die Finger, verhelfen ihm zu manchem Vortheil, greifen ihm unter die Arme, daß er unſre alte morſche Hütte wieder neu aufbauen kann, und karten es zuſammen, daß er Gemeindeälteſter wird. Mein Vater will zwar durchaus nichts von all dem wiſſen, und iſt ſchon oft ſtark verſucht geweſen, den Hellebardier aus der Thüre zu werfen; aber ich weiß ſeinen Hitzkopf zu bändigen und werde gegen ſeinen Willen ihm Gutes thun."

In des Soldaten Herzen regte ſich ein Gefühl, das er bis zu dieſer mitternächtlichen Stunde kaum dem Namen nach gekannt hatte, Bewunderung weiblicher Tugend und Würde. Er ſah hier ein armes Bauernmädchen, welches ſich freiwillig ihren Eltern zum Opfer bringen und ſein friſches blühendes Leben an das eines ſo widerwärtigen Geſellen ſchmieden wollte, wie dieſer Schildknecht war. Der lüſterne Egoismus, der den Hauptmann bis jetzt das Mädchen betrachten ließ, wich auf ein paar Augenblicke aus ſeiner Seele und er ſprach: „Wahrlich, Du verdienteſt ein beſſeres Loos!"

„O ich will mir das meinige ſchon erträglich machen," koſete Rieke weiter. „Der Hellebardier muß mir recht ſchönen Putz kaufen, Finger- und Ohrenreiflein, eine güldene Haarnadel, ein ſilbernes Netzbecken an meine Kunkel, ein ſchönes Stirnſchild, ſilberne Schnallen auf die glänzenden Schuhe, feine Zwickelſtrümpfe, einen Kantelrock, einen hellblauen Tuchmantel, mit rothem Plüſch gefüttert. Ja glaubt nur, ich putze mich gern, und laufe nur baarfuß, damit ich jährlich ein Paar Schuhe erſpare, um Schweſter Chriſtinchen zu Weihnacht eine Freude machen zu können."

Während Rieke noch ſprach, war's dem Hauptmann, als vernehme er einen Ruf. Er machte ſie darauf aufmerkſam und beide horchten. Einen Augenblick legte ſich der Wind; ſie hörten deutlich rufen, und gingen nach der Richtung hin, woher der Ton erſchallte.

„Es iſt ſchaurig," ſagte Rieke. „Wenn's nur nicht der Alfkönig iſt, der uns neckt. Seine Töchter pflegen oft des Nachts in dieſen Uferebenen zu tanzen, und er ſchaut ihnen zu, als ein lang gezogener Nebelmann, und wer von Lebendigen in ihr Bereich kommt, der iſt verloren und wird am andern Morgen todt gefunden."

„Der Alfkönig wird doch einigen Reſpekt haben vor dem Rocke eines Hauptmanns des Königs über ganz Schwedenland. Es muß ja beiden Majeſtäten daran liegen, mit einander in Frieden zu leben."

„Ich bitt' Euch ſehr, frevelt nicht, Herr! Mir grauſt's ſonſt durch Mark und Bein; ich zittere am ganzen Leibe; denn wir ſind keinen Augenblick ſicher, daß uns der Alfkönig nicht ein Leid anthut."

## 4.

## Neue Geſellſchaft.

„Gelobt ſei Jeſus Chriſt, daß ihr endlich kommt, Herr Hauptmann!" rief ihnen jetzt von fern eine männliche, etwas weiche Stimme in franzöſiſcher Sprache entgegen, und Rieke ſchrak zuſammen. Man näherte ſich gegenſeitig. Ein Mann von ziemlicher Größe mit einem langen vom Halſe bis weit unter das Knie hinab zugeknöpften dunkeln Rock, vorn an den Aermeln mit rieſenhaften Manſchetten verſehen und einem dreieckigen herabgekrämpten Hute, übrigens mit viel äußerer Würde und, ſoviel Rieke erkannte, mit grauem Haar, rothem Geſicht, einer Habichtsnaſe, kleinen ſtechenden Augen, trat ihnen entgegen.

„Ihr ſeid wohl in der Irre wacker herumgelaufen, Monſieur?" fragte der Hauptmann.

„Daß ich ein Narr geweſen wäre," antwortete jener. „Ich habe mir einen, wenn auch eben nicht bequemen, aber doch etwas ausgehöhlten Platz auf der Erde geſucht, und mich hinein geſchmiegt, ſo gut es gehen wollte, damit der große ſchwediſche Wind mir über den Buckel hinfahre. So wollt' ich den Morgen mit Hunger und Jammer erwarten. Ihr ſeid glücklicher geweſen als wir, und bringt da ein gar nettes Dirnlein mit." Des fremden Mannes Augen funkelten begehrlich auf Riekens Geſicht. „Der blaſſe Jäger, den wir im Sturm heute Nachmittag aus ſeinem Fiſcherkahn in's Schiff aufnahmen, iſt faſt immer in meiner Nähe geblieben, doch zuweilen bald rechts, bald links in die ſtockfinſtere Nacht hineingelaufen. Vorhin meinte er, er ſähe den Schein einiger Fackeln und lief da hinüber. Gleich darauf gewahrte ich Euch."

„Wir haben Obdach und Menſchen gefunden," tröſtete der Hauptmann den Franzoſen. „Schließt Euch uns an, Monſieur. Wir wollen bis an's Schiff gehen; was wir bis dahin von unſern Leidensbrüdern finden, nehmen wir mit, nebſt einigen Flaſchen Rum, und was ſonſt noch dazu gehört, um uns einen guten Punſch zu machen. Wer nachher ſchlafen will, findet in der Hütte, welche dies Mädchen bewohnt, immer noch Platz."

„Bewohnt ſie ſie allein?" fragte der zugeknöpfte grauhaarige Franzoſe haſtig.

„Ei behüte!" lachte der Hauptmann boshaft. „Ich dächte, die Galanterie verging euch in dieſer gräßlichen Nacht. Aber es bleibt wahr, ein Franzos bleibt ſelbſt in den ſchrecklichſten Lagen ſeines Lebens ein Franzos, das heißt ein Leichtfuß, ein Windbeutel, ein Springinsfeld."

„Herr Kapitän!" rief der Alte aufgebracht. „Dieſe Worte klingen wie Beleidigung."

„Nun Ihr werdet mich doch nicht auf Euern Malerpinſel herausfordern wollen," höhnte der Soldat weiter. „Ich muß Euch bekennen, daß ich mich darauf ſo ſchlecht verſtehe, wie Ihr wahrſcheinlich auf den Degen. Verſtiege ſich Euere Ritterlichkeit aber ſelbſt bis dahin, ſo mögt Ihr wiſſen, daß ein ſchwediſcher Edelmann und Offizier ſich nur mit ſeines Gleichen ſchlägt. Könnt Ihr mir Euern ebenbürtigen Adel vor drei altadligen Zeugen beweiſen, ſo ſteh' ich mit Freuden zu Dienſten." Dieſe Worte waren ſo halb in Scherz und halb in Ernſt geſprochen, daß ſie der Andere nehmen konnte, wie er gerade Luſt und Belieben trug. Der Franzoſe zog ſich liſtig aus dem ſchnellen Handel, indem er erwiderte: „Wie konnt' ich ahnen, daß Ihr ſo raſch Intereſſe an dieſer Bauerndirne gefunden? Ich will Euch meinen Adel morgen vor zehn altadligen Zeugen beweiſen; aber es wird mir nicht einfallen, Euch die Beute abjagen zu wollen. Ich weiß, daß man eine ſüße Frucht am liebſten ſelbſt verſpeiſt. Ich wünſche geſegnete Mahlzeit und immer friſchen Appetit, und bitt' Euch allein um die Erlaubniß, dieſe ſeltene Bauernſchönheit der nordiſchen Eisfelder abmalen zu dürfen. Man reißt ſich in Paris um das Portrait, und ich muß es gewiß fünfzigmal copiren."

„Das erſte Bild beſtell' ich für mich. Macht Euere Forderung."

„Es wird ſich finden."

Rieke, von der Unterhaltung der beiden Männer nichts verſtehend, ging voraus und leuchtete. Sie bogen um den Drudenſtein, ein weitläufiges, nicht hohes Geklüft, herum, und hörten durch des Windes Getöſe das Brauſen des Meeres. Da wurden ſie von neuem angerufen. „Hierher! hierher!" ſchallte es ihnen zu, und über das Steingerölle eilten ſie dem Orte zu, woher mehre Stimmen zu gleicher Zeit ertönten. Sie fanden zwei junge Männer und einen in den höhern Jahren. Der Letztere lag am Boden und ſtöhnte. Alle drei waren in ſchwediſche Landestracht gekleidet.

„O Gott!" rief der Jüngſte, „mein Vater iſt von einem dieſer Steine in der Finſterniß geſtürzt, und hat jedenfalls das Bein zerbrochen; wir haben uns nicht getraut, nur einen Schritt weiter fortzugehen, und danken dem Himmel, daß er Euch glücklicher geführt hat, und Ihr im Stande ſeid, uns Hülfe zu leiſten.“

„Es iſt ein böſes Zeichen,“ ſagte der geſtürzte Mann ſchmerzvoll, „daß ich, nach langen Jahren kaum wieder auf dem Boden meines Vaterlandes ſtehend, ein ſolches Unglück nehme.“

Die Söhne — denn auch der Andere that ſich als ein Sohn des Verunglückten kund — redeten dem Vater tröſtend zu, und wollten ihn ſogleich in ihren Armen nach dem Dorfe tragen.

„Wie weit haben wir noch bis an die Bucht?“ fragte der Hauptmann Gyllenhielm die Bäuerin.

„Es ſind kaum noch zwei Büchſenſchüſſe. Dicht vor uns beginnt die öde Heide, der Mövenſumpf genannt. Wir durchſchneiden ſie; am Ende liegt die Teufelsbank, ein hoher Uferfelſen; dort ſtehen wir am Meere.“

„So können wir in kurzer Zeit zurück ſein. Wir wollen eilen, um uns das Nöthige aus dem Schiffe zu holen. Dann wollen wir gemeinſchaftlich den Weg nach dem Dorfe antreten. Allein könntet Ihr Euch mit dem kranken Manne verirren. Behaltet eine von meinen Fackeln und Ihr, Monſieur, werdet dieſen drei Männern lieber Geſellſchaft leiſten, als mit uns den beſchwerlichen Weg machen.“

„Ihr wißt ja, daß ich kein Löwe bin, der dem Wolfe das Lamm entreißt. Geht nur immerhin. Ich wiederhol' Euch meine gutgemeinten Wünſche und aufrichtigen Verſicherungen.“ Ueber den einſamen Haideplatz, hie und da mit Binſen bewachſenen Sumpfſtellen überteicht, in tiefern Gegenden moorig und mit Schilf beſetzt, in welchem der Sturmwind ſein Nachtlied ſang, auf ſchmalem Pfade, durch Geſtrüpp, Steine und Pfützen geſchlängelt, gingen die beiden

Wanderer wieder allein, der in das Land der Provinz Södermannland hereindringenden Bucht zu. Schauerliche Töne drangen von dort her, nicht anders, als ſeufzten die Geiſter der Haide, oder der ſchreckliche Alfkönig mit ſeinen Töchtern, oder als führen die Schatten erſchlagener Helden wehklagend in Sturmwind und Regenwolken einher. Es war die gewaltige Windsbraut, die Wellen wie Berge ſpielend an die felſigen Ufer warf oder in das ſumpfige Land rollte, die auf dem Rohr im Sumpfe ein ohrzerreißendes Lied orgelte, die ihren Jammer an grauen Weiden ausheulte.

Der Hauptmann und Rieke traten auf die Felſenbank und ſenkten die Fackeln. Der Giſcht der Gewäſſer ſpritzte zu ihnen herauf. Rings tiefe Nacht, das Geheul des Sturms, und der Donner der Brandung, waren der Kriegsmann und das Bauernmädchen mit den ſprühenden Fackeln auf dem Felſen, friedlichen Geiſtern vergleichbar, gekommen, den Streit der Elemente zu beſchwichtigen.

Indem ſie in die Tiefe ſchauten, fuhr's wie Wetterleuchten rechts her über die Bucht, und gleich darauf krachte ein Knall, der vielfach in den Uferfelſen widerhallte. „Das war vom Schiffe," ſagte Gyllenhielm froh zu der erſchrockenen Rieke, „führe mich rechts hinab, dort muß ſich das Ufer abflachen."

„So iſt's," antwortete ſie, und leitete ihn über ſpitzes Geſtein, durch Geröלle, durch kurzes Gebüſch einen gefährlichen pfadloſen Gang hinab. Bald vernahmen ſie durch die wilden Laute der Elemente hindurch grüßende Menſchenſtimmen. Eben wurden auch auf der andern Seite Fackeln ſichtbar. Als der Hauptmann mit der Bäuerin unten ankam, trafen ſie mit ihrem Vater und dem Juden zuſammen. Aus einem Boote kamen ihnen mehre Schiffsleute entgegen. Mit Knut Strämfeld, dem Bauer, und dem Juden war jener junge blaſſe, im knappen feinen Jägerrock ſteckende Mann gekommen, von welchem der Franzos vorhin geſprochen hatte. Sein Blick hatte etwas Hochmüthiges, und als ihn der Hauptmann fragte, wie's ihm ergangen ſei, würdigte er dieſen kaum einer Antwort. Nun wurde das rauhe Ufer bald belebt. Die Nachricht, daß man ein Dorf und Obdach gefunden, flog von Mund zu Munde, eben ſo Frage und Antwort, wohin man gerathen ſei, an welcher Stelle Schwedens man ſich befinde. Das Boot ſetzte noch einige Menſchen an's Land und dieſe erzählten den abweſend Geweſenen, wie ſtark das Schiff gelitten habe. Der Hauptmann Gyllenhielm beſorgte noch Victualien und Spirituoſa heraus und ermunterte die Uebrigen, ein Gleiches zu thun, indem er ſie darauf aufmerkſam machte, daß der Graf Magnus Brahe, Reichsdroſt und erſter Reichsrath der Krone Schweden, dermalen mit noch andern vornehmen Herren auf ſeinem am nahen Walde gelegenen Jagdſchloſſe eben zugegen ſei, daß ſich derſelbe aber wahrſcheinlich auf ſo viele ungebetene Gäſte nicht möchte eingerichtet haben und im Dorfe nicht viel zu erlangen ſei. Dieſe Erinnerung verfehlte ihre Wirkung nicht. Man bepackte ſich, ſo gut man konnte, und ließ den fluchenden Schiffhauptmann nebſt den tobenden Matroſen bei der böſen Arbeit zurück, das lecke Schiff zu verſtopfen, das eingedrungene Waſſer auszupumpen.

Unter der Geſellſchaft, welche zuletzt aus dem Schiffe geſtiegen war, ſtach beſonders ein ſchneehäuptiger Greis hervor. Er war groß und ging aufrecht.

Seine Tracht war die eines reichen ſchwediſchen Edelmanns. Obgleich ſein übriges Aeußere auf einen Achtziger hindeutete, ſo zeugten ſeine lebhaften Augen doch noch von Jünglingsmuth und trotzigem Sinn. Bei Gyllenhielms Erwähnung des Grafen Magnus Brahe wurde dieſer Greis aufmerkſam und nahm gleich darauf den Hauptmann bei Seite, um ihn auszufragen, ob er nichts Näheres über die Umgebung des Reichsdroſtes vernommen habe.

Der Jude begrüßte einen andern vornehm gekleideten Juden als ſeinen Herrn, und dieſe beiden gingen in emſigem Geſpräch dem Zuge zuletzt, der ſich zehn bis zwölf Köpfe ſtark landeinwärts bewegte, voran die Fackelträger. Unterwegs nahmen ſie die vier Zurückgebliebenen mit. Der Verunglückte wurde von ſeinen Söhnen getragen. Querfeldein über Stock und Stein kam endlich, nicht weit vom Dorfe, auch der Hellebardier mit dem Goldſchmiedsgeſellen und ſchloſſen ſich der Geſellſchaft an, die endlich, von Regenſchauern durchnäßt, nicht ohne Ausbrüchen der Freude an Knut Nilsſohn Strämfields ärmlicher Hütte anlangte.

## 5.

## In der Bauernhütte.

Die Ausſichten auf eine gute Nacht waren keineswegs beſonders, doch man ſuchte ſich zu helfen, ſo gut es ging. Martha mußte Breter aus der

Scheuer holen, das ſtumme Kind trug Holzklötze zu, und aus beiden ſtellte man Tiſche und Sitze her. Nieke hatte noch einige Muſcheln mit Dochten und Oel verſehen und angebrannt, in der Wand ſteckte eine Holzfackel, und der Qualm zog durch das zerbrochene Fenſter ab. Einige Silberſtücke, aus des weißhaarigen Greiſes, des blaſſen Jägers und des Hauptmanns Händen in die des Bauers Knut Nilsſohn gewandert, erhöhten des Letztern Eifer zur Bewirthung ſeiner Gäſte. Seine Unterhaltung mit dem Juden hatte ohnedies den Bauer erheitert; es waren Hoffnungen in ihm erwacht, die er zu verfolgen gedachte. Nieke machte ein loderndes Feuer in den Lehmofen, daß die Kacheln glühten; auf dem Herde kniſterte es eben ſo luſtig, ein großer Keſſel mit Waſſer hing über der Flamme, die ſtumme Chriſtine kauerte daneben, oder trug Holz zu, und gab durch ihre Zeichenſprache eine ſo ungemeine Freude kund, wie ſie in ihrem Leben noch nicht empfunden haben mochte. Hatte ſie doch auch niemals ſo viel Leute, und geputzte vornehme Leute in der Hütte beiſammen geſehen, noch nie war die Stube ſo hell erleuchtet geweſen, und die Vorkehrungen in der Küche ließen auf einen eben ſo ſeltſamen Genuß des Gaumens ſchließen.

Martha richtete in der Stube eine Streue zu. Die Geſellſchaft gruppirte ſich. Am Ende der Streu lagen die beiden Juden und plauderten leiſe. Hinter dem Herrn lag ein Waarenballen, den der Knecht vom Schiff getragen hatte. In der andern Ecke lag der geſtürzte Mann, die Söhne um ihn beſchäftigt, den beſchädigten Fuß zu unterſuchen. Mehre aus der Geſellſchaft, die etwas davon verſtehen wollten, traten hinzu. Man kam überein, daß der Fuß nur aus dem Gelenk gerückt ſei. Ein paar ſtarke Männer faßten an, unter Schmerzenslauten des Leidenden wurde der Fuß eingerückt und verbunden. Abgeſondert von den Uebrigen hatten der Jäger und der ſtolze Greis Platz genommen, ihnen ohnfern lehnte der franzöſiſche Maler allein am Fenſter, und ſchien, von jenen unbemerkt, ihr übrigens nicht wortreiches Geſpräch mit Aufmerkſamkeit zu verfolgen. Der Mann hatte überhaupt etwas Geheimnißvolles und Kaltes in ſeiner Erſcheinung. Seine Augen waren überall, und wenn ſeine Ohren ihm gleiche Dienſte leiſteten, ſo ſah er nicht nur, ſondern hörte auch Alles, was in der ganzen Stube vorging, und wußte eben ſo gut, was Elof Sonnenſchild am Ofen mit dem Goldſchmied ſchwatzte, als was der Hauptmann Gyllenhielm in froher Soldatenlaune mitten in der Stube mit einigen Kaufleuten und deutſchen Studenten, die unter die Fahne des Königs Guſtav Adolf treten wollten, deſſen Kriegsruhm ſchon durch ganz Europa erſchallt war, laut genug verhandelte, und endlich was die Juden auf der Streu verhandelten, und der Beſchädigte mit ſeinen Söhnen flüſterte. Gyllenhielm bereitete den Punſch und drückte zuweilen Riekens runden Arm, der Hellebardier ſah es und ſpie Gift und Galle, jedoch nur gegen den Goldſchmied; denn die übrige Geſellſchaft ſah ihm doch zu vornehm aus, als daß er es gewagt hätte, ſeinem Zorne laute Worte zu geben. Das dampfende Getränk wurde in irdenen Näpfen und Töpfen herumgereicht. Jeder der Anweſenden bekam ſein Theil, der Bauer mit ſeiner Familie wurde nicht vergeſſen, „denn," ſagte der trinkluſtige Gyllenhielm, „Leiden und Freuden machen die Menſchen gleich; die erſtern noch mehr, als die letztern; wir haben heute Todesnoth zuſammen ausgeſtanden. Alſo gleiche Kappen, gleiche Brüder. Vor Gott und dem Punſchnapfe ſind wir heut Nacht Menſchen, morgen wollen wir wieder Soldaten, Kaufleute, Studenten, Maler, Jäger, Juden, Handwerksgeſellen ſein.“ Die Andern ſtimmten in dieſen Ton ein, nur jene Beiden in der Ecke nicht, und wenn der Froſt ihre Glieder nicht geſchüttelt hätte, ſie würden ſchwerlich an dem Punſche genippt haben. Dies Ausſchließen von der allgemeinen Freude verdroß den Hellebardier ſo ſehr, daß er, nachdem er einige Näpfe ausgeſchlürft hatte, plötzlich im Gefühl ſeiner Wichtigkeit und ſeines in dieſem Orte geltenden Werthes aufſtand, den vollen Napf ergriff und damit auf jenen grünen Jäger zuſchritt, der ihm zunächſt ſaß.

„Herr,“ ſagte der Schildknecht mit feſter Stimme, „Ihr mögt ſein, wer Ihr wollt, ſo habt Ihr doch ſicherlich ein paar Ohren und ich vermuthe nicht kleine, und müßt demnach gehört haben, was dieſer Herr Soldat geſprochen. Habt Ihr's nun nicht zu Herzen genommen oder wollt Ihr uns mit Abſicht kränken? Kurz, ſeid Ihr kein Schuft, ſo trinkt mit mir aus dieſem Napfe!“

Der Grüne ſtieß den Napf mit Widerwillen zurück; in ſeinem Geſichte drückte ſich Abſcheu aus. Er ſagte kein Wort. Der Greis aber fuhr den Hellebardier barſch an: „Fort, gemeiner beſoffener Hund, oder mein Degen ſoll das Leder Deines breiten Rückens in Riemen zerſchneiden. Du Lump!“

„Wie!“ ſchrie Sonnenſchild vom Punſch erhitzt, „ich bin ein Hund! ich bin ein Lump! Ihr wollt mich ſchlagen, Graukopf! Oho! Ich will Euch arretiren und ins Loch ſchmeißen laſſen; denn Ihr fangt Stänkerei an. Ihr ſollt an mich denken. Das ganze hochgräfliche Gericht iſt in mir beleidigt, und Ihr ſollt's ihm büßen. Ihr beide ſeid meine Gefangenen! Ich bin hier Herr und Befehlshaber, Wächter und Hellebardier! Ich will Euch ſchon unter die Scheere nehmen! Friſch! Aufgebrochen! Es geht ins Gefängniß mit Euch!"

Während der berauſchte Spießträger alſo radotirte und Rieken angſt war, der unbiegſame Menſch möchte eine niedrige Rache an den beiden Fremden nehmen, ſtand der grün gekleidete blaſſe junge Mann auf, wandte ſich zu dem Hauptmann Gyllenhjelm, zog ihn bei Seite und flüſterte ihm ins Ohr. Das größte Erſtaunen malte ſich Augenblicks in den Zügen des Soldaten; er ſtarrte den Jäger ins Geſicht, trat dann mit lächelnder Miene einen Schritt ehrfurchtsvoll zurück, nickte mit dem Kopfe, ſchritt ſofort hart an Elof Olofsſohn heran und rief mit grimmiger Stimme: „Willſt Du freiwillig augenblicks Dich aus dem Hauſe packen, Lümmel, oder ſoll ich Dich mit meinem Degen hinausjagen?" Dabei zog er das Seitengewehr ſo ſchnell blank und fuhr dem erſchrockenen Hellebardier damit ſo flink und geſchickt unter der Naſe herum, daß dieſer ſich gar keine Zeit zum Erſtaunen nahm über das ſchnelle Wechſeln des Windes, ſondern eiligſt die Flucht ergriff, einen Tiſch mit Muſchellampen und Näpfen umwarf, und vom Hauptmann mit einigen Stößen und flachen Hieben bedient, die Thür ſuchte. Draußen aber ſchwur er furchtbare Rache und ging nur, um den Tag abzuwarten und dann alle, außer den Freund Goldſchmied und die geliebte Rieke, zu verderben.

Die Zurückgebliebenen ließen es ſich noch ſchmecken; der Hauptmann nahm nun mit an der Unterhaltung der beiden vornehmen Herren Theil, jedoch mit auffallender Beſcheidenheit, die gegen ſein früheres lautes Weſen ſehr abſtach und den lauernden Maler, der nur zuweilen mit Einem oder dem Andern ein Wort ſprach, beſonders auffallen mußte. Das Geſpräch kam bald auf des Königs ruhmwürdige Eigenſchaften, ſeine weiſen Staatseinrichtungen, ſeine Siege über den weit mächtigern Dänenkönig, und aller Mund floß über von ſeinem Lobe. Der Greis ſtimmte nicht in alle Loblieder des Hauptmanns ein, doch ſchien er ſich vorzuſehen, und ſprach wenigſtens keinen Tadel aus.

Die übrigen Gäſte verſammelten ſich um einen Kaufmann, welcher eine Tabakspfeife aus der Taſche zog und Tabak zu rauchen begann, eine damals ſo ſeltene und außerordentliche Erſcheinung, daß ſich alles um den Wundermann drängte, der Feuer ſchluckte und den Dampf ausblies. Die Pfeife ging reih um; jeder verſuchte es zu rauchen.

Des Goldſchmieds Blicke hingen unterdeſſen an Riekens lieblicher Geſtalt mit wahrem Entzücken. Der blonde Jüngling überwand ſeine Scheu ſogar ſo weit, daß er ſie anredete, und bald entſpann ſich ein herzliches Geſpräch zwiſchen beiden, welches ihre Beſorgniſſe über das Beginnen des Hellebardier ausſprach, vor dem die Andern gar nicht zu bangen ſchienen.

Endlich ſteckte ſich Einer nach dem Andern auf die Streu; ſelbſt die beiden vornehmen Herrn ſuchten ein Plätzchen, um zu raſten. Auf Gyllenhielms Wink brachte Rieke ihr Kopfkiſſen herbei, er reichte es dem Jäger und breitete ſeinen eigenen Mantel über ihn. Wie ſie abgeſondert geſeſſen, ſo lagen ſie auch abgeſondert. Gyllenhielm legte ſich daneben auf eine Bank, und bald wiegte der Traumgott ſie in ſeinen Armen. Rieke putzte die Lichter aus; als ſie an dem Goldſchmied vorüberſtrich, fiel ihr Auge unwillkürlich auf ihn und haftete einen Augenblick auf dem redlichen lieben Geſicht. Es ward ihr nicht leicht, ſich abzuwenden. Ein Seufzer entſtieg ihrer Bruſt, ſie wußte nicht, woher er kam, und mußte gleich darauf über ſich ſelbſt lachen. Dann ging ſie in die Küche und ſchmiegte ſich an das ſtumme Chriſtinchen, das berauſcht ins Stroh gefallen war. Dem Vater und der Mutter war es nicht beſſer gegangen. Bald ſchloß auch ſie die ſchönen Augen.

## 6.

## Helden und Heldenthaten.

Kaum hatte der neblige Herbſtmorgen ſeine thränenſchweren Augen aufgethan, als vom Jagdſchloß herab ein Häuflein beſpieſ'ter Knechte das Dorf entlang zog und ſo ſtill als möglich die letzte Hütte deſſelben beſetzte. Aber nicht Elof Sonnenſchild war ihr Anführer; er hatte die in das Dorf verſchlagenen Fremdlinge ſo gräßlich geſchildert, daß Sten Wytt, der Schloßkaſtellan, es für nöthig erachtet, die Wichtigkeit dieſes Geſchäfts nicht den plumpen Händen des Hellebardiers anzuvertrauen, ſondern vielmehr ſich ſelbſt den Ruhm einer That und die Belobung des Grafen zu erwerben. Der kleine kugelrunde, rothköpfige Kerl hatte ſich einen Panzer umgeſchnallt, ein Paar nicht dazu paſſende Beinſchienen angelegt und eine verroſtete Sturmhaube aufgeſetzt; er trug ein langes Ritterſchwert mit Mühe wie eine Hopfenſtange vor ſich hin, und ſchritt gravitätiſch, ſchwitzend unter der Laſt ſeines Leibes und der darauf gehängten Wehr und Waffen vor der thatluſtigen Schaar, unbekümmert um Elofs Brummen und halblautes Schelten, daß ihm die Ehre des Oberbefehls nicht zu Theil geworden. Des Schildknechts einziger Troſt war, die Gefangenen in Koſt und Pflege zu bekommen, und die Freude, dem grünen ſtolzen Jäger den Hochmuth, und dem brutalen Hauptmann das herriſche Weſen auszuhungern, übertraf Augenblicke lang den Verdruß, ſich in dieſer wichtigen Sache, deren Verwickelung er doch ſeiner Klugheit zuſchreiben durfte, zurückgeſetzt zu ſehen.

Als nun Knut Nilsſohns Hütte cernirt war, ſtand der bis unter die Zähne gepanzerte und verwahrte Sten Wytt einige Augenblicke unſchlüſſig, was geſchehen ſollte. Endlich wandte er ſich zum Hellebardier und befahl ihm, hineinzugehen und den darin verſammelten Fremden zu erklären, daß ſie Gefangene des Schloßvogts ſeien.

„Ei ſeht doch!“ verſetzte Elof. „Wollt Ihr die gebratene Kaſtanie verſpeiſen, ſo holt ſie auch aus dem Feuer. Geht doch ſelbſt hinein und ſagt den Herrn das Nöthige. Hätt' ich die Knechte angeführt, ſo wüßt' ich wohl, was ich zu thun hätte.“

„Elof Olofsſohn, ich befehle Dir meine Befehle zu befolgen!“ rief der kleine Mann kirſchbraun im Geſichte.

„Befolgt ſie ſelbſt!“

„Elof Olofsſohn, ich befehle Dir augenblicks zu gehorchen!“

„Beim Teufel nein! Ich will nicht! Thut was Euch gut dünkt, aber laßt mich aus dem Spiele.“

„Elof Olofsſohn, ich werde Dich ſelbſt in das Loch ſtecken laſſen. Ihr Knechte faßt ihn.“

„Ich haue jedem einen Arm oder ein Bein oder den Kopf oder ſonſt etwas ab, wer mir zu nahe kommt.“

„Ihr Knechte, ich befehle Euch, den Hellebardier zu faſſen.“

„Ich ſtoße den Erſten, der einen Schritt nach mir thut, mit der Hellebarde durch und durch. Bei meiner armen Seele Seligkeit, ich bin außer mir, ich wüthe! Ich ſchneide Euch allen die Hälſe ab, ſo Ihr's an mich bringt.“

„Ihr Knechte, ich befehle Euch zu gehorchen.“ Die Knechte aber ſtanden wie Mauern und richteten ihre furchtſamen Blicke bald auf Sten Wytts zornbebendes, bald auf Elof Sonnenſchilds höhniſch trotziges Geſicht.

Durch den Lärm waren die Bewohner des Hauſes munter geworden. Rieke lugte zum Küchenloch heraus und ſah mit Schrecken die Erfüllung ihrer böſen Ahnung vor ſich ſtehen. Haſtig lief ſie in die Stube und ſagte es einigen bereits muntern Gäſten an. Der Hauptmann Gyllenhielm hatte kaum gehört, was ſich draußen begebe, ſo lud er ſeine Piſtolen, griff nach dem Degen und ſtürmte hinaus. In der linken Hand hielt er das geſpannte Schießgewehr, mit der Rechten ſchwang er den Stahl, ſtieß die Hinterthür auf und war mit einem muthigen Hurrah! hart am Feind. Und wenn tauſend ſchwerbewehrte Leute auf ungeheuern Schlachtroſſen, mannslange Flammberge ſchwingend auf die Knechte angeſprengt wären, kein größerer Schrecken hätte unter ihnen wüthen können. Ein wildes Entſetzensgeſchrei entfuhr den meiſten, ihre Augen und Mäuler wurden plötzlich und unwillkürlich weit aufgethan, ihre Haare ſtiegen zu Berge; ſie warfen die Spieße von ſich, einige ſtürzten gleich zuſammen und konnten nicht von der Stelle, andere überpurzelten ſich in übereiliger Flucht. Sten Wytt kugelte ſich nach der Scheuer zu, aber das Eiſengewicht, welches er am Körper trug, hinderte ihn am Laufe; er wollte eben über das Querbrett in die Tenne ſetzen, als Gyllenhielm lachend ſein Piſtol in die Luft abdrückte. Sogleich überbaumelte ſich Sten Wytt mit dem Schrei: „O weh! Ich bin getroffen, ich bin todt!“ in die Scheuer hinein, daß das Eiſenwerk an ihm krachte und der Boden dröhnte. Mit ihm zugleich fielen aber faſt alle noch auf den Beinen ſeiende Knechte, dieſe oder ähnliche Worte rufend, und jeder fühlte einen Schmerz an der Stelle, wo er ſich von der mörderiſchen Kugel getroffen glaubte, ſelbſt Elof Sonnenſchild plumpte wie ein gefüllter Mehlſack der Länge lang in den Hof und zeterte aus Leibeskräften. Gyllenhielm hielt es nicht der Mühe werth, den flüchtigen und geſchlagenen Feind zu verfolgen und kehrte in die Stube zurück, um Bericht über ſeinen ſiegreichen Feldzug abzuſtatten. So wie nun einer der Gefallenen merkte, daß ſein theurer Leib von dem widrigen Blei verſchont geblieben ſei, ſo raffte er ſich auf und rannte gebückt, um einer zweiten Kugel zu entgehen, davon. Bald war der Platz leer. Nur Elof ſchaute ſich furchtſam um, erhob ſich dann und drückte ſich in die Scheuer. Dort fand er ſeinen ſtrengen Gebieter noch wie maustodt auf dem Geſichte liegen. Erſchrocken über dieſe Erſcheinung rüttelte der Hellebardier an dem geharniſchten Mann, aber dieſer regte ſich nicht. „Armer, unglücklicher Sten Wytt, hat es ſo mit Euch kommen müſſen!“ ſeufzte Elof. „Hat Euch die verwünſchte

Kugel getroffen? Ich vergeb Euch von Herzen, was Ihr mir heute angethan und ſchwör's Euern Tod zu rächen.“ Der ſcheintodte Schloßvogt ſchielte von der Seite, ſah daß ſein getreuer Hellebardier allein war, ſah, daß eine Thräne in den Augen des Schildknechts glänzte, und flüſterte: „Ich bin nicht todt, Elof!“

Dieſer fuhr zuerſt erſchreckt zurück und erbleichte, als er aber ſeinen Herrn ſich erheben ſah, verklärte ſich ſein Geſicht, und er ſprach mit Salbung: „Gelobt ſei der Herr, daß die Kugel an Euch vorbei geſauſt iſt!“

„Haſt Du mir vergeben, Elof?“

„Habt Ihr mir verziehen, Sten?“ fragten ſie ſich gegenſeitig mit weinerlicher Stimme und jeder wiſchte ſich das Naß aus den Augen.

„Vergeben! Verziehen! Wir wollen wieder zuſammenhalten. Wir wollen wieder Freunde ſein, wie ſonſt,“ erſchallte es nun von beiden Seiten unter zärtlichen Händedrücken und Umarmungen.

„Wenn wir nur erſt draußen wären! Sie paſſen uns ſicherlich auf und ſchießen uns nieder, ſo wie wir einen Fuß aus der Scheuer ſetzen,“ äußerte der Vogt beſorglich, und machte ſich auf Armen und Beinen ſachte auf, um kein Geräuſch zu erregen.

„Es iſt ein fataler Fall, daß das Scheuerthor gerade auf die Küchenthür ſtößt; wenn ich recht ſehe, lauern ſie dort mit geladenen Flinten auf uns.“

„Mit Flinten? o weh! wenn das der Herr Graf wüßte, daß wir alſo elendiglich umkommen ſollten. Jetzt könnte er uns noch Rettung verſchaffen. Ach, wenn er es wüßte! Ich armer geſchlagener Mann! Wer wird nun nach mir Schloßvogt werden? Aber Du biſt an meinem frühen Tode ſchuld, Elof. Du haſt den ganzen verteufelten Handel angeſtellt, Du haſt mich bewogen, daß ich ausgezogen bin gegen dieſe Menſchenfreſſer.“

„Habt Ihr mich nicht verwichene Nacht auf die Wacht in's Dorf geſchickt? Befahlt Ihr mir nicht ſtrenge, ſo lang der Herr Graf auf dem Schloſſe verweile, daß ich ſtets die Runde und von allem, was mir begegne, Anzeige machen ſolle? Alſo ſeid Ihr an meinem Tode ſchuld! Ihr habt mich durch Euern thörigten Befehl ins Verderben geſtürzt; denn ohne ihn wäre ich nicht in die Geſellſchaft dieſer Menſchenfreſſer gekommen.“

„Aber warum drängteſt Du mich denn nicht mehr, daß Du die Knechte herabführteſt? Warum überließeſt Du mir den Oberbefehl?“

„Ihr ſprecht wie im Fieber. Habt Ihr mich nicht ſchlecht behandelt, als ich über Euer Beginnen maulte? Ihr wolltet aber ſelbſt den Waizen ernten, den ich geſät. Nun eſſet doch auch die Suppe mit aus, die Ihr mir eingebrockt.“

„Ach Elof, wer konnte denn auch wiſſen, daß es ſo unbändig ſtarke Menſchen ſeien, daß ihrer eine ſo große Schaar ſei, daß ſie Säbel und Flinten, Piſtolen und Büchſen, ja wohl gar Karrenbüchſen bei ſich führten? Das hätteſt Du mir als mein Freund aufrichtig ſagen ſollen, und ich hätte Dir das Commando ſicherlich überlaſſen.“

„Wißt Ihr was?“ rief Elof ſchnell. „Es kommt mir ein guter Gedanke. Wir treten hier hinten ein Lehmfach in der Wand durch und kriechen hinaus. Dort ſtehen ſicherlich keine Feinde, ſie halten nur den Thorweg beſetzt. Und eh' ſie unſre Flucht bemerken, ſind wir längſt auf dem Schloſſe und in Sicherheit, und Knut darf uns dieſen Nothbehelf nicht verwehren. Wir haben ja hier zu befehlen.“

„Goldkind!“ jubelte der Vogt und ſprang an den Hellebardier in die Höhe, um ihn in froher Haſt zu umarmen. „Du biſt mein Engel! Mein Lebensretter! Ich werde Dir's ewig gedenken, daß Du einen ſo köſtlichen Gedanken ausgeheckt haſt. Komm an meine Bruſt!“ Nach zärtlicher Umarmung und herzigem Kuſſe verfügten ſie ſich in den Hintergrund der Scheuer, und hieben mit ihren Schwertern in die weiche Lehmwand, wie auf den gefährlichſten Feind, bis ſie ein Loch gebohrt hatten, dann trat Elof mit ſeinen Elephantenfüßen das Fach vollends durch. Der Vogt huſchte hinaus wie ein Marder, der Hellebardier kroch auf allen Vieren nach, und als ein vorübergehender Bauer ihnen verwundert einen guten Morgen bot, fuhren ſie wie Espenlaub zuſammen und rannten dann als brenne ihnen der Kopf.

Keuchend hielt der Vogt inne, als ſie an dem Schloßberge angelangt waren und ſagte: „Hör, Elof, nun ſchicken wir einen Knecht auf den Thurm, der muß Sturm läuten. Die Bauern müſſen mit Aexten, Senſen, Heugabeln und Dreſchflegeln kommen und gegen die vermaledeiten Hundsfötter zu Felde ziehen, und ſie alle todt ſchlagen. Nicht wahr?“

„Wie Ihr wollt, alſo geſchieht's. Der Blaſſe und der Soldat ſollen mir an's Meſſer. Ich muß aber jetzt erſt meinen Dienſt beim gnäd'gen Herrn verrichten; denn die Herrſchaften werden nun aufgeſtanden ſein. Hernach will ich mir Urlaub erbitten, wenn geſtürmt wird. Die Herrſchaften werden gewiß auch mit zur Schlacht ziehen. Dann ſind wir ſo ſtark, daß die Lumpen uns nichts wieder anhaben können.“

Auf dem Schloſſe angelangt, ſtellte ſich Elof mit Hellebarde und Schild, als des alten Grafen Brahe Schildknappe, während deſſen Aufenthalte auf dem Jagdſchloſſe, vor die Zimmerthüre der gräflichen Gemächer, und wandelte gravitätiſch auf- und ab. Mehre von den anweſenden Gäſten kamen und machten dem Grafen den Morgenbeſuch, Elof präſentirte ſeinen Spieß mit vielem Geräuſch. Plötzlich wurde es in dem zum Zimmer führenden Gange wieder laut, und Elof ſchickte ſich bereits an zu ſalutiren, als er zu ſeinem Schrecken und Erſtaunen den grünen blaſſen Jüngling, den alten weißköpfigen Mann und den Hauptmann vor ſich ſtehen ſah. Seine Begriffe wurden von dieſer unerwarteten Erſcheinung ſo verwirrt, daß er anzunehmen ſchien, die Schlacht ſei bereits geſchlagen, und dieſe drei als die Rädelsführer gefangen eingebracht, oder die ſtarken Männer hätten bereits das ganze Dorf niedergemacht und ſeien gerade daran, das Schloß zu erſtürmen, kurz, ſeine Gedanken mochten nun ſein, welche ſie wollten, er ſenkte plötzlich den Spieß gegen die Fremden, drückte die Augen zu und rannte mit einem furchtbaren Gebrülle auf ſie los. Erſchrocken fuhren die Kammerdiener aus dem Vorſaale, der alte Graf mit ſeinen Gäſten aus dem Zimmer. Der Hauptmann Gyllenhielm hatte eben den Stoß des ungelenken Mannes parirt, der aus vollem Halſe: „Räuber! Diebe! Spitzbuben! Mörder!“ ſchrie.

---

## 7.

## Vornehme Gäſte.

Der alte Graf Magnus Brahe, ein ehrwürdiger Greis, mit einem ſchönen faltenreichen Geſichte, eilte auf den blaſſen Jäger verwundert los, und rief: „Welcher glückliche Zufall verſchafft mir und meinem Hauſe die Ehre, Euch, mein durchlauchtigſter Herzog und Herr, hier zu ſehen? Seid mir zu tauſend Malen willkommen in dieſen Mauern, Hoheit!“

„Ein wunderliches Abenteuer,“ verſetzte der Fürſt, „das wie Ihr ſeht, mich bis in Euer Schloß verfolgt, Graf, hat mich aus dem ſtillen Aufenthalt meiner Reſidenz geriſſen und nach Södermannland geſchleudert.“

„Ihr macht mich und die umſtehenden Herrn ſehr begierig zu hören. Zuvörderſt erlaubt aber, daß Euch der Herr Kanzler Oxenſtierna, der Herr Reichsrath Gyllenberg, der Herr Reichsrath Stalarm, der Herr Feldmarſchall Gyllenhielm, der Herr Graf Stiernberg, der Herr Schatzmeiſter Ribbing und die übrigen Herrn, meine hochverehrten Gäſte, unterthänigſt begrüßen.“

Der Fürſt nahm die dargebrachte Huldigung der Herren mit freundlichem Kopfnicken auf und erzählte dann, in die Säle des Schloſſes geleitet, auf die Bitte des Reichsdroſtes: „Ihr wißt, daß ich ſeit dem Dänenkrieg meine Stunden meiſt mit der Jagd und Fiſcherei ausfüllte. Geſtern beſtieg ich meinen Kahn in trüben Gedanken verſunken und ſteuerte unbeſonnen und ohne darauf zu achten aus der Bucht von Norrköping in das Meer hinaus. Aber bald erfaßte mich ein heftiger Wind, die Wellen erhoben ſich; ich wurde weit auf der empörten Waſſerfläche hinausgetrieben und wahrſcheinlich wäre ich der Gewalt des Sturms erlegen, wenn mich nicht ein Schiff aufgenommen hätte, welches nach Nyköping wollte. Der Sturm hat es aber in die Bucht, ohnfern Euerm Schloſſe, geworfen, und ſo bin ich mit der Geſellſchaft, in welche mich der Zufall auf dem Schiffe führte, gekommen, um Euch zu beſuchen. Aber wo iſt der Graf, wo der brave Hauptmann, meine Begleiter?'

„Wie, Graf Löwenhaupt, Ihr in Schweden?" rief der alte Reichsdroſt und mit ihm verwundert die Reichsräthe. „Habt Ihr die Erlaubniß zur Rückkehr nach Schweden vom Könige erlangt?"

„Ich habe ſie nicht," entgegnete Graf Löwenhaupt feſt. „Männer Schwedens, ſchnee- und ruhmbedeckte Häupter, deren makelloſer Adel ſo alt iſt, wie unſer Volk, ſoll ſich der vier und achtzigjährige Axel Löwenhaupt im Staube demüthigen vor dem neunzehnjährigen König von Schweden, weil er an ſeinem rechtmäßigen Könige hing, vor einem Jüngling, deſſen Großvater zwar Guſtav Waſa war, ein großer Krieger, aber früher ein Graf, wie mein Großvater, der Reichsmarſchall, deſſen Tochter Margaretha Löwenhaupt Guſtav's zweite Gemahlin war? Iſt Margaretha Löwenhaupt, meine Tante, nicht etwa die Mutter König Karls, nicht etwa die Großmutter Guſtav Adolfs geweſen? Er iſt aus dem Blute der Löwenhaupt entſproſſen, wie ich und Euere Tochter, Magnus Brahe, und ich ſoll kommen und mir ein Grab erbetteln auf ſchwed'ſcher Erde? Ich der lebensmüde Greis von dem lebensluſtigen Jüngling? Nein, Freunde, ſo weit kann ſich Axel Löwenhaupt nicht vergeſſen, ſo weit nicht erniedrigen. Denkt nicht ſo gemein von mir!

Oder wollt Ihr, ich ſoll winſeln, um auf Schwedens Boden ſterben zu können? Ich kann es nicht. Ich bin nach Polen geflohen zu meinem rechtmäßigen König. Aber ich kann nicht in Polen ſterben, ich kann nicht mehr in Polen leben; ich mußte nach meinem Vaterlande zurück. Ich hörte, Magnus, Guſtav Adolf werde ſich mit Deiner Tochter vermählen, er werde ſie auf Schwedens Thron erheben, er werde das edle Blut der Löwenhaupt, das in ihm ſelbſt fließt, in Deiner Ebba wieder verherrlichen, vereint mit dem ſo edlen als alten Blute der Brahe, gleich gefeiert mit dem Namen Waſa und Löwenhaupt im ganzen Schwedenreiche. Da dacht' ich, Guſtav wird keinen Löwenhaupt von Schwedens Küſten weiſen, der dort den letzten Lebenstag zubringen will. Ich ſchiffte mich ein. Hier bin ich. Aber bitten, nein bitten kann ich den König nicht."

Der Greis ſchwieg. Seine Worte hatten alle — obgleich auf verſchiedene Weiſe — ergriffen, doch es blieb ſtumm umher, außer dem Feldmarſchall Gyllenhielm, der ſeinen, von einer in des Königs Auftrag nach Deutſchland gemachten Reiſe rückkehrenden Neffen freudig hier begrüßt hatte.

„Ihr redet kein Wörtchen, heißt mich nicht willkommen in Euerer Mitte, die Ihr doch alle jünger ſeid als ich, und deren ich keinem in der Liebe zu unſerm gemeinſamen Vaterlande nachſtehe," fuhr der alte Löwenhaupt fort. „Seit ein und zwanzig Jahren habe ich keinen von Euch geſehen, und Ihr habt kein Wort für mich, weil ich mich nicht demüthigen kann? So ruf' ich Euch an, Herzog von Gothland, Ihr mein Vetter ſo gut, wie Guſtav Adolf, ſagt Ihr dieſen Männern Euere Meinung, Herzog Johann."

„Ich kann Euere edle Geſinnung nicht tadeln, Graf Löwenhaupt," verſetzte der blaſſe grüngekleidete Jüngling. „Ihr ſeid zu meinem Bruder Sigismund nach Polen geflohen, und daß er der rechtmäßige König von Schweden war, wird und kann Niemand läugnen; denn er war König Johanns des Dritten älteſter Sohn. Das Schwedenvolk hat ihn als unwürdig verworfen und Karl den Neunten, meinen Ohm, auf den Thron geſetzt. Karl war Euer perſönlicher Feind, Graf; das wiſſen wir alle. Es hätte Euern Kopf gegolten, wärt Ihr unter ſeiner Herrſchaft nach Schweden zurück gekehrt. Guſtav hat ſeine Tugenden, nicht ſeine tyranniſche Härte geerbt. Ich werde Euertwegen mit meinem Vetter, dem Könige, reden. Nicht umſonſt ſoll mich das Schickſal des verwichenen Tages mit Euch ſo wunderbar zuſammengeführt haben." Dieſe Worte des Herzogs erheiterten alle, und man trat dem rückgekehrten greiſen Emigranten näher.

## 8.

## Buße und Vergebung.

Draußen hatten ſich unterdeſſen die Diener des Hauſes und der Gäſte um den todtbleichen, an allen Gliedern zitternden Elof Sonnenſchild verſammelt. Der bejammernswerthe Mann war mit dem Rücken an die Wand gefallen, ſtarrte wie ein Wahnſinniger vor ſich hin und hielt ſeine zur Erde geſenkten Waffen krampfhaft umſpannt. Er ließ ſich die Namen der Fremden, die er ſo heftig attakirt hatte, zu wiederholten Malen nennen, aber gleich darauf fragte er wieder, als ſei er mit Vergeſſenheit geſchlagen, oder als müſſe er an der Wahrheit ſeines furchtbaren Irrthums zweifeln: „Sagt mir, wer waren die hochverehrten Herrn? Bei meiner armen Seele Seligkeit, ſagt mirs!“ Und wenn nun die Antwort erfolgte: „Seine königliche Hoheit der Herr Herzog Johann von Oſtgothland, und Seine Herrlichkeit der Herr Graf Axel Löwenhaupt, endlich der Herr Hauptmann Erich Gyllenhielm,“ da zuckte es jedesmal wie paniſcher Schrecken, wie Verzweiflung und Todesnoth über des armſeligen Schildknechts bleiches Geſicht, ſein Auge verlor allen Glanz und ſeine Glieder zuletzt alle Haltkraft; er rutſchte mit dem Ausruf: „O ich verlorner Mann!“ an der Wand herab, und blieb theilnahmlos ſitzen, unbekümmert um das heimliche Gelächter und Geziſchel des ſchadenfrohen Dienervolks, welches ſich wechſelſeitig Elofs Vergehen vergrößert und verſchlimmert erzählte.

In dieſer Stellung fand den Troſtloſen der Theilnehmer und Mitſchuldige ſeiner dummen Streiche, der Schloßvogt Sten Wytt, der ſich über den Gang herkugelte und mit vortretenden Augen zeterte: „Iſt's wahr, was meine Ohren vernommen oder hat man mir nur den Tod einſchenken wollen? — Ach Jeſus Chriſtus! ich ſeh's an Elof Olofsſohn Sonnenſchilds zu Boden geworfener Geſtalt, daß die Gerüchte nicht gelogen haben und unſer Untergang unabänderlich beſchloſſen iſt. Armer Elof, und dreimal ärmerer Sten! iſt es dahin mit uns gekommen? Müſſen wir wirklich ſterben?“

Der Hellebardier fuhr in die Höhe, als wenn ihn der Tod ſchon beim Schopfe habe und heulte: „Sterben!“ daß alle entſetzt zurückfuhren.

„Elof, Du hatteſt vorhin einen großen Gedanken, der uns das Leben rettete; Elof, ich kann Dir mit gleicher Münze vergelten. Auch ich habe einen großen Gedanken, der uns das Leben wieder gewinnen ſoll. Komm, Du biſt zwar nur mein Knecht, aber wir ſind Leidensgefährten. Es würde mir ein Leichtes ſein, alle Schuld auf Dich zu ſchieben, und, indem ich auf Deinen Nacken träte und Dich vollends unterdrückte, mich zu retten, aber Du ſollſt ſagen, daß Sten Wytt dankbar und erkenntlich und nicht allein Dein Gebieter, ſondern auch Dein Freund iſt in Glück und Noth, in Sonnenſchein und Regen. Steh auf, Elof, und reiche mir Deine Hand! So! — Nun gehſt Du mit mir in das Zimmer unſers gnädigſten Herrn, dort werfen wir uns zu den Füßen des durchlauchtigſten Herrn Herzogs, den Deine unbegreifliche Dummheit für Gott weiß was? angeſehn hat, und flehen um unſer Leben.“

„Es ſei!“ ſprach Elof, und ein Glanz von Lebenshoffnung glänzte wieder auf ſeinem Geſichte. Die Thüren thaten ſich auf; gebückt und mit gefalteten Händen, wie ein Paar Bußwaller gingen ſie hinein. Die Geſellſchaft ſah ſie verwundert an; doch eh' noch Jemand Zeit hatte, zu fragen, was dieſer ſonderbare Aufzug bedeuten ſolle, lagen die beiden Supplikanten ſchon zu des Herzogs Füßen und winſelten: „Gnade! Gnade! Schenkt uns das Leben!“

Der Herzog lachte, und der Hauptmann Gyllenhielm erzählte auf Begehr die drollige Veranlaſſung dieſes ſeltſamen Auftritts.

„Sie ſind ausgezogen mit Spießen und Stangen um mich zu fahen,“ ſagte der Herzog, „aber es ſei ihnen vergeben; nur wünſch' ich, daß dieſer lange unbeholfene Menſch etwas mehr Lebensart lerne. Auf Euerm einſamen Jagdſchloſſe, Graf, möchte er dazu ſchwerlich Gelegenheit finden; das neue Kriegsfeuer, welches gegen meinen Bruder Sigismund von Polen und die ſtörriſchen Moskowiter entbrennt, bedarf viel kräftiger Arme zum Kohlenſchüren. Mein Vetter, der König, kauft ſolcher Burſche, wie dieſer, für ſchweres Geld im Ausland; tretet ihm dieſen ab, Graf, damit der unhöfliche Geſelle etwas abgehobelt und abgeſchliffen werde, was ſich in Krieg und Feldlager nur ſo von ſelber macht. Der Hauptmann Gyllenhielm kann ihn gleich unter ſeine Kumpaneiſchaft ſtecken und gehörig in den Waffen einüben, die er jetzt noch ſehr ungeſchickt zu handhaben pflegt."

„Wenn es nur gelingt, ihm mit der Waffenübung auch das Standhalten dem Feind gegenüber beizubringen?" lachte der Hauptmann ſpöttiſch. „Doch an meinem guten Willen und harten Stockſchlägen ſoll's nicht fehlen, um dem hohen Befehl Euerer königlichen Hoheit pflichtſchuldigſt nachzukommen."

„Der ungeſchlachte Burſche iſt Euch hiermit übergeben, Hauptmann," redete der Graf Brahe zu dem jungen Gyllenhielm. „Ich bitt' Euch, laßt mir dieſes alte Kalb täglich einmal abprügeln und lehrt ihn auf ſolche handgreifliche Weiſe allmälich mores. Das Schulgeld werd' ich mi Freuden zahlen, wenn Ihr ihn mir wohl dreſſirt wieder zurückſchickt; wird er todt geſchoſſen, ſo iſt nichts an ihm verloren. Packt Euch jetzt und mach' Dich marſchfertig, Elof Sonnenkalb; mit Dir, Sten Wytt, werde ich noch beſonders ſprechen." Der kleine runde Schloßvogt, vom letzten Worte erſchreckt, wälzte ſich zur Thüre hinaus, Elof rutſchte ihm, zum Lachen aller Anweſenden, auf den Knieen nach.

## 9.

## Ein Maler und Jeſuit.

Der alte Reichsdroſt lud den Herzog von Gothland zu einer Jagd ein, und dieſer nahm die Einladung mit der Bedingung an, daß ſogleich ein reitender Bote nach Norrköping abgeſendet werde, um ſeine kränkelnde Gemahlin über ſein Verſchwinden zu beruhigen. Er ſelbſt ſchrieb einige Zeilen an ſie, damit ſie von ſeinem Leben überzeugt ſei. Die Abfahrt nach Schloß Roſenberg ward bis zum Abend verſchoben. Dann wollte man die Nacht durchreiſen, um auf Roſenberg noch einige Stunden raſten zu können, damit man dann munter und geſchickt ſei, dem bereits angeordneten Feſte beizuwohnen. Die Abreiſe konnte nicht länger hinausgeſchoben werden, ſonſt würde die Geſellſchaft zu ſpät nach Roſenberg gekommen ſein, wo der König mit ſeinem Hofſtaate ſchon am folgenden Mittag einzutreffen verſprochen hatte.

Die Jagd wurde angeordnet. Die Roſſe ſtanden gezäumt und die ritterlichen Herrn gingen hinaus um ſich aufzuſetzen, als der franzöſiſche Maler mit einigen Gemälden unter dem Arme ſich innerhalb dem Schloßhof zeigte und mit anſtändiger Begrüßung auf die Geſellſchaft losging. Er wandte ſich mit franzöſiſcher Zierlichkeit, die jedoch nicht den leiſeſten Anſtrich von

Geckenhaftigkeit hatte, zuerſt an den Herzog und ſagte mit jenem einſchmeichelnden Tone, mit dem die Großen der Erde ſich ſo gern angeredet hören: „Vom Kaſtellan dieſes Schloſſes bin ich ſoeben mit der hocherfreulichen Kunde ſo angenehm, wie noch nie in meinem Leben überraſcht worden, daß mir geſtern die überſchwengliche Ehre zu Theil geworden iſt, mit dem Herzog von Gothland zuſammen zu ſein. Vergönne mir Ew. königliche Hoheit, daß meine — obſchon unvollkommene — Kunſt, Euch für die hohe genoſſene Gnade, die Ihr mir durch Euere freundliche und herablaſſende Unterhaltung habt angedeihen laſſen, gebührend danke.“

„Ihr habt mir nichts zu danken, Monſieur de Change; doch bin ich nicht abgeneigt Proben Eurer Kunſt zu ſehen, und in der That auch neugierig zu erfahren, welchen Dank ſich Euere Gunſt ausgeſonnen, angenommen den Fall, Ihr ſchuldigtet mir denſelben wirklich.“

„Es wäre mir ein Glück, wie ich mich keines gleichen rühmen könnte, wenn Eure Hoheit die Gnade haben würde, mir die Ausführung der Idee zu vergönnen, die ſo eben in meinem Geiſte lebendig geworden iſt.“

„So laßt hören, Monſieur de Change, und wenn mir gefällt, was Ihr Euch ausgedacht habt, ſo will ich gern das Gemälde bei Euch beſtellen.“

„Ich male Ew. königlichen Hoheit zwei Bilder. Auf dem erſten ſeht Ihr das empörte Meer, ein trüber Tag hängt vom Himmel auf die ſchwarzen häuſerhohen Wellen, durch welches ein Schiff hindurch gejagt wird. Auf dem Verdecke deſſelben werdet Ihr bekannte Geſtalten erblicken, welche einem hohen Manne, der allein, und von Gottes wunderthätiger Hand geleitet, auf ſchwachem Fiſcherkahne durch das empörte Element geſchwommen iſt, das rettende Tau zuwerfen. Das andere iſt ein Nachtſtück, rechts und links ſeht Ihr zwei vorſpringende Felſen, ſie hängen vom Ufer in's Meer, welches zwiſchen ihnen einen bequemen Landungsplatz bietet. Dort liegt ein übel zugerichtetes Schiff. Auf dem Felſen rechts erblickt Ihr einen edlen Waidmann mit einer Fackel, hinter ihm einen Bauer und einen Judenknecht. Auf dem andern Felſen ſteht eine liebliche Bäuerin mit jenem jungen kräftigen Hauptmanne und leuchten in die Bucht hinab. Ich werde alles nach der Natur malen, die Gegend und die Hauptperſonen, und bin dabei ſo glücklich meiner Unbedeutenheit ein Plätzchen auf den Bildern gönnen zu dürfen, auf welchen Euere Hoheit als erſter Stern glänzen wird."

Der Herzog lächelte geſchmeichelt. „Zeigt mir, was Ihr da mitgebracht habt."

„Es ſind alte Probeſtücke, die ich auf meinen Reiſen mitzuführen pflege, ohne Werth und nur, daß ich etwas vorzeigen kann. Es iſt von jedem Genre etwas, ein weibliches Portrait, eine Landſchaft, ein Jagdſtück und eine hiſtoriſche Compoſition." Der Herzog nahm das letztere Gemälde zuerſt und ſah mit Aufmerkſamkeit darauf. „Was iſt das?" fragte er dann raſch.

„Es iſt die Abdication des Kaiſers Karl des Fünften zu Gunſten ſeines Bruders, des Königs Ferdinand."

„Das Bild gefällt mir," ſagte der Herzog vor ſich hin und ſtarrte es mit unverwandten Augen an. Er konnte ſich faſt nicht davon trennen. Endlich reichte er es einem neben ihm ſtehenden Herrn, und griff nach der Landſchaft. Rechts ein Baumſchlag, links ein hoher Felſen, den das Meer beſpülte, welches im Hintergrunde wieder ſichtbar war. Auf dem Felſen ſaßen ein Jäger und eine Dame auf einer Bank, die Hände in einander geſchlungen, und ſchienen in's Meer hinaus zu ſchauen. Im Mittelpunkte ein ſchönes Landhaus mit den dazu gehörigen Wirthſchaftsgebäuden, herrlichen grünen Triften voll weidender Herden, ein Flüßchen, welches ſich durch die Gärten des Schlößchens und den Anger hinſchlängelte der blauen See zu, auf welcher ein Schifflein daherſteuerte. Am Himmel glühte die Abendröthe. Der Herzog hatte kaum einen Blick über das Bild geworfen, als es ihm fiebriſch über ſeine Züge zuckte und eine flüchtige Röthe ſein Geſicht überflog. Sein Auge irrte von einem Punkte des Bildes zum andern, ſein Mund zog ſich krampfhaft einwärts, das Geſicht wurde wieder von Bläſſe überzogen, die noch todtenfarbiger war, als die gewöhnliche. Es ſchien einige Mal, als wolle er dem Maler etwas ſagen, allein er bekämpfte ſich, verſchluckte das Wort und gab das Bild zurück. Haſtig griff er nach dem Jagdſtück. Er hatte kaum drauf geſchaut, ſo wurde ſeine Bewegung noch ſichtbarer, doch als der Ritter neben ihm dem Maler die Landſchaft abverlangte, ſagte er zum erſtern: „Ich bitt' Euch, laßt es! Ihr ſollt die Bilder bei mir ſehen, ich werde ſie Monſieur de Change abkaufen.“ Niemand ſtreckte nun eine Hand danach aus. Der Herzog fuhr ſich mit der Hand über das Geſicht und blickte wieder auf das Bild, auf welchem ein Jäger und eine Dame in Jagdkleidern, beide zu Roß, einen Hirſch verfolgten. Er winkte, der Maler verſtand und hielt das Portrait hin. Des Herzogs Augen funkelten. Eine erhabene blondlockige reizende Mädchengeſtalt in Jägertracht, im Bruſtſtück, war der

Zauber, der ſo mächtig auf ihn wirkte. „Gut getroffen!“ murmelte er und gab beide Bilder zurück.

„Bringt mir die Bilder morgen nach Stockholm; Ihr wißt ja, daß ich nur das nackte Leben gerettet habe. Dort will ich mit Euch des Handels einig werden.“ Damit ſchwang er ſich auf's Pferd und ſprengte zum Thor hinaus. Der Maler begrüßte die andern Herrn höflich, erkundigte ſich, welcher der Graf Brahe ſei, und bat dieſen dann mit zierlichen Worten um die Erlaubniß, ſeine Tochter, die Gräfin Ebba, die künftige Königin Schwedens, malen zu dürfen. Der Graf ſagte ihm dies zu und erſuchte ihn, ſich Abends an die Reiſegeſellſchaft anzuſchließen und bis dahin ſein Quartier im Schloſſe zu nehmen. Die ritterlichen Jäger waren alle zum Thor hinaus bis auf einen, den Reichsrath Olof Stalarm. De Change näherte ſich ihm.

„Darf ich meinen Augen trauen, Pater Xaverius?“ ſagte der Reichsrath verwundert.

„Ihr dürft,“ verſetzte der Maler und verzog den knappen Mund zum widrigen Lächeln. „Sagt, wo kann ich Euch eine halbe Stunde unbemerkt unter vier Augen ſprechen?“

„Geht nach der Stelle zu, wo das Schiff, in welchem Ihr mit dem Herzog gekommen ſeid, gelandet iſt. Einige tauſend Schritte landeinwärts ſenkt ſich der Wald in eine Zunge hinab. Ich will mich unbemerkt von der Geſellſchaft beim Jagen entfernen und an jene Stelle kommen; dort erwartet mich.“ Der Reichsrath ritt eilig den Andern nach, der Maler ſtand einige Augenblicke ſinnend; jenes bittere Lächeln kehrte noch einmal auf ſeine Lippen zurück, dann ging er raſch von dannen, kehrte in's Dorf ein, ſetzte ſeine Bilder wieder in die Hütte Knut

Strämfelds, und ſuchte dann den bezeichneten Ort auf. Er hatte noch nicht lange im Schatten einer Eiche hinter Gebüſch verſteckt gelegen, als er Menſchenſtimmen vernahm, und in der Thalung von der Meerbucht herauf die beiden Juden und den Bauer Strämfeld kommen ſah. Der Maler zog ſich in das dichtere Gebüſch zurück und horchte mit geſpannter Aufmerkſamkeit auf die Worte, welche haſtig zwiſchen den drei Männern gewechſelt wurden.

„Ihr könnt den Baum gar nicht verfehlen,“ ſagte Knut, „denn er ſteht kaum zehn Schritt weit im Walde und iſt der ſtärkſte im ganzen Umkreis. Wenn Ihr Nachts hereinkommt, ſo haltet Euch nur links. Seht hier iſt er.“

„Aber wird er auch gut ſein zu erſteigen?“ fragte der Judenknecht.

„Du mußt ihn lernen erſteigen, und wär’ er ſo hech wie der Thurm zu Babel,“ ſagte der Herr.

„Wie ſoll ich ihn doch erſteigen, ſo ich doch nicht weiß wie? Ich werde brechen Hals und Bein.“

„Ich will Dir’s ja zeigen,“ tröſtete Knut den Knecht. Bald darauf ſah der Maler den Bauer an einer dicken Eiche hinauf klettern. Der Judenknecht folgte ihm wie eine Katze nach. Oben verſchwanden ſie. Nach einigen Minuten kehrten ſie zurück und gingen wieder thalabwärts.

„Aber es werden wiſſen mehr Bauern den Baum,“ bemerkte eben der Judenherr in des Malers Nähe, „und ſie werden kommen zuweilen, ihn zu beſuchen.“

„Wenn ihn auch Einer und der Andere weiß,“ erwiederte der Bauer, „ſo iſt der Ort doch verſchrieen und vorzüglich der Baum. Denn man erzählt, daß hier Alfkönigs Töchterlein tanzen und in dem Baume wohnen.“

„So mir Gott gnädig ſei, ich weiß nicht was das iſt für ein König.“

„Es iſt ein Geiſt, der in der Dämmerung und bei Nacht aus den Alſen*) aufſteigt und an ihren Ufern umherzieht. Nicht alle Augen ſehen ihn, und die ihn nicht erkennen, glauben es ſei der Nebel, der in langen Streifen über Sümpfe und Haiden zieht.“

„Es werden ihn nicht ſehen die Augen eines vom Stamme Jakobs.“

Ihre Stimmen verhallten; bald waren ſie den Augen des Malers entrückt. Dieſer erhob ſich, ſchlich an den dicken Eichbaum, erſpähete an den Knorren und untern Aeſten deſſelben eine Staffel und ſchwang ſich, einen obern Aſt erfaſſend, leicht hinauf. Als er oben war, entdeckte er weiter nichts als daß der Baum geräumig hohl war und man leicht in ſeinen Bauch hinabſteigen konnte. Doch einzelne Worte, die er Abends vorher aus der Unterhaltung der Juden verſtanden, mit der obengemachten Entdeckung zuſammen geſtellt, gaben dem ſchlauen Späher ſchneller Aufſchluß über das Vorhaben der Juden.

Kaum war der Maler wieder herabgerutſcht, ſo vernahm er Hufſchlag, und nach einigen Augenblicken ſtand der Reichsrath Stalarm vor ihm. Das Roß wurde in's Dickicht gebunden, die beiden Männer reichten ſich vertraulich die Hände und gingen dann rings umher, um zuzuſehen, daß Niemand in der Nähe ſei, der ſie belauſchen könne.

„Aber was wollt Ihr ſelbſt, Pater?“ brach endlich der Reichsrath in Worten aus. „Ich dächte doch meine Briefe nach Warſchau hätten eben keine Hoffnung gegeben, daß Euer perſönliches Wirken hier erſprießlich ſei."

---

*) Flüße und Bäche. Alſen. Elfen. Elben.

„Das kleinſte Köhlchen läßt ſich zur Flamme anblaſen," verſetzte der Andere," auch darf man nie ermüden, das Reich Gottes auszubreiten. Unſere Bemühungen in dieſem Lande trugen ſchon einmal goldene Früchte. Wir ſahen ja ſchon das Reich des Antichriſts wanken, welches er ſich mit Beihülfe des Teufels in dieſen nördlichen Staaten ſo ſchnell aufgebaut hatte. Schon wurde unſre Kirche weiter und weiter und richtete eine Säule nach der andern zu ihrer Stützung auf, da mußte die unſelige Wahl der Polen Sigismund fortführen, und des großen Poſſevins*) Früchte wurden von dem wüthenden Tyrannen Karl in den Staub getreten. Warum ſoll uns der Himmel nicht wieder zugedacht haben, was wir verloren? König Sigismund kann noch ſein rechtmäßiges Erbe, die Krone Schweden wieder erlangen, und wir wieder unſre zertrümmerte Kirche aufbauen. Bei Gott iſt kein Ding unmöglich, und der Menſch muß nie ermüden, große Zwecke zu verfolgen. Meine Ordenspflicht gebietet mir übrigens nicht zu fragen, ſondern ſtumm zu gehorchen. Ihr habt dem König geſchrieben, daß Guſtav Adolfs Vermählung mit der Tochter des Reichsdroſtes nothwendiger Weiſe eine Spannung des jungen Königs und ſeiner Mutter, ſo wie der ältern Reichsräthe herbeiführen müſſe, daß die Rüſtungen gegen Rußland und Polen große Unzufriedenheit im Lande errege, daß die Herrn höchſt unwillig über den bevorſtehenden Feldzug nach Liefland ſeien, daß das Land ſo erſchöpft ſei, wie noch nie, daß Guſtav Adolf ſeine Krönung bis nach vollendetem ruſſiſch-polniſchem Kriege hinausgeſchoben habe. Alle dieſe uns von Euch und andern Anhängern der gerechten Sache gemeldeten Umſtände ſind ſo günſtig für uns, daß ich den Befehl erhielt, mich unverzüglich nach Schweden zu begeben und hier für Gottes Reich nach Kräften zu wirken. Der Himmel ſelbſt hat mich geleitet, mich in ſtürmiſcher See mit dem Herzog Johann, auf den wir beſonders rechnen, zuſammengebracht und mich hierher geführt, wo ich Euch und mehre Getreuen und heimliche Anhänger an ihren rechtmäßigen König unvermuthet finde."

---

*) Ein berühmter Jeſuit, welcher ſich lange am Hofe Johanns III. in Schweden aufhielt.

„Es iſt wahr," ſagte Stalarm, mit etwas weniger Angſt in dem platten Geſichte, „die Hälfte, wenn nicht gar der größere Theil des alten und mächtigen Adels iſt unſerm König Sigismund noch immer treu ergeben. Karls blutiges Würgeſchwert hielt ihren Unwillen allein zurück. In zu furchtbar friſchem Andenken war das Blut Guſtav Baners, Erich Sparre's, Sten Baners und Thure Bjelke's."

„Sie haben ihre Häupter für eine große, edle und gerechte Sache auf den Block des Blutgerüſtes gelegt," tröſtete der Jeſuit. „Ihr unſchuldiges dem Vaterlande und deſſen rechtmäßigem Herrn gefloſſenes Blut hätte nicht ſo lange um Rache ſchreien ſollen. Vor zwei Jahren, als Karl ſtarb, als der Knabe, der nun ſo ſchnell zum Manne gereift iſt, den ſchwediſchen Thron beſtieg, da waren die Patres Aurelius und Ximenes hier, da hatte die Stunde der Rache geſchlagen. Aber da wandelte Euch alle, die Ihr Euch unſere Freunde nennt, ein wunderlicher Paroxismus von Patriotismus an. Gegen die Dänen! Gegen die Dänen! weiter hörte man nichts. Gut, die Dänen ſind beſiegt, aber was hat denn dieſer

Sieg uns genützt? Geſchadet hat er uns; denn Guſtav Adolf hat dadurch ſeinen wankenden Thron feſter geſtellt. Gelingt's dem kühnen neunzehnjährigen Jünglinge auch die Ruſſen zu beſiegen, ſchlägt er auch die Polen, die leider nicht auf dem beſten Kriegsfuß ſtehen, ſo iſt für Gott und uns noch mehr verloren. Alſo ſeht Ihr wohl ſelbſt ein, daß jetzt der rechte Zeitpunkt zum Handeln."

„Ihr habt Recht," verſetzte Stalarm, und in ſein nichtsſagendes Geſicht war ein Lichtſtrahl gefallen. „Ich habe mir das Alles nicht ſo gedacht, wie Ihr mir's da auseinanderſetzt. Es iſt in der That ärgerlich, wenn man mit Ehren ein graues Haupt trägt, von einem Knaben, der noch mit dem Cicero zu thun hat, ſich beherrſchen, befehlen und perſönlich behandeln laſſen zu müſſen. Ja es iſt empörend, was ſich dieſer ſogenannte König, der noch nicht mores gelernt hat, gegen ehrwürdige Männer erlaubt, ſeit er mit Hülfe des holländiſchen Kaufmanns Kabeljau die Dänen geſchlagen hat. Er thut was er will, und fragt nicht einmal den Reichsrath um Anſicht und Meinung, als wär' er niemandem auf Erden und im Himmel Rechenſchaft ſchuldig. Von ſeinem Vater konnte man ſich ſo etwas eher gefallen laſſen, er war ein bejahrter Mann und ſein Weſen Majeſtät, ſein Handeln Strenge, aber der junge Laffe von König thut ſo freundlich, ſo liebevoll und doch iſt ſein Wille eben ſo unabänderlich feſt. Hat er nicht den jungen naſeweiſen Axel Oxenſtierna uns bejahrten Männern allen vorgezogen und zum Reichskanzler ernannt! So etwas iſt unerhört in der ſchwediſchen Geſchichte. Wir müſſen uns vor Buben beugen, die kaum der Zuchtruthe des Schulmeiſters entlaufen ſind, wir Männer von Verdienſt müſſen

Knaben gehorchen, die Nachts auf Liebesabenteuer umherziehen und früh ihre Milchbartgeſichter in den Reichsrath bringen, wichtig thuend und aufgeblaſen, als hätten ſie die Nacht über nichts weiter gethan, als über des Staates Wohl nachgedacht, und am Ende läuft alles darauf hinaus, daß ſie ihn um eine Seele mehr bevölkert haben.“

„Ihr erkennt die Erniedrigung der demüthigenden Rolle, die Ihr unter dem Knabenkönig zu ſpielen habt, und doch fürchtet ihr Euch, Hand anzulegen, um ihn vom geſtohlnen Throne zu verjagen. Laßt ihn nur noch einige Jahre älter, laßt ſeinen Kriegsruhm nur noch größer werden, und Niemand vermag ihn dann mehr anzufechten. Wie ganz anders würde Euer Loos unter König Sigismunds mildem Zepter fallen! Der ſchwed'ſche Reichsrath würde von ihm ſogleich zur Würde und unbeſchränkten Freiheit des polniſchen Senats erhoben werden; da gälte doch der einzelne Mann etwas, und ſein Wille müßte vom König reſpektirt werden. Was ſeid Ihr aber jetzt? Schattenmenſchen! Spielzeug in der Hand eines übermüthigen Knaben, Puppen, an die er ſeine bunte Lacken hängt, um ſeine königliche Pracht dadurch augenfälliger zu machen.“

„Wenn Ihr das Ding ſo lebendig darſtellt, Pater, ſo gewinnt's ein anderes Geſicht und ſieht viel friſcher aus. Ja, aber ſagt nur, wie wollt Ihr's nun anfangen?“

„Das iſt meine Sorge, Herr Reichsrath. Euch bitt' ich um die Gunſt im Namen des rechtmäßigen Königs dieſes Landes und im Namen unſrer Brüderſchaft, forſcht Ihr geheim und emſig nach denen, die unſrer gerechten Sache anhängen und veranſtaltet heimliche Zuſammenkünfte in Stockholm in Euerm

Hauſe, in den Provinzen will ich ſchon ſelbſt für Verſammlungsorte ſorgen. Die Abneigung der Soldaten gegen den liefländiſchen Feldzug gibt uns den König Guſtav Adolf in die Hände. Sobald ſie dort gelandet ſind, werden ſich einige unſrer Brüder einfinden oder ſie erwarten. Während des Königs Abweſenheit wird hier die Revolution vollendet, und wir ſind hier wie dort Meiſter und Herrn."

„Und ich Reichsmarſchall," lächelte Stalarm zufrieden ſelbſtgefällig.

„Das iſt eine Sache, die ſich von ſelbſt verſteht."

„Ich merke, Ihr habt mit dem Herzog Johann einen guten Anfang gemacht."

„Wenigſtens hat das Mäuschen den Speck berochen, und ich hoffe, es wird anbeißen. Gräfin Lodoiska hatte einen trefflichen Einfall, mir dieſe von ihr ſelbſt gemalten Bilder mit zu geben."

„Iſt das die polniſche Gräfin, die ſich auf dem Schloſſe Swante Sture's in Wärmeland aufhielt und in welche ſich Herzog Johann verliebt haben ſollte?"

„Es iſt dieſelbe. Gräfin Lodoiska iſt eins der herrlichſten weiblichen Menſchenkinder, ausgeſtattet mit allen Reizen, die ein männliches Herz in Feuer und Flammen zu ſetzen vermögen, und der alleinigen Kirche Chriſti mit heiliger Schwärmerei anhangend. Sie lebte vor drei Jahren auf Sture's Schloß; der Herzog ſah ſie auf einer großen Jagd und verliebte ſich in ſie. Ihre Liebe gewann bald jenen ſchwermüthig romantiſchen Anſtrich, der Herzen unauflöslich zuſammen zu feſſeln vermag. Der Herzog verſprach der Gräfin die Ehe, und es wäre ihr ſicherlich gelungen, ihn zur katholiſchen Kirche zu bekehren und für die Sache ſeines königlichen Bruders Sigismund geneigter zu machen, wenn Karl, der von Johanns Liebe mit der Polin Kunde erhalten haben mochte, ihn nicht an die Spitze eines Heeres gegen die Dänen geſtellt und bald darauf auf der Bahre gelegen hätte. Guſtav Adolf hatte guten Grund, den Herzog mit Gunſtbezeugungen zu überhäufen und ihm ſeine Schweſter Maria aus übergroßer Gnade aufzuzwingen; denn Johann hatte ja das Näherrecht auf den ſchwed'ſchen Thron und mußte entſagen. Der Schwächling that's und erhielt zum Dank die heftige Maria, mit der er, wie wir genau wiſſen, unglücklich lebt. Lodoiska kehrte nach Warſchau zurück; ſie lebt jetzt geehrt am Hofe unſers Königs den Künſten und Wiſſenſchaften, und hat ſelbſt die Gemälde entworfen, die ich ganz beſonders für den Herzog beſtimmt hatte. Sie verfehlten ihre Wirkung nicht."

„Aber wußtet Ihr, daß der fremde Jäger der Herzog Johann ſei, da Ihr, wie Ihr ſelbſt ſagtet, erſt vom Schloßvogt dies erfuhrt, und da hattet Ihr doch die Bilder ſchon bei Euch."

„Nichts als Verſtellung, mein Freund. Ich wußte geſtern Abend ſchon, wer alle meine Reiſegefährten waren, ſo leiſe ſie ſich auch theilweiſe mit einander unterhielten. Auch habe ich den Herzog mehrmals als Knabe geſehen, und ich hatte eine Ahnung ſeines Standes, als wir ihn aus ſeiner Barke in unſer Schiff zogen."

„Vor Euerer Schlauheit ſtrecke ich die Fahne. Was gedenkt Ihr aber nun zu thun?"

„Das lehren die Heiligen zur rechten Stunde. Vor allen Dingen iſt nöthig, daß die Spannung zwiſchen der Königin Chriſtina und ihrem Sohne Guſtav Adolf zum förmlichen Bruch komme. Und das erſtreben wir durch die Königsbraut, Ebba Brahe.

Chriſtina ſelbſt muß den Reichsrath und die Vornehmſten des Volks auf ihren Sohn aufhetzen. Die Bürger und Bauern ſeufzen unter der unerſchwinglichen Laſt der Abgaben. Sie ſind mit dem Verſprechen einer verhältnißmäßigen Steuerfreiheit leicht gekirrt, und gibt der Himmel Glück und Gedeihen, was für unſere gerechte Sache nicht anders zu erwarten iſt, ſo ſitzt künftiges Jahr König Sigismund auf dem Throne ſeines Vaters, auf Schwedens Thron."

„Ihr macht mir großes Vertrauen. Nun da Ihr mit nach Roſenberg fahrt, ſo werden wir in dieſen Tagen noch oft Gelegenheit haben, uns heimlich zu ſprechen, und ich kann Euch manchen Freund und Anhänger zuführen, der ſich Euerer Ankunft freuen wird. Jetzt muß ich zur Jagdgeſellſchaft, damit meine lange Abweſenheit kein Aufſehen erregt."

Stalarm beſtieg ſein Pferd wieder und war bald hinter den Bäumen verſchwunden. Der Jeſuit ſah ihm lächelnd nach und ſprach dann halblaut: „Blindes Werkzeug in meinen Händen! irdener Topf, in dem ich mein Arkanum koche und zerſchlage, wenn ich's gekocht und ausgegoſſen habe! Aberwitziger Thor, der da meint, wir könnten Dummköpfe zu Reichsmarſchällen brauchen! Erſt freie Bahn, dann nieder mit dem Gewürm, das ſie uns hat brechen helfen!"

---

## 10.

## Rieke.

Der ferne Klang der Waldhörner verkündete, daß die Jagdgeſellſchaft zur Mittagstafel auf grünem Boden eingeladen werde; der Jeſuit ſtrich ſich über das Geſicht und eilte nach dem Schloſſe, um ſeines Leibes dort nach Möglichkeit gut zu pflegen. Koch und Kellner waren ſchnell zu Dienſten, und beide überzeugten ſich, daß der rothgeſichtige, grauköpfige franzöſiſche Maler trefflich zu leben verſtehe.

Als er abgeſpeiſt hatte, verfügte er ſich hinab in Knut Strämfelds Hütte. Während Martha an die Feldarbeit und Knut mit den Juden gegangen war, hatte Riekens geſchäftige Hand mit Beihülfe der ſtummen Chriſtine die Unordnung, welche die vorige Nacht in der Hütte angerichtet, wieder vertilgt, und Stube mit Tiſch und Bänken, und Küche mit Geräth glänzte wieder geſcheuert vom reinlichen Sande.

In der Ecke der Stube ſtand eine wunderliche Staffelei, die der Maler früh aus den Bretern zuſammengenagelt hatte, welche Nachts vorher als Schenktiſche und Bänke hatten dienen müſſen. Auch einen Rahmen hatte ſich ſeine geſchickte Hand aus jenem Holzwerk gezimmert, ſo gut es eben gehen wollte. Pinſel und Palette lagen zuſammen auf dem Tiſche, und auf der Leinwand war bereits die Anlage von Riekens nicht zu verkennendem Geſicht. Von allen Gäſten, welche die Nacht hier beherbergt worden waren, war keiner weiter, als der Maler, mehr zugegen. Selbſt den am Fuß verletzten Mann hatten ſeine Söhne auf einem Pferde von dannen gefährt.

Der Maler trat herein. Riekens hellfreundliches Geſicht nickte ihm den Willkommen zu; ſie drehte ihre Spindel hurtig, während die Stumme den feinen Faden von einer vollen Spindel auf die Weiſe wand.

„Iſt der Goldſchmied auch fort?“ fragte der Maler.

„Er iſt gegangen, Herr, weil Ihr ihm zu lange ausbliebt, und er gern heute noch ſeine Vaterſtadt erreichen mochte. Er mag dahin wohl noch einen weiten Weg haben.“

„Es iſt keine Möglichkeit, daß er zu Fuße Upſala erreicht; es müſſen von hier an zehn Meilen ſein.“

„Er wird auch nicht zu Fuße laufen. Er fährt meiſt zu Schiffe über den Mälar, dann miethet er ſich ein Pferd, wie er mir ſagte.“

„Ein Handwerksburſche, der nach Hauſe kehrt, und ein Pferd miethen? Das klingt ſonderbar. Wahrſcheinlich wird's der Herr Papa nachher bezahlen ſollen.“

„Das denkt nicht, Herr Maler. Der Goldſchmied hatte viel Geld. Er hat mir ſelbſt einen harten däniſchen Thaler durchs Fenſter in die Stube geworfen; denn ich konnte und wollte von ihm nichts nehmen.“

„Du haſt doch das Geld von den andern Herrn genommen?“

„Ach! es wäre wohl nicht geſchehen, wenn wir deſſen nicht bedürftig geweſen wären. Auch haben ſie uns alle das Geld aufgedrungen und verſichert, ſie könnten es entbehren. Mein Vater aber ſagte, er habe ſo viel erhalten und ihm ſeien durch den Beſuch der Fremden ſo herrliche Ausſichten eröffnet worden, daß er hoffe, in kurzem ein wohlhabender Mann zu werden. Als mir aber der Goldſchmied auch Geld geben wollte, da war's mir, als ſchnitte mir ein Meſſer mitten durchs Herz; ich weiß ſelbſt nicht warum."

„Ei, was haſt Du denn da jetzt für Ohrenſchildlein?" fragte der Maler, der unterdeſſen Pinſel und Palette zur Hand genommen, ſich an die Staffelei geſetzt, und ſeine Anlage prüfend mit dem lebendigen Original verglichen hatte. „Die hatteſt Du doch vorhin noch nicht."

Rieke war purpurroth im Geſicht geworden, verlegen ſchlug ſie die Augen nieder und antwortete ſchüchtern: „Der Goldſchmied hat ſie mir eingehäkelt, eh' er aufbrach, und hat mir auch ein gülden Reiflein an den Finger geſteckt. Der gute Geſell! Eben darum war's wohl auch, weshalb ich durchaus kein Geld von ihm annehmen konnte."

„Ei, da ſeid Ihr ja recht weit gekommen? Umſonſt fallen doch ſolche Geſchenke nicht. Was wird denn aber der Hauptmann dazu angeben, wenn er erfährt, daß Du in der Liebe ſo ſchnell wechſelſt? Geſtern Abend einen ſchmucken Soldaten, heute einen blutjungen Handwerksgeſellen, heut Abend nimmſt Du ja wohl mit mir vorlieb, wenn wir nicht zu bald abreiſen. Ich laß Dir ein ſchönes Bildchen zum Andenken da."

„Herr!" rief Rieke mit dem Zornroth beleidigter Unſchuld. „Ich bin nicht zu dumm, um nicht zu verſtehen, was Ihr Schändliches geſagt habt und noch Schändlicheres von mir denkt; und wenn Ihr nicht unſer Gaſt wärt, ich würde Euch die Thür weiſen. Belohnt Ihr mein Vertrauen alſo? Es empört mich ſchon, Euern ſchimpflichen Verdacht nur zu widerlegen oder Euch aus dem Sinn ſtreiten zu wollen, was Ihr am Ende doch glaubt. Aber es kränkt mich tief, daß ein Menſch Schlechtes von Rieke Strämfeld denkt.“

Der Jeſuit hatte Riekens Geſicht während dem heftigen Ausbruch ihres Unwillens belauert. Er begann ſich zu entſchuldigen, wenn er ſich vielleicht falſch ausgedrückt habe, er ſei der ſchweren ſchwediſchen Sprache nicht mächtig genug, um die richtige Bedeutung eines jeden Wortes zu kennen. Er glaube alles Gute von ihr und wenn das ſeine Worte nicht ausgedrückt hätten, ſo liege die Schuld an ſeiner unvollkommenen Sprachkenntniß, nicht an ſeinem guten Willen. Franzöſiſch wiſſe er ſich weit zierlicher zu benehmen, aber das verſtehe ſie ja nicht. Er habe eigentlich nur ſagen wollen, daß ſich der Hauptmann Gyllenhielm geſtern Abend, der Goldſchmied heute früh in ſie verliebt habe, und daß er ſelbſt ſicherlich ſich noch heute Abend in ſie verlieben werde, wenn die Abreiſe nicht zu ſchnell vor ſich gehe.

Rieke ſchien ſich durch das weitläufige und breite, ihr oft auch unverſtändliche Geſchwätz des Malers zu beruhigen, doch ſprach ſie wenig mehr und nur das Nothwendigſte, und ein ſchmerzlicher Zug blieb in ihrem ſchönen Geſicht. Der Maler aber malte emſig drauf los, und als der frühe Herbſtabend ihm endlich Stillſtand gebot, war er mit dem Geſicht ſo weit fertig, daß er auch ohne Rieken das Gemälde vollenden konnte. Nun packte er raſch ein, lud ſeine Effekten dem rückgekehrten Knut auf den Rücken, damit er ſie auf das Schloß trage, drückte der eben vom Felde heimkommenden Martha ein Geldſtück in die Hand und wollte auch Rieken etwas geben. Dieſe verweigerte es aber ſtandhaft, da legte er das Geld der daneben ſitzenden Stummen in den Schoß. Dieſe aber ſprang wie wüthend auf, ergriff das Geld, warf es dem Geber an den Kopf, ſpuckte ihn an und machte alle Zeichen des größten Abſcheu's vor ihm.

Rieke hatte noch etwas auf dem Herzen. Sie wollte es verſchweigen, ihr Schamgefühl ſchien es zu fordern, aber ſie mußte auch ein gegebenes Verſprechen löſen.

„Der Goldſchmied,“ ſtammelte ſie endlich, als der Maler eben im Begriff ſtand, ihrem Vater zu folgen, „hat mir einen Gruß an Euch aufgetragen und Ihr möchtet ihm doch das Bild, auf welches ihr mich abgemalt, für Geld und gute Worte überlaſſen, es koſte was es wolle, er könne und werde den Preis dafür gern entrichten. Er heiße Tycho Lilie, ſein Vater ſei der Goldſchmied-Meiſter Peter Lilie in Upſala. Das Bild aber möchtet Ihr in Stockholm an den Goldſchmied-Obermeiſter Oernhielm abgeben und Euch den Preis dafür auszahlen laſſen. Er werde demſelben dazu Auftrag geben.“

„Schelm! Schelm!“ drohte der Franzos mit dem Finger. „Ich will's beſorgen. Leb' wohl! Ich denke, wir werden uns bald wieder ſehen.“

## 11.

# Auf dem Mälar.

Eine nordiſch klare Mitternacht umgürtete die Nymphe des Mälar, der ſchönſten Meerbucht unter dem nördlichen Himmel und zugleich einen ungeheuern Landſee bildend, beſät mit mehr denn dreizehnhundert felſigen Holmen, grünen Eilanden von verſchiedener Größe. Die Luft ſtrich friſch von Norden herab über das Waſſer dem Schiffe entgegen, in welchem die Reiſenden die nächtliche Fahrt machten. Die Ruderer hatten voll auf zu thun und mußten laviren, und nur langſam kam das Schifflein vorwärts. Der Mond ſpiegelte ſeine Sichel vergrößert in den Wellen ab; es war, als glitte ein Geiſterkahn über die gefurchte Waſſerfläche. An Inſelſcharen vorüber, durch Inſelſcharen hindurch ging die Seefahrt. Auf ihren Uferfelſen ſchlummerte der feuchte Mondſtrahl, aber auf den Eichen- und Tannenwipfeln wiegte er ſich, wie ein muthwilliges Kind.

Der Mälar bietet am Tage einen prächtigen Anblick; geiſterhaft geheimnißvoll wird er in mondheller Nacht. Seine Gewäſſer dringen bis in die tiefen ſchauerlichen Thäler von Upland, Weſtmannland und Södermannland; vorzüglich in den beiden erſtern Provinzen, an ſeinen nördlichen Ufern, bildet er unzählige Buchten, und aus den waldigen Armen des Gebirges Dofre Field ſtrömen die klaren Elfen herab in die heimlichen Thäler, in welchen ihnen der See entgegenhüpft, wie nach Umarmung und Kuß ſehnſüchtig, und von drei Seiten werden die tiefdunkeln Waſſerkeſſel von düſtern Felſenufern umzäunt und ſchwarzen Fichtenwäldern umkränzt, die als Felſenkronen hinabnicken in den See, als wollten ſie ihren Bergſchmuck im Spiegel bewundern. Die ſteilen Berge laufen dann weit hinein in den See und beäugeln auch ihre waldbekrönten Häupter darin. Von der andern Seite blicken die Holmenhäupter herüber, auch gewaltige Berge, deren Fuß und Thäler aber ewig umſpült werden von den unterſten Gewäſſern des Sees. Und auch Stätte ſchauen von den Ufern in den Mälar und beſpiegeln ſich darin wie eitle Frauen, und ihr lachendes Bild gleicht den düſtern Eindruck wieder aus, den die Tannenwälder und die einſamen Uferfelſen, die Horſte der ſtarken Raubvögel, in die Seele geworfen hatten. Da ſind Köping, Strömsholm, Weſteräs, Enköping und nah am Ausfluß des Sees das herrliche königliche Luſtſchloß Drottningholm auf einer kleinen Inſel und vorn das großprächtige Stockholm, die mächtige Hauptſtadt des Schwedenreichs, die prangende Königsſtadt, auf acht im Mälar gelegenen Holmen und die nördlichen und ſüdlichen Halbinſeln erbaut. Liegt es doch da, das weitläufige Stadtgebild, wie das perlengeſchmückte Thor des Sees, wie der rieſige Wächter an ſeiner Pforte. Und zwiſchen den Städten ſchimmern unzählige Dörfer, Weiler, Höfe und Schlöſſer, theils an den faſt vierzig Meilen im Umkreis habenden Ufern, theils auf den hunderten und abermals hunderten der Inſeln des Sees. Dieſe Menſchenſtätten und vor allem die volkreiche Kapitale bringen Leben und Bewegung in das Bild.

Aber dies Leben verſtummt bei Nacht, die Ufer ſind öde, die Holme liegen ſchweigend wie ſchlafende Rieſen in den Waſſergrund gelagert, und werfen, wenn das Mondlicht die Ruhenden umſpinnt, ungeheure ſchauerliche Schatten auf die glatten unheimlichen Flächen. Dann beginnt ein anderes innigeres Leben — darf man es Leben nennen? Es iſt nicht warm und freundlich, keine Blutwelle treibt raſche Pulſe, keine Bewegung gibt Kunde vom hüpfenden Schlag des Herzens der reichen Natur, aber ein wehmüthig leiſer Hauch weht über die Wellen hin, es webt in den innerſten Tiefen des Waſſers wie ein wichtiges doch ewig unerforſchliches Geheimniß, es zieht durch die erhellte Luft geiſterhaft langſam, es dehnt ſich um die Felſen ſichtbar-unſichtbar, und wo der See die nächtig-lebendig gewordenen Steingebilde küßt, da koſen die Wellchen gar ſüßes heimliches Liebesgeſchwätz. Es lebt und regt ſich alles, und ſcheint doch erſtarrt, es flüſtert und gibt doch keinen Ton, es ſchreitet über den See, es zieht und ſchlingt ſich um die Felſen und hat doch keine Geſtalt, es klingt in den Spalten und Schluchten wie heiſeres Weinen, wie verſchluckten Schmerzes willenlos hervorbrechende Laute, es ſingt in den Inſelhainen wie leis geſumſte Lieder verhaltener Sehnſucht, und das rauhe Ohr des Menſchen hört doch nichts, ſondern der bewegte Geiſt ahnt und vernimmt es in ſeinem innerſten Gemüth. Und aus dieſem geheimlebensſchwangern Gemüth ſind die holden Sagen entſprungen und geboren werden, die ſich in der Poeſie eine gar liebliche Pathin erkoren haben. Sie, die hehre, in Nordlands kalten Gefilden eine gar kräftige Frau, voll innerer gewaltiger Glut, hat den zarten Kindlein Namen gegeben und ſie ſchön ausgeſchmückt in die weite Welt hinausgeführt. Dort werden ſie wieder von ſinnigen Gemüthern aufgenommen, gehegt und gepflegt.

Wenn du über die Seen fährſt in monddurchhauchter Nacht, oder über die öden Haiden einſam wandelſt in Norwegen, Schweden und Dänemark, und es wird dir ſo wunderbar unheimlich, ſo ängſtlich wohl zu Sinne, es krampft dir die Bruſt ein ſüßer Schmerz zuſammen, ein wonniges Weh blutet in dir, hold bange Erwartung hämmert dir in Arm und Bruſt und Fuß, Verlangen und Furcht — du weißt nicht, wonach und wovor — weben ihre Schleier dir um Stirn und Schläfe, und dir fallen dann plötzlich längſt vergeſſene Lieder ein, oder es däucht dir nur, es wären vergeſſene, da es doch neue Geſänge, Akkorde, Töne ſind, die aus deinem Innerſten hervorſtrömen — dort iſt plötzlich eine Quelle aufgebrochen — Jugendträume werden wieder lebendig, längſt verblichene Bilder in deiner Seele gewinnen plötzlich reichen Farbenglanz und ſtehen friſch und lebendig vor deinen innern Augen, dir fallen hohe Worte ein, nach deren Klang du dich längſt geſehnt, auf die du dich Jahre lang ſchwermüthig beſonnen: da, da iſt's wo jene Geiſter dich umkreiſen, die jetzt leben und wachen, da ſteigen ſie auf dem Mondſtrahl auf und nieder, einer leicht gezimmerten Leiter, da ſchaukeln ſie ſich auf den Grashalmen und Blättern. Du ſiehſt ſie nicht und ſiehſt ſie doch, du hörſt ſie nicht und hörſt ſie doch. Und dann haſt du die ſüßſchauerlichen Geſänge der nordiſchen Barden verſtanden, haſt ſie ſelbſt in dir aufgenommen und durch und durch empfunden.

Aehnliche Gefühle und Empfindungen bewegten den Hauptmann Gyllenhielm bei der nächtlichen Fahrt über den Mälar. Er ſtand ſinnend am Steuer des Schiffs und ſah hinab in die gekräuſelte Fluth, in welcher es zu leben, zu drängen und zu treiben ſchien, wie geiſterhaftes Gewimmel. Die rauhe Außenſeite ſeines Gemüths, die Eisrinde des Soldatenthums, ihm durch Gewohnheit ſchier zur Natur geworden, war vom zitternden Mondſtrahl geſchmolzen, war gewichen vom flüſternden Gekoſe der Wellen und des Windes und von einer ſüß ſchmeichleriſchen Erinnerung, die wie das allmächtige Licht durch alle Ritze ſeines Herzens drang, wie ſehr er auch anfangs bemüht war, daſſelbe zu verwahren und zu verſchließen. Endlich von den Schauern der gewaltigen Nordlands-Natur rings umher beſiegt, widerſtand er nicht länger der höhern Macht; alle Pforten ſeiner Seele gingen auf, und mit vollen Zügen zog er den ſüßen Duft der Wunderblume Erinnerung in die lechzende Seele. Und welche Bilder waren es, die ſich aus den Düften dieſer Blume zuſammenbauten und formten? Vielleicht reizende Gebilde, die ihm entgegen getreten waren auf ſeiner Waffenbahn? Vielleicht prachtſtrahlende Fürſtentöchter, die den ſchönen Nordländer einſt mit einem Blick voll Huld und Gunſt entzückt? Vielleicht ſchwelgeriſche Mahle, fröhliche Zechereien? Oder die ſüße Schäferſtunde an der Seite einer reizenden Huldin verſchwelgt? Oder die Minute entzückenden Traums am Arme einer liebenswürdigen Schwärmerin, die-die Ahnung eines höhern herrlichern Lebens ihm in lauer Sommernacht auf die liebedurſtigen Lippen küßte? Ach! von dem Allen war es keins, was ihm durch die Seele glühte, es war das einfache Bild einer ſchlichten ſchwediſchen Bäuerin, barfuß, im linnenen Röcklein, das braune Haar in einen Knäul geſchlungen und auf dem Scheitel mit einer hölzernen Nadel zuſammengeſteckt, mit einer brennenden Fackel in der Hand, ihm auf einem ſchmalen rauhen Pfad durch düſtre Nacht vorleuchtend. Ach! es war Rieke, die er keinen Augenblick vergeſſen konnte, ſo viel Mühe er ſich auch deshalb gab. Nun aber wiederholte er ſich jedes ihrer Worte, und ſeine Seele zog die Bande ſelbſt feſter und feſter, in denen ſie gefangen lag.

Gyllenhielm hatte den Nektar der Liebe nicht nur gekoſtet, er hatte die ſchäumende Schale deſſelben ſogar bis zum Boden geleert. Er hatte am ſchwediſchen und franzöſiſchen Hofe in ſüßen Verbindungen geſtanden, und nun war er kein Jüngling mehr. Um ſo auffallender mußte der tiefe Eindruck ſein, den die Tochter der Natur auf ſein Herz gemacht hatte. Und gerade dieſe Nacht mit ihren Zaubern, gerade jetzt die Reizbarkeit ſeines Körpers, welcher ſchon zum zweitenmale des erquickenden Schlafes entbehrte, waren ſo ſehr geeignet, das Bild, welches er im gedrangen Lebensſtrudel vielleicht vergeſſen haben würde, mit Farben zu zieren und zu beleben.

Von der Geſellſchaft der vorigen Nacht waren der Maler de Change, der Graf Axel Löwenhaupt, der ſich auf Schloß Roſenberg dem Könige vorſtellen wollte, der Herzog Johann von Oſtgothland und die beiden Juden auf dem Schiffe. Die beiden letztern kauerten auf den zuſammengerollten Tauen, ohnfern dem Steuer; die Erſtern unterhielten ſich mit den ritterlichen Herrn, den Gäſten des Grafen Brahe, oder genoſſen des Schlafs in der Kajüte. Der Maler hatte keine Ruhe; nach Mitternacht trat der Schleicher zu Gyllenhielm und knüpfte ein Geſpräch an.

„Ihr ſeid wohl in Geſchäften Eueres Königs verreiſt geweſen, Herr Kapitän?“ fragte er wie gleichgültig. „Verzeiht mir die Unbeſcheidenheit der Frage, aber man weiß doch eben nicht was man ſprechen ſoll, und Ihr zeigtet Euch vorige Nacht in der

Bauernhütte im Geſpräch mit dem alten Herrn Grafen und dem jungen Herrn Herzog, wovon ich zuweilen ein Paar Worte verſtand, ſo begeiſtert von den trefflichen Eigenſchaften des Königs Guſtav Adolf, daß ich ſchier auf die Vermuthung kam, Ihr müßtet perſönlich viel Inclination zu ihm tragen.“

„Wie ich, liebt jeder brave Schwede ſeinen König, und das mit Recht; denn dieſer Heldenjüngling hat unſere Nation zu Ehren gebracht, wie ſein großer Ahn, Guſtav Waſa. Ja er wird ſeines Großvaters Werk vollenden. Nur ſtarrköpfige Altklugheit, nur beſchränkter Neid und nichtswürdige Bosheit können mit abſichtlich böſem Willen die kühnen aber kräftigen und zweckdienlichen Schritte des jungen Königs mißdeuten und bekritteln. Bejahrte Mittelmäßigkeit und das in ſeinen Vorurtheilen und Albernheiten erſtarrte und ergraute Alter haben ſich zu allen Zeiten an der genialen thatkräftigen Jugend geſtoßen, geärgert und verſündigt.“

„Ich verehre Euern König ebenfalls ſehr und fürwahr mehr als das Kind und ſeine liſtige Mutter und den ſpitzbübiſchen Italiener*), die mein Vaterland drangſalen. Aber bedenkt, daß Schweden ein armes Land iſt, daß die Bauern die Steuerlaſt nicht ferner werden erſchwingen können, und daß Guſtav Adolf ihnen die Laſt nicht erleichtert hat; er hat ſie vielmehr noch erſchwert.“

„Ihr ſeid ein Fremder, und es iſt Euch deshalb nicht übel zu nehmen, wenn Ihr die Sache falſch beurtheilt. Aber ich will Euch nur das Eine zu bedenken geben: hat denn Guſtav Schweden in die Nöthen gebracht, in welchen es jetzt ſeufzt? hat er dies hohe Abgabenſyſtem eingeführt? hat er die Kriege angefangen, die er theils ſo glorreich ſchon geendet, theils zu enden ſich rüſtet? Auf das alles müßt Ihr mit Nein antworten. Der verrückte Erich*), der heimtückiſche charakterloſe Johann, der katholiſche Schwachkopf Sigismund" — die beiden letztern nannte er mit leiſer Stimme — „das ſind Schwedens Verderber geweſen. Selbſt Karl will ich nicht freiſprechen; ſein kriegeriſcher Charakter war nicht geeignet, Schwedens Noth zu erleichtern, ſeine an Tyrannei ſtreifende Härte mußte ſie zuweilen vermehren, aber wir bedurften eines ſo eiſenfeſten und ſtahlſcharfen Königs, um dem ganzen nichtswürdigen Anhange des nichtswürdigen Sigismund den Muth und die Kraft zu nehmen, um das heimlich ſchleichende Jeſuitengeſindel vollends aus dem Lande zu treiben, kurz, um dem Papismus in Schweden den Garaus zu machen. Verzeiht, Ihr ſeid vielleicht Katholik, Monſieur de Change, und ich habe im Allgemeinen nichts gegen Euern Glauben, aber er paßt nicht für unſer Schweden. Doch nun ſeht, was ich Euch eigentlich beweiſen wollte, all das Unheil kommt von den Vorfahren unſers geliebten Königs; er hat nur zu thun, die Scharten, die ſie geſchlagen, auszuwetzen, die Streitigkeiten, die ſie begonnen, auszuführen, die Schande, die ſie Schweden zugefügt, in Ehre zu wandeln. So lange er nun in dieſem ſchwierigen Geſchäft begriffen iſt, deſſen er ſich zum Heile ſeines Volks unterzieht, ſo lange muß ihn auch ſein Volk nach Kräften unterſtützen, damit ſeine Kraft nicht erlahmt. Ja jeder Schwede ſollte das letzte Hemd hingeben, um dieſem Heldenjünglinge ſeine Königsbahn zu erleichtern, der an die uralten Helden Ragnar Lodbrok und Styrbiörn*) erinnert. Leben in ihm nicht die Lieder und Sagen unſrer Vorzeit wieder auf? Einen Jüngling ſehn wir wieder, ſchön wie Odins ewig jugendliche Göttergeſtalt, über des alten Skandiens meerumkränztes Felſenland herrſchen mit kühnem Willen und gewaltiger Kraft, wie ein leichtes Stäblein hält er das ſcharfe Schwert in der nervigen Fauſt und ſchlägt lächelnd, von Anmuth umwallt, ſeinen tückiſchen Feinden tödtliche Wunden damit, und wenn er heimgekehrt, ruhmbeladen, lorbeerbekränzt, ſtößt er's in die vaterländiſche Erde und es wird zum ſegenbringenden Pflug, der das Land grün macht und früchtetragend."

---

*) Ludwig XIII., König von Frankreich, damals 12 Jahr alt, Maria von Medicis, ſeine Mutter und Concini, ihr Günſtling.

---

*) Erich XIV., älteſter Sohn Guſtav Waſa's, König 1560—1568, verrückt, ſtarb in der Gefangenſchaft ſeiner Brüder. Johann III., G. Waſa's zweiter Sohn, König 1568—1592. Sigismund, deſſen älteſter Sohn (der Polenkönig), König 1592—1604. Karl IX., G. Waſa's jüngſter Sohn und Vater G. Adolfs, König 1604—1611.

Der Hauptmann brach ab und blickte wieder hinab in den rauſchenden See, gleichſam ahnend, daß er die überſtrömende Rede ſeiner Begeiſterung an einen Unwürdigen verſchwende. Er ſchenkte dem Maler auch keinen Blick, es war, als habe er nur für ſich geſprochen.

De Change lächelte und heftete ſeine ſtechenden Augen auf den Soldaten. „Es klingt Alles recht ſchön, was Euch Euere lobenswerthe Liebe für den König eingiebt; ich ſelbſt würde dadurch den jungen

---

*) Zwei durch Sagen und Geſänge hochgefeierte und wunderbar ausgeſchmückte Normanns-Helden in Schweden.

Monarchen nur noch mehr ſchätzen lernen, wenn nicht meine Ehrfurcht vor ihm bereits den höchſten Grad erreicht hätte. Aber zugeben müßt Ihr mir doch, daß die Jugend in Beurtheilung der Jugend meiſt etwas raſch zu Werke geht. Die unbeſonnenſte That, wenn ſie nur glänzend gelingt, die Gewaltſtreiche eines Jünglings, wenn ſie nur eine ſchimmernde Seite haben, werden von andern Jünglingen gleich zu den Sternen erhoben, die Frauen ſind auch gleich bei der Hand, alles Kühne, was ein junger ſchöner Mann vollbracht, groß, herrlich, göttlich zu nennen; der ruhige Beurtheiler wird überſchrieen und muß oft der ernſten Richterin Zeit ſeine Rechtfertigung überlaſſen, die denn meiſt auch der Unſterblichkeit bald ein Ende macht, und die göttliche Größe in den Staub tritt. Wie viel klüger thäte man doch gleich von vorn herein, ihren Richterſpruch erſt abzuwarten, ihr, die ſich nie beſtechen läßt, nicht mit einem excentriſchen vorlauten Urtheil vorzugreifen, und fein zu warten, was die Blüthe für eine Frucht bringt."

„Ihr ſeid ein Sechziger, und von Euerm Alter ſehen ſich die Dinge anders an, als von dem meinigen. Dennoch halt' ich Euere Anſichten für die richtigen, inſofern ſie als allgemeine Regel gelten ſollen. Aber Ausnahmen behalt' ich mir vor. Und Guſtav iſt die herrlichſte Ausnahme, die je von dieſer Eurer Regel da geweſen iſt. Er iſt fürwahr ein Götterjüngling, und ihn wird der Richterſpruch der unbeſtechlichen Zeit als das anerkennen, was ich ihn preiſe."

„Viel Selbſtvertrauen zu Euerer eignen Göttlichkeit, wenn ihr Euch für das untrügliche Orakel dieſer und der künftigen Zeit haltet!" ſagte der Maler ſchneidend.

Des Offiziers Blicke wurden unwillig, doch er fühlte, daß der Maler nicht ganz unrecht habe, und er bezwang ſeinen Unmuth, ſagend: „Ich habe mich ungeſchickt ausgedrückt. Ihr ſeid kein Schwede, ſonſt würdet Ihr wiſſen, zu welchen großen und herrlichen Hoffnungen uns Guſtav Adolfs Jugend berechtigt hat. Was ein Stern werden will, beginnt frühzeitig zu leuchten. Und wahrlich er war früh ſchon ein heller Stern. Alſo hat ihn die Zeit ſchon geweiht und geheiligt, obgleich er erſt neunzehn Jahre zählt. Sie ſelbſt hat ihn liebgewonnen, und bald ihr Aug' auf ihn gerichtet. Sie wird dies Geſchäft auch ferner verwalten. Was vermag mein ſchwacher Mund gegen ihre über alle Länder und durch alle Zeiten forttönende Stimme, gegen ihr unverlöſchliches Geſchrift?"

„Und was hat denn den jungen König dieſes Landes ſo früh zum würdigſten Kronenträger geweiht? Ich bitt' Euch, ſagt's mir an; es wird mich erfreuen und meine Ehrfurcht vor ſeiner Majeſtät befeſtigen."

„Es iſt möglich, daß Ihr ein gutes Schlachtſtück zuſammenpinſelt, aber wie ein Soldat vermögt Ihr nicht zu fühlen. Vielleicht ahnet Ihr aber doch, wie es das Herz eines Kriegers ergreift, wenn er einen ſechszehnjährigen Jüngling mit einer Beſonnenheit, Vorſicht und Weisheit im Kriegsdrange und Schlachtengefahr handeln ſieht, die einem bejahrten Feldherrn zur Ehre gereichen würde. Herr, ich habe das Glück gehabt, von dieſem König in einem böſen Kriege angeführt zu werden. Es war der Dänenkrieg noch unter dem König Karl. Er kannte den Geiſt ſeines Sohns, er wußte, welch ein flammender Stern dem Schwedenvolk in dieſem hochherzigen Jüngling aufgegangen war; Guſtav war von ſeinem Vater zum

Befehlshaber eines Korps ernannt worden, in welchem ich Obermann war. Die Inſel Oeland und die gegenüberliegende Stadt Kalmar in Schmaland, die ſtärkſte Feſtung Schwedens, waren in den Händen des Königs Chriſtian von Dänemark; Guſtav führte uns nach Oeland, er ſprach feurige Worte zu uns; er ſtand am Steuer des Schiffs, gerade wie ich, es war als wenn ein Gott zu uns redete, als wenn wir den jungen ſchönen Mars ſelbſt an Bord hätten. Wir eroberten leicht die Inſel wieder, ſein Geiſt beſeelte uns, wir nahmen das Schloß Bergholm und es war uns wie Spielwerk; denn eine Feuerſäule ging vor uns her. Auf unſerm Rückzuge brachte eines Abends eine unſrer Patrouillen einen eingefangenen Dänen ein. Der Kerl wurde mit Jubel zum Könige geführt. Als wir ihm auf's Leder knieten, geſtand er dem Könige, er ſei vom Kommandanten der Stadt Chriſtianopel an den König von Dänemark geſandt. Er hatte ein Schreiben des Kommandanten an König Chriſtian bei ſich, worin die dringende Bitte um eine ſchleunige Verſtärkung von fünfhundert Mann ausgeſprochen war, um den Streifereien der Feinde damit Einhalt thun zu können. Guſtav's Plan war räſch und groß. Er verſchaffte ſich eine Menge däniſcher Feldbinden; wir bekleideten uns damit, und in der Nacht führte uns der König in aller Stille vor Chriſtianopel. Die Maßregeln waren glücklich getroffen und alles ſo weiſe eingerichtet, daß die Dänen unbeſorgt die Thore öffneten. Wir zogen ſtill hinein, kaum aber waren wir darinne, ſo hieben wir drauf, und die Stadt war unſer, eh's der vierte Theil der darin liegenden däniſchen Soldaten nur wußte. Solche weiſe und treffliche Kriegsthat führte er in einem Alter aus, wo andere Jünglinge im Salluſtius mit Staunen leſen, wie's zur Römerzeit in derlei Fällen zuzugehen pflegte."

„Fürwahr das Wagſtück war kühn; die Waffenprobe des jungen Herzogs würde einem Lahyre und Bayard zur Zierde gereicht haben."

„Schon als Kind zeigte ſich, was aus ihm werden würde. Einſt ging er mit ſeinem Vater, da dieſer noch Herzog von Södermannland war, auf dem Blachfelde bei Nyköping ſpazieren. Der bedächtige Schritt des Herzogs war dem lebhaften Prinzen zu langſam, er ſchwärmte deshalb nach Knaben Art mit luſtigen Sprüngen umher, und verlief ſich einigemale in das nahe Gebüſch. Seine Aufſeher, die ihm folgten, wollten ihn durch die Vorgabe zurückhalten, daß das Geſträuch voll giftiger Schlangen ſei, die ihn leicht beißen, ja tödten könnten. So gebt mir einen Stock, rief Guſtav unerſchrocken, damit ich mich vertheidigen und ſie todt ſchlagen kann. Ihr denkt, er werde ſich fürchten, ſagte der Herzog zu den Hofleuten lächelnd und ſich freuend über den jugendlichen Muth ſeines Sohns, aber ich verſichere Euch, daß Guſtav nichts von Furcht weiß. Wie wahr hat der Herzog geredet! Guſtavs große Seele kennt die Furcht nicht. In allen Gefechten iſt er voran; wo die Gefahr am größten, da ſehen wir ſeine hohe Geſtalt glänzen; er iſt ein wahrhaftiger Führer in der Schlacht. Er ſcheut die Gefahr ſo wenig, daß er im Februar vorigen Jahrs in einem Gefecht mit den Dänen in Weſtſchmaland, größtentheils auf dem Eiſe gehalten, immer voran war, ſtets von Feinden umgeben, daß ſogar ſein Pferd einbrach und er ſicherlich den Tod gefunden haben würde, wenn ihm ſein Kammerjunker Pehr Baeer und ein gemeiner Reitersmann nicht ſchleunige Hülfe gebracht hätten."

„Es ſcheint als habe die Natur Euern König zum Krieger beſtimmt.“

„Ja fürwahr ſo muß es ſein, ſonſt könnte man vieles nicht begreifen, was bis jetzt geſchehen iſt. Und daß es wirklich ſo iſt, beweißt eine Aeußerung, die er einſt auch noch als Knabe that. Er ſtand an der Hand ſeines Hofmeiſters, des Brandenburgiſchen Edelmanns von Märner, am Hafen von Nyköping; im Hafen lagen verſchiedene Schiffe. Ein Offizier fragte den kleinen Prinzen, welches von den Schiffen ihm am beſten gefalle. Dies dort, antwortete Guſtav und zeigte auf ein Kriegsſchiff, und zwar weil es die meiſten Kanonen hat. Und wahrlich nur ein ſolcher Geiſt vermochte den Krieg gegen Dänemark glücklich zu führen; denn der ſchwediſche Adel kam ja nicht, ſtellte ſich ja nicht, wie es doch ſeine Pflicht geweſen wäre, als ihn der König aufbot; ſie lachten heimlich ſeiner Noth, die Elenden, ſie waren daran gewöhnt, nicht zu gehorchen. Man ſollte ſich ſchämen, ein ſchwediſcher Edelmann zu ſein, wenn man nicht unter Guſtav's Fahnen gefochten hätte. Er hat ſeine Schlachten meiſt mit fremden Leuten aus allen europäiſchen Völkern geſchlagen, und ſeine Siege erfochten; ein holländiſcher Kaufmann Kabeljau führte ihm Leute zu; ein Fremder war ihm treuer, als die Mächtigen und Reichen ſeines eigenen Volks. Er aber läßt es ihnen nicht entgelten, ſondern theilt vielmehr den Genuß ſeiner Siege mit ihnen, die ſie nicht mit erfechten geholfen haben, und iſt gut und mild wie Gott, der ſeine Sonne aufgehen läßt über Gerechte und Ungerechte.“

„Wenn aber Euer König gleich Gott iſt, wie Ihr ſagt, wie ſteht's denn dann mit ſeiner eigenen Gerechtigkeit? Beſitzt er denn ſeinen Thron mit Recht?

Müßte er als ſtreng gerechter König nicht den Königsſtuhl ſeinem Oheim, dem Könige von Polen einräumen?“

Der Hauptmann ſtarrte den Maler mit großen Augen an, die durch die Nacht von Zornesglut ſtrahlten. „Herr!“ rief er, „Ihr ſprecht wie ein Jeſuit oder polniſcher Spion! Wie? Guſtav, der herrliche Normannsjüngling, der glühende Liebhaber ſeines Vaterlandes, ſollte ſein edles, ſein treffliches, ſein geliebtes Schweden, über das er ſchützend ſeine Fittiche deckt, wie eine Henne über ihre Küchlein, leichtſinnig den Krallen des Raubvogels Preis geben? Meint Ihr denn, er habe keine Verantwortung vor Gott? Oder er wiſſe, weil er jung iſt, die hohe ernſte Wichtigkeit dieſer Verantwortung nicht zu ſchätzen? Er gehe mit den Leibern und den unſterblichen Seelen ſeiner Unterthanen um, wie mit todtem Hausrath? Dieſer katholiſche Pole, der nichts weiß von Schwedenart und Schwedenſitte, dieſer heuchleriſche Jeſuitenzögling, hat ſich des Rechtes auf die ſchwediſche Krone ſelbſt verluſtig gemacht. Das ganze Schwedenvolk hat ihn abgeſetzt; und bei dem ganzen Volke liegt die höchſte Gewalt; das Volk iſt mehr als der König, es hat das Recht — und keine ſpitzfindige Sophiſtik wird es ihm ſtreitig machen — einen ſchlechten König abzuſetzen und zu verjagen und dafür einen andern zu wählen. Guſtav ſitzt mit des höchſten Gottes und des ganzen Schwedenvolkes wahrhaftigſtem Recht auf dem Thron; und Euch, Herr, will ich jetzt in Gutem rathen, laßt nicht wieder ein ſo unkluges, Euerer Haare ſpottendes Wort vor mir oder einem andern hören, es möchte ſonſt anders mit Euch geſprochen werden, und ich würde es jetzt gethan haben, wenn nicht franzöſiſches Blut in Euern Adern ränne, dem man einen Leichtſinn eher zu verzeihen geneigt iſt.“

„Ihr mißverſteht mich; ich ehre Euern König. Ich habe es nicht ſo gemeint.“

„Geb' ſich der Herr keine Mühe! Seine Gnaden der geſtrenge Herr Hauptmann iſt auf den Maſt hinaufgeklettert,“ ſagte einer der Juden. „So wir machen können zuſammen ein Geſchäft, wird mir's ſein ſehr lieb. Ihr ſeid ein feiner Künſtler und habt Zutritt in die vornehmſte Häuſer. Ich handle mit den beſten und feinſten Stoffen, die eigentlich ſind ſtreng verboten in Schweden. Da ich aber eben gehört aus Euerm eignen Mund, daß Ihr ſeid kein großer Freund des jungen Schwedenkönigs, ſo will ich Euch anbieten, mit mir zu machen ein ſehr einträglich Geſchäft, es ſoll Euch mehr Geld bringen in Euere Taſchen als Euere Kunſt. Ihr bietet an den adligen Damen und Herrn, die Ihr werdet abmalen in Stockholm, ganz insgeheim meine Waare, wir theilen dann redlich den Gewinn.“

„Die Bedingung läßt ſich hören,“ verſetzte der Maler. „Wir wollen darüber mehr ſprechen. Hier ſind wir vor Lauſchern nicht ſicher.“ Sie zogen ſich zurück. Die Friſche des Morgens zog ihren feuchten Mantel über den See; die Luft war faſt ſchneidend. Rechts und links ſchimmerten waldbewachſene ſchwarze Berge durch die Dämmerung; ſie waren ſchon in einer großen Bucht, und allmälig trat aus dem Hintergrund derſelben in der lichter werdenden Morgenfärbung ein hohes weißes Bergſchloß hervor, auf Felſen gebaut, mit Wald umgürtet, mit ſteilen Zinnen und ſchimmernden Fenſtern, tief in der romantiſchen Einſamkeit weitſchauender Berge gelegen. Näher und näher kamen ſie, doch war's als ſchwimme ihnen das große vielgebäudige Schloß entgegen, das ſein Bild in der dunkeln Fluth abſpiegelte, und je näher ſie kamen, deſto größer wurde es, deſto mehr entfaltete es den Reichthum ſeiner prangenden Häuſer und Dächer. Der Morgen war da; ſie landeten in einem Fichtenhain, an deſſen Ufern einige Fiſcherhütten ſtanden. Die Gäſte ſtiegen aus, und auf geſchlungenen Bergpfaden durch Waldesgrün, neben den köſtlichſten Fernſichten über den See ging's höher und höher, bis ſich die Thore des herrlichen Schloſſes ihnen aufthaten, und dann die Thüren ſeiner reichen Gemächer. Sie waren auf Schloß Roſenberg, Stammſitz des Grafen Magnus Brahe, Reichsdroſt von Schweden, und traten ein in die hohen Ritterhallen und Säle, aus deren Fenſtern man ſeewärts das königliche Stockholm in ferner Bläue erkennen konnte, wie eine ſchwimmende Stadt, landwärts aber das uralte Upſala mit ſeinen rieſigen Thürmen. Von beiden Hauptſtädten des Schwedenreichs lag Schloß Roſenberg gleich weit entfernt.

Den Gäſten wurden ſogleich nach dem Willkommentrunk, den ihnen der alte Brahe noch nach ächt ritterlicher Sitte darbrachte, Gemächer und Ruhelager angewieſen. Die meiſten überließen ſich dem Schlafe.

## 12.

## Der König.

Als der Hauptmann Gyllenhielm erwachte, war es bereits hoch am Morgen. Ein fröhlicher Lärm hallte vom Hofe herauf, Roſſe ſtampften, Wagen raſſelten, Knechte ſchrieen, bereits angelangte Gäſte begrüßten laut die eben Ankommenden, alles wogte und drängte im weiten Hofraum, in den Ställen, auf den Treppen, in den Sälen und Zimmern. Es war als wäre ganz Stockholm auf Schloß Roſenberg gezogen. Gyllenhielm ordnete ſeinen Anzug, da erſchallte plötzlich der allgemeine Ruf: „Der König kommt!“ und verſchlang all' andern Lärm. „Der König kommt!“ hieß es draußen und hundertfach wiederholt drangen die Worte durch alle Räume des Schloſſes, und mit geſpannter Aufmerkſamkeit drängte alles nach den Ausgängen oder bildete Gaſſen, um den hohen Herrn anzuſtaunen und vorüber ziehen zu ſehen. Gleich darauf ſprengte der Königsjüngling auf einem muthigen Grauſchimmel leicht und ſicher, wie Odin, der Gott der Erde, lächelnd und doch ernſt und die unzähligen Grüße des Volks würdig erwiedernd, durch das Thor und über den Hof. Drei Kammerherrn, drei Kammerjunker und zuletzt ſein Reitknecht folgten ihm unmittelbar zu Pferde; ſpäter kam die Leibwache. Das lange, regelmäßig ſchöne Geſicht des Königs war von den Roſen der Jugend und Geſundheit umblüht, das blonde Haar trug er kurz abgeſtutzt, ein blonder Flaum flog um Oberlippe und Kinn, kaum zu erkennen, unter der hohen edlen Stirn blitzten große blaue gutmüthige Augen hervor; das ganze Geſicht, ſo jugendlich es auch war, hatte das Gepräge hohen Verſtandes und tiefer Einſicht; man konnte es dieſem durchdringenden Auge wohl abmerken, daß es des ſchnellſten und richtigſten Scharfblicks fähig war. Ein großer runder, auf der rechten Seite abgekrämpter und mit ſchwarzen Federn garnirter Hut beſchattete das Geſicht, doch nahm er ihn höflich ab und winkte damit huldreich der Menge, die ihm ihren Jubel zujauchzte. Seine Kleidung konnte faſt nicht einfacher ſein. Er trug lohfarbne Reiterſtiefeln mit hohen Abſätzen und langen eiſernen Sporen, eine wildlederne Reithoſe, einen dunkelblauen Rock, kurz und von der Halsgrube bis über das Knie in einer Reihe mit großen Stahlknöpfen zugeknöpft, um den Hals aber ſchmiegte ſich ein blendend weißer fein geſtickter und in Blumen ausgebogter Kragen. Von der rechten Achſel bis zur linken Hüfte hinab war die roſenrothe ſeidne Schärpe gebunden. Neben der Schleife hing das um die Hüften gegürtete Schwert. Lederne Fechterhandſchuhe vollendeten ſeinen Anzug. Nicht minder einfach war ſein Gefolge gekleidet. Alles hatte den Anſtrich der ſchlichten Ritterlichkeit einer entſchwundenen Zeit. Wer vom franzöſiſchen Hofe des unmündigen dreizehnten Ludwig, wo italieniſche Weichlichkeit und Verderbniß herrſchte, oder vom Hofe des deutſchen Kaiſers Matthias kam, wo man ſpaniſche Pracht und franzöſiſch-italieniſchen Luxus zu gleicher Zeit nachahmte, oder von irgend einem andern Hofe Europa's, der mußte ſich, ſah er in Stockholm Hof und Adel des Reichs, um einige Jahrhunderte zurückverſetzt glauben. Es iſt eine merkwürdige Erſcheinung, daß das reine Ritterthum in ſo ſpäter Zeit in Schweden zur Blüthe kam. Sie beginnt mit Guſtav Waſa und endigt mit Guſtav Adolf.

Der alte Graf Brahe war herausgetreten, das weiße Haupt entblößt, um den König zu bewillkommen. Mit ihm war der Herzog Johann von Oſtgothland gekommen. Guſtav ſchwang ſich gewandt vom Sattel auf die Erde. „Ei, lieber Vetter Johann!“ rief er überraſcht und reichte dem Grafen die eine, dem Herzog die andere Hand, „machſt Du mir ſo unerwartet die Freude, Dich, ewigen Klausner, hier zu ſehen? Wie iſt Dir das eingefallen?“ Der Herzog erzählte kurz ſein Abenteuer, der König belachte es und ſchritt mit ſeinen Begleitern die Steintreppe hinauf, und freundlich koſend und alle grüßend durch die Gänge dem Ritterſaale zu. Gyllenhielm verneigte ſich am Eingange deſſelben. „Und auch Dich find' ich hier, Hauptmann?“ fragte Guſtav. — „Ich hatte die Ehre mit Seiner Hoheit dem Herrn Herzog zu kommen.“

„Wie war's mit den Lübeckern?“ fragte der König den Hauptmann näher tretend leiſe und vertraut. „Wollen die Schacherſeelen mir das Geld borgen?“

„Unter gewiſſen Bedingungen.“

„Gewiß unerhörte Forderungen. Die Kaufleute ſind alle Juden. Und doch brauch' ich das Volk. Ich muß Geld haben unter jeder Bedingung. Was iſt ihr Hauptbegehr?“

„Freier Handel in's ſchwediſche Reich mit allen rohen Waaren und Fabrikaten.“

„Daraus wird nichts. Meine eigenen Fabriken müſſen ſich heben. Ich werde noch neue gründen. Daraus wird ein für allemal nichts. Wie ſind die Herrn doch ſo klug, allein der Schwedenkönig weiß auch wo die Zäume hängen. Komm dieſen Abend auf mein Zimmer.“ Er nickte leicht mit dem Kopfe und trat in den Saal, deſſen Flügelthüren ſich ihm geöffnet hatten.

## 13.

## Der König und ſeine Braut.

Da ſchritt ihm ein hohes, jugendlich ſchönes Frauenbild grüßend entgegen, die ſiebenzehnjährige Tochter, das einzige Kind des Hauſes, die Gräfin Ebba Brahe. Voll Würde in der zarten Geſtalt und dem edeln Geſicht, mit großen dunkel-himmelblauen Augen, in denen die Tiefe ihres Gemüths ſich kund that, mit lichtblondem Haar, monddurchleuchtetem Gewölk vergleichbar, und mit einer Anmuth der Bewegung, die immer Schönheit entfaltet, glich die junge Gräfin den Bildern, die die dichteriſche Phantaſie von den Walkyren, den ernſtſchönen Götter-Jungfrauen geſchaffen. Ein Roſenhauch, lieblich verſchämt, wie er den Kelch der weißen Roſe berändert, flog über Ebba's Liliengeſicht, als die kräftige Jünglingsgeſtalt des Königs vor ihr ſtand. Sein Auge ruhte mit Entzücken auf ihr; das ihrige blickte mit ſcheuen Wonneſtrahlen an ihm hinauf, als dürfe ſie es vor der verſammelten Menge noch nicht wagen, ſich ſeiner mit ganzer Seligkeit zu freuen. So ſtanden ſie einander gegenüber, in einander verſunken, von Wonneſchauern der Gewißheit gegenſeitiger Liebe durchrieſelt, und ingsum ſahen die Edelſten und Beßten des Volks mit hoher Freude auf das herrliche Paar. Denn der Adel fühlte ſich durch die Wahl des Königs geſchmeichelt und an den Thron gebunden, auf welchem eine Jungfrau aus ſeiner Mitte ſitzen ſollte.

Der König ſprach: „Schon verzweifelte ich, Euch hier zu ſehen, liebe Gräfin. Brachte mir mein Kammerjunker doch ſo ungewiſſe Nachricht nach Drottningholm, daß ich mich nicht vermaß, etwas zu hoffen."

„Es ziemt mir nicht über den Willen meiner hohen Gebieterin, Euerer Majeſtät durchlauchtigſten Frau Mutter nur einen Gedanken zu haben," verſetzte Ebba. „Blinder Gehorſam iſt die erſte Pflicht der Dienerin. Geſtern Abend erhielt ich auf wiederholte Bitte meines Vaters die Erlaubniß, ihm auf Schloß Roſenberg beiſtehen zu dürfen bei Bewirthung ſeiner hohen Gäſte."

„Auch dieſe Zeiten werden vorüber gehen," ſagte Guſtav mit einer Wolke auf der ſonſt heitern Stirn. „Und die Zeiten werden kommen, wo die jetzt ſo demüthig-gehorſame Dienerin Herrin ſein wird."

„Gott behüte mich, daß ich nicht jeder Zeit Euerer königlichen Mutter in Demuth und Ergebenheit diente! Sie iſt die Herrin meines Willens nnd meines Lebens, ſie hat mich von zarter Kindheit an gepflegt, ſie hat mich mit der Fülle mütterlicher Liebe überſchüttet, ſie hat mich zu ihrer erſten Hofdame ernannt und mich ſehr werth gehalten: wie könnt' ich mir je ein anderes Verhältniß denken zwiſchen ihrer mütterlichen Gnade und meiner kindlichen Dankbarkeit?"

„Edles Kind!" ſagte der König gerührt, und wandte ſich grüßend zu den anweſenden Edlen.

Die Hallen und Säle des Schloſſes waren feſtlich geſchmückt; denn es war das erſtemal, daß des Königs Schritte in ihnen hallten, ſeit er aus dem Dänenkrieg ſiegreich heimgekehrt und zu Ebba das beglückende Wort geſprochen hatte: „Du ſollſt meine Königin ſein!" Zwar war ſeine öffentliche Erklärung noch nicht erfolgt, aber er war ja erſt neunzehn Jahre alt und gedachte die Roſenzeit der Liebe mit heiliger Andacht zu feiern und zu genießen.

Auch laſteten gerade jetzt ſchwere Königspflichten auf ſeinem jugendlichen Haupte. Ihnen wollte er erſt genügen, erſt gedachte er die Laſten abzuwälzen, deren Druck ihm die Wonne innigerer Verbindung mit Ebba verbittert haben würde; frei davon wollte er ſich ſeinen Thron mit den Roſen der ehelichen Liebe ſchmücken. Das alles hatte er Ebba ſchon geſagt, und ſie hatte ihn angehört mit ſchweigendem Entzücken, ergeben in ſeinen Willen, nur lebend in ſeinem Leben, eine Blume, blühend im Strahl ſeiner Gunſt. Sie hatte ihn an ihren Vater gewieſen, aber Guſtav hatte bis jetzt gezaudert, mit dem alten Reichsdroſt über die höchſte Angelegenheit ſeines Herzens zu ſprechen, ſei es, daß er von den Rüſtungen gegen Rußland und Polen, zu denen noch andere wichtige Sorgen für Reich und Haus kamen — denn es war die Zeit, wo ſein jüngerer Bruder Karl Philipp von einer Partei in Rußland zum Zaar erwählt, von einer andern zurückgewieſen worden war, und der König daran dachte, ihn mit gewaffneter Hand nach Moskau zu führen —, ſei es, daß er von einer bangen Ahnung abgehalten wurde, als werde er durch ein Wort, welches er mit einem Dritten über ſeine Liebe rede, den Zauber derſelben löſen, den Blumenduft, der ihr entſtieg, verſcheuchen, den Roſenſchleier des zarten Geheimniſſes zerreißen, er werde ſich und ihr wehe thun, wenn er mit profanem Wort ausſpreche, was nur als ſtummes Gefühl ihre Herzen berauſchte. So wußte das ganze Schwedenvolk von ſeines Königs Liebe, und beſang ſie in Liedern, eh' er ſie mit beſtimmten Worten ſeiner Mutter, Ebba's Vater und ſeinem Volke verkündet hatte.

Aber Guſtav fühlte ſelbſt, daß das Wort geſprochen werden müſſe, und ſo hatte er beſchloſſen, es heute bei'm alten Grafen zuerſt zu ſprechen.

So ſehr es auch dieſem im Stillen ſchmeicheln mußte, ſein einziges Kind mit dem thatenluſtigen, ruhmbekränzten König vereint zu ſehen, mit deſſen Geſchlecht er ſelbſt durch ſeine verſtorbene Gattin nah verwandt war, ſo ließ es doch ſein würdiger Stolz nicht zu, dem Könige hinſichtlich ſeiner Herzenswünſche nur um ein Haar breit entgegen zu kommen. Als ihm Ebba mit kindlichen Thränen das Geſtändniß von der Liebe des Königs und von ihrer Gegenliebe gemacht, hatte er ernſt geantwortet: „Behalte allwez vor Augen, daß Du Magnus Brahe's und Brizitta Löwenhaupts Tochter biſt!" und ſie hatte das Gewicht dieſer Worte wohl verſtanden. Und in dem Sinne, in welchem er ſie geſprochen, handelte der Reichsdroſt.

Nach der Tafel wandelte der König im Berggarten, der eine herrliche Ausſicht auf den Mälarſee und die gegenüber liegenden Inſeln gewährte, aber auch manch' einſames Plätzchen bot, verwachſene Gehege, durch welche ſchattige Gänge führten, durch deren Dach der ſchärfſte Sonnenſtrahl nicht zu dringen vermochte, verſteckte Felſenpfade, und heimliche von Dämmerung umſponnene Ruhebänke. Der Tag war herbſtlich ſchön; die Sonne half dem König zu ſüßer Feier. Auf einer hohen Stelle hatte der Graf ſeine Jäger aufgeſtellt, die blieſen mit ihren Hörnern ſchöne Waldweiſen, daß es weit hinabſchallte über den See. Die Gäſte luſtwandelten. Der König fand ſich mit ſeiner Braut zuſammen und das ſchöne Paar verlor ſich in einſame Gänge.

Und er ſprach zu ihr mild und vertrauend: „Du mein lichter Stern, wie bin ich ſelig, daß ich Dich heute unbewölkt in Deiner Klarheit ſchauen darf! Ach, es ſind der Tage des böſen Drangs gar viel, und der Nächte nicht wenig voll Müh' und Bekümmerniß, denn ſie lagern um mich wie brüllende Leuen, und manch' harter Kampf ſteht mir bevor, und ſchwül wird mancher Tag ſein und rauh manche Nacht, eh' ſich die Kraft meines Arms allen Feinden bewährt, und die Hand, die ſie zu Boden ſchlug, mit der Deinigen für immer vereinigen darf. Bis dahin wirſt Du meine Sonne ſein, die ſoll mir Muth geben und Kraft, die ſoll die Wolken zerſtreuen, die mich umkreiſen und die Finſterniß erhellen, die mich umfängt. O Du meine Liebe!" Und er neigte ſein goldlockiges Haupt, gezogen vom Verlangen nach der Purpurfriſche ihres Mundes. Sie aber ſprach mit ſchüchterner Ehrfurcht und innigſter Liebe zugleich aus tiefſter Seele heraus: „Mein geliebter Herr und König!" Und doch war ſie von dem einen Worte erröthet, gleichſam als ſei es zu kühn, als dürfe ſie nicht zärtlich liebend an ihm hinaufſehen, der ihr Ideal aller ritterlichen Tugend, der Held ihrer Träume, das kaum geahnete Ziel ihrer verſchwiegenſten Hoffnungen war.

Da hob er das Haupt wieder und ſprach mit zartem Anhauch eines ſchmerzlichen Gefühls: „Nicht dieſen Namen hier unter den ſchweigenden Bäumen! Lerne mich doch, wenn ich Dir mein Herz aufſchließe, mit ſeinen Wünſchen und Hoffnungen, Sorgen und Befürchtungen, lerne mich da als Deinen Freund, Deinen Bruder, Deinen Geliebten betrachten und lieben!"

„O Ihr ſeid meine Welt! wo wäre eine Wonne für mich, die es nicht erſt durch Euch würde, wo ein Lebensſtrahl, der ſich durch Euch mir nicht erſt glänzend, farbenreich und wärmebringend geſtaltete! Ich bin ſo ganz Euer Geſchöpf, daß ich in nichts zerfließen würde, wendete ſich die Sonne Euerer Liebe von mir. Und gerade das gewährt mir eine unbeſchreiblich wehmüthige Wonne, Euch hoch über mir anzuſtaunen auf dem glanzvollen Gipfel Eurer Königshöhe, Euch als Herrſcher über Land und Meer walten zu ſehen, als Schlachtleuen und Sieger, und mich als Euere Magd, den ſchwachen Abglanz Euerer Größe, nur von Euerer Liebe ihr Daſein friſtend, wie ein ſchwacher Säugling von der Milch der Amme, und verlöſchen, wenn dieſe Liebe auf einen würdigern Gegenſtand fällt, ſterben Euch ſegnend, mein heilig geliebter Herr, wie das Veilchen ſtirbt, dem noch Düfte zuſendend, der es unvorſichtig zertritt."

„Meine Ebba! mein theures Mädchen, nicht dieſe Sprache! Gedenke doch der Zeit, wo Du kaum anders wußteſt, als ich ſei Dein Bruder! als wir noch zuſammen in den Hallen des Nyköpinger Schloſſes ſpielten und die Schweſter Katharina uns hofmeiſterte; als wir noch auf den Wieſen um Nyköping mit Blumen ſpielten und hinausblickten auf das blaue Meer und einander Märchen erzählten, die uns angeflogen waren, wir wußten nicht woher, und deren Bedeutung uns in ſchönen Ahnungen aufdämmerte; als wir noch kindiſch uns unſre Zukunft mit bunten Bildern ausbauten, in denen ich ſtets mit Dir vereint mich erblickte, ach! damals war noch keine menſchliche Scheidewand zwiſchen uns gezogen, wir ſtanden uns gleich. Warum ach! warum ſind wir nicht noch ſo kindlich innig vereint?"

„Damals wußte ich auch noch nicht, daß ich alles durch Euch war. Nun aber iſt mir das klare Bewußtſein deſſen gekommen und ich fühle mit all meiner unendlichen Liebe auch all die unendliche Ehrfurcht des Geſchöpfes gegen ſeinen Schöpfer. Ich lernte gehen — von Euch; ich lernte reden — von Euch; Euer Name war das erſte Wort, das meine Lippen zu ſtammeln vermochten; ich lernte ſpielen, begreifen, empfinden, Alles, Alles von Euch, und wußte es damals nicht, und ahnete es nicht, was Ihr mir waret. Nachher, als wir zuſammen in die Schule gingen, begriff ich nie den Lehrer ſogleich, nur wenn ſeine Worte mir aus Euerm Munde wiedertönten, da verſtand ich Alles wohl. Dann als ihr allerlei Waffenſpiel und ritterlich Gewerbe erlerntet, wie ſtaunte ich Euch an! wie begriff ich erſt in Euch die Erzählungen von den alten Rittern, von Kampf und Liebe, von Tugend und Mannlichkeit lebendig! Ihr waret ſtets die Augen, die Ohren, die Nerven meiner Seele; denn nur durch Euch ſah, hörte, empfand ich. Und ſo iſt es ja noch; aber es iſt doch anders geworden. Denn nun weiß ich, daß Ihr das wart und ſeid, damals ahnete ich es nicht einmal. Darum laßt mir meine Ehrfurcht, mein königlicher Herr, ſie iſt innig verwachſen mit meiner Liebe."

„Aber ſo vergönne mir doch wenigſtens das vertrauliche ‚Du' wieder. Stehe mir nicht ſo fern, Du mein Licht! Sieh es iſt ja ohnedies des Königs Loos, einſam zu ſtehen auf der Höhe, nach der ſich die Blicke, aber nicht die Herzen wenden, dem Gipfel eines Gletſchers vergleichbar, welchen die Sonnenſtrahlen wohl vergolden, aber nicht erwärmen. Wenn nun auch die, zu denen der König ſich niederbeugt, und ihnen die Hand reicht, um ſie herauf zu ziehen an ſein durchſchauertes Herz, um es an dem warmen Schlage des ihrigen wieder von neuen Lebensgluten durchſtrömen zu laſſen, wenn auch die ſich ſcheu von fern ſtellen und nur ſtaunend zu der Höhe hinaufſehen, dann wehe dem Armen, das dem Schickſal eine Krone zuwarf, ſtatt eines friſchen Lebenskranzes, in welchen Liebesglück, Frauengunſt, Freundesliebe gebunden ſind, als unverwelkliche, ſtets duftende Blumen! Ebba, Du haſt keinen Bruder, keine Schweſter, keine Mutter und Dein Vater iſt Dir fremd, da Du nie in ſeinem Hauſe warſt, ihm niemals kindlich zärtlich nahen durfteſt; mit mir biſt Du aufgewachſen, mir biſt Du verſchwiſtert, ich bin Dein Leben, Du das meine; Du wirſt bald meine Gattin; nie haben ſich ein Paar Menſchen inniger angehört: Ebba, Ebba! ſo vergiß doch den König und ſieh mich, den Menſchen, Deinen Guſtav, allein!"

„Mein Guſtav! Du trittſt mir menſchlich näher und ich muß Dich nun als Menſchen ſchier noch höher verehren, denn als König," ſagte das verſchämte Mädchen und verbarg ihr glühendes Geſicht in ihren Händen, aber der König zog das geliebte Haupt an ſeine Bruſt und hielt ſie ſchweigend umſchlungen. Dann ſprach er:

„Ich werde heute noch mit Deinem Vater über unſere Verbindung reden, Ebba. Dann gedenk' ich mit meiner Mutter darüber zu ſprechen und ihr meine Wahl kund zu thun."

„Ach!" ſeufzte Ebba, „ich weiß nicht, weshalb mir davor grauſt. Ich fürchte, die Königin wird unzufrieden ſein mit Deiner Wahl."

„Warum?" fragte der König, doch nicht mit der Feſtigkeit der Ueberzeugung vom Gegentheil. „Hat Deine ſterbende Mutter nicht ihrer Freundin, der Herzogin Chriſtine von Södermanland, ihr kaum gebornes Töchterlein übergeben und ihr das heiligſte Verſprechen abgenommen, das Kind zu halten wie ihr eigenes? Und hat es Chriſtine nicht der ſterbenden Gräfin in die Hand geſchworen und das Kind aufgezogen, wie ihre eigene Tochter? Und biſt Du, Ebba, nicht jenes Kind, und iſt die Königin, meine Mutter, nicht jene Herzogin Chriſtine?“

„Guſtav,“ ſagte Ebba mit hingebender Wehmuth und in dem alten von ihm ſo ſehr gewünſchten kindlichen Tone, „Guſtav, es iſt das erſtemal, daß ich dieſe zarte Saite in eines Menſchen Gegenwart berühre. Noch nie ſind die ſtummen Gedanken meiner Seele über die Lippen gegangen, ja ich darf ſie nicht einmal Gedanken nennen. Es ſind Gefühle, die die Seele mit leichten Fieberſchauern füllen, wenn ein kalter Lebenshauch an die blos liegende Wurzel des Herzens ſtreift, körperlich denen vergleichbar, die uns ein kalter Luftzug erzeugt, wenn man aus dem Gedränge des Hoffeſtes hinaustritt in der ſtillen Mitternacht auf den Altan des königlichen Schloſſes in Stockholm und die Sterne ſich im dunkeln Meer ſpiegeln ſieht und den Ruf der fernen Wachten und der noch fernern Schiffer vernimmt, und alles die Seele mit Wehmuth erfüllt. Es kommt mir ungeziemend vor, jenen bitterſüßen Gefühlen Worte leihen zu wollen; ſie werden die Sache ſchlimmer darſtellen, als ſie wirklich iſt, ſie werden die Lage drückender, die Verhältniſſe ſchwärzer malen, ſie werden Dinge darſtellen, die doch wirklich nicht ſind. Doch Du forderſt Vertrauen, unumſchränktes Vertrauen von Deiner Braut, und ſo will ich Dir die geheimſten Falten meiner Seele aufdecken und wahr und offen gegen Dich ſein, wie Du's begehrſt. Deine große edle Seele wird nicht daran denken, daß ich als Anklägerin Deiner Mutter bei Dir auftreten könnte, wohl aber wird ſie mir die Verſicherung glauben, daß ich nächſt Gott und Dir, die Königin über Alles liebe, verehre und hochachte, daß ich ihr gehorſam und jeden ihrer Wünſche nach Kräften erfüllen werde bis in den Tod. Ich werde ſie ſtets als meine Mutter betrachten, wenn ſie mich auch nicht als ihre Tochter, ſondern nur als ihre erſte Hofdame anſieht. Nun ſieh, es iſt heraus das dunkle Wort, ach! und doch bin ich überzeugt, daß ſie mich liebt. Ich habe ja die Beweiſe vielfältig davon. Aber wie ſoll ich es denn anders bezeichnen, was mein Herz ſtets ſo kühl anweht und mich gar oft fröſteln macht? So lange wir noch auf dem Schloſſe Nyköping wohnten, wußte ich davon nichts. Ich gehörte mit zu den herzoglichen Kindern. Hernach aber, als Chriſtinens ſtolzer Sinn Deinen Vater antrieb nach Schwedens Königskrone zu greifen, hernach als wir nach Stockholm in die Hofburg zogen, da ward es anders. Ich war damals erſt zwölf Jahre alt, als Karl IX. gekrönt wurde, aber ich fühlte tief, was ich am Tage verlor, an welchem Chriſtine das Ziel ihrer Wünſche gewann, die ſchwediſche Königskrone auf ihres Gatten Haupt. Zu den herzoglichen Kindern hatte ich gehört, zu den königlichen gehörte ich nicht mehr. Aus der Tochter war die Dienerin geworden."

„Und aus der Dienerin ſoll nun die Königin werden," fiel ihr Guſtav ein und küßte ſie auf die Wange.

„Das eben iſt's, was ſich nicht wohl vereinbaren läßt mit dem hochedlen königlichen Sinn Deiner Mutter. Soll ſie die beſcheidene Dienerin ferner als ſich gleich, ja über ſich geſtellt betrachten? — O Guſtav, es muß ja ihr königlich großes, mütterlich ſtolzes Herz verletzen, wenn ſie ſieht, daß ich als ein lichtloſer Stern den Glanz Deines hellſtrahlenden Geſtirns verdunkle, ſtatt daß eine Wahl aus den Fürſtentöchtern der proteſtantiſchen Chriſtenheit den Lichtſchein, der Dein Haupt umwallt, nur vergrößern und verſtärken würde. Deine Mutter iſt dem altfürſtlichen weltberühmten Hauſe Holſtein entſprungen, ihr Vater war der große Herzog Adolf, deſſen Geiſt und Name auf Dich übergegangen iſt, wie der Geiſt und Name Deines väterlichen Großvaters, Guſtav Waſa. Ihr iſt ein fürſtlicher Sinn angeboren; und ſie reichte Deinem Vater, als er noch Herzog von Södermanland war und keine Ausſicht hatte, jemals die ſchwediſche Krone zu erlangen, die Hand, und ihr Sohn, der König Schwedens, ſollte ſich mit der unbedeutenden Gräfin Brahe verbinden? Guſtav, zieh aus und ſuche Dir eine fürſtliche Braut, die Deiner erhabenen Mutter gleicht; mich aber laß vergehen im unverwandten Anſchauen Deiner Sonnenflamme."

„Ebba, mein Licht, mein Leben, wie kannſt Du mir wehe thun mit ſolcher Rede! Du ja biſt das Sternlicht, an dem ich meine Flamme entzündet habe. Was wäre Guſtav Adolf, wenn Ebba Brahe nicht geweſen wäre? Was hülfe es mir, daß ich die Namen meines väterlichen und mütterlichen Großvaters führte, ihr Geiſt wäre ohne meine Liebe zu Dir, ohne Deine Liebe zu mir nicht in mir zum lebendigen Bewußtſein gekommen. Sie ſehen beide ſegnend aus lichten Höhen auf Dich herab, auf Dich, durch welche mir die Welt aufgegangen iſt, wie die Roſe durch den Frühlingshauch. Und meine treffliche Mutter ſollte Dich verſtoßen, weil ich Dich liebte, weil durch Dich nur mein Glück beſteht? Glaube das nicht! Sie liebt mich ſelbſt dazu über alles. Sie vermöchte ſchon aus Zärtlichkeit zu mir, es nicht einmal merken zu laſſen, daß Du ihr als Tochter nicht genehm, ſelbſt wenn es wirklich der Fall wäre. Aber auch Dich liebt ſie; ich muß es ja wiſſen. Sie ſpricht von Dir mit Mutterſtolz, es ſchmeichelt ihr, daß Du eine Pflanze ihres Gartens biſt, zwar nicht darin erzeugt, aber doch darin aufgewachſen und veredelt. Und welchen Grund könnte ſie endlich angeben, aus welchem ſie meine Wahl mißbillige? Biſt Du nicht eine Sproſſe uralten ſchwediſchen Adels, ſo alt als der meinige. War Deine Mutter nicht eine Löwenhaupt, wie meine Großmutter? Und iſt es in Schweden etwas ſo ungewöhnliches, daß der König ſich die Königin ausſucht aus den Töchtern des Landes? Haben nicht ſchon Königinnen aus dem Hauſe Brahe auf Schwedens Thron geſeſſen? Brauche ich weiter nach Beiſpielen zu ſuchen, als in unſerm eigenen Hauſe? Des großen Guſtav Waſa zweite Gemahlin war Margaretha Löwenhaupt, die dritte war Katharina Stenbock, unſre alte Großmutter, die noch auf Strämsholm lebt. Und iſt es nicht weltbekannt, daß des unglücklichen Königs Erich, meines Oheims, Gemahlin, Katharina Mons, die Tochter eines Korporals war? Auch Guſtav Waſa's zweiter Sohn, König Johann, erhob eine Unterthanin auf den ſchwediſchen Thron. Seine zweite Gemahlin und meines Vetters, des Herzogs Johann von Gothland Mutter war Gunnilla Bielke, eines Reichsraths Tochter.“

„Dein liebendes Herz ſucht die Ahnungen zu verſcheuchen, die mich oft wie böſe Geſpenſter beſchleichen und mir Unheil von meiner Zukunft weiſſagen.“

„Vertraue auf meine Treue und halte Dich feſt an mich an, wie ein Baum auf Felſengrund, deſſen Wurzeln in die kleinſten Steinritzen dringen und ſich am Geſtein feſtklammern, und laß nicht von mir ab, die Stürme mögen über uns kommen, wie ſie wollen!

Gelobe mir das in dieſer feierlichen Stunde, in dieſer einſamen Waldnacht.“

„Ich gelobe es Dir! Dein bin ich in Ewigkeit! Gott hat meinen Schwur gehört!“ — Ihre Hand lag feſt in der ſeinigen; ſein Mund ruhte auf dem ihrigen in langem bräutlichen Kuſſe.

„Nun zu Deinem Vater, daß er unſern Bund ſegne!“ rief der König, und die wehmüthig glückliche Braut trat an ſeinem Arme wieder in die fröhliche Geſellſchaft.

---

## 14.

## Der König und die Emigranten.

Kaum waren ſie aus dem Gebüſch getreten, als ſich ihnen ein bejahrter Mann und zwei Jünglinge in den Weg warfen und die Knie vor dem König beugten. Es war jener Vater mit ſeinen beiden Söhnen, der vorgeſtern in der Finſterniß der Sturmnacht durch einen Sturz auf dem Wege vom Schiffe ſich den Fuß verrenkt hatte.

„Ich bin Claes Stiernhök,“ ſagte der Vater, „den eine unglückliche Verblendung aus ſeinem Vaterlande nach Polen trieb, dem Ew. Majeſtät Gnade Verzeihung und Erlaubniß angedeihen ließ, in das geliebte Schweden zurückkehren zu dürfen. Dies ſind meine Söhne, die mit mir gekommen ſind, Euch unſern tiefgefühlten Dank zu ſtammeln. Verſchmäht das ſchwache Opfer deſſelben nicht, und laßt Euere

Gnade auch ferner über uns walten, uns Gelegenheit zu geben, daß wir durch Thaten Euerer Majeſtät beweiſen können, was Worte auszuſprechen vergeblich verſuchen. Gott erhalte lange Euere königliche Majeſtät!"

„Steht auf, Claes Stiernhök, und folgt mir mit Euern wackern Söhnen. Ich will Euch willkommen heißen in der Zahl der Edelſten meines Volks und Euch wieder einſetzen in Euere Güter und Würden."

Stiernhök entſchuldigte ſich mit ſeinem Unfall und erzählte auf des Königs Wunſch die Geſchichte desſelben. „Aber wie ſeid Ihr hierhergekommen," fragte der König verwundert, „wenn Ihr durch den Geſchwulſt Eueres Fußes am Gehen verhindert werdet?"

„Meine Söhne haben mich auf ihren Schultern hierhergetragen; unſer Dank duldete keinen Aufſchub; wir wollten und konnten Schweden nicht ganz wieder angehören, bevor wir ihn Euch nicht dargebracht, drum unternahmen wir den abenteuerlichen Zug."

„So ein Paar treffliche Söhne werden König und Vaterland nicht minder treu ergeben ſein," redete der königliche Jüngling zu den beiden andern Jünglingen. „Neue Gefahren, die uns drohen, erfordern junge kräftige Arme. Ueberlaßt es mir, Claes Stiernhök, für Euere wackern Jungen bei der Armee zu ſorgen. Sie werden ein Paar herrliche Soldaten werden."

„Dank! Dank!" riefen die Jünglinge dem mit gnädigem Handwink neben Ebba davon ſchreitenden König nach, ladeten dann ihren Vater wieder auf und ſchritten unter Beifallsjauchzen der Gäſte wie im Triumphzug dahin.

Der Beifallsruf galt zunächſt dem gerechten hochherzigen Könige, deſſen zu den Stiernhök geſprochenen

Worte von Munde zu Munde flogen, jedesmal mit Lobpreiſungen auf den verehrten Herrn vermehrt. Schon hatte ſich das geliebte Paar der Eſtrade genaht, auf welcher die Reichsräthe, Generäle und vornehmſten Adligen mit den Frauen ſaßen, als ſich ein hoher ſtolzer Greis mit einem Haar, glänzender als friſch gefallener Schnee, und mit einer Haltung, majeſtätiſcher als die des Löwen, ſich Bahn brach durch die Zuſchauer und ſich dem Könige in den Weg ſtellte.

„Edler Sproß eines edlen Stammes, königlicher Herr, auf deſſen hoffnungs- und thatenreiche Jugend das Schwedenvolk ſtaunend ſieht,“ ſagte Graf Axel Löwenhaupt — denn er war es — mit Würde und Gefühl eignen Werths, „ſeht auch mich zurückgekehrt aus Polens unglücklichem Reiche, um mich wieder anzuſiedeln auf der heimathlichen Erde.“

„Graf Löwenhaupt, meine Augen führen meiner Seele ein immer größeres Erſtaunen zu, Euch hier zu ſehen auf ſchwediſchem Boden. Wem habt Ihr Euere Petition an mich anvertraut, der ſo leichtſinnig geweſen iſt, ſie nicht in meine Hände gelangen zu laſſen, denn beim allmächtigen Gott! ich weiß nichts von Eurem Verlanger, meine Krone anzuerkennen, die Partei meines Ohms, des polniſchen Siegmunds, zu verlaſſen und heimzukehren in das Land Euerer Väter.“

„Ein Löwenhaupt iſt keiner Lüge fähig. Ich ſchrieb keine Petition an Euch, gnädigſter Herr. Eine unwiderſtehliche Gewalt zog mich nach der Spanne Erde, wo meine Ahnen ſchlafen und meine Kinder, und wo andre meiner Kinder leben und ihre Kinder.“

„Und nicht um Schwedens Könige zu huldigen?“

BIBL. UNIVERS. LIPS.

fragte Guſtav ſcharf betont; und als der Greis in ſtolzem Schweigen beharrte, fuhr der König noch gereizter fort: „Und weshalb, Graf Löwenhaupt, umgingt Ihr das Geſetz, das Euch bekannt ſein muß, welches jedem nach Polen ausgewanderten Schweden, ſobald er in ſein Vaterland zurückzukehren gedenkt, beſiehlt, ſich mit einer Bittſchrift um die Erlaubniß zu dieſer Rückkehr an mich zu wenden? Noch hab' ich keinem das Geſuch abgeſchlagen, denn ich fühle, was es dem Schweden heißen mag, ſein Vaterland entbehren zu müſſen, noch hab' ich jeden Zurückgekehrten willkommen geheißen in meinem Reiche. Aber ich werde auch eben ſo ſtreng auf die Erfüllung des Geſetzes und der meiner Krone gebührenden Ehrfurcht halten. Ich traue Euch zu, Graf Löwenhaupt, daß Ihr beides richtig zu ſchätzen wißt; folglich habt Ihr wohl das Geſetz nicht gekannt und die Sehnſucht nach dem Vaterlande hat Euch die der Krone und ihrem Träger — ſei er auch ein Jüngling — ſchuldige Ehrfurcht dort wie hier eine kleine Zeit aus den Augen ſetzen laſſen."

Des Grafen Geſicht wurde braun vor Zorn; ſein großes Auge flog flammend umher. Er ſchwieg einige Augenblicke, doch konnte man den Kampf ſeiner Seele auf ſeinem Geſichte leſen. Endlich ſagte er gefaßt: „Ich habe das Geſetz gekannt."

„Und warum habt Ihr ſträflicher Weiſe es nicht befolgt?"

„Weil ein Löwenhaupt zu ſtolz iſt, am Thron eines Waſa um eine Gunſt zu betteln, die der ärmſte Bauer ohne demüthigende Bitte von ſelbſt genießt, auf ſchwediſcher Erde zu ſterben; weil ich nicht vergebens den ſtolzen Namen meiner Väter führe, und als ein Greis, der faſt neunzig Jahre zählt, vor einem neunzehnjährigen Jüngling, ſelbſt wenn ihn der Zufall, der mächtigſte Beherrſcher der Welt, auf den Thron meines Vaterlandes geſetzt, das ſtets würdig gehaltene, ſchmachloſe Haupt des Löwen beugen und entehren kann." Dieſe Rede wurde mit ſo ſteigender Erbitterung geſprochen, daß alle Umſtehenden bebten.

„So fühlt Ihr Euch entehrt, wenn Ihr mich als König dieſes Landes anerkennt und verweigert meiner Majeſtät die Ehrerbietung?" rief der König mit flammenden Blicken. „Nicht das Verlangen, hier zu ſterben, hat Euch nach Schweden zurückgeführt; nein, Euer Rebellenſinn, der ſo empörend iſt, daß Ihr ihn nicht einmal mit dem Mantel des Scheins zu umkleiden vermögt. Und weshalb tretet Ihr mir in den Weg? Wollt Ihr von mir ertrotzen, was nur meine Gnade dem Unterwürfigen, Reuevollen gewähren wird? Schützte Euch nicht Euer weißes Haar, fürwahr ich würde Euch zeigen, wie man nach Recht und Geſetz umgeht mit den frechen Beleidigern der Majeſtät."

„Ha, mir das von Deinem Enkel, Guſtav Waſa, der Du mich vor allen adligen Jünglingen Schwedens liebteſt, mich ſelbſt unterrichteteſt im Waffenhandwerk, der Du meines Vaters Schweſter Dein innig geliebtes Weib nannteſt, von der dieſer — junge König entſprungen iſt! Schatten Guſtavs! Sieh dieſe Schmach widerfährt Deinem Löwenhaupt!"

„Axel Löwenhaupt," rief der König, „Ihr ſeid für ewige Zeit von der ſchwed'ſchen Erde verbannt. Nicht vergebens iſt Sten Löwenhaupt, Euer Sohn, ein grauſamer Tyrann in meinem Lande, er hat ſeines Vaters rauhen, trotzigen Sinn geerbt; aber ich will ihn züchtigen, wie Euch, ſo wahr mir Gott helfe!“

Der Greis ſtand wie zur Bildſäule gewandelt; ſo hart hatte ihn das Verbannungsurtheil getroffen. Alles hatte ſich um die ſonderbare Scene herumgedrängt, aber ſtumm blieb aller Mund. Die Kammerjunker des Königs nahten, ihrem Herrn Bahn zu machen, da traten Herzog Johann und Graf Brahe an der Spitze mehrer Edeln auf den König zu.

„Laß Gnade für Recht ergehen, mein Vetter,“ bat der Herzog. „Nimm Rückſicht auf die Jahre dieſes Mannes, auf ſein uraltes hochberühmtes Geſchlecht, mit welchem Du ſelbſt verzweigt biſt, auf die Dienſte, die er Deinen Vorfahren gethan, und verzeih ihm!“

„Verzeiht ihm, großmächtiger König,“ flehte Graf Brahe, „verzeiht ihm mit um meinetwillen, denn Brigitta Löwenhaupt, mein Weib, war ſeine Enkelin, Ebba Brahe, die neben Euch ſteht, iſt ſeine Urenkelin.“

Da hob auch Ebba, die bis jetzt verſchüchtert bei Seite geſtanden hatte, das große blaue Auge flehend zum König empor, da faltete ſie die Hände bittend und Guſtav war beſiegt. Eben wollte er das Wort der Gnade verkünden, da riß ſich Graf Löwenhaupt aus ſeiner Erſtarrung und rief mit wilder Stimme:

„Entwürdigt Euch nicht meinetwegen, Männer Schwedens, verſchwendet Euere Worte nicht! Nicht ziemt es Euch, Häupter des Volks, hier zu bitten! Bedenkt, wie ſehr Ihr Euch ſelbſt ſchmäht! Ich gehe ja ſchon! Ich will nicht Verzeihung, ich will nicht die Gunſt dieſes übermüthigen Knaben, den die Laune des Glücks aufbläſt. Ich will nichts vom Sohne des Kronenräubers, von dem ſcheinheiligen Heuchler, der ſelbſt Kronenräuber iſt. Er ſtößt mich hinaus in die Fremde; ich darf nicht in meinem Vaterlande ſterben, nicht mein mattes Haupt auf einen Fuß breit heimiſcher Erde legen, ſo mög' es ihm gehen, wenn ſeine Stunde einſt ſchlägt! Sein Herz müſſe ſich nimmer der Liebe erfreuen, die er begehrt und ſein Stamm, der kronenräuberiſche, mit ihm ausſterben! Fluch über ihn!" Und ſomit ſtürmte der wüthende Greis fort, ſcheu wich Jeder vor ihm zurück; denn es lag etwas Dämoniſches in ſeiner hohen, raſch davon eilenden Geſtalt, ſeinen glühenden, rollenden Augen, ſeinem braunrothen Geſicht, ſeinen geballten Fäuſten, ſeinem weißen zerzauſten Haar, den flatternden Gewändern und der wehenden Reiherfeder ſeines Barets.

Mit banger Beſorgniß ſahen ſich die Umherſtehenden an, dann lief ein Murmeln durch die Reihen, Ebba war todtbleich geworden und drohte umzuſinken, ſo daß ihr ihre Frauen zu Hülfe eilen mußten; ſelbſt der König hatte die Faſſung verloren. Beſorgniß für Ebba gab ſie ihm wieder. Zitternd ſtanden die Höflinge, und die Reichsräthe machten lange bedenkliche Geſichter. Herzog Johann blickte unmuthig nach dem Könige hinüber und fluchte leiſe. Ebba wurde in ihr Gemach geführt, Guſtav wich nicht von ihrer Seite. Sie erholte ſich bald wieder und er mußte ſie zu überreden, daß ſie an der Abendtafel mit Theil nähme. Hierauf ging er anſcheinend heiter zur Geſellſchaft zurück und unterhielt ſich mit dem Prinzen Johann, dem Kanzler Oxenſtierna, dem Grafen Brahe; aber wie unbefangen er auch ſcheinen mochte, er war bis in die innerſte Seele verſtimmt, und konnte es nicht über ſich gewinnen, mit dem Reichsdroſt über ſeine Liebe zu ſprechen. Es war ihm daher nicht unangenehm, als ein Kammerjunker ihm ſagte, ein franzöſiſcher Maler, welcher dieſen Morgen mit auf dem Schiffe des Grafen Brahe gekommen ſei, bitte um die Gnade, dem Könige ſeine Dienſte anbieten zu dürfen. Er befahl, den Künſtler herbeizuführen.

---

## 13.

## Rieke's Bild.

De Change trat in den Saal. „Mein Glücksſtern hat mich auf dieſes Schloß geführt,“ ſprach er mit Anſtand, „wollte mir nur Euerer Majeſtät Gnade geſtatten, daß ich höchſtdero Bild auf die Leinwand trüge! Seine Herrlichkeit, der Beſitzer des Schloſſes, hat mir ſchon gnädig erlaubt, die Engelszüge der jungen Gräfin durch meinen Pinſel zu feſſeln.“

Den König ergriff der Gedanke mit Lebhaftigkeit, ſich und ſeine Braut malen zu laſſen. Die bildenden Künſte ſtanden in Schweden ſelbſt noch nicht auf der hohen Stufe, wie in den ſüdlichen Ländern Europa's, und es war nichts Ungewöhnliches, daß Franzoſen, Italiener und Deutſche die Hauptſtädte Schwedens heimſuchten.

„Ihr ſeid aus Frankreich? das iſt ſchon eine Empfehlung,“ ſagte der König. „Ich liebe die Künſte und vor allen die Malerei; ſie hält den flüchtigen Moment mit Licht und Schatten und allen Farben feſt und erſetzt durch Ausdruck die Töne der Sprache.

Habt Ihr mir etwas von Euerer Kunſt mitgebracht? Laßt ſehen!“

Der Maler enthüllte das unter ſeinem Arm ,befindliche Bild.

„Recht gut!“ ſagte der König zufrieden „Ein ſchwediſches Bauernmädchen von ſo ausgezeichneter Schönheit, daß ich zweifeln muß, das Gemälde ſei mehr als Geſchöpf Euerer Phantaſie. Sei dem wie ihm wolle, das Bild hat meinen Beifall. Ihr werdet im Schloſſe zu Stockholm keine ſchlechte Aufnahme und Arbeit genug finden, Monſieur. Die Königin, meine Mutter, wird Euch ſegnen; denn Ihr kommt gerade zur rechten Zeit. Mein Bruder Karl Philipp, den ſie über Alles liebt, wird mit in den ruſſiſchen Krieg ziehen. Ihr malt ihn zum Troſt für die Königin.“

Als der König ausgeredet hatte, bemerkte der Maler, daß das vorgezeigte Bild ſtreng nach der Natur gemalt und, wie die naſſen Farben bezeugten, erſt heute vollendet ſei. Zum Zeugen der Wahrheit ſeiner Ausſage nannte er den Hauptmann Gyllenhielm. Der König rief dieſen herbei und fragte, auf das Bild deutend: „Kennſt Du in Schweden ein Mädchen von dieſer Schönheit?“

Der Offizier hatte kaum die Augen auf das dargebotene Gemälde geworfen, als er überraſcht ausrief: „Rieke Strämfeld! Erſt geſtern war ſie meine Führerin.“ Der König hörte mit Wohlgefallen der begeiſterten Beſchreibung des Hauptmanns von Rieken zu und ſah von Zeit zu Zeit auf das Bild, um ſich zu überzeugen, ob auch der Kriegsmann nicht übertreibe, aber wie das Bild, ſo ſtimmten der Maler und der Herzog Johann dem Bericht des Soldaten bei.

Der König fand Intereſſe am Maler, wie am Bilde, und unterhielt ſich mit ihm über die Kunſt. Als zur Abendtafel geblaſen wurde, beſchloß der König, ſeine Ebba mit dem Bilde zu überraſchen und zu erheitern. Er erreichte ſeinen Zweck, denn ſie konnte ſich nicht ſatt ſehen an den einnehmenden Zügen des Mädchens. Noch mehr aber erſtaunte ſie, als ihr der König ſagte, daß das Original das ärmſte Bauernkind auf einem Rittergute ihres Vaters ſei. „Ich muß Euch den Verkünder ihrer Schönheit ſelbſt zuführen,“ ſagte Guſtav, „damit Ihr erfahret, welch einen Schatz Ihr in dieſem Mädchen beſitzt; denn mein Mund würde den Schatten ſeiner Beſchreibung nicht zu liefern vermögen.“ — Gyllenhielm wurde herbeigerufen.

„Ihr habt eine wunderbare Entdeckungsreiſe gemacht,“ begann die Gräfin und deutete auf das Bild.

„Wenn Euere Gnaden mir erlaubt, ſo möchte ich mich einem Menſchen vergleichen,“ verſetzte der Offizier, „der vom Ufer ins Meer geſtoßen, verzweifelnd um ſein Leben ringend auf eine Bank ſtößt und darauf die ſchönſte Perle findet. Er bringt ſie ans Land, weiß aber nicht, was er mit ihr beginnen ſoll. Da vergönnt ihm ein günſtiges Schickſal, einer gütigen Fee zu nahen und er bittet: Nimm, erhabene Fee, die Perle und verſetze ſie in die äußerſte Einfaſſung Deiner ſchimmernden Demantkrone, wirf einen Blick auf ſie, und ſie wird Deiner würdig ſchimmern.“

„Die Feen pflegen den Dichtern hold zu ſein,“ verſetzte Ebba, „und wenn ein tapferer Schwedendegen eines hübſchen Bauernmädchens wegen zum Dichter wird, ſo muß eine Fee ſchon um dieſer liebenswürdigen Seltenheit Willen ein Uebriges thun.“

„Euere Gnaden wird nie bereuen, dieſem Naturfinde einen huldvollen Blick geſchenkt, dieſe ſeltene Blume aus dem dürren Boden, dem ſie entſproſſen, in das edle Erdreich Eueres Gartens verſetzt zu haben.“

„Euere Sprache wird immer dichteriſcher, Herr Hauptmann; und wenn es wahr iſt, daß die Liebe Dichter macht, ſo möchte ich faſt glauben, ihr ſeid durch ſie zum Dichter geworden. Weil ich unſern vaterländiſchen Dichtern nun ſehr gewogen bin, ſo wäre es ja gegen meine eigene Luſt und Neigung, wenn ich Euern Wünſchen nicht nachkommen und Schweden dadurch in unſerer an ſchönen Geiſtern ſo dürftigen Zeit zu einem neuen Dichter verhelfen wollte. Ich werde mir nächſtens die Blume beſehen, Baron Gyllenhielm.“

Der Hauptmann dankte höflich und empfahl ſich. Ebba's wiedergewonnene Heiterkeit ging auch auf den König und von dieſem auf die Geſellſchaft über.

## 16.

## Königsſorgen.

Auf ſeinem Zimmer wurde dem Könige gemeldet, daß der holländiſche Jude Ben-Jamin angelangt ſei und unterthänigſt anfragen laſſe, ob Seine Majeſtät morgen in der Frühe wieder nach Stockholm aufzubrechen gedächten? in dieſem Falle bitte er um die Gnade, der Majeſtät noch dieſen Abend Mittheilungen machen zu dürfen.

„Führ' den Juden herein,“ befahl Guſtav.

Der Judenherr von dem verſchlagenen Lübecker Schiff trat in reicher Tracht herein und grüßte: „Friede ſei mit dem großmächtigen Sohne des Himmels und die Wonnen des Paradieſes im Thale der Unvollkommenheit!“ Der König ſah aufrecht ſtehend ſtreng auf den Mann herab und fragte: „Was haſt Du mir zu ſagen, Jude?“

„Ich bin gekommen in das Schwedenreich, dem der Segen des Herrn ſei, im Auftrag des Kaufmanns Abraham Kabeljau, deſſen Geſchäft ich, wie Eure großmächtigſte Majeſtät wohl wiſſen wird, theilweiſe zu beſorgen pflege.“

„Ich weiß es. Wie weit iſt Kabeljau mit der Erfüllung meines Auftrags gediehen?“

„Das eben iſt's, weshalb ich bin erſchienen vor Euerer Majeſtät ruhmſtrahlendem Antlitz, um Euern gnädigſten Ohren anzuſagen, wie weit iſt Abraham gekommen in dem Geſchäft für Ew. Majeſtät mit der holländiſchen Bank.“

„Wohlan, ſo ſag an!“

„Die Bank iſt auf Kabeljau's Betrieb nicht abgeneigt, Euch vorzuſtrecken die begehrte Summe, ſo Euere königliche Gnade hinwiederum iſt nicht abgeneigt, der Bank zuzugeſtehen einige Bedingungen.“

„Und welche ſind es?“

„Geſtrenger Herr König, Euer geringſter Knecht braucht Euerer Majeſtät nicht erſt zu ſagen, daß die Herren in Holland ſind Kaufleute, d. h. Leute, die durch Kauf und Verkauf ſich zu machen ſuchen ein Vortheilchen; denn vom Gewinn muß leben der Menſch. Wenn nun die holländiſche Bank der Majeſtät von Schweden ſoll vorſtrecken die achtzig Tauſend Thaler, ſo fragt ſie, was ſoll ich damit gewinnen?“

„Wie viel Prozente Zinſen verlangt die Bank?“

„Sie wird nicht geben das Geld unter zehn vom Hundert.“

„Viel, ſehr viel! Doch läßt ſich davon wohl noch abhandeln.“

„Ich weiß nicht, ob Ew. Majeſtät wird abhandeln ein Viertel Prozent. Aber die Bank fragt auch ferner, was wird uns zum Verſatz für die Summe?“

„Ei, die Schacherſeelen! Iſt ihnen denn meine königliche Verſchreibung nicht genug? Iſt es nicht hinlänglicher Verſatz, wenn der König von Schweden ſich ihnen verſchreibt mit Haut und Haar für achtzig Tauſend Thaler?“

„Geſtrenge Majeſtät iſt zwar ein hoch herrſchender Sohn des Himmels, aber eben ſo von Fleiſch und Bein, wie die andern Menſchen. Wenn Euere Großmächtigkeit nun zieht in den ruſſiſchen Krieg, und der Engel des Todes, an deſſen Schwertſpitze der bittere Gifttropfen hängt, kommt herangeflogen, ſitzend auf einer Kugel von Blei, die geſchoſſen ward aus einer Büchſen, und macht — wovor der Herr des Himmels und der Erden Euere Majeſtät bewahren möge! — dem allerdurchlauchtigſten Leben ein Ende, was ſoll anfangen die Bank mit dem todtgeſchoſſenen König von Schweden für achtzig Tauſend Thaler?“

„Du haſt Recht, Jude,“ lachte der König, „und die Bank hat auch Recht; ich wäre dann keine achtzig Tauſend Heller werth. Nun ſo will ich der Bank ein gut Stück Land verſchreiben mit Dörfern und Städten.“

„Allen Reſpekt, gnädigſter Herr, vor dem ſchönen Schwedenlande, es iſt ein großes Land, aber es iſt nicht ein reiches Land, wie Holland. Es hat viel

Wälder und Seen, viel Gewäſſer, viel Stein, viel dürre Haiden, aber es hat nicht viel Aecker und Feld, worauf wächſt der Segen des hochgelobten Gottes. Es hat viel ſcharfe Schwerter, damit zu ſchlagen ſeine Feinde, aber es hat wenig Pflüge, damit aufzureißen die Erde; der Handelsmann borgt aber allein auf den Pflug, nichts auf das Schwert. Ueberdies habt Ihr ja nur über einen kleinen Theil des Landes zu verfügen. Iſt doch das ganze große Oſtgothland, der beſte Theil von Schweden, dem durchlauchtigſten Herrn Herzoge Johann; Euerer Majeſtät durchlauchtigſter Herr Bruder iſt Herzog und Beſitzer von Södermannland, die Grafen und edlen Herren beſitzen in den übrigen Landſchaften große Güter, Dörfer und Städte. Wiederum die beſte Gegend von dem Euerigen, Elfsborg, habt Ihr dem Dänenkönig verpfändet nebſt einem großen Theil von Weſtgothland für die Million Thaler, die Ihr eingegangen ſeid im Friedensſchluß, zu zahlen an ihn. Auf das ganze Lappenvolk da oben, wo's kalt iſt, borgt die Bank nicht Tauſend Thaler, und wenn das Land reichte bis an das Ende der Welt.“

Der König hatte den Juden einigemal zornig angeblickt, ſich aber bemeiſtert, und rief jetzt raſch: „Nun denn, was will die Bank zum Unterpfand, wenn ihr Schwedenland weniger werth iſt, als faule Fiſche? Sag', Jude, was will ſie, und höre auf, mein Land zu läſtern, oder Dich ſoll —“

„Soll mich Gott bewahren, daß ich läſterte ein ſo herrliches Land, welches beherrſcht wird von einem ſo großen Könige! Ich will nicht ruhen im Schoße des Erzvaters Abraham, ſo ich gedacht habe zu kränken Euere königliche Großmächtigkeit.“

„Es möchte Dir auch ſchlecht bekommen. Aber ſpute Dich, es wird ſpät, und ich muß morgen bei guter Zeit in Stockholm ſein. Was wollen die Holländer?"

„Majeſtätiſcher Herr König, Ihr habt ein ſtreng Geſetz gegeben in Euerem Lande: es ſoll kein fremdes Volk treiben Handel und Wandel darin. Des Herzog Johann von Gothland Durchlaucht hat erlaubt den Handel in ſeinem Herzogthume, und wir Holländer zahlen ihm dafür jährlich eine ſchöne Steuer."

„Ja, und der Handel und die Gewerbe ſeiner Provinz gehen darüber zu Grunde. Was fragt Ihr Judenſeelen darnach? Wir Schweden ſind ſelbſt klug genug zu handeln."

„Wer möchte beſtreiten ſolche Wahrheit? Aber kein König der Erde kann alles thun zugleich, das kann nur vollbringen der König des Himmels, der hochgelobte Gott. Ihr aber müßt thun eins nach dem andern. So Ihr nun führt Krieg gegen den neuen Ruſſenzaar und den König von Polen, und Euer Volk kleidet in Wehr und Waffen, wie wollt Ihr auch treiben Handel? Oder Ihr wollt fördern den Ackerbau und Gartenbau und die Viehzucht im Schwedenreich, wie wollt Ihr auch gleich treiben Handel? Erſt wenn Ihr habt beſiegt den Moskowiter und den Polen, wenn der Pflug Schweden hat umgewühlt und die Kuh abweidet die fetten Bergtriften, erſt dann könnt Ihr daran denken, auch zu rüſten Handelsſchiffe, und die eingebrachten Waaren umherzuführen im Lande. Bis dahin aber geſtattet der holländiſchen Bank den freien Handel in Euerm Staate, und ſie verlangt nicht Verſchreibung noch Pfand, und in zwei Wochen a dato ſoll ſein das ganze Geld in Euern Händen."

„Daß Ihr geſcheidt wär't! Nein daraus kann nichts werden," antwortete der König beſtimmt.

„Dann hat mir Kabeljau aufgetragen, Euch zu wiſſen zu thun, großmächtigſter Herr, daß die Bank auf keine andere Bedingung das Geld geben werde. Er ſelbſt aber habe Euch nicht mehr als zehntauſend Thaler aus eigenen Mitteln anzubieten, da Ihr am beſten wüßtet, daß er durch die Verwüſtung ſeiner Fabriken in Gothenburg durch die Dänen faſt ganz zu Grunde gerichtet ſei."

„Ich bin Kabeljau vielen Dank ſchuldig, und werde nie vergeſſen, daß er es war, der mir in der ſchwierigſten Lage, die der Dänenkrieg mir bereitet hatte, jene zwölfhundert holländiſche Soldaten quer durch Norwegen und den lauernden Feind mit großer Kühnheit zuführte, die mir nachher Siege erfechten halfen. Er vermehrt die Verbindlichkeiten, die ich ihm ſchulde. Auch bin ich überzeugt, daß er mein Beſtes ſtets vor Augen hat. Aber auf die Forderungen der Bank kann ich nicht eingehen."

„So iſt mein Geſchäft zu Ende. Kabeljau wird Euerer Majeſtät zahlen das Geld zur Zeit des Neujahrs der Chriſten und Euch ſelbſt bringen."

Der König ging unruhig im Zimmer auf und ab, fuhr mit der Hand mehrmals über die Stirne und ſprach dann: „Warte noch im Vorzimmer!" Der Jude haſchte tiefgebückt nach dem Rockzipfel des Königs.

„Laß das!" ſagte Guſtav ſtreng, „ich mag Deine hündiſche Verehrung nicht, zumal nach den Dingen, die Du zu mir zu reden Dich erdreiſtet haſt. Ich werde Dich nachher wieder rufen laſſen und feſten Beſcheid geben." Ben-Jamin ging.

„Der Kanzler Oxenſtierna ſoll kommen!“ rief der König dem Kammerjunker zu.

Guſtav hatte kaum einigemal das Zimmer gemeſſen, ſo erſchien der junge Reichskanzler. Der König machte ihn mit den Bedingungen der holländiſchen Bank bekannt, und forderte ihn auf, ſeine Meinung zu äußern.“

„Unſere Finanzen ſind in einem ſehr ſchlimmen Zuſtande,“ verſetzte Oxenſtierna bedenklich. „Die neuen Rüſtungen freſſen große Summen, und der zweite Zahlungstermin an Dänemark rückt näher.“

„Der ruſſiſche Feldzug iſt nicht länger hinaus zu ſchieben. De la Gardie iſt abermals ſiegreich geweſen, er hat mir dringend um Unterſtützung geſchrieben. Wir müſſen von der Zerrüttung des ruſſiſchen Reichs Vortheil ziehen. Der Verluſt an Dänemark muß uns dreifach von Rußland erſetzt werden. Vor der Welt ſtreit' ich für die Anſprüche meines Bruders an die Zaarenkrone, eigentlich zu meiner Krone und des ſchwed'ſchen Reichs Vortheil. Ich muß ehe der Winter eintritt nach Liefland; denn Siegmund von Polen rüſtet ſich.“

„Auch wollen und können die armen ſchwediſchen Bauern die müßigen und übermüthigen Soldaten nicht länger behalten und ernähren, zumal Oſtgothland und Södermannland ſtets ausgeſchloſſen bleiben. Die Noth iſt überall groß.“

„Wir müſſen Geld auftreiben. Können wir keine neue Steuerauflage machen?“

„Nimmermehr! Ich fürchte ſonſt Empörungen. Woher ſoll der Bauer nehmen. Die Noth iſt der ärgſte Empörer und läßt ſich durch keine Amtleute, durch keine Prediger, durch keine Aufpaſſer unterdrücken. Euer Staat iſt ſchon zu hoch beſteuert.

Vielleicht kann die Königin Mutter noch einmal Rath ſchaffen?“

„Hab' ich ihr nicht mein ganzes Silbergeräth verpfänden müſſen für elende zehntauſend Thaler? Und nimmt ſie nicht zwölf Prozente dafür? Und doch, ſo hart es mir auch ankam, ſprach ich ſie vor drei Tagen um Geld an, aber ſie behauptet nichts mehr zu haben. Können wir uns nicht an die Kupfer- und Eiſenbergwerke wenden?“

„Sie ſind ſchon geplündert. Wer will uns etwas dafür geben? Wir können doch nicht im deutſchen Reich umherziehen und ſie an den Meiſtbietenden ausrufen. Uns thut ſchnelle Hülfe Noth. Die Holländer fordern viel, um nachzulaſſen. Geſteht ihnen einen Theil ihrer Forderungen zu, und Ihr habt das Geld.“

„So ſei's! In die Hauptſtädte des Reichs ſoll ihnen der Handel erlaubt ſein, dort ſoll ſich jeder Holländer ſechs Wochen aufhalten dürfen.“

Der Jude wurde wieder herein geführt und mit den Bewilligungen des Königs bekannt gemacht. Der Kleinhandel ins innere Land wurde vom König ſtreng und bei ſchwerer Strafe verweigert. Als der Hebräer und der Kanzler geſchieden waren, ließ ſich der König entkleiden und warf ſich aufs Lager. Aber quälende Königsſorgen in allerlei Geſtalten umſchreckten ihn, doch ein Engelsbild lächelte ihn in Schlaf, um ihm als verklärtes Traumbild die jugendliche Königsſtirn mit Lorbeern und Roſen der Liebe zu bekränzen.

## 17.

## Im Hauſe Peter Lilie's des Goldſchmieds.

In Upſala waren mehre Regimenter Küraſſiere eingerückt. Der Befehlshaber derſelben, ein junger Mann mit wenig Vertrauen erregendem Geſichte, in ſilbernem Harniſch und aller ritterlichen Kleiderpracht, wie man ſie in Schweden eben nicht gewohnt war, begleitete, als die Soldaten unter die Bürger vertheilt waren, einen andern Officier im einfachſten Ritteranzug. In ſich ſelbſt, ſeinen Putz und ſein ſchönes mit koſtbaren Zäumen behangenes Mohrenpferd verliebt, achtete er nicht der ſchönen Häuſer rechts noch links, noch der ſtattlichen Bürgersleute, die aus den Fenſtern ſahen nach den beiden Rittern, oder die ihnen auf der Straße begegneten und neugierig ſtehen blieben, freundlich grüßend und des Gegengrußes gewärtig. Der andre nickte dagegen allen ſeinen Dank, blickte mit freundlichen, muntern Augen die Häuſer an und die Menſchen und hielt ſein Pferd oft an, um ſich irgend einen Gegenſtand genauer zu betrachten. Da kamen ſie an ein ſchmales, hohes Haus. Aus dem Erdgeſchoſſe deſſelben war eine Silberbude herausgebaut, an welche der einfach Gekleidete ritt, den alten Goldſchmied darin grüßte und die zierlichen Arbeiten mit klugen Augen beſchaute. Der Stolze hielt unterdeſſen in der Mitte der Straße.

„Iſt Euch nichts von meinen Waaren gefällig, Herr Ritter?" fragte der Goldſchmied ehrerbietig und nahm die Kappe von dem Glatzkopfe. „Es geht ja, wie man hört, bald fort mit des Königs neuem Kriegsvolk nach Liefland — nun Ihr müßt das beſſer wiſſen, als ich. Wenn Ihr nun ein Liebchen habt — und welcher junge Officier hätte nicht ein ſolches? — ſo kauft ihr ein Angedenken aus meinem Kram, damit ihr der Abſchied nicht zu ſchwer werde."

Der Reiter lächelte und ſagte: „Ihr könnt wohl Recht haben, Meiſter. Ein Lieb hab' ich wohl und auch Luſt, ihr ein hübſch Geſchenk zu kaufen. Aber des Geldes iſt nicht viel unter den ſchwediſchen Soldaten. Wir hoffen erſt in Rußland unſern Fang zu thun."

„Es wär' wahrhaftig gut, wenn ſich der König noch ein Land dazu eroberte, damit das arme Schweden nicht die ungeheuern Laſten allein zu tragen hätte. Ihr könnt's glauben, das Leben wird dem Bürger ſauer gemacht; immer Steuern, immer Gaben und noch obendrein Soldaten im Hauſe, und dabei blutwenig Verdienſt. Herr Ritter, kauft mir dieſe goldene Kette ab, damit ich ſagen kann, ich habe auch einmal von einem Soldaten etwas Baares gelöſt."

„Was koſtet die Kette?"

„Ihr ſollt ſie ohne Vorſchlag für dreißig Thaler haben. Ich würde ſie Euch nicht billiger geben können, wenn Ihr mein leiblicher Bruder wärt."

Der Reiter ſtieg ab, band ſein Pferd an den Ladenwirbel, trat bei Seite, zog ſeinen Geldbeutel hervor und fing an, ſeine Baarſchaft zu zählen. Es ſchien aber nicht genug darin zu ſein; denn er ſah überlegend vor ſich hin und dann zweifelhaft hinüber nach dem Küraſſieroberſten. Endlich that er einige Schritte auf denſelben zu. Dieſer aber kam ihm zuvor, ritt heran und beugte ſich herab. „Borge mir doch fünf Thaler, Vetter," bat jener, „wenn wir nach Hauſe kommen, ſollſt Du ſie wieder haben; ich möchte meiner Gräfin ein goldenes Kettlein kaufen und habe die geheiſchte Summe nicht bei mir. Die Thalkerle und Bergleute haben mich ausgezogen." Der Andre fuhr raſch in die Seite ſeines Wappenrockes, zog einen ſchön geſtickten ſtrotzenden Geldbeutel hervor und reichte ihn dem Bittenden mit den Worten hin: „Bedient Euch nach Belieben!" Der Einfache öffnete den Beutel und nahm vor des ſtolzen Reiters Augen nur fünf Thaler heraus. Dieſer wollte ihm den Beutel aufdringen, aber Jener nahm ihn durchaus nicht an, ſondern ſprach mehr befehlend als bittend: „Nimm ihn zurück; ich brauche weiter nichts." Dies geſchah. Der einfache Jüngling trat hierauf in die Silberbude. Aber kaum hatte er hier ſein großes Auge umhergeworfen, als er überraſcht vor einem an der Wand über einem Arbeitstiſchlein hängenden weiblichen Bilde ſtehen blieb.

„Ei, Meiſter," ſprach er, „wie ſeid Ihr doch zu dieſem Conterfei gekommen? das iſt ja ein wunderſchönes Bauernmädchen."

„Ach!" ſeufzte der Alte und ſein breiter Mund zitterte wehmüthig, „mit dieſer Schilderei iſt's gar eine ſonderbare Geſchichte. Ich kann Euch nur den Anfang davon erzählen; denn das Ende weis ich ſelbſt noch nicht, und Gott allein mag wiſſen, wo's noch hinaus will."

„Erzählt mir den Anfang, Meiſter; vielleicht kann ich das Ende helfen fertig machen. Und ich will Euch nur im Voraus ſagen, daß ich das Bauernmädchen kenne."

„Was?! Herr! Um des Erlöſers willen! — — Wißt Ihr denn wo ſie iſt? — — Ach! Ihr ſeid wohl der Hauptmann, dem ſie in jener Sturmnacht die Fackel getragen? — Ihr habt ſie wohl — — O weh!"

„Euer Verdacht hat keinen Grund, Meiſter. Ich bin nicht jener Hauptmann. Ich weiß wo ſie iſt, und kann Euch auf Soldatenehre verſichern, ſie iſt in den beſten Händen."

Der Goldſchmied riß den Mund wieder lachend von einander, rannte zur hintern Thür der Werkſtatt hinaus und zeterte aus vollem Halſe: „Tycho! Tycho! komm geſchwind herab. Ich habe Dir Wichtiges zu ſagen." Ein Knabe berichtete, Tycho ſei ausgegangen. Der Alte ſchüttelte mißmuthig den Kopf, kehrte in die Werkſtatt zurück und ſprach: „Was der Junge nur heute vorhaben mag? Er war ſo unruhig, ſo unſtät. Ich befürchte faſt, er macht mir einen dummen Streich."

„Aber Ihr wolltet mir ja die Geſchichte des Bildes erzählen, Meiſter," erinnerte der Offizier.

„Der Himmel hat mir ſechs Kinder geſchenkt," hub der Goldſchmied an, „und Gott weiß es! ich liebe ſie alle und laſſe ſie in Gottesfurcht und guten Dingen unterrichten, wie's einem braven Bürgersmann ziemt, aber dem Tycho bin ich beſonders zugethan, das macht, er iſt geſchickter geworden, als ſeine ältern Brüder in der edlen Goldſchmiedekunſt. Ich ſollte ihn eigentlich nicht rühmen, denn er iſt mein Sohn, aber der Wahrheit ſoll man doch allewege die Ehre geben, und ſo kann ich wohl mit Fug und Recht ſagen, daß Tycho der geſchickteſte Goldſchmied geworden iſt, der mir mein Lebtag vorgekommen. Solche Arbeit fertigt Euch keiner in Stockholm; der Junge hat ſeines Gleichen nur in Augsburg und Paris. Er iſt auch in allen großen franzöſiſchen und deutſchen Städten und immer in den beſten Werkſtätten geſtanden, von keinem Meiſter gern entlaſſen worden, und hat ein hübſches Sümmchen mitgebracht von ſeiner Wanderſchaft, woraus Ihr auch erſehen könnt, wie fein ordentlich und löblich der Junge gelebt hat. Nun mögen's ſieben Wochen ſein, da kommt er heim, munter und geſund, das Ränzel voll Geld und guter Zeugniſſe ſeiner Meiſter. Das gab ein Feſt bei uns! Ein paar Tage drauf arbeitet mir der Burſch, daß ich ihm vor Erſtaunen und Freude um den Hals falle. Seht her, alle die koſtbaren Stücke hat ſeine geſchickte Hand gebildet; und fleißig war er, ich bracht' ihn ſchier nicht von der Arbeit ab. Bald aber bemerkte ich zu meinem Leidweſen, daß Tycho in der Fremde ein Kopfhänger geworden war. Er ging nicht mit ſeinen Brüdern und Freunden zu Bier und Wein, Tanz und Spiel und anderer Luſtbarkeit der Jugend, war aber freundlich und gegen alle Menſchen gut geſinnt. Ich fragte ihn einmal herzlich was ihm fehle, aber der Junge ſtand mir keine Rede. Da kommt eines Tags dies Bild wohl eingepackt an, ihm von Stockholm durch einen Freund zugeſchickt, wo's der Maler abgegeben hatte. Tycho gab ein ſchönes Geld dafür hin; aber ich denke der Junge iſt mir verwandelt vom Kopfwirbel bis zur Zeh, als er das Bild erblickt. Herrlich getroffen! ruft er; köſtlich! einzig! himmliſch! und dergleichen mehr und tanzt mir wie beſeſſen herum. Ich frage, was das Alles zu bedeuten habe, und er ſchwatzt mir etwas her, das klang halb wie eine Lüge, und halb wie eine Unwahrheit, er habe das Bild, — weiß nicht mehr wo — geſehen und es habe ihm ſehr gefallen, drauf hab' er ſich's von einem geſchickten Maler copiren und zuſchicken laſſen. Ich ſchüttelte den Kopf und glaubte es nicht; es ſchmerzte mich, daß mich der Junge belog. Einige Tage drauf wurde er Meiſter. Er hatte ein Meiſterſtück gemacht, desgleichen kann nicht mehr in Schweden gefunden werden, und es iſt im ganzen Schwedenlande auch nur ein Mann, der würdig iſt, es zu beſitzen."

„Und wer iſt dieſer?" fragte der Offizier raſch.

„Wer anders als unſer vielgeliebter, tapfrer König! Seht, zeigen will ich Euch wohl das Stück; und Ihr werdet mir beipflichten und geſtehen, daß es ſehenswerth iſt."

Der Meiſter ſchloß ſchmunzelnd einen Schrein auf, und bemerkte unterdeſſen: „Ihr ſeid wohl der Adjutant des Herrn Oberſten da draußen? Wie kommt's doch, daß er auf Euch wartet, und Euch nicht befiehlt fürbaß zu reiten?"

„Der Oberſt hat mir nichts zu befehlen; ich bin Hauptmann und wir ſind Vettern. Deshalb wartet er auch ſo geduldig auf mich."

„Aber ſo bitt' ich Euch, Herr Hauptmann, ruft den Herrn Oberſten auch herein, damit meinem Hauſe noch größere Ehre widerfahre, und er auch die koſtbare Arbeit meines Sohnes ſehe. So etwas iſt ein wahrer Augenſchmaus. Glaubt mir's."

Der Hauptmann öffnete das Fenſter und rief: „Vetter, komm herein. Du ſollſt etwas Schönes ſehen." Dabei legte er den Finger bedeutſam auf den Mund. Der Oberſt folgte der Einladung willig. Der Goldſchmied lief ihm entgegen, riß die Kappe ab und zerfloß in breiter Freundlichkeit. Von neuem ſtrömte Tycho's Lob von des geſchmeichelten Vaters Lippen. Er begann die ganze Geſchichte mit Umſchweifen dem Oberſten von vorn zu erzählen; da dieſer aber ein eſſigſaures höhniſches Geſicht dazu machte, ſo wandte ſich der redſelige Bürger wieder zu dem freundlichen

Hauptmanne mit dem ſchönen, Vertrauen einflößenden Geſichte, und dieſer hörte denn auch unverdroſſen noch einmal die väterlichen Herzensergießungen an. Während denſelben hatte der Goldſchmied ein großes ſilbernes Trinkhorn aus einer ledernen Hülle gezogen und auf den Tiſch geſtellt, ſeine leuchtenden Blicke glitten von einem der beiden Soldaten zum andern und blieben zuletzt an dem bewundernden Geſicht des Hauptmanns hängen. Endlich rief er triumphirend: „Nun, was meint Ihr?“

„Es iſt ganz vortrefflich gearbeitet,“ verſetzte der Hauptmann, indem er die durchbrochene Arbeit, die Arabesken, Goldſchilder mit ſinnigen Trinkſprüchen, die um den obern Rand laufende Umſchrift, den Deckel, auf welchem der Triumphzug des Bacchus dargeſtellt, und den Fuß, auf welchem Silens Ritt zu ſehen war, mit den Augen durchmuſterte. „Der König wird ſich ſehr über dieſe meiſterhafte und gelungene Arbeit freuen.“

„Das denk' ich auch,“ verſetzte der Goldſchmied ſelbſtzufrieden. „Seht, Herr Ritter, wenn ich nur wüßte, wann ich der ſchwediſchen Majeſtät am gelegenſten käme mit dem Geſchenk.“

„Geſchenk?“ fragte der Hauptmann verwundert. „Ihr wollt das koſtbare Horn dem Könige ſchenken?“

„Was anders? Wir wollen ihm dadurch unſere Liebe und Verehrung an den Tag legen.“

„Aber Ihr habt ja viele Auslagen und die Arbeit will doch auch belohnt ſein? der König kann Euch ja das Horn bezahlen.“

„Ich will aber nichts bezahlt haben. Glaubt Ihr denn, ich hätte nicht ſoviel in meinen Mitteln, um unſerm verehrten König nicht ein ſolches Horn ſchenken zu können? Und überdies braucht der König jetzt ſein Geld beſſer, wie Ihr ſelbſt wißt, als ſolchen Tand anzukaufen. Sagtet Ihr vorhin nicht ſelbſt, unter den Soldaten ſei wenig Geld? das macht, dem König fehlt's oft ſelbſt, wie man wohl hört. Und doch thut er ſo herrliche Dinge. Nein! Gott ſoll mich bewahren, daß ich von meinem Monarchen einen Thaler annähme für das Horn! Glück ſoll er ſich daraus trinken und Dauer der Geſundheit, und wenn er ein Uebriges thun will, ſo ſoll er meinem geſchickten Jungen das Brautkleinod machen laſſen für die ſchöne Gräfin Brahe, die nach beendigtem Kriege ſeine Königin wird, wie alle Leute frohen Muthes ſagen, und ſoll ihn dann zum Hofgoldſchmied machen; denn wahrhaftig, das verdient mein Tycho."

Der Hauptmann lächelte und ſagte: Das wären ja lauter mögliche Dinge; er ſolle nur dem Könige erſt das Horn überreichen.

„Das wollt' ich Euch eben fragen, Herr Hauptmann, und es iſt mir deshalb doppelt lieb, daß Ihr meiner Werkſtatt die Ehre angethan, Ihr wißt gewiß in derlei Dingen beſſer Beſcheid, als ein ſchlichter Bürgersmann und habt den König oft geſehen und wohl auch geſprochen, was beides zu erlangen ich noch nicht das Glück gehabt, auch noch nicht darnach getrachtet habe. Solches tritt aber nun ein. Sagt mir alſo mit Gütigkeit, wie komm' ich am beſten zum König, wann trifft man die Majeſtät in der beſten Laune an und wie benimmt man ſich, wenn man mit ihm ſpricht, daß man keinen Verſtoß gegen die Conduite begeht und ihm mißfällt?"

„Wißt Ihr was, Meiſter," verſetzte der Hauptmann, „ich will Euch ſelbſt zum Könige führen, wenn Ihr nach Stockholm kommt und auch das Wort für Euch vorbringen. Ich kann Euch auf Soldatenehre verſichern, daß Ihr dem Könige willkommen und genehm ſeid."

„Wollt Ihr das, Herr?" rief der Goldſchmied erfreut. Aber, wie heißt Ihr denn, Herr Hauptmann, daß ich Euch in Stockholm erfragen kann?"

„Ich heiße Gars. Geht nur gerade zu in das Schloß und fragt einen königlichen Kammerjunker nach dem Hauptmann Gars, dann werden ſie mich ſchon herbeirufen."

„Herr Hauptmann Gars," rief der Goldſchmied ſeelenvergnügt und griff nach der Kette, die der Hauptmann für dreißig Thaler gehandelt, „nehmt die Kette, ich will nichts dafür; denn Ihr wollt mir die größte Freude meines Lebens verſchaffen, Ihr wollt mich zu meinem Könige führen und zu ihm ſprechen, wenn mir die Zunge vor Reſpekt nicht fort will. Nehmt die Kette und ſagt Euerm Lieb, ſie ſoll auch des ehrlichen Goldſchmieds Peter Lilie in Upſala und ſeines geſchickten Sohnes Tycho Lilie, des armen Jungen, den die Liebe krank gemacht hat, dabei gedenken. Nehmt ſie hin, nehmt ſie!"

„Ja wenn Ihr die geforderten dreißig Thaler dafür nehmt."

„Gott ſoll mich bewahren! Glaubt Ihr, es läge mir etwas an Euern dreißig Thalern? Oder ich hätte nicht auch Ehre im Leibe trotz einem Hauptmann? Ihr wollt mir eine große Gefälligkeit thun. Peter Lilie iſt aber nicht der Mann, der ſich eine Gefälligkeit unerwiedert thun läßt."

„Ich hab' Euch aber doch die Gefälligkeit noch nicht gethan."

„Ihr habt mir Euer Ehrenwort darauf gegeben und das iſt eben ſo gut, als wär' alles ſchon geſchehen. Ihr ſeid mir ein wunderlicher Soldat und ganz aus der Art geſchlagen. Die andern rauben und plündern, wo ſie was finden, ziehen dem Bürger und Bauer das Hemd aus, und Ihr wollt nicht einmal ein wohlverdientes Geſchenk annehmen. Wahrlich, Ihr ſeid ein geborner ſtolzer Schwede, gerade wie ich. Die Andern ſind alle Ausländer, und wiſſen nicht, wo ein ſchwediſches Herz ſitzt und was darinne lebt und webt.“

„Wahrlich, Ihr habt Recht,“ verſetzte der Hauptmann gerührt. „Ich bin ein geborner Schwede und ſtolz darauf wie Ihr, Meiſter!“ — Der Oberſte wandte ſich mit ſeinem unmuthigen Geſichte ab. Er ſchien kein Schwede zu ſein.

„Nun ſo nehmt die Kette, Herr Ritter!“ rief Lilie, „ich hab' Euch lieb und werth gewonnen und kann Euch nicht gehen laſſen ohne ein Liebeszeichen. Und das Geld habt Ihr ja auch nicht übrig. Ich hab' es wohl vorhin geſehen, wie Ihr nicht einmal dreißig Thaler in Euerm Beutelchen hattet und erſt bei dem Herrn Oberſten borgen gehen mußtet.“

„Ich will ſie nehmen,“ verſetzte der Hauptmann, „behalte mir aber vor, mich zu revanchiren. Durch das koſtbare Meiſterſtück Eueres Sohnes ſeid Ihr aber ganz von der Geſchichte jenes Bildes abgekommen. Ich bitt' Euch, erzählt ſie mir vollends. Ich ſagte Euch ſchon, daß ſie mich intereſſirt.“

„Es iſt wahr. Nun ſeht, mein Junge wurde zum Meiſter gemacht mit großer Auszeichnung, und auf dem Schmauſe ſahen ſich alle ſchmucken Meiſterstöchter, und mit ihnen die Väter und die Mütter nach meinem hübſchen, geſchickten Jungen um. Er hätte ſogleich die reichſte Frau bekommen können. Statt aber auf die Freit zu gehen, ſaß er hier zu Hauſe dem Bilde gegenüber und glotzte es den ganzen Tag an, bald weinte er, bald lachte er, bald rannte er herum, wie nicht geſcheidt und fiel dabei zuſehends ab, daß es mir angſt und bange wurde. Mutter und Geſchwiſter jammerten über den wunderlichen Jungmeiſter, und in der Stadt munkelte man, Tycho habe auf ſeinen weiten Reiſen einen Liebesbund geſchloſſen mit einer Fei oder einer Inkube, die ſei zauberſchön, wie man ſie auch abgemalt ſehe in ſeiner Werkſtatt, welches Bild ihm die Geiſterfrau zugeſchickt. Auch habe ſie ihn zum Lohn für ſeine Liebe unterrichtet und daher habe er ſeine außerordentliche Kunſt. Nun aber ſei er auch ganz verhext und habe Tag und Nacht keine Ruhe vor ihr, dürfe kein ſterbliches Weib berühren und ſei dem Gott-ſei-bei-uns verfallen, der ihn auch bald holen werde. Solche gräßliche Gerüchte, die mir zu Ohren kamen, ſchnitten mir, wie Ihr leicht denken könnt, wie Scheermeſſer durch Herz und Eingeweide, Mark und Bein. Ich nahm den kranken Sohn vor und beſtürmte ihn mit Bitten und Befehlen, nur ſeinem, ihm ſo ſehr liebenden Vater zu entdecken, was ſeine Seele bewege und ängſtige und mir offen und ehrlich zu geſtehen, welche Bewandtniß es mit dem Bilde habe. Ich verhehlte ihm auch nicht, was die Leute über ſeinen wunderlichen Zuſtand für Reden führten und ließ ihm merken, wenn er wirklich im thörigten Uebermuth, um der geſchickteſte Goldſchmied zu werden, das Heil ſeiner Seele auf's Spiel geſetzt habe, ſo ſei ja hier bei unſrer theologiſchen Fakultät noch Troſt und Hülfe zu erlangen. Da fiel mir der Junge laut weinend um den Hals und ſchrie: ich ſollte doch um Gottes willen nicht etwas ſo Gottloſes und Abſcheuliches von ihm glauben, er ſei ſtets auf Gottes Wegen gewandelt und nur ſträflich nach der Erbſünde, die auf uns allen laſte. Uebrigens wolle er mir den gewünſchten Aufſchluß geben, er könne es ſelbſt nicht länger ertragen. Nun erzählte er, wie er bei ſeiner Ankunft in Schweden in eine Bucht verſchlagen worden ſei, in graußer Mitternacht, mit viel vornehmen Herren, und dann in ein elendes Dorf gekommen ſei und dort ein Bauernmädchen gefunden habe — "

Hier unterbrach der Hauptmann den Meiſter. „Jenes ſchöne Bauernmädchen, welches in der Sturmnacht den Verſchlagenen Hülfe leiſtete, heißt Rieke Strämfeld, und dies iſt ihr wohlgetroffenes Bildniß. Euer Sohn liebt die Rieke bis zum Sterben, und ich kann's ihm wahrlich nicht verdenken, und kein junger Mann wird's, der Rieken einmal geſehen."

„Nun ſo thut mir doch die einzige Gefälligkeit, Herr Hauptmann, und ſagt mir, wo ſie iſt? Mein armer Junge hat ſie ja nicht finden können und iſt mir deshalb faſt zu Grunde gegangen."

„Hat er ſie denn in ihrem Dorfe geſucht?"

„Ei freilich!"

„Erzählt mir erſt die Geſchichte aus, dann will ich Euch Beſcheid thun."

„Als mir der Junge ſein Herz aufgeſchloſſen und Stein und Bein geſchworen hatte, er werde keine ruhige Stunde wieder erleben, wenn er die Rieke nicht als ſeine Frau heimführen dürfe, da bezwang ich meinen Unmuth über eine ſolche Mißheirath — denn der Sohn war mir ja doch lieber, als eine reiche angeſehene Schwiegerin, und ſeine Krankheit ſchien bedenklich — und ſo ergab ich mich denn in Gottes Willen und ſprach: Geh hin, mein Sohn, und führe die Rieke in unſer Haus. Sage ihr aber nicht gleich, daß Du ſie heirathen willſt, ſondern heuere ſie als Magd. Wird ſie nachher ſo befunden, wie Du ſie Dir vorſtellſt, und taugt ſie zur braven wirthſchaftlichen Frau, ſo will ich nichts dagegen haben. Da ſprang mir der Junge außer ſich vor Freuden an den Hals und herzte und küßte mich, wie er als Knabe zu thun pflegte, ſo daß ich helle Thränen vergoß. Und ſo küßt' er Mutter und Brüder und Schweſtern und alle weinten mit ihm. Darauf rüſtete er ſich und brach auf mit gutem Geſchirr und unſerm Segen. Aber denkt Euch meinen Schrecken, als er nach vier Tagen, bleich und krank, heimkehrt, und erzählt, die Hütte ſei leer und wie ausgeſtorben geweſen. Der Hellebardier auf des Grafen Brahe Jagdſchloß, an dem Dorfe, mit welchem Tycho gute Bekanntſchaft gemacht und bei dem er ſich nun erkundigen wollen, ſei unter die Soldaten geſteckt und die Nachbarn hätten ausgeredet, Knut Strämſeld ſei mit ein Paar Juden fortgezogen, und habe ſpäter ſein Weib nachkommen laſſen. Rieke aber ſei von zwei vornehmen Herren auf einem Wagen davon geführt worden und habe die ſtumme Chriſtine mit genommen. Wohin ſie gerathen, hatte Niemand anzugeben gewußt. Mein unglücklicher Sohn aber vermuthet, ein Hauptmann, dem die Rieke in jener Nacht vorgeleuchtet und der viel mit ihr geſcherzt, habe ſie ſicherlich zu ſeiner Luſt fortgeführt. Der Junge iſt mir faſt ausgegangen, wie ein Licht, und erſt ſeit geſtern hat er wieder Luſt am Leben gezeigt. Aber ach! ich ahre wohl weshalb. Geſtern iſt nämlich die Werbetrommel durch alle Straßen geſchlagen worden und die ſchmucken Küraſſiere ſind eingerückt, deren Oberſter Ihr gewiß ſeid, ſo wie die lappiſchen Schneeläufer und die Bergleute mit ihrer luſtigen Muſik; man ſagt allgemein, der Krieg ſolle vor Winters noch beginnen, und da — —“

Die Thür wurde weit aufgeriſſen; Tycho trat raſch herein. Der Vater ging ihm bekümmert entgegen. Tycho aber begrüßte zuvor die Fremden anſtändig, dann wandte er ſich zu dem Alten, ſagend: „Lieber Vater, laßt allen Kummer meinetwegen fahren; es mußte ſo kommen. Der König und das Vaterland bedarf des Arms ſeiner Söhne.“

„Tycho, Du haſt —“ rief der Alte erſchrocken. Das Wort blieb ſtocken.

„Ich habe mich unter die Küraſſiere des Prinzen von Lauenburg werben laſſen.“

„Ach Sohn! Sohn! Was für ein Herzeleid thuſt Du mir an!“ jammerte der Greis.

„Ich hätte Euch doch nichts genützt, Vater! das bedenkt wohl. Eh' ich Rieken vergeſſen hätte, wäre lange Zeit hingegangen, und wer kann wiſſen, ob ich ſie mir aus dem Sinne hätte ſchlagen können. Vielleicht hätte ich über mein Liebesleid gar müſſen in's Gras beißen. Als Soldat aber wird der Sinn freier, die Seele leichter.“

„Wohl geſprochen, junger Meiſter!“ ſagte der Hauptmann, und klopfte Tycho freundlich auf die Achſel.

„Und iſt es nicht eine Ehre, vorzüglich dem gebornen Schweden, unter den Fahnen eines ſo tapfern Königs zur Verherrlichung des Schwedenlandes und Schwedenvolkes zu fechten und, wenn's das Schickſal will, zu ſterben?“

„Herrlich!“ rief der Hauptmann. „Mit ſolchen Geſinnungen werdet Ihr ein wackrer Soldat und dem Schwedenkönig lieb ſein. Er mag ſo lebenskräftige Geſellen gern leiden.“

„Aber, Tycho,“ warf der Alte ein, „es iſt ja noch gar nicht beſtimmt, ob's wirklich Krieg gibt. Der

König hat ſeine Landſtände erſt nach Stockholm berufen laſſen, um ſie zu befragen, ob er ſoll losſchlagen oder nicht.“

„Wenn's keinen Krieg gibt, ſoll ihn der König wieder frei geben. Verlaßt Euch auf mein Wort!“ tröſtete der Hauptmann.

„Aber könnt Ihr denn das auch? Geltet Ihr denn ſo viel bei unſerm Könige?“ fragte der alte Goldſchmied zweifelhaft.

„Was das betrifft,“ lächelte der Hauptmann, „ſo macht nur den Verſuch, wenn Ihr dem Könige das Meiſterſtück Eueres Sohnes bringt.“

„Tycho, was wird Deine Mutter jammern, was werden Deine Schweſtern weinen!“ ſchluchzte der Vater.

„Wollt Ihr denn dieſen wackern jungen Mann nicht gern dem Könige geben, den Ihr ſo ſehr zu lieben vorgebt?“ fragte der Hauptmann ſcharf betont. „Seht, der König iſt in Noth, von ſeinen Feinden bedroht, der tückiſche Polenkönig, ſein Ohm, will ihn vom ſchwed'ſchen Thron ſtoßen, die Moskowiter haben ſeinen Bruder, den Herzog Karl Philipp ſchwer beleidigt, da ſie ihn erſt zum Zaaren gewählt und dann einen andern auf den Thron erhoben haben. Die Schweden ſollen aus ihren eroberten Beſitzungen in Nowgorod, welche der tapfere Feldherr de la Gardie mit dem Schwerte erfochten, verdrängt werden, die Ehre des ſchwediſchen Namens ſteht auf dem Spiele, jeder Schwede iſt betheiligt; jetzt bedarf der König ſeiner Getreuen, wie noch nie. Er iſt allein auf ſie gewieſen. Verlaſſen ſie ihn, ſo muß er ja untergehen. Wollt Ihr ihm Euern trefflichen Sohn entziehen?“

„Er hat ſchon einen meiner Söhne, auch dieſen ſoll er haben, den geſchickteſten Goldſchmied in Schweden," ſagte der Alte, Thränen im Auge.

„Wackerer Mann, es ſoll Euch und Euerm wackeren Sohne nicht unvergolten bleiben. Kehrt Tycho glücklich aus dem Kriege zurück, ſo laßt mich nur machen, daß Rieke Strämfeld ſeine Frau und er Hofgoldſchmied des Königs wird."

Bei Nennung des Namens ſchrak Tycho auf und ſtarrte den Hauptmann an.

„Ja, ja, er kennt ſie" lachte der Vater durch Thränen; „er weiß auch wo ſie iſt, und hat verſichert, ſie ſei in den beſten Händen, und rein wie die Sonne. Er will Dein Meiſterſtück auch an den König bringen."

„Wißt Ihr was wackere Leute?" ſagte der Hauptmann und faßte des Vaters und des Sohnes Hand. „Wenn nichts aus dem Kriege werden ſollte — wozu indeſſen wenig Ausſicht iſt — ſo laß ich Euch's ſagen. Dieſe Woche noch kommen die Landſtände zuſammen und die Kriegsfrage wird entſchieden. Dann erhält Tycho ſeine Entlaſſung und Ihr kommt beide nach Stockholm, dem Könige das Trinkhorn zu bringen. Zum Dank ſoll der junge Meiſter Rieken aus des Königs Hand erhalten. Geht aber der Feldzug nach Liefland noch vor ſich, ſo geſchieht's raſch, und die hier liegenden Truppen müſſen ſogleich aufbrechen, dann, Meiſter Peter Lilie, begleitet Ihr den jungen Küraſſier nach Stockholm und bringt das Trinkhorn mit. Und ehe Tycho zu Schiffe geht, ſoll er Rieken noch ſehen, ſprechen und ihr Herz und Hand anbieten. Kehrt er wieder, ſo wird ſie ſeine Frau."

„Herr, Ihr redet, als wenn Ihr der König ſelber wäret," ſagte der Alte. „Wenn Ihr das alles ſo machen könnt, ich bin's zufrieden."

„Und ich bin auch alles zufrieden, wenn ich nur Rieken wieder ſehe,“ jauchzte der junge Meiſter.

„Das ſollt Ihr auf jeden Fall.“

„Dank! tauſend Dank!“ jubelte Tycho. „Ihr ſeid mir ein Engel vom Himmel geſandt. Aber ich bitt' Euch, ich beſchwör' Euch, erzählt mir doch, wo iſt ſie? Wie iſt's ſo ſchnell mit ihr geworden? Was macht ſie? Denkt ſie auch meiner? Trägt ſie meine Ohrſchildlein? O Herr, ich weiß nicht, was ich frage, und merke eben, daß ich Euch recht dumm gefragt habe. Antwortet mir nur eins. Erzählt mir nur etwas von ihr.“

„Bezähmt Euere Neugierde, junger Mann, bis Ihr nach Stockholm kommt. Eher kann und darf ich Euch nichts ſagen. Wir müſſen jetzt aufbrechen. Alſo Gott befohlen! Nächſtens ſehen wir uns im königlichen Schloß zu Stockholm wieder. Vergeßt nicht meinen Namen, Hauptmann Gars, Adjutant des Königs.“

Er ſprach's, ſchüttelte den beiden Goldſchmieden die Hände, nahm die geſchenkte Kette, dankte nochmals dafür, und ging mit ſeinem hochmüthigen Begleiter.

## 18.

## Der Hauptmann Gars.

Der alte Goldſchmied wußte, nachdem er die ſchönen Worte des jungen Hauptmann vernommen hatte, in der That nicht, ob er über den raſchen Schritt ſeines geliebten Sohnes ſich freuen oder traurig ſein ſollte. Der Gedanke, daß der Krieg für Schwedens und ſeines Königs Ehre geführt werde, begeiſterte ihn ſo, daß er ſelbſt im Stande geweſen wäre, die Waffen zu ergreifen und im Herzen pries er Tycho glücklich, dem nun erlaubt ſei, an dieſem Ehrenkampfe Theil zu nehmen; bedachte er aber nachher wieder, daß Upſala, das Schwedenreich, die Welt den geſchickteſten Goldſchmied, daß er ſelbſt den beſten Sohn durch dieſen Kampf verlieren könne, ſo wurde ihm unendlich weh zu Sinne, und er fiel weinend ſeinem Kinde um den Hals. Der ſchmächtige Jüngling war aber, ſeit er des Hauptmanns edle Geſtalt geſehen, deſſen herrliche Worte gehört und vollends von Rieken durch ihn erfahren und die Hoffnung erhalten hatte, ſie bald zu ſehen, von einer wunderbaren Kraft durchſtrömt worden. Er wußte Mutter und Schweſtern gut zu tröſten, und der Vater gewann ſeinem Stolze auf den wackern Sohn eine neue Seite ab, und als Tycho im blendenden Waffenſchmuck vor ihm ſtand, jubelte Peter Lilie.

Eine Woche verging, während welcher Tycho in den Waffen geübt wurde, da hörte man, daß der Reichstag in Stockholm entſchieden habe. Alle Regimenter bekamen Befehl zum ſchleunigſten Aufbruch. Die Bergleute zogen mit klingendem Spiel ab, die Schneeläufer mit wildem Geſang, die Arkebüſiere mit ihren Trommeln, die Karrenſchützen mit Pauken und Trompeten, und zuletzt kam es auch an die ſchön bewehrten Küraſſiere. Der alte Peter Lilie hatte ſeine Feierkleider in einen Schrein gepackt, Würſte und Kuchen für den in den Krieg ziehenden Sohn, dazu und oben darauf das koſtbare Trinkhorn für den König. Auf einem Wäglein ſitzend begleitete er den Zug der Küraſſiere, die in Stockholm erſt ihr Haupt, den Prinzen von Lauenburg, wieder erhalten ſollten. Mutter und Geſchwiſter gingen mit bis vor die Stadt und nahmen dann thränenreichen Abſchied unter den beſten Segenswünſchen.

Als Peter Lilie in Stockholm ankam, wogte die Stadt von Soldaten, die von allen Seiten hereinſtrömten. Ueberall regte ſich geſchäftiges Leben, Drängen und Treiben, und in der Herberge erfuhr der Goldſchmied, daß der König mit ſeinem Heere ſchon am andern Tage zu Schiffe gehen wolle. Dieſe Nachricht war dem Goldſchmied nicht angenehm, denn er mußte ſich denken, daß der Monarch keine Zeit für ihn haben würde. Und als er nun erſt dem Gaſtwirth gebeichtet hatte, was ihn nach der Reſidenz geführt habe, und von dem Wirthe nicht viel beſſer als ausgelacht wurde, da ſank dem Alten aller Muth. Er nannte verdutzt ſeinen Gewährsmann, den Hauptmann Gars, Adjutanten des Königs, der Wirth lachte aber noch mehr und ſchwur hoch und theuer, daß in des Königs Gefolge kein Hauptmann dieſes Namens ſei, überhaupt der König gar keine bevorzugten Günſtlinge habe, und Herr Peter Lilie demnach von einem luſtigen armen Offizier angeführt worden ſei. Das wurmte den Alten doch gewaltig, daß ihn ſeine Menſchenkenntniß, auf die er ſich ſo viel zu gut that, ſo arg irre geleitet habe; er brach daher ohne Weiteres auf, ſich Gewißheit zu verſchaffen. Zuerſt ſuchte er ſeinen Tycho auf und theilte dieſem ſeine Beſorgniſſe mit. Dieſer befragte ſich bei ſeinem Offizier, erhielt aber dieſelbe Antwort, es gebe keinen Hauptmann Gars und am wenigſten in der Nähe des Königs. Peter Lilie, damit nicht zufrieden, ſtellte weitere Nachforſchungen bei ſeinen Freunden und Kunſtgenoſſen an, erhielt aber überall dieſelbe Antwort. Mehr als ſeine Kette ärgerte ihn das getäuſchte Vertrauen. Mißmuthig ging er vom Norder Malm, wo er wohnte, hinüber nach dem Ritterholm, wo das königliche Schloß am Ufer des Mälar liegt. Dort ſollte das Heer, wie verlautete, vom König gemuſtert und die Schiffe im gegenüber liegenden Hafen beſichtigt werden. Peter Lilie wollte wenigſtens ſeinen König einmal ſehen, denn ihn zu ſprechen und ihm das Trinkhorn zu überreichen, hatte der entmuthigte Mann ganz aufgegeben. Als er nun ſo in ſeinen Gedanken verſenkt an der Küſte des Hafens hinſchlenderte nnd ſehnſüchtig die Zeit erwartete, wann die Regimenter aufmarſchiren und der König aus dem Schloſſe treten würde, ſah er ein Häuflein Menſchen aus einem ſtill liegenden Schiffe über die ſchmale Brücke an's Land herüber kommen. Er würde wenig darauf geachtet haben; denn Menſchen trieben ſich ja zu Tauſenden an den Schiffen und am Ufer herum, aber er erblickte den geſchmückten hochmüthigen Küraſſieroberſten unter dem Haufen. Sogleich war der ehrenfeſte Bürger entſchloſſen, dieſen anzureden und ſich nach ſeinem freundlichen Begleiter zu erkundigen. Er ſteuerte alſo ohne Furcht darauf los, als er aber nahe bei den Leuten war, kam der geſuchte Hauptmann in derſelben einfachen Kleidung, die er in Lilie's Werkſtatt getragen, über den Steg aus dem Schiffe und ſprang an's Ufer. Der Goldſchmied war hurtig an ihm.

„Ei Meiſter Peter Lilie,“ rief jener erfreut und reichte dem Bürger die Hand, „habt Ihr Wort gehalten und Euch mit Euerm wackern Sohn in Stockholm eingeſtellt? Aber warum ſeid Ihr nicht gleich zu mir gekommen?“

„Herr Ritter, es iſt eben nicht fein von Euch, daß Ihr mich an der Naſe geführt habt," eiferte der Goldſchmied, und kehrte ſich gar nicht an die ihn umſtehenden und anſtaunenden ritterlich geſchmückten Herrn. „Ich habe mich wohl nach Euch befragt, aber in Stockholm will kein Menſch einen Hauptmann Gars kennen, der Adjutant des Königs ſei. Habt Ihr Euch nun keinen unedlen Scherz mit einem redlichen Bürger erlaubt, der Euch nichts zu Leid gethan, ſo haltet, was Ihr mir verſprochen, und führt mich zum König."

„Es ſei ferne von mir," verſetzte Jener, „mir mit einem ſo braven Manne, den ich hochſchätze, einen unedlen Scherz zu erlauben. Und daß ich mein Wort zu halten ſtets bereit bin, mag Euch zur Stelle die Ueberzeugung werden. Vor uns liegt das Schloß, kommt mit mir herein zum König."

„Aber ich habe das Trinkhorn nicht bei mir; ich habe meine Feierkleider nicht an."

„Ein edler Mann, ein braver Bürger, ein Vaterlandsfreund, ein Verehrer ſeines Königs, wie Ihr, Peter Lilie, iſt dem Könige im ſchlechtſten Kittel und ohne Geſchenk willkommen. Ihr ſeht ja recht ſtattlich aus und bringt dem König Euern Sohn zum Geſchenk. Drum geht nur in Gottes Namen mit mir."

Der Bürger wollte noch zaudern und Einwendungen machen, aber er war ſo befangen, daß er ſich mit fortziehen ließ. Der Hauptmann führte ihn in ein Zimmer und erſuchte ihn, hier einige Minuten zu verweilen; er werde gehen, ihn dem Könige zu melden. Sobald ſich der Goldſchmied allein ſah, wuchs ſeine Verlegenheit. Es fiel ihm wie Centnerlaſt auf die Seele, daß er nun ſo ganz unvorbereitet vor ſeinen König und Herrn treten ſolle, ja er wußte nicht einmal, was er reden, weshalb er nun zum König gehen ſolle, da er das Geſchenk nicht bei ſich habe. Seine Bangigkeit gab ihm zuletzt den verzweifelten Gedanken ein, ſich aus dem Staube zu machen, aber ſeine Füße waren an den Boden gefeſſelt; er ſtand und wollte ſich ein Herz ſchöpfen, aber er bebte, und die Zunge im Gaumen ward ihm trocken. Noch war er im Kampf mit ſich ſelbſt, als ein Page hereintrat und den Goldſchmied aufforderte, ihm zum König zu folgen. Da fiel dem Bürger alles Herz. Mit Mühe brachte er die abgeriſſenen Worte hervor: „Und der Hauptmann Gars? Soll ich ohne den Hauptmann gehen? Er hat mir verſprochen, mich der Majeſtät vorzuſtellen!“

„Er iſt bereits bei Seiner Majeſtät und Ihr werdet ihn dort finden,“ erwiderte der Kammerjunker lächelnd. Sie kamen an die königlichen Zimmer; geharniſchte Wachen gingen auf und ab. Kammerdiener liefen umher. Im Vorzimmer ſtanden Kammerherren, Generale und Reichsräthe. Der Goldſchmied ſah den Küraſſieroberſten darunter. Jeder Blick aller dieſer Leute traf den armen Bürger, wie ein Dolchſtich, und als nun die hohen Flügelthüren aufrauſchten, als ihn der Page in das prächtige Königszimmer ſchob und hinter ihm die Thüren wieder zuzog, da glaubte der geängſtete Mann in die Knie ſinken zu müſſen; denn der Hauptmann Gars war nicht zugegen, ſondern allein und ohne Beiſtand, ohne Geſchenk, ohne zu wiſſen, was er vom Könige wolle, ſtand er zitternd dem Monarchen gegenüber, der in prächtiger Rüſtung dem Upſalaer Bürger entgegen ging. Ströme von Schweiß floſſen über des armen Mannes Stirn, es flimmerte und flerte ihm vor den

Augen, alle Gedanken verließen ihn, er wagte es nicht einmal, den König anzuſehen.

„Nun, mein lieber Meiſter Peter Lilie, warum ſo ſcheu und ſtumm?“ fragte der Herrſcher, und der Goldſchmied horchte hoch auf; denn dieſe Stimme kannte er ja. Betroffen blickte er dem Könige in's Geſicht; es war der Hauptmann Gars.*)

„Ihr mein König!“ ſtammelte Lilie.

„Dein gnädiger König, Dein Freund,“ ſagte Guſtav wohlwollend, nahm des erſchrockenen Mannes Hand und führte ihn zu einem Seſſel, fortfahrend: „Setze Dich bei mir nieder und ſprich ſo vertrauensvoll zu mir, wie Du in Upſala in Deiner Werkſtatt thateſt.“

„Mein königlicher Herr!“ ſtammelte der alte Lilie, „Es iſt zu viel Gnade für mich. Denn was hab' ich mich Alles unterſtanden gegen Euere Majeſtät.“

„Nichts Unſchickliches, nichts Strafbares, nicht einmal etwas, was der Herzog von Lauenburg, mein Begleiter, hätte übeldeuten können, und der pflegt des Bürgers Worte mit der Goldwage zu wiegen. Du haſt mir eine Kette für mein Lieb geſchenkt, und die Gräfin Ebba Brahe, meine Braut, trägt die Kette am Halſe. Du willſt mir ein prächtiges Trinkhorn ſchenken, ich wollte es Dir gern bezahlen: Du aber meinteſt, der König könne ſein Geld beſſer brauchen, und fürwahr Du hatteſt recht. Ich nehme das Horn von Dir zum Geſchenk an, Du ſollſt heute mit mir an meiner Tafel daraus trinken, und an Deinem

---

*) Guſtav Adolf führte dieſen Namen mehrmals, wenn er ſich nicht zu erkennen geben wollte. Er iſt zuſammengeſetzt aus den Anfangsbuchſtaben ſeines Namens und iſt eigentlich ſeine Unterſchrift G. A. R. S. Gustavus Adolfus Rex Sueciae.

Sohne hoff' ich das Wiedervergeltungsrecht auszuüben. Wenn er gute Fortſchritte im Waffendienſt macht, woran ich nicht zweifele, ſo ſoll er bald Offizier ſein. Seine geliebte Rieke ſoll er heute noch ſprechen, — bring ihn nur her — und nach dem Feldzug ſoll ſie ſeine Frau und er mein Hofgoldſchmied werden."

„Das iſt der Gnade Uebermaß; ich vermag es nicht zu ertragen!" rief der Alte, der jetzt anfing aufzuthauen; und er befühlte wirklich ſeinen Glatzkopf, um ſich zu überzeugen, daß er wache und das glücklichſte Ereigniß ſeines Lebens nicht etwa nur träume.

„Du kannſt erachten, lieber Peter Lilie, daß ich heute ſehr beſchäftigt bin," fuhr der König freundlich fort, „eben will ich mir meine Soldaten beſehen; die Generale ſind ſchon draußen im Vorzimmer. Du wirſt Deinen Sohn mit unter den Küraſſiren ſehen. Um drei Uhr ſtelle Dich zur Tafel ein, und vergiß mir das Horn nicht."

Lilie ſtand auf und machte Bücklinge, der König ſchüttelte ihm die Hand und ging mit hinaus. Das Gefolge ſchloß ſich an den Monarchen, und dem entzückten Goldſchmied kam es vor, als wenn ihn alle die Herren mit größerem Reſpekt betrachteten, denn zuvor, als er hineingegangen war. Der ganze Schloßplatz hatte ſich mit Soldaten angefüllt, auch die glänzenden Küraſſiere paradirten bereits. Peter Lilie ſuchte ſeinen Sohn mit wonneleuchtenden Blicken, aber der Menſchenzudrang war zu groß; alles wollte den geliebten König ſehen, der in der Mitte ſeiner Generale und Adjutanten aus dem Palaſte herausſchritt. Nicht allein die Tauſende der Krieger, auch das übrige Volk begrüßte den jugendlichen Herrſcher mit jubelndem: „Es lebe König Guſtav Adolf!“ Der König ging durch die Reihen ſeiner Krieger, jede begrüßte ihn, er erwiderte jeder den Gruß.

Als die Muſterung vorüber war, rief der König: „Morgen, Waffenbrüder, gehen wir nach Finnland.“ Und damit ging er unter neuem Jubelgeſchrei mit ſeinem Gefolge nach dem Palaſt zurück.

Dem alten Goldſchmied wollte es von neuem wie ein Traum bedünken, daß dieſer von ſo viel tauſend Menſchen hochgefeierte König ſich mit ihm ſo freundlich unterhalten habe, daß er, der anſpruchsloſe Bürger, von dieſem ritterlichen Herrn ausgezeichnet worden ſei. Wie ein Berauſchter ging er in den Menſchenhaufen umher und ſuchte ſeinen Sohn. Beide ſtießen endlich auf einander und Tycho rief ſogleich: „Wißt, daß der Küraſſier, der in Upſala mit dem angeblichen Hauptmann Gars in unſrer Werkſtatt war, unſer General, der Herzog von Lauenburg iſt!“

„Und wiſſe, daß der Hauptmann Gars unſer gnädigſter König ſelbſt iſt!“ entgegnete der Vater eben ſo haſtig. Das Erſtaunen war nun an dem Sohn, der Alte erzählte lang und breit, welch Glück ihm widerfahren ſei und verſchwieg dem ſtaunenden Tycho auch die ſchönen Hoffnungen nicht, die des Königs Huld ihm bereitet hatte. Beide wanderten von einem Freunde zum andern und nach ein paar Stunden wußten die Goldſchmiede und mancher andere Bürger in Stockholm aus Peter Lilie's eignem Munde, welche Ehre ihn beglücke. Nachher rüſtete ſich der alte Meiſter in ſeiner Herberge, um würdig zu erſcheinen an des Königs Tiſch. Ein feinſammtner Rock mit großen Stahlknöpfen zierte ſeinen Leib, ein blüthenweißer Hemdkragen ſchmiegte ſich um den Hals; vorn ſah man eine blaue ſeidene Weſte durchſchimmern mit großen Silberknöpfen. In die blauen Strümpfe waren goldne Zwickel gewebt und die Schuhe mit großen, ſchweren, zierlich gearbeiteten goldnen Schnallen verſehen. An ſeinen Hüften prangte ein ſchöner Degen mit ſilbernem künſtlich durchbrochenem Gefäß, des alten Meiſters eigner Arbeit, das rothe Bandelier hielt ein goldnes Schloß zuſammen. Eben ſo verkündete die ſchöne Agraffe auf dem Sammtbaret, welche die wallenden Straußfedern zuſammenhielt, den reichen Goldſchmied.

Nun nahm er den in die feinſte Linnen gewickelten Pokal in die Hand, gab dem Sohne ſchmunzelnd Ade, und marſchirte gravitätiſch, nicht ohne einiges Herzklopfen und neue Bangigkeit, dem Ritter-Holm zu. Die Verlegenheit des Meiſters nahm aber um ein Bedeutendes ab, als er, kaum in den Palaſt getreten, ſich von einigen Pagen freundlich empfangen und zu dem Speiſeſaale geleitet ſah.

Hier wogte und drängte es von vornehmen Herren und Damen; denn es war großer Hoftag, und der König hielt offene Tafel mit ſeinen Reichsräthen, Generalen und Stabsoffizieren, mit ſeinen Hofherren, Grafen und Rittern. Auch die Königin Mutter, eine hohe ſtolze Frau, ging in rauſchenden Gewändern, von ihren Hofdamen gefolgt, durch den Saal, und nahm die Huldigung ein, die ihr dargebracht wurde. Man ſah die Blüthe von Stockholms adligen Frauen und Jungfrauen, und manche koſtbare und ſeltene Blume war darunter. Den bürgerlichen einfachen Goldſchmied würde gewiß die alte Verlegenheit inmitten all der adligen Leute, die ihn verwundert anſahen, überflügelt haben, wäre nicht einer der Pagen vorausgeeilt und hätte des Goldſchmieds Ankunft dem

König angeſagt, und dieſer ſich nicht beeilt, den ehrlichen Meiſter zu empfangen.

„Gott grüß Dich, wackrer Peter Lilie!“ ſprach Guſtav herzlich. „Sei froh und unbefangen hier; denn alle, die Dich hier umgeben, ſind Menſchen, wie Du.“

Der Goldſchmied überreichte dem König das Trinkhorn mit einem Bückling. Der König nahm's und gab's zur Anſicht herum. Es ging von Hand zu Hand; man erſchöpfte ſich in Ausdrücken der Bewunderung, und jedes Wort wurde dem eitlen Bürger eine prangende Blume im Kranze ſeines Künſtlerruhms und ſeiner Vaterliebe; denn gewiſſermaßen betrachtete er ſich ebenfalls als den Verfertiger des Trinkgefäßes. Indem der Meiſter ſo mit verklärtem Geſicht daſtand, den Mund knapp an die Zähne angeſpannt, und die Glatze leuchtend wie der Vollmond, führte der König eine junge ſchöne Dame heran und ſprach: „Sieh, Meiſter Lilie, dieſe Dame iſt Gräfin Ebba Brahe, die Dein erſtes Geſchenk, wie Du ſiehſt, am Halſe trägt, und jetzt kommt, ſich bei Dir dafür zu bedanken.“

„Ich dank' Euch, Meiſter,“ flötete die ſüße Stimme der holdſeligen Königsbraut. „Ich werde dieſe einfache Kette ſo hoch halten, als den reichen Putz, den mir meine ſel'ge Mutter hinterlaſſen und mein Vater gekauft hat.“

Der Goldſchmied wußte ſchlechterdings nicht, was er darauf antworten ſollte.

Schmetternde Trompetenſtöße riefen zur Tafel; die Zeremonienmeiſter wieſen den Gäſten ihre Plätze an. In der Mitte ſaß der König, zu ſeiner Rechten die Königin, ſeine Mutter, der Goldſchmied aber wurde zu des Königs Linken geſetzt. Vor Guſtav ſtand das Trinkhorn, das der Mundſchenk voll purpurnen Wein goß, während die Diener die Becher der Gäſte füllten. Ein Trompetenſtoß gebot Ruhe, der König ſtand auf, ergriff das ſilberne Horn und ſprach laut: „Des wackern Meiſters zu meiner Linken wackrer Sohn hat ein gar herrliches Trinkſprüchlein auf dies Horn geprägt. Es lautet:

Wie dieſes Hornes Kraft
Sei Schwedens Ritterſchaft!
Es fließe Lebensborn
Dem König aus dem Horn!
Und wie der Traube Blut
Sei Schwedentreue gut!

So will ich denn trinken nach des Meiſters Willen auf das Blühen und Gedeihen meiner ſtarken Ritterſchaft, auf meine Geſundheit, damit ich lange nach Recht und Kräften meinem Volke vorſtehe, und auf ächte Schwedentreue! Ich aber ſetze noch hinzu: auf guten Sieg über unſre Feinde, fröhliche Wiederkehr und Schwedens Wachsthum!“ Der König ſetzte das jungfräuliche Horn an den Mund, um es einzuweihen, und die Gäſte ergriffen die Becher und tranken mit dem Könige und die Trompeten blieſen luſtig, und draußen donnerten die Kanonen auf dem Schloßplatze und verkündeten es Stockholm und dem Schwedenvolke, daß der Schwedenkönig trinke auf des Schwedenlands Wohl.

„Der Erſte aber, der nach mir aus dem Becher trinke, das ſoll ſein mein lieber Meiſter Peter Lilie von Upſala,“ ſprach der König weiter und reichte dem Goldſchmied das gefüllte Horn. Der Bürger ſtand auf, nahm das Trinkgefäß und ſprach feierlich, obwohl mit zitternder Stimme: „Die ſieggekrönte Rückkehr des Königs empfange ein immer fröhliches

Brautbett, aus dem ein ſtarkes Königsgeſchlecht erblühe, das durch Vater und Mutter dem Schweden theuer und hochgeliebt ſei!“ Er trank und die Gäſte tranken, aber alle ſahen beſorgt nach der Königin, die ihren Becher kaum mit dem Munde berührt hatte. Von der Königin Mutter flogen die Augen auf Ebba, die hocherröthet die Blicke nicht zu heben wagte. Das herzliche Wort des Goldſchmieds hatte einen wunderlichen Geiſt in die Königshalle gebracht, der durch die aufſpielenden Bergleute, die guten Speiſen und den guten Wein nicht wieder vertrieben wurde. Der König ſchien ſich zur Freundlichkeit zu zwingen, vorzüglich in angelegentlicher Unterhaltung mit ſeiner durch Blick und Anſtand tiefe Verehrung heiſchenden Mutter. Zuweilen wandte er ſich auch zu dem Goldſchmied und ſprach über deſſen Familienverhältniſſe, Lebensgeſchichte und Kunſt. Zuletzt bat er ihn, ſich Abends um acht Uhr mit Tycho in den königlichen Zimmern einzufinden.

## 19.

## Der König und ſeine Mutter.

Als die Tafel aufgehoben war, verfügte ſich die Königin Chriſtine mit ihren Hofdamen wieder in ihre Frauengemächer. Den König trieb eine innere Unruhe umher, er ſprach mit Vielen, und ordnete Vieles für die Abreiſe an. Dann lehnte er mehre Minuten allein in einer Fenſtervertiefung und blickte hinaus in das ſtill dahinrollende Meer und auf die in Dämmerung verſchwimmende Stadt, hernach ſchlug er das große Auge nach dem Himmel hinauf, aus welchem ſchon hie und da ein Sternlein blinkte. Sein jugendlich Antlitz verklärte ſich in frommen Gebet. Er hatte die Hände gefaltet und erflehte ſich Stärke und Glück von dem Gange, den er jetzt zu gehen gedachte. Des Auges heiter-blauer Spiegel umränderte ſich mit einem feuchten Kryſtallringe, ſeine Lippen bewegten ſich lautlos, aber aus der Bruſt rang ſich das inbrünſtigſte Gebet. Und nun ging er durch die Hallen, ein mit Gottvertrauen gewappneter Mann, und die Thüren thaten ſich rauſchend auf vor ihm, und die Diener eilten, es der Königin anzuſagen, daß der König nahe, ſie zu ſehen in ihren Gemächern. Er trat hinein, Chriſtine erhob ſich, um ihrem Sohne entgegenzugehen, er eilte auf ſie zu, und küßte ihr ehrerbietig die Hand. Der alte Feldherr Pontus de la Gardie, der Ruſſenbeſieger, der ſeit einem halben Jahre ſeinem Sohne das Commando in Liefland übergeben hatte, war zugegen und wollte ſich bei des Königs Eintritt entfernen. Guſtav hielt ihn zurück, ſprechend: „Verehrter Graf, was ich meiner Frau Mutter zu ſagen habe, darf ein um Schwedens Wohl ſo hoch verdienter Greis hören und ſeinen Rath dazu geben. — Frau Mutter,“ wandte er ſich zu der in ſtolzer Majeſtät vor ihm ſtehenden Königin; „ich bin gekommen, Euch Lebewohl zu ſagen. Schon bricht die Nacht herein und morgen mit dem Frühſten gedenk' ich die Anker meines Schiffes lichten zu laſſen und in die See zu ſtechen. Ich weiß es, dieſe Reiſe geſchieht nicht mit Euerm, noch mit des Reichsraths Willen, vielmehr habe ich Euch das Jawort dazu abgedrungen. Zürnt mir deshalb nicht! Mein raſtloſer Sinn und die feſte Ueberzeugung, daß nur meine perſönliche Gegenwart uns Vortheile in Rußland verſchaffen kann, treiben mich auf den Kriegsſchauplatz. Ich weiß es, daß hier viel zu ſchaffen und zu wirken giebt für einen beſorgten König, aber ich kann getroſt gehen, da Ihr es nicht verſchmähen werdet, für Schwedens Heil während meiner Abweſenheit mütterlich Sorge zu tragen, und ich ein gutes Regiment weiſer Männer eingeſetzt habe, an deren Spitze mein Oxenſtierna ſteht, die über Schweden wachen an meiner Statt. Euch ſteht der umſichtige Reichskanzler voll Kraft und Jugend, euch ſtehen die weiſen Männer unſeres Reichsraths in ſchweren Fällen zur Seite. Ich weiß es ferner, daß der ſchwediſche Feldherrnſtab, umwunden mit Lorbeern, die Pontus de la Gardie, der Vater, auf Rußlands Boden erfocht, in den würdigſten Händen, in denen Jakobs de la Gardie, des tapfern Sohns liegt, aber haben wir nicht ſeine Briefe, worin er ſich bitter beklagt, daß er nicht mehr von uns unterſtützt wird, was wir doch bis jetzt unmöglich in Stand waren, worin er uns meldet, daß die größten Unordnungen und Meutereien im Schwedenheere ausgebrochen ſeien, daß die ſchleunigſte und kräftigſte Hülfe Noth thue, wenn nicht alle Eroberungen ſeines Vaters und Nowgorod ſelbſt uns verloren gehen ſollten? Vor dem Könige werden die Miethlinge erſchrecken, des Königs Anblick wird die Muthigen begeiſtern.“

„So möge Dir der König der Könige ſeinen Segen verleihen, wie ich ihn Dir ertheile!“ verſetzte Chriſtine. „Ich hätte es lieber geſehen, Du ſetzteſt Dein uns ſo theures Leben nicht ferner den Gefahren des Kriegs und der rauhen Jahreszeit an den finniſchen und liefländiſchen Küſten aus, denn Schweden bedarf Deiner Sorgfalt noch lange; aber Du haſt ſelbſt ausziehen wollen, wie's einem Ritter ziemt, in gerechtem Krieg; und Dein Wille iſt heilig; denn Du biſt hier Herr und König. Nur beherzige die dringende Bitte Deiner um Dich ſo ſehr beſorgten Mutter, ſchone ſo viel als möglich Deines Lebens, begieb Dich nicht ohne Noth in Gefahr.“

„Ihr mahnt mich mit ſo mütterlich-liebender Sorgfalt, mein Glück, mein Wohl liegt Euch ſo wahrhaftig am Herzen, daß ich, eh' ich von Euch ſcheide, Euch noch mit einer Bitte angehe, von deren Erfüllung das Wohl Eures Sohns, ja mein ganzes Lebensglück abhängt.“

„Rede, mein Sohn! Was könnteſt Du anders als ein des Schwedenkönigs Würdiges bitten?“

„Frau Mutter, meine Liebe zur Gräfin Ebba Brahe, Euerer Euch ſo werthen Pflegetochter und erſten Hofdame, iſt Euch nicht unbekannt geblieben. Da ich aber wohl gewußt aus Euern frühern Aeußerungen, es ſei Euer Wunſch, ich möchte eine deutſche Prinzeſſin auf den ſchwediſchen Thron erheben, ſo habe ich nicht gewagt bis jetzt, offen und frei mit Euch zu reden über meine Liebe, eines Theils weil ſchwere Sorgen mein Haupt erfüllten, andern Theils weil ich noch keine Zeit hatte. Wohl aber habe ich meinem Vetter, dem Herzoge von Sachſen-Lauenburg ſchon vor einem halben Jahre den Auftrag gegeben, Euch, geliebte Frau Mutter, auszuforſchen über meine mit Euern Wünſchen nicht übereinſtimmende Wahl. Zwar hat mir der Herzog keine beſtimmte Antwort hinterbracht, aber aus ſeinen Mittheilungen habe ich doch erſehen, daß es meiner Kindesliebe wohl möglich ſein dürfte, Euere mütterliche Einwilligung zu erhalten. Laßt mich demnach, ich bitte Euch ſehr, nicht ohne dieſelbe in den Krieg ziehen; ſie wird mich begeiſtern und mir Muth verleihen, alle Unannehmlichkeiten getroſt zu ertragen. Sie wird mir ſchimmern, als ein Stern der Hoffnung, in welchem ich das ſüße Bild meiner geliebten Ebba erblicke, und der über mir Wacht hält in aller Drangſal und mir wonnigen Lohn verſpricht. Denn wenn ich mit Sieg heimkehre nach Schweden, will ich mein Beilager feiern mit Ebba und mich krönen laſſen zum König und ſie zur Königin von Schweden.“

In der Königin Antlitz war während der langen Rede ihres Sohnes nicht die mindeſte Veränderung vorgegangen. Ernſt begann ſie zu reden:

„Mein lieber Sohn, wohl habe ich das Vertrauen, welches Du mir jetzt ſchenkſt, früher erwartet, wenigſtens hoffte ich eben nach jenen meinen Unterredungen mit dem Herzoge von Lauenburg über Deine Liebe, daß meine Kinder ſich mir nahen würden. Es iſt wahr, Guſtav, ich hätte es lieber geſehen, und mit mir alle Einſichtsvollen des Schwedenreichs, daß Dein Thron eine gewaltige Stütze erhalten möge durch den Bund mit einem mächtigen Fürſtenhauſe der proteſtantiſchen Chriſtenheit. Denn noch nicht hat der katholiſche Siegmund den Plan aufgegeben, die Krone wieder zu beſitzen, die ihm ſeine eigne Thorheit, nicht mein höchſtſeliger Gemahl, vom Haupte riß. Willſt Du aber aus den Töchtern Deines Landes wählen, willſt Du eine Schwedin beglücken, fürwahr ſo weiß ich ſelbſt keine Würdigere, als Ebba Brahe, auf deren Erziehung und Bildung ich, auf deren unbefleckten Adel ſie ſtolz ſein kann. Sie wäre ja nicht die Erſte, die aus ihrem Geſchlecht auf Schwedens Thron ſtiege. Aber bedenke wohl, mein

Sohn, daß jetzt nicht Zeit iſt, von Deiner Hochzeit zu reden. Des Kriegs gewaltiger Gott hat Dein Herz erfüllt; es drängt Dich unaufhaltſam auf der ſonnenhellen Bahn des Ruhms vorwärts, die Du einmal mit Glück betreten. Du haſt nicht auf die Bitten Deiner beſorgten Mutter, nicht auf das Flehen Deines angſtvollen Volks gehört: Du ſtürmſt ſelbſt fort in den Krieg. Aber die Kriegsfortuna iſt die launiſchſte Göttin. Wie? wenn ſie Dir den Rücken kehrte? wenn — was der Himmel verhüten möge! — ſie, die Treuloſe, Dir den friſchen, kaum um's Haupt geſchlungenen Lorbeer aus den Locken riſſe? Ach! und wandelbar iſt der Menſchen Sinn. Glaube mir, mein Sohn, nicht alle, die Dir Treue heucheln, würden ſie bewähren, wenn das Glück Dir die Ferſen zeigte. Noch iſt Sigmunds Partei in Schweden vielleicht größer, als wir ahnen. Aber in Zeiten der Gefahr erſchlafft der Bogen des Liebesgottes. Du würdeſt bereuen, die holde Ebba an Dich gefeſſelt, ihr Loos mit dem Deinigen verbunden zu haben, wenn das Unglück Dich heimſuchte. Und ſo kann ja auch Niemand zweien Herren dienen und ein König am wenigſten, der nicht für's Dienen geboren wurde. Die mächtige Sorge, Deinen Feinden obzuliegen, beherrſcht jetzt Dein Königsherz. Du mußt trachten, mit geringen Mitteln Großes zu bewirken. Und Du kannſt's, Du haſt's bewieſen, haſt's bewährt. Wenn nun aber die Liebe Deines Herzens alleinige Herrin würde — und ſie würde es ſicherlich — ſo könnteſt Du Deine Königspflicht vergeſſen, und wenn auch nur auf Stunden, es wäre Land und Leuten ein ſchwerer Verluſt. Denn der König handelt für alle. Er iſt die Sonne, die das Land befruchtet. Was wird aus dem tragbaren Boden, wenn ſie ſich in

Nebelſchleier hüllt? Zwei Kriege warten Deiner! Sei Du der Herkules, der die polniſche Hyder erlegt! Sei Du der Perſeus, der den Akriſius, Deinen eignen Bruder, in ſein Reich einſetzt! Und wenn Du ſtark geworden biſt nach Außen, ſtark im Innern, wenn Siegmund nicht mehr daran denken darf, ſeinen abenteuerlichen Plan zu verfolgen, wenn Karl Philipp Zaar von Moskau iſt, wenn Du dem Dänenkönig nichts mehr zu zahlen brauchſt, dann erſt, Guſtav, ziemt es Dir, an Deine Vermählung zu denken. Der Krieg führt den Königsjüngling in die Schlacht, der Friede führe den Königsmann in's Brautbett. Vor den ſchimmernden Kränzen ſeines neuerworbenen Ruhms, vor der Fülle des Segens, mit der er ſein Volk beglückt, werden die Stände des Reichs, die jetzt leicht Deine Wahl mißbilligen könnten, denn ſie müſſen ihres eignen Vortheils willen eine geborne Fürſtin lieber auf dem Throne ſehen, als eine Unterthanin ihres Königs — verſtummen und wohl gar in die Hochzeithymnen einſtimmen. Treffe dann Deine Wahl, wen ſie wolle, Guſtav, ich werde ſie ſegnen, und trifft ſie dann noch die tugendhafte, edle, treffliche Ebba, dann will ich die Erſte ſein, alle Hinderniſſe und Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen, die Deiner Verbindung mit der Gräfin Brahe noch entgegenſtehen könnten, und Dich zum Ziele Deiner Wünſche führen."

Des Königs Blicke leuchteten. Er war auf Widerſpruch, auf einen Sturm gefaßt geweſen, und nun glich ſich vor ſeinen Blicken alles ſo ſchön aus. Ach, ſein jugendlich argloſes Herz hatte keine Ahnung von Verſtellung, ſein von frommer Liebe ſtrahlendes, im Thau des Entzückens gebadetes Auge ſah die feinen Schlingen nicht, die die eigne Mutter ſchlau und vorſichtig in jedem jener herzlich klingenden Worte um ſeine reine, große Seele zog.

„Ja, Mutter,“ rief er begeiſtert, „ich will mir Ebba verdienen. Ihren Brautkranz will ich auf Rußlands und Polens blutigen Schlachtfeldern brechen, ihre Königskrone mir aus erobertem Gold und Edelgeſtein zuſammenſchmieden laſſen. — Und ſo reich' ich Euch die Hand zum Abſchied, froh und voll heitrer Ahnungen. Lebt wohl! — Und auch Ihr, alter, ruhmbekränzter Feldherr, der Ihr Zeuge geweſen ſeid der Mutterliebe Euerer Königin, lebt wohl! Geht und verkündet's dem Schwedenvolke, was Chriſtine beim Abſchied zu ihrem Sohne geredet hat!“ Der König ging in ſeine Zimmer zurück, voll guten hoffenden Muthes.

## 20.

## Zwei Liebespaare.

Die Nacht war ſchon überall eingekehrt, aber von flammenden Kerzenlichtern zurückgedrängt aus den meiſten Räumen des Schloſſes. Im Vorzimmer ſtand Meiſter Peter Lilie mit ſeinem Sohne, dem ſchmucken Küraſſier.

„Wen Gottes Segen heimſucht, ſoll andern auch was Gutes gönnen,“ ſagte der König mit herzlichem Abendgruß. „Der Himmel hat meine Liebe geſegnet, ſo will ich die Deinige ſegnen, wackrer Küraſſier. Kommt!“ — Hierauf ſandte er Pagen mit Befehlen ab, und ſie gingen durch den an des Königs Wohnzimmer ſtoßenden Corridor. Ein Diener leuchtete vor. Endlich traten ſie in einen bereits geöffneten Saal, wo ſie den Maler de Change mit einem Diener beſchäftigt fanden, um ein hohes verhängtes Bild an der Wand ringsum in die bereits eingeſchraubten Armleuchter Lichter zu ſtecken und anzuzünden.

„Ew. Majeſtät kömmt noch um einige Augenblicke zu früh,“ ſagte der Maler, „die Lichter wollen nicht brennen; es muß verdorbene Waare ſein, die der Diener in der Eile ergriffen hatte, aber ich bemerke eben, daß ich mit der zweiten Lieferung nicht beſſer gefahren bin.“ Die Hände regten ſich ſchneller und bald darauf brannten die Kerzen im Viereck um den Rahmen. Vorn zu beiden Seiten ſtellte der Maler noch zwei ſechsarmige Girandolen mit brennenden Kerzen. Als der Maler fertig war, ging der Küraſſier zu ihm, begrüßte ihn mit Herzlichkeit und dankte ihm für Riekens ſchönes Bild.

De Change ſchien verwundert, den Goldſchmied im Waffenrocke und in der Geſellſchaft des Königs hier zu ſehen, war übrigens gegen den Soldaten ſehr höflich.

Während beide mit einander ſprachen und der König ſich mit dem alten Lilie unterhielt, wurde die Thüre wieder geöffnet, und eine hohe verſchleierte Dame trat herein, von einigen Frauen und einem noch nicht ganz erwachſenen Mädchen gefolgt. Der König eilte auf die Eingetretene zu, faßte ſie zärtlich bei der Hand und ſprach: „Mein werthes Fräulein, ich konnte mir den Wunſch nicht verſagen, Euch zu wiſſen zu thun, wie ich nun endlich mit meiner Frau Mutter unſertwegen geredet, und wie ſie über die Maßen wohlgeſinnt und gnädig ſich über Euch und unſre Liebe ausgelaſſen, und wir nun ihrer Zuſtimmung und des mütterlichen Segens zu unſerm Verlöbniß nicht entbrechen. So wollt' ich Euch denn mit frohem Herzen Valet ſagen und Euch bitten, meiner fleißig und fromm zu gedenken in und außer Euerm Gebet während meiner Heerfahrt."

„Ich dank' Euerer Majeſtät für dieſe Gnade," verſetzte die Gräfin und ſchlug den Schleier zurück, ſo daß man ihr edles Antlitz ſehen und auch erkennen konnte, daß ihre Augen trübe geweint waren. „Auch habt Ihr befohlen, daß Rieke Strämfeld mich begleiten ſolle, hier iſt ſie und ihre ſtumme Schweſter, welche niemals von ihr weicht." Rieke trat hervor, anſtändig gekleidet und machte dem König einen ſchönen Knix. Der König faßte ſie bei der Hand und führte ſie den beiden Goldſchmieden mit den Worten zu: „Hier bring' ich die Erfüllung meines Verſprechens." Rieke erkannte in dem ſchmucken Reitersmanne mit Ueberraſchung den Jüngling, den ſie ſtill im Herzen trug, und er vermochte ebenfalls vor beklemmender Luſt des Wiederſehens keinen Laut hervorzubringen. Dazu kam, daß ſich doch eigentlich beide noch kein Wörtchen von Liebe geſagt, und nun natürlich in Gegenwart ſo vieler und ſo vornehmer Zeugen unmöglich zuerſt ſich etwas Vertrautes ſagen konnten. Die Enthüllung ſüßen Liebesgeheimniſſes duldet keine Zeugen. Stumm ſtanden ſich die Liebenden gegenüber, hoch erglüht und bang-freudig bewegt. Da kam von zwei andern Seiten die Löſung des Räthſels, die auf den Lippen der Betheiligten ſchwebte und von ihnen doch nicht ausgeſprochen werden konnte. Der Vater rief nämlich überlaut: „Das alſo iſt Rieke Strämfeld? Wahrlich, Tycho, nun verdenk' ich Dir's nicht, daß Du Dich in das Mädchen vergafft haſt; ich glaube, es könnte mir noch ſo gehen.“ Damit zog er die Verſchämte näher an das Licht, um ſich an dem Glanz ihrer Augen und der Lieblichkeit ihrer Züge zu weiden. „I, Du mein herziges Goldkind,“ ſchmunzelte er ſie an, „willſt Du denn mein Töchterlein werden und den ſchmucken Goldſchmied dort frein, wenn er aus dem ruſſiſchen Kriege heimkehrt? Sieh, er iſt ein gar wackrer Meiſter und hat zum Meiſterſtück des Königs Majeſtät ein Trinkhorn gefertigt, das ſeines Gleichen ſucht, wie unſer edler König. Liebſt Du denn den Jungen? Ich bin ja ſein Vater, Kind! Und er iſt mir aus Sehnſucht zu Dir bald geſtorben. Liebſt Du denn meinen Sohn Tycho Petersſohn Lilie ebenſo, wie er Dich?“

Verſchämt blickte das Mädchen zu Boden und lispelte kaum verſtändlich: „Ich liebe ihn!“

Da vergaß der ehrliche Bürger ſo ſehr allen Anſtand und den ſeiner Umgebung ſchuldigen Reſpekt, daß er in der Freude ſeines Herzens dem hocherrötheten Mädchen einen kräftigen Kuß auf die Lippen drückte. Der König lachte laut über dieſen Ausbruch der Vaterliebe. Unterdeſſen hatte die ſtumme Chriſtine den jungen Goldſchmied erkannt. Sie lief wie unſinnig auf ihn zu, kletterte an ihm hinauf, umfing ſeinen Hals, herzte, küßte, ſtreichelte und liebkoſte ihn aufs zärtlichſte, und ſtieß dabei ſonderbare Freudentöne aus. Drauf deutete ſie auf Riekens Ohren und zeigte die Ohrenſchilder Tycho’s, nun gab ſie durch Pantomimen zu verſtehen, daß ihre Schweſter auch das von ihm zum Geſchenk erhaltene Goldreiflein am Finger trage. Und weiter drückte ſie in ihrer lebendigen Zeichenſprache geſchickt die Liebe Riekens und ihr Verlangen nach dem Goldſchmied aus, ſie zupfte und putzte an ſich und wies ſchelmiſch lächelnd auf die Schweſter, ſie ſchluchzte und that, als weinte ſie, um anzuzeigen, wie Rieke um den geliebten Jüngling geweint habe. Ferner erzählte ſie, wie ſie zur Gräfin geholt worden ſeien und von ihren Eltern Abſchied genommen, die Reiſe nach Stockholm gemacht hätten, gnädig empfangen und ſchön geputzt worden wären, ſie zeigte ihre Kleider und Schuhe mit gefälliger Wichtigkeit und klatſchte dazu vor Freuden in die Hände. Dann aber veränderte ſie plötzlich die heitre Miene in eine düſtre, ballte die Fauſt und drohte damit dem Maler de Change, der unter dem Bilde ohnfern ſtand. Sie ſtrampelte mit den Füßen, ſtieß einen zürnenden Laut aus, deutete wieder auf Rieken und wollte noch weiter in Zeichen reden, als der Maler, die Kleine beobachtend, an den König mit den Worten herantrat: „Wenn es Euerer Majeſtät gefällig wäre! die Lichter brennen ab, und ich muß befürchten, man hat abſichtlich etwas damit vorgenommen, um dem letzten Eindruck des Bildes auf Euerer Majeſtät kunſtempfänglichen Sinn zu ſchaden.“

„Zieht den Vorhang hinweg,“ verſetzte Guſtav. „Ich habe mir, ohne Euer Wiſſen, gnädiges Fräulein,“ wandte er ſich zur Gräfin Ebba, „eine Copie von dem von Euerm Herrn Vater beſtellten Portrait Euerer werthen Perſon nehmen laſſen. Ihr zürnt mir doch nicht darüber? Während jenes Bild in Schloß Roſenberg die Seele Eueres Vaters erquickt, wenn er in ſein Schloß tritt und ſein Alter erheitern wird, ſoll dieſes Bild mit mir über das Meer nach Finnland wandern und ſein Anblick mich ſtärken und erheben im Kriegsdrangſal.“

Der Vorhang war hinweggerauſcht und Ebba's mild ernſte Züge ſtrahlten von der Wand herab.

Das Bild war herrlich getroffen und beſonders meiſterhaft wegen der darin ausgedrückten leiſen Schwermuth, die der jungen Gräfin ſo eigenthümlich war. Alle betrachteten das Bild ſtumm, doch jedes mit eignen Gefühlen. Nur die Stumme geberdete ſich wild, um daran zu kommen und es zu küſſen. Der Maler hielt ſie zurück und ſie ſchlug nach ihm. Die Gräfin konnte ſich der Thränen nicht enthalten, und wirklich ſah auch alles düſter und traurig aus. Die Lichter brannten kaum, und es war nicht anders, als ſei über die ſpärlichen Flämmlein ein ſchwarzer Flor geſpannt. Das Bild trat geiſterhaft zurück und ſchien endlich in weiter Ferne zu ſein; eins der Lichter um das andre verlöſchte. Selbſt des Königs warme Freude wurde durch dieſe ſonderbare Erſcheinung von einem kühlen Hauche banger Schwermuth beſtreift. Es wollte auch ihn wie Ahnungen beſchleichen, die im wehmüthigen Widerſpruch mit den der geliebten Gräfin gemachten Mittheilungen ſtanden. „Packt mir das Bild ein und laßt es aufs Schiff bringen, de Change,“ befahl er dem Maler und nahm Ebba's Arm, ſich mit ihr zu entfernen. Da faßte Chriſtine des Königs Hand und machte gegen den Maler eine Bewegung mit den Händen, welche mit den Mienen des Geſichts zugleich den größten Abſcheu ausdrückte; ſo warnte ſie den König und Ebba mit ängſtlicher Geberde, dieſe aber, Aug' in Aug' verſenkt und des Abſchieds gedenkend, achteten des heftigen Kindes nicht, welches Riele von ihnen riß.

„Ich habe noch einiges nachzuſehen auf meinem Schiffe,“ ſagte der König, „wenn es Euch möglich iſt, ſo begleitet mich. Ich bitt Euch darum.“ Ebba drückte ihm gewährend die Hand und hüllte ſich dichter in ihre Schleier und Gewänder. „Ihr könnt uns folgen und mit einander die kurze Zeit noch genießen; ich gönn's Euch," redete der König die beiden Lilie und Rieken an; die andern Frauen der Gräfin wurden befehligt, ſie in ihren Zimmern zu erwarten.

## 21.

## Auf dem See in der Mondnacht.

Ohne erkannt zu werden ſtieg die kleine Geſellſchaft in die kühle Mondnacht hinab und wanderte an den Ufern des Sees. Ein Paar Schiffsknechte legten, auf ein vom König gegebenes Zeichen, mit ihren Böten an's Land; der König und Ebba nahmen im erſten, die beiden Goldſchmiede und die beiden Schweſtern im zweiten, Platz. Raſch ſchnitten die Kähne durch die Wellen. Am Schiffe angelangt, ſtieg der König an Bord, gab die noch nöthigen Befehle und Anordnungen, und kehrte dann zur Geliebten zurück.

„Die Nacht iſt hell und das Meer ruhig, gegen die Friſche der Meerluft ſind wir geſchützt; es verlangt mich ſehr, noch ein Stündlein mit Dir auf dem See zu ſchaukeln und zu koſen," ſagte Guſtav zärtlich.

„Und wenn auch Hofſitte und die ſtrengen Regeln der Jungfräulichkeit dagegen ſtreiten," verſetzte Ebba, „ſo vermag ich Dir nicht zu verweigern, wozu mich mein eigenes Herz drängt. Niemand hat mich erkannt auf der ungewohnten nächtlichen Wanderung, Niemand vermißt mich, und meine Frauen werden ihres Bortheils halber ſchweigen. Die Nacht, obgleich friſch und kalt, entzückt mich doch mit ihrer Pracht, und wehmüthig-ſüße Gefühle hielten mich, wenn es anginge, bis zur Abfahrt an Deiner Seite feſt, mein Geliebter. O Guſtav, wenn wir uns nicht wiederſehen ſollten!“

„Es kann eine feindliche Kugel für den Schwedenkönig gegoſſen ſein, wie für jeden ſeiner Soldaten. Wir ſtehen alle in Gottes Hand. Der Herr wird's mit mir machen, wie's ſeine Allweisheit zum Beſten des Ganzen recht findet. Ich ergebe mich in ſeinen Willen. Nicht für eine böſe gottloſe Sache zieh' ich in den Krieg; das heilige Recht iſt auf meiner Seite. Drum brauch' ich mich auch vor dem raſchen Tod auf dem Bette der Ehre nicht zu fürchten. Und auch Dich würde der unerſchöpfliche Born ſeiner Vaterhuld gnädiglich tränken, und Dich nicht verjammern laſſen. Sollte Dir der Himmel nicht die Krone von Schweden aufs Haupt ſetzen, ſo wird er Dir eine Sternenkrone geben, mit kühlen Friedenspalmen durchflochten. So lang aber Guſtav Adolf lebt, wird er ſeiner heißgeliebten Braut die heiligen Schwüre ewiger Treue feſt und unverbrüchlich halten und bewahren, und hofft daſſelbe von Dir gewiß zu ſein, meine Traute.“

„Du kannſt und ſollſt es ſein,“ ſagte ſie ſinnend, und er küßte ihr den Hauch des letzten Wortes vom Munde. Schweigend hielten ſie ſich umſchlungen, Herz an Herz gepreßt, ihr warmer Athem ſpielte in ſeinen Locken, ſeine kräftige Rechte hielt ihre kleine Hand umſpannt; ihre Geiſter verloren ſich in Entzücken. Die ſeligſte Minute ihres Lebens ging über ihren Häuptern hin, ein lächelnder Genius mit der hellodernden Lebensfackel und einem Himmelsblumenkranz. Aber als er vorüber war, löſchte er die Fackel in der See, da ward der blutrothe Widerſchein des Mondes daraus, zerpflückte die Kränze und warf die Blumen gen Himmel, da wurden die mondbeſtrahlten Wölkchen daraus, und verhüllte ſein weinendes Antlitz, das war eine Wolke, die vor den Mond zog und das Meer überſchattete. Die Liebenden erwachten aus ihrer Vergeſſenheit und ſeufzten tief auf, als wenn es ihnen Schmerz mache, ſich der Körperwelt wieder zu erinnern, die Wolke zerrann, des Mondes volle Scheibe warf ihren Silberſchein wieder auf die Schiffe und Kähne, überſpann mit mildem Lichtſchleier die Holme, Felſendämme und Brücken, und die an dem Seeufer emporſtrebenden Häuſer der Stadt. Geiſterhaftes Schweigen lag über dem Meerſpiegel ausgegoſſen, es war als berge er in ſeinen kalten Tiefen ein unglückdrohendes Geheimniß, und die Töne, welche der Kahn, Furchen ziehend durch die dunkle Fluth, erzeugte, glichen leiſen Seufzern des Meeres, weil es den Betheiligten nicht verrathen dürfe, was finſtre Mächte gegen ſie ſpännen. Das Ohr der Liebenden hörte Nichts, als den Hauch Gottes über die Waſſer fahrend, ihr Auge ſah nichts als ſeine blendende Herrlichkeit, ausgebreitet über Meer und Land und über ſie ſelbſt, als Schirm und Flügel. Ihr Geiſt erhob ſich in heilig-ſeligen Empfindungen zum Urquell des Lichts, deſſen letzte Funken die Geſtirne ſind. Und alle Sterne, denen vergönnt war, auf das betende Brautpaar herabzuſchauen, gaben mit Liebesblicken tröſtende Antwort, die aber wehmüthig klang; denn ſie hieß: den Samen für die herrlichſten Blumen kann die Erde nicht keimen laſſen, der irdiſchen Sonne Licht iſt zu ſchwach, jene Blüthen zu erzeugen; ſie gehen erſt im Himmel auf.

Ebba bat den König, ihr wo möglich wortgetreu die Antwort der Königin Mutter auf ſein Gewerbe mitzutheilen, und als er ſich bemühte, dies zu thun, kam ihm ſelbſt alles plötzlich ſo kühl und ſchwach vor, was ihm vorhin erſt ſo warm und kräftig erſchienen war, daß er, hätte er ſeinem guten Gedächtniſſe nicht vertrauen müſſen, faſt verzweifelt wäre, die Königin habe das alles wirklich geſprochen. Denn in dieſen ſchlau gewählten Worten lag keine Zuſtimmung zu ſeiner Liebe, zu ſeiner Verbindung mit Ebba. Er war ja vielmehr durch Chriſtinens Erklärung, ſie wolle einſt ſelbſt für die Erfüllung ſeiner Wünſche Sorge tragen, gewiſſermaßen an die Großmuth ihres Willens gebunden. Doch er beſchloß bei ſich, der Königin Mutter ihre förmliche Einwilligung nächſtens abzubringen, und er würde es in eigner Perſon gethan haben, wenn die Eile des Feldzugs ihm nur noch den Aufſchub eines Tags vergönnt hätte.

Schweigend hatte Ebba dem geliebten Jüngling zugehört, der von leiſen Seelenſchauern ergriffen, je zu weilen inne hielt, und ihr klares Auge weinte ahnungsreiche Thränen, die des Monds kalter Strahl matt durchleuchtete.

„Faſt fürchte ich," klagte ſie, „daß die Königin nicht an die Wahrhaftigkeit und Tiefe unſrer Liebe glaubt. Sie ſcheint von der Zeit unſre Trennung zu erwarten."

„So laß uns durch Beſtändigkeit die Zeit und die Königin beſiegen, die den reinen Glauben an das menſchliche Größe, an das Heilige und Unvergängliche im Leben nicht faſſen oder nicht treu bewahren kann im Herzen."

„Vor Allem aber hüte Dich, mein geliebter Guſtav, die theure Mutter, die mich mit Dir groß zog, auch nur mit einem Worte, nur mit dem Anſcheine einer unkindlichen That zu kränken. Ich will ja gern mein Leben freudenlos vertrauern, wenn meine Freuden der verehrten Frau Schmerzen bereiten ſollten.“

„Und wollteſt mir entſagen?“ fragte der König beſtürzt.

„O Guſtav, quäle mich nicht! Was würde denn Dein frommes kindliches Herz thun, wenn die Königin Mutter von Dir begehrte, mich Deiner Königspflicht, dem Wohle Deines Volkes aufzuopfern?“

„Ich würde ihr nicht folgen; denn ich bin König und Herr. Ich habe niemand zu gehorchen als Gott allein, und ich werde mit Wiſſen niemals gegen die göttlichen Gebote handeln.“

„Und biſt Du nicht der Mutter kindlichen Gehorſam ſchuldig? — Und glaubſt Du denn, ich würde mich jemals ſo weit vergeſſen, mich ihrem mütterlichen Willen, ihrem königlichen Befehle zu widerſetzen? Iſt ſie nicht auch meine Mutter? Nicht meine Herrin und Königin? Wie ſchaudere ich vor dem Gedanken zurück, zwiſchen Mutter und Sohn zu ſtehen, Guſtavs Herz der hohen Frau zu entfremden, die ihm ihren hohen königlichen Sinn eingeboren, das ruhmbeſtrahlte Königshaupt Guſtavs, auf das Chriſtine mit Recht ſo ſtolz iſt, loszureißen vom vollen Mutterherzen, das ſich nachher alleinſtehend und in die Nacht des Grams gehüllt, verbluten müßte, mir, der Undankbaren, die ſie für all' die unzähligen Gaben mütterlicher Huld und Liebe um allen Lohn betrogen nicht nur von meiner, ſondern auch von Deiner Seite? Wie würde ſelbſt der ſonnenwärts ſtrebende Fittig des jungen Königsaars erlahmen, wenn ſich an ſeine Schwungfedern das Bleigewicht der Schuld hinge, an der Erzeugerin gefrevelt zu haben? Würde ich einſt den ſtummen Vorwurf in Deinem Blicke ertragen können, ich ſei das unſelige Gewicht, was Deinen Sonnenflug verhindert habe? Würdeſt Du nicht laut aufjammern über den an meinen bleichen Wangen nagenden Kummer, kindliche Pflichten ſo ſchwer verletzt zu haben? O nein, nein, Guſtav! wir können, wir dürfen um der himmliſchen Mächte willen nichts thun gegen die Königin!“

Der König hatte ihr ſtumm zugehört. Ihre Worte waren ihm kühl durch die Seele geweht; er vermochte der Wahrheit derſelben nichts entgegen zu ſetzen, und nun überſah er erſt die Weite — ach! noch lange nicht die Tiefe — des Abgrunds, an welchem er ſtand. Er ſchauderte und faßte Ebba's thränennaſſe Hand.

„Nein, frommes Mädchen, reiner Engel,“ ſprach er feierlich und tief ergriffen, „wir wollen nichts gegen unſre Mutter thun. Sie liebt Dich, ſie liebt mich, und alle ihre Schritte werden nur von Liebe geleitet, wenn auch durch eine verkehrte Anſicht der Dinge irre geführt. Aber ich will nicht ablaſſen, ſie zu bitten, bis ich ihre Einwilligung, ihren mütterlichen Segen erfleht, ich will keine Mühe ſcheuen, bis ich ſie überzeugt habe, daß des Lebens höchſtes Gut die Liebe iſt, und daß Guſtav Adolf, wenn er jetzt ſchon etwas iſt, wenn er noch mehr werden ſoll, es allein durch die Liebe geworden und werden kann, daß Ebba allein der Stern iſt, der mir bis jetzt geleuchtet und ferner zum Ruhm vorleuchten muß, ſoll ich die dunkle Straße zum lichtſtrahlenden Tempel finden, daß Ebba Schwedens Genius iſt und ihr nicht allein die kalten Opferkränze eines ſiegreichen Volks, ſondern das warme liebende Herz ſeines Königs, ſeine Hand, ſeine Krone gehören. Ja Chriſtine hat mich geboren und an meiner Erziehung Theil genommen, zum

Schlachtenſieger hat mich allein Ebba gemacht. Und drum muß die Königin ihre Einwilligung geben.“

„Aber meinſt Du, mein ſtolzer Vater würde es zugeben, daß Du mich Deiner Mutter aufdrängteſt, daß Du mit ſtürmiſcher Eil ihr die Einwilligung zu unſrem Bunde abnöthigteſt, daß Du wohl gar mit königlichem Machtworte ſie, die Deinem Befehle nichts entgegenſetzen kann, als ihren Mutterſchmerz, zu einem Schritte zwängeſt, den wir nachher alle ſchwer beklagen müßten? Nein, der alte Reichsdroſt Graf Magnus Brahe, einſt Herzog Karls von Södermannland und deſſen hoher Gemahlin Stütze und getreuſter Anhänger, bewährt in den Zeiten der Noth und des Todes, wie Gold im Feuer, dieſer Brahe wird nie zugeben, daß jene Herzogin Chriſtine, die ihm einſt alles zu ſchuldigen verſicherte, nun ſich beklagen müſſe, Brahe's Tochter als Gemahlin ihres Sohnes zu begrüßen. Das wäre zu demüthigend für den Stolz des würdigen Greiſes. Das Blut der Brahe war ſtets vermiſcht mit dem Blute der ſchwed'ſchen Könige; das iſt bekannt. Die gekrönten Geſchlechter der Folkunger, der Swerker und der Eriche, das ruhmſtrahlende Haus der Sture, wenn auch nicht dem Namen, aber doch der Sache nach Könige von Schweden, weiſen in ihren Geſchlechtstafeln den Namen Brahe neben denen der erſten Helden. Freiwillig hat der königliche Palaſt ſeine Thore ſchon mehr als einer Brahe geöffnet, und ich ſollte mich gegen den Willen der Königsmutter hineindrängen? Nimmermehr! Auch mein Sinn empört ſich gegen dieſen Gedanken.“

„So laß uns Gott inbrünſtig bitten, daß es ſeiner Gnade gefallen möge, das Herz der Königin zum Beſten zu lenken. Ich aber will ihr gehorſam ſein in allen Stücken, ſoweit es ſich mit meiner königlichen und menſchlichen Würde verträgt, will Gott fürchten und Recht thun, und feſt auf dem beharren, was ich als gut und heilſam erkannt und nach ſolcher Erkenntniß meinen Willen und mein Handeln einrichten, unbekümmert um alle kleinlichen Rückſichten. Dazu ſtärke mich der Herr und erleuchte mich, dem wir danken wollen für den Seelengenuß dieſer Mondnacht, wo uns klar werden, was uns bedräut. Mit feſtem Gottvertrauen und unwandelbarer Treue werden wir ſicherlich allen Stürmen trotzen, und damit wir ein ſichtbar heilig und unvergänglich Zeichen haben unſrer Liebe, ſo wollen wir den Abendſtern wählen, denn er iſt der Liebe Stern. Ihn will ich anblicken nach dem geräuſchvollen Tag, wenn ich mich zurückgezogen habe in die Stille meines Herzens, er wird mir Frieden und Heiterkeit mit Deinem Bilde in die Seele gießen und ich will ihn betend anblicken, bis ich entſchlummere, um von Dir zu träumen; und betend für Dein Wohl und unſrer Minne Lohn will ich ihn früh wieder anblicken, als Morgenſtern, wenn er friſch aufgegangen iſt und mir friſchen Muth und neue Kraft für mein Tagewerk in die Seele gießt. So ſoll mir der Stern ein Erſatz ſein, bis ich ſelbſt wieder bei Dir bin und Dich ganz beſitze. Du aber halte es eben ſo, mein ſüßes Leben."

„So ſei es, mein Geliebter, wie Du willſt," liſpelte ſie, und ihre Geiſter wandelten auf dem Pfade des Kuſſes ſich ſehnſüchtig entgegen und flammten auf der Brücke der jugendlich-friſchen Lippen liebeſtürmiſch in einander. Der Nachen aber furchte ſtill die dunkle mondlichtbeſtreifte Meerfluth und zog hafenwärts.

Auf dem andern Schifflein war es munterer zugegangen. Peter Lilie freute ſich ſeines ſchmucken Töchterleins und der Gnade, deren ſie ſowohl von der Gräfin als auch vom Könige genoß. Rieke, nachdem das Geheimniß ihrer Liebe einmal verrathen, ja ihr gewiſſermaßen mit ſüßer Gewalt aus der Seele gezogen und ſo freundlich aufgenommen worden war, gab ſich, ein Kind der Natur, ganz den Eindrücken hin, welche beglückte Liebe auf ein unverdorbenes Herz ausübt. Sie ſaß in der Mitte beider Männer und plauderte fröhlichen Sinnes, und erzählte, wie ſie zur Gräfin geholt und bald unter die dienenden Frauen derſelben aufgenommen worden ſei, wie es ihr ergangen, wie ſie ſtets an Tycho gedacht, und die Blicke des Sohns, wie des Vaters funkelten bei dieſen natürlichen Geſtändniſſen in eitel Luſt und Wonne auf der mondbeleuchteten Schönheit der Bauerntochter. Dann kam das Erzählen an den Alten, der lang und breit und bis in die kleinſten Umſtände hinein alles auskramte über Tycho's Weſen vom erſten Augenblick ſeiner Rückkehr aus der Fremde bis jetzt, und Tycho ſchaltete dazwiſchen die Erzählung ſeiner vergeblichen Entdeckungsreiſe ein. Dann langte Meiſter Peter die Grüße von Frau und Kindern an die neue Verwandte hervor und rückte zuletzt mit dem Vorſchlage heraus, Rieke möge ihm nach Upſala folgen und dort in ſeinem Hauſe bis zur Beendigung des Kriegs verweilen. Rieke lehnte aber das Anerbieten mit der Verſicherung ab, daß es ihr gerade jetzt, wo die Gräfin den König entbehren müſſe, ganz unmöglich ſei, dieſelbe zu verlaſſen. Erſt als es nun heimwärts ging, fiel den Liebenden der Gedanke an Trennung und Scheiden auf's Herz. Kaum hatten ſie ſich gefunden, ſo ſollten ſie auch ſchon wieder von einander und Länder und Meere ſollten ſich zwiſchen ſie legen.

Da war's, wo Tycho Ricken heftig in die Arme ſchloß und ihr feuriger Mund den Jüngling mit Küſſen bedeckte, und der Alte lüſternen Mundes dabei ſaß und ſelbſt gern einiger würzigen Früchte vom friſchen Munde der Tochter theilhaftig geweſen wäre. Die kleine Chriſtine war auf der Bank gegenüber entſchlummert, eingeſchaukelt von der ſchwankenden Bewegung des Kahns. Als man gelandet war, mußte ſie der Schiffsknecht den Uebrigen nachtragen. Am Palaſt ſchieden die beiden Lilie von Ricken, doch wurde verabredet, daß ſie ſich vor der Abfahrt noch einmal ſehen wollten. Der König wünſchte gute Nacht.

## 22.

## Der nächtliche Rath der Königin.

Als der König ſich mit Ebba aus dem Saale entfernt hatte, überließ der Maler das Geſchäft des Einpackens jenes Bildes einem Diener. Er ſelbſt ſchlich, in ſeinen Mantel gehüllt, den Davongehenden nach und beobachtete ſie, bis ſie in die Kähne ſtiegen. Vom Seeufer lenkte er, ſobald die Schifflein ſeinem Geſicht entſchwunden waren, den eiligen Schritt nach dem Schloſſe zurück und ging durch Thüren und Gänge raſch und ſicher, wie einer, der mit jedem Fußbreit Boden genau bekannt iſt, bis er an den Zimmern der Königin anlangte. Da bedurfte er keines Anmeldens, keines Erlaubens; er trat hinein und war willkommen. Vertraulich nahte er der am Schreibetiſche ſitzenden hohen Frau und hinterbrachte ihr, was er ſoeben wahrgenommen hatte.

„Ha, Schlange, die ich mir im Buſen erzog!" fuhr Chriſtine auf, „das ſoll Dich verderben. Ich dank' Euch, de Change, für dieſe Kunde! Immer mehr überzeug' ich mich, welch' einen treu ergebenen Freund ich mir in Euch erworben habe. Eurer Verſchwiegenheit darf ich mich ganz anvertrauen. So wißt, ich wollte noch in dieſer Nacht dem Herzoge von Sachſen-Lauenburg, meinem mir ergebenen Vetter, und dem Hofkanzler Chesnecophorus, der, wie Ihr wißt, meinen Anſichten über des Königs Wahl beiſtimmt, eine geheime Audienz ertheilen, um mit ihnen das Nöthige hinſichtlich der jugendlichen Unbeſonnenheit des Königs, die er in Liefland nicht in Zäume legen wird, zu verabreden. Nun aber, da ich durch Euch von der Nachtfahrt der züchtigen Jungfrau vernommen, finde ich es für angemeſſener, noch einige Männer, die uns beiſtimmen, hinzuzuziehen. Ich bitt' Euch alſo, geht und ruft mir den Reichsrath Skytte, den Reichsrath Gyllenborg, den Reichsſchatzmeiſter Ribbing und Reichsrath Stalarm. Sie alle ſind vom Regiment, welches Guſtav eingeſetzt, ausgeſchloſſen, wie ich ſelbſt, und haben deshalb ein gemeinſames Intereſſe."

„Ich eile, die Befehle Euerer Majeſtät zu vollziehen," ſagte de Change unterwürfig und lachte triumphirend für ſich. „Die würdigen Greiſe werden ſich mit Freuden an Euch anſchließen."

„Das alſo ſollt ich mir erſtrebt haben?" ſprach Chriſtine dumpf, als ſie allein war, die hohe Geſtalt raſch im Zimmer auf und ab tragend; „das wäre der Gewinn meines Lebens, meiner Beſtrebungen, daß ich, des großen Herzog Adolfs von Holſtein Tochter, weichen ſollte einer Schwedin, einer Unterthanin, meinem eigenen Geſchöpf? Ich ſollte ihr ſelbſt die Hand bieten, daß ſie bequem auf den ſchwediſchen Thron ſteigen könnte, auf dem ich nun nichts mehr zu ſuchen hätte? Ha, welche Demüthigung für mich! Ich würde ſie nicht überleben. Ei, Du weiche Sanftmuth, Du hingebende Demuth, Du unſchuldige Taube, gedenkſt Du mich zu überliſten? Du haſt Dein Spiel fein angelegt, aber ich durchſchaue es doch, und ich darf glauben, Du haſt es verloren. Hart mir entgegen treten darfſt Du nicht, das wäre die erſte und furchtbarſte Anklage gegen Dich, ſo willſt Du mich nun mit Scheinbildern blenden? Es gelingt Dir nicht! Wer war's denn, der den alternden Herzog Karl antrieb, die Hand nach Sigismunds ſchwediſcher Krone auszuſtrecken, das verroſtete Schwert in die Schlacht zu tragen? Chriſtine war's. Wer leitete die Verſchwörung gegen Sigismund, wer hatte alle Fäden in der Hand und ſchlang ſie zur rechten Zeit in einen ſtarken Strang, der dem Polen die Krone vom Haupte riß? Chriſtine war's. Wer hat für den eroberten Thron den Nachfolger geboren, auferzogen, ihm die Herrſchertugenden angebildet, die ihn auszeichnen? Chriſtine! Und war's denn nicht auch Chriſtine, die nach König Karls Teſtamente zu des Reichs Regentin und des unmündigen Königs Vormünderin ausdrücklich ernannt und beſtimmt war? Bis zu Guſtavs vier und zwanzigſtem Jahre — ſo lautete meines Gemahls letzter Wille — ſollte ich unumſchränkte Königin Schwedens ſein. Und ich Thörin! begab mich meines Rechtes, ließ mich bereden zur Mündigerklärung Guſtavs und that's —' that's in der Meinung, er werde ein dankbarer Sohn ſein, werde ſtets den Willen der Mutter ehren. O ich Unbeſonnene!

Und nun? Kaum neunzehn Jahr alt, läßt er ſich von einer Liſtigen umſtricken, die mir alles verdankt und nun meine Gutmüthigkeit verlacht. Es iſt entſetzlich! — Er iſt ja unumſchränkter König und ſie ſoll ſeine Königin werden, und die Königin, welche Größe und Macht geſchaffen, wird verhöhnt, vom Regiment ausgeſchloſſen, bei Seite geworfen, wie ein unnütz gewordenes Werkzeug. O mir! Wer hätte das ahnen ſollen, als ich Dir die Hand reichte, ſterbende Brigitta, und Dir verſprach, Deiner Tochter eine Mutter zu ſein? — Und hab' ich mein Wort nicht gelöſt? Nun vergilt ſie mir! Sie hat mir das Herz meines Sohnes geraubt, ſie hat mir Guſtavs Liebe geſtohlen; ſie hat ihn mir entfremdet, entführt, von meiner Bruſt geriſſen und an die ihrige gezogen. Ihm kann ich nicht zürnen, er iſt umgarnt von den Netzen einer Buhlerin, die um ſo gefährlicher iſt, je frömmer ſie ſich anſtellt. Ihn lieb' ich noch immer mit der vollen Mutterliebe. Er iſt ja mein Sohn, mein tapferer, hochgefeierter Sohn, und all' die Stimmen, die ihn preiſen, erheben ſie mich nicht mit? Ertönt nicht ſein Lob auch mir? Und kann denn ein Weib ihres Kindleins vergeſſen, daß ſie ſich nicht erbarme über den Sohn ihres Leibes? Aber ſie haſſ' ich mit allem Haß, deſſen mein Herz fähig iſt, haſſe ſie wie Schlangenbrut; die Heuchlerin, die Undankbare! Aber getroſt! Noch hat ſie ja ihr Ziel nicht erreicht. Noch lebt Chriſtine! Wohlan denn, Gleisnerin, ich trete mit Dir in die Schranken! Der Kampf mag beginnen! Der Kampf zwiſchen Tochter und Mutter, zwiſchen Unterthanin und Königin, zwiſchen Dienerin und Herrin. So ſchiene es zwar, als ſtände ſie im Nachtheil, aber ſie hat die Gewalt in den Händen, Schlauheit und Verſtellungskunſt dienen ihr, ſie hat den König und das gemeine Volk auf ihrer Seite, und einen Theil des Adels, der ſich in ſeiner Wahl geſchmeichelt fühlt. Wahrlich eine große Partei! Und doch fürcht' ich mich nicht; denn auf meiner Seite ſteht die gerechte Sache. Und ſo wollen wir uns denn meſſen, ſchlaue Schülerin, auf Leben und Tod. Eine von uns muß weichen, entweder die, welche ſchon Königin war, oder die, welche es zu werden gedenkt.“

Die dienende Kammerfrau meldete den Herzog von Lauenburg und den Hofkanzler. Chriſtine erwartete ſie in majeſtätiſcher Stellung ganz anders, wie den Maler, und die Eintretenden ihrer Seits nahten ſich der ſtolzen Königin auf eine andere Weiſe: denn ſie ſenkten das Knie und verharrten in ſolch' ehrerbietiger Stellung fern an der Thüre, bis ihnen Chriſtine näher zu treten befahl.

„Es iſt nothwendig, meine Freunde,“ begann die Königin herablaſſend von ihrem Seſſel aus: „daß ich über des Königs unſelige Liebesraſerei noch beſondere Rückſprache mit Euch nehme, eh', das Schiff mit ihm und Euch von Schwedens Ufer ſtößt. Es iſt das erſte Mal, daß Guſtav die ſchwediſche Erde verläßt, das erſte Mal, daß er meiner mütterlichen Obhut ganz entnommen wird. Ach, und wie ſehr bedarf ſeine Jugend noch derſelben! Ohne Aufſicht ihn hinaus zu laſſen in die fremde Welt, das vermag mein mütterlich bekümmertes Herz nicht. Ich vertrau' ihn Euch an, Ihr beſonnenen Freunde. Vetter Lauenburg, verlaßt ihn auf keinem Schritte, und Ihr Kanzler, wacht über ſeinen Handlungen. Ihr kennt ſeine aufbrauſende Hitze, mäßigt ſie mit Eurer weiſen Bedachtſamkeit. Euch iſt der Liebesrauſch wohl bekannt, in welchen ſein unbewachtes Herz der Umgang mit einer meiner Hofdamen geſtürzt hat, ſucht ihn aufzunüchtern, ſein Auge zu erhellen, ihn ruhig über ſeine Lage nachdenken zu machen. Euere Weisheit ſieht ja ſelbſt am Beſten ein, daß uns Guſtav zur Rechenſchaft ziehen könnte und wohl gar würde, wenn wir ſeiner Leidenſchaft, der auflodernden Sinnlichkeit ſeiner Jugend ſein Lebensglück, ſeine Königsherrlichkeit opfern ließen. Wie bald würde er des Weibes überdrüſſig ſein und dann vergebens eine Königin neben ſich ſuchen. Denn eh' noch die Reize der Gattin aufhören dürfen, ihren Zauber auszuüben, müſſen eben ſo mächtig, wenn nicht noch mächtiger die hohen Eigenſchaften der Königin zu wirken beginnen. Er würde uns unſere Nachgiebigkeit dann als Liebloſigkeit, als Verbrechen auslegen. Ein Berauſchter kann nicht für ſein Wohl ſorgen; er vermag es nicht zu erkennen. Wir, die Nüchternen, müſſen für den berauſchten König handeln."

Sie ſchwieg; der alte Kanzler, ein Männlein mit einem runzligen, nichtsſagenden Hofgeſichte, that ſeinen Mund auf und fragte mit einem tiefen Bückling: „Ew. Majeſtät wolle mir gnädigſt erlauben, worin beſteht meine beſondere Inſtruction hinſichtlich Seiner Majeſtät des Königs!"

„Ihr verwickelt ihn in Geſchäfte, ſo viel als möglich, damit ihm wenig Zeit bleibe," verſetzte Chriſtine ärgerlich, „und dieſe übrige Zeit," wandte ſie ſich zum Herzog, „füllt Ihr mit Zerſtreuungen aus, damit er die zimpferliche Gräfin vergißt. Er wird es uns allen einſt Dank wiſſen."

„Es ſoll mir nicht mißlingen," ſagte Lauenburg mit Selbſtvertrauen. „Ich werde Euerer Majeſtät hohes Vertrauen zu rechtfertigen ſuchen."

„Auch habe ich auf Euch, vielwerther Vetter, beſonders gezählt. Meldet mir von Zeit zu Zeit, wie ſich mein Sohn befindet.“ Das Geſpräch wurde durch den Eintritt der herbei geholten Reichsräthe unterbrochen. Als alle beiſammen waren, die die Königin zu ihren Zwecken brauchte, redete ſie dieſelben mit Majeſtät an:

„Es ziemt der Witwe Karls des Neunten, glorreichen Andenkens, die er als Gemahlin hochachtete und in allen wichtigen Geſchäften ſeiner ſorgen- und drangvollen Regierung zu Rathe zog, über ſeinem Reiche zu wachen und über dem Schwedenvolke, das ihm ſoviel verdankt, und das er ihr — *ja mir, mir* und keinem Andern — ſterbend anvertraut, ſelbſt wenn ſie von einem verblendeten, deshalb aber nicht minder heißgeliebten Sohne vom Regimente ausgeſchloſſen wurde, das er eingeſetzt zur Regierung des Landes, während ſeinem Feldzug nach Rußland. Ich bin ausgeſchloſſen, wie Ihr, Ihr greiſen und weiſen Häupter, die Ihr Euer Leben dem Dienſte des Staates gewidmet und Schweden viel Segen zuwegegebracht habt. Ihr wißt es alle, daß ich ſieben Jahre lang nach dem Tode meines Gemahls Regentin dieſes Landes und Vormünderin meines Sohnes ſein ſollte. Ich gab dem Drang der Umſtände, den Bitten der Volksvertreter und den Einflüſterungen meiner Mutterliebe nach, und Guſtav wurde mündig erklärt. Heißt das aber, daß er mich zurückſtoßen, daß er mich bei Seite ſchieben ſolle und meines mütterlichen Rathes in keinerwege mehr bedürfe? Erſt zwei Jahre ruht mein Gemahl in der Ritterholmskirche in der Gruft der Könige von Schweden und ſchon ſeh' ich mich überflüſſig, ſchon wird Karls weiſe Anordnung verhöhnt. Aber nicht mein Sohn iſt's, den ich des Undanks, der Liebloſigkeit, der Vergeßlichkeit kindlicher

Pflicht anklage: ich kenne ſein liebevolles gehorſames, mir ſonſt ſo kindlich ergebenes Herz.' Auch weiß ich den Sohn vom König zu unterſcheiden; und der König iſt's den ich anklage. Der Sohn iſt mir im Könige verführt, verführt von einer Undankbaren, die mir nicht minder Kindespflichten ſchuldigt, der ich Mutter, Lehrerin, Erzieherin, Freundin, Alles war, und die nun mein eigenes Blut gegen mich ſtimmt und aufreizt. Was zaudere ich, ſie zu nennen, die allein die Schuld trägt, daß ich und die weiſeſten des ſchwediſchen Reichsraths vom Regimente ausgeſchloſſen wurden? Die Gräfin Ebba Brahe iſt's, die den König in ſo feinen Schlingen hält, daß er ſie ſogar ſeine Braut nennt. Ja der Thron iſt's, auf den ſie's abgeſehen; die Krone will ſie auf ihrem Haupte ſchimmern ſehen. Und ſchlau entfernt ſie durch ihren Einfluß auf Guſtav alle, von denen ſie ahnet, Sorge für Schwedens Wohl werde ſie bewegen, ihr entgegen zu ſein und dem König abzurathen von ſolch' thörichter Wahl. Es iſt aber unſere heiligſte Pflicht, wir ſind es der königlichen Aſche Karls des Neunten ſchuldig, über ſeinem Reiche und ſeinem Sohne zu wachen und ihn vor jugendlichen Uebereilungen zu bewahren, ſelbſt wenn er von einer Ränkeſpinnerin verleitet, jetzt uns zürnt. Man muß das Gute thun, ſelbſt wenn es verkannt und abgewieſen wird. Fieberkranke ſtoßen die Arznei nicht ſelten mit Abſcheu zurück; aber man muß ſie zwingen zum Einnehmen; dann, wenn ſie geneſen ſind, ſegnen ſie die Hand, die ſie gezwungen. Sagt an, Ihr weiſen Häupter des Schwedenreichs, was ſollen wir beginnen, um uns dereinſt keinen Vorwürfen des Königs auszuſetzen, noch unſern eigenen?"

In ſchweigender Ehrfurcht hatten die ſilberhaarigen Räthe die Rede der Königin vernommen, die ihnen meiſt aus der Seele geſprochen war. Denn in ihrer Bruſt regte ſich ein bitteres Gefühl, wenn ſie ihre alten ehrwürdigen Geſtalten betrachteten, ihre Erfahrungen, ihre Kenntniſſe in der Staatskunſt und den Wiſſenſchaften, ihre Weisheit, die meiſt fünf Königen von Schweden gedient hatte und im Kabinet und im Felde bewährt war, und nachher den neunzehnjährigen Jüngling, den ſie vor kurzem noch als blondgelockten Knaben hatten ſpringen ſehen, und vor dem ſie ſich nun in ſchweigender Ehrfurcht beugen, in deſſen Willen ſie ſich unbedingt hingeben ſollten. Das Alter berechnet den Werth des Lebens und des Geiſtes allein nach Jahren, die dem Körper ihre Spuren eingraben; denn es hat ſie ja ſelbſt gelebt, hat ihre Mühen ertragen, ihre Sorgen gelitten, ihre Kämpfe gekämpft, es kann nicht begreifen, daß der Genius nicht alt wird, nicht wächſt und zunimmt, ſondern ſtets jugendlich ſtark, kühn und gewaltig mit Adlersflug die Welt durchkreiſt; denn das Alter iſt's ja eben, das, ermangelnd des Genius, deſſen Aetherflamme wenigen im Haupte brennt, ſich klüger und weiſer geworden wähnt in ſeiner zugenommenen Bedächtigkeit, das mißbilligend, in wenigen Fällen duldend, und in den ſeltenſten bewundernd auf die That der Jugend blickt. Im letztern Falle muß der Genius ſchöpferiſch im Jüngling wirken, und auch dann wird er dem Alter keine Begeiſterung mehr entlocken, deren nur die Jugend, nie das Alter fähig iſt. So war es mit Guſtav, dem Schwedenkönig. Sein kühner Geiſt blitzte den alten Herren entgegen, aber ihre Augen waren matt und blöde, ſie erkannten an, daß es eine Flamme ſei — aber keine Sonne — ſich aber betrachteten ſie als Hüter und Wächter derſelden, damit ſie in wilden Ausbrüchen nicht alles ergreife und zum Weltbrand werde; ſie meinten väterlich es dem Wohl Schwedens ſchuldig zu ſein, die Flamme hübſch zu zähmen, damit ſie wärme, und wiederum das Licht zu bewahren, damit es von Stürmen nicht ausgeblaſen werde. Sie meinten es gut, denn ſie meinten Andre im Auge zu haben, hatten ſich ſelbſt aber eigentlich nur darin. Sie wollten den König lenken, und nicht von ihm gelenkt ſein, ſie wollten ihn zuſtutzen in ihrer Staatsweisheit, damit er ordentlich nach den gewohnten Regeln regiere und ja nicht auswachſe in excentriſchen Thaten; und ſie wunderten ſich und ärgerten ſich im Stillen, daß der junge König ſo gar nichts von ihrer Schule wiſſen wollte, ihrer Winke keinen verſtand, ihre mahnenden Worte überhörte, und ſich betrug, als wären ſie gar nicht zugegen, und daß er nun doch unerhörte Dinge verrichtete, vom Volke angeſtaunt, ja faſt vergöttert, daß er ohne ihr Zuthun doch der große König genannt wurde; es empörte ſie, daß er, der Jüngling, wiederum einen Jüngling zum Reichskanzler ernannt, daß er dieſen eben ſo raſchen als vorwitzigen Axel Oxenſtierna an die Spitze des eingeſetzten Regiments geſtellt, daß er befohlen hatte, ſie, die alten verdienſtvollen Männer, ſollten dem jungen Manne gehorchen, der nicht einmal etwas durch Geburt vor ihnen voraus hatte, wie der König. Darum fielen die Worte Chriſtinens in ihre aufgeregten Gemüther, wie gutes Samenkorn in fruchtbares Land. Der Reichsrath Johann Skytte, Guſtavs Lehrer, ein pedantiſchen Mann und geſchworner Feind der peripatetiſchen Philoſophie, die unter dem König Johann auf Schwedens Lehrſtühlen gelehrt, durch Karl aber geſtürzt worden war, und zu der ſich jetzt der junge

König, zu Skytte's höchſtem Verdruſſe, zu neigen ſchien, begann mit eiferndem Munde hochtrabend. „Nur das wohlgeordnete Syſtem des großen Ramus hätte den König vor allen Irrthümern bewahrt, und ſo lange er bei meinen Lehren blieb, hat ihn nichts angefochten; kaum aber hat er Gefallen gefunden an den gefährlichen Schätzen des Stagiriten, als er auch ſeiner königlichen Würde vergißt und ſich mit einer Vaſallin verheirathen will. Ich rathe dem Hofkanzler, die Lehrbücher des Petrus Ramus mit nach Rußland zu nehmen und dem Könige in Mußeſtunden darzureichen, dagegen aber alle Scholaſtik aus ſeiner Nähe zu verbannen. Auf ſolche Weiſe wird er bald auf den rechten Pfad zurückkehren. Ich kenne meinen Zögling und ich muß wiſſen, wie er zu behandeln iſt."

„Es mag einiges Wahre an Euerer Behauptung ſein," verſetzte Chriſtine mit ſtolz aufgeworfenem Munde, „doch wünſchte ich, Ihr hättet mit etwas mehr Ehrfurcht von des Königs Majeſtät geſprochen und bedacht, daß er nicht mehr Euer Schulknabe iſt, Reichsrath Skytte."

Dieſer verbeugte ſich beſchämt, und der Reichsſchatzmeiſter Ribbing, Vater mehrer Töchter, hub demüthig an: „Wir haben ſchon einigemal über die Neigung unſers großmächtigſten Königs verhandelt, und fürwahr, es iſt zu verwundern, wie ſie auf die Gräfin Brahe hat fallen können, da Schweden ſchönere Töchter hat; eine geborne Fürſtin verdient freilich vor allen den Vorzug. Mein unterthänigſter Vorſchlag wäre der, Ew. Majeſtät wendete ſich Namens Eueres Sohnes an ein deutſches Fürſtenhaus, mit dem Ihr in gutem Vernehmen ſteht, und ſucht eine Verbindung zwiſchen der Tochter deſſelben und

Euerm Sohne abzuſchließen. Sobald er aus dem Kriege heimkehrt, führt Ihr ihm die hohe Braut entgegen, und aus Euerer Hand muß er ſie ja annehmen.“

„Der Vorſchlag iſt nicht übel,“ verſetzte die Königin.

„Meine Meinung geht vor allen dahin,“ redete Gyllenborg, ein ſtolzer Mann, „den Axel Oxenſtierna von der Spitze des Regiments und aus des Königs Freundſchaft zu entfernen; denn ich bin überzeugt, daß dieſer junge Abenteurer es iſt, der des Königs Unerfahrenheit verführt hat. Wir ſind faſt alle mit den Familien Oxenſtierna und Brahe verwandt; beide zählen viel männliche Sproſſen. Ich fürchte nicht jemand zu beleidigen; denn ich ſpreche blos vom jungen Axel Oxenſtierna, der die Neuerungsſucht mit von Wittenberg und Jena gebracht hat und den der König — unerhörte Sache! — im zweiundzwanzigſten Jahre zum Reichskanzler ernannt hat, ich ſpreche nur von Magnus Brahe's Tochter, die der König nun gar zur Königin erheben will. Wäre das Erſte nicht geſchehen, ſo hätten wir das Zweite nicht zu fürchten. Dem Erſten hätten wir uns aus allen Kräften widerſetzen ſollen, und nun müſſen wir alles daran ſetzen, dieſen Oxenſtierna, als die Wurzel alles Uebels, zu verdrängen. Er iſt's allein, der dem König ſolche unkönigliche Gedanken und Grundſätze beigebracht hat, er möchte all unſre Würde noch erniedrigt, unſer Anſehn von des Königs Füßen zertreten wiſſen. Und es geſchieht noch, wenn wir nicht vorbeugen. Alſo erſt dieſer Kanzler fort und dann giebt ſich's mit der Braut von ſelbſt.“

„Ihr mögt Recht haben, doch iſt des Königs Wille zu reſpektiren. Und der war's, der Oxenſtierna zum Kanzler, zum Oberhaupt des Regiments ernannte.“

„Was mich betrifft,“ ſprach Stalarm auf der Königin Wink, „ſo mein' ich, die Sache wäre weit kürzer abgemacht, wenn Ew. Majeſtät die verführeriſche Schönheit vom Hofe entfernte. Ein wenig Ungnade ſchreckt ſie ab, wie kaltes Waſſer, und ihr vergehn die ſtolzen Throngedanken.“

„Der Rath wäre vielleicht der beſte. Doch Magnus Brahe hat uns Dienſte erwieſen, er iſt Reichsdroſt und ſteht mit Oxenſtierna im Regiment faſt auf gleicher Stufe. Er würde ſich in ſeiner Tochter gekränkt fühlen, ja die ganze große Familie der Brahe.“

„So wartet eine paſſende Gelegenheit ab, und gießt dann das ganze Maaß Euerer Ungnade über ſie aus. Vernichtet ſie, und Euer Sohn, unſer erhabener König iſt gerettet. Wenn Euch Magnus Brahe Dienſte leiſtete, ſo hat er ſich auch ſtets des Sonnenſcheins Euerer Gnade erfreut. Wär' er Thor genug, die unſinnigen Wünſche ſeiner Tochter zu theilen, wohlan! ſo iſt er ſchon deshalb mit Fug und Recht Euerer fernern Gnade unwürdig.“

„Ich will's bedenken. Dieſer Tage aber werde ich über dieſen wichtigen Gegenſtand noch beſonders im offnen Reichsrathe reden. Bis dahin gehabt Euch wohl!“ Die Königin verſchwand durch die vor ihren Schritten ſich öffnenden Thüren und die Räthe gingen nach Hauſe. Ebenſo der Maler, der die ganze Unterredung belauſcht hatte.

## 23.

## Ränke und Schwänke.

Die Morgenſonne fand den Schwedenkönig inmitten ſeiner Krieger auf dem Schiffe in frommer Andacht. Ein lauter Kirchengeſang hallte von den Schiffen in einem großen Chor über das leichtgekräuſelte Meer hin, und am Ufer ſtimmte die Menge ein in das Lied, welches Sieg flehte vom Himmel für die ſchwediſchen Fahnen. Dann ſprach des Königs Feldprediger ein Gebet, und unter Kanonendonner wurden die Anker gelichtet. Neben den Schiffen, welche die Soldaten an das gegenüberliegende Ufer von Finnland überſetzen ſollten, ſchwamm noch mancher Kahn. Auf einem ſolchen befand ſich Ebba Brahe, in unſcheinbaren Kleidern mit Rieke Strämfeld und dem Goldſchmied Peter Lilie. Jene wollte den König noch einmal ſehen, eh das Licht ſeines Antlitzes den ſchwediſchen Gewäſſern entrückt werde, dieſe wollte dem kaum gefundenen und nun ſchon wieder ſcheidenden Geliebten noch Grüße zuwinken, und der Meiſter ſeinem Sohne noch ein herzliches Lebewohl zurufen.

Der König ſprach auf dem Verdeck ſeines Schiffes noch einige Zeit mit Axel Oxenſtierna und Magnus Brahe, dann reichte er dem Reichskanzler und dem Reichsdroſte die Hand zum Abſchied. Die beiden Männer ſtiegen hinab in ihr Schiff; Guſtav wendete das feuchte Auge nach der in der Ferne verſchwimmenden ſchwediſchen Küſte und ſagte dem Vaterlande Lebewohl. Er winkte mit der Hand; er gedachte ſeiner Ebba, die er fern wähnte in ihrer Kammer, während ihr ſtrahlendes Auge an ſeinen wehmüthigen Zügen hing, in denen ſie den Gedanken an ſie las. Die Kanonen donnerten noch einmal zum Abſchied. Grüße flogen von den Kähnen nach den Schiffen und von den Schiffen nach den Kähnen. Thränen fielen hier und dort. „Leb wohl! lebt wohl!“ tönte es von allen Seiten. Die Segel blähten ſich auf; die Ruderer arbeiteten, und dahin flogen die Schiffe dem finniſchen Meerbuſen zu, während die Kähne langſam zum Hafen von Stockholm zurückkehrten.

Als der Reichsdroſt Abends in ſein Haus trat, wurde ihm gemeldet, daß der Maler de Change ſchon ſeit einer Stunde ſeiner harre. Graf Magnus ließ den Franzoſen vor ſich kommen. „Ich bin bei Euerer Gnaden ſo ausgezeichnet wohl aufgenommen worden,“ ſagte der Künſtler mit geſchmeidiger Zunge, „Ihr habt mir in der Zeit, als ich die Ehre hatte, Euere Fräulein Tochter zu malen, ſo viel Beweiſe Eueres Wohlwollens gegeben, ich fühle mein Herz ſo von Dankbarkeit bewegt und — ich weiß nicht durch welche geheime Bande — ſo zu Euch hingezogen, daß ich Euch unmöglich etwas verſchweigen kann, was mir hinſichtlich Euerer zu Ohren gekommen. Ich war nämlich geſtern Abend im königlichen Schloſſe, als ich in den Nebenzimmern der Königin beſchäftigt war, Gemälde abzuputzen und im Anſchauen derſelben mich verloren hatte, ungeſehener Zeuge einer Unterhandlung der Königin mit einigen ihr vertrauten Räthen, die Euch betraf und Euere Tochter, Herr Graf. Ich entdeck’ Euch jedes Wort; nehmt es als ein Zeichen meiner großen Anhänglichkeit an Euch, aber ich bitt’ Euch, ſchont meiner.“ Nun enthüllte de Change alles, was er mit angehört hatte, trug aber mit grellen Farben auf, ſo daß der Graf ſchauderte. Sein Stolz wurde wach und wuchs zum erzürnten Rieſen. Er dankte dem Maler und entließ ihn mit dem Verſprechen, dieſen Dank auch thätig zu beweiſen. Vor allem gelobte er ihm Verſchwiegenheit. Eine ſchlafloſe Nacht, die Qualen, ſich mit Undank von einer Fürſtin verſtoßen zu ſehen, die er mit ſeiner Kraft auf dem ſchwankenden Throne erhalten, der beleidigte Stolz, der ſich gegen ſeine Kränker empörte, der Schmerz, die ſchönſte Hoffnung ſeines Lebens ſinken zu ſehen, und Groll gegen ſeine Tochter, die ihm durch ihre Liebe all dies bereitet, marterten den Greis. Denn, wie gleichgültig er ſich auch gegen Ebba's Verhältniß gezeigt, wie er's auch im Drange der Staatsgeſchäfte zu überſehen geſchienen, ſo keimte doch die Hoffnung leis in ihm, ſein einziges Kind in den Stammbaum ſeines Geſchlechts als Gemahlin des ruhmſtrahlenden Guſtav Adolf eintragen zu können. Aber eben dieſer Stolz hatte den ſcheuen Guſtav zuweilen zurückgeſchreckt, ſo daß dieſer es nicht hatte über ſich gewinnen können, dem Vater ſeiner Ebba ſein Herzensgeheimniß zu entdecken. Und nun waren dieſe geheimen Blüthen zerknickt.

Der Graf ging zum Reichsrath Skytte, mit welchem er in einer wiſſenſchaftlich-freundſchaftlichen Verbindung ſtand und befragte ihn auf Ehrenwort über die nächtliche Zuſammenkunft in den Zimmern der Königin. Der Philoſoph läugnete nichts, und ſo erfuhr der Reichsdroſt, daß der König über ſeine Liebe mit Chriſtinen geſprochen. Ohne an Rache zu denken, reichte der tiefverletzte Greis ein Geſuch beim Regimente ein, daß er ſich wegen überhandnehmender Kränklichkeit auf ſein Schloß Roſenberg zurückziehen dürfe, reiſte aber, um allen Nachfragen auszuweichen, in derſelben Stunde ſchon ab. Seiner Tochter ſchrieb er blos die Worte: „Ebba, vergiß nicht, daß das Blut der Brahe und Löwenhaupt in Dir fließt!“

Schnell verbreitete ſich bei Hofe die Kunde von der plötzlichen Abreiſe des alten Grafen, eben ſo ſchnell die Urſache davon. Mit geſchäftigem Munde erzählte der Maler unter dem Siegel der Verſchwiegenheit, wie ſich die junge Gräfin vergeſſen und mit dem Könige in der Nacht allein auf der See gefahren ſei. Das war ein Feſt für den Pöbel, der Throne umlagert, den guten Namen der Beneideten zu beſchmutzen.

Gegen die Königin betrug ſich Ebba demüthig wie zuvor, obgleich ſie die Kälte und herriſche Abgemeſſenheit im Weſen derſelben wohl bemerkte und ſchmerzlich ertrug. Wohl floß aus dieſen Wahrnehmungen ihren ſtillen Hoffnungen keine Nahrung zu, und Nachts in einſamer Kammer, unbelauſcht von jedem Geſchöpf, weinte ſie bittere Thränen und glich ihren erhobenen Schmerz wieder mit Gebet, Thränen und Andenken an den geliebten hohen Jüngling aus, dem ihr Leben fortan geweiht war, wie eine Blume dem Gärtner.

Einige Tage darauf wurde die Gräfin zur Königin entboten, um ihr vorzuleſen. Sie trat mit all der lieblichen Demuth und hingebender Dienſtwilligkeit, die ſie ſo vorzüglich ſchmückten, vor die hohe Herrin und gewahrte in der Reinheit ihres Herzens nicht, wie dieſe ihr flammende Blicke zuwarf. Auf dem Tiſche lagen Luthers Predigten, eine Predigt war aufgeſchlagen.

„Leſt mir dieſe Predigt vor, Gräfin Ebba!“

herrſchte Chriſtine, und das Fräulein gehorchte alſogleich, und erhob ihre Stimme und las ſo rührend in der frommen Unſchuld ihres Herzens, und erbaute ſich an den kräftigen Worten des Reformators, den ſie von ganzer Seele liebte, ſo ſehr, daß ihr zuweilen die Stimme ſchwankte und Thränen in die Augen traten, unwiderlegliche Zeugen des reinen weiblichen Herzens. Nicht ſo verſtand ſie die Königin; ſie glaubte vielmehr das Bekenntniß der Schuld in ihnen zu ſehen. Die Predigt handelte von Falſchheit, Hinterliſt und Heimtücke. Bei irgend einer Stelle hielt Ebba plötzlich inne; die Stimme verſagte ihr, ſie mußte ſich faſſen und die Thränen trocknen. Da ſtand die Königin funkelnden Blicks auf und rief triumphirend: „Schlägt Euch das Gewiſſen? Seid ihr beſiegt von der Kraft dieſer Worte, Heuchlerin? Dank dem Hofprediger, der mir dieſes Mittel an die Hand gab!"

Ebba erbebte durch Mark und Bein bei dieſen Worten; ſie ſah die glühenden Augen, die grinſenden Züge der Königin, und todtenbleich ſtürzte ſie ihr zu Füßen und jammerte: „Meine erhabene Königin, meine hochgebietende Frau."

„In den Staub wirft ſie das erwachte Bewußtſein ihrer Schuld!" redete die Königin weiter, aber Ebba hörte es nicht; zerſchmettert lag ſie von dem gewaltigen Worte. Chriſtine weidete die ſtolzen Blicke an ihrem Opfer. Da lag Schwedens Schickſal zu ihren Füßen, die Nebenbuhlerin, herabgeſtürzt von der übermüthigen Höhe ihrer Hoffnungen. Jetzt konnte ſich Chriſtine rächen am Sohne, der ſie zurückgeſetzt, an der Pflegetochter, die ſich ohne ihre Einwilligung dem Könige verlobt. Und rächen wollte ſie ſich; ſie hatte die Rache mit ihrem Herzblut gekränkt. „Steht auf, Gräfin,“ ſprach ſie gebietend, „Euch ſcheint nicht wohl zu ſein. Die ſpäte Waſſerfahrt mit dem König wird Euch eine Erkältung zugezogen haben; ich erlaube Euch, auf Schloß Roſenberg Leib und Seele zu pflegen. Beides ſcheint Euch gleich Noth zu thun.“

Das war zuviel. Ebba ſank ohnmächtig zuſammen und Chriſtine rauſchte von dannen. Zertreten, ſo wähnte die Stolze, war die Blume, die im Sonnenſchein ihrer Gnade gewachſen und geblüht, die nur in dieſer Sonne leben und beſtehen ſollte, und es nun, in frecher Ueberhebung der ihr angewieſenen Schranke, gewagt hatte ſich ein andres milderes Geſtirn zu wählen und ſelbſt ein Stern zu werden an Schwedens Himmel. Aber zertreten war die Blume noch nicht. Denn eben als ſie das geſenkte Haupt wieder erhob, ſpiegelte ſich das milde Licht des neuerwählten Sternbilds in ihrem Kelche; Guſtav's Liebe ſtrahlte in Ebba's gebeugtem Herzen wider und richtete es auf und ſtärkte es. Das Gefühl, ſie ſei ja Guſtav's Verlobte, gab ihr den verlornen Muth zurück. Sie ſollte vor Stürmen zittern, die der Furchtloſe ſeiner Liebe gewürdigt hatte! Auch aus ihrer Seele mußte jede Furcht verbannt ſein und mit der Würde einer Königin mußte ſie das Unvermeidliche tragen. Und ſie that's. Da erſt war ſie wahrhaftige Königsbraut. Guſtav's Sonne ſtrahlte rein und heiß in ihrer eignen Seele. Lautlos ging ſie in ihre Gemächer; ſie befahl den erſchrockenen Frauen, ihre Geſchäfte zu ordnen und alles zur Abreiſe bereit zu halten. Sie ſelbſt ſetzte ſich, der Königin zu ſchreiben. Alle Bitterkeit, die Chriſtinens Anklage vielleicht in ihrer Seele angeregt, war gewichen, ſie wollte ihrer Pflegemutter nur ihre Unſchuld, von deren Kraft ſie ganz erfüllt war, verſichern und ihr danken für alles Gute, was ſie ſeit frühſter Kindheit von der hochverehrten Frau genoſſen. Die reinſte Hochachtung, die ungeſchwächteſte Liebe zur Mutter des geliebten Königs leitete die würdevolle Feder. Der Brief athmete nicht Zerknirſchung, nicht Reue, ſondern Unſchuld, Herzensreinheit, Glauben und Zuverſicht, daß Chriſtine ſich überzeugen werde, Ebba ſei nicht undankbar. Sie geſtand die Nachtfahrt auf der See und erzählte offen den kleinſten Umſtand derſelben. Sie ſchrieb, daß ihr nie eingefallen ſei, nach des Königs Krone zu verlangen; er habe ſie im Uebermaße ſeiner Gnade gewürdigt des Namens ſeiner Liebe, und ſie verehre ſein jugendliches Heldenthum, ſeinen großen, über alles Kleinliche hocherhabenen Geiſt, ſie habe ihn früher als Schweſter geliebt, und das ſei ja natürlich, weil ſie mit ihm aufgewachſen ſei. Wenn ſeine Gnade vielleicht nun innigere Gefühle für ihn geweckt, ſo wolle ſie dieſe bekennen, aber ſtrafbar ſei ſie deshalb nicht. Sie weiche aus den Augen der geliebteſten Mutter mit dem tiefſten Schmerz. Ihre Gedanken würden fortan in Stockholm ſein um die verehrte Perſon ihrer Königin und Mutter, und ihr Gebet werde für die Erhaltung ihrer Geſundheit und ihres Lebens ſtündlich gen Himmel ſteigen.

Alſo trefflich ſchrieb Ebba. Hierauf verließ ſie den Palaſt, wo ſie ſo glückliche Jahre verlebt hatte und traf am Abend noch auf Schloß Roſenberg ein.

An demſelben Abend trat de Change in ein verwahrtes Zimmer im Hauſe des Reichsraths Stalarm. Dort war eine zahlreiche Verſammlung. „Sie iſt fort!“ rief der Maler. „Jetzt hetzt die Brahe und die Löwenhaupt an die Alte! Bald brennt's lichterloh, und unſerm Sigismund iſt die Krone, und des Herrn Tempel werden gereinigt vom ſchnöden Dienſt.“ In der Nacht noch gingen Boten aus dieſem Hauſe ins ganze Reich.

Am andern Morgen ſprach Chriſtine in voller Verſammlung des Reichsraths: Sie fühle ſich zum Arzt ihres Sohnes berufen. Mit blutendem Herzen wende ſie ſtrenge Mittel an, um ihn von Jugendphantaſieen zurückzuführen auf die Bahn, die der König wandeln müſſe. Sie erliege ſelbſt faſt dem Schmerze, alſo ſcharf verfahren zu müſſen, aber für Schwedens Heil ſei kein Opfer zu theuer, kein Preis zu hoch; wo es des Königs Wohl gelte, da müßten alle Rückſichten weichen, da müßten alle Bande reißen, und ſollten ſelbſt Herzen verbluten, man dürfe nicht wanken, damit nie verdunkelt werde des Königs ſonnengleiche Majeſtät. Sie aber fühle die Kraft und ſie müſſe die Kur vollenden; denn niemand ſei in Schweden, der die Mittel und die Gewalt habe, wie ſie, alſo für des Landes Beſtes zu handeln. Sie auch wolle verantworten, was ſie zu thun für nothwendig halte. Geſchehe doch alles für Guſtav und Schweden.

In knechtiſchem Gehorſam ſtimmte ihr der größte Theil der Räthe bei. Und ſo nahm ſie denn in Berathung, welch eine fürſtliche Gemahlin ſie ihrem Sohne geben müſſe. Oxenſtierna ſagte nichts dagegen, denn dieſe Verhandlungen betrafen nicht den Staat und kamen ſeinem Regimente nicht nahe. So feierte Chriſtine ungeſtört ihren Triumph.

---

## 24.

## Zwei neue Werkzeuge.

Im hellſten Gemach des herzoglichen Schloſſes zu Norköping malte de Change den Herzog Johann als Jäger zu Pferde. Das Feuer kniſterte im Ofen und draußen ſtürmte es winterlich vom Meere herüber. Einzelne Schneeflocken ſtoben durch den Nebel, der über dem Hafen lag. Der Maler ſah wohlgemuth hinaus, und ſein Geſicht verzog ſich zu jenem pfiffigen Lächeln, welches das Gelingen ſeiner Pläne begleitete. Der Frühabend meldete ſich, als der Herzog in Jägerkleidung, von der Jagd heimkehrend, hereintrat und haſtig fragte:

„Auch heute noch nichts?“

„Ich war noch nicht im Hafen,“ verſetzte der Maler trocken.

„O könnte meine glühende Sehnſucht doch Deine verwünſchte lächelnde Langſamkeit, dieſe theilnahmloſe Gleichgültigkeit überwinden. Wenn ich Flammen athme, ſitzeſt Du ruhig und antworteſt: ich war noch nicht im Hafen. Warum warſt Du noch nicht?“

„Der Maler muß jede Stunde, die ihm Licht ſpendet, benutzen, vorzüglich im Winter, wo der Himmel ohnedies ſo karg thut mit dem Lichte, wie der König Guſtav von Schweden mit Goldſtücken, das macht: beide haben nicht viel davon.“

„Vorwitziger Spötter!“ ſchalt der Herzog lachenden Mundes. „So eile und geh! — Sieh, Menſch, Du verſtehſt es meiſterlich, einem die Seligkeit tropfenweiſe zuzumeſſen und dadurch eine wahre Wuth nach Genuß zu entzünden. Sind es nicht ſchon drei volle Monate, ſeit ich die Gemälde aus Deiner Hand empfing, die zuerſt die ſchlummernde Leidenſchaft für Lodoiska in mir erweckten? Und wie lange dauerte es, eh Du mir geſtandeſt, Du ſeiſt der Bote ihrer Liebesglut zu mir, eh Du mir geſtandeſt, ſie habe in den Stunden ſüßer Erinnerung und Sehnſucht nach mir die Bilder ſelbſt gemalt. Und nun, da ich brannte, da jede Fiber meines Körpers ſich verlangend nach der Geliebten ausſtreckte, wie lange zauderteſt Du, eh Du hierher kamſt, und hatteſt ſo bald zu kommen gelobt.“

„Glaubte ich doch, Ihr würdet mit dem Könige nach Rußland in den Krieg ziehen,“ unterbrach der Maler mit kalten Worten den feurigen Fluß der herzoglichen Rede.

„Ich in den Krieg mit dieſer verzehrenden Leidenſchaft! In Lodoiska's Arme! Die ſüßen Schlachten der Liebe will ich liefern, von Amors Pfeil bin ich verwundet und ſchmachte und ſehne mich zu ſiegen und zu unterliegen. Krank war ich, und bin es noch, und nur Lodoiska kann mich heilen. Warſt Du es denn nicht, der mir ſagte, ihre Leidenſchaft werde ſie nach Schweden treiben, wenn ſie ſich noch von mir geliebt wiſſe? Und blieb ich denn nicht deshalb vom Feldzug zurück, zu welchem mich Guſtav ſo dringend einlud? Und haſt Du mich nun nicht von Woche zu Woche vertröſtet? Hab ich der Angebeteten nicht ſelbſt den glühendſten Brief geſchrieben? Hab ich ſie nicht bei allen Göttern der Liebe beſchworen, in meine harrenden Arme zu fliegen? Und nun vergeht ein Tag um den andern, der Winter naht, das Meer wird ſtürmiſcher und Deine Gleichgültigkeit tödtet mich.“

„Vielleicht wird die Gräfin durch den Gedanken an Euere Gemahlin abgehalten,“ verſetzte der Maler lauernd.

„Haſt Du ihr nicht geſchrieben, wie ich Dir befohlen: ſie ſolle kommen, meine Liebe dulde keinen Aufſchub. Jetzt könne ich mich nicht gleich von meiner Frau trennen, aber im Stillen ſei Alles eingeleitet. Und wegen der Verſchiedenheit unſerer Kirche ſolle ſie nicht Anſtand nehmen, das ſei Nebenſache für zärtlich liebende Herzen?“

„Alles ſchrieb' ich, und noch mehr als dies. Nämlich, daß Ihr ihr ein ſchriftliches Eheverſprechen einhändigen, zur katholiſchen Kirche zurücktreten, Euch mit Euerm Bruder Sigismund ausſöhnen und ihn für den alleinigen und wahrhaftigen König von Schweden halten, auch all' Euere Kräfte anſtrengen wolltet, ihm zu ſeinem angeerbten Throne wieder zu verhelfen, daß Ihr kein Mittel unverſucht laſſen wolltet, die wahre und allein ſeligmachende Kirche Chriſti in Schweden wieder aufzubauen.“

„Das ſchriebſt Du ihr?“ rief der Herzog beſtürzt. „Wer gab Dir dazu den Auftrag?“

„Wer ſonſt als Ihr, Ihr habt mir oft geſagt, Ihr würdet jede Bedingung eingehen, um Lodoiska zu beſitzen. Ich ſolle Alles anwenden, um ſie nach Schweden zu ziehen, ſonſt würdet Ihr nach Polen gehen. Ich aber ſchwöre Euch zu, Lodoiska wird Euch eher nichts erlauben, bis Ihr Alles, was ich ihr geſchrieben, ſchriftlich verſprochen habt. Sie iſt die eifrigſte Vertheidigerin des Rechtes und die frömmſte Anhängerin an den katholiſchen Glauben und fühlt großen Jammer über die verlorenen Seelen in Schweden.“

„Immerhin,“ verſetzte Johann leichtſinnig. „Alles ſoll geſchehen, wenn ſie da iſt. Wenn ich die Geliebte in meinen Armen halte, dann mag ſie von mir verlangen, was ſie will; ich werde nicht Kraft haben, ihr Etwas abzuſchlagen."

Der Maler beurlaubte ſich und ſchritt durch Dämmrung und Schneegeſtöber dem Hafen zu. Kurz vorher war ein Schiff von Lübeck eingelaufen. Das Volk trieb ſich noch bunt durch einander auf demſelben. De Change miſchte ſich darunter und fixirte Alles mit ſeinen ſtechenden Augen. Plötzlich eilte er auf einen ſchönen Jüngling mit langen blonden Haaren zu, der in einer Ecke der Cajüte ſaß und ſeinem Diener mit der Hand Befehle ertheilte. So wie er den Maler erblickte, ſtand er freudig überraſcht auf und reichte ihm, ohne jedoch ein Wort zu reden, die Hand. Augen und Hände ſchienen allein zu ſprechen. Auch der Diener des Jünglings begrüßte den Maler mit Freude. Sie ſprachen franzöſiſch, der Diener erzählte von der gefahrvollen Reiſe. Während der Unterredung trat ein Mann hinzu, ſtieß den Maler an und ſprach: „Gotts Wunder! Muß ich Euch treffen hier auf dem Schiffe, auf dem ich bin gefahren von Lübeck? Wo ſeid Ihr doch gekommen ſo ſchnell daher?"

De Change erkannte den Juden Ben-Jamin in dem mit reichen Pelzen Bekleideten.

„Ei Ben-Jamin! Biſt Du auch wieder in Schweden?" rief er freundlich und gab dem Juden die Hand. „Was treibt Dich im Winter nach dem kalten Norden?"

„Wollet doch haben die Gnade, geſtrenger Herr, und mir zuvor antworten auf meine Frage, weil ich ſie that zuerſt an Euch. Hernach werd' ich Euch antworten auf Eure Frage, weil Ihr ſie thatet zum Andern an mich."

„Die Deinige iſt bald beantwortet. Ich erwarte ſchon ſeit einiger Zeit meinen Lehrling, dem ich geſchrieben, er möge nach Schweden mir nachreiſen, da ich mich länger in dieſem Lande verweilen werde, als ich zuvor gedacht. So oft nun ein Schiff in den Hafen von Norköping eingelaufen iſt, hab' ich nachgeſehen, ob mein Burſche noch nicht gekommen. Lange bin ich vergeblich gegangen, heute hab' ich's endlich getroffen."

„Aber warum ſpricht er nicht mit Euch?"

„Ei, Jude, merkſt Du nicht, daß er ſtumm iſt? Sein Ohr iſt unempfänglich für den Schall, und darum hat ſein Mund auch nie Worte ſprechen gelernt."

„O weh geſchrieen! daß ſich der Herr erbarme über den Armen!"

„Nun Antwort auf meine Frage, Ben-Jamin!"

„Was wird's ſein anders, daß ich bin gekommen nach Schweden in dieſer ſtürmiſchen Winterzeit, als weshalb ich bin geweſen hier ſchon im Herbſte, da ich bin gefahren mit Euch auf einem Schiff. Es ſind die Geſchäfte mit des Königs Majeſtät. Und mein Prinzipal, Herr Abraham Kabeljau, iſt auch mit gereiſt, ſammt ſeinem Töchterlein, der ſchönen Margaretha."

„Aber der König iſt ja in den Krieg gezogen nach Rußland."

„Das haben wir erſt erfahren in Lübeck. Mein Herr wird zuſehen, ob er machen kann ſein Geſchäft mit der Frau Königin Mutter Majeſtät und mit Seiner Würden, dem Herrn Kanzler Oxenſtierna." Ben-Jamin zog den Maler bei Seite, und flüſterte: „Und wie iſt gegangen unſer Geſchäft? Ihr habt mir zuletzt gezahlt, eh' ich bin abgereiſt aus Stockholm, ein hundert und ſechs und vierzig Thaler, und habt Waaren behalten für achtzig Thaler."

„Oder vielmehr Deine Ehrlichkeit wollte der meinigen nicht mehr anvertrauen. Sieh aber, für Deine Waaren liegen hundert Thaler bei mir. Ich bin alles losgeworden mit gutem Vortheil und habe mich dabei nicht vergeſſen, das Stück Seidenſtoff habe ich ſogar an die alte Königin ſelbſt verkauft."

„Ihr ſeid ein gewürfelter Mann und der Himmel ſegnet Euch. Soll mich Gott bewahren, daß ich nähme mehr denn achtzig Thaler von Euch. Alles Uebrige iſt Euer Verdienſt. Da Ihr noch länger in Schweden bleibt und gewiß wieder nach Stockholm zurückkehrt, auch ſonſt im Königreiche Euere Geſchäfte treibt, ſo werd' ich Euch geben ſo viel Waaren, als Ihr wollt. In den Herzogthümern dürfen wir ſelbſt handeln, womit und wohin wir wollen. Ich habe Vorrath mitgebracht und Axel Strämfeld, der Bauer, wird Euch bringen Alles in Euere Wohnung."

„Gut; in höchſtens ſechs Wochen bin ich wieder in Stockholm, meine Wohnung iſt die vorige," ſagte der Maler, lächelte liſtig und winkte ſeinem Schüler zum Aufbruch.

„Da kommt Kabeljau mit ſeiner Tochter," flüſterte der Jude weiter, „wenn Ihr mit ihm bekannt werdet und zu ſprechen kommt, ſo verſchweigt ihm natürlich unſer Geſchäft. Er iſt zwar nicht ſowohl mein Prinzipal, als vielmehr mein Compagnon, doch braucht das nicht zu wiſſen die Welt. Er aber braucht auch nicht zu wiſſen, wenn wir Beide machen ein Handelsgeſchäftchen zuſammen."

„Das verſteht ſich von ſelbſt; es bedurfte Deiner Erinnrung nicht."

Ein ſtämmiger Mann von gutem Anſehn und eine

Dame, Beide in koſtbare Pelze gehüllt, zeigten ſich bei den ſpärlichen Oellichtern des innern Schiffsraums dem Maler. Kabeljau ſchien ein Sechziger, Geſicht fahl und pockennarbig, Stirn hoch, Augen katzengrau und lauernd, Naſe eher klein als mittelmäßig, Kopf groß, Mund von übermäßiger Breite, die grauen Haare kurz abgeſchnitten, in ſeinen Bewegungen etwas Plumpes, Täppiſches und Ungeſchicktes. So ſtellte ſich der Mann des Malers Augen dar, auf deſſen Bekanntſchaft er Plane baute.

„Haſt Du die Herberge beſtellt?“ fragte der Holländer den Juden mit einer weichen aber trotzigen Stimme.

„Ihr könnt alſobald einziehen, Herr; ich habe hier gefunden einen Freund, welcher iſt ein ſehr geſchickter Künſtler in der Malerei, und hat gemalt in Stockholm die ganze königliche Familie und die Braut Seiner Majeſtät des Königs, ſo wie viel andre vornehme Perſonen, und jetzt iſt er hier zu malen Seine Hoheit den Herzog Johann.“

Die Dame wandte ſich zu dem Maler und betrachtete ihn mit Theilnahme. Der vielgewanderte Franzoſe, deſſen Kennerauge die Schönheit des menſchlichen Körpers zu ſchätzen wußte, der mit den ſchönſten Frauen und Jungfrauen aller Stände und europäiſchen Nationen umgegangen war, mußte ſich geſtehen, daß wenn die verhüllten Reize den dem Schauer dargelegten und dem Anſtand, der Schlankheit, dem Tragen der Geſtalt und der Grazie der Bewegungen entſprächen, ihm nie ein reizenderes Gebilde, ein größeres Meiſterwerk der ſchaffenden Natur vorgekommen ſei. Es war nicht die Vollendung der Form allein, es war eine mit unwiderſtehlicher Gewalt faſſende Feenſchönheit, eine verzehrende aus Augen und Zügen herauslodernde Glut, die alle Männerherzen in Flammen ſetzte, es war Etwas, das de Change nicht mit dem Pinſel, viel weniger ein Andrer mit der Feder wieder zu geben vermochte.

„Ihr habt den König von Schweden gemalt, mein Herr?“ fragte Margaretha Kabeljau den Maler mit ungemein klangvoller Stimme.

„Und ich kann ſagen, nicht ohne Glück, meine Gnädige,“ verſetzte de Change mit franzöſiſcher Artigkeit.

„O wie ſchön!“ rief ſie. „Dann kann mir Euer Werk meinen heißen Wunſch, der faſt zur Begierde geworden iſt, den jungen großen Monarchen zu ſehen, von welchem die Poſaune der Fama ſo viel Außerordentliches in die Welt ruft, einen Theil Befriedigung gewähren, und ich werde nicht nur damit zufrieden ſein, bis es mir vielleicht ſpäter vergönnt iſt, den lebenden Helden zu ſchauen, ſondern ſogar dreifach hohen Genuß wird mir Euer Bild gewähren; erſt, weil ich von Lübeck aus, wo wir des Königs Abfahrt erfuhren, bis hierher mit der Hoffnungsloſigkeit, etwas von Guſtav Adolf in Schweden zu ſehen, gereiſt bin, und ich nun doch das beſte Surrogat ſeiner ſelbſt erblicken ſoll, ſodann, weil ich das Bild länger anſtaunen kann, als ich den lebenden König würde anſtaunen können und ſo wird mir aus Euerm Werke ſein großer Geiſt aufgehen, den Ihr ſicherlich meiſterhaft aufgefaßt habt — denn wer einen großen Menſchen zu malen ſich unterfängt und dieſen befriedigt, muß ſicherlich auch ein großer Maler ſein; endlich hat das Bild als Kunſtwerk großes Intereſſe für mich, denn ich liebe die Kunſt mit Enthuſiasmus.“

Der Maler rief: „O hätt' ich lauter Beſchauer meiner Gemälde wie Ihr, ſchönes Fräulein, fürwahr dann wäre die Kunſt wirklich jene Gewährerin irdiſcher Seligkeit für den Künſtler wie für den Bewunderer, wie man ſie zuweilen voreilig zu nennen pflegt." Das Gefühl, welches mit dieſen Worten ausgedrückt wurde, war ein natürliches, obgleich dem Maler daran lag, es zur Schau zu ſtellen. Kabeljau miſchte ſich in das Geſpräch, ließ ſich mit Sachkenntniß über Gemälde und deren Kauf und Verkauf aus und erzählte, daß er ſelbſt in Italien Gemälde aufgekauft und einen nicht unbeträchtlichen Handel damit nach Deutſchland und Frankreich getrieben habe. Es fanden ſich manche Berührungspunkte zwiſchen beiden Männern, die die Unterhaltung anziehend machten, die reizende Margaretha würzte ſie mit ihren Bemerkungen, und man fand ſo großes Wohlgefallen an einander, daß Kabeljau den Maler einlud, ihn und ſeine Tochter zur Herberge zu begleiten und den ſtürmiſchen Abend bei einem Glaſe Punſch zu verplaudern. Der Maler nahm die Einladung um ſo lieber an, da er, wie er ſagte, im Schloſſe ſeinen Schüler nicht ſogleich beherbergen könne und ihm deshalb in der Herberge des Kaufmanns ein anſtändiges Unterkommen ſuchen wolle.

Wie nun gute Menſchen beim erſten Zuſammentreffen ſich meiſt an gewiſſen unſichtbaren Zeichen erkennen und ſich gewiſſermaßen gegenſeitig erfühlen und erahnen, ſo wiſſen auch die Liſtigen, Verſchmitzten und Schlauen ſogleich wie ſie mit einander dran ſind. Ohne daß ſie es mit Worten ſagen — ſie hüten ſich wohl eine Silbe davon fallen zu laſſen — verſtehen ſie ſich doch ſehr gut. Eine ſolche Bewandtniß hatte es mit de Change und Kabeljau. Jeder erkannte den Andern und Jeder fand, daß der Andere zu ſeinen Zwecken ein brauchbares Subjekt ſei und beſchloß im Stillen, ihn zu benutzen. Jeder gab ſich dem Andern alſo ſo freundlich als möglich.

Dem Schüler wurde ein Zimmerchen angewieſen, und de Change hielt ſich über eine Stunde allein bei ihm auf, hernach blieb er bei Kabeljau und deſſen Tochter bis faſt an Mitternacht und ſchied mit dem Verſprechen, morgen bei Zeiten wieder da zu ſein und Vater und Tochter in's Schloß abzuholen, damit ſie dort einige ſeiner Gemälde ſehen und ſich dem Herzog vorſtellen könnten, mit welchem Kabeljau Handelsgeſchäfte abzuſchließen Hoffnung hatte.

Früh wich der Maler dem Herzog aus und war zur beſtimmten Stunde in der Herberge. Margaretha hatte unterdeſſen ſchon den Schüler mit einigen ſeiner Arbeiten, die ſie in den Paketen vermuthet, zu ſich entboten, und eben ſtand ſie mit dem taubſtummen Jüngling vor einem Gemälde, und drückte ihm durch Zeichen ihre Zufriedenheit aus.

„Wenn die Arbeiten des Meiſters zu denen des Schülers in einem richtigen Verhältniß ſtehen, wie nicht anders zu erwarten iſt," ſprach Margaretha nach der Begrüßung zu de Change, „ſo weiß ich nicht, woher ich Worte nehmen ſoll, meine Bewunderung Euch auszudrücken, da meine Zeichenſprache bereits alles ausgedrückt hat, was mein Herz bei einem vollkommenen Kunſtgenuſſe bewegt."

„So überſetzt die Zeichen in Worte und ich werde zufrieden ſein."

Man ging. Der Maler führte die Fremden in ſein Arbeitszimmer, aber zu Aller Ueberraſchung fanden ſie den Herzog darin, welcher ungeduldig auf de Change wartete. Dieſer ſagte ihm, wer die Fremden, und aus welcher Urſache ſie in das Schloß gekommen wären. Johann war aber von Margarethens Anblick wunderbar ergriffen.

Er ſah und hörte weiter nichts als die reizende Holländerin, die mit artig geſetzter Rede unverlegen ihn um Verzeihung anſprach, daß ſie, von einem gehofften Kunſtgenuß gelockt, ohne ſeine Erlaubniß die herzogliche Burg betreten hätten. Er wollte ihr eine Artigkeit ſagen, aber ſeine plötzlich erwachte Glut war ſo ſtark, daß er nichts als Verworrenes ſtammelte.

De Change ſah ſogleich ein, daß er einen dummen Streich gemacht, die feenhafte Kaufmannstochter jetzt dem Herzoge entgegen zu führen, wo ſein Herz in lichterlohem Verlangen nach der frühern Geliebten brannte. Deshalb berichtete er umſtändlich, wie Herr Kabeljau Eile habe, um die Verträge mit der Königin Mutter abzuſchließen, wegen welcher er nach Schweden gereiſt ſei. Der Herzog drängte den Holländer ſich's eine Zeit lang bei ihm gefallen zu laſſen. Kabeljau rückte mit ſeinen Zwecken näher und da Johann, um Margarethen zu feſſeln, auf Alles willig einging und dem Holländer Vortheile zugeſtand, die, klug benutzt, dieſem den Viertheil des Ertrags von Oſtgothland in die Hände ſpielen mußten, ſo war es natürlich, daß Kabeljau mit der Abreiſe nicht eilte. Dies war dem Maler höchſt ungelegen; doch er wußte, wenn zehn Mittel, ſich aus ſchlimmer Lage zu ziehen, fehl ſchlugen, eben ſo raſch zehn andere anzuwenden. Während der Kaufmann den von Leidenſchaft glühenden Herzog mit Handelserörterungen marterte, forſchte de Change behutſam in Margaretha's Seele, mit ihr vor des Herzogs faſt vollendetem Bilde ſtehend, ob deſſen erſte Erſcheinung und gewaltig hervorbrechende Liebesglut einen Eindruck auf ſie gemacht, oder ob vielleicht die Eitelkeit, einen Herzog zu ihren Füßen zu ſehen, im Stande wäre, ſie zu beſiegen, aber ſchon nach wenigen Minuten glaubte er annehmen zu dürfen, daß von ihr für ſeine Pläne nichts zu fürchten ſei. Der Schüler ſtand während dieſer Verhandlungen von allen unbeachtet, in eine Fenſterniſche gelehnt, und ſchien keinen Antheil an dem zu nehmen, was im Zimmer vorging.

Dem Kaufmann und ſeiner Tochter wurden auf des Herzogs Befehl mehre der ſchönſten Zimmer des Schloſſes eingeräumt. Kabeljau nahm alles an, der Herzog wich nicht von ihm. Der Maler ſeinerſeits bot Alles auf, Margaretha's Aufmerkſamkeit zu feſſeln. Zu dieſem Zwecke ſagte er dem Herzog, der ihm rückſichtslos ſeine Liebeswuth für das reizende Weib geſtand und ihn mit Bitten und Verſprechungen beſtürmte, ihm zu ihrem Beſitz zu verhelfen, daß die ſchöne Holländerin eine große Verehrerin der Kunſt ſei, und der Herzog ſie gewiß am leichteſten gewinnen würde, wenn er ihr Kunſtſchätze ſchenke und ſie malen laſſe. Der Herzog umarmte den Maler für dieſen Einfall; alle Gemälde, welche in Norköping aufzutreiben waren, wurden in Margaretha's Zimmer als Geſchenke gebracht und ſchon am folgenden Tage mußte de Change anfangen, ſie zu malen. Der Herzog verſtand wenig von Kunſt und drückte ſich ungeſchickt und gemein aus, de Change urtheilte mit Sachkenntniß und wußte ſo lebendige Begeiſterung zu erheucheln, daß ſich die Holländerin zu ihm hingezogen fühlte. Sobald er ſich ihres Vertrauens bemächtigt, hob er des Herzogs Charakterſchattenſeiten hervor. Dies war zwar an und für ſich nicht ſchwer, denn Johann war ein charakterloſer Menſch, deſſen Haus- und Regierungsweſen ſo ſchlecht beſtellt war, daß unter ihm das Herzogthum Oſtgothland faſt zu Grunde ging; aber es war ſchwer dies Margarethen beizubringen, und dabei doch als Freund des Herzogs zu erſcheinen. Dazu kam, daß Johann Margarethen mit den leidenſchaftlichſten Beſchwörungen um Erhörung verfolgte, und ſich nicht entblödete, dem Vater große Summen für das Mädchen zu bieten. Obgleich nun Kabeljau nicht der ehrlichſte war, ſo wies er doch dieſe Anerbietungen beſtimmt zurück, vielleicht mehr aus Scheu vor Margarethen, als aus eigenem Unwillen über die unwürdigen Anmuthungen des Herzogs. Die Holländerin fing an, Abſcheu vor der Zudringlichkeit des Herzogs zu empfinden, und beklagte ſich bitter über ihn bei ihrem Freunde, dem Maler. Nun hatte dieſer gewonnenes Spiel, aber der Hauptwurf ſollte noch geſchehen.

Der Holländer war mit ſeiner Tochter der Herzogin vorgeſtellt worden. Dieſe war eine kränkliche und zur Schwermuth geneigte Frau, die einen Hofjunker geliebt hatte und von ihrer herriſchen Mutter, der Königin, gezwungen worden war, den Herzog Johann zu ehelichen, um dieſen dadurch an das königliche Haus zu feſſeln und ſeine nähern Anſprüche an die ſchwediſche Krone zu unterdrücken. Der Gram nagte an Maria's Leben, aber obgleich als ein Opfer der Politik an einen unliebenswürdigen Gatten gefeſſelt, liebte ſie ihn dennoch als ein pflichtgetreues Weib. Des Herzogs unſtätes Weſen, ſein Leben in den Wäldern und auf der See, hatten ihn ihr entfremdet. Als er ſie jetzt bat, ſich von de Change malen zu laſſen, glaubte ſie ihm wieder werth zu ſein, und erfüllte mit Freuden ſeinen Wunſch.

Bei den Sitzungen wußte ſich der Maler geſchickt bei ihr einzuſchmeicheln, und es dauerte nicht lange, ſo war er ihr Vertrauter. Der Herzog, darüber erfreut, feuerte den Maler an, ſie gut zu unterhalten.

Aber de Change verfehlte nicht, ſeine Gönnerin auf die Leidenſchaft ihres Gemahls für die Holländerin aufmerkſam zu machen; erſt warf er den Funken der Eiferſucht in ihre Seele, dann trug er Brennſtoff zu, und blies, bis ihre Seele in Flammen ſtand. Ihre natürliche Schwermuth vergrößerte das Uebel, ſie hatte weder Tag noch Nacht Ruhe, nahm keine Nahrung und quälte ſich mit Schreckbildern. Der Maler beſchwor ſie, dieſem Zuſtande ein Ende zu machen; er gab ihr dazu ſelbſt die Mittel an die Hand. Er wurde ihr Freund, ihr Berather. Mit leidenſchaftlicher Haſt ging ſie auf ſeinen Vorſchlag ein, den Herzog mit Margarethen zu überraſchen. Sie dachte an keine Folgen, und nur daran, ihren beleidigten Stolz zu rächen. De Change bereitete alles vor. Eines Nachmittags ging er mit Kabeljau in die Stadt und der Herzog erfuhr von ihrem Gang; eben ſo kam ihm zu Ohren, daß die Herzogin mit ihren Frauen einen Spaziergang machen, und Margaretha auf ihrem Zimmer allein zur Laute ſingen werde. Johann zögerte nicht, dieſen günſtigen Zufall zu benutzen, um zum erſehnten Ziele zu gelangen. Er belauſchte Margaretha's Geſang, und ſtürzte dann zu ihren Füßen. Sie wollte ſich erſchrocken ſeinen Armen entwinden, vergebens; die Scene wurde nur leidenſchaftlicher und Margaretha ſchrie um Hülfe. In dieſem Augenblicke trat die Herzogin, bleich wie eine Leiche, aber mit lodernden Augen herein, und ſprach mit zitternder Stimme: „Ich will Dich ſchützen, Mädchen, vor der rohen Gewalt dieſes Nichtswürdigen. In meinen Armen wirſt Du ſicher ſein vor ſeiner Raſerei!" Und zu dem Herzog gewandt: „Fort aus meinen Augen, Ungeheuer!"

Der Herzog fuhr wüthend auf. Maria riß das bebende Mädchen an ſich, aber von Johann waren alle guten Geiſter gewichen; er ſchlug ſeine Gemahlin mit Fäuſten. Beide Frauen ſchrieen, der Herzog fluchte. Ohnmächtig ſank die Fürſtin in Margaretha's Arme und dieſe hatte ſo viel Geiſtesgegenwart, dem Herzog mit zürnender Stimme zu befehlen, daß er auf der Stelle ihr Zimmer verlaſſe, und ſie imponirte ihm ſo ſehr, daß er mit eiligen Schritten floh. Mit Hülfe ihrer Dienerin brachte die Holländerin die Herzogin wieder zu ſich. Auf Margaretha's Arm geſtützt, ſchwankte Maria nach ihren Gemächern. Noch an demſelben Tage zeigten ſich Spuren von Geiſtesverwirrung bei ihr.

Der Herzog war mit einem Reitknecht davon geſprengt. Am andern Tage erfuhr man, daß er auf eins ſeiner Landſchlöſſer gegangen ſei.

## 25.

## Der vielſeitige Maler.

Kabeljau reiſete mit ſeiner Tochter nach Stockholm, auch der Maler wurde unſichtbar. Mit ſeinem Schüler, der das Schloß nicht wieder betreten hatte, und mit Jacques, deſſen Diener, fuhr er auf einem Schlitten, der mit Bildern bepackt war, dem innern

Lande zu. Dem Schüler war die Sprache wiedergekommen.

„Sagt mir um der heiligen Jungfrau willen, Pater Xaverius,“ begann er mit einer weichen, weiblichen Stimme, „wie ſeid Ihr auf den wunderlichen Gedanken gekommen, mich zu einem taubſtummen Knaben zu machen? Glaubt, die Rolle iſt mir ſchwer geworden.“

„Es iſt einer meiner beſten Einfälle,“ entgegnete der Maler. „Wer vermuthet in dem taubſtummen Knaben, den Jedermann bemitleidet, auf den man aber nicht achtet, und in deſſen Beiſein man alles redet; wer vermuthet in ihm die reizende Gräfin Lodoiska, welcher zu Ehren, zum Dank für die von ihr mit beiſpielloſer Aufopferung und Geduld der heiligen Mutter Kirche geweihten Dienſte der Papſt einen neuen Orden ſtiften wird, deſſen Großmeiſterin Ihr werdet, den Orden der Verſchwiegenheit.“

„Mein eigenes Bewußtſein, für die Sache des Himmels gearbeitet und ein gottſeliges Werk geſtiftet zu haben, iſt mir Lohn genug. Aber Ihr ſeid mir noch die Antwort ſchuldig, wie Ihr darauf gekommen ſeid, mich zum taubſtummen Knaben zu machen.“

„Ein taubſtummes Mädchen, ein Bauernkind, welches Ihr in Stockholm werdet kennen lernen,“ brachte mich darauf. Mir leuchtete der kaum zu berechnende Vortheil ein, wenn Ihr als mein Schüler in vornehmen Häuſern arbeitet, wo man ſich in Eurem Beiſein über die wichtigſten Verhältniſſe des Staats und Familienlebens ausläßt und Geheimniſſe ausplaudert, ohne zu ahnen, daß dieſe Ohren noch ſchärfer ſind, als die gewöhnlicher Menſchen. Hat uns nicht in Norköping unſere Täuſchung das Verhältniß zwiſchen Kabeljau und ſeiner Tochter verrathen? und wiſſen wir nun nicht, daß ſich durch dieſe ſpröde Schöne alles beim einfluß- und geldreichen Alten durchſetzen läßt? Hätten wir Margaretha's Sprödigkeit gegen den Herzog doch für Maske gehalten, wenn Ihr in der Herberge nicht Zeuge geweſen wärt, wie ſie ihren Vater mit Vorwürfen überhäufte, daß er die Abreiſe nicht anordne, und ihm das Betragen des Herzogs ins Umſtändliche mit Abſcheu enthüllte?"

,,An dieſem Elenden mich genügend zu rächen, ſei ferner eine der Aufgaben meines Lebens, und daß ich ſie meiner würdig löſe, mögt Ihr mir behülflich ſein."

„Laßt nur die Zeit walten, ſchöne Lodoiska. Wenn mein prophetiſcher Geiſt nicht diesmal trügt, ſo ſag' ich Euch, daß er in wenigen Wochen, vielleicht Tagen ſchon, feſter in Euern Banden liegt, als jemals, er muß es nur erfahren, daß Ihr die ſchwediſche Küſte betreten habt. Und daß er es erfahre, habe ich Sorge getragen. Auf ſeinem Zimmer hab ich jenes Gemälde, worauf Ihr als Danae vorgeſtellt ſeid, mit einem Briefe zurückgelaſſen, daß ihr auf ewig von ihm ſchiedet und dies Bild zum Andenken ſchenktet. Beleidigte Liebe deutet ihre Kränkung nur an. Das wird ſchnelle Wirkung thun. Verlaßt Euch darauf."

Am dritten Tage langten die Reiſenden auf einem Schloſſe an, deſſen Beſitzer der Graf Sten Löwenhaupt war. Sein Empfangsgruß war ein Fluch. „Kommſt du, ſchwarzer Rabe?" rief er dem Maler zu. „Der Alte füttert oben im Neſt ſeine Rache, daß ſie den König Milchbart beiße. Wie ſteht's, kann der Tanz bald angehen? Ich habe mir den Fiedelbogen ſchon eingeſchmiert und denke luſtig aufzuſpielen." Der Maler verſetzte, daß die Zeit nicht mehr fern ſei; den neueſten Nachrichten nach, gehe es in

Liefland ſchlecht mit den Schweden; ein polniſcher Agent wirke dort gut, und die Soldaten entliefen haufenweiſe den ſchwediſchen Fahnen, obgleich der König den ſtrengſten Befehl gegeben habe, jeden Ausreißer, der erwiſcht werde, an einen Baum zu knüpfen. Aus Löwenhaupt's rohen Zügen grinſte Mordluſt. Sie gingen ſelbander hinauf zu dem achtzigjährigen Vater. „Ihr habt lange auf Euch warten laſſen, de Change,“ ſagte Graf Axel. „Es ſind heute neun Wochen, ſeit ihr zum erſtenmal hier wart und durch die Entdeckung Eueres Plans Oel in die Wunden meiner Seele goſſet. Seit dieſer Zeit harrte ich täglich auf Euch. Nun ſagt ſchnell, wie weit ſeid Ihr? Wir haben in Nerike gut geworben und können auf zehn adlige Häupter rechnen.“

„Herzog Johann iſt unſer,“ entgegnete der Maler. „Stalarm hat in Weſtmannland und Geſtrick gute Geſchäfte gemacht. Ich bin in Upland und Södermannland thätig geweſen, und meine andern Agenten haben im übrigen Schweden auch nicht auf der Bärenhaut gelegen. Hoffnung iſt vorhanden, daß die Thalkarlen zu gewinnen ſind, die Bergleute ſind zum Theil ſchon gewonnen. König Guſtav hätte für uns nichts klügeres thun können, als ſeine Krönung hinauszuſchieben, denn die Leute glauben alle ſteif und feſt, Guſtav ſei ſelbſt überzeugt, er habe kein gutes Recht auf die ſchwediſche Krone. Dieſer Umſtand fördert unſere Sache ſehr. Vor der Hand bleibt unſere Rede, die Krone gehöre dem evangeliſchen Herzog Johann.“

„So wird denn die Zeit bald herannahen, wo ich mich an des übermüthigen jungen Königs Demüthigung laben kann, wo meine Bruſt wieder frei aufathmen wird im Wonnegefühl befriedigter Rache. Da ſoll der Knabe Guſtav an die Stunde denken, wo er mich von ſich ſtieß, wie einen Hund!"

Eine Zuſammenkunft der Verſchwornen in Nerike auf Löwenhaupts Schloſſe wurde beſchloſſen, und der Maler verſprach dabei zu ſein. Er wollte eine Provinz um die andere bereiſen und den Zuſammenkünften, die unterdeſſen von ihm ſelbſt, oder ſeinen Agenten angeordnet wurden, beiwohnen. Durch treue Boten wollte er Nachricht geben von den Beſchlüſſen.

Nach dieſen Verabredungen reiſete de Change mit ſeiner Begleiterin weiter, die, trotz dem vertrauten Verhältniſſe, in welchem der Maler mit den Bewohnern des Schloſſes ſtand, dennoch die Rolle des taubſtummen Schülers während dem Aufenthalte auf demſelben fortgeſpielt hatte. Ihre Reiſe ging zunächſt nach Södermannland und zwar nach der Gegend jener Bucht, in welche im vergangenen Herbſte das Schiff, worauf der Maler nach Schweden gekommen, verſchlagen worden war. De Change wußte es ſo einzurichten, daß ſie mit der Nacht in einer Fiſcherhütte ohnfern der äußerſten Spitze der Bucht anlangten. Hier ſollte übernachtet werden. Sobald die Pferde untergebracht waren, entfernte ſich der Maler mit dem Diener. Ueber das öde, nur hie und da mit Schnee bedeckte Blachfeld ſchritten ſie durch die neblige Dämmerung dem faſt eine Meile entfernten Waldende zu. Der Ortsſinn des Malers täuſchte ihn nicht. Sie langten an der Stelle an, wo de Change die Juden und den Bauer belauſcht hatte, und er fand den hohlen Baum ſogleich. Er zog ein Grubenlicht hervor, zündete es mit Feuerzeug an, befeſtigte es an der Bruſt und befahl dem Diener, ihn an der Eiche empor zu heben. Durch Betaſten des Baumes entdeckte er die Knorren und Aeſte, die als Staffel dienten. Mit ſicherer Hand und dem ihr folgenden Fuß ſtieg er hinauf, oben angekommen, fand er ein an einem Aſte befeſtigtes Seil, welches in die Höhlung hing und glitt daran hinab. Der Boden war mit dürrem Laub bedeckt, er wühlte es auf und kam auf platt aufliegende Breter, und als dieſe beſeitigt waren, lag ein anſehnlicher Waarenvorrath in kleinen leicht fortzubringenden Paketen vor ſeinen freudeſtrahlenden Augen. Es waren meiſt theure franzöſiſche und niederländiſche Fabrikate, wie er bereits für Rechnung des Juden verkauft hatte. Nun half er dem Diener auch herauf, und ſchnürte im Baume die Bündel in den Strick; Jacques zog ſie hinauf und warf ſie über Bord, bis der Baum geleert war. Der Strick wurde abgelöſt, in zwei Theile geſchnitten und zwei Pakete damit geſchnürt. Doch nicht alles konnten ſie auf einmal fortbringen, und der Weg mußte in der Nacht noch einmal gemacht werden. Dann wurden die Pakete gelöſt, die Stücke aufgerollt und in die hintere Seite der Gemälde, deren dünne Wand erſt weggenommen war, hineingelegt und die Wand wieder darauf genagelt. Auf dieſe Weiſe wurde ein großer Theil untergebracht. Hierauf wurde der Schlitten mit Waaren ausgepolſtert und jedes mußte ein Stück um den bloſen Leib wickeln. Die noch übrigen Pakete der geringſten Waare nahm der Franzoſe in den Schlitten und gab ſie am Zollhauſe als ſein in Nyköping gekauftes Eigenthum an. Sein Reiſepaß legitimirte ihn als Hofmaler der Königin Mutter, und ſo fiel es keinem Mauthner ein, zu viſitiren oder an der Ausſage des vornehmen Mannes zu zweifeln. So kam er ungehindert in Stockholm an, und bezog mit der verkleideten Gräfin ſeine frühere Wohnung.

Sein erſter Gang war zur Königin Mutter, ihr ſeine Aufwartung zu machen und zu berichten, was zwiſchen ihrer Tochter, der Herzogin Maria, und deren Gemahl, dem Herzog Johann, vorgefallen war. Er fand die ſchöne Holländerin dort. Sie wohnte im Schloſſe und der Hof war von der Schönheit derſelben entzückt. Junge und bejahrte Männer huldigten ihr, ja ſelbſt Frauen von Rang, und die Königin ging allen mit einem frappanten Beiſpiele voran. Margaretha's Zimmer waren unmittelbar an denen der Königin, und man ſah die Kaufmannstochter wie eine Hofdame im Gefolge Chriſtinens.

Der Maler glaubte Chriſtinen zu durchſchauen; als Probirſtein, ob er recht vermuthe, warf er bei der nächſten Audienz erzählend hin, wie der Herzog Johann von Margaretha's Reizen wie bezaubert worden ſei. Die Königin befahl ihm zu erzählen. Er that's umſtändlich, und trug nach ſeiner Art an den Stellen, wo er's nöthig hielt, ſtark auf. Chriſtinens Augen leuchteten, als ſie von der unwiderſtehlichen Gewalt dieſes Mädchens hörte. Nun wußte der Maler genug, der Plan der Königin lag klar vor ihm, und es war ſein Intereſſe, ihn zu unterſtützen.

Bald verbreiteten ſich bei Hofe ſonderbare Gerüchte. Es hieß, daß überall, wo Margarethe ſich gezeigt, Schaaren von Männern ſich faſt verzehrt vor Liebesglut, die ſie in ihnen entzündet, die ſtandhafteſten Jünglinge hätten ihre zärtlichen Liebchen und Bräute verlaſſen, verheirathete Männer ihre Frauen, unwiderſtehlich angezogen vom Liebreiz der Kaufmannstochter. So oft der Königin dergleichen erzählt wurde, ſah man ſie vergnügt.

Endlich erklärte die Königin im Reichsrath, das Geſchäft Abraham Kabeljau's ſei von der Art, daß ſie für das beſte halte, ihn nach Finnland zu ſenden, damit der König an Ort und Stelle, wo er des Geldes bedürftig ſei, die von dem Kaufmanne mitgebrachten Summen in Empfang nehme und Kabeljau's Bedingungen höre, die Contracte ſelbſt unterzeichne u. ſ. w. Oxenſtierna verſuchte gegen dieſen Vorſchlag vieles einzuwenden, weil ſeine Ausführung der Krone eine unnöthige Summe koſte; die Sache könne allerdings in Stockholm und zwar von ihm abgemacht werden; allein Chriſtine's Partei ſetzte ihren Willen durch. Die jungen und alten Hofleute freuten ſich ſchon auf die Abreiſe des Vaters, aber die Freude wurde ihnen verdorben; denn es hieß, Vater und Tochter ſeien ſo ſehr an einander gewöhnt, daß keins ohne das andre zu leben vermöge. Aus dieſem Grunde habe Kabeljau ſein Kind mit von Holland nach Schweden geführt und aus demſelben Grunde werde er die Schöne auch wieder mit ſich nach Finnland führen.

Die Königin gab Margarethen eigenhändige Briefe an den König, an den Herzog von Lauenburg und an den Hofkanzler Chesneccophorus mit. Als die Holländer ſich von der Königin beurlaubten, küßte ſie Margarethen auf die Stirn mit den Worten: „Meine Liebe und Hoffnung zieht mit Dir, mein holdes Kind." Und zum Maler wandte ſie ſich und fragte: „Meint Ihr nicht auch, Meiſter de Change, daß dieſe Augen ein Königsherz in Flammen zu ſetzen vermöchten?"

„Sie werden noch mehr thun," verſetzte der Maler, „ſie werden mit Zauberkraft alte Gluten auslöſchen." Chriſtine nickte beifällig.

Als de Change in ſeine Wohnung trat, fand er den Herzog Johann zu den Füßen des beredt gewordenen Schülers.

Ende des erſten Theils.

Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Ausgewählte

# Romane und Novellen

von

## Ludwig Storch.

---

Sechszehnter Band:

## Die Königsbraut.

Zweiter Theil.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Leipzig,
Ernſt Keil.
1856.

# Die Königsbraut.

Von

**Ludwig Storch.**

Zweiter Theil.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Leipzig,
Ernſt Keil.
1856.

## 1.

# Ein Winterabend auf Schloß Roſenberg.

Für zarte Seelen gibt's ein zartes Heilmittel der Wunden, die ihnen ein feindliches Schickſal ſchlug. Es iſt die Einſamkeit. In der Einſamkeit wird der Schmerz ein lieber Geſpiele des trauernden Gemüths; die ſcheinbare Mißgeburt verwandelt ſich in ein ſchönes Kind, das zuweilen durch Thränen lächelt und uns bald muthwillig, bald launenhaft ins Herz greift und in die Locken, aber wir gewöhnen uns an das Kind, es wird uns ein Liebling; wir lachen mit ihm, wir weinen mit ihm; wir ſchreien auf, wenn es ſeine Hände uns ans bloſe Herz legt, und wir lächeln, wenn aus ſeinen Locken Balſam träuft, der die Qualen lindert und nur die Wehmuth der Erinnerung zurückläßt. Das ſind deine Segnungen, Einſamkeit! Du biſt die Mutter des Kindes, deß Locken von Narden duften. Wem der Zauber deines Geſangs ins Herz gedrungen iſt, florumwallte Harfnerin, wer die Hymnen verſtanden hat, die du in heiligem Aufſchwunge der ſtillen Waldnatur, den düſtern Felſen mit ihren Grotten und Quellen, den grünen heimlichen Thälern mit ihren Schatten und Bächen lieblich ſingſt, deß krankes Gemüth verlangt nicht mehr nach der völligen Geſundheit, das ſüße Siechthum iſt ihm lieber. Bringt doch die kranke Muſchel allein in tiefer Einſamkeit die Perle hervor.

So ſchwelgte Ebba Brahe in den wehmüthigen Wonnegefühlen ihres Schmerzes, umwebt von der ernſtfreundlichen Einſamkeit des Schloſſes Roſenberg. Erſt ſtieg der Donner der Brandung an ihr Ohr, dann das Plätſchern der Wellen, dann lag alles lautlos, wie hoffnungsloſe Schwermuth, geſchlagen in ſtarre Eisfeſſel, bald ſchlug der Sturm an die Fenſterſcheiben und ſang ſein wirres Lied, bald raſchelte der Wind in den dürren Blättern des Parks, bald lag Ruhe über die Gegend ausgegoſſen. Und ſo kamen die Tage der ſchweren Nebel und brachten Ebba böſes Weh, dann erhoben ſich die Nächte, und brachten ihre Sterne. Da begann Ebba's Leben; zärtlichen Augs blickte ſie nach dem Abendſtern, dem Bilde ihres Guſtav, und ihr Ohr lauſchte dem Flüſtern des Meers und der Bäume, bis Aug' und Ohr die Geiſter wahrnahmen, die grüßend an den Fenſtern ihres Gemachs vorüberzogen. Und wenn der Tag ihr bange gemacht, und der kranke Vater ſchwer ums Herz, dann kam die Einſamkeit der Nacht und nahm ihrer Bruſt alle Laſt ab. Sehnſucht und Phantaſie trugen ſie auf leuchtenden Schwingen davon. Und nun ſtand vor ihr ſein Bild, die Heldenſtirne geziert mit dem flimmernden Abendſtern, er, dem all ihr Leben geweiht war, und ſie ſchaute empor an ihrer Phantaſieſchöpfung mit heiliger Andacht, wie am Bilde des Gekreuzigten; aber wie dieſen kein frommes Gemüth hernieder zu ziehen vermag zur Erde, ſo vermochte ihr in unausſprechlicher Liebe aufflammendes Herz ſein Idol nicht herab zu ziehen zu ſich; es blieb ihr ſtets göttlich, unerreichbar. Dann erloſch wohl zu

Zeiten der Glanz ihres Auges und ſie ſendete es hinab auf die ſchwarzen Wälder und die Felſen und die düſtre Meerbucht, oder nach der verſchwimmenden Ferne; bald aber ſtrahlte es wieder dem Abendſterne zu und ſie rief getröſtet: „Er iſt mein König, mein Herr, und ich bin ſeine Magd; er iſt mein Stern und ich die von ſeinem Schimmer geröthete Wolke; wendet er ſein Licht von mir, ſo erbleicht die Wolke und zerrinnt zu nichts. Und kam nun ſolche Wehmuth über ſie, dann griff ſie nach der Harfe, um ſie in Tönen, der Sprache der Schmerzen, auszuhauchen. Da ward denn, was erſt in Thränen gefloſſen, als Lied und Ton ausgegoſſen; denn Thränen und Töne und Lieder ſind Kinder einer Mutter, der Wehmuth, die auch — nur in anderer Geſtalt — Begeiſtrung heißt, und ſind ſich geſchwiſterlich gleich. Oft kommt das eine, ſtatt der andern, wo aber eins iſt, da ſind die andern nahe. Oft kommen ſie wie die Grazien verſchlungen Hand in Hand und hüpfen ungebeten herein, die himmliſchen Tröſterinnen, in deine einſame Kammer, du ſchwergedrücktes, ſorgenumflortes Haupt, und entſchleiern deinen Blick, die ſtets willkommnen Gäſte.

Es war wieder Abend geworden, die Nacht zog kalt über den See her, aber ihre Sterne hatten ſich mit deſto hellerm Glanze geſchmückt; Ebba ſaß allein in ihrem Gemach. Obgleich es winterlich kalt von draußen herein drang, hatte ſie doch das Fenſter geöffnet, dafür ſtrömte der Ofen deſto ſtärkere Glut. Als nun ihr Auge in der Ferne irrte, glaubte ſie die Lichter im königlichen Schloſſe zu Stockholm zu erkennen. Sogleich ſtürzte ihr ein Thränenſtrom aus den Augen. Nach dem Abendſtern wollte ſie ſchauen, aber eine Wolke hatte ihn verhüllt. Wehmuth zuckte ihr im Herzen, ſie nahm die Harfe, deren Klänge lange über die Baumwipfel ſäuſelten.

Und wieder ſtarrte ſie, in tiefe Schwermuth verſunken, in die graue Weite, und Thränen rannen ihr über die grambleiche Wange. „Guſtav! Guſtav! nie wirſt du mein werden. Ich fühl' es ja! ich zehre mich auf in namenloſem Schmerz!“ Und immer heftiger weinte ſie, bis ihr Haupt in die Fenſterbrüſtung ſank. Plötzlich horchte ſie auf; es war ihr, als vernehme ſie von unten herauf Laute. Nach wenigen Augenblicken trug die Nachtſtille das Getöſe vernehmlicher an ihr lauſchendes Ohr, es kam aus der Bucht. Bald war es Ruderſchlag und das Geräuſch der Wellen, durch welche ein Schiff ſeine Bahn gräbt, bald waren es Menſchenſtimmen, die die Stille der Nacht ſtörten. Ebba blickte unverwandten Augs in die Tiefe und gewahrte durch die entblätterten Aeſte der Eichen ein Licht. Es kam näher auf dem gewundenen Bergpfade, die Stimmen wurden deutlicher, und über Ebba durchzitterte eine freudige Ahnung. Sie hörte das Klopfen am Thore, das Fragen des Thorwärters, und ſie lauſchte in bang froher Erwartung noch lange, als die ſpäten Gäſte ſchon in das Schloß eingetreten waren. Haſtige Schritte nahten ihrem Gemach. Jetzt überflügelte ſie's wie ſelige Gewißheit: der König müſſe hereintreten. Sie zitterte heftig, ihre flimmernden Augen waren ſtarr auf die Thür gerichtet; dieſe wurde aufgethan, und Rieke Strämfeld trat verklärten Geſichts und freudiger Geberde herein.

„Was iſt's? Was bringſt Du, Rieke?“ fragte Ebba mit brechender Stimme.

„Ein Bote des Königs iſt angekommen, ein

Hauptmann vom Heere, und läßt Euch bitten, die Briefe ſeines Herrn Euch ſelbſt überreichen zu dürfen.“

„Herein! herein! Mir ein Engel des Himmels!“ jubelte die Gräfin, und Rieke eilte wieder davon, um gleich darauf einen kriegeriſch geſchmückten Mann in das Gemach zu führen, der ſich tief vor Ebba verbeugte.

„Ihr ſeid's, Hauptmann Gyllenhielm?“ ſagte die Ueberraſchte. „Wie befindet ſich mein königlicher Herr?“

„Des Königs Majeſtät läßt Euch viel tauſendmal zärtlich grüßen und ſchickt Euch dieſen Brief, deſſen Ueberbringer zu ſein des Königs hohe Gnade mich geehrt hat, und in welchem ihr des Mehren finden werdet. Ueber des Königs Haupte hat Gottes Hand geſchwebt, er befindet ſich wohl und hat die Feinde ſchon zu verſchiedenen Malen geſchlagen.“

„Dank Euch, mein lieber Hauptmann!“ Bebend nahm ſie den Brief. „Rieke ſorg' Du für unſres Gaſtes Bewirthung, und Ihr, mein theurer Bote, folgt dem Mädchen; ich werde bald bei Euch ſein.“

Gyllenhielm ging und Ebba erbrach das Handſchreiben ihres geliebten Freundes. Faſt verſagten ihr die Augen den Dienſt; Freudenthränen hatten ſie nun überwäſſert, ſo wie erſt Sehnſuchtthränen; die Lichtſtrahlen und Buchſtaben vermählten ſich mit einander und alles flirrte vor den Blicken der kurzathmenden Jungfrau. Endlich vermochte ſie den Brief zu leſen. Guſtav's Seele mit ihren wechſelnden Empfindungen, bald der Seligkeit der Liebe, der wonnigen Hoffnung des Wiederſehns, bald der bangen Beſorgniß und der trüben Ahnung, es möge in Stockholm nicht alles ſein, wie er wünſche, war in den Brief gegoſſen, und Ebba's Seele berauſchte ſich in dem Seelenerguß des Geliebten. Zuerſt ſchrieb er, wie ſeine Reiſe glücklich vollbracht und ſeine Sachen einen guten Fortgang hätten, dann ſprach er ſeine Freude aus, daß die Königin Mutter doch nun von ſeiner Liebe unterrichtet und ihr nicht entgegen ſei. Aber alſobald erwacht auch wieder jene Beſorgniß, Chriſtine möchte nicht aufrichtig geweſen ſein, und er bedauert nun, daß die ihm ſo karg gemeſſene Zeit vor der Abfahrt nicht erlaubt habe, die wahre Geſinnung der Mutter zu erforſchen, noch den Segen des Grafen Brahe zu erflehen. Er bittet alſo die Gräfin mit rührenden Worten, ſich dem Willen der Königin in keinerlei Weiſe zu widerſetzen, und alles, was jene ihr vielleicht Bitteres ſagen würde, geduldig zu ertragen. Doch dringt er in ſie, ihm nichts zu verſchweigen, wie Chriſtine ſich gegen ſie benehme. Auch möge ſie ihm die Antwort ihres Vaters auf ſein Werbegeſuch um ihre Hand mittheilen. Dann verliert er ſich in ſchwärmeriſche Ausſichten in die Zukunft, kommt aber ſchnell wieder auf die gegenwärtigen Hinderniſſe zurück. Dieſe nennt er einen Probirſtein der Liebe, und ſagt, ſie könnten ihm beinahe lieb ſein, weil ſie blos eine Gelegenheit wären, Beweiſe von ſeiner Standhaftigkeit zu geben. Nun beſchwört er die Gräfin ſich nicht an das Gerede böſer Menſchen zu kehren, ihre Geſinnungen gegen ihn zu ändern, und verſichert ſie, daß keine Unglücksfälle und keine Macht auf Erden im Stande ſein ſollten, die ſeinigen wandelbar zu machen. Sie möge ihm ſagen, ob ſeine Liebe ihrem Herzen noch gefiele, um damit ſein brennendes Herz zu tröſten. Der Gedanke an Trennung reißt ihn zu ſchwermüthigen Gefühlen hin, aus denen er ſich durch ihm ſo eigenthümliche heitre

Gottesfurcht wieder empor hebt. Er erinnert ſich dankbar ſo vieler ausgezeichneten Wohlthaten, die er vom Himmel empfangen habe, und hoſſt mit froher Zuverſicht, daß Gott, der die Reinigkeit ſeiner Geſinnungen kenne, auch ſeiner Liebe nicht zuwider ſein, ſondern ihn gewiß zum Ziele ſeiner Wünſche führen werde*). Der Brief war mit den Buchſtaben G. E. A. B. unterzeichnet. Ebba's wonnerfüllter Sinn verſtand ſogleich die Bedeutung dieſer Züge; ihr eignes Herz war der Lehrmeiſter, Guſtav, Ebba, Adolf, Brahe, das waren die in einander verſchlungenen und verſetzten Namen, verſchlungen und verbunden wie Ebba's und Guſtav's Herzen.

Zweimal hatte ſie den Brief geleſen, Entzücken hatte alle ihre Nerven durchbebt, Wonnethränen waren auf das Blatt geſtrömt, ſie drückte es, das ſeine Hand berührt, deſſen geflügelte Worte ſeine Seele geboren hatte, an ihre freudebebenden Lippen. Da fiel ihr die Harfe wieder in die Hand. Ausſingen wollte ſie die Seligkeit der Gefühle, die ſie nicht ausſprechen konnte, für die die Sprache keine Worte, für die die Muſik nur Töne hat.

Und ſie ſang ihre Wonne den Sternen, daß Schwedens prächtiger Stern ſeine Strahlen ihr von neuem zuwendet, ſie ſang es dem Meere, daß der Held, den es jüngſt getragen, ſich ihr huldreich geneigt, ſie ſang es den Bäumen, daß des Nordlands herrlichſte Königstanne ihr ein Liebeslied gerauſcht, ſie ſang es den Felſenkronen tragenden Bergen, daß der Kronentragende Atlas des Schwedenreichs ſie lächelnd angeſchaut, ſie ſang es Stockholm und Upſala, den Hauptſtädten des Schwedenreichs, daß Schwedens König ihr in treuer Liebe zugethan ſei

---

*) Dieſer Brief, ſowie der ganze Briefwechſel des Königs mit der Gräfin Brahe wird noch im Original auf der königlichen Bibliothek zu Drottningholm aufbewahrt. — Im obigen Auszuge ſind meiſt Guſtavs eigne Worte gebraucht.

Hierauf ließ ſie den Hauptmann Gyllenhielm rufen.

„Der König, mein Herr, weiß alſo noch nicht, daß ich nicht mehr in Stockholm lebe?“ ſagte ſie.

„Sonſt würde er mich nicht dahin geſendet haben, gnädiges Fräulein; Seiner Majeſtät mündlicher Befehl lautete ausdrücklich, Euch den Brief heimlich zu übergeben und ebenſo Euere Antwort zu empfangen.“

„Und wie habt Ihr es möglich machen können, den Späheraugen in Stockholm zu entgehen, und unentdeckt nach Roſenberg zu entkommen?“

„Ich gab vor einen Auftrag an den Kaſtellan zu Drottningholm zu haben, und fuhr Nachmittags mit meinem Schnellſegler wie zu einer Luſtfahrt von dannen. Eh der Tag graut morgen, gedenk' ich wieder in Stockholm zu ſein, und Niemand ſoll ahnen, daß ich in dieſer kurzen Zeit das Hauptgeſchäft meiner Reiſe verrichtet habe. Und deßhalb erſuch' ich Euch, mir die Antwort an des Königs Majeſtät noch vor Mitternacht zu ſchreiben.“

„Wie erfuhrt Ihr denn, daß ich nicht mehr am Hofe lebe?“

„Man kam mir mit der Nachricht entgegen, daß Ihr verwieſen ſeid, und mißbilligte das Verfahren der Königin.“

„Verwieſen! Ja das iſt das rechte Wort,“ ſagte Ebba ſchmerzlich berührt. „Wie eine Verbrecherin bin ich von unſrer Mutter verwieſen. Ich werde Euch den Brief an den König ſchreiben, doch zuvor muß ich mit meinem Vater darüber ſprechen und ſein Erwachen abwarten.“

„Verzeiht mir, gnädigſte Gräſin, wenn ich Euch mit einer Frage behellige. Rieke Strämfeld hat mir ſo eben geſagt, ſie ſei die Verlobte eines Küraſſiers, jenes Goldſchmieds, mit welchem ich einſt in ihrer Hütte eine Nacht zubrachte. Iſt etwas Wahres an dieſem Vorgeben, oder hat das loſe Mädchen nur ihren Scherz mit mir treiben wollen.

„Ei, ei, Herr Dichter!“ drohte Ebba lächelnd. „Euere poetiſchen Träume wollen ſich wohl zu Euerm Hauptmannsdegen und Stammbaum paſſen, ſo lang ſie Träume bleiben, aber der Baum der Poeſie läßt welkend ſeine Blätter hängen, ſobald er dem eiſigen Luftzug der Wirklichkeit ausgeſetzt wird. Wenn Ihr in den gereimten und ungereimten Ergüſſen Eueres ſchmachtenden Dichterherzens dieſe Rieke als ein überirdiſches Weſen beſungen habt, ſo bitt' ich Euch, klagt ferner die Grauſamkeit des Schickſals an, das Euch die Göttin entführt, und Ihr ſeid ein vollendeter Dichter. Der König hätte nicht beſſer für die neu erwachende Dichtkunſt in ſeinem Lande ſorgen können, wenn er es gewußt hätte, daß Rieke Euch ein ſo theurer Gegenſtand wäre. Dem gutherzigen Goldſchmied, der nichts weniger als ein Dichter iſt, wird ſie, unterdeſſen ſie von Euch hoch gefeiert und mit den Kränzen der Unſterblichkeit geſchmückt wird, eine gute brave Hausfrau, eine emſige Wirthſchafterin und ſorgſame Mutter ſeiner Kinder werden, und ſo hat Jeder von Euch beiden ſein ihm gehöriges beſtes Theil von ihr.“

Der Hauptmann ſchwieg; in ſein Geſicht aber war die dunkle Röthe des Zorns geſtiegen; denn unglücklicher Weiſe, von tobender Leidenſchaft für Rieken verblendet, nahm er den Erguß der heitern Laune der Gräfin für den ausgedachteſten Spott und Verhöhnung ſeiner, und wirklich hatte er eben ſo wenig als der Goldſchmied Tycho Lilie jemals daran gedacht, ſein Vaterland auch nur mit einem Vers zu beſchenken, und fühlte dazu auch nicht den allermindeſten Beruf.

„Ich dank' Euch für die Wahrheit,“ ſagte er kurz. „Ich werde ein ſchönes Lied darauf dichten, wie der Gärtner, der den Baum in gute Erde pflanzte, ſich die Frucht deſſelben von einem bartloſen Buben muß entwenden laſſen.“

„Macht das mit dem Könige aus, der Rieken dem Goldſchmied ſelbſt verlobt hat. Uebrigens was wollt Ihr denn?“ ſetzte ſie ernſter hinzu. „Ihr hättet Rieken doch nicht zu Euerm Eheweib gemacht, wenigſtens würde Euer Oheim, der adelſtolze Mann, ſich das ernſtlich verbeten haben; und zu Euerm Liebchen war Rieke, meine Kammermagd, zu gut. Auch liebt ſie nicht Euch, ſondern den Goldſchmied und zwar von dem Abend an, wo Ihr mit jenem in ihre Hütte kamt. Und dem Mädchen muß doch wohl freie Wahl bleiben?“ Gyllenhielm ſchwieg und entfernte ſich. Seine Seele war voll Nacht und ſein Herz voll bittrer Galle gegen den König, Ebba und Rieke.

Die Fahne ihres Gemüths, kaum vom warmen Weſtwind der Freude bewegt, war ſchon von einem Nordhauch leiſe gedreht worden, als die Gräfin mit des Königs Briefe ſich in das Gemach ihres Vaters verfügte. Er war erwacht und hatte von dem bei ihm verweilenden Diener bereits von der Ankunft eines Boten vernommen. Griesgrämlich hörte er Ebba's Bericht von des Königs geheimer Sendung, und ob ihn ſelbſt die Treue des Königs in der innerſten

Seele erfreute, obgleich er an dem Adlerflug ſeines Kindes, ſtrebend nach Schwedens Thron, ein ſtolzes Wohlgefallen empfand und daran das Blut der Brahe in Ebba erkannte, ſo ſchwieg er doch lange finſter, und als er endlich ſprach, tadelte er die Tochter, daß ſie den Worten eines flatterhaften Jünglings Glauben und Vertrauen ſchenke, über deſſen Thun und Laſſen er keinem Menſchen Rechenſchaft ſchuldig ſei, und ertödtete ſo mit kaltem Wort den jung aufgeſproßten Frühling ihres Herzens. „Mein Kind,“ ſprach er gemeſſen, „die Wahl des Königs ehrt mich; aber es will mich bedünken, als ſchlügeſt Du dieſe Ehre zu hoch an, als ſtelleſt Du den König höher und Dich ſelbſt tiefer, als ziemlich iſt, und bedächteſt nicht, daß das Blut der Brahe eher die ſchwediſche Krone getragen, als das der Waſa, als berückſichtigteſt Du nicht die hohe Würde des Hauſes, dem Du entſproſſen. Wenn Dich die Wahl des Königs traf, ſo biſt Du der Wahl des Königs würdig in jeder Beziehung. Aber dies gilt auch zugleich dafür, daß Du die Würde Deines Hauſes ſtets in Augen haben und Dir nie das mindeſte vergeben darfſt. Die Ehre über Alles, iſt ſtets mein Wahlſpruch geweſen; er ſei auch der Deinige. Sei deßhalb vorſichtig, mein Kind. Der König iſt jung, reizbar und empfänglich; leicht bewegt und veränderlich iſt des Menſchen Sinn, vorzüglich in der Jugend. Guſtav iſt ſeiner Mutter kindlich ergeben, und das iſt lobenswerth; aber Chriſtine mißbilligt ſeine Wahl, und Kindesliebe kann ihn beſtimmen, ſie zu ändern. Wer will ihn darum tadeln? Würde ich's ertragen, wenn Du einmal die Verlobte des Königs, dennoch von Chriſtinen verſtoßen, und dann von Guſtav verlaſſen würdeſt? Wie? Einer Brahe, meiner Tochter, meinem einzigen Kinde ſolche Demüthigung!

Das wäre mir Tod. Und Chriſtine iſt Guſtavs Mutter; bedenke das wohl! Er hat ſie geliebt, geehrt vom erſten Lallen als ein trefflicher Sohn; ſie aber hat ihn mit hoher Liebe groß gezogen, er iſt ihr Augenſtern. Wähnſt Du nun, daß er ſie laſſen werde, um an Dir zu hangen, daß er Deinetwegen den erſten Ungehorſam an ihr begehen werde? Nimmermehr! Du ſelbſt müßteſt ihn davon zurückhalten. — Es kann bald die Zeit kommen, wo ich nicht mehr bei Dir ſein werde, wo Du allein ſtehen wirſt in der tückiſchen Welt. Sollteſt Du — ſchrecklicher Gedanke! — wenn ich nicht mehr bin, vergeſſen können, daß Dein Vater Magnus Brahe, Deine Mutter Brigitta Löwenhaupt war? Ich werde mit ſchwerem Kummer ſchlafen gehen; denn unbewacht ſteht mir der Schatz meines Hauſes.“ Die Stimme des Greiſes zitterte; er hatte Ebba's Hand ergriffen und drückte ſie bittend an ſeine Bruſt. Das Mädchen vergoß Ströme von Thränen.

„Nein, theures Haupt!“ rief Ebba ſchluchzend, „Du ſollſt nicht irre werden an Deiner Tochter. Ich ſchwör' es in Euere Hand, Vater; ich will Eueres Namens würdig bleiben bis zum letzten Athemzuge!“

„So ſegne ich Dich, mein Kind!“

Tief ergriffen ging Ebba auf ihr Zimmer zurück. Wie ſo ſehr verſchieden waren doch die Gefühle, die jetzt durch ihre Bruſt zogen, von denen, welche vorhin ſie beſtürmt hatten! Unter Thränen langte die Unglückliche Papier und Schreibzeug herbei; Rieke brachte Lichter. Auch ſie hatte geweint und betrachtete die Herrin ſcheu und ſtumm. Sie ſchien etwas ſagen zu wollen, aber ſie unterdrückte es wieder und blieb in einer Ecke des Zimmers ſitzen. Dieſe aber ſchrieb, und ihr Brief wurde eine treue Antwort des Königsbriefs; denn der Wechſel von Furcht, Bangen, Beſorgniß, Freude, Liebe war darin ausgedrückt, ſo wie ihres Vaters Bedächtigkeit und ihre eigenen trüben Ahnungen ihr in den Sinn kamen, oder der bedachtloſe Liebesrauſch ſie hinriß. Und ſo hatte ſie ſich vergeſſen, dem Geliebten ihr thränenreiches Herzeleid klagend, wie ſie von der Königin tief gekränkt, vom Hof verwieſen, wie ihr Ruf von ſchwarzer Gallſucht angehaucht worden ſei; ſie fühlte ſich ſo ſchwermüthig, und ihre Stimmung ging in den Brief über, ohne von ihr bemerkt zu werden. Mitternacht war ſchon lange vorüber, die Flügel der Nacht huſchten an den Fenſtern, ſie bemerkte es nicht; ſie koſete ja mit dem Herzensfreund, dem Jugendgeſpielen, dem geliebten Guſtav, deſſen perſönliche Majeſtät ihrer Vertraulichkeit diesmal nicht hindernd in den Weg trat. Sie hatte ihm ihr ganzes Herz enthüllt, da trat Gyllenhielm wieder in das Gemach und bat mit um das Schreiben, weil die Zeit ihm karg gemeſſen und der Wind ſeiner Fahrt günſtig ſei. Da überflog Ebba's brennendes Auge noch einmal die von ihrer Hand beſchriebenen Blätter; ſie erſchrak, daß ſie es gewagt mit dem Könige von ſeiner Mutter zu ſprechen, ja ſie anzuklagen vor dem Sohn, — ſie zauderte; gern hätte ſie den Brief vernichtet, aber einen andern zu ſchreiben war keine Zeit, und Antwort mußte der Hauptmann doch dem Könige bringen. Sie wurde verwirrt und ängſtlich; Gyllenhielm drängte; ſie gab das Schreiben hin und bat den Boten mündlich, dem Könige in ihrem Namen zu ſagen, er möge die Worte nicht ſo ſcharf nehmen, als ſie vielleicht ausſehen, und ihrer Einſamkeit und der Krankheit ihres Vaters vieles zuſchreiben; ach! ſie ahnete nicht, daß in des Boten Bruſt feindlicher Groll eingezogen ſei und er ihr das Glück der Liebe mißgönnte, weil er ſich von ihr und dem Könige um das ſeinige betrogen wähnte. War er doch mit mächtigem Liebesverlangen gekommen, hatte doch Sehnſucht die Wimpel ſeiner Seele beflügelt, wie die Winde ſeines Schiffes; und nun ging er, abgewieſen, verhöhnt — ſo meinte er — er, der Rang und Geburt vergeſſen hatte, um an Riekens Herzen glücklich zu ſein. Schon lange hatte er auf Liebesglück verzichtet, da winkte noch einmal ein freundlicher Stern, er blinkte Hoffnung in ſein Herz, es ging die Saat des Lebens aus dem von Wärme durchdrungenen auf, und Reiſer ſproßten und blühten, er wollte Rieken, der einfachen Tochter der Natur, einen Myrtenkranz daraus flechten, und nun hatte ein grauſamer Froſt alles verheert, der Stern war untergegangen, und Nacht und Haß waren hineingezogen.

Kalt beurlaubte er ſich von der Gräfin; es fiel ihr erſt auf, als er fort war und Rieke ſich ſchüchtern mit den Worten erhob: „Gottlob! daß er fort iſt. Er hat mir mit ſeinen Reden und böſen Blicken recht bange gemacht.“

„Und was hat er zu Dir geſprochen?“ fragte Ebba.

„Wir ſaßen in der großen Stube, als der Pförtner Fremde ankündigte; meine Schweſter eilte hinaus und that auf dem Hofe einen lauten Schrei. Dies machte mich aufmerkſam; ich ergriff ein Licht und trat in die Halle, doch erkannte ich den Hauptmann nicht gleich unter ſeinen Dienern. Er aber eilte auf mich los, umarmte mich heftig, ſprach von ſeiner Liebesgluth und der hohen Freude mich hier zu finden, ach! ich weiß nicht was er alles geſprochen: mir gemahnte es, als wenn eine verſengende Flamme mich anwehe. Meine Gedanken wurden verwirrt, ich entwand mich ſeinen Armen und drang darauf mir zu ſagen, welchen Zweck ſein ungewöhnliches Erſcheinen auf Roſenberg habe. Drauf eilte ich zu Euch, um Euch's anzuſagen. Als Ihr den Hauptmann wieder entließt, ſtürzte er draußen wie ein Raſender auf mich los, nannte mich ſeine Liebe, ſeine Braut, und verletzte mich tief mit unkeuſchen Worten. Da ſagte ich ihm, daß ich mit Euerm und Seiner Majeſtät des Königs Wiſſen und Willen des Goldſchmieds Braut ſei. Da ſtarrte mich der Mann an, daß ich innerlich erbebte. Nun wollte er's nicht glauben und meinte, ich narre ihn; ich aber verſicherte ihn zu wiederholten malen, daß ich die Wahrheit geredet, da brach ſeine Heftigkeit in Verwünſchungen aus; er ſtieß Speiſe und Trank zurück und begehrte, ich ſolle ſein Weib werden, ich gehöre ihm an und kein Andrer ſolle mich ihm rauben. Ich aber entwich auf Euer Zimmer, gnädigſte Gräfin, entſetzt über ſeine Anmuthungen und Drohungen."

„Das ſind ſchlimme Händel!" ſagte Ebba ſeufzend, „bete, daß der Herr alles Böſe von uns abwende, ich will es auch thun. Geh ſchlafen Rieke."

Die Vorhänge des Schlafgemachs rauſchten zurück; Ebba trat in das Heiligthum, Rieke entkleidete ſie. Während dem kam die ſtumme Chriſtine haſtig herein; ergriff Ebba's Hand, drückte ſie inbrünſtig, zog ſie heftig an die Lippen und bedeckte ſie mit Küſſen. Dann deutete ſie mit zorniger Geberde nach der Bucht hinab. Es ſchien als hätten ihre ſtets lauernden Augen unabläſſig an Gyllenhielms Zügen gehangen, und des Hauptmanns unedle Gedanken waren ihr klar geworden. Sie drohte mit der Fauſt und umſpannte die Herrin und Schweſter mit ängſtlicher Geberde. Ebba begütigte ſie, und ließ ſich den Scheidekuß der Schweſtern auf die Hand reichen. Dieſe nahmen ihr gemeinſchaftliches Lager im Vorzimmer ein. Ebba aber blickte durch das Fenſter zum Abendſtern, der ſeinem Untergange zueilte und entſchlief unter frommen Gebet.

---

## 2.

## Das taubſtumme Kind.

Es waren wieder traurige Wintertage über das einſame Schloß hingegangen, trüb und weinerlich durch die Fenſter ſchauend, und theilnahmlos einen Greis betrachtend, der an ſeiner Ehre verwundet krank darnieder lag. Ebba aber las des Königs Brief und weinte und lachte darüber, wie ihr eben zu Gemüth war. Wenn ſie auf der Harfe ſpielte, ſaß Chriſtine zu ihren Füßen, die Fingerſpitzen auf den Reſonanzboden gedrückt, das große ausdrucksvolle Auge auf das Geſicht der Gräfin geheftet; dann zuckte es wunderbar in ihrem beweglichen bleichen, ſtarkmarkirten Geſicht; ſie ſchien alle Töne durch das Gefühl und die Augen zu vernehmen, und ihre Seele in Wonne zu ſchwelgen.

Eines Nachts hatte ſie ſehr unruhig geſchlafen; ſie war von böſen Traumbildern geängſtigt worden. Früh vermochte ſie ſich nicht recht deutlich zu machen, doch ſchien aus ihren Zeichen hervorzugehen, daß ſie von der Seebucht unter dem Schloſſe geträumt habe. Auch ſah man ſie ſchon früh Morgens auf dem friſch beſchneiten Pfade hinab nach den Fiſcherhütten laufen, deren kleinern Bewohnern ſie zu Zeiten ihr Frühſtück brachte. Unruhig kehrte ſie nach einer Stunde zurück und trieb ihr eigenes Weſen, unbekümmert um die Andern; aber nicht lange darauf ſah man ſie denſelben Weg nur noch eiliger machen. Dies trieb ſie an dieſem Tage noch einigemal; ſie aß und trank nicht, ließ ſich aber auch von Rieken, von der ſie ſich ſonſt ſo ungern trennte, nicht zurückhalten. Nachmittags kam ſie plötzlich haſtig den Berg herauf, ſtürzte faſt athemlos in Ebba's Gemach, riß derſelben die Harfe aus der Hand, warf ſie zu den Füßen der Gebieterin und deutete mit ungeſtümen Geberden nach der Bucht hinab.

„Was willſt Du, wunderliches Weſen?“ fragte die Gräfin verwundert. „Ich verſtehe Dich nicht.“

„Auch ich kann ſie heute nicht begreifen,“ ſagte Rieke beſorgt; „in ſolcher Aufregung ſah ich ſie noch nie. Es muß ihr etwas Außerordentliches begegnet ſein, und wenn ich nicht falſch ſchließe, ſo betrifft es den franzöſiſchen Maler, dem ſie niemals gewogen geweſen iſt.“

Chriſtine nickte, ſie hatte ihrer Schweſter die Worte vom Munde abgeſehen.

„Das macht uns um nichts klüger in ihrem Benehmen. Was könnte ſie mit dem Maler haben? Und was er mit uns?“ ſagte Ebba.

Beide waren betroffen, als kurz darauf der Schloßkaſtellan hereintrat und den Maler de Change mit ſeinem aus Frankreich angekommenen Schüler meldete. „Was will der lebendige Mann in unſrer Grabesſtille?“ fragte Ebba. „Er wird ſich ſtets müſſen allein reden hören.“

Der Maler kam, freundlich, beredſam, gefällig, wie immer; ihm folgte der Schüler. De Change begrüßte mit Galanterie die Gräfin, und pries ſie glücklich, daß ihr vergönnt ſei, fern vom Hofe ihre Tage in erfreulicher Muße zubringen zu können. Der Schüler küßte der Gräfin die Hand. „Er iſt auch ſtumm und taub, wie die Kleine dort,“ ſagte de Change auf Chriſtinen deutend, „und wir ſehen hier ein Paar zuſammen, das ſich gut verſtändigen wird.“ — Chriſtine mußte unterdeſſen von ihrer Schweſter gehalten werden, ſo wild und unbändig geberdete ſie ſich; dabei ſtieß ſie wilde Töne aus und drohte dem Maler mit der Fauſt. Rieke bedeutete ſie, daß der junge Mann auch taubſtumm ſei. Sie ſtaunte und ſchlich nun wie eine Katze um den Schüler herum, ihn mit den Augen meſſend und immer bedenklich den Kopf ſchüttelnd. Der Schüler wurde darüber ſichtbar verlegen und zog ſich in den Hintergrund des Zimmers zurück. Chriſtine ſetzte ſich in eine Ecke und belauerte mit geſpannten Blicken ſo Meiſter als Schüler.

„Das Siechthum ſeiner Würden des Herrn Grafen iſt es,“ ſprach de Change, „was mich auf Roſenberg geführt hat, und wenn ich Euch läſtig falle, gnädigſte Gräfin, ſo legt nicht mir, ſondern dem allgemeinen Antheil, den man in Stockholm an dem Schickſal Eueres Herrn Vaters nimmt, die Schuld bei. Man ſpricht bei Hofe und in allen Zirkeln von ſeiner Krankheit. Vielleicht geht die große Anzahl ſeiner Freunde und Verehrer zu weit, wenn ſie für ſein Leben fürchten, aber wer will ein Menſchenherz ob ſolchem Bangen tadeln? Sie zittern, daß ihnen eins jener ruhmgekrönten Häupter, durch welche Schweden zu der Höhe geſtiegen iſt, auf welcher Europa es mit Bewunderung erblickt, vom Tode entriſſen werde, und in dieſer ehrenwerthen Beſorgniß haben ſie mich erſucht, die Züge des allgemein geliebten Mannes zu verewigen, damit ihnen, wenn das Schickſal eine harte Forderung an Schweden mache, doch nicht alles vom theuern Greiſe entriſſen werde. Und deßhalb bin ich vor Euch mit der Bitte erſchienen, gnädigſtes Fräulein, ihr möchtet mir die Gunſt verſtatten, daß ich Seine Würden malen darf. Wenn Ihr noch ein Uebriges thun wollt, ſo vergönnt meinem ſtummen Schüler, der von der höchſten Bewunderung Euerer Schönheit im Bilde zum glühendſten Wunſche hingeriſſen, Euch ſelbſt zu malen, mich mit Bitten beſtürmt hat, ihn mit auf Schloß Roſenberg zu nehmen, vergönnt ihm zuweilen einige Minuten Euern Anblick.“

„Wenn mein Vater Euch willfahrtet,“ verſetzte Ebba, „ſo mögt Ihr Euere Kunſt hier walten laſſen. Ich ſelbſt werde Euch für ein Bild meines Vaters ſehr dankbar ſein. Auch ſoll der Schüler keine Fehlbitte bei mir thun.“

De Change verfügte ſich zum Kranken, und dieſer, der ſich dem Maler verpflichtet fühlte, willigte gern ein. Es war weder ihm, noch Ebba unangenehm, durch den gewandten, vielerfahrenen und geſprächigen Maler mehr Leben und Bewegung auf dem Schloſſe zu ſehen. Man hörte doch wieder Menſchenſtimmen und vernahm Kunde von andern Leuten.

## 3.

## Die Geſellſchaft auf Roſenberg.

Der Maler war bald eingerichtet und begann ſein Werk; aber kurz waren die Wintertage, und meiſt düſter; er konnte wenig Zeit auf die Ausübung ſeiner Kunſt verwenden und hatte deſto mehr Zeit und Gelegenheit zur Ausübung ſeiner geſelligen Tugenden. Nur wenig Tage bedurfte es, um ein Verhältniß zwiſchen ihm und der Familie aufzurichten, das den Schein hatte, als ſei er ein Glied derſelben. Abends ſaß er im Krankenzimmer am Ofen und erzählte von ſeinen Reiſen, ſeinem Leben an den vorzüglichſten Höfen Europa's, von ſeinen Erfahrungen und Abenteuern, von den wichtigſten Perſonen jener Zeit, die er meiſt perſönlich kannte, und alles, was er vorbrachte, hatte einen gefälligen Anſtrich und ergötzte in Spannung und Befriedigung gleich ſehr. Um ihn ſaßen mit ungetheilter Aufmerkſamkeit der alte Graf, deſſen Laune ſich ſeit der Anweſenheit des Malers beſſerte, die Gräfin Ebba, die nicht mehr ſo oft ſchwermüthigen Gedanken nachhing, der Schloßkaſtellan, Rieke und Chriſtine, die Kammerfrau der Gräfin und der Schüler. Zuweilen wurde die Geſellſchaft durch den von Upſala kommenden Arzt und deſſen Famulus vermehrt. Der Letztere war für Rieken jedes Mal eine erfreuliche Erſcheinung. Denn er brachte Grüße und Geſchenke mit von Peter Lilie, deſſen Frau und Kindern, und Rieke und Chriſtine waren durch die Freigebigkeit des alten Goldſchmieds in Stand geſetzt, ſich mit goldnen und ſilbernen

Kleinodien herauszuputzen. Die Familie des Goldſchmieds zeigte, ſeit Rieke und Chriſtine, zu Anfang des Winters, ſich einige Tage in ihrer Mitte in Upſala aufgehalten, eine ſo große Liebe zu den beiden Schweſtern, daß kein Ereigniß von Erheblichkeit in ihre Lebenskreiſe fallen durfte, Rieke mußte davon benachrichtigt werden.

Sonntags geſellte ſich noch ein Mann zu dieſem Zirkel, der Prediger des nahgelegenen, zu den gräflich Brahe'ſchen Beſitzungen gehörigen Ortes. Er verſah auf dem Schloſſe die Funktionen eines Hauskaplans, und erſchien Nachmittags, um im Zimmer des Grafen Gottesdienſt zu halten. Gewöhnlich verließ er Roſenberg erſt am Montag früh wieder. Der Graf und die junge Gräfin hingen mit Liebe an dem greiſen Geiſtlichen, der ſich ſeinerſeits nicht durch Wind und Wetter abhalten ließ, ſeine geliebten Beichtkinder auf dem Schloſſe zu erbauen. Niemand als die ſtumme Chriſtine verehrte ihn mehr. So oft ſie ihn ſah, zitterte ſie vor frommer Scheu an allen Gliedern, ihr Geſicht wurde noch bläſſer, ihre Lippen bebten und in ihren Augen brannte ein eigenthümliches Feuer. Sie warf ſich zu Boden, neigte ſich mit kreuzweis auf die Bruſt gelegten Händen tief, und ihre Gedanken waren Gebet, welches ihr verklärtes Geſicht ſattſam ausdrückte. Paſtor Pelargus — ſo hieß der Prediger — war es auch, der Chriſtinen hinſichtlich der Anweſenheit des Malers beruhigt hatte; wenigſtens ging ſie nicht mehr mit geballten Fäuſten und ſchäumendem Mund auf ihn los. Beſonders bemerkenswerth war es, daß ſie jede Zeichenandeutung des Predigers verſtand. Pelargus fing an, ſie zu unterrichten, und hoffte zum Frühling, wo ſie mit Rieken zu ihm täglich in die Schule gehen ſollte, noch mehr leiſten zu können. Es war rührend mit anzuſehen, wie Chriſtine, während dem Gottesdienſte, ganz in ſich verſchloſſen in einem Eckchen des Zimmers mit gefalteten Händen kniete, und oft, ohne nur aufzuſchauen, Ströme von Thränen vergoß. Gewöhnlich bemerkte man den ganzen Sonntag über nichts von ihrer ſonſtigen Heftigkeit; ſie war mehr leidend und ſtill.

Es konnte nicht auffallen, daß der Maler dieſem Gottesdienſte nicht beiwohnte und in den Abendunterhaltungen jedes Geſpräch über religiöſe Gegenſtände mit dem Pfarrer vermied; denn er hatte ſich ja öffentlich als Katholik bekannt. Auf die Dauer konnten aber doch Berührungspunkte nicht ausbleiben, weil alle philoſophiſchen Erörterungen doch von gewiſſen Grundprinzipien aus beſprochen werden mußten, deren zu Tage tretende Verſchiedenheit endlich doch auf die Verſchiedenheit der Religionsanſicht führte.

De Change benahm ſich dabei mit Schlauheit und ſprang von dem Geſpräche ab, ſobald es ernſte Verwickelungen herbeizuführen drohte. Am Tage, wenn der Paſtor da war, erſah er die Gelegenheit, mit ſeinem Schüler Spaziergänge zu machen, und zuweilen ſah man ſie in eine jener einſam gelegenen Fiſcherhütten an der Bucht verſchwinden.

Das Weihnachtsfeſt rückte heran; der Maler hatte das Bild bald vollendet; der Schüler malte emſig an einem Portrait Ebba's. Es geſchah oft, daß Rieke der Gräfin Geſellſchaft leiſtete, wenn ſie dem Schüler ſaß, und dann war es natürlich, daß Beide ſich mit einander unterhielten, als wären ſie allein; es wurde denn auch oft von dem Briefe des Königs an Ebba geſprochen, und dieſe las ſogar einmal der Dienerin einige Stellen in Beiſein des Schülers vor, um ihr die Reinigkeit von Guſtavs Geſinnungen klar vor Augen zu führen. Chriſtinchen kam dazu, und als ſie ſah, was ihre Gebieterin that, wollte ſie den Brief wegreißen und deutete mit ängſtlicher Geberde auf den jungen Maler, der jedoch von allem keine Notiz zu nehmen ſchien. Man lachte über die Kleine und ihr wunderliches Weſen. Daß ſich die beiden Stummen aber ſo viel als möglich vermieden, ſich niemals mit einander unterhielten, ſich nichts mit einander zu ſchaffen machten, fiel nicht mehr auf, und doch wäre dieſer Umſtand des Beachtens werth geweſen.

Am Heiligabend der Weihnachten erſchien Nachmittags auf einem wohlbepackten Schlitten der alte Peter Lilie, um ſeiner Schwiegertochter das Chriſtgeſchenk ſelbſt zu bringen. Die Freude über ſeine Ankunft war allgemein, und der wackre Goldſchmied ward nicht allein von Rieken und Chriſtinen herzlich bewillkommt, auch die übrige Dienerſchaft lief ihm wie ihrem väterlichen Freund entgegen, Ebba begrüßte ihn herzlich, und ſelbſt der Graf ließ den würdigen Meiſter auf ſein Zimmer kommen, um ſich mit ihm zu unterhalten. Aber er hatte auch Alle bedacht und Keins ging leer aus. Gräſin Ebba erhielt eine goldene Zopfnadel, Rieke eine Kette, Chriſtine ein Paar Armbänder, die Andern Ringlein und Ohrenſchilder. Außerdem war ſein Schlitten mit ſüßen Gaben des Chriſtkindleins belaſtet, und die Stumme, die ſich an den alten Lilie angeklammert, jauchzte auf, als ſie die für ſie beſtimmten Herrlichkeiten erblickte. Auch de Change bewillkommte den Goldſchmied mit Freude und beide ſchüttelten ſich, wie ein Paar alte Freunde die Hände, was auch Chriſtine dagegen haben mochte.

Am andern Mittag, als dem Feſte ſelbſt, kam der Paſtor Pelargus zum Schloſſe, und der Gottesdienſt wurde mit gewohnter Feierlichkeit gehalten.

## 4.

## Die Puppe des Jeſuiten.

Die beiden Maler entfernten ſich auf ihr Zimmer. Hier ſchloſſen ſie ſich ein und zwiſchen Beiden entſpann ſich folgendes leiſe Geſpräch:

„Der Goldſchmied iſt mir zur ungelegenſten Zeit gekommen,“ ſagte de Change mit verhaltenem Ingrimme. „Die kleine ſtumme Beſtie hat nun Jemanden, der ſich mit ihr abgibt, und auf ihr Thun Acht hat. Es wäre zum Verzweifeln, wenn uns durch den alten Querkopf das Spiel verloren gehen ſollte, das ſo meiſterhaft angelegt und ſeiner Entwickelung ſo nahe iſt.“

„Wollt Ihr von Verzweiflung reden, Pater Xaverius, was ſoll ich thun,“ entgegnete die Polin ſeufzend. „Glaubt mir, die Stumme macht mir das Leben ſauer. Es duldet mich nicht länger in dieſem Hauſe. Was wollen wir auch ferner hier? Unſer Zweck iſt erreicht. Wir können der Königin die ſichere Nachricht überbringen, daß der König an die Gräfin Ebba wirklich geſchrieben hat, ja Ihr könnt ihr ſogar eine Abſchrift des zärtlichen Briefes überreichen.“ Hiermit zog ſie ein Blatt Papier aus dem Buſen und gab es dem Maler.

„Wie, Lodoiska? Ihr ſetzt mich in Erſtaunen!“ ſagte de Change das Blatt entfaltend und mit funkelnden Blicken überfliegend. „Wie habt Ihr vermocht, den Brief zu copiren?“

„Was vermag nicht ein frommes, im Glauben ſtarkes und dem Himmel und ſeiner alleinigen Kirche ergebenes Gemüth?“ erwiderte die Gräfin, das ſchwärmeriſche Auge gen Himmel ſchlagend. „Geſtern Nachmittag arbeitete ich allein auf Ebba's Zimmer; ich ſah, wohin ſie den Brief that. Als ſie davon ging, vergaß ſie, den Kaſten zuzuſchließen. Ich ſchrieb den Brief ſchnell ab.“

„Ein unſchätzbares Kleinod!“ rief der Maler, diesmal ſelbſt überliſtet; denn es war der frommen Polin nicht darauf angekommen, einen kleinen Betrug zu ſpielen. Theils um ſich ein noch größeres Verdienſt um die katholiſche Kirche zu erwerben, theils um ſich bei der Königin Chriſtine Gunſt zu machen, theils endlich um den ihr widrigen Aufenthalt auf Schloß Roſenberg zu beendigen, hatte ſie aus den gehörten Bruchſtücken des Briefs die ſogenannte Abſchrift zuſammengeſetzt und das Uebrige aus ihrem Kopfe ergänzt. Gerade dieſe Zuſätze waren aber darauf berechnet, die Königin Mutter gegen ihren Sohn, Ebba und den alten Grafen noch mehr zu erbittern, und das geſpannte Verhältniß zu einem feindſeligen zu machen.

Der Maler ſteckte die angebliche Briefcopie mit großer Zufriedenheit zu ſich und ſprach mit Salbung:

„Du ſollſt bald erlöſt werden, geduldiges Lamm! Die verpuppte Raupe ſehnt ſich, wieder Schmetterling zu werden. Hat Euch unſer hochwürdiger General nicht durch ein eigenhändiges Schreiben, worin er euch des Himmels ewige Gnade verheißt, verſprochen, daß die Hülle bald geſprengt werden ſoll? Dann könnt Ihr dem Herzog Johann ungeſtört angehören. Ich weiß, Euer Herz iſt bei der Verbindung mit ihm mit Eurer Klugheit Hand in Hand gegangen.“

„Sei es!“ verſetzte die Gräfin erröthend. „Es hat den Zwecken des Ordens nicht geſchadet. Und wie oft geſchieht es nicht, daß das Herz vollendet, was die Klugheit angefangen! Auch werdet Ihr mit allen Regeln das Herz nicht tödten, und müßt froh ſein, wenn ſeine Regungen Euch nicht Querſtriche durch die Rechnung machen. Es iſt wahr, ich hielt meinen Zorn gegen den Herzog für ſtärker, als er ſich nachher bewährte. Und wollt Ihr meine Jugend deshalb ſtrafen, daß ich meine Tage lieber in den Armen eines geliebten Fürſten, als hier auf dieſem traurigen Schloſſe, bei dieſer kalten Tugendheldin, zubringen will? Auch werdet Ihr Euch erinnern, daß Ihr dem Herzog geſchrieben habt, auf das Weihnachtsfeſt gedächtet Ihr in Norköping zu ſein. Was hält Euch ab, Euer Verſprechen zu halten?“

„Thörichtes Kind,“ ſagte der Vater begütigend und ſtreichelte der Erzürnten die hochrothe Wange, „wollt Ihr denn keine Vernunft annehmen? Man muß das Leben und die Zeit auf die beſtmöglichſte Weiſe benutzen. Dem Verſtändigen vergönnt das Geſchick faſt immer, mehre Zwecke zu gleicher Zeit zu verfolgen, die alle zur Löſung der Aufgabe ſeines Lebens beitragen. Soll er den einen zurückweiſen, weil er den andern erreicht, der ihm eben Hauptzweck iſt? Das Schickſal flechtet ohne unſer Zuthun die menſchlichen Handlungen ſo wunderlich zuſammen, daß uns zuweilen aus ſolchen Nebenumſtänden gerade das erſtrebte Ziel erwächſt, während die mit Eifer verfolgten Hauptſachen gar oft ſpäter als nutzlos erſcheinen. Des Hauptmanns Gyllenhielm Leidenſchaft für das ſchöne Bauernmädchen tritt ſcheinbar als etwas Zufälliges in unſern Plan. Es iſt aber unſre Pflicht, dieſe Nebenſache zu unſerm Vortheil zu benutzen. Wollt Ihr auch das Zufall nennen, daß mir des Hauptmanns außerordentliche Sendung im hohen Winter aus Liefland nach Stockholm auffiel, daß ſein plötzliches Verſchwinden meine Aufmerkſamkeit ſteigerte, daß ich das Wahre errieth, mich nach ſeinem Wiedererſcheinen an ihn anſchloß, und gar bald erfuhr, was ihn ſo finſter gemacht hatte? Wollt Ihr es Zufall nennen, daß ich gerade zur rechten Zeit, wo ſein wildes Soldatengemüth der Mittheilung bedurfte, ihm auf halbem Wege entgegenkam, daß kein Anderer ihm nahe ſtand, und daß er von meinen Verſprechungen verlockt, mir endlich ſein Groll erfülltes Herz öffnete! Wie blind würdet Ihr ſein! Seinen Armen führ' ich das Bauernmädchen zu, und der eifrigſte Anhänger des Königs von Schweden iſt unſer. Und was kann dieſer eine unſrer Sache für Vorſchub leiſten! Hundertmal mehr mein' ich, als dieſe übrigens ganz vortreffliche und ſehr ſchätzenswerthe Briefabſchrift. Begreift Ihr nun, weshalb wir noch nicht Schloß Roſenberg verlaſſen können!“

„Aber ſo zaudert nicht lange und thut, was geſchehen muß! Was kann Euch der alte Mann ein Hinderniß Euerer Pläne ſein! Iſt Euere Erfindungsgabe ſo arm geworden, daß ſie bei mir betteln muß?“

„So ſagt, was wir mit dem alten Goldſchmied anfangen können, und der verabredete Plan ſoll heute noch ausgeführt werden. Kommt er uns aber in den Weg, oder behält er auch nur die kleine Kröte bei ſich, ſo iſt Alles verloren; denn Beide müſſen wir ſie haben — das ſeht Ihr leicht ein — weil dieſe ſtumme Kreatur von einem Teufel beſeſſen iſt, der ihr alles zuflüſtert. Glaubt nur, ich fürchte mich vor dieſem Mädchen mehr, als ich mich je vor einem Menſchen gefürchtet habe. Und deshalb muß ich ſie in meine Gewalt bekommen, damit ich dafür ſorgen kann, daß ſie mir nicht ſchadet. Alſo könnt Ihr mir diesmal mit Euerm Geiſte aushelfen, ſo werdet Ihr Euere Verdienſte um mich noch um ein Bedeutendes erhöhen, und mich verpflichten, daß ich Euch ſogleich nach Norköping führe."

„Wohlan!" ſagte Lodoiska, „ſo bleibt auf dem Schloſſe und beſtellt die angeordneten Vorkehrungen nicht ab. Den alten Ketzerprieſter verwickelt in ein für ihn intereſſantes Geſpräch, worein Ihr wo möglich auch den Goldſchmied zieht. Iſt das geſchehen, ſo bietet alle Kunſt Euerer Dialektik auf, Beide feſtzuhalten. Sollte es der Kleinen einfallen zu bleiben, ſo muß ſie Jacques ſpäter abholen und mit ihr verſchwinden. Kehrt unſer eigner Diener nicht wieder, ſo fällt deshalb auf uns kein Verdacht. Will Euch alles nichts helfen, und der Goldſchmied iſt nicht zu halten, ſo laßt ihn gehen. Er rennt ſeinem Schickſal entgegen. Jacques guter Dolch befreit uns von dem Läſtigen."

„Ihr ſeid groß in Euern Plänen," ſagte der Jeſuit lächelnd, „und wahrlich! es muß Euch etwas von des Macedoniſchen Alexanders Geiſt inne wohnen, daß Ihr die Knoten gleich mit dem Dolche zertrennen wollt."

„Euch zur Liebe, weichherziger Vater, kann ich auch etwas Anderes veranſtalten. Ich will nachher der Eitelkeit des alten Bürgers ſchmeicheln, will ihn bitten, daß er ſich von mir malen laſſe, und will ihn auf dieſe Weiſe für mich einzunehmen ſuchen, was nicht ſchwer fallen wird; denn der Alte iſt kinderſchwach. Im entſcheidenden Momente werde ich ſelbſt ohnmächtig und todtkrank, umklammere die Hand des alten Thoren u. ſ. w., daß die kleine Chriſtine nicht bei mir bleibt, dafür ſind wir ſicher; denn ſie kann mich ſo wenig ausſtehen, als ich ſie."

„Das läßt ſich eher hören, und wird doch Menſchenleben dabei geſchont. Ich geſteh' Euch, daß ich mich nie gern mit Mord befaſſe. Nur im alleräußerſten Nothfalle greif' ich zu dieſem letzten Mittel. Und darin befinden wir uns ja doch nicht. Nicht unnütz frevelnd ſoll man den ſchwarzen Schleier herabrollen, den man dann nicht wieder hinaufziehen kann. Ich übergebe mich heute Euerer Klugheit und hoffe für den Ausgang das Beſte. Haben wir doch einen großen Zweck vor Augen, und der Zweck heiligt die Mittel."

„So können wir unſre Abreiſe auf den Tag nach dem Feſte feſtſetzen; denn morgen ſchon abzureiſen würde verdachterweckend ſein."

„Wie Ihr wünſcht, ſo ſoll es geſchehen. Wer wollte einer ſo liebenswürdigen und Gott ſo eifrig dienenden Tochter nicht in allen möglichen Dingen willfahren?"

Der Maler ging; denn die Bewegung im Hauſe verrieth, daß der Gottesdienſt vorüber ſei. Als er auf dem Corridor war, murmelte er in ſich hinein: „Verflucht ſei der Topf, der ſich über den Töpfer erheben will! Er werde zerſchlagen und in einen Winkel geworfen! Du willſt es wagen zu denken, zu fühlen, zu lieben, ohne mich, ohne meine Erlaubniß? Wurm, ich zertrete dich, wenn du vergeſſen ſollteſt, wer und durch wen du biſt!" — Mit ſonnenhellem

Antlitz und geſchmeidigen Manieren trat er in die Geſellſchaft.

### 5.

## Religionsphiloſophie.

Nicht lange darauf kam auch der Schüler und machte ſich an den Goldſchmied. De Change erklärte als Dolmetſcher die Pantomimen des Schülers, und als Peter Lilie erfuhr, daß er gemalt werden ſolle, zeigte er ſich ſehr erfreut.

Die Unterhaltung war anfangs wortkarg, bis der Paſtor Pelargus ſich mit der Frage an den Maler wendete:

„Wie ich von des Herrn Grafen Würden vernommen habe, ſeid Ihr auch zur Zeit der gräßlichen Bluthochzeit in Paris geweſen, Herr de Change, und habt einen großen Theil der Greul ſelbſt mit angeſehen.“

„So iſt's,“ verſetzte der Maler; „ich bin ein geborner Pariſer und war zur Zeit jenes Mordſpiels ein Jüngling von zwei und zwanzig Jahren, eben im Begriff, meine Studien bei den von der Katharina von Medicis über die Alpen gerufenen italieniſchen Malern zu machen. Ach! ich malte damals lauter Madonnen und das Original dazu war eine ſchöne Calviniſtin, meine Geliebte. Sie ward im Blutbade mit hingeſchlachtet, und ich habe nie wieder geliebt, habe mich nie vermählt. Jahre lang hat die

Wunde geblutet; endlich, da mir das Haar ergraut, iſt auch ſie verharſcht. Aber die Erinnerung macht mich noch wehmüthig.“

Er wiſchte ſich eine Thräne aus der Wimper; die Uebrigen betrachteten den tief Gerührten mit Mitgefühl.

„Ueber eins möchte ich belehrt ſein,“ fuhr der Paſtor nach einer Pauſe fort, „ob jener rieſige Mord im königlichen Hauſe lange vorher verabredet geweſen, oder die raſche Ausgeburt eines Augenblicks teufliſcher Eingebung geweſen iſt. Man behauptete damals beides in Upſala, wo ich eben meine theologiſchen Studien abſolvirte.“

„Und man kann beides annehmen,“ verſetzte der Maler. „König Karl, ein moraliſcher Schwächling, wußte wohl früher nichts davon, und wurde nachher durch ſchnelle und energiſche Schritte der Partei ſeiner Mutter dazu verleitet. Unter dieſer Partei, der eigentlich regierenden, wozu die Guiſen gehörten, war eine ſolche Metzelei ſchon lange verabredet geweſen.“

„Woraus habt Ihr Euere Ueberzeugung geſchöpft?“

„Es läßt ſich gewiß eben ſo viel dagegen, als dafür ſagen,“ bemerkte Graf Brahe, „und die Mittheilungen, welche damals unſerer Königin Katharina, der erſten Gemahlin König Johanns, welche eine polniſche Prinzeſſin und eifrig katholiſch war, über die Bartholomäusnacht gemacht wurden, waren über dieſen Punkt ſehr widerſprechend. Ich bin ſehr neugierig, was Ihr für Eure Behauptung hiſtoriſch-glaubwürdiges anzuführen habt, de Change.“

„Nichts Hiſtoriſches,“ entgegnete der Maler, „ich ſchließe blos aus philoſophiſchen Gründen.“

„Und dieſe wären?“ fragten die beiden Greiſe zu gleicher Zeit.

„Das innerſte Weſen des proteſtantiſchen Glaubens — ſo weit ich daſſelbe erkannt habe — deutet auf praktiſche Anwendung des ſogenannten Naturrechts hin; der Einzelne will etwas gelten und ſtellt ſich mit ſeinen Prätenſionen dem Staate gegenüber. Wenigſtens war dies bei den Calviniſten in Frankreich der Fall. Was aber will aus dem Staate und ſeinem Regiment werden, wenn jedes Individuum ſeinen Willen geltend machen kann? Dieſe ſeit der Reformation ſo oft beſprochene ominöſe Freiheit des menſchlichen Willens iſt der gefährlichſte Feind aller bürgerlichen Ordnung und aller regierenden Häupter. Dies hatten Katharina von Medicis und ihre Anhänger ſchon lange erkannt und überlegt, wie dem um ſich freſſenden Krebsſchaden am beſten zu begegnen ſei, und von ihrem Standpunkt aus haben ſie zwar ein grauſames, aber ohnſtreitig das ſicherſte Mittel ergriffen. Und deshalb iſt anzunehmen, daß man lange darüber gebrütet habe. Denn was man auch alles von der teufliſchen Seele Katharinens geredet hat, ich habe ſie perſönlich gekannt, und wahrlich ſie war nicht ſo entmenſcht, daß ſie der augenblicklichen Aufwallung eines Rachegefühls ſo viel tauſende von Menſchenleben geopfert hätte.“

„Ihr habt mit dem ausgeſprochenen Unwillen gegen die menſchliche Willensfreiheit den ganzen Proteſtantismus angegriffen; denn die gerettete Freiheit des Willens iſt ja ſeine Grundlage. Was hätte denn Luther anders erſtrebt und erkämpft als jene Freiheit des Einzelnen, die die Natur uns angeboren, der Papſt aber geraubt hatte? Das iſt das große unſchätzbare Geſchenk, daß Jeder frei dem Lichte eigener Vernunft gehorchen kann und ſich deshalb keiner Sünde zu fürchten braucht.“

„Das Alles klingt recht ſchön," ſagte der Maler lächelnd, „aber die Widerſprüche und Folgen dieſer geretteten und erkämpften Freiheit ſind dabei unbeachtet geblieben."

„Und welche wären ſie?" rief der Paſtor heftig.

„Die Idee des freien Willens iſt lockend und anſprechend, praktiſch aufs Leben angewandt, ſpringt ihre Abenteuerlichkeit und Verderblichkeit ſogleich in die Augen. Sie iſt das Himmelslicht, ſagt ihr; aber dies Licht wird in der Hand des Pöbels zur Mordfackel, welche die beſtehende Ordnung der Dinge niederſengt und brennt und das Unterſte zu oberſt kehrt. Was nützt dem Blinden das Licht? Ihr gebt es ihm unbedacht in die Hand und meint in Euerer Gutmüthigkeit, nun müßten ihm die Augen aufgehen; aber er tappt damit herum und ſteckt Euch die Hütte über dem Kopfe an. Die Erfahrung lehrt — und ihr allein iſt im praktiſchen Lebensverkehr mit Sicherheit zu vertrauen, nicht aber philoſophiſchen Schlüſſen und Ideen, die ſich zum Leben ſelbſt wie idealiſirte Gemälde zur wirklichen an Mängeln leidenden Geſtalt verhalten — die Erfahrung lehrt, daß zwei Drittheile der Menſchen unmündig und das übrige Drittel der Mündigen ſehr verſchiedener Meinung ſind. Predigt doch nun Euere gerühmte Willensfreiheit, man wird Euch daraus die Allgemeinheit der Rechte und Anſprüche und eine eben ſo vernünftige Gleichheit aller Stände herleiten. Der Bauer wird dem Könige dreiſt nach der Krone greifen, es wird eine allgemeine Anarchie über die Erde gehen. Das ſind die ſichern und unausbleiblichen Folgen Eueres Lichtverbreitens der Vernunft und des freien Willens."

„Ihr ſeht die Sache zu materiell an und macht Trugſchlüſſe, die auf der Hand liegen."

„Ich halte mich an praktiſche Erfahrung. Das Materielle iſt im Leben das Vorſtehende, und wer auf die Menſchen mit Glück wirken will, muß bei dieſem ihrem Haupttheile zu wirken anfangen. Euern philoſophiſchen Ideen muß das freilich ein Gräuel ſein, und wenn nun Euere Schlüſſe aus jenen Ideen mit mathematiſcher Genauigkeit gefolgert, die meinigen aber aus der Erfahrung und dem Menſchenleben ſelbſt gezogen ſind, ſo kommt es ſehr drauf an, welche von beiden trügen. Ich denke, um Euere Ideen mit Glück in Anwendung zu bringen, müßt Ihr erſt eine neue Menſchenſchöpfung vornehmen.“

„Ihr werdet zum Läſterer am Weltenſchöpfer,“ eiferte der alte Pfarrherr, „er hat uns Allen Vernunft gegeben, und es iſt Pflicht, mit dem verliehenen Schatze zu wuchern und die erhaltenen Anlagen auszubilden, oder meint Ihr, wir ſollen einem einzigen Menſchen, wie dem Papſt, oder einer Corporation, wie den Jeſuiten, das Recht einräumen, für uns zu denken und zu thun, und uns feſthalten zu laſſen in den Feſſeln des Aberglaubens und der Dummheit?“

„Ihr übertreibt. Das verlangt die katholiſche Kirche nicht von ihren Bekennern. Wer wehrt mir, dieſe Feſſeln nicht zu tragen? Ich bin weder abergläubiſch noch dumm, und deshalb bin ich nicht minder ein guter Katholik. Jene Schranken, die die Macht des Papſtes ſetzt, ſind für das niedere Volk, und für dies gewiß höchſt wohlthätig. Hebt ſie auf, und es ſtürmt herein, unaufhaltſam, unbändig, ein toller wüſter Haufe, und raſt und wüthet über alle verſtändige Ordnung her, nennt alles Feſſel und alles Zaum, was ſeinem unvernünftigen Uebermuth und Gelüſten hemmend entgegen ſteht und zertrümmert es mit den Waffen, die Ihr ihm ſelbſt in die Hände gegeben, tritt das Recht mit Füßen und Euch, die Ihr es erhalten wollt, in den Staub."

„Man hört es Euch an, daß Ihr ein Maler ſeid," ſagte der Graf, „Ihr vermögt die Farben gut aufzutragen, und den letzten Satz Euerer Schlußfolge muß man Euch allerdings zugeben."

„Erkennt Ihr die Wirkung als richtig, ſo müßt Ihr auch der Urſache Euere Anerkennung ſchenken; denn eine fließt aus der andern, und dieſe kann nicht beſtehen, ohne jene."

„Der Schluß beruht auf einer falſchen Prämiſſe," rief der Pfarrer, über des Grafen Aeußerung erſchreckt, „die Freiheit des Geiſtes würdigt den Menſchen nicht zum reißenden Thiere herab, nein ſie erhebt und veredelt ihn vielmehr zum irdiſchen Engel. Das höchſte Gut der Erde, geiſtige Freiheit, kann ja dem Menſchengeſchlecht nicht den größten Schaden bringen. Das Gold verwandelt ſich doch in ſeiner Hand nicht zu glühenden Kohlen, die das Haus in Brand ſetzen."

„Ich ſpreche auch nicht vom Geſchlechte, ſondern von den geiſtig Blinden, denen nie die innern Augen geöffnet werden können, die aber die bei weitem größere Zahl der Individuen ausmachen. Und wenn Ihr denn immer von Freiheit redet, ſo ſagt mir doch, ſeid Ihr denn frei? Was hadert denn der Erzbiſchof von Upſala ſtets mit dem Adel und dem Könige? Weil Jeder dem Andern befehlen, Keiner dem Andern gehorchen will. Oder ſeid Ihr wirklich geſonnen, die Kirche der Gewalt der weltlichen Obrigkeit zu unterwerfen? Wo bleibt da vollends Euere Freiheit? Wollt Ihr aber die kirchliche Gewalt behaupten, ſo wie ſie ungekränkt bei uns beſteht, ſo werden die Andern über Zwang ſchreien und Ihr habt am Ende nur den Namen vertauſcht, die Sache iſt dieſelbe geblieben, wie ſie vor Martin Luther war. Aber Ihr werdet Euch nicht einmal erhalten; denn Ihr habt St. Petri Schwert und Schlüſſel ſelbſt aus der Hand gegeben. Das Volk wird ſeine Prieſter zu ſeinen Knechten erniedrigen, es wird von ihnen Alles ertrotzen und erzwingen, was ſein toller Sinn begehrt. Die Würde iſt gefallen, die Tiare zerriſſen, es gibt keinen Prieſter, es gibt keine Kirche, es gibt keinen Glauben mehr."

„Herr!" rief der Paſtor entſetzt auffahrend, „Euere Behauptungen könnten mich wahnwitzig machen. Aber Gottlob! wir beherrſchen die Herzen unſrer Beichtkinder durch Werke der Liebe, nicht der Gewalt. Wir binden ſie, indem wir ſie befreien. Chriſti Reich iſt nicht von dieſer Welt, ſeine Herrſchaft iſt die der ewigen Liebe und wir ſind ſeine würdigen Nachfolger, wir dienen wieder in dem unſichtbaren Tempel, den er aufgebaut und verachten den Glanz und die Macht der Erde."

„Wohl Euch!" ſagte der Maler höhniſch. „Nur fürcht' ich, Ihr werdet dabei nicht auskommen; denn die beiden Welten laſſen ſich, wenn's zur Thatſache kommt, nicht ſo ſtreng von einander ſcheiden, als man in der Regel anzunehmen gewohnt iſt. Auch leben wir in der einen, und unſre Theilnahme wird von den Intereſſen dieſer ſo ſehr in Anſpruch genommen, daß wir vollauf zu thun haben. Jene iſt uns eine ferne Nebelgegend, von der wir nicht einmal wiſſen, ob ſie feſten Grund und Boden hat."

„Ihr ſprecht wie ein Gottesläugner," ſagte der Graf ernſt.

„Oder wie ein Jeſuit," ſetzte der Paſtor hinzu.

„Nur wie ein von Vorurtheilen freier Mann, der die Dinge ſieht, wie ſie wirklich ſind,“ verſetzte der Maler ruhig.

In dieſem Augenblicke hörte man die Schellen eines Schlitten auf dem Hofe; ein Zeichen, daß ein Fremder angekommen war. Das Geſpräch wurde abgebrochen; der Pfarrer ging, um zu ſehen, was es gäbe. Gleich darauf keuchte Sten Wytt in kugelnder Bewegung ins Zimmer.

## 6.

## Eine Kataſtrophe.

Die Ankunft des Schloßkaſtellans hatte das ganze Haus in Bewegung gebracht, denn alle Diener ſahen und hörten ihre Freude an dem runden dickköpfigen Kerl und ſeinen weitausholenden vollmauligen Redensarten. Der alte Goldſchmied, von der Gegenwart eines neuen Gaſtes unterrichtet, über deſſen poſſierliche Sonderbarkeiten er ſchon ſo viel hatte erzählen hören, kam in neugieriger Eile herbei, den Schloßvogt in Augenſchein zu nehmen, und der Maler zitterte bereits, daß ſein Plan ſcheitern würde — denn die Zeit war da, wo er ins Leben treten ſollte, ſchon ſpann die Abenddämmerung ihre Netze um die Fenſter, ſchon hatte die feſtgeſetzte Stunde geſchlagen — da ſorgte der Zufall oder das Geſchick ſo trefflich für ihn, als er ſelbſt mit ſeiner höchſten Schlauheit im glücklichſten Falle nicht vermocht haben würde, und machte alle ſeine und der Gräfin Lodoiska Vorkehrungen überflüſſig.

Als Graf Brahe ſich verwundert aufrichtete und den Vogt ſeines Jagdſchloſſes fragte, was ihn ſo unverhofft zum Weihnachtsfeſte nach Roſenberg führe, nahte der kurzgeſchäftete, wohlausgeſtopfte Sten Wytt mit ehrfurchtsvoller Scheu dem Ohre ſeines gnädigen Herrn, und bat mit ſubmiſſer Unterdrückung ſeiner ſonſt ſchreienden Stimme, des Herrn Grafen Würden möchten geruhen, alle weiblichen Ohren aus dem Zimmer zu ſchicken, weil das, was er mitzutheilen habe, ſich nicht für ſolche eigne. Nun war aber nur Rieke und Chriſtine zugegen; Ebba hatte ſich auf ihr Zimmer begeben. Rieke nahm die ſtumme Schweſter bei der Hand und trat mit ihr auf die von Nacht ſchon ganz erfüllte Hausflur.

In dieſem Augenblicke zeigte ſich im Eingange der Hausflur ein ihr bekannter Knabe, ein böſer Bube von zwölf Jahren, Sohn einer armen Fiſcherswittwe, welche in einer elenden Hütte an der Bucht meiſt von der Unterſtützung der gräflichen Familie lebte. Rieke pflegte mit Chriſtinen jene Hütte, ihrer väterlichen nicht unähnlich, oft zu beſuchen und Gaben dort niederzulegen. Die Bewohnerin hatte ſich ſeit einiger Zeit ſchwach und zur Arbeit untauglich befunden, und Rieke deshalb ihre Beſuche vermehrt.

Der Knabe winkte Rieken, als ſcheue er ſich weiter im Schloſſe vorzudringen, und als ſie herbeigekommen war, ſprach er leiſe in einem weinerlichen Tone: „Ach, daß ſich Gott erbarme! Meine Mutter liegt am Tode. Sie hat mich ſchnell zu Euch geſandt; ich ſoll Euch flehendlichſt bitten, Ihr möchtet mit Euerm Schweſterlein doch ja hurtig hinabkommen an ihr Sterbebett — aber ohne Verzug, damit Ihr ſie nicht todt fändet —; es graue ihr gar ſehr allein zu ſterben in dieſer düſtern Winternacht. Auch habe ſie Euch noch ein Geheimniß zu entdecken, das ſie nicht mit ins Grab nehmen möchte.“

Rieke's gefühlvolles Herz überlegte nicht, daß es nöthig wäre, ihre Gebieterin oder Jemand von der Dienerſchaft über ihren Gang zu unterrichten. Mit der Stummen an der Hand eilte ſie bergabwärts, und Niemand hatte des Knaben Erſcheinen bemerkt, Niemand gewahrte das Davongehen der Geſchwiſter.

Sobald ſich die beiden Mädchen aus dem Zimmer entfernt hatten, ſtrich ſich Sten Wytt verlegen den Bart, räusperte ſich und begann mit gedämpfter Stimme: „Es iſt nicht, daß es keine Weiber hören dürften, aber gerade die Rieke Strämfeld darf nicht hören, was ich zu berichten habe, gnädigſter Herr. Sie dauert mich, und ihr werdet mich darum loben.“

„Nun was iſt's?“ rief der Graf ungeduldig.

„Der Bauer Knut Strämfeld, Riekens Vater, hat ſich ſchon im Herbſte mit ſeinem Weibe Martha aus ſeinem Hauſe entfernt, und es verlautete allerhand Wunderliches, er treibe ſich mit einigen Juden im Lande umher und ſein Geſchäft ſei nicht das ehrlichſte. Auch wollen einzelne Bauern von Zeit zu Zeit Nachts in Strämfelds Hütte Geſpräche und unheimlichen Lärm vernommen haben, die Furcht aber, es möchten Geiſter ſein, die Nachts in der leeren Hütte ſpukten, verjagte ſie. Vor zwei Wochen wurde Knut am Tage geſehen und bewohnte ſein Haus; von ſeiner Frau dagegen hat man nichts wahrgenommen. Da ſagten die Leute, er habe ſie verkauft, wie früher ſeine Töchter. Vorgeſtern in der Mitternacht hören die Nachbarn plötzlich einen großen Lärm in Knuts

Hütte, das hat wie ein bitterböſer Zank geklungen. Am frühſten Morgen ſieht eine Nachbarsfrau unter einer zerbrochenen Dachziegel an ihrem Bette hervor, wie Knut Strämfeld mit Hacke und Schaufel nach ſeiner Scheuer ſchleicht und das halbverfallene Thor hinter ſich zumacht, das doch, ſo lang er fort geweſen, aufgeſtanden hat. Der Frau kommt das bedenklich vor, ſie ſteht auf und lauſcht hinab, da hört ſie, wie's in der Scheuer hackt und ſchaufelt. Nach einer halben Stunde geht Knut in ſein Haus und kehrt gleich darauf, einen langen Bündel in grobes Sacktuch gewickelt, auf dem Rücken nach der Scheuer zurück und läuft dabei wie toll. Aus dem Bündel aber ſieht die Frau einen Menſchenfuß hervorgucken. Nachher hört ſie's wieder ſchaufeln. Sie erzählt's mit Schaudern ihrer Gevatterin, dieſe ihrer Schweſter und ihrer Schwiegerin, dieſe beiden aber gingen von Haus zu Haus und erzählten's allen Leuten mit dem Zuſatze, Knut habe einen Menſchen abgethan und in die Scheuer begraben. Der Erſchlagene habe viel Geld bei ſich gehabt. Manche ſagen, ſie hätten ihn Abends zuvor durchs Dorf gehen ſehen, er ſei ein großer Mann geweſen. Es wird vielerlei geſprochen, aber das Ende vom Lied iſt immer: Knut iſt ein Mörder. Da hab' ich mich denn heute früh aufgemacht, um mich Raths bei Euch zu erholen, was ich in dieſer ſchwierigen Sache zu thun habe."

„Du wirſt den Vorfall doch beim Oberrichter durch einen Eilboten angezeigt und den Knut Strämfeld derweil, bis das Gericht kommt, arretirt und in Gewahrſam gebracht haben?" fragte der Graf.

„Euere Würden haben mir, ſeit ich ſo unglücklich war, den Herrn Herzog von Gothland arretiren zu wollen, ſtreng unterſagt, wieder an Jemanden Hand zu legen. Ich wagte nicht den kleinſten Schritt in dieſer wichtigen Sache ohne Euere Genehmigung und Befehl zu thun, damit ich nicht wieder etwas Dummes mache und mir Euere Ungnade zuzöge.“

„Du haſt das Dümmſte gemacht, indem du nichts machteſt,“ fuhr der Graf den erſchrockenen Vogt an. „Ich werde Dich morgen mit Befehlen an den Oberrichter ſchicken, aber Du kannſt fernerhin nicht mehr Kaſtellan meines Schloſſes ſein.“

Sten Wytt, wie vom Donner gerührt, that winſelnd einen Fußfall vor dem Grafen. Der Paſtor und der Maler ſuchten deſſen Zorn zu beſchwichtigen. Auch äußerte Pelargus, man könne nicht wiſſen, wie viel Wahres und Falſches an der Sache ſei, und man dürfe keineswegs als erwieſen anſehen, daß der Bauer wirklich Mörder ſei. Es ſei das Gerathenſte, daß morgen jemand mitreiſe, der die Unterſuchung — ſobald ſie wirklich für nöthig befunden würde — mit Verſtand beim Gerichte einleite, im Fall aber das Ganze nur ein Weibergeklätſch ſei, die Calumnianten zur Rechenſchaft ziehe. Er ſelbſt würde die Reiſe gern unternehmen, wenn ihn ſeine Amtsgeſchäfte des hohen Feſtes wegen nicht feſſelten, er ſchlage aber Herrn de Change vor, der es gewiß nicht ablehnen werde. Der Maler erklärte ſich ſofort bereit. Da ließ der Goldſchmied, der zeither ſtumm und ſtarr vor Schrecken, daß ſein künftiger Schwiegervater ein Mörder ſein ſollte, geſeſſen hatte, ſeine Stimme hören, indem er bat, daß er den Maler auf ſeinem Schlitten fahren und der Expedition beiwohnen dürfe. Dem Franzoſen ſchien das ſehr gelegen. Eine gewiſſe Spannung in ſeinem Geſicht verlor ſich immer mehr, er wurde heitrer und ſprach viel. Auf ſeine Veranlaſſung wurde verabredet, Rieken nichts vom Zwecke dieſer Reiſe merken zu laſſen. Die Unterhaltung kam auf andre Gegenſtände, und ein paar Stunden waren verplaudert bis die Abendtafel beſorgt wurde. Da fragte Ebba zuerſt nach Rieken. Man ſagte ihr, aus welcher Veranlaſſung ſie ſich entfernt und wahrſcheinlich in das Geſindezimmer begeben habe. Ebba gab Befehl, Rieken herbeizurufen, allein ſie wurde nirgends gefunden. Man wartete noch in der Meinung, ſie habe mit ihrer Schweſter einen Spaziergang gemacht, aber es verſtrich eine Stunde um die andre, die Tafel war aufgehoben und noch keine der Schweſtern da. Ebba wurde ängſtlich, und ſandte ihre Leute im Schloſſe und der Umgegend umher, die Dienerin zu ſuchen, aber auch dieſe kehrten, ohne eine Spur von der Vermißten entdeckt zu haben, zurück. Niemand hatte ſie geſehen, niemand konnte ſich erklären, wohin ſie gerathen ſein möchte. Jedermann war betreten und der Goldſchmied beſtürzt. Da warf der Maler die Vermuthung auf, Rieke könne von Neugierde getrieben, nach ihrem Austritt aus dem Zimmer an der Thüre deſſelben gehorcht und ihres Vaters Schickſal vernommen haben. Dieſe Kunde habe ſie wahrſcheinlich zu einem übereilten Schritte verleitet, mit ihrer Schweſter ſogleich aufzubrechen, um den Vater vor der ihm bevorſtehenden Gefahr zu warnen und zur Flucht zu vermögen. Dieſe Vermuthung ſchien Allen wahrſcheinlich, und der Goldſchmied war kaum von dem Vorſatze abzubringen, in der Nacht noch aufzubrechen und Rieken noch einzuholen. Der Gedanke, daß die beiden Mädchen in der Nacht und Winterkälte über die öden Schneefelder einen ſo weiten Weg wandern, daß ſie ſich verirren und umkommen könnten, hatte nicht blos für Ebba und Peter Lilie, ſondern auch für alle Anderen viel Grauſenhaftes. Die Nacht wurde von den meiſten ſchlaflos zugebracht. Eh noch der Tag anbrach, waren die Reiſenden auf dem Weg. Sten Wytt hatte den Schüler im Schlitten und ärgerte ſich nicht wenig über deſſen Taubheit, der Goldſchmied und der Maler ſaßen im andern, und des Malers Fuhrwerk wurde von Jacques leer nachgeführt. Auf dem Wege fragte man fleißig nach den beiden Schweſtern, aber niemand hatte etwas von ihnen geſehen. Nachmittag langten ſie an. Die Bewohnerſchaft des ganzen Ortes war in der Nähe von Knut Strämſelds Hütte verſammelt, und die Ankommenden erfuhren, daß Strämſelds Hütte und Scheuer gegen Morgen plötzlich in lichten Flammen geſtanden und bis auf den Grund abgebrannt ſeien. Vom Bauer und ſeinen Töchtern hatte niemand etwas geſehen. De Change befahl den Schutt der Scheuer wegzuräumen. Man entdeckte in der Tenne wirklich eine Grube, die für ein Menſchengrab gelten konnte, aber man fand weder einen Menſchen noch ſonſt etwas darin. An ein Nachſpüren oder Verfolgen war nicht zu denken; denn man wußte ja nicht, wem man nachſpüren, wen verfolgen ſollte. Der Goldſchmied rief in großer Aufregung oft ſeines Sohnes und Rieke's Namen ſchmerzlich aus und beklagte beider Schickſal. Am andern Morgen ſagte der Maler zu ihm: „Meiſter Lilie, Ihr ſeht ſelbſt, daß hier für uns nichts zu ſchaffen iſt. Rieke Strämſeld hat — Gott weiß auf welche Weiſe! — noch vor Tagsanbruch ihres Vaters Hütte erreicht; ſie haben die Leiche über Seite gebracht, und um allen Nachforſchungen zu entgehen und zugleich die Aufmerkſamkeit von ihrer Flucht abzulenken, Hütte und Scheuer in Brand geſteckt. Und auf dieſe Weiſe ſind ſie glücklich entkommen. Wer kann wiſſen wohin? und wer wollte in dieſer ſchlimmen Winterszeit ſie in dem unwirthbaren, unwegſamen Schwedenlande verfolgen? Alle Mühe wäre vergeblich. Ergebt Euch in das Schickſal. Auch könnt Ihr mir einen unnützen Weg auf Schloß Roſenberg erſparen. Meine Arbeit iſt vollendet, ich werde das Bild abholen laſſen. Ich will, da ich einmal halben Weg bin, meinen Geſchäften nachgehen.“ Er ſetzte ſich mit dem Schüler in ſeinen Schlitten und ließ den verzweifelten Goldſchmied mit ſeinem Schmerz und dem umſtändlichen Kaſtellan allein. Raſch gings auf dem Wege nach Stockholm zu.

„Es iſt alles weit glücklicher gegangen, als ich mir je hätte träumen laſſen!“ ſagte de Change. „Nun den Brief in der Königin Hände!“ ſetzte Lodoiska hinzu, „und dann nach Norköping!“

„In die Arme des liebedürſtigen Herzogs!“ ahmte der Maler den Pathos der Gräfin nach, aber ſein ſpöttiſches Lächeln ſagte etwas anders. Raſcher liefen die Pferde, und bald glänzte vor ihren Blicken die königliche Waſſerſtadt. De Change ſtreckte die Hand aus und ſprach:

„Bald, du ſtolze Magd, wirſt du deinem rechtmäßigen Herrn wieder dienen, und von deinen Zinnen herab wird Siegismund, der Schwedenkönig, auf die neuen Tempel der wahren Kirche Chriſti ſchauen und auf die Trümmer der geſtürzten des Baaldienſtes. Dann, theure Gräfin, reift die Ernte unſrer Saat!“

## 7.

## Die ſchöne Holländerin.

Das ſchwediſche Hauptquartier war einige Meilen von Narva landeinwärts in einem elenden Dorfe, mitten in einer jener liefländiſchen Einöden gelegen, in denen die Schöpfungskraft der Natur erſchöpft zu ſein ſcheint. Im ganzen Orte war nur ein Haus, worin der König mit Noth wohnen konnte. Und in dieſem engräumigen Bauernhauſe hatte Guſtavs ritterliche Galanterie der ſchönen Holländerin und ihrem Vater ein Zimmer abgetreten. Er war viel zu zartfühlend, als ein ſo liebliches Frauenbild der Härte des Winters in dieſen rauhen Gegenden auszuſetzen, und dies wäre nicht zu verhüten geweſen, wenn er Margarethen in einer jener ſchmutzigen Hütten hätte wohnen laſſen. So ſehr ſich der König auch einſchränken mußte, er gab es nicht anders zu, als daß Margaretha aller in dieſer winterlichen Wüſte nur irgend möglichen Bequemlichkeit theilhaftig werden mußte, und er ſelbſt, ſich gern als Krieger betrachtend und als ſolcher über keine Entbehrung murrend, entſagte manchem, um es der reizenden Kaufmannstochter zuzuwenden. So elend auch das Dorf war, ſo beſaß es doch im Gemeindehauſe, demſelben, welches der König und die Holländerin bewohnte, einen Tanzſaal. Der lebensfrohe König, unter ſeinen Soldaten ganz Soldat, die Gefahr mit ihnen theilend, aber auch die Luſt, benutzte dieſen Saal, um ſeinen Generalſtab und den Offizieren der um ihn verſammelten Regimenter Feſte zu geben. So ſtreng der König im

Dienſt war, ſo ganz legte er den Commandoſtab nieder, wenn Jugenddrang und Geſelligkeitsliebe ſeine Untergebenen um ihn verſammelte, und wie er mit ihnen erſt jede Beſchwerde des Kriegs theilte, ſo gönnte er ſich und ihnen jedes Vergnügen eines frohen Soldatenlebens. Dann war er ihr Kamerad. Daher liebten ihn ſeine Offiziere auch ſo ſehr, daß Jeder willig das Leben für ihn gelaſſen.

Seit der Ankunft des holländiſchen Kaufmanns mit der ſchönen Tochter war noch mehr Leben und Bewegung in das geſellige Lagerleben gekommen. Margaretha war wie eine Feenkönigin unter die Söhne des Kriegs getreten, und es war ſchier als hätte ſie mit Zauberkraft den rauhen Winter in blüthenduftenden Frühling verwandelt. Durch ihre Gegenwart veranlaßt, holten die Offiziere aus Narva und andern nahen Orten auf Schlitten ſchöne Liefländerinnen herbei, und hielten im Hauptquartier luſtige Tanzfeſte, Margaretha war die Königin dieſer Feſte.

Nach einer frohen durchſchwärmten Nacht, als die Liefländerinnen in ihre Pelze gehüllt von Offizieren bereits wieder nach ihren Wohnorten zurückgebracht waren, führte der Herzog von Lauenburg Margarethen nach ihrem Zimmer. Sie ſchien aufgeregt und ſeine Blicke hingen lüſtern an ihrer Geſtalt.

„Mein holdes Fräulein,“ begann er ſchmeichelnd und drückte ihre weiche Hand mit Zärtlichkeit, „erwartet hier den König. Man hat ihm ſo eben hinterbracht, daß der Feind ſich gezeigt habe. Er gibt nur Befehle und wird dann hier ſein, Euch ſeine Huldigung noch inniger darzubringen, als er es auf dem Balle vermochte.“

„Des Königs Gnade hat mich allzuſehr mit Beweiſen ſeiner hohen Huld überhäuft. Ich weiß ſie zu ſchätzen, aber ſie erdrücken mich faſt. Er hat ſchier nur mit mir getanzt. Für ſolche Gnadenbezeugungen verliert mein Ergebenheitsgefühl den Maßſtab des Danks.“

„Und was wäre es, wenn Ihr nun ganz und gar allen Maßſtab entferntet? Guſtav iſt Euer Freund, was ſucht Ihr immer nur den König in ihm? Ihr ſcheint Euch in Euer neues Verhältniß noch nicht finden zu können. Er iſt der Flehende und Ihr haltet ihn noch für den Gebietenden. Wer wüßte es nicht im ſchwediſchen Lager, daß Euere Reize den König in Feſſeln gelegt haben? Seine ganze Aufmerkſamkeit gehört Euch, ſeine Augen hängen an Euerer Geſtalt, ſeine Worte ſind, und wären hunderte mit Euch zugegen, doch immer nur an Euch gerichtet. Man hat es in dieſer Nacht allgemein wahrgenommen, daß ſein Herz Euch auf Flammenflügeln zuſtürmt. Wollt Ihr den ſchönſten, edelſten, heldenmüthigſten und jugendlichſten König der ganzen Chriſtenheit mit kaltem Stolze zurückweiſen, wenn er, beſiegt von Euerer Liebenswürdigkeit, zu Euern Füßen ſinkt und um Liebe fleht?“

„Es wäre Tollheit von mir,“ entgegnete Margaretha ſpöttiſch, „ein flüchtiges Gefallen des königlichen Herrn an meiner unbedeutenden Perſon für Liebe zu halten, und Euere Reden, Prinz, ſind geeignet mich tief zu verletzen. Der König von Schweden iſt ein Ritter, noch im alten guten Sinne des Worts, aber ſeine hohen Tugenden ſind rein und makellos und nicht blos Schein. Zu ihnen gehört ja auch die Galanterie gegen die Frauen. Daß der König dieſe Kardinaltugend eines ächten Ritters im höchſten Grade beſitzt, hat er an mir bewieſen, aber Ihr werdet mich nimmer überreden, ſie für etwas anderes zu halten. Im üppigen Holland aufgewachſen, an die Genüſſe und Bequemlichkeiten eines weichlichen Lebens gewöhnt, kam ich an dieſe unwirthbare Küſte, und noch dazu im Winter. Die Galanterie Eueres ritterlichen Herrn und die eiſerne Nothwendigkeit haben mich in dieſer Einöde ſeiner Perſon näher gebracht, als anderswo Sitte und Anſtand erlauben dürften. Allein dies Glück ſoll mich nicht übermüthig machen.“

„Was redet Ihr und redet,“ entgegnete der Herzog ſchlau lächelnd. „Ihr werdet mit all den Worten die Gewißheit nicht wegreden, daß der König feurig in Euch verliebt iſt. Und ich möchte den Sterblichen kennen lernen, der aus ſo grobem und hartem Stoffe geſchaffen wäre, Euern Reizen zu widerſtehen. Wenn er ein Menſch iſt, wie der König und ich, ſo ſeid Ihr geſchickt, ihn den Göttern beizugeſellen, ſo wie die Götter, wenn ſie noch lebten, wie ſonſt, gewiß durch Euere Schönheit zu uns Sterblichen herabgezogen werden würden, wie Danae, Leda, Semele, Alkmene und Europa den Jupiter, Ariadne den Bacchus, Daphne und Leukothoe den Apollo vom Olymp herabgezogen.“

„Euere Schmeichelei hat wenigſtens etwas Großartiges,“ lachte Margaretha.

„Was wäre daran zu verhehlen, Ihr wißt es ja doch,“ fuhr der Herzog eifrig fort, „daß das ganze ſchwediſche Lager von Euch bezaubert iſt. Und wenn ich es wagen darf, meine Glut Euch rückſichtslos zu geſtehen, ſo verdank' ich dieſe Vergünſtigung allein meiner Stellung. Ihr würdet dieſelben Geſtändniſſe von allen Offizieren des Heeres hören, wenn ſie Euch ſo nah treten dürften, wie ich. Aber wahrlich! ich will dieſe Gunſt des Schickſals nicht ungenutzt liegen laſſen, wie eine aus dem Cours gekommene Geldmünze; ich will damit wuchern und ſie ſoll mir Zinſen bringen. Ich ehre ſo gut, wie jeder Andre, den alten Spruch: dem Könige ſoll das Beſte ſein, aber das verhindert ja nicht auch etwas weniges von jenem Beſten zu koſten. Darum, wenn Euch die Sonne der Königsmajeſtät in hoher Liebesglut anſtrahlt und Ihr durch ſie der prangende Mond werdet, ſo laßt mich die Erde ſein, die wieder von Euch Licht erhält."

„Und wenn Ihr Euere Sprache mit noch ſchönern Bildern ausſchmückt, Herr Herzog," ſagte Margaretha unwillig und im bitterſchneidenden Ton, „ſo werdet Ihr mich doch nicht abhalten, Euch zu erklären, daß ſie unverſchämt iſt. Meint Ihr in Ernſt, ich ſei nach Liefland gekommen, um ein Soldatenliebchen zu werden? Vom Könige ſoll ich an den Herzog, von dieſem an den Grafen, Edelmann, ja wohl gar bis an den gemeinen Soldaten kommen? Ihr irrt. Meine Gunſt iſt weder für dieſe Ehre feil, noch für fürſtliche Schmeicheleien."

„Ich ſehe, daß ich das Unglück gehabt habe, von Euch mißverſtanden worden zu ſein, oder vielleicht wollt Ihr mich mit Fleiß mißverſtehen. Ich ſchwör' Euch zu, daß mein Herz überſtrömt von heftigen Gluten nach Euerm Beſitz, Fräulein. Nennt das Opfer, mit welchem ich Euere Gegenliebe erkaufen ſoll, und ſei es noch ſo ſchwer, ich will es freudig bringen, nur verſchmäht nicht, meine reine Huldigung anzunehmen; kühlt die Flammen meines Innern; krönt meine Liebe mit Gegenliebe, ich beſchwör' Euch, ſeid mein, Margaretha!" Mit dieſen Worten warf er ſich zu den Füßen der Holländerin, umſchlang ſie und that Alles, um Begeiſterung und Leidenſchaft an den Tag zu legen. Die Holländerin aber, wohl erfahren in ſolchen Dingen, ſah tiefer, als der ſchlaue Herzog vermuthen konnte, und ſagte, plötzlich Ton der Stimme und Geſichtszüge verändernd: „Wie, Herr Herzog von Lauenburg, ſo hätte ich wirklich an Euch einen ſo aufrichtigen Anbeter, der im Stande wäre für Gegenliebe ein Opfer zu bringen? Ach, ich weiß es ja nur zu gut, es ſind nur Worte, mit denen liſtige Männer ſchwache Mädchenherzen zu umſtricken und an ſich zu feſſeln vermögen. Die Leichtgläubigkeit unſeres Geſchlechts iſt ſein Verderben. Aber unſer zur Liebe geſchaffenes Herz folgt gar zu leicht dem erſten Rufe zu ſeiner Beſtimmung. Wir geben uns hin, wie es die Natur von uns fordert, und — finden uns bald betrogen. So iſt es Andern ergangen, ſo würde mir es gehen, wenn ich Euern Betheuerungen, von meinem eignen Herzen beſtochen, Glauben ſchenken wollte.“

„So fühlt dieſe Schwanenbruſt eine Regung für mich? Ich Glücklicher dürfte hoffen?“ jubelte der Herzog auf und wollte die Jungfrau mit grinſender Zierhöfelei umfangen.

„Wer gab Euch Hoffnung?“ zürnte Margaretha, und wieder mit einem von erkünſtelter Zärtlichkeit übergoldeten Blick ſetzte ſie raſch hinzu: „Und wenn ich etwas für Euch fühlte, ich würde es unterdrücken und Euch nie geſtehen.“

„Ihr macht mich zum glücklichſten Sterblichen! Aber warum nicht geſtehen, was Euch die Bruſt erfüllt? Hab' ich einen Eindruck auf Euch gemacht, ſo folgt der Stimme der Natur! Gebt Euch den Genüſſen hin, die wechſelſeitige Leidenſchaft bieten. Wozu unterdrücken und zurückhalten, was über lang oder kurz doch als gewaltige und dann nur um ſo verderblichere Flamme hervorbricht, und vielleicht, in

Ermangelung des rechten Gegenſtandes, ſich zu einem Unwürdigen wendet, der die Verlangensglut nicht befriedigen, die Leidenſchaftsflamme nicht erwidern kann. Ja, Du haſt es ſchon geſtanden, Mädchen, und biſt mein! Ich leſe die Beſtätigung in Deinen Blicken.“ Er wollte ſie umarmen, aber ſie ſtieß ihn zurück und ſprach: „Es gibt nur eine Bedingung, unter der ich Euch vielleicht etwas zugeſtehen könnte, und dieſe werdet Ihr nicht in dem Grade erfüllen, wie ich es begehre.“

„Nur das Unmögliche kann ich nicht erfüllen, und im Kreiſe Euerer Wünſche kann nur ein unmöglicher liegen. Nein und das Eine werdet Ihr nicht fordern.“

„Ich verſteh' Euch, Herr Herzog. Ihr meint, es könne mir in den Sinn kommen, Herzogin von Lauenburg zu heißen. Das nennt Ihr das Unmögliche, weil der ſchwediſche Hof Euch dann nicht länger dulden würde. Und was wäret Ihr ohne die Gunſt der Königin Chriſtine? Und wahrlich, mein Vater würde nicht Luſt haben, einen fürſtlichen Schwiegerſohn fürſtlich zu unterhalten. Nein, Herzog, ſo hoch fliegen meine Wünſche nicht. Ein Geringes iſt's. Zeigt mir dieſen Morgen noch den Brief der Königin, den ich Euch mitbrachte, verſchafft mir den Brief, den ich von der Königin dem Hofkanzler überreichte.“

Der Herzog ſchlug betroffen das Auge zu Boden und ſuchte die Verwirrung ſeiner Seele hinter höfiſchem Lächeln zu verbergen.

„Was in aller Welt wollt Ihr doch mit dieſen inhaltloſen Briefen beginnen? Sie können für Euch kein Intereſſe haben.“

„Um deſto leichter wird es Euch ſein, ſie mir einzuhändigen.“

„Der Brief hat ſo wenig Werth für mich gehabt, daß ich ihn verlegt, vielleicht gar als ein unnützes Papier zu gemeinem Gebrauch verwendet habe.“

„Lügner!“ rief Margaretha aufgebracht, entzog ihm ihre Hand und wandte ſich ab. „Nicht ein Wort weiter! Entweder die Briefe, oder —“ ſie deutete mit der Hand nach der Thüre.

Der Herzog wurde dadurch nicht im Mindeſten beleidigt, ſondern fuhr bittend fort: „Wenn ich den Brief wiederfinde, ſollt Ihr ihn haben. Glaubt doch nur nicht, daß ich etwas darunter ſuchte, Euch den Brief vorzuenthalten, aber —“

„Kein Wenn und kein Aber! Ihr bringt mir heute morgen beide Briefe und ſeid meines wärmſten Dankes gewärtig, oder ich höre Euch nie wieder an.“ Des Herzogs Verlegenheit ſtieg. „Ihr dauert mich und deshalb will ich Euch nur geſtehen, daß ich durch die Briefe nichts Neues erfahren würde.“

„Wie! Ihr wüßtet? —“

„Ich weiß, daß ich von Euch und dem Kanzler an den König verkuppelt werden ſoll. Nun geht, geht und bringt die Briefe! Ich will jetzt allein ſein und den König erwarten.“

„Ihr ſollt die Briefe haben. Dann werden die Broſamen, die von des reichen Mannes Tiſche fielen, mich laben. Der Beneidenswerthe!“ Mit dieſem Ausrufe wollte er die Holländerin küſſen, aber ſie ſchob ihn zur Thür hinaus.

„Nichtswürdiger Schurke!“ ſagte ſie empört. „Dich fang' ich in deinen eignen plumpen Netzen. Ha! abſcheuliches Spiel dieſer Elenden, was ſie mit mir treiben wollen. Aber ihr habt die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Und noch tolleres wunderbares Spiel des Geſchicks, das jenes der Schlechtigkeit zauberhaft erfaßt und zur Wahrheit macht! Die Elenden wollen, ich ſoll den König feſſeln, ſoll ihn abziehn von ſeiner Liebe, ſoll ihn zur Untreue verlocken, ſoll ihn mit den Banden der Sinnlichkeit umſtricken und damit herabreißen aus ſeinem Himmel! Mich unſchuldiges Weſen haben ſie zum Werkzeug ihrer Bosheit auserſehn. Ich ſoll lügen und betrügen, wie ſie, ſoll dem König Liebe heucheln. Die Blinden! Den einen Sinn haben ſie nicht erwogen, daß ich den König wirklich lieben und dadurch alle ihre Pläne zu nichte machen könnte. Ha! und wie eine üppige ſtark duftende, durch Farbenpracht blendende Blume des Morgenlandes iſt dieſe Liebe gewaltig in mir aufgeſchoſſen. Der Gedanke: ich liebe den König und ich bin ſeinem großen Herzen nicht ganz unwerth, beſeligt mich, erhebt mich zu den Sternen, und vernichtet mich zugleich. Ich wußte nicht, was Liebe war, eh ich den ſchüchternen Fuß an dieſe kalte Küſte ſetzte; ich hatte mein Leben wie einen gewöhnlichen glanzloſen Traum gelebt, da ſendet mich ſchlechte Hofintrigue an dies einſame Geſtad, und der Schuldloſen, zu einem Verbrechen beſtimmt, thut ſich hier der Himmel in ſeiner höchſten Glorie auf, und die Sonnen fallen herab und die Sterne, um ſich mit meinem Herzen, das zum Stern geworden iſt, in wonnetrunkenen Kreiſen zu drehen. Schwelle Buſen, ſpannt euch aus, ihr Nerven, um das Entzücken recht zu faſſen, die Schauer nie geahneter Seligkeit recht durchfühlen zu können! Und du, mein armer Kopf, wirſt du denn nicht wahnwitzig werden bei dem ſtets und ſtets gedachten, bis zur Verzückung geſteigerten Gedanken, daß es Guſtav Adolf iſt, der Schwedenkönig, der von einer ganzen Welt angeſtaunte, von ſeniem treuen Volke angebetete Götterjüngling, der reizgeſchmückte Kriegsgott unſrer Zeit, der herrlichſte, edelſte und vollkommenſte Mann des Erdbodens, den du zu lieben dich erdreiſteſt? Ach! ſchon bebt mit der Luſt zugleich die Vernichtung durch mein innerſtes Mark und der glühende Lebensquell wird mir mit Eis umrändert, geſchaffen von dem Todeshauch: er iſt der König! Aber iſt denn dies mein Herz nicht groß genug, dieſen herrlichſten aller Könige zu lieben? Fühl' ich nicht in meiner Vernichtung noch, daß ich des Königs würdig bin? Warum hat denn dies ſtolze Mädchenherz in meiner Bruſt bei den unzähligen Bewerbungen der ſchönſten und edelſten Jünglinge ſeit Jahren geſchwiegen? Warum ſpricht es nun ſo laut und ſo gewaltig für ihn, für ihn allein? Es ſollte eines Königs, eines Guſtavs Eigenthum werden. Das war ſeine Beſtimmung. Und ſo will ich denn die Fackel dieſer götterſtarken Leidenſchaft flammen laſſen. Mich hat ein Gott beſiegt, was kümmert mich, was daraus werde! — — — Aber wie? hätte die Schlangenbrut dann nicht auch ihren heilloſen Zweck erreicht, zwar auf einem andern Wege, als ſie gewollt, aber doch erreicht, und noch dazu auf einem ſicherern, untrüglichern? Und wenn ſie triumphirend die Königsbraut aus Guſtavs Herzen geriſſen ſähen, würden ſie mich nicht behandeln wie ein gebrauchtes, ferner aber unnützes Stück Holz, das man ins Feuer wirft? Mit mir, der Ausländerin, der bürgerlichen Kaufmannstochter, würden ſie weit kürzer verfahren, als mit der hochgebornen Gräfin, der Tochter des Reichsdroſtes. Und ſo wär' ich die Betrogene, die gerecht Belohnte. Mein Schickſal ſelbſt zwingt mich zum Edelmuth. Mein Herz darf nicht an dem ſeinigen ſchlagen; wohlan, ſo will ich ſeine Retterin ſein! Nie dürfen dieſe Lippen ihm Liebe ſtammeln, aber meine Handlungen ſollen es ihm verkünden, was Margaretha Kabeljau für ihn gefühlt. Ich will ihn der würdigern Geliebten zuführen, denn wen Guſtav ſich zur Braut erkohr, wahrlich! die muß ſeiner würdig ſein! Ich will vor ihm hergehen mit der Leuchte, ihm vorzuleuchten auf dem düſtern Pfad ſeiner Liebe; die glühende Begeiſterung für den jungen Schwedenhelden ſei ihre Flamme, mein armes Herz der Docht, und mein tiefer gewaltiger Schmerz das Oel, womit ich ihn tränke, daß die Leuchte immer von neuem flackert, bis das Werk vollbracht iſt, bis Ebba hinaufgeſtiegen iſt auf Schwedens Thron und ich ihr den Weg gebahnt und die Hinderniſſe, die ich unüberwindlich machen ſollte, aus dem Wege geräumt habe. Dann mein Herz biſt du ausgebrannt und verkohlt und das letzte Flämmlein zittert ſterbend an deiner Aſche. Ich will der irdiſche Genius Euerer Liebe ſein, Guſtav und Ebba! Und wenn Ihr glücklich vereint über ein glückliches Volk regiert, dann will ich ſcheiden mit meinem verkohlten Herzen, das vom Oel des Schmerzes weggeſchwemmt wird, bis es an Hollands Küſte ſich mit Erde miſcht. Vielleicht, o unausſprechliches Glück! tritt einſt ſein Fuß auf meinen Hügel, bricht einſt ſeine Hand eine Blume davon, weint Schwedens künftige Königin eine Thräne auf das zu Staub zerfallne Herz der unglücklichen Margaretha. Dann werden ſie, ja ſie müſſen meiner mit Hochachtung gedenken.“ Die ſich ſelbſt alſo marternde Schwärmerin brach in lautes Schluchzen aus; es war ihr, als müſſe ihr der gewaltigſte Schmerzenskrampf die Bruſt zerreißen, und all den Jammer verſchluckend, hielt ſie die Hände vor ihr Geſicht und ſtürzte troſtlos auf ihr Ruhebett.

## 8.

# Des Königs Leidenſchaft.

Der König trat in die Stube. „Sie ſchläft!“ ſagte er leiſe für ſich, „und die Engel, die ſie mit ihren ſchönſten Gaben ausgeſtattet, halten Wacht an ihrem Bette. Weiß ich's doch ſelbſt nicht, was mich mit ſo unwiderſtehlicher Gewalt zu dieſer holden Fremden zieht! Es iſt ein ſo ganz anderes Gefühl, was mich in ihrer Nähe beſtürmt, als was ich bei meiner Ebba empfinde. Jagt es mir nicht jedesmal das Blut zu Kopfe, wenn ich die ſchöne Holländerin ſehe? Wird es mir nicht ſo bänglich ums Herz! Aber von all den ſeligen Empfindungen, die der innige Gedanke an Ebba in mir hervorruft, fühle ich nichts; deshalb kann auch dieſe Zuneigung nicht Liebe ſein.“ Er wollte ſich wieder entfernen, als Margaretha gefaßt ſich erhob, auf den König zueilte und mit freundlicher Stimme ſprach: „Mein hoher Herr, Ihr gönnt mir die nicht genug zu ſchätzende Ehre Euerer Gegenwart. Wie unausſprechlich glücklich macht mich dieſe Gunſt!“

„Verbannt dies unterwürfige Benehmen gegen mich, wenn wir allein ſind. Wenn der König mit ſeiner Freundin zu plaudern kommt, läßt er den Purpur draußen, und trägt ihr dafür ſein Herz zu. — Aber was muß ich gewahren? Ihr habt geweint!“

„Ich läugne nicht — denn wie wär' ich Euerer Majeſtät gegenüber einer Lüge fähig — daß mein Gemüth ſo eben von einem Sturme heimgeſucht wurde.“

„Und was könnte es ſein, was Ihr mir nicht anvertrauen dürftet? Ich verſichere Euch, daß ich Euer Freund von ganzem Herzen und mit wahrer Aufrichtigkeit bin. Ihr werdet mich glücklich machen durch Euer ungetheiltes Vertrauen, und ich bin begierig zu erfahren, was Margarethens blauen Himmel trüben konnte.“

„Vertraut mir doch,“ bat er rührend und faßte Margaretha's Hand, da ſie ſchweigend ſich abwandte. „Euer Geheimniß wird in meiner Bruſt begraben liegen. Und es iſt ja ſo ſchön, ſich mitzutheilen, es auszuſprechen bei einem befreundeten Herzen, was in Luſt und Weh uns ergreift und bewegt! Mittheilung ſchafft aus der Wüſte ein Paradies, und Mitgefühl bevölkert es mit freundlichen Geſtalten. Ach! ich habe es tief empfunden, ſeit ich mein liebes Schweden nicht mehr ſah. Nach Mittheilung drängt mich mein Herz, nach Mitgefühl ſehnt es ſich. Die Männer, die mich hier umgeben, verehren nur den König, gehorchen nur dem Feldherrn, lieben nur den Kameraden in mir; was kümmert es ſie, daß ich auch Stunden habe, wo ich keins von jenen, ſondern etwas bin, was dieſe bewährten Krieger nicht begreifen können? Das ſind die der Mittheilung bedürftigen Stunden, aber nur eine zarte weibliche Hand vermag das Siegel von meiner Seele zu löſen und den Wundbalſam des Mitgefühls hineinzugießen. Denn ein reiner Spiegel iſt das weibliche Gemüth, es wirft die Lichtſtrahlen, es wirft die Schatten zurück, die man davor hält, nur verklärter, vergeiſtigter als ſie wirklich ſind. Des Mannes Herz gleicht dagegen dem matt geſchliffenen Panzer, den er darauf trägt; nur dürftig glänzt die Sonne darin wieder, die Nacht macht ihn nicht dunkler, als er iſt. Schon die Nähe eines holden weiblichen Weſens übt einen in Sanftheit ſtark werdenden Zauber über uns aus. Wir wiſſen es nicht während demſelben, wir bemerken es ſpäter kaum, daß er an uns iſt vollbracht worden. Und doch ſind wir beſeligter, ſittlich gebeſſerter, freundlicher, liebevoller. Es iſt gewiß, daß des Mannes ſchönſte Tugenden durch weiblichen Liebreiz, durch holdſelige Anmuth, wenn nicht gezeugt, doch großgezogen werden. Und ſeht, Margaretha, einen ſo großen Einfluß hat Euere Anweſenheit im liefländiſchen Lager auf mich gehabt, und o wie unſchätzbar viel hab' ich Euerm ſtillen Walten hier zu verdanken! Ihr habt mich umgewandelt; ich hatte mich verdüſtert in der rauhen Gegend und dem freudloſen Kriegshandwerk; ich hatte viel von meiner Jugend verloren, ihr habt mir's doppelt und dreifach wieder gegeben. Ihr verneint es, Ihr wollt es nicht zugeben, Euere Beſcheidenheit ſträubt ſich gegen mein offenes Bekenntniß. Aber es iſt und bleibt doch, wie ich ſagte. Meine Bruſt ſtrebt, ſich Euch zu öffnen, wie ein Blumenkelch, Euch, dem einzigen trefflichen Weibe im Lager, deſſen tiefes Gefühl, deſſen hoher Geiſt, ſüße Anmuth und Weiblichkeit von mir klar erkannt worden ſind; und nun, im Augenblick, wo's in mir ſiedet und brauſt, wo Himmel und Hölle einmal in mir ſtreiten und ich mich Euch nahe, daß Eure mitfühlende Hand lindern, gleichen und ordnen ſoll, wo ich nun Anſprüche auf Euer Vertrauen zu machen berechtigt bin, weiſt Ihr mich kalt und theilnahmlos ab."

„Nein, mein König, Ihr irrt!" rief Margaretha auf das Tiefſte ergriffen. „Ihr irrt beim allmächtigen Gott, der den Tag bald am Himmelsbogen heraufführen wird! Ihr ſollt alles erfahren. Die kleinſte

Falte meines Herzens will ich Euch aufdecken, und mit Selbſtzufriedenheit kann ich ſagen, Ihr werdet keine Eueres königlichen Vertrauens Unwürdige in mir finden. So wiſſet denn, all meine Unruhe, all mein Herzeleid betraf Euch ganz allein."

„Mich?" rief der König angenehm erſtaunt. „Erklärt Euch näher, ſchöne Margaretha."

„Ihr ſeid von heimlichen Feinden umgeben, die Euere Frau Mutter gedungen hat, Euere Liebe zu verderben. Mich ſelbſt wollte man zu einem Werkzeug der Bosheit herabwürdigen. Man ſprach in Stockholm, Euere Braut ſei vom Hofe verwieſen, Andre ſagten, ſie halte ſich nur bei ihrem Vater auf Schloß Roſenberg auf, um ſein Siechthum kindlich zu pflegen. Da hielten ſie mich einer Abſcheulichkeit fähig. Ahnet Ihr nun die Gruben, die man Euch gräbt?"

„Es dämmert mir im Geiſte, aber ich kann es nicht faſſen."

„Wann auch hätte ein ſchuldloſes Herz die Werke der Bosheit begriffen? Ihr ſeid umſtellt; man hat nichts Gutes mit Euch vor. Mehr erlaubt mir weibliche Scham nicht zu ſagen. Errathet Ihr den roſenbedeckten Abgrund nicht; ich darf ihn Euch nicht näher bezeichnen. Doch in einigen Stunden hoffe ich zwei von der Königin an den Herzog von Lauenburg und den Hofkanzler geſchriebene Briefe als Beweiſe übergeben zu können."

„Wie iſt mir denn?" rief der König ſchmerzlich, „ich kam hierher, Euch zur Vertrauten meiner Liebe zu machen, und nun ſtehe ich plötzlich von einem grellen Licht geblendet. Wer will es wagen, mir Ebba zu rauben? Trotz ſei Jedem geboten mit meiner ganzen Königsmacht!"

„Uebereilt Euch nicht, gnädigſter Herr," flehte Margaretha ängſtlich. „Ein zu raſches Wort von Euch, welches Euere Wiſſenheit bekundete, würde mich verderben. Denn Leute, die ſolche Plane ſchmieden, haben auch Gift und Dolch als letztes Auskunftsmittel zur Hand. Vorſicht iſt zu allen Dingen nütze, und in dieſen ſchlimmen Dingen mehr als in allen andern. Ich beſchwör' Euere Majeſtät fußfällig, thut in dieſem Handel nichts ohne mich! Euere Biederkeit, Geradheit und Herzlichkeit könnten Euch zu Mißgriffen verleiten. Nicht allein mitfühlend iſt das Weib, es iſt auch gewandt und ſchlau, und merkt dem vorſichtigſten Feinde die Blöſen ab. Laßt mich mit Euch überlegen und ſinnen und dann handelt, wie wir beſchloſſen. Ich verzweifle nicht am Sieg. Vertraut nur mir, ſo wie ich Euch vertraue."

„Mein ganzes Vertrauen habt Ihr; ja ich will mich Eurer Leitung übergeben; ſeht Ihr für mich und macht mich aufmerkſam, woher die Schläge drohen. So grüß ich freundlich in Euch meine Verbündete, ſo umarm' ich in Euch meine Vertraute, ſo küſſ' ich in Euch meine Freundin!" Und er zog die hocherröthende, nicht widerſtrebende Schöne an ſeine Bruſt und drückte ihr einen warmen Kuß auf den warmen Mund.

„O wenn es Ebba wüßte, daß ich in Euch eine ſo liebe Freundin gefunden, wie würde ſie ſich freuen!" fuhr der heitre König fort, „und als Freundin, als Schweſter wird ſie Euch ferner lieben, wie ich."

„Und ich werde namenlos glücklich ſein in dieſer Liebe," verſetzte die Schwärmerin.

Im vertraulichen Koſen ſetzten ſie ſich auf das Ruhebette, er hielt ihre Hand, ſeine Blicke badeten ſich im Zauberborn ihrer Augen, ſie vergaß ihren Zwang, ſie überließ ſich dem Strom der Gefühle, der ſie näher zu ihm trug. So ſaßen ſie und ſprachen von des Königs und Ebba's Liebe. Er erzählte ihr von ſeinen Jugendträumen, von ſeiner erſten Sehnſucht und von der erſten Ahnung, daß ſie eine Befriedigung an Ebba's Bruſt finden könnte. Er ſchilderte ihr die aufglühende Begeiſterung ſeiner Seele, den ungezähmten Thatendurſt, hinaus zu ſtürmen und die Welt zu erobern, dann Ebba's Engelsblick, mit dem ſie ihn zurückgehalten, und die Feſſeln der erſten Liebe, in die ſie ihn gelegt; dann ſprach er wieder mit ſo rührenden klagenden Worten von der Wehmuth, die nachher oft über ihn gekommen, die das Herz ihm zerſchmelzen wollen, und wie er dann Stunden lang Thränen des ſüßeſten Schmerzes geweint, und wie oft das ſeltſamſte Verlangen ihn gequält, bald ein Stern zu ſein, um freundlich auf ſie herabzuleuchten, die laue Nachtluft zu ſein, um in ihren blonden Locken zu wühlen, eine Roſe zu ſein, um ihr Düfte zu ſenden und an ihrem Buſen zu ſterben. Und wie es ihn dann aus ſolcher weicher Stimmung aufgeriſſen zu Ritterſpiel, Lanzen- und Schwerterkampf, und wie er die glühende Stirn zum Himmel gekehrt und Eide geſchworen, von den nordiſchen Küſten, wie einſt Normänner gethan, auszuziehen und ſich Kronen und Lorbeern zu erobern, hernach im Triumph heimzukehren und alle Kronen und Lorbeern Ebba in den Schooß zu werfen und ſein Königsherz oben darauf, und nachher mit ihr als ſeiner Königin auszuziehen, damit ihr die Völker huldigten und durch ihren Mund beglückt würden.

Das Alles erzählte der König und Margaretha lauſchte mit Seelenwolluſt ſeinen Worten. Sie weinte mit ihm, ſie jubelte mit ihm, bald ſtrahlte ihr Auge in Begeiſterung, bald war es umflort von Thränenſchleiern des Mitgefühls. Er aber trank aus dieſen Blicken ein ſüßes Gift, das ihm immer heißer durch die Adern drang.

Bis jetzt hatte des Königs Jugend dem lichten Genius reiner Seelenliebe allein gehorcht, doch die Stunde war gekommen, wo der aus dem Blut geborne Genius an ihn herantrat, ſein Recht zu fordern. Hereingeſchlichen hatte er ſich in Guſtavs großes, offenes Herz, im Gewande und der Maske ſeines Bruders. Aber das Kleid wurde allmälig feuerfarben, der König ſah's noch nicht, die Maske fiel endlich und Begierde flammte aus dem ſchönen Geſicht, da ſah's der König und erſchrak. Aber es war zu ſpät. Schon hatte die niedere Welt ihr Recht an ihn und die Natur belegte ſeinen Nacken mit ihrem ſüßeſten Joch. Eine trunkene Stunde irdiſcher Seligkeit führte ihn in Margaretha's Arme, Flammen ſchlugen zu Flammen und der fliehende Gott keuſcher Liebe löſchte den Brand nicht mit ſeinen Thränen. Die Frucht war reif, ein Luftzug, eine Erſchütterung brachte ſie nach wenigen Tagen zum fallen.

Der König erhielt durch Margarethen den Brief ſeiner Mutter an den Herzog von Lauenburg; der Hofkanzler, vorſichtiger und beſonnener als der verliebte Herzog, hatte den ſeinigen nicht hergegeben. Er war kurz und enthielt blos die Ermahnung, Alles aufzubieten, um des Königs Herz für die ſchöne Holländerin zu entflammen, die Reizende aber ſelbſt mit gehöriger Vorſicht zu unterrichten, daß ſie ſich nicht gleich und nur ſparſam dem Könige hingebe, damit er ſtets mit dem Verlangen nach ihr beſchäftigt ſei, und ihm keine Zeit übrig bleibe, an die ferne Liebe zu denken. Dieſer Brief öffnete dem König die Augen; er ſah, wie er umſtellt, ſah daß Margaretha die einzige ihm treu ergebene, wahrhaft befreundete Seele im Lager war; denn hatte ſie ihm nicht das große Opfer gebracht, ihm dieſen Brief ſelbſt zu übergeben? Aber wer begreift das wunderbare Getriebe des menſchlichen Herzens? — gerade dieſer Brief machte ihn auf Margaretha's Reize recht aufmerkſam; er geſtand es ſich ein, wie vortrefflich ſeine Mutter mit ihrem argen Willen gewählt, wie Margaretha allein im Stande ſein würde, ſein Herz zu bezaubern — und ach! in demſelben Augenblicke war es ſchon von ihr bezaubert — er ſah es nun erſt, daß Margaretha zur Gewährung höchſter Sinnenluſt recht wie geſchaffen ſei, und immer gewaltiger glühte die Leidenſchaft in ihm empor. Er hatte mit dem zweiſchneidigen, ſcharfen Meſſer der Gefahr geſpielt — was Wunder, wenn er ſich verwundete? Eine von ſeiner nächſten Umgebung wohl bemerkte Unruhe begleitete von dieſer Stunde an jeden Schritt des Königs. Oft ſtand er in tiefen Gedanken, aus denen er plötzlich auffuhr, oft gab er Befehle, die mit den kaum gegebenen im Widerſpruch ſtanden, und nicht ſelten kehrte ſeine Laune ſich rauher als ſonſt gegen den Herzog, den Kanzler, die ihm zunächſt ſtehenden Offiziere und ſeine Diener.

## 9.

## Netze der Liſt und wahres Gefühl.

Mit Entzücken gewahrte der Herzog dieſe Veränderung an ſeinem königlichen Vetter und beobachtete ihn genauer. Da ſah er denn, wie Gaſtavs Wange bei Margaretha's Anblick ſich höher röthete, wie ſein Auge irrend über die reizenden Formen heller funkelte, er ſah des Königs Hand zittern, wenn ſie ſich nach Margaretha's Hand ausſtreckte, ſah, wie Guſtav jede freie Stunde auf Margaretha's Zimmer zubrachte, ja ſich Zeit abbrach, um bei ihr zu ſein; denn der nahende Feind nahm ſeine perſönliche Thätigkeit in Anſpruch. Aber wie der ſchlaue Blick der Intrigue doch meiſt nur halb ſieht, wie ihm die Wahrheit, vermöge ihrer göttlichen Eigenſchaft, nie ſtrahlt, ſondern nur der aus dem trüben Sumpfe ihrer Eigenliebe zurück geworfene Wiederſchein, ſo ſah es auch der Herzog nicht, und ahnete es nicht, daß Margaretha den König mit der verzehrendſten, gewaltigſten Leidenſchaft, deren ein weibliches Weſen fähig iſt, liebte. Sein Kopf hielt es kaum für möglich, daß ein bürgerliches Mädchen einen König lieben könne; ein ſolches Majeſtätsverbrechen lag nach ſeinen Begriffen außerhalb den Grenzen der menſchlichen Natur. Er glaubte das Seinige alſo noch hinzuthun zu müſſen, um dem Willen der Königin Mutter nachzukommen, und ſeine eigene Luſt zu befriedigen. Im Rauſche der Waffen — das Heer zog ſich zuſammen und bereitete ſich vor zu einer Schlacht — ſchmiedete der Herzog ſeinen Plan, mit dem er Margarethen einverſtanden wähnte, weil ſie ſich, nachdem er ihr den Brief der Königin anvertraut, ſeiner Meinung nach ſo ſchlau und gleichſam im Einverſtändniß mit ihm gegen den König benahm, und das Netz, in dem Guſtav lag, ſo geſchickt ſpann und zuſammenzog. Es verdroß ihn zwar, daß die ſtolze Schöne ihn ſtets ſpröde und abſtoßend behandelte, er ließ ſich aber dadurch nicht abſchrecken; denn ihre Kenntniß des Briefs der Königin war ihm Gewährleiſtung von Margaretha's Zuſtimmung, und er hielt ihr Betragen für nichts als weibliche Caprice. Seine Gedanken waren: wenn ſich der glückliche König erſt aus dem Becher der Wolluſt berauſcht hat, wird er ſchon auch an dich kommen. Die Intrigue mußte indeß weiter geſponnen werden. Dazu bediente er ſich eines Menſchen, den er für ſeine Kreatur hielt und allein in ſeinem Intereſſe handelnd wähnte, der aber in ganz andern Intereſſen handelte und den Herzog ſo gut betrog, wie die Andern. Dies war ein eſthländiſcher Lieferant, der von Zeit zu Zeit für ſchweres Geld dem ſchwediſchen Heere in dieſer Einöde Lebensmittel zuführte, und ſich dann nicht ſelten einige Wochen im Lager oder dem Hauptquartier aufhielt. Da dem Herzog von Lauenburg die Beſorgung des Proviants für das Heer vom König aufgetragen war, ſo kam jener Lieferant, Namens Linsky, bald mit dem Herzog in nähere Berührung, gab ihm freilich mit Untreue zu erſtrebende Vortheile an die Hand, und machte ſich dem geldgierigen Fürſten dadurch unentbehrlich, ja ihn gewiſſermaßen von ſich abhängig. Linsky war von einem Streifzuge zurückgekehrt, welchen die Anrückung der verbundenen Polen und Ruſſen und der nothwendige Aufbruch der ſchwediſchen Armee veranlaßt hatte, damit die letztere nirgend in Mangel gerathe. Der General Jakob de la Gardie ſchickte ihn mit einem Belobungsſchreiben an den König und dieſer gab dem Lieferanten ſeine Zufriedenheit zu erkennen. Hierauf verfügte ſich Linsky zum Herzog von Lauenburg.

„Du kommſt als ein Geiſt, den ich lange ſchon beſchworen," rief ihm der Fürſt entgegen. „Noch nie bedurfte ich Deines Raths und Deiner Hülfe mehr als jetzt. Vor allen Dingen ſag' an, wie weit ſteht der Feind von hier?"

„Kaum einen Tagemarſch."

„Um des Himmels willen! ſo haben wir keine Stunde zu verlieren!"

„Zu welchem Zweck bedürft Ihr meiner?"

„Der König iſt in die Holländerin verliebt; aber er glüht noch nicht genug. Erſt muß er aus dem Nektarkelch ſich berauſcht haben. Aber wie das anfangen, daß uns nicht die gelegenſte Zeit ungenützt verſtreicht? Noch immer weiß ich nicht, wie ich mit der kleinen Hexe daran bin. Am Ende ſpielt ſie nur mit dem Könige, und wir ſind Alle an der Naſe geführt. Wir müſſen ſie näher zuſammenbringen. Und Eile thut Noth; denn beziehen wir ein anderes Hauptquartier, ſo kann ſie nicht bei ihm wohnen; der Holländer findet auch keine Urſache länger zu bleiben, und unſer ganzer Plan ſcheitert."

„Kommt's nur darauf an, ſie zuſammen zu ſtecken," verſetzte der Lieferant lachend, „ſo iſt das bald gemacht. Und obendrein können wir zwei Fliegen mit einem Schlage treffen. Als ich heute beim König war, ſtand er vor dem Bilde der Gräfin Brahe und ſchaute von Zeit zu Zeit, während ich ſprach, darauf. So lang er im Beſitz dieſes Bildes iſt, werdet Ihr ihn nie an die Holländerin feſſeln."

„Bei meinem Ritterſporn! Du haſt Recht, Linsky. Du biſt ein geſcheidter Kopf. An das Bild hätte ich nicht gedacht. Du haſt Recht, es muß fort. Aber wie willſt Du's wegſchaffen?“

„Das Bild muß fort und der König auch, beides mit einem Schlage.“

„Köſtlich! Aber welches iſt der Schlag?“

„Ich ſah heute, daß das Bild nah am Ofen hängt. Wenn der König Muſterung hält, überheizt man den Ofen; das ſchlechte Thonhaus ſtürzt zuſammen; es gibt eine Feuersbrunſt; das Bild verbrennt, das Zimmer iſt zerſtört; der König muß ein paar Tage bei Margarethen wohnen. Daß alles gehörig von Statten geht, trefft Ihr mit etwas präparirtem Pulver, was ich Euch liefern will, einige Vorkehrungen im Zimmer, zu welchem Ihr ja den Zutritt habt, und entfernt Euch ſo weit als möglich, das Uebrige will ich dann ſchon beſorgen. Das iſt der ganze Plan.“

„Er macht Dir Ehre. Wenn es heute nicht zu ſpät wäre, würde ich rathen, ſogleich zu ſeiner Ausführung zu ſchreiten. Morgen um zehn ſoll's geſchehen.“

„Wie ſteht Ihr aber mit dem alten Kabeljau? daß Euch der nicht etwa einen Strich durch die Rechnung macht und nicht von der Tochter weicht und wankt, gerade wenn es am nöthigſten, daß ſie mit dem Könige allein wäre.“

„Kabeljau iſt ſchon lange unſer. Für einen Adelsbrief und ſeinen guten Vortheil gibt er die Tochter; aber der Menſch hat eine höchſt ſonderbare mir unerklärliche Furcht vor ihr. Er iſt durch nichts zu bewegen, Margarethen zu befehlen, daß ſie mit uns gemeinſchaftliche Sache mache. Ich ſeh' immer mehr ein, daß das wunderliebliche Mädchen einen ganz beſondern Kopf hat. Es ſcheint mir, als wäre ſie mit mir einverſtanden, dann will es mich aber zuweilen auch wieder bedünken, als ſei es nicht der Fall; zur Gewißheit kann ich nicht kommen.“

„Sprecht noch einmal mit dem Holländer. Bietet ihm eine Reichsrathſtelle, alles was Ihr wollt, er ſoll nur die Tochter überreden.“

„Ich will's ſogleich.“

Der Lieferant empfahl ſich, um das Pulver zu präpariren.

Am andern Morgen lieferte er das Feuermaterial bei Zeiten ab. Der Herzog ließ ſeine Küraſſiere aufmarſchiren und ging dann, um den König zur Muſterung abzuholen. Während Guſtav ſich von Margarethen beurlaubte, befeſtigte der Herzog eine vom Ofen bis zum Bilde führende Schnur, an welche die Brandraketen geknüpft waren. Kaum waren beide fort, ſo heizte der Diener des Königs das Zimmer auf die Wiederkehr deſſelben. Gleich darauf hatte Linsky ein Geſchäft bei Kabeljau. Als er am Kamin vorüber ging, ſchaute er lauernd um ſich, und da er Niemand in der Nähe ſah, warf er ein wohl vermachtes Päckchen in den Ofen. Während er nun mit Kabeljau ſprach, erſchallte im Hauſe plötzlich das Geſchrei der Diener, das Haus ſtehe in Flammen. Erſchrocken lief Alles herbei; Linsky und Kabeljau waren mit die erſten. Aus dem eingeſtürzten Ofen loderte Flammenglut in's Zimmer. Die Thür war verſchloſſen; Linsky ſprengte ſie, ſtürzte in den erſtickenden Dampf, riß das brennende Bild von der Wand und zertrümmerte es vollends, warf noch andre Gegenſtände in die Flammen, öffnete die Fenſter, ſchrie nach Waſſer, ſchlug mit den Händen in das Feuer, das durch ſeine entſchloſſene Bemühung bald gedämpft war. Außer dem Bild waren einige Stühle und Kleidungsſtücke verbrannt, die werthvollen Papiere des Königs aber gerettet. Einſtimmig wurde der Lieferant als Retter derſelben, ja des ganzen Hauſes genannt, und als ſolchen empfahl ihn die geängſtete Margaretha dem beſtürzt herbei geeilten König. Guſtav verſicherte dem Eſthen, deſſen Hände und Kleider verſengt waren, ſeiner Gnade, und Linsky ſtand von dieſem Augenblick an in ſeiner Gunſt. Nichts ſchmerzte den König mehr als der Verluſt des Bildes. Er war darüber den ganzen Tag verſtimmt, und wohin anders hätte er ſein bekümmertes Herz tragen ſollen, als zu der theilnehmenden Freundin? Und war er nun nicht vollends von der Nothwendigkeit gezwungen, ſich bei ihr aufzuhalten? Sie tröſtete ihn ja ſo ſüß; es wurde ihm wieder ſo wehmüthig wohl in ihrer Nähe.

Da fügte es ſich, daß Hauptmann Gyllenhielm an demſelben Tage von Schweden zurückkehrte und Audienz beim König hatte. Guſtav riß ihm Ebba's Brief aus der Hand und durchflog ihn mit glänzenden Augen. Da ging ihm die Seligkeit reiner Liebe in den Zeilen auf. Aber er las weiter und erblaßte.

„Alſo doch verwieſen!“ rief er plötzlich ſchmerzlich bewegt aus. „So iſt es doch wahr, daß meine Mutter die Pfeile des Haſſes gegen meine Liebe richtet? Meine Mutter die offene Feindin meiner Braut!“

„Wie iſt das gekommen?“ wandte er ſich an den Hauptmann, und Gyllenhielm, der ſeinen Groll mit über das Meer gebracht hatte, erzählte abſichtlich alle Kränkungen, die Ebba erfahren, kalt und umſtändlich, und weidete ſich an Guſtavs Seelenkampf, der ja ihm die letzte Blüthe ſeines Lebens — ſeinem

Wahne nach — mit kalter Despotenhand abgeſtreift hatte.

Kaum vermochte ſich der König zu faſſen, und als der Hauptmann fort war, brach er, einen Augenblick von der Laſt, die ſich auf ſein Herz wälzte, überwältigt, zuſammen. Thränen erleichterten endlich ſein Gemüth Er bat Margarethen, ihm Ebba's Brief noch einmal vorzuleſen und ſie that's mit rührender Stimme. Die Bitterkeit, die gegen ſeine Mutter in ihm erwacht war, legte ſich wieder und machte wehmüthigen Gefühlen Platz. Er zürnte ihr nicht, die aus Eifer für das, was ſie als ſein Wohl erkannt hatte, ſo arge Fehlgriffe und Schritte gegen ihn that; ſein Herz war nun voll ſanften Schmerzes. Und wieder ſtand ihm Margaretha als guter Genius zur Seite und gab guten Rath, um Alles friedlich auszugleichen, daß Guſtav ſie umarmte und ſeinen Engel nannte. Er fühlte es wohl, daß der feingeſponnenen Intrigue nur durch Liſt und Verſtellung begegnet werden könne, aber er fühlte auch, daß er unter den Geiſtern, die ihn umgaben, nicht allein die dunkle Bahn wandeln könne und daß Margaretha allein geſchickt ſei, ihm vorzuleuchten. Sie rieth ihm vor allen, Gräfin Brahe einen ruhigen Brief zu ſchreiben und die edle Seele derſelben nicht zu ängſtigen, ſondern ihr vielmehr alles zu verſchweigen, was ſie beunruhigen könne.

Mit einem nüchternen Herzen gab er den Generälen Audienz und ritt dann mit ihnen, eine Abtheilung des Heers zu muſtern. Während dem beſchlich ihn Sehnſucht nach Margarethen; er fühlte, daß nur ſie die Leere ſeines Gemüths zu füllen vermöge.

Als der König ſich entfernt hatte, ließ der Herzog den alten Kabeljan rufen.

„Wie weit ſeit Ihr mit Euerer Tochter?" rief er ihm entgegen.

„Noch kein Haar breit weiter. Ich habe noch nicht wieder gewagt, ein Wort mit ihr vom Könige zu reden."

„Ihr bringt mich auf. Iſt das die Erfüllung Eueres Verſprechens?"

„Ihr ſolltet nur einen ihrer ſtrafenden Blicke ſehen! Und ich bin doch Vater. Es iſt ja eine arge Sünde, ſein Kind zu verkaufen."

„Seid Ihr blind für Euere Vortheile? Verkauft Ihr das Mädchen? Sie wird des Königs Geliebte mit dem Range einer Gräfin und erhält Einfluß auf ihn. Was werdet Ihr Alles durch ſie erlangen können! Die Königin ſorgt dafür, daß auch Ihr in den Grafenſtand erhoben und Reichsſchatzmeiſter werdet. Alle königliche Fabriken werden Euerer Obhut anvertraut; Ihr werdet des Königs rechte Hand. Wir machen gemeinſchaftliche Sache und bleiben gute Freunde. Und hat der König erſt die Flamme ſeiner Jugendleidenſchaft ausgeſprüht, dann weiß er's uns Dank, daß wir ihn von der ſchwediſchen Gräfin abgebracht haben. Wir ſind ſeine Aerzte. Jetzt iſt er krank und ſieht nicht ein, was ihm dienlich iſt; wir müſſen für ihn ſorgen. Iſt er hergeſtellt, wird er uns die Kur königlich bezahlen. Leuchtet Euch das nicht ein?"

„Ich verſtehe das Alles ſehr wohl. Das Ziel iſt lockend, aber ich weiß nicht, wie ich Margarethen dazu bewegen ſoll."

„Ueberlaßt ſie einige Tage ſich ſelbſt. Ich werde Euch mit einem Auftrag an die Truppen nach Narva ſenden."

Der Hofkanzler trat herein.

„Es iſt gut, daß ich Euch treffe, Kabeljau,“ ſagte er. „Es handelt ſich darum, Euern Aufenthalt im ſchwediſchen Lager zu verlängern. Das Geldgeſchäft iſt abgemacht, aber andre Intereſſen liegen vor, Euch an uns zu feſſeln. Ich weiß, daß Ihr durch des Herzogs Durchlaucht bereits unterrichtet ſeid.“

„Er iſt es,“ ſagte der Herzog, „und vollkommen mit uns einverſtanden.“

„Es darf dem König nicht auffallen, daß Ihr länger bleibt als Euer Geſchäft dauert. Ihr müßt alſo im Lager unentbehrlich gemacht werden. Und dazu hat ſich der Lieferant Linsky bei mir erboten. Er will ſich mit Euch zu gemeinſamen Geſchäft verbinden. Und ſo möcht Ihr denn das Nöthige mit ihm beſprechen und morgen mit ihm abreiſen, um uns bald neuen Proviant zuzuführen.“ Der Holländer ging, ſuchte den Polen auf, wurde mit ihm eins, machte dem König davon Anzeige und reiſete ab.

## 10.

## Funke und Zunder.

Das ruſſiſch-polniſche Heer ſtand in der Nähe. Der König beſchloß allen Beſchwerlichkeiten der Jahreszeit zum Trotz eine Schlacht zu wagen. Die Nothwendigkeit heiſchte ein ſolches Wagniß. Die ſchwediſchen Sachen ſtanden nicht zum beſten in Rußland und des Königs perſönlicher Muth mußte mehr thun, als de la Gardie's Feldherrnweisheit. Raſch entſchloſſen beſtimmte Guſtav den folgenden Tag zum Angriff und gab Befehle, daß ſeine Heeresmaſſe ſich zuſammenziehen ſollte. Jakob de la Gardie wurde von Narva, ſeinem Standpunkt, beordert den rechten Flügel des Heers zu bilden, während der König den linken und das Centrum ſtellen wollte. Das Treiben des Kriegs hatte ſeine Schmerzen betäubt; er hatte als König gewaltet und die Schwäche des Menſchen auf Stunden abgelegt. Ein drangvoller Tag war an ihm vorübergerauſcht; der morgende ſollte blutig werden. Da gedachte er Abends eine Stunde bei ſeiner Freundin zu raſten und ſich zu ſammeln für die ihm bevorſtehenden ſchweren Stunden. Er fand ſie mit der Laute in der Hand und Thränen im Auge. Sie ſtand auf, ihm entgegen zu eilen; er küßte ſie auf die Stirne. „Ihr weint, Margaretha?“ fragte er theilnehmend. „Was bekümmert Euer Herz?“

„Was ſonſt als das ungewiſſe Geſchick des Tags, dem wir entgegen gehen? Mein König, es könnte Euch ein Unfall begegnen.“

„Wir ſtehen all in Gottes Hand; aber es thut mir wohl, daß Ihr Thränen aus Beſorgniß für mich habt. Wie bin ich Euch dafür ſo gewogen! Singt mir ein Lied zur Erheitrung. Das Drängen dieſer Tage hat mich mit Gefühlen und Empfindungen beſtürmt, die ich nicht ordnen kann. Ich kenne mich kaum ſelbſt mehr. Der Zauber Euerer Stimme, holde Margaretha, wird die finſtern Geiſter beſchwören, die in meine Bruſt eingezogen ſind, denn dieſe Klänge ſind ja Geiſter, angethan mit Sonnenſchein. Singt mir ein ſchönes Lied!“ Und ſie griff in die Saiten und der wunderbare Sirenenton flötete und lockte und ſchmetterte, wie Nachtigallengeſang, verwebt mit dem fluthenden Duft mondheller Sommernacht. Sie ſang:

Auf des Felſens höchſtem Gipfel
Steht der Normann ſtark und kühn,
Unter ihm die Tannenwipfel,
Schauerlich und dunkelgrün,
Und das Meer vor deſſen Tücke
Faßt den Jüngling ſtiller Graus.
Seine Seufzer, ſeine Blicke,
In die Ferne ziehn ſie aus.

Karges Leben abzujagen
Der unbänd'gen Meeresfluth,
Kann ihm ferner nicht behagen,
Schönres Ziel erſchaut ſein Muth.
Seine Hütt' iſt ihm zu enge,
Und das rauhe Land zu klein
Für des Volkes Rieſenmenge;
Schönre Länder müſſen ſein.

Mit des Nordens freiem Sohne
Zieht die friſche Kraft hinaus,
Und in ſonnenwarmer Zone
Sucht er ſich ein beſſres Haus.
Scheidend ſeiner Heimath Schwelle
Grüßt er auf bewährtem Kahn,
Furcht' des Meers gewalt'ge Welle,
Die dem Kühnen unterthan.

Und die bunten Wimpel wehen
Hoch auf ſeines Schiffes Maſt;
Luſtig iſt es anzuſehen,
Wie mit ſehnſucht-heißer Haſt
Seine Flaggen abwärts eilen
Nach des Südens weicher Ruh,
Nach des Halbgotts Rieſenſäulen,
Nach der Erde Gürtel zu!

Und zu jenem gold'nen Strande
Lenkt er ſeinen leichten Kiel;

In dem ſonnenheitern Lande
Hofft er nun der Sehnſucht Ziel.
Mit dem Schwerte ſchafft er Throne
Mit dem Schwerte ſich das Recht.
Und des Nordens ſtarkem Sohne
Beugt der Römer ſich als Knecht.

Aber ob er Ruh geſunden
In der Heſperiden Land?
Ob ihm des Verlangens Wunden
Dort der Sonne Gluth verband?
Ob auf den erbauten Thronen
Tönte das erſehnte Wort?
Ach! es ſchweigt in allen Zonen.
Und der Kampf iſt hier wie dort.

„Zauberin!“ rief der König mit zitternder Stimme, „Du haſt meine heiligſten Jugendträume wieder herauf beſchworen; ſie ziehen vor mir her, bewehrte muthige Schaaren und ſchwenken die Fahnen zum Sieg. Ja Du haſt mir den Schlachtenmuth gegeben, Margaretha. Für Ebba, die holde Königsbraut! ſei die Loſung morgen. Was haſt Du nicht alles aus mir gemacht, ſüße Fee! Es reißt mich zu Dir hin, ich vermag unmöglich zu widerſtehen. Ich liebe Ebba und ihr Andenken iſt das köſtlichſte Gut meiner Seele; aber Dich erſtreb' ich ſtürmiſch mit Flammentrieben.“ Er zog ſie an ſeine wogende Bruſt.

## 11.

## Sieg und Siegesbotſchaft.

Zur Schlacht rief den Königsjüngling der andre Tag. Er ritt an der Spitze ſeiner Schweden und Ebba's Brief lag auf ſeiner Bruſt. Seine Liebe zu ihr war nur noch verklärter geworden. Die Wolken, die ſich vor die Sonne geſtellt, waren als Regen gefallen. Er fühlte, daß nur Sinnenrauſch, nicht Liebe ihn in Margaretha's Arme geführt, aber dieſer Rauſch war ſchön und eines Gottes würdig. Er erkannte es, daß beide ſeine Genien wären, Ebba, der lichte Genius ſeiner Tugend und Größe, Margaretha der feurige Genius der Leidenſchaft. Er liebte die eine, wie einen Engel, und glühte für die andre, wie ein kräftiger, hochbegabter Jüngling für ein ſchönes Weib glühte. Ebba's Liebe war das Palladium, das unentweihte Heiligthum ſeines Herzens; dort loderte der Altar der Liebe in reiner Anbetung, Margaretha's Liebe aber war der Feuerherd des Staubes, zu deſſen Prieſter ihn Sinnenzauber geweiht.

Jakob de la Gardie, zwar noch jung an Jahren, aber reif an Erfahrungen, meiſt in dem ruſſiſchen Kriege geſammelt, führte dem Könige von Narva her ein wohlgeordnetes Heer zu, und der König führte die Seinen in Schlachtordnung hinaus über das winterliche Schneefeld dem Feinde entgegen. De la Gardie gab dem König Rechenſchaft.

„Es iſt mir ſehr auffällig,“ klagte er, „daß mir in dieſen Tagen wieder eine Menge ſonſt guter Soldaten deſertirt ſind. Und wirklich theilt der größte

Theil des Heeres einen Abſcheu gegen dieſen Kampf in Rußland, und gerade dies iſt eine der Haupturſachen, die ihn für uns ſo ſchwierig macht.“

„Es ſind auch bei uns viel Deſertionen vorgekommen,“ verſetzte der König. „Ihr habt doch jeden Deſerteur, den Ihr wieder erwiſchtet, hängen laſſen?“

„Das iſt geſchehen, nach Ew. Majeſtät Befehl. Nur erlaube ich mir zu bemerken, daß ich fürchte, wir kommen durch ſolche ſchnelle Procedur weder zur Ausrottung des Uebels, noch auf den Grund deſſelben.“

„Was iſt da weiter für ein Grund als Furcht ſchlechter Geſellen? Es werden gewiß wenig Schweden darunter ſein.“

„Es ſind theils Ausländer, theils Schweden. Furcht iſt es gewiß nicht allein. Warum haben ſie im däniſchen Kriege Stand gehalten?“

„Und was vermuthet Ihr ſonſt?“

„Ich glaube mich nicht zu täuſchen, wenn ich vermuthe, es ſchleichen in unſerm Heere Wölfe in Schafskleidern. Es iſt mir vorgekommen, als treibe ſich die Menge Geſindel, was ſich immer in unſer Lager drängt, nicht vergeblich darin herum. Ich kann annehmen, daß viele der Deſerteure zu den Polen oder Ruſſen übergegangen ſind. Man muß ihnen doch Vorſpiegelungen und Verſprechungen gemacht haben.“

„Die Unbequemlichkeiten des Winters ſind ihnen vielleicht unerträglich. Es will den Soldaten nicht zu Kopfe, daß ſie im Winter fechten ſollen. Ich weiß kein Mittel für das Uebel, als Wachſamkeit und Strenge. Uebt an jedem erwiſchten Ausreißer unerbittlich im Angeſicht des ganzen Heeres Standrecht aus; und die andern werden Reſpekt vor dieſem Ernſt bekommen.“

„Es iſt geſchehen und hat nichts geholfen. Ich denke, Euere Majeſtät geruhen Befehl zu ertheilen, daß man lieber den Kerlen durch Güte und Strenge, durch Verſprechungen und Drohungen abpreßt, wer und was ſie zur Deſertion verleitet. Ich wollte viel daran ſetzen, Euere Majeſtät würde ungeahnete Dinge hören.“

„Es ſoll Euerm Belieben anheimgeſtellt ſein.“

Der König und ſein Feldherr entwarfen den Schlachtplan.

Gegen Abend ſtießen die Vorpoſten auf den Feind, und eh der Morgen die Augen aufthat, betete der König ſchon inmitten ſeines Heeres und ſang ein frommes Lied. Die Fanfaren erſchallten zum Angriff und die Reiter raſſelten in den Feind. Der Donner der Kanonen dröhnte in der reinen Luft des Wintermorgens; bald wogte der Kampf heiß, und auf dem blendend weißen Gartengrund blühte bald eine Flur rother Feuerlilien, die eben ſo ſchnell verſchwunden, dauernden Blutblumen Platz machten. Des Königs Haupt leuchtete, wie ein Stern am höchſten ſtrahlt in dunkeler Nacht, und nach mehrſtündigem Kampfe flatterten Schwedens Fahnen ſiegreich auf allen Punkten des Schlachtfeldes. Der Feind floh geſchlagen und de la Gardie verfolgte mit der leichten Reiterei die Hauptmaſſe, um ſie zu zerſtreuen. Der König kehrte mit dem Heere in das Hauptquartier zurück, und ordnete ein Sieges- und Dankfeſt an. Da ſah man ihn auf den Knieen liegen in der Mitte ſeiner Krieger. Eine Jubel-Hymne ſtrömte aus ſeinem Munde zum Preiſe deſſen, der den Sieg gibt und den Tod, und ward nachgeſungen von vielen tauſend Stimmen.

Zwei Tage darauf ſenkte de la Gardie den lorbeerumwundenen Feldherrnſtab vor des Königs Majeſtät und ſprach: „Großmächtigſter Herr, weithin iſt der Fuß des Feindes geflohen, geblendet von der ſiegreichen Sonne Eueres Kriegsglücks; und das Land gehorcht Euch, ſo weit Ihr Eure Befehle tragen laßt.“

Nun da der Sieg errungen war, dachte der König wieder an ſeine Liebe. Und wie er mit Margarethen bereits beredet, ſo ſchrieb er jetzt an Ebba:

„Wohlgebornes Fräulein!
Herzallerliebſte auf der Welt!

Euer liebes Schreiben iſt mir zugekommen, und ich habe daraus erſehen, daß Ihr mein Gewerbe in Eueres Herrn Vaters Willen ſtellt. Sothane Antwort muß ich mir wohl gefallen laſſen und dank' Euch dafür; bitte auch Gott, er wolle Euer Herz lenken, daß Ihr mein beſtändig möget eingedenk ſein, und niemals Euer Herz von mir wenden. Auch wollet Ihr Euch ins Gedächtniß rufen die treue Liebe, ſo ich zu Euch getragen, und daß ich niemals möge hören, daß ich nicht mehr ſollte an Euch gedenken, ſondern daß Gott ſowohl von Euch als von mir möge gebeten werden, Euch und mich den Tag erleben zu laſſen, der mich getröſten könne und Euch erfreuen werde. In Erwartung deſſen ich Euch in göttlichen und allmächtigen Schutz treulich und inniglich befehle, und mich Euerm edlen und getreuen Herzen, verbleibend ſo lange ich lebe, herzallerliebſtes Fräulein

Euer getreuer und dienſtwilliger Freund
G. E. A. B.

Darauf beſchied er den Küraſſier Tycho Lilie zu ſich. Der junge Mann erſchien mit einem verbundenen Arme.

„Mit Freuden habe ich vom Herzog von Lauenburg und Deinen Offizieren vernommen,“ redete ihn der König an, „daß Du gar tapfer gefochten und Dich wacker hervorgethan haſt. Ich habe mich nicht in Dir getäuſcht. Dafür liegt ein Offiziersrock und Degen beim Herzog, was Dir gut paſſen wird. Damit Du aber die erhaltene Wunde von lieben Händen mögeſt pflegen laſſen, hab’ ich Dich zu meinem Siegesboten auserſehen nach unſerm Vaterlande. Eins von unſern Schiffen, die zu Narva vor Anker liegen, wird Dich hinüber tragen an die befreundete Küſte, der Du die Kunde unſeres Sieges zurufen ſollſt. Es ſind Briefe bereit an die Königin Mutter und den Reichskanzler Oxenſtierna. Insbeſondere aber befehl’ ich Dir dies Brieflein an. Solches ſollſt Du heimlich gen Schloß Roſenberg tragen zu Gräfin Ebba Brahe. Deiner Liebſten aber ſchick’ ich Dich ſelbſt. Und wenn Dein Arm heil iſt, dann kehrſt Du wieder.“

„Majeſtät!“ rief der junge Goldſchmied, „das Glück iſt eingekehrt beim ſchwediſchen Heere, aber fürwahr durch Euere hohe Gnade hat es mich am meiſten heimgeſucht. Ich fliege, Euerer Majeſtät Befehle auszuführen.“

Am folgenden Tag ſchon reiſte Tycho als Offizier und königlicher Bote ab, beſchwert mit einer Menge von Briefen von ſeinen Kriegskameraden an Eltern und Geſchwiſter, Bräute und Weiber, Freunde und Bekannte im Vaterland.

## 12.

# Eine Execution.

Das Ordnen und die beſte Benutzung des errungenen Siegs nahmen zunächſt nun Guſtavs Thätigkeit in Anſpruch. Unter andern benachrichtigte de la Gardie den König, daß er auf den Streifzügen zur Verfolgung des Feindes wieder mehrere Ausreißer aufgegriffen habe, die das Heer vor der Schlacht verlaſſen hätten; unter ihnen ſei aber nur ein Schwede.“

„Gerade dieſen wollen wir inquiriren,“ erwiderte der König. „Laßt ihn herbeiholen.“

Bald darauf wurde ein langer Mann gebunden hereingeführt. In ſeinem plumpen Geſichte gewahrte man die tiefen Falten des Kummers und der Todesfurcht; die Arme hingen ihm ſchlaff am Leibe herunter und die Kleider an ſeinem ſchlotternden Bauche.

Der König betrachtete ihn einen Augenblick mit Zornesblicken. Dann ſprach er: „Ich habe Dich ſchon mehr geſehen, Burſche. Wie heißt Du und woher biſt Du?“

„Ach, großmächtigſter, gütigſter Herr König!“ jammerte jener, „thut den Schrein Euerer endloſen Gnade auf und ſchenkt mir armen Manne das Leben. Was kann es Euch helfen, wenn ich mauſetodt bin? Mein Leben könnt Ihr ja doch nicht zu dem Euern hinzunehmen. Gott weiß, wohin es fährt. Auch werdet Ihr durch meinen Tod um keinen Fuß breit Land reicher. Es wäre doch alſo recht umſonſt und um nichts, wenn ich gehenkt würde.“

„Du ſollſt des Königs Majeſtät ſagen, wie Du heißt,“ erinnerte der Oberfeldherr.

„Ei kennt Ihr denn Elof Olofsſohn Sonnenſchild, ſonſt Hellebardier und Schildknecht ſeiner Würden des Herrn Grafen Magnus Brahe, Reichsdroſt der Krone Schweden, nicht mehr? Hab ich Euerer Majeſtät nicht den Hund auf der Jagd gehalten, und habt Ihr mich nicht einen Eſel geheißen, als ich ihn zur unrechten Zeit losließ? Und mich wollt Ihr henken laſſen?“

„Sage mir gleich, Olofsſohn, was hat Dich bewogen das Heer heimlicher Weiſe zu verlaſſen?“

„Mir wurde es, je näher wir diesmal an den Feind herankamen, deſto ängſter und bänger; zuletzt hatte ich nirgend mehr eine bleibende Stätte, und in meinen Beinen entſtand ein nie gefühltes Zappeln und Krappeln; ſie ſtrampelten und liefen davon, ich mußte wohl mit, ſo ſehr ich mich auch ſträubte. Kurz und gut, ſie nahmen keine Räſon an. Alſo könnt Ihr mich nicht henken laſſen, ſondern meine Beine, und dieſe könnt Ihr auch nicht henken laſſen, denn ſie haben Euch nicht den Eid geleiſtet, ſondern ich.“

„Sieh, ſchlechter Burſche,“ bemerkte de la Gardie, „wenn Du aufrichtig geweſen wärſt, ſo hätte Seiner Majeſtät Gnade Dir das Leben geſchenkt. Wir wollen Dich nur prüfen; denn wir wiſſen, daß Du Dich zur Flucht haſt überreden laſſen, wer Dich verführt und mit was für ſüßen Verſprechungen man Dich verlockt hat, Deiner Pflicht ungetreu und meineidig zu werden. Nun haſt Du uns das aber verſchwiegen und einen blauen Dunſt vormachen wollen; dafür ſollſt Du hängen.“

„Ach! Jeſus mein! Weil Ihr's denn einmal wißt, ſo werd' ich ja wohl keinen Verrath und Todſchlag an dem Leib und Blut Chriſti begehen, wenn ich's eingeſtehe. Ich will Euch alles haarklein erzählen, nur ſchenkt mir das Leben!"

„Sie haben Dich alſo bei unſres Heilands Leib und Blut ſchwören laſſen, nichts zu geſtehen?"

„Mich nicht allein; es haben noch viele mit auf die Hoſtie geſchworen, daß wir alle wollten des Teufels ſein und ewige Höllenmarter leiden, wenn wir nur ein Wörtchen verriethen. Nun hab' ich's Euch ja nicht geſagt; Ihr habt's erſt gewußt."

„Gut; wir wiſſen Alles. Aber wir wollen an Deiner Beichte hören, ob Du aufrichtig biſt. Sag an."

„Der eine dicke Knecht des Linsky kam oft und ließ uns Wein einſchenken, tractirte uns zuweilen auch mit einer Bratwurſt und ließ ſonſt Geld für uns aufgehen, was ſo einem armen Schlucker, wie ich, gar wohl däuchte. Wäre auf dieſe Weiſe nicht manchmal etwas an mich gekommen, ich wäre ja noch dürrer geworden unter dem lieben Kriegsvolk und zuletzt vor Hunger angebrannt; denn wenn ich an das runde Bäuchlein denke, das ich auf dem Schloſſe meines gnädigen Herrn vor mir hintrug, ſo laufen mir die hellen Thränen aus den Augen. Als ich nun mit dem Knechte einmal allein in der Kabatke bei Wein und Bratwurſt ſaß, ſagte er vertraulich zu mir: Sieh Elof Sonnenſchild, ſo könnteſt Du es alle Tage haben, wenn Du nur wollteſt, ja Du könnteſt noch weit beſſer leben, Dir noch viel gütlicher thun, wenn Du nur wollteſt. Da ſagt' ich: Ich will, ich will; wie ſoll ich's aber anfangen? Er ſah mich ganz wunderlich an und fragte: Iſt Dir auch zu trauen, Sonnenſchild? Und ich antwortete: Mich ſoll der Teufel gleich in die Hölle führen, wenn mir nicht zu trauen iſt. — Das ſchwediſche Kriegsvoll wird knapp und ſchlecht gehalten, fuhr er fort, und legte dabei ſeinen Arm um meinen Hals, und wer nicht aus ſeiner Taſche was zuzubrocken hat, dem geht's kümmerlich, wie Dir, Elof. — Ja, weiß es Gott! mir geht's kümmerlich! heulte ich. — Die Polen leben dagegen herrlich und in Freuden, eſſen und trinken alle Tage was ihnen ſchmeckt und werden in der Kriegszucht gar nicht ſtrenge gehalten. Das iſt ein Leben, als wenn's alle Tage Sonntag wäre. Wie wär's Elof, wenn Du zu den Polen überliefſt? — Ich erſchrak und meinte, daß ich alſo wortbrüchig und treulos an meinem König und Landesvater handeln würde; aber er ſagte darauf — Nein, was er ſagte, das kann ich nicht über die Lippen bringen."

„Sag's heraus, es mag lauten, wie's will oder ich laß es Dir mit Schrauben herausziehen," drohete der Oberfeldherr.

„Mit Schrauben? Bei Leibe nicht, gnädigſter Herr! Wenn's die hohe ſchwediſche Majeſtät nicht übel nehmen wird, ſo will ich's wohl ſagen."

„Nur heraus damit; ich nehm' es nicht übel."

„Nun er ſagte: ich beginge keinen Eidbruch, ſondern handle nur meiner Pflicht gemäß; denn der König von Polen ſei mein angeſtammter Landesherr und wahrhaftige König von Schweden; Euer Herr Vater aber habe die ſchwed'ſche Krone geſtohlen, und Ihr ſäßet mit Sünden und Unrecht auf dem Thron. Seid nicht böſe deshalb auf mich; ich hab' es ja nicht geſagt, ſondern der Knecht. Ich glaubt' es aber, denn er ſchwatzte noch gar viel drüber und bewies es mir ſonnenklar, daß es ſo ſei. Er ließ mir wacker einſchenken, und ich mußte ihm ſchwören, nichts von allem, was wir geſprochen, zu verrathen. Drauf gab er mir drei Thaler zum Reiſegeld und führte mich Abends in einen Keller. Da waren wohl einige zwanzig, die alle zu den Polen übergehen wollten. Wir leiſteten den Eid der Verſchwiegenheit, und der Knecht gab ſich uns nun als einen polniſchen Prieſter zu erkennen. Drauf machte ſich einer um den andern fort; als die Reihe an mich kam, befiel mich eine große Angſt. Ich ſtellte mir aber die Freude über die vielen Bratwürſte und den Wein recht lebhaft vor und rannte mit zwei Andern eines Abends fort. Dieſe Kerle hatten aber mehr Kräfte als ich, meine alten Knochen ermatteten bald in dem naſſen Schnee. Wir wußten keinen Weg noch Steg, fanden weder Dach noch Fach, und ich kam faſt um in den endloſen Schneefeldern. So haben mich die ſchwediſchen Reiter gefunden. Ach, und nun muß ich zu meinem größten Schrecken hören, daß ich gar noch ſoll gehenkt werden."

„Und von der Strenge des Geſetzes kann Dich nichts befreien. Du mußt noch heute baumeln!" ſagte der König. Da warf ſich Elof winſelnd zur Erde, und als der König noch immer kein Wort der Gnade ſprach, brach Sonnenſchilds weinendes Flehen zuletzt in ein wahres Wahnſinnsgeheul aus. Er kratzte den Boden mit ſeinen Nägeln und rief: „O Sten Wytt, mein Blut kommt über Dich! Aber wenn mir der dümmſte Streich meines Lebens, daß ich den Herrn Herzog von Oſtgothland arretiren wollte, einmal das Leben koſten ſollte, ſo wollt' ich doch, der gnädige Herr Graf hätte mich damals gleich henken laſſen, da wär' ich doch in meinem Vaterlande geſtorben und hätte nicht all das Trübſal dieſes Krieges erlebt. O Rieke Strämfeld, wenn Du wüßteſt, wie der arme Elof Sonnenſchild enden muß, Du weinteſt ihm eine Thräne! Du hatteſt freilich den flachshaarigen Goldſchmied lieber, der auch als ſchlechter Freund an mir gehandelt und mich betrogen hat. — Schenkt mir das Leben! Ich bitt' um Chriſti Blut!“

„Das Geſetz verlangt ſein Recht. Du haſt dagegen gehandelt und biſt ſein Opfer. In einer Viertelſtunde hängſt Du am dürren Baume. Führt ihn hinaus!“

Unter erbarmungswürdigem Geſchrei wurde Elof nach dem Richtplatz gebracht. Der König, der ſich der Fahrten Elofs, die er in der Verzweiflung erwähnte, wohl erinnerte, folgte mit den Generälen nach. Die Trommeln riefen alle im Orte cantonnirende Mannſchaft zuſammen. Elofs bleiche Lippen verſuchten vergeblich ein Gebet zu ſtammeln; er konnte keinen Gedanken feſthalten. Es flirrte ihm vor den Augen und ſein Gaumen wurde von brennendem Durſt gequält, während ſeine langſchäftigen Glieder von Froſt geſchüttelt wurden. Ein Feldprediger ſtand neben ihm und leiſtete ihm geiſtlichen Zuſpruch. Elof nickte zu allem, obgleich er den Sinn der Worte nicht faſſen konnte. Als die Regimenter verſammelt waren, trat der Profoß auf des Königs Wink hervor und legte dem unglücklichen Hellebardier den Strick um den Hals. Elof befahl dem Himmel ſeine Seele, und wurde zu dem Galgen mehr geſchleppt als geführt. In dem Augenblick, als er die Leiter hinaufſtieg, winkte der König einem ihm nahe haltenden Wachtmeiſter und ſagte dem heran Geſprengten etwas ins Ohr. So wie nun Elof von der Leiter herabgeſtoßen wurde, war auch der Wachtmeiſter ſchon hinter ihm und zerhieb mit einem kräftigen Schwertſtreich den Strang, ſo daß Elof der Länge lang in den Schnee ſiel. Das ganze Heer ſchlug ein lautes Gelächter auf, welches ſich noch vergrößerte, als Elof wie ein Betrunkener mit Armen und Beinen ausſchlug, dann aufſprang, zum König rannte, ſich vor ihn niederwarf und in wunderlichen Redensarten für ſein Leben dankte.

„Gehenkt mußteſt Du werden, wie jeder andere Ausreißer,“ ſagte Guſtav, „aber ich brauchte dem menſchenfreundlichen Wachtmeiſter, Dich abzuſchneiden, nicht zu verwehren. Geh hin und bedanke Dich bei ihm für Dein Leben.“

Elof kroch ſchier auf allen vieren zu dem Wachtmeiſter und ſtotterte unter Gelächter der Umſtehenden ſeinen Dank ab. Seine Kameraden nahmen den noch todtblaſſen Galgenvogel in ihre Mitte und kehrten mit Sang und Klang in's Dorf zurück, um ihn auf ihre Koſten mit Wein und gebratenen Würſten zu laben, damit er ſich von ſeiner durch alle Grade ausgeſtandenen Todesangſt wieder erhole.

Der einzige Nachtheil, der ihm aus dem Streiche erwuchs, war, daß er ferner unter allen Soldaten der Gehenkte hieß, doch erklärte er oft, er wolle lieber ſo heißen, als es wirklich ſein.

## 13.

## Treuloſer Abfall und triumphirende Liſt.

Durch Cloſs aufrichtiges Bekenntniß war die Vermuthung des Oberfeldherrn de la Gardie beſtätigt werden, und der König beſchloß, die Sache mit Ernſt und Strenge zu unterſuchen. Einige Tage darauf erſchien auch Linsky wieder mit bedeutenden Vorräthen im Hauptquartier. Er wurde zum König beſchieden; aber ruhig erwiederte er auf die Anklage: „Ich habe nicht ahnen können, daß dieſer mir ganz fremde Menſch, welcher Knechtsdienſte bei mir ſuchte und erhielt, ein polniſcher Spion ſei. Er muß übrigens hier noch mehre Verbündete haben; denn er hat jedenfalls Wind von dem bekommen, was ſeiner hier wartet, und ſich in der Nacht von meinem Geſchirr entfernt, und ich habe keine Spur, wohin er ſich gewendet. Wie ich ſelbſt Leib und Leben für Schwedens König laſſe und mich für das Wohl des ſchwediſchen Heeres aufopfere, davon, mein' ich, hätt' ich Beweiſe gegeben.“

Gegen das letztere ließ ſich nichts einwenden, und wie konnte am Ende der Herr für ſeinen fremden Knecht ſtehen? Linsky mußte ohne weiteres entlaſſen werden. Niemand war darüber froher, als der Herzog von Lauenburg, der ſchon zitterte, *es möchte einiges* von dem, was er mit Linsky geheim getrieben hatte, an den Tag kommen!

Nichts deſto weniger trat der Lieferant an einem Abend in die Wohnung des Hauptmanns Gyllenhielm, in einem einige Meilen von dem Städtchen, wohin das Hauptquartier nach dem erfochtenen Sieg weiter vorwärts verlegt worden war, entfernten Dorfe, und redete den über dieſen Beſuch verwunderten Officier alſo an: „Ich bin Euch ein Freudenbote, Herr Hauptmann. Gönnt mir das Glück, Euch mit meinem Munde verkünden zu können, was dieſes Handſchreiben enthält." Dabei zog er einen Brief aus ſeiner Bruſttaſche und überreichte ihn. „Es iſt nämlich dem Maler de Change glücklich gelungen, das ſchöne Bauernmädchen Rieke von Schloß Roſenberg zu entführen. Sie iſt auf dem Schloſſe des Grafen Sten Löwenhaupt wohl aufgehoben, und der liebliche Schatz bleibt dort unangetaſtet für Euch liegen, bis Ihr ſelbſt kommt, ihn zu heben."

„Menſch!" rief Gyllenhielm mit verklärtem und ſtaunendem Geſicht, „wer ſeid Ihr? Woher habt Ihr die Nachricht? Woher den Brief?"

„Das werdet Ihr im Briefe ſelber finden. Beliebt nur, ihn zu leſen."

Der Hauptmann riß das Schreiben auf und las.

„Ich ſoll Euch in allem vertrauen" — ſagte er leſend, „Ihr ſeid nicht, der Ihr ſchienet; alles, was ich wünſchte, würdet Ihr beſorgen. Mir wären nun wohl die Augen geöffnet über den König. Ich ſolle mich nur der Unterredung erinnern auf dem Schiffe, in dem wir Nachts, im vorigen Herbſt, über den Mälar nach Roſenberg gefahren. O ich weiß wohl! Ich war Guſtavs wärmſter Vertheidiger. Wie mich nun der König gehöhnt, und frevelnd um meine ſchönſten Wünſche betrogen. — Ja, bei Gott! — ſo iſt's. — Er aber habe ſie mir gewährt. Die reizende Rieke warte meiner, er habe ſie ganz für mich geſtimmt und gewonnen. Himmliſch! Einzig! Rieke mein, und ich trotze dem Teufel! — Zum Lohn begehre er nichts, als daß ich dem Recht und der Wahrheit huldige, und zu der großen Partei, welche dieſelbe in Schweden und auch im Heere in Rußland habe, trete. Meine Vorurtheile müßten nun gewichen ſein, und ich mit klaren Augen ſehen. Alles übrige würde ich von Euch erfahren, Linsky.“ So hatte der Hauptmann während der Leſung des Brieſes geſprochen. Jetzt trat er einen Schritt auf den Lieferanten zu und ſprach: „Ich beſchwör' Euch, wer ſeid Ihr?“

„Ein Freund und Verbündeter des Maler de Change, ein Freund des Rechts und der Wahrheit, und auch der Eurige, wenn Ihr wollt, das Recht liebt und für de Change's Freundſchaft nicht unempfänglich und nicht undankbar ſeid.“

„De Change macht mich glücklich, wie ſollt' ich ihm nicht dankbar ſein! für das Recht zu kämpfen bin ich ſtets bereit und die Freundſchaft eines Biedermanns iſt mir willkommen.“

„So fragt es ſich nur, ob Ihr ferner Euer gutes Ritterſchwert dieſem ſogenannten König Guſtav, der Schweden mit Unrecht ſein Reich nennt, der ſich übermüthig und undankbar, ja ſogar mit Hohn und Spott gegen Euch betragen hat, weihen wollt, oder Schwedens wahrem König. Dort ſteht das Recht und Rieke Strämfeld. Was gedenkt Ihr zu thun?“

„Ich bin Euer!“ verſetzte Gyllenhielm nach kurzem Beſinnen.

„Halb Schweden iſt ſchon unſer. Gebt mir Euer Ritterwort.“

„Ihr habt es.“

„Uebermorgen kommt nach der Stadt. Dort ſollt Ihr Euere Verbündeten kennen lernen. Wir hoffen, daß Euer eigner Ohm bald zu uns tritt. Die vornehmſten Adligen ſind ſchon gewonnen. Die gute Sache erfreut ſich des beſten Fortgangs.“

Der Lieferant ſchied, und Gyllenhielm philoſophirte die Unruhe hinweg, die er über ſeinen Treubruch am König empfand, der ihn früher mit ſo großem Vertrauen beehrt hatte, von dem nun aber gekränkt und betrogen zu ſein, der erbitterte Hauptmann wähnte, und in ſeinen Sophismen fand er Gründe genug für den ehrenloſen Schritt.

Am Abend des beſtimmten Tags fand ſich Gyllenhielm in dem Städtchen ein. Der Lieferant führte ihn in einen Keller, wo er mehre der erſten Offiziere und ſogar einige ſeiner Freunde und eine Menge Soldaten niedern Rangs, aber faſt alle aus dem alten Adel Schwedens gebürtig, ſo wie viele im Heere angeſtellte Ausländer, vorzüglich Deutſche verſammelt fand. Er wurde freundlich begrüßt und herzlich aufgenommen. Einige neue Mitglieder des Bundes ſchwuren dem Polenkönig den Eid der Treue; unter ihnen war Gyllenhielm. Hierauf wurde verabredet, daß die Verſchwörung im Lager ausbrechen ſollte, ſo bald man die Nachricht erhalten habe, daß Stockholm bereits für den König Sigismund in Beſitz genommen ſei. Dann wollte man ſich des Königs Guſtav bemächtigen, und das Heer den Polen zuführen.

Des Königs argloſer Sinn hatte von dieſen Dingen nicht die entfernteſte Ahnung. Er dachte mit Margarethen, die ihn ſo hoch beglückte, nur darauf, wie er der Liſt ſeiner Mutter und ihrer Partei wieder die rechte Liſt entgegenſetzen wolle. Margaretha gerieth auf den ſchlauen Einfall, der König möchte den Herzog von Lauenburg ſelbſt an die Königin Mutter nach Schweden ſchicken, damit derſelbe förmlich in des Königs Namen um ihre mütterliche Zuſtimmung zur baldigen Verbindung mit Ebba werbe. Höchſt geſchickt war dieſer Plan, den Herzog in ſeinen eignen Netzen zu fangen, und der König ging mit Freuden darauf ein.

Margaretha und Guſtav berechneten, daß der Herzog, in Schweden auferzogen und durch Armuth und Gewohnheit an deſſen Hof gefeſſelt, deshalb aber doch mehr vom König als von der Königin Mutter abhängig, unmöglich als des Königs Geſandter und Bevollmächtigter gegen ihn intriguiren könne. Dieſem Feinde waren alſo die Hände gebunden. Von der Königin aber ſetzten ſie voraus, daß ſie im Angeſicht des ganzen Reichs durch eine feierliche Geſandtſchaft beehrt, nicht Nein ſagen könne zu dem Antrage, der ihrer Eitelkeit ſogar ſchmeicheln müßte.

Des Herzogs Erſtaunen war groß, als er ſeine Beſtimmung erfuhr, und der König las lächelnd die Verwirrung in ſeinen Augen. Des Herzogs Mund aber mußte das hohe Glück preiſen, womit des Königs Huld ihn beehre. Nur Eins wollte er wiſſen, eh er abreiſete, und er wandte ſich deshalb an Kabeljau.

„Sie hat den König erhört,“ antwortete dieſer triumphirend, „aber ſie hat mich faſt zermalmt mit ihrem Zorne. Sagt der Königin, daß ſie mir die Grafenkrone beſtelle.“

„Noch iſt das Werk nicht vollbracht,“ entgegnete der Fürſt.

Am andern Morgen lichtete er zu Narva die Anker, froh im Herzen; denn er hatte ja für des Königs neuen Krankheitsanfall das beſte Mittel bei ſich, und nahm es von der lieſländiſchen Küſte mit hinüber, damit es von Schweden aus in anderer Geſtalt auf den verblendeten König wirke.

## 14.

# Neugeſponnene Netze.

Drei Monate waren verfloſſen, und der Herzog von Lauenburg verweilte noch immer am Hofe der Königin Chriſtine zu Stockholm. Erſt hatte er dem Könige nach Liefland geſchrieben, er könne es nicht durchſetzen, bei der Königin Mutter eine förmliche Audienz zu erhalten, er werde von einer Zeit zur andern vertröſtet und hingehalten, und da er doch nicht wagen dürfe zu drängen, ſo müſſe er die koſtbare Zeit ungenützt verlieren. Sodann lauteten die Berichte an den König, unangenehme Mißhelligkeiten, welche zwiſchen dem Herzog von Oſtgothland und der Herzogin Maria vorgefallen ſeien, hätten die Königin plötzlich im harten Winter nach Norköping gerufen, damit ſie den ehelichen Zwiſt ſchlichte und den Hausfrieden wieder herſtelle; er aber ſei dadurch um das lang erwartete Glück, ausführlich und herzlich mit der Königin über des Königs ſehnliche Wünſche zu reden, betrogen worden. Endlich waren die ſtürmiſchen Thaumonate eingetreten, während welchen es ein Schiff nur mit Gefahr wagen durfte, die See zu durchſchneiden, und die Landreiſe durch das nördliche, unwirthbare und ſtraßenloſe Finnland war in dieſer Jahreszeit vollends gar nicht möglich. Der Herzog konnte alſo dem Könige weder ſchreiben, noch ſelbſt nach Liefland zurückkehren. Auch war ja das Feld der Intrigue der ſeinen Neigungen und Talenten angemeſſenere Tummelplatz als das Feld der Ehre.

Hier konnte er mit der Königin Pläne ſchmieden, die Partei des Königs zu überliſten, und ſich aufblähen im ſtolzen Wahne, als helfe er dem Könige, gegen deſſen eignen Willen, von einer Stufe der Größe zur andern, als ſei er der eigentliche Schöpfer der Heldenbahn, welche Guſtav ferner wandeln werde. Und ſo ward denn zwiſchen ihm und Chriſtinen beſchloſſen, die thronſüchtige Gräfin mit einem geſchickten Fechterhiebe aus des Königs Herzen zu werfen. Zuerſt ſollten ihr allmälig alle die Vertraulichkeiten, welche ſich der König im Lager gegen die ſchöne Holländerin erlaubte, zu Ohren gebracht, manches vergrößert und verſchlimmert, manches ausgeſchmückt und verdreht werden, damit man ihr endlich die Ueberzeugung aufzwinge, der König liebe ſie nicht mehr, ſondern opfre treulos bei Margarethe Kabeljau ſeiner jugendlichen Sinnlichkeit. Dazu aber mußte man ſie wieder in Stockholm am Hofe haben; denn unter welchem Scheingrunde wollte man die gedungenen Ohrenbläſer auf Schloß Roſenberg ſchicken, zumal der alte Graf in keiner Verbindung mehr mit dem Hofe ſtand? Und wenn man auch einen hinausgebracht hätte, ein zweiter hätte ſchon nicht kommen dürfen, ohne Verdacht zu erregen und die Abſicht zu verrathen. Aber der Herzog führte der Königin noch zwei andere Gründe zur Zurückberufung Ebba's in das königliche Schloß nach Stockholm an, und ſie war klug genug, die hohe Wichtigkeit derſelben einzuſehen. Der erſte war, daß Ebba durchaus keine Briefe mehr vom Könige erhalten dürfe. Denn was halfen alle Zuträgereien und Hetzereien, wenn ihr der König in einem Handſchreiben ſeine unwandelbare Treue verſicherte, ſie aufforderte ſtandhaft zu ſein und ſich durch nichts vom feſten Glauben an ihn verlocken zu laſſen? In

Roſenberg aber konnte man die Gräfin nicht umſtellen und die Boten des Königs an ſie aufheben; wie leicht aber war das nicht am Hofe in Stockholm, wo man nur Ebba mit dienenden Frauen zu umgeben brauchte, die im Solde und Vertrauen der Königin ſtanden? Der zweite Grund war, daß das Netz des Betrugs dadurch nur feſter um den König geſchlungen werden konnte; denn der Herzog konnte nun getroſt vor den König treten und ſagen: durch meinen unermüdlichen Eifer und durch meine große Liebe zu Ew. Majeſtät iſt es mir endlich gelungen, die Königin Mutter zu beſiegen, und zum höchſten und deutlichſten Beweis ihrer Huld und gewogenen Zuſtimmung zu Euerer Wahl hat ſie die verwieſene Gräfin feierlich wieder an den Hof zurückberufen und ehrt ſie nun als die Braut ihres Sohnes mit allen Auszeichnungen, die Ihr verlangen könnt. Chriſtine aber konnte ſagen: Sieh, mein Sohn, wie meine Mutterliebe die Sorgen meines Gemüths um Deine Größe und Schwedens Heil dennoch überwunden hat; ich gebe Dir in dem Hauptſtücke nach, geſtehe Du mir einige Nebenſachen zu. Dieſe Nebenſachen wurden im geheimen Conſeil der Königin, mit Beiziehung der ihr getreuen Räthe und Freunde, beſprochen und beſtimmt. Doch mit all dieſen winkelzügigen Vorkehrungen war der gefährliche Feind noch nicht beſiegt, und nur nach einer völligen Niederlage deſſelben durfte man hoffen ruhig zu ſein. Die Intrigue mußte weiter geſponnen werden; man mußte an kühne Schritte denken. Glorreich war der Sieg errungen, wenn man Ebba dazu vermögen konnte, ſich zu vermählen. Schwierig war das Werk, das ſah die Königin ein, wie der Herzog; denn beide kannten Ebba's feſten Charakter, aber man hoffte ſie doch dazu zu bringen, wenn man ſie nur erſt von des Königs Untreue und Vernachläſſigung ihrer hätte überzeugen können. Dann wollte man ihren Stolz ſtacheln und ſie zu einem Verzweiflungsſchritte treiben. Doch man mußte ſich auch nach einem Gatten für ſie umſehen. Es war eine vernünftige Vorausſetzung, daß die Braut eines Königs und eines ſo herrlichen Jünglings, wie Guſtav, ſich nicht dem erſten beſten Edelmanne in die Arme werfen werde. Man mußte einen unvermählten Mann finden, der an Adel und Reichthum ihr gleich, an Jugend, Edelſinn, Muth und Ruhm dem Könige nahe kam, ſo daß ihr der Wechſel nicht allzu ſchwer würde. Vergebens muſterte die Königin mit ihren Freunden die heirathsfähige Mannſchaft des hohen Adels; es fand ſich kein paſſendes Subjekt. Endlich nannte der Herzog einen jungen Mann, der alle jene Eigenſchaften im höchſten Grade beſaß, aber neue Schwierigkeiten häuften ſich, — er war nicht in Schweden. Der lang Geſuchte und als einzig tüchtig Befundene war nämlich der Oberfeldherr und Befehlshaber des Schwedenheeres in Liefland, Jakob de la Gardie, des alten ruhmgekrönten Pontus de la Gardie ruhmgekrönter Sohn. Es mußte irgend ein Mittel ausgedacht werden, den Obergeneral abzulöſen und ſchnell nach Schweden zu führen, bevor der König ſelbſt wieder den Fuß an die heimiſche Küſte ſetzte. Man hatte vieles in Vorſchlag, endlich blieb die Königin dabei ſtehen, den alten, ihr ergebenen, obgleich nicht zu ihren vertrauten Freunden gehörigen Pontus für dieſen Zweck zu bearbeiten. Es blieb ihrer Weisheit überlaſſen, dieſen Plan in Stockholm einzuleiten, ſo wie es des Herzogs von Lauenburg Sache war, ihn nachher in Liefland geſchickt auszuführen.

Mitten aus dieſen Berathungen wurde der Herzog durch einen heftigen Brief geſchreckt, worin ihm der König befahl, ſogleich die Rückreiſe anzutreten, er möge bei der Königin ausgerichtet haben, was er wolle. Nun war's die höchſte Zeit zu gehen; denn nichts war gefährlicher, als des Königs Zorn zu reizen und ihn bis zu ſeiner bekannten Heftigkeit zu bringen; das hätte das feine Spiel mit einem Male verdorben. Die Königin und der Herzog vermutheten nicht ohne Grund, daß der Schnellſegler, welcher dem Letztern des Königs Befehl überbracht, auch Briefe für Ebba nach Roſenberg habe. Der Bote wurde mit zuvorkommender Freundlichkeit umſtrickt, an der Königin Tafel gezogen, mit Geſchenken überhäuft, bis es Chriſtinen gelang, ihm im Weinrauſch den Brief an die Gräfin abzulocken.

Schnell wurde dem Lauenburger nun das Schiff gerüſtet; er erhielt ein langes, umſtändliches, eigenhändiges Schreiben Chriſtinens mit, voll honigſüßer Worte von unbegrenzter Mutterliebe und unbeſchreiblicher Zärtlichkeit, die am Ende doch alle nur zu wohl begründeten Bedenklichkeiten und Erwägungen für das Wohl des Staats, der ihr einen Theil ſeiner Größe verdanke, und die ruhmſtrahlende Königsbahn ihres Sohns überwiege und bei Seite ſchiebe. „Zwei mächtige Intereſſen ſtreiten in meiner Seele,“ ſchrieb ſie, „das eine iſt das der Mutter, das andre das der Königin. Als Mutter ſeh ich nur Dich, meinen geliebten Sohn, ſehe, wie Du die edle Gräfin liebſt und allein in ihrem Beſitze glücklich zu werden meinſt, ich ſehe Ebba, meine Pflegetochter, die ich kaum minder liebe als Dich; mein Herz treibt mich, ich möchte unbedingt zu Euerm Glück ja ſagen; ich möchte, mit Thränen der Wonne im Auge, meine Tochter in die verlangenden Arme meines Sohnes legen; ich möchte ausrufen: liebt Euch! Ihr ſeid ja einander werth! Da fällt mir ein, daß ich die Mutter des Königs von Schweden bin, daß Du der König von Schweden biſt, daß ich die Witwe Karls des Neunten bin, daß Du ſein Sohn und der Erbe ſeiner Krone biſt, daß ich ihm an ſeinem Sterbebette verſprach, fortan für Schweden zu wachen und zu ſorgen und nimmer zu raſten, und Dich, nach Kräften auszubilden zu ſeinem würdigen Nachfolger. Nun bedenk' ich, wie ſchwach Dein Thron noch ſteht, mein Guſtav, wie das große Werk nur erſt zur Hälfte vollendet iſt, wie ich mit Dir in Gemeinſchaft noch viel ſorgen und ſchaffen muß, eh Du ſagen kannſt: jetzt greift mir keiner mehr nach der Krone. Wie anders würde das ſein, wenn die Tochter eines mächtigen deutſchen Fürſtenhauſes Thron und Bett mit Dir theilte! das ganze proteſtantiſche Deutſchland wäre für Dich gewonnen, Deine Macht wäre unerſchütterlich, Du ſäßeſt feſt auf dem Throne, die Stände Schwedens wären beruhigt, das Schwedenvolk prieſe Deine kluge Wahl; die Kriege wären beendigt, und Deine Kaſſen füllte ein anſehnlicher Malſchatz. Doch Dein Herz hat gewählt, es hat für meine liebe Ebba entſchieden. Wie blutet mir mein eignes Herz, wenn ich bedenke, daß mir die eiſerne Pflicht, die ich einem großen Todten, die ich den Schweden, ja die ich Dir, mein Sohn, ſelbſt ſchuldig war, tyranniſch auferlegte, gegen das holde Fräulein ſtreng zu verfahren, das ich ſtets wie meine eignen Kinder innig lieben werde! Sieh, mein Sohn, ich will Dir ja offen und ehrlich meine Furcht bekennen; ich befürchte, daß Du die erſten Eindrücke der Jugend für Liebe hältſt. Du biſt mit Ebba aufgewachſen, biſt ſtets um ſie geweſen und an ſie gewöhnt; Du haſt Dich noch nicht im Kreiſe anderer liebenswürdigen Damen umgeſehen, Du haſt noch nicht Gelegenheit gehabt, mit den ſchönen minnlichen Töchtern der deutſchen Fürſten zu verkehren. Wie leicht wäre das, was Du für Liebe hältſt, nur jugendliche Neigung, geſchwiſterliche Liebe, Freundſchaft! Oder die Regung Deines jungen Herzens hätte ſich auf den erſten Dir entgegentretenden ſchönen Gegenſtand geworfen. Ein anderer Gegenſtand würde Dich vielleicht noch mächtiger angezogen, noch heftiger entflammt haben. Wie unglücklich würde ich mich fühlen, wenn ich Deine Verbindung mit der Gräfin jetzt unbedingt zugäbe, und nach Jahren mit Schrecken ſehen müßte, wie Du von Deinem Irrthume zurückgekommen, von den Qualen der Reue gemartet würdeſt! Geſtehe mir alſo nur das Eine zu, mein Guſtav, daß Du noch drei Jahre mit Deiner Vermählung warteſt, Dich während dieſer Zeit an den deutſchen Höfen umſiehſt und das Leben mehr kennen lernſt. Fühlſt Du nach dieſen drei Jahren noch eben ſo heftig für Ebba, iſt es dann noch Dein glühendſter Wunſch, ſie und nur ſie zur Gattin zu beſitzen, wohlan, ſo will ich, überzeugt, daß Dich reine und wahre Liebe zu ihr führt, mit Freuden Ja und Amen ſagen zu Euerm Bunde. Du biſt noch jung genug, um leicht dieſe drei Jahre warten zu können. Wenn Du mich kindlich wahr liebſt, ſo wirſt Du meine hohe und beſorgte Mutterliebe in dieſer Bedingung erkennen und Dich ihr willig fügen, zumal ſie ja der Probirſtein Deiner Liebe ſein ſoll. Daß Du übrigens auch erkenneſt, wie herzlich ich es mit Dir meine, ſo habe ich die Gräfin Ebba an den Hof zurückberufen, und ſie zu meiner Oberhofmeiſterin beſtellt. Es wird ihr von Jedermann wie Deiner Braut begegnet werden.“

So wußte die ſchlaue Königin ihren Sohn bei ſeiner ſchwachen Seite zu faſſen, ach! und dieſe Schwäche, war ſie denn nicht der reine Erguß ſeines edlen, liebevollen Herzens?

Mit ſeinen geheimen Inſtruktionen ausgerüſtet, ging der Herzog zu Schiff.

## 15.

## Böſe Glanztage.

An demſelben Tage ging eine Geſandtſchaft von Stockholm nach Roſenberg ab, welche die Gräfin Ebba feierlich mit ihrer neuen Würde bekannt machen und nach der Reſidenz einholen ſollte. So ſchmerzlich es für Ebba war, ihren kranken Vater zu verlaſſen, ſo erlaubte es doch die Convenienz unmöglich, den Antrag der Königin auszuſchlagen; ihr Vater, dem die Ehre und der Glanz ſeines Hauſes über Alles ging, trieb ſie ſelbſt zur Abreiſe an; auch zuckte wohl in ſeinem Herzen noch einmal ein Hoffnungsſtrahl auf, der ſich in Ebba's Auge wiederſpiegelte, Beiden goß der Wahn, die Königin ſei ihres Sohnes Wünſchen nicht mehr entgegen, ein mildes Oel in die Seelen, obgleich ſie deſſen mit keinem Wort gegen einander erwähnten.

So war denn Ebba mit ihrem bangen Herzen aus der ihr ſo theuer gewordenen Einſamkeit wieder herausgeriſſen und in das böſe Treiben des Hoflebens geſchleudert. Auf des Vaters Befehl mußte Ebba den reichen Glanz der Kleider, der Metalle, der Perlen und Edelgeſteine anlegen, wie es die Königin von ihrer Oberhofmeiſterin, ja von der künftigen Königin verlangen konnte. Und ſo ging denn die edle Jungfrau, außen Pracht und innen Trauer, wie das mit Kränzen geſchmückte Lamm zur Schlachtbank. Die Königin empfing ſie mit gemachter herzloſer Freundlichkeit, ſie wurde mit lauter falſchen Kreaturen umgeben.

Kaum war ſie einige Wochen in ihrem neuen Verhältniſſe, als ſie zu ahnen begann, wie ſie verrathen und verkauft ſei. Wie ſehr entbehrte ſie eine theilnehmende Seele, eine Freundin, der ſie die Laſt des Kummers hätte in die mitfühlende Seele gießen können! Wie vermißte ſie jetzt ihre verſchollene Nieke! Wie die kleine anhängliche Stumme! Ach! Und nicht einmal von ihren andern Frauen war ihr eine geblieben. So war ſie ganz allein auf ſich gewieſen, und ertrug die Angſt und Sorge kaum, die ſich wie Berge auf ſie wälzte. Der Königin ſchlangenfreundliches Benehmen wurde immer fratzenhafter und widriger. Vom Könige erhielt Ebba keinen Brief mehr, der ihr hätte ein Troſt ſein können, ſo oft und viel er ihr auch erſt geſchrieben hatte, dagegen wurde ihr armes Herz allmälig auf eine Folterbank gelegt und täglich mehr geſchraubt, gepreßt, geſtachelt und gebrannt. Als Oberhofmeiſterin kam es ihr nämlich zu, ſo oft es ſich die Königin nicht ausdrücklich verbat, in deren Geſellſchaft zu ſein. Nun geſchah's, daß von den verſchiedenſten Perſonen, welche bei der

Königin Zutritt hatten, erſt Andeutungen und Winke, dann deutliche Gerüchte über des Königs Verhältniß zu der reizenden Margaretha Kabeljau in Chriſtinens Kabinet gegeben und erzählt wurden. Es waren Briefe aus dem Lager nach Stockholm gekommen von hohen und niedern Offizieren, die alle darin übereinſtimmten, daß die Holländerin des Königs Liebchen ſei, daß er jede freie Stunde bei ihr im vertrauteſten Umgange zubringe, daß ſie ſogar wochenlang bei einander gewohnt, und daß der König in dieſem angenehmen Verhältniſſe ſich ſehr glücklich zu fühlen ſcheine. Bald war es ein der Königin ergebener Reichsrath, bald ein alter Offizier, bald eine geſchwätzige Hofdame, welche dieſe Nachrichten brachten, und Chriſtine ließ ſich ſogar gern die Briefe vorleſen, worin des Umgangs ihres Sohnes mit der Holländerin ausführliche Erwähnung geſchah.

Wie ein Fels im Meere unabläſſig bedrängt von heranrollenden Wellen ſtand die edle Gräfin unter den Ohrenbläſern der Königin, es war als hörte ſie von all' den giftigen Reden und Anſpielungen nichts, und bleich und ernſt, wie ein Marmorbild, wohnte ſie der königlich gemeinen Geſellſchaft bei. Wenn ſie aber einmal allein auf ihrem Zimmer war, dann brach der lang' verhaltene Schmerz auch deſto gewaltiger hervor; ſie konnte dann halbe Nächte durchweinen, und es war gut, denn ſonſt hätte ihr ja die Wehmuth das Herz zerfreſſen. Aber der Abendſtern blickte ja eben ſo tröſtend in die Fenſter ihres Schlafgemaches im königlichen Schloſſe, wie er in die ihrer väterlichen Burg geblickt hatte, und ſo lange ſein Glanz nicht verdunkelt war — ſo feſt ſtand ihr Glaube an den König — war auch Guſtavs Liebe noch licht und ſtrahlend. Des Sternes Blinken war's, das ihr Muth und Troſt in die Seele goß, mit dieſen wappnete ſie ſich gegen alle Angriffe. Der Stern war ihr Retter; ſie betete in ihm ihren Engel an. Nur das Eine lag ihr ſchwer auf der Bruſt, daß ſie Guſtav ſchon ſeit Wochen ohne Brief gelaſſen; aber allmälig füllte Nachts bei'm Sterngruß ihr Herz die Ahnung, daß neuer Betrug gegen ſie geſponnen und die Briefe unterſchlagen würden. Da ſie ihr Vertrauen Niemand ſchenken konnte, ſo überlegte ſie allein mit klugem Verſtande was zu thun ſei, um hinter die Wahrheit zu kommen. Da fiel ihr ein, daß ſie im Kloſet der Königin mehrmals von einem alten Aſtrologen hatte ſprechen hören, deſſen ſich die vornehmſten Perſonen als Propheten bedienten. Sie forſchte vorſichtig nach Namen und Wohnung dieſes Mannes bei einer ihrer Kammerfrauen, wartete dann mehre Tage, um ſich nicht zu verrathen, und ſchlich eines Abends, als die Königin ausgefahren war und ſie ihre Frauen entfernt hatte, in Mantel und Schleier dicht verhüllt, allein und mit zagendem Schritt aus dem Schloſſe und huſchte auf dem Kai hin dem Stadtviertel zu, wo der berühmte Sterndeuter wohnte. Am Himmel trieben ſchwarze Wolkenmaſſen in raſcher Flucht, und die Mondsſichel warf durch die zerriſſenen Wolkenſchleier nur dann und wann einen zitternden fahlen Schein. In den dunkeln Gaſſen war's öde, nur dann und wann ließ ſich der Schritt eines Menſchen leiſe vernehmen. Ebba's beflügelter Schritt hatte bereits mehre derſelben durchirrt, die Angſt hatte ſie verwirrt gemacht, ihr Ortsſinn täuſchte ſie, ſie wußte endlich nicht mehr, wo ſie war. Dabei war ſie viel zu ſcheu, um Jemand von den ihr begegnenden Leuten zu fragen; endlich aber trieb ſie die übermannende Angſt an eine Geſtalt, die ihr eben in den Wurf kam.

Mit ſchwacher bebender Stimme fragte ſie, wohin der Weg zum Ritterholm führe.

„Geht mit mir!“ verſetzte eine tiefe männliche Stimme.

„Nein, zeigt mir nur den Weg,“ verſetzte Ebba, „ich will dann allein gehen.“

„Ihr werdet mir aber doch nicht verwehren wollen, denſelben Weg zu gehen? Und was kann ein Frauenzimmer, wie Ihr mir zu ſein ſcheint, darunter haben, in dunkler Nacht allein nach dem Ritterholm zu gehen, und eine männliche Begleitung auszuſchlagen, die ſich ihr anbietet? Die Sache klingt verdächtig. Was habt Ihr denn auf dem Ritterholm zu ſchaffen, mein liebes Kind? Seid Ihr vielleicht das Liebchen eines der ſchmucken Pagen der Königin oder eines in Geld eingefaßten Kammerjunkers, und habt Euch ein wenig zum Stelldichein verſpätet? Aber dann ſolltet Ihr doch die Wege beſſer kennen. — — Ei, es verlohnt Euch — wie's mir ſcheint — nicht einmal der Mühe, mir zu antworten? Hab' ich Euch doch Antwort gegeben, als Ihr mich fragtet. Alſo heraus mit der Sprache! Nicht umſonſt hatt' Euch mir ein guter friſcher Wind zugeführt, ich mache Gebrauch von meinem Kaperrecht und betrachte Euch als meine gute Priſe. Komm her, mein Kind, wir lavieren zuſammen in den Hafen, dort werfen wir Anker aus und laſſen's uns wohl ſein. Ein ehrlicher Seemann iſt zehnmal geſcheidter, als ein ſchuftiger Hofmann.“

Ebba bot alle Kräfte auf und rannte wie in Wahnſinn der Straße entlang: der Mann war aber ſchneller als ſie, und erfaßte ſie lachend: „Segel geſtrichen, gutes Schiff! Da hilft kein Steuern! Was nützt's friſchen Wind faſſen, der Kaper hat Dich immer im Schuſſe.“ Mit dieſen Worten wollte der bärtige Seemann die Unglückliche umarmen, als Ebba athemlos einen Schrei ausſtieß, und ohnmächtig in die Arme ihres Verfolgers ſank. Dieſer ſah beſtürzt auf ſie herab und murmelte: „Blitz und Donnerwetter! Regen und Sturm auf offener See! Das Schiff hat ſich auf die Seite gelegt und zieht Waſſer. Am Ende ſetze ich mich ſelbſt auf eine Sandbank. Was nun anfangen? — Halt! Da fällt mir bei, daß in der Nähe eine Schenke iſt. Dahin will ich das lecke Schiff ſpediren.“

Und mit kräftigem Arm hob er die ohnmächtige Jungfrau wie ein Kind auf und trug ſie bis an die ihm wohlbekannte Weinſtube. Mit einiger Verlegenheit rief er die Schenkin heraus und berichtete, er habe eben die Weibsperſon auf der Straße gefunden, und vermuthe, daß ſie nur ohnmächtig und nicht todt ſei, er bitte für ſein Geld um ein warmes Bett.

Die Wirthin aber, plötzlich von einem außerordentlichen Tugendeifer entbrannt, rief: „Was muthet Ihr mir zu, Kapitän? Ich ſoll ein lüderliches Weibsbild in mein Bett legen? Nimmermehr! Schafft ſie hinein in die Gaſtſtube auf die Ofenbank, dann gebt Ihr einen Schluck Wein und ſchickt ſie wieder fort. Ein ehrlich Mädchen treibt ſich um dieſe Zeit nicht auf den Straßen herum.“

Der Seekapitän machte laute Einwendungen, von ſeinem Gewiſſen getrieben; der Lärm lockte einige Gäſte aus der Stube, die Neugierde führte mehre hinzu, und der Schiffskapitän wurde von mehren Edelleuten, die hier bei der Weinkanne zuſammengeſeſſen hatten, als alter Bekannter begrüßt und nach der Urſache dieſes Auftritts befragt. Es kamen Andere mit Lichtern hinzu, und einige Strahlen fielen der noch immer bewußtloſen Gräfin in's Geſicht. In demſelben Augenblick ſprang ein junger ritterlich gekleideter Mann hervor, ſtellte ſich vor die auf einer Bank liegende Ebba, und rief: „Bei meiner Ehre! ich werde nicht dulden, daß ſich auch nur einer von Euch dieſer Dame naht! Ich ſchwör' Euch zu, daß ich ſie kenne, daß ſie von edler Geburt und untadelhaften Sitten iſt und nur ein Unglück ſie in dieſen traurigen Zuſtand verſetzt haben kann. Wer alſo Frauentugend, Schönheit und Unglück zu ſchätzen weiß, der entferne ſich; ich werde dafür Sorge tragen, daß die Dame zu ihrer Familie zurückgebracht wird und die Frau Wirthin wird mir nicht umſonſt dazu behülflich ſein.“ Auf dieſe ernſthafte Rede zogen ſich alle zurück; nur der Schiffskapitän blieb und flüſterte dem jungen Sprecher in's Ohr: „Bei meiner armen Seele! Baron Münnich, ich habe einen dummen Streich gemacht, und ich kann ihn gegen Euch, der Ihr mich und auch die Dame kennt, nicht auf dem Herzen behalten.“ Er erzählte hierauf mit gutmüthiger Herzlichkeit, wie er von einer bei der Weinflaſche verlängerten Mittagstafel auf ſein Schiff habe zurückkehren wollen, als ihn die Dame angeredet: er habe ſie für eine Nachtſchwalbe gehalten und ſei ein bischen derb mit ihr umgegangen, da ſei ſie umgefallen.

„Großer Gott!“ rief der Andere, wenn Ihr wüßtet, wem Ihr das angethan, Kapitän, Ihr gäbt Euch nicht zufrieden.“

„Pulver und Blei! Ihr kennt mich als einen braven Kerl, Baron. Hat mich der Teufel in die Tinte geführt, ſo will ich ſie auch ausſaufen, ohne Ruck und Mucks oder gar darüber krepiren. Sagt's heraus, wer iſt's?“

„Es iſt ein ſchweres Geheimniß, das ich mir ſelbſt auferlegen muß. Mein Herzog könnte erbittert auf mich werden, wenn ich eine Silbe verriethe."

„Euer Herzog. Blitz und Sturm! Es iſt doch nicht -- Baron, wir ſind ſchon ſeit einigen Jahren gute Freunde, wollt Ihr mich, der ich kaum ein paar Tage wieder in Stockholm bin, nicht augenblicks in den Hafen hinaustreiben, mich zum Befehl zwingen, daß meine Burſche die Anker lichten und noch in dieſer Nacht aufbrechen, ſo ſagt, an wem ich mich ſo grob verſündigt, damit ich's nach Kräften wieder gut mache. Die Erwähnung Eueres Herzogs hat mir vollends in allen Näthen heiß gemacht. Auf Seemannsparol! Das Geheimniß bleibt unter uns. Na! heraus damit, und macht mich nicht toll und wild."

„Auf Euer Ehrenwort ſollt Ihr's erfahren. Es iſt die Braut unſres Königs, die Gräfin Brahe."

Der Seekapitän fuhr wie von einem Blitz getroffen zurück und murmelte etwas Unverſtändliches. „Mich hat der böſe Seeläufer in einen Wirbel geführt!" ſagte er dann und ging von dannen, eilig dem Hafen und ſeinem Schiffe zu.

Der Baron von Münnich trat in das Stübchen, in welches die Gräfin von weiblichen Bewohnern des Hauſes auf ein Bett gebracht worden war, und nahte der Erwachten mit allen Zeichen der tiefſten Ehrfurcht.

„Ich weiß nicht," ſagte er mit männlicher Würde, „ob ich das Glück habe von Euerer Gnaden gekannt zu ſein. Ich bin der erſt ſeit dieſem Winter hier anweſende deutſche Baron Münnich, Geſellſchafter des Herzogs Karl Philipp von Södermannland. Euere Gnaden darf mir getroſt vertrauen." Die Gräfin, welche eben erſt die Augen aufgeſchlagen hatte, war noch ſo verwirrt, daß ſie von dem, was um ſie vorging, nichts begriff, ſondern nur an den Bildern der nächſten Vergangenheit hing. Ohne ſich etwas Beſtimmtes dabei zu denken, ſchlüpfte ihr der Name: „Erik Biörnsdal“ über die Lippen.

„Ha! wollt Ihr den alten Kauz?“ rief der joviale Deutſche. „Der ſoll gleich zu Euerm Befehl ſein. Frau Wirthin, aufgepaßt! daß mir keine Seele zu dieſer Dame kommt! Verſtanden?“ Die Wirthsfrau nickte und der Baron flog die Treppe hinab. Ebba hatte jetzt Zeit, beim trüben Scheine eines Oellichts ihre Lage zu überdenken. Mit Schaudern erinnerte ſie ſich, daß ihre Entfernung aus dem Schloſſe bemerkt worden ſein könne, daß man ſie vielleicht jetzt ſuche, und die Angſt übermannte ſie wieder ſo ſehr, daß ſie aufſprang und davon eilen wollte. Die Wirthin vertrat ihr entſchloſſen den Weg und rief: „Keinen Schritt kommt Ihr aus dieſem Hauſe! Ei, ich hätte die Verantwortung davon beim Herrn Baron.“

„Ich beſchwör' Euch, bei Chriſti Wunden! laßt mich, Frau! ich muß fort! tödtet mich nicht mit Euerer Weigerung.“

„Gelobt ſei Jeſus Chriſtus, unſer Herr und Heiland! Aber ich laß Euch doch nicht. Wer kann wiſſen, was Ihr im Schilde führt.“

„Ich ſchenk' Euch dieſe goldene Kette, verſperrt mir die Thür nicht länger.“

„Und wenn Ihr mir den Schmuck der Königin bötet; ich ließe Euch nicht. Ich bin eine ehrliche Frau, und macht mir da keine albernen Geſchichten mehr vor, ſondern legt Euch auf's Bett und wartet geduldig bis der Herr Baron zurück iſt, der mag dann mit Euch machen, was er will; was geht's mich an?“ Die Frau blieb bei ihrer gleichgültigen Feſtigkeit und Ebba kehrte Hände ringend und ſich ſelbſt mit den fürchterlichſten Vorwürfen quälend auf das Lager zurück, um es mit ihren Verzweiflungsthränen zu benetzen. Eine furchtbar lange halbe Stunde war mit ehernen Füßen an ihr hingegangen und hatte ihre Angſt bis faſt zum Wahnſinn geſteigert, da wurden Tritte vernommen, die Thür aufgethan und der Baron Münnich zog ein ſchwarzgekleidetes Männchen herein. Nur in ſeinem Nacken waren noch einige graue Locken zu entdecken, der übrige Kopf baar und glatt wie ein Spiegel. Trotz dem aus der ganzen Erſcheinung erhellenden Alter funkelten ſeine kleinen Augen lebendig und aus ſeinen Zügen ſprach ungemeine Freundlichkeit. Er nahte ſich mit vielen Bücklingen der Gräfin und ſprach mit einer feinen angenehmen Stimme: „Ich bin Erik Biörnsdal, der Sterndeuter, und komme Euere Befehle zu erwarten, hohes Fräulein." Ebba ſtarrte ihn an, ſie konnte nicht begreifen, wie der Mann, zu dem ſie gewollt, plötzlich hierher gekommen war; denn ſie hatte ſeinen Namen ohne klares Bewußtſein ausgeſprochen gehabt und alles wieder vergeſſen; ſie war daher in Verſuchung, den Aſtrologen für ein höheres Weſen zu halten, doch gab ſein Erſcheinen ihr ihr ganzes Bewußtſein und die Ueberſicht über ihren Zuſtand wieder.

Der deutſche Edelmann, deſſen Auge mit ſchwelgendem Entzücken an Ebba hing, ſchien in ihrer Seele geleſen zu haben; denn er winkte der Wirthin und verließ mit ihr das Zimmer.

„Wir ſind allein, edles Fräulein," ſagte der Aſtrolog geheimnißvoll, „gebt mir Euere Wünſche, die mir Befehle ſind, zu erkennen ohne Scheu und Rückenhalt; denn Erik Biörnsdal iſt der Mann, dem ſich Jedermann, und wär's die Königin ſelbſt, anvertrauen darf, ohne etwas für ihr Geheimniß zu befürchten. Die

Sterne vertrauen ſich mir an, wie viel weniger ein Menſchenkind, dem ich manches verrathe, was droben geſchrieben ſteht über ſein Schickſal. Meine Kunſt ſteht Euch mit Freuden zu Gebot."

„O ſo ſagt mir, ſternkundiger Mann, liebt mich der König noch, oder hat er mein vergeſſen in den Armen einer Andern?" fragte Ebba, von Angſt geſtachelt, die ihr die Worte herausgepreßt hatte.

Ueber des freundlichen Greiſes Geſicht flog ein mitleidiges Lächeln, und als er ſeine Augen auf der leidenden Reizgeſtalt eine Minute hatte ruhen laſſen, ſagte er: „Ja er liebt Euch, treu und wahr, edle Gräfin."

Ebba ſchöpfte tief Athem: Klarheit verbreitete ſich über ihr Geſicht. „Aber warum ſchreibt er mir nicht?"

„Ihr werdet nächſtens einen Brief von ihm erhalten."

„Und iſt es wahr, was man von ihm und der Holländerin ſpricht?"

„Armes Kind!" murmelte der Kleine und ſagte dann laut: „Ich will Euch Euer Horoſkop ſtellen, gnädige Gräfin. Was dies berichtet, ſollt Ihr treulich erfahren. Ich werde und darf nichts verſchweigen. Und die Sterne reden wahr. Dazu müßt Ihr mir aber Tag und Stunde Euerer Geburt genau angeben." Als dies geſchehen war, fuhr er dringend fort: „doch jetzt kehrt in das Schloß zurück. Der brave Deutſche, der ſich Euer ſo ritterlich angenommen, wird Euch dorthin begleiten. Er iſt eine treue Seele und Euch von ganzem Herzen zugethan. Habt Ihr ein Anliegen, ſo wendet Euch an ihn oder mich, und Ihr ſollt ſehen, daß Ihr treue und warme Freunde habt, die Euch verehren und gern Gut und Blut für Euer Wohl hingeben."

Ebba, die ſich ſo ſehr verlaſſen wähnte, athmete tief auf bei dieſen Verſicherungen; ein wohlthuendes Gefühl überkam ſie und trieb ihr Freudenthränen in die Augen. „Gehabt Euch wohl!“ ſagte das Männlein, ſich verbeugend; „bald ſollt Ihr mich wiederſehen.“

Er hatte kaum das Zimmer verlaſſen, als der deutſche Edelmann mit freudeſtrahlendem Geſicht hereintrat, und beſcheiden fragte: „Darf ich's wagen, mich Euerer Gnaden ehrfurchtsvoll zu nahen? Ich habe Euch nicht allein meine unterthänigſten Dienſte zur Begleitung anzubieten, ſondern auch eine erfreuliche Botſchaft zu überbringen.“

„Redet, mein Herr!“ verſetzte Ebba. „Der Himmel hat mir, wie es ſcheint, in der gefährlichſten Stunde meines Lebens, in Euch einen Mann zugeführt, der den hohen Werth ritterlicher Tugend erkennt und darnach thut. Ich darf mich ohne Sorgen auf Euere Diskretion verlaſſen, und danke Gott für dieſe Gnade.“

„Ihr macht mich ſehr glücklich durch Euer ehrendes Vertrauen, gnädigſte Gräfin; gebt mir, ich beſchwöre Euch! Gelegenheit, mich deſſelben würdig zu zeigen. Mein Arm, mein Kopf, mein Herz ſind Euch geweiht, und ich brenne vor Begierde eins oder das andere, oder alle drei für Euch in Thätigkeit zu ſetzen. Doch hört, welchem Zufall ich eine Euch gewiß erfreuende Nachricht verdanke.“

„Welche Nachricht? ſagt erſt, Herr Baron.“

„Eine Botſchaft über Meer. Ein Brief von der Majeſtät des Königs von Schweden an Euere Gnaden.“

„Ein Brief vom König!“ jubelte Ebba. „Wo iſt er?“

„Ein Hauptmann wartet damit draußen und bittet um die Gnade, ihn Euch übergeben zu dürfen."

„Aber wie erfuhr der Mann, daß ich hier bin?" fragte Ebba verwundert.

„Ich kann in dem Zufall nur die Fügung des Himmels erblicken. Ein Schiffskapitän, eine übrigens brave und ehrliche Haut, hatte dieſen Abend auf der Straße das Unglück, in gemeinfröhlicher Weinlaune, die bei ihm oft herrſcht, Euch zu kränken; verzweifelt über ſeine Unbeſonnenheit verließ er dies Haus, als er erfahren hatte, wie groß ſeine Schuld ſei und mit Einlegung ſeines Ehrenwortes mir die Gewißheit gegeben hatte, daß ſein Mund über den ganzen unglücklichen Vorfall Schweigen bewahren würde. Vor einigen Minuten ſtürzt er mit jenem Hauptmann, der Euch den Brief des Königs überbringt, wieder in das Haus und flüſtert mir zu: der Himmel will ſelbſt, daß ich für meine Sünde gleich einen kleinen Erſatz bieten kann. Als ich im Hafen anlange, erſehe ich ein eben angekommenes Schiff; ich ſteige hinüber, den Kapitän zu begrüßen. Da kommt mir dieſer Offizier entgegen, wir ſind alte Freunde, umarmen uns und freuen uns wie Kinder über dies unerwartete Wiederſehen. Ich frage ihn nach unſerm Heere in Liefland, nach dem und Jenem, endlich nach dem Könige u. d. g.; da ſagt er mir, daß er des Königs Bote an deſſen Braut ſei, und morgen des Tags in das Schloß wolle, um ihr einen Brief des Herrn zu überbringen. Ich ſagte: Bruder, den Brief kannſt Du heut' Abend los werden, und weißt dann gewiß, daß er in die rechten Hände kommt. So iſt denn der Schiffskapitän mit dem Boten herbeigeeilt, und hier erſt erfuhr der Hauptmann aus meinem Munde, daß er Euch in dieſem Hauſe ſprechen könne; denn ich fand nichts

Bedenkliches dabei, ihm dies zu verſchweigen, da es mir ſcheint, als wäret Ihr im Schloſſe nicht von den ehrlichſten Leuten umgeben. Der Hauptmann hat mir aber ebenfalls ſeine Ehre ſchon verpfändet, es nie über ſeine Lippen kommen zu laſſen, daß er Euch in dieſem Hauſe geſehn.“

„So führt ihn herein!“ rief Ebba ungeduldig. Der Offizier kam und überreichte ihr den Brief; ſie verbarg das Papier an ihrem Buſen und bat den Ueberbringer, in einigen Tagen die Antwort bei ihr abzuholen. Hierauf erſuchte ſie den Baron, mit ihr aufzubrechen. Unterwegs ſagte er zu ihr: „Ich weiß aus ſicherer Quelle. daß Ihr mit lauter falſchen Kreaturen umgeben ſeid, und die Herzen, die Euch zugethan ſind, ſtehen Euch leider fern. Eins, das Euch wahrhaft verehrt, iſt das des Bruders des Königs. Der Herzog Karl Philipp von Södermannland ſteht zwar erſt im ſechzehnten Jahre, aber er iſt ein vortrefflicher Jüngling und bemitleidet Euere Lage ſehr. Ich bin ſo glücklich ſein ganzes Vertrauen zu beſitzen; wir ſind faſt den ganzen Tag über beiſammen und haben oft von Euch geſprochen. Er liebt zwar ſeine Mutter, von der er eine wahre abgöttiſche Liebe genießt, aber er mißbilligt ihre krummen Wege, die er klug genug iſt, um zu erkennen. Euch iſt er von ganzer Seele ergeben, ſo wie auch ſeinem königlichen Bruder, deſſen geiſtige Größe er freilich nicht erreicht. Möchtet Ihr doch ſeine Freundſchaft nicht von Euch ſtoßen; er könnte Euch in vielen Dingen nützen, und er wünſcht es ſo ſehr. So kann er Euch z. B. leicht in Beſitz der Briefe des Königs ſetzen, die ſeither nicht an Euch gelangt ſind.“

„So hat man wirklich Briefe meines hohen Herrn unterſchlagen?“ fragte Ebba erſtaunt.

„So iſt's;“ ich weiß es aus des Herzogs eignem Munde, bei dem ſich die Königin verrathen hat.“

„Ich werde mit dem Herzog Karl Philipp reden,“ ſprach Ebba gerührt. „Empfehlt mich derweil ſeiner Gnade. Euch aber dank' ich innig für Euere Güte. Ich hoffe, Euch bald meinen Dank auch thätlich abſtatten zu können.“

„Ein Wort von Euch belohnt mich für Ewigkeiten!“ rief Münnich entzückt und empfahl ſich; denn ſie waren am Schloſſe.

## 16.

## Neue Täuſchung.

Ebba erreichte ihr Zimmer. Ihre Abweſenheit war nicht bemerkt worden. Freudig bewegt zog ſie des Königs Brief hervor. Es war dies der erſte, den er nach der Ankunft des Herzogs von Lauenburg im Lager geſchrieben hatte, und voll hoher Freude über die Botſchaft, die ihm derſelbe überbracht. „Ich danke Gott,“ ſchrieb er, „daß doch endlich der Königin ſtarrer Sinn erweicht iſt: denn wenn es in der That ſo iſt, wie der Herzog von Lauenburg mir berichtet — und wie ſollte es nicht ſo ſein, da die Frau Mutter ſich ſelbſt zu Eröffnungen gegen Euch, mein gnädiges Fräulein, in ihrem zärtlichen Briefe an mich erboten, und mich alles Guten verſichert hat — ſo hoffe ich ohne allen Zweifel, daß Ihr mich beſitzen werdet. Die Königin wird Euch fragen, mein Leben, ob Ihr auf die Gefahr hin, daß mein Sinn ſich ändere, noch drei Jahre warten wollt, ſo bitte ich Euch flehendlichſt, antwortet wie Euer Herz Euch eingiebt und nehmt nicht Rückſicht auf dies und das, vorzüglich richtet Euere Antwort ſo ein, daß Ihr — was Gott verhüten möge! — der Frau Mutter Königin nicht von neuem mißfallet. Nehmt Euch überhaupt in Euerer neuen und gefahrvollen Stellung am Hofe in Acht, laßt Euch in keine Verhandlung ein und wägt Euere Worte wohl ab: antwortet auf alles kurz und gut, Ihr würdet thun, was Ihrer Majeſtät zu Sinne käme und Euch gehorſamſt in dero Willen fügen. Auch wünſche ich ſehr zu wiſſen, wie ſich die Königin gegen Euch benimmt, und ob Euch auch überall die ziemende Ehre erwieſen wird. Gott gebe, daß Ihr diesmal ſo gut antworten könnt, daß es Ihrer Majeſtät gefalle, dann, hoffe ich, wird mit Gottes Hülfe unſer heißes Wünſchen zu einem guten Ende kommen; dann erſt wird mein Herz ruhig ſein können.“

Wenn auf der einen Seite die Ueberzeugung von des Königs unwandelbarer Liebe Ebba’s bewegtes Gemüth mit hoher Freudigkeit erfüllte und die neu über ihr geängſtetes Herz herſtrömende Hoffnung, wie ein lauer Frühlingswind, friſche Keime und Blüthen in demſelben erweckte, ſo ſtreifte Guſtavs wiederholte Mahnung, ſich in den Willen ſeiner Mutter zu fügen, doch, nchdem der ſüße Hauch verfächelt war, wie ein böſer Froſt über die erwachten Frühlingskinder und verdarb die üppig aufgeſchoſſenen Sproſſen. Die alte Wehmuth kam über ſie und endlich ſah ſie alle Wonne, welche ihr des Königs Brief bereitet hatte, nur durch die trüb gefärbten Gläſer des Schmerzes. Sie fühlte ſich am folgenden Tage ſo unwohl, daß ſie das Bett hüten mußte. In dieſer Stimmung ſiel ihr der Aſtrolog wieder ein und ſie ſehnte ſich, ſeine über ihr Schickſal eingezogenen Erfahrungen zu vernehmen. Es war ihr daher ſehr angenehm, als ſich am Abend der Herzog von Södermannland bei ihr anſagen ließ, und bald darauf mit dem Baron Münnich in ihr Zimmer trat.

„Ich ſchätze mich glücklich,“ ſagte der bleiche kränkliche Jüngling, „daß ich Euch dienen kann, ſchöne Gräfin. Eure Lage fordert jedes redliche Herz zu Euerm Beiſtand auf, und mein Münnich ſpricht ſtets mit ſo warmer Theilnahme von Euch, daß ich ein Barbar ſein müßte, wenn ich Euch nicht all meine Theilnahme ſchenken wollte.“

„Euere Güte rührt mich tief, Herr Herzog,“ entgegnete Ebba mit thränenweicher Stimme. „Es iſt ein gar zu wohlthuendes Gefühl, wenn man in dem Augenblick, wo man ſich ganz verlaſſen wähnt, plötzlich gute theilnehmende Freunde findet, auf die man nicht gerechnet hat. Mir iſt wie dem Wandrer in der heißen Sandwüſte Afrika’s, der dem Verſchmachten nah plötzlich an eine Oaſe mit friſchem Raſen, ſchattigen Bäumen, einer kühlen, ſanft rieſelnden Quelle und weichem Mooslager gelangt. Wenn ich Euch meine Freude nicht genugſam ausdrücke — o ſo verzeiht! und ſchreibt dieſen Mangel der Ueberraſchung zu.“

„Euere Freude iſt ſo aufrichtig, wie meine Geſinnung gegen Euch, und Aufrichtigkeit liebt es nicht mit Worten zu prahlen. Um ſie Euch aber von meiner Seite durch die That zu beweiſen, ſo überreiche ich Euch hiermit die von mir ſelbſt genommene wortgetreue Abſchrift zweier Briefe meines königlichen Bruders an Euch, die während Eurer Anweſenheit in Stockholm hier angelangt, aber nicht in Euere Hände gekommen ſind."

„Aber Euere Frau Mutter wird Euch zürnen, Hoheit!"

„Ich will es auf die Gefahr ihres Zorns hin wagen. Doch kann ich Euch verſichern, ſie liebt mich dazu zu ſehr, ſelbſt wenn ſie erfahren ſollte, was ich thue; ich mache mir auch nichts daraus, es ihr ſelbſt zu ſagen, wie hoch ich Euere Tugend verehre und wie mir all die ſchönen Eindrücke lebendig im Geiſt geblieben ſind, die Euere begeiſterten Worte, Euer ſittiges Thun, Euere edle Geſtalt vom erſten Erwachen meines Verſtandes bis jetzt auf mich gemacht haben. Bin ich doch auch mit Euch aufgewachſen und hab' Euch verehren gelernt, wie mein Bruder, der Euch freilich näher ſtand."

„Euere tröſtenden Worte verwandeln all mein Herzeleid in Fröhlichkeit. Ja wahrlich! In der höchſten Noth iſt ſtets der rechte Freund nahe."

„Mag meine Mutter ihre dunkeln Wege wandeln," fuhr der Herzog fort, „ich will die Wege des Lichts und der Wahrheit gehen, und mich der bedrängten Unſchuld annehmen. Desohngeachtet will ich ſie lieben, wie ein Sohn ſeine Mutter lieben ſoll."

„Ja liebt ſie! Sie hat es um Euch verdient. Auch ich will ſie lieben und verehren bis zum letzten Athemzuge; und wenn ſie mein Herz zertritt, ſo will ich den Fuß küſſen, der mir den Tod gibt." Ebba weinte ſtill und theilte dem Herzog dann den Brief ſeines Bruders mit. Sie beriethen ſich mit einander, den folgenden Abend zuſammen zum Aſtrologen Erik Biörnsdal zu gehen. Zur Maske mußte der Herzog am folgenden Tage eine Luſtfahrt anordnen, wozu er Ebba einlud. Die Königin ſah ſo etwas nicht ungern, weil der König ſich dann doch nicht beſchweren konnte, daß ſeine Braut am Hofe nicht mit gebührender Ehre behandelt werde.

Dieſe Liſt glückte. Das Gefolge wurde gegen Abend vorausgeſchickt und Ebba ritt mit dem Herzog, dem Baron Münnich und einer vom Herzog erkauften Kammerfrau nach, und ſie ſtiegen an der Wohnung Erik Biörnsdal's ab. Es war ſchon Nacht, als Ebba mit hochklopfendem Herzen die ſteile Treppe erſtieg, geleitet von des Prinzen Hand. Sie traten in ein Gemach, aus welchem man durch eine runde Oeffnung den geſtirnten Himmel erblickte und eine ſteile Treppe führte aus der Mitte des Zimmers zu dieſer Oeffnung. Dort oben war das Obſervatorium des Aſtrologen. An den Wänden hin waren die Sonne und die Planeten in wunderbaren Figuren mit ihren Attributen aufgeſtellt und in einem Kreis an der Decke ſah man die mythiſchen Zeichen des Thierkreiſes. Auf Schränken und Tiſchen lagen Karten mit Bogen, Kreiſen und Linien bemalt, ſo wie ſie die Berechnung der Sternenbahnen zum Behuf des Horoſkops auf das Papier warf. Hie und da war allerlei Kram dem Anſehen nach zum Gebrauch geheimer Wiſſenſchaft aufgeſtellt. Auf einem Tiſche in der Mitte des Zimmers ſtanden einige nach der beſchriebenen Oeffnung gerichtete Fernrohre, eine große Kryſtallkugel und ein runder halb verdeckter Spiegel. Das ſternkundige Männchen erhob ſich aus ſeinem Stuhle und begrüßte die Hereingetretenen mit ehrfurchtsvoller Höflichkeit.

„Eben bin ich noch mit Euerem Horoſkop beſchäftigt, gnädiges Fräulein," ſagte er zu Ebba; „es ſcheint mir faſt, als hättet Ihr mir Euere Geburtsſtunde nicht richtig angegeben; denn es herrſcht eine große Verwirrung in allen Sternenlinien."

„Ich ſagte Euch alles richtig,“ verſetzte Ebba ängſtlich.

„Wenn dies wahr iſt, ſo bitt' ich Euch, laßt ab von der Liebe des Königs. Sie bringt Euch kein Heil. Alle Euere früheren Freunde ſind Euere Feinde geworden; vorzüglich einer, der Euch ſonſt ganz ergeben war. Und Euere neuen Freunde vermögen nichts für Euch zu thun. Laßt ab von dem Gedanken, jemals des Königs Gemahl zu werden, er verbittert Euch das Leben.“

Ebba zitterte; Thränen ſtürzten aus ihren Augen. „So es Gottes Wille iſt, der ja in den Sternen geſchrieben ſteht, ſo will ich gern von meinem königlichen Herrn laſſen und meine heiße Liebe einſchließen in den ſtillen Herzensſchrein; dort mag ſie ſich verzehren, wie ein Lämplein ohne Oel. Ich dank Euch, guter Mann, daß Ihr mich belehrt habt.“ Sie ſchickte ſich an zum Gehen.

„Du haſt Deine Sache gut gemacht!“ flüſterte der Herzog dem Aſtrologen zu. „Deine paar Worte helfen mehr, als alle Vorkehrungen meiner Mutter.“ Und als Ebba ins Schloß war, ſagte er zu ſeinem Begleiter: „Der Zufall und Dein eigner guter Einfall verſchaffen Dir von der Königin eine goldene Kette. Ich bin der Gräfin herzlich gewogen und haſſe die Art meiner Mutter, ſie zu behandeln; denn ſie iſt eine gute fromme Taube, und es iſt beim Himmel kein Funken Falſchheit in ihrer Seele, wie die Königin behauptet; aber ſie paßt nicht zu einer Königin. Was ſoll eine Taube in des Adlers Horſt? Auch iſt es wahr, daß mein Bruder mit der Holländerin auf dem vertrauteſten Fuße lebt. Die Gräfin wird alſo doch betrogen, und es iſt beſſer wir enttäuſchen ſie jetzt leiſe und langſam durch dies unſchuldige Mittel, als daß ſich nachher plötzlich, wenn ſie an der Pforte der Seligkeit zu ſtehen wähnt, die Erde vor ihren Füßen aufriſſe und ein Abgrund ſie angähnte. Sodann macht es mir Vergnügen, all die große Liſt und die künſtlichen Plane meiner Mutter durch dieſe einfache Handlung zu überbieten. Dieſen Abend hat Ebba den König zuerſt wirklich aufgegeben."

„Und dem verwegenen Blicke eines deutſchen Edelmannes ſchießt der erſte Hoffnungsſtrahl aus dem oberſten Himmel," ſetzte Münnich hinzu.

„Ich habe es Dir am erſten Worte, das Du von der Gräfin ſprachſt, angehört, daß Du ſterblich in ſie verliebt ſeiſt."

„Das Wort iſt ſchaal. Ich bin eine Flamme; ich ſterbe vor Liebesgluth zu dieſem reinen Engel."

„Den Du doch betrügſt. Eigentlich iſt Dir beim ganzen Handel der größte Gefallen geſchehen. Denn was hätte es mir am Ende verſchlagen, wenn mein Bruder ſie geheirathet hätte."

„Ich erkenne Euere Güte, Herzog. Der Wahnſinn der Liebe, der meinen Kopf durchraſ't, mag die Sünde entſchuldigen, die ich an ihr begangen habe. Aber ich könnte mich dem Teufel verſchreiben, um dieſen Engel zu erlangen."

„Ich will mit meiner Mutter darüber reden."

Alſo war die unglückliche Ebba von einer andern Seite umgarnt, von der ſie Vertrauen und Theilnahme ſah. Am andern Morgen ſchrieb ſie dem Könige in ſeelenvollen rührenden Ausdrücken, er möge doch ſeine Wünſche aufgeben; der Himmel habe ſie nicht für einander beſtimmt, das wiſſe ſie nun. Um keinen Preis wolle ſie länger zwiſchen Sohn und Mutter ſtehen. Die Einwilligung derſelben ſei nur abgepreßt und ſie fühle am beſten, wie ungern die

Königin ſie gegeben. Die erhabene Frau ſei im Herzen doch immer gegen ihre Verbindung, um ſo größer und ſchätzenswerther ſei das Opfer, welches ſie ihrer Mutterliebe durch dieſe ſcheinbare Zuſtimmung gebracht; nun ſei es an ihnen, die Mutter nicht länger zu erzürnen, ſondern zu — entſagen.

Das Blatt war feucht von dem Thränenſtrom, der ihr während dem Schreiben aus den Augen gefloſſen war. Sie hatte gerungen und den Sieg über ſich davon getragen. Ein ungeheurer Schmerz zog nun in ihre Bruſt ein und zerpflückte die Blüthen, und zerbrach die Bilder; es ward Nacht in ihrer Seele, und ihr ſchönſter Jugendtraum enteilte, ihr die Ferſen zeigend, zu den unterirdiſchen Göttern.

## 17.

## Geſtändniſſe des Schmugglers.

Der Lenz flocht ſich einen Kranz um den andern um das jugendliche Haupt. Auf den Meeren regte ſich neues Leben, und der Verkehr bahnte ſich bis in das innerſte Herz des Landes ſeine Wege.

In einer heitern Nacht wurden an der Grenze von Oſtgothland, am Ufer des Hiemarſees, ein Trupp Schmuggler abgefangen, die ſich eben über den See nach Weſtmannland überſchiffen wollten. Nach einer hartnäckigen Vertheidigung wurden ihnen die beträchtlichen Waarenvorräthe abgenommen und ſie ſelbſt gebunden über den Hiemarſee nach Arboga, einer kleinen nem ehrlichen Gewerbe zur unehrlichen Schmuggelei zu wenden?“

„Veranlaſſung genug, Herr. Ein Hund war ein glückliches Thier gegen mich gehalten. Ich mußte von der Nacht bis in die Nacht arbeiten und für den Grafen frohnten und hatte doch kaum meinen Hunger zu ſtillen und meine Blöße zu decken. Erſt drückte mich der Hellebardier Elof Sonnenſchild und zapfte mir Schweiß und Blut ab, weil ich dem Schurken meine Tochter Rieke nicht zum Weibe geben und mit ihm in ein Horn blaſen wollte. Dann kam der Schloßvogt Sten Wytt, der auch mit in jenes ſchlechte Horn blies, der nahm mir ebenfalls ſein Theil ab, und er und der Hellebardier betrogen den Herrn Grafen in Gemeinſchaft; aber wie mich die beiden Schelme auch geplagt und gedrangſalt haben, ich habe mich doch zu keiner Schlechtigkeit von ihnen verleiten laſſen. Nach dieſen beiden kam der gnädigſte Herr Graf und verlangte ſeine Steuer, dann der Herzog und endlich der König. Gedacht' ich aber an die Arbeit zu gehen um das alles zu erſchwingen, ſo wurde ich auf drei oder vier Tage zur Jagdfrohn entboten, oder ich mußte die Fremden, die in unſer Dorf kamen, unentgeltlich über den Mälar ſchaffen *). Und ſo ging's Jahr ein, Jahr aus, und ich habe oft mein Leben verwünſcht. Da führte der Zufall im vorigen Herbſt eine Reiſegeſellſchaft in einer ſtürmiſchen Nacht in meine Hütte. Es war allerlei Volk. Ich habe aber hier nur von zwei Juden zu erzählen. Dieſe brachten mir am andern Tage, als die andern fort waren,

---

*) Vor Einführung der Poſten in Schweden gehörte es zu den Obliegenheiten der Bauern, vornehme Reiſende unentgeltlich weiter zu fahren.

erſt einen deutlichen Begriff von meinem elenden Leben bei und zeigten mir die Hoffnung, wie ich bei weniger Arbeit größern Verdienſt haben und dabei keinem Menſchen etwas abzugeben noch unterthänig zu ſein brauchte. Ich verſprach alles zu thun, wenn ſie mich ſo glücklich machen wollten. Darauf ſprachen ſie viel, wie der König gar unrecht thäte, dem Handel von außen ſein Land zu ſperren und es ſei nichts Strafwürdiges heimlich Waaren ins Land einzuführen. Endlich, als ich ihnen geſchworen, verſchwiegen zu ſein, eröffneten ſie mir, daß ſie viele Waarenvorräthe bei ſich hätten, wenn ich nun die Nebenwege durch Wald und über Felſen nach Upland und Weſtmannland kenne, ſo ſolle ich ihnen die Waaren an beſtimmte Plätze hinüber ſchaffen für reichen Lohn. Sie gaben mir gleich ſo viel Geld, wie ich in meinem Leben noch nicht bei einander geſehen hatte, und ich war gewonnen. Nachher beſprachen wir mit einander, daß bei mir eine Waarenniederlage ſein ſollte. Da ich in meinem Hauſe vor Elof Sonnenſchilds Spürnaſe keine Minute ſicher war, ſo mußte ein anderer ſicherer Platz ausgemacht werden. Ich wußte eine alte hohle Eiche im nahen Forſt; und ich glaube nicht, daß außer mir noch jemand ihre Beſchaffenheit kannte. Der Platz und die Eiche ſelbſt waren auch wegen der Geiſter, die dort umgehen, verrufen, und jeglicher Menſch fürchtete ſich davor. In dieſe Eiche brachten wir die Waaren, und von hier aus vertrieb ich ſie auf einſamen wenig bekannten Wegen in die königlichen Provinzen. Mein Weib war mir dabei behülflich, und nach einigen Monaten hatten wir ſchon ein hübſches Geld zuſammen verdient. Das Leben fing an uns zu gefallen; wir machten bald mit andern Schmugglern Bekanntſchaft und lebten herrlich und in

Freuden. Nur ſelten einmal brachten wir Nachts in unſerer öden Hütte zu, ſonſt waren wir bei der Nachtzeit meiſt auf den Wegen und ſcheuten nicht Wind noch Wetter; am Tage lagen wir in unſeren Schlupfwinkeln und ſchliefen.

Einſt nun — es war ſchon tief im Winter — fand ich die Eiche zu meiner Verwunderung leer, obgleich ich ſie wenige Tage zuvor mit Ben Iſac friſch gefüllt hatte. Ich mußte alſo meinen Weg leer nach Stockholm gehen, um dem Juden Nachricht von meiner Entdeckung zu machen. Ich fand ſie nicht zu Hauſe und hinterließ, daß ſie mich in meiner Hütte aufſuchen möchten. Sie kamen in der folgenden Nacht. Die Juden beſchuldigten mich, daß ich ſie um die Waaren betrogen habe; ich wurde im Gefühl meiner Unſchuld hitzig; es kam zu einem Wortwechſel, der Knecht ſprang auf mich los und verſetzte mir mit einem Meſſer, das ich bis jetzt nicht bemerkt hatte, einen Stich; zum Glück priſchte das Meſſer auf einer Rippe ab. Ich ſtürzte zu Boden und die Juden warfen ſich über mich her, um mich abzukehlen. Meine Frau griff entſchloſſen nach einer Holzaxt und ſchlug den Knecht Iſac damit an den Hinterkopf, daß er ſogleich ſterbend liegen blieb. Jetzt gab der Herr Benjamin plötzlich die beſten Worte und bat um ſein Leben; es fiel uns nicht ein, ihm etwas zu Leid zu thun; denn wir hatten ja nur Nothwehr ausgeübt. Er wollte uns Geld geben, aber wir nahmen nichts. In der erſten Morgenhelle verließ uns der Jude; ich aber grub ein Grab in der Scheuer und verſcharrte den erſchlagenen Iſac darin; in der folgenden Nacht machte ich mich mit Marthen auf, unſer Geſchäft nun auf eigene Hand zu betreiben; denn wir kannten ja den Verkehr. Eines Abends, als wir in einer Herberge am ſüdlichen Ufer des Wetterſees lagen, trat ein Mann herein, der mir bekannt vorkam. Er zog mich bei Seite und entdeckte ſich mir als einen Maler, der im vorigen Herbſt mit jener erwähnten Schiffsgeſellſchaft in meiner Hütte die Nacht zugebracht und am andern Tage meine Rieke gemalt hatte. Ich erkannte ihn wieder. Nun ſagte er mir, wie er mich ſchon einige Zeit geſucht habe, um ein gutes Geſchäft mit mir zu machen: er ſei auch in meinem Dorfe geweſen, habe aber meine Hütte abgebrannt gefunden. Ebenſo erzählte er mir, daß der Todtſchlag des Juden bekannt geworden, ſeine Leiche aber nicht im Grabe in der Scheuer gefunden worden ſei, und daran erkannte ich gleich, daß mir Ben-Jamin die Hütte angeſteckt und die Leiche geſtohlen habe, um ſie nach jüdiſchem Gebrauch zu begraben. Der Maler warnte mich, nicht wieder in mein Dorf zurückzukehren, weil mich Sten Witt gleich feſtnehmen und an das Obergericht in Nyköping ausliefern würde, dann ermahnte er mich, mich an dem Juden zu rächen und verſprach mir, mir die beſte Gelegenheit dazu zu verſchaffen. Und dieſe beſtand darin, dem Juden den ganzen Handel abzuſchneiden. Er ſagte, daß er ſelbſt große Waarenvorräthe in Norköping liegen habe, die ſolle ich auf ſeine Rechnung in das Königreich bringen. Wir wurden bald des Handels eins. Von dieſer Zeit an habe ich für den Maler gearbeitet und dabei drei Mal mehr verdient, als im Dienſt des Juden. Da ich nun aber gefangen worden und meines Lebens verluſtig bin, ſo will ich auch bekennen, wer der Jude und wer der Maler iſt; denn hinter beides bin ich durch Zufall gekommen. Der Jude Ben-Jamin iſt der Handelsgeſellſchafter des holländiſchen Kaufmanns Abraham Kabeljau, mit welchem des Königs Majeſtät von

Schweden große Geldgeſchäfte macht; der Maler aber iſt der Hof- und Leibmaler Ihrer Majeſtät der Königin und ein angeſehener Mann in Stockholm. Soll ein armes Bäuerlein ſterben, weil ſich's einen beſſern Verdienſt gemacht hat, ſo laßt jene beiden vornehmen Schurken auch henken."

Der Oberrichter hatte aufmerkſam zugehört, und fragte jetzt weiter: „Sage, wie biſt Du zu der Kenntniß gekommen, daß der Jude mit dem Kabeljau verbunden und der Maler ein Dienſtmann der Königin Majeſtät iſt?"

„Ich lag einſt auf der Streu in einer Herberge, wohin mich der Jude beſtellt hatte; es war in Fallun bei den Bergwerken. Dort verkehrt Ben-Jamin mit den Bergleuten und ſchachert ihnen das geſtohlene rohe Küpfer ab. Die Juden beteten noch und ſchwatzten in ihrem Kauderwelſch, wovon ich nicht viel verſtehe. Da kam ein vornehmer Mann herein geſchlichen, wie ein Dieb. Er iſt mit über die Einkünfte der Bergwerke geſetzt und hat oft Geſchäfte in Fallun. In Stockholm habe ich ihn mit unter den vornehmſten Räthen des Königs geſehen; ſpäter hab' ich mich auch nach ſeinem Namen befragt. Er heißt Stalarm und iſt ein königlicher Reichsrath. Ich that als ſchlief ich feſt und ſie hatten weiter keine Acht auf mich. Sie machten einen Handel mit rohem Metall, welches der Reichsrath dem Juden verkaufte; dann ſprachen ſie noch viel und mancherlei, was ich nicht verſtand. Aber ich hörte auch, daß der Reichsrath zum Juden ſagte, er möge ſeinem Handelsgeſellſchafter, dem Abraham Kabeljau bald zu wiſſen thun, daß er dem König Guſtav in Liefland kein Geld mehr vorſtrecke; es wäre doch alles verloren. Lieber möge er ſein Geld dem Könige von Polen borgen.

Als ich nachher ſpäter im Dienſte des Malers ſtand, hatt ich in Norköping, wo er ſein Waarenlager hielt, eben eine große Laſt von ihm überkommen und wollte am andern Morgen in der Frühe mit meinem Weibe und zwei Eſeln, die wir beladen hatten, abgehen, da kam Marthä und ſagte mir, ſie habe unſern Herrn mit des Herrn Herzogs Durchlaucht im Schlitten fahren ſehen. Ich wollte es nicht glauben und ging ſelbſt auf die Schlittenbahn. Da war der ganze herzogliche Hof beiſammen, und im erſten Schlitten ſaß der Herzog mit einer ſchönen ſtolzen Dame und ihm gegenüber der Maler in hoffärtigen Kleidern. Ich machte mich an einen Reitknecht, der auch müßig zuſah und fragte, wer denn dieſe ſchönen Leute alle ſeien. Ei, meinte der Kerl, das iſt ja der Herzog mit ſeiner Geliebten, einer polniſchen Gräfin, und der Alte iſt der Gräfin Vetter und Vormund, ein närriſcher Kauz; er iſt eigentlich der Hof- und Leibmaler der alten Königin in Stockholm; mit der ſteht er gut, das hab' ich ſelbſt geſehen, als ich mit dem Herzog in Stockholm war. Er ſoll auch ein Graf ſein, und ich glaub's ſelbſt, ſonſt gäben ſich die Herzöge und die Königin nicht ſo mit ihm ab. — Seht ſo hab' ich's erfahren."

Dem Oberrichter kamen dieſe Bekenntniſſe ſo ſeltſam und außerordentlich vor, daß er ſich entſchloß, darüber an das Regiment nach Stockholm zu berichten und den Gefangenen an den Kanzler Oxenſtierna zu ſchicken.

---

## 16.

# Nachforſchungen und Entdeckungen des Kanzlers.

Knut mußte beim Kanzler ein ſtrenges Privatverhör ausſtehen. Nach dieſem ließ Oxenſtierna, dem hier ein Licht zu dämmern ſchien, wo er lange mit Vermuthungen im Dunkeln getappt war, mehren Perſonen nachſpüren, welche der Schmuggler genannt hatte, um ſich von der Wahrheit ſeiner Ausſagen zu überzeugen. So ſchickte er im Geheimen einen Commiſſarius auf Schloß Roſenberg, um ſich nach Knuts Töchtern zu erkundigen, da dieſelben nicht mit Ebba nach Hof gekommen waren. Aber die Sache wurde nur verwickelter, als der Commiſſarius ein Protokoll über das Verſchwinden der beiden Mädchen mit überreichte. Einige Gerüchte, die nebenbei durch die Stadt liefen und Oxenſtierna zu Ohren kamen und die auf den Glauben an eine baldige Entthronung des Königs hinzudeuten ſchienen, verliehen der Unterſuchungsſache des Bauer Knut Strämfeld in des Kanzlers Augen ein noch größeres Gewicht und feuerte ihn an, auf den Grund zu kommen. Zu dieſem Behufe ſchien es nothwendig, die Nachforſchungen über den Aufenthalt des Malers auf Roſenberg und das Verſchwinden der beiden Schweſtern anzuſtellen. Der Kanzler verfügte ſich ſelbſt zur Gräfin Brahe und erſuchte ſie um Angabe ſelbſt der kleinſten Umſtände, deren ſie ſich erinnern konnte, ebenſo wurden die Frauen und Dienerinnen, welche damals auf Roſenberg um die Gräfin geweſen, einzeln vernommen. Nur dunkler wurde die

Sache. Denn eine der Dienerinnen ſagte aus und bekräftigte ihre Ausſage mit einem Eide, daß ſie, kurz vor der Abreiſe des Malers von Roſenberg, die überzeugendſten Beweiſe erhalten habe, daß der Lehrling, den der Maler bei ſich gehabt, ein Mädchen geweſen ſei. Eine alte Magd, die die Heizung der Oefen auf dem Schloſſe zu beſorgen hatte, beſchwur, daß ſie denſelben Tag, an deſſen Abend Rieke und Chriſtine verſchwunden ſeien, folgende Entdeckung gemacht habe. Es ſei ihr, als der Paſtor Pelargus bereits die Betſtunde begonnen habe, eingefallen, daß der Maler mit ſeinem ſtummen Lehrling dieſelbe nicht beſuche: nun aber habe ſie vergeſſen, den Ofen im Zimmer des Malers mit der gehörigen Heizung zu verſorgen. Eilig und unbemerkt habe ſie ſich in den auf dem Corridor ſich öffnenden Kamin begeben, um Feuer im Ofen anzumachen, es ſei aber bereits — wahrſcheinlich durch des Malers eigne Bemühung — im Brande geweſen; doch habe ſie zu ihrer Verwunderung ganz deutlich reden hören, wenn auch die Worte nicht verſtehen können, und zwar habe ſie zwei Stimmen, eine männliche und weibliche in der wechſelnden Rede genau unterſchieden. Deßhalb ſei alſo der Lehrling nicht nur kein Jüngling, ſondern auch nicht taubſtumm geweſen.

Der Maler wurde dem Kanzler eine immer räthſelhaftere Perſon. Einiges Licht ſchien das Betragen des Hauptmanns Gyllenhielm, als Bote des Königs auf Roſenberg, gegen Rieken und die Gräfin, wovon Oxenſtierna durch die letztere unterrichtet worden war, zu werfen, doch konnte es nichts als Vermuthung ſein, daß Gyllenhielm im Zuſammenhang mit dem Verſchwinden der beiden Schweſtern ſtehe.

Auf Einladung des Kanzlers erſchienen auch zwei

Menſchen vor dem Gerichtshof in Stockholm, deren Verhör nothwendig ſchien. Dies waren der Goldſchmied Peter Lilie nebſt ſeinem Sohne Tycho aus Upſala. Der letztere hatte den Winter über ein hartes Krankenlager im Hauſe ſeines Vaters ausgeſtanden, welches wohl mehr der Schmerz über Riekens Verſchwinden, als die Wunde ſeines Arms veranlaßt hatte. Die Hoffnungsloſigkeit, die Heißgeliebte zu beſitzen, hatte ſein Herz ſo niedergedrückt, daß ihn das Leben anekelte, ſeine Geneſung nur ſehr langſam von Statten ging, und er nun, nachdem er wieder hergeſtellt war, zwar nach Liefland zurückkehren wollte, aber nur, um im Schlachtgewühl ſich den Tod zu holen. Schon war die Abreiſe feſtgeſetzt und Eltern und Geſchwiſter weinten dem Tage entgegen, als der Bote des Kanzlers erſchien. Mit den beiden Goldſchmieden war der Pfarrer Pelargus geladen. Der Kanzler vernahm ſie alle drei. Das Geſpräch des Pfarrers mit dem Maler an jenem Tage eröffnete ihm wieder eine geahnete Ausſicht, und wenn auch die Reiſe des alten Peter Lilie mit dem Maler nach Elfsdal eben zu keinen weitern Reſultaten führte, ſo dämmerte es doch bereits vor Oxenſtierna's Blicken. Tycho erzählte ſeine Liebesgeſchichte von ihrem erſten Entſtehen an. So wie er des Hauptmanns Gyllenhielm Benehmen gegen Rieken in jener Nacht, wo ſie aus dem verſchlagenen Schiffe in Knut Strämfelds Hütte gekommen, und am Morgen des folgenden Tags ausführlich berichtete, glaubte der Kanzler immer mehr annehmen zu müſſen, daß Gyllenhielm mit im Spiele ſei. Nichts aber kam Tycho's Erſtaunen gleich, als er erfuhr, daß Rieke und Chriſtine nicht, wie zeither alle geglaubt, zu ihrem Vater entwichen ſeien, um ihn vor Unglück zu warnen, ſondern daß man

Grund habe anzunehmen, ſie ſeien geraubt worden. Tycho wurde mit dem Bauer Strämfeld confrontirt, um aus deſſen eignem Munde das eben Vernommene beſtätigt zu hören. Er umhalſte den Bauer und verſprach ihm, alles beim König aufzubieten, um ihm Begnadigung auszuwirken. Als der Kanzler dem jungen Küraſſieroffizier ſeinen Verdacht mittheilte, daß der Hauptmann Gyllenhielm der Räuber der Schweſtern ſein möchte, erinnerte ſich dieſer plötzlich einer übermüthigen und ſpöttiſchen Aeußerung, welche ſich Gyllenhielm im liefländiſchen Lager im Zelte einer Marketenderin gegen ihn erlaubt, die er zwar nicht wörtlich mehr anzuführen vermochte, deren Sinn aber auf irgend einen Triumph hindeutete, den Gyllenhielm über Lilie gefeiert oder noch zu feiern gedenke. Dadurch nur noch mehr in ſeiner Muthmaßung beſtärkt, rieth Oxenſtierna dem Offizier, ſich unverzüglich einzuſchiffen, in Liefland wieder zu ſeinem Regimente zu ſtoßen, den König von Gyllenhielms Benehmen zu unterrichten, und ſich vom Monarchen die Erlaubniß auszuwirken, daß er des verdächtigen Hauptmanns Schritte ſcharf beobachte.

Tycho verfehlte nicht, ſich dieſem Winke folgſam zu beweiſen. Hatte doch ſein Herz nun wieder aus dem unverſiechbaren Brunnen der Hoffnung geſchöpft und welcher Kranke von dieſer Aganippe gekoſtet, der ſtirbt nicht an Theilnahmloſigkeit oder Verzweiflung. Tycho hatte nun wieder ein Ziel, auf welches er hinarbeitete und das alle ſeine Kräfte in Bewegung ſetzte. Dies machte ihn munter und bewegt. Deshalb ſchied auch ſein Vater mit wiedergewonnenem Muth von dem geliebten Sohne. Der Kanzler hatte ihm ein Schreiben an den König mitgegeben; überdies ermuthigte er den Jüngling noch mehr durch das Verſprechen, in Schweden all ſeine Macht aufzubieten, um der geraubten Rieke auf die Spur zu kommen.

So unerklärlich dem Jüngling nun auch manches bleiben mußte, z. B. was Gyllenhielm, wenn er auch wirklich der Räuber ſei, mit der kleinen Stummen beginnen möchte, da doch der Raub zweier ſchwieriger ſei, als eines Mädchens, ferner wie man ſo gar nichts auf Roſenberg von einem gewaltſamen Raub bemerkt, was ſchier unmöglich ſchien, ſo hatte ſich doch ſeiner Seele einmal der troſtvolle Glaube bemächtigt, er müſſe Rieken durch genaue Beobachtung Gyllenhielms finden, vielleicht gar in Liefland finden.

Von ſeines Vaters Segenswünſchen begleitet, ging er zu Schiffe; ein herrlicher Sommertag lächelte ſeiner Fahrt mit freundlichen Sonnenblicken zu.

Wirklich war über der weitläufigen Unterſuchung der Frühling geſchwunden, und Sommerblumen ſchmückten den Buſen der mütterlichen Erde.

Tycho war kaum einige Tage von Stockholm abgereiſt, als die Gerichtsdiener den Juden Ben-Jamin in Stockholm aufſpürten, und die Meldung davon dem Reichskanzler machten. Er ließ den Mann Abends in der Stille gefangen nehmen und in ein anſtändiges Gefängniß bringen. Er ſelbſt führte das Verhör und behandelte den Verdächtigen gelinde. Zwar läugnete derſelbe alles hartnäckig, doch ſchien er es mit Wohlgefallen zu hören, daß ihn der Reichskanzler verſicherte, die ganze Unterſuchung ſei eigentlich nur gegen den Maler gerichtet und nur dieſer werde hart beſtraft werden; er möge alſo nur bekennen, in welcher Verbindung er mit demſelben geſtanden habe. Bei dennoch fortgeſetzter Weigerung wurde ihm einmal während dem Verhör und als er am wenigſten darauf gefaßt war, Knut Strämfeld gegenüber geſtellt.

Ben-Jamin verlor auf einen Augenblick die Faſſung und — verrieth ſich. Jetzt log er im Gewande eines aufrichtigen Geſtändniſſes, der Maler ſei ein reicher franzöſiſcher Manufakturiſt, der ſeine Waare in den Norden verführe und ihn und andere geworben habe, die Manufakte in das Königreich Schweden durch den Schleichhandel einzubringen. Der Kanzler wurde durch dies Geſtändniß irre geführt, doch der Jude hatte deſſen weiter keinen Gewinn; er blieb im Gefängniß. Schwierig war es, des Malers habhaft zu werden. Eines Theils ſchien er in Stockholm mächtige Freunde zu haben, an die Oxenſtierna nicht konnte und zu denen die Königin gehörte, andern Theils lebte er in Norköping mit dem Herzog Johann auf vertrautem Fuße. Eine maskirte Einladung nach Stockholm von einem vornehmen Hauſe, als ob de Change für ſeine Kunſt darin reichlohnende Beſchäftigung finden ſollte, zog ihn nicht herbei. Ja dies Nichtkommen mahnte den Kanzler an nur noch größere Vorſicht. In jedem Falle war zu vermuthen, daß der Herzog Johann den Maler ſchützen würde, und die königliche Regierung hatte einen nur ſehr geringen Einfluß auf die herzogliche. Der Herzog würde es ſehr übel vermerkt haben, wenn Oxenſtierna nur eine Bitte hinſichtlich eines polizeilichen Augenmerks auf den Maler gewagt haben würde.

## 17.

# Im ſchwediſchen Lager.

Tycho Lilie langte wohlbehalten in des Königs Hauptquartier an.

Dort waren unterdeſſen durch des Königs ritterliche Tapferkeit und Jakob de la Gardie's weiſe Benutzung aller Streitkräfte die vereinigten Ruſſen und Polen mehre Male geſchlagen, die Schweden in das Land vorgedrungen, und Nowgorod mit ungeheueren Länderſtrichen wieder dem ſchwediſchen Schwerte unterworfen. De la Gardie waltete als Statthalter in dem alten Nowgorod, während der König damit umging, die Feſtung Gdow einzunehmen, und dadurch den Ruſſen einen wichtigen Schlag zu verſetzen, ja wohl dadurch den neuen moskowitiſchen Zaar Michael Romanow oder vielmehr deſſen Vater, den weiſen Patriarchen von Moskau, der an des jungen Monarchen Statt die Zügel des Staats hielt, zum Frieden zu vermögen.

Es war dem Schwedenkönig keineswegs darum zu thun, dem jungen Romanow die Zaarenkrone wieder vom Haupte zu reißen: Guſtavs Scharfblick hatte eingeſehen, daß ſein verzärtelter und eben nicht geiſtesſtarker Bruder nicht zum Beherrſcher eines ſo ungeheuern Reichs tauge; er hatte in weiſe Erwägung gezogen, daß Karl Philipp wenigſtens ſechs Jahre eines umſichtigen willenskräftigen Vormunds und Lenkers bedürfe; denn was ſollte der Knabe allein an der Spitze eines noch in der Roheit der Barbarei befangenen Volks? Wer aber ſollte dieſer Vormund ſein? Wer war im Stande die ruſſiſchen und ſchwediſchen Intereſſen zugleich im Auge zu behalten? Gewiß Niemand weiter als er ſelbſt, das mußte ſich der junge Held bei all ſeiner Beſcheidenheit im Gefühl ſeines Werthes geſtehen. Aber gehörte nicht ſeine ganze Kraft ſeinem geliebten Schweden! Und mußte er nicht alles aufbieten, in dieſem kritiſchen Zeitpunkte, dies Schweden zu heben? Gerade die nächſten ſechs Jahre waren es, die Schweden bedurfte, um aus ſeiner Niedrigkeit aufzutauchen, gerade jetzt mußten alle Mittel benutzt werden, die Schritte zur innern und äußern Vervollkommnung nicht zu hemmen, ſondern zu vergrößern und zu beſchleunigen. Sollte der König ſeine Kräfte jetzt zerſplittern und ſie zum Theil einem fremden Staate zuwenden, wo Ausſaat und Frucht ungewiß war, während daheim in ſeinem Erblande ſeine Mühe ſchon Blüthen hervorgerufen hatte? Guſtav's Abſichten gingen demnächſt nur darauf hin, ſich eine bedeutende Erwerbung in Rußland zu machen, deren beſte Kräfte er zum Wohl ſeines Reichs benutzen könne und von Romanow eine beträchtliche Kriegsſteuer zu erhalten. Dieſe Beſtrebungen lenkten ſeine Schritte in dem ſchwierigen Kriege, welcher in dieſem und dem folgenden Jahre noch manche Opfer koſtete, ſie lenkten ſie in den ſpätern langwierigen Unterhandlungen.

Der König hatte ſeiner Ebba wieder einige Male geſchrieben und ſie zur Beſtändigkeit ermahnt, er empfing den jungen Lilie deshalb mit großer Freude, meinend derſelbe bringe ihm einen lang erhofften Brief von der geliebten Gräfin. Statt deſſen überreichte Tycho das Schreiben des Reichskanzlers. Obgleich ſchmerzlich berührt von der Täuſchung, lächelte der König doch über den Verdacht des Kanzlers gegen

Gyllenhielm. Nach Durchleſung des Briefs ließ er ſich die ganze Geſchichte noch einmal von Tycho erzählen. Mehrmals ſchüttelte er den Kopf und ſagte endlich: „Ich kenne den Hauptmann Gyllenhielm als einen ſo braven Offizier und mir ſo ergebnen Freund, daß ich unmöglich glauben kann, was des Kanzlers und Dein Argwohn unbemäntelt ausſpricht. Seit mehren Jahren ſchon habe ich den Hauptmann zu Privatgeſchäften gebraucht, und er hat in der Beſorgung und Ausführung derſelben ſich mir jedesmal als einen gewiſſenhaften, pünktlichen, verſchwiegenen und meinen Intereſſen treu ergebnen Mann bewährt, er wird wahrlich eines Bauermädchens halber, die ihn nicht liebt und nicht für ihn paßt, nicht aller ritterlichen Tugenden vergeſſen. Ich mag auch nicht leiden, daß ſo eine ehrliche Haut, wie Du, dem Hauptmann als Spion nachſchleicht; ich kann das heimliche Spioniren überhaupt nicht leiden und mag nichts davon in meiner Nähe wiſſen.“

Tycho erblaßte; er wagte in der Angſt ſeines Herzens die wiederholte Bitte an den König; aber Guſtav fuhr zornig fort: „Nichts da! Keine krummen Wege! Keine Nebelkappen! Ich werde ſelbſt mit dem Hauptmann Gyllenhielm über die Sache ſprechen.“

Des Königs kryſtallreines Gemüth ſträubte ſich jedes Mal heftig gegen den Glauben an eine Schlechtigkeit; alles Niedrige und Gemeine war ihm fremd, er hatte gar keinen rechten Begriff davon.

Und in ſeiner Herzensreinigkeit ſah er nicht, daß er nichts Schlimmeres thun konnte, als mit Gyllenhielm ſelbſt über den Mädchenraub zu ſprechen.

Da lag nun der Anker wieder zerbrochen, den Tycho mit ſo gläubiger Seele ausgeworfen. Er ging innerlich vernichtet vom Könige. Aber ſchon nach wenigen Stunden argen Schmerzes erhob ſich ſein Muth wieder. Er nahm ſich vor, in Geheim und für ſich zu thun, was der König ihm verboten hatte, und den Hauptmann Gyllenhielm ſo viel als möglich zu beobachten. Trieb ihn doch ſein Herz ſo gewaltig dazu, und die Befehle des Herzens ſind ſtärker, als die der Könige. Und wenn es ſelbſt ſein Wille geweſen wäre, dem Könige zu gehorchen, er hätte es nicht vermocht. Sein Auge hätte unwillkührlich Gyllenhielms Wege verfolgt; und wenn auch, wie man ſagt, das Auge der Liebe blind iſt, ſo iſt die Eiferſucht mit Argusaugen begabt. Aus ſeiner Verzweiflung raffte ſich der Jüngling auf, um für ſich zu handeln.

Einige Monate ſpäter eilte Gyllenhielm, innerlich erbebt über die Aeußerung des königlichen Vertrauens, aus dem Kabinet des Monarchen zu ſeinen Verſchwornen, ihnen zu entdecken, daß ein zweiſchneidiges Schwert an einem Pferdehaar über ſeinem Haupte ſchwebe. Sie konnten nicht wiſſen, woher der König jene Andeutung habe und den König ſelbſt konnte man doch unmöglich darüber ausholen. Selbſt Linsky fand die Sache bedenklich. Ohnedies hatten die Verſchwornen zeither Tag für Tag auf die Kunde gehofft, Stockholm ſei von der polniſch-katholiſchen Partei beſetzt, das Regiment verjagt und Guſtav's Thron geſtürzt, ſtatt deſſen hieß es in de Change's ſeltenen Briefen ſtets, der rechte Zeitpunkt ſei noch nicht da, man müſſe ſich erſt noch einiger Häupter vergewiſſern, es wäre ihren Plänen höchſt nachtheilig geweſen, daß die Königin die Gräfin Brahe wieder an den Hof genommen und ſogar zu ihrer Oberhofmeiſterin beſtellt habe; denn dadurch ſei ihnen die Theilnahme mehrer der reichſten Familien, namentlich die der Brahe, auf die ſie ſo gewiß gerechnet, entgangen.

Der Sommer war darüber verſtrichen und die während demſelben erfochtnen neuen Siege des Schwedenkönigs, die wichtige Einnahme von Gdow im Herbſte dieſes Jahrs und die vermuthlichen Zugeſtändniſſe, welche er dem ruſſiſchen und polniſchen Kabinete abzupreſſen Miene machte, waren der verſchwornen Polenpartei große Dornen im Auge. Sie ſtellte ſich vor, daß der König ſich mit dem Friedensgeſchäft ſehr beeilen und im Triumph nach Stockholm zurückkehren werde, und dann — das ſahen ſie wohl ein — waren alle ihre Pläne vereitelt. Linsky gerieth faſt außer ſich über de Change's Saumſeligkeit, und in einer geheimen Verſammlung, bald nach der Eroberung von Gdow, wurde beſchloſſen, einen Geſandten nach Schweden zu ſchicken, welcher den Zaudernden die Nähe der Gefahr enthüllen und ſie zur Eile antreiben ſollte. Dazu war Niemand geſchickter als Gyllenhielm, er, den ohnedies noch ein beſonderes Band nach Schweden zog. Es hielt auch gar nicht ſchwer, bei der nach der ſiegreichen Einnahme Gdow's eingetretenen Waffenruhe und der Ausſicht auf Frieden, deſſen Präliminarien eingeleitet, waren, aus dem Lager entlaſſen zu werden. Es kam alſo nur darauf an, einen wahrſcheinlichen Grund aufzufinden, unter deſſen Schein Gyllenhielm abreiſen konnte. Dieſer Grund war bald gefunden. Linsky bearbeitete den Herzog von Lauenburg und dieſer fand es dem Anſtande gemäß, die Königin Mutter mit einer Geſandtſchaft zu beſchicken, um ihr mitzutheilen, wie er die hohen Aufträge Ihrer Majeſtät ausgerichtet und welches Reſultat er dabei gewonnen habe. Gyllenhielm wurde vom Herzog zum Geſandten erwählt und reiſte ab, und Niemand außer den Eingeweihten, ahnete, daß ſeine Reiſe einen andern Grund habe. Nur in

Tycho's argwöhniſcher Seele kam eine ſolche Ahnung auf. Es kam ihm mehr als verdächtig vor, daß der Hauptmann die eroberten Provinzen verlaſſe und jetzt ſchon in das Mutterland zurückkehre; und kaum hatte er die Kunde von dieſer Reiſe vernommen, als er, von innrer Angſt getrieben, ſich zum König verfügte.

## 18.

## Tycho's Abſchied.

Es war ein trüber Herbſtabend. Mit haſtigen Schritten eilte Tycho an den alten hohen Häuſern hin und trat in des Königs Wohnung. Ein Kammerjunker belehrte ihn, daß der König bei der ſchönen Holländerin ſpeiſe. Sie wohnte in der Nähe, und Tycho's Herzensbeklemmung trieb ihn weiter. Durch den Kammerdiener ließ er den König um einige Minuten geneigtes Gehör bitten, und es wurde ihm erlaubt, hinein zu treten. Guſtav ſaß mit Margarethen vertraulich auf einem Doppelſtuhle, und, wie es ſchien, bediente Margaretha den König.

„Du haſt gewiß Deine Braut aufgefunden, oder doch wenigſtens eine Spur von ihr," redete Guſtav den ſchüchternen Goldſchmied an.

„Keins von beiden," entgegnete dieſer; „doch hoff' ich durch Euerer Majeſtät Gnade beides zu finden. Gewährt mir die Erlaubniß, nach Schweden zurückkehren zu dürfen. Wenn der Krieg wieder beginnt, bin ich wieder bei Euch. Ich habe hier nicht Ruh' noch Raſt."

„In Gottes Namen. Ich wäre ſelbſt lieber dort, als hier. Bei Deinem Vater biſt Du beſſer aufgehoben; als Soldat haſt Du das Deinige gethan, jetzt iſt an Deiner Werkbank der beſſere Platz für Dich. Auch wird der Kanzler Oxenſtierna Dir ſchon die Braut in Schweden ausfindig gemacht haben. Grüße Deinen Vater von mir."

Tycho empfahl ſich und war ſchon wieder auf dem Rückwege aus dem Zimmer, als er ſich vom König gerufen hörte. Raſch kehrte er um.

„Wem anders könnte ich mit größerer Zuverſicht einen Brief an die Gräfin Brahe anvertrauen, als Dir, Tycho Lilie?" ſagte Guſtav. „Nun iſt mir eben beigefallen, daß ich meiner Braut einen Brief ſchuldig bin. Du ſollſt ihn mitnehmen, braver Tycho. Komm alſo morgen, eh' Du aus Nowgorod gehſt, zu mir."

„So wird Ew. Majeſtät wohl gleich den Brief ſchreiben," erinnerte Margaretha, „denn der Offizier will gewiß mit Tages Anbruch auf und davon. Wer den Flügeln ſeiner Sehnſucht folgen will, muß ſich früh aufmachen; denn dieſe pflegt immer weit voraus zu ſein."

„Es iſt wahr," antwortete der König, „man muß von ſich ſelbſt auf andere ſchließen, dann hat man den ſicherſten Maßſtab zu ihrer Behandlung. Wenn ich in Tycho's Haut ſteckte, ich würde auch jede Stunde verwünſchen, die mich länger zurückhielte; alſo komm in drei Stunden und hol' Dir den Brief." Die Holländerin war unterdeſſen aufgeſtanden und in ein Nebenzimmer gegangen. Tycho empfahl ſich. Als er nun in Gedanken vertieft durch die dunkle Straße ſeiner Wohnung zu ſchlenderte, fühlte er ſich plötzlich von hinten am Arme gehalten, und ſich umkehrend, gewahrte er einen Diener des holländiſchen Kaufmanns, der ihn alſo anredete:

„Herr, Euch läßt meine Gebieterin, die Dame Margaretha Kabeljau dringend bitten, Ihr möget doch nach einer Stunde wieder in ihre Behauſung kommen und Euere Güte einen nothwendigen Auftrag von ihr nach Stockholm übernehmen. Doch ſoll ich nicht eher von Euch gehen, bis Ihr mir das Verſprechen gegeben, zu kommen, weil die Sache von Wichtigkeit ſei.“

„Tycho Lilie iſt jedermann gern gefällig und am liebſten ſchönen Frauen; ich gebe alſo mit Vergnügen das Verſprechen zu kommen.“

Nachdenkend was wohl die ſchöne Buhlerin des Königs — denn für nichts beſſeres hielt der ehrliche tugendhafte Goldſchmied die Kaufmannstochter — von ihm zu begehren habe, ging Tycho heim, ordnete ſeine Angelegenheiten, und kehrte nach einer Stunde, nicht ohne Herzklopfen in Kabeljau's Wohnung. Der Diener, welcher ihn beſtellt, empfing ihn ſchon an der Thüre und führte ihn eine finſtere Treppe hinauf, welche Tycho früher nicht paſſirt war. In einem ſchwach erleuchteten Zimmer angelangt, ließ der Diener den Offizier allein; gleich darauf kehrte er mit einem weiblichen Weſen — Margarethens Zofe — zurück und ging. Das Kammermädchen wandte ſich mit ſichtbarer Angſt an Lilie: „Wir ſetzen voraus, daß Ihr ein Mann von tadelloſer Ehre ſeid, und daß ein edles Herz voll Mitgefühl und Theilnahme die Krone Euerer Ritterlichkeit bildet. Verſprecht mir, das, was Ihr erfahren ſollt, mit der größten Zartheit und dem reinſten Edelſinn zu betrachten und zu behandeln. Eine an dem Abgrund der Verzweiflung ſchwebende Seele ruft Euere Ritterlichkeit um Rettung an. Wollt Ihr mir jenes Verſprechen nicht geben, ſo geht wieder und reiſt glücklich.“

„Nimmer!“ verſetzte Tycho feſt. „Es bedürfte des Verſprechens nicht, aber Ihr wollt, daß ich Euch das mit Hand und Mund gelobe, was ſich von eines Mannes und noch vielmehr von eines Soldaten Tugend von ſelbſt verſteht. Wohlan, ich gebe Euch dies Verſprechen, und nun laßt mich hören, wer von mir Rettung begehrt und auf was für Weiſe?“

„So tretet hier herein.“ Sie führte ihn in ein anderes Zimmer. Ein Jüngling trat ihm entgegen. Verwundert ſah ihn Tycho an, aber ſeine Verwunderung ſtieg zum Erſtaunen, als er nach dem erſten Worte, welches der Fremde ſprach, die Holländerin in ihm erkannte.

„Offizier,“ ſprach ſie, „ich habe Euer Verſprechen mit meinen eigenen Ohren vernommen. Ich habe das größte Vertrauen zu Euch; Ihr werdet es nicht täuſchen. Ihr werdet gern helfen, wo Hülfe noth thut und — Ihr könnt helfen, es ſteht in Euerer Macht. Die hart bedrängte Seele bin ich ſelbſt, und die Rettung, die ich von Euch erflehe, beſteht darin, daß Ihr mich in dieſer Nacht als Euern Begleiter, als Euern Diener, wenn Ihr wollt, mitnehmt nach Schweden. Alles iſt zu meiner Flucht bereit.“

„Schöne Dame,“ verſetzte Tycho beſtürzt, „was in aller Welt könnte Euch vermögen, das ſchwed'ſche Lager zu verlaſſen, wo Euch das Glück mit ſeinen herrlichſten Gaben überſchüttet.“

„Ach!“ ſeufzte Margaretha, „wie ſehr ſeid Ihr im Irrthum. Nicht alles iſt Gold, was glänzt. Könntet Ihr in mein Herz blicken und die Qual, die es martert, gewahren, wahrlich! Ihr würdet anders reden.“

Tyche ſchauderte und wiederholte unwillkührlich das Wort: „Qualen!“ mit einem eigenen Gemiſche von Angſt, Schreck und Mitleid.

„Ja das iſt Qual, an ſeiner eignen Weisheit zum Narren zu werden,“ verſetzte Margaretha bitter. „Ich ſpielte mit einem vergifteten Pfeile und prüfte auch noch im thörichten Uebermuthe ſeine ſcharfe Spitze, um das Gewerbe des Trugs damit zu zerſtören. Ich glaubte mich ſeine Meiſterin, und ehe ich mich's verſah, hatte ich unvorſichtig leidenſchaftlich ihn mir ſelbſt in die Bruſt gedrückt. Ich vermaß mich, die Lenkerin der Schickſale eines Königs zu ſein, aber dies Schickſal hat meinen Uebermuth im ſauſenden Schwunge ſeines Rades erfaßt und überwältigt. Ja das iſt Qual, ſich des Frevels ſchuldig zu wiſſen, gegen deſſen freche Fauſt man ſorgfältig Thür und Angel verſchloſſen; es iſt Qual, ſeinen ſchlechten Feinden recht in die Hände zu arbeiten, ihren erkannten nichtswürdigen Plänen recht Vorſchub geleiſtet zu haben voll des tiefſten Widerwillens gegen ſie. O ſpiele keiner mit dem Dolche der Leidenſchaft, rühre ihn keiner an, um ihn zu wohlthätigen Zwecken zu gebrauchen! Es iſt ſo leicht geſchehen, daß die Scheermeſſer-Schärfe deſſelben ihm die Haut an der Hand ritzt, das Gift zuckt hinein und ſtrömt wie raſende Flammen durch den Leib, eine unſichtbare Fauſt richtet ihm das Meſſer nach der eignen Bruſt oder ein Gott verwirrt ihm in unglücklicher Stunde den Verſtand, daß er ſich ſelbſt gräulich damit verſtümmelt. O weh mir! Ich bin grenzenlos unglücklich! Mein Jammer hat kein Ende. Vielleicht aber finde ich fern von hier Linderung meiner Pein. Ich hoffe es, ich glaube es mit Zuverſicht. Darum nehmt mich mit, edler braver Mann! Der König ehrt Euch, und das hat mir Muth gegeben, Euch zu meinem Helfer auszuerſehen. Schlagt mir die Bitte nicht ab! Seht, ich fleh Euch zu Euern Füßen darum an“ Mit dieſen Worten warf ſie ſich zu den Füßen des beſtürzten Jünglings, der in der Verwirrung nicht wußte, was er thun ſollte.

„Um Gott!“ rief er, „was wird der König dazu ſagen? Wie verträgt ſich die Erfüllung Euerer Bitte mit meiner dem Könige ſchuldigen Treue?“

„Für dieſen Fall habe ich geſorgt,“ antwortete Margaretha. „Seht dieſen Brief an den König, der ihm morgen zugeſtellt wird, wenn wir Narva zueilen, uns einſchiffen zu laſſen. Ich habe darin dem Könige die Gründe meiner Abreiſe offen dargelegt und Euch freigeſprochen von aller Schuld. Euch kann demnach nichts zur Laſt gelegt werden; auch wird meine Zofe dem Könige erzählen, wie ich Euch überredet habe. Seid deshalb außer Sorgen.“

„Himmel! was wird mein Vater dazu ſagen?“

„O ich verſtehe Euere unſchuldige Seele!“ jammerte Margaretha. „Was wird der ehrliche Bürger ſagen, wenn Ihr die verächtliche Buhlerin des Königs mit über Meer bringt? Wird er nicht glauben, Ihr ſeid auch in die gefährlichen Netze derſelben gefallen? Ihr würdet vielleicht gar Euch zum Deckmantel ihrer Schande hergeben? O ich verdiene dieſen Abſcheu! Geht hin! Ich bitte nichts mehr von Euch. Ich werde den Weg allein zum finniſchen Meerbuſen finden; eines Schiffes bedarf ich nicht, auch braucht's nicht erſt die Reiſe, Nowgorod liegt ja am Ilmenſee, und er iſt tief genug, meinen Gram zu begraben.“ Sie ſtand ſchluchzend auf, um das Zimmer zu verlaſſen. Tycho warf ſich ihr in den Weg und rief:

„Um des Heilands Willen! Ich habe Euch verkannt, Fräulein. Ihr ſeid edel. Gebietet über mich. Ich werde an nichts weiter denken, als Euere Wünſche zu erfüllen.“

„Wohlan, ſo ordnet die Abreiſe in einigen Stunden an. Für Wagen und Pferde hab' ich bereits geſorgt. Verfügt Euch vom Könige ſogleich zu mir. Ehe der Morgen graut, müſſen wir weit von hier ſein.“

Tycho, noch niemals in ſo wunderlich bedrängter Lage, ward ſo hingeriſſen von den Thränen und der edlen Beharrlichkeit des reizenden Weibes, daß er ſich ſelbſt gelobte, nun alles für Margarethen zu thun, was er vermöge. Die Macht der Schönheit hatte auch auf ihn ihren Zauber ausgeübt. Die Unruhe ſeines Gemüths hatte ſich ſeinem Aeußern mitgetheilt. Sein Geſicht glühte, und unſtät rollte ſein Auge, während die Haare ihm wie zerzauſt um den Kopf hingen. Eben ſo ungewöhnlich heftig waren ſeine Schritte und Bewegungen, als er bald darauf in des Königs Kabinet trat, ſo daß dieſer auf den erſten Blick ſah, es müſſe etwas Außerordentliches mit dem ſonſt ſo ruhigen Manne vorgegangen ſein.

„Was fehlt Dir, Lilie?“ fragte er ernſt, und der Offizier erſchrak nur noch mehr, gleichſam als wäre er auf einer böſen That ertappt, ſo daß er kein Wort erwiedern konnte. „Was iſt Dir begegnet? biſt Du ſtumm geworden?“ fragte der König ſchärfer betont; aber Tycho vermochte ſeinem königlichen Herrn ſo wenig eine Lüge zu ſagen, daß er vielmehr, ſchmerzlich ergriffen zu Guſtavs Füßen fiel, und ihn flehendlich anrief, ihm die Antwort auf dieſe Fragen zu ſchenken, weil er ſein Ehrenwort verpfändet habe, Niemand zu ſagen, was ihm begegnet ſei.

„Das iſt ein ander Ding,“ ſagte Guſtav unmuthig. „Das Ehrenwort eines Soldaten muß ſelbſt der König ſchätzen.“ Er übergab dem bedrängten Jüngling den Brief und befahl ihm noch viel tauſend zärtliche Grüße an die Gräfin Brahe. Dann fragte er von ohngefähr: „Wann gedenkſt Du abzufahren?“

Tycho erſchrak abermals ſichtbar und ſtammelte: „Um Mitternacht.“ Denn zu lügen vermochte er ſchlechterdings nicht.

„Um Mitternacht?“ fragte der König verwundert, „das klingt ja ſchier ſchauerlich. Haſt Du ſo große Eile, daß Du nicht einmal den Tag erwarten kannſt?“ Tycho machte ſchon wieder ſein bittendes Geſicht. „Oder hängt die wunderliche Stunde Deiner Abreiſe auch mit Deinem Ehrenwort zuſammen?“ Der Offizier nickte wehmüthig.

Dem König fiel dies Benehmen um ſo mehr auf, da einige Stunden vorher keine Spur davon an dem Jünglinge zu bemerken geweſen war. Als er daher Tycho entlaſſen hatte, befahl er einem der dienſtthuenden Kammerjunker, ihm nachzugehen und genauen Rapport zu bringen, wohin ſich Lilie verfügt habe.

Nach einer Stunde kehrte der Kammerjunker mit der Nachricht zurück, der Offizier Lilie ſei von des Königs Majeſtät zu des Herzogs von Lauenburg Durchlaucht gegangen, ſei von da aber ſchnell zurückgekehrt und habe ſich in die Wohnung des Kaufmanns Kabeljau verfügt. Der Name durchzuckte den König wie ein Blitz.

„Iſt Kabeljau von ſeiner Reiſe dieſen Abend zurückgekehrt?“

„Schwerlich,“ verſetzte der Page, „ſonſt wüßten wir ſicherlich davon.“

„Gieb mir meinen Mantel und folge mir,“ ſagte der König beſtimmt und ſtand nach wenigen Minuten vor dem Hauſe, welches dem holländiſchen Agenten eingeräumt worden war. Die Thür war verſchloſſen; der Page mußte pochen. Ein erſchrockener Diener öffnete, und wollte beim Anblick des Königs vorauseilen, aber dieſer hielt ihn zurück. Bebend ſtand das Kammermädchen im Vorzimmer und meldete mit angſterſtickter Stimme, daß ihre Herrin ſchlafe. „Ich will ihr gute Nacht wünſchen," verſetzte der König und trat in Margaretha's Zimmer. Sie hatte ſeine Stimme gehört und erwartete ihn in ihren männlichen Kleidern gefaßt; Tycho zitterte in einer Ecke der Stube dem Zornesausbruch des Königs entgegen.

„Du willſt Nowgorod heimlich verlaſſen," ſprach Guſtav im Ton des gemäßigten Vorwurfs. „Iſt das recht, Margaretha?"

„Was ſoll ich länger hier, wo ich mich ſelbſt verachte?" antwortete die Holländerin mit Würde. „Ich bin tief gefallen, aber noch beſitze ich ſo viel Willensfeſtigkeit und moraliſches Gefühl, meine Schande in einer Einöde zu verbergen."

„Was iſt das?" fragte der König verwundert. „Hat ein Gewiſſensrath heimliche Unterredungen mit Dir gepflogen."

„Ja ich bin mit meinem eignen Gewiſſen zu Rath gegangen, und es hat mir geſagt, daß ich ein verächtliches Geſchöpf bin. Ich ſtehe im Begriff, auf ewig von Ew. Majeſtät zu ſcheiden; Ihr dürft mich demnach als eine Sterbende betrachten. Am Rande des Grabes aber redet der Menſch Wahrheit; er ſpricht ohne Uebermuth und Ruhmredigkeit von ſeinen Tugenden, er entdeckt ohne Hehl ſeine Fehler und Vergehen. Drum laßt mich offen zu Euch reden, erhabener König! Ich kam hierher an Lieflands Küſten voll glühender Verehrung Euerer. Der Ruf Euerer ritterlichen Thaten hatte mein Herz entflammt und ich ſehnte mich nach Euerm Anblick, wie nach einem unſchätzbaren Gute. Ich bildete mir ein, wenn ich Euch erſt von Angeſicht zu Angeſicht geſchaut habe, dann ſei mir ferner jeder andere Genuß gleichgültig, denn der höchſte wäre mir zu Theil geworden. In Stockholm ſah ich Euer Bild; es fuhr mir ein Gefühl durch die Seele, dem ich keinen Namen geben kann. Es war wie ein ſüßes Gift, nach deſſen Genuß ich nur immer mehr lechzte, und jener Maler de Change war ganz dazu gemacht, mir das Gift nur noch wohlſchmeckender, nur noch verderbender zu bereiten. Bald merkte ich die Abſicht Euerer Mutter und ihres Anhangs, bald merkte ich, weshalb mein Vater nach Liefland reiſen und ich ihn begleiten mußte. Ihr wißt es. Im Stillen lächelte ich zu der Thorheit der Menſchen, die mir Liebe zu Euch einreden wollten, mir, die ich in vollen Liebesflammen ſtand. Aber als ich Euch ſah, da war mir, als rührte ein Gott mein Herz. Bald gewahrte ich, trotz meiner Leidenſchaft, Euere hohe Liebe zur Gräfin Brahe; ich hatte in Schweden nur ihr Lob gehört, es tönt ja dort von allen unparteiiſchen Lippen. Da beſchloß ich, mich zu verläugnen, den Planen derer, die Euch von ihr reißen wollen, Hohn zu ſprechen, Liſt mit Liſt zu beſiegen. Ich wollte der Schutzgeiſt Euerer Liebe werden. Armes thörichtes Mädchen, das ſich in kecker Ueberhebung ſeiner ſelbſt an ſo Ungeheures wagte! Ich hielt mich für übermenſchlich ſtark, ach! und ich war ſo menſchlich ſchwach. Jubelnd ſchwang ich ſchon die Fahnen des Siegs und unterlag im nächſten Augenblick ſelbſt meiner eignen Leidenſchaft. Und ſo hab' ich befördert, was ich verhindern wollte, ſo hab' ich den Zwecken jener Dunkelleute zu Gunſten gethan, denen ich doch entgegen arbeiten wollte. Und ſo bin ich denn an mir ſelbſt irre geworden. Aber damit nicht genug. Unauslöſchliche Schande trifft mich. Man verachtet mich als die Buhlerin des Königs — und was bin ich ſonſt! — man verabſcheut mich als ein Werkzeug Euerer Mutter, Euere reine edle Braut Euch aus dem Herzen zu reißen. Und das mit Recht. Tauſend ſpähende Augen haben mir lang ſchon abgemerkt, was ich in tödtlicher Angſt Euch bis jetzt verborgen habe. Ich bin Mutter. Tauſend geſchäftige Zeugen tragen die willkommene Mähr aus dem Lager über das Meer nach Stockholm. Weh! o weh! was wird Euch draus erwachſen? Die Euer und Ebba's guter Genius werden wollte, ſie iſt durch eine furchtbare Leidenſchaft Euer böſer geworden. Flucht mir nicht! Weint eine Thräne des Mitleids über die Gefallene und laßt mich ziehn, wo Niemand etwas von meiner Schande weiß."

„Wie kann ich Dich gehen laſſen, nach dem, was Du mir eben mitgetheilt haſt?" entgegnete der König mild aber ernſt. „Und wenn ich mich auch nicht anklagen wollte, daß ich freventlich Dein reines Magdthum befleckte, daß ich im Wirrſal meiner Gefühle Dich zur Sünde verleitete und die größere Hälfte — ja was ſag' ich — die ganze Schuld auf meiner Seite iſt; denn der Mann iſt ſtark und ſoll ſich beherrſchen, das Weib aber iſt ſchwach und dem Willen des Mannes unterthan, auch haſt Du keinem verlobten Bräutigam die Treue gebrochen, ich aber brach ſie meiner Braut, und dafür beginnt nun Gott mich mit Recht zu ſtrafen und zu züchtigen. Aber wollt' ich auch dies alles unerwähnt laſſen, ſo giebt mir das Kind, deſſen Mutter Du biſt, ein Recht auf Dich; denn ich bin ſein Vater. Die Natur hat zwiſchen uns ein ſtarkes Band gewoben, welches ſich nicht ſo leichtſinnig und gewaltſam zerreißen läßt, wie Du wähnſt. Der König wird die Mutter ſeines Kindes zu ehren wiſſen und ihr Achtung verſchaffen vor ſeinen Soldaten."

„Verſchaffſt Du ſie mir auch vor mir ſelbſt?" weinte Margaretha. „O Guſtav, nicht reicht die Macht Deines Königthums, mir zu erſetzen, was ich verlor. Doch ich ſelbſt habe den Schatz meines Lebens leichtſinnig verſcherzt; Du biſt ja nicht ſein Räuber, Dich ſpreche ich frei von Schuld."

„Du bleibſt in meiner Nähe. Ich werde für Dein ferneres Schickſal Sorge tragen, und wahrlich! es ſoll kein lichtloſes ſein. Was würde endlich Dein Vater ſagen, wenn er zurückgekehrt, ſeine Tochter nicht mehr fände? würde er ſie nicht von mir verlangen?"

„Ihm geſchähe nur recht. Ein Vater, der ſein Kind um ſchnödes Gold verkauft, darf ſich nicht wundern, wenn es davon läuft."

„Margaretha, Du darfſt keinen übereilten Schritt thun. Ich verſpreche Dir, ſelbſt Deine ſchickliche Entfernung bald anzuordnen. Du ſollſt in einigen Wochen nach Schweden übergeſetzt, auf eins meiner Schlöſſer gebracht und dort wohl bedient werden. Kann Dich dies Verſprechen meiner Liebe beruhigen? Bin ich Dir denn ſo gar nichts mehr, daß Du mir ferner nicht den mindeſten Antheil an Deinem Schickſal gönnen willſt?"

Sie fiel ihm laut weinend in die Arme und rief: „Ich bleibe!"

Guſtav hielt die ſüße Laſt einen Augenblick umfaßt, ſeufzte tief auf und führte das angegriffene Mädchen auf das Ruhebett. Dann wandte er ſich zu dem bis jetzt regungslos gebliebenen Tycho Lilie.

„Du ſiehſt, redlicher Kumpan, daß Deine Hülfe und Geſellſchaft hier überflüſſig ſind. Du wirſt mir den Gefallen thun, und allein nach Schweden reiſen. Du kannſt auch nun warten, bis der Tag anbricht.“

„Verzeihung!“ ſtammelte der Goldſchmied mit Herzensangſt.

„Ei, glaubſt Du, ich wüßte ritterliche Tugend nicht beſſer zu ſchätzen, als daß ich auf ihre Ausübung zürnte? Du haſt einer Dame Deinen Schutz nicht entzogen, die deſſelben werth war; Du haſt redlich und verſchwiegen an ihr gehandelt, und das iſt brav. Es ſoll Dir auch ferner meine Zufriedenheit nicht entgehen.“

Tycho beurlaubte ſich, froh, alſo mit Ehren von dieſem ſchlimmen Handel gekommen zu ſein. Der erſte Sonnenſtrahl des folgenden Morgens fand ihn ſchon auf dem Wege nach Narva.

Man wollte von jenem Tage an einen beſondern Ernſt an dem König bemerken: und wenn er auch der Lebensluſt ſeiner Krieger keinen Zaum anlegte, ſo ſah man ihn doch ſelten ihren Feſten beiwohnen, und wenn er es that, verhielt er ſich nicht lange und vermied jedes rauſchende Vergnügen. Oefter ſah man ihn dagegen in Margarethens Geſellſchaft, bis dieſe plötzlich aus dem Lager verſchwunden war. Da man ſich aber ſchon vorher in die Ohren geſagt, in welchen Umſtänden die Holländerin ſei, ſo wußten die Altklugen und Vielwiſſenden, die ſich überall um alles zu bekümmern pflegen, woran ſie waren.

Zu derſelben Zeit erhielt der König Briefe aus

Stockholm von ſeiner Mutter, vom Reichskanzler Oxenſtierna und vom alten Generaliſſimus Pontus de la Gardie. Die Erſtere ſchrieb, daß ſich die Gräfin Brahe jetzt glücklich fühle; daß der alte de la Gardie erkrankt ſei und ſich ſehr nach ſeinem Sohne ſehne; dieſer bat in ſeinem eigenhändigen Briefe den König dringend, ſeinen Sohn Jakob, der ſchon lange vom Vaterland entfernt ſei und ſchon mehrmal um die Rückkehr gebeten habe, zu entlaſſen und nach Stockholm zurück zu ſchicken, damit ſeine Arme ihn noch umfangen und ſegnen könnten, bevor ſein altermüdes Haupt zur Grube fahre. Oxenſtierna berichtete, daß er weit um ſich greifenden jeſuitiſch-polniſchen Umtrieben auf der Spur ſei und vermuthe, daß die Verbindung eine große Ausdehnung habe, vielleicht eine größere, als nach des Königs ſiegreicher Laufbahn und den Segnungen, die er über Schweden gebracht, anzunehmen ſei. Es thäte daher noth, daß Stockholm während des Königs Abweſenheit, dieſe möge nun ſo lange dauern, als ſie wolle, einen tüchtigen Mann zum Statthalter erhalte, der als ein tapferer und gerechter Ritter bekannt, zugleich die Liebe des Volks genöſſe und alſo durch ſein perſönliches Anſehn und die Furcht vor der Schärfe ſeines Schwertes die Schleicher und Finſterlinge in Zaum und Ruhe hielte. Da er nun vernommen, daß der ruhmgekrönte Jakob de la Gardie von des Königs Gnade, auf Bitten des alten Feldherrn, wahrſcheinlich entlaſſen und nach Stockholm zurückkehren werde, ſo ſei dies gerade der zu dieſem Poſten berufene Mann, theils Stadt und Land durch all ſeine herrlichen Eigenſchaften zu beruhigen und zu beſchützen, theils ihn ſelbſt durch ſolchen Poſten für ſeine großen Siege und der ſchwed'ſchen Krone geleiſteten Dienſte zu ehren. Selbſt der alte kränkelnde Vater werde ſich ſehr dadurch geehrt fühlen. Er erlaube ſich daher, den ritterlichen Jakob de la Gardie zum Thronwächter vorzuſchlagen.

Am andern Tage erſchienen der Herzog von Lauenburg und der Oberfeldherr de la Gardie beim Könige und baten um des letztern Entlaſſung. Beide hatten deshalb Briefe von Stockholm erhalten. In ehrenvollen Ausdrücken erfüllte der König den ſchon verſchiedene Male ausgeſprochenen Wunſch ſeines getreuen Generals, und dieſer legte den lorbeerumwundenen Kommandoſtab zu ſeines Königs Füßen. Guſtav hob ihn auf und ſtellte ihm denſelben als Statthalter von Stockholm zurück. Der freudig überraſchte Feldherr küßte dankbar des Königs Hand, indem er den Stab wieder annahm. Verſehen mit allen nöthigen Inſtrumenten zum Antritt ſeiner neuen Macht, verließ de la Gardie das Lager, nachdem er feierlich vom Heere Abſchied genommen und den Offizieren deſſelben ein großes Banket gegeben hatte. An ſeiner Statt wurde der General Ebert Horn, ein eben ſo großer Soldat als Staatsmann, und de la Gardie's innigſter Freund und Waffenbruder, zum Oberbefehlshaber des Heers ernannt. Bald darauf zeigte es ſich auch, daß der Krieg wieder von Neuem beginnen würde. Die Forderungen des Königs von Schweden waren ungeheuer, und die Ruſſen trotzig auf die Macht ihres neuen Zaars. Die Unterhandlungen wurden abgebrochen und die unter ſchwediſcher Botmäßigkeit ſtehenden Nowgoroder neigten ſich heimlich zu den Ruſſen. Der König drohte die Stadt Pleskow einzuſchließen, und als dieſe Drohung nichts fruchtete, begannen die Feindſeligkeiten von ſchwediſcher Seite. Dies geſchah im Spätherbſt dieſes Jahrs.

Durch dieſe Verfälle wurde der König nur um ſo feſter an ſein Heer gebunden. Wenn Schwedens Sache ihn in die Schranken rief, fragte er ſein Herz nicht um ſeine eigene.

---

## 19.

## Schwerer Hofdienſt.

Die Harfe war Ebba's einzige Tröſterin; ſie weinte ja mit ihr, ſie klagte mit ihr, ſie lieh dem tiefen Schmerz der Gebeugten bezeichnende Töne. Theilnahmlos an der Erde Thun und Treiben hatte ſie ſich recht in die ſtille Kammer ihres Herzens zurückgezogen; dort flüſterte es ſo wehmüthig bang, ſo ſchmerzensſüß, wie eine Quelle im einſamen Hain; es war der verborgene Thränenquell.

Wenn ſie ſich nun recht ausgeſungen und ausgeweint hatte, dann ging ſie zur Königin, ihren Dienſt zu verſehen. Dieſer feſſelte ſie, halbe Tage lang, harte ſchwere Stunden an die ihr feindlich geſinnte Frau, die ſich denn auch wenig Mühe gab, ihr den tiefen Groll ihrer Seele zu verbergen. Da mußte ſie im heißen Feuer des Haſſes ſtehen, die himmliſche Dulderin, aber ſie ertrug die giftigen Pfeile, die auf ihr Herz abgeſchleudert wurden, und keine Klage, nur zuweilen ein fieberhaftes Zucken um ihren ſchönen bleichen Mund, verrieth ihre grimmen Schmerzen.

An einem Morgen, wo ſich Ebba beſonders ſchwermüthig fühlte und ſtumm neben der Königin ſaß, wurde der Hauptmann Gyllenhielm als Botſchafter des Herzogs von Lauenburg gemeldet und, auf Befehl der Königin, herein geführt. Ebba erſchrak bei Nennung des Namens; ſie erbleichte beim Anblick des Mannes.

Die Königin empfing den Hauptmann mit herablaſſender Freundlichkeit und dankte ihm für die Ueberbringung der Nachrichten von ihrem geliebten Vetter. Sobald dieſe Angelegenheit beſprochen war, ging Chriſtine ſogleich auf ihren Sohn über, indem ſie fragte, wie ſich der König befinde.

„Seine Majeſtät genießt des erwünſchteſten Wohlſeins. Nach den glänzendſten Siegen über die Feinde iſt die ſchwediſche Sache, mit der es früher ſchlimm ſtand, gar wohl beſtellt, und während dem Waffenſtillſtand und den angeknüpften Friedensunterhandlungen hat ſeine Majeſtät Zeit und Muße genug, ſich den Freuden zu überlaſſen, zu welchen Jugend, Schönheit, Muth und Tapferkeit Höchſtdieſelben berechtigen. Auch Mars, der ſchöne Kriegsgott, pflegte von ſeinen Mühen in den Armen der Frau Venus auszuraſten.“

„Ah! ich verſtehe. Ihr meint die reizende Holländerin, Ihr habt ſo unrecht nicht, ſie mit der Venus zu vergleichen. Schon oft habe ich davon gehört, wie meines Sohnes flatterhaftes Herz von Margarethens Reizen beſtochen, ihre Sprödigkeit zu beſiegen gewußt hat. Ich fürchte die Feſſeln werden nicht von Dauer ſein.“

„Man behauptet, Margaretha werde dem König ein dauerndes Intereſſe abgewinnen. Auch iſt er ihr in der That mehr ergeben, als man von einem ſo kriegeriſchen und jugendlichen Monarchen erwartet Jede freie Stunde bringt er bei ihr zu.“

„Sollte dieſe Anhänglichkeit nicht noch einen andern

Grund haben? Ihr lächelt. Sicherlich wißt Ihr mehr als Ihr mir ſagen wollt. Wir ſprechen als Freunde zuſammen und Ihr dürft mir alles vertrauen. Sollte vielleicht der Umgang des Königs und Margaretha Kabeljau's vertrauter geweſen ſein, als ich bis jetzt glauben durfte?“

„Da Ew. Majeſtät ſelbſt auf dieſe Vermuthung kommt, ſo darf ich die Beſtätigung nicht länger zurückhalten. Man ſagt allgemein, daß Margaretha geſegneten Leibes ſei, und die Freude des ganzen Heeres über dieſen Umſtand kennt keine Grenzen.“

„Fürwahr man könnte ſich einen würdigeren Gegenſtand für die Freude wählen, als den Leichtſinn des Königs. Es muß ja jeder Jungfrau bangen, ihm zu gefallen, wenn er der Tugend und Sittſamkeit alſo vergißt und auf Wegen wandelt, die weder Gott noch den Menſchen gefallen. Ich werde mich genau nach dieſer Sache erkundigen, und wird ſie höhern Orts beſtätigt, dem König meine Anſicht darüber nicht verhehlen.“

Der Hauptmann wurde entlaſſen und entfernte ſich mit einem ſchadenfrohen Blick auf die todtenblaſſe Ebba.

„Ihr hört nun das Schlimmſte, welches alle die frühern Gerüchte, die uns Offiziere und Beamte aus dem Lager über des Königs tadelnswerthen Umgang mit der Holländerin beſtätigt. Mein Herz blutet ſelbſt bei dieſen Nachrichten; aber kann ich, darf ich den Sohn entſchuldigen? Er hat auch Euer Herz ſchwer verwundet. Und wenn er die Treue eines ganzen Volkes mit Recht verdient, die Liebe eines unſchuldigen Mädchens verdient er nicht, weil er ſie nicht zu ſchätzen weiß. Bedenkt Euere Ehre und die Eueres Hauſes, die wahrlich gekränkt iſt, ſo lange man Euch die Königsbraut nennt. Der Name könnte Euch bald zum Spott werden. Darum weiſst einen Jüngling, der Euer würdig um Euch wirbt, nicht zurück! Schenkt Euere Hand einem edlen Manne!"

Ebba fiel ſchluchzend der Königin zu Füßen, erfaßte ihre Hand und bedeckte ſie mit Thränen und Küſſen.

„Steht auf, Gräfin!" ſagte Chriſtine ſcheinbar gerührt. „Ich liebe Euch zu ſehr, um Euch nicht jeden Wunſch — ſo bald mir's nur möglich — zu gewähren. Euer Schickſal macht mich beſorgt, und ich kann wahrlich den König nicht darum loben, daß er Euch zum Spielball ſeines Leichtſinns, ja vielleicht gar ſeines Scherzes gemacht hat."

„Nein!" rief Ebba betheuernd, „das that er nicht. Die Sonne ſeiner Gunſt konnte ihre Strahlen von mir wenden, und ſie hat wohl daran gethan; aber als ſie mir ihr Licht ſchenkte, war es kein falſcher Schein. Mein Schmerz iſt, daß Ew. Majeſtät großen Kummer leidet um des Königs Fehl; aber beruhigt Euch! eine Wolke kann auf kurze Zeit den Glanz der Sonne verfinſtern, doch die Allgewalt ihres Lichts zerſtreut bald das dichteſte Gewölk. So wird auch er rein und glanzvoll zu Euerer Wonne hervorgehen. Ich habe ja nie die Schüchternheit meiner Wünſche bis zum irdiſchen Beſitz des Königs erhoben. Glaubt das nicht! Und ſo bedarf ich zu meinem Glücke auch nur Euere Gunſt, erhabene Mutter und Beſchützerin. Entzieht mir dieſe nicht, und Ebba Brahe hat keinen Wunſch mehr."

Die Königin war von dieſer unerwarteten Demüthigung betroffen. „Aber Ihr werdet doch als Ehegattin einem Ritter unſeres Landes angehören wollen?" fragte ſie mit zitternder Stimme.

„Wollen? Nein! ich will Gott und mir allein angehören. Ich könnte keinen Mann beglücken.“

„Bedenkt Euer Beſtes! Ueberlegt Euchs wohl!“ Die Königin entfernte ſich; denn es war ihr unmöglich, ihre wahre Natur länger zu verbergen.

„Wär' es denn wahr,“ jammerte Ebba allein, „daß Guſtav untergegangen wäre in gemeiner Sinnenluſt, in niedriger Leidenſchaft? O weh dann der ſtolzen Königseiche, die ihre Wipfel weit im blauen Himmelsraume ausbreitete, weh ihr, daß ein tödtlicher Wurm an ihrer Wurzel nagt. Das iſt auch mein Tod, der Tod der ſchwachen Epheupflanze, die ſich an der ſtarken Eiche empor rankte und von ihr Nahrung und Stütze erhielt.“

In düſterm Kummer verlebte ſie dieſen Tag. Als aber der Abendſtern aufging, da ging auch ihr wieder Muth und Glauben an Guſtavs beſſeres Selbſt in der Seele auf. Und damit ſie recht darin beſtärkt werden ſollte, wurde ihr der Offizier Tycho Lilie gemeldet und brachte ihr des Königs Brief und Grüße. Haſtig riß ſie das Schreiben auf, nicht etwa um neue Liebesbetheuerungen darin zu finden — ſie hatte es ja ſeit dem Beſuch beim Aſtrologen aufgegeben, jemals Guſtavs Gemahlin zu werden — ſondern ſich zu überzeugen, daß er noch der reine Abendſtern ſei, das leuchtende Bild ihrer Seele, nicht herabgezogen in den Schlamm der Gemeinheit. Und ſie fand, was ſie ſuchte. Guſtav ſchüttete ſeine volle Seele in die ihrige aus. Sie ward ruhig. Das war Guſtav noch, das der große König, ihr hohes Ideal, und neues Glück zog jubelnd in ihre Seele ein. Es kam kein Wunſch nach ſeinem Beſitz in ihren Sinn; ſie war ja ſelig, ihn gerettet zu ſehen.

Nun wandte ſie ſich an den treuherzigen Boten, und fragte ihn aus über des Königs Verhältniß zu Margaretha Kabeljau. Tycho Lilie, nicht fähig, in jener nächtlichen Unterredung des Königs und Margarethens in Nowgorod, deren zufälliger Zeuge er geweſen war, den achtungswerthen Geiſt der Holländerin würdig genug zu faſſen, auch von Beſorgniß um Ebba und Wahrheitsliebe hin- und hergeriſſen und beängſtigt, beſtätigte leider mit jeder abgeriſſenen und verlegen hervorgeſtammelten Antwort die Gerüchte und Ausſagen des Hauptmanns Gyllenhielm. Ebba wurde an ſich und dem Könige irre; ihr Herz durchſtürmten namenloſe Qualen. Thränen hatte ſie in den nächſten Tagen gar nicht; ſie lebte in einer dumpfen, gräßlichen Verzweiflung. Oft dunkelte es vor ihren Augen, es war ihr, als müſſe ſie ſterben in dem ungeheuern Kampfe. In der Nacht fuhr ſie ſchreiend auf; Ungeheuer drohten im Traume, ſie zu verſchlingen, und ihre Frauen waren beſorgt um ihre Geſundheit. Sie ſelbſt wünſchte nichts ſehnlicher als den Tod. Sie mußte mehre Tage das Bett hüten, und nun in der Einſamkeit löſte ſich ihr ſtarrer Schmerz in Thränenſtröme auf. Ach nun weinte ſie Tag und Nacht! Ihre gebeugte Seele vermochte ſich nicht wieder empor zum neuen Glauben an den König zu ringen. Aber damit waren ihre Prüfungen noch nicht vorüber. Noch lag ſie auf dem Krankenbette, als ihr die Nachricht hinterbracht wurde, der Oberfeldherr Jacob de la Gardie ſei als Statthalter von Stockholm angekommen und habe der Königin bereits ſeine Aufwartung gemacht. Ihre Seele wurde dadurch von einem unerklärlichen Bangen erfüllt. Noch denſelben Abend kam die Königin zu ihr, dem Anſcheine nach, ihr einen Beſuch zu machen, der Wahrheit nach, um ihr anzukündigen, daß der Mann endlich da ſei, welchen Ebba ferner Herr und Gemahl nennen ſolle. Die Gräfin konnte vor Schreck nichts erwiedern, und die Königin verließ ſie. Sie durchwachte die ſchrecklichſte Nacht ihres Lebens. Mit dem Morgen kam ihr Kraft. Sie beſchloß ſich zu weigern. Bei Hofleuten und Frauen der Königin, die ſie auszuhorchen kamen, ſprach ſie ihre Weigerung furchtlos aus. Vergeblich ſtellte man ihr vor, welche große Beleidigung es für den Grafen de la Gardie ſein würde, ſeine Bewerbung um ihre Hand zurückgewieſen zu ſehen; da trat die Königin ein und drohte mit ihrem Zorn. Ebba ſank ihr wieder zu Füßen laut- aber todtbereit. Da fiel ihr Guſtavs oft wiederholte Mahnung ein, bei Leibe nicht ſeine Mutter zu erzürnen und ihr in keinerlei Wege zu mißfallen. Und halb ohnmächtig ſtammelte ſie: „Ich will thun nach Euerer Majeſtät Willen.“ Die Königin rauſchte von dannen; Ebba raffte ſich auf und ſchrieb in der furchtbaren Verzweiflung ihres Herzens einen Brief an den König. Sie ſchickte nach Lilie; er hatte Stockholm wieder verlaſſen. Da entſandte ſie einen ihrer Diener. Ach! der Brief kam nicht in des Königs Hand.

## 20.

## Schmerzenreiche Verlobung.

Am andern Tage war große Cour zum feierlichen Empfang des neuen Statthalters bei Hofe. Der Adel der Hauptſtadt, die Großwürdenträger des Reichs mit ihren Familien, die Blüthe der in Schweden zurückgebliebenen Ritterſchaft drängte in Galla zu dem Feſte. Es waren beſondere Feierlichkeiten zur öffentlichen Audienz veranſtaltet; die ſonſt geizige Königin ſcheuete keine Koſten, den Statthalter glänzend zu empfangen. Sie hatte ſich im Kurſaal einen Thron decoriren laſſen. Darauf ſaß ſie im vollen königlichen Ornate. Zu ihrer Rechten hatte der Herzog von Södermannland ſeinen erhöhten Sitz, zu ihrer Linken ebenfalls auf einem hohen Seſſel ſaß Ebba Brahe. Sonderbare Auszeichnung vor dem ganzen Hofe! Chriſtine erkannte die Gräfin alſo gewiſſermaßen durch dieſen Platz als ihre Tochter, und faſt ſchien es auch als künftige Königin an, denn ſie war auf Chriſtinens Befehl mit einer Pracht beladen, welche der, womit die Königin ſich angeſchmückt hatte, faſt gleich kam. Stumm und bleich ſaß ſie da mit zu Boden gehefteten Augen, die vom anhaltenden Weinen noch roth und trübe waren. Der Lärm des Feſtes ging an ihr vorüber ohne mehr als ihr Ohr zu rühren. Der ſchwere Kummer ihrer Seele und die düſtre Ahnung eines noch ſchlimmern Geſchicks umhüllte alle Gegenſtände um ſie in die aſchgraue Farbe der Gleichgültigkeit.

Der Statthalter erſchien mit einem zahlreichen Gefolge. Er war mit allen Inſignien ſeiner hohen Würde bekleidet, ein ſchöner einnehmender Mann. Er überreichte der Königin ſein Beſtallungsdekret und wurde zum Handkuß zugelaſſen. Drauf ſtand Chriſtine auf, ihn in gewählten Ausdrücken willkommen zu heißen. „Ihr habt Euch um Schweden unſterbliche Verdienſte erworben,“ ſprach ſie, „der König und ſein Land ſind Euch ewigen Dank ſchuldig und das Theuerſte iſt kaum koſtbar genug, Euch einen Beweis der Erkenntlichkeit zu geben, die König und Volk Euch zollen. Dem Beſten ſoll das Beſte ſein, dem Würdigſten das Theuerſte, und der Mühe und dem Verdienſte ſei der Lohn angemeſſen. Der König hat in ſeiner Gnade mir Euere würdige Belohnung überlaſſen, Graf de la Gardie, er hat mir die hohe Freude vergönnt, die koſtbarſte Perle aus ſeiner eignen Krone zu nehmen, und ſie Euch darzureichen, großer Sohn eines großen Vaters, damit ſie Euerem Verdienſte zur Krone werde.“ Und ſie führte ihn zur Gräfin Brahe, ſprechend: „Ganz Schweden hat nichts Koſtbareres, als dieſe reizende Tochter des ruhm- und glanzvollen Hauſes Brahe. Sie iſt die Perle, womit Euch der König lohnen will. Ich nehme ſie aus ſeiner eignen Krone. Verfügt Euch nach Schloß Roſenberg, Ritter, und werbt beim Grafen Brahe um die Hand dieſer Huldin, ſie wird Euch nicht entgehen, die Gunſt der Gräfin ſelbſt beſitzt ihr ſchon; denn ſie ſprach ſtets mit Begeiſterung von Eueren Thaten. Ich gebe Euch meinen Segen, Gräfin Ebba, als Euere Pflegemutter und Erzieherin. Graf de la Gardie iſt der Mann nach meinem Sinn für meine geliebte Ebba.“

Ebba ſtand vernichtet. Das Grab ihrer Lebensfreuden that ſich vor ihr auf. Sie ſchritt gefaßt hinein. Ohne zu murren warf ſie ſich im Angeſicht des ſtaunenden Hofes vor der Königin nieder, küßte die Hand derſelben und dankte ihr für ihre Huld und mütterlichen Segen. Dann wandte ſie ſich zu dem höchlichſt überraſchten de la Gardie, der ihr die Hand bot, und ſprach mit Würde: „Ohne Zuſtimmung meines Vaters kann ich mein Wort nicht geben. Iſt es Euch Ernſt mit Euerem Gewerb, Herr Ritter, ſo werdet Ihr den Weg nach Schloß Roſenberg nicht ſcheuen. Ich werde mit Erlaubniß Ihrer Majeſtät morgen dorthin reiſen.“

„Sie iſt Euch hiermit ertheilt, und der Graf wird Euch begleiten,“ ſprach Chriſtine, ſehr befriedigt, daß der Plan bis dahin ſo gut durchgeführt war. Mit Leichtigkeit wandte ſie ſich zu den ſtaunenden Hofleuten und ordnete heitern Angeſichts den glänzenden Fortgang des Feſtes an. Ebba mußte ſich bald entfernen und weinte bis zum andern Morgen heiße Schmerzensthränen. Denn nun war es aus mit ihr für dieſes Leben, das ſah ſie ein; ihre Blüthen hatte der gräßlichſte Froſt alle verdorben; ſie konnten nun keine Früchte tragen. Aber mehr noch als dies ſchmerzte es ſie, daß der König nun dennoch irre an ihr werden müßte; denn ſie hielt es unter ihrer Würde, ſich vor ihm zu rechtfertigen oder gar ſeine von ihm ſo hoch verehrte Mutter der Schlangenliſt anzuklagen. Mit Wehmuth nahm ſie Abſchied vom Morgenſtern, er durfte ihr ja fortan nicht mehr leuchten.

Schon den ganzen Sommer über hatte die Königin Chriſtine Einen um den Andern ihrer Vertrauten nach Schloß Roſenberg geſandt, die anſcheinend nur der Zufall dahin geführt, oder die Abſicht dem kranken Grafen einen Beſuch zu machen. Es war natürlich, daß das Geſpräch auf den polniſch-ruſſiſchen Krieg kam — denn was hätte dem patriotiſchen Schweden näher gelegen — und die Herren entblödeten ſich nicht, den König als einen Mann zu ſchildern, der ſeine Tage in Unzucht und ſinnlicher Luſt vergeude. Als dieſe Gerüchte nun in immer lautern und zahlreichern Stimmen auf Roſenberg drangen, da maß ihnen der alte griesgrämliche Graf Magnus endlich vollen Glauben bei, und ſein Herz kehrte ſich ab vom Könige. Aber nun entſtand auch in ſeinem innerſten

Leben ein tiefes Weh, der Schmerz über den Verluſt der Ehre ſeines Hauſes. Hatte nicht ſein einziges Kind als Königsbraut gegolten im ganzen Lande, war Ebba als ſolche nicht von tauſend und tauſend Lippen gefeiert worden? Vertrug es ſich aber mit ſeiner Ehre, daß ſie die Geliebte eines ſo ſittenloſen Königs ſei? Wer ſchützte ihn vor der Schmach, daß Ebba vom König zurückgeſetzt und verhöhnt werde? Und ſelbſt im günſtigſten Falle, wenn ſie Königin wurde, war nicht auch das noch Schande, den Anſchein zu haben, als habe ſie ſich einem ſo verſchrieenen König aufgedrängt? Und wie lange konnte bei des Königs zügelloſer Sinnlichkeit dies Verhältniß beſtehen? Würde Guſtav ſich nicht bald, vermöge ſeiner unbeſchränkten Macht, einer ſo tugendhaften Gattin zu entledigen ſuchen, wie Ebba zu werden verſprach? Es war immer beſſer, ſie wurde es nie. Aber dann laſtete ja noch Schlimmeres auf ihr. Konnte ein Brahe dulden, daß ſeine Tochter eines Königs Braut geweſen und nicht auch deſſen Gattin geworden ſei? Dieſe Gedanken waren grimme Wühler in des Greiſes alter mürber Bruſt. Und endlich war ja der ſtille Wunſch, ſein einziges Kind auf Schwedens Thron und den Glanz ſeines Hauſes, gleichſam durch den Schlußſtein deſſelben, bis zur Königsſonnenpracht geſteigert zu ſehen, das weiche nahrhafte Oel geweſen, welches der ſpärlichen Flamme ſeines Lebens noch Dauer verſprochen hatte. War doch der ſtolze Greis mit dieſem ſtummen Gedanken ſchlafen gegangen und aufgeſtanden, er hatte ſein Mahl gewürzt und ſeine Träume verherrlicht. Und nun ſah er dieſe ſtill genährten Lieblingswünſche, dieſe letzten Lebenshoffnungen ſeines Alters, wie traurige Nebelgeſtalten zerrinnen; troſtlos ſtand er am Grabe ſeiner Hoffnungen und an ſeinem eignen. Sein körperlicher Zuſtand wurde bedenklicher; der Arzt hatte ſich geſcheut, die traurige Kunde an Ebba gelangen zu laſſen, daß ihr Vater ſeiner Auflöſung mit ſtarken Schritten entgegen gehe.

Graf Magnus lag unmuthig auf ſeinem Siechbette; er hatte einen einzigen Geſellſchafter und der war fürwahr kein freundlicher, erheiternder; es war ſein Gram. Da traten Boten der Königin ein und meldeten, daß der von Liefland mit großem Ruhm heimgekehrte und vom König zum Statthalter von Stockholm ernannte Graf Jakob de la Gardie bei der Königin um die Gräfin Ebba Brahe geworben habe und von Chriſtinen an den Vater der Gräfin gewieſen worden ſei; de la Gardie werde bald auf Roſenberg anlangen und die Königin hoffe dem Willen des Grafen Magnus Brahe gemäß gehandelt zu haben, wenn ſie dem um Schweden ſo hoch verdienten Feldherrn Hoffnungen gegeben.

Das war für den ſiechen Greis der Todesſtoß. Vielleicht hatte er in manchen Stunden noch an des Königs Ritterlichkeit geglaubt, vielleicht war zuweilen noch ein Lichtſtrahl in die öde Nacht ſeiner Seelenqual gefallen, er hatte wohl dann und wann das ſtromabwärts treibende Schiff ſeiner Hoffnungen noch an einem ſchwachen Faden am Ufer gehalten; aber mit dieſer Kunde war Alles vorüber. Ein heftiges Fieber ſtellte ſich ein, und der von Upſala herbeigerufene Arzt verkündete der erſchrockenen Dienerſchaft, daß dies der letzte Tag ihres Herrn ſei, und gab Befehl, die junge Gräfin eilig von Stockholm herbeizuholen.

Aber kaum war der Bote abgegangen, als Ebba in Begleitung de la Gardie's auf Roſenberg ankam. Ein ſtiller unheilverkündender Einzug! Auf allen

Geſichtern nichts als Schrecken, Schmerz, Beſtürzung, Betrübniß, und die Braut mit ihrem Gram, der Freier mit ſeiner Verlegenheit. Als aber erſt der Arzt ihr meldete, daß der Vater nur noch Stunden zu leben habe, da ſtand die Aermſte regungslos, wie ein vom Blitz entblätterter und entaſteter Baum. Sie wunderte ſich ſelbſt, daß ſie das alles noch zu ertragen vermöge und nicht ſelbſt todt zuſammenbreche unter der Laſt des Ungeheuern. Erſt nach einigen Augenblicken konnte ſie ſich faſſen; und nun ſtrömte ein Gefühl mächtig in ihre Seele und erfüllte ſie ganz, die Kindesliebe. Durch Entfernung und die Kälte des Hoflebens, auch wohl durch den zeremoniellen Stolz und die von wichtigen Geſchäften in Anſpruch genommene Thätigkeit ihres Vaters bis jetzt immer ſo zurückgehalten, daß Ebba nie einen lauten Ausbruch dieſes natürlichen Gefühls gewagt hatte, brach es nun in dieſem Augenblicke gewaltſam hervor, gerufen von dem verzweifelten Gedanken, nun auch bald keinen Vater mehr zu haben und ganz allein zu ſtehen in der argliſtigen Welt. Laut jammernd eilte ſie in das Krankenzimmer, ſtürzte vor dem Bette auf die Knie und umfaßte die ſchwache Hand ihres Vaters. Es kam ein entſetzlicher Schrecken über ſie, eine verzweifelte Angſt, als habe ſie ihren Vater nicht genug geliebt, und müſſe das Verſäumte noch nachholen und zuſammendrängen in die letzten Sekunden ſeines Lebens, und nun verzweifelte ſie mit neuen Schmerzen an der Möglichkeit. Das waren die Ausbrüche eines reinen jugendlichen Herzens. Magnus' altes in Formen erſtarrtes Herz fühlte nicht mehr ſo; es dachte allein an die Ehre ſeines Hauſes. Die hervorflammende Liebe ſeiner Tochter war dem ſterbenden Grafen nicht angenehm. Er hob die kalte Hand empor, legte ſie auf der weinenden Tochter Haupt und ſprach ernſt und feierlich: „Rette unſre Ehre! Vergiß den König! Sei würdig des Namens, den Du trägſt!“ Den eben in das Zimmer tretenden de la Gardie winkte er herbei und ſprach; „Ich weiß ſchon alles. Gebt mir Euere Hand, Graf!“

Der Statthalter erbleichte. Denn bis jetzt hatte er noch ſtill gehofft, der alte Brahe werde das ſchnöde Band, welches die Königin ſo ſchlau gewoben, zerreißen. Er reichte dem Sterbenden die Hand, dieſer faßte auch die der Tochter und vermählte zwei Herzen, die ſich nicht kannten, nicht liebten, ſeinen kalten, unfruchtbaren Segen über ſie hin murmelnd. Ebba hatte keine Wahl; auch de la Gardie nicht. Beide wußten, welch’ tödtlichen Schmerz ſie dem geliebten Könige bereiteten — denn der Feldherr kannte die reine Liebe Guſtavs beſſer, als jeder andere — aber die traurige Macht der Verhältniſſe verlangte tyranniſch das Opfer. Und zitternd, daß er eher ſterben möchte, eh das Band zwiſchen dem Brautpaar für dies Leben feſt geknüpft ſei, befahl Magnus, den Pfarrer Pelargus herbeizuholen. De la Gardie durfte dem Greiſe nicht widerſprechen, dem der Tod ſchon auf den Lippen ſaß. Ebba kniete neben dem ſterbenden Mann und vielleicht zum erſtenmal blickte er auf die Tochter mit Zärtlichkeit — es war auch das letztemal und geſchah mit brechendem Auge. Ebba faßte ſich in ihrem Schmerze; ihre Hand ruhte auf ſeinem erkaltenden Herzen. Der Pfarrer kam nicht ſo bald, als man vermuthet hatte; und der Graf fühlte ſein Ende herannahen. Mit kaum noch verſtändlicher Stimme forderte er vom Brautpaar, daß es ihm in die ſtarre Hand ſchwören ſolle, nach ſeinem Tode ſich nicht wieder zu trennen; denn nur dann könne er ruhig ſterben.

Eine Stunde darauf war vom Grafen nur noch das vergängliche Theil übrig; er hatte in Ebba's Armen unter Pelargus' Sterbegebeten vollendet. Nun überließ ſich die verlaſſene Tochter ihrem großen und heiligen Schmerze. Jetzt erſt ſchien ſie das Schreckliche ihrer Lage recht deutlich zu fühlen, jetzt ſah ſie ein, daß auch ihr kein Ausweg weiter übrig bleiben werde, als der verſöhnende Tod. De la Gardie fühlte, daß jeder Troſtverſuch von ſeiner Seite matt und läſtig erſcheinen müſſe und überließ deshalb dies traurige Geſchäft dem würdigen Pfarrer. Er ſelbſt wagte nicht, die Gräfin in ihrem Schmerze zu ſtören; ſo unſchuldig er auch war, ſo warf er ſich dennoch vor, gegen die falſche Königin zu nachgiebig geweſen zu ſein, und durch dieſe unzeitige Schwäche Ebba's Leid bis zur Todesverzweiflung geſteigert zu haben. Durch dieſe Betrachtungen in die heftigſte Unruhe verſetzt, und unvermögend, zu einem feſten Entſchluſſe zu kommen, glaubte er endlich darin eine Beruhigung zu finden, wenn er ſein übervolles Herz vor dem greiſen Pfarrer, deſſen Weſen ihm Zutrauen einflößte, ausſchüttete und den frommen Mann um guten Rath anſpräche. Dies geſchah. Pelargus war der Meinung, daß es zum Heil der Lebenden beſſer ſei, dem Todten das gegebene Verſprechen nicht zu halten, als durch pünktliche Erfüllung deſſelben drei Menſchenherzen, unter denen ein Königsherz war, für dies Leben unglücklich zu machen. Der Pfarrer verſprach ſelbſt die Verantwortlichkeit auf ſich zu nehmen. Mit dieſem Beſcheid ritt de la Gardie, ohne ſich von der Gräfin beurlaubt zu haben, leichtern Herzens nach Stockholm, um alles aufzubieten, die

Schritte der Königin hinſichtlich ſeiner Verbindung mit Ebba rückgängig zu machen.

Als er vor die ſtolze Chriſtine trat und ihr meldete, welch unheimliche Brautfahrt und welch ſchauerliches Verlöbniß er gehalten, da erbleichte die Triumphirende. Die feinſte Intrigue läßt ihre Waffen ſinken, verlaſſen von Liſt und Myth, wenn ſie unverſehends damit an die Pforte des Jenſeits ſchlägt. De la Gardie erſah ihre Verwirrung zu ſeinem Zwecke, und bat ſie, den Schmerz der jungen Gräfin vorſchützend, ein ſo übereilt geſchlungenes Band wieder zu löſen. Chriſtine war beinah froh über dieſen Vorſchlag, ſo ſehr hatte ſie de la Gardie's wohlgewählte Erzählung von Brahe's Tod erſchreckt.

„Wie Euch beliebt, Graf,“ verſetzte ſie zitternd. Und um noch einen Schein für ſich zu retten, ſetzte ſie hinzu: „Mögt Ihr mit dem Könige darüber einig werden.“

Zufrieden mit dieſer Antwort eilte der Statthalter am andern Tage wieder nach Roſenberg, getragen von den Schwingen ſtiller Hoffnung, es werde ſich jeder Mißton im Leben der holden Gräfin noch zu reiner Harmonie verkehren. Und ſo trat er mit gedämpfter Freude in das Trauergemach. Schwarze Gewänder, düſtre Flöre umſchlangen Ebba's marmorbleiche Schönheit. Der Glanz ihres Auges war erloſchen; es hing nicht fragend an den Zügen des Grafen. Und als ihr der Statthalter der Königin Antwort mittheilte, zuckte kein Freudeſtrahl über ihr Geſicht, wohl aber der Krampf bittrer Wehmuth um die Lippen. Schweigend faßte ſie de la Gardie's Hand, als er zögernd und muthlos geendet und führte ihn hinaus in die Halle, wo die Leiche lag. Sie hob den Schleier und deutete auf den Todten, ſprechend: „Wollt Ihr dieſem Euer ritterliches Wort nicht halten?“ — Und nach einer entſetzlichen Pauſe fuhr ſie fort: „Ich muß ihm mein kindliches Verſprechen halten, und darum denkt nicht arg von mir, wenn ich Euch mit dem Angſtruf des Sterbenden bitte, unſre Verbindung nicht wieder zu löſen. Zürnt mir auch nicht wegen dieſer Zudringlichkeit, und glaubt, daß die Erfüllung des heiligen meinem ſterbenden Vater gegebenen Gelöbniſſes die letzte Handlung meines Lebens iſt, an der mein Herz Theil nimmt. Es liegt auch im Sterben. Noch ein paar Zuckungen und es iſt todt. Ich bedaure Euch, Graf. Euere Jugend, Euere Thaten, Euer Edelſinn hätten ein beſſeres Loos verdient, als mit einer lebenden Leiche gepaart zu ſein. Aber bin ich nur erſt Euer Weib durch Prieſters Segen, dann könnt Ihr Euch wieder von mir trennen; ich will Euch nicht darum zürnen. Oder noch beſſer, duldet ein paar Wochen und der Genius, der die reiſe Frucht pflückte, wird auch die kranke Blüthe brechen.“

Der Graf reichte der ſchmerzenreichen Jungfrau die Hand. Er fühlte eine hohe Verehrung für ſie, und gelobte ſich im Stillen, ſie als ein unantaſtbares Heiligthum zu halten.

„Glaubt mir, edles Fräulein,“ ſprach er, „daß ich Euch mit der ungemeſſenſten Hochachtung verehre und Euch jeden Augenblick zu beweiſen bereit bin, daß mir auf Erden nichts theurer iſt, als Ihr. Kann dieſe aufrichtige Verſicherung Euch auch nur den mindeſten Troſt bereiten, könnte ſie mir nur den leiſeſten Strahl Euerer Gunſt zuwenden, dann wäre noch für uns beide zu hoffen. Ich erwarte in aller Hinſicht Euere Befehle.“

„Ihr ſeid ein edler Mann, und ich werde, als

Euere Verlobte mich Euer würdig zu zeigen ſuchen. Vergönnt mir das Trauerjahr für meinen Vater. Vielleicht heilt in der Einſamkeit mein zerriſſenes Herz und ich finde meine Ruhe wieder. Zieht mich deshalb nicht hinaus in die Welt. Ich will ſtill auf Roſenberg verweilen. Nach einem Jahre vereinige uns die Hand des Prieſters."

„So ſei es auf mein ritterliches Ehrenwort!" verſetzte der Graf.

Einige Tage nach de la Gardie's Rückkehr nach Stockholm wurde die Leiche des deutſchen Baron Münnich aus dem Mälar-See gezogen. Der Herzog Karl Philipp behauptete, ſein Freund und Führer ſei bei einer Spazierfahrt verunglückt. Er ſelbſt wurde von ſeiner Mutter mit den koſtbarſten Geſchenken überhäuft, und auch Erik Biörnsdal erfreute ſich der ausgezeichnetſten Gunſt der Königin.

## 21.

## Des Königs Feinde.

Mit heftigen Schritten durchmaß der Maler de Change das Zimmer des Herzogs von Oſtgothland. „Alſo Ihr wollt nicht?" fragte er heftig und mit giftblitzenden Augen den in einem Stuhl ruhig ſitzenden Herzog. „Ihr wollt Euch nicht an die Spitze der Verſchwörung ſtellen, wie Ihr mir früher hoch und theuer verſprochen habt?"

„Nein!" verſetzte der Herzog, „und Ihr werdet mich wahrlich nicht dazu zwingen. Glaubt Ihr etwas Tüchtiges ausrichten zu können, wohlan! ſo thut's! Ich will Euch nicht daran hinderlich ſein; aber ich will abwarten, wie die Sache läuft, und kein kluger Mann wird mir's verdenken. Ihr habt den Handel angeſtellt; ich habe mich nicht darum bekümmert. Jetzt verlangt Ihr, ich ſoll Euch auf Euer Wort hin glauben, es ſtehe alles vortrefflich, es bedürfe nur meiner Perſon und das ganze Schwedenreich fiele uns zu; aber mit Euerer Erlaubniß oder nicht wage ich noch einige Zweifel in Euere Ausſage zu ſetzen; denn es hat mir ſtets geſchienen, als wärt Ihr eben kein ſonderlicher Freund der Wahrheit. Nun werd' ich mich doch wahrlich nicht in die Löwenhaut ſtecken, die Ihr bis jetzt getragen. Stehen Euere Sachen gut, deſto beſſer für Euch. Gewinnt Ihr den Handel in Stockholm, ſo iſt's noch alle Tage Zeit, mich an die Spitze zu ſtellen. Damit Baſta!"

„O dieſe unſelige Unſchlüſſigkeit, dieſer Wankelmuth werden Euch in's Verderben ziehen!" rief der Maler verzweifelt. „Wie ganz anders ſpracht Ihr doch verwichenen Winter und Frühjahr!"

„Jetzt beliebt es mir aber ſo zu ſprechen!" lachte der Herzog und ging in das Nebenzimmer, wo ihn Lodoiska's weiche Arme umfingen.

Der Maler ballte die Fauſt und knirſchte mit den Zähnen. „Nichtswürdiger Feigling, das ſoll Dir vergolten werden!" Dann traf er Anſtalten zur Abreiſe. Nach einigen Stunden trat er in das Zimmer der Gräfin. „Und auch Ihr wollt mir, Euerm Könige und Euerer Kirche untreu werden?" fragte er ſcharf betont.

„Ich will ihnen hier nur noch mehr dienen,“ verſetzte ſie befangen.

„Wohlan, ſo folgt mir! bleibt nicht eine Stunde länger bei dieſem Schwächling an Körper und Seele. Wie? Ihr zaudert? Ihr wollt nicht? Ihr wagt es, einen eignen Willen zu haben?“

„Ich gab dem Herzog mein heiligſtes Verſprechen, ihn nicht zu verlaſſen,“ verſetzte die Angſtvolle dem zornigen Manne.

„Wem ſeid Ihr Pflichten ſchuldig? Wem habt Ihr Verſprechen zu halten? Niemand als Gott. Und ihm und uns gabt ihr eher Euer Wort. Ihr habt keine menſchlichen Rückſichten zu nehmen, ſobald Euch die Kirche in Anſpruch nimmt. Alſo noch einmal: folgt mir!“

„Nein! nein!“ rief die Gräfin verzweifelt.

„Was weiter geſchieht, iſt Euere Schuld,“ ſagte der Maler mit verhaltenem Ingrimme. „Die Kirche ſtößt Euch aus als einen Baſtard und ich verfluch' Euch im Namen Gottes!“ Wüthend ſchritt er von dannen. Die Gräfin ſank von der furchtbaren Laſt dieſer Worte getroffen in Ohnmacht. Als der Herzog davon benachrichtigt wurde, griff er nach ſeinem Stocke, um den Maler zu züchtigen, aber dieſer war mit ſchnellen Pferden ſchon von dannen geeilt.

Am andern Tage ließ ſich de Change bei der Herzogin Maria in Norköping anmelden. Mit kriechender Freundlichkeit begrüßte er die ſchwermüthige Fürſtin.“

„Mein Herz empört ſich,“ redete er ſie an, „wenn ich Euch, hohe Frau, hier einſam und verlaſſen ſehen muß, nur mit Euerm Schmerze beſchäftigt. O und wie bitter muß der Schmerz ſein, den Euch eine Buhlerin bereitet, ein ſchändliches Weib, welches Euch das Herz Eures Gemahls ſtahl!"

„So iſt es doch wahr," ſprach Maria beſtürzt, „was man mir geſagt hat, Johann lebt in Stockholm mit der ſchönen Polin?"

„In Stockholm? Da ſeid Ihr falſch berichtet. Auf Elmenſtein, ſeinem Schloſſe, ſchwelgt er mit ihr in ſeliger Abgeſchloſſenheit. Dort verlachen ſie Euch und Euern Kummer."

Die Worte fuhren der ſtolzen Fürſtin wie ein glühendes Eiſen durch das Herz. Im wilden Angſtſchrei zuckte ſie auf und rief: „Ha! ſo ſoll ſie meine Rache übereilen, wie ein nächtliches Gewitter ſorgloſe Schläfer." Nach einer halben Stunde jagte ſie ohne eine Begleitung wie eine Furie auf einem Renner aus dem Schloſſe.

„Wohl bekomm's!" lachte der Maler. Dann beſtieg auch er ſein Pferd und reiſete weit in das Land, bis er auf dem Schloſſe des Grafen Löwenhaupt anlangte.

„Endlich! endlich!" rief ihm der wilde Sten Löwenhaupt entgegen. „Wir ſind faſt an Euch verzweifelt. Wenn wir nun nicht eilen, ſo geht uns der Alte aus wie ein Licht."

„Ihr ſeid zu heftig! In ſolchen Dingen iſt Geduld die größte Tugend."

„Ihr ſprecht eben noch nicht erfreulich. Wie ſtehen unſre Sachen beim Herzog?"

„Schlecht. So lang ich dem Fuchs die Traube vorhielt, verſprach er alles, ging auf alles ein; jetzt da er ſich dran geſättigt hat, zieht er die Ruthe ein. Der Teufel hole alle Feiglinge! Er möchte wohl gern die gebratene Kaſtanie haben, aber er will ſie nicht aus dem Feuer holen. Wenn wir ſie mit unſern Pfoten herausgelangt, dann will er ſie verſpeiſen."

„Hab' ich's Euch nicht immer geſagt, weſſen wir von dem bleichen Burſchen gewärtig wären? Aber wart, Knabe, Dir ſoll die Kaſtanie nicht im Halſe kratzen."

„Dieſes unerwartete Zurücktreten des Herzogs zwingt uns, ohne weiteres loszubrechen; denn es iſt ihm auch nicht zu trauen. Es kommt ihn eben ſo wenig drauf an, uns zu verrathen."

„Ei ſo eilen wir! eilen wir in's Teufels Namen! Der Alte wird mir wieder neues Leben gewinnen, wenn's losbricht."

„Iſt Gyllenhielm noch nicht angekommen?"

„Auch auf dieſen habe ich bis jetzt vergeblich gewartet. Euerm letzten Brief nach müßte er ſchon mehre Tage da ſein. Es geht alles verzweifelt träge."

„Er ſchrieb mir von Stockholm aus und beſtimmte den Tag ſeiner Abreiſe. Die Briefe Linsky's ſandte er mir durch einen Eilboten nach Norköping. Wenn ihm nun ein Unfall zugeſtoßen, ſo hat er nichts bei ſich, was uns gefährden könnte. Auch dürfen wir ihn noch erwarten. Wer weiß, welcher Zufall ihn aufgehalten hat."

„Nun kommt zu meinem Vater! Euer Anblick wird ihm etwas auf die Beine helfen."

„Was machen denn die beiden Bauernmädchen? Habt Ihr die Rieke vorbereitet, daß ſie bald eine Frau ohne Prieſterſegen wird?"

„Dafür mag Gyllenhielm ſelbſt ſorgen. Ihr wißt, ich mache mir nicht viel aus Weibern, am wenigſten aus andern Manns Eigenthum. Was ich bedarf, müſſen meine Bauern liefern. Aber ein gutes Hut- und Wachtgeld haben wir an den beiden Beſtien verdient. Mit ſolch einem Auftrag dürft Ihr mir nicht zum zweiten Mal kommen. Wenn ich nicht ſo gewiß gewußt hätte, daß dem Gyllenhielm viel an der Redenden und Euch viel an der Stummen gelegen hätte, ich hätte ſie laufen laſſen.“

„Was haben ſie denn ſo Arges vollbracht, daß ſie ſich Euere Ungnade in ſo hohem Grade zugezogen haben?“

„Hab' ich nicht zwei meiner Bauern ihretwegen erſchießen laſſen? Ein dritter ſitzt aus derſelben Urſache noch in der grauen Kammer. Sie hatten die Wache bei dem ſchlauen Weibsvolk und die kleine ſtumme Canaille entwiſchte bei jedem ein Mal, das erſte Mal in's Dorf und dort hat ſie, der Schwarze mag wiſſen wie? den Bauern die ganze Geſchichte ihrer Gefangenſchaft verrathen; der dümmſte Hund hat ihre Geberden verſtanden, ſo deutlich hat ſie's gemacht. Ich habe übrigens Befehl gegeben, wer davon ſpricht, wird erſchoſſen. Wir ließen ihr nachſetzen, und erwiſchten ſie; aber Niemand weiß zur Stunde, wie ſie aus dem Schloſſe gekommen iſt. Das zweite Mal hatte ſich der Wächter betrunken; das kleine Aas war wie ein Aal zum Thor hinausgeſchlüpft. Unten am Walde begegnet ihr einer unſrer Knechte zu Pferde. Kaum erblickt ſie ihn, ſo nimmt ſie Reiß aus in den Wald in's dickſte Gebüſch, wohin er mit dem Pferde nicht nachkam. Er hatte aber einen Hund bei ſich; den hetzte er nach. Der Hund erwiſcht ſie auch wirklich und reißt ihr, da ſie nicht ſtehen will, ein Stück aus der Wade. Ich ließ ihr einige gutgemeinte Schläge aufzählen, das half aber nichts; denn eines Morgens war ſie wieder fort. Sie konnte noch nicht aus dem Schloſſe ſien; das Thor war noch nicht aufgegangen, als ſie vermißt wurde. Ich ließ alles durchſuchen, man fand ſie nicht. Am Abend findet ſie eine Magd im Taubenhauſe, wohin ſie mit Lebensgefahr geklettert war. Es wird mir alle Mal unheimlich, wenn ich die Kröte ſehe.“

Der Maler lachte und tröſtete den wilden Grafen, daß er die Mädchen nicht länger mehr zu hüten haben ſolle. Beide ſtiegen hinauf in die Klauſe, worin der alte Graf Löwenhaupt den Augen der Menſchen verborgen war.

„Macht bald, Pater, daß ich friſche Luft trinke und ungehindert auf der Schwedenerde umherziehe, oder es iſt aus mit mir,“ ſprach Axel Löwenhaupt zum Maler.

„Ich bin deßhalb hier,“ verſetzte de Change. „Schickt Euere Boten an die verbündeten Edelleute in dieſer Provinz aus, damit ſie hierherkommen und ſich mit uns berathen. Wir wollen den Tag des Ausbruchs beſtimmen und ihn den entfernten Bundesgenoſſen melden laſſen.“

„Wohlan! Wohlauf! So ſei es!“ jubelte der rachgierige Greis.

Die Boten wurden ausgeſandt, und am dritten Tage kamen mehr denn zwanzig Edelleute auf das Schloß. Denſelben Tag langte auch der Hauptmann Gyllenhielm an und wurde von den Verſammelten mit Jubel empfangen. Nachdem er alle begrüßt und ihnen Nachricht vom Stande ihrer Angelegenheit in Liefland gegeben hatte, ſtattete er der ſchönen Geraubten einen Beſuch ab, um ſie mit ihrem künftigen Schickſal bekannt zu machen.

## 22.

# Die beiden Schweſtern.

Rieke hatte viel von der Friſche ihrer Farbe verloren. Gram und Sehnſucht und die ungewohnte Stubenluft hatten an der Blüthe ihrer Geſundheit genagt. Als Gyllenhielm hereintrat, warf ſie ihm einen verächtlichen Blick zu; Chriſtine aber ſprang auf, rannte wie wüthend auf den Hauptmann ein und fuhr ihm mit den gekrümmten Händen in's Geſicht, um es ihm zu zerkratzen. Er mußte faſt ſeine ganze Mannskraft aufbieten um ſich ihrer zu entledigen. Dabei ſtieß ſie ſo entſetzliche Töne aus, daß es ihm vor dem Ungethüm grauſte, deſſen bleiches Geſicht von der wildeſten Leidenſchaft verzerrt war. Sie machte, durch einen kräftigen Stoß nicht abgeſchreckt, neue Verſuche ihrem Feind an den Hals zu kommen, und Gyllenhielm ſah ſich genöthigt, um Ruhe zu haben und ſein Liebesgewerb bei Rieken ferner nicht ſo unangenehm geſtört zu ſehen, nach einigen Knechten zu rufen. Dieſen befahl er zornig, die Kleine fortzubringen und durchzupeitſchen. Kaum aber hatte er dieſen grauſamen Befehl gegeben, als Rieke ſich vor ihm niederwarf und Hände ringend mit rührender Bitte um Schonung für die arme Schweſter flehte.

„Dieſe kannſt Du nur durch gehorſame Fügung in meinem Willen erlangen,“ verſetzte Gyllenhielm höhniſch.

„Und was iſt Euer Wille, Herr Hauptmann?“ fragte die Geängſtete.

„Daß Du mein Liebchen biſt,“ verſetzte der Soldat.

„Nimmermehr! ich bin Tycho Lilie's verlobte Braut und nichts ſoll mich vermögen, ihm die Treue zu brechen.“

„Wohlan, ſo ſoll die Kleine die Knute fühlen, bis ſie ſchwarz wird,“ rief Gyllenhielm.

„Entſetzlicher Menſch!“ jammerte Rieke: „Ihr werdet's vor Gott zu verantworten haben, wie Ihr an ein paar unſchuldigen Schweſtern handelt.“

„Das iſt meine Sache!“ hohnlachte Gyllenhielm.

Während dieſem Geſpräche hatte Chriſtine mit Luxaugen und bitterböſem Geſicht ihre Schweſter und den Hauptmann beobachtet, jetzt ſtellte ſie ſich mit einem Uebermaß von Trotz zwiſchen beide, bedeutete mit gebietriſchem Winke ihrer Hand und ausdrucksvoller Miene Rieken zu ſchweigen, dann wandte ſie ſich zum Hauptmann, ballte ihm die Fauſt, ſtampfte dazu auf den Boden, knirſchte mit den Zähnen, grinſte ihn an und gab ihm zu verſtehen, er möge ſie nur todt ſchlagen laſſen. Raſch drehte ſie ſich wieder um und machte Rieken verſtändlich, ſie ſolle ſich darüber nicht härmen und nur ſtandhaft bleiben.

„Treffliches Kind, Du willſt für mich ſterben!“ weinte Rieke. „Wenn Ihr ein menſchlich Herz in der Bruſt tragt, Hauptmann, ſo müßt Ihr Mitleid mit uns haben. Iſt es aber von Stein, ſo mordet mich lieber, als dies unglückliche Kind, das mein Unglück, Euch gefallen zu haben, in ſeinen ſchrecklichen Folgen theilen muß, ohne Euch zu gefallen. Ihr werdet mich nie vermögen, mein Leben der Schmach und der Schande zu weihen, die Ihr mir anthuet; thut Ihr nun aber dieſem Weſen etwas zu leid, ſo ſchwör' ich Euch beim allgegenwärtigen Gotte, der Euern Frevel mit anſieht und gewiß nicht ungeahnet laſſen wird, daß ich Mittel finden werde, mir den

Tod zu geben, und ſollt' ich mich aus dieſen Fenſtern hinabſtürzen auf das zackige Geſtein."

Der Hauptmann wollte ſich in eine launige Stimmung ſchrauben und den ganzen Vorfall zu einem Scherz verkehren, aber es gelang ihm ſelbſt ſo ſchlecht, und Rieke ſah ſo ſauer, Chriſtine ſo grimmig trotzig dazu, daß er ſich bald ſehr unbehaglich fühlte und ſich entfernte, mit dem Vorſatz, nicht wieder ſo plump zuzufahren, ſondern einen feinern Plan zu Rieken's Verführung auszudenken.

In Folge deſſelben wurde am Abend Rieke — nicht aber Chriſtine — genöthigt, an einem Banket Theil zu nehmen, welches der Schloßherr ſeinen Gäſten gab. Da aber Rieke beſtimmt erklärte, ſie werde ohne ihre Schweſter nicht gehen, ſo mußte man, um einen zweiten unangenehmen Auftritt, der nicht in Gyllenhielms Plane lag, zu verhüten, ihr nachgeben. Die rohe Luſt der Gäſte brandete an den aufgepflanzten Weinkannen und von den Lippen floſſen die rauſchenden Wellen der Rede, als die Mädchen ſchüchtern hereintraten. Die Gegenwart einiger weiblichen Weſen, welche doch ſonſt die Roheit der Männer zurückzuhalten pflegt, vermochte diesmal die ſchon durchgebrochene Dämmung nicht wieder herzuſtellen; man wünſchte ringsum in rohen Ausbrüchen Gyllenhielm zu dem ſchönen Liebchen Glück und ließ ſich von ihm die Geſchichte ſeiner Bekanntſchaft mit Rieke Strämfeld erzählen. Dann zechten und ſchimpften die Herren auf den König, die Königin, Oxenſtierna und andere dem Könige ergebene Männer, ließen den König Sigismund von Polen als ihren rechten Herrn hoch leben und ſtritten ſich ſchon um die erſten Würden des Reichs. Rieke horchte hoch auf und erfuhr den Tag des Ausbruchs der Empörung und hörte die Opfer mit Namen nennen.

Die dienenden Hausbewohner, an die, bei der tyranniſchen Strenge des Herrn, ſelten eine luſtige Stunde kam, hatten nicht verfehlt, von der allgemeinen Fröhlichkeit Vortheil zu ziehen und ſich ihren Theil vom Feſte zuzueignen d. h. aus den einmal ſprudelnden Fäſſern ſo viel zu zechen, als jedem möglich war. Vom Leibknappen des Herrn bis zum Troßbuben herab war an dieſem Abend alles ſelig auf dem Schloſſe. Dieſer Umſtand entging den beiden Schweſtern nicht, und jede baute ihre beſondern Pläne darauf. Als ſie von ihrem vorſichtigen Wärter auf ihr Zimmer zurückgeführt wurden, bemerkte Rieke, daß Chriſtine raſch etwas in das Schloß der Thüre ſchob, welche auf den Gang führte, worauf ihr Zimmer gelegen war. Dieſe Thür wurde, ſeit Chriſtinens Verſuchen zu entfliehen, bei Tag und Nacht ſorgfältig verſchloſſen gehalten, und nicht allein in Schloß, ſondern auch in Riegel gelegt. Es war alſo kein anderes Entkommen als durch das Fenſter denkbar, und auch hier zeigte ein einziger Blick die Unmöglichkeit; eine ſchwindelnde Tiefe gähnte einem entgegen.

Kaum waren die Schweſtern allein, als Chriſtine haſtig Kleider und Wäſche zuſammenſuchte und daraus eine Puppe zu drehen begann, die ihr an Größe und Stärke gleich kam. Dieſer Figur zog ſie ihre Kleider an, ſetzte ihr eine Schlafhaube auf, und legte ſie in ihr Bett. Sich ſelbſt zog ſie nackend aus, ſchüttete das in der Nachtlampe befindende Oel in die Hand und beſtrich ſich damit, ſo daß ſie glatt war wie ein Aal. Hierauf zog ſie zu Riekens Erſtaunen aus der hinterſten Ecke eines Wandſchrankes auf dem Boden einen Nagelbohrer hervor und bedeutete Rieken ihr zu leuchten; ſie wolle entfliehen und Hülfe ſchaffen. Rieke ſagte ihr noch, was man auf dem Schloſſe gegen den König vorhabe, und Chriſtine verſetzte mit heftigen Pantomimen, ſie wolle die Kunde davon ſchon an den rechten Mann bringen. Beide gingen bis zur Thür des Ganges; Chriſtine zog daran und es war deutlich zu merken, daß die Thür nicht in's Schloß gefallen war, ſondern nur mit einem Riegel zugehalten wurde. Chriſtine hatte vorhin, von dem trunknen Wächter nicht bemerkt, ein Stück Holz, mit welchem ſie ſich zu dieſem Zweck verſehen, in's Schloß geſchoben. Jetzt gab ſie mit Genauigkeit die Stelle an, wo der Riegel außen liegen mußte, ſetzte den Bohrer ein und durchbohrte die Thür, bis ſie an das Eiſen des Riegels kam, daneben bohrte ſie ein zweites, daran ein drittes Loch und durchbrach die kleinen Zwiſchenräume mit dem Bohrer. Dadurch gewann ſie für den Bohrer Spielraum, um nuu vermittels ſeiner Spitze den Riegel von inwendig langſam zurückzuſchieben. Aber noch hat ſie die Arbeit nicht vollendet, als ſie plötzlich inne hält und Rieken bedeutet zu horchen. Dieſe hört noch nichts, aber Chriſtine heißt ihr mit dem Lichte in's Zimmer zurückzufliehen und ſich ſchnell in's Bett zu legen. Dies geſchieht. Chriſtine tritt knapp an die Angel. Vermöge des außerordentlich zarten Gefühls, das ihr innewohnte, hatte ſie nahende Fußtritte vernommen, bevor der Schall derſelben das Ohr ihrer Schweſter erreichen konnte. Der Riegel wurde jetzt von außen vollends aufgeſchoben, der Schlüſſel im Schloſſe herumgedreht und die Thüre aufgeſtoßen. Dadurch wurde Chriſtine mit ihr bedeckt. Sie ſah noch, daß Gyllenhielm über den Gang nach ihrem Zimmer wankte, dann huſchte ſie hervor, glitt blitzſchnell die Treppe hinab und war in wenigen Augenblicken auf dem Hofe. In einem der Viehſtälle wußte ſie die Schlafſtätte der Mägde. Sie ſchlich hinzu, nahm raſch ein Ueberkleid und war dann mit einigen Sätzen an dem verſchloſſenen Thore. Am untern Theil deſſelben, da wo die beiden Flügel zuſammenſtießen, hatte ſich durch die Hebung des eines Flügels ein Raum zwiſchen dem Boden und dem Thore gebildet. Chriſtine hatte mehre Mal geſehen, daß Hunde beim verſchloſſenen Thore hier durchgekrochen waren. Mit Anſtrengung zwängte ſie ihren ſchmächtigen Leib durch die Oeffnung. Die Glätte, welche das Oel ihrem Körper gegeben, half viel, aber es verhinderte nicht, daß ihr das Holz an Achſeln und Lenden die Haut abſtreifte. Aber ſie fühlte die Schmerzen nicht, ſondern warf das Kleid über ſich und ſprang wie eine Gazelle den Berg hinab und über das Feld. Als ſie beim nächſten Dorfe anlangte, erblickte ſie noch Licht im Wirthshauſe. Das Verlangen, ſich ein beſſeres Kleidungsſtück zu erwerben, in welchem ſie vor den Richter treten könne, ſo wie Gewißheit über den Weg nach der Stadt zu haben, trieb ſie auf das Haus zu. Doch näherte ſie ſich mit Vorſicht und ihre Augen leuchteten und rollten, wie die der Katzen, nach allen Seiten hin. Bis an das Haus gekommen, erkletterte ſie, wiederum einer Katze gleich, den Vorſprung der Grundmauer, klammerte ſich in das Fenſterholz ein und lugte in die Stube. Aber kaum konnte ſie einen Blick hineingeworfen haben, als ſie einen freudigen Ton ausſtoßend herabſprang, wie ein Pfeil nach der Thüre ſchoß, ſie aufriß und mit wildem Jauchzen in die Stube auf einen Soldaten zuſtürzte, der, befremdet von dieſer ſpäten ſonderbaren

Erſcheinung zurückwich. Es war Tycho Lilie, welcher Gyllenhielms Spur folgend, einige Stunden ſpäter als dieſer im Dorfe angelangt war und bereits ſeine Kundſchafterei begonnen hatte. Kaum hatte er an den verworrnen Tönen und heftigen, ſeltſamen Gliederbewegungen die ſtumme Chriſtine erkannt, als er ſich ihren ſtürmiſchen Liebkoſungen hingab und in ſanfterer Erwiederung derſelben ihre ruhigere Stimmung erwartete. Dieſe trat nun zwar nicht ein, aber ſie riß ſich plötzlich von ihm los, trat in die Mitte der Stube im Angeſicht Tycho's und der Wirthsleute und ſuchte durch eine noch nie geſehene Heftigkeit und Schnelligkeit in der Bewegung der Glieder, der Mienen und wilder Töne ſo anſchaulich als möglich zu machen, was auf dem Schloſſe vorgehe. Bald wurde es auch Tycho klar, daß Rieke oben eingeſperrt, daß Chriſtine entwichen, Gyllenhielm zudringlich gegen Rieken und heftig abgewieſen worden ſei, daß ſich viele Edelleute und der Maler auf dem Schloſſe befänden, und ſich gegen den König verſchworen hätten, daß die Empörung nächſtens ausbrechen ſolle u. ſ. w. Hierauf trieb ſie Tycho zu derſelben Eile an, die ſie angewendet hatte.

Dieſer beſann ſich auch nicht lange, ſondern ſattelte ſein Pferd, kaufte von der Wirthin Kleidungsſtücke für Chriſtinen, befahl ihr ſich von Blut und Oel zu ſäubern und anzukleiden, miethete einen Boten und nahm die Stumme zu ſich auf das Pferd. So ging die Reiſe fort und mit Anbruch des Morgens langten ſie in der Stadt an. Tycho verfügte ſich ſogleich zum Richter und zeigte einen vom Kanzler Oxenſtierna unterſchriebenen und beſiegelten Verhaftsbefehl gegen den Maler de Change und den Hauptmann Gyllenhielm vor, mit der Angabe, daß beide ſich auf dem Schloſſe des Grafen Sten Löwenhaupt befänden. Auf dieſen Befehl mußte der Richter ſogleich fünfzig Mann berittener Stadtknechte mit ihren Hauptleuten, alle mit ſcharf geladenen Gewehren nach dem Schloſſe abſchicken. Tycho hatte ſich ebenfalls mit Waffen verſehen. Die ſtumme Heldin ritt auf einem eignen Pferde voran. Auch ihr hatte man eine geladene Piſtole in die Hand geben müſſen; ſie hatte mit Ungeſtüm darauf beſtanden.

## 23.

## Ausgang der Verſchwörung.

Gegen Abend langte der Zug am Schloſſe an. Sie wurden ungehindert durch das Thor gelaſſen; denn man hielt ſie in der Dämmerung für Mitverſchworne, und dachte an nichts weniger, als einen feindlichen Ueberfall. Dazu kam, daß die meiſten der Edelleute, welche hier verſammelt geweſen, den Tag über wieder heimgeritten waren und mit Geſellſchaft zurückzukehren verſprochen hatten. Tycho und die beiden Führer der Stadtknechte gingen ſogleich in das Wohnzimmer, in jeder Hand eine geſpannte Piſtole. Dort fanden ſie den Maler, den Grafen Sten Löwenhaupt und einige andere.

„Im Namen des Königs!“ ſagte der eine Führer beim Eintritt. „Es ſind hier zwei Männer unſere Gefangene, der Maler de Change und der Hauptmann Gyllenhielm.“

„Dieſer iſt der Maler!“ ſagte Tycho auf de Change deutend; aber dieſer verlor ſo wenig auch nur einen Augenblick die Gegenwart des Geiſtes, daß er bei dieſen Worten auch ſchon wie ein von der Bogenſenne fliegender Pfeil zwiſchen durchfuhr, den Einen über den Haufen warf und die Thür gewann. Wohl krachten vier Piſtolenſchüſſe hinter ihm, aber keiner traf, und er wäre ſicherlich entronnen, wenn er nur erſt auf der Treppe geweſen wäre; denn das Schloß hatte ihm bekannte geheime Ausgänge; aber vor der Thüre erwartete ihn ſein Verhängniß. An der Wand angelehnt ſtand nämlich draußen lauernd und funkelnden Auges auf die Thür ſtarrend, wie ein Tiger, der im Hinterhalt gelagert auf ſeine Beute wartet, die kleine Chriſtine, auf die Niemand mehr geachtet hatte, mit ihrer Piſtole in der Hand. Kaum öffnete ſich die Thür, ſo ſtreckte ſie den Arm aus; de Change raſ'te heran, ſie drückte ab, der Jeſuit ſtürzte mit einem gräßlichen Fluche zuſammen. Sogleich kamen die andern aus dem Zimmer nach und die Treppe quoll's herauf von bewaffneten Männern. Als der wilde Sten Löwenhaupt und ſeine paar Genoſſen dieſe Uebermacht erblickten, ließen ſie jeden Verſuch, ſich zu widerſetzen, unterwegs, zumal Tycho ihnen erklärte, daß der Verhaftungsbefehl blos den beiden Genannten gelte, wovon der Eine, von der Kugel des ſtummen Kindes durchbohrt, bereits todt am Boden lag. Löwenhaupt dachte: „Die Todten reden nicht,“ und erwiederte in gemäßigtem Tone, auf die Frage der Hauptleute nach Gyllenhielm, daß dieſer ſeit dieſem Morgen auf eine unbegreifliche Weiſe vom Schloſſe verſchwunden und bis jetzt vergebens in allen Gemächern, ſo wie in der nächſten Umgegend geſucht worden ſei. Wahrſcheinlich habe ihm ſein Schickſal geahnt oder ſei ihm auf irgend eine Weiſe Kunde davon zugekommen und er habe ſich deshalb bei guter Zeit aus den Wegen gemacht.

So ärgerlich nun auch den Hauptleuten der Stadtknechte war, einen der Vögel nur todt und den andern gar nicht zu finden, ſo wenig bekümmerte ſich Tycho Lilie darum. ſondern eilte mit der Haſt der Liebe, von Chriſtinens Hand geleitet, nach Riekens Zimmer. Ein Schrei, und Rieke hing, Wonnethränen vergießend, an Tycho's Halſe. Bald kam es zu gegenſeitigen Mittheilungen. Als Tycho ſie fragte, ob ſie nichts von Gyllenhielm wiſſe, entfärbte ſie ſich und ſchlug die Augen nieder. „Tycho," ſprach ſie dann mit gedämpfter Stimme, „ich muß Dir etwas fürchterliches entdecken. Deine Braut iſt eine Mörderin."

„Um des Heilands Tod!" rief der Offizier entſetzt.

„Höre mich an, Tycho! Als Chriſtine geſtern Abend entwiſchte, trat Gyllenhielm berauſcht zu mir herein, jedenfalls von keinem der Andern, die ebenfalls ihrer Sinne nicht mächtig waren, bemerkt. Erlaß mir die ſchändlichen Worte und Anträge, die er gegen mich äußerte, zu wiederholen; ſie empörten meine Weiblichkeit ſo ſehr, daß ich mich über die Grenzen derſelben erhob und, von dem frechen Manne endlich mit Gewalt bedroht, wie ein wüthendes Thier mich vertheidigte, aber er würde meine ſinkenden Kräfte doch noch überwältigt haben, wenn mir mein Schickſal im Augenblick der höchſten Gefahr — ich wußte ja nicht mehr was ich that oder dachte — nicht die Hand an den Griff ſeines Dolches, den er an der Seite trug, gelenkt hätte. Die Waffe ſaß ihm in demſelben Augenblicke auch ſchon in der Bruſt. Wüthend zog er das Schwert, und ſchlug nach mir, ich floh auf den Gang; er wollte mir nachſetzen, aber ich hatte gut getroffen, er ſtürzte zuſammen und hauchte wenig Augenblicke darauf ſein Leben aus. Nun kam eine gräßliche Angſt über mich, demohngeachtet verließ mich die Beſonnenheit nicht. Zuerſt ſuchte ich die Blutſpuren zu tilgen; während dem ſchoß mir der Gedanke durch den Kopf, mich der Leiche zu entledigen. Hier aus dieſem mittlern Fenſter ſieht man in ein ſchauerlich tiefes Geklüſt, welches, wie ich wohl bemerkt, ſchwerlich von eines Menſchen Fuß betreten wird. Ich ſchleppte den Körper zum Fenſter und ſtürzte ihn hinab. Nun warf ich die blutigen Tücher zuſammengepackt der Leiche nach. Todesangſt und Fieberhitze folterten mich die ganze Nacht. Etwas Ruhe gab mir der Tag, und Troſt der Umſtand, daß man zu meiner Verwunderung den Hauptmann nicht vermißte. Erſt gegen Mittag wurde er bei mir geſucht. Ich ſtellte mich krank.“

„Retterin Deiner Unſchuld, laß Dich umarmen!“ jubelte Tycho, und er und Chriſtine umklammerten das ſtarke Mädchen. Tycho erzählte ihr, was Chriſtine gethan, und dieſe begleitete die Erzählung mit ihrer Darſtellungsweiſe.

Gyllenhielms Leiche wurde von den Stadtknechten zerſchmettert aus der Tiefe geholt. Dann ging der Zug, die beiden Schweſtern in ſeiner Mitte, fort. Sten Löwenhaupt und Axel, ſein Vater, reiſten auch noch an dieſem Tage fort, ſich einzuſchiffen. Der Alte ſtarb bald darauf in Polen; Sten erhielt nach einigen Jahren auf ſein Nachſuchen vom König die Erlaubniß zur Rückkehr.

Tycho's und der beiden befreiten Schweſtern Weg ging gerade nach Stockholm. Dort ſtellten ſie ſich vor den Reichskanzler, und in Folge ihrer umſtändlichen Ausſagen wurden mehre verdächtige Edelleute eingezogen.

Nachdem Rieke und Chriſtine ihrem Vater im Gefängniß einen Beſuch gemacht hatten, brachte Tycho die beiden Schweſtern noch Roſenberg. Ebba lächelte wehmüthig, als die glückliche Rieke an der Hand ihres Bräutigams vor ſie trat. Sie beſchenkte Rieken reich, zeigte aber nicht mehr die frühere Theilnahme und Herzlichkeit für ſie; Chriſtine dagegen durfte noch einige Stunden bei ihr bleiben. Das ſtumme Kind vergoß Thränenſtröme und wollte das unglückliche Fräulein immer liebkoſen.

Den Tag darauf empfing das Vaterhaus in Upſala die drei lang vermißten Gäſte. Meiſter Peter Lilie umarmte den geliebten Sohn, küßte die theure Schwiegertochter und ließ ſich ungehindert von der Stummen küſſen. Frau und Kinder jubelten.

Ein paar Wochen waren ſchnell in Luſt und Freude verſtrichen, und Tycho mußte, von ſeiner Pflicht gemahnt, daran denken, zum Heere nach Liefland zurückzukehren. Die ganze Familie begleitete ihn bis nach Stockholm. Dort aber vernahmen ſie überall das Gerücht, der König werde in einigen Tagen kommen. Tycho befragte ſich beim Reichskanzler und erfuhr die baldige Ankunft des Königs mit Beſtimmtheit. Er beſchloß daher, ſeine Abreiſe aufzuſchieben, und ſich dem Monarchen erſt in Stockholm vorzuſtellen, da man nicht wiſſen konnte, wie weit das Friedensgeſchäft vorgeſchritten ſei und ob eine Reiſe nach Liefland nicht unnütz ſein dürfte.

---

## 24.

# Des Königs Schmerz.

Der König war wirklich ſchon auf dem Meere und eilte mit der beflügelten Haſt ſehnſüchtiger Liebe den ſchmerzlich vermißten Penaten zu. Der Krieg war aber keineswegs beendigt und nur die wiederholte dringende Aufforderung des Reichskanzlers Oxenſtierna und die Stimme ſeines eignen Herzens hatten Guſtav vermocht, Flaggen und Segel ſeines Königsſchiffs günſtigen Winden Preis zu geben.

Die Unterſuchung nämlich, deren Veranlaſſung die Gefangennehmung des Bauers Knut Strämfeld gegeben hatte, führte den Kanzler an immer tiefere Abgründe. Das ſcheußliche Gewebe der Bosheit und Liſt enthüllte ſich, ſo daß er zuletzt keinen Tag vor dem Ausbruch einer Empörung des Adels ſicher zu ſein glaubte. Er ſtattete ſofort dem König Bericht ab und machte ihn auf die Verzweigung der Verſchwörung im liefländiſchen Lager aufmerkſam, forderte ihn aber zugleich auch zur ſchnellen Rückkehr nach Stockholm auf. Eh jedoch der Brief des Reichskanzlers nach Nowgorod kam, waren Linsky und viele ſeiner Anhänger entwichen. Die Boten der Jeſuiten pflegen vor andern viel an Schnelligkeit voraus zu haben. Der König gedachte an den Verdächtigen die edelſte Rache zu üben. Er zeichnete ſie gerade durch leutſeliges Weſen, Güte und Wohlwollen aus, er beſchenkte manche, erhob andere zu höheren Poſten, und zeigte allen durch eine beiſpielloſe Offenheit ſeiner Handlungen, wie wahrhaftig ihm das Wohl des Ganzen, ſo wie jedes Einzelnen am Herzen liege. Dieſe Weisheit des jungen Königs erſtickte auch den letzten Funken der Empörung; die Verſchworenen ſchämten ſich, wunderten ſich, daß ſie ſich gegen einen ſo trefflichen Herrn hätten einnehmen laſſen können, bereuten ihre früheren Schritte mit Ernſt, waren froh, daß — ihrer Meinung nach — nichts davon verlautet ſei, und wurden aus des Königs Feinden ſeine treueſten Freunde. Einigen Schreiern wurde der Mund nachdrücklich geſtopft, die giftigen Ohrenbläſer überhört, und Guſtav war wieder in Beſitz der Liebe ſeiner Soldaten.

Da kamen wiederholte Mahnungen zur Rückkehr nach Stockholm von Oxenſtierna. Nicht allein neue Entdeckungen in der Unterſuchung, ſondern auch das übermüthige Betragen der Königin Mutter und ihrer Partei machte des Königs perſönliche Gegenwart nothwendig. Oxenſtierna hatte bis jetzt zum Benehmen der Königin und ihrer Anhänger geſchwiegen, denn er kannte Guſtavs große Pietät, aber als ſie ſich allen ſeinen guten Anordnungen gerade zu opponirten, durch eine wirkſame Intrigue ihn ſelbſt von einem falſchen Lichte zu zeigen ſuchten, von Selbſtſucht, mißverſtandenem Stolz, Tücke und Bosheit geleitet, überall Unheil und Unordnung anrichteten, da ſtellte er dem Könige die Gefahr nachdrücklich vor, in welche das Reich durch ſolch arges Treiben geſtürzt werde. Er ſchrieb, daß er nie ein Wort über den Schaden, den man ſeiner Perſon zufüge, würde verloren haben, aber der unüberſehbare Nachtheil, welcher dem Wohle des ganzen Schwedens aus dieſer heilloſen Oppoſition des Regiments erwachſe, zwinge ihn die Hülfe des Königs anzuſprechen und unabläſſig auf deſſen Rückkehr zu dringen.

Solcher Briefe waren noch einige über Meer gekommen, da entſchloß ſich der König zu reiſen, da der herankommende Winter ſeine Anweſenheit ohnedies nicht dringend forderte. Ein Schnellſegler ging voran, ſeine baldige Ankunft in Stockholm anzuſagen. Die Königin erſchrak, als ſie die erſte Kunde davon vernahm. Sie hatte den Sohn noch lange nicht erwartet; aus der Beſtallung de la Gardie's zum Statthalter von Stockholm, aus den erneuten Feindſeligkeiten in Liefland und aus mehren Anordnungen war ihr klar geworden, daß Schweden wenigſtens unter einem Jahre ſeinen Beherrſcher nicht auf dem vaterländiſchen Boden begrüßen werde, und außer Zweifel geſtellt war, daß er vor dem Spätfrühling des folgenden Jahres nicht komme. Auf dieſe geraume Zeit hin hatte Chriſtine noch gar manchen Plan gebaut, noch gar vieles ſollte vollführt werden, das Meiſte war erſt von fernher angelegt, und nichts wünſchte ſie mehr, als daß Ebba bei des Königs Ankunft de la Gardie's Gattin ſei. Das Schlimmſte für ſie war, daß der König noch nicht einmal von Ebba's Verlobung unterrichtet war. Schon lagen die Briefe fertig geſchrieben und geſiegelt, ſchon war das Schiff beſtellt, welches ſie hinüber an die liefländiſche Küſte bringen ſollte; ſie hatte ihm geſchrieben, wie der alte Reichsdroſt ſterbend ſeine Tochter mit Jakob de la Gardie, der ziemend um Ebba geworben, verlobt hätte, wie die Gräfin willig und gern des Statthalters Braut geworden ſei und ihr, der Königin, auf einige geäußerte Bedenklichkeiten mit Beſtimmtheit geantwortet habe: ſie werde nie eines andern als de la Gardie's Gattin werden; wie beide glücklich und zufrieden mit ihrer Wahl wären u. ſ. w. So ſuchte ſie ſchlau alle Schuld von ſich abzuwälzen. Und als eben der Brief abgehen ſollte, traf die Nachricht von des Königs baldiger Landung in Stockholm ein. Das war ein Schlag für die ränkeſüchtige Frau. Er konnte alle ihre in Blüthe ſtehenden Pläne vernichten. Rathlos irrte ſie durch ihre Gemächer, getrieben von ihrem Gewiſſen und der Furcht, Guſtav könnte vermöge ſeiner königlichen Gewalt ſich dennoch die verhaßte Gräfin zur Gattin nehmen. Die Ankunft des Herrſchers war auf den Frühmorgen des folgenden Tags beſtimmt, eine Stunde peinlicher Angſt um die andere flog Chriſtinen hin.

Während der Schall ihrer eignen Tritte die ſchuldbelaſtete Königin ſchreckte, ſammelte ſich unten die frohe Volksmenge, um den Empfang des geliebten Herrn würdig vorzubereiten. Da flocht man Kränze, dort erbaute man Triumphbogen und Ehrenpforten, die Schiffe im Hafen pflanzten bunte Wimpel auf und umwanden Maſte und Steuer mit Laub und Blumen. Kanonen wurden auf den Wällen und im Halbkreis des Hafens aufgeſtellt, und ſo währte das geſchäftige Drängen des Volks die ganze Nacht hindurch.

Ein Kanonenſchuß verkündete mit dem Aufgange der Sonne, daß das Königsſchiff in Sicht ſei. Es ſtieg höher und höher mit ſeinen ſtolzen Wimpeln, mit ſeinen breiten Flaggen, auf denen Schwedens drei Kronen in Gold und lichtblauer Farbe glänzten, geküßt vom erſten Sonnenſtrahl. Die Segel waren gebläht von günſtigen Winden; ſchnell nahte das Schiff und begrüßte mit einer Kanonenſalve die im klaren Lichte des ſchönſten Herbſttages daliegende Meerſtadt. Und aus dem Hafen und von den Wällen der Stadt erſchallte der donnernde Gegengruß und nun fiel Schuß auf Schuß, und von den Thürmen jauchzten alle Glocken, von den Gerüſten ſchmetterte Muſik, von dem Hafen und den Holmen aus ringsumher jubelte das Volk und ſchwang Kränze und Fahnen zum Empfang ſeines jungen Königshelden. Der ſtand auf dem Verdeck des Schiffs, eine jugendliche Göttergeſtalt, und in ſeinem ernſten Antlitz ſtrahlte wieder die Liebe ſeines Volks. Er hatte das Haupt entblößt und winkte mit dem Hute der Menge zu. Das Schiff lief in den Hafen und legte an. Im Hauptgange ſtand der Hof, die Königin Chriſtine an ſeiner Spitze, und das Regiment von Oxenſtierna angeführt. Der König ſtieg aus, begrüßte höflich ſeine Mutter und küßte ihr die Hand ehrerbietig, dann wandte er ſich und umarmte Oxenſtierna mit freundſchaftlicher Wärme. Der Zug ſeiner Begleiter, unter welchen ſich der Herzog von Lauenburg befand, ſchloß ſich an ihn an und unter dem unaufhörlichen Zujauchzen des Volks, dem Lärm der Inſtrumente, dem Klang der Glocken, dem Donner des Geſchützes ſchritt der fromme König nach der Ritterholmskirche, dem Könige der Könige im Angeſicht des ganzen Volks zu danken für Sieg und glückliche Fahrt. Nach feierlichem Gottesdienſt trat er aus der Kirche, da ladete ihn das Volk auf ſeine Schultern und trug ihn unter Abſingung alter Siegeslieder nach dem Palaſt. Der König vergoß Thränen der Rührung und Luſt. Nun übertäubte das Jubelgeſchrei der Schweden den Kanonendonner und das Glockengeläute und ſcholl wie ein gewaltiger Hymnus über die Inſeln hin und das Meer. Das Schloß war mit Blumengewinden und koſtbaren Teppichen geſchmückt, Blumen waren vor ſeinem Eingang geſtreut, die Stiegen hinauf und durch die Hallen und Gänge, und von ſeinen Zinnen und Thürmen wehten die Fahnen des Reichs.

Der König war angelangt in ſeinen Gemächern. Tauſende hatte er ſchon begrüßt, unzählige Geſichter waren ihm ſchon begegnet, nur die Eine, die er tief im Herzen trug, hatte ſeinen Gruß noch nicht empfangen, nur das liebe ſanfte Geſicht ſeiner Braut war ihm noch nicht entgegengeeilt, und darob befremdet wandte ſich Guſtav mit der Frage nach der Gräfin Brahe zu ſeiner Umgebung. Aber Niemand wagte ihm zu antworten, und die Königin erblaßte. Da trat Oxenſtierna, der edle und wahre Freund des Königs heran — der Einzige, der, ſelbſt frei von aller Schuld, dem Könige die Wahrheit ſagen durfte, und verkündete mit wenigen Worten das Schreckliche. Guſtav erbleichte. Ein drohender Blick ſchoß aus ſeinen Augen auf die Königin; ſie vermochte ihn nicht zu ertragen. Von ihr ſprang der Blick auf den Herzog von Lauenburg und war furchtbar, Zorn blitzte ſein Auge, ſeine Wange war braunroth. Aber er bezwang ſich und befahl ſein Roß. Mit Verzweiflung ſeines Herzens ſchwang er ſich darauf und jagte, nur von wenig Dienern gefolgt, Roſenburg zu.

Dorthin war ihm de la Gardie vorausgeeilt und man ſchien ſeine Ankunft erwartet zu haben; denn um die ſchwarzbeſchlagene Pfoſte des Thors waren grüne Kränze geſchlungen. Leben und Tod hielten ſich im ſchweigenden Kuſſe umfaßt. Das war das Sinnbild deines Glücks, großer Schwedenkönig. Die Liebe deines Volks grünt und blüht lebendig, während die Liebe deines Herzens grauſam gemordet iſt von der Hand deiner eignen Mutter.

Am Eingang in das Schloß war ein Triumphbogen erbaut, darunter ſtand de la Gardie mit ſeiner

Braut von ſchwarzen Flören umweht. Der König ſprang vom Pferde und eilte auf ſie zu mit den ſchmerzlichen Worten: „So iſt es wahr, Ebba, Du biſt nicht mehr mein?“

„Hier ſteht mein Verlobter,“ erwiderte ſie mit dumpfer Stimme.

Der Statthalter warf ſich vor dem König nieder und rief: „Richtet Euern Zorn nicht gegen mich, nicht gegen dieſe. Wir ſind beide unſchuldig. Verzeihe mir Ew. Majeſtät, was ich in Unwiſſenheit und von Falſchheit überredet gefehlt.“

Guſtav winkte mit der Hand und ſagte weinend: „Bedenke doch, daß es meine Mutter war, die es that.“

„Löſt den Bund meiner Verlobung und nehmt Euern mir heiligen Schatz zurück!“ ſagte de la Gardie. Aber der König und Ebba ſchüttelten wehmüthig das Haupt; ſie fühlten beide, daß dies nicht geſchehen könne, weil die zarte Blüthe geknickt war, jene Blüthe, die ihnen allein geblüht hatte und welche de la Gardie nicht kennen konnte.

„Dem König meinem Herrn winkt ein anderes Glück,“ ſprach ſie. „Eine Fürſtentochter wird den Ruhm ſeines Geſchlechts auf die Nachwelt übertragen. Mir aber erlaube Ew. Majeſtät, Euch dieſe kleine Gabe überreichen zu dürfen.“ Und empor hielt ſie einen vollen Lorbeerkranz, und der König ſenkte ſein Knie vor ihr, die ihm, wie eine Ueberirdiſche, den Kranz in die Locken drückte.

„Ruhmſtrahlender Siegesheld,“ ſprach ſie feierlich, „der Kranz der Unſterblichkeit hat Euere Schläfe umſchlungen. Das Höchſte habt Ihr errungen, was auf Erden zu erringen vergönnt iſt. Ein ganzes Volk jauchzt Euch zu in treuer Liebe, und die Nachwelt wird bewundernd nach Euch zurückſchauen. Laßt Euch daran genügen! Fragt nach keinen anderen Kränzen!“

„Ich frage nicht!“ erwiderte der König weinend und drückte den errungenen Lorbeer tiefer in die Stirn. Und mit dem ungeheuern Schmerz in ſeiner Bruſt ritt er wieder heim und kam ernſt und trauernd an in ſeinen Gemächern. Die verſchloſſen ſich fortan, und er ſah ſeine Mutter nicht und Niemand als Oxenſtierna. Da ging er denn einſam auf und ab, bald weinend, bald zürnend. Er kämpfte einen langen, ſchweren Kampf; es war der ſchwerſte ſeines Lebens. Oft ſtieß er harte Worte aus, und Drohungen gegen die Elenden, die ihm die Blume ſeines Gartens gebrochen, und dann hörten die Kriecher und Schleicher angſtvoll den gewichtigen Schritt ſeines Fußes in den Sälen hallen und die Donnerſtimme ſeines ausbrechenden Zorns; da zitterten ſie und wichen zurück, meinend, die Thüren würden ſich öffnen und der gewaltige Herr hervorgehen und mit dem Schwerte der Vergeltung richten und ſtrafen.

Aber die Thüren blieben verſchloſſen, und der König kam nicht. Er kämpfte ritterlich und blieb Sieger über ſich; ſchlug aber der Zorn ein Mal in hellen Flammen aus, dann ſtand ihm ein treuer, redlicher Freund zur Seite, der löſchte die Flammen und deutete auf Schwedens Reich hin, ſagend: „Dort handle und ſchaffe, dort iſt die Bahn Deiner Kraft und Deines Muthes.“ Dieſer Freund des Königs war Axel Oxenſtierna, ein edler, herrlicher Mann, nächſt Ebba der größte Schatz, den Guſtav beſeſſen. Er verſtand es, den König auf die Geſchäfte zu lenken und Guſtavs gebeugte Seele erſtarkte allmälig in der Arbeit. Er war unermüdlich. Wenn aber der Abend kam, und er ſah den Abendſtern in ſein Gemach leuchten, dann feuchtete ſich ihm die Wimper, und er rief: „Still, ſtill, Königsherz und ſei zufrieden mit dem Lorbeer! dich wird nicht die Liebe laben. Deine Sehnſucht geht mit den Sternen auf und unter. Auf den höchſten Bergen und den Thronen weht Eisluft; die Sonne beſtrahlt beide zuerſt und zumeiſt, aber ſie vergoldet ſie nur und erwärmt ſie nicht. Du darfſt nicht am Herzen deiner Liebe ruhen! Still, ſtill, Königsherz!“ Und dann hat der hohe Jüngling Thränen vergoſſen. Endlich ging er geſtählt und erprobt aus dem Kampfe. Sein Höchſtes hatte er von ſich gethan und forderte nun, was ihm kein Schickſal verſagen konnte, Erſatz von ſeinem Königthum. Sein Scepter war mit den ſalzigen Thränen ſeines Herzens begoſſen, und davon grünte und blühte es, und ward der mächtige Baum, unter deſſen Schatten ſich Schweden wohl befand. Wer dem Leben alles geopfert, iſt ſchon ein großer Menſch, wie viel mehr, wenn er auf dem Thron ſitzt ein großer König. Was Guſtav Adolf geworden iſt, das hat er ſich ſchwer erkauft, das wurde er im Kampfe mit dem Geſchick.

## 25.

# Ausläufe.

Eine der erſten Perſonen, welchen vergönnt war, den König in ſeinen Gemächern zu ſehen, war Rieke Strämfeld. Der Kanzler führte ſie herein, und ſie warf ſich vor dem trauernden Herrn nieder und flehte um das Leben ihres Vaters.

„Wie könnt' ich Dir eine ſo kindliche Bitte verſagen?“ ſprach Guſtav. „Warſt Du doch ſo lange um ſie, die ich noch immer ſo heiß liebe, und wurdeſt von ihr geliebt. Dein Vater hat nicht gut gehandelt, aber ich kenne noch Eltern, die auch nicht gut gehandelt haben — ach! an ihren eignen Kindern — und denen auch verziehen wird. Wenn Du Hochzeit haſt mit dem Goldſchmied, dann lade mich dazu. Ich habe Dir einſt die Ausſteuer verſprochen: ich will ſie mitbringen.“

Rieke küßte weinend den Rockzipfel des unglücklichen, guten Herrn; ſie hatte ihn wohl verſtanden, und der Schmerz über ſein Leid ſchnitt ihr durch die Seele. Sie führte ihren befreiten Vater nach Upſala, dort verwaltete er ein kleines Gut des Meiſter Peter Lilie. Auch Martha fand ſich bald dort ein. Die Hochzeit Tycho's und Riekens ſollte erſt nach dem Friedensſchluß gefeiert werden, weil man nicht wiſſen konnte, ob Tycho nicht noch einmal in's Feld müſſe. Die Stumme zog auf Ebba's Verlangen nach Roſenberg und trennte ſich nicht mehr von ihr; ſie war der Gräfin unentbehrlich geworden. Den Grafen de la Gardie hielt ſeine Pflicht meiſt in Stockholm; doch beſuchte er ſeine trauernde Braut oft, ſie aber ſah die Königsſtadt nicht mehr. Niemals verließ ſie fortan Roſenberg, und aus den Fenſtern des Schloſſes erſchallte in den Dämmerſtunden ein wehmüthiger Geſang und die Saiten weinten und klagten tiefſchmerzlich dazu.

Als der König die Unterſuchung der Verſchwörung gegen ihn beendigt hatte, verzieh er mild und gnädig den Verblendeten und baute dadurch ſeinen Thron unerſchütterlich feſt.

Der Herzog Johann von Oſtgothland war auf die Nachricht von des Königs Heimkehr nach Stockholm geeilt und berichtete ſchlau von den Umtrieben des Malers, deſſen Tod er erfahren hatte, mit Verſchweigung derjenigen Umſtände, welche auf ihn ſelbſt ein zweideutiges Licht hätten werfen können. Der König lächelte und forſchte nicht weiter. Als Johann nach Norköping zurückkehrte, brachte man ihm die Nachricht, daß die Gräfin Lodoiska während ſeiner Abweſenheit plötzlich auf dem Schloſſe Elmenſtein verſtorben ſei. Er nickte gleichgültig, und es blieb zweifelhaft, ob das Gift, das ſie zweifelsohne erhalten, von der jeſuitiſchen Partei in Oſtgothland oder von der Herzogin Maria herkomme. Die Letztere litt, ſeit dem heftigen Auftritt auf Elmenſtein, wohin ſie auf de Change's Veranlaſſung geritten war und ihren Gatten in Lodoiska's Armen überraſcht hatte, an temporärer Geiſtesverwirrung, die im folgenden Jahre in völlige Zerrüttung ausartete. Eine bösartige Geſchlechtskrankheit kam hinzu und machte den Wahnſinn unheilbar. Drei Jahre darauf endete ihr Leben, im Jahre 1618. Fünf Monate vorher war Herzog Johann an den Folgen ſeiner Ausſchweifungen in ſeinem acht und zwanzigſten Jahre geſtorben. Auch Chriſtinens Lieblingsſohn, der Herzog Karl Philipp von Södermannland, ſtarb jung, nachdem er ſich heimlich mit einer Tochter des Reichsſchatzmeiſters Ribbing vermählt hatte. Die beiden großen Provinzen Oſtgothland und Södermannland kamen durch dieſe Sterbefälle an das Reich, und es ward dem König Gelegenheit zur zweckmäßigen Organiſation derſelben gegeben. Sein Regiment wurde dadurch ſtärker.

---

Der König ging im Frühjahr wieder nach Liefland, de la Gardie begleitete ihn und übernahm den Oberbefehl über das Heer. Es wurden ihm neue Siege zu Theil. Endlich kam es zum Frieden. Schweden gewann große Provinzen und Geldſummen. Heimgekehrt ließ ſich der König zu Upſala krönen. Die Krone war von Tycho Lilie gefertigt, der Tags darauf ſeine Hochzeit ausrichtete. Der König hielt ihm Wort und erſchien auf die Einladung des Meiſters. Er brachte auch Riekens Ausſteuer mit. Tycho wurde Hofgoldſchmied.

Eines Tages ſaß er fleißig an der Werkbank, neben ihm ſein blühendes Weib mit ſeinem Ebenbilde auf dem Schoße; da trat ein großer Bettler an das Fenſter und bat um ein Almoſen. Tycho hatte ihm kaum ins Geſicht geblickt, als er überraſcht ausrief: „Der Gehenkte! — Ei Elof Olofsſohn Sonnenſchild, woher kommſt Du in dieſem ſchlechten Aufzuge?“

„Ach daß ſich Gott erbarme!“ erhob der ehemalige Hellebardier ſeine klagende Stimme. „Jetzt weiß ich, wer Ihr ſeid. Ihr habt das Glück gehabt und die Braut heimgeführt; denn ich ſehe dort Rieke Strämfeld als Euer Weib ſitzen. Als ich Euch vor ein paar Jahren zuerſt ſah, Meiſter, glaubt' ich beſtimmt, ſie werde in einigen Monaten die Meinige und ich Schloßkaſtellan werden. Aber ich bin ein Bettler geworden. Zum Soldaten, ſagen ſie, ſei ich zu ſchlecht, mein gnädiger Herr iſt todt und Sten Wytt iſt ſtolz und brutal gegen mich geworden. Nehmt Ihr mich, Meiſter; ich will Euch als Knecht dienen.“

Rieke winkte ihrem Manne bittend zu, und Tycho hieß den langen Elof hereinkommen. Rieke empfahl ſich ſeinem ausgehungerten Magen ſehr nachdrücklich. Er wurde noch denſelben Tag auf Peter Lilie's Gütchen unter Aufſicht des Bauers Strämfeld geſteckt, den er ſonſt ſo ſehr geplagt hatte. Dieſer übte indeſſen keine Vergeltung aus, und Elof erlebte noch gute Tage.

Erſt zwei Jahre nach ihres Vaters Tode, nach dem Friedensſchluſſe und der Krönung des Königs ward Ebba de la Gardie's Gattin. Erſt hatte der Krieg den Oberfeldherrn in Liefland zurückgehalten, dann hielt Ebba's fortdauernde Kränklichkeit ſie von einer engern Verbindung ab. De la Gardie hatte noch einen geheimen Grund, ſich mit der Hochzeit nicht zu übereilen. Es war ihm nämlich während dem Feldzug und den Friedensunterhandlungen, wo er ſtets in des Königs Geſellſchaft war, mehr als zu klar geworden, daß Guſtav noch nicht alle Hoffnungen auf Ebba's Beſitz aufgegeben hatte. Wenn de la Gardie an Ebba ſchrieb, legte Guſtav Briefe bei, in denen er ihr die wehmüthigen Gefühle ſeines Herzens ſchilderte. Den deutlichſten Beweis, wie warm der König noch an ſeinem ſchönen Jugendtraum hange, gab er de la Gardie, daß er auf den Vorſchlag eines deutſchen Geſandten zu einer Verbindung mit der Prinzeſſin Maria Eleonore von Brandenburg nicht einging. Was tief in einem ſolchen Herzen gewurzelt, läßt ſich nicht ausreuten, wie ein Unkraut; dazu gehören Jahre und viel Schmerzen, bis jede Wurzel abgeſtorben oder herausgewühlt iſt. De la Gardie wagte ſelbſt einmal in zarten Andeutungen bei Ebba anzufragen. Aber jeder Verſuch ſcheiterte an ihrer Standhaftigkeit. Sobald ſie ſich einigermaßen geſund fühlte, mahnte ſie den Grafen ſelbſt an ſein Wort.

„Geh hin,“ ſagte der König, „meine Blüthen ſind jung verdorrt und blühen nicht wieder. Du biſt der einzige Menſch, dem ich Ebba gönne.“

Still wurde das Paar auf Roſenberg von Pelargus getraut. Niemand war zugegen, als die Bewohner des Schloſſes. Die Stumme vergoß Thränenſtröme, kein Auge blieb trocken. Ebba war ſehr angegriffen, ſie hatte ſich mehr zugetraut, als ſie vermochte. Bald nach der Hochzeit erkrankte ſie wieder.

Schon hatte ſie mehre Tage das Bett nicht verlaſſen, als ihr eine fremde Dame gemeldet wurde, die ohne ihren Namen nennen zu wollen, ſie dringend zu ſehen begehrte. Ebba lehnte die Bitte ab, aber die Fremde ließ noch heftiger bitten, ja ſie wartete nicht einmal die Erlaubniß des Eintritts ab, ſondern trat mit einem blondgelockten Knaben an der Hand ins Krankenzimmer. Hier warf ſie ſich mit dem Kinde vor dem Bette nieder, hob die Hände flehend zu der erſtaunten Kranken empor und rief: „Verzeihung! Vergebung! Ich bin die unglückliche Margaretha Kabeljau, die ſchwer an Euch geſündigt hat. Und dies Kind — nun es trägt ja die Züge ſeines Vaters*).“ Ebba hob den Knaben gerührt auf und küßte ihn mit Thränen im Auge.

„Seht,“ fuhr die Knieende fort, „der Schmerz hat meine verführeriſche Schönheit vertilgt. Nun frißt er an der Wurzel meines Lebens. Aber ich kann nicht ſterben, bevor ich nicht Euere Verzeihung erlangt habe, edle Dulderin.“

Ebba reichte ihr die Hand. In ihrem Geſichte ſtrahlte etwas von der Glorie eines Engels.

Als der König im Jahre 1620 ſeine Gattin, Marie Eleonore, Prinzeſſin von Brandenburg, von

---

*) Dieſer natürliche Sohn Guſtav Adolfs wurde von ſeiner Tochter, der Königin Chriſtine, ſpäter zum Grafen von Waſaborg erhoben.

Calmar, wo er ſie erwartet, nach Stockholm geführt hatte, leitete er ſie eines Tags auf das einſame Schloß Roſenberg. Es war ein ſchmerzlich ſchöner Herbſttag. In der Kapelle ließ der König die Gruft öffnen. Beide ſtiegen hinab. Vornan ſtand ein friſcher Sarg, auf welchem ein zerriſſener und verwelkter Kranz lag.

„Ehren Sie dieſe Aſche!“ ſagte der König mit tiefer zitternder Stimme. „Hier ſchlummert Ebba Gräfin Brahe.“

Ende.

Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Ausgewählte

# Romane und Novellen

von

**Ludwig Storch.**

Siebzehnter Band:

## Für ſtille Abende.

Erſter Theil.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Leipzig,
Ernſt Keil.
1856.

# Für ſtille Abende.

70231

## Erzählungen

von

## Ludwig Storch.

---

Erster Theil.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Leipzig,
Ernſt Keil.
1856.

# Inhaltsverzeichniß.

1. Der Prinz von Viana . . . . . . 1
2. Zwei Verzweifelte . . . . . . . 129
3. Selbſtaufopferung. . . . . . . . 145

# Der Prinz von Viana.

## 1.

## Moraliſche Fäulniß der Fürſtenhäuſer im 15. und 16. Jahrhundert.

Die Familiengeſchichte der Fürſten, faſt immer das traurige Reſultat treuloſer Politik, hat ſelten ein erfreuliches Bild gegeben, am häßlichſten verworrenſten, von gemeinen wilden und raſenden Leidenſchaften entſtellteſten zeigt ſie ſich im funfzehnten und ſechszehnten Jahrhunderte und in dieſem Zeitraume wiederum am gräßlichſten in den ſüdlichen Staaten Europa's. Nichts gereicht z. B. dem Adel der Menſchennatur mehr zur Schande, nichts iſt für die ſanften und hochherzigen Gefühle der Seele empörender als das Leben und die Thaten der Könige und Königinnen von Neapel in dieſer heilloſen Zeit. Alle verworfenen Gräuel, Mord, Raub, Unzucht beflecken dieſes Königshaus, alle gemeinen und nichtswürdigen Verbrechen ſind unter dem Deckmantel der Macht von dieſen Kronenträgern und ihren nächſten Verwandten vollbracht worden. Welch eine Unſumme von Abſcheulichkeiten, vor welchen ein ſchuldloſes Herz entſetzt zurückbebt, ketten ſich nicht an den Namen zweier Königinnen, Selbſtherrſcherinnen jenes von der ſchaffenden Natur mit den höchſten Reizen ausgeſtatteten Landes, der zwei Purpurträgerinnen Johanna der Erſten und der Zweiten! Aber wahrlich die Beherrſcher der andern Staaten blieben in dem Beſtreben nicht zurück, ihr Andenken mit Schande und Schmach beſudelt der Nachwelt zu überliefern. Und ſelbſt das Oberhaupt der Kirche, der „Statthalter Chriſti auf Erden" ſuchte gar oft den übrigen gekrönten Häuptern auf der Bahn der Laſter und Verbrechen den Vorrang abzulaufen. Saß jemals ein größeres Scheuſal auf einem Throne als der von Mit- und Nachwelt verfluchte Papſt Alexander der Sechſte, der Verbrecher Borgia? Gab es jemals einen treuloſern, ränkeſüchtigern, tückiſchern Menſchen, als den König Ludwig den Elften von Frankreich? Sind nicht alle Höfe Italiens Pflanzſchulen der Laſter geweſen? Wohin auch das Auge des Geſchichtsforſchers ſich wendete, es würde zurückſchaudern vor der maßloſen Verworfenheit dieſer Fürſten und ihrer Umgebung, wenn es nicht wiederum angezogen und entſchädigt würde für das gräuliche Getriebe der Leidenſchaften durch die herrlichſten Blüthen der Kunſt und Poeſie, welche neben jenen Giftblumen aus demſelben Boden üppig emporwuchſen. Denn die ſchönſten Gebilde des ſchaffenden Genius, welche das Mittelalter hat entſtehen ſehen, gediehen an jenen Höfen, ſchoſſen gleichſam aus dem Pfuhle der Laſter und Gemeinheit auf, eine wunderbare Erſcheinung, ein pſychologiſches Räthſel! Iſt es denn nicht der Tugend, der Reinheit des Herzens, der edeln Geſinnung vorbehalten das Höchſte und Schönſte, was der menſchliche Geiſt erzeugen kann, in's Leben zu rufen? Die Geſchichte hat leider auf dieſe unſerm ſeeliſchen Bedürfniſſe ſo entſprechende Frage keine beſtimmt bejahende Antwort.

Zu den von Schmach und Sünde grauenhaft beſudelten Königshäuſern jener Zeit gehören auch die beiden nahverwandten Herrſcherfamilien von Kaſtilien und Aragonien. Aber aus dem trüben Wirwarr zügelloſer Leidenſchaften leuchtet hier in Spanien ein reines edles Bild hervor und feſſelt unſer von ſo viel Laſter und Schmutz ermüdetes und angeekeltes Auge um ſo lebhafter, weil wir in keinem andern Fürſtenhauſe jener Jahrhunderte ein ähnliches Geiſt und Gemüth gleich labendes und erhebendes Leben erblicken. Und wenn uns auch die tiefſte Wehmuth bei ſeiner Betrachtung übermannt, wir fühlen uns gerade dadurch nur noch mehr ſittlich geſtärkt und befriedigt von dieſem Bilde. Wenn der Abendhimmel von ſchwarzen Wolken überdeckt iſt, erfreut uns der Anblick eines großen klaren blitzenden Sternes um ſo mehr, und dieſe Freude bleibt in der Seele mit einer wehmüthigen trauernden Beimiſchung zurück, wenn wir den Stern endlich von der dräuenden Nacht der Gewitterwolken verſchlungen ſehen. Der Schmerz über den tragiſchen Untergang des Guten durch das Böſe kräftigt ja unſer ſittliches Gefühl; die Thräne über das „Loos des Schönen auf der Erde“ zittert als nährender Thautropfen unſers Herzens in ſeinem Blüthenkelche, dem Auge.

Das wehmüthig ſchöne Lebensbild, welches wir meinen, iſt das des Don Carlos, Prinzen von Viana, Infanten von Aragonien und Navarra.

## 14.

# Abſtammung und Jugend des Prinzen von Viana.

Gegen die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts war alles Land, welches wir unter dem Namen Spanien begreifen, in vier von einander ſtreng geſchiedene Königreiche getheilt, welche allmälig aus einer Anzahl kleinerer Staaten zuſammengewachſen waren; es waren dies die Königreiche Kaſtilien, Aragonien, Navarra und Granada. Das letztere, den Ueberreſt der einſt großen und mächtigen Beſitzungen der afrikaniſchen Bekenner des Islam, gewöhnlich nach einem ihnen einſt von den Römern beigelegten Namen Mauren genannt, ſchied eine von Religion und Sitte gebildete große Kluft weit von den andern, und doch nicht weit genug, um nicht manches von der leichten Sitte und heitern gefälligen Lebensweiſe der Araber auf den ſtrengen Ernſt und die faſt finſtere Würde der chriſtlichen Ritterjugend und die eintönige und nüchterne Lebensart der Nachkommen der alten Weſtgothen abzuſtrahlen. Aus der Miſchung des urſprünglichen gothiſchen Ernſtes, altſpaniſcher oder keltiberiſcher Tapferkeit und dem leichten Anfluge glänzender Maurenſitte entſtand der eigenthümliche neuſpaniſche Charakter, der ſich in den verſchiedenen Königreichen, je nachdem das eine oder das andere dieſer Elemente vorwaltete, wieder individuell geſtaltete, ſo daß der leichtblütige Andaluſier, der ſtolze prachtliebende Kaſtilier, der ernſte Aragonier, der ſtrenge freiheitglühende

Katalonier und der dem weſtgothiſchen (deutſchen) Volkscharakter am treuſten gebliebene, treuherzige Navarreſe ſich ſehr augenſcheinlich von einander unterſchieden. Die langſame Wiedereroberung des Landes war von Obernavarra ausgegangen, und das Königshaus dieſes Landes hatte den andern allmälig entſtehenden Königreichen die Herrſcher gegeben, ſo daß die Dynaſtien der iberiſchen Halbinſel, ſelbſt die von Portugal, ſich eines gemeinſamen Urſprungs erfreuten und mit einander blutsverwandt waren.

In Kaſtilien hatte ſich nach langen und blutigen Parteikämpfen, in welchen zuletzt der König Peter der Grauſame ſeinem unehelichen Bruder, dem Grafen Heinrich von Traſtamara, erlegen war, mit dieſem eine neue Dynaſtie auf den Thron geſchwungen (1369), und als vierzig Jahre ſpäter das alte aragoniſche Herrſcherhaus (das der Grafen von Barcelona) mit dem König Martin ausgeſtorben war (1410), wählten die Stände der drei zu dieſer Krone gehörigen Königreiche Aragonien, Katalonien und Valencia einen kaſtiliſchen Infanten, den Enkel jenes Heinrich von Traſtamara, zu ihrem Könige, ſo daß dieſes Haus nun über den größten Theil von Spanien herrſchte. Der neue König von Aragonien, Ferdinand, dem die Geſchichte den Beinamen „der Gerechte" gegeben hat, war bei ſeiner Thronbeſteigung 1412 ſchon ſechs Jahre Regent von Kaſtilien geweſen; denn 1406 war ſein älterer Bruder, der König von Kaſtilien Heinrich III., im achtundzwanzigſten Lebensjahre geſtorben und ſein Sohn und Nachfolger, der nachherige König Johann II. ſtand bei dieſem frühzeitigen Todesfalle erſt im zweiten Lebensjahre. Aber nur noch vier Jahre wurden Aragonien und Sicilien von Ferdinands Weisheit und trefflichem Willen regiert, denn auch er wurde 1416 von einem frühzeitigen Tode zum Nachtheile beider Königreiche hinweggerafft. Er hinterließ zwei Söhne, Alfons und Johann, von welchen der erſtere, zwanzig Jahre alt, nicht nur die Krone von Aragonien, Katalonien, Valencia, Sicilien und Sardinien überkam, ſondern auch vier Jahre ſpäter von der Königin Johanna II. von Neapel adoptirt wurde. Doch entzweite ſie ſich wieder mit ihm und wies die Nachfolge dem Hauſe Anjou zu, welches Alfons ſpäter nach Johanna's Tode (1435) verdrängte und ſich (1442) in den ruhigen Beſitz Neapels ſetzte, wo er, von der reizenden Natur und von einem geſchmeidigen fügſamen Volke mehr angelockt als von den rauhen Bergen Aragoniens und der trotzigen Freiheitsliebe der Katalonier, ſeinen bleibenden Wohnſitz aufſchlug. Die Regentſchaft ſeiner Stammländer übertrug er ſeinem jüngern Bruder Johann. Dieſer war mit Blanka, der Erbin des Königreichs Navarra, vermählt. Sie war die Witwe des Königs Martin des Jüngern von Sicilien, des Sohnes Martin des Aeltern, Königs von Aragonien, mit welchem 1410 das Königshaus (der Grafen von Barcelona) ausgeſtorben war. Nur kurze Zeit war ſie Königin von Sicilien geweſen, als ihr Gemahl jung und ohne Leibeserben in den Tod ging, aber ſelbſt in dieſer kurzen Friſt und ſpäter als Witwe hatte ſie ſo viel Segen auf der Inſel ausgeſtreut, daß die Sicilier mit begeiſterter Liebe an ihr hingen. Nach zehnjährigem Witwenſtande reichte ſie, achtundzwanzig Jahre alt, auf den Wunſch ihres Vaters, des Königs Karl III. von Navarra, und ihres Vetters, des Königs Alfons von Aragonien, deſſen zweiundzwanzigjährigem Bruder Johann ihre Hand. Nicht die Herzen hatten dieſen Bund geſchloſſen. Wie ſelten ſchließen fürſtliche Herzen einen Ehebund! Der Infant Johann von Aragonien hatte keine Ausſicht zu einer Krone; um ſolche zu erwerben gab es nur ein Mittel: die Hand der verwitweten Königin von Sicilien, der Kronerbin von Navarra. Blanka und Johann wurden alſo verbunden, aber eben nur ihre Hände, nicht ihre Herzen und Seelen. Dies wäre auch unmöglich geweſen; denn gänzlich Ungleiches und einander Widerſtrebendes läßt ſich nicht in Eins verſchmelzen und verbinden. Blanka, von ſanfter ſtiller Gemüthsart, menſchenfreundlich, wohlthätig, theilnehmend an jedem menſchlichen Geſchicke, eine begeiſterte Freundin der limuſiniſchen Dichtkunſt, welche faſt gleichzeitig mit Blanka's Geburt ein heiteres und glückliches Aſyl am Hofe Johanns I. von Aragonien, des ältern Bruders Martins, ihres Schwiegervaters, gefunden und bis zu dem Tode des Letztern geblüht hatte, paßte ſie wenig zu dem rauhen und wenig veredelten Charakter ihres zweiten Gemahls, der nur in der Ausübung des Waffenhandwerks eine geiſtige Befriedigung fand, und ſie empfand dies um ſo ſchmerzlicher, als ihr erſter Gemahl, der König Martin der Jüngere von Sicilien, ihr in Sinnes- und Gefühlsart gleich geweſen war und die heitere Kunſt der Poeſie, die Veredlerin des Herzens, geliebt hatte wie ſein Oheim Johann I. und ſein Vater Martin. Mit dem Geſchlechte der edeln Grafen von Barcelona war aber auch die Liebe zur Kunſt der Troubadours auf dem Throne von Aragonien erloſchen, und die Sproſſen des kaſtiliſchen Hauſes Traſtamara beſchäftigten ſich nur mit Politik und Waffen. Sie waren kaſtiliſche Ritter, aber keine aragoniſchen Sänger mehr. In Blanka's ſchwärmeriſchem, für alle weichen und zärtlichen Eindrücke empfänglichen Gemüthe grünte aber die ſchöne Saat der Lieder fort, die ſie in früher Jugend von dem durch Johann I. in Barcelona geſtifteten Flora-Dichterverein empfangen hatte.

Die Früchte dieſer ungleichen und unglücklichen Ehe waren drei Kinder, ein Prinz, welcher 1421 zu Saragoſſa geboren den Namen ſeines mütterlichen Großvaters, des Königs Carlos von Navarra, erhielt, deſſen Thronerbe er einſt werden ſollte, und zwei Prinzeſſinnen, Blanka und Eleonore. Für den Infanten Carlos ſchuf der König von Navarra den Titel „Prinz von Viana", welchen jedes Mal der muthmaßliche Thronerbe von Navarra führen ſollte. Die ſchöpferiſche Hand der Natur dagegen gab dem Prinzen von Viana und ſeiner Schweſter Blanka das ſanfte und hochherzige Gemüth ihrer Mutter, der jüngern Infantin Eleonore den harten und ränkeſüchtigen Sinn ihres Vaters. Aus dieſem Grunde war es natürlich, daß Carlos und Blanka die Lieblinge der Mutter, Eleonore der des Vaters wurde.

Der Infant Johann und ſein jüngerer Bruder, der Infant Heinrich, lebten meiſt am kriegeriſch bewegten Hofe ihres älteſten Bruders, des Königs Alfons und folgten dieſem in den Heerzügen gegen die Königin Johanna von Neapel und deren Adoptivſohn, den Herzog Ludwig von Anjou, ſowie gegen ihren Nachfolger, den Bruder des Letztern, René von Anjou, Herzog von Lothringen, und ſie kämpften die Schlachten deſſelben bis zu René's Vertreibung aus Neapel und Alfons' Befeſtigung des neapolitaniſchen Thrones. Johanns Gemahlin dagegen brachte ihre Tage meiſt auf einem einſamen Schloſſe tief in den aragoniſchen Bergen, dem Beſitzthume Johanns, mit der Erziehung ihrer Kinder und mit den ſchönen

Künſten der Poeſie, Muſik und Malerei beſchäftigt zu und zeigte ſich nur bei beſondern Gelegenheiten und auf den ausdrücklichen Wunſch des Königs oder ihres Gemahls am Hofe. Außerdem wurde ihre Thätigkeit bald durch den Tod ihres Vaters in Anſpruch genommen. Karl III., König von Navarra, ſtarb 1425, fünf Jahre nach Blanka's Vermählung mit Johann von Aragonien und einige Monate nach der Geburt ihrer jüngſten Tochter Eleonore. Schon in ihrem Heirathsvertrage, welchen ihr Vater ſtipulirt hatte, war feſtgeſtellt worden, daß im Falle ihres Todes ihr älteſter männlicher Erbe und in Ermangelung von Söhnen der weibliche das Königreich Navarra, unter Ausſchließung ihres Gemahls, erben ſollte. Dieſe Beſtimmung fand ſich jetzt im Teſtamente des verſtorbenen Königs wiederholt, und der Sinn derſelben war ſo klar, daß Johann nicht wagte, die königliche Gewalt, die Würde und den Titel eines Königs von Navarra ſogleich anzunehmen oder zu begehren, obgleich ſeine Gemahlin die rechtmäßige Königin dieſes Landes war. Dieſer Umſtand entfremdete ihr aber das Herz ihres Gemahls noch mehr als zeither der Fall geweſen war, und er begleitete ſie ſelbſt nicht nach Pampelona, der Haupt- und Reſidenzſtadt ihres Königreichs, als ſie mit ihren Kindern dorthin ging, die Krone und die Erbhuldigung der Stände des Volkes anzunehmen. Getreu ihrer Pflicht als Gattin, kehrte ſie nach einiger Zeit nach Aragonien zurück und erſt mehrere Jahre ſpäter reſidirte Johann mit ihr in Pampelona, doch ſtets mit geheimer Eiferſucht auf die unbegrenzte Verehrung, welche ſeine Gemahlin von ihrem Volke genoß. Aber ſelten verſtand auch eine auf den Thron berufene Frau mit ſo hoher Weisheit und Liebe die Pflichten der Herrſcherin mit denen der Mutter zu vereinigen. Die Beglückung ihres Volkes und die Erziehung ihrer Kinder waren die beiden Gegenſtände ihrer unabläſſigen Sorge, und die letzte war inſofern faſt allein ihr Werk, als ſie die Lehrer und Lehrerinnen derſelben ſelbſt wählte und, ſo oft es ihre Zeit erlaubte, dem Unterrichte beiwohnte und ihn wohl ſelbſt leitete. Mit allen durch männliche Tugend, Talent und Gelehrſamkeit ausgezeichneten Männern, welche zu ihrer Zeit in Spanien lebten, ſtand ſie in perſönlicher Verbindung: ſie lud ſie oft an ihren Hof ein und hörte ihre Rathſchläge in Bezug auf die Regierung und die Erziehung ihrer Kinder.

Der vorzüglichſte unter dieſen Männern, und von ihr am meiſten begünſtigt, war der berühmte kaſtilianiſche Hofmann Heinrich von Villena, der erſte Marquis in Spanien, welcher zur Zeit der Erhebung des kaſtiliſchen Infanten Ferdinand auf den aragoniſchen Königsthron (1412) den aragoniſchen Flora-Dichterverein wieder ins Leben gerufen und nach Tortoſa verlegt hatte. Dieſer adelige Gelehrte, aus den Könighäuſern von Aragonien und Kaſtilien entſprungen, widmete ſein Leben und ſeine großen Reichthümer der Wiſſenſchaft und Poeſie, und ſammelte einen zahlreichen Kreis von Gelehrten und Dichtern um ſich, faſt alle, die damals Spanien ihr Vaterland nannten, und unterſtützte ſie mit einer wahrhaft verſchwenderiſchen Freigebigkeit. Auf die Bitte der Königin Blanka hatte ihr der Marquis von Villena einen Lehrer und Erzieher für ihre Kinder geſandt, der den Wünſchen und Anſprüchen dieſer hochgebildeten Frau nicht nur entſprach, ſondern ſie bald weit übertraf, wofür ſie ſich dem Marquis zum lebhafteſten Danke verpflichtet fühlte.

Dieſer auf die eben erwähnte Weiſe in das navarriſche Königshaus gekommene junge Mann war ein Ordensgeiſtlicher, Bruder Bartolomeo de la Vega, einem alten Geſchlechte des niedern altkaſtiliſchen Adels entſproſſen und als ein jüngerer Sohn ſchon früh zum Klerikate beſtimmt. Ein genialer Kopf, mit einem edeln hochſinnigen Gemüthe gepaart, hatte er mit dem Wiſſensdurſte und der kühnen Begeiſterung ungewöhnlich begabter Geiſter ſich den Studien ergeben und es in den Naturwiſſenſchaften, vorzüglich der Aſtronomie, bald zu bedeutenden Reſultaten gebracht; dabei hatte er die Pflege der Mutterſprache nicht vernachläſſigt und ſich mit Glück in der Poeſie verſucht. Da nun ſeine Lieblingsſtudien auch die des Marquis von Villena wären, ſo konnte es nicht fehlen, daß ſie bald mit einander bekannt wurden und Bruder Bartolomeo als Mitglied in den Flora-Verein trat. Als die Königin von Navarra vom Neubegründer und Vorſteher dieſer Dichterakademie einen kenntnißreichen Mann verlangte, der aber die edelſten und reinſten Eigenſchaften des Herzens beſitzen müſſe, um als Lehrer und Erzieher des Prinzen von Viana tauglich zu ſein, konnte ihr der Marquis keinen paſſendern und trefflichern Mann empfehlen, als den Bruder Bartolomeo de la Vega.

Die Königin lernte den jungen Geiſtlichen je mehr ſchätzen, je länger er in ihrem Hauſe verweilte, und als ſie den ungewöhnlichen Reichthum ſeines Wiſſens und die Tiefe ſeiner ſchönen Seele ganz erkannt hatte, erhob ſie ihn zum Leiter und Theilnehmer ihrer eigenen wiſſenſchaftlichen und poetiſchen Beſchäftigungen und fand in ſeinem belehrenden und gemüthlichen Umgange Erſatz für die ihr durch ihre ehelichen Mißverhältniſſe bereiteten Leiden. Den entſchiedenſten Einfluß gewann Bruder Bartolomeo auf Geiſt und Herz des bildungsfähigen Prinzen und ſeiner ihm ſo ähnlichen Schweſter Blanka; bei weitem weniger gelang es ihm mit der Infantin Eleonore. Carlos machte glänzende Fortſchritte in den Wiſſenſchaften; es zeigte ſich bald, daß er von außerordentlicher geiſtiger Begabung war, daß aber ſein Gemüth ſchier noch reicher war als ſein Geiſt; denn mit ſeiner Erkenntniß wuchs ſeine ſchwärmeriſche Liebe zu ſeiner Mutter und zu ſeinem Lehrer. In ſeinem dreizehnten Lebensjahre nannte ſich Carlos ſtolz den Freund Bartolomeo's und beide ſchwuren ſich, auf des Prinzen Verlangen, einen feierlichen Eid, ſich niemals zu trennen.

## 3.

## Die Studienjahre.

Die Königin hatte mit ihrem Gemahle, dem die Gleichgiltigkeit und Geringſchätzung, die er in Navarra erfuhr, nicht behagte, auf ſein Verlangen ihren Wohnſitz wieder in Aragonien genommen und einen Statthalter über ihr Königreich geſetzt; drei bis vier Monate brachte ſie aber jährlich zur ſchönen Jahreszeit in ihrem Erbſtaate zu, jedes Mal vom Prinzen von Viana und deſſen Hofmeiſter begleitet. Sie ſelbſt führte den Infanten ſo viel als möglich unter das Volk und in dem wildromantiſchen Berglande umher, zu deſſen künftigen Beherrſcher er berufen war, um ſeine ſchöne empfängliche Seele zu ſtärken und würdig auf ſeinen großen Beruf vorzubereiten. Der Prinz wurde auf dieſe Weiſe nicht nur mit dem ganzen Adel des Königreichs, ſondern auch mit dem Volke bekannt und vertraut und die früh entzündete keuſche Flamme ſeiner Liebe zu Volk und Land, ſorgſam genährt und angefacht von ſeiner edeln Mutter und ſeinem ebenſo trefflichen geſinnungstüchtigen Lehrer, gewann ihm die Herzen aller Navarreſen. Vierzehn Jahre alt bezog er mit Bartolomeo de la Vega die Univerſität zu Barcelona, welche fünf Jahre vorher (1430) vom König Alfons von Aragonien, ſeinem Oheime, gegründet worden war. Der König führte ihn ſelbſt dort ein und empfahl ihn der Sorgfalt der Lehrer. Carlos fuhr hier fort, ſich unter der Leitung Bartolomeo's den Studien mit Eifer zu widmen. Am meiſten zogen ihn die hiſtoriſchen Wiſſenſchaften und die alten Sprachen an, doch auch der Poeſie blieb er nicht fremd, und in ſeiner reichen Bibliothek befanden ſich nicht nur die Abſchriften aller griechiſchen und römiſchen Klaſſiker, ſondern auch aller Gedichte der provençaliſchen Troubadours, von denen viele ihre Blüthe unter dem Schutze der aragoniſchen Könige aus dem Geſchlechte Barcelona's ruhig hatten entfalten können. als der Sturm der Verfolgung, welcher zu Anfange des dreizehnten Jahrhunderts das ſüdliche Frankreich durchwüthete, ſie aus den lieblichen Thälern ihres Vaterlandes vertrieben hatte. Dieſe Minnſänger hatten einſt eine gaſtliche Zufluchtsſtätte am kunſtſinnigen Hofe von Aragonien gefunden; die geprieſenen Könige dieſes Landes hatten nicht nur die „heitere Kunſt" beſchützt, einige derſelben hatten ſie mit gutem Erfolge ſelbſt geübt, und Alfons II., Peter II., Peter III., Jakob I., Peter IV. hatten ſämmtlich Schriften in der limuſiniſchen Sprache hinterlaſſen, in deren

Beſitz der Prinz von Viana war, und die er mit dem größten Vergnügen ſtudirte. Die drei erſtern Könige hatten in Verſen, die beiden letztern in Proſa die Geſchichte ihrer Zeit beſchrieben und die Zeitgeſchichte Jacobs I. ward beſonders wegen ihrer Treue geſchätzt. In dieſen gelehrten und ſchriftſtellernden Königen ſah der Infant Carlos leuchtende Muſter für ſeine eigene Zukunft; ſich wie ſie auszuzeichnen war ſein glühendſter Wunſch; auch ſein Hof ſollte einſt der Verſammlungsort aller Dichter und Gelehrten Spaniens werden.

Von ſeinem lebendigen Geiſte getrieben und von ſeiner Mutter und ſeinem Lehrer, deren Stolz und Freude er war, auf das Kräftigſte in ſeinem Streben unterſtützt, ſuchte er als Student ſchon die Bekanntſchaft der damals lebenden berühmteſten Dichter und Gelehrten Spaniens. Dieſe waren, außer dem ſchon genannten Marquis Heinrich von Villena, Johann von Mena, die Blume der kaſtiliſchen Poeſie im fünfzehnten Jahrhunderte, und Lopez de Mendoza, Marquis von Santillana, „der Ruhm und die Freude des kaſtiliſchen Adels,“ wie er von ſeinen Zeitgenoſſen nicht mit Unrecht genannt wurde. Dieſe drei hochbegabten Männer waren die Sterne erſter Größe in dem glänzenden Kreiſe, welcher den prachtluſtigen Hof des Königs Johann des Zweiten von Kaſtilien umgab und ihm zur höchſten Zierde gereichte. Dieſer König, obgleich ſchwach von Character und gänzlich abhängig von ſeinem durch den tragiſchen Ausgang ſeines Schickſals faſt noch mehr als durch ſeinen ſtolzen Uebermuth und durch ſeine Geiſtesgröße berühmten Miniſter und Günſtling Alvaro de Luna, hatte doch eine unbegrenzte Liebe und Verehrung für Poeſie und Wiſſenſchaft und zeichnete die ſchöpferiſchen Träger derſelben durch reiche königliche Gnaden aus. Mit dem vierzehnten Lebensjahre von den Kortes für volljährig erklärt, im ſiebzehnten ſchon vermählt, überließ König Johann alle Regierungsgeſchäfte ſeinem Miniſter Luna und beſchäftigte ſich faſt nur mit der Lectüre poetiſcher Schriften und zog die Dichter an ſeinen Hof. Er hielt ſich ſelbſt für einen großen Kenner und Kritiker poetiſcher Werke. Mena's Gedichte ſchätzte er ſo hoch, daß ſie nebſt dem Gebetbuche ſtets auf ſeinem Tiſche lagen. Den Dichter hielt er in ſeinem nächſten Umgange und gab ihm eine glänzende Stellung.

Johann von Mena war in dem ſchönen Cordova geboren, „der Blume der Wiſſenſchaft und des Ritterthums," wie er es ſelbſt nannte, dem niedern Adel entſproſſen und früh von glühender Leidenſchaft für die Wiſſenſchaft erfüllt, der er erſt in Salamanca, dann in Rom zu genügen ſtrebte. In der ewigen Stadt drang er tief in den Geiſt der unſterblichen Meiſter, deren Werke erſt ſeit kurzem der ſtaunenden Welt gezeigt hatten, was eine neuere Sprache zu leiſten vermag, und er eignete ſich Geſchmacksregeln an, die ſeinem Geiſte eine neue Richtung gaben. Dieſe theilte er dann durch eigne Schöpfungen ſeinen Landsleuten mit, ſo daß er der kaſtiliſchen Dichtkunſt eine neue Geſtalt gab. Nach ſeiner Rückkehr ins Vaterland zogen ſeine ſchriftſtelleriſchen Verdienſte bald die Aufmerkſamkeit und dann die allgemeine Bewunderung der Spanier auf ſich und erwarben ihm die Gönnerſchaft der Großen und vorzüglich die Freundſchaft des gelehrten und einflußreichen Marquis von Santillana, der ihn dem jungen Könige zuführte. Die Gunſt desſelben feſſelten Mena durch ſchöne ſüße Gedichte, die ganz Kaſtilien entzückten.

Der Marquis von Santillana, der zweite prächtige Dichterſtern am kaſtiliſchen Hofe, war ein Sohn des vornehmſten Adels, der ſogenannten „reichen Männer“ (ricos hombres), ein Grand von Kaſtilien und bekleidete die erſten Civil- und Militairſtellen des Staates. Obgleich ein Ritter im vollſten Sinne des Wortes, war er doch den Wiſſenſchaften und vorzüglich der Poeſie mit einer ſo hochbegeiſterten Liebe ergeben und trat ſelbſt als ſchaffender Genius mit ſo gediegenen Werken auf, daß ſein immer wachſender Ruhm vornehme und geiſtreiche Ausländer aus allen Theilen Europa's herbeizog, um ihn perſönlich kennen zu lernen. Sein Haus war nicht nur der Sammelplatz aller jungen Hofadeligen, denen er hier Gelegenheit gab, ſich in den ritterlichen Tugenden auszubilden, ſondern auch aller durch Geiſt und Kenntniſſe ausgezeichneten Männer, die er freigebig belohnte und durch ſein Beiſpiel ermunterte. Seine hohe Stellung, ſein großer Reichthum und ſeine ſchwärmeriſche Liebe zu den Wiſſenſchaften machten ihn zum natürlichen Mäcen aller ſpaniſchen Dichter und Gelehrten ſeines Zeitalters.

Die dritte geiſtige Größe jenes glänzenden Dreigeſtirns Kaſtiliens, der Marquis von Villena, widmete ſich mit ſo beiſpielloſer Leidenſchaft den Wiſſenſchaften und der Dichtkunſt, daß er darüber ſeine irdiſchen Angelegenheiten gänzlich vernachläſſigte und ſeine erſt guten Vermögensumſtände in Verwirrung gerathen ließ. Faſt ſeine ganze Habe verwendete er auf die von ihm nach Tortoſa gezogene Dichterakademie, den Floraverein und jedes Mitglied derſelben hatte ſich ſeiner reichen Unterſtützung zu erfreuen.

Außer dieſen lebten in Burgos noch eine Menge Dichter und Gelehrte von geringerer Bedeutung und meiſt von der Gunſt und Freigebigkeit des Königs und der beiden letztgenannten Marquis.

Der Prinz von Viana wurde vom kaſtiliſchen Hofe glänzend empfangen und vom Könige und den drei großen Männern mit Beweiſen von Gnade und Liebe überhäuft. Der König, damals dreißig Jahre alt, ließ ſich von ſeinem nur um die Hälfte jüngern Vetter deſſen poetiſche Verſuche vorlegen und weiſſagte daraus eine neue und glänzende Epoche für die göttliche Kunſt in Spanien. Der Marquis von Villena betrachtete ſich als Carlos natürlichen Beſchützer und Leiter auf der Bahn der Kunſt und Wiſſenſchaft, und machte ihn zum Mitgliede des Floravereins; Mena dichtete ein vom ſüßeſten Zauber der Sprache erfülltes Gedicht auf ihn, und der Marquis von Santillana gab ihm glänzende Feſte. Der König aber ſchlug ihn mit großer Feierlichkeit im Beiſein des Hofes und der kaſtiliſchen Ritterſchaft zum Ritter. Es waren ſelige Tage für den Prinzen von Viana, die er in Geſellſchaft der von ihm ſo hoch verehrten und bewunderten Männer verleben durfte, deren Geisteswerke ihn ſchon lange entzückt und nach deren perſönlicher Bekanntſchaft er ſich in ſeinen bunten und heißen Jugendträumen geſehnt hatte. Mit dem Kronprinzen von Kaſtilien, Henriques (Heinrich), damals zwölf Jahre alt, und alſo nur drei Jahre jünger als er, ſchloß er einen innigen Freundſchaftsbund, der für ihr ganzes Leben ausdauern ſollte, und beide wohnten faſt täglich den ritterlichen Waffenübungen des jungen Adels im Hauſe des Marquis von Santillana bei.

Auch der Bruder Barkolomeo wurde überall mit Auszeichnung aufgenommen und geehrt, was dem Herzen des Prinzen vorzüglich wohl that.

Dieſer Beſuch, in der Folgezeit noch einige Male wiederholt, hatte auf Carlos den günſtigſten Einfluß und gab nach ſeiner Rückkehr nach Barcelona ſeinen Studien neuen Schwung.

Unter den Studenten der neuen Univerſität befanden ſich auch mehrere junge Adelige aus Navarra, welche den Prinzen von Viana als ihren künftigen König verehrten, und Carlos ſchloß ſich ihnen beſonders an. Einen derſelben, Inigo de Silva, einen ſchönen edlen und ſanften Jüngling aus einem nicht reichen Hauſe, zeichnete er aber beſonders aus und fühlte ſich ſo ſehr zu ihm hingezogen, daß bald die ſchönſten und zärtlichſten Freundſchaftsbeziehungen zwiſchen beiden ſich befeſtigten. Inigo, vier Jahre älter als Carlos, war eine große und edle Seele, ein Muſter an Fleiß und jeder ritterlichen Tugend. Den Rechtswiſſenſchaften obliegend, vernachläſſigte er doch das Studium der ſchönen Wiſſenſchaften keineswegs und trieb auch die „fröhliche Kunſt,“ wie damals faſt alle junge ſtudirende Männer aus den höhern Ständen. Seine und des Prinzen geiſtige Beſchäftigung war alſo ganz gleicher Art, nur hatte Inigo weniger Begabung zur Poeſie als der Prinz und betrieb das Jus mit deſto größerem Eifer. Ein ſeiner Natur eigenthümlicher Ernſt war durch frühe widerwärtige Schickſale noch mehr vertieft worden und ſein ſinniges Weſen bildete einen ſchönen und edeln Gegenſatz zu Carlos' zarter Gefühlsſchwärmerei. Beide ergänzten einander und fühlten ſich deshalb ſo mächtig von einander angezogen, zumal ſie eine gleich ſtarke Liebe für ihr bergiges an wilder Schönheit und an Biederſinn ſeiner Bewohner ſo reiches Vaterland, ſo wie zu allem Schönen und Guten beſeelte. Sie waren täglich zuſammen und betrieben Studien und Waffenübungen gemeinſchaftlich, und Bruder Bartolemeo war dem wackern Silva faſt mit gleicher Freundſchaft ergeben, wie ſeinem eignen Zöglinge.

Die Königin, hoch erfreut über den edeln Freundſchaftsbund der beiden Jünglinge, bezeigte dem jungen Edelmanne ihr Wohlwollen durch manche zarte Aufmerkſamkeit. Jedermann ſagte daher Inigo de Silva eine glänzende Zukunft voraus; es ſchien, daß die erſten Staatsämter des Königreichs Navarra ihm gewiß ſein würden.

Nun war zu jener Zeit der Adel dieſes Landes in zwei Parteien geſpalten, in die Beaumonts und Agramonts, die den Namen von ihren erſten Häuptern und Leitern, von welchen der Streit, eine rein perſönliche Fehde, zuerſt ausgegangen, führten und an denen ſich das ganze Königreich betheiligte, ſo daß ſie ſich gleich mächtig und gewaltig gegenüber ſtanden. Zu der erſten perſönlichen Veranlaſſung waren allmälig politiſche Intereſſen gekommen, und als die erſtere längſt beſeitigt und vergeſſen war, hatten ſich die letztern immer ſchärfer ausgebildet, wie dies bei allen politiſchen Parteien in allen Ländern der Fall geweſen iſt. Die Namen dauern in ſolchen Parteien fort, obgleich ihre urſprüngliche Bedeutung ganz verloren gegangen iſt. Die Familie des Inigo de Silva gehörte zu den Beaumonts und durch ihn wurde der Prinz von Viana ebenfalls zu dieſer Partei gezogen. Die Agramonts, von welchen auch mehrere junge Männer in Barcelona ſtudirten, bemühten ſich deshalb auf vielfache Weiſe, den Prinzen von ihrer Gegenpartei abzuziehen und ſeine Anhänglichkeit an Inigo zu verringern; aber Carlos hörte auf keine Einflüſterungen, und das Verhältniß der beiden Freunde wurde dadurch nur noch inniger und feſter.

---

## 4.

## Die Regentſchaft.

Auf dieſe Weiſe verfloſſen dem Prinzen von Viana die ſchönen Studienjahre. Nach Beendigung derſelben machte er in Begleitung ſeines Hofmeiſters und Inigos eine Reiſe durch Spanien, Frankreich und Italien, auf welcher er von allen Höfen mit großer Auszeichnung aufgenommen wurde. Selbſt das unvergleichliche Granada beſuchte er, um die kunſtſinnigen Mauren in der Nähe kennen zu lernen. Der König Mahomed IX. al Azafi, ſchon von zwei Gegenkönigen aus ſeiner Familie vom Throne verdrängt und wieder darauf befeſtigt, hatte kurz vorher einen Krieg mit Kaſtilien beendigt und ſah den Beſuch des Prinzen als eine Bürgſchaft des Friedensbundes an; alle Kunſt- und Literaturſchätze der reichen Stadt wurden dem königlichen Jünglinge vorgelegt und er lernte das romantiſche Ritterthum, kriegeriſchen Kampf, galante Damenliebe, Roman und Rittertugend, an ihrer Quelle kennen. — Am längſten hielt er ſich aber in Rom auf, wo er ſich tief in das Studium der Wiſſenſchaften und der Kunſt verſenkte, vom Papſte Eugen IV. auf jegliche Weiſe unterſtützt. In Aragonien war eben ſein Oheim, der König Alfons, in einem Kriege mit Genua gefangen genommen worden und deſſen Gemahlin, die Königin Maria zur Regentin des Landes erklärt. Doch gab ſie dem Prinzen Feſte, obgleich ſie mit ſeiner Mutter nicht auf engem freundſchaftlichen Fuße ſtand. In's Vaterland und Vaterhaus zurückgekehrt, wurde Carlos von ſeinen Eltern zum Statthalter und Regenten von Navarra ernannt und trat mit ſeiner ihm geiſtig und körperlich ſo ähnlichen, zur reizenden Jungfrau emporgeblühten Schweſter Blanka in das innigſte und ſchönſte Verhältniß einer zarten Geſchwiſterliebe, wie ſie nur unter ſo gleichgeſtimmten Seelen möglich iſt. Die Liebe der Navarrer begrüßte ihn mit Jubel, und ſelbſt die beiden Parteien ſchienen ſich unter der milden und ſegensreichen Regierung des jungen Regenten zu vereinigen. Inigo de Silva wurde ſein treuer Rathgeber, doch auf den ausdrücklichen Wunſch deſſelben noch nicht mit einem Staatsamte betraut. Die wilden Bewegungen in Frankreich, welches von den Engländern faſt beſetzt und durch die gottbegeiſterte Jungfrau von Orleans wieder erobert worden war, die Kämpfe in Spanien und die Kriege Alfons um Neapel berührten das Königreich Navarra nicht. In dem wilden und rauhen Pyrenäengebirge lebte das einfache, von keinen vornehmen Bedürfniſſen und Leidenſchaften entſittlichte Volk, treu der Sitte ſeiner Väter, arm und glücklich und im Beſitze einer guten Staatsverfaſſung, die, der aragoniſchen ähnlich, den Volksvertretern einen bedeutenden Antheil an der Regierung ſicherte und unter einem durch Geiſt und Herz gleich ausgezeichneten jungen Regenten, der des Volkes Rechte ehrte und ſtützte. Navarra war unter der Regentſchaft des Prinzen von Viana das glücklichſte und zufriedenſte Land des ganzen Erdkreiſes, und Don Carlos, der edle liebenswürdige Königsſproß, der glücklichſte Menſch in dieſem Lande. Gehoben und getragen von der Liebe des Volkes, ſeine Zeit zwiſchen den Geſchäften der Regierung, der Sorge für das Volkswohl, den großartigen Plänen für die Zukunft, den Studien und Forſchungen in den Gebieten der Geſchichte und Poeſie und den heiligen und ſüßen Früchten der Sohnes- und Bruderliebe und der edelſten Freundſchaft theilend, blühete er, an Geiſt und Körper gleich geſund, immer kräftiger und männlicher empor und gewährte dem Lande die reichſten Hoffnungen für die Zukunft. Bartolomeo und Inigo ſtanden ihm rathend und helfend zur Seite, beide gleich durchglüht, wie der Prinz ſelbſt, vom reinſten Willen und ausgeſtattet mit Geiſt, Kenntniſſen und Thatkraft. Die durch den Sohn hochbeglückte Mutter, welche in Folge ihres ehelichen Looſes ſeit einiger Zeit kränkelte, gab zu allen Regierungshandlungen des Prinzen ihre Zuſtimmung, und ſein Vater war mehr als je in den Kriegen ſeines Bruders Alfons beſchäftigt und ſtörte wenigſtens die ſegensreiche Wirkſamkeit ſeines Sohnes nicht.

## 5.

## Ein Vermächtniß.

Dieſe glückliche Jugendzeit des Prinzen von Viana wurde im dritten Jahre ſeiner Regentſchaft durch einige für ihn äußerſt ſchmerzliche Zwiſchenfälle unterbrochen. Sein geliebter Lehrer und Erzieher, der Bruder Bartolomeo de la Vega, ſeit wenigen Jahren zur Würde eines Biſchofs von Pampelona erhoben, erkrankte von den allzugroßen Anſtrengungen, deren er ſich bei ſeinen Amts- und den ihm übertragenen Regierungsgeſchäften unterzogen hatte, und da er ohnedies von ſchwächlicher Leibesconſtitution war, ſo unterlag er dem Sturme der Krankheit. Als er die Nähe des Todes fühlte, bat er den ſein Lager nicht verlaſſenden Prinzen um eine Unterredung unter vier Augen. Sobald ſie ſich allein befanden, ergriff der ſeiner letzten Stunde mit ſo großer Faſſung entgegengehende Prälat die Hand ſeines dankbaren Zöglings und ſprach mit ſchwacher Stimme: „Mein theurer Prinz, ich muß, ehe ich aus dem Leben ſcheide, Euch ein mir theures Geheimniß entdecken und Euch ein heiliges Unterpfand meiner unwandelbaren Liebe zu Euch einſetzen. für das ich Eueren Schutz und Euere Vorſorge erflehe. — Ehe ich des Glückes theilhaftig wurde in das Haus Euerer Eltern als Euer Lehrer einzutreten, lebte ich den heiterſten nnd ſchönſten Studien ergeben in Toledo. Ein von einem, wenn auch geringen poetiſchen Talente gehobenes lebhaftes Temperament führte mich in die Nähe einer jungen reizenden und vornehmen Dame, welche gleich mir für die erhabenen Genüſſe der Dichtkunſt erwärmt war, und erfüllte mich mit der gewaltigen Sehnſucht nach Liebe, welche die ewigen und unwandelbaren Geſetze der Natur geheiligt, die irdiſchen und wandelbaren der Kirche im Kleriker verdammt haben. Aber die Natur ſteht höher als die Kirche und behält im Geheimen ſtets Recht, wenn die Kirche auch öffentlich gegen ſie Recht zu behalten ſcheint, und der Kleriker iſt und bleibt ein Menſch, die Kirche mag das rein Menſchliche in ihm verdammen, wie ſie will. Genug die Natur führte mich mit ſüßer Gewalt ihre Wege. Ihr habt ſeit faſt ſiebzehn Jahren, ſeit Ihr zum Selbſtbewußtſein gekommen ſeid, täglich und ſtündlich Gelegenheit gehabt mich kennen zu lernen, und deshalb fürchte ich nicht, daß Ihr die zärtliche Verbindung mit der Dame meines Herzens für eins jener gemeinſinnlichen und tadelnswerthen Verhältniſſe haltet, wie wir ſie die Geiſtlichkeit Spaniens mit einer ekelerregenden und gleichſam zur Schau geſtellten Oeffentlichkeit unterhalten ſehen. Nein, mein Prinz, ich habe die Pflichten der Sittlichkeit niemals verletzt; ich habe die leidenſchaftliche Liebe, die mich ergriffen und ſo hoch beglückte, mit der äußerſten Sorgfalt vor aller Welt verborgen gehalten und gleichſam vor mir ſelbſt mit dem Schleier eines züchtigen Geheimniſſes verhüllt. Mein Glück war nur von ſehr kurzer Dauer. Meine Geliebte ſtarb, ſobald ſie der Welt ihr kleines Ebenbild geſchenkt hatte, und mein jahrelanger Schmerz fand in der Liebe zu dieſem lieblichen Kinde eine wehmüthige Genugthuung. Die heiligſten Gefühle meines Herzens, die ich für die Mutter gehegt, trug ich auf die Tochter über, ja die für das Kind wurden im Laufe der Zeit von noch erhabenerer Natur. Maria — ſie heißt wie ihre Mutter — wurde der Inbegriff meiner höchſten und reinſten Wünſche, der Glanz- und Gipfelpunkt meines Lebens. Alles was ich dachte, trieb und ausführte, bezog ich faſt unwillkürlich auf ſie; ſie war der liebliche Gegenſtand, in welchem mein Streben zuſammenging. Auf dieſe Weiſe wurde ſie der leitende und beglückende Engel meines Lebens. Aber ich verbarg auch meinen Schatz mit eiferſüchtiger Furcht vor den Augen der Welt; ich hütete ihn mit dem grillenhaften Eigenſinne eines Geizigen; ich gönnte den Anblick deſſelben und die Freude daran den Menſchen um ſo weniger, je ſchöner und koſtbarer er ſich entfaltete. Einer meiner Freunde kaufte für mich — er wußte ſelbſt nicht zu welchem Zwecke — einen Meierhof im Thale Roncevales; der Meier, den ich darauf ſetzte, war ein armer Verwandter von mir, den ich in eine günſtige Lage gebracht. Er war der einzige Vertraute meines Geheimniſſes. Dieſer Mann und ſeine Frau waren von edler Geſinnungsart und zeigten aufrichtige Dankbarkeit und Ergebenheit. Maria bezog mit ihnen den Meierhof und wurde von ihnen für ihr älteſtes Kind ausgegeben. Die Eltern ſorgten für einen zweckmäßigen Unterricht der Kinder. Maria machte die herrlichſten Fortſchritte. Jedes Jahr beſuchte ich ſie ein oder zwei Mal und ſchwelgte im Glücke ſüßeſter Vaterfreude. Ich galt für Maria's Taufpathen und deshalb fiel es Niemandem von den Leuten des Pächters auf, daß ſie mein Liebling war. So iſt ſie in der Stille und Einſamkeit des Gebirges aufgewachſen und erblüht als die lieblichſte Blume des lieblichen Thales. Sie ſteht jetzt im achtzehnten Lebensjahre und iſt rein und keuſch wie der Schnee der Berge, ein unſchätzbares Kleinod. Da ſie mit begeiſterter Liebe an jenem Thale hängt, in welchem ſie aufgewachſen, ſo habe ich all' mein Vermögen, welches ich der Gnade Euerer Mutter verdanke, darauf verwendet, ihr das ſchöne Schloß Caſtillo in der Nähe zu kaufen. Ein glücklicher Zufall ſetzte mich ſchon vor mehreren Jahren in den Beſitz deſſelben; mit ihrem zwanzigſten Jahre ſollte ſie Herrin davon werden. Dort wollte ich ihr Lehrer und der Hüter ihrer ſüßen Unſchuld werden. Das mir jetzt ſchon geſteckte Ziel meiner Tage macht andere Maßregeln nothwendig. Maria bedarf eines Schützers, wenn die Stürme des Lebens auch ihr nahen ſollten. Wer verdiente mein Vertrauen in einem höheren Grade als Ihr, mein theurer Prinz? Weſſen Herz wäre würdiger ein ſo koſtbares Kleinod zu beſchirmen, als das Eurige? Und wer beſitzt zu ſolchem Schutze mehr Macht, als mein königlicher Herr? Euch vermache ich meinen größten Schatz, Ihr ſollt der Erbe meines reichſten Gutes ſein. Und wenn Ihr, wie ich hoffe und Euch inſtändig bitte, die Erbſchaft annehmt, ſo ſterbe ich ruhig; denn ich weiß mein geliebtes Kind in den beſten und treueſten Händen.“

„Ich danke Euch für Euer Vertrauen, mein edler väterlicher Freund!“ rief der Prinz bis zu Thränen gerührt. „Ihr habt mir jetzt den ſchönſten Beweis gegeben, wie richtig Ihr mich und Euere Stellung zu mir erkannt habt. Ihr wußtet, daß Ihr mir dieſes Vertrauen ſchuldig waret und nur mir allein, und daß ich ein Recht hatte es zu fordern und nur ich allein. Denn Ihr ſeid der Bildner meines Geiſtes und meines Herzens. Soll ich Euch ſchwören, daß ich Maria als mein größtes Heiligthum halten werde, daß ſie mir eine theuere Schweſter ſein wird, die keuſche Roſe, deren Jugend ich mit dem Dornenzaune meiner Macht umgeben werde?“ — Der Biſchof machte mit der Hand eine abwehrende Bewegung.

„Nein, es bedarf weder für Euch noch für mich des bindenden Eides. Mein Herz iſt Euch enger und feſter verbunden als durch jeden Eid. Ihr wißt es, was ich Maria ſein werde. Nur die Verſicherung kann ich nicht unterdrücken, ſo überflüſſig ſie Euch auch erſcheinen mag — mein Herz drängt mich dazu — die Verſicherung, daß ich die Schuld der Dankbarkeit, die Euch gehört, an Maria abtragen werde.“

Der Biſchof umarmte ſeinen Zögling mit verklärten Zügen, und die Thränen der beiden trefflichen Menſchen vermiſchten ſich. — Zwei Tage ſpäter ſtarb Bartolomeo de la Vega in den Armen des Prinzen Carlos.

## 6.

# Maria.

Nachdem die tieſe Trauer des Infanten den irdiſchen Ueberreſten ſeines väterlichen Freundes die letzte wehmüthige Ehre auf die würdigſte Weiſe erwieſen hatte, ritt er, nur von einem Diener begleitet, nach dem hohen grünen Thale der Pyrenäen, für welches er eine romantiſche Vorliebe hegte, weil es durch die Sage vom ritterlichen Tode des Helden Roland im Kampfe gegen die Araber gleichſam geheiligt war. Die Gedichte, welche Rolands Tod in Roncevales feierten, hatte er oft mit jenem ſchwärmeriſchen Vergnügen geleſen, welches nur eine ſo hoch geſtimmte, von der Glut poetiſcher Begabung durchwärmte Seele empfinden kann, wie das ſeinige. Zu dieſer romantiſchen Vorliebe für das reizende Thal kam nun ein perſönliches Intereſſe. Mit einem vielfach gemiſchten und hochgeſteigerten Gefühle langte er auf dem Meierhofe an. Seine Seele war voll Trauer über den erlittenen ſchweren Verluſt; er war der Bote der Trauerbotſchaft und doch ſchlug ihm das Herz höher und mit einem gewiſſen Bangen in der Erwartung, die Blume des Thales kennen zu lernen, die der ihm theuerſte Mann ſo reizend geſchildert, die er ſeinen reichſten Schatz genannt hatte. Welch ein herrliches Weſen mußte dieſe Maria ſein! Zu dieſen Gedanken und Gefühlen geſellten ſich die Erinnerungen an Karl des Großen Kriege mit den Arabern in Spanien und an die Rolandsſchlacht in dieſem Thale. Ihm war's zuweilen, als vernähme er die mächtigen

Töne des Hüfthorns des überfallenen Paladin des Kaiſers und die Stellen der alten Ritterbücher fielen ihm ein, welche Rolands Tod feierten.

In dieſer erhöhten und aufgeregten Stimmung betrat der Prinz den Meierhof; ein holdes ſchlankes Märchenbild ſtand vor ihm, in deſſen Zügen, in deſſen träumeriſch ſinnenden Augen er die ſeines unvergeßlichen Lehrers wiedererkannte. Faſt hätte ihm die Ueberraſchung einen Laut der Bewunderung entlockt. Seine Phantaſie hatte ſich Maria mit den reizendſten Farben ausgemalt, und doch war er von ihrem Anblicke betroffen, die wirkliche Erſcheinung überbot ſeine Phantaſieſchöpfung weit. Es war der lieblichſte Verein von Anmuth und Züchtigkeit, Unſchuld und Schönheit, der verkörpert vor ihm ſtand und all ſeiner hohen und herrlichen Eigenſchaften gänzlich unbewußt, ſüß befangen in ſich ſelbſt erröthete und das große klare wonnig träumeriſche Auge niederſchlug, als der fremde ſchöne Jüngling in den ſtillen häuslichen Kreis all' dieſer Tugenden trat. Ja dieſes Auge, der reizende Ausdruck der ſchönſten Seele, lag noch in den ahnungsvollen Traumſchleiern ſüßeſter Jungfräulichkeit oder reinſter Kindheit, wie die Seele ſelbſt, aber es war als ob dieſe Schleier ſich plötzlich lüfteten und ein in Morgenrothfarben entglimmendes, ihr ſelbſt noch unbekanntes zartes Geheimniß hervorſtrahlen ließen, als der Prinz ihre Hand ergriff und ſie mit ſanften Worten anredete. Obgleich Carlos ſchon im einundzwanzigſten Lebensjahre ſtand, hatten ſeine ernſten Studien und die Regierungsgeſchäfte, denen er ſich mit ganzer Seele und dem redlichſten Willen hingab, doch den zündenden Funken der Geſchlechtsliebe von ſeinem weichen, für die ſanfte Glut ihrer zärtlichen Gefühle ſo empfänglichen Herzen fern gehalten. Ach dieſes Herz war ſo ganz geſchaffen ein heiliges Tabernakel aller ſchmerzenreichen Wonnen und ſüßen Qualen der Liebe zu ſein! Es war ja das große, reiche, heiße Herz eines Dichters. Aber nie noch war es geeigneter geweſen, von der ſich ihm nähernden keuſchen Veſtaflamme der Liebe in Brand geſetzt zu werden, als in dieſem Augenblicke, und kein weibliches Weſen auf Erden war geeigneter, dieſe Flamme hervorzurufen. Aus dem augenblicklichen Bunde ihrer Hände loderte ſie plötzlich zwiſchen ihnen empor und erfaßte beider Herzen als willkommene Nahrung. Der Prinz vergaß ſeine Trauer, er vergaß, was er ihr mitzutheilen gekommen war; er dachte nicht daran ihr zu ſagen, wer er ſei, und als er ſich nach einer mit der Holden verplauderten Stunde, die ihm wie eine Minute verronnen war, alles deſſen erinnerte, war er ſchon ſo ganz von Liebe zu ſeinem Schützlinge erfüllt, daß er ihr ſeinen hohen Stand verhehlte. Mit den ſchonendſten Worten bereitete er ſie auf die Nachricht vom Tode des Biſchofs vor, und als er ihr endlich dieſen ſelbſt eingeſtanden, ſog er aus ihrem innigen Schmerze neue berauſchende Nahrung für die Trunkenheit ſeiner Gefühle. Er verſuchte ihr Troſt zu geben, indem er ihr verſicherte, der Prinz von Viana habe von ſeinem ſterbenden Lehrer in Bezug auf ſie alle Pflichten übernommen und werde es ſeine heiligſte Sorge ſein laſſen, ſie gewiſſenhaft zu erfüllen. Da lächelte ſie mild unter Thränen, und von ihrem lieblichen Munde ſtrömte das begeiſterte Lob des Prinzen; ihre Worte wurden ein beflügeltes Lied auf ſeine hohen Tugenden. Es entzückte und berauſchte ihn nur noch mehr. Von dieſem holden Engelskinde ſich gekannt und verehrt zu wiſſen, aus dieſer reinen lebendigen Schale die Flamme der Begeiſterung für ihn emporſchlagen zu ſehen, war der höchſte und ſüßeſte aller Genüſſe, die das Schickſal ihm noch geboten. Aber er konnte ihr nun um ſo weniger geſtehen, daß er der Prinz ſelbſt war. Dieſes Verſchweigen ließ die Liebe zu ihm in ihrem Herzen tiefe Wurzel greifen; es wurde für ihr Leben entſcheidend. Erſt nach einigen Tagen, die er verträumt hatte, ſchrieb er ihr offen und bat ſie um Verzeihung, daß er ſich ihr verhehlt habe.

Nicht lange darauf wiederholte er ſeinen Beſuch. Wie ſchlug ihm das Herz, als er den Meierhof erblickte! Wie zitterte ſeine Hand als er die Thüre öffnete! Und wäre er noch unklar über ſich geweſen, er hätte jetzt zur Ueberzeugung kommen müſſen, daß er dieſes ſüße Kind liebe, als ſie ſcheu und demüthig, gleichſam in ſich ſelbſt zurückgezogen und hocherröthend ſich tief vor ihm verneigte und die Worte: „mein königlicher Herr!“ leiſe von ihren Lippen bebten, als fürchte ihr Herz durch ſtärkere Laute ſein zartes jungfräuliches Geheimniß zu verrathen. Aber ſo fein organiſirte Seelen, wie dieſe beiden, ſteigert die Liebe bis zur hellſehenden Kraft, und ſo wußten ſie denn bald, was ſie ſich zu verbergen ſuchten und je ſcheuer und ehrfurchtsvoller die Lippen über das keuſche Geheimniß ſchwiegen, deſto ſicherer und untrüglicher fühlte es ihr erhöhtes Seelenvermögen. Keins vermochte ſich der ſüßen Gewalt zu entziehen, die das Andere auf es einübte; ſie gaben ſich derſelben mit den Wonneſchauern bezwungener Herzen hin. Der unausſprechlich reizende Frühling der Liebe zog blüthentreibend über ihre Herzen; ſie waren einander unentbehrlich, ehe ſie noch die klare Ueberzeugung davon hatten.

Der Prinz ritt jede Woche nach dem Meierhofe;

er durchſtreifte an Maria's Hand das Thal, er beſtieg die Berge mit ihr, er las die Dichter mit ihr, er theilte ihr ſeine eigenen Lieder mit und ſchwelgte in der kindlichen Trunkenheit ihres begeiſtrungſtrahlenden Auges. Keins von beiden dachte an ihre ſchwierige faſt gefährliche Lage. Wann hätte reine wahre Liebe im erſten Entzückungsrauſche ihrer höchſt geſteigerten Gefühle, emporgeflügelt auf die Sonnenhöhen des Lebens, wo die gemeine Wirklichkeit ſich im Dufte der urſprünglichen Poeſie zum Ideale verklärt oder im Glanze derſelben gänzlich untergeht und verſchwindet, wann hätte ſolche Liebe nüchterne Ueberlegung und Beſonnenheit gehabt, ihre irdiſchen Verhältniſſe mit ruhigem Auge zu überſchauen und richtig zu würdigen?

Die Umgebung des Prinzen mußte die Veränderung, die mit ihm vorgegangen war, bald wahrnehmen, und das Geheimniß, das er ſich ſelbſt verſchwieg, war ſchon nach einigen Wochen für ſie keins mehr. Fürſten werden ſtets von gemeinen Seelen umlauert, die aus den Leidenſchaften derſelben Vortheile zu ziehen ſuchen, indem ſie ſich ihnen als Helfer und Vermittler aufdringen, oder gegen ſie dienen, je nach Luſt und Laune oder welche Rolle ihnen am meiſten einzubringen verſpricht. Bei dem Prinzen war nichts zu vermitteln; man kannte ihn zu gut. Sein edler Sinn würde jede Zudringlichkeit mit höchſter Entrüſtung zurückgewieſen haben und geſchäftige Dienſtfertigkeit hätte nach dieſer Richtung ihre Exiſtenz gefährdet. Deſto mehr beeilten ſich dieſe Leute dem Könige (Carlos Vater, der Infant Johann hatte von den Kortes von Navarra, auf den Wunſch ſeiner Gemahlin, den Titel eines Königs erhalten) und der Königin zu hinterbringen, welches ſchöne Ziel die häuſigen geheimen Wege des Regenten hätten. Die Tochter eines Pächters konnte freilich keine Anſprüche auf die Hand des künftigen Königs machen, ſie konnte nur ſeine Geliebte ſein, und das war in mancher Beziehung ſogar wünſchenswerth. Aber die geheimen Spione hatten durch unermüdliche Nachforſchung allmälig herausgebracht, daß der verſtorbene Biſchof dieſe Maria vorzüglich geliebt, daß er erſt den Meierhof, dann das Schloß für ſie gekauft, daß Maria nicht die Tochter des Meiers ſei, und endlich kamen König und Königin über ihre Abſtammung ganz in's Klare. Jetzt wurde die Sache bedenklich. Die ſchwärmeriſche Anhänglichkeit Carlos an ſeinen Lehrer war bekannt, eben ſo gut wußte die Königin, mit welch heiligem Ernſte ihr Sohn alle Dinge behandelte. Ihr Gemahl hatte eine lange Unterredung mit ihr über dieſen Gegenſtand, deren Reſultat war, daß der Prinz bald ſtandesmäßig verheirathet werden müſſe. Die Königin entſchloß ſich mit ſchwerem Herzen dazu, aber wenn ſie ſich dem rohen Ungeſtüm ihres Gemahls gegenüber nicht dem Verdachte ausſetzen wollte, als ſtände ſie, wie immer, auch dies Mal auf der Seite ihres Sohnes und ſetzte die königliche Würde einer krankhaften Sentimentalität nach, ſo mußte ſie ſich zu dem ſchweren Schritte entſchließen, dem Herzen des geliebten Sohnes Gewalt anzuthun. Durch Bitten nnd feſten Willen erlangte ſie nur ſo viel, daß Carlos mit der äußerſten Schonung zu behandeln ſei. Die beiden Gatten beriethen ſich nun über die für Carlos zu treffende Wahl; aber weder das kaſtiliſche, noch das portugieſiſche Königshaus hatten eine Infantin, und ſich an andern europäiſchen Höfen umzuſehen, erlaubten weder der Drang der Zeit, noch die Unruhen, welche faſt überall herrſchten, noch endlich die damaligen Verhältniſſe, welche ſpäter die Herrſcherfamilien nicht ſo eng verbanden als ſpäter. Man mußte ſich begnügen eine Dame auszuerſehen, die irgend aus fürſtlichem Blute entſproſſen war. Und eine ſolche wurde bald gefunden. Es war Donna Juana Henriquez, die Tochter des mächtigen und hochangeſehenen Admirals von Kaſtilien Don Frederic Henriquez, erſten Granden des Königreichs.

Donna Juana war aus königlich kaſtiliſchem Geblüte entſproſſen, ſechszehn Jahre alt, von hoher Schönheit und großem Reichthume und deshalb faſt einer Infantin gleich zu achten. Auch ſtanden die Granden, zumal wenn ſie ſich königlicher Abkunft oder ehelicher Verbindung mit einem Königshauſe rühmen konnten, dieſem ſo nah, ſie betrachteten den König ſelbſt nur als einen ihres Gleichen, daß eine Verheirathung ihrer Töchter mit Prinzen durchaus nichts Ungewöhnliches war. Zur ſchnellen Einleitung einer Verbindung des Regenten Carlos mit der Donna Juana Henriquez bot ſich eine treffliche Gelegenheit. Der König Juan von Kaſtilien hatte nämlich für ſeinen jetzt ſechszehnjährigen Thronerben, den Infanten Henriquez (Heinrich), Prinzen von Aſturien bei dem König und der Königin von Navarra um die Hand ihrer älteſten Tochter Blanka angehalten, die ihm natürlich mit Freuden zugeſagt worden, und die Vermählung war bereits feſtgeſetzt. An dieſem Feſte, zu welchem die glänzendſten Vorbereitungen gemacht wurden, wollte die Königin Blanka ihrem Sohne die Tochter des Admirals von Kaſtilien zuführen und ihm ihren und ſeines Vaters Wunſch eröffnen.

Je tiefer ſich Carlos in die Seligkeit der Liebe verſenkte, um ſo mächtiger ſehnte ſich ſein Herz nach Mittheilung ſeines Glücks. Es wurde ihm zum unabweisbaren Bedürfniſſe ſeine Gefühle an einer ihm befreundeten Bruſt auszuſprechen, ſeine Entzückung bei einer gleichgeſtimmten Seele auszujubeln. Und er beſaß zwei ſolcher Herzen, die eines ſolchen Vertrauens vollkommen würdig waren, das ſeiner Schweſter Blanka und ſeines Freundes Inigo. Sie wurden die Mitbeſitzer ſeines Geheimniſſes. Blanka, von des Bruders gefühlvoller und begeiſterter Schilderung des holden Mädchens lebhaft ergriffen, gewann durch zärtliche Bitten ſeine Erlaubniß, ihn zu dem einſamen Meierhofe begleiten zu dürfen, wo ſie, die leicht Erregte und für alles Schöne leicht Empfängliche, die holde Blume des Thales mit tiefſter Empfindung begrüßte und deren ſchweſterliche Freundſchaft gewann. Als ſie wieder von der beſcheidenen züchtigen Maria ſchied, blieb ihre Liebe, ihr Herz bei derſelben, und ſie pries ihren Carlos auf dem Heimwege glücklich, ein ſolches Kleinod gefunden zu haben, aber ſie war es auch, die des im ſüßeſten Genuſſe der Gegenwart ſchwelgenden Jünglings von ſo hohem Liebesglücke trunkenen Blick in die Zukunft lenkte und ihn auf ſeine bedenkliche Stellung in Bezug auf Maria aufmerkſam machte. Er hatte noch nicht an die Zukunft gedacht; Seligkeit hat ja keine Zukunft. Zukunft iſt ein Kind der Hoffnung, der Zauberſpiegel der Wünſche. Für den ſelig Beſitzenden wie für den unſelig Verzweifelten giebt es aber weder Hoffnungen noch Wünſche.

„Was ſoll aus ihr werden?“ fragte Blanka, und Carlos erſchrak. Er hatte keine Antwort auf dieſe Frage. Der Prinz von Viana, der Erbe der Königskrone von Navarra, konnte die natürliche Tochter eines Mönchs nicht zu ſeiner Gemahlin erheben. Es gab nur eine Möglichkeit ihres Beſitzes: er mußte zu ihr herabſteigen. Aber er liebte das Land und das

Volk; es war ſtets ſein erhabener Gedanke, der Inbegriff all ſeines Glückes geweſen, der König und Beglücker Navarra's zu ſein. Er hatte es für ſeine Beſtimmung gehalten, den möglichſt größten Segen über dieſes Volk zu bringen; er fühlte dazu die Kraft, den Beruf und die Geſchicklichkeit, und die feſte Ueberzeugung ſeiner Miſſion, an die nie auch nur der entfernteſte Zweifel in ihm aufgeſtiegen war, gab ihm eine unerſchütterliche Sicherheit ruhig und ſtark auf ſein großes Ziel loszugehen. Jetzt geriethen ſeine Liebe und ſein Beruf in eine furchtbare Colliſion. Und nun trat ihm das Bild ſeiner leidenden Mutter vor die Seele. Sollte er, der ſie ſo heiß liebte, ihre ſchweren Prüfungen vermehren! Sollte er über die kranke Königin, die in ihm die Hoffnung Navarra's froh begrüßte, neuen Jammer und neue Noth bringen! In dieſem Augenblicke verdarb der Froſt des Lebens die üppigprangenden Blüthen ſeines Glücks. Traurig ſenkten ſie die Häupter. Sein letzter Beſuch bei Maria war der geiſtige Höhenpunkt ſeines Lebens geweſen. Der reine Horizont ſeiner Liebe trübte ſich plötzlich. So kurz iſt die Dauer reinen wahren Glücks. —

Mit Unwillen verwarf der Prinz den Vorſchlag ſeiner Schweſter, Maria als Hofdame mit an den kaſtiliſchen Hof zu nehmen. „Nie ſoll der Peſthauch dieſer Hofluft ihre reine Stirn berühren! In ihren Bergen ſoll ſie bleiben und nie erfahren, daß die Könige und ihre Freunde, berufen das Beſte der Menſchheit zu fördern, es verfolgen und niedertreten, um ſich im Pfuhle gemeiner Lüſte zu wälzen. Nein, nein, ſie ſoll dieſe irdiſchen Götter und ihre geprieſene Seligkeit nicht kennen lernen. Sie würde wie ein verwundetes Reh in ihre Wälder zurückfliehen und am Schmerze der Wunde ſterben, ſelbſt an mir, dem Königsſohne, verzweifelnd, der ſie aus ihrem ſtillen Friedensaſyle in das abſcheuliche Treiben der gemeinſten Leidenſchaften hinausgeſtoßen.“

„Du haſt Recht,“ verſetzte Blanka trübe. „Nur wir Fürſtentöchter können dem auf uns laſtenden Fluche nicht entrinnen, in der Peſtluft leben zu müſſen. Wie Opferthiere werden wir willenlos zur Schlachtbank geſchleppt. Die bereits Angeſteckten und Verdorbenen leiden davon wenig oder nichts. Aber die da reinen Herzens in die Region der Lüge und der Leidenſchaft kommen, die müſſen ein qualvolles Leben friſten und einen ſchlimmen Tod ſterben. Dieſes unſelige Loos wird mir beſchieden ſein. Ich wollte mir in Maria ein treues Herz, eine wahre Freundin gewinnen für die Tage, die mir bevorſtehen, und ich bedachte nicht, daß dies nur auf Koſten ihres Friedens und ſtillen Glücks geſchehen könnte.“ —

## 7.

## Donna Juana.

Das Beilager des Prinzen von Aſturien und der Infantin Blanka von Navarra wurde zu Burgos mit großem Glanze gefeiert. Es wurde als ein Friedens- und Verſöhnungsfeſt der beiden Höfe von Kaſtilien und Aragonien betrachtet. Der König des letztern Landes, Alfons, der Oheim der Braut und Vetter des Bräutigams, war kurz vorher aus der

Gefangenſchaft der Genueſer heimgekehrt und hielt mit ſeinen beiden Brüdern, Johann und Heinrich, von welchen der letztere den König Johann von Kaſtilien an der Spitze der Inſurgenten ſogar bekriegt und gefangen genommen hatte, einen prachtvollen Einzug in Burgos, umgeben von den Granden der Königreiche Aragonien, Katalonien, Valencia und Navarra. Die Königinnen von Aragonien, Maria, und von Navarra, Blanka, ritten auf arabiſchen Zeltern, gefolgt von ihrem Hofſtaate und eingeholt vom König von Kaſtilien, dem Prinzen von Aſturien, dem Prinzen von Viana und den Infantinnen Blanka (der Braut) und ihrer Schweſter Eleonore, welche ſchon früher in Burgos eingetroffen waren. Am Thore der Stadt wurden die Gäſte von der Königin von Kaſtilien mit ihrem Hofſtaate empfangen. Bei dieſem befanden ſich auch Donna Juana Henriquez und ihre Mutter als erſte Hofdamen, ſowie ihr Vater, dem Prinzen von Aſturien als erſter Ritter beigegeben. Donna Juana war eine ſtrahlende ſtolze Schönheit und ſtellte alle andern anweſenden Damen in Schatten, aber ſie war eine jener brillanten Schönheiten, die man wohl bewundert und anſtaunt, die aber das Herz kalt laſſen und zu welchen ſich gefühlvolle Herzen nicht nur nicht hingezogen, ſondern ſogar von ihnen abgeſtoßen fühlen. Donna Juana und Donna Blanka, die Braut, verhielten ſich zu einander, wie die brennendrothe prächtige Granatblüthe und das dunkelblaue beſcheidene Veilchen. Ueberdies beleidigte Juana's ſtolzes und hochfahrendes Weſen; man ſah ihr an, daß ſie von den Plänen der drei Königshöfe in Bezug auf ſie und den Prinzen von Viana Kenntniß erhalten hatte; denn ſie ſchien ſich bereits als die Braut des Letztern und als die künftige Königin von Na-

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52868-X
STORCH,L. FN. 1839/066

field ging nach Bar ſur Aube, dem Aufenthaltsorte des Prätendenten. Dort hoffte und erwartete ich nichts. Ohne alſo etwas von der neuen Verſchwörung in England zu Gunſten der Stuart's, ohne von dem Plane des Prätendenten, aus Frankreich zu fliehen und ſich nach Schottland einzuſchiffen, die mindeſte Ahnung zu haben, beſtieg ich ein Schiff und eilte nach Gothenburg. Sei es nun, daß die Königin über das bevorſtehende Unternehmen ihres Sohnes ſelbſt nicht unterrichtet war, ſei es, daß ſie ſich ſcheuete, mir das Geheimniß anzuvertrauen, ſei es endlich, daß der Plan damals noch nicht völlig reif war, genug ich reiſte unwiſſend ab. So viel iſt gewiß, daß die Verſchwörung in England und Schottland ſehr geheim gehalten wurde. Und ſo konnte ich keinen Theil an der Ausführung des Unternehmens haben, welches ich theilweiſe ſelbſt vorbereitet hatte. Die Expedition des Prätendenten iſt, wie Ihr wißt, unglücklich abgelaufen; die verhängnißvolle Schlacht vom 13. November verdrängte den edlen Stuart wieder aus ſeinem Reiche, und mir iſt der Schmerz erſpart worden, dieſen Jammer mit anzuſehen.

„Ich langte ohne Geld in Gothenburg an, und gab meinen Empfehlungsbrief an den Gouverneur der Stadt, Gadenhielm, ab. Dieſer empfing mich freundlich, aber ich verbarg ihm meine dürftigen Umſtände. Dieſe entdeckte ich einem meiner Landsleute und Parteigänger der Stuart's, dem General Hamilton, welcher in ſchwediſche Dienſte getreten war und in Gothenburg lag. Ich hatte dieſen Mann noch nicht perſönlich gekannt, aber bei dem erſten Beſuche, den ich ihm machte, nahm er mich ſo ſehr ein, daß ich fürder kein Geheimniß vor ihm haben konnte. General Hamilton war ein Freund des Gouverneurs Gadenhielm, und hatte dieſem geſprächsweiſe meine Noth vertraut. Nun war Gadenhielm auf mich aufgebracht, weil ich nicht gleich mit der Wahrheit herausgegangen war, und hieß mich, als ich mich wieder bei ihm meldete, ohne Umſtände zum Teufel gehen. Ich hielt mich an den General Hamilton und bat ihn, er möchte ſich meiner bei des Königs Majeſtät annehmen und mir zu irgend einer Beförderung, ſei es, welche es wolle, verhelfen. Allein der General erwiderte zu meinem Erſtaunen: Sie ſind ein junger Edelmann, der ſich in der Welt ſchon Vieles verſucht hat. Bleiben Sie nicht hier; es würde Sie gereuen, wenn es zu ſpät wäre. Wenn ich Jugend und Erfahrung im Seeweſen beſäße, ſo bliebe ich gewiß nicht in Schweden.

„Da ſtand ich denn ſcheinbar von Gott und den Menſchen verlaſſen und wußte meiner Verzweiflung kein Ende. Viel zu ſtolz, um auf dieſe Erklärung des Generals nur noch ein Wort zu ſagen, verließ ich ihn, um ihn nicht mehr zu ſehen. Ich kannte in Schweden keinen Menſchen weiter; die Landesſprache war mir unverſtändlich; ich war mittellos und konnte nicht einmal Gothenburg verlaſſen, um nach Stockholm zu reiſen und meinen Brief dem Könige ſelbſt zu überbringen. Ueberdies ſteckte ich auf einem Kaffeehauſe und im Gaſthofe in Schulden und war in der Kleidung faſt abgeriſſen. Dies war ein ſchrecklicher Zuſtand, und ich rannte an der Meerküſte und im Hafen wie wahnſinnig umher. Dort fand ich endlich den Kaperkapitän Flaxmann und machte Bekanntſchaft mit ihm. Dieſer wackre Mann nahm ſich meiner an und machte mich zum Lieutenant ſeines Schiffs. Das war im verwichenen Herbſte. Wir kreuzten hierauf längs der Vigſeite zwiſchen den Klippen bei Marſtrand. Als wir in dieſer Hafenſtadt anlangten, bemerkte ich, daß mein Kapitän mehr Luſt hatte, bei ſeiner Geliebten, die daſelbſt wohnte, zu bleiben, als in der See nach Beute zu ſtreifen. Ich erſuchte ihn alſo, in ſeiner Abweſenheit mir die Führung des Schiffes anzuvertrauen, und er übergab es mir mit Freuden. Aber kaum war ich ausgelaufen, als ich an der Stimmung meiner Untergebenen bemerkte, daß man mir auf dem Schiffe nicht gewogen war. Freilich hatte ich auf Mannszucht gehalten und war vom Kapitän bevorzugt worden. Ein mir ergebner Mann, Namens Rouard, verrieth mir, daß der Secondlieutenant des Schiffs ſich mit den Matroſen unterredet hatte, nicht unter mir zu dienen. Ich ſuchte ſeinem Anſchlage zuvorzukommen, aber es half mir nichts; ich wurde gezwungen, in den Hafen von Marſtrand zurückzukehren und das Kommando des Schiffs niederzulegen. Hier mußte ich einige Zeit in einer mir unangenehmen Ruhe zubringen, und das Schlimmſte war, daß ich nur wenig Mittel hatte. Inzwiſchen hatte ich doch den Winter über Gelegenheit, zu zeigen, daß ich etwas vom Seeweſen verſtehe. Ich ſah, daß mir das Glück in Schweden nicht günſtig ſein wollte und nahm mir vor, zu Anfang dieſes Jahres nach Holland zu reiſen. Unterdeſſen hatte ich mich mit der ſchwediſchen Sprache ziemlich vertraut gemacht. Ich ging alſo zum Kapitän Hedenberg nach Gothenburg, welchem der Kaper, auf welchem ich diente, gehörte, und begehrte einen Reiſepaß und ein Zeugniß über mein Verhalten von ihm. Unterwegs traf ich mit dem Gouverneur Gadenhielm und dem Kapitän Kline zuſammen. Gadenhielm ſagte gnädig zu mir, er habe mit Freuden vernommen, daß ich ein tüchtiger Seemann ſei, er wünſche mein Glück zu machen; und als ich ihm von meinem

Entſchluß, nach Holland zu gehen, ſagte, befahl er dem Kapitän Kline ſogleich, daß er mich als Kapitänlieutenant an Bord nehmen ſollte. So war mir denn mit einem Male geholfen. Wir liefen in See und bemächtigten uns bald einer Galliote, die unter holländiſcher Flagge ging. Mein Kapitän befahl mir, die Priſe nach Gothenburg zu führen, er ſelbſt landete, da ſein Schiff einigen Schaden gelitten hatte, in der Gegend von Marſtrand, ohne weiter eine Priſe gemacht zu haben. Der Gouverneur Gadenhielm, welcher an dieſem und vielen andern Kapers Antheil hatte, war über Kline ſehr ungehalten, als er deſſen ſchnelle Rückkehr in den Hafen vernahm. Er trug mir auf, zu dem Kaperſchiff zu reiſen, deſſen Schaden zu beſichtigen und ihm Rapport zu erſtatten. Das Schiff war übel zugerichtet, und ich ſprach nach Recht und Billigkeit meinen Kapitän von aller Schuld frei. Nichts deſto weniger bot mir Gadenhielm zur Stelle das Kommando des Schiffs an; er mochte wohl noch beſondern Haß auf Kline haben. Aber ich verſetzte, niemals wolle ich durch Andrer Unglück ſteigen, und ſolle ich nur Kapitän werden durch Kline's Sturz, ſo wolle ich lieber dieſe Charge niemals bekleiden. Dieſe Antwort muß dem Gouverneur ſehr gefallen haben, denn er hatte ſie des Königs Majeſtät mitgetheilt, welche eben nach Gothenburg gekommen war, das Seeweſen dieſes Hafens in Augenſchein zu nehmen. Den folgenden Tag wurde ich zum Gouverneur gerufen. Er ſagte mir, daß über funfzig Kaperſchiffe im Hafen lägen, welche der König beſichtige; ich ſolle mir eins ausleſen und mich nach Leuten umſehen, um es zu bemannen; denn ich ſei durch des Königs Gnade Kapitän. Da ſah ich ein, daß der günſtige Zeitpunkt für mich gekommen war, mich dem Könige bemerkbar zu machen. Zu dem Behufe wählte ich keins von dieſen Schiffen, ſondern bat um Erlaubniß, eine in der Gegend verſunkene Fregatte aus dem Grund des Meeres heben und führen zu dürfen. Jedermann ſtaunte über dieſen Einfall, aber er lenkte des Königs ganze Aufmerkſamkeit auf mich. Mit Mitteln, die in Schweden noch nicht bekannt waren, zog ich das treffliche Schiff aus der Tiefe. Ihr wißt, meine Freunde, es iſt das herrliche Gebäude, auf welchem wir jetzt die ruhige Meerfluth durchſchneiden. Des Königs Gnade ward mir von Stund' an; ich hatte oft die Ehre, mich mit ihm zu unterhalten, und nun erſt überreichte ich ihm den Brief der Königin Maria von England. Es gefiel dem König ausnehmend wohl, daß ich mich vorher als einen brauchbaren Mann bewährt und dann erſt den für mich ſchmeichelhaften Brief übergeben hatte. Einen vorzüglichen Gönner fand ich an des Königs Begleiter und Günſtling, an Sr. Excellenz dem Grafen Mörner. Der König hatte die Gnade, meinem Schiffe den Namen des Grafen zu ertheilen. So iſt denn dieſes treffliche Schiff gewiſſermaßen mein Geſchöpf und ich das ſeinige; denn ohne mich läge es ewig im Meeresgrund, und ohne es wäre ich nicht vom Könige und dem Grafen begünſtigt worden. So gehören wir unzertrennlich zuſammen, und ich fühle eine ſo lebhafte Zuneigung zu meiner Fregatte, daß ich nicht mehr leben möchte, wenn ich ſie nicht in die brauſende Meerfluth führen ſollte, und gebietet das Schickſal einmal über mein Leben, ſo wünſche ich nichts ſehnlicher, als daß dies treue Fahrzeug mit mir wieder in den Abgrund gezogen werden möchte, aus welchem ich es für mich, ja für mich allein heraufgeholt habe. Nachdem ich dies mein Schiff gefunden hatte, fand ich auch Euch, meine Freunde, die dies Waſſerhaus mit mir nun ſchon faſt neun Monate im Sturm und Sonnenſchein bewohnt haben. Ihr kennt von dieſer Zeit meine Schickſale und ich habe Euch nichts weiter zu erzählen.“

## 16.

## Erklärung und Aufklärung.

Im hinterſten Verſchlag der Kajüte des Graf Mörner, in der ſogenannten Kapitänskammer, ſaß das Fräulein von Gabel mit der ihr eignen Majeſtät auf der Matratze, und ihr großes Auge blickte mit ruhigem Stolze auf den jungen Mann, der bis jetzt unter dem angenommenen Namen Joſeph Flaxmann aufgetreten iſt. Er theilte in ſeinem äußern Weſen ihre Ruhe nicht, und ſein belebtes Auge flog von ihrer Geſtalt oft auf die Gegenſtände in der Kammer, oder durch die Luken auf den ſonnenglänzenden Meerſpiegel hinaus.

„Geben Sie mir endlich Rechenſchaft, Herr Major,“ redete die Dame in einem faſt befehlenden Tone, „wie und durch welche Veranlaſſung ſind Sie auf den närriſchen Einfall gekommen, meine Wenigkeit von der däniſchen Küſte ſtehlen zu laſſen. Fürwahr, an Sie, mein Herr, habe ich bei meiner Entführung auch nicht mit einem Gedanken gedacht. Reden Sie! Reden Sie!“

„Nun ſo mögen Sie es denn wiſſen, Friederike,“ verſetzte der Fremde unmuthig, „daß es Rache war, Rache für mein beleidigtes Ehrgefühl, welches mich mit dem Kapitän Norcroß einen Kontrakt abſchließen ließ, kraft deſſen er verpflichtet war, Sie mir zu überliefern.“

„Kapitän Norcroß iſt ſeiner Verpflichtung gegen Sie mit einer Gewiſſenhaftigkeit nachgekommen, die mich erſtaunen macht. Ich bin in Ihrer Macht; was wollen Sie von mir, Herr Major?“

Dieſer, alſo ſpöttiſch angeredet, konnte ſeinen Unmuth nicht länger bergen, der um ſo größer wurde, je weniger er auf die Frage des Fräuleins etwas Vernünftiges zu erwidern vermochte.

„Alſo haben Sie ſo wenig Weiblichkeit, daß Sie mit meinen heiligſten Gefühlen, da Sie dieſelben nicht erwidern können und wollen, Ihren Spott noch zu treiben vermögen?“ rief er faſt wüthend in der Kammer umherlaufend. „Stellen Sie ſich doch an, als wüßten Sie nichts von mir, als ſei Ihnen ſo unbekannt, was in meinem Herzen waltet, als was dort in Stockholm vorgeht.“

„Ich kann das Eine ſo wenig wiſſen, als das Andre.“

„Wie? Sie wüßten nicht, daß ich Sie bis zur Raſerei der Leidenſchaft liebte — ja, mögen Sie es immerhin wiſſen — daß ich Sie nun, da meine Rache gekühlt iſt, noch ebenſo liebe? Hat mein Stolz Ihnen dies Geſtändniß nicht vor zwei Monaten ſchon gemacht und Sie zitterten nicht, dieſen meinen britiſchen Stolz mit Ihrer höhnenden Kälte tief zu verwunden? Sie fürchteten nicht, daß dieſer beleidigte Stolz ſich gegen Sie empören, nicht nach Rache lechzen würde? Ha, wie wenig haben Sie einen Mann, wie wenig einen Engländer gekannt?“

„In der That, Herr Major, ich kann mich aus meinem Erſtaunen nicht herausfinden. Es iſt wahr, Sie haben mir eine Neigung blicken laſſen, die mir ſchmeichelhaft ſein mußte; allein ich bin dergleichen Erklärungen ſchon ſo gewohnt, daß ich aus der Ihrigen nicht mehr gemacht habe, wie aus jeder andern. Hilf, guter Gott! wenn Alle die, die mir eine unerwiderte Neigung erklärt haben, mich gleich hätten rauben laſſen wollen, die däniſche Küſte würde blockirt geweſen ſein, und unſer König geglaubt haben, der Schwedenkönig liege mit einer Flotte vor unſerm Hafen."

„Sie werden mir mit dieſen Winkelzügen nicht entgehen, Sie werden mit Ihrem Spott mir nicht die Ueberzeugung wegräſonniren, daß Sie mein Ehrgefühl mit Plan und Abſicht haben kränken wollen; denn es müßte Ihnen ja bei Gott! am geſunden Menſchenverſtand fehlen, wenn Sie die Glut meiner Liebe von dem erkünſtelten Strohfeuer eines erbärmlichen Surrogats von Leidenſchaft, von welchem Ihnen Ihre übrigen Anbeter ſüße Dinge vorzuſagen ſich bemühten, nicht hätten unterſcheiden wollen."

„Und wer bürgt Ihnen dafür, daß ich dieſen Unterſchied in ſeinem ganzen Umfange nicht wirklich gemacht habe? Gilt Ihnen aber eine gute Diſtinctionsgabe für gleichbedeutend mit Liebe? Beim Himmel, mir nicht! Ich liebte Sie nicht, Major; ich feuerte Ihre Leidenſchaft nicht an, ich ſuchte ſie im Gegentheil abzukühlen; aber je förmlicher, abgemeſſener, kälter ich gegen Sie war, deſto entbrannter wurden Sie in mich. War das etwa meine Schuld? Und als Sie nun trotz meiner Vorſichtsmaßregeln dennoch mit Ihrer Liebeserklärung hervortraten, benahm ich Ihnen ſogleich alle und jede Hoffnung in beſtimmten, klaren Ausdrücken, keineswegs in kränkenden; als ſolche ſah ſie nur Ihre erhitzte Einbildungskraft an. Wie? ſollte ein ſo kluger Mann in Ernſt Liebe von einem

Mädchen erzwingen wollen? Nimmermehr! Und fürwahr, ich hatte Sie ſchätzen gelernt, und deshalb waren Sie mir zu der Rolle eines Ehegemahls zu gut, dazu taugte allein eine Kreatur, wie der Kammerjunker Raben, welcher bald nach Ihrem Verſchwinden von Kopenhagen zu meinem Bräutigam declarirt und ausgeſtellt wurde. Sie werden das vielleicht unbegreiflich finden; aber ich habe bis jetzt keinem Mann geliebt, bis jetzt, o Himmel! Denn wie Sie mich hier ſehen, liebe ich nun einen Mann ſo ſtark, ſo gewaltig, wie Sie mir Ihre Leidenſchaft zu mir ſchildern. Sie haben alſo jene Friederike von Gabel nicht mehr vor ſich, welche Sie vor einigen Wochen verließen, ach! leider bin ich verwandelt! Aber Sie ſollen nicht verächtlich von mir ſprechen. Hören Sie alſo: Die unverhohlen mir geſchenkte Neigung des jugendlichen Kronprinzen ſchmeichelte meiner Eitelkeit; ich hatte keine klaren Entwürfe; ich liebte den Kronprinzen ſo wenig wie einen andern Knaben, doch aber mein Stolz fühlte ſich glücklich in der Huldigung dieſes königlichen Kindes. Jetzt, nachdem die Macht der Liebe die Pforten meines Herzens geſprengt hat, jetzt vermag ich jenes Verhältniß, in deſſen trübem Dämmerlicht ich die Erbärmlichkeit meiner Rolle nicht ſehen und verſtehen konnte, klar zu überſchauen. Ich ſtand im Begriff, mit all' der Kühlheit meiner Ueberlegung mich ſelbſt meiner Eitelkeit, die nicht einmal weiblich war, zum Opfer zu bringen. Noch zuletzt aber ſei Ihnen geſagt, daß der Kronprinz, ſobald er Ihre mir dargebrachte Huldigung bemerkte, Sie mir in einem unvortheilhaften Lichte zu zeigen ſuchte."

„Wie?" rief Flaxmann entrüſtet, „der Kronprinz von Dänemark hat es gewagt, die Ehre eines — — meine Ehre anzugreifen, um ſich die Gunſt einer Dame zu ſichern? Ich konnte unglücklich, arm, heimathlos werden, aber ehrlos — barmherziger Gott! ich vermag das ſchmähliche Wort nicht auszuſprechen. Nein, das iſt nicht zu ertragen! Jeden Flecken von meiner Ehre muß ich mit Blut abwaſchen und ſollte es mit dem Blute eines Königsſohns und Thronerben ſein. Auch in meinen Adern — —" Er ſchwieg beſtürzt abbrechend und lief händeringend umher. Dann wandte er ſich wieder zur Dame: „Ich beſchwöre Sie, Fräulein, theilen Sie mir die Beſchuldigungen mit, die der Prinz gegen mich erhoben, damit ich darnach die Größe ſeiner Schuld gegen mich erwäge!"

„Er ſagte, Sie hätten den Prätendenten in ſeiner höchſten Noth verlaſſen und ſeien der Sache zur Zeit abtrünnig geworden, wo Ihre Theilnahme noch von Wichtigkeit geweſen wäre."

„Ha! über dieſen königlichen Buben!" ſchäumte Flaxmann. „Ich werde mir Genugthuung von ihm zu verſchaffen wiſſen. Und vielleicht gibt mir der Himmel bald Gelegenheit, Ihnen und der Welt zu zeigen, wie ich meinem rechtmäßigen Könige ergeben bin. Denn wenn ich auch Ihre Liebe nicht erwerben kann, ſo will ich doch Ihre Achtung nicht verlieren."

„Und noch ein anderes Geheimniß habe ich Ihnen zu verrathen, Herr Major," fuhr das Fräulein mit einem mildern Tone fort und heftete ihre Augen mit einer lauernden Aufmerkſamkeit auf ſein Geſicht.

„Das wäre?" rief er geſpannt.

„Sie liebten mich in Kopenhagen und ließen mich dort rauben, weil ich dieſe Liebe nicht erwiderte. Ich habe Ihnen bereits einige Gründe meines Betragens entdeckt; ich bin Ihnen den letzten und vorzüglichſten ſchuldig. Ich wußte nämlich, daß Sie von einer Dame mit einer ſtillen, aber gewaltigen, an Schwärmerei grenzenden Leidenſchaft geliebt wurden, einem edlen vortrefflichen Mädchen, die mir ſehr theuer war und die ich durch Einwilligung in Ihr Begehr über die Maßen betrübt haben würde.“

Des Fremden Geſicht hatte während dieſer Worte eine merkwürdige Veränderung erlitten; von dem frühern Schmerz und Unwillen waren einige Züge geblieben und nun hatten ſich die des Erſtaunens und der Neugierde dazu geſellt.

„Wie wäre das möglich?“ rief er endlich. „Ich hatte nur Augen für Sie. Wer könnte die Dame ſein?“

„Sollte Ihr Scharfſinn ſie nicht ſchon errathen haben? Sollten Sie ſelbſt in Kopenhagen nicht dann und wann die ſtille Aufmerkſamkeit bemerkt haben, womit jene Dame ſelbſt dann Ihnen huldigte, wenn Sie mit erhitzter Phantaſie mir nacheilten? Sollten Sie nicht die Zähre in dem ſanften blauen Auge bemerkt haben, wenn Sie rückſichtslos nur mir zu Dienſten lebten, die ich kalt, oft mürriſch zurückwies?“

„Wie ein Schleier fällt es mir von den Augen. Sie meinen Ihre Verwandte, Ihre Freundin und Geſpielin, das Fräulein Chriſtine von Ove.“

„Sehen Sie, daß Ihr Herz nicht alles Gedächtniß verloren hat! Ihrer ſelbſt unbewußt hat es die leiſen aber ſüßen Eindrücke empfangen, und bringt ſie Ihnen nun, da Ihr Rauſch vorüber iſt, vor die aufgeklärte Seele. Chriſtine liebte Sie von Ihrem erſten Erſcheinen am däniſchen Hofe und liebte Sie heftig und heftiger, je mehr Sie ſich zu mir wandten, aber ihre ſtill aufgeblühte Neigung war eine Nachtviole, die ſich dem Lichte des Tages verſchloß, um ſo ſcheuer, da dieſes Licht ſich einer wilden Roſe zuwandte, die in Dornen und Laub am ſteilen Bergabhang über dem ſteilen Strom wucherte. Und ſo habe ich ihre Liebe erſt errathen, dann ſie mit einer Neckerei überraſcht und ihr ſo endlich das Geſtändniß derſelben abgelockt. Damals konnte ich darüber lachen; denn ich verachtete alle Männer; Liebe war mir ein Spott; jetzt iſt mir ihre Neigung heilig."

„Sprechen Sie Wahrheit, Fräulein?" fragte Flaxmann mit einem durchbohrenden Blicke.

„Major!" verſetzte ſie ernſt, „wann hab' ich je gelogen und was würde mir die Lüge helfen? Ich bin in Ihrer Gewalt; thun Sie mit mir, was Ihnen gut dünkt, aber Sie werden bei näherer Unterſuchung ſtets bewährt finden, daß ich jetzt und immer Wahrheit ſprach."

Der junge Mann wandte ſich mit nicht zu verbergender Bewegung ab, ohne weiter ein Wort zu ſprechen; aber die natürliche Heftigkeit ſeines Gemüths duldete ihn nicht länger in der Kammer. Er ſtürzte hinaus und ließ das Fräulein in Unklarheit über ſeinen Zuſtand zurück. Auch ſie war unruhig. Ihre Gedanken trieben wie vom Sturm gepeitſchte Segler auf dem wogenden empörten Meere ihrer Gefühle, und lauteten in Worte überſetzt ungefähr alſo: „Friederike, Du haſt an der Natur gefrevelt und dafür rächt ſich die Natur an Dir. Du haſt die Männer verachtet und nun liebſt Du einen, der Dich verachtet, der eine Andre liebt und niemals der Deinige werden kann. Aber wie? Bin ich denn ſo ſchwach geworden wie ein Kind? Iſt denn ſo plötzlich alle mir ſonſt eigenthümliche Stärke von mir gewichen? Ich lebe auf dieſem Schiffe wie in einem Zauberſchloſſe. Wenn ich nur erſt das feſte Land wieder betrete, ſo wird auch meine alte Kraft wiederkehren. Ich muß, ich muß mich beſiegen. Welche Schande für meinen

Stolz, dieſe Krone eines ſeines Werthes bewußten Gemüths, wenn ich ihm meine Schwäche merken ließe! Ach, und habe ich nicht, ſeit ich auf dieſem Meere ſchwimme, über mich wachen müſſen, damit ich mich ihm nicht verriethe? Bin ich denn nicht jetzt ſchon gedemüthigt genug, daß ich wähnte, er habe mich für ſich geraubt? Wie glücklich machte mich dieſer Wahn! Wie ſchrecklich war die Enttäuſchung! Und habe ich mich ihm nicht ſchon verrathen? O Friederike, was iſt aus Dir geworden? Ein ſchwaches, erbärmliches Geſchöpf! — Doch ermanne Dich! Erwache aus dieſem düſtern Traum, aus dieſem betäubenden Schlafe! Auf! Auf! Wappne Dich! Verſchließe Dein Herz dieſen Empfindungen der Schwachheit, die Dich ſchänden!“ In dieſer Aufregung ſchritt ſie hin und her, als Flaxmann plötzlich wieder vor ihr ſtand.

„Ich habe thöricht gehandelt,“ ſagte er ernſt und würdig. „Als ich ein armer Flüchtling zuerſt in das Haus Ihres Vaters trat, ſchenkten Sie mir auch nicht die mindeſte Aufmerkſamkeit weiter, als die Höflichkeit vorſchreibt, aber Chriſtinens Mitleid kam mir mit rührender Natürlichkeit theilnehmend entgegen. Ihr ſanftes Mitgefühl ergriff mich; ich fühlte in meinem Herzen etwas für ſie ſich regen, das, wenn es noch nicht Liebe war, es doch ſicherlich geworden wäre; da raunte mir mein engliſcher Stolz zu: es ſei meiner unwürdig, mich bemitleiden zu laſſen, oder einer Seele, die mich zu bemitleiden wage, gut zu ſein. Er ſagte mir, das ſtille Veilchen am Wege ſei nicht die Blume für ein ſo ſtolzes Herz wie das meinige, und ich verſchloß es ihm, um es der Sonnenblume zuzuwenden, die doch von mir nichts wiſſen wollte. Sehen Sie, ſo habe ich die aufkeimende Neigung zu Chriſtinen in meiner Seele erſtickt, ſo habe ich durch erkünſtelte

Treibhauswärme eine glühende Leidenſchaft für Sie in mir erzeugt, die um ſo raſender wurde, je größern Widerſtand ſie fand. Ihre beſonnene Antwort auf meine tolle Liebeserklärung trieb mich von Kopenhagen fort, meine Leidenſchaftlichkeit jagte mich in die Hände der Werber, ſie würde mich noch weiter geführt haben, wenn Kapitän Norcroß' Tapferkeit mich nicht für die ſchwediſchen Fahnen gewonnen hätte!"

„Sie haben gegen die Natur geſündigt wie ich, und Ihre Buße iſt gerecht wie die meinige. Doch ſagen Sie, was wollten Sie als däniſcher Rekrut in Kopenhagen?"

„Ihnen wollte ich unter die Augen treten im Kommisrock des gemeinen Soldaten, höhnen, beſchimpfen wollte ich Sie, Ihres Stolzes wollte ich ſpotten, ich wollte ein Roturier ſein, um die ausgeſuchteſte Rache an Ihnen zu nehmen. Das war mein dunkler Plan."

„Sie gefallen mir immer mehr, Major, und wenn ich Sie gleich nach Ihrem ganzen Charakter kennen gelernt hätte und Chriſtine nicht dazwiſchen gekommen wäre, ich hätte Sie vielleicht lieben können. Doch dies iſt vorüber. Chriſtine iſt Ihnen nicht gleichgültig und ich — würde Sie nie lieben können."

„Nicht wahr, Kapitän Norcroß war ſo glücklich, dieſen Stolz zu brechen? Wiſſen Sie auch, daß er eine Braut in Stockholm hat?" Die Frage war nicht ohne Beimiſchung von Schadenfreude.

„Ich weiß es. Und wenn Sie jemals etwas für mich empfunden haben, ſo beſchwöre ich Sie, erwähnen Sie bei ihm meiner nicht, ſo wenig wie bei mir ſeiner wieder."

„Wie Sie wünſchen," ſpöttelte er. „Uebrigens, mein Fräulein, ſind Sie frei, und ſobald wir den

Fuß an's Land ſetzen, haben Sie freien Willen, zu thun, was Ihnen beliebt, nach Kopenhagen zurückzukehren, oder — —"

„Nimmermehr! Glauben Sie denn, es wäre mir möglich, wieder in Verhältniſſe zu treten, die ich jetzt verabſcheue?"

„Und werden Sie mir verzeihen, was ich in höchſter Leidenſchaftlichkeit that? Was ſoll ich es läugnen, ich liebe Sie nicht mehr mit jener raſenden Heftigkeit, aber ich haſſe Sie auch nicht, wie erſt."

„Ich habe Ihnen Alles verziehen, Major. Auch will ich Ihnen nicht verhehlen, daß Sie mir nach der heutigen Unterredung nicht gleichgültig ſind. Ich habe Sie erkannt. — Und kann ich Sie auch nicht lieben, ſo werden Sie meine Freundſchaft doch nicht verſchmähen."

„Friederike," rief der junge Mann, plötzlich von neuer Leidenſchaftlichkeit erfaßt, „könnten Sie mir mehr ſein!"

„Denken Sie an Chriſtinens ſtille Liebe und an die Schändlichkeit des Kronprinzen!"

„Ha, woran erinnern Sie mich! Stockholm liegt vor uns und bald muß die Stunde ſchlagen, die mir Mittel zur Rache gibt. Ja, und es iſt wahr; ich liebe Chriſtinen, ich fühle es; ich werde von ihr geliebt und ich konnte ein Thor ſein, mich von ihr zu wenden!"

„Es iſt immer noch Zeit, zu ihr zurückzukehren."

„So ſei es!" rief Flaxmann und verließ Friederiken abermals.

„Nun hab' ich reine Bahn," ſprach ſie zu ſich ſelbſt. „Mir ſoll der Schwächling nicht mit einer Liebe entgegentreten, die ich nie erwidern kann. Und doch iſt er beſſer, als ich ihn geglaubt. Chriſtinen wird er beglücken können, aber nicht mich. Für Dich, ſtolzes Herz, gibt's kein Glück mehr auf der Welt. Den kühnen Räuber, oder keinen! Er iſt mein Schöpfer, er hat die verkrüppelte Knoſpe zur wahren Blüthe gebracht; doch ſoll ſie ſeine Hand nicht brechen, ſo mag ſie verwelken. Eine Herzogstochter liebte ihn, wie er erzählte, und wahrlich, dieſer Mann muß ſolcher Liebe würdig ſein. Dieſer prinzliche Flachkopf hat mich entwürdigt! Ha! ich die Buhlerin eines Prinzen! eines Knaben! Rache Dir dafür, Kronprinz Chriſtian! Schmähliche Rache für dieſen Gedanken! Wilde, gewaltige Gedanken wirbeln durch meinen Kopf, aber Norcroß ſteht feſt in meinem Herzen. O! kühner Seeheld, kennteſt Du dies Herz, Du wüßteſt nichts mehr von einer Braut in Stockholm. Was wird ſie ſein? Ein gutes ſanftes Geſchöpf, eine zweite Chriſtine. Norcroß, Du verdienteſt ein anderes Weib. Doch ſtill, Herz, und behaupte Deinen Stolz in ſeiner Nähe."

## 17.

## Verlegenheit auf der Fregatte.

Sie ſtieg aus der Kajüte auf das Verdeck der Fregatte. Dieſe ging eben auf den Meerbuſen zu, welchen die felſigen Holme im weiten Halbkreiſe einfaſſen, jene verſteinerten Rieſen, die die königliche Hauptſtadt des Schwedenreichs auf ihren Häuptern tragen. Die Herbſtſonne ſchien ſich ihrer ſommerlichen

Kraft noch einmal erinnert zu haben und beſtrebte ſich, die alten Zauber mit dem Aufgebot aller Strahlen, die ſie den nordiſchen Ländern zuzuſenden vermochte, zum letzten Mal auszuüben. Die Nebel waren gewichen und zerſtreut, oder flatterten fliehend dem bothniſchen und dem finniſchen Meerbuſen hinauf, ihrem kalten Geburtslande zu, und erlaubten ihrer Beſiegerin, der Sonne, einmal wieder in den tiefſten Schooß der Oſtſee hinabzublicken und ſich die untergegangenen Städte, die verſunkenen Schiffe und die ſchimmernden Bernſteinberge, und was ſonſt noch Prächtiges da unten ſteht, zu betrachten. Freundlicher für die auf den Meerſchiffen daher ſchwimmenden Menſchen aber leuchtete die auf die weißen Felſen gebaute Königsſtadt, das herrliche Stockholm. Vornan ſtanden die Inſeln alle, als Wächter des Hortes, als die rieſigen Knappen der ſchwediſchen Königskrone, und ſpiegelten ihre blanke Rüſtung im blauen Meere ab, dann lagerten rechts und links an der Pforte die mächtigen Holme, gleichſam die Thorhüter und herüber durch die enge Waſſerſtraße ſtrahlten die königlichen Paläſte und Schlöſſer und die Feſten und Dome des Beckholm, Kaſtellholm, Staden und Ritterholm; und wie in ſchweigender Verehrung die Menge mächtiger Vaſallen den Königsthron umſteht, ſo lagerten die beiden Städte rechts und links an der Meerenge, der Söder Malm und der Norr Malm, und blickten huldigend auf die in Mitten des Meerpaſſes thronenden königlichen Schlöſſer und die Hauptkirche, auf Staden, als auf den ſchwediſchen Thron. Ein erhebender Anblick entzückte das Auge und die Seele, und Friederike gab ſich dem großartigen Eindrucke hin. An den Bord des Schiffes gelehnt ſchaute ſie in das ruhige Meer und die lockende Ferne, wie ſie im Sturm in das empörte Meer und die grauſige Nacht geblickt hatte; aber es blieb zweifelhaft, welches von beiden Schauſpielen ihr mehr Vergnügen bereitet hatte.

Um ſie zeigte ſich das Bild der Freude in verſchiedenen Abdrücken, muthwillig colorirt. Die Matroſen kletterten an den Raaen hin und her und ſchmückten die ſpitzen Spieren mit bunten Wimpeln und Flaggen, während auf des Kapitäns Wink unten andre die Kanonen rüſteten, um die Königsſtadt ſchuldigermaßen mit Donnerſchall zu begrüßen. Andere ſcheuerten ſingend das Verdeck, andere putzten die Kajüte auf; denn es war nicht unwahrſcheinlich, daß der König ſelbſt, wenigſtens der Graf Mörner dem Schiffe einen Beſuch machen werde. Juel Swale war damit beſchäftigt, ſeinem Herrn Kammerdiener-Dienſte zu leiſten, und packte deſſen Staatsuniform und Kapitänshut aus. Flink wie immer hatte er den Kapitän bald umgekleidet und muſterte mit gefälligen Blicken die Pracht der Garderobe. Norcroß drückte den Federhut in die dunkelbraunen Haare und warf einen ſchalkhaften Blick auf Flarmann, der wie im innern Kampf auf einer Bank ſaß und das ſchöne Haupt in die Hand auf den Tiſch geſtützt hatte. Hierauf ging er zu dem Nachdenkenden hin, ſchlug ihn leiſe auf die Schulter und ſprach zu dem wie aus einem böſen Traum Emporfahrenden:

„Euere ſo lang verſchobene Unterredung mit Fräulein von Gabel unter vier Augen ſcheint nicht die gewünſchten Folgen gehabt zu haben. Sie ſteht dort und beſchaut ſich den Meerſpiegel, als hätte ſie Luſt, nähere Bekanntſchaft mit ihm zu machen, und Ihr kalmäuſert hier, als wenn Euch die Seemöven das Brot gefreſſen hätten.“

„In der That, Kapitän,“ verſetzte der Andre ohne aufzuſchauen, „ich ſchäme mich vor mir ſelbſt, daß ich

Euere Tapferkeit zu einem Abenteuer in Anſpruch nahm, welches zu nichts weiter geführt hat, als mir mich ſelbſt in einem lächerlichen Lichte zu zeigen. So verbleichen die glühendſten und gefeiertſten Bilder unſerer wildeſten Wünſche, ſobald ſie uns näher gerückt, heimgegeben ſind, und in der Pforte der Gewährung ſtehend, ſehen wir Schwelle und Tempel verſinken und ſtarren in das öde Chaos unſrer eignen Schwäche.“

„Fürwahr, Ihr kommt mir unbegreiflich vor. Ihr gabt vor, zu jeder Unternehmung für unſern König, für unſer Vaterland untauglich zu ſein, bevor Ihr nicht die Glut Eurer Leidenſchaft oder Eurer Rache gekühlt, und nun, da Ihr das Eine und das Andre könnt, ſitzt Ihr und winſelt von Neuem über Euer Schickſal.“

„Ich vermag mich ſelbſt nicht zu begreifen, mein Freund,“ entgegnete Flaxmann mit einem Anklang bittrer Wehmuth, „und deshalb kann ich es Euch nicht übelnehmen, wenn Ihr es nicht vermögt. Ach, das Leben hat ja ſo viel Unbegreifliches! Ich wollte' ich wäre nie nach Dänemark gekommen!“

„Dann klagt lieber gleich unſre Königin Anna — Gott habe ſie ſelig! — an, daß ſie ſich den däniſchen Prinzen zum Gemahl auserkoren; denn war Euer Vater nicht des Prinzen Freund, war Prinz Georg nicht der Taufpathe Eurer Schweſter?“

„Leider iſt's ſo!“

„In welches Land hättet Ihr alſo nach des Prätendenten Unglück im vorigen Jahre zu fliehen ein größeres Recht gehabt, als nach Dänemark? Doch darf ich wiſſen, was Euch von Neuem bedrängt, ſo öffnet mir Euer Herz und ſeid verſichert, daß ich helfe, wenn ich helfen kann.“

„Ich weiß es, und Ihr ſollt es erfahren. Warten wir nur eine der Mittheilung günſtigere Stunde ab; jetzt muß ich erſt den Kampf mit mir allein auskämpfen. Nur das Eine müßt Ihr wiſſen: das Fräulein von Gabel iſt frei, und ich wünſche, daß in Stockholm nichts von der Geſchichte meiner Leidenſchaft und ihrer übereilten Handlung verlaute.“

„Wahrhaftig!“ rief Norcroß, „die Fabel vom Fiſchlein, das ein Schiff viel Meilen weit Strom und Wind entgegen trägt, klingt mir glaubhafter, als Euere Aeußerungen. Doch Euer Wille ſoll geſchehen, die Schöne iſt Euere Gefangene und nicht die meinige. Ihr dürft nur wünſchen, was mit ihr geſchehen ſoll. Es verſteht ſich übrigens von ſelbſt, daß wir über den Vorfall die tiefſte Verſchwiegenheit beobachten, da Euer Wind ſich gewendet hat. Wäre er im alten Strich geblieben, ſo durfte der König immerhin davon erfahren, er hätte den Coup politiſch betrachtet und ſich darüber gefreut, ja ich wäre einer Belohnung gewiß geweſen; nun aber müſſen wir uns hüten, daß etwas davon verlautet; denn Ihr wißt, der König iſt ein Weiberfeind und haßt alle Liebesgeſchichten. Der Mädchenraub möchte mir theuer zu ſtehen kommen und Euere Pläne vereiteln.“

„Aber denkt, wie ſeltſam der Zufall, oder wenn Ihr lieber wollt, die Beſtimmung mit uns ſpielt! Ich habe Friederiken erklärt, was ich Euch ſo eben geſagt habe, aber ſie hat mit Beſtimmtheit nach Kopenhagen zurückzukehren verweigert.“

„So ſtellt ſie dem Könige als Euere Braut vor.“

„Nimmermehr! Sie liebt einen Andern und ich liebe eine Andre.“

„Sprecht Ihr im Traum?“

„Ich rede Wahrheit. Aber ſagt, findet Ihr nicht, daß Friederike in Geſtalt und Weſen Aehnlichkeit mit

Euerer frühern Geliebten, mit der reizenden Tochter des Herzogs von Ormund hat?"

„Wie kommt Ihr auf dieſe ſeltſame Frage?"

„Ei, wißt Ihr ſchon nicht mehr, daß ich das Studium der ars sympathetica mit Eifer getrieben, daß ich etwas auf die geheimen Wiſſenſchaften halte und auf Euerem Schiffe für einen Hexenmeiſter gelte?"

„Und wenn mir nun wirklich des Fräuleins Aehnlichkeit nicht allein mit meiner Henrica, ſondern auch mit meiner erſten Liebe in Liſſabon auffiele, was würdet Ihr mittels Eurer geheimen Wiſſenſchaft daraus ſchließen?"

„Daß ſie Euch beſtimmt iſt und nicht mir."

„Ihr ſcherzt! Ich denke mich nach Se. Excellenz, des Herrn Feldmarſchalls Grafen Mörner's Willen bald mit dem Fräulein Broke zu vermählen, mit welcher ich, ſo lang' ich in Schweden bin, Bekanntſchaft habe. Mein Patron und Gönner wünſcht unſre Ehe, und ich habe keinen Grund, mich dieſem gnädigſten Wunſche, der mein Beſtes erzielt, zu widerſetzen; denn ich ſchätze das Fräulein Broke, ihrer Tugend und Liebenswürdigkeit wegen, vor allen andern Damen hoch."

„Nicht die Leidenſchaft der Liebe hat Euch zu Euerer Braut geführt, nur das Bedürfniß des Umgangs, der Wunſch Eures Mäcens und die Convenienz. Und Ihr werdet mir deshalb den Glauben nicht nehmen, daß Ihr nicht für das Fräulein beſtimmt ſeid. Es gibt gewiſſe geheime Indicien, die man nicht belächeln ſollte. Die Räthſel der Natur liegen nicht oben auf und vor Jedermanns Augen, ihre wunderbaren Kettungen wollen gefühlt, geahnet ſein."

„Geht mir mit Eueren Indicien, Räthſeln und Kettungen, mit Euern Gefühlen und Ahnungen und all' dem wunderlichen Schnickſchnack!" lachte der Kapitän. „Meine Jungen haben Euch angeſteckt; Ihr fangt nachgerade ſelbſt zu glauben an, daß Ihr ein Zaubrer und Hexenmeiſter ſeid. Das Fräulein Broke wird meine Braut, und ich mache mein Glück durch ſie, weil ſie eine Verwandte des Grafen und von ihm wohl gelitten iſt. Uebrigens werde ich weder ſie noch jemals eine andere Dame mit jener leidenſchaftlichen Glut lieben können, mit welcher ich einſt meine Donna Iſabella und meine Prinzeſſin Henrica umſchlang. Dieſe Zeiten ſind vorüber, und mein Herz iſt todt für ſolche Empfindungen."

„Nennt Starrkrampf nicht Tod, Norcroß; die Natur möchte Euch Lügen ſtrafen. Ihr ſeid von ihr zu einem ihrer Schooßkinder beſtimmt, und zwingt Euch ſelbſt, im Gleis der Gewöhnlichkeit Euer Leben hinzuſchleppen. Aber Euer Geſchick wird Euch wider Euern Willen beim Scheitel nehmen und den Flug eines Adlers führen."

„Ihr ſprecht viel zu ſchmeichelhaft von mir. Ich ſehne mich nicht darnach, noch Liebesabenteuer zu beſtehen. Ich wünſche Euch meine Erfahrungen in dieſem Stück, und bin überzeugt, Ihr würdet gleiche Meinung mit mir hegen."

„Es ſcheint in der That, als ob Ihr ausgezeichnetes Glück bei ſchönen Frauen hättet."

„Leider oft zu ausgezeichnet!"

„Ich ahne. Jene Dame, welche Euch durch die Barbiersfrau in Barnet aus dem Gefängniß befreien ließ, mag Euere Erfahrungen in den Amoren nicht auf das Angenehmſte bereichert haben."

„Ihr habt Recht."

„Ich weiß nicht, welche ſonderbare Ahnung mich bei Euerer Erzählung überſchlich. Ich halte, wie Ihr wißt, etwas darauf.“

„Welche Ahnung?“ fragte der Kapitän aufmerkſam.

„Der Ton Eurer Frage regt ſie noch mehr auf. Wie? Solltet Ihr meinetwegen den Namen jener Dame verſchwiegen haben?“

„Bei Gott! Ihr habt Recht!“ rief Norcroß erſtaunt.

„Und jene Dame war meine eigene Schweſter Roſamunde?“

„Steht Ihr wirklich mit Geiſtern im Bunde? Seid Ihr mehr, als ich weiß? Steht Euch wirklich eine geheime Wiſſenſchaft zu Gebote?“ ſo rief der Kapitän Norcroß und warf den Kopf wie von Schrecken ergriffen zurück.

„Seid Ihr nun ſchon etwas mehr geneigt, an Ahnungen, Indicien u. dergl. zu glauben?“

„Sagt mir, ich beſchwöre Euch, wie ſeid Ihr darauf gekommen, in jener Dame Euere Schweſter Roſamunde zu vermuthen?“ fragte der Kapitän noch immer verwundert.

„Ich diente in der Provinz und kam ſelten nach London; aber da Ihr von unſrer Partei war't, ſo hörte ich oft von Euch reden. Meine Sendungen an den Hof von St. Germain und Bar ſur Aube gaben mir ebenfalls Gelegenheit, von Euch zu hören. So oft ich in London war, redete Roſamunde von Euch. Sie war eine Bekannte der Prinzeſſin Henrica; die große Welt nannte Beide Freundinnen. Doch das konnten ſie nicht ſein; denn Henrica war tugendhaft, Roſamunde nicht; ich wußte viel Tadelnswerthes von meiner Schweſter. Von Eurer Liebenswürdigkeit reden, war bei ihr ſchon ſicherer Beweis, daß ſie ſterblich in Euch verliebt ſei. Ueberdies wußte ich, daß die Amme meiner Schweſter einen Barbier in Barnet geheirathet hatte. Kaum alſo hattet Ihr die Prinzeſſin Henrica als Euere Geliebte in London bezeichnet, ſo ahnte mir, daß Roſamunde Euere Befreierin aus dem Gefängniß geweſen ſein möchte. Der Name meines Vaters, die Einkünfte ihrer eignen Baronie, ihre Schönheit, die ſie zu ihren Zwecken an den Mann zu bringen ſich nicht ſcheute, und zuletzt ihre ſchlaue Erklärung, daß ſie mit Leib und Seele der hannöveriſchen Partei und den Whigs zugethan ſei, womit ſie ſich überall eingeſchmeichelt, ja wodurch ſie ſogar Einfluß erlangt hatte, da mein Vater immer im Verdacht des Jacobitismus war; alle dieſe Mittel machten ihr wahrſcheinlich die Oeffnung Eueres Gefängniſſes leicht. Aber ſagt mir nun auch, welchen Lohn begehrte ſie für ihre Befreiung?"

„Verzeiht, Major, wenn ich Euch dieſe Bitte abſchlage. Vielleicht finden wir ſpäter Gelegenheit, darüber zu reden, und die Zeit hat mich dann geneigter gemacht, über ein mir widriges Verhältniß zu ſprechen. Jetzt laßt uns vor allen Dingen überlegen, was aus dem Fräulein von Gabel werden ſoll."

„Ich habe ihr wunderliches Schickſal unbeſonnener Weiſe veranlaßt, nun will ich auch für ſie ſorgen. Laßt mich darüber mit ihr ſelbſt ſprechen."

„Gut, ſo wollen wir unſern Burſchen die Zungen ſchweigen laſſen; denn in zwei Stunden legen wir im Hafen an. — Meiſter Lehrſohn!" rief er jetzt dem Oberbootsmann zu, der die Taue eben einrollte, dann und wann den Tabaksrauch unwillig aus ſeiner Pfeife blies und mit ſcheelen Blicken nach dem Fräulein von Gabel hinſah. „Es macht ſich nothwendig, daß außer unſrer Mannſchaft keine Seele etwas von dem Raube jenes Mädchens erfährt."

„Für meine Burſche bürg' ich, aber nicht für die däniſchen Stockfiſche da hinten auf dem Schoner."

„Dieſen will ich das Maul ſtopfen. Wer eine Sylbe lallt, ſo droh' ich, bekömmt zwei Loth ſchnelles Blei hinein. Das wird ihnen die Zähne zuſammenhalten. Beſprecht Euch mit unſern Leuten."

„Viel Umſtände eines Unterrocks wegen!" grommelte der Bootsmann.

„Alter, ſeid nicht ſo bös. Die Sache ging nicht anders."

„Ihr werdet ſehen, daß der Graf-Mörner nun kein Glück mehr hat. Ein Weib auf dem Schiffe! Aller Appetit iſt mir vergangen, ſeit Ihr ſolch' Fleiſch, ſolch — — nun man nennt's nicht gern — eingenommen habt; ich habe meinen Grog mit Ekel getrunken. Puh! Mich ſchaudert's, wenn ich daran denke!"

„Ihr ſeid ein Narr, Pehrſohn!"

„Herr!" erwiderte der Bootsmann und machte mit dem rechten Arm eine drohende Bewegung nach Stockholm zu, „wenn Ihr mir deshalb einen Narren ſtechen wollt, ſo beſchimpft Ihr damit einen höhern und mächtigern Mann, als Pehr Perſohn, einen Mann, den Ihr ſo hoch verehrt, wie ich, und der alle Verehrung verdient, obgleich er's ſein Lebtag über ſo gehalten hat, wie ich, d. h. er hat nichts von Weibern gehalten. Ich meine damit unſern allergnädigſten König und Herrn."

„Laßt's gut ſein, Meiſter, es war ſo arg nicht gemeint," begütigte ihn der Kapitän.

„Weil mir einmal des Königs Majeſtät in den Sinn kommt," fuhr der Bootsmann fort, „ſo beſinnt Euch doch ja, was Ihr ſagen wollt, wenn der König, wie's oft trifft, im Hafen ſein und gleich unſere Fregatte beſteigen ſollte. Glaubt Ihr, er werde ſchmunzeln, wenn er den Unterrock unter unſern Schiffsjacken findet? Den rührt der Anblick eines bartloſen Geſichtes ſo wie mich, oder es wird ihm zu Muthe, wie den Hunden, wenn ſie eine Katze in der Stube riechen. Und eine feine Naſe hat die Majeſtät auch und weiß gewiß ſo gut, wie ich den Geruch eines Unterrocks vom Theerduft einer Matroſenjacke zu unterſcheiden. Zuletzt mein' ich, wenn die Sache geheim bleiben ſoll, ſo darf das Weibsbild nicht mit in den Hafen; denn in einer Stunde wüßten es alle Waſſerratten, daß aus dem Grafen-Mörner ein Menſch hervorgekrochen ſei, der keine Hoſen getragen habe; Ihr müßtet ſie denn in eine Kiſte packen und alſo an's Land ſchaffen laſſen oder bis um Mitternacht in der Taukammer verſtecken."

Flaxmann, der daneben ſtand, pflichtete dem Bootsmann bei, und auch der Kapitän fand es einleuchtend, daß Friederike nicht mit in den Hafen einlaufen dürfe.

Der Steuermann Reetz, der Lieutenant Gad und der Schiffschirurgus Habermann wurden alſo mit zum Collegium gezogen, um zu berathen, was man zu thun habe, um alles Maulgeſperre zu vermeiden.

„Ich habe meine Gedanken ſchon im Stillen über die Frau gehabt," ſagte Reetz. „Lieber Gott! Menſchen ſind ja die Weiber wohl auch und Geſchöpfe Gottes, aber doch eigentlich nur halbe. Denn ſagt ſelbſt, ſie ſind da um zu eſſen und zu trinken, nicht aber, um auch zu arbeiten; ſie ſind da für die Nacht, nicht aber für den Tag; ſie ſind da für das feſte Land, nicht aber für das Meer. Auf das Waſſer ſoll keine Frau. Wir fuhren einmal — es mögen wohl ein halbes Schock Jahre ſein — an einem ſtürmiſchen Tage durch den Kattegat, da ſtoßen wir auf das ſtralſunder Packetboot und geben ihm eine Salve. Das Boot wollte erſt ſein Heil im Weiten ſuchen, aber wir hatten den Kiel angebohrt und die Planken zum Siebe gemacht; es mußte nach der dritten Salve die Segel ſtreichen. Aber denkt Euch unſern Schrecken, als wir hinüberſetzen und eine Frau zerſchoſſen auf dem Boden der Kajüte liegen finden, die einen Säugling an der blutenden Bruſt hat! Beinahe hätten wir über ſolchen Anblick die ganze Priſe in Stich gelaſſen. Nun, ich erbarmte mich des Wurms, aber wenn's doch ein Junge geweſen wäre! Nein, ein Mädel! Was half's? Ich fütterte die kleine Beſtie mit Fleiſchbrühe und Wein, ſchleppte mich damit herum, wie eine Amme und bracht's glücklich davon. Na, jetzt hat ſie einen Mann und Kinder. — Ein ander Mal zwang mich der ruſſiſche Kapitän Hutchin, in deſſen Dienſten ich ſtand, ein Weib an Bord zu nehmen! Das war eine Noth! —"

„Es iſt gut, Meiſter Reetz," unterbrach der Kapitän den redſeligen Alten etwas ärgerlich, „wir wollen der gegenwärtigen Noth gedenken und überlegen, wie wir ſie loswerden."

„Ich ſehe nicht ein," begann der Lieutenant Gad etwas hochtrabend, „wie man ſich auf dem Waſſer aller menſchlichen Gefühle dergeſtalt entäußern kann, daß man das Unterſte zu oberſt kehrt und den Schmuck, die Zierde, die Blüthe des Menſchengeſchlechts für deſſen Abwurf hält? Ein ſo bezauberndes Weſen, wie jene Schöne, ſollte von uns Allen hoch verehrt und im Triumph in den Hafen der Hauptſtadt eingeführt werden."

„Ich wundre mich über nichts weiter," ſagte der Kapitän lächelnd, „als daß Ihr mit dieſen zärtlichen

Geſinnungen Euere ſechsunddreißig Jahre erſtiegen habt, ohne vom Liebesgott in feſte Bande geſchmiedet worden zu ſein. Wollt Ihr nicht bei jener Schönen anfragen, die Euere Gunſt in ſo hohem Grade zu beſitzen ſcheint? Sie iſt dermalen vacant."

„O ſpottet ihrer nicht!" bat Flaxmann mit einem Tone, der von ſeiner innern Verletzung ſprach.

„Mit Verlaub zu melden," erhob jetzt der Chirurgus ſeine feiſte Stimme, „was mich betrifft, ſo denk' ich, wir ſetzen ein kleines Boot aus, packen das ſchwarzäugige Teufelchen hinein und buxiren es gleich nach Ladugards Landet hinüber. In der Karlsſtraße neben dem alten Nonnenkloſter wohnt eine ehrbare Witwe in einem Häuschen. Sie hat viel Bekanntſchaft, und ich habe die Ehre, dazu zu zählen; das macht, ihr verſtorbener Eheherr war Chirurgus und Barbier. Frau Ebba Ankarfield führt die Barbierſtube fort, ſchenkt dabei Wein und Branntwein und vermiethet ihre Zimmer an anſtändige Fremde. Man wohnt abgezogen bei ihr; denn die Paſſage iſt dort gering. Auch giebt ſie auf Verlangen ein Stübchen hinten hinaus."

„O! ich kenne die Frau Ankarfield!" rief Inel Swale; „ich bin mit den Matroſen zuweilen bei ihr eingekehrt. Sie macht gern Redens und hält beſonders viel auf ihre Ehre."

„I! Du Wetterjunge! Mit Verlaub, Kapitän, ſo kann ſie der Bube hinführen und einen Gruß von mir bringen. Hernach, wenn unſre Sachen in Ordnung ſind, könnt Ihr ja weiter über die Sache nachdenken."

„Bei meiner Treu, ich glaube, Meiſter Habermann giebt uns den beſten Rath!" rief Flaxmann.

„Es iſt wahr!" ſetzte der Kapitän hinzu. „Ich hatte einen ähnlichen Vorſchlag, wenn ich auch nicht Straße, Haus und Miethleute, wo das Fräulein wohnen ſoll, anzugeben wußte. Erſt wollte ich den Rath meiner Herren darüber hören.“

„Gebt mir den Juel und noch einen Matroſen, ich werde das Fräulein begleiten, das bin ich ihr ſchuldig,“ ſprach Flaxmann.

„Mit Verlaub, Ihr werdet bei Frau Ankarfield ſo vortrefflich wohnen, wie im beſten Kaffeehaus auf dem Ritterholm,“ erinnerte der Chirurgus geſchmeichelt. „Nur muß ich, mit Verlaub, Euch bitten, der guten Witwe, die meine Freundin iſt, nicht merken zu laſſen, daß Ihr mehr könnt wie andere Leute, ſonſt würde ſie Euch um keinen Preis der Welt aufnehmen; denn ſie würde in ſteter Angſt ſein, Ihr möchtet Euch in einen Wehrwolf verwandeln, und vor Wehrwölfen hat ſie beſondern Reſpekt.“

„Aber was ſoll ich thun, wenn ſie nun Luſt bekäme, in meine Schreibtafel zu ſehen?“

Der Chirurgus wurde noch röther, als die gewöhnliche Wirkung der eingenommenen Spirituoſa ihn färbte, und der Lieutenant Gad wendete ſich verlegen ab.

„Wir haben eins überſehen,“ bemerkte der Kapitän, „nämlich: ob die Dame auch Luſt hat, ſich wie eine verbotene Waare in die Stadt ſchmuggeln zu laſſen. Lieutenant Gad, habt die Güte, ſie darum zu befragen.“

Der Lieutenant zauderte und blickte den Kapitän mit einem albernen Geſichte bittend an.

„Was zögert Ihr?“ fuhr Norcroß fort. „Ihr habt Euch ſo deutlich zu Gunſten jener Dame erklärt, daß Euch die Gelegenheit, mit ihr in ein Zwiegeſpräch zu gerathen, willkommen ſein muß.“

„Ich bitte ſehr um Entſchuldigung," ſtotterte der Lieutenant. „Auf ſolchen Fall nicht vorbereitet — wie könnte ich — wie vermöchte ich — die Kühnheit — die Wagniß — — ich kann nicht — ich bin's nicht im Stande."

Der Kapitän und Flaxmann brachen in lautes Lachen aus, aber ſelbſt dieſer Impuls vermochte die lange, dürre, zuſammengebeugte Geſtalt des Lieutenants nicht in die Höhe zu richten; auf den Backenknochen ſeines ſonſt fahlen Geſichts hatte ſich eine Stelle in der Größe eines brabanter Thalers hochroth gefärbt und ſeine Augen irrten in grenzenloſer Verlegenheit am Boden.

„Es fällt mir bei," ſagte Norcroß ſchelmiſch, „daß, ſo lange auch die Schöne ſchon am Bord unſerer Fregatte iſt, Ihr doch noch keine Gelegenheit genommen habt, ihr näher zu treten, und doch brachen die Gefühle Eueres Herzens vorhin in lichten Flammen aus. Wohlan, ich muß Euerer Schüchternheit zu Hülfe kommen, ſonſt ſterbt Ihr unbeweibt, und die Welt wird um Euere Nachkommenſchaft betrogen. Ich befehle Euch alſo, Lieutenant, Euch ſogleich zum Fräulein von Gabel zu verfügen und ihr geziemend vorzutragen, ob ſie geſonnen ſei, unſern Vorſchlag hinſichtlich ihrer Einbringung in die Stadt anzunehmen? Stellt ihr unſre Gründe mit Anſtand und Ueberraſchung vor."

Der Lieutenant verſuchte noch einmal, an die Milde des Kapitäns zu appelliren, aber der niederſchmetternde Blick deſſelben verſchloß ihm den Mund und trieb ihn, der ſeine unbeſonnenen Reden ſtill im Herzen verwünſchte, wankend vorwärts. Der Mann, deſſen Herz ſchon ſeit zwanzig Jahren in ſtillem aber gewaltigem Feuer für das andere Geſchlecht ſich verzehrte, der ſich in jedes Buſentuch verliebt hatte, aber auch vor jedem Frauenfuß in namenloſer Angſt geflohen war, der ſelbſt eines ſinnbetäubenden Zitterns ſich nicht erwehren konnte, ſobald ihm Kinder weiblichen Geſchlechts zu nahe kamen, dieſer Mann ſollte nun zum erſtenmal in ſeinen Mannesjahren mit einer Dame reden! Es flirrte ihm vor den Augen, er machte einen großen Bogen und ſchlich endlich auf den Zehen von hinten an das Fräulein heran. Aber er hielt den Athem ſo ſtreng an ſich, als müßte ihm jeder Zug einen Theil ſeiner Lebenskraft rauben, und die in Gedanken Vertiefte bemerkte nicht eher etwas von ihm, bis ihm die Angſt einen lauten Seufzer auspreßte. Jetzt wandte ſie ſich um; der Lieutenant hüpfte erſchrocken zurück und fing an, tölpiſche Kratzfüße zu machen. Angſt und Schrecken hatten ihm die Kehle zugeſchnürt; ſeine Lippen bewegten ſich fieberiſch, aber kein Laut drang aus ihnen hervor. In Ermangelung der Sprache huſte er nur immer weiter zurück, bückte ſich immer tiefer, ſchlug immer heftiger hinten und vorn aus, und gerieth auf dieſe Weiſe in die Taue, mit deren Ordnen Meiſter Pehrſon beſchäftigt geweſen war, als er zum Schiffsrath des Kapitäns gerufen wurde. Die langen ungeſchickten Füße des Lieutenants verwickelten ſich in die Stricke und zappelten wie ein paar Aale im Fiſchernetz: er ſuchte ſich in Todesangſt aus den Garnen zu helfen, kam aber tiefer hinein und ſtürzte mit einem Seemannsfluch der Länge lang vorwärts auf das Verdeck in der Richtung nach dem Fräulein zu, ſo daß ſein breiter Mund einen heftigen Kuß auf Friederikens Füße drückte, die beſtürzt ſich dieſer ſonderbaren Huldigung ſchnell entzog. Dieſer Fall erregte das Gelächter der ganzen Schiffsmannſchaft, und Flaxmann eilte zu Friederiken, aus Beſorgniß, ſie möchte ſich beleidigt fühlen, bot ihr die Hand und führte ſie in die Kajüte, um ſie dort mit ſeinem Plane bekannt zu machen. Kaum war er mit ihr verſchwunden, als ſich der Lieutenant aufraffte, die Taue von den Füßen ſtreifte und wüthend ausrief: „Der Teufel hole alle Zauberer und Hexenmeiſter! Ich muß um meinen Abſchied bitten, Kapitän, wenn Ihr länger mit dieſem Höllenbraten Umgang pflegt. Jetzt habt Ihr's deutlich geſehen, und Alle, wie er mich bethört und behext und in die Taue hineingeführt hat. Ich will nicht ſelig ſein, wenn er nicht die Schuld an meinem Unfall und an meiner Schande allein trägt! O ich bin wüthend!“

„Aha, Ihr denkt an die Geſchichte aus der rothen Schreibtafel. Laßt Gras darüber wachſen!“

Der Lieutenant zog ſich beſchämt unter die Matroſen zurück, und Flaxmann kam, dem Kapitän anzuſagen, daß das Fräulein mit dem Beſchluſſe zufrieden ſei. Sogleich gab dieſer Befehl, ein Boot auszuſetzen. Flaxmann ſtieg mit einem Matroſen hinab, und ruderte auf den däniſchen Schooner los, der im Schlepptau der Fregatte hing und auf welchen Alle, welche darauf gefangen genommen worden, verwieſen waren, um alſo in gehöriger Ordnung im Hafen einzulaufen. Dort unterhielt ſich Flaxmann einige Zeit mit dem Franzoſen Courtin und legte wieder an der Fregatte an, dem Kapitän Lebewohl zu ſagen und die Dame zu erwarten. Dieſe erſchien gleich darauf an Norcroß' Hand, der ſie höflich die Treppe hinab in's Boot begleitete. Beide nahmen Verabredung, ſich den andern Morgen zu ſprechen, und ſchieden dann mit brüderlichem Kuſſe von einander; das Boot ſtieß ab, und Juel Swale gab die Richtung an, indem er das

Steuer regierte. Der Matroſe und Flaxmann ruderten rüſtig. Die Fregatte mit dem Schoner lief, ſtolz ihre Segel aufblähend, unter dem Jubel der Matroſen und dem Donner ihrer Geſchütze in den Hafen der Königsſtadt ein.

## 18.

## Die beiden politiſchen Principe.

Langſam bog das Boot um die Inſeln und Halbinſeln des Meerbuſens und hielt ſich links hinauf nach dem Norr-Malm. Flaxmann und Friederike ſaßen einander ſchweigend gegenüber, und die beiden Matroſen ſtrichen die Riemenblätter aus Leibeskräften, um das winzige Schifflein zu beflügeln, und brummten ein Schifferlied dazu. Dem Fräulein kam die Weiſe des Geſangs bekannt vor, ſie fühlte ſich wunderbar davon angeregt und bat den kleinen Juel endlich, ihr das ganze Lied vorzuſingen. Der muntere Knabe ließ ſich das nicht zweimal ſagen; er winkte dem alten Matroſen zu, dieſer ließ ſogleich ſeine kräftige Baßſtimme ertönen, an welche ſich Juel's Sopran anſchmiegte und unter dem Accompagnement des Wellengeplätſchers und dem tactmäßigen Ruderſchlag ſangen ſie:

„Es flattern die Segel im Winde,
Es ladet die rollende See.
Was fehlt doch dem weinenden Kinde?
Ach, ſcheiden und meiden thut weh!
Ade! Ade!
Ob ich Dich wieder ſeh'?

„Was weinſt Du noch länger am Strande?
Einen Pflüger mußt Du Dir frein,
Der weilet hübſch immer im Lande,
Der iſt und bleibet ſtets Dein.
O nein! O nein!
So kann's mit uns nicht ſein!

„Den Schiffer läßt es nicht raſten;
Er muß in die Meere hinaus.
Ihm winken die rieſigen Maſten,
Ihn locket des Waſſers Gebraus.
Sein Haus, ſein Haus
Verſinkt mit Mann und Maus.

„Auf dem friedlichen Felde zu hauſen,
Kein Schiffer verlangt und begehrt.
Wenn die Wellen ſauſen und brauſen,
Da wird ihm erſt Wonne beſchert.
Der Herd, der Herd
Iſt nichts dem Schiffer werth.

„Wohlauf denn, entfaltet die Segel!
Wir ſind mit dem Waſſer vertraut.
Was flattern ſo ängſtlich die Vögel?
Heißt Sturm ihr kreiſchender Laut?
Nicht graut, nicht graut,
Wer feſt auf Gott vertraut.

„Die Windsbraut donnert; es ſplittert
Vom Blitz getroffen der Maſt.
Wo wär' ein Schiffer, der zittert?
Wo einer vor Furcht erblaßt?
Gefaßt — gefaßt
Sind wir auf ew'ge Raſt.

„Und ſinkt auch das Schiff in die Tiefe;
Ich wüßte nicht, wo ſich's ſo gut
Nach Arbeit und Kümmerniß ſchliefe,
Als in der kryſtallenen Fluth.
Drum Muth! Drum Muth!
Dort wird ja ausgeruht.“

„Es iſt ſeltſam," ſagte Flaxmann, als die Schiffer ſchwiegen, „ich habe dies Lied auf meinen Seereiſen ſchon oft gehört; Engländer, Holländer, Dänen und Schweden ſingen es, jedes Volk in ſeiner Sprache, aber Alle nach derſelben halb fröhlichen, halb melancholiſchen Weiſe; aber ſo oft ich es auch hörte, ſo wurden jedesmal alle Kinderträume in mir wach, und meine Jugend ging in bunten Gaukelbildern an mir vorüber. Die kindliche Melodie muß es mit ſich bringen. Und es ſcheint mir faſt, als hätte das Lied ähnliche Gefühle in Ihnen erregt, mein Fräulein."

„Warum ſollt' ich es läugnen? Dieſes Lied wäre vor wenigen Tagen ſpurlos an mir vorübergegangen, während es jetzt Empfindungen in mir erregt, wie ich ſie noch nie gehabt. Mir iſt ſo ſeltſam zu Muth geworden, wie ſeit meiner Kindheit nicht. Ich bin, ſeit ich das Feſtland nicht mehr betreten, ſo umgewandelt, daß ich mich ſelbſt nicht mehr kenne."

„Wie glücklich könnte der Mann ſein, der dieſe Verwandlung bewirkt hat! Doch laſſen Sie uns das vergeſſen! Der Sturm der Leidenſchaft iſt durch ein paar Ihrer Zauberworte beſiegt, und der erſt in gewaltiger Liebesglut und wilder Rache gegen Sie entbrannt war, wünſcht jetzt Ihr Freund zu ſein. O möchten Sie mir eine Schweſter werden, Friederike!"

Sie reichte ihm die Hand und ſagte: „Gern. Sie haben ja aber ſchon Schweſtern?"

„Zwei. Doch ſind ſie todt für mich. Die Aeltere iſt die Gattin eines Whigs, der ſich für den Kurfürſten von Hannover erklärt hat. Sie hat die Grundſätze ihres Stammhauſes abgeſchworen. Wir ſehen uns nie wieder. Die Jüngere iſt von Reichthum und der großen Welt verdorben. Sie hat alle Heirathsanträge ausgeſchlagen, um frei und unabhängig ihren unkeuſchen Neigungen leben zu können. Wir ſind uns fremd geworden."

„Die Unglückliche!" rief Friederike mit Gefühl.

„Der gegenwärtige Augenblick erinnert mich um ſo lebhafter an ſie, mit der ich auf dem Stammſitze unſeres Hauſes am nördlichen Ufer des Sees Windandermeer erzogen wurde. Auf dieſem großen See fuhren wir oft in einem Kahn; ich ſaß ihr gegenüber, wie Sie; unſer Haushofmeiſter und ein ehemaliger Matroſe ruderten und ſangen, wie dieſe wackern Burſche hier. Jetzt gehört mir Niemand mehr an. Ich durchirre die Welt wie ein Geächteter."

„Sie ſind ein beklagenswerthes Opfer der politiſchen Stürme Ihres Vaterlands. Hätten Sie ſich der ſiegreichen Partei in England angeſchloſſen, würden Sie Freunde, Verwandte, Verehrer in Menge haben und eine bedeutende Stellung einnehmen."

„Die gerechte Sache des vertriebenen Königsgeſchlechts wird ſtets die meine ſein, mag mein Schickſal auch noch härter werden."

„Die Idee der Sache iſt des Sieges werth; ihre Repräſentanten nicht."

„Ich weiß es; die letzten Stuart's waren nicht Könige, wie ſie Großbritannien bedarf. Sie verſtanden die Regierungskunſt nicht, ſie häuften Fehler auf Fehler. Aber ſchmälern dieſe Mißgriffe das Recht ihres Hauſes auf den engliſchen Thron auch nur haarbreit?"

„Nein, ſobald Sie nicht zugeben, daß der Sproß durch Untüchtigkeit das Recht des Hauſes verwirkt."

„Ein Recht, das einmal als ſolches anerkannt Jahrhunderte lang fortbeſtanden hat, kann durch kein Verhältniß in der Welt aufgehoben werden. Es iſt von Gott und den Menſchen geheiligt, es macht einen der Grundpfeiler aus, auf welchen das Staatsgebäude und die ganze menſchliche Glückſeligkeit ruht. Nehmen Sie dieſen Pfeiler weg, taſten Sie das geheiligte Recht an, und über lang oder kurz ſtürzt das Haus zuſammen und begräbt Tauſende mit ſeinem Schutte. Und iſt erſt das Recht von den Menſchen verläugnet, das Haus geſtürzt, dann tritt ein chaotiſcher Zuſtand der Anarchie ein, und Alles iſt verloren. Blutſtröme düngen die Erde, der Bürgerkrieg wüthet in den Eingeweiden des Volks, der Sohn kämpft gegen den Vater, der Bruder mordet den Bruder, die Welt rollt aus ihrem Gleiſe, wie der Sonnenwagen, als ihn Apollo der ungeſchickten Hand ſeines Sohnes vertraute, und namenloſes Verderben wandelt, wie in der Mythe, über die Erde, bis Apollo ſelbſt die Zügel der Sonnenroſſe wieder ergreiſt und der vorwitzige Phaëton geſtürzt iſt, bis ein weiſer und ſtarker Mann, den der Himmel ſelbſt zum Könige der Menſchen beſtimmte, um dem Jammer ein Ende zu machen, das Ruder des lecken Staatsſchiffes ergreift, und — nun dann haben wir wieder Könige, erbliche Monarchien und die alten eiſernen Rechte und Geſetze, die das Ganze weiſe zuſammenhalten, wie eiſerne Reiſe die Tonne, in welcher der gewaltige Wein gährt und brauſt; die Reiſe ſag' ich, werden wieder umgelegt und das tobende Gemiſch beruhigt ſich."

„Sie malen mit lebendigen Farben, mein Freund. Die Welt muß meiner Meinung nach auf anderm Wege zum Ziel des Glücks und der Wohlfahrt geführt werden. Alles Schöne und Hohe auf Erden duldet keine Feſſeln, läßt ſich nicht erzwingen. Frei und von ſelbſt fallen die Göttergaben uns vom Himmel. Wo der Zwang waltet und das eiſerne, gegen die

Vernunft ſelbſt ſtrebende Geſetz, da fliehen die Grazien und Muſen und der menſchliche Wille gibt ſich mit trüber Muthloſigkeit der tyranniſchen Nothwendigkeit gefangen. Die Freiheit iſt der Acker, in welchem das Menſchengeſchlecht ſeiner Vollendung und Glückſeligkeit entgegenreift. Aber wir verſtehen dieſen Acker noch nicht zu bebauen, wir wiſſen das Unkraut noch nicht vom Weizen zu unterſcheiden und reuten entweder gar nicht, und dann wächſt das Unkraut, vermöge ſeiner innern gemeinen Natur, über den Weizen, raubt ihm die Nahrungsſäfte, nimmt ihm das wohlthätige Sonnenlicht und verderbt ihn; oder wir reuten und reißen die beſten Weizenpflänzlein mit dem Unkraut weg, und ſind um nichts gebeſſert. Alſo Kultur thut uns noth, und die läßt ſich nicht erzwingen; langſam zieht ſie über die Erde, aber ihr Siegeswagen gräbt unauslöſchliche Spuren in den Boden. Sobald die Menſchheit der Freiheit werth iſt, wird ihr der Himmel ſein ſchönſtes Geſchenk nicht ferner vorenthalten, und man wird nichts mehr wiſſen von Stuart's und Hannoveranern, von den Zänkereien und Eiferſüchteleien der Könige von Schweden und Dänemark."

„Von dieſen allerdings nicht, aber von Andern. Um Herrſchaft wird ewig gekämpft werden. — Wir repräſentiren die beiden ſich einander entgegenſtehenden Principe. Unſere Freundſchaft wird ſich mit der Verſchiedenheit unſrer Meinungen vertragen; Liebe weiß von all' dem nichts. Sie iſt ein unſchuldiges, unwiſſendes Kind, das allein mit Blumen ſpielt. Ich fühle tief, daß ich nur Chriſtinen liebe. Aber geben Sie mir Hoffnung! Ich bedarf ihrer, um nicht an meinem Schickſal zu verzweifeln."

„Hoffen Sie, mein Freund! Der Himmel läßt keinen Hoffenden ſinken."

Flaxmann ſchwieg und verlor ſich in ein düſteres Träumen, aus deſſen Zwielicht ihm endlich das Fräulein von Ove mit ihren ſanften Zügen und lieben milden Augen entgegentrat. Er war endlich ganz bei ihr, indeſſen der unſtäte Geiſt des Fräuleins von Gabel von einem kühnen Ziel ihrer Wünſche zu einem noch kühnern ſprang und ſich in großartigen Phantaſiegebilden berauſchte.

Das Boot hatte ſich der Stadt allmälig genähert, und die Reiſenden ſahen ſich endlich von Inſeln umgeben, die mit prangenden Paläſten, ehrwürdigen Kirchen und ſtolzen Häuſern bebaut waren und deren Bild die helle Fluth wiederſpiegelte. Die Schiffer fuhren nordöſtlich am Strande hin, und legten an einem kleinen Landungsplatze an. Juel ſprang heraus, legte den Steg für die Andern und gab der Dame die Hand. Sobald Flaxmann heraus war, ſtieß der Matroſe wieder ab.

Es war ein ſonderbarer Anblick, das ihrem Stande gemäß gekleidete Fräulein in koſtbarem Jagdanzuge am Arme des in den däniſchen Soldatenrock gehüllten Flaxmann, dem voraneilenden Juel folgen zu ſehen. In dieſem Aufzuge gingen ſie durch mehre Straßen, bis der Schiffsjunge an einem Erkerhäuschen in einer abgelegenen Straße ſtand und ſagte: „Hier ſind wir am Hauſe der Frau Ankarſield.“

## 19.

# Eine Frau von Ehre.

Die kleine Geſellſchaft trat ein und ſah ſich bald in der Schenk- und Barbierſtube der belobten Witwe. An einigen Tiſchen ſaß männliche Geſellſchaft, ein Schlag Menſchen, die weder Zutrauen für ſich, noch für die Wirthin einzuflößen im Stande waren. Sie unterhielten ſich mit Würfel und Karte, und der vor ihnen dampfende Punſch zeigte zur Genüge, was ihr Geſchmack war. Flaxmann hatte die Scene kaum überblickt, als er ſehr lebhaft an die edle Verſammlung im Kaffeehauſe vor dem Dammthore in Hamburg erinnert wurde, ja er glaubte für den erſten Augenblick dieſelben Geſichter zu ſehen, welche ihn dort umgeben hatten, und ein ängſtliches Gefühl überkam ſeine Seele. Die ſchauerlichen Erlebniſſe jener wüſten Nacht und jenes grauenvollen Tags, wo er im Spiel ſeine letzte Habe verloren, wo ihn Liebeswahnſinn, Verzweiflung und die nichtswürdige Liſt ſeiner Umgebung zu einem ſchrecklichen Schritte getrieben hatten, zogen in düſtern Schattenbildern raſch an ſeinem innern Auge vorüber, und es gemahnte ihn wie ein Traum, daß der Gegenſtand ſeiner glühendſten Wünſche, das reizende Ziel ſeines kochenden Rachegefühls, die eigentliche Urſache jenes verzweifelten Schrittes nun neben ihm ſtand, nicht mehr von ihm begehrt, nicht erſehnt, ſondern freiwillig von ſeinen Wünſchen aufgegeben, die nun weit flatterten nach einem andern Gegenſtand einer neuen heißen Sehnſucht. Aus dieſem träumeriſchen Brüten ſchreckte ihn der Blick eines der Spieler. Der Kerl glotzte ihn an, und Flaxmann war überzeugt, daß dieſer verwegen ausſehende Menſch bei ſeiner Anwerbung zur däniſchen Fahne in Hamburg gegenwärtig geweſen ſein müſſe.

Unterdeſſen hatte Juel ſein Geſuch bei der Wirthin vorgebracht. Eine lange hagere Frau von ſchwärzlichem Teint, den Kopf gebückt vorwärts tragend, trat ihnen entgegen. Ihr langes eingefallenes Geſicht erhielt durch eine auf ihrer langen höckrigen Naſe ſitzende ſehr unförmliche und unſchimmere Brille durch und über welche ihre kleinen ſchwarzen Augen argwöhniſch lugten, und durch die unordentlich unter der ſchmuzigen ledernen Haube in Stirn und Schläfe hereinhangenden halb ſchwarzen, halb grauen Haare einen abſchreckenden Ausdruck.

Juel hatte mit geläufiger Zunge den höflichen Gruß von Meiſter Habermann vorgebracht und das Begehr der Fremden genannt.

„Danke, danke ſchön, mein Puttchen, danke für die Ehre,“ ſchmunzelte Frau Ankarſield, und klopfte den Jungen mit ihren langen dunkelbraunen knöchernen Händen auf die blühenden Backen. „Meiſter Habermann iſt ein Ehrenmann, denn er weiß andere Ehrenleute zu ſchätzen. Unſereins hat auch ſeine Ambition. Er iſt ein guter Freund meines ſeligen Mannes geweſen und hat mir immer viel Ehre angethan. Danke, danke ſchön, für die große Ehre von Meiſter Habermann! Er wird mich doch morgen beſuchen, mein Söhnchen?“

„Ganz gewiß, ſehr ehrenwerthe Frau Ankarſield, wird er das. Ich hatte vergeſſen, Euch ſeinen baldigen Beſuch anzuſagen.“

„Sehr viel Ehre, lieber Junge.“

„Ehre dem Ehre gebührt,“ verſetzte der ſchelmiſche

Knabe, der die ſchwache Seite der Barbierswitwe kannte.

„Komm, mein Scheckchen, und labe Dich an einem Glaſe Punſch. Du biſt verſtändiger, als man nach Deinem jugendlichen Ausſehen ſchließen möchte, und weißt Jedermann ſeine gebührende Ehre anzuthun; eine große Seltenheit in Deinen Jahren. Komm und trink, mein Schätzchen."

„Ich werde die Ehre zu erwidern wiſſen, hochgeſchätzte Frau Ankarfield; aber ſagt mir doch gefälligſt zuvor, ſeid Ihr geſonnen, den beiden Fremden hier ein paar Stuben in Euerm ehrenwerthen Hauſe einzuräumen?"

„Ein Paar? Ein paar Stuben? Wie gern, lieber Junge, wenn ich nur könnte! Ein Paar kann ich nicht. Doch hör' nur, kleines blauäugiges Spitzbübchen, komm, hier ſteht Dein Punſch. Schöne Dame, ſetzt Euch, ich bitte, dort in den Lehnſtuhl in der Ecke. Es iſt gewöhnlich mein Sitz. Thut mir die Ehre an, ich bitte!" Damit ſchob ſie Friederiken in den weichen Stuhl und zog Juel an einen entfernten Tiſch, ihm dort den Becher mit dem dampfenden Getränk überreichend und ihm zu gleicher Zeit traulich in's Ohr ziſchelnd: „Sag' mir doch, Hänschen, wer iſt denn die prächtige Dame, die mir die Ehre anthut?"

„Das iſt allerdings eine große Ehre für Euer Haus, daß dieſe vornehme Dame darin wohnen will. Aber wer ſie iſt, kann ich Euch ſo eigentlich nicht ſagen; denn ich weiß es ſelber nicht. Aber ſowohl der Kapitän, als alle andere graduirten Perſonen auf dem Schiffe begegneten ihr mit der größten Ehrfurcht, und ſie muß demnach von hohem Stande ſein. Das ſieht man ihr auch ſchon an Geſicht und Kleidern an. Meiſter Habermann iſt ſicherlich über ſie genau unterrichtet, und ſagte mir, er werde Euch morgen das Nähere ſchon mittheilen.“

„Morgen erſt; viel Ehre!“ ſeufzte die Frau. „Aber wie heißt ſie denn? Woher kommt ſie? Wo habt ihr ſie an Bord genommen? Wo will ſie hin? Was will ſie hier anfangen? Sag', Kind, ich bitte Dich, ſag' an! ſag' an!“

„Ihr könnt glauben, werthgeſchätzte Frau Ankarſield, daß ich Euch hoch verehre und Alles aufbiete, Euch meine Ergebenheit an den Tag zu legen. Aber fürwahr beim beſten Willen bin ich unmöglich im Stande, Euch alle Fragen zu beantworten. Was Euch zu ſagen in meinen Kräften ſteht, ſollt Ihr wiſſen und erfahren. Auf unſrer Fregatte wurde ſie gnädiges Fräulein genannt, aber ich vermuthe aus vielen Gründen, daß ſie weit mehr iſt und ſich nur ſo tituliren ließ. An Bord haben wir ſie genommen von einem däniſchen Schiff, und daß ſie eine Dänin iſt, könnt Ihr aus der Sprache hören. Ich horchte einmal ſo mit halbem Ohr und da merkte ich, daß ſie hier mit dem Könige conferiren werde.“

„Mit des Königs Majeſtät!“ ſchrie die Frau auf. „Welche erſtaunliche Ehre! Unſereins hat auch ſeine Ambition. Nun ſieh' an, mein Schäſchen, die Ehre laß ich mir nicht entgehen, die Dame behalt' ich im Hauſe. Ihre Kleider ſind über die Maßen vornehm und prächtig. Sieh nur einmal den grünſeidenen kurzen Ueberwurf mit goldenen Litzen beſetzt. Was mir das für eine Ehre iſt! Ich werde jetzt mit Ehre überſchüttet; es vergeht kein Tag, wo mir vornehmer Beſuch nicht Ehre anthut. Nun ich weiß es auch zu ſchätzen. Sieh', Kindchen, eben habe ich ja faſt das ganze Haus voll. Eine reiche, vornehme Dame, eben ſo ſtatiös, eben ſo prächtig gekleidet, hat meine große

Mittelſtube, die daranſtoßende grüne Stube, das Hinterſtübchen und die Erkerſtube mit der Dachkammer inne. Das macht, ſie hat noch Dienerſchaft bei ſich. Einen alten guten Freund und Zunftgenoſſen meines ſeligen Mannes, der hat ihr eben das Logis bei mir recommandirt, nebſt deſſen Frau und Tochter und einem ſchmucken netten Kammerdiener obendrein. Der Kammerdiener — dort ſitzt er mit am Tiſche und kartet; der Krauskopf. Er hat heute viel Glück im Spiel. — Der Kammerdiener alſo, ſag' ich — wohnt im Erkerſtübchen, der muß heraus und ſich mit in's Hinterſtübchen einquartieren, und oben hinein nehm' ich das gnädige Fräulein. So geht's!" Und ſogleich ſchritt ſie mit unterwürfigen Geberden auf Friederiken zu und ſagte: „Die Ehre, ſo Ihr mir anthut, iſt kein auf unfruchtbaren Boden fallendes Korn. Ich habe ſchon ein ſehr reiches, vornehmes Fräulein im Hauſe, die mir viel Ehre angethan; nun unſereins hat auch ſeine Ambition, und ich ſehe ihr Alles an den Augen ab. Sie liegt nun ſchon vierzehn Tage bei mir und wartet auf einen Seekapitän, der hier im Hafen einlaufen ſoll. Lieber Himmel, es wird wohl ihr Herzgeſpons ſein. Der thut nicht übel, ſo wahr ich eine Frau bin, die kein Menſch verachtet! Sie hat das Geld in Säcken aus ihrem Wagen heben und in die große Mittelſtube ſchaffen laſſen, da liegt's im Kleiderſchrank unten; der ganze Boden iſt mit den Säcken ausgefüllt. Na, die wird eine Freude haben, in Euch Geſellſchaft zu finden, und für mich iſt die Ehre doppelt groß." Sie knixte während dieſer lebhaft hervorgebrachten Worte zu verſchiedenen Malen und erwiſchte endlich das grünſeidene Jagdkleid des Fräuleins, um einen Kuß darauf zu drücken.

„Was aber ſoll aus meinem Begleiter werden?

Der kann doch nicht mit mir in einem Zimmer wohnen," ſagte Friederike, auf Flaxmann deutend, der auf einer Bank jenem ihm wohlbekannten Spieler gegenüber Platz genommen und mit demſelben eben eine Unterhaltung angeknüpft hatte.

„Nun, gnädiges Fräulein," ſchmunzelte die Wirthin, „es verſteht ſich von ſelbſt, daß Euer Diener nicht mit Euch in einem Zimmer wohne. Er erhält hier unten in der Hausflur unter der Treppe ein Kämmerlein. Es iſt zwar neben der Küche und deshalb etwas räucherig, aber was können ſolche Leute mehr verlangen?"

„Jener Mann iſt nicht mein Diener, gute Frau, und muß ſo gut wie ich in einem Zimmer wohnen."

„Nicht Euer Diener?" rief Frau Ankarfield erſtaunt. „Er wird doch nicht gar — — nun, nun, vornehme Leute haben gar oft auch Appetit zu geringer Koſt und ſpeiſen zuweilen mit dem Bauer Sauerkraut und Schweinefleiſch. Ich verſtehe ſchon! Freilich in einem Zimmer könnt Ihr nicht mit dem Herrn wohnen. Das geht nicht an. Man muß ſich vor nichts in der Welt mehr hüten, als vor böſem Leumund. Da ſeid Ihr gerade wie ich, gnädiges Fräulein. In meinen jungen Jahren hielt ich ſo gut auf Ehre, wie in meinen alten. Nun ſo alt bin ich eben noch nicht, und mein Mann pflegte gar oft zu ſagen, er würde mich nie geheirathet haben, wenn ich nicht ſo viel Ambition gehabt hätte. Und ſo habe ich auch meine Kinder erzogen, die mir Gottlob alle wohl gerathen ſind. Der älteſte iſt ein Schneidermeiſter und nährt ſich deshalb ſo gut, weil er ſeine ganz beſondere Schneidersambition hat, und wollte Niemandem ſein Unglück verſagen, der ihm an ſothane Ambition zu rühren wagte; der zweite iſt Kammerdiener bei Seiner Gnaden, dem

Herrn Freiherrn Görz von Schlitz, ganz beſonderm Freunde Seiner Majeſtät unſers großmächtigſten Königs, und iſt mit ſeinem Herrn jetzt nach Holland gereiſt. Der hat erſt ſeine Ambition, ſo recht wie ich. Er war ein gelernter Barbier und Friſeur, hatte aber auch noch in mancherlei anderen Dingen beſondere Geſchicklichkeit. Mein ſeliger Mann ſagte ſtets: aus dem Niels wird einmal was Großes; und dann ſagte ich jedes Mal: Von dem erleben wir die meiſte Ehre. Du lieber Himmel, mein Seliger hat die große Ehre noch genoſſen, daß Niels Kammerdiener des mächtigſten Mannes nach dem Könige im ganzen Schwedenreiche geworden iſt. Aber der Junge ſpricht auch ſchwediſch, däniſch, holländiſch, engliſch und franzöſiſch. In der letztern Sprache habe ich gar Manches von ihm profitirt, was mir oft gut bei meinen franzöſiſchen Gäſten zu ſtatten kommt. Was er für eine beſondere Ambition hat, mag Euch ein allerliebſtes Verslein beweiſen, welches er ſtets im Mund zu führen pflegt und das ich mir auch gemerkt habe, weil's ebenfalls auf meine Ambition vortrefflich paßt. Hört nur, mein gnädigſtes Fräulein! Es heißt:

A dieu mon ame,
Ma vie au roi,
Mon coeur aux dames,
L'honneur pour moi.

„Iſt das nicht herrlich l'honneur pour moi? — — Ja, was wollt' ich doch ſagen. Das war's. Seht, nun kommt meine Ebba. Die hat ebenfalls ihre Ambition; denn ihr Mann iſt ein Trödler, und wohnt hier gerade gegenüber, wo ihr den Kleiderkram ſeht. Extra ſchöne Kleider, nach der neueſten Mode und für Jedermann. Wenn Ihr Euerm Freunde einen beſſern

Anzug kaufen wollt,“ ſagte ſie leiſe, dem Ohr des Fräuleins näher gerückt, „ſo kann ich Euch meinen Schwiegerſohn beſtens empfehlen; er wird Euch gut, prompt und billig bedienen. Ihr werdet wohl daran thun, gnädiges Fräulein, damit man nicht in Verlegenheit kommt, Euern Freund für Euern Diener anzuſehen. Für wenig Thaler werdet Ihr ihn wie einen Grafen herausputzen; und ’s iſt ein hübſcher Mann, er wird ſich in einem beſſern Kleid ſtattlich ausnehmen.“

„Ihr nehmt viel Theil an ihm,“ unterbrach hier Friederike den Redeſtrom der ehrliebenden Frau, „aber ich bitt’ Euch, gute Frau, beweiſt mir zuvörderſt das dadurch, daß Ihr eine Wohnung für ihn beſorgt.“

„Ihr thut mir viel Ehre an, mich damit zu beauftragen. In meinem Hauſe hab’ ich aber kein Winkelchen mehr ledig, wohin ich ihn ſtecken könnte. Aber wartet, mir fällt ein guter Gedanke bei. Wie geſagt, meine älteſte Tochter drüben hat auch ihre Ambition und eine nette Stube mit Kammer hinten heraus. Sie wird ſich eine Ehre daraus machen, ſolche Euch für ein Billiges abzutreten, zumal, wenn Ihr Euern Freund mit Kleidern aus ihres Mannes Laden verſeht. Laßt mich nur machen; ich will ſogleich hinüber gehen und mit ihr reden. Ihr ſollt bald ſchöne Antwort haben.“ Damit trollte ſie ſich zur Thüre hinaus.

## 20.

# Der Hamburger Spion.

Während der ambitieuſen Expectorationen der Frau Ankarfield war es auch zwiſchen Flaxmann und jenem ihn betrachtenden Spieler zu gegenſeitigen Aeußerungen gekommen. Dieſer verwegen ausſehende Kerl hatte offenbares Unglück im Spiel und ein Thaler um den andern rollte aus ſeiner Hand in die Taſchen der Mitſpieler; dem ungeachtet richtete er ſeine Aufmerkſamkeit auf die Reden der Wirthin und ſpannte ſein lauerndes Ohr, als er von den Geldſäcken der im Hauſe wohnenden Fremden und dem Ort, wo dieſelben aufbewahrt ſeien, hörte. Endlich war der Menſch beutelleer und wandte ſich mit einem widrigen Grinſen zu Flaxmann mit den Worten:

„Mir geht's, wie Euch, guter Freund, vor fünf Wochen in Hamburg. Schade, daß ich nicht auch noch eine goldene Doſe zu verlieren habe, wie Ihr.“

„Ich habe Euch in jener Geſellſchaft bemerkt, und wenn ich nicht irre, ſo ſpracht Ihr an jenem Morgen, wo ich von Schurken und Falſchſpielern um all' das Meine betrogen wurde, mit dem Lieutenant Kreuz am Fenſter, und auf Euern Rath ließ ich mich anwerben. Gingt Ihr nicht mit bis nach Altona? Ja, ja Ihr war't dabei. Ich befand mich zwar damals in einem ſehr aufgeregten Zuſtande, aber mir fallen doch alle kleinen Umſtände bei, und es bleibt mir kein Zweifel übrig, Ihr ſeid einer der berüchtigten Helfershelfer und Spione des ungeſchlachteten Lieutenants.“

„Das gehört mit zum Handel und Wandel in der Welt,“ lachte der Spion. „Wer mich bezahlt, dem dien' ich. Wer ſich betrügen läßt, iſt ſelbſt Schuld daran. Zwang kann ich Niemandem anthun. Uebrigens beweiſt ja Euere Gegenwart klar und deutlich, daß Ihr den König von Dänemark oder den Lieutenant Kreuz auch um's Handgeld betrogen habt. Und darum wird Euch kein kluger Mann verdenken.“

„Ihr mögt in dieſem Stück Euere beſondern Anſichten haben. Uebrigens bin ich ſchwediſcher Kriegsgefangner geworden und habe weder den König von Dänemark, noch den Lieutenant Kreuz betrogen; denn das Schiff, welches mich mit den übrigen Rekruten nach Kopenhagen transportiren ſollte, wurde von einem ſchwediſchen Kaper als Priſe genommen.“

„Und wollt Euch hier im Hauſe als Kriegsgefangener ein Quartier miethen?“ ſagte der Kerl und verzog ſein breites häßliches Geſicht zur ſpöttiſchen Lache. „Die Dame dort hat wohl auch mit zu den Rekruten gehört und iſt mit Euch in ſchwediſcher Gefangenſchaft? Ihr habt Euch ein erträgliches Geſchäft und kurzweilige Geſellſchaft gewählt.“

Flaxmann unterdrückte ſeinen Unwillen über die frechen Reden des gemeinen Menſchen und erwiderte blos: „Ich ſehe nicht ein, wie ich dazu kommen ſollte, Euch die Art und Weiſe meines Hierherkommens mitzutheilen. Weiß ich doch noch viel weniger, wie Ihr von Hamburg hierher gekommen ſeid.“

„O! das kann Jedermann wiſſen,“ rief der Andre herausfordernd; „mein gnädiger Patron, der Lieutenant Kreuz hat ſeine goldnen Füchſe einmal alle unter die Philiſter gejagt und war ſo pauvre geworden, daß er nicht nur Kutſche und Pferde, ſondern ſogar Rock und Hemd vom Leibe verkaufen und in ein elendes Dachſtübchen kriechen mußte. Man kann das dem Manne nicht zur Laſt legen; er hatte Unglück im Spiel, wie Ihr und ich. Es war natürlich, daß er nicht an ſeine Leute denken konnte, er war ja ſelbſt in größter Kalamität. Jeder von uns mußte auf ſeine eigne Fauſt leben. — Ich aber war unglücklicher Weiſe eben auch gräulich abgebrannt und in meinem Kopf und Beutel ſah's aus, wie in der Welt am erſten Schöpfungstage, wüſt und leer. Da machte ich mit einem ruſſiſchen Schiffskapitän Bekanntſchaft; er gab mir das Logbuch zu führen und die Küchenrechnung zu machen, und ſo ſind wir mit guter Fracht nach Stockholm gekommen. Ich pflege in jeder Stadt gern luſtige Häuſer zu beſuchen, und da das Schiffsvolk hier bei Frau Ankarfield einkehrt und ſich von ihr Bart und Geld abnehmen läßt, ſo bin ich zu gleichem Zweck hier. Das Geld bin ich los, den Bart noch nicht. Wo ſteckt die Frau?"

„Da kommt ſie eben über die Straße," ſagte ein Bürſchlein, welches Sohn, Kellner und Barbierburſche zugleich war; „wenn Ihr befehlt, mein Herr, ſo will ich Euch des Bartes entledigen."

„Und des Kinnes dazu, Junge. Du magſt Deine Schabekunſt an Delinquenten lernen; mein Geſicht iſt bis jetzt noch zu gut dazu. Ich weiß ſchon, daß Deine Mutter Meſſer und Wort gleich trefflich führt, und nur von ihr will ich bedient ſein. — Wie heißt der ſchwediſche Kaperkapitän, dem Ihr anheim gefallen ſeid, Herr?"

„Norcroß," verſetzte Flaxmann mürriſch.

„Norcroß?" rief ein wohlgebildeter Mann, der auf derſelben Bank ſaß, früher mitgeſpielt und das meiſte Geld gewonnen hatte, derſelbe, welcher von der Wirthin dem kleinen Juel als Kammerdiener der im

Hauſe wohnenden vornehmen Fremden bezeichnet worden war. „Iſt er nicht ein Engländer?“ ſetzte er in gebrochenem Deutſch hinzu; denn Flaxmann und der Spion hatten zeither deutſch geſprochen.

„So iſt's,“ verſetzte Flaxmann engliſch, „und Ihr ſeid ſein Landsmann, Herr; denn Euere Sprache verräth Euch.“ Der Menſch ſtand aber ohne zu antworten auf und ging hinaus.

„Norcroß?“ hatte auch der Spion gerufen. „Der ſaß ja in Hamburg mit uns am Tiſche. Wir haben's nachher wohl erfahren, daß er's war. Seine Fregatte lag in Cuxhaven. Es iſt ein kühner Freibeuter.“

„Wer war der hübſche Mann, der ſo eben hinausging?“ fragte Flaxmann.

„Ein Spitzbube, der uns das Geld abgenommen hat,“ verſetzte der Spion.

„Er dient der fremden Dame, die im Hauſe wohnt, trägt ſich wie ein Gentleman und hat alle Taſchen voll Geld“

Eben trat Frau Ankarſield in die Stube.

„Es iſt gut, daß Ihr kommt, Frau,“ ſagte der Spion zu ihr. „Mein Bart ſtachelt mich ganz verteufelt, ſeit ich mein Geld verlor. Nehmt ihn mir ab.“

„Ihr thut mir viel Ehre an,“ verſetzte die Frau flüchtig, und wandte ſich zum Fräulein mit den Worten: „Ich habe die Ehre, Euch zu vermelden, mein gnädigſtes Fräulein, daß Euer Freund ſogleich bei meiner Tochter anziehen kann. Ihr zahlt für Logis mit Meublen monatlich vier Reichsthaler. Die Koſt könnt Ihr bei mir für ihn nehmen. Für Rock, Kamiſol, Beinkleider, ſeidne Strümpfe, Manſchetten, Perrücke ſoll beſtens geſorgt und der Burſche herausgeputzt werden, wie der vornehmſte Edelmann. Man muß ſeine Ambition haben.“ Während dieſer Reden ſchöpfte ſie mit einem kleinen blanken Kupfertopfe aus einer hinter dem Ofen eingemauerten Kupferblaſe warmes Waſſer, holte vom Kandelbret über der Kammerthüre das große meſſingne Barbierbecken herab, zog aus einem ungeheuern Tiſchkaſten eine Kapſel voll Barbiermeſſer und den Streichriemen, ſtrich das Meſſer hurtig und ſchlug dann Seifenſchaum im Becken. Der kleine Kellner hing dem Spion die Serviette um, Frau Ankarfield ſeifte ihm Kinn und Backen mit gewandter Hand ein, und begann mit geſchickten Zügen und Wendungen ihm den Bart abzunehmen. Man ſah es ihr an, daß ſie ſich eine Ehre daraus machte, die Männer alſo zu bedienen. Nach vollbrachter Arbeit ſagte ſie pathetiſch: „Ich habe die Ehre, Euere Dienerin zu ſein,“ und reichte mit einem Selbſtgefühl, wie es den Menſchen meiſt nach einer vollendeten guten That zu überkommen pflegt, dem Knaben das Becken dar, welcher daſſelbe ſofort reinigte, mit friſchem Waſſer füllte und dem Schiffsmann das glatt raſirte Geſicht rein wuſch und abtrocknete. Der Junge wandte ſeinen Eifer dann zu dem benutzten Meſſer, und Flaxmann ſah, wie während der Geſchäftigkeit des Kleinen der Spion eins der Meſſer aus der Kapſel zog und am Finger prüfte.

Frau Ankarfield bat ſich die Ehre aus, ihn in ſein neues Logis führen zu dürfen, und verſicherte, das Erkerſtübchen werde eben geräumt und das gnädige Fräulein bald zur Ruhe und Ordnung kommen. Sodann befahl ſie dem ſcheidenden Juel viele Grüße an Meiſter Habermann an, und ließ ſich die Ehre ausbitten, ſie ja morgen bei frühem Tage mit ſeiner ihr höchſt angenehmen Gegenwart zu erfreuen, weil ſie die Ehre haben werde, über höchſt wichtige Dinge mit ihm zu conferiren. Friederike und Flaxmann fügten ihre Grüße an den Kapitän Norcroß hinzu. Flaxmann beurlaubte ſich mit wehmüthiger Wärme vom Fräulein und ging mit der meſſergeſchickten Frau über die Straße. Der Trödler, auch Schneidermeiſter und Negociant, empfing ihn ſchon an der Ladenthüre mit Bücklingen und einem Schwall unſinniger Redensarten, und ſeine Frau, das Ebenbild ihrer Mutter, mit einem Säugling auf dem Arme, zwei Kindern an der Seite und noch verſchiedenen im Schlepptau ihres weiten vornehmen Rockes, Kapitalſtück aus der Trödelbude ihres Mannes, ſprach beſtändig von der Ehre, die ihnen widerführe. Des kleinen hohläugigen Mannes Beſtrebungen gingen zuvörderſt dahin, ſeinen neuen Hausgenoſſen erſt zum Manne zu machen, d. h. ihm einen Rock mit Zubehör an den Leib zu ziehen, und er bot, den verdrießlichen Flaxmann vor ſeine Verrathsſchränke führend, all' ſeine weitſchweifige Beredtſamkeit auf, dem ſchlecht Gekleideten zu beweiſen, wie höchſt nöthig es in der Welt ſei, ſtets ſtandesgemäß gekleidet zu ſein, ſelbſt in dem Falle, daß man keinen Stand habe. Was man nicht habe, müſſe man ſich zu erwerben trachten, und die erſte Stufe zu Stand und Reichthum ſei ein vornehmes Kleid. Flaxmann ſchützte Erſchöpfung von der Reiſe vor und bat, da er doch an dieſem Tage nicht ausgehen werde, ihn morgen mit dem Nöthigen zu verſehen, und ließ ſich auf's Zimmer bringen. Sobald er ſich dort allein ſah, warf er ſich auf das unförmliche Ruhebett, und überließ ſich einem ſchmerzlichen Gefühl, bis eine dumpf brütende Angſt vollen Beſitz von ſeiner Seele nahm.

„Wie?“ rief er endlich aufſpringend, „iſt das Scheu mit dem König zu reden? Endlich einmal mit meinem Geheimniß hervorzutreten? Ich mit einem

König nicht frei und offen reden! Ich nicht!! Aber wurde ich in Dänemark nicht ebenfalls von dieſer Scheu zurückgehalten, mich dem König oder dem Kronprinzen anzuvertrauen, und ward ich nicht endlich inne, wie wahr mir meine Ahnung vorgeſagt? Wäre es nicht mein Tod geweſen, wenn ich aus meiner Verhüllung hervorgetreten wäre? Und es wäre geſchehen, wenn ſich die Liebe zu Friederike nicht meiner bemächtigt und eine ſo gewaltige Herrſchaft über mich ausgeübt hätte, daß es mir unmöglich war, an etwas Anderes zu denken. Solcher Mittel und wunderbaren Wege bedient ſich die ewige Weisheit, uns vom Verderben abzuhalten. Friederike iſt, ohne es ſelbſt gewußt, noch gewollt zu haben, die Retterin meines Lebens geworden; denn ohne ſie wär' ich in die Schlingen der Intrigue gefallen, die an dieſem däniſchen Hofe für mich lagen. Gottlob! ich bin der Gefahr entgangen; aber neue Angſt bemächtigt ſich meiner. Gott, gib mir einen Lichtſtrahl in dieſer Finſterniß! Heiland, Gottesſohn, hilf mir überwinden! Reine Jungfrau, Gottesmutter, ſteh' mir bei!" Bei dieſen Worten neſtelte er ſein Wamms auf, entblößte die Bruſt und zog das Etui hervor, dann griff er mit der rechten Hand unter den linken Arm und nahm ein dort an ſeiner Seidenſchnur befeſtigtes Schlüſſelchen. Doch eben ſo ſchnell hielt er auch inne, ging vorſichtig nach der Zimmerthüre und ſchob den Riegel vor, horchte an der Thüre, ging leiſe auf den Zehen an das Fenſter zurück und öffnete behutſam das Schloß des Etui. Das Büchlein ſprang auf und an der innern Wand des Oberdeckels wurden zwei Portraits in Miniatur, ein männliches und ein weibliches, ſichtbar; ein edler Mannskopf mit etwas unbeſtimmten und verſchwommenen Zügen und ein Frauengeſicht voll Milde und

Majeſtät, Beide ſchon im vorgeſchrittenen Alter. Flaxmann's ſtrahlendes Auge ruhte eine Zeit lang auf dieſen beiden Gemälden, und ſeine Mienen nahmen dabei einen wehmüthigen Ausdruck an, ein paar große Thränen glänzten in ſeinen Augen, er ſeufzte und ließ einige Schriften durch die Hand gleiten, welche, den großen Lettern und den aufgedrückten Inſiegeln nach zu ſchließen, Documente waren. Nachdem er einen ſchmerzlichen Kuß auf eins dieſer Geſchrifte gedrückt hatte, klappte er das Buch um und nahm ein kleines goldenes Krucifix und ein daran befindliches Muttergottesbild heraus. Dieſe ſtellte er vor ſich auf den Tiſch, und begann ſein Gebet zu verrichten. Doch er konnte die Ruhe nicht erringen, die er ſuchte und die ihm Bedürfniß war, ſollte er anders mit Ernſt an die Ausführung der Pläne denken, die ſeinen Geiſt durchkreuzten. Es war unterdeſſen Nacht geworden, und auf ein leiſes Pochen an der Thüre fragend, wer da ſei, erhielt er die Antwort, die Hausfrau gebe ſich die Ehre, ihrem Gaſte Licht zu bringen und nach deſſen Befehlen zu fragen. Flaxmann verbarg ſeine Heiligthümer wieder in die Kapſel und öffnete die Thür. Die Wirthin trat ſchüchtern herein, überreichte ein paar Kerzen und erwartete ſo die gewünſchten Befehle. Als dieſe nicht erfolgten, wagte ſie es, einige Vorſchläge, das Abendeſſen betreffend, zu thun, welche der junge Mann ohne Weiteres annahm.

Nach einer Stunde brachte die Wirthin das Eſſen; er nahm zerſtreut einige Biſſen, maß dann die Stube mit heftigen Schritten, und war in ſeine vorigen Träumereien verſunken. Seine Wange glühte zuletzt von Fieberhitze, und ſein Auge blickte düſter; ſeine Fäuſte ballten ſich, und um ſeine Lippen zuckte es wie lebendig gedachte Flüche und Verwünſchungen. Der Raum des Zimmers ward ihm zu enge, ſeine Bruſt wogte ſtürmiſch, er riß das Fenſter auf, ſich an der Abendluft zu kühlen, und noch einmal nach Friedrike's Erkerſtübchen hinüber zu ſehen. Eine ſchöne Herbſtnacht lag über der Erde. Ihm gegenüber leuchteten zwei Fenſter im Erkerſtübchen. Der Anblick der Sterne that ihm wohl, er ſtarrte lange an den Himmel. Der Wechſel ſeiner Gefühle war zwar noch eben ſo ſchnell, aber weniger gewaltſam und ſtürmiſch, und der Schmerz ſeiner Seele begann ſich in Wehmuth aufzulöſen.

Auf dieſe Weiſe vergingen ihm ein paar Stunden.

Er ſah die Lichter gegenüber verlöſchen und er löſchte die ſeinigen, um ſich ungeſtörter den Genüſſen hinzugeben, welche die Stille und Feierlichkeit der Nacht bereiten.

Und ſo hatte er, mit mannigfachen Gedanken beſchäftigt, bis nach Mitternacht geſtanden und auf ſeine Augen wollte ſich kein Schlaf ſenken, da wurde ſeine Aufmerkſamkeit auf ein paar Geſtalten gerichtet, welche ſich auf der Straße langſam und leiſe hindrückten. Vor dem Hauſe der Barbierswitwe ſtanden ſie ſtill und beriethen ſich, wie es ſchien, miteinander, doch war kein Laut zu vernehmen. Endlich ging einer in die Mitte der Straße und muſterte die Fenſter des Hauſes, dann die der andern Häuſer zu beiden Seiten, und horchte, aus ſeinen Bewegungen zu ſchließen, die Straße entlang. Flaxmann hatte ſich ein wenig zurückgezogen und das Fenſter beigeſchoben; ſein Herz klopfte hörbar; er war ganz Auge. Der horchende und ſpähende Vermummte gab jetzt dem Andern mit der Hand ein Zeichen und dieſer öffnete ſofort entweder mit einem Nachſchlüſſel, oder mit einem Dietrich die Hausthüre. Beide huſchten hinein und lehnten die

Thür an. Der Gedanke, daß Friederiken eine Gefahr drohen könne, brachte Flaxmann bald außer ſich. Ohne ſich zu beſinnen. ſteckte er ſeine Terzerole in den Gürtel und fühlte ſich raſch hinab, durch die Hausflur bis an die Hausthür. Das einfache Schloß war mittels eines Zuges bald geöffnet und der junge Mann auf der Straße. Eben ſo raſch war er im gegenüberliegenden Hauſe. Doch hier kannte er die Localität nicht weiter, als bis zur Schenkſtube, und er hatte Mühe, die Treppe zu finden. Endlich trifft er die Stufen und ſchleicht leiſe hinauf. Er iſt auf einem kleinen Vorſaal, aber die Dunkelheit läßt ihn nichts erkennen; er ſteht in der peinlichſten Ungewißheit; eine namenloſe Angſt zermartert ihn. Da hört er plötzlich in einem Zimmer „Werda!“ rufen, aber augenblicklich darauf vernimmt er ein Geräuſch, wie wenn zwei mit einander kämpfen — ein Röcheln — Flaxmann eilt in der Richtung, von wo er den Laut gehört, reißt die Thür auf und erblickt beim ſchwachen Schimmer ein Diebslaterne, wie ein Menſch ſich am Boden wälzt, und zwei andere aus einem Schranke Geldſäcke nehmen Kaum erblicken ſie Flaxmann, ſo ſtürzen ſie mit einigen Säcken fort, er feuert ein Terzerol ab, fehlt aber, und die Kugel ſchlägt in eine offene Zimmerthür, in welcher ſich eben eine weibliche Geſtalt zeigt, die nun mit einem Schrei zu Boden ſtürzt. Flaxmann von Entſetzen erfüllt, ahnet, daß ſeine Kugel ein unglückliches Ziel gefunden, und eilt auf die Gefallene los.

Die davon eilenden Diebe reißen die Laterne um und entkommen mit dem Gelde. In demſelben Augenblicke entſteht ein angſtvolles Rufen im Hauſe, man kommt mit Lichtern; Frau Ankarfield im bloßen Hemde, Männer und Weiber, unter dieſen Friederike. Lichtſchimmer fällt auf die Scene, gräßliches Geſchrei ertönt. In dem an der Erde blutenden Manne wird der Kammerdiener der fremden Dame erkannt. Flaxmann beugt ſich über die ohnmächtige Frau und ſucht zu erſpähen, welchen Weg ſeine Kugel genommen. Er ruft nach Licht und hat doch das Piſtolet noch krampfhaft mit der Hand umſpannt. Eine poſſirliche Mannsgeſtalt kniet daneben, befreit die Verwundete von den Kleidern, entdeckt die Wunde am rechten Oberarm und gibt ſich durch ſeine geſchickte Unterſuchung derſelben, wie durch die zuverſichtliche Erklärung, daß es nicht viel zu bedeuten habe, als Wundarzt zu erkennen. Nun fallen Flaxmann's Blicke auf das Geſicht der Dame, die eben die Augen aufſchlägt. Entſetzt fährt er auf, auch ſie ſpringt empor und Beide rufen zu gleicher Zeit: „Roſamunda, Schweſter!“ und „Jacob! Bruder Jacob, Du mein Mörder?“

„Er iſt der Mörder!“ ruft's nun von mehrern Seiten, die Stube füllt ſich mit Männern, Arme langen nach ihm, er will reden, Niemand hört ihn, er verſteht ſein eignes Wort nicht, auch iſt's, als hätte ihm Schrecken und Ueberraſchung die Zunge gelähmt. Die herbeigerufene Scharwache tritt mit Wehr und Waffen ein. Da gelingt's dem furchtloſen Fräulein von Gabel, ſich durch die Männer einen Weg zu ihrem Freunde zu bahnen.

„Haben Sie mir etwas aufzutragen?“ fragt ſie leiſe, und wie ein Lichtſtrahl fährt es ihm durch den Sinn. Er greift in die Bruſt, reißt die Schnur entzwei, welche das Etui an den Hals befeſtigt, zieht das Büchlein hervor und ſteckt es dem Fräulein zu, flüſternd: „Ihnen befehle ich das höchſte Geheimniß meines Lebens. Wahren Sie es!“ Sie ſteckt das Etui in ihren Buſen, und ſogleich wird der Unglückliche abgeführt.

Die verwundete Dame iſt zu Bett gebracht worden, aber ſie ſchreit: „Mein Bruder! Bringt ihn zu mir! Seine Kugel hat mich als gerechte Strafe ereilt! Bringt ihn zu mir, ich will ihm Alles bekennen.“ Aber ihr angſtvolles Geſchrei verhallt und die Aufmerkſamkeit wendet ſich auf den Kammerdiener, der unter den Händen des vielſchwatzenden Barbiers liegt, während Frau Ankarſield ein blutiges Scheermeſſer, welches der Wundarzt vom Boden aufhebt, für eins der ihrigen erkennt.

Ende des erſten Theils.

Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Ausgewählte

# Romane und Novellen

von

**Ludwig Storch.**

---

Zwölfter Band:

## Der Freibeuter.

Zweiter Theil.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Leipzig,
Ernst Keil.
1856.

# Der Freibeuter.

Von

**Ludwig Storch.**

Zweiter Theil.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Leipzig,
Ernst Keil.
1856.

## 1.

## Unerwartet ſchlechter Empfang.

Kaum hatte der Führer der Fregatte den Fuß an das Land geſetzt, als ihm der königliche Inſpector des Hafens den Befehl des Königs anſagte, ſich ohne Verzug bei des Königs Majeſtät anmelden zu laſſen und der fernern Befehle gewärtig zu ſein. Befremdet über dieſe unerwartete unfreundliche Strenge, übergab Kapitän Norcroß ſeinem Lieutenant den Oberbefehl der Fregatte und ging in ſich gekehrt nach dem Palaſte. Er trat in die königlichen Gemächer mit jener einfachen würdigen Haltung, welche dem Manne, der ſich ſeines Werthes bewußt iſt, eigen zu ſein pflegt und welche dem edlen Norcroß, der niemals vergaß, daß altadliges britiſches Blut in ſeinen Adern floß, zur Natur geworden war.

Im Vorzimmer waren mehre hohe Standesperſonen verſammelt, welche dem Könige aufwarten wollten. Es waren einige darunter, welche Norcroß kannte, einige, die er ſich feindlich geſinnt wußte. Alle dieſe Herren dankten kaum ſeinem Gruße; auf den Geſichtern ſeiner Gegner ſah er ein ſpöttiſches Lächeln; die Kälte Aller war zu auffallend, um nicht tief empfunden zu werden. Das britiſche Blut empörte ſich, er lehnte ſchweigend in einer Fenſterbrüſtung, und quälte ſich mit Vermuthungen.

Hier hatte ihn kaum ein Kammerjunker erblickt, als derſelbe, ohne ihn zu befragen, in das Zimmer des Königs eilte. Dies deutete darauf hin, daß man ihn erwartet und der König befohlen habe, ihn ſogleich nach ſeiner Ankunft zu melden. Selbſt in dieſem Augenblicke behielt Norcroß ſeine Faſſung. Sein Auge hing an der Doppelthüre, welche in die Wohn- und Audienzzimmer des Königs führte. Der Kammerjunker trat heraus und ſagte leiſe zu ihm: „Des Königs Majeſtät läßt Euch befehlen, morgen früh um ſieben Uhr hier zu ſein.“

Dieſe Verzögerung verdüſterte die Seelenſtimmung des Kapitäns. Er wünſchte nichts ſehnlicher, als aus der peinlichen Ungewißheit gezogen zu werden, und er hätte lieber das Schlimmſte zur Stelle erfahren, als noch eine Nacht warten zu müſſen. Er eilte zu ſeiner Braut, dem Fräulein von Broke. Als Waiſe wohnte ſie bei ihrem Verwandten, einem königlichen Staatsrath. Kaum hatte er ſich im Hauſe gezeigt, als ihm ein Diener mit ſchelmiſchem Lächeln nach ihrer Thüre die Verſicherung gab, Fräulein Broke ſei verreiſt. Ohne Umſtände öffnete Norcroß das Zimmer und ſah das Fräulein durch eine andere Thüre entfliehen. Der Herr Oheim erſchien ſteif und verlegen und erklärte dem ärgerlich verwunderten Seemanne, daß ſeine Nichte gute Gründe habe, den Herrn Kapitän, bevor er ſich nicht von den gegen ihn erhobenen Beſchuldigungen reinige, nicht zu ſehen.

Norcroß ging. Er hatte vergeſſen, zu fragen, weſſen man ihn eigentlich beſchuldige. Als er wieder Faſſung gewonnen, verfügte er ſich nach der Wohnung ſeines Beſchützers des Grafen Feldmarſchalls Mörner.

Aber auch hier wurde er zu ſeinem Verdruſſe abgewieſen und auf den andern Tag beſtellt. Verſtimmt ſuchte er ſein Schiff und brachte in der einſamen Kajüte nichts weiter heraus, als daß Friederikens Raub bereits in Stockholm auf einem ſchnellen und geheimen Wege bekannt geworden ſein müſſe; denn die reichen Früchte, welche ſeine unerſchrockene Tapferkeit auf ſeinem letzten Meerzug der ſchwediſchen Krone zuwege gebracht, hätten ihm ſonſt einen andern Empfang bereiten müſſen.

Nach einer unruhigen Nacht war er früh auf dem Wege zum Könige.

## 2.

## Haxmann's Etui.

Im Schloſſe hatte man ſchon den Empfang des Kapitäns vorbereitet. König Karl pflegte bald auf zu ſein und ſich ſogleich, wenn er ſich von ſeiner harten Matratze erhoben hatte, in ſeinen einfachen Soldatenrock und lange Reiterſtiefeln zu ſtecken, in welchen er ſtets zu ſehen war. Der Feldmarſchall Graf Mörner hatte eben Zutritt und erhielt Befehle, da trat der Stadtpräfekt, ein Reichsrath, in das Vorzimmer und verlangte Audienz. Der König ließ ihn herein. Der Präfekt machte mit kurzen Worten, wie es der König liebte, die Anzeige des in der verwichenen Nacht vorgefallenen Mordes nebſt der Inhaftirung des Mörders. Er nannte die betheiligte Dame.

„Was?“ fuhr der König auf und fragte den Grafen Mörner anſehend, „iſt das nicht dieſelbe?“

„Dieſelbe!“ verſetzte dieſer.

„Mit welchem Schiff iſt der fremde Mörder gekommen?“

„Mit Kapitän Norcroß. Der Mörder iſt ein leiblicher Bruder der Dame.“

„Kapitän Norcroß? Vortrefflich! Eine abgekartete Geſchichte. Wart, Patron! Ihr könnt gehen.“ Der Präfekt wollte gehen, als der dienſtthuende Kammerjunker meldete, eine vornehm gekleidete Dame begehre mit Heftigkeit Seine Majeſtät zu ſprechen, doch verweigerte ſie, ihren Namen zu ſagen.

„Führ' ſie herein!“ verſetzte der König unmuthig, der mit Weibern nie gern zu ſchaffen haben mochte. Die Flügelthüren gingen auf und Friederike von Gabel trat mit der ihr angebornen Majeſtät und mit der ihr angebildeten decenten Gewandtheit herein. Ihre herrliche Geſtalt, ihr ganzes Weſen überzeugten den König zur Stelle, mit welch' einem Weibe er hier zu reden habe, und er war einen Augenblick von ihrer Erſcheinung ſo ſehr überraſcht, daß ihn unwillkührlich ein plötzliches Erwachen jener ritterlichen Galanterie, welche auch er, der Weiberfeind, in ſeiner Jugend geübt, vom Seſſel empor und ihr entgegentrieb. Er wollte ſie mit einer Zartheit, der ſeine Hand entwöhnt war, ſeitdem ſie den Schwertgriff nicht viel abzulegen pflegte, bei den Händen faſſen und zu einem Polſter führen, aber ſie glitt mit bezaubernder Grazie zu ſeinen Füßen nieder, erhob ihre ſchönen Hände bittend mit den Worten: „Erbarmen ſich Eure Majeſtät des unglücklichſten Mannes, der jemals Ihre Staaten betrat, und in dieſer Nacht als Mörder hier verhaftet wurde. Beim großen Gott! er iſt unſchuldig! Geruhen

Eure Majeſtät nur in dieſe Schreibtafel zu blicken, die er mir, bevor er in's Gefängniß geführt wurde, anvertraut hat. Ich weiß keinen beſſern Gebrauch davon zu machen, als ſie in die höchſteignen Hände Eurer Majeſtät niederzulegen. Sie werden das darin enthaltene Geheimniß bewahren."

Der König hatte das Etui genommen. Es war bereits geöffnet. Er that einen Blick hinein und über ſein ſonſt eiſernes Geſicht goß ſich eine Fülle von Erſtaunen. Er entfaltete ein Document und las.

„Großer Gott!" rief er in größter Aufregung. „Bei meiner Seele! es iſt Jacob's Hand!" ſetzte er mit Beſtürzung hinzu. Keiner von beiden gegenwärtigen Männern hatte den nordiſchen Löwen ſchon in ſolcher Verwirrung geſehen. Die Hand, mit welcher er das verhängnißvolle Etui hielt, zitterte, ſeine Augen irrten über die Geſchriften hin, die er nach einander entfaltete. Dann ſtarrte er die beiden Portraits, welche in der innern Wand des Buches befeſtigt waren, an und ſagte: „Gut getroffen! Sprechend ähnlich!" — Endlich fielen ſeine Blicke wieder auf die noch in knieender Stellung befindliche Friederike. „Aber wer ſind Sie, meine Dame?" fragte er jetzt, „und in welcher Beziehung ſtehen Sie mit dem Beſitzer dieſes Büchleins?"

Friederike warf einen beſorgten Blick auf die beiden Zeugen dieſer Scene.

„Erwartet meine Befehle!" herrſchte der König Jenen zu, die ſich ſogleich entfernten. „Stehen Sie auf," ſagte er dann mit der möglichſten Milde ſeiner Stimme, „und folgen Sie mir in dies Kabinet." — Er faßte ſie höflich an der Hand und führte ſie ſelbſt hinein.

Als ſie nach einer halben Stunde wieder heraustraten, ertheilte der König dem herbeigerufenen Stadtpräfekten Befehl, unverzüglich eine Schaluppe zu rüſten und den Gefangenen darauf zu bringen. Der König ſelbſt beſtimmte einen Lieutenant zur Führung des Bootes und befahl, denſelben herbeizuholen, damit er die Befehle zur Reiſe erhalte. Friederiken gab er das Etui zurück, aber es war mit einer beträchtlichen Summe in Staatspapieren angefüllt; ein koſtbarer Ring glänzte an des Fräuleins Finger, den ſie vorhin noch nicht getragen hatte. Der König trieb zur Eile.

Auf dem Korridor vor den königlichen Zimmern begegnete der an des Präfekten Seite ſchreitenden Friederike Kapitän Norcroß, welcher ſich, erhaltenem Befehle gemäß, zum König verfügen wollte.

„Wiſſen Sie ſchon, Kapitän?“ rief ſie dem über ihre Anweſenheit an dieſem Orte Erſtaunten zu.

„Nichts weiß ich, gar nichts,“ erwiederte er; „ich lebe von Räthſeln umgeben. Sagen Sie, ich beſchwöre Sie! was Sie über mein Schickſal wiſſen, mein Fräulein!“

„Ueber das Ihrige?“ fragte ſie befremdet. „Wie ſoll ich zur Kenntniß Ihres Schickſals kommen? Ich erſuche Sie dringend, in einer Stunde bei mir zu ſein; da ſollen Sie alles Außerordentliche erfahren, was ſich in dieſer Nacht zugetragen hat. Die Zeit drängt.“ Und ſie ließ den armen Norcroß, in neue Pein der Ungewißheit verſtrickt, ſtehen. Er wußte nicht, ob er weiter gehen ſollte, und eine Verblüffung bemächtigte ſich ſeiner, welche nach gerade anfing, ihn gegen Alles, was kommen konnte, gleichgültig zu machen. und ſollte es auch das Schlimmſte ſein.

## 3.

# Anklage, Verhör und Entſcheidung.

Sobald Norcroß in das Vorgemach getreten war, ließ ihn der König in ein beſonderes Zimmer führen, wo er allein blieb, bis ein Hauptmann der Garde hereintrat, ihm den Degen abforderte und ihn als Gefangenen in das Wohnzimmer des Königs führte. Dort ſollte ſein Erſtaunen die höchſte Stufe erklimmen; denn als er die Augen auf die verſammelten Menſchen warf, erkannte er den Barbier und Perrückenmacher Samuel Brondlov aus Barnet in Altengland, nebſt deſſen lieber Ehehälfte, Frau Eliſabeth Brondlov und endlich beider Töchterlein. Herr Samuel ſchlug beim Anblick des in ſtolzer Würde hereintretenden Kapitäns die kleinen Augen zu Boden und zitterte ein wenig; ſeine Lebensgefährtin warf ihm aus ihren grauen Katzenaugen einen wüthenden Blick zu, der den armen Haarkünſtler wieder einigermaßen in Ordnung brachte. Ein zweiter Blick galt dem Kapitän, und ſie verſuchte damit der Hoheit ſeines Weſens auf eine niederſchmetternde Weiſe zu begegnen; ſie wollte ihm durch dieſen Blick, bei deſſen Abſchickung ſie den langen kegelförmigen Kopf ſtolz in den Nacken warf, nicht allein die Spitze bieten; nein! ſie wollte ihn ſogar damit vernichten. Als ſie den Seemann nicht alſobald dem König zu Füßen fallen und um Gnade flehen ſah, als nicht einmal die kleinſte Spur von Verlegenheit in ſeinem Geſichte aufſtieg, da fielen die hochgeſchraubten Mienen der Frau Brondlov ſtark ab in's Gemeine und nahmen etwas Biſſiges an, welches zu ihrem übrigen Weſen beſſer paßte.

Der König beobachtete die Scene mit ſeinem ſcharfen Blicke und erhob die Stimme.

„Kapitän Norcroß, Ihr habt Euch mit einer Verwandten des gegenwärtigen Grafen Mörner verlobt und ſteht im Begriffe, das Fräulein von Broke zu ehelichen. Iſt dem alſo?“

„So iſt's, Euer Majeſtät unterthänigſt zu dienen,“ verſetzte der Kapitän mit feſter Stimme und unerſchrockenem Muth; und auf der Stirn des Königs verſchwand eine der ſtrengen Falten.

„Nun aber tritt dieſer Mann hier mit dieſem Weibe, welche er für ſeine Ehefrau ausgiebt — er nennt ſich Samuel Brondlov und iſt ſeiner gerichtlichen Zeugniſſe nach Bart- und Haarſcheerer zu Barnet in England — gegen Euch als Kläger mit der Behauptung auf, Ihr wäret bereits mit ſeiner Tochter verheirathet. Ihr ſeid alſo angeklagt, erſtlich Euer Eheweib böswillig verlaſſen und zweitens eine Doppelehe tendirt zu haben. Bleibt Ihr bei Euerer Anklage, Samuel Brondlov?“

Der engliſche Barbier hatte bis jetzt in einem angſtvollen Brüten geſtanden und von den Worten des Königs nicht vielmehr als den Schall vernommen. Der Reſpekt und die Gewalt des Gedankens, vor dem gefürchtetſten Monarchen Europa's zu ſtehen, hatte ſeine Sinne dergeſtalt umnebelt, daß er kaum Herr ſeiner ſelbſt war. Plötzlich ſchreckte ihn ſein laut ausgeſprochener Name auf, daß ſein gebeugtes Haupt wie von einem Schlage in die Höhe fuhr. Mit Mühe erhielt er ſich auf den Füßen und nun begann ſein hochroth gewordener Kopf heftig zu arbeiten, ſeine Lippen bewegten ſich convulſiviſch; aber da ihm Angſt und Beſtürzung die Kehle zugeſchnürt hatten, ſo vermochte er anfangs keinen Laut hervorzubringen. In ſeinem Geſichte zuckte und krampfte es; ſein ohnedies breiter Mund zerrte ſich auseinander und ſchob ſeine unregelmäßige Oeffnung bald auf die rechte, bald auf die linke Seite, gleichſam als wolle er ſich ſelbſt in's Ohr ſagen, — und ſei unſchlüſſig in welches — was er auf die königliche Rede, deren Sinn ihm vollends durch den Schrecken ſeines eignen Namens verloren gegangen war, zu antworten habe. Endlich ſtiegen einzelne Töne aus dem Krater ſeines Mundes und geſtalteten ſich bald zu Worten. „Ew. großmächtigſten Majeſtät — — mich allerunterthänigſt in den Staub legend zu Höchſtdero allerdurchlauchtigſten Füßen.“

Seine Ehehälfte hatte den König beſſer verſtanden, und als ſie ihren Mann alſo mit Schanden beſtehen und gleichſam vergehen ſah, wie Butter an der Sonne, hielt ſie es nicht nur für rathſam, auch für nothwendig, ihm beizuſpringen und das Recht, welches ihr ſeit ihrem Hochzeittage über ihn zuſtand, vor des Schwedenkönigs Throne geltend zu machen.

„Freilich, freilich!“ rief ſie eifernd; „es iſt wahr, die ganze abſcheuliche Geſchichte, und das iſt ja auch der ſaubre Vogel, der uns von England durchgegangen iſt. Ich will in meinem letzten Stündlein alles Troſtes entbehren, wenn's nicht wahr iſt; ich will nicht ſelig ſein, wenn's nicht wahr iſt; ich will gleich vor Euern ſichtlichen Augen ſterben, Herr König, wenn's nicht wahr iſt; ich will —“

„Holla, Weib!“ donnerte der König dazwiſchen. „Seid Ihr von England gekommen, um mich mit Euerer Zunge aus meinem Königreiche zu vertreiben? Ihr hättet daheim bleiben und ſie auf Euern König loslaſſen ſollen.“

Karl's Geſicht hatte ſich grimmig verzogen; aber

Frau Eliſabeth Brondlov erſchrak nicht davor, ſondern ſchickte ſich an, die Begebenheiten zu erzählen, in Folge deren ſie die Reiſe nach Schweden gemacht hatte, aber der König verſtopfte den eben wieder aufgethanen Kanal ihrer Redegeſchicklichkeit durch die an ihren Ehegeſpons gerichtete nicht minder laute Anrede: „Samuel Brondlov, gebt Antwort, beſteht Ihr noch auf Euerer Anklage gegen den Kapitän John Norcroß?“

Da trat mit dem Lichte der Erkenntniß auch die Barbiergelenkigkeit ſeiner Zunge wieder ein, und der Strom begann ſich folgender Weiſe zu entladen:

„Ew. großmächtigſter Majeſtät allerunterthänigſter Knecht, ich Samuel Brondlov, Gildemeiſter der Chirurgie und Obermeiſter der Haarkräusler und Perückenmacher zu Barnet, habe die Ehre, die vornehmſten Einwohner unſrer Stadt ſowohl an Mund und Kinn, als auch an Scheitel und Schopf reſpektmäßig zu bedienen, ſintemalen ich ohne Ruhm und Eitelkeit oder ſonſten ſträflichen Eigenſchaft zu vermelden mit Fug und Recht und allen Ernſtes von mir zu ſagen und zu behaupten mich erdreiſten darf und ſolches zu thun auch gar nicht anſtehe; denn jeder Menſch fühlt ſeinen Werth, und wer ſich ſelber ehrt, iſt Andrer Ehre werth, ſo daß ich alſo ſagen kann, ich komme täglich und ſtündlich in die vornehmſten Häuſer, und habe freien Zutritt bei Herren und Damen, und unſer Oberbürgermeiſter, Meiſter Arthur Schopſon, ſagt jedesmal, ſo oft ich Hochdenſelben beim Frühſtück bediene: Samuel, iſt's gefällig, und ich verſetzte jedesmal: ich danke unterthänig Eure Gnaden; alſo daß ich damit ſagen will, wie ich von den vornehmſten Leuten gewürdigt werde, welches —“

„Iſt der Kerl toll?“ rief der König, und ſprang vom Stuhl auf den Barbier los, dem ob dieſer drohenden Bewegung das Wort ſtecken blieb. Frau Eliſabeth, die in des Königs Augen etwas Unheimliches bemerkt hatte, welches ihr die Bewegung der königlichen Hände zu erklären ſchien, ſtürzte ſich mit einem Angſtgeſchrei zwiſchen den vorſchreitenden König und ihren rücklings laufenden Mann. Karl wich vor ihr, wie vor einem Geſpenſt, zurück, kehrte um und befahl einem der Reichsräthe, den Barbier zu befragen. Dieſer ſuchte den erſchrockenen Mann wieder zu beſänftigen und verlangte, daß er die gegen den Kapitän Norcroß vorgebrachte Klage ihm jetzt in's Geſicht wiederholen ſolle. Der Barbier fuhr fort:

„Ich wollte nur damit ſagen, weil ich von ſoviel vornehmen Leuten gewürdigt werde, ſie zu bedienen und zu unterhalten mit allerlei kurzweiligen Reden, daß ich doch ein wahrheitsliebender Mann ſein muß; denn wenn ich Lügen ſpräche, würde mich Niemand in ſeinem Hauſe dulden, ich verlöre meine zahlreiche vornehme Kundſchaft und wäre nicht Gildemeiſter und nicht Obermeiſter und nicht Stadtälteſter und auch nicht Vormund von den ſechs unmündigen Kindern der Frau Mary Knigt, Kaufmannswitwe an der Ecke der Goldſpornſtraße, gerade wo der Herr John Norcroß ſtill hielt, als er gefangen auf das Pferd gebunden in Barnet eingeführt wurde, und die drei Kapitäne, Carr, Doral und Gordon hinaus auf den Richtplatz gebracht und decollirt wurden. Alſo ſag' ich, muß auch meine Ausſage wahr ſein gegen dieſen John Norcroß, welcher dort ſtehet; ich kenn' ihn wohl. Er trug zwar damals noch keinen Schnauzbart und nicht einen ſolchen Rock; vielmehr hatte er einen ſpaniſchen Kittel an und eine Halskrauſe, blanke Knöpfe ſaßen ihm auf der Bruſt. Er trug auch damals —"

„Mann!" donnerte der König jetzt wieder. „Seid

Ihr des Teufels? Ihr überholt ja die ſtockholmer Fiſchweiber in geflügelter Rede. Ich ſage Euch jetzt ein- für allemal, ſprecht Ihr ein Wort mehr, als man Euch fragt, ſo laß' ich Euch aus dem Schloſſe, der Stadt und dem Lande hinauswerfen! Darnach zu richten!"

Der eingeſchüchterte Barbier ſchwieg wieder. Der Reichsrath fragte: „Was habt Ihr gegen den Kapitän John Norcroß vorzubringen?"

Samuel Brondlov ſtudirte, wie er ſich kurz faſſen wollte, und vergaß darüber die Antwort. Seiner Frau wurde bange, und eh' ſie ſich's ſelbſt verſah, war ſie mit der Antwort fertig: „Er hat unſre Tochter geehlicht und iſt dann heimlich davon gegangen."

„Wollt Ihr ſchweigen, Weib!" fuhr ſie der König an.

„Ja, ja!" rief der Barbier froh, ſich der bündigen Kürze ſeiner Frau bedienen zu können, „er hat unſere Tochter geehlicht und iſt dann davongegangen."

„Was habt Ihr gegen dieſe Beſchuldigung vorzubringen, Kapitän Norcroß?" fragte der Staatsrath weiter.

„Daß ſie eine unverſchämte Lüge iſt," verſetzte dieſer ruhig.

„Eine Lüge! Eine unverſchämte Lüge!" rief Samuel und kreiſchte Eliſabeth Brondlov zu gleicher Zeit. „Meine ſämmtlichen Kunden ſollen mir beweiſen, daß ich keine Lüge ſage." — „Wer wagt es, ungeſtraft Eliſabeth Brondlov unverſchämt zu nennen? Ich bin ſo verſchämt, wie irgend eine Frau, die Scham hat, und habe in reicher Leute Häuſer gedient. Miß Palmerſton ſoll mir bezeugen, ob ich Scham habe oder nicht. Ich bin nicht unverſchämt."

„Stille!" rief der König und raſſelte an ſeinem eiſernen Degen. „Kapitän, es handelt ſich hier um Beweiſe für das pro oder contra. Es liegt noch eine andere ſchwerere Beſchuldigung gegen Euch vor. Mit der vor Euch ſtehenden Familie Brondlow iſt noch eine vornehme Dame nach Stockholm gekommen, Miß Roſamunde Palmerſton genannt. Dieſe Dame hat in verwichener Nacht von einem Fremden ermordet werden ſollen, der mit am Bord Eueres Schiffes geweſen iſt, und mit welchem Ihr in Folge der bereits gerichtlich verfügten Ausſage Euerer eigenen Leute auf der Fregatte Graf-Mörner in einem geheimnißvoll vertrauten Umgange geſtanden habt. Der Kammerdiener jener Dame iſt durch einen Meſſerſchnitt wirklich getödtet, die Dame ſelbſt durch einen Piſtolenſchuß jenes Fremden, welchen man auf Euerm Schiffe unter dem Namen Joſeph Flaxmann gekannt hat, verwundet worden. Dieſe verdächtige Mannsperſon iſt übrigens von Euerm Lieutenant und Euerm Schiffschirurgus der Hexerei, Zauberei und böſen Kunſt beſchuldigt worden, mit welcher der Menſch Euch beredet, eine vornehme Dame von der Inſel Seeland zu rauben. Dieſen Mann nun, behauptet gegenwärtiger Samuel Brondlov, hättet Ihr zur Ermordung der Dame Palmerſton, ſeiner, ſeiner Frau und ſeines Kindes gedungen, weil Ihr, von ihrem Hierſein unterrichtet, ſie Alle Euch hättet wollen vom Halſe ſchaffen. Deshalb hättet Ihr auch jenen Fremden nicht im Hafen abgeſetzt, ſondern in einem Boote ſogleich nach der Stadt bringen laſſen. Dort habe er Logis bei einer Frau geſucht, bei welcher Brondlov mit Familie und Herrin ſchon gewohnt, und als er ſelbiges nicht da erhalten, habe er es gegenüber genommen, ſei nach Mitternacht über die Straße in's Haus und ihre Zimmer geſchlichen, habe den Kammerdiener ermordet, nach der Dame geſchoſſen und ſei ſo erwiſcht worden, während ſeine Helfershelfer entſprungen ſeien.“

Norcroß ſtand ſprachlos vor Erſtaunen theils über die erſchrecklichen Dinge, welche ſich mit ſeinem Freunde in dieſer Nacht zugetragen, theils über die unerhörten Beſchuldigungen, welche man auf ſein Haupt häufte. Was aber ſeine Verwirrung auf's Aeußerſte trieb, war der milde Ton, mit welchem der König dieſe gräßlichen Dinge geſprochen, und das ſchier lächelnde Geſicht, welches Karl, ſonſt ſelten freundlich, zu dieſen Worten gemacht.

„Ew. Majeſtät,“ ſagte er, „wenn ich nicht diejenige Faſſung behaupte, welche einem Manne ſeinem König und Herrn gegenüber geziemt, ſo flehe ich, Höchſtdieſelben möchten dieſen Umſtand nicht etwa einer vorhandenen Schuld, ſondern allein der Verwickelung zuzuſchreiben, in welche ich durch die Verbindung zweier ganz verſchiedenen Dinge gerathen bin, die Gnade haben. Erlauben mir Eure Majeſtät, daß ich zuerſt von dieſen Leuten, dann von jenem Fremden reden darf, welchen man mit großem Unrecht ſoviel böſer Dinge beſchuldigt.“ Der Kapitän ſprach hierauf mit Ordnung und Klarheit von den Verfolgungen, welche er als Anhänger der Stuarts in England auszuſtehen gehabt habe, wie er in Barnet gefangen genommen und durch Frau Brondlov befreit worden ſei. „Ich erfuhr bald,“ redete er weiter, „daß Frau Eliſabeth Brondlov nur das Werkzeug der Miß Palmerſton ſei, und ich eigentlich dieſer Dame, welche ich früher in London gekannt und die meinetwegen von dort nach Barnet gekommen ſei, meine Erlöſung zu danken habe. Sie verlangte für ihr Werk, was ein nichtswürdiges Weib von einem Manne verlangt;

Frau Brondlov begehrte für ihr Theil, daß ich jenes Geſchöpf heirathen ſollte, welches Ew. Majeſtät durch die kleinſte Prüfung als unfähig finden werden, jemals einem Manne angehören zu können, der ſich nur etwas über das Vieh erhoben hat. Ich verſprach damals Alles, denn ich war gezwungen dazu. Hätte ich nicht Ehe und noch mehr in die Hände meiner Befreier gelobt, ſo würden ſie keinen Augenblick angeſtanden haben, mich zu verrathen und meinen Mördern wieder auszuliefern. Ich verſprach alſo, was ſie verſprochen haben wollten; und ſah mich nach der Flucht um, die mir auch gelang. Dies iſt mein Verhältniß zu dieſen Leuten."

„Ein gezwungener Eid, thut Gott leid!" ſprach der König entſchuldigend. „Und kein Prieſter hat Euch eingeſegnet mit jenem Mädchen?"

„Eher hätte ich mein Leben gelaſſen, als mich mit dieſem Geſchöpfe prieſterlich zuſammengeben zu laſſen. Die Religion iſt mir kein Spott."

„Geſchöpf?" fuhr Frau Eliſabeth wieder hitzig heraus. „Unſre Tochter iſt ehrlicher Leute Kind und kein Geſchöpf." Durch dieſe Expectoration ſeiner Frau ermuthigt, rief auch Samuel: „Der Obermeiſter und Stadtälteſte, Samuel Brondlov hat kein Geſchöpf gezeugt, Herr! Ihr mögt Gottes oder des Teufels Geſchöpf ſein, Fanny iſt mein Kind. Verſtanden? denn wie ich Euch ſchon geſagt und gehörigermaßen in allen Punkten und Umſtänden auseinandergeſetzt, auch erklärt habe, meine hochzuverehrenden Kunden und ſonſtigen Freunde, welche —"

„Stille! oder ich laſſe Euch das Maul mit einem Spunde verkeulen!" rief der König.

„Womit, Kapitän Norcroß, könnt Ihr beweiſen, daß Ihr nicht mit dieſem Mädchen, Fanny Brondlov, ehelich verbunden ſeid?"

„Ich habe keine Beweiſe in Händen, Majeſtät; aber mein erhabener und gerechter König wird mich auch ohne dieſelben nicht verdammen. Ich bitte daher unterthänigſt, um meine Unſchuld an den Tag zu bringen, dieſe Leute einzeln über die Umſtände meiner angeblichen Verehelichung vernehmen zu laſſen. Vielleicht ergiebt ſich ſchon aus einer möglichen Verſchiedenheit ihrer Ausſagen die Lüge. Ferner bitte ich auch jene Dame, Miß Roſamunde Palmerſton, welche doch eigentlich die Triebfeder dieſer ganzen Maſchinerie iſt, gerichtlich inquiriren zu laſſen. Hinſichtlich ihrer werde ich noch beſondre Punkte angeben."

„Gut geſprochen, Kapitän!" ſagte der König mit einem huldvollen Blick. „Man bringe jedes dieſer beiden Eheleute in ein beſondres Zimmer. Die Tochter, als Hauptperſon bei dem Handel, ſoll zuerſt verhört werden."

„Was?" kreiſchte die Frau auf, indem ihre Augen rollten und ihre Hände ſich einwärts krümmten, wie die Klaue des Tigers, wenn er auf ſeinen Raub zu ſtürzen in Begriff iſt. „Was? Man will mich von meinem Kinde reißen? Man will mir mein Kind rauben? Man thut uns Gewalt an! Gewalt! Gewalt! Und Du, Rabenvater, willſt Dir Dein Kind nehmen laſſen und dazu ſchweigen? Du elender Menſch! Da ſteht der Furchthaſe, der Einfaltspinſel, und zittert an allen Gliedern. Was zagſt Du, Dummbart? Iſt der König von Schweden der liebe Herr Gott? Und wenn er es wäre, ſo brauchteſt Du Dich nicht zu fürchten. Aber Du biſt ein erbärmlicher Mann und ich glaube ſelbſt nun, was Du ſo oft behauptet haſt, Du biſt ſo wenig Vater zu meiner Tochter, wie zu meinem Sohne, den ich der Welt ſchenkte, eh' ich Dich Schaafsgeſicht noch geſehen hatte."

Des Königs Geſicht verzog ſich zum Lachen; eine Seltenheit am zwölften Karl von Schweden.

„Ihr ſollt beim Verhör Euerer theuren Leibesfrucht zugegen ſein, Frau; doch ſteht Ihr in jener Ecke, wo Euch Euere Tochter nicht ſehen kann; unterſteht Ihr Euch aber, ein einziges Wort zu reden, ſo laß' ich Euch durch Gardeſoldaten hinauswerfen. Der Mann ſoll allein gehen."

Durch die erfolgreiche Widerſetzlichkeit ſeiner Lebensgefährtin mit neuem Muthe beſeelt, erwiederte der Barbier: „Ew. großmächtigſte Majeſtät werden mir, höchſtdero armſeligem Knechte, huldreichſt erlauben, bei meiner geliebten Familie zu bleiben, mit welcher ich aus keinem andern Grunde über Meer gefahren bin, als um ſtets in ihrer mir ſehr wohlthätigen Nähe zu ſein, und mich von meinen hochzuverehrenden Kunden allen getrennt und losgeſagt und ſie ſämmtlich — und es ſind mir ſehr theure und ſehr ehrenwerthe Häupter darunter — dem Meſſer und der Scheere, dem Kamme und dem Brenneiſen meiner beiden Geſellen anvertraut habe, dem William Onslov nämlich, das iſt der Aelteſte und dem John — —"

„Bleibt, bleibt in's Teufels Namen!" rief der König dazwiſchen, der nun wohl einſah, daß Samuel Brondlov, hatte er einmal das Wort ergriffen, nicht fertig werden konnte und davon weggeriſſen werden mußte, wie ein gieriger Zecher von der Weinkanne. Auf des Königs Wink wurde der Barbier in die eine Ecke, die Frau in die andere des Hintergrundes geſtellt, zwiſchen Beide ein ſpaniſche Wand geſchoben und vor jedes ein Paar handfeſte Gardiſten gepflanzt. Das

Mädchen ſtand zitternd und bebend noch im Vordergrunde allein vor dem Könige.

„Kennt Ihr den dort ſtehenden John Norcroß, Weib?“ fragte ſie der König barſch.

„Ja!“ verſetzte eine bebende Stimme, die man jetzt zum erſten Mal vernahm.

„Wo habt Ihr ihn kennen gelernt?“

„In meiner Eltern Hauſe, wo er ſich fünf Tage verborgen hielt, bis er entflohen war.“

„Iſt er unterdeſſen Euer Ehemann geworden?“

„Meine Mutter hat es geſagt.“

„Ihr ſollt nicht ſagen, was Euere Mutter geſagt hat, ſondern was Ihr ſelbſt wißt. So Ihr aber eine Lüge ſagt, laß ich Euch vom Henker ausſtäupen.“

„Ach, lieber Herr König; ich will ja die Wahrheit ſagen.“

„Alſo hat Euch jener Mann als ſein Weib erkannt?“

„Ich weiß nicht, ob er mich wieder erkannt hat. Das fragt *ihn* doch; er wird Euch beſſer darauf antworten. Er hat ſich damals wenig mit mir zu ſchaffen gemacht, und ſo kann ich nicht wiſſen, ob er ſich meiner noch erinnert.“

Die Umſtehenden lachten über die Einfalt.

„Seid Ihr durch eines Prieſters Segen ehelich mit ihm verbunden?“

„Die Mutter ſagt's; ich weiß es nicht.“

„Nun hat Euch denn kein Prieſter zuſammengegeben?“

„Es kam kein Prieſter in unſer Haus.“

Jetzt erhob Frau Eliſabeth trotz dem Verbote ihre Stimme: „Aber Du biſt Nachts in die Sophienkirche mit ihm gegangen und dort wurdet Ihr ja copulirt.“

„Werft das Weib hinaus!“ herrſchte der König.

„Das Kind hat vor Angſt und Schrecken alles Gedächtniß verloren. Das arme Weibchen wird mir drauf gehen. Beſinne Dich doch, Fanny!“ pelverte die Frau Eliſabeth unter den Händen der Gardiſten.

„Hinaus mit ihr!“ rief der König mit Löwenſtimme.

„Eher laß ich mich zerreißen, als von meinem Kinde bringen. Der Schwarzkünſtler hat mir die Fanny verhext, den der Kapitän Norcroß mit auf dem Schiffe gehabt. Mein Kind hat keinen Verſtand mehr. Ihre Ausſagen gelten nichts. Laßt mich los, ihr ungeſchlachten Bärenhäuter! Laßt mich frei, ihr Schlingel, oder ich kratze Euch die Augen aus. O weh mein Arm! Ihr reißt mir die Glieder aus, Ihr Unmenſchen! O mein Kind, mein Kind! Samuel! Samuel, Du läßt mir Gewalt anthun? Du elender Mann, Du Schandbalg, leideſt, daß man Deinem rechtſchaffnen Weibe alſo ſchimpflich begegne? Meine Fanny, Fanny!“ — — Ihre kreiſchende Stimme verhallte in den Vorſälen, durch welche ſie von den unbarmherzigen Soldaten geſchleppt wurde.

Samuel zitterte wieder wie Espenlaub, ſeine Lippen wurden abermals von convulſiviſchen Zuckungen heimgeſucht, doch wagte er diesmal nicht zu ſprechen. Die grimmigen Geſichter und noch grimmigern Schwerter der Gardiſten vor ihm hatten eine noch niederſchlagendere Kraft als die Stimme ſeiner Frau eine aufregende für ihn hatte.

„Seid Ihr wirklich in der Kirche Nachts mit jenem Manne, in der Zeit, während welcher er ſich in Euerer Eltern Hauſe aufhielt, durch eines Prieſters

Hand getraut worden, und habt Ihr die ſchriftlichen Zeugniſſe darüber?"

„Ich weiß es nicht!" verſetzte die Einfältige.

„Ihr werdet doch wiſſen, was Ihr in jener Nacht gethan habt?"

„Ich habe alle Nächte geſchlafen."

„Und ſeid nie des Nachts ausgegangen?"

„Nein."

„So ſeid Ihr auch nicht jenes Mannes Weib?"

„Ich weiß es nicht."

„Wißt Ihr denn auch den Unterſchied zwiſchen einer Jungfer und einer Ehefrau nicht?"

„Nein."

„So behüt' Euch Gott! Nehmt dort den leeren Platz Euerer Mutter ein. Man bringe den Samuel!"

„Behauptet Ihr noch ferner, daß Eure Tochter des Kapitäns Norcroß eheliches Weib ſei?"

„Großmächtigſte Majeſtät halten zu Gnaden Höchſtdero geringſtem Knecht, dieſes, mein Kind leidet ſeit einer Reihe von Jahren an einem Kopfübel, welches wir Mediciner lapsus cephalicus zu nennen pflegen, und welches ſtets einen ſtarken defectum memoriae*) mit ſich zu bringen pflegt, und dem zu Folge weiß das arme Mädchen nicht, was es geſtern gethan hat; denn es iſt in derlei Krankheitsfällen bekannt, daß —"

„Ich frage Euch, Mann, ob Ihr, Ihr ſelbſt etwas von der Trauung Euerer Tochter wißt, ob Ihr dabei gegenwärtig geweſen ſeid?"

„Ew. großmächtigſten Majeſtät allerunterthänigſt zu dienen, muß ich ſchuldigermaßen bekennen, daß ich von demſelben Uebel befallen bin, und es meiner Tochter aufgeerbt habe. Man findet in praxi medica*) gar oft Fälle, daß der Vater all' ſeine Krankheiten oder auch nur ein einziges Uebel auf eins oder alle ſeine Kinder —"

---

*) Kopfſchwäche — Gedächtnißmangel.

„Ihr wißt alſo nichts von einer Trauung Euerer Tochter?"

„Ew. Majeſtät allerunterthänigſter Knecht kann ſich wegen Gedächtnißſchwäche nicht darauf beſinnen; ſintemalen wie ſchon bemerkt —"

„Tretet wieder in Euern Winkel! Man führe die Frau herein!"

Frau Eliſabeth wurde gebracht. Mit verweinten Augen trat ſie vor dem König; ſie hatte ſich auf's Bitten gelegt.

„Weder Euer Mann noch Euere Tochter wiſſen etwas von einer prieſterlichen Einſegnung derſelben mit gegenwärtigem Kapitän Norcroß. Euer Mann hat ſchon bekannt, daß die ganze Sache von Euch erfunden ſei, um Euerer Tochter einen Mann zu verſchaffen, entweder den Norcroß ſelbſt, oder durch die Summe, mit welcher er ſich loskaufen ſoll, einen andern."

Die wehmüthige Stimmung der Frau Eliſabeth verwandelte ſich ſchnell wieder in eine wüthende. Die Arme in die Seite ſetzend, Augen und Mund weit aufreißend, kreiſchte ſie aus vollem Halſe: „Hat er das geſagt, der Schandbalg? So ein verſoffner Bartkratzer! Er hat ſich den Verſtand mit Branntwein weggeſpült. Der Schurke! Was kann er über mein Kind ſagen? Er hat ſo wenig Antheil an meiner Tochter, wie ich an Euch, Herr König. Der hochwürdige Oberpfarrer, Meiſter Blomfield, der damals zweiter Diacon war, iſt meiner Fanny Vater; daß Ihr's wißt! Und der Barbier ſoll mir kein Wörtchen über ſie ſagen, ſonſt kratz' ich ihn!“

---

*) Ausübende Heilkunſt.

Jetzt verlor der an ſeiner Vater- und Hausehre ſo hartgekränkte Mann alle angeborne und angelernte Geduld. Der grimmigſte Eifer, welcher durch ſeine Seele, wie eine glühende Eiſenſtange fuhr, ließ ihn ſogar einmal alle Umſtändlichkeit vergeſſen; er erhob ſeine Stimme wie ein brüllender Stier, rufend:

„Laßt mich reden! laßt mich reden, große Majeſtät von Schweden!“

„Redet!“ verſetzte Karl.

Der Barbier wurde vorgeführt und ſeiner Ehehälfte gegenüber geſtellt, welche bei ſeinem Anblick wieder von ihrer Katzennatur befallen wurde. Ihre langbenägelten Finger krümmten ſich einwärts, ihr Körper bog ſich vorwärts, und wenn ſie die Gardiſten nicht mit den Gefäßen ihrer Säbel zurückgeſtoßen hätten, ſie würde in Gegenwart des Königs über ihren Mann hergefallen ſein und ihn zerzauſt haben.

„Ew. Majeſtät will ich nun die pure Wahrheit bekennen,“ redete der Barbier haſtig und ungewohnter Weiſe um Blicke und Geberden ſeiner Frau ganz unbekümmert. „Ihre Tochter, der Bankert, iſt nicht mit jenem Kapitän getraut, nicht einmal verlobt; er verſprach nur das Mädchen zu heirathen, weil ihn mein Weib — pfui! ſie iſt mein Weib nicht mehr — weil ihn dieſe Perſon da ſonſt wieder in's Gefängniß hätte bringen laſſen. Nachher entfloh er. Der ganze ſaubere Handel war von der ſchlechten Miß Palmerſton angeſtellt, deren Amme jene Perſon geweſen iſt. Denn ſchon ehe ich ſie ehelichte, hatte ſie einen Knaben. Ich hätte ſie auch nicht geheirathet, wenn der Lord Palmerſton ſie nicht gut ausgeſtattet hätte. Die Miß verſprach vieles Geld, wenn wir den Kapitän zur Heirath mit unſrer — nicht mit unſrer, ſondern mit ihrer Tochter brächten, ſie wollte ihn dann auf eins ihrer Güter ſetzen und was weiß ich? mit ihm machen. Die Miß war es auch, welche uns zur Reiſe nach Schweden beredete und alle Koſten derſelben getragen hat; denn wir armen Leute hatten ja kein Geld zu ſolch einer Reiſe und wußten auch nicht, wohin Herr Norcroß gekommen war, ſie hatte es aber bald erfahren und erzählte uns, er ſei bei Ew. Majeſtät in große Gunſt gekommen und es ſei nun Zeit, ihn aufzuſuchen und zu verklagen. Sie ſchwur hoch und theuer, daß ſie ihn nun eben ſo ſehr haſſe und zu verderben wünſche, wie ſie ihn erſt geliebt habe. Aber die Heirath zwiſchen meiner Tochter — pfui Samuel! es iſt nicht dein Kind — die Heirath wollt' ich ſagen zwiſchen dieſem Bankert und Kapitän Norcroß iſt erlogen, und den falſchen Trauſchein, mit welchem jene Perſon die Verbindung beweiſen will, hat der Oberpfarrer Blomfield ausgeſtellt, welcher nach ihrer eignen Ausſage des Mädchens Vater iſt.“

Die Frau hatte die Rede des Mannes oft mit Schimpfworten und unſinnigen Proteſtationen unterbrochen und ihn unaufhörlich Lügen geſtraft; es half ſogar wenig, daß ihr die Gardiſten auf des Königs Wink den Mund zuhielten; denn ſie wußte ſich mit Gewandheit von der Feſſel zu befreien; ſelbſt die einfältige Tochter ließ ihre Stimme ertönen und belegte den Barbier mit allerlei Ehrentiteln, als Rückwirkung des von ihm empfangenen Bankerts. Mitten im heißen Zungengefechte der Frau, rief ſie plötzlich zum König gewendet: „Und meine Tochter iſt dumm, ſie hat keinen rechten Verſtand, ſie weiß nicht, was ſie thut und ſagt; ich aber muß wiſſen, daß ſie mit dem Norcroß verehelicht iſt, und ich weiß es und meine Zeugniſſe beweiſen es.“

„Ich bin nicht dumm; ich habe meinen Verſtand ſo gut wie Eine,“ verſetzte die Tochter endlich auch in Eifer gerathend. „Die Miß und meine Mutter haben mich beredet, Lügen auszuſagen. Ich bin nicht mit dem Kapitän Norcroß verheirathet.“

„O Du Schindmähre!“ ſpeite Frau Eliſabeth, und wollte ſich auf die Tochter ſtürzen.

„Hinaus mit ihnen!“ donnerte der König, und einen Augenblick darauf war das Zimmer mit Garden angefüllt, welche die tobende Barbiersfamilie aus dem Gelaß des Schloſſes brachten.

„Ihr ſeid gerechtfertigt, Kapitän,“ wandte ſich der König an Norcroß, der einen ſtummen Zuſchauer dieſer Scene abgegeben hatte.

„Noch nicht ganz, Ew. Majeſtät,“ verſetzte dieſer. „Mein Verhältniß zu jenem Fremden, der in dieſer Nacht —“

„Kanntet Ihr dieſen jungen Mann?“

„Er war ein unglücklicher Anhänger des Prätendenten, ein Lord Palmerſton und der Bruder des ſchändlichen Frauenzimmers, welches mich mit ſeiner unedlen Rache verfolgt. Ein Portefeuille, welches er auf der bloßen Bruſt trägt, wird Ew. Majeſtät von der Wahrheit meiner Ausſage überzeugen.“

„Saht Ihr jemals den Inhalt dieſes Portefeuilles?“

„Nein, Majeſtät. Ich weiß nichts weiter, als was er mir anvertraut hat. Da ich aber ſeine Familienverhältniſſe ziemlich genau kenne, ſo waltet in mir nicht der mindeſte Zweifel, daß er der wirklich iſt, für den er ſich ausgiebt.“

„Wie ſeid Ihr zu dieſem Manne gekommen, und was veranlaßte Euch, ihn mit einer däniſchen Dame, welche Ihr auch an Bord hattet, auf einem Boote heimlich in die Stadt führen zu laſſen?“

Norcroß ſah, daß nun nicht mehr auszuweichen war und erzählte frei und ohne Hehl den ganzen Verlauf der Sache. „Wenn ich gefehlt habe,“ ſchloß er, „ſo hat mich meine unvertilgbare Anhänglichkeit an die vertriebene Königsfamilie dazu verleidet. Lord Palmerſton gelobte mir, ſich Ew. Majeſtät zu Füßen zu werfen und Höchſtdieſelben für ein Unternehmen zu gewinnen, an welchem meine ganze Seele hängt, für welches auch die ſeinige hoch entflammt war, nämlich den Prätendenten wieder in ſein Reich und ſeine uralten Königsrechte einzuſetzen. Wir wußten, Ew. Majeſtät würden dieſem Plane nicht ganz abgeneigt ſein, und da mir Lord Palmerſton zuſchwur, er werde nicht eher im Stande ſein, etwas zu handeln oder zu denken, bevor er nicht im Beſitz jenes ſpröden Mädchens ſei, ſo entſchloß ich mich kurz, ſeinem Vorſchlag Gehör zu geben und das Fräulein von Gabel zu rauben.“

„Ein kühner Streich, bei Gott und Ehre!“ verſetzte der König mit einem Beifallsblick. „Und wenn ich böſe auf Euch geweſen wäre, ſo würde mich die Kühnheit Eurer That beſänftigt haben. Und Lord Palmerſton wußte ſo wenig von der Anweſenheit ſeiner Schweſter zu Stockholm, wie Ihr?“

„Eben ſo wenig. Er beſtieg das Boot allein, um das Fräulein von Gabel zu begleiten, und ihre Entfernung war die Folge ſeiner Gemüthsänderung und der ebenfalls daraus entſpringenden Beſorgniß aller, Ew. Majeſtät möchten über die Dame am Bord der Fregatte ungehalten ſein.

Der König, in allen Herzensangelegenheiten unbewandert, konnte das veränderte Verhältniß nicht recht begreifen und Norcroß mußte Alles noch einmal umſtändlich erzählen. Zuletzt blieb immer dunkel, wie der Lord zum Mörder des Kammerdieners und ſeiner Schweſter geworden ſei; aber ſo ſehr auch dem Könige an der Kenntniß der Wahrheit gelegen zu ſein ſchien, ſo mußte doch hier ein ganz beſonderer Umſtand obwalten; denn er befahl eben ſo wenig, den Lord darüber zu vernehmen, als er ſelbſt ſich geneigt zeigte, ein Zwiegeſpräch mit demſelben zu halten. Es blieb bei dem Befehl, ihn ſo ſchnell als möglich aus der Stadt zu ſchaffen.

„Führen Sie den Kapitän nur immerhin wieder zu ſeiner Braut,“ ſagte der König zum Grafen Mörner, „wir haben ihn in einem falſchen Verdacht gehabt, und müſſen ſchon etwas thun, wieder gut zu machen, was wir bei ihm verſehen. Kommt Nachmittag wieder, Kapitän. Ihr habt mir noch nicht erzählt, wie Ihr den Dänen durch den Sund gewiſcht ſeid.“

„Mit engliſcher Flagge, meiner engliſchen Uniform und meiner engliſchen Suade, Majeſtät. Sie hatten keine Ahnung von meinem ſchwediſchen Sinn.“

„Nun, wie Ihr in die Oſtſee gekommen ſeid, werdet Ihr wohl auch wieder hinauskommen; künftig aber ſollt Ihr in Marſtrand anlegen, wo Euere Priſen liegen. Ihr habt Euch tapfer gehalten. Der Gouverneur Godenhielm macht große Lobeserhebungen von Euch. Ihr beſitzt meine ganze Zufriedenheit.“

„Ich bin ſtolz darauf.“

„Nun geht nur zur Braut; denn ohne Weiber könnt Ihr doch einmal nicht leben.“

„Ich beurlaube mich." Am Arme des Grafen Mörner entfernte ſich der glückliche Norcroß, für den ſich alle Wirrſale, in welche er ſich plötzlich verſtrickt geſehen, ſo genügend gelöſt hatten.

Der König ging aber noch lange haſtigen Schritts durch ſeine einſamen Gemächer, ſein Geiſt ſchien mit einer wichtigen Angelegenheit beſchäftigt.

## 4.

## Die höchſte und letzte Ehre.

Gegen Abend deſſelben Tages war's in der Schenk- und Barbierſtube der Frau Ankarſield voll. Die Wirthin ſelbſt ſaß in ihrem Lehnſtuhl; der Schrecken der vergangenen Nacht hatte ihrer Geſundheit geſchadet; ſie fühlte ſich unwohl und war ſichtlich verfallen. Vor ihr ſaß der Schiffschirurgus Habermann und fühlte ihr den Puls mit beſorgter Miene. Auf dem Tiſche eine Theekanne, eine Schachtel mit Pillen, eine Büchſe mit Latwerge, ein Flaſche voll Medicin, ein Päckchen Pulver. In einiger Entfernung ſah man eine ſtattliche Kliſtierſpritze, einen Aderlaßſchnepper, Schröpfköpfe, Bindezeug und Pflaſter. Den übrigen Raum der Stube hatte meiſt die Schiffsmannſchaft des Graf-Mörner gefüllt, aus Neugierde, um Näheres über die Vorfälle der verwichenen Nacht zu erfahren, bei denen ſie gewiſſermaßen ſich alle betheiligt fühlten. Auf der Ofenbank in der Ecke hatte ſich Samuel Brondlov zuſammengekauert, und während ſich Alle lebhaft unterhielten, ſprach er, der ſo gern ſprach, mit Niemand. Er ſchien im tiefen Nachdenken über ſein ferneres Schickſal begriffen zu ſein; denn ſowohl Miß Palmerſton, als auch Frau Eliſabeth Brondlov und ſogar Fanny, ihre Tochter, hatten ihm wiſſen laſſen, er möge ſich nicht wieder unterſtehen, der Einen oder der Andern unter die Augen zu kommen, möchte nicht daran denken, die Reiſe nach England wieder zurück zu machen, möchte ſich nicht ſchmeicheln, von ihnen jemals wieder einen Biſſen Brot zu erhalten. Da ſaß der geſchlagene Mann nun in der Verzweiflung ſeines Herzens und verwünſchte für ſich, daß er die unvorſichtige Kühnheit gehabt, ſeiner Frau zu widerſprechen und nicht zu thun und zu ſagen, wie ſie ihm anbefohlen. Ihm leuchtete ihre wohlmeinende Abſicht immer deutlicher ein. Was half es ihm denn, daß er die Wahrheit geredet? War er nicht dadurch elend geworden? Fühlte er ſich nicht von Gott und den Menſchen verlaſſen? War es ein Wunder, wenn ſein ſonſt ſo geſchwätziger Mund verſtummte und er einem Leichnam glich? Eben rang er mit dem Entſchluſſe, die Stiege gegen den harten Befehl ſeiner ewigen Verbannung zu erklimmen und auf den Knieen in das Zimmer der Miß zu rutſchen, an deren Bett Frau und Tochter zu vermuthen waren, und flehentlichſt um Vergebung ſeiner Schuld zu jammern, und nur die Furcht hielt ihn noch zurück, ſtatt einer günſtigen Antwort eine üble Bedienung von den Nägeln ſeiner Ehehälfte zu erhalten. Endlich wurde er vom Lieutenant Gad dringend aufgefordert, zu erzählen, was er von dem Unglück der vergangenen Nacht wiſſe, und ſo that er denn ſeinen Mund auf, und als das Brünnlein ſeiner Rede erſt im Zuge war, ſprang es reichlich und konnte kein Ende finden, den angeblichen Mörder recht verrucht zu ſchildern, wobei er nicht verfehlte, einige Unwahrheiten, Entſtellungen und Vergrößerungen mit einfließen zu laſſen. Dem Lieutenant wurde dadurch das Herz gelabt, und er rief endlich ſeelenvergnügt: „Hab' ich's nicht immer geſagt, daß er ein Teufelsbraten iſt, ein verfluchter Schwarzkünſtler und Hexenmeiſter? Wie anders wäre er denn in das Haus gekommen, wenn er nicht Schloß und Riegel aufgehetzt hätte? Aber ſeine Zeit und Stunde iſt gekommen, und der Teufel hat ihn verlaſſen."

„Ihr irrt ſehr, Herr Lieutenant, wenn Ihr glaubt, mit dem Mörder ſei es aus," ſagte ein Schiffsmann von einem andern Schiffe, welcher mit einigen ſeiner Kameraden noch nicht lange da war. „Schon vor vier Stunden kam er frank und frei mit dem Lieutenant Roſenpalm in den Hafen, beſtieg eine Schaluppe mit ihm und ſtach in See. Man ſagte allgemein, es geſchehe auf ausdrücklichen Befehl des Königs."

„Das iſt nicht möglich!" rief Gad.

„Erkundigt Euch, wo Ihr wollt. Meine Kameraden werden meine Ausſage beſtätigen."

Dieſe thaten es.

„Mit Verlaub, Frau Ebba, ſchickt doch einmal hinauf zum Fräulein," ſagte Meiſter Habermann zur kranken Schenkin — denn Beide hatten das Geſpräch mit angehört — „und laßt ſie fragen, ob ſie etwas von der Befreiung des Mörders weiß."

Der kleine Sohn und Kellner wurde abgeſchickt und kehrte gleich darauf mit der Nachricht zurück: der Fremde ſei für unſchuldig befunden und ſogleich freigelaſſen worden.

Alle ſchüttelten die Köpfe und Gad fuhr endlich ärgerlich heraus: „Da dem wirklich alſo iſt, ſo hat er ſeine Freiheit durch nichts weiter als ſeine hölliſchen Zauberkünſte erlangt und den König ſelbſt behext. Und daß er ein Hexenmann war, davon haben wir die deutlichſten Beweiſe gehabt.“

„Ach, Gott im Himmel! meine Ehre! meine Ehre!“ ſeufzte die Barbierswitwe aus tiefer Bruſt. „Einen Zauberer, Schwarzkünſtler, böſen Magier und Hexenmeiſter in meinem und meiner Tochter Hauſe zu haben! Einen Mord in meinem ehrlichen Hauſe durch die Hand eines Hexers! Meine Ehre iſt für ewig dahin; und Ihr, Meiſter Habermann, habt mich darum betrogen. Die Ehre iſt das höchſte Gut, und um das habt Ihr mich allein gebracht.“

„Mit Verlaub zu fragen,“ verſetzte der Schiffschirurgus, „wie verſteht Ihr das, Frau Ankarfield?“

„Habt Ihr nicht erſt gewußt, daß jener Mann mittels der ſchwarzen Kunſt übernatürliche Dinge verrichtet? Und dieſen Mann ſchickt Ihr mir, Euerer vieljährigen Freundin, in's Haus, Euerer Freundin, von der Ihr doch wißt, daß ihr die Ehre über Alles geht? Womit hab ich ſolche Schmach von Euch erworben, Meiſter Habermann? Oder hat's mein ſeliger Mann an Euch verdient, daß Ihr ſeine Witwe und Kinder um Ehre und Reputation bringt? Ach, Meiſter Habermann, ich kann die Schande nicht überleben! Sie brennt mir wie Kohlen auf der Seele. Hab' ich denn ſchon zu lange gelebt, daß Ihr meine Tage alſo mit allem Fleiß verkürzt?“

Der Schiffschirurgus rutſchte in großer Verlegenheit auf dem Stuhle hin und her, und ungeheure Schweißtropfen quollen aus ſeiner kupferrothen Stirn. Er hatte abermals das Unglück, in ein doppeltes Feuer zu gerathen; denn die empfindlichen Vorwürfe ſeiner alten Freundin waren es nicht allein, die ihm den heftigen Schweißerguß zuwegebrachten; andre quälende Gedanken ſetzten ihm noch gewaltiger zu, und in Folge deren ließ er ſich alſo vernehmen:

„Mit Verlaub, Frau Ankarfield, von Euerer Ehre iſt Euch kein Haar breit entwendet worden; Ihr habt bis dieſe Stunde noch das reiche Gut zuſammen, welches Ihr zu Lebzeiten Eueres Eheherrn gehabt, wo ich ſchon Euer Freund war. Aber ich weiß, mit Verlaub zu melden, einen Mann, der durch die Befreiung und eilige Abreiſe dieſes Magiers mehr verloren hat, als ſeine Ehre, mehr als ſein Leben; ach! und dieſer Mann iſt Gott erbarm's! kein andrer als Johann Gabriel Habermann, Euer gehorſamer Diener.“

„Und was könnte es Höheres geben, als die Ehre?“ fragte die Kranke.

„Die Waffenſalbe und das ſympathetiſche Wundwaſſer!“ platzte der Chirurgus heraus. „Von beiden hatte er mir die Zubereitung zu lehren verſprochen, und nun iſt er fort, und ich bin, mit Verlaub zu ſagen, um meine ſchönſten Lebenshoffnungen betrogen. O ich unglückſeliger Mann!“

Die kranke Wirthin ſah ihn groß an und rief dann mit einem wenig verhehlten Abſcheu: „Alſo habt Ihr mit dem Teufelsbraten auch in Verbindung geſtanden und Euere arme Seele dem Teufel verſchreiben wollen, vielleicht gar ſchon verſchrieben? Und Ihr wagt's, mein Haus zu betreten, mir ein Medicament zu reichen? Fort! fort! Meine Ehre! Ihr ſeid mein Ehrendieb! Fort! fort!“

Die kranke Frau war in große Heftigkeit gerathen, und alle Anweſenden erwarteten mit ſtummem Staunen, wohinaus das wolle. In dieſem Augenblicke ging die Thür auf, und der Kapitän Norcroß trat mit zwei andern Männern herein, die, gleich ihm, in Mäntel gehüllt waren. Die Schiffsmannſchaft begrüßte den Kapitän ehrerbietig und im entſtellten Geſichte der Frau Ankarfield zeigte ſich wieder ein milder Zug, als ſie hörte, daß ihr der berühmte Kaperkapitän Norcroß die Ehre anthue, bei ihr einzukehren. Sie bekomplimentirte die neuen Gäſte nach aller Form und fragte ſo freundlich, als es ihr Gemüthszuſtand erlaubte: „Was iſt meinen hochzuverehrenden Herren gefällig? Wollt Ihr mir die Ehre anthun, Euch von mir raſiren zu laſſen, Herr Kapitän, ſo habt die Gnade, Euch auf jenen Seſſel niederzulaſſen; ich werde gleich meine Schuldigkeit verrichten.“

„Mit Verlaub, Kapitän, ich kann Euch auf Schifferparole verſichern,“ ſagte der Schiffschirurgus, „daß Frau Ankarfield das zarteſte Meſſer führt, was je in eines Mannes Geſicht gekommen iſt; und als Mann von Fach muß ich das verſtehen. Wenn Ihr Euch ein Delicium machen wollt, ſo laßt Euch von ihr bedienen. Ihr werdet mir zugeſtehen, daß ich Euch den Bart abzunehmen weiß, als wenn er erſt in Mandelmilch geſotten wäre, aber Ehre dem Ehre gebührt. Der Frau Ankarfield ſtehe ich mit Freuden nach und Ihr werdet mir beiſtimmen, daß ihr Meſſer den Vorrang vor dem meinigen und allen Meſſern der Welt verdient.“ Der vorhin in die Brüche gerathene Chirurgus ſuchte durch dieſe Schmeichelreden ſich wieder einen Stein in's Bret bei der auf ihn zürnenden Frau zu bringen, und ſein pfiffiger Anſchlag gelang. Sie warf ihm einen Blick der Verzeihung zu, indem ſie dem Kapitän auf den Stuhl ſchob und die zum Raſiren nöthigen Utenſilien zuſammentrug. Norcroß war mit der ungemeinen Zierlichkeit, womit ſie ihn bediente, ſehr zufrieden, und belobte die Frau für ihre Leiſtung mit ſchmeichelhaften Redensarten. Frau Ankarfield gerieth darüber in einen Anfall von Verzückung und bedankte ſich einmal über das andere für die ihr angethane Ehre. Kaum aber hatte ſie den letzten Streich am Kinne des Kapitäns gethan, als ſie auch ſchon den zunächſt ſtehenden fremden Gaſt höflichſt erſuchte, ihr ebenfalls die Ehre anzuthun. Dieſer machte nun zwar ein mürriſches Geſicht und verſuchte das höfliche Anerbieten mit dem Bemerken abzulehnen, daß er am Morgen ſchon raſirt ſei; aber eh' er ſich's verſah, befühlte ihm Frau Ankarfield mit ihrer weichen Hand das Kinn und verſicherte, daß daſſelbe wieder ſtachelig ſei und ein nochmaliges Scheeren nichts ſchaden könne; es ſei ihr durchaus nicht um den Verdienſt, ſondern allein um die Ehre, und ſie würde ſich die Ehre, die ſie glücklich mache und geſund, ſo vornehme Gäſte erſt mit dem Scheermeſſer, dann mit dem Tranchirmeſſer, erſt mit dem Barbierbecken, dann mit der Bierkanne pflichtſchuldigſt zu bedienen, an dieſem Abende nicht nehmen laſſen. Die Frau redete ſo viel in den Gaſt hinein, daß er ſich endlich auf dem Stuhle ſitzen und die Serviette vor ſich hängen ſah, er mochte nun wollen oder nicht, um ſich ſein hageres, halb ſaures, halb von einer komiſchen Verzweiflung durchzwicktes Geſicht raſiren zu laſſen, damit er die ehrbegierige Frau nur los werde. Obgleich bereits die Dämmerung gekommen war, und der kleine Kellner ſeiner Frau Mutter mit einem brennenden Kienſpan vorleuchtete, ſo bediente die Witwe doch auch dieſen Gaſt zu ſeiner vollkommenen Zufriedenheit, und die Reihe kam an den Dritten.

Samuel Brondlev, von einem natürlichen Inſtinkt aus ſeinem Winkel herbeigezogen, ſobald er die eigenthümlichen Töne vernahm, welche das Wetzen des

Scheermeſſers auf dem ledernen Streichriemen erzeugt, ſtand daneben, und verrichtete aus Geſchäftseifer und Liebe für die Sache die Funktionen des kleinen Kellners, deſſen Thätigkeit durch das Leuchten bereits in Anſpruch genommen war, und Frau Ankarſield hätte ſich in keinem Falle herabgelaſſen, etwas weiter zu thun, als einzuſeifen und das Meſſer zu führen. Der kleine Engländer wuſch alſo erſt ſeinem Landsmann und präſumirten Schwiegerſohne und dann dem Fremden das glatt geſchorne Kinn. Als er beſchäftigt war, dem Letztern das Geſicht mit einer Serviette abzutrocknen, fiel ein voller Strahl des vom Kienſpan ausgehenden Lichtes in das Antlitz des Mannes, und der kleine Barbier und Perrückenmacher glaubte vor Staunen zu Stein werden zu müſſen. Wenigſtens blieb ihm das weit geöffnete Maul aufſtehen, ſeine großen Augen glotzten gerade weg, die Hände fielen ihm ſchlaff am Leibe herab und nur an ſeinen Knieen war eine ſchlotternde Bewegung ſichtbar. Der raſirte Mann trocknete ſich vollends ſelbſt ab, warf dem perplexen Barbier die Serviette mit einem halblaut geſprochenen Fluche zu, und ſtand auf, um dem Kapitän Norcroß etwas zuzuflüſtern. Samuel ſchlich ſich mit dem an den Wänden ſich hindrückenden Gange eines Katers vorſichtig hinter den Ofen und machte ein ſo wunderlich ſchlaues geheimthuendes Geſicht, daß man hätte glauben können, es ſei ihm Wunder was begegnet. Der dritte Mann war auch bedient und mußte ſich ſelbſt abtrocknen.

Norcroß nahm die höfliche Frau bei Seite und ſagte heimlich zu ihr: „Sagt mir doch, Frau Wirthin, wie befindet ſich die verwundete Dame, welche bei Euch wohnt?“

„Sie leidet noch an einem heftigen Fieber.“

„Habt Ihr keinen geſchickten Wundarzt holen laſſen?“

„Meiſter Samuel Brondlov war ihr eigner Wundarzt, und ſeit er in Ungnade gefallen iſt, habe ich ſie nach ſeiner Angabe verbunden, und vor einer Stunde hat ihr Meiſter Habermann, Euer Schiffschirurgus, einen Beſuch gemacht und ihr ſeinen ferneren Beiſtand zugeſagt.“

„Es wäre doch nöthig, daß noch ein Andrer ſie beſichtigte und ihren Zuſtand prüfe, damit, wenn derſelbe gefährlich ſein ſollte, gleich die rechten Medicamente angewendet würden. Ich habe dies vermuthet, und deshalb zwei geſchickte Aerzte mitgebracht, von welchen der Eine ſogar der Leibarzt des Königs iſt.“

„Der Leibarzt des — — großer Gott! welche erſtaunliche Ehre iſt mir da widerfahren, den Leibarzt Seiner Majeſtät des Königs von Schweden zu raſiren! Sagt mir doch, Herr Kapitän, welcher von Beiden iſt es denn?“

„Der, welchen Ihr zuletzt bedient habt.“

„Ei, über die unſchätzbare Ehre! Ihr macht mich ganz glücklich, Herr Kapitän. Aber wer iſt denn der andre Herr?“

„Ein andrer Arzt,“ verſetzte Norcroß kurz.

„Ebenfalls viel Ehre für mich. Ei, ei, ein andrer Arzt!“

„Wollt Ihr uns hinauf führen zur Kranken?“

„Ich werde ja. Es wird mir ſehr zur Ehre gereichen. Ich weiß auch, daß Ihr der Kapitän ſeid, auf welchen das geſchoſſene Fräulein ſo ſehnlichſt wartete. Glaubt nur, ſie hat Euch recht lieb und oft von Euch geſprochen. Nun ſo kommt!“

Frau Ankarfield leuchtete voraus und die drei raſirten Gäſte folgten. Die Verwundete ſchlummerte eben, die Männer entſchloſſen ſich, ihr Erwachen abzuwarten; da ſich aber Frau Ankarfield ſelbſt nicht wohl befand, ſo ging ſie wieder in ihre Wirthsſtube, um ſich in ihren Lehnſtuhl zu verfügen. Kaum war ſie dort eingetreten, als ſie der kleine Samuel auf den Zehen ſchleichend mit jenem geheimnißwichtigen Geſicht antrat, ſie am Rocke zupfte, mit dem Finger bedeutungsvoll winkte und ſie dann mit den Worten: „Ich habe Euch etwas ſehr Wichtiges zu ſagen, ehrenwerthe Frau Ankarfield,“ in die Ofenecke zog. Sie hielt ihr mit geſpannter Aufmerkſamkeit horchendes Ohr ſeinem Munde nahe, und er fragte: „Wißt Ihr denn auch, wen zu raſiren eben Euere Hand gewürdigt worden iſt?“

„Ei ja wohl!“ verſetzte ſie ſchmunzelnd, „ich weiß auch die hohe Ehre zu ſchätzen. Der Eine war der Leibarzt Seiner Majeſtät unſers großmächtigſten Königs!“

„Sein Leibarzt?“ fragte der Barbier ſchlau lachend. Und wer war der Andre?“

„Ein andrer Arzt.“

„Wer hat Euch das geſagt?“

„Der Kapitän Norcroß.“

„Er hat Euch belogen, und ich will's Euch beſſer ſagen. Aber das iſt fürwahr ein ſchlechtes Schaf, das ſeinen Hirten nicht kennt. Ei! ei, Frau Ebba! Ihr ſeid in Stockholm geboren und erzogen und kennt den großmächtigen König Karl den Zwölften von Schweden nicht? Er war es und kein andrer Menſch, den Euer Meſſer des Bartes entledigte, als Ihr mit dem Kapitän Norcroß fertig wart.“

„Seid Ihr toll geworden?“ kreiſchte die Barbierswitwe, ſelbſt wie des Verſtandes baar, faßte den kleinen Mann mit beiden Fäuſten an einem Arm, drückte ihre dürren Finger tief in ſein Fleiſch und ſchüttelte ihn in einem Anfall von begeiſterter Wuth, daß er Zeter ſchrie. Dabei quollen ihre Augen gewaltig heraus und rollten wie feurige Räder im Kopfe, ihre ſonſt ſtets gebückte Geſtalt richtete ſich kerzengerade auf und wurde um mehre Zoll größer. „Des Königs Majeſtät hab' ich raſirt?“ ſchrie ſie noch einmal auf. „Ja, jetzt erinnere ich mich; Ihr habt recht, Samuel Brondlov! Er war's! O Haus, mein Haus! Du biſt zu klein für dieſe Ehre! O Ehre über Ehre! Nein, das iſt der Ehre Uebermaß. O Gott! wie ſoll ich das ertragen? Die größte Schande und die größte Ehre in einem Tage zu erleben! Aber dieſe Ehre gleicht Alles wieder aus. Ihr Leute, freut Euch mit mir! Ebba Ankarſield hat den mächtigen Schwedenkönig raſirt! Ich ſterbe vor Wonne und Luſt! Das Scheermeſſer, womit ich ihm den königlichen Bart abgenommen, darf keines andern Mannes Geſicht wieder berühren; es muß in Gold gefaßt werden; es iſt das unſchätzbare Kleinod meines Hauſes, das koſtbare Pfand meiner unveräußerlichen Ehre. Laßt mich hinauf; ich will dem großen Monarchen den Staub von den Füßen küſſen, daß er eine Frau wie ich ſolcher Ehre gewürdigt hat! Nun mag mir geſchehen auf Erden was will; dieſe Ehre kann mir nicht wieder genommen werden, und immer und ewig wird es heißen: Ebba Ankarſield hat der Majeſtät den Bart abraſirt. Heiſa! Ruft mir meine Kinder zuſammen, daß ſie erfahren, welche Ehre ihrer Mutter wiederfahren iſt. Mir wird ganz ſchwindlich; es dreht ſich Alles um mich im Kreiſe. Haltet mich! ich falle!“

Aber ſchon lag ſie ohnmächtig in den Armen der ſie umſtehenden Gäſte. Heftige Fieberglut überbrühete ihr Geſicht, die Pulſe flogen; man mußte ſie zu Bette bringen. Nach einiger Zeit fing ſie an zu phantaſiren und ſprach verkehrte Dinge von der ihr widerfahrnen ungeheuern Ehre. Meiſter Habermann und Meiſter Brondlov verordneten ihr augenblicklich Mittel und übernahmen ihre Pflege ſelbſt; auch ſchickte man nach ihren Kindern, weil Habermann die Anzeichen der heranſtürmenden Krankheit für bedenklich hielt.

Frau Eliſabeth und ihr Töchterlein wunderten ſich nicht wenig, den Kapitän Norcroß in die Wohnung ihrer Beſchützerin treten zu ſehen. Erſt überkam ſie ein Schrecken, indem ſie die beiden Begleiter des Kapitäns für Militärperſonen hielten, beordert, ſie wegen entdeckter Lüge in's Gefängniß zu führen; aber ſie beruhigten ſich bald, als ſie die friedlichen Geſinnungen der Angekommenen inne wurden, und als Norcroß ſich angelegentlich nach der ſchlafenden Herrin erkundigte, kam Frau Eliſabeth gar auf den Gedanken, er habe ſich eines Beſſern beſonnen und ſei gekommen, um bei Miß Palmerſton Alles wieder gut zu machen.

Der König — denn er war es wirklich — hielt ſich im dunklen Hintergrund des Zimmers auf, und der Leibarzt unterſuchte die auf dem Tiſche ſtehende, von Meiſter Habermann verordnete Medizin.

Endlich meldete Fanny das Erwachen der Miß, und der Leibarzt trat zuerſt in das Nebenzimmer, um ſich über den Zuſtand der Kranken zu unterrichten. Hierauf winkte er Norcroß und dieſer trat an das Lager.

„Ich bin gekommen, Mylady,“ redete er ſie an, „Ihnen den Scheidegruß Ihres Bruders zu bringen.“

„Fräulein von Gabel hat mich bereits von ſeiner Abreiſe unterrichtet,“ verſetzte ſie.

„So wird das Fräulein Sie auch von ſeiner Unſchuld unterrichtet und Ihnen mitgetheilt haben, wie die ſchauderhafte Geſchichte zuſammenhängt."

„Sie hat es."

„In dem heute gerichtlich bei Ihnen aufgenommenen Protokoll ſcheinen Sie Ihren Bruder ſtark im Verdachte der abſichtlichen Mitwirkung der Mordthat zu haben. Sobald Sie Ihre Meinung geändert haben, iſt es auch nothwendig, daß Sie auch Ihre Ausſage ändern."

„Ich habe meine Meinung nicht geändert. Was wollen Sie von mir? Ihr Anblick iſt mir unerträglich."

„Die Sorge für Ihr Leben, aber auch für die Ehre Ihres Bruders hat mich zu Ihnen geführt. Ich bin ſein Freund und auch Ihr Feind nicht."

„Wie, Sie haſſen mich nicht? Sie ſind nicht gekommen, mich zu quälen?"

„Keineswegs. Was zwiſchen uns vorgefallen, iſt auf ewig vergeſſen."

Auf dem Geſichte der Lady ſpiegelte ſich der Kampf ihrer Seele ab.

„Des Königs Majeſtät," fuhr Norcroß fort, „hatte heute befohlen, daß Sie mit Ihrer Dienerſchaft binnen vierundzwanzig Stunden Stockholm und das Reich meiden ſollten; ich bringe Ihnen den Widerruf dieſes Befehls, und der König hat die hohe Gnade, Ihnen durch mich ſeinen Leibarzt zuzuſchicken. Wollen Sie die Hülfe deſſelben annehmen?"

„Alles!" verſetzte ſie mit zitternder Stimme.

„Zur Ehrenrettung Ihres Bruders gehört, daß Sie den im Protokoll ausgeſprochenen Verdacht zurücknehmen. Wollen Sie das?"

„Alles, was Sie wünſchen."

„Das Protokoll über Ihren Bruder muß überhaupt durch Sie vervollſtändigt werden. Der andre Herr, der mit mir gekommen, iſt der Sekretär eines Reichsraths. Beantworten Sie ihm gefälligſt, was er Sie fragen wird.“

„Alles, was ich weiß“

„Wie iſt der vollſtändige Name Ihres Bruders?“ fragte der König.

„John Anthony James Palmerſton.“

„Wo wurde er geboren und wann?“

„Auf unſerm Stammſitze am nördlichen Ufer des Binandermeers. Das Jahr ſeiner Geburt iſt daſſelbe des Prätendenten. Ich bin mehre Jahre jünger.“

„Sind Ihnen keine beſondere Umſtände ſeiner Geburt bekannt?“

„Daß ich nicht wüßte. Ich bin zu jung, um über dergleichen unterrichtet zu ſein. Doch entſinne ich mich, daß meine ältere Schweſter einſt ſagte: wenn noch ein jüngerer Bruder da wäre, ſo würde es dem ältern ſchwer werden, ſeine Rechtmäßigkeit zu beweiſen.“

„Dies ſcheint auf einen Verdacht zu deuten, als ſei er nicht der Sohn Ihres Vaters.“

„Faſt. Doch erzählte mir einſt ſeine alte Wärterin, er ſei viel zu frühzeitig zur Welt gekommen und deshalb ſo ſchwächlich geweſen, daß man ihn ſtets habe in warme Milch ſtecken müſſen, und es ſei ein wahres Wunder, daß er mit dem Leben davongekommen.“

Der König nickte beifällig vor ſich hin, und that dann noch einige Fragen, die mit Genauigkeit und Aufrichtigkeit beantwortet wurden, während der Leibmedicus die nöthigen Medicamente verſchrieb und ſich zur Anlegung eines neuen Verbandes anſchickte. Hierauf entfernten ſich alle Drei wieder.

„Es iſt nothwendig, Kapitän," ſagte der König unterwegs zu Norcroß, „daß Ihr über Euern Plan ausführlich mit dem Baron Görz redet und ihm den jungen Lord Palmerſton vorſtellt. Da nun nicht zu erwarten ſteht, daß der Baron bald aus Holland zurückkehrt — denn die hochmögenden Herren machen ihm viel zu ſchaffen — ſo müßt Ihr zu ihm reiſen; auch iſt es mir lieber, wenn die Sache außer Land betrieben wird, und Holland ſchickt ſich beſſer zur Ausführung ſolcher Pläne, als Schweden. Deshalb macht Euch bald zur Abreiſe fertig. Für das Fräulein von Gabel ſorgt der Graf Mörner."

„Ich bin zu jeder Zeit zu Ew. Majeſtät Befehl bereit," verſetzte der Kapitän.

„So geht zu Euerer Braut; da die Freude ohnedies nicht lange dauert, ſo muß man Euch die paar Stunden gönnen. Was mich betrifft, ſo glaub' ich noch keinen Tag erlebt zu haben, wo ich ſo viel mit Weibern zu ſchaffen gehabt hätte, wie heute, und ich bin ſo ſatt Weiber, daß ich — gute Nacht!" Der König ging, und Norcroß kehrte zur Barbierſtube der Frau Ankarfield zurück, um den kleinen Juel aufzuſuchen, der ihm einige Geſchenke zum Fräulein Broke tragen ſollte; denn mit leeren Händen wollte er bei ihr nicht eintreten, nachdem er wieder zu Gnaden angenommen worden war.

In dem Wirthshauſe war aber Alles in großer Verwirrung, denn Frau Ankarfield rang mit dem Tode. Ihre Kinder, ſo viel deren aufzutreiben geweſen, ſtanden um das Bett herum und betrübten ſich weniger um den Tod ihrer Mutter, als ſie ſich über die derſelben widerfahrne Ehre freuten. Die Sterbende ſelbſt ging gern hinüber, und ihre ſchwachen Worte waren: „Herr, nun läſſeſt Du Deine Dienerin in Friede fahren, denn meine Hände haben Deinen geſalbten König raſirt,“ und als ſie nach einigen Stunden verſchied, waren im letzten Hauche ihres Mundes noch die Worte enthalten: „l'honneur pour moi!“

Meiſter Habermann ſtand tiefſinnig an ihrem Bette und ſagte endlich: „Wer hätte das gedacht, als wir geſtern auf Stockholm zuſteuerten, daß wir meiner alten Freundin den Tod brächten! Aber, mit Verlaub zu ſagen, ſie iſt an einer Krankheit geſtorben, die mir noch nicht vorgekommen iſt.“

„Und welches wäre die?“ fragten mehre Stimmen.

„Honor morbus,“*) verſetzte der Schiffschirurgus. „Sagt ſelbſt, iſt ſie nicht an der Ehre des königlichen Bartes geſtorben?“

„Wohl ihr!“ ſagte der Schneider, ihr älteſter Sohn, mit Pathos, und breitete ſeine dürren langen Finger ſegnend über ihre Leiche aus. „Wohl Allen, die an ſolcher Krankheit ſterben! Ihr Freunde und Nachbarn, was ſteht ihr mit thränenumflorten Blicken herſtarrend auf dies Häuflein Staub? Ihr beſſ'res Selbſt ſchwebt ſchon in den höhern Regionen, und auf Erden läßt ſie ihre Ehre Euerm Gedächtniß zurück.“

„Ei wie ergötzlich doch der Schneider ſpricht!“ weinte die Trödelfrau. „Es iſt wie gedruckt. Der Schneider hat doch ſeine beſondre Ambition.“

„Laßt uns über ihrer Leiche ſchwören, auf Ehre zu halten, wie ſie gethan,“ rief der Schneider, durch den Beifall ſeiner Schweſter in eine Rabies verſetzt, und ſtreckte ſeine Hände aus. Sie ſchwuren.

„Der Galgenſtrick!“ flüſterte hinten ein Matroſe dem andern zu. „Sein Söhnlein dort trägt eine Jacke von meiner Hoſe, die er mir zu eng gemacht.“

---

*) Die Ehrenkrankheit.

„Das iſt weiter kein Schade,“ meinte der Andre; „aber Schade iſt's um die Alte; denn an wen ſollen wir uns wenden, um einmal eine Nacht bei einer gefälligen Dirne zuzubringen? Solche Geſchäfte verſtand doch Niemand beſſer, als Frau Ankarfield. Da blieb Alles geheim, denn ſie ſalvirte ihre Ehre.“

„Requiescat in pace!*) mit Verlaub zu ſagen,“ ſprach Meiſter Habermann und verließ das Trauerhaus. Ihm folgten die andern Gäſte. Norcroß ging mit Juel zu ſeiner Braut.

## 5.

## Charakterunbeſtändigkeit.

Aus dem Städtchen Bergen auf der Inſel Rügen ſchritt eines ſchönen Herbſtabends ein Mann nordwärts jenem Berge zu, der unter dem Namen des Rugard bekannt iſt, und einſt die Königsburg der Beherrſcher des Eilandes auf ſeinem Gipfel trug. Der einſame Wanderer in der Abendbeleuchtung war jener räthſelhafte Fremdling, welcher zuerſt als Joſeph Flaxmann auftrat, dann ſich als vertriebener Jacobit und ehemaliger Major in Dienſten der Krone England und endlich als Lord Palmerſton enthüllte. Er war ſorgfältiger gekleidet, als früher; die grobe Jacke war mit einem kurzen anſtändigen Rock vertauſcht; doch hatte ſein kleiner Hut und ſein gelocktes braunes Haar immer noch etwas Freies und Ungezwungenes, wie es Leuten ſeines Standes zu jener Zeit ſelten eigen zu ſein pflegte.

---

*) Sie möge in Frieden ruhen.

In ein Selbſtgeſpräch verwickelt, hatte er endlich den waldbewachſenen Berg erſtiegen und ſtand auf deſſen majeſtätiſchem Gipfel, der die Inſel und den Meerbuſen ringsum, vorzüglich aber die zunächſt gelegenen, den kleinen und großen Jasmunder Bodden und darüber hinaus die Halbinſel Jasmund mit der ſchauerlichen Stubbenitz und der romantiſchen Stubbekammer beherrſcht. Als er hinauftrat, ließ er ſein durſtiges Auge langſam umherſchwelgen und ſog es voll Bilder, die ſich ihm ſchmeichelnd entgegendrängten. Das Land war ſanft überhaucht von den Tinten des Abends, aber das Meer glühte in purpurner Verſchämtheit, berührt vom Kuſſe der Sonne, die ſich eben in die Fluthen hinabließ. Die Wellen wogten die widergeſtrahlte Glut heran und Töne rauſchten ſeltſam über die Meerfläche und die getreideleeren Felder und die blumenleeren Hügel des Ufers, als ob die entzückten Gewäſſer die trauernde Erde durch ihren herrlichſten Hymnus erfreuen und aufheitern wollten. Die Majeſtät Gottes trat in Glanz hervor und ging im glühendſten Farbenſpiel über die Wogen, die das Eiland umſpülten.

Der junge Mann hatte lange ſtarr in die Herrlichkeit des Himmels hinausgeblickt, und als nun die Bilder näher und näher kamen und ſich endlich mit ſeinem Herzen verſchmolzen, da beſchwichtigte ſich dort ein verzweifelter Kampf, und mit einem andächtigen Blick in den blauen, purpurumränderten Weſten der geſchiedenen Sonne nach fliegend, löſte ſich ein langer tiefinniger Seufzer von ſeiner Bruſt ab. Nun warf er ſich am Abhange nieder und ſagte vor ſich hin lächelnd: „Ich habe Dich verſtanden, hohe, heilige Natur, Dich untergegangene Sonne, Dich redendes Meer, Dich verglimmendes Abendroth, Dich Kühle der Nachtluft, die heilend, ſchmerzlindernd meine wunde Bruſt erfriſcht, umſäuſelt. Dich hab' ich verſtanden und gefühlt, großer, heiliger Gott, der Du zu mir geredet in Deinen herrlichen Werken; denn Sonne und Meer und Erde ſind ja Deine Sprachorgane. Du haſt den Kelch der Verſuchung von mir genommen. Ich entſage jeglicher irdiſchen Größe. Wie verſchwindet doch der Glanz aller Kronen vor dem Kranze, den das Abendroth um mein zufriedenes Haupt flechten wird! O Natur, wer Dich verſtanden, wie ich in dieſer geweihten Stunde, den gelüſtet's nicht mehr nach Macht und Anſehn unter den Menſchen! Was ſind Herrſchaft und Gewalt über Andre doch für thörichte Begriffe, erzeugt in einem Gehirn, das den Strahlen Deiner Herrlichkeit verſchloſſen iſt, Du ewig blühende Natur, die Du allein wahre Herrſcherin biſt! Und wenn ich's nun mit Mühſal und tauſendfachen Beſchwerden errungen hätte, wenn ich es mit Strömen von Blut erkämpft hätte, das thörichte Ziel meiner Jugendwünſche: könnten nicht die Wellen, die jetzt friedlich unter mir in ihrem Bette gehen, die Spanne Land verſchlingen und mein raſtloſes Herz mit? — Natur, Du haſt mich bekehrt; ich ſtehe ab, und was hier liegt, erblicke keines Menſchen Auge mehr." Bei dieſen Worten legte er ſeine linke Hand auf die Stelle an ſeiner Bruſt, wo das Etui verborgen war. „Wenn der Fluch der Krone," fuhr er ernſt fort, „den Königen der Erde nicht das Herz raubte — denn Herz und Krone ſchließen einander aus — wahrlich ſie bedürften dann nicht der Rathſchläge ihrer von Leidenſchaftlichkeit beherrſchten Diener, um weiſe und gerecht zu regieren; ſie brauchten nur auf die Berggipfel ihrer Reiche zu ſteigen oder auf das Meer hinaus zu ſegeln, um zu erfahren, was wahr und gut und recht ſei. Wem die Predigt der Gewäſſer, der Hymnus des Sturms, das Lied der Berge und Thäler, wenn die Stimme der Natur nicht Wahrheit in die Seele donnert, der iſt nicht gewürdigt worden, ſie zu hören, der geht unter, ohne je gefühlt zu haben, daß er ein Menſch ſei. Statt aber Aug' und Ohr dem getreuen Bilde der wahrhaftigen Stimme Gottes zu öffnen, ſehen ſie nur die Gebilde der Lüge, die niedrer Eigennutz, Erbärmlichkeit, Befangenheit, Bosheit ihnen als Wahrheitsbilder vorſpiegeln, hören nur das Geziſche der Falſchheit, leihen ihr Ohr allein den nichtswürdigen Zuſläſterungen, vergraben und verſchanzen ſich in den ſchmuzigen Leidenſchaften, als da ſind Rachgier, Gewinnſucht, Mordgier, und beſudeln ſich ſelbſt und Dein Ebenbild mit Blut Deiner Geſchöpfe, allwaltender Geiſt. Deine Aecker werden von ihren Roſſen zerſtampft, Deine Städte verbrannt, Deine Erde mit Blut gefärbt. Und weshalb? Damit der Eine den Andern verdränge vom Stuhle der Gewalt — und doch iſt der Eine nicht beſſer als der Andere. Wem Gott ein edles Herz in den Buſen gab, der greift nicht nach einer Krone. Er pflügt lieber im Schweiß ſeines Angeſichts ſein Feld und iſt glücklich, wenn ihm Abends ſein zufriedenes Weib entgegentritt mit ſeinen Kindern und reicht ihm die Kleinen und beut ihm den friſchen Mund zum Kuſſe. Gott, wie ekelt mir plötzlich vor aller irdiſchen Größe! Wahrlich, Friederike hatte Recht: Könige können wohl die

Völker verderben, aber nicht beglücken. Ich bin belehrt, ich ſtimme bei. Einſt wohl träumte ich einen ſchönen Traum von Völkerbeglückung. Welch' ein Thor ich war! Iſt denn Schweden glücklich? Wie ſchwer ſeufzt es unter der Laſt von Karls eiſernem Scepter und während er wähnt, ſeinen Feinden mit der Schärfe ſeines Schwertes Wunden zu ſchlagen, trifft er ſein eignes Volk in's Herz und ſchlägt es wieder, bis es verbluten wird. Und doch gilt dieſer Karl für einen großen König; ſein Name geht gefeiert durch die Welt, und Moscowiter und Muſelmann erzählen ſich von ihm. Ach, und erſt dies Dänemark mit ſeinem ſchwachen Herrn, deſſen Ohr jeder Intrigue, jeder gemeinen Zuflüſterung offen ſteht, deſſen mißtrauiſche Seele vor dem kleinſten Unfall zittert! Er iſt kleiner, viel kleiner als Karl, und doch iſt Dänemark glücklicher als Schweden. Und England, du mein theures England, biſt du denn glücklich geworden durch deinen neuen König? Kann ein Kronenräuber dich beglücken? Ach, du ſchlummerſt den Schlaf der Todesermattung. Wilde Fieber haben in deinen Eingeweiden gewüthet. Ein wunderbares Schickſal hat mich aus der Bahn geſchleudert, die mir vorgezeichnet war; ich will nicht mehr verſuchen, mich wieder hinein zu drängen. Hier auf dieſer glücklichen Inſel will ich glücklich leben und glücklich ſterben; eine Strecke fruchtbares Land reicht hin, die Bedürfniſſe meines Hauſes zu ſtillen. Man braucht zum wahren Glücke nur wenig. So viel wird mir übrig ſein, mich hier ankaufen zu können. Und ein Haus will ich mir bauen an die Meerbucht, daß ich ſtets die majeſtätiſche Waſſerfläche vor Augen habe und ſelbſt groß werde an der Größe des Meers. — Aber wird denn auch Chriſtine ſolch' niedres Loos mit mir theilen wollen? Wird ihr genügen, was mein Fleiß erworben? O gewiß! ſie wird. Hab' ich doch einen Blick in ihre Seele gethan, und wenn es auch in der Träumerei eines Zauberbannes geſchah, der mich damals umſtrickt hielt, ſo iſt mir doch Alles jetzt zum klaren Bewußtſein geworden, und ich weiß, mit welcher Liebe das ſanfte, edle Kind an mir hängt. Und könnte ich denn von jener Stelle, wohin Recht und Herkommen mich beſtimmt, ihr die Hand herüber reichen? Nimmermehr! Dazwiſchen liegt eine unausfüllbare Kluft. Nur dann kann ſie mein Weib, mein Eigenthum werden, wenn die Welt, wenn kein Menſch erfährt, was dies Büchlein enthält. Mein Loos iſt entſchieden! Chriſtine — o Entzücken! — mein Weib, dieſe kleine Scholle Land da unten mein Eigenthum, und nie ſoll die Welt erfahren, wer unten dem Hügel ſchläft, der dort fern am Waldhang ſich erheben wird. Ein Glücklicher ruht hier, ſoll darauf ſtehen, und die Vorübergehenden werden mich mehr beneiden, mein Andenken mehr ſegnen, als wenn ich im Marmorſarge in den Gewölben der Weſtminſterabtei zu Aſche fiele und ein prunkvolles Monument — — —"

Hier wurde der junge Mann durch ein Geräuſch unterbrochen. Ein andrer Mann trat aus dem Gebüſche auf den Sprecher zu und ſagte: „Schon einige Zeit ſuch' ich Euch vergeblich, Mylord, und habe nun zufällig einige Euerer Gedanken belauſcht, und kann Euch in der That meine Verwunderung deshalb nicht bergen. Vaintre-bot! Ich hätte geglaubt, Euch beim Entwurf eines Occupationplans zu finden. Was aber redet Ihr hier?"

„Was Du ſchwerlich zu faſſen vermagſt, Courtin," verſetzte der Lord gelaſſen. „Du biſt ein guter heiterer Menſch, eine treue Seele, voll Witz und guter

Laune, aber für die Gefühle meines Herzens haſt Du keinen Sinn.“

„Ah que Dieu vous bénisse! Ihr ſeid verliebt, Mylord, und das macht Euch ſo windelweich. Und überdies habt Ihr den unbeſtändigſten Charakter auf der Welt; heute wollt Ihr die Welt erſtürmen, morgen wollt Ihr mit ein Paar Oechslein Euer Feld ſelbſt bebauen, heute ſeid Ihr trotzig, morgen wehmüthig, heute gütig, morgen ſtrenge, aber bei alledem hitzig, raſch im Entſchluß und mit der That nicht zögernd. Das kurirt Euch auch den Magen wieder, den Ihr Euch mit ſolch unverdaulicher Speiſe verdorben. Ma foi! ich glaube faſt, Euere Mahlzeiten ſind wirklich an Euerer Veränderlichkeit Schuld. Ihr habt heute ſehr frugal geſpeiſt und deshalb ſind Euere Wünſche ſo erbarmungswürdig beſcheiden.“

„So toll und abgeſchmackt auch Deine Reden ſind,“ verſetzte der Andre, „ſo iſt doch viel Wahres darin. Es iſt wahr, oft bin ich mir ſelbſt unerklärlich. Doch ich bitte Dich, raube mir die Gefühle nicht, die mir die Natur und der Ort, auf dem wir ſtehen, eingeflößt haben. Sieh', hier hauſte einſt ein Königsgeſchlecht. Es iſt untergegangen; ſeine prächtige Burg iſt zerfallen, und die Sage allein erzählt mit dem Kindermunde des Volks fabelhafte Geſchichten von beiden. Sollte mich dieſer Königsberg, der Beherrſcher der Inſel, nicht an die Hinfälligkeit und Vergänglichkeit aller irdiſchen Größen erinnern? Auch das königliche Geſchlecht der Stuarts, das aus den Nebeltagen der Vorzeit und aus den Nebelbergen Hochſchottlands herabgeſtiegen iſt nach Altengland, ſich dort auf den Thron zu ſetzen, wird bald von der Erde verſchwunden ſein. Ein andres hat es ſchon verdrängt. Courtin, ich glaube, es iſt auf ewig aus mit den Stuarts.“

„Mille moustaches! Es ſoll aber nicht aus ſein! Wie kommt Ihr mir vor? Ich erzürne mich über Euch! Wenn ein Lümmel kommt und wirft mich aus dem Hauſe, ſo lieg' ich freilich draußen. Bleib' ich aber ſein ruhig im Kothe liegen und jammre, ſo iſt das meine Schuld. Geh' ſtatt des Jammerns und Wehklagens hin zu deinen Freunden, wirb ſie zu deinem Beiſtand an, und wirf den Unverſchämten, der dich vertrieben, wieder aus deinem Hauſe. Sacre-coquin! Häng' ihn an den Beinen auf. Das iſt Lebensphiloſophie."

„Die Deinige, und ich geſteh' es, in mancher Zeit auch die meinige. Doch der Menſch hat auch ſeine Weiheſtunden, wo er der Gottheit, dem reinen Geiſte näher iſt, als ſonſt. Doch laß das! Wir wollen darüber nicht viel ſprechen, weil wir uns doch nicht verſtehen würden. Alſo von etwas Anderm! Mit dem erſten Schiff, ſei es auch nur ein Boot, welches von Rügen nach Seeland abgeht, reiſen wir nach Kopenhagen, Courtin."

„Nach Kopenhagen? Wohl um den däniſchen König nicht um das empfangene Handgeld zu prellen? Oder wenn das nicht, uns einſtecken und preſſen zu laſſen?"

„Befürchte nichts! Nein, Courtin, ich will mir eine Frau holen und dann auf dieſer Inſel ſtill und zufrieden leben."

„Ah ciel! Seid Ihr bei wachenden Sinnen? Mit einer Frau hier ſtill leben? Habt Ihr vergeſſen, daß dieſe Inſel erſt vor neun Monaten der Schauplatz blutiger Kämpfe zwiſchen den Dänen und Schweden war? Und glaubt Ihr, man werde lange Ruhe halten? Ihr kommt freilich nicht unter das Volk; aber ich höre täglich und ſtündlich ſeine Stimme, ſo lange wir hier wohnen. Auf der ganzen Inſel will man nichts von dem heuer ihr aufgebürdeten däniſchen Joche wiſſen. Die Rügener ſind im Herzen Alle gut ſchwediſch geſinnt; und in Stralſund iſt's ebenſo. Wenn ſich nur der König Karl von Schweden erſt einigermaßen von den Schlägen erholt hat, die er zeither bekommen, ſo iſt Stralſund und Rügen wieder der Tummelplatz des Kriegs, und ich bin feſt überzeugt, hätte der kühne Peter Tortenſchild nicht den gewagteſten Streich, den je ein Seemann ausgeführt, im Hafen von Dynekillen auf das Haupt des nordiſchen Löwen glücklich gerichtet; wäre ferner der ruſſiſche Peter in dieſem Sommer nicht mit einer Flotte nach Kopenhagen gekommen, um von da das Schwedenreich zu überfallen, ich glaube, der Grund und Boden, auf dem wir jetzt ſtehen, wäre eben ſo gut wieder ſchwediſch, wie voriges Jahr um dieſe Zeit. Und Ihr wollt in Rügen ruhig leben? Bildet Euch das nicht ein. Auch würdet Ihr die Ruhe keine vier Wochen ertragen. Ich habe Euch in kurzer Zeit beſſer kennen gelernt, als ihr Euch ſelbſt kennt; ich weiß, welch' einen unruhigen Geiſt Ihr habt. Das Leben würde Euch gar bald ſchal und abgeſchmackt vorkommen. Ihr würdet Weib und Kind überdrüſſig werden. Seht mir den Peter Tortenſchild an! Das iſt ein Mann! Feuer und Flamme und ohne Raſt. Immer drauf und dran! Das heiße ich ſein Leben gewonnen! Seit ich von dieſem Feuerkopf gehört, trieb es mich, unter ihm zu dienen. Betrachtet den andern Peter, den ruſſiſchen Czaar. Doch da Ihr dieſen Sommer über in Kopenhagen gelebt habt, ſo müßt Ihr ihn ja perſönlich kennen, und könnt mir von ihm erzählen."

„Ich kenn' ihn, den großen Peter," rief der Lord aufſpringend mit plötzlicher Heftigkeit und einem von

Begeiſtrung ſtrahlenden Auge. „Ich kenne ſie Beide, den kühnen Czaar Peter und den kühnen Peter Tordenſchild. Mein Herz hob ſich bei ihrem Anblick und es ſchlägt bei dem Gedanken an ſie heftiger. Ich fühlte die Kraft in mir auflodern, dem großen Czaar ähnlich zu werden, der ein ungeheures Reich aus dem Chaos der Barbarei hervorgerufen hat durch die gewaltige Kraft ſeines Willens, ein Volk zu beherrſchen, wie er, durch die Macht des guten Princips, dem jede Strenge erlaubt iſt; ich fühlte — und hier unter Gottes freiem Himmel kann ich es vor Dir ohne Erröthen bekennen — ich fühlte, daß ich ihm gleich ſein könne. Ach, ihn ſtets zu ſehen und nicht handeln können wie er, war auch eine der Urſachen meiner Flucht aus Kopenhagen!“

„Aber warum vertrautet Ihr Euch denn dem Czaar nicht an? Sein großes Herz hätte ſich Euch gewiß zugeneigt.“

„Seine Freundſchaft mit den Königen von Großbritannien und Dänemark verhinderte mich daran. Was hatte ich auch von ihm zu erwarten, der in Kopenhagen zum Beſuch am Hofe war, der die im Sunde liegende engliſche Flotte befehligte und der Feind Schwedens war, welches allein der unglücklichen Sache des Prätendenten ein geneigtes Ohr ſchenkte?“

„Man hat übrigens hie und da, und vorzüglich in den franzöſiſchen Häfen, neuerdings davon geſprochen, daß es mit der Freundſchaft des Czaars und des däniſchen Königs allem Anſchein nach nicht weit her ſei.“

„Wie können auch zwei ſo verſchiedene Geiſter Freunde ſein! Ein politiſches Intereſſe führte ſie zuſammen, ein politiſches trennt ſie wieder. Peter kam vor vier Monaten nach Kopenhagen. Seine Flotte und ein beträchtliches Landheer wurden früher und ſpäter eingeſchifft, und man glaubte allgemein, dieſe Verbindung ſei auf die gänzliche Vernichtung des Schwedenkönigs abgeſehn. Aber ſchon vor acht Wochen — ſo lange bin ich nun von Kopenhagen fort — war man über des Czaars wahre Abſichten im Klaren und der ganze däniſche Hof war über den verwegenen Plan ſo ſehr erſchrocken, als über die Originalität deſſelben erſtaunt."

„Und welches war eigentlich wohl ſein Plan?"

„Jedenfalls wollte er ſich der Stadt Kopenhagen bemächtigen und dann die ganze Inſel Seeland einnehmen. Dann hätte er wahrſcheinlich mit dem Schwedenkönige Frieden gemacht. Und zwei Männer, wie ſie, könnten vereint handelnd die Welt unterjochen."

Die Abſicht des ſchlauen Franzoſen war erreicht; er hatte den Lord geſchickt auf einen Gegenſtand geführt, der die leicht zu entflammende Seele des jungen Mannes ſchnell einnahm. Courtin kannte den Charakterwechſel ſeines Gebieters. Palmerſton's Mund ſtrömte von begeiſterten Lobpreiſungen des Czaaren über, und ſein Auge ſprühte Flammen dazu. Er erzählte viel von des Czaaren geheimen Plan, von der Art und Weiſe, wie er entdeckt worden, beſchrieb ſeine Perſönlichkeit, gab mehre in Kopenhagen erlebte charakteriſtiſche Anekdoten von ihm und hatte darüber bald alle die ſanften Gedanken, die ihn eine Stunde zuvor beglückten, vergeſſen.

„Der Eifer unſeres Geſprächs," ſagte Courtin endlich, „hat mir bis jetzt nicht erlaubt, Euch zu ſagen, weshalb ich eigentlich gekommen bin, Euch aufzuſuchen. Es iſt nämlich ein Bote an Euch angekommen, der Eile vorgiebt und Euch Wichtiges zu überbringen hat.“

„Woher iſt er? Was mag ſeine Botſchaft ſein? Vielleicht droht uns Gefahr?“

„Beſorgt nichts, Mylord, es iſt der nette Schiffsjunge von der ſchwediſchen Fregatte, als deren Gefangene wir nach Stockholm ſegelten. Wie hieß er doch?“

„Juel Swale?“

„So iſt's. Derſelbe wartet auf Euch. Die Botſchaft iſt von ſeinem Herrn, dem Kapitän Norcroß.“

„So laß uns nach Hauſe eilen!“

Courtin ſah mit Freuden des Lords Bereitwilligkeit. Es war ſchon Nacht geworden. Mit haſtigen Schritten eilten ſie den Lichtern des Städtchens zu, und langten nach kurzer Zeit in der beſcheidenen Wohnung an, welche der Lord mit ſeinem Freunde und Diener eingenommen hatte.

Juel trat ihnen entgegen, grüßte ſeemänniſch und ſprach: „Mein Herr hat mir befohlen, Euch das zu ſagen: Der König von Schweden will Euch ſehr wohl; er wird mit dem Czaar von Rußland Frieden ſchließen und Eurer dabei gedenken. Seid verſichert, daß auch Peter Euer Freund wird. Der Freiherr Görz hat in Holland und dieſen Sommer ſchon in Schweden viel für den Prätendenten gethan. Niemals waren die Umſtände günſtiger für uns. Eilt deshalb unverzüglich an Bord unſerer Fregatte, die ohnfern der Spitze von Arkona liegt. Wir gehen auf des Königs Befehl nach Holland zum Grafen Görz. Eilt! Die Stunde Euerer Rache am Kronprinzen von Dänemark naht!“ — Zugleich überreichte Juel dem Lord ein eigenhändiges Schreiben des Königs, worin nur die Worte ſtanden: „Geht, mein Freund, mit dem

Kapitän Norcroß nach dem Haag und vertraut Euch dem Baron Görz an. Ihr werdet dort Dinge von Wichtigkeit für Euch erfahren. Euer wohl affectionirter Karl.“ Der Lord ſchwankte keinen Augenblick. Die alten Pläne ſtanden wieder wie rieſige Gebirge in ſeiner Seele und der Adlerflug ſeines Geiſtes verſchmähte die ruhmloſe Niedrigkeit, welche ihn vorhin ſo freundlich angelächelt hatte. Selbſt die Flötenſtimme der Liebe verſtummte vor dem Poſaunenrufe des Ruhms, der ihn in die Rennbahn rief, vor dem Wuthgeſchrei der Rache, welche plötzlich wieder ſeine Seele erfüllte.

Eh' eine Stunde verging, war er zur Abreiſe gerüſtet und ging mit Courtin und Juel, die das wenige Gepäck trugen, um den kleinen yasmunder Bodden nach dem Prorer Wiek, wo einige Matroſen mit einem kleinen Boote hielten. Sie ſtachen ſogleich in See und erreichten noch vor Mitternacht die Fregatte.

## 6.

## Der Freiherr Görz von Schliz.

Kapitän Norcroß umarmte den Lord und rief: „Wer hätte denken ſollen, daß wir uns nach wenigen Tagen in dieſen Gewäſſern wiederſehen ſollten! Doch wir dürfen nicht mit dem Schickſale rechten; ich bin ſchon froh, daß ich Euch nur wieder habe, Herr Major; denn fürwahr, als ich erfuhr, Ihr hättet Euch auf der Inſel Rügen abſetzen laſſen, gab ich die Hoffnung verloren, Euch je wieder zu ſehen. Ich hielt Euern Aufenthalt hier nur für Maske; was hättet Ihr denn auch auf dieſer einſamen traurigen Inſel anders beginnen wollen, als vor Trübſal zu ſterben?"

„Ich ging nach Rügen," verſetzte der Lord, „um mit keinem ſchwediſchen Schiffe in einen däniſchen Hafen einzulaufen, was mir und dem Führer des Schiffs Unannehmlichkeiten zuwegebringen konnte. Von Rügen konnte ich leicht mit einem däniſchen Schiffe nach Kopenhagen gehen, und das war mein Plan. Doch wo ich auch weilen mochte, ich hätte Euerm Könige Nachricht von mir gegeben, das hatte ich ihm geloben müſſen, und auch Euch hätte ich geſchrieben."

„Faſt fürchtete ich, Euere Neigung zum Wechſel hätte Euch unſerer guten Sache wieder entfremdet, oder die Liebe Euch andere Intereſſen eingeflößt. Und gerade jetzt beginnt unſer Weizen zu blühen. Schweden wird ſicherlich mit Rußland Frieden ſchließen. Der Czaar Peter iſt für die Sache des Prätendenten gewonnen; Frankreich ſtimmt bei. Dänemark wird erſt gedemüthigt, und iſt das glücklich vollbracht, ſo tritt Karl der Zwölfte als Reſtitutor der alten Königsdynaſtie in England auf."

Der Lord gab dem Kapitän ſeinen Beifall zu erkennen, und Beide ergingen ſich in gegenſeitiger Mittheilung der wunderlichen Schickſale, die ſie ſeit ihrer Trennung im Angeſicht des Hafens von Stockholm erlebt.

„Als ich das letzte Mal den Sund paſſirte," ſprach Norcroß, indem er auf die in der Ferne aufdämmernden däniſchen Inſeln deutete, „war der Czaar eben von Kopenhagen abgereiſt und die vor dem Sunde liegende engliſche Flotte hatte ſich zerſtreut. Ich ging mit engliſcher Flagge herrlich hindurch, meine Fregatte galt für ein zur Flotte gehöriges Schiff. Laßt ſehen, ob's diesmal eben ſo gelingt, oder ob wir in der Falle gefangen werden. Ertappen ſie uns, ſo retiriren wir uns nach Schonen."

Hierauf befahl der Kapitän, ſich in Vertheidigungszuſtand zu verſetzen; diejenigen Matroſen, welche engliſch ſprachen, mußten vor, Lord Palmerſton erhielt eine engliſche Lieutenantsuniform, Norcroß kleidete ſich als engliſcher Kapitän; die engliſche Flagge wurde aufgehißt, und ſo die Abenddämmerung abgewartet, weil zu dieſer Zeit, wie Norcroß wohl wußte, die däniſchen Zollwächter im Sunde am nachläſſigſten waren. So kamen ſie ohne Anſtand bis zur Zollbude und wurden auf ihr Vorgeben, ſie ſeien ein engliſches von Eſthland kommendes Schiff, durchgelaſſen. Sobald ſie der Gefahr entronnen waren, gingen ſie um Jütland herum und dann mit vollen Segeln den holländiſchen Küſten zu.

Kaum waren ſie im Haag angekommen, als ſich Kapitän Norcroß beeilte, dem Baron Görz, der ſich als Privatgeſandter des Königs von Schweden dort aufhielt (öffentlich ſtand er nie in ſchwediſchen Dienſten), um ein Anlehn bei den Generalſtaaten zu bewirken, die Briefe des Königs zu überreichen.

Der größte Staatsmann ſeiner Zeit, der treueſte Freund Karls des Zwölften, nahm den ihm bekannten Kaperkapitän mit der ihm eigenthümlichen Freundlichkeit auf, aber kaum hatte er des Königs Handſchreiben erbrochen, als die Züge ſeines einnehmenden Geſichts von ſtarrem Ernſt ergriffen wurden.

„Ihr habt einen jungen Mann mitgebracht, für welchen ſich des Königs Majeſtät zu intereſſiren ſcheint," ſagte der Freiherr nach Durchleſung des Briefes und heuchelte die frühere Unbefangenheit. „Wißt Ihr etwas Näheres von ihm?“

Norcroß erzählte die Art und Weiſe ihrer Bekanntſchaft und behauptete, daß ſein Begleiter der einzige Sohn des Lord Palmerſton ſei.

„Und weiter wißt Ihr nichts von ihm?“

„Nichts weiter, Ew. Excellenz, als daß er ein eifriger Anhänger der Stuarts iſt, für den Prätendenten gefochten hat und bereit iſt, Blut und Leben von Neuem für die heilige Sache der Wahrheit und des Rechts einzuſetzen. Deshalb befahl auch Se. Majeſtät, ihn zu Ew. Excellenz zu bringen.“

„Es iſt gut, Kapitän Norcroß,“ verſetzte der Baron mit einem durchdringenden Blick auf Norcroß's ruhiges Geſicht. „Schickt mir den jungen Mann; er ſoll mir ſeine Schickſale ſelbſt erzählen. Der König erwähnt auch Euer lobend in ſeinem Briefe und rühmt Euere feſte Anhänglichkeit an den rechtmäßigen König von England. Zum einſtweiligen Lohn Euerer Treue und zu Euerer Beruhigung kann ich Euch im Vertrauen ſagen, daß die Angelegenheit der Jacobiten trefflich geht. Mein guter Plan nähert ſich ſeiner Erfüllung. Dann haben wir gewonnen!“

„Darf ich mich unterſtehen, als ein ächter Jacobit, Ew. Excellenz mit der Frage läſtig zu fallen, welches Ihr Plan im Einzelnen iſt? In Umriſſen hat mir Seine Majeſtät ſelbſt Einiges davon mitgetheilt.“

„Ihr ſollt Alles wiſſen; denn Eueres Beiſtandes bedarf ich zur Ausführung. Ich kenne Euch als einen kühnen und verſchwiegenen jungen Mann. Die Reſtituirung der Stuarts auf den großbritanniſchen Thron war ſeit lange mein Lieblingswunſch, weil mit deſſen

Erfüllung die von uns beabſichtigte Größe Schwedens unzertrennlich verknüpft iſt. Verdankt uns England ſeinen König, ſo ſind wir die Herren der Nordſee; ſind wir mit dem ruſſiſchen Czaar einig, ſo theilen wir mit ihm die Herrſchaft der Oſtſee. Dänemark iſt unrettbar verloren; es iſt unſer, es iſt eine Provinz des Schwedenreichs. Um Dänemark, Schwedens Erbfeind zu verderben, iſt alſo die Wiedereinſetzung der Stuarts erſte Bedingung. Nach dem nicht genugſam vorbereiteten Einfalle des Prätendenten in Schottland und deſſen unglücklichem Ausgange, dachte ich daran, die Sache klüger anzufangen, und einmal ohne den Prätendenten anzufangen, der ſein Spiel immer ſelbſt verdorben hat. Ich verband mich deshalb mit den ſchwediſchen Geſandten in London und Paris, Graf Erik Sparre und Graf Karl Gyllenborg, und Beide mußten ſich im Stillen nach den Jacobiten umſehen. Es ſind ihrer in England mehr als ich geglaubt hätte; nach Frankreich iſt eine anſehnliche Zahl ausgewandert. Mit Vorſicht läßt ſich ein Heer von zehn bis zwölftauſend Mann zuſammenbringen; Schottland iſt ganz unſer; es ſtellt eine noch größere Armee. Dazu führt unſer König, ſobald das Frühjahr angebrochen iſt, ein Heer von zwölftauſend Schweden aus Götheburg nach Schottland, mit Rußland ſchließen wir jetzt Frieden, es zahlt Subſidien, die Jacobiten haben bereits zwanzigtauſend Guineen zu dem Unternehmen gezahlt und ich hoffe noch mehr Geld dafür aufzutreiben. Ich muß ſagen, die Nachrichten, welche mir des Königs Majeſtät mittheilt, machen einige Aenderungen in dieſem Plane nöthig; doch bleibt er im Ganzen derſelbe. Euch, Kapitän Norcroß, gedenk' ich zu einer ſehr wichtigen Sendung an die königliche Wittwe von England Maria in St. Germain, der Ihr ja perſönlich bekannt ſeid, zu gebrauchen. Doch ſollt Ihr dieſe Reiſe nicht vor dem Frühjahre machen. Auch ſollt Ihr mir Depeſchen an einige ſchottiſche Barone bringen. Ich bedarf eines kühnen und entſchloſſenen Mannes und Ihr ſeid mir nicht um Euerer perſönlichen Eigenſchaften halber der Liebſte, ſondern auch des Umſtandes wegen, daß Ihr ein Engländer und eifriger Jacobit ſeid.“

Der Freiherr fügte noch manches für den Freibeuter-Schmeichelhafte hinzu und Norcroß verſetzte in hoher Freude, dem endlichen Gelingen ſeiner Plane ſo nahe zu ſein, und ſelbſt thätig dabei wirken zu können, daß er Leib und Leben aufopfern wollte, um Sr. Excellenz in dieſer Sache zu dienen.

„Reiſt jetzt mit Gott nach Schweden zurück. Wagt Euch aber nicht wieder durch den Sund. Es iſt Tollkühnheit. Wenn Euch die Dänen erwiſcht und die Briefe gefunden hätten, unſer ganzer Anſchlag wäre verrathen geweſen.“

„Auf dieſen Fall war ich gefaßt, Excellenz,“ verſetzte der Kapitän; „ich hätte des Königs Brief verſchluckt.“

„Fürwahr ſchlau genug!“ lachte der Baron, „und Allen anzurathen, die dergleichen Papiere zu tragen haben. Doch geht Ihr diesmal nach Götheburg oder Marſtrand, und reiſt zu Land nach Stockholm.“

„Ich thue nach Ew. Excellenz Befehl.“

„Wohlan denn, ſo bringt mir jetzt den jungen Lord; ich bin auf ſeine Bekanntſchaft begierig.“

Der Kapitän beurlaubte ſich und eilte frohbewegt nach dem Gaſthofe. Hier theilte er ſeinem Landsmann erſt all' das Erfreuliche mit, was er vom Baron Görz erfahren hatte; Palmerſton umarmte den Kapitän jubelnd und Beide leerten eine Flaſche des beſten Weins auf die baldige Reſtitution der Stuarts in England. Hierauf begleitete der Kapitän ſeinen Freund nach dem Hotel des Barons. Sie waren kaum in das Vorzimmer getreten, als Görz haſtig aus ſeinem Kabinet trat, den Lord mit einem ſtarren Blick maß und mit außerordentlicher Höflichkeit hineincomplimentirte, indem er den Kapitän mit einem freundlichen Kopfnicken entließ, ſo daß dieſer, nachdenkend über die Ungewöhnlichkeit dieſes Empfangs, das Hotel verließ. Nach mehren Stunden kehrte auch der Lord dahin zurück und verkündete dem Kapitän mit freudeſtrahlendem Geſichte, daß der Freiherr ihn in ſeinem geheimen Büreau mit diplomatiſchen Arbeiten beſchäftigen und bis zur Expedition nach Schottland bei ſich behalten werde. Er traf denſelben Tag noch Anſtalt, mit Courtin das Hotel des Barons zu beziehen. Dem Kapitän war Vieles unbegreiflich und wurde ihm noch räthſelhafter, als er von Görz zur Tafel geladen, dort den Lord den Ehrenplatz einnehmen und vom Wirthe mit der ausgeſuchteſten Höflichkeit behandeln ſah. Seine Verwunderung ſtieg auf's Höchſte, als er Palmerſton im Gallakleide neben dem Baron im Staatswagen des Letzteren durch die Straßen der Stadt fahren ſah, und wenn er ſich denſelben jungen Mann dachte, wie er ihn vor einigen Wochen in Hamburg im Kaffeehauſe unter den däniſchen Werbern geſehen, ſo wollte es ihn ſelbſt bedünken, als wenn derſelbe mit übernatürlichen Kräften ausgeſtattet ſei.

Als er auf ſeine Fregatte zurückgekehrt dem Lieutenant Gad und dem Schiffschirurgus Habermann ſeine Verwunderung über das ſchnelle Emporkommen Flaxmann's beim Baron Görz nicht verhehlen konnte, riefen Beide einſtimmig: „Er iſt ein Hexenmeiſter, ein

Magier, ein Schwarzkünſtler; das haben wir nun ſchon zu oft beſtätigt gefunden," und Gad ſetzte mit einem Seufzer hinzu, als wäre ihm eine ſchwere Laſt vom Herzen gewichen: „Ich bin froh und in meinem Schöpfer vergnügt, daß uns der Menſch nicht wieder auf das Schiff kommt. Ich hatte in ſeiner Nähe ſtets eine Witterung von Pech und Schwefel und von noch etwas, was mir ſtets übel und weh machte."

## 7.

## Ein Raubmordneſt.

An einem der letzten Tage des Hornung 1717 — einige Monate ſpäter als die zuletzt erzählten Begebenheiten — wurde gegen Abend ein Boot von nicht ſonderlicher Größe und Beſchaffenheit vom Sturm an die einſame Weſtküſte von Jütland in der Gegend von Varde geworfen. Es hätte jedem Zuſchauer unbegreiflich ſcheinen müſſen, wie man an ſolchem ſtürmiſchen Wintertage, wo die Thauwinde mit furchtbarer Heftigkeit wehten, ſich in ſolch gebrechlichem Fahrzeug auf das wild empörte Meer hinauswagen können; aber es waren keine Zuſchauer da. Regungslos lag weit und breit das unfreundliche Geſtade, hie und da ragte eine Uferklippe mäßig hervor, dann breitete ſich landeinwärts die öde ſchneebedeckte Ebne, über die der Seewind unabläſſig hinſtrich.

Aus dem von der Gewalt des Windes und der Wellen an das ſteinigte Ufer geworfenen Boote krochen allmälig einige in dürftige Kleidung gehüllte Männer und wateten durch das ſeichte Waſſer bis zum trocknen Lande. Halb erſtarrt vor Froſt und Näſſe langten ſie dort an. Zwei von ihnen wieſen ſich durch die Sorge, welche ſie um das Fahrzeug trugen, als Schiffer aus, indem ſie ſich Mühe gaben, daſſelbe mit Stricken näher an's Land zu ziehen und zu befeſtigen. Auch blieben ſie bei dem Schifflein zurück und machten Anſtalt, darin zu übernachten, während die andern Drei ihren unerfreulichen Weg landeinwärts fortſetzten. Graue, feuchte Nebel zogen über das Land und verkümmerten den betrübten Wanderern auch noch das Wenige von der Ausſicht, das ihnen die Dämmerung gelaſſen hatte; der kalte Wind fand an ihnen den einzigen Widerſtand, und pfiff ihnen durch die Kleider, daß ihnen das Herz im Leibe zitterte, da die grobe Linnen ihrer Beinkleider und die abgetragenen, hie und da gar zerfetzten Tuchjacken, woraus ihre Bekleidung beſtand, ohnedies nicht geeignet waren, einen Menſchen im Winter und Sturm zu wärmen.

Der Jüngſte und, wie es ſchien, Schwächſte dieſer drei Nachtwandrer war von den Mühſeligkeiten einer ſtürmiſchen Meerfahrt auch am meiſten angegriffen und vermochte kaum den Schritt der beiden Andern mitzuhalten, auch rief er endlich ſchmerzhaft:

„So wahr mir Gott helfe! ich glaube, daß ich dieſe Nacht umkomme. Das Fieber ſetzt mir immer heftiger zu und überbrütet mich bald, daß ich in's Meer ſpringen möchte, um mir die qualvolle Glut zu kühlen, bald ſchmerzt mir das Mark in den Knochen vor entſetzlichem Froſt. Ich fürchte, daß mich bald alle Kräfte verlaſſen werden und ich auf dieſer traurigen Schneefläche liegen bleiben muß, um zu ſterben.

Courtin, dann verlaß' mich nicht eher, als bis ich todt bin; ich beſchwöre Dich um Gottes und aller Heiligen willen! Hab' ich geendet, dann löſe mir das Etui von der Bruſt und bring' es dem Könige von Schweden mit der Meldung meines Todes. Hörſt Du! Schwöre mir das erſt auf's Krucifix zu!"

„Tête-bleu!" rief der Franzoſe halb unmuthig, halb wehmüthig, „ſprecht mir doch nicht von Sterben. So lang' ich Euch noch auf den Beinen ſehe, wird's keine Noth haben. Tretet wacker auf, Mylord, daß Euch warm wird. Gebt mir Euern Arm. Nun wird's gehen. Auch müſſen wir doch in ein verdammtes Neſt kommen, wo wir uns betten können, und wenn's noch ſo ſchlecht iſt. Nicht wahr, Bruder Ankarfield?"

„A parole d'honneur!" verſetzte der dritte Mann. „Ich wollte gleich meine Ehre zum Pfande ſetzen, wir kommen bald in einen Ort, wo wir uns erquicken und ausruhen können bis zum Morgen. Wenn das Volk nur nichts von der freiherrlichen Kaſſe wittert. Ich denke doch nicht. Ich habe die Katze eng um den Leib gegürtet, und unter ſolchen Lumpen vermuthet man keine zehntauſend Thaler."

„Aber, mon dieu! wie ſeid Ihr nur dazu gekommen, das Geld mitzunehmen? Selbſt wenn es die Holländer genommen hätten, ſo hätten ſie es dem König von Schweden bei Heller und Pfennig wieder herauszahlen müſſen," ſagte Courtin.

„Ei, das ſteht noch ſehr zu bezweifeln. Das Geld war im Haag, der Baron Görz und ich in Arnheim, als er arretirt und in's Gefängniß geſetzt wurde. Als ich nun Hals über Kopf zu Euch nach dem Haag kam, hatten die Herren Generalſtaaten noch nicht daran gedacht, die Effekten des Barons in

Beſchlag zu nehmen und die Dienerſchaft anzuhalten. Aber wir erhielten Abends einen Wink von dem, was am folgenden Tag geſchehen ſollte. Nun muß man eher Alles fahren laſſen, als die Ehre, und als des Barons Kammerdiener und Chatoullier wär' ich geblieben und hätte den Herrn Generalſtaaten mein Geld bis zum Pfennig zugezählt, und ſo hätten ſie's auch zurückzahlen müſſen. Doch der Lord trieb ja ſo gewaltig zur Flucht, daß ich nicht widerſtehen konnte. Was hätt' es mir verſchlagen, ich wäre geblieben, wo das Geld blieb, und ſie hätten mich wieder freigeben müſſen, wie das Geld. Wenn ich aber ging, mußte das Geld auch mitgehen; ſo verlangt es meine Ehre. Gott wüßte, wer das Sümmchen an ſich genommen hätte, war ich fort; Niemand hätte etwas davon wiſſen wollen, und unſer König, der das Geld nöthiger braucht, als wir Alle, wäre drum geweſen. So aber übergebe ich die Katze mit meinem Beleg Sr. ſchwediſchen Majeſtät, meinem großmächtigſten Herrn ſelbſt, und habe große Ehre davon; und auf meine Ehre zu halten, hat mich meine ſelige Mutter gelehrt. Nun, Ihr habt ſie ja gekannt, wie Ihr mir geſagt, und ſeid zur Zeit ihres Todes in Stockholm geweſen. Gott habe ſie ſelig mit ihrer Ehre!"

„Ehrenfeſter Sproß eines ehrenreichen Baumes," perorirte der Franzoſe, „Ihr habt in Euerer hohen Weisheit nicht daran gedacht, was nun wirklich eingetreten iſt, daß uns der Sturm an die feindliche Küſte verſchlagen könnte. Ihr hättet doch weit beſſer gethan, das Geld den Generalſtaaten zu übergeben, die es Ehrenhalber wieder zurückzahlen mußten, die Fälle mochten lauten, wie ſie wollten, als daß Ihr es wahrſcheinlich nun dem Könige von Dänemark übergeben müßt, der nichts zurückzahlt, ja Euch nicht einmal Dank dafür ſagen wird.“

„Sacre dieu!“ rief der Kammerdiener ärgerlich. „Bin ich etwa daran Schuld, daß wir uns in Ermangelung eines andern Schiffs in den morſchen Schachteldeckel ſetzten und davonfuhren, als wäre der leibhaftige Teufel hinter uns? Hat nicht der Lord, obgleich er ſelbigen Tag ſchon krank war — ich hab's ihm angeſehen — das Alles betrieben und uns animirt, daß wir uns in dieſe Lumpen ſteckten und heimlich wie Diebe davonſchlichen? Was es nun auch mit der Gefangennehmung des Barons für ein Bewandtniß haben mag, wir konnten immerhin ruhig bleiben. Freilich, wenn die Herren einen Lord in Euch entdeckt hätten, ſo möchte es wohl nicht ſo ganz ohne Fährlichkeit für Euch abgelaufen ſein.“

„Wenn man des Lords Schreibtafel genommen und geöffnet hätte,“ verſetzte Courtin, „ſo wär' er in ſehr große Verlegenheit gekommen.“

Palmerſton ſeufzte tief auf und griff mit fiebriſch zitternder Hand nach dem Etui, gleichſam um ſich zu verſichern, daß er noch im Beſitz deſſelben ſei. „Es wäre ſicherlich mein Tod geweſen, wenn man mir das Büchlein entriſſen hätte,“ ſagte er mehr für ſich, als für die andern mit bebender Lippe. „Gott!“ rief er gleich darauf, „ich bin nicht mehr im Stande, noch drei Schritte zu thun. Es iſt wahr, die Gefangennehmung des Grafen hat mir einen faſt tödlichen Schrecken bereitet. Wer hätte das auch nur denken ſollen, an der Schwelle des Tempels, wo die Erfüllung aller Wünſche, die Gewährung aller Hoffnungen bereitet war, da noch vom neidiſchen Geſchick erfaßt zu werden! Ich bin krank, todtkrank! Ich werde ſterben, ach, und ſo ruhmlos und unbekannt meine unſelige Laufbahn beſchließen."

„Peines de Dieu! Ihr ſollt nicht ſterben!" fluchte Courtin. „Wohlauf! noch hab' ich gute Kräfte und meinen tüchtigen Körperbau, der etwas vertragen kann. Könnt Ihr nicht mehr gehen, Mylord, ſo will ich Euch tragen, und wär's die ganze Nacht hindurch."

Der treue Franzoſe kauerte an den Boden nieder und lud den kranken Mann auf ſeinen breiten Rücken, ſo daß ſeine Arme auf der Bruſt und ſein krankheitſchwerer Kopf an dem Kopfe des Bootsmanns ruhte. „Ich habe aus lauter Liebe zu Euch," ſagte er dann, „mein geringes Loos einmal an das Euerige gebunden, und es ſoll beim Himmel nicht eher davon abkommen, als bis der Tod mit ſeiner unerbittlichen Scheere ſelbſt durchſchneidet."

„Braver Burſche! Gott wird Dir vergelten, wenn ich es nicht kann, und ich fürchte, ich werde es nicht können," liſpelte der Kranke; und der Marſch ging wieder vorwärts in der Richtung, welche der geweſene Kammerdiener des Baron Görz angab.

Dieſer fluchte zuweilen und verſicherte auf ſeine Ehre, daß er das alberne Jütland genau kenne, indem er in Hadersleben als Barbiergeſelle geſtanden, daß er ſich aber wegen der Nacht und des Nebels durchaus nicht finden könne.

So mochten ſie eine Stunde über das unwirthliche Schneefeld gegangen ſein, als Ankarfield, der etwas vorausgeeilt war, jubelnd einen betretenen Pfad verkündete. Der Schluß, daß er zu einer von Menſchen bewohnten Stätte führen müſſe, war leicht und erfreulich. Die Gewißheit, bald ein Ziel zu erreichen, gab neue Kräfte, und ſo ſchritten ſie rüſtig auf dem Pfade hin. Sie waren auch nicht lange gewandert, als ſie Hundegebell vernahmen und ihnen aus der Dämmerung die Umriſſe eines Hauſes entgegentraten.

Der Kammerdiener war flink an der Thüre und rief nach Menſchen. Es erſchien auch ſofort Licht; ein keckes junges Weib trat aus der Stube und fragte nach dem Begehr der ſpäten Ankömmlinge.

„Dieu soit bénisse!“ ſagte Ankarfield, „daß wir nur ein menſchlich Angeſicht erblicken. Wir haben uns verirrt und ſuchen ein Obdach. Wir bitten Euch um Gotteswillen, gebt uns ein ſolches. Mehr noch als wir bedarf es der kranke Mann auf dem Rücken meines Begleiters.“ Courtin trat mit ſeiner Laſt eben in die Thüre.

„Ihr ſeid hier in einem Gaſthofe,“ verſetzte die Frau hart und herzlos, „und wenn Ihr Geld habt, könnt Ihr Alles verlangen, was zur Bequemlichkeit eines Reiſenden gehört, er mag geſund ſein, oder krank.“

„Gottlob!“ ſeufzte der Kammerdiener mit einem innern Wohlbehagen auf, und ſetzte dann unvorſichtig hinzu: „An Geld fehlt's uns nicht.“ Dabei griff er unwillkürlich nach der Geldkatze, welche Bewegung den lauernden Blicken des Weibes keineswegs entging.

„Nun ſo tretet in die Gaſtſtube,“ ſagte ſie. „Ihr werdet noch mehr Gäſte und angenehme Unterhaltung finden: Befehlt, was Ihr zu ſpeiſen wünſcht.“

„Dafür wollen wir Euch ſorgen laſſen,“ ſagte der Kammerdiener, und trat höflich grüßend in die Stube. Palmerſton half ſich von Courtin's Rücken und wurde von ihm in die Stube geführt. Eine Anzahl von ungefähr zwölf Männern ſaß an Tiſchen um den ungeheuren Ofen herum, und vertrieb ſich die Zeit mit Karte und Würfeln. Die Wirthin — als ſolche gab ſich die junge Frau kund — machte für den

Kranken einen Platz hinter dem Ofen, weil ihm die Kälte die Glieder furchtbar ſchüttelte, ſo daß er kaum ſeiner Sinne mächtig war und jeden Augenblick zu ſterben glaubte; dann ging ſie, um eine warme Suppe zu beſorgen. Die ſpielenden Männer bekümmerten ſich wenig um die neuangekommenen Gäſte; ihr Geſpräch bezog ſich nur auf das Spiel. Dazu tranken ſie Branntwein aus hölzernen Krügen. Aus ihren wüſten Geſichtern war nicht viel Erfreuliches zu leſen, eben ſo wenig konnte man aus ihrer geringen Kleidung oder aus ſonſt etwas abnehmen, was ihr Gewerbe ſei und weshalb ſie in ſolcher Anzahl hierhergekommen. Ankarſield vermuthete, daß in der Nähe ein Dorf liege, und daß dieſe Gäſte, obgleich ſie nicht wie Bauern ausſahen, von dorther hier zuſammengekommen ſeien. Er rückte daher, während Courtin mit ſeinem Herrn beſchäftigt war, näher und redete den ihm zunächſt Sitzenden an; „Permission, Monsieur! Ihr ſeid wohl vom nächſten Dorfe?“

Der Kerl ſah ihn mit großen Augen an und ſagte dann mit einem widrig ſchlauen Geſicht: „Woher kommt Ihr denn, daß Ihr nicht wißt, wo Ihr ſeid? Euere Frage und Euere Sprache, die mehr ſchwediſch klingt, als däniſch, verrathen zur Genüge, daß Ihr mit dieſem Lande unbekannt ſeid. Auch ſtehen Eure franzöſiſchen Wörter im Widerſpruch mit Euern Kleidern.“

„Wollet mir zuvor gefälligſt auf meine Fragen antworten: in welcher Gegend von Jütland befinden wir uns eigentlich?“

„Auf der jüdländiſchen Heide; in einem Umkreiſe von mehren Meilen iſt an kein Dorf zu denken. Drum ſagt, Schwede, woher kommt Ihr, wohin wollt Ihr?“

Der Kammerdiener erzählte ein Gemiſch von Wahrheit und Lüge. Die Männer warfen ſich bedenkliche Blicke zu. An dem Tiſche, an welchen ſich Ankarfield geſetzt, hatten ſie die Karten weggelegt und fingen es darauf an, den Kammerdiener auszufragen und in ſeinen Antworten zu verwirren. Unterdeſſen war Einer hinausgegangen; dieſer redete, wiederkommend, mit einer den Andern wohlverſtändigen Augenſprache. Ankarfield ſah ſich in ein Geſpräch verwickelt und ganz von den Männern umgeben. Er hatte ſich und ſeine Kameraden für Schiffer ausgegeben.

„Wir ſind Schiffer, Patron,“ rief Einer, „laßt doch ſehen, ob die Andern auch ſolche Lügenhunde ſind.“ Und damit wandten ſie ſich zu Courtin, der ſich aber in ſeiner kauderwälſchen Sprache weit beſſer als Seemann auswies. Mit dem kranken Palmerſton war nicht zu ſprechen. Man ließ den Franzoſen alſo ferner ungeſchoren und wandte ſich zu dem Schweden.

„Wißt Ihr, Mann, wie wir Euch thun würden, wenn wir auf dem Waſſer wären?“ ſagte der Eine, welcher draußen bei der Frau geweſen war, „wir würden Euch beim Hoſenbunde faſſen und vom Borde hinab in's Waſſer tauchen, daß die Fluth über Euch zuſammenſchlüge, um Euch den Lügengeiſt auszuwaſchen. Seht ſo!“ Und damit ergriff er ihn mit ſtarker Fauſt hinten bei der Geldkatze und hob ihn in die Höhe, daß der erſchrockene Kammerdiener aufſchrie: „Laßt mich los! ich bin ein Barbier.“ Die Andern lachten und ſetzten ſich wieder zum Spiel, der handgreifliche Kerl ſagte trocken: „Eh' Ihr morgen abreiſt, guter Freund, ſollt Ihr mir den Bart abnehmen.“

Durch die wohlthätige Wärme des Ofens neu belebt und durch den Angſtruf des Kammerdieners ermuntert, ſchlug Palmerſton die Augen auf und richtete ſie auf die Geſellſchaft. Da war's ihm nicht anders, als ſeien ſeine Sinne von einem wunderbaren Spiel wirrer Phantaſie befangen; denn er glaubte einige Augenblicke lang in Hamburg auf dem Kaffeehauſe unter den däniſchen Werbern und ihren Spionen zu ſein, dann wollte es ihm wieder bedünken, als ſei er in Stockholm in der Schenkſtube der Frau Ankarfield; denn all' dieſe wüſten Geſichter an den Tiſchen kamen ihm bekannt vor. Indem er ſich anſtrengte, mit ſich ſelbſt in's Klare zu kommen, brachte die Wirthin die Suppe, und rief hinter den Ofen: „Kommt hervor und erquickt Euch.“ Kaum aber hatte er ſich auf den für ihn beſtimmten Sitz geſchleppt, als er in dem ihm gegenüber am andern Tiſche ſitzenden Mann den Spion erkannte, den er in Hamburg als dienſtbaren Geiſt des Werbelieutenants Kreuz und in Stockholm als Seemann getroffen, den er das Scheermeſſer aus der Kapſel der Frau Ankarfield hatte nehmen ſehen, welches man nachher neben dem damit ermordeten Diener ſeiner Schweſter gefunden hatte. Dieſe Entdeckung jagte ihm einen Schauder nach dem andern durch die Seele und über den Körper; er konnte kaum den hölzernen Löffel halten, womit er die Suppe verzehren wollte. Auch war ihm die Kehle wie zugeſchnürt. Er fiſchte deshalb, um ſich den Anſchein der Unbefangenheit zu geben und um Zeit zu gewinnen, ſich zu faſſen, mit dem Löffel in der Suppe herum und that, als ſpeiſe er davon. Da bemerkte er zu ſeinem neuen Schrecken, daß eine fettige grüne Materie auf der Suppe ſchwimme, welche nicht zu den weſentlichen Beſtandtheilen deſſelben gehöre, und ſeine mediziniſchen Kenntniſſe beſtätigten gar bald den Verdacht, daß ein gemeines Gift an der Suppe ſei. „Courtin,“ ſagte er, „rücke mir doch den Stuhl etwas näher an den Tiſch; ich ſitze nicht bequem.“

Der dienſtfertige Franzoſe that es, in demſelben Augenblicke flüſterte ihm Palmerſton in das nah' an deſſen Mund gekommene Ohr: „Gift!“ und deutete mit den Augen auf die Suppe. Der ſchlaue Bootsmann verſtand, und als gleich darauf auch für ihn und Ankarfield das Eſſen kam, ließen ſie die Suppe aus ihren Löffeln unbemerkt in das unter dem Tiſche liegende Stroh laufen.

Der von Palmerſton erkannte Spion fand nicht für nöthig, ſich zu verbergen; vielmehr rief er mit einer gewiſſen Freundlichkeit, gleichſam als fände er einen alten Bekannten:

„Ei, da treffen wir uns ja ſchon wieder, guter Freund; heißt Ihr nicht Flaxmann? Ihr wollt wohl nach Kopenhagen, um dem däniſchen König Eure Schuld abzutragen? Das iſt redlich von Euch gedacht und gehandelt.“

„Was habt Ihr hier zu thun?“ fragte der Lord.

„Wie Ihr doch verdammt neugierig ſeid!“ höhnte der Kerl. „Ich liege hier und warte das Wetter ab, um auf den Häringsfang zu gehen. Wißt Ihr's nun? Ich hab' Euch noch nicht um Euer Gewerb gefragt, obgleich ich wohl weiß, daß Ihr ein einträgliches habt. Wir ſahen uns in Stockholm nicht wieder, weil Ihr, wie ich hörte, dem Kammerdiener der reichen Engländerin ein blutiges Halsband mit blankem Stahl gemacht und der Dame ſelber eine bleierne Pille eingegeben, um ihre Goldfüchſe zu fangen. Freilich, ein Fuchsjäger hat beſſern Lohn als ein Häringsfänger.“

Die Geſellſchaft belachte den rohen Witz; dem

Engländer wurde aber nur ſchlimmer zu Muthe. Der Gedanke, vom Mörder des engliſchen Kammerdieners ſelbſt auf deſſen Mord angeklagt zu werden, hatte für Palmerſton ſo viel Schreckliches, daß ihm die Sinne vergingen und er ohnmächtig in des herbeigeſprungenen Courtin's Arme ſank. Dieſer verlangte von der Wirthin ein eignes Zimmer mit drei Betten, wohin er den Kranken bringen wollte.

„Ich kann Euch nur eine Kammer mit zwei Betten geben," ſagte ſie; „der dort," ſetzte ſie auf Ankarfield deutend hinzu, „muß in einer Bodenkammer ſchlafen."

„Wir ſchlafen alle Drei zuſammen," verſetzte dieſer, „und haben unſer zwei für dieſe Nacht auch in einem Bette Platz."

„Es geht nicht an!" belferte die Wirthin heftig. „Doch wie Ihr wollt," fuhr ſie ſanfter fort, als befürchte ſie, ſich zu verrathen.

Sie ging mit der Leuchte voran; Ankarfield und Courtin faßten ihren Begleiter, um ihn zu tragen. Sie mußten durch eine hohe und geräumige Hausflur, in welcher allerlei Wirthſchaftsgeräth, leere Fäſſer u. dgl. umherſtand, dann eine ſteile Stiege hinan und auf einem offenen Gange hin bis zur Kammerthüre. Der Gang lief im inneren Raume des Hofes hin, und Courtin beſah ſich die Höhe, die nicht beträchtlich war. Soviel er in einigen Augenblicken unterſcheiden konnte, war der Hof hinten zugebaut. Die Wirthin öffnete die Kammer, der Kranke wurde in ein Bett gelegt; die Frau wich nicht von der Stelle.

„Stellt das Licht auf den Tiſch," ſagte Ankarfield zu ihr, „wir bedürfen Euerer Hülfe nicht mehr."

„Nein!" verſetzte ſie trotzig. „Das Licht kann ich Euch nicht laſſen. Die Hütte iſt von Balken und

Brettern zuſammengezimmert, die ganze Kammer liegt voll brennbaren Zeugs, und wenn ein einziger Funken abfiele und das kleinſte Fädchen finge Feuer, ſo brennte in ein paar Minuten das ganze Neſt wie eine Fackel."

„Wir wollen uns mit dem Lichte vorſehen. Ihr könnt Euch auf die Gewiſſenhaftigkeit zweier Männer verlaſſen."

„Ihr gebt mir kein neues Haus, wenn mir das abbrennt. Ihr hättet mir eben das Ausſehen dazu. Das Licht kann ich Euch auf keinen Fall laſſen. Legt Euch zu Bett oder ich gehe fort und laß Euch im Dunkeln ſtehen."

„So habt doch Vernunft, Frau. Ihr ſeht da den todtkranken Mann. Er kann uns ja in dieſer Stunde noch ſterben und ſchwerlich wird er das Tageslicht wiederſehen. Sollen wir ihn im Dunkeln dahinfahren laſſen."

„Das Licht wird ihn auch nicht halten," ſagte die Wirthin kurz und ſchlug die Thür zu.

Jetzt hatten die drei Reiſegefährten Gelegenheit, ſich über ihre ſchwierige Lage zu berathen. Auch Palmerſton war wieder zur Beſinnung und wie durch eine wunderbare Fügung zu einigen Kräften gekommen.

„Daß wir in eine Mörderhöhle gerathen ſind, leidet keinen Zweifel," ſagte er. „Es kommt darauf an, uns wieder herauszufinden. Bleiben wir dieſe Nacht, ſo erlebt keiner von uns den Morgen."

Das ſahen die beiden Andern auch ein.

„Aber wie kommen wir hinaus?" fragte Ankarſield. „Wenn Ihr geſund wäret, Mylord, und könntet Euch eine Strecke forthelfen, ſo wäre Flucht möglich; wir ſprängen in den Hof hinab und ſuchten einen Ausgang aus demſelben."

„Dies bin ich nicht im Stande. Nicht drei Schritte vermag ich zu gehen,“ verſetzte der Engländer mit ſchwacher Stimme. „Rettet Euer Leben, Freunde, mich laßt im Stich. Mein Leben wäre wahrſcheinlich ohnedies bald abgelaufen, was liegt an einer Stunde mehr oder weniger meines elenden, kummervollen Daſeins? Ihr vermögt mich nicht zu retten, wohlan, ſo rettet Euch ſelbſt!“

„Nimmermehr!“ ſagte Courtin entſchieden. „Lieber will ich mit Euch ſterben. Monſieur Ankarfield, geht Ihr allein.“

„Ach Gott! Mit Freuden! Wenn ich doch nur wüßte, wohin?“ weinte der verzagte Barbier. „Ich muß meine Ehre retten und mein Geld; wenn das nicht wäre, ſo würde ich auch bei Euch bleiben und mit Euch ſterben. Am Leben liegt mir nicht, an der Ehre Alles. Hilf Himmel, wenn ich hier todtgeſchlagen würde und kein Hahn danach krähte, ſo würde man ſagen: Er iſt damit durch die Lappen gegangen. Der Name Ankarfield wäre mit Schande überdeckt; meine Ehre wäre für ewig mit mir begraben. Und was würde der Herr Baron ſagen? Und vollends des Königs Majeſtät? Meine Mutter würde ſich im Grabe umwenden.“

„Ja, ſo geht nur, Herr, und macht, daß Ihr fortkommt!“ ſagte der Franzoſe barſch.

„Wohin denn? Wohin denn? Ich weiß bei meiner Ehre nicht wohin?“

„Tête bleu! Der Naſe nach. Geht vor die Kammerthür, ſpringt in Gottes Namen in den Hof hinab und ſucht Euch dann weiter fortzuhelfen. — Aber damit iſt uns noch nicht geholfen, Mylord,“ wandte ſich der Bootsmann zum Kranken. „Sollen wir uns ruhig hier todtſchlagen laſſen, wie in der Falle gefangene Mäuſe? Nimmermehr!"

„An meine Flucht denke nur nicht," verſetzte Palmerſton. „Was hülfe ſie? Ich würde draußen ſterben. Auch liegt mir, bei Gott! nichts mehr am Leben, ſeit meine Pläne von Neuem ſo gänzlich geſcheitert ſind. Nur einen Wunſch habe ich noch, und deſſen Erfüllung verlange ich von Dir. Schwöre mir zu, zu thun, was ich Dir befehle, um was ich Dich flehentlich bitte."

„So wahr mir Gott helfe, die reine Jungfrau und ihr benedeiter Sohn!" ſagte Courtin feierlich, „ich will thun, was Ihr von mir begehrt, Mylord."

„Wohlan, ſo nimm dieſes Etui. Es iſt mein einziger Wunſch, daß es nicht in profane Hände komme, daß man nach meinem Tode keinen Mißbrauch damit treibe. Es enthält das Heiligthum meines Lebens." Mit dieſen Worten zog er die rothe Schreibtafel hervor, überreichte ſie dem treuen Bootsmann und fuhr fort: „Nun gehe wieder in die Wirthsſtube hinab und ſage: ich ſei eben im Sterben begriffen. Dadurch gewinnſt Du jedenfalls Gelegenheit, aus dem Hauſe zu entwiſchen. Ich aber will mich todt ſtellen, und das wird den Mördern nicht auffallen, da ſie uns Gift gegeben haben. Suche ſo ſchnell als möglich einen Ort zu erlangen, mache eine Anzeige und komme mit Hülfe hierher. Iſt es Gottes Wille, ſo lebe ich noch, und Du kannſt dann weiter für mich ſorgen: findeſt Du mich todt, ſo begrabe mich und bring' das Etui dem Fräulein Chriſtine von Ove, Hofdame der Königin von Dänemark. Sag' ihr, daß ich ſie bis zum Tode heiß geliebt habe und daß ſie dies Büchlein zum Andenken an den unglücklichſten aller Menſchen aufbewahren, aber nie einem Menſchen ſagen möge, welches ſein Inhalt ſei. Sag' ihr das! Und nun geh'! Doch nein, das Crucifix gieb mir daraus; ich will es auf meine Bruſt legen und beten." Er öffnete das Büchlein zitternd beim Dämmerſcheine, den das ſchwache Schneelicht durch das einzige alte Fenſter der Kammer warf, und nahm das Kreuzheilandbild heraus, drückte es an ſeine bebenden Lippen und übergab dem weichgewordenen Bootsmann die Schreibtafel.

In dieſem Augenblicke ging die Thüre wieder leiſe auf und der furchtſame ehrliebende Kammerdiener, welcher während des Geſprächs der Beiden von Angſt hinausgetrieben worden war, kam wieder hereingeſchlichen. Die Todtenbläſſe ſeines Geſichts und ſein zu Berge geſträubtes Haar vermochten die beiden Andern nicht zu erkennen, wohl aber hörten ſie das Klappern ſeiner Zähne. Kaum war es ihm möglich, einige abgeriſſene Worte zu flüſtern.

„Ich denke, Ihr ſeid mit Euerer Geldkatze ſchon lange im freien Felde?" fragte Courtin.

„Ach Himmel!" verſetzte der Andre; „ich gehe auf den Gang hinaus, und ſuche mir mit den Händen tappend eine bequeme Stelle zum Hinablaſſen; da gerathe ich am Ende des Ganges an eine Thür und vermuthe, es möchte hier eine Treppe in den Hof hinabgehen. Die Thür iſt nicht verſchloſſen, ich gehe hinein und fühle und fühle, bis ich mit dem Fuße an einen Gegenſtand ſtoße. Ich bücke mich danach und greife in ein kaltes Geſicht. Es liegen noch mehr Leichen in der Kammer. Parole d'honneur! Ich kann vor Schrecken kaum ſtehen."

„Das ſind Fremde, die heute oder in der vorigen Nacht erſchlagen worden ſind," ſagte Courtin. „Mir kommt ein guter Gedanke ein. Führt mich in die Kammer.

Nehmt Ihr eine Leiche; ich nehme eine. Wir legen ſie zuſammen in's Bett. Ihr ſpringt dann in den Hof hinab, und ich will Euch dazu behülflich ſein. Ich gehe dann in die Wirthsſtube und melde den Tod des Lord, und ſehe zu, daß ich Euch nachkomme."

Es geſchah, wie der Franzoſe angegeben hatte. Mit der größten Vorſicht wurden aus der Mordkammer ein Paar Leichname herausgezogen, in die Schlafkammer gebracht und hier zuſammen in's Bett gelegt. Nun ließ Courtin an einem zum Strange gedrehten Laken den Kammerdiener in den Hof hinab und ging noch einmal zu Palmerſton.

„Mylord, ich gehe. Behüte Euch Gott!"

„Er begleite Dich!" ſtöhnte der Kranke.

Mit leiſem Fröſteln und Zittern tappte Courtin nach der Treppe und rief dabei ſo laut als möglich: „He! Holla! Licht her!" Es dauerte auch nicht lange, als die Wirthin ſchimpfend aus der Stube kam.

„Was habt Ihr vor, Ihr unruhiger Nachtvogel?" rief ſie entrüſtet.

„Ach, liebe Frau Wirthin," flehte Courtin, „unſer kranker Begleiter iſt ſo eben geſtorben. Ich bitt' Euch ſehr, gebt uns ein Licht; uns grauſt bei dem todten Manne."

„Was geht das mich an?" erwiederte das Weib. „Das Licht kann ihn nicht wieder lebendig machen, und ſo Ihr ein Furchthaſe ſeid, ſo wird Euch die Hellung keine Herzhaftigkeit einflößen. Packt Euch in's Bett, oder ich laß den Hund los, der ſoll Euch hineintreiben." Damit ging ſie wieder in die Stube und ſchlug die Thür zu. Courtin hatte während ihrer Rede nach einem Ausgang umhergeſpäht, aber nichts entdeckt. Doch hatte er nicht umſonſt die leeren Fäſſer in der Hausflur geſehen. Er horchte noch einmal in den Hof hinab, da er aber dort nicht das leiſeſte Geräuſch vernahm, ſo muthmaßte er, daß Ankarfield glücklich entkommen ſei; anfangs wollte er ihm nach, doch hielt ihn die Liebe zum Lord und eine gewiſſe franzöſiſche Neugierde, zu erfahren, was aus der Sache werden möchte, zurück, und er zog es vor, auf den Zehen in die Hausflur hinabzuſchleichen und in eins der großen Fäſſer zu ſchlüpfen. Hier verhielt er ſich ruhig und wartete nicht ohne Herzklopfen über zwei Stunden. Da — in der Mitternachtsſtunde — ging die Thür auf, und zwei der Mordgeſellen traten heraus, jeder ein Beil in der Hand. Das Weib leuchtete ihnen vor. Der Spion war dabei.

„Einen Schlag hat uns Trude's Suppe erſpart," ſagte dieſer, „und wahrlich, es iſt gut, daß ihn Gevatter Hain ausgeſpannt hat; er hätte mich gedauert, wenn er das Beil hätte koſten müſſen. Den beiden andern Schlingeln iſt's eher zu gönnen."

„Zumal dem mit der Geldkatze," ſagte der Andre.

„Schlagt nur Beide zugleich zu," bemerkte das Weib, „daß nicht einer entwiſcht. Ich will den Hund loslaſſen aus Vorſorge," damit ſtellte ſie das Licht auf die Treppe, unfern dem Faſſe, in welchem Courtin verborgen war, ging zur Hausthüre, öffnete und trat hinaus. Gleich darauf kam ſie zurück, von einem großen Hunde gefolgt, und die Thüre wurde nicht wieder verſchloſſen. Sie ergriff das Licht und die beiden Männer ſammt dem Hunde gingen ihr nach, die Stiege hinauf. Kaum hörte Courtin ihre Schritte verhallen, als er aus dem Faſſe ſchlüpfte und mit einigen ſchnellen, auf den Zehen ausgeführten Schritten die Thür gewann. Einen Augenblick darauf war er im Freien. Gewandt wie ein Aal drückte er ſich raſch an dem

Hauſe hin und lief dann was er vermochte auf dem Fußpfade fürbaß.

## 8.

## Rettung aus Todesgefahr.

Der Engländer lag in einem Zuſtand, der faſt der Bewußtloſigkeit gleichkam. Seine Glieder waren kalt und ſtarr, kaum fühlte er noch den leiſen Pulsſchlag ſeines Herzens. Doch ſeine Seele zuckte, von Angſt getrieben, ohne daß ſie ſich ſelbſt hätte klar bewußt werden können. Endlich vernahm er Geräuſch und ſah beim dürftigen Schneeſcheine, wie die ihm gegenüberſtehende Wand zurückwich. Einen Augenblick darauf vernahm er den Schall zweier Schläge, mit den Mordäxten auf die Schädel der beiden Leichen faſt zu gleicher Zeit geführt, und dieſer Ton ſchnitt ihm ſo durch die Seele, daß ihn die Beſinnungskraft verließ. Als er wieder zu ſich kam, mochte wohl über eine Stunde verfloſſen ſein, und er hörte einige Stimmen. Ein matter Lichtſtrahl von einer trüben Laterne blitzte ihm weither in's Auge.

„Die Kerle ſind ſchon eiskalt, die haben's kurz gemacht," ſagte eine rauhe Männerſtimme.

„Ich will die beiden Burſche auf mich nehmen," verſetzte eine andre. „Geh', Iwer, nimm Du den da drüben. Vor Geſtorbenen entſetz' ich mich, weißt Du." Damit wurden die beiden Leichen aus dem Bette gezogen.

„Das Geld wird Frau Trude ſchon ſelbſt ſuchen,“ lachte der Erſte. „Darauf verſteht ſie ſich herrlich. Sie hat eine Naſe, wie ein Spürhund.“

Palmerſton wurde von einer ſtarken Fauſt bei der Bruſt ergriffen und auf den Rücken des Mannes geworfen. Durch die zurückgeſchobene Wand ging's nur ein paar Schritte weiter, und ſie waren in der Fleiſchkammer, wie die Mörder den Ort nannten, wo die Leichen bis zum Entkleiden und Verſcharren aufbewahrt wurden. Palmerſton wurde abgeworfen, die beiden Leichen kamen über ihn zu liegen. Die Träger verließen nach einigen rohen Scherzen den ſchauerlichen Ort wieder, wo der Scheintodte mit einem Blick noch mehr Leichen geſehen hatte. Ein widriger Todtengeruch wehte ihn an, die Schauer des Grabes rieſelten durch ſeine Gebeine. Die eiskalten Glieder der Todten an ihm verurſachten ihm einen Schmerz, der faſt dem glich, als wenn er mit einem glühenden Eiſen gebrannt würde. Da lag der Unglückſelige, der durch Geſetz und Recht zu einem hohen Looſe beſtimmt geweſen war, unter einem Haufen gemordeter Männer, allein ein Lebender, von menſchlicher Hülfe verlaſſen, krank und elend, an ſeinem trüben Geſchicke verzweifelnd und ohne Hoffnung. Das bleiche Licht der Mondsſichel, welche unterdeſſen aufgegangen war und mit kalter Theilnahmloſigkeit durch die Fenſterlücke in die Kammer ſah, zeigte ihm die Stätte des Grauens, in welche ihn verruchte Hände geſchleudert, und ſchon fing etwas wie Wahnſinn in ſeinem Gehirn ſich zu regen an; er griff um ſich, und ſtieß die Leichen mit Verwünſchungen von ſich. Nicht mehr im Stande, an Vorſicht zu denken, würde er verloren geweſen ſein, wenn nicht die ewige Vorſicht ſeiner gedacht hätte. — In dieſem Augenblick erhob ſich vom

Hofe her ein klägliches Jammergeſchrei, der Hund ſchlug ſtark an, dann war er ſtill und winſelte zuweilen; das Geſchrei dauerte aber fort. Gleich darauf hörte Palmerſton Stimmen im Hauſe. Man rief auf den Hof hinaus: „Was iſt das? Wer jammert und wehklagt ſo?“

„Der Barbier! Der Barbier, der geſtern Abend gekommen,“ war die klägliche Antwort. Kaum hatten die Mörder die erſten Worte vernommen, als einer rief: „Hab' ich's nicht geſagt? Es iſt ein Wehrwolf oder ein Spukgeiſt! Der Flaxmann galt als ein Zauberer und ſchwarzer Magier; der macht den Spuk.“ Kaum hatte Palmerſton dieſe Worte vernommen, als er aufſprang, die Leichen in der Kammer poltend über einander warf und ausrief: „Ja, ja er iſt's der Zauberer! Er iſt von den Todten erſtanden und kommt, Euch die Hälſe umzudrehen!“

„Flieht!“ rief der Sprecher — der Spion — in wildem Entſetzen, und Hals über Kopf, Einer über den Andern, purzelte die ganze Schaar der Thüre zu; und wer nicht zur Thüre hinaus konnte, ſprang zum Fenſter hinaus. Eine Minute darauf war das Haus leer, und Palmerſton ging frei und ungehindert durch die Hausflur zu der offenen Thüre hinaus. Er ſah die geängſtete Rotte fliehen, und wählte den entgegengeſetzten Weg. In der Aufregung ſeiner Lebensgeiſter und allein mit dem Gedanken an ſeine Rettung beſchäftigt, allein von dem Wunſche beſeelt, nur jetzt nicht zu ſterben, dachte er jenem Jammergeſchrei, dem er doch eigentlich ſeine Rettung verdankte, nicht weiter nach, ſondern eilte nur ſo viel er konnte, von der Stätte des Schreckens. Die frühere Schwäche war von ihm gewichen, die Eiskälte aus ſeinen Gliedern verſchwunden; nichts hinderte ihn an der Eile, mit welcher er ſeinen neuen Lauf begonnen hatte. Und ſo taſtete er auf dem betretenen Wege fort. Als der Morgen dämmerte, ſah er einen Ort vor ſich liegen. Aber ſeine Kräfte wichen abermals. Der heftigſten Anſpannung folgte nach den Geſetzen der Natur, eine verhältnißmäßig noch ſtärkere Abſpannung, und noch ehe er den Ort erreichen konnte, ſank er aller Kräfte baar und ledig zu Boden. Zwar verſuchte er den Schnee zu lecken, und ſich dadurch wieder etwas zu beleben, aber die Sinne vergingen ihm, er konnte ſich der betäubenden Mattigkeit nicht erwehren; es kam über ihn, wie ein ſüßer Schlummer; eine leuchtende Engelsgeſtalt trat mit Chriſtinens freundlichen Zügen zu ihm, und ließ aus dem Kelch der Lilie, die ſie an langem grünem Stengel in der Hand hielt, einen Tropfen duftender Narden in ſeinen Mund träufen. „Es iſt der Tod, der Genius des Friedens,“ dachte der Unglückliche. „Sei willkommen!“ — —

Das Geſchrei im hintern Hofe kam wirklich von dem Kammerdiener Ankarſield. Dieſer furchtſame Mann war, nachdem er glücklich im Hofe angelangt war, lange Zeit ſtill und in Zittern und Zagen in einem Winkel ſtehen geblieben und hatte ſich aus Furcht, ein Geräuſch zu machen und ſich zu verrathen, nicht getraut, ſich zu regen, geſchweige denn einen Weg zur Flucht zu ſuchen. Als die Mörder ihr Bubenſtück zu verüben meinten, ſtand er noch immer in ſeinem Winkel, und erſt als es wieder ruhig geworden war, verſuchte er eine Thür zu öffnen. Aber das leiſeſte Knarren derſelben jagte ihm Todesſchrecken ein, er ſtand davon ab und blieb unſchlüſſig und mit der Marter der Todesangſt auf ſeiner Stelle. Hier hörte er einen Theil des Geſprächs der Mörder, aber auch dies vermochte ihn nicht fortzubringen; er war wie angebannt.

Endlich als der aufgehende Mond den Hof beleuchtete, entdeckten ſeine umherirrenden Augen ein kleines Häuschen; er vermuthete, es möchte ein Brunnen ſein und täuſchte ſich nicht. Es war der mit zwei Eimern verſehene Ziehbrunnen, von denen der eine an langer Kette unten im Waſſer hing. Ankarfield glaubte ſich in dieſem Brunnen am ſicherſten verbergen zu können, und er hatte den Gedanken kaum gedacht, als er auch ſchon begann, mit den Fußſpitzen in die Lücken der Mauer zu treten, und mit der einen Hand die Kette, mit der andern ſich an der Mauer haltend, ſtieg er, von Todesangſt getrieben, einige Fuß tief. Da er ſich aber allein auf das Gefühl ſeiner Fußſpitzen verlaſſen mußte, ſo war er nicht ſicher, in den Brunnen zu ſtürzen. Er klammerte ſich alſo nur um ſo feſter an die Kette an. Als er einige Minuten geſtanden hatte, wurde es ihm nothwendig, ſeinen Stand zu ändern; er fühlte mit dem einen Fuße und konnte keine Spalte in der Mauer finden. Da glitt er auch mit dem andern Fuße aus, und rutſchte, die Kette im größten Schrecken mit beiden Händen faſſend, einige Spannen lang hinab. Nun hing er in dieſer verzweiflungsvollen Situation zwiſchen Himmel und Erde. Die Mauer des Brunnens vermochten ſeine zitternden Füße kaum mehr zu erreichen, aber ſo oft er auch daran kam, ſo wich die Kette zurück, und es war ihm ſonach unmöglich, mit der Fußſpitze wieder eine Lücke in der Mauer zu entdecken und zu benutzen. Jetzt glaubte er den ſichern Tod vor Augen zu haben — er konnte ja nicht wiſſen, wie tief der Brunnen war — ſchwarz und entſetzlich gähnte ihn ſein hohler Schlund von unten herauf an; es war ihm nicht anders, als zerrte ihn Jemand bei den Beinen hinab; in ſeinem armen Kopfe ſchwindelte es, die Kräfte drohten ihn zu verlaſſen;

die Kette in ſeinen krampfhaft zuſammengeſpannten Händen brannte ihn als ob ſie glühend werde. Jetzt, jetzt war der Augenblick gekommen, wo die Krone ſeines Lebens zu ſchwanken begann. Die Liebe zum Leben verdrängte die Liebe zur Ehre. Er philoſophirte kurz ſo: „Erſäufſt Du in dem abſcheulichen Brunnen, ſo erhält König Karl das Geld doch nicht, und Du giltſt bei aller Ehrlichkeit nach Deinem Tode doch für einen Schurken. Beſſer Du lebſt und gibſt das Geld den Mördern. Von der Barmherzigkeit des Brunnens iſt nichts zu hoffen, wohl aber noch von der der Menſchen. Wenn die Blutzapfer das viele Geld ſehen, ſchenken ſie Dir wahrſcheinlich Dein armes Leben.“ — Und ſomit fing er denn an, aus vollem Halſe ſo kläglich als möglich zu ſchreien und zu winſeln. Aber ſein dumpfklingendes Geſchrei hatte eine ganz andere Wirkung, als er beabſichtigte. Als nun Niemand kam, verſuchte der Arme mit der letzten Anſtrengung ſeiner Kräfte, ſich ſelbſt zu helfen. Im Augenblick der höchſten Gefahr entwickelte er eine rieſige Stärke. Und ſo zog er die Laſt ſeines eignen Leibes mit ſeinen Händen an der Kette empor und gelangte bis zur Walze, an welcher die Eimer liefen. Noch ein Ruck und er ſtand wieder im Hofe. Die überſtandene Angſt hatte die frühere vor den Mördern verdrängt. Er ſchlich an die Hofthüre und horchte. Nichts regte ſich; das Haus war wie ausgeſtorben. Nun wagte er ſich in die Hausflur; alle Glieder ſchlugen ihm, die Zunge klebte ihm am Gaum; er getraute ſich nicht zu athmen. Er hörte nichts. Der Mondſchein zeigte ihm die offene Hausthür; er ſchlich leiſe wie die Nacht durch die Hausflur und huſchte hinaus. Nun ſtürzte er wie ein vom Jäger verfolgtes Wild davon, und einen andern Weg als Palmerſton einſchlagend, gelangte er am andern Tage an das Ufer des Kattegat. Hier gewann er einen armen Fiſcher, der ihn in einem Boote an die ſchwediſche Küſte überſetzte.

## 9.

## Liebesſegen.

Der bewußtloſe Engländer wurde von Taglöhnern gefunden und zum Pfarrer des Orts gebracht. Hier verfiel er in ein hitziges Fieber und lag mehre Wochen lang mit dem Tode ringend, darnieder. Erſt als der Frühling ſeinen ſegenbringenden Odem über die Erde hauchte, durfte er daran denken, ſeinen Wanderſtab weiter zu ſetzen. Während der Zeit ſeiner Geneſung hatte er ſich oft mit ſeinem theilnehmenden Wirthe, dem Pfarrer, unterhalten, und dieſer hatte auf unſchuldige Weiſe des Engländers Liebe und den Namen ſeiner Geliebten entdeckt. Von der Dürftigkeit des Wiedergeneſenden gerührt und von der Sorge um ſein ferneres Wohl bewogen, hatte der würdige Mann heimlich an Chriſtine von Ove geſchrieben. Eines Tags fuhr ein Wagen vor dem Pfarrhauſe vor; ein Mann ſtieg aus und kündigte ſich als Haushofmeiſter im Hauſe des Statthalters von Gabel und als Chriſtinens Abgeſandter an. Er brachte von Chriſtinen Briefe an den Pfarrer und an Palmerſton. Der Letztere, höchlichſt überraſcht, verſchlang die Zeilen, deren Geiſt ſich ihm wie ein lebenſpendendes Fluidum mittheilte. Sie ſchrieb ihm, wie ſie von ſeinem treuen

Begleiter Courtin das Etui mit der Nachricht ſeines wahrſcheinlichen Todes erhalten und ſich der ſtillen Trauer über ein ſo trübes Geſchick überlaſſen habe, aus welcher ſie nun des Pfarrers Brief um ſo angenehmer gezogen und ihr die Hoffnung des Wiederſehens um ſo ſüßer bereitet habe. Ferner, daß der Statthalter ſein in der Nähe der Stadt liegendes Gartenhaus zu ſeinem Empfang einrichten laſſe, dort habe er Muße, im Schooße des Frühlings, frei von kleinlichen Sorgen, ſeine Geneſung abzuwarten. Palmerſton ſah in der erſten Aufwallung der Freude nicht die ſchüchterne Feinheit, womit jedes Wort des Briefes abgewogen war. Er nahm gerührt von dem Pfarrer Abſchied, deſſen Wohlthätigkeit durch die Hand des Haushofmeiſters vergolten ward und eilte viel tauſendmal auf Amors Flügeln der Geliebten zu, eh' der Wagen über den Kattegat geſetzt wurde und Kopenhagen erreichte.

Verblichen waren nun wieder alle Bilder von Schlachten und Siegen, Macht und Größe, die ſchimmernden Geburten der Nachtſeite der Phantaſie vor den Strahlen der Liebesſonne, die rein und ſtark am blauen Himmel ſeiner Zukunft aufgegangen war. Es waren wieder die zarten weichen Fäden der Hoffnung auf ein ſtilles, häusliches Glück, die ihn, den vor wenigen Wochen noch an Allem Verzweifelnden, von Neuem an das Leben und ſeine edlern Freuden banden.

Die ſchönen Gegenden der Inſel Rügen ſchwebten ihm wieder vor, oder er dachte daran, in einer der heimlichen Buchten an den Ufern Schwedens oder Norwegens ein ſtilles Haus zu bewohnen und mit ſeiner Chriſtine darin glücklich zu ſein und ſich nie mehr zu bekümmern um den Streit der Könige der

Erde. Dieſer Wechſel der Gefühle und Ueberzeugung und die Heftigkeit, mit welcher er das eben Erfaßte gleichſam umſtrickte, entſprang theils der Wankelmüthigkeit ſeines Charakters, theils ſeinem böſen Schickſal, das ihn anfangs in eine andere Bahn warf, für die ihn weder Recht noch Geſetz, noch ſeine eigene Neigung beſtimmten, und da auch die letztern mit einander im ſchroffſten Widerſpruche ſtanden, und das Schickſal nie müde ward, ihn aus einer Lebenslage in die andere zu ſchleudern, ſo beherrſchte dieſe Unbeſtändigkeit endlich ſein Gemüth ſo ſehr, daß man ihn heute wie ein Kind ſanft und weich, morgen wie einen Krieger rauh und hart, heute von Schlachten träumend, morgen ſich nach der friedlichen Flur unter Lämmer ſehnend, fand.

Glücklich kam er im Landhauſe des Vice-Statthalters an, deſſelben Mannes, in deſſen Hauſe er ſchon Gaſtfreundſchaft genoſſen, deſſen Tochter er zu lieben gewähnt, die er hatte rauben laſſen, um ſie zur Liebe zu zwingen, oder um ſich wegen vermeintlichen Hohns an ihr zu rächen, deſſen Pflegetochter er wirklich geliebt, nach deren Kuſſe er nun ſchmachtete. Er fühlte ſich wohl, als er wahrnahm, daß die Hand zarter Theilnahme Alles für ſeinen längeren Aufenthalt bequem und freundlich eingerichtet hatte. In zwei prächtig ausgeſtatteten Zimmern fand er eine auserleſene Bibliothek, eine Laute und eine Flöte mit den beſten Muſikalien, in ſeinem Wohnzimmer duftete manche Blume, und ſein Auge las manche ſchöne Bedeutung aus ihrer Zuſammenſtellung. Ein junger Mann hatte ihn aus dem Wagen gehoben und ſich ihm als ſein Diener vorgeſtellt. Im Zimmer ſelbſt empfing ihn ein vornehm gekleideter Mann, den er als den Hausarzt des Statthalters wieder erkannte. Dieſer erkundigte ſich nach dem Befinden des Lords, verordnete und ſagte ſeinen täglichen Beſuch zu. Aber weder der Viceſtatthalter noch deſſen Mündel erſchienen, ihn zu begrüßen. Als er am andern Morgen erwachte, fiel es ihm ſchwer auf's Herz, daß er Chriſtinen noch nicht geſehen, und er fragte den Diener mit einer nicht zu überwindenden Schüchternheit nach ihr; er zitterte, als er ihren Namen ausſprach.

„Das gnädige Fräulein erwartet nur Eurer Lordſchaft Befehl," verſetzte der Diener, und dieſe Antwort erregte in Palmerſton's Bruſt ein wehes Gefühl.

„Sag' ihr, daß ich ihrer mit Sehnſucht harre," verſetzte er, und der Diener ging.

Nach zwei quälend langen Stunden erſchien der Diener wieder und meldete: Fräulein von Ove ließe um Erlaubniß bitten, Sr. Gnaden aufwarten zu dürfen. Ihm war, als würde ihm ein Stück vom Herzen geſchnitten. Der Augenblick war da, nach welchem ſich ſeine Seele geſehnt: die Liebliche ſollte ihm gegenüber ſtehen, die er als den Eckſtein betrachtete, auf welchem er den feſten Bau ſeines ſtillen Glücks aufzuführen gedacht hatte, und dieſe Kälte, welche die jungen, ſorgſam gepflegten Sprößlinge ſeines neuen Lebensmuthes für immer mit eiſigem Hauche zu verderben drohte! Er eilte ohne ein Wort zu erwidern hinaus. Chriſtine ſtand im Vorzimmer.

„Mein Fräulein — —" ſtammelte er und vermochte nicht, weiter zu reden.

„Sie haben befohlen, Mylord," verſetzte ſie, ſich verbeugend, und wußte nicht, wohin ſie vor Verlegenheit die Augen wenden ſollte.

„O Gott, Chriſtine! welche Sprache!" rief er ſchmerzlich. „Wollen Sie mir die kaum verharſchten Wunden aufreißen? Ach, wozu mich erſt heilen, um mich dann dem Tode zu weihen! Will der Arzt meiner Seele der Mörder meines Lebens werden?"

„Ich bitte Sie, Mylord, faſſen Sie ſich! Sie verdammen mich, ehe Sie mich gehört haben. Kommen Sie!" Sie zog ihn in's Zimmer.

„Chriſtine," ſagte er hier ruhiger, und nahm beide Hände der Dame mit wehmüthiger Herzlichkeit. „Ich habe Ihnen das ſtille Geheimniß meiner Liebe verrathen. Sie wiſſen es, daß ich nur in Ihnen lebe, und doch treten Sie mir ſo kalt entgegen."

„O welcher Vorwurf! Gott iſt mein Zeuge, daß ich ihn nicht verdiene."

„Aber warum eilen Sie nicht, den bräutlich zu empfangen, den Sie dem Leben wieder gewonnen haben? Ich bin Ihr Geſchöpf, fühlen Sie als meine Gottheit nicht das Bedürfniß, Ihr Werk zu krönen, Ihr Geſchöpf ganz glücklich zu machen? Was hält Sie ſo fern von mir?"

„O Himmel!" ſeufzte Chriſtine. „Haben Sie mir nicht ſelbſt Ihr Etui geſandt? Betrauerte ich Sie nicht als einen Todten und das Etui als ein mir gehöriges Vermächtniß? Und durfte ich es denn als ſolches nicht durchblättern? Ich habe Alles geleſen; ich weiß, welch ungeheures Schickſal Sie verfolgt hat; ich weiß, wer Sie ſind, und nun, da ich, die Glückliche, Sie noch unter den Lebenden ſehe, nun darf ich ja nicht, wie — — wie mir mein Herz geboten hätte!"

„Iſt es das?" ſagte Palmerſton erfreut. „Die Gewohnheit hat mich annehmen laſſen, der Inhalt jenes Büchleins ſei nur mir bekannt. Aber vermag Sie mein Geheimniß von mir zurückzuſcheuchen? Chriſtine, ich habe allen Anſprüchen entſagt, zu welchen dieſe Papiere mich berechtigen."

„Das dürfen Sie nicht! Der Schwedenkönig iſt Ihr mächtiger Freund. Die Kraft ſeines Armes kann Sie in Ihre Rechte einſetzen.“

„Ich bedarf ſeines Armes nicht; ich bedarf nur dieſer Hand, um glücklich zu ſein. Werden Sie ſie mir entziehen, Chriſtine?“

„Großer Gott! ich darf ja nicht. O hätte ich die unſeligen Papiere nicht geleſen!“

„Was würden Sie dann gethan haben, wenn ich vor Ihnen geſtanden und gefleht hätte: Chriſtine, ich liebe Dich; werde mein Weib! — Was würden Sie gethan haben?“

Das Fräulein kämpfte mit ſich.

„Laſſen Sie Ihr Herz allein reden. Ich beſchwöre Sie!“

Da entwölkte ſich ihre kleine Stirne; die Natur ſiegte über Menſchenſatzungen und Vorurtheile; die lachende Blüthe ihres Frohſinns entfaltete ſich auf ihrem milden Geſichte. „Ich würde Ihnen an die Bruſt gefallen ſein und froh gerufen haben: ich bin Dein! Ich liebte Dich ſtill und innig, ſeit ich Dich zuerſt ſah; ich will Dein treues Weib ſein.“

„Komm in meine Arme, ſüßes Mädchen!“ rief Palmerſton entzückt. „Fort mit dieſen unſeligen Dokumenten! Jeder Buchſtabe derſelben ſtellt ſich als ein Dämon zwiſchen uns, um uns zu trennen. Wo ſind ſie? Gib mir das Etui, Chriſtine! Ich will ſie vertilgen.“

„Nimmermehr, Mylord,“ rief das Fräulein, „ich würde mir es nie verzeihen, Ihnen den Weg verſperrt zu haben, der Sie zum Gipfel der Macht und des Glückes führt, auf welche Ihre Geburt und Ihre Talente die heiligſten Anſprüche haben. Mylord, Sie ſind geſchaffen, ein Volk zu beglücken, nicht ein armes, unbedeutendes Mädchen, welches nie zu träumen gewagt hat, Ihnen zu gefallen, ſelbſt als ich noch nicht wußte, wer Sie ſind, und deren Leben ferner das ſüße Bewußtſein, Gnade vor Ihren Augen gefunden zu haben, mit dem Roſenlichte einer ſtillen Glückſeligkeit überſtrahlen wird."

„Nichts von ſolch' kalter Entſagung, Chriſtine! Sie dürfen ſo nicht fühlen. Sie fühlen auch nicht ſo. Ich weiß, daß Sie mich heiß und innig lieben; ich liebe Sie rein und wahrhaftig. Von meinen Anſprüchen weiß die Welt nichts; wer kann behaupten, daß ich ſie jemals würde haben geltend machen können? Vor dem Allmächtigen gilt gewiß ein reines Herz mehr als eine Krone, und auch mir gilt es mehr, wenn dies Herz mit edlen Trieben ſich zum reinen Herzen neigt. Chriſtine, laß mich nicht vergeblich flehen, gib mir Deine Hand und vergönne, daß uns prieſterlicher Segen auf ewig verbinde. Die Papiere meiner Schreibtafel ſollen uns als Hochzeitfackel leuchten."

„Die Stunde der Reue könnte früh oder ſpät dieſe Voreiligkeit furchtbar beſtrafen. Ich gebe Ihnen das Etui 'nur für das heiligſte Verſprechen zurück, daß Sie auch das kleinſte Papier als ein unverletzbares Heiligthum bewahren. Schwören Sie mir, Mylord, dieſe Dokumente in Ehren zu halten, komme es mit uns auch, wie es wolle."

„Und Sie wollten mich aus mißverſtandener Großmuth, mit vorurtheilsvoller Reſignation um mein Lebensglück betrügen? Chriſtine! Von Stürmen gepeitſcht wollte mein leckes Schifflein in Deinem Hafen einlaufen, ich wollte mir eine friedliche Hütte auf dem Boden Deines Herzens bauen und die fernen Reiche und Inſeln vergeſſen, von denen mich früh ſchon ein Orkan vertrieb, und Du wollteſt mir den Hafen verſchließen, wollteſt mich wieder hinaus jagen in das empörte Meer? Ach, die Waſſer werden mitleidiger ſein, als Du: Sie werden über dies glühende Herz hinfluthen, und Niemand wird etwas von dem unglücklichen Jüngling wiſſen, der ein Spielball des Schickſals, einſt ſich an ein liebendes Herz anklammern wollte, das ihn aber von ſich ſtieß mit den grauſamen Worten: Ich liebe Dich, aber mir iſt nicht Macht gegeben, Dich von Deinem Verhängniß zu befreien.“

„Halten Sie ein, Mylord!“ unterbrach Chriſtine den Fluß ſeiner Rede „Ich ſprach dieſe Worte nicht. Ich verlangte, daß Sie mir zuſchwüren, niemals die Dokumente zu vernichten, welche dieſes Etui enthält. Schwören Sie mir und hören Sie dann die Erklärung meines Herzens.“

„Ich ſchwöre es bei meiner Liebe.“

„Die Liebe kann vergehen; ſie iſt in Männerherzen dem Wechſel der Zeiten unterworfen; nur das edle Weib liebt treu und ewig.“

„Ich werde Dich treu und ewig lieben. Doch ich ſchwöre bei meinem wunderbaren Geſchick.“

„Ihr Schickſal kann ſich ebnen und zu Ihrer vollkommenſten Zufriedenheit führen.“

„Nun ſo ſchwör' ich bei Gott, in deſſen Vaterſchooße wir Alle ruhen.“

„Gott iſt ewig und unwandelbar. Sei es ſo Ihr Schwur. Hier iſt das Etui. Und hier iſt meine Hand, deren unumſchränkte Herrin ich bin; ſie iſt von dieſer Stunde an die Ihrige. Chriſtine wird Ihr Weib, Mylord; doch unter der einen Bedingung — und dieſe iſt unerläßlich — daß ich zurücktreten darf, ſobald ich Ihrem höhern Beruf im Wege zu ſtehen glaube. Nein, wenden Sie mir nichts ein! Die politiſchen Verhältniſſe können ſich ändern, das Unwahrſcheinliche kann wahr werden, dann will ich nicht wie das Centnergewicht des Fluchs an Ihren Ferſen hangen und Sie in den Staub zurückziehen, wenn Sie mit neuem Fittig den glücklichen Flug nach dem ſchönen Ziele beginnen. Ich weiß es, Ihre Großmuth und Ihr Edelſinn würden die Stützen ihrer Liebe ſein, allein Sie würden ſich doch nie verhehlen können, daß ich das hemmende Gewicht ſei, und mir, mir wäre der Gedanke ſchon unerträglich. Ich würde namenlos unglücklich ſein; denn ach! ich liebe Sie zu ſehr, Mylord, als daß ich einen Augenblick anſtehen könnte, Ihrem höhern Lebensglück Alles zu opfern. Laſſen Sie dann das Herz Ihres Weibes den Göttern ein Opfer ſein, um ihren Segen auf Ihr Haupt herabzuflehen."

„Chriſtine!" rief Palmerſton ſchmerzlich.

„Verſprechen Sie!" rief ſie, „oder nie kann ich die Ihrige werden."

„Ich verſpreche!" ſagte er wehmüthig und reichte ihr die Hand. „Es wird ſich Alles finden," ſetzte er dann, ſich gleichſam ſelbſt beruhigend hinzu.

„Und nun bin ich die Ihrige," ſchmeichelte das ſanfte Mädchen, mit einem liebenswürdigen Anfluge von neckiſcher Schelmerei und dem ſchämigen Erröthen einer jungfräulichen Braut. „Hier haben Sie mich; was wollen Sie doch mit einem ſo kleinen eigenſinnigen Dinge anfangen?"

Er ſchlang beglückt ſeinen Arm um ihren Hals und ſah ihr tief in die klaren Spiegel ihrer Augen.

„Ich will, daß Du mich glücklich macheſt," entgegnete er. „Sieh', alſo hat mein Eigennutz Dich nur an mich gefeſſelt."

„Als wenn ich nicht unausſprechlich glücklich wäre!

Als wenn ich die Größe des Opfers nicht zu ſchätzen wüßte, was Du mir bringſt."

„Stille davon!" rief er launig und ſchloß ihr den Mund mit Küſſen. Die reine Flamme der Liebe loderte nicht mehr zurückgedrängt von dem ſeitabgewälzten Felſen menſchlicher Vorurtheile, der ſtörend, eine widrige Laſt, zwiſchen zwei für einander geſchaffenen Herzen gelegen hatte.

Palmerſton erfuhr von ſeiner Geliebten, daß Friederike von Gabel wieder im Hauſe ihres Vaters lebe. „Kaum," erzählte das Fräulein von Ove, „hatte ich durch den franzöſiſchen Schiffsmann Nachricht von Ihrem Unfall erhalten, als ich ſichere Leute nach Jütland ſandte, um Sie zu ſuchen. Aber ſie waren noch nicht mit der traurigen Kunde zurückgekehrt, daß keine Spur von Ihnen zu entdecken ſei und Sie wahrſcheinlich erſchlagen und begraben wären, als Friederike plötzlich in unſrer Mitte erſchien. Sie war ſtill und würdevoll. Ueber ihr Verſchwinden im vergangenen Herbſt gab ſie nur ungenügenden Aufſchluß. Mir eröffnete ſie heimlich und mit Leidenſchaftlichkeit, was ich bereits durch den Bootsmann Courtin in Bezug auf Sie erfahren hatte. Friederike wußte ihre Nachrichten von Ihrem zweiten Gefährten, dem Kammerdiener Ankarfield, welcher glücklich in Stockholm angelangt war, und dieſe Nachrichten waren es, welche ſie wieder nach Kopenhagen getrieben hatten. Sie hatte nicht ſobald von meinen zurückgekehrten Boten erfahren, daß allerdings Leichname in jenem Raub- und Mordneſte gefunden worden ſeien, worunter aber Lord Palmerſton ſich nicht befände, als ſie auch — dieſer Ausſage mißtrauend — ohne Verzug aufbrach, um ſich an Ort und Stelle zu überzeugen. Sie kehrte zurück, aber obgleich ſie die Leichen alle wieder hatte ausgraben laſſen, obgleich ſie in der Nachbarſchaft Nachforſchungen nach Ihnen angeſtellt, ſo hatte ſie doch keine Spur von Ihnen entdeckt; natürlich — der Pfarrer, bei welchem Sie wohnten, hatte, nachdem er Ihnen abgemerkt, daß Sie eine Perſon von Bedeutung ſeien und ſich auf feindlichem Grund und Boden befänden, jene Nachforſchungen, Schlimmes für Sie fürchtend, irre geleitet. So hat er mir ſelbſt geſchrieben.

Friederike lebte eingezogen und verſchloſſen, und ich vermuthete, Liebe zu Ihnen habe in ihrem Herzen gekeimt. Da wir Beide Sie als todt betrauerten, ſo nahm ich keinen Anſtand, offen mit ihr darüber zu reden. Aber mit Beſtimmtheit erklärte ſie, nie mehr als Freundſchaft und Hochachtung für Sie gefühlt zu haben. Es ergab ſich durch gegenſeitige Herzensergießungen, daß Friederike eben ſo gut in Ihr Geheimniß eingeweiht war, wie ich; und ſie erzählte mir die Geſchichte ausführlich. Sie ſprach auch viel von Ihrer Liebe zu mir, Mylord, ach! und dann floſſen meine Thränen. Auch Friederike vergoß oft Thränen, wenn wir allein waren — ſo ſehr hatte ſich ihr Charakter geändert — und als ich in ſie drang, verhehlte ſie mir nicht, daß ſie einen Mann mit der heftigſten Leidenſchaft liebe, den ſie nie beſitzen könne."

„Kapitän Norcroß!" rief der Lord. „Er war ſchon mit einem Fräulein Broke verlobt."

„Sie hat den Gegenſtand ihrer glühenden Liebe nicht genannt, aber geſchworen hat ſie hoch und theuer, nie einem andern Manne anzugehören, und ich weiß, ſie wird Wort halten. Ich kenne die Stärke ihres Charakters."

„Und wie befindet ſie ſich jetzt?" fragte Palmerſton mit Theilnahme.

„Ihr Stolz iſt gebrochen; aber ſie bewahrt noch die unbeugſame Charakterfeſtigkeit. Streng meidet ſie die Geſellſchaft aller Leute, die zum Hofe gehören, mich ausgenommen; und als der Kammerjunker Raben, ihr ſonſtiger Bräutigam, es wagte, ſich zu ihr zu drängen, bat ſie ihn kalt und höflich, ihr Zimmer zu verlaſſen, weil ſie mit ihm nichts gemein habe, und als er darauf nicht ging, ſtand ſie ruhig auf, faßte ihn beim Arm und ſchlenderte ihn mit ſolcher Kraft hinaus, daß er faſt ein Unglück genommen hätte. Der Kammerjunker iſt ſeitdem bemüht, die ſchmählichſten Gerüchte über ſie auszubreiten, in welchen jener Engländer, der ſie uns im vorigen Herbſt entführte, eine ſie compromittirende Rolle ſpielt; auch ſagt er allgemein, ſie ſei nicht bei Verſtande. Er hat es wirklich ſo weit gebracht, daß ſie in Kopenhagen für verrückt gilt; ſie aber kümmert ſich um nichts, ſondern reitet allein aus, lieſt, ſpielt die Laute und beſchäftigt ſich mit weiblichen Arbeiten.“

„Möge der Himmel auch ihr günſtig ſein; ſie verdient es!“ ſagte Palmerſton, und ſeine ſanftmüthige Braut ſtimmte von Herzen dieſem Wunſche bei.

Spät verließ die glückliche Chriſtine ihren glücklichen Geliebten, und eine Nacht mit geſundem Schlaf und ſeligen Träumen ſtärkte ihn. Geſund ſtand er auf und ließ ſeine erſte Sorge ſein, dem Freiherrn von Gabel, Chriſtinens Pflegevater, ſeine Verbindung mit dieſer zu melden und um ſeine Einwilligung zu bitten. Friederike überbrachte ſie mit Chriſtinen. Ueber Friederikens Weſen lag ein düſtrer Ernſt; in ſchwermüthig gefärbter Unterhaltung verſtrich ihnen der Tag.

Die Verbindung des Lords Palmerſton mit dem Fräulein Chriſtine von Ove wurde nach erlangter Einwilligung der Königin dem Hofe gemeldet und war ein paar Tage das Geſpräch deſſelben. Man zerbrach ſich den Kopf, wo doch der Lord die Zeit über, wo man nichts von ihm gehört noch geſehen, geweſen ſein möchte. Er war verſchwunden wie ein Geiſt, und hatte ſich bei Niemandem beurlaubt; er war wiedererſchienen wie ein Geiſt, und hatte ſich bei Niemandem gemeldet. Man wußte nur zu gut, mit welcher Leidenſchaft er Friederiken den Hof gemacht und nun heirathete er Chriſtinen, während doch Friederike, Zeit ſeines Ausſeins, ebenfalls auf eine räthſelhafte Weiſe abweſend geweſen und kurz vor ihm wiedergekehrt war. Ueberdies ruhte auf dieſem Verſchwinden ein Schleier, der lockte und reizte. Und wie verändert war Friederike wiedergekommen! Wie deutlich legte ſie ihre Verachtung des Hofweſens an den Tag! Das Alles Dinge, die einen Hof einige Tage in Allarm bringen konnten, und mit Spannung erwartete man den Tag, an welchem das Brautpaar dem Hofe vorgeſtellt werden ſollte.

Wenn die Frühlingsſonne Blätter und Blumen hervorlockte, ſehnte ſich der bleiche junge Mann in die freie Natur, um auch ſich Roſen des neuen Lebens auf die Wangen zu ſammeln. Von zwei ihm befreundeten Genien begleitet, trat er dann in die zum Hochzeitfeſte geſchmückten Gemächer. Es war ſeine Braut, an der ſein Leben nun ſo innig hing, gefeſſelt von den ſanften Banden einer herzlichen Liebe; und es war das Mädchen, welches er einſt mit der Glut hoher Leidenſchaft geliebt, und dem er nun mit den Gefühlen aufrichtiger Freundſchaft zugethan war. Und wenn Friederikens Ernſt auf dieſen Spaziergängen nur Molltöne in des Geneſenden Bruſt goß, ſo belebte ſie Chriſtinens Heiterkeit, und zog ſeine Seele auf die bunten Wellen der Freude. So wurde ein vollendetes Ganze, eine heiter-ernſte Einheit der Gefühle daraus, die den Geiſt zugleich kräftigte und ergötzte und wohlthätig auf Palmerſton's geiſtige und körperliche Stimmung wirkte.

## 10.

## Spaziergang in den Hoſen.

Der Hoftag war beſtimmt, wo Lord Palmerſton und Fräulein von Ove als Brautpaar vorgeſtellt werden ſollten. Der Lord hatte ernſtlich daran gedacht, ſich eine beſcheidene Exiſtenz zu gründen, und zu dieſem Zwecke waren vertraute Boten nach Schweden und England abgegangen, und vom König Karl hatte er bereits tröſtliche Zuſicherungen erhalten. Aber am Hofe hatte man auch durch geheime Kundſchafter erfahren, daß Palmerſton in Verbindung mit dem Schwedenkönig ſtehe; Urſache genug, um das Auge des Mißtrauens, hinter der Maske der Freundlichkeit verſteckt, auf ihn zu richten und ihn wo er ging und ſtand zu beobachten.

Während dem von neuer Lebensluſt durchglühten jungen Manne die Schwingen erſtarkender Geſundheit wieder wuchſen, und ſich ihm das Bild häuslichen Glücks auf dem Boden der Inſel Rügen ſo lockend malte, des Eilandes, welches er vor allen Erdſtrichen ſo liebgewonnen, ſo daß er ſich ſeine Chriſtine kaum anders als ſein Weib denken konnte, als in einem einfach ſtillen Hauſe am grünen Ufer eines der ſchönen Bodden, auf denen ſein Auge oft in Entzücken ſchwelgend geruht hatte; während dieſer Zeit wurde er vom Geiſte der Lüge und des Verderbens umlauert, und die Bosheit ward nicht müde, hämiſche Gerüchte über ihn zu Ohren zu tragen, welche der Verläumdung ſtets offen ſtehen. Arglos wandelte er neben Feinden; die roſenfarb'ne Binde der Liebe hielt ſein Auge gefeſſelt.

Ein reizender Frühlingstag lockte den Lord mit Braut und Freundin in's Freie, und ſie gingen den Weg zum Hafen. Dort ſchien die Sonne am wärmſten, und das Treiben der Menge machte dieſe Gegend für müßige Wanderer beſonders angenehm. Reiter, Wagen, Schiffer, Fuhrleute und allerlei Volk zog ununterbrochen hin und her.

Auch Chriſtinens Laune war in die lachenden Farben des Frühlings gekleidet. Ihre Sonne war Palmerſton's geſundheit- und freudeſtrahlendes Geſicht. Selbſt Friederike war nicht ſo ſtreng-ernſt wie ſonſt. Der Frühling hatte ſeine magiſche Kraft an Allen bewährt.

„Wenn meinen unglücklichen Augen nicht eine beſondere Vorliebe für den liebenswürdigen Kammerjunker des Kronprinzen, den geſchniegelten Gerd Raben, innewohnt," ſagte Chriſtine, „ſo daß ſie mir ſeine traurige Geſtalt in jedem glatten Jünglinge vorſpiegeln, ſo ſehe ich den zierlichen Cavalier hinter uns her auf einem Schweißfuchs trottiren, der eben ſo geleckt ausſieht, wie er ſelbſt."

„Er iſt's," beſtätigte Friederike.

Der Junker ſprengte heran, grüßte freundlich, hielt an, ſtieg ab, übergab das Pferd dem ihm folgenden Reitknecht und ſchritt mit verklärtem Geſicht auf die drei Spaziergänger los.

„Es ward mir noch nicht erwünſchte Gelegenheit, Ihnen meinen Glückwunſch darzubringen, hochverehrtes Brautpaar. Ihr Haus, Mylord, gleicht einer

Feſtung, in welche nur die Parteigänger befreundeter Mächte Zutritt haben."

„Ich wüßte nicht, aus welchem Grunde ich den Kammerjunker von Raben für den Parteigänger einer mir feindlich geſinnten Macht halten ſollte. Können Sie mich darüber belehren, wohlan, ſo laſſen Sie mich über Ihre Perſon nicht in Zweifel."

„Sie verſtehen den Kammerjunker unrecht," ſagte Chriſtine, „er wird ſich doch nicht zu den Parteigängern zählen? Er iſt Mann genug, um ſelbſt eine Macht zu repräſentiren. Und daß er eine befreundete Macht iſt, beweiſt er uns ja jetzt. Es geht ihm nur, wie den Feldſcherern."

„Wie ſo?" rief der Junker verwundert. „Was hätte ich denn mit Feldſcherern zu thun."

„Ei, wie auch Sie mich falſch verſtehen wollen, mein zuckerſüßer Herr! Hab' ich doch nicht behauptet, daß Sie etwas mit jenem ſchneidigen Volke zu thun hätten. Wahrlich, dann würden Sie ſtets rückſtehen müſſen; denn was man auch immerhin zu Ihrem Lobe oder Tadel ſagen könnte — obgleich ein ſo ausgezeichneter Hofmann mit Recht den Namen des Ritters ohne Furcht und Tadel verdient — es wäre in beiden Fällen zu viel geſagt, wenn man Sie ſchneidend oder ſtechend oder ſcharf nennen wollte. Nein, mein Theuerſter, ich ſagte nur, daß es Ihnen zu ergehen pflegte, wie den Feldſcherern."

„Ich muß Ihnen bekennen, mein Fräulein, daß ich Sie nicht verſtehe."

„Das iſt ein geringfügiger Zufall gewöhnlicher Art. Die Sache iſt einfach. Je freundlicher die Feldſcherer ſind, deſto tiefer ſchneiden ſie, deſto weher thut's."

„Chriſtine!" bat Friederike verweiſend.

„Ach Gott!" entgegnete dieſe, „ich bin hinſichtlich

Deiner jetzt im gleichen Falle. Alſo Freundſchaft zwiſchen uns, Herr von Raben! wir verſtehen ja Beide das Meſſer gut zu führen.“

„Sie ſprechen in Räthſeln, mein Fräulein. Ich kann nicht begreifen, was Sie mit dem Meſſerführen meinen.“

„Es giebt verſchiedene Arten von Leuten, welche ein Meſſer führen, Doctoren und Barbiere, Metzger, Köche, Schuſter und Bilderſchnitzer, und Sie zählen ſich zu keiner derſelben; denn es ſind lauter nützliche und brauchbare Menſchen. Aber geſtehen Sie nur, daß in ganz Kopenhagen kein Barbier Sie ſo glatt und lieblich um's Kinn ſcheren kann, als Ihre eigne weiche Hand. Nur ſich ſelbſt verdanken Sie dieſen Vorzug vor allem Leben, dem Bart im Geſicht wächſt. Oder gäb' es wirklich ein ſolches Genie in der Hauptſtadt des Dänenreichs, das mit ſchöpferiſcher Hand ſolchen Zauber auf ein männliches Antlitz mittelſt eines Scheermeſſers auszugießen vermöchte; o, Mylord! dann würde ich Ihnen nicht Ruhe gönnen, bis belobte Hand Ihnen täglich die Liebenswürdigkeit anraſirte, wie ſie nur aus des Kammerjunkers, Herrn Gerd von Rabens glattem Geſichte ſtrahlt.“

„Chriſtine!“ rief Friederike mit Unwillen.

„Nicht wahr, liebes Mühmchen, auch Du verſpürſt in Deinem jungfräulichen Buſen ein ungeheures abominables Verlangen nach etwas, welches dem Kinn einer Jungfrau — ich kann nicht ſagen unerhört, aber doch — unerfühlt vorkommen muß, nämlich die unwiderſtehliche Sehnſucht nach dem Barbiermeſſer des Kraftgenies, nach jenem wunderbaren Meſſer — ſo wunderbar wie Hüon's Zauberhorn oder Circe's Zauberſtab — Du möchteſt den zarten Flaum Deines Kinnes von ihm hinweggenommen wiſſen, um Dich unter ſeinen Streichen zu verjüngen, wie Adonis unter den Küſſen der Venus. O, ich verſtehe Deine Sehnſucht; klingt ſie mir doch im eignen Buſen wieder, und jetzt, Gerd von Raben, beſchwöre ich Sie bei allen über- und unterirdiſchen Göttern und deren Vettern und Baſen, ſie mögen unter den Sternen wandeln ſelbſt als Sterne, oder unter den Rinderheerden, ſelbſt als Rinder, jetzt iſt die Stunde gekommen, die über Friederiken's und Ihr eignes Leben entſcheidend iſt; die Looſe ſpringen aus den Urnen: Ich beſchwöre Sie, bedenken Sie Ihr Schickſal zum Beſten! Es liegt in Ihrer Hand, in dieſer Ihrer rechten Sammthand, welche Sie ſo eben vom ſeidenen Handſchuh entblößt, welche Sie mit den Meiſterſtücken aller kopenhagenſchen Goldſchmiede beſteckt haben, geſtehen Sie offen und freimüthig, daß dieſe Hand es ſelbſt iſt, welche Ihrem freundlichen Antlitz ſolch unwiderſtehlichen Liebreiz zu geben vermag, geſtehen Sie es, daß Sie das Schermeſſer meiſterhaft führen, und beeilen Sie ſich, die Gunſt meiner Muhme dadurch wieder zu erlangen, daß Sie dieſelbe zierlichſt barbieren.“

„Ich kann es nicht länger verhehlen,“ ſagte der Kammerjunker geſchmeichelt, „daß ich mich täglich zwei, auch drei Mal ſelbſt raſire; doch iſt mein Meſſer noch nie in eines andern Menſchen Geſicht gekommen. Aber um die mir unendlich theure Gunſt der Fräuleins von Gabel wieder zu erlangen, würde ich mich zu Allem verſtehen.“

„Chriſtine, Du biſt unausſtehlich!“ zürnte Friederike.

„Und damit haben Sie doch das Geſtändniß gethan, daß Sie Manches mit dem Feldſcheerer gemein haben.“

„Gewiſſermaßen, ja; doch muß ich mir meinen Adel vorbehalten.“

„Unbeſchadet Ihres ſehr ehrwürdigen Adels können Sie nun an meiner Muhme das Wiedervergeltungsrecht üben, und ihr ganz daſſelbe thun, was ſie Ihnen gethan hat.“

„Und was könnte das ſein, mein theuerſtes Fräulein?“

„Sie barbieren ſie über den Löffel, mein theuerſter Junker.“

„Chriſtine, Du wirſt mich zwingen, die Geſellſchaft zu verlaſſen und allein nach Hauſe zu gehen,“ ſagte Friederike.

„O zürnen Sie ihr nicht, mein Fräulein!“ winſelte der Kammerjunker Friederiken an. „Vielleicht gelingt ihrer heitern Laune, was meinen ernſten und unabläſſigen Bitten nicht hat gelingen wollen, uns wieder zu vereinigen. O glauben Sie nur, der Kronprinz iſt böſe auf Sie, daß Sie ſich weigern, mir Ihr Eheverſprechen zu erfüllen.“

„Iſt er böſe, der arme überkluge Knabe? Nun ſehen Sie, das iſt das erſte mir angenehme, was Sie mir in Ihrem Leben geſagt haben.“

„Halten Sie ein, Verwegner! Welch' unbedachtes Wort entfloh dem Zaun ihrer Zähne! Zurück mit ihm! Jetzt iſt nur von Ihrem Kinn die Rede, um welches voriges Jahr noch ein holder Bart flog, der durch ſeine deutſche Farbe Ihre altgermaniſche Abkunft unwiederſprechlich darthat, von Ihrem Kinn — ſag' ich — welches Ihre edle Hand dies Jahr ſo glatt raſirt, daß man es für einen Haubenſtock halten könnte, zum Beweis, wie Sie verſtehen, Ihre Nationalität zu verläugnen und ſich die beſſere franzöſiſche Art und Weiſe anzueignen. Alſo nur von

Ihrem cultivirten und von dem uncultivirten Kinn meiner Muhme ſoll zwiſchen Ihnen Beiden jetzt die Rede ſein; von nichts weiter. Sie ſollen ſich über die gemeinſame Kultur beider Kinne bereden, es ſoll Liebenswürdigkeit Sprödigkeit feſſeln, das Zarte das Spröde anziehen, das raſirte Geſicht ſich mit dem unraſirten vereinigen."

„Hören Sie, mein Fräulein," bat Raben wieder Friederiken, „Sie meint es gut mit all' ihren Scherzen. Sie will uns wieder vereinigen; ſie will unſer Glück befördern. Verkennen Sie doch die wohlmeinende Abſicht Ihrer Muhme nicht! O Fräulein von Ove, wie bin ich Ihnen dankbar für Ihren trefflichen Willen, für Ihre edlen Bemühungen! Ich werde nie vergeſſen, was Sie an mir gethan. Aber nun kommen Sie auch, und helfen Sie mir Ihre Muhme mit beſtürmen, daß ſie ihre eiſerne Härte fahren läßt und mich wieder in Gnaden an und aufnimmt, auch dazu thut, daß wir bald Hochzeit machen. Auch Sie, Mylord, nehme ich in Anſpruch. Stehen Sie mir bei —; Sie vermögen etwas über das Herz des Fräuleins. Ich weiß es."

„Aber, mein Himmel!" rief jetzt Friederike mit einem Gemiſch von Aerger und Verwundrung, „iſt denn Ihr geiſtiger Sinn ſo ganz ſtumpf, daß Sie nicht zu verſtehen im Stande ſind, daß meine ungezogene Muhme Sie mit einer Salzlauge von Spott übergießt? Sehen Sie denn nicht, daß Sie der erbärmliche Gegenſtand ihres ausgelaſſenen Witzes ſind? — Der Himmel vergebe Ihnen die Sünde, die Sie an mir begehen, ſo oft Sie mich nur anreden!"

„Iſt es denn wahr, daß Sie mich verſpotten?" fragte der Kammerjunker das Fräulein von Ove einfältig zutraulich und mit einem Anſtrich von dummer

Befremdung, die ihm äußerſt komiſch ſtand. Aber bald veränderte ſich ſein Geſicht wieder und überzog ſich mit jener glatten, nichtsſagenden Freundlichkeit, die ihm die Hofdreſſur angepinſelt hatte, und anſtändig lächelnd ſagte er: „Nein, ich habe eine beſſere Meinung von Ihnen, Fräulein; ein Scherz iſt ja nicht Spott, ein Witz kein Schlangenſtich. Wir verſtehen uns beſſer, nicht wahr, Fräulein?“

Die unbeſchreibliche Naivetät, womit dieſe Worte geſprochen wurden, brachten nicht allein die launige Chriſtine, ſondern auch den Lord zum Lachen, und ſelbſt über Friederikens ernſtes Geſicht flog ein Strahl. Das Brautpaar konnte nicht gut ein Ende finden und den Kammerjunker verdroß endlich doch dies Benehmen. Er nahm die Sache jetzt wirklich, wie ſie war und ſchickte ſich eben an, ſeine Empfindlichkeit zu erkennen zu geben, als ihnen dicht am Hafen aus dem Volksgedränge ein gemeiner Menſch entgegen trat, der ſeinem Aeußern nach zu den Seeleuten gehörte. Mit einer an's Unverſchämte grenzenden Dreiſtigkeit blieb er vor Palmerſton ſtehen und ſtarrte ihm unverwandt in's Geſicht; dieſer aber hatte nicht ſobald den Kerl erblickt, als er zurücktrat und ihm ausweichen wollte.

„Nun ſage Keiner mehr, daß Ihr kein Zauberer und ſchwarzer Magier ſeid!“ rief der Seemann mit einer zudringlichen widrigen Verwunderung aus, „denn Ihr könnt ſogar ſterben und wieder aufſtehen. Ihr ſeid todt geweſen und wandert wieder unter den Lebendigen am Arme zweier ſchöner Frauen? Aha, Ihr ſeid wohl jetzt ein Vampyr, Herr Flaxmann, und die eine da iſt Euere Braut?“

Alle waren mit Entrüſtung zurückgewichen. Die letzten Worte hatten auch aus Chriſtinens Wangen das Blut verdrängt. Der Kammerjunker horchte auf und lächelte mit impertinenter Pfiffigkeit, die ſeinem flachen Geſicht einigen Ausdruck verlieh. Der Lord ſammelte ſich und ſagte barſch: „Seid Ihr toll, Menſch? Was wollt Ihr von mir? Ich kenne Euch nicht.“

„Ihr kennt mich nicht? Ei, das iſt zum Lachen,“ verſetzte Jener. „Die Bläſſe Eueres Geſichts und Euere verwirrten Augen ſtrafen Euch Lügen. Ich dächte doch, wir hätten zu verſchiedenen Malen unſere Bekanntſchaft erneuert. Auch das große Weibsbild da kenn' ich. Kam ſie doch in Stockholm mit Euch zur Frau Ankarſield und wollte dort mit Euch zuſammen wohnen. Da hattet Ihr freilich eine ſchlechtere Jacke an, als ich. Auch in Hamburg trugt Ihr keinen ſo feinen Rock und auch auf der jütländiſchen Haide nicht, wo Ihr ſelig geſtorben ſeid. Nun nach Euerer Auferſtehung ſeid Ihr in ſo vornehme Kleider gekrochen, und kennt Euern alten Freund nicht mehr. Soll ich Euch noch deutlicher an unſere Bekanntſchaft erinnern?“

„Fort, unverſchämter Menſch! oder ich laſſ' Euch verhaften,“ ſagte der Lord, aber ſeine Stimme erſtarb, eine Art Ohnmacht wandelte ihn an; er mußte von den Damen fortgeführt und in das nächſte Haus gebracht werden.

„Seid Ihr ſo mächtig geworden in Kopenhagen?“ höhnte ihn der Spion — denn kein Anderer war es — nach. „Nun, was iſt einem Schwarzkünſtler nicht Alles möglich; aber ich fürchte mich vor ſolcher Macht nicht. Die Schwäche, die ihn überrumpelt, beweißt mir, daß ich mich in ſeiner Perſon nicht geirrt habe.“

Der Kammerjunker von Raben blieb bei dem Spion allein zurück und Beide wandelten im eifrigen Geſpräch bald darauf der Stadt zu.

Als ſich der Geneſende etwas erholt hatte, gab er ſeinen Freundinnen Aufſchluß über den Böſewicht, der ihn hier anzugehen ſich erfrecht hatte. Chriſtine ſchauderte, als ſie vernahm, daß dieſer Menſch der Mörder war, der ihren Geliebten ſchon in ſo ſchlimme Händel verwickelt hatte. Sie that zwar den Vorſchlag, ihn aufſuchen zu laſſen und dem ſtrafenden Arme der Gerechtigkeit zu überliefern, aber ſie überzeugte ſich bald, daß man ihm nichts beweiſen konnte, und daß ſonach jeder Schritt gegen die Perſon des Mörders unterbleiben mußte. Verſtummt langten die drei Spaziergänger zu Hauſe an und vermieden, von dem unangenehmen Vorfall zu ſprechen.

## 11.

## Das unterbrochene Hoffeſt.

Einige Tage darauf fand die Vorſtellung des Brautpaars bei Hofe ſtatt. Eine zahlreiche Verſammlung ſchmückte die Hallen und Säle des königlichen Schloſſes. Der König wollte in der Pflegetochter des Vice-Statthalters von Norwegen ihn ſelber ehren, eben ſo die Königin ihre Hofdame, und ſo kam es, daß beide Herrſcherhäupter Dänemarks ſich beeiferten, dieſen Tag mit Glanz zu erfüllen. Die Ceremonie war vorüber, und Palmerſton verſuchte aufzuathmen; er glaubte damit die Laſt, die ihm die Bruſt ſchwer bedrückte, abwälzen zu können; aber er vermochte es nicht, vielmehr wurde das dumpfe Bangen ſeiner Seele zu quälender Angſt.

Der König ſtand in der Mitte mehrer Hofherren, der Kronprinz in der Nähe. Der Erſtere winkte Palmerſton heran und ſagte: „Haben Ew. Lordſchaft nicht Luſt, Ihre Kräfte unſerm Staate zuzuwenden, und vielleicht — da Sie, wie wir vernommen haben, ſchon Soldat in Dienſten Ihres Vaterlandes waren, — däniſche Uniform zu tragen?“

„Die Gnade Ew. Majeſtät würde mich hoch beglücken,“ verſetzte der Angeredete ehrerbietig, „wenn nicht eine ſehr geſchwächte Geſundheit mich nöthigte, mich auf die Stille des Landlebens zu beſchränken.“

„Ew. Lordſchaft befürchten vielleicht, als däniſcher Soldat gegen eine Sache fechten zu müſſen, die den Intereſſen Ihrer Perſon zuwider iſt?“

„Ich wüßte nicht, welche Intereſſen meine Perſon haben könnte, die ich nicht willig und mit Freuden den Intereſſen Ew. Majeſtät und höchſtdero Staaten aufopferte, an welche mich die Bande der Liebe und Freundſchaft, der gegenſeitigen Achtung und Zuneigung ſchon lange binden, an welche mich die heiligen Bande des Bluts bald binden werden. Dänemark iſt mein zweites Vaterland geworden; das werde ich nie vergeſſen.“

„Ihre Sprache iſt ſchön, Mylord. Doch wiſſen wir ja Alle und Sie haben es nie geläugnet, daß Sie ein eifriger Anhänger der Stuartiſchen Partei ſind und als Jacobit Ihr Vaterland meiden. Wir wiſſen, daß Sie den Prätendenten auf ſeinem abenteuerlichen Zuge nach Schottland folgten und erſt, nachdem er dort geſchlagen worden, betraten Sie die däniſche Küſte.“

„Dies Alles verhält ſich ſo, wie Ew. Majeſtät ſagen. Doch ſchließt meine alte Anhänglichkeit an das

Haus Stuart in England nicht die Treue aus, die ich dem Könige Dänemarks in meinem neuen Vaterlande zolle.“

„Wie aber dann,“ ſagte der König lächelnd, „wenn die romantiſchen Hoffnungen des ſogenannten Prätendenten auch nur zum Theil in Erfüllung gingen, wenn unſer nachbarlicher Abenteurer, der ſchon einmal den rechtmäßigen König von Polen vertrieb und einen Parvenü, der ihm zu gefallen gewußt hatte, auf den polniſchen Thron ſetzte, dieſes quasi Königs halber blutige Kriege führte, der, um ſeine abgeſchmackten Pläne durchzuſetzen, ſich ſelbſt mit dem Erbfeinde der Chriſtenheit verband, der toll genug iſt, die halbe Welt zuſammen zu rütteln und dann, dem lieben Herrgott ſelbſt in's Handwerk pfuſchend, wieder Ordnung herſtellen will; wenn unſer Nachbar Karl, der ſich gern den nordiſchen Löwen tituliren läßt, ſeinen Plan durchzuſetzen gedenkt, der uns aus den aufgefangenen Papieren des Grafen Görz klar geworden iſt, nämlich ſich mit Rußland zur Wiedereinſetzung des Prätendenten zu verbinden, den engliſchen König, unſern vielgeliebten Bruder Georg, zu verjagen, was würdet Ihr thun, da wir uns offen für die unbeſtreitbaren Rechte des Hauſes Hannover erklären und zu ſeiner Erhaltung das Schwert ziehen würden?“

„Ich würde ruhig auf meinem Beſitzthum bleiben, weil, wie ich Ew. Majeſtät ſchon unterthänigſt bemerkte, meine geſchwächte Geſundheit mir nicht erlaubt, mich auf die eine oder auf die andere Seite zu ſtellen, obgleich ich Ew. Majeſtät offenherzig bekenne, daß mir die Rechte des Hauſes Hannover auf den engliſchen Thron nie recht einleuchten werden.“

„Die Gerüchte, die über dieſes ſogenannten Prätendenten Geburt und Herkommen im Umſchwunge geweſen ſind, können Ihnen nicht unbekannt ſein, und wenn Sie auch zu jung ſind, um ſich zu erinnern, wie der größte Theil des engliſchen Volkes an der Rechtmäßigkeit ſeiner Geburt zweifelte, ſo ſind dieſe Stimmen doch ſpäterhin keineswegs ſo ganz verſtummt, daß nicht etwas davon zu Ihren Ohren gedrungen ſein ſollte."

„Ich erinnere mich des etwas einmal gehört zu haben," verſetzte Palmerſton mit nicht zu verbergender Verlegenheit, „doch ſchien mir die Sache zu märchenhaft — ſie kam vielleicht ganz entſtellt zu meinen Ohren — daß ich gar nicht darauf reflectirte. Was können mächtige Feinde nicht Alles erſinnen und bewerkſtelligen!"

„Dies iſt hier nicht der Fall Mylord. Sie können auf mein königliches Wort verſichert ſein, dieſer ſogenannte Prätendent iſt nichts weiter als der Sohn eines ehrlichen Müllers, der ſo gut war, dem lieben Könige Jacob aus einer großen Verlegenheit zu helfen."

„Eure Majeſtät Wort darf keinen Zweifel in mir aufkommen laſſen," ſagte der Lord in großer Bewegung. „Doch ſollte die edle Königin Maria in einen ſolchen Betrug eingewilligt haben?"

„Sie war gezwungen. Und können Sie läugnen, daß die verwitwete Königin durchaus keine Liebe und Anhänglichkeit an dieſen Prätendenten zeigt? Sie wohnt in St. Germain, er in Bar; ſie kommen nicht zuſammen. Die unglückliche Mutter ſollte nicht nach ihrem einzigen Kinde verlangen? Und ſo iſt's ſtets geweſen. Die königliche Mutter ſchweigt aus Klugheit; ihr Herz hängt nicht mehr an irdiſchen Dingen, es fliegt ihrem geſchiedenen Gatten und Sohne nach."

„Alſo hatte ſie doch einen Sohn,“ bemerkte Palmerſton und trocknete ſich den Schweiß von der Stirne.

„Es war gerade in dem höchſt kritiſchen Zeitpunkt, daß König Jacob die Krone auf ſeinem Haupte wanken fühlte, als man ihm die Botſchaft hinterbrachte, die Königin ſei geſegneten Leibes. Da blühte ſeine ganze Zuverſicht in der Hoffnung auf einen Prinzen wieder auf. Ein Thronerbe, ſo ſchloß er, werde ihm die Krone erhalten und das Volk beruhigen. Aber die Königin wurde von einer zu frühen Geburt überraſcht. Ein Prinz war's, doch ſo ſchwächlich, daß man jeden Augenblick ſeinen Tod erwarten mußte. Der Leibarzt, die Wehmutter boten Alles auf, dies wichtige Kind zu erhalten, der König war außer ſich. Er hatte die Gewährſchaft ſeiner Krone in den Händen; der Gedanke, ſie ſich wieder entriſſen zu ſehen, war ihm unerträglich. Da gab ihm die Furcht vor einem leicht einzutretenden unglücklichen Ereigniß den verzweifelten Gedanken ein, ſich in Vorſorge ein Knäblein zu verſchaffen. Die Frau eines in der Nähe wohnenden Müllers hatte kurz vorher ein ſolches geboren, der König gab viel Geld dafür; das Kind wurde gebracht, und der Prinz verſchwand. Man hat ſpäter ſogar einige Mal behauptet, dieſer rechtmäßige Erbe des Namens Stuart und der Anſprüche auf die großbritanniſche Krone ſei damals nicht geſtorben, und der König ſei nur durch ſeinen ſchnellen Tod abgehalten worden, ihn anzuerkennen, doch iſt das wohl nur Fabel. Der König hätte ja ſpäter die Kinder wieder vertauſchen können.“

„Vielleicht hielt ihn die fortdauernde Kränklichkeit des wahren Prinzen davon ab, und wenn er es ſpäter hätte thun wollen, als die Verſtandeskräfte beider Kinder ſchon gereift waren, ſo hätte der König gar leicht als Betrüger ſeines Volks entlarvt werden können.“ Dieſe Worte ſagte Palmerſton mit auffallender Haſt.

„Die Geſchichte ſcheint Ihnen ſo gut wie uns ſelbſt bekannt zu ſein,“ ſagte der König verwundert.

„Ich nak nur den möglichen Fall an.“

Jetzt nahm der Kronprinz, der herangetreten war und die Erzählung des Königs mit angehört hatte, das Wort und ſagte höhniſch: „Ew. Majeſtät kann verſichert ſein, daß Mylord von dieſer wunderlichen Geſchichte mehr weiß, als irgend ein anderer Menſch wiſſen kann.“

Dieſe Worte bereiteten Palmerſton eine ſolche Beſtürzung, daß ihm die Sinne zu vergehen drohten.

„Wie verſteht Ew. Hoheit das?“ fragte der König ſeinen Sohn. Die Blicke der umſtehenden Hofherren hingen erwartungsvoll am ſpöttiſch verzogenen Munde des Thronerben und es hatten ſich Viele verſammelt.

„Lord Palmerſton oder Herr Joſeph Flaxmann, wie er ſich auch nennt, oder wie ſich dieſer Mann ſonſt noch nennen mag, iſt mit den geheimen Künſten, als da ſind: Zauberei, Hexerei, Wahrſagerei, Kurirerei durch Sympathie und was dergleichen Teufeleien mehr ſind, vertraut. Ew. Majeſtät weiß gar nicht, welch einen brauchbaren Mann ſie für die däniſchen Staaten geworben hat.“

„Ich — weiß — nicht — —“ ſtammelte Palmerſton vernichtet.

„Ihr wißt nicht? Wohlan, ſo ſollt Ihr hören, daß ich weiß!“ rief der Kronprinz. „Ich weiß, daß Ihr Euch in Hamburg als ein lüderlicher Geſelle in ſchlechten Kneipen herumgetrieben, Euer Geld verſpielt, durch böſe Künſte Euch anderes verſchafft, Euch zum däniſchen Soldaten habt werben laſſen, dann das

Schiff, auf welchem Ihr mit andern Rekruten nach Kopenhagen übergeſetzt werden ſolltet, einem ſchwediſchen Kaper in die Hände geſpielt habt; ich weiß, daß Ihr in Stockholm den Kammerdiener einer reichen Engländerin umgebracht und die Dame ſelbſt durch einen Piſtolenſchuß lebensgefährlich verwundet habt; ich weiß, daß Ihr Euch durch Magie aus dem Gefängniſſe befreit, daß Ihr das Herz des ſchwediſchen Königs durch gottloſe Mittel bethört und ihm gelobt habt, nach Dänemark zu gehen, Euch hier durch Heirath einzuniſten, hier den Spion zu machen und Dänemark an Schweden zu verrathen. Ich weiß ferner, daß Ihr in Holland im Gefolge des Grafen Görz geweſen und mit ihm in der Staatskaroſſe gefahren ſeid; ich weiß, daß Ihr mit Rußland zu Dänemarks Verderben in Verbindung ſteht; ich weiß, daß Ihr Boten an den Schwedenkönig abſendet und empfangt; ich weiß, daß Ihr als ein Bettler in Jütland todtkrank angekommen und in der Nacht in einem Schanke geſtorben ſeid. Man hat Euere Leiche fortgetragen, um ſie am andern Morgen zu begraben, da iſt ſie verſchwunden; und hier ſeid Ihr wieder als engliſcher Lord aufgetreten. Das weiß ich, und Euer Ausſehen beſtätigt die Wahrheit."

Der ganze Hof hatte ſich während der heftigen Rede des Kronprinzen herbeigedrängt, bei den letzten Worten deſſelben ſtob aber Alles von einander, die Frauen mit einem Entſetzensſchrei, fürchtend, der Engländer möchte ein Geſpenſt ſein. Und wirklich konnte des Lords erdfahle Farbe, ſein erloſchenes Auge und ſein Zuſammenſinken die Geſpenſterfurcht der entſetzten Hofdamen entſchuldigen.

Alles rannte durch einander.

„Schafft mir dies Ungeheuer aus den Augen!“ rief der König und entfernte ſich eilig.

Palmerſton ſtürzte beſinnungslos auf den Boden, Chriſtine eilte ſchreiend herbei, aber Alles, was Leben hatte, floh wie vor der Peſt, in wenigen Augenblicken waren die Säle leer und nur einzelne Diener liefen mit ſcheuen Schritten vorüber. Da lag der Unglückliche in ſtarrer Ohnmacht und kalter Schweiß perlte auf ſeiner Stirne, während die verzweifelte Liebe Thränen der Angſt und des Mitleids über ihn weinte. Die arme Braut wußte ſelbſt nicht, wie lange ſie in dieſer Lage zugebracht, als die Thür aufging und Friederike ernſt und feſten Schrittes hereintrat.

„Du Sohn des Unglücks,“ ſprach ſie feierlich, „Dir wäre beſſer, Du wärſt im erſten Bade geſtorben. Was ſollſt Du auch unter dieſen Menſchen? Die Lüge hat Dich geſäugt, das Mißtrauen Dich genährt, die Falſchheit Dich erzogen. Nun zeigen ſie ſich in ihrer wahren Natur und geiſeln Dein Herz mit Dornen. Doch kommt, Ihr zwei gedrangſalten Menſchen an meine Bruſt, voll Mitgefühl für Euch, voll Haß gegen jene!“ Und ſie nahm den Ohnmächtigen auf, als wäre er ein ſchlafendes Kind und trug ihn aus dem königlichen Palaſt. Chriſtine folgte in halber Bewußtloſigkeit. Draußen ſtanden Diener mit einer Sänfte. Palmerſton wurde hineingehoben und in ſein Gartenhaus gebracht, um welches der Frühling all ſeinen Schmuck gelegt hatte. Aber der bleiche Jüngling ſah nichts von der Herrlichkeit; er war zwar zu ſich ſelbſt gekommen, aber die Stimme der Natur hatte ihre Gewalt über ihn verloren; er ſah nicht die Kränze, die die allliebende Mutter ihm zum Troſt und zur Entſchädigung entgegenhielt, er fühlte nichts von den ſanften Gefühlen, die der Mai gewährt; ſeine Seele gehörte den Mächten, die Haß und Verderben brüten.

## 12.

## Die Flucht.

Zum Erſtaunen der beiden Damen ſtieg er, frei von Schwäche, aus der Sänfte und ging in das Haus; er ſchien die beiden Freundinnen nicht zu bemerken, aber ſein dunkles Auge glänzte von unheimlicher Glut. Chriſtine wollte ihm Troſtworte ſagen, aber er unterbrach ſie mit Heftigkeit: „Kein Wort von dieſer Sache, wenn ich Sie bitten darf, theure Chriſtine! Es wird, es muß ſich ausgleichen; ſei es, wie Gott will. Es wird ſich finden.“

Chriſtine erſchrak vor dieſen Worten; Friederike aber rief: „Palmerſton, Sie ſind in dieſer Stunde zum Manne gereift. Jetzt handeln Sie und vertrauen Sie Ihrem Genius.“

„So ſei es!“ ſprach er und reichte ihr die Hand. Es war nicht zu verkennen: er hatte ſeinen Entſchluß gefaßt.

Drauf bat er die Damen, ihn allein zu laſſen, und ſetzte ſich nieder, um zu ſchreiben. Dies Alles erfüllte Chriſtinen's Seele mit Angſt. Der Gedanke an Selbſtmord überſchattete wie eine ſchwarze Wolke ihre Seele. Obgleich ſie mit Friederiken gegangen war, ſo konnte ſie dieſe doch nicht weiter als in's Vorzimmer bringen, und von hier aus lauſchte ſie durch die Thürſpalte von Minute zu Minute nach dem Geliebten. Aber er ſchrieb emſig, bis er der Macht der über ihn ſtürzenden Gefühle erlag, und mit dem Kopfe auf den Tiſch lehnte. Chriſtine eilte ihm zu Hülfe; er verlangte ein Stärkungsmittel, und als er daſſelbe zu ſich genommen, erholte er ſich, daß er weiter ſchreiben konnte. Im Vorzimmer wurde eine Stimme vernommen. Es war ein Kammerdiener des Vice-Statthalters. Dieſer ließ ſeiner Tochter den Befehl zukommen, unverzüglich in die Stadt zu kehren und nicht ferner Gemeinſchaft mit einem Manne zu pflegen, welcher im Angeſicht des ganzes Hofes ſo beiſpiellos proſtituirt worden ſei. Friederike ließ ihrem Vater ſagen, ſie werde nicht in die Stadt kommen, ſondern einem Unglücklichen, den Haß und Bosheit verfolgten, ihren Beiſtand angedeihen laſſen.

Palmerſton hörte dieſe Unterredung mit an, deren Reſultat wieder einen Lichtſtrahl in ſeine Seele warf.

Gegen Abend erſchien ein Bote der Königin im Gartenhauſe, mit dem Befehle an Chriſtine, unverzüglich vor der hohen Herrin zu erſcheinen. Sie ſchauderte. Daran hatte ſie noch nicht Zeit gehabt zu denken, daß ſie die Sclavin einer gekrönten Frau ſei. Sie zauderte, ſie ſchwankte. Dem Befehle nicht Folge leiſten, hieß ſich augenblicklich losſagen von allen geſellſchaftlichen Verbindungen in Kopenhagen, ſelbſt das Haus ihres Pflegevaters verſchloß ſie ſich. Und dennoch wollte ſie den Geliebten nicht verlaſſen und lieber Alles opfern. Friederike rieth ihr zu gehen.

„Ich weiß, was meiner harrt,“ ſagte das Fräulein von Ove, „die Königin wird mich mit ungegründeten Vorwürfen überhäufen, auf die ich nichts erwiedern darf; ſie wird mir zur Strafe eines mir angedichteten Vergehens einige Tage Zimmerarreſt anbefehlen laſſen; ſie wird mich, weil ich einen ſo öffentlichen Skandal veranlaßt habe, degradiren; ſie wird mein Herz von dem ſeinigen reißen und mich zwingen wollen, ihn nie wieder zu ſehen, und wer weiß, ob nicht ein langes Gefängniß meiner harrt, wenn ich nur Miene mache, mich nicht willig und gehorſam in dieſe Machtgebote zu fügen."

„Sie werden Dir vielleicht noch Schlimmeres anthun," verſetzte Friederike ernſt, „denn was erlauben ſich dieſe Erdengötter nicht? Aber Du kannſt ihrer doch hohnlachen; denn ſieh' doch die ohnmächtige Götterſchaft! Ihn können ſie nicht aus Deinem Herzen reißen, den Frühling Deiner Seele nicht verderben. Geh' getroſt; ich ſorge für Dich! Laß' mich in dieſer Nacht überlegen, was in unſerer Lage zu thun iſt. Wenn alle Ankertaue reißen, eins hält: wir fliehen mit ihm nach Schweden; König Karl iſt Ankergrund, unſer Fels, auf ihn dürfen wir vertrauen. Biſt Du morgen früh nicht zurück, ſo nehme ich an, daß Du Arreſt bekommen haſt, dann werde ich dem Kronprinzen ein Wörtchen in's Ohr flüſtern, das Dich ſchnell von der gnädigen Strafe der guten Königin befreien ſoll. Der Knabe ſoll ſelbſt zu ſeiner Mutter laufen, und um Deine Befreiung winſeln."

„Um Gotteswillen! Du wirſt doch nicht ſein Geheimniß verrathen?" rief Chriſtine in neuer Angſt.

„Sorge nicht, Mädchen, das kommt über meine Lippen nicht! Geh' und vertraue mir! Du biſt unfähig zu denken und zu handeln, laß' es mich für Dich thun!"

„Er ſoll entſcheiden!" ſagte Chriſtine entſchloſſen. Drauf ging ſie in des Lords Zimmer, überbrachte ihm den Befehl der Königin und bat ihn, ihr zu ſagen, was ſie thun ſolle.

„Geh', ich bitte Dich!“ verſetzte er mild, „es iſt beſſer für uns Alle. Wär' ich in dieſem Augenblicke nicht aller Mittel beraubt, ſo würde ich ſagen, geh' nicht. Doch ein unſeliger Fluch hängt über meinem Haupte. Geh', ich bitte Dich!“ Wehmuth erſtickte ſeine Stimme. Er umarmte und küßte ſie. Er mußte ſich abwenden, um Herr ſeiner Rührung zu werden.

„Friederike!“ rief die Scheidende, „Dir gebe ich die Seele meines Lebens in die Hand; wahre ſie wohl! Ich beſchwöre Dich!“

„Geh' ruhig, ich werde für Dein Beſtes ſorgen.“

„Ach, ich kann nicht ruhig gehen! böſe Ahnungen martern mich, als ſollte ich ihn nie wiederſehen.“

„Der Himmel wird Alles lenken. In außerordentlichen Fällen bedarf es außerordentlicher Kräfte, um richtig zu handeln. Die Kräfte giebt Gott, beides zum Handeln und zum Dulden. Wenn Dir die erſteren verſagt bleiben, ſo bitte demüthig um die letzteren. Bete und Du wirſt ruhig werden!“

„Ich will's!“ ſagte Chriſtine. Noch einmal umarmte ſie den theuren Mann; dann riß ſie ſich los und ſtürzte lautweinend aus dem Zimmer. Friederike begleitete ſie zum Wagen. Als ſie wieder in's Haus trat, entfernte ſie die Diener aus der Nähe der Zimmer des Lords. Dann trat ſie hinein.

„Was gedenken Sie zu thun, Major?“ fragte ſie mit Nachdruck.

„Was rathen Sie mir, Fräulein?“

„Mich müßte Alles täuſchen, wenn unſere Gedanken ſich nicht begegneten. Sie wollen in dieſer Nacht fliehen und ich lobe Sie darum, und wenn Sie nicht wollen, ſo rathe ich es Ihnen.“

„Sie haben mich errathen. Die Sonne des morgenden Tages darf mir nicht mehr an der däniſchen Küſte ſcheinen.“

„Ihre Flucht allein löſt die Verwirrungen, die der heutige Tag am Hofe wie in unſerm Hauſe geſchlungen hat. Doch wohin gedenken Sie?“

„Wohin anders als nach Schweden? Mein unſeliges Schickſal hat mich, mir die Ausſicht auf die Ruhe des häuslichen Glücks mißgönnend, mit gewaltiger Hand gefaßt und wieder in den Strudel geſchleudert. Hier iſt nicht von Widerſtand die Rede. Ich bin gebrandmarkt, ich, von einem Königsſohne!“

„Gehen Sie mit Gott! Meine Wünſche begleiten Sie. Wäre es nicht Schande, zur Verrätherin am Vaterlande zu werden, auch ich würde dem Könige von Schweden meine Dienſte anbieten. Doch Friederike von Gabel will nicht eine Ahnung von Schande auf ſich laden; deshalb frage ich Sie nicht, was Sie thun werden? Noch eine Bitte hab' ich an Sie. Nehmen Sie dieſe Gabe der Freundſchaft. Ihre Benutzung wird Ihnen ſchneller von dannen helfen.“

Mit dieſen Worten drückte ſie ihm ein Käſtchen in die Hand; es war voll Gold und Diamanten, Friederikens Schmuck. Er nahm es ohne Weigern.

„Ich erkenne Sie immer mehr, Friederike!“ ſagte er ſchmerzlich bewegt. „O hätte Ihr Herz für mich ſchlagen können!“

„Laſſen Sie das!“ verſetzte ſie mit zitternder Stimme. „Mein Herz bewahrt ſeine Liebe heilig. Vielleicht wenn es ihn nicht kennen gelernt hätte! O wenn Sie ihn ſehen — er iſt jetzt der Gatte eines Weibes, das ihn nicht zu würdigen verſteht — ſo drücken Sie ihm die Hand ſtumm und innig, aber ſagen Sie ihm nichts von mir.“ Palmerſton würdigte ihren Schmerz.

„Für Kleider zur Flucht werde ich ſorgen. Bereiten Sie ſich, in einer Stunde abzugehen.“

„Ach, Chriſtine!“

„Ich werde ſie tröſten und ihr das Unvermeidliche dieſes Schrittes beweiſen. Sie kann Sie unmöglich den Mißhandlungen meines Vaters bloßſtellen!“

„Ich habe ihr Alles geſchrieben. Geben Sie ihr den Brief.“

Das Fräulein ging und der Lord packte. Eh die Nacht dunkelte, hielten zwei Pferde vor dem Hauſe. Palmerſton, in bürgerlicher Kleidung, küßte Friederiken die Wange und ſchwang ſich auf das eine; ein Reitknecht beſtieg das andere. Kaum war er aus dem Hauſe, als eine Abtheilung Soldaten daſſelbe umzingelte, um ihn auf Befehl des Königs in’s Gefängniß zu führen. Hohnlachend trat ihnen Friederike entgegen. Das Haus wurde durchſucht.

Der Flüchtling verſchaffte ſich ein Boot; eh’ der Morgen dämmerte, ſtand er an der ſchwediſchen Küſte.

## 13.

## Die beiden Kameraden.

Des Sommers grünes Haar färbte ſich herbſtlich bunt, als aus dem göthaborger Hafen täglich eine Schaluppe auslief, weſtlich herüber um die äußerſte Spitze von Jütland herum und dann mehre Meilen weit in die Nordſee hinabging, aber Abends wieder in den Hafen einlief, ohne daß man wiſſen konnte, weshalb ſie dieſen vergeblichen Weg ſo oft wiederholte. Der Befehlshaber dieſes Bootes war Lord Palmerſton, der die Kleidung eines ſchwediſchen Seeofficiers trug. Mit düſterm Verlangen ſtreifte ſein Auge über die Fläche des Meers ſüdwärts, und ſobald es ein Segel erblickte, zuckte ein wenig Leben in ſeinem ſonſt todten Geſichte; er griff nach einem Fernrohre und ſpähte, bis er ſich getäuſcht ſah. Dann ſchwebte wohl auch ſein trüb gewordener Blick nach der Gegend hinab, wo ein dunkler Streif am Horizonte die Inſel Seeland bezeichnete.

Endlich ſtieg eines Tags ein majeſtätiſches Schiff mit ſeinen ſchlanken Spieren, flatternden Wimpeln, Maſten und Raaen aus den Wellen hervor und lenkte den Lauf nach der ſchwediſchen Küſte. Palmerſton's Auge drang durch das ſcharfe Glas von der Schaluppe hinab nach dem höher und höher aufſteigenden Koloß, in deſſen von der Sonne beſtrahlter Flagge er mit Freude das ſchwediſche Wappen erkannte. Nicht lange, ſo hob ſich der breite Rumpf des Schiffes, das ſich durch ſeine Geſtalt den Seglern auf der Schaluppe als eine Fregatte kund gab, und ging nun in ſeiner ganzen Größe mit allen Segeln über den Waſſerſpiegel.

Der Lord hatte mit Aufmerkſamkeit das Schiff beobachtet; plötzlich ließ er das Glas fallen, und rief: „Er iſt's, der lang erſehnte Graf-Mörner!“ Nun gab er Befehl, der Fregatte entgegen zu rudern und ſich ihr vor den Wind zu legen. Das Schiffchen flog auf das ſtolze Waſſerhaus zu, gewann ihm den Wind ab und neigte zum Gruße ſeine Flagge, mit einem Schuß aus dem Mörſer, der zu dieſem Zwecke mitgenommen worden war. Die Fregatte erwiederte den Gruß, und als der Donner des Geſchützes verhallt war, erſchien der Kapitän auf dem Verdecke und rief durch das Sprachrohr: „Lieutenant Flaxmann, ich bin erfreut, Euch wieder zu ſehen. Bemüht Euch herüber, ich habe Euch Dinge von Wichtigkeit mitzutheilen.“

Zugleich wurde von der Fregatte ein kleines Boot herabgelaſſen, ein junger Matroſe eilte die Fallreetreppe hinab in daſſelbe, um es der Schaluppe zuzuführen, und der Lord, als ſchwediſcher Dienſtmann Lieutenant Flaxmann, erkannte in dem dienſtfertigen Burſchen, mit einer Freude, wie ſie ſeiner Seele faſt fremd geworden war, den flinken Juel Swale. Als er in das Boot hinabſprang und von dem muntern Schiffsjungen freundlich begrüßt wurde, wäre er dem Burſchen faſt um den Hals gefallen.

„Es ſcheint, als gingt Ihr wieder mit gutem Winde, Herr,“ ſagte Juel; „als wir vor acht Wochen ausliefen, glaubt' ich Euch nicht wieder zu ſehen. Euer Takelwerk war übel mitgenommen und an Euerm Rumpf ſah's aus, wie lauter Breſchen. Ihr habt gut auskeilen und ausſtopfen laſſen, daß Ihr Euch über dem Waſſer habt erhalten können. Nun, Gott führ' Euch noch lange mit günſtigem Winde!“

„Ich danke Dir, Junge!“ rief der Lieutenant froh und drückte dem Burſchen ein Geldſtück in die Hand. Nach wenigen Ruderſchlägen hielten ſie an der Treppe; Flaxmann ſtürmte hinauf und fiel dem oben ſeiner harrenden Norcroß an die Bruſt.

„Seid mir tauſendmal gegrüßt, mein Freund, mit erneuten Anſprüchen auf das Leben ausgeſtattet!“ rief Norcroß, und küßte ſeinen Landsmann auf Stirn und Wange. „Ach, mir bangte, ich möchte zu ſpät gekommen ſein, um Euch noch einmal die Freundeshand zu reichen; um ſo froher bin ich, daß Ihr mich hier auf unſerm Element, auf offener Meerfluth, mit Euerm Willkommen überraſcht."

„Ihr ſeid lange geblieben, Kapitän," entgegnete der Andre. „Als Ihr gingt, lag ich noch hoffnungslos darnieder; aber kaum war die Laſt der Krankheit von mir gewichen, als mein Herz voll Sehnſucht nach Euch ward. Dies Verlangen wuchs mit meiner zunehmenden Kraft, aber Euer unbegreifliches Ausbleiben hätte mich faſt wieder auf das Siechbette geworfen; ich glaube, ich wäre geſtorben, wenn ich nicht von einem Seemann erfahren, daß Ihr in Frankreich Widerwärtigkeiten zu beſtehen gehabt."

„So iſt es, mein Freund," verſetzte der Kaperkapitän. „Und da Ihr auf keinen Fall ausführlich von meinem Schickſale unterrichtet ſein könnt, ſo mache ich mir eine Freude daraus, Euch Alles mitzutheilen. Doch ſagt mir zuvor, wie befindet ſich des Königs Majeſtät? Iſt meine junge Frau munter und geſund? Wie leben meine Freunde und Anverwandten?"

„Der König erfreut ſich des beſten Wohlſeins und rüſtet ein großes Heer, womit er den im vergangenen Winter aufgegebenen Plan, in Norwegen einzufallen, Friedrichshall zu nehmen und das ganze Land zu beſetzen, wieder aufnehmen und ausführen will. Uebrigens ſpricht man nicht nur in Stockholm, ſondern in allen Seeſtädten Schwedens ſtark vom Frieden mit Rußland."

„Ich weiß davon," unterbrach Norcroß den Lieutenant.

„Euer Weibchen blüht täglich ſchöner auf, doch quält ſie Sehnſucht nach Euch, und das iſt kein Wunder. Zwei Monate war't Ihr ihr Gatte, als Ihr abreiſtet, und zwei Monate ſeid Ihr ſchon abweſend. Das iſt einem jungen Ehemanne nicht zu verzeihen.“

„Soll ich Euch an den Spruch erinnern: Erſt Herrendienſt, dann Frauendienſt!“ lächelte Norcroß. „Die widrigſten Umſtände hielten mich zurück, wie Ihr bald hören ſollt. Und unter uns: ich liebe meine Frau herzlich, aber dieſe Reiſe hat mich über mich ſelbſt aufgeklärt. Ich ſehne mich, mein Herz in Euere Freundesbruſt auszuſchütten. Kommt mit mir in die Kajüte. Meine Officiere warten darauf, Euch begrüßen zu dürfen. Der Kapitänlieutenant Gad hat Euch noch nicht im ſchwediſchen Seemannskleide geſehen. Schont den armen Teufel. Es iſt ihm einmal nicht auszureden, daß Ihr mehr verſteht als andre Leute. Meine Burſche werden Euch dafür deſto herzlicher bewillkommnen.“

Lieutenant Flaxmann ging an der Hand des Freundes über das Verdeck. Die Officiere des Schiffs, welche vollzählig waren, ſtanden in einer Reihe, den Kapitänlieutenant Gad an der Spitze, und begrüßten den Fremden mit einer gewiſſen ſcheuen Ehrerbietung, die zur Genüge zeigte, daß Gad und der Schiffschirurgus ihre Anſichten über den räthſelhaften Engländer in müßigen Stunden des Breitern auszuſprechen nicht verfehlt hatten. Meiſter Habermann wartete an der Treppe, machte einen tiefen Bückling und ſagte: „Ew. Hochwohlgeboren wird es einem armen Schiffschirurgen nicht für eine Unbeſcheidenheit auslegen, wenn derſelbe, hocherfreut über Dero friſche Geſundheit, mit Verlaub, die unterthänigſte Bitte nicht zurückhalten kann, ihn endlich mit der geheimen Kenntniß der Waffenſalbe und des ſympathetiſchen Wundwaſſers zu beglücken.“

„Euern Wunſch ſoll endlich die Erfüllung krönen, Meiſter Habermann,“ verſetzte der Begrüßte. „Gebt mir dafür das Recept Eurer dauernden Geſundheit.“

„Das iſt bald hergeſagt, mit Dero Verlaub, die Rumflaſche und das Pöckelfleiſchfaß ſind die Apothekerbüchſen, aus welchen ich die Ingredienzien zu meiner Arznei hole.“ Der Chirurgus belachte ſeinen Witz herzlich, während die beiden Freunde in den hinterſten Verſchlag der Kajüte hinabſtiegen.

Hier nahmen ſie Platz; der Schiffskoch brachte zwei dampfende Becher Grog, und nachdem ſie dieſelben auf ihr gegenſeitiges Wohl geleert hatten, fuhr Kapitän Norcroß fort: „Das menſchliche Herz iſt voll Widerſprüche, Eigenſinn und Wunderlichkeit; je mehr man darüber nachdenkt, deſto unerklärlicher wird es einem. So viel iſt gewiß, daß das meinige die Herrſchaft des Kopfes nicht erkennen will. Ihr wißt, ich habe leidenſchaftlich geliebt, die duftende Purpurblüthe dieſer Blume iſt abgeblüht, und ich glaubte mein Herz für die Empfindungen heißer Liebe erkaltet. Eine ſtille ſanfte Neigung zu meinem Weibe hatte mich erfüllt, ich hoffte und wünſchte, dieſe Neigung möchte mich beglücken, ſie würde mein Leben mit den beſcheidenen Kränzen häuslicher Zufriedenheit ſchmücken.

Da raubte ich auf Euern Wunſch jenes weibliche Weſen, über deſſen hohe Eigenſchaften wir wohl gleich anerkennend denken. Ich geſteh' Euch jetzt, Lieutenant, ſie machte einen unauslöſchlichen Eindruck auf mich. Mein ſchlafendes Herz erwachte und überzeugte mich, daß ich mich über ſein Weſen getäuſcht habe. Aber ich geſtand es mir nicht ſelbſt; ich wollte, ich durfte ſeine Stimme nicht hören. Ich war mit einem liebenswürdigen Mädchen, der Verwandten vornehmer und angeſehener Leute, verlobt, durch die mein Glück in

Schweden begründet wurde, ich gedachte mich feſt zu klammern an dies Schwedenreich, denn ich war heimathlos; ich fühlte innige Hochachtung und eine ſanfte Regung für meine Braut. Durfte ich die thörichten Zuflüſterungen meines Herzens hören? Aber denkt Euch meinen Kampf, Kamerad, als ich nur zu deutlich des Fräuleins von Gabel Leidenſchaft für mich wahrnahm! Ich hatte zu Euern Gunſten ein gefährliches Spiel mit Herzen getrieben; die Sünde rächte ſich an mir. Obendrein kannte ich Euere Liebesglut für das Fräulein und durfte nichts Anders erwarten, als daß ſie Euere Gattin werden würde. Nichts konnte mich damals irre machen, ſelbſt Euer eignes Zureden nicht; ich erheuchelte Kälte für Friederiken. Ich hütete mich wohl, ernſthaft über mich ſelbſt nachzudenken. Aber ſeit ich durch die Bande der Ehe gefeſſelt bin, haben jene unterdrückten Stimmen lauter geſprochen, und auf dieſer Reiſe hat ſich meiner eine ſo glühende Leidenſchaft für das Fräulein von Gabel bemächtigt, die der Euerigen gewiß nicht nachſteht."

„Armer Mann!" ſagte Flaxmann. „Und Ihr werdet wieder geliebt. Ihr habt durch das, was Ihr Männlichkeit oder Charakterfeſtigkeit nennt, zwei Herzen unglücklich gemacht. Armer Freund! Arme Freundin! Ihr war't einander werth!"

„Wohlan! Ich habe Euch den Kummer meiner Seele entdeckt. Es gilt nun, das Unabänderliche männlich zu ertragen, mein gutes Weib zu lieben, meine Pflicht zu erfüllen und den Kampf des Lebens nicht zu ſcheuen. Laßt uns von Euerer Perſon reden! Ihr ſeid nunmehr feſt entſchloſſen, Euch dem ſchwediſchen Seedienſt zu widmen?"

„Ich bin's. Der Menſch muß doch etwas thun und treiben, muß ſich eine Welt wählen oder die, in welche ihn das Schickſal wirft, erfaſſen, um ſie nach Kräften auszufüllen. Auf dem ſtets bewegten Elemente iſt mir jetzt allein wohl; es gleicht meinem Leben. Sobald ich die mir noch mangelnden Kenntniſſe des Seeweſens erlangt habe, werde ich eine Fregatte führen, die mir der König beſtimmt hat."

„So ſind wir denn noch inniger verbunden!"

„Mein Wunſch iſt, bis dahin unter Euerm Commando zu dienen, Kamerad. Der Durſt nach Rache treibt mich eben ſo ſtark, als Freundſchaft und Anhänglichkeit an Euere Perſon auf Euer Schiff. Sagt mir nun zuvörderſt, habt Ihr den Baron Görz geſprochen?"

„Ich war zwei Tage lang in ſeiner Nähe, und bin über alle unſer Intereſſe erregenden Angelegenheiten von ihm unterrichtet worden."

„Billigt er unſern kühnen Plan?"

„Er billigt ihn nicht nur, er belobt ihn ſogar. Dieſe däniſchen Schelme, ſagte er, hätten es nicht nur am König von Schweden, ſondern auch an unſrer Sache und an Euerer Perſon verdient, daß wir mit einem kühnen Streiche dem ganzen Tanze ein Ende machten. Europa wird ſtaunen, die ſtaatsklugen Perrücken werden zuſammenfahren, daß Staubwolken aus ihnen aufſteigen. aber König Karl wird triumphiren und auch unſre Sache iſt gewonnen. Die Klugheit treibt uns, die Rache fordert uns auf; denn wißt, auch des Barons Gefangennehmung in Holland rührt von den Dänen her. Ein däniſches Schiff hat ſeine Briefe aufgebracht."

„Ich bitt' Euch, erzählt!" rief Flaxmann begierig. „Wie war es möglich, daß die Generalſtaaten ſich an der Perſon des Barons vergreifen konnten? Die Sache iſt mir bis jetzt ein Räthſel geblieben."

„Das Geheimniß iſt gelöſt. Der Baron hat durch ſeine Kundſchafter Alles herausgebracht. Gegen Ende Januars iſt ein ſchwediſches Schiff von einem däniſchen Seefahrer genommen worden. Der dumme Menſch hat einige Briefe des Baron Görz an den ſchwediſchen Geſandten in London, Graf Karl Gyllenborg und einige ſchottiſche Barone bei ſich, aber ſtatt die Briefe in's Meer zu werfen, oder zu verſchlucken, wie ihm der Baron, ſobald er in Gefahr komme, gerathen, läßt er ſie ruhig in ſeinem Proviantſchranke liegen. Der Däne ſchickte die Briefe nach Kopenhagen, der König ſendet einen Schnellſegler nach London, und am 9. Februar wurde Graf Gyllenborg, der ſich keines Ueberfalls verſah, gefangen genommen. Da fanden denn die edlen Hannoveraner in ſeinen Papieren, die er nicht Zeit behielt, bei Seite zu ſchaffen, den ganzen Plan des Barons Görz weitläufig und mit allen nähern Angaben. Sogleich ließ der Kronendieb Georg, oder Kurfürſt von Hannover — ich werde ihn nie als König von England anerkennen — einen außerordentlichen Geſandten an die Generalſtaaten abgehen und die hochmögenden Herren erſuchen, den Baron Görz anzuhalten und deſſen Papiere mit Beſchlag zu belegen. Darauf wurde der Baron am 21. Februar zu Arnheim gefangen genommen, während es Euch gelang, Euch mit den Euch ſelbſt betreffenden Papieren zu retten."

„Und wo und wie befindet ſich der Baron jetzt? Was habt Ihr mit ihm verhandelt?"

„Daß er durch ſeine Beredtſamkeit und kluges Benehmen die Staaten von Geldern für ſich gewann und überzeugte, wie unrecht ſie daran thäten, ihn in einer Sache feſtzuhalten, die auch nicht im Entfernteſten die Generalſtaaten beträfe, zumal da er als Privatmann unter ihnen lebe und nicht einmal ſchwediſcher Unterthan, geſchweige ſchwediſcher Bedienſteter überhaupt, noch Abgeſandter des Königs von Schweden insbeſondere ſei, und daß er deshalb am erſten April wieder auf freien Fuß geſetzt wurde, wird Euch bekannt ſein; Ihr habt ohne Zweifel in Kopenhagen, wo man dem Baron gern das ewige Leben gegönnt hätte, davon gehört. Von da reiſte unſer Görz ſogleich nach Verſailles und bearbeitete den Regenten, das Geſchäft der völligen Ausſöhnung unſres Königs Karl mit dem Czaar zu übernehmen. Der Herzog von Orleans zeigte ſich bereitwillig, dann zauderte er; endlich, nachdem Görz ſchon mehre Wochen am franzöſiſchen Hofe zugebracht hatte, verſprach der Herzog-Regent ſeinen Einfluß auf die beiden Monarchen zu ihrer Vereinigung anzuwenden. Nun trat der Baron mit ſeinem eigentlichen Plan hervor und forderte Frankreich auf, dem König Karl zu ſeinen verlornen deutſchen Provinzen zu verhelfen. Der Herzog-Regent fing darauf an, ſich mit politiſcher Zweideutigkeit zu benehmen; es ſchien dem Baron, daß däniſcher Einfluß im Spiele ſei, und als er abermals einige Monate mit leeren Verhandlungen zugebracht hatte und auf eine beſtimmte Erklärung drang, ſo machte der Regent die Ausflucht, es ſei ſeine Pflicht, für die Tilgung der Schuldenlaſt Frankreichs zu ſorgen und ſeinem königlichen Mündel die Regierung in einer völligen Beruhigung des franzöſiſchen Reichs zu übergeben, deshalb könne und dürfe er ſich in keinen Krieg einlaſſen, ſondern müſſe vielmehr ſich beſtreben, nur Friedens- und Freundſchaftsbündniſſe abzuſchließen. In Folge dieſer Erklärung ſchloß der Regent auch eine Defenſiv-Allianz mit dem Czaar und dem Könige von Preußen; da aber — wie Ihr wißt — der Letztere ein dicker Freund Dänemarks iſt, ſo konnte man daraus ſehen, woher der Wind blies. Auch verſprach der Regent in dieſem Bündniß ausdrücklich, ſich auf keine Weiſe in den nordiſchen Krieg zu miſchen. Der Baron ſah nun ein, daß er in Frankreich nichts mehr zu thun hatte, und beeilte ſich, das letzte und kräftigſte Mittel anzuwenden, um Dänemark zu demüthigen und unſern Stuart auf den Thron ſeiner Väter zu heben. Er reiſte zum Czaar nach Loo, wurde von Peter mit Achtung aufgenommen und behandelt, und Beide kamen überein, binnen drei Monaten den ruſſiſch-ſchwediſchen Frieden bis zum Abſchluß in Ordnung zu bringen. Dort habe ich den Baron geſprochen und ihm die Briefe unſers Königs übergeben. Er wird noch einige Zeit in der Nähe des Czaars verweilen und arbeitet bereits am Frieden. Hoch erfreut war er über meinen Vorſchlag und verſprach mir, ſobald derſelbe glücklich ausgeführt ſei, die höchſte Gnade des Königs nebſt einer bedeutenden Stelle bei der Admiralität. Und denkt Euch, Kamerad, welche Ausſichten uns überdies aus der Ausführung unſers Plans erblühen! Haben wir den naſeweiſen Burſchen, dann giebt ihn König Karl nicht eher wieder heraus, bis Jacob Stuart König von England iſt.“

Flaxmann's bleiches Geſicht überzuckte bei dieſen Worten eine glührothe Flamme.

„Drauf und dran denn!“ jubelte er, „laßt uns keine Stunde verlieren, Kamerad! Das Gerathenſte iſt, Ihr beſteigt meine Schaluppe mit, wir laviren an der ſchoniſchen Küſte hin, gleichſam als wären wir ein großes Fiſcherboot, und ſtechen in der Nacht hinüber auf die kopenhagener Rhede."

„Doch erſt müſſen wir unſere Spione ausſchicken," warf Norcroß ein. Wir können nicht auf's Geradewohl nach Seeland gehen und die Ausführung unſers Plans dem Zufalle überlaſſen. Nein, mein Freund, wir müſſen vorher genau vom Thun und Treiben des Kronprinzen unterrichtet ſein, eh' wir etwas unternehmen."

„Aber wen gedenkt Ihr als Spion auszuſchicken, Kapitän? — Könnt' ich die Züge meines Geſichts unkenntlich machen, ſo taugte Niemand beſſer dazu, als ich ſelbſt."

„Da dies unmöglich iſt, und weder Euere Lage noch Euer Geſundheitszuſtand geſtatten, daß Ihr Euch ſolcher Gefahr ausſetzet, ſo paßt Niemand auf dem Schiffe beſſer dazu als ich und mein Juel. Ja, wenn Ihr Euern Courtin noch bei Euch hättet, der wäre der geſchickteſte Mann zu dieſem Geſchäfte. Doch wie? Sagtet Ihr mir nicht, daß er unter Tordenſchild Dienſte genommen?"

„So iſts."

„So kann er uns nützlich werden, wenn er im Hafen iſt. Und ſeit ſeinem Angriff auf Göthenborg und Strömſtadt verhält ſich Tordenſchild ziemlich ruhig. Ihr gebt mir einen Brief an Courtin."

„Mit Freuden, und daß mir die gute Haut noch eben ſo treu ergeben iſt, wie ſonſt, leidet wohl keinen Zweifel. Doch da Ihr eben Tordenſchild's Angriff auf Göthenborg erwähnt habt, ſo erzählt mir doch von dieſem tollkühnen Unternehmen etwas Näheres. Es fand kurz vor meiner Flucht aus Kopenhagen ſtatt, und ich hörte nur Unzuſammenhängendes davon erzählen, auch war ich viel zu ſehr mit mir ſelbſt beſchäftigt, um einer andern Angelegenheit als der meinigen gehörige Aufmerkſamkeit ſchenken zu können. Ihr wißt, in welchem Zuſtande ich nach Stockholm kam, und doch habe ich gemerkt, daß Ihr einſt an meinem Lager ſaßet und von einem Ueberfall des däniſchen Tollkopfes erzähltet. Das Fieber hat mich den Sinn Euerer Worte nur halb faſſen laſſen; auch habt Ihr, ſo viel ich mich erinnere, nicht ausführlich berichtet. Ferner ſeid Ihr mir auch die freundſchaftlichen Erörterungen über Euere eigene Perſon auf Euerer Reiſe ſchuldig, und ich bitte Euch höflich darum."

„Wie gern erfülle ich Eueren Wunſch, Lieutenant," entgegnete der Kaperkapitän freundlich, „denn es gewährt einem muthigen Herzen — und ich denke, dieſer Name wird Euch nicht als gemeines Selbſtlob klingen — zum Genuß, ſchwerbeſtandene Gefahren und gewaltige Lebensmomente in die Erinnerung herauf zu beſchwören und mit dem Worte wieder zu beleben. Sobald wir unſer Mahl eingenommen haben, wollen wir den Tag mit gegenſeitiger freundlicher Mittheilung zubringen, von der Vergangenheit reden und an die Zukunft denken. So bringen wir bis zum Abend zuſammen auf der Fregatte zu, und laſſen ſie hernach in den Göthaborger Hafen einlaufen, während ich mich mit Juel in engliſcher Matroſentracht von Meiſter Ebbe Reetz in einem kleinen Boote an die ſeeländiſche Küſte bringen laſſe. Reetz iſt ein Däne und kann mir nützlich ſein. Ihr aber geht in Euerer Schaluppe nach Schonen, ſtreicht an der Küſte hin und haltet im Hafen von Karlskrona an. In der morgenden Nacht aber ſtecht hinüber nach Kopenhagen zu und legt Euch unter die Brücke bei Güldenlund, dort werd' ich entweder ſelbſt ſein, oder Euch Nachricht von mir geben. Unterdeſſen werde ich das Nöthige ausgekundſchaftet haben.“

„Um Eins bitte ich Euch, Kamerad, vergeßt nicht, daß mein Herz dort ſeinen Ankergrund hat. Es giebt Euch den Auftrag, nach Chriſtine von Ove zu fragen und ihr einen Gruß zu bringen.“

„Ich werde Euer Liebesbote ſein. Ich muß ja ohnedieß in das Haus des Vice-Statthalters; denn ich ſehe nicht gut ein, wie wir unſern Plan ohne Friederikens Beiſtand ausführen ſollten.“

„Rechnet nicht auf ſie, Kapitän! Sie liebt ihr Vaterland zu ſehr, um ſich zu einem Schritte zu verſtehen, der ſie vielleicht ſpäter den Vorwürfen ihres eigenen Gewiſſens blosſtellte.“

„Auch werde ich ihr nicht unklug den ganzen Umfang unſeres Planes enthüllen. Sie haßt den Kronprinzen, wie Ihr mich ſelbſt verſichert habt, ja ſie haßt den ganzen däniſchen Hof und wird gern die Hand bieten, Euch Gelegenheit zur Rache zu verſchaffen, zu der ſie ſelbſt Euch antrieb. Von dieſer Seite faſſ' ich ſie.“

„Ein Mittel bleibt Euch immer, ſie zu Allem zu bewegen, was Ihr wünſcht. Ihr werdet aber keinen Gebrauch davon machen.“

„Im äußerſten Falle von jedem.“

## 14.

## Erzählung.

Die beiden Kaperofficiere ſpeiſten in der Kajüte allein, und leerten auf das glückliche Gelingen ihres gewagten Unternehmens, von welchem ſie ſich ſo viel verſprachen, ein paar Flaſchen. Hernach, als der Dampf des Grog aus den Gläſern vor ihnen ſtieg, begann Kapitän Norcroß:

„Ihr wünſcht zuerſt einige nähere Nachrichten von dem tollkühnen Angriff des däniſchen Viceadmirals Tordenſchild auf Göthaborg zu hören. Wahrlich, ich liebe dieſen jungen Feuerkopf — er iſt in unſerm Alter — obgleich er unſer Feind iſt, und ich wünſche nichts ſehnlicher, als mich einmal mit ihm meſſen zu können. Entweder ich bliebe todt auf der Stelle, oder ich trüge über Tordenſchild den Sieg davon, und König Karl erhöbe mich zum Schout-by-Nacht oder Admiral. Dieſes Verlangen führte mich ihm bei Göthaborg, oder vielmehr bei Elfsborg entgegen, ich glühte vor Begierde, ihm die Spitze zu bieten und ſein Schiff in den Grund zu bohren. Ich, ich allein wollte den Ruhm des Sieges haben, ich geizte nach dem Tod oder der Ehre, Tordenſchild bezwungen zu haben. Aber wen das Glück flieht, der ſtrengt vergebens alle Kräfte an. Wäre nur die Glücksgöttin meinem Muthe gerecht, der Name Norcroß ſollte bald über dem Namen Tordenſchild glänzen.

Durch die vielen und anſehnlichen Priſen, welche ich den ſchwediſchen Häfen zugeführt hatte, war ich dem Könige, dem Grafen Mörner und dem Gouverneur Gadenhielm lieb geworden, und erfreute mich mancher Gnade. Außerdem ſtanden mir in Stockholm alle Häuſer offen, ich erhielt ſchmeichelhafte Einladungen, und der Gouverneur Gadenhielm bot mir ſogar ſeine Schweſter zur Ehe an, da er von meiner Verlobung mit dem Fräulein Broke nicht unterrichtet war. Mit meinem erhöhten Anſehn vermehrte ſich auch die Anzahl meiner Feinde. Ein Fremdling, der beim Landesherren in Gunſt ſteht und von ihm befördert wird, muß allezeit erwarten, von denen heimlich beneidet und verfolgt zu werden, deren Ehrgeiz ſich gekränkt und zurückgeſetzt fühlt. Viele derſelben hatten ſich hinter des Königs Adjutanten, den Baron Feiff, geſteckt und dieſen beſtimmt, mir bei der Majeſtät zu ſchaden. Es war zu Anfang Mai, als ich, von einem einträglichen Streifzug auf der Nordſee zurückgekehrt, die Ehre hatte, in des Königs Kabinet geführt zu werden, damit ich ihn von meiner Reiſe und über den Werth meiner Priſen Bericht abſtatten möchte. Der Adjutant, welcher ſonſt immer um des Königs Perſon iſt, war eben nicht gegenwärtig. Da fragte mich der König: Was habt Ihr und Feiff mit einander? Ich verſetzte, daß ich noch niemals die Ehre gehabt habe, Se. Excellenz den Herrn Baron Feiff zu ſprechen, und daß ich, meines Wiſſens, nichts gethan hätte, womit ich ihn hätte auf mich erzürnen können. Seine Majeſtät ſagte hierauf: Er ſagt, daß Ihr ein Seeräuber ſeid. Mit tiefer Ehrerbietung entgegnete ich wiederum: Wenn ein von Ew. Majeſtät eigends auf eins von Höchſtdero Schiffen beſtellter Kaperkapitän, der ſich in Ausübung ſeiner Dienſtpflicht ſtreng und auf's Gewiſſenhafteſte an die Verhaltungsbefehle Ew. Majeſtät gehalten, und alle Schiffe, welche Ew. Majeſtät als feindliche erkennen und erklären, mit getroſtem Muthe auf offener See angegriffen und die, ſo er beſiegt — und das waren die meiſten — nach Recht und Gewiſſen in die Häfen Ew. Majeſtät abgeliefert und niemals etwas von der Beute für ſich behalten hat, wenn ein ſolcher Mann ein Seeräuber heißt, ſo verdiene ich freilich dieſen Namen, den mir der Herr Baron Feiff beizulegen beliebt hat. — Meine Rede ſchien dem Könige gefallen zu haben; denn er ſagte mit heiterm Geſichte auf's gnädigſte: Thut, was Euere Pflicht iſt! Wir wollen nichts glauben von Allem, was zu Euerer Verkleinerung geredet wird. Nehmt eine günſtige Stunde wahr, Euch recht vortheilhaft auszuzeichnen, — Ihr habt die Mittel dazu — und Ihr ſollt ſehen, daß Ihr an mir einen gnädigen König habt, der das Verdienſt würdig zu belohnen weiß.

Dieſe Worte aus dem Munde eines ſolchen Helden mußten mich natürlich auf das Lebhafteſte anfeuern und mich nichts ſehnlicher als die günſtige Stunde wünſchen laſſen, von welcher der König geredet hatte. Die Anklage beim König gegen mich beruhte auf nichts weiter, als weil ich einige Schiffe genommen hatte, die ſo gut als im holländiſchen Einlauf- waren, indem man behauptete, ich ſei zu weit gegangen und habe des Königs Befehle übertreten oder nach Willkühr gedeutet. Allein noch im vorigen Jahre, bevor der Baron Görz nach Holland ging, begegnete ich ihm einmal auf dem Ritterholm. Um ihn waren viele der vornehmſten Hofherren, und ich ging mit andern Seeofficieren. Als er mich zu Geſicht bekam, hatte er die Gnade, ſtehen zu bleiben und mich nach meinen Angelegenheiten zu befragen. Bei dieſer Gelegenheit nahm ich mir die Freiheit, ihn zu bitten: Ob es mir nicht erlaubt wäre, an die ſüdliche Seite der Doggerbank zu gehen. Der Freiherr antwortete mir laut, ſo daß es Alle hören konnten: Sie können gehen, wohin Sie wollen, Kapitän, und handeln, wie es Ihnen gut dünkt. Niemand iſt Willens, Ihnen Rechenſchaft über Ihr Thun und Laſſen abzufordern; denn Se. Majeſtät ſind mit Allem, was Sie noch unternommen haben, vollkommen zufrieden. — Dieſe Worte haben mir viele Feinde gemacht und man hat es mir ſehr zur Laſt gelegt, daß ich nach ihnen gehandelt habe.

Dies nur beiläufig, um Euch Alles zu erklären, mein werther Freund und Kamerad. Die erſehnte Stunde ſollte bald kommen, leider ſtand mir in ihr das Glück nicht bei und ſauſte vorüber, ohne mir die gehofften Früchte zu hinterlaſſen. Elf Tage nach dieſer meiner Unterredung mit des Königs Majeſtät fand Tordenſchild's unerwarteter Ueberfall ſtatt. Ich war zwei Tage vorher von Stockholm angelangt und hatte meine Fregatte beſtiegen, die in der Nacht des 11. Mai bei dem alten Werf, beim Elfsborger Caſtell vor Anker lag. Wir hatten zwar erfahren, daß mehre Schiffe nach Fladſtrand, uns gegenüber in Jütland, gebracht worden ſeien, da man aber den Zweck derſelben nicht ahnete, ſo bekümmerten ſich die Schweden nicht darum. Inzwiſchen wurde vom Gouverneur Godenhielm doch die Vorſicht gebraucht, den Göthaborger Hafen des Nachts mit einem Querbaum zu verſchließen. Der Admiral Strömſtierna lag ohnfern von mir mit der ſchwediſchen Flotille, über die er das Commando hatte, bei dem neuen Werf. Gegen ein Uhr in der Nacht wurden wir durch Allarmſchüſſe vom Neuelfsborger Caſtell aufgeſchreckt; wir ſahen die däniſche Flotille, die aus zwei Kriegsſchiffen, zwei Geſchützbramen, elf Galeeren und vierzehn bewaffneten

Schaluppen beſtand, in einiger Entfernung ſchwimmen, und zur ſelbigen Zeit wurde es von Elfsborg am Ufer kund, daß der Feind im Anzuge ſei. Jetzt hörte man weithin bis nach Göthaborg hinüber ſchleunige Warnungsſchüſſe. So eilig als möglich ließ ich ein Boot ausſetzen und ruderte hinüber zum Admiral, um mir Verhaltungsbefehle auszubitten. Er rieth mir, mich dem Feinde geradezu entgegen zu werfen. Dies war mir aus der Seele geſprochen. Ich flog zurück auf mein Schiff. Aber denkt Euch meinen Schrecken! Die meiſten meiner Leute ſind an's Land geſtiegen und unſer Gab hülf- und troſtlos, ſchickt ſich eben an, mein edles Schiff zwiſchen dem alten Werf und Helſingland in den Grund zu ſenken, damit es den Dänen nicht in die Hände fallen ſoll. Ich hätte den Mann, der es doch gut meinte, in der erſten Wuth faſt ermordet. Außer mir ruderte ich mit Juel an's Land und trieb meine nichtswürdigen Burſche zuſammen; der Junge lief wie ein Schäferhund umher, um die verlaufenen Schafe aufzutreiben. Der Tag war unterdeſſen angebrochen, und ich konnte Tordenſchild's ganze Macht vom Ufer aus erkennen. Meine Jungen ſtanden und gafften. In dem trübſeligen Geſchäft begriffen, ſie zuſammen zu ſchaaren, begegnete ich dem Prinzen von Heſſen-Kaſſel und dem Feldmarſchall Mörner. Der Prinz fragte mich: ob ich nicht an der Schlacht Antheil nehmen und mich des Ruhms erfreuen wollte, wider die frechen Feinde des Vaterlandes zu fechten. Ich verſicherte, daß dies mein glühendſter Wunſch ſei, berichtete aber auch zugleich das Unglück, welches mir mit meinen nachläſſigen Leuten widerfahren ſei.

Als ich mit meinem zuſammengetriebenen Volk auf der Fregatte anlangte, hatte ſich zu meinem unausſprechlichen Mißvergnügen der Wind geändert, und war mir ſo ſehr entgegen, daß ich unmöglich dem Feinde nachkommen konnte. Was half aller Muth, was die ungeheuerſte Anſtrengung? Wir konnten nicht gegen die Rieſenmacht des Elements kämpfen. Ueber mein ungünſtiges Geſchick in Verzweiflung, warf ich mich mit den tapferſten meiner Leute in meine Schaluppe und ruderte auf die däniſche Flotille zu, am neuen Werk vorüber. Ohnfern demſelben ſtieß ich auf eine feindliche Galeere von Chriſtiansſand, Louiſe genannt. Wir enterten raſch, und ich befahl meinen Leuten, mir mit bewaffneter Hand zu folgen. Mit bloßem Degen ſchwang ich mich in die Galeere, meine Burſche mir nach, aber in demſelben Augenblicke warf ſich die Mannſchaft auf der andern Seite in die Schaluppe, einige Verwundete ausgenommen. Meine Sorge ging nun auf dieſe. Mein gehoffter Ruhm beſchränkte ſich darauf, daß ich eine Galeere erobert hatte; doch hatte ich die Freude, daß nach einigen Stunden der Prinz von Heſſen-Kaſſel, der Feldmarſchall Mörner und der Admiral Strömſtierna an Bord dieſer Galeere kamen. Unterdeſſen hatte die Hauptſchlacht, an der ich keinen Theil hatte nehmen können, für die Schweden eine günſtige Wendung genommen. Der Vice-Admiral Wilſter, welcher erſt den Dänen gedient, vor zwei Jahren aber zu den Schweden übergegangen war, lag im Göthaborger Hafen. Er ſchickte bei Annäherung des Feindes zu dem in der Nähe liegenden Prinzen von Heſſen-Kaſſel und dem Feldmarſchall Mörner, und dieſe beſetzten ſofort mit zwei Regimentern beide Ufer der Göthaelf. Das war früh um zehn Uhr. Dennoch wagte ſich Tordenſchild Nachmittags mit ſeinen Schiffen zwiſchen die Batterien und unter das Geſchütz der Feſtung Elfsborg, welche — wie Ihr wißt — mitten im Hafen liegt, gegen den göthaborger Hafen, welcher aber mit einem Querbalken verſchloſſen war. Das hatte er nicht erwartet. Sobald er angekommen war, ließ er Stadt und Flotte heftig beſchießen, aber das ſchwediſche Geſchütz aus drei Schanzen, von den Schiffen und aus den Feſtungen Elfsborg und Güldenborg, auf ihn abgefeuert, trieb ihn nach einem fünfſtündigen Gefecht zurück. Er hatte eins unſerer Kriegsſchiffe und die göthaborger Seilerwerkſtätten eingeäſchert. Er ſelbſt hatte viele Leute eingebüßt, und außer der Galeere, die ich genommen, noch eine andere. Hernach kreuzte er vor dem göthaborger und marſtrander Hafen, wurde durch vier Schiffe des Admirals Bing verſtärkt, und brachte bald zwölf ſchwediſche Handelsſchiffe auf, die freilich für Schweden ein großer Verluſt waren. Darauf griff er am neunzehnten Juli die Stadt Strömſtad an, in welche König Karl durch eine kleine Flotte Lebensmittel zu ſeinem norwegiſchen Zuge zuſammenbringen ließ. Obgleich unſer König vorſichtig geweſen war und einen ſolchen Angriff erwartet hatte, ſo brach Tordenſchild doch mit ſolchem Ungeſtüm herein, daß er zwei unſerer Batterien eroberte und vernagelte, und die Stadt mit ſeinem Geſchütz beſchädigte. Aber als er landen wollte, brach der General-Major Gierta hinter einem Felſen hervor und gab Feuer auf die Schiffe. Tordenſchild wurde ſelbſt von zwei Kugeln getroffen und zwei ſeiner Galeeren faſt von Volk entblößt. Er mußte ſich zum Rückzug bequemen; da er aber die Galeeren durchaus nicht im Stiche laſſen wollte, ſo wandte er ſich in der augenſcheinlichſten Gefahr, wahrhaft tollkühn, noch einmal gegen das Ufer. Die Rettung der Galeeren gelang wirklich einem Seekadet und einem Bootsmann, Namens Elias Wulf, den Meiſter Reetz gut kennt. Dieſe ruderten durch die ſchwediſchen

Kugeln unbeſchädigt durch, banden die Galeeren an Riemen und zogen ſie nach. Dieſer Wulf legte eine Probe von Muth ab, wie man ihn nur wenig findet. Er hatte gemerkt, daß ſich ſeine Leute vor den ſchwediſchen Flintenkugeln fürchteten, er zog ſich alſo nackt aus und ſtellte ſich auf das oberſte Verdeck vorn an. Nun ſtieß er die abſcheulichſten Scheltworte gegen die Schweden aus und höhnte ſie ſo mit beſchimpfenden Geberden, daß ſie im höchſten Zorn ihre Gewehre alle auf ihn richteten. Die Ruderer wurden dadurch verſchont und trieben ihr Schiff mit Windes-Eile der Galeere zu. Aber eben dieſe Haſt rettete dem tollkühnen Bootsmann das Leben, keine einzige Kugel traf ihn, und es hieß allgemein, er habe mit dem Teufel einen Bund gemacht. Die Schweden hatten viele Leute verloren. Am dreizehnten Auguſt ſuchte Tordenſchild ſeinen Zweck durch Bomben, die er in die Stadt warf, zu erreichen. Auch dieſer Plan mißlang. Die Schweden waren auf ihrer Hut. Sobald aber wir, mein Freund, unſern Plan ausgeführt haben werden, iſt Schweden für immer all dieſer Plackereien überhoben, und der tapfere Tordenſchild wird am Ingrimm, uns nicht mehr tücken zu können, umkommen.“

„Wir werden viele tauſend Menſchen glücklich machen,“ verſetzte Flaxmann. „Kinder und Kindeskinder werden uns dafür ſegnen. Doch ſeht, der Abend naht; erzählt mir nun auch von Euerer Reiſe nach Frankreich und zum Baron Görz und ſagt, was Euch ſo lange aufgehalten. Unterdeſſen wird die Nacht herankommen, die uns trennt.“

„Es ſei!“ entgegnete der Kapitän. „Ich hatte vier Schiffe und gedachte mich zum Vortheile unſers Königs wacker zu regen. Drum belud ich einige dieſer Schiffe mit Eiſen und ging mit meinem Graf-Mörner nach Amſterdam. Hier machte ich guten Handel und ſegelte von da nach Frankreich, um den Baron aufzuſuchen. Unterwegs brachte ich ein paar Schiffe auf, die ich nach Schweden ſchickte. Darunter war auch ein franzöſiſches. Ueberhaupt waren von ſchwediſchen Kapern zeither mehre franzöſiſche Schiffe aufgebracht worden. Der Kapitän Wernar in Dünkirchen wirkte daher einen Befehl vom Hofe in Paris aus, daß ich im Hafen Mardique, in welchen ich eingelaufen war, angehalten wurde. Ich übergab dem Kapitänlieutenant Gad das Kommando und reiſte unverzüglich nach Paris. Allein zu meiner Beſtürzung fand ich den Baron nicht mehr; er war abgereiſt. Nun zog ich einen Wechſel von vierzigtauſend Gulden auf einen Wechsler in Amſterdam, um dem Baron nur ſchnell nachreiſen und dann meine Schiffe auslöſen zu können, aber beſagter Kapitän Wernar hatte mir auch den Credit abgeſchnitten, und ich hatte weder Schiffe noch Geld. Nun reiſte ich mit dem Wenigen, was mir übrig geblieben war, zu unſrer Königin Maria nach St. Germain, und ſie war der einzige Menſch, der ſich meiner verdrießlichen Sache annahm. Zwar wurde ich lange aufgehalten, aber es gelang ihr doch, mir endlich einen Befehl vom Herzog-Regenten auszuwirken, kraft deſſen mir meine Schiffe ausgeliefert wurden.“

Der Lieutenant Flaxmann war bei Nennung der verwitweten und vertriebenen Königin von England von Rührung ergriffen worden. „Wie befindet ſich unſre theure Königin?“ fragte er mit weicher Stimme.

„Sie iſt alt und ſchwach und lebt ein frommes, gottſeliges Leben. Ihr Hofſtaat iſt ſehr klein; ihre Mittel ſind kaum die einer adligen Stiftsdame.“

„Gott ſegne ſie und erhalte ſie noch lange!“ ſtammelte Flaxmann.

„Wer wollte nicht mit Euch wünſchen, daß ſie noch ſo lange lebte, bis ihr königlicher Sohn wieder in das Reich ſeiner Väter eingezogen und die, welche ihn geboren hat, wieder mit den Inſignien und Würden einer Königin von England geſchmückt iſt.“

Flaxmann ſeufzte.

„Aber merkwürdig iſt's und bleibt's doch,“ fuhr Norcroß fort, „daß ſich die alte Dame niemals um das Schickſal ihres Sohnes, des Prätendenten, bekümmert. Sie kommen nicht zu einander, ſie fragt nicht nach ſeinen Hoffnungen und Planen in Betreff Englands. Sie treibt nur immer Bußübungen und ſcheint vom Himmel Vergebung irgend einer Schuld erflehen zu wollen.“

„Fahrt in der Erzählung Euerer Reiſe fort, Kamerad,“ bat der Lieutenant mit bewegter Stimme. Norcroß ſah ihn verwundert an und ſprach weiter: „Ich verkaufte eins meiner Schiffe und ging mit den beiden noch übrigen in See. Aber ein mir entgegenbrauſender Sturm warf mich in denſelben Hafen zurück. Und denkt Euch, ich werde zum zweitenmale angehalten. Nun hätte ich mich vielleicht durch Bitten und Streiten wieder losmachen können, allein es wäre viel Zeit unnütz verloren gegangen, und ſie war mir lieber als Alles; denn es drängte mich, mit dem Baron über unſern Plan zu verhandeln. Daher opferte ich das andre Preßſchiff — und darauf war ja eigentlich der ganze Handel abgeſehn — und lief mit dem Graf-Mörner aus. Ich machte bald mehre Priſen. Ohne Fährte langte ich in Loo an; ich fand den Baron bis über die Ohren in diplomatiſchen Arbeiten, er war am Friedensvertrag mit Rußland. Meine

Sachen gingen, wie ich Euch ſchon geſagt, trefflich. Wir haben uns ſeiner ganzen Genehmigung und Unterſtützung zu erfreuen. Auf dem Wege heimwärts habe ich wieder anſehnliche Priſen gemacht, ſo daß ich mein Schiff faſt von gebornen Schweden habe entblößen müſſen, weil ich jedes mit einem ſolchen dem König überſchickt habe. Auch warf mich ein Sturm an den engliſchen Wall, ſo daß ich faſt meinen lieben Graf-Mörner und mein Leben ſelbſt eingebüßt hätte. Doch entging ich dem Schickſal diesmal noch, wider mein eignes und meiner Leute Hoffen und Erwarten. Meine Reiſe hat unſerm König wenigſtens funfzigtauſend Thaler eingebracht, aber ich denke, der letzte Wurf derſelben ſoll ihm Alles einbringen, was er nur wünſcht und begehrt!“

„Gott gebe, daß der Wurf gelinge!“ ſagte Flaxmann; und das Schiff hielt inne, weil die Stunde der Trennung gekommen war.

## 15.

## Ein Rendezvous.

Es giebt Gemüther, an denen die Schwermuth nicht haftet; ſie bleiben ſich in allen Lebenslagen gleich, heitre Gemälde, lachend, ſelbſt wenn das Unglück durch das Haus ſchreitet. Dieſer Frohſinn iſt das Kind flacher Naturen. Sie ſind der Freude, die die Seele berauſcht, ſo wenig zugänglich, wie dem Schmerze, der die Seele läutert und erhebt. Jene Gemüther gleichen dem ſeichten Dümpfel, den ſelbſt der Sturm nur leiſe kräuſelt, deſſen Oberfläche aber auch nur von den Strahlen der Sonne erhellt und nie mit Regenbogenfarben geſchmückt wird. Ein wahrhaft heitres Gemüth iſt für Freude und Schmerz gleich empfänglich, nur hat der Schmerz keine bleibende Stätte bei ihm, wie die Freude. Die Freude iſt ihm die Lebensnahrung, der Schmerz das Salz. Ein ſolches Gemüth iſt ein reiner, tiefer See in einem grünen Thale; ſtolze Berghäupter ſpiegeln ſich darin, klares Kies deckt den Boden, Fiſchlein ſchwimmen munter darin und die Strahlen der Sonne erhellen das Waſſer bis auf den Grund. Aber wenn ein Sturm durch die Thalſchluchten herabbrauſt, ſo thürmen ſich Wellen, es tobt im Schooße des Sees — aber trübe wird er nicht.

Chriſtine von Ove glich dem Waldſee, den der Sturm eben gepeitſcht und die Sonne noch mit keinem Blick wieder erfreut hatte. Demohngeachtet war ſie ruhig und wehmüthig-heiter, während Friederike dem grollenden Bergſtrome glich, der ſich ſchäumend durch die Thalwindungen drängt, von den Höhen ſtürzt und an den Felſen ſtößt, die ſeinem wilden Laufe entgegenſtehen.

Beide Mädchen lebten zurückgezogen im Garten des Vice-Statthalters. Chriſtine hatte, in Ungnade gefallen, ihre Stelle als Hofdame der Königin niederlegen müſſen. Selten zeigten ſie ſich öffentlich. Die Zungen des Hofs und der Stadt ermüdeten endlich, ſie zu bearbeiten, da ſie ſich um alles über ſie im Umſchwung gehende Gerede nicht kümmerten. Der Vice-Statthalter ſorgte zwar für den anſtändigen Unterhalt der beiden Mädchen, aber er zürnte ihnen, die es wagten, den Hof zu verachten. So lebten ſie ein ſtilles ungeſtörtes Leben, das allein von der Sehnſucht bewegt wurde, von jenen beiden Männern zu hören, welche der Gegenſtand ihrer täglichen Unterhaltung waren.

So war ihnen von Hoffnung und Furcht bewegt der Sommer vergangen. Da nahm Chriſtine in Friederikens Weſen plötzlich etwas ihr Fremdes wahr. Sie bemerkte es nicht mit den äußern Sinnen, aber es wehte ſie kühl und unbefriedigend von der Freundin an, daß ſie eine Verſtimmung erlitt, die ſie nicht verbergen konnte.

Eines Abends ſetzte ſie ſich, um den Gefühlen ihrer Wehmuth ungeſtört nachhängen zu können, im Garten in eine entfernte Laube. Friederike war ausgegangen. Es dunkelte, und über den Garten flogen die Nachtſchatten des Herbſtes. Die Natur harmonirte mit Chriſtinens Seele. Ein Geräuſch erregte ihre Aufmerkſamkeit, welches ohnfern der Gartenmauer, an welche die Laube gelehnt war, entſtand, gleichſam als habe ſich Jemand an der Mauer herabgelaſſen, und wurde von ihr bald als leiſe ſchlürfende Fußtritte erkannt, welche näher und näher kamen.

In eine Ecke geſchmiegt wartete Chriſtine mit klopfendem Herzen. Es kam herangeſchlichen und trat in die Laube. Das Mädchen wagte kaum zu athmen. Schon glaubte ſie ſich von Dieben und Mördern umringt. Ihre Blicke flogen nach dem vordern Raume der Laube, wo ſie aus dem Hintergrunde des noch von einem Lichtſtreif erhellten Weſthimmels die Umriſſe einer kleinen männlichen Geſtalt gewahrte, die mit Behutſamkeit aus der Laube heraus nach dem Gartenhauſe hin zu lauſchen ſchien. In dieſer Stellung verhielten ſich Beide eine kurze Zeit, bis die Gartenthür geöffnet wurde und Schritte ſich hören ließen, welche Chriſtine für die ihrer Freundin erkannte. Dieſe Schritte führten nicht nach dem Hauſe, ſondern nach der Laube, in welcher die geängſtete Chriſtine und die kleine räthſelhafte Geſtalt verborgen waren, und wurden leiſer und vorſichtiger, je näher ſie kamen, ſo daß es Chriſtinen endlich dünkte, als ſchliche die Nahende auf den Zehen. Endlich war Friederike an der Laube und fragte mit leiſer Stimme hinein: „Biſt Du da?"

„Ja, gnädiges Fräulein," verſetzte eine Jünglingsſtimme ebenfalls leiſe.

Friederike trat herein und ſetzte ſich vorn auf dieſelbe Bank, auf welcher hinten Chriſtine ihren Platz hatte. Der Fremde blieb ehrerbietig mit unbedecktem Haupte ſtehen.

„Was habt Ihr heute ausgerichtet?" fragte Friederike haſtig.

„Courtin habe ich endlich aufgetrieben. Er iſt heute mit einem Kriegsſchiff, das in Jütland gebaut worden iſt, im Hafen eingelaufen, aber den Brief des Lieutenants haben wir ihm noch nicht gegeben; wir trauten ſeiner Flagge nicht ganz, und der Kapitän ſagte, es wäre am beſten, wenn er ſelbſt mit Euch ſprechen könnte, gnädiges Fräulein. Er meint, das Schreiben wäre gefährlich; der Brief könnte mir abgenommen werden, dann wären wir Alle verrathen."

„Ich ſeh' auch nicht ein, was mir der Kapitän noch zu ſchreiben hat?" verſetzte Friederike; „aber es ſcheint mir in der That, als traue er auch meiner Flagge nicht. Wenn die ganzen Anſtalten weiter nichts bezwecken, als eine einfache Herausforderung des Kronprinzen von Lord Palmerſton, ſo begreife ich nicht, was da viel zu ſchreiben und zu reden iſt. Schon geſtern Abend ſagte ich Dir, ich wünſche eine ſolche Herausforderung, und wenn der Thronfolger feig genug ſein ſollte, das Duell auszuſchlagen, ſo billige ich es ſogar, daß Ihr ihm einen Denkzettel anhängt. Ich ſagte Dir ſchon, daß der Kronprinz von früh bis neun Uhr allein auf ſeinem Zimmer ſei und daß ich es ſelbſt übernehmen wolle, die Herausforderung des Lords in ſeine Hände zu ſpielen; ich habe Dir ferner geſagt, daß er von neun bis elf um die Thore ſpazieren reitet, meiſt mit einem kleinen Gefolg. Doch noch ſchicklicher, eine Realſatisfaction zu nehmen, ſobald er das Duell verweigert, ſind ſeine Jagdritte. So wird er z. B. übermorgen dieſelbe Tour machen, welche er im vorigen Jahre an jenem Tage mit dem Czaar und der Czaarin machte, an welchem Kapitän Norcroß meine Wenigkeit von dieſer Inſel entführte Hier bieten ſich unvergleichliche Gelegenheiten, ihm mit ein paar handfeſten Burſchen zu Leibe zu gehen. Was will der Kapitän noch weiter? Aber er hat andre Pläne, und wenn er mich ſeines Vertrauens nicht würdig hält, ſo werde ich der ganzen Sache wegen keinen Schritt weiter thun; denn Ruhm und Ehre iſt wahrlich nicht dabei zu gewinnen."

„Eben darum will der Kapitän ſelbſt mit Euch reden, und er läßt Euch dringend erſuchen, ihm dieſen Abend eine Unterredung in dieſer Laube zu ſchenken."

„Wo denkt der Kapitän hin? Ich ihm ein Rendezvous geben? Er mag Dir immerhin anvertrauen, was ich wiſſen ſoll."

„Bitte, bitte, gnädige Dame!" rief der Schiffsjunge ſchmeichelnd, „ſchlagt es ihm nicht ab! Er hat Euch wahrlich Dinge von der größten Wichtigkeit zu ſagen."

„Er ſoll ſie Dir in den Mund legen."

„Unmöglich! Er muß ſelbſt mit Euch reden."

„Was mag er mir zu ſagen haben?“ rief Friederike halb verdrießlich.

„Darüber mag er Euch ſelbſt Auskunft geben. Ihr könnt meinen Bitten nicht widerſtehen. Ihr habt ſchon eingewilligt; ich hör' es am Ton Euerer Stimme.“ Indem er dieſe Worte ſprach, ſchlug er, gleichſam vor Freude, die Hände klatſchend zuſammen.

„Was thuſt Du?“ ſprach die Dame. „Du wirſt unvorſichtig.“ In dieſem Augenblicke raſchelte es hinten an der Mauer, und das Geräuſch eines Sprunges in den Garten wurde vernommen. „Was iſt das?“ rief Friederike; aber kaum hatte ſie ausgeredet, als eine Männergeſtalt mit den Worten in die Laube trat: „Es iſt Ihr ergebener Diener John Norcroß, der ſich glücklich ſchätzt, mein gnädiges Fräulein, von Ihrer gütigen Erlaubniß ſogleich Gebrauch machen zu können.“

„Wer hat Euch etwas erlaubt, Kapitän?“ zürnte Friederike. „Euer ſonderbarer Beſuch gleicht einem Ueberfall, und es wäre fürwahr das erſte Mal nicht, daß Ihr auf dieſe Inſel gekommen wär't, mich zu rauben.“

„Wenn dieſer Schelm von Jungen mich betrog und mir das Zeichen gab, bevor er Ihrer Einwilligung gewiß war, ſo zürnen Sie mit der rothbäckigen Katze, aber nicht mit einem Männergeſicht, das vor Freude ſtrahlt, Sie wieder zu ſehen, wenn auch im Schleier der Nacht.“

„Nun ſoll ich gar Euere Keckheit mit Euerer Freude entſchuldigen. Wenn Ihr doch nur vorausgeſetzt hättet, daß mich Euere Gegenwart nicht ganz unangenehm berühren würde.“

„Und darf ich das nicht hoffen?“ rief Norcroß feurig. „Soll ich glauben, daß ich Ihnen gleichgültig geworden bin?“

„Ihr werdet unbeſcheiden, Kapitän! Wie befindet ſich Euere Frau? Gewiß in erwünſchtem Wohlſein. Was habt Ihr mir ſonſt Wichtiges zu ſagen? Euer Bube hat viel Aufhebens von den Dingen gemacht, die ich aus Euerm Munde erfahren ſoll.“

„Sie ſind grauſam, Fräulein. Noch einmal ſchiebe ich die Schuld meines Kommens auf Juel. Er hatte Befehl von mir, durchaus nicht eher zu klatſchen, bis Sie die völlige Erlaubniß zu meinem augenblicklichen Erſcheinen ertheilt haben würden. Ich werde ihn hart ſtrafen wegen Uebertretung meines Befehls.“

„Nimmermehr!“ rief Friederike. Hört Ihr, Kapitän? Ihr ſtraft ihn nicht!“

„Ich werde Euerm Befehl beſſer nachzukommen wiſſen, als er dem meinigen. Doch ich bin nun einmal hier. Sie wiſſen es ja, daß John Norcroß kein Sklave der Gewöhnlichkeit iſt, und ich weiß, daß Friederike von Gabel mich deshalb nicht tadelt; denn unſere Bahnen kreuzen ſich, fern von den betretenen Wegen der übrigen Menſchen.“

„Ihr ſeid mir noch die Antwort auf die Frage ſchuldig geblieben, wie ſich Euere junge Frau befindet.“

„O, Sie ſind ein trefflicher Arzt für Fieberkranke. Eisumſchläge auf den brennenden Kopf, Eis auf das glühende Herz. Sie haben Recht. Es iſt Wahnſinn, in Fieberglut die Sonne anzubeten, wenn man bereits mit anderweitigem Lichte verſorgt iſt.“

„Es ſcheint, Ihr ſeid gekommen, mir Galanterien zu ſagen.“

„Beim Himmel, nein! Ich kam — um über Anderes mit Ihnen zu reden. Sie erinnern mich zur rechten Zeit daran. Es iſt nothwendig, daß ich wegen des böſen Handels ſelbſt mit dem Kronprinzen rede. Ich wollte Sie bitten, Fräulein, mir Audienz bei ihm zu verſchaffen.“

„Es würde Euch nichts nützen, und viel ſchaden, Kapitän, wenn Ihr auf geradem und rechtem Wege dieſe Sache abmachen wolltet. Jede Audienz, in welcher Ihr von einer Herausforderung des Lords redet, würde Euch in's Gefängniß bringen. Und des Lords Geheimniß müßt Ihr doch in jedem Falle ſchonen.“

„Welches Geheimniß?“ fragte Norcroß.

„Nun — das Geheimniß ſeiner Brieftaſche. Seid Ihr darüber nicht unterrichtet?“

„Ich weiß von keinem Geheimniß.“

„So wird er es Euch zur rechten Zeit ſchon ſelbſt entdecken. In keinem Fall dürft Ihr innerhalb der Stadt mit dem Kronprinzen reden. Die Herausforderung könnt Ihr ſchriftlich an ihn gelangen laſſen.“

„Das möchte uns Alles verderben. Sie rathen ſelbſt zur Vorſicht. Es hieße unſer eignes Spiel verrathen, gäben wir ihm ein Dokument in die Hand.“

„Ich frage nicht, ob Ihr mehr als eine Herausforderung bezweckt; aber es will mich ſo bedünken. Uebermorgen wird der Kronprinz auf die Jagd reiten — ſo ſpricht man wenigſtens bei Hofe — und daß ich mich nach ſolchen Bagatellen Euretwegen erkundige, um Hofgeſchwätze, die mich ſchon lange anekeln, daran könnt Ihr ſehen, wie ſehr ich mich für Palmerſton's Sache intereſſire.“

„Wenn ich gewiß erfahren könnte, welchen Weg er nähme.“

„Auch das ſollt Ihr. Hinwärts reitet er über das Ried und die untere Jagdhütte, herwärts wahrſcheinlich auf das Jagdſchloß und von da am Strande über Güldenlund. Bei Hofe werden dieſe wichtigen Dinge alle vorher ausgemacht und beſprochen. Doch damit Ihr ganz ſicher ſeid, will ich morgen ſelbſt den Kammerjunker von Raben darnach fragen. Der Pinſel wird glücklich ſein, mir die ganze Richtigkeit weitläufig zu erzählen. Schickt morgen Abend Euern Buben wieder her.“

„Sie werden mich ſehr verpflichten. Und nun noch Eins! Lord Palmerſton — oder jetzt Lieutenant Flaxmann — hat mir die zärtlichſten Grüße an das Fräulein von Ove aufgetragen. Ich kann mich meiner Pflicht nicht ſelbſt entledigen. Nehmen Sie es über ſich.“

„Laſſen wir dieſe Grüße! Die Verhandlung unter uns muß Geheimniß bleiben. Auch Chriſtine darf nichts davon ahnen. Wozu wär' es auch? Der Lord ſoll ihr lieber einen Brief ſchreiben und ſie mit ſeinen neuen Hoffnungen und Ausſichten bekannt machen.“

„Glauben Sie mir, die Stunde iſt nicht mehr fern, wo Flaxmann das ihm theure Mädchen heimführen wird. Wir haben jetzt größere Hoffnungen als je, daß Jacob Stuart den Thron ſeiner Väter bald beſteigen wird.“

„Dann iſt die Stunde ihrer Vereinigung gewiß ſehr fern, wenn nicht für immer entſchwunden.“

„Sie ſprechen in Räthſeln.“

„Auch Euch werden ſie ſich löſen, ſo wie ſie ſich mir gelöſt haben. Aber des Einen ſeid verſichert, nur erſt, wenn Jacob Stuart alle und jegliche Hoffnung auf den engliſchen Thron aufgegeben oder verloren hat, erſt dann iſt Möglichkeit vorhanden, daß Chriſtine Flaxmann's Weib werde.“

„Ich darf nicht in Sie dringen, ſich mir darüber deutlich zu machen, ſobald Sie Gründe vorſchützen, dies mir zu verweigern. Nur die eine Frage erlauben Sie mir noch: werden Sie Chriſtinen nach Schweden folgen, wenn ihr Geſchick ſie dahin ruft?“

„Was ſollt' ich dort? Ich habe nichts in Schweden zu ſuchen.“

„Das Glück, das Ihrer würdig iſt, und das Sie in Dänemark nie finden werden?“

„Mein Schickſal kann ſich nur im wildeſten Sturme des Lebens oder in der tiefſten Ruhe erfüllen. Jeder Mittelweg wird mir verhaßt und verſchloſſen ſein.“ Das Letztere hab' ich getrieben, vielleicht öffnet ſich mir die Bahn zum Erſteren. Ich ſchwör' Euch zu, dieſe Ruhe iſt mir unerträglich, aber ich zwinge mich dazu und werde mich zwingen, bis mein Herz todt iſt. Ihr habt mich ſchwach geſehen, Kapitän, dafür will ich büßen. Oder ich will meinen Zorn am Leben auslaſſen, daß Alles verkehrt und dumm, albern und ſchülermäßig in unſerer kleinen Menſchenwelt iſt, und Gottes große Welt doch ſo herrlich, ſo weiſe, ſo unbegreiflich ſchön. Geht, Kapitän! verlaßt mich!“

„O warum mußte das Schickſal uns trennen!“ rief Norcroß.

„O winſelt nicht ſo kläglich! das iſt mir vollends zuwider. Ihr ſeid ein ſchwacher Mann!“

„Ein wahres Wort! Es wäre anders, wenn ich nicht ein ſchwacher Menſch geweſen wäre.“

„Schweigt, ſchweigt, Kapitän, und geht mit Gott! Wir wollen uns nicht wiederſehen; es iſt beſſer für uns Beide.“

„O weh mir!“ rief Norcroß.

„Vielleicht ſehen wir uns auch wieder,“ ſetzte Friederike weicher hinzu.

„Und wo? und wann?“ fragte der Kaperkapitän raſch.

„Auf dem ſtürmenden Meere, im wüthendſten Aufruhr der Wellen, im Schlachtenſturm unter dem Donner der Kanonen. Verflucht ſei die widernatürliche Ruhe! Wenn der Odem des Lebens mich wild umweht, Meereswellen an mir vorüberſauſen, wenn die Kanonenkugel Meeresſchaum aufwühlt, wenn die Maſten ſplittern, dann — dann wird mir wohl ſein. Vielleicht,“ ſetzte ſie mit begeiſterter Stimme hinzu, „zerreißt dann eine Kugel aus Kapitän Norcroß Schiff dies wilde Herz.“ Mit ſchnellen Schritten eilte ſie den Garten entlang dem Hauſe zu.

„Göttliches Weib, Dich in meinen Armen auf der empörten Meerfluth, und die Könige der Erde wären Bettler gegen mich! O Friederike! Das Leben hat mich betrogen; wohlan, ich will es wieder betrügen. Euch, ihr finſtern Mächte, ſei fortan mein Leben geweiht. Und Du, Kronprinz, ſollſt die erſte Wirkung meines Schwurs ſpüren.“

Juel drängte den Garten zu verlaſſen. Sie ſtiegen über die Mauer.

## 16.

## Verrath und Treue.

Chriſtine, ſtarr vor Verwunderung und Angſt über das, was ſie vernommen, ſchlich auf ihr Zimmer und brachte eine ſchlafloſe Nacht zu. Wenn ſie die Augen ſchloß, ſah ſie einen gräßlich blickenden Mann — ſie wußte es, es war Kapitän Norcroß — mit blutigem Schwerte vor der Leiche des Kronprinzen ſtehen oder mit gezucktem Schwerte auf ihn eindringen, oder ihren Geliebten, Lord Palmerſton, von einer Kugel getroffen, ſich verbluten. Gequält von den Schreckbildern ihrer aufgeregten Phantaſie, erſehnte ſie den Morgen, er brachte ihr keine Ruhe. Zwar wurde ſie nicht mehr von Schreckbildern gemartert, wohl aber von der Ueberzeugung geängſtigt, dem Kronprinzen und ihrem Geliebten drohe ein großes Unglück. Von Jugend auf gewohnt, die Glieder des königlichen Hauſes als heilig und unverletzbar zu betrachten, konnte ſie den Gedanken nicht los werden, daß es ihre heiligſte Pflicht ſei, den Kronprinzen vor der Gefahr zu warnen. Vergebens ſtellte ſie ſich vor, wie tief ihr Geliebter vom däniſchen Thronerben beleidigt worden ſei; es mahnte ſie ein inneres Gefühl, ſie werde die unwürdigſte Tochter Dänemarks ſein, wenn ſie ihres Vaterlandes und deſſen künftigen Königs ſo gänzlich vergeſſen konnte, daß ſie dem Letztern keinen Wink zukommen laſſe. Auf der andern Seite machte ſie den Schluß, daß die ſtarke, ſtets wahre und gerechte Friederike gewiß auch in dieſem Falle das Wahre erkannt haben müſſe und wenn es nöthig ſei, ſelbſt die Schritte gethun haben würde, um Unglück zu verhüten. Sie verſuchte es, die Schwache, ſich an die Starke zu lehnen, jene für die Folgen eines Duells oder was ſonſt noch vorgenommen werden ſollte, verantwortlich zu machen, aber dann kam neue Beſorgniß um das Leben ihres geliebten Palmerſton über ſie und ſie zitterte ſchon bei dem Gedanken an die Möglichkeit, daß er verwundet werden könnte. So vom innern Streit gefoltert verging ihr der Morgen, ſie hatte ſich abgehärmt und war doch zu keinem Reſultat gekommen. Vor Allem fehlte ihr der Muth, etwas zu thun. Da trat Friederike zu ihr in's Zimmer mit einem Geſicht voll ſtrahlender Heiterkeit, wie es Chriſtine noch nie an ihr geſehen hatte. Faſt ſchien es, als ob ſie die Rollen gewechſelt hätten; die ſonſt ſo heitere lebensfrohe Chriſtine war in ſich gekehrt, ihr bleiches Geſicht zeigte Spuren tief empfundenen Schmerzes, und in die ſonſt ſo ernſten Züge Friederikens hatte die Sonne der Lebensluſt Frühlingsblumen geſäet.

„Ich denke, liebe Chriſtine, nach unſerm Mittagsmahl machen wir einmal einen kleinen Ritt. Ich ſehne mich darnach. Seit drei Tagen ſind wir ohnedies nicht viel zuſammen geweſen.“

„Du fühlſt es ſelbſt, daß Du mich vernachläſſigt haſt.“

„Ach, gutes Kind, Du zürnſt mir doch nicht? Du wirſt mir doch nicht etwa gar umſchlagen und ſentimental werden? Nein, nein! Tröſte Dich! Ich habe an einem großen Werke gearbeitet und habe mir vorgenommen, Dich nach deſſen Vollendung in Erſtaunen zu ſetzen.“

„Das wäre!“ verſetzte Chriſtine aufmerkſam. „Und darf man denn gar nichts vorher erfahren? Gönnſt Du mir nicht einmal eine kleine Ahnung?“

„O wenn Dir ſo viel daran liegt, ſo kannſt Du auch Alles vorher erfahren. Ich habe in dieſen langweiligen Tagen an der Verſöhnung mit unſerer Familie gearbeitet. Mit dem Herrn Papa bin ich ſchon geſtern wieder ausgeſöhnt und heute hat er mir die tröſtliche Nachricht überbracht, daß er Deine Begnadigung von der Königin erbeten hat. Morgen ſchon ſollſt Du wieder aller Hoffreuden theilhaftig ſein und Deine goldenen Feſſeln anlegen. Hab' ich Dir nicht eine recht große Gefälligkeit gethan?"

„Du ſetzeſt mich in das größte Erſtaunen, Friederike. Auch Du wieder bei Hof?"

„Ei, das verſteht ſich! Und zwar mit Dir in gleichen Verhältniſſen, als Hof- und Ehrendame der Königin."

„Wie konnteſt Du Dich ſo ſchnell verändern?"

„Der Menſch iſt ja einmal ein veränderliches Weſen und das Weib ganz beſonders. Sagen nicht alle Philoſophen ſo? Warum ſoll ich gerade eine Ausnahme machen? Ich habe Luſt, mir die Hofnarrethei wieder in der Nähe anzuſehen."

„Du biſt mir unbegreiflich."

„Ich bin mir's ſelbſt. Aber hör' nur, ich habe auch ein beſonderes Gelüſten, Komödie zu ſpielen und ſchäme mich doch im Herzen, ſelber auf die Breter zu treten. Ei, ſo will ich mir ein paar Marionetten abrichten; die zieh' ich an meinen Fäden und ſpreche die Rollen hinter den Couliſſen. So ſpiel' ich flott mit und Niemand von den Zuſchauern merkt es.

„Aber was ſoll ich unter jenen Larven?"

„Auch eine Larve vornehmen und mitſpielen, gleich mir."

„Ich will's!" ſagte Chriſtine halb für ſich, aber in einem ganz andern Sinne, als Friederike es nahm.

Sie faßte nämlich in dieſem Augenblicke den Vorſatz, gegen die Freundin ſich zu verſtellen, ſo wie jene ſich unverkennbar gegen ſie verſtellte.

„Wohlan denn, ſo komm und beſteige Dein Pferd!“ rief das Fräulein von Gabel. „Der Kronprinz hält morgen Jagd; da werden wir auch mitreiten.“

Chriſtine horchte auf und ſtimmte bei. Sie verließen zu Pferde die Stadt und waren noch nicht lange geritten, als ihnen der Kammerjunker von Raben begegnete. Nach dem, was Chriſtine am vorigen Abende in der Laube gehört, war es ihr nicht ſchwer, zu errathen, daß ihre Geſpielin mit Abſicht dieſen Weg gewählt und durch ihre Kundſchafter erfahren hatte, daß der Kammerjunker hier zu treffen ſei. Dennoch fiel ihr Friederikens Benehmen auf. Mit freundlichen Blicken lud ſie ihren ſonſtigen Verlobten zu ihrer Begleitung ein und ermuthigte ihn, als er dadurch angelockt, mit kriechender Freundlichkeit nahte und einige nichtsſagende Worte ſtammelte, durch wohlgefällige Rede noch mehr. Hätte Chriſtine nicht in der Laube die Unterredung ihrer Freundin mit dem Kaperkapitän belauſcht, ſie würde nicht aus dem Erſtaunen herausgekommen ſein.

„Nicht ſchön genug kann ich Ihnen den Eindruck beſchreiben, mein werthes Fräulein,“ ſüßelte der Kammerjunker, „den die Nachricht von ihrem morgenden Erſcheinen in unſerer Hofwelt in allen Gemüthern hervorgebracht hat.“

„In allen?“ fragte Friederike ſchelmiſch. „Sie beurtheilen Andere wohl nach ſich.“

„Ah, wie ſchön geſagt!“ jubelte der Kammerjunker. „Das Bewußtſein, daß in Ihnen die Ueberzeugung von meiner Wonne lebt, Sie nun wieder in denjenigen Zirkeln zu ſehen, wohin Sie nach Geburt und Talent gehören, ſchon dies Bewußtſein macht mich überglücklich. Erlauben Sie, daß ich Ihnen dafür die Hand küſſe."

„Hier, mein Ritter, küſſen Sie ſie!"

„Aber wahrlich auf die Gemüther unſerer Hofdamen wird dieſe Nachricht nicht gleichen Eindruck gemacht haben; denn die Sterne müſſen erblaſſen, wenn die Sonne aufgeht, und nun zumal, nachdem ein neidiſches Gewölk uns ihren ſtrahlenreichen, erquickenden Anblick ſo lange entzogen hat."

„Sie werden ja ganz poetiſch, mein Ritter. Sie haben gewiß die Franzoſen in der Zeit ſtudirt, ſeit wir uns nicht ſprachen; denn ich erinnere mich nicht, früher ähnliche Reden von Ihnen gehört zu haben. Wer wüßte, was ſonſt geſchehen wäre!"

„Ha, ich habe ſie Tag und Nacht geleſen, ſtudirt, ſie in Blut und Saft verwandelt; ich glaube, ich bin ſelbſt ein zweiter Corneille oder Racine geworden! Und weshalb dies Alles? O weil ich noch nie die Hoffnung verloren hatte, der Mai des Lebens werde mir an Ihrer Hand noch einmal blühen. Warum? ſag' ich. Um Ihnen zu gefallen. Warum? Weil Sie die Franzoſen loben. Ha! und ſchon winken mir die Früchte meiner Anſtrengung. Nicht wahr, ich bin ein ganz anderer Menſch geworden? Alles durch Sie, mein theuerſtes Fräulein. Der Kronprinz lobt mich auch täglich mehr, und ſeit er vollends weiß, daß Sie Ehrendame der Königin ſind, iſt er ganz wie närriſch in mich verliebt."

„Wirklich? Das gönn' ich ihm von Herzen. Sagten Sie nicht, daß der Kronprinz morgen eine große Jagd halte?"

„Sagte ich es ſchon? Nun, eine große Jagd wird es nicht. Nein, ein kleiner vertrauter Zirkel.

Die nächſten Freunde Seiner Königl. Hoheit. Es werden nicht viel Damen dabei ſein. Aber unter den Wenigen wird man die Beiden nicht vermiſſen, welche ein böſes Geſchick zeither von den Hoffeſten entfernt hielt. Wenn Sie nach Hauſe kommen, werden Sie die Einladung Seiner Hoheit finden."

„Man wird doch fragen dürfen, wohin es geht?"

„Ich ſtehe mit der größten Freude zu Dienſten." Der entzückte Kammerjunker erzählte nun mit der umſtändlichſten Breite, wie viel Uhr man aufbrechen werde, wer dabei ſei, wohin der Weg gehe, was der Prinz für ein Pferd reite, wo man Halt mache, wo frühſtücke u. ſ. w.

Man hatte auf Friederikens Veranlaſſung den Weg nach dem Hafen eingeſchlagen. In der Nähe deſſelben bemerkte Chriſtine zur Seite oft einen jungen Menſchen in Matroſentracht. Sie ſah, daß er Friederiken nie aus den Augen ließ, daß dieſe ihm verſtohlen winkte. Im Hafen angelangt, verlangte Friederike nach einer Erfriſchung. Der Kammerjunker hob die Damen von den Pferden und führte ſie in die Schenke, wo vornehme Gäſte einzukehren pflegen. Er ſelbſt eilte, das Verlangte zu beſtellen. Friederike trat in eine Fenſterwölbung und Chriſtine, die ſich unaufmerkſam ſtellte, ſah ſie ein Blatt aus dem Buſen ziehen, mit einer Bleifeder darauf ſchreiben und wieder verſtecken. Nachdem ſie ſich erfriſcht, beſtiegen die Pferde wieder. Der Knabe ſtand hinter Friederiken. Sie drückte ihm das Papier in die Hand und ſchwang ſich in den Sattel. Jetzt wußte Chriſtine, daß er derſelbe war, den ſie am Abend vorher geſehen hatte.

Jetzt glaubte ſie die geheiligte Perſon des Königsſohns von ihrer eignen Freundin verrathen. Friederikens Verſtellung kam ihr verächtlich vor, und daraus gewann ſie Kraft zu dem Entſchluſſe, zu handeln. Sie wollte mit auf die Jagd reiten und des Kronprinzen ſchützender Genius ſein. Sobald ſie darüber mit ſich im Reinen war, wurde ſie ruhig und wohnte Abends mit Heiterkeit einem Familienfeſte bei, welches der alte Vice-Statthalter ſeiner Tochter und ſeiner Nichte zu ihrer Wiederkehr in ſein Haus und ſeine Liebe gab.

Die Einladung des Kronprinzen war wirklich da. Zur beſtimmten Stunde ritten Friederike und Chriſtine an den Verſammlungsort. Da ſie den folgenden Tag erſt der Königin vorgeſtellt werden ſollten, ſo waren ſie heute nur incognito von der Partie. Sie wurden Beide mit Auszeichnung vom Kronprinzen empfangen, und er ſchenkte von Stund an Friederiken wieder die alte Aufmerkſamkeit; ſie nahm die Huldigung wie einen ihr gebührenden Tribut an und war freundlicher und liebenswürdiger, denn je zuvor. Der Kammerjunker von Raben ſchwamm nicht weniger in einem Meere von Entzücken, als ſein gnädiger Herr und Gebieter; denn ſo viel holde Worte, ſo viel ſüße Blicke hatte er ſelbſt zur Zeit ſeines Bräutigamsſtandes nicht von Friederiken erhalten. Es war Allen, als habe zwiſchen ihrem letzten Erſcheinen in den Hofzirkeln und dem heutigen Tage ein böſer Zauber gelegen, der nun gelöſt, auch all' das harte und unweibliche Weſen, welches ſonſt an Friederiken mißfiel, mit hinweggenommen und ſo ſie zur trefflichſten Dame umgewandelt hätte. Nur Eine war, die die ſchlaue Spielerin durchſchaute, die da wußte. daß gerade in dieſen Augenblicken, wo das ſüßeſte Lächeln für den überglücklichen Königsſohn Friederikens ſchönen Mund umſpielte, ihr Herz in den wüthendſten Haſſesflammen gegen ihn aufloderte, in Flammen, die ihn in das Verderben hinabzureißen drohten. Auch Chriſtine ſuchte ihrer Bewegung Meiſterin zu werden und unter der Maske froher Laune die Bekümmerniſſe, die ſie bedrückten, zu verbergen.

Der Kronprinz gab ſich an Friederikens Seite dem Vergnügen der Jagd hin. Sie that Alles, ihn zu bezaubern. Der Schwächling war bald ermüdet; man ritt aus den Wäldern und wandte ſich nach Güldenlund. Dort nahm die Geſellſchaft eine Erfriſchung ein. Der Tag begann ſich zu neigen. Als Chriſtine wieder zu Pferde ſtieg, ſah ſie plötzlich den Schiffsjungen neben Friederiken ſtehen.

„Wir reiten doch am Strande hin?“ ſagte Friederike wie gleichgültig zum Kronprinzen. „Wir ſind Alle ermüdet und es iſt der kürzeſte Weg.“

„Sie haben Recht, mein Fräulein,“ verſetzte Prinz Chriſtian. „Ich ſehne mich nach Ruhe und wähle den Weg, den Sie mir vorſchlagen.“

In dieſem Augenblicke lief Juel davon und verſchwand in den Büſchen des Strandes, aber auch in demſelben Augenblicke war Chriſtine an des Kammerjunkers von Raben Seite und flüſterte ihm haſtig zu: „Halten Sie den Kronprinzen auf alle Weiſe ab, am Strande hinzureiten; es droht ihm dort große Gefahr. Ich beſchwöre Sie beim Heiligſten!“

Raben ſah das Fräulein groß an; es lag in ihren Worten aber ein ſo unverkennbares Gepräge der Wahrheit, daß er, ohne zu antworten, an des Kronprinzen Seite ſprengte und ſagte: „Wäre es Eurer Königl. Hoheit nicht lieber genehm über die Höhe und Jägersburg zu reiten? Der Wind am Strande iſt rauh und wild; ich fürchte, Ew. Hoheit möchten ſich dort erkälten. Der Weg iſt ohnedies holprig und unangenehm. Und wenn Sie auch über Jägersburg eine kleine Strecke weiter haben, ſo haben Sie doch nicht allein den ſchönen Vortheil, noch einige Minuten länger in der angenehmen Geſellſchaft dieſer Damen zuzubringen, ſondern auch ebnen Weg und das Vergnügen, von der Höhe aus das Ende der Jagd noch mit anzuſehen. Ich berufe mich auf das Urtheil der andern Herren und bitte unterthänigſt, meinen Gründen ein geneigtes Ohr zu leihen."

Der Marſchall von Gersdorf und der Kammerjunker von Reikov, die zunächſt hielten, ſtimmten mit ein.

„Du biſt ein geſcheidter Kerl," verſetzte der Prinz, „und Deine Gründe ſind ſo überwiegend, daß man ihnen nachgeben muß. Heute wollen wir über Jägersburg reiten, morgen können wir die Tour am Strande hin machen." Friederike ſchoß einen giftigen Blick auf Raben, dann lenkte ſie ihr Pferd auf die veränderte Straße, und war ſo freundlich wie zuvor. Verſtimmt langte ſie zu Hauſe an.

---

## 17

## Das Attentat.

Schneidend ſtrich die Morgenluft über das Meer, auf dem die Nacht in unförmlichen Maſſen lag. Leiſe lief ein Schifflein von Schonen nach Seeland zu. Als die erſten Vorboten des Morgens, jene lichtgrauen Streifen am fernſten Oſthimmel, die düſtre Meerfluth mit ſchwachem Widerſchein durchzitterten, nahte die Schaluppe dem Ufer. Der Tag ſtieg langſam auf, wie ein träger Schläfer, und ſah verdrüßlich auf das ruhige Meer und das ſchweigende Land. Die Schaluppe ſuchte ſich vor ſeiner zunehmenden Helle zu verbergen. Sie bog um Güldenlund in eine kleine Meerzunge ein, über welche die von Kopenhagen am Strande hinlaufende Straße eine breite ſteinerne Brücke geworfen hat. Unter den Bogen dieſer Brücke hielt das kleine Schiff an; hier war es jedem neugierigen Auge verborgen. Am ſchmalen Uferrand, neben den Pfeilern der Brücke, wandt ſich, die Blicke vorſichtig nach allen Seiten gewendet, jener ſchlaue Schiffsjunge, Juel Swale, hervor, den die Natur zum Spion beſtimmt zu haben ſchien. Mit einigen Sätzen war er über die Landſtraße hin und flog mehr als er ging, nach dem Hafen zu. Er war diesmal als Betteljunge gekleidet und trug in ſeiner Jacke ein Stück Brot und einige Kupferpfennige. An den Hafengebäuden angelangt, in welchen es eben anfing lebendig zu werden, ſchlich er wie eine Katze um die Zäune, und als er ſich irgend eine ſchickliche Stelle erſehn, die er geſucht hatte, kauerte er ſich am Boden zuſammen, als ob er ſchliefe. In dieſer Stellung hatte er noch nicht lange gelegen, als er aus einem der Gärten Schritte und Stimmen vernahm. Nun ſchnarchte er aus Leibeskräften. „Behüt' Dich Gott, Sigbritte," ſagte eine Männerſtimme vertraulich und herzlich. „Heute und morgen hab' ich den Dienſt, aber übermorgen komm' ich wieder." Es rauſchten einige Küſſe auf den vollen Lippen eines Mädchens, ein zärtliches Lebewohl tönte von ihnen, dann ſprang der Mann durch den Zaun und war auf der Straße.

„I du lieber Gott!" rief er hier mit mitleidiger

Verwunderung, „liegt da ſo ein armer Kegel unter deinem freien Himmel eine kalte Nacht hindurch und ſchläft. Junge, ſo ſteh' doch auf! Armer Teufel, magſt ſchön gefroren haben! O Chriſt mein Herr, da hab' ich wärmer gelegen in dieſer Nacht!“

Juel hatte unvermerkt geblinzelt, ob er des Mannes, den er geſucht, gewiß ſei, und als er ſich überzeugt, es ſei der Rechte, übergab er ſich aus Schelmerei wieder einem ſo tiefen Schlafe, daß der Mitleidige Mühe hatte, ihn aufzurütteln.

„Junge, biſt Du toll, hier am Zaune auf offener Straße zu ſchlafen? Warum krochſt Du nicht zu den Matroſen oder in einen Stall?“

Juel ſpielte die Rolle eines eben aus tiefem Schlafe Aufgeriſſenen gut. Erſt nach einer Pauſe ſtammelte er: „Ach, lieber Herr, ich war zu todmüd'; ich bin hier umgefallen. Und Geld hab' ich keins, als dieſe paar Pfennige, damit hab' ich mich nicht getraut in ein Haus zu gehen. Die Hunde beißen einen gar arg.“

„Aber wer biſt Du denn, und woher kommſt Du? Wem gehörſt Du an?“

„Ich gehöre gar Niemand an; bin aus Jütland, mein Vater iſt von den Schweden erſchlagen worden — er war ein Schiffsbauer — meine Mutter iſt geſtorben, unſere Hütte iſt eingefallen, und im Dorfe ſind ſie ſelbſt Alle arm. Da ſagten ſie zu mir, ich ſolle nach Kopenhagen gehn zum König, der müſſe mich einen Zimmermann werden laſſen; denn mein Vater ſei ja in des Königs Dienſt geſtorben. Da bin ich fortgegangen und habe mich bis hierher gebettelt.“

„Biſt ein ſchmucker Junge und gefällſt mir. Warte, Dir ſoll geholfen werden. Hier haſt Du Münze, damit geh' dort um die Ecke herum in die Herberge. Iß und trink und laß Dir's wohl ſein. Jetzt iſt's ungefähr halb ſechs Uhr. In drei Stunden ſei in jenem Dorfe, was dort aus dem Morgennebel guckt. Stelle Dich vor dem Dorfe an die Straße, am beſten auf die Brücke. Und wenn Du auch eine Stunde warten ſollteſt, ſo werden doch endlich fünf Reiter kommen, wovon zwei vorn reiten, zwei folgen und ich zuletzt. Den jungen bleichen Mann von den vorderſten ſchrei um Hülfe an, ich will ihm dann Deine Geſchichte ſchon erzählen. Winſele nur recht. Es wird Dir geholfen!"

„Wer iſt der Herr, den ich anflehen ſoll, und wer ſeid Ihr, lieber Herr, der mir ſo guten Rath ertheilt?"

„Na, es wäre eigentlich gar nicht nöthig, daß Du's eher erführſt, bis Dir geholfen iſt, aber weil Du mir gefällſt, Büblein, ſo will ich's Dir ſagen. Der junge Mann iſt Se. Königliche Hoheit, der Kronprinz Chriſtian von Dänemark, der heute ſeinen Morgenritt hierher nehmen wird, und ich bin Sr. Hoheit Leibdiener, Iverbrink."

„Aber, aber wird denn die hohe Königliche Hoheit nicht gleich einen ſo armen Jungen todt reiten, der ſich wagt, ihr in den Weg zu treten?"

„Du biſt ein dummes Kind! Der Kronprinz iſt gar ein lieber, frommer Herr, der gern allen Armen helfen möchte. Gutes thut er gewiß Allen, die ſich ihm vertrauensvoll nahen. Glaub' nur, er wird eine rechte Freude haben, Dir Gutes zu erweiſen."

Juel verſprach, ſich am beſtimmten Orte einzufinden, und Iverbrink eilte nach der Stadt. Sobald ſich der Junge allein ſah, ging er anbefohlener Maßen in das bezeichnete Wirthshaus und beſtellte ſich ein mageres Frühſtück. Er hatte dort noch keine halbe Stunde zugebracht, als ein ſeemänniſch gekleideter Mann hereintrat, der ihn mit den Augen freundlich grüßte und ſich neben ihn ſetzte, ohne jedoch ihn anzureden. Aber kaum war der Wirthsknecht aus der Thüre, als der Seemann den Schiffsjungen leiſe fragte: „Iſt Dir der coquin in das Ankertau gelaufen und hängen geblieben?“

„Vortrefflich!“ verſetzte Juel, und erzählte das Erlebniß dieſes Morgens.

„Ma foi! Ich wußte, daß der dumme Vogel an dieſe Beere gehen würde. Aber es iſt doch nicht ſo geglückt, wie ich gern wünſchte. Monſieur Iverbrink hätte Dich gleich mitſchleppen ſollen; ich wollte wetten, der Kronprinz hätte Dich ohne Weiteres bei ſich behalten, und dann wäre des Kapitäns Plan beſſer geglückt, als er mit ſeiner Klugheit berechnen kann. Er übereilt ſich.“

„Laßt doch, Herr Courtin,“ verſetzte der Junge, „ich denke, das Glück iſt mir ſo günſtiger geweſen. Was hätte es mir denn geholfen, wenn mich der Leibdiener mit in das Schloß genommen hätte? Auf keinen Fall wäre ich doch ſogleich in die Nähe des Kronprinzen gekommen, ſo daß ich ihn belauſchen und die günſtige Stunde hätte abpaſſen können, und wenn ich das wirklich vermocht hätte, wo wäre dann mein Kapitän geweſen? Er kann ja nicht gut einen Tag hier liegen, ohne ſich zu verrathen. Glaubt Ihr denn, man kennt ihn nicht? Nennt nur einmal ſeinen Namen laut und Ihr ſollt Euer blaues Wunder an den erſchrockenen däniſchen Schafsgeſichtern ſehen, die um Euch herum ſtehen werden.“

„O ich weiß, ich weiß!“ rief der Franzoſe. „Ich hab's verſucht, ganz Dänemark hat Reſpekt vor John Norcroß."

„Nun alſo! Langes Zögern brächte Gefahr. So aber hat mich die gute Seele auf die Brücke beſtellt, gerade auf die Brücke, unter welcher unſere Schaluppe verſteckt liegt. Der Kronprinz kommt mit kleiner Begleitung, er hält ſich jedenfalls etwas bei mir auf, indem ihm der Leibdiener meine vergeblichen Schickſale erzählt. Iſt dies nicht der günſtige Augenblick für einen unſrer vierſchrötigen Matroſen, die ſchwache königliche Hoheit ſachte von hinten vom Pferde zu ziehen und huckepack in die Schaluppe hinabzutragen, ſo kommt kein andrer wieder."

„Du haſt Recht, kleiner Fuchs. Es geht vielleicht ſo am beſten."

„Euer Vorſchlag, Meiſter Courtin, hat ſich demnach als gut und prakticabel bewährt; nun ſagt mir auch, wie Ihr auf den Einfall gekommen ſeid, mich hinter den Zaun an der Landſtraße zu placiren. Ihr wart vorgeſtern, als Ihr mir die Stelle zeigtet, ſehr ſchweigſam über dieſen Punkt, und ich hatte Eile, wie Ihr wißt, weil unſer Boot gleich abfahren wollte."

„Ich brachte durch meine Nachforſchungen heraus, daß der Kronprinz ſehr mildthätig iſt und dieſen Iverbrink, eine ſeelengute Haut, gleichſam zum Spürhund für alles arme Geſindel hält. Dieſer führt ſeinem Herrn entweder die pauvre Canaille zu, oder fertigt ſie ſelbſt ab. Der Kronprinz lieſt dabei fleißig in der Bibel, und gilt nun für einen frommen und gottesfürchtigen Herrn. Uebrigens iſt ihm kein Schelmenſtreich zu toll; davon aber ſpricht man nicht, wenigſtens nicht öffentlich. Und wie der Herr, ſo das Geſchirr. Iverbrink iſt noch etwas dümmer als ſein Herr, er hat aber doch mit der Tochter eines Schiffsbaumeiſters eine

Liebſchaft, ganz auf den Fuß derjenigen ſeines Herrn eingerichtet. Das heißt, er bringt alle Wochen zwei Nächte, wann er den Dienſt hat, bei dem hübſchen Kinde zu. Von dieſen Geſchichten erfuhr ich im Stillen und baute darauf meinen Plan, Dich dem Leibdiener und durch dieſen dem Kronprinzen unterzuſchieben. Denn Ihr müßt doch endlich einmal zum Ziel gelangen; es ſind ja wohl ſchon vierzehn Tage, daß Ihr bei Nacht über die Kopenhagener Rhede ſteckt und am andern Tag unverrichteter Sache wieder heimkehrt.“

„Erſt zehn volle Tage ſind's, Meiſter, als wir zum erſtenmal anlegten. Drei Tage blieben wir da verſteckt, am vierten brachte ich Euch den Brief vom Lieutenant Flaxmann, und an dieſem Tage hätten wir die Hoheit faſt auf der Jagd erwiſcht. Der Teufel muß uns ein Ei hineingelegt haben; denn Alles war vortrefflich eingeleitet. Nun kurz, er ritt nicht am Strande hin und wir warteten vergebens. Hernach paßten wir ihm auf der Straße hinter dem Jagdhauſe auf, aber er kam mit einem Gefolge, als wollt' er in den Krieg ziehen, und wir durften uns nicht an ihn wagen. Und heute ſind wir zum drittenmal da.“

„Nun, bei meinem Schutzpatron, ich wollte, es geläng' Euch heute. Morgen, sur le nom de Dieu! nähm' ich Reißaus und wäre bald in Schweden bei meinem lieben Herrn. Es will mir ohnedies nicht recht in däniſchen Dienſten gefallen.“

„Glück zu!“ rief der Junge, „dann werdet Ihr auf dem Schiffe, welches Lieutenant Flaxmann nächſtens als Kapitän führen wird, gewiß Kapitänlieutenant werden. Und meiner Wenigkeit hat Kapitän Norcroß verſprochen, daß ich ſogleich nach der Ausführung unſers Coup als Cadet angeſtellt werden ſoll.“

„Laß uns ein Glas auf den beſten Erfolg leeren!

Du verſtehſt das, trotz Deiner jungen Jahre, ſchon eben ſo gut, als Spitzbübereien treiben, und der König von Schweden wird einſt keinen beſſern Kaper haben, als den Kapitän Juel Swale."

„Dann mach' ich wenigſtens meinem Lehrmeiſter keine Schande. Denn wahrlich, Se. Majeät hatte jetzt keinen beſſern Kaper als den Kapitän John Norcroß. Das wiſſen auch die Dänen. Nicht wahr?"

„Ja tête bleu! Das wiſſen ſie. Kapitän Norcroß ſoll leben, Junge!"

Sie ſtießen an und zechten. Hernach ſchlich Juel, mit Courtin's Grüßen und Rathſchlägen befrachtet, wieder hinter den Zäunen davon, und war in kurzer Zeit auf der güldenlunder Brücke. Und als er mit ſcharfem Auge die Gegend ringsum durchſpäht und nirgends etwas Verdächtiges entdeckt hatte, huſchte er an dem Brückenpfeiler hinab, drückte ſich an der Mauer hin um den Bogenrand und ſtand mit einem Sprung auf dem Schnabel der Schaluppe.

Kapitän Norcroß und Lieutenant Flaxmann, Beide als gemeine Matroſen gekleidet, eilten ihm entgegen, und der Junge erzählte ſeine Verrichtung, brachte die Grüße von Courtin und rieth, ſich ſogleich zum Wageſtück bereit zu halten. Norcroß jubelte und gab dem Jungen zärtliche Namen.

„Wahrlich, Du beſchämſt uns Alle, meine ſchlaue Waſſerratte; denn was unſrer Klugheit nicht gelingen wollte, das wird Dein Glück und natürlicher Witz ausführen."

„Und biſt Du auch bei dem Fräulein von Ove geweſen und haſt ihr meinen Auftrag überbracht?" fragte Flaxmann.

„Nein, gnädiger Herr, weil mir die Hauptſache zu ſehr am Herzen lag. Die Zeit drängt. Haben wir erſt den Kronprinzen, dann will ich Euch das Fräulein ſelbſt holen. Ihr braucht alsdann nicht mehr durch Briefe und Beſtellungen einander heimzuſuchen, ſondern könnt hübſch Tag und Nacht ſelbſt mit einander verkehren.“

„Du haſt wohl daran gethan, daß Du Dich heute nicht in die Stadt gewagt haſt,“ ſagte Norcroß.

Flaxmann aber machte ein düſteres Geſicht.

„Ueberhaupt,“ fuhr der Kapitän fort, „will es mich jetzt mehr und mehr bedünken, als hätten wir doch weit beſſer gethan, die Weiber aus dem Spiel zu laſſen. Es hat uns bis jetzt keinen Segen gebracht, daß wir das Fräulein von Gabel mit in unſer Geheimniß gezogen haben.“

„Ihr ſprecht Euch nur ſelbſt das Urtheil, Kapitän,“ verſetzte Flaxmann. „Es war Euer eigner Wille. Oder nein! Es war der Zug Eueres Herzens.“

Norcroß ſchwieg betroffen. Endlich ſagte er: „Es komme wie es wolle; wir pauſiren heute oder müſſen unſer Heil noch mehr verſuchen; ich habe nicht Luſt, mit dieſem Mädchen ferner zu verkehren. Weiber bleiben immer Weiber.“

„Wie es Euch beliebt, Kapitän. Ich weiß eine Zeit, wo Ihr anders ſpracht.“

„Die Anſichten ändern ſich,“ verſetzte Norcroß ſich abwendend und ſeufzte. Er hatte die Hand unwillkührlich auf das Herz gelegt, als wolle er mit derſelben dort einen auflodernden Schmerz erſticken.

Inzwiſchen war die Zeit herangekommen, wo Juel, nach Iverbrink's Beſtellung auf der Brücke ſein ſollte. Er kroch alſo wieder hinauf und kauerte ſich an die Brüſtung nieder. Norcroß gab ſeinen Matroſen Befehl, die Flinten zu laden und die Schaluppe flott zu halten.

Juel ſah zu ſeinem Aerger eine große Anzahl Menſchen in einzelnen Truppen von der Stadt her kommen. Es gingen theils einzelne Menſchen, theils Geſellſchaften häufig an ihm vorüber. Mancher warf ihm eine kleine Gabe zu. Juel bedankte ſich kaum, unwillig über den dadurch bewirkten Verzug des im Stillen verwünſchten Schenkers. Endlich ſah er einen kleinen Trupp Reiter und gab das verabredete Zeichen durch ein lautes Huſten. Norcroß, Flaxmann und ſechs Matroſen, die erſtern mit verborgenen Piſtolen, ſtiegen behutſam herauf, und Norcroß hatte ſogar die Verwegenheit, auf die Brücke zu treten und ſich auf die Brüſtung, wie ein fauler Matroſe, aufzulehnen. Die Andern hielten ſich unter der Brüſtung verborgen. Die Reiter kamen näher. Es war der Kronprinz mit dem Marſchall von Gersdorf, die beiden Kammerjunker, von Raben und Reikov, und der Leibdiener Iverbrink. Sobald des Kronprinzen Pferd die Brücke betreten hatte, warf ſich Juel nieder und flehte kläglich um Gnade und Erbarmen. Der Kronprinz winkte dem Leibdiener, den Betteljungen zu beſchenken. Dieſer leiſtete dem Befehl Folge, und ſagte, indem er ſich herabbog: „Ach, Du biſt's ja, armer Kleiner!" Und ſogleich ritt er an den unterdeſſen einige Schritte weiter gekommenen Kronprinzen und ſagte: „Ew. königliche Hoheit erlauben, dies iſt kein gewöhnlicher Bettelknabe; ich kenne ihn. Er hat ein wunderliches Schickſal und iſt ein allerliebſtes Kind."

„Nun ſo erzähle!" rief der Kronprinz, und Iverbrink berichtete, er hätte ihn bei ſeinen Frühritten vor einigen Tagen ſchlafend gefunden, und begann das erlogene Schickſal des Jungen zu referiren. Jetzt ſah Norcroß zurück und machte ſich fertig, auf den Kronprinzen loszuſtürzen und ihn rücklings vom Pferde zu reißen. Er warf noch einen Blick auf die Straße, da gewahrte er zu ſeinem größten Verdruß einen Trupp Menſchen, die kaum noch einige hundert Schritte von ihm waren. Es war unmöglich, den Angriff im Angeſicht dieſer Leute zu wagen, und doch war es mehr als wahrſcheinlich, daß, eh' ſie weit genug entfernt ſeien, der günſtige Augenblick und mit ihm der Kronprinz vorüber wäre. Doch der Leibdiener war umſtändlich, und Juel, der die herankommenden Menſchen auch wahrgenommen hatte, ſo ſchlau, ihn oft mit Winſeln und Klagen zu unterbrechen, auch ſogar einigemale die Sache anders zu erzählen, Alles, um nur Zeit zu gewinnen. Der Kronprinz hörte geduldig zu und richtete ſogar einige verfängliche Fragen an Juel, die dieſer aber pfiffig beantwortete. Die Leute waren unterdeſſen herangekommen und gingen mit entblößten Häuptern hinter den Pferden weg. Norcroß, von der Tigerbegierde, mit welcher er auf ſein Opfer hinſtarrte, unvorſichtig gemacht, wendete weder das Geſicht ab, noch ſuchte er es in der Jacke oder unter dem Hute zu verbergen; er wartete mit der peinlichſten Ungeduld, daß die Leute die Brücke erſt im Rükken haben möchten. Plötzlich hörte er die Worte in ſein Ohr tönen: „Da ſteht ein Kerl, wenn der nicht ausſieht, wie der ſchwediſche Freibeuter Norcroß, ſo will ich heute noch am Focktau hängen.“ Aber der Halbverrathene verrieth ſich nicht ganz. Obgleich ihm dieſe Worte alle Nerven zucken machten, ſo verzog ſich doch keine Miene in ſeinem Geſichte; er ſah ſich gleichgültig um und gewahrte zwei Matroſen in der Geſellſchaft der Luſtwandler, von denen ihm Einer bekannt vorkam.

„Du biſt nicht klug,“ verſetzte der Andere; „wie ſollte dieſer Seehahn ſich hieher wagen?“

„Ich werde doch den Norcroß kennen," ſagte der erſte Sprecher wieder, „hat er mich doch zweimal in ſeinen Klauen gehabt, und es iſt ja kaum ein gutes Vierteljahr her, daß er mich am jütländiſchen Walle aufbrachte und nach Marſtrand ſchleppte, wo mich's meine dreißig Thaler koſtete, um frei zu werden. Wenn nur der gnädige Herr Kronprinz nicht da in der Nähe hielte, ſo wollte ich ihn anreden. Die Aehnlichkeit kann nicht größer ſein, wenn's ein Andrer iſt. Aber es iſt wider den Reſpekt, da ſtehen zu bleiben." Norcroß ſtand wie auf glühenden Kohlen, aber er ſollte in noch größere Verlegenheit kommen; er ſollte das ſpitze, zweiſchneidige Schwert an einem Pferdehaar über ſeinem Haupte ſchweben ſehen. Der Kronprinz fragte nämlich in dieſem Augenblicke: „Was ſtehen die Leute dort? Warum iſt die Straße heute ſo lebhaft?"

Der Marſchall von Gersdorf ritt heran, that aber nur die letzte Frage an die beiden Matroſen. Sie antworteten alſo auch nur: „Es iſt heute Wurſtſchmaus und Tanz in Güldenlund," und eilten ſodann, daß ſie fortkamen. Hätte er die erſte Frage des Kronprinzen auch an ſie gethan, ſo wäre Norcroß ohne Zweifel verrathen geweſen. Aber in demſelben Augenblick ſprengte der Kronprinz davon, indem er Juel zurief: „Komm Nachmittag auf's Schloß; ich will für Dich ſorgen." Auf ſeinen Wink warf Iverbrink dem Jungen noch ein Geldgeſchenk zu. Der Marſchall von Gersdorf hatte unterdeſſen den verkappten Kaperkapitän einen Augenblick lang mit den Augen fixirt und ritt dann in Nachdenken verſunken, neben dem Kronprinzen, ſo daß dieſer ihn fragte, warum er plötzlich ſo ſtumm geworden ſei.

„Es ſtand dort ein Matroſe," antwortete der Marſchall, „deſſen Geſicht ich früher ſchon geſehn habe, aber in einem andern Rocke, und vergebens beſinne ich mich, wo und in welchen Verhältniſſen."

„Das iſt ja leicht möglich," verſetzte der Kronprinz, „wer wollte ſich darüber den Kopf zerbrechen." Sie ritten weiter.

„Jetzt hab' ich's!" rief plötzlich der Marſchall, „es iſt der engliſche Graf, der voriges Jahr auf ſeltſame Weiſe zu uns auf dem Wege nach der Jagd, die Euere Hoheit dem Czaar zu Ehren hielt, kam und verſchwand, und das Fräulein von Gabel entführt haben ſollte."

„Iſt's möglich? Derſelbe? Sie irren, Baron."

„Ich wollte darauf wetten."

Der Kronprinz wandte ſich um; Norcroß war ſchon unter der Brücke. „Er iſt fort," ſagte der Kronprinz. „Und wenn er es auch wäre, was läge viel daran?" Er ſprengte fort, das Gefolge nach.

Die vorübergegangenen Matroſen nahmen die Sache nicht ſo leicht, wie der Kronprinz. Sobald dieſer mit dem Gefolge an ihnen vorüber war, kehrten ſie ſtehenden Fußes um, um den ihnen ſo auffälligen Collegen auszufragen. Auch ſie fanden zu ihrem Erſtaunen weder Jemand auf der Brücke noch auf der Straße. Indem ſie noch ihre Verwunderung darüber austauſchten, ſtrich die Schaluppe mit der Schnelle eines Raubvogels, wenn er aus den Lüften auf ſeine Beute herabſtößt, unter der Brücke hervor, und war in wenigen Minuten, durch die Kraft gewaltiger Ruderſchläge, im Meere. Und eh' die faſt erſchrockenen Seeleute ſich nur einigermaßen erholten, flog das ſchwediſche Schifflein ſchon über die Rhede. Jetzt riſſen die Lümmel die Mäuler weit auf und der Eine bewies dem Andern mit dummer Freude, daß er doch Recht gehabt, und der verdächtige Matroſe Niemand weiter geweſen ſei, als der berüchtigte ſchwediſche Freibeuter. Nun eilten ſie mit Sturmſchritt auf den Wurſtſchmaus, um die neue Mähr zu verkünden. Man wunderte ſich weiter, wie ſie ſich gewundert hatten, und die Geſchichte ging von Mund zu Mund, wie die friſchen Rothwürſte und das Schnapsglas. Die Neugierigen liefen nach der Brücke und betrachteten ſich die leere Stelle, wo das kühne Ungeheuer geſtanden, guckten auch wohl unter die Brücke, wo das Boot gehalten hatte, verfügten ſich dann in die Stadt, erzählten es weiter, und eh' es Nacht wurde, war's in ganz Kopenhagen bekannt, daß der gefürchtete Norcroß unter der güldenlunder Brücke geſteckt hatte.

## 18.

## Neue Ermuthigung.

Die Schaluppe legte am ſchoniſchen Ufer an; Norcroß warf das Riemenblatt, das er ſelbſt gehandhabt hatte, bei Seite und ſprang an's Land.

„Wieder ohne ihn!“ rief er im höchſten Unwillen. „Es iſt zum Verzweifeln!“

„Noch nicht verzweifeln!“ verſetzte Flaxmann ruhiger. „Ein ſtarker Baum fällt nur nach wiederholten Hieben.“

„Das Glück, Freund, kommt auf einmal und wirft als ein Orkan die ſtärkſten Bäume um. Uns flieht das Glück, und Alles iſt vergeblich.“

Der ſonſt ſo heftige Flaxmann war jetzt ruhig und ausdauernd, und der ſonſt ſo beſonnene Norcroß tobte gegen ſein widriges Geſchick. Seinen Unmuth vergrößerte ein Menſchenzuſammenlauf noch um ein Bedeutendes; denn ſein beabſichtigter Raub des Kronprinzen von Dänemark war kein Geheimniß in Schonen geblieben. Alle Leute ſprachen davon. Die Küſtenbewohner kamen in Schaaren, ſobald ſie gehört, daß Norcroß angelangt ſei, um den gefangenen Prinzen zu ſehen. Ein Theil des dem feindlichen Königsſohne zugedachten Hohnes traf nun den Kaper, der erſt von dieſem Unternehmen wie von einem Kinderſpiele geſprochen hatte und nun ſchon zum dritten Mal ohne den Prinzen an die ſchwediſche Küſte kam. Dieſe Stimmung des Volks, welches ſich auf die Ausführung ſeines Unternehmens kindiſch gefreut hatte, war Norcroß unerträglich. Er brach noch an demſelben Tage auf und langte am Abend des andern Tags im göthaborger Hafen an. Hier lag er faſt eine Woche unthätig, ging mit Niemand um, ſelbſt Flaxmann konnte ſelten etwas aus ihm herausbekommen. Er ſprach nie davon, nach Stockholm zu ſeiner Frau zurückzukehren, und wenn ihn Flaxmann daran erinnerte, wehrte er ihn ſchweigend mit der Hand ab. Tags über ſaß er im Zimmer und ſchien über etwas zu brüten, wenn aber der Abend vom Meer herüber an's Land fluthete, dann ſchien's in ihm zu toben und er wurde lebendiger. Allein lief er dann am Ufer des Meers und ließ ſich vom Sturme ſchlagen und ſchaute in die Finſterniß nach Seeland zu, als müſſe ihm dort der Stern ſeines Lebens aufgehen. Dann hörten ihn wohl einzelne Schiffer, die ſich verſpätet, den Namen Friederike über das Meer hinrufen und noch andere wunderliche Worte, ſo daß ihnen grauſig wurde und ſie von dannen eilten; denn ſie meinten nicht anders, als er rufe eine Meerfei, die ihn zur Untreue gegen ſein Weib verleitet habe und von der er nun nicht mehr laſſen könne.

Flaxmann lebte dagegen ein zerſtreutes Leben. Wenn man bedachte, daß ihm vorzüglich an dem beabſichtigten Raube des Kronprinzen von Dänemark Alles gelegen geweſen war, ſo war die Gleichgültigkeit, mit welcher er das Mißlingen des Planes ertrug, unerklärlich. Aber dieſes Betragen fand wiederum ganz allein in der Wankelmüthigkeit ſeines Charakters ſeinen Grund; er war nicht allein der Spielball eines launigen Geſchicks, ſondern auch ſeiner eigenen Unbeſtändigkeit. Er ſchien den Haltpunkt ſeines Lebens verloren zu haben; und wenn auch jezuweilen der Wunſch, Chriſtinen bald zu beſitzen, in ihm aufglühte, ſo war es doch nur ein Strohfeuer, eben ſo raſch verſchwunden, als aufgerauſcht. Man wußte, daß er vom ſchwediſchen König reich mit Geld verſehen worden war, und es nahm daher Niemand Wunder, wenn man ihn auf dem üppigen Fuße eines Cavaliers leben ſah. Er ſpielte viel und mit Leidenſchaft und ſchien unter Würfeln und Karten ein beſſeres Loos, von welchem ihm einſt geträumt, vergeſſen zu wollen.

In dieſer Woche war die Fregatte Graf-Mörner aus dem Hafen zu Marſtrand, wo ſie vor Anker gelegen, in den göthaborger Hafen eingelaufen und wartete auf den Befehl ihres Führers. Aber für dieſen ſchien es weder eine Fregatte, noch ein anderes Schiff mehr zu geben, und Niemand von ſeinen Leuten hatte den Muth, den Kapitän zu fragen, was nun eigentlich werden ſolle. Der Kapitänlieutenant Gad machte ſich das Vergnügen, täglich auf den Fiſchfang auszufahren, der höchſte Genuß für ihn. Meiſter Habermann lag Tag und Nacht in den Wirthshäuſern und füllte Grog in ſich, nicht anders, als könne er den Graf-Mörner damit flott machen! Der alte Ebbe Reetz ſaß den ganzen Tag auf einem in die See hinausſpringenden Steinblock und beobachtete das Waſſer, und der Oberbootsmann Pehrſohn flocht mit den Matroſen am Ufer Taue. Die jüngern Officiere jagten den ſchmucken Mädchen nach, und ſo dachte Niemand an eine Abreiſe, oder auch nur an den nächſten Morgen, und am wenigſten kümmerte man ſich um des Kapitäns Kummer. Nur eine Seele war bewegt davon, die auf die Fregatte gehörte, Juel Swale. Seit dem mißglückten Attentat auf den däniſchen Kronprinzen hatte Norcroß nicht mehr mit ihm geſprochen. Dies war ihm ein tiefes Herzeleid. Dazu ſah er des geliebten Meiſters Pein und trug nun doppelt ſchwere Laſt im Herzen. Der arme Junge aß und trank nicht recht, ſaß meiſt auf ſeiner Kanone, ſchaute in's Meer und weinte. So hatte er's mehre Tage hinter einander getrieben, da ſah er den Kapitän gegen Abend am Ufer gehen. Er ſprang auf, lief über den Kai des Hafens und folgte Norcroß nach, und als dieſer über das Meer ſchauend ſtill ſtand, warf er ſich ihm zu Füßen und rief halb weinend und die Hände empor ſtreckend: „Ach lieber Herr Kapitän, ſeid Ihr mir bös? Ich konnte ja beim lieben Gott nichts dazu, daß wir den Schuft nicht erwiſchten. Ihr thut mir unrecht, Herr Kapitän.“

„Thörichtes Kind,“ verſetzte Norcroß bitter lächelnd, „Du wähnſt, ich grolle Dir? Deshalb ſei getroſt, mein Junge, mein Groll gilt allein meinem Schickſale. Ach, Du weißt nicht, Juel, welch' wunderliches Schloß von Wünſchen und Hoffnungen ich auf das Gelingen unſeres Planes gebaut hatte! Der Grundſtein ſteht, und der Bau muß zuſammenſtürzen.“

„Ei, daß Ihr Euch aber auch ein Haus auf dem Lande bauen wollt,“ ſagte Juel, durch des Kapitäns Tröſtung erheitert, mit komiſcher Kindlichkeit. „Ein ſo erfahrner Seemann, der ſo ganz und gar nur für das Waſſer und auf dem Waſſer lebt, hätte ſich doch billiger Weiſe ein Schiff bauen ſollen, einen Dreidecker mit hundert und zwanzig Metallzähnen.“

„Du haſt bei Gott Recht,“ lachte Norcroß auf, „und daran wird alle Schuld gelegen haben. Ein Schiff hätt' ich mir in Gedanken von meinen Wünſchen bauen ſollen. Aber ſieh, dazu gehört zuerſt der Kiel; auf dem Kiele ruht der ganze Schiffbau. Hab' ich den Kiel, dann friſch drauf los. Dem Schiffe gleicht mein Leben, nicht dem Hauſe; es ſchwankt und ſchwebt, und iſt allen Stürmen preisgegeben. Nicht an die Scholle iſt's gekettet, wie das Wohnhaus des Landmanns; es treibt in die weite Welt hinaus wie das Waſſerhaus des Schiffers. Ja, ja, ein Schiff Junge! Du machſt mir Freude mit Deinem Einfall. Aber wenn wir nur erſt den Kiel hätten.“

„Ich errathe wohl, wen Ihr unter dem Kiel verſteht, Kapitän. Na, bis jetzt habt Ihr Euch immer nur nach einem Grundſtein umgeſehen zu einem miſerabeln Wohnhauſe, und das war eine Sünde von Euch und die Sache konnte natürlicher Weiſe nicht gelingen. Ihr lacht, es iſt ganz in der Ordnung, daß Ihr den Prinzen noch nicht erwiſchtet; denn er iſt kein Stein, der in der Erde liegt und erſt herausgegraben werden muß, um zum Grundſtein zu dienen; bewahre der Himmel! er iſt eine Eiche, ein Königsbaum, und ganz zum Kiel eines Schiffes geeignet. Holt ihn Euch als Kiel und Ihr werdet ihn haben.“

„Junge, Du könnteſt mir wieder Muth machen.“

„Ich beſchwör' Euch, Herr Kapitän, wenn Ihr je einmal den Muth verloren habt, was ich aber nicht glauben kann, o ſo ſucht ihn wieder zu gewinnen und es wird Euch Alles gelingen! Sagt nur, was hat Euch zeither gefehlt?"

„Ach, ich weiß es ſelbſt nicht!" ſeufzte der Kapitän. „Doch! doch!" rief er ſich ſelbſt wieder zu, „ich hab' es Dir ja eben geſagt, Junge, Muth hat mir gefehlt. Es ſcheint faſt, als ſollte ich ihn durch Dich wieder erlangen."

„Dann wär' ich ja der glücklichſte Schiffsjunge auf der Welt. Seht, Ihr mögt nun an das Gelingen Eueres Planes noch ſo ſchöne Erwartungen geknüpft haben, glaubt nur, für mich war es auch keine Kleinigkeit; denn ich ſollte ja Kadet werden, wenn wir das königliche Blut gekapert hätten, und nun bin ich noch immer Schiffsjunge. Aber den Muth hab' ich doch nicht verloren und immer und immer gedacht: wer weiß, wie ſich's fügt; wir faſſen ihn doch noch und Du biſt Kadet. Denkt eben ſo, Herr, und ſinnt auf neue Pläne."

„Ja, ich will eben ſo denken, Herzensjunge. Und für dieſen Troſt ſollſt Du Kadet ſein."

„Iſt's möglich! Victoria! ich habe geſiegt, und ſo werdet Ihr auch ſiegen. Ich habe erlangt, was ich erſehnt; Ihr werdet es auch. Nun ſeht, wie mir der Kamm ſchwillt! Ich will morgen, eh' der Tag graut, fort nach Seeland; ich will ſpioniren; ich will alle Löcher durchkriegen, will mich vom Prinzen unterhalten, ja wohl gar als Bedienter anſtellen laſſen, und Euch dann Nachricht geben, wann er Euch nicht entwiſchen kann. Laßt mich noch einmal mit Courtin reden. Es ſoll Alles gut gehen."

„Geh' mit Gott, braver Junge! Wahrlich, ſchlüge in aller Schweden Bruſt ein Herz, wie das Deinige, König Karl hätte ſchon lange über alle ſeine Feinde triumphirt.“

Juel hatte nun nichts Eiligeres zu thun, als den Lieutenant Flaxmann aufzuſuchen und ihn mit der Sinnesänderung des Kapitän bekannt zu machen. Dieſer verfügte ſich, darüber erfreut, ſofort an Bord des Graf-Mörner, wo er, nach Vermuthen, den Kapitän wirklich in voller Arbeit antraf. Die Nacht war unterdeſſen ganz hereingebrochen, und die beiden Offiziere ſetzten ſich an die Lampe des Fockmaſtes und theilten einander ihre Gedanken mit.

„Kapitän,“ ſagte Flaxmann mit Wärme, und ergriff Norcroß' Hand, „ich höre mit Entzücken, daß Ihr noch einen Verſuch machen wollt.“

„Ja, noch einen Wurf will ich wagen. Fallen mir die Würfel wieder ungünſtig, dann —“ ein Seufzer erſtickte ſeine Rede.

„Ach, Freund!“ rief der Lieutenant, „Euer „Dann“ iſt für mich von noch größerer Bedeutung, als für Euch. Ich knüpfte nicht allein ein politiſches Glück, nein, auch das Glück meines Herzens daran.“

„Und könnt Ihr denn ſo beſtimmt wiſſen, daß ich nicht daſſelbe that, mein Freund?“ verſetzte Norcroß betont.

„Wie ſoll ich Euere Worte verſtehen.“

„Ihr wißt, Kamerad, mit welcher Glut ich das Fräulein von Gabel liebe. Es iſt mir nicht anders, als wandelte ich noch einmal unter den blühenden Mantelbäumen Portugals. Nach meinem letzten Beſuch bei Friederiken in Kopenhagen war ich mit mir in's Klare gekommen, daß ich nur in ihrem Beſitz glücklich werden könne. Meine Frau kann nie das glühende Herz befriedigen. Das Alles ſah ich ein; ich fand, daß ich namenlos elend ſei. Da ſchwur ich einſt in ſtiller Mitternacht unter dem Sternenhimmel auf dem Meere, daß, wenn mir der Wurf gelänge, wenn ich den däniſchen Kronprinzen nach Schweden brächte, ich den König um meine Auflöſung meiner Ehe bitten wollte. Ja, dann ſollte Friederike mein ſein."

„Ha, nun begreif' ich Euch!" rief Flaxmann. „Armer unglücklicher Freund! Ihr duldet die Qualen des Tantalus. Nun ſo laßt uns raſtlos unſerm Glücke nachjagen! Rüſtet Euere Schiffe, laßt uns Alles an die Verwirklichung unſeres Planes ſetzen!"

Und wie von einem unſichtbaren Gotte emporgeriſſen, ſprang er auf und tobte über das Verdeck hin, wilde Ausrufungen und Aufmunterungen zur ſchleunigſten Abreiſe ausſtoßend.

„So ſeid Ihr nun, Lieutenant," ſprach Norcroß verweiſend, „davon ſtürmend zur unrechten Zeit und inne haltend zur unrechten Zeit. Sollen wir ſogleich nach Seeland, um uns die Köpfe auf die Mauer des Kopenhagener Caſtells an Pfähle ſpießen zu laſſen?"

Flaxmann hörte ihn nicht, ſondern ſprach den an das Schiff anſchlagenden Wellen von ſeinen Fieberträumen vor. Norcroß ließ ihn und arbeitete ruhig im Logbuche weiter.

## 19.

## Der letzte Verſuch.

Am andern Morgen reiſte Juel ab und machte die Reiſe auf der Küſte bis Karlskrona zu Land. Der Junge war unermüdet. Obgleich des Laufens ungewohnt, war der Junge doch unermüdlich auf den Beinen.

Von Karlskrona ließ er ſich Nachts in einem kleinen Boote an eine unwirthliche Stelle der ſeeländiſchen Küſte überſetzen, und war am andern Morgen mit der aufgehenden Sonne in der Hauptſtadt des däniſchen Königreichs. Da ihm der Kapitän verboten hatte, ſich an das Fräulein von Gabel zu wenden, ſo ſuchte er allein den Bootsmann Courtin auf. Mit dieſem verabredete er einen ſchlauen Plan. Juel ſollte ſich bei Iverbrink melden und in des Kronprinzen Dienſte zu kommen ſuchen; Courtin aber wollte mehre als Matroſen in däniſchen Dienſten ſtehende Franzoſen, die ihm ergeben waren, gewinnen, was er für nicht ſchwer hielt. Einen davon wollte er nach Göthaborg an Norcroß und Flaxmann ſchicken, um ſie mit dem Plane bekannt zu machen. Juel quälte ſich einige Tage mit Hunger und Durſt, um ein kränkliches Anſehen zu erlangen, und ſchleppte ſich dann eines Morgens in zerlumpten Kleidern an das Thor des königlichen Palaſtes. Die Schildwachen wieſen ihn mit ihren Hellebarden zurück, aber er wimmerte ſo erbärmlich und verlangte ſo kläglich zum Leibdiener Iverbrink, daß ein vorübergehender Diener ihm verſprach den Leibdiener von ſeinem Verlangen zu benachrichtigen.

Eingedenk ſeiner Verpflichtung erſchien dieſer auch bald am Portale und erkannte den Jungen.

„J, mein Himmel, woher kommſt Du jetzt erſt?" fragte er verwundert. „Es ſind ja ſchon an drei Wochen, als ſich die königliche Hoheit gnädig gegen Dich auf der Brücke zeigte, und Du ſollteſt denſelben Tag kommen. Wo haſt Du unterdeſſen geſteckt?"

„Ach, Herr, eben die Gnade des Kronprinzen brachte mir großes Unglück zuwege!" klagte der Junge. „An der Brücke nicht weit von mir ſtand ein Matroſe — Ihr werdet ihn wohl geſehen haben — der ergriff mich, als Ihr fort war't, ſchleppte mich hinter die Brückenmauer und wollte mir das Geld nehmen, das Ihr mir geſchenkt hattet; und als ich mich widerſetzte, ſchlug er mich jämmerlich, nahm mir das Geld und ließ mich halbtodt hinter der Brüſtung liegen. Erſt Abends erwachte ich und wimmerte. Ein paar Bauern gingen vorüber und nahmen mich mit in ihr Dorf und dort habe ich bis jetzt krank gelegen."

„Armer Schelm! Nun ſoll Dir's deſto beſſer gehen. Komm herein. Ich will dem Kronprinzen Deine Ankunft melden." — Eine Stunde darauf ſaß Juel in ſtattlichen Kleidern im Zimmer der Pferdeknechte, und hatte bereits die Weiſung, ſich zum Jockei des Kronprinzen zu bilden.

Durch ein wohlberechnetes anſchmiegendes Betragen wußte er ſich bei Iverbrink einzuſchmeicheln und durch dieſen ſich in die Gunſt des Kronprinzen zu ſetzen. Er wurde zu kleinen Aufträgen benutzt und hatte oft Wege in die Stadt zu laufen. Kaum hatte er dieſe Geſchäfte zur Zufriedenheit Iverbrink's ausgerichtet, als er auch ſchon vom Kronprinzen perſönlich zu noch wichtigern Dingen gebraucht wurde. Dieſe beſtanden in der Ueberbringung der geheimen Correſpondenz des

Königsſohns, ein Geſchäft, wozu freilich ein ſchlauer Kopf gehörte, ein ſchlauerer wenigſtens, als Iverbrink, und als ſolchen hatte ſich Juel dem Kronprinzen bewährt. Auf dieſen Gängen nun war es, wo Juel die ſchönſte Gelegenheit fand, ſeine eigenen Geſchäfte zu beſorgen. Er traf jetzt öfter mit Courtin zuſammen; dieſer brachte ihn mit den gewonnenen Franzoſen zuſammen, von welchen einer bereits nach Göthaborg an den Kapitän mit dem von Courtin, Juel und den Mitverſchwornen ausgedachten Plane abgereiſt war. Dieſer Abgeſandte wurde täglich zurück erwartet, als Juel etwas begegnete, was nicht in der Berechnung ihres Planes lag. Der Kronprinz übergab ihm nämlich ein Briefchen für das Fräulein von Gabel, die für ſich zu gewinnen er durch ihr jüngſtes Benehmen am Hofe wieder die ſchönſte Hoffnung geſchöpft hatte, und bat ihn dabei, ſich dem Fräulein recht liebenswürdig zu zeigen, weil es ſich wohl gar fügen könne, daß er der Diener des Fräuleins würde. Der pfiffige Junge kam dadurch in die erſte Verlegenheit, weil er bis jetzt auf alle Weiſe vermieden hatte, in des Fräuleins Nähe zu kommen. Doch vertraute er ſeiner Liſt und trat mit Zuverſicht in Friederikens Zimmer. Aber zu ſeinem Unglück war Chriſtine zugegen. Friederike erkannte ihn, und konnte einer kleinen Beſtürzung nicht Herrin werden, welche Chriſtinen keineswegs entging. Sie wurde auf den Knaben aufmerkſam und kaum hatte er einige Worte geſprochen, als auch ſie in ihm jene räthſelhafte Geſtalt erkannte, welche ſie mit Friederiken und dem Kapitän Norcroß in der Gartenlaube belauſcht hatte. Sogleich wurde ſie wieder von jener Unruhe befallen, deren Qual ſie ſchon damals erduldet hatte, und als ſie vollends hörte, daß dieſer Knabe Jokei des Kronprinzen geworden ſei, ſtieg jenes

Unbehagen zur Angſt. Friederike konnte natürlich in Chriſtinens Beiſein den Knaben, den ſie hier und in ſolchen Verhältniſſen zu ſehen ſo höchlich verwundert war, nicht ausfragen; ſie legte den Finger auf den Mund, nahm ihm den Brief ab und bedeutete ihn, die Antwort zu einer gelegnen Zeit zu holen. Juel verſtand und ging. Am Abend war er wieder dort, und fand ſie, wie er gehofft hatte, allein.

„Aber, Junge,“ rief ſie ihm entgegen, „biſt Du denn ein Hexenmeiſter? Haſt Du denn etwas vom Lord Palmerſton profitirt?“

„Die Sache geht natürlich zu, wie alle Hexereien des Lieutenants Flaxmann, obgleich Kapitänlieutenant Gad und Meiſter Habermann bis dieſe Stunde dabei bleiben, der Teufel ſei im Spiele.“ Hierauf erzählte er ausführlich und offenherzig, wie er Jokei des Kronprinzen geworden war.

„Du haſt Anlagen ein großer Mann zu werden, entweder ein großer Admiral oder ein großer Spitzbube. Aber das Alles haſt Du ohne mich vollbringen können?“

„Es war ſo des Kapitäns ausdrücklicher Befehl. Er wollte Euch ſchonen, im Fall etwas entdeckt würde. Und das muß Euch ja lieb ſein, ſchöne Dame.“

„Sieh', Du biſt doch noch ein Kind und verſtehſt Dich ſchlecht auf ein ſtolzes Weiberherz Aber Dein Kapitän iſt ſchier eben ſo unerfahren als Du; oder aber, er hat ganz andere Gründe und Urſachen.“

„Bei Gott nicht!“ rief Juel erſchrocken. „Glaubt, was ich Euch ſage. Mein Kapitän liebt Euch viel zu ſehr, als daß er nur den Gedanken ertragen könnte, Ihr würdet von Seiten des Hofes mit dem leiſeſten Verdachte belaſtet, mit ihm in irgend einer Verbindung zu ſtehen.“ Und nun erzählte er gutmüthig kindlich, was der arme Kapitän zeither ausgeſtanden, wie er in Verzweiflung am Meeresufer ihren Namen gerufen habe u. dgl. m.

Friederike wurde von dieſer natürlichen Schilderung, die den Stempel der Wahrheit an der Stirne trug, ergriffen. Sie küßte den Jungen auf die Stirn, und er geſtand ihr, daß Kapitän Norcroß bald wieder nach Seeland kommen werde, um noch einmal ſein Glück an der Perſon des Kronprinzen zu verſuchen.

Hierauf wurde er mit einem Billet an den Kronprinzen, das weder kalt noch warm war, und der Bitte, bald wiederzukommen, entlaſſen. Sie hatte genung von ihm gehört, um den Mann ihrer Seele mit neu angefachter Glut zu lieben und ihr Schickſal zu verwünſchen.

Der abgeſandte Matroſe langte nach einigen Tagen mit der Nachricht an, daß Kapitän Norcroß mit ſeiner Fregatte am folgenden Tag auf der kopenhagener Rhede ſich vor Anker legen und unter falſchem Namen als ſchwediſchen Ueberläufer angeben werde. So war Courtin's und Juel's Plan. Dieſe wollten Lärm von der Sache machen und den Kronprinzen einladen, ſich das herrliche Schiff zu beſehen. Sobald er aber an Bord deſſelben ſei, ſollten die Anker gelichtet werden.

Am andern Morgen erſchien die Fregatte; Juel wollte das Fräulein von Gabel benachrichtigen, daß der Kapitän da ſei, und glaubte ihr damit eine Liebe zu erweiſen. Um ganz ſicher zu ſein, ſchrieb er auf einen Zettel: Der Kapitän iſt da, und wird ſich unter dem Namen Karſten als Ueberläufer melden. Wollt Ihr ihn ſprechen, ſo kommt Nachmittags in den Hafen." — Dieſes Briefchen trug er hin, um ſie zu benachrichtigen, im Fall ſie nicht allein ſei. Aber er fand ſie allein, erzählte ihr ſeine Neuigkeiten und legte das Brieſchen auf den Tiſch. Friederike überſah es. Als Juel hinaus war, trat Chriſtine in das Zimmer, und kaum hatte jene den Rücken gewendet, als ſie das Papier nahm, es überlas, im Buſen verbarg und damit forteilte. Einer ihrer Diener trug das Billet unverzüglich zum Kammerjunker von Raben.

Unterdeſſen hatte dem kühnen Norcroß noch einmal das Glück gewinkt. Der freundliche Morgen führte den Kronprinzen hinaus. Einige von ſeinem Gefolge thaten ihm den Vorſchlag, ob er nicht längs den Küſten nach Güldenlund rudern wollte. Er fand Gefallen daran, und der Admiral Roſenpalm ließ ein ſchönes Boot anfahren. Courtin wußte ſich die Führung deſſelben zu verſchaffen und nahm einige ſeiner Ergebenen als Ruderknechte mit. Ein Kammerherr von Gabel, Friederikens Bruder, war diesmal dabei. Als ſie nun einige Schüſſe vor der Kalkbrennerei vorbei waren, gewahrte der Admiral Roſenpalm zuerſt die Fregatte Graf-Mörner, und zeigte ſie dem Kammerherrn Gabel. Man fragte ringsum, aber keiner von all' den Herren kannte das Schiff. Courtin wurde nicht gefragt und durfte alſo auch nicht antworten; er hielt es auch für klüger, zu ſchweigen, bevor Norcroß ſich nicht bei der Admiralität gemeldet hätte. Doch hoffte er, der Kronprinz werde, von Neugierde getrieben, Befehl ertheilen, auf das unbekannte Schiff loszuſteuern, und ſomit wäre denn das ganze Spiel gewonnen geweſen. Und wirklich ging ſeine Hoffnung in Erfüllung. Hohe Freude leuchtete aus Courtin's Blicken; die Burſche ſtrichen die Riemen mit Kraft, und das Boot flog ſeinem Schickſale entgegen. Da trat der Admiral Roſenpalm, ein bedächtiger Mann, hervor, und bat den Prinzen: Ob Se. königliche Hoheit nicht lieber geruhen wollten, wieder umzukehren, weil das Schiff doch Allen unbekannt und ihm verdächtig wäre. Die andern Herren ſtimmten bei, und der Kronprinz ließ ſich zur Rückkehr bewegen. Ehe ſie bei der Zollbude ankamen, ſah man in der Ferne einen kleinen Fiſcherkahn vorüberſtreichen, um den man ſich nicht weiter kümmerte. Gleich darauf wurden die Anker auf der Fregatte gelichtet und mit ſtolzem Zuge ging ſie vor Aller Augen nach Schonen hinüber. Sogleich befahl der Admiral, drei Schaluppen auszuſenden, um zu ſehen wer es geweſen wäre. Aber ſie erreichten den beflügelten Gang des großen Schiffes nicht. Ohne Aufklärung kehrten ſie um.

Als der Kammerjunker von Raben von dieſer Spazierfahrt nach Hauſe kam, fand er das Billet. Aber er konnte daraus ſo wenig ſehen, wer es geſchrieben, noch durch welche Hand es ihm zugekommen ſei. Er ahnete nur die Geberin. Genug, daß er es dem Kronprinzen überreichen konnte, um denſelben zu überzeugen, in welcher Gefahr er geſchwebt habe.

Jener Fiſcherkahn ſtand allerdings mit der Fregatte in Verbindung. Als er nämlich dem Schiffe nahe gekommen war, gab der junge Fiſcher ein Zeichen, daß er Depeſchen zu überbringen habe. Norcroß ſtieg ſogleich ſelbſt die Treppe hinab.

„Hier," ſagte der Fiſcher, „bring' ich Euch einen Brief von einer vornehmen Dame, die mir ihn eben ſelbſt mit einer Belohnung übergeben hat. Ich brauche nicht auf Antwort zu warten." Und ſomit ſtach er wieder in See.

Norcroß hatte in der auf ihn lautenden Aufſchrift Friederikens Hand erkannt. Mit eigenthümlichem Gefühle eröffnete ſeine zitternde Hand das Schreiben. Er las:

„Kapitän Norcroß!

Ihr ſeid verrathen, und wenn Ihr zaudert, in zwei Stunden däniſcher Gefangener. Was dann Euer Loos ſein würde, könnt Ihr ſelbſt ermeſſen. — Ihr werdet ſtaunen, aber Alles begreiflich finden, wenn ich Euch ſage, daß Chriſtine von Ove, die unwürdige Braut Eueres Freundes, die Verrätherin iſt. Vor einer halben Stunde, als ich mich unverhohlen über den Antheil, den ich an Euerer Perſon nehme, bei ihr als bei einer Schweſter ausſprach, ſchlug ſie plötzlich das Gewiſſen. Sie fragte mich, ob Ihr wirklich der Kapitän ſeid, welcher auf der Rhede als Ueberläufer liege, und als ich erſtaunt und nicht begreifen könnend, wie ſie zu ſolcher Wiſſenheit komme, es ihr bejahe, ſtürzt ſie mir plötzlich in Verzweiflung und die Hände ringend zu Füßen, und fleht mich an, Euer Leben zu retten, welches in der größten Gefahr ſchwebe. Ich beſchwöre ſie, ſich näher zu erklären, und ſie entdeckt mir, daß ſie Zeugin unſeres Geſprächs in der Laube geweſen, und daß ſie es ſei, welche dem Kammerjunker von Raben einen Wink auf der Jagd gegeben, daß er den Kronprinzen nicht am Strande zurückreiten laſſen möchte. Sie geſtand ferner, daß ſie mir dieſen Morgen ein Zettelchen weggenommen, worauf mir Euer Junge blos ſchrieb: „„Der Kapitän iſt Nachmittags im Hafen; er liegt als ſchwediſcher Ueberläufer auf der Rhede."" Euer Name war nicht genannt. Sie hat beidemal den Verrath aus einer mißverſtandenen Vaterlandsliebe begangen; eine große Angſt, die ſie nicht gräßlich genug beſchreiben kann, hat ſie dazu getrieben. Sie hat zerknirſcht zu meinen Füßen gelegen, und jetzt wälzt ſie ſich noch in Thränen zerfließend auf ihrem Bette. Das Unglück hat uns verfolgt, daß ein ſchwaches Weib zur Mitwiſſerin unſers Geheimniſſes wurde. Ich muß bekennen, daß ich ſie haſſe, wie mein Vaterland; ich werde Anſtalten treffen, ſie bald zu verlaſſen. Sie hat jetzt begriffen, daß ſie ſich ſelbſt frevelhaft den Brautkranz zerriſſen hat, und iſt untröſtlich. Ich kann ihr nicht helfen, und überlaſſe ſie ihrem Schickſale. Durch Euern Jungen, der doch wohl bald zu Euch zurückkehren wird, ſollt Ihr wieder von mir hören. Ich habe ihn nicht wieder geſehen; er ſpielt ſeine Rolle vortrefflich. Eilt von der ſeeländiſchen Küſte ſo ſchnell Ihr könnt.

Euere F."

Der Kapitän ſtand einen Augenblick bewegungslos, aber in ſeinen Augen begann ein fürchterliches Feuer zu glühen. Endlich ballte er die Fauſt und zerdrückte den Brief darin, und über ſeine Lippen ſchwebte ein entſetzlicher Fluch. Dann ſtieg er auf das Schiff hinauf und gebot, die Anker zu lichten und die Riemenblätter zu ergreifen. Stumm ſtand er auf dem Verdeck und ſchaute nach Kopenhagen hin, als das Schiff ſeinen Flügelgang nach der ſchoniſchen Küſte zu nahm. Ein leiſes Zittern lief durch ſeine Glieder, er mußte ſich mehrmals an dem nächſten Maſte anhalten. Endlich glättete er den Brief wieder, ſchlug ihn zuſammen und ſteckte ihn ein. Aber kein einziges Wort weiter, als die zum Befehlen unumgänglich nöthig waren, kam über ſeine Lippen. Sobald die Fregatte im Hafen von Karlskrona eingelaufen war, wurde ſie von einer Menge Neugieriger empfangen, die alle den Kronprinzen von Dänemark über den Steg daherttreten zu ſehen erwarteten. Aber es erſchien Niemand; die Nachricht, daß Kapitän Norcroß den Prinzen wieder nicht gefangen habe, verbreitete ſich ſchnell unter der Menge, die mit Hohngelächter auseinanderlief.

Beſtürzt rannte Flaxmann, der ſich an das Ufer gedrängt hatte, über den Steg in das Schiff und erſchrak noch mehr über die bedenklichen Geſichter der Matroſen. Er fragte nach dem Kapitän und wurde in die Kajüte verwieſen. Dort fand er Norcroß bleich, den Kopf in die Hand geſtützt, den wilden Blick auf eine Stelle gerichtet, und um ihn ſeine Offiziere, den Bootsmann, den Steuermann und den Schiffschirurgus. Alle waren beſchäftigt, ihm zuzureden, daß er ſich doch an's Land begeben möchte. Er verweigerte es und antwortete ihnen auf ihre Vorſtellungen nichts. Jetzt wurde Platz gemacht, und Flaxmann trat an den Tiſch.

„Hier kommt mein Mann!“ rief Norcroß, ſprang auf, griff in die Bruſttaſche, zog den zerdrückten Brief heraus und rief, ihm das Papier überreichend: „Leſ't!“ Der Lieutenant durchflog mit wirren Augen die Zeilen, die Farbe ſeines Geſichts wechſelte vom glühendſten Roth in's Todtenblaß, er ſank auf einen Stuhl. Das Blatt entfiel ſeiner Hand, ſein erlöſchendes Auge traf auf Norcroß' durchbohrenden Blick.

Meiſter Habermann war bei der Hand und fragte: „Mit Verlaub, gnädiger Herr Lieutenant, ſoll ich Euch etwa eine Ader öffnen, oder habt Ihr irgend ein ſympathetiſches Mittelchen bei der Hand, deſſen Wirkung Euere werthe Geſundheit vor den übeln Folgen des Schreckens bewahrte?“

Flaxmann beachtete ihn nicht, ſondern rief mit dem Ausdruck eines ungeheuern Schmerzes: „Alles verloren! Und durch ſie verloren!“

„Laßt ihn nur gehen,“ flüſterte der Kapitänlieutenant Gad dem Chirurgus zu. „Der Teufel hilft ſeinen Leuten. So lang' er das Teufelspact in dem blutrothen Büchlein auf der Herzgrube trägt, ficht ihn nichts an, und er bedarf menſchlicher Hülfe nicht."

„Noch nicht Alles verloren!" ſprach Norcroß mit fürchterlichem Ernſt und ſchlug Flaxmann mit der flachen Hand auf die Schulter. „Noch nichts verloren!" rief er mit Donnerſtimme und die Glut einer entſetzlichen Leidenſchaft ſtieg in ſein Geſicht. „Ich ſehe, daß Ihr nicht zum Seemann geboren ſeid, wie ich. Im ärgſten Toben des Sturms bewährt ſich der Schiffer. Nacht muß es um mich ſein, der Orkan muß wüthen, Blitze müſſen mich umraſen, das Meer ſeinen Rachen gähnend aufreißen, dann wird's mir erſt recht wohl, dann erſt zeig' ich, daß ich ein Seemann bin! Jetzt will ich Alles an Alles ſetzen. Auf ſchon befahrnen Straßen komm' ich nicht zum Ziele, wohlan, ſo will ich mir neue entdecken! Und ich will zu meinem Ziele, und ich will! Kennt Ihr die ungeheure Kraft dieſes Wortes? Ha! Ihr kennt ſie nicht. Mein Plan iſt reif. Er überragt all' Euere winzigen Entwürfe als ein Rieſe. Wir werden von heute anfangen, an drei Brandern zu arbeiten. Koſte es was es wolle, ich werde die Meere durchziehen, um mir die Koſten aufzutreiben. Sobald ſie fertig ſind, ſuchen wir die däniſche Flotte unter Tordenſchild auf; ſie muß in einer Nacht in Feuer aufgehen. Während ſie noch brennt, eil' ich nach Kopenhagen, und in der Verwirrung, welche die Nachricht vom Brand der Flotte dort anſtiftet, komm' ich an den König und den Kronprinzen. Und rett' ich mich auch nicht, ſo ſterb' ich freudig, wenn ich nur mein Ziel erreicht habe. Schwört mir Alle, mir den Plan ausführen zu helfen, den ich Euch eben enthüllt. Schwört mir, wenn Ihr nicht Feiglinge ſeid!"

Die Officiere, wüſte Menſchen, deren Freude Mord und Brand war, ſchwuren ihm Beiſtand, und es erhob ſich ein Jubelgeſchrei in der Kajüte; denn den Meiſten war der Kapitän zeither noch viel zu ordentlich geweſen, jetzt, da er Mörder und Mordbrenner zu werden verſprach, jetzt war er ihr Mann.

Nur ein paar Augen wandten ſich mit Abſcheu von dieſer Gräuelſcene ab, die des achtzigjährigen Steuermanns Ebbe Reetz. Er faltete wehmüthig die Hände und liſpelte vor ſich hin: „Großer Gott, ſoll ich ſo kurz vor meinem Ende einer ſo abſcheulichen Sünde theilhaftig werden? O Himmel, kann ich noch länger unter einem jungen Manne dienen, der ein Königsmörder werden will? Und noch dazu der Mörder meines Königs! Ach, ich fühle jetzt mehr als je, daß ich ein Däne bin! Nein, nein! das kann ich nicht ertragen.“

Der ſonſt ſo geſprächige Greis, der ſo gern aus dem reichen Schatze ſeiner Erfahrungen auskramte und inmitten des jungen Matroſenvolkes erzählend und belehrend ſaß, wie die alte Zeit ſelbſt, war von dieſem Tage an wie verſtummt. Er ging ſelten aus dem Schiffe und brütete immer ſtill vor ſich hin. Die Matroſen ſagten: „Es muß vor des alten Reetz Ende ſein; er hat ſeine Natur geändert und iſt ſtumm geworden wie ein Fiſch.“ Aber eines Tages fragte Einer den Andern: „Wo mag der alte Reetz ſtecken?“ Keiner wußte es. Einige erinnerten ſich, ihn ſchon Tags vorher vermißt zu haben. „Er wird doch nicht etwa geſtorben ſein?“ hieß es wieder; aber da der Kapitän mit der geheimen Anfertigung der Brander trieb, ſo hatte Keiner Zeit, ſich beſonders um den alten Mann zu bekümmern, und da er eben nicht gebraucht wurde, ſo vergaß man ſeiner. Von Tag zu Tag wurden jedoch die Nachfragen nach ihm ſtärker, ſein Verſchwinden mußte endlich dem Kapitän gemeldet werden. Dieſer, mit Rachepläuen beſchäftigt, machte nichts daraus, und ſo ſprachen nur die Matroſen mit Bedauern von ihm; denn ſie hatten ihn Alle lieb gehabt, und weil ſein Abhandenkommen Allen unerklärlich war, ſo behauptete Kapitänlieutenant Gad geradezu, der neugebackene Lieutenant Flaxmann werde wohl am beſten wiſſen, wohin der alte Mann gerathen ſei; denn es liege außer allem Zweifel, daß dieſer ihn weggehext habe. Dieſen Verdacht ſprach er endlich ſogar ungeſcheut beim Kapitän ſelbſt aus, und überhäufte dieſen mit Vorwürfen, daß er einen ſolchen, als Zauberer und Hexenmeiſter entlarvten Menſchen immer noch um ſich dulde.

„Ihr werdet es noch einſehen lernen, Kapitän,“ rief er mit gutmüthigem Eifer, „daß dieſer Chaldäer an alle Euerm Unglück Schuld iſt. All' Euere Unternehmungen laufen ſchief, ſobald dieſe böſe Sieben im Spiele. Ich dächte doch, Ihr hättet Euch zeither überzeugt. Aber Ihr ſeid mit ſehenden Augen blind. Ich ſag' Euch, Ihr werdet noch an meine guten Rathſchläge denken, aber dann wird's zu ſpät ſein. Auch Euer jetziges Unternehmen wird mißglücken; ich ſag' es Euch erſt, es wird nichts daraus, und bloß weil dieſer Teufelskerl daran Theil nimmt.“

„Seid Ihr fertig?“ fragte Norcroß barſch.

„Ja, Kapitän!“

„Nun wohl, ſo geht Euere Wege und bekümmert Euch nicht um ungelegte Eier; ich will die meinigen gehen und es eben ſo machen.“

Gad fluchte in den Bart und ging.

Die Brander waren faſt vollendet und Norcroß arbeitete an einem geſchickten Ueberfallsplan; da langte eines Abends auf einem däniſchen Boote der Franzoſe Courtin im Hafen an und überbrachte noch denſelben Abend zwei Briefe, den einen vom Fräulein von Gabel an den Kapitän Norcroß, den andern von Fräulein von Ove an den Lieutenant Flaxmann. Der erſtere lautete alſo:

„Kapitän Norcroß!

Ein unſeliges Mißgeſchick ſchwebt über all' Euern Unternehmungen. Ihr werdet vergebens gegen ein Euch feindliches Schickſal kämpfen. Euer Plan, die däniſche Flotte zu vernichten und Tordenſchild zu demüthigen, iſt wieder verrathen; ganz Kopenhagen ſpricht davon; man trifft in Eile alle erdenklichen Vorſichtsmaßregeln. Man ſetzt ſogar überall hinzu, Ihr wolltet den König und den Kronprinzen von Dänemark ermorden. Doch iſt das Letztere wohl nur erdacht, um Euch in ein recht grell-gehäſſiges Licht zu ſetzen; ich will und mag nicht glauben, daß Ihr Euch ſo weit verirren könntet. Einen Königsmord kann der Freiſinnigſte nicht gut heißen.

Euer Plan ſoll durch Euern eignen Steuermann, einen uralten Greis und gebornen Dänen, verrathen worden ſein, der, wie man erzählt, vor einigen Tagen hier anlangte und von ſeinem Gewiſſen getrieben die Anzeige bei dem Admiralitätsgericht machte.

Euer Fluch trifft mit Recht meine alberne Baſe; ſie leidet ſehr; und um das Maß ihres, Eueres und meines Kummers voll zu machen, iſt auch Juel entdeckt und in Gewahrſam gebracht worden. Seine Handſchrift, die Chriſtine dem Kammerjunker von Raben übergab, hat ihn verrathen. Man wird dem armen Jungen kurzen Prozeß machen, und er iſt nicht zu erretten. O ich bin namenlos unglücklich! Doch mir zum Troſt ſcheint es, daß der Sturm meines Lebens mich bald in die wildeſten Gewäſſer hinausführen werde. Dann hoff' ich, ſoll mir wieder wohl werden; die Anſtalten zur Abreiſe ſind gemacht. Doch nie ſollt Ihr erfahren, wohin ich gehe. Lebt wohl, Kapitän!

F. v. G."

Der Brief an Flaxmann war des Inhalts:

„Ich ſterbe, mein Geliebter, ich bin ſchon todtkrank, und der Tod wird mir ein willkommener Retter, ein Engel der Tröſtung ſein. Ach, ich habe in den Tagen meiner Leiden die Ueberzeugung gewonnen, daß ich Dich doch niemals hätte beſitzen können und dürfen; das Schickſal hat es auch nicht dulden wollen, drum hat es mich zur Verrätherin an Dir geſtempelt. Ja, ich bekenne mich ſchuldig, und doch iſt mein Herz der alten reinen Unſchuld noch voll. Der Konflikt meines und Deines Geſchicks hat mich mit mir ſelbſt in Verwirrung gebracht. Meine Heiterkeit iſt dahin. Du würdeſt mich kaum mehr erkennen. O für welche Sünden bin ich ſo hart geſtraft! Ich habe keine begangen. Ich fehlte aus Schwachheit; ich bin kein ſtarkes Mädchen, wie Friederike. Darum, mein einzig Geliebter, vergieb mir! Eine Sterbende fleht Dich um Verzeihung an, willſt Du ſie zurückſtoßen? Vergieb, vergieb, o vergieb! Könnt' ich doch vor Dir niederknien, könnt' ich meine Hände ringend zu Dir erheben, könnteſt Du in mein bleiches abgehärmtes Geſicht ſehen, Du würdeſt ſagen: Dir ſoll vergeben ſein! Ja, Du wirſt es ſagen, ich weiß es! Laß es mich wiſſen, ich flehe Dich! Leb' wohl für dieſe Welt. Leb' wohl und vergiß nicht ganz Deiner unglücklichen Braut

Ch. v. O."

„Nun iſt Alles aus!" raſete Norcroß auf. „Verflucht ſei das Weib, das mir meine herrlichſten Pläne verdarb!“

„Nicht ihr fluchen!“ ſagte Flaxmann und weinte. „Unſer Mitleid verdient ſie, nicht unſere Flüche.“

„Und Ihr weint, wie ein Kind, das ſein Püppchen verloren hat,“ höhnte der Kapitän. „Ich, auch ich möchte weinen, aber Blut; denn Thränen hab' ich nicht, Blut weinen über meinen lieben Jungen, den ſie mir an den Galgen hängen werden. O Du Liebling meines Herzens, mußteſt Du durch den Verrath eines geſchwätzigen Unterrockes umkommen!“ Hier brach der ſo feſte Mann in ein verzweiflungsvolles Geheul aus. Dann rief er wüthend über das Schiff: „Jungen, ſtellt Euere Arbeit ein; es iſt Alles vergebens. Der alte Reetz hat uns verrathen. Geht nach Hauſe, es wird bald Winter.“

„Hab' ich es Euch nicht geſagt, Kapitän,“ erinnerte Gad, der neben ihm ſtand, „daß aus Euerm Unternehmen wieder nichts werden würde? Und warum?“ Er deutete mit ſeinen langen dürren Fingern auf Flaxmann, der den Kopf an einen Maſt gelehnt hatte.

„Ja, in's Teufels Namen! Ihr habt mir's vorher geſagt!“ donnerte Norcroß den erſchrocken zurückweichenden Kapitänlieutenant an. Dann wandte er ſich zu Flaxmann und ſagte ernſt und mit einer gewiſſen wehmüthigen Feierlichkeit:

„Lieutenant, unſere Wege können fernerhin nicht mehr zuſammengehen. Es iſt kein Segen dabei. Wir müſſen uns trennen. Morgen reiſ' ich mit meiner Fregatte ab, Ihr mögt über Euch ſelbſt beſtimmen.“

„Ich habe ſchon,“ verſetzte Flaxmann, hob das Haupt mit den dunkeln Augen voll ſchwerer Thränen gen Himmel, reichte Norcroß die Hand, ſeufzte tief auf, und ging.

Als er, zerriſſen vom fürchterlichſten Schmerz, an's Ufer trat, fühlte er ſich von hinten bei der Hand gefaßt. Es war Courtin.

„A l'honneur de marin!" ſagte er. „Ich folg' Euch, wohin Ihr geht, Monſeigneur. Ich habe den Dänendienſt quittirt, und möchte mich wieder an Euch attachiren, um der Welt doch einmal den Beweis zu liefern, woran ſie immer nicht glauben will, daß ein Franzos und ein Engländer in friedlichſter Eintracht und im freundſchaftlichſten Einverſtändniſſe mit einander leben können. Wollt Ihr mich haben, Herr?"

„Du ſollſt mein Bruder ſein!" rief Flaxmann und umarmte ihn. „Eben glaubte ich mich von Allen verlaſſen, die Geliebte hat mich betrogen und verrathen; der Freund hat mich verſtoßen. Da ſchickt der Himmel Dich mir; ich fühle, es giebt noch eine Seele, die mich liebt. Nein, ich bin nicht unglücklich. Ich bin ein reicher, glücklicher Mann, denn ich beſitze eines Freundes treues, theilnehmendes Herz."

Ende des zweiten Theils.

Sm.

Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Ausgewählte

# Romane und Novellen

von

Ludwig Storch.

Dreizehnter Band:

## Der Freibeuter.

Dritter Theil.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Leipzig,
Ernſt Keil.
1856.

# Der Freibeuter.

Von

**Ludwig Storch.**

Dritter Theil.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Leipzig,
Ernſt Keil.
1856.

## 1.

## Schiffbruch des „Graf-Mörner."

Norcroß hatte den Winter in einſamer Unverträglichkeit, fern von ſeinem Weibe und ſeinen Freunden, ſiechend und in ſein Zimmer gebannt im marſtrander Hafen zugebracht. Er war mit ſeinem Schickſale zerfallen und hatte ſich ſo in ſich hineingedüſtert, daß er auf dem Punkt ſtand, ein Menſchenfeind zu werden Nur eine Hoffnung kettete ihn noch an das Leben, in den erſten Frühlingstagen auf das Meer hinauszufahren; auf das unbeſtändige Element trieb ihn ſein ödes Herz; für nichts Andres hatte es mehr Sinn und Leidenſchaft.

Und er rüſtete ſein Schiff und ſtieß hinaus in die winterlich bewegte Welle, zum Schrecken ſeiner Leute, zum Staunen der Andern; denn zu dieſer Zeit getraute ſich ohne Noth kein Schiffer hinaus und arge Stürme ſtanden bevor. Niemand konnte ſich erklären, was er ſchon draußen wolle, da an Beute noch lange nicht zu denken war; er wußte es wohl, aber er ſchwieg. In ſeinen Mantel gehüllt, den Hut in die Stirn gedrückt, ſchaute er ſehnſüchtig hinaus in die Waſſerwüſte. Die Wellen ſchlugen an das Schiff und grüßten zum Willkommen, und mit jedem Gruß wurde ihm leichter. In einer Kanonenluke ſaß Juel, ſeinem Gefängniß in Kopenhagen entſchlüpft, und mit Lebensgefahr nach Marſtrand entwichen, und fing den Wellen die Schaummützen weg und freute ſich kindlich des Spiels.

Schon war das Schiff einen halben Tag gelaufen und Niemand von der Bemannung wußte, wohin es beſtimmt war. Es ging auf Gerathewohl in der Nordſee, und Pehr Pehrſon wußte ſeiner Verlegenheit kein Ende, daß er noch immer keine Befehle, die Richtung der Reiſe betreffend, vom Kapitän erhalten hatte. Endlich zog er kopfſchüttelnd den Hoſengürtel an, kämmte mit den Fingern die Haare unter die Lederkappe, ſchlug mit den nervigen Armen um ſich, als wollte er irgend etwas Unangenehmes abwehren, ſchob dann ſeine eckige Geſtalt auf den ſchweigſamen Kapitän zu, ſtellte ſich vor denſelben hin, grüßte ſeemänniſch mit Ehrerbietung, räuſperte ſich und ſprach mit heißerer Stimme: „Da Ebbe Reetz treulos geworden und zu den däniſchen Hunden übergelaufen iſt, ſo haben wir auf dem Graf-Mörner einen neuen Steuermann nöthig gehabt.“

„Das hat ſeine Richtigkeit“, verſetzte Norcroß. Der Bootsmann, kein Freund vom Sprechen, erwartete, daß ihn der Kapitän verſtanden habe, und verſtummte ſo lange, bis ihn Norcroß durch ein kräftiges „Weiter!“ zum abermaligen Reden antrieb.

„Wir haben auch diesmal einen Schiffskaplan an Bord genommen, damit die Jungen, wenn ihnen das Takelwerk zerſchoſſen wird, nicht vom Teufel gekapert werden, ſondern mit einem Avis des Kaplan in den Himmelshafen einlaufen. Ihr habt den Pfaffen ſelbſt beſtellt, und ob er wohl Gottes Willen weiß — wie er vorgibt — ſo weiß er doch nicht Euren, ſo wenig wie der neue Steuermann und ich.“

„Es iſt auch nicht nöthig", verſetzte Norcroß mürriſch.

„Nicht nöthig? Für den Pfaffen, das iſt wahr. Aber für uns, das iſt nicht wahr. Wir müſſen Euern Willen wiſſen, Kapitän, oder beim rothen Dänen! wir laufen in geradem Strich auf die Themſe und legen an der Londner Brücke an."

„Seid Ihr toll, Meiſter Pehrſon! Was ſollen wir an der Londner Brücke?"

„Daſſelbe, was wir hier ſollen. Sagt uns, wohin's gehen ſoll, und der Steuermann wird das Steuer und ich das Logbuch führen, wie ſich's gebührt."

Der Bootsmann trocknete ſich mit dem ſchmutzigen Aermel ſeiner Leinwandjacke den Schweiß von der Stirne, den ihm das ungewohnte Sprechen ausgetrieben hatte. Nun erſt verſtand ihn der Kapitän, und erinnerte ſich lächelnd, daß er über die Richtung der Fahrt noch nichts beſtimmt hatte.

„Haltet nur immer Backbord, ſüdweſt."

„Aber der Wind pfeift nordweſt und treibt uns den jütländiſchen Wällen zu."

„Werft das Schiff gegen die anſtrömende See, refft alle Segel ein! Ich will's einmal mit Sturm und Wellen zu thun haben."

„Heiliger Gott!" ſagte der Bootsmann halb leiſe mit einer erſchrockenen Bewegung und entfernte ſich ſcheu nach der Kajüte, während Norcroß ſich wieder über den Hackebord bog und von Neuem ſeinen düſtern Gedanken nachhing.

Als der Bootsmann den Officieren des Schiffs den Willen des Kapitäns mitgetheilt hatte, verfügte er ſich in eine Ecke, wo an einem mit Gläſern bepflanzten Tiſche der Schiffschirurgus und noch ein andrer Mann ſaßen, welcher Letztere an dem ſchwarzen weiten, hie und da geflickten und abgetragenen Rock von grobem Tuche über Matroſenjacke und Beinkleidern, und an der ſchmutzigen Sammtkappe als der neue Kaplan des Graf-Mörner zu erkennen war.

„Unſer Kapitän leidet am Verſtand. Gott ſteh' ihm bei!" flüſterte Meiſter Pehrſohn dieſen Beiden zu, die mit einer ſchmierigen Karte Rommelpiket ſpielten, und deutete dabei, die Augen verdrehend, mit dem Zeigefinger nach der Stirne.

Das kleine, ſchwarzbraune, zuſammengedrückte Geſicht des Kaplans hob eine aufgeſtülpte Naſe und ſchwarze ſtechende Augen zu dem Sprecher empor und betrachtete ihn neugierig. Habermann blieb in ſeiner phlegmatiſchen Ruhe und lächelte dummgleichgültig vor ſich hin.

„Entweder fehlt's ihm am Leib oder an der Seele", fuhr der Bootsmann, die Worte mit Mühe zuſammenſuchend, fort; „für's Erſtere muß Meiſter Habermann, für's Letztere müßt Ihr Rath ſchaffen, hochwürdiger Herr."

„Der Hexenmeiſter hat's ihm angethan", gähnte Habermann; „ſeit der Teufelsbraten fort iſt, hat der Kapitän gekränkelt und iſt kein Auskommens mit ihm geweſen. Hat doch den ganzen Winter über ein Geheimniß aus ſeinem Aufenthalt zu Marſtrand gemacht werden müſſen, damit ihn ſeine junge, hübſche Frau, die ihm nicht das Mindeſte zu Leid gethan, nicht ausſpüre und aufſuche. Das iſt, mit Verlaub zu ſagen, ſchon halb verrückt."

„Wenn er vom böſen Geiſte beſeſſen iſt, ſo geht Ihr zuerſt hinauf, Herr Magiſter," bat der Bootsmann den Geiſtlichen. Unterdeſſen war auch der Kapitänlieutenant Gad hinzugetreten und ſagte: „Prüft ihn genau, Leionſtiern, und wenn Ihr Meiſter Pehrſohn's Vermuthung beſtätigt findet, ſo müſſen wir zuſammentreten und einen Rath halten, um zu einem vernünftigen Entſchluß zu kommen; denn wir werden uns doch bei Seemannsehre! nicht von einem Tollen dem Teufel in den Rachen führen laſſen? Es gibt noch andere Männer, die den Graf-Mörner zu des Königs beſſerer Zufriedenheit führen würden.“ Damit warf er ſich in die Bruſt und ſchaute ſelbſtgefällig um; aber Niemand achtete auf ihn, und Meiſter Habermann ſagte: „Mit Verlaub zu ſagen, Herr Magiſter, Euere Bibel kommt mir vor wie mein Bindezeug. Ihr habt darinnen Alles, was man zu einer Seelenkur braucht, Zangen, die armen Seelen zu zwicken, Scheeren, ihnen die böſen Gedanken auszuſchneiden, Lanzetten und Meſſer, die gottloſen und läſteriſchen Geſchwüre zu ſtechen und zu ſchneiden. Na, ſucht den Aderlaßſchnepper heraus und zapſt des Kapitäns vollblütiger Seele ein paar Pfund ab. Das wird helfen. Geht, Magiſter!“

Der Schiffsgeiſtliche leerte den Reſt von Grog aus ſeinem Glaſe, warf die Karte bei Seite, und zerrte aufſtehend an einem ledernen Riemen, der ihm über die Achſel lief, und an deſſen Enden ein in unſchimmeres Schweinsleder gebundenes, mit meſſingenen Ecken und Clauſuren verſehenes Buch hing, gleich einer Patrontaſche auf ſeiner linken Hüfte ruhend. Es war ſeine Handbibel, die nun auf ſeinen Bauch zu liegen kam, riß die Haken mit einem verdrießlichen Geſichte auf und blätterte in den mit Grog getränkten und mit Schmutz bemalten Blättern. Der Bootsmann faßte ihn aber ohne Umſtände bei der Schulter und ſchob ihn mit herkuliſcher Kraft die Treppe hinauf. Der Kaplan hielt die Bibel ſo weit vor, als die Länge ſeiner Arme es geſtattete, um wo möglich jeden Angriff des böſen Feindes aus dem Kapitän dadurch niederzuſchlagen; denn in der That traute er der Bibel diejenige geiſtige und geiſtliche Kraft zu, die er ſelbſt nicht zu beſitzen ſich ſtill geſtand. Zu ſeiner Bewunderung machte aber der Kapitän ſelbſt dann noch keine Bewegung, als die Bibel ihm faſt den Hut vom Kopfe ſtieß.

„Si tu es spiritus malus, exi!“ ſtammelte der Kaplan in Todesangſt und an allen Gliedern zitternd. „In nomine patris, filii et spiritus sancti!“ *) ſetzte er mit lauterer Stimme hinzu, und der Kapitän wandte ſich um. Der ungeſchickte Teufelsbeſchwörer ſtürzte, vom Gefühle ſeiner geiſtlichen Schwäche überwältigt, zu Boden und flehte heulend um Gnade und Erbarmen. Hinter den Maſten und auf der Treppe entſtand ein lautes Poltern und verworrenes Schreien verſchiedener Stimmen durch einander. Neugierig hatten Gar, Habermann, Pehrſohn und einige andere Officiere und Matroſen ſich dort verſteckt aufgeſtellt, um die Beſchwörung mit anzuſehen; kaum aber hörten ſie des Kaplans Angſtgeſchrei, als ſie, in der Meinung, der böſe Feind habe den Pfaffen beim Kragen, vor Schrecken köpflings über einander purzelten und ſchreiend ſich zu überholen ſtrebten, um ſich vor den Klauen des Satans zu ſalviren.

Der Kapitän ſah, aus ſeinem Tiefſinn erwachend, den Schiffskaplan mit ſchwermüthigem Lächeln an, und ſchien gar nicht zu bemerken, welche Rolle derſelbe ſpiele. Vielmehr faßte er den bebenden Mann beim Arme, zog ihn herauf und ſagte: „Es iſt gut Magiſter, daß Ihr eben kommt. Sagt mir doch, was haltet Ihr von der Fortdauer des menſchlichen Geiſtes nach dem Tode? Das heißt — Ihr müßt mich recht

---

*) „Wenn du ein böſer Geiſt biſt, ſo fahre aus!“ „Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes!“

verſtehen — ich frage nicht nach Euerer Doctrin; nach Euerer eigenen Ueberzeugung frag' ich, und die kann wohl ein lutheriſcher Prieſter auch einmal einem katholiſchen Seemanne ſagen.“ Dieſe Worte trieben dem Kaplan Angſtſchweiß aus; er ſchielte nach des Kapitäns Händen, voll Furcht, demſelben möchte es im Paroxismus beikommen, ihm, wenn er unbeſtimmt antworten würde, auf die kürzeſte und überzeugendſte Weiſe über die Unſterblichkeit der Seele zu belehren. Der großen Verlegenheit des Matroſenprieſters kam ein Bibelſpruch zu Hülfe. Seine von den Händen des Kapitäns auf das in den ſeinigen liegende aufgeſchlagene Buch irrenden Augen blieben an einem Verſe hangen, und er ſprach mit Salbung:

„Denn Ihr ſeid geſtorben, und Euer Leben iſt verborgen mit Chriſto in Gott. Wenn aber Chriſtus, Euer Leben, ſich offenbaren wird, dann werdet Ihr auch offenbar werden mit ihm in der Herrlichkeit.“

Der Kapitän wandte ſich unwillig ab. Dann ſagte er: „Ihr ſeid auch weiter nichts als eine Glocke und die Bibel iſt Euere Zunge. Fragt man nach Geiſt, ſo ſchiebt dies Volk einem eine Form vor, in der man ſich abraſt, wie ein Pferd im Nothſtall. Nachher, wenn man ſich ausgetobt hat und ohnmächtig am Boden liegt, dann ſagt Ihr: nun iſt er überzeugt! nun hat er die hohe Weisheit begriffen! Selbſt die Hoffnung auf die Fortdauer hat Euere Beſchränktheit mit erbärmlichen Formen umſponnen, und wenn in mir die entzückende Ahnung aufglüht, daß verwandte Geiſter dort in Gott ſelig vereint ſein werden, ſo ſeid Ihr wohl mit dem geiſtlichen Befehle fertig, daß ich in jener Welt meine Frau zum zweitenmale heirathen ſoll?“

„Herr Kapitän, Ihr ſeid katholiſch,“ ſtammelte der verwirrte Kaplan, „ich aber kenne die Irrthümer Euerer Kirche nicht ſattſamlich, um auf Euere Reden, die mir nicht recht klar ſind, eingehen zu können.“

„O ich wüßte wohl eine Seele, der ſie klar wären!' ſeufzte der Kapitän. „Und die iſt auch lutheriſch,“ ſetzte er lächelnd hinzu. „Belehrt mich doch, Kaplan,“ ſprach er nun im geſelligern Tone, „wie pflegt es das Oberconſiſtorium zu Stockholm bei der Scheidung gemiſchter Ehen zu halten? Z. B. wenn ein geborner Schwede und lutheriſcher Chriſt ſich von ſeiner ausländiſchen katholiſchen Frau ſcheiden laſſen wollte, was hat er da für Wege einzuſchlagen, was für Umſtände zu beſeitigen?“

Der Kaplan machte große Augen und ſtimmte ſtill im Herzen dem Bootsmann bei, daß es mit dem Kapitän nicht recht richtig ſei, wenn auch der Teufel nicht in Perſon aus ihm ſpuke. Wie konnte, nach des Pfaffen Begriffen, ein Vernünftiger von der Unſterblichkeit der Seele auf die Eheſcheidung kommen? Doch antwortete er dienſtfertig: „Euer Knecht in Chriſto! Damit verhält es ſich folgender Maßen. Iſt die Frau von einem lutheriſchen Prieſter getraut, und entläuft ihrem Manne, ſo kann ſie, in ihr katholiſches Vaterland zurückgekehrt, einen andern Mann freien, denn Euere Kirche erkennt unſern Segen nicht an. Es iſt da keine Scheidung nöthig und der Mann iſt eo ipso frei. Anders verhält es ſich, wenn die Frau in Schweden bleibt. Dann iſt ſie unſern geiſtlichen Gerichten unterworfen und die Scheidung muß mit allen Förmlichkeiten betrieben werden.“

„Alſo müßte ich fort aus Schweden!“ murmelte Norcroß vor ſich und ließ den Schwarzrock ſtehen. Dieſer nahm ſeinen Rückzug und trat mit den Zeichen der höchſten Beſorgniß unter die neugierigen Officiere. „Heiliger Gott!“ zeterte er mit heiſerer Stimme; „das iſt eine Verrücktheit! Denkt nur, er hält ſich für eine Frau, und zwar für die katholiſche Frau eines lutheriſchen Mannes. Habt Ihr wohl ſchon ſo etwas gehört? — Ich habe meine Noth mit ihm gehabt und mich abgeäſchert. Gebt mir ein Glas Grog!“ Und er leerte das vom Koch dargebotene Glas mit einem Zuge, während die Andern dumm vor ſich hinglotzten, bedenklich die Köpfe ſchüttelten und Kapitänlieutenant Gad bemerklich machte, daß. wenn der Gemüthszuſtand des Kapitäns ſich bis den andern Tag nicht gebeſſert habe, der Rath zuſammentreten und das Schiff ein anderes Oberhaupt erhalten müſſe.

Das Schiff war ein Spiel der von Nordoſt ſtrömenden Wellen; gegen die es, man wußte nicht aus welchem Zwecke, ankämpfen mußte. Alle Hände waren beſchäftigt, und die Matroſen arbeiteten aus Leibeskräften. Der Kapitän ſah ihnen gleichgültig zu und ſprach kein Wort. Als die Nacht kam, war das Schiff nur wenige Meilen vorgerückt. Gad ließ einen Anker werfen und der Kapitän widerrief den Befehl nicht; das Schiff hielt. Er wickelte ſich in ſeinen Mantel und legte ſich auf das Hinterdeck, und den Kopf auf die Hand geſtützt, ſtarrte er bald den trüben Himmel an und bald die trübe See. Die ermüdeten Matroſen ſahen ihn dort liegen, gingen ſcheu vorüber und ſuchten ihre Hangematten. Die Officiere vergnügten ſich mit den beiden Aerzten, dem Leib- und dem Seelenarzte auf dem Schiffe, an der dampfenden Bowle und Alle ſuchten dann berauſcht und unbekümmert um den wehleidigen Kapitän ihr Lager.

Aber noch hatte der Morgen nicht gegraut, als der furchtbare Ton des Sprachrohrs ſie aus dem Schlafe aufſchreckte. Die Stimme des Kapitäns erſchallte dröhnend; in demſelben Augenblicke hörte man auch die gellende Pfeife des Bootsmanns und Alle liefen an ihre Poſten. Als die Erſten auf das Verdeck kamen, ſahen ſie Juel an der Seite des Kapitäns, der den Knaben mit freundlichen Blicken betrachtete. Aber mit dieſem guten Zeichen — Norcroß hatte den Knaben ſeit deſſen Rückkehr aus der däniſchen Gefangenſchaft noch nicht viel beachtet und ſich nicht wie ſonſt mit ihm abgegeben — erblickte man mit Schrecken das Schiff pfeilſchnell von ſtarken Wellen und jenem furchtbaren Sturmwind, der Bö genannt, gepeitſcht, dem jütländiſchen Ufer zutreiben. In wilder Unordnung liefen Alle unter und übereinander her, aber des Kapitäns Ruf ſtellte ſchnell, wie in ſeinen beſten Tagen, die Ordnung her. Er war wie umgewandelt, ſein Auge glühte, ſein Schritt dröhnte über das Verdeck, und die Matroſen riefen ſich im Angeſicht der größten Gefahr ſcherzend zu: „Der Bö hat ihm den Teufel beſſer auszutreiben gewußt, als der Kaplan.“

„Wendet! wendet!“ erſcholl's, „legt Back! Setzt das Vorderbramſegel bei! Fallt ab vom Winde! Riemen! Riemen!“ Alle dieſe Befehle wurden faſt in eben ſo kurzer Zeit vollzogen, als gegeben. Das Schiff ging auch glücklich, den halben Wind durchſchneidend, in nördlicher Richtung, obgleich mit der Schnelle des Vogelflugs, und die Anſtrengung aller Matroſen an der Ruderbank verſprach, es in dieſer glücklichen Richtung zu erhalten. Das Verdeck war wie gekehrt, und nur der Kapitän ſtand darauf und unterhielt ſich mit Juel, der den Matroſen im Maſtkorbe abgelöſt hatte und nun mit lauter Stimme verkündete, daß er die Wälle von Jütland deutlich ſähe. Es war Tag geworden. Der Kapitän wurde unruhiger und lief überall hin, um nachzuſehen und zu prüfen. Die Apathie des vorigen Tages ſchien ſich in Extrem verwandelt zu haben. Zum Erſtaunen der Ruderer erzählte er ihnen, daß zum Heil des Schiffs und der Mannſchaft eine höhere Hand ihn munter erhalten. Gegen Morgen habe er ein entſetzliches Brauſen in der Luft vernommen und dadurch aufmerkſam aufgeſchaut, ſei er durch die Dämmerung eines jener ungeheuren Waſſerberge anſichtig geworden, welche die Schiffer der Nordſee Deiningen nennen, der ſich auf das Schiff losgeſtürzt; er habe ſeine Seele Gott befohlen und nicht anders gemeint, als daß die Fregatte ſogleich in den Grund gehen würde, da aber ſei das Ankertau geriſſen und der losgebrochene Bö habe das Schiff mit einer von ihm noch nie geſehenen Schnelligkeit rückwärts getrieben. Er ließ doppelte Rationen Rum austheilen und ermahnte mit ungewohnter Unruhe zur Ausdauer. Dann ſtand er wieder auf dem Verdeck und betrachtete Himmel und Waſſer mit beſorglichen Blicken. Und als ſollte ſeine böſe Ahnung ſchnell in Erfüllung gehen, brauſte der Wind wilder ſich zum furchtbarſten Sturme herauf und wühlte das Meer zu immer höhern Wellen empor, bis ſie gebirgshoch heranrollten. Jetzt befahl der Kapitän nicht mehr, er ſtürzte ſelbſt an die Taue, die Raaen klapperten, Segel wurden aufgerollt und gewendet, um das Schiff in der Richtung zu erhalten, an den Maſten huſchten die Matroſen auf und ab, am Steuer arbeiteten zehn Mann und was nur eine Ruderſtange führen konnte, griff an und arbeitete, was menſchliche Kräfte vermochten. Aber in demſelben Augenblicke kam das Schiff ſo weit

Back zu liegen, daß es umgeſtürzt wäre, wenn nicht der Kapitän in der höchſten Gefahr geſchrieen hätte: „Wendet!“ und ſelbſt Hand angelegt hätte, das Steuer zu drehen. Wohl drehte ſich die Fregatte, aber ſie kam auch in den vollen Wind, der die aufgerollten Segel mit Rieſengewalt ergriff und das rettungsloſe Schiff dem klippigen Ufer zujagte.

„Eingerefft!“ ſchrie der Kapitän, aber ſchon ſtürzte auch ein Matroſe, von der Höhe des Maſts durch des Sturmes Gewalt herabgeſchleudert, todt auf das Verdeck. Andere kletterten an den Tauen hinauf, aber ſie vermochten das Segel nicht mehr zu regieren. Da lief der Kapitän ſelbſt und zerſchnitt mit ſeinem Säbel die Stricke, womit die unteren Raaen an die Maſte befeſtigt waren und hoch auf wurde das Bramſegel getrieben und flatterte in der Luft weit hinauf, bis es überſchlug und an den Spiren des Fockmaſtes hängen blieb.

„Rettet, rettet mir den Graf-Mörner!“ rief Norcroß; „brave Jungen, ſchont Euer Leben nicht, ſo wenig ich das meinige ſchone!“ Und Alle griffen zu und arbeiteten mit der Kraft der Verzweiflung. Einigen Matroſen ſchoß das Blut unter den Nägeln hervor, aber vergebens war es, den Wellen Widerſtand zu leiſten. Der Schiffskaplan hatte ſelbſt eine Ruderſtange gehandhabt, da ſich das Schiff aber nichts deſtoweniger mit jedem Augenblicke dem Ufer mehr näherte, dahin ſauſend wie ein von der Senne losgelaſſener Pfeil, ſo warf er das Ruder weg und ſich ſelbſt auf den Boden, jämmerlich heulend und ſchreiend.

„Ei, hochwürdiger Herr, habt Ihr ſo ſchlechten Troſt für uns?“ redete ihn der Bootsmann an. „Steht auf und ſingt und betet. Das Meſſer ſteht uns an der Kehle und wird ſogleich einſchneiden. Nehmt Euere Bibel vom Rücken. Wozu haben wir denn einen Schwarzrock auf das Schiff genommen, als daß er uns in unſerm letzten Stündlein einen geiſtlichen Zehrpfennig mit in des Meeres Schooß hinabgebe?" Meiſter Pehrſohn war recht ernſt geworden, der Kaplan aber an allen geiſtlichen Mitteln ſo gänzlich bankrott, daß er dem Bootsmann auch nicht einen einzigen von den verlangten Pfennigen auszahlen konnte. Der Kapitän ging mit Seelenruhe an ihm vorüber und ſagte: „Ei, Freund, haben Euch Euere Bibelverſe verlaſſen? Ja, ja, das iſt Schaum, an dem Ihr Euch nicht halten könnt, wenn's an's Unterſinken geht. Ich bitte Euch, ſagt mir doch ein Stoßſeufzerlein her; doch ſchnell! Denn der Stoß wird bald kommen und der letzte Seufzer auch."

Da plapperte in raſender Verwirrung und wie zum gräßlichen Hohn der angſtvollen Stunde, der Kaplan ein Würfel- und Kartenſprüchlein her, was nur ſchlechten Spießgeſellen durch den Mund zu laufen pflegte. Der Schiffschirurgus, der, um die Todesangſt zu verſcheuchen, wacker Grog braute und zechte und zuletzt in beſoffener Gleichgültigkeit in einer Ecke, ohnfern ſeinem geiſtlichen Spiel- und Trinkbruder, lag, lachte und lallte: „Brav, Magiſter! Mit Verlaub zu ſagen. Luſtig gelebt und ſelig geſtorben, heißt dem Teufel die Rechnung verdorben."

Der Kapitän kehrte Beiden den Rücken und gab neue Befehle; das Schiff wurde abermals gewendet und trieb, halb auf der Seite liegend, etwas langſamer. Da ſagte Norcroß Jueln etwas leiſe. Der Junge flog hinab und nach wenigen Augenblicken krachte ſeine Kanone. Und Schuß auf Schuß fiel aus den Feuerſchlünden, daß das ganze Waſſerhaus erbebte. Aber in demſelben Augenblicke erhielt die Fregatte auch den erſten Stoß an einer Klippe. Die Gewalt deſſelben warf Alles, was auf den Beinen ſtand, über den Haufen.

„Jeſus Chriſtus!“ ſchrie Gad und ſtürzte auf den troſtloſen Prieſter zu, um ſich Troſt zu holen. Es iſt aus! Alles iſt Teufelswerk! Der ſchreckliche Hexenmeiſter Flaxmann, oder wie er ſonſt heißen mag, hat durch teufliſche Zauberkünſte den Kapitän ſo tief in See gelockt und nun dieſen Sturm erregt, um uns zu verderben!“

„Mit Verlaub, Kapitänlieutenant,“ ſchwatzte Habermann, „ſo hättet Ihr wohlgethan, ihn zurückzuhalten, ſtatt auszubeißen. Wär' er noch hier, ſo wären auch wir geborgen.“

„O wär' er hier!“ jammerte Gad, „der Teufel hülfe uns ſeinetwegen auch mit durch. Magiſter, beſchwört den Teufel!“

„Oha!“ ſtöhnte Jener. „Ich habe keine Macht über den Teufel.“ Der Kapitän ging mit ungeſtörter Ruhe vorüber, und befahl den Matroſen, den Leck zu verſtopfen.“

„Ich wette,“ ſagte er, „der Kaplan wird nachher über die Wellen dahingehen an's trockne Land und uns Alle auslachen.“ Gad aber nahm dieſe Worte für Ernſt und hing ſich wie ein Sack in den Bibelriemen, damit der Meerwanderer ihn mit ſich fortſchleppen möchte.

Der Leck wurde vermacht und das eingedrungene Waſſer ausgepumpt. Die frühere Unruhe vor der Gefahr war von Norcroß gewichen, ſo wie die Gefahr da war und er ihr in's Auge ſehen konnte. Und je größer dieſe Gefahr wurde, deſto ruhiger ſchien er zu werden und über ſein, erſt ſo düſteres Geſicht verbreitete ſich jetzt Klarheit. Und die Gefahr ſtieg von Minute zu Minute. Das Schiff war mitten im Bereich der unterfluthigen Scheren, und nichts ſchien gewiſſer, als der augenblickliche Tod. Norcroß ſtand mit verſchränkten Armen auf dem Hinterdeck, zu ſeinen Füßen kauerte der Knabe und ſah ihm feſt und ruhig in's Geſicht. Wie beſchämte das Kind den Prieſter, den Kapitänlieutenant und den Chirurgen!

„Endlich!" rief der Kapitän und deutete nach dem nahen Ufer. Juel ſprang auf und jauchzte: „Mein Ochſe hat nicht vergeblich gebrüllt! Menſchen kommen!"

„Was helfen uns Menſchen, Juel," ſagte der Kapitän, „wenn nicht von jenen hochherzigen Agerboern darunter ſind, jenen ſtarken Lootſen? Ach, und was ſoll ich am Lande? Ich ſoll mein Schiff hier zurücklaſſen? Werd' ich es vermögen?"

Und gleichſam als hätte ſie Leben und Gefühl und die theilnehmenden Worte ihres Führers verſtanden, zitterte jetzt die Fregatte, wie ein von Jägern eingekreiſtes Wild. Sie wollte noch einmal gegen den in ihren Maſten und Raaen brauſenden Sturm ankämpfen, aber ihrer ſpottend, warf er ſie an einen Riff. Ein zweiter Stoß erfolgte. Verzweifelt winkten die Matroſen dem am Ufer verſammelten Menſchenhaufen zu. Das Waſſer drang ſtromweiſe in das Schiff. Die Matroſen boten die letzten Kräfte auf, den neuen Leck zu verſtopfen. Da ſah man endlich vier Männer zum Strande herabklimmen und ein Boot beſteigen. Es waren Agerboern. Mit Gewandtheit und Kraft ſchnitten ſie den Wind und die Wellen. Sie kämpften ſich glücklich durch. Doch allzuklein war ihr Boot; es konnte höchſtens zehn Mann von der auf dem Graf-Mörner befindlichen Mannſchaft faſſen. Der Kapitän hatte die Fallreetreppe hinabgelaſſen. Der Kaplan, von einer Hoffnung zur Rettung emporgeriſſen, wollte der Erſte im Boote ſein. Aber in ängſtlicher Haſt verfehlte er auf der ſteilen Treppe eine Staffel und ſtürzte köpflings in's Meer. In demſelben Augenblicke ſtieß das Boot an, und er kam unglücklicher Weiſe darunter. Man hatte nicht Zeit, nach ſeiner Rettung ſich umzuthun; denn der Augenblick drängte furchtbar. In Eile ſtürzte ſich in das Boot, was dazu konnte. Außer dem Kapitän waren noch vier Officiere und der Kapitänlieutenant, der Bootsmann, der Steuermann und einige Matroſen darin. In dem Augenblicke, als der Kapitän die Treppe hinabgeſtiegen, hatte er, um Juel zu retten, der in dem Gedränge ſonſt gewiß nicht zum Boote gelangt wäre, den Knaben raſch auf den Rücken genommen und trug ihn in's Boot. Die Agerboern ſtießen ab, den Zurückgebliebenen zurufend: „Wir kommen ſogleich wieder!"

Zwei junge Officiere und einige zwanzig Matroſen waren mit dem Chirurgus noch auf dem Schiffe, wilde Burſche, die aber in aller Noth bei Norcroß ausgehalten hatten.

Kaum war das Boot in der Weite eines Schuſſes vom Schiffe entfernt, als die unglückliche Fregatte mit ſolch' furchtbarer Gewalt in den Grund ſtieß, daß ſie mitten von einander barſt und mit Stumpf und Stiel in die Tiefe ſank. Die Matroſen ſuchten ſich durch Schwimmen zu retten, aber nur einigen gelang es, das Ufer zu erreichen, die andern verſchlangen die dahinrollenden Wellen. Meiſter Habermann, plötzlich nüchtern geworden, retirirte erſt auf das Hinterdeck, als aber auch dieſes in die Fluth ging, lief er in Todesangſt den Hintermaſt hinauf und klammerte ſich in den Tauen feſt. Lange hörte man auf dem Boote, wenn das Geheul des Sturmes ſchwieg, das ſeinige. Norcroß ſtand, mit Thränen im Auge, ſeinem Schiffe zugekehrt, und bereuete ſchon, es verlaſſen zu haben. Jeder Fuß breit, den es tiefer ſank, gab ihm einen tiefern Stich in das Herz. Endlich riß es eine Welle vollends nieder, das aufgerollte Segel flog über die Wellen; Habermann zuckte ſeinen Todeskampf darin. Noch ein Ruck, die letzten Spieren gingen unter; Alles war verſchwunden und die wüthenden Wogen rollten ungehindert bis an das Ufer. Sie riſſen auch das Boot mit fort und nur mit der größten Mühe und der äußerſten Anſtrengung retteten es die Agerboern vom Untergange. Neben demſelben ſchwamm einige Zeit der todte Kaplan, ſeine Bibel ſchiffte über dem Waſſer, und der Sturmwind ſpielte höhnend mit ihren Blättern. Hie und da rang noch ein verzweifelter Matroſe mit dem empörten Meere, bis auch ihn das Verhängniß hinabriß und die Woge mitleidig bedeckte.

Das Boot landete, empfangen von den Strandbewohnern, die Alle aus ihren am Ufer ſtehenden ärmlichen Hütten herausgekommen waren. Norcroß winkte den ſterbenden Gefährten den Abſchied zu; lange ſaß er auf einem Stein und ſah, Thränen vergießend, auf die Stelle, wo ſein theures Schiff untergegangen war. Dann ſagte er zu Juel, der bei ihm verharrte: „Wahrlich, das Schickſal prüft mich hart und fürchterlich. Das Schlimmſte, was mir geſchehen konnte, iſt geſchehen; mein Theuerſtes iſt dahin, und ich wundere mich über mich ſelbſt, daß ich den Verluſt meiner Fregatte habe überleben können. Jetzt bin ich ein ganz geſchlagener Mann; mein Trotz iſt gebrochen, und mit den Thränen, die ich hier weine und die mein ſtarres Herz erweicht haben, bring' ich meinem beſſern Selbſt das erſte Sühnopfer."

## 2.

## Herzensgeſchichten.

Die Agebeern brachten die geretteten ſchwediſchen Schiffsleute, unter lärmender Begleitung des Strandvolkes, auf das Herrengut, welches nicht weit vom Kloſter Weſterwig lag. Obgleich die dem Tode entronnenen Freibeuter ſich nicht mit einander verabreden konnten, was ſie in Feindesland für eine Rolle zu ſpielen hätten, ſo verſtändigten ſie ſich doch durch Blicke und Zeichen, und als ſie vor den Gutsherrn gebracht wurden, trat Norcroß ſogleich vor, um auf die Fragen deſſelben zu antworten. Der Gutsbeſitzer hatte nicht ſobald das Unglück dieſer Leute vernommen, als er ihnen auch mit der größten Freundlichkeit entgegen kam und ihnen die herzlichſte Theilnahme zeigte. Denen, die ſich durch Schwimmen gerettet hatten, ließ er trockene Kleider reichen und bat Alle, ſich's bequem zu machen, und ſein Haus als das ihrige zu betrachten.

Der Gutsherr, der ſich ſeinen Gäſten Schrellücke nannte, fragte ſodann mit höflichen Worten nach Namen, Stand, Gewerbe, Zweck und Richtung der Reiſe der Verunglückten; und Norcroß gab ſich für einen nordbritiſchen Kaufmann aus, der in Schweden Handelſchaft getrieben und nach Holland habe reiſen wollen; der Kapitänlieutenant Gad wußte nichts Geſcheuteres zu ſagen, als daß er der Steuermann des geſcheiterten Schiffes wäre, dadurch kam der wirkliche Steuermann in die Verlegenheit, ſich unter die Matroſen zu ſtellen. Die Officiere gaben ſich theils für Kaufleute, theils für Paſſagiere aus, und berichteten, daß der Kapitän des Schiffes umgekommen ſei. Der Edelmann ſchien nicht das mindeſte Mißtrauen in ihre Ausſage zu ſetzen und ſagte:

„Ihr ſeid zwar größtentheils Schweden, meine Herren, aber was geht uns der Streit unſerer Könige an? Ihr ſeid Chriſten, ſeid Gottes Kinder, wie ich, und demnach meine Brüder; Euer Unglück aber legt mir die Pflicht auf, Euch zu helfen, ſo weit es in meinen Kräften ſteht. Nun ſo kommt her, Ihr Herren, ich will Euch mit meiner Familie bekannt machen.“

Mit dieſen Worten führte er die Schiffbrüchigen in den Familienſaal, der in Dänemark das vorzüglichſte Gemach des Hauſes iſt und ſich immer zu ebener Erde befindet. Hier wurden ſie von der Frau und den erwachſenen Kindern freundlich bewillkommt. Alle dieſe Leute kamen ihren Wünſchen mit Bereitwilligkeit entgegen. Es wurde ein einfach-gutes Mahl zugerichtet; die Fremden ſaßen, mit den Gliedern des Hauſes untermiſcht, um die lange Tafel, welche ein großer, ſilberner Becher von Mund zu Mund gehend umkreiſte. Gad war neben die älteſte Tochter des Hauſes zu ſitzen gekommen, und ob ſie gleich nicht ſchön war, ſo wurden ihm ihre ſanftfreundlichen Augen, ihr ſchlanker Wuchs und die unbefangene Zuſprache, mit der ſie ihn zum Eſſen und Trinken trieb, ſo gefährlich, daß ein leiſes Zittern, von ſeinen

Händen ausgehend, ſich immer ſtärker über den ganzen langen Körper verbreitete.

Der geſprächige Wirth erzählte von ſeinen Schickſalen und Norcroß berichtete zum Recompens von ſeinen Reiſen in Oſtindien. So verging der Tag unter freundlichem Geſpräche. Die Matroſen waren in einem andern Zimmer ebenfalls gut bewirthet worden und tranken ihren umgekommenen Kameraden ein brüderliches Valet.

Eben ſo gut, wie für Speiſe und Trank, war für das Lager der Gäſte geſorgt. Reine, ſchöne Betten, mit Eiderdaunen gefüllt, in weiten, luftigen Gemächern waren der Solidität der Hausbeſitzer angemeſſen.

Unter belobenden Aeußerungen über den trefflichen Wirth, entſchlief die Mannſchaft. Gad konnte nicht Rühmens und Preiſens genug von der herrlichen Tochter machen und vor Mitternacht kein Auge zuthun.

Norcroß hatte zum erſtenmal in ſeinem Leben das Bild häuslicher und ehelicher Glückſeligkeit geſehen, zum erſtenmal war der unſtäte Seefahrer an einen Heerd getreten, auf welchem die reine Flamme ehelicher Liebe loderte, und ſein durch Unglück und das Scheitern ſeiner Pläne aufgelockertes, für den Saamen des Guten empfänglicher gewordenes Gemüth empfand einen ſtarken, ihm aber fremden und unerklärlichen Eindruck vom Reflex des ſchönen Bildes in ſeiner Seele. Er fühlte eine Sehnſucht in ſich erwacht, die von dem ſtürmiſchen Verlangen, wie es ſeine Bruſt erſt durchlodert hatte, ſo ganz verſchieden war, daß ſie vielmehr die demſelben entgegengeſetzte Richtung andeutete. Er fühlte ſich weich bis zu Thränen, wenn er ſich dies Bild des häuslichen Glücks mit den kleinſten Schattirungen ausmalte, aber ſein

Verſtand trat mit dem neuerwachten Gefühle in Widerſtreit: „Der Mann kennt kein höheres Loos, ſein beſchränktes Weib füllt ſeine Welt aus, er hat nie andere Wünſche gehegt; er iſt nie über die Scholle ſeines Gutes hinausgekommen; er iſt ein Bauer und hat keinen Sinn für die Herrlichkeit des Seelebens, er liebt ſein Weib, wie ſein Haus und ſeinen Acker.“ Aber im tiefen Herzen widerſprach das neugeborne Gefühl, und lallte es auch noch unverſtändlich, es ſuchte ſich ſchon Nahrung zum Gedeihen. Norcroß träumte in dieſer Nacht von ſeinem Weibe; ſie ſtand vor ihm, Thränen im Auge, winkte ihm mit milder Geberde zu ſich heran und flüſterte ihm zu, daß ſie ja doch ein Pfand ſeiner Liebe unter dem Herzen trage. Dieſer Traum verſtärkte den Eindruck des vorigen Tages; den wilden Kaperkapitän erfüllte ein ſo wunderliches Weh, das er vergebens wegzuräſonniren ſuchte, und die zarte Blüthe rein menſchlichen Gefühls entfaltete ſich in ſeiner Bruſt. Und als nun in den folgenden Tagen der Edelmann ihm immer mehr herzliches Vertrauen ſchenkte, und einmal in einer Stunde, wo ſie allein bei einer Flaſche Wein zuſammenſaßen, erzählte, daß er früher als Hauptmann in Holſtein gefochten und dort ein herrliches Mädchen, ihm an Stand und Reichthum gleich, heiß geliebt habe, daß er aber durch ein früheres Eheverſprechen, nach dem Wunſche ſeiner Eltern, an ſeine jetzige Frau gebunden geweſen ſei, daß er die ſchwerſten Kämpfe mit ſeinem Herzen beſtanden, aber Wort und Pflicht doch den Sieg über eine ſtarke Leidenſchaft davongetragen und er dieſe Entſcheidung, im Beſitz eines höchſt braven, liebenswürdigen, häuslichen Weibes, das ihn glücklich gemacht, nie bereut habe; da rief Norcroß tiefgerührt: „Ja, Freund, ich habe auch ein liebes Weib zu Hauſe. Ich ſtand auf dem Punkt, ſie zu verlaſſen, ohne daß ſie mir die kleinſte Veranlaſſung dazu gegeben hätte, und blos weil ich eine Andere mit Leidenſchaft liebte. Aber die Unfälle, die mich zeither getroffen, Euer einfach-ſchönes Familienleben und Euere eigene Geſchichte haben mich meinem Weibe wiedergewonnen."

„So hat Gott Euern Eintritt in mein Haus geſegnet!" rief der gütige Wirth und ſchüttelte ſeinem Gaſte biedermänniſch die Hand.

Norcroß und ſeine Unglücksgefährten wollten ſchon am vierten Tage wieder abziehen, aber der Edelmann widerſetzte ſich.

„Wohin wollt Ihr in dieſer Jahreszeit?" ſagte er gutmeinend zu Norcroß. „Es müſſen wenigſtens noch vierzehn Tage in's Land gehen, ehe aus den däniſchen Häfen die Schifffahrt wieder lebendig betrieben wird. Ihr könnt alſo ohne Gefahr nicht früher abfahren. Oder wollt Ihr Euch einem neuen Sturme ausſetzen, oder wohl gar einem ſchwediſchen Kaper in die Hände fallen, der Euch wieder nach Schweden zurückſchleppt? Ich wette darauf, der Norcroß durchſtreift die Weſtſee ſchon wieder, und läßt nichts ungehudelt, was nicht ſchwediſche Flagge führt."

Kennt Ihr den Norcroß auch?" fragte der Kapitän lächelnd. „Ich dachte, der wäre nur in Schweden bekannt. Da hab' ich viel von ihm reden hören."

„Glaubt Ihr, daß es in Dänemark einen Menſchen gibt, der nicht vor dem Namen dieſes Mannes mit Abſcheu ausſpeit?" ſagte der Edelmann entrüſtet. „Hat er nicht unſern Kronprinzen ſtehlen, unſern König ermorden, unſre Flotte verbrennen wollen? Heiliger Gott! Wo gäb' es einen verwegeneren Sünder als dieſen Norcroß? Darf ſich denn ein däniſches Schiff recht auf unſerm Meere ſehen laſſen? Er hat's am Schlepptau und führt's ſeinem König zu. Daß ihn Gott verdammen möge, dieſen Seeräuber! Er iſt Euer Landsmann, Freund, aber glaubt, er iſt der einzige Menſch, dem ich alles Böſe wünſche."

Der Kapitän ſchauderte. Er hatte nicht geglaubt, daß er ſo allgemein bekannt und gehaßt wäre, daß ſich ſo das Volk mit ſeinen geſcheiterten Plänen trüge.

„Bleibt Ihr nur bei mir," fuhr der Edelmann wieder gelaſſener fort; „wenn Ihr Geld von Euerm Schiffe gerettet habt, was wollt Ihr es in einem theuern Hafen verzehren? Bei mir koſtet es Euch nichts. Ich mache mir eine Freude daraus. Bleibt, ſo lang' es Euch gefällt. Hier hat Euch kein Freibeuter etwas an, und wenn das Frühjahr vollends herauf iſt, und die See ſich beruhigt hat, ſo fahrt heim zu Euerer lieben Frau und erzählt ihr von mir und der meinigen und von meinen Kindern."

Die Freibeuter ließen ſich zureden, denn ihnen Allen leuchtete ein, daß es ihnen nicht leicht werden möchte, in dieſem ſtürmiſchen Wetter nach Schweden hinüberzukommen, oder ſich unentdeckt lange in einem Hafen aufzuhalten. Sie beſchloſſen alſo, zu verziehen, bis ſich das Wetter gebeſſert habe.

Keinem war dieſer Verzug angenehmer, als dem Kapitänlieutenant Gad, welcher in die Tochter des Hauſes verliebt, und, wie es ſchien, auch von ihr nicht ungern geſehen wurde. Obgleich er in ihrer Nähe ſich nicht die geringſte Erklärung ſeiner Gefühle erlaubte, ſondern nur immer zitterte und dann und wann ein gleichgültiges Wort mit Mühe hervorſtammelte, ſo war er doch gern in ihrer Nähe, und nur wenn er ihr nicht Geſellſchaft leiſten konnte, lief er im Felde und am Meeresufer umher und erzählte dem Winde von ſeinen brennenden Liebesſchmerzen. Kapitän Norcroß fürchtete wirklich für ſeinen Verſtand und hielt ihr Geheimniß nur um deswillen bewahrt, weil Gad dem Mädchen gegenüber überhaupt ſtumm war. Deſto geſprächiger war Juel mit Gad's Geliebter und den übrigen Kindern; er ſaß halbe Tage lang unter ihnen und erzählte, oder machte ihnen Schnurren vor, und bald war er bei Allen beliebt und wurde von der Hausfrau und den Töchtern beſchenkt. Der ſchelmiſche Junge legte es darauf an, den Kapitänlieutenant um das Bischen Kopf zu bringen, das er noch hatte. Deshalb ſchlich er hinter ihm her, wenn der verliebte Mann, ſeine Klagelieder zu ſingen, in's Feld lief, und erzählte ihm, wie von ohngefähr, Ellen — ſo hieß die älteſte Tochter — habe ſich vortheilhaft über ihn geäußert, habe Dies und Jenes von ihm geſprochen, nach Dem und Jenem gefragt, habe geſtanden, daß ſie ihm recht gut ſei, und Gad hüpfte und jubelte zuletzt vor Freuden. Manches Thalerſtück ſpazierte aus des Kapitänlieutenants Taſche in die des Schiffsjungen, der dann nicht verfehlte, heimzugehen und dem Mädchen wieder ſüße Dinge von des Steuermanns Liebe zu ihr vorzuſagen. Der einſamen Bewohnerin der Küſte war noch kein Mann, außer Vater und Brüder, ſo nahe gekommen, ihr Herz war reif und empfänglich für ſanfte Gefühle; die Redereien des Jungen goſſen Oel in die Flamme, und ſo war es kein Wunder, daß Beide ſtarke Gefühle für einander hegten.

So waren unter allerlei Zerſtreuungen zwei volle Wochen verſtrichen, und Küche und Keller des Gutsherrn hatten es verſpürt; da brachen die Freibeuter auf, ihrem gütigen Wirthe herzlich dankend für alle genoſſenen Wohlthaten. Es that dem Kapitän leid, daß er dem redlichen, braven Manne verſchweigen mußte, wen er eigentlich beherbergt hatte; wäre es nicht mit allzu großer Gefahr verknüpft geweſen, er hätte ſich genannt, um dem Edelmanne einen beſſern Begriff von dem berüchtigten Freibeuter Norcroß beizubringen. Er ſchied mit einer wehmüthigen Empfindung, aber der reinſten Hochachtung im Herzen gegen den uneigennützigen Wirth, und verſprach, demſelben Nachrichten von ſich zu geben, ſobald ſich eine Gelegenheit dazu finde.

Gad war ſtumm wie ein Fiſch, und Ellen ließ ſich gar nicht ſehen. Der Sonderling hatte es noch nicht gewagt, ihr ein Wort von ſeiner Neigung zu ſagen, und er hätte ſich wohl eher ein Leid angethan, als ſein Herz vor dem geliebten Mädchen ausſchütten. Norcroß aber hielt es nicht für gut, ſeinen Fürſprecher und Freiwerber zu machen, und ſo ſchied denn der Aengſtliche mit blutendem Herzen. Für Norcroß, Gad und zwei der Officiere hatte ihnen der Edelmann Pferde und ſeinen älteſten Sohn, nebſt zwei Knechten, zur Begleitung mitgegeben. Die Andern gingen zu Fuße. So kamen ſie nach Tiſted. Dort verließ ſie ihr Begleiter, und Norcroß verſammelte ſeine Leute um ſich, um ihnen zu ſagen, daß Jeder auf ſeine eigene Fauſt nach Schweden zu entkommen ſuchen müſſe, und zwar ſoviel als möglich getrennt, weil das Beiſammenſein verdächtig ſei. Von ſeiner Kaſſe theilte er unter ſie, ſoviel er entbehren zu können meinte, und beſtimmte Stockholm zu ihrem Verſammlungsort. Mit ſchmerzlichem Gefühle nahm der Kapitän von ihnen Abſchied; ſie zerſtreuten ſich, und er ritt mit Gad und zwei jüngern Officieren nach Aalborg. So ſehr auch Juel bat, der Kapitän möchte ihn mit ſich nehmen, ſo ſchlug ihm

Norcroß doch die Bitte ab, und vertraute den Jungen vielmehr der väterlichen Vorſorge Meiſter Pehrſohn's. Dort gaben ſie die Pferde zurück, und gingen zu Fuße nach Aarhuus. Hier mußten ſie übernachten. Sie traten in eine ſchlechte Herberge und wollten mit der Frühe des Tages aufbrechen, um ſich nach Kallundborg überſetzen zu laſſen. Als ſie ſich erhoben, war der Kapitänlieutenant verſchwunden; er war ſchon Tags vorher wie tiefſinnig geweſen. Vergebens fragte man nach ihm; die Thüre war nicht verſchloſſen geweſen, und er wahrſcheinlich in der Nacht ſchon entwichen.

„Wohl ihm!“ ſagte Norcroß. „Er wird Jütland nicht mehr verlaſſen können. Er wird zu unſerem guten Wirthe zurückkehren, reumüthig die große Sünde bekennen, daß er des Freibeuters Norcroß Officier geweſen iſt und durch Ellen's ſanfte Augen Verzeihung erhalten. Dann wird er, wie weiland der Erzvater Jakob, ſieben Jahre um Ellen als Knecht dienen, ſie heirathen und ſich wohler hinter dem Pfluge, als hinter dem Steuer befinden. Das Rauſchen der Kornähren wird ihm beſſer bekommen, als das Rauſchen der Segel, ſo daß wir ihm wohl noch einmal als wohlgenährten jütländiſchen Edelmanne ſeinen Ueberfluß abnehmen können.“ — „Und am Ende hat er Recht!“ ſetzte er für ſich hinzu. „Ich wollte, ich hätte auch ſo zu thun vermocht! Ich wollte, ich vermöchte es noch! Aber zwei Seelen wohnen in meiner Bruſt, in ewigem Widerſtreit mit einander begriffen.“

## 3.

# Auf Seeland.

Auf einem elenden Fiſcherboote kamen ſie in Seeland an. In Kallundborg trennte ſich Norcroß von ſeinen Gefährten; ſie gingen nach Helſingoer, er fühlte ſich unwiderſtehlich nach Kopenhagen gezogen. Und obgleich er ſich dort der augenſcheinlichſten Gefahr ausſetzte, ſo vermochte er doch dem mächtigen Triebe nicht zu widerſtehen. Er wechſelte mit einem der Officiere die Kleider, ließ ſich den Bart wachſen und trat dann an einem Knotenſtocke ſeine Fußwanderung nach der Haupt- und Reſidenzſtadt des Königreichs Dänemark an. Der grobe breite Filzhut eines Landmanns beſchattete ſein Geſicht, verſchwunden waren alle Abzeichen ſeines Standes und alle Merkmale ſeiner Lebensart.

In dieſer Geſtalt langte er in Kopenhagen an.

„Nur noch einmal will ich ſie ſehen,“ ſagte er zu ſich ſelbſt. „Nicht ſprechen will ich ſie, kein Blick von ihr ſoll mich treffen; ſtumm betrachten und dann gehen will ich, um ſie nie mehr zu ſehen. Mit einem Blicke von ihr Abſchied nehmen und dann hinüber nach Stockholm zu meinem Weibe und die Gute lieben, wie ſie es verdient! Ja, ja, ich will ein guter Hausherr, ein braver Ehemann, ein zärtlicher Vater werden. Aber erſt noch einen Blick! Nur einen!“

Stumm wandelte er durch die Straße, in welcher des Vice-Statthalters von Gabel Haus ſtand, am Abend, am Mittag und am Morgen, und wurde nicht müde, und wurde nicht verdrossen, bis er sie endlich sah.

Friederike in schwarzer Kleidung — ihre Mutter war gestorben — stieg zu Pferde, als er vorüberging. Er war wie von einem Zauber an die Stelle gebannt und starrte unter seinem breiten Hute der Jungfrau in's Gesicht. Eben schwenkte sie sich in den Sattel und sprengte davon. Es zog ihn nach; er konnte nicht widerstehen, und er lief, um ihr nachzukommen und dachte nicht mehr an sich, noch an die Gefahr, in die er sich begab. Friederike ritt mit ihrem Reitknechte dem Hafen zu. Norcroß war ihr im Fußwege zur Seite. Der Reitknecht machte das Fräulein auf den nachrennenden und sie immerfort ansehenden Bauer aufmerksam. Seine Augen hingen unbeweglich an ihrer königlichen Gestalt, er vermochte sie nicht abzuwenden und tief und tiefer sog er wieder das süße Gift in die Seele.

Das Fräulein betrachtete den Bauer und befahl dem Reitknecht vorauszureiten. Dann sprengte sie an den Fußweg heran und winkte Norcroß zu sich. Er zögerte. In demselben Augenblicke war sie bei ihm. „Ich hab' Euch erkannt, Kapitän!“ sagte sie hastig. „Flieht um Gotteswillen! daß mir nicht das Schrecklichste widerfährt, Euern Kopf springen zu sehen. Welche Thorheit treibt Euch hierher! In Dänemark blüht Euch kein Segen. Fort! fort! Hinter jedem Baume lauert der Tod auf Euch.“

„Friederike!“ rief Norcroß, die Hände emporhebend.

„Fort! Ich lieb' Euch nicht mehr! Ihr seid mir verhaßt; Ihr seid die Quelle meiner Reue!“ rief das Fräulein und sprengte davon.

„Hab' ich recht gehört?“ stammelte der Kaperkapitän erſchrocken. „Sie haßt mich? Sie fühlt Reue? O ſo hat die Flamme des Erdgeiſtes auch dieſem Engel die Schwingen verſenkt, ſo iſt auch an dieſes Götterbild der Staub der Heerſtraße geflogen. Friederike Reue? Wohlan, ſo will auch ich bereuen und mich beſſern! Nun gut! Es war der letzte Aufſtoß einer beſſern Natur, womit der Himmel mich und ſie ausgeſtattet. Er iſt vorüber der Fieberparoxismus, und ich will ein frommer, geduldiger, vernünftiger Menſch unter den andern lieben Menſchen ſein. Sie ſind ja ſo redlich, ſo bieder, ſo gütig dieſe Brüder. Sie ſind ja Alle halbe Engel, und ich will nicht länger ein halber Teufel ſein. Nun darf ich auch nicht mehr ausziehen auf Raub; denn es iſt ja unrecht, ſeine ehrlichen Brüder zu berauben. Ich will ein Ackersmann werden, wie Gad, die gute Seele, und mir mit der Pflugſchaar mein Glück aus der Erde holen.“

In furchtbarer Zerknirſchung wandelte er im Hafen und erkundigte ſich nach den vor Anker liegenden Schiffen. Da erfuhr er, daß eine ruſſiſche Fregatte auf der kopenhagener Rhede Tags darauf die Anker lichten werde. Man ſagte ihm, daß die Ruderknechte derſelben ſoeben auf den Amagermarkt gegangen ſeien, um Proviant für die Abfahrt einzukaufen. Norcroß verfügte ſich dorthin, fand die Matroſen und wurde für ein Trinkgeld des Handels mit ihnen eins, daß ſie ihn mit auf das Schiff nehmen wollten. Er ging alſo in ihrer Mitte durch den Hafen und an der Zollbude vorüber. Die Wache vor derſelben hatte die Matroſen beim Ausſteigen nicht gezählt, hielt alſo Norcroß auch für einen Moscowiter und ließ ſie ungehindert das Boot beſteigen und abſegeln. Auf der Fregatte angelangt, bot Norcroß dem Kapitän ein gut Stück Geld, wenn er ihn an die ſchoniſche Küſte überſetzen laſſe; er ſei ein ſchwediſcher Bauer, der ſich in einem Geſchäft verſpätet und Eile habe. Der Kapitän ließ ſich finden und gab Befehl, den Bauer in der Schaluppe nach Schonen zu führen. Norcroß zahlte und ſchwamm in wenigen Minuten dem Schwedenreiche zu. Schon glaubte er der Gefahr entronnen zu ſein und triumphirte über ſein gewonnenes Spiel, da ſtieg aus dem Waſſer in der Ferne ein Segel höher und höher und kam ſchnell den Sund herauf. Norcroß ahnete nichts Gutes. Aber die Schaluppe war erſt in der Gegend von Dragon und alſo an ein Entrinnen nicht zu denken. Sobald die Flaggen des heraneilenden Schiffes zu erkennen waren, ſah Norcroß, daß es ein Admiralſchiff ſei. Es dauerte nicht lange, ſo war das Schiff da und gebot der Schaluppe zu halten. Als der Führer des Admiralſchiffs ſich auf dem Verdeck zeigte, erkannte Norcroß zu ſeiner Beſtürzung den Commandeur Tordenſchild. Doch faßte er ſich ſo gut er konnte und trat dem in die Schaluppe herabſteigenden Seehelden keck entgegen.

„Wohin wollt Ihr dieſe Schaluppe führen?“ fragte Tordenſchild die Ruderknechte.

„Wir bringen dieſen ſchwediſchen Bauer auf Befehl unſeres Kapitäns nach Schonen.“

„Haſt Du einen däniſchen Paß zu Deiner Reiſe in Dänemark?“ fragte der Commandeur den Kapitän.

„Nein, ich bin drum gekommen, als ich in der Herberge lag. Ich bitt' Euch, geſtrenger Herr, laßt mich heim, Frau und Kinder warten auf mich.“

„Ein Boot!“ rief Tordenſchild nach ſeinem Schiffe, und ſogleich wurde ein kleines Boot ausgeſetzt. „Du biſt mein Gefangener, Bauer. Ich will Deine Ausſagen in Kopenhagen prüfen laſſen. Jetzt kannſt Du Dir Alles Reden erſparen. Wirſt Du für wahr befunden, ſo erhältſt Du Paß und Freiheit. Ob Du ein paar Tage früher oder ſpäter in Deine Heimath kehrſt, iſt einerlei. Steig' in das Boot!" Norcroß ſah ein, daß Gehorchen das Klügſte und jede Widerſetzlichkeit unnütz und verderblich ſei. Er war nur froh, daß ihn Tordenſchild nicht mit auf ſein Schiff nahm, wo ihn leicht einer aus der Umgebung des Commandeurs hätte erkennen können, und ſtieg winſelnd, nach Art der Bauern, in das Boot, das zwei Matroſen nach Kopenhagen führten. Dem Admiral Judiker übergeben, wurde er nach kurzem Verhör auf den Holm in das unter dem Namen „Trunken" bekannte Gefängniß geſetzt. Dort fand Norcroß eine Menge ſchwediſcher Unterthanen als Gefangene, zu ſeinem Glücke war Keiner dabei, der ihn perſönlich gekannt hätte. Die Aufſicht über ihn erhielt ein ausgedienter Schiffer, nun Oberprofoß und Schließer, Namens Peter Früß, der Trunk und Scherz liebte, und mit ſeinen Gefangenen auf dem beſten Fuße lebte, ſobald ſie nur Rum und Wein für ihn bezahlten. Norcroß hatte kaum einen Tag in ſeinem Gefängniß geſeſſen, als er auch ſchon mit der Schwäche ſeines Hüters vertraut war und ſie zu benutzen beſchloß. Er ließ nicht nur wacker ſpirituöſe Getränke anſchaffen und zechte mit ſeinem neuen Freunde Tag und Nacht; er übergab dem Schließer auch hundert Dukaten zum Aufheben und machte ihn zum Vertrauten, indem er ihm geſtand, daß er kein Bauer, ſondern ein ſchwediſcher Kaufmann ſei und früher in Seedienſten geſtanden habe. Nun war der alte luſtige Früß für ſeinen neuen Gefangenen mit ganzer Seele eingenommen und wich nicht von ihm. Beide erzählten ſich von ihren Seefahrten und Seemannsſchwänken, es gab eine Menge Berührungspunkte und der Schließer ſchwur Stein und Bein, ſeit Antritt ſeines Amtes noch nicht ſo frohe Tage verlebt zu haben, als bei ſeinem neuen Freunde. Früß, durch den Beſitz des Geldes vollends ſicher gemacht, that dem Kapitän nach einigen Tagen den Vorſchlag, mit ihm auf ein Kaffeehaus zu gehen.

„Der Wirth heißt Kragenlund und iſt mein Vetter,“ ſagte er zutraulich, „ein prächtiger Kerl, auf Schifferparole, Freundchen! Er iſt den ganzen Tag beſoffen und läßt ſeiner Frau freien Paß. Ein Kernweib, Freundchen, zwar ſchon acht und dreißig. aber noch immer ein delikates Fiſchchen. Sie iſt hübſch mit ihren Töchtern in die Wette. Nur nicht zaghaft, junger Freund. Ich weiß, junges Blut iſt voll Uebermuth. Mit mir alter Segelſtange iſt's vorbei, 's iſt alles morſch. Ein Schmätzchen drück' ich ihr zuweilen noch auf das weiße weiche Patſchchen. Aber zwei Töchter hat ſie, die eine iſt achtzehn, die andere ſechszehn Jahre alt, und ich will noch am Fockmaſt hängen oder geſäckt werden, wenn die älteſte nicht das ſchönſte Mädel in ganz Kopenhagen, was ſag' ich — in ganz Dänemark iſt! Na, Ihr ſollt die jungen Laffen alle drum herum liegen ſehen, adelig und bürgerlich, von der See und vom Lande. Mein verſoffener Vetter wird reich durch ſeine hübſchen Weibsleute ohne alles Verdienſt und Würdigkeit; denn er kann wahrlich nichts dazu, daß ſie ſo ſchön ſind, noch daß ſie überhaupt ſind.“

Norcroß trug Bedenken, ſich in das Kaffeehaus zu wagen, aus Beſorgniß, dort erkannt zu werden; doch kam ihm die Ausſicht auf die Bekanntſchaft mit

Frau Kragenlund und deren Töchtern gar zu lockend vor, und er vertraute auf ſeine Gewandtheit und ſchöne Geſtalt, um die Eine oder die Andere zu ſeiner Flucht zu benutzen.

Er antwortete alſo: „Seht, Freund, ich bin ein Schwede, und das wüßten doch Alle, die mich auf dem Kaffeehauſe des Herrn Kragenlund in Euerer Geſellſchaft ſehen würden. Ihr kennt ja den thörichten Haß, welchen die Dänen gegen die Schweden, und dieſe gegen jene haben, Ihr ſeid über dieſe Albernheiten hinaus und ſeht in mir den unſchuldigen Einwohner des Schwedenreichs, der Euerm Könige alles Gute gönnt, aber auch nicht alles Schlechte auf ſeinem Halſe haben möchte. So denkt Ihr; aber Ihr könnt nicht bürgen, daß Andere auch ſo denken. Ihr müßt Euch im Gegentheil geſtehen, ſie werden nicht ſo großartige Geſinnungen haben, wie Ihr. Ihr werdet auch nicht im Stande ſein, mich vor den Beleidigungen, Angriffen und Sticheleien junger Naſeweiße zu ſchützen. Ihr werdet nicht verhindern, daß ich darauf antworte. Das ſetzt böſes Blut und noch mehr. Wir könnten in ſchlimme Händel kommen, zumal wenn ich Eueren hübſchen Baſen den Hof machte. Wenn Ihr mir alſo nicht verſprecht, daß wir zuſammen in ein beſonderes Stübchen placirt werden, wo hinein kein Däne darf, ſo kann ich Euch nicht begleiten, ſo leid es mir auch thut. Glaubt nicht, daß ich mich vor Händeln fürchte, aber ich ſuche ſie auch nicht."

„Wenn's weiter nichts iſt, Freundchen, ſo iſt der Schlagbaum ſchnell vor dem freundlichen Hafen gehoben, und Ihr könnt mit vollen Segeln einziehen. Es iſt ein Eckſtübchen da, eigentlich das Putzſtübchen der Madame und daran ſtößt ihr Schlafgemach. Das giebt ſie gleich her, ſo wie ſie Euch nur einmal geſehen hat. Denn Ihr ſeid, auf Schifferparole! der ſchönſte Kerl, der mir jemals vor die Naſe gekommen iſt, und ich will nur die Augen ſehen, die die Frau Baſe machen wird, ſobald ſie Euere Flagge entdeckt! Zieht neue Segel auf und flickt Euer Takelwerk ein Bißchen aus. Ich wette darauf, Ihr kapert ſie und die Tochter dazu."

„Wollen wir nicht noch einige von den ſchwediſchen Gefangenen mitnehmen, den alten Edelmann und den Unterofficier, den Bierbrauer? Es ſind ja noch mehr nette Kerle dabei."

„Meinetwegen, wenn ſie ihren Kaffee bezahlen können. Ich darf ſie ſchon mitnehmen, wenn ich nur für ſie hafte, daß mir keiner entwiſcht. Na, ich will ſchon auf ſie Acht haben und die liebe Vetter- und Baſenſchaft nebſt Kellner und Laufjungen helfen mir aufpaſſen. Ich will allemal, wenn ich mit Euch zu Madame Kragenlund gehe, ihrer zwei mitnehmen und mit ihnen abwechſeln, daß an Jeden etwas kommt."

Norcroß ſcheerte ſich Bart und Haare und ſchaffte ſich anſtändige Kleider an, um ſeiner Geſtalt den möglichſt vortheilhafteſten Anſtrich zu geben. Der Oberprofoß, darüber entzückt, zählte in Gedanken ſchon die Gläſer, die er bei und mit ſeinem Vetter auf ſeiner Gefangenen Koſten leeren werde.

An einem Nachmittage ging Norcroß mit ſeinem Hüter nach dem Kaffeehauſe. Frau Kragenlund, ein rundes, nettes Weibchen, deren gefälliges Aeußeres noch des alten Früß Beſchreibung übertraf, empfing den neuen Gaſt mit ausnehmender Freundlichkeit, und trat demſelben mit ſichtbarem Vergnügen ihr Putzſtübchen ab. Norcroß ſpielte erſt den Zurückhaltenden, Scheuen und — da er bald ſah, daß die Frau im Hauſe das Regiment führe und durch ſie Alles, durch die ſchönen Töchter aber nichts auszurichten ſei — den Verliebten in Madame Kragenlund. Mit ſchlauer Berechnung ließ er zur rechten Zeit einen feurigen Blick auf ſie ſchießen, den er, von ihr bemerkt, verwirrt auf den Boden heftete, dann ſchickte er einen Seufzer fort, rutſchte unruhig auf dem Seſſel, ſtammelte der feuerfangenden Frau einige Artigkeiten vor und hatte es ſchon nach dem erſten Beſuche dahin gebracht, daß die Wirthsfrau in ihn verliebt war.

Auf dem Rückwege lachte Früß pfiffig: „Hoho! das quatſcheliche Fiſchlein hat ſchon an den Köder angebiſſen und zappelt an der Angel. Die Frau Baſe hat mich bei Seite genommen und mich dringend gebeten, Euch ja alle Tage nach der Hummerſtraße, Nummer 1463 zu führen, wo Gunde Kragenlund Kaffeehaus hält; ich ſoll die halbe Zeche immer frei haben. O da kann ich ſchon leben, denn die andere Hälfte bezahlt Ihr. Wir wollen der guten Frau gern dieſe Gefälligkeit erzeigen.“ —

Punkt zwei Uhr Nachmittags wandelte der Oberprofoß nun Tag für Tag mit Norcroß und zwei andern ſchwediſchen Gefangenen nach Kragenlund's Kaffeehaus, und Norcroß ſtand mit Madame Kragenlund bald auf vertrautem Fuße.

Unter vier Augen, nachdem er ſeine erheuchelte Schüchternheit abgelegt, fing er an, ſie für ſeinen Plan zu bearbeiten, und ehe drei Wochen vergangen waren, hatte er ſie ſo weit, daß ſie ihm zur Flucht behülflich zu ſein verſprach.

Nun hatte aber die Frau eine ſo heftige Leidenſchaft für ihn gefaßt, daß ſie mit ihm zu fliehen begehrte und der Kapitän ſich dadurch einer neuen großen Verlegenheit Preis gegeben ſah, an die er noch nicht gedacht hatte. Er war genöthigt, ihr die Gefahren der gemeinſchaftlichen Flucht mit den ſchwärzeſten Farben zu malen und ihr das Verſprechen zu geben, ihr, ſobald er in Stockholm angelangt ſei, Nachricht von ſich zukommen zu laſſen, damit ſie ihm nachfolge. Sobald ſie ſich durch ſeine Schwüre geſichert glaubte, bot ſie all' ihre Schlauheit auf, um dem geliebten Manne fortzuhelfen. Am verabreteten Tage ſtellte ſich Norcroß, als habe er keine Luſt, mit auf das Kaffeehaus zu gehen; allein der alte Schiffer war ſchon ſo ſehr an den Gang gewöhnt, daß er bitterböſe wurde und ſeinem Gefangenen befahl, mit nach der Hummerſtraße zu wandern. Norcroß ſagte hierauf: „Aber ankleiden mag ich mich nicht erſt. Mir iſt nicht wohl. Ich will in meinem Schlafrocke gehen."

„Thut das immerhin! Niemand wird's Euch wehren und die Frau Baſe ſieht Euch jetzt lieber im Schlafrocke, als in Euerem Bratenkleide."

Sie gingen; Frau Kragenlund goß dem alten Früß den ſtärkſten Rum in's Glas, Norcroß trank ihm wacker zu. Als der Profoß daran war, berauſcht zu werden, ging Norcroß hinaus. Frau Kragenlund erwartete ihn draußen, warf ihm einen Mantel um die Schultern, einen breiten Hut auf den Kopf und eilte Hand in Hand mit ihm aus dem Hauſe, die Straße hinab.

Früß bemerkte die Abweſenheit ſeines Freundes nach einiger Zeit, und da derſelbe lange ausblieb, ſo würde er ſicherlich nach ihm geſehen haben, wenn nicht die liebe Baſe auch abweſend geweſen wäre. So aber deutete er mit den Augen ſchelmiſch nach der Schlafkammerthür und machte die andern Gefangenen aufmerkſam, daß man den Kaufmann und die Frau Baſe nachher zum Beſten haben wolle.

An der Ecke der Straße angelangt, ſtieg Frau Kragenlund mit ihrem Geliebten in einen Wagen, den ſie hierher beſtellt hatte, und im raſchen Trabe ging's zum Thore hinaus. Dort ſtanden ſchon von der liſtigen Frau beſtellte Vorſpannpferde und im ſchnellſten Rennen flogen ſie bis nach Tarbek. Im Wagen hatte die Frau Mannskleider für Norcroß. Er kleidete ſich um und ſchied unter Küſſen und Liebkoſungen von der verliebten Schankwirthin, die ſich von ihm noch einmal alle Verſprechungen wiederholen ließ. Sie drückte ihm zehn Dukaten in die Hand und kehrte weinend nach der Stadt zurück.

Norcroß wanderte zu Fuße nach Ringſtreit. Aber des Gehens entwöhnt, fühlte er ſich bald ſo angegriffen, daß er unmöglich weiter wandern konnte. Seine Füße waren geſchwollen, eine große Müdigkeit lag in ſeinen Beinen. Er mußte ſich alſo entſchließen, in Ringſtreit an einer Bauernhütte anzuklopfen und um Herberge zu bitten. Der Bauer ließ ihn eintreten, betrachtete ihn mit mißtrauiſchen Blicken und fragte: „Wer ſeid Ihr, Mann?“

„Ein Bürger von Helſingoer, und komme von Kopenhagen, wohin mich eine Erbſchaftsangelegenheit meiner Frau rief.“

„Ihr von Helſingoer?“ verſetzte der Bauer ungläubig. „Das ſchwätzt einem Andern vor. Ihr ſeid kein Däne, das verräth Euere Sprache, Ihr ſeid auch kein Bürger von Helſingoer, das verrathen Euere Kleider. Und überdies iſt mir's, als hätte ich Euch ſchon in andern Kleidern und in einem andern Hauſe geſehen; ich meine in einem Waſſerhauſe. Oho! Ich bin auch zwanzig Jahre zur See geweſen!“

Norcroß erſchrak, ließ ſich aber nichts merken, ſondern antwortete: „Ich weiß nicht, was Ihr faſelt, Mann. Ich bin freilich in England geboren und als Matroſe nach Helſingoer gekommen; da hat mir's meine Frau angethan.“

Der Bauer ſchüttelte den Kopf, flüſterte ſeiner Frau heimliche Worte zu und ging fort. Dieſe Dinge kamen dem Kapitän bedenklich vor; er ſchickte ſich an, auch hinaus zu gehen, aber mit Schrecken ward er inne, daß er kaum auf den Füßen zu ſtehen vermochte.

„Wohin wollt Ihr?“ fragte die Frau barſch. „Ihr bleibt hier, bis mein Mann zurück iſt.“

„Auf den Hof. Ihr ſeht ja, daß ich kaum einen Schritt gehen kann. Ich werde Euch nicht entfliehen.“

„Das wollt' ich Euch auch nicht gerathen haben. Wir hätten Euch bald genug eingeholt.“

Norcroß kroch hinaus; er ſah ein, daß er verrathen war. Der ſchrecklichſte Gedanke für ihn war, ſein neues Elend herankommen zu ſehen und ihm wegen der brennendſten Schmerzen an ſeinen Füßen nicht entfliehen zu können. Da warf er das Auge verzweifelt umher, und gedachte ſeines zu Hauſe in Trauer lebenden Weibes, welches er in fünf Monaten nicht geſehen hatte, und die Sehnſucht nach ihr kam mit Jammer in ſeine Seele. Aber dieſe Gedanken gaben ihm neue Kraft, die Schmerzen zu ertragen; er ſah in dem, den Hof im Hintergrunde begränzenden Zaune eine Lücke, und hinkte darauf los. Zur Rechten gewahrte er einen andern Bauerhof; der Beſitzer deſſelben war vor ſeiner Hütte beſchäftigt.

„Ach, Freund, helft doch einem armen kranken Mann!“ winſelte er. „Seht, Euer unbarmherziger

Nachbar will mich in's Loch ſtecken laſſen, weil ich ein engliſcher Matroſe geweſen bin."

„Das iſt ein ſchlechter Kerl, der Jedermann aus bloßer Luſt in's Verderben zu ſtürzen ſucht," verſetzte der Angeredete. „Der hat mir ſchon viel geſchadet und thut mir allen Schabernack an. Kommt herein zu mir, ich will Euch Alles erzählen."

Norcroß ließ ſich das nicht zweimal ſagen und hörte geduldig des Bauers langweilige Erzählung an, woraus er abnahm, daß Einer ſo ſchlecht ſei als der Andre, und daß ihn Dieſer gewiß nicht aufgenommen und verpflegt haben würde, wenn ihn der Andre nicht mißhandelt hätte.

Doch Norcroß war der Mann, der alle Umſtände zu benutzen wußte, und ſo redete er dem Bauer ſo lange nach dem Maule, bis ihn dieſer in die Bodenkammer in ein Bett ſteckte und zwei Tage lang verpflegte. In dieſer Zeit erholte ſich der Kapitän. In der Nacht des zweiten Tages brach der Bauer auf, um Reißbündel und Holzſtangen nach Helſingoer zu Markt zu fahren. Norcroß beredete ihn, ihm einen Platz unter dem Reiß zu bereiten. Ein Dukaten hob die Bedenklichkeiten des Bauers, und Norcroß fuhr, mitten in Reiß und Holz liegend, ab. Die Beſorgniß für ſeine Sicherheit ließ ihn in ſeiner unbequemen und beſchwerlichen Lage ausharren, bis ſie in die Nähe der Hafenſtadt kamen. Da trieb ihn der Hunger heraus. Es war ſchon Nachmittag und er hatte noch nichts genoſſen. Er nahm von ſeinem Retter Abſchied und trat in ein Wirthshaus an der Straße, ohnfern der Stadt. Hier wurde er eines engliſchen Matroſen anſichtig. Dieſen redete er an und gab ſich ihm als Landsmann und Standesgenoſſe zu erkennen. Der Kerl hatte darüber große Freude;

Norcroß ließ ihm wacker einſchenken; ſie erzählten einander von ihren Seefahrten, ſpeiſten zuſammen und waren nach einigen Stunden die innigſten Freunde. Norcroß bat den Matroſen, die Kleider mit ihm zu tauſchen; dies war dieſer ſehr zufrieden, denn Norcroß's Kleider waren fein und neu, die ſeinigen alt und zerriſſen. Gegen Abend wanderte Norcroß in engliſcher Matroſentracht, an der Seite ſeines neuen Freundes, dem Hafen zu. Zur Erkenntlichkeit verſchaffte der Matroſe dem Kapitän an ſelbigem Abende noch einen Schiffer, welcher erbötig war, in der erſten Frühe des folgenden Morgens nach Helſingburg hinüberzufahren. Norcroß ſchlief in der elenden Hütte des Schiffers mit Sorgen; er hatte das Vertrauen auf ſein Glück verloren. Eh' noch der Tag graute, war er ſchon auf und trieb ſeinen Fährmann zur Eile. Ein altes, zerbrechliches Boot war beſtimmt, den berühmten Freibeuter nach Schweden zurückzubringen. Er handhabte die Ruderſtange ſelbſt aus allen Kräften, um ſo eilig als möglich hinüberzukommen. Das Schifflein flog, von ſeiner Kraft getrieben, und eh' noch die Sonne in die Mittagslinie trat, ſtand John Norcroß, in den ärmlichen Matroſenkleidern, aber das verjüngte Herz voll neuer Hoffnungen, auf ſchwediſchem Grund und Boden.

## 4.

## Bei Frau von Norcroß.

Einſam in ihrem Zimmer zu Stockholm ſaß des Kapitän Norcroß junge Frau. In den feinen Zügen ihres Geſichtes hatten die Furchen eines ſtillen, tiefen Herzensgrames Platz gewonnen, ein früher Kummer hatte ihre Wangen gebleicht und das große blaue Auge ſtreifte verloſchen und mit Schwermuth über die kleinen weiblichen Arbeiten hin, die ſie theils in der Hand hielt, um daran zu ſchaffen, und die theils vor ihr auf dem Tiſche lagen. Es waren jene Arbeiten, mit welchen ſich eine junge Frau in der Regel ſo gern beſchäftigt, wenn ſie zuerſt die ſüße Ueberzeugung erlangt hat, die alliebende Vorſicht habe die Blüthe ihrer hingebenden Liebe zur Frucht geſtaltet und ſie geſegnet, der Welt bald einen Bürger zu ſchenken. Es waren die erſten Hüllen, welche dem nackten Wanderer bei ſeinem Gruß an's Licht angethan werden, um ihn zu ſchützen vor dem Froſte der Erde, der früher oder ſpäter, trotz allen Hüllen, mit der die Liebe uns umkleidet, doch jedes Herz trifft. Wohl ihm, wenn es nicht erſtarrt zu Eis oder Stein, ſondern wieder erwacht an der Sonne der Liebe, in den warmen Bädern der Thränen, im Frühlingshauche des Gefühls!

Das Herz der Frau von Norcroß war weich geblieben, es war in Thränen noch weicher geworden. Ach, ſie trauerte um den verlornen Gemahl, den ſie kaum einige Wochen beſeſſen hatte. Sie ſollte Mutter werden und ihr Kind keinen Vater haben. Ihr machten die leichten Arbeiten keine Freude, die feinen Linnen tranken ihre Thränen, eine böſe Vorbedeutung für das Kind, deſſen erſtes Kleid daraus gefertigt werden ſollte. Vor ihr am Fenſter hing eine kleine Karte der Oſt- und Weſtſee, welche ihr Gemahl ſonſt benutzt hatte; und dann und wann flog ihr Blick darauf, gleichſam, als ſei es möglich, auf der Karte zu erſpähen, an welcher Stelle jener Meere und Länder der geliebte Flüchtling jetzt weile.

Dina von Broke war, wenn auch keine ausgezeichnete Schönheit, aber doch ein liebenswürdiges Weib. Ungemeine Anmuth ſchmückte ihre Züge, und ſo war auch Sanftmuth der hervorſtechende Charakterzug ihrer ſchönen Seele. Sie hatte den körperlich und geiſtig wohlgebildeten, vom König geliebten und von Vielen geachteten und bewunderten Kaperkapitän, welcher der Gegenſtand ſo mannichfacher weiblicher Wünſche geweſen war, aus inniger Zuneigung geheirathet, wenn auch nicht eine ſtürmiſche Leidenſchaft für ihn, deren ſie nicht fähig war, ihre Seele aufgeregt hatte. Sie liebte nichts deſtoweniger vielleicht treuer, als ein in heftiger Glut aufwallendes Herz; und die Entfremdung ihres Mannes hatte ihr unſäglichen Schmerz bereitet.

Dina ſaß in Gedanken mit ihm beſchäftigt, als ein Mann in ſchwediſcher Seekapitänsuniform hereintrat, an der Hand einen jungen, ſtämmigen Burſchen in Matroſentracht führend. Dina ſtand auf und ging ihm mit den Worten entgegen: „Was verſchafft mir die Ehre, Herrn Kapitän Flaxmann in meiner einſamen Behauſung zu ſehen?“

„Das Verlangen, endlich einmal etwas von Kapitän Norcroß zu hören, führt mich zu Ihnen, edle Frau,“ verſetzte der Kapitän galant.

„Dann muß ich bedauern, daß Sie ſich vergeblich bemüht haben. Wollen Sie von Kapitän Norcroß Nachrichten, ſo müſſen Sie ſich an andere Leute wenden, als an mich; denn wahrlich, es lebt gewiß in Stockholm Niemand, der weniger von ihm wüßte, als ſeine Frau.“

„Er iſt zweifelsohne in däniſche Gefangenſchaft gerathen, die es ihm unmöglich gemacht hat, etwas von ſich hören zu laſſen.“

„Wer hieß ihm auch, nach Kopenhagen zu gehen; er hatte dort nichts zu thun. Wer ſich muthwillig in Gefahr begiebt, kömmt darin um. Er konnte mit ſeinen Officieren nach Helſingoer gehen und war gerettet, wie ſie.“

„Ich habe Ihnen hier ſeinen treuen Begleiter, den Schiffsjungen Juel Swale, mitgebracht, der jetzt auf meinem Schiffe zum Matroſen avancirt iſt. Der Junge iſt zwar mit dem Bootsmann gereiſt, weil Ihr Gemahl allein nach Kopenhagen wollte, aber der Burſche verließ ihn früher nicht und wurde von ihm geliebt. Vielleicht gewährt es Ihnen Troſt, ihn auszufragen.“

„Ihre Güte rührt mich, Kapitän. Ich erkenne den Knaben wieder, er iſt groß und ſtark geworden. Mein Mann ſprach einigemal mit Lob von den Fähigkeiten und dem guten Willen des Juel, und hoffte, etwas Tüchtiges aus ihm bilden zu können. Ich bitte Sie, Kapitän, ehren Sie den Willen meines Gemahls, und verhelfen Sie dem Burſchen zu der Carriere, für welche Norcroß ihn erzog; denn ich will Ihnen meine Beſorgniß nicht länger verhehlen: mir kommt es vor, als ſei ich ſchon Witwe.“ Die leidende Frau trocknete ſich die Thränen. Der Knabe, für den ſie ſo warm geſprochen, ſah ſie mit gutmüthigen, theilnehmenden Augen an, und die Hände erhebend, rief er:

„Nein, gnädige Frau, das iſt gewiß nicht wahr! Das kann nicht möglich ſein! Todt iſt mein guter Kapitän Norcroß nicht! Sonſt hätte ich eine Ahnung davon gehabt. Die Dänenhunde werden ihn erwiſcht und eingeſteckt haben; aber er macht ſich gewiß los und kömmt wieder zu Euch zurück. Aber hört mich an, gnädige Frau! Ich will Euch einen Vorſchlag thun. Ihr ſeid ſo gütig gegen mich geſinnt, und ich möchte Euch gern dankbar ſein. Ich will mich hinübermachen nach Kopenhagen und einmal dort wieder umherſpioniren; es wäre ja das erſtemal nicht. Und wenn ich den Kapitän auch nicht ſelbſt ſprechen kann, ſo erfahr' ich doch ſicherlich, wo er ſteckt. Wenn's aber möglich iſt — und ich denke, ich ſoll's ſchon möglich machen — ſo krieg' ich ihn ſelbſt zu ſprechen und bring' ihm Euere Grüße, gnädige Frau, ja vielleicht gelingt's mir gar mit Gottes Hilfe, ihn zu befreien."

„Du haſt ein ſtolzes Vertrauen auf Dich," ſagte Flaxmann.

„Auf Glück und Liſt. Ihr erlaubt mir doch die Spionsfahrt, Kapitän?"

„In Gottes Namen, wenn's die Frau Norcroß zufrieden iſt."

„Der Burſche hat einen vortrefflichen Einfall!" rief die junge Frau, den Gedanken mit Lebhaftigkeit ergreifend. „Ja, Juel, Du ſollſt mich aus der martervollen Ungewißheit reißen. Du wirſt Dir um mich ein Verdienſt erwerben. Mit dem erſten Schiffe welches nach dem Sunde geht, ſollſt Du reiſen; ich werde Dich mit Geld und Kleidern verſehen."

Der Knabe ſprang vor Freuden, und Flaxmann wünſchte ſich und der Dame Glück, ihr den Knaben zugeführt zu haben.

„Ich bitte Dich, lieber Junge“, ſagte die Frau, „laß mich noch einmal umſtändlich hören, wie meines Gemahls Schiff untergegangen iſt. Er hat es oft geſagt, daß er den Verluſt ſeiner Fregatte ſchwerlich überleben werde. An ſie ſchien ſein Glück in Schweden gebunden zu ſein. Zwar hat mir der Bootsmann Pehrſohn ſchon Alles erzählt, aber ich möchte die traurige Geſchichte umſtändlicher aus Deinem Munde hören. Wohin ſind Norcroß' Leute gekommen, die er hierher beſtellt hatte, daß ſie ihn erwarten und ferner unter ihm auf einem andern Schiffe dienen ſollten?“

„Sie haben Alle Dienſte auf meiner Fregatte genommen, werthe Frau“, antwortete Flaxmann. „Ich nahm ſie gern, denn ich kannte ſie ſchon lange, und ſie dienen gern unter mir, weil ſie's gut haben.“

Juel begann mit jugendlichem Feuer von dem traurigen Winter und der frühen Seefahrt zu berichten; da trat der Feldmarſchall Graf Mörner in das Zimmer, und Alle ſtanden auf, ihn mit Ehrerbietung zu begrüßen.

„Ich komme, Dir meinen Beſuch zu machen, Dina“, ſagte der Greis, „und mich nach Deinem Befinden zu erkundigen. Der König wünſcht zu wiſſen, wie lange Du noch zu Deiner Niederkunft rechneſt.“

„Der Herr kann alle Stunden über mich gebieten“, verſetzte die junge Frau verſchämt.

„Se. Majeſtät wünſcht, da Dein Mann noch nicht zurückgekehrt iſt, die Taufe ſelbſt auszurichten.“

„Seine Gnade beglückt mich arme Verlaſſene.

„Es wird ſich Alles aufklären. Verzage nicht, Bäschen. Es iſt mir auch lieb, daß ich Sie hier finde, Kapitän Flaxmann. Es iſt ſchön von Ihnen, daß Sie meine Baſe in ihrem Strohwitwenſtande nicht vergeſſen. Des Königs Majeſtät ſprach vor einigen Tagen von Ihnen und wünſchte, daß Sie den Seedienſt quittiren und eine Majors- oder Obriſtenſtelle in der neu zu errichtenden Armee annehmen möchten."

„Sr. Majeſtät Gnade iſt mir jederzeit theuer," verſetzte Flaxmann nicht ohne Verlegenheit; „aber das Seeweſen iſt mir ſo lieb geworden, daß ich mich nur mit Unluſt entſchließen könnte, es aufzugeben und eine mir minder angenehme Lebensart zu wählen."

„Des Königs Majeſtät wird es ganz in Ihr Belieben ſetzen."

„Auch iſt mir von der Bildung einer neuen Armee noch nichts bekannt geworden."

„Sie erſcheinen nicht mehr bei Hofe, obgleich, wie Se. Majeſtät mir verſicherte, Stand und Geburt Ihnen dort den Platz anweiſen."

„Ich bin nicht am Hofe erzogen und liebe das Hofleben nicht. Das Leben auf dem Meere iſt mir lieber."

„So ſage ich Ihnen wohl auch eine Neuigkeit, wenn ich Ihnen mittheile, daß geſtern ein Geſandter des Königs von England hier angelangt iſt, der dieſen Morgen ſchon Audienz bei unſerm König hatte, ſeine Beglaubigungsſchreiben abgab und die Unterhandlung einleitete."

„Ein engliſcher Geſandter! Was will er in Stockholm? Das iſt die ſeltſamſte Erſcheinung von der Welt. Wie heißt er?"

„Es iſt Herr von Fabrice, der Ihnen bekannt ſein wird."

„Dem Namen nach. Was führt ihn hierher?"

„Sein Auftrag lautet, mit kurzen Worten: unſern König mit dem ſeinigen auszuſöhnen."

„Nimmermehr!"

„Sein Sie unbeſorgt, König Karl wird dem Kurfürſten von Hannover ſchon Bedingungen machen, die ihn von ſelbſt nöthigen, von der gewünſchten Verſöhnung abzuſtehen."

„Woher mag dieſer Wind pfeifen? Was fällt dem Kurfürſten ein, ſich an König Karl zu wenden, der ſtets ſein ärgſter Feind war und mehr als irgend ein andrer europäiſcher Monarch auf die Reſtitution der Stuarts drang?"

„Gerade die unerſchütterliche Beharrlichkeit unſres Königs iſt es, welche Herrn von Fabrice hierher getrieben hat. Man erzählt ſich die Sache folgendermaßen: Unſere neuen Friedensunterhandlungen mit dem Zaar auf der Inſel Aland ſind ſehr geheim gehalten worden." —

„So geheim, daß ich nichts davon wiſſen würde, wenn des Königs Majeſtät mich nicht ſelbſt mit Aufträgen an den Baron Görz nach Aland geſandt und beauftragt hätte, mit meinem Landsmann Sterling, welcher im Namen des Prätendenten an den Unterhandlungen Theil nimmt, über die Sache der Stuarts beſondere Rückſprache zu nehmen. König Karl forderte mir mein Ehrenwort ab, von dieſem Frieden mit Rußland nichts verlauten zu laſſen, gegen wen es auch ſei."

„Und dennoch ſind dieſe ernſtlichen Anſtalten, den unglücklichen Jakob Stuart wieder auf den Thron ſeiner Väter zu ſetzen, die jedenfalls bald von einem glücklichen Erfolg gekrönt ſein würden, an den hannöverſchen Kurfürſten verrathen worden. Die Friedensunterhandlungen mit Rußland wurden Anfangs Mai, vor drei Wochen, auf Befehl Sr. Majeſtät, dem franzöſiſchen Geſandten an unſerm Hofe, dem Grafen de la Marc, insgeheim mitgetheilt, weil der König hoffte und wünſchte, den Herzog-Regenten von Frankreich zum Beitritt zu beſtimmen und einen Krieg zwiſchen Frankreich und England zu Gunſten des Prätendenten zu entflammen. Aber jedenfalls hat dieſe Maßregel das Gegentheil herbeigeführt: der Herzog-Regent ſpielt am Hofe des Uſurpators von Großbritannien den Schmeichler; er hat König Georg den ganzen Anſchlag verrathen, und als ſchnelle Rückwirkung des königlichen Schreckens über dieſe kräftigen Anſtalten, ihm die geſtohlene Krone vom Haupte zu ſchlagen und ihn wieder nach Hannover zurückzujagen, iſt Herr von Fabrice hier, um ſein Möglichſtes zu verſuchen.“

„So glauben Sie wirklich, Herr Graf, daß die gerechte Sache Jakob's von Stuart den Sieg davon tragen wird?“ fragte Flaxmann.

„Jetzt oder nie, Kapitän! Unſer König hat geſchworen, er will eher ſein eigenes Reich, ja ſein Leben verlieren, wenn er's nicht durchſetzen ſollte, dem rechtmäßigen Thronerben Englands Gültigmachung ſeiner Anſprüche zu verſchaffen.“

„Und doch werden in England dieſe Anſprüche meiſt ſo gänzlich bezweifelt. Haben Sie nie davon gehört, daß der Prätendent ein untergeſchobenes Kind, der Sohn eines Müllers ſein ſoll?“

„Man hat dies auch an unſerm Hofe zu wiederholtenmalen behauptet, und ich ſprach vor Kurzem noch mit Sr. Majeſtät darüber. Da verſicherte mir der König, er habe die unbezweifeltſten Beweiſe von dem Leben, der Exiſtenz und der Aechtheit Jakob Stuart's erhalten, daß er nunmehr feſt entſchloſſen ſei, denſelben ſein Recht zu verſchaffen. Früher habe er nie daran gedacht, jetzt ſei es die heiligſte Pflicht für ihn geworden. Und nun könnt Ihr ſicher ſein, daß der Prätendent in Jahr und Tag König von England iſt“

„Es kann in dieſem Jahre ſich Vieles ändern."

„Der König hat ſchon den Befehl gegeben, ein Heer von 72,000 Mann wirklicher Soldaten und 140,000 Mann Reſerve theils zu werben, theils aus dem ſchwediſchen Landvolke auszuheben. Bei der erſten Aushebung muß jeder dritte Bauer, bei der zweiten jeder fünfte Soldat werden. Jetzt wird aus allen Kräften angefaßt. Mit dieſem Heere reißen wir Norwegen von Dänemark ab, Rußland erobert uns unſere deutſchen Provinzen wieder und führt in eigener Perſon ſeine Flotte nach Seeland. Iſt erſt Dänemark, der treueſte Bundesgenoſſe des Königs Georg, bezwungen, dann geht die Expedition gegen England ſelbſt. Auch hat unſer Geſandter im Haag den Auftrag erhalten, daß er durch den ſpaniſchen Geſandten einen Krieg des Königs von Spanien gegen Frankreich und Großbritannien zu erregen ſuchen ſoll. Spanien iſt ſchon mit Beiden geſpannt; der Cardinal Alberoni mag die Conceſſionen nicht mehr leiden, die Spanien vor fünf Jahren mit dem Negerhandel und der großen Portobello-Meſſe England im Frieden von Utrecht machen mußte, es möchte auch gern die italieniſchen Nebenländer, die es damals verlor, wieder haben, und haßt den Herzog-Regenten, als den Störer ſeiner großen Pläne. Frankreich iſt jetzt ſchwächer, als wir Alle glauben, und da der Herzog-Regent jeden Krieg, wie ein gebranntes Kind das Feuer, fürchtet, ſo gilt Frankreich in der ganzen Angelegenheit Nichts." Flaxmann ſchüttelte ungläubig den Kopf; ein bittres Lächeln flog um ſeinen Mund.

„Ja, jetzt oder nie", fuhr der greiſe Feldmarſchall mit jugendlichem Feuer fort. „Und Sie ſcheint es nicht zu freuen, Kapitän, daß der Uſurpator geſtürzt und der rechtmäßige König von England auf ſeinen Thron erhoben werden ſoll? Sind Sie nicht ein eifriger Jakobit? Haben Sie Ihrer politiſchen Meinung wegen nicht Ihr Vaterland verlaſſen und Schutz in Schweden ſuchen müſſen?"

„Das Alles iſt wahr, Herr Graf. Nur habe ich den Glauben an den Sieg der Sache der Stuarts verloren."

„Nicht muthlos! Wie würde Kapitän Norcroß jubeln, wenn er hier wäre! Es war ſtets der größte Wunſch ſeiner Seele, einſt nach England zurückkehren und unter ſeinem rechtmäßigen Könige dienen zu können."

„Wir wollen's dem Himmel anheimſtellen", ſagte Flaxmann, und beurlaubte ſich mit Juel, nachdem er Frau von Norcroß das Verſprechen gegeben hatte, die Abreiſe des Jungen zu fördern.

## 5.

## Norcroß in Stockholm.

Flaxmann lag auf einer vom Frühling geſchmückten, das Meer beherrſchenden Anhöhe im Schatten einer Rüſter.

„Warum kann ich nicht in dieſem Paradieſe bleiben? Hier leben und ſterben? Warum muß ich zurück in den Brodem, der mich wie Peſthauch anqualmt und mich krank macht? Ach, es bleibt nicht immer Frühling! Es iſt auch ein Winter; es gibt auch Eis für das Herz. Ich muß auch die Stunden der Kälte ertragen. Die ſchwarzbeflügelten Geiſter der Erdenwünſche kommen auch in meine Seele und rauben ihr Farbe und Glanz. Aber fort mit allen thörichten Plänen! Ich will nichts von der treuloſen Menſchenbrut. Auch die Liebe hat mich betrogen. Scheuſal, Dir vertraute ich zuletzt. Hier in der grünen Einſamkeit will ich auf dem Lande weilen, oder auf dem Meere umhertreiben. Die Sonne lacht, der Bach rieſelt, der Wald iſt grün, die Vögel ſingen, das Reh ſpringt durch den Buſch, der Wurm ſonnt ſich, die Ameiſe ſchafft fleißig, Alles freut ſich des Lebens. Wohlan! ich will nicht zurückbleiben; ich will ihrem Beiſpiele folgen; auch ich will der Mutter Natur treu ſein! Laßt mich vergeſſen, daß ich ein Weib geliebt, die meiner nicht werth war!“ Aber mitten in der Freude an der Natur tauchte der ſchmerzliche Gedanke auf: „O, Chriſtine, warum haſt Du mir das gethan? Warum Verrath begehen an dieſem Herzen?“ Dann aber ſprang er auf, um nicht überwältigt zu werden von den Geiſtern des Schmerzes, und eilte wieder durch die Flur, und jauchzte am Meeresſtrand und in den Buchten, und vergaß ſich und alle ſeine Sorgen.

So hatte er's ſchon oft getrieben, ſo trieb er's auch heute wieder. Freilich war König Karl mit dieſer ihm unbegreiflichen Lebensweiſe ſeines Schützlings nicht zufrieden und ſchüttelte oft ſtreng und mißbilligend das Haupt, freilich flüſterten die Miniſter, Generäle und Admiräle, daß Flaxmann eigentlich zu nichts tauge und auch als Kaperkapitän noch nicht eine Priſe eingebracht und wahrſcheinlich dies Geſchäft nur ergriffen habe, um keinen Herrn weiter, als den König über ſich anzuerkennen; aber es blieb beim Alten und der Sonderling Flaxmann that ungeſtört, was er wollte. Heute kehrte er ſpät zurück und trat in jenes

Kaffeehaus, worin einſt Frau Ankarfield, die ehrenwerthe Barbiersfrau, geſchaltet, und welches er, ſeit es einen ſo merkwürdigen Einfluß auf ſein Leben ausgeübt, zuweilen zu beſuchen pflegte. Vielleicht trug auch dazu der Umſtand bei, daß der jetzige Schenkwirth und Beſitzer der Barbierſtube ein Engländer war.

Jenem unglücklichen, von Frau und Tochter, ſowie von der Herrin, die er verrathen, verſtoßnen und gemißhandelten geſchwätzigen Peruckenmacher und Barbier aus Barnet in Altengland, Samuel Brandlov, war in dem ehrenvollen Tode der Frau Ankarfield ein Hoffnungsſtrahl aufgegangen. Er hatte zuerſt bei den ehrliebenden Erben der Seligen ſich als Wirthſchaftsführer, Haarkräusler und Bartſcheerer verdingt, da er aber emſig und regſam geweſen, und es verſtanden hatte, ſeinem Pachtherrn die gewünſchte Ehre in reichlichem Maße zukommen zu laſſen, ſo hatte er ſich bald zum Beſitzer der Kaffeewirthſchaft und Barbierſtube emporgeſchwungen, und es fehlte dem Vielberedten ſo wenig an Zulauf, wie der Frau Ankarfield, ehrenwerthen Andenkens. Von keiner despotiſchen Frau mehr tyranniſirt, hatte er gelernt, einen eigenen Willen zu haben, und ſeit ihn die Noth gezwungen, auf eigenen Füßen zu ſtehen, hatte ihn das Glück begünſtigt und ſein Wohlſtand blühte in der Hauptſtadt Schwedens ſchöner auf, als er ihn in der Provinzialſtadt Altenglands zurückgelaſſen hatte. Zuweilen ſchenkte er zwar ſeiner unvergeßlichen Ehehälfte eine Thräne ſchmerzlicher Erinnerung und dies geſchah in allen zweifelhaften Fällen und Lagen ſeines neuen Lebens, wo er ihren kräftigen Rath und die denſelben unterſtützende wohlmeinende That freilich gar ſehr vermißte; aber waren ſolche gefährliche Stunden vorüber, ſo war's auch mit der Erinnerung vorbei, und Meiſter Brandlov hatte ſchon oft daran gedacht, zu einem zweiten Ehebündniß zu ſchreiten. Als Flaxmann in die Wirthsſtube trat, kam ihm ſein Bootsmann mit freundlichem Gruße entgegen.

„Courtin“, fragte der Kapitän, „wann gedenkſt Du, daß wir ausfahren?“

„Unſer Schiff iſt in Stand“, verſetzte der Andere. „Ich dachte, Sie wollten die Frühlingszeit auf dem Lande genießen. Auf dem Meere hat man nichts weiter davon, als Sonne und Wind.“

„Ich habe mich anders beſonnen. Gern blieb' ich hier, aber ich möchte einem mir unangenehmen Antrage, den ich, würde er mir einmal gemacht, nicht ausſchlagen könnte, ausweichen. Weißt Du nicht, wo's etwas zu thun gibt?“

„Wir können Kupfer laden und nach Holland bringen“, verſetzte der Franzoſe. „Vielleicht erſchnappen wir auch einmal etwas Engliſches und Däniſches; unſere Leute ſind das Zugreifen von ihrem vorigen Kapitän, dem kühnen und hitzigen Norcroß, gewohnt, und wir dürfen ſie nicht zurückhalten.“

„Du weißt“, verſetzte Flaxmann mit verdroſſenem Geſichte, „daß ich Dir Alles überlaſſe. Meinſt Du, daß es nöthig iſt, zu rauben und zu ſtehlen, wohlan, ſo ſei es! Aber laß' mich aus dem Spiele. Du ſollſt Alles beſorgen, wie zeither. Alſo nach Holland gedenken wir?“

„Wir könnten auch nach Rußland mit Eiſen. Dann brauchten wir die Landreiſe nicht nach Marſtrand zu machen. Ueberhaupt ſeid Ihr noch nicht viel aus dem hieſigen Haſen ausgelaufen.“

„Gut, ſo wollen wir nach Rußland.“

„Recht ſo!“ ſagte ein eben eingetretener Fremder.

„Dort giebt's jetzt für die Schweden zu thun. Guten Abend, meine Herren!"

Flaxmann und Courtin ſaßen auf, um beim Schein der Lampe dem Grüßenden in das Geſicht zu ſchauen, deſſen Stimme ihnen bekannt vorkam; und wirklich erkannten ſie in ihm den Kammerdiener des Baron Görz, den Sohn dieſes Hauſes, ihren ehemaligen Unglücks- und Reiſegefährten Ankarfield, und ſtanden erfreut auf, ihn zu begrüßen und zu befragen, woher er komme.

„Woher anders, als von der Inſel Aland? In voriger Nacht Punkt ein Uhr ſind wir abgefahren", verſetzte Jener vergnügt. „Der Friede iſt in vollem Zuge. Mein Herr iſt mit einem Schnellſegler vor einer Stunde hier angekommen; er hat die wichtigſten Papiere vom Zaar in der Taſche und iſt jetzt ſchon beim Könige, ſie zu überreichen. Ich will bei meiner Ehre drauf wetten — und unſer Einer hält was auf ſeine Ehre und iſt von Manchem unterrichtet, was andern guten Seelen nicht einfällt — ich will auf Ehrenwert den Frieden garantiren; der Baron hat ihn in der Taſche gebracht, ſag' ich, und ihn eben auf dem königlichen Schloſſe ausgepackt."

„Alſo der Frieden mit Rußland ſchon ſo weit?" rief Flaxmann überraſcht, „da könnte ſich in Kurzem Vieles am politiſchen Himmel ändern."

„Freilich wird's das! Bei meiner Ehre! Wie lang iſt's, daß wir uns nicht geſehen, Kapitän Flaxmann? Vier Wochen höchſtens, es war Ende April oder Anfangs Mai, daß Ihr in Aland war't und dem Baron Depeſchen vom Könige brachtet."

„Es ſind noch nicht volle vier Wochen", ſagte Courtin.

„Nun alſo. Was hat ſich in dieſer kurzen Zeit nicht geändert? Sur parole d'honneur! damals war noch an keine rechte Unterhandlung, geſchweige an einen rechten Frieden zu denken. Die Häuſer waren noch nicht fertig, die der Zaar für die Geſandten zur Betreibung des Friedensgeſchäftes nicht weit vom Dorfe Wargath auf der Wieſe hat erbauen laſſen. Wir mußten noch im Dorfe wohnen, und von den ruſſiſchen Geſandten war erſt einer, der Kanzleirath Oſtermann, zugegen. Jetzt ſieht das Ding anders aus. Die drei Häuſer ſtehen ſo ſchmuck da, wie eine ſüdermanländiſche Braut. Der andere ruſſiſche Geſandte, der Generalfeldzeugmeiſter Bruce, wohnt in dem ruſſiſchen Hauſe oben, der Kanzleirath unten; im ſchwediſchen Hauſe wohnt der Graf Güllenborg oben und wir unten; der Secretair Rambke hat ſeine Stube hinten hinaus. Am 25. Mai ging der Lärm an, aber Alles in der Stille im dritten Hauſe, dort ſind die Zuſammenkünfte hinter verſchloſſenen und verriegelten Thüren, aber unſer Einer horcht durch zehn Schlöſſer, da legt man nachher Ehre ein, wenn man mehr weiß, als die Andern. Das Ding iſt ſcharf betrieben worden; denn geſtern Abend kam der Baron und ſagte: Niels, wir müſſen nach Stockholm! Und heute Abend ſind wir hier mit dem Frieden in der Taſche."

„Es möchte doch wohl zu bezweifeln ſein, daß die Sache ſchon ſo gut, als abgemacht wäre", ſagte Faxmann mit ungläubiger Miene. „So ſchnell pfleg die Diplomatie nicht zu handeln und zu ſchließen."

„Abgemacht, ſag' ich Euch!" rief der Kammerdiener hitzig. „Nicht vergeblich ſetz' ich meine Ehre ein. Der Prätendent wird König von England, der König Stanislaus wieder König von Polen, und Norwegen ſchwediſch. Meint Ihr, ich hätte vergeblich franzöſiſch gelernt, oder nur um die Befehle der Frau Baroneſſe und ihrer Tochter zu empfangen? Nichts da! Mein Kopf iſt ſo gut gemacht, wie der eines Andern, um in Friedenstraktaten, Urkunden, Depeſchen u. ſ. w. zu ſtudiren. Oder meint Ihr, daß ich zum Friſeur und Barbier geboren bin? Ich bin auch noch nicht als Kammerdiener geſtorben. Mein ehrgeiziges Gemüth ſtrebt noch etwas weiter und ich habe mir die Bahn ſelbſt geöffnet.“

„Alles in Liebe und Güte, Herr Ankarfield“, fiel jetzt Meiſter Samuel Brandlov dem hitzigen Sprecher mit geziemendem Bückling in die Rede, „aber es will mich doch bedünken, als dürſte über ſothanen Punkt in Euerem hochverehrten und insbeſondere ſehr ſchätzenswerthen Kopfe, worin allerdings viel Ingenium zu verſpüren iſt, ein kleiner Error und Irrthum obwalten; ich meine mit Euerer gütigen Erlaubniß, sehr geehrter Herr Kammerdiener, Eueren Tadel an der Kunſt, welcher ich mit Euch anzugehören die Ehre habe. Was mich betrifft, ſo mein' ich und will's beweiſen, es gehört ein großes Genie dazu, die Haare des menſchlichen Hauptes, ſowohl die des Schädels, als die des Kinnes, der Backen und der Lippen, mit Verſtand, Einſicht und Geſchicklichkeit, ſowohl modegerecht, als auch zur Zufriedenheit ihres Beſitzers, zu behandeln. Als ich noch in Barnet meine Barbierſtube hatte, erfreute ich mich einer großen Anzahl Kunden; ich will Euch nur die vorzüglichſten davon nennen: der erſte Bürgermeiſter, Doktor James Smit, der Baron —“

„Erſpart Euch doch ja die Mühe!“ rief Flaxmann ungeduldig, der Kammerdiener aber, der auch gern allein gehört ſein wollte, tobte dazwiſchen: „Glaubt Ihr denn nicht, daß mir meine treuen Dienſte und vor allen die gewiſſenhafte Ueberlieferung der Kaſſe an den König viel Ehre gemacht und einen hohen Stein in's Bret meiner Verdienſte geſetzt hat? Nun, Ihr wißt es ja auch, was für Noth und Mühe, was für Drangſal und Fährlichkeiten ich des Geldes wegen ausgeſtanden habe. Dafür wird mir nun bald gelohnt werden. Ich ſtehe mit meinem Baron auf dem beſten Fuße von der Welt und ich werde zu Geſchäften gebraucht, die nicht alle Kammerdiener verrichten."

„Ihr ſeid ein dummer Prahlhans!" ſagte ein an der Ecke des Ofens ſitzender Matroſe, der entweder mit dem Kammerdiener, oder doch gleich nach ihm hereingekommen war und das Geſpräch mit angehört hatte. Niemand hatte ſich um ihn bekümmert; er hatte ſeinen Krug Bier in aller Stille getrunken. Jetzt aber drehten ſich die Köpfe der Anweſenden nach ihm hin; einigen derſelben war dieſe Stimme bekannt vorgekommen; der erbitterte Sprecher ſaß aber im Hintergrunde im Schatten.

„Coquin!" ſchrie der Kammerdiener aufſpringend, „wie kannſt Du Dich unterſtehen, meine Ehre mit Deinen plumpen Händen anzugreifen? Wer biſt Du, Lump, daß ich Dich zur Strafe ziehe? Ich werde dem Herrn Baron dieſen Abend noch Anzeige machen, daß mir ein frecher Burſche hier meine Ehre beſudelt hat, und Du ſollſt aus der Stadt geſtäubt werden Wer biſt Du?"

Da ſtand der Matroſe auf, ſchritt langſam vorwärts in die Hellung des Lichts und nahm, ſtatt aller Antwort, ſeine Kappe ab, ſtrich ſich die Haare aus der Stirne und ſprach: „Guten Abend, meine Herren!"

„Kapitän Norcroß!" riefen mehrere Stimmen zugleich, und während Flaxmann, alles Frühere vergeſſend, den Langvermißten an die Bruſt drückte, kugelte ſich Samuel Brandlov zu den Füßen ſeines alten Bekannten.

„Ach, wie lange haben wir auf Euch geharrt, wie hat Euer liebendes Weib ſich geſehnt, Nächte und Tage um Euch geweint! O Norcroß, Ihr habt unrecht an ihr gehandelt!“

„Hat ſie ſich geſehnt?“ fragte Norcroß mit freundlichen Blicken. „Nun ſeht, Freund, dieſe Nachricht iſt mir der ſchönſte Willkomm aus Euerm Munde. Laßt die alten trüben Geſchichten ruhen! Ich will Alles wieder gut machen. Nun ſagt, wie lebt Ihr? Was giebt's Neues in Stockholm?“

„Ihr habt ja von dem neuen Frieden mit Rußland eben gehört. Das iſt wohl das Neueſte in der Stadt.“

„Albernes Geſchwätze! Damit hat's noch Zeit,“ verſetzte Norcroß unwillig. „Aber wo iſt das Großmaul?“ Vergebens ſah man ſich nach dem ehrliebenden Kammerdiener um; er hatte ſich unbemerkt davon gemacht und lachten Alle über ſeine ſtille Retirade.

„Der König hat faſt täglich nach Euch gefragt, Kamerad,“ berichtete Flaxmann, „und befohlen, Euch bei Euerer Ankunft zu melden, daß Ihr Euch unverzüglich zu ihm verfügen möchtet.“

„Ich werde morgen dem Befehle Folge leiſten, ſobald ich erſt in einer andern Schale ſtecke.“

„Aber erzählt uns doch, wo Ihr ſo lange geblieben und welche Schickſale Euch betroffen haben?“

„Ihr müßt freilich mit einem kurzen Abriß zufrieden ſein; denn mein ungeduldiges Herz wird mich nicht lange hier dulden. Ich kam bloß, um zu lauſchen, wie es hier geht und ſteht, und wollte mich eigentlich nicht zu erkennen geben. Die Prahlereien des Bartkratzers brachten mich aber ſo in Harniſch, daß ich das Maul nicht halten konnte.“

„Halten zu Gnaden, gnädiger Herr Kapitän,“ erlaubte ſich jetzt Meiſter Brandlov einzureden, „es gibt gewiſſe Dinge in der Welt, die allerdings und unbeſtreitbar zwei Namen haben, einen guten und einen ſchlechten, einen manierlichen und einen ungeſtalteten; aber ich meines Theils halte dafür und ſtehe nicht an, Euch mit geziemender höflicher Beſcheidenheit darauf aufmerkſam zu machen, ſintemal ich doch einige zwanzig Jahre mehr zähle als Ihr, und Ihr zwar ein ſehr berühmter und tapferer Seekapitän, aber doch höchſtens erſt dreißig Jahre alt ſeid, und ich demnach nicht zu verſtoßen fürchte, ſo ich mir ſolches erlaube — ja, was wollt' ich doch ſagen? — richtig! ich ſprach von ſothanen zwei Namen und meinte, es ſei beſſer und anſtändiger, einem feinen Manne auch ziemender, den ſchönen, feinen, höflichen, manierlichen Namen zu gebrauchen. Dann gibt es auch noch andere Gründe, das Wort Bartkratzer für ſchlecht und verwerflich zu finden; denn bedenkt ſelbſt —“

„Erzählt uns, Kapitän Norcroß!“ rief Flaxmann durch das Lachen der Uebrigen hindurch, und Meiſter Brandlov — der es gar nicht anders gewohnt war, als unterbrochen zu werden und deshalb ſicherlich, ſprach er einmal, nicht eher ſchwieg, als bis ſich einer ſeiner Gäſte ſeiner erbarmte und ihn unterbrach, — ſchwieg mit einem ſelbſtzufriedenen Lächeln und horchte der Erzählung ſeines Landsmanns und einſt prätendirten Schwiegerſohns zu.

Mitten in des Kaperkapitäns Bericht ſeiner letzten Schickſale trat Juel Swale in die Stube. Ohne ſich umzuſchauen, eilte er auf Flaxmann zu und ſagte: „Kapitän, ſchon zwei königliche Boten haben Euch geſucht, der eine in Euerer Wohnung, der andere im Hafen auf dem Schiffe; Ihr ſollt ſo eilig als möglich zu des Königs Majeſtät kommen.“

„Da haben wir's,“ ſagte Flaxmann verdrießlich. „Doch wird des Königs Majeſtät wohl warten, bis ich komme.“

Alle ſchwiegen, erſtaunt über dieſe unvorſichtige Aeußerung in einem öffentlichen Wirthshauſe, und Brandlov ſchnitt ſonderbar bedenkliche Geſichter dazu.

Courtin, an deſſen Seite Juel getreten war, deutete mit dem Finger auf Norcroß, um den Schiffsjungen auf denſelben aufmerkſam zu machen. Juel warf ſeine Augen auf das Geſicht des bezeichneten Matroſen, ſtarrte ihn einen Augenblick lang an und warf ſich dann mit jener gewaltigen Aeußerung des Affekts, wie man ſie bei allen unverdorbenen Naturkindern trifft, zu den Füßen deſſelben, umſchlang krampfhaft mit beiden Armen die Knie des Kapitäns, drückte ſein blühendes Geſicht in deſſen Schoß, ſprang dann wieder auf, klammerte ſich an Norcroß' Hals, küßte ihn auf Stirn und Wangen und gab ihm, ſobald das Uebermaß der Freude ihm den Gebrauch der Sprache verſtattete, die zärtlichſten Namen. Alle Anweſenden ſahen gerührt dieſem Schauſpiele zu und Flaxmann trocknete ſich die Thränen.

„Mein lieber, herziger Junge!“ rief Norcroß. wie haſt Du gelebt? Bei welchem Kapitän dienſt Du?“

„Bei Kapitän Flaxmann; er hat an mir gehandelt, wie ein Vater, ich hab' ihn auch recht lieb, aber Euch, Kapitän, hab' ich doch lieber. Ihr fahrt doch bald wieder hinaus und nehmt mich mit? Nicht wahr? — Ach, aber mein lieber Brüllochſe liegt an der jütländiſchen Küſte tief in Meeres Grund! Aus ihm werd' ich keine Kugel mehr auf die däniſchen

Kartenhäuſer und Waſſerſchachteln ſchießen." Und von der höchſten Freude ſchnell zur größten Trauer über der Verluſt ſeiner Kanone übergehend, weinte der Junge, von den Schmerzen der Erinnerung gequält, laut.

„Tröſte Dich, mein Junge!" beſänftigte Norcroß ſeinen Jammer. „Du ſollſt auf dem neuen Schiffe, welches des Königs Gnade mir zuertheilen wird, die größte Kanone bekommen. Oder ich will Dir zum Troſte, zur Freude und zur Belohnung Deiner Liebe, Treue und gewiſſenhaften Dienſte einen andern Vorſchlag thun. Ich werde morgen mit des Königs Majeſtät reden und denſelben erſuchen, Dir für mein neues Schiff eine beſonders große Kanone gießen zu laſſen, und zwar mit Deinem Namen, durch erhabene Buchſtaben ausgedrückt, ſoll ſie benannt werden: Juel Swale Donnerſchütz. Biſt Du das zufrieden, Junge?"

Juel Swale Donnerſchütz!" rief der Burſche überraſcht und ſchlug die Hände zuſammen. Und ein Guß Freudenthränen folgte auf die Thränen des Schmerzes und außer ſich tanzte er durch die Stube und umarmte Alle, ſelbſt Meiſter Brandlov, der ſich mit Armen und Beinen dagegen ſträubte.

„Nun brauch' ich auch nicht nach Seeland zu reiſen, um den Kapitän zu befreien!" jubelte Juel, und Flaxmann erzählte Norcroß, daß ſeine Frau den Jungen habe nach Kopenhagen als Spion ſchicken wollen, um ihn aufzuſuchen oder ſichere Nachrichten von ihm einzubringen.

„Das treffliche Weib! Wie wenig hab' ich ihre Tugend beachtet!" ſagte Norcroß und erhob ſich. „Es iſt Zeit, daß ich gehe und mir ihre Verzeihung erflehe. Morgen ein Mehres! Gute Nacht, Juel!

Stelle Dich morgen bald bei mir ein.“ Brandlov machte ſeine Kratzfüße und Norcroß und Flaxmann gingen Arm in Arm, der Letztere auf des Königs Hofburg, um neue Beſtimmungen über ſein verworrenes Schickſal zu vernehmen, der Erſtere, um in den ſtillen Tempel ehelicher Liebe einzutreten, worin er noch ein Fremdling war. Mit Herzklopfen erklimmte er die Stiege, die zu Dina's Wohnung führte; leiſe öffnete er die Thüre, ſein Athem ſtockte faſt. Mit einer Leuchte kam ſie ihm entgegen, die Strahlen des Lichts fielen in ſein Geſicht; ſie ſchrie auf, die Leuchte entſank ihrer Hand, und Norcroß hielt ſein Weib im Arme.

## 6.

## Zwei Seelen in einer Bruſt.

Einige Tage nach Norcroß' Heimkehr beſchenkte ihn ſeine glückliche Gattin mit einem Sohne. Das Glück, dem der Seefahrer vergeblich nachgejagt hatte, ſchien freiwillig bei ihm eingekehrt, aber nicht in ſeinem ſchwanken Schiffe, womit er es verfolgt hatte durch die Meere, und das nun hinabgeſunken war in die Gewäſſer, ſondern in ſeinem feſten Hauſe, das er geflohen und verachtet, und wo er nimmermehr den gewünſchten Gaſt zu empfangen erwartet hatte. Und da ſaß es nun plötzlich als eine freundliche Fee, die die ſelig-zufriedene Kindbetterin wartete und pflegte, die den Säugling wiegte und den verwandelten Freibeuter als Magd bediente. Dina's Augen glänzten von Wonne und der Thau des Gefühls perlte von ihren Wimpern und zerſchmolz vor ihres Gatten freundlichen Blicken, wie der Tropfen auf den Blätterſpitzen der Blume, wenn die Sonne ſie anlächelt. Und wenn er ihr nun wohl gar eine Bitte um Verzeihung hören ließ, die unwillkührlich aus ſeinem gerührten Herzen aufſtieg, dann deutete ſie mit unendlicher Mutterluſt auf den Knaben an ihrer Seite und ſprach: „Du haſt mich unausſprechlich glücklich gemacht. Ein ſolcher Blick aus Deinen Augen wiegt Alles auf, was ich je von der Sehnſucht nach Dir erduldete.“

„Großer Gott!“ rief Norcroß, „und einen ſolchen Engel konnte ich fliehen und verkennen! Ein böſer Zauber hat über mir gelegen.“ Und dazu wandelte er, zuweilen gar den Säugling auf dem Arme, in bequemer Haustracht durch die Gemächer ſeiner Wohnung und ließ die freundliche Juniſonne hereinſcheinen. Wer hätte wohl in dieſem Hausvater den kühnen Kaperkapitän, den gefürchteten Freibeuter erkannt, von deſſen Gewaltthaten die Wellen der Nord- und Oſtſee und die Ufer von acht Ländern, jedes in anderer Zunge, zu reden wußten? Wenn aber das gute, ſanfte Weib die Augen zum Schlummer geſchloſſen hatte und ſein ſonnverbranntes Geſicht nicht mit ihren ſüßen Blicken beſtreifte und nicht mit dem holdſeligen Lächeln ihres Mundes umſpann, dann war's ihm nicht ſelten, als ſteige im tiefſten Hintergrunde ſeiner Seele ein ernſtes, würdiges Frauenbild empor, und drohete ihm, ſich für die böſe Beſchuldigung, daß ſie eine Zauberin geweſen, die ihn umgarnt, an ihm zu rächen. Er ſchloß die Augen mit unheimlichem Grauen und ſah im Geiſte das Schattenbild ſich verdichten, und wußte wohl, wer es war. Dann fing auch eine Stimme in ſeiner Seele an, laut und lauter zu reden, die da ſprach: „Du ſchwacher, thörichter Menſch, iſt denn das Glück, welches du jetzt genießeſt, wirklich jene hohe, lebensſprudelnde Wonne des Daſeins, nach der du von Jugend auf gerungen, und die dir aus Friederikens feuerſtrahlendem Auge in hoher Fülle ſeliger Gewährung entgegenſprang? Nennſt du, Undankbarer, die Licht- und Silberblicke deines Lebens böſen Zauber? Verdammſt du, Verblendeter, jene Tage, wo der Himmel über deinem Haupte aufriß und dir in die Glorie des reinſten Glanzes zu ſchauen vergönnt war, als das Meer unter dir erglühte vom Widerſchein jener Himmelsblicke, als die Erde unter deinen Füßen dir ihre duftendſten Blumen aufſproſſen ließ, und die Liebe eines Genius der Erde dir einen Kranz davon um die Schläfe wand, den du, Unſinniger, für das Zaubernetz einer argen Fee hältſt in deiner jetzigen Bethörung? Iſt denn dieſe träge Ruhe das Glück, nach welchem du geizteſt? Das hätteſt du früher haben können und mit billigern Mitteln. Iſt denn dieſe ſpießbürgerliche Hausvaterſchaft das letzte Ziel deiner kühnen Fahrten geweſen? Haſt du darum Todesblitze um dich geſchleudert, um endlich als ein glücklicher Ehemann deine Nachkommenſchaft auf den Armen in den Schlaf zu wiegen? Iſt dein Name auf dem Meere furchtbar geworden, daß er nun deinem Söhnlein als Popanz diene, um ihm das Weinen zu vertreiben? Und iſt denn jener ſanfte Eng , jenes gute, liebevolle Weib, iſt es denn wirklich vermögend, dir dein Herz auszufüllen, das große, weite, ſtürmiſche Herz? Dir deine Welt zu beleben, deine Wünſche zu ſtillen, die Flamme deines Geiſtes mit Gegenflamme zu umflackern? Ach, Norcroß, du haſt die Flamme gedämpft, aber ſie wird bald um ſo rieſiger hervorbrechen; du betrügſt dich mit dem elenden Scheine des Glücks; dies Glück kann deine Bruſt nicht lange ertragen. Schon fängt es an, in dir zu ſieden und zu gähren; es wird losbrechen. Norcroß, dies ſanfte Weib verſteht dich nicht. Ach, die Flammenbilder, ſtrahlende Geburten deiner wildtobenden Phantaſie, werden von ihr für die ſtillen Glanzlichter ſüßer Gefühle gehalten. Sie kennt dich nicht. Auf dieſem Vulkane ruht die holde Schäferin und hält ihn für einen Blumenhügel und freut ſich des üppigen Graſes für ihre Lämmer. Wehe! Wehe! Ich hör' es brauſen in ſeinen Tiefen; ſie kennt dieſe Laute nicht; es ſteigt, es flammt, es tobt. Der Tag muß kommen, wo die Lavaglut, hochemporgeſprudelt aus dem ſchwarzen Krater, über ihr unſchuldiges Haupt als ein verzehrender Feuerſtrom hereinbrechen und ſie, die Aermſte, vernichten wird! — Ach! ach! Schon beginnt der alte Gram an meiner Seele zu nagen. Fort! fort! Ich muß ihn in des Meeres ſchwellenden Fluthen erſäufen." Alſo ſprach die Stimme in dem Armen, alſo ſprach er ſelbſt, und geſcheucht von den Wirrbildern ſeiner Phantaſie, floh er mit einem Schreckensſchrei zu Dina's Bette, wie unter den Schutz einer heilſpendenden Aegide. Und das liebe Weib ſchlug die blauen Augen auf und ſchaute ihn verklärt an, daß der Friede wie ein Honigſtrom daraus in ſeine wunde Seele floß, und er bald alle dunkeln Gedanken vergeſſen hatte.

Auf dieſe Weiſe waren ſchon mehre Wochen vergangen; Norcroß ſchien ſich ganz der Pflege der jungen Mutter zu widmen, aber jene mahnenden Stürme wurden heftiger und wiederholten ſich öfter, obgleich er tief in der Bruſt verſchloß, was ſie ihm zuflüſterten; ſie waren wie zudringliche Gläubiger; was er auch beginnen mochte, ſie zu verſcheuchen, ſie kamen, ſie ſchlichen ſich durch die kleinſten Ritze ſeiner Sinne in die Seele. Nur Dina's gemüthliche Stimme, nur ihre ſeelenvollen Augen konnten ſie verbannen; wenn ſie um ihn webte und ſchaffte in ſtiller, traulicher Wirkſamkeit, dann fühlte er ſich frei und ledig, und er floh oft mit Angſt zu ihr. Aber wenn er einige Tage in ihrer Nähe verweilt, ſehnte er ſich plötzlich von ihr hinweg, dann ergriff ihn ein höherer Geiſt, er kam ſich wie Herkules im Dienſte der Omphale vor; er rannte fort und in ſeinen wüſten Kopf zogen die nächtlichen Geiſter ein. Das waren die beiden Seelen, die in ſeiner Bruſt kämpften; die eine leitete ihn zur ſtillen, gemächlichen Ruhe, zum freundlichen Frieden des Hauſes, die andre wollte ihn auf Adlerflügeln forttragen in Kampf und Streit, in Sturm und Wellen, in das fieberiſche Toben der Kräfte, fort zu den ſchimmernden Paläſten des Ruhms.

Obgleich Norcroß ſchon mehrmals bei dem Könige Audienz gehabt, ſo war doch noch nicht viel von der Zukunft die Rede geweſen, ſondern allein von der Gegenwart und Vergangenheit. Der Kapitän hatte dem Könige genauen und ausführlichen Bericht über ſeine Fahrten in Frankreich und Dänemark abſtatten müſſen, und der König ihm manches Zeichen ſeiner Gnade ertheilt. Norcroß ſelbſt hatte noch keinen Fuß wieder in den Hafen geſetzt, und ſelten daran gedacht, bald ein neues Schiff zu beſitzen. Da ſandte der König an dem Tage, wo Dina ihr Neugebornes dem Herrn zur Weihe darbrachte, ein koſtbares Geſchenk, auch der Feldmarſchall Mörner beſchenkte ſeine Baſe, ſo wie der Gouverneur Godenhielm, und der

Erſte ließ dabei verlauten, daß der König eine beſondere Affection für Norcroß gefaßt habe, und ihn mit ſeiner Gnade vor allen Andern bedenken werde.

Als Norcroß am folgenden Tage ſich beim Könige melden ließ, kam ihm der Monarch freundlicher entgegen, als ſeine ernſte Natur gewöhnlich zuließ, und nachdem der Kapitän ſeinen unterthänigſten Dank in geziemenden Worten ausgeſprochen hatte, verſetzte Karl huldreich: „Es war ja nur eine Kleinigkeit, Kapitän, und allein für Eure Hausfrau beſtimmt. Und nun wißt Ihr doch, daß ich die Männer lieber mag, als die Weiber, und deshalb den brauchbaren Männern auch lieber viel gebe, als den unbrauchbaren Weibern wenig. Daraus mögt Ihr abnehmen, was ich wohl für Euch beſtimmt haben möge.“

„Da Ew. Majeſtät wünſchen, daß ich rathen ſoll, ei nun, ſo bin ich des Glaubens, Sie haben mir ein neues Schiff bauen laſſen, damit ich meinen alten Graf-Mörner vergeſſen ſoll.“

„Falſch geſchoſſen. Das Schiff mögt Ihr Euch ſelbſt bauen laſſen nach Euerer eigenen Vorſchrift. Laßt's Euch vom unterſten Querholz des Kiels bis zur äußerſten Spiere neu herrichten, laßt Euch die Kanonen dazu gießen! Ihr ſollt freien Willen haben. Aber Männer wie Euch weiß der König von Schweden beſſer zu belohnen. Kapitän Norcroß, Ihr habt in den drei Jahren, die Ihr in meinen Dienſten ſteht, der Krone Schweden ein hübſches Kapital eingebracht. Keiner von meinen Kapern und Kommisfahrern hat ſo viel Priſen in meine Häfen geſchickt, als Ihr — was ſag' ich! Keiner den vierten Theil ſo viel. Ihr habt der ſchwediſchen Flagge Reſpekt verſchafft in unſern Nachbarmeeren, und Euern Namen kennt man von der oberſten Spitze von Finnmark an bis zum fernen atlantiſchen Ocean hinab; aber ich allein hab' Euch erprobt als einen braven, für meine Perſon und meine Sache wohl portirten Mann, und was auch Euere Neider und heimlichen Feinde ſagen mögen, ich weiß Euch zu ſchätzen. Von heute an ſteht meine Schatzkammer Euch offen; zieht auf meinen Schatzmeiſter ſo viel Ihr zu Euern Planen braucht und um als ein Mann zu leben, den der König von Schweden ſeinen Freund nennt. Wenn das Jahr um iſt, mögt Ihr mir Rechnung ablegen."

„Ich werde Ew. Majeſtät unbeſchränktes Vertrauen zu rechtfertigen ſuchen."

„Das weiß ich, Kapitän. Dann will ich Euch ferner freigeſtellt ſein laſſen, ob Ihr fernerhin als Kaper die Meere durchſtreifen, oder in meine Admiralität eintreten wollt. Ihr habt Euch durch Tapferkeit und Anhänglichkeit ſchon lange einen guten Platz in derſelben verdient, und eine Commandoſtelle ſoll Euch nicht entgehen. Wählt, was wollt Ihr thun?"

In Norcroß entbrannte ein heftiger Kampf. Plötzlich öffnete ſich ihm die Ausſicht auf ein Leben voll Ruhe und Bequemlichkeit. Als Mitglied der Admiralität konnte er das ganze Jahr über in Stockholm bleiben, die Freuden der Hauptſtadt in ſteter Geſellſchaft ſeines Weibes genießen, konnte ſich, von des Königs Huld ſo reichlich bedacht, ein Landgut in der Nähe der Reſidenz kaufen, und ſeine Tage ohne Sorge und Bekümmerniß zubringen. Dieſe freundlichen Bilder führte der Geiſt des Friedens in ſeiner Bruſt raſch an ſeinem innern Auge in hellem Farbenglanze vorüber, aber der Geiſt der Bewegung, der wahrhaftige Lebensgeiſt, der die Welt erhält und alles Große erzeugt, überflügelte die freundlich beleuchteten Bilder mit ſeinen Flammengemälden der Schlachten, der Stürme, des ewig bewegten Meeres, ſeines alleinigen und wahren Abbildes auf Erden. Und er hörte im Geiſte den Donner der Kanonen, das Geräuſch der Wellen, das Brüllen der Brandung, er ſah Seeland aus den ſtürmiſchen Gewäſſern emporſteigen und ein herrliches Weib an ſeiner Küſte ſtehen, das ihm winkte und zurief: Komm, ich bin ja endlich doch noch Deiner Kämpfe Preis! Da ſprach er zum Könige:

„Auch dieſe Gnade werde ich mit Freuden annehmen, großmächtigſter König und Herr, wenn Ew. Majeſtät einen förmlichen Seekrieg mit Dänemark und England beginnen. Dann gibt es zu thun für mich. So lange dies aber nicht der Fall iſt, mögen Sie mir erlauben, nach wie vor auf die Kaperei auszuziehen. Ich kann die Ruhe und Behaglichkeit nicht wohl ertragen; die ſechs Wochen, welche ich nun ſchon hier auf der faulen Haut zugebracht habe, ſind mir eine verhaßte Ewigkeit geworden.“

„Recht ſo!“ verſetzte der König und ſchlug den Kapitän auf die Achſel, welches jedesmal ein Zeichen ſeiner höchſten Gnade war. ‚Ihr ſeid gerade wie ich, und deshalb mag ich Euch auch ſo gern. Man muß mit dem Pfunde wuchern, das man erhalten hat. Nun, zum Seekrieg denk' ich, dürfen wir nicht viel Zeit mehr kaufen. Ich ſtehe ſcharf mit England, und Dänemark ſoll dieſen Herbſt noch an mich denken. Habt Ihr mit Görz geſprochen?“

„Als der Herr Baron zum letztenmal von der Inſel Aland hier war, hatte er kaum Zeit, meine gehorſamſte Aufwartung anzunehmen. Er konnte mir nur wenig Worte ſchenken.“

„Er hatte große Eile. Doch wird er Euch geſagt haben, daß wir Norwegen durchaus noch haben müſſen, eh' dies Jahr herum iſt. Zuerſt ſoll mir Frederikshold dran; es iſt der Schlüſſel zu Norwegen. Und oben laſſe ich Throndjem erobern. Hab' ich's ſo von beiden Seiten, ſo entgeht mir kein Zoll breit Land. Mit dem Frühjahr wird der Seekrieg beginnen; denn der hannöverſche Kurfürſt wird ſeinen in Gott geliebten Bruder Schelm von Dänemark beiſtehen. Nun, bis dahin könnt Ihr noch manchen guten Fang machen."

„Ich denke doch, das Glück wird nicht an meiner Fregatte, ſondern an meiner Perſon haften. Und iſt's nicht mit dem wackern Schiff in den Meeresgrund gefallen, ſo ſoll Ew. Majeſtät auch ferner mit mir zufrieden ſein."

„Ihr wißt, wie ich dem engliſchen Geſandten heimgeleuchtet habe. Mir ſolche Anträge zu machen! Ich will, daß Jakob Stuart König von England werde, und es ſoll geſchehen. Ich habe ſeit der engländiſchen Unhöflichkeit Befehl gegeben, alle Schiffe mit der großbritanniſchen Flagge wegzunehmen. Iſt das nicht eine Prahlerei und Großthuerei: Großbritannien! Als wenn's mit England und Schottland ſchlechtweg nicht auch abgemacht wäre? Nun, wir wollen's ihnen vertreiben, Jakob der Dritte ſoll wieder König von England und Schottland heißen."

„Dadurch werden Ew. Majeſtät Dero Verdienſten die Krone aufſetzen."

„Alſo nehmt mir die engländiſche Flagge auf's Korn, Kapitän. Auf Euch rechne ich am meiſten. Sagt mir doch, was haltet Ihr von Kapitän Flaxmann? Er iſt Euer Landsmann und Ihr kennt ihn ſchon lange. Wie iſt mir doch, habt Ihr ihn nicht nach Stockholm gebracht?"

„So iſt's, Ew. Majeſtät zu dienen."

„Er war früher Major als Sohn des Lords Palmerſton. Er hat gute Gründe, dieſen Namen zu haſſen. Ich verdenk' ihn nicht darum, daß er den Namen Flaxmann in meinen Dienſten führt. Wißt Ihr etwas vom Geheimniſſe ſeiner Geburt?“

„Ich habe nicht die Ehre. Zwar hat mich Lord Palmerſton mit ſeiner Freundſchaft, nie aber mit ſeinem unbeſchränkten Vertrauen beehrt, und ich fand es nicht für anſtändig, dasjenige von ihm zu erbitten, was er mir aus eigenem Antriebe verſagte.“

„Ihr thatet wohl daran, Kapitän. Glaubt Ihr wohl, daß er zum Seedienſt taugt?“

„Ew. Majeſtät darf ich meine wahre Meinung nicht verhehlen; Kapitän Flaxmann iſt einer der edelſten Menſchen, die ich jemals näher kennen zu lernen Gelegenheit gehabt habe; er beſitzt ſehr viele Tugenden, und unter dieſen ſtrahlt die Tugend der Tapferkeit hervor. Ich könnte Ew. Majeſtät glänzende Beweiſe davon erzählen. Aber deſſen ohngeachtet paßt Kapitän Flaxmann nicht zum Kriegsdienſt, weder zu Lande noch zu Waſſer, weder als Führer eines Linienſchiffes, noch als der eines freien Kaperſchiffes, als Kapitän froher, tapferer Jungen, die Kopf und Herz auf dem rechten Flecke haben, übrigens aber von der Welt nicht viel halten.“

„Ihr mögt recht haben, aber woran fehlt's bei Euerm Landsmanne? Er iſt ja ſogar Euer Schüler im freien Seeweſen und mit Euch zuerſt auf die Kaperei ausgezogen.“

„Wenn man auch lange mit ihm umgeht, man lernt ihn nie recht kennen und begreifen; denn was er heute liebt, verabſcheut er morgen, was er heute mit einer excentriſchen Begeiſterung erfaßt, daran geht er morgen kalt vorüber, und was ihm heute gleichgültig iſt, dafür raſet er andere Tage. Dabei beſitzt er eine Menge ungewöhnlicher Kenntniſſe, in denen er manchmal mit Liebe und Luſt arbeitet, die er aber dann wieder verachtet und liegen läßt. So hat er zu ſeinem Vergnügen und aus Wißbegierde Medizin ſtudirt, und ſich beſonders auf das Studium der Natur und ihrer Heilkräfte gelegt, ſo daß er Manches weiß, was unſern praktiſchen Aerzten fehlen dürfte; aber er wird es nie dazu bringen, ſeine Kenntniſſe zu irgend Jemandes Nutzen und Frommen anzuwenden. Ich habe ihn wohl, wenn er andere Sachen treiben ſollte, Tage lang botaniſiren gehen ſehen, aber wenn es darauf ankam, die Heilkraft einer Pflanze zu bewähren, ſtudirte er Mathematik oder lief wie ein Verrückter umher. So thut er faſt nie, was er ſoll, iſt bei keinem Dinge mit ganzer Seele und zürnt dazu ewig mit ſeinem Schickſale."

„Ja, ja," verſetzte der König, „dieſe Unbeſtändigkeit des Charakters iſt ein Familienfehler in ſeinem Geſchlecht, vom Vater auf den Sohn vererbt; daran erkenn' ich ihn. Nun, wir müſſen ihn ſchon dabei laſſen, wozu er die größte Luſt hat, und ihn anders beſchäftigen, wenn er will."

„Dies können Ew. Majeſtät auch getroſt; denn ſein treuer Diener, Freund und Rathgeber, der Bootsmann Courtin, iſt ein geſchickter Seemann und führt das Schiff gut. Flaxmann hat ihm Alles übergeben und leiht nur den Namen her."

„Ich dank' Euch für Euere Mittheilungen, Kapitän," ſagte der König herablaſſend und winkte zum Abſchied mit der Hand. „Gott befohlen!"

## 7.

## Eine Schlinge.

Norcroß hatte nun wieder einen Gegenſtand für ſeine Thätigkeit, und der raſche Eifer, womit er ſich von Neuem zu regen begann, war geeignet, ihn weder den verſuchenden Geiſtern zu überliefern, noch jener troſtloſen Schlaffheit, die ihn im Umgange ſeines Weibes allmälig bedrohte. Schnell traf er Anſtalten zum Bau eines neuen Schiffes, und ſetzte Zimmerleute, Weber, Schmiede und Stückgießer in Bewegung, indem er von einem zum andern lief, Alles ſelbſt anordnete, verbeſſerte, nachhalf; und oft ſah man den König oder den Grafen Mörner, den General Armfeld oder den Baron Görz, wenn dieſer von Aland zugegen war, oder andre der vornehmſten Herren vom Hofe und vom Militär mit ihm auf den Werften und in den Stückgießereien gehen und verkehren.

Norcroß galt zu dieſer Zeit allgemein für einen Günſtling des Königs, und da man wußte, daß er, beim Beginn des Seekriegs gegen Dänemark, in die Admiralität treten würde, ſo zweifelte Niemand daran, ihn in Jahr und Tag als Schout-by-Nacht oder Vice-Admiral zu ſehen, und wenn dieſe Meinung auf der einen Seite ihn mit kriechenden Schmeichlern umgab, ſo ſammelte auf der andern der Neid, einen Ausländer ſo bevorzugt zu ſehen, nur um ſo ſtärkeres Gift, um es bei ſchicklicher Gelegenheit über ihn zu gießen.

Schon damals beſtand die Partei, wenn auch in ihrer Tendenz und in ihren Nebenabſichten noch nicht ſo ausgebildet, wie fünf Monate ſpäter, aber ihrem Hauptzweck nach, die abſolute Macht des Königthums nämlich, ſeit Karl dem Elften in Schweden beſtehend, zu ſtürzen und dem Reichsrathe, oder vielmehr der mächtigen Ariſtokratie des Reichs, die erſehnte Gewalt wieder in die Hände zu ſpielen. Karl der Zwölfte hielt die Großen ſeines Reichs mit der eiſernen Zuchtruthe ſeines Willens in den Schranken ihrer Ohnmacht zurück; dies empörte die reichen Adelsgeſchlechter, welche ſonſt Theil an der Regierung des Landes gehabt hatten, und in ihren geſelligen Kreiſen wurde oft der frühere Zuſtand der Dinge zurückgewünſcht. Dieſe Gemüthsrichtung blieb dem Könige nicht unbekannt, er aber, auf ſeine abſolute Macht und eigne Kraft vertrauend, kümmerte ſich nicht darum, und da ihm der talentvolle Kopf willkommen war, er mochte ein Ausländer oder geborner Schwede ſein, ſo wurden gar oft gute Stellen mit Ausländern beſetzt, ja, um die ihm verhaßte Eiferſucht des hohen Adels zu demüthigen, waren es nur Ausländer, die er die letzten Jahre über mit ſeinem Vertrauen beehrt hatte. Unter dieſen ſtand der geniale Schlitz von Görz oben an, ein Mann von großen Talenten und der Freundſchaft eines ſolchen Königs würdig.

Und gleichſam um ſeinem hohen Adel zu zeigen, daß es gar nicht der Bedienſtung in Schweden bedürfe, um in Schweden Alles zu ſein, ſondern allein des Willens, des Vertrauens des Königs, hatte er ſeinem Freunde Görz keine Miniſterſtelle ertheilt; Görz war und blieb Ausländer und doch lagen in ſeiner Hand die Zügel des Reichs, doch war er der allmächtige Lenker des Staats. Ein ähnliches Verhältniß fand mit dem Grafen von der Natte ſtatt.

Und eben ſo ſchien es mit dem Freibeuter John Norcroß werden zu wollen. Man ſah in Schweden allgemein ein, daß der Friede mit Rußland ganz allein Görzens Werk war, man begriff, daß, wenn die Unterhandlungen auf der Inſel Aland das von Görz erwünſchte, für Schweden höchſt günſtige Ende erreichten, Karl der Zwölfte, in Verbindung mit dem Zaar Peter die zwei größten Fürſtengeiſter ihrer Zeit im Verein, allen ſeinen Feinden furchtbar werden müſſe. Es war vorauszuſehen, daß, wenn dieſe gewaltigen Naturen verbunden nach einem Ziele hinſtreben würden, Dänemark verloren ſei und Georg der Erſte am längſten die großbritanniſche Krone getragen habe. Wer ſollte dann Damm ſein einer ſo großen Macht, von zwei ſo großen Geiſtern angeführt? Das kleine Dänemark? Seeland war ſogleich von einer ruſſiſchen Seemacht verſchlungen, Norwegen von Schweden beſetzt. Großbritannien? Die wilden Schotten waren Alle noch mit Leib und Seele dem vertriebenen Hauſe Stuart ergeben, welches einſt in ihren Bergen aufgeblüht, geglänzt und von ihnen aus nach England gezogen war. In England ſelbſt kannte man eine große Menge Anhänger der Stuarts, es war auf alle Torys zu rechnen; Irland wünſchte einen katholiſchen König. Es war alſo nichts gewiſſer, als daß bei Annäherung einer großen ſchwediſch-ruſſiſchen Macht der Sturz der beſtehenden Regierung ſogleich im Lande ſelbſt vollführt werden würde. Frankreich aber war durch die unſinnigen Kriege ſeines großen Ludwig gänzlich erſchöpft, es konnte kaum in Betracht kommen, da auch der Herzog-Regent kein Mann von Charakterſtärke war. Alberoni's Feindſeligkeit in Spanien gegen Frankreich und England kündigte ſich ſchon von ſelbſt als einverſtanden mit des Schwedenkönigs Plänen an; um die im utrechter Frieden verlornen ſpaniſchen Nebenländer wieder zu gewinnen, um die verhaßte Quadrupelallianz Frankreichs, Großbritanniens und des deutſchen Reichs (auf Hollands Beitritt war gerechnet), welche ſeinen Plänen entgegenarbeitete, zu zerſtören, verſtand es ſich von ſelbſt, daß er mit Rußland und Schweden gemeinſchaftliche Sache machte, und den letzten Sproß der Stuarts nach Kräften unterſtützte, damit derſelbe den Thron ſeiner Väter wieder beſteige. Das deutſche Reich endlich, oder vielmehr das Haus Oeſtreich in Kaiſer Karl VI. an deſſen Spitze, war durch den bis zum Juli dieſes Jahres fortgeſetzten Türkenkrieg ſehr geſchwächt und konnte unmöglich irgend einen Widerſtand von Bedeutung leiſten.

So ſchien es, als könne der Ausführung des großen Plans Görzens nichts mehr hinderlich ſein. Die Partei des hohen ſchwediſchen Reichsadels ſah mit Zittern dem Augenblicke entgegen, wo Görz und ſein Anhang zur Belohnung vom Könige alle hohen Stellen erhalten, wo der ſchwediſche Adel ganz zurückgeſetzt, wo ſein Glanz völlig erloſchen und auch nicht einmal der Schatten ſeiner ehemaligen Macht im Reichsrath verbleiben würde. Es konnte nicht fehlen, daß dieſe Stimmung der ſchwediſchen Großen in den Kabinetten von Windſor und Verſailles bekannt wurde, und daß, als Rückwirkung, franzöſiſche und engliſche Spione das ſtillglimmende Feuer in Schweden anzublaſen bemüht waren.

An der Spitze der antigörziſchen Partei ſtand ein Graf Horn, durch vielfache Talente ausgezeichnet, aber vom Könige zurückgeſetzt; es iſt aber mehr als wahrſcheinlich, daß des Königs jüngere Schweſter Ulrike Eleonore und deren Gemahl, der Prinz Friedrich von

Heſſen-Caſſel, vom deutſchen Kaiſer gewonnen, eigentlich die Häupter der Unzufriedenen waren, und wenn auch nicht ſelbſt handelten, doch handeln ließen.

Eingehüllt in den dichteſten Schleier des Geheimniſſes waren übrigens die Berathungen dieſer Partei ſchon eine Zeitlang gehalten worden, während eben ſo lange, eben ſo geheim und mit derſelben Regſamkeit von der andern, der görziſchen Partei, der ſchwediſch-ruſſiſche Friede zu Aland betrieben wurde.

Norcroß' auftauchendes Geſtirn that durch ſeinen Glanz den Augen der ſchwediſchen hohen Adeligen weh; obgleich ſie den König haßten, ſo gönnten ſie doch dem Engländer ſeine Gunſt nicht. Es wurden daher allerlei Verſuche gemacht, ihn aus dieſer Gunſt zu verdrängen und zu ſtürzen.

Seit der Kaperkapitän mit ſeinem neuen Schiffbau beſchäftigt war, ſah er oft einen Mann in ſeiner Nähe, bald auf den Werften, bald im Hafen, bald an andern öffentlichen Orten, der augenſcheinlich ſeinen nähern Umgang ſuchte. Es war dies ein deutſcher Edelmann, Namens von Wellſtrupp und mit dem Prinzen Friedrich von Heſſen-Caſſel als Kammerherr nach Stockholm gekommen. Dieſer Mann war Norcroß nicht unbekannt; er war früher oft mit ihm in Geſellſchaft geweſen und hatte ſogar bei ſeiner Werbung um Fräulein Dina von Broke einen Nebenbuhler in ihm geſehen, ſpäterhin ihn aber wenig mehr beachtet.

Wellſtrupp war ein feingebildeter Hofherr, hatte ſeine Studien mit gutem Erfolge abſolvirt, hatte dem deutſchen Reiche als Infanteriehauptmann mit Auszeichnung gedient und verfolgte mit eben ſo gutem Glück die ſchlüpfrige Hofbahn. In ſeinem geglätteten Weſen, in ſeiner gewandten, ſchmiegſamen Aalsnatur lag aber etwas für Norcroß Unleidliches, und ſo kam es auch, daß er ziemlich kalt gegen die Freundſchaftsbewerbungen des deutſchen Kammerherrn blieb. Inzwiſchen, wie dies oft zu geſchehen pflegt, die Gewohnheit überſchüttet und ebnet die erſten Eindrücke, und wen man täglich ſieht, wird einem endlich leidlich, wenn er nur einige angenehme Seiten hat. Und dieſer hatte Wollſtrupp mehre; er war unterrichtet und bewandert, ſprach mit liebenswürdiger Eleganz, konnte Tage lang unterhalten, ohne daß man die mindeſte Langeweile verſpürte, und fällte in den meiſten zweifelhaften Dingen ein richtiges Urtheil.

Norcroß bemerkte einigemale, daß der Kammerherr ſich in ſeinen Anſichten über die Politik des Tages der Quadrupelallianz geneigt zeigte, doch machte er ſich daraus nichts, und that, als überhöre er dergleichen Aeußerungen. Allmälig mußte er aber die alten Geſchichten immer wieder hören von der Unächtheit des Prätendenten, von dem Verderben, in welches Karl XII. das Schwedenreich durch ſeine ungeheuren meiſt unglücklichen Kriege geſtürzt habe, von den wohlmeinenden Abſichten des Königs von Dänemark, ſein Reich in Ruh und Frieden zu regieren, und ſeinen Wohlſtand dauernd zu begründen, worin er ſtets von Schweden geſtört werde, von dem herrlichen und ſtaatsklugen Plane des Herzogs von Orleans, Regenten von Frankreich, die Schuldenlaſt zu tilgen und die Wunden des franzöſiſchen Reiches zu heilen. Er ſprach ferner von der Regierungsuntauglichkeit der Stuarts, zählte die Fehler derſelben auf und pries die weiſe Regierung Georg's I., rügte die Zurückſetzung und Beſchränkung, welche der ſchwediſche Reichsrath vom Könige erdulden müſſe u. dgl. m. Norcroß widerſtritt, der Kammerherr gab nach, wußte aber ſeine Meinung mit einer ſchlauen Dialektik zu vertheidigen, der der Kaperkapitän nicht gewachſen war; und wenn er auch ſtreng ſein Glaubensbekenntniß vertheidigte, ſo mußte er doch geſtehen, daß Wollſtrupp das ſeinige in ein weit glänzenderes Licht zu ſetzen im Stande war. Uebrigens blieben Beide durch Wollſtrupp's feines Betragen trotz ihrer Meinungsverſchiedenheit in gutem Vernehmen mit einander.

Eines Tages waren ſie wieder zuſammen auf dem Werft — es war ein heißer Auguſttag und der Bau des Schiffes ſchritt ſeiner Vollendung entgegen — da kam der Baron Görz, welcher Tags zuvor von Aland angelangt war, in Begleitung des Kapitän Flaxmann ebenfalls dorthin, um Norcroß aufzuſuchen. Norcroß und Flaxmann begrüßten ſich mit Herzlichkeit; der Letztere war vor einigen Tagen erſt von einer Seereiſe von Rußland zurückgekehrt und Beide hatten ſich noch nicht wieder geſehen; Görz ſchüttelte Norcroß freundſchaftlich die Hand.

Wollſtrupp entfernte ſich mit einer an Kriecherei gränzenden Artigkeit. Als er fort war, ſagte Görz: „Was habt Ihr doch mit dieſem Manne, Norcroß? Hinter dieſer Katzenfreundlichkeit ſteckt auch Katzenfalſchheit. Ich mag die Leute nicht, die mir immer in's Geſicht grinſen. Ich muß Euch ſagen, der Menſch ſcheint mir verdächtig.“

„In der That mir auch,“ verſetzte Norcroß. „Daß ich aber nichts mit ihm habe, möge Ihnen der Umſtand bezeugen, daß wir in politiſcher Hinſicht ganz entgegengeſetzten Richtungen folgen. Er iſt ein Vertheidiger des ſchwediſchen Reichsadels, der engliſchen Whigs und Hannoveraner, der franzöſiſchen Orleaniden; aber er ſpricht über Alles ſo manierlich, daß man ihm nicht zürnen kann.“

„Wirklich?!“ ſagte Görz bedenklich. Dann fuhr er nach einer kleinen Pauſe ernſten Nachdenkens fort: „Hört, Kapitän, thut mir den Gefallen, Euch ſcheinbar zu des Kammerherrn von Wollſtrupp Anſichten zu neigen. Stellt Euch geſchickt und allmälig an, als ob Ihr überzeugt würdet, Ihr hättet erſt Unrecht gehabt. Es ſteckt etwas dahinter, das müſſen wir herauslocken.“

„Mit Freuden!“ erwiederte Norcroß. „Er iſt zwar ſchlau, aber er läßt ſich doch aushorchen.“

„Wie weit ſeid Ihr mit Euerm Schiffe?“ fragte der Baron.

„Kommen Sie und nehmen Sie es ſelbſt in Augenſchein. Es wird eben getakelt und morgen die letzte und größte Kanone dazu gegoſſen.“

„Gewiß die für Juel Swale beſtimmte?“ fragte Flaxmann.

„Ihr habt es errathen, Herr Kamerad, die, welche ſeinen Namen mit dem ehrenden Beinamen Donnerſchütz führen ſoll. Er verdient's, der wackre Junge.“

„Gewiß, er verdient noch mehr. Und ich wette, er wird mit den Jahren den Lohn ſeiner Verdienſte erlangen.“

„Ich habe ſchon von Kapitän Flaxmann gehört, wer der Knabe iſt, von welchen Ihr ſprecht,“ ſagte der Baron Görz. „Er ſoll ein gutes Spiontalent haben und von Euch ſchon zu wichtigen Dienſten gebraucht worden ſein, Kapitän Norcroß. Vielleicht könnten wir die geiſtigen Gaben des pfiffigen Burſchen jetzt mit gutem Vortheil in Anſpruch nehmen. Wir ſind nämlich gekommen, Euch einen Antrag beſonderer Art zu machen, Norcroß. Die Friedensunterhandlungen mit Rußland gedeihen immer erfreulicher;

jetzt eben kömmt es darauf an, den Zaar von meiner Behauptung zu überzeugen, daß Schottland ſogleich auf das Verſprechen unſeres Beiſtandes die Waffen gegen den Uſurpator der engliſchen Krone erheben und in Maſſe aufſtehen wird, ſobald wir ihm das Signal geben. Es iſt daher nöthig, daß ich einen geſchickten Mann nach Schottland ſchicke, der die ſchottiſchen Baronen und Lairds unter einen Hut bringe, damit ſie ein Dokument unterzeichnen, worin meine dem Zaar gegebene Verſicherung beſtätigt wird und dieſelbe durch einen Geſandten dem Zaar überſchicken. Wer wäre dazu paſſender, als Ihr? Ihr habt mir ſchon in ähnlichen Fällen zu meiner Zufriedenheit gedient, Ihr werdet auch dieſes Geſchäft pünktlich beſorgen."

„Thut es zur Ehre unſers Vaterlandes," bat Flaxmann mit Wärme. „Es gilt ja die Wiedereinſetzung des rechtmäßigen Königs von England. Es gilt ja der Sache der Wahrheit und des heiligen Rechtes, für die Ihr immer entflammt ſeid. Der engliſche Thronerbe irret und duldet in fremden Landen, ißt das Gnadenbrod fremder Könige, während der Dieb ſeiner Krone ſich in London brüſtet. Ihr ſeid immer gleich mir für die Sache der Stuarts geweſen; nun iſt der Augenblick gekommen, wo es gilt, Euere guten Grundſätze durch gute Handlungen zu bethätigen, wo Jeder, unſerm Rechte Wohlgeſinnte, aus allen Kräften wirken muß, das ſchön winkende Ziel mit erſtreiten zu helfen. Der Zaar und Alberoni ſind auf unſerer Seite; gelingt es, alle Jakobiten in Schottland, England und Frankreich zuſammenzubringen, ſo kann der entſcheidende Schlag bald geſchehen und über das Jahr um dieſe Zeit iſt Jakob III. König von England und Ihr, Freund Norcroß, Admiral der engliſchen Flotte.'

„Ihr ſeid einmal wieder ſtark paſſionirter Jakobit," lächelte Norcroß auf Flaxmann's feurige Rede; „ich weiß Zeiten, wo Ihr an allen politiſchen Händeln einen Ekel hattet."

„Rügt nicht die Schwachheit menſchlicher Natur! Freilich iſt in unſer Leben ein ewiger Widerſtreit gelegt. Greift doch in Euere eigene Bruſt und fragt Euch, ob bei Euch Alles ausgeglichen und ruhig iſt, oder ob Ihr nicht auch hin- und hergeriſſen werdet von ſich widerſtrebenden Geiſtern."

Norcroß erſchrak; er ſah ſein Spiegelbild; auch ihn zermarterte ein innerer Streit, obgleich von ganz anderer Art als der, welcher in Flaxmann's Buſen tobte.

„Die Sache der ewigen Wahrheit hat das heiligſte Recht an uns," fuhr Flaxmann begeiſtert fort, „und ihr müſſen am Ende alle Gefühle der Menſchenbruſt unterthan ſein. Und hat nicht Jakob Stuart Recht und Wahrheit auf ſeiner Seite? Auf! Norcroß, helft es ihm erkämpfen!"

„Ich war von je Englands rechtem König und Herrn mit Wort und That ergeben; auch jetzt ſoll ihm meine geringe Hülfe nicht entgehen. Der Prätendent kann ſtets auf mich rechnen, ſo wie Se. Majeſtät der König von Schweden und Sie, Herr Baron. Beſtimmen Sie mir die Zeit meiner Abreiſe und unterrichten Sie mich genau über die von mir zu beſorgenden Geſchäfte in Schottland."

„Ich geb' Euch Briefe an einige der reichſten ſchottiſchen Barone nebſt genauen Inſtruktionen. Euer Schiffsjunge wird Euch dabei von trefflichem Nutzen ſein. Ende dieſes Monats oder Anfang September ſpäteſtens müßt Ihr abreiſen. Kann bis dahin Euer Schiff vollendet ſein?“

„Gewiß, wenn ich den Bau eifrig betreibe.“

„Wohlan, ſo betreibt ihn! Vier bis fünf Wochen habt Ihr in Schottland zu thun und könnt Ende October in Frankreich ſein, wo ich Euch gleiche Aufträge an die dortigen Jakobiten ertheilen werde.“

„Ich werde Alles zu Ihrer Zufriedenheit zu beſorgen wiſſen, Herr Baron.“

„Kehrt Ihr zurück, ſo iſt die Zeit da, unſere Seemacht einzurichten, und Euer erwartet eine Commandeurſtelle zum Lohn Euerer Verdienſte.“

Norcroß verbeugte ſich, und Görz reichte ihm noch einmal gnädig die Hand. Flaxmann ging mit Görz wieder vertraulich davon.

## 8.

## Kanonen- und Schiffstaufe.

Görzens Rath war nicht vergeblich geweſen. Norcroß ſpielte von dieſem Tage an mit dem Kammerherrn von Wellſtrupp ſeine Komödie. Zuerſt hielt er in ihrem Streite ihm weniger als ſonſt die Widerpart, ſtellte ſich dann mehr und mehr überzeugt und äußerte endlich, wenn ſich ihm nur eine Gelegenheit böte, vortheilhafter placirt zu werden, ſo ſei er gar nicht abgeneigt, die Dienſte des Königs von Schweden zu verlaſſen, der ihn trotz aller Freundſchaft ſchlecht bedacht habe. „Was hilft mir die freundliche Herablaſſung." ſagte er, „ich kann ſie beim Wechsler nicht zu Kleingeld machen und mir keinen Krug Wein davon kaufen. Obgleich man mir immer und immer vorſagt, der König ſei mein Freund, ſo bin ich doch Kaperkapitän, wie vor drei Jahren."

„Das iſt's ja eben, was ich Euch ſtets eingeredet habe, Kapitän," verſetzte der Kammerherr liſtig lächelnd, „ein Mann von Euern Kenntniſſen im Seeweſen, von Euern Reiſen und Erfahrungen, von Euern unberechenbaren Verdienſten um die Schatzkammer des Königs ſollte doch billig beſſer geſtellt ſein. Inzwiſchen gäb' es wohl andere Leute, die mit Freude Euere Verdienſte belohnen und mit der Krone der Vergeltung ſchmücken würden, es muß ja nicht der König von Schweden ſein."

„Ich wüßte nicht, wer weiter von mir Notiz nähme."

„Die Generalſtaaten würden z. B. Euch ſogleich ein Commando übergeben."

„Ich mag nicht abhängig ſein von wucheriſchen Kauf- und Handelsleuten. Behüte mich Gott vor ſolchem Krämerdienſt!"

„Die Krone Frankreich würde es ſich zur Ehre ſchätzen, Euch zu ihren Dienſtleuten zu zählen. Ich denke, ein Admiralſchiff mit den drei Lilien geſchmückt, wäre auch keine unfreundliche Wohnung für Euch."

„Das ließe ſich eher hören. Aber wo hätt' ich eine Ausſicht dazu?"

„Kapitän, ich verhehl' Euch nicht länger, daß ich von Frankreich beauftragt bin, tüchtige Männer für den See- und Landdienſt der franzöſiſchen Krone zu werben. Einer der vortrefflichſten Männer für den erſtern ſeid Ihr. Ich darf Euch eine Commandeurſtelle mit der gewiſſen Ausſicht auf baldige Beförderung anbieten. Ihr habt den Wunſch ſelbſt geäußert, franzöſiſche Dienſte zu haben, hier iſt ein ſchriftliches Inſtrument. Unterſchreibt daſſelbe und Ihr ſeid ſogleich Dienſtmann Frankreichs." Mit dieſen Worten zog er ein zuſammengefaltetes Papier aus der Taſche und überreichte es dem ſich freudig erſtaunt ſtellenden Kapitän. Zugleich war er auch mit Tintenfaß und Feder bei der Hand, welches er ebenfalls aus ſeiner weiten Rocktaſche geholt hatte, und machte auf dem Werktiſche eines Zimmermanns Anſtalten, ſich damit auszubreiten.

„Ich will's mir zu Hauſe mit Verſtand durchleſen und überlegen," ſagte Norcroß und wollte das Papier einſtecken.

„Ich bitt' Euch, Kapitän," rief der Kammerherr ängſtlich, „leſ't und unterſchreibt gleich jetzt. Ihr habt ja die ſchönſte Muſe dazu."

„Im Gegentheil bin ich durch Euern unerwarteten und mir ſo ſehr erwünſchten Antrag ganz zerſtreut. Ich muß mich wirklich erſt ſammeln, ehe ich etwas leſen kann. Ich bin jedenfalls der Euere, und morgen ſchon habt Ihr das Inſtrument unterſchrieben zurück."

„Aber eben ſo gut könnt Ihr's ja auch jetzt unterſchreiben, Kapitän. Was wollt Ihr zaudern? Ergreift Euer Glück ſchnell! Was bedarf es da des Ueberlegens? Hier iſt Tinte und Feder."

„Aber, Herr Kammerherr, Ihr werdet mich doch nicht zwingen. In meinem Leben habe ich noch keinen Wiſch in einer Zimmermannswerkſtätte unterſchrieben, geſchweige ein ſo wichtiges Inſtrument. Ich muß es zu Hauſe leſen und unterzeichnen und damit Baſta! und wenn Euch ſo ſehr an Eile liegt, ſo kommt heute Abend zu mir, dann ſollt Ihr's mit der Unterſchrift zurückerhalten."

„So will ich lieber jetzt gleich mitgehen!“

„Traut Ihr mir nicht, der ich Euch doch getraut habe? Wenn dies der Fall iſt, ſo nehmt Euer Papier wieder zurück, wie es iſt, und ich bleibe, wo ich bin. Hier iſt's!“

„Nein, ſo war es nicht gemeint. Ihr mißverſteht mich, Kapitän. Die Vorſicht und der Wunſch, Euch recht bald glücklich zu machen, veranlaßten mich zu ſolcher Eile.“

„Nun gut, ſo holt es dieſen Abend ab.“

Der Kammerherr ging und Norcroß verfügte ſich unverzüglich mit dem Papier zum König, weil Görz wieder nach Aland zurück war. Der König ließ ihn ſogleich vor ſich, und Norcroß unterrichtete ihn von des Barons Befehl in Betreff des Kammerherrn von Wollſtrupp und dem Erfolg deſſelben, indem er ihm das von letzterem erhaltene Inſtrument überreichte.

Der König durchlas die Schrift mit ſichtbarem Wohlbehagen und gab ſie dann mit den Worten zurück: „Görz gab Euch einen klugen Rath. Thut mir den Gefallen und unterſchreibt das Papier; wir wollen doch ſehen, was er hernach damit beginnen wird.“

Norcroß that nach des Königs Willen; am Abend holte der Kammerherr das Dokument und verſprach goldene Berge.

Am andern Morgen hatten ſich in der königlichen Stückgießerei auf dem Ritterholm, ohnfern dem Palaſte, mehre Freunde des Kapitäns und eine Menge Seeofficiere und Matroſen verſammelt. Norcroß gab nämlich in Juel's Namen, deſſen Ehrentag heute war, ein kleines Feſt. Noch vor Tagesanbruch war die Kanone gegoſſen worden, welche des jungen Matroſen Namen führen ſollte. Die Gießerei war feſtlich ausgeſchmückt und mit Kränzen behangen, ein großer

Volkshaufe harrte am Eingange, darunter eine gemeine Frau, die Witwe eines Schiffers, um die ſich die Menſchen drängten und ihren Reden horchten, ihr zu Gefallen ſchluchzten und weinten, und ihre Aeußerungen weiter trugen, bis ſie von Mund zu Mund gingen. Es war Juel's Mutter, die auf des Kapitäns Wunſch hierher gekommen war, ihrem wackern Jungen eine Ueberraſchung zu bereiten. Bald erſchien Kapitän Flaxmann mit einem Muſikchor, die Matroſen, welche mit Juel zuſammen auf dem Graf-Mörner gedient hatten, waren mit neuen Jacken, weißen Hoſen, hellrothen Leibbinden und Bändern auf den Hüten geſchmückt. Flaxmann ordnete ihre Stellung an. Juel's Mutter wurde herbeigeholt und unter die Matroſen placirt.

Bald darauf trat Kapitän Norcroß in der Staatsuniform mit Feierlichkeit in die Werkſtatt, Juel im neuen Matroſenanzug an der Hand. So wie ſie den innern Raum der Gießerei betraten, ſchallte ihnen ein Vivat der Verſammelten entgegen. Das Muſikchor ſpielte auf; Juel nahm ſeinen Hut ab und dankte beſcheiden.

Der Kammerherr von Wollſtrupp hatte ſich ebenfalls eingefunden und drängte ſich gewohnter Maßen an Norcroß. Dieſer beachtete ihn aber nicht. Hierauf ſagte er Jueln fade Schmeicheleien, der Burſche ſah ihn mit großen Augen an und antwortete keine Sylbe.

Während die Muſik ein Matroſenlied aufſpielte, in welches die meiſten ſingend einſtimmten, wurde die Kanone noch im Mantel aus der Grube gehoben und in den Vordergrund gebracht. Nun erhielt Juel einen Hammer und Norcroß befahl ihm, den Mantel zu löſen. Im weiten Kreiſe umſtand ihn das Volk. Juel that, wie ihm befohlen war. Nach wenigen Schlägen ſprang der Mantel, und die Kanone ſchälte ſich heraus. Sie ward mit Jubelgeſchrei begrüßt, die neugeborne Tochter des Kampfes, und die Gießer hoben ſie ſogleich auf ein bereitſtehendes Geſtell, ſo daß die Inſchrift von Allen geſehen werden konnte.

„Juel Swale Donnerſchütz!“ ſcholl's jetzt wie aus einem Munde, und der überraſchte Knabe ließ den Hammer fallen und ſtarrte mit freudethränenden Augen auf den Namen. Da trat der Kapitän hinter ihn und hob ihn auf die Kanone, ſo daß er reitend darauf zu ſitzen kam. Und: „Vivant, Vivant Juel Swale und Juel Swale Donnerſchütz!“ rief die Menge und des Knaben Mutter trat mit einem Blumenkranze heran und ſetzte ihm denſelben laut weinend auf den Kopf. Der Knabe ſank ihr ebenfalls weinend um den Hals und rief: „O lieb' Mütterlein, nun iſt meine Freude vollkommen, daß ich Dich auch hier ſehe. Das hat der Kapitän gethan. O wie dank ich ihm!“

Hierauf kamen die Matroſen mit einer Lavette und hoben die Kanone ſammt dem Knaben darauf und banden ihn mit Blumenketten feſt. Darauf gaben ſie ihm in jede Hand eine bunte Flagge und zogen unter Aufſpielung eines fröhlichen Marſches die Lavette an einem langen Schifftau, ihrer mehr als hundert, fort. Als ſie eben aus der Werkſtatt hinaus wollten, begrüßt vom Jubel des draußen harrenden Volkes, hieß es plötzlich: „Der König! Der König!“ Und das Volk bildete eine breite Gaſſe, durch welche König Karl an der Spitze mehrer Generäle und Admiräle hindurchſchritt. Alle Häupter entblößten ſich; eine tiefe Stille trat ein. Der König trat zu dem bekränzten Knaben heran und ſprach mit Würde:

„Mein Sohn, du haſt deinem König treu gedient, dein König dankt dir dafür. Sobald Kapitän Norcroß, nach meinem Wunſche, in die Admiralität tritt, biſt du Marinekadet und ſtudirſt die Seewiſſenſchaften auf meine Koſten. Nimm einſtweilen dies als Lohn!" Und damit übergab er ihm einen vollen Geldbeutel. Juel bedankte ſich und die Menge brachte dem Könige ein donnerndes Vivat. Hierauf wandte ſich Karl an Norcroß, ſagend: „Euch, Kapitän, danke ich für dieſen Knaben mit dieſem Papier. Euere Feinde hatten es ſchlimm mit Euch vor. Jener Schurke dort", er deutete auf Wollſtrupp, „glaubte Euch ſicher zu verderben, er hat nur dazu beigetragen, Euch in meiner Gunſt zu befeſtigen." Norcroß empfing das Dokument aus des Königs Hand zurück, welches man demſelben ſchon beim Lever überreicht hatte, um den Kaperkapitän zu ſtürzen; er warf es dem erſchrockenen Kammerherrn mit den Worten vor die Füße: „Hier, Elender, nimm das Zeichen meiner tiefſten Verachtung! Du biſt nicht werth, daß ein Ehrenmann Dir weitere Aufmerkſamkeit ſchenkt." Der feige Kammerherr floh aus der Gießerei.

„Die Burſche zechen heute auf meine Koſten, Kapitän!" ſagte der König und ging, vom Jubelruf des Volkes begleitet. Sogleich ergriffen die Matroſen das Tau und der lange Zug ſetzte ſich, unter Muſik und Geſang, in Bewegung, die Officiere folgten paarweiſe dem bekränzten Kanonenreiter, in Maſſen wälzte ſich das Volk um das ſeltſame Schauſpiel. Zur Rechten Juel's ging Norcroß, zur Linken ſeine Mutter. Die Muſik zog voran. So ging's vom Ritterholm langſam bis zum Hafen hinab, wo ein großer Schmaus, Tanz und Spiel, bei Bechergeläute, die ſchöne Feierlichkeit beſchloß.

Vier Wochen darauf hatte ſich eines Morgens noch mehr Volk im Hafen verſammelt. Alles wogte und drängte ſich, und die Ufer des Meerbuſens waren weithin mit bunten Menſchenreihen eingefaßt. Der König zog mit ſeinem Hofſtaate heran, er ſelbſt einfach wie immer. Im Hafen lag ein großes, neues Schiff, leuchtend wie ein Sternbild. Der Wind ſpielte luſtig in den flatternden Wimpeln, auf dem Verdeck war nichts als Leben und Bewegung. Boote umſchwärmten es in großer Anzahl; es wurde von allen Seiten in Augenſchein genommen. In ſtolzer Ruhe lag das neue Meerhaus und ließ ſich von den Wellen belecken, die wie in neugieriger Freude daran hinaufhuſchten. Eine prächtige Barke trug den König mit ſeinen Generälen, Admirälen und übrigen Hofherren an Bord der neuen Fregatte, welche heute getauft werden ſollte. Himmel und Meer ſchienen dieſen Tag durch das herrlichſte Sommerwetter feiern zu wollen. Die Sonne vergoldete die Waſſer und umſpann das neue Schiff mit Strahlen, gleichſam ſich freuend über den funkelnden Bau.

Der König ſtand auf dem Hinterdeck hoch und von allem Volke geſehen; Bänder wehten von den mit Blumenketten umwundenen Maſten herab. Der Muſikchor war auf dem untern Verdeck mit dem Hofſtaat und den Seeofficieren aufgeſtellt; Kapitän Norcroß, auf des Königs Befehl, vornan.

„Dieſe Fregatte ſoll heißen: Dänenfeind!“ rief der König laut. „Dänenfeind!“ flog's von Mund zu Mund auf dem Verdeck, über die Boote hin das Ufer entlang, bis der Donner der Kanonen den Ruf verſchlang. Juel Swale hatte das Recht, zuerſt zu ſchießen. Er weihte mit ſeiner Kanone das Schiff ein. „Dänenfeind“ jubelte er und legte die brennende Lunte auf; und „der Donnerſchütz“ bewährte ſeinen

Namen. Weithin rollte der Donner des Schuſſes über Land und Meer, und das Echo der felſigen Holme wiederholte ihn und trug ihn bis zu den Thürmen der Hauptſtadt hinab. Drauf wurden die vierundachtzig Kanonen des Dänenfeindes nacheinander gelöſt, die Taue, welche das Schiff noch am Ufer gehalten hatten, ebenfalls gelöſt, die Ruder ſetzten ſich in Bewegung, und unter Jubelgeſchrei und dem Schmettern der Muſik lief die Fregatte von Stapel. Unzählige Boote begleiteten ſie. Nach einer Stunde ließ ſich der König zurückrudern. Einer um den Andern von den Begleitern ſchied; endlich riß ſich Nercroß auch aus den Armen ſeines Weibes, und der Dänenfeind lief allein die noch ungewohnte Meerbahn ſtolz und ſicher, wie ein junges arabiſches Pferd, wenn es zuerſt die Rennbahn betritt.

## 9.

## Selige Vereinigung.

Der ſcheidende Herbſt fegte die Länder und peitſchte die Meere mit ſcharfem Beſen, als Nercroß, von Schottland herabſegelnd, nach dem Kanal einbog, welchen die Franzoſen den Aermel nennen, um in den Hafen von Calais einzulaufen. Theils auf ſeiner Fahrt nach Schottland, theils von dort nach Frankreich zu, hatte er verſchiedene gute Priſen gemacht und nach Schweden geſchickt, zum Beweis, daß das Glück mit dem Dänenfeind eben ſo gut über Meere wandle, wie mit dem Graf-Mörner, ſo lange nur der kühne Freibeuter ihr Führer ſei. Nun, da der October bereits begonnen, wollte er Görz' Befehle in Frankreich ausrichten, und hoffte, dies mit demſelben guten Erfolg auszuführen, wie es ihm in Schottland geglückt war. Durch dieſe freundlichen Ausſichten hatte er ſeine alte Feſtigkeit wieder erlangt und arbeitete mit Eifer in der Sache des Prätendenten, die er nun, und mit ihm alle ſeine Freunde und Parteigänger der Stuarts, bald zum Ziele gedeihen zu ſehen, mit Zuverſicht hoffte. So günſtig wie jetzt hatten die Aſpecten Jakob Stuart's noch nicht geſtanden und Jeder, der mit der Lage der Dinge vertraut war, mußte ihn ſchon ſtill als König von England anerkennen.

Die herbſtliche Sonne warf eines Spätnachmittags zum Abſchied den gekräuſelten Wellen ihr Glanzgold in den Schooß, da wurde auf dem Dänenfeind ferner Kanonendonner vernommen. Sogleich gebot der Kapitän Stille und bedeutete den Ausgucker, nach dem Gegenſtand zu ſehen, von welchem die Schüſſe ausgingen. Dem Schalle nach kamen ſie von Steuerbord, und das Schiff wurde ſogleich rechts gedreht, und die Segel danach geſtellt. Bald fiel der Wind hinein und ſchwellte ſie, leicht und gefällig hüpfte der ſchöne Rieſenbau nach der angegebenen Richtung hin, und nicht lange darauf rief der Matroſe im Maſtkorbe, daß er zwei Schiffe im Kampfe mit einander entdecke.

„Setzt noch ein Segel bei!“ befahl der Kapitän. „Drauf und dran!‘ Einen Augenblick darauf flog das Schiff, als wollte es Berge überſegeln.

Nach einer halben Stunde rief der Matroſe im Korbe: „Die ſchwediſche und die däniſche Flagge!“ Norcroß viſirte mit ſeinem Glaſe und fand die Angabe beſtätigt. Aber es war, als ob der Wind abfallen wollte, und der Kapitän forderte mit Ungeſtüm, das Schiff in einen Segelwald zu hüllen und die Riemen zu ſtreichen. Da raſſelte die neue, ſchwere Leinwand herab und verdunkelte das Verdeck. Der Wind fiel zwar noch hinein, hatte aber nicht Kraft genug mehr, ſie ganz aufzublähen.

„Wenn wir nicht eilen, ſo kommen wir um den Wind, und können zuſehen, wie der Däne einen unſerer Kameraden verſchlingt. Friſch, Jungen, Ihr müßt mir den Wind erſetzen!“ Alſo rief der Kapitän und griff ſelbſt zu einer der Ruderſtangen, und die Arbeit begann mit erneuter Kraft, ſo daß ſie in einer Viertelſtunde den kämpfenden Schiffen in Schußweite kamen.

Der Däne ſetzte dem Schweden ſtark zu, dieſer wehrte ſich wacker. Auf beiden Seiten fiel Schuß auf Schuß, und Maſten und Segel hatten's hier und dort ſchon übel empfunden. Norcroß hatte in aller Geſchäftigkeit noch nicht Zeit gehabt, ſich die Schiffe näher zu betrachten; er hatte vielmehr Alles dazu einrichten laſſen, um bei ſeiner Ankunft ſogleich an dem Kampfe Theil zu nehmen und den Namen ſeines Schiffes dadurch zu bewähren, daß er den Dänen in den Grund bohre. „Juel,“ rief er eben, „jetzt laſſ' Deinen Namensbruder ein Wörtchen mitreden, und füttere ihn fleißig, daß ihm die Stimme nicht ausgeht!“ Der Burſche triefte von Schweiß. In dem Augenblick, als Norcroß Befehl zum Feuern geben wollte, krachten auf der däniſchen Schnacke alle Kanonen. Der Dampf wölkte ſich über das Waſſer hin und legte ſich vor den ſchwediſchen Schoner ſo, daß man nichts erkennen konnte. Aber ein lautes und klägliches Geſchrei wurde von dorther vernommen.

„Unſre Schweden dort haben Jemand von Wichtigkeit verloren!“ ſagte Norcroß mit Ruhe; „ſchießt mir doch die Poſtſchachtel zuſammen!“

Juel gab Feuer, und die Maſten des däniſchen Paketbootes krachten zuſammen und legten ſich über das Verdeck. Als der Dampf verraucht war, ſah man, wie ſie die Segel ſtrichen, zum Zeichen, daß ſie ſich ergäben. Norcroß rief ihnen durch das Sprachrohr zu, heranzukommen, und augenblicklich wurde ſeinem Befehl Folge geleiſtet. Sogleich ließ er ein Boot ausſetzen und ſtieg hinab, um ſich in das genommene Schiff zu begeben. Seine Officiere begleiteten ihn, ſcharf bewaffnet. Die Treppe ward von der Schnacke herabgelaſſen, der Führer derſelben trat ihnen entgegen und legte Norcroß ſeine Waffen zu Füßen. Dieſer ſtieg an Bord des eroberten Schiffes, um ſeine Beute in Augenſchein zu nehmen.

„Habt Ihr Paſſagiere an Bord, Kapitän?“ fragte Norcroß.

„Ja. Es ſind ihrer ſechszehn, zumeiſt Franzoſen, dann Dänen. Auch ſind zwei Damen dabei, die aus einem Bade in Frankreich kommen. Sie erwarten Euch.“

„Ihr werdet mir nachher ihre Reiſepäſſe ausliefern.“ Norcroß trat auf das Verdeck und ging mit höflichen Geberden auf die Paſſagiere zu. Beſtürzung hemmte ſeine Schritte; in demſelben Augenblick ſtieß auch eine Dame einen Laut der Ueberraſchung aus. Es war Friederike von Gabel in Geſellſchaft ihres Vaters, des alten Vice-Statthalters, und Chriſtine von Ove. Norcroß wollte reden, aber Friederike legte den Finger auf den Mund und bedeutete ihn, jetzt zu ſchweigen. Der Kapitän begrüßte alſo ſeine Gefangenen mit einigen allgemeinen Höflichkeitsformeln, aber kaum vermochte er, über Chriſtinens abgezehrte Geſtalt erſchrocken, einige Worte zu ſtammeln, welche die Beſorgniſſe der Gefangenen über ihr Loos heben ſollten. Hierauf ließ er ſich die Reiſepäſſe aushändigen, und bat diejenigen der Reiſenden, welche es ſich bequemer machen wollten, als in dieſem zerſchoſſenen, mit Blut und den Leichen der gefallenen Matroſen bedeckten Schiffe, ihm in ſeine Schaluppe zu folgen und ſich mit ihm auf ſeine Fregatte zu begeben. Dieſes gütige Anerbieten nahmen Alle ohne Ausnahme an, und die Damen waren die Erſten, welche in das Boot hinabſtiegen, weil Chriſtine ſich von der blutigen Kampfesſcene ſo ſehr angegriffen fühlte, daß ſie wie ein Schatten wankte und jeden Augenblick umſinken zu müſſen glaubte.

Als Alle darin waren, bat Norcroß für einen augenblicklichen Verzug um Entſchuldigung, indem er auch ſeinen Kameraden begrüßen und zuſehen wollte, wie ihm die kleine Balgerei bekommen ſei. Die Matroſen ruderten auf den Schweden zu, auf welchem es ruhig geworden war. Norcroß ſtieg hinauf, Niemand kam ihm entgegen. Als er den Fuß auf das Verdeck ſetzte, lief ein Matroſe haſtig vorbei. „Wie heißt dein Kapitän?“ rief ihm Norcroß zu, der Burſche deutete ſtumm nach dem Hinterdeck; dort ſah Norcroß Viele auf einem Haufen beiſammen ſtehen. Mit einem ängſtlichen Gefühle ging er hinzu, und erkannte in der Vordergruppe Pierre Courtin, wie ſich derſelbe überbog; Norcroß drängte die umſtehenden Matroſen zurück und vor ihm lag der Kapitän Flaxmann ſchwer verwundet in ſeinem Blute. Eine Kugel hatte ihm den Unterleib zerriſſen.

„Heiliger Gott!“ rief Norcroß ſchmerzlich, „mein Kamerad und Landsmann, mußte es ſo mit Euch kommen?" Flaxmann erkannte ſeines Freundes Stimme und wandte die Augen nach ihm. Ein zufriedenes Lächeln flog über ſein bleiches, ſchmerzzerriſſenes Geſicht. Er winkte Norcroß zu ſich herab und flüſterte: „Mein Kamerad, ich ſterbe, und es iſt gut ſo. Eine wunderbare Ahnung kommt eben über mich. Wer waren die Damen auf dem däniſchen Schiffe?"

„Euere Ahnung iſt wahr!" ſagte Norcroß erſtaunt.

„Führt ſie hierher; ich will ihr verzeihen. Es mußte ſo kommen. Ich bin froh, daß es ſo gekommen iſt."

Norcroß zauderte.

„Iſt Euch der Wille Eueres ſterbenden Freundes ſo wenig heilig?" fragte Comtin ſchmerzlich. Ein Blick des Vorwurfs fiel aus Flaxmann's Augen auf den Unentſchloſſenen, und Norcroß ging mit unſicherm Schritt. Im heftigſten Widerſtreit ſeiner Gefühle war er wieder in die Schaluppe hinabgeſtiegen.

„Was fehlt Euch, Kapitän?" fragte Friederike. „Ihr ſeid in den wenigen Minuten Euerer Abweſenheit umgewandelt. Was iſt Euch geſchehen?"

Er wollte ſie bei Seite ziehen und ſagte ſo leis, als er vermochte: „Des Schickſals Hand trifft uns hart. Der Führer jenes Schiffs iſt Kapitän Flaxmann, unſer Lord Palmerſton, und, von einer Kugel tödtlich verwundet, liegt er im Sterben. Aber mich ſchaudert's, es auszuſprechen, er ahnet, daß Chriſtine auf dem däniſchen Schiffe ſei und wünſcht dringend, ſie zu ſprechen und ihr zu verzeihen. Was ſollen wir thun?"

Er hatte die letzten Worte, vom Schmerz überwältigt, mehr geſtöhnt als geſprochen. Chriſtinens aufmerkſamen Ohre war nichts davon entgangen, und ob auch der wüthendſte Schrecken durch ihre Seele zuckte, trat ſie doch den Kapitän an, bleich, kalt und ernſt, wie ein Schattenbild, und ſprach: „Ich werde mit Euch gehen, Kapitän. Auch mir hat geahnet, was dort vorgegangen iſt. Führt mich zu ihm.“ Durch ihr glänzend weißes Geſicht, in welchem die Augen tief und erloſchen lagen, rann es leiſe und leiſer wie Todesſchauer und zuckte nur dann und wann wieder wie ein ſchwacher Lebensblick, der verlöſchenden Flamme vergleichbar, wenn ſie noch am glimmenden Dochte aufflackert.

„Was wird das werden?“ ſeufzte Norcroß tief auf.

„Das wißt Ihr nicht, Kapitän?“ fragte Friederike ernſt. „Hier wird der Himmel ſich ſenken, und die Erde ihm entgegen aufſteigen, bis ſie ſich berühren, küſſen und umarmen. Der Hauch Gottes wird um unſre Schläfe fliegen, der Gedanke der Nichtigkeit alles Erdenlebens uns überfallen, aber die Ahnung der Unſterblichkeit als ein tröſtender, untrüglicher Stern in unſrer Bruſt aufgehen. Freut Ihr Euch nicht auf die nächſten Minuten? Die Vorahnung ihrer Wonnen durchbeben mich, dem heiligen Gefühle gleich, das mich überkommt, wenn ich an der Schwelle einer gothiſchen Kirche ſtehe. Da iſt mir auch ſo bänglich-wohl, ſo wonne-ſchmerzlich. Ja, Norcroß, wir werden im nächſten Augenblick in Gottes heiligſtem Tempel ſtehen, und der Herr der Wellen und der Länder wird uns ſelbſt predigen. O Ihr wißt noch nicht Alles. Die Fittige des Todesengels rauſchen um uns. Die Harfenaccorde der Ewigkeit zittern über das Meer her. Ja, in einem Accord wird ſich's löſen! Freut Euch und weint mit mir. Der Gärtner geht auch über die Meere, ſich Blumen zu pflücken. Seht, dieſe bleiche, koſtbare Waſſerlilie, ſie iſt reif. Schon hat ſie ſeine Hand berührt, bald wird ihr Kelch ſich ſenken. O, Norcroß, unſer harrt ein großer Augenblick!“ Sie hatte dabei feſt ſeine Hand gefaßt, ihre Pulſe berührten ſich; die ſeinigen flogen. So waren ſie auf Flaxmann's Schiff geſtiegen; Chriſtine feſten Schrittes voran. Sie ſchien von Friederikens Rede nichts vernommen zu haben. Ernſt vor ſich hinblickend wandelte ſie weiter. Am Bord des Schoners angekommen, faßte ſie Norcroß am Arme und führte ſie zum Sterbelager ihres Geliebten. Die Matroſen wichen zurück. Courtin unterſtützte dem Sterbenden mit der rechten Hand das Haupt.

„Kommſt du?“ liſpelte Flaxmann, und verſuchte, ihr die Hand entgegenzuſtrecken, aber er vermochte es nicht mehr; da unterſtützte ſie Courtin mit ſeiner Linken. Chriſtine kniete an der einen Seite nieder und nahm die eiskalte Hand, Friederike an der Rechten, Norcroß vorn zu den Füßen des Sterbenden.

Chriſtine legte ihre Wange an die Hand und ſagte: „Sieh', es iſt eine ſo kalt als die andre. Haſt Du mir verziehen, mein Geliebter? Ach, ich habe Dein Leben zerſtört!“

„Schweige davon, Chriſtine, verſetzte Flaxmann ſchwach. „Dir iſt Alles verziehen. Du handelteſt als bewußtloſes Werkzeug einer höhern Macht, die, vielleicht zum Heile vieler Tauſende, es alſo wollte. Leb' wohl, Chriſtine! Aber Du biſt ſo bleich! Oder täuſcht mich mein dunkelndes Auge ſchon?“

„Gehe nur den lichtloſen Pfad voran; ich hoffe Dir zu folgen, eh' dieſe Sonne ſinkt. Du wirſt auch dort als mein Stern mir vorleuchten, wie hier.“

„Wie wird mir die letzte Stunde verſchönt, und ob auch Schmerzen mich martern, der Anblick derer, die ich liebte, verſüßt ſie wieder. Ihr theuern Weſen zur Rechten und Linken, Ihr wart die beiden Blumen meines Lebens. Es wär mir nicht vergönnt, eine zu pflücken. Du ſanfte Blume welkſt mir nach; o das erheitert die aus ihren Banden flatternde Seele noch einmal mit Sonnenblick! Und dort und hier meine Freunde, die treuen Theilnehmer meiner Leiden und Freuden, Norcroß und Courtin! Nie hätt' ich mir einen ſchönern Tod gewünſcht."

Das Sprechen hatte den Sterbenden ſehr angegriffen; er konnte kaum mehr durch Lispeln ſich verſtändlich machen.

„Habt Ihr ſonſt noch etwas zu beſtellen, Kamerad?" ſagte Norcroß weich. „Ich ſchwör' Euch die pünktlichſte Erfüllung Eueres Willens zu."

Da verſuchte Flaxmann mit der auf ſeiner Bruſt ruhenden Hand die ſchon beim Verbande geöffneten Kleider zurückzuſchlagen; er vermochte es kaum und flüſterte Courtin zu: „Schneide das Etui ab und gieb's ihm!" Courtin zog das rothe Büchlein hervor und zerſchnitt mit ſeinem Schiffsmeſſer die Schnur mit welcher es an Hals und Bruſt befeſtigt war, Norcroß nahm die verhängnißvolle Schreibtafel aus Courtin's Hand.

„Schwört mir, Kamerad," ſagte der Sterbende mit der letzten Anſtrengung ſeiner verrinnenden Kraft, „dies Buch mit mir zu begraben, und nie einer Seele zu verrathen, was es enthält!"

„Ich ſchwör' es beim allmächtigen Gott und dem Gnadenwerke der Erlöſung!" ſagte Norcroß feierlich und hob die eine Hand gen Himmel, während er die andre in Flaxmann's kalte Hand legte.

„Auch Ihr, meine Freundinnen," bat der Sterbende. „Ihr kennt den Inhalt; nie verrathe ihn Euere Zunge! Die Welt erfahre nie, daß ich gelebt.“

„Meinen Mund wird bald der Tod verſiegeln, wie den Deinigen. Ich brauche Dir nichts zu ſchwören, mein Geliebter,“ ſagte Chriſtine.

„Und ich ſchwöre es Ihnen bei der unſterblichen Liebe, deren Auge mildfreundlich auf dieſe Scene ſchaut,“ ſagte Friederike.

„Außer Euch kennt nur der König und Görz den Inhalt des Etui's. Es liegt in ihren politiſchen Vortheilen, darüber zu ſchweigen. In ihrer Staatskunſt wird nun Schein werden, was bis jetzt Wahrheit war; ſie werden das Spiel fortſpielen. Meldet Görz meinen Tod.“

„Es ſoll geſchehen, ſobald ich in Frankreich gelandet bin,“ verſetzte Norcroß.

„Lebt wohl! Lebt wohl!“ ſtöhnte der Erſchöpfte. Der Schmerz der Wunde riß im Todeskampfe ihn noch einmal empor. Dann faßte er in jede Hand zwei der dargebotenen Hände, und drückte ſie. Es war der letzte Druck. Reden konnte er nicht mehr und auch ſich nicht mehr bewegen; aber ſeine Blicke flogen noch von Einem zum Andern und blieben endlich auf Chriſtinens Marmorantlitz hängen, bis das Auge brach. So hatte er ohngefähr eine Viertelſtunde gelegen, und der Athem ging kaum noch bemerkbar aus ſeinem Munde; da hob ſich plötzlich Kopf und Bruſt noch einmal. „Chriſtine!“ rief er, ſank zurück und war nicht mehr.

Vier Hände verſchränkten ſich über der Leiche, aber nur die beiden Männer weinten. Chriſtine ſah ſtarr und unverwandt in des Todten Antlitz. Friederike ſagte: „Herr, Du haſt mächtiger zu mir geſprochen, als mit Blitz und Donner, daß wir Staub ſind und unſre Hütte nur ein Zelt für den Wanderer. Dort wird unſre Burg ſein."

Die Matroſen waren unterdeſſen auf das Verdeck niedergeknieet, und der Schiff-kaplan ſprach ein Gebet für den Todten.

Die letzten Worte Flaxmann's waren dem Kapitän Norcroß unverſtändlich geweſen, wie überhaupt ſo Vieles im Leben deſſelben. Er hoffte darüber in der Schreibtafel Aufſchluß zu finden. Noch mehr zur Neugierde reizte ihn die Erinnerung an ſo manche Vorfälle mit der Schreibtafel und die ihm bekannte ängſtliche Sorgfalt, mit welcher der Verſtorbene darüber gewacht hatte. Das Schlüßlein hing an der Schnur und Norcroß öffnete das Schloß. Seine Augen fielen auf ein männliches und weibliches Portrait. Dieſe Züge waren ihm bekannt. Er entfaltete die Papiere und las — und las — und mit jedem Worte, das ſeine Augen verſchlangen, wurde er bleicher und bleicher; große Schweißtropfen traten auf ſeine Stirne, ſeine Hände zitterten, ſeine Füße wankten, es dunkelte vor ſeinen irrenden Augen. Tief aufathmend lehnte er ſich an den Maſt; er ſammelte ſich wieder und vollendete. „Barmherziger Gott!" rief er, ſich ſcheu umſehend, und dann zu Friederiken gewendet. „Barmherziger Gott!" ſetzte er leiſe flüſternd hinzu, aus Furcht, von einem der nahen Matroſen gehört zu werden. „Er war es alſo?"

„Er war es!" verſetzte Friederike feierlich. „Der ächte König von England und Schottland."

„Und wußte es Fräulein von Ove?'

„Sie weiß es!"

„O nun verſteh' ich Dich ganz, unglücklichſter aller Erdenſöhne!" rief der Kaperkapitan weinend und faltete die Hände über der Leiche ſeines Freundes.

„Alles iſt mir nun klar, was mir erſt unbegreiflich war, nun leuchtet mir Dein ganzes wunderliches Weſen ein. — Heil Dir, Du haſt es überſtanden! O noch einmal will ich Deine Hand küſſen, theurer Todter! Hätt' ich das je ahnen können! Friede, ewiger Friede Deiner Aſche!"

„Amen!" ſagte Friederike und wandte ihre Sorgfalt auf Chriſtinen, die noch immer unbeweglich neben der Leiche knieete. Norcroß verſchloß das Etui wieder und verbarg es auf ſeiner Bruſt.

Unterdeſſen hatten die Matroſen einige ihrer gebliebenen Kameraden dem feuchten Wellengrabe übergeben und kamen nun auch, ihrem Kapitän die letzte Ehre anzuthun.

„Halt!" rief Norcroß. „Wir werden mit dieſer Leiche eine Ausnahme machen. Nicht im Meeresſchooß, ſondern in geweihter katholiſcher Erde ſoll ſie ruhen, erſt eingeſegnet von einem Prieſter der römiſchen Kirche, welcher der Verſtorbene ſo gut angehörte, als ich. Die Leiche ſoll auf die Fregatte gebracht werden; ich ſelbſt will ſie an die Stätte ihres Schlummers bringen."

„Ich fürchte und hoffe zugleich," ſagte Friederike, „Ihr werdet noch eine zweite Leiche mitnehmen. Chriſtinens tödtliches Bruſtübel iſt durch dieſe Kataſtrophe ſeinem Ende ſchnell zugeführt worden. Vielleicht will es ein mildes Schickſal, daß die, welche im Leben nicht vereint ſein konnten, nun im Tode vereint ſein ſollen. Ein Grab ſoll umfaſſen, was ein Bett nicht umfaſſen durfte."

„Ihr habt Recht! Nicht durfte! Und ſeht doch, welch' milde und freundliche Erſcheinung würde der Friedensengel dem leidenden Mädchen ſein! Mit leichtem Fingerzug ebnet er ungeheure Klüfte und hebt den Raum auf, der Sterne von Sternen trennt. Der Tod vereint ja Alles; er wird auch ſie vereinen.“

„Und ſie werden das Glück finden in andern Welten, das ſie hier floh. Seht, unſeres geſchiedenen Freundes Charakter war unbeſtändig und ſchwankend, ganz ſo war ſein Schickſal; er war excentriſch, ſtellte Alles auf die Spitze; ſein Schickſal nicht minder. Und wie ſein Charakter und Schickſal, ſo war ſeine Liebe. — Nichts Feſtes, nichts Beſtändiges, ein ewiger Spielball unerklärlicher Eindrücke; ein armer beklagenswerther Mann. Der Himmel hat es wohl mit ihm gemacht und wird es mit meiner Freundin nicht minder gut meinen. Er liebte ſie, und zu mancher Zeit gewiß mit ſtarker Flamme, aber er wurde von ſeinen Plänen ſich ſelbſt entriſſen und entfremdet. Sie liebte ihn feſt und treu; er war der Abgott ihres Lebens. Aber nachdem die Schwache jenen unfreiwilligen Verrath begangen hatte, war ihr Leben geſtört, ſie bildete ſich ein, ihn von der Bahn ſeiner künftigen Größe zurückgeſchleudert und verderbt zu haben. Dieſer Wurm des Gewiſſens zernagte die Blüthe ihres Lebens. Das heitre, lebensfrohe Mädchen war verwandelt. Aber, ſagt ſelbſt, Kapitän, war es nicht ein ungeheures, nicht genug zu beweinendes Geſchick, daß ſelbſt, wenn unſer Freund reüſſirt hätte, wenn er die Bahn gewandelt wäre, für die er beſtimmt ſchien, er doch niemals ihr die Hand zum Lebensbunde bieten durfte, ja mit jedem Schritte, welchen er ſeinem Ziele näher kam, mußte er ſich mehr von dem Herzen entfernen, das in heiliger Liebe für ihn ſchlug. Und ohne ſein Ziel zu erreichen, ohne ſeinem Geſchick gerecht zu werden und ſich zu bewähren, hielt er ſich für unwürdig, ſie als ſein Weib zu umarmen. So ſtand ſein inneres und äußeres Glück im ſteten Widerſpruch, eins ſchloß das andre aus. Nur der Tod konnte mitleidig freundlich dieſe Widerſprüche löſen, nur der Tod dieſem Herzen Ruhe verſchaffen. Nie hätte es ſolche auf Erden gefunden.“

„Ach! unterliegen wir nicht einem ähnlichen Geſchick, Friederike? Oder iſt es wahr, was Sie mir vor ſechs Monaten in Kopenhagen ſagten, als ich Ihnen ſchier bewußtlos in meiner Bauerntracht gefolgt war, daß Sie mich haßten? Nein, ich leſe keinen Haß in dieſen Augen!“

Er faßte ihre Hand und ſie ließ ſie ihm. „Wenn auch die Pflicht uns ewig trennen muß, Norcroß, haſſen kann ich Euch nicht. Jene Worte gab mir die Liebe ein, die ängſtliche Beſorgniß, Euch ſo ſchnell als möglich zu entfernen. Ich ſah Euch in der größten Gefahr, und Ihr ſchient keine Augen dafür, ſondern nur für mich zu haben; ich wollte ſie durch jene harten Worte auf den rechten Gegenſtand leiten.“

„O Dank! Dank Ihnen für dieſe Wohlthat! Sie iſt der kühlende Thautropfen, auf die brennende Zunge des in der Sandwüſte irrenden lechzenden Wanderers geträufelt!“ ſtammelte Norcroß und drückte einen leidenſchaftlichen Kuß auf Friederikens Hand.

„Auch hatte ich gehört,“ fuhr dieſe fort, „daß Euere junge Frau ein liebenswürdiges Weſen ſei, das Euere reinſte und vollſte Zuneigung verdiene. Ich wollte Euch zu ihr zurückführen, indem ich Euch von mir verſcheuchte. Schon zu jener Zeit war unſre Reiſe in die warmen Bäder von Bourbon-Lancy im nordweſtlichen Frankreich beſchloſſen. Sowohl Chriſtinens bösartige Krankheit, als die Schwäche meines alten Vaters geboten es. Ich glaubte aber nicht wieder nach Dänemark zurückzukehren. Unſre Aerzte hatten ſowohl Chriſtinen, als meinen Vater aufgegeben; ich aber hatte mich lange fortgeſehnt und wollte in Frankreich bleiben. Aber die Bäder bekamen Beiden wunderbar gut, und wenn ſie ihnen die ſpärliche Lebensflamme auch nur um ein Weniges zu friſten vermochten, ſo reiſeten wir doch mit mehr Hoffnungen weg, als wir gekommen waren. Da führt uns ein unglücklicher Zufall, oder beſſer, ein günſtiges Geſchick jenem ſchwediſchen Schiffe entgegen. Unſer Kapitän verſucht erſt zu fliehen, da aber der ſchwediſche Schooner uns bald einholt, ſo nimmt er den gebotenen Kampf an. Durch Chriſtinens Seele zuckte jeder Schuß, ſie ſagte mit Gewißheit, daß ſie erſchoſſen werden würde, und als der letzte Schuß von unſerm Schiffe geſchah, welcher wahrſcheinlich unſerm Freund das Leben geraubt hat, da ſank ſie ohnmächtig in meine Arme; innere Krämpfe zerarbeiteten ihre Bruſt. Ihr kamt dazu, Kapitän, als unſer Sieger."

„Und gehe wieder als der Beſiegte."

„Doch laßt uns unſere Chriſtine in Obacht nehmen! Ich fürchte faſt für ihren Verſtand. Sieht ſie nicht grauſenerregend aus? Ihre Blicke ſcheinen verſteinert zu ſein. Unmöglich können wir ſie neben der Leiche knieen laſſen. Ich will ſie anreden."

Sie ging zu der Knieenden und rief ihr zu: „Chriſtine, komm! Wir wollen uns auf das andre Schiff verfügen." Aber das Mädchen antwortete nicht, unbeweglich ſah ihr auf die Bruſt herabhängendes Haupt nach der theuern Leiche hin, die gefalteten Hände auf Flaxmann's Bruſt, die ganze Geſtalt vorgebeugt. „Chriſtine!" rief Friederike noch einmal und faßte ſie an der Achſel, um ſie aufzuheben. Doch kaum hatte ſie die Knieende berührt, als dieſe neben der Leiche niederſank. „Großer Gott!“ ſchrie Friederike auf, „ſie iſt ſchon todt.“

Norcroß ſprang hinzu, und Beide beugten ſich zu Chriſtinen herab, aber kein Athem fächelte mehr über ihre Lippen, die der letzte Krampf ſchmerzlich verzogen hatte. Die Augen waren gebrochen und ſtarr auf ihren Geliebten gerichtet. Ohne Schmerz war ſie hinübergegangen, und die Pſyche, nachſtrebend der verwandten, geliebten Schweſter, hatte in der Eile des Flugs die Bande ſchnell gelöſt und war der Voraneilenden nachgeflattert zu dem Lichtreiche der Zuſammenſtrömung aller auf Erden getrennten Kräfte.

„Darum hatte ihr Auge keine Thräne für ihn,“ ſagte Norcroß, „es war ſchon von dem Glanze erleuchtet, in welchen er eben jubelnd eingetreten war.“

„Friede! Friede über ſie!“ rief Friederike weinend und faltete die Hände zum ſtillen Gebet. Norcroß betete leiſe mit.

Als ſie ſich erhoben, ſtanden die Matroſen von allen drei Schiffen — auf allen hatte ſich die Nachricht von Flaxmann's Tod verbreitet und die meiſten Burſche hatten ihn gekannt und geliebt — nebſt den Paſſagieren in einiger Entfernung, Alle hatten ihre Kappen und Hüte abgenommen, und die feierliche Stille wurde nicht einmal vom Rauſchen des Windes im Takelwerk des Schiffes geſtört. Schlaff hingen die Segel an den Maſten herab. Der alte Vice-Statthalter von Gabel ließ ſich heranführen und betrachtete die Todten, die nun nebeneinander lagen, mit Thränen in den grauen Wimpern. Als er ſeine zitternde Hand ſegnend über ſie ausgeſtreckt hatte, trat Juel Swale heran. Bei der Nachricht von des Kapitän Flaxmann's Tod hatte er die theuern Kleinodien eines ihm unvergeßlichen ſchönen Tages, jene Kränze und Blumengewinde, mit denen er als König ſeines Kanonenfeſtes geſchmückt geweſen war und die er in ſeinem Schreine mitgenommen hatte, herbeigeholt und mit auf den Schoner hinüber genommen, um — ein kindlich frommer Gedanke — den guten Kapitän, der im Leben die Blumen ſtets ſo ſehr geliebt hatte, damit zu ſchmücken. Aber nun gewann dieſe Handlung plötzlich eine viel höhere Bedeutung. Den Kranz drückte der ſchluchzende Knabe dem Todten auf die Schläfe, mit den welken Gewinden umſchlang er aber beide Leichen, und ſo ruhten ſie, durch welke Blumen vereint.

„Die friſchen Blumen des Lebens ſollten ihnen nicht zum Bande werden, aber die welken des Todes ſind es nun geworden,“ ſagte Friederike. „Die unverwelklichen des reinſten Lebens werden ſie ferner zuſammenketten. Und ſeht, mein Freund, auch eine Krone trägt er. Schon hat die ewige Liebe ihm Sterne um ſein unſterbliches Haupt gewunden, wie unſer Knabe dem Haupte ſeiner Aſche dieſen Blumenkranz.“

„Ich danke Dir, mein Juel, in ſeinem Namen für Dein ſinniges Geſchenk!“ ſagte Norcroß und ſchloß den weinenden Knaben an's Herz.

„Ich ſagte Euch ja vorhin,“ erinnerte Friederike, „wir würden in einen Tempel treten. Seht, wie uns die Hand der Gottheit berührt hat! Ein ſeltſames Schickſal hat uns plötzlich in die dämmernden Vorhallen ſeiner Werkſtatt geführt, wir fühlen die Nähe ſeines Wirkens, ſein Hauch hat unſre zitternden Locken beſtreift, es ſteht rieſengroß unter uns, wir ſchaudern, aber es iſt uns wohl. Auch wir ſind groß geworden. Reicht mir die Hand zum Abſchied, Kapitän. Lebt wohl und gedenkt dieſer heiligen Stunde.“

„Wie?“ ſagte Norcroß erſchrocken, „Sie wollen ſcheiden?“

„Können wir nach dieſer Stunde noch länger beiſammen bleiben, Norcroß? Fragt Euer eignes Herz, es wird, es muß Euch antworten, wie mir das meinige.“

„O, Friederike, ich kann Sie nicht ziehen laſſen. Mein Herz iſt mit diamantnen Ketten an Sie gebunden.“

„Wie wäre doch Alles ſchaal, was wir noch zuſammen erleben könnten! Nein, nein! Wir müſſen ſcheiden; es iſt nothwendig! Wir haben mehr zuſammen genoſſen, als ſonſt zwei Sterblichen, die ſich lieben, zu genießen vergönnt iſt. Was verlangt Ihr noch? Nichts, was mein geheiligtes Herz gewähren könnte. Meine Stirne fliegt mit reinen Aethergedanken in dem Aether, der die Sterne umfluthet, mein Athem trinkt den Aether, der die Sonnen küßt Wollt Ihr mich zurückziehen in die dicke Nebelluft, wollt Ihr meine Stirn in den Staub beugen? Nein, Norcroß, das könnt, das wollt Ihr nicht. Ihr laßt mich ziehen mit meinem Vater.“

„Zieh' denn in Gottes Namen, herrliches Weib! Stets warſt Du größer, als ich. Ich ſtaune Dich an, ich verehre Dich, gleich einer Gottheit. Zieh' hin, Du bleibſt doch bei mir. Zwar könnte ich Dich zurückhalten; denn Du biſt meine Gefangene, aber welcher Frevler legte die freche Hand an ein Heiligenbild? Zieh' hin! Gott ſchütze Dich!“ Ein Thränenſtrom erſtickte die Stimme des Seemanns.

„Dieſe Leiche vertraue ich Euch an, mein Freund. Legt ſie in Frankreichs Boden in ein Grab mit jenem.“

„Es ſoll geſchehen. Es ſoll meine heiligſte Pflicht

BIBL. UNIVERS. LIPS.

ſein. Und eh' ich ein Geſchäft treibe, ſoll dieſer Pflicht Genüge geſchehen. Ich ſchwör' es Ihnen zu. Hier iſt meine Hand."

„Ich dank' Euch! Und nun noch Eins, Norcroß. Liebt Euer Weib, ſeid ihr treu, wie ſie es verdient. Es iſt wahr, es gibt etwas Höheres, als man mit treuer ehelicher Liebe bezeichnet. In mancher Bruſt lodert das Feuer einer höhern, dem Himmel verwandteren Empfindung. Aber der Menſch iſt für die Erde geſchaffen, an dieſen Boden iſt er gebunden, hier ſoll ihm das friſche Reis grünen, das, um ſeine Schläfe geſchlungen, ſein Haupt mit Frohſinn erfüllt. Jene geiſtige Flamme brennt keinem irdiſch Glücklichen. Und wehe dem, der ſich ihrer Kraft hingibt! Früh verzehrt ſie ihn und entreißt ihn dem Kreiſe der lebensbunten Wirklichkeit, um ihn mit Schatten zu entſchädigen."

„Wohl ihm!" rief Norcroß. „Die heilige Glut, das nur für wenig Geiſter beſtimmte Göttergeſchenk, löſt nur die groben Bande, verzehrt nur den rohen Stoff. Das Weſen ſelbſt läutert und reinigt ſie und aus dem Brande jubelt es der Vollendung zu. Nein Friederike, Du kannſt dieſe Flammen nicht verdammen, die Dir im Buſen angezündet wurden, wie mir. Sie ſind ja nur das Eigenthum höherer Naturen, ſie die reiche reine Feuerquelle all' ihres Glücks. Und iſt es nicht erhebend und entzückend zugleich, daß dieſe Quelle höchſter Wonne auch die Quelle unſerer phyſiſchen Vernichtung iſt? Mit jeder Schlacke, die abfällt, ausgebrannt von jener Himmelsflamme, wird der Geiſt leichter und freier, die Schwingen werden ihm mehr und mehr gelöſt, er regt ſie, ſtrebt aufwärts, jauchzt auf wie ein Kind dem Strahl des

Morgenroths entgegen. O Sie können meine Glut nicht ſchelten!“

„Nein, Norcroß, ich laſſe jede Maske fallen, ich preiſe mich glücklich, ſelig mit dieſer Flamme. Ja, ſie iſt der Schatz funkelnder Kleinodien einer ewig grünen, ewig reichen Natur. Ich liebe Dich, Mann meiner Seele, wie kein Weib auf Erden Dich lieben kann. Aber laß Dir das genügen! Ueber unſern Häuptern iſt noch nicht der lichte Morgen eines beſſern Tags angebrochen, wie über dieſen hier. Uns ſchmerzen die Wehen, die uns die ſchneidende Morgenluft bereitet; doch ſie ſind die Vorläufer des Morgens, die Verkünder des Tags. Bald werden auch wir ihn ſchauen. Geh' heim zu Deinem Weibe. Schaffe und ſorge, arbeite und mühe Dich ab, und erkaufe mit dem Wechſelwerk Deiner Hände die Ruhe, die Dir noth thut. Du wirſt ſie finden. Nur im Schaffen gedeiht der Menſch. Unſere Liebe bedarf nicht des Zuſammenlebens. Geh', geh'! Bet' und arbeite! Leb' wohl!“

„Leb' wohl!“ ſagte Norcroß gefaßt; „ich ſehe, es muß ſo ſein.“

Und ſogleich ließ er die geſchmückten Leichen auf einem Boote hinüber nach ſeinem Schiffe bringen, die däniſchen Gefangenen aber auf ihr Schiff zurückrudern, welches unterdeſſen ausgebeſſert worden war. Als Friederike in das Boot hinabſteigen wollte, da übermannte ſie die Allgewalt des Gefühls wie ihn, ſie ſanken ſich in die Arme, an die Bruſt, umſchlangen ſich und der erſte und der letzte Kuß brannte auf ihren Lippen, eine Götterfrucht, raſch gezeugt und gereift, Blüthe und Frucht zugleich, kein Kind der Erde.

Norcroß kehrte auf ſeine Fregatte zurück; Courtin erhielt den Befehl, die däniſchen Gefangenen an der jütländiſchen Küſte abzuſetzen und dann mit ſeiner Priſe in den marſtrander Hafen einzulaufen.

In der erſten Frühe des andern Morgens ſegelten die Schiffer entgegengeſetzten Richtungen zu, und der Dänenfeind rief mit drei Kanonenſchüſſen noch ſeine Grüße den Scheidenden nach, und flog dann über die Wellen dem Hafen von Calais zu. Dort angelangt, begrub er ſtill und feierlich mit Hülfe eines Prieſters die Leichen; ſie wurden in einen Sarg, in ein Grab gelegt. Die verhängnißvolle Schreibtafel ruhte wieder auf Flaxmann's Bruſt.

Denſelben Tag noch meldete er den Tod deſſelben dem Baron Görz und ſandte das Schreiben zur ſchnellen Beſorgung durch einen Eilboten an den ſchwediſchen Botſchafter in Paris, welchem er zugleich ſeine Ankunft in Frankreich meldete.

## 10.

## Schneller Glückswechſel.

Das Jahr neigte ſich zum Ende. Vergebens hatte Kapitän Norcroß ſchon ſeit Wochen Verhaltungsbefehle vom Baron Görz erwartet. Die mit dem Winter eingetretenen Stürme hatten die Verbindung der Länder theilweiſe unterbrochen, und dieſem Umſtande ſchrieb es Norcroß allein zu, daß er bis jetzt noch keine Antwort erhalten hatte. Er vertrieb ſich die Zeit mit kleinen Reiſen in das Land, auf welchen ihn Juel begleitete, und machte mit Kauf, Verkauf und Tauſch von Schiffen manches vortheilhafte Geſchäft. Doch konnte er die trübe Stimmung ſeiner Seele mit keiner Zerſtreuung bewältigen, und mit dieſer trat er auch das neue Jahr 1719 an.

Nachmittags pflegte Norcroß ein Kaffeehaus zu beſuchen, wo er gute und zahlreiche Geſellſchaft und die beſten Zeitungen fand.

Eines Tags — es war in der zweiten Woche des Januar — hatte er kaum ſein Schiff verlaſſen und war in das Kaffeehaus getreten, als ihm Juel haſtig nachtrat und einen ſchwarzgeſiegelten Brief überbrachte, der ſoeben eingelaufen war. Norcroß erbrach das Schreiben und ſah, ſeiner Gewohnheit nach, zuerſt nach der Unterſchrift. „Vom ſchwediſchen Botſchafter in Paris“, ſprach er leiſe vor ſich hin und fing an zu leſen. Aber plötzlich ſprang er bleich auf, ließ den Brief fallen und rief mit dem Tone des höchſten Schreckens: „Großer, barmherziger Gott! Unſer König iſt todt!“

„Wie, der Schwedenkönig? König Karl XII.? Der ſchwediſche Löwe?“ riefen die Anweſenden, alle von jähem Schrecken, gleich dem Kapitän, ergriffen, durcheinander.“

„Der ſchwediſche Botſchafter in Paris meldet es mir, leſ't ſelbſt! Am 11. December Abends um zehn Uhr hat man ihn in den Laufgräben von Frederikshall, welches er eben belagerte, erſchoſſen gefunden.“

„Seltſam!“ ſagten die Andern, und der nächſte Nachbar nahm den Brief und ſprach: „Man hat es in den Zeitungen geleſen, daß der König Karl der norwegiſchen Stadt hart zugeſetzt hat.“

„Hier ſteht's eben im nordiſchen Courier“, ſagte ein Andrer, „daß der König am 7. December eine ſtarke Schanze von Frederikshall, die Güldenlöwe genannt, mit Sturm genommen und die Laufgräben geöffnet hat.“

„Allzuſcharf macht ſchartig“, ließ ſich ein Dritter vernehmen. „Hat man doch Wunder und Zeichen vernommen, wie's dieſer unruhige Kopf noch zuletzt getrieben. Das Unmögliche hat er möglich gemacht, um ſeinen Zweck zu erreichen. Aber du ſollſt den Herrn nicht verſuchen. Wer hat je gehört, daß man auch Reiſen zu Lande mit Schiffen macht? Er hat's gethan, um ſich Frederikshall, das Thor von Norwegen; zu verſchaffen. Von Strömſtadt aus hat er drei Meilen weit einen Damm landeinwärts bauen laſſen, bis in den Fluß Idefiort, und darüber hat er Galeeren, Scheerenböte, Doppelſchaluppen, Heer und Kanonen in den Fluß Idefiort transportiren laſſen. Auf dieſem iſt er ſtromabwärts geſegelt bis in den Swineſund, hat die däniſche Flotille dort auf's Haupt geſchlagen und die Belagerung der Stadt begonnen. Das war am 18. November.“

„Richtig, Gevatter, Ihr habt's gut gemerkt“, lobte ein vierter Bürger. „Ihr ſeid überhaupt ein trefflicher Politicus und in der Geographie wohl bewandert. Was mich betrifft, ich kann die verfluchten nordiſchen Namen nicht ausſprechen. Ein franzöſiſches Maul macht allemal wunderliche Grimaſſen dazu. Jedoch erzählten ſie auch, der König Karl habe ſich eine Strohhütte noch an die Laufgräben bauen laſſen und ſtets drin gewohnt, um immer hübſch nah' zu ſein, wenn's was gäbe.“

„Nun iſt er bezahlt und hat Ruhe! Er hat die Welt immer in Bewegung erhalten. Was doch nicht ſo ein Kopf vermag! Wie wird's nun werden in der Welt? Dem ruſſiſchen Zaar werden ſie auch das

Leben einmal ſo ausgeblaſen haben. Der hat ſich auch ein Bischen zu mauſig gemacht.“ Dieſes und Aehnliches räſonnirten und kannegießerten die ehrlichen Bürger; Norcreß hörte von all' ihrem Geſchwätze nichts. In Gedanken verſunken, ſtarrte er das unheilverkündende Papier an, ſein Herz war von einem ungeheuern Schmerze gebrochen und im Prisma desſelben ſpiegelte ſich ſein Geiſt trüb vorahnend die traurigen Bilder ſeiner Zukunft ab. Und er ſtand auf und ging; er fühlte, daß er mit ſeinem Schmerze allein ſein mußte. Die gleichgültigen Geſichter ſeiner Umgebung waren ihm unerträglich, und an dem einſamen Meeresufer wandelnd, weinte er ſeinem Könige eine männliche Thräne.

„So biſt auch Du hinweggerafft vom dunkeln Verhängniß, das über des Menſchen Wegen wie eine düſtere Wolke, wie ein lebendes Leichentuch hängt und aus dem dann und wann eine unſichtbare Rieſenfauſt herausragt und den Sterblichen, wenn er an der Schwelle langerſehnter Wünſcheerfüllung ſteht, hinaufreißt in ihre ſchauerliche Finſterniß. Eben wollteſt Du das Ziel umfaſſen und eine Kugel ſtreckt Dich nieder, wie meinen unglücklichen — Freund. O wie glücklich preiſe ich Dich nun, daß Du ihm vorangegangen biſt, der Dein einziger aufrichtiger Beſchützer war. Was wärſt Du ohne ihn erſt geweſen? Ihr habt den Kranz des Sieges nun errungen und ſeid weit dem Getümmel entrückt, was hier unten Euch umbrauſte, und fort und fort toben wird, ſtets unterhalten vom Wahnſinn menſchlicher Leidenſchaften. Wie verſöhnend hat doch der Tod den heißen Streit vermittelt! Aber was hilft es dem wunden Herzen? Die Bosheit wird triumphiren; ſie lacht ſchon jetzt teufliſch in die Fauſt. Den Schlechten gehört die Welt.“

Alſo von Wehmuth und Zerknirſchung wechſelsweiſe heimgeſucht, ging der tiefergriffene Mann zum Hafen hinab und ließ ſich auf ſein Schiff überſetzen.

„Kinder!“ rief er, an Bord deſſelben tretend, „Burſche, unſer König iſt todt! Eine gottverfluchte Kugel hat ihn niedergeſtreckt.“

Auf die augenblickliche Betäubung des Schreckens folgte ein dumpfes Klagegeheul über das ganze Schiff, und eine Stunde darauf war das ſchwediſche Wappenbild auf den Flaggen mit ſchwarzen Flören behängt, und über dem Verdeck lag die Stille der Trauer.

Einige Tage darauf wurde der Tod des Königs in den Zeitungen angezeigt und die widerſprechendſten Gerüchte darüber mitgetheilt Es ging aber aus Allem klar hervor, daß Karl nicht von der Kugel eines Feindes gefallen ſei. Man hatte ihn mit halbgezogenem Degen, mit den Armen auf den Wall der Laufgräben geſtützt und gleichſam ſchlafend gefunden; eine kleine Oeffnung im rechten Schlafe, kaum für eine Flintenkugel groß genug, und die Vorladung des Schuſſes in der Mündung der Wunde bezeugten genugſam, wie nahe ihm der Mörder geweſen war.

Norcroß verſchlang die Zeitungsnachrichten über des Königs Tod und die Veränderungen, welche derſelbe ſogleich in Schweden hervorbrachte. Nach einigen Tagen brachte man ihm, als er auf das Kaffeehaus trat, ein Zeitungsblatt entgegen. Er durchflog es ſchnell und las zu ſeinem Schrecken: „Der Baron Schlitz von Görz iſt ſogleich auf höhern Befehl in Strömſtadt gefangen genommen und mit ſtarker Bedeckung nach Stockholm in's Gefängniß gebracht worden. Er war eben auf einer Reiſe von der Inſel Aland nach Frederikshall begriffen, um dem Könige Nachrichten von der baldigen Abſchließung des ruſſiſch-ſchwediſchen Friedens zu überbringen. Derſelbe ſoll, dem Vernehmen nach, Rechenſchaft über ſeine bisherigen Schritte ablegen. Auch iſt der Graf von der Natte gefänglich eingezogen, und auf des Commandeurs Gadenhielm und des Kaperkapitäns Norcroß Fahrniß Beſchlag gelegt worden. Weil der Letztere vom Reichstag für einen gefährlichen Seeräuber erklärt worden iſt, ſo hat beſagter Reichstag einen hohen Preis auf deſſen Kopf geſetzt, wer ihn todt oder lebendig einliefert.“

Das Blatt flog auf die Erde; ein leiſer Schauder flog durch des ſonſt ſo muthigen Kapitäns Seele. Einige ſeiner Bekannten traten zu ihm heran, um ihm ihr Beileid zu bezeugen und ihn zu tröſten, er aber vermochte nichts auf ihre Zuſprache zu antworten, und ging davon, um ſich zu ſammeln. Der Schreck hatte Blei in ſeine Glieder gegoſſen und verwehrte ihm die Eile. So kömmt auch über den muthigſten Helden eine ſchwache Stunde. Norcroß hätte nicht gezittert, wenn eine Flotte ihre Feuerſchlünde auf ſeine Fregatte gerichtet hätte, um ſie mit Mann und Maus in den Grund zu bohren, aber der Gedanke, daß er, der ſeinem Könige ſo treu gedient, nun für einen Seeräuber gelten ſolle und daß ein Preis auf ſeinen Kopf geſetzt ſei, machte ihn beben.

Am Meeresufer fand er mühſam ſeine Faſſung wieder. Aber nun kam auch die Wehmuth über ihn, und er rief in die Schneegefilde und über das mit Eisdiamanten eingefaßte Ufer hin: „O, Norcroß, mit dir geht es abwärts! Deine guten Tage ſind vorüber! Was lebſt du noch? Der Zweck deines Lebens iſt ja verloren. Geh', ſtürze dich in den Kampf, vielleicht öffnet eine mitleidige Kugel deine volle, bedrängte Bruſt! Ja, ich will ſterben!“ ſprach er dann männlich gefaßter, „aber nicht eher, bis ich meine frech beſchmitzte Ehre wieder rein und makellos ſehe. Ich habe dem König Karl gedient als ein Ehrenmann, ich will auch als ein ſolcher untergehn. Die infamen Lügenmäuler will ich ſtopfen, die es wagen, mich einen Seeräuber zu nennen. Ich habe im ehrlichen Krieg gegen die Feinde meines Königs gefochten, niemals auf meine eigne Hand; nie habe ich den mindeſten Vortheil von meinen Siegen für mich ſelbſt gehabt, Alles iſt in den Schatz der Krone gefloſſen. Schweden hat den Nutzen davon genoſſen, und dieſes Schweden nennt mich zum Dank einen Seeräuber. Nein, nicht Schweden iſt es, ſondern eine verfluchte Rotte, die auch den König ermordet hat; aber ich will mitten unter ſie treten, im vollen Gefühl meines beleidigten Rechts, wie ein zürnender Gott, ich will ſie mit meinen Blicken durchbohren, meine Worte ſollen ihnen wie Poſaunen in die Ohren klingen. Ich will meine Ehre retten und dann auf ewig von dem undankbaren Schweden ſcheiden."

Mit dieſem männlichen Vorſatze, den nur eine ſchuldfreie Bruſt im erhebenden Gefühle ihrer Verdienſte, ihrer gekränkten und darum um ſo ſtolzern Würde faſſen konnte, verfügte er ſich auf ſein Schiff und theilte ſeinen Officieren mit, was er in der Zeitung geleſen, nebſt dem Entſchluß, unverzüglich nach Schweden abzureiſen und ſich ſeinen verläumderiſchen Feinden kühn zu ſeiner Vertheidigung unter die Augen zu ſtellen.

„Nach Schweden wollt Ihr zurück, Kapitän?" rief Juel erſchrocken. „Ach, dort hattet Ihr nur einen Beſchützer, und der iſt nicht mehr! Kein andrer Euerer Freunde wird Euch dort mehr kennen und Euere Feinde werden Euere Meiſter werden und Euch verderben."

„Nicht doch, Juel. Die Bosheit verſtummt vor dem reinen Blick der Unſchuld. Wenn ein ehrlicher Mann unter den Schwarm Schurken tritt, die eben ein Complot gegen ihn ſchmiedeten, ſo ſenken ſie erſchrecken die Waffen. Im Auge der Unſchuld liegt gar eine heilige, unbezwingliche Kraft.“

„Ach, Kapitän, ſie wirkt nur einen Augenblick, ſo lange die Betäubung der Schlechten dauert, erzeugt von dem Blitzſtrahle, der aus dem Auge der Unſchuld zuckt; wenn ſie ſich wieder zu ſammeln Zeit haben, iſt die Unſchuld verloren.“

„Ich werde vor die Königin Ulrike treten; ich werde mich rechtfertigen und dann Dienſte beim ruſſiſchen Zaar ſuchen. Aber mit befleckter Ehre kann ich nicht vor Peter treten. Willſt Du, daß ich wie ein feiger Böſewicht fliehe?“

„Ihr werdet nicht mit dem Leben davonkommen. Ihr habt unzählige Feinde.“

„Ich erinnere mich, eine alte Geſchichte geleſen zu haben. Ein tapferer Seekapitän, Namens Eracotus, wurde auch für einen Seeräuber erklärt; der römiſche Kaiſer ſetzte einen Preis von 25,000 Kronen auf ſeinen Kopf. Aber unverzüglich ſtellte ſich dieſer kluge und unerſchrockene Mann in eigner Perſon vor des Kaiſers Angeſicht und rechtfertigte ſeine Handlungen. Der großmüthige Kaiſer hielt ſein Verſprechen und ließ dem Kapitän die auf deſſen Kopf geſetzte Summe auszahlen, und beehrte ihn noch überdies mit ſeinem Schutz und ſeiner Gnade. Wohlan denn, ich will mir den auf meinen Kopf geſetzten Preis auch ſelbſt verdienen!“

„Jener hatte es mit einem einzigen Manne, Ihr habt es mit einem zahlreichen Adel zu thun, deſſen Stolz und Gewaltthätigkeit lange von unſerm ſeligen

König niedergehalten wurde, der aber nun auch um ſo blutgieriger die Opfer ausſucht, die er ſeiner lechzenden Rache zu ſchlachten gedenkt.“

„Und wenn es mich auch das Leben koſten ſollte, Juel, ich gehe doch. Wie? Ich ſollte mein Weib und mein Kind im Stich laſſen? Schon hat man den Armen grauſam mein Hab und Gut genommen, ſie werden in Mangel und Elend ſein; ſoll ich, ihr einziger Freund, ſie auch verlaſſen? Nein, Juel, nein! Ich weiß, Du meinſt es gut mit mir; aber ich kann nicht anders! Ich höre den Hülferuf meines troſtloſen Weibes, höre das verzweifelte Wimmern meines Kindes. Soll ich das brave Weib zur Witwe, ſoll ich den lieben Knaben zur Waiſe machen? Ich muß nach Stockholm!“

Juel legte ſein Haupt an des geliebten Herrn Bruſt und weinte.

Am andern Morgen wurden die Anker gelichtet, und trotz der ſtürmevollen Jahreszeit trat Kapitän Norcroß die Rückreiſe nach Schweden an. Die Fahrt war beſchwerlich und langſam. Ueberall, wo das Schiff anlegte, wurde dem Kapitän von allen wackern Leuten abgeredet, nach Schweden zu gehen, ebenſo wie ihn in Calais alle ſeine Bekannten abzuhalten verſucht hatten. Er aber ließ ſich nicht irre machen und blieb feſt. Die Elemente ſelbſt ſchienen ihm alle nur möglichen Hinderniſſe in den Weg zu legen, und faſt wäre er an den Küſten Jütlands zum zweitenmale geſcheitert, aber er blieb ſeinem Vorſatze unerſchütterlich treu und lief in den Hafen von Marſtrand ein.

## 11.

## Liſt und Gewalt.

Schweden war in arger Verwirrung. Der hohe Adel, im Geheim immer von der jüngern, falſchen Schweſter des Königs und von deren Gemahl, dem Prinzen von Heſſen-Caſſel, begünſtigt, hatte ſich, mit heftigen Discuſſionen, ſeines alten Wahlrechtes wieder bemächtigt, und der liſtige Graf Horn, plötzlich als Organ der lange niedergehaltenen Ariſtokratie an der Spitze derſelben, lenkte die Wahl mit ſchlauer Berückſichtigung ſeiner eignen Vortheile auf die ſchwache Ulrike Eleonore. Selbſt für den vorausgeſehenen Fall, daß ſie ihren Gemahl als Mitregenten annehmen oder ihm gar die Alleinherrſchaft übertragen würde, war der herrſchende Adel gedeckt; denn Prinz Friedrich war ein Schwächling an Leib und Seele, lenkſam, nachgiebig, in kleinlichen Begriffen befangen, der ſich für die nüchterne Ehre, König von Schweden zu heißen, Alles gefallen ließ, kurz, ein König, wie ihn der hohe Reichstag ſich nicht beſſer wünſchen konnte. Der Erfolg hat die Vorausſetzung des Adels gerechtigt; die ſchwache und unbedeutende Regierung König Friedrich's hat für ſein perſönliches Wollen und Thun, für ſein Eingreifen in die Räder des Staats ſich keinen Platz in der Geſchichte verſchaffen können; man hört in jenen dreißig Jahren, während welchen er die ſchwediſche Krone trug, nur von den gewaltigen Kämpfen der Adelsparteien, von jenem weltberühmten Streit der Mützen und Hüte oder der Horn'ſchen und Gyllenborg'ſchen Partei, und der lächerliche König war nur der Spielball bald der einen, bald der andern, bald ſogar beider zugleich.

Das erſte Aufbrauſen des von Karl's des Zwölften Geiſt niedergedrückten Adels, nach der Ermordung des Königs durch Meuchlerhand, glich dem eines wilden Roſſes, das, nachdem es lange durch Zaum und Sporn zugleich zur Wuth gereizt und doch auch gebändigt worden iſt, ſich plötzlich vom ſtrengen, geſchickten Reiter befreit ſieht, die läſtigen Zäume abſtreift und nun dahin raſt, wohin es ſeine Tollheit führt, und mit dem Huf zerſchmettert und zerſtampft, was ihm lange ein Aergerniß geweſen iſt. In der erſten Zeit war an keine Ordnung in den Geſchäften zu denken, Alles ging tumultuariſch-chaotiſch durcheinander, und nur Rache lechzten Alle, im Durſt nach Rache an dem genialen Rathgeber des Königs, an dem edlen Görz, von welchem ſie ſich durchſchaut wußten, waren ſie Alle eins. Mit der nichtswürdigſten Parteilichkeit, mit dem empörendſten Unrecht wurde Görz der Proceß gemacht, er durfte ſich nicht vertheidigen, er durfte die Berechnungen ſeiner Verwaltung nicht vorlegen, ſeine Feinde wußten ja, daß er für Schwedens Wohl gearbeitet hatte und daß er ſich glänzend rechtfertigen konnte, aber ſie wollten ſein Blut.

Aber auch der dritte Stand, bis jetzt noch niemals berückſichtigt, der Stand, der dem Staat Leben gibt, indem er ihn erhält durch die Arbeit ſeiner Hände, auch Bürger und Bauern regten ſich und wollten beim Reichstage vertreten ſein; dies verurſachte tobende Zuſammenkünfte, Zank und Streit, und eine ungeheure Bewegung ging von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf, durch das ganze Schwedenreich.

Norcroß trat in Marſtrand mitten in die Bewegung hinein. Alles ſtaunte, den Mann zu ſehen, auf deſſen Kopf ein Preis geſetzt war, und die große Maſſe war ſogleich für ihn geſtimmt und ſehr geneigt, ihm mit Auszeichnung zu begegnen. Seine nähern Freunde und Bekannte, welche die Lage der Dinge in Schweden beſſer kannten, beſchworen den Kapitän einſtimmig, ſein Schiff wieder zu beſteigen und ſo eilig als möglich die ſchwediſche Küſte zu fliehen, wo für ihn keine glücklichen Tage mehr aufdämmern könnten. Aber je mehr man ihm zuredete, deſto heißer erwachte in ihm die Liebe zu Weib und Kind, deſto heftiger glühte das Verlangen in ihm auf, ſich zu rechtfertigen und ſeine Ehre zu retten. Er ließ alle ſeine Leute in Marſtrand zurück — ſelbſt Juel durfte ihn nicht begleiten — und reiſte allein nach Stockholm.

Es war ſchon Nacht, als er ankam. Am Thore nannte er furchtlos ſeinen Namen. Das Fuhrwerk ließ er in einem Gaſthofe zurück und ging zu Fuß nach ſeiner Behauſung. Ueber den Säugling hingebeugt ſaß Dina allein im Zimmer, als Norcroß hereintrat. Ihr Schrecken war heftig. Aber ſelbſt mit zitternden Armen zog ſie ihn an ihr vor Angſt aufwallendes Herz, ſelbſt mit bleichem Munde gab ſie ihm den Kuß der Liebe. Aber dann rief ſie mit bebender Stimme: „Norcroß, um Gotteswillen, was willſt Du hier? Mich noch einmal heimlich ſehen und Dein Kind, und dann Schweden für immer verlaſſen? Oder uns mit Dir nehmen? Ja, ja das Letztere, Du wollteſt nicht ohne uns Deine Ferſe auf ewig dem Lande zukehren, wo unſer nur Unglück wartet. Aber warum Dich ſelbſt hierher wagen? Warum Dein theures Leben auf's Spiel ſetzen? Warum ſelbſt in die Löwengrube Deiner Feinde hinabſteigen? Du konnteſt uns ja einen Boten ſchicken, und ich wäre Dir nachgeſegelt bis an's Ende der Welt.“ So koſete ſie furchtſam und freudig zugleich und ſtreichelte ihm das bärtige Kinn dazu und zog ihn zur Wiege, wo ſein kleines Ebenbild ſchlummerte. Er hatte ſie ausreden laſſen und betrachtete ſie dann mit düſter-wehmüthigen Blicken. „Nicht alſo, Dina", ſprach er dann. „Zwar bin ich gekommen, Dich aus dieſem Lande hinwegzuführen, das außer Dir nichts Angenehmes mehr für mich hat; aber nicht heimlich, nicht wie ein Dieb will ich herein- und hinausgehen und Dich ſtehlen, als wäreſt Du eines Andern Eigenthum. Auch will ich nicht allein Dich mir hier holen, ſondern auch meine Ehre. Nicht feig bin ich geflohen vor den verſteckten Angriffen meiner Feinde, nein, ich bin aus freiem Antriebe gekommen, mich ihnen gegenüber zu ſtellen, Stirn gegen Stirn, Aug' in Auge. Sie ſollen ſehen, daß Norcroß ein Mann von unerſchütterlichem Muth und unbefleckter Ehre iſt."

„Weh' uns, dann biſt Du verloren!" kreiſchte Dina auf. „Sie werden Dich fangen, wie den gemeinſten Verbrecher; ſie werden Dir das Leben nehmen, wie dem abſcheulichſten Böſewicht!"

„Tröſte Dich, Kind, ſie werden es nicht thun. Noch iſt das Recht nicht untergegangen in der Menſchen Bruſt, und ſelbſt den Schurken ergreift ein Schrecken, wenn es leuchtend ihn antritt und mit gebieteriſchem Blick Anerkennung fordert."

„O, John! Du biſt im Irrthum. Hier triumphirt die Bosheit. Wer ſoll Dich retten, wenn ſie Dich in den Kerker werfen, wie den Baron Görz, deſſen Freund und Helfershelfer ſie Dich allgemein nennen? Du weißt nicht, was hier vorgegangen iſt."

„Ich weiß Alles, liebes Weib. Aber der meiner Ehre angethane Schimpf hätte mich aus dem entfernteſten Winkel des großen Oceans hierher getrieben und beſtände der Reichstag aus lauter blutdürſtigen Tigern."

„Aber Du biſt uns Dein Leben ſchuldig, mir, Deinem Kinde!“

„Die Ehre gilt mir mehr als das Leben.“

„So höre denn: Der Kammerherr von Wollſtrupp hat ſich an mich gedrängt und mir zugeſchworen, ſo wie Dich ihre Spione erwiſchten, in welchem Lande Europa's es auch immer ſei, ſo wäre Dein Tod gewiß. Ach, und auf dieſe Beſtimmtheit gründete er ein Recht zu ſeinen frechen Anträgen, die ich Dir zu wiederholen erröthen muß. Da empfand ich recht mit tiefen Schmerzen, daß mein Vetter, der Graf Mörner, nichts mehr galt. Sein Todfeind, der Graf Horn, iſt hier der allmächtige Gott.“

„Und dieſer Nachtvogel, dieſer Schurke Wollſtrupp, wagt ſich auch wieder an's Tageslicht hervor?“

„Fürchte ihn! Du haſt ihn beleidigt, er iſt ein entſetzlicher Menſch.“

„Ja, ja, die Sonne Schwedens iſt untergegangen, und alle lichtſcheuen Fledermäuſe, alles böſe Nachtgeflügel und finſternißliebende Gewürm kriecht nun aus den Winkeln und Löchern hervor, in welchen es zeither verſteckt war. Doch ruhig nur, mein theures Weib, wenn ſich ein Licht zeigt, ſo flieht das Volk ſchreiend in ſeine alten Hinterhalte.“

„John, John! Du biſt keine Sonne, die die Nacht verdrängen könnte, Du biſt nur der Mond, der ſein Licht von der Sonne erhielt. Die Sonne iſt ausgelöſcht und Du biſt lichtlos geworden. Oder Du biſt nur eine ſtille Leuchte, deren beſcheidener Strahl gerade alles Nachtgeſittig heranzieht und um ſich verſammelt, damit ſie mit roher Gewalt darauf ſtürmen und es verlöſchen.“

„Nun, ſo will ich lieber ſterben, als beſchimpft leben.“

Vergebens umſchlang Dina ſeinen Hals, vergebens weinte ſie Thränenſtröme; er war und blieb feſt.

Und es war wirklich ſo, wie Norcroß vorausgeſagt hatte. Seine Feinde ſtaunten theils über ſein Erſcheinen, theils erſchraken ſie über ſein feſtes, furchtloſes Auftreten in Stockholm. Mit der freien Stirne der Unſchuld erſchien der Freibeuter an öffentlichen Orten, machte Beſuche, ſprach mit Ruhe und Beſtimmtheit von ſeiner kritiſchen Lage, und ſtellte ſich, als man keine Notiz von ihm nehmen zu wollen ſchien, mit der Würde des gekränkten Selbſtbewußtſeins vor den Grafen Horn, Haupt und Lenker des Reichstags, mit klaren Worten von demſelben verlangend, daß ihm vor dem verſammelten Reichstage eine öffentliche Vertheidigung und Rechtfertigung ſeiner Handlungen während ſeiner Dienſtzeit in Schweden geſtattet würde, die ihm ja von Gottes- und Rechtswegen gebühre. Der Graf entſchuldigte ſich ſchlau mit den ungeheuern Geſchäften, welche die gänzliche Umänderung der Regierungsform mit ſich bringe, doch würde ihm dieſe Erlaubniß von Seiten des Reichstags gar nicht entſtehen, obgleich er ein Ausländer und Anhänger einer politiſchen Meinung ſei, welche in Schweden jetzt ihre Bedeutung verloren habe.

„Excellenz“, ſagte Norcroß mit einem feſten Blick, „ich hänge der Wahrheit an und dem Rechte, und es iſt fürwahr ſchlimm, wenn dieſe in Schweden ihre Bedeutung verloren haben.“

„Ihr ſeid ſehr kühn!“ ſprach der Graf lächelnd. „Aber einem Seemann mag es ſchon hingehen, der zumal ſo hoch in der Gunſt des verſtorbenen Königs ſtand.“

„Ich frage nicht danach, was in Schweden noch Bedeutung hat und was nicht. Meine Ehre will ich zurück. Freche Hände haben ſie mir hier geraubt, ſeit ſich zwei Augen geſchloſſen, die mir mehr galten, als nun das ganze Schwedenreich. Meine Ehre will ich wieder und dann gehen.“

„Macht doch aus jener Bekanntmachung nicht ſo viel!“ verſetzte der Graf fein. „Sie iſt in der erſten Aufwallung der Gemüther, wo noch Alles drunter und drüber ging — Gott weiß, von wem — gemacht werden.“

„Gut! So ſoll ſie der Reichsrath zurücknehmen und mich für einen ehrlichen, braven Mann erklären, der der Krone Schweden drei Jahre lang mit Treue und Eifer gedient hat. Weiter verlang' ich ja nichts.“

„Tröſtet Euch nur! Dies werdet Ihr bald erlangen, Kapitän Norcroß. Habt noch eine kleine Weile Geduld, bis wir aus dem Gröbſten ſind, dann ſoll es auch an Euere Sache kommen.“

Norcroß ging und wartete Wochen lang; aber es kam nicht daran. Bald wurde er inne, und die Meinungen ſeines Weibes und einiger ihm gleichgeſinnter Freunde beſtätigten ihn darin, daß er mit geheimen Spionen umgeben war. Zwar verſuchte er es noch einigemale, durchzudringen, aber es gelang ihm nicht. Daß er auf dieſe Weiſe ſcheitern müſſe, hatte er freilich nicht geglaubt. Schlau hatte die Liſt berechnet, daß Norcroß dadurch am beſten geſchlagen ſei, wenn man ihn ungehört hinhalte. Er werde ungeduldig und heftig werden, und ſich in der Heftigkeit vergeſſend, ſich gegen die beſtehende Regierung vergehen. Dann hatte man die triſtigſten Gründe, ihm zu Leibe zu gehen. Leider gelang dieſer nichtswürdige Plan nur zu gut.

Je roher und gewaltiger blinde Parteiwuth gegen den Freiherrn von Görz unter ſeinen Richtern und den Beiſitzern des Reichstages ſich offenbarte, und je weniger man ſich Mühe gab, auch nur die Maske von Rechtlichkeit feſtzuhalten, um ſo dringender riethen Norcroß' Frau und Freunde ihm zur Flucht, um ſo kälter und fremder wurden ſeine ſcheinbaren Freunde. Er ſah ſich bald verlaſſen und allein ſtehend; denn ſein unbändiger Stolz ließ nicht zu, daß er ſich Jemandem näherte.

In dieſem ungewiſſen und für Norcroß ſchier unerträglichen Zuſtande waren mehre Wochen vergangen, und im Stillen fing er an, zu bereuen, daß er dem Rath ſeiner Freunde nicht gefolgt und nach Stockholm gegangen war. Jetzt hielt ihn eigentlich nur Görz' Prozeß zurück. Da erfüllte die Stadt plötzlich das Gerücht von dem Todesurtheil des Barons und der ſchleunigen Vollziehung deſſelben.

Das war ein Donnerſchlag für Norcroß und Alle, die noch Sinn für Recht und Billigkeit in der Bruſt trugen. Das hatte man doch nicht geglaubt, daß der Wahnſinn der Rachgierde die Seelen der ungerechten Richter ſo weit treiben könnte, einen offenbaren Mord im Namen des Rechts an dem verdienſtvollen Manne zu begehen. Jetzt ſah Norcroß ein, welch' ein Loos auch ſeiner wartete; ſeine Freunde hatten ſchon beſtimmt von ſeiner baldigen Verhaftung gehört, er gab ihren und ſeines höchſt beſorgten Weibes Bitten endlich nach und entſchloß ſich zur Flucht aus dem Lande der Sünden, wo die blinde Rache, nicht die blinde Gerechtigkeit das Richterſchwert führte. Mit der größten Behutſamkeit machte er heimlich Anſtalten zur Abreiſe mit Frau und Kind. Er wollte wieder nach Frankreich zurück, wo er ſich von mächtigen Freunden Schutz und Unterſtützung verſprechen durfte. Aber ſchon war es zu ſpät. Seine Abſicht konnte den lauernden Spionen ſeiner Feinde nicht mehr entgehen. Er hatte an öffentlichen Orten die Gewaltſchritte der Regierung hart und bitter getadelt und ſeine Worte dabei nicht mit dem Kammerſtempel ausgeprägt; Urſache genug, um an ihn zu kommen.

Das Schiff lag im Hafen zur Abreiſe fertig, in der Nacht ſollte der Anker gehoben werden. Sein Weib am Arme führend, dicht in Mäntel gehüllt, mit einer einzigen Dienerin, welche den Knaben trug, trat Norcroß Abends ſpät in den Hafen. Aber kaum hatte er dem ſeiner im Boote wartenden Matroſen einen Wink gegeben, als er ſich plötzlich von bewaffneten Leuten umringt ſah.

„Im Namen des Königs! Kapitän Norcroß, Ihr ſeid Staatsgefangener!“ rief eine ſchadenfrohe Stimme, und Norcroß erkannte beim Scheine der herbeigekommenen Fackeln den Kammerherrn von Wollſtrupp in dem Sprecher. Dina ſchrie laut auf, aber der Kapitän wurde von ihrer Seite geriſſen, fortgeführt und in einen unfreundlichen Kerker geworfen.

## 12.

## Norcroß im Kerker.

Der tapfere Kaperkapitän hatte ſchon mehre Tage im Gefängniß gelegen, als er aus dem vergitterten Fenſter wahrnahm, wie auf dem nicht weit entfernten freien Platze, den er überſehen konnte, ein Gerüſt aufgebaut wurde. Er blieb nicht lange in Zweiſel über den Zweck deſſelben. „Ha, das iſt der Altar, der Opferherd der Rache, welchen die wuthentflammten Prieſter dieſer unterirdiſchen Göttin bauen, da ſoll das unſchuldige Opfer geſchlachtet werden, hier ſoll der Mann fallen, welcher gewagt hat, die angemaßten Vorrechte eines habgierigen Adels anzutaſten, der es nicht dulden wollte, wie Einzelne ſich für berufen ausgaben, von Gottes Gnaden den Schweiß und das Blut ihrer Brüder zu verſchwelgen. Nun ſo opfert ihn denn, wie Ihr Euern König gemordet habt, ſchlachtet auch mich, weil ich Beide liebte und ihnen treu diente, aber der Geiſt der Vergeltung wird früh oder ſpät über die Häupter Euerer Enkel als der erzürnte Genius der Zeit dahin fahren und ſie im Fluge mit dem Schwerte abmähen, welches ihm zur Verſöhnung der von Euch mit Füßen getretenen Menſchheit der Allmächtige ſelbſt in die Hände gegeben hat.“

Der Altar wurde geſchmückt, mit Leichentüchern behangen; der Tag kam, die geduldige Menſchenmaſſe, das mit Blindheit und thörichter Furcht geſchlagene Volk umfluthete das Schaffot; ernſt und würdig trat der Mann hinauf, der, einer der größten ſeines Jahrhunderts, mit hohen Geiſtesgaben und vortrefflichem Herzen einen Staat auf die höchſte Spitze ſeines Glücks zu führen im Stande war, der den beſten und heiligſten Willen gehabt hatte, Schwedens wohlthätiger Genius zu werden; er legte ohne zu zittern ſein Haupt dem Beile des Henkers hin. Görz ſtarb, und Norcroß weinte dem Looſe des Guten und Schönen auf Erden ſchmerzensbittere Thränen.

Die Rache war befriedigt; aber ein allgemeines Murren ging durch das ganze Land; es wurden in Schweden ſehr mißbilligende Stimmen von außen vernommen. Die Stimme in der eignen Bruſt erwachte und man fürchtete ſich im Reichsrath allgemein, die Sache des Kaperkapitäns vorzunehmen; man ſcheute ſich, jene unangenehmen Dinge, von denen man lieber gar nicht geſprochen haben wollte, noch einmal in Erinnerung zu bringen. Die Herren fühlten, daß eine zweite Uebereilung die erſte nicht gutmachen könne, ſie begriffen aber auch eben ſo leicht, daß, wenn ſie dem gefangenen Norcroß Gelegenheit zur öffentlichen Vertheidigung geben würden, er ſich völlig rechtfertigen und dadurch nur noch mehr gewinnen werde; endlich lief es ihren Grundſätzen zuwider, den Kapitän auf freien Fuß zu ſetzen, weil ſie ſich dadurch eine große Blöße gegeben haben würden. Darüber verſtrich eine Zeit um die andere; der arme Kaperkapitän war endlich faſt vergeſſen.

Norcroß ſchmachtete im Kerker. Frühling und Sommer gingen vorüber, er hatte mit keiner menſchlichen Seele weiter, als mit ſeinem Kerkermeiſter ein Wort geſprochen. Tage kamen und gingen, und Verzweiflung kam und ging. Sein Herz erbitterte ſich täglich und ſtündlich mehr gegen die Menſchen, er fraß all' den heißen Gram in ſich hinein und verſchluckte ſeine Thränen. Aber dieſe Stürme des Grams, dieſe Blitze der Wuth, dieſe Fluth der Thränen vertilgten zuletzt alles menſchliche Gefühl in ſeiner Bruſt und verſteinerten ſein Herz, ſo daß keine ſanfte Regung mehr in ihm aufzukommen vermochte. Oft wenn er in den einſamen Mitternächten ſich auf ſeinem Strohlager ſchlaflos wälzte, da ſtieß er zähneknirſchend gräßliche Flüche über die Menſchen aus und ſchwur hoch und theuer bei den ewigen Sternen, die ihr Licht in ſein Gefängniß goſſen, Rache zu nehmen, furchtbare Rache an Allem, was ſich zur bevorzugten Menſchenklaſſe zählte. Dann malte ſich ſeine wilde Phantaſie die Bilder der Rache aus, und dieſes ausgelaſſene Spiel ſeiner Phantaſie war gewiſſermaßen der Nahrungsſtoff ſeines Lebens und ohne daſſelbe wär' er entweder ein Raub des an ſeiner Geſundheit zehrenden Grams und der ungeſunden Lebensart, oder der über ſeine Seele wie geſpenſterreiche Mitternacht mit Rabenfittigen hinziehenden Verzweiflung geworden. Der Gedanke, ſich den Kopf an der Mauer ſeines Kerkers oder an den Eiſenſtäben des Fenſters einzuſtoßen, der ihn wohl zuweilen heimgeſucht hatte, kam nicht mehr in ſeine Seele; der Genius der Rache beleidigter Unſchuld erhellte ihm mit flackernder Fackel die Nacht und verſcheuchte alle Unbilden derſelben.

Auch der Herbſt neigte ſich ſchon ſeinem Ende zu. Schon ganzer neun Monate hatte Norcroß im Gefängniß gelegen. Vergebens hatte er ſeinen Kerkermeiſter zu gewinnen, vergebens durch ein kühnes Durchbrechen zu entfliehen geſucht. Das Erſtere war ſtets an der eiſernen Gleichgültigkeit eines Menſchen, der an gar nichts Intereſſe nimmt, weder am Guten noch am Böſen, weder an der Erde, noch am Himmel, das Zweite an der Höhe des Thurms geſcheitert, auf welchem der Kapitän ſaß.

Da trat eines Morgens — es war zu Ende Oktobers — ein niedliches, ohngefähr ſechszehnjähriges Mädchen in das Gefängniß, um ihm den Krug mit friſchem Waſſer zu füllen und das Frühſtück zu bringen. Sie grüßte freundlich und ſagte: „Mein Vater iſt krank geworden in dieſer Nacht, deshalb nehmt's nicht übel, Herr, daß ich komme und Euch bediene. Der Vater will nicht, daß ein Knecht herein ſoll zu Euch, er ſagte, das wäre ein Schimpf für Euch, denn Ihr wäret ein engliſcher Edelmann und ein gar berühmter Seefahrer und Freund des verſtorbenen Königs. Deshalb müſſen mir die Knechte nur aufſchließen und draußen auf mich warten. Ihr ſeid doch nicht unwillig?"

„Ei, liebes Kind, von Herzen froh bin ich, daß ich einmal ein anderes Geſicht ſehe und eine andere Stimme höre, als die Deines Vaters. Wirſt Du mich denn ſo lange bedienen, als Dein Vater krank iſt, und täglich zu mir kommen?"

„Ei, verſteht ſich! Aber ich denke doch nicht! Denn ſeht, es könnte wohl bald ein junges Bürſchlein ſtatt meiner kommen, ein blutjunges hübſches Kerlchen. Hi, hi! Ihr werdet mich ſchon verſtehen."

„Dein Schätzchen wohl, Du blauäugiger Schelm?" ſagte der Kapitän von einem ihm wohlthuenden Gefühle durch die kindlich offnen, zutraulich freundlichen Reden des lieben Mädchens angeweht.

„Ei freilich!" kicherte ſie. „Der Vater war immer dawider und meinte, der Burſch ſei noch viel zu jung und ich auch, aber er iſt ſechszehn Jahre alt und ich bin's auch. Iſt das nicht ein hübſches Alter, und wir lieben uns recht herzlich; ja ich fühle und bin der feſteſten Ueberzeugung, daß ich meinen Jungen nicht lieber haben könnte, wenn ich hundert Jahre alt würde. Er hat ſich dem Vater ſchon vielmal angeboten als Knecht und will nicht einmal Lohn haben, nur mit der Bedingung, daß wenn er ſechs Jahre redlich gedient, ſo ſolle der Vater mich ihm zum Lohn geben. Es wird ja wohl eher ſchon Rath dazu werden. Aber ſo lang' der Vater den Dienſt ſelbſt verſehen konnte, wollte er nichts davon wiſſen; jetzt, da er krank darnieder liegt, wird er mich ſchon eher anhören. Erſt will ich ſehen, wie's mit ſeiner

Krankheit läuft. Aber nächſter Tage ſprech' ich gewiß mit ihm. Dieſen Abend will ich's erſt meinem Geliebten mittheilen und deſſen Meinung darüber hören."

„Thu' das, mein Kind," ſagte Norcroß. „Dir blüht ja des Lebens Mai in ſeiner ſchönſten Blüthe. Liebt Euch und ſeid glücklich. Dann bedient Ihr mich abwechſelnd; denn ich möchte nicht, daß Du Deinen Anblick mir ganz entzögeſt."

„Das will ich auch nicht, weil Ihr ſo gut ſeid, und mir alles Schöne wünſchet."

Am andern Tage trat die Kleine munter und froh herein und rief gleich: „Der Alte hat nachgegeben und Ja geſagt; wie bin ich froh und glücklich! Ich möchte vor Freuden tanzen und Euch umarmen. O freut Euch doch auch mit mir! Ach, Ihr ſeht ſo ernſt und finſter drein. Denkt doch, mein Geliebter kommt in's Haus. Dieſen Abend ſoll er Euch ſchon bedienen und Euer Abendbrot bringen. O ich bin ganz närriſch in den allerliebſten ſchönſten Jungen verliebt! Es hätte mir kein größeres Glück wiederfahren können, als daß mein Vater krank geworden iſt und den Dienſt nicht mehr verſehen kann. Ihr ſollt aber auch froh ſein, Herr; deshalb hab' ich Euch eine Flaſche guten Wein mitgebracht und auch ein viel beſſeres Frühſtück, als Ihr, der Vorſchrift nach, erhalten ſollt. Da eßt und trinkt, und freut Euch mit mir!"

„Das will ich, Du herziges Mädchen! Komm, Dein junger Geliebter ſoll leben! Er bringt ja auch junges friſches Leben in meinen Kerker." Und das lang' entbehrte Labſal des Weins ſchlürfend, wurde dem Unglücklichen wohl. Bald erfüllte der lichte Weingott die Wände des Kerkers mit bunten Bildern, rief Harmonien aus den feuchten Steinen und bekränzte endlich das erheiterte Haupt des Gefangenen mit einem friſchen Kranze von Weinlaub und Mohnblumen, die ihm die Schläfe kühlten und ſanft in Schlummer wiegten, um ihm die Seligkeit baldiger Befreiung in ſchöner Vorahnung zu verkünden. Er ſah einen lieben, befreundeten Engel in das düſtere Kerkergemach treten, ihn an der Hand nehmen und hinwegführen über Land und Meer, weit von dannen und immer weiter. Und ſie ſchritten über die Meere und ihre Füße wurden nicht naß. Der wohlbekannte Engel ſprach aber immer freundliche Worte.

Als Norcroß aus ſeinem langen erquickenden, von himmliſchen Traumbildern angefüllten Schlaf erwachte, neigte ſich der Spätherbſttag bereits ſeinem Ende. Der Kapitän rief ſich mit einer Wehmuth, wie er ſie noch nicht empfunden, ſeit er im Gefängniß lag, die Einzelnheiten des Traumes in die Seele zurück, da knarrte die Thüre, und ein Jüngling trat herein. Norcroß konnte die Geſichtszüge wegen der ſchon eingetretenen Dämmerung nicht erkennen, aber er bemerkte, daß der junge Menſch die Thüre hinter ſich wieder ſorgfältig verſchloß und dann mit raſchen Schritten auf ihn zueilte. Da richtete der Kapitän ſein Auge ſchärfer auf den neuen Wärter, der eben ſtumm und zitternd die Arme ausbreitete und an des Gefangenen Bruſt ſank.

„Juel!“ rief dieſer überraſcht. „Biſt Du's wirklich, Herzensjunge? Juel biſt Du's?“ Er zitterte vor Freuden und drückte den Burſchen an ſein hochaufwallendes Herz und küßte ihm Wangen und Mund. „Ich habe ja eben von Dir geträumt, Junge! Da warſt Du ein Engel.“

„Ja, ich bin's!“ rief der Burſche Freudenthränen vergießend. „Ja, ich bin's, mein theurer Herr und Meiſter, und bin gekommen, Euch zu befreien, Euer Engel zu werden.“

„Du mich befreien, Junge? Biſt Du toll geworden? Wie willſt Du das anfangen?“

„Ach lieber Herr, angefangen habe ich es ſchon vor ſechs Monaten. Jetzt will ich's nur zu Ende bringen.“

„Nun, ſo laß hören, Du ſchlauer Schelm! Welche Anſtalten haſt Du getroffen? Ich traue Deiner Klugheit Alles zu. Du biſt in einer guten Schule geweſen und wirſt gewiß in allen Dingen Deinem Lehrmeiſter Ehre machen.“

„Wir erfuhren Euer trauriges Schickſal bald in Marſtrand,“ erzählte der Burſche; „ach! ich hatte es Euch vorausgeſagt. Wir erhielten auch ſofort einen andern Kapitän auf dem Dänenfeind, das Schiff wurde umgetauft und Ulrike genannt, und wir unter die Marine geſtellt. Ich konnte dieſe Dinge nicht ertragen; mein Herz ſehnte ſich nach Euch, trauerte um Euch. Wie oft habe ich unſere letzte Reiſe verwünſcht! Wenn Ihr des Königs Karl Anerbieten angenommen hättet, in die Admiralität zu treten, ſo wären wir jetzt Alle geborgen.“

„Freilich!“ ſeufzte Norcroß. „Ich hätte Güter und Ehren. Wer aber hätte auch ſo etwas glauben ſollen?“

„Ich entwiſchte,“ fuhr der Burſche fort, „und kam hierher zu Euerer Gemahlin. Aber ſie konnte ſich ſelbſt nicht tröſten, wie ſollte ſie mir Troſt geben? Sie lebt von der Unterſtützung ihres Vetters, des Grafen Mörner, und hat weiter keinen Freund. Sie weinte bitterlich, daß der Wollſtrupp, der jetzt höher geſtiegen iſt, ihr immer böſe Anträge mache und ihre Untreue zur Bedingung Euerer Befreiung ſtelle, aber ſie ſchwur, daß ſie ihn ſtets mit Abſcheu zurückweiſe und Euch eher im Kerker verſchmachten laſſen wolle, als Euch mit ſolcher Schmach loskaufen. Aber einen andern Anſchlag zu Euerer Befreiung wußte ſie nicht zu geben, alle rechtlichen Mittel und Wege waren von ihr und dem alten Grafen ſchon vergebens verſucht worden. — Da beſchloß ich in meinem Herzen, auf meine eigene Hand zu handeln. Zuerſt mittelte ich Euer Gefängniß aus, umſchlich den Thurm und maß deſſen Höhe. Ich dachte auch ſchon an Leitern, Durchbrechen und dergleichen Dinge; da bemerkte ich eines Tages bei einem ſolchen Katzenſchliche ein junges Mädchengeſicht aus einem Fenſter des an dem Thurm hängenden weißen Hauſes nach mir ſchielen. Ich grüßte freundlich und erhielt freundlichen Dank. „Wie?“ dacht' ich, „wenn vielleicht durch dies unſchuldige Geſchöpfchen ein Weg zu deinem lieben Herrn auszumitteln wäre? Wer mag ſie ſein?“ Ich ging mehr um das Haus; das Kind kam, um Waſſer am Brunnen in einem Kruge zu holen. Es war Abend, ich ging ihr nach und redete ſie an. Das Geſpräch war bald im Gange, und nach einer Stunde wußt' ich, daß ſie die Tochter des Kerkermeiſters ſei, daß ihre ältern Brüder in die Welt gegangen ſeien, weil der Vater ſo ſtrenge gegen ſie geweſen, daß die Mutter ſchwach und kränklich ſei, kurz, ich erfuhr die ganze kleine Geſchichte des Hausweſens Eueres Kerkermeiſters. Ich ſah wohl, daß ich dem Mädchen gefiel, und verſprach alle Abend zu kommen; und ich kam alle Abend. Bald fing es auch unter meiner Matroſenjacke an unruhig zu werden; ich fühlte, daß ich Janen gut war. Sie aber war ſterblich in mich verliebt. Was war natürlicher, als daß wir Pläne machten, wie wir hübſch zuſammen leben möchten, und daß mir nichts erwünſchter ſein konnte, als in das Haus des Kerkermeiſters und hernach endlich zu Euch zu kommen. Ich ging ſelbſt zu dem Alten; ich ſteckte mich hinter Janens Mutter, ſchmeichelte ihr und war gegen Beide die liebe Freundlichkeit ſelbſt. Aber es half Alles nichts, der Alte war ein unbearbeitbarer Klotz. Jane begehrte mich nun zum Manne, ſie hatte die Mutter auf ihrer Seite. Auch dies ſchlug nicht an. Unterdeſſen verſtrich die Zeit, und eine andere Verlegenheit begann mich zu drücken; meine kleine Kaſſe ging nämlich zu Neige und ich mußte, ſo ſehr ich mich auch einzurichten verſtand, doch täglich von der Schnur leben. Deshalb mußte ich mich im Ernſt verdingen. Ich fand einen Dienſt als Laufburſche bei einem reichen Kaufmann in der Nähe Eures Kerkers. Jane hatte mir dieſes Plätzchen verſchafft. Ich ſah Euch oft am Fenſter aus der Ferne und ſuchte mich Euch durch Zeichen bemerkbar zu machen; aber Ihr habt niemals darauf geachtet. Inzwiſchen ließ ich die Hoffnung nicht ſinken und arbeitete immer ſtill und vorſichtig an mancherlei Plänen zu Euerer Befreiung, die ich Euch ein andermal, wann mir längere Zeit bei Euch zu verweilen vergönnt ſein wird, erzählen will, d. h. auf einem ſtattlichen Schiff, auf welchem wir — ſo Gott ſeinen Segen giebt, und das wird er; ich vertrau' auf ihn! — bald in das weite, freie, ſchöne Meer hinaus ſchwimmen wollen. Ja, glaubt nur, Kapitän, es hat mir ungeheure Mühe gekoſtet, das verfluchte Landleben und nun vollends das zweimal verfluchte Stadtleben gewohnt zu werden. Nun der Umgang mit meiner lieben armen Mutter hat mir's ja doch ein Bischen verſüßt. Aber faſt wär' ich geſtorben vor langer Weile und andrer Plage. Aber ich weiß ja, Euretwegen hielt ich noch Schlimmeres, ja das Allerſchlimmſte aus, was überhaupt ein Menſch auszuhalten vermag."

„Lieber, lieber Junge!“ rief Norcroß und zog Juel wieder an ſeine Bruſt. „Doch weiter!“

„Nu, es wird nicht viel mehr ſein. Ich lag der Jane und ihrer Mutter immer in den Ohren, mich in's Haus zu bringen, und dieſe Beiden dem Alten, und da Alles nichts half, prakticirte ich dieſem vor einigen Tagen Abends ein Stück Alaun aus meinem Kaufmannsladen in die Bierſuppe. Daran hat er ſich denn richtig, wie ich vorausſetzte und zuverſichtlich hoffte, krank gegeſſen und in ſelbiger Nacht noch ſchlimme Dinge angerichtet. Das hat nun gleich geholfen; die Weiber ließen nicht nach, bis ich im Hauſe war, und ich ließ nicht nach, bis ich bei Euch war, mein geliebter Kapitän.“

„Aber was ſoll nun werden, mein Junge?“

„Etwas ſehr Einfaches. Morgen des Tags verſchaff' ich mir durch Euere Gemahlin Geld für Euch; ich miethe ſodann ein Boot, welches bis zu Mitternacht bereit iſt. Dann öffne ich Euch zur rechten Zeit den Kerker, wir fliehen auf das Boot und rudern, daß uns die Hände bluten. Eh's Tag wird, ſind wir im Meere. Dann wird uns Gottes Vaterhand weiter führen.“

„Aber ohne mein Weib, mein Kind?“

„Ihr könnt ſie nachkommen laſſen, wenn Ihr erſt einen feſten Platz habt; ſie hält Niemand.“

„Und ſie nicht einmal erſt ſehen? Mein Herz zieht mich zu ihnen.“

„Das Herz muß ſchweigen; auch das meinige. Ihr könntet Euch verrathen.“

„Du haſt Recht, lieber Juel. Aber was wird's aus Deiner Jane? Sie iſt ein liebenswürdiges Kind! Willſt Du ſie nicht mitnehmen?“

„Wohin denkt Ihr? Sie könnte uns ja zur Stelle verrathen. Was wird's aus ihr?“ ſagte der Burſche leiſe, ſeine Stimme wankte, und ſein Auge füllte ſich mit Thränen. „Sie muß hier bleiben und wird ſchon einen andern Geliebten finden,“ ſetzte er dann raſch, ſich ſelbſt ermuthigend, hinzu.

„Armer Junge! Du willſt mir auch noch Deine erſte Liebe opfern? O die gilt ja mehr als das Leben! Und das Mädchen liebt Dich zu heftig. Das Herz wird ihr brechen.“

„So muß es brechen!“ weinte der Jüngling laut. „Ihr ſeid mir doch mehr werth, als ihr Herz. Um Euch ließ ich die Welt zu Grunde gehen.“

„Die erſte Liebe iſt mehr als die Welt. Jüngling, ich weiß Dein Opfer zu ſchätzen! Du ſtehſt groß vor mir da, wie ein nie geſehener Held. Komm' an mein Herz, edler, vortrefflicher Menſch! Nenne mich Bruder. Ich bin's!“

„Mein Bruder!“ ſtammelte Juel an des Kapitäns Bruſt. Ein heiliger Augenblick flog an ihnen vorüber, der ihre Herzen mit Zaubergewalt größer machte.

Am andern Morgen beſorgte Juel in heimlicher Stille Alles, wie er es gelobt hatte. Die Nacht ſtieg herauf; mit Vorſicht brachte er die Schlüſſel des Kerkers und Hauſes bei Seite. Als die Schlafenszeit kam, drückte er Janen einen innigen Kuß auf die Lippen; ſie bemerkte ſeine Bewegung und fragte theilnehmend: „Was fehlt Dir, Juel?“ Aber er blieb ſtark, obgleich ihm der Schmerz die Kehle zuſchnürte.

„Mir iſt wohl!“ ſagte er endlich, als ſie ihm mit weicher Hand die Haare aus der Stirne ſtrich. „Geh' ſchlafen, Jane!“

„Nein, Du weinſt und ich gehe nicht eher, bis Du mir geſagt haſt, warum?“

Nun mußte er das gute Weſen belügen, ſo weh es ihm auch that.

„Meine Mutter iſt geſtorben. Du haſt ſie ja gekannt.“

„Ei, ſie war ja vorgeſtern noch bei dem Kaufmann drüben. Armer Junge! Nun, ich will Dich um ſo lieber haben. Schlaf wohl!“

„Schlaf wohl, mein Engel! — Und lebe wohl! Vielleicht auf ewig wohl! Du ſchöne Blume!“ flüſterte er heiß weinend hinter ihr her. Dann ging er auch in ſeine Kammer. Mit Herzklopfen zählte er hier die Stunden bis zu Mitternacht. Am Tage hatte er ſich ſchon mit Norcroß verabredet. Die Stunde ſchlug; leiſe, zitternd ſchlich der Jüngling die Stiege hinauf. Das Knarren der Thüre konnte unten nicht mehr vernommen werden. Glücklich kamen ſie in's Freie. Die Schlüſſel warf Juel in die Hausflur. In ſchnellſter Eile ſtürzten ſie nach dem Orte, wo das Boot hielt. Die Riemen wurden aus allen Kräften geſtrichen und die aufgehende Sonne ſah die beiden Flüchtlinge ſchon weit, weit von Schwedens Hauptſtadt, auf der glänzenden Fläche der Oſtſee ſchwimmen. Raſtlos ging die Fahrt.

„Wohin, mein theurer Bruder? Wohin nun?“ fragte Juel.

„Nach Frankreichs geſegnetem Lande!“ verſetzte Norcroß. „Dort winkt mir neues Glück. Wir ſegeln jetzt nach einem deutſchen Hafen, und von dort reiſen wir zu Lande nach Paris. Dort wird ſich's finden.“

„Und Gott wird uns ſegnen!“ rief der Jüngling.

## 13.

# Alte Bekannte.

An der weſtlichen Küſte der Inſel Seeland liegt ohnfern blühender Dörfer ein hohes, ſtattliches Gebäude von alterthümlichem Anſehen. Es hat das Aeußere eines Kloſters aus den Zeiten der Kreuzzüge, und ſeine ſtufigen Giebeldächer, ſeine zackigen Spitzſäulen, ſeine gothiſchen Bogen und Verzierungen an den gewölbten Pforten und tiefen Fenſtern, belehren den Wanderer bei näherer Beſichtigung bald, daß ihn ſeine, vom erſten Anblick dieſes Hauſes hervorgerufene Vermuthung nicht getäuſcht hat. Er gewahrt noch das alte geſchweifte Pförtlein in der hohen Mauer mit dem Glockenzug, er betrachtet mit Ehrfurcht die Basreliefs der Heiligenbilder zu beiden Seiten der Pforte, an welchen die Stürme der Zeit, freilich nicht ohne Spuren ihres Daſeins hinterlaſſen zu haben, vorüber gebrauſt ſind. Im Hofe wiederholen ſich die theils gut, theils ſchlecht erhaltenen Gebilde der Gottesmutter und ihres Sohnes, der Heiligen in verſchiedener Gruppirung, und zur Rechten ſah man an dem unregelmäßig gebauten linken Flügel des Gebäudes die hohen Fenſter aus buntgemalten, runden Scheiben, Sternen u. ſ. w. beſtehend, der Kirche, während auf dem kleinen, aber hohen rechten Flügel und im Hauptgebäude mehre Reihen Zellen neben- und übereinander hinliefen. Es war dies das alte St. Clarenkloſter, einſt von einer frommen Königin Dänemarks geſtiftet, nach der Einführung der lutheriſchen

Lehre in Dänemark aber von der Gemahlin Chriſtians des Vierten in ein Stift für unverheirathete adlige Damen verwandelt und reich dotirt. Die Gegend, in welcher das Stift lag, war keineswegs ſo einſam, wie ſie wegen Mangel an Städten und Verkehr hätte ſcheinen können; denn nur eine kleine Strecke vom Kloſter entfernt war eine ſtark frequentirte Ueberfahrt nach Fünen über den großen Belt, der hier, zwiſchen den beiden Inſeln hindurch, ſeine ſchäumenden Waſſer drängt. Alle Reiſenden, die aus Schleswig und Jütland, zum Theil auch aus Holſtein, nach Kopenhagen, oder von da dorthin zurück gingen, paſſirten die Straße am Kloſter vorüber nach den Schifferhütten, welche am Ufer in beträchtlicher Anzahl angebaut waren, um ſich überfahren zu laſſen. Dadurch kam viel Leben und Bewegung in die Umgegend, und es war gar nichts Seltenes, daß Reiſende im Stift einſprachen, um Verwandte, Bekannte und Freundinnen unter den Stiftsdamen aufzuſuchen. Auch ſaßen dieſe an ſchönen Tagen meiſt auf dem eigends dazu hoch über die Mauer hinausgebauten Altan im Kloſtergarten, und muſterten mit Blick und Wort die vorüberziehenden Fremden.

Vier Jahre nach den zuletzt erzählten Begebenheiten ſchritt eines Frühlingstages in der Mittagsſtunde ein rüſtiger Mann auf der Straße von Kopenhagen her. Ein dichter Bart hatte ſich ihm um Kinn und Lippen gekrauſt, ein franzöſiſcher Strohhut ſchützte ihn vor der Sonne, aber nichtsdeſtoweniger war ſein ſchönes Geſicht braun gebrannt. Seine einfache Kleidung zeigte einen Seemann an, obgleich er, bis auf die feine, um ſeine Hüften gebundene Schärpe, kein Abzeichen eines Seeofficiers weiter trug. Als er in die Nähe des Kloſters kam, mäßigte er ſeine Schritte und betrachtete zuweilen ſogar mit Aufmerkſamkeit das Aeußere des Gebäudes, die Mauer des Gartens und die Umgebung. Je näher er kam, deſto langſamer ging er; es war, als zaudere ſein Fuß gerade am Ziele, als ſcheue er ſich, die Hand nach dem Kleinode auszuſtrecken, nach deſſen Beſitz er über Meere und Länder geeilt, als bange ihm nun vor dem Augenblick, den er ſich als Inbegriff höchſter Erdenſeligkeit geträumt hatte. Sinnend blieb er ſtehen, beide Hände auf den Reiſeſtab geſtützt, den er trug, und nur das lebendige Auge eilte von Giebel zu Giebel, von Fenſter zu Fenſter, und doch ſchien es, als nehme er nicht ſowohl Antheil an dem Kloſtergebäude ſelbſt, als beſchäftige ſich vielmehr ſein inneres Auge mit andern Bildern, die, aus der Vergangenheit hervortretend, ihn mit der Hoffnung erfüllten, langvergangene Freuden noch einmal zu genießen.

Endlich trat er an die Pforte; aber er zog nicht an der Glocke, vielmehr ſchweifte ſein Auge die Straße weiter entlang bis zu den Schifferhütten der Ueberfahrt, und weiter hin über den Belt, und ſuchte am hohen Horizonte die ferne, in Nebel gehüllte Inſel Fünen. Es blieb demnach zweifelhaft, ob das Stift wirklich das Reiſeziel des Wanderers war. oder aber, ob er, nur von einer flüchtigen Laune nach der Pforte hingezogen, ſeinen Stab ſpäterhin noch weiter zu ſetzen gewillt war. Er lag im Kampfe mit ſich ſelbſt und verſank in tiefes Nachdenken. Sicherlich würde er noch lange darin verweilt und zur Oeffnung der Pforte wahrſcheinlich gar keine Anſtalt gemacht haben, ſondern nach einiger Zeit weiter des Wegs gezogen ſein, wenn nicht plötzlich die Thüre von innen geöffnet worden und eine freundliche Mädchengeſtalt herausgetreten wäre.

„Was ſteht Ihr hier, Mann?“ fragte die Jungfrau, mehr in ſchwediſcher als däniſcher Mundart. „Wollt Ihr zu einer der Stiftsdamen oder habt Ihr ein anderes Begehr?“

Der Klang dieſer Stimme kam dem Wanderer bekannt vor; er ſuchte und fand mit ſcharfem Blick auch in dem Geſichte der Fragerin Züge, deren er ſich erinnern zu müſſen glaubte; aber er konnte nicht damit fertig werden und antwortete: „Wohnt hier ein Fräulein aus Kopenhagen, Namens Friederike von Gabel?“

„Jeſus Chriſtus! Ihr ſeid' es ja, Herr Kapitän Norcroß!“ rief das Mädchen und ſchlug die Hände zuſammen. „Kennt Ihr mich denn nicht mehr, gnädiger Herr?“

„Ich habe Dich wohl ſchon geſehen, Dich auch reden hören, aber doch weiß ich nicht, wer Du biſt.“

„Ei, denkt nur an Euer Gefängniß auf dem Stockhau in Stockholm, an Euern alten Kerkermeiſter und deſſen Tochter.“

„Ach, Du biſt Jane, das arme Kind. Wie aber, um des Himmelswillen, kommſt Du aus Stockholm hier in dieſen Winkel der Inſel Seeland?“

„Ei, hat Euch denn Eure Frau nichts von mir erzählt?“

„Doch, doch, liebes Kind! Wie war's doch? Du kamſt zu ihr, nachdem ich entflohen war, und ſie behielt Dich einige Zeit bei ſich.“

„Ei freilich! Mein Vater hatte mich ja fortgejagt und mir ſtreng befohlen, ich ſolle ihm nicht wieder vor die Augen kommen. Da fiel mir in meiner Herzensangſt nichts weiter ein, als zu Euerer Frau zu laufen und ſie um Hülfe anzuflehen. Da erfuhr ich denn auch, wer eigentlich Juel war und weshalb er in unſer Haus ſich gedrängt, der Schelm! Aber lieb hatte er mich doch und ich bin ihm auch treu geblieben. Nun ſeht, als ich einige Zeit bei Euerer Frau gedient hatte, da kam ein vornehmes Fräulein aus Kopenhagen nach Stockholm — ſie hatte wohl mancherlei da zu beſchicken — ſie zu beſuchen und kennen zu lernen. Euere Frau kannte ſie ſchon dem Namen nach; denn es war das Fräulein von Gabel. Sie wurden recht gute Freundinnen. Aber was erzähl' ich Euch bekannte Dinge? Euere Frau hat Euch gewiß das Alles umſtändlicher mitgetheilt, als ich's zu thun vermag."

„Ja, ich weiß es, liebe Jane. Das Fräulein blieb drei Wochen in Stockholm."

„Und als ſie abreiſete, nahm ſie mich mit ſich, als ihre Dienerin; denn ſie hatte großen Wohlgefallen an mir gefunden und wollte nicht, daß ich Euretwillen Uebels leiden ſollte. Ich ging auch gern mit ihr und hatte ſie lieb. Was hatt' ich denn auch in Stockholm zu verlieren? Juel war fort, und ich dachte mir, daß er niemals mehr nach Schweden reiſen werde. Es hat mich nicht gereut, denn ich hab' es gut bei dem Fräulein. Nach Jahr und Tag, als ihr Vater, der Herr Vice-Statthalter, geſtorben war, trat das Fräulein hier in den Stift als Ordensdame und nahm mich mit ſich. Seht, Herr Kapitän, ſo bin ich hierher gekommen."

„Und wie befindet ſich das Fräulein?" fragte Norcroß mit zitternder Stimme.

„Sie lebt ſtill und eingezogen. Nur zu gewiſſen Zeiten, meiſt alle vier Wochen, hat ſie ihren böſen Tag, da iſt ſie gerade wie toll. Entweder ſchließt ſie ſich den ganzen Tag in ihr Zimmer ein, aber dann hört man ſie laut ſchreien und toben, ſie wirft Tiſche und Stühle umher und ſchlägt um ſich, als habe ſie es mit dem böſen Feinde zu thun und wolle ſich denſelben vom Leibe abhalten, oder ſie läuft am Ufer des Belts auf und ab, und Niemand darf ihr in den Weg kommen, ſonſt tractirt ſie die Leute mit Prügeln, die, weil das Fräulein gar ſtark iſt, eben Keinem gut ſchmecken. In dieſem wahnwitzigen Zuſtande hört man ſie oft Euern Namen rufen.“

„Meinen Namen?“ ſprach Norcroß erſchrocken, und als das Mädchen bejahend nickte, fuhr er mit gefaltenen Händen fort: „Daß ſich Gott ihrer und meiner erbarme! Das iſt's, was mich mit Geiſterſtimmen hierher ruft, was mich mit unſichtbaren, aber furchtbar ſtarken Ketten hierher zieht.“

„Die übrigen Tage“, fuhr Jane fort, „iſt ſie ganz vernünftig, unterhält ſich mit den andern Stiftsdamen, arbeitet und erzählt mir aus ihrem Leben; und da ſpricht ſie gar gern von Euch, Herr Kapitän.“

„O Gott!“ ſeufzte Norcroß.

„Nun, kommt nur herein. Die Damen ſind eben noch bei Tiſche. Ich will Euch auf ihr Zimmer führen und ihr eine heimliche Freude machen.“ Mit dieſen Worten zog Jane den Kapitän durch die Pforte und den Hof, die Treppe hinauf über eine Gallerie hin und endlich in ein einfach-ſchönes Zimmer. Das Erſte, was Norcroß erblickte, waren ſeine Kleider, welche er der Madame Kragenlund, der gefälligen Kaffeewirthin im Wagen gelaſſen hatte, als er in dem von ihr erhaltenen Anzuge floh, und er verwunderte ſich nicht wenig, wie dieſe Kleider, ein Schlafrock, eine Schärpe, ein Paar Matroſenbeinkleider, in das Zimmer einer Stiftsdame kamen, und doch trieb ihr Anblick ihm das Blut in größeren Wellen nach dem Herzen. Mit einem bänglichen Gefühl ſetzte er ſich nieder; Jane war ſchon fort, ihrer Herrin den Beſuch eines Fremden zu melden. Nicht lange darauf rauſchte es draußen auf der Gallerie, die Thür ging auf, und Friederike trat herein. Es war noch ihre hohe herrliche Geſtalt, aber der Reiz der Jugend war aus ihren tiefgefurchten Zügen gewichen, die hehre Glut ihres Auges war ein düſtres Feuer geworden.

„Norcroß!“ rief ſie im Tone des Vorwurfs. Was hier in dieſer abgeſchiedenen Klauſe? Treibt Euch Euer böſer Geiſt hierher?“

„Ich weiß nicht, ob mein böſer oder guter“, verſetzte er, „aber ein mächtiger Geiſt iſt's, der mich in Ihre Nähe treibt, mein Fräulein, und dem ich unmöglich zu widerſtehen vermag. Er läßt mir nicht Ruhe, nicht Raſt, nicht Frieden, nicht Heiterkeit, er peitſcht mich über Land und Meer, und wo irgend ein ſtilles Glück mir blühen könnte, da jagt er mich von dannen und treibt mich in Noth und Elend.“

„Armer Freund!“ ſeufzte Friederike.

„Nur in Ihrer Nähe verläßt er mich, nur wenn ich in Ihr Auge ſehe, iſt mir wohl, und die Genien der Ruhe ziehen in meine Bruſt ein. Und daß es ſo ſei und auch ſo ſein müſſe, habe ich ſtets geahnet und immer hat mir eine Stimme zugeflüſtert: Geh' zu ihr! Nur bei ihr kannſt Du ruhig und glücklich werden.. Und da habe ich denn länger das Leben nicht ertragen können, von Ihnen getrennt, und ich bin gekommen, Sie anzuflehen, wie eine Heilige. Erlauben Sie mir, daß ich von Zeit zu Zeit von Kopenhagen herüber zu Ihnen kommen und ein paar Stunden in Ihrer Nähe zubringen darf; ich bitte Sie um dieſe Gnade, wie ein bis auf den Tod hungriger Bettler um ein Stückchen Brot. Mein Leben hängt von Ihrer Gewährung meiner Bitte ab; ich kann, ich kann nicht leben fern von Ihnen; das Licht muß erlöſchen, wenn es nicht dann und wann Oel aus Ihren Blicken, aus den lebendigen Worten Ihres Mundes ſaugt, womit es ſeine Flamme nähre. Wollen Sie nun einen fremden Mann, der ſein Leben von Ihnen erfleht, unerhört zurückweiſen? Nein, das vermögen Sie nicht! Geſchweige denn mich, Ihren Freund, Ihren Geliebten."

„Schweigt, Norcroß!" rief Friederike mit abgewendetem Geſicht. „Woran wagt Ihr mich zu erinnern? — Aber ſagt, was wollt Ihr in Kopenhagen? Euer Name iſt dort verhaßt, gebrandmarkt. Wollt Ihr Euch dem Beile des Henkers, dem Ihr in Schweden entgangen ſeid, leichtſinnig in Dänemark überliefern?"

„Niemand außer Ihnen weiß Beſtimmtes über jenen Plan, der mir hier Verderben bringen könnte. Wenn auch damals Manches davon in Dänemark verlautet iſt, ſo iſt man doch nirgends auf den rechten Grund gekommen und ich kann es überall dreiſt läugnen. Auch ſind ja ſchon faſt ſechs Jahre verſtrichen; die Verhältniſſe haben ſich ſehr geändert, ſo daß Niemand mehr an jenen fabelhaften Plan denkt."

„Ihr ſcheint Euch die Sache leichter vorzuſtellen, als ſie mir vorkommt; indeſſen angenommen, der beabſichtigte Prinzenraub wäre vergeſſen, was wollt Ihr in Dänemark?"

„Mein eigentlicher Zweck iſt, in Ihrer Nähe zu ſein, mein Nebenzweck, däniſche Dienſte zu nehmen, um mein und der Meinigen Leben friſten zu können; denn ich bin arm geworden und muß auf Erwerb denken."

„Seid Ihr aber auch deſſen ſo gewiß, daß Ihr däniſche Dienſte erhalten werdet?"

„Ich werde dem Könige einen großen Plan vorlegen, deſſen Ausführung mich in Gunſt und Brot und Ihre Nähe bringen wird."

„Darf man dieſen Plan erfahren?“

„Sobald ich zu deſſen Ausführung eile. Verzeihen Sie mir, nicht eher.“

„Ich ehre Euer Schweigen. Wo lebt jetzt Eure Frau und Euer Kind?“

„In Paris bei dem Herzoge von Ormund, der, aus England vertrieben, in Frankreichs Hauptſtadt ſich aufhält.“

„Wie, war die Tochter des Herzogs von Ormund nicht Euere Geliebte, wie Ihr einmal erzähltet?“

„Die reizende Henrica war meine Geliebte und iſt jetzt der Schutzgeiſt meines armen, verlaſſenen Weibes, meines halbverwaiſten Kindes. Der Himmel ſegne ſie dafür, wie ſie es verdient!“

„Norcroß, ich werde Euch nicht anders zu mir zu kommen erlauben, als in Geſellſchaft Euerer Frau. Habt Ihr alſo gewiſſe Ausſichten auf Anſtellung in Kopenhagen, und wünſcht Ihr mich dann jezuweilen zu ſehen, wohlan, ſo laßt Euere Frau kommen. Sie iſt meine Freundin geworden, als ich ſie bei meiner, durch Familienangelegenheiten nothwendig gewordenen, Anweſenheit in Stockholm beſuchte. Sie ſoll die Prinzeſſin Henrica von Ormund nicht hier vermiſſen. Schreibt ihr das.“

„Sie wird mit Freuden in Ihre wohlthuende Nähe eilen, mein Fräulein; denn ſie theilt die hohe und innige Achtung, die ich für Sie hege.“

„Sie iſt ein treffliches Weib, und ich liebe ſie ſehr. Ihre reine, anſpruchloſe Seele hat niemals die Grenzen der Weiblichkeit um ein Haar breit überſchritten. Wollte Gott, ich könnte dies von mir auch ſagen!“ Sie ſtrich ſich mit der Hand über die Stirne, als wollte ſie dort düſtere Gedanken wegſtreichen. Dann fuhr ſie plötzlich, wie ſich ſelbſt bezwingend, fort: „Aber ſo erzählt mir doch etwas von Euern Schickſalen! Bis zu Euerer Flucht aus dem Geſängniß in Stockholm habe ich dieſelben theils durch Euere Frau, theils durch meine Jane erfahren. Theilt mir mit, wie es Euch von jener Zeit an bis dieſe Stunde ergangen iſt.“

„Ach, ich bin weit umhergeweſen in dieſen vier Jahren, das Glück — das heißt Ehre und Reichthum — hat mir mehrmals gelächelt, aber nicht Ruhe; und was iſt Glück ohne Ruhe? Sonnenglut ohne kühlenden Schatten? Ruhe nur ſind' ich bei Ihnen, und in Ihrer Nähe wird mir das ſchönſte Glück erblühen.“

„Erzählen Sie!“ unterbrach Friederike ſeine Expectorationen unwillig.

## 14.

## Norcroß in Frankreich und Rußland.

„Ich kam damals auf einem deutſchen Schiffe mit meinem Jungen nach Frankreich. Wir landeten im Haſen von Dünkirchen, und ich verſäumte nicht, meinen Landsmann und alten Beſchützer und Freund, den Herzog von Ormund, welcher ſeit einigen Jahren hier wohnte und viel Vertrieb mit dem in Bar ſur Aube lebenden Prätendenten unterhielt, aufzuſuchen und ihm meine Aufwartung zu machen. O Gott, wie empfing mich Henrica mit der alten Herzlichkeit! In meinem Herzen, aber waren die Gluten erloſchen, die ſie einſt angefacht, das Feuer, das mich verzehrt, hat einer andern Sonne ihr Daſein zu verdanken.

Der Herzog zeigte ſich nicht minder gütig gegen mich, als ſeine Tochter. Er drang mir ſogleich Wohnung und Unterhalt in ſeinem Hauſe auf; ich brauchte für nichts zu ſorgen. Inzwiſchen war es mir doch unerträglich, unthätig zu liegen, und überdies ängſtigte mich die Sorge um die Meinigen, die ich den hämiſchen Angriffen meiner Feinde in Stockholm bloßgeſtellt wußte. Zu jener Zeit war der miſſiſſippiſche Handel in Frankreich ſehr blühend. Alle franzöſiſchen Häfen lagen voll von aus Amerika kommenden Schiffen, und die reiche Ladung brachte reichen Gewinn. Eine Menge mittelmäßiger Köpfe und ſonſt auch unbedeutender Menſchen, machte täglich ein großes, ſchier unglaubliches Glück; der herbeiſtrömende Reichthum war unermeßlich. Ich kannte alle die Vortheile und Kunſtgriffe, welche damals im Schwunge gingen, ich kannte die Schwäche des Grundes, auf welchen dies Glück gebaut war; und ob ich gleich niemals Neigung zum Handelsweſen gehabt hatte, ſo entſchloß ich mich doch, um nur etwas zu treiben und Geld zu verdienen, Antheil an der miſſiſſippiſchen Handels-Geſellſchaft zu nehmen, und meiner Frau zu ſchreiben, daß ſie unverzüglich nach Dünkirchen abreiſen möchte. Allein der Herzog von Ormund, welcher über meine eigentliche Beſtimmung im Klaren war, rieth mir ernſtlich von dieſem Vorhaben ab und bat mich dringend, mich mit dieſen Leuten nicht einzulaſſen, weil ich ſonſt des Aergers und Verdruſſes kein Ende finden und gewiß nur im Böſen von ihnen kommen würde. Der brave Prinz zeigte ſich mir als ein wohlwollender Vater; ich fand bald, daß er Recht habe und ſein Rath ſehr gut gemeint ſei, und ich folgte ihm.

Der Herzog that mir vielmehr den Vorſchlag, ein Orlogſchiff der franzöſiſchen Flotte zu führen, und verſprach mir, ſich dergeſta't bei dem Herzog-Regenten für mich zu verwenden, daß mir ein ſolches nicht entgehen könne. Sei mir dies aber nicht gelegen, ſo möchte ich eine Bedienſtung an ſeinem kleinen Hofe annehmen und lebenslänglich bei ihm verbleiben.

Ich muß geſtehen, weder das Eine, noch das Andere ſtand mir an. Nur ein Gefühl durchflammte wie ein heiliges Feuer meine Bruſt, es war das Bedürfniß der Rache an meinen Feinden in Schweden, und da nach den veränderten Umſtänden der Krieg zwiſchen Rußland und Schweden mit erneuter Heftigkeit und Erbitterung auszubrechen drohte, ſo ging mein ganzes Streben dahin, in ruſſiſche Dienſte zu kommen, damit ich Gelegenheit hätte, meine Racheplane auszuführen."

„O ich kenne das Gefühl unbefriedigter Rache," ſagte Friederike, „es nagt wie Gift an der Seele. Ich habe es empfunden."

„Um jene Zeit ging der Herzog mit ſeinem Hofſtaate wieder nach Paris. Dort betrieb ich durch den ruſſiſchen Geſandten meine Angelegenheit, und hatte bald die Freude, zu erfahren, daß Hoffnung zu einer Anſtellung beim neuen ruſſiſchen Seeweſen für mich vorhanden ſei. Der Herzog widerſetzte ſich zwar meinem Vorhaben und fragte mich oft, was ich unter dieſer wilden und ungeſchliffenen Nation thun wolle? Aber ich ließ mich nicht davon abbringen.

Inzwiſchen war mein Entſchluß und auch die Urſache deſſelben nicht unbekannt geblieben; ich ſcheute mich auch gar nicht, meinen glühenden Haß gegen die Gewalthaber überall laut auszuſprechen. Es war kein Wunder, daß man dem ſchwediſchen Geſandten Sparre Alles hinterbrachte. Dieſer Mann bildete ſich ein, es ſtände in ſeiner Macht, mich zu hindern, daß ich nicht in des Zaars Dienſte trete, weil ich ein ſchwediſcher Unterthan ſei. Er ließ mir dies mit mancherlei Drohungen zu wiſſen thun, die ich natürlicherweiſe verlachte und mit ſpitzigen Repliken erwiederte, ſo daß es zwiſchen uns zu großer Erbitterung kam. Da nun Sparre einſah, er werde nichts gegen mich ausrichten können, ſo ſteckte er ſich hinter den engliſchen Geſandten in Paris und brachte ihn, in Betreff meiner, auf ſeine Seite. Dieſer Letztere ließ mir einſt ſagen, er habe gehört, daß ich Willens wäre, bei der ſpaniſchen Flotte Dienſte zu nehmen; er unterſage mir dies, kraft der Gewalt, die er über mich, als einen gebornen Unterthan des Königs von Großbritannien, habe. Darauf antwortete ich, daß mir dergleichen niemals in den Sinn gekommen ſei, ſelbſt wenn ich es aber vorgehabt habe, ſo würde ich, als mein eigner Herr, Niemand in der Welt darum befragt haben. Die Wirkung dieſer Antwort hatte ich bald zu verſpüren. Auf einem Spaziergang auf den Boulevards wurde ich in der Abenddämmerung von Häſchern ergriffen und auf die Feſtung Fort l'Evêque geſchleppt. Dort erhielt ich ein elendes Loch zur Wohnung, aber die franzöſiſche Höflichkeit erlaubte nicht, daß ich als ein Verbrecher gehalten würde, ſondern als ein braver, rechtlich geſinnter Mann, der ſich unter die Liſt und Gewalt ſeiner Feinde ſchmiegen mußte.

Einige Tage nach meiner Gefangennehmung kam meine Frau mit meinem Sohne nach Paris. Auch ihr begegnete man überall mit Artigkeit, zuvorkommender Hochachtung, und — da mein Schickſal allgemein bekannt worden war — mit Mitleid, und trug ihr vielfach an, ſich für mich zu verwenden. Sie ließ es auch nicht an Bitten und Vorſtellungen fehlen; die Theilnahme, welche ſie fand, kam mir zu gut. Vor allen aber' raſtete der Herzog von Ormund nicht eher — und das vorzüglich auf Henrica's Antrieb — bis er mir die Freiheit wieder verſchafft hatte. Die Bosheit der Geſandten war vernichtet, ſie mußten mich zu ihrem großen Aerger ſchon nach einigen Wochen wieder auf freiem Fuße ſehen. Ich umarmte mein Weib in des Herzogs Hauſe, wo auch ſie wohnte, und wir Beide erhielten ſchöne Beweiſe der edelſten Freundſchaft vom Herzog ſowohl, als auch von ſeiner Tochter.

Aber nicht die Bitten und Thränen meiner Frau, nicht Henrica's Bitten, nicht des Herzogs Vorſtellungen, nichts in der Welt konnte mich jetzt vermögen, meinen Vorſatz, nach Rußland zu gehen, aufzugeben. Die neue ſchwediſche Niederträchtigkeit des Geſandten Sparre gegen mich hatte Oel in die Flamme meines Haſſes und meiner Rache gegoſſen. Ich ließ Frau und Kind in Paris beim Herzog und empfahl ſie dem Schutze des Allmächtigen. Ich ſelbſt ging mit einem Schiffe nach Petersburg. Der Zaar Peter nahm mich ſehr gnädig auf; er erinnerte ſich meiner ſogleich von der Jagd her, wo ich das Vergnügen hatte, Sie, mein Fräulein, zuerſt kennen zu lernen, jener unvergeßlichen Jagd, die der däniſche Kronprinz dem ruſſiſchen Zaar gab, und wo ich, von fremdem Willen getrieben, der Sonne mich zuerſt nahete, die mich nachher verſengte."

„Nur weiter! Wir wiſſen ja!“ ſagte das Fräulein mißmuthig.

„Peter nimmt bekanntlich talentvolle Fremde gern in ſeine Dienſte; er ſchätzt ſich glücklich, unter zwölfen einen brauchbaren Mann zu finden. Kaum hatte ich ihm meine böſen Schickſale in Schweden, nach Karls XII. Tode, erzählt, als er mir ſogleich eine Kapitänſtelle bei der Flotte antrug. Dieſe Gnade machte mir viele Feinde, vorzüglich unter den Eingebornen. Aber die Gunſt des Zaars und des Herzogs von Holſtein, der mich von Schweden aus gut kannte und mir Beweiſe ſeiner Neigung zu mir gab, machte mich ſicher.

Alle die Seeleute, welche ſich durch meine ſchnelle Erhebung zurückgeſetzt glaubten, und denen ich ſonach ein Dorn im Auge war, arbeiteten heimlich, mich zu verderben, und verſuchten den Viceadmiral Gordin gegen mich aufzubringen. Dies war nicht ſchwer; denn er war ein Schotte von Geburt und glaubte ſchon deshalb alle gebornen Engländer ex officio haſſen und verfolgen zu müſſen. Hernach zogen ſie aber auch alle Kapitäne und Kapitänlieutenants auf ihre Seite, welche geborne Dänen waren. Alle dieſe Leute mochten nicht leiden, daß ich ein Schiff vom erſten Range führte und beim Zaar und ſeiner nächſten Umgebung freien Zutritt genoß, die ſie doch nicht anders als nur mit Mühe ſprechen konnten. Aber ich kann nicht läugnen, mein Name war vor mir in Rußland bekannt worden und der Zaar brauchte keinen Menſchen zu fragen, wer ich wäre und was ich früher getrieben. Er war wohl davon unterrichtet.

Zu dieſer Zeit, nämlich im Herbſte 1721, kam zu meinem Verdruſſe der Friede mit Schweden zu

Stande. Alle meine Hoffnungen wurden dadurch vernichtet. Zwar hätte ich in einer glänzenden Lage in Rußland bleiben können; denn als nach dem für ihn höchſt vortheilhaften Nyſtädter Frieden mit Schweden der Zaar den Titel als Kaiſer und den Namen Peter der Große annahm, hätte es von meiner Seite nur eines Wortes bedurft, ſo wäre ich Commandeur geweſen und hätte Haus und Landgut bekommen. Aber ich ſah keine meinem Gemüthe angemeſſene Beſchäftigung für mich, und Ruhe oder ein friedliches Geſchäft war mir unerträglich. Was ſollte mir ein gemächliches Leben? Wen die Geiſter der Rache und leidenſchaftlicher Liebe über die Erde jagen, dem zünden ſie den Boden an, auf dem er ruhig hauſen will.

Ich muß geſtehen, ich faßte einen Widerwillen gegen den Zaar, als er ſich ſelbſt Peter den Großen nannte; auch ſchien mir's nicht ohne Grund, als ob er ſich verwandelt habe; wenigſtens zeigte er ſich nicht mehr gegen mich ſo leutſelig als erſt, und ich mußte Aeußerungen von ihm hören, die ich an jedem Erdengott verabſcheue. Ich nahm alſo ohne Weiteres meinen Abſchied und reiſete nach Frankreich zurück."

## 15.

## Norcroß in England und Frankreich.

„Kaum hatte ich wieder einige Wochen bei meiner Frau zugebracht, als mir von mehrern Seiten glänzende Anerbietungen gemacht wurden. Mein Name war wie ein Licht aus der Dunkelheit aufgetaucht, und in mehr als einem europäiſchen Kabinette war von mir die Rede. Früher ſchon, eh' ich nach Rußland gegangen war, hatte mir der Cardinal Alberoni nicht allein große Summen bieten laſſen, wenn ich in Dienſt der ſpaniſchen Krone treten würde, ſondern er ließ ſie mir auch unverzüglich auszahlen. Noch glänzender waren die Verſprechungen, die er mir nun machte, nachdem er durch Frankreichs Einfluß in Ungnade bei ſeinem König gefallen war. Dadurch wurde ich in den Stand geſetzt, ein eigenes Haus zu machen und brauchte nicht mehr von der Gnade des Herzogs von Ormund zu leben. Ich hatte viele Freunde und Bekannte in Paris, und täglich ſtrömten Menſchen bei mir ein und aus, die meine Bekanntſchaft ſuchten.

Um dieſe Zeit erhielt ich zu meinem Erſtaunen ein höflich abgefaßtes Einladungsſchreiben vom Hauſe der Lords in London, mit den nöthigen Sicherheitspäſſen zur Hin- und Rückreiſe. Das Oberparlament ſchrieb mir, man finde ſich bewogen, mir wegen meiner künftigen Bedienſtung großmüthige Vorſchläge zu thun, die mir gewiß annehmbar ſein würden. Es lag nicht im Plane des Cardinals Alberoni, mich damals gleich zu beſchäftigen; ich hatte, wie ſchon erwähnt, nicht Ruhe noch Raſt in mir, ſodann war ich auch curiös, zu erfahren, was die Herren, die ſtets meine Feinde geweſen waren, alſo umzuſtimmen vermocht hätte, und ihre Vorſchläge zu hören, obgleich ich keinen derſelben, ſie mochten ſein, welche ſie wollten, annehmen konnte und mochte; endlich war mir dieſe Gelegenheit erwünſcht, mein Vaterland und meine Jugendfreunde wieder zu ſehen und mich nach dem Schickſale meiner Mutter zu erkundigen. Ich hatte ja die feſteſte Zuſicherung einer völligen Sicherheit in Händen und ergriff die ſich mir darbietende Gelegenheit mit Freuden, einmal nach England hinüber zu ſchwärmen. Es war zu Anfang Decembers, als ich nach London kam und mich vor das Haus der Pairs ſtellte. Ihr Anerbieten beſtand in nichts Geringerm, als ihnen den Prätendenten lebendig in die Hände zu liefern. Durch ihre Spione hatten ſie nämlich erfahren, daß ich mich je zuweilen ſehr mißfällig über dieſen vorgeblichen Sohn Jakobs II. ausgeſprochen hatte. Es iſt wahr, ich hatte in der Hitze des Geſprächs über dieſen Gegenſtand jezuweilen Aeußerungen gethan, die dahin zielten, daß ich, welch ein ſtarker Anhänger an die Sache der Stuarts ich auch geweſen wäre, doch niemals mich für die Sache des Prätendenten erklären würde, und daß es mir überhaupt jetzt ganz gleichgültig ſei, wer in England herrſche. Solche Worte waren nach London verlautet — denn ich war überall umlauert — und die Herren Lords gründeten Hoffnungen darauf, die ich zu rechtfertigen keineswegs gewillt war. Als ich ihnen meine Meinung rund herausſagte, daß ich mich zur Ausführung ihres Planes niemals würde gebrauchen laſſen, ſuchten mich einige Lords erſt durch Verſprechungen, Schmeicheleien und Ehrenbezeigungen zu gewinnen, hernach aber durch Drohungen zu erſchrecken; ich blieb bei beiden ſtandhaft. Im Begriff, London wieder zu verlaſſen, wo ich einige Wochen mit alten Bekannten gut gelebt hatte, erhielt ich plötzlich einen wunderlichen Beſuch.

Miß Roſamunde Palmerſton trat in mein Zimmer, freundlich wie die Maienſonne und angethan mit aller zuſammengeborgten Liebenswürdigkeit. Ohne viel Umſtände ſprach ſie von ihrer heftigen Leidenſchaft zu mir, die ſie früher zu Fehlgriffen veranlaßt habe, die aber nun, ſobald ſie von meinem Aufenthalt in London vernommen, in ihrer ganzen Stärke wieder erwacht ſei. Ich möchte alles Geſchehene vergeſſen und der Herr ſowohl ihrer Perſon als ihres Vermögens werden. Man brauche ja, um glücklich zu ſein, des ohnedies ſehr albernen Ehebandes nicht, es ſei ſogar durch die Erfahrung hinlänglich beſtätigt, daß die Ehe dem wahren Glück zweier in Liebe brennenden Herzen hinderlich in den Weg trete. Die mir angeborne Artigkeit gegen das weibliche Geſchlecht, die ich ſelbſt dem verworfenſten Individuum gegenüber nicht verläugnen kann, erlaubte mir nicht, ihr ſo auf dieſen Antrag zu antworten, wie die Unverſchämtheit deſſelben verdient hätte. Ich ſagte ihr blos, daß meine Verhältniſſe mich nöthigten, England wieder zu verlaſſen. Darauf erwiederte ſie, ſie wolle mit mir reiſen bis an's Ende der Welt. Sie verlange ja weiter nichts von mir, als nur in meiner Geſellſchaft zu leben; ſie wolle ſich ganz an meinen Willen binden u. ſ. w. Ohne mich auf die Unterſuchung einzulaſſen, wie wahr und aufrichtig dieſe ausgeſprochenen Geſinnungen ſein möchten, dachte ich in jenem Augenblicke nur an mich ſelbſt und meine Liebe zu Ihnen, mein Fräulein, und erwog die Möglichkeit, daß ich über kurz oder lang in dem Falle ſein möchte, um die Gunſt Ihrer Geſellſchaft betteln zu müſſen, wie Roſamunde um die meinige bettelte, und dieſer Gedanke ließ mich alle Härte gegen ſie vergeſſen. Ich ſagte ihr, daß wir die Sache näher beſprechen wollten, daß ich ihr einen Beſuch machen werde, jetzt eben aber eine Vorſtellung beim Miniſter habe, und ſo brachte ich ſie glücklich fort. Eine Stunde darauf hatte ich London im Rücken und eilte nach Lancaſhire.

Nun komme ich an eine Scene, die ich Ihnen nicht rührend genug ſchildern kann. Ich ſah nämlich meine Mutter wieder; ſie kannte mich nicht mehr, aber als ich mich zu erkennen gab, ſtürzte ſie, außer ſich vor Freude, mir an die Bruſt und herzte und küßte mich, wie ſie mir vor zwanzig Jahren gethan hatte. Sie ſah geſund und wohl aus, ſtand im zweiundfunfzigſten Lebensjahre und konnte noch für eine angenehme Frau gelten. Der Wohlſtand, in welchen ſie durch ihre zweite Heirath gekommen war, hatte ſie gut conſervirt. Der alte Edelmann, ihr Gatte, ein guter beſchränkter Mann, freute ſich ebenfalls über meine Ankunft in ſeinem Hauſe und ſchätzte es ſich für eine Ehre, mich anſtändig zu bewirthen; denn der Ruhm meines Namens war bis in ſein einſames Haus gedrungen. Ich mußte ihm und meiner Mutter meine Schickſale erzählen, und ich fand an ihnen theilnehmende Zuhörer. Ich muß ſagen, daß mir einige Tage in ſo reiner Glückſeligkeit verſtrichen, wie ich ſie auf Erden wenig genoſſen habe. Es war mir in der Nähe der lieben Frau, die mich geboren und erzogen, als ſchwiegen alle Stürme in meiner Bruſt, und als wolle der lang entbehrte Frieden im Sonnenglanz meines nun anbrechenden heitern Lebentages einziehen in meine Bruſt, um ſie, die von ſo vielfachen Schmerzen zerriſſen war, zu kühlen und zu heilen. Ich erzählte den Alten viel von meiner Frau und dem Knaben, den ſie mir geboren, und ſie weinten Thränen der Freude, und meine Mutter ſehnte ſich, ihren Enkel zu umarmen. Mein Stiefvater that mir den Vorſchlag, mein Weib und Kind nach England kommen zu laſſen und bei ihm zu wohnen. Er wolle mich an Kindes Statt annehmen und zum Erben ſeines nicht unbeträchtlichen Vermögens einſetzen. Kaum war er mit ſeinem wohlgemeinten Antrage fertig, als es mir war, als ſeien plötzlich alle die entſchlummerten Geiſter der Unruhe in mir aufgewacht und fingen an, mich mit erneueter Kraft zu quälen und von dannen zu treiben. Die gewaltige Sehnſucht nach Ihnen, Friederike, der Wunſch nach Rache an meinen Feinden in Schweden, ſtiegen wie Vampyre aus ihren Gräbern, ſchälten ſich aus dem Leichentuche, in welche ſie das häusliche Glück und die mir durch mütterliche Liebe gewordene Zufriedenheit einiger Tage gehüllt hatten, und begannen ihre alte Kraft an mir auszuüben. Nichtsdeſtoweniger kam mir der Antrag meines Schwiegervaters ſo lockend vor; die aufrichtigen Thränen, womit meine Mutter mich beſchwor, bei ihr zu bleiben und der Troſt, die Freude ihres Alters zu werden rührten mich ſo ſehr, daß ich ernſtlich beſchloß, mein wildes Gemüth zu bezwingen, ihrer Bitte zu willfahren und die Meinigen nach England kommen zu laſſen. Ich dachte mir nun ſchon nicht anders, als daß ich in dem Lande, in der Gegend mein Leben beſchließen würde, wo es begonnen hatte. Und hatte ſich denn nicht auch der Grund, welcher mich daraus vertrieben hatte, gehoben? Zwar hielt ich den König Georg noch für einen Thronenräuber, aber ich kannte keinen Menſchen auf der Welt, der ein näheres Recht an die engliſche Krone gehabt hätte, als er. Das machte mich gegen die Regierung gleichgültig. Die Freude meiner Eltern über meinen Entſchluß war groß. Ich machte ſchon Anſtalten, meine Frau zu benachrichtigen und dem Cardinal Alberoni aufzuſagen, da ſchickte der Präfect der Landſchaft in Mancheſter einen geheimen Boten an meinen Stiefvater — beide waren Freunde — mit dem gutgemeinten Winke, ich möchte mich ſo ſchnell als möglich aus dem Staube machen, weil er dieſer Tage beſtimmt den Befehl erhalten werde, mich feſtzunehmen und gefangen nach der Hauptſtadt zu führen. Eine vornehme Dame habe dort Klage gegen mich erhoben, und da ich mich den Wünſchen des Parlaments nicht gefügt, ſo ſei es um ſo geneigter, mich die Strenge des Geſetzes fühlen zu laſſen. Das war wieder ein Gewitterſchlag aus heiterm Himmel. Ich wußte wohl, woher er kam und er erinnerte mich noch zur rechten Zeit, daß ich nicht wagen dürfe, auf Erden an Ruhe und häuslich ſtilles Glück zu denken, ſondern daß meine Beſtimmung eine ganz andere ſei, welcher gehorſam zu folgen ich mich denn auch ohne Weiteres anſchickte, zumal ich von der Gerechtigkeit meiner Richter in London nicht viel zu erwarten hatte, die ja durch dieſe ſchöne Gelegenheit ein Häkchen erhalten hatten, wo ſie mich mit einem Scheine von Recht faſſen, mir den Prozeß machen und ihre Rache befriedigen konnten. Ich nahm von meinen erſchrockenen Eltern Abſchied; meine Mutter zerfloß in Thränen, ihren ſchnell aufgefaßten Lieblingsplan ſo unerwartet geſtört zu ſehen. Ich konnte ihr keinen Troſt geben, ich war ſelbſt tief erſchüttert, und mit blutendem Herzen gingen wir von einander. In Liverpool beſtieg ich ein franzöſiſches Schiff und entkam glücklich nach Frankreich. Hier fand ich neue Geldſummen und Briefe von Alberoni, aber auch zugleich einen Brief vom König von Schweden. Er war von des Königs eigner Hand unterſchrieben und mit dem Reichsſiegel bedrückt, und enthielt das Verſprechen, daß ich in den Dienſten des Königs gebraucht werden ſollte, eine Sache von der größten Wichtigkeit auszuführen. Mein verlornes Eigenthum werde mir ſogleich bei meiner Ankunft zurückgeſtellt werden, ich ſtehe unter des Königs Schutz und genieße vollkommene Sicherheit meiner Perſon und Güter, die mir durch dies Document, ſo wie durch die beiliegenden Päſſe zugeſichert und verbürgt ſeien. Ich war über ſolches Anerbieten nicht wenig verwundert, wie Sie ſich denken können, doch hörte ich bald, daß ſich gegen den allmächtigen Horn eine ſtarke Gegenpartei gebiltet habe, an deren Spitze der Graf Gyllenborg ſtehe. Mir leuchtete ein, daß dies die ſchönſte Gelegenheit ſei, an meine Feinde an Ort und Stelle zu kommen, und überdies durfte ich mich ja auf das königliche Gelöbniß meiner Sicherheit verlaſſen. Ich dachte mit Wolluſt daran, mitten unter meine zähnefletſchenden Gegner zu treten. Meine Frau wünſchte ſelbſt, wieder in ihrem Vaterlande zu ſein und in ihrem Geburtsorte zu wohnen, an welchem ihr Herz hängt. Sie wollte aber nicht ſogleich mit mir reiſen, ſondern erſt abwarten, ob ich auch ein ſicheres Auskommen in Schweden finden würde. Ich machte meine Anſtalten, mit dem neuen Frühling dorthin zu reiſen; das Herumſchwärmen gewährte mir ja allein noch Vergnügen. Das Geld aber achtete ich nicht, es war ja ſpaniſches und leicht verdient. Aber es war, als ſollte ich keinen Beſchützer behalten; denn kurz darauf erhielt ich die Nachricht von dem gänzlichen Sturze Alberoni's. Er war eigentlich ſchon ein Jahr vorher durch die bekannte Laura Piscatori bei ſeinem Könige in Ungnade gefallen, wie Sie wohl wiſſen werden, er hatte aber geglaubt, durch geſchickte Ausführung eines großen Planes ſich wieder hinein zu ſetzen, und dieſe Ausführung hatte er durch mich bewirken wollen und mich deshalb ſo fleißig unterſtützt. Nun aber war Alles aus und ich hatte auf nichts mehr zu rechnen. Deshalb wurde ich um ſo geneigter, auf die Vorſchläge des Königs von Schweden einzugehen.

Das Anliegen des engliſchen Parlaments an mich war unterdeſſen in Paris auch bekannt geworden, ich hatte deſſen kein Hehl gehabt; da hingen ſich nun die Jakobiter ſchaarenweiſe an mich und ließen ſogar ein Tedeum für mich ſingen, daß ich ihnen ihren trefflichen Prätendenten nicht entführt habe. Ich verachtete ihren Abgott und ſie; denn meiſt ſind es feige, nichtsnutzige Menſchen, die, trotz ihres Geſchwätzes, doch niemals etwas für ihren vermeintlichen Königsſohn thun. Wie der Herr, ſo die Knechte. Ich ließ das Volk gehen und ſchwieg; denn wenn ich auch die Wahrheit geſagt hätte, ſie hätten mir nicht geglaubt und mich verketzert und verfolgt.“

## 16.

# Norcroß' Ausſicht auf eine Königskrone.

„Im April des vorigen Jahres reiſete ich nach Schweden ab. In Stockholm angekommen, ſtellte ich mich vor den König, der mich freundlich aufnahm und mir eröffnete, daß ich dem Zuge der Auswanderer nach Madagascar vorſtehen und dort eine bedeutende Charge bekleiden ſollte. Dies war mir zu hören ſehr erfreulich. Ich muß Ihnen aber auseinanderſetzen, was es mit dieſem Zuge für eine wunderliche Bewandtniß hatte.

Noch zu Lebzeiten des Königs Karl XII. und, wenn ich nicht irre, zwei Jahre vor dem unglücklichen Ende dieſes großen Monarchen, wandten ſich die Beſitzer von Madagascar an ihn, um ihm die Hoheit über dieſe große afrikaniſche Inſel anzutragen und ſich dafür ſeinen Schutz zu erbitten. Dieſe Beſitzer aber waren nichts weiter, als eine Geſellſchaft europäiſcher Freibeuter, Leute, faſt aus allen Nationen, welche Schifffahrt treiben; die meiſten Schweden und Dänen. König Karl verachtete ihren Antrag nicht ganz und dachte daran, ihnen ein von ſich abhängiges Oberhaupt zu geben und ſie bei demjenigen Eigenthum zu ſchützen, welches ſie durch ihre perſönliche Tapferkeit erobert hatten. Der König hat ſogar einmal flüchtig über die Madegaſſen mit mir geſprochen, gleich nachdem ſie ihre Geſandtſchaft an ihn geſchickt hatten, und vielleicht war wohl gar in ſeiner nächſten Umgebung davon die Rede geweſen, daß ich zum Herrn und Fürſten von Madagascar geeignet ſei; etwas dergleichen läßt ſich wohl aus dem mir gemachten Antrage ſeines Nachfolgers ſchließen. Als die Sache wieder aufgegriffen wurde, hatte ſich gewiß dieſer und jener von den Großen des Reichs an den Plan des Königs Karl erinnert, dadurch war auch ich den Leuten wieder in's Gedächtniß gekommen, und aus dieſem Umſtande iſt das gnädige Handſchreiben des Königs Friedrich zu erklären. Durch ſeine andern großen Pläne und letzten Kriege war König Karl's Blick ganz von Madagascar abgezogen worden, die hülfloſen Leute hatten ſich alſo an Dänemark, Schutz flehend, gewendet, und hier war es vorzüglich ein Mann, den ſie für ſich zu gewinnen wußten. Sie kennen ihn, mein Fräulein, es war der ehemalige franzöſiſche Generalpächter Jean Henri Huguetan, der nunmehrige Graf Gyldenſtern, Ritter des Danebrogordens und Günſtling des Königs von Dänemark. Durch dieſen Mann ſuchten ſie auf den König zu wirken, welchem ſie die Oberhoheit über Madagascar und die ihnen ebenfalls gehörige Inſel St. Maria antrugen, ihm Tribut zu geben verſprachen und begehrten, daß er ſie dafür mit zwei Fregatten vertheidige. Allein der ſtolze König dieſes Landes war nicht ſo klug und weitſehend, wie der Schwede Karl; er wollte mit Leuten nichts zu thun haben, die von allen europäiſchen Nationen verachtet würden, und ſchlug ihr Geſuch ab. Nach König Karl's Tode wandten ſie ſich nun an den neuen Schwedenkönig. Die Gyldenborg'ſche Partei ſtimmte für die Unternehmung; ſie hielt die Inſel für einen herrlichen Ort, Leute dort aufzubewahren, die ihr zuwider ſeien; ſie vermochte auch den König, an mich zu ſchreiben. Die Horn'ſche Partei war dagegen, und als ich nach Stockholm kam, wogte der Kampf beider Parteien hin und her. Der ſchwache

König war heute gyllenborgiſch geſinnt und den andern Tag horniſch; hunderterlei andere Dinge, die für Schweden weit wichtiger waren, als Madagascar, waren ebenfalls zwiſchen den Parteien ſtreitig, und dieſe Nebenſache wurde über den ſteten Streit vergeſſen. Die Horner mochten den König wohl auch wieder herumgekriegt haben, kurz ich lag bis zu Ende des vorigen Jahres, neun ganzer Monate, in Stockholm und am Ende wurde doch nichts daraus. Gewiß würde ich viel eher wieder abgereiſt ſein, wenn ich nicht die Idee eines Zugs nach Madagascar mit ganzer Seele ergriffen hätte; es war mein höchſtes Verlangen, das Ziel aller meiner Wünſche, der König jener herrlichen Inſel zu ſein. Ueberdies hatte ich nicht die mindeſte Ausſicht auf ein Unterkommen, Alberoni's Geld ging ſtark auf die Neige, und ich erhielt von einigen Gönnern in Stockholm nichts als die ſchönſten Vertröſtungen. Der Graf Gyllenborg ſelbſt ſprach mehre Male mit mir darüber und bat mich, noch Geduld zu haben, er werde den Zug doch durchſetzen; aber er ſetzte nichts durch. Dies machte mich höchſt mißmuthig; auch hatte ich noch andere Verdrießlichkeiten mit meinen Feinden, an denen mir niemals Gelegenheit ward, mich ſo recht nach der glühenden Begierde meines Herzens zu rächen. Der alte wüthende Menſchenhaß erwachte wieder in meiner Bruſt; ich hätte das Weltmeer vergiften mögen.

Im Sommer kam auch der Schiffer Früß aus Kopenhagen zu mir nach Stockholm, der während meiner Gefangenſchaft auf dem Holm in Kopenhagen mein gütiger Schließer und Oberprofoß geweſen war. Es war ſpäterhin — Gott weiß durch welchen Zufall oder Umſtand, bekannt geworden, daß ich Norcroß geweſen ſei — Früß war ſehr hart beſtraft und ſeines Dienſtes entſetzt worden; die gefällige Madame Kragenlund, die mir fortgeholfen, hatte ebenfalls eine bedeutende Geldſtrafe erleiden müſſen."

„Ich habe ihr dieſelbe erſetzt", fiel hier Friederike ein. „Ich konnte nicht zugeben, daß Euretwegen Jemand zu Schaden komme. Auch der alte verſoffene Früß hat Unterſtützungen von mir erhalten. Freilich zu ſeinem Dienſte konnte ich ihn nicht wieder verhelfen, den er auch mit Recht verloren hatte und zu welchem er gänzlich untauglich war. Die Kaffeewirthin hat mir für die Strafgelder Euere Kleider ausgeliefert; denn als ſie hörte, daß Ihr ſchon beweibt ſeid, wollte ſie nichts mehr von Euch wiſſen, ſelbſt Euere Kleider nicht ſehen. Auch kann ich Euch ſagen, wie Euer wahrer Name bekannt geworden war; einer Eurer Mitgefangenen hatte Euch gekannt und ſpäter, als Ihr entwiſcht wart, verrathen, wer Ihr eigentlich geweſen ſeid."

„Früß hielt ſich an mich", fuhr Norcroß fort, „und hatte guten Grund dazu; denn er hatte mich in meiner Gefangenſchaft ausnehmend wohl behandelt und ich ihn durch meine Flucht von Dienſt und Brot gebracht. Es ging mir zu Herzen, daß ich ihn in ſeinem Alter in einem ſo erbarmungswürdigen Zuſtande ſehen mußte. Damit ich ihm zu etwas behülflich ſein möchte — denn ich ſelbſt konnte ihm nicht viel geben — ſo ging ich mit ihm zum Oberſten der königlichen Trabanten und bat denſelben, daß er dieſem unglücklichen alten Mann erlauben möchte, einmal früh Morgens mit mir zum Könige zu gehen. Der Oberſtlieutenant Bourmann, der Andern gern diente, wenn es in ſeiner Macht ſtand, gab hierzu die Erlaubniß, und ich nahm Früß mit mir in des Königs Gemach. Der König begegnete ihm freundlich und ließ ſich ſein

Unglück erzählen. Indem trat der Graf Löwenhaupt, einer meiner Gegner, herein. Da war nun Niemand weiter als genannter Oberſtlieutenant Bourmann zugegen und ich. Der Graf nahm den König beim Arme und führte ihn in's nächſte Zimmer, woraus ich nicht viel Gutes für Früß und mich ahnete. Wenige Minuten darauf kam er allein zurück und ſagte zu mir mit zornigem Geſichte, wie ich mich unterſtehen könne, ſolch' einen Mann, wie der Schiffer Früß, vor die Augen eines Königs zu bringen? Ich hatte eine derbe Antwort gleich bei der Hand, aber er wollte ſie nicht hören und verließ uns augenblicklich. Früß war ſehr niedergeſchlagen über den ſchlechten Zuſtand ſeiner Sachen und ich verwirrt über des Grafen impertinentes Betragen. Ich ſuchte Früß zu tröſten und verſprach ihm, Alles für ihn zu thun, was in meinen Kräften ſtehe. Ich lief alſo gleich zum General Arnold, däniſchen Geſandten in Stockholm, und bat ihn dringend, daß er doch ſeinem unglücklichen Landsmann helfen möchte. Der General ſagte, daß er nichts für ihn thun könne. Drauf erwiederte ich, daß ihm Unrecht geſchehen ſei, und gab mich ſelbſt als den Flüchtling zu erkennen, um deſſentwillen Früß in's Elend gekommen ſei. Ich erzählte den Verlauf der Sache, der Wahrheit gemäß, und vermeldete zugleich, daß ich jener Kapitän Norcroß wäre, welchen man, da der Krieg noch währte, in Verdacht gehabt habe, daß er den Kronprinzen von Dänemark habe rauben wollen. Ich hielte dafür, daß die Falſchheit dieſes Verdachtes nunmehr genugſam am Tage liege; und da ich zeither von der heftigſten Sehnſucht gequält wurde, in Ihrer Nähe zu leben, mein Fräulein, ſo fragte ich den ſich mir ſehr freundlich zeigenden General, ob ich wohl mit Sicherheit nach Dänemark reiſen könne, um des

Königs-Majeſtät einen höchſt wichtigen Vorſchlag zu thun, welcher durch mich leicht ausgeführt werden könne, und zu welchem der König das Vermögen, in Händen habe. Er antwortete hierauf: Ich ſetze meines Königs und meine eigne Ehre zum Pfande, daß Sie in Dänemark ſicher ſein ſollen. Niemand in unſerm Lande ſoll die Macht haben, Ihnen ein Leid zuzufügen. — Ich redete noch viel mit dem General darüber, und er munterte mich zu meinem Unternehmen auf. Ich fühlte auch in meinem Innern, daß ich bald etwas Tüchtiges thun müſſe, wenn ich nicht ganz mit mir ſelbſt zerfallen ſollte. Was es nun auch immer ſei, es mußte einen großen Charakter haben. Meine Seele war in Nacht und Haß gehüllt.

Nach einiger Zeit hielt ich bei dem Könige von Schweden um einen Reiſepaß an, und gab vor, da aus dem Zug nach Madagascar doch nichts würde, nach England hinüber zu gehen. Der König, um ſein an mir begangenes Unrecht wieder gut zu machen, war ſo gnädig, mir außer dem Paß noch einen Brief an den König von Großbritannien mitzugeben, von welchem ich freilich keinen Gebrauch machen konnte. Meine Abreiſe verzog ſich aber bis zu dieſem Frühjahr. Der General Arnold, der mir unterdeſſen ſehr gewogen geworden war, gab mir einen Brief an Ihren Bruder mit, mein Fräulein, an den Vice-Admiral und Kammerherrn von Gabel.“

„Da ſeid Ihr freilich an den Rechten addreſſirt worden“, ſagte Friederike mit Spott.

„Ich kam nach Kopenhagen, es ſind nun drei Wochen, und verfügte mich ſogleich zum Kammerherrn und Vice-Admiral von Gabel. Er empfing mich freundlich und bekräftigte, was mir General Arnold verſprochen hatte; überdies fügte er noch das eigne Verſprechen hinzu, daß er mir, meinem Geſuch zufolge, Gelegenheit verſchaffen wollte, den König zu ſprechen.“

„Traut ihm nicht, Norcroß!“ warnte Friederike. „Es giebt keinen falſchern Menſchen, als meinen Bruder. Er weiß, daß Ihr derſelbe ſeid, der mich vor ſieben Jahren raubte, und wird Euch das nie verzeihen, ſondern vielmehr heimlich an Euerm Untergange arbeiten. Doch weiter!“

„Ich wartete dem Kammerherrn zu verſchiedenenmalen auf und erwartete jedesmal, das mir verheißene Glück zu genießen; aber es kam nicht dazu, und er machte hunderterlei Ausflüchte. Vielmehr ſuchte er von mir herauszulocken, welchen Vorſchlag ich dem König zu thun habe; aber ich ſagte ihm nichts. Auch Andre ſuchten an mir zu forſchen, doch eben ſo vergeblich. Zuletzt ſtellte ich dem Kammerherrn vor, daß ich wenig Geld mit nach Kopenhagen gebracht, und nicht Willens wäre, mich hier in Schulden zu ſetzen, er möchte mir alſo rein herausſagen, ob ich Hoffnung haben könnte oder nicht. Er verſetzte: Euere Unkoſten ſollen Euch nicht nur wieder erſtattet werden, ſondern Ihr ſollt noch überdies eine anſehnliche Belohnung für Euern guten Willen erhalten. Hierauf ſtellte ich dem Kammerherrn vor, daß ich ganz zuverläſſig wäre benachrichtigt worden, daß mich Spione umgingen, daß ich alſo nicht länger in Kopenhagen bleiben könne, indem es mir ſchaden würde, wenn zu Jedermanns Wiſſen käme, ich führe etwas Großes im Schilde, ehe ich mit meinem Anſchlage ſo weit gekommen, daß es in Niemandes Macht mehr ſtünde, denſelben zu nichte zu machen. Ich wäre alſo geſonnen, als ein Reiſender nach Helſingoer zu gehen. Sollte etwas vorfallen, ſo möchte er mir's wiſſen laſſen; wo nicht, ſo würde ich Dänemark wieder verlaſſen. Eigentlich lag mir weniger daran, nach Helſingoer zu gehen, als nur ohne Aufſehen aus Kopenhagen und zu Ihnen zu kommen, Friederike. Ich hatte ausgekundſchaftet, wo Sie lebten, als ich Sie zu meinem Schrecken nicht mehr in Kopenhagen fand. Es trieb mich mit Allgewalt fort. Ich mußte Sie ſehen, Sie ſprechen. Mein heißeſter Wunſch iſt erfüllt, mag nun werden, was da will. Ich habe den Wagen halben Wegs verlaſſen; er fuhr nach Helſingoer; ich aber bin zu Fuße hierher gewandert, und hier bin ich und flehe um Gnade.“

„Ich fürchte, Norcroß, Ihr habt ſehr unbeſonnen gehandelt, daß Ihr Euch in ein Land gewagt habt, wo Euer nichts Gutes warten kann. Seid verſichert, daß jeder Euerer Schritte belauert wird. Man hat auch mich in Verdacht gehabt, aber mit Blick und Wort hab' ich ſie niedergeſchmettert, die Feiglinge. Jetzt wagt ſich Keiner mehr an mich. Aber Euch kann es um ſo eher Verderben bringen, wenn ſie erfahren, daß Ihr in irgend einem Verhältniſſe zu mir ſteht.“

„Ich fürchte nichts, wenn ich Ihnen nahe ſein darf. Mein gefährlichſter Feind iſt der in meiner Bruſt. Und dieſer iſt geſchlagen und beſiegt, und liegt ohnmächtig, gefeſſelt von der Gewalt Ihrer Blicke.“

„Ihr habt nicht wohlgethan, Kapitän. Wir hatten auf ewig Abſchied genommen; wir hätten uns nicht wiederſehen ſollen. Nun habt Ihr die unterirdiſchen Geiſter beſchworen, wundert Euch nicht, wenn ſie heraufſteigen und Euch mit Rabenflug umkreiſen. Mir bangt vor Euch! Mein eigner Bruder wird Euch verderben. Hört meinen Rath: Flieht eilig aus dieſem Lande, wo Euch niemals ein Glück blühen kann.“

„Nur mit Dir, Friederike!“ rief Norcroß und ſtürzte zu ihren Füßen.

„Seid Ihr raſend? Denkt an Weib und Kind!“

„Mag mich der Tod hier treffen! In Ihrer Nähe ſterben wird mir Wonne ſein.“

„Armer Unglücklicher!“ ſagte Friederike, beugte ſich und drückte ihm einen Kuß auf die Stirn.

## 17.

## Norcroß' verwegene Vorſchläge.

Der Kanzleirath Bredal wurde in des Kronprinzen Zimmer eingeführt. Der Kammerherr Gerd von Raben und der Kammerherr von Gabel waren bei dem Königsſohne ſchon zugegen.

„Was habt Ihr mit dem verwegenen Menſchen ausgerichtet?“ fragte die Hoffnung Dänemarks.

„Er iſt nicht in die Schlinge gegangen, königliche Hoheit“, verſetzte der Kanzleirath mit devotem Bückling und Lächeln. „Zwar traf ich ihn in Helſingoer, allein er verſicherte, daß er die Stadt nicht verlaſſen würde, wenn er nicht das ſchriftliche Verſprechen des Herrn Kammerherrn von Gabel ſähe, daß er mit des Königs Majeſtät würde reden können.“

„Nun, ſo gib ihm das Verſprechen, Gabel, und wenn er kommt, nehmen wir ihn beim Kopfe“, ſagte der Kronprinz phlegmatiſch.

„Dies geht unmöglich, königliche Hoheit. Ein ſolches Verfahren würde General Arnold nicht gut heißen und ſeinen Poſten gewiß augenblicklich niederlegen; denn Arnold gab dem Norcroß das Verſprechen der

Sicherheit, und ſetzte ihm des Königs und ſeine Ehre ein, und Arnolds Wort muß ſogar einem Freibeuter gehalten werden. So lange Norcroß nicht freiwillig in's Gefängniß geht, dürfen wir ihm kein Haar krümmen."

„Ihr müßt Euere Sache ſehr unklug angefangen haben, Bredal!" ließ der Kronprinz dieſen an.

„Ew. königliche Hoheit halten zu Gnaden, ich that Alles, was in eines Mannes Kräften ſteht, um ihn zu bewegen, daß er nach Bornholm ſich freiwillig in Arreſt verfügen möchte. Ich gab vor, es ſolle ja blos eine Spiegelfechterei ſein, um die Aufmerkſamkeit des Königs auf ihn zu ziehen, und er werde dadurch ſeinen Zweck jedenfalls ſchneller und ſicherer erreichen, als wenn er ſich auf das ungewiſſe Warten lege. Ich zeigte mich ihm als ſein innigſter und theilnehmendſter Freund, ich gab ihm Geld, zog mit ihm umher, machte ihn auf alle Weiſe treuherzig, aber ſo oft ich mit meinem Antrage herausrückte, wies er denſelben entſchieden zurück."

„Auch den Vorſchlag, welchen er meinem königlichen Vater thun will, habt Ihr nicht von ihm herausgelockt?"

„Ich bedaure! Aber Norcroß iſt ſchlau und gibt die Sache für ein Geheimniß aus, das er nur des Königs Majeſtät entdecken könne. Das Einzige, was ich von ihm erfahren habe, iſt, daß er ſchon einigemale im königlichen Frauenſtift beim Fräulein Friederike von Gabel, des Herrn Kammerherrn Schweſter, geweſen iſt."

„Halloh!" platzte jetzt der Kammerherr von Raben heraus, „laßt den Schurken niederſchießen, oder ich vergreiſe mich mit eigner Hand an ihm."

„General Arnolds Wort muß in allen Fällen heilig gehalten werden", verſetzte Gabel, „nicht dieſes Schuftes wegen, der meine Familie in Schande bringt, ſondern des Generals wegen. Wir können nichts thun, als den gefährlichen Freibeuter ſo ſchnell als möglich aus dem Lande ſchaffen."

„Nicht eher, als bis wir wiſſen, was er dem Könige ſagen will", bemerkte der Kronprinz.

„Das können wir leicht erfahren", verſicherte Gabel, „ohne des Königs Majeſtät mit dieſem Erz-Spitzbuben zur Laſt zu fallen."

„Wie ſo?" fragte der Kronprinz.

„Wir laſſen einen von Euerer Hoheit Lakaien die Perſon des Königs vorſtellen. Wenn es etwas Erhebliches iſt, ſo können wir's nachher immer ausführen; außerdem muß er ſogleich das Land räumen."

„So ſoll es geſchehen!" ſagte der Kronprinz. „Dabei haben wir auch noch ein kleines Vergnügen. Schreibt ihm nach Helſingoer, daß er ſich ſogleich hierher verfügen ſoll."

„Wie Ew. königliche Hoheit befehlen", erwiederte der Kammerherr ſich verbeugend und ging.

„Pfui über die Gabel!" rief Raben, als der Bruder ſeiner ehemaligen Braut fort war, „mich zu verſchmähen und ſich mit einem Freibeuter, einem Seeräuber abzugeben, mit einem gemeinen, verworfenen Menſchen. Pfui! Jetzt rächt ſich ihr Stolz fürchterlich an ihr. Einen Seeräuber einem Kammerherrn vorzuziehen! Pfui!"

„Tröſte Dich, Raben; Du haſt nicht allein einen Korb von ihr erhalten. Und wenn Norcroß wirklich jener Engländer iſt, der ſie uns einmal auf ſo originelle Weiſe von der Jagd nach Stockholm entführte fürwahr, ſo iſt ihr Geſchmack ſo übel eben nicht."

Aber trotz des Kronprinzen Tröſtung rief der Kammerherr und Geheimerath: „Pfui!“

Und er ging und traf ſeine Anſtalten, um auf ſeine eigne Fauſt eine kleine Privatrache an Norcroß zu nehmen.

Sobald dieſer nämlich auf Gabels Einladung nach Kopenhagen gekommen war, in der Hoffnung, den König zu ſprechen, ließ ihn Raben mit ſeinen Kreaturen umgeben, und hintertrieb es beim Kronprinzen ſo lange als möglich, daß die beſprochene Komödie nicht geſpielt wurde. In eigner Perſon verfügte er ſich auf das Kaffeehaus der Frau Kragenlund, von deren Handel mit Norcroß er gehört hatte, er ließ ſich ſogar herab, dieſer Frau den Hof zu machen, Alles, um ſie zu einer Klage gegen Norcroß aufzuhetzen. Nun hatte Frau Kragenlund aber nicht den mindeſten Rechtsgrund zu einer ſolchen Klage; denn die Strafgelder hatte ſie vom Fräulein von Gabel zurückerhalten, und wegen eines gebrochenen Eheverſprechens konnte ſie wiederum nichts anhängig machen, weil ſowohl ſie, als auch er, verheirathet war; inzwiſchen brachte Raben, mit Hülfe anderer Schlauköpfe, doch etwas heraus; ſie ſollte ihn verklagen, daß er ihr einige Pretioſen geſtohlen habe. Ehe es aber dazu kam, ging geraume Zeit hin, und Raben verſuchte unterdeſſen andere Wege, Norcroß etwas anzuhängen. Er beauftragte ſeine Leute, ſich auf Gaſſen und Plätzen, in Wirthshäuſern und im Hafen an den Kaperkapitän zu drängen, ihn durch ein gaſtfreies Benehmen für ſich zu gewinnen und ihn zu verleiten, daß er ſich irgend heftige Aeußerungen über die Könige von Dänemark, Schweden und England erlaube, oder ſonſt eine Unvorſichtigkeit begehe, die ihn den Händen der Polizei überliefere.

Aber obgleich Norcroß wegen Geldmangel die Freigebigkeit ſeiner Geſellſchafter benutzte, ſo war er doch ſo ſchlau, die Schlingen, die ihm gelegt wurden, zu merken, und benahm ſich ſo pfiffig, daß er den König lobte und herausſtrich, wenn die Andern ſchimpften, daß er Alles entſchuldigte, was die Andern tadelten. Kurz, er wußte ſich ſtets ſo gut zu ſalviren und andere Erbärmlichkeiten mit Muth und Unerſchrockenheit abzuweiſen, daß alle ihn umgebenden Schufte vor ſeinen Piſtolen eben ſo großen Reſpekt bekamen, wie vor ſeiner Schlauheit.

Norcroß hatte endlich dem Kammerherrn von Gabel erklärt, er werde abreiſen, wenn ſein Geſuch nicht gefördert werde; da ſchritt der Kronprinz mit ſeinem Anhange dazu, den ſchlauen Kaperkapitän zu betrügen.

Eines Morgens wurde ein Diener des Kronprinzen, welcher in der Geſtalt mit dem Könige einige Aehnlichkeit hatte, herausgeputzt und inſtruirt, was man um ſo eher wagen konnte, da man durch den Kanzleirath Bredal herausgebracht hatte, daß Norcroß den König noch nie geſehen. Es verſammelte ſich eine Anzahl vertrauter Hofleute von des Kronprinzen Anhang, um dem Luſtſpiele beizuwohnen und zu erfahren, was der weltberühmte Freibeuter Wichtiges zu entdecken habe.

Hierauf ſchickte Gabel ſeinen Diener zu Norcroß, um ihn ſchleunigſt holen zu laſſen. Dieſer war eben im Begriff abzureiſen, er wollte noch einmal zu Friederiken, den Stern ſeines Lebens, um aus den Strahlen deſſelben Stärke zu trinken, er wollte ſie bitten, ſich ſeiner Frau und ſeines Kindes anzunehmen, welchen er auf Friederikens Begehr nach Frankreich geſchrieben hatte, daß ſie nach Dänemark kommen ſollten, damit, wenn er fort ſei, um ſich ein Glück

Kaperkapitän durchaus mitzubringen. Norcroß war eben noch mit dem Schreiber beſchäftigt, und erſtaunte nicht wenig, daß man ſeiner jetzt ſo preſſirt verlange, da er doch früher ſo lange vergeblich um eine Audienz gebeten habe, und ihm nun ſogar noch einen königlichen Wagen ſchicke. Dieſer Umſtand machte ihn ſtutzig; aber er konnte ſeinen Argwohn unmöglich ausſprechen und überhaupt nichts thun, als mitfahren. Der Wagen hielt im königlichen Schloſſe vor der Wohnung des Kammerherrn von Gabel. Norcroß wurde von Bredal hineingeführt. Eine Anzahl Hofherren war hier verſammelt, welche den berühmten Freibeuter mit dreiſt-neugierigen Blicken betrachteten. Gabel empfing den Kaperkapitän mit gewohnter glatter Freundlichkeit, führte ihn in ein Nebenzimmer und ſagte zu ihm:

„Kapitän, unſer König verlangt mit Euch zu ſprechen. Ich bitte Euch deswegen, daß Ihr die Wahrheit vor Sr. Majeſtät ausſagen wollt. Ihr könnt es ohne Furcht thun; denn er iſt ſehr gnädig und wird Euch ohne die wichtigſten Urſachen ſeinen Zorn nicht fühlen laſſen.“

„Wenn ich vor gekrönten Häuptern ſtehe,“ verſetzte Norcroß, „ſo verbietet mir die Ehrfurcht, etwas anders als die ſtrengſte Wahrheit zu ſagen; aber wenn ich mit Andern ſpreche, ſo ſage ich nicht Alles, was ich weiß, ſondern nur das, was ich ohne meinen Nachtheil entdecken kann. Denn wenn ich Dinge von Wichtigkeit einem offenbaren wollte, der ſie zu wiſſen verlangt, ſo würde ich unvorſichtig handeln und verdiente alle die ſchlimmen Folgen, die daraus nothwendig entſtehen müſſen. Könige allein haben das Recht, einen Blick in das Innerſte meines Herzens zu thun. Jedoch bitte ich Ew. Excellenz, daß Sie zugegen ſein wollen, wenn ich mit Sr. Majeſtät rede, und Alles anhören, was ich ſagen werde, aber mit dem Bedinge, daß Sie es keinem einzigen Menſchen entdecken."

„Deſſen mögt Ihr verſichert ſein!" ſagte der Kammerherr.

„Ferner habe ich noch zu erinnern, daß, wofern Se. Majeſtät meinen Anſchlag verwerfen ſollte, Alles für todt und nichtig angeſehen werden muß, und gleichſam als wäre niemals davon die Rede geweſen. Wenn hingegen mein Vorſchlag gutgeheißen und für nützlich und thunlich angenommen wird, und ich in Stand geſetzt werde, denſelben auszuführen, ſo gelobe ich Ew. Excellenz, daß meine Erkenntlichkeit gegen Sie jederzeit Ihrer mir geleiſteten Gefälligkeit angemeſſen ſein wird."

„Es iſt ſchon gut, Kapitän," verſetzte der Kammerherr lächelnd, „wir wiſſen, daß Ihr ein ehrlicher Mann ſeid."

Hierauf wurde Norcroß von einigen der anweſenden Herren im Schloß weiter nach den angeblich königlichen Zimmern geführt. Gabel ging voraus, die Andern folgten. Man machte ihm endlich weiß, er befinde ſich im Antichambre des Königs; es war aber das des Kronprinzen. Gabel ging in das innere Gemach. Nach einigen Minuten wurde Norcroß hineingeführt. Die hintern Thüren ſtanden auf und dorthin hatte ſich der Kronprinz mit ſeiner Geſellſchaft verſteckt. Der Diener, welcher den König ſpielte, war gut angeputzt, aber der Menſch erſchrak vor des Kaperkapitäns unerſchrockenem Anſehn, vor dem kühnen Blicke des feurigen Auges, welches den Kampf der Elemente auf dem empörten Meere und das Feuer der Seeſchlacht mit Ruhe zu überſchauen gewohnt war, und der ſchlechte Schauſpieler hatte, von ſeiner eignen Richtigkeit, einem ſolchen Manne gegenüber, plötzlich erfaßt, eine Anwandlung von Scheu. Norcroß ſchien ihn auch gar nicht zu beachten, ſondern ging gerade auf den Kammerherrn von Gabel los.

„Dies iſt Se. Majeſtät der König!“ ſagte dieſer auf den erſchrockenen Diener deutend und dieſen mit einem Blicke befehlend, daß er beſſer in ſeiner Rolle ausharre. Norcroß betrachtete den vermeintlichen König verwundert und zweifelhaft. Der Gedanke an Betrug fuhr ihm durch die Seele.

Auf einen zweiten gebieteriſchen Blick des Kammerherrn begann der Pſeudo-König mit unſicherer Stimme: „Ihr habt Unſern Pardon und königliche Gnade.“

„Ich erkenne Ew. Majeſtät Großmuth in tiefſter Ehrfurcht an,“ verſetzte Norcroß, über dieſe Anrede verdutzt. „Was in dem letzten Kriege zwiſchen Ew. Majeſtät und des höchſtſeligen Königs von Schweden Majeſtät, deſſen verpflichteter Diener ich war und welchem ich in allen, den Krieg angehenden Befehlen, unbedingt Folge zu leiſten hatte, von mir geſchehen iſt, kann nicht auf meine Rechnung geſchrieben werden; denn ich habe für den König gehandelt, welchem ich meine Dienſte verkauft und Treue geſchworen hatte. Ich würde für Ew. Majeſtät, wäre ich in Höchſtdero Dienſten geſtanden, eben ſo gethan haben. Ich muß bemerken, daß ich im Krieg und unter den Waffen erzogen bin, und daß das Waffenhandwerk meine einzige Kunſt iſt. Doch aber glaube ich in keinerlei Hinſicht etwas verſehen zu haben. Denn wenn mich mein hitziges Blut auch zuweilen zu kühnen Thaten getrieben, ſo geſchah es doch nur darum, weil meine eigene Ehre es mir vorſchrieb und das

Kriegsgeſetz es mir erlaubte. Wohl ſind mir von meinen Herren und Vorgeſetzten viele wichtige Anſchläge und Pläne anvertraut worden, doch habe ich ſie ſtets als heilige Geheimniſſe bewahrt und Niemandem offenbart. Wohl weiß ich aber, wie viele Feinde ich habe, ſowohl in Schweden, als in England, Frankreich und auch in Ew. Majeſtät Staaten, von welchen einige ſo ſehr auf mich erbittert ſind, daß ſie mir nach Ehre und Leben trachten, und keine Gelegenheit ungenützt vorüberlaſſen, um ihren verruchten Anſchlag gegen mich in's Werk zu ſetzen."

„Lebt deshalb in gänzlicher Sicherheit," entgegnete der Königsfigurant, welcher während der langen Rede, womit Norcroß ſeine Verlegenheit zu bemänteln ſuchte, Muth bekommen hatte. „Niemand ſoll die Macht haben, Euch in Unſern Staaten etwas Arges zuzufügen. Was auch geſchehen ſein mag, es ſei Euch verziehen. Nun ſagt Uns, welchen wichtigen Vorſchlag Ihr Uns zu machen habt. Wir werden Euch ein geneigtes Ohr ſchenken und, nach Befinden der Umſtände, Euch Unſere königliche Entſchließung wiſſen laſſen."

„Ich habe ein Jahr lang in ruſſiſchen Dienſten geſtanden," begann Norcroß mit gedämpfter Stimme, „und als Kapitän eines Schiffes oft und viel Gelegenheit gehabt, um die Perſon des jetzigen Kaiſers zu ſein und deſſen Lebensgewohnheiten täglich und ſtündlich zu beobachten. Auch iſt mir jede Bucht im finniſchen Meerbuſen bekannt und mit der Gegend um St. Petersburg bin ich ſo vertraut, als wär's meine Vaterſtadt. So weiß ich nun, daß der Zaar Peter jeden Morgen noch in der nebligen Frühe auf den Schiffszimmerplatz am Meere zu gehen, und ehe noch die Arbeitsleute kommen, Alles in Augenſchein zu nehmen pflegt. Der Zaar hat alsdann niemals mehr als zwei Perſonen bei ſich, und iſt in ſchlichten Kleidern, ſo daß, wer ihn nur in ſeiner kaiſerlichen Pracht geſehen hat, ihn hier ſchwerlich wieder erkennen würde. Wenn mir nun Ew. Majeſtät eine gedoppelte däniſche Schaluppe, mit ſechszehn bewaffneten Leuten beſetzt, anvertrauen wollten, ſo würde ich, mit Ew. Majeſtät höchſter Genehmigung, von der Zollbude gerade nach St. Petersburg übergehen, mich Nachts auf dem Zimmerplatze geſchickt verſtecken und früh die Gelegenheit erſehen, den Zaar in die Schaluppe zu locken, mich ſeiner dort bemächtigen und herüber nach Kopenhagen als Gefangenen bringen. Damit wäre aller Krieg zu Ende und ganz Dänemark geholfen." Als der Königsſpieler auf dieſen ſonderbaren Antrag nichts antwortete und auch nichts zu antworten wußte, fuhr Norcroß noch verlegener fort: „Sollte übrigens Ew. Majeſtät an dieſem Vorſchlage kein Wohlgefallen finden, ſo erlaube ich mir, Höchſtdenenſelben noch ein zweites Project vorzulegen. Die ruſſiſche Flotte wird unter des Zaars eigener Leitung täglich größer und bedeutender, und wenn Ew. Majeſtät dieſer ſo emſig betriebenen Vergrößerung ruhig zuſieht, ſo wird Dänemark in wenigen Jahren mit Schrecken gewahren, worauf das Alles hinausläuft, auf nichts Geringeres nämlich, als auf die Eroberung aller nordiſchen Reiche. Ich habe es oft aus Peters eignem Munde gehört, daß er ſich ſchmeichelt, bald in allen ſchwediſchen, däniſchen, engliſchen und deutſchen Häfen zu befehlen und bei ſeinen Mitteln und ſeinem Unternehmungsgeiſte iſt ihm dies ſo unmöglich eben nicht, wie es auch für den erſten Blick unbegreiflich ſcheinen möchte. Es iſt daher zur Sicherheit Dänemarks höchſt nothwendig, daß die wachſende Uebermacht der ruſſiſchen Flotte in ihrem Keime zerſtört werde. Niemand in Ew. Majeſtät Staaten kann dies beſſer bewerkſtelligen als ich, Niemand hat das Einſehen, Niemand den Muth dazu. Auf Ew. Majeſtät Befehl ſtecke ich die ganze ruſſiſche Flotte in Brand, daß auch kein Segel davon übrig bleiben ſoll, und Dänemark und alle andern nordiſchen Reiche ſind gerettet. Belohnt will ich nicht eher ſein, als bis ich das Werk gethan; dann aber bitte ich um eine feſte Anſtellung beim Seeweſen."

Der Pſeudo-König, froh, daß ſeine ängſtliche Rolle zu Ende ging, ſagte: „Wir werden Uns die Sache überlegen und Euch dann Unſern Willen wiſſen laſſen." Er winkte mit der Hand, und Norcroß wurde hinausgeführt. Der Kronprinz trat hervor und ſagte, mehr erſchrocken, als ſpaßhaft: „Dieſer Norcroß iſt der verwegenſte Menſch, der mir jemals zu Geſicht gekommen iſt; erſt hat er Euere Schweſter geſtohlen, Gabel, dann hat er mich ſtehlen wollen und nun will er gar den ruſſiſchen Peter ſtehlen. Ich bitte Euch, ſchafft, daß dieſer gefährliche Kerl aus dem Lande kommt. So lang' ich ihn in Dänemark weiß, hab' ich keine frohe Stunde mehr, weil ich immer fürchten muß, er ſtiehlt mich oder den König, oder wohl gar uns Beide und fährt uns nach Petersburg hinüber. Mir grauſt vor ihm. Gebt ihm Reiſegeld; ich will's aus meiner Schatulle bezahlen, und laßt ihm dafür ein Document unterſchreiben, daß er bei Gefängnißſtrafe ſich niemals mehr auf däniſchem Grund und Boden betreten laſſe."

## 18.

## Neue Unglücksſchläge.

Norcroß kam mit ſich ſelbſt zerfallen in ſeiner Wohnung an; es gereuete ihn, ein Wort von ſeinen menſchenfeindlichen Plänen entdeckt zu haben. Aber noch denſelben Abend wurde er durch die Ankunft ſeines Weibes und Kindes in Kopenhagen erfreut. Sie ließ ihn in den Hafen holen, wo der unglückliche Kaperkapitän mit einem Gemiſch von Freude und Wehmuth die gute Dina umarmte, welche ſeinetwegen wieder weite Reiſen gemacht hatte. Mit der Inbrunſt zärtlicher Liebe umſchlang ſie den ihr ſo theuern Mann, von welchem ein widriges Schickſal ſie ſchon längere Zeit getrennt hatte, als ſie mit ihm hatte zuſammenleben können. Ihre Thränen floſſen reichlich, ach! und Norcroß war wenig im Stande, ſie zu tröſten; denn noch niemals waren — ſeiner eignen Anſicht nach — ſeine Sachen ſo ſchlecht beſtellt, ſeine Ausſichten ſo kümmerlich geweſen, als eben jetzt. Die Freude des Wiederſehens, nach ſo langer Trennung, wurde dem Kapitän durch die ſtille Beängſtigung getrübt, Weib und Kind in einer Stadt, in einem Lande zu ſehen, wo ihnen ſo leicht Widerwärtigkeiten zuſtoßen konnten, gegen die ſie zu ſchützen er weder Macht noch Mittel hatte, und wo ſie ſeinetwegen von Vielen würden gehaßt, ja verfolgt werden. Der einzige Stern in der Nacht ſeines Kummers war Friederike von Gabel; auf ſie vertraute er, als auf ſeinen Engel in der Wüſte. Eine andere bittere Empfindung, die ſich in das Gefühl ſeiner

Freude ſtahl, war, daß ihn der blondgelockte Knabe an Dina's Hand nicht mehr kannte, und ſie ſcheu fragte, ob der bärtige Mann der Vater ſei?

Es war demnach nicht die ſüße Freude, welche das Wiederſehen zwei verbundenen Herzen nach langer Trennung zu einem Silberblick des Lebens macht, es war nicht die hohe Wonne liebender Begrüßung, mit welcher Norcroß ſeine Dina in ſeine ärmliche Wohnung führte, nicht die hohe Vaterfreude, mit welcher er ſein ihn ſcheu anblickendes und ſeine Liebkoſungen nicht erwiederndes Kind auf ſein hartes Lager trug. Und mußte der Gedanke einen Mann nicht verſtimmen, der Wohlleben gewohnt war und ſein Weib bis jetzt noch an nichts hatte Mangel leiden ſehen, der Gedanke, daß mit ihr nun die Noth bei ihm einziehe, und er nicht wiſſe, wovon er ſie ernähren ſolle?

Schon am andern Morgen entſchloß er ſich zu einem Schritte, zu welchem ihn nur die Noth zwingen konnte. Niemals hatte er ſich mit Handel beſchäftigt, und wenn er den bedeutendſten Gewinn vor Augen geſehen hatte, ja, aller kaufmänniſche Spekulationsgeiſt war ihm verhaßt. Jetzt aber, da all' ſein Geld verzehrt war, da es ihm am Nöthigen mangelte, trieb ihn die Nahrungsſorge, die Sorge für Weib und Kind, ein Handelsgeſchäft zu etabliren. Bekannt genug waren ihm die Wege, durch den Seehandel Geld zu verdienen, aber er mußte ein Kapital zum Anfang und ein eignes Schiff haben. Er ſchrieb alſo an einen reichen Kaufmann in Dünkirchen, welchen er im Hauſe des Herzogs von Ormund kennen gelernt, und der ihm oft zugeredet hatte, ein Handelsetabliſſement mit ihm auf gemeinſchaftliche Koſten zu unternehmen. Er erbot ſich, einen Contract mit ihm einzugehen, fragte, ob er Wechſel auf ihn ziehen dürfe, und ſetzte den Plan ſeiner beabſichtigten Unternehmungen in ein klares Licht. Dieſer Plan war, ein altes Schiff zu kaufen, nach fremden Seehäfen mit den Produkten nordiſcher Länder zu fahren und dort zu tauſchen, zu verkaufen, einzukaufen. Norcroß hatte das feſte Vertrauen, daß das Unglück ihn nicht weiter verfolgen könne, daß er auf der See nicht verſinken oder zu Grund gehen werde, und in dieſem Glauben hatte er ein Schiff im Handel, deſſen Gebrechlichkeit Leben und Glück anzuvertrauen die tollſte Verwegenheit war.

Der Brief ging noch denſelben Tag ab, in fünf bis höchſtens ſechs Tagen konnte die Antwort da ſein. Bis zu dieſer Zeit wußte Norcroß nichts Beſſeres zu thun, als ſeine Frau dem Fräulein von Gabel zuzuführen. Er miethete faſt mit dem letzten Reſte ſeiner Baarſchaft einen Wagen und fuhr nach dem Stifte.

Es war ein rührender Anblick, als Dina in Friederikens Armen lag, herzlich begrüßt von der edlen Jungfrau, und in des Kapitäns Augen traten Thränen Dina weinte viel, ſie kannte Friederikens Leidenſchaft für Norcroß. Es war für ſie ein wehmüthiger Gedanke, daß ſie dem irdiſchen Glücke zweier Menſchen im Wege ſtehen mußte, welche augenſcheinlich für einander geſchaffen waren, und zugleich erfüllte ſie Friederikens Liebe zu ihr, die Sorgfalt, mit welcher das Fräulein jedem ihrer Wünſche zuvorkam, mit reiner Freude.

Norcroß machte der Freundin kein Hehl aus ſeiner Lage, und ſie tröſtete Beide mit Wort und That. „Ich bin die unumſchränkte Herrin meines Vermögens,“ ſagte ſie, „es ſteht Euch zu Gebot, Kapitän.

Was ich bis zum Ende meines Lebens brauche, erhalte ich im Stifte. Die Einkaufssumme iſt ſchon lange von mir abgetragen. Sucht Euch mit dem zu helfen, was ich Euch bieten kann. Ich brauche Euch nicht zu verſichern, daß ich mein Eigenthum als das Eurige betrachte; Ihr wißt das ohnedies.“

„Ich wußte es,“ verſetzte Norcroß; „denn ich kenne Ihre Großmuth. Erlauben Sie mir aber, daß ich nicht eher von derſelben Gebrauch mache, bis mir alle andere Mittel fehlgeſchlagen ſind. Gönnen Sie mir die Genugthuung gegen mich ſelbſt, mich ſo lange durch eigne Kräfte zu erhalten, als möglich. Was ich für mich ſelbſt ausſchlage, erbitte ich für meine Dina und meinen Johann von Ihnen. Wenden Sie dieſen Ihre Gunſt zu, bis ich mir wieder ein eigenes Glück erworben habe.“

„Sie iſt meine Freundin ſchon, ſie ſoll meine Schweſter ſein. Ich habe ohnedies oft ſehr trübe Tage, da wird ſie mich erheitern und die finſtern Dämone verſcheuchen, welche, wenn ich allein bin, Gewalt über mich bekommen. Vorzüglich wünſche ich dieſen holden Knaben um mich zu haben. Heute noch werde ich Anſtalten treffen, das größte jener Fiſcherhäuſer an der Ueberfahrt anſtändig für Dich einrichten zu laſſen, Dina, weil Du, als nicht zum Stifte gehörig, nicht hier im Hauſe wohnen kannſt. Am Tage ſind wir immer zuſammen. Du wirſt auch unter den übrigen Stiftsdamen theilnehmende Herzen finden. Ferner wirſt Du Dich unter den gutmüthigen Fiſcherleuten, die Dir Alles, was ſie Dir an den Augen abſehen können, zu Gefallen thun werden, wohl befinden. Und meine Jane ſoll endlich Deine Bedürfniſſe beſorgen, wie ſie die meinigen beſorgt. Wir wollen ein heiteres, zufriedenes Leben führen.“

„Edle Seele!“ rief Dina, und drückte die Freundin an das dankbare Herz; der Knabe aber ſprang an Friederiken empor und küßte ſie.

Es wurde raſch zur Ausführung des Planes geſchritten. Mit der Einrichtung der neuen kleinen Wirthſchaft verſtrichen ſchnell einige Tage. Norcroß reiſte allein nach Kopenhagen zurück, um dort den Brief ſeines Dünkirchner Handelsfreundes zu erwarten. Dieſer traf richtig ein. Der Kaufmann ſchrieb, Norcroß ſolle die nöthigen Wechſel ziehen, er werde ſie acceptiren und honoriren. Dieſer Brief war, ehe er Norcroß eingehändigt wurde, erbrochen geweſen, und ſeine Feinde hatten daraus zu ihrem Aerger geſehen, daß der gefürchtete Kaperkapitän noch Mittel habe, ſich Geld zu verſchaffen.

Norcroß ging wieder frohen Muthes nach der Rhede. Während er mit dem Eigenthümer des Schiffes eben Handels einig werden wollte, kam wie von ohngefähr der Kanzleirath Bredal daher. „Ei, ſieh' da!“ rief er, „Kapitän Norcroß auch wieder hier? Vergeblich hab' ich Euch in Kopenhagen geſucht. Wo habt Ihr die Tage über campirt?“

„Ich machte eine kleine Reiſe,“ verſetzte dieſer kurz.

„Aha, ich weiß ſchon. Ihr macht dem ſchönen Fräulein von Gabel den Hof.“

„Und wenn auch. Wer könnte etwas dawider haben?“

„Bei Leibe nicht. Ich wollt' Euch nur rathen, Kapitän, Euch zeitig aus Kopenhagen fort zu machen. In allem Ernſt, Ihr habt hier vielfältigen Anſtoß gegeben, und es ſind Euch viel Prügel zugedacht.

Vorzüglich ſoll es der hannoverſche Geſandte, Herr Baron von Botmar, auf Euch abgeſehen haben. Macht Euch fort. Ich rath' es Euch."

„Ich begreif' Euch nicht, Herr Kanzleirath. Ich kenne den Herrn Baron von Botmar nicht und habe ihm nie ein Leids gethan; warum ſoll er mir ein ſolches thun? Uebrigens habe ich das Verſprechen, beſiegelt mit der Ehre des Königs, daß mir hier nichts geſchehen darf. Wer hat die Macht in Dänemark, einen freien Mann prügeln zu laſſen? Ich habe gelernt, mich zu wehren, Herr Kanzleirath; und hier ſtecken ein Paar Piſtolen, deren Kugeln, ſo viel mir bekannt iſt, ihr Ziel noch niemals verfehlt haben."

„Ich ſage Euch aber, Ihr müßt fort aus Dänemark. Des Königs Majeſtät will Euch nicht länger dulden. Eure Anſchläge haben dem Könige ſehr mißfallen."

„Man wird mich ſo lange dulden müſſen, bis ich Geld habe. Ohne Geld kann man keine Reiſe machen."

Bredal ging fort, trotzig und ſtolz, und Norcroß verfügte ſich in ſeine Wohnung. Er war noch nicht lange zu Hauſe, als Bredals Diener hereintrat und berichtete, daß ſein Herr den Kapitän Norcroß zu ſprechen begehre. Dieſer folgte dem Diener ſogleich, wiewohl voll Grimm und Galle, ſich ſo hin- und herjagen laſſen zu müſſen, ohne irgend einen Erfolg vor Augen zu ſehen.

Als der Kapitän in des Kanzleirathes Stube trat, ſah er auf einem Tiſche eine Menge kleines Silbergeld weitläufig umherliegen, ſo daß es ihm auf den erſten Blick vorkam, als ſei es eine bedeutende Summe. Dabei lag ein beſchriebenes Papier.

„Ihr klagtet vorhin, daß es Euch an Reiſegeld fehle,“ ſagte Bredal barſch, „des Königs Gnade übermacht Euch dort eine Summe, jedoch mit dem ausdrücklichen Befehl, Kopenhagen und die däniſchen Staaten binnen vier und zwanzig Stunden zu verlaſſen und Euch niemals wieder in denſelben betreten zu laſſen.“

„Ich erfahre hier eine ſonderbare Behandlung,“ verſetzte Norcroß von dieſer Anrede verletzt.

„Keine andere, als Ihr verdient. Nehmt das Geld und unterſchreibt die dabei liegende Quittung. Wie? Ihr zaudert noch? So wird man Euch mit Gewalt und ohne Geld auf ein ſchwediſches oder engliſches Schiff bringen und Euch in eins jener Länder führen, deren Unterthan Ihr ſeid, Englands der Geburt, Schwedens Euern Dienſtverhältniſſen nach.“

Norcroß bebte vor Zorn. Er griff nach der Quittung und las: „Dreißig Reichsthaler.“ — „Einem Bettler reicht man ſolch ein Lumpengeld,“ ſagte er, „aber ich will ſterben, wenn das eines Königs Wille iſt. König Friedrich wird an mich und meine Vorſchläge denken — wenn es anders der König war, woran ich zweifle — aber dann wird's zu ſpät ſein. Mit dieſem Gelde werde ich kaum den Miethlakaien bezahlen können, deſſen ich mich während meines Aufenthaltes in Kopenhagen bedient habe. Ich merke wohl, man weiß hier nicht mehr, wer Kapitän Norcroß iſt.“ Und ohne die Quittung weiter durchgeleſen zu haben, unterſchrieb er ſie, und überſah demnach die Bedingung, daß er ſeinen Fuß nie wieder auf däniſches Land ſetzen ſolle. Er ſtrich das Geld ein, ging, miethete ſich einen Wagen und fuhr ſogleich aus der Stadt nach dem Schiffe.

Am andern Morgen kam die Klage der Frau Kragenlund zum Ausbruch, und Raben wollte berſten vor Verdruß, daß der Vogel ausgeflogen ſei. Inzwiſchen bewirkte er doch ſo viel, daß Norcroß Name, ohne Verhör und Unterſuchung, in Kopenhagen als der eines gemeinen Diebes gebrandmarkt wurde.

Der Kapitän langte in der Hütte ſeines Weibes an. Ihm war der Troſt geblieben, daß ſie wenigſtens verſorgt ſei. Da aber trat ihm der Schrecken in ihrer Geſtalt entgegen. In der verwichenen Nacht war Friederike von bewaffneten Leuten aus dem Bette geriſſen und davongeführt worden. Die andern Stiftsdamen behaupteten, man werde ſie wohl nach Kopenhagen in das Irrenhaus gebracht haben; wenigſtens wollte die Eine und die Andere von ihren Familien ſchon einige Tage vorher etwas der Art erfahren haben. Auch war mehre Tage vorher ein Arzt aus der Reſidenz im Stifte geweſen und hatte ſich angelegentlich nach den Zufällen befragt, welche Friederike zuweilen gehabt hatte.

Norcroß ſtand wie vernichtet. „Unſere guten Tage ſind vorüber, Dina,“ ſagte er, „und dem Unglück iſt ein Anrecht an uns geworden, das ſich immer furchtbarer geltend macht. Komm, wir wollen uns mit unſerm Kinde nach Frankreich betteln.“

Sie erreichten, mit ſchwerem Kummer im Herzen und mitleidig unterſtützt von den Stiftsdamen, den Hafen von Helſingoer, und mit dem erſten Schiffe, welches nach Frankreich ging, eilten ſie dieſem zu.

## 19.

## Norcroß in Kopenhagen.

An einem Maimorgen des Jahres 1726 trat der Kammerherr von Raben zu ungewöhnlicher Zeit unangemeldet in das Schlafzimmer des Kronprinzen von Dänemark.

„Was haſt Du vor?“ rief ihm der Schläfer mit halbgeöffneten Augen zu und dehnte ſich in den weichen Pfühlen.

„Königliche Hoheit, der Freibeuter Norcroß iſt wieder in Kopenhagen.“

„Norcroß? Der Engländer? Der ſchwediſche Kaperkapitän?“ rief der Kronprinz zuſammenfahrend und die Augen weitaufreißend.

„Derſelbe! Er iſt ſchon zweimal beim General Arnold geweſen, und geſtern gegen Abend ſogar in Friedrichsburg im Vorzimmer Sr. Majeſtät des Königs, welchen er durchaus hat ſprechen wollen. Abgewieſen, hat er faſt Gewalt gebraucht, um in des Königs Zimmer zu kommen. Der ganze Hof iſt darüber in Allarm.“

„Der ſchreckliche Menſch wird mich doch nicht ſtehlen wollen? Ja, ja, den hat die ruſſiſche Kaiſerin geſchickt, daß er mich ſtehlen ſoll. Raben, was iſt zu thun?“

„Ich werde mir ein Verdienſt daraus machen, mein Leben für Euere königliche Hoheit zu wagen. Wir wollen an den König berichten; ich will mir eine Compagnie ausbitten, damit wollen wir ihn fangen.“

„Thu' das, lieber Raben. Doch nein; ich will ſelbſt mit dem Könige reden. Geh' Du zum Kanzleirath Bredal und laß Dir den von Norcroß unterſchriebenen Schein aushändigen. Verſtehſt Du? Und den Schein bringſt Du in das Vorzimmer des Königs."

Raben ging, und nicht allein zu Bredal, ſondern auch zu Madame Kragenlund, und benachrichtigte ſie, daß der berüchtigte Freibeuter wieder in Kopenhagen ſei, und ſie nun ihre Klage von Neuem anzuſtellen habe. Die Frau ſchien keine Luſt zu haben, aber des Geheimraths Drängen und die Erinnerung an geleiſtete Gefälligkeiten vermochten ſie endlich doch, nach ihrem Advokaten zu ſchicken.

Von da verfügte ſich Raben in das Haus ſeines Freundes und Collegen, des Kammerherrn und Vice-Admirals Gabel. Dort wohnte ſeit einiger Zeit eine vornehme Dame aus England, welche mit dem Hauſe von Gabel durch Bande der Verwandſchaft verknüpft war. Der Urſprung der gegenſeitigen Verbindung war die Vermählung des Prinzen Georg von Dänemark mit der Königin Anna von England. Dieſer Dame galt Rabens Beſuch.

„Mylady!" rief er in ihr Zimmer tretend, „ich bin ſo glücklich, die Zärtlichkeit, mit welcher Sie mich beglücken, durch eine herrliche Nachricht zu belohnen."

„Und welche iſt ſie?" fragte die Engländerin.

„Ihr Landsmann, John Norcroß iſt vorgeſtern mit einen franzöſiſchen Schiffe in unſern Hafen eingelaufen und hat ſich in einer Herberge an der Ecke der Strandſtraße einlogirt."

„Ja, das iſt eine herrliche Nachricht!" jubelte das Weib und umarmte den Kammerherrn.

„Die Zeit iſt endlich gekommen, wo der Schändliche für alle Bosheit, die er an Ihnen und mir verübt hat, büßen muß. Er läuft uns ſelbſt in's Netz.

Recht aus Herzensgrund wollen wir uns an ihm rächen.“

„Rächen! Rache an ihm!“ rief die Lady.

„An meinem Arme ſoll Lady Palmerſton in ſeinen Kerker treten.“

Ein Kuß belohnte ihn für den Einfall; aus Roſamundens Augen ſtrahlte Schadenfreude.

„Eilen Sie!“ rief ſie, „daß er Ihnen nicht entwiſcht.“

Am Nachmittage deſſelben Tages ging aus des Königs Kabinet der Befehl an den Commandanten von Kopenhagen, Grafen Sponeck, den Kapitän Norcroß ohne Aufſehen zur Haft bringen zu laſſen.

Norcroß — bleich und vom Schickſale hart berührt — ſaß in ſeiner Herberge, ſinnend über neuen Plänen und von dem ungeſtümen Verlangen ſeines Herzens nach Friederiken gequält, das ihn wieder in das Land getrieben, wo er ſo übel behandelt worden war, als ein Hauptmann der Linienſoldaten hereintrat und nach ihm fragte. Dieſer gab ſich zu erkennen, und der Hauptmann richtete einen Gruß vom Grafen von Sponeck aus, welcher die Ehre zu haben wünſchte, den Kapitän Norcroß zu ſprechen.

„Verzeiht, mein Herr,“ verſetzte dieſer, „wer iſt dieſer Herr Graf, welcher mich zu ſprechen wünſcht?“

„Er iſt Stadtcommandant.“

„Gut; ich werde morgen das Glück haben, demſelben aufzuwarten. Vermeldet ihm dies mit meinem Gegengruß.“

„Ich muß Euch bitten, mir ſogleich zu folgen,“ ſagte der Soldat höflich. „Es iſt dem Herrn Grafen viel daran gelegen, jetzt mit Euch zu reden. Es ſind Dinge von Wichtigkeit, die er ſchnell mit Euch zu verhandeln hat.“

Norcroß wurde von einer Ahnung durchflogen, daß dieſer Beſuch nicht zu ſeinem Vortheile ausſchlagen möchte. Doch beſchloß er, mit dem Hauptmann zu gehen. In des Commandanten Wohnung wurde er ſogleich vor dieſen, einen feurigen Mann in den mittlern Jahren, geführt, der ihn mit den Augen durchbohren zu wollen ſchien.

„Wie lange ſeid Ihr ſchon hier in der Stadt?“ fragte der Graf.

„Es iſt heute der vierte Tag.“

„Woher kommt Ihr?“

„Von Dünkirchen.“

„Habt Ihr Reiſepäſſe?“

„Hier ſind meine Päſſe der franzöſiſchen Regierung und der Marine.“

„Ihr habt Euch vor drei Jahren ſchon eine Zeit lang hier aufgehalten, und damals mit einem Reiſegelde die Weiſung erhalten, nicht wieder in das Königreich Dänemark zu kommen. Wie könnt Ihr Euch nun unterſtehen, Euch dennoch wieder innerhalb der Stadtmauer ſehen zu laſſen?“

„Mir iſt ein ſolches Verbot nicht bekannt,“ verſetzte Norcroß betreten.

„Wie? Wollt Ihr Euere eigne Handſchrift abläugnen? Habt Ihr nicht ſelbſt die Bedingung unterſchrieben, Dänemark nie mehr zu beſuchen?“ Mit dieſen heftigen Worten hielt der Graf dem Kaperkapitän die Quittung über die von Bredal erhaltenen dreißig Thaler hin. Norcroß las und ſtaunte.

„Dieſe Unterſchrift rührt allerdings von mir her,“ ſagte er kleinlaut, „aber die in der Quittung enthaltene Bedingung iſt mir bis jetzt unbekannt geweſen. Ich habe ſie damals nicht geleſen.“

„Elende Ausflüchte! Geleſen oder nicht, es war

Euch bekannt, daß Ihr nicht wieder nach Dänemark kommen ſolltet. Was hat Euch wieder hierher getrieben?“

„Excellenz,“ bat Norcroß auf's demüthigſte. „Haben Sie Mitleiden mit einem ſehr armen, unglücklichen, aus ſeinem Vaterlande vertriebenen, heimathloſen Manne! Ich will Ihnen Alles erzählen. Als ich vor drei Jahren, vom Unglück hart verfolgt, von hier nach Dünkirchen ging, legte ich mich auf die Handelſchaft; da ich aber kein eignes Vermögen hatte und nur mit fremdem Gelde verkehren konnte, auch die Sache nicht mit rechter Luſt und Neigung trieb, ſo brachte ich nichts vor mich; ich durchſtreifte die Meere und hatte wenig Gewinn. Dies Frühjahr endlich ſcheiterte ich mit meinem Schiffe und rettete nichts als das nackte Leben. Ich war des Handels ſo müde, daß mich die Nachricht von einer plötzlich in der Oſtſee erſchienenen Flotte, deren Zweck man nicht kenne, mit Freude und Hoffnung erfüllte. Ich wußte, daß es eine ruſſiſche Flotte ſei und auch was ſie beabſichtige. Ich hatte es ja damals Sr. Majeſtät, dem Könige dieſes Reichs, vorausgeſagt; meine Prophezeihung ſchien jetzt ſchon in Erfüllung gehen zu wollen, und obgleich ſie damals ungnädig aufgenommen wurde, ſo glaubte ich mich doch nun darauf berufen zu dürfen, um ſo mehr, da ich auch jetzt noch Mittel und Wege anzugeben weiß, um die drohende Gefahr abzuwenden. Denn ich getraue mich, die Bäuerin von Marienburg eher zu überliſten. als ihren verſtorbenen Gemahl, den großen Peter. Dieſen Gedanken ergriff ich mit Lebendigkeit; ich baute darauf, daß die nordiſchen Mächte jetzt Leute genug brauchen würden, um ihre Flotten auf den Kriegsfuß zu ſetzen, und da ich einmal zum Seeſoldaten geboren bin, ſo ſchied ich von

Frau und Kind und ſegelte nach Amſterdam, in der Hoffnung, dort ein Schiff zu finden, welches mich mit in den Norden nähme. Ich fand auch wirklich ein ſolches, aber es war beſtimmt, nach Chriſtiania in Norwegen zu ſegeln. Wollte ich wohl oder übel, ſo mußte ich mit; mein Verlangen war groß und eine andre Reiſegelegenheit nicht da. Wir gingen unter Segel und langten nach kurzer und glücklicher Reiſe in Chriſtiania an. Dort ſprach man von nichts als von den neuen Unruhen, von den Kriegsausſichten und den verſchiedenen Bündniſſen der hohen Mächte, namentlich von dem des Königs von Dänemark mit dem König von Großbritannien gegen die ruſſiſche Kaiſerin. Zu meiner Freude ging auch bald ein Schiff nach Kopenhagen ab, und ſo bin ich denn hierher gekommen, Sr. Majeſtät, dem Könige, meine Dienſte anzubieten; ſollte Höchſtderſelbe aber keinen Gebrauch davon machen wollen, ſo bin ich gewillt, mich an den hier anweſenden großbritanniſchen Vice-Admiral mit der Bitte zu wenden, daß er mir die Rückkehr in mein Vaterland vermittele. Ich habe meine frühere politiſche Meinung ganz geändert, und möchte bei meiner reich gewordenen Mutter leben, deren Erbe ich einmal ſein werde. Dies iſt die Abſicht geweſen, die mich hierher geführt. Ich bitte daher, Ew. Excellenz wollen mich gnädigſt entlaſſen.“

Alſo ängſtlich und zagend ſprach der einſt ſo kühne und gefürchtete Freibeuter. Dem Adler war der Flügel gebrochen; er kroch im Staube; die Noth und Erbärmlichkeit des Lebens hatte auch ihm das edle Haupt niedergedrückt, und er vermochte nicht einmal mehr nach der Sonne zu ſchauen, geſchweige denn ihr entgegen zu ſtürmen.

„Ihr habt mir etwas verſchwiegen, Kapitän,“

redete der Commandant etwas milder. „Man vermuthet nicht ohne Wahrſcheinlichkeit, daß Ihr noch einen andern Grund haben könntet, weshalb Ihr hierher gekommen, nämlich eine Leidenſchaft zu dem im hieſigen Irrenhauſe verwahrten geiſteskranken Fräulein von Gabel, das Ihr einſt geraubt und von der Inſel entführt habt.“

Des Kapitäns Mund verzog ſich ſchmerzlich lächelnd. „So iſt es doch wahr,“ ſagte er, „ſie haben den edelſten und erhabenſten Geiſt, der jemals ein Weib belebte, unter die Tollen und Wahnſinnigen geſperrt? Gott mag dieſe Schuld nicht an denen rächen, die ſie begangen haben. Da aber die Sachen ſo ſtehen, ſo mögen Sie es immer wiſſen, Herr Graf, die heftige Sehnſucht meiner Seele, über die Sie vielleicht lächeln mögen, das glühendſte Verlangen, Friederiken von Gabel wieder einmal zu ſehen, die ſeit zehn Jahren einen heiligen Zauber über mein Herz übt, hat mich mit hierher getrieben. Die alte Unruhe meiner Seele, die mich unglücklich gemacht hat, ſchweigt in ihrer Nähe. Ich wollte einmal ganz frei von aller Leidenſchaft, vor meinem Heiligenbilde niederknien und Ruhe, Himmelsſeligkeit aus ihrer Engelsſeele in mein wildbewegtes, trübes Gemüth ſaugen. Nun, da iſt ſie in das Irrenhaus geſperrt. Es iſt auch gut, und ich gehe wieder, mit ein wenig Marter mehr in meinem Herzen, als ich mitgebracht habe. Was hat das aber auf ſich? Niemand kümmert ſich darum; es iſt nichts daran gelegen.“

Der Graf war ernſt und nachdenkend geworden, vielleicht überkam ihn eine höhere Lebensahnung, vielleicht wehte ihn ein wehmüthiges Gefühl an, wie es die Geſchäfte ſeines Stadtcommando's noch nicht mit ſich gebracht hatten. Er winkte mit der Hand und ſagte: „Es iſt gut. Ihr könnt gehen."

Norcroß glaubte ſich nun ſchon in Freiheit, bedankte ſich und eilte hinaus. Als er aber an die Treppe kam, ſtand ein Sergeant mit vier Soldaten da, die dem Erſchrockenen die Bajonette entgegenhielten.

„Ihr müßt Euch gefallen laſſen, mein Herr," ſagte der Unterofficier mit Artigkeit, „mit mir auf die Hauptwache zu ſpazieren."

„Ich ſehe wohl, daß ich thun muß, was Ihr von mir begehrt," verſetzte Norcroß, „es mag mir gefällig ſein, oder nicht." Seufzend folgte er dem Sergeanten, in der Mitte der Soldaten. Auf der Hauptwache erhielt er eine kleine Kammer neben der Wachſtube als Wohnung angewieſen, worin ſich nichts als ein Strohſack, ein Stuhl und ein Tiſch befand. Das einzige Fenſter war ſtark vergittert und die doppelte Thür mit Eiſenbändern und Schlöſſern belegt. Hier mußte er drei lange Wochen ſitzen, ohne das Mindeſte über ſein ferneres Schickſal zu vernehmen. Er wäre ruhig geweſen, wenn man ihm das Glück der Einſamkeit vergönnt hätte. Aber rohe Soldaten machten ſich eine Freude daraus, ihn ſtets zu verhöhnen und zu plagen. Er trug ihren Spott, ihre niedrigen Aeußerungen geduldig; aber ſein Herz blutete und verſank in einen todtmatten Zuſtand. Sein einziger Wunſch, der noch wie ein helles Fünkchen in der ſchaurigen Nacht ſeines Herzens leuchtete, war, von Friederiken etwas erfahren zu können; er erkaufte mehre Soldaten mit ſeinem letzten Gelde, aber ihr Bemühen war umſonſt; ſie vermochten ihm nicht die kleinſte Kunde von ihrem Befinden zu bringen.

In der letzten Woche des Juni fuhr eines Tages ein von ſechs Dragonern umgebener Karren vor die

Hauptwache, auf welchem Norcroß nach dem Kaſtell Friedrichshafen gebracht wurde. Hier warf man ihn in ein Loch voll Moder und Geſtank, auf deſſen Schwelle der Unglückliche ohnmächtig wurde.

## 20.

## Tollkühne Flucht.

Krank an Leib und Seele erwachte er; ein furchtbarer Ekel ſetzte ihm zu; er hoffte zu ſterben; aber er ſtarb nicht. Drei Tage und drei Nächte lag er auf feuchtem, ſtinkendem Boden, täglich mit einem Stück Commisbrot und einem Napf Waſſer verſehen. Mit thränender Bitte, die Steine zu rühren vermocht hätte, flehte er den Profoß an, beim Commandanten des Kaſtells, General von Stöcken, ihm doch wenigſtens den Genuß von etwas friſcher Luft zu verſchaffen. Er ließ den General beſchwören, ihm eine ſehr ſtarke Bedeckung mitzugeben und ihn nur auf dem Hofe täglich eine halbe Stunde umhergehen zu laſſen, er wolle auch nicht einen Finger breit weiter gehen, als ihm erlaubt würde. Aber er erhielt erſt keine Antwort, und als er zu ſehr lamentirte, ließ ihm der General ſagen, er habe hier gar nichts zu erlauben; alles dies geſchehe auf ſtrengen Befehl Sr. Excellenz, des Herrn Geheimenraths von Raben, welchem die officielle Oberaufſicht über ihn übertragen worden ſei. Das war ein Donnerſchlag für den Gefangenen. Er konnte nicht begreifen, was er dieſem Geheimenrathe zu leid gethan habe.

Eines Tages wurde ſein Kerker geöffnet und er vom Profoß hervorgerufen. Da zitterte plötzlich der Flügelſchlag der Hoffnung durch ſeine Seele. Ein Sonnenſtrahl fiel in die offene Thür, ein lichter Gedanke an Freiheit in ſeine Seele. Bebend ſchwankte er der Thüre zu. Aber ſeine Kleider waren ſo zerriſſen, daß ſein bloßer Leib überall durchblickte. Bart, Haupthaare und Nägel waren ihm über die Maßen lang gewachſen, ſein todtfahles Geſicht hatte grauer Moder überzogen, der ſich auch ſtark an die ihn umflatternden Lumpen angehängt hatte, und ſo kroch er, ſich mit den Händen an der Wand haltend — denn er war ſehr ſchwach auf den Beinen — heraus. Er hörte den Schrei einer weiblichen Stimme, aber die ungewohnte Helle blendete ſein Auge, die friſche Luft griff ihn ſo ſehr an, daß ihm die Sinne zu vergehen drohten. Er ſank kraftlos an der Mauer herab und ſaß am Boden. Als er ſich wieder erholt hatte, ſah er einen ſehr mit Putz überladenen Mann vor ſich ſtehen, deſſen Bruſt mit dem Danebrog- und Elephantenorden geſchmückt, deſſen Geſicht und Auge aber ſo flach und unbedeutend war, daß ſich Norcroß kaum erinnerte, es ſchon einmal geſehen zu haben. Sechs Soldaten mit ſcharf geladenem Gewehr und auf Norcroß gefällten Bajonetten, waren im Hintergrunde aufgeſtellt, den Geheimerath Gerd von Raben gegen die etwaigen Angriffe des gefangenen Freibeuters zu ſchützen und das Entfliehen deſſelben zu verhindern. Die Gemahlin des Geheimenraths war, bei Norcroß Anblick von Schrecken ergriffen, entflohen. Vielleicht ſchlug ſie plötzlich das lang betäubte Gewiſſen und preßte ihr den Schrei aus, welchen Norcroß noch gehört hatte. Er ahnete nicht, daß die giftige Natter in ſeiner Nähe ſei.

Gerd von Raben meinte, er müſſe ſeinen Witz auf Koſten des Unglücklichen geltend machen. „Seht", ſagte er grinſend, „jetzt gäbt Ihr mit der närriſchen Friederike von Gabel im Tollhauſe ein gutes Geſpann. Es iſt wahr, Ihr ſeid wie für einander geſchaffen."

Norcroß' erloſchenes Auge blitzte auf, als ſein Ohr vom Schalle des geliebten Namens getroffen wurde. Es ruhte dann mit einem gewiſſen Mitleiden auf Rabens Geſichte.

„Ja, ſeht", fuhr der Geheimerath ſelbſtgefällig fort, und ſpielte mit den Ordenskreuzen an ſeiner Bruſt, „dieſes alberne Geſchöpf ſchlug meine Hand aus, um ſich an Euch wegzuwerfen, dafür hat ſie Gott geſtraft und ihr den Verſtand verwirrt."

Norcroß ſchauderte über die Meinung des beſternten Mannes von Gottes Strafgericht, und ſchwieg, aber in ſeiner Bruſt entzündete ſich an der Nichtswürdigkeit dieſes Menſchen wieder das Fünkchen eines beſſern Selbſtgefühls, das ihm allmälig Kraft und Vertrauen zurückgab.

„Herr", ſagte er mit feſter Stimme, „ich kenne Sie nicht, und weiß nicht, womit ich Sie gekränkt habe, daß Sie mich unter aller Menſchlichkeit behandeln laſſen. Sie ſind ein vornehmer Mann, das ſeh' ich; und wenn Fräulein von Gabel nicht gegen Sie handelte, wie Sie wünſchten, ſo trage ich nicht die Schuld davon. Hören Sie die verzweifelte Bitte eines Mannes, der ein beſſeres Loos verdient hat, laſſen Sie mich todtſchlagen, oder gönnen Sie mir täglich etwas friſche Luft und nächtlich ein Strohlager! Wenn Sie den mindeſten Glauben an eine ewige Vergeltung haben, ſo laſſen Sie mich nicht vergeblich wimmern."

„Ihr ſollt es beſſer haben", ſagte Raben und ging triumphirend von dannen, denn der Adler, den er gefürchtet, hatte vor ihm als Wurm im Staube gekrochen. Noch denſelben Tag erhielt Norcroß eine Pritſche mit etwas halb vermodertem Stroh und die Erlaubniß, täglich eine Viertelſtunde, unter ſtarker Bedeckung, vor den Kerker auf- und abgehen zu dürfen. Aber die Pritſche war ſo ſchlecht zuſammengefügt, daß er die Nacht über ſich an der Wand halten mußte, aus Furcht, daß, wenn er ſich umwendete, ſie zuſammenbrechen würde. Tags darauf wurde ein Diener in ſeinen Kerker geführt, welcher ihm zwanzig Dukaten mit einer Quittung einhändigte, welche letztere er von Norcroß unterſchrieben zurück verlangte. Dazu brachte er ihm eine Bleifeder mit. Norcroß konnte unmöglich begreifen, von wem ihm dieſe Wohlthat zukomme. Denn daß er von Roſamunde Palmerſton Geld zur Unterſtützung erhalten werde, daran konnte er nicht denken. Aber es war von ihr; ihr erwachtes Gewiſſen hatte ſie zu dieſer Handlung der Milde vermocht. Seine Rührung war groß. Er behielt die Feder, welche ihm faſt eben ſo viel Vergnügen machte wie die Dukaten. Er kaufte ſich Papier und ſchrieb allerlei, kaufte ſich ganze Kleider, und konnte einen Kerl bezahlen, der ihm das Gefängniß ſäuberte und ihm ſelbſt Haare, Bart und Nägel ſtutzte, ſo daß er wieder ein menſchliches Anſehn erhielt.

Norckoß hatte Muth gewonnen und dachte daran, ſich ſelbſt zu befreien. All' ſein Sinnen und Denken ging nun darauf hin, und ſeine Schlauheit bemerkte die kleinſten Umſtände, die ihm dienen konnten. So gewahrte er bei ſeinem täglichen kleinen Spaziergang, daß an der Seite ſeines Gefängniſſes hin — welches zur ebnen Erde gelegen war — die Treppe nach dem zweiten Stockwerke des Hauſes führte. An dieſes Haus ſtieß unmittelbar, und nur durch eine einzige Wand geſchieden, die Kirche des Kaſtells.

Im Gefängniß meditirte Norcroß Tag und Nacht, wie er es anfangen möchte, durchzubrechen. Sein Fenſter war klein und hoch an der Wand des Kerkers, ſo daß er nur mit Mühe dazu konnte. Ueberdies fand er, daß es mit dicken Eiſenſtangen verwahrt war. Es war alſo nicht daran zu denken, daß er durch das Fenſter konnte. Für weit möglicher hielt er es, ein Loch durch die Wand auf die Treppe zu graben. Von der Treppe gedachte er entweder ein zweites Loch gegen den freien Platz hinaus zu arbeiten, oder die Treppe hinauf zu laufen bis unter das Dach und von hier auf das Gewölbe der Kirche durchzubrechen, oder auch auf das Dach zu ſteigen und, im äußerſten Falle, vom Kirchthurm herabzuſpringen. Das Leben war ihm gleichgültig und er wollte es darauf hin wagen, den Hals zu brechen. Der ſchrecklichſte aller möglichen Zuſtände war ihm ſeine elende Gefangenſchaft.

Als er ſich den zu machenden Weg ausgeſonnen hatte, erſuchte er den Profoß, ihm einen großen gekochten Hinterſchinken zu kaufen. Die Geberin des Geldes hatte ausdrücklich befohlen, ihm an Eſſen und Trinken verabfolgen zu laſſen, was er wünſche; ſie werde, wenn dieſe Summe aufgezehrt ſei, für ſeinen weitern Unterhalt Sorge tragen. Der Schinken kam; Niemand konnte daraus einen Verdacht ſchöpfen. Norcroß aß erſt das Fleiſch ab, dann machte er den Knochen, an welchem ihm vorzüglich lag, mit dem Meſſer ſcharf und ſpitzig. Hierauf drehte er von dem Stroh, auf welchem er zu liegen pflegte, ein ſtarkes Seil. Da er aber fürchtete, es möchte nicht haltbar genug ſein, ſo zerriß er ein Bettlaken, welches ihm auf Betrieb ſeiner Wohlthäterin gereicht worden war, und wand die Stücken um das Strohſeil. Endlich brach er ſeine Pritſche von einander, um das eine etwas ſpitzige Bein derſelben ebenfalls zu benutzen. Nach dieſen vorläufigen Anſtalten griff er Abends rüſtig und mit glühendem Muthe zur Arbeit, als es auf dem nahen Kirchthurme zehn Uhr ſchlug. Mit dem Schinkenbein, einer alten abgebrochenen und halb verroſteten Scheere, die er bei ſeinem täglichen Spaziergang im Kothe auf dem Hofe gefunden und unbemerkt zu ſich geſteckt hatte, und mit dem Bein der Pritſche durchbrach er in Zeit von einer und einer halben Stunde furchtbar angeſtrengter Arbeit die Wand, welche aus mürbem feuchten Sandſtein und Kalkgerülle beſtand. Als er nur erſt das kleinſte Loch hatte, um mit der Hand durchzugreifen, ſo riß er mit Rieſenkraft, die ihm ſeine Lage lieh, die Steine heraus und hatte das Loch bald ſo groß, daß er mit dem Körper durchſchlüpfen konnte. Nun zog er ſeinen Ueberrock aus und kroch durch das Loch. Er war im bloßen Hemde, Beinkleidern und leinenen Strümpfen. Seinen Rockelor zerrte er durch das Loch nach. Nun war er zwar auf der Treppe, aber zu ſeinem Schrecken ſah er hinter ſich die Hausthüre, welche in ſtark bewohnte Caſernen ging, vor ſich aber Trepp auf eine zweite Thüre. Die Dunkelheit der Nacht ließ ihn nicht viel erkennen; er tappte und fühlte, daß auch dieſe Thüre verſchloſſen ſei. Sie mußte er durchaus öffnen, wenn er zum zweiten Stockwerk hinauf wollte. Er fing alſo an, ſich mit dem Rücken, nach den Angeln zu, dawider zu ſtemmen, und aus Leibeskräften zu heben. Es glückte, die Thüre ſprang aus dem Schloſſe und fuhr ohne großes Geräuſch auf. Er ging hindurch, betrachtete ſich das Local und ermaß im Geiſte die mögliche Höhe von hier bis hinab in den Graben. Er fand es für das Gerathendſte, hier ein zweites Loch zu graben, und holte, kurz entſchloſſen, ſeine ſchlechten Werkzeuge herbei. Aber hier fand er eine weit ſchlimmere Arbeit. Dieſe Steine waren hart und dürr, der ſie verbindende Kalk weit ſpröder. Doch Norcroß ließ ſich durch nichts abſchrecken; mit der Zahl der Hinderniſſe ſtieg ſein Muth. Die Mühe war unſäglich, eh' er nur ein kleines Loch hatte; denn das Schinkenbein hatte ſich abgeſtumpft und mit der Scheere vermochte er demſelben nicht viel Schärfe wieder zu geben. Er vergoß Ströme von Schweiß und blutete unter den Nägeln hervor, aber er raſtete nicht einen Augenblick, und fühlte auch keine Schmerzen. Als die Thurmglocke zwei Uhr ſchlug, war er bis an den äußerſten Stein. Nun trat eine neue Schwierigkeit ein. Dieſer Stein war nämlich von außen in die Mauer eingeſetzt und konnte alſo nicht hineinwärts gezogen werden. Norcroß mußte auf die Gefahr hin, ein nicht unbedeutendes Geräuſch und die ohnfern auf dem Walle ſtehenden Wachpoſten aufmerkſam zu machen, den Stein von innen hinaustreten. Er legte ſich auf die Treppenſtufen rücklings und trat mit voller Kraft drei bis viermal wider den Stein, bis er hinausfuhr und in den Graben hinabſtürzte. Den Kopf durch das Loch geſteckt, horchte der verwegene Mann aufmerkſam hinaus, aber ruhig und lautlos lag die Nacht vor ihm, nur eintönig unterbrochen durch den regelmäßigen Pendulſchlag der nahen Thurmuhr. Die dunkle Tiefe unter ſeinem Blick gähnte ihn ſchauerlich an, zum erſtenmal grauſte ihm vor dem Gedanken, ſich hier hinabzulaſſen. Aber ſogleich beſtrafte er ſein Herz für die Feigheit und entſchloß ſich, eher zu ſterben, als ſich auf's Neue greifen zu laſſen. Hurtig machte er das Loch geräuwiger, band inwendig das Strohſeil an dem Treppenbalken feſt und hing es hinaus. Den Rockelor ließ er an dem Hauſe gerade hinabgleiten, damit, wenn der Strick zerriſſe, er nicht allzuhart fallen möchte, zog dann die Beinkleider aus, legte ſie zuſammen und band ſie, wie eine Schlafmütze um den Kopf, um ſich vor einer Kopfcontuſion zu ſchützen. Einen Dukaten und fünf und dreißig Stüverſtücke, die er von dem erhaltenen Gelde noch übrig hatte, wickelte er ſich in die Haare und band das Geld mit ſeinen langen Locken feſt. Hierauf kroch er, mit den Beinen zuerſt, im bloßen Hemde durch das Loch, und ließ ſich ſchnell aber vorſichtig am Stricke hinabgleiten, indem er ſich mit den Fußzehen an der Wand hinabhalf. Der Strick hielt glücklich und der Flüchtling kam auf die Erde zu ſtehen. Schnell warf er den Rockelor über, nahm die Beinkleider unter den Arm, und lief mit Windeseile hochklopfenden Herzens quer über den großen Platz, um an den Graben des Caſtells zu gelangen. Kaum war er funfzig Schritte von der Kirche entfernt, als ihn eine Schildwache „Wer da!“ anrief. Schrecken und Angſt legten ihm die Antwort: „Officier!“ in den Mund. Der Soldat ſchien damit zufrieden. Nercroß verdoppelte ſeine Schritte. Wie eine Katze lief er den Wall hinauf und gelangte auf der andern Seite bis an die Mauer des Walls. Jetzt warf er den Rockelor von ſich, gebrauchte die Beinkleider wieder als Kopfbedeckung, wickelte das Hemd dicht um die Lenden und ſprang in den waſſergefüllten Graben hinab. Dieſer war ſeicht, und der muthige Springer fiel weich in den Schlamm, aus welchem er ſich mit leichter Mühe losarbeitete und durchwatete bis an das gegenſeitige Ufer, dem Ende des Kaſtells gegenüber. In wilder Haſt rannte er nun über die Strecke Landes bis an das Ufer des Meeres. Die Wellen des Sundes rauſchten dumpf vorüber. Einen Augenblick beſann ſich der Flüchtling; dann war ſein tollkühner Entſchluß gefaßt. Er bedachte kurz: „Kleider haſt Du nicht, alſo biſt Du Jedem verdächtig, der Dir zu Lande begegnet. In höchſtens zwei Stunden bricht der Tag an; deine Flucht wird auf dem Kaſtell bemerkt, die Trommeln werden gerührt, die Kanonen gelöſt, und eh' Du ein paar Stunden Wegs nach Helſingoer zugelaufen biſt, weiß man es ſechs Meilen weit, daß ein Gefangener entſprungen iſt. Zum Verbergen iſt nirgend eine Gelegenheit. Endlich biſt Du der ſchlechteſte Fußgänger, wohl aber der beſte Schwimmer. Auf dem Waſſer hat Dir das Glück ſich immer lachender gezeigt, als auf dem Lande. Es iſt auch beſſer, Du verläſſeſt däniſchen Grund und Boden ſo ſchnell als möglich. Zehn Wochen haſt Du in einem Grabe geſchmachtet, jetzt willſt Du Dich dem Meere in die Arme werfen. Es iſt gewiß mitleidiger, als die Menſchen. Denn entweder zieht es Dich hinab in ſeine Tiefe — ſo iſt Dir geholfen und Du haſt ein Grab, wie es einem Seemanne gebührt — oder es trägt Dich glücklich hinüber nach der Inſel Ween, und Du biſt gerettet.“ Und als er dieſes gedacht, warf er ſich an dem öden Meerſtrande in den Sand, erhob ſeinen Blick und faltete ſeine Hände und betete brünſtig und heiß zu den Sternen hinauf, die einzeln, aber freundlich, durch das zerriſſene Gewölk hindurch ſchimmerten. Er dankte für die Rettung bis jetzt, er flehte Gott um fernere Rettung oder einen gnädigen Tod an. Sein Leib glühte fieberiſch von der ungeheuern Anſtrengung, der Angſt und Eile der Flucht. Schneidend ſtrich die kalte Morgenluft über das Meer her. Norcroß warf noch einen Blick nach oben, und ſprang dann von dem Ufer hinab in die Brandung. Das Waſſer war eiskalt. Er glaubte, das Blut würde ihm erſtarren. Doch muthig fing er an mit Händen und Füßen zu arbeiten; er tauchte aus der Tiefe empor und begann das Werk. Aber jetzt ſchien es, als habe das Element, dem er ſtets treu gedient, ſich gegen ihn verſchworen. Ein Sturm brauſte von Nordoſt herab ihm entgegen und brachte das Waſſer in Gährung. Die Wellen erhoben und rollten dem kühnen Schwimmer zu. Der Wind blies ihm heftig in's Geſicht. Da glaubte er ſich verloren und ergab ſich in ſein Geſchick. Aber er gelobte ſich, alle Kräfte anzuſpannen, und er kämpfte über zwei Stunden lang mit unbegreiflichen, faſt übermenſchlichen Kräften. Des Tages Licht ging über ihm matt und weinerlich auf; ſchon hatte er zwei Dritttheile der Entfernung zurückgelegt, da fing die Flamme allmälig an zuſammenzufallen, er verſpürte eine Abnahme der Kräfte. In dieſem Augenblicke entdeckte er ein Fiſcherboot mit vier Männern, und rief ihnen zu, ſo ſtark er vermochte. Sie gewahrten ſeiner auch bald, ruderten auf ihn zu und zogen ihn aus dem Waſſer. Es waren Fiſcher, die auf ihr Tagewerk ausfuhren. Da ſie aber ſahen, daß der Gerettete keine Kleider anhatte, ſchöpften ſie Verdacht gegen ihn und erklärten ihm rund heraus, ſie wollten ſich ſeinetwegen keine verdrießlichen Händel zuziehen und müßten ihn wieder in das Meer werfen. Norcroß legte ſich auf's Bitten und erweichte wenigſtens das Herz eines dieſer Männer. Dieſer ſagte zu den Andern: „Wißt Ihr was! Wir wollen nicht unmenſchlich an dieſem Manne handeln, mag er ſein, wer er will, und wohl auch etwas verbrochen haben, weshalb er nackt und bloß flüchten muß. Wir wollen ihn nahe an die Küſte von Ween führen und ihn dann an die Inſel ſchwimmen laſſen. Wir wollen ihn nicht kennen und nicht von ihm gekannt ſein!“.

Norcroß ſchenkte vor Freude und Dankbarkeit den Leuten das in ſeine Haare gebundene Geld, ſie gaben ihm dafür ein Stück Brot und einen Schluck Branntwein, wodurch er ſich ſtärkte, ſo daß er, ohngefähr funfzig Schritte vom Ufer der Inſel, auf ihr Begehr, wieder in's Waſſer ſpringen und dem Ufer zuſchwimmen konnte. Doch wurde es ihm noch ſehr erſchwert, eh' er auf die Füße zu ſtehen kam, indem die See gewaltige Wellenſtöße an das Land anſchlenderte. Endlich kam er auf's Trockene. Jetzt nahm er die Füße wieder allein in Anſpruch und lief bis an die nächſten Häuſer. Die Bauern ſtutzten über den Mann im triefenden Hemde ohne alle weitere Bekleidung und liefen neugierig zuſammen. Er aber bat ſie flehentlich um einige alte Kleider, indem er vorgab, von Kapern ausgeplündert und in's Meer geworfen worden zu ſein.

„Kleider wird Euch die gnädige Frau ſchon geben“, ſagten die Bauern. Mit dieſen Worten führten ſie ihn auf das Gutshaus. Dort wohnte die Gemahlin des Oberſtlieutenants von Landsſtierna, Commandanten von Helſingburg, welche zu ihrem Vergnügen hier auf ihrer Beſitzung lebte, während ihr Gemahl nach Stockholm auf den Reichstag gereiſt war. Ein Diener brachte der Dame die Nachricht von dem übeln Zuſtande eines geplünderten Schweden, der draußen ſtehe und auf ihre Gnade warte. Sie ließ ihm von den Kleidern ihres Mannes reichen, ließ ihn ſpeiſen und befahl, daß man ihm ein Nachtlager gebe und des andern Morgens ihn in einem Boote nach Helſingburg überſetze, wohin er begehrte. Als ſich Norcroß am andern Tag für die Gnade bedankte, ſteckte ihm der Diener einige Thaler in die Hand und mit leichtem Herzen trat der Flüchtling nach einigen Stunden glücklich an die ſchooniſche Küſte. Getroſten Muthes ging er in eine Herberge und ließ ſich eine Flaſche Madeiramalvaſier geben, um ſich nach den überſtandenen Leiden gütlich zu thun. In derſelben Herberge kehrten ſpäter ein Zöllner von Fredrichshall und ein Bürger von Kopenhagen ein, welche von Norwegen herabkamen und nach Kopenhagen wollten. Dieſe Leute thaten weiter nichts, als während der Mahlzeit, die Norcroß mit ihnen gemeinſchaftlich genoß, von der Frömmigkeit, Gnade, ſanften Regierung u. ſ. w. ihres Königs zu reden. Norcroß hörte erſt ſchweigend zu, trank aber heftig ſeinen Wein, bis ihm dieſer zu Kopfe geſtiegen war; da platzte er endlich heraus und ein Strom giftiger Reden über die däniſche Regierung, den König, den Kronprinzen, die Räthe, ergoß ſich aus ſeinem Munde. Nebenbei fiel ihm des Dänenkönigs Verbündeter, der König von Großbritannien ein, und ſeine Galle ſprudelte auch über dieſen Namen. Er nannte den britiſchen König einen Stehler, den Dänenkönig den Hehler, und bediente ſich in der Wuth, in welche ihn das Geſchwätz der beiden däniſchen Unterthanen und der zu haſtig genoſſene ſtarke Wein verſetzt hatten, der unanſtändigſten Redensarten. Der Bürger erinnerte ihn, er ſolle bedenken, was er ſpräche, von gekrönten Häuptern dürfe man nicht alſo deſpectirlich reden. Ein König habe immer Recht, er möge thun was er wolle; ein anderes Menſchenkind dürfe ſich darüber nicht zu äußern unterſtehen. Dieſe Erinnerung goß Oel in die Flamme. Norcroß wurde wüthender und ſchwur Stein und Bein: er wolle den König und den Kronprinzen von Dänemark noch aus Kopenhagen oder aus Friedrichsburg, aus ihren Schlöſſern herausſtehlen und davonführen, und ihnen auf offenem Meere die Rache für das, was ſie ihn hätten erdulden laſſen, zu koſten geben. „Bei Gott! was ich vor zehn Jahren unterlaſſen habe, will ich noch ausführen.“

„So ſeid Ihr der berüchtigte Freibeuter John Norcroß!“ rief der Friedrichshaller Zöllner und fuhr entſetzt vom Stuhle empor. Der kopenhager Bürger hatte ſich die Ohren zugehalten, um die entſetzlichen Reden nicht zu hören, welche ihm gräßlicher dünkten, als die ärgſten Gottesläſterungen.

„Kennt Ihr den Namen?“ jubelte Norcroß wild auf. „Ich bin's! Bin der gefürchtete Freibeuter. Und das erſchreckt Euch ſo, daß Ihr zuſammenfahrt und aufſchreit. Aber wartet, ich will Euch noch zeigen, was Norcroß vermag.“

„Woher kommt Ihr denn eigentlich?“ fragte der Zöllner, als er ſich ein wenig erholt und überzeugt hatte, daß der berüchtigte Freibeuter nicht wie ein Menſchenfreſſer ausſehe. Und Norcroß erzählte mit ſchwerer Zunge, wie er aus dem Gefängniß in Friedrichshafen entſprungen ſei.

„Und weshalb ſeid Ihr denn arretirt worden?“

„Weiß ich's? Ich ging zum König nach Friedrichsburg, um meine Dienſte anzubieten, da haben ſie mich durch den Stadtcommandanten feſtnehmen und in ein abſcheuliches Loch legen laſſen. Die Schurken! Aber ich gedenk's ihnen noch, ſo wahr ich John Norcroß heiße. Ganz Dänemark ſoll über mich noch rebelliſch werden.“

Er tobte zum Gräuel ſeiner Zuhörer noch eine kurze Zeit ſo fort, dann aber wurde er von Müdigkeit und dem Weingeiſte übermannt, daß er in einen tiefen Schlaf verfiel und zu Bette getragen werden mußte.

Am andern Morgen trat er verlegen in die Kammer des Zöllners und Bürgers und bat, ſie möchten doch ja kein Aufhebens von dem machen, was er geſtern Abend geredet, es ſei Alles in der Trunkenheit geſchehen. Er verſuchte die Leute zu rühren und durch ſchlaue, verſtellte Reden für ſich zu gewinnen, gleichſam als ahne er, welche ſchlimme Folgen ſeine Unvorſichtigkeit für ihn haben werde. Der Bürger verſtopfte ihm ſein Ohr; der Zöllner fertigte ihn kurz ab und ſagte: „In vino veritas.“ Es hätte nicht viel gefehlt, ſo wäre Norcroß von ihm aus der Thüre geworfen werden.

Denſelben Tag noch reiſ'ten die Beiden ab, und als ſie nach Kopenhagen kamen, war ihr erſter Gang zum Stadtcommandanten, Grafen Schoneck, bei welchem ſie ſofort Anzeige machten, wo ſie den Kaperkapitän Norcroß getroffen und welche verbrecheriſche Aeußerungen ſie von ihm vernommen hätten. Der Graf ließ Alles ſogleich zu Protocoll bringen und überſchickte das Aktenſtück ohne Säumen dem Könige. Hof und Stadt geriethen in Schrecken; König und Kronprinz glaubten ſich ſchon in den Händen des gräßlichen Freibeuters, und eine Furcht kam über ſie. Schnell wurde der Stadtadjutant, Kapitän Barford, mit einem Briefe des Königs an den Vice-Commandanten, Lieutenant Craſſov in Helſingburg abgeſchickt, worin der Letztere dringend erſucht wurde, den aus dem Kaſtell entwiſchten John Norcroß ſogleich wieder gefänglich einzuziehen. Der Zöllner und Bürger aber wurden auf das Schloß zum geheimen Rath von Raben gerufen, wo ſie ihre Ausſage noch einmal wiederholen mußten. Der Kronprinz ſaß hinter einer ſpaniſchen Wand und ſchauderte über die Worte des Freibeuters.

Um Norcroß war indeſſen in Helſingburg viel Begehr. Kaum hatte das Volk von ſeiner Ankunft und wunderbaren Rettung vernommen, als es haufenweis zuſtrömte, um ihn zu ſehen. Die Herberge, wo er lag, war geſtopft voll Menſchen; man hielt ihn frei, man beſchenkte ihn mit Geld, und vorzüglich waren die Seeleute ſtolz auf ihn; die Soldaten liebten ihn. Der Lieutenant Craſſov, Vicecommandant von Helſingburg, hielt es für Pflicht, die Ankunft des berühmten Freibeuters nach Stockholm an den König und den Reichstag zu melden. Aber Tags darauf erhielt er ſchon den Brief des Königs von Dänemark und ließ Norcroß gefänglich einziehen und vor ſich bringen. Norcroß leugnete kein Wort von dem, was er im Weinrauſch geſprochen hatte, ja er hatte die Kühnheit, dem Lieutenant in's Geſicht zu behaupten: jene Reden ſeien nichts als pure Wahrheit geweſen, und wenn er, der Lieutenant, ihn deshalb gefangen ſetzen und vielleicht gar den Dänen ausliefern wolle, ſo ſolle ſeine Macht dazu nicht groß genug ſein, denn er werde jedenfalls entfliehen, entweder mit oder ohne ſeinen Körper. Mit dem todten Leichnam möge man nachher anfangen, was man wolle. Norcroß hatte gute Vertröſtungen von den Soldaten; und als er einige Tage auf der Hauptwache geſeſſen und ſich in Eſſen und Trinken wohl gethan hatte, war er eines Morgens verſchwunden, und kein Menſch wollte wiſſen, wie es zugegangen ſei.

Seine Freunde hatten ihm gerathen, nach Stockholm zu gehen und die Gnade des Königs anzuflehen. Zu Fuße wanderte er fort. In Engelholm fand er einen Mann, der ihm Geld gab und eine große Strecke Wegs fahren ließ; ſo viel hatten die Leute Reſpekt vor dem Namen Norcroß. So kam er wieder in die Hauptſtadt Schwedens. Der Ruf war ihm ſchon vorausgegangen, und Menſchenmaſſen kamen herbei, ihn zu ſehen. Man ſagte ihm, daß der König befohlen habe, ihm in Helſingburg eine beträchtliche Summe auf Rechnung der Schatzkammer auszuzahlen; Rechtsgelehrte boten ihm an, den Lieutenant Craſſov in Helſingburg vom Dienſt zu bringen, wenn er einen Proceß gegen denſelben anfangen wollte; aber er lehnte dies ab, und hatte nur das Eine im Auge, ſich eine Anſtellung bei der Flotte zu erbitten, um Frau und Kind kommen zu laſſen und fernerhin ein ruhiges Leben zu führen. Er fand eine Menge Freunde und Unterſtützung des ſchriftlichen Geſuchs, welches er beim Könige einreichte; aber zugleich erhoben ſich auch ſeine mächtigen Gegner beim König gegen eine ſolche Anſtellung des Freibeuters. Und ſo hatte er denn nach drei Monaten weiter nichts erzielt, als daß ihm der königliche Cabinetsſecretär Törner eine anſehnliche Summe Reiſegeld auszahlte, jedoch mit der Weiſung, das ſchwediſche Reich ungeſäumt zu verlaſſen und nie wieder zu betreten. Solche Furcht hatte man auch in Stockholm vor ihm.

Er war eine öffentliche Perſon geworden. Man erzählte ſich von ihm an allen Orten, in jedem Hauſe die wunderlichſten, oft fabelhafteſten Dinge. Jeder wollte etwas Außerordentliches von ihm mittheilen, und ſo wurden Märchen auf Märchen von ihm erfunden. Seine Freunde übertrieben ſein Lob, ſeine Feinde ſeinen Tadel. Alles drängte ſich ihm zu, um ihm zu rathen, und nahm Antheil an ihm. So rieth man ihm auch, wieder in ruſſiſche Dienſte zu gehen. Man verwendete ſich für ihn bei dem ruſſiſchen Geſandten Gallowin in Stockholm, und als Norcroß ſelbſt kam, wurde er von demſelben ſehr gnädig aufgenommen und dem eben in Stockholm anweſenden außerordentlichen ruſſiſchen Botſchafter Dolgoruki zugeführt. Dieſer wollte einen ſolchen berühmten und erfahrenen Mann nicht fahren laſſen und verſprach ihm ruſſiſche Dienſte; aber es lag kein ruſſiſches Schiff da, und Norcroß erhielt zehn ruſſiſche Dukaten Wartegeld. Von der andern Seite drängte ihn die Polizei; er erhielt einen ſchwediſchen Paß aus der Stadtkanzlei und mußte mit einem Schiffe, welches nach Yſtad ging, abſegeln. Von da ließ er ſich ſpäter, ohne einen beſtimmten Plan zu haben, mitten im Winter nach Stralſund überfahren.

## 21.

## Wieder ein Fang in der Menſchenfalle.

Wiederum ſaß Kapitän Norcroß in jenem ſchmutzigen Kaffeehauſe vor dem Dammthore in Hamburg und ſpielte mit lüderlichen Geſichtern, zu denen das ſeinige jetzt paßte, Baſſet. Er hatte Glück und gewann viel Geld. Ihm gegenüber hatte ein Spitzbubengeſicht, roth und ſpitzig, mit lauernden Augen, verſchlagenem, eingekniffenen Mund, ſchnüffelnder Naſe und langen Diebsfingern, Platz genommen.

„Ihr ſeid wohl öfter ſchon in dieſem Wirthshauſe geweſen, Kapitän?“ ſagte der Kerl und grinſte ſeinen Kameraden am Tiſche zu.

„Ich glaube, es ſind im verwichenen Herbſte zehn Jahre geweſen, als ich das letztemal hier war“, verſetzte Norcroß. „Ja, ja ſo iſt's, denn im Winter vorher war ich in ſchwediſche Dienſte getreten. Ja, damals war es goldne Zeit für mich. Na, das ſind vergangene Tage! Mit dem König Karl haben ſie mir mein Glück todtgeſchoſſen, und ich hab' es zu nichts weiter bringen können."

„Damals verſpielte hier ein junger Menſch all' ſein Geld und auch eine goldne Doſe, die Ihr ihm abkauftet. Er wurde däniſcher Rekrut, aber wie man nachher hörte, hattet Ihr das Rekrutenſchiff aufgebracht und nach Stockholm geführt."

„Ja, die Doſe iſt fort, das Schiff iſt fort und der Mann iſt todt."

„Todt? Ich traf ihn ſpäter in Stockholm, dann in Jütland und zuletzt in Kopenhagen. Ich glaubte einmal, er wäre in einer Mördergrube in Jütland erſchlagen worden, aus der ich mit Lebensgefahr entſprang."

„Wart Ihr auch in jener Nacht darin? Er kam glücklich durch; ſpäter blieb er als ſchwediſcher Kaperkapitän. Ich wollte, die Kugel hätte mich getroffen!"

„Vor zehn Jahren waren auch noch zwei Eurer Leute mit hier, ein dicker und ein dürrer Mann."

„Meiſter Habermann und mein Lieutenant Gad; der Eine iſt geſtorben, der Andre verdorben. Es iſt ein elendes Leben!"

„Und wohin gedenkt Ihr jetzt, Kapitän Norcroß?"

„Nach Holland. Ich will den Krämern dienen um's liebe Brot; ſo weit iſt's mit mir gekommen. Ich warte nur auf Briefe aus Amſterdam; dann will ich fort."

Der Spion wurde während des Geſprächs jenes lange, kupferrothe martialiſche Geſicht durch die Fenſterſcheiben anſichtig, welches hereinlugte wie vor zehn Jahren, und er ſtand auf und ſchob wieder wie damals das Fenſter zurück und flüſterte hinaus: „Ich hab' ihn richtig eingekreiſt; er ſteckte am Berge in einem ſchlechten Loche, wo ich ihn freilich nimmer geſucht hätte; aber jetzt ſitzt er feſt und freut ſich des Baaren, das wir ihm haben zufließen laſſen. Wir ſind ſchon die beſten Freunde.“

„Mordelement!“ rief Lieutenant Kreuz, und ſtrich ſich vor Freude den ungeheuern Schnauzbart, „das iſt ein Gaudium, daß uns dieſer Burſche in's Garn gelaufen iſt. Daran kann ich was verdienen und für Dich bleibt noch genug übrig, um vier Wochen lang in Saus und Braus zu leben. Aber Du mußt Deinem Meiſterſtück die Krone aufſetzen. Komm ſchnell heraus, ſchlechte Seele! Du ſollſt mir ſogleich einen Brief an den Großkanzler von Reventlau in Kopenhagen ſchreiben und demſelben berichten, daß Norcroß hier in Hamburg iſt; wenn ſie ihn drüben haben wollten, ſo würd' ich ihn feſtnehmen und hinüberführen laſſen. Verſtanden? Und mit dem Brief ſetzeſt Du Dich zu Pferde und reiteſt was Du kannſt, und reiſt durch Holſtein über Fünen nach Seeland. Und wenn Dir das Pferd zuſammenbricht, ſo kauf' ein andres. Geld ſollſt Du mit auf den Weg haben, ſo viel Du brauchſt, und noch mehr.“

Der Spion ging und jagte nicht lange nachher auf einem muthigen Hengſte nach Altona zu.

Kreuz aber warf ſich in ſeine Staatsuniform, ſetzte die beſte Perücke auf, nahm den reich betreßten Hut unter den Arm, den Stock mit hohem goldenen Knopf in die Hand, und hing den ſchönſten Degen über; alſo herausſtaffirt ging er nach dem Kaffeehauſe.

Es dauerte nicht lange, ſo ſaß er am Spieltiſche und bot Norcroß eine Partie an, die dieſer mit Höflichkeit annahm. Norcroß gewann abermals und wurde immer heiterer. Er ließ ſich Wein geben und ſprach viel mit ſeinem Gegenmann. Plötzlich ſagte Einer der Umſtehenden, wie von ohngefähr:

„Kapitän Norcroß, Ihr habt heute viel Glück.“ — Da blickte ihn Kreuz wie hoch verwundert an, und ſagte mit ſcheinbar freudigem Erſtaunen: „Haben meine Ohren recht gehört? Wie? Ich hätte wirklich die Ehre, mit dem berühmteſten aller Seefahrer auf unſrer Weſtſee, mit dem Kaperkapitän Norcroß zu ſpielen?“

„Ich bin John Norcroß, vormals ſchwediſcher Kaperkapitän“, ſagte dieſer geſchmeichelt. Kreuz ſtand ſogleich auf und machte die Honneurs ſo devot, als ob er vor dem Könige ſtände. „Welch' hohes Glück iſt mir widerfahren! Mordelement, das hätt' ich mir nicht träumen laſſen, daß ich mit dem Manne, den ich ſo hoch verehre, zum Spiel käme! Herr, ich hab' Euere Thaten ſtets bewundert, erlaubt, daß ich Euch meine vollkommenſte Hochachtung an den Tag lege. Die Ehre, welche mir heute widerfährt, muß auf abſonderliche Art gefeiert werden. Mordelement! Ich kenne mich vor Freuden nicht. Kapitän John Norcroß, erlaubt, daß ich den Zipfel Eueres Rockes küſſe!“

„Macht doch nicht ſolche Umſtände, Herr“, verſetzte Norcroß immer mehr geſchmeichelt — war doch die zweifelhafte Berühmtheit ſeines Namens das Einzige, wovon ſein niedergedrückter Geiſt noch zehrte. —

„Darf ich mich unterſtehen, Euch, hochverehrter Herr Kapitän, zu einem kleinen Feſte einzuladen, welches ich, vor Freuden über das Glück, ſo mir heute durch die Bekanntſchaft mit Euerer berühmten Perſon widerfahren iſt, allen hier Verſammelten zu geben mich gedrungen fühle?“

„Ihr ſeid ſehr gütig, Herr, meiner Wenigkeit halber ein Feſt zu geben.“

„Wenn König Karl von Schweden noch lebte, ſo wäre Ew. Gnaden jetzt Schout-by-Nacht oder Vice-Admiral, vielleicht gar Admiral der Flotte, und nichts Geringeres hätten Euere Heldenthaten verdient. Wirth, ſchafft den beſten Wein aus Euerm Keller! Setzt auf, daß ſich die Tiſche biegen.“

„Aber, mein Herr, mit wem hab' ich die Ehre, hier bekannt zu werden?“ fragte Norcroß.

„Ich heiße Kreuz und war einmal Lieutenant unter dem Regimente Prinz Karl, welches jetzt das Lalandiſche heißt. Hab' auch Manches durchgemacht; freilich, zu ſolcher Berühmtheit des Namens hab' ich's nicht gebracht. Doch können wir einander ſchon etwas erzählen.“

Erzählen war nun eben Norcroß' Leidenſchaft. Beim beſten ſpaniſchen Weine ſaßen ſie zuſammen und tranken und erzählten bis in die ſpäte Nacht. Kreuz ſchimpfte wacker mit auf die Dänen und auf den däniſchen Dienſt, auf König und Regierung, und dadurch fühlte ſich Norcroß noch mehr zu ihm gezogen, und als die beſten Freunde ſchieden ſie von einander.

Am andern Morgen ſuchte Kreuz Norcroß in ſeinem Quartier auf; ſie gingen zuſammen, fuhren zuſammen, aßen und tranken zuſammen, und wie ſie's heute getrieben, ſo trieben ſie's morgen und alle Tage. Norcroß befand ſich wohl dabei, das Leben koſtete ihm nichts, und Kreuz ſchwatzte ihm vor, er habe, als geborner Holländer, Einfluß bei den Generalſtaaten, und wolle ihm zu einer guten Anſtellung verhelfen. Norcroß faßte ein ſolches Zutrauen zu Kreuz, daß er demſelben ſein ganzes Herz offenbarte.

So verſtrich die Zeit, bis der Spion von Kopenhagen zurückkam; er brachte nicht nur einen Brief an Kreuz mit, worin demſelben für ſeinen Dienſteifer gedankt und eine gute Belohnung verſprochen wurde, wenn er Norcroß einliefere, ſondern auch einen zweiten an den däniſchen Reſidenten in Hamburg, worin dieſem anbefohlen wurde, dem Lieutenant Kreuz zur Habhaftmachung des Norcroß in Allem behülflich zu ſein, und endlich noch einen dritten an den Major Juel in Glückſtadt, mit dem Befehl, Norcroß in Empfang zu nehmen, wenn ihn Kreuz brächte, und weiter nach Kopenhagen zu ſchaffen. Solche Anſtalten machte der Dänenkönig, eines armen Mannes habhaft zu werden, der ihm der gefährlichſte in der Welt ſchien.

Kreuz verſchaffte ſich vom hamburger Stadtmagiſtrat einen Arreſtzettel. Hamburg hatte nämlich das Recht, daß Niemand in ſeinen Mauern arretirt werden durfte. Zu dieſem Behufe mußte man einen vom Magiſtrat ausgeſtellten Arreſtzettel beim Officier einer Thorwache vorzeigen; dann wurde die darauf bezeichnete Perſon, wenn ſie vorüberging, angehalten und feſtgenommen.

Kreuz hatte den Zettel im Dammthore ſchon abgegeben und zechte noch mit Norcroß auf dem Kaffeehauſe. Dann gingen ſie zuſammen nach der Stadt zu. Da fiel Norcroß ein, daß er ſich bei ſeiner Wäſcherin, die neben dem Kaffeehauſe wohnte, etwas friſche Wäſche für den folgenden Tag mitnehmen müſſe; er bat alſo Kreuz, ein wenig zu warten. Dieſer ſchlenderte nach dem Thore zu und gab den Soldaten ein Zeichen; als nun Norcroß eilig kam, redete ihn Kreuz an und hielt ihn auf. In demſelben Augenblick wurde Norcroß umzingelt und in die Wache gezogen.

„Na, Brüderlein!“ lachte Kreuz, „wir haben Dich glücklich gefangen. Es hat mir Mühe genug gekoſtet.

Aber wie die Arbeit war, ſo wird auch der Lohn ſein. Es iſt ihnen in Kopenhagen viel an Dir gelegen.“

Da gingen dem unglücklichen Kapitän die Augen auf; er ſah, wie ſchändlich er hintergangen war. Die Wuth darüber raubte ihm für Augenblicke die Sprache; er konnte nichts weiter, als dem Lieutenant in das Geſicht ſpeien.

„Hund!“ rief dieſer. „Mordelement! Dich ſoll ein vierundzwanzigpfündiges Donnerwetter hundert Klafter tief in den Erdboden ſchlagen. Ich will Dich fuchteln!“ Und unter Schimpfreden ſchlug er ihn mit der flachen Klinge über Kopf, Bruſt und Rücken. Norcroß ſagte kein Wort, aber in ſeinen Zügen ſah man den Widerglanz der in ihm tobenden Gefühle. Kreuz ſchickte ſogleich Boten ab. Am andern Abend kam ein Kapitän mit zwei Unterofficieren und ſechs Gemeinen, vom Generalmajor Juel in Glückſtadt abgeſchickt, um Norcroß abzuholen. Auf einem Wagen nach Altona gebracht, wurde er hier von der däniſchen Regierung kreuzweis an Hand und Fuß mit Ketten geſchloſſen. In dieſem Zuſtande kam er nach Glückſtadt auf die Feſtung.

Das Erſte, was man hier mit ihm vornahm, war, daß man ihn auskleidete, um zu erfahren, ob er irgend ein Werkzeug bei ſich führe, eine Scheere, ein Meſſer u. dgl. — Es fand ſich nichts. Man war ſeinetwegen in ſteter Furcht, daß er ſich losmachen und entkommen möchte, vorzüglich auch deshalb, weil allgemein das Gerücht verbreitet war, er ſei früher mit einem Zauberer und Hexenmeiſter in der engſten Freundſchaftsverbindung geweſen und habe denſelben auf ſeinen Waſſerreiſen mit ſich geführt. Dieſem Teufelskerl verdanke er nicht nur die vielen Priſen, die er früher gemacht, ſondern auch die Kunſt, ſich unſichtbar und aus jedem Kerker, aus jedem Bande frei zu machen; er habe ſeine Seele ſelbſt dem Teufel verſchrieben und dieſer helfe ihm gewiß.

In dieſer abergläubiſchen Furcht beſtärkte Norcroß ſeine Umgebung durch ſchlaue, hingeworfene Aeußerungen noch mehr. Schon unterwegs hatte er öfters gedroht, er werde ſich doch frei machen, und wenn ſie ihn in Ketten ſchmieden ließen, und auf der Wache ſagte er, es ſei ihm ein Leichtes, die ſchwerſten Eiſen zu zerbrechen, und jeden Augenblick, wenn er nur wollte, auf freien Fuß zu kommen. Die Thoren ſahen nicht, daß ihre Furcht und ſtets wachſame Beſorgniß den unglücklichen Mann ergötzte und ihm einige heitre Augenblicke verſchaffte. Der Generalmajor Juel ließ ihn in die Kapitänsſtube ſetzen, anſchließen und mit drei Mann vom holſteiniſchen Regiment und einem Lieutenant bewachen. Außerdem ſtand Tag und Nacht noch eine beſondre Schildwache mit bloßem Degen zu Häupten der Pritſche, an welche er gefeſſelt war.

Nichtsdeſtoweniger wurde er alle Morgen genau unterſucht, ob es ſeiner Teufelskunſt nicht etwa geglückt ſei, ſich ein Inſtrument zu verſchaffen, womit er ſeine Ketten zerbrechen könne. Und all' dieſer Maßregeln ungeachtet, erwartete der Commandant und die ganze Beſatzung der Feſtung alle Morgen die Nachricht zu erhalten, Kapitän Norcroß ſei in der Nacht mit des Teufels Hülfe zum Fenſter hinausgeflogen.

Nach einigen Verhören in Glückſtadt, die von einer eigends dazu verordneten Commiſſion geleitet wurden, ſollte Norcroß unter ſicherer Bedeckung nach Kopenhagen gebracht werden. Jedermann fürchtete ſich, dieſen Befehl zu vollziehen, da wandte ſich der Generalmajor an den Lieutenant Kreuz, und dieſer übernahm das ſchwierige Geſchäft mit Freuden. Es war für Norcroß die ärgſte Pein, von dieſem Menſchen transportirt zu werden, deſſen Anblick, wie er ſich oft ausdrückte, ihm der widerlichſte und gräßlichſte ſei. Er pflegte den Lieutenant auch nie anders als Judas Iſcharioth zu nennen, und ſpie jedesmal aus, wenn ihn derſelbe anredete. Kreuz lachte darüber und ließ ihn nur feſter ſchließen, nannte ihn ſein Brüderlein und trank auf ſeine Geſundheit. Man machte die ausgeſuchteſten Anſtalten, das Entwiſchen des Gefangenen unterwegs zu verhindern, weil er ſtets drohete, ſie würden ihn doch nicht nach Kopenhagen bringen.

Ehe er auf den Wagen vor der Hauptwache geſetzt wurde, zog man ihm alle Kleider aus und unterſuchte dieſelben auf's Sorgfältigſte, aber man fand nichts bei ihm. Nichtsdeſtoweniger bemerkte einer der Wache haltenden Unterofficiere des Nachts in Tolſtid, zwiſchen Flensburg und Hadersleben, daß Norcroß auf der Streu, ſo eng er auch geſchloſſen war, anfing an ſeinen Feſſeln zu arbeiten. Der Unterofficier machte Lärm, Kreuz kam und ließ die Taſchen des Gefangenen ſogleich wieder unterſuchen, worin man denn auch nicht nur eine abgebrochene Scheere und zwei ſtumpfe Scheermeſſer, ſondern auch die Papiere zu zwei Pulvern bei ihm fand, die er entweder ſchon an den Ketten verbraucht oder auf den Boden geſtreut hatte, um die Wache zu betäuben. Wie er zu dieſen Dingen gekommen, geſtand er durchaus nicht. Kreuz ließ ihn abprügeln und nur noch genauer beobachten.

So brachte man ihn glücklich bis in ein Boot, worin er über den kleinen Belt nach Fünen übergeführt werden ſollte. Als das Boot mitten auf dem Strome war, ſtellte er ſich an, als ob er an einer heftigen Kolik litte. Kreuz mußte ihm erlauben, daß er ſich an's Ende des Boots begeben durfte. Aber kaum war er dort, ſo gab er plötzlich dem Boote einen ſo ſtarken Druck, daß es auf der andern Seite hoch empor flog und köpfte. Wäre einer der Ruderer nicht ſchnell auf die andere Seite geſprungen, ſo wäre das Boot umgeſchlagen, und wahrſcheinlich Alle ertrunken.

Kreuz wüthete mit Mund und Hand gegen ihn und warf ihn mitten in's Boot platt auf das Geſicht, und ſo mußte er bei der Ueberfahrt über den kleinen und den großen Belt liegen. Ebenſo vergeblich waren noch einige Verſuche des Freibeuters zur Flucht zu Lande. Kreuz ließ ihn nicht aus den Augen, und brachte ihn nach Kopenhagen. Für ſeine Mühe erhielt der herkuliſche Lieutenant vom König eine Compagnie beim ſchleswig'ſchen Regiment zu Fuß. Er hatte ja dem Hofe einen ſo wichtigen Dienſt erwieſen.

Ueberall, in der Stadt und auf dem Lande, liefen die Menſchen in Haufen zuſammen, als ſie von der Einbringung des berüchtigten Norcroß hörten. Er war in Aller Augen zum Wunderthiere geworden, und die Paſtoren predigten Sonntags darauf im ganzen Lande von ihm, und dankten Gott im Kirchengebete, daß man den Verbündeten des Teufels glücklich mit Eiſen und Banden bewältigt, und ſchrieben es der bannenden Kraft des Gebets zu, daß er ſich nicht durch den Schornſtein auf und davon mache.

## 22.

## Der Adler im Käfig.

Der unglückſelige Seefahrer wurde wieder auf das Kaſtell Friedrichshafen gebracht und in ein noch weit ſcheußlicheres Gefängniß, als ſein früheres, geworfen. Eine Unterſuchungsbehörde wurde ſeinetwegen geſchaffen, als deren Präſident der Geheimerath von Raben fungirte. Nachdem er über Jahr und Tag von dieſer Commiſſion inquirirt worden war, und nichts geſtanden hatte, ſprach die Oberbehörde auf die Ausſagen der gegen ihn aufgeſtellten Zeugen das Todesurtheil über ihn aus, als einen Menſchen, der an Bosheit und Gottloſigkeit nicht ſeines Gleichen habe. Der König milderte dieſes Urtheil auf unabläſſiges Bitten der Gattin des Geheimenraths von Raben in die Formel: „obgleich Delinquent ſeiner groben Verbrechen gegen drei Könige wegen in jedem andern Lande von Henkers Hand vom Leben zum Tode gebracht worden ſein würde, ſo wolle des Königs von Dänemark Majeſtät doch Gnade für Recht an ihm ergehen laſſen und ihm eine lebenslängliche Gefängnißſtrafe zuerkennen.“

Hierauf wurde er in ein feſt verwahrtes, aber helles und der friſchen Luft zugängliches Zimmer geſetzt. Nie erfuhr er, daß Roſamunde ſeine Lebensretterin war, ebenſowenig, daß die vier Stüber, welche er täglich zu ſeinem beſſern Unterhalt erhielt, von ihr kamen.

Kaum hatte Norcroß einige Wochen in ſeiner Kammer geſeſſen, als der allmächtige Drang nach Freiheit wieder in ſeiner Bruſt ſo ſtürmiſch aufloderte, daß er aus Sehnſucht krank wurde. Es gab für ſein unruhiges, heftiges Gemüth nichts Schrecklicheres als die Grabesruhe des Gefängniſſes. Er kannte nur ein höchſtes Gut: Freiheit; er hatte nur ein Verlangen: Freiheit; er hatte nur einen Gedanken: Freiheit; er träumte nur einen Traum: Freiheit!

Noch einmal winkte ihm der Engel mit dem grünen Kranze. — Liſt, die einzige glückliche Bekämpferin der Gewalt, kam ihm wieder zu Hülfe. Es war die Zeit des grünen Gartenſalats, und Norcroß gab vor, daß er ein großer Freund davon ſei. Er bat alſo, man möchte ihm täglich für zwei Stüber Salatkraut, Eſſig und Oel bringen, er wolle ſich den Salat dann ſelbſt bereiten. Vorzüglich wünſchte er viel Oel. Man willfahrte ihm; Niemand ſchöpfte daraus Argwohn. Nun zerſchlug er ſeinen Waſſerkrug, jedoch ſo, daß die untere Hälfte ganz blieb; die Scherben der obern Hälfte warf er dem Profoß hin, und dieſer trug ſie weg, ohne ſie weiter anzuſehen und brachte einen neuen Krug. In der unteren Scherbe ſammelte Norcroß nun alles Oel, welches er zum Salat empfing, und aß dieſen ohne Oel. Die Scherbe verbarg er ſorgfältig unter der Pritſche. Dann forderte er ein Stück grüne Seife, um ſich damit zu waſchen, und auch dies wurde ihm verabreicht. Als er nun des Oels genug hatte, entkleidete er ſich ganz und wuſch ſich erſt mit Waſſer und Seife, wobei er die Seife ganz dick auftrug, hernach beſchmierte er ſich den Körper vom Kopfwirbel bis zur Ferſe mit Oel; hinter den Ohren und auf den Armen trug er dann noch einmal Seife auf, ſo daß er ſo glatt und ſchlüpfrig war, wie ein Aal. Nachdem er dies vollbracht, hing er ſeinen Rock ganz los über die nackten Schultern und knöpfte ihn oben am Halſe zu. Ueber den Rock hing er einen alten Rockelor, in welchem er zu ſchlafen pflegte.

In dem Gange vor ſeinem Gefängniß hatte ſtets ein Officier mit ſechs Mann die Wache, und alle Tage, Nachmittags um drei Uhr, mußte ein Juſtiz-Sergeant in das Gefängniß, um nachzuſehen, ob noch Alles unbeſchädigt und im vorigen Zuſtande ſei. Der Sergeant war ein alter, kraftloſer Mann und dies Geſchäft ſeine einzige Dienſtverrichtung. Der wachehaltende Officier mußte ihm dazu jedesmal das Gefängniß auf- und zuſchließen.

In dem bereits beſchriebenen Aufzuge wartete Norcroß an der Thüre, als die Zeit da war, wo der Sergeant einzutreten pflegte. Endlich raſſelten die Schlöſſer, die Thür ging auf. In demſelben Augenblick rannte Norcroß den alten Mann mit dem Kopfe dermaßen vor die Bruſt, daß dieſer ohnmächtig rückwärts taumelte, und den Officier, der ihm aufgeſchloſſen hatte, mit in ſeinen Fall riß. Beide lagen am Boden, der Lieutenant ſchrie, aber Norcroß war ſchon wie ein Blitz mitten durch die, der Verdauung pflegenden, Soldaten hindurchgefahren und zur Treppe hinab. Ein gewaltiger Lärm entſtand; die ſechs Soldaten ſtürzten übereinander her, die Treppe hinab, der Lieutenant hinterdrein und Alle gaben ein ſo wüthendes Geſchrei von ſich, daß man es in der ganzen Feſtung hörte. In der ohnfern gelegenen Hauptwache wurden die Soldaten aufmerkſam; ſie ſahen den barfüßigen Norcroß über den Plan dahinraſen, ihre Kameraden hinterdrein; da brach die ganze Hauptwache auf und lief ihm nach, der bereits den Wall erklimmte. Ein ſchnellfüßiger Kerl unter den Soldaten kam ihm ſo nahe, daß er ihn bei dem fliegenden Rockelor erwiſchte; aber ſogleich ſprang vorn der Knopf ab, der Kerl hielt den Rockelor in der Hand, und Norcroß gewann wieder einen Vorſprung. Jetzt that ſich ein zweiter Läufer hervor, der ihn beim Rockſchooß faßte, da riß auch der Rockknopf, der Soldat purzelte rücklings den Wall herab und Norcroß ſprang nackt weiter. Endlich gelang es einem Dritten, ihn, als er gerade oben auf der Ebne des Walles war, am Arme zu erfaſſen; aber dem Kerle glitſchten die Finger von dem Oele ab, er vermochte nicht feſtzuhalten, und Norcroß fuhr wie der Sturmwind ihm durch die Hände und ſprang den Wall hinab in den Waſſergraben. Schon jubelte er, da faßte ihn, als er eben unter das

Waſſer tauchen wollte, eine Fauſt bei ſeinem langen Zottelhaar, welches abzuſchneiden er leider vergeſſen hatte, und wie er auch riß, zerrte, um ſich ſchlug und biß, die Fauſt hielt feſt und hielt ſo lange, bis die Soldaten herbeikamen. Dieſe Fauſt gehörte einem ſtarken Kerl, welcher auf der nahen Baſtion Schildwache geſtanden hatte. Dort hatte er das Geſchrei vernommen und den nackten Kerl geſehen, dem die ganze Wache lärmend folgte. Dies veranlaßte ihn, ſeinen Poſten zu verlaſſen und von der andern Seite herbeizulaufen; er ſetzte dem Flüchtling ſogleich in den Graben nach und hielt ihn feſt.

Mit Spott und Hohngelächter wurde der vor Wuth ſchäumende Norcroß wieder heraufgezogen und alſo nackt trieben ſie ihn unter Zulauf aller Bewohner des Kaſtells nach dem Gefängniß zurück. Da geberdete er ſich wie ein Raſender, vermaß ſich hoch und theuer und rief: „Und Ihr Hunde ſollt mich doch nicht halten! Und wenn mich auch der König in einen Vogelbauer ſtecken ließe und ganz Dänemark legte ſich davor, mich zu bewachen, ſo will ich doch entkommen.“ In ſolchem Trotz verharrte er mehre Tage lang, immer dieſelbe Drohung, mit Verwünſchungen gegen den König ausſtoßend.

Als der Geheimerath Raben dem Könige dieſe Geſchichte erzählte, und zugleich berichtete, wie höhniſch Norcroß über alle Anſtalten ſich ausließe, die man, ihn feſtzuhalten auch machen möchte, ja ſelbſt, wenn man ihn auch in einen Vogelbauer ſetzte, da gefiel es Sr. Majeſtät hohem Herrſcherwillen, die königlichen Worte von ſich zu geben: „Norcroß hat ſich ſelbſt ſein Urtheil geſprochen. Wohlan denn! Man ſoll ihn in einen Vogelbauer ſetzen und dann wollen wir zuſehen, ob er ſeine Drohung wahr macht.“

Der Commandant, General von Stöcken, erhielt einen vom Könige unterzeichneten Befehl, einen ſolchen Bauer bauen zu laſſen und Norcroß hineinzuſtecken. Der Bauer wurde in des Kapitäns Gefängniſſe gebaut, drei und ein halb Schritt lang, drei Schritt breit; er beſtand aus vier Zoll dicken viereckigen Eichenbalken, die vier Zoll breit von einander von der Decke des Zimmers bis zum Boden liefen. Unten war der Bauer mit ſtarkem Eichenholz unterlegt und einen Viertelfuß über die Erde erhöht. Eine ſtarke eiſerne Stange lief quer hindurch, an welcher die Fußkette des Gefangenen mittels eines Ringes lief. Im Bauer ſtanden die Pritſche und ein Tiſch. In dieſen Käfig wurde der einſt ſo kühne Freibeuter geſteckt.

Der Bauer wurde überdies noch mit Schlöſſern verwahrt und nicht eher geöffnet, als bis der Profoß den Nachtſtuhl heraustrug. Selbſt die Klappe, durch welche der Gefangene das Eſſen erhielt, war mit einem Vorlegeſchloß verwahrt. Stets hielt ein Unterofficier vor dem Bauer Wache, und dieſer wurde von dem Officier in das Gefängniß eingeſchloſſen. Die Wache vor der Thür blieb ebenfalls. Wöchentlich zweimal mußte dem Könige Nachricht gegeben werden, ob er noch feſt ſäße.

Die Verzweiflung, die Tag und Nacht in des elendeſten Mannes Geiſt wühlte, ſtumpfte ihn mit der Zeit ab.

Nach einiger Zeit kam Norcroß' Gemahlin nach Kopenhagen. Sie hatte in Frankreich von ihres Mannes Unglück gehört und wollte vor dem König einen Fußfall thun. Sie wurde aber nicht vorgelaſſen. Auf dem Kaſtell begehrte ſie ihren Gemahl zu ſprechen, aber auch dieſe Bitte wurde der Armen abgeſchlagen. Der Commandant ließ ſie mit ihrem neunjährigen Sohne vielmehr ebenfalls in's Gefängniß werfen, und erſtattete ihretwegen Bericht an den König. Das königliche Reſcript lautete: der Polizeimeiſter in Kopenhagen ſolle ſie in einem Boot nach Schonen überführen laſſen, dazu ſollte ihr etwas Geld zur Reiſe mitgegeben werden, mit dem ſtrengen Befehl, daß ſie das däniſche Reich bei Strafe eines ewigen Gefängniſſes nie wieder betreten ſolle. Dina wurde mit ihrem Kinde auf einem Fahrzeuge nach Landskrona gebracht. Sie hat den Gatten nie mehr geſehen.

Die erſten Jahre über wurde Niemand zu dem Gefangenen gelaſſen. Später erlaubte man Hofleuten, den ſeltſamen Vogel in ſeinem Käfig zu verhöhnen. Da ging denn das vornehme Volk um den Bauer herum und begaffte und bewitzelte den wilden Mann darin. Er that als ſäh' und hörte er's nicht. Nachher verlangten auch andere Leute aus beſſern Abſichten dieſelbe Vergünſtigung und erhielten ſie; nach drei Jahren, als der König todt war, wurde Jedermann erlaubt, den berüchtigten Freibeuter in ſeinem Vogelbauer zu ſehen, und die Menſchen ſtrömten haufenweiſe dahin.

Die Meiſten ergötzten ſich an des Freibeuters merkwürdiger Geſellſchaft im Käfig. Er hatte nämlich in ſeiner Einſamkeit ſich die Zeit damit vertrieben, Mäuſe, die ſich unter dem Boden des Vogelbauers ihr Neſt gebaut, zu füttern und aufzuziehen. Die Jungen that er in eine Schachtel, bis ſie zahm waren, hernach ließ er ſie um ſich herum laufen. Dies Völklein vermehrte ſich bald und er hatte ihrer täglich über ſechzig zu ernähren. Sie hatten ſich ſo an ihn gewöhnt, daß, wenn er ihnen mit dem Munde pfiff, ſie ſchnell aus allen Löchern hervorgerannt kamen, und rings im Kreiſe um ihn herum ſtanden. Dieſe Thierchen gewann Norcroß immer lieber, während er die Menſchen immer mehr haßte und verachtete. Sie waren ſeine Freunde, ſeine täglichen Geſellſchafter, die Verſüßer ſeiner Schmerzen, die Vertreiber ſeiner Verzweiflung. Wenn ihn der Unmuth zu übermannen drohete, pfiff er ſeinen Mäuſen.

Hernach wenn Leute kamen und ihn baten, ihm auch wohl ein Geſchenk reichten, damit er ſich Wein und gute Eßwaaren kaufen möchte, ſo ſetzte er eine Schachtel auf den Boden, worin er oben ein kleines rundes Loch geſchnitten hatte. Hierauf pfiff er, da kamen die Mäuſe hurtig und krochen durch das Loch in die Schachtel, bis ſie voll war. Dann machte er den Deckel auf und zeigte die zuſammengeballten Mäuſe den Umſtehenden.

Als der fromme furchtſame Chriſtian der Sechste zur Regierung kam, wollte er ſeine Frömmigkeit auch an Norcroß beweiſen. Der Commandant mußte dem Kapitän vorſchlagen, wenn er ein eidliches Document unterſchreiben wolle, worin er ſich verpflichte, ſich niemals an Dänemark zu rächen, inſofern er einmal ſeine völlige Freiheit wieder erhielte, ſo ſolle der Bauer hinweggenommen werden und er wieder das Zimmer zum Gefängniß erhalten. Aber Norcroß ballte die Fauſt und rief: „Eher will ich im Vogelbauer ſterben, als eine ſolche Schmachſchrift unterſchreiben.“. — Da fürchtete ſich der neue fromme König wiederum ſehr, und Norcroß blieb im Bauer.

Eines Tags trat eine ſchwarz gekleidete hohe Frauengeſtalt in Begleitung eines Mannes in das Zimmer und vor den Käfig. Norcroß ſtarrte ihr in's Geſicht und ſagte faſt beſtürzt: „Friederike!“

„Kennt Ihr mich, Unglücklicher?“ lächelte die Dame ſchmerzlich. „Müſſen wir ſo uns wiederſehen?“

„Ja, mein Fräulein, da ſitz' ich nun in meinem eignen Schloſſe, an dem wieder ein halbes Dutzend Schlöſſer hängen, mit einer königlichen Gnadenkette geſchmückt, die mich an der freien Bewegung hindert, wie alle Gnadenketten zu thun pflegen. Auch hab' ich meinen Hofſtaat, gehorſamer meines Winks, als der Hof des Königs von Dänemark dem ſeinigen und nicht voll Intrigue und Bosheit wie jener.“ Und er pfiff bitter lachend den Mäuſen „Sind Sie denn nicht auf ähnliche Weiſe logirt, mein Fräulein?“

„Ei freilich, mein Geliebter“, flüſterte ſie durch die Eiſenſtäbe, „mein Bruder hat mich in's Irrenhaus ſtecken laſſen; da hab' ich lange Jahre in einem Stübchen geſeſſen, das nicht größer und auch vergittert war, wie Euer Bauer. Ich habe immer nach Euch gefragt und auch oft erfahren, wie's Euch ging. Endlich hab ich erbeten, daß ich zuweilen ausgehen darf, aber den Irrenwärter geben ſie mir immer mit. Seht, dort ſteht er bei Euerer Wache. Das iſt nun Friederikens Begleiter.“

„Wir ſind auch heute ein würdiges Paar, wie wir ſtets waren. Wir ſpürten immer etwas von der Natur des Adlers in unſern Seelen. Darum wurden wir in Käfige geſteckt. So zähmt man Adler, bis ſie den ſchlauen Cäſar grüßen.“

„Iſt das das Loos kühner und ſtarker Geiſter auf Erden?“ fragte die Dame ſchmerzlich.

„Es iſt's, wenn ſie ſich nicht dem Geſetz der Könige beugen. Doch laſſen wir Das! — Ihr Beſuch gibt mir die tröſtliche Ueberzeugung, daß Sie mich immer noch lieben, Friederike.“

„Ich liebe Euch noch eben ſo heilig, als ſonſt, wenn's auch oft in meinem Kopf wie Feuerglut brennt und ich nicht weiß, was ich rede und thue. Es iſt mir oft, als wär't Ihr bei mir. Dann ſprech' ich mit Dir. Nicht wahr, mein ſchönes Lieb, mein kühner Seeheld? Hörſt Du die Wogen brauſen, die Brandung donnern? Sieh', wie Dein Schiffchen durch die Wellen ſchießt. Der Sturm brüllt, die Wogen bäumen ſich. Ha! ha! Herrlich! Göttlich! Umklammere mich, mein Geliebter! Hu, wie tobt der Sturm! Wie raſt das Meer! Das iſt Wolluſt! Sei doch nicht ſo heftig! Du haſt ja ein Weib. Norcroß, Norcroß halte mich!“

Sie kreiſchte immer lauter, Norcroß ſtarrte ſie beſtürzt an. Der Irrenwärter rief: „Hoho! Sie fängt an zu rappeln!“ Soldaten von der Wache kamen herbei, packten die Unglückliche und führten ſie fort.

Bald darauf hörte Norcroß, ſie ſei geſtorben.

Einige Jahre darauf hatte der Gefangene einen andern ihm lieben Beſuch. Ein ſchlanker, ſchöner Mann mit einem netten Weibe am Arme trat in das Zimmer. Norcroß kannte ſie nicht. Da gab ſich ihm der junge Mann als Juel Swale zu erkennen. Norcroß weinte Freudenthränen, Juel aber Thränen des bitterſten Schmerzes über das Loos ſeines Herrn und Meiſters. Das Weibchen war Jane, ſeine Frau. Juel erzählte ſeinem unglücklichen Kapitän, wie er nach Madagaskar gegangen und dort reich geworden, hernach nach Schweden zurückgekehrt und als Bootsmann auf einem Linienſchiff angeſtellt worden ſei. Da habe er Janen ihm noch treu gefunden und gefreit.

Einen ganzen Tag blieb Juel, dann nahm er unter Thränen Abſchied. Aber noch mehrmals beſuchte er ſeinen geliebten Kapitän. Denn ſechszehn Jahre ſaß Norcroß im Käfig, dann wurde er auf Fürbitte der Königin Mutter herausgelaſſen und der Bauer weggeräumt. Er bedankte ſich nicht für dieſe Gnade. Sein Bart war ſo lang, daß er ihm bis zu den Füßen reichte. Die Unruhe ſeines Gemüths verließ ihn nie. In den Boden des Bauers hatte er eine tiefe Spur getreten. Wüthend wurde er, daß man ſeine Mäuſe verjagt hatte. Ja, er begehrte trotzig ſeinen Bauer wieder.

Nachdem er aus dem Käfig gekommen, vertrieb er ſich die Zeit damit, daß er kleine Schachteln von Kartenpapier verfertigte und mit Goldpapier überzog. Inwendig hinein klebte er einen Zettel, worauf ſein Name geſchrieben ſtand, und unter den Zettel legte er ein Haar ſeines langen Bartes. Auch ſtrickte er Geldbeutel von bunter Seide. Am Ende derſelben in den Knoten knüpfte er ebenfalls ein Haar ſeines Bartes. Beutel und Schachteln pflegte er Denen zu ſchenken, die ihn beſuchten. Er erhielt dafür ein Gegengeſchenk, wofür er ſich gute Lebensmittel kaufte.

Auch ſein Sohn beſuchte ihn ſpäter. Da aber derſelbe ein Tuchweber geworden war, ſo wollte der Vater nichts von ihm wiſſen. Mehrmals ſchenkte er ihm ſeine Baarſchaft, hernach bat er aber, daß man den unadligen Menſchen nicht mehr zu ihm laſſen möchte, der ſo gar nichts vom Geiſte ſeines Vaters geerbt habe.

Dina war früh vor Kummer geſtorben.

Vierzehn Jahre lebte Kapitän Norcroß noch im Kerker, ſein braunes Haupthaar und ſein langer Bart waren ſilberweiß geworden, aber aus den Augen ſprühete immer noch das alte Feuer. Er hatte noch ſeine Lebensgeſchichte ausgearbeitet. Dann überfiel ihn eine Krankheit, an welcher er ſtarb. Er war ein ſiebenzigjähriger Greis geworden und hatte ein und dreißig Jahre im däniſchen Kerker geſeſſen. Zwei däniſche Könige waren unterdeſſen geſtorben und der Dritte folgte ihm wenige Jahre nach.

Ende des dritten und letzten Theils.

---

Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Ausgewählte

# Romane und Novellen

von

**Ludwig Storch.**

Vierzehnter Band:

## Madeira.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Leipzig,
Ernſt Keil.
1856.

# Madeira.

Von

**Ludwig Storch.**

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Leipzig,
Ernſt Keil.
1856.

# Madeira.

## I.

## Robert und Anna.

## 1.

## Der Stifter des Hoſenbandordens.

Unter der funfzigjährigen Regierung des Königs Eduard III. (1327—1377) glühte in England aus der Aſche des Deſpotismus und der Empörungen, die die Willkür ſeines Vorgängers blutig bezeichneten, ein neues energiſches Leben auf. Obgleich die langen Kriege mit Schottland und Frankreich, die den Namen des ſchwarzen Prinzen, Eduard's III. älteſten Sohn, verewigt haben, die Staatskaſſen leerten, ſo waren ſie doch eben die Urſache, daß der geiſtesrege König auf neue Mittel ſann, ſeine Macht in jenen Ländern zu behaupten, ſtets neue Quellen ſich eröffnete, und dadurch ſchlummernde Kräfte im Volksleben weckte, die nicht wenig zur Erhebung Englands beigetragen haben. Zwar hatten ſchon vor länger als hundert Jahren der Clerus und die großen Barone des Reichs vom König Johann ohne Land die magna Charta ertrotzt; aber der gedrückte Bürgerſtand hatte dadurch wenig und der Bauernſtand nichts gewonnen. Von einer Nationalfreiheit war damals noch nicht die Rede, und erſt die ſpäteren Zuſätze haben dieſe Charte zum Fundament der ſogenannten Freiheit des engliſchen Volks gemacht.

Die vielen Nationalverſammlungen, welche Eduard III. zuſammenberief, gaben zuerſt dem Volke das Gefühl ſeiner Kraft. Der dritte Stand bildete ſich aus und erhob ſich mit Macht gegen Klerus und hohen Adel, indem die Abgeordneten der Städte ſich mit den Repräſentanten des kleinen Landadels verbanden; und durch dieſe Verbindung zur ſtärkeren Oppoſition gegen die Ebengenannten wurde das Unterhaus begründet. Aber die Scheidung des Parlaments war es nicht allein, die durch die Ausbildung einer ſelbſtſtändigen Form des Unterhauſes bedingt wurde; es war eine Trennung aller öffentlichen und Privatverhältniſſe des höheren und niederen Adels. Der leichte Uebergang von dem einen zum andern verſchwand, und jede Partei für ſich abgeſchieden, ſchroff der anderen gegenüber geſtellt, entwickelte allmälig ihren eigenthümlichen Charakter. Der niedere Adel und die Städtebewohner fühlten gar wohl den Werth ihrer Unentbehrlichkeit; denn aus ihrer Mitte floß das meiſte Geld in die Kaſſen des Königs, und deshalb ſtanden ſie mit einem ehrenwerthen Trotze, der die Größe ſeiner Kräfte kennt, dem hohen Adel gegenüber. Dieſer aber konnte ſeinem ſo lange behaupteten Stolze nichts vergeben, den er auf den Grundſtein eines alten Ahnenruhmes und auf die zweifelhaften Namen der angelſächſiſchen Häuſer baute, aus denen er ſeine Geſchlechter abzuleiten bemüht war. Der weiſe König ſtand, wohlberechnend das Gemeingute, zwiſchen beiden, und indem er den großen Baronen zuerſt ſeine Anträge vorlegte und dadurch ihrem Ehrgeize ſchmeichelte, begünſtigte er zu gleicher Zeit den dritten Stand bei jeder ſchicklichen Gelegenheit. Erſt ſpätere Jahrhunderte haben die Verfaſſung Englands ausgebildet, von der man unter Eduards Regierung die Grundzüge ſieht; ſo wie ja überhaupt heilſame Staatsveränderungen nur allmälig ins Leben treten und das Werk des zeitgemäßen geiſtigen Fortſchreitens des Volkes ſein können.

So war alſo vorerſt der Gegenſatz der Parteien begründet, als die glücklichen Siege der Engländer in Frankreich ihnen dort ein bedeutendes Uebergewicht verſchafften. Mit Philipp VI. hatte das Haus Valois den Königsthron Frankreichs beſtiegen, aber König Eduard forderte, als ein Schweſterſohn des ohne männliche Nachkommen verſtorbenen Karl IV. die Krone. Schon waren blutige Kriege geführt, und die Niederlagen der Franzoſen bei Sluys zur See und bei Creſſy zu Lande bezeichnen ſie. Nach einem fünfjährigen Waffenſtillſtande drang 1356 der ſchwarze Prinz von Guyenne nach Berry vor und zertrümmerte in der Schlacht bei Maupertuis durch hohe Tapferkeit die Herrſchaft der Valois in Frankreich; denn das franzöſiſche Heer war ſechsmal größer, als das engliſche. Im April des folgenden Jahres führte der Prinz den gefangenen unglücklichen König, Johann den Guten, nach London, und behandelte ihn mit einer Achtung, wie ſie nur immer einem Könige, von einem Königsſohne zukommt. Die ſtarke Begleitung, aus lauter adligen Hauptleuten beſtehend, ſchien mehr zur Bedienung des franzöſiſchen Königs, als zu ſeiner Bewachung um ihn zu ſein. Die Blüthe der ganzen Ritterſchaft des Heeres war es, welche dem König nach Englands Hauptſtadt folgte. Der größte Theil des Heeres ſelbſt wurde einige Tage ſpäter übergeſchifft.

## 2.

## Des Königs Bankel und Ball.

Unter den Begleitern zeichnete ſich ein junger Ritter an Schönheit der Geſtalt, an Anmuth ſeines Betragens und an Liebenswürdigkeit ſeines Charakters aus, Robert a Machin, aus dem niederen Adel entſproſſen, der Nachkomme eines eingewanderten franzöſiſchen Geſchlechtes. Neigung und Armuth führten ihn früh zum Kriegsdienſt, und ſchon in der Schlacht bei Creſſy hatte er ſich hervorgethan und den Ruhm eines tapfern Soldaten erworben. Zehn Jahre hatte er ſeitdem ſich im Waffendienſte geübt, hatte ſich den Ritterſchlag vom Könige erworben und war wegen ſeiner Verdienſte vom Prinzen von Wales zum Oberbefehlshaber einer Reiterſchaar erhoben worden. Jetzt war er 26 Jahre alt, ſtand alſo mit ſeinem Feldherrn in gleichem Alter und in gleich voller Blüthe der Männlichkeit. Ein ſchlanker Wuchs, kräftiger Gliederbau und ein männlich-ſchönes Geſicht, deſſen Reiz durch einen ſanft-ſchwermüthigen Zug erhöht war, hatten ihm im engliſchen Heere den Namen des ſchönen Robert erworben. Der Prinz von Wales, nur Krieger, nicht Staatsmann, geliebt von den Soldaten und ſie wieder liebend, unbekümmert darum, ob Einer aus dem niederen oder höheren Adel entſprungen war, hatte Robert oft ausgezeichnet und in ſeinen perſönlichen Umgang gezogen. Auch jetzt ward dieſem der ehrenvolle Auftrag zu Theil, den König Johann mit nach England zu begleiten. Robert hatte das Glück, mehre ſeiner Freunde, in Krieg und Noth bewährt, zu Theilnehmern zu erhalten. Eduard Cliffort war es vornehmlich, zu dem ſich ſein Herz hinneigte, und wie Soldaten überhaupt leichter und feſter Freunde werden, als andere Menſchen, ſo hatten auch ſie, bald nachdem ſie ſich kennen gelernt, den Bund der Freundſchaft im Angeſicht des Todes geſchloſſen.

Als die Hauptſtadt des Inſellandes den glänzenden Triumphzug aufgenommen hatte, wurden bei Hofe große Feſtlichkeiten zur Feier des bedeutenden Sieges angeſtellt; denn Eduard III. war ein Freund des geſelligen Vergnügens, und die Stiftung des blauen Hoſenbandordens durch ihn ſchreibt ſich von einer Galanterie gegen eine vornehme Dame auf einem Balle her. Die Begleiter des ſchwarzen Prinzen wurden alle zu den Hoffeſten gezogen, und die Scheidewand des Standes mußte vor dem Verdienſte fallen.

Ein großes Banket mit Ball ſollte die Feſtlichkeiten eröffnen, und Alles, was man von dergleichen noch in London geſehen, an Pracht übertreffen. Der hohe Adel der Stadt war in der größten Bewegung, um ſich in Schmuck und Aufwand zu überbieten. Durch des Königs Mutter, Iſabelle, Tochter Philipps des Schönen, Königs von Frankreich, war franzöſiſche Sprache, Sitte und Zeremonie an den engliſchen Hof gekommen, und die chevalereske Feinheit der Courtoiſie hatte in England ein zweites Vaterland gefunden. König Eduard ſelbſt, der mit der, dem Monarchen geziemenden Kraft die Liebenswürdigkeit eines franzöſiſchen Hofmannes verband, diente in den Sitten der Chevalerie Allen zum Muſter.

Der feſtliche Abend kam. Robert a Machin und Eduard Cliffort begaben ſich zuſammen mit koſtbaren

Ritterröcken geſchmückt nach dem Ritter- und Bankettſaale des königlichen Schloſſes. Mit edelem Anſtand traten ſie herein, und der Prinz von Wales begrüßte mit Herzlichkeit ſeine Krieger. Alle Blicke der Damen flogen nach dem herrlichen Jüngling, der ſich anmuthig verbeugend, etwas befangen durch die prächtigen Reihen ſchritt. Noch hatte des Krieges rauhes Spiel ſein Herz vor jedem ſanften bleibenden Eindruck bewahrt, und ſeine Beſcheidenheit hatte, ohne edelen innern Antrieb, noch nie um Frauengunſt geworben. Aber in dieſem ſchönen Körper mußten auch ſchöne Gefühle wohnen, und wenn auch, vom kriegeriſchen Leben zurückgedrängt, ſie noch im Schlummer lagen, ſo war die Zeit doch nah, wo ſie erwachen ſollten, und nur die günſtige Gelegenheit dürfte hinzutreten, um den Funken zur Flamme anzufachen.

„Sieh, ſieh! das iſt der ſchöne Robert,“ ſagte eine weibliche Stimme ziemlich vernehmbar ihm zur Seite, und er wandte ſich dahin. Die ſchwarzen Augen einer Grazie ſchoſſen ſengende Blicke nach ihm; neben ihr ſtand ein ſchönes blondes Mädchen, die wahrſcheinlich ihrer dunkellockigen Nachbarin die wichtige Nachricht zu laut ins Ohr geſagt hatte. Das ſchloß Robert aus ihrem ſchämigen Zurücktreten und ſittſamen Erröthen, wobei ſie verlegen die Augen zu Boden ſchlug.

„Die Sonne und der Mond,“ flüſterte Robert dem Freunde zu, nachdem er ſich vom Erſtaunen der erſten Ueberraſchung erholt hatte: „ja dieſe Beiden ſind die Hauptgeſtirne dieſes prächtigen Himmels.“

Da rauſchte die Muſik durch den Saal und weckte Robert aus ſeiner ſchwärmeriſchen Betrachtung der beiden reizenden Geſtalten. Seine Seele hatte einige Augenblicke nur in ſeinen Augen gelegen. Der König trat mit der Prinzeſſin von Wales an und eröffnete den Ball; der Prinz von Wales ging an Eduard vorüber nach dem holden Mädchenpaar, und die beiden Ritter traten ehrerbietig zurück, meinend, ihr Feldherr werde ſich eine von Jenen zur Tänzerin wählen. „Nicht ſo, meine Waffenbrüder!“ rief der Prinz ihnen zu: „ich erlaube mir, Euch, edle Ritter, Tänzerinnen zuzuführen, für die Ihr Euch bei mir bedanken ſollt. Ihr ſeid zu unbekannt hier, als daß ich es nicht für meine Pflicht halten müßte, Euch bei Euern Werbungen mit einem guten Worte zu unterſtützen.“ Mit dieſen Worten trat er, an jeder Hand eine von den Holdinnen führend, auf Robert und Eduard zu. „Lady Anna d'Arſet,“ ſprach er zu Robert, ihm die blonde Schöne überreichend, und: „Lady Ellen Torſton,“ wandte er ſich an Eduard mit der Dunkellockigen. „Myladys,“ begrüßte er die Frauenzimmer ſich verneigend: „die Ritter Machin und Cliffort, die bravſten Kämpen meines Heeres!“ Er empfahl ſich, ſelbſt zum Tanze anzutreten. Eine Madonne ſtand an Roberts Seite; nur das Auge, verſtohlen auf ihn blickend, verrieth, daß auch etwas mehr als Heiligkeit in der Seele der Jungfrau wohne. Ein Kleid vom koſtbarſten Stoffe umfluthete die bei jeder Bewegung in leichten Umriſſen ſich kund thuenden ſchönſten Formen. Robert mußte ſich geſtehen, nie ein herrlicheres weibliches Weſen geſehen zu haben. Etwas verlegen reichte ſie ihm den Arm; es ſchien ihm, als habe ſie bemerkt, daß er ihre Aeußerung vorhin gehört, und er wünſchte ihr die Befangenheit durch eine zwangloſe Unterredung zu benehmen; aber er ſelbſt war ſowohl durch das Gehörte, als durch den Zufall, daß der Prinz ſie gerade ihm zugeführt, ſo befangen, daß es ihm unmöglich war, eine zuſammenhängende Unterhaltung zu führen. Ein Heer von neuen, ihm unbekannten Gefühlen ſtrömte im bunten Wirrwarr durch ſeine Seele, und machte ihn unfähig, ſeine Faſſung zu behaupten. Er hatte in Schlachten gefochten, hatte den Tod vor und neben ſich wüthen geſehen, und hatte nicht gezagt, jetzt zitterte ſeine Hand, die er der Lady zum Tanz reichte. Als er die Augen aufſchlug, erblickte er einen langen dürren Mann, mit einer auffallenden, eben nicht angenehmen Geſichtsbildung ſich gegenüber, deſſen höhniſch verzogener Mund ſich hinter dem untern weit herabgebogenen Theil einer rieſigen Sattelnaſe verbarg und deſſen kleine funkelnde Augen unter zuſammengezogenen buſchigen Brauen argwöhniſch lauernd auf Robert lugten. Der untere Theil ſeiner Stirn war in finſtere Runzeln gelegt, der obere Theil von glatten Haaren bedeckt. Ein flacher gleißender Zug von der Naſe nach dem untern Theil des Ohres hin verkündete den Wollüſtling, und der Habitus ſeines Körpers beſtätigte dieſe Ausſage. Mit der einen flachen Hand ſtrich er ſich faſt immer das Geſicht, wahrſcheinlich um ſein hämiſches Mienenſpiel darunter zu verbergen; mit der andern ſpielte er an den goldenen Knäufen ſeines Ritteranzuges, in welchem er, wie eine Lüge, ſteckte. Sein ganzes Aeußere hatte ſo etwas Widriges und Gefühlverletzendes für Robert, daß er, um nur ſchnell von der Stelle zu kommen, ſeine Tänzerin ohne übliche galante Anſprache raſch in den Reigen zog. Es war ihm, als er leicht mit ihr über den Boden ſchritt, als müßten ſie im begeiſterten Schwunge hinauf ſchweben in die Wohnungen der reinen Geiſter, und der irdiſchen Feſſeln entbunden im entzückendſten Wonnerauſche der Liebe ſchwelgen. Er blickte auf ſie, als habe er ſie

Jahre lang gekannt, als habe er in ſeelenvollen, zärtlichen Unterhaltungen alle die ſüßen Gefühle, die ihn durchflutheten, geſtanden und ſei ihrer Gegenliebe gewiß.

„Ihr ſeid den Glanz des Hofes und den Prunk dieſer Säle gewohnt," ſprach er ſich zu der Liebenswürdigen neigend, um nur endlich den Faden der Unterhaltung anzuknüpfen. „Für mich iſt dies Alles etwas Neues, noch nie Geſehenes."

„Für die ſchimmernden, geruchloſen Blumen dieſer Freuden habt Ihr Euch den duftenden Lorbeerkranz errungen," erwiderte mit melodiſcher Stimme die Lady, und ſah ihm dabei ſo vertrauenvoll, ſo herzmuthig in's Geſicht, als habe ſie Luſt, für dieſe Pracht den Oelzweig, der doch nur auf kargem Boden wächſt, mit ihm zu theilen: „Wenn die Blüthen Euerer Thaten und die Kränze des Ruhms ewig blühen, ſo welken die der geräuſchvollen Freude mit der Stunde dahin, und laſſen nur dürre Blätter zurück."

„Wo ſo holde Hände, wie die Euern, ſie pflegen, da müſſen auch ſie immer ſchön und neu blühen."

„Ihr habt, wie ich höre, auch im Lager den Hofton gelernt, und man merkt es Euch an, daß Ihr, obgleich als Krieger, im Vaterlande der Schmeichelei lange geweſen ſeid."

„Ihr zürnt mir doch nicht?" fiel Robert ein, und erſchreckt durch ihre ſcharf betonte Aeußerung ſetzte er hinzu: „ich meinte es bei Gott wahrhaft und herzlich; auch ſeid Ihr die erſte Maid, der ich ſo etwas ſagen kann. Aber der ächte Krieger pflegt weder zu ſchmeicheln, noch ſeine Gefühle wortlos zurückzuhalten. Wie ich's ſage, ſo mein' ich es."

Da wandte ſie die großen blauen Augen auf ihn mit ſüßem, bedeutungsreichen Blick, als glaube ſie recht herzinnig, was er ſo eben geſagt hatte; und in ſtummer Entzückung tauchte ſich Roberts Seele in die Bläue dieſes Himmels, wo ſeines Lebens Sonne ihm eben aufging. Sie hatten ſich verſtanden und im Wonnerauſche dieſes Augenblicks flogen jubelnd ihre Geiſter zuſammen, nicht bedürftig der armen Wörterſprache, die doch nie ſolche Gefühle lautbar machen kann. Alles rings umher hatte Robert vergeſſen; in ihrem Anſchauen verſunken, war er allein mit ihr im Menſchengewühl, nur erſt ein leiſer Druck ihrer Hand vermochte ihm ſeine Beſinnung wieder zu geben. Er ſchlug die Augen auf und — ſah den ſteifen Mann mit der großen höhniſchen Naſe wieder neben ſich ſtehen. Seine ſtechenden Augen waren tückiſch auf Robert gerichtet; ſeine Mienen hatten ſich hämiſch verzogen und ſeine knappen Lippen ſchienen zu beben. Robert zog erſchrecken die Lady einige Schritte vorwärts. „Um Gottes willen, ſagt mir,“ fragte er bewegt, „wer iſt dieſer Mann?“

Augenblicklich wölkte ſich die Stirn der Lady, ein innerer Schmerz trat in die ſchönen Züge ihres Geſichtes, ihr Auge verdüſterte ſich und mit zitternder Stimme verſetzte ſie, ohne ſich nur nach dem Bezeichneten umzuſehen, gleichſam als wiſſe ſie von ſelbſt, nach welchem ihr Tänzer fragen müſſe: „Der Lord Cunningham, Statthalter zu Briſtol, einer der erſten und reichſten Barone Englands. — Aber warum fragt Ihr gerade und allein nach dieſem Manne?“ ſetzte ſie ſchüchtern hinzu.

„Ich muß Euch geſtehen,“ erwiderte Robert kindlich freimüthig: „ich habe bis jetzt nur Euch und dieſen Mann im Saale geſehen; Ihr erſcheint mir als der Engel des Lichts und er als der Fürſt der Finſterniß. Mir wird ſchlimm, wenn ich ihn anſehe;

und dann iſt es mir, als müſſe ich in Eueren Blikken Troſt ſuchen für das Unheil, womit mich die jenes Mannes zu bedrohen ſcheinen."

„Haltet ein!" flüſterte Anna mit gepreßter Stimme und Robert ſah die Verſtörte beſtürzt an. „Haltet ein! ich bitt' Euch bei allen Heiligen! der Lord Cunningham iſt" — ihre Augen ſchloſſen ſich und krampfhaft zuckte es durch ihr Geſicht — „mein Verlobter!"

Und wenn ihm plötzlich ungeahnet und unverſchuldet in dieſem Augenblicke ſein Todesurtheil wäre geſprochen worden, und der Henker ſchon das Schwert auf ihn gezückt hätte, es hätte ihn nicht ſo erſchüttert, als dies furchtbare Wort. Schier war's ihm, als ſei der Blitz aus dem heiterſten Himmel auf ihn herabgefahren. Die Töne ſchallten durch das weite Haus, bunte Geſtalten ſtrichen an ihm vorüber, aber die heitern Klänge deuchten ihm Eulengeſchrei und die Menſchen hohläugige Schatten, die ihn angrinſten mit bleichen verzerrten Geſichtern. So plötzlich das Entzücken durch die Pulſe jagen, und eben ſo plötzlich das Entſetzen im warmen Herzen kriechen fühlen, das iſt ſelbſt für einen jungen tapfern Ritter zu ſtark. Dem ſchönen Robert verging gleichſam Hören und Sehen, und ſpäter wunderte er ſich, daß er ſich nur ſo gut auf den Beinen erhalten hatte. Nach einer Viertelſtunde fand er ſich allein in einer Fenſterniſche, konnte ſich aber eben ſo wenig erinnern, wie er hierher, noch wohin ſeine Tänzerin gekommen war. Endlich brachte er mit Mühe zuſammen, daß er ſie zu ihrem Sitz geführt, da der Tanz beendigt war. Wo aber war dieſer Sitz? Nur den einen Gedanken vermochte er endlich feſt zu halten, ſie wieder aufzuſuchen; denn ſie war das höchſte Bedürfniß ſeiner Seele. Er eilte ſpähend durch den ganzen Saal; ſeine Augen waren nur für ſie, und ſie hätte er unter Tauſenden auf den erſten Blick erkannt. Umſonſt war aber ſein Bemühen, und doch ſtieg die Sehnſucht nach ihr mit jeder Minute. Er wollte ihr ſagen, wie unausſprechlich er ſie liebe, wollte des Himmels Segen auf ſie herabwünſchen und ihr dann auf ewig Lebewohl ſagen. Denn morgen ſchon wollte er fort nach Frankreich und im Schlachtgetümmel Ruhe oder Tod ſuchen. Aber daß er Annen nicht fand, erhöhte ſeine Stimmung zur Qual. Seine romantiſch-lyriſchen Gefühle machten bald dem einen Schmerz Platz, daß dieſe köſtlichſte Roſe ihre Düfte einem Elenden ſpenden ſollte. Der Wechſel der Empfindungen war ſo ſchnell und ſo ſtark in ihm, daß er, der vorhin noch, Thränen im Auge, für dieſes Leben von Lady Anna d'Arſet ſcheiden wollte, jetzt vor Wuth knirſchend durch den Saal ſchoß, den Lord Cunningham aufzuſuchen, um mit ihm anzubinden auf Leben und Tod. Aber zum Glück fand er auch dieſen nicht; denn in Gegenwart des Königs hätte jede Beleidigung als Majeſtätsverbrechen gegolten. Robert mußte die Wuth erſticken und das Toben in ſeiner Bruſt ausraſen laſſen. Düſter und in ſich gekehrt ſetzte er ſich in einen Winkel des Saals, weit vom Getöſe des Tanzes, ſich ſelbſt dem vernichtenden Sturme der erſten hoffnungsloſen Liebe überlaſſend.

## 3.

## Die ſchöne Tröſterin.

„Ah! ſo einſam hier, Ritter?“ flötete eine ſüße Stimme in ſein Ohr und weckte ihn aus unheilbrütenden Träumen. Er fuhr, wie aus einer Betäubung auf und erblickte vor ſich Lady Ellen Torſton, das ſchöne ſchwarzäugige Fräulein. „Warum tanzt Ihr nicht mehr?“ fragte ſie mit einem Ton, der mehr als bloße Theilnahme verrieth: „ich vermiſſe Euch ſchon ſeit länger als einer Stunde.“

„Mir flimmerte es vor den Augen,“ erwiderte Robert verlegen; „das Kriegshandwerk hat mir die Vergnügungen der Hofwelt verleidet und ihr Glanz mich ſchwindeln gemacht.“

„Ich konnte es vermuthen,“ erwiderte die Dame. „Drum bedaure ich Euch auch herzlich. Der Prinz von Wales hat Euch weh gethan, Euch Anna d'Arſet vorzuführen.“

„Mylady, ich muß bitten, Euch näher zu erklären. Warum ſollte Seine Hoheit mir weh gethan haben?“

„Nun rührt nicht all Euer Weh von dem Tanze mit Lady Anna her?“

„O Mylady, ich muß Euch dringend erſuchen, mich nicht zum Ziele Euerer loſen Scherze zu machen,“ ſagte Robert etwas unwillig, das ſüße Geheimniß ſeiner Bruſt ſo ſchnell an das launige Mädchen verrathen zu ſehen.

„Gemach, Ritter!“ koſete die reizende Tröſterin ſchelmiſch fort und ließ ſich ungezwungen neben ihm nieder: „nur Mitleid mit Euch konnte mich vermögen, in ſolchem Tone mit Euch zu ſprechen. Glaubt Ihr etwa, ich hätte nicht bemerkt, was in Euerer Seele während des Tanzes vorging? Als er beendigt war und Lord Cunningham ſeine Braut wegführte, da ſtandet Ihr ja, wie vor Gottes Strafgericht. Die Schönheit der Lady hat Euch ergriffen, und mit Recht; aber bedenkt, daß ſie in drei Monaten die Gemahlin des reichen und mächtigen Lords und dieſer Lord der eiferſüchtigſte Mann in ganz England iſt! Laßt Euere Leidenſchaft fahren und glaubt, es gibt in Altengland noch adlige Jungfrauen, die das Herz des bravſten Ritters im Heere des Prinzen von Wales nicht verſchmähen.“

Recht nachdrücklich waren die letzten Worte geſprochen, und Robert, von ſo viel Theilnahme gerührt, blickte ſchwermüthig auf; da brannten ein Paar Sonnen ihm entgegen. Aus dieſen Augen loderte eine Glut, die in der Jungfrau noch ſchlummern ſoll, aus dieſen Blicken ſprach ein Verlangen, das Robert am Weibe noch nicht aus Erfahrung kannte. Schön war ſie, unvergleichlich ſchön, und ihr ganzes Weſen ſtrahlte von dem Glanze wider, der von ihren Augen ausging, aber der Geiſt, der aus dieſem Weſen ſprach, erregte ein leiſes Unbehagen in Roberts Gemüth, eben weil er nicht, wie bei Lady Anna d'Arſet, der Geiſt der Unſchuld war. Anna erſchien ihm als die zarte blaßrothe Roſe, die in einfacher Schönheit prangend, die würzigen Düfte aus ihrem Kelche gießt, aber anſpruchslos den Vorübergehenden nicht bezaubert; Ellen war dagegen die prächtige Purpurroſe, die aus dunkelem Laub hervorſtrebend, die üppige Fülle ihrer Blätter zum vollen ſchönſten Kelche rundet und Jeden zum Genuß ihrer Reize einladet. Berauſcht von, ſo viel Huld ergriff Robert die Hand des ſchwarzlockigen Mädchens und preßte ſeine heißen Lippen darauf. Aber wie ein warnender Genius ſtellte ſich Anna's zürnendes Bild vor ſeine Phantaſie und ſchreckte ihn zurück. Da trat Cliffort hinzu, erſtaunt, die Beiden hier in der Abgeſchiedenheit von der übrigen Geſellſchaft zu finden. Faſt mochte es ſcheinen, als habe er die Lady Ellen geſucht. „Helfet Euerem Kriegsgefährten, Ritter," redete dieſe mit Verſtellung ihn an; „ſo eben höre ich von ihm, als ich hierher kam, um mich abzukühlen, daß er ſich unwohl fühlt."

„Mir iſt durch Euere mir geſchenkte Aufmerkſamkeit ſchon beſſer," fiel Robert in die Rede. „Laßt uns deshalb, Mylady, wenn es Euch gefällig iſt, zum Balle zurückkehren!" — Die Galanterie verlangte, daß Robert mit der Lady zum Tanz antrat; ſie entwickelte dabei alle Grazie eines weiblichen Körpers, und wußte ſich ſo geſchickt zu zeigen, daß Robert von Bewunderung ihres hohen Liebreizes ergriffen wurde und ein neuer Funken in ſeine ſchon lodernde Seele fiel. Tief verneigte er ſich bei des Tanzes Ende, ſie drückte mit Glut ſeine Hand.

In dieſem Augenblick riefen die Trompeten zum Banket.

„Wenn Ihr Euch noch an keinen der Herren engagirt habt," ſtammelte Robert, „ſo würde ich mich glücklich fühlen, Euer Partner ſein zu dürfen."

„Ich werde ſtolz auf den Vorzug ſein, mich Euere Partnerin nennen zu können," verſetzte ſie und überließ ihm den Arm.

Er führte ſie zur königlich geſchmückten Tafel, wo ihnen der Ceremonienmeiſter den Platz in der Nähe des Prinzen von Wales anwies.

„Ihr habt einen prächtigen Schmetterling eingefangen!" rief dieſer dem Ritter Machin zu. „Denkt fein an ſeine Natur und Weſen."

„Meint Ew. Hoheit, daß er von Blumen ſeine Nahrung nimmt?" fragte Ellen ſchalkhaft.

„Nein, ſeine Flatterhaftigkeit," verſetzte der Prinz lachend.

„Ich glaube gehört zu haben, daß die Blüthe der Zeder den Nachtfalter zu feſſeln weiß."

„So wünſch ich Glück zur Nacht und Feſſel."

Robert wurde allmälig heiter. Vergebens ſuchte er Anna und deren Verlobten an der Tafel. Es war ihm lieb, ſie nicht zu finden; denn nun konnte er ſich unbehindert dem Zauber der Unterhaltung mit ſeiner geiſtſprühenden Dame hingeben. Der Wein fachte die Funken zu Flammen und gab ihnen Flügel. Ellen legte es darauf an, ihren Ritter zu bezaubern, und er wurde wenigſtens berauſcht. Von der andern Seite der Tafel warf Eduard Cliffort neidiſche Blicke auf den Freund und liebeglühende auf deſſen Dame. Was Ellen bei Robert erſtrebte, war ihr mit Eduard mühlos gelungen: er lag in ihrem Netze.

## 4.

## Zofendienſt.

Der Tag war ſchon lange aufgegangen, aber Londons vornehme Welt ſah ihn noch nicht. Lady Ellen ſchwelgte in ſüßen Morgenträumen. Endlich erſchloſſen ſich ihre Augen; ſie leuchteten Entzücken.

Denn als einen Halbgott hatte ſie den ſchönen Jüngling in ihren Armen geſehen und ſeine Glutküſſe empfunden. Sie ſchellte. „Betty, liebe Betty,“ rief ſie ihrer eintretenden Zofe entgegen: „erzähle mir doch von dem Triumphzuge des Prinzen! Du haſt ihn aufmerkſam betrachtet. Ich habe nicht Alles genau ſehen können und möchte doch Alles genau wiſſen.“

„Wie Ihr befehlet, Mylady,“ gegenredete die ſchlaue Dienerin. „Soll ich Euch die wunderliche Geſtalt des gefangenen Königs von Frankreich beſchreiben, oder ſoll ich Euch erzählen, wie der Prinz von Wales gekleidet war? Wünſcht Ihr zu wiſſen, wie die Prinzeſſin ihren Gemahl umarmte, oder wollt Ihr die Feierlichkeiten des Empfangs von Seiten des Lordmayors und der Stadtälteſten hören?“

„Ach, nein! das Alles weiß ich ſchon. Erzähle mir lieber von den Begleitern des Prinzen. Welcher war wohl der ſchönſte von allen Rittern im Gefolge?“

„Ich habe immer geglaubt, Mylady, Schönheit ſei ein Begriff, den ſich Jeder anders vorſtelle; es hat ſich ſchon oft getroffen, daß ich etwas ſchön fand, das Euch nicht gefiel. Vielleicht träte jetzt wieder ein ſolcher Fall ein.“

„Nein, Betty! Du ſollſt mir ſagen, welcher Dir am beſten gefallen hat; Du haſt einen guten Geſchmack.“

„O es war Einer dabei, der mir und allen meinen Freundinnen der Schönſte ſchien. Er ritt ein hohes Tigerpferd, das ſeine herrliche Geſtalt recht vortheilhaft zeigte. Schlank war er, und doch von kräftigem Gliederbau; ihm ſaß unter allen der Waffenrock am beſten. Den Bruſtharniſch ſchien er nur zum Schmuck zu tragen, um ſein blühendes Geſicht in der Spiegelglätte deſſelben zuweilen zu beſchauen. Stolz winkte die Feder von ſeinem Helmkamm und floß in leichten Wellen auf den Rücken hinab. Ein nußbraunes Haar quoll unter ſeiner Bedeckung hervor. Eine ſtolz gebogene Naſe gab ihm ein kühnes, edles Anſehen; auf ſeiner hohen Stirn thronte Majeſtät; ernſt blickte ſein großes blaues Auge vor ſich hin; Jugend, Anmuth, Edelſinn und Ritterlichkeit leuchteten aus allen ſeinen Zügen.“

„Mädchen, Du ſchilderſt zum Entzücken! weißt Du ſeinen Namen?“

„Die Zofe der Lady Rotley ſagte mir, man kenne ihn nur unter dem Namen des ſchönen Robert.“

„Laß Dich umarmen! Er iſt's, er iſt's! das Herz möchte mir vor Wonne und Sehnſucht zerſpringen. Mein, mein muß er werden, und ſollte ich die Welt in Flammen ſetzen!“

Die ſchlaue Betty ſchien zu erſtaunen, obgleich ſie mit dergleichen Aufwallungen ihrer Herrin ſchon vertraut genug war, um ſich im Ernſt darüber nicht zu verwundern. Sie pries die herrliche Wahl der Lady und ſetzte mit hoffnungerregenden Gemeinſprüchen das Herz ihrer Gebieterin noch mehr in Flammen. Dieſe erzählte nun die Begebniſſe des geſtrigen Abends, berichtete, welchen Eindruck Anna d'Arſet auf den ſchönen Robert gemacht, und wie ſie ſelbſt, von der heftigſten Leidenſchaft zu ihm ergriffen, den Lord Cunningyam auf das ſchöne Paar aufmerkſam gemacht, welcher ſodann, von Eiferſucht gemartert, ſeine Braut ſogleich nach beendigtem erſten Tanze entfernt habe; wie ſie dann den beſtürzten Robert nicht aus den Augen gelaſſen und ihm an das Ende des Saals nachgefolgt ſei. „Hier haſt Du meine Börſe!“ rief ſie, ihren Bericht von den Freuden des Bankets endigend: „bediene dich derſelben, um mir ſtündlich die genaueſten Nachrichten über des Chevalier a Machin Thun und Treiben zu verſchaffen. Scheue weder Geld noch Liebeserzeigungen bei der Umgebung des Ritters; es ſoll Dir nicht unbelohnt bleiben. Wir müſſen ihn ſo umgarnen, daß es ihm nicht möglich iſt, unſeren Netzen zu entſchlüpfen.“

„Was aber, Mylady, ſoll aus Eueren übrigen Anbetern werden? Namentlich aus dem jungen Grafen Derby, dem ihr noch neulich die ſtärkſten Beweiſe Euerer Huld gabt?“

„Schweig!“ rief die Lady: „ſchweig von Allen! Sie ſind Pfuſchwerke der Natur gegen ihn. Als der Zug hier vorüber ging und mein Auge auf ihn traf, da tönte es durch meine Seele: ihn oder Keinen! Weiſe ſie Alle ab; ich bin für keinen Mann mehr zu ſprechen; nur ihm, ihm allein will ich alle Gunſt aufſparen, die dies liebereiche Herz zu geben vermag. Ihn muß ich bald an die wallende Bruſt preſſen, wenn mich das Verlangen nicht aufreiben ſoll. — Nun aber rathe mir, was zuerſt zu thun iſt; wo wir den Faden zu ſpinnen anfangen müſſen.“

„Ihr müßt unſtreitig zuerſt Lady Anna d'Arſet beobachten, ob Ritter Machin einen ſtarken Eindruck auf ſie gemacht hat. Nehmt ihr dieſe vor und überlaßt mir den anderen Theil unſeres Geſchäfts. Ihr müßt das Herz der Anna d'Arſet erforſchen, und den Ritter daraus verdrängen, wenn er Poſto darin gefaßt hat. Vergeßt nicht, auch bei dem Lord Cunningham Euere Rolle gut zu ſpielen. Es iſt, wie Ihr wißt, der ſtrenge Wille des Lord d'Arſet und ſeiner rangſüchtigen Frau, daß ihre Tochter den alten häßlichen Lord, den der geldbedürftige König nicht entbehren kann, heirathe. Von dieſer Seite läßt ſich durch Eile viel gewinnen; ich aber will dann ſchon dafür ſorgen, daß der liebenswürdige Robert in Euern Armen liegt, während Anna das erfrorene Blut ihres Gemahls erwärmen ſoll."

„Du biſt nicht mit Gold zu bezahlen, einziges Mädchen!" jauchzte die Lady. — „Jetzt ſchnell mich angekleidet! zu Mittag muß ich ſchon bei der alten d'Arſet ſein, um unſer Werk raſch zu beginnen."

Die loſen reizenden Formen waren bald von der dienſtfertigen Rathgeberin in das knappe Gewand gedrängt, die dunkle Lockenfülle in gefällige Flechten geſchlagen und das Geſicht der Lady in fromme Mienen gezogen. Das reich geſtickte Oberkleid verkündete die Tochter des hohen Adels.

---

## 5.

## Unſchuld der erſten Liebe.

Aengſtlich kam Lady Margret d'Arſet, Anna's Mutter, der Eintretenden entgegen und pries ſich glücklich, daß ein guter Engel ſie in der Stunde des Leids hierher geführt habe.

„Und was iſt Euch widerfahren, verehrte Mylady, daß meine Gegenwart Euch ſo wünſchenswerth macht?" frömmelte Ellen.

„Habt Ihr nicht geſtern Abend ſchon vom Unfall meiner Tochter erfahren?" fragte die Matrone.

„Doch!" verſetzte das Fräulein.

„Es iſt ihr etwas unwohl geworden. Ich habe es für unbedeutend gehalten und will nicht hoffen, daß ich mich geirrt."

„Das Uebel iſt nicht ſo gefahrlos, als Ihr glaubt. Denkt Euch, ſchon beim erſten Tanze wird Anna von einem eigenthümlichen Schwindel befallen! Der Lord ihr Bräutigam bringt ſie beſorgt in ein Nebenzimmer; aber das Uebel vermehrt ſich zuſehens, ſo daß er genöthigt iſt, mit ihr nach Hauſe zu fahren. Mir kommt die Nachricht davon erſt einige Stunden ſpäter zu Ohren, als mich die Abweſenheit des Lord und ſeiner Braut befremdete. Sogleich eil' auch ich nach Hauſe und finde zu meinem Schrecken Anna im heftigſten Fieber. Dem herbeigerufenen Arzte war die Sache bedenklich. Lord Cunningham iſt bis jetzt untröſtlich. Der unvergleichliche Mann vergeht faſt vor Schmerz, und dabei wird er nicht müde in Zuvorkommenheiten und Gefälligkeiten gegen mich. Ihr wißt, mein Gemahl iſt für ſo etwas unempfindlich; der hat nichts als Staatsverhandlungen, Unterdrückung des gemeinen Adels und der franzöſiſchen Partei im Kopfe; aber heute morgen war er ſelbſt gerührt von der unbeſchreiblichen Güte, Zärtlichkeit und Sorgfalt unſeres Eidams."

„Der herrliche Mann!" rief Lady Ellen mit erheuchelter Begeiſterung aus: „Wie ſehr verdient er die Krone aller Frauen Altenglands!

„Ihr habt recht, Mylady," erwiederte ſchmunzelnd die Dame. „Stellt Euch die Angſt vor, in die ich durch die plötzliche Krankheit meiner Tochter gerathen bin! Denn Ihr müßt wiſſen, daß die Hochzeit ſchon auf künftigen Monat angeſetzt war. Alle Anſtalten ſind unter dem Mantel des Geheimniſſes ſchon gemacht worden; der König hat ſeine Einwilligung gegeben mit dem Verſprechen, uns durch ſeine hohe Gegenwart zu beglücken. Ich zitterte geſtern Abend vor Freuden, als ich dieſe Nachricht aus dem Munde meines Gemahls erhielt. Welche erſtaunliche Ehre für unſer Haus! Sein Anſehen wird auf ewig feſtgebaut, und alle unſere Feinde werden durch dieſe Verbindung zu Boden geſchlagen. Lord Cunningham iſt dem König unentbehrlich."

„Euer Glück iſt nicht zu ſchätzen."

„Ja; es iſt mir einmal prophezeit worden, daß ich einſt zur königlichen Familie gehören werde; und die Weiſſagung ſcheint jetzt in Erfüllung zu gehen. Denn mein Gemahl wird durch dieſe Heirath nur noch feſter an den König gekettet, und Lord Cunningham iſt ſo gut als ein Glied des königlichen Hauſes."

„Ihr macht mich erſtaunen!" Wer hätte ahnen können, daß Lord Cunningham in ſo enger Verbindung mit dem König ſtehe?"

„Im Vertrauen zu Euch geſagt: der Lord hat die ſicherſten Hoffnungen zu den höchſten Ehrenſtellen des Reichs. Wer weiß was auf der Hochzeit geſchieht! Doch ſtill! ich höre ihn kommen."

Der leibarme unſchöne Bräutigam trat in das Zimmer, und in Ellens Geſicht ſtieg ein Zug leichten Spottes. In glühenden Farben ſtand die kräftige Geſtalt des ſchönen Robert vor ihrer Phantaſie, und ſie verglich Beide. „Leben und Tod!" lispelte ſie, ſich vergeſſend.

„Wie?" rief der Lord betreten, „Mylady, Ihr fragt, ob ich Leben bringe oder Tod? Gnädige Mutter, habt ihr der Lady einen ſo ſchlimmen Begriff von der Krankheit meiner Braut beigebracht? Ich beſchwöre Euch, hat Euch der Arzt vielleicht etwas entdeckt? Redet! Ich bin in Verzweiflung."

„Ich bin betroffen über Eure Aeußerung, Mylady!" fuhr Lady Margret auf. „Wie könnt Ihr aus dem Euch Mitgetheilten ſchließen, daß meine Tochter dem Tode nahe ſei?"

„Verzeiht dem allzugroßen Antheil an dem Uebelbefinden Euerer geſchätzten Braut und meiner Liebe zu ihr, wenn mir in der Verzweiflung der Erwartung ſolch unbeſonnenes Wort entfloh! Habt nur die Güte, mich zu ihr zu begleiten, damit ich mich ſelbſt von der Unbedeutendheit ihres Uebelsſein überzeugen kann."

Sie gingen zu Anna. Ihr ſonſt nur ſanft geröthetes Geſicht glühte, und aus ihren Augen ſprach die Begeiſterung der erſten jugendlich aufgeflammten Liebe. Wohl bedurfte es keiner Worte, um der ſchlauen Ellen Anna's Zuſtand zu verkünden. Die Andern verſtanden die Sprache dieſer Glut und dieſer Blicke nicht. Matt von der Fieberhitze, die ihre aufgeregte Einbildungskraft erzeugt, und die zu nähren und noch höher zu fachen ſie immer noch lebhaft wirkte, lag Anna, das lockige Köpfchen in die Hand geſtützt, und dachte an den ſchönen Jüngling, der ſolche Wallungen in ihr hervorzubringen vermocht hatte. Wie durch einen Zauberſchlag war ſie am Abend vorher in eine neue, von ihr noch ungekannte Welt verſetzt worden. Alles ſchien darin von einem höheren Glanz umfloſſen, und Gefühle wurden in ihr laut, wie eine heilige Sphärenmuſik, deren Töne ſie ſich nicht zu deuten wagte. Sie war die Braut des reichen Lord's; die Pracht und vornehme Bequemlichkeit ihres künftigen Eheſtandes waren ihr ſchon oft vorgeſpiegelt worden. Hatte doch ihre Mutter keine Gelegenheit verſäumt, ihr alle Vortheile dieſer Verbindung einzeln mit möglichſter Ausſchmückung nahmhaft zu machen; aber Anna hatte nicht mehr und nicht weniger dabei gefühlt, als was ein Kind empfindet, wenn man ihm von der erſtaunlichen Pracht des kommenden Weihnachtsgeſchenkes vorſpricht. Sie freute ſich, bald die reiche Gebieterin zu ſein, aber das war eine matte Freude; denn trotz ihrer Unſchuld konnte ſie ſich eines geheimen Schauders beim Anblick ihres künftigen Eheherrn nicht erwehren. Und nun ſchleuderte die Liebe ſchnell und ungeahnet die brennende Fackel in ihr Herz, das voll von zündbaren Materien war, und in demſelben Augenblick ſtand es in lohen Flammen, die durch ihre Stärke den ganzen Bau zerſtören konnten. So war es kein Wunder, daß ſie, die ſchmerzliche Wonne der erſten Liebe und zugleich die ſchrecklichen Feſſeln ihrer Lage fühlend, faſt ohnmächtig von ihrem Bräutigam vom Ballſaale geführt wurde. Hatte des geliebten Jünglings unbedachte Aeußerung nicht ſelbſt ihr den Spiegel vorgehalten, worin ſie ihr verzweifeltes Bild ſchaute?

Sie hatte die ganze Nacht in Fieber zugebracht, und die ununterbrochene Anweſenheit der Mutter, des Bräutigams, des Arztes und ihrer Dienerinnen hatte das Unangenehme ihres Zuſtandes um ein Bedeutendes erhöht. Die Unduldſamkeit, die jungen liebenden Mädchen eigen iſt, wenn ſie verhindert werden, dem loſen Spiel ihrer Einbildungskraft freien Lauf zu laſſen, hatte ihre leichte Unpäßlichkeit in wirkliche Krankheit verwandelt. Sie zürnte über Jedes ihrer Umgebung, und der zärtlich beſorgte Bräutigam hatte am meiſten auszuſtehen. Dadurch und durch das Ausmalen des geliebten Gegenſtandes und die Schwärmerei, ihn mit ſich in die ſchönſten Situationen zu verſetzen, hatte ſie ihren Geiſt und ihre Nerven in die größte Anſpannung gebracht, der nach natürlichen Geſetzen eine eben ſo große Abſpannung folgte. So lag ſie, als die Ankunft von Ellen Torſton ihre Mutter abzutreten nöthigte; ſie bat den läſtigen Bräutigam jener zu folgen. Nun erhob ſie ſich ſchnell, breitete ihre Arme in die Luft aus, gleich als wolle ſie den geliebten Jüngling an die wogende Bruſt drücken, und lispelte den theuren Namen. Ihr reger Geiſt zauberte ihr ſein Bild mit allen reizenden Farben, womit die Liebe auszuſchmücken pflegt, ausgeſtattet, vor die trunkenen Augen, und ſie vergoß Thränenſtröme des Entzückens und des Schmerzes zugleich. —

Daher der Purpur ihrer Wangen, als Ellen herein trat. Es war Anna nicht unangenehm, ihre Jugendfreundin bei ſich zu ſehen. Ihr volles Herz bedurfte der Mittheilung. Auch wußte ſie, daß ihre Freundin die Liebe ſchon kannte, und die Aufgeregtheit ihres Gemüths faßte dieſen Punkt, um die Roſenkette ihrer noch unklaren Hoffnungen daran zu knüpfen. Als Ellen, die Kranke zu küſſen, ſich zu ihr herabbeugte, flüſterte ſie derſelben in's Ohr, daß ſie die Geſellſchaft auf eine ſchickliche Art entfernen möchte. Die Mutter ging nach kurzer Unterredung von ſelbſt, um von der Mühe der Nacht zu raſten. Den Lord, der ſich aus allzugroßer Zärtlichkeit keine Ruhe gönnen wollte, bat Ellen, ſie mit Anna allein zu laſſen, mit der ſie noch geheim zu haltende Hochzeitangelegenheiten zu beſprechen habe. Der Lord war ſo höflich, ihrer Bitte Gehör zu geben, obgleich er es nicht ohne argwöhniſche Blicke that. Sobald ſich Anna mit ihrer Freundin allein ſah, überließ ſie ſich ganz dem ſtürmiſchen Ausbruch ihrer heftigen Empfindungen. Zuerſt umarmte ſie dieſelbe feurig und überhäufte ſie in dem Augenblick einer ſüßen Täuſchung mit zärtlichen Küſſen. Ellen war der erſte Gegenſtand, den Anna für würdig hielt, einen Theil ihrer Glut auf ihn ausſtrömen zu laſſen. Ach, ihr argloſes Kindergemüth ahnete nicht, daß eben die, welche ſie zur Theilnehmerin ihres Geheimniſſes machte, die ſie um Hülfe in ihrer verzweifelten Lage anflehte, von eben ſo heftiger, nur weniger reiner Glut für denſelben Gegenſtand ergriffen, von einem ungezähmten Verlangen nach demſelben Jüngling berauſcht war.

Anna ſchilderte mit der Offenheit einer Kinderſeele die Gefühle, welche ihre Zuhörerin ſchon beim Eintritt in das Zimmer errathen hatte, und dieſe erheuchelte eine Theilnahme, die die gute Anna nur noch treuherziger machte. Ja das zum Sterben verliebte Mädchen ſtand endlich nicht an, mit einem unklaren chimäriſchen Plane hervorzutreten, den ſie anfangs aus Scham und Befangenheit zurückgehalten hatte. Es waren unreife unausführbare Anſchläge, aber die liſtige Ellen erkannte daraus mit Staunen, woran ihre Nebenbuhlerin zu denken die Kühnheit hatte. Sie gab der Geängſtigten ſcheinbar gute Vorſchläge, mit dem Vorſatz, dies Alles zu ihrem eigenen Vortheil zu benutzen, und Anna nur deſto ſchneller und ſicherer unſchädlich zu machen. Sie unterließ dabei nicht, die Liebeberauſchte noch tiefer in das Meer des Entzückens zu tauchen, und verabſchiedete ſich, zufrieden mit dem Ergebniſſe des erſten Schrittes nach ihrem heißerſehnten Ziele.

## 6.

## Schlachtruf der Liebe.

Im blanken Stahl gekleidet ſtand Robert am Tage nach dem Banket mit mehren Waffengenoſſen im Vorzimmer des Königs. Die Thüren öffneten ſich; ſie wurden von Pagen hineingeführt. Der Monarch ſaß in ſeiner Pracht auf dem Thron, umgeben von ſeinen Prinzen und den hohen Baronen des Reichs. In huldreichen Worten erklärte König Eduard den Rittern ſeine Gnade und belohnte die Ritter für ihre Tapferkeit mit dem blauen Hoſenband. Mit Wohlgefallen ruhten aller Augen auf Roberts edler Geſtalt, als er das Knie beugte vor ſeinem Herrn, den Orden zu empfangen. Nach beendigter Zeremonie ſtand der Prinz von Wales auf und faßte Roberts Hand.

„Der Unfall, der Euch die holde Dame geſtern Abend raubte, die ich Euch zugeführt und zu deren Ritter ich Euch erleſen, iſt, obgleich Ihr den Verluſt durch einen glücklichen Tauſch zu erſetzen wußtet, doch zum Gegenſtand einer Höflichkeit in Bezug auf Euch geworden. Lord d'Arſet wünſcht ſeine Tochter bei Euch zu entſchuldigen.“

Mit dieſen Worten führte der Prinz Robert zu dem anweſenden Lord. Der junge Ritter hatte die ſchmeichelhafte Genugthuung von Anna's Vater ſelbſt ihr Uebelbefinden zu vernehmen, deſſen Urſache dem Eindruck, den er auf ſie gemacht zuzuſchreiben er Eitelkeit genug beſaß. Er hatte ja in ihren Augen geleſen, was in ihrer Seele vorgegangen war. Lord d'Arſet bat den Ritter, heute ſein Gaſt zu ſein, damit er ſich ſelbſt von der Wahrheit ſeiner Ausſage überzeugen möchte. Konnten wohl Roberts Wünſche ſchneller und ſchöner erfüllt werden? Er zitterte faſt vor Freude, der Holden ſo bald wieder in die frommen Taubenaugen blicken und ihre ſtumme Sprache enträthſeln zu können. Schimmernde Hoffnungen thürmten ſich in ſeiner Bruſt auf, ein ſtolzes Gebäude. An das widrige Bräutigamsgeſicht dachte er kaum.

Flügel ſehnſüchtiger Liebe trugen ihn nach d'Arſets Hauſe. Aber die Zuvorkommenheit des Lords hatte mehr dem Schützling, als dem Krieger von niederm Adel gegolten. Obgleich die Würde eines Ritters vom blauen Hoſenbande ihm einen bedeutenden Rang gab, ſo konnte das ſtolze Glied des hohen Adels doch auch jetzt nicht und nimmer den Abkömmling aus gemeinem Blute in ihm vergeſſen. Robert, deſſen Herz mit wechſelnder Empfindung dem nächſten Augenblicke erwartend entgegen ſchlug, wurde mit ſteifer Kälte empfangen, die gegen das flammende Verlangen, in der Nähe ſeines Gegenſtandes nur um ſo heftiger, gewaltig abſtach. Aber, wie recht beſtellt um die Morgenröthe ſeiner Liebe in Gewitterwolken zu hüllen, um die Glut ſeiner Bruſt mit einer Schneelawine zu bedecken, trat Lord Cunningham herein. Dadurch war plötzlich das Gleichgewicht unter Allen hergeſtellt, und Robert ſo ſteif und trocken geworden, als wenn er einer der vornehmſten Barone des Reichs ſei. Nur dann und wann ſchoſſen ſeine Augen Blitzſtrahlen nach der Thüre, aber ſie öffnete ſich nicht, um die Sonne in dieſe düſtre Welt einzulaſſen. Man ſpeiſete. Robert und Cunningham ſprachen nur ausgeſucht höfliche Worte zuſammen und betrachteten ſich meiſt ſtumm; jeder ſeine beſondern Gedanken über den Andern verfolgend. Plötzlich ſprang die Thüre auf und Anna ſchwebte, wie ein Genius des Lichts, im reizendſten Morgenanzug herein. Entzückt ſprang Robert, entrüſtet Lord Cunningham auf, Beide ihr entgegen. „Bei allen Heiligen, meine Liebe, Ihr könnt Euch eine ſchwere Krankheit zuziehen, daß Ihr ſo eilig das Lager verlaßt,“ redete ſie mit kaum verborgenem Ingrimm der Bräutigam an, aber ſie hörte ihn nicht; denn Robert ſprach mit ſo wehmüthigem Tone von dem Schmerze, den er am verwichenen Abend durch ihr ſchnelles Scheiden zu ertragen gehabt, er bedauerte ſo innig ihr Leiden, daß ſie ihm, unbekümmert um den Lord, die Hand reichte zum herzlichen Willkommen in ihrer Behauſung.

„Und doch könnte ich Euern Unfall preiſen, wäre das nicht ein Widerſpruch meiner ſelbſt; denn er hat durch Eures Vaters Güte mir das Glück gewährt, heute in Euere Nähe zu kommen,“ ſprach im ſüßen Liebesrauſch Robert weiter; aber ſolche Worte waren nicht gemacht Cunninghams Herz zu erfreuen. Doch die hämiſchen Blicke, die er dem Sprecher zuwarf, prallten von der ſchützenden Aegide ab, welche die Liebe über dieſen gebreitet. Vergebens war alles Zureden des Lord und der Mutter, Anna blieb und nahm neben ihrem Bräutigam, dem Jüngling, ihrer Liebe gegenüber Platz. Nur ſie ſprachen mit einander, und was die Worte nicht ausdrücken durften, ja nicht einmal konnten, das empfanden doch klar ihre Seelen, die ſich im Jubelflug begrüßend, zu Eins zuſammenſchmolzen, wie zwei verwandte Töne in reiner Harmonie zuſammenfließen zu dem entzückenden Einklang. Unbemerkt waren ihnen die Stunden entflohen; der Pokal wanderte um den Tiſch zum Zeichen, daß die Tafel aufgehoben ſei. Man erhob ſich und nach Ritterſitte küßte Robert den Damen die

Hand. Als er auf Anna zuging, wandte ſie ſich von ohngefähr von der Tafel ab, und indem er mit Leidenſchaft ihre Hand faßte und ſich auf dieſelbe niederbeugte, flüſterte ſie ihm zu: „Rettet mich!“ Als ob ſich ihm der Himmel aufgethan und Engel ſich herabgeneigt ihm ein heiliges Wort aufzutragen, wodurch er ſich ihre Gemeinſchaft verdienen ſolle, ſo ſtand Robert lange trunken vor Wonne, Zeit und Raum vergeſſend. Alle Seligkeit hatte dies Wort in ſeine Bruſt gerufen und ihn mehr zur That ermuthigt, als der Schlachtruf des Prinzen. Dieſer hatte ihn in die eiſernen Reihen der Franzoſen getrieben, aber Anna's Wort wäre im Stande geweſen, ihn in die Schrecken der Hölle zu jagen. Unerſchütterlich baute ſich im Nu der Vorſatz in ihm auf, ſie bald zu retten aus den Klauen ihres Peinigers und Alles daran zu ſetzen, ſelbſt das eigene Leben. Der Gedanke, für die Geliebte ſein Blut auszuſtrömen, und mit der entfliehenden Seele ihr das höchſte nnd heiligſte ihrer Gefühle zu enthüllen, entzückte ihn. Der Lord Cunningham, der ihm wie ein böſer Geiſt erſchien, dem Gewalt gegeben über einen Lichtelfen, war mit dieſem ſchon lange davon gegangen, der junge Ritter, der Neuling im Reiche der Liebe, ſtand immer noch ſtumm vor ſich hinſtarrend auf derſelben Stelle. Verlegen redete ihn Lady Margret an; er ermunterte ſich und ſchied aus dem Hauſe, das ſeine irdiſche Seligkeit umſchloß.

## 7.

# Kampf und Preis.

Ein prächtiges Turnier fand am folgenden Morgen ſtatt. Ueber den Schranken im Balken ſaß das königliche Haus. Die Prinzeſſin von Wales, die liebenswürdigſte Fürſtin ihrer Zeit, hatte als Preisvertheilerin ihren Platz auf dem unterſten, dem Kampfplatz nächſten Sitze, umgeben von den Töchtern des hohen Adels. Hinter ihr ſaßen die Barone und die Großen des Reichs. Unter den Erſteren befanden ſich Lady Anna d'Arſet, (nur Ketten hätten ſie zu Hauſe halten können) und Lady Ellen Torſton; unter den Letzteren Lord Cunningham. Das Signal ertönte und erwartungsvoll flohen alle Blicke nach den ſich öffnenden Schranken. Paarweiſe ritten die Ritter ein, und der Kampf begann. Mancher ſiegte und ward wieder von einem Andern beſiegt. Immer neue Kämpfer erſchienen. Da ſprengte plötzlich leicht auf einem edlen Tigerroß ein ſchlanker Geharniſchter herein, als trügen ihn Fittige. Hellblau und weiß war ſein wogender Helmbuſch, dieſelben Farben hatte ſeine Feldbinde; ſchöne Symbole der Treue und Unſchuld, noch ſchönere von Anna's blauen Augen und blondem Haar. Anna erkannte die Deutung; eine geheime Wonne durchzuckte ſie, die ihr mit Gewißheit verkündete, er ſei der Erſehnte. Ellen hatte durch Betty's Schlauheit ausgekundſchaftet, welche Farben Robert trage und auch ſie wußte, daß er es war; und zurückgebeugt, wandte ſie ſich zu Lord Cunningham und ſagte leiſe: „Habt acht auf den blanken

Ritter mit blau und weiß; ich wette, er iſt Aller Sieger. Rathet Ihr auch, warum?"

Argwöhniſch blinzelte der Lord nach ſeiner Braut. Der böſe Same dieſer Aeußerung ſchlug Wurzel in ſeinem Herzen. Auch er wußte jetzt, wer der Ritter war. Er hatte Tags vorher bei Tiſche genug geſehen, um das Schlimmſte zu fürchten. Gift und Galle kochten in ihm.

Ellen hatte wahr prophezeit. Wie der Sturmwind daher brauſt, die Hütten der Menſchen zuſammen wirft, Bäume mit der Wurzel aus dem Boden reißt und Felſen zerſplittert, ſo ſtürzte ſich Robert auf den Gegner und ſtreckte ihn mit mächtigem Lanzenſtoß in den Sand. Anna's Augen funkelten vor Freude, ſie wußte ja nicht, daß jeder ihrer Züge tückiſch belauert wurde. Zwei Kämpfer waren von Allen noch übrig; ſie turnirten nicht zuſammen, ſondern reichten ſich brüderlich die Hände. Beendet, ſo ſchien es, war das Turnier, da ritt noch ein hoher Ritter im ſchwarzen Harniſch herein. Augenblicklich ſprengten Beide ihm entgegen und ſenkten die Lanzen ehrerbietig vor ihm, ihn als ihren Sieger anerkennend.

„Wer ſeid Ihr," ſagte der Prinz von Wales, der eben von ſeinem ſchwarzen Harniſch den Namen des ſchwarzen Prinzen erhalten hat: „die Ihr nicht mit mir kämpfen wollt?" Da öffneten beide ſchnell die Viſire und warfen ſie eben ſo ſchnell wieder zu. Alle drei ſtiegen von den Roſſen. Der Prinz führte die Beiden zu ſeiner Gemahlin. „Ich bitte Euch für dieſe Ritter um die Preiſe." Die Prinzeſſin winkte huldvoll dem Blauweißen; er ließ ſich auf ein Knie vor ihr nieder, ſchlug den Helm zurück und — „der ſchöne Robert!" — ertönte es aus dem Munde aller Frauen. Anna war ſelig; mit ſchwelgendem Entzücken ruhte ihr Auge auf ihm, und mit beredten Blicken begrüßten ſich Beide.

„Empfanget, edler Ritter!“ ſprach die Prinzeſſin feierlich und drückte ihm, ſich herabneigend, einen Kranz von goldenen Blättern in die Locken: „den Lohn Euerer Tapferkeit! Möchtet Ihr doch bald den Lohn treuer Liebe aus ſchönerer Hand empfangen!“

Robert erhob ſich, verneigte ſich dankend vor der Prinzeſſin und machte einige Schritte nach der Seite an der Schranke hin, wie es ſchien, um dem andern Ritter Platz zu machen, in der That aber, um Anna näher zu ſtehen. Eduard Cliffort — denn dieſer war der andere Sieger — empfing den zweiten Preis. Indem alle Blicke nach dem knieenden Ritter, der einen Kranz von ſilbernen Blättern erhielt, hingewendet waren, trank Robert Göttergenuß aus Anna's Augen; und ſieh, da wird ihre kleine weiße Hand auf der Bruſtwehr des Balkon, die zugleich die Schranke bildete, ſichtbar, und an der Wand derſelben herunter fällt ein weißer Handſchuh. Hurtig hebt ihn Robert auf und verbirgt ihn unter dem Bruſtharniſch. „Das, das iſt der wahre Preis,“ jauchzte er innerlich; „tauſendmal mehr werth, als dieſer goldene Flitter, der meine Stirn drückt, mehr für mich werth, als alles Gold der Erde. Du herrliche Jungfrau, wie zart weißt Du dem Sieger zu danken, der nur um Deinetwillen kämpfte! Das haſt Du erkannt, und reich belohnt!“ Der liebeglühende Jüngling eilte bald in die Einſamkeit, um das Pfand ihrer Gewogenheit an die heißen Lippen zu preſſen.

Von den andern Rittern empfing jeder einen ſilbernen Zweig; dann zogen alle mit klingendem Spiel auf die Königsburg, um ſich an den Genüſſen der Tafel zu erfreuen.

„Eure Braut wußte den Sieger ſchöner zu belohnen, als die Prinzeſſin von Wales,“ flüſterte Ellen dem Lord Cunningham zu, als ſie ſich erhoben hatten, um dem König zu folgen: „Vielleicht rührte ſie der Prinzeſſin frommer Wunſch.“

„Was ſagt Ihr da?“ fuhr der Lord grimmig auf.

„O heilige Jungfrau! Ihr ſeid entſetzlich eiferſüchtig und das ſollte weder ein Ehemann, noch ein Bräutigam ſein, wenn er ſich nicht todt ärgern will. Auch müßt Ihr nicht jeden Scherz für baare Münze halten.“

„Und was betraf Euer Scherz?“

„Das ſollt Ihr zur Strafe nun nicht eher, als morgen erfahren; denn wie ihr heute geſtimmt ſeid, könnt Ihr keinen Scherz vertragen.“

Der Lord bat und beſchwor ſie; doch war Alles umſonſt; erſt als er von der heftigſten Unruhe gequält, ſie beim Scheiden noch einmal beſtürmte, ſagte ſie ſpöttiſch: „Ei, ſeht Ihr nicht, daß Euere Dame nur einen Handſchuh trägt?“

Robert eilte wonnetrunken mit ſeinem Eduard nach Hauſe, zog die weiße Hülle hervor, die von ihrer Alabaſterhand oft erwärmt, oft von dem hüpfenden Schlag ihres Pulſes berührt worden war, und bedeckte ſie mit Küſſen. Da fielen ſeine Augen auf eine rothe Bezeichnung am Handſchuh; er rollte ihn begierig von einander und las geſchriebene Worte: Um 8 Uhr am St. James-Palaſt. Sein entzückenvolles Staunen hatte kein Maß. Der Tag wurde ihm zur Ewigkeit, ungeduldig zählte er jede Minute, doch wie oft und wie viel hatte er gezählt, eh' eine vergangen war. Schon eine Stunde vorher war er fertig und wandelte im weiten Mantel durch die Straßen von Weſtminſter nach dem großen St. James-Park, der an den Palaſt gleiches Namens ſtößt.

---

## 8.

## Das erſte Stelldichein.

Die Glocken der Hauptſtadt Englands riefen zur Vesper. Anna wollte der heiligen Jungfrau einige Roſenkränze für ihre ſchnelle Herſtellung beten. Ihr Wunſch war ſo fromm, daß ihm Niemand widerſprechen konnte. Züchtig in ein dunkeles Oberkleid und einen langen Schleier gehüllt, ging ſie von einer Dienerin begleitet nach der Kirche der Weſtminſter-Abtei. Eben verkündete die Glocke derſelben die achte Stunde; da gingen ſie am St. James-Palaſt vorüber. Robert ſtand an der Ecke derſelben.

„Folgt mir!“ flüſterte ſie, indem ſie an ihm vorüberſtrich. Die hohen Hallen des Gotteshauſes nahmen ſie auf, die feierlichen Klänge des Hochamts rauſchten ihnen entgegen.

„Laß mich hier in der Kapelle allein mein Gebet verrichten; knie du an den vordern Altar, dort will ich Dich nach geſchloſſener Meſſe aufſuchen,“ ſagte Anna zu ihrer Begleiterin und warf ſich im Hintergrunde der Kapelle vor einem Muttergottesbild nieder; das Mädchen gehorchte dem Befehl. Robert trat gleich nach ihr in die Kapelle und kniete leiſe hinter Anna. Nur wenige Lichtſtrahlen ſchufen eine zarte Dämmerung um das Bild, vor dem ſie lagen. Nur von fern vernahmen ſie die Töne des Geſanges. Fromme Schauer durchzitterten Roberts Bruſt; hier vor dem Bilde der reinen göttlichen Jungfrau, wähnte er die hohe Himmliſche verkörpert neben ſich zu ſchauen. Aber in Roberts Seele wollten beide in Eins verſchmelzen. In ſolch heiliger Stimmung war er noch nie geweſen; alle ſeine Empfindungen waren geläutert, er kam ſich ſelbſt neben dieſer Jungfrau wie ein verklärtes Weſen vor. Da wendete ſich Anna nach ihm zu und reichte ihm ſchweigend die Hand. Er preßte ſie an die Bruſt, ſie ſchlug den Schleier zurück, und ihre Geiſter tranken ſich. Wie ein ſchützender Engel ſchien die Gottesmutter über ihnen zu ſchweben; ſie hoben die gefalteten Hände zu ihr empor, und das reinſte frömmſte Gefühl ſtieg als Gebet ohne Worte zur Himmelskönigin auf. In den verbundenen Herzen ging die hohe Ahnung der Liebe auf, wie ſie Geiſter zuſammenfeſſelt. Ueberwältigt von der Stärke der Empfindungen, ſank Anna's Haupt an des Geliebten Bruſt; mit unausſprechlicher Wonne bog er ſich herab und drückte den erſten bräutlichen Kuß auf ihre Lippen. Beſiegelt war der Herzen ewiger Bund, und die Geiſter des Lichts feierten dieſen Augenblick. Wie man nach einem ſchönen Traum erwacht, der uns auf die Inſel der Seligen verſetzte, wo ein ewiger Frühling in höherem Glanze die ganze Natur, zuſammengedrängt in ein unvergleichliches Panorama, vor unſere wonneberauſchten Blicke geführt, wo uns Ewigkeiten im unerſchöpflichen Entzücken wie Stunden dahin ſchwanden — und wir nun die vom Traume noch glänzenden Augen erheben und den Purpur des Morgens am Himmel begrüßen und das heitere Frühlingsthal, wo Strauch und Blume in morgentlicher Friſche erglänzen, und Traum und Wirklichkeit wunderbar in einander ſpielen: ſo war es in der Liebenden Bruſt, als ſie, nach dem minutenlangen ſeligen Kuß, Worte fanden, ihre Gefühle, wenn auch nicht auszudrücken, doch anzudeuten. Nun ſchwuren ſie ſich, Hand in Hand feſt verbunden, Liebe und Treue bis in den Tod; ſie ſchwuren ſich die heiligſten Eide bei der hohen Gottesmutter, die ihre Hände ſegnend über ſie auszubreiten ſchien.

Verklungen waren die hehren Töne des Hochamts und die geweihten Kerzen verlöſcht; Stille erfüllte das hohe Haus, nur von den dumpfhallenden Fußtritten der Gehenden leiſe unterbrochen. Da mahnte Anna zum Aufbruch. „Und wann ſeh' ich Dich wieder?“ fragte Robert, ihr den Scheidekuß auf die Wangen drückend.

„Uebermorgen in der Frühmeſſe an dieſem Ort,“ flüſterte Anna, drückte ihm die Hand und eilte mit der harrenden Dienerin davon, bis ihre Geſtalt mit der Dämmerung der Kirche verſchmolz.

Allein ſtand Robert in dem weiten düſteren Gebäude, ſo, war's ihm, müſſe er allein ſein ohne Anna in der weiten Welt. Träumend eilte er nach Hauſe, ſeinem Freunde ſein Glück mitzutheilen.

## 9.

# Eine Prophetin.

Noch lag der ſinnig bezeichnete Handſchuh auf dem Tiſche, der Verkünder der glücklichſten Stunde in Roberts Leben, und die beiden Freunde ſaßen in traulicher Unterhaltung über ſeine Liebe. Eduard hatte am Ballabende ſeiner Dame auch zu tief in die feurigen Augen geſehen, aber er war mit ſeinen Bewerbungen nicht ſo glücklich geweſen, als ſein Waffenbruder. Und als ſie ebenfalls offenbar den ſchönern Freund ihm vorgezogen und nur Augen und Mund für dieſen gehabt, da hatte er ſie ſich raſch aus dem Sinn geſchlagen, hatte ſie zum Banket dem glücklichern Gefährten ohne Neid und Groll überlaſſen und ſich raſch eine andre erwählt. Als ein lebensheiterer immer froh bewegter Krieger, ein Liebhaber aller ſchönen Frauen, des Weinhumpens und der ritterlichen Kämpfe, nahm er keinen Eindruck ſo tief in ſich auf, daß eine Liebe, in Roberts Sinn, daraus werden konnte. Sein Charakter war nicht ſo ernſt und tief.

Indem ſie koſeten, hüpfte ein ſchwarzäugiges hübſches Mädchen herein und grüßte die Ritter freundlich. Sie war in die Tracht der Juden gekleidet, welche in den Vorſtädten und den Dörfern um London wohnten und deren Frauen und Töchter wahrſagten, Amulette und Liebestränke bereiteten und ſich einer Induſtrie befleißigten, in welcher ſie ein Jahrhundert ſpäter von den nach Europa gekommenen Zigeunern überflügelt wurden. — Das gewandte Judenkind gab ſich ſogleich als Prophetin zu erkennen.

„Aus Deinem Geſicht, ſchöner Ritter!“ wandte ſie ſich mit geläufiger Zunge zu Robert, „lacht das ſchönſte Glück, Du mußt es nur zu benutzen verſtehen und nicht trotzig von Dir ſtoßen. Aus jedem Zuge könnt' ich Dir ein anderes Glück deuten, der da auf der Stirn zum Beiſpiel: Waffenglück, der um den Mund: Würde und Anſehn; aber der um die Augen, der iſt der ſtärkſte und ſprechendſte und bedeutet großes, großes Glück in der Liebe.“

„Nun bei meinem Ritterwort!“ lachte Eduard hell auf: „die ſchwarzäugige Tochter Iſraels hat was Tüchtiges von ihrer Mutter gelernt. Sie trifft den Nagel auf den Kopf.“

„Wartet nur,“ kehrte ſie ſich zu dem Lachenden: „es ſoll auch ſchon an Euch kommen. Ihr aber, ſchöner Ritter, reicht mir Euere Hand, damit ich Euch Euer glänzendes Schickſal deutlicher daraus ſagen kann;“ und ohne lange zu warten, ergriff ſie Robert Hand und ſchaute mit ernſt bedächtigen Augen hinein.

„Ei, was da nicht Alles Gottes Finger hineingeſchrieben hat!“ fuhr ſie aufjauchzend fort: „Ihr ſeid der Glücklichſte unter allen Sterblichen! Aber Euer höchſtes Glück kommt allein durch die Liebe her. Ein Mädchen, das Euch liebt, wird Euch zu Allem verhelfen, was Euer Herz begehrt!“

„Nun ſie wird mich doch nicht zum König von England machen,“ erwiederte Robert lächelnd; „denn dahin ſtreb' ich ganz allein.“

„Wer weiß, was geſchieht! Das Mädchen iſt unter günſtigen Sternen geboren. Sie hat Muth und Kraft genug, Euch ſogar auf einen Thron zu heben. Zeigt mir Eure Augen! — — Ja ſie hat ſchwarze Augen und ein Haar, wie Rabenfedern. Sie iſt ſchön und hat viele Bewerber; aber Euch zieht ſie allen Andern vor; Ihr ſeid der Liebling ihres Herzens.“

„Falſch geſchoſſen!“ rief Eduard. Robert aber wurde nachdenklicher über die Reden der ſchlanken Jüdin. „Nein!“ rief das Iſraelitenkind: meine Kunſt kann nicht trügen. Zu deutlich ſteht es in den Augen, zu deutlich beſtätigen es die Linien in der Hand. Zwar ſeh' ich hier noch eine kleine ſchwache laufen, das bedeutet, daß Euch noch ein anderes Fräulein zu lieben vorgiebt. Wenn das wirklich der Fall iſt, ſo warne ich Euch ernſtlich, vor ihr; denn ihre Linie verſchwindet unter Kreuz- und Querſtrichen in der flachen Hand. Das heißt: erſtlich hat es mit ihrer Liebe nicht viel zu ſagen, zweitens würdet Ihr in groß Unglück kommen, wenn Ihr derſelben Gegenliebe ſchenken wolltet. All' Euere ſchönen Anlagen würden unausgebildet zu Grunde gehen, und in dieſen Kreuz- und Irrgewinden würdet Ihr Alles, ja ſogar das Leben einbüßen müſſen.“

„Du könnteſt mir bange machen, kleine Hexe,“ ſagte Robert, ihr die Hand entziehend.

„Hütet Euch vor jeder Dame, die nicht ſo ſchwarze Augen und Haare hat, wie ich ſelbſt.“

„Nun dann thäteſt Du wohl am beſten,“ ſcherzte Eduard mit Robert: „wenn Du die Kleine da tauſen ließeſt und Dir zulegteſt. Hübſch genug iſt ſie dazu. Oder höre, Du ſchwarzes Prophetenkind, da einmal der da in eine Blondine mit blauen Augen zum Sterben vernarrt iſt, und Dich demnach nicht mehr brauchen kann, ſo wende mir Deine Perſon mit all dem erſtaunlichen Glücke zu. Ich will Dich dafür in den Chriſtenhimmel bringen und mir durch den Gewinn Deiner Seele bei St. Peter einen Stein in's Bret bringen.“

„Nein, Dir bringt eine Schwarzlockige kein Glück und Segen, deshalb laß nur alle Bewerbungen um ein Mädchen der Art fahren; Du richteſt doch nichts aus.“

„Nun die Erfahrung hat mir wenigſtens in dieſen Tagen den Beleg zu Deiner Behauptung gegeben, und da Du ſelbſt mich ſo trotzig abweiſeſt, ſo habe ich ſchon das zweite Beiſpiel dazu.“

„Ei was habt Ihr da für ein niedlich Frauenhandſchuhchen?“ fragte die Wahrſagerin und betrachtete Anna's Handſchuh oben und unten.

„Wenn Du uns nun von der Untrüglichkeit Deiner Kunſt überzeugen willſt, ſo ſage, von wem iſt der Handſchuh? Und welchem von uns Beiden gehört er?“ fragte Robert.

„Gebt mir Eure Hände!“ triumphirte die Kleine. „So! — Der Handſchuh gehört Euch, ſchöner Ritter; Ihr habt ihn nicht als einen Fund an Euch gebracht, ſondern er iſt Euch zugeworfen worden und zwar von einer unglückbringenden Hand. Und deshalb muß er von der Blondine ſein, von der Ihr ſpracht. Kehrt um, Eueres Heils wegen, und wahret Euch vor ihr.“

Verwundert blickten ſich die Freunde an, keiner ſprach ein Wort. Robert dankte für die Stimme in der Wüſte und gab der Jüdin ein Stück Geld. Sie ging mit dem Verſprechen, bald wieder zu kommen, und ließ die Beiden ernſthaft grübelnd über die empfangene Wahrſagung zurück.

## 10.

## Falſcher Rathſchlag.

Lady Ellen ſtattete noch an demſelben Tage Anna einen Beſuch ab. Die beiden Fräulein ſaßen allein in traulicher Unterhaltung; Ellen bot alle Freundlichkeit auf, um ihre Jugendgeſpielin offenherzig zu machen, aber ein inneres Etwas hielt dieſe zurück, von dem glücklichen Fortgang ihres Verhältniſſes mit dem ſchönen Robert nur ein Wort zu ſagen. Das zarte Geheimniß, das ihre Seele mit einem unbeſchreiblichen Wohlgefühl erfüllte, ſchien ihr mit jedem Hauch verletzt; ſie fürchtete, die Liebesgötter möchten entfliehen, wenn ihr Sitz verrathen würde.

„Haſt Du mir nichts zu beichten, liebe Anna?“ plauderte die Verſchlagene: „Haſt Du keinen Schritt verſucht, dem Ziel Deiner Wünſche näher zu kommen?“ Anna's Geſicht war mit Purpur übergoſſen; ihre Blicke ſuchten den Boden. „Was hätte ich Dir zu geſtehen,“ ſtammelte ſie: „wie wäre mir ein Schritt möglich, der nicht von meinen Bewachern entdeckt würde?“

„Du verſtehſt Dich ſchlecht auf die Verſtellungskunſt,“ erwiderte Ellen ſpitzig: „Dein Erröthen ſtraft Dich Lügen, und ich würde ſchon dadurch vom Gegentheil Deiner Worte überzeugt ſein, wenn ich nicht ſchon recht gut wüßte, daß Du geſtern Abend um 8 Uhr Deinen Geliebten geſprochen haſt.“

Erſtaunt und betroffen wich Anna zurück. Ihr Geſicht brannte. „Wie kamſt Du ſolche Dinge behaupten, liebe Ellen! Ich war mit meiner Zofe in der Besper der Abtei."

„Aber am St. James-Palaſt erwartete Dich der ſchöne Robert."

„Dein Berichterſtatter hat Dich hintergangen. Bedenke, wie hätte der Ritter wiſſen können, daß mich der Weg am Palaſt vorüber führte?"

„O wie verſteckt Du gegen Deine Freundin biſt! Hab' ich doch ſolche Geheimnißkrämerei nimmer an Dir verdient, und ich ſollte billig auf Dich böſe ſein, daß Du, die Du mir Deine Liebe doch zuerſt entdeckteſt, nun verſchweigen willſt, daß Du glücklich biſt. Gab ich Dir nicht ſelbſt die beſten Anſchläge? Verſprach ich Dir nicht alle mögliche Hülfe? Und nun läugneſt Du ohne Urſache, Deinen Ritter geſprochen zu haben. So muß ich Dir denn ſagen, daß Du geſtern dem gekrönten Helden Deinen weißen Handſchuh zugeworfen mit der rothen Aufſchrift: Um 8 Uhr am St. James-Palaſt."

„Stehſt Du mit Geiſtern im Bund, Ellen?" rief Anna erſchrocken.

„Du kannſt mir nichts verbergen," fuhr die Schlaue fort: „Verkennſt Du mich auch, ſo will ich deshalb doch nicht aufhören, Deine Freundin zu ſein, und Dich mit meiner thätigen Hülfe unterſtützen. Aber, ich bitte Dich, entziehe mir Dein Herz nicht! laß es unbeſorgt an dem meinigen ſchlagen! Gieße einen Theil Deines Kummers in meine Bruſt; ich will ihn mit tragen, und gemeinſchaftlich wollen wir berathen, wie die Ketten am beſten zu zerbrechen ſind, in die Du jetzt geſchmiedet biſt." Mit dieſen Worten nahm ſie Anna's Hand und benetzte ſie mit Thränen. Die unſchuldige, argloſe Anna, von ſo viel Theilnahme gerührt, entdeckte ihrer Geſpielin ihr ganzes Glück.

„Ihr müßt ſo eilig als möglich entfliehen," rieth nach Anna's Erzählung Ellen: „denn wie leicht kann Euer Liebesverhältniß entdeckt und Ihr auf ewig getrennt werden. So leicht, wie ich alle Euere Schritte erfahren (wie? ſollſt Du wiſſen, wenn Euer Glück feſt begründet iſt), eben ſo leicht können ſie zu des Lord Cunninghams Ohren kommen, der doch wahrlich eine ſehr große Naſe hat, um Alles auszuwittern; und dann wärt Ihr verloren. Deshalb iſt der beſte Rath für Dich, ſo eilig als möglich mit Deinem Geliebten die Hauptſtadt zu verlaſſen. Aus einer entfernten Provinz ſchreibſt Du an Deine Eltern und erflehſt ihre Verzeihung; ſie werden ſie dem einzigen Kinde nicht verſagen, zumal wenn Du drohſt, im umgekehrten Falle Dein Vaterland auf ewig zu verlaſſen. Der Ritter a Machin iſt ein Liebling des Prinzen von Wales; dieſer hat den König für ihn gewonnen; das zeigt die Ertheilung des Hoſenbandes klar genug, und der Ritter hat ſich durch ſeine geſtern ſo glänzend gezeigte Tapferkeit in der Gunſt des Monarchen befeſtigt. Ihm wird es leicht werden, Verzeihung Euerer Flucht und Genehmigung Eueres Ehebündniſſes zu erlangen. Ich zweifle nicht, daß der Prinz ſelbſt Euer Vorſprecher bei Eueren Eltern ſein wird."

Wie Harfentöne klangen dieſe Werte in Anna's Ohren und riefen die Stimmen der Hoffnung in ihr auf. Mit Thränen der Wonne ſchloß ſie die Rathgeberin in die Arme und dankte ihr mit einem innigen Kuß. Da trat Lord Cunningham in's Zimmer, ein Paar neue weiße Handſchuh in den Händen.

„Ich mache es mir zur Pflicht," redete er mit

Hohn zu Anna, „Euch, werthgeſchätzte Braut, mit neuen Handſchuhen zu verſorgen, da Euch der übermüthige Sieger geſtern ſo ungalant eines ſolchen beraubte, ſtatt Euch das entfallene Eigenthum zurück zu geben. Ich könnte wohl auf Euer Verlangen den entwendeten Handſchuh zurückfordern, aber in der That, ich mag ſo wenig mit dieſem gemeinen Menſchen zu thun haben, als ich wünſche, daß Ihr das Geringſte mit ihm vorhabt. Wir wollen drum die Sache auf ſich beruhen laſſen; er mag ſich mit ſeinem ledernen Raub begnügen. Euch aber bitte ich dringend, künftig vorſichtiger zu ſein; man kann bei ſolchem Leichtſinn wohl etwas von höherem Werth verlieren, als einen Handſchuh.“

Anna erbleichte; mit zitternden Händen nahm ſie das Geſchenk. Erſtarrt waren auf einmal alle wonnigen Empfindungen, die Ellen in ihrem Herzen erweckt, wie die Blüthen des Lenzes erſtarren und abfallen, wenn ein nächtlicher Froſt ſie rührt. Der Lord entfernte ſich mit einer hämiſchen Verbeugung. Ellen weidete ſich an Anna's Schrecken.

„Sieh, ſieh, Kind, daß Ihr verrathen ſeid!“ rief ſie innerlich frohlockend. „Euch thut wahrlich Eile noth, willſt Du nicht lebendig begraben werden im Schloſſe des Lords zu Briſtol. Ich beſchwöre Dich, packe zuſammen, was Du brauchſt, und treibe Deinen Ritter an, daß er eher heute noch als morgen Dich aus dieſem Hauſe führt, wo Dich wahrſcheinlich eher, als wir alle vermuthen, das drohende Gewitter ereilt.“

Anna, von dieſen Schreckbildern gequält, klammerte ſich mit kindlichem Vertrauen an die vermeinte Freundin an, die ihr ein Beiſtand ſein wollte im bevorſtehenden Kampfe. An ihrer Bruſt weinte ſie

Thränen des Schmerzes über ihr widriges Schickſal. Die einzige Tochter eines vornehmen begüterten Geſchlechts mit warmer Liebe für ihre Eltern, mit zärtlicher Anhänglichkeit an ihre Umgebung ſollte ſie heimlich das Haus verlaſſen, wo ſie geboren und erzogen worden, ſollte die Theuren hintergehen, die ihr Leben mit Sorgfalt gepflegt hatten, und ihnen ſo großen Schmerz bereiten! Ein harter Kampf für das weich geſtimmte kindliche Herz! Aber Lord Cunninghams widerwärtige Geſtalt trat vor ihre Phantaſie; ihr künftiges Loos als ſein Weib zog als eine dunkle Wolke an ihren innern Augen vorüber. Eher in den Tod als in die Arme dieſes Mannes zu gehen, war ihr felſenfeſter Entſchluß. Die düſtern Bilder wichen, Roſenlicht dämmerte hinter der Nacht derſelben auf, und Robert winkte ihr aus der Ferne.

„Ja ich komme, ich folge dir, geliebter Jüngling! Mein Schickſal iſt entſchieden!“ rief ſie begeiſtert aus und ſchloß noch einmal die Heuchlerin beim Scheiden in die Arme.

Ueber Tafel erklärte Lord d'Arſet ſeiner Tochter, daß auf Lord Cunninghams Verlangen ihre Hochzeit in einigen Tagen vollzogen werden ſolle. Stumm hörte es Anna an; ſie hütete ſich eine Miene zu verziehen. Aber Todesangſt marterte ſie die ganze folgende Nacht hindurch.

## 11.

## Verabredung der Flucht.

In ſich ſelbſt verſunken und abgeſchieden von der Außenwelt, ſtand Robert in ſeinen Mantel gehüllt an den Altar des Muttergottesbildes gelehnt. Noch einmal führte die ſüßeſte Erinnerung die Scenen an ſeiner entzückten Seele vorüber, die ihn an dieſer Stelle der armen Erdenwelt enthoben und in die Vorhallen des Himmels geführt hatten.

In dieſer Stimmung hatte er nicht bemerkt, daß eine vermummte Frauengeſtalt in dem tiefen Schatten hinter dem Altar kniete.

Anna erſchien, dem Sehnenden wieder den Hauch der Gottheit in das Tempelhaus bringend. In Kuß und Umarmung ſtürmten die Seelen zuſammen. Dann berichtete Anna, was in ihrer Eltern Hauſe vorgefallen, wie ſie ſchon halb verrathen ſei und Lord Cunningham in dieſen Tagen ihre Hand verlange.

„Jetzt rette mich ſchnell! In Deine Arme hab' ich mich voll Zuverſicht geworfen; Dir vertrau' ich mich an. Aber eile und handle, damit das Unglück mich nicht erreicht!“ So ſchloß ſie den traurigen Bericht, und weckte in Robert die Glut zur That zur lodernden Flamme. „Folge mir aus dem Tempel!“ rief er muthig aus: „Vaterland, Pflicht und Ruhm verlaß ich ſogleich; ich werfe alles von mir, was mich ſonſt erhob und erfreute. In meinen Armen will ich Dich, mein höchſtes Lebensgut, davon tragen über Berge und Thäler; über das Meer wollen wir ſchwimmen und in einem fernen Land uns eine Hütte bauen. Alles was uns hier erfreute und beängſtigte, wollen wir in der Tiefe des Meers ertränken und als andere Menſchen das andere Land betreten. Ein duftiger Morgennebel ſoll unſere früheren Tage überſchatten, und wie neugeborene Kinder, die nichts wiſſen von der Vergangenheit und die Fäden ihrer erwachenden Hoffnungen an die ihnen entgegen blühende Zukunft ketten, ſo wollen auch wir Alles von ihr erwarten."

„Bereite Dich, daß wir dieſen Abend fliehen. Jede Stunde in unſerem Hauſe wird mir zur Höllenqual."

„Ich bin entſchloſſen zu Allem, was Du für nöthig findeſt," erwiderte Robert mit feſter Stimme und reichte ihr die Hand. „Um 8 Uhr dieſen Abend erwarte ich Dich in einem Kahn an der Weſtminſterbrücke. Am Ufer der Themſe, den letzten Häuſern von Southwark gegenüber, ſoll mein Freund Cliffort uns mit Roſſen erwarten, und in dieſer Nacht fliegen wir dem Hafen von Dover zu. Vielleicht begrüßt uns mit der morgenden Abendſonne ſchon ein neues glückliches Leben an den Küſten Frankreichs."

„Aber wenn wir die Gnade des Königs und meiner Eltern erlangen, werden wir nicht wieder zurückkehren?" fragte Anna. Das treue Herz konnte den Gedanken nicht ertragen, ewig ſich von Allem zu trennen, was ihr hier theuer geweſen war.

„Wenn Du mich erwählſt," ſprach Robert, „ſo muß ich Dir Deine ganze frühere Welt aufwiegen. Rückkehr iſt unmöglich. Der Prinz würde mir nie verzeihen, daß ich all ſeine Güte verſchmähend als ein Flüchtling ſeine Fahnen verlaſſen. Seine jetzige Liebe zu mir wird ſich in Zorn und Haß verkehren, und Schande und Tod würden mich erwarten, wagte ich es je wieder mit Dir den Boden Englands zu betreten. Die Thräne will ich Dir nicht verargen, die Du Deinen Eltern und dem Vaterlande weinſt, aber dann wirf Dich in meine Arme und vergiß, daß Dich dieſe Inſel geboren. Oder wirſt Du Dich aus dem ſtillen Kreis unſeres häuslichen Glücks einſt zurückſehnen in dieſes Treiben herzloſer Menſchen? Hier blüht kein Friede und die edleren Gefühle werden erſtickt von dem ewigen Rauſche, den die erfinderiſche Sinnenluſt der Seele ſtets aufdringt. Dieſe Pracht, die vielleicht Dein Auge blendet, iſt nichts als ein Purpurlappen, mit dem die Erbärmlichkeit ihr ſchmutziges Gewand ausſtaffirt, um die Augen der Welt über ihr wahres Weſen zu täuſchen.“

„Nimmer glaube das von mir!“ erwiderte Anna wehmüthig! „wie wär' ich unwürdig Deiner Liebe, wollte ich auch nur mit dem leiſeſten Wunſche dieſe ſchalen Herrlichkeiten erſtreben!“ Freudig laß ich ſie zurück, ohne mich nach ihnen umzuſehen, und wie dieſe Inſel hinter uns verſinken wird, ſo mögen für mich alle ihre ſchimmernden Freuden in den Fluthen ihr Grab finden. Nur die Kindesliebe war es, die mich in der Stunde des Entſchluſſes mahnte, nicht auf ewig von den theuren Eltern zu ſcheiden.“

„Durch Schmerz gedeiht unſer Glück; durch Thränen werden wir weich und empfänglich für die reinſten Freuden. Jedes Hochgefühl muß erſt geläutert werden von allem Unedlen, ſo auch unſere Liebe. Bring' ihr das Opfer, wirf es mit Thränen auf ihren Altar und laß uns die Hände über demſelben reichen!“

„Nun in Gottes Namen denn! Dein bin ich ganz allein, Jüngling meiner Seele! Feierlich ſag' ich mich los von allen Banden, die mich an andere

Herzen banden; Verzicht leiſt' ich auf Vaterland, Eltern, Stand und Reichthum.“

„So empfange den Kuß der Weihe als meine Braut, mein Weib, mein Eigenthum, meine Welt! Ich habe mit leichtem Muth ſchon alle Feſſeln, die mich an England hielten, unter meine Füße getreten, und auf ihnen ſteh' ich ein freier Mann und reiche Dir Hand und Mund, daß wir vereint emporſtreben nach dem Frieden, den die Liebe zwei genügſamen Herzen ſchafft.“

Und ſie fielen ſich in die Arme. Zerbrochen ſtürzten die Verhältniſſe um ſie ein; ſie gehörten ſich allein an. Und den Segen der Gottesmutter zu erflehen auf ihr gewagtes Beginnen, beugten ſie die Kniee vor dem Bild und brünſtig floß aus den verbundenen Herzen ein Gebet um Heil und Kraft für die nächſten Stunden. — Geſtärkt erhoben ſie ſich; noch einmal wurden Zeit und Ort der Zuſammenkunft verabredet, dann ſchied Anna von dem Geliebten, um ſich bald für das ganze Leben mit ihm zu vereinigen. Robert aber lehnte ſich wieder an den Altar, um Anna nicht zu ſchnell nachzufolgen. Durchſtürmt von Gefühlen und Gedanken, Hoffnungen und Entwürfen, brannte ihm der Boden an die Füße, die weite Wölbung der Kirche ward ihm zu enge. Hinaus drängte es ihn, zu handeln und zu ſchaffen für ſeine künftige Welt, die in ſchönes Morgenroth gehüllt in ſeinem Innern auftauchte; da ſchreitet, als er aus der Kapelle tritt, der Prieſter einher mit der Monſtranz. Voll Ehrfurcht beugt er die Kniee vor dem gegenwärtigen Gotte. Indem er ſich erhebt, ſchlüpft aus der Kapelle das verhüllte Weib; durch den halb zurückgeſchlagenen Schleier erblickt er im Vorübergehen Züge und Augen, die ihm nicht unbekannt waren, doch iſt er nicht im Stande, ſich ein ganzes Bild daraus zu ſchaffen. Hätte eine Jüdin den Chriſtentempel betreten dürfen, ſo hätte er ſchwören mögen, die Wahrſagerin geſehen zu haben. Aber Schrecken ergreift ihn bei dem Gedanken, daß er mit Anna nicht allein geweſen, daß zwei andere Ohren ihren Plan belauſcht.

## 12.

## Die Flucht.

Schon ſenkte ſich Dämmerung auf die Erde, die Fluthen der Themſe erglühten weithin vom Widerſchein des Abendroths; nur einzelne Kähne durchſchnitten noch die feurigen Wogen. Da glitt ein verdeckter Kahn von der City herüber nach Weſtminſter zu und hielt am erſten Bogen der Brücke. Die Abendglocken hallten wider von der Abtei und riefen die gläubige Chriſtenheit zur Vesper. Das Geläute verſtummte, dunkler wurde es umher, die Gegenſtände unbeſtimmter. Jetzt nannte die Glocke die achte Stunde, und aus dem Kahn ſtieg ein Mann in ſchottiſcher Tracht und forſchte mit ſpähenden Blicken durch die beginnende Nacht. Gleich darauf eilte mit beflügelten Schritten eine vermummte Frauengeſtalt nach dem Abſatz an der Brücke zu. Der Schotte ſchritt ihr haſtig entgegen, da wich ſie zurück.

„Anna(“ flüſterte die wohlbekannte geliebte Stimme: „Anna, komm! Laß Dich von dieſer Tracht nicht ſchrecken, ſie iſt zur Vorſicht gewählt.“ Jauchzend warf ſie ſich in des Geliebten Arme. Und raſch ging's hinab die Stufen dem Strome zu; ein Sprung brachte ſie in den Kahn, und hurtig ergriffen die Schiffer die Stangen, das Fahrzeug mit Eile ſtromabwärts zu treiben. Die Abendröthe war erloſchen; dichte Nacht umhüllte die Flüchtigen. Aber ihre Herzen ſchlugen unter der Decke des Kahns zuſammen, keines Lichtes bedürftig. Anna lag an Robert, ſo wie ſie an ihn geſunken war; ſie rührte ſich nicht. Endlich ſuchte Roberts Mund den ihrigen und wiederum ſchweigend preßten ſie lange die Lippen zuſammen.

„Wenn wir nur erſt die Stadt im Rücken hätten,“ unterbrach Anna zuerſt mit leiſen Worten das Schweigen: „Eine entſetzliche Angſt drückt mich.“

„Sei getroſt,“ erwiederte Robert, „ſchon muß London hinter uns ſein.“

„Aber Du wollteſt die Pferde an Southwark beſtellen?“

„Sie warten unſer in Greenwich. Wir ſind heute früh in der Kapelle belauſcht worden; dies hat mich beſtimmt, meinen Plan zu ändern.“ Er erzählte ihr ſeine Wahrnehmung. Aber die Angſt wollte nicht weichen aus des Mädchens Bruſt; zitternd ſchloß ſie ſich an ihren Erretter an; auch ihm war unheimlich zu Muthe. Ein tiefes Schweigen trat wieder ein, nur von dem Plätſchern der Wellen ſanft geſtört. Eine bange halbe Stunde verſtrich; da rief der Schiffer: „Wir ſind zur Stelle!' und ſtieß an's Land. Robert hob die zitternde Anna aus dem Kahn, und ſogleich kam von der Stadt her durch das Dunkel der Nacht Eduard auf ſie zu und begrüßte ſie. Ohnfern vom Ufer hielten die Pferde, die ſie ſchnell beſtiegen. Auf den flüchtigen Rennern flogen ſie auf der Straße nach Maidſtone dahin. Eduard gedachte ſie bis in die genannte Stadt zu begleiten und dann in der Nacht noch nach London zurückzukehren. — Jetzt erſt ſchöpfte Anna tief Athem, und die Stille wich einer traulichen Unterhaltung. Beide erzählten ſich von ihren Vorbereitungen auf die Flucht. Anna hatte noch in der letzten Stunde gräßliche Angſt ausgeſtanden. Als ſie ihre Koſtbarkeiten in ein Käſtchen zuſammengepackt hatte, äußerte ſie den Wunſch gegen ihre Mutter, die Vesper heute noch einmal beſuchen zu wollen, um ſich durch Gebet auf ihre Trauung vorzubereiten. Da erklärt Lord Cunningham, daß er daſſelbe Bedürfniß fühle; er wolle ſie begleiten. Unmöglich konnte ſie es abſchlagen, ohne Verdacht im Herzen des ohnehin ſchon argwöhniſchen Bräutigams zu erregen. Mit wankenden Schritten, von Verzweiflung durchwühlt, geht ſie neben dem Lord einher zur Kirche. Da bittet ſie ihn, ſie allein ein Gebet vor der heiligen Jungfrau in der Kapelle verrichten zu laſſen; er führt ſie dahin und nimmt dann ſeinen Platz vor der Kapelle. Mit der fürchterlichſten Herzensangſt wirft ſie ſich vor dem Heiligenbilde nieder und fleht um ein Wunder zu ihrer Errettung. Da werfen die Kerzen vom gegenüberſtehenden Altar einen Schein hinter den Altar der Gottesmutter; Anna ſieht eine ſchmale Thür; ſie ſpringt auf und findet die kleine Pforte geöffnet; die Thüre lehnet an. Aber ſchauerliche Finſterniß grinſt ihr entgegen. Sie zaudert. Doch eben ertönt vom Thurm die achte Stunde; der Augenblick drängt, Verzweiflung giebt ihr Muth und raſch eine von den geweihten Kerzen ergreifend eilt ſie ohne nachzudenken, wohin ſie kommen möge, mit heiligem Vertrauen auf die Hülfe der Jungfrau durch die kleine Thür eine Treppe hinunter. Ein düſtrer Gang nimmt ſie auf; Angſt beflügelt ihre Schritte und nach wenigen Minuten hat ſie eine zweite Treppe erſtiegen und ſteht an einer verſchloſſenen Thüre. Mit Kraft reißt ſie den Riegel auf, drückt die Feder am Schloſſe zurück und tritt aus der geöffneten Pforte in das Freie. Hier wirft ſie die gelöſchte Fackel von ſich und fliegt der Weſtminſterbrücke zu.

Alle dieſe Bilder waren noch zu neu und wirkten auf Anna's Phantaſie noch zu lebhaft ein, als daß ſie ihr Herz hätte der Freude hingeben können. Der einzige Gedanke, der jene Schrecken, die noch jetzt ihre Glieder zittern machten, milderte, war der, ihren Robert nun zu beſitzen, und gleichſam, als könne ihn das neidiſche Schickſal ihr noch entreißen, ritt ſie dicht neben ihm und hielt ſeine Hand umſpannt. Eduard beluſtigte die Vorſtellung, was der hölzerne Lord wohl Alles begonnen haben möchte, wenn er die Kapelle leer gefunden, und ſeine frohe Laune erging ſich in vielfacher Ausmalung dieſes Gegenſtandes und lockte dem ernſten Robert nicht ſelten ein Lächeln ab.

## 13.

## Verrath.

Im Hauſe des Lord d'Arſet ging's bunt durcheinander. Wie wenn Wahnſinn alle Köpfe gerührt hätte, ſo rannten und ſchrieen alle Bewohner deſſelben. Lord Cunningham wüthete; Lady d'Arſet heulte, und ihr Eheherr eiferte auf den präſumirten Schwiegerſohn los. Keins verſtand das Andere. In den unteren Gemächern liefen die Knappen einander über den Haufen; Keiner konnte ſich in der Beſtürzung klar machen, was er eigentlich wolle und ſolle. Im Augenblick des größten Wirrwarrs ſprang ein fremder Knappe die Stiegen im Hauſe hinauf und bat oben den Lord Cunningham heimlich, ſich ſchnell herunter zu verfügen; ein ihm wohlwollender Jemand werde ihm etwas höchſt Wichtiges entdecken. Hoffnung ſchöpfend rannte der Lord herab.

„Verfügt Euch einen Augenblick mit mir bei Seite," tönte ihm der Lady Ellens Stimme entgegen: „aber eilt, denn jede Minute iſt mehr werth als Gold." Der Lord folgte ihr.

„Vorerſt," begann die Lady: „gebt mir Euere Hand und Euer Ritterwort, daß Ihr nie ſagen wollt, von wem Ihr dasjenige habt, was ich Euch ſo eben entdecken will. Es betrifft Anna's Flucht, von der ich ſchon unterrichtet bin."

„Hier habt Ihr Beides. Ich will ſtumm ſein, wie das Grab; nur ſagt ſchnell, wohin iſt ſie?"

„Der Ritter a Machin hat ſie entführt. Auf der Themſe fahren ſie hinunter nach Southwark, dort erwarten ſie an der Küſte mehre Roſſe, die ſie in der Nacht noch nach Dover bringen ſollen. Schon habe ich auf geheimen Wege den Prinzen von Wales die Flucht des Ritters wiſſen laſſen und ihre Richtung. Denn a Machin iſt mein Feind; die Stunde meiner Rache hat geſchlagen. Eilt Ihr nun ſo ſchnell als möglich zum Prinzen und bittet um raſches Verfolgen der Flüchtigen. Ihr könnt ſie an der Küſte in Empfang nehmen, wenn Ihr die Sache recht betreibt."

Ellen verſchwand, und der Lord war in kurzer Friſt im St. James-Palaſt, der Wohnung des Prinzen. Heftig ſchritt dieſer im Zimmer auf und ab, als der Lord herein trat und ſeine Bitte vorbrachte. „Die Geſchichte iſt mir ärgerlich," ſagte der Feldherr, „aber wahrlich nicht Euretwegen, Mylord, ſondern weil über den unbeſonnenen Ritter das blinde Geſetz Urtheil ſpricht. Hätte er ſich mir entdeckt, glaubt mir, ich hätte Alles daran geſetzt, ſeine Wünſche zu befriedigen. Geht heim und legt Euch ſchlafen; ich will ein Fähnlein aufſitzen laſſen, das ihn bald zurückbringen wird."

„Aber die Lady, Hoheit," ſtammelte der durch des Prinzen Aeußerung Erſchreckte kleinmüthig.

„Die hat nicht gegen das Kriegsgeſetz gehandelt; ich glaube wohl eher, ſie hat recht gethan, den ſchönen Robert Euch vorzuziehen. Wollt Ihr ſie durchaus wieder haben, ſo ſchickt Euere Knechte mit und laßt ſie fahen. Lebt wohl und verderbt Euch die Geſundheit auf der Hochzeit nicht."

Der Lord trabte mit wunderlichen Gefühlen zurück. Alle ſeine Knappen mußten die Gäule beſteigen, und nach einer Viertelſtunde zogen ſie mit den Reiſigen des Prinzen vereinigt nach Southwark zu. Als ſie da nirgends Roſſe fanden, jagten ſie auf der Straße nach Maidſtone hin. So mochten ſie wohl einige Stunden den Roſſen heiß gemacht haben, als ſie die Fliehenden erreichten. Ein donnerndes „Halt!" des Anführers ſetzte dieſe in nicht geringen Schrecken. Im Nu waren die Pferde angehalten und umzingelt. Anna ſank ohnmächtig vom Pferde. Robert und Eduard griffen nach ihren Schwertern, um ſich durchzuſchlagen. Die Finſterniß der Nacht aber verhinderte einen Einzelnen zu faſſen und ſo wurden Beide bald niedergeworfen und gefeſſelt.

„Ihr ſeid die Gefangenen des Prinzen von Wales,“ ſagte der Anführer. „Und Ihr, Mylady, die Gefangene des Lord Cunningham,“ rief ein Knappe. Sie aber hörte den Spott des Knechtes nicht; beſinnungslos lag ſie am Boden. Die Gebundenen wurden auf die Roſſe geſetzt; zerknirſcht zog Robert die geliebte Unglückliche herauf und legte ihr Haupt auf ſeinen Schooß. Von dem rohen Haufen umzingelt, ging der Zug wieder zurück. Robert haderte mit ſich ſelbſt und dem Himmel. Seiner Wuth waren Schranken geſetzt und ſie mußte ſich in ſich ſelbſt austoben. Sein eignes Loos kümmerte ihn nicht; nur die Zukunft des Engels, den er umfaßt hielt, ſo gut als es ſeine Bande erlaubten, nur Anna's bevorſtehende Leiden brachten ihn zum Frevel über die Wege der Vorſehung. Zuletzt bemächtigte ſich ſeiner Seele eine dumpfe Gleichgültigkeit, das letzte Ergebniß des fürchterlichſten Schmerzes der Menſchenbruſt. Eduard war auch nicht aufgelegt, in dieſer Lage eine Unterredung mit ſeinem Freunde anzuſpinnen. Er ritt nebenher, und nur zuweilen beugte er ſich zu Anna herüber, um zu lauſchen, ob ſie noch nicht wieder friſch athme; dann brummte er bedenklich vor ſich hin. Nach geraumer Zeit erwachte Anna mit einem tiefen Seufzer, und nun machte es ſich Eduard zur Pflicht, ihr Troſt und Hoffnung zuzuſprechen; ſie antwortete nur mit halberſticktem Schluchzen. Der mitleidige Eduard ſchwur hoch und theuer, alle ſeine Kräfte aufzubieten, alle Hinderniſſe zu beſeitigen, um ſie dennoch aus den Klauen des Ungeheuers zu befreien und ihrem Geliebten zuzuführen.

Robert brach ſein düſteres Schweigen nicht eher, als bis ſie vor dem Gefängniß hielten und der rothe Schein mehrer Fackeln die Geſellſchaft anſtrahlte. Die alte Kraft loderte in ihm auf; er preßte einen heißen Kuß auf Anna's Mund und ſprach zu ihr: „Halte Deinen Schwur! So wahr ihn Gott vernommen hat, will ich Dich bald wiederſehen und Dich mir erkämpfen, ſei es auch mit dem Schwerte.“ — Die Ritter wurden jeder in einen eigenen Kerker gebracht. Der Dienertroß führte die weinende Anna nach Hauſe.

## 14.

## Unerfreuliche Hochzeit.

Zwei Tage darauf wurde das geſchmückte Opfer von ſeinem Würger zur Schlachtbank geſchleppt. Keine Barmherzigkeit erwachte in den Herzen der Eltern; ſie würdigten die unglückliche Anna keines Wortes. Ohnmächtig wurde ſie dem Lord angetraut. Die Hochzeitfreuden, von denen die Lady Mutter ſo viel geträumt, waren vereitelt und anſtatt des frohen Jubels ſchritt ein finſteres Unbehagen durch die glänzenden Gemächer. Anna wäre verzagt, aber in ihrer Bruſt ging in Andacht die Bedeutung des Wortes auf, das ihr Robert beim Scheiden gegeben als ein feſter Stab, daran ſie ſich halten ſollte. Unter der Laſt des Leids wand ſich ihre Seele durch ſolch muthig Ringen empor; ſie vermochte zu beten. Und immer geläuterter und immer ſtärker hob ſie ſich, wie auf Seraphſchwingen, zu den Höhen, von denen der Friede ſich ſenkt in die Menſchenbruſt. Sie hatte ihn ſelbſt geſchöpft an der Quelle des felſenfeſten Glaubens, daß der die Blumen des Feldes ſchmückt und den Sperling erhält, ſie durch dieſe Nacht zum Licht führen werde. Dem theuren Jüngling ſchwur ſie noch einmal die heiligſte Treue, und gelobte Gott und ſich eher den Tod zu leiden, als ſie nur von ferne verletzen zu laſſen. Rüſtig hatte ſie ihr Herz ausgebaut mit Friede, Muth und Kraft und ruhig ſchaute ſie nun auf die kleinlichen Bande, in die ſie Ehrgeiz, Geldgier und Wolluſt geſchmiedet hatten. Lord Cunningham benahm ſich klug, d. h. er verſchonte ſeine Braut mit allen ernſtlichen Vorwürfen und ſtellte ſich nur beſorgt, daß ſie ſich bei dem nächtlichen Ritte nicht erkältet haben möchte. Andre Erörterungen, die er vielleicht doch für nöthig halten mochte, verſchob er bis nach den Flitterwochen. Jetzt umſchlich und umknurrte er ſein Opfer mit Katzenfreundlichkeit und ſtrich es auch zuweilen mit dem Sammtpfötchen, ohne die Krallen auszuſtrecken. Lord d'Arſet blieb kalt, wie immer. Den ungünſtigen Vorfall hielt er für einen kleinen vorübergehenden Windſtoß und meinte, das alberne Kind werde auf des Lord Schwiegerſohns Schloß mit der Zeit ſchon gut thun lernen. Nur zwei Dinge ärgerten ihn, daß Anna's Entführer ein gemeiner Edelmann war und daß wegen der anſtößigen Geſchichte der König nicht zur Hochzeit gekommen war. Lady d'Arſet weinte ſtille Thränen; vielleicht regte ſich in ihrem Gemüthe noch etwas Edleres, aber der Funke konnte nicht aufkommen in der vielen Aſche, womit es überfüllt war; vielleicht berührte ſie auch der finſtere Geiſt der Gegenwart, der mit geheimnißvollem Deuten nach der Zukunft wies, deren zu ahnende Schrecken ſie auch mit herabgeſchworen hatte auf Anna's und ihr eigenes Haupt. — Nach der Tafel entſpann ſich auf Lord d'Arfets Betrieb eine dürre Unterhaltung über Englands Staatswohl. Lord Cunningham hatte ganz andere Dinge im Kopfe.

Der Abend nahte heran; der Bräutigam wurde galanter gegen die Braut und ließ ſich ſogar herbei, ihr von den Schönheiten Briſtols und ſeines Schloſſes zu erzählen. Anna hörte ihn nicht; wie ein bedeutungsloſer Schall fuhren ſeine Worte an ihrem Ohr vorüber; ſie lebte im Reich der Träume. Endlich wünſchte ſich der Lord Statthalter auf ſeine Zimmer zu verfügen. Lady d'Arfet führte ihre Tochter dahin, übergab ſie dem Lord mit Zeremonie als ſein Eigenthum und empfahl ſich zu Gnaden. Anna warf ſich in einen Lehnſeſſel; der Lord verſchloß die Thüre und wandte ſich mit lüſternen Blicken zu ihr. Da ſprang die Jungfrau auf, ernſt und zürnend ſtrahlte ihr Auge; von dem Glanze der urſprünglichen weiblichen Würde umgeben erhob ſie ihre Rechte, und ſtand da, gleich dem Cherub mit dem Flammenſchwerte vor der Pforte des Paradieſes. „Mylord!“ ſprach ſie mit feſter Stimme: „Ihr habt mich unbarmherzig gezwungen vor der Welt Euer Weib zu werden; Euere Macht iſt zu gering, mich vor Gott dazu zu machen. Ich ſchwöre Euch den feierlichſten Eid bei den Geiſtern der Nacht, die uns umgeben; der erſte Verſuch, den Ihr wagt, meiner Jungfräulichkeit nahe zu treten, koſtet Euch und mir das Leben. Zittert vor einem raſenden Weibe, das Euere Leidenſchaft zur Verzweiflung getrieben hat. Legt Euch zu Bette, meine Seite dürft Ihr nie berühren. Auch will ich Euch zu Euerem Troſte verſprechen, daß die Welt unſer Verhältniß nie erfahren ſoll.“

Der Lord ſtand wie niedergedonnert; ſeine erbärmliche Seele war erſchrecken vor der furchtbaren Größe der ihrigen. Das hatte er nicht erwartet. Er nahm zu Bitten ſeine Zuflucht. Zu ihren Füßen hingeworfen, winſelte er, einem Hunde gleich, beſchwor ſie und verſprach ihr Gold und Geſchmeide, Luſt und Vergnügungen, Herrſchaft und freien Willen in ſeinem Hauſe, verſprach ihr Alles zu vergeben und zu vergeſſen, was ſie bis jetzt gethan, ſie nie mit einem Worte daran zu erinnern. Mit ſarkaſtiſchem Lächeln betrachtete Anna den Wicht, den das Wort ihres feſten Willens ſogleich zu Boden geworfen hatte. Doch ihr Zorn brach aus. „Zurück!“ rief ſie mit erhobener Stimme: „Weiche von mir Menſch, und gedenke der Unabänderlichkeit meines Schwurs!“ dann wandte ſie das Geſicht in die Ecke des gepolſterten Seſſels. Der Lord zog kleinmüthig ab und vergrub ſich in das Bett, ſich mit dem Gedanken tröſtend, auf ſeinem Schloſſe in Briſtol werde ſich dieſe Narrheit ſchon geben.

Geduldig und ohne zu murren machte Anna in den folgenden Tagen die üblichen Beſuche mit ihrem ſcheinbaren Eheherrn. Mit gleichgültigem Geſicht empfing ſie die Glückwünſche, hörte eben ſo ruhig das Geziſchel über ihre Entführung. Hoffnung und Glaube waren in ſchönem Lichtglanz in ihr aufgegangen, ein leuchtendes Zwiegeſtirn, das ſie leiten ſollte durch dieſe widrigen Tage, wie die brüderlichen Sterne der Dioskuren den Schiffer leiten durch den Sturm des empörten Meeres. — Lady Ellen Torſton war auf eins ihrer Schlöſſer an der Grenze von Wales gereiſt. Einige Tage darauf reiſte auch Lord Cunningham mit ſeiner jungen Gemahlin nach Briſtel ab. —

## 15.

## Räthſelhafte Befreiung.

Im finſtern Kerkergemach ſaß der Held, der Ritter des Hoſenbandes, der gekrönte Sieger des Turniers. Noch vor wenigen Tagen auf der Sonnenhöhe des irdiſchen Glücks, lag er jetzt ergrimmt über ſeinen Unſtern als gemeiner Verbrecher in Banden. Bittrer Groll über die unfreundliche Gegenwart und die heiligſten Vorſätze für die Zukunft, an Anna's Rettung ſein Leben zu ſetzen, waren die Empfindungen, die ihn unabläſſig in ſeiner Gegenwart bald mit Wuth, bald mit Muth erfüllten. So oft er auch dem Gram zu erliegen glaubte, nicht frei handeln zu können und ſeine Kraft ſchaffen zu laſſen, ſo oft erhob er ſich wieder und baute ſich das Gerüſte ſeiner künftigen That ſtolz in die Höhe, im gläubigen Vertrauen, daß der reine Wille des Guten ſiegen und ſeiner Mutter, der Tugend, den Triumph verſchaffen müſſe über alle Bosheit vieler Menſchen.

Drei Tage hatte er ſchon im Gefängniß geſeſſen und Niemand weiter geſehen, als ſeinen Wärter; da knarrten in der Nacht die Angeln der Thüre und das Gemach wurde von Lichtſchimmer erhellt. Robert war eingeſchlummert auf ſeinem Strohlager. Verwirrt richtete er ſich auf und ſah eine weibliche Geſtalt vor ſich, unkenntlich durch den von der hintern Seite der in ihrer Hand befindlichen Laterne auf ſie geworfnen Schatten.

„Steht auf, Ritter und folgt mir," ſprach eine ihm nicht unbekannte Stimme.

„Wer biſt Du?" fragte Robert aufſpringend, und erkannte bei näherem Betrachten die ſchlanke Jüdin, die Wahrſagerin. „Wie kommſt Du in dieſes Gemach?" fragte Robert wieder mit Erſtaunen.

„Meiner Kunſt ſtehen Thür und Thor auf, und wären ſie mit hundert Schlöſſern und Riegeln verſehen. Ihr ſeid zwar meinem wohlgemeinten Rathe nicht gefolgt und habt Euch dadurch das Unglück bereitet, das ich Euch voraus geſagt. O warum ginget ihr nicht dem Schimmer Eueres Glückſternes nach! Doch Ihr dauert mich; es trieb mich Euch zu helfen, und Euch aus dieſem Kerker zu befreien, wo Ihr Euch in Qual aufzehren müßt. Folgt mir in die Freiheit!"

„Wohin führſt Du mich, wunderbares Mädchen?"

„Zu Euerem Glück!"

„So wirſt Du mich zu Anna führen! Ich vertraue mich Dir an; denn wie ein höheres Weſen willſt Du mich gemahnen, das mir Klarheit bringt in die Verworrenheit meines Lebens."

„Forſchet jetzt nicht weiter; ſondern eilt, mit mir dies Jammerhaus zu verlaſſen. Glaubt nur, es wird ſich Alles enthüllen! Aber verſprecht mir binnen hier und ſieben Tagen mich nichts zu fragen, ſondern den Weg zu verfolgen, den ich Euch zeige. An dem Ort, wohin ich Euch bringe, werdet Ihr erkennen, daß dort Euer Glück wohnt. Damit Ihr aber nicht als ein Flüchtling erkannt werdet, ſo werft Euch in dieſe Prieſterkutte." Robert that nach ihrem Verlangen, und folgte ihr dann durch die offenen Thüren. Schweigend wandelte er neben ihr die Straßen entlang bis vor die Stadt. Dort hielten mehre Reiter; die Jüdin rief ihnen zu, und ſogleich ſprengten ſie heran. Robert erkannte mit neuem Staunen ſeinen eigenen Diener, der ihm freudig ſein Tigerroß überreichte.

„Wer hat Dich hierher beſchieden?“ fragte er den Knappen.

„Ei Ihr ſelbſt, Ritter, habt mir heute ſagen laſſen durch einen Euerer Reiſigen, daß ich Euch von der neunten Stunde an hier erwarten ſoll mit Euerm Pferde; ich würde hier noch andere Geſellen finden. Ich ritt hierher und fand ſie an der beſtimmten Stelle und habe nun ſchon ſeit drei Stunden auf Euch gelauert.“

„Das ſind mir Räthſel,“ ſagte Robert vor ſich. Der Knappe wollte von nichts nähere Kenntniß haben. Robert ſah ſich nach der Jüdin um; die ritt ſchon in einen hübſchen Burſchen verwandelt neben ihm. Die andern konnte er wegen der Dunkelheit nicht erkennen. Nach Weſten zu ging die abentheuerliche Fahrt durch die ſchweigende Nacht. Als der Morgen dämmerte, ſah Robert mit Verwunderung in ſeinen Begleitern ſechs ſeiner treueſten Reiſige, die oft um ihn gefochten, ihn auf allen Zügen begleitet und ihm Beweiſe ihrer Anhänglichkeit an ihn gegeben hatten.

„Welch' eigenthümliches Schickſal bringt mich unter Euch, Waffengenoſſen?“ rief er aus. „Welche Hand leitet mich, daß ich in Euerer Mitte bin, ohne es zu wiſſen?“

„Wie könnt Ihr fragen, edler Ritter!“ entgegnete Einer der Reiſigen. „An dem Morgen — wir zählen heute den vierten darauf, — als der Prinz von Wales Euerer Schaar erklärte, daß Ihr das Heer habet verlaſſen müſſen und uns einen anderen Anführer gab, da ſagte er gerührt: ‚wer aber ſich nicht trennen kann von ſeinem alten Herrn, der trete hervor, und ich will ihn gern entlaſſen; denn ich ſchätze den Ritter a Machin und will nicht, daß er ſeine

Freunde entbehren ſoll. Auch kann ſich noch Vieles ändern.' Wir waren es, welche hervortraten. Freundlich ſagte der Prinz zu uns: ‚Wohlan! erwartet die Befehle Eures Herrn.' Geſtern aber erhielten wir durch einen uns unbekannten Reitersmann Euerem Willen, daß wir Euch an jener Stelle erwarten ſollten, um mit Euch in die weſtlichen Theile des Landes zu ziehen."

„Da werde klug wer kann!" murmelte Robert wieder: „Schwarzer Knapp," fuhr er zu der Zigeunerin gewendet fort: „ſteh mir Rede, was haſt Du mit mir vor?"

„Euch zu Euerem Glücke zu führen, das ihr ohne Leitung nicht finden könnt. Doch ſollt Ihr unter ſieben Tagen mich nicht fragen."

„Aber was ſollen alle dieſe Dinge? Wer erlaubt ſich in meinem Namen zu handeln?"

„In ſieben Tagen ſollt Ihr Alles erfahren! Jetzt aber laßt uns eilen, daß Euch kein neuer Ueberfall überraſcht!"

Die Pferde wurden in Trab geſetzt. Robert zog als Pfäfflein gekleidet mit ſeinen Gefährten an dem Ufer der Themſe hinauf. Bei Nacht raſteten ſie in ſchlechten Herbergen, bei Tage nahmen ſie an beſtimmten Orten ihr Mahl ein, das ſtets ſchon für ſie bereitet war. Das Ufer der Themſe verließen ſie nicht eher, als wo die Iſis ſich in dieſelbe ſtürzt. Nun ging es dieſem Strome entgegen faſt bis an ſeine Quellen auf den Höhen von Gloceſterſhir. Dann wandten ſie ſich in das fruchtbare Thal des Severn hinab, überſchritten am fünften Tage ihrer Reiſe dieſen Strom, und betraten bald die kleine Grafſchaft Monmouth. Robert erinnerte ſich, daß dieſes Ländchen Eduard Cliffords Vaterland ſei, und fing mit

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52868-X
STORCH,L. FN. 18341/068

varra zu betrachten, und die kalte und gleichgültige Entfernung, in welcher ſich der Infant Carlos von ihr hielt, ſteigerte ihren Stolz auf eine ſchier beleidigende Höhe und drängte ſie in eine gereizte, trotzige und ungeſtüme Stimmung. In der That hatte ihr der Prinz, ſo lang er auch ſchon am kaſtiliſchen Hofe verweilte, nur die herkömmlichen Formen von Höflichkeit erwieſen und ſelbſt dieſe mit einer berechneten Kargheit und Kälte, daß nicht zu verkennen war, auch er ſei von jenem Plane unterrichtet und beſtrebe ſich der ſtolzen Tochter des Admirals von Kaſtilien jede Hoffnung auf Verwirklichung deſſelben zu nehmen. Aber auch keiner andern Dame ließ er etwas, das einer Auszeichnung oder nur Aufmerkſamkeit gleich geſehen hätte, angedeihen; er widmete ſeinen Umgang, ſobald er der Hofetikette genügt, ausſchließlich nur dem berühmten Dichterkleeblatte und zeigte ſich als den aufrichtigſten Bewunderer der ſchöngeiſtigen Werke deſſelben.

Das Feſt verlief unter den geräuſchvollen und ſchauprangenden Vergnügungen jener Zeit, und der Hof von Kaſtilien ſetzte ſeinen Stolz darein, den alten Ruhm zu behaupten, daß er die prachtvollſten Ritterſpiele, die glänzendſten Aufzüge und die reichſten Bankets zu veranſtalten wiſſe; die Tapferkeit und Galanterie der Ritter aus den verſchiedenen Königreichen ließ dieſe Gelegenheit nicht vorüber, ohne ſich in ihrem höchſten Glanze zu zeigen, und zwar ſo, daß ſie ſogar mit ſcharfen Waffen in den Turnieren kämpften und ſich mit Wunden bedeckten, an welchen einige den Geiſt aufgeben mußten. Der Prinz von Viana verſchmähte es zum Verdruſſe der Donna Juana Henriquez ſich auf die eine oder die andere Weiſe hervorzuthun; er gab weder Proben ſeiner tapfern, noch ſeiner galanten

Geſinnung und zeigte ſich überhaupt ſo einfach und beſcheiden und nur für die erhabenſte und ſchönſte Thätigkeit des Geiſtes eingenommen, daß er eher einem jungen eifrigen Gelehrten aus niederm Adel als dem Erben einer Königskrone glich. Dies Alles war freilich nicht nach dem Geſchmacke der Donna Juana, welche in Wahrheit von Dichtern und Gedichten und andern gelehrten Dingen wenig hielt, von fürſtlicher Macht und Glanz, von ritterlicher Tapferkeit und Galanterie aber ſehr viel. Sie erachtete es als eine des Prinzen von Viana ſehr unwürdige Beſchäftigung, ſich nur mit Büchern und Bücherſchreibern abzugeben, und machte ihrem kleinen ſtolzen und geärgerten Herzen in Spöttereien Luft, die dem Prinzen hinterbracht, nichts weniger als geeignet waren, ihn ihr näher zu bringen. Dazu kam der Prinz mit ſeinem Liebchen im Roncevalesthale in's heimliche Gerede der Hofleute, was die Stimmung der beiden für einander beſtimmten jungen Leute gegen einander nur noch verſchärfte.

Die Königin Blanka, trotz ihrer Kränklichkeit zur Hochzeitsfeier ihrer Lieblingstochter nach Burgos gekommen, ſah mit großer Bekümmerniß, wie wenig Geſchmack ihr Sohn an der ſchönen Juana fand und wie er ſie abſichtlich mied, obgleich ſie ihn um das Gegentheil gebeten hatte. So ſehr ſie nun auch ſeine Abneigung begriff, ſo fühlte ſie ſich von den harten Worten, die ihr ihr Gemahl deshalb gab, tief gekränkt, und ſie ſchien von Don Carlos' Herzen dasſelbe Opfer zu verlangen, was auch ſie ihrer fürſtlichen Geburt und Stellung hatte bringen müſſen und welches man von jedem Fürſten ſo ganz vorausſetzte, daß eine andere Meinung für unmöglich, wenigſtens für lächerlich gehalten wurde. Mit ſchwerem Herzen ließ ſie den Prinzen von Viana um eine

Unterredung bitten. Er kam, wie immer, mit kindlicher Unbefangenheit und zärtlicher Liebe zu ſeiner Mutter.

„Mein Carlos,“ ſprach die Mutter ſanft, „es iſt Dir nicht verborgen geblieben, welch einen Wunſch Dein Vater mit den Höfen von Kaſtilien und Aragonien hinſichtlich Deiner baldigen Vermählung theilt.“

„Theilt auch Ihr dieſen Wunſch, meine theure Mutter?“

„Ja, mein Sohn, es iſt auch mein heißeſter Wunſch, Dich bald vermählt zu ſehen. Ich habe die Hoffnung aufgegeben wieder zu geneſen; die ärztliche Kunſt vermag nichts über das Uebel, das mich höchſt wahrſcheinlich einem frühen Grabe zuführt. Oft beſchleicht mich die trübe Ahnung, daß ich nicht lange mehr zu leben habe. Welcher meiner Wünſche kann alſo natürlicher und gerechtfertigter erſcheinen, als Dich, ſo lange ich noch Königin von Navarra bin, ſtandesmäßig vermählt und meinem Hauſe die Nachfolge auf meinem Throne geſichert zu ſehen, zumal Gerüchte beunruhigender Art zu mir gedrungen ſind, denen ich leider bei meiner genauen Kenntniß Deines Charakters nicht allen Glauben verſagen darf.“

„Welches ſind dieſe Gerüchte, meine geliebte Mutter? Seid offen gegen mich und nehmt die Verſicherung von Euerem gehorſamen Sohne, dem Euer Wohl und Euere Zufriedenheit über Alles geht, daß ich ganz offen gegen Euch ſein werde.“

„Dein Vater hat mir mit den leidenſchaftlichſten Aeußerungen ſeines Dir nur zu gut bekannten Temperaments hinterbracht, Du liebteſt die Tochter des verſtorbenen Biſchofs von Pampelona, der Biſchof habe hinterliſtiger Weiſe dieſe Leidenſchaft in Deinem Herzen geweckt und, Deine Schwäche, deren Pfleger er geweſen, wohl kennend und benutzend, Dir auf ſeinem Sterbebette das Verſprechen abgenommen, ſeine Tochter zu Deiner Gemahlin zu machen; Du aber hielteſt Dich nur deshalb ſo fern von Donna Juana, weil Du entſchloſſen ſeiſt, eher die Krone von Navarra aufzugeben, als jenes Mädchen in Roncevales. Der König hat mich mit Vorwürfen überhäuft, daß ich Dir jenen Lehrer gegeben, gegen den er ſtets eingenommen war, ja er hat mir die ganze Richtung Deiner Erziehung, die freilich mein Werk iſt, zur ſchweren Schuld angerechnet, und hat die Weiſe, wie jener von mir ſo ſehr protegirte Bartolomeo de la Vega mir vergelte, als Grund einer Anklage gegen mich hervorgehoben. Du kannſt mich, Dich ſelbſt und Deinen verſtorbenen Lehrer nur von dieſen Beſchuldigungen reinigen, wenn Du Donna Juana Henriquez Deine Hand reichſt; denn wahrlich der König iſt ſeinem Charakter nach ſehr geneigt zu glauben, ich könne aus einer tadelnswerthen Schwäche zu Dir die Ehre unſeres königlichen Blutes vergeſſen und mir von Dir die Einwilligung zu Deiner ehelichen Verbindung mit der Baſtardtochter eines Geiſtlichen abſchmeicheln laſſen. Was haſt Du mir auf dies Alles zu erwiedern?“

„Wenig, meine Mutter! Es iſt eine Lüge, daß mir der edle Biſchof eine ſolche Zumuthung gemacht; er hat ſein Kind ſterbend nur meinem Schutze empfohlen. Es iſt abermals eine Lüge, daß ich je daran gedacht, die beſcheidene einfache Maria zu meiner Gemahlin zu erheben. Niemals iſt zwiſchen mir und dieſem reinen unſchuldigen Kinde die Rede von Liebe geweſen. Sie würde im innerſten Herzen vor ſolchem Worte erbebt ſein und mir gewiß die Zuſtimmung zu einem Ehebunde mit mir feſt verſagt haben. Aber es iſt wahr, daß ich dieſen ſüßen holden Engel liebe — ſie iſt ein verkörperter reiner Hauch Gottes — und ich darf ſagen: es iſt wahr, daß ich von ihr geliebt werde. Die Gewißheit, daß ich ſie liebe und daß ich von ihr wieder geliebt werde, iſt erſt, ſeit ich ſie nicht mehr geſehen und geſprochen, in meiner Seele aufgegangen, und als ich ſie hatte, habe ich das ſtille Bergthal gemieden, wo die köſtliche ſeltene Blume blüht, und habe mich dem wehmüthigen Schmerze überlaſſen, daß ich nicht ein einfacher Edelmann bin. Das iſt Alles, was ich Euch zu geſtehen habe."

„Ich glaube Dir, mein Sohn, und Du beruhigſt mich durch Dein Geſtändniß. Aber bedachteſt Du, als Du Dich dieſer Liebe hingabſt, Deine Stellung als künftiger König nicht?"

„Mutter, kann dieſe Frage Euer edles großes Herz thun? Wenn des Himmels höchſte Gnade einen ſeiner Sterne in mein armes Leben herabſendet, deſſen Strahlen ein paar Tage dieſes Lebens mit dem reinſten Glanze Gottes ſchmücken, ſoll ich daran denken, daß dieſer Stern nicht von irdiſchem Golde gemach iſt, und daß ich ihn deshalb nicht mit meiner Königskrone verſchmelzen kann? Mutter, Du haſt nie geliebt, ſonſt könnteſt Du mich ſo nicht fragen."

Die Königin wandte ſich ſchmerzlich bewegt ab; als ſie das reine Auge wieder zu ihrem edlen Sohne erhob, glänzten ein paar Thränen darin. „Doch was gedenkſt Du nun zu thun?" fragte ſie weiter mit zitternder Stimme.

„Was mir die Pflicht als Euer Sohn und als künftiger König von Navarra ſtreng gebeut."

„Das heißt: Du wirſt Donna Juana Henriquez Deine Hand reichen."

„Das gebeut mir keine meiner Pflichten."

„Wenn Du Dich weigerſt, dieſen Wunſch Deines Vaters zu erfüllen, wirſt Du das holde Kind in Roncevales unglücklich machen. Nur meinen Bitten und meinem Verſprechen, dieſe Sache mit Dir zu einem erwünſchten Ende zu bringen, iſt es gelungen, Gewaltſchritte gegen Deine Geliebte zu verhindern. Man wird ſie zwingen, die Frau des erſten beſten Edelmanns zu werden, den ihr der König auserſieht."

Carlos erbleichte. Nach einigen Augenblicken tiefen und bekümmerten Nachdenkens ſagte er mit leiſer wehmuthbebender Stimme: „Ich werde der Donna Maria de la Vega einen Gatten geben. Aber damit erkaufe ich mir das Recht die Hand der Donna Juana Henriquez zurückzuweiſen. Ich bringe mein Herz und ſein koſtbares Kleinod der Politik zum Opfer, aber keine Macht der Erde wird mich zu zwingen vermögen die Ehe mit einem ungeliebten Weibe zu ſchließen. Dies meldet meinem Vater als meinen feſten unabänderlichen Beſcheid."

Das Ergebniß dieſer Unterredung wurde Donna Juana ſchnell hinterbracht und ſchlug ihrem Stolze eine tiefe unheilbare Wunde. Sie wurde die erbittertſte Feindin des Prinzen von Viana.

---

## 8.

## Das Opfer.

Don Carlos, kaum nach Pampelona zurückgekehrt, erhob Don Inigo de Silva zu ſeinem erſten Miniſter.

„Mein theurer Freund,“ ſagte der Prinz mit würdiger Ruhe zu ihm, „Deine Erfüllung dieſes meines Wunſches gilt dem Wohle des Landes, welches natürlich auch das meinige iſt. Aber Du mußt mir einen zweiten Wunſch erfüllen, der allein meinem perſönlichen Wohle gilt. Du darfſt mir dieſe Bitte nicht verſagen.“

„Kann Ew. Hoheit einen Augenblick in Zweifel ſein, daß ich nicht jeden Euerer Wünſche freudig erfüllen würde?“

„Ich verlange viel von Dir, Inigo! Mehr als ich Dir, wenn unſere Stellen vertauſcht wären, in dieſem Falle gewähren könnte. Aber Du biſt ſtärker und willenskräftiger als ich. Was ich nicht vermöchte, das kannſt Du. Und Du wirſt es aus Liebe zu mir.“

„Nennt mir Euer Begehr, damit ich ungeſäumt an die Ausführung deſſelben gehe!“

„Dein Herz iſt bis jetzt den ſüßen Regungen der Minne unzugänglich geweſen; jetzt ſollſt Du das ſchönſte, edelſte und reinſte Frauenherz lieben lernen, das aus Gottes Schöpferhand hervorging; Du mußt Maria de la Vega's Gatte werden.“

„Mein Prinz —!“

„Um aller Heiligen willen, denke nichts Unwürdiges von mir! Der Argwohn, daß ein ſolcher Gedanke in Deiner Seele aufkeimte, könnte mich wahnſinnig machen. Maria wird ganz Dein Eigenthum. Ich will die Liebe zu ihr ritterlich bekämpfen und erſticken, und Gott wird mir dazu Kraft geben. Ich kann und darf ſie nicht beſitzen, aber nur der würdigſte und edelſte Mann, den ich kenne, ſoll ſich ihres Beſitzes erfreuen. Und der biſt Du. Nur Dir gönne ich ſie; nur Dein Leben ſoll die herrliche

Blume mit Duft und Farbe verſchönen. Nur nicht trennen kann ich mich von ihr; an ihrem Anblicke mich laben und ſtärken, in Euerm Liebesglücke mein ſtilles, wehmüthiges Glück finden, das einzige, das mir auf Erden vergönnt iſt, das, das muß mir gewährt werden; es iſt Lebensbedingung für mich." Thränen erſtickten ſeine Stimme.

„Und glaubt Ihr wirklich, ich könnte mit frevelhafter Hand die Blume pflücken und an meiner Bruſt bergen, die Euer köſtliches Kleinod iſt —"

„Ich will's. Ich bitte, ich beſchwöre Dich darum. Ich verlange dieſen Dienſt von Dir als den höchſten Beweis Deiner Freundſchaft und Liebe zu mir. Ich befehle es Dir als Dein Herr und künftiger König. Stürze mich durch Dein Verweigern nicht in Verzweiflung!"

„Es ſei, wie Ihr begehrt!" ſagte Inigo mit ſchwerem Herzen, und die beiden Freunde umarmten ſich, um Bruſt an Bruſt ſich auszuweinen.

Nach einigen Tagen ritten ſie zuſammen nach dem Meierhofe in Roncevales. Der Hauch ſchmerzlicher Sehnſucht hatte Maria's Wangen ſanft gebleicht, ihre lieblichen Augen zeigten Spuren vergoſſener Thränen; aber ihre Züge verklärten ſich, als ſie den Geliebten erblickte. Ach, ſie hatte ihn ſo lange nicht geſehen, und ihre Seele war bekümmert geweſen!

„Maria," ſagte der Prinz mit erzwungener Faſſung, „ich habe dem ſterbenden Biſchofe gelobt, ſtets für Dein Beſtes zu ſorgen, als wärſt Du meine Schweſter. Du weißt, wie oft ich Dir Inigo de Silva's treffliche Eigenſchaften gerühmt, wie oft ich Dir geſagt, daß ich ihn unter allen Männern am meiſten liebe. Dich aber verehre ich unter allen

Frauen am meiſten. So kann ich denn keinen höhern Wunſch haben, als daß Ihr Beide einander angehören möget. Und auf dieſe Weiſe erfülle ich gegen Dich, gegen den Verſtorbenen und gegen mich ſelbſt am treueſten die Pflicht. Ich bitte Dich, meinem Inigo Deine Hand und Dein Herz zu ſchenken; ich bin gekommen, Dich mit ihm für das Leben zu verbinden.“

Maria war noch mehr erbleicht; ihre Augen hatten ſich wieder mit Thränen gefüllt, aber ſie hatte ihn ganz verſtanden. Aus Blick und Haltung des Geliebten, aus dem leiſen Beben ſeiner Stimme, und noch mehr aus ihrer eigenen Ahnung, aus der tiefen Anſchauung ihrer reinen kindlichen Seele war ihr die Größe des Opfers klar geworden, das er ihr brachte. In ihren Seelen konnte kein Gedanke, kein Gefühl aufſteigen, welches die andere nicht verſtanden und mitgefühlt hätte. Sie beugte ſich auf die Hand des Prinzen herab und hauchte: „Ihr wollt es ſo, mein hoher Herr, und Euer Wille iſt mein höchſtes Geſetz.“ Da legte Carlos die Hände des Freundes und der Geliebten in einander und verlobte ſie. Dann ging er einſam hinaus in die Berge.

## 9.

## Schwerer Verluſt.

Ein Eilbote rief den Prinzen nach Saragoſſa. Seine Mutter war bedenklich erkrankt. Die Strapazen der Reiſe nach Burgos und der Feſte, ſowie die große Aufregung, welche ihr die Vermählungsangelegenheit ihres Sohnes und die rauhe Behandlung ihres Gemahls wegen Carlos Weigerung bereitet, hatten ihre letzten Lebenskräfte aufgezehrt. Der Prinz flog nach der Hauptſtadt Aragoniens; bleich und beſtürzt, ein Bild des tiefſten Schmerzes trat er an das Lager der geliebten Mutter. Sie hatte bereits die Sterbeſakramente empfangen, und die ſcheidende Lebensflamme ſchien nur noch ſo lange an dem ausgebrannten Dochte gezittert zu haben, bis ſie den geliebten Sohn noch einmal geſehen. Der König, ihr Gemahl und ihre Tochter Eleonore ſtanden am Bette. Sie nahm Carlos' Hand in die ihrige, welche der nahende Tod ſchon zu durchkälten begonnen hatte. „Mein Sohn," flüſterte ſie, „ich lege die irdiſche Krone nieder und hoffe auf die himmliſche, die nach göttlicher Verheißung allen Gerechten zu Theil werden ſoll. Mein Leben war arm an Freuden; Du warſt die ſchönſte derſelben, welche mich oft den Mangel der übrigen vergeſſen ließ. Das Glück Navarras und das meiner Kinder ſind mein letzter Wunſch, wie es ſtets mein höchſter war; es iſt mein letztes Gebet für die Erde. Dein eigenes Glück mußt Du dem Glücke des Landes und des Volkes unterordnen, das hoffend und vertrauend auf Dich ſchaut. Was haſt

Du gethan, um Dein letztes mir gegebenes Verſprechen zu erfüllen?"

„Maria iſt die Verlobte des Don Inigo de Silva; ſie wird bald ſeine Gemahlin ſein."

„Verſprich mir noch ein Mal, daß ſie es wirklich wird, ſelbſt wenn ich nicht mehr bin. Mein Tod kann Dich Deines Verſprechens nicht entbinden. Verſprich es mir noch einmal; ich werde dann ruhiger ſterben."

„Ich ſchwöre Euch bei Chriſti Blut, daß Maria niemals mein Eigenthum werden wird, nicht als Gattin, nicht als Geliebte. Sie ſoll für mich ſtets ein unantaſtbares Heiligthum ſein."

„Du verſprichſt mehr als ich verlangte. Meine Bitte, Deine Hand der Donna Juana Henriquez —"

„O Mutter, nur dieſe Bitte wiederholt nicht! Ich beſchwöre Euch bei dem Erlöſer, nur dieſe nicht! Ich könnte in dieſer ernſten Stunde aus Pflichtgefühl und Kindesliebe vermocht werden, Euch ein Verſprechen zu geben, deſſen Erfüllung mich namenlos unglücklich machen würde. Auch Navarra's Glück würde darunter leiden. Und Ihr wünſcht doch mein und des Landes Glück. Ich beſchwöre Euch: erlaßt mir ein ſolch unſeliges Verſprechen!"

„Es iſt Dir erlaſſen. — Doch gieb mir das, Dich ſtandesmäßig zu vermählen."

„Meine Liebe, meine Kraft gehören dem Lande. Navarra iſt meine Braut. Zu ſeinem Wohle und Glücke werde ich alles Erforderliche thun. Nöthigt mich zu keinem Verſprechen weiter."

„Die gegebenen genügen. Du haſt den ſchwerſten und ſchönſten Sieg, den über Dich ſelbſt, erkämpft. Gott und ein treues Volk werden Dir lohnen. Ich aber ſegne Dich, mein Sohn." Und ſie legte die Hand mühſam auf ſein niedergebeugtes Haupt und flüſterte ein Gebet. In der Nacht noch ſtarb ſie in Carlos' Armen, noch Segnungen für ihn auf den Lippen, und ſein troſtloſer Schmerz brach nun unaufhaltſam hervor. Er allein wußte, was er verloren hatte. Als er in Begleitung der königlichen Leiche in Pampelona anlangte, wo ſie in der Gruft der Könige von Navarra beigeſetzt werden ſollte, waren Inigo und Maria auf ſeine Anordnung bereits vermählt. Zu ihnen eilt er, den geliebten, ihm treu ergebenen Seelen, um mit ihnen zu trauern. Sie waren jetzt die einzigen Herzen, die er ganz ſein nennen konnte. Aber eine tiefe Schwermuth ergriff ſein Gemüth; ſie hat ihn während der Dauer ſeines Lebens nicht wieder verlaſſen. Oefter noch als die Freunde ſuchte er die Einſamkeit, und ſein Weg ging meiſt über die hohen ſtillen Berge ſeiner Heimath. Außerdem vergrub er ſich in Arbeiten, welche theils die Regierung des Landes, theils das ernſte Studium der Wiſſenſchaften ihm darboten.

Bei Eröffnung des Teſtamentes der verſtorbenen Königin fand Don Carlos die Beſtimmung hinſichtlich der Nachfolge beſtätigt, welche ſein mütterlicher Großvater, der König Carlos III. von Navarra, bereits getroffen hatte, jedoch war der Wunſch hinzugefügt, daß ihr Sohn vor dem vollen Antritt der Landesherrſchaft und der Uebernahme der Krone den guten Willen und die Genehmigung ſeines Vaters erbitten ſolle. Es lag dem Prinzen von Viana ſo wenig an dem Range und dem Titel eines Königs, und er wußte nur zu gut, wie ſehr viel ſeinem Vater daran liege, der ſie nie freiwillig an ihn abtreten werde, daß es ihm gar nicht einfiel, den König Johann um jene von der Königin gewünſchte Genehmigung zu erſuchen. Er war Regent des Landes und ſein Vater hieß König deſſelben. Beide kamen in ſehr ſeltene Berührung miteinander; ſie blieben ſich fremd, wie ſie es ſtets geweſen waren, und ſeit das Band zwiſchen ihnen zerriſſen war, hatten ſie nicht einmal eine Veranlaſſung, ſich perſönlich zu ſehen.

## 10.

## Der Conflict.

Auf dieſe Weiſe waren über vier Jahre vergangen. Die Infantin Eleonore hatte einen franzöſiſchen Edelmann, den Grafen Gaſton de Foix, geheirathet und war mit ihm auf ſeine Güter in Frankreich gezogen. Mit ſeiner Schweſter Blanka, der Prinzeſſin von Aſturien, blieb der Regent von Navarra im freundſchaftlichſten Verkehre, doch vermied er den kaſtiliſchen Hof. Der König Alfons von Aragonien hatte ein Jahr nach dem Tode der Königin von Navarra mit Hülfe ſeiner beiden Brüder endlich das Königreich Neapel ganz erobert und den König René verdrängt, dann aber ſeine Reſidenz in dem heitern Neapel genommen, wo es ihm beſſer gefiel, als in dem düſtern Saragoſſa. Dort war er unumſchränkter Herrſcher, hier kaum mehr als ein Gleicher unter Gleichen. Im folgenden Jahre hatte er ſeinen Bruder Johann zum Statthalter von Aragonien, Katalonien und Valencia ernannt, und Jedermann hatte nun erwartet, daß dieſer ſeinem Sohne nun den Königstitel von Navarra, der ſich nicht zur Statthalterſchaft Aragoniens ſchickte, abtreten würde. Aber der Prinz bat nicht darum und Don Juan that es nicht freiwillig. Es war alſo beim Alten geblieben. Einige Male war das Gerücht gegangen, der König Johann werde ſich wieder vermählen und man hatte bald dieſe, bald jene Dame als die Erkorene bezeichnet, aber es war ebenfalls dabei geblieben. Da ſtarb die Königin von Kaſtilien, Maria, eine geborne Infantin von Aragonien, und ihr Bruder Johann reiſete nach Burgos, um ihr die letzte Ehre zu erweiſen. Bei dieſer Gelegenheit ſah er die Donna Juana Henriquez wieder, die er vor fünf Jahren ſo lebhaft zu ſeiner Schwiegertochter begehrt hatte. Sie ſtand jetzt im zweiundzwanzigſten Lebensjahre und in der höchſten und herrlichſten Blüthe der Schönheit. Dieſe und ihr ſtolzes entſchiedenes Weſen machten einen ſo ſtarken Eindruck auf den Witwer, daß ſeine Tochter Blanka ihrem Bruder Carlos ſchon nach Verlauf von drei Monaten meldete, daß ihr Vater um die Hand der ſchönen Kaſtilierin geworben und das Jawort erhalten habe; Verlobung und Beilager würden nach Verlauf der Trauerzeit ſtattfinden.

Dieſe Kunde machte auf den Regenten von Navarra einen ſehr übeln Eindruck. Seine ahnungsvolle Seele flüſterte ihm zu, daß dieſe ungleiche Verbindung ihm nur Schlimmes bringen werde. Nach einem Vierteljahre erhielt er denn auch die officielle Meldung der Verlobung und eine Einladung zum Feſte des Beilagers, doch nicht von der Hand ſeines Vaters, ſondern aus der aragoniſchen Hofkanzlei und im kälteſten, trockenſten Stile abgefaßt. Zugleich wurde der Prinz freundſchaftlich gewarnt, nicht zur Hochzeit ſeines Vaters zu gehen, da ſie nicht ohne Kränkungen und Demüthigungen für ihn verlaufen werde. Er zog es daher vor, ein eigenhändiges, in den ehrerbietigſten Ausdrücken abgefaßtes Gratulationsſchreiben durch drei der erſten Hof- und Staatsbeamte Navarra's an ſeinen Vater zu ſchicken und ſein Nichtkommen mit dringenden Regierungsgeſchäften zu entſchuldigen. Der König Johann ließ ihm deshalb ſein Mißfallen zu erkennen geben. Hierauf trat ſcheinbar wieder das frühere Verhältniß zwiſchen Vater und Sohn ein; ſie nahmen keine Notiz von einander.

Der Prinz lebte wieder über drei Jahre in ſeiner ſchlichten ſtillen Weiſe, im herzlichſten Verkehre mit Inigo de Silva's Hauſe, wo er ſein wehmüthiges Glück, ſeine Freude, ſeine Erholung fand. Dieſe drei Menſchen, die einander ſo innig liebten und verehrten, ſich immer ſeeliſch reiner in einander lebten und einander ganz unentbehrlich geworden waren, löſten in der Wirklichkeit eine Lebensaufgabe, wie ſie ſonſt nur in den idealen Träumen der Dichter als ſeligſte Befriedigung des Gemüths in harmoniſcher Geſelligkeit, als die warme ſonnige Gipfelhöhe der Liebe und Freundſchaft dargeſtellt wird.

Durch Inigo war der Prinz in freundſchaftliche Beziehungen mit den Häuptern der Beaumonts gekommen, und ohne gerade dieſe Partei zu bevorzugen, ſtand er ihr durch ſeine perſönlichen Verbindungen und Beziehungen doch näher als den Agramonts und wirkte durch ſein Beiſpiel ſo erhebend und veredelnd auf ſie ein, daß ſie die Aufgabe des Ritterthums und Adels überhaupt aus ſeinem Geſichtspunkte, d. h. vom höchſten geiſtigen Standpunkte auffaßten und in

Begünſtigung und Betrieb der Wiſſenſchaften und Künſte und in den edelſten Genüſſen der Geſelligkeit zu löſen ſich beſtrebten. Ein großartiger Wetteifer ergriff dieſe jungen Ritter, die ſonſt, gleich ihren Vätern, nur in Kampf- und Waffenſpiel, in Waidwerke, Banket und Gelag das höchſte Ziel ihres bevorrechteten Standes erblickt hatten. Der Prinz hatte ſie auf die edle Spur hoher und reiner Menſchlichkeit geleitet, und ſie verfolgten ſie theils aus Begeiſterung für die Sache, die von dieſer ſelbſt in empfänglichen Gemüthern entzündet worden war, theils aus Anhänglichkeit an die liebenswürdige Perſönlichkeit des Regenten, theils endlich aus Spekulation auf Bevorzugung von Seiten des künftigen Königs.

Die Agramonts widerſetzten ſich nicht allein aus Parteileidenſchaft, ſondern auch aus angeborener und liebgewonnener Gewohnheit dieſer Richtung ihrer Gegner, und wenn ſie auch nicht offene Partei gegen den Regenten bildeten, ſo doch gegen ſeine Neigungen, in ſofern dieſe bei ſeinen Freunden zur wirklichen Erſcheinung kamen. Sie gingen ſo weit, ſich abſichtlich in den Rohheiten und ſchlimmen Auswüchſen des Ritterthums zu gefallen. Dabei bemühten ſich die Entartetſten, das reine Verhältniß zwiſchen dem Regenten und der Gattin ſeines Miniſters mit der giftigen Zunge der Verleumdung zu beſchmutzen und die Tugend der von den Beaumonts hochgefeierten Frau zu beſpötteln. Dieſe Gemeinheit empörte den Prinzen am meiſten und entfremdete ihn der ganzen Partei immer mehr. Dieſe Spannung wurde geſteigert, als verlautete, daß der Statthalter von Aragonien die Häupter der Agramonts an ſeinen Hof zog und mit Ehrenbezeigungen begabte, ja daß die junge Gemahlin deſſelben ſie mit Schmeicheleien überhäufte. Es konnte dem Prinzen von Viana endlich auch kein Geheimniß bleiben, daß, ſo wie die Beaumonts zu ihm ſtanden, die Agramonts ſich auf die Seite ſeines Vaters geſtellt hatten. Aber noch lagen die Zwecke dieſer unnatürlichen Scheidung im Verborgenen. Der reine Sinn des Regenten begriff nicht, was ſein Vater bei dieſer Parteiwerbung beabſichtigte, ihm und ſeinen Freunden ahnete nur, daß es nichts Gutes ſei. Höchſt auffallend war es dieſen, daß Donna Juana um dieſe Zeit anfing, den Titel „Königin von Navarra“ zu führen, der ihr doch in keiner Weiſe zuſtand, daß er ihr in öffentlichen Erlaſſen beigelegt wurde und nicht nur die Bewohner der drei Königreiche Aragonien, Katalonien und Valencia ihr denſelben gaben, ſondern auch die immer trotziger auftretende Partei der Agramonts und ihr großer Anhang in Navarra.

Der Anhang der Agramonts wurde leider immer größer; denn die Mehrzahl der Menſchen neigt zur Gemeinheit und iſt ſtets geneigt, das Edle und Erhabene als unleidlich und unbequem zu haſſen und anzufeinden. So trefflich auch der Prinz von Viana regierte, ſo ſehr er ſich das Wohl des Landes und jedes Einzelnen ſeiner Bewohner die angelegentlichſte Sorge ſein ließ, ſo wurde er doch jetzt immer mehr Gegenſtand rückſichtsloſen und heftigen Tadels, daß er den ächten Ritterſinn in weibiſchen Beſchäftigungen verlernt habe und ſtatt ein Krieger zu ſein, ein Gelehrter und Dichter ſei, dabei ein trübſinniger Träumer, der die Freude fliehe, den Glanz des Hofes verachte und den Adel ſeines Landes vernachläſſige. Man tadelte eben ſo giftig, daß er ſich nicht ſtandesmäßig vermähle und in einem ſündhaften und ſträflichen Verhältniſſe mit der Frau ſeines Miniſters lebe, die zu ehelichen er nur von ſeinen in Geſinnung und Handlung gleich edlen Eltern abgehalten worden ſei. Und man zog daraus den Schluß, der Prinz beſitze dieſen edlen Sinn nicht, er neige vielmehr zum Gemeinen und Unwürdigen; er habe durchaus nicht die rechten Eigenſchaften zu einem Könige von Navarra, ja ihm gehe jede Befähigung zur Regierung ab, denn Inigo de Silva ſei es, welcher das Land regiere. Dies war das Urtheil der Gemeinheit, der Unwürdigkeit, der Leidenſchaft über den edelſten, würdigſten und befähigtſten Jüngling. Die Freunde des Prinzen begriffen, woher dieſe Urtheile ſtammten und ihren Nachforſchungen gelang es, zu entdecken, daß ſie von Donna Juana ausgingen und daß dieſe junge Dame all' ihren Einfluß auf ihren ſchwachen Gemahl, ihrer Stellung als Gemahlin des Statthalters von Aragonien und ihres großen Reichthums aufbiete, um eine mächtige Partei in Navarra für ſich und gegen den Regenten zu gewinnen, und daß ihr dies ränkevolle Verfahren nur allzu gut gelinge. Aber vergebens waren alle ernſten und dringenden Vorſtellungen bei dem Prinzen, dagegen nachdrückliche Schritte zu thun und ſeiner Stiefmutter den Titel einer Königin von Navarra zu verwehren. Carlos war in dieſer Hinſicht ſchwach; er verwarf jedes Anſinnen, gegen ſeinen Vater aufzutreten, mit Unwillen. Es wird einem reinen großen Herzen ſo ſchwer, an das Schlechte zu glauben, und es vermeidet daſſelbe ſo viel als möglich. Uebrigens war der Prinz in ſeinem Rechte auf die Krone ſeiner mütterlichen Ahnen ſo feſt, ſo unzweifelhaft und ſchon ſo lange in der faktiſchen Ausübung dieſes Rechtes begriffen, daß er von den Intriguen ſeines Vaters und ſeiner Stiefmutter nicht das Mindeſte dagegen befürchtete. Wie groß war ſeine Täuſchung!

Schon war durch Juana's unabläſſiges, kein Mittel ſcheuendes Bemühen der Boden unter Carlos' Füßen unterhöhlt, ohne daß es ihm vergönnt geweſen wäre, zur richtigen Einſicht in ſeine Lage zu gelangen, als ſie, im dritten Jahre ihrer Vermählung, plötzlich in Pampelona mit einer ſtarken und prächtigen Begleitung aragoniſcher und kataloniſcher Ritter, meiſt Hofherren und Waffengefährten des Statthalters, erſchien und von dem ob dieſes unerwarteten Beſuches höchlichſt verwunderten Prinzen von Viana mit faſt ängſtlicher Befangenheit und kalter Höflichkeit empfangen, auf eine gegen ſein Benehmen ſehr abſtechende, herriſche und ſchier übermüthige Weiſe ihre Wohnung im königlichen Schloſſe nahm und die ihrer Begleiter eben daſelbſt beanſpruchte. Der Prinz, keinen Augenblick die Pflichten der Galanterie und Ehrerbietung gegen eine Dame von ſo hohem Range, die noch dazu die Gemahlin ſeines Vaters war, aus den Augen ſetzend, erfüllte mit Selbſtaufopferung ihr Verlangen, obgleich ſich dieſes zu ſeinem Befremden in einem Tone äußerte, welcher weit mehr dem des Befehls als dem der Bitte ähnlich ſah. Kaum hatte er ſich aber in ſeine Gemächer zurückgezogen, um ſich mit Inigo de Silva, welcher ihn dort ſchon erwartete, über dieſen ſeltſamen Beſuch und deſſen noch ſeltſameres Benehmen zu beſprechen, als ihm die drei vornehmſten Herren aus der Begleitung der Donna Juana, als zum Hofſtaate „der Königin" gehörig, gemeldet wurden. Sie ließen ihn um eine Audienz erſuchen in der Eigenſchaft als Geſandte des Königs von Navarra, um ihm eine Botſchaft ihres Herrn und Statthalters zu überbringen. Der Prinz ließ ſie ſogleich hereinführen. Sie überreichten ihm ein Schreiben ſeines Vaters, deſſen Siegel er löſte. Mit wachſendem Erſtaunen, ja mit Beſtürzung nahm er Kenntniß von dem Inhalte des Briefs. Der König ſchrieb ihm: „Die Schwäche, die Ihr in der Regierung des Königreichs Navarra offenbart und die Bevorzugung, die Ihr einer Partei des dortigen Adels angedeihen laßt, haben die übrigen Bewohner mit Unzufriedenheit und Unwillen erfüllt und drohen das ganze Land in Verwirrung und Anarchie zu ſtürzen. Dieſer durch Euch und Euere Günſtlinge herbeigeführte gefährliche Zuſtand macht es mir zur heiligſten Pflicht, von dem mir zuſtehenden Rechte Gebrauch zu machen und die Regierung des Königreichs mit Euch gemeinſchaftlich zu führen. Da mir nun aber als Statthalter meines Bruders, des Königs, die Regierung ſeiner drei Königreiche obliegt und alle meine Kräfte beanſprucht, ſo iſt es mir nicht möglich, meine thätige Sorge auch auf die Regierung des Königreichs Navarra auszudehnen. Ich habe daher meiner Gemahlin, der Königin Juana, Auftrag und Vollmacht gegeben, Euch in der Regierung zu unterſtützen und die Sorgen und Arbeiten derſelben mit Euch zu theilen. Deshalb fordere ich Euch hiermit auf, ihr mit Liebe und Freundlichkeit entgegen zu kommen, ihr den mir zukommenden Antheil an der Regierung einzuräumen und keinen Regierungsact ohne ſie zu vollziehen, das Volk von Navarra auch ungeſäumt mit ihr gemeinſchaftlich von dieſem meinem Beſchluſſe in Kenntniß zu ſetzen und zum Gehorſam zu ermahnen.“

Der Prinz erklärte, daß er die Antwort der Königin zukommen laſſen werde, und die Geſandten entfernten ſich. Carlos, auf einen ſo unerhörten Fall auch nicht im Mindeſten vorbereitet, offenbarte jetzt wirklich die ſeinem Charakter eigenthümliche Schwäche mehr als bei irgend einer frühern Gelegenheit. Er war ſo rathlos, daß er die Cortes des Landes zu einer außerordentlichen Verſammlung berufen wollte, um ihnen die Entſcheidung über das Verlangen ſeines Vaters vorzulegen, und nur auf Silva's beſonnene Bemerkung, daß er mit dieſer Maßnahme jenem Verlangen eine Berechtigung einräume, kam er davon zurück. Jetzt zeigte ſich Inigo in ſeiner ganzen moraliſchen Größe und Charakterſtärke nicht nur als erſter Miniſter, ſondern auch als wahrer Freund des Regenten, und dieſer ſah ein, daß er am beſten thun würde, die Vorſchläge des ihm treu ergebenen Mannes anzunehmen und zu befolgen. Hierauf wurde der Geheim-Rath des Regenten zuſammenberufen und mit dem ſeltſamen und unbegreiflichen Schritte des König-Statthalters von Aragonien und ſeiner Gemahlin bekannt gemacht. Der Geheim-Rath beſtand aber nur aus Beaumonts, und ſie beſorgten nicht mit Unrecht, daß die gewaltſame Verfahrungsweiſe des Königs den Agramonts nicht fremd ſein und die geſuchte und mit Abſicht herbeigeführte Veranlaſſung zum Ausbruche eines neuen Kampfes zwiſchen beiden Parteien werden würde. Inzwiſchen war der Eingriff in die durch die Teſtamente ſeines mütterlichen Großvaters und ſeiner Mutter, ſo wie durch die Anerkennung ſeiner alleinigen Regentengewalt von Seiten der Cortes ganz unbezweifelt feſtſtehenden Rechte des Prinzen ſo ſchreiend, daß ohne Verzug der einmüthige Entſchluß gefaßt wurde, denſelben mit aller Kraft und allen Mitteln zurückzuweiſen. Es wurde alſo eine kurze Antwort an den

König-Statthalter von Aragonien aufgeſetzt und darin geſagt, er habe weder durch die vorhandenen Teſtamente, noch durch Verträge mit dem Prinzen von Viana oder den Cortes von Navarra ein Recht auf die Theilnahme an der Regierung. Mit dieſem Schreiben begab ſich Silva an der Spitze der Mitglieder des Geheim-Raths zu Donna Juana und forderte ſie auf, die Hauptſtadt und das Königreich unverzüglich wieder zu verlaſſen, falls ſie ſich nicht unangenehmen Maßregeln des Regenten ausſetzen wolle, zu welchen ſich dieſer nur höchſt ungern und im äußerſten Falle entſchließen würde. Donna Juana verſetzte hierauf mit dem ganzen ſtolzen weiblichen Uebermuthe einer plötzlichen Erhebung und im Bewußtſein der Mittel und Kräfte, die ihr zu Gebote ſtanden, gleichſam mit lachendem Hohne: Ihr Gemahl ſei König von Navarra und ihm gebühre nach der teſtamentariſchen Verfügung ſeiner erſten Gemahlin, der Erbin und Königin des Königreichs Navarra, der Antheil der Regierung deſſelben; denn in ihrem Teſtamente ſei ausdrücklich beſtimmt, daß ihr Sohn, der Prinz von Viana, nicht ohne ſeine Genehmigung die volle und ganze Landesherrſchaft antreten könne. Der klare Sinn dieſer Worte ſei, daß dem Vater und dem Sohne zuſammen die ganze und volle Landesherrſchaft zukomme, jeder alſo einen gleichen Theil von Berechtigung darauf habe. Wenn der König ſein klares und unbezweifelbares Recht an die Mitregierung bis jetzt nicht geltend gemacht, ſo liege darin keineswegs eine Verzichtleiſtung auf daſſelbe. Hätte der Prinz nach den gerechten Wünſchen ſeines Vaters unparteiiſch, wie es einem Regenten gebühre, regiert, ſo würde der König ſein Recht niemals geltend gemacht haben. Jetzt aber ſei er dazu gezwungen, um der vernachläſſigten und zurückgeſetzten Partei zu ihrem verhöhnten und unterdrückten Rechte zu verhelfen und weiterm größerm Unglücke durch energiſche Schritte vorzubeugen. Zu dieſem Zwecke habe ihr Gemahl ſie mit den ausgedehnteſten Vollmachten verſehen und ſie werde ſich für die ihr übertragene Gewalt zum Beſten der Unterdrückten und des allgemeinen Wohls alle nöthige Achtung zu verſchaffen wiſſen.

Was ſie mit dieſer Drohung meinte, zeigte ihre aufgeſtellte bewaffnete Begleitung, welcher ſich bereits eine Anzahl Agramonts zugeſtellt hatte. Zum Regenten zurückgekehrt, drang Silva auf unverzügliche Verhaftung der Donna Juana und ihrer Begleiter, aber der Prinz konnte ſich nicht entſchließen zu dieſem Aeußerſten zu ſchreiten und die Mehrzahl der Mitglieder ſtand auf ſeiner Seite; Silva wurde überſtimmt, er mochte die Gefahr, wie ſie jetzt klar vor ſeiner Seele ſtand, mit noch ſo feuriger Zunge ſchildern.

Donna Juana handelte raſcher und entſchiedener. Noch in derſelben Stunde ließ ſie durch Herolde in den Straßen und auf den Plätzen der Stadt verkünden, zu welchem Zwecke ſie gekommen und auf welches Recht ſie Antheil an der Regierung beanſpruche. Die ganze Stadt gerieth dadurch in Aufregung, und viele Agramonts eilten zu, „ihrer Königin,“ um ihr ihre Ergebenheit zu bezeugen. Doch in noch weit größerer Anzahl ſtrömten die Beaumonts zum Regenten, und nur die Beſonnenheit des Letztern verhinderte einen blutigen Ausbruch der Leidenſchaft. Viele Agramonts hielten zurück im Gefühle ihres Unrechts, als ſie die Dinge, mit denen ſie zeither im Geheimen gleichſam geſpielt, zu ſolcher öffentlichen Entſcheidung gedrängt ſahen, und die Leidenſchaftlichſten, die ſich um die Königin geſchaart, bildeten gegen die beim Regenten ſtehenden Beaumonts einen verhältnißmäßig nur kleinen Haufen. Die Klugheit verbot ihnen daher es auf das Aeußerſte ankommen zu laſſen. Vor der Hand mußten ſie darauf bedacht ſein, die Perſon der Königin zu ſchützen, die auf einen weit größeren Zulauf gerechnet hatte und ſich nun in Gefahr ſah. Es wurde ſchnell beſchloſſen, daß ſie vor der Hand ihre Wohnung im Hauſe eines der Agramontshäupter nehmen ſollte.

Die Häuſer des hohen Adels waren im ganzen chriſtlichen Spanien kleine Feſtungen, Kaſtelle, und Kaſtilien führte ſogar den Namen von der zahlloſen Menge ſolcher Kaſtelle, mit welchen das ganze Land angefüllt war. Der Beſchluß wurde ſogleich ausgeführt, und Johanna zog in der Mitte ihrer Anhänger aus dem Schloſſe, um in dem auserleſenen Hauſe ihre Anmaßung nur noch trotziger fortzuſetzen. Vergebens hatte Silva gerathen ſie feſtzuhalten; der Prinz und ein großer Theil ſeiner Freunde waren des guten Glaubens, ſie werde dahin zurückkehren, woher ſie gekommen und jeden fernern Verſuch aufgeben. Zu ſpät ſahen ſie ihren Irrthum ein. Die Königin erließ nun Proklamationen an das Volk, denen der Prinz in andern widerſprach, aber ihre Partei vermehrte ſich, viel weniger aus perſönlicher Abneigung gegen den Prinzen, der doch eigentlich von Allen geliebt und geehrt war, als aus Feindſeligkeit gegen ihre politiſchen Widerſacher, von welchen ſie zeither mit Hohn und Härte unterdrückt worden war. Die zurückgeſetzten und vielfach gekränkten Agramonts wollten natürlich die ſich ihnen darbietende günſtige Gelegenheit, ſich Anſehung und Geltung in den Staatsangelegenheiten zu verſchaffen und ſich an ihren Beleidigern zu rächen, nicht ungenützt vorüberſtreichen laſſen. Dadurch gerieth das Land in große Verwirrung, und die Regierung ſah ihre Kräfte gelähmt. Sogar in die zuſammengetretenen Cortes ſchlich ſich der Geiſt der Parteilichkeit ein; ſie ſtritten über den Sinn der teſtamentariſchen Verfügung der Königin Blanka, und es gab nicht wenige, die es zu Gunſten des Königs interpretirten und ihm einen Antheil an der Regierung zuerkannt wiſſen wollten. Dagegen fehlte es unter den Beaumonts auch nicht an ſolchen, welche mit Heftigkeit in den Prinzen drangen, dem unſeligen Zwieſpalte des Landes dadurch ein Ende zu machen, daß er den Königstitel annehme und die volle Landesherrſchaft antrete, die ihm ja vor Gott und Menſchen rechtmäßig gebühre, und Silva war es vorzüglich, der auf einen ſo entſcheidenden Schritt beſtand. Aber es war Carlos' Unglück es nicht zur raſchen durchgreifenden That bringen zu können, wie dies ja das Unglück aller ſtillen und gemüthlichen Menſchen iſt, die das Schickſal in Verhältniſſe bringt, welche ganze, kräftige und ſchonungsloſe Maßregeln gebieteriſch heiſchen. Trotzdem, daß er von ſeinem Vater nichts als Feindſeligkeiten erfuhr, daß die Gemahlin deſſelben ihn mit weiblicher Unzartheit und empörendem Uebermuthe behandelte, wollte er doch weder die kindliche Pflicht, noch die der Galanterie aus den Augen ſetzen und hoffte immer noch Alles in Güte ausgleichen zu können. Aber die Verhältniſſe wurden gewaltiger als ſein guter Wille.

Die Beaumonts wollten durchaus die Königin aus der Hauptſtadt und dem Königreiche entfernt wiſſen und zogen in ſtarken bewaffneten Haufen dem unſchlüſſigen Prinzen zu; es langten Abgeſandte vom kaſtiliſchen Hofe an, welche den Prinzen ernſtlich ermahnten, die Ungebührlichkeit ſeines Vaters mit der ihm zu Gebote ſtehenden rechtmäßigen Gewalt zurückzuweiſen und nachdrücklich zu zeigen, daß er Herr in ſeinem Hauſe ſei. Dieſe Kaſtilier ſuchten ſich auf ſolche Weiſe an dem Statthalter von Aragonien zu rächen, der ſich auch oft genug Einmiſchungen in die innern Angelegenheiten ihres Königreichs erlaubt und die Schwäche ihres Königs zu Hetzereien und Stänkereien benutzt hatte. Die Bewegung wurde für die Königin immer drohender, und ihre Partei beſorgte, ſie möchte ſich in der Hauptſtadt nicht halten können. Sie zog ſich alſo mit ihrem Anhange in die Stadt Eſtella zurück, von wo ſie nicht weit zur aragoniſchen Grenze hatte. Dies geſchah zwei Monate nach ihrem erſten Auftreten in Pampelona im Spätherbſte des Jahres 1451. Wie ſie gehofft, war hier der Zudrang der Agramonts ſtärker als in Pampelona und deshalb ihre öffentliche Sprache nachdrücklicher, ihre Handlungen entſchiedener. Sie nahm während des Winters förmliche Waffenrüſtungen vor, um ſich ihr ſogenanntes gutes Recht zu erkämpfen. Jetzt blieb dem Prinzen von Viana nichts übrig, als ſie in der genannten Stadt zu belagern und ſomit den Krieg gegen ſie förmlich zu eröffnen.

Auf dieſen Schritt ſchien ſein Vater gewartet zu haben. Denn kaum hatte er Kunde davon erhalten, als er mit einem wohlgerüſteten Heere aufbrach und die Grenze zwiſchen Aragonien und Navarra überſchritt. Dadurch ſah ſich der Prinz von Viana genöthigt, die Belagerung von Eſtella aufzugeben, und die Königin verließ ſofort die Stadt, um ſich in das nahe an der Grenze gelegene aragoniſche Städtchen Sos zu begeben, um hier ihre Niederkunft zu halten, weil auf navarreſiſchem Grund und Boden ihr Wochenbette leicht hätte beunruhigt werden können. Es iſt immerhin höchſt merkwürdig, daß dieſe junge herrſch- und ränkeſüchtige Frau ihren kühnen und abenteuerlichen Eroberungszug in das Land ihres Stiefſohnes in einem Zuſtande machte, welcher dem weiblichen Geſchlechte vor allem Ruhe und Sorge für den eigenen Körper und die Frucht deſſelben nöthig macht. Am 10. März 1452 wurde ſie von einem Prinzen entbunden, der von der Vorſehung beſtimmt war eine der wichtigſten und einflußreichſten Rollen in der Geſchichte der iberiſchen Halbinſel zu ſpielen und auch das endliche Geſchick Navarra's auf eine unerwartete und gewaltthätige Weiſe zur Entſcheidung zu bringen. Da er in der Kunſt der Ränkeſchmiederei und ſchlaueſter Verſtellung, in Hab- und Eroberungsſucht unter den in all dieſen Dingen ſo ausgezeichneten Fürſten ſeiner Zeit als Meiſter hoch emporragt, ſo möchte man verſucht ſein zu glauben, der Eroberungszug ſeiner intriguanten Mutter, zur Zeit als ſie ihn unter dem Herzen trug, habe den mächtigſten Eindruck auf die Bildung ſeines Charakters ausgeübt. Gewiß iſt, daß er in allen Stücken das Gegentheil ſeines weit ältern Bruders, des Prinzen von Viana war. Man braucht nur den Namen des Neugebornen zu nennen, um ſogleich in der Seele jedes Geſchichtskundigen ein Bild von Verſchlagenheit, Ränkeſucht, Heuchelei und politiſcher Treuloſigkeit hervorzurufen, das ſeines Gleichen in der an treuloſen Zügen ſo überreichen Geſchichte der Könige kaum haben dürfte, und es genügt zu bemerken, daß von ihm her ſich der Name „ſpaniſche Treue" für ſolche Charaktereigenſchaften ſchrieb. Genug es war Ferdinand, König von Aragonien, der ſich den zweideutigen Namen des „Katholiſchen" erwarb, welcher an jenem Tage von Donna Juana geboren wurde. Das aragoniſche Heer unter ihrem Gemahl deckte gleichſam das Kindbette der königlichen Wöchnerin.

Das Gemüth des Prinzen von Viana war auf das ſchmerzlichſte ergriffen, als er ſich ſeinem Vater auf ſolche Weiſe gegenüber ſah, beide mit Heeresmacht und im Begriffe ſich eine Schlacht zu liefern, welche über Rechte entſcheiden ſollte, die niemals zweifelhaft geweſen waren. Der Prinz befand ſich in einer ſo gedrückten unglücklichen Stimmung, daß er, wenn es ihm vergönnt geweſen wäre, ihr allein Folge zu leiſten, gewiß eher auf ſein klares und unumſtößliches Recht verzichtet hätte, als den bewaffneten Arm gegen ſeinen Vater zu erheben, aber er hatte Pflichten für ſein Volk und für ſein Recht zu erfüllen, und ſeine Freunde verfehlten nicht, ihm dieſe ſtets lebendig vorzuhalten. Troſtlos lag er zuweilen an Inigo's Bruſt und vergoß Thränen des edelſten Gefühls; aber mit ſtarker Hand richtete der charakterfeſte Freund den Gebeugten empor und hielt ihn aufrecht in der verzweiflungsvollen Lage. Inzwiſchen gab Silva doch den Bitten des Regenten ſo viel nach, Alles bei der Gegenpartei zu verſuchen, um einen blutigen Zuſammenſtoß zu verhindern. In der nächſten Umgebung des Statthalters von Aragonien fehlte es zum Glücke nicht an verſtändigen Männern, auch waren einige Häupter der Agramonts nicht ſo ſehr von der Leidenſchaft verblendet, daß ſie nicht eingeſehen hätten, in welch eine widernatürliche Stellung der König zu ſeinem Sohne getreten war, und ſie hatten den Muth dem Erſtern zu ſagen, daß ein friedlicher Vergleich ihm zu größerer Ehre gereichen würde, als ein blutiger Sieg. Silva trat mit ihnen in Verbindung, und da der

König an der Stimmung ſeiner Rathgeber merkte, daß es nicht gut für ihn ſein werde, mit rückſichtsloſer Strenge gegen den Prinzen zu verfahren, ſo gab er zu, daß Unterhandlungen angeknüpft wurden, weniger aus väterlichen Gefühlen für ſeinen Sohn, die, wenn er ſie jemals beſeſſen, durch die ſchlauen Bemühungen ſeiner Gemahlin vertilgt zu ſein ſchienen, als aus politiſcher Klugheit, die es bei ſeinem höchſt zweifelhaften Rechte in Navarra nicht auf das Aeußerſte treiben durfte. Von beiden Theilen wurde eine Commiſſion ernannt, welche ſich über die Friedensbedingungen einigen ſollten; aber die Anſprüche des Königs und die Erklärungen des Prinzen gingen anfangs ſo weit auseinander, daß ſich die Verhandlungen ſehr in die Länge zu ziehen drohten. Beim Fortgange derſelben war der König klug genug ſein perſönliches Intereſſe, welches gegen das ſeines Sohnes ſtets im ſchreiendſten Unrechte erſchien, gänzlich fallen zu laſſen, um deſto nachdrücklicher das Recht der Agramonts zu vertreten; denn nun erſchien der Prinz als Vertreter der Beaumonts im Unrechte. Dieſe waren durch ſeine Gunſt in eine bevorzugte Stellung gegen ihre politiſchen Widerſacher gekommen, ſie hatten Alles aufgeboten, dieſe für ſich auszubeuten und ſich ihr zum Nachtheile und zur Kränkung der Agramonts oft genug übermüthig überhoben. Dies waren unläugbare Thatſachen. Ja in den Unterhandlungen ſuchten die Beaumonts dieſe ihre Stellung hartnäckig zu behaupten und verweigerten ihren Gegnern jedes Zugeſtändniß, ſo ſehr auch der Prinz zu ſolchen geneigt war. Aber ſeine Schwäche war leider abhängig geworden von ſeiner Partei; er wurde von ihr verhindert der Stimme ſeines Herzens zu folgen und gerecht zu ſein.

Die Agramonts, jetzt auf ein wohlgerüſtetes und durch die ſiegreichen Kriege in Neapel wohlgeübtes und tapferes aragoniſches Heer geſtützt, wurden durch ſolches Verfahren immer erbitterter und ſchonten den Prinzen nicht länger, dem ſie zeither immer noch mit rückſichtsvoller Ehrerbietung angehangen hatten. Statt ſich freundlich zu nähern, wurde die Stimmung der beiden Heere im Laufe der Verhandlungen immer feindlicher gegen einander, und der lange unterdrückte Groll der beiden Parteien aufeinander brach endlich plötzlich los und riß die ſich gegenüberſtehenden Heere zur Schlacht fort. Dies geſchah weniger gegen den Willen des Königs als gegen den des Prinzen von Viana. Das Verhängniß trieb ihn zu ſeinem unausſprechlichen Schmerze in den unnatürlichen Kampf und entblößte ſein Schwert gegen ſeinen Vater, ſeine Landsleute, ſeine Unterthanen. Er vermochte die Dinge nicht mehr zu beherrſchen, ſie waren ſeiner Meiſter geworden. Sein Heer war an Zahl dem königlichen nicht unbeträchtlich überlegen, aber es war des Kampfes ungewohnt. Die Königlichen waren dagegen durch Kriegserfahrung und treffliche Mannszucht ausgezeichnet. Das Gefecht wurde lange mit der größten Erbitterung geführt; aber endlich ſah der Prinz zu ſeiner größten Beſtürzung die Seinigen überall in die Flucht geſchlagen und ſich ſelbſt, da ihm die Flucht, ſo lange ſie noch möglich war, allzuſchimpflich erſchien, als Gefangener in den Händen der Feinde. Er wurde in das Hauptquartier ſeines Vaters geführt, wo ihm die Demüthigung nicht erſpart war, ſich vom triumphirenden Hohne ſeiner Stiefmutter bewillkommnet zu ſehen. Jetzt war die Stunde ihrer Rache gekommen und ſie benutzte ſie mit der empörenden Grauſamkeit eines beleidigten Weibes. Indem ſie das Herz ſeines

Vaters gegen den unglücklichen Carlos verhärtet, entwarf ſie die Pläne zur Beugung ſeines vermeintlichen Stolzes. An ihrer Rache war zu erkennen, daß ſie ihn geliebt und gewähnt hatte, er habe ſie nur aus Stolz verſchmäht. Jetzt wollte ſie ihm dieſen Stolz mit Zinſen zurückzahlen.

---

## 11.

## Unglückliche Lage des Prinzen.

Und ſie hielt ihm Wort die ſchlaue rachſüchtige Johanna. Unter den Augen des im harten Gefängniſſe ſitzenden Prinzen wurden prunkende verſchwenderiſche Feſte zu Ehren des neugeborenen Infanten gefeiert, und das Tauffeſt deſſelben übertraf Alles, was man in der Art noch am aragoniſchen Hofe geſehen, wo man doch an ſolche genußreiche Schauſpiele gewöhnt war. Der König überließ ſich einer Freude, die wenig zu ſeinem ſonſt mürriſchen Weſen paßte und in einem alle Unparteiiſchen ſchmerzlich berührenden Gegenſatze zu der ernſten Strenge ſtand, mit welcher er von ſeinem Gerichtshofe die Beleidigungen, die er von ſeinem ältern Sohne erfahren haben wollte, unterſuchen ließ. Durch dieſes unkluge Verfahren erbitterte er nicht nur die Freunde des Prinzen von Viana in Navarra, ſondern ſelbſt ein großer Theil der Agramonts ſprach ſich laut mißbilligend aus, aber auch in den zur aragoniſchen Krone gehörigen drei Königreichen war bald die öffentliche Meinung für den

Prinzen. Denn abgeſehen von dem allgemein menſchlichen Standpunkte, von welchem aus der edle Prinz Allen ohne Ausnahme als liebens- und verehrungswürdig galt, hatten die Aragonier, Katalonier und Valencier faſt daſſelbe Intereſſe an ihm, wie die Navarreſen. Von ihrem König Alfons lebten keine ehelichen Kinder, und ſein natürlicher Sohn Ferdinand konnte nach ſpaniſchen Geſetzen ihm nicht auf dem Throne folgen. Alſo wurde ſein Bruder Johann, der jetzige Statthalter, wenn er Alfons überleben ſollte, König der drei Reiche, und außerdem in Sicilien und Sardinien, welche jetzt von Neapel aus verwaltet wurden, und in jedem Falle ſtand dem Prinzen von Viana das unbeſtreitbarſte Recht der Nachfolge in allen dieſen Ländern wie in Navarra zu, ja dieſes Recht erſtreckte ſich ſogar auf die von Alfons neuerworbene Krone von Neapel. Man durfte in dem beſcheidenen Prinzen einen zukünftigen Herrſcher von einer Macht und Bedeutſamkeit erblicken, wie die damalige Welt keinen zweiten beſaß. Dieſe Betrachtung allein war ſchon ſehr geeignet, ihm die Stimme der öffentlichen Meinung zuzuwenden, und ſelbſt viele blinde Anhänger des Königs Johann wurden dadurch beſtimmt leiſer aufzutreten und dem Könige zu rathen, daß er in dem Verfahren gegen ſeinen ältern Sohn einlenken möchte. Es gelangten in dieſer Weiſe ſo viele Stimmen an den König, daß ihn die Klugheit, wenn auch nicht väterliches Gefühl, beſtimmte den Prinzen nach dreimonatlicher Haft wieder auf freien Fuß zu ſetzen. Dies geſchah aber unter den ungroßmüthigſten Bedingungen, in welchen der Keim zu neuen Wirren offen zu Tage lag. Die Königin, welche die unbeſchränkteſte Macht über ihren Gemahl erlangt hatte, konnte, da ſie den Gegenſtand ihres

Haſſes nicht im Gefängniſſe zurückzuhalten vermochte, ſich wenigſtens die Genugthuung nicht verſagen, die Punkte zu dictiren, welche er als Bedingungen ſeiner Freiheit beſchwören ſollte; allein dieſe erſte Faſſung war von der Art, daß der Prinz ruhig erklärte, er werde eher im Gefängniſſe ſterben, als ſeinen Namen mit einer Schmach bedecken, die unwürdig mache jemals der König eines ehrliebenden Volkes zu ſein. Der König Johann redigirte nun mit ſeinen Räthen das Dokument. Auch jetzt war noch eine Hauptbedingung, daß die Beaumonts von allen öffentlichen Aemtern und Ehrenſtellen entfernt und dafür Agramonts eingeſetzt werden ſollten, ja der König behielt ſich dieſe Beſetzung ſelbſt vor. In allen wichtigen Angelegenheiten der Regierung ſollte der Prinz erſt ſeinen Vater befragen und bei dieſem ſollte die letzte Entſcheidung ſein. Es war aber nicht angegeben, welche Angelegenheiten als wichtig zu betrachten ſeien. Dadurch gerieth der Prinz förmlich unter Vormundſchaft ſeiner Stiefmutter. Um ſich ſeinem Vater nicht länger widerſetzlich zu zeigen und dadurch Navarra in noch größeres Unheil zu ſtürzen, vielmehr um das geliebte Land durch weiſe Nachgiebigkeit zu beruhigen, beſchwur der Prinz die Punkte.

Bald genug ſollte er inne werden, daß ihn ſein gutes und friedliches Herz zu einer neuen Schwäche verleitet, und daß er gerade das herbeigerufen, was er hatte vermeiden wollen. Von ſeinem Rechte auf die Krone von Navarra war in dem unſeligen Vertrage gar keine Rede, und ſo war er gleichſam von allen Seiten blosgeſtellt. Aber er ſehnte ſich fort aus der Nähe von Menſchen, die ihn nur zu kränken ſuchten, er ſehnte ſich zu ſeinen Freunden und zu Maria's und Inigo's treuen Herzen, um bei ihnen ſeinen unſäglichen Kummer auszuſchütten. Ach ihm fehlte ja ſo ſehr ihr treuer Rath in dieſer Bedrängniß! Er kehrte nach Pampelona zurück, aber nicht in die alte glückliche Ruhe, vielmehr in ein größeres Wirrſal als es erſt geweſen war. Nur ſehr wenig Beaumonts legten, wie Inigo de Silva, ihre Aemter und Stellen nieder; die meiſten widerſetzten ſich vielmehr mit den Waffen in der Hand ihren ſiegreichen Feinden. Dieſe traten dagegen um ſo trotziger auf, je mehr ſie ſich von der Königin begünſtiget ſahen; ſie übernahmen nicht nur die übermüthige Rolle, welche die Beaumonts früher geſpielt, ſie übertrieben ſie bis zur häßlichſten Karrikatur. Sie zeigten ganz das läppiſche unerträgliche brutale Weſen eines ſchnell aus dem Staube der Niederträchtigkeit durch zweideutige Fürſtenliebe empokgehobenen geiſtesarmen Günſtlings, und dieſes Benehmen machte klar, wie recht der Prinz von Viana gehabt hatte, die Beaumonts vorzuziehen. Die rohen und beſchränkten Menſchen, welche nicht durch eigene Kraft, ſondern mit Hülfe einer himmelſchreienden Uſurpation emporgekommen waren, bemüheten ſich nicht nur auf's Eifrigſte, ihre Macht materiell auszubeuten, ſie wollten auch die Blüthe der geiſtigen Cultur, welche der Prinz von Viana unter den Beaumonts hervorgerufen hatte, vernichten, und unter dem Vorgeben, die zeither auf empörende Weiſe vernachläſſigte ritterliche Tugend wieder zu Ehren zu bringen, waren ſie nur daran, die Brutalitäten des Fauſtrechts wieder einzuführen. Der Zuſtand, welcher ſich aus dieſem Beginnen entwickelte, konnte für den Staat, für das öffentliche und häusliche Leben nur ein höchſt verderblicher ſein. In der That waren die Dinge bald ſo weit gediehen, daß ganz Navarra das Anſehen eines civiliſirten Staates verlor; die

Edelleute glichen mehr Räubern als Rittern, faſt kein Mann wagte ſich anders als bis unter die Zähne bewaffnet auf die Straße; auch ging man in der Regel nur truppweiſe, um nöthigenfalls ſich ſeiner Haut in Maſſe wehren zu können; die meiſten Häuſer waren mit hohen Mauern umgeben, hinter deren Schießluken die Diener mit geladenen Donnerbüchſen lauerten.

Der Prinz hatte ſich durch ſeine Nachgiebigkeit die Liebe der Beaumonts faſt verſcherzt, ohne ſich die der Agramonts erworben zu haben; auch bewarb er ſich in der That um die letztere ſo ganz und gar nicht, daß er jeden Umgang mit ihnen noch weit mehr mied als früher und nur mit Beaumonts verkehrte. Sie rächten ſich dafür an ihm, indem ſie ihn als eine Null betrachteten. Auch war nicht zu läugnen, daß, ſeit Inigo de Silva nicht mehr an der Spitze der öffentlichen Geſchäfte ſtand, dieſe vom Prinzen faſt gänzlich vernachläſſigt wurden. Gegen den Agramont, den die Königin an Silva's Stelle geſetzt, hatte er einen Widerwillen; er ſah ſich umſpäht und all ſein Thun und Laſſen der giftigſten Kritik unterworfen; er ſollte ſeine Regierungshandlungen der Controle ſeiner ſchlimmſten Feindin unterordnen, ſich zu jeder Anordnung die Erlaubniß aus Saragoſſa holen laſſen, und zuletzt ſah er ſeine beſten Abſichten entſtellt und in ihr Gegentheil verkehrt. Mit blutendem Herzen floh er zu Inigo und Maria, die in ſtiller Zurückgezogenheit auf einer ländlichen Beſitzung lebten, und blieb tage- ja wochenlang bei ihnen; denn nur in ihrer Nähe wurde ihm die Laſt ſeiner Sorgen leichter. Wenn er Maria's Hand in der ſeinigen hielt und ihr in das reine, oft über ſein Geſchick mit Thränen gefüllte Auge ſah, war's ihm zuweilen, als rauſchten die Blätter des vollen Lebenskranzes, den ſeine Jugend einſt mit gütigem Engelslächeln über ſeinem glücklichen Haupte gehalten, noch einmal heilverkündend in ſeiner Nähe. Ach, es war nur Täuſchung, hervorgerufen von der ſeligen Vergeſſenheit einer Minute, und doch war ſie der einzige Lichtblick in ſeinem düſtern Leben. Nie bietet das Glück dem Sterblichen dieſelben Gaben zum zweiten Male; die irdiſche Seligkeit, zu deren reinſtem und höchſtem Genuſſe Carlos ſo ganz befähigt war, ja für den er die feinſte Empfänglichkeit und das tiefſte Gefühl beſaß, wie wenige ſeiner Mitlebenden, die Seligkeit der edelſten Geſchlechtsliebe und des ſüßeſten häuslichen Glücks, ſie war auf immer für ihn verloren. Er hatte auch längſt ſchon dieſe Ueberzeugung gewonnen, aber die poetiſche Verklärung ſeines Schmerzes, von der rauhen und böſen Wirklichkeit verwiſcht, kehrte auf Minuten in Maria's Gegenwart zu ihm zurück; ſie ging jetzt allein von der Perſon der holden Freundin aus und ihr augenblicklicher Glanz bereitete ihm die willkommene kurze Täuſchung.

Wenn ihm nun auch wohler ward in der Zurückgezogenheit bei ſeinen Freunden, die öffentlichen Angelegenheiten wurden dadurch nicht beſſer, vielmehr immer ſchlimmer und verworrener. Silva war zu der Ueberzeugung gelangt, daß ſelbſt ein thätigeres Eingreifen des Prinzen die Lage der Dinge weſentlich nicht mehr beſſern könne und daß zu den allein noch Erfolg verſprechenden gewaltſamen Schritten der Prinz ſich niemals entſchließen würde. Er gönnte daher dem unglücklichen Freunde die ſparſamen Streiflichter ruhiger Stunden und hätte ihn um keinen Preis im Genuſſe derſelben ſtören können.

Der muthigſte und einſichtsvollſte Mann wird doch zuweilen in eine Lage gedrängt, in welcher all ſeine Kräfte ſo gebunden werden, daß er ſich entſchließen muß, die Dinge gehen zu laſſen, wie ſie eben gehen. In einer ſolchen Lage befand ſich Silva. Er ſah die Erbitterung der beiden Parteien von Tag zu Tage ſteigen, das Getreibe der Königin und ihres Anhanges immer ſchamloſer werden, den Prinzen immer troſtloſer in dieſem Pfuhl von Leidenſchaft und Gemeinheit, in welchen er — die edelſte und reinſte Seele — gewaltſam geriſſen worden war, verſinken, und er konnte nichts thun, als unthätig zuſehen, wie die ſchönen Früchte ſeiner jahrelangen Arbeit, ſeiner gutgepflegten Saat muthwillig vernichtet und boshaft in den Koth getreten wurden. Ein wehmüthiges Lächeln flog über das kummerbleiche Geſicht des trefflichen Mannes, wenn er den Prinzen mit Maria und ihren drei Kindern auf den Raſenplätzen des Gartens ſpielen ſah, und der Gedanke beſchlich ihn oft, wie glücklich dieſer ausgezeichnete Menſch geworden ſein würde, wenn ihm das Schickſal eine niedere Sphäre angewieſen hätte, wenn er der Gatte dieſes holden Weibes, der Vater dieſer von ihm ſo ſehr geliebten Kinder geworden wäre. Dann ſeufzte er wohl: „O warum laſtet der Fluch der Throne auf dieſem edelſten der Menſchen ſo hart! Die da Kronen zu tragen berufen ſind, dürfen kein weiches Herz haben; es wird zermalmt von der furchtbaren Laſt. Nur ſteinerne Herzen werden nicht von ihr gedrückt.“

Im Stillen arbeitete Silva für ſeinen fürſtlichen Freund, indem er alles Nöthige für den äußerſten Fall vorbereitete, der, wie ſein Scharfblick vorausſah, endlich eintreten mußte. Eine Vermittelung, eine gütliche Ausgleichung der ſich entgegen ſtehenden Intereſſen, an welche der Prinz immer noch glaubte, war nach Inigo's Ueberzeugung nicht mehr möglich. Die eintretenden Ereigniſſe rechtfertigten dieſe Meinung. Der befürchtete äußerſte Fall trat ein. Die Beaumonts und die Agramonts, in den wildeſten Parteikämpfen gegeneinander raſend und von den Kreaturen der Königin immer toller auf einander gehetzt, wurden gleich ſtark erbittert auf den Prinzen, und er ſah endlich ein, daß all ſeine Mühe, zu ſchlichten und zu vermitteln, nur zu entgegengeſetzten Reſultaten führte, und daß ſein mehr und mehr bedrohtes Leben als Opfer dargebracht in der Verwirrung der Verhältniſſe nichts ändern würde. Ein wilder Auflauf in der Hauptſtadt, welcher das Schloß umtobte und die Gefangennahme des Prinzen bezweckte, der ſich zu ſeinem Glücke eben bei Silva befand, überzeugte ihn endlich, daß ſeines Bleibens in Navarra nicht mehr ſein könne. Aber die ungeheure Wucht des Unglücks und Schmerzes, welche mit dieſer Ueberzeugung in ſeine Seele kam, das theure Land ſeiner Geburt, das zu beglücken er ſtets den reinſten Willen und die ſchönſten Pläne gehegt hatte, unter ſo ſchlimmen Umſtänden verlaſſen zu müſſen, raubte ihm alle Thatkraft; um ſo überraſchter war er, durch Silva's Vorſicht alles zur Flucht bereit zu ſehen. Rüſtige Maulthiere brachten Maria und ihre Kinder in einer Sänfte nach Roncevales in ihren Meierhof, von wo ſie nach einigen Tagen über die Pyrenäen ging. Der Prinz und Silva ſetzten, nur von weniger Dienerſchaft begleitet, den kürzeſten Weg nach der franzöſiſchen Grenze fort. Auf dem Boden Frankreichs vereinigte ſich die Familie wieder. Es war ihr Plan, durch Frankreich und Italien nach

Neapel zu gehen, da König Alfons ſich mit der Handlungsweiſe ſeines Bruders gegen Carlos ſehr unzufrieden gezeigt und dieſem ſelbſt mehr Beweiſe väterlicher Liebe gegeben hatte, als der Vater. Auf ihrer Reiſe wurde der Prinz ſowohl am franzöſiſchen Hofe, wie an den verſchiedenen italieniſchen Höfen mit der ſeinem Range und noch mehr ſeinem perſönlichen Charakter und ſeinem Mißgeſchicke gebührenden Aufmerkſamkeit behandelt. Die Kunde der ſchuldloſen Verfolgung, der er hatte erliegen müſſen, war überall hingedrungen und hatte das Mitgefühl für ihn rege gemacht. Im hohen Grade herzlich war die Aufnahme, welche er bei ſeinem Oheime in Neapel erfuhr. König Alfons verſicherte ihm, er werde kein Mittel unverſucht laſſen, ihn in ſeine geſetzmäßigen Rechte wieder einzuſetzen, und der hartgeprüfte Prinz durfte ſich wieder frohen Hoffnungen überlaſſen.

## 25.

## Don Carlos in Neapel.

Aber das Geſchick wurde nicht müde, dieſen edeln Dulder feindſelig zu behandeln. Zwar ſah er ſich geliebt und geehrt am Hofe zu Neapel, zwar erwarb er ſich wie überall, wo er perſönlich auftrat, unter den Großen des Landes viele Freunde, aber die fortdauernden Kriege des Königs Alfons mit den kleinen Staaten in Oberitalien, wo er ſich vergebens bemühte, ſeine Macht auszudehnen und auf die Dauer zu begründen, namentlich ſein erbitterter Kampf mit Genua und ſein Beſtreben, den Herzog Franz Sforza aus Mailand zu verdrängen, all dies wilde und kriegeriſche Treiben des Königs von Neapel ließ ihm keine Zeit, ernſtlich gegen ſeinen Bruder und deſſen herrſchſüchtige Frau in Bezug auf den Prinzen von Viana aufzutreten, vielleicht war es ihm auch niemals wahrer Ernſt, ſeinen unglücklichen Neffen wieder in deſſen Rechte einzuſetzen, wenigſtens machte er nie ernſtliche Anſtalten dazu, und der Prinz unterließ aus Beſcheidenheit und in ſeiner abhängigen Stellung, ihn an ſein Verſprechen zu erinnern. Die italieniſchen Angelegenheiten nahmen des Königs leidenſchaftlichen Sinn ſo ſehr in Anſpruch, daß er ſich nicht einmal ſonderlich um die Regierung ſeines Stammlandes bekümmerte, und den Statthalter Johann in Aragonien gleichſam als König ſchalten und walten ließ. Die diplomatiſchen Erinnerungen, welche einige Male für den Prinzen von Viana nach Saragoſſa gegangen waren, hatten natürlich weiter keine Folgen gehabt, als lange ſchriftliche Deductionen von dort, worin alle erdenklichen Beſchuldigungen auf Carlos gehäuft wurden und ihm vorzüglich zur Laſt gelegt war, daß er Navarra heimlich verlaſſen und dadurch nicht nur die feindſeligſten Geſinnungen gegen ſeinen Vater an den Tag gelegt, ſondern auch jede Möglichkeit einer Verſtändigung, wozu des Letztern mildväterliche Geſinnung ſo bereitwillig geweſen ſei, abgeſchnitten habe.

Es kam für den Prinzen noch ein feindliches Element in Neapel ſelbſt hinzu. Der natürliche Sohn des Königs, Fernando, von ihm zum Erben des neapolitaniſchen Thrones beſtimmt, damals ein Mann in den höhern zwanziger Jahren, war von finſterm, zweideutigem Charakter, roh, gewaltthätig, verſchloſſen, mißtrauiſch und ränkeſüchtig, aber von ſeinem Vater mit einer faſt unbegreiflichen Zärtlichkeit geliebt und durch Erfüllung all ſeiner Wünſche verwöhnt. Um ſo weniger war es aber dem Prinzen Fernando bei ſolchen Eigenſchaften gelungen, ſich die Liebe der Neapolitaner zu erwerben. Sie trauten ihm nicht; ſie verſahen ſich nichts Gutes von ſeiner einſtigen Regierung. Auch ſtand ihm ſeine uneheliche Geburt bei ihnen im Wege. Nun hatte, wie bereits erwähnt, nach dem klaren Rechte der Descendenz der Prinz von Viana die vollgültigſten Anſprüche an die Krone von Neapel, und obgleich er, der im Hauſe ſeines Oheims gaſtlich aufgenommene Flüchtling, jeden Schein vermied, als beabſichtige er in Zukunft dieſe Anſprüche geltend zu machen, ſo lagen doch in ſeinem offenen milden Charakter und in der großen Liebe der Neapolitaner zu ihm Gründe genug für den Prinzen Fernando, ihn zu haſſen, heimlich zu verfolgen und ſeine Pläne zu Wiedererlangung ſeines Königreichs zu vereiteln. Ein Charakter, wie der Fernando's, mußte ſchon von Natur einem Charakter, wie der Carlos', feindlich ſein, und eben ſo vergeblich mußte das Beſtreben des Letztern ſein, den Erſtern durch Liebe und aufrichtige Freundlichkeit für ſich zu gewinnen. Die Freundlichkeit wurde wohl durch Fernando erwidert, aber ſie war in demſelben Grade eine falſche und heuchleriſche, wie jene eine wahre und offene war; ja je mehr ſich Fernando zu verſtellen ſtrebte, deſto eifriger betrieb er die geheimen Verhandlungen mit Carlos' böſer Stiefmutter, und niemals paßten zwei Menſchen beſſer zuſammen, nie hatten Ränke und Verſchlagenheit einander zur

Verfolgung ihrer Zwecke beſſer in die Hände gearbeitet. Als Fernando, angetrieben von den Zuflüſterungen ſeiner Späher, die ihm von der Liebe des neapolitaniſchen Adels zu Carlos und von den ſtillen Wünſchen des Volkes hinſichtlich der Thronfolge berichteten, ſeiner Tante Juana die Hand über das mittelländiſche Meer bot, und dieſe mit Freuden angenommen wurde, da war für den Prinzen von Viana jede Hoffnung verloren, von Neapel aus wieder in Navarra eingeſetzt zu werden. Aber das argloſe Gemüth des edlen Prinzen wußte und ahnete nichts von dieſer ihm ſo verderblichen Verbindung, hatte ihm Fernando doch ſo oft verſichert, daß er mit Allen die Ueberzeugung theile, Carlos ſei im vollſten Rechte, und daß er (Fernando) bei ſeinem Vater, dem Könige Alfons, Alles aufbiete, ihn zu vermögen, daß er den unglücklichen Vertriebenen zu ſeinem ſchmählich gekränkten Rechte verhelfe. Ein argloſes reines Gemüth, dem himmelſchreiendes Unrecht geſchieht, iſt ſtets geneigt zu glauben, Jedermann ſei darüber empört, zumal, wenn ihm dieſes in den ſchönſten Worten verſichert wird. Die Taubenunſchuld iſt am leichteſten zu belügen und zu betrügen, und die plumpſte Dummheit kann ſie überliſten, darum ſoll ſie, ſchon nach dem Bibelausſpruche, mit Schlangenklugheit verbunden ſein. Dem Prinzen von Viana, dem Zögling der heitern Poeſie und der friedlichen Wiſſenſchaft, fehlte die Schlangenklugheit; er war nur eine unſchuldige Taubennatur und mit allen Tugenden und Schwächen einer ſolchen behaftet.

Dazu traf ihn im dritten Jahre ſeines Aufenthaltes in Neapel ein neuer höchſt empfindlicher Schlag, die Trennung von Inigo de Silva, der mit ſeiner eigenen Schlangenklugheit die mangelnde des Prinzen gleichſam erſetzt und ihn mit der begeiſterten Aufopferung wahrer Freundſchaft von jedem Fehlgriffe ſeiner Taubenunſchuld möglichſt zurückgehalten hatte. Ein Sterbefall in der Familie Inigo's und die daraus hervorgehenden Erbſchaftsangelegenheiten machten ſeine Rückkehr nach Navarra nothwendig, doch ging er nicht eher als bis der Prinz durch Vermittelung des Hofes von Neapel von dem in Saragoſſa einen Sicherheitsbrief für ihn erwirkt hatte. Dieſer wurde übrigens mit großer Bereitwilligkeit ertheilt, und Silva erhielt darin das königliche Verſprechen vollkommnen Schutzes ſeiner Perſon, ſeiner Familie und ſeines Eigenthums; ja es war ſogar die ſchmeichelhafte Aeußerung hinzugefügt, man wünſche ſein Talent und ſeine Kenntniſſe wieder für die Regierung des Königreichs Navarra zu benutzen, und man erwarte von der Ehrenhaftigkeit und dem Patriotismus Silva's, daß er ſich dem Dienſte ſeines Vaterlandes ferner nicht entziehen werde. Es war erſt zwiſchen den beiden Freunden verabredet worden, daß Silva nach abgemachten Geſchäften nach Neapel zurückkehren ſolle, und deshalb ſollte ſeine Familie hier zurückbleiben; aber nach einem ſchweren Kampfe ſiegte in den großen Seelen dieſer beiden Männer die begeiſterte Liebe zum Vaterlande über ihre perſönliche Liebe.

„Navarra hat ein größeres Recht auf Dich, als ich; Du biſt dem Vaterlande größere Pflichten ſchuldig als mir!“ rief der Prinz weinend an Inigo's Bruſt. „Und wann hätte Navarra Deiner mehr bedurft als gerade jetzt in der Zeit der Noth? Geh' mit Deiner Maria, mit Deinen Kindern und widme Deine Kraft wieder dem Vaterlande. Es ruft Dich und Du mußt ſeiner Stimme folgen. Ich werde hier einſam und ſtill zurückbleiben; denn Ihr nehmt mein Herz mit Euch fort. Aber ich werde den Schmerz der Trennung um des Vaterlandes willen ertragen.“ — Der Abſchied war tief erſchütternd; der Prinz ſah ſich der Stützen ſeines Lebens beraubt, der ſtarken Säulen, die ihn getragen und gehoben, an denen das ſinnige Grün der Freundſchaft und Liebe zu ihm emporgewachſen war, eine kühle ſchattige Laube über ſeinem Haupte zu wölben. Jetzt war dieſes empfindliche Haupt den ſcharfen, verletzenden Sonnenſtrahlen unbeſchützt ausgeſetzt. Er trauerte tief und lange. Aber als dieſe Trauer eben anfing in jene Wehmuth überzugehen, welche wie ein Sonnenblick durch Wolkenſchleier ein edles ſchwergeprüftes Leben ſanft überglänzt, wurde ſie plötzlich zum gräßlichſten Schmerze; der leichte Wolkenſchleier ballte ſich zur ſchwarzen Wolkenmaſſe zuſammen, der Sonnenblick verwandelte ſich in einen furchtbaren Blitzſtrahl, der verheerend in das ſtille Leben des Prinzen herabzuckte. Was ſind zu allen Zeiten königliche Verſprechungen geweſen! Worte, die Verlegenheit oder Argliſt den Verſprechern in den Mund gelegt haben. Donna Juana, die ſogenannte Königin von Navarra, haßte Don Inigo de Silva weit mehr als den Prinzen von Viana; denn in jenem erblickte ſie den geiſteskräftigen Rathgeber und Leiter des Letztern, in dieſem ſah ſie ja nur den gutmüthigen leitſamen Schwächling. Mit der gewaltigſten Glut des Haſſes war aber ihre Seele gegen die reine und unſchuldige Maria erfüllt, weil ſie dieſe für die alleinige Urſache hielt, daß ihr die Hand des Prinzen entgangen war. Aber ſie wußte ihre rachſüchtigen Pläne ſchlau zu verhüllen.

## 3.

# Neue Stürme.

Don Inigo ſah ſich im Vaterlande von Freunden und Gegnern mit Wohlwollen aufgenommen: ſeine Angelegenheiten verliefen wünſchenswerth; nirgends wurden ihm Hinderniſſe in den Weg gelegt. Auf dieſe Weiſe wurde ſelbſt die geiſtesſcharfe Wachſamkeit Inigo's getäuſcht, ſein Mißtrauen eingeſchläfert, und ſelbſt dieſer ſtarke Charakter fing an, wenn auch nicht zu vertrauen, doch die Dinge in einem milden Lichte zu betrachten. Endlich erfolgte ſogar ſeine Wiedereinführung in den Staatsdienſt, und mit friſchem Muthe war eben er daran, ſeine Kräfte demſelben zu widmen, voll Hoffnung auf dieſe Weiſe ſeinem Freunde nützen zu können, als plötzlich einer ſeiner frühern jetzt vielvermögenden Gegner auftrat und eine Rechenſchaft über die frühere Staatsleitung von ihm verlangte. So bereitwillig nun auch Silva war dieſe zu geben und mit ſo gutem Gewiſſen er ſie geben konnte, ſo wurden doch nun ſo ſchwere Beſchuldigungen gegen ihn erhoben, und er in Folge derſelben verhaftet, daß ihm die Augen aufgingen und er klar erkannte, worauf es abgeſehen war. Seinen Freunden blieb dies ebenſo wenig verborgen und ſie hatten, ſchnell entſchloſſen, nichts Eiligeres zu thun, als ſeine Gemahlin und Kinder nach Kaſtilien zu flüchten und ſie unter den Schutz der Königin Blanka zu ſtellen. Kurz vorher (am 21. Juli 1454) war nämlich der ſchwache unſelbſtſtändige König Johann II. von Kaſtilien geſtorben und ſein ſchier noch ſchwächerer und ausſchweifender Sohn Heinrich IV., der Gemahl Blanka's von Aragonien, war ihm auf dem Throne gefolgt. Blanka hatte ihrem Bruder Carlos die treueſte Schweſterliebe bewahrt und an ſeinem traurigen Schickſale den innigſten Antheil genommen. Sie war in ununterbrochenem Briefwechſel mit ihm geblieben, und oft flogen ihre Boten über das mittelländiſche Meer hinüber nach Neapel. Sie hing um ſo inniger an ihm, als die Ferne ſein edles Bild in ihr noch mehr verklärt und ſein Schickſal daſſelbe mit einem Heiligenſchein umwoben hatte, und als ſie ſelbſt ein ödes und trauriges Leben zu führen verdammt war. Ihre zwölfjährige Ehe mit Heinrich von Aſturien war eine mit den armſeligen Papierblumen der fürſtlichen Pracht und Herrlichkeit nothdürftig überkleidete Dornenbahn geweſen; an einen ungeliebten, leichtſinnigen, kindiſchen und dabei ausſchweifenden Gatten gekettet, der ihre ſtille Tugend in den Armen ſittenloſer Weiber verhöhnte und das geringe Maß ſeiner geiſtigen und körperlichen Kraft vergeudete, bis er zu erbarmungswürdiger Schwäche herabſank, waren der armen Dulderin nicht einmal Mutterfreuden beſchieden. Von der zweiten Gemahlin des Königs Johann, einer herrſchſüchtigen und ſtolzen portugieſiſchen Prinzeſſin, wurde Blanka überdies noch in einer demüthigenden Abhängigkeit gehalten; Niemand am kaſtiliſchen Hofe war ihr mit aufrichtiger Ergebenheit zugethan, nnd ſo vertrauerte ſie inmitten königlichen Prunkes ihr einſames freudenloſes Leben. Um ſo gewaltiger wandte ſich ihr tiefes Gefühl dem geliebten, gleich ihr vom Schickſale hart gedrückten Bruder zu und ihre Liebe zu ihm ſteigerte ſich bis zur Glut der Schwärmerei. Aber dadurch verſcherzte ſie ſich den geringen Theil von Zuneigung ihres Vaters, wenn dieſer überhaupt einen ſolchen jemals für ſie beſeſſen, und bald war ſie am aragoniſchen Hofe ſo unbeliebt, wie am kaſtiliſchen. Ihrer Stiefmutter, der ſie von Natur aus ſchon zuwider war, gelang es das Herz des Vaters auch gegen die edle Tochter einzunehmen, wie ſie es gegen den edlen Sohn eingenommen hatte, was ihr um ſo leichter gelang, als ſie in dieſem intriguanten Bemühen von Blanka's jüngerer Schweſter Eleonore eifrigſt unterſtützt wurde. Dieſe, von Jugend auf der Liebling ihres Vaters und ihm gleich an geiſtiger und ſeeliſcher Begabung lebte mit ihrem Gemahle, dem franzöſiſchen Grafen von Foix, am Hofe zu Saragoſſa und ſchmeichelte mit dieſem den Launen ihrer Stiefmutter, der Gemüthloſigkeit und Willkühr ihres Vaters. So kam es, daß die kalte eigenſüchtige und ränkevolle Eleonore von Johann und Johanna allein als Tochter betrachtet und gehalten wurde, während Carlos und Blanka gehaßt und angefeindet die Hofburg zu Saragoſſa nicht als Vaterhaus betrachten durften.

Als nun Blanka durch ihres Gemahls Thronbeſteigung zum Range einer Königin von Kaſtilien emporſtieg, hoffte ſie mit Nachdruck und Erfolg für die Sache des geliebten unglücklichen Bruders wirken zu können; denn ſo wenig ſie ſich auch ſelbſt von Heinrich geliebt wußte, ſo war ihr doch bekannt, daß er ihrem Bruder mit ungewöhnlicher Anhänglichkeit, die aus einer gewiſſen Bewunderung ſeiner geiſtigen Eigenſchaften entſprang, zugethan war. Mit dem ſchwärmeriſchen Entzücken eines liebedurſtigen Herzens, das lange Jahre den hohen erſehnten Genuß perſönlicher Liebe hat entbehren müſſen, empfing ſie nun die geflüchtete Maria. Das waren nicht die Königin eines reichen großen Landes und die flüchtige Frau eines gefangenen Staatsdieners, die mit herkömmlichen ſtrengen ſpaniſchen Höflichkeitsformen einander begrüßten, es waren Schweſtern, die ſich in den Armen liegend den Anforderungen tieffühlender zarter Frauenherzen ein ſchönes rührendes Genüge thaten. Blanka weinte lange wie ein Kind an Maria's Bruſt vor Wonne und vor Schmerz, und der Gegenſtand ihrer ſchweſterlichen Unterhaltung war von nun an faſt ausſchließlich Carlos, der von Beiden ſo heiß geliebte und hoch verehrte Prinz. Maria's Kinder wurden nun gleichſam auch die Kinder der Königin, und ſie vergaß tauſend erlittene bittere Schmerzen im innigen Umgange mit der ihr ſo theuern Familie.

Aber ſchon führte das Schickſal, gleichſam neidiſch auf das junge ſtille Glück, ein neues Wetter über ihrem Haupte zuſammen, welches ſich nur zu bald entladen ſollte. Kaum war nämlich Heinrich zur Regierung gekommen, als er ſich jedes Zwanges, den er ſich ſeither noch hatte anthun müſſen, enthoben fühlend, an die Ausführung eines im Stillen ſchon lange gebildeten Planes dachte, nämlich ſeine Gemahlin zu verſtoßen. Noch war Maria nicht drei Monate bei der Königin, als dieſer der Wille ihres Gemahls angekündigt wurde. Der Scheidungsproceß wurde ſofort eingeleitet und mit einer empörenden Haſt betrieben. Als Grund dieſer Trennung gab der leichtfertige König ein gegenſeitiges eheliches Unvermögen an, er, der ſeit ſeiner frühen Jugend in den gemeinſten Ausſchweifungen ſeine beſten Kräfte vergeudet hatte und nun das Wenige, was ihm davon übrig geblieben war, zur Befriedigung der thieriſchen Gelüſte eines verſtandesſchwachen Wollüſtlings verwendete, einer reinen, tieffühlenden, vom Jammer über ihr Unglück niedergebeugten Frau gegenüber! Die Ehe zwiſchen Heinrich und Blanka wurde vom Biſchofe von Segovia öffentlich für aufgelöſt erklärt, und dies vom Erzbiſchofe von Toledo beſtätigt. Von ihrem Vater, dem König-Statthalter Johann, wurde der gemißhandelten Königin angekündigt, daß er ſie nicht am aragoniſchen Hofe zu ſehen wünſche und daß ſie wohlthun werde ihren Aufenthalt im Königreiche Kaſtilien zu nehmen. Die überall verſtoßene Dulderin wählte eins der einſamſten königlichen Schlöſſer im Guadaramagebirge, ein kleines vernachläſſigtes Gebäude, welches frühern Königen während der Jagd kurze Zeit zum Aufenthalte gedient und nun ſeit langen Jahren nur von einem Kaſtellane bewohnt war. Dieſes Haus wurde nothdürftig für ſie eingerichtet, und ſie bezog es mit einer Dienerſchaft, wie ſie die gewöhnlichſte Edelfrau zahlreicher hatte. Aber ihr folgte Maria de Silva, die treuliebende, die treugeliebte Freundin, und ſo fehlte der Nacht ihres Leides nicht der tröſtende Stern. Ja als ſie in dem ärmlichen Hauſe angelangt waren, umarmte Blanka Maria und rief mit ſchmerzlichem Jubel: „Nun ſind wir ganz Schweſtern; nun dürfen wir uns ungeſtört und ohne Rückſicht auf das Gerede der Welt angehören, unzertrennlich bis zum Tode. Was wollten wir klagen! Haſt Du nicht mich? Habe ich nicht Dich? Haben wir nicht Deine Kinder? O die werden uns das Leben verſüßen! Haben wir nicht dieſe ſchönen waldbelaubten Berge, dieſe Bäche und Quellen, dieſe Felſen und Wieſenthäler? Können wir nicht Blumen ziehen in unſerm Garten? Zur Laute wollen wir die Lieder ſingen, die Carlos gedichtet; die Werke unſerer Dichter und Gelehrten wollen wir leſen. Wir werden glücklich, ſehr glücklich ſein, tauſend Mal glücklicher als am kaſtiliſchen Hofe. Komm, der Schmerz, der mehr aus meinem verletzten

Ehrgefühle als aus meinem verwundeten Herzen entſprang, iſt ſchon überwunden! Laß uns unſer kleines Beſitzthum durchwandeln, laß uns unſere Einrichtung beſprechen. Geſegnet ſei die Hand, die mich ſchlug! Sie hat mich mit Dir hierhergeführt, meine theure Schweſter, mein köſtliches Eigenthum! O wäre Carlos bei uns! Dann wäre unſer Glück unausſprechlich groß; es wäre vollkommen. Aber der Menſch ſoll ja nie das höchſte und vollkommenſte Glück auf Erden erreichen. Immer ſoll ihm ein Wunſch übrig bleiben. Und Carlos muß handeln, um ſein Recht zu gewinnen."

Aber das tückiſche Schickſal, das große und edle Seelen verfolgt, zeigte ſich immer neidiſcher auf das ſtille und beſcheidene Glück dieſer beiden ſo ſchwer geprüften Frauen und auf ihren fernen Bruder und Freund; es goß ihnen einen bittern Wermuthbecher in die reine Kryſtallſchale dieſes Glücks. Noch ehe ein Jahr verſtrichen war, langte die Nachricht bei ihnen an, daß Don Inigo de Silva im Gefängniſſe geſtorben war. In Navarra wurde öffentlich behauptet, der geſunde, kräftige Mann ſei von ſeinen unverſöhnlichen Feinden mit Gift aus dem Wege geräumt und nur zu dieſem Zwecke mit ſchönen Verſprechungen wieder in das Land gelockt worden. Man beſchuldigte ſogar die Königin Juana, daß ſie dieſem Morde nicht fremd ſei.

Schwerer noch als die Witwe traf dieſe Trauerkunde den Prinzen von Viana in Neapel; er war Monate lang troſtlos und unzugänglich. Sein von den Scorpionhieben der Bosheit blutig gegeißeltes Herz krampfte ſich zuſammen im wüthendſten Schmerze; er wäre faſt erlegen unter dieſer neuen Zerfleiſchung. Erſt als der grauſamſte Sturm ſeiner Gefühle vorüber war, gewährte ihm die Nachricht aus Kaſtilien einige Beruhigung, daß Maria ſich bei ſeiner Schweſter befinde und beide ſich vor den wilden Stürmen des Lebens in einen ſtillen Hafen gerettet. Ihre zärtlichen Briefe erhoben ihn wieder, gaben ihn ſich ſelbſt zurück. Sie ſchüttelten ihm den ſchweren Schlaf des Leides von den müden Augenlidern und wehmüthig ſeufzend lebte er wieder für die beiden theuern Frauen. Doch die Schleier der Schwermuth wichen nicht mehr von ſeiner Seele. Er zog ſich vom Hofe ſo viel als möglich zurück und warf ſich ganz der Wiſſenſchaft in die Arme, die mildthätig und erbarmungsvoll ihm die Ruhe des Gemüths gab, die ihm Menſchen, ſeine nächſten Verwandten, ſo grauſam raubten. Auf dieſe Weiſe lebte er wieder über drei Jahre in Neapel, geräuſchlos und zurückgezogen und ſein höchſter Genuß waren die Briefe, die er aus dem Guadaramagebirge empfing und die er dorthin ſchrieb. Die Wiedererlangung ſeiner Königskrone hatte er faſt aufgegeben, als gegen Ende des Jahres 1457 die Ausſichten auf die Verwirklichung ſeines guten Rechts ſich plötzlich wieder günſtiger für ihn geſtalteten.

Donna Juana von Aragonien, ihren Gemahl in jeder Weiſe beherrſchend, war in ihrer ungezügelten Herrſchſucht ſo weit gegangen, ſich ſogar Eingriffe in die Rechte des kataloniſchen Volkes zu erlauben. Aber Aragonien und Katalonien hatten die freieſten Verfaſſungen der damaligen Welt. Der Freiheitsgeiſt in dieſen Königreichen überwachte mit Kraft und Vorſicht ihre verfaſſungsmäßigen Rechte, welche dem Könige jede Willkühr abſchnitten. Es erhob ſich ein Sturm unter den Cortes von Katalonien, die von ihrem König in Neapel mit Nachdruck verlangten, daß er ſich mehr um die Regierung bekümmern und den Herrſchergelüſten ſeines Bruders oder vielmehr den Launen der Gemahlin deſſelben ſteuern ſolle, wenn ſie ſich nicht ſelbſt helfen ſollten, denn ſie hätten nicht Luſt das Schickſal Navarra's zu erdulden und würden ſich mit allen ihnen zu Gebot ſtehenden Mitteln ungeſetzlichen Anmuthungen widerſetzen. Der Streit wurde ſo heftig, die Angelegenheit war ſo verwickelt, daß König Alfons für nöthig fand, ſeinen Sohn mit ausgedehnten Vollmachten nach Saragoſſa zu ſenden. Fernando, finſter und ſtolz, in den feinen Formen des höhern geſelligen Umganges wenig bewandert oder vielmehr ſie verachtend und den Frauen, ſelbſt wenn ſie ſich Königinnen nennen ließen, die geſchmeidige Huldigung verſagend die in Spanien von jedem Ritter vorausgeſetzt wurde, trat am aragoniſchen Hofe als Sohn und Bevollmächtigter des Königs mit einem gewiſſen ſelbſtgefälligen Dünkel auf, welcher nicht geeignet war, ſeinen Oheim und deſſen Gemahlin zum Nachgeben geneigt zu ſtimmen; überdies ſchien er von Donna Juana, ſeiner Verbündeten, der er große Dienſte geleiſtet zu haben die Ueberzeugung hatte, entgegenkommende Dankbarkeit zu verlangen; ſein Vater hatte es ihm zum Ehrenpunkte gemacht, die kataloniſchen Streitigkeiten auf eine den Rechten des erbitterten Volks entſprechende Weiſe beizulegen, und er ſtellte nun an die reizbare ſtolze und herrſchſüchtige Königin, die gewohnt war, daß man ihren Befehlen gehorche, das kategoriſche Begehren, ſich ſeinen Anordnungen zu fügen. Dadurch wurde das Uebel ſchlimmer als es geweſen war; es kam zwiſchen Don Fernando und Donna Juana zu einem förmlichen Bruche, der Prinz reiſte nach Neapel zurück und verfehlte natürlich nicht, ſeinem Vater ein möglichſt ſchwarzes Bild von ſeinen Erfahrungen in Saragoſſa zu entwerfen, und König

Alfons beſchloß den Uebermuth einer Schwägerin, der ihm ſchon längſt unbequem geweſen war, auf eine feine Weiſe zu demüthigen. Und dazu mußte das gekränkte Recht des Prinzen von Viana dienen. Noch im Winter ging eine kurze und beſtimmte Erklärung von Neapel nach Saragoſſa, daß König Alfons den Prinzen Carlos nach Pampelona führen, ſeine Krönung als König von Navarra bewerkſtelligen und ihn auf dem ihm gebührenden Throne ſchützen werde. Dieſe Drehung rief am aragoniſchen Hofe Beſtürzung hervor; an Widerſtand war nicht zu denken. König Johann mußte befürchten, daß König Alfons ihn von der Statthalterſtelle entfernte und ſie dem jüngern Bruder Heinrich übertrüge, welcher ohnedies mit der Herrſchaft der Königin Juana unzufrieden war und ſeine Meinung unverholen äußerte. Es wurden alſo diplomatiſche Künſte aufgeboten, den König Alfons andern Sinnes zu machen, dieſer aber ſprach bei ſeinem Neffen, der plötzlich mit der größten Auszeichnung bei Hofe behandelt wurde, ſeinen feſten Willen aus, ihn mit dem Frühjahre auf einer Flotte an die kataloniſche Küſte und dann weiter durch das Land nach Navarra zu führen, und wirklich wurden zu dieſer Expedition bereits Vorkehrungen getroffen. Carlos gab ſich wieder neuer Hoffnung hin; aber ach, auch dies Mal ſollte ſie den ſo oft getäuſchten unglücklichen Prinzen betrügen. Der König Alfons erkrankte plötzlich mitten in der Thätigkeit für ſeinen Neffen an einem Fieber und ſtarb bald darauf (im Mai 1458). Man argwohnte ſogar, der ſchwärzeſte Verrath habe von Saragoſſa aus den Weg nach Neapel gefunden, um mit dem Lebensfaden des Königs die Hoffnungen des Prinzen von Viana zu zerſchneiden.

## 14.

# Flucht vor einer Krone.

Der Tod des Königs Alfons warf den Prinzen von Viana plötzlich in eine ganz andere Stellung. Die dem Prinzen Fernando feindliche Partei — und ſie war die nummeriſch und geiſtig bei weitem überwiegende — drang ſogleich mit Ungeſtüm in ihn, den Thron von Neapel zu beſteigen, auf dem ſie ihn mit der Gewalt der Waffen zu ſtützen ſchwuren; nicht nur die große Königsſtadt, das ganze Königreich kam ſchnell in Bewegung, und bei der allgemeinen Begeiſterung für Carlos und dem eben ſo großen Haſſe gegen Fernando war das Reſultat des Kampfes — wenn es wirklich zu einem ſolchen kommen ſollte — leicht vorauszuſehen. Mit einem Male ſtand dem bisher vom Unglücke ſo beharrlich verfolgten Prinzen ein glänzender und unfehlbarer Weg offen, nicht nur ſeine Erbkrone von Navarra wieder zu gewinnen, ſondern auch die ihm gebührende Thronfolge in Aragonien, Katalonien und Valencia, in Sicilien und Sardinien ſich zu ſichern und dazu noch das reiche köſtliche Königreich Neapel, das ſchönſte Land der Erde, zu beſitzen. Wäre Inigo de Silva noch am Leben geweſen, ſo würde er den fürſtlichen Freund mit ſtarkem Arme auf den Thron von Neapel gehoben haben und ſeine Stützſäule geweſen ſein; aber auf ſich ſelbſt beſchränkt ſchwindelte dem ſanften Prinzen auf der Höhe, auf welche die Gunſt des Volks ihn zu tragen im Begriffe war. Seine liebenswürdige Schwäche, das Kind ſeines weichen Dichtergemüthes, war nicht für die Beherrſchung ſo vieler Königreiche geeignet; der Gedanke, der Beſtimmung der Thronfolge, wie ſie ſein verſtorbener Oheim gegeben, deſſen wohlgehaltener Gaſt er ſo lange geweſen, zuwider zu handeln und dadurch den Vorwurf ſchwarzen Undankes auf ſich zu laden, und der Gedanke einen Bürgerkrieg in Neapel aus eigennützigen Abſichten hervorzurufen, waren ihm ſo unerträglich, daß er mit Beſtimmtheit alle Anträge der ihm ſtürmiſch zudrängenden Partei zurückwieß und feſt erklärte, er werde den Thronerben Fernando nicht verdrängen. Aber die Partei, die ſich nun einmal blosgegeben, ließ ſich damit nicht abweiſen. Was ſie mit Bitten nicht erreichen konnte, wollte ſie mit Gewalt erzwingen. Carlos ſah ſich bedroht, gegen ſeinen Willen an die Spitze dieſer Partei getrieben und auf einen Thron geſtoßen zu werden, den er fürchtete; er kam in Gefahr als Perſönlichkeit ganz verläugnet zu werden und nur noch als gezwungener Träger des dem Prinzen Fernando feindlichen Princips zu gelten, und er begriff, daß dies die ſchlimmſte aller Lagen für ihn werden müſſe, in welche er durch ſein ſeltſames Schickſal noch gerathen war. Er verlor in dieſem wilden Getriebe der politiſchen Leidenſchaften, das ihn von Tag zu Tage mächtiger und unwiderſtehlicher umbrauſte, ſo alle Faſſung, daß er zur Ueberzeugung kam, nur durch die Flucht ſich daraus retten zu können. In einer ſtillen ſchönen Mainacht ſtieg er, in unſcheinbarer Kleidung in ein kleines Schiff, welches nach Sicilien zuſteuerte. So floh der edle Mann, nicht reicher als ein Bettler, aus dem Lande, zu deſſen König er eben ausgerufen und gekrönt werden ſollte, und ließ alle ſeine Hoffnungen und die ſchimmernden Entwürfe ſeiner Freunde in Bezug auf ſeine Zukunft zurück. Als ihn die Wellen des Meeres umrauſchten, als die laue Frühlingsnacht ſeine fieberheiße Stirn küßte, und ſein Auge ſich zu den hellſtrahlenden Sternen emporkehrte, zog die Ruhe, die ihm ſo grauſam geraubt worden war, wieder in ſeine Seele; ein ſchöner Dichtertraum, buntglänzendes Wundergefieder entfaltend, trug ihn zu den Sternen empor und ſang ihm die Ahnung höherer Wonnen in die reine Seele, von der der Fittich der Poeſie allen Kronenſtaub hinweg wehete; und als er an Siciliens reizender Küſte landete, waren alle Kronen, die ihm gewinkt, vergeſſen.

Carlos' Ankunft in Meſſina war kaum bekannt geworden, als der Adel der Stadt und, dieſem folgend, der der ganzen Inſel ſich beeilte, ihm ſeine Ergebenheit zu bezeigen. Auch von dem Volke wurde er mit ſo allgemeiner Güte und ungeheuchelter Liebe aufgenommen, daß er davon tief gerührt wurde. Die Geſchichte ſeines Unglücks war in Sicilien eben ſo bekannt, wie ſein Edelmuth; denn die Inſel war ſeit dem Tode des Königs Martin des Jüngern von deſſen Vater und Erben Martin dem Aeltern, König von Aragonien, mit dieſem Königreiche vereinigt worden, und die Sicilianer hatten deshalb mit Recht ſchon lange den Prinzen von Viana als ihren künftigen König betrachtet und waren mit um ſo größerer Theilnahme und Aufmerkſamkeit dem Gange ſeines widerwärtigen Schickſals gefolgt. Aber ſie hatten noch einen andern Grund, dem Prinzen, abgeſehen von ſeinen viel gerühmten perſönlichen Eigenſchaften, ihr beſonderes Wohlwollen zuzuwenden. Noch lebte nämlich in Allen die dankbare Erinnerung an ſeine Mutter, welche als Königin von Sicilien, Gemahlin Martin des Jüngern, die ſegensreichen Tugenden eines großen weiblichen Herzens in Wohlthaten und

Segenſpendungen, in Güte, Freundlichkeit und Wohlwollen an Hoch und Niedrig bethätigt hatte, und ſie übertrugen ihre frühere Anhänglichkeit an die Mutter bereitwillig auf den Sohn, der ihr in äußerer Geſtalt, wie an Geiſt und Seele ſo ähnlich war. Die Ständeverſammlung der Inſel trat ſeinetwegen ſchon nach einigen Wochen zuſammen und beſchloß, durch einen freiwilligen Geldbeitrag, welcher ſehr reichlich ausfiel, ſeinen gegenwärtigen bedrängten Umſtänden aufzuhelfen, ja ſie ging noch weiter und drang in ihn, die Königskrone von Sicilien, welche durch Alfons' Tod erledigt war, aus ihrer Hand anzunehmen, da ſie in dieſem Falle beſchloſſen hatten, ſeinen Vater nicht als ihren König anzuerkennen. Carlos weigerte ſich auf das Entſchiedenſte, einem ſolchen Begehren zu willfahren; er ſei nach Sicilien gekommen, erklärte er der Deputation der Stände, um Ruhe vor den Stürmen der Welt zu ſuchen, nicht um neue Stürme zu erregen und den Bewohnern der Inſel Unruhe zu machen; ſein Beſtreben ſei, erfahrenes Unrecht zu verſchmerzen, nicht ſelbſt neues zu begehen. Die Uebernahme der Krone Siciliens von ſeiner Seite ſei aber das größte Unrecht an ſeinem Vater, welchem dieſe Krone von Gott und Rechts wegen gebühre. — Seltſames Schickſal dieſes edlen, von der Natur nicht für den Thron geſchaffenen Mannes! Wohin er ſich flüchtet, um Ruhe zu finden, ſollen ihm Königskronen aufgedrungen werden, die er beharrlich zurückweiſt, und die, welche ſein Erbe iſt und ihm nach göttlichen und menſchlichen Geſetzen gehört, wird ihm beharrlich von ſeinem eigenen Vater verweigert. Die Sicilier beſchloſſen hierauf, kraft ihrer Volksrechte, vom Könige Johann zu verlangen, daß er ſeinem älteſten Sohne, dem Prinzen von

Viana, die Landesherrſchaft der Inſel als ſeinem Statthalter übergebe, und obgleich Don Carlos auch nicht darauf eingehen wollte und die Stände mit Thränen beſchwur, ihm jede Betheiligung an der Landesherrſchaft der Inſel zu erlaſſen, ſo konnte er doch nicht verhindern, daß ſie eine Deputation nach Saragoſſa ſandten, um vom Könige die Erfüllung ihres Verlangens zu fordern.

Der Prinz folgte ſeinerſeits der Neigung ſeines Herzens, machte Ausflüge in die reizenden Gegenden der üppigen Inſel und ſuchte ihre literariſchen Schätze auf. Dem hohen Genuſſe der einen wie der andern gab er ſich dann mit ganzer Seele hin. So erfuhr er auch bald, daß in einem Kloſter der Benedictinermönche ohnweit Meſſina, Namens Sancta Maria und St. Joſeph, ſich die beſte und bändereichſte Bibliothek der Inſel befinde, von den gelehrten Aebten und Mönchen geſammelt und mit ſorgfältiger Liebe gepflegt. Der Prinz ritt nach dem Kloſter hinaus und wurde von den Mönchen auf das freundlichſte empfangen und bewirthet. Das Thal, worin das Kloſter lag, war verſchwenderiſch mit Reizen der ſüdlichen Gebirgsnatur geſchmückt, ein kleines in ſich abgeſchloſſenes ſüßes Tempe, vom prächtigen Oelbaume überſchattet, von der Orangeblüthe durchduftet; das Kloſter ſelbſt, ein ehrwürdiges weitläufiges zum Theil ſchönes Gebäude, zur Hälfte von einem lieblichen Haine umgeben und auf der andern Seite mit der Ausſicht auf das Meer, war ganz zum Aſyle eines ſtillen, vom Treiben der Welt ermüdeten und angeekelten Gemüths geſchaffen, und nirgends war eine reiche und koſtbare Bibliothek mehr an ihrem Platze.

Der Prinz, überraſcht von der hohen Schönheit des Ortes, angenehm berührt von der milden herzlichen Freundlichkeit der Mönche, die ganz das ächte Gepräge jener nur aus der reinſten Harmonie der Seele entſpringenden Tugend trug, entzückt von den unerwarteten Schriftſchätzen, die er hier fand, brauchte nicht lange Zeit zu dem Entſchluſſe, hier im Schoße des Friedens, der Freundſchaft und der Natur, im Umgange der trefflichen gelehrten frommen Väter und im Genuſſe der Studien, welche die Bücher boten, ſeine Tage zu beſchließen. Ein ſolcher ſüßer Erdwinkel hatte ihm gefehlt, um die Wunden ſeines Herzens zu heilen; und dieſer bot faſt Alles, wonach er ſich geſehnt, in reinſter Fülle. Ach mit vollen Zügen athmete er die reine Luft dieſes Thales, die ihm ein Hauch des entbehrten Friedens, der erwünſchten Ruhe ſchien! Hier gab er ſich wieder der Hoffnung hin, doch noch das Glück zu finden, das ſeinem ſtillen Gemüthe, ſeinem nach Erkenntniß durſtenden Geiſte angemeſſen war. Sein Wunſch wurde von den würdigen Benedictinern mit der höchſten Freude aufgenommen; ſie richteten ihrem hohen Freunde die ſchönſten Zimmer des Kloſters mit allen erdenklichen Bequemlichkeiten ein, ſo dringend er auch das Begehren an ſie ſtellte, eine einfache Zelle beziehen zu wollen, wie die Mönche. Sie ließen es ſich nicht nehmen, die edelſinnigen Männer, ihn zu erheitern und zu erfreuen, wie ſie nur konnten. Und ſo ſaß er denn in der beſcheidenen Kleidung der Mönche bald unter ihnen im Schatten der hohen Bäume auf dem Vorplatze des Kloſters, von der Abendröthe, die durch das dunkelgrüne Laubdach äugelte, auf die hohe gedankenreiche Stirn geküßt, und in wiſſenſchaftlichen Geſprächen überraſchte ſie die Nacht, oder in der Bücherhalle, vom Pater Librarius über die vorhandenen Manuſcripte belehrt, oder auf ſeinem Zimmer, umgeben von vergilbten Pergamenten, in welchen ſein geiſtreiches Auge mit dem Freudenſtrahle ſüßeſter Befriedigung forſchte. Wenn dann der Vollmond über dem Thale hing und die Schatten der hohen Giebeldächer und der Bäume auf die gegenüberliegende Bergwand warf, wandelte Carlos wohl allein am Ufer des dem Meere zuhüpfenden klaren Bächleins und verglich ſich ſelbſt mit ihm; ein wehmüthiges Lächeln zuckte über ſeine bleichen, im Mondenſcheine geiſterhaften Züge; denn er gedachte des ſchweren Königstraums, den er von den müden Augen geſchüttelt, und ſein von jeglichem Ehrgeize geheiltes Herz befeſtigte ſich im friedlichen Wehen der Nachtluft in dem Entſchluſſe, ſich in dieſem ſtillen, vom Genius des Friedens bewohnten Thale der öffentlichen Aufmerkſamkeit zu entziehen und dem Kampfe der politiſchen Leidenſchaften für immer Valet zu ſagen.

## 15.

## Verlockung des Prinzen aus ſeinem Aſyl.

In ſolcher Weiſe verfloſſen dem Prinzen über zwei Jahre; ſeine früher wankende Geſundheit befeſtigte ſich, ſein niedergedrückter Geiſt erhob ſich und erſtarkte; die Muſe kehrte wieder bei ihm ein, er dichtete nicht nur Lieder und größere Gedichte, in welchen ſich ſeine elegiſche Stimmung kund gab, er verfaßte auch eine auf gutem Quellenſtudium fußende ausführliche Geſchichte von Navarra, von den früheſten Zeiten bis zu ſeinen Lebzeiten, die, obgleich ſie nur Handſchrift geblieben iſt, von mehren ſpaniſchen Alterthumsforſchern und Geſchichtſchreibern häufig benutzt, angeführt und belobt worden iſt. Daneben beſchäftigte ihn vorzüglich das Studium der griechiſchen und römiſchen Claſſiker, an welchen die Kloſterbibliothek ungewöhnlich reich war, ſo wie das der Philoſophie und Weltgeſchichte. Er überſetzte die Ethik des Ariſtoteles in ſeine Landesſprache mit großem Fleiße und einer für ſein Alter bewundernswürdigen Genauigkeit, welche Ueberſetzung funfzig Jahre nach ſeinem Tode zu Saragoſſa 1509 zuerſt gedruckt wurde. Aber er trieb auch zu ſeiner Erholung und Luſt mit Liebe Muſik und Malerei und ſogar in verſchiedenen Handfertigkeiten, die er von den Mönchen erlernt oder mit denen er ſchon früher ſich beſchäftigt, brachte er es zu großer Vollkommenheit. Oft führte der Abendwind die ſchwermüthigen Töne ſeiner Flöte oder die Klänge einer Guitarre durch das ſchweigende Thal, und die Mönche horchten ihnen, den tiefen, verklärten Schmerz ahnend, welcher dieſes von der Welt gemißhandelte Dichterherz erfüllte. Zuweilen ſang er auch mit tiefer wohlklingender Stimme, ſich mit der Laute begleitend, im nahen Haine oder auf den Bergen, im Angeſichte des Meeres, deſſen kühler Hauch in ſeinen Locken wühlte, wehmüthige Volkslieder ſeiner Heimath oder ſelbſtgedichtete ſehnſüchtige Lieder, zu welchen er auch die Melodien geſetzt und worin ſich, in Wort und Ton, die Fülle ſeines Schmerzes ausſprach. Dann drechſelte er und ſchnitzte in Holz allerlei ſchönes Bildwerk und arbeitete ſogar in Metall zierliche Gegenſtände, Schmuck und dergleichen, und ſandte dieſe Werke ſeiner Hände mit langen zärtlichen Briefen als Geſchenke an ſeine Schweſter Blanka, an ſeine Freundin Maria, an die ihm befreundeten Dichter in Kaſtilien und an andere Gelehrte in Spanien, Italien und Frankreich; denn faſt mit allen namhaft gelehrten Männern dieſer Länder ſtand er im freundſchaftlichen brieflichen Verkehre, er wurde geliebt und geehrt von ihnen, und das Kloſter Santa Maria und St. Joſeph ſah manchen werthen Gaſt nicht allein aus den ſiciliſchen Städten und aus Neapel, ſondern auch aus Kaſtilien, Portugal und Italien, welcher gekommen war, den gelehrten Prinzen zu beſuchen. Zuweilen waren mehrere Gelehrte zugleich da und dann verflogen die Tage in der angenehmſten Unterhaltung zwiſchen den humanen gaſtfreien Mönchen, dem allverehrten liebenswürdigen Prinzen und den willkommenen hochgehaltenen Gäſten.

Wer hätte dem edlen Carlos dies beſcheidene, ſtille, ſchöne Glück nicht für die Dauer gönnen wollen? Ach, ſein böſes Geſchick gönnte es ihm nicht! Sein feindlicher Dämon, der in der Geſtalt ſeiner Stiefmutter ihn mit Neid und Haß verfolgte, fand bald genug Mittel und Wege, ihn wieder aus ſeinem Aſyle zu verlocken und in die heißen und giftigen Wogen des öffentlichen Lebens zurückzuſchleudern. Obgleich König Johann den Siciliern abgeſchlagen hatte, ihnen ſeinen älteſten Sohn zum Statthalter zu geben, ſo bildete ſich doch eine mächtige, ſtets wachſende Partei auf der Inſel, welche unzufrieden mit dem Könige und noch mehr mit dem nur nothdürftig verhüllten ränkevollen Weiberregimente der Königin, ohne Wiſſen und gegen den ausdrücklichen Willen des Prinzen von Viana, den Plan betrieb, dieſen zum Könige von Sicilien zu erheben; ja der neue König von Neapel, Fernando, war, da er ſich Carlos nichts weniger als feindſelig geſinnt und nach der Krone Neapels ſtrebend wußte, dieſem Plane nicht fremd und hatte der Partei verſprochen, ſie zur Ausführung deſſelben mit ſeiner Macht zu unterſtützen. Dazu kam, daß die Liebe zum Prinzen in allen Schichten des Inſelvolks ſo ſtark war und ſich ſo außerordentlich ſteigerte, daß jeder Sicilier von ihr ergriffen war und, vom glühenden Hauche des ſüdlichen Geiſtes angefacht, zum Fanatismus ausbildete. Im zweiten Jahre ſeines Aufenthaltes in Sicilien wurde Don Carlos nicht mehr geliebt im eigentlichen Sinne des Wortes, er wurde vom ganzen Volke ohne Ausnahme wie ein Heiliger angebetet, ja mit weit heißerer, ſtärkerer und aufkochender Leidenſchaft, als ein todter Heiliger; denn der Gegenſtand dieſer abgöttiſchen Verehrung war ein lebender Mann und der geſetzliche Erbe der ſiciliſchen Königskrone. Tauſend Geſchichten, wahre und erdichtete, von ſeinen hohen Tugenden gingen von Mund zu Munde im ganzen Volke um; jeder wußte etwas Anderes, etwas Schöneres, Herrlicheres, Edleres von ihm zu erzählen und daneben die Geſchichten ſeiner Leiden, die teufliſchen Ranke der Königin, die Härte und Grauſamkeit des Königs gegen den Edelſten aller Menſchen, ſein rührendes Märtyrthum, Alles in's Ungeheure geſteigert, in's Abenteuerliche und faſt Wunderbare entſtellt. Die heißblütige, dichteriſche und ausſchweifende Phantaſie des Volkes bemächtigte ſich des tragiſchen es ſo nahe angehenden Stoffes und bearbeitete ihn auf alle Weiſe, und Hoch und Niedrig, vorzüglich aber die Frauen, deren Liebling, ja gleichſam Schutzheiliger der Prinz geworden war, pflegten die Begeiſterung für ihn mit gleichem fanatiſchen Eifer. Oft kamen ganze Volkszüge mit ihren Prieſtern an der Spitze nach dem Kloſter und begehrten den Prinzen zu ſehen, und wenn er dann unter ſie trat, der ſchöne Mann mit den bleichen leidenden Zügen, und ſanfte Worte der Ergebung an ſie richtete, ſie von allen Exceſſen abmahnte und ſich von ihnen verſprechen ließ, nichts gegen ihren König und Herrn zu unternehmen, warfen ſie ſich jubelnd und weinend vor ihm nieder, küßten ihm die Hände, Füße und Kleid und ſchwuren ihm Treue und Ergebenheit bis in den Tod.

Es konnte natürlich nicht fehlen, daß die Kunde von dieſer außerordentlichen Volksgunſt an den aragoniſchen Hof drang; die Beſtrebungen der Partei, welche den Prinzen zum König von Sicilien erheben wollte, blieben in Saragoſſa kein Geheimniß. Wie nun aber König Johann ſeinen Sohn niemals gekannt hatte, ja ſeiner Natur nach ihn niemals hatte kennen lernen können und ſtets ſchwankend blieb, ob er ihn für einen lächerlichen Schwärmer oder einen verächtlichen Heuchler halten ſollte, ſo fürchtete er auch jetzt, Carlos' Schwäche möchte ſich endlich von ſeinen Anhängern in Sicilien beſtimmen laſſen, ihren Wünſchen nachzugeben, oder ſeine Schlauheit möchte, wenn er die rechte Zeit dazu gekommen meinte, die Maske abwerfen und er gegen ihn, den König, auftreten, wie er es früher in Navarra gethan. Es war aber leicht vorauszuſehen, auf weſſen Seite dies Mal der Sieg ſein würde. Einem ſolchen Schritte mußte vorgebeugt, die Liebe der Sicilier mußte paralyſirt, das geſunkene Anſehen des Königs auf der Inſel wieder gehoben werden. Dazu gab es kein anderes Mittel, als die Entfernung des Prinzen aus

Sicilien. Die Königin nahm den Plan dazu in ihre Hände; ſie hatte ihn entworfen und ihrem Gemahle zur Begutachtung vorgelegt; ſie wollte auch die nicht beneidenswerthe Ehre der Ausführung genießen. Und dieſer Plan ging jetzt weiter, als ihr früherer auf Navarra. Damals hatte vorzüglich Rachegefühl ihre Schritte geleitet; jetzt galt es, ihrem Sohne, dem jungen Infanten Fernando, die Kronen nach ſeines Vaters Tode zu verſchaffen, welche nach göttlichen und menſchlichen Rechten dem Prinzen von Viana gehörten. Die ſchlaue Königin wußte nur zu gut, daß es Carlos' ſehnlichſter Wunſch war, mit ſeinem Vater gänzlich ausgeſöhnt zu ſein; er hatte ja oft genug erklärt, er werde als gehorſamer Sohn gern alle möglichen Schritte ſeinem zürnenden Vater entgegenthun, wenn er nur die Hoffnung hätte, nicht hart zurückgewieſen zu werden. Auf dieſe nachgiebige und verſöhnliche Geſinnung des Prinzen gründete die Königin ihren Plan, ihn ſich und ihren Zwecken gänzlich unſchädlich zu machen. Sie ſandte geheime Beauftragte nach Sicilien, Edelleute von verſchiedenem Range aus Aragonien, Katalonien, Valencia und Navarra, und aus letzterm Lande Leute von beiden Parteien und ſogar perſönliche Freunde des Prinzen, die im guten Glauben und ohne die tiefer gehenden geheimen Plane der Königin zu ahnen, die ſie ja mit der größten Verſchlagenheit ſogar dem Könige zu verheimlichen wußte, mit freudiger Bereitwilligkeit die Boten der Verſöhnung und des Friedens machten. Dieſe Männer kamen theils einzeln, theils zuſammen, trafen ſich, ohne ſelbſt von einander zu wiſſen, daß ſie alle der Königin dienten, dem Anſcheine nach blos zufällig im Kloſter Santa Maria und St. Joſeph. Alle kamen nun in den ſchmeichelhafteſten Verſicherungen überein, die ſie ſelbſt aus dem Munde des Königs und der Königin gehört haben wollten, wie ſehr beide zu einer Ausſöhnung mit dem Prinzen geneigt ſeien und die wohlwollendſten Geſinnungen für ihn hegten. Man berichtete ihm einzelne Aeußerungen des Königspaars, welche der Ausdruck dieſer Geſinnungen waren; man verſicherte, wie jene nichts ſehnlicher wünſchten, als ihn mit Liebe und Freundlichkeit an ihrem Hofe zu empfangen. Der argloſe Prinz, deſſen einziger Kummer der Zwieſpalt und die Spannung, in der er mit ſeinem Vater lebte, waren, fühlte bei dieſer oft wiederholten Kunde ſein Herz freudiger ſchlagen und wurde ſchnell geneigt, den Mahnungen der vermeintlichen Freunde zu folgen und als Sohn, wie er es für ſeine Pflicht hielt, dem Vater zuerſt die Hand zu bieten. Aber die ſiciliſchen Freunde warnten ihn; ſie ahneten oder durchſchaueten das neue ſchändliche verrätheriſche Spiel, welches mit dem edlen Infanten getrieben wurde. Um daher, wie Carlos meinte, ganz ſicher zu gehen, ſandte er zwei ſiciliſche Grafen nach Saragoſſa, um den König ehrlich und offen zu befragen, ob er ſeinen verſtoßenen Sohn wieder in ſein Herz und ſein Haus aufnehmen wolle, wenn derſelbe ihm reuig um Vergebung bittend nahe. Zugleich ſollten dieſe Geſandten ſich erkundigen, ob auch die Königin Blanka von Kaſtilien, die geliebte Schweſter des Prinzen, nach der ſein Herz ſich unausſprechlich ſehnte, am aragoniſchen Hofe erſcheinen dürfe und ihr dieſelbe Liebe zugewendet werden ſolle, die ihm zugeſagt ſei? Die beiden Grafen wurden in Saragoſſa mit den ausgezeichnetſten und ſchmeichelhafteſten Ehrenbezeugungen empfangen und mit einer Pracht und Verſchwendung bewirthet, wie man ſie nicht einmal den außerordentlichen Geſandten der größten Mächte angedeihen ließ. Der König und die Königin ſprachen nur von der Liebe zu ihrem Sohne Carlos und von der Sehnſucht, ihm dieſe Liebe perſönlich zu beweiſen. Statt nun aus dieſen Uebertreibungen Argwohn zu ſchöpfen, ließen ſich auch die Geſandten davon beſtechen und kehrten begeiſtert von den Geſinnungen ihres Königspaars nach Sicilien zurück, dem Prinzen die willkommene Botſchaft zu überbringen. Auch brachten ſie die Verſicherung des Königs, daß der Bote an die Königin Blanka ſchon fort ſei, ſie mit ihrer Geſellſchafterin, der Donna Maria de Silva, nach Saragoſſa in's Vaterhaus zu führen. Der Prinz von Viana rüſtete hierauf hocherfreut ſeine Abreiſe. Vergebens beſchworen ihn ſeine übrigen ſiciliſchen Freunde und Rathgeber nicht zu trauen, der Unglückliche ſah in ihren Warnungen und Betheuerungen nur die Abſicht, ihn zurückzuhalten, ihn zum Werkzeuge gegen ſeinen Vater zu gebrauchen und gleichſam mit Gewalt auf den Thron zu ſetzen, ein Schickſal, dem er um jeden Preis auszuweichen gedachte. Er ſchiffte ſich alſo, von ſeinen lieben frommen Vätern und den liebgewonnenen Beſchäftigungen, dem trauten Aſyle, dem helden Thale Abſchied nehmend, im Sommer 1460 mit wenigen Freunden nach Majorka ein. Von dieſer Inſel, wo er mit einem wahren Sturme von Jubel begrüßt wurde, leitete er einige vorläufige Unterhandlungen mit ſeinem Vater ein, die ſo günſtig für ihn verliefen, wie er es nur wünſchen konnte. Seine Eltern geſtanden mehr zu, als er zu wünſchen gewagt hatte; er hatte ja ſo ſehr beſcheidene Wünſche: nur Liebe und immer nur Liebe. Es ward eine Zuſammenkunft des Königs, der Königin und des Prinzen in Iguilada in Katalonien verabredet, und der Letztere ſetzte zu dieſem Zwecke von Majorka nach der Küſte von Barcelona hinüber. Die Hauptſtadt Kataloniens hatte zu ſeinem Empfange die glänzendſten Vorbereitungen getroffen, um ihm zu zeigen, wie ſehr ſie die ihm widerfahrenen Verfolgungen mißbillige, aber der Prinz unterließ den Einzug in die Stadt aus Furcht, dadurch bei ſeinem Vater Anſtoß zu erregen. Nachdem er der Geſandtſchaft der Stadt, die ihn bei ſeiner Landung ehrerbietig begrüßt und feierlich eingeladen, die Gründe angegeben, weshalb er dieſe Einladung nicht annehmen könne und ſie ſeiner herzlichen Liebe und Gewogenheit verſichert hatte, ging er ohne Aufenthalt nach Iguilada. Das Königspaar erwartete ihn bereits. Carlos, auf's Heftigſte erſchüttert, warf ſich ſeinem Vater zu Füßen, ergriff die Hand deſſelben und weinte Thränen der Rührung darauf. Er war keines Wortes fähig; endlich, als der König vergebens verſucht hatte, ihn aufzurichten, ſtammelte er mit krampfhaftem Schluchzen: „Vergebung, Vergebung, mein Vater!"

„Euch iſt Alles vergeben, mein Sohn, wenn Ihr, woran ich nicht zweifle, mit aufrichtiger Reue zu uns zurückgekehrt ſeid." — Jetzt ergriff er die Hand der Königin und küßte ſie inbrünſtig mit den Worten: „So wahr mir Gott helfe, ich komme mit dem treueſten Herzen zu Euch, ja mit dem dankbarſten Herzen, daß Ihr meinen ſehnlichſten Wunſch zu Euch zurückkehren zu dürfen, ſo liebreich erfüllt habt. Ich will Euch ein gehorſamer Sohn ſein und nichts thun was nicht Euere Zuſtimmung und Genehmigung hat."

„Wir werden Euch allezeit eine gnädige Königin und Mutter ſein und uns beſtreben Euer wahres

Glück zu begründen," verſetzte Donna Juana, und obgleich trotz aller Freundlichkeit, mit der ſie gegeben wurde, in dieſer Antwort viel kalter Stolz lag, ſo war der Prinz doch viel zu wehmüthig froh geſtimmt, um ſie argwöhniſch zu erwägen; er fuhr fort ſich mit ſo viel Demuth, Reue und Ergebenheit zu benehmen, daß alle, deren Herzen nicht ganz verſtockt, davon gerührt wurden. Dieſe herzliche Aufrichtigkeit wurde Seitens des Königspaars mit der größten Verſtellung erwiedert; während ihr Mund von Liebe und Ergebung ſprach, freuten ſie ſich im Herzen, den ihnen ſo gefährlich dünkenden Prinzen nun endlich unſchädlich zu wiſſen. Auf Carlos' Befragen nach ſeiner Schweſter Blanka wurde ihm ausweichend geantwortet, daß er ſie in Saragoſſa ſehen werde. Er ließ es ſich gefallen, obgleich er ſie gern früher begrüßt hätte. Mit ſtiller inniger Freude gab er ſich ganz dem Genuſſe der Gegenwart und den ſchönſten Hoffnungen für die Zukunft hin. Armer Getäuſchter! Sie ſollten nie in Erfüllung gehen.

## 16.

## Neue und ſchlimmere Täuſchung.

Alle Parteien in den verſchiedenen Königreichen, welche unter Johanns Scepter ſtanden, wünſchten ſehnlichſt, daß dieſer ſchon lange und eben ſo ſehnlich erwünſchte Friede zwiſchen Vater und Sohn, der mit ſo anſcheinender Aufrichtigkeit von beiden Seiten zu

Stande gebracht worden war, mit derſelben Aufrichtigkeit gehalten und von Dauer ſein und daß er den Ländern Ruhe und dem allverehrten Prinzen die Verwirklichung ſeiner gerechten Anſprüche bringen möchte; und da man ſtets gern glaubt, was man wünſcht, ſo ſchenkten die Völker dem Könige das größte Vertrauen, obgleich er es noch durch nichts verdient hatte. Der Prinz hatte ſich in Neapel und Sicilien wie im Allgemeinen, ſo im Beſondern in den politiſchen Angelegenheiten dieſer Länder ſo mäßig, beſonnen und rechtliebend benommen, daß Jedermann erkannte, er wolle durchaus keines Andern Recht auch nur dem Scheine nach zu nahe treten, ſondern allein ſein Recht anerkannt und zur Wahrheit gemacht wiſſen, und dieſe allgemeine Erkenntniß verbreitete die Liebe, die Achtung, die Begeiſterung für ihn und ſein Recht ſo ſehr, daß in allen vier Königreichen faſt kein Menſch lebte, der nicht für ihn eingenommen geweſen wäre und vom Könige die öffentliche Anerkennung des Rechts ſeines Sohnes in Bälde erwartet hätte. Die Stände von Katalonien hielten ſich von der Gerechtigkeit des Königs ſo ganz überzeugt, mit welcher er den Anſpruch des Prinzen von Viana auf die Erbſchaft ihrer Königskrone ausſprechen müſſe, daß ſie, als ſie den König und den Prinzen in Barcelona feierlich empfingen, den Letztern als ihren Thronerben anredeten und begrüßten. Um ſo ſchmerzlicher und aufregender war der Eindruck, welchen der ihnen vom Könige deshalb öffentlich gegebene Verweis nicht allein auf ſie, ſondern auch auf das ganze Volk machte. Eben ſo bitter und böſes Blut machend war bald darauf die Enttäuſchung der Aragonier. Sie hatten erwartet, der König werde ſofort eine Ständeverſammlung zuſammenberufen und durch ſie nicht nur ſich als König, ſondern auch dem Prinzen von Viana als Thronfolger den Eid der Treue — wie es gebräuchlich war — leiſten laſſen. Damit wären dann, wie billig, die Rechte des Prinzen vor dem Volke anerkannt gewesen. Der König berief nun zwar die Cortes von Aragonien nach Fraga, aber nur um ſich ſelbſt von ihnen huldigen zu laſſen; ihr ausdrückliches Verlangen denſelben Gebrauch auch gegen den Kronprinzen zu erfüllen, ſchlug er mit herben und unwilligen Worten ab. Daraus erkannte denn Jedermann, daß der Prinz von ſeinem Vater und deſſen Gemahlin abermals verrathen und betrogen war, und Niemand blieb in Zweifel, daß der Einfluß der Letztern dieſen Treubruch verurſacht und dieſes neue Leid über den geliebten Prinzen gebracht habe. Man erfuhr, daß der Prinz ohne die mindeſte Verſchuldigung in einer Art Gefangenſchaft gehalten werde, wenigſtens ſtets von Kreaturen des Hofes umgeben ſei, welche jeden ſeiner Schritte bewachten und der Königin fortwährend genaue Rechenſchaft von ſeinem Thun und Laſſen ablegten. Dabei betrug ſich die Königin auffallend übermüthig, ſo ſogar frech und reizte dadurch den Unwillen des Volkes in einem hohen Grade. Die Phantaſie deſſelben, einmal mit dieſem ihm liebgewordenen Gegenſtande beſchäftigt, war abermals unermüdlich im Erfinden und Weiterverbreiten von allerlei boshaften Geſchichten, welche zu den alten Leiden des Prinzen ſeine neuen und die heimtückiſche Feindſchaft der Königin gegen ihn behandelten; ja man ſtellte die Behauptung auf, das Leben des Prinzen ſei in Gefahr; denn die Königin wolle um jeden Preis ihrem Sohne, dem kleinen Fernando, die Thronfolge verſchaffen. Die Gährung im Volke ſtieg dadurch von Tag zu Tage höher.

Des edlen Prinzen Freude hatte ſich bald wieder in den ſchwerſten Kummer verwandelt, als er ſah, daß die ihm von ſeinem Vater gezeigte Liebe nur Schein geweſen war; aber trotz der ſchlimmſten Erfahrungen ſträubte ſich ſein kindlich frommes Herz an das zu glauben, deſſen das Volk ſeinen Vater mit Recht offen beſchuldigte. Er war ſich ja keiner Schuld bewußt und meinte, der König müſſe bei ruhiger Prüfung der Umſtände doch noch zur rechten Einſicht kommen und ihm ſein Recht angedeihen laſſen. In Saragoſſa, wohin er ſich auf Befehl des Königs begeben hatte, fand er zwar ſeine Schweſter Blanka, aber vom Hofe in einer auffallenden Weiſe. gleich ihm ſelbſt, vernachläſſiget und ebenfalls von Späheraugen und Ohren umgeben, ſo daß es ihm durchaus unmöglich war, eine unbelauſchte Unterredung unter vier Augen mit ihr zu führen. Ihr Wiederſehen war ein herzliches, aber doch ein kummervolles und trauriges. Maria de Silva hatte gar nicht einmal die Erlaubniß erhalten, nach Saragoſſa zu kommen; ſie hatte die Königin Blanka nur bis an die Grenze von Aragonien begleiten dürfen.

Der Prinz war mehrere Tage hintereinander auf ſeinen Spaziergängen einer alten Bettlerin begegnet, die ihn jedes Mal im ſiciliſchen Volksdialecte anſprach und ihm mit vielen Worten für die empfangene Gabe dankte. Der königliche Kammerherr, welcher dem Prinzen auf jedem Schritte folgte, war anfangs aufmerkſam auf das zerlumpte Weib, da er aber in den erſten Tagen nichts Verdächtiges von ihrer Seite wahrnahm, ſo ließ ſeine Aufmerkſamkeit auf ſie nach; die des Prinzen ſteigerte ſich aber in demſelben Grade, unterſtützt durch einige bedeutſame Winke der Frau. Als ſie ſich endlich ſicher und vom Prinzen verſtanden ſah, ſteckte ſie ihm eines Tages einen Brief zu. Zu Hauſe angelangt war Carlos auf das Angenehmſte überraſcht zu finden, daß der Brief von ſeiner Schweſter Blanka war.

Blanka ſchrieb ihrem Bruder ausführlich über ſeine und ihre verzweifelte Lage und gab ihm Aufſchlüſſe, die er bis jetzt nicht gekannt hatte. Ihre Schweſter Eleonore und deren Gemahl Gaſton de Foix waren es vorzüglich, welche ſich zu Werkzeugen der Königin Johanna brauchen ließen, alle Schritte des Prinzen und Blanka's zu überwachen. Ferner ſchrieb ſie, daß ſie, in der Ueberzeugung, ihr ehemaliger Gemahl, der König Heinrich IV. von Kaſtilien, werde eingedenk ſeiner frühern Freundſchaft für Carlos gern bereit ſein ihm zu helfen, ſich an denſelben mit der herzlichſten Bitte gewandt und ihm den Vorſchlag gemacht, ſeine kleine Schweſter Iſabella mit ihrem Bruder zu verloben. Darauf habe ſie bereits eine günſtige Antwort; der König wolle nur wiſſen, ob der Prinz von Viana geneigt ſei, in directe perſönliche Unterhandlung mit ihm zu treten; dann werde er einen Geſandten an Carlos ſchicken und die Unterhandlung eröffnen, um jeden Schein vom Prinzen zu entfernen, als habe dieſer ihn um Hülfe angeſprochen. Zugleich bezeichnete Blanka dem Bruder ein abgelegenes Haus, worin er Jemand finden werde, welcher die Antwort an ſie und auch an den König von Kaſtilien zu beſorgen beſtellt ſei. — Der Prinz zögerte nicht, dieſe Antworten zu ſchreiben. In der Abenddämmerung täuſchte er geſchickt die Aufmerkſamkeit ſeiner Aufpaſſer und ſuchte das ihm angegebene Haus auf. Wie groß war dort ſein ihm ſo ganz unerwartetes Entzücken, als er in der ihm entgegentretenden katalоniſchen Bäuerin Maria de Silva, ſeine geliebte Maria erkannte! Sie war die geheime Botin des Königs und der geſchiedenen Königin von Kaſtilien. Der Prinz vergaß alle ſeine Leiden; er ſaß der ihm ſo unausſprechlich theuern Frau wieder gegenüber, wie in den roſigen Tagen ſeines ſtillen Jugendglücks, er durfte ihr wieder in das reine Auge ſehen, ihre Hand wieder in der ſeinigen halten, wieder auf den ſüßen Ton ihrer Stimme lauſchen: er durfte ſie wieder ſeine Marie nennen und es kam wieder ein ſpäter, aber köſtlicher Jugendtraum in ſeine Seele, der ihn für langen Kummer und bitteres Geſchick entſchädigte. Auch Maria gab ſich eine Stunde lang mit voller Seele dem lang entbehrten ſüßen Genuſſe hin, mit ihrem geliebten Freunde vereinigt zu ſein, dann aber eröffnete ſie ihm, daß ſie heimlich nach Saragoſſa gekommen ſei, um ihn zu retten. Sie legte ihm den Plan vor, den König von Kaſtilien ganz für ihn zu gewinnen und durch ſeine Vermählung mit der Schweſter deſſelben unzertrennlich an ſein Intereſſe zu binden. Carlos gab ſich wie ein Kind der Leitung des geliebten Weibes hin; er war Alles zufrieden, was ſie und ſeine Schweſter Blanka zu ſeinem Heile für nöthig fanden. Mit ſeinem Briefe an den König Heinrich ging Maria am folgenden Tage ab. Schon in der zweiten Woche darauf langte ein Geſandter des kaſtiliſchen Königs an den Prinzen an, und die Verhandlungen wegen der Vermählung des Letztern mit der Prinzeſſin Iſabella von Kaſtilien begannen. Freilich war dieſe Iſabella, die Tochter von der zweiten Gemahlin des Königs Johann II. von Kaſtilien, erſt neun Jahre alt; der Prinz von Viana aber ſtand bereits in ſeinem vierzigſten Lebensjahre, aber die Politik hat ſich ja bei der ehelichen Verbindung fürſtlicher Perſonen niemals an den Unterſchied des Alters gekehrt. Aber das aragoniſche Königspaar hatte ſchon ſeit einigen Jahren den Plan gefaßt, einſt ihren Sohn, den Infanten Fernando, mit jener Iſabella zu vermählen, und es war dies namentlich der Lieblingswunſch der Königin Johanna. Kaum war ihr alſo die Nachricht von den Verhandlungen zwiſchen dem Könige von Kaſtilien und dem Prinzen von Viana, die ſie nicht hindern konnte, hinterbracht worden, als ſie in Zornesflammen ausbrach und hoch und theuer ſchwur, den ihr verhaßten Carlos zu verderben. Obgleich dieſe Worte in der Umgebung ihrer Vertrauten ausgeſtoßen wurden, ſo wurden ſie doch verrathen und die Kunde davon kam unter das Volk. Bald darauf hatte der König die Cortes von Katalonien nach Lerida berufen; er forderte den Prinzen auf ihn dahin zu begleiten.

Carlos, ſchon ſo oft getäuſcht und an Erfahrungen ſo reich, die ihn hätten belehren ſollen, daß es ſein Vater niemals aufrichtig mit ihm meine, vertraute doch wieder der mildern Geſinnung deſſelben; ſein kindliches Herz, indem es ihm Gehorſam gegen den Vater auferlegte, ſpiegelte ihm die Hoffnung vor, er werde in der Ständeverſammlung vom Könige öffentlich als Thronerbe anerkannt werden. Er folgte alſo der väterlichen Aufforderung. Kaum in Lerida angekommen, ließ ihn der König vor ſich beſcheiden und ſetzte ihn mit empörend ſtrengen Aeußerungen über ſeine Abſicht, ſich mit der Infantin Iſabella von Kaſtilien zu vermählen, zu Rede. Der Prinz hatte deſſen kein Hehl. Der König legte ein ungeheures Gewicht darauf, daß die Unterhandlung mit dem Könige von Kaſtilien ohne ſeine Erlaubniß gepflogen worden ſei und ließ den Prinzen verhaften und in hartes Ge-

BIBL. VNIVERS. LIPS.

fängniß legen. Die Cortes von Katalonien löſete er noch in derſelben Stunde auf und ſchickte ſich an Lerida bald wieder zu verlaſſen.

---

## 17.

## Gerechte Volksempörung.

Die Kunde von dieſer unerhörten Treuloſigkeit des Königs verbreitete ſich mit großer Schnelle im ganzen Königreiche; die Stadt Lerida gerieth in Beſtürzung und ungewöhnliche Aufregung. Die noch nicht auseinandergegangenen Cortes ſandten ſogleich eine Botſchaft an den König, welche ihn nach dem Verbrechen befragte, um deswillen der Prinz zur Haft gebracht worden ſei. Wenige Tage ſpäter erſchienen der beſtändige Ausſchuß der Cortes von Aragonien und Abgeordnete der Stadt Barcelona mit derſelben Anfrage vor ihm. Der König gab Allen eine herzloſe ausweichende Antwort, indem er mit dunkeln unbeſtimmten Ausdrücken auf einen Argwohn gegen ſeinen Sohn hindeutete, zu welchem er durch zweideutige Schritte deſſelben gezwungen worden ſei und woraus die Deputationen allenfalls ſchließen konnten, der König meine eine Verſchwörung des Prinzen gegen ſein Leben. Die Beſtrafung für das Verbrechen des Sohnes, falls ein ſolches ſich wirklich ermitteln laſſe, behielt ſich der König ſelbſt vor und verbot ſich ernſtlich jegliche Einmiſchung der Stände in dieſe ſeine Hausangelegenheit. Aber das Volk war anderer

Meinung als ſein König; es betrachtete den Prinzen von Viana als ſeinen künftigen König, es kannte ſeine Tugenden und wußte, daß jenes von ihm behauptete Verbrechen, namentlich eine Verſchwörung gegen das Leben ſeines Vaters, eine niederträchtige Erdichtung ſei, ein boshafter Vorwand, um die Rechte des Prinzen zu unterdrücken. Es kannte die Ränke und zornigen Aeußerungen der Königin, ſo wie das rachſüchtige leidenſchaftliche Gemüth und die moraliſche Schwäche des Königs zu gut, es wußte, welche Pläne das Königspaar mit dem jungen Infanten Fernando hegte, um nicht für die Freiheit, ja ſelbſt für das Leben des vergötterten Prinzen die ernſteſten Beſorgniſſe zu hegen. Kaum alſo waren die den Deputationen der Stände gegebenen ſeltſamen Antworten des Königs bekannt worden — und dies ging bei dem allgemeinen Antheile, welchen das ganze Volk an dieſem ſo wichtigen Gegenſtande nahm, außerordentlich ſchnell — als die zeitherige Gährung plötzlich in offene Empörung ausbrach. Die ſtille Glut hatte allmälig das Königreich ergriffen; nun ſtand es aber auch im Nu in lichten Flammen. Die Katalonier erhoben ſich mit den Waffen in der Hand wie ein Mann gegen ihren König. Es ging ſo raſch, daß der königliche Statthalter in Barcelona ſich nicht durch die Flucht zu retten vermochte; er ward auf derſelben ergriffen und in's Gefängniß geworfen. Diejenigen Mannſchaften, welche das Kriegshandwerk verſtanden, traten ſogleich zuſammen und ſtellten ſich unter den Befehl erfahrener Officiere vom höchſten Range. Aber dem erhitzten und nach Rache lechzenden Pöbel ging dieſe geregelte kriegeriſche Operation gegen den treuloſen König viel zu langſam. Tauſende rotteten ſich in Barcelona zuſammen und wälzten ſich, eine furchtbare Menſchenlawine, welche auf ihrer in raſender Eile dahin ſtürzenden Bahn von Stunde zu Stunde wuchs, da ihr von allen Orten und Enden die wuthentbrannte Bevölkerung zuſtrömte, auf Lerida zu, um ſich der Perſon des Königs zu bemächtigen und Volksjuſtiz an ihm auszuüben. In der That gelang es kaum einem ſchnellen Reiter, einem dem Könige ergebenen Adeligen, den wilden Volkshaufen zu überholen und dem Könige Nachricht von der ihm drohenden Gefahr zu geben. Dieſer verlor die ihm eigene Gegenwart des Geiſtes nicht. Er befahl die Speiſen, die ihm zur Abendtafel bereitet werden ſollten, entfloh aber bei anbrechender Nacht verkleidet und nur von einem Diener begleitet heimlich aus der Stadt und auf Umwegen nach Fraga im aragoniſchen Gebiete nahe an der Grenze, wo die Königin verweilte, um den Transport des Prinzen von Viana nach der unzugänglichen Feſtung Morella in einem Gebirgszuge an der Grenze von Valencia zu leiten. In dieſem öden, ſchauerlichen und unerſteigbaren Felſenneſte glaubte ſie ſich der Perſon des ihr ſo ſehr verhaßten Thronerben verſichert halten zu dürfen. Hier wollte ſie über ſein ferneres Schickſal verfügen. Der König erreichte zwar Fraga glücklich und glaubte bei der Theilnehmerin ſeiner Treuloſigkeit ſicher zu ſein vor dem Zornausbruche des kataloniſchen Volkes, aber die Richtung ſeiner Flucht war eben ſo ſchnell dieſem Volke verrathen worden. Die bald nach derſelben in Lerida anlangenden Pöbelhaufen fanden am Thore nur geringen Widerſtand, ſtürmten bei Nacht durch die Straßen, drangen in das königliche Schloß, durchſuchten alle Gemächer deſſelben und ſtießen mit ihren Hellebarden und Schwertern in die Betten und in jeden

Winkel und muthmaßlichen Verſteck. Ihre Wuth den König nicht zu finden, ſtieg zur Raſerei und nur mit Mühe konnten ſie von einigen Verſtändigen abgehalten werden, den Palaſt mit ihren Fackeln in Flammen zu ſetzen. Hätten ſie den König gefunden, er wäre ſicherlich in Stücke zerriſſen worden.

Der militairiſch geordnete Volkshaufe der Katalonier hatte nicht ſobald die Richtung des Weges erfahren, welche der königliche Flüchtling eingeſchlagen, als er im haſtigſten Eilmarſche nach Fraga zuging und es ſo ſchnell erreichte, daß das königliche Ehepaar kaum Zeit behielt auf der Seite nach Saragoſſa zu aus der Stadt zu entfliehen, während auf der andern das kataloniſche Heer bereits durch das Thor drang. Johann und Johanna erreichten die Hauptſtadt Aragoniens, und da ſie den Prinzen auf dem öden ſteilen Felſenſitze in Sicherheit wußten, ſo ſpotteten ſie der Empörung der Katalonier und entwarfen die Pläne ihrer Rache mit ſchauderhafter Umſtändlichkeit. Der König raffte ſogleich an aragoniſchen Soldaten zuſammen, was er in der Eile auftreiben konnte, um ſie ſelbſt den Kataloniern entgegenzuwerfen; die Königin ſollte ſodann raſch neue Truppen werben und ihm nachführen. Wortreiche pomphafte Proclamationen des Königs wurden im Lande verbreitet; die Empörung gegen den König war mit den ſchwärzeſten Farben geſchildert. Die hergebrachten Redensarten von verletzter Treue ſind ſich ſtets gleich geblieben, wenn die Könige durch Gewaltſtreiche die Völker zur Empörung getrieben haben. Aber dies Mal verfehlten ſie ihre erprobte Wirkung oder ſie riefen vielmehr eine entgegengeſetzte hervor. Die Empörung gegen den König und zu Gunſten des Prinzen von Viana brach auch in Aragonien aus und theilte ſich Valencia mit, ja ſie kam gleich darauf in den überſeeiſchen Beſitzungen in Sicilien und Sardinien zum Ausbruche. Zu gleicher Zeit unterſtützte ſie König Heinrich von Kaſtilien, indem er mit einem beträchtlichen Kriegsheere in Navarra einfiel, den königlichen Statthalter und die Günſtlinge der Königin verjagte, die beſtürzten Agramonts auf's Haupt ſchlug und den Beaumonts wieder emporhalf, die denn auch ſofort den Prinzen von Viana zum König ausriefen. Sechs Wochen nach der Flucht des Königs aus Lerida war alles Land, das unter Johanns Botmäßigkeit ſtand, wider ihn erhoben, die Statthalter vertrieben, die königlichen Beamten entſetzt und gut organiſirte Volksregierungen leiteten die Bewegung. Die Beaumonts machten von Navarra einen bewaffneten Einfall in Aragonien, der König von Kaſtilien drohte mit einem zweiten Einfalle von der andern Seite, der König von Neapel mit den Siciliern einen dritten, und Johann hatte kein Heer, keinen Bundesgenoſſen dieſem von allen Seiten über ihn hereinbrechenden Sturme entgegenzuſetzen. Da erfaßte ihn der Schrecken und ſelbſt die Königin begriff, daß es mit ihrem ſtolzen Trotze zu Ende ſei. Das einzige noch mögliche Rettungsmittel war ſchnelle Befreiung des Prinzen und vollſte Anerkennung aller ſeiner Rechte. Der König war Abends in einer Unterredung mit der Königin zu dieſem nothgedrungenen Entſchluſſe gekommen und am folgenden Morgen ſollte der Bote nach Morella abgehen, welcher dem Prinzen die Freiheit verkündigen ſollte. Die Proclamation des Königs an ſämmtliche Königreiche, welche die Freilaſſung verkündete, wurde noch geſchmiedet und ſollte am andern Morgen gedruckt und durch Eilboten in alle betreffenden Länder gebracht werden. Es hieß darin, die Königin, ſtets für das Wohl des

Prinzen von Viana beſorgt, habe durch unabläſſiges Bitten den König dahin vermocht, allen Groll gegen ſeinen Sohn fahren zu laſſen und ihn in Freiheit zu ſetzen und ſeine Rechte als Thronfolger öffentlich anzuerkennen. Alle vom Prinzen ausgegangenen verdächtigen Handlungen ſollten auf dieſe rührende Vorbitte der Königin vergeben und vergeſſen ſein. Durch dieſe Lüge hoffte der König das Volk mit der Königin auszuſöhnen; denn ihm war nur zu gut bewußt, daß der allgemeine Haß ſie als Hauptanſtifterin aller Verfolgungen des Prinzen traf.

Die Königin hatte ſich nach jener Unterredung kaum in ihre Gemächer zurückgezogen, als ſie einen vertrauten Kammerherrn zu ſich beſcheiden ließ. „Don Alvaro," redete ſie den ihr ſchwärmeriſch ergebenen jungen Mann an, „die Dinge ſind, wie Ihr wißt, leider ſo weit gediehen, daß wir zum letzten Mittel greifen müſſen; denn kein anderes will mehr verfangen und die Schmach einer ſolchen Niederlage ertrüge ich nicht."

„Sie muß Euch um jeden Preis erſpart werden, hohe Frau. Ihr ſollt und müßt als Siegerin hervorgehen und jedes Mittel Euch zum Siege zu verhelfen iſt gerecht und heilig."

„Wohl, hier iſt das letzte und unfehlbare Mittel. Ich lege es in Euere als die mir treueſte Hand. Brecht noch in dieſer Nacht auf und eilt Morella ſo ſchnell als möglich zu erreichen." Mit dieſen Worten zog ſie aus ihrer Spinde ein Büchschen hervor, welches ſie dem Kammerherrn überreichte. Er verbarg es ſchnell an ſeiner Bruſt, küßte die dargebotene Hand der Königin und ſagte ſich verabſchiedend: „in zehn Minuten habe ich Saragoſſa hinter mir." —

## 18.

# Die Rache der Königin.

Drei Tage ſpäter langte der Prinz von Viana mit einer Ehrenbegleitung von Hofcavalieren und aragoniſchen Rittern in Saragoſſa an. Der König und die Königin fuhren ihm entgegen, und als wäre noch nicht genug Verrath und Betrug mit dem edlen Dulder geſpielt, wurde eine neue Verſöhnungsſcene im Angeſichte des zu Tauſenden aus der Hauptſtadt und vom Lande herbeigeſtrömten Volkes aufgeführt. König und Königin ſtellten ſich äußerſt gerührt und der gutmüthige Prinz gab ſich, niemals durch Schaden klug geworden, dem Wahne hin, ſie meinten die Verſöhnung ſo aufrichtig, wie er ſelbſt. Mit Thränen umarmte er ſeinen Vater, küßte er die Hand ſeiner Feindin, dankte er den Grüßen des Volkes und winkte ihm zu, wie glücklich er ſei. Von Saragoſſa aus, wo ihm Feſte gegeben wurden, fuhr er mit der Königin in einem offenen Wagen; ſie wollte dem Volke zeigen, wie einig ſie jetzt mit ihrem Stiefſohne ſei; aber das Volk war weniger leichtgläubig als der Prinz. Aus dem ganzen Lande ſtrömte es zuſammen und begrüßte jubelnd ſeinen Liebling; die Königin aber wurde gar nicht beachtet und die ihr ununterbrochen bereiteten Demüthigungen fraßen ihr am Leben. Um ihre ſchönen Züge ſpielte ein boshaftes Lächeln und wer in ihrer Seele hätte leſen können, würde einen teufliſchen Triumph darin erblickt haben, den gräßlichen ſtummen Jubel der Rache. Die Begeiſterung des Volkes für den Prinzen war über die Maßen rührend; die Maſſen überboten ſich, ihm ihre Liebe zu erkennen zu geben. Von Barcelona kamen große Deputationen der Landſtände und der Stadt dem Prinzen entgegen. Dieſe erklärten der Königin ohne Umſchweife, man würde ihre Anweſenheit in der Hauptſtadt nicht dulden und Niemand vermöge ſie vor Mißhandlungen des erbitterten Volkes zu ſchützen; nicht vergebens wiſſe es, daß erſt alle Königreiche in Aufſtand hätten gerathen müſſen, um ihren ſtarren feindlichen Sinn zu brechen. Sie fand deshalb für gut, in Villa franca, ungefähr zwanzig Meilen von Barcelona, zurückzubleiben, und der Prinz hielt ſeinen Einzug allein, begrüßt und gefeiert von dem frohlockenden Zurufe und dem Schmucke der Straßen und Häuſer, der jubelnden Bewillkommnung der Stände, der Behörden und der Ritterſchaft, wie ſie nur einem aus einem ſiegreichen Feldzuge heimkehrenden Fürſten dargebracht zu werden pflegen. Dies Mal aber war das Volk der Sieger über ſeinen treuloſen König und über ſeine rach- und ränkeſüchtige Königin, und ſeine Siegesfreuden konnten gar kein Maß finden; die Menge war glückberauſcht, ſich endlich ſeinen geliebten Prinzen erobert zu haben, und Feſte und Feierlichkeiten aller Art folgten Wochen lang auf einander. Aus Aragonien, aus Valencia, aus Navarra, aus Sardinien, Sicilien und den Balearen langten Volkszüge an, die Freude zu theilen und zu erhöhen und dem Prinzen ihre Ergebenheit zu bezeigen, ihm Liebesgrüße der Völker zu bringen.

Die kataloniſchen Stände ſchrieben nun ihrer Seits dem Könige die Bedingungen vor, unter welchen ſie ihm die Huldigung leiſten wollten; und ſie waren höchſt demüthigend für Johanns hochfahrenden Sinn.

Erſtlich verlangten ſie mit kurzen Worten, die nicht einmal in die Form herkömmlicher Bitte gekleidet waren, daß er Don Carlos öffentlich als ſeinen rechtmäßigen Erben und Thronfolger anerkenne und ihm auf Lebenszeit das Amt eines Generalſtatthalters von Katalonien übertrage, ſodann, daß weder er ſelbſt, noch die Königin jemals ohne die ausdrückliche Erlaubniß der Cortes das Königreich betrete oder ſich irgendwie in die Regierung deſſelben miſche. So weit war es mit dieſem ſtolzherriſchen König gekommen, daß er nicht nur dieſe ſchmählichen Bedingungen einging, ſondern es auch mit verſtellter Freundlichkeit that. Es ſcheint faſt als habe er von ſeiner Gemahlin einen Wink erhalten, daß die übermüthig gewordenen Katalonier dennoch betrogen ſeien. Aus Navarra kamen ähnliche Forderungen: Carlos ſollte ohne alle Bedingungen als König anerkannt werden. Auch ſie wurden von Johann mit derſelben Bereitwilligkeit zugeſtanden. Ebenſo verlangte Sicilien den Prinzen zum Vicekönig und Aragonien und Valencia ſeine Anerkennung als Thronfolger. Größere Demüthigungen ſind noch niemals einem hochmüthigen eigenwilligen Könige widerfahren; er nahm ſie faſt alle mit grinſender Ruhe hin, aber Donna Juana raſete; ſie ſchlug zu allen dieſen Dingen eine höhniſche Lache auf und ſchwur hoch, daß der Tag der Rache nicht fern ſei.

Die Königin Blanka und Donna Maria de Silva mit ihren Kindern waren natürlich ſchnell nach Barcelona geeilt, um ſich in die Arme des geliebten Fürſten zu werfen. O mit welcher ſeligen Innigkeit hielt er die theuern Frauen umfangen! Wie liebkoſete er die Kinder! Und doch flog dabei ein ſchmerzliches Lächeln über ſein krankhaft bleiches Geſicht, doch zuckte es durch dieſe von ſo vielen Leiden tiefgefurchten Züge wie eine böſe Ueberzeugung. Er konnte ſich ſelten mehr freuen: die Erfüllung ſeines Geſchicks lag ſchwer und drohend vor ihm. Als ihn Maria über ſeine Verſtimmung fragte, küßte er ſie auf die Stirn und ſprach: „Meine theure Freundin, bald werde ich nicht mehr bei Dir ſein, ſondern bei meinem Inigo. Der Tod liegt mir im Herzen. Ich habe ihn kurze Zeit vor meiner Abreiſe von Morella empfangen und wahrſcheinlich aus den Händen der Königin. Er ſchleicht mir kalt durch die Adern. Sieh wie glücklich wäre ich jetzt in der Anhänglichkeit dieſer tapfern, hochherzigen und mächtigen Völker, wie glücklich in Deiner und Deiner Kinder Liebe, wie glücklich in der Liebe meiner Blanka! Endlich habe ich den Hafen einer dauernden Ruhe und Sicherheit erreicht. Aber die unverſöhnliche Juana gönnt mir dieſe Ruhe nicht; ich habe es in ihren Augen geleſen. Am lang erſehnten Ziele angelangt, muß ich ſterben.“ — Gräßlicher Schrecken ergriff die Herzen der Frauen; die beſte ärztliche Hilfe ward in Anſpruch genommen, aber bald darauf erkrankte der Prinz ernſtlich und ſtarb wenige Wochen darauf in Blanka's und Maria's Armen, wie es hieß an einem abzehrenden Fieber, am 23. September 1461. Vergebens wäre es die dumpfe Verzweiflung der beiden Frauen, den ungeheuern Jammer des ganzen Volkes zu malen. Die Königin ward öffentlich der Vergiftung ihres Stiefſohnes beſchuldigt. Sie durfte in mehreren Jahren nicht nach Katalonien kommen; ſie wäre vom Volke zerriſſen worden. Die Krone von Navarra hatte Carlos, in Folge des urſprünglichen Ehevertrages ſeiner Eltern, ſeiner Schweſter Blanka vermacht. Die Königin Juana hatte ihr Ziel erreicht; ihr Sohn, der Infant Fernando, war nun Thronerbe aller Königreiche. Er wurde ſpäter der Gatte der ſeinem ältern Bruder verlobten Iſabella von Kaſtilien und dieſe Verbindung führte zur Vereinigung von ganz Spanien unter ihrer Tochter Juana, der Gemahlin des Erzherzogs Philipp des Schönen von Oeſterreich.

---

## 19.

## Schickſal der Königin Blanka. Vergeltung.

Das Trauerſpiel hatte mit dem Tode des unglücklichen Prinzen von Viana keineswegs ſein Ende erreicht. Noch ein zweites Opfer mußte fallen, die ihm gleichgeſinnte, von ihm ſo heiß geliebte Blanka. Als Thronfolgerin von Navarra war ſie der Gegenſtand wüthender Eiferſucht ſowohl für ihren Vater, den jetzigen Inhaber dieſes Königreichs, als für die Königin Juana, die ſie ſtets gehaßt, und endlich für ihre Schweſter Eleonore, Gräfin von Foix, welcher als ſeiner Lieblingstochter Johann auf Betrieb der Königin das Nachfolgerecht auf Navarra nach ſeinem Tode zugeſagt hatte. Eleonorens Sohn, wie ſein Vater Gaſton de Foix genannt, hatte kurz zuvor eine Schweſter des Königs Ludwig des Elften von Frankreich geheirathet. Dieſer franzöſiſche König, als einer der ränkeſüchtigſten, kalt boshafteſten und grauſamſten Menſchen in der Geſchichte bekannt, verband ſich nun mit dem Könige von Aragonien zu Blanka's Verderben.

In einem Vertrage zwiſchen beiden Königen wurde ausgemacht, daß Blanka unter Gewahrſam der ältern Gräfin von Foix, der Prinzeſſin Eleonore, geſtellt werden ſollte, um ihr, der Infantin und ihrer Nachkommenſchaft als Sicherheit für die Thronfolge von Navarra zu dienen. Der ſchändliche Johann verkaufte ſeine edle tugendhafte Tochter an die franzöſiſche Krone, wie er erſt ſeinen eben ſo trefflichen Sohn an ſeine Gemahlin verkauft hatte. Um dieſen ſchmachvollen Handel zu beſchönigen, wurde zum Scheine eine Verbindung zwiſchen der Königin Blanka und dem Herzoge von Berry, des Königs Ludwig Bruder, eingeleitet und ſie von ihrem Vater beſtürmt, ihm behufs dieſer Verbindung nach Frankreich zu folgen. Die unglückliche Dame, deren Herz noch ganz von Trauer für ihren Bruder erfüllt war, durchſchaute nur zu wohl die wahre Abſicht ihres unnatürlichen Vaters; vergebens beſchwor ſie ſein verſteinertes Herz, ſie ihren Feinden nicht auszuliefern, vergebens verſicherte ſie, daß ſie ſich niemals wieder vermählen könne, der grauſame König ließ ſie gewaltſam von ihrem friedlichen Wohnſitze zu Olit, mitten aus ihren eigenen Beſitzungen entführen und nach denen des Grafen von Foix, ihres Schwagers, über die Pyrenäen bringen. Als ein dem Tode geweihtes Schlachtopfer wurde ſie von rohen Söldnerknechten fortgeſchleppt und ihr nicht einmal geſtattet, ihre Freundin Maria mitzunehmen. Als ſie in St. Jean Pied de Port, einer kleinen Stadt auf der franzöſiſchen Seite des Gebirgs, angekommen war und ſich überzeugt hatte, daß ſie keine menſchliche Hilfe mehr zu hoffen habe, entſagte ſie in einem feierlichen Akte vor den Behörden der Stadt förmlich ihrem Rechte auf die Krone von Navarra zu Gunſten ihres Vetters und frühern Gemahls, des Königs Heinrich IV. von Kaſtilien, welcher die Sache ihres Bruders mit warmem Eifer unterſtützt hatte. In einem rührenden Briefe, den ſie ihm ſchrieb, erinnerte ſie ihn an den Morgenſchimmer ihres Glücks, das ſie unter ſeinem Schutze genoſſen, an ſeine frühern Verpflichtungen gegen ſie und an ihre nachherigen ſchweren Trübſale. Im Vorgefühle des düſtern Geſchicks, das ihrer wartete, verſchrieb ſie ihm ihre Erbſchaft von Navarra mit gänzlicher Ausſchließung derer, welche ſo begierig danach trachteten, des Grafen und der Gräſin von Foix, ihrer liebloſen Schweſter. Noch am nämlichen Tage, am 30. April 1462, ward ſie einem Bevollmächtigten ihres Schwagers übergeben, der ſie auf die Burg Ortes in Bearne brachte. Hier ſchmachtete die unglückliche Königin ſtreng bewacht und grauſam behandelt über zwei Jahre in ſchrecklichſter Ungewißheit; denn nicht die kleinſte Nachricht von der Außenwelt durfte zu ihr gelangen. Endlich wurde ſie auf Befehl ihrer Schweſter vergiftet und ſtarb denſelben Tod in demſelben Alter, wie ihr Bruder Carlos, ein in jeder Beziehung ausgezeichnetes Geſchwiſterpaar, das der ſcheußlichſten Bosheit und lechzenden Herrſchgierde unterlag.

Heinrich von Kaſtilien gelangte nicht zum Beſitze von Navarra, er ſtarb erſt neunundvierzig Jahre alt, durch ſeine Ausſchweifungen entnervt, fünf Jahre früher als der König Johann von Aragonien, welcher zweiundachtzig Jahre alt wurde. Navarra fiel an Eleonore von Foix, aber ſie überlebte ihren Vater nur kurze drei Wochen. Kaſtilien war das Erbe Iſabella's, Heinrichs Schweſter, aber nicht ohne ſchwere Kämpfe gelangte ſie zum Beſitze deſſelben.

Sie war mit Fernando dem Erben von Aragonien vermählt. Eine ſchauerliche Vergeltung wollte, daß dieſer Ferdinand, der Katholiſche genannt, den Sohn Eleonorens, Gaſton de Foix, König von Navarra, ſpäter dieſer Krone beraubte, ihn aus dem Lande trieb und Navarra mit Aragonien vereinigte. Sein und Iſabella's Sohn und Erbe ſtarb vor ihnen und ihre Tochter Juana ward Erbin von ganz Spanien. Sie, die Gemahlin Philipps von Oeſterreich, Herzogs von Burgund, wurde aus Eiferſucht wahnſinnig und lebte ein langes freudloſes Leben. Mit ihrem Sohne Karl, dem deutſchen Kaiſer Karl dem Fünften, gelangte der habsburger Stamm zum Beſitze Spaniens, zum ſchweren Fluche des Landes. Das Geſchlecht des verbrecheriſchen Johann erloſch ſo früh, aber von Jahrhundert zu Jahrhundert ſchritt der finſtere Geiſt der Rache durch das ſpaniſche Königshaus und knickte die Blüthe des Landes trotz der ungeheuern fabelhaften Reichthümer, die aus ſeinen eigenen reichen Quellen und aus der entdeckten neuen Welt ihm zufloſſen. Der Fluch der Ermordung des edelſten und trefflichſten Menſchen, des Prinzen von Viana, laſtete auf ihm. Wie glücklich wäre Spanien geworden, wenn er es beherrſcht hätte! Wie ganz anders wären die Völkerlooſe gefallen, wenn reine große Herzen, wie das ſeinige, ihren Segen über jene Länder gebracht hätten. Aber es iſt das trübe Schickſal der Völker, daß große, reine, edle Fürſtenherzen der Bosheit, der Herrſchſucht, der gemeinſten blutgierigen Leidenſchaft unterliegen müſſen. „Nicht dem guten Geiſte gehört die Erde, ſondern dem böſen."

Das trauernde Volk von Katalonien und Navarra trug ſich lange mit der Kunde von den Leiden und dem Tode des geliebten Prinzen und bildete ſie ſagenhaft aus. Der Prinz wurde ihm zum Heiligen. Man ſah den Geiſt deſſelben Nachts auf den Zinnen des königlichen Schloſſes und durch die Straßen von Barcelona ſchleichen und hörte ihn ſchauerliche Klagetöne über ſein frühes Ende ausſtoßen. An ſeinem Grabe geſchahen mannigfache Wunder, und das Volk ſtrömte zu Tauſenden hinzu, um dort zu beten; eben ſo erwies es ſeinem Bilde jene frommen Ehrenbezeugungen, welche die Kirche nur denen vorbehalten, die ihr Oberhaupt kanoniſirt hat. Die Sagen von den wunderbaren Heilungen am Grabe des Prinzen von Viana haben ſich bis auf den heutigen Tag in den kataloniſchen Gebirgsthälern erhalten.

Unter den Betern am Grabe des Prinzen ſah man oft eine tief in ſchwarze Schleier gehüllte edle Frau, welche dort Stunden lang auf den Knien lag und ſich meiſt erſt in ſpäter Nacht entfernte. Stumm kam ſie und ſtumm ging ſie; aber das Volk wich ihr ehrerbietig aus und betrachtete ihre edle Geſtalt mit heiliger Scheu. Es wußte, daß ſie einſt die Geliebte und dann die theuerſte Freundin des Prinzen und ſeiner Schweſter Blanka geweſen war. Zuweilen brachte Maria de Silva auch ihre Kinder mit, damit auch ſie am Grabe des Heiligen beteten. So trieb ſie es viele Jahre; dann, als ihre Kinder erwachſen und in das öffentliche Leben getreten waren, zog ſich Maria in ein Kloſter in Barcelona zurück, von wo ſie täglich ihre Wallfahrten zu der heiligen Stätte fortſetzte, bis ſie einſt als Greiſin eines Morgens todt am Grabe des Prinzen gefunden wurde.

# Zwei Verzweifelte.

Mitternacht war vorüber. Die Laternen auf der Blackfriarsbrücke in London leuchteten nur noch einzelnen Fußgängern. Von der City her ſchritt ein junger Mann haſtig der Mitte der Brücke zu, von Southwark her ſchlich ein bejahrter Mann ihm entgegen. Noch ſtießen ſie nicht zuſammen, als der Letztere ſich vom Wege rechts ab nach der Brüſtung wandte und die augenſcheinlichſten Anſtalten traf, ſich über dieſelbe in die Themſe hinabzuſtürzen. Der junge Mann war ihm gefolgt, und hielt ihn plötzlich zurück.

„Herr, ich glaube Sie wollen ſich erſäufen?“

„Ihr Glaube iſt richtig, Herr; aber was geht das Sie an?“

„Allerdings nicht das Mindeſte. Ich wollte Sie nur um die Gefälligkeit bitten, noch einige Augenblicke zu verziehen und mir zu erlauben, die Partie mitzumachen. Laſſen Sie uns einander feſt umarmen und ſo vereint den Luft- und Waſſerſprung machen. Die Ausſicht, mich mit einem mir blutfremden Manne, den ich in dieſem Augenblick hier in derſelben Abſicht getroffen, die auch mich hierher geführt hat, zuſammen zu expediren, iſt zu pikant für mich, als daß ich Sie nicht bitten ſollte, ſich mit mir zu dem angegebenen Zwecke zu verbinden. Wahrlich, Herr, ſeit lange iſt mir nichts ſo reizend vorgekommen; und ich hätte nicht geglaubt, daß mir in der Todesſtunde noch ſo etwas Angenehmes widerfahren könne. Schlagen Sie ein, Herr; ich habe ſeit Jahren keine Bitte mehr an ein menſchliches Weſen geſtellt; verweigern Sie mir alſo die Erfüllung dieſer einzigen und letzten nicht. Auch kann ich mich nicht erinnern, jemals ſo viele Worte gemacht zu haben, als in dieſer Minute."

Damit hielt er dem Andern die Hand hin. Dieſer gab denn auch die ſeinige, und der junge Mann fuhr in einer Art muthiger Begeiſterung fort: „Alſo feſt umſchlungen, Arm in Arm! Und nun kurzen Prozeß! Es iſt mir recht wohl, zuletzt noch ein paar Augenblicke an einem Menſchenherzen zu liegen. Ich frage nicht, ob Du auch ein Schuft biſt. Hinab!"

Der ältere Mann, der erſt ſo große Eile gehabt hatte, in die kalten Fluthen der Themſe unterzutauchen, legte jetzt der Eile des Jüngern einen Zügel an, indem er deſſen Hand feſthielt und ihn zurückzog. „Halt, Herr!" ſagte er, indem er ſein lebensmüdes Auge in den Zügen ſeines Gegenübers zu forſchen bemüht war, ſo viel der ungewiſſe Schein der nächſten Laterne erlaubte, „Sie ſind noch ſo jung, und wollen ſchon freiwillig aus dem Leben gehen. Ich fürchte, Sie übereilen ſich. Für einen Mann in Ihren Jahren bietet das Leben noch tauſend ſchöne Fernſichten und reizende Genüſſe."

„Ja Moder und Geſtank, Lug und Trug, Nichtswürdigkeit und Verworfenheit. Kommen Sie und machen wir der Sache ein Ende!"

„So jung Sie ſind, Sie haben ſchon ſehr ſchlimme

Erfahrungen gemacht, und ſcheinen alle Kreaturen, welche die menſchliche Geſtalt tragen, für Otterngezücht zu halten.“

„Ottern ſind edle Geſchöpfe gegen den Menſchen; denn ſie folgen ihrem Naturtrieb; ſie ſind keine Heuchler, welche die Tugend im Munde führen und das Laſter im Herzen.“

„Sie thun mir leid; denn in der That, es giebt viele ehrenwerthe Ausnahmen von der von Ihnen aufgeſtellten Regel.“

„Hahaha! Ausnahmen!“ lachte der junge Mann bitter und höhniſch. „Ich habe keine gefunden.“

„Dann darf ich Ihnen wenigſtens den, wenn auch armſeligen Troſt geben, daß ſie in dieſer ernſten Stunde eine ſolche gefunden haben. So ſehr auch das Lügen den meiſten Menſchen zur Gewohnheit geworden iſt, in der Todesſtunde, gegenüber der ernſten und ſtummen Ewigkeit, pflegen die Wenigſten zu lügen. Ich aber habe mein Leben lang nicht gelogen und möchte um keinen Preis der Welt mit einer Lüge auf den Lippen die dunkle Straße wandeln. Wenn ich Ihnen alſo ſage: ich bin kein Schuft, für den Sie auch mich zu halten ſcheinen, ſondern ein ganz ehrlicher und braver Mann, ſo iſt das die lautere Wahrheit.“

„Wirklich? Das iſt intereſſant! So müßte ich den einzigen ehrlichen Menſchen, der mir vorgekommen, gerade auf dieſem letzten Wege kennen lernen, um mit ihm gemeinſchaftlich der Welt Valet zu ſagen.“

„Laſſen Sie mich allein gehen und bleiben Sie. Es giebt noch mehr, noch viel ehrliche und brave Menſchen, die Ihnen ein nüchternes, einfaches, thätiges Leben mit Luſt und Schönheit würzen können. Suchen Sie ſie nur, Sie werden ſie gewiß finden.“

„Nun den erſten hätt' ich ja ſchon gefunden. Aber wenn ſich Ihnen das Leben von ſo paradieſiſcher Seite präſentirt hat, warum wollen Sie es denn gleich mir von ſich werfen?“

„Weil ich ein alter blutarmer und dabei kranker und ſchwacher Mann bin, der nicht im Stande iſt, etwas zu verdienen und es nicht länger mit anſehen kann, daß ſein einziges Kind, ein Engel von Tochter, ſich Tag und Nacht todtarbeitet, um mich alten unbrauchbaren elenden Menſchen zu ernähren, ja mir ſogar noch manche kleine Freude zu machen. Nein, Herr, das länger zu ertragen, müßte ich ein Unmenſch, ein Barbar ſein.“

„Was, Herr!“ rief der Andere wie erſchrocken. Sie haben eine einzige Tochter, die ſich für Sie aufopfert?“

„O und mit welcher Geduld, mit welcher Milde, mit welcher Liebe, mit welcher Ausdauer thut ſie es! Ich ſehe ſie dahin weiken unter Arbeit und Entbehrung und keine Klage entſchlüpft ihren bleichen Lippen. Sie arbeitet und hungert und hat immer ein Wort der Liebe, ein ſeliges Lächeln für mich.“

„Herr, und Sie wollen ſich erſäufen? Sind Sie des Teufels?“

„Kann ich den Engel langſam ermorden? Das wühlt mir wie ein Schwert in der Seele,“ weinte und ſchluchzte der alte Mann.

„Herr, Sie müſſen mit mir eine Flaſche Wein dort in der Taberne trinken und mir dabei Ihr Schickſal erzählen. Wenn's Ihnen recht iſt, will ich dagegen mit dem meinigen aufwarten. Im

Voraus ſag' ich Ihnen, Sie brauchen nicht da hinab zu ſpringen; denn ich bin ein reicher, ein ſehr reicher Mann, und wenn Alles ſich ſo verhält, wie Sie mir angedeutet haben, ſo braucht Ihre Tochter nicht mehr zu arbeiten, und Sie ſollen Beide nicht hungern."

Der weinende alte Mann ließ ſich fortziehen. Sie traten zuſammen in die Schenkſtube. Bald ſtanden volle Gläſer vor ihnen, und ſie betrachteten einander beim hellen Lampenlichte.

„Mein Schickſal iſt bald erzählt," nahm der Alte gefaßt und vom Feuer des Weins angenehm erregt das Wort. „Ich bin Kaufmann, aber das Glück war mir nicht hold; ich hatte kein eigenes Vermögen und liebte ein armes Mädchen. Aus dieſen Gründen brachte ich es niemals zu einem eigenen Geſchäfte, ſondern diente in verſchiedenen Häuſern als Commis und Buchhalter, bis man mich nicht mehr brauchen konnte oder vielmehr wollte und jüngere Kräfte den meinigen vorzog. So beſchränkt meine Verhältniſſe waren, ſo ſchön und glücklich war mein Familienleben. Mein Weib war ein Engel an Liebe, Güte und Sanftmuth, fromm und gottesfürchtig, thätig und treu, und ſie hat ihre einzige Tochter wiederum zu ſolch einem Engel erzogen. Aber durch Krankheit und Alter bin ich endlich der härteſten Noth verfallen, und mein Gewiſſen giebt es nicht zu, daß das beſte Kind auf Erden ſich für mich alten, unbrauchbaren Menſchen opfert. Ich kann ja unmöglich mehr lange zu leben haben, und ſo wird mir Gott verzeihen, wenn ich ſelbſt ein paar Dutzend Tage oder Wochen abſtreiche, um wenigſtens Geſundheit und Leben meiner Betty zu erhalten."

„Alter, Sie ſind ein glücklicher Mann,“ rief der Jüngere. „Mir iſt noch kein ſo glücklicher vorgekommen. Was Sie Ihr Unglück nennen, das iſt Lapperei. Dem iſt jetzt ſchon gründlich und für immer abgeholfen. Ich werde Sie morgen früh durch ein Teſtament zu meinem Erben einſetzen, und den Sprung von der Brücke noch um einen Tag verſchieben. Erſt will ich Ihre Betty kennen lernen, um doch einem Menſchenkinde, das den Namen Menſch verdient, in's Auge geſchaut zu haben, eh' ich zu den Todten gehe.“

„Aber, Herr, was hat Sie unglücklich bei dieſer Jugend gemacht?“ rief der alte Mann voll Mitleid und Jammer.

„Ich glaube der Reichthum meines Vaters. Ich bin der einzige Sohn eines der erſten Handlungshäuſer Londons, und auch ich bin Kaufmann, wie Sie. Wenn ich Ihnen meinen Namen nenne, werden Sie ihn kennen und von der Wahrheit meiner Angabe überzeugt ſein. Mein Vater ſtarb vor fünf Jahren und hinterließ mir ein ungeheures Vermögen. Von Stund' an bin ich von allen Menſchen, die mit mir in Berührung kamen, belogen, betrogen, hintergangen und beſtohlen worden. Ich war ein unſchuldiges Kind an Glauben und Vertrauen; ich war in der Erziehung nicht verdorben worden und hatte von meiner guten Mutter das weiche, liebebedürftige Herz geerbt. Ich wollte mit edlen, guten Menſchen im Bund der Liebe und Freundſchaft leben; ich fand heuchleriſche Schurken, Falſchmünzer der Geſinnung, ohne andern Zweck, als mir Geld abzunehmen und ſich auf meine Koſten vergnügte Tage zu machen. Freunde, oder vielmehr Schufte, die ich für Freunde hielt und denen ich mein ganzes Herz hingab, verriethen und verlachten mich als einen guten dummen

Jungen, aber mein Auge ſchärfte ſich mit der Zeit und mein Herz ſog ſich voll Mißtrauen. Ich durchſchaute endlich alle Betrüger. Ich verlobte mich mit einer reichen Erbin, im Beſitz der höchſten Bildung unſrer Zeit; ich ſchwärmte für ſie in kindiſcher Begeiſterung. Ihre Liebe ſollte mir alles Andere erſetzen. Bald erkannt' ich ſie als eine eitle ſtolze Närrin, die mich zu ihrem Sklaven machen und alle Männer an ihren Triumphwagen ſpannen wollte. Ich brach mit ihr und wählte ein reizendes armes Kind, ein ſüßes, unſchuldiges Täubchen, das der Engel meines Lebens werden ſollte. Juchhe! Ich überraſchte ſie in den Armen eines andern, von ihr geliebten Jünglings. Mir hatte ſie Liebe gelogen, um eine reiche Frau zu werden. Ich ſtürzte mich in Genüſſe, ich ging auf Reiſen: überall daſſelbe moraliſche Elend. Zuletzt wurde mir das Leben zum fürchterlichſten Ekel. Wir begegneten uns, als ich der jämmerlichen Poſſe ein ſchnelles Ende machen wollte.“

„Armer junger Mann!“ ſagte der Alte mit einer Thräne des Mitgefühls im Auge. „Wie ſehr bedaure ich Sie! Ja ich armer Mann bin glücklicher geweſen als Sie. Ich hatte ein Weib und eine Tochter, die rein und tugendhaft aus Gottes Hand hervorgingen. Die Eine iſt eben ſo wieder zu ihm zurückgekehrt, die Zweite wird es. Ich kenne meine Betty. Sie wird ihre Tugend und ihren Edelſinn bewahren. Sie kann gar nicht anders.“

„Hört, Alter, gebt mir Eure Adreſſe und erlaubt mir, daß ich morgen Eure Tochter aufſuche. Ich muß mich ſelbſt von Euerer Behauptung überzeugen. Aber auch Euer Ehrenwort müßt Ihr mir geben, Eurem Kinde mit keinem Worte, keiner Miene, keinem

Blick zu verrathen oder anzudeuten, daß ich ein reicher Mann bin.“

Der Alte reichte die Hand hin: „Ich gebe mein Ehrenwort. Es liegt mir ſelbſt daran, Sie zu überzeugen, daß ich die Wahrheit geſprochen. Ich heiße John Smid und meine Wohnung iſt auf dieſem Zettel verzeichnet.“ Damit zog er ein Blatt Papier aus der Taſche und händigte es dem Andern ein.

„Und ich heiße Lewis Stauton und bin der Sohn und Erbe von Andrew Stauton. Hier iſt eine Hundertpfundnote mit der Bedingung, daß Sie in dieſem Hauſe bleiben, bis ich Sie morgen abhole. — Knabe! Ein Zimmer mit einem guten Bett für dieſen Herrn! — Sie bedürfen der Ruhe, Mr. Smid. Gute Nacht! Morgen ſehen Sie mich in einer andern Geſtalt. Aber in welcher auch, vergeſſen Sie Ihr Ehrenwort nicht.“

Der Alte machte eine Geberde des Staunens über den gehörten Namen und des freudigen Schreckens über die Banknote; aber eh' er ſich zu faſſen vermochte, war ſein neuer Bekannter zur Thür hinaus, und der Aufwärter leuchtete ihm in ein Zimmer vor, in deſſen Bette er bald den ſchnellen Wechſel ſeines Geſchicks vergeſſen hatte.

---

In einem armſelig ausmöblirten, aber ſehr reinen und faſt zierlich aufgeputzten Dachſtübchen in einem der hohen, ſchwarzgeräucherten Häuſer in einer engen und dunkeln Nebengaſſe der City ſaß ein ſehr hübſches blondes Mädchen von ohngefähr zwanzig Jahren und nähete ſeines Weißzeug. Wahrlich, ihr ganzer Anzug war nur wenige Schillinge werth, aber er war ſo rein, ſo nett und ſaß ihr ſo trefflich, als wenn er eben ſo viele Pfunde gekoſtet hätte. Ihre hellblonden Locken umrahmten ein Geſichtchen voll ſüßen Seelenfriedens, in welchem ein paar Augen von reinſter Himmelsbläue und von reinſter Himmelsunſchuld ſanft leuchteten. Ueberall in ihr, an ihr, um und neben ihr der Geiſt der Ordnung, der Züchtigkeit, der Sitte und der Reinheit. Die Züge waren ſo blaß, ſo zart und ſo fein, wie die einer Fürſtin. Und doch war das Auge übernächtig und voll Unruhe, und dann und wann löſte ſich ein banger Seufzer aus dieſer jungfräulichen Bruſt los. Endlich hörte ſie die Schritte auf der Stiege, und ihr Geſicht verklärte ſich ſchnell; ſie horchte; aufſteigende Zweifel ſchatteten ſich in ihren reinen Zügen ab. Es klopfte an die Thür, und ſie erbebte. Kaum vermochte ſie die Einladung zum Eintreten auszuſprechen. Ein junger Mann in einem abgetragenen und ausgebeſſerten Anzug ſchritt, ſich linkiſch und demüthig verbeugend, über die Schwelle. „Um Verzeihung, wohnt hier Mr. John Smid?“

„So iſt's, Herr. Was wünſchen Sie von ihm?“

„So ſind Sie ſeine Tochter Miß Betty?“

„Ich bin's.“

„Zu Ihnen wollt' ich gerade; denn von Ihrem Vater komme ich her.“

„Um Gotteswillen wo iſt er? Was iſt mit ihm geſchehen? Es iſt ihm ein Unglück begegnet, denn noch niemals iſt er Nachts aus dem Hauſe geblieben.“

„Allerdings ein kleines Unglück —“

„O mein armer, armer Vater! Was werd' ich hören müſſen.“

Der junge Mann betrachtete die ſichtbaren Zeichen ihrer Seelenangſt in ihren Zügen mit großer Theilnahme und ſah ſich auch im Zimmer um. „Erſchrecken Sie nicht, liebes Kind; mit dem Unglück hat's nichts auf ſich. Ein alter Bekannter hat ihn geſtern Abend getroffen und in eine Taberne gezogen. Da haben ſich die beiden Herrn feſt gezecht. Der Andere hat ſich ſpitzbübiſcher Weiſe aus dem Staube gemacht, aber Ihr Vater iſt als ehrlicher Mann geblieben und muß nun als Fauſtpfand ſitzen, bis die Schuld bezahlt iſt, wenn er nicht in's Gefängniß wandern will. Sonſt iſt er friſch und geſund."

„Mein Vater! Mein lieber Vater darf nicht in das Gefängniß!" ſagte das Mädchen ängſtlich. „Können Sie mir angeben, wieviel ſeine Schuld beträgt?"

„Zwölf Schillinge."

„Ach, mein Herr, ich habe nur drei Schillinge in meinem Beſitz. Aber ich will ſchnell zu Miß White laufen und ſie ſehr bitten, daß ſie mir neun Schillinge auf meine Arbeit vorſtreckt."

„Wer iſt Miß White?"

„Die Putzhändlerin, die mir Arbeit giebt."

„Wenn Miß White aber Ihre Bitte nicht erfüllt, was dann?"

Das Mädchen brach in Thränen aus. „Ach Gott," ſchluchzte ſie, „ich fürchte ſelbſt, ſie thut es nicht; denn ich bin ihr ſchon ſechs Schillinge ſchuldig, und ſie iſt eine harte Frau."

„Wofür haben Sie dieſe Schuld gemacht?"

Sie zögerte erröthend mit der Antwort.

„Sie dürfen ſich mir anvertrauen; ich nehme den herzlichſten Antheil an Ihrem Schickſal und wollte nur, ich könnte Ihnen helfen. Aber ich bin ſelbſt ein armer Schreiber. Wozu haben Sie die ſechs Schillinge geborgt?"

„Mein Vater iſt gar ſchwach und bedarf der Stärkung. Ich habe ihm zuweilen ein halbes Hühnchen in der Brühe gekauft oder ein Beefſteak.“

„Unter ſolchen Umſtänden wird Miß White nichts mehr borgen. Sechs Schillinge will ich Ihnen geben, aber das iſt auch Alles, was ich beſitze. Haben Sie keinen werthvollen Gegenſtand, den wir verſetzen könnten?“

„Ich habe nichts, gar nichts als das Gebetbuch meiner verſtorbenen Mutter. Sie hat mich ſterbend beſchworen, mich nie davon zu trennen, und es iſt mir nichts heiliger, als ihr Andenken und mein ihr gegebenes Verſprechen, aber ich gebe es gern hin für meinen Vater.“ Zitternd holte ſie das Buch herbei. „Ach, mein Herr, in mancher ſtillen Nacht habe ich auf die leeren Blätter hinten im Gebetbuch meine geheimſten Gedanken niedergeſchrieben. Es darf Niemand erfahren, daß ich die Schreiberin bin. Wollen Sie mir das verſprechen?“

„Gewiß, gute Miß. Seien Sie außer Sorgen. Es ſoll kein Mißbrauch mit Ihrem Heiligthum getrieben werden. Nun machen Sie ſich fertig; wir wollen gehen.“

Während ſie in die Kammer ſchlüpfte, ſchlug Stauton das Buch auf und las die frommen Herzensergüſſe des Mädchens. Seine Augen leuchteten und füllten ſich mit Thränen der Rührung und Wonne. Sie kam und hatte ein ſehr geringes Tuch umgeſchlagen, aber als ſie auf der Straße ſo neben ihm hinſchritt in ihrer unbewußten Würde, betrachtete er ſie mit Blicken der Ehrfurcht und Verwunderung.

Miß White gab den neuen Vorſchuß nicht, verſicherte aber dem Begleiter des Mädchens, Betty ſei ein Engel. Das war ihm aus dieſem Munde lieber als das Geld aus dieſer Hand. Er verſetzte alſo auf dem Wege das Buch bei einem Trödler, und die zwölf Schillinge kamen zuſammen. Betty hatte eine große Freude darüber.

„Wovon wollen Sie aber heute und morgen leben, Miß, wenn Sie all' Ihre Baarſchaft weggeben?“

„Ich weiß es nicht, aber Gott wird helfen,“ verſetzte ſie vertrauensvoll. „Ich werde die Nächte hindurch arbeiten.“

„Ja, Gott wird weiter helfen!“ rief er und hätte ſich durch ſeine Bewegung faſt verrathen.

Stauton ging erſt allein in die Taberne und auf das Zimmer des alten Smid, um ihn mit wenig Worten in ſeiner Rolle zu inſtruiren. Dann holte er Betty herbei. Welch ein himmliſcher Genuß für ihn, als das ſüße Kind den Vater weinend um den Hals faßte, küßte und an ihr Herz drückte. „Ach, mein Vater, mein Vater, welche ſchreckliche Nacht hab' ich verlebt, voll Angſt und Kummer um Dich! Doch ſtill davon! Gelobt ſei Gott, daß ich Dich geſund wieder habe.“ Und nun lachte und jubelte ſie.

Dann löſte ſie den theuern Mann ein und führte ihn im Triumphe davon.

Stauton begleitete ſie und meinte, er habe noch ein paar Schillinge aufgetrieben; ſie ſolle ein Mittageſſen beſorgen. Nun die frohe Geſchäftigkeit, das flinke heitere Weſen, die ſüße Anſpruchsloſigkeit des herrlichen Kindes! Der junge Mann hätte vor ihr niederfallen und ihr die Füße küſſen mögen.

Stauton ging ſpät Abends und dachte nicht mehr an den Sprung von der Blackfriarsbrücke. Er kam alle Abende, „um ſeinen angeblichen kleinen Verdienſt mit der Familie zu verzehren.“

Nach vierzehn Tagen ſagte er Abends beim Scheiden; „Miß Betty, wollen Sie meine Frau werden? Ich bin zwar nur ein armer Schreiber, aber ich habe ein redliches Herz.“

Sie ſchlug die Augen erröthend nieder.

„Kannſt Du mich lieben, Kind?“ fragte er mit überwallendem Gefühl.

Sie nickte ſtumm und reichte ihm die Hand. Er küßte dieſe Hand und ſagte: „Ich liebe Dich unausſprechlich. Du haſt mir das Leben gerettet.“

Wenige Tage ſpäter in der Morgenfrühe ging das Pärchen einfach, aber anſtändig gekleidet, und vom alten Smid begleitet nach der nächſten Kirche, wo es ſtill getraut wurde. Wonnebebend ſchloß Stauton ſein Weibchen an das Herz und küßte ſie auf die Stirne. Vor der Kirche hielt ein prächtiger Stadtwagen. Der gallonirte Diener öffnete ehrerbietig den Schlag. „Hinein!“ rief der glückliche Gatte der ihn mit ſtumm fragendem Staunen anblickenden jungen Frau zu. Eh' ſie ſich's verſah, ſaßen ſie alle drei in der Kutſche, die im Fluge davon fuhr. Vor einem hohen prächtigen Hauſe in Weſtminſter hielt ſie. Reich gekleidete Dienerſchaft hob ſie heraus und führte ſie in glänzend decorirte Zimmer. „Hier iſt Euere Herrin!“ ſagte Stauton zu der Dienerſchaft. „Bezeigt ihr Eure Ehrfurcht und erfüllt ihre Befehle.“

„Mein holdes ſüßes Kind, ich bin Lewis Stauton, einer der reichſten Männer dieſer reichen Stadt. Dieſes Haus iſt Dein Eigenthum, dieſe Diener und Dienerinnen ſind die Deinigen. Ich habe die Bürgſchaft von Dir in der Hand, daß der Reichthum Dein reines Kindesherz nicht verderben wird. Hier iſt ſie, das Gebetbuch Deiner Mutter. Sieh, was Du hineingeſchrieben:

„Und wenn Du mir alle Schätze der Welt gäbeſt, mein Gott, ich würde Deine demüthige Magd bleiben, Denn was iſt Gold vor Dir, der Du auf die Herzen ſiehſt? Dein iſt mein Herz und ſoll es bleiben.“

„Gott und Dein, mein Lewis,“ flüſterte Betty und ſank ſanft erröthend an ſeine Bruſt.

„Hurrah, der Sprung von der Blackfriarsbrücke!“ rief Stauton ſeelenvergnügt und umarmte ſeinen Schwiegervater.

# Selbſtaufopferung.

An einigen beſtimmten Nachmittagen pflegte ich das Feldſchlößchen, einen Vergnügungsort unfern der Stadt, in welcher ich mich eben aufhielt, zu beſuchen, und traf dort in der Regel mit einer kleinen auserleſenen Geſellſchaft zuſammen, welche ſich allmälig aneinander gewöhnt hatte. Zu ihr gehörte auch ein Miniaturportraitmaler, nicht nur als Künſtler, ſondern auch überhaupt als Menſch von hoher Genialität, aber auch ſo ſchroffer Eigenthümlichkeit, daß man ihn erſt näher kennen lernen mußte, um Geſchmack an ihm zu finden. Hatte man dieſes Stadium des Umgangs mit ihm überwunden, ſo konnte man ihn liebgewinnen. Nie habe ich einen Menſchen gefunden, der weniger Umſtände gemacht hätte; er war ein natürlicher Feind aller Formen und Redensarten und hielt von den Menſchen der heutigen Geſellſchaft gar nichts. Dies war auch der Grund, weshalb er unverheirathet geblieben war; ſein einſames Junggeſellenleben hatte aber ſeine Ecken nur noch ſchärfer ausgebildet. Ueberdies verdankte er Niemandem etwas; von einem armen Bäckergeſellen hatte er ſich durch eigene Kraft zu einem ſehr geſchickten und geſchätzten Künſtler emporgearbeitet; er hatte nie eine Stunde Unterricht im Zeichnen oder Malen gehabt. Es wurde ihm nicht leicht, ſich an einen Menſchen innig anzuſchließen; hatte er aber dieſe Schwierigkeit beſiegt, dann hing er dem Freunde um ſo feſter und treuer an. Ich hatte das Glück, ſeine Zuneigung im hohen Grade zu beſitzen. Er hieß Wilhelm Schmidt, und in unſerm kleinen Vaterlande werden ſich Viele des originellen trocknen und barocken Mannes erinnern. Er iſt in Armuth und Elend in einem Armenhauſe des Staats geſtorben.

An jenem Tage traf ich ihn allein von unſerer Geſellſchaft im Garten des Feldſchlößchens. Unfern von uns ſaß ein junges hübſches Ehepaar. Der Mann war Lehrer am Gymnaſium, die Frau Tochter eines gutbemittelten Kaufmanns. Man ſah es den Leutchen an, daß ſie „etwas hatten“ und ſich dabei wohlbefanden. Vorzüglich entfaltete der „Herr Doctor“ eine etwas auffallende Behäbigkeit; er war bis zu ſeiner Hochzeit ein ganz armer Schlucker geweſen.

Der Maler Schmidt hatte die Gabe, an jedem Menſchen ſogleich das Lächerliche herauszufinden; er traf die Leute nicht nur mit dem Pinſel überraſchend gut, er traf ſie eben ſo mit dem ſcharfen Worte. In demſelben Verhältniß wie er als Maler Pſycholog war, war er als Pſycholog Maler. So faßte er denn jetzt auch den Doctor auf's Korn und gab mir dann ein köſtliches humoriſtiſches Bild von ihm. Bei dieſer Gelegenheit erkundigte er ſich, aus welchem Hauſe die Frau Doctorin ſtamme. Kaum aber hatte ich den Kaufmann Rommel als den Vater derſelben genannt, als Schmidt ungewöhnlich ernſt wurde.

„Großer Gott!“ ſagte er endlich mit einer an ihm ungewohnten Wehmuth, „weder dieſer junge eitle Mann mit ſeinem auf den Geldſack ſeines Schwiegervaters baſirten Begriff von ſeiner hohen Wichtigkeit, noch ſeine gute zimpferliche Frau ahnten, woher die klingende Baſis ihres Wohlgefühls ſtammt! Kennten ſie die Geſchichte ihres Geldes wie ich, ſie würden ſich wahrſcheinlich etwas weniger behaglich fühlen und dem Manne, deſſen ungeheurer Selbſtaufopferung ſie es verdanken und an den ſie vielleicht nie denken, eine Thräne des Schmerzes und der Bewunderung weinen. Aber ſo iſt das Schickſal, ein wahres blindes unverſtändiges Fatum! Wem iſt denn nun das furchtbare Opfer, der ſchauerliche, ein ganzes Jahr dauernde, ſtille, freiwillige Todeskampf eines der edelſten und beſten Menſchen zu gut gekommen? Dort dieſem jungen Narrenvolk! Der Menſch macht zuweilen Anſtrengungen als müſſe er Berge verſetzen, und der Erfolg iſt, daß ein Anderer ihm Unbekannter oder Gleichgültiger mit Wohlbehagen ſeine Havannah zur Taſſe Mokka raucht."

„Woher kommen Dir plötzlich dieſe trübſeligen Gedanken?" fragte ich mit Theilnahme.

„Ich bin durch das junge glückliche Ehepaar an eine ſehr tragiſche Geſchichte erinnert worden, die Niemand weiter als ich in ihrem innern Zuſammenhange kennt, und an einen edlen, hochherzigen jungen Mann, den ich ſehr liebte, und deſſen ganzen Werth ich auch allein nur kannte."

„Darfſt Du mir die Geſchichte mittheilen?"

„Warum nicht? Der Mann, den ſie betrifft, ſchläft ſchon lange den eiſernen Todesſchlaf, und Du wirſt keinen unedlen Gebrauch davon machen."

Wir ſetzten uns in eine abgelegene Partie des Gartens und er erzählte:

„Im ſoldatiſchen Felddienſt unſerer Friedenszeit lernte ich einen jungen Mann aus C. kennen, der als Freiwilliger zu meinem Regimente geſtellt worden war. Er hieß Rommel, war Kaufmann und der

Sohn eines dortigen Handlungshauſes und einer der ſchönſten und liebenswürdigſten Männer, die ich jemals kennen gelernt habe. Was aber noch mehr war, er beſaß einen feſten unbeugſamen Charakter; wozu er ſich entſchloſſen, wofür er ſich entſchieden hatte, davon war er durch nichts abzubringen; mit ſtiller eiſerner Beharrlichkeit ſetzte er es durch, wenn nur irgend eine Möglichkeit vorhanden war. Dieſe Eigenſchaft machte ihn nach der andern Seite hin treu und unwandelbar in der Freundſchaft, pünktlich und ausdauernd im Dienſt und erwarb ihm die Achtung Aller, die ihn kannten, namentlich ſeiner Vorgeſetzten, und er avancirte deshalb ſchnell genug zum Feldwebel; nach der andern Seite hin gab ſie ſeinem Weſen zuweilen etwas Starres, Bitteres und Unzugängliches, und leichtſinnige, fröhliche Burſche, wie ja die meiſten Soldaten ſind, fühlten ſich eben nicht von ihm angezogen. Auch mied er ihre Gelage und beſchäftigte ſich lieber mit großem Eifer mit ernſten Studien und wiſſenſchaftlicher Lectüre. In meinem Weſen mußte etwas ihn Anſprechendes liegen, ſo wie mir das ſeinige gefiel; wir wurden bald Umgangsfreunde, dann Herzensfreunde, ja wir liebten uns endlich, wie ſich junge Männer in der Regel nicht zu lieben pflegen und wurden im Laufe der Zeit einander ganz unentbehrlich. Inzwiſchen bemerkte ich doch bald die Verſchiedenheit zwiſchen uns beiden. Rudolf Rommel war zwar ein ſehr tüchtiger Menſch und ehrenwerther Charakter, aber er war auch ein romantiſcher, in vielen Beziehungen überſpannter Kopf und in manchen ſogar ein Schwärmer. So beobachtete er im Umgange mit dem ſchönen Geſchlechte eine gewiſſe Ritterlichkeit, die zuweilen an's Lächerliche ſtreifte, und vergötterte eine junge Dame ſeiner Vaterſtadt als das

Ideal von Tugend und Schönheit, dem in ſeiner Meinung jedes andere weibliche Weſen weit nachſtand. Er verehrte dieſe ſeine Geliebte mit ſolcher Schwärmerei, daß er es ſich für eine große Sünde angerechnet haben würde, auch nur mit einer andern zu tanzen. Und doch geſtand er mir, daß die Dame ſeines Herzens nicht ſeine Verlobte ſei, daß überhaupt eine Liebeserklärung zwiſchen ihm und ihr nicht ſtattgefunden habe. Es wollte mich überhaupt aus ſeinen begeiſterten und überſchwenglichen Schilderungen bedünken, als kenne er das Mädchen gar nicht recht und ſchiebe ihrer körperlichen Geſtalt eine geiſtige und ſeeliſche Vollkommenheit unter, die ſie in der Wirklichkeit wohl ſchwerlich beſitzen möchte. Selten verging ein Tag, wo er nicht in eine Art dithyrambiſchen Wahnſinns zu ihrem Preis ausbrach. Ein zweites Steckenpferd ſeiner romantiſchen Anſchauungen war die deutſche Freiheit. Ich will nicht erörtern was er darunter verſtand, aber ein wunderliches Ding war es jedenfalls, um ſo befremdender, als die Zeit des jugendlichen Paroxismus von 1817 weit hinter uns lag, und jeder klare vernünftige Menſch ein Urtheil über die öffentlichen Dinge unſeres Vaterlandes haben konnte. Er ſprach aber das Wort: „der König,“ nie anders aus, als mit einem gewiſſen ehrfurchtsvollen Schauer. Die Ideen des Königthums und der deutſchen Freiheit ſchmolzen in ihm ganz zu einer zuſammen, und ſie bildete die Baſis ſeines glühenden Patriotismus.

„Der dritte Gegenſtand ſeiner etwas geräuſchvollen und wortreichen Begeiſterung war die chriſtliche Religion, oder, um es genauer zu bezeichnen, die katholiſche Kirche. Obgleich als Proteſtant geboren und erzogen, hatte er doch als Jüngling in dem glänzenden Ritus der katholiſchen Kirche, wie ihn der zahlreiche Clerus ſeiner Vaterſtadt beging, allein Befriedigung ſeines religiöſen Bedürfniſſes gefunden. Dennoch beabſichtigte er keinen Uebertritt. So bildeten denn Religion, Vaterland, Liebe in brillanter romantiſcher Färbung und mit einer ſtrahlenden Glorie umgeben die Trias, in welcher ſein ſeeliſches Leben vollkommen aufging. Damit war natürlich der mittelalterliche Ritter ſo ziemlich fertig. Alles, was ſich nicht auf die Verherrlichung dieſer drei vereinten Ideen bezog, exiſtirte für ihn gar nicht. Die Richtungen und Anſchauungen der Neuzeit waren ihm unausſprechlich zuwider; aus ihrer Pflege prophezeite er das größte Unglück für Familie und Staat. Für ſeinen Gott, ſeinen König und ſeine Geliebte war er aber jeden Augenblick bereit, in den Tod zu gehen.

„So abweichend meine ruhigen und beſonnenen Anſichten von ſeinen exaltirten waren, ſo unterließ ich es doch, mit ihm darüber zu ſtreiten und liebte ihn wegen ſeiner trefflichen Eigenſchaften eben ſo innig, wie ich von ihm geliebt wurde.

„Nach Ablauf unſerer Dienſtzeit vermochte mich Rommel, mich in ſeine Vaterſtadt behufs der Ausübung meiner Kunſt zu begeben, und ich lernte nun ſeine Familie, ſeine Geliebte, ſeine Freunde kennen und malte auf ſeine Empfehlung die meiſten dieſer Perſonen.

„Seine Familie beſtand aus dem Vater, einem gutmüthigen aber charakterſchwachen Manne, auf welchen das gewöhnliche geſellſchaftliche Leben eines Kaffeehauſes einen unwiderſtehlichen Reiz ausübte. Seine Umgangs- und Spielfreunde, ſeine Partie Whiſt, das Billard und die Kegelbahn, ſein Glas

Lagerbier, ſeine Pfeife Kanaſter, ſeine Zeitung, ein Ausflug mit den Freunden aufs Land, wo ſie dieſelben Vergnügungen fanden, eine Kirmeß und dergleichen waren ſeine Welt, in welcher er ſich ſehr wohl und glücklich fühlte. Um vier Uhr Nachmittags hätte ihn keine Macht der Erde in ſeinem Hauſe zurück halten können. Die Mutter war ſchon geraume Zeit todt; der lebensfrohe Wittwer vermißte ſie nicht. Das Geſchäft, Landesproduktenhandlung mit Material-Detailverkauf, überließ er ſeinen beiden Söhnen und einem Commis, Namens Veit. Die erwachſene Tochter führte das Hausweſen. Rudolf war der Jüngere der beiden Brüder; der andere um faſt zwei Jahre ältere Bruder Friedrich, ein eben ſo ſchöner ſtattlicher Mann, ja noch um einige Zoll größer als Rudolf, und da er unter der Kavallerie gedient hatte, ſo trug er ſich in jener ſtolzen, imponirenden Haltung, welche meiſt den graduirten Soldaten dieſer Gattung eigen zu ſein pflegt; hinſichtlich ſeines Gemüthlebens war er aber das Gegentheil des jüngern Bruders. Friedrich, durch und durch nüchterner Verſtandesmenſch und praktiſcher Geſchäftsmann, konnte natürlicher Weiſe den Phantaſtereien Rudolfs keinen Geſchmack abgewinnen, und Dieſer fühlte ſich oft von Jenem verletzt, was bei ihrem täglichen und ſtündlichen Zuſammenwirken in demſelben Geſchäfte, in deſſen regelrechtem und förderlichem Betrieb der Aeltere den Jüngern weit überſah, gar nicht anders möglich war. Eben ſo wenig konnte ſich Rudolf mit dem Commis Veit, dem Verlobten ſeiner Schweſter Eulalie, vertragen. Veit, ein ſtiller, thätiger Menſch, von etwas finſterer Gemüthsart, mißtrauiſch und mit Dingen, die über ſeinem ſehr beſchränkten Kaufmanns- oder vielmehr

Krämerhorizonte lagen, ſich auch nicht im Mindeſten befaſſend, hatte nicht das geringſte Verſtändniß von Rudolfs Weſen und hielt ihn für einen completen Narren. Die Schweſter Eulalie war auch nichts weiter, als ein ordinäres Schablonengeſchöpf, ein Dutzend-Frauenzimmerchen mit einer leidlichen Taille und einem hübſchen Geſichtchen, ein klein wenig Sentimentalität, was man von dieſer verdächtigen Waare ſo in's Haus braucht, übrigens eine gute Wirthſchafterin und für Herrn Veit wie geſchaffen. Der Vater verſtand den jüngern Sohn eben ſo wenig; der immer heitere und zerſtreute Mann hatte gar keine Ahnung davon, was in Rudolfs Seele war. So ſtand der Arme mit ſeinem ſchönen Herzen, voll der tiefſten Gefühle, allein im elterlichen Hauſe, und wurde von Allen mit einer gewiſſen plumpen und bittern Ironie als die Bêtenoire deſſelben behandelt. Und wie weit höher ſtand er über Allen, ſelbſt hinſichtlich des Verſtandes. Wenn nun Rudolfs Geliebte ihn für dieſe Verluſte entſchädigt hätte oder überhaupt hätte entſchädigen können, ſo wäre er immer noch glücklich zu preiſen geweſen. Aber in Bezug auf dieſe junge Dame lebte er in einem großen und ſchier unbegreiflichen Irrthum. Was er für Gefühlsinnigkeit an ihr hielt, war — Gleichgültigkeit, was ihm als Charakterſtärke erſchien, war — der Trotz der Beſchränktheit. Während ich das Mädchen malte (ſie war die Tochter eines Kaufmanns und hieß Louiſe Bernigau), lernte ich ſie vollkommen kennen. Hübſch war ſie allerdings, man konnte ſie in mancher Beziehung eine hohe Schönheit nennen; nie ſah ich z. B. ein herrlicheres blondes Haar, aber dieſer Form fehlte der entſprechende geiſtige Inhalt. Dann und wann dämmerte eine Ahnung von der wahren Beſchaffenheit Louiſens in Rudolfs Seele, aber er räſonnirte ſie ſogleich hinweg und ſchraubte ſich in ſeine romantiſche Exaltation hinauf. Ich ſah ein, es war ihm durchaus nicht zu helfen. Die Augen dieſer Romantiker müſſen eben anders gebaut ſein, als die unſrigen; ſie ſehen Alles in einem weit ſchönern oder weit häßlichern Lichte, als wir. Ich verließ nicht ohne Beſorgniß für Rudolf nach einem halben Jahre E., denn meine Kunſt mußte nach Brot gehen. — Während eines ganzen Jahres erfuhr ich nichts von meinem Freunde. Wir ſchrieben uns nicht.

„Auf einer Durchreiſe in meine Heimath ſuchte ich das Rommel'ſche Haus auf. Rudolfs Ausſehen erſchreckte mich in der tiefſten Seele. Er war gebrochen. Seine hohe kräftige Geſtalt erſchien mir wie innerlich zuſammengeſtürzt. Die Spannung und bläuliche Bläſſe in ſeinen Zügen war mir wahrhaft peinlich, und den unheimlichen Glanz ſeines Auges ertrug ich kaum. Er hatte das Anſehen eines Mannes, der ſich aus moraliſcher Verzweiflung dem Trunke ergeben hat und täglich eine größere Quantität ſtarker Spirituoſen zu ſich nimmt. Inzwiſchen verſicherten mich ſein Bruder, wie Veit, die ich einzeln über Rudolfs auffallende Veränderung befragte, daß er außerordentlich mäßig lebe und nie einen Tropfen geiſtige Getränke zu ſich nähme.

„Mit ſchmerzlicher Wehmuth ſaß ich mit ihm auf ſeinem Zimmer auf dem Sopha. Auf mein Befragen nach ſeinem Befinden hatte er mir geantwortet: er habe ſich noch nie wohler befunden als jetzt. Das ſchnitt mir in die Seele. Nach einem kurzen gleichgültigen Geſpräch ſagte er plötzlich: „Ich will Dich mit einer Neuigkeit überraſchen, wenn Du ſie nicht ſchon weißt. Mein Bruder hat ſich mit Louiſe Bernigau verlobt. Er und meine Schweſter werden zuſammen zu Oſtern nächſtes Jahr Hochzeit machen.“

„Ich habe das faſt vorausgeſehen,“ verſetzte ich, eigentlich froh über die Nachricht.

„Ich nicht,“ ſagte er ſchmerzlich lächelnd. „Ich bin ſehr kurzſichtig.“

„Glaube mir, Rudolf, das Mädchen paßt zu Deinem Bruder. Zu Dir nicht. Ihn wird ſie glücklich machen. Du hätteſt unmöglich glücklich mit ihr leben können.“

„Laſſen wir das. Es iſt ja gut ſo.“

„Du mußt Dich aus dieſer weinerlichen, entnervenden, eines Mannes ſo unwürdigen Stimmung herausreißen, Rudolf. Du thäteſt am beſten, das elterliche Haus und die Vaterſtadt ganz zu verlaſſen.“

„Das will ich auch. Ich ſtehe im Begriff, Alles aufzugeben, ſelbſt die Kaufmannſchaft. Ich habe endlich eingeſehen, daß ich nicht dazu paſſe. Du weißt, daß der Profeſſor Transdorf hier eine Lehranſtalt für Chemie hat. Dieſe beſuche ich ſchon ſeit einem halben Jahre und werde den ganzen Curſus durchmachen. Dann will ich eine große Reiſe machen und nicht wieder zurückkehren.“

„Das iſt ein herrlicher Entſchluß von Dir, weshalb ich Dich ſehr loben muß,“ verſetzte ich aufrichtig erfreut und ohne die mindeſte Ahnung, welchen geheimen Sinn er mit ſeinen Worten verbunden hatte. „Nicht wahr?!“ lachte er, aber es war kein Frohſinn in dieſem Lachen. — Ich verließ ihn zwar bekümmert, aber ich hoffte von der Ausführung ſeines Entſchluſſes, wie ich ihn natürlich dem Wortlaute nach verſtanden hatte, und von ſeiner Jugend alles Gute für ihn.

„Zum Frühjahre erhielt ich eine Einladung nach E. und für eine lange Zeit die Zuſage lohnender Beſchäftigung.

„Mein erſter Beſuch galt wieder dem Rommelſchen Hauſe. Im Laden war Veit, und als ich nach Rudolf fragte, antwortete er: „Sie finden ihn auf ſeiner Stube," machte aber dazu ein Geſicht und eine Handbewegung, die mich nichts Gutes erwarten ließen.

„Rudolfs Anblick war wirklich entſetzlich. Ganz abgezehrt, war die Haut ſtraff und glänzend und von ganz fahler Farbe über die ſtark hervorſtehenden Backenknochen geſpannt. Nie hab' ich etwas Grauſigeres geſehen, als den Glanz ſeines tief eingeſunkenen Auges. Er war ſo ſchwach, daß er mir kaum noch entgegen ſchleichen konnte; ſeine knöcherne Hand war kalt und klebrig, und ſeine Stimme matt und hohl, als er mich willkommen hieß.

„Rudolf!" rief ich und hatte Mühe, einen Thränenſtrom zurück zu halten. „Um Gott, Freund! was iſt das mit Dir?"

„Der Tod!" hauchte er freundlich lächelnd, gleichſam ſchon verklärt. „Es iſt mir eine große Freude, daß Du wieder hierher gekommen biſt. Ich habe Dich mit Sehnſucht erwartet. Du wirſt mir noch einige Abende ſchenken, eh' ich aus dem Leben ſcheide. Ich muß Dir durchaus ein Geheimniß anvertrauen. Ich kann's Niemandem weiter als Dir. Wir wollen noch ein paar Tage recht glücklich zuſammen ſein."

„Er war wirklich heiter und zufrieden, und mein Schmerz über ſeinen bevorſtehenden Verluſt wurde dadurch milder. Ich mußte ihm verſprechen, den Abend bei ihm zuzubringen und ging. Sein Ausſehen machte mir viel Bedenken. Das war doch keine gewöhnliche

Abzehrung oder Lungenſucht. Er hatte weder über Huſten, noch Auswurf geklagt; keins der gewöhnlichen Symptome zeigte ſich an ihm. Das Räthſel ſollte ſich mir bald genug löſen.

„Als ich Abends wieder in ſein Zimmer trat, war es mit einigen Blumenſtöcken in Aſchen, Teppichen und dergleichen geſchmückt; er ſelbſt in einer feierlichen und getragenen Stimmung. Die Theemaſchine ſang auf dem Nebentiſche; Havannah's lockten auf einem Teller. Rudolf verſchloß die Thür und ſetzte ſich dann zu mir auf das Sopha.

„Ich kann nicht ſterben, lieber Schmidt," begann er mit einer heiſer flüſternden Stimme, die mich erbeben machte, „ohne Dir vorher mein Herz aufgeſchloſſen zu haben. Du wirſt das, was ich Dir jetzt entdecken muß, ſo lange als Geheimniß bewahren, bis die Mittheilung Niemandem mehr ſchadet, und auch dann noch wirſt Du vorſichtig damit ſein."

„Ich gab ihm Hand und Wort darauf.

„Liebes Bruderherz," begann er, „ich liebte Louiſen ſchwärmeriſch mit der heiligſten Geſchlechtsliebe — ach! dieſe Liebe hat ſich zur Leidenſchaft geſteigert, ſeit ſie meines Bruders Braut iſt; ich liebte meinen Vater und meine Geſchwiſter eben ſo ſchwärmeriſch mit ächter treuer Kindes- und Bruderliebe; aber meine Liebe wurde nicht verſtanden und nicht erwiedert, hier nicht und dort nicht. Zwei unſelige Entdeckungen machte ich faſt zu gleicher Zeit, nämlich daß Louiſe meinen Bruder liebte und von ihm geliebt wurde und daß unſer Haus dem Bankrott entgegen ging. Wir waren bei Weitem nicht ſo gut ſituirt als die Welt glaubte und Verluſte und unglückliche Spekulationen brachten uns an den Abgrund des Verderbens. Mein alter Vater durfte davon um keinen Preis der Welt etwas merken. Aber deſto ſchrecklicher mußte der Schlag für ihn ſein, wenn ihm der Bruch nicht mehr verborgen bleiben konnte. Aber noch ſchlimmer: mit dem Bankrott hätte Fritz die Braut und Eulalie den Bräutigam verloren. Ich kenne Louiſens Vater zu gut, als daß ich nicht wiſſen ſollte, er werde ſeine Tochter nimmermehr dem Sohne eines falliten Hauſes geben, und Veit iſt ein viel zu gemeiner Menſch, als daß er ein armes Mädchen heirathen ſollte. Ich habe dieſen widerwärtigen Geſellen nie leiden können, aber meine eigenthümliche Natur hat mich ſtets angetrieben, ihm Gutes zu thun, Wohlthaten zu erweiſen. Ich erkannte es ſogleich als meine Lebensaufgabe, ſchnell unſer Haus zu retten, meinen Vater ſeinem glücklichen ſorgloſen Leben zu erhalten, meinen Bruder Fritz und meine geliebte Louiſe, ſowie meine Schweſter Eulalie und Veit glücklich zu machen, und damit ſo ſtill als möglich aus dieſem Hauſe zu ſcheiden und den zurückbleibenden Gliedern deſſelben in keinerlei Weiſe ahnen zu laſſen, was ich für ſie gethan. Ich hatte mir früher einmal ein kleines Kapital erworben, von dem die Meinigen nichts wußten. Dieſes wandte ich jetzt dazu an, mich heimlich mit der höchſten Verſicherungsſumme in eine der größten Londoner Lebensverſicherungsbanken zu kaufen. Bei meiner ſo ſehr in die Augen fallenden geſunden Complexion hatte meine Aufnahme keine Schwierigkeiten. Sobald ich die Police in der Hand hatte, erklärte ich meinen Angehörigen, den Curſus der Chemie bei Profeſſor Transdorf machen und dann in's Ausland gehen zu wollen. Ich aber ſtudirte aus keinem andern Grunde Chemie, als um die feinen ätheriſchen Gifte kennen zu lernen und mir zu verſchaffen, welche das menſchliche Herz langſam und in einem vorher zu beſtimmenden Zeitraum vernichten, ohne eine erkennbare und nachweisbare Spur im Körper zurückzulaſſen.“

„Um Gotteswillen!“ ſchrie ich auf. „Du haſt Dich vergiftet, Rudolf!“

„Still, ſtill, Freund! Das Opfer iſt gebracht; in wenigen Tagen fällt es. Ich kann faſt den Tag beſtimmen, an welchem ich ſterben werde. Ich bin mit der äußerſten Um- und Vorſicht zu Werke gegangen. Ich vertraue Deiner Freundſchaft; ſie wird mein Werk nicht vereiteln. Ich fühle mich unausſprechlich glücklich, daß ich der Retter der Meinigen werden kann, und um ſo glücklicher, daß Keins von ihnen auch nur die leiſeſte Ahnung von meinem Liebesopfer hat. Wie Jeſus Chriſtus gehe ich für die Meinigen in den Tod.“

„Es iſt unmöglich, meine Gefühle bei dieſem Geſtändniß zu beſchreiben. Ich ſaß wie erſtarrt. Ich mußte den dem Tode verfallenen Menſchen vor mir zu gleicher Zeit hochverehren und verdammen. Was ſind alle berühmten Selbſtmorde und Opfertode gegen dieſen! Welche furchtbare und über alles menſchliche Maaß hinausgehende Charakterſtärke gehörte dazu, ſeit Jahr und Tag gleichſam täglich zu ſterben und dieſe Leiden auszuhalten! Ich warf mich weinend an ſeine Bruſt und rief: „Aber Rudolf, geliebter Menſch, haſt Du denn nicht bedacht, daß Du mit Deiner beiſpielloſen Aufopferung für die Deinen einen Betrug begehſt? Du betrügſt ja die Verſicherungsbank, die Dir vertraut.“

„Ich habe dieſen dunkeln Fleck in meiner That wohl erkannt. Aber dieſe Stunde ließ ſich nicht vermeiden. Ich konnte und durfte ja nicht unſchuldig ſterben, wie mein Heiland. Aber ſein Blut hat dafür geſorgt, daß mir dieſe Schuld wieder abgenommen werde. Unſere Kirche bietet nicht die rechten verſöhnenden Reinigungsmittel für ſolche intricate Fälle. Ich bin heimlich zur ehrwürdigen und wahrhaftigen Mutter-Kirche zurückgekehrt; ſie hat den Sünder erbarmungsvoll in ihren Schooß aufgenommen und ihn mit ihrer unerſchöpflichen Heilkraft von allen Sünden entlaſtet. Ich habe Abſolution erhalten, liebſter Freund, und gehe ruhig und heiter mit Gott und Menſchen verſöhnt hinüber, wo nicht Goldbeſitz das Glück der Seligen ausmacht.“ Damit zog er ein Kruzifix aus ſeinem Buſen und küßte es inbrünſtig und andächtig. — —

„Meine Gemüthsbewegung an dieſem Abend war ſo ſtark, daß ich ſelbſt erkrankte. Rudolf Rommel ſtarb nach einem Monat und hinterließ den Seinigen eine Police, welche ihnen ein großes Kapital in's Haus brachte. In keinem der Betheiligten ſtieg eine Ahnung von ſeinem Opfertode auf. Friedrich und Louiſe wurden ein glückliches Paar und hinterließen dem Veit'ſchen Ehepaar das väterliche Geſchäft in E., indem ſie in der hieſigen Stadt ein bedeutendes Kaufmannsgeſchäft begründeten. Die junge Frau Doctorin iſt ihre Tochter. Ich zweifle, daß der Name des unſeligen Schwärmers in dieſem Hauſe jemals genannt worden iſt. Am meiſten hat mich eine ſpätere Aeußerung Veit's geſchmerzt. Ich deutete nämlich darauf hin, daß die hohe Verſicherungsſumme dem Rommel'ſchen Geſchäfte ſehr zu ſtatten gekommen ſein möchte.

„Ich verſtehe Sie,“ verſetzte er. „Ihre Aeußerung beweiſt, daß Ihnen Rudolf über unſere damalige Lage, wie er ſie anſah, Mittheilungen gemacht hat. Aber er war im Irrthum. Wir ſtanden keineswegs auf ſo ſchwachen Füßen. Dieſe Annahme war eine ſeiner fixen und verrückten Ideen. Er war ein viel zu ſchlechter Geſchäftsmann, als daß er unſere Lage richtig hätte beurtheilen können. Er ſah Geſpenſter am hellen Tage und ängſtigte ſich unnöthiger Weiſe ab. Es war gut für ihn, daß ihn Gott hinweg nahm.“

„Ich ſchauderte. Und was hatteſt Du gelitten und gekämpft, großes ſtolzes Herz! — Was iſt denn eigentlich das Leben? Eine widerwärtige Poſſe, eine miſerable Farce. Für welche Kreaturen hatte Rudolf den ungeheuern Kampf beſtanden? Dort ſitzt ein Paar davon. Was ich Ihnen da erzähle, iſt keine Dichtung — es iſt nur leider mir allzuſehr Wahrheit.“

Schmidt ſchwieg mit einem grimmigen Geſicht. Ich war tief erſchüttert und den ganzen Tag verſtimmt und ſchweigſam.

Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Ausgewählte

# Romane und Novellen

von

Ludwig Storch.

---

Achtzehnter Band:

## Für ſtille Abende.

Zweiter Theil.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Leipzig,
Ernſt Keil.
1857.

# Für ſtille Abende.

Erzählungen

von

**Ludwig Storch.**

Zweiter Theil.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Leipzig,
Ernſt Keil.
1857.

# Eine Geiſtererſcheinung.

## 1.

## Hypochondriſcher Bruch.

An einem Frühlingsmorgen hielt vor einem der größten und ſchönſten Häuſer der Jägerzeil in Wien ein elegantes Cabriolet. Der Inſaſſe, ein junger Mann in der Hauptmannsuniform der k. k. Infanterie, warf die Zügel dem Groom zu und eilte in die Bel-Etage des Hauſes. Der Offizier ſah vornehm aus, aber nicht ſo geſund und ſo heiter, wie die Wiener zu jener Zeit noch auszuſehen pflegten. Im Vorzimmer wurde er von einer Kammerfrau empfangen.

„Iſt die gnädige Comteſſe bei der Toilette?"

„Ihre Gnaden warten ſchon auf den gnädigen Herrn Baron."

Es fand keine Anmeldung ſtatt. Der Offizier ging durch eine Reihe im modernſten Geſchmack prachtvoll ausgeſtatteter Zimmer, bis ſich ihm ein Kabinet öffnete, an deſſen Schwelle ihm ein jugendlich reizendes Weib im reichen geſchmackvollen Morgennegligée entgegen trat.

„Wie haben Sie geruht, liebe Adelheit?"

„Ich danke, mein Theurer! Mein Schlaf war köſtlich, wie meiſt. Ebenſo mein Traum."

„Traum?“ fragte der Hauptmann geſpannt.

„Ich träumte: ich machte eine Reiſe mit Ihnen durch Italien. Der Traum ſetzte alſo voraus, daß Sie mein Gatte waren. Sie waren den Spleen los und heiter, glücklich, lebensfroh. Sie glaubten nicht mehr an Träume, Ahnungen und Geiſtererſcheinungen, und ich war darüber unausſprechlich glücklich.“

Je ſchelmiſcher das ſüße Lächeln wurde, womit die Huldin dieſe Worte ſprach, deſto finſterer und geſpannter wurden die Züge ihres Verlobten.

„Sie wiſſen, daß mir der Scherz über ſo hochwichtige Dinge nicht lieb iſt,“ ſagte er empfindlich.

„O, Sie ſind heute wieder ſehr Hypochonder, Wahlmann! Und ich hoffte, dieſer heitre Frühlingstag werde der erſte ſein, an welchem wir uns nicht über Geiſter zankten.“

„Und ich gab Ihnen Jung-Stillings treffliches Buch, Theorie der Geiſterkunde, damit Sie ſich endlich vom Daſein einer in unſre Sinnenwelt hereinragenden Geiſterwelt überzeugten. Haben Sie das Werk nicht geleſen?“

„O freilich! Aber nur um darüber zu lachen. Ich bitte Sie, Baron, wie können Sie doch an die Albernheiten dieſes gutmüthigen Schwachkopfs glauben. Das ſind ja dumme und läppiſche Geiſter. Und er erzählt nur Andern nach. Er ſelbſt hat keinen gehört und geſehen. Und geht es Ihnen nicht eben ſo? Sie glauben an Geiſter und haben noch nicht die Ehre gehabt, die Bekanntſchaft eines ſolchen zu machen.“

„Aber ich werde — ich werde! Und ſollt' ich zu Juſtinus Kerner reiſen. Nur in Wien kann man nicht tiefer in die Geheimniſſe des Lebens dringen.“

„Ich wünſche Ihnen Glück, aber ich fürchte, Schwaben wird Ihnen nicht beſſere Geiſter bieten als Wien."

„Mag es ſein! Laſſen wir die Geiſter! Mir thut Einſamkeit Noth, um mich zu ſammeln und in ernſte Forſchungen zu verſenken. Das materielle Leben der Kaiſerſtadt ohne Höhe und Tiefe ſagt meiner Gemüthsrichtung nicht zu. Wien iſt mir verhaßt. Dies herzloſe Treiben, das mir ewig Menſchen entgegen wirft, wie die Wogen des Meeres den Schaum in die Brandung, Menſchen, die nichts für mich fühlen, für die ich nichts fühlen kann; dieſes Molluskenleben iſt mir zum Ekel! Ich möchte aus mir ſelbſt heraus fliehen!"

„Wie, und Sie vergeſſen mich dabei ſo ganz? bedenken nicht, daß in Wien ein Herz glücklich in Ihrem Beſitz ſchlägt, und deſſen Liebe das Ihrige wiederum glücklich machen ſollte? Bin ich Ihnen nicht genug? was darf Sie die Menge kümmern, wenn ich Ihnen angehöre?"

„Das iſt's eben, Adelheit, was mich quält und martert. Sie werden mir in dieſem Menſchengewühle nie ſo angehören, wie es Bedürfniß meines Herzens iſt. Ihr Oheim iſt zu ſeinen Vätern gegangen, das letzte Hinderniß unſerer Verbindung aus dem Wege geräumt, Sie ſtehen im Begriff mir Ihre Hand zu geben, und den vor Jahren geſchloſſenen Bund unſerer Herzen öffentlich zu beſiegeln. Was bindet Sie an Wien? Weßhalb widerſetzen Sie ſich meinen Bitten. einen kleinen ſtillen Raum für unſer Glück zu ſuchen? Warum wollen Sie mit mir nicht in die Schweiz oder nach Italien ziehen? Nur dort kann ich glücklich ſein."

„Wenn Sie nicht an meinem liebenden Herzen das höchſte Glück Ihres Lebens finden, es ſchlage auf welcher Stelle von Gottes Erde es wolle, ſo werde ich Ihnen auch in den Alpen nicht jene geiſtige Befriedigung gewähren können, die nur allein ein dauerndes Glück in das Haus bannt. Ich ſagte Ihnen ſchon oft, laſſen Sie uns noch drei Jahre in Wien bleiben, dann will ich Ihnen mit Freuden folgen, wohin Sie wollen. Mich aber ſpricht dies bunte, rege Leben unſerer Kaiſerſtadt an, ich liebe dieſe gemüthlichen Menſchen, ich bin gern unter ihnen, und ich weiß eine Zeit, wo Sie mir gleich fühlten und dachten. Welche trübſinnige Lebensphiloſophie auch Ihre Meiſterin geworden iſt, ich bin dieſelbe geblieben. Und zu welchen ärgerlichen Gerüchten würden wir durch unſere wunderliche Entfernung Veranlaß geben. Nein, mein Freund, laſſen Sie uns in dem ſchönen Wien bleiben und alle die unſchuldigen Freuden genießen, welche es bietet, und zu deren Genuß uns Jugend, Stand und Reichthum berechtigen, und geben Sie den Wunſch nach Umgang mit Geiſtern ohne Fleiſch und Bein auf."

„Ihre Beharrlichkeit könnte mir faſt verdächtig werden," lachte Wahlmann ſarkaſtiſch.

„Sie beleidigen mich grauſam, Hauptmann!" rief die Gräfin aufgebracht. „Mir dieſe Inſolenz! Sie ſind ein ſchlimmer Hypochonder. Sorgen Sie für Ihre Heilung."

„So laſſen Sie uns Wien verlaſſen!" verſetzte der Offizier trocken.

„Nimmermehr! Ich erkläre Ihnen ein für allemal, daß ich nicht aus der Stadt weiche."

„So werde ich allein gehen."

„Wie Ihnen beliebt. Sie ſind Ihr eigener Herr und von mir in keiner Hinſicht gebunden."

„Nun ſo reiſe ich!" rief Wahlmann im höchſten

Unmuth und Ausbruch lang verhaltenen Grimms. „Bleiben Sie in Ihrem ſchönen Wien, laſſen Sie ſich vom Heere Ihrer Anbeter hofiren; ich will mein getäuſchtes, betrogenes Herz in einen fernen Winkel der Erde tragen, um es dort verbluten zu laſſen."

„Sie ſind ein Miſanthrop, und ich möchte nicht die Gattin eines ſolchen ſein," erwiederte die Gräfin entrüſtet. „Ihr Wort iſt Ihnen zurückgegeben. Sie ſind frei." — Sie verbeugte ſich und verließ das Zimmer. Wüthend ſprang der Offizier auf und ſtürzte aus dem Hauſe. Auf der Straße fiel ihm bei, daß das Zollweſen im Königreich Lombardei-Venedig neu organiſirt werden ſolle, und er machte noch in derſelben Stunde den Herren von der betreffenden Behörde die Aufwartung, um ſich eine Stelle bei der dortigen Mauth zu erbitten. Die Regierung vertraute aus guten Gründen dieſe Poſten gern deutſchen Soldaten, und es fanden ſich wenige, welche mit Luſt dahin gingen, wo ſchon viele im unrühmlichen Kampfe das Leben verloren hatten. Um deſto eher erlangte Wahlmann die Gewährung ſeiner Bitte. Mit der Gewißheit, ſchon in den nächſten Tagen eine Anſtellung an der Mauth in Italien zu erhalten und ſogleich dorthin abreiſen zu können, kam er Abends in ſeine Wohnung.

„Peter," rief er ſeinem Diener zu, „fort aus Wien! Ich habe mit der Gräfin gebrochen, wir ſind auf ewig getrennt. Schon hab' ich eine Anſtellung in Italien, darum pack' ein, lieber Junge!" Peter ſchüttelte den Kopf und ließ ſich die Geſchichte des Bruches erzählen; denn er war ein treuer Diener und Vertrauter ſeines Herrn. Er ſchüttelte nachher den Kopf wieder und ſchlich heimlich zu der ihm wohlwollenden Gräfin Adelheit. —

---

## 2.

## Der neue Wohnort.

Ueber den Comerſee ſchnitt ein Kahn nach Norden hinauf. Wahlmann und Peter eilten ihrem künftigen Wohnort zu. In Mailand hatte der Offizier ſeine Beſtimmung an der nördlichſten Grenze des Königreichs erhalten, wie er gewünſcht und gebeten. Als er nun die rieſigen, ſchneeweißen Alpenhäupter in den von Feigen- und Orangenbüſchen umblühten Waſſerſpiegel hereinnicken ſah, da war's ihm, als verſtehe er ſich ſelbſt erſt, als ſei dieſe Gegend der Schlüſſel zu den Hieroglyphen ſeiner oft ihm ſelbſt ſeltſam und wunderlich erſcheinenden Stimmungen, Gefühle, Ahnungen und Empfindungen, als würden die Widerſprüche und ſchroffen Gegenſätze ſeiner Bruſt, die ihn oft geängſtet, durch ein gleiches Verhältniß in der ihn umgebenden Natur erklärt und in einer höhern Harmonie ausgeglichen und gehoben. Vom Kloſter Pis-Piano, über welches ſein Weg führte, erblickte er links noch einmal die Thürme des alten Mailand, rechts die glänzende Waſſerfläche des langen Lago maggiore, an deſſen rebenumblühtem Ufer er ferner zu leben gedachte; hinter ihm aber ſtarrte das Bergtitanengeſchlecht der Alpen in den Himmelsraum, und die ſchauerlichen Thäler, von den jäh abſtürzenden Bergwänden gebildet, zeigten ihre offenen Pforten, durch welche die ſtattlichen Berge den mächtigen Seen des Landes, mit denen ſie ſo gerne liebäugeln, ihnen in die hellen freundlichen Augen blickend und im Spiegel derſelben voll Entzücken ihr Bildniß verkleinert ſchauend, die klaren Waſſer als Dankſpende zuſchicken, geſchwätzige Liebesboten, die den Seen und

Flüſſen und ihren Ufern bis zum adriatiſchen Meer hinab viel erzählen von den Bergen und ihrer Liebe.

„In euere Schluchten mich verſtecken, wenn ich tobe, auf euern Rücken klimmen und herabſchauen in das herrliche Pothal, in die blühende Lombardei mit ihren Seen und Strömen, lachenden Feldern und Rebenhügeln, und Myrtenhainen und Orangenwäldern, Städten und Dörfern, wenn ich liebe; und an dieſen Ufern, in dieſen Thälern wandeln, wenn ich mich auflöſen möchte in Wehmuth: das ſoll ferner mein Leben ſein!" ſo rief der Offizier, die Arme ausbreitend, um gleichſam die Welt, die ihn umragte, an die Bruſt zu preſſen.

Gegen Abend langten die Reiſenden mit Maulthieren, welche ſie gemiethet, in Briſago, einem bedeutenden Marktflecken am Lago maggiore, an. Der Ort war das Ziel der Reiſe. Die Abendröthe glühte eben in den Gewäſſern des Sees wider, die gekräuſelten Wellen glichen goldgelockten Schafen, die in Herden dem Ufer zueilten, um noch vor einbrechender Nacht ihre goldenen Vließe in Sicherheit zu bringen und ſich eine Schlafſtätte zu ſuchen. Die purpurne Fluth durchkreuzten geſchäftige Kähne, ſchnell rudernden Seevögeln vergleichbar, die von der flüchtigen und flüſſigen Herde ſo viel als möglich zu erbeuten ſuchten, und oben herab trieben weißſchimmernde Floſſe, tanzende Silberſchilder auf dem ſchwankenden Goldgrund. Die Holzhändler legten am Ufer an, freundlich grüßend und begrüßt von der gaffenden Menge, und der müßige Italiener bot dem Ankömmling Wein und Brot für gute Zahlung. Das grüne Ufer wimmelte von zerlumptem faulen Volk, welches ſich allmälig lagerte, um unter des Himmels blauem Dache die Nacht zuzubringen, und deſſen eigentliche Abſichten Wahlmann noch nicht vermuthen konnte. Als er, der von jeder neuen Erſcheinung Ueberraſchte, ſich ſatt geſtaunt hatte, folgte er ſeinem Peter nach, welcher mit dem Gepäck bereits ins Mauthhaus vorausgeeilt war, um die Ankunft ſeines Herrn anzumelden. Das Haus war bald erfragt; es lag nicht fern vom Ufer und hundert Führer drängten ſich ihm für eine kleine buona manu auf. Scheu wich das zudringliche Volk zurück, als ein kleiner Haufen, in öſterreichiſcher Uniform, mit einem unterſetzten bejahrten Mann an der Spitze, dem Offizier entgegen marſchirte und ihm mit Oſtentation die Honneurs machte.

„Monſignore,“ redete der alte Anführer in militäriſcher Haltung den Ankömmling an: „ſehen Sie in dieſer todesmuthigen Schaar Ihre Untergebenen, bereit jeden ihrer Winke zu befolgen, wie es einem braven Soldaten zukommt; und brave Soldaten ſind wir alle.“ Dabei ſtrich er ſich ſelbſtgefällig den grauen Schnauzbart, welcher über die Unterlippe herabhing, reckte den Kopf noch um einen Zoll gravitätiſcher in die Höhe und blickte mit kleinen funkelnden Augen, deren Friſche gegen die grauen, dem Bart gleich, lang herabhängenden Wimpern wunderlich abſtach, wie aus einem Verſteck lauernd nach allen Seiten hin. Ein Zucken mit der Naſe und andere Geſichtszüge gaben dieſem Führer ein komiſches Anſehen, und Wahlmann konnte, während der in ſeiner Uniform hängende Invalid mit aller möglichen Steifheit ſeines Standes vor ihm paradirte, ſich kaum des Lachens enthalten.

„Ihr ſeid gewiß auch ein Deutſcher, guter Freund!“ fragte Wahlmann.

„Ew. Gnaden gehorſamſt aufzuwarten, bin ein Steiermärkiſcher Unterthan Sr. kaiſerlichen königlichen Majeſtät.“

„Und ſeid jeden Falls ſchon lange an dieſem Poſten?“

„Seit dies Königreich nach dem Wiener Congreß iſt formirt worden.“

„So ſeid Ihr bewandert hier und mit den Geſchäften vertraut; ich kann mich im Anfang alſo guten Raths bei Euch erholen.“

„Gehorſamſter Diener!“ erwiederte der Alte geſchmeichelt und griff an den Hut, ohne aus ſeiner Drahtpuppenhaltung einen Viertelszoll breit zu weichen. Doch in dieſem Augenblick ſich ſeiner Amtspflicht erinnernd, die er entweder aus allzu großem Mangel an Uebung oder aus übermäßigem Reſpect bis jetzt vergeſſen hatte, ſchwenkte ſich der Corporal plötzlich mit dem Ausdruck eines heiligen Schreckens zu ſeiner in ſchweigender Erwartung unbeweglich harrenden Männerſchaar, und rief mit martialiſcher Stimme: „Präſentirt!“ Die bärtigen Geſichter zuckten bei dieſem Donnerworte zuſammen, wie wenn ein Blitzſtrahl über ſie hinführe, während die Hände gewaltig mit den morſchen Gewehren raſſelten, was dem Offizier eben keinen ſonderlichen Begriff von ihrem Zuſtande beibrachte.

„Straf' mich Gott! Euere Gnaden, mit dem Commando will's halt nicht recht mehr fort,“ lenkte der Corporal ein. „Das macht das freie Leben. Jeder ſtreicht für ſich oder zwei und zwei, höchſtens fünf und ſechs beiſammen, an der Grenze; Einer gilt ſo viel als der Andere, keiner hat zu commandiren, als meine Wenigkeit, deren wackelige Füße das alte Haus nicht weit mehr herum zu tragen vermögen.“

„Die Sorge des Commando's ſoll Euch ferner erſpart ſein, mein Freund,“ verſicherte Wahlmann gutmüthig.

„So war's nicht gemeint, Euere Gnaden," erwiederte der Alte ſich räuſpernd. „Außer Thätigkeit kommen wäre für mich aus dem Leben kommen. Ich wollte nur mit Euerer Gnaden Erlaubniß ſagen, das ſtrenge Commando iſt an unſerm Poſten überflüſſig. Wir haben nur die Grenze zu bewachen und damit — Paſta!"

„Ich verſteh' Euch, doch mein' ich, der Soldat ſoll überall Soldat ſein."

„Kreuz, Dorn und Stein! halten zu Gnaden, daß ich fluche! aber wir ſind Soldaten, wackere Soldaten und wollen's bis an unſer ſelig Ende bleiben; haben Ehr im Leibe trotz einer ungariſchen Huſarenbeſtie, und hauen und ſchießen uns mit dem Teufel herum, wenn er uns an der Ehre angreift."

„Bei ſolchen Geſinnungen werden wir gut zuſammen paſſen," erwiederte Wahlmann beſchwichtigend. „Entbindet Euere Leute des Commando's und macht mich dann mit der Localität des Orts bekannt."

Der bewaffnete Haufe hatte bis jetzt noch in der präſentirenden Stellung verharren müſſen und hätte wahrſcheinlich das Vergnügen noch einige Zeit genoſſen, wäre der Glieder feſſelnde Zauber nicht durch des neuen Offiziers mahnendes Wort gelöſt worden. Ein dankbarer Blick auf ihren Wohlthäter hätte dieſen von ihrer Ergebenheit überzeugen können, wäre ſeine Aufmerkſamkeit nicht mit der dämmerungumhüllten Alpenkette und dem dunkelnden geheimnißvoll rauſchenden See beſchäftigt geweſen. Unter der erlöſten Mauthbedienung entſtand lebhaftes Geſprächſel, ſo daß der Corporal mit einem ſchrillenden: „Stille!" darunter zu fahren ſich genöthigt ſah.

„Wollen Euere Gnaden nicht die Namen der Leute anhören?" fragte dieſer reſpectvoll.

„Sagt mir zuvor Eueren eigenen.“

„Euere Gnaden gehorſamſt aufzuwarten, mein unterthäniger Name iſt Baſtel G'münz. Dieſer, der Flügelmann heißt Lieſer Schmoll, iſt auch ein Deutſcher, wird von uns insgemein der lange Lieſer genannt. Dieſer Dickkopf ferner mit dem ſchwarzen krauſen Haar iſt ein Mailänder, Namens Nicolo Beltrame, von uns nur Nicoletto mit der breiten Naſe genannt. Zum Dritten, Paolo Lunardo heißt, weil ein Streifſchuß ans Bein ihn hinken gemacht, der lahme Paul. Viertens —“

„Ich bitte Euch, lieber Baſtel Gemünz, übergebt mir die Liſte dieſer Leute morgen und ſtellt ſie mir dann vor. Für heute Abend mag's genug ſein; die Reiſe hat mich ermüdet und ich wünſche, daß Ihr mich mit meiner Wohnung bekannt macht.“

Die dienſteifrigen Grenzwächter zerſtreuten ſich nach allen Seiten, der umſtehende Haufe des Volks fuhr wie eine zerplatzende Bombe ziſchend und praſſelnd auseinander, der weite Mund der zur Nacht ſich wandelnden Dämmerung verſchlang ſie und Alles umher, die verhallenden Stimmen verſchmolzen in das eintönige Gerede des Sees und in die rauſchenden Küſſe, die ſeine dunklen Wellen dem ſteinigen Ufer reichten, Nachtgeſänge und Liebkoſungen im traulichen Dunkel von dem geſchmeidigen Waſſer dem harten Boden aufgeſchmeichelt.

Schweigend war Wahlmann hinter dem Corporal hergeſchritten und in das ohnfern dem Ufer gelegene Mauthhaus gelangt, deſſen obere Zimmer für ihn eingerichtet worden waren. Peter hatte für die erſte Bequemlichkeit geſorgt und war mit Auspacken des Mantelſackes beſchäftigt.

## 3.

# Unerwartete Ausſicht.

„Haben Euere Gnaden noch etwas zu befehlen?“ fragte der Corporal, nachdem er dem Hauptmann die Einrichtung des Mauthhauſes und der als Hintergebäude daran befindlichen Caſerne gezeigt hatte.

„Ich wüßte nichts, als daß Ihr morgen bei Zeiten hier ſeid, weil ich mich bald den übrigen Zollbeamten vorzuſtellen und dann ſogleich meinen Dienſt anzutreten gedenke. — Zeigt mir doch aber erſt das Schlafzimmer, Corporal!“ Dieſer gehorchte mit einem Geſichte, in welchem man leſen konnte, er habe noch etwas auf dem Herzen.

„Die Thürſchlöſſer ſind in ſchlechtem Zuſtande, man kann ſie nicht ſchließen,“ bemerkte der Offizier.

„Das iſt Sache der Oberadminiſtration in Mailand,“ verſetzte der Corporal, „und weil die Zimmer zeither unbewohnt waren, ſo iſt deshalb keine Vorſtellung gemacht worden. Bis auf die von Euerer Gnaden die Reſolution erfolgt, wollt' ich Denſelben unterthänig gerathen haben, die Thüren zu verrammeln auf was für Art es auch ſei, und ein Muttergottesbild über Dero Bette aufzuhängen, auch den Roſenkranz hübſch bei der Hand zu behalten.“

„Weshalb? ſind wir vor Räubern nicht ſicher?“

„Vor Räubern könnten Sie immerhin ruhig ſchlafen,“ fuhr der Corporal mit geheimnißvollen Zügen fort. „Solchen würden meine braven Jungen ſchon Eins auf's Leder brennen. Aber das hat nicht Fleiſch noch Bein und iſt unverwundbar, wie die liebe Luft.“

„Es werden doch keine Geiſter umgehen?“ fragte der Offizier geſpannt.

„Freilich iſt's nicht geheuer, weder im Hauſe hier, noch in der ganzen Gegend, den See entlang. Die heilige Jungfrau beſchirme jeden ächt katholiſchen Chriſten! Wollt' ich Ihnen aber erzählen, welche nächtlichen Abenteuer ich ſeit meinem Hierſein beſtanden, die Haare würden Ihnen zu Berge ſtehen, und vor Tages Anbruch würde ich nicht fertig werden. Trüg' ich nicht einen uralten St. Georgenthaler, den mein Urgroßvater aus den Türkenkriegen in Ungarn mit heimgebracht, und ein Stück einer geweihten Kerze bei mir, die Unholde hätten mir lange ſchon den Hals umgedreht.“

„Ihr macht mich neugierig, Corporal. Sagt mir wenigſtens vom Weſen der hier umwandelnden Geſpenſter etwas, damit ich im Nothfall weiß, mit welcher Art derſelben ich es zu thun habe.“

„Nach Mitternacht erhebt ſich gewöhnlich ein Lärm in der Gegend der borromeiſchen Inſeln und noch drüber, ja andere ſagen, er wälze ſich von den Alpengebirgen über den Teſſino herab durch die Lüfte und über den See hin. Das knallt und pufft und kracht wie Peitſchenſchlag und Hundegebell, aber alles das nicht natürlich, ſondern dumpf und geiſterartig, und die Wellen erheben ſich dann jedesmal und werden unruhig, ſchlagen an einander und peitſchen das Ufer, ſo daß das wirre Getöſe dem Zuhörer angſt und bange macht. Wenn ſich der Lärm wieder gelegt, ſo bläſt der Wind, welcher doch von Mailand heraufkam, nun von der Schweiz herab und treibt die Wellen, welche erſt von Süden herauf rollten, nun vom Norden her den entgegengeſetzten Weg. Dieſe gräulichen Luftgeiſter, welche den See zur Nacht unſicher machen, daß ſich kein Chriſtenmenſch hinaus wagt, ſondern die Decke über den Kopf zieht, und ein andächtig Paternoſter betet, ſollen der Hofſtaat eines alten heidniſchen Königs ſein, der mit all den Eiſenfreſſern zur Strafe ihrer Sünden bei nächtlicher Weil dieſe Hatz durch die Luft anſtellt. Die Leute hier zu Lande erzählen ſich viel von dieſem alten Götzendiener und nennen ihn Arthus; er ſoll ein König in England geweſen ſein, und nun nächtlich über die Alpen einherfahren durch ganz Italien bis nach Sicilien hinab, wo er im Berg Aetna ſein über alle Beſchreibung prächtiges Schloß haben und darin Tags über auf güldenen Polſtern ruhen ſoll. Eine Stunde vor Mitternacht aber fährt er mit all ſeinem geſpenſtigen Hofgeſind durch die Lüfte davon über das Meer nach England und beſieht ſich in der Geiſterſtunde ſein weites ſchönes Reich. Nach Mitternacht kehrt er aber über die Alpen und Italien in ſein Schloß zurück.“

„Eine weite Reiſe in kurzer Zeit,“ bemerkte Wahlmann lächelnd, „und Ihr ſelbſt habt ſchon mit dieſer engländiſchen Majeſtät zu thun gehabt, Corporal?“

„Euerer Gnaden gehorſamſt zu dienen; ich war kaum acht Tage hier, als ich —“

„Verſpart Euere Erzählung, die mich jedenfalls ſehr angenehm unterhalten wird, auf ein andermal. Sagt mir nur das Eine noch, pflegt denn dieſer geſpenſtige Luftſchiffer je zuweilen auf ſeiner Nachtfahrt in dieſem Hauſe einzukehren?“

„Behüte uns der Herr und ſeine himmliſchen Heerſcharen! Das iſt wieder eine andere erſchreckliche Geſchichte. Zur Zeit als noch das Haus der reichen Borromeer auf den kleinen ſchönen Inſeln da drüben im See und an dieſen Küſten geblüht hat, iſt dies Gebäude hier ein Abſteigequartier für ſie geweſen, wann ſie nach Como oder Venedig, Mailand oder ſonſt wohin in dieſer Gegend zu reiſen gedachten, oder von dannen heimkehren wollten. Hier lagen ihre Schiffe, auf denen ſie überſetzten. Bei ſtürmiſchem Wetter pflegten ſie auch wohl hier zu übernachten. Dergleichen Häuſer hatten ſie noch zwei, eins im Norden am Schweizerufer nahe bei Locarno, eins drüben am ſardiniſchen Ufer bei dem Städtchen Intra. Nun hatte eine junge ſchöne Gräfin aus dem borromeiſchen Hauſe ihren Buhlen, welcher geringeren Standes als ſie geweſen, in gewiſſen Nächten hier in dies Haus beſtellt, und iſt durch eines Schiffers Hülfe von der Inſel entwichen, wenn ihre Eltern ſie ſchlafen gewähnt, hierher gekommen auf ſchneller Fähre, hat ein paar Stunden bei ihrem Geſpons zugebracht und iſt dann gegen Morgen wieder auf dem Kahn heimgeſchwommen. Einſtmals hat's aber ihr Vater, der alte Graf, gemerkt, iſt ihr nachgeſchlichen, hat ſich ihr nach auch überſchiffen laſſen, und iſt hierher gekommen. Da er nun alſo ganz unverſehends das Liebes-Paar überrumpelt, hat ihn die Wuth dermaßen überwältigt, daß er den Degen gezogen und dem beſtürzten Edelknaben durch den Leib gerennt, ſeine ehrvergeſſene Tochter aber am Arm genommen, ihres Heulens und Schreiens ungeachtet ſie in das Schiff geſchleppt und dem Schiffer anbefohlen, ſie feſt zu halten, im Sinne habend, er wolle ſie zu Hauſe durch vernünftige Vorſtellungen und gütiges väterliches Zureden auf einen beſſern Weg bringen. Als ſie nun in dieſer böſen Nacht heimkehrend mitten auf der Höhe des Sees waren, hat ſich das unglückſelige Fräulein losgeriſſen und iſt mit einem Satze hinab in das feuchte Gewäſſer geſprungen und hat darin ihren Tod gefunden, eh der Schiffer und der Vater es haben verhindern können. Seit jener Zeit ſchwimmt zuweilen um Mitternacht, bevor noch König Arthus ſeine Schaar überhin treibt, ein Kahn von Nebel und Dunſt geformt, aber ſchier anzuſehen, als wäre er von alten grauen Bretern zuſammengezimmert, über den See, ohne daß ſich nur ein Wellchen regte und das Waſſer von einander wiche, wie doch bei dem kleinſten und leichteſten Fahrzeug geſchieht, und drinnen ſteht in einem blüthenweißen Kleide, worin jedoch einige Blutflecken ſind, — denn die arme Gräfin wurde von ihres Geliebten Blut beſpritzt, als ihn der Vater durchbohrte — der bleiche Geiſt mit langem aufgelöſten triefenden Haar, legt händeringend am Ufer an, ſchlüpft in das Haus und begrüßt den Geiſt ihres Geliebten, und ſelbander durchwandern ſie dieſe Zimmer, in welchen der Mord vorgefallen ſein ſoll. Mir ſchaudert die Haut, wenn ich daran denke; und ich will das Sacrament darauf nehmen, daß ich den alten Grafen ebenfalls im Harniſch einherwandeln geſehen, die beiden Geſpenſter vor ſich hertreibend, was mir meine Kameraden nie haben glauben wollen, weil man eigentlich nur von der Erſcheinung der beiden Liebenden weiß."

„Wunderbar!" ſagte Wahlmann mehr zu ſich ſelbſt als zum Corporal. „Sollte mir hier endlich der Schleier ſinken, an welchem ich ſchon ſo oft die kühne Hand vergebens ausgeſtreckt? Es iſt gut, Gemünz? ich dank' Euch für Euern Rath, morgen ſollt Ihr mir mehr von dieſen Dingen erzählen; ich höre dergleichen gern. Schlaft wohl!"

Der Corporal machte ſeine ſteife Referenz und entfernte ſich mit einem guten chriſtlichen Gruß. Peter war mit Auspacken und Aufräumen fertig, und ſtreckte ſich mit Erlaubniß ſeines Herrn auf die Matratze. Bald verkündete ſein ſtarker Athemzug die Feſtigkeit ſeines Schlafes. Wahlmann durchmaß das Zimmer mit heftigen Schritten. Des Korporals Erzählung hatte ihn lebhaft ergriffen und die Müdigkeit aus ſeinen Gliedern, den Schlaf von ſeinen Augen verbannt. „Seltſam, bei Gott ſeltſam!“ rief er, und die Gefühle ſeiner Bruſt wurden zu Gedanken und Worten. „So wär' ich plötzlich an einen Punkt der Körperwelt geſchleudert, an welchen die Geiſterwelt ſich geheimnißvoll anſpinnt? In dieſem alten Gemäuer ſollen die Schemen Dahingeſchiedener wandeln und an die Minute, die ſie hier verweilten, eine Ewigkeit knüpfen? Was treibt dieſe Schatten aus dem Orte ihres Aufenthalts, daß ſie in der bleichen Larve ihrer körperlichen Geſtalt auf dem Boden einherſchweben, den ſie ſonſt betraten und nun nicht mehr berühren können? Um eine Minute Leben eine Ewigkeit dumpfer Qual, oder wie ſoll ich es ſonſt nennen? Eine Minute, aber voll Liebe und Haß! voll mordenden Haſſes und ſterbender Liebe! Ja, ja! an eine ſolche Minute müſſen ſich tauſend Ewigkeiten knüpfen. Nur Liebe und Haß können das Glied der Sinnenwelt ſein, in welches die Kette der Geiſterwelt greift; hier hängt ſie mit der Wirklichkeit, hier mit mir ſelbſt zuſammen. Ja ich, oder kein Anderer, bin im Beſitz des erſten Kettengliedes, und wohl auf! ſo will ich die Kette ſo weit erſtreben als möglich, und ſollt' ich ſelbſt über die Brücke wandeln müſſen, welche keine Rückkehr geſtattet. O ihr Geiſter der Liebenden, die ihr den Ort euerer irdiſchen Seligkeit und eueres irdiſchen Schmerzes heimſucht, hört mich, wenn ihr um mich ſchwebt, ſeit mir geneigt und laßt mich wiſſen, was euch wieder ein ſo geheimnißvolles Scheinleben zu geben vermag! Vielleicht kann ich euch helfen. Hab' ich doch auch ein Mädchen geliebt mit aller Stärke des Gefühls, deren ein Herz fähig ſein kann. Hab' ich doch alle Qualen der Liebe erduldet, ſelbſt die, nicht verſtanden und den Launen eines Augenblicks aufgeopfert zu werden. O Jugendtraum, Fieberraſerei! Wär' es das Blut allein, das dich erzeugte? Dann wollt' ich es mir abzapfen und in den Sand rinnen laſſen, um Luſt und Schmerz mit ſeinen Wallungen zu vertilgen. Aber auch Geiſter fühlen Luſt und Schmerz, und was meine Bruſt durchbebt und zuckt und raſt, ſchlägt ſeine Wurzeln weit hinaus in die Unendlichkeit und ſaugt ſeine Kraft vom Borne der Geiſter. Drum grüne nur wieder von Friſchem, ſtarker Baum, hat dir auch eine räuberiſche Hand die ſchönſten Aeſte gekappt. Geduld! Geduld! es werden neue Sproſſen treiben. — — — Bald iſt es Mitternacht. Wird wohl die ſchöne Gräfin über den See ſchwimmen? Die Arme! ihr warmes Leben, an des Geliebten Bruſt noch eben in raſchere Wallung, in feurige Bewegung geſetzt, im kalten naſſen Fluthenbette zu enden! Gräßlich ſchön! Mit einem Leben iſt ſolcher Augenblick wahrlich nicht zu theuer erkauft. Aus dem Glutmeer in den Eisſtrom! Kuß und Gegenkuß und des Todes Erſtarrung! Ha! was haſcht die Welt nach Genüſſen, ſie ſind ſchal und meine geſpenſtige Gräfin allein könnte Schönes erzählen. Und ſie ſoll's mir, bei Gott! mir! Ich werde die Beſchwörungsformel finden, die ihr den Geiſtermund öffnet. Wenn ſie jetzt käme! — — Was ſeh' ich! — Auf, ihr Fenſter! Die Nacht iſt heller geworden. — Was erblick' ich! Täuſcht mich mein

Auge? Schaukeln ſich Rieſengeiſter auf dem See? Trägt der Nebelkahn den liebenden Schatten im ſilberglänzenden Gewand mir entgegen? — Ha Sinne, ſeid ihr ſchon beſtochen und willig zu Geiſterſehern geworden?" — In großer Aufregung ſtarrte Wahlmann in die Nacht hinaus über die meilenbreite Fläche des Sees hin, und erkannte ſchnell den Irrthum. Denn eben guckte der Mond zur Hälfte über das ſavoyiſche Gebirge im Weſten, vollwangig und von zarter Röthe überhaucht, wie ein neugieriges verſchämtes Mädchen, das nur mit halb gezeigtem purpurgefärbten Geſicht hinter dem Vorhange den Geliebten belauſcht; und wie ſie, ganz hervorgetreten, zuerſt einen Blick in den Spiegel wirft, um ſich zu überzeugen, daß ihre Reize des Geliebten würdig, ſo ſah des Mondes liebliches Haupt in den ruhigen Spiegel des Sees herab, und ſein glänzendes Bild zitterte in meilenlangen Streiflichtern, tauſendfältig in den leicht bewegten Wellen gebrochen, und der ſilberne Schein hüpfte raſch über die Fluth hin und überſtrömte rechts und links und vorwärts die vom Blick unbegrenzten Waſſerflächen. Sein Geiſt ſchwelgte in Blicken, und die Bewegung ſeiner Locken, mit denen die Nachtluft ſpielte, war die einzige ſeines Körpers. Wie tauſendjährige Erinnerungen wehte es ihn wehmüthig an; die Träume ſeiner frühſten Jugend gingen ihm in unendlicher Ferne, aber in ſchönſter Klarheit auf; ihm war's, als liege nun das Ziel aller Ahnungen und aller Sehnſucht vor ihm, als ſei nur noch ein Schritt, und in dem ruhigen Fluthenſpiegel die Deutung und Löſung des Räthſels zu ſchauen, und in ſeinem Thau gleiche alle Disharmonie des Lebens ſich aus. Er breitete die Arme aus und rief: „Wohnſt du da unten, die ich einſt in Adelheit geſucht und gefunden wähnte? Biſt wohl des Sees zauberſchöne Fei und haſt es mir angethan?" — Ein Getöſe ſcheuchte die ſchönen Bilder von ihm. Aus weiter, weiter Ferne ſchell es über den See herab und klang wie dumpfes Rufen und Klatſchen, wie Ruderſchlag in den Wellen, und wurde allmälig lauter und lauter, je mehr es zu nahen ſchien. So ſtark Wahlmann das Auge anſtrengte, er vermochte nichts zu entdecken. Inzwiſchen war es ihm oft, als offenbare ſich, obgleich weit von ihm, am Ufer und auf dem See eine eigenthümliche Lebendigkeit, und die Stille der Nacht, in welcher ſich nicht einmal die Luft zu bewegen ſchien, trug mancherlei Töne an ſein lauſchendes Ohr, die er ſich nicht erklären konnte. Endlich erhob ſich der Nordwind, die Wellen erſtanden höher aus dem Waſſerſpiegel, und trieben bald in der Strömung nach Süden hinab. Die Töne verhallten und verklangen. Stille und Mondſchein woben ihre zarten duftigen Schleier um See und Berge, und mit Lufthauch und Erinnerung trank der begeiſterte Schauer ſüße Müdigkeit, und des Lagers kleiner Raum ward bald zum Paradiesgarten, der von all jenen Früchten zauberiſch glänzte, die auf Erden nicht zu reifen vermögen.

## 4.

## Gianetta.

Der Firn donnerte durch die Alpenſchlüchte, die Häupter des Sanct-Gotthard und der andern Hünenberge waren in Wolken gehüllt. Von Savoyen herüber zog eine ſchwarze Gewitterwolkenmaſſe und ſenkte ſich in die blühende Lombardei hinab. Von der Schweiz herüber ſtürzte ein zweites Gewitter. Wahlmann und ſein Peter waren in den dichteſten Nebel gehüllt, und eilten nach der Herberge von Centovalli, einem Dorfe hoch im Gebirge. Es war Wahlmanns erſte Ausflucht in die Höhenwelt, zu welcher ihn unwiderſtehliches Verlangen, nachdem ſeine Einrichtung im Zollhauſe und die Dienſtangelegenheiten beſorgt waren, hinauf gelockt hatte. Dem wildbrauſenden Teſſino entgegen ziehend, hatten die beiden Wandrer in der einfachen Kleidung lombardiſcher Landleute, weil in der öſterreichiſchen Uniform zu reiſen gefährlich war und ihnen abgerathen wurde, einen großen Theil der Alpenhöhe erſtiegen, und ſchon war Wahlmann einige Tage in Genüſſen ſchwelgend durch Schluchten und über Felſen, durch blühende Thäler und ſchneebedeckte Höhen geſchritten, wie die Stimmung ſeines innern Saitenſpiels rauhe oder ſüße Töne angegeben hatte. Das Gewitter vorausſehend, waren die Alpenwandrer dem nächſten Gebirgsorte zugeeilt, aber die Wolken, welche ſich an den Höhen herabwälzten, ſelbſt durchſchneidend, langten ſie durchnäßt an der Pforte der Herberge an. Auf demſelben Pfad ſtiegen auch andere Fußgänger, theils ſelbſt mit ſchweren Laſten beladen, theils hochbepackte Maulthiere vor ſich hertreibend, nach dem Hauſe herab. Wahlmann holte Einzelne ein, Andere kamen ſpäter und auf anderen Fußwegen; denn die Verbindungswege durch die Gebirge beſtehen aus viel hundert Pfaden, oft kaum ſichtbar, aber von den Einwohnern des Canton Teſſin wohl gekannt und benutzt. Der Sturm, welcher, von oben herab brauſte, peitſchte die Träger und trieb ſie zu noch raſcherer Eile, ſo daß ſie den ſteilen Abſchüſſen gleichſam herabzuſtürzen oder in der Luft zu fliegen ſchienen; der Nebel zeigte nur die Umriſſe ihrer Geſtalt und lieh ihr ein ſeltſames Anſehen. Wahlmann ſtand in der Thüre des Hauſes, und ſtarrte durch die feuchten Wolkenſchleier den Ankommenden entgegen, die wie Geiſter plötzlich aus der Hülle heraustraten, auf das Haus zuſchwebten, und erſt den Boden wenige Schritte vor demſelben zu berühren ſchienen, wo er nur ſichtbar war. In der Hausflur angelangt, grüßten ſie den verkleideten Offizier freundlich, warfen keuchend ihre Laſten ab, und ſtreckten ſich auf die hölzernen Bänke oder auf den Boden. Theilnehmend trat Wahlmann zu einigen dieſer Träger und fragte: „Was habt Ihr in Eueren Säcken und Bündeln, Ihr lieben Leute? Ihr ſcheint ſchwer daran zu tragen?“

„Allerlei, mein Freund,“ verſetzte ein hämiſcher Kerl lachend, „das Euerm Gewiſſen Magenbeſchwerden machen könnte.“ — Die Andern fielen in das rohe Gelächter ein.

„Meine Frage geſchah nicht aus Neugierde,“ erwiederte Wahlmann empfindlich, „und verdiente keine ſolch' unbeſcheidene Antwort.“ — Peter kam eben aus der Stube und meldete, daß die beſtellte Mahlzeit bereit ſei, und beide gingen, das Milchgericht zu genießen. Sich ergötzend an der wohlſchmeckenden Speiſe, welche kein Ort des Cantons in ſolcher Vollkommenheit zu liefern vermag, als Centovalli mit ſeiner reichen Viehzucht und herrlichen Weiden, blickte der Offizier von Zeit zu Zeit durch die kleinen Fenſter, um den Gang der Gewitterwolken zu beobachten. Die Halle füllte ſich unterdeſſen mit Reiſenden und Laſtträgern, und einige derſelben traten auch in das Zimmer, vom Wirthe und deſſen Familie freundlich bewillkommt. Jener breitſchultrige Geſelle, welcher Wahlmann ſo trotzig geantwortet, ſetzte ſich mit einem bejahrteren Mann an einen Tiſch oben an, von den Andern abgeſondert, und des Wirths Bube bediente ſie zuerſt mit Wein, Brot und Käſe. Alle Anweſenden ſchienen dem Alten eine gewiſſe auszeichnende Ehrerbietung zu beweiſen.

„Wie geht der Handel, Nicolo?“ fragte der Wirth den Alten.

„Schlecht!“ verſetzte dieſer. „Die Oeſterreicher machen wieder einen Anlauf auf uns; überall neue Offiziere, junge Naſeweiſe, denken, ſie zögen eine Mauer ums Land mit ihren hohlen Köpfen.“

„Nun, es wär' ja der erſte nicht, dem Ihr Eins aufbrennt.“

„Kann auch geſchehen, wenn uns das deutſche Geſindel in Wurf kommt. Den Comerſee haben ſie uns ziemlich verkeilt und weiter hinüber iſt auch nicht viel mehr zu machen. Ueberall neues Volk mit Luchsaugen, und ſtreift bei Tag und Nacht wie Schneegänſe. Auf dem Lacarnoſee iſt noch unſer Hauptabſatz; wär' die edle Neutralität deſſelben nicht, unſre beſten Leute hätten ſchon Erde geſchluckt.“

„Ihr fürchtet Euch doch nicht vor den Oeſterreichern? Die Meiſten haben Euer Geld ſo lieb und noch lieber, als das ihres Kaiſers.“

„Die Alten; aber das junge Volk, was ſie über die Alpen herſchicken, bringt wunderliche Begriffe mit von Vaterlandsliebe, Ehre, Amtspflicht und was weiß ich. Als ob wir nicht beſſer für das öſterreichiſche Land ſorgten, als ſie.“

„Ja wahrlich, wir ſind des Landes Wohlthäter, und jeder Lombarde iſt uns gewogen,“ riefen zehn Stimmen fröhlich durch einander.

„Der Satan hole die deutſche Brut, die ſich den Italienern ewig aufdrängt!“ fiel der Alte wieder ein, und Alle hoben ihre Gläſer, um auf den chriſtlichen Wunſch anzuſtoßen und zu leeren. „Aber gegen die Uebermacht iſt nicht zu ſtreiten,“ fuhr Nicolo fort. „Gewalt kann nur mit Gewalt vertrieben werden; wir Einzelne müſſen deshalb den Krieg im Kleinen führen, um das Gute zu erzielen. Mein Fermo da iſt ein wackerer Schütz, und hat ſich dieſer Tage große Ehre und meine Tochter zur Braut erworben. Vier öſterreichiſche Schnapphähne, die uns zu nah' gekommen, nahm er gut auf's Korn; ſie brauchten dem Obermauthner in Como keinen Bericht mehr abzuſtatten.“ Ein allgemeines Gelächter zeigte den Beifall an, welchen man dem Sprecher zollte.

„Wo habt Ihr Euere Tochter? begleitet ſie Euch diesmal nicht?“ fragte der Wirth weiter.

„Sie iſt bei einem lahmen Maulthier zurückgeblieben, und muß bald da ſein; Fermo, ſieh doch nach ihr!“

Der unterſetzte Menſch mit den unangenehmen Zügen erhob ſich träge von der Bank und ſteckte den Kopf zum Fenſter hinaus. „Sie füttert das Thier draußen,“ lautete ſein gleichgültiger Bericht:

„Ruf ſie! Sie ſoll mit uns auf gut Glück trinken. Wir haben ein tüchtig Stück Arbeit vor, und einer reinen Jungfrau Wunſch und Gebet vermag bei den Heiligen viel.“

„Gianetta!“ rief Fermo zum Fenſter hinaus, und eine helle ſchöne Stimme gab Antwort. Gleich darauf hüpfte das niedliche Schweizerkind in die Stube. Ihre Augen funkelten wie ſchwarze geſchliffene Edelſteine; ihr Köpfchen drehte ſich raſch nach allen Seiten, und Hand und Mund theilten Grüße aus. Wahlmann wurde von dem Anblick dieſer natürlichen Schönen wunderbar ergriffen, und als auch ihn ihr Blick traf, als die kleine niedliche Hand, mit ſchneeweißen Spitzen eingefaßt, auch ihm einen Gruß, vom freundlichſten Nicken begleitet, zuwinkte, fühlte er, daß ihm das Blut vom Herzen aus heiß in alle Adern ſchieße. War's ihm doch, als ſei der Nebel plötzlich von einander geriſſen, und da, wo er ſich getheilt, eine Sonne auf azurblauem Grund hervorgetreten, und habe ihn mit den mildeſten ihrer Strahlen angelächelt, aber auch das Herz in Brand geſetzt.

„Gott grüß', Jungfer Gianetta!“ ſagte der Wirth und bot ihr den einzigen gepolſterten Stuhl mit hoher Lehne in der Stube. „Friſch und munter, wie ich ſeh', und eine Braut? Das ſchickt ſich.“

„Das arme Thier!“ fiel ſie dem Wirth in die Rede, und es ſchien Wahlmann, der ganz Ohr war, als ob deſſen Worte ihr nicht beſonders angenehm geweſen wären. „Das arme Thier! Es wird langſam gehen, eh' wir es nach Chiaſſo bringen.“

„Du haſt ja nichts zu verſäumen,“ entgegnete der Vater; „ich gebe Dir einen Buben mit und Du kannſt die Reiſe langſamer machen. Wir aber müſſen eilen, um einen Hauptſchlag auszuführen. Vorgeſtern hört' ich, daß der neue Offizier in Briſago verreiſt iſt; bevor er heimkehrt, müſſen einige hundert Zentner über den See."

„Wie ſtark iſt jetzt Euer Hauſe, Nicolo?" fragte der Wirth.

„Mir etwas zu ſtark," verſetzte dieſer; „ich führe jetzt allein hundert und acht und ſechzig erwachſene Männer an, ohne die Buben und Mädchen, deren Zahl ſich auch an hundert belaufen mag. Ja glaubt, Freund, es will was heißen, alle Tage ſo viel Mäuler zu ſtopfen."

„Ihr verdient auch Euer hübſches Geld," verſetzte der Wirth mit einem pfiffigen Lächeln; „man weiß ſchon, wie hoch Ihr Euch ſteht, wenn Ihr gleich in ſolch' grobtuchenem Wamms geht und Euer Maulthier treibt, gleich einem Andern."

„Meint Ihr, dieſe Leute ließen vergeblich öſterreichiſche Flinten auf ſich abdrücken? Der Teufel! auf die Möglichkeit, daß ihm ein Andrer vier Loth Blei in den Leib jage, will Jeder vier Pfund Silber in die Hand. Und wie oft fiſchen die Spürhunde manche ſchöne Ladung weg! Ich muß froh ſein, nur den Burſchen gerettet zu ſehen, muß den fetten Biſſen in ihren Klauen laſſen und mir das Maul wiſchen."

„Dafür zahlt Euch die Bank in Chiaſſo den Verluſt bis zum Denar herab, bei der Ihr Eueren ganzen Handel verſichert habt, wie ich wohl weiß."

„Aber ich muß der Bank auch jährlich ein paar hundert Dukaten zuwerfen. Ei! ich verdiene mein Geld, das dank' ich aber dem Teufel nicht und keinem Heiligen; dafür hab' ich Tag und Nacht keine Ruhe,' und muß ſtets bedacht ſein, wie ich all' die Leute verſorge und meine Waare an den Mann bringe. Ihr ſitzt ruhig in Euerm Schwalbenneſt da oben, und löſt von mir und meinem Hauſen jährlich, gering gerechnet, funfzig Dukaten, und es werden wohl einige vierzig Hauſen ſein, die alle mehr oder minder dieſen Weg ziehen und bei Euch einſprechen. Ihr verdient Euer ſchönes Geld mit Zuhauſebleiben."

„Wir wollen tauſchen, Nicolo," ſagte der Wirth ſcherzend und hielt die Hand hin; „zugegeben, daß ich eben ſo gute Einnahmen hätte, als Ihr, obgleich ich in Wahrheit nicht den hundertſten Theil habe, ſo genießt Ihr bei Euerm Geſchäft eine Luſt und Vergnügen, wie kein König der Erde."

„Da habt Ihr Recht, Wirth!" rief eine andere noch nicht vernommene Stimme, und ein hoher ſtarker Jüngling mit einer breiten Bruſt, einem friſch blühenden Geſicht und edler Habichtsnaſe, trat hervor, den Hut etwas zur Seite auf die ſchwarzen glänzenden Locken geſchoben, und den Dampf ſeiner Cigarre weit vor ſich hinblaſend. „Bei allen Heiligen! ich möchte nichts anderes ſein, als ein Fruſtratore. Ich will Euch nicht prahlend berichten, was ich für Aemter und Würden bekleiden könnte, zög' ich dies freie Leben nicht jedem andern vor. Seit kein Krieg mehr in Italien iſt, hat ein kühnes Herz kein Feld für ſeinen Muth, als dieſe Alpen zu erklettern und den armen Lombarden die Steuer zu erſparen, die ſie dem Kaiſer für jeden Bettel zahlen müſſen, der doch zu des Leibes Nahrung und Nothdurft gehört. Ein Bandit und Räuber zu ſein, iſt ein ſchimpflich Gewerbe; was bleibt der Ehre und Tapferkeit anders übrig, als ſich zu den Fruſtratori zu ſchlagen? und wahrlich, Wirth, mit einem König tauſcht' ich nicht!"

Die Umherſitzenden jubelten dem Sprecher ihren Beifall zu, und ſein begeiſtert rollendes großes Auge ſagte ihnen ringsum Dank. Nur Gianetta gönnte ihm nicht einen Blick, und Wahlmann ſchien es doch, als habe er ſie allein angeredet und all die Worte ſeien nur ein Lob auf ſie und auf die Seligkeit geweſen, in ihrer Geſellſchaft zu leben.

„Du biſt ein braver Kerl, Antonio,“ ſagte der bejahrte Anführer und reichte ihm die Hand. „Nach Gewinn fragſt du nicht, und nur nach der Ehre. Hätt' ich noch eine Tochter, du müßteſt mein zweiter Schwiegerſohn werden.“ Antonio knöpfte ſich bei dieſen Worten das Wamms, welches von feinerem Tuch, auch eleganter gearbeitet war, als die Kleider der übrigen, und lüftete unruhig ſich das Halstuch, als ſei ihm zu heiß. Dabei ruheten ſeine Augen ſtets auf Gianetta, doch kein Gegenblick begünſtigte ihn; vielmehr blickte ſie mehrmals verſtohlen nach Wahlmann; doch dieſer wagte nicht ſie anzureden, aus Beſorgniß, er möchte erkannt werden.

„Wann wird die Hochzeit ſein, Fermo?“ fragte der Wirth.

„Ei, morgen lieber als übermorgen!“ verſetzte dieſer, abermals widrig lachend. „Wenn Gianetta ſolche Luſt zum Eheſtande hätte, wie ich, und Vater Nicolo den Schrein aufthäte, ſo ſollte es nicht lange Anſtand haben.“

Das holde Mädchen war wie mit Purpur übergoſſen, ſie wendete, wie unwillig über die Rohheit ihres Bräutigams, die Augen ab und ſah Wahlmann wieder an, gleichſam als wolle ſie ihn um Verzeihung bitten.

„Lange ſoll's nicht mehr währen,“ ſagte der Vater. „Haben wir unſern jetzigen Vorrath glücklich über den See und ins Geld geſetzt, ſo wollen wir das Mehl zu den Hochzeitſladen ankaufen. Ich habe es ſatt, ſo viel Leute anzuführen, und Fermo ſoll nach der Hochzeit das Oberhaupt der größeren Hälfte meines Hauſes ſein.“ — —

„Woher des Wegs, Landsmann?“ fragte jetzt Antonio, der ſich neben Wahlmann geſetzt hatte, während die Andern in einzelnen Gruppen theils mit dem Wirth und deſſen Leuten, theils unter einander ſelbſt ſich mehr oder minder lärmend unterhielten.

„Ueber den Sanct-Gotthard,“ verſetzte der Offizier. „Wüßt' ich aber, ihr wärt ſo grob, wie Euer Gehülfe dort, ſo würde ich Euch geantwortet haben, wie er mir vorhin.“

„Laßt Euch das nicht kümmern,“ ſagte der Jüngling zutraulich. „Der iſt, wenn man's gelinde ſagen will, ein Flegel, und hat ſich in des alten braven Nicolo's Gunſt geſchlichen. Wird er Anführer, ſo werd' ich ein öſterreichiſcher Spürhund. Mich dauert nur das arme Kind dort. Seht dieſe friſch aufgeblühte Roſe, glänzt ſie nicht wie ein Gletſcher, den die Sonne mit ihrem Abſchied überpurpurt. Und nun — — o man muß viel verſchlucken. Wie weit gedenkt Ihr noch heute?“

„Mir gilt die Herberge gleich, und da ich gern noch einen freien Blick ins Land thun möchte, ſo werd' ich das Gewitter abwarten und vielleicht gar hier ſchlafen.“

„Es thut mir leid,“ ſagte der lebhafte, ſchwarzlockige Antonio. „Ihr ſeid jung und ſcheint nicht von ſchlechtem Herkommen, auch von gutem Gemüth und ich hätt' Euch gern noch manches anvertraut. Oft hilft ein zufällig gefundener Freund mehr, als ein lang gepflegter, und ich habe Zutrauen zu Euch geſaßt. Aber wir haben Eile; denn übermorgen Nacht müſſen wir über den See.“

„Was führt ihr für Waaren? Steht ihr an der Grenze dort mit den Mauthnern in Verbindung?“ fragte Wahlmann unvorſichtig, und Antonio ſah ihn mit großen Augen an.

„Sagt mir vorerſt, wer Ihr ſeid?“ verſetzte dieſer. „Mein Vertrauen könnte mich zu weit führen. Mir fällt auf, Euere Sprache paßt nicht zu Euern Kleidern. Ihr ſeid kein Lombarde.“ Wahlmann wollte ihn zu beſänftigen ſuchen, das vermehrte aber des Schmugglers Verdacht, und erregte die Aufmerkſamkeit der Uebrigen.

„Was iſt's mit dieſem Manne?“ fragte Fermo und ſprang herbei. „Hat er Dich auch ausforſchen wollen, wie mich vorhin? Was gilt's, dieſe beiden ſind öſterreichiſche Spione?“

Alles erhob ſich auf dieſes Wort und umſtand den Offizier und ſeinen Bedienten.

„Es ſind welche von den neuen Soldaten!“ rieſen einige Stimmen, und ſchon faßten mehre Arme Petern allein, um ihn über Geburts- und Wohnort, Gewerbe und Geſchäft und über den Zweck der Reiſe auszufragen. Ein andrer Haufe nahm Wahlmann vor, und er hielt es für das Beſte, der Gewalt und der Uebermacht nachzugeben. Aber ſeine Antworten ſtimmten nicht mit denen ſeines Dieners überein; denn beide hatten ſich auf ſolchen Fall nicht vorbereitet. Während dem Verhöre bemerkte Wahlmann Gianettens Angſt und Beſorgniß, ſah wie ſie ihrem Vater mehrmals mit gütigem Blick etwas ins Ohr flüſterte, und hörte, wie ſie den Haufen zur Beendigung der Sache und zur Weiterreiſe antrieb. Als ſich die Schmuggler hinlänglich überzeugt hatten, daß die beiden Fremden keine Lombarden ſeien, wurde von Nicolo das Urtheil geſprochen, daß ſie acht Tage gebunden bei dem Wirthe bleiben und dann von einigen Schmugglern über die Alpen nach Tyrol oder doch auf den Weg dahin geführt werden ſollten. Für ihren Unterhalt legte er eine Summe beim Wirth nieder. Die Sentenz wurde ſogleich vollzogen; man band ihnen eine Hand auf den Rücken und einen Fuß daran, ſo daß ſie nur nothdürftig hinken konnten. Aller Waffen entblößt, mußte ſich Wahlmann auch dies gefallen laſſen und hoffte nach Entfernung der Schmuggler den Wirth durch Drohungen zu ihrer Freilaſſung zu bewegen. In ein Felſengemach abgeführt, empfing der Offizier, als er an ihr vorüberſchritt, einen ermuthigenden freundlichen Blick Gianetta's. Peter begann ein Klagelied, doch ſang er es ſich allein; denn ſein Herr war von andern Gedanken und Gefühlen bewegt, die eher einen Jubel- als Klageton erzeugen mochten. Die unvergleichlichen Reize und natürliche Anmuth des Mädchens, welches ihm gegenüber geſeſſen und mit ihren Blicken beſeligt hatte, wandelten ihm auch jetzt noch den Kerker in einen duftenden Roſengarten. Bald darauf hörten die Gefangenen den Haufen der Fruſtratori abziehen. Als aber der erſte Rauſch vorüber war, mußte ſich Wahlmann doch geſtehen, daß ſeine Lage nicht die angenehmſte ſei. Nicht allein war er aller Bequemlichkeiten beraubt, das wäre noch zu verſchmerzen geweſen, aber dieſer Schmugglerhauſe wollte ja in der Nacht des übermorgenden Tags eine bedeutende Waarenladung in das Königreich über den See einführen, und ſeine Pflicht heiſchte, daß er dieſer Waaren habhaft werde. Wie konnte er dies aber ausführen, wenn er auch nur einen Tag in dieſem Keller zubringen mußte? Schon war er im Begriff, durch Pochen und Rufen den Wirth herbei zu ziehen, und alle Mittel, Bitten, Beſtechung und Drohungen, anzuwenden, um nur in Freiheit zu kommen, als er ein Geräuſch vor der Thüre vernahm. Raſch wurde das Schloß gedreht, die Thür geöffnet und zu Wahlmanns freudigſtem Erſtaunen ſtand Gianetta vor ihnen.

„Ihr armen Leute,“ ſagte ſie gutmüthig, aber doch ſchüchtern, „laßt mich das Unrecht wieder gut machen, was die rohen Geſellen an Euch verübt. Ihr ſeid gewiß keine Spione, und werdet uns nicht verderben wollen.“ Mit dieſen Worten ſchnitt ſie die Stricke entzwei, welche Wahlmanns Glieder feſſelten, aber mit ihnen war ſeine Zunge noch nicht gelöſt, und von Gefühlen übermannt, ſchloß er ſtumm ſeine Befreierin, ſobald er die Arme wieder bewegen konnte, in dieſelben; doch mit den Roſen holder Verſchämtheit auf den Wangen entwand ſie ſich züchtig der Feſſel, um auch den Diener der ſeinigen zu entledigen. Erſt als ſie wieder unter dem freien Himmel ſtanden und die untergehende Sonne ihre Geſichter vergoldete, als Gianetta, wie eine Heilige in Strahlenglanz gehüllt, den Berg ſchweigend hinab ſchritt, da gewann Wahlmann Worte, und: „Holdes Kind, das Du mir erſchienen biſt, wie der Engel dem heiligen Paulus im Kerker, um ihn zu erlöſen, enteile mir nicht auch ſo ſchnell und verſchmähe meinen Dank nicht!“ rief er der haſtig davon Schreitenden zu.

„Ihr ſeid mir keinen Dank ſchuldig, werther Herr,“ verſetzte das Mädchen. „Hat doch mein Vater und ſeine Leute Euch groß Unrecht gethan. Aber ſie wußten alle nicht, was ich wußte.“

„Und was wußteſt Du denn?“ fragte Wahlmann neugierig und nahm ſie bei der Hand, um ihr in das liebe engelfreundliche Geſicht zu blicken. Sie aber ſah ihn recht ſchelmiſch an, eine unbeſchreibliche Anmuth war über ihr rundes Geſichtchen ausgegoſſen, und lächelnd, ſo daß ſich zwei Grübchen in ihren Wangen bildeten, Roſenlauben für den kleinen neckenden Liebesgott, ſagte ſie mit aufgehobenem drohenden Finger: „Ei ich wußte, daß Ihr weder ein lombardiſcher Landmann, noch ein öſtreichiſcher Spion ſeid, denn beide würden nicht ſolche feine Wäſche tragen, wie hier aus Euerm Wammſe herausguckt, welche aber nur ein Weiberauge zu bemerken pflegt, und ich war ja das einzige weibliche Weſen in der Stube; auch ſah ich Euere geſtickten Achſelbänder unter der Weſte und die goldene Uhr mit der brillanten Kette, als Ihr den Wirth bezahltet und nach der Tagszeit forſchtet."

„Ei Du haſt ja jede meiner Bewegungen ſorgfältig belauſcht!" rief Wahlmann freudig.

„Warum ſollt' ich nicht? Ihr werdet's gewiß nicht übelnehmen, edler Herr. Wir Mädchen ſehen's ja auch nicht ungern, wenn ſo hübſche Herren fleißig nach uns ſchauen. Die andern Geſichter in der Stube kenne ich ja alle ſchon Jahre lang und mit den meiſten muß ich täglich verkehren, das Eurige war mir aber neu und erregte deshalb gleich meine Aufmerkſamkeit."

„O wüßteſt Du, wie dies naive Geſtändniß mich beglückt!"

„Wenn Euch das Vergnügen macht, ſo will ich Euch noch lange anſehen; aber Ihr ſeid ein vornehmer Herr und lacht nachher über mich einfältiges Kind."

„Glaube das nicht von mir, Gianetta; ich würde mich nicht ſo freuen, wenn eine Königin huldreich zu mir ſpräche."

„Ach, da muß ich nun über Euch lachen! Ihr glaubt wohl, ich wüßte nicht, wie das gnädige Wort einer Königin entzückt? O meine gute Königin hat mich gar ſehr geliebt! Nun iſt ſie todt; aber ich möchte jedesmal weinen, wenn ich an ſie denke, und wenn ich allein bin, dann wein' ich auch."

„Und was war denn das für eine Königin?"

„Die Majeſtät von England. Da unten nicht weit vom Comerſee, nach uns zu ſteht die ſchöne Villa d'Eſte, welche ſie bewohnte und nach welcher ſie die ſchönſte Straße hat bauen laſſen. Erſt konnte man von Como aus nur zu Waſſer nach der Villa kommen. Dort hatte ſie lange gewohnt und viel, gar viel geweint; denn ob ſie gleich eine reiche und ſchöne Königin war, ſo war ſie doch keine glückliche Frau, und oft, wenn ich ſie fragte, was ihr denn eigentlich fehle und weshalb ſie ſich härme, ſo antwortete ſie mir jedesmal, o wie glücklich biſt du, mein theures Kind, und hob mich auf und küßte mich."

„Wie aber kamſt Du denn zu ihr?"

„Als ſie die Villa gemiethet hatte — doch ich plaudre mit Euch und unten wartet mein armes Thier mit dem Buben auf mich; wollt Ihr mit uns hinab, ſo ſputet Euch. Aber ſeht doch wie unten das Gewitter ſich abtobt! Ei das iſt zu ſchön! und wir müſſen um deswillen wohl noch ein wenig hier verweilen." Der Anblick war überraſchend neu und ungewöhnlich erhaben. Das ganze tiefere Land des Cantons Teſſin, ſo wie weiter hinunter die Länderfläche und See der Lombardei waren mit den ſchwärzeſten Gewitterwolken bedeckt, während hinter den Wanderern die Alpen in die blaue Abendluft ragten und vom letzten Kuß der ſcheidenden Sonne erglühten. Weit hin konnten ſie über dies gethürmte und maſſige Wolkenmeer hinſchauen, deſſen tiefdunkler Grund von einem zarten Widerſchein der Abendröthe überhaucht war. Aber rechts und links zuckte die glühende Schlange des Blitzes durch die Wolken; denn zwei Gewitter kämpften gegen einander, wie zwei furchtbare rieſige Zauberer, deren jeder alle Künſte und Kräfte aufbietet, um den andern zu vernichten. Auch war's als blickten die Wanderer auf ein großes mit Hügeln beſetztes nachtumhülltes Feld, welches von Minute zu Minute ſich aufriß und einen Blick in den flammenglühenden Schlund der Unterwelt vergönnte. Der Donner hallte unten in der Landſchaft und drang weniger ſtark in die Höhe, in welcher die Wandrer, von der heiterſten Abendſchöne umſpielt, ſtanden und in den Kampf der Elemente hinab ſtaunten. Gianetta's Augen leuchteten, und unwillkührlich falteten ſich in frommer Begeiſterung ihre Hände; dann warf ſie einen herzinnigen Blick hinauf in die reine Dunkelbläue des Himmels und in die ſtrahlende Herrlichkeit der Abendröthe, welche die Tiefe ſeiner Ahnung mit der ſchönſten Gewißheit prachtvoller, göttlicher, von überirdiſchem Schimmer durchglühter Erfüllung begrenzte, und als das ſchwarze Mädchenauge dort einen Augenblick geſchwelgt, warf ſie es wieder hinab auf den Streit verderbenſchwangerer Wolken tief unter ihren Füßen. Wahlmann folgte ihren Blicken mit den ſeinigen.

„Was denkſt Du jetzt, Mädchen,“ fragte er, die Stille unterbrechend.

„Ich dachte mir,“ erwiederte ſie weich, „wie die Leidenſchaften, die Bosheit, Tücke, Habgier der Menſchen und all das Treiben derſelben, was doch meiſt böſe iſt, nur unten auf der Erde tobe, gleich dieſem Gewitter, daß aber Gottes ruhige Klarheit darüber ausgeſpannt ſei, wie der blaue Himmel über uns, den ich ſo gern des Vaters mildes Gnadenauge nenne. Die Menſchen ſehen aber meiſt nicht in ſeinen reinen Spiegel, denn ihr Beginnen und Handeln trübt ihnen die Ausſicht und ſie ſchreiben dem Herrn zu, was ſie ſelbſt verſchuldet. Ein reines Herz aber ſteht über dem niedrigen Getreibe und blickt ſeinem Gott kindlich vertrauend in das alliebende Auge und hofft und glaubt, und er küßt es mit ſeiner Gnade, wie der Hauch des Abends unſre Stirnen, und wirft ihm einen zärtlichen Blick zu, wie die Sonne uns jetzt noch einen heitern Strahl ſchickt. Aber auch der Kampf da unten iſt ſchön; denn die Leidenſchaften gebären das Große. Auch wir ſteigen wieder hinab. Aber nicht wahr, das reine Herz müſſen wir bewahren? Ich fühl es jetzt wohl, ich habe dem Antonio groß Unrecht gethan.“

„Du reine engliſche Seele!“ rief Wahlmann. „Wer könnte ſich rühmen, das Leben ſo klar überſchaut zu haben, wie Du? Was kein Verſtand des Verſtändigen ſieht, das findet in Einfalt ein kindlich Gemüth. Verharre bei Deinem Glauben, Kind! Keine Leidenſchaft trübe Dir je den Blick in Gottes blaues Vaterauge, das immer liebend auf Dir ruhen wird. Aus jedem jener vergoldeten Wölkchen blickt ein Heiliger aus dem Himmel auf Dich herab und freut ſich, Dich ſegnend, Deiner wahren Frömmigkeit und kindlichen Unſchuld. Mir ſelbſt haſt Du in die zerriſſene Bruſt Balſam und Ruhe des Friedens gegoſſen. Dank Dir dafür!“

„Ihr ſeid ein guter, edler Herr, ich wußte es wohl. Euch könnt' ich mein ganzes Herz aufſchließen. Und Ihr ſollt ein Spion ſein? Ich muß lachen, wenn ich an die Dummheit der Leute denke. Ihr habt Euch gewiß nur in dies Wamms geſteckt, um von den Wirthen nicht ſo ſchrecklich geprellt zu werden. Das ſind böſe Chriſten und laſſen ſtets den Rock bezahlen. Es machen's mehr vornehme Herrn, wie Ihr. — Aber daß es Euch der Antonio nicht angemerkt hat, wundert mich, der iſt ſonſt ſtets pfiffiger als alle Andern, und auch von vornehmer Abkunft.“

„Der Antonio war auch der ſchönſte und, wenn mich nicht Alles trügt, auch der edelſte unter dem Haufen Deines Vaters.“

„Ei ja wohl iſt er das. Ein herziger Junge.“ Die letzten Worte begleitete ein Seufzer.

„Und es ſchien mir, als ſeiſt Du ihm nicht gleichgültig.“

„Ach! Ihr habt wohl recht, und ich will Euch's nur geſtehen, ich bin ihm auch recht ſehr gut geweſen und bin's wohl noch; aber nun muß ich doch den Fermo heirathen.“

„Du dauerſt mich, liebes Kind, und Du biſt eines beſſern Looſes würdig. Auf alle Fälle verdient aber Antonio den Vorzug, und wenn er Dein Herz beſitzt, ſo thue keinen verzweifelten Schritt; vergifte Dir Dein Leben nicht, das der Himmel zum Glück und zur Beglückung ſchuf.“

„O! ich armes Mädchen kann ja nicht anders. Mein Vater iſt ſtreng und rauh; Fermo hat ſein Wort, und nichts in der Welt könnte ihn davon abbringen. Ich muß wohl gehorchen. Der Antonio iſt auch mit daran Schuld. Er trotzte und ſchmollte mit mir, wenn ich nur einen Andern anblickte, und wenn er geſehen, daß ich mit Einem ſo vertraulich geſprochen hätte, wie ich jetzt mit Euch thue, er würde mich mit den größten Vorwürfen überhäuft haben. Und wenn mir's Einer ſo macht, dann ſetz' ich auch meinen Kopf auf, und gebe nicht nach, und ſollte es was anders koſten, denn ſein Recht darf man ſich nicht vergeben. Seht, darüber hat er's verpaßt und dem Vater nichts geſagt, der Fermo iſt ihm aber zuvor gekommen, und ich — ach, ich muß mich nun todt weinen." Ihre Stimme ging in ein lautes Schluchzen über, und Thränen entſtürzten den getrübten Augen. Wahlmann theilte ihren Schmerz; er war ihm ſo heilig, als vorhin ihre Andacht; und des Mädchens Hand wieder ergreifend, ſagte er mit weichem Tone: „Du vertrauſt ja dem Himmel ſo feſt; glaube mir, er wird Dich aus dieſer Noth retten. Fermo wird nicht Dein Mann werden."

Da blitzte ihr Auge wieder lebhaft auf, und in ſeinem Geſichte mit forſchendem Blick die Gewährung dieſes Verſprechens ſuchend, rief ſie haſtig aus: „Nicht wahr, Ihr ſeid ein mächtiger Herr? Ihr könnt's verhindern? O bitte, ſagt mir's doch! Haltet mich nicht mit leeren Hoffnungen hin. Ihr habt mit dieſen paar Worten den Gram aus meinem Herzen geſcheucht; aber nun täuſcht mich auch nicht! Das wäre bitter, und gar nicht ſchön von Euch."

„Sieh," verſetzte Wahlmann, „wie die Gewitterwolken da unten ſich verziehen und hinabeilen nach dem mittelländiſchen Meer! Sie haben ihren Schrecken und ihren Segen ausgegoſſen auf das Land, und nun tritt es freundlich wieder hervor in abendlicher Beleuchtung. Sieh, wie die Berge und Thäler, die Fluren und die Seen lieblich glänzen! So wird Dein Herz fröhlich ſein, wenn der Sturm vorüber iſt, der auch ſein Gutes für Dich hat. Im Kampf mit dem Mißgeſchick erſtarkt allein des Menſchen Kraft. Und Du haſt eine ſtarke Seele. Sie muß ſich deſſen nur jetzt bewußt werden. Vertrau' auf des Vaters mildes Auge; es blickt Dich jetzt liebend an! Er wird's wohl machen."

„Ich will's!" rief Gianetta freudig. „Ihr aber habt mich auch getröſtet und ich dank Euch wiederum dafür, guter Herr!"

Die Gewitterwolkenmaſſe zog unterdeſſen nach Süden hinab und am Ende derſelben, die wie ein flatternder ſchwarzer Schleier durch die Lüfte flog, erblickten die Wanderer tief unten die blühenden Felder, die Hügel und Ströme, den Lago maggiore mit ſeinen Inſeln und die Dörfer und Städte der Menſchen. Der Schleier wurde aber immer weiter von dem Gemälde gezogen und es glänzte noch einmal vom ſchweſterlichen Gruß der Sonne. Dann ſtieg die Lichtſpenderin hinter die ſavoyiſchen Berge hinab, und das reizende Bild verſank in duftige Dämmerung. Schweigend gingen Wahlmann und Gianetta neben einander hin; Peter war mit dem Buben und dem Maulthier ſchon voraus.

„Du biſt mir noch eine Erzählung ſchuldig," ſagte endlich der Offizier ſanft. „Willſt Du mir nicht mittheilen, wie Du zur Königin von England kamſt?"

„Ei ſeht doch!" rief das Mädchen muthwillig, „ich ſoll Euch Alles und Ihr wollt mir nichts erzählen. Doch Ihr habt mir das Beſte abgelockt, könnt das nun auch noch haben. Wüßt' ich, daß Ihr mir von dem Dickkopf helfen könntet, ich wollt' Euch die ganze Nacht erzählen. Ihr bleibt doch wohl bei mir in der Herberge?"

„Wenn Du es wünſcheſt. Vielleicht helf' ich Dir auch von dem läſtigen Bräutigam."

„Nun dann will ich Euch recht lieb haben und zeitlebens Euere Magd ſein. Doch jetzt ſoll ich Euch ja erzählen. Als die Königin in die Villa d'Eſte gezogen war, verſammelte der Richter alle Kinder aus der Nachbarſchaft und ſchickte uns geputzt zu ihr, um ihr Kränze zu bringen. Sie hatte nämlich die Kinder gar lieb. Mein Vater wohnte aber damals nicht weit vom Comerſee, eine Viertelſtunde von der Villa, und war Beſitzer einer großen Seidenbauerei. Die gute Königin nahm mich unter allen Kindern heraus, liebkoſte mir und beſchenkte mich, und ſo lange ſie in dem Hauſe gewohnt hat, mußte ich täglich bei ihr ſein, und ſo hat mich die gute edle Frau gleichſam erzogen und mir gute Sitten beigebracht. Denn um dieſe Zeit ſtarb meine Mutter, und mein Vater hatte mancherlei Händel mit der Regierung, die ihn faſt um ſein ganzes Vermögen brachten. Mit Thränen ſchied ich von der Königin, die mich gern mitgenommen hätte, als ſie abreiſte. Sie hinterließ mir manches ſchöne Andenken, und ich danke ihr vieles, was ich nicht gelernt haben würde, hätte ſie ſich meiner nicht angenommen. Ein Jahr darauf, als mein Vater ganz arm geworden war, kam ein reicher Engländer in die Gegend und ſuchte uns auf. Wie ich wohl nachher erfahren, hat er die Leute mit vielen und großen Geldverſprechungen beredet, mit ihm nach England zu gehen, und gegen die edle Frau zu zeugen; ach! und daß ich es Euch mit Schmerzen geſtehen muß, mein Vater verließ mich und machte die große Reiſe über's Waſſer. Gott weiß, wie er der guten Königin für ihre große Liebe zu mir vergolten hat; denn nach einem halben Jahre kehrte er mit vielem Geld nach Hauſe zurück. Er denkt, ich wüßte es nicht; aber obgleich er mich unter ſtrenge Aufſicht gethan hatte, erzählten es mir die Leute doch, daß er ſich habe beſtechen laſſen. Er wurde nachher auch allgemein verachtet, und Niemand wollte mit ihm umgehen, ſo daß er in die Schweiz zog, woher meine Mutter geweſen war. Hier ergriff er nun das gefährliche Handwerk eines Fruſtratore und erwarb ſich bald Vermögen. Mit dem Lande, aus welchem er gekommen, eben ſo gut als mit dem, wohin er gegangen, vertraut, alle Winkel und Schliche kennend, im Beſitz vielen Geldes, womit er große Waarenvorräthe ankaufen konnte, und mit perſönlicher Tapferkeit ausgerüſtet, ward er bald Anführer großer Banden, welche bewaffnet von den Alpen kommen und im Königreich Lombardei-Venedig auf allen Orten und Enden vordringen.“

„Und Du machſt dieſe beſchwerlichen Reiſen ſtets mit?“

„Sie gewähren mir eben ſo großes Vergnügen, wie den Männern, und ich theile ihre Gefahren mit Freuden. So oft ich auch ſchon über die Alpen gezogen bin, ſo beut mir jede Stelle ſtets wieder neue Reize.“

„Aber wenn ein Gatte, den Du liebteſt, Dich zurückhielte?“

„Ei ſo würde ich bleiben, ihn warten und pflegen, herzen und küſſen, den Tiſch beſorgen und die Kinderchen erziehen.“

Wahlmann wendete ſich ab, um ſich Thränen aus den Augen zu wiſchen. Gianetta eilte voraus und verſchwand in der Dämmerung. In kleiner Entfernung ſchimmerten die Lichter des Dorfes mit der Herberge.

„Natur! große ewige heilige Natur! an deinem Altar werf' ich mich anbetend nieder! So nah ſtand ich dir noch nie als jetzt. Nimm mich auf und laß mich ſelig ſein!“ So rief der Offizier entzückt und breitete die Arme nach der in Nacht verſchwimmenden Geſtalt aus. Dann eilte er ihr nach und trat mit der Holden zugleich in das gaſtliche Haus. Er ſpeiſte mit ihr, ſie ſaß ihm gegenüber und zur Seite; er vermochte nicht, ſich von dem edlen roſenumblühten Geſichte zu wenden, er trank ſelige Vergeſſenheit aus den Zauberſpiegeln ihrer Augen; er horchte wie ein Kind ihrem ſüßen Plaudern, und träumte von ihr auf ſeinem Strohlager, während ſie in ihr Kämmerlein nicht weniger ſeiner gedachte. Freundlicher als die Sonne begrüßte ſie ihn des Morgens, obgleich dieſe in ihrer höchſten Pracht und Klarheit aufging und die Bergſpitzen in roſige Gluth hüllte. Aber als ſie vernahm, daß Wahlmann nun von ihr ſcheiden müſſe, trübte ſich des holden Kindes Blick. Um ſie zu erheitern, verſprach er ihr, ſie nach einiger Zeit in ſeiner wahren Geſtalt zu beſuchen, und ihren Vater zu überzeugen, daß er kein Spion ſei. Wer er aber wäre, verbarg er ihr ſorgfältig, ſo ſtark ſie auch den Wunſch, es zu wiſſen, äußerte. Beim Abſchied erlaubte ſie einen Kuß auf die Wange, und ſelig trabte Wahlmann mit Peter auf gemietheten Maulthieren nach Como zu. So lebhaft auch ſein Herz für Gianetta ſprach und ſo vielen Dank er ihr ſchuldig war, ſo ſchwankte er doch keinen Augenblick in der Wahl der Maßregel, welche die Pflicht ſeines Amtes ihm gebot.

## 5.

## Raſcher Entſchluß.

Fünf Meilen weit, ſo lang ſich die öſtreichiſche Grenze am Lago maggiore erſtreckt, waren Wachen ausgeſtellt, meiſt neu angeworbene Soldaten, welche Wahlmann zu ſeiner Verfügung von der Obermauth in Como erhalten hatte. Der Corporal Gemünz zeigte dieſen ungewohnten Anſtalten ein beſtürztes Geſicht. Er wollte dem Offizier hie und da Einreden machen, und verbarg ſeine Unzufriedenheit ſchlecht, aber Wahlmann hatte wenig Zeit, ihn anzuhören. Gemünz ſeiner Seits auch nicht unbeſchäftigt, wurde mit verdächtigen geſchäftloſen Menſchen am Ufer im Verkehr geſehen, und von Zeit zu Zeit ſtieß Einer von ihnen mit einem Kahn vom Lande und durchkreuzte, jeder in anderer Richtung, den See; andere enteilten am Ufer hinauf und ſchauten, bevor ſie ihren Lauf fortſetzten, von den hohen Felſenvorſprüngen mit ſpähenden Blicken über die Höhe des Sees. Unter allen alten Mauthſoldaten war eine ängſtliche Bewegung. Wahlmann glaubte ſeiner Pflicht ein Genüge gethan zu haben und erwartete ungeduldig am Ufer des Sees die Nacht. Sie kam; aber außer dem Wind und dem eintönigen Schlag der Wellen regte ſich nichts auf der weiten Waſſerfläche. Vergeblich erwartete er den Zuruf der Wachtpoſten, ſchon tauchte der öſtliche Himmel ſich in glühende Tinten, und mißvergnügt über die getäuſchte Erwartung, begab ſich der Offizier mit ſeinem Diener in die Wohnung.

„Wenn Sie mir erlauben,“ ſagte hier Peter, „ſo ſage ich Ihnen meine einfältigen Gedanken über den vereitelten Plan.“

„Du biſt auch ein vom Rathhauſe heimkehrender Herr; doch laß hören.“

„Ich denke, Sie ſind ſelbſt Schuld, daß wir die Kerle nicht gefangen; vielleicht läßt ſich aber Alles wieder gut machen. Ihre eigenen Leute haben Ihre Anſtalten, mein' ich, den Schmugglern verrathen. Sie ſind alle Schurken, mein' ich, und der alte Corporal der größte.“

„Ei Peter, welche Beſchuldigungen! Wer hängt mit größerer Liebe an unſerm guten Kaiſer als Gemünz?“

„Ja mit dem Maule, aber mit der That nicht. Hat er noch je einen Schmuggler gefangen, ſo lange wir hier ſind, oder ein anderer ſeines Haufens? Was von Waaren iſt eingebracht worden, haben neue Grenzſoldaten Schmugglern abgenommen. Vom kaiſerlichen Gelde könnte der Alte nicht Tag und Nacht den beſten Wein zechen. Während Sie hier alle Kräfte aufbieten, um Ihrer Pflicht pünktlich nachzukommen, wird das Land mit Waaren überſchwemmt; und ich muß oft im Dorfe hören, wie man Sie Ihrer Wachſamkeit und Ihres Eifers wegen verſpottet. In allen Mauthhäuſern an der Grenze von hier bis Como ſei kein einfältigerer Offizier, als Sie, ſagt man mir dreiſt in's Geſicht, und es thut mir wehe, dergleichen hören zu müſſen. Ich habe es Ihnen nie ſagen wollen, aus Furcht, Sie möchten ſich darüber betrüben, da Sie ja ohnedies Kummer genug haben; nun aber darf ich es Ihnen nicht länger verſchweigen, wie Sie hier verrathen und verkauft ſind. Heute ſagte mir ein unverſchämter Kerl, der ſich immer am Ufer herumtreibt, für neugebackne naſeweiſe Leute, die über die

Alpen gekommen ſeien, um in Italien eine neue Ordnung der Dinge einzuführen, gäbe es hier zu Lande noch heißes Blei und kaltes Eiſen genug, um ſie auf ewig ſtumm zu machen. Glauben Sie mir, alle Mauthner, welche ſchon Jahr und Tag hier ſind, ſtecken das Geld der Fruſtratori ein und drücken die Augen auf eine Stunde zu, um ſie nicht auf ewig zumachen zu müſſen. Ich wollte Ihnen ein Dutzend Beiſpiele herzählen von Leuten, die ſeit einigen Jahren für ihre Treue und Dienſteifer haben in's Gras beißen müſſen."

„Du kannſt Recht haben, ja Du haſt auf jeden Fall Recht," verſetzte Wahlmann. „Hier iſt nicht der Wirkungskreis für mich. Niemals kann ich wider meine Pflicht handeln; und was vermag ich einzelner ehrlicher Mann gegen ein Heer von Schurken? Und muß ich nicht gegen die zu Felde ziehen, die ich glühend lieben würde, könnte mein Herz ſeinen durchlebten Frühling noch einmal zurück zaubern, die ich aber vergöttere, zu der ich nicht anders als zu einer Heiligen hinauf ſehe? Müßt' ich ſie nicht vernichten, wenn ein dunkles Schickſal ſie mir in den Weg würfe? Ja, Peter, Du haſt recht; ich muß um meine Entlaſſung bitten. Mein kleines Vermögen wird uns forthelfen. Wir kaufen uns im Canton Teſſin an; ich will lieber Bauer werden, als Offizier ſein, der die Unmöglichkeit, ſeine Pflichten erfüllen zu können, einſieht. Heute noch ſende ich einen Boten nach Mailand; aber ſo lange ich noch im Dienſte bin, will ich ihn gewiſſenhaft verſehen."

„So werden Sie wohl daran thun, heute alle Truppen, welche Sie von Como hierher geführt, dem Scheine nach zurückmarſchiren zu laſſen. Ich ſage dem Scheine nach, denn Sie können dieſelben in einem nahgelegenen Walde verſtecken, ſo daß ſie zu jeder Zeit, wenn ſie nöthig, bei der Hand ſind. Iſt dies geſchehen, ſo verhalten wir uns ruhig und ſtreifen, um unſere Laurer ſicher zu machen, etwas weniges aus, ziehen uns aber bei Nacht in unſere Zimmer zurück. Kommen die Schmuggler, ſo wird der Corporal oder irgend ein Anderer abweſend ſein. Iſt dies der Fall, ſo können wir unſere Maßregeln nehmen. Vielleicht gelingt es mir auch, einen der alten Soldaten zu gewinnen. Mit dem langen Lieſer ſteh' ich auf gutem Fuß. Für Geld verräth der Kerl die Schmuggler, den Corporal und ſeine Kameraden. Haben ſie nur erſt den Fuß an's Land geſetzt, dann ſind ſie uns auch im Garne. Die Soldaten will ich dann ſchon beitreiben."

„Dein Vorſchlag iſt nicht übel und mit Deiner Liſt kommen wir wahrſcheinlich weiter, als mit meiner Geradheit und meinem Eifer. Es ſind unter unſern alten Soldaten gewiß manche rechtſchaffene Leute, die aber mit dem Strom ſchwimmen müſſen. Vorzüglich rechne ich auf die Deutſchen. Es ſchickt ſich für Dich beſſer, zu ſondiren, als für mich. Drum gib Dir Mühe. Haſt Du erſt einen gewonnen, der verräth Dir dann die Andern, welche unſrer Partei beizutreten geneigt ſind, und ſo fangen wir die ſtrafbaren Sünder in ihren eigenen Netzen."

Sobald der Tag völlig aufgegangen war, verſammelte Wahlmann alle von Como herübergeführten Soldaten und verkündete ihnen im Beiſein ſeiner eigenen Leute mit lauter Stimme, daß ſie wieder zurückkehren ſollten, weil die Gefahr eines Ueberfalls vorüber ſei. Er ſelbſt begleitete ſie, theilte aber unterwegs dem ihm ergebenen Anführer den Plan mit, worauf dieſer ſogleich einging und mit der Dunkelheit in einer von Felſen und Gebüſch umzäumten Bucht des See's, eine Meile nördlich von Briſago, anzulangen und ſeine Leute dort zu verſtecken verſprach. In ſeine Wohnung zurückgekehrt, verfertigte Wahlmann eine Bittſchrift um ſeine Entlaſſung und ſandte ſie noch an demſelben Tage nach Mailand; denn er war feſt entſchloſſen, dieſen gefährlichen und unrühmlichen Poſten aufzugeben. „O Adelheit!“ rief er, als er das Schreiben abgegeben, „hätteſt du mich geliebt und mir den Tand der Welt aufopfern können! Hätteſt Du nachzugeben vermocht, welch' Paradies wäre hier für unſere Liebe! Aber ſind denn nicht alle Frauen ſo? Hat nicht Gianetta mir ſelbſt geſtanden, ſie wolle eher alles opfern, als dem Geliebten nachgeben? Und iſt ſie nicht die Vollkommenſte ihres Geſchlechts, die ich kennen gelernt habe? Gianetta, vielleicht in Deinen Armen vernarbt die Wunde. — — O darf, ich noch an eine Seligkeit auf Erden glauben?“ — —

## 6.

## Peter's geſungene Liſt.

Peter ſpazierte unterdeſſen mit dem langen Lieſer am Ufer des Sees. „Die verdammte Schmuggelei bringt unſern Kaiſer um viel gute Einnahmen, die doch all' unſerm lieben Vaterlande zu gut kämen,“ bemerkte der Diener.

„Ei wohl“, verſetzte der Soldat, „aber wir können doch nicht Mann an Mann Tag und Nacht die ganze Grenze beſetzt halten. Es ſind verwetterte Kerle, die Fruſtratori. O ich habe ein Paar Dutzenden von ihnen das Lebenslicht ausgeblaſen, aber ſie wachſen wie Pilze aus der Erde.“

„Wenn Du ſie ſo auf's Korn nimmſt, da kann ich Dir wohl ohne Bedenken anvertrauen, welche neue Ordre mein Herr geſtern von Mailand erhalten hat, doch mußt Du mir verſprechen, Niemand etwas davon zu ſagen; denn ich traue Dir nur allein.“

„Auf Soldatenparole! Ich will in des Böſen Feuereſſe braten! Sag' nur ſchnell, was gibt's Neues?“

„Man hat unter der Hand in Venedig und Wien erfahren, daß viele unter den Grenzſoldaten und Mauthnern von den Schmugglern beſtochen und beſoldet ſind. Es iſt daher beſchloſſen worden, eine ganz neue Mauthverfaſſung einzuführen und blos die ehrlichen und treuen Unterthanen des Kaiſers von den Alten zu behalten. Man will ſogar die Namen vieler wiſſen, welche ihre Pflicht aus den Augen geſetzt haben.“ —

Des langen Liefers Geſicht wurde noch um einige Zoll länger und kalkweiß.

„Mein Herr meint, Du ſeiſt eine brave Haut,“ fuhr Peter fort, „weil Du ein Deutſcher biſt, der immer auf die Ehre und den Vortheil ſeines Vaterlandes und unſers guten Kaiſers hält. Er wird Dich zum Corporal vorſchlagen und verſpricht Dir ſechs Dukaten, wenn Du ihm die übrigen aus der Compagnie nennſt, welche ebenfalls gut öſterreichiſch geſinnt ſind und dem Kaiſer gern treu verbleiben wollen. An den Namen der Schurken liegt uns ohnedies nichts.“

Der entfärbte Soldat holte tief Athem.

„Das hab' ich gewiß Deiner Freundſchaft zu verdanken?“ fragte er kleinmüthig.

„Davon laß uns ſchweigen, Lieſer! Glaube, daß Du mir lieb biſt. Erkläre Dich nur, ob Du geſonnen biſt, dem Kaiſer Deinen Eid zu halten und uns diejenigen zu ſagen, welche eben ſo ehrlich und brav denken wie Du.“

„Wie kannſt Du fragen, liebſter Freund? Ihre Gnaden, der Herr Hauptmann haben Gewalt über mich. Dürft' ich vielleicht Verzeihung für kleine Verſehen hoffen? Ich wollte gerne Alles geſtehen.“

„Davon iſt gar nicht die Rede; wir alle ſind Sünder. Willſt Du die Verſicherung ſeiner dauernden Gewogenheit aus meines Herrn eigenem Munde, ſo begleite mich zu ihm.“

Zitternd und zagend und dem unverdienten Glück mißtrauend, folgte der lange Lieſer dem liſtigen Peter. Nach einer Stunde kannte Wahlmann alle guten und ſchlechten Subjecte ſeiner Truppen und fand zu ſeiner Freude, daß die Zahl der letztern die der erſtern wenigſtens nicht überſtieg. Getröſteten Herzens verließ der frohe Lieſer, die Hand voll Gold und das Geſicht voll Freude, den Offizier, um durch ſein Beiſpiel auf Andere zu wirken. Eh die Nacht anbrach, ſah die ſich begnadigt wähnende Hälfte des Haufens mit pfiffiger Verachtung auf die andere der ſchlechteren Kameraden, und war feſt entſchloſſen, bei der nächſten Landung von Schmugglern glänzende Proben ihrer Tapferkeit und treuen Anhänglichkeit an den Kaiſer abzulegen. Wenn dieſe Landung vor ſich gehen würde, wußte Niemand als der alte Corporal und ſein Buſenfreund, der lahme Paul; beide waren aber den ganzen Tag abweſend, man wußte nicht wo. Gegen Abend ſtellten ſie ſich ein, beobachteten aber über die

Schmuggler Stillſchweigen. Wahlmann ſtreifte mit mehreren Abtheilungen noch in der Nacht, unterhielt ſich freundlich mit Gemünz und ließ ſich viel von deſſen Kriegsthaten erzählen. Beide gingen anſcheinlich im beſten Vernehmen von einander, ſich eine gute Nacht wünſchend. Und dieſe war es wirklich; denn es regte ſich abermals nichts, als nach Mitternacht der von den Alpen herab brauſende Wind Tevane. Am andern Tage herrſchte eine eigene Spannung unter den Soldaten; die Treuen oder Wiedergewonnenen beobachteten jeden Schritt der Andern mit größtem Mißtrauen; dieſe ſelbſt aber wußten nicht, wie ſie mit dem Corporal daran waren, der noch nie ſo einſilbig, verſchloſſen und ſtrenge geweſen war, als dieſen Tag. Mit der abgeſchmackteſten Genauigkeit verrichtete er ſeine Funktionen und fluchte in gleichem Verhältniß ungeheuer viel, ließ auch hin und wieder ein Wörtchen von Verräthern und Schurken fallen, ſo daß alle ſtutzig wurden, die Abgefallenen aber nicht anders meinten, als er müſſe ſchon Wind von ihrer neuen Verbindung haben. Dazu benahm er ſich indeſſen doch zu ruhig. Dem Corporal ſteckte aber nichts weiter als der Wahn im Kopf, die feſtbeſtimmte Landung ſeines Freundes Nicolo ſei durch irgend einen ſeiner Leute an Wahlmann verrathen worden. Die in der Bucht verſteckten Soldaten zogen ſich vor Tagesanbruch in ein hinter dem Berge gelegenes Dorf zurück, wo ſie den Tag über zubrachten. Gegen Abend marſchirten ſie nach Ascona, einem am See gelegenen Marktflecken, mehrere Meilen von Briſago. Dort breiteten ſie ſich am Ufer aus, und nahmen jeden, welcher daſelbſt erſchien, gefangen. So geſchah es denn, daß mehrere Bettler, welche von Norden herabſtreiften, ſo wie zwei alte Soldaten, die hinaufwärts eilten, ihnen in die Hände fielen. Das Geſtändniß, daß die Schmuggler wirklich in Anzug wären, war von dieſen bald erpreßt und alle Maßregeln danach genommen.

## 7.

## Die Geſpenſter des See's.

Die Nacht umgürtete die Nymphe des See's, die noch vom zärtlichen Kuß des Abendroths ſchamhaft erröthet war. Die Landſchaft verſank in die dichter und dichter gewobenen Schleier. Alle Kähne waren heimgekehrt in die heimliche Bucht, und der neckiſche Traumgott zog mit ſeinem Guckkaſten durch die Hütten der Menſchen, und zeigte dieſem ein freundliches, jenem ein trübes Bild, aber alle vom phantaſtiſchen Licht ſeiner magiſchen Laterne beleuchtet. Nur Wahlmann ſcheuchte den Gaukler zu[illegible] Gewohnter Weiſe ſchritt er heftig durch das Zim[illegible]. Seine Gedanken waren in Wien bei der noch immer ſo heftig geliebten Gräfin Adelheit, aber wunderbar genug nahm ſie in ſeiner Phantaſie immer mehr Gianetta's Geſtalt und Züge an. Es hatte ſich ein ſolcher Widerſtreit der Gefühle in ihm erzeugt, daß er gar nicht mehr wußte, wen er eigentlich liebte; er konnte ſich nicht von den theuren Erinnerungen an den mit Adelheit durchlebten und im Rauſche der Liebe und des Glücks genoſſenen Frühling ſeines Lebens trennen, aber der lachende Sommer, mit Gianetta durchſcherzt, winkte ihm doch auch gar zu reizend; der ſchöne Vorſchmack, den ſie ihm gegeben, konnte nicht lockender ſein. Endlich warf er ſich auf's Bett, aber er vermochte nicht zu ſchlafen. Mitternacht war vorüber; es trieb ihn an's Fenſter. Der See war matt erleuchtet. Die Bilder von tauſend Sternen waren darinne aufgegangen wie helle gelbe Blumen auf ſchwarzen Beeten, und leuchteten und glänzten im zitternden Schein. Auf einmal glaubte Wahlmann ein fernes Flüſtern oder Plätſchern der Wellen zu vernehmen. Er horchte aufmerkſamer und fand ſich nicht getäuſcht. Jetzt verband er die Aufmerkſamkeit des Auges mit der des Ohres und ſah etwas Weißes auf der Fluth ſchimmern, wie einen großen Schwan. Beſonnen griff er nach dem Lichte, um es zu verbergen, und weckte Petern behutſam. Aus dem dunklen Zimmer ſpähten nun beide hinaus und unterſchieden bald eine Geſtalt, welche langſam aus der Gegend der borromeiſchen Inſeln quer über den See auf das Mauthhaus zuſegelte. Zu gleicher Zeit bemerkte Peter zur Seite des Hauſes am Ufer mehre in Mäntel gehüllte Geſtalten. Die auf dem See ward als weibliches Weſen erkannt, ein weites weißes Gewand flatterte um ihre Glieder, und Wahlmann dachte an den Geiſt der unglücklichen Gräfin. Ein leiſer Schauder rieſelte durch ſeine Gebeine; er wußte in dem Augenblick nicht, was er denken, wie er ſich faſſen ſollte. Das Fahrzeug legte an, die geiſterhafte Schifferin ſtieg langſam an's Land und ſchwebte auf das Haus zu. Die Vermummten waren verſchwunden, während die Aufmerkſamkeit der beiden Späher nur mit der einen Erſcheinung beſchäftigt geweſen war. Wahlmann fühlte ſeinen Kopf fieberiſch brennen und ſeine Pulſe raſch hüpfen. Doch er griff nach dem Degen, bedeutete Petern zu ſchweigen, und ſtreckte ſich auf das Lager. Peter nahm zwei ſcharf geladene Piſtolen, legte auch zur Vorſicht die Büchſe zur Hand, und ſtellte ſich in die Ecke des Kamins. Rechts vom Kamin war eine Wandniſche, beſtimmt, das für die Heizung nöthige Holz aufzunehmen, doch jetzt leer. Nach zehn Minuten bänglicher Erwartung vernahm Peter ein Kniſtern und Knacken in dieſer Niſche, und als er den Kopf vorbog, ſah er zu ſeinem Erſtaunen jene weiß gekleidete weibliche Geſtalt daraus hervortreten; ihr folgte eine männliche. Dumpf ſtöhnend ſchritten beide langſam durch das Zimmer von einem rothen Lichtſtrahl wunderbar beleuchtet, welcher aus der Niſche auf ſie fiel. Sie waren faſt an der Thüre, als ein Ritter in prächtiger Kleidung heraus trat und mit bloßem Schwert die beiden erſten Geſtalten verfolgte. Wahlmann regte kein Glied; ihm hatte es geſchienen, als ſeien die Erſcheinungen aus der Wand geſtiegen, als verbreite ſich das wunderbare Licht aus ihnen ſelbſt. In der höchſten Aufregung ſprang er auf, als er bemerkte, daß das Liebespaar ängſtlich nach der Thüre floh, und rief: „O weilet! weilet! und vertraut euch mir!“ Aber der weibliche Geiſt that in dieſem Augenblick, als er die Stimme des Offiziers vernahm, einen Schrei, und der ſie verfolgende Ritter zuckte das Schwert nicht auf die Liebenden, ſondern auf Wahlmann. Aber Peter hatte ſchon angelegt und eh jener den mörderiſchen Stoß vollführte, krachte der Schuß und die Kugel ſaß ihm im Kopfe. Brüllend ſtürzte der unritterliche Ungeiſt zu Boden, der andere aber hatte raſch ſeinen Dolch gezogen und würde Wahlmann, den der ſchnelle Wechſel der Scene faſt betäubte, jedenfalls tödtlich getroffen haben, wäre nicht die weiß ſchimmernde Begleiterin ihm ſelbſt jammernd in die Arme gefallen und hätte ihn am Stoß verhindert. Die Verwirrung vermehrte der Umſtand, daß die Beleuchtung verſchwunden war. Schon polterten aber die wachehabenden Soldaten auf der Treppe; denn der Schuß hatte Lärm im Hauſe gemacht, und Peter langte das Licht unter dem darüber geſtürzten Gefäß hervor. Plötzlich war die Scene beleuchtet. Die Thüre wurde aufgeriſſen und Baſtel-Gemünz, der ehrliche Corporal, trat mit ſcheinbar ſchlaftrunkenem Anſtand an der Spitze mehrer Soldaten herein. Auf der Treppe quoll's aber immer luſtiger von Soldaten; denn die ganze Caſerne war in Aufſtand gerathen, und die Wahlmann Ergebenen waren flink bei der Hand, in der Meinung, die Zeit ihres Probeſtückes ſei gekommen. In nicht länger als einer Minute war das Zimmer voll und mehre Lichter ſandten ihre Strahlen auf die Hauptgruppe. Dort ſah man die weißgekleidete Frau zu Wahlmann's Füßen liegen und jammernd ſeine Knie umfaſſen. Der in Flor gehüllte Ritterjüngling aber wurde von zwei Soldaten gehalten, welche ihn entwaffnet hatten. Das volle Licht fiel der Knieenden in's Geſicht, und Wahlmann erkannte zu ſeinem Erſtaunen — Gianetten, und in dem Gefangenen Antonio, und als Peter dem entgeiſteten Geiſt am Boden in's Geſicht leuchtete, wurde der hämiſche Fermo in ihm entdeckt. Antonio ſchlug beſchämt die Augen nieder, und Gianetta rief im Tone der größten Verzweiflung: „O edler Herr, ſtoßt mich doch mit Euerm Degen auch nieder; ich will es mir für das größte Glück rechnen von Euerer Hand zu ſterben, denn Ihr werdet mich doch nun für eine elende, ſchlechte Lügnerin und Betrügerin halten, und Ihr habt ein Recht dazu; drum erzeigt mir die Gnade und ſchenkt mir den Tod!"

„Du biſt ein thörichtes Kind," ſagte Wahlmann und wollte ſie aufheben.

„Kreuz, Stein und Dorn!" fluchte der Corporal, nachdem er ſich in eine martialiſche Stimmung geſchraubt hatte, auf der ſich zu erhalten ihm jedoch nur kurze Zeit gelang, „das iſt ja eine ſaubere Beſcheerung! Da haben wir ja auf einmal die Geiſter gefangen, die uns ſo lange und ſo gräulich turbirt haben. Holla! her mit dem Gaunervolk! Herr Hauptmann, übergeben Sie mir dieſe Canaillen; ich will's ihnen eintränken. Wartet, Baſtel G'münz wird euch's vergelten, wie ihr mit ihm umgeſprungen und ihn oft genug in's Bockshorn gejagt habt."

Die ſchlechte Liſt gelang dem guten Corporal nicht. Es war von höheren Mächten beſchloſſen, daß ſeine Rolle ausgeſpielt ſei.

„Schweig, Du alter heuchleriſcher Graukopf!" rief Gianetta im höchſten Unwillen. „Hier wird Deine Kunſt zu Schanden, denn dieſen edlen Herrn vermag ich nicht zu betrügen. So wißt denn, Herr Hauptmann, dieſer Euer Corporal hat meinen Vater zu dem Schelmſtück beredet, welches ich mit auszuführen gezwungen wurde. Ihr werdet mich und Antonio in's Gefängniß werfen und uns den Prozeß machen laſſen, aber dieſer alte Menſch iſt der Strafbarſte."

Baſtel Gemünz ſuchte ſich während dieſer Rede Platz zu machen, um einen Weg nach der Thüre zu brechen, und in ſeiner Nähe hielt ihn keiner auf; denn es waren ſeine Getreuen, die um ihn ſtanden. Als aber Wahlmann rief: „Faßt ihn und nehmt ihm die Waffen, ihr unſers Kaiſers treue Soldaten!" da langten von hinten an funfzig Arme nach ihm und er mußte ſich ergeben. Bittend und fluchend wurde er abgeführt, ebenſo nach ihm der lahme Paul. Allen

Andern ſicherte Wahlmann Gnade zu. Fermo's Leiche wurde dem Anblick der Lebenden entzogen, die Soldaten räumten allmählig das Zimmer und auch Antonio ſollte abgeführt werden. Da wandte er ſich zu Wahlmann mit den Worten: „Ihr ſeid ein edler Mann, Capitän. Dies Mädchen iſt in Euerer Gewalt, vergeßt Euern Edelſinn nicht. Was mich ſelbſt betrifft, ſo bitte ich Euch morgen um eine Unterredung unter vier Augen."

„Sie ſei Dir gewährt! Und was Deine Warnung betrifft, ſo laß uns das Mädchen ſelber fragen. Setzeſt Du gleiches Mißtrauen in mich, ſchöne Gianetta, wie dieſer Mann? In dieſem Fall werde ich Dich aus dieſem Hauſe entfernen und in das Dorf bringen laſſen, Dir eine ſtrenge Wache geben und ſelbſt mir keinen Zutritt zu Dir geſtatten."

Gianetta ſah ihn mit einem bittern Schmerzensblick an. „Wollt Ihr mich Antonio's Argwohn entgelten laſſen?" fragte ſie weich. „Wie ich Euch vertraue, wißt Ihr. Drum verbannt mich nicht von Euch."

Antonio warf ihr einen flammenden Blick zu.

„O!" rief ſie, „Du wirſt mich noch tödten mit Deiner Eiferſucht. Du biſt kein Italiener." Und ſchnell aus der ſchmerzlichen Stimmung in eine launige übergehend, fragte ſie den Jüngling: „Wie, wenn ich nun Deine Frau wäre, ſollte ich mir den guten Hauptmann nicht zum Cicisbeo annehmen? Glaubſt Du, Thor, ich würde mir von Dir ein Recht ſtreitig machen laſſen, welches jede Italienerin behauptet?"

Wahlmann mußte über die Bemerkung ſowohl, als über den poſſierlichen Ton, in welchem ſie vorgebracht, und zu dieſer Zeit, in dieſer Lage vorgebracht wurde, herzlich lachen, und Antonio ſtimmte ein.

„Geh' nur getroſt, mein Freund," ſagte der Offizier, „und laß Dich die Langeweile nicht plagen.“ Der ſchöne Jüngling ging jetzt leichtern Sinnes mit den Soldaten, und Wahlmann ſtand mit Peter und Gianetta allein im Zimmer.

## 8.

## Treuherzige Geſtändniſſe.

„Wollen Sie nicht dieſes Gemach verlaſſen, an deſſen Boden das Blut eines Erzſchelms klebt?“ fragte Peter und leuchtete voran nach dem hintern Zimmer, einem kleinen traulichen Stübchen. Hier ließ er das Paar allein. Reizend wie eine Fee ſaß dem liebſehnſüchtigen Offizier das liebliche Kind gegenüber, deſſen Gegenwart er noch vor einer Stunde heftig gewünſcht hatte, ohne die entfernteſte Hoffnung zur Erfüllung dieſes Wunſches zu hegen. Ihr ſchwarzes glänzendes Haar hing aufgelöſt auf die alabaſternen Schultern und den Rücken herab, und von dem Buſen floß in leichten Wellen das in Falten gegürtete ſchneeweiße Gewand. Wahlmann fühlte eine Beklommenheit, die ihn den vornehmſten Damen gegenüber nie beſchlichen hatte, und er ſuchte vergeblich nach einem ſchicklichen Anfang der Unterhaltung. Als er es endlich über ſich gewann, ihr zuerſt in das reizende Geſicht zu blicken, nahm er wahr, daß ſie ſtill Thränen vergoß.

„Du weinſt?“ fragte er jetzt raſch und theilnehmend; „hab' ich Dir wehe gethan?“

„Ach! Ihr verachtet mich und ich bin's ſchon werth, daß Ihr kein Wörtchen mit mir redet. Aber glaubt mir bei der heiligen Jungfrau, hätte ich nur ahnen können, daß Ihr der Hauptmann dieſes Mauthhauſes wärt, ich hätte mich eher von meinem Vater todt ſchlagen laſſen, als daß ich dieſe ſchlechte Rolle geſpielt hätte."

„Aber ſage mir doch, wie Du dazu gekommen biſt, ſie zu ſpielen? Haſt Du Dich nicht gefürchtet, daß ich den Geiſtern zu Leibe gehen möchte?- In einem Hauſe voll Soldaten ſolchen Spuk treiben, iſt doch wahrlich kein geringes Wagſtück von einem Mädchen."

„Schenkt mir Euer gütiges Ohr, werther Herr, und Ihr werdet mich vielleicht minder ſtrafbar finden. Jeder Anführer eines Haufens Schmuggler, welche auf ſeine Koſten den Schleichhandel treiben, ſteht mit irgend einem Beamten oder mehrern an der Grenze in Verbindung, und ſo viel Ihr bis an's Venetianiſche hinüber Mauthhäuſer findet, ſo wird ſchwerlich eins ſein, worin nicht von den Fruſtratori beſoldete Leute wohnen. Der vorige Hauptmann dieſes Mauthhauſes war ein alter ſtumpfer Mann, und der Corporal verſah eigentlich ſeinen Poſten. Er ſteht ſchon lange mit meinem Vater auf dem beſten Fuß und bezieht jährlich eine bedeutende Summe von demſelben, die er nach Belieben unter ſeine Leute austheilen konnte. Der Corporal beherrſchte ſie alle mit unſerm Geld. Die Neutralität des Sees erlaubte uns bei Tag und Nacht ihn zu befahren. Wir hatten dort beſtimmte Landungsplätze am öſterreichiſchen Ufer. Fanden unſere Leute Zollbeamte, die ſich ihnen nicht von fern gleich als Freunde durch ein Zeichen zu erkennen gaben, ſo ſtießen ſie wieder in den See und ſuchten ſich nach einigen Stunden oder in der

Nacht einen andern Landungsplatz. Wurden ja zu Zeiten einige, die ſchon im Lande oder am Ufer waren, erwiſcht, meiſt von Soldaten, die der Corporal, wahrſcheinlich ihre Ehrlichkeit fürchtend, nicht in ſein Spiel ſehen ließ, ſo war der Verluſt der Waaren bald verſchmerzt, der Träger derſelben rettete ſich durch die Flucht und ſchwamm oft meilenweit über den See. Oft aber auch büßten die Soldaten mit dem Leben; denn die Fruſtratori führen ſtets geladene Piſtolen und ſcharfe Dolche. Der alte Hauptmann ſtarb, und Ihr kamt an deſſen Stelle. Der Corporal verſicherte meinem Vater in den Zuſammenkünften, die ſie hielten, Euere Klugheit ſei eben nicht weit her, und Euer Aberglaube überſteige den einer Kinderamme. Jedes erſonnene Spukgeſchichtchen oder Märchen, womit ſich das ſchlechteſte Volk herum trüge und die Kinder fürchten mache, hättet Ihr geglaubt und Euch, wenn er ein ſolches erzählt, oft ſchlimmer wie ein albernes Kind geberdet. Im Nothfall würdet Ihr mit einer Geiſtererſcheinung ſo zur Ruhe gewieſen werden können, daß Ihr bei Nacht Euer Zimmer nicht wieder zu verlaſſen wagen würdet. Wir lagen nun vorgeſtern in der Bucht bei Magadino in der nördlichſten Spitze des Sees mit acht ſchwer beladenen Schiffen. Dieſe Bucht gehört nicht mit zur Neutralität des Sees, ſondern zum Canton Teſſin. Der Verabredung mit dem Corporal gemäß wollten wir in der Nacht eine Meile von hier ſüdlich, wo einer unſerer beſten Landungsplätze iſt, die Waaren an's Land bringen. Der vierte Theil vom Vermögen meines Vaters ſtand auf dem Spiele, und nicht alles war in der Verſicherungsbank des Schleichhandels zu-Chiaſſo aſſecurirt. Denn mein Vater iſt geizig und gönnt den Speditoren und der reichen Bank nicht, was er ſelbſt verdient zu haben vorgibt. Es galt daher jetzt vorzügliche Vorſicht; unſer Hauſe war größtentheils bewaffnet auf einem Schiffe; die Weiber und Buben blieben zurück, und nur ich begleitete meinen Vater theils aus eigener Luſt, theils weil er es gern ſah. Wir ſegelten am hohen Nachmittag aus und hofften zwei Stunden nach Mitternacht am Landungsplatz zu ſein. Als wir aber in die Gegend der borromeiſchen Inſeln kamen, hörten wir vom Ufer her mehrmals drei Schüſſe hinter einander fallen, ein Zeichen unſrer Freunde, daß Gefahr für uns ſei. Denn alle Schmuggler und die ihnen ergebenen Bettler und ſogar die Bauern des ganzen Landes haben Zeichen für uns, um uns vor öſterreichiſchen Soldaten zu warnen. Eine Stunde nachher begegnete uns ein Kahn mit mehren Handlangern oder vielmehr Bettlern, welche alle ihr tägliches Brot von uns haben. Gemünz ließ uns durch ſie unterrichten, wie das ganze Ufer mit neuen öſterreichiſchen Soldaten beſetzt ſei, und einer ſeiner Leute unſern Plan an Euch verrathen haben müſſe. Ich weiß nun beſſer, wie Ihr zur Kenntniß deſſelben gekommen ſeid. Aber ſo ſicher gemacht ſind die Schmuggler, daß ſie ohne Bedenken in jedes Fremden Beiſein von ihren Plänen ſprechen. Wer wollte ſie auch verrathen, der nicht ſelbſt ein öſterreichiſcher Soldat oder ein neuer Beamter oder ein Spion iſt? Denn der ganze Canton Teſſin lebt vom Schleichhandel in das öſterreichiſche Gebiet, die Leute kennen faſt kein anderes Gewerbe. Jede obrigkeitliche Behörde bekommt ihren Theil des Gewinnes, die Verſicherungsbank in Chiaſſo iſt mit Millionen garantirt, die Regierung des Cantons ſchützt uns auf jegliche Weiſe und muß uns ihres eigenen Vortheils willen aller Drohungen Oeſterreichs ungeachtet ſtets ſchützen. Ganz Chiaſſo iſt voll

Schleichhändler und Speditoren des Schleichhandels. Kein Schweizer wird uns alſo verrathen; aber auch kein Lombarde. Die Mauth iſt hoch, der Landmann würde ſich oft die gewöhnlichſten Lebensbedürfniſſe entſagen müſſen, ſollte er die darauf haftende Abgabe bezahlen. Und der Italiener arbeitet nicht gern; er ſucht ſich ſeinen Bedarf auf die leichteſte, wenn auch nicht rechtliche Art zu verſchaffen. Ueberdies wird die öſterreichiſche Regierung von den Lombarden gehaßt. Daher kommt es denn auch, daß im Fall der Noth alle Bauern auf unſrer Seite ſind und mit auf die öſterreichiſchen Soldaten ſchießen. Ja es gilt als ein verdienſtliches Werk, einem Deutſchen das Lebenslicht auszublaſen. Ein alter Beamter und Soldat verräth uns aber eben ſo wenig; denn dieſe haben große Vortheile von uns. Wen ſollen wir nun zu fürchten haben? Daraus erklärt Euch, wie Ihr ſo leicht in Euerer Verkleidung der Mitwiſſer der beabſichtigten Landung wurdet. Es dachte freilich von uns allen Niemand daran, in Euch den neuen Hauptmann zu ſehen. Die öſterreichiſche Uniform hätte Euch den Paß verſperrt, das wußte wohl Jeder, aber in einer Bauernjacke hätte Euch doch Keiner erwartet. Uebrigens war nach des Corporals Bericht wahrſcheinlich, daß Ihr nach Savoyen zu gereiſt wäret.“

„Sage mir doch,“ unterbrach Wahlmann hier des Mädchens Rede, „würdeſt Du mich aus dem Keller der Herberge zu Centovalli befreit haben, wenn Du gewußt hätteſt, daß ich der öſterreichiſche Hauptmann ſei?“

Gianetta beſann ſich einen Augenblick und ſagte dann lächelnd: „Ja ich würde Euch doch befreit haben, und dann hätte ich natürlich die Fahrt hintertrieben.“

„Dafür muß ich Dir einen Kuß geben.“

„Nein, das iſt wider die Abrede. Laßt mich ruhig weiter erzählen. Wir legten in der Nacht an der Iſola Madre an und hielten uns den ganzen Tag dort verborgen. Auf die Botſchaft, welche wir dem Corporal ſandten, kam er Nachmittags ſelbſt, und verabredete mit meinem Vater die Landung in dieſer Nacht. Um Euch an das Zimmer zu feſſeln, wurde der Spuk ausgeheckt. Anfangs ſollte ein Bube den Geiſt der Gräfin ſpielen, aber der Corporal beſtand darauf, daß es ein Mädchen ſein müſſe, um ſich nicht durch die Stimme zu verrathen, wenn es nöthig ſei einige Worte an Euch zu reden. Unter der ganzen Geſellſchaft war ich aber das einzige weibliche Geſchöpf, da die übrigen Weiber in Chiaſſo zurückgeblieben waren. Der Vater befahl mir die Rolle zu übernehmen, der Corporal malte Euch als den feigſten und furchtſamſten Menſchen, verſprach im Falle der Noth mich ſogleich in Sicherheit zu bringen, welches ihm, dem mit dem Hauſe und ſeiner Umgebung Vertrauten leicht werden mußte, er verſprach mir ferner den Beiſtand aller ſeiner Soldaten, und Antonio und Fermo, welche ſich zu meinen Begleitern und Theilnehmern aufwarfen, gelobten mir, mich in jedem Fall zu ſchützen. So beredete ich mich zuletzt ſelbſt, das aus Muthwillen zu thun, wozu ich doch eigentlich gezwungen wurde. Von einem alten armen Aufſeher des öden Palaſtes der Borromeer auf der Inſel Madre wurden aus der modernden Garderobe des ausgeſtorbenen Grafenhauſes einige Stücke angekauft, und wir langten in der Verkleidung in zwei Kähnen am Ufer an. Meine Begleiter verließen mich einen guten Büchſenſchuß vom Ufer und legten eher nördlicherer an, als ich, und erwarteten mich, die ich allein auf das Haus zuruderte. Gemünz harrte unſer ſchon, und der lahme Paul führte uns zu der Niſche, deren Wölbung weggenommen werden kann. Er ſpendete uns Licht durch eine Laterne, über welche ein Stück rothes Flortuch ausgeſpannt war. Man hatte mir verſprochen, ich ſolle blos von der Niſche aus, quer über die Stube und durch die Thüre wieder hinaus gehen. Der Himmel hat den Frevel nicht geduldet, und der ihn am meiſten betrieb, hat auch mit dem Leben dafür zahlen müſſen.“

„Wie aber kamſt Du dazu, den Antonio zu Deinem Begleiter anzunehmen, da Du doch nicht mit ihm vom beſten ſtehſt?“

„Er iſt der Tapferſte des ganzen Haufens und der bitterſte Feind der Oeſterreicher. Auch bat er meinen Vater, mich begleiten zu dürfen, und dieſer gewährte ihm gern die Bitte; denn unter Antonio's Schutze konnte er mich ſicher glauben; mir ſelbſt aber war es nicht unangenehm, daß er meinen Geliebten und Fermo unſern Verfolger ſpielen ſollte.“

„Und was hat unterdeſſen Dein Vater begonnen?“

Gianetta ſchwieg einige Zeit verlegen. „Wenn ihm Gott gnädig iſt,“ verſetzte ſie dann, „ſo hat er von unſerm Unfall Nachricht erhalten und iſt mit ſeinen Waaren wieder in den See geflüchtet.“

„Nachricht?“ fragte der Offizier zweifelhaft, „Aus dieſem Hauſe ſchwerlich.“

In dieſem Augenblick hörten ſie viele Schüſſe zu gleicher Zeit und hinter einander fallen. Gianetta ſchrie auf, und Wahlmann ſprang zum Fenſter. Am Ufer lebte Alles und längs demſelben tönte der Ruf der Wachen. Die gewonnenen Soldaten ſtürmten nach Süden hinab, und aus der Ferne vernahm man anhaltendes Gewehrfeuer. Wahlmann wollte das

Zimmer verlaſſen, um ebenfalls hinaus zu eilen, da ſah er Gianetten ohnmächtig auf dem Ruhebette liegen. Gleich einer geknickten Lilie hatte ſie das Haupt geſenkt. Der Offizier konnte ſich ohnmöglich ſchnell von dem herrlichen Bilde losreißen. Es zog ihn wie mit magiſcher Gewalt zu ihr hin. Er beugte ſich über ſie, horchte auf ihren leiſen Athemzug und drückte ihr einen Kuß auf die bleichen Lippen. Dann flog er zum Kampfplatze.

---

## 9.

## Die Nebenbuhler.

Von Norden herab kamen eben die Comer Soldaten und verkündeten, wie ſie drei Schiffe mit Waaren gefangen und einige Schmuggler erlegt. Von Süden herauf gelangte faſt zu gleicher Zeit dieſelbe Nachricht zum Hauptmann. Der alte Nicolo hatte nämlich zu größerer Vorſicht ſeine Schiffe und Leute in zwei Theile getheilt, deren einer nördlich vom Mauthhaus, der andere ſüdlich landen ſollte. Die während dem im Mauthhauſe aufgeführten Trauerſpiele überhalb deſſelben Gelandeten hatten, die Uebermacht erkennend, die Waaren bald im Stich gelaſſen und ihr Heil in der Flucht geſucht, welche faſt allen durch die Dunkelheit der Nacht, durch ihre Gewandtheit und Kenntniß aller Schlupfwinkel gelang. Nicht ſo glücklich war der zweite und größere Haufe, bei welchem ſich Nicolo ſelbſt befand. Bald nach ſeiner Landung hatte ein hinzugekommener Wachtpoſten auf die mit Auspacken und Fortſchleppen der Waaren beſchäftigten Fruſtratori gefeuert. Mit dieſen wenigen Leuten glaubte Nicolo fertig werden zu können, und ließ einen Theil ſeiner verwegenſten Burſche auf ſie los ſtürmen, während andere mit den ausgeworfenen Waaren davon eilten. Die Bündel waren nämlich alle nicht größer, als ein Mann zu tragen vermag. Dadurch ſchwächte aber Nicolo ſeine Macht. Auf des Corporals Freundſchaft und den Geiſterſpuk vertrauend, glaubte er nur von einem naſeweiſen oder ununterrichteten Poſten feindlich behandelt zu werden; in der Hitze des Gefechts und des nur matt von Dämmerung durchhauchten Nachtdunkels bemerkte er nicht, wie der Hauſe ſeiner Gegner von Minute zu Minute ſich vermehrte, und endlich das ganze Ufer lebendig wurde. Die Meiſten ſeiner Leute waren klüger als er, ſprangen in die Schiffe und entgingen dem Tod. Nicolo ſank aber bald von einer Kugel getroffen ſterbend zur Erde. Mit ſeinem Falle war der Kampf beendigt; denn die noch übrigen Schmuggler wurden theils gefangen, theils warfen ſie ſich in die See und retteten ſich durch Schwimmen. Sie verſchwanden in der Finſterniß nicht anders als verſchlänge ſie die Erde oder der See. Als Wahlmann mit mehren Fackelträgern auf dem Platz ankam, war alles beendigt. Er erkannte unter den Todten ſogleich Gianetta's Vater, und befahl die Gebliebenen in das Dorf zu bringen und für ihre Beerdigung zu ſorgen, die Waaren aber in Beſchlag zu nehmen.

Der Morgen dämmerte feucht und regnerig über dem unruhigen See, der Himmel war mit einem düſtern melancholiſchen Grau überzogen, und der Wind blies rauh und heftig von den Alpen herab, als Wahlmann, in Nachdenken verſunken, nach ſeiner Wohnung zurückkehrte. An der Thüre erwartete ihn Peter und trug ihm Antonio's dringende Bitte um eine Unterredung vor. Wahlmann trat daher in das Gemach, worin der Schmuggler gefangen gehalten wurde, und hieß die Wache ſich entfernen. „Ich habe bereits vernommen,“ ſagte Antonio, „daß der alte Nicolo mit ſeinem geliebten Fermo eine Straße gewandelt iſt. Dieſe verhängnißvolle Nacht hat viel für und viel gegen mich gethan. Ihr müßt nämlich wiſſen, daß ich Gianetta bis zur Raſerei liebe.“

„Dies iſt mir bekannt; ich find' es natürlich, und Du kannſt deshalb ohne weiters darüber hingehen.“

„Es iſt Euch bekannt?“ rief der Fruſtratore erſtaunt. „Wie iſt das möglich? Seid Ihr allwiſſend?“

„Das thut nichts zur Sache! Genug, daß ich es weiß, und alſo weiter.“

„Nun dann werdet Ihr auch wiſſen, daß Fermo mein Feind war, und Gianetta —“

„Ein Trotzköpfchen, und durch beide Dir ungünſtige Dinge kamſt Du um die Braut. Vater und Bräutigam ſind glücklich aus dem Weg geräumt und nun meinſt Du, könnteſt Du ohne weiteres das Mädchen freien?“

„Ich höre wohl,“ ſagte Antonio kleinlaut, „Ihr wißt von mir mehr, als ich vielleicht ſelbſt. Nun ſo werdet Ihr auch einſehen, daß Ihr in Mailand Euch keinen Stein ins Bret ſetzen werdet, wenn Ihr berichtet, Ihr habet mich gefangen, oder wenn Ihr mich wohl gar mit Gianetta dahin führen laßt. Mein Vater wird es Euch wahrlich ſchlechten Dank wiſſen, und wenn Ihr irgend glaubt, er wüßte nichts von mir und meiner Lebensart, und er liebte mich nicht mehr, weil ich ein Fruſtratore geworden bin, ſo will ich Euern Irrthum mit ſeinen eigenen Briefen bekämpfen, die er mir von Zeit zu Zeit ſchickt. Ich weiß gewiß, Ihr werdet nicht ſo ſchlecht ſein und ihn verrathen.“ Mit dieſen Worten zog der junge Mann einige Papiere aus dem Buſen und reichte ſie dem erſtaunten Offizier. Dieſer ſah aus dieſen anonymen Briefen, daß nur ein gebildeter und vornehmer Mann ſie geſchrieben haben konnte. Sie enthielten väterliche Vorſtellungen und Bitten, die gewählte Lebensart aufzugeben, in die Arme der Familie zurückzukehren, ein Amt anzunehmen, dann Familiennachrichten, die ebenfalls von guten Verhältniſſen zeugten. „Gut,“ ſagte Wahlmann, mit einer erheuchelten Gleichgültigkeit die Papiere zurückgebend, „ſchreibe einen Brief an Deinen Vater und melde ihm Deine Umſtände; ich ſelbſt will an ihn ſchreiben und ſeine Beſtimmungen über Dich erwarten. Ein reitender Eilbote ſoll ſogleich nach Mailand abgehen.“ — Dieſen Vorſchlag ging Antonio ein. Wahlmann machte einen Bericht an die Oberbehörde in Como, ohne der Spukgeſchichte mit einer Silbe zu gedenken, Antonio ſaß neben ihm und ſchrieb. Wie erſtaunte aber der Offizier, als er auf dem ihm übergebenen Brief den Namen eines der erſten Männer, welcher mit an der Spitze der Adminiſtration ſtand, und deſſen Befehlen er unterworfen war, erblickte! Er verbarg ſeine Ueberraſchung ſo gut als möglich, und ſetzte ein höfliches Schreiben an den Vater des Schmuggler auf. Eine Stunde darauf ging der Bote mit den Briefen ab.

Gianetta war durch Peters Sorgfalt zu Bette gebracht worden; ſie ſchlummerte nach den gemüthangreifenden Auftritten der Nacht. Von ihres Vaters

Tode wußte ſie noch nichts. Antonio erkundigte ſich mit unruhiger Heftigkeit nach ihrem Befinden, und es ſchien für ihn Qual, von ihr getrennt zu ſein. Wahlmann ging ſelbſt, um ihm Nachricht zu bringen. Lange ſtand er vor der liebenswürdigen Schläferin. Ihr Geſicht, ſonſt das reizendſte und treueſte Bild der Freundlichkeit, war jetzt von Trauer erfüllt, aber nicht minder reizend. So weht oft durch den Frühlingsgarten der Natur ein kalter Lufthauch; ſo tritt ein Gewölk vor die Sonne. In Wahlmanns Seele ging die Gewißheit auf, daß Gianetta ihm unendlich theuer ſei. Er fühlte mehr als je das mächtige Bedürfniß ſeines Herzens, die Halbheit ſeines Lebens zu ergänzen und mit einem geliebten weiblichen Weſen ſich zu verbinden. Seine Verhältniſſe mit Adelheit waren gänzlich aufgehoben; ſie war jetzt vielleicht die Gattin eines andern glücklichen Mannes. Er hatte ſie wahrhaft geliebt; er liebte ſie noch; aber er fühlte dies Gefühl von der fernen ihm allmälig fremd werdenden Geliebten auf die gegenwärtige liebenswürdige Tochter der Natur übergehen. Er glaubte überzeugt zu ſein, daß ihn Gianetta allein beglücken könne. Und nun ſtand ihm dieſer wunderliche Antonio im Wege. Zu einem entſcheidenden Schritte entſchloſſen, ging er wieder hinab zu dem ihn mit Sehnſucht erwartenden Gefangenen. Nachdem er denſelben mit kurzen Worten von Gianetta's Zuſtand unterrichtet, ſagte er: „Du haſt mir geſagt, Antonio, und ich wußte es erſt, daß Du Gianetten leidenſchaftlich liebſt. Als ein Mann von Ehre bin ich ſchuldig, Dir zu ſagen, daß ich ſie ebenfalls liebe und wahrſcheinlich nicht minder ſtark als Du.“

Antonio war erbleicht und ſtarrte den Offizier wie ein Wahnſinniger an. „O weh!“ ſeufzte er dann auf, „ſo iſt meine Hoffnung wieder hin! Führt ſie aber nur aus dem Lande; denn hier bleiben könnt Ihr ohnedies nicht mit ihr.“

„Du irrſt Dich in mir; ich werde mich nicht des Rechts des Stärkern bedienen. Gianetta ſoll freie Wahl haben zwiſchen mir und Dir.“

„O Ihr werdet ſie mit Euern ſchönen Worten beſchwatzen!“

„Auf mein Ehrenwort nicht! Du ſollſt ſogar vor mir voraus haben. Du haſt ihr ſchon lange geſagt, daß Du ſie liebſt, ich ſagte ihr keine Silbe von meiner Liebe, und erſt nach vier Wochen will ich mich ihr entdecken, und ſie dann ſogleich um die Wahl bitten.“

„Aber Ihr ſeid ein ſchöner, ſchmucker Kapitän, ſeid reich und vornehm; ich bin nur ein armer Fruſtratore.“

„Dein väterliches Erbgut überſteigt vielleicht mein Beſitzthum um das Zehnfache. Und Gianetta, als einzige Erbin des großen Reichthums ihres Vaters, braucht nicht nach dem Metall zu wählen. Ihr edles Herz würde das nicht thun, ſelbſt wenn ſie blutarm wäre. Was mein Amt betrifft, ſo mußt Du wiſſen, daß ich bereits um meine Entlaſſung eingekommen bin; denn ich kann weder ein Schurke ſein, noch gegen ein ganzes Land ſtreiten. Ich gedenke als ein fleißiger Landmann in Italien glücklicher zu leben, denn als Offizier. Von Geburt biſt Du aber vornehmer als ich; Du brauchſt nur in den Schoß Deiner Familie zurückzukehren, und Du biſt es auch dem Stande nach. Ich habe alſo nicht den geringſten äußern Vorzug vor Dir, und Gianetta ſoll mit allen dieſen Verhältniſſen bekannt gemacht werden.“

„Ich erkenne Euere Großmuth und muß wohl in den wunderlichen Handel einwilligen," ſagte der Italiener; „Ihr habt gleiches Recht auf Gianetta, als ich. Ich weiß aber ſchon, ſie wird Euch wählen, und ſollte ſie es mir zum Trotz thun, und ich werde dann der unglücklichſte Menſch ſein."

„Was würdeſt Du denn gethan haben, wenn ſie Fermo's Frau geworden wäre?"

Antonio ſchüttelte die ſchwarzen Locken und blickte eine Minute lang, ſich in die Unterlippe beißend, ſtarr auf den Boden; dann erhob er das Haupt und das große rollende Auge, welches wild auf Wahlmann blitzte, indem er ſprach: „Ich hätte es ſo lange ertragen, als mir möglich geweſen, und hätte ich es nicht mehr gekonnt, nun ſo wäre mein Dolch Retter aus der Noth geworden."

„Ich danke Dir für Deine Aufrichtigkeit. Ein Kluger nimmt ſich ein Exempel dran."

„Ihr habt bei Gott! nichts von mir zu befürchten, Ihr ſeid ein braver Mann und jener war ein Schurke. Wählt ſie Euch — und ſie wird Euch wählen — ſo nehmt ſie in Gottes Namen, aber zieht mit ihr außer Land, damit ich ſie nicht wieder ſehe, ſonſt könnte ich doch einmal toll werden, und dann ſteh' ich nicht für mich."

„Gianetta's Zimmer ſteht Dir ſo gut offen, als mir," ſagte Wahlmann und ging, in der Bruſt ſeines Nebenbuhlers Achtung und Bewunderung hinterlaſſend.

## 10.

# Auf Iſola bella.

Gianetta hatte ihrem Vater die kindliche Thräne aufs Grab geweint und dann die glückliche und beglückende Heiterkeit, den Grundton ihres Gemüths, wieder gefunden. Von Mailand war der Bote zurück. Er brachte nebſt den Briefen von Antonio's Vater eine Begnadigung der Behörde, der zufolge Antonio und Gianetta ſogleich auf freien Fuß geſetzt werden ſollten. Der Brief an Wahlmann war in den rührendſten Ausdrücken abgefaßt. Der gebeugte Vater bat den Offizier, ſeinen geliebten aber verwilderten Sohn durch freundſchaftliche Ueberredung zur Rückkehr nach Mailand zu vermögen. Wahlmann ſuchte Antonio's Stimmung zu benutzen, in deſſen Augen er Thränen bei Leſung ſeines Briefes ſchimmern ſah; er ſchickte ſich an, eine lange Rede über Kindespflichten und das Glück der Häuslichkeit, der Heimath, der Liebe der Verwandten zu halten, aber Antonio fiel ihm wehmüthig, das lockige Haupt ſchüttelnd, ins Wort: „Laßt uns erſt Gianetta's Wahl abwarten, Kapitän; dann wollen wir weiter darüber ſprechen.“ Wahlmann war wunderbar gerührt, es kam ihm der leiſe Wunſch bei, das liebe Kind möchte den ſchönen Jungen wählen, und wär' er nicht mit ſich über die Sache im Reinen geweſen und zu einem feſten Entſchluß gekommen, ſo hätte er ihr ſicherlich zugeredet, dem Italiener ihre Hand zu geben.

„Weder Du noch Gianetta könnt nun länger in dieſem Hauſe verweilen, ſuche Dir alſo einen andern Aufenthaltsort und laß uns ſogleich mit Gianetten darüber ſprechen, wohin ſie ſich wenden will.“

„Kapitän," ſagte der Fruſtratore, „Ihr ſeid mir der wunderlichſte und außerordentlichſte Menſch auf der Welt; Ihr zwingt mich die größte Hochachtung vor Euch zu hegen. Gianetta's Betragen gegen mich zeither hat mir — ich muß es Euch geſtehen — wieder Hoffnung gegeben. Aber ich will mich an Edelſinn nicht von Euch übertreffen laſſen. Hört alſo meinen Vorſchlag! Auf der Iſola bella kenn' ich den Schloßkaſtlan; er iſt ein alter ehrlicher Kerl und hat ein gutes Weib. Ihre Kinder wohnen alle im Piemonteſiſchen, und vor Kurzem hat ſich ihre jüngſte Tochter mit einem Bürger in Intra verheirathet. Die Alten nehmen Gianetten gewiß gern auf. Ihr habt dann nicht viel weiter zu ihr, als ich; denn ich werde mich vor der Hand in Locarno niederlaſſen. Beſucht Ihr ſie, ſo oft es Euere Zeit erlaubt; ich werde wöchentlich nur zweimal einige Stunden bei ihr verweilen. Seid ihr das zufrieden?"

„Herzlich gern! Du biſt eine ehrliche Haut. Wer das Glück hat, führt dann die Braut heim."

Gianetta wurde mit dem gefaßten Entſchluß bekannt gemacht und um ihre Meinung befragt. Gern ergab ſie ſich in die Verfügung ihrer Beſchützer. Am folgenden Morgen, eh noch der Tag graute, ſtieß das Boot vom Lande, welches Gianetta, Antonio, Wahlmann und Peter auf Iſola bella überſetzen ſollte. Raſch durchſchnitt der Kiel die rauſchende Fluth, in welcher der unbewölkte Himmel ſeine tiefblaue Schönheit ſpiegelte. Die Geſellſchaft war heiter, und Gianetta ſcherzte über ihre jetzige Fahrt auf dem See, mit der letzten verglichen.

„Die beiden liebenden Geiſter," ſagte ſie, und ihr Auge ruhte dabei mit Zärtlichkeit auf Antonio, „ſegeln wieder zurück, woher ſie gekommen, ihres Verfolgers ſind ſie entledigt worden, führen aber dafür die beiden erſchreckten Menſchenkinder mit ſich."

„Es hat ſich wunderbar gefügt," ſetzte Wahlmann hinzu, „daß Du durch mich Deinen läſtigen Bräutigam los geworden biſt, da Du es bei unſerer erſten Bekanntſchaft ohne Zweifel von mir erwarteteſt. Meinem Peter biſt Du inzwiſchen größern Dank ſchuldig."

„Wir wollen die Todten ruhen laſſen," ſagte Gianetta ernſt, „wiſſen wir doch nicht, was wir von den Lebenden zu erwarten haben."

„Ja wohl!" ſeufzten Antonio und Wahlmann faſt zu gleicher Zeit, und Gianetta brach über die Melancholie ihrer Verehrer in ein lautes Lachen aus, worein dieſe endlich einſtimmen mußten, um ſich und ihre eigene Sentimentalität damit zu verhöhnen. Die kleine Terraſſeninſel ſtieg mit dem piemonteſiſchen Ufer endlich aus der Fluth empor und die große Reiterſtatue auf der äußerſten Spitze derſelben ſchien den Ankömmlingen den Morgengruß zuzuwinken. Noch vor Sonnenaufgang hielt der Kahn unterhalb des Schloßgebäudes und die Geſellſchaft ſtieg die Treppe hinauf. Der Kaſtellan empfing ſie mit traulichem Willkommen und führte ſie in den Garten. Dieſer nimmt den größten Theil der Inſel ein und beſteht aus ſieben pyramidenförmig über einander ſich erhebenden Terraſſen, auf deren Spitze der St. Borromeus als koloſſaler Reiter, aus Erz gegoſſen, ſteht. Aus einem wüſten unwirthlichen Felſen ſchuf dieſer Mann das Paradies, von deſſen Höhe aus man eine der herrlichſten Ausſichten der Welt genießt. Myrte und Lorbeer, Orangen und Citronenbäume blühen hier und wölben ſich zu ungeheuren Bogengängen auf den Terraſſen. Leider hat Künſtelei der Natur wieder ihr ſchönſtes Recht genommen, welches ihr Fleiß und Kunſt erſt eingeräumt. Alle Bäume und Gebüſche ſind von der Gartenſcheere zur Ordnung und Gleichheit verwieſen. Doch ein Blick hinaus in die reizende Schöpfung Gottes läßt den kleinen Schmerz über die künſtlichen Verbeſſerungen der Schöpfung vergeſſen. Wahlmann erſtieg an Gianetta's Arm die oberſte Terraſſe; Antonio folgte langſam mit dem Kaſtellan nach. Als das Pärchen aus dem Lorbeerhain heraustrat auf die öſtliche Seite dieſer Gartenkrone, verkündete die feuerflammende Aurora über dem in der Ferne emporſteigenden blauen Apennin die nahe Ankunft des Tagsgeſtirns. Schweigen feſſelte die Zungen; in ſolchem Augenblicke redet die Natur allein durch die Wunder ihrer Werke. Langſam rollte der Feuerball heran, und der Himmel glühte freudig über die neue herrliche Geburt ihrer Königin, und der See flammte, in welchem ſie ſich beſah. Das herrliche Italien aber war übergoſſen mit zauberiſchen Mitteltinten, und ſo weit das entzückte Auge die Seele nach Süden trug, verſchwamm das Fernland in ihnen, für deſſen Schönheit die Sprache keinen Namen hat. Das Gluthgewölk umſtand die Sonne wie glänzende mit Purpurfarbe übergoſſene Schneemaſſen, und ſie ſchoß wie einen goldenen Pfeil ihren erſten Strahl aus gegen die ſchroffe im Norden aufgethürmte ungeheure Alpenwand. Und die Gipfel der Gletſcher begannen, von dem flammenden Pfeile getroffen, zu glühen, und Pfeil auf Pfeil flog nach, bis das Gebirge hell glänzte und die Häupter deſſelben wie Diamantenfelſen ſchimmerten. Die Gletſcher träuften Glut und die Natur feierte das kurze Glanzfeſt mit Stille. Höher ſtieg der Feuerball, der See verlor ſeinen roſigen Widerſchein, aber wohin das wonnetrunkene Auge blickte, boten ſich ihm neue Reize. Das öſtliche Ufer des Sees mit ſeinen Felſenblöcken trat deutlicher hervor, ſo weit es das Auge verfolgen konnte, der See wurde belebt, nach allen Seiten hin kreuzten Kähne.

Die Geſellſchaft ſtieg in die Wohnung des Kaſtellans hinab, um dort ein Frühſtück einzunehmen. Die Männer wurden bald hinſichtlich Gianetta's einig. Ihre unerſchöpfliche Laune bereitete allen einen frohen Tag. Doch konnte ſich beim Abſchied keiner rühmen, vor dem Andern eine Gunſtbezeugung von ihr erhalten zu haben. Sie hatte ihre ſchönen Gaben mit gleichen Händen ausgetheilt. Beide Männer hatten ſie mit ihren Verhältniſſen bekannt gemacht, und ſie lächelte ſchelmiſch zu dieſen Anſtalten. Wenn ihr auch Wahlmann nichts geſtanden, ſo wußte ſie dennoch Alles. Auf der Treppe noch, die zu den harrenden Booten hinab führte, gab ſie jedem einen Kuß, und ſo ruderte Antonio nach Norden, um Gianetta's Vermögensumſtände zu ordnen, Wahlmann nach Süden, um die Befehle der Oberbehörde in Betreff ſeiner ſtrafbaren Soldaten auszuführen.

## 11.

# Aus hellem Licht ſchnell in finſtre Nacht.

Einen Tag über den andern tanzte vom Mauthhauſe aus ein flinkes Schifflein durch die Wellen des Sees nach den borromeiſchen Inſeln hinüber, und kehrte erſt ſpät in der Nacht wieder zurück. Und der darin ſaß, trug jeden Abend eine größere Laſt in ſeine Zelle, die ſüße Laſt ſchwärmeriſcher Liebe. Wahlmann ſchied nie von der munteren Italienerin, ohne ſich zu ſagen, er würde ohne ſie nicht zu leben vermögen. Von der Hypochondrie war er glücklich geheilt; auf ſeinen Wangen blühten die Roſen der Geſundheit und von Sehnſucht nach unheimlichen Geſpenſtern verſpürte er nichts mehr. Pfeilſchnell flog ihm der Tag auf der Inſel hin. Wo wäre aber auch eine Stelle auf Erden mehr für die Liebe und den Aufenthalt zweier liebenden Herzen geſchaffen, als Iſola bella? Gianetta hüpfte vor Wahlmann durch die ſchattigen Laubgänge, und die Orangen warfen ihre Blüthenblätter und die Oliven träuften ihre Narben auf ſie herab. Sie haſchte ihn, neckte ihn, warf ihn mit den goldenen Früchten und wollte ſich über ſeine Unbehülfigkeit in Erwiederung dieſer Scherze todt lachen; ſie ſang ihm die ſchönen Volkslieder vor, ſie ſetzte ſich mit ihm auf die Plattform des Gartens unter dem ehernen Reiter und nannte ihm alle Gegenden, Dörfer und Städte, die man von dort überſieht, oder erzählte ihm ſchauerliche Geſchichten von Schleichhändlern und ihren Kämpfen, oder Märchen und Sagen von der Familie der Borromeer, den Inſeln und dem See. Er aber horchte wie ein Kind auf die Amme und ſtarrte ihr in das von innerer Harmonie kündende, von Seligkeit ſtrahlende roſen- und lilienumblühte Geſicht, beobachtete jede Bewegung der friſchen Lippen, als müßte er ihr die duftigen Worte von dieſen Roſenbeeten, hinter welchen der Marmorzaun der Zähne glänzte, wegſchlürfen, oder er ſaß Stunden lang und ſah ihr in die engelfreundlichen Augen, und als wär' er verzaubert, konnt' er die ſeinigen nicht abwenden. Sie aber trieb nach wie vor ihren Scherz und ihre Neckereien mit ihm, und ging ſo unbefangen mit ihm um, als es Sitte und natürlicher Anſtand erlauben, ohne daß ſie ihm je etwas erlaubt hätte, was ſeine Hoffnungen zur Gewißheit ihres Beſitzes hätte erheben können. Schon hatte er drei Wochen lang die Waſſerfahrt nach Iſola bella und zurück zum Mauthhauſe gemacht, aber das Bild der Lieblichen hatte er immer ſchöner und lebhafter in ſeiner Bruſt mit herübergenommen und es tanzte beim Wachen wie beim Schlafen in allen ſeinen Träumen. Träg und langſam verfloß ihm der andere Tag und nur die Ungeduld, mit welcher er dem folgenden Morgen entgegen ſah, vermochte die Farbloſigkeit deſſelben einigermaßen zu beleben. — Schon rückte der entſcheidende Zeitpunkt heran, wo er Gianetten ſeine Liebe in aller Form geſtehen und ſie um die Wahl bitten durfte. Antonio war die ganze Zeit über nur dreimal auf der Inſel geweſen und zwar an Tagen, welche Wahlmann zu Hauſe hindüſtern mußte; er hatte ſich aber, wie der Kaſtellan verſicherte, nie lange aufgehalten und mit Gianetten nicht viel zu ſchaffen gemacht. Das war ſüße Muſik in Wahlmanns Ohren, und mehr als je voll ſeliger Hoffnungen drückte er ihr den Scheidekuß auf die ſchwellenden Lippen, als ſchon die Nacht See und Inſel und Ufer in tiefdunkele Gewebe geſponnen hatte, und ſprang in ſein leichtes Fahrzeug. Der Schiffer ſtieß ab, Wahlmann ſetzte ſich auf die Bank und ließ ſich in die ſchönſten Träume hinüber ſchaukeln, in denen er an Gianetta's, ſeines blühenden Weibes, Arm über die ſonnenbeglänzte ſpiegelglatte Fläche des Sees ſich von einem mit Bändern und Tüchern ausgeſchmückten Nachen tragen ließ. - Plötzlich rauſchte die Fluth zur Seiten und ein mit Männern reich beladenes Schiff ſtrich vorüber.

„Halt!“ riefen mehrere barſche Stimmen. „Ihr könnt Niemand anders ſein, als der Kapitän Wahlmann,“ donnerte eine einzige.

„Ich bin's,“ ſagte dieſer unerſchrocken, und griff nach ſeinem Säbel; aber in dieſem Augenblick wurde ſein Nachen mit Haken an das Schiff geriſſen und ſechs Männer ſtürzten über ihn her; andere drängten nach, packten, entwaffneten und hoben ihn ſeines Widerſtrebens ungeachtet in ihr Schiff, warfen ihn zu Boden und banden ihm Hände und Füße. „Endlich iſt's uns doch gelungen,“ ſagte einer der Schmuggler: — es war ein Theil der zerſprengten Bande Niccolo's — „wir ſind Euch ſchon vierzehn Tage lang alle Abende zu Gefallen gefahren, ſeit wir wußten, Ihr ſchlichet nach unſers Hauptmanns Tochter. Nun wir haben Euch noch zeitig genug erwiſcht.“ — „Rache! Rache! für unſern Führer, für unſere bravſten Brüder!“ brüllten zehn wilde rauhe Stimmen, und es klang ſchauerlich durch die Nacht über den See hin. Kein Stern leuchtete am Himmel und keiner in Wahlmann's Bruſt. Er ſah ſich in der Gewalt ſeiner erbittertſten Feinde, von denen er keine Gnade zu erwarten hatte. Daß er dieſen hinterliſtigen Ueberfall ſeinem Nebenbuhler Antonio zu verdanken habe, ging aus den rohen Ausbrüchen der Fruſtratori hervor; und es ſchmerzte den Offizier vorzüglich, ſich ſo bitter in dieſem Jüngling getäuſcht zu haben. „Wie wird Antonio jubeln!“ tönte es ihm ſtets in die Ohren; „kaum iſt er glücklich der Haft dieſes deutſchen Hundes entronnen, ſo fangen wir ihn ſelbſt.“ — Und er ſoll uns büßen für das Leben unſers Hauptmanns und der bravſten Jungen!“ riefen Andere, und

Wahlmann konnte aus dieſen und andern Reden abnehmen, welch ein Loos ihm bevorſtand. Wohl wiſſend, daß Steine eher zu erweichen ſein würden, als dieſe Geſellen zur Milde gegen ihn zu ſtimmen, ergab er ſich in ſein unvermeidliches Schickſal wie ein Mann, und ſchloß auf der trübſeligen Fahrt ſeine Rechnung mit dem Himmel ab. Der Schmerz, jetzt aus dem Leben ſcheiden zu müſſen, an deſſen ſchönſter Tempelhalle er eben auf Einlaß gewartet, führte ihm ſeine Verhältniſſe mit Adelheit noch einmal lebhaft vor die Seele. Er fühlte, wie innig er ſie geliebt, wie ihn nur ein unſeliger Stolz von ihr getrennt, ein Stolz, den er an ihr ſo ſehr getadelt, und den er, wie er nun wohl einſah, ſelbſt im höchſten Grade beſeſſen hatte. An der Grenze des Lebens ſieht das Auge ungetrübter. Der Gedanke, ſeiner Adelheit unrecht gethan zu haben, ergriff ihn ſo lebhaft, daß Thränen von ſeinen Wangen rollten, und ſein einziger Wunſch war, vor ſeinem Tode ihre Verzeihung noch erhalten zu können. Gianetta's Bild war durch dieſe ernſten Betrachtungen ſchier in ſeiner Seele erloſchen. Dazu fiel der Thau der Nacht feucht auf ihn; die ſtark angezogenen Bande ſchmerzten ihn; und die über ihren Fang ausgelaſſen luſtigen Geſellen verſchonten ihn mit keiner Mishandlung. Während die Flaſche in ihrem Kreiſe unaufhörlich umging, und ſie gemeine Lieder brüllten, ſchüttelten Fieberſchauer ihr Schlachtopfer. Der Morgen vertrieb die Nachtſchatten, und des Tages blaues Auge blickte helle Liebe auf die Erde. Die Rotte ſtieß an's Land. Der Offizier, der Fußbänder entledigt, wurde mit Hohn und Schlägen zum Gehen getrieben. „Es ſoll Dir vergehen, ehrliche Leute ferner zu verrathen, und als Spion unter uns herum zu ziehen. Hätteſt Du die

Gianetta nicht mit Deinen Blicken verzaubert, wir hätten Dich damals ſchon unſchädlich gemacht, als wir Dich in Centovalli fingen und in den Keller ſperrten, wir hätten unſern Hauptmann und den guten Fermo noch. Aber für Alles ſollſt Du uns büßen." Solche und ähnliche Reden mußte Wahlmann auf dem Wege hören, und mit der Ueberzeugung, daß jedes Wort von ſeiner Seite verloren ſei und ihm nur noch mehr Hohn zuziehen müſſe, ſchwieg er und ſtrafte die Elenden mit Verachtung. Sie ſchleppten ihn von einem Orte zum andern, um Antonio aufzuſuchen; überall lief das Volk zuſammen und ergötzte ſich an ſeinem Anblick, die Weiber ſchimpften ihn und ſpieen ihn an, die Buben warfen ihn mit Steinen. Alſo wurde der Arme drei Tage im Canton Teſſin herumgetrieben und mußte die härteſten Drangſale erdulden. In ſolchen Lagen wird der Menſch zur Selbſtkenntniß am geſchickteſten. Er iſt gleichſam aus ſich herausgetreten und betrachtet ſich objectiv; da werden alle Flecken klar, alle Mängel anſchaulich, alle begangenen Thorheiten erinnerlich, und die Sehnſucht erwacht, das Alles zu beſſern. Am vierten Tage kam die Bande nach Luvino am Treveſa, dem Wohnort vieler Schmuggler aus Nicolo's Haufen. Hier ſollte Antonio zu finden ſein, doch er war auch hier nicht. Man entſchloß ſich alſo, ohne Antonio Kriegsgericht über Wahlmann zu halten. Aus der Nachbarſchaft ſtrömte eine Menge Volks auf dieſe Nachricht zuſammen, und über dreihundert Schmuggler gaben ihre Stimmen über den Gefangenen ab. Nach dreitägigem Schmachten in einem elenden Gefängniſſe wurde Wahlmann hervorgezogen und auf eine Wieſe vor dem Ort geführt, um dort ſein Urtheil zu empfangen. Mit der Welt und ſich ſelbſt fertig, trat er vor ſeine unbarmherzigen Richter und hörte unerſchrocken, daß er noch an dieſem Tage erſchoſſen werden ſolle. „Ich habe Euch bis jetzt um nichts gebeten und all Euere Härte ohne Murren ertragen,“ ſagte er ruhig, „ich bitte auch jetzt nicht um mein Leben; es wär' eitel und Thorheit. Aber wie Ihr dem Sterbenden den Prieſter nicht verwehren könnt, ſo könnt Ihr ihm auch nicht die letzte Rückſprache mit denen, die ihm theuer waren, verſagen. Ich bitt' Euch, laßt mich nur noch zwei Briefe ſchreiben, deren Beſorgung Ihr mir geloben müßt. Ihr ſeid Chriſten wie ich, und ich bitt Euch in Chriſti und aller Heiligen Namen, ſchlagt es mir nicht ab.“

„Es ſei ihm gewährt!“ riefen hundert Stimmen, und er wurde in ein Haus gebracht, um dort nach ſeinem Willen zu thun. Er ſchrieb an Adelheit was ihm das Herz eingab, welches nur noch wenig Minuten zu ſchlagen glaubte; er bat ſie in den rührendſten Ausdrücken, ſeinem Schatten nicht zu zürnen; er nahm alle Schuld ihrer Trennung auf ſich. Der zweite Brief war an Gianetta. Er geſtand ihr ſeine Neigung und bat ſie, Antonio mit ihrer Hand zu beglücken. Ihm aber verzeihe er den treuloſen Verrath.

---

## 12.

## Aus finſtrer Nacht ſchnell in helles Licht.

Nach kurzer ernſter Einkehr in ſich, war Wahlmann zum Tode fertig; die Wache begleitete ihn nach dem Platz der Verſammlung zurück. Da ſcholl ihm ein wildes verworrenes Geſchrei entgegen und der Haufe wälzte ſich in ungeheurer Maſſe auf ihn zu. An der Spitze deſſelben aber flog ein Mann mehr als er ging, und näher gekommen, erkannte Wahlmann Antonio. Aber es war nicht der ſtolze, edle Jüngling, welcher außer Athem auf ihn zuſtürzte, ein von Furien verfolgter Mann, mit rollenden Augen, zornſchnaubender Naſe und ſchäumendem Mund, die ſchwarzen Locken im Geſicht verwirrt hängend, ſtellte ſich vor des Offiziers Augen. „Madonna ſei geprieſen, daß ich Euch noch lebend finde!“ rief er und ſchloß Wahlmann wild an die Bruſt. „Hätte ich Euch todt gefunden,“ fuhr er gemäßigter fort, „ich hätte ein fürchterliches Blutbad unter dieſen Leuten angerichtet, die ich meine Freunde nenne, und ich wär' Euch nachgeeilt in's Schattenreich, ſo wahr uns die Sonne beſcheint!“

„Wie,“ verſetzte Wahlmann verwundert, „Ihr habt mich nicht fangen laſſen von Eueren Genoſſen, Antonio?“

„Tod und Teufel!“ rief dieſer zähneknirſchend und ſein Antlitz ward zur Fratze. „Ich will die Buben mit meinem Eiſen durchbohren, die mir dieſen Streich geſpielt haben. Jetzt kommt mit mir, Kapitän!“ In ſtürmiſcher Eile riß er den Offizier mit ſich fort in den Kreis der Schleichhändler. Eine allgemeine Stille trat ein, ſobald er mit der Hand winkte. „Ihr habt mich hierher berufen, Kameraden, daß ich Euer Hauptmann ſei,“ ſagte der Jüngling ſtolz, „und ich nehme dieſen gefährlichen Poſten gern an, eben weil er gefährlich iſt, und ſeine gewiſſenhafte Verwaltung Klugheit, Muth und Tapferkeit erfordert. Aber ich werde jede Schurkerei ſtreng beſtrafen und Keiner von Euch iſt vor meiner Kugel ſicher, ſobald er mir und unſerm Bunde Schande macht. Wollt Ihr noch, daß ich Euer Hauptmann ſei?“

„Wir wollen's! Ja!“ tönte es verworren durch einander.

„Diejenigen, welche mich nicht zum Hauptmann wünſchen, mögen aus dem Kreis treten!“ — Kein Einziger trat hinaus. — „Wer ſind die von Euch, welche dieſen Mann hier auf dem Locarno-See gefangen nahmen? Sie ſollen hereintreten zu mir!“ — Eine Anzahl junger Männer kam aus der Menge hervor.

„Ihr ſeid Buben!“ redete ſie Antonio ſtrenge an, „daß Ihr einen wehrloſen Mann Nachts überfallt, um kleinliche Rache an ihm zu üben. Hätte er Euch bei der Einfuhr auf Tod und Leben angegriffen, ſo konntet Ihr ihn niederſchießen, und er wäre in ſeiner Pflicht geſtorben, wie Ihr ihn in der Euerigen getödtet hättet. Aber ihm auflauren, ihn haſchen und ſolche Schmach anthun, iſt mehr als niederträchtig von Euch. Solche Buben will ich nicht mehr unter meinem Haufen. Fort aus meinem Antlitz, eh die Spitze meines Dolchs nicht den Weg zu Euerem Herzen finde! — Und dieſer Mann iſt mein Freund!“ rief er zum großen Kreiſe ſich wendend; „er hat mir viel Gutes gethan und iſt unter meinen Schutz geſtellt. Nach unſern Geſetzen ſoll er alſo jedem heilig ſein. Drum wehe dem, welcher ihm ein Haar krümmt!“

Ein allgemeines dumpfes Murren begleitete ſeine Rede und als er ſchloß, brach es laut hervor. Da zuckte es wild in Antonio's Geſicht. Seine Augen brannten, dunkle Glut färbte ſein Geſicht, all' ſeine Mienen ſprachen unbändigen Zorn.

„Ha! was iſt das?“ rief er und ballte die Fäuſte drohend nach der Menge hin. „Bin ich Euer Hauptmann und Ihr wollt gegen mich murren? Was wollt Ihr von mir? Geht, gemeine Seelen! ich bin Euer Hauptmann nicht. Ich ſchäme mich, es einen Augenblick geweſen zu ſein. Nehmt einen Fermo aus Euerer Mitte; er paßt für Euch und Ihr für ihn. Was aber dieſen Mann betrifft, ſo geht der Weg zu ſeiner Bruſt erſt über meine Leiche. Kommt, Kapitän!“ Mit dieſen Worten riß er Wahlmann fort, der Kreis theilte ſich ehrerbietig und ſtand unſchlüſſig. Die eilten aber in den Ort. „Wir müſſen ſogleich nach Iſola bella,“ ſagte Antonio, „und dort ſoll Euch vergolten werden, was die Buben Euch angethan.“

„Ihr ſeid ein edler Menſch,“ verſetzte Wahlmann, „ich konnte einen Augenblick an Euch zweifeln, aber Ihr habt Euch treu bewährt.“

Antonio beſtellte Pferde. Als ſie im Begriff waren, dieſelben zu beſteigen, erſchien eine Geſandtſchaft der Verſammlung, um Antonio um Verzeihung zu bitten und um die Annahme der Hauptmannsſtelle dringend zu erſuchen. Antonio verkehrte heimlich mit ihnen und willigte endlich in ihr Geſuch. Nichts deſto weniger wurde die Reiſe ſogleich fortgeſetzt. Die Roſſe ſtoben und das Schiff, welches ſie aufnahm, ſchoß über den Waſſerſpiegel. Mit hochklopfendem Herzen ſtieg Wahlmann die wohlbekannte Treppe auf die Inſel hinauf. Er war ſeit jener Nacht, wo er hier Gianetten einen glühenden Kuß auf die Roſenlippen gedrückt, ein Anderer geworden; das fühlte er wohl. Aber wie wechſelvoll iſt doch des menſchlichen Herzens Treiben! Schon fing Wahlmann wieder zu wünſchen und hoffen an, Gianetta möchte ihn wählen. Mit liebender Haſt eilte er in des Kaſtellans Wohnung, die Liebliche trat ihm lächelnd entgegen. Sie reichte ihm die Hand, er überſtrömte ſie mit Küſſen, er erzählte ihr ſein grauſames Schickſal und ſie bedauerte ihn herzlich. Antonio ſaß zur Seite und hörte ruhig zu. Dann entfernte er ſich mit Gianetta, beide kamen nach einiger Zeit mit einer dicht verſchleierten Dame wieder herein, welche Antonio als eine Verwandte von Mailand vorſtellte. Man verneigte ſich gegenſeitig, die Dame ſprach kein Wort.

„Mein lieber Kapitän,“ begann endlich Antonio, „Ihr werdet wohl errathen haben, weshalb ich mit Euch ſo raſch nach der Inſel eilte. Die Zeit unſers Kontrakts iſt abgelaufen, es iſt daher an Euch, Gianetten das Nöthige zu eröffnen. Dann mag ſie entſcheiden. Laßt Euch durch die Gegenwart dieſer Dame nicht ſtören, ich habe ſie als Zeugin von meiner Seite zu dieſer Verhandlung gezogen. Ihr würdet wohl thun gleiche Vorſicht anzuwenden. Und da Euer Peter, welcher Eueretwegen in großer Noth geweſen iſt, ſich auch hier befindet, ſo könnt Ihr ihn als Eueren Zeugen beſtellen.“ Auf Antonio's Ruf trat Peter in's Zimmer. Aber der Menſch grüßte ſeinen Herrn nach ſolcher langen und ſchlimmen Trennung mit einem wunderlichen ſchelmiſchen Lächeln. Dies fiel Wahlmann auf, die andern ſonderbaren Umſtände ängſtigten ihn nicht weniger, und die Gegenwart der Dame war ihm vollends unausſtehlich. Aber Gianetta ſetzte ihm Daumenſchrauben an, indem ſie mit der einigemal wiederholten Frage in ihn drang: „Nun was habt Ihr mir denn Wichtiges und Schönes zu ſagen, mein werther Herr Kapitän?“ und dabei ihren niedlichen Mund jedesmal ſpöttiſch lächelnd verzog, ſo daß Wahlmann in die äußerſte Verlegenheit gerieth und endlich die ſchlechteſte Liebeserklärung von der Welt hervorſtotterte. Er ſprach von großer Liebe, von ewigem Glück in ihrem Beſitz, von Heirathen, wenn ſie ihn wählen würde, Alles durch einander und manches zwei- und dreimal. Seine Beklommenheit ſtieg, indem er kein Ende finden konnte, und Gianetta ihm nicht ins Wort fiel, und dabei ausſah, als wolle ſie jeden Augenblick losbrechen und ihn auslachen. Er fühlte ſelbſt, welche traurige Rolle er ſpiele, aber er ſah keinen Weg ſie zu verbeſſern und ſchwieg endlich kleinlaut.

„Ihr mich heirathen, mein Herr?“ lachte endlich Gianetta auf, als er fertig war. „Ihr wollt nur Euern Scherz mit mir treiben. Die Tochter eines Fruſtratore einen öſtreichiſchen Hauptmann, einen deutſchen Edelmann? Ihr treibt Scherz mit Euch ſelbſt. Aber man hört Euern Worten weder den Scherz noch den Ernſt an. Ihr ſeid mir gewogen. Ich glaub' es; denn ich bin Euch auch herzlich gut, ſo gut als ich nur immer einem Manne ſein kann, der nicht mein Geliebter iſt, den ich nicht heirathen will und kann. Aber da mir die Wahl freigeſtellt iſt, ſo wähle ich Antonio, meinen Geliebten, wie Ihr mir ſebſt in dieſem Euern Brief gerathen.“ Dabei zog ſie das Schreiben hervor, welches Wahlmann in Luvino an ſie gerichtet. Es war durch die Geſandtſchaft der Schmuggler an Antonio gekommen.

„Und das iſt Dein letztes Wort, Gianetta?“ fragte der Offizier mit einem an ihrer Heiterkeit ſcheiternden zärtlichen ſchwermüthigen Blick.

„Mein letztes über dieſe Sache. Ich werde dieſer Tage Antonio's Weib, und hätte ich nicht aus ſicherer Hand erfahren, daß Ihr eine ſchöne und Euerm Stande angemeſſene edle Geliebte hättet, ſo würde ich Euch zu meinem Cicisbeo gewählt haben. So werdet Ihr nun wohl thun, Euer Lieb auch zu freien, ich aber werde mir, da ich Euch, der Ihr mir nach meinem Antonio der theuerſte Mann auf Erden ſeid, nicht zum Cicisbeo haben kann, keinen andern nehmen.“

„Das hab ich an Dir verdient, gute Adelheit!“ rief Wahlmann ſeufzend aus. — „Allen Sündern ſei vergeben!“ ſagte eine ihm wohlbekannte ſchöne Stimme hinter ihm; aufs Aeußerſte überraſcht wandte er ſich ſchnell um, und den Schleier zurückgeſchlagen, ſtand Gräfin Adelheit hinter ihm, im höchſten Reiz ihrer anmuthigen Geſtalt, und breitete die Arme aus, und wie vom Lilienſtengel eines Engels berührt, jauchzte der Offizier auf, fiel der Geliebten an die Bruſt und ein langer Kuß vereinte ihre Geiſter. Solche Augenblicke haben keine Sprache und dulden keine Beſchreibung. Thränen erleichterten zuerſt Wahlmanns Bruſt. Sein erſtes Wort aber war: „Und Du vergibſt mir, Adelheit, nachdem Du meine Schwachheit mit angehört?“

„Ich weiß Alles,“ verſetzte ſie lächelnd, „und Dein Brief, welchen Du in der Stunde ſchriebſt, die Deiner Meinung nach die letzte Deines Lebens war, hat mich zum glücklichſten Weibe gemacht. Deine Neigung zu dieſem liebenswürdigen Kinde macht Dir keine Schande, und ich freue mich darüber; daß Du mich aber ſtets wahrhaft geliebt, weiß ich ja aus Deinem Briefe und von Peter.“

„Von Peter?“ fragte Wahlmann.

„Nun ja, ich will Dir nur geſtehen, daß meine Liebe zu Dir mich alle Rückſichten, ſelbſt nach jener leidenſchaftlichen Trennung, beſeitigen ließ. Ich beauftragte Petern mir ſo oft ihm möglich Nachrichten von Dir zu geben, und er hat ſein Wort treu gelöſt. Ich wußte durch ihn, daß ich in Deinem Herzen fortlebte; ich erfuhr von Deiner Leidenſchaft zu Gianetta, und mein Herz trieb mich endlich an, Deinem Starrſinn die Hand zur Verſöhnung zu bieten, ja Dir ſogar nachzugeben. Ich habe Wien aufgegeben und mich entſchloſſen mit Dir in Italien oder der Schweiz zu leben." Bei dieſen Worten zog ſie ein zuſammengefaltetes Papier aus dem Buſen und überreichte es ihm. Er ſah hinein und erblickte — ſeine Entlaſſung.

„Einzige!" rief er im Taumel des Entzückens aus. „Wie konnte ich mich je von Dir trennen!"

„Durch Petern von Deiner unglücklichen Stellung hier unterrichtet," fuhr die Gräfin fort, „ſo wie von Deinem Geſuch um Entlaſſung, wandte ich mich ſelbſt an die Behörde mit der Bitte, mir dieſelbe einzuhändigen. Ich wurde nach Mailand gewieſen. Antonio's Vater übergab mir ſie, er zog mich in ſein Haus, weil er ſich ſehr für Dich intereſſirt. Dort erfuhr ich all Deine Verhältniſſe noch näher als durch Peters unbehülfliche Briefe. In Briſago angekommen, vernahm ich Dein Schickſal und ließ mich auf dieſe Inſel überſetzen. Hier fand ich Petern und Gianetta Deinetwegen in der größten Angſt. Tags darauf kam Antonio. Er hatte kaum von Deinem Unfall gehört, als er zu Deiner Rettung davon eilte. Gottlob! ſie iſt ihm geglückt."

„Und ſo wären wir endlich vereint?" fragte der ſelige Wahlmann.

„Kein Hinderniß trennt uns mehr, ſo wenig wie dieſes Paar. Denn von dem krankhaften Verlangen nach Verkehr mit Geſpenſtern biſt Du durch dieſe beiden Geiſter hoffentlich für immer geheilt."

„Ich bins. Nur Dein Geiſt übt noch die alte Anziehungskraft auf mich aus."

Und Antonio ſchloß Gianetten, und Wahlmann Adelheit an die Bruſt.

# Stelldichein.

## 1.

# Ein moderner Ritter.

Der Badeort Waldbrunn war von der Reſidenz eine ſtarke Tagereiſe entfernt, deshalb pflegten Leute, denen Eile nicht Noth that, und die gern ihre Pferde ſchonen und ſich ſelbſt gütlich thun wollten, auf einem ehemaligen herzoglichen Jagdſchloſſe einzukehren, das ſeit einigen Jahren zu einem bequemen und vornehmen Gaſthofe eingerichtet war. Das Haus lag auf einer Anhöhe und gewährte aus ſeinen Fenſtern einen überraſchenden Anblick auf den ſchönſten Theil des Landes; ein wild romantiſcher Park in dem daran gelegenen Gehölze bot Freunden der grünen Waldnatur manchen Genuß. Es war daher kein Wunder, daß das ſogenannte Jagdhaus viel beſucht wurde, zumal in der Badezeit, da noch obendrein der Wirth ein ſchöner, freundlicher Mann, ehemals Büchſenſpanner des Herzogs, die Wirthin eine niedliche Brunette, eine alte Flamme des Fürſten, die Speiſen und Getränke gut und geſchmackvoll, die Bedienung flink, und die Rechnung nicht zu theuer war.

An einem ſchwülen Sommerabende hielten zwei Reiter vor dem Jagdhauſe; der Vordere ſteckte in einer abgetragenen Hauptmannsuniform der herzoglichen

Infanterie, der Andre in einem noch abgetragenern, ärmlichen, hie und da ausgebeſſerten Bedientenrocke; das Hauptmannsgeſicht war lang, bleich, eingefallen und einfältig, das Bedientengeſicht rund, munter und verſchmitzt. Das Ausſehen der Pferde war dem der Röcke gleich, traurige Geſtalten, denen nichts nöthiger ſchien, als einige Malter Hafer.

Gegen alle Gewohnheit der behenden Dienerſchaft des Hauſes erſchien kein grüngeſchürzter Kellner, dem angelangten Gaſte vom Pferde zu helfen, wie ſeine vornehmſtrengen und gebietenden Blicke zu erwarten ſchienen; und als er ſogar mit kreiſchender Stimme gerufen hatte: „He! Holla! Philipp! Andres! Kaſpar! Jungen, wo ſteckt Ihr!? Will denn kein Zipfel von den Sakramentsburſchen ſich ſehen laſſen? Daß die Kolik den Rackern in die Gedärme führe! Die Hunde!“ und noch immer Niemand erſchienen war, da wandte er ſich in einem gegen den vorigen ſehr abſtechenden, gutmüthigen, faſt bittenden Ton an ſeinen Hintermann und ſagte: „Johann, ſo wirſt Du mir wohl vom Pferde helfen. Sieh, es kommt keiner von den Schurken!“

„Wie Euere Gnaden befehlen,“ verſetzte der Reitknecht. „Hätten aber auch allein abſteigen können.“

„Das verſtehſt Du nicht, Johann. Wenn wir zu Hauſe ſind, Johann, ſo ſteig' ich allein ab, das weißt Du. Aber an einem andern Orte ſchickt ſich's nicht für mich, ſo wenig, als wenn ich ohne Sporn und Degen, den äußeren Abzeichen meines Standes, irgendwo anders als zu Hauſe auftreten wollte. Das hat die gnädige Frau Mama wohl mehr als hundertmal in Deinem Beiſein geſagt, Johann, und ich dächte, Du könnteſt es ſo gut gemerkt haben, wie ich. Aber nein! Wo denk' ich hin! Wo kein adlig Blut fließt, da waltet kein adliger Sinn. und wo kein adliger Sinn waltet, da kann kein adliges Gedächtniß ſein, folglich kannſt Du auch von den weiſen Lehren der gnädigen Frau Mama nichts behalten haben. Ja, Du kannſt dergleichen nicht einmal faſſen und verdauen."

„Ich könnt's nicht verdauen?" rief der Diener, der von der ganzen Rede nichts als das letzte Wort vernommen zu haben ſchien; denn er hatte ſich während derſelben behaglich von ſeinem dürren Pferde begeben, daſſelbe mitleidig auf die hervorſtehenden Hüften geklopft, hatte dann dem ſprechenden Herrn die Hand und den Bügel gehalten, damit derſelbe ſich mit möglichſt vornehmen Anſtande aus dem unſchimmern Sattel heben konnte. Jetzt aber erwachte Johanns Aufmerkſamkeit, und als er jene Frage mit Erſtaunen in ſeinen Zügen gethan, ſetzte er trotzig hinzu: „Nehmen's Euere Gnaden nicht übel, ich kann alles Eßbare verdauen, und auf die Gefahr hin hätten wir heute Mittag die Mahlzeit nicht auszuſetzen brauchen. Ich falle faſt um vor Hunger und unſern armen Gäulen geht's nicht beſſer. Wir werden uns das liebe Vieh ruiniren und daran ſind Ew. Gnaden allein Schuld. Was haben wir denn auf dem verwetterten Jagdhauſe zu thun, wo's uns nie wohlergangen iſt? Warum ſind wir nicht heute wieder nach Hauſe geritten, da braucht' ich doch wenigſtens keinen Hunger zu leiden?" Johanns Geſicht nahm einen wehmüthigen Ausdruck an, und ſeine Stimme gegen das Ende einen weinerlichen Ton.

„Hunger! Hunger! Immer nichts als ſolch gemeines Treiben! Kannſt Du Dich denn auch nicht einmal auf die Höhe meines Standpunkts verſetzen, von wo aus man auf ſolche Bagatelle mit lächelnder

Verachtung ſieht? Aber wohin denk' ich ſchon wieder! Nur ein altadliger Geiſt ſteht ſchon von ſelbſt auf dieſer Höhe, wohin ſich eine gemeine Bauernnatur, wie die Deinige, ſelbſt durch die größte Anſtrengung nicht zu ſchwingen vermag. Nun ich werde Dein niederes Gelüſten zu befriedigen ſuchen."

Johann faßte die Pferde bei den Zäumen, um ſie ſelbſt nach dem Ställe zu führen, da kein Hausknecht ſich zeigte, ſie ihm abzunehmen. Der Hauptmann ſtand einen Augenblick ſtill wie in Nachdenken verſunken, dann ſchritt er dem Reitknecht eilig nach, und ſagte mit einer gewiſſen Haſt: „Johann, wie ſtark iſt unſre Kaſſe?"

„Unſre Kaſſe?" fragte der Diener erſtaunt. „Was belieben Euere Gnaden damit zu meinen?"

„Uebergab Dir die gnädige Frau Mama nicht geſtern, als wir von Hauſe wegritten, einen vollen Beutel mit fünfundzwanzig Gulden Silbermünze, damit ich mich nicht ſelbſt mit dem elenden Gelde tragen ſollte, was kein vornehmer Adliger thut? Wie viel haſt Du noch von jener Summe?"

„Ich bitt' Euere Gnaden gehorſamſt ſich in Dero hochadliges Gedächtniß zurückzurufen, daß ich Ihnen geſtern Abend den ganzen Beutel habe einhändigen müſſen, als Sie auf den Badeball gingen. Für ſolche Dinge iſt mein Bauerngedächtniß vortrefflich."

„Und haſt Du von jenem Gelde gar nichts zurückbehalten?"

„Sie forderten das Ganze, und ſo durft' ich's nicht verweigern. Sie werden alſo das, was Sie nicht ausgegeben haben, noch bei ſich haben."

„Verfluchter Streich! Mein liebes Hänſel, ich habe gar nichts bei mir. Haſt Du nichts von Deinem erſparten Lohn zu Dir geſteckt, Hänſel? Bitte,

bitte, borg's mir. Ich will Dir's bald wieder erſtatten!"

„Von meinem erſparten Lohn? Bringen mich Euere Gnaden nicht zum Lachen! Glauben Sie, daß ich mir in Ihrem Dienſte einen Kreuzer ſparen kann? Das wäre Hexerei; denn ich habe noch keinen Kreuzer Lohn geſehen."

„Hat Dir die gnädige Mama Deinen Lohn noch nicht ausgezahlt? Das iſt ganz unrecht von ihr. Nun warte, gutes Hänſel, Du ſollſt das Deinige mit doppelten Zinſen haben. Ich werde mit ihr ſprechen. Warum aber haſt Du Dich mir nicht früher entdeckt?"

„Hab' ich's Ihnen nicht zweimal geſagt, und drohten Sie mir nicht, mich mit der Hetzpeitſche zu prügeln, wenn ich wieder meine Bauernunverſchämtheit laut werden ließe? O mein Bauerngedächtniß iſt für dergleichen Dinge ſehr gut."

„Hab' ich das gethan, beſtes Hänſel? Sieh, ich weiß nichts mehr davon, und es iſt in der Uebereilung geſchehen. Du ſollſt Dein Geld haben. Aber haſt Du denn gar nichts bei Dir? Einen halben Gulden nur? Gewiß, gewiß, Hänſel, ich weiß, Du reiteſt nie ohne Geld aus. Gieb her! für einen halben Gulden will ich Dir, wenn wir wieder zu Hauſe ſind, fünf Gulden geben. Bedenk' Deinen Vortheil, Hänſel, und gib."

„Aber, mein Himmel! wohin ſind denn die ſchönen fünfundzwanzig Gulden gerathen? Euere Gnaden ſehen, ich bin ganz troſtlos."

„Es iſt eine dumme Geſchichte, Hänſel, und ich wollt' es Dir eigentlich gar nicht erzählen; denn ich weiß es ſchon, Du biſt ein Waſchweib und ſagſt der gnädigen Frau Mama Alles wieder."

„Ew. Gnaden können mir's glauben; ich will der gnädigen Frau Mama nichts verrathen.“

„Nun ſieh, auf dem Balle war ein allerliebſtes Mädchen, ſo ſchön, wie keine von allen Damen, die in unſerm Ahnenſaale abconterfeit ſind, und das will viel heißen, Johann! Jene Damen ſind alle adlig und Frauen der berühmten Herrn von Schmalgau, meiner erlauchten Vorfahren, geweſen, und jenes hübſche ſchwarzäugige Schelmchen iſt bürgerlich. Es gibt mir allemal ein Stich durchs Herz, wenn ich dran denke, daß Lalage bürgerlich iſt.“

„Lalage heißt die Mamſell?“ ſagte Johann. „Der Name klingt verflucht lächerlich.“

„Ja Lalage iſt ein lachender Schelm. Weißt Du aber, was noch lachender iſt als ihr ſchönes Geſichtchen? Fünfzig Tauſend Gulden baares Geld, welches ſie ihrem künftigen Eheherrn mit in die Wirthſchaft bringt. Sie iſt nämlich das einzige Töchterlein des Rektors Simius in der Reſidenz. Der Mann hat ein ſehr einträgliches Amt und ſich zu ſeinem ererbten Vermögen noch ein artiges Sümmchen hinzugeſpart. Lalage iſt ein herrlicher Biſſen; wenn's nur ein adliger wäre!“

„Ach daß mich Eure Gnaden ſchon wieder an Biſſen erinnern müſſen! Wenn mir die Zähne nicht ausfallen ſollen, ſo müſſen ſie bald etwas zu beißen bekommen.“

„Stör' mich nicht mit Deinem elenden Geſchwätz, kleine Seele! Unabwendbare Schickſale weiß ein adelig Herz mit Größe zu ertragen. Vermöcht' ich die irdiſchen Dinge nicht von dieſer Seite mit erhabner Reſignation zu betrachten, ſo würd' ich es wahrlich nicht über mich gewinnen können, die bürgerliche Lalage zu heirathen.“

„Heirathen! Hab' ich recht gehört? Eure Gnaden wollten die bürgerliche — —“

„Ha ſieh! was ich ſage; eine kleine Seele haſt Du, die ſich nicht zur richtigen Würdigung des ungeheuren Opfers emporſchwingen kann, welches ich der Welt zu bringen im Stande bin. Es gab unter den Schmalgauen viel große Männer, aber ohne einen Schein von Ruhmredigkeit kann ich von mir ſagen, daß ich der größte des ganzen Stammes bin. Ich habe in dieſer Nacht einen ſchweren Kampf gekämpft, aber ich bin als glorreicher Sieger daraus hervorgegangen. Mich ſelbſt hab' ich bezwungen; ich will mich dem Wohl der Menſchheit aufopfern; ich will Lalagen heirathen.“

„Aber was wird die gnädige Frau Mama dazu ſagen.“

„Dafür laß mich ſorgen. Die Mutter wird ihres großen Sohnes würdig handeln. Als die gute Gnädige Dir, meinem Chatullier, geſtern die fünf und zwanzig Gulden eingehändigt hatte, ſagte ſie zu mir: Erhabener Cäſar, würdiger Sproß der Edlen von Schmalgau, es iſt das Letzte, was ich Dir geben kann; ziehe damit aus, wie Deine ruhmbedeckten Vorfahren, Dein Glück zu erjagen. Benutze dieſes Letzte, um Dir eine reiche Frau damit zu gewinnen. Von einer adlichen Frau aber ſagte ſie nichts. Darum glaub' mir, die funfzig Tauſend Gulden werden einen guten Klang in ihren Ohren haben. Und bald, ſehr bald muß die fatale Geſchichte abgemacht werden; dazu bin ich feſt entſchloſſen. Iſt erſt Verlobung geweſen, dann wird die gnädige Frau Mama nichts gegen die Hochzeit haben. Laß mich nur machen. Du weißt ja, ich habe ſie in meiner Gewalt. Wenn ſie ihren Conſens nicht geben will, ſo ſag' ich, ich erſchieße mich; dann thut ſie's gewiß.“

„Alſo deshalb ſind wir heute nicht wieder nach Hauſe, ſondern nach der Reſidenz zu geritten? Deshalb haben Euere Gnaden heute das Mittagseſſen vergeſſen und immer ſo vor ſich hin mit ſich ſelbſt geſprochen, daß es mir ein paar mal recht graulich vorkam. Nun wird mir Alles klar.“

„Ja freilich, Hänſel; das iſt die ganze Geſchichte, die mir im Kragen liegt,“ rief der Hauptmann ſchmunzelnd. „Ich hab' mir heute die Reden ausſtudirt, die ich an das Mädel und den kleinen Rector halten will. Ja wenn ich ihn nicht kennte, den alten Fuchs! Eh mich des höchſtſeligen Herrn Herzogs Durchlaucht zu Höchſtdero Pagen zu ernennen geruhte, beliebten höchſtdieſelben mich erſt in die Claſſis Tertia auf der hohen Schule in der Reſidenz ſtecken zu laſſen, weil höchſtdieſelben allergnädigſt äußerten, ich ſei gar entſetzlich dumm und müſſe erſt etwas lernen. Damals gerieth ich unter das Schulſcepter des Rektor Simius. Ich ſage Dir, der verwetterte Kerl hatte gar keinen Reſpekt vor meinem Adel und prügelte mir die lateiniſchen Deklinationen in den Kopf, und wenn ich etwas dagegen haben wollte, ſagte er jedesmal, es geſchehe auf Allerhöchſten Befehl Seiner hochfürſtlichen Durchlaucht. Da mußt' ich freilich ſchweigen und die Segel einziehen. Daher hab' ich ja auch meine lateiniſche Suade, Hänſel, womit ich überall imponire. O du blauer grundgütiger Himmel! damals war die Lalage ein Kind von fünf bis ſechs Jahren, kam oft in die Schule zum Vater gelaufen. Wenn ich da hätte denken ſollen, daß ſie noch meine Frau würde!“

„Ew. Gnaden haben ſie ja aber noch nicht.“

„Was? nicht haben? Das iſt ſo gut als abgemacht. Das lateiniſche Männlein wird ſchön aufhorchen, wenn ich einiges von der Ehre fallen laſſe, die ich ſeinem

Hauſe anzuthun entſchloſſen bin. Sein Benehmen gegen mich wird ein ganz anderes ſein, als vor funfzehn Jahren, wo ich in Tertia ſaß. Alle Wetter! wird das ein Gaudium geben, wenn Cäſar Alexander von Schmalgau ſeinen Wunſch zu erkennen gibt, des Rektors Simius Schwiegerſohn zu werden! O ich freue mich wie ein Kind auf den Schmaus, den er mir zu Ehren morgen geben wird!"

„Weiß der Himmel! ich auch. Wenn er nur heut Abend ſchon wäre!"

„Narr! heut Abend will ich ja die Sache erſt mit der ſchönen Lalage ins Reine bringen. Wir ſind uns geſtern auf dem Balle ſchon ziemlich nahe gekommen, aber der Drang der Menſchen um uns war zu groß und die Tante ſaß ihr ſtets auf dem Dache, ſo daß wir nicht genug mit einander plaudern konnten. Auch waren immer ein Paar unausſtehliche Studenten um Lalage herum, zogen ſie zum Tanz auf, beläſtigten ſie mit albernem Geſchwätz und hielten das gute Mädchen ab, ſich zu mir zu wenden und mir Gehör zu ſchenken, wie ſie gar zu gern gethan hätte, ſo daß das liebe Kind faſt vor Ungeduld ſtarb. Aber ſo viel konnte ſie mir doch mit ihrem Silberſtimmchen zuflüſtern, daß ſie heute abreiſe. Und dieſer Wink war mir genug. Der Geiſt eines Schmalgau bedarf nicht mehr, um volles Licht über das ganze Verhältniß zu haben. Dieſen Morgen ſteckt' ich mich hinter ihren Kutſcher und erfuhr, daß ſie heute Nacht hier auf dem Jagdhauſe bleiben würden. Sieh, Hänſel, deshalb ſind wir hierher gekommen. Verliebt bin ich vom Kopfwirbel bis zur Fußzehe, wie nur ein Edelmann verliebt ſein kann und darf; dieſen Abend erobere ich Lalage's Herz in Sturm; morgen reiſen mir mit zum Vater und eh die Sonne untergeht, wie jetzt, iſt die Sache abgethan.“

„Schnell geht's, Ew. Gnaden; das ſeh' ich ein. Aber wie Ew. Gnaden das Geld los geworden ſind, das ſeh' ich nicht ein.“

„Ja das hatt' ich auch vergeſſen, Dir zu ſagen. Sieh, Hänſel, der Böſe hat mich geblendet. Die beiden Studenten nämlich, von denen ich Dir vorhin ſchon ſagte, gingen auch zum Pharao-Tiſche; ich war froh, daß ſie mir das Feld räumten, und unterhielt mich nun eifrigſt mit der ſchönen Lalage, wobei ich nicht unterließ, ihr zu ſagen, wie groß und wunderſchön ſie geworden ſei, ſeit ich ſie nicht wieder geſehen, welches nun ſechs Jahre ſind, gerade ſo lange, als ich meinen Abſchied nahm. Es war mir gleich ganz warm ums Herz geworden, als ich ſie im Saale erblickt hatte und mir alle ſchönen Erinnerungen an ihr Vermögen und die liebe Jugendzeit ins Gedächtniß gekommen waren. Nur war ich über meine Gefühle geſtern Abend noch nicht ſo klar, wie ich es heute bin. Eben ſprach ich denn auch von meiner Schul- und ihrer Kinderzeit, als die läſtigen Studenten zu meinem Schrecken zurückkehrten, freudigen Geſichts und die Hände voll Goldſtücke, die ſie eben im Spiele gewonnen hatten. Hätteſt Du ihre vergnügten Geſichter geſehen, ich wollte die fünf und zwanzig Gulden noch einmal daran ſetzen, Du wäreſt auch zum grünen Tiſche hingegangen, um Dein Glück zu verſuchen. Als ich nun vollends ſah, wie Lalage ſich von mir abwendete, um mit zuckerſüßen Wörtchen den verlaufenen Burſchen zu gratuliren, da ſchoß mir das Blättchen. Ich rannte zum Tiſche und ſetzte zehn Gulden auf eine Karte. Aber denke Dir meinen Schrecken, Hänſel, als ich ſie verlor. Nun gereute mich's, daß ich ſo dumm geweſen war, mich ärgerte der Verluſt und ich gedachte meine zehn Gulden wieder zu gewinnen, und dann dem neidiſchen Glück, welches ſeine Gaben nur an Unwürdige verſchleudert, den Rücken zu kehren. Feſt überzeugt, daß ich zum zweitenmal gewinnen müſſe, ſetzte ich noch einmal zehn Gulden, aber es war ein furchtbarer Moment, als der Mann mit dem Geldhaufen vor ſich ſeine Krücke darnach ausſtreckte. Unwillkührlich machte ich auch lange Finger nach meinen ſchönen Silberſtücken, aber der abſcheuliche Menſch ſah mich durch ſeine Brille ſo wunderlich an, ſchlug mich mit der Krücke auf die ausgeſtreckten Finger und zog das Geld ein. Ich hatte nur noch einen Gulden in der Taſche; denn einen hatten wir auf dem Herritt verzehrt, wie Du wohl weißt, und zwei mußte ich geſtern gleich für Koſt und Logis im Gaſthof bezahlen, ſonſt hätten ſie uns dort gar nicht aufgenommen, einen Gulden koſtete das Entrée in den Ballſaal, da haſt Du die Rechnung, Hänſel. Die Menſchen um den Tiſch lachten, und ich ging mit Wuth und Groll im Herzen davon. Gut war's, daß Lalage nichts von der verwetterten Geſchichte gemerkt; ſie ſprach angelegentlich mit den Studenten, obgleich die Frau Tante immer dazwiſchen fuhr. Auf dem Ball konnt' ich meinen verlornen Muth nicht wieder finden, das merkt' ich bald — ach! auch adlige Herzen haben Stunden, wo ſie dem Drange des Schickſals erliegen und ihnen was Menſchliches begegnet, aber Gottlob! es ſind auch nur Stunden. Ich ging in mein Logis, ich ſuchte mein Lager und fand meinen großen Geiſt darauf wieder. Was mir erſt nur als ein kleiner Stern geleuchtet, ging mir nun als eine glänzende Sonne auf. Ich fand mehr als meine Größe, ich übertraf mich ſelbſt, denn ich gewann den Entſchluß, Lalage zu heirathen. Dieſen Morgen ließ ich's mir bei ihrem Kutſcher einen halben Gulden koſten und einen halben Gulden nahm mir der Stallknecht ab, und ſo iſt's gekommen, daß ich keinen Kreuzer mehr habe. Aber dafür wird ſchon noch was extra in Deiner Taſche ſitzen, Johann; greife nur einmal hinein und ſuche."

„Ich hab' gar nichts, was ich Ew. Gnaden geben könnte," verſetzte Johann trocken; „jetzt muß jeder ſelbſt ſehen, wie er durchkommt; ich bin ja immer noch ſchlimmer dran, als Ew. Gnaden, denn ich muß ja auch für die beiden armen Gäule ſorgen."

„Hänſel, morgen Abend bin ich ein reicher Mann. Hundert Gulden ſollſt Du haben, wenn Du mir jetzt fünf gibſt. Morgen hat alles Leid ein End. Sieh, der Wirth drinne, der Beltig, borgt nicht gern. Ich weiß. Er iſt ein gemeiner Hundsfott."

„Und wenn mir Euere Gnaden die Seele aus dem Leibe ſchnitten, ich könnte keinen Kreuzer geben. Aus dem Mahlkaſten fällt im Leben kein Mehl, wenn man nicht erſt Frucht oben aufſchüttet." Damit wandte ſich der Reitknecht gleichgültig und zog die ermüdeten hungrigen Pferde nach, um ſie nach dem Stalle zu bringen, während ſein Herr mit unſichern Schritten der Thüre des gaſtlichen Jagdhauſes nahte.

Vor der Stallthür fand Johann den Hausknecht, welcher mit kurzen Worten erklärte, ſein Herr, der Wirth Beltig, habe befohlen, die Pferde des Herrn von Schmalgau gar nicht in den Stall zu laſſen, weil derſelbe doch nicht bezahle, ſchon große Rechnungen von ſonſt ſchuldig ſei und ſich überdies noch ſehr unartig betragen habe.

Johann erwiederte auf die bündige Rede ſeines

Freundes, des Hausknechtes, kein Wörtchen, ſondern kratzte ſich hinter den Ohren, zäumte ſchweigend die Pferde ab und jagte ſie in den an das Jagdhaus ſtoßenden Wald, wo ſie gierig über das ſpärliche Gras herfielen, um ihren Hunger zu ſtillen. Er ſelbſt wiſperte dem lachenden Hausknecht einiges ins Ohr, worauf dieſer freundlich nickte und ſich beide ins Haus entfernten.

## 2.

## In Ausſicht geſtellte Gänſeleberpaſtete.

Des Hauptmanns von Schmalgau heldenmüthiges Streben ging zunächſt auf dasjenige Gaſtzimmer des Jagdhauſes, in welchem nur Leute vornehmen Standes abzutreten pflegten. Wie hätte ſich auch dieſer ahnenreiche in allen ritterlichen Tugenden ausgezeichnete Edelmann entſchließen können, ſich durch den Eintritt in das allgemeine Gaſtzimmer, wo der Plebs bei dem neuen trüben Wein ſaß, etwas zu vergeben? Das Zimmer war leer, aus der auf der Hausflur gegenüber gelegenen Stube erſchollen luſtige Stimmen durcheinander. Schmalgau warf ſich mit ariſtokratiſcher Nachläſſigkeit in das Sopha und ſpielte mit der Reitgerte; doch bald erinnerte ihn ein nicht länger zu unterdrückendes Gefühl, daß die Natur hartnäckig auf ihrem Rechte beſtehe und der adlige Magen nicht dem Fluge des adligen Geiſtes zu folgen vermöge. Der Hauptmann entblößte ſonach ſeine rechte Hand von dem etwas unſchimmer gewordenen wildledernen Reiterhandſchuh, ſtrich ſich Schnauz- und Backenbart wie eine Bürſte in die Höhe, und erhob ſich, um vor dem Spiegel des Zimmers das Haar zu ordnen und ſein Geſicht in martialiſche Falten zu legen. Sobald er damit glücklich zu Stande gekommen war, fuhr er mit der bloſen Hand in die rechte Weſtentaſche und zog einen ungeheuern mit Goldzindel überſponnenen Zahnſtocher hervor, an deſſen äußerſtem Ende eine Troddel hing, im Verhältniß zum Inſtrumente ſelbſt von ziemlicher Größe, um die augenfällige Geſtalt deſſelben noch augenfälliger zu machen. Die Reitgerte mit der linken Hand ſchwingend, mit der rechten ſich des prunkvollen Zahnſtochers bedienend, nicht anders als habe er vor kurzem erſt einen zähen Faſan geſpeiſt, ſchritt der Hauptmann mit gewichtigen Schritten durch das Zimmer, ſo daß ſeine großen Sporen einen ungemeinen Lärm anrichteten. Als er ſich ſo in gehörige Poſitur geſetzt, riß er die Thüre des Zimmers weit auf und rief mit der vollen Kraft ſeines ausgeſchrienen Bierbaſſes: „Kellner! Daß Euch das Donnerwetter neun und neunzig Klaftern tief in den Erdboden hinein ſchlüge! Wißt Ihr nicht, daß der Hauptmann von Schmalgau Euerem Hauſe die Ehre angethan hat, darin einzukehren?“ Als auf dieſes Pelotonfeuer noch keine Bewegung des Feindes ſichtbar wurde, reſolvirte ſich der Hauptmann, als ein entſchloſſener Krieger, grobes Geſchütz anfahren zu laſſen. Schon bemerkte er mit einigem Vergnügen, daß der Tumult in der Wirthsſtube drüben verſtummt und man demnach auf die zweite Salve geſpannt ſei. Er ließ alſo nicht lange auf das Abbrennen derſelben warten. „Ihr Hunde, wenn Ihr nicht gleich kommt, ſo ſchlag' ich alle Fenſter ein, und werfe Tiſche und

Stühle auf die Straße hinab. Ihr müßt mir den ſchuldigen Reſpect erweiſen, oder ich hack' Euch mit meinem Säbel die Köpfe ein. Ich bin eben in meiner kriegeriſchen Stimmung!" Dieſe gebrüllte Drohung hatte die Wirkung, daß ein kleiner ſchüchterner Kellner auf der Hausflur erſchien.

„Spute Dich, Burſche, oder ich fuchtele Dich mit der Klinge, daß Dir die Hoſen platzen ſollen!" rief der Hauptmann und griff zum Zahnſtocher, um ſich das Zahnfleiſch blutig zu kitzeln.

„Was befehlen Euere Gnaden?" fragte das erſchrockene Bürſchlein, im Zimmer angelangt.

„Nun ſo laß ich mir's doch gefallen," ſchmunzelte Schmalgau. „Ihr Bärenhäuter, habt mich ja ordentlich in meinen Hauptmannsfuror gebracht. Ja, was ich befehle? Was ich befehle, haſt Du mich gefragt? Nun ſieh, ich ſpeiſte zwar um vier Uhr erſt beim Grafen in Wildenbach einen köſtlichen Friſchling nebſt der delikaten Keule eines Rehbocks, aber der Ritt hat mir wieder einigen Appetit zu Wege gebracht. Was kannſt Du mir ſerviren?"

„Befehlen nur Euere Gnaden. Der Speiſevorrath iſt jetzt bei der häufigen Einkehr der reiſenden Badegäſte groß. Darf ich ein Stück gefüllte Kalbsbruſt, oder einen geſpickten Kalbsſchlägel bringen, nebſt Schneckenſalat?"

„Wie geſagt, ich habe mir heute mit dergleichen den Magen ſchon überladen. Etwas Feineres, mehr für den Appetit als den Hunger Berechnetes."

„Befehlen Euere Gnaden ein feines Ragout von Kalbsherzen und Lungen, geſpicktes und gefülltes Kalbsherz?"

„Bleib mir mit Euerm Kalbe vom Leibe! Ich mag und kann einmal ſolch gemeine Speiſen, wie das

Kalbfleiſch iſt, nicht vertragen. Etwas Andres ſag' ich, Beſſeres!"

„Ein Paar junge Tauben in einer Speckſauce?"

„Klein Geflügel iſt nie nach meinem Geſchmack."

„Gänſeleber mit einer Trüffelſauce? ſie war für des Herzogs Durchlaucht bereitet, welcher heute hier zu ſpeiſen geruhte, die Gänſeleber aber unberührt ſtehen ließ."

„Für die Durchlaucht bereitet? Ja Burſche, die muß ich haben. Flink! bring ſie her; ich verſpüre ſtarken Appetit danach." Der Kellner verſchwand. „O es iſt ein großer Gedanke," fuhr der Hauptmann begeiſtert fort, „eine Gänſeleber zu verzehren, die für einen Fürſten beſtimmt war. Ich ſchätze mich glücklich, hierher gekommen zu ſein; und hab' ich erſt die Leber mit der Trüffelſauce im Leibe, betreib' ich meine Eheſtandsangelegenheiten bei Lalage mit doppeltem Feuer und angewachſener Energie." Nun ſchob er den geſchmückten Zahnſtocher wieder in die Weſtentaſche, zog auch den andern Handſchuh aus, ſetzte einen Tiſch vor das Sopha und machte ſichs auf demſelben, in Erwartung der höchſt angenehmen Dinge, die da kommen ſollten, ſo bequem als möglich. Der Tiſch, des Hauptmanns Hände, Kinnbacken und Magen waren bereits ſo eingerichtet, daß ſie die ſchmackhaften Gerichte auf ſich und in ſich aufnehmen konnten. Statt des furchtſamen Kellners mit der ſüßen heißerſehnten Laſt erſchien aber Herr Veltig, der Wirth, ohne eine ſolche. Schmalgau's Geſicht wurde noch um einige Linien länger und fuhr in dieſem ſonderbaren Wachsthum während der Rede des Wirthes fort. Denn barſch und unfreundlich ſprach dieſer: „Herr von Schmalgau, nachdem ich mir vor drei Monaten bereits die Ehre Ihres Beſuchs ernſtlich verbeten hatte, hoffte ich, Sie nie wieder hier zu ſehen. Meine Hoffnung hat mich ſehr bald betrogen. Sie kennen die nicht unbedeutende Summe, welche Sie mir ſchuldig ſind; ich mache mir eine Ehre daraus, Ihnen dieſelbe zu ſchenken, aber Sie auch zu erſuchen, dies Haus ſogleich zu verlaſſen und von mir keinen Biſſen Brot, geſchweige eine Gänſeleber zu erwarten. Ich habe Sie lange genug umſonſt gefüttert und mich dafür ſchnöde und grob behandeln laſſen. Meine Geduld hat ein Ende, Herr von Schmalgau."

„Ich bin herzoglicher Hauptmann außer Dienſt," erinnerte der Edelmann mit ſtolzer Selbſtſchätzung, in die er ſich mühſam gearbeitet hatte; denn ſeine wahre Seelenſtimmung war eine tiefe Wehmuth über die verloren gegangene Leber.

„Nun ja doch, mit Vergnügen, Herr Hauptmann, meinetwegen Herr Major von Schmalgau. Gehen Sie nur; es dämmert bereits und das Jagdhaus hat keine Schlafſtätte für Sie."

„Du haſt doch ein gutes Herz, Veltig," ſprach der Hauptmann jetzt weich und ſanft mit verklärtem Antlitz, „denn Du haſt mir meine Titel und Würden gegeben. Ich weiß ja, Du zeigteſt Dich mir immer als ein guter Bube, als Du des Höchſtſeligen Herrn Herzogs Durchlaucht Laufburſch warſt und ich eine Pagenſtelle an Höchſtdero Hofe bekleidete. Ich habe Dich ſtets lieb gehabt und den Andern vorgezogen, Dir auch manche Gefälligkeit erwieſen, von der ich wollte, Du hätteſt ſie nicht ſo bald vergeſſen."

Der Wirth ſchlug eine laute Lache auf und erwiederte: „Sie ſind ſehr ſpaßhaft, Herr Hauptmann, da Sie heute Tritte, Püffe, Ohrfeigen, Stockſchläge und Schimpfworte aller Art mir als Liebesäußerungen und Gefälligkeiten einſchwärzen wollen. Doch ich kann mich nicht allein dieſer Zärtlichkeiten von Ihnen rühmen, wo wäre eine bürgerliche Beſtie am Hofe geweſen und ſollte es der unterſte Stallknecht geweſen ſein, die Sie nicht mit Ihrer handgreiflichen Neigung beglückt hätten; und war's denn nicht auch eine ſolche Liebeserweiſung gegen einen Soldaten der Compagnie, deren Seconde-Lieutenant Sie waren, welche Ihnen einen ſo ehrenvollen Abſchied verſchaffte? Sie hatten die edle Menſchenfreundlichkeit gegen Ihre Untergebenen aus dem Hofdienſt mit in den Militärdienſt hinüber genommen."

„Peſt und Hagelſchlag!" fuhr der Hauptmann bitterböſe auf und raſſelte an der Scheide ſeines Sarras. „Das unterſteh' Dich nicht noch einmal zu ſagen, verfluchter Kneipier, ſonſt — "

„Verlaſſen Sie das Jagdhaus. Das iſt's ja eben, was ich wünſche."

„Und ich werde Dir nun zum Aerger dableiben," ſagte Schmalzau trotzig. „Du kannſt mich nicht hinausgehen heißen; denn dies Haus gehört ja unſerm Durchlauchtigſten Herzog, meinem allergnädigſten Gebieter und Herrn."

„Sie haben Recht. Ich werde Sie auch gar nicht zu vertreiben ſuchen. Sehen Sie zu, wie die übrigen Gäſte, welche heut' Abend noch eintreffen werden, ſpeiſen und dann zu Bette gehen. Den Duft der Gerichte ſollen ſie umſonſt haben, weiter nichts, eine Schlafſtelle auf Stroh in der Hausflur dazu. Weiter nichts. Baſta!"

Damit ging der ungefällige hartherzige Wirth, welcher von allen Leuten, die ihn kannten, gerade als das Gegentheil deſſen geprieſen wurde, als was er ſich eben dem armen Edelmanne gezeigt hatte.

## 3.

## Dramatiſche Probe mit Zuſchauern.

Dem vernichteten Schmalgau hatte ein einziges von des Wirths letzten Worten ſeinen vorigen Muth wieder gegeben, nämlich das Speiſen der noch anlangenden Gäſte. Ein kühner Gedanke war ihm durch den Kopf gefahren; er ſpann ſich denſelben wohlgefällig aus, indem er den bellenden Magen mit gewaltiger Willenskraft zur Ruhe verwies, wieder wie vorhin klirrenden Schritts durch das Zimmer ging, mit der Reitgerte in die Luft hieb und, das von ſeinem Gedanken begeiſterte Geſicht zu anmuthigem Lächeln verziehend, den Deſſauer Marſch pfiff. Plötzlich eilte er an das in den Hof führende Fenſter, und rief mit gewohnter Stentor-Stimme: „Johann! Johann, wo biſt Du?"

„Was befehlen Euere Gnaden?" antwortete der treue Knecht, aus dem Stalle eilend.

„Komm' geſchwind herauf, Hänſel! Ich habe Dir etwas Wichtiges zu ſagen." Der Reitknecht ſtand bald ehrerbietig an der Thüre, den Hut vor den Bauch haltend. Der Hauptmann war zu ſehr mit ſeiner Idee beſchäftigt, als daß er hätte bemerken können, wie Johann beide Backen voll hatte und verſtohlen kaute.

„Sieh, Hänſel," begann der Hauptmann, „wenn die Komödianten etwas recht gut machen wollen, da lernen ſie's erſt auswendig und probiren's zu Hauſe mit der Frau oder der Magd. Nachher geht's prächtig in der Komödie. So will ich's auch machen, Hänſel."

„Behüt's Gott! Euere Gnaden wollen ein Komödiant werden. Das ſind ja lebendige Teufelsbraten, wie die gnädige Frau Mama oft ſagte. Ach, ich hab' wohl ein gutes Gedächtniß.“

„Einen vernagelten Kopf haſt Du. Ich will ja kein Komödiant werden, Hänſel. Die Lalage heirath' ich, dabei bleibt's. Aber ich will erſt und zwar jetzt gleich mit Dir probiren, was ich dem ſchönen Kinde ſagen will, damit ich's nachher, wenn ſie kommt, hübſch weiß und nicht in der Rede ſtecken bleibe. Zu Soldaten hab' ich wohl Stundenlang wie ein Cicero geſprochen, und ſie zu Muth und Tapferkeit angefeuert, aber zu einem Frauenzimmer ſprach ich noch nie ſo lange und zuſammenhängend, als hier nöthig ſein wird. Drum friſch alſo ans Werk nach Soldatenart! Tritt dorthin an den Tiſch, Hänſel! Du ſtellſt die ſchöne Lalage vor, welche eben angekommen iſt. Ich eile auf die Holde zu, ſie zu begrüßen und ihr eine zärtliche Liebeserklärung zu machen. Merk's, Schlingel, daß Du die Lalage biſt.“

„Ja wohl, Euere Gnaden, wie Sie befehlen, ich will's merken. Ich bin die ſchöne Lalage, die Sie heirathen werden.“

Schmalgau verfügte ſich vor dem Spiegel, um ſeinen Mienen den zu den Worten paſſenden Ausdruck zu geben.

Unterdeſſen waren draußen ein paar flinke junge Reiter angelangt, hatten ſich von den Pferden geworfen und die Hausflur erreicht, wo ſie aus dem honetten Gaſtzimmer eine ihnen bekannte Stimme erſchallen hörten. Sie winkten ſich einander zu, traten leiſe auf und guckten mit den Köpfen durch die von Johann offengelaſſene Thür in's Zimmer. Der Liebesritter war noch vor dem Spiegel beſchäftigt, doch eben eilte er auf den verdutzten Reitknecht zu und fragte:

„Seh' ich ſo recht ſchmachtend aus, Hänſel?"

„Sehr ſchmachtend," verſetzte dieſer trocken; „man ſieht's Euere Gnaden wahrhaftig an, daß Sie den ganzen Tag noch nichts geſpeiſt haben."

„Dummkopf! Doch nein, Du haſt Recht, Hänſel. Das gibt mir einen melancholiſchen Air, als hätte mir der Liebesgram recht mitgeſpielt, und die Leichtigkeit meines Magens verleiht meinen Bewegungen eine gewiſſe Aiſance und Grazie, einen unwiderſtehlichen Liebreiz, den ſie bei vollem Magen unmöglich hätten erlangen können. Ich ſehe ein, es trägt Alles, ſogar unwillkührlich, zu meinem Glücke bei, ſelbſt dieſer ſcheinbare Unfall. Nun nimm Dich zuſammen, Hänſel; ich beginne!" Er machte drei geckenhafte Kratzfüße, grinſte, bot mit Ziererei dem Damenfiguranten ſeine Fingerſpitzen, nahm des Reitknechts tölpiſche Hand, drückte einen zärtlichen Kuß darauf und ſagte ſo ſüß und weich, als er vermochte: „Mein holder Engel, reizende, bewundernswürdige, mit hohen Tugenden ausgeſtattete Lalage, belieben Sie nur einen Strahl aus den Sonnen Ihrer Aeugelein auf mich armen Schmachtenden zu werfen, damit Sie ſehen und ſich überzeugen, wie ich in Liebespein vergehe und mich auflöſe in ſüßer Qual. O Lalage, wende Dein ſchamröthliches Antlitz nicht weg! Grauſame, morde mich nicht mit Gleichgültigkeit! Erlaube, daß ich Dir von meiner unbändigen Liebesglut etwas vorſtammle! Laß meine unvorbereitete Rede in die Tulpenkelche Deiner Hörorgane dringen und dann widerſtehe länger, wenn Du's vermagſt! Ja Lalage, ich liebe Dich zum Raſendwerden! —— Aber, Schurke, was hältſt Du denn Deinen Hut vor die Phyſiognomie?" unterbrach ſich der Hauptmann plötzlich ſelbſt, aus dem feinſten in den gröbſten Ton fallend und die Dame ſeines Herzens andonnernd, welche als breitſchultriger Reitknecht wirklich den abgeſchabten alten Filz, mit einer Borte, die einſt einer goldenen ähnlich geſehen hatte, vor das Geſicht hielt. Johann rief hinter dem Hute, als ein guter Schauſpieler, der ſich durch keinen Unfall aus ſeiner Rolle bringen läßt: „Ich ſchäme mich, Ew. Gnaden; deshalb deck' ich mir die Larve zu.“

Aber dieſer Ton klang ſo wunderlich, daß Schmalgau, von einer Ahnung ergriffen, auf den ſchamhaftigen Knecht losſtürzte und ihm den Hut wegriß. Die Ahnung hatte nicht gelogen. Johann kaute, und mit dem Hute fiel ein Stück Schinken und ein Schnitt Weißbrot in das Zimmer. „Ha Böſewicht!“ kreiſchte Schmalgau und faßte wie ein hungriger Hund den Schinken, aber Johann war ſchnell reſolvirt, raffte das Brot auf, riß dem gnädigen Herrn den Schinken wieder aus den Zähnen — denn wirklich hatte er ſie ſchon eingeſetzt — und ſuchte die Thür zu gewinnen. Schmalgau war aus vollem Halſe fluchend und ſchreiend eben ſo ſchnell hinter ihm her und ſicherlich würden ſie Hausflur und Hof alſo durchſtürmt haben, wäre Johann nicht vor den einen der Lauſcher geprallt, welche ſich nun nicht länger Gewalt anthaten, ſondern ihrer bis auf's Aeußerſte geſteigerten Lachluſt freien Lauf ließen. Während der Hauptmann verdutzt zurückfuhr und in den Bart murmelte: „Potz Granaten und Haubitzen! Die verfluchten Studenten!“ machte ſich Johann mit Schinken und Brot aus dem Staube, und die beiden jungen luſtigen Herrn, ohne Unterbrechung lachend, nahmen Beſitz vom Zimmer, ja der eine ſtürzte auf das Sopha und wälzte ſich darauf, als müßt' er erſticken.

## 4.

## Contrahirtes Duell.

Der erſchrockene Schmalgau gewann Zeit, ſich zu ſammeln; er ſchüttelte die Verlegenheit ab, warf ſich in die Bruſt, bürſtete Haar und Schnauzbart, raſſelte mit dem Säbel und ſchritt ſchwer und düſter, wie eine unheilſchwangere Wetterwolke, an das Sopha heran.

„Meine Herren," begann er martialiſch, „Ihr Lachen beleidigt mich. Erklären Sie ſich näher darüber!" Die Angeredeten konnten aber vor Lachen noch immer kein Wort reden und mußten deshalb die verlangte Erklärung ſchuldig bleiben. Dem Hauptmann ſchwoll der Kamm noch mehr, ſeine Herzhaftigkeit wuchs und er donnerte: „Ich muß mir auf der Stelle Satisfaction ausbitten, oder ſie beide für Hundsfötter erklären." Da ſprang der Eine auf, ein hoher, kräftiger, junger Mann, mit einem blühenden Geſichte, einem dunkeln ſtechenden Auge, kaſtanienbraunem Lockenhaar, und rief ſeinem auf dem Sopha lachenden Begleiter zu: „Nein Roſer, nun wird's Ernſt! Das dürfen wir nicht hingehen laſſen." Und ſofort wandte er ſich mit Anſtand und Würde in Rede und Haltung zum Hauptmann: „Mein Herr, wir ſind bereit, Ihnen jedwede Satisfaction zu geben, die man mit der

Waffe in der Hand zu geben pflegt. Aber obgleich uns Ihr Kleid verbürgen ſollte, daß wir mit einem duellfähigen Manne zu thun haben, ſo werden Sie uns erlauben, rückſichtlich deſſen, was wir ſo eben mit angeſehen und angehört haben, einige beſcheidene Zweifel zu äußern, bis Sie ſich uns als Cavalier ausgewieſen haben."

„Pompen und Granaten! Ich kein Cavalier, das iſt zu arg! Herr, danken Sie Gott, daß ich ſo großmüthig bin, Ihnen nicht gleich den Kopf zu ſpalten."

Neues Gelächter der Studenten, wüthendes Toben und Degengeraſſel des Hauptmanns ruft alles Volk aus dem Hauſe vor der Thüre des Zimmers zuſammen; ſchallendes Gelächter erfüllt die Hausflur, Jedermann vergnügt ſich an dem Schauſpiele. Der andere Student, ein kleiner netter Menſch mit blonden Haaren und treuen freundlichen Augen. hatte unterdeſſen ſeiner Lachluſt ein Genüge gethan, und erzählte der ſchönen Wirthin an der Thüre die Scene zwiſchen dem Hauptmann und dem Reitknecht. Dieſe theilte die poſſirliche Geſchichte ihrem Manne, den Kellnern, den Gäſten mit; des unbändigen Lachens wollte kein Ende nehmen. Schmalgau rannte wie toll umher. Als er den Wirth in dem Volkshaufen erblickte, ſtürmte er auf ihn zu und rief: „Veltig, bezeuge mir gleich hier, wer ich bin."

„Meine Herren," ſagte der Wirth mit einer komiſchen Verbeugung und ſchelmiſch lächelnd, „'s iſt der Herr Hauptmann von Schmalgau außer Dienſt, ein in unſerm Lande allgemein bekannter Cavalier." „Sind Sie damit zufrieden?"

„Wir ſind's. Beſtimmen Sie Waffen, Zeit und Ort," ſagte der Braunlockige ruhig.

„Waffe? Hier iſt mein Degen! Zeit? Jetzt gleich! Ort? Hier iſt der Ort!“

„Aber wir haben keine ſolche Degen. Wir haben gar keine Waffe bei uns. Es fehlen Secundanten.“

„Ausflüchte! Feige Ausflüchte!“ rief der Hauptmann bramarbaſirend und marſchirte, ſich den Schnauzbart bürſtend, durch das Zimmer.

„Aber es gehört doch zum Duell, daß wir auch bewaffnet ſind.“

„Hilft Alles nichts! Feige Ausflüchte!“

„Sie ſind ein unverſchämter Wicht.“

„Pompen und Haubitzen! Ich mach' Dich zu einer Leiche, Burſche.“

„Halt!“ rief der Wirth zwiſchen dem auftobenden Lärm. „Da kann ich Rath ſchaffen. Ich habe gerade ſo einen Sarras, habe auch ein paar Rapiere zum Secundiren, hier ſteht unſers Herzogs Leibjäger, der wird Herrn von Schmalgau gern ſecundiren, er iſt ein guter Fechter.“

„Mit Vergnügen!“ ſagte der Jäger.

„Und ich ſchlage meine Klinge auch noch paſſable,“ fuhr der Wirth fort, „deshalb biet' ich meinen Dienſt dieſen Herren an.“

„Nun ſo wäre ja die Sache abgemacht,“ ſagte der kleine Student.

„Willſt Du zuerſt losgehen, Burg?“

„So ſei's, lieber Roſer! Ich denke, ich werde Dir die Mühe erſparen. Doch erſt wollen wir ein paar Flaſchen guten Rheinfall trinken. Kellner, alten Rüdesheimer und einen ſchmackhaften Imbiß! Aber ſchnell, denn der Abend kommt mit Macht und wir haben heute noch mehr vor.“

Nach wenig Augenblicken ſtand das Verlangte auf dem Tiſche. Des Hauptmanns Blicke tauchten in den hellperlenden Wein, und konnten nicht anders loskommen aus dem köſtlichen Bade, als wenn ſie auf die pommerſchen Gänſebrüſte ſprangen, von welchen die Studenten artige Biſſen abſchnitten. Unwillkührlich that er einen Schritt um den andern, bis er am Tiſche ſtand.

„Ich glaube ſelbſt, meine Herren, es wird zu dunkel werden," begann er jetzt ſanftmüthig, „und da Sie, wie bemerkt, keine Waffen haben, und wir uns nicht auf die Geſchicklichkeit der Sekundanten verlaſſen können, auch kein Arzt bei der Hand iſt, der, wenn eine gefährliche Verwundung vorfiele, hülfreiche Hand leiſtete, ſo dächte ich —

Eben trat der Wirth mit Säbel und Rapieren herein. Burg ergriff den erſtern, entblößte ihn und hielt die blanke ſcharfgeſchliffene Waffe mit den Worten: „Ausflüchte! nichts als feige Ausflüchte!" dem Hauptmann unter die Naſe. „Sie haben Waffe, Zeit und Ort beſtimmt. Arzt bin ich ſelbſt, und eben nicht der ungeſchickteſte Wundarzt, und habe mir bei vielen Duellen eine tüchtige Praxis erworben. Wollen Sie's nicht glauben, ſo ſollen Sie mein Doktordiplom ſehen. Schenk' ein, Roſer! Wir werden gleich fertig ſein."

„Wo iſt denn mein Johann?" fragte der Hauptmann. „Er ſoll mir meinen Säbel ein bischen ſchleifen." Und damit ging er zur Thüre hinaus.

## 5.

## Verliebte Studenten.

Der Wein war getrunken, die Gänſebruſt verzehrt, der Abend war da, aber der Hauptmann nicht. Wirth und Kellner ſuchten ihn im ganzen Hauſe, er war nicht zu finden. Unter Spott und Hohngelächter ging die ganze Verſammlung auseinander, und Roſer, Burg und der Wirth blieben allein zurück.

„Wer iſt der Schuft?" fragte Burg.

„Ein blutarmer Tagedieb," verſetzte der Wirth. „Sein Vater brachte ein großes Vermögen durch, und hinterließ der Witwe und dieſem Sprößling nichts als den freien Sitz auf einem Gauerbe. Aber weiter haben Sie auch nichts an dem Gute zu fordern, als die Wohnung, alles Uebrige gehört den Agnaten. Dieſer Burſche wurde vom verſtorbenen Herzog zum Pagen angenommen. Der jetzige ſteckte ihn als Unter-Lieutenant unter die Soldaten. Er betrug ſich überall dumm und brutal, traktirte einen Soldaten viehiſch und erhielt den Abſchied ohne Penſion, auf ſein ſubmiſſes Anſuchen ſpäter den Hauptmannstitel und die Erlaubniß die Uniform tragen zu dürfen, die er ſich aber natürlich ſelbſt kaufen muß. Die Mutter lebt von Unterſtützungen reicher adliger Familien des Landes, und dieſer Taugenichts läßt ſich von ihr ernähren. Nun wie ich von Ihnen höre, geht er auf Freiersfüßen."

„Ha! ha!" lachte Burg, „er hat geſtern Abend auf dem Badeballe einer Dame ſchon den Hof auf eine merkwürdige Weiſe gemacht. Wahrlich, ein köſtlicher Patron!"

„Sie werden heute Abend noch Gäſte bekommen, Herr Wirth," ſagte Roſer.

„Ich weiß ſchon," verſetzte dieſer. „Der Herr Konrektor Buſch hat's mir geſtern ſchon ſagen laſſen, er werde bis hierher ein Paar aus dem Bade kommenden Damen, der Tochter und Schwägerin des Rektor Simius, welche er vor acht Tagen in's Bad brachte, entgegen fahren. Auch hat er die Speiſen bereits beſtellt."

„Da haſt Du vielleicht einen gefährlichern Nebenbuhler, als der Hauptmann iſt, Burg," ſagte Roſer.

„Ich fürchte mich vor dem Unbekannten ſo wenig, wie vor dem Bekannten. Können Sie es wohl möglich machen, Herr Wirth, daß wir mit den angeſagten Herrſchaften ſpeiſen?"

„Ich hoffe, es ſoll gehen. Der Konrektor iſt ein höflicher Mann, und die Damen werden nichts dagegen haben."

„Wir kennen ſie ſchon."

„Deſto beſſer, ich werde das Meinige thun." Der Wirth entfernte ſich, und die beiden Freunde waren allein.

„Aber Freund, was gedenken wir nun ſo eigentlich anzufangen?" ſagte der kleine Roſer. „Der gelehrte Konrektor iſt unſern verliebten Plänen ein neues unerwartetes Hinderniß."

„Was anfangen?" verſetzte Burg heftig. „Proſaiſche Frage einer proſaiſchen Natur! Was will der Menſch anfangen, wenn er mit wonnezagender Erwartung vor dem Vorhange ſteht, hinter welchem die Fülle irdiſcher Seligkeit oder die ſchale auf Lebensglück verzichtende Alltagsgewöhnlichkeit auf ihn lauern, hinter welchem ſeiner vielleicht die Hebe mit dem Göttertrank wartet, damit er ſich Unſterblichkeit aus der Schale trinke, oder die aſchgraue Wirklichkeit, die das Anathema der Vergeſſenheit über ihn ausſpricht? Mit kühner Hand ſoll er den Schleier heben, mit muthigem Auge ſchauen, was die ewig rollenden Looſe ihm beſtimmt, und dann handeln. Iſt Entſagung mein Loos, ſo werd' ich mich nicht in gedankenloſem Hinbrüten und unnützen Klagen über mein Schickſal verkümmern. Ich werde männlich ertragen. Winkt mir Gewährung, dann will ich ſchwelgen in meinem Glücke, wie ein Gott.“

„Du biſt ſeit geſtern Abend zum Poeten geworden, liebſter Burg“, lachte der Andere ſchelmiſch. „Ich werde bei unſrer hoffnungsvollen Jugend Subſcribenten auf deine Erotica ſammeln. Es wird einen artigen Band geben. Aber wie iſt mir denn? Haſt Du denn nicht ſchon geſtern Abend, und wenn ich nicht irre, in der ſchauerlichen, allen Poeten und poetiſchen Unternehmungen günſtigen Mitternachtsſtunde, an jenem verhängnißvollen Verhange, der das große äußerſt wichtige Geheimniß Deines Lebens verſchleiert, mit keckem Finger gezupft? Haſt Du nicht ein Zipfelchen aufgehoben und neugierig dahinter geguckt? Haſt Du nicht das freundliche, neckiſche Mädchen, die niedliche loſe Lalage, ſo ſchön, ſo verliebt, ſo zauberiſch natürlich, wie die Geliebte des guten Horaz nimmermehr geweſen ſein kann, haſt Du dies irdiſche Englein nicht hinter dem dicken Vorhange ſtehen und Dir winken ſehen? Bot ſie Dir nicht das Roſenmündlein zum bräutlichen Kuß? Deutete ſie nicht auf den Altar, der ihr zur Seite ſtand? Ha! und Du zagſt noch vor dem ſchrecklichen Vorhange. Nimm ihn heut

Abend nur getroſt hinweg, er verbirgt Dir nichts Arges. Ein Tag, wie der heutige war, ändert nichts in der Stellung ſolcher Sterne.“

„Du biſt ein Spötter,“ entgegnete Burg, „aber ein angenehmer. Ich muß Dir recht geben, Lalage iſt ſchon ſo gut als mein. Ich kam, ſah und ſiegte. Zwar floß das ſüße Geſtändniß ihrer Liebe zu mir noch nicht von ihren Lippen, aber hab' ich es nicht in ihren Augen geleſen? Flüſterte ſie mir nicht beim Scheiden zu, daß ſie dieſe Nacht hier auf dem Jagdhauſe bleiben würde? Iſt das etwas anders als ein Liebesgeſtändniß? Drum friſch die Bahn verfolgt, eh' ein And'rer in die Schranken tritt!“

„Dein Eifer iſt höchſt löblich; denn wenn bei manchen Mädchen Zeit und Stunde gekommen iſt, dann nehmen ſie, was ihnen eben im Wurf kommt. Und ich bin feſt überzeugt, Lalage's Stunde ſchlug geſtern Abend auf dem glänzenden Balle. Ich hab' es ihr angeſehn und muß es als Pſycholog wiſſen. Da heißt's nun, wer zuerſt kommt, mühlt zuerſt. Der lumpige Hauptmann, der hündiſch um ſie herum wedelte, konnte Dir nicht ſchaden, aber heute vermöchte es vielleicht ein Andrer. Wie geſagt, Zeit und Stunde! — Weißt Du aber auch, daß die Tante ein allerliebſtes Weibchen iſt. Vier und zwanzig Jahre und ſchon Witwe! Iſt's nicht ſchade um das junge Blut?“

„Still, ich höre einen Wagen raſſeln!“ Burg eilte an das Fenſter. „Ein großer ſchöner Reiſewagen. Er hält, Roſer, ſie ſind's! Lalage, das himmliſche Kind, naht. Mein Herz pocht mir, wie ein Hammer!“

Roſer ſtellte ſich in die Mitte des Zimmers und deklamirte mit komiſchem Pathos, während ſchon Tritte und Stimmen der dem Zimmer nahenden Frauen hörbar wurden:

„Pone me pigris ubi nulla campis
Arbor aestiva recreatur aura,
Quod latus mundi nebulae malusque
Iuppiter urget;

Pone sub curru nimium propinqui
Solis, in terra domibus negata:
Dulce ridentem Lalagen amabo,
Dulce loquentem *).“

---

## 6.

# Die beiden Damen.

Die Thür wurde von dem dienſtfertigen Kellner weit aufgethan, und herein hüpfte ein roſenwangiges munteres Mädchen, von höchſt angenehmer Geſtalt, ihr nach ſchritt gemächlich eine etwas gut genährte

---

*) Und wär' ich an den Pol verſchlagen,
Wo nie ein Lenzhauch die Natur
Erwärmt, nur kahle Wipfel ragen,
Ein ew'ger Nebel deckt die Flur;

Wär' ich verbannt, wo Glut der Sonne
Den Obdachloſen brennt; auch dort
Iſt Lalage noch meine Wonne,
Ihr Lächeln hold und hold ihr Wort!

Horatius Oden 1, 22. Nach der Uebertragung von E. Günther.

Frau, jung und einnehmend. Der Kellner ſtürzte mit drei Lichtern in jeder Hand hinterher, das Zimmer wurde hell und die Geſellſchaft erkannte ſich gegenſeitig.

„Ah, Sie auch hier, meine Herren?“ rief die jüngere bewegliche Dame, ſich höchlichſt erſtaunt anſtellend. „Das iſt ja herrlich, daß Sie auch nach der Reſidenz reiſen und mit uns zu gleicher Zeit auf dem ſchönen Jagdhauſe übernachten. Ich habe der Tante ſchon die Ohren voll gejammert, daß ich dieſen Abend Langeweile haben würde; denn der Konrektor ſpricht ja doch nicht mit mir. Nun iſt der Noth abgeholfen. Ich ſehe, daß mich der Himmel nicht vergißt. Wir plaudern zuſammen vom geſtrigen Ball, von den Badegäſten, vom Herrn Hauptmann von Schmalgau, von Neuem und Altem. Sie waren ohnedies geſtern auf und davon wie loſe Vögel, ohne uns einen Gutenachtgruß oder ein Abſchiedswörtchen zu ſagen. Das war nicht fein von Ihnen, meine Herren. Eine neue Damenbekanntſchaft muß man nicht ſo vernachläſſigen. Laſſen ſie uns armen Frauen doch wenigſtens den Glauben, daß wir Ihnen etwas werth ſind, ein paar Wochen oder auch nur Tage. Und Sie laufen uns geſtern ſchon wieder davon. Dafür ſollen Sie dieſen Abend büßen. — Aber, mein Gott!“ unterbrach ſie ſelbſt den luſtig ſtrömenden Fluß ihrer Rede, „wo iſt denn der Konrektor? Tantchen, der Konrektor iſt ja nicht da?“

Die Tante hatte ſich nach einem etwas verdrießlichen Knix mit ihren Schachteln und Kiſtchen beſchäftigt, welche ihr die mitreiſende Magd, pyramidaliſch aufgethürmt, nachgetragen; ſie befahl ein Glas Waſſer und klagte über die Schwüle. Jetzt von Lalage angeredet, fragte ſie den eben hereintretenden und die Damen begrüßenden Wirth, ob der Herr Konrektor noch nicht angelangt ſei.

„Derſelbe hat mir zwar geſtern ſchon ſein baldiges Eintreffen auf dem Jagdhauſe anmelden laſſen,“ verſetzte der Wirth, „aber bis jetzt habe ich noch nichts von ihm geſehen noch gehört, und ſchon wird's merklich dunkel draußen.“

„Mein Gott! Es wird ihm doch nichts zugeſtoßen ſein! Ach, meine ahnende Seele! Der Himmel hängt voll ſchwarzer unheilvoller Wolken. O meine Angſt am ganzen Tage!“

„O denken Sie doch nicht gleich das Aergſte, beſte Frau!“ tröſtete der Wirth. „Von der Reſidenz bis hierher begegnet ſo leicht nicht jemandem etwas Schlimmes. Er wird ein bischen ſpät weggefahren ſein, hat noch Geſchäfte abzumachen gehabt, nun iſt ihm die Nacht über hergekommen, und er wird noch ein Stündchen warten, bis der Mond aufgeht. Punkt zehn iſt er gewiß hier.“

„Der Mond geht auf?“ fragte Frau Scheller mit einem von Ueberraſchung und Rührung gemiſchten Tone, und ihre ſchönen ſchwimmenden Augen ſandten ſehnſüchtige Blicke durch das Fenſter an den Himmel. „O es muß hohe Wonne gewähren, mit einer gleichgeſtimmten Seele im Mondlichte durch die dunkeln Laubgänge des Parks hier oben auf der herrlichen Höhe zu ſchweben,“ fuhr ſie fort, „zumal wenn der ſilberleuchtende Kahn über ein ſolch wildempörtes Wolkenmeer ſchifft und durch die zerriſſenen ſchwarzen Schleier ſeinen ruhigen Glanz ausgießt, der wie oben durch Wolken, unten durch Laubdächer und Hecken bricht, und dem ihn begrüßenden Auge Thränen ſüßer Wehmuth entlockt.“

„Ja, Verehrteſte,“ fuhr in denſelben Ton einſtimmend Roſer fort, der ſich indeſſen auf Burg's Wink herangeſchlichen und das heimlichkoſende Pärchen verlaſſen hatte. „Wie vermöchten dieſe armen Laute und Worte unſerer unbehülflichen Sprache nur eine Ahnung jener überirdiſchen Gefühle zu geben, welche ein zartbeſaitetes Herz gleich Aeolsharfentönen durchzittern, wenn es ſich umgeben ſieht von den ſüßgeahneten Geheimniſſen der ſchlummernden Natur. Da entblüht und entfaltet ſich eine andere wunderbare, zauberiſch ausgeſchmückte Welt, für die es keine Sprache gibt. Nur Töne vermögen es auszuſprechen."

„O Töne! Ja Töne! Aeolsharfentöne! Sie haben es wahrhaft bezeichnet. Sie ſind auch ein Gleichgeſtimmter. Hätt' ich das ahnen können!"

„Eine Aeolsharfe iſt gar nicht weit von hier," erinnerte jetzt der Wirth. „Wenn man den breiten Sandweg durch den Park links hinter dem Jagdhauſe verfolgt, gelangt man bald auf eine zweite Höhe, dort ſteht ein kleiner Tempel, welchen der Herzog voriges Jahr erſt erbauen ließ. Die Pforte iſt nie verſchloſſen, ein Fenſter iſt nicht da, und der Thür gegenüber in der Wand iſt eine lange Spalte, darin iſt die Harfe angebracht. Manchmal geht's recht ſchön, wenn der Wind darauf muſicirt."

„Eine Aeolsharfe in der Nähe!" rief Frau Scheller begeiſtert, und ihr Auge glänzte noch einmal ſo hell, ihre Arme waren wie zu einer zärtlichen Umarmung gehoben. Sie wollte weiter reden, und der pfiffige Roſer hatte bereits alle Hoffnung geſchöpft, daß er's bei der ſchönen Witwe noch an ſelbigem Abend zu etwas bringen könne, als draußen ein Wagen vorfuhr und gleich darauf der Kellner die Ankunft des Herrn Konrektor Buſch verkündete. Lalage brach ſogleich die Unterhaltung mit Burg ab, legte den Finger auf den

Mund, blickte ihn ſchelmiſch an, nickte vertraut und hüpfte zur Thüre hinaus. Roſer und Burg ſetzten ſich im Hintergrund an den Tiſch, die Augen erwartungsvoll nach dem Eingange des Zimmers gerichtet.

---

## 7.

## Sentimentalität und Schelmerei.

Gleich darauf ſchritt ein langer ſpindeldürrer Mann an Lalage's Seite herein. Auf ſeinem großen Kopfe zeigte ſich ſchon eine anſehnliche Glatze, ſeine aus dem gelben, mageren Geſichte hervorquellenden matten Froſchaugen durchliefen ſchnell das Zimmer, und als er die Studenten erſpäht, nahmen ſeine Mienen einen verdrießlichen Ausdruck an.

„Ei, die gute Tante hat ſchon Todesangſt um Sie ausgeſtanden. Verunglückt, todt hat ſie Sie geglaubt,“ plauderte Lalage im Tone des zärtlichen Vorwurfs, „aber wo bleiben Sie auch nur? Wir meinen nicht anders, als Sie warten ſchon zwei Stunden auf uns, empfangen uns am Wagen, heben uns hübſch heraus, führen uns zur Suppe und machen unſern Cavaliere servente. Statt deſſen müſſen wir auf Sie warten und uns langweilen.“

„Nun, es hat ja nicht an junger Geſellſchaft gefehlt,“ verſetzte der Konrektor mit einer hohlen trockenen Stimme und ließ den ärgerlichen Blick von den Studenten auf die ſchöne Witwe überſpringen.

„Fehlgeſchoſſen!“ rief Lalage. „Wir kennen die

Herren dort gar nicht; aber Ihnen zu Schmach, Qual und Schande geh' ich jetzt gleich hin, rede ſie an, mache ihre Bekanntſchaft; denn ich ſehe ſchon, Sie ſind mit übler Laune gekommen."

„Sie werden doch nicht, Lalage? Das wäre ja höchſt unſchicklich."

„Ich gehe, wenn Sie der Tante nicht gleich beichten, wo Sie geblieben ſind. Ich mag's gar nicht hören."

„Ich hatte Abhaltungen," ſagte der Konrektor kurz zu Frau Scheller.

„Abhaltungen. Haben Sie vielleicht am Landhauſe der Frau Kriegsräthin etwas zu lange angehalten. O, wie Sie erſchrecken! Ich habe die wunde Stelle getroffen."

„Welche ungerechte Eiferſüchtelei!" rief der Schulmann, und ſtrich ſich verlegen die ſpärlichen Haare über die Glatze.

„Nicht ungerechter als die Ihrige", verſetzte die Dame piquirt.

„Ich ſehe ſchon," bemerkte Lalage, „ich werde dennoch die Bekanntſchaft der beiden jungen Herrn dort ſuchen müſſen."

„O über die Weiber!" ſeufzte der Konrektor und hielt die Muthwillige am Arme zurück. „Hier in dieſem Zimmer, wo wir nicht allein ſind," fuhr er dann gelaſſener und mit einem bittenden Blick auf Frau Scheller geheftet fort, „kann ich mich unmöglich expektoriren. Ich werde ein eigenes Zimmer beſtellen." Er ging. Kaum hatte er den Rücken gewendet, ſo waren die Studenten wieder bei der Hand.

„Und ſollte nie meiner Seele das unſchätzbare Glück zu Theil werden," ſüßelte Roſer, „mit der gleich geſchaffenen, nur noch zarter beſaiteten Seele der liebenswürdigſten Frau, die ſie ſo ſchnell gefunden und erkannt, gewiß geleitet vom geheimen Zuge der Sympathie, ſich einzutauchen in das Meer höherer Gefühle und Empfindungen, in harmoniſchen Entzückungen aufwärts zu ſchweben in des Himmels unermeßne Räume? — Nie? Nie?"

Ein ſtrahlender, wohlwollender Blick aus den Augen der ſchwärmeriſchen Witwe traf den jungen Mann, welcher die Hände gefaltet vor ihr ſtand und ſie mit ſchmachtenden Augen anſchaute.

„Auch in der Entſagung liegt ein unendlich ſüßer Reiz. Sich finden, ſich erkennen und ſcheiden, iſt das Loos der Sterblichen. Aber ihr unſterblich Theil trennt ſich nicht mehr, wenn verwandte Klänge ſich daraus begrüßt und in einander verſchmolzen ſind. Sie ſind mir nun nicht fremd mehr, mein Herr. Nehmen ſie die Verſicherung, daß ich in den Abendſtunden Ihrer gedenken werde." Damit reichte ſie ihm die Hand, die er ſtürmiſch ergriff, und mit dem Ausdrucke: „O ich namenlos Glücklicher!" an ſeine Lippen drückte und ein Tröpſchen Wein darauf fallen ließ, den er in Bereitſchaft gehalten, um ein künſtliches Thränchen weinen zu können.

„Gehen Sie, Freund," ſagte ſie, von der Thräne ganz beſiegt, „ich höre die Stimme des Konrektors, wir ſprechen uns mehr."

Auch Lalage flog von Burg's Seite, der heimlich mit ihr geplaudert hatte. Der Konrektor trat herein, reichte den Damen ſeine Arme, machte eine ſteife Verbeugung gegen die beiden Freunde hin und verließ zum Leidweſen derſelben das Zimmer mit den Damen.

„Freund, mein Glücksſtern iſt mir aufgegangen!" rief Burg entzückt. „Lalage iſt ein Engel! Sie liebt mich. Und da wir, eh' ich meine Angelegenheiten in

Ordnung gebracht, nicht hoffen dürfen, uns wieder zu ſehen, ſo hat ſie mir ein großes Opfer zugeſagt, deſſen Wichtigkeit ich fühle und hochſchätze. Sie hat mir verſprochen — denke Dir das unvergleichliche Mädchen! wie fremd ihr alle falſche Ziererei iſt, wie ſie dem Zuge ihres Herzens, der Stimme der reinſten Natur folgt! Sie hat mir verſprochen, mit mir in dieſer warmen üppigen Sommermondnacht einen Spaziergang in den Park nach der Aeolsharfe zu machen. Das heißt unter der Bedingung, daß Du dabei biſt und ihre Magd, welche ihre Vertraute iſt und ihr ganz zu Willen lebt. Du wirſt Dich doch nicht zur Begleitung bitten laſſen?"

„Bei Leibe nicht! Während Du mit der Herrin Wort und Kuß tauſcheſt, werd' ich ja wohl mit der Dienerin, die auch noch nicht über die vier und zwanzig ſein kann, auch etwas anfangen können."

„Du biſt ein frivoler Menſch. Erſt entzückt er die Tante durch hyperſentimentales Geſchwätz und nun will er gar der Magd den Hof machen. Du denkſt wohl, wir hätten Euere Unterhaltung nicht mit angehört; Lalage hat ſich in den Finger gebiſſen, um nicht laut zu lachen."

„Man muß die Feſte feiern, wie ſie fallen," verſetzte Roſer. „Uebrigens geſteh' ich Dir aufrichtig, die Frau gefällt mir ausnehmend wohl, und hätt' ich ſie nur erſt im Eheſtandskarren eingeſperrt, ich wollt' ihr die ſentimentale Mondſcheinsphantaſie ſchon vertreiben."

„Du mußt wiſſen, daß Frau Scheller ein artiges Vermögen beſitzt, wie mir Lalage bereits vertraut hat."

„Nun vollends!" lachte Roſer. „Ich bewerbe mich um eine Schulſtelle unter dem Rektor Simius und werde Dein Oheim, Freundchen."

„Auf die Onkelei!“ lachten ſie, ſtießen an und tranken, blieben noch einige Zeit im heitern Geſpräch beiſammen ſitzen und ſpeiſten fröhlich; dann ſuchten ſie den Hausknecht auf und vermochten ihn durch ein gutes Trinkgeld, die Hausthür aufzulaſſen.

## 8.

## Improviſirter Götterſchmaus.

Der Hauptmann von Schmalgau hatte ſich in einen abgelegenen Winkel des Hofes verkrochen und hier nichts von der Ankunft der Damen vernommen. Er hatte gute Zeit, ſich neue Luftſchlöſſer zu bauen, und entſchloß ſich, morgenden Tags ohne weiteres den kürzeſten Weg zu ſeinem Ziele zu gehen, nämlich in die Reſidenz zu reiten, beim Rektor Simius abzuſteigen und um die einzige Tochter, von deren Liebe und Zuſtimmung er überzeugt war wie von ſeinem Leben, anzuhalten, des erſtaunten und geſchmeichelten Vaters freudiges Jawort zu erhalten und die Liebliche als Braut in ihrem eigenen Hauſe zu empfangen. Man ſagt, daß ein leerer Magen, ſobald ſeine heftigen Forderungen nicht befriedigt worden ſind, die glühendſten und ſeltſamſten Phantaſiebilder erzeuge. Bei dem verſteckten Kriegshelden bewährte ſich dieſe pſychologiſche Wahrnehmung; denn er malte ſich die Reiſe, das Erſtaunen des Rektors, den Jubel im Hauſe, wenn der Alte das Nöthige erfahren, die angenehme Ueberraſchung Lalage's, das bräutliche Entzücken, mit welchem die Verſchämte an ſeine Bruſt ſinken würde, das gegenſeitige zärtliche Umfaſſen, das Liebesgekoſe, die rauſchenden Küſſe und Schwüre ewiger Liebe und Treue, die glänzenden Gaſtmähler am Verlobungstage, ſeinem Stand und Range angemeſſen, die Freuden des Hochzeittags, das Alles und noch mehr malte er ſich mit den brennendſten Farben aus, und ſchwelgte Hunger und Durſt vergeſſend in einem Strom von Entzücken. Erſt als es dunkel um ihn her geworden war, fiel er aus ſeinem ſtolzen Luftflug wieder auf die Erde herab. Sein Aufenthalt fing an, ihm unbequem zu werden, und das Verlangen nach Speiſe und Trank ſtellte ſich wieder und mit erhöhter Heftigkeit ein. Er fühlte ſich in der Abſicht, ſeinen Reitknecht aufzuſuchen und ihm Brot und Schinken abzuzwingen, behutſam aus dem Winkel hervor, und ging von einem Stall zum andern. Da er aber nicht wagte laut zu werden, aus Furcht, er möchte ſich verrathen und von den fatalen Studenten gepeinigt werden, ſo fand er auch den Johann nicht. Auf dieſe Weiſe war er auch der noch offen ſtehenden Hinterthüre des Hauſes nahe gekommen, aus dem Fenſter daneben leuchtete helles Licht, und ein ſüßer naſenkitzelnder Bratenduft, welcher den armen Schmalgau beinah um die Beſinnung gebracht hätte, quoll heraus. Es war das Küchenfenſter. Ein mächtiger Zug trieb des Hauptmanns Schritte der Thüre zu; er konnte nicht widerſtehen. Leiſe wie ein Fuchs ſchlich er in's Haus, und da er aus der gleich voran gelegenen Küche Frauenſtimmen erſchallen hörte, ſo drückte er ſich hinter die Thür und lugte und lauſchte mit geſpanntem Aug' und Ohr durch die Klinſe. Es dauerte lange, eh' die für die Gäſte beſtimmten Speiſen alle zubereitet waren, und dem Hauptmann ging einmal um's andere die Ohnmacht nahe; aber er kämpfte wie ein Held mit den gegen ſeine Naſe und Magen verſchwornen wie Heeresmacht heranziehenden Düften, er hielt aus, ſtand eine halbe Stunde im heftigſten Feuer und — ſiegte. Denn die Wirthin ſchickte die Magd mit Speiſen zu den Studenten, während ſie ſelbſt die für den Konrektor und die beiden Damen beſtimmten Gerichte in das Zimmer derſelben trug. Jetzt war der für Schmalgau günſtige Zeitpunkt gekommen. Jetzt galt's raſch und kühn zu handeln. Und er handelte. Flugs war er hinter der Thüre hervor, hielt den Athem an ſich, machte ellenlange Schritte auf den Zehen in die Küche, ſchaute mit gierigen Blicken um, gewahrte eine gebratne Kalbskeule, erfaßte ſie, und ſtürmte, ſie in den Lüften ſchwingend, davon, wie Simſon mit dem Eſelskinnbacken. Aber nicht ſeine Feinde, die Studenten, wollte er damit erſchlagen, wie Simſon die Philiſter; ſie hatten Frieden vor ihm. Eine andere Luſt als die befriedigten Rachegefühls wollte er ſich bereiten, eine größere, herrlichere, den menſchlichen Bedürfniſſen angemeſſenere, er wollte — eſſen. In Haſt war er aus der Nähe des Hauſes geflohen: nun war er in Sicherheit und athmete auf. Seine nächſte Sorge war, ſich ein Plätzchen zu ſuchen, wo er ungeſtört ſeine Beute verzehren könne. Der aufgegangene Mond brach eben hinter einem Wolkendamme hervor und zeigte dem umſchauenden Helden den großen Reiſewagen der Frau Scheller und die kleine offene Chaiſe des Konrektors. Wie ein Blitzſtrahl zuckte ein großer Gedanke durch Schmalgau's Kopf; er wußte ohnedies nicht, wohin er ſein Haupt betten ſollte; jetzt war mit einemmale zwei großen Verlegenheiten abgeholfen. Er öffnete den Wagen und machte ſich's mit ſeinem Braten im weiten Bauche deſſelben auf den weichen Polſtern bequem. In Ermangelung eines Meſſers bediente er ſich der Zähne zum Zertheilen des ſchmackhaften Fleiſches. Freilich ging es auf dieſe Art etwas langſam und die Maſſe machte ihm viel zu ſchaffen, deſto größer war aber auch der Genuß; und unermüdet war er, das gut zubereitete Kälberne, wie ein Bullenbeißer, zu traktiren. Ueber dieſer Arbeit hätte der Hauptmann die ganze Welt vergeſſen, wäre nicht ein anderes Bedürfniß laut und lauter geworden, ein quälender Durſt. Sein altadliger Geiſt war erfinderiſch geworden, er hatte die gute Speiſe der Genialität deſſelben zu verdanken, und er verſuchte es die einmal thätige Kraft von neuem in Bewegung zu ſetzen. Und: „wer einmal Haſen gejagt, weiß wo ſie laufen!“ rief der Hauptmann vergnügt, ſchlug ein Schnippchen und fiel, von der neuen Idee enragirt, über die Wagentaſchen und die Sitzkaſten her. Und gleichſam als wollte ihn ein gerechter Himmel für die lang ertragene Entbehrung auf einmal reichlich entſchädigen, fand er wirklich, was ſeine bangahnende Seele geſucht hatte. Im Kutſchenkaſten lagerten zwei Flaſchen Muskateller, die ſich Frau Scheller im Bade gekauft, um zu Hauſe dann und wann heimlich ein Schlückchen zu nehmen. Wer war froher in dieſer ſtillen Mitternachtsſtunde, als der eſſende und trinkende und auf weichen Kiſſen ſeinen Leib pflegende Hauptmann? So wohl war ihm lange nicht geworden, und als der erſte Anlauf des fordernden Magens geſtillt war, nahm er ſich vor, recht langſam und behaglich zu genießen, um die Wonne ſo weit als möglich auszudehnen.

## 9.

# Nächtlicher Spaziergang.

Der Herr Konrektor und Frau Scheller hatten noch etwas heimlich beſprochen, eh der erſtere den Damen eine gute Nacht gewünſcht und ſich auf ſein Zimmer verfügt, welches auf der Hausflur an das Zimmer der Damen gränzte, aber durch keine Thüre mit demſelben verbunden war. Dort verhandelte er noch etwas mit dem Kellner. Das Dienſtmädchen, mit welchem Lalage bereits einig geworden, bediente die beiden Herrinnen, und ging dann, um, dem Vorgeben nach, ſich zum Lager der Hausmagd zu verfügen, eigentlich aber, um in die Stube der Studenten zu gehen und denſelben die herannahende Zeit des Spaziergangs anzuſagen. Lalage ſtellte ſich ſehr ſchläfrig, die Tante ſchien es auch zu ſein, beide wünſchten ſich gähnend angenehme Ruhe, beide vergruben ſich, nachdem das Licht gelöſcht war, in die einander gegenüber ſtehenden Betten, beide ließen bald den ruhigen, gleichförmigen, langgezognen Athemton des Schlafes hören. Lalage lag wie auf Kohlen, Hitze quälte ſie, und doch wagte ſie nicht ſich zu bewegen. Sie drehte langſam den Kopf dem Bette der Tante zu. Der Mond ſchien zuweilen hell in das Zimmer, ſie ſah ſcharf hinüber und erſchrak nicht wenig, die offenen Augen der Tante auf ſich herſtarren zu ſehen. Doch bald überredete ſie ſich, ihre Einbildungskraft mache ihr etwas vor, man könne, bei ſo ſpärlichem ungewiſſen Licht, in ſolcher Entfernung, die Augen gar nicht erkennen, die Tante ſchlafe ja ſo ruhig und ſchnarche ſogar ein klein wenig. Doch die größte Behutſamkeit war nöthig, und deshalb zauderte Lalage immer länger und konnte nicht den Muth faſſen, ſich zu erheben und die nächtliche Wanderung anzutreten. Aber die Zeit verſtrich, das liebende Herz drängte, mit dem Geliebten vor dem Scheiden noch eine Stunde zu verkoſen, und eben wollte ſie ſich ein Herz nehmen und nach den auf einem Stuhle neben dem Bette liegenden Kleidern greifen, als ſich's gegenüber regte. Lalage ſah hin, und erſtaunte nicht wenig, als ſie die Tante ſich erheben und ganz leiſe und leicht ſich ankleiden ſah. Das Herz rumorte ihr in der Bruſt; denn die Tante ſchlich auf den Zehen heran und horchte, ob ſie auch feſt ſchlafe, und da Lalage ſich wie vom tiefſten Schlafe befangen anſtellte, ſo ging Frau Scheller aus der nicht verſchloſſenen Thüre und lehnte dieſelbe hinter ſich an. Lalage war ganz Ohr. Und ſie vernahm zu ihrer Beſtürzung gleich darauf ein leiſes Pochen daneben an der Thüre des Konrektors, dann wurde dieſe Thüre leiſe auf und wieder zugemacht.

Nachdem ſich Lalage vom erſten Erſtaunen über den nächtlichen Beſuch der ſittſamen Tante beim ebenſo tugendhaften Konrektor erholt hatte, war ihr Entſchluß fertig.

„Was brauch' ich mich noch länger vor dieſen Heuchlern zu fürchten," dachte ſie, „hab' ich ſie doch im Sacke, und ſelbſt wenn ſie meine Liebe zu Burg und meinen Spaziergang entdecken, ſo dürfen die Sünder kein Wörtchen darüber verlieren."

Vergnügt warf ſie ihre Röcke über; vor der Thüre begegnete ihr das Dienſtmädchen, und Beide traten möglichſt verhüllt aus dem Hauſe in's Freie. Die Studenten warteten ſchon an der Ecke.

„Wollen wir in den Aeolstempel, um die Harfe zu belauſchen?“ fragte Lalage.

„Ich lauſchte lieber auf Ihre Rede, mein Fräulein,“ verſetzte Burger.

„Ich glaube, auch ich höre Sie lieber ſprechen.“

„Zur Aeolsharfe haben wir Zeit bis wir uns das dringendſt Nöthigſte geſagt haben. Vielleicht in Jahr und Tag.“

„Potztauſend! müſſen Sie mir viel zu ſagen haben, mein Herr, daß Sie in Jahr und Tag kaum mit dem dringendſt Nöthigſten fertig zu werden hoffen. Und welches iſt denn davon das Allerdringendſte?“

„Daß Sie ein ſüßer, holder Engel ſind, den ich unausſprechlich liebe, dem jeder Gedanke meiner Seele, jeder Pulsſchlag meines Herzens gehört.“

„Allerdings ein Bericht von weltgeſchichtlicher Wichtigkeit.“

„Fühlen Sie nicht den heftigſten Drang mir Aehnliches zu ſagen?“

„Ei nun!“

„Bitte! Bitte!“

„Ich möchte alle Abende meines Lebens ſo mit Ihnen ſpazieren gehen, wie heute.“

„Holdes Kind, unſer ganzes Leben ſoll ein freundlicher Spaziergang werden.“

„Meine verſtorbene Mutter ſagte oft, man dürfe den Männern nicht eher trauen, bis man ihre Vergangenheit kenne. Aus dieſer ließe ſich dann mit ziemlicher Gewißheit auf ihre Zukunft ſchließen. Erzählen Sie mir alſo aus Ihrer Jugend, aber wahr, aufrichtig, wie einem Muſenſohne von Ehr und Gewiſſen ziemt.“

„Bei Gott! das will ich. Und Sie vergelten mir mit Ihrer Lebensgeſchichte.“ —

So plaudernd verlor ſich das Liebespärchen auf geſchlungnen Pfaden in das Dickicht des Waldes.

Roſer blieb mit dem ſchlanken Dienſtmädchen in ehrerbietiger Entfernung zurück, und ihre Unterhaltung war ebenfalls nicht ohne Intereſſe.

„Wie heißen Sie denn, mein Kind, wenn ich bitten darf?"

„Lieschen Möhrung."

„Wollen Sie mir geſtatten, Sie bei Ihrem allerliebſten Taufnamen zu nennen? Haben Sie beim Schreiben dieſes Namens noch nicht die Bemerkung gemacht, daß das kleine s in der Mitte deſſelben faſt ausſieht wie ein kleines b, und daß man leicht verſucht wird den Namen Liebchen auszuſprechen? Wenn ich mich nun verſpräche?"

„Ach, Sie ſind ein Vokativus, wie der Herr Rektor ſagt. Aber Ihre Entdeckung iſt recht artig. Nur wär' es beſſer, wenn meine Madame Lieschen hieße. Dann wäre Ihr Verſprechen an der rechten Stelle."

„Dieſe Bemerkung iſt mir noch dunkel, mein Kind. Machen Sie ſie mir klar."

„Ich bin noch etwas mehr als die Dienerin der Madame Scheller; ich bin auch ihre Vertraute."

„Ah, dann ſind Sie allerdings ein Frauenzimmer von Einfluß und Wichtigkeit, und Niemand weiß Ihre Stellung beſſer zu reſpektiren als ich. Ich empfehle mich ihrem geneigten Wohlwollen."

„Madame Scheller hat ſich über Sie bei mir richtig geäußert," ſagte Lieschen geſchmeichelt.

„Und darf ich dieſe Aeußerung nicht erfahren?"

„Nicht ganz, denn ſonſt würden Sie eitel werden, wenn Sie's nicht ſchon ſind. Aber etwas davon darf ich ſchon ſagen. Sie wären ein ſehr gewandter Mann, vor dem man ſich hüten müſſe.“

„Hüten?“

„Ja, daß man das Herz nicht an ihn verlöre.“

„O, ich würde mein eignes dafür hingeben!“

„Ich fürchte Madame iſt nah daran dieſen Verluſt zu erleiden, wenn's nicht bereits geſchehen iſt.“

„An den Herrn Konrektor?“

„Ach, der lange Haſenfuß! Wie leicht wird es Ihnen werden ihn aus dem Sattel zu heben!“

„Hat ſie denn weiter keine Liebhaber?“

„Genug! Aber die Herrn laſſen es zu deutlich merken, daß ſie den Reichthum der Madame heirathen wollen.“

„Ja ſo.“

„Sie verabſchiedet Einen nach dem Andern. Auch der Konrektor wird bald ausgeſpielt haben und mit einem hübſchen Korbe abtreten. Auch er läßt merken, daß ihm der todte Schatz lieber iſt als der lebende. Und wer mit Madame nicht ſchwärmt und phantaſirt, findet keine Gnade bei ihr.“

„Und das mit Recht. — Wie iſt denn die treffliche Frau zu dem todten Schatze gekommen?“

„Ein alter, ſteinreicher Herr heirathete ſie blos aus dem Grunde, weil ſie ſchöne Verſe ſo ſchön vorlas und auf dem Flügel ſpielte. Sie macht ſelber ſehr ſchöne Verſe. Das Alles hat den Alten ſo entzückt, daß er ſie zur Erbin ſeines ganzen Vermögens machte und ſtarb. Wenn ſie ſich wieder verheirathet, ſo muß es durchaus ein Mann ſein, der ihre Vorzüge zu ſchätzen weiß. Am liebſten, mein ich, nähme ſie einen jungen, der mit ihr Verſe machte und läſe, muſicirte und ſchwärmte.“

„Ich verſtehe, mein liebes Lieschen, und fühle mich Ihnen für dieſe Mittheilung ſehr zu Dank verpflichtet."

Lieschen hing bald an Roſers Arm und plauderte ihm Alles was er wiſſen wollte. Und eh' ſie ſich's verſahen, hätten ſich beide Pärchen im weitläufigen Parke verirrt.

## 10.

# Gelehrt und verkehrt.

Der Herr Konrektor ſtudirte eben noch in einem dicken Werke über die reine Matheſis, welches er auf ſeinen Reiſen mit ſich zu führen pflegte, um ſich die müßige Zeit damit zu vertreiben. Schon hatte er zu ſeiner Freude eine ſchwierige Aufgabe gelöſt, und war daher bei gutem Humor, als er das Pochen ſeiner Freundin an der Thüre vernahm. Da er ſich einmal vorgenommen hatte, ſie mit ihrem ſchönen runden Sümmchen zu heirathen, und als ein Mann von Charakter ſein Ziel unverrückt in Augen behielt und muthig alle Hinderniſſe bekämpfend drauf los arbeitete, ſo brach er unverdroſſen mitten in einer gut begonnenen Forſchung ab, ſtrich ſich die Haare über den Kopf, ſetzte ſeine Sommermütze darauf, und ging, um ſich in die wunderliche Laune der Madame Scheller zu fügen.

„Nun kommen Sie ſchnell, werther Freund," flüſterte ſie, „damit unſere heimliche Nachtfahrt nicht entdeckt wird! O iſt es nicht höchſt romantiſch, in der ſüßen Traulichkeit einer dufterfüllten Sommernacht im Mondſcheine nach der Aeolsharfe zu wandern?"

„Es iſt höchſt romantiſch; Sie haben ſehr recht, Verehrteſte," verſetzte der Schulmann, indem ſie den Waldweg nach der Höhe einſchlugen. „Wiſſen Sie aber auch, woher das Wort romantiſch ſeinen Urſprung hat? Ich will drauf wetten, das wiſſen Sie nicht, meine ſehr Werthe."

„O ſehen Sie, wie der Mond mit Leichentüchern umhängt iſt! Er blickt zürnend durch die zerriſſenen Trauergewänder herab, wie der Geiſt eines gefallenen Helden auf das blutige Schlachtfeld. Schaudern Sie nicht?"

„Das Wort romantiſch, ſag' ich Ihnen, hat ein ſonderbares Schickſal gehabt; denn ſein Urſprung iſt allerdings Roma. Ueber die Ableitung des Wortes Roma ſelbſt aber haben die Gelehrten aller Zeit viel Streitigkeiten gehabt. Die römiſchen Philoſophen und Sprachforſcher waren ſelbſt nicht einig darüber." —

„Welch' tiefe Wehmuth überkommt meine weiche Seele, wenn ich dieſen grünen Wiederſchein der Blätter erblicke, dies bange ſehnſüchtige Flüſtern in den Büſchen, dieſe heimliche erwartungsvolle Stimme der Natur, dies Rauſchen und Lauſchen vernehme, die Ferne in graue Nebelſchleier, vom Golde des Mondſtrahls durchwoben, gehüllt, das ganze große All von ſüßen Schauern durchrieſelt vor mir liegen ſehe, und ich bedenke, daß hinter all' der zauberiſchen Pracht und Fülle des höchſten Lebens der Tod, die Vernichtung lauert, daß die Welt ein unerfüllbares Grab, die Natur ein ewig Leichengefild iſt? O laß mich den Schmerz ausweinen!"

„Aber hören Sie doch, Beſte! Vernehmen Sie doch gefälligſt, eh Sie weiter ſprechen, die richtige

Derivation des Wortes romantiſch, welches Sie ſtets zu gebrauchen belieben, ohne ſich gehörige Rechenſchaft davon geben zu können. Man ſoll aber eben ſo wenig ein Wort, welches man nicht in aller Hinſicht ganz genau kennt, in ſeiner Converſation gebrauchen, als eine Speiſe auf ſeinen Tiſch ſetzen und verzehren, von deren Urſprung und Zubereitungsart man nicht zuverläſſig unterrichtet iſt.“

„Ich beſchwöre Sie jetzt zu ſchweigen; denn wir ſind dem Heiligthume nah, welches durch kein profanes Wort entweiht werden darf. Ha! Hören Sie die Geiſter der Lüfte ihren balſamiſchen Hauch ausgießen in die Saiten, mit denen ſie ſcherzen und buhlen und ihnen Zauberklänge entlocken! Jetzt ſtürmen ſie gewaltig heran und es brauſt wie wilder Schlachtengeſang. Ja, das ſind Lieder wie ſie Oſſians todesmuthige Helden ſangen, wenn ſie einherſauſten auf den milchweißen Roſſen über das Blachfeld zum Schlachtkampf und Schwert und Schild ſchwangen. Wie hebt ſich kühn meine Bruſt! Ich möchte mit hinaus, möchte mit wagen und würfeln in der Mitte der Helden. Doch nun? — Hören Sie! Der begeiſternde Sang iſt vorüber, die trauernden Geiſter fahren nicht mehr wild und zornig einher, traurig klagend ſchmiegen ſie ſich an die Saiten. Wehe! wehe! Die Helden ſind gefallen, der Mond verbirgt erſchreckt ſein Antlitz, die ſanften melancholiſchen Grabgeſänge ertönen; ſie werden mir das Herz brechen. Meine Thränen ſtürzen. Ich kann mich nicht faſſen!“

„Aber ich bitte Sie doch inſtändigſt, es zu thun, wenn Sie mich auch durchaus gar nicht hören wollen. Der Mond hat ſich allerdings verſteckt, der ganze Himmel iſt plötzlich wie mit einem großen ſchwarzen Regentuche überhangen. Das iſt nicht anders, als hätt' es eben jetzt der Wind hergeweht. Ich merkte es geſtern Abend ſchon, daß wir ein tüchtiges Gewitter bekommen würden; die Schwüle war gar zu drückend. Sehen Sie übrigens daraus, daß ich Ihnen die Erfüllung keines Ihrer Wünſche, ſteht ſie anders in meinem Vermögen, abzuſchlagen im Stande bin. Ich bin mit Ihnen gegangen, aber nun eilen Sie auch, daß wir wieder nach dem Jagdhauſe zurückkommen, eh uns das Gewitter, welches ſtark im Anzuge iſt, hier in dieſem unwirthbaren Walde überraſcht. Der Weg wird ohnedies wegen der eingetretenen Dunkelheit ſchwer zu finden ſein und große Vorſicht erfordern.“

Dem in peinlicher Angſt ſich befindenden Konrektor wurde keine Antwort. Madame Scheller horchte entzückt den Tönen der verſtimmten Aeolsharfe und ihre rege Phantaſie bevölkerte Luft und Tempel mit einer Schaar feinſtoffiger Geiſter, die bald hold lächelten, bald grimmige Geſichter ſchnitten, je nachdem die Saiten ſtark oder ſchwach erklangen. Da zuckte plötzlich ein greller Blitzſtrahl durch den Tempel, ein heftiger Donnerſchlag fiel, und die entzückte Frau fuhr entſetzt aus ihren Träumen auf: „Hilf ewiger Himmel, ein Gewitter! Schnell, ſchnell nach dem Jagdhauſe!“

„Hab' ich es Ihnen doch geſagt! Aber Sie haben einmal, wie gewöhnlich, keine Ohren für mich oder verbieten mir zu ſprechen. Jetzt gilt's laufen, wenn wir dem Guſſe noch entgehen wollen.“

Frau Scheller ſchürzte eilig ihre Kleider und beide traten nun, eine ſchnellfüßige Atalante und ein heirathsluſtiger Hippomenes, den Wettlauf nach dem Jagdhauſe an. Unter Blitzen und Donnerskrachen erreichten ſie athemlos wirklich die Thür; aber wer beſchreibt ihren Schrecken, als ſie dieſelbe verſchloſſen ſanken. Der ſorgſame Wirth hatte bei verſpürter Annäherung des Gewitters das Bett verlaſſen und die Runde durch das Haus gemacht, um zuzuſehen, ob alle Fenſter und Thüren gehörig verwahrt wären, und da er die Hausthür zu ſeinem Staunen offen gefunden, hatte er ſie, dem Hausknechte einen handgreiflichen Verweis auf den folgenden Tag zugedenkend, in Schloß und Riegel gelegt.

Die entgeiſterte Frau wollte eben in laute Klagen und der ärgerliche Konrektor in ein verzweifeltes Hämmern an der Thür ausbrechen, als ihnen der Himmel zuvorkam und in einen ungeheuren Regenguß ausbrach. Der verzweifelte Konrektor ſchaute nach einem Zufluchtsorte um, und hatte kaum den Reiſewagen ſeiner Geliebten erblickt, als er mit zwei Sätzen daran und mit einem dritten darin war. Frau Scheller folgte ſeinem Beiſpiele, obgleich ſie, mit weniger langen Beinen begabt, als ihr gelehrter Freund, den Wagen nicht ſo ſchnell zu erreichen im Stande war. Sie ſetzte ſich eng an ſeine Seite, und wollte eine neue Unterhaltung beginnen, als in der Nähe Stimmen laut wurden. „Mein Gott! man kommt, ich ſterbe vor Angſt,“ flüſterte ſie dem neben ihr Sitzenden ſo leiſe als möglich in's Ohr. „Verhalten Sie ſich ruhig.“

## 11.

# Im Reiſewagen.

Burg und Lalage, Roſer und Lieschen machten den zweiten vergeblichen Anlauf auf die Thür, und da auch ihnen der Regen keine Zeit zu pochen ließ, ſo war der Wagen auch für ſie der nächſte und ſicherſte Zufluchtsort. Wie ſie konnten, kletterten ſie von beiden Seiten hinein, und indem ſie an die bereits darin befindlichen drei Perſonen anrückten, meinten ſie nicht anders, als es ſeien die von der entgegengeſetzten Seite Hereingekommenen. Frau Scheller reſolvirte ſich in ihrem Schrecken kurz und rutſchte, um Platz zu machen und ſich nicht zu verrathen, auf den Schooß ihres Nachbars, indem ſie ihm zärtlich die Hand drückte. Beide hatten die linke Ecke des hintern Sitzes eingenommen Auf demſelben Sitz hatte dicht an ihnen noch ein weibliches Weſen und an dieſem ein Mann Platz gefunden. Gegenüber ſaßen zwei Männer und ein Weib. Die zuletzt Angekommenen lachten recht herzlich, daß ſie mit einem blauen Auge davon gekommen waren, und fingen an, über ihr Unglück zu witzeln.

„Der erſte Spaziergang, den ich mit Ihnen gemacht habe, mein Freund," begann Lalage ſcherzend, „iſt abenteuerlich genug. Zu ſchwach Ihren Bitten zu widerſtehen, Ihren Liebesſchwüren ach! leider nur ein zu bereitwilliges Ohr leihend, geh' ich die Mondſcheinpartie ein, und werde zur gerechten Strafe windelweich geregnet. Wenn dies eine Vorbedeutung für unſer künftiges Leben iſt, ſo haben wir nicht viel Gutes davon zu erwarten."

„Laſſen Sie es immer eine Vorbedeutung ſein, meine Liebe," verſetzte Burg, „es iſt fürwahr keine ſchlechte. Wir flüchten uns aus den Stürmen des Lebens in ein ſo ſchönes Aſyl wie dieſer Ihr Reiſewagen, und warten geborgen wieder das heitere Wetter ab."

„Wenn Ihr, verliebte Leutchen, ſolche ſchwärmeriſche Redensarten führt," ſprach Roſer dazwiſchen, „ſo wird meine heiße Sehnſucht nach der hübſchen Tante, die mir ſeit ihrem zärtlichen Händedruck ohnedies noch nicht wieder aus dem Sinne gekommen iſt, immer ärger. Ich kann nicht länger mit dem Geſtändniß zurückhalten, mein Fräulein, daß ich in allem Ernſte ſterblich in Frau Scheller verliebt bin. Junge ſchöne Witwen haben für mich jederzeit etwas ſehr Anziehendes gehabt, und ſeid ich Ihr Tantchen geſehn und geſprochen habe, iſt mir nicht anders zu Sinne, als müßt' ich bald Ihr Onkel werden. Und um gar nichts zu verhehlen, ſollen Sie wiſſen, daß ich mit Burg noch vor Tiſche auf die Onkelei getrunken habe."

„Ich kann Ihnen auch nicht die mindeſte Hoffnung auf die Tante geben," ſagte Lalage, „und ſonderbar genug hätt' ich Ihnen geſtern Abend bei unſerm Scheiden faſt mit Gewißheit zuſichern wollen, Sie wären ihr gar nicht gleichgültig, Sie würden den häßlichen, hölzernen Konrektor ausſtechen."

„Und hat ſich in den zwei Stunden, die wir uns nicht ſahen, Ihre Meinung ſo ganz geändert?"

„Allerdings! Es iſt mir in dieſem kurzen Zeitraume helles Licht über die wahre Neigung der Tante geworden. Früher glaubte ich und durfte das aus ihren Aeußerungen gegen mich, wie aus ihrem ganzen Benehmen vorausſetzen, daß ihr der zudringliche Konrektor mehr als gleichgültig ſei. Daß ſie ihn heirathen würde, hätt' ich nun und nimmermehr geglaubt; denn wie oft hat ſie ſeine faden Liebesverſicherungen bei mir verſpottet! Aber man kann ſich in den Leuten, die man noch ſo gut zu kennen meint, irren. Die Tante wird trotz all' ihrer Sticheleien auf die Lächerlichkeit, Albernheit und Abgeſchmacktheit des Konrektors ihn dennoch heirathen."

„Ihre Verſicherung wird mich zur Verzweiflung bringen. Sobald der Tag die liebenswürdige Witwe aus dem Flaum getrieben hat, rüſt' ich mich mit allen mir zu Gebot ſtehenden Waffen, um den langen gelehrten Hanſen aus dem Sattel zu heben und ſeine Stelle einzunehmen. Ich baue viel auf die letzten gütigen Worte der Frau Scheller: wir ſprechen uns mehr, auf den innigen Händedruck, den wahrlich keine Dame umſonſt ausgibt, und auf Lieschens troſtreiche Verſicherungen. Nennen Sie mir den Umſtand, welcher Ihre Ueberzeugung hinſichtlich der Verbindung Ihrer Tante beſtimmte, wenn ich glauben ſoll, daß jene Worte und jener Druck einer weichen zarten Hand für mich gar nichts zu bedeuten hätten."

„Bedenken Sie, daß ich der Schweſter meiner ſeligen Mutter, meiner Freundin, eine Diskretion ſchuldig bin, die ſelbſt noch höhere Rückſichten, als Sie von meiner wahrhaftigen Verſicherung überzeugt zu ſehen, mich niemals vermögen können, auch nur mit einem Worte zu verletzen. Ich bedaure Sie; die Tante, obgleich öfter etwas zu poetiſch geſtimmt, iſt eine ganz vortreffliche Frau und wäre Ihrer ſo wie überhaupt eines recht glücklichen Looſes würdig, welches ihr freilich als Frau des Konrektors nicht fallen wird."

„Ich ehre Ihr Schweigen, aber ich kann vor brennender Begierde den Tag nicht erwarten, um mein

Verdammungsurtheil aus dem ſchönen Munde der Tante ſelbſt zu hören."

„Der Konrektor wird Ihnen freundliche Augen machen."

„Ich werde nur die Augen Ihrer Tante ſehen, die mich bezaubert haben."

„Ich wünſche Ihnen von Herzen Glück. Könnt' ich Ihr Schickſal günſtig geſtalten, ſein Sie verſichert, ich würde es thun; denn ich kann wahrhaftig den Konrektor eben ſo wenig leiden, wie mein Vater, der ihn den Bucephalus nennt, das heißt, ſeiner Angabe nach Ochſenkopf. Und wirklich hat der gute Mann Aehnlichkeit mit einem Pferde und einem Ochſen zugleich, wofür er freilich nicht kann."

„Alſo hat er von Ihrem Herrn Vater keinen Succurs zu hoffen, im Fall es mir gelingen ſollte, ihm dennoch den Rang bei der ſchönen Tante abzulaufen?"

„Ei behüte der Himmel! Der Vater hätt' es gern geſehen, wenn ihn die Tante ſchon lange mit einem Korbe nach Hauſe geſchickt hätte.

„Unter ſolchen Auſpicien geb' ich mein Spiel noch nicht auf."

„Willſt Du Dir nicht erſt die Rede einſtudiren, welche Du morgen an die ſchöne Witwe zu halten gedenkſt, wie heute der Hauptmann Schmalgau die meiner Lalage zugedachte Liebeserklärung," bemerkte Burg. „O es war himmliſch! dieſen Pickelhäring in fratzenhafter Höflichkeit vor ſeinem unbeholfenen Reitknecht ſtehen zu ſehen."

„Ich bitte Sie, erzählen Sie mir den Spaß ausführlich!" rief Lalage. „Wenn es mir gefällt, ſo entſchließ' ich mich vielleicht, mir das Stückchen morgen noch einmal von ihm ſelbſt vormachen zu laſſen.

Der Kerl kommt mir vor, wie der Schneider Fips in der Puppenkomödie."

„Wenn es Ihnen Freude macht, ſo verweilen wir noch ſo lange im Wagen, bis ich Ihnen die luſtige Fahrt erzählt habe," ſagte Burg; „denn Sie können ſich leicht denken, wie all' mein Beſtreben dahin geht, jeden Ihrer Wünſche zu erfüllen, meine Theuerſte."

„Ich weiß gar nicht, mir wird ganz angſt und bang zu Muthe," ließ ſich jetzt Lieschen vernehmen. „Ich höre doch immer die drei Herrſchaften da vorne ſprechen, und dahier ſitzt doch noch Jemand neben mir und ſchniebt ganz entſetzlich. Es ſind aber doch unſrer nur viere geweſen!"

„Ich muß geſtehen," verſetzte Burg von der andern Seite, „es iſt mir auch ſchon eng und wunderlich im Wagen vorgekommen. Wie ſitzen wir denn eigentlich? Wo biſt Du, Roſer?" — „Hier!" — „Und Sie, meine theure Lalage?" — „Hier!" — „Aber wer iſt denn das mir gegenüber? — Iſt das das Dienſtmädchen?"

„Nein, ich bin's nicht; ich ſitze ja hier daneben," verſetzte dieſe.

„Me hercule! Ich fühle ja da vier Beine."

„Und wer ſitzt denn hier neben mir?" rief Roſer dazwiſchen. „Noch ein Mann. Potz tauſend! was iſt das?" Lalage und Lieschen ſchrieen laut auf. „Antwort! wer iſt noch hier?" rief Roſer und faßte ſeinen Nebenmann bei der Bruſt. „Antwort! Oder es ſetzt hölliſche Hiebe."

„Ach! ich bin ja der arme, unglückſelige, gemarterte Konrektor," antwortete die wohlbekannte Stimme. „Nur nicht auch noch ſchlagen; ich bin ja ſchon geſchlagen genug und verrathen und verkauft obendrein, und ſitze hier und habe mich faſt zu Tode geärgert."

Alles im Wagen hatte mit Erſtaunen und Schrecken die Worte vernommen, als ſich zu noch größerer Verwunderung der beiden Studenten und Lalage's die Stimme der Tante erhob und mit einem entſetzensvollen Tone rief: „Barmherziger Himmel! Hat denn der Konrektor einen Doppelgänger? Oder ſitzt er hier und ſpricht dort? Das *kann* ja nicht mit rechten Dingen zugehn. Sind Sie's denn nicht, Herr Konrektor, auf deſſen Schooße ich ſitze?“

„Nein, meine Wertheſte,“ verſetzte der Schulmann, „ich ſitze hier und nicht dort, und hätten Sie auf meinem Schooße geſeſſen, ich weiß nicht, ob meine Galanterie Sie bei Anhörung der ſaubern Geſchichten ertragen haben würde.“

„Aber wer iſt denn das hinter mir?“ rief Frau Scheller entſetzt. „Ein Menſch oder ein Geſpenſt!“ Und ſomit ſprang ſie wie raſend auf und warf ſich auf den ihr gegenüberſitzenden Burg mit Zetergeſchrei, ſo daß dieſer unter der ſüßen Laſt faſt erſtickt wäre. Lalage und Lieschen fuhren fort, mit der Tante um die Wette zu ſchreien, Roſer fluchte, Burg raiſonnirte und der Konrektor ſchimpfte, ſo daß ein heilloſer Lärm im Wagen los war, dazwiſchen fuhr plötzlich ein heller Blitz, der auf einen Moment den ganzen Raum erleuchtete, der Donner überbrüllte die Geſellſchaft, der Regen ſchlug heftig auf das Dach. Unmittelbar an den Hall des Donners ſchloß ſich Roſers Ruf: „Ich hab' ihn erkannt! Es iſt der Hauptmann von Schmalgau!“

„Der Hauptmann von Schmalgau?“ riefen die Andern erſtaunt.

„Ja ich bin's, Cäſar Alexander von Schmalgau,“ verſetzte dieſer pathetiſch, da er ſein Incognito einmal verrathen ſah, und mit einem Muthe, wie er ihn lange nicht beſeſſen, den ihm aber der kräftige Braten und die zwei Flaſchen ſüßer Wein eingeflößt und den die Verzweiflung, all' ſeine ſchönſten und letzten Hoffnungen ſo plötzlich vernichtet zu ſehen, bis zum äußerſten Grade geſteigert hatte. Zwar war ſchon die Entdeckung, daß Lalage den ihm verhaßten Doktor liebe, wie ein verderblicher Sirokko, über die blühenden Saatfelder ſeiner erſt ſo ſchön und prangend aufgegangenen Liebeswünſche gefahren, aber indem er mit dem Schickſale grollen wollte, fühlte er die behagliche Wärme und die angenehme Laſt der reizenden Frau auf ſeinen Knieen und an ſeiner Bruſt; und der Genügſame, der dem Schickſale in dieſer Nacht ſchon ſo viel zu verdanken hatte, ſtimmte die Klage in einen Dank um, da ihm, ſeiner freundlichen Anſicht nach, im Augenblick des Verluſtes, oder vielmehr noch einen Augenblick früher ein Aequivalent, eine ſchöne Entſchädigung geboten wurde. Seine Rechnung war ſchnell gemacht; er wollte die ungetreue Lalage verlaſſen und die eben ſo ſchöne und weit reichere Tante mit ſeinem Herzen und ſeiner Hand beglücken. Deshalb kamen ihm auch die Händedrücke der liebenswürdigen Frau ſehr gelegen, und er ſäumte gar nicht, dieſelben zu erwiedern und ihr neue zu geben, ſobald Lalage etwas von der Tante Widerwillen gegen den Konrektor fallen ließ. So ſonderbar ihr auch nun dieſe Liebesbeweiſe vorkamen, ſo war ſie doch recht froh darüber, indem ſie ſich einbildete, der Konrektor glaube von dem Allen kein Wort und verſichere ſie durch dieſe ſtumme Sprache ſeiner fortdaurenden Ergebenheit. Aus Dankbarkeit ſteigerte ſie ihre Zärtlichkeit gegen den toleranten Mann und duldete hinwiederum Manches von ſeiner kühn gewordenen Hand, was ſie ſonſt mit Unwillen zurückgewieſen haben würde. Dem für alle Verluſte ſich reichlich entſchädigt wähnenden Hauptmann fiel es auch nicht von fern ein, daß er mit dieſen Liebkoſungen nicht gemeint ſein könne, und da er mit einem ſchönen weiblichen Weſen noch nie in einer ſo reizenden Nähe gelebt, noch nie das ſüße Glück ſanfter Berührungen einer ſo niedlichen Sammthand empfunden hatte, ſo war es kein Wunder, daß ihm Hören und Sehen verging, und er ſonach von dem übrigen Geſpräch im Wagen nicht viel vernahm. Jetzt aber, da er ſich von Neuem enttäuſcht ſah, als er durch den Schrecken und die klaren Worte der Frau Scheller ſich überzeugen mußte, daß Alles dem Konrektor gegolten, jetzt da er ohne Stab und Anker auf der unfruchtbaren öden Inſel ſeines Lebens ſtand, jetzt hatte er große Luſt, ſeine Wuth an den ihm verhaßt gewordenen Menſchen auszulaſſen. „Ich bin der Hauptmann von Schmalgau, der Euch die Zähne einſchlagen will, Ihr Halunken!" rief er wüthend und hieb mit geballter Fauſt im Wagen umher. Die erſchrockene Witwe erfuhr dabei eine unſanfte Berührung derſelben Hand, die wenig Minuten vorher ſo ſchön mit ihr gethan hatte. Gern wäre ſie in Ohnmacht gefallen, wenn ſie nicht befürchtet hätte, noch mehr ſolcher Liebkoſungen zu erfahren, und deshalb fand ſie es für gerathner, ſchreiend und wehklagend mit gleichen Beinen aus der ihr zunächſt befindlichen raſch geöffneten Wagenthüre zu ſpringen.

„Drauf geſchlagen!" rief auf einmal der demüthige Konrektor, welchem bei des Hauptmanns Ausbruch der Kamm gewachſen war. „Das infame Lumpenvolk ſoll unſre Fäuſte fühlen!" und ſomit hämmerte er ebenfalls drauf los. Lalage und Lieschen ſchrieen aus Leibeskräften, Burg und Roſer wütheten mit Worten und Werken gegen den Konrektor und den

Hauptmann. „Sauve qui peut!“ dachte Lalage und ſchlüpfte unter den kampfentflammten Armen der Liebhaber durch, der Tante nach, Lieschen entſprang auf der andern Seite dem Wagen, und die beiden feindlichen Corps hatten nun für ihre Operationen freies Feld. Roſer gedachte aber draußen bei der in Sturm und Regen irrenden Wittwe Beſſeres auszurichten, als im Wagen zu prügeln und ſich prügeln zu laſſen, und entwich deshalb, nur von Burg bemerkt. Der Hauptmann hatte eine von den leeren Weinflaſchen hervorgezogen und ſchlug damit kräftig auf den vermeintlichen Gegner los, traf aber den Konrektor auf die Glatze. Dieſer in der Meinung, einer der Studenten habe dieſen Coup auf ſein entblöſtes Haupt ausgeführt, warf ſich mit Löwengrimm über den Hauptmann her, zerkratzte ihm das Geſicht, zerzauſte ihm den Bart, zerraufte ihm das Haar und entwand ihm die Weinflaſche, um ſie gegen ihn zu gebrauchen. Burg drückte ſich ſtill kichernd der Thür hinaus ins Freie. Der Hauptmann aber zog die andere leere Flaſche hervor, und die beiden Bundesgenoſſen zerarbeiteten ſich, wie ein Paar Gladiatoren, mit furchtbaren Schlägen Köpfe, Geſicht, Bruſt und Arme, ſo daß bald Blut von beiden Seiten floß. Sie merkten auch ihren Irrthum nicht eher, als bis der Konrektor unter den mörderiſchen Streichen der bereits zu Scherben gewordenen Flaſche des Hauptmanns zuſammenbrach und die Schmerzensworte ausſtieß: „O ich unglückſeliger Mann! Muß ich durch Weibertücke fallen! Aber mein Blut komme über ſie!“

„Was?“ ſchrie jetzt der Hauptmann wie beſeſſen, „Sie ſind der Konrektor und kein Student? Sind wir alle behext? Ich hatte ja doch den langen Burg unter den Händen? Wie iſt das zugegangen, daß es nun der Konrektor iſt?“

„O Himmel!“ jammerte der Schulmann, ſeinen Verbündeten jetzt auch erkennend, „ich glaubte ja ebenfalls auf den langen Teufelskerl von Studenten loszuſchlagen.“

„Alle Wetter! wohin ſind denn aber die Dämchen?“ fragte der Hauptmann, und reſolut, wie er einmal war, gedachte er noch Vortheil von der Dunkelheit und der Unordnung zu ziehen und einen gewaltigen Sturm auf das Herz der Witwe zu wagen. Gewinnen konnte er noch etwas, verlieren nichts. Er ließ alſo den zerſchlagenen Konrektor in Stich, ſprang aus ſeinem Speiſe- und Schlafhaus und verfolgte wie ein guter Spürhund die Fährte des geflüchteten Wildes.

12.

## Hurlyburly.

Lalage und die Tante, die letztere in Angſt und Verzweiflung, die erſtere ſich mit Mühe bezwingend, daß ſie nicht laut auflachte, hatten ſich an das Haus angedrückt, um ſich einigermaßen vor dem ſtrömenden Regen zu ſchützen. Der Mond war untergegangen, und die Finſterniß bedeutend. Die Schamhaftigkeit der Damen erlaubte ihnen nicht, einen Laut von ſich zu geben, aber vergebens ſannen ſie nach, wie ſie, ohne ſich dem Wirth und deſſen Frau zu verrathen, in das Haus kommen möchten; denn ſie wußten nur zu gut, daß ſie im ungünſtigen Falle Gegenſtand eines böſen Stadtgeklätſches werden würden. Lalage vertraute dem muthigen Burg, und Frau Scheller ſetzte einige Hoffnung auf den ihr theuer gewordenen Roſer. Beide ließen es ſich auch gefallen, als die beiden galanten Herren Rettung verheißend ihnen nahten, daß ſie von denſelben fortgeführt wurden. Burg hatte nämlich am Tage einen offenen Schoppen entdeckt, dorthin wollte er die Geliebte bringen, und dann den Eingang in das Haus, ſei es auf welche Seite es wolle, ermöglichen. Er faßte alſo eine von den Damen, meinend es ſei Lalage, führte ſie dorthin und benutzte die Gelegenheit, ihr ſo viel Küſſe beizubringen, als ſeien dieſe zur Rettung unerläßlich nöthig. Die Dame ließ ſich dieſe feurigen Liebkoſungen gefallen und gab ſogar manchen Kuß zurück. Roſer ergriff ebenfalls die Hand einer Dame und glaubte die ſchöne Witwe gefaßt zu haben, aber mit der Lokalität weniger vertraut als Burg, gerieth er in den Hof, konnte kein Obdach finden, und beide waren bald naß bis auf die Haut. Die Flüche, die er auf der Zunge hatte, unterdrückte er aus Scheu vor der Sentimentalität ſeiner Dame. Nach langem Suchen kamen ſie an die Hinterthür des Hauſes, welche mit einem Dache überbaut war. Die Dame drückte ſich in die Ecke der Thüre, und Roſer begann ſeufzend: „In wunderbarer Konſtellation führen die Parzen unſere Lebensfaden zuſammen; werden Sie ſich meiner nicht erbarmen und den meinigen an den Ihrigen knüpfen laſſen, liebenswürdigſte aller Frauen, ſo wird die grauſame Scheere den meinigen zerſchneiden. Werden Sie mir zürnen, daß ich Ihnen geſtehe, wie mein Herz in lichten Flammen für Sie brennt? O Sie wiſſen es ja, Sie können meine Glut; denn das Schickſal ſpielte ſo wunderbar mit uns, daß Sie ſelbſt Zuhörerin meiner Beichte wurden, die ich hinſichtlich Ihrer verliebten Lalage ablegte. Was werden Sie mir darauf erwiedern? Wollen Sie mich in den Olymp hinauf heben, oder in den Tartarus hinabſtoßen? denn Ihre Liebe iſt mir Leben und Seligkeit, Ihre Nichtliebe todt und Verdammniß. Ha! der Druck Ihrer Hand läßt mich hoffen. Paradieſiſche Wonnen durchglühen mich, Blüthen ſproſſen auf, Luſt und Frühling fächeln durch meine Seele. O Geliebte, Angebetete, darf ich den erſten Kuß, das heilige Symbol der Vereinigung zweier Herzen, auf Deine Roſentippen drücken?"

Ein leiſes Kichern, welches bald zum ſchelmiſchen Lachen wurde, war die Antwort.

„Wie, Grauſame, Sie können mich verlachen?"

„Sie irren ſich, mein Herr, in der Perſon; ich bin die verliebte Lalage, aber nur in ihren Freund, nicht auch in Sie verliebt," verſetzte die Lachende.

„O ich Dummkopf!" rief Roſer in komiſcher Verzweiflung. „Erſt thu' ich mir alle Gewalt an, um das zarte poetiſche Ohr der vortrefflichen Witwe nicht zu beleidigen, und nun ſchwatz ich Unſinn, um ihr Herz im Sturm zu erobern, ſo wenig ſich auch der uns umbrauſende Sturm zum Herzerobern ſchickt, und was hab ich damit erlangt? Daß ich von einem loſen muthwilligen Mädchen ausgelacht werde. Aber wo iſt Ihre Tante?"

„Gott weiß es. Wo aber iſt Burg?"

„Nun das wird ja wohl Gott auch wiſſen; vielleicht ſind ſie zuſammen."

„Still, ich höre Stimmen! Man kommt über den

Hof. Wenn mich mein Ohr nicht täuſcht, ſo iſt das der Hauptmann von Schmalgau."

„Ja, ja er iſt's. Aber mit wem ſpricht er ſo zärtlich?"

„Stille!"

Der Hauptmann hatte in der Dunkelheit die Flüchtigen verfolgt, und endlich auch eins der Dämchen erwiſcht. Seine rege Einbildungskraft war über den Fang keinen Augenblick zweifelhaft, vielmehr ſagte ſie ihm für ganz gewiß, er habe die reiche Frau Scheller am Arme. „Gnädige Frau," brach er heraus, „wenn Sie ein feurigliebendes Soldatenherz nicht verſchmähen, was ich weder glaube noch befürchte, ſo ſind Sie morgen in der Reſidenz die Braut des Hauptmanns von Schmalgau, und in drei Wochen Ihre Gnaden, die gnädige Frau Hauptmännin von Schmalgau Hochwohlgeboren, ſoll mich der Kuckuck holen, wenn's nicht wahr iſt! Sind Sie's zufrieden, meine Gnädigſte?"

„Ja!" verſetzte die Dame.

„O nun bin ich Hahn im Korbe!" jubelte der Hauptmann. „Die Lalage mag mit ihrem nichtsnutzigen Studenten laufen; ſie iſt ein flatterhaftes Weſen. Ich lobe mir was Solides. Nicht wahr, werthgeſchätzte Braut, Sie halten's auch ſo? Ja, Hauptmann von Schmalgau klingt auch anders, als Student ſo und ſo, weiß nicht wie die Buben heißen. — Nun dem Konrektor kann die Prügelſuppe auch nichts ſchaden. Wiſſen Sie was, ſchöne Braut? Es regnet doch gar verteufelt naß, wir müſſen wo untertreten. In den Wagen können wir nicht wieder, da liegt der Konrektor und orgelt ein ſchlechtes Lied. Ich weiß aber ein recht ſchönes geräumiges Eckchen, dahin will ich Sie führen, und dort wollen wir unter Liebloſungen den Tag abwarten, uns dann in unſern Wagen ſetzen, und nach der Reſidenz fahren und ſogleich nach unſrer Ankunft in unſerm Hauſe unſre Verlobung bekannt machen laſſen. Kommen Sie!" Er bezweckte die Dame ſeiner Wahl nach jenem geräumigen überbauten Winkel zu führen, in welchem er ſchon eine Zeitlang des Abends zugebracht hatte, und tappte, ihren Arm haltend, durch den ſtockfinſtern Hof, der muthmaßlichen Richtung nach. Doch plötzlich ſtürzten beide in eine mit übelriechender Feuchtigkeit angefüllte Grube und ſtießen entſetzliche Schreie aus. Der Hauptmann brüllte aus vollem Halſe Flüche, Verwünſchungen und Hülfeanrufungen, die Dame wimmerte und ſtöhnte. Zu gleicher Zeit erſchell von vorn her ein Raſen an der Hausthüre, von des Konrektors hohler, jetzt aber gräßlich klingender Stimme accompagnirt. „Um Gottes und des Heilands Willen!" rief er, ſo ſtark er nur immer vermochte. „Macht auf! Schnell! Oeffnet! Denn ich bin ermordet! Eilt und helft, ſonſt muß ich umkommen! Mordjo! Mordjo!" Dabei hämmerte er wie unſinnig mit dem eiſernen Hammer an der Thüre.

„Bomben und Granaten! Haubitzen und Kartätſchen! Pulver und Blei! Mord und Peſt!" fluchte der Hauptmann an einem weg. „Meine Gnädigſte, ich glaube ſteif und feſt, wir ſtecken im Miſtloch!"

„Ach Gott im Himmel und auf der Erden!" winſelte die weibliche Stimme, „hilft uns denn keine mitleidige Seele aus dieſem Elende? Ich verſinke ja bis an die Kniee und kann in der gräulichen Finſterniß keinen Ausweg finden."

„Es geht mir nicht beſſer, meine Gnädige. Holla!

Holla! Beltig! Verdammter dicköhriger Wirth! Will denn Niemand kommen? Ich höre doch den Konrektor vorn an der Thüre auch einigen nicht eben unbedeutenden Lärm machen. Und wo nur mein Johann, der Hund, ſtecken mag?"

In dieſem Augenblicke knarrte eine Stallthür und eine heulende Stimme wurde vernommen: „Hier bin ich ja, Ew. Gnaden gehorſamſt aufzuwarten. Was ſteht zu Dero Befehl? Aber, du grundgütiger Himmel, wo ſind Sie denn in dieſer rabenſchwarzen Nacht? Ich kann ja die Hand nicht vor den Augen erkennen, geſchweige Sie, gnädiger Herr. O und was das vom Himmel gießt!"

„Es iſt nur gut, daß Du da biſt. Trommle den Wirth heraus, damit ich nur erſt ſehe, wohin wir eigentlich gerathen ſind."

Der dienſtfertige Reitknecht fühlte ſich an das Haus und erhob ſeine Stimme ſtark und furchtbar in den Worten: „Herr Beltig! Aufgemacht! Es geht meinem gnädigen Herrn an den Kragen. Zum Teufel! Schnell, Herr Beltig!" Während Johann von hinten brüllte und an das Haus ſchlug, that es der Konrektor von vorn und der Hauptmann in der ſaubern Sauce, ſeine Begleiterin heulte und ſchrie, und Roſer und Lalage wollten ſich, trotz ihres ſchlechten Standes, vor Lachen ausſchütten.

Durch dieſes fürchterliche Vocal- und Inſtrumentalconcert aus dem Schlafe aufgeſchreckt, ſtürzten Wirth und Wirthin, Kellner, Hausknecht, Mägde und Alles, was im Jagdhauſe lebte, aus den Betten und eilten mit Lichtern, in der größten Eile angezündet, hinab. Die Wirthin öffnete die vordere Thüre und ſchrie laut vor Entſetzen, als der Konrektor, das Geſicht voll Blut, hereintrat, ausſehend als wär' er eben den

Händen mordgieriger Räuber entronnen. Man fing an zu fragen und er erzählte auch bereits, nachdem er in der Gaſtſtube angelangt und zum Tode erſchöpft auf das Sopha niedergeſunken war, von ſeinen Unglücksfällen, aber das Hülfegeſchrei aus dem Hofe dauerte fort und hatte ſich, ſobald ſich Lichter im Hauſe gezeigt hatten, verdoppelt. Der Knecht war ſchon mit der Stalllaterne bei der Hand, und der Wirth, der Kellner und der Kutſcher der beiden Damen gingen mit Flinten und Säbeln bewaffnet hinaus. An der Hinterthüre ſtanden Roſer und Lalage.

„Wie kommen Sie hierher?“ fragte der Wirth erſtaunt.

„Alles nachher, mein Beſter,“ verſetzte Roſer. „Jetzt iſt keine Zeit zum Examen, dem wir uns auch gar nicht zu unterwerfen brauchen.“ Damit faßte er Lalage bei der Hand und führte ſie ins Haus, nahm der ihm begegnenden Köchin das Licht ab, befahl das Zimmer der Damen zu heizen, und führte die ſchöne Rektorstochter dahin, die ſich ſogleich ans Fenſter verfügte, um das fernere Schauſpiel im Hofe mit anzuſehen und zu belachen.

„Hierher!“ rief des Hauptmanns Reitknecht. „Hier thut ſchnelle Hülfe Noth.“

Der Wirth ließ ſich von ihm in die Mitte des Hofes an die Düngergrube ziehen, die der von allen Seiten in ihr zuſammengefloſſene Gewitterregen noch mehr gefüllt hatte, und in welcher der Hauptmann mit ſeiner Begleiterin watete. Der Hausknecht zog die Dame, Johann ſeinen Herrn heraus. Der Hauptmann wandte ſich mit einem Bückling zur Dame, um ihren Unfall pflichtſchuldigermaßen zu condoliren, aber das Wort blieb ihm im Munde, als ſeine Augen in das vom Licht der Laterne erhellte Geſicht derſelben fiel.

Denn nicht Madame Scheller war's, ſondern deren Dienſtmädchen. Der Hauptmann war wie verſteinert. Der Wirth mußte über die poſſierlichen Figuren lachen. Man wollte eben wieder gehen, als ſich der Wirth von der Seite aus dem leeren Wagenſchoppen bei ſeinem Namen gerufen hörte. Die Sache wurde ihm immer unbegreiflicher, doch nahm er dem Knechte die Laterne ab und trat in das Gebäude. Burg kam ihm entgegen und ſagte: „Es wird Ihr Schade nicht ſein, beſter Herr Wirth, wenn Sie über die Vorfälle dieſer Nacht, die ich Ihnen nachher mittheilen werde, zu ſchweigen, und dieſe Dame, welche ich nächſtens heirathe, mit ſchicklicher Discretion zu behandeln wiſſen würden. Führen Sie uns heimlich und ohne Aufſehen auf ihr Zimmer, dort ſoll ſich Ihnen Alles aufklären."

„Ich denke doch, daß ich es mit Männern von Ehre zu thun habe," verſetzte der Wirth, „und deshalb ſei Ihr Wunſch erfüllt." Burg wollte ſeiner Dame nun den Arm reichen und ging einige Schritte in die Ecke zurück, wo ſie ſtand, aber nun ging es ihm wie dem Wirth, er ſtand und ſah und traute ſeinen Augen nicht und rief endlich im höchſten Erſtaunen: „Wie um Alles in der Welt iſt denn nur das möglich? Sie ſind es ja, Madame Scheller!"

„Ei freilich," erwiederte dieſe. „Schaffen Sie mir gleich ein Gläschen Hoffmannſche Tropfen mit Zucker, ſonſt fall' ich hier zur Stelle in Ohnmacht. Ach meine ſchwachen Nerven und dieſe Schrecken, dieſe Angſt, dieſe Marter! O weh! Die Sinne vergehen mir." Schon drohte ſie an die Wand zu ſinken und noch zur rechten Zeit fingen ſie Burg und der Wirth auf. Während beide die ſchwache Frau in das Zimmer, wo Roſer und Lalage ſchon Licht und Wärme verbreitet hatten, mehr trugen als führten, wuſch der Kellner und die Wirthin in der Gaſtſtube die Kopfwunden des winſelnden Konrektors mit warmen Eſſig aus, und die Stallmagd und Johann ſäuberten an einem abgelegenen Orte den Hauptmann und Lieschen. Der Erſtere erhielt ein Paar alte Beinkleider vom Kellner, die Letztere einen Rock von der Köchin, und beide mußten dann in die ordinäre Gaſtſtube kriechen, welche der Hauptmann Tags vorher ſo ſehr verachtet hatte. Sie wurde ebenfalls geheizt und beiden ein Paar Bund Stroh hineingetragen, auf welche ſie ſich auch, wie zu einander gehörig, neben dem Kutſcher des Konrektors und dem der Damen, welche ſich wieder gelagert hatten, niederſtreckten. Auch Johann nahm ſeine Stelle nun auf der warmen Streu ohnweit ſeinem Herrn ein. Der Konrektor wurde verbunden ins Bett gebracht, ebenſo die ohnmächtige Frau Scheller, um welche ſich Roſer mühte, bis ſie die Augen aufſchlug und ihn mit einem Blick derſelben, ſo wie mit der dargebotenen Hand entzückte. Er durfte es im Verlauf der Nacht ſogar wagen, ihr einen Kuß auf die Lippen zu drücken, eh' er ſie verließ, und mancherlei heimliche aber recht hübſche Dinge mußten ſie auch zuſammen, während dem Geſpräch der Uebrigen im Zimmer, um welches ſie ſich gar nicht kümmerten, geflüſtert haben, denn ſie ſchieden recht vertraut von einander. Von Burg und Lalage erfuhr der Wirth mit Verſchweigung einiger Nebenumſtände die Auflöſung der nächtlichen Räthſel in ſeinem Hauſe. Lalage wünſchte lachend mit einem herzhaften Kuſſe ihrem Geliebten angenehme Ruh auf dieſe Stürme, und er und Roſer verfügten ſich auch auf ihr Lager.

## Abreiſe.

Mit Anbruch des Tags machte der Hausknecht die Wagen zur Abfahrt fertig und fand in dem großen die zerſchlagenen Weinflaſchen nebſt dem abgenagten Kalbsknochen. Dadurch wurden vollends alle Schleier von dem mitternächtlichen Geheimniß gezogen und das ärgerliche Verſchwinden der Kalbskeule erklärt. Johann, von der Entdeckung unterrichtet, fand für gerathen, den Pferden, die er Abends vorher noch eingefangen und durch Bitten und Betteln beim Hausknecht in den Stall gebracht hatte, für ſein Geld — denn er hatte wirklich eine kleine Baarſchaft bei ſich, wie ſein Herr richtig geahnt hatte, — ein Weniges an Hafer und Heu, ſo wie ſich ſelbſt ein Stück Brot und einen Schluck Schnaps reichen zu laſſen. Hierauf ſattelte er die Pferde, reinigte die übelriechenden Kleider ſeines Herrn, ſo gut es gehen wollte, und trat dann in die Wirthsſtube, um denſelben anzukleiden. Der niedergeſchlagene und an ſeinen Wunden Schmerzen leidende Hauptmann ließ es ſich gefallen. Johann trieb zur Abreiſe. Der Hauptmann folgte ſchweigend. Als ſie nun auf den Pferden ſaßen, lenkte Johann wieder nach dem Bade zu.

„Wohin?“ fragte Schmalgau aus ſeinem Trübſinn auffahrend.

„Wohin ſonſt als zur gnädigen Frau Mama?“

„Nichts da!“ zürnte der Hauptmann. „Bei ihr hab' ich nichts mehr zu ſuchen. Nach der Reſidenz reiten wir. Und was ich nur durch Güte erlangen konnte, ſoll nun durch Gewalt mein werden. Zum alten Rektor will ich, und Lalage ſoll gezwungen meine

Frau werden. Wie will ich mich an dem dummen Püppchen weiden, wenn ſie mir doch zum Altar folgen muß! Und der Rektor leckt gewiß alle Finger danach, in eine ſo vornehme Verwandtſchaft zu kommen. Was ſein ſoll, ſchickt ſich und muß geſchehen. Drum vorwärts marſch!" Und dahin ging die dürre Roſinante und Johann folgte mit betrübtem Geſicht.

Im Jagdhauſe hatte ſich unterdeſſen Alles erhoben, was gelegen hatte. Der Konrektor verlangte ſeine Rechnung, bezahlte für ſich und die Damen, befahl anzuſpannen und ging nicht aus ſeinem Zimmer. Der Kellner hinterbrachte dieſen Befehl nicht allein dem Kutſcher, ſondern auch den beiden Damen und dieſe, Unheil vom Konrektor befürchtend, wenn er früher als ſie in der Reſidenz anlange, gaben ihren Liebhabern ſchnelle Nachricht. Dieſe erſchienen auch ſofort, und es wurde beſchloſſen, des Konrektors Abreiſe zu verzögern, bis ſie fort wären. Eilig kleideten ſie ſich an. Die Studenten warfen ſich auf ihre Pferde und ſprengten voraus. Dann beſtiegen die beiden Damen ihren Wagen und eh der verbundne Konrektor aus ſeiner Klauſe nach dem Wagen ſchlich, waren ſie ſchon über eine halbe Stunde fort, und der Kutſcher, dem ein reichliches Trinkgeld verſprochen wurde, fuhr, was das Zeug hielt. Auf der Hälfte des Wegs an einem Vergnügensorte der Städter, warteten Burg und Roſer bereits. Sie nahmen das ſchon aufgetragene Frühſtück ein, die Herrn banden dann ihre Pferde an den Wagen, und ſetzten ſich zu den Damen, mit welchen ſie überlegten, wie ſie des Konrektors Verläumdungen zu nichte machen und dann, wie ſie es anfangen möchten zuſammen zu bleiben, bis ihr Loos die gänzliche Vereinigung möglich mache. Lalage wußte für Alles Rath, und hatte einen ſo herrlichen originellen Einfall, daß die beiden Freunde ohne weiteres ſchon des Spaßes wegen, der ihnen daraus erwachſen mußte, beſchloſſen, dieſe köſtliche Idee auszuführen. Mit Beſprechung des Nähern verſtrich die Zeit, und eh' ſie ſich's verſahen, waren ſie vor der Stadt. Die Freunde nahmen von ihren Damen vergnügt Abſchied und ritten einige Zeit, nachdem der Wagen durchs Thor gefahren war, nach, und wünſchten ſich Glück, mit ſo angenehmen Hoffnungen in die Mauern dieſer Stadt einzuziehen.

## 14.

## Der Herr Rektor und ſeine neuen Schüler.

„Est modus in rebus; sunt certi denique fines.“ Es iſt ein Maß in den Dingen, und es gibt zuletzt beſtimmte Grenzen, ſagte der Rektor Simius, ein kleiner dicker Mann mit hochrothem Geſicht und ſchwarzen ſtechenden Augen, welche verkündeten, daß noch Jünglingsgeiſt in ſeinem alternden Körper wohne. Nachdem er jenen berühmten Vers des Horaz geſprochen, klappte er das Buch zu, worin er ſtudirt hatte, erhob ſich raſch aus ſeinem Lehnſtuhl und ſchritt, wie es ſchien, in großer Unruhe im Zimmer auf und ab. „Es iſt doch eine recht wunderliche Geſchichte,“ ſprach er dann wieder zu ſich ſelbſt. „Ich denke nichts anders als ſie kommen zurück und kündigen mir ihre baldige Hochzeit an, und ſtatt deſſen iſt der ganze Handel aus einander gegangen. Seltſam! Und der

Konrektor ſoll geſchworen haben, mir die Schwelle nicht wieder zu beſchreiten. Was mir da auf einmal für eine Ausſicht wird! Was da für Hoffnungen in mir aufgehen! Daran hatt' ich ſchon lang verzweifelt und nun liegt's mir ſo nahe. Die Scheller iſt doch eine hübſche Frau, und ſeit ſie in meinem Hauſe iſt, hatte mir der Gott Amor ſchon manchmal gewaltig zugeſetzt. Aber meine ſelige Frau liegt doch erſt ein Jahr unter der Erde, und im Trauerjahre konnt' ich doch nicht neue Bewerbungen unternehmen, ſo oft ich auch gleich anfangs darauf geſonnen, wie's am ſchicklichſten auszuführen, ohne meinem Rufe eine Macula anzuhängen. Und nun kam mir gar der oft verwünſchte Konrektor dazwiſchen und machte Glück bei ihr. Was konnt' ich dagegen haben? Wie konnt' ich's hindern? Jetzt hat ſich das Blättchen plötzlich gewendet. Das Trauerjahr iſt vorüber, und im Vergleich mit dem dürren, blaſſen, glatzköpfigen, abgeſchmackten Konrektor bin ich doch ein ſtattlicher Mann, weiß mich zu benehmen, weiß eine Dame zu unterhalten. Ha! ha! hab meinen Horatius und Ovidius nicht allein der Antiquitäten halber ſtudirt, hab' auch den Geiſt der verliebten Poeten begriffen und mir angeeignet, und deshalb macht ich zu allen Zeiten Glück bei dem ſchönen Geſchlecht. Heute noch biet' ich der netten Frau Schwägerin meine Hand an, und wenn ich auch ein paar Jahre mehr habe, als der Konrektor, ſo pflegen ja Witwen ſonſt eben nicht die Jahre zu zählen, wenn ihnen nur die äußere Geſtalt, der Geiſt, Stand und Vermögen zuſagen. Und daß ſolches bei mir der Fall iſt — nun das ſieht ja ein Blinder.“ Er ſchob Virgil und Horaz bei Seite, und machte Toilette vor dem Spiegel. Ein heftiges Klopfen an der Thüre ſchreckte ihn von dieſer verdächtigen Beſchäftigung. Auf ſein beſtürztes: „Herein!“ erſchienen zwei dumm ausſehende Bauernburſche ſchüchtern und blöde, grüßten mit einem albernen Kopfnicken und blieben hinter einander an der Thüre ſtehen.

„Was wollt Ihr?“ rief Simius ärgerlich.

„Er iſt ja wohl der Herr hier in der Stadt, bei dem man was lernt?“ fragte der Vordere.

„Na, es kommt drauf an, was man lernen will.“

„Ja, das Predigen und das Bücherſchreiben und das Doktoriren und daß man einmal kann Amtmann werden.“

„Das kann ich Niemandem lehren.“

„Nun da haben ſie uns alle falſch berichtet.“

„Wer hat Euch falſch berichtet?“

„Unſer Herr Pfarrer und der Herr Kreisphyſicus und der Herr Amtsſchreiber. Wir fragten ſie wo ſie ihre Sache gelernt hätten, und da ſagten ſie Alle, in der Stadt beim Rektor hätten ſie den Anfang gemacht.“

„Da haben die Männer recht gehabt. Was wollt Ihr denn aber von mir? Wollt Ihr auch Pfarrer, oder Doktoren oder Amtleute werden, und bei mir den Anfang dazu machen?“

„Dazu ſind wir zu alt. Wir wollen nur ſo was lernen, was wir in's Haus brauchen. Wir ſind zwei Brüder und unſer Vater war der Schulz im Dorf, ein reicher und kluger Mann. Den haben wir gar oft ſagen hören, wenn er aus dem Amt kam und hatte ſich geärgert: ich wollte gleich zweihundert Thaler drum geben, wenn ich was gelernt hätte und verſtände die lateiniſchen Brocken, womit der Amtmann um ſich wirft. So ſprach er auch, wenn er aus der Kirche kam, und hatte den Herrn Pfarrer nicht Alles verſtanden, oder wenn eins krank war und der Kreisphyſicus ſchrieb ein Recept. Und dann ſagt' er zu uns: Jungen, lernt was, aber Ihr ſeid ſo dumm wie Stroh. Das Alles haben wir uns hinter die Ohren geſchrieben. Nun da er todt iſt, wollen wir beide im Dorfe heirathen, aber nicht eher, bis wir was gelernt haben und nicht mehr ſo dumm ſind, wie Stroh; denn ich ſoll Schulze und mein Bruder hier Gemeindevormund werden. Wir ſind die reichſten Burſchen im Dorfe und unſre Bräute die reichſten Jungfern. Da wollen wir denn recht gern jeder zweihundert Thaler dran wenden, ja wenn's auch noch was mehr koſtet; aber es muß in vier Wochen abgemacht ſein, weil wir da Hochzeit haben."

„Aber was wollt Ihr denn in vier Wochen lernen?"

„Ja, das wiſſen wir ja nicht. Wenn wir's wüßten, wollten wir's ja nicht erſt lernen. Das muß Er doch wohl wiſſen, Herr Rektor."

„Auf die Schule kann ich Euch nicht thun."

„Wir wollen auch gar nicht unter die böſen Buben. Wir dachten nur, wenn Er ſo gut ſein und uns vier Wochen in Seinem Hauſe behalten und uns alle Tage ſo ein Bischen was ſagen wollte, da wollten wir uns rechte Mühe geben und wollten's lernen, und wenn die vier Wochen vorüber wären, da wollten wir ihm die vierhundert Thaler geben und noch ein fettes Schwein dazu."

„Nun das ließe ſich hören," ſchmunzelte der Rektor, dem die artige Summe und das Schwein in die Naſe ſtacken — „Ihr dürft aber für Euere vierhundert Thaler nicht zu viel verlangen, und mir hinterher keine Vorwürfe machen, als hab' ich Euch zu wenig gelehrt."

„Er iſt ja ein braver Mann, Herr Rektor, und wird uns lehren, was recht iſt. Wir ſind auch ſchon zufrieden und verlangen nicht viel.“

„Aber wie ſteht's denn, werdet Ihr denn auch was begreifen, meine Lehren faſſen können?“

„Oho!“ platzte jetzt der Lange heraus, der ſchweigend hinten geſtanden hatte. „Wir haben tüchtige Hände und ſind die Arbeit gewohnt. Wo ich faſſe, da muß es reißen oder brechen. Ich hab' ſchon gar Manches begriffen, was Andere nicht begreifen konnten. Die Mädchen in unſerm Dorfe könnten was davon erzählen, wenn ſie nicht beſſer thäten zu ſchweigen. Mein Bruder Niklas da begreift auch ſchon was, und faſſen kann er wie ein Pferd.“

„Ihr verſteht mich nicht. So hab' ich das Begreifen nicht gemeint. Ich wollte damit ſagen, ob Euch was beizubringen ſein wird? Ob ihr das faſſen könnt, was ich Euch vortrage?“

„Mir kann Er Alles beibringen,“ verſetzte der Kleinere, „nur kein Klyſtier und keine Rhabarbertropfen und kein Baldrianpulver. Denn als ich krank lag, haben ſie mich damit ſo geplagt, daß ich faſt eher daran geſtorben wäre, als an der Krankheit.“

Der Rektor wurde zornroth, arbeitete mit Armen und Beinen auf den Sprecher los, und ſtieß unartikulirte Töne aus. — In demſelben Augenblicke wurde die Thüre weit aufgeriſſen und der Konrektor Buſch ſchoß ſchnaubend herein. Sogleich begann ſein Mund den Commentar zu ſeinem Geſichte zu liefern:

„Sie wollen ein Mann von Ehre, ein literatus ſein? Ha! Ich will Ihnen ſagen was Sie ſind. Ein Verläumder ſind Sie, ein Ehrenſchänder! Bei Ihrer ſchlechten Mamſell von Tochter, die ſich Nachts mit

Studenten im Walde herum treibt, haben Sie mich herunter geſetzt, haben verächtlich von mir geſprochen. O ich weiß Alles! Ein boshafter, abſcheulicher Scholarch ſind Sie!"

„Ha, nichtswürdiger Herr Kollege!" entgegnete der Rektor außer ſich. „Berauſcht ſind Sie geweſen auf dem Jagdhauſe, und haben ſich, als Sie ſich im Wein dermaßen überladen, daß Sie nicht mehr Herr ihrer Sinne waren, mit einem lüderlichen Edelmann geprügelt. Argumenta non desunt. Die Beweiſe fehlen nicht. Ich ſeh's an Ihrem verbundenen Kopfe, daß mein Töchterlein recht hat, die Sie alſo zu verläumden ſich unterſtehen. Erſt haben Sie ein Dutzend Weinflaſchen ausgeleert, und ſich dann damit geprügelt, daß Ihnen die Scherben in der Glatze ſtecken geblieben ſind."

„Das iſt der Bosheit Uebermaß!" ſchäumte der Konrektor. „Keinen Tropfen Wein habe ich geſehen, und muß mir ſolche Schande nachſagen laſſen. Sie ſind ein ſchlechter Menſch, Herr Kollege."

Der Direktor ſank von Schrecken und Aerger gelähmt in den Stuhl, und zitterte an allen Gliedern.

„Soll ich Ihm jetzt was von meinen Begriffen zeigen, Herr Oberſchulmeiſter?" fragte der größte Bauerburſche treuherzig; und ohne die Antwort abzuwarten, faßte er den Konrektor von hinten mit kräftiger Fauſt, der Kleine packte von vorn, und ſo transportirten ſie den ſchimpfenden Schulmann durch die Thür zur Treppe hinab. Die Frauen, von dem Lärm herbeigezogen, ſahen mit heimlicher Schadenfreude dem Schauſpiele zu; denn ſie waren bereits von des Konrektors Eifers, ihrem guten Ruf in der Stadt zu ſchaden, unterrichtet. Als nun die beiden Bauernburſche wieder die Treppe heraufſtiegen, erwarteten ſie Frau Scheller und Lalage, und die letztere ließ ſich von dem großen, die erſtere von dem kleinen abküſſen, ohne nur ein Muckschen zu thun.

Der Rektor empfing ſeine Beſchützer mit wunderlichen Aeußerungen überſtrömenden Dankgefühls und verſprach ihnen für die Gefälligkeit recht viel lateiniſche Redensarten beizubringen. Dieſem Verſprechen folgte der Befehl an Frau Scheller, ein Dachſtübchen für die beiden Brüder einzurichten, ein Befehl, der mit freudiger Bereitwilligkeit ausgeführt wurde, wie ſelten einer. Der gute Rektor hätte ſich aber doch ſehr verwundern ſollen, wenn er geſehen hätte, daß zu dieſer Einrichtung eine Guitarre, Notenbücher mit den beſten Tonſtücken und den ſchönſten und neuſten Liedern, die gehaltreichſten neuſten Romane, ſo wie die erſten deutſchen Klaſſiker gehörten. Zum Glück bemerkte der Alte von dem Allen nichts, ſondern brütete über einen Racheplan gegen den Konrektor, und ſchritt ſofort zur Ausführung deſſelben, nämlich zu einem ausführlichen Berichte an das herzogliche Oberconſiſtorium, worin die vom Konrektor empfangenen Beleidigungen mit lebhaften Farben geſchildert wurden.

## 15.

## Brautwerbung.

Simius war kaum mit der Schrift fertig, als ſich gewichtiger Sporentritt auf der Treppe vernehmen ließ und eine harte Hand an der Thür des Zimmers klopfte. Der Hauptmann von Schmalgau ſchritt gravitätiſch herein, ſalutirte militäriſch, räuſperte ſich und wollte eben ſeinen langen wohlausſtudirten Sermon beginnen, als der Rektor, plötzlich von einem Gedanken ergriffen, auf ihn losfuhr, ſo daß der Kriegsheld, durch den ſonderbaren Anlauf des Schulhelden außer Faſſung gebracht, ſtaunend einen Schritt zurückwich. Nichts deſto weniger faßte Simius ſeinen Mann am Bruſtaufſchlage der Uniform, zerrte ihn wieder vorwärts und rief dem Erſchrockenen zu: „Gut daß Sie kommen! Sie ſollen mir Zeuge ſein! Sie ſind ja bei dem Schandſpektakel geweſen. Sie haben ſich ja mit dem Konrektor geprügelt. Sagen Sie, iſt das wahr? Ich beſchwöre Sie, haben Sie den Konrektor mit Weinflaſchen alſo zugerichtet?“

„Allerdings iſt dem ſo, mein hochzuverehrender Herr Rektor,“ verſetzte der Hauptmann kleinlaut, „aber beim Mars und der Bellona! ich bin nicht Urheber des Streits geweſen.“

„Iſt einerlei! thut nichts zur Sache! Sie müſſen mir Zeuge ſein, Herr Hauptmann. Wir wollen den unverſchämten Menſchen von Amt und Brot bringen.“

„Ja Bomben und Granaten! das wollen wir!“ rief der Hauptmann erfreut, dem jetzt ein Licht in der Sache aufging. „Ha! ha! Nun weiß ich erſt, wo die Zäume hängen. Der Schulfuchs ſoll mir nicht umſonſt die Phyſiognomie ſo übel zugerichtet haben!“

Der Rektor hörte ihn nicht mehr an, ſondern fügte am Schreibtiſch ſeinem gehorſamſten Berichte noch einen wichtigen Punkt von der Prügelei des Konrektors und dem Eingeſtändniſſe des Hauptmanns bei. Dieſer hatte unterdeſſen Zeit ſich zu ſammeln, und da ihm nicht entging, daß er dem erboſten Rektor einen wichtigen Dienſt leiſte, ſo verfehlte er nicht, ſich von Minute zu Minute breiter zu machen, ſo daß der Rektor, nachdem er den letzten Tropfen ſeines Giftes auf das Papier gegoſſen, verwundert nach dem abgedankten Kriegsmann blickte, welcher aufgeblaſen, Haar und Bart bürſtend, und die Reitgerte ſchwingend durch die Stube ſchritt. Der Rektor verfolgte mit blinzelnden Augen den klirrenden Gang ſeines Gaſtes, und eine Wolke des Unmuthes um die andere ſtieg auf die Stirn des gelehrten Mannes! denn alſo hatte noch kein Sterblicher gewagt, durch dieſen ſtillen, den Muſen und ihren Prieſtern geheiligten Tempel zu fegen, daß die Bücher wie vor Angſt zitterten. Endlich erhob ſich der Rektor und fragte mit Kälte:

„Welcher Zufall verſchafft mir die Ehre?“ —

„Kein Zufall! Bei Leibe kein Zufall, verehrteſter Herr Rektor!“ verſetzte der Hauptmann kordial. „Wir wollen auf gut ſoldatiſch keine Umſtände machen, wir führen ja beide Schwerter, der Rektor freilich ein hölzernes, hat aber gar nichts zu ſagen. Nun ſehen Sie, weshalb ich eigentlich gekommen bin! Ja Pulver und Blei! merken Sie's nicht?“

„Ich habe nicht die Ehre!“

„So hören Sie! Ich will ihre Tochter heirathen.“

„Hei — heirathen? Meine Lalage? Danke ſehr für die Ehre. Mein Kind darf nur einem Gelehrten ihre Hand reichen. Das war von je mein feſter Vorſatz, und nichts wird mich davon abbringen.“

„Wenn's weiter nichts iſt, ſo iſt ja dieſem Umſtande bald abgeholfen; ich werde ein Gelehrter, und bin Ihr Schwiegerſohn.“

„Wollen Sie mich foppen, Herr von Schmalgau? Weder meine Perſon noch der Gegenſtand dulden ein ſolches, und ich muß mir Scherz verbitten.“

„Ei zum Henker! wer hat denn ſcherzen wollen? Es iſt mein aufgehäufter Ernſt, ich werde ein Gelehrter. Gehört denn etwa ſo viel dazu? Ich verſteh' mich noch auf mein Latein, ſchreibe einen eleganten deutſchen Styl, bin in den Hiſtoricis nicht unerfahren, kann von Kunſt und Literatur ſprechen, weiß die Leiſtungen der Schauſpieler zu beurtheilen. Was wollen Sie mehr? Iſt das Alles nicht genug und ſogar überflüßig, um ein Gelehrter zu heißen? Wir ſchicken ſechs Louisd'or an die nächſte philoſophiſche Facultät, ich bekomme dafür ein Doktordiplom und bin nun in plena forma ein Gelehrter.“

„Ein Narr!“ fuhr der Rektor aufs höchſte gereizt heraus. „Aber Sie mögen immerhin ein ſolcher ſein, muthen Sie mir nicht zu, daß ich auch einer bin.“

„Iſt das Scherz oder Ernſt?“

„Ernſt, aufgehäufter Ernſt. Thun Sie mir den Gefallen und verlaſſen Sie mein Haus.“

„Herr Rektor, ſind Sie bei Sinnen? Mir, dem Edlen von Schmalgau, dem herzoglichen Hauptmann der Infanterie, dergleichen ins Geſicht zu ſagen!“

„Ei was? Ich habe nicht Luſt mir die Zeit von Ihnen verderben zu laſſen. Wünſchen Sie ſonſt noch was?“

„Bedenken Sie die Ehre, daß Ihre Tochter Frau von Schmalgau wird!“

„Hier iſt nichts zu bedenken. Meine Tochter wird nicht Frau von Schmalgau.“

„Aber ſie muß es werden. Sie liebt mich über alle Maßen. Sie kann nicht ohne mich leben. Sie werden doch Ihr einziges Kind nicht unglücklich machen wollen?"

„O wenn das der Fall iſt," verſetzte der Rektor erſtaunt, „ſo haben Sie allerdings wohl gethan, ſich an mich zu wenden. Da wollen wir kurzen Prozeß machen." Er ſchellte.

„Lalage ſoll kommen!" rief er der eintretenden Magd entgegen, warf ſich unmuthig in ſeinen Stuhl, ſtieß den Horaz unwillig zurück, kaute ärgerlich an den Nägeln, und erwartete zornroth der Tochter Eintritt. Durch die Magd unterrichtet, wer beim Vater zugegen ſei, brachte Lalage die Tante und die beiden Bauerburſche mit, bei welchen ſie eben verweilt war, doch blieben die Andern vor der Zimmerthüre ſtehen, während ſie mit verbiſſenem Lachen hinein trat.

„Zu meiner Verwunderung muß ich von gegenwärtigem Herrn Hauptmann von Schmalgau vernehmen," begann der Rektor piquirt, „daß Du mit demſelben einen unziemlichen Liebeshandel getrieben und ohne mein Wiſſen und Willen Deine Hand zugeſagt haſt."

Jetzt konnte Lalage nicht länger an ſich halten; ſie lachte dem Hauptmann ins Geſicht, und wie ein Echo erſchallte vor der Thüre ein lautes Gelächter.

„Was iſt das?" rief der Rektor aufſpringend. „Bin ich unter lauter Narren gerathen?"

„Es möchte nur Einer im Hauſe ſein," verſetzte Lalage, „und der thäte wohl, uns von ſeinem Anblick zu befreien. In der That, Herr von Schmalgau, nach dem, was wir auf dem Jagdhauſe zuſammen erlebt, hätte ich wohl eher des Himmels Einſturz, als Sie in unſerm Hauſe und noch dazu mit ſolcher Unverſchämtheit gepanzert, erwartet."

„Alſo iſt's nicht wahr, was er ſagt?“ rief der Rektor mit weit aufgerißnen Augen.

„Keine Sylbe! Was denken Sie von mir, Väterchen! Ich werde mich an ſolch einen Menſchen wegwerfen.“

„Menſchen! Wegwerfen! Kartätſchen und Haubitzen! Ich bin kein Menſch! An mir iſt nichts wegzuwerfen!“ rief der Hauptmann aufgebracht. „Ich will dem Schneppermaul lehren, deſpectirlich von ihrem künftigen Eheherrn zu reden.“

„Herr, packen Sie ſich zum Teufel! Oder ich laſſe Sie durch meine Burſche hinauswerfen, und wahrlich, Sie wären heute der Erſte nicht.“

„Mich hinauswerfen, alter lateiniſcher Perückenſtock!“ kreiſchte der Hauptmann und raſſelte an ſeinem Säbel. Aber in demſelben Augenblick flog die Thüre auf, die beiden kräftigen Bauern ſtürmten herein, faßten den Hauptmann ſo gut wie den Konrektor und brachten ihn in wenig Augenblicken trotz ſeines gräulichen Lärmens über die Grenzen des Hauſes.

## 16.

## Entpuppung.

In der Stadt gingen recht üble Gerüchte von Frau Scheller und Lalage, und die Vorfälle auf dem Jagdhauſe wurden auf das Schändlichſte entſtellt von Mund zu Mund getragen. Durch Lieschen wurden die beiden Damen von Allem unterrichtet, aber was konnten ſie thun, um den abſcheulichen Reden ein Ende zu machen? Das Beſte war, ſo ſchnell als möglich unter die Haube zu kommen, und ſie boten gemeinſchaftlich Alles auf, um dies recht bald zu bewerkſtelligen.

Das Schlimmſte war, daß der Konrektor und Schmalgau ſich vereinigt hatten und ihren böſen Zungen freien Lauf ließen. Der Erſtere hatte einem erhaltenen Wink von oben zu Folge ſeinen Abſchied gefordert und erhalten, hatte aber auch bereits einen ehrenvollen Ruf zu einer weit einträglichern und angenehmern Stelle, und der Hauptmann lebte auf des Konrektors Rechnung gütlich in der Reſidenz, und hatte dafür weiter nichts zu thun, als Frau Scheller und Lalage um Ehre und guten Ruf zu bringen, welche Pflicht er zu ſeines Brotherrn größter Zufriedenheit treulich erfüllte.

Die Sachen ſtanden in der That bedenklich, als eines Tags der Poſtbote einen großen Brief mit der Aufſchrift brachte:

Sr. Wohlgeboren
Dem Herrn Doctor medicinae
Herrn Karl Burg
Kreisphyſicus und Oberarzt beim St. Georgenſtift
zu N.
dermalen im Hauſe des Herrn Rektors Simius
zu S.

Der Rektor hielt eben mit ſeinen beiden Scholaren lateiniſche Stunden und war in der beſten Laune, daß ſie durch ſeinen klaren geordneten Unterricht bereits die Deklinationen ſo vortrefflich begriffen hatten. Der Rektor erhob ſich, las die Aufſchrift des Briefes, ſchüttelte mit dem Kopfe und ſagte: „Hier waltet ein Irrthum ob; in meinem Hauſe lebt kein Doktor Burg.“

„Doktor Burg?“ ſagte der lange Michel geſpannt. „Fragen Sie nur die Frau Scheller, Herr Rektor. Die wird den Herrn wohl kennen.“

„So!“ verſetzte der Rektor, ging nachdenklich nach dem Zimmer ſeiner Schwägerin und hielt ihr den Brief vor.

„Endlich!“ rief dieſe erfreut. „Sei willkommen, glückbringendes Papier! Geben Sie mir den Brief, Herr Schwager, ich werde ihn an ſeine Adreſſe beſorgen.“

„Aber erklären Sie mir doch zuvörderſt dieſes Räthſel.“

„Heute Abend ſollen Sie Alles erfahren. Gedulden Sie ſich nur bis dahin.“

„Mir dämmert ein Licht. Wahrſcheinlich ein begünſtigter Liebhaber der Frau Schwägerin,“ ſagte der Schulmonarch giftig.

„Fehlgeſchoſſen! Mein Herz ſchlägt nicht für dieſen jungen Mann; es fühlt nichts für ihn als die reinſte Freundſchaft, frei von jeder leidenſchaftlichen Beimiſchung. Ja auch Sie werden ihn dieſen Abend umarmen und er iſt es werth, der edle Jüngling, daß Sie ihn lieben. Doch ich lege mir mit Gewalt Schweigen auf, damit mein Herz nicht von wonnigen Gefühlen überſtröme und Ihnen vor der Zeit das ſüße Geheimniß verrathe, womit ſie überraſcht werden ſollen. Inzwiſchen das Eine kann und darf ich Sie heilig und theuer verſichern, daß Doktor Burg nicht mein Geliebter iſt. Nun gehen Sie und dringen Sie nicht weiter in mich.“

Der Rektor war gewohnt, einem weiblichen Befehl zu gehorchen, und er ging, ſo gern er auch über die wunderlichen Geſchichten, die ihn ſo plötzlich umgaben, ſogleich im Klaren geweſen wäre. Die Verſicherung der geliebten Schwägerin, daß ſie an dem gänzlich unbekannten Doktor keinen als freundſchaftlichen Antheil habe, beſchwichtigte die heftig in ihm erwachte Unruhe einigermaßen, doch litt es ihn von Stund' an an keiner Stelle, und es trieb ihn aus dem Hauſe. Auf einem einſamen Spaziergange wurde ſein Plan reif. Er wollte heute noch mit ſeinem Antrage, mit welchem er bis jetzt aus Feigheit gezaudert hatte, bei Frau Scheller herausrücken, damit ihm kein Andrer zuvorkäme. Gegen Mittag ging er nach Hauſe, ſpeiſte mit einer bemerkbaren Aengſtlichkeit und verfügte ſich ſodann in die Schule. Aber ſchon in der erſten Stunde in Tertia verſprach er ſich jeden Augenblick und brachte zu verſchiedenen Malen verkehrte Dinge vor, ſo daß die loſen Tertianer in einſtimmigem Chor laut auflachten; was ſollte das bei den weit klügern Primanern in der zweiten Stunde werden? Dazu wuchs ſeine Unruhe von Augenblick zu Augenblick; und ſo nahm er ſich denn vor, der Sache ſchnell ein Ende zu machen. Er gab den Primanern die Stunde frei, ſchlich in ſeine Stube, befahl der Magd eine Flaſche Elfer zu bringen, leerte ſie in wenigen Zügen, und verfügte ſich mit ſchwerem Herzen und Kopfe nach dem Zimmer der Schwägerin. Hand und Fuß zitterten, der Athem ſtockte ihm, als er an der Thüre anlangte. Leiſe legte er das Ohr an, er vernahm nichts, als ein leiſes Flüſtern und Rauſchen wie von Küſſen, aber er ſchrieb dieſe Laute dem Weine in ſeinem Kopfe zu, ſchöpfte ſich Muth und drehte die zierliche Hand am Schloſſe herum. Die Thüre ging auf — aber hilf ewiger Himmel! was mußte der zum Tod erſchrockene Mann erblicken! — Die Schwägerin wand ſich glühend aus den Armen eines jungen, hübſchen, elegant gekleideten Mannes, mit welchem ſie auf dem Sopha geſeſſen hatte.

„Aber um's Himmels willen!“ rief die ſchöne Wittwe, ſich zuerſt ſammelnd, „leſen Sie denn jetzt nicht Horaz in Prima?“

„Nein, wie Sie ſehen, Frau Schwägerin, ich leſe nicht Horaz in Prima.“

„Aber wie kommen Sie denn hierher auf mein Zimmer? Was wollen Sie denn hier?“

„Ich wollte — ich wollte — — ich weiß eigentlich ſelbſt nicht, was ich wollte.“

„Nun mögen Sie es wiſſen oder nicht, Sie ſind einmal hier und haben uns die Luſt der Ueberraſchung verdorben. Deshalb mögen Sie denn in Gottes Namen Alles erfahren!“

„Alſo iſt der junge Herr hier doch der Herr Doktor Burg und Sie — — “

„Keineswegs! Ich habe Sie nicht belogen, Herr Schwager. In dieſem Herrn habe ich die Ehre Ihnen den Herrn Doktor der Philoſophie Roſer, einen Philologen, vorzuſtellen, welcher auf die erledigte Konrektorſtelle und nebenbei auf meine Hand ſpekulirt. Mein Herz beſitzt er ſchon, und es wird blos auf Sie ankommen, Herr Schwager, ob er auch die Stelle und ſogleich meine Hand erhalten ſoll.“

„Ich bin ſehr erfreut,“ ſtammelte der Rektor höchſt verlegen, „einen Mann von Fach perſönlich kennen zu lernen. Ihr Name iſt mir als der eines guten Kritikers ſchon aus verſchiedenen Blättern bekannt, und vor einem guten Kritikus hab' ich Reſpekt. Ja, ja, Sie ſind mir ein reſpektabler Mann.“

„Es iſt eine große Ehre für mich, von einem rühmlichſt anerkannten Gelehrten alſo ausgezeichnet zu werden, obgleich meine geringen Leiſtungen noch keinen Anſpruch auf ſolche Auszeichnung zu machen haben.“

„Sie ſind ein vortrefflicher Mann. Solch' einen Konrektor können wir brauchen. Aber ſagt mir nur, wie das Alles ſo ſchnell gekommen iſt?“

„Das ſollen Sie nachher erfahren, wenn der Doktor Burg ebenfalls hier ſein wird,“ verſetzte die Schwägerin.

„Der iſt auch im Hauſe? Aber mein Himmel! Und ich weiß nichts davon?“

Frau Scheller eilte davon und trat gleich darauf an Burgs und Lalages Armen in's Zimmer.

„Der iſt der Doktor Burg?“ rief der Rektor erſtaunt. „Der ſieht ja gerade aus wie unſer Michel!“

„Und ſollten Sie im Doktor Roſer keine Aehnlichkeit mit unſerm Niklas finden?“ fragte Lalage ſchelmiſch.

„Me hercle! es iſt wahr!“ rief der Rektor und ſchlug die Hände zuſammen. „Ei Ihr Spitzbuben, wie habt Ihr mich angeführt!“

„Bitte, bitte, nicht zürnen!“ flehten alle viere. Und Burg und Lalage ſanken zu des Vaters Füßen und baten um ſeinen Segen. Er wollte noch etwas einwenden, aber die Schwägerin fügte ihre Bitten hinzu, und ſie war ſtets unwiderſtehlich für ihn. Er weinte und lachte, ſegnete laut und verwünſchte heimlich Alles, was um ihn war.

Zum Glück für den Rektor hat ſpäterhin Niemand erfahren, weshalb er am ſelbigen Tage den Primanern den Horaz erließ und die Stunde ſchenkte, weshalb die Magd eine Flaſche Elfer aus dem Keller holen mußte, wovon ſie eine Viertelſtunde darauf kein Tröpfchen mehr fand, und weshalb eigentlich der Alte ſo plötzlich und unerwartet auf der Schwägerin Zimmer erſchien.

Roſer war nach drei Monaten Konrektor und früher ſchon des Rektors Liebling; denn der gute Alte war mit der Zeit nicht fortgeſchritten und Roſer verdeckte die Blöſen ſeines Vorgeſetzten immer gut.

Burg trat ſein einträgliches Amt an. Beide machten an einem Tage Hochzeit. Herr von-Schmalgau wurde aus Ironie dazu geladen. Er verfehlte nicht zu kommen, aß und trank eine Woche lang viel und leerte mit den Brautleuten täglich manche Flaſche auf das Stelldichein, bei welchem er eine ſo wichtige Rolle geſpielt hatte.

Schl.

Bei **Ernſt Keil** in Leipzig ſind erſchienen:

# Supplemente

zu

## Ferdinand Stolle's ausgewählten Schriften.

### Der Weltbürger.

Hiſtoriſcher Roman aus den Jahren 1830—1832.

Drei Theile. Preis $^3/_4$ Thlr.

Um den vielfach ausgeſprochenen Wünſchen zu genügen, der billigen Volks- und Familienausgabe von **Stolle's Schriften** auch die in den erſchienenen 24 Bänden noch fehlenden Werke des beliebten Dichters, namentlich aber den „**Weltbürger**" einzuverleiben, hat ſich die Verlagshandlung veranlaßt geſehen, zu der ausgewählten Sammlung

**Supplemente**

erſcheinen zu laſſen, deren dritter Band bereits verſandt wurde.

Die Subſcribenten auf die frühern 24 Bände der **Stolle**'ſchen **Schriften** ſind gebeten, dieſen Supplementen eine gleich freundliche Theilnahme zu bereiten.

Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Ausgewählte

# Romane und Novellen

von

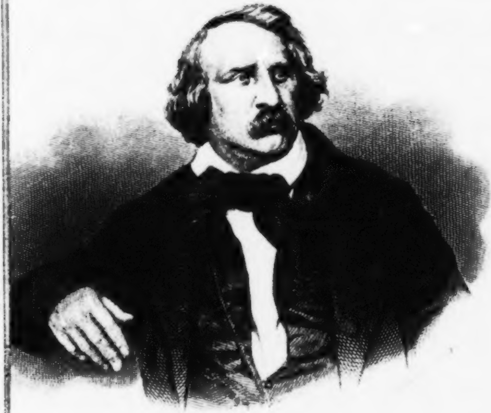
## Ludwig Storch.

Neunzehnter Band:

### Oreſtes.
### Der Galeerenſklave.

BIBL.
VNIV.
LIPS.

Leipzig,
Ernſt Keil.
1858.



Pfui Welt in Bußhemd und Livrei!
Heil Kinderſeele ſtolz und frei!
Ludwig Storch.

# Oreſtes.

Von

**Ludwig Storch.**

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Leipzig,
Ernſt Keil.
1858.

## 1.

## Scene nach dem Drama.

Die ſchöne ſpröde Amazonenkönigin ſank von der Liebe und den Bitten des treueſten Ritters Amadis beſiegt, an ſeine zärtliche Bruſt, Jean-Botage that einige Freudenſätze, machte einen Witz über ihre glückliche Vereinigung, und der Vorhang fiel unter dem Beifalljauchzen des Publikums. Die Amazone ſtieß den Ritter, der noch nicht Luſt bezeigte, ſich aus ihren Armen zu winden, verächtlich von ſich und eilte einer ältlichen Dame entgegen, die aus den Couliſſen auf ſie zukam.

„Das ſchickt er Dir!“ flüſterte dieſe mit durchtrieben ſchlauem Geſicht, und reichte der jungen Actrice koſtbare italieniſche Erfriſchungen, wie ſie ſeit Maria von Medicis am franzöſiſchen Hofe Mode geworden waren. „Du haſt heute vortrefflich geſpielt, mein Kind; führe Deine jetzige Rolle eben ſo gut aus; er wird gleich hier ſein.“

Die Sprecherin entfernte ſich und trat wieder zum Director der Bühne, für deſſen Frau ſie ſchon zu Richelieu's beſten Zeiten gegolten, obgleich ſie es der Form nach noch nicht war. Madame Debarques bezog eine kleine Penſion, die ſie der Gnade und

Anerkennung des Cardinal-Herzogs verdankte, der ſie einſt für eine Künſtlerin gehalten und ihr vorübergehend ſeine Gunſt geſchenkt hatte; und dieſe Penſion war das Eheband, welches Herrn Debarques an ſeine Gattin gefeſſelt — während Aehnliches ſie an ihn kettete — obgleich in der Folge noch andere Bande hinzugekommen waren, die dem Bühnenregenten ſeine ſogenannte Frau unentbehrlich machten. Unmöglich hätte ſich Herr Debarques bis zur Höhe eines Directors emporgeſchwungen, da er mit blöden Augen eine gewiſſe glückliche Geiſtesbeſchränktheit verband, wenn er nicht alle Dinge durch die Anſicht und Einſicht ſeiner Lebensgefährtin empfangen hätte, deren äußeres und inneres Auge von einer wunderbaren Schärfe war, und die während den Vorſtellungen ihm zur Seite hinter der erſten Couliſſe ſtand, kritiſchen Bericht erſtattend über die mimiſchen Leiſtungen ihrer Leute. Zugleich war ſie Garderobiere, ſo wie er Inſpicient und Lampenputzer. Deshalb huſchte er auch jetzt ſchnell auf weichen Socken an den Wänden hin, und blies mit vollen Backen die Lichter aus, bis auf ein einziges, das die egyptiſche Finſterniß nicht zu erhellen vermochte. Dieſe Verdüſterung des Locals ſchien dem Künſtlerperſonale weder ungewohnt, noch unangenehm; denn trotz derſelben hatten ſich auf der gefährlichen Steige, die aus dem Parterre auf die Bühne führte, mehre männliche Zuſchauer heraufgefunden und zu den Amazonen geſellt, um ihnen beim Umkleiden als Zofen zu dienen. Auch zur ſtolzen Königin trat ein Mann, deſſen Geſicht von ſeinem Hute, deſſen Geſtalt von ſeinem Mantel verſteckt wurde, zog ſie in einen Winkel und flüſterte mit ihr. Madame Debarques ſtand als Schildwache in geringer Entfernung, konnte aber, wegen der Dunkelheit, nicht verhindern, daß ſich der Ritter Amadis, der etwas gemerkt haben mochte, leiſe herbeiſchlich und ſeine Dame in den Armen des Verhüllten überraſchte. Der Eiferſüchtige hörte das Rauſchen zärtlicher Küſſe, vernahm das Flüſtern ſüßer Liebesworte in ſeinem geſpannten Ohre und empfing jeden Kuß als ſchmerzlichen Stich in ſeinem Herzen, jedes Wort als betäubenden Schlag in ſeinem Kopfe, ſo daß er endlich, ſeiner Sinne kaum mehr mächtig, das Schwert zog, das noch an ſeiner Seite hing, und mit den gebrüllten Worten: „Stirb, Ungetreue!“ auf das vertrauliche Pärchen losſtürzte. Aber die Nacht hatte den Stoß ſeiner ſtumpfen Theaterwaffe an ihrem Ziele vorübergeführt, die Amazonenkönigin erhob ein lamentables Geſchrei, als wenn ſie wirklich getroffen wäre, worin ſie von der Directrice accompagnirt wurde, und der verhüllte Liebhaber gebot mit Stentorſtimme Ruhe. Herr Debarques kam mit dem einzigen Lichte, welches noch auf der Bühne brannte und von ihm benutzt wurde, die Kaſſe in Sicherheit zu bringen, in Begleitung mehrer andern Individuen herbeigelaufen, und Alles fragte beſtürzt nach der Urſache des mörderiſchen Geſchreies. Der junge eiferſüchtige Schauſpieler lehnte in miſerabler Geiſtesabſpannung an der Wand, das Ritterſchwert noch in den Händen, vor ihm der glückliche Liebhaber der Schauſpielerin, einen Degen zückend, der blanker und ſchärfer zu ſein ſchien, als die plumpe Theaterwehr. In dieſem Augenblicke warf ſich ein bejahrtes Weib in etwas geziert bürgerlicher Tracht, die mit dem erſchrocknen Director gekommen war, zwiſchen die beiden Bewaffneten, und ſchützte ſchreiend die Bruſt des von ſeiner leidenſchaftlichen Hitze hingeriſſenen Mimen mit ihrem eignen Körper vor dem gewandten Degen des Fremden.

„Benoit, was haſt Du vor? Um des Himmelswillen! Brauſekopf! Toller Menſch!“ eiferte ſie auf den jungen Schauſpieler ein, und wandte ſich dann zu dem Fremden, der in gebietender Stellung daſtand, gleichſam als gehöre der blanke Degen zu ihm und könne nicht wohl an ihm vermißt werden, mit den Worten:

„Wer Sie auch ſein mögen, mein Herr, ſtecken Sie ein, denn Sie müſſen ein Weib ermorden, wollen Sie an dieſen thörichten Jungen, und zum Weibermord ſcheinen Sie mir zu tapfer und zu edel. Sie ſollen nämlich wiſſen, Benoit iſt mein Sohn, mein einziger Sohn, und den laſſe ich mir nicht ſo mir nichts dir nichts todt ſtechen, und gar um eines ungetreuen Mädchens willen.“

Hier warf ſie einen verächtlichen Blick auf die reizende Schauſpielerin, und ſagte dann, ihr nur halb zugekehrt:

„Du magſt es immer wiſſen, Nannon, daß Du gar nicht würdig geweſen biſt, die Geliebte meines Sohnes nur eine Stunde zu heißen. Ich hab' es dem armen Jungen immer geſagt, daß nichts zu Dir iſt, aber er war wie vernarrt in Dein Lärvchen. Nun quält ihn ſchon ſeit acht Tagen die wüthendſte Eiferſucht und daß er guten Grund und Urſache dazu gehabt, lehrt der Augenſchein deutlich genug.“

„Mademoiſelle Poupard!“ rief Madame Debarques halb böſe, halb bittend, „kommen Sie, ich habe Ihnen ſehr wichtige Dinge zu ſagen.“

„Ereifre Dich nicht zu ſehr, mein Kind,“ flüſterte der Director ſeiner Hälfte zu, „Poupard iſt uns unentbehrlich, und die andern Theater haben ſchon lange nach ihm geangelt.“

„Laß mich nur machen,“ verſetzte die Frau im

Gefühle ihrer Kraft und Wichtigkeit, und verſuchte Demoiſelle Poupard fortzuziehen, die aber vor ihrem ritterlichen Sohne Stand hielt. Dieſer hatte unterdeſſen ſeinem Nebenbuhler in das Geſicht geſehen, und ſich dann alles Antheils am Streite begeben. Und ſo war es der kriegeriſche Fremde, der ſchnell den Platz zuerſt räumte, aber auch Nannon war gleich nach ihm im vollen Königsſtaate in der Dunkelheit verſchwunden, und Niemand wußte, wohin ſie gerathen war.

„Benoit, mein Junge, tröſte Dich über die Ungetreue," redete die beſorgte Mutter dem verſtummten und die Blicke auf den Boden heftenden Schauſpieler zu. „Sie wird ſchon ihren Lohn empfangen; wer weiß, welch' einem Schuft ſie Dich aufgeopfert hat, der ſie dafür bezahlt. Suche Dir ein anderes Liebchen; Dir ſteht ganz Paris auf, und alle Mädchen des Faubourg St. Antoine kommen Deinetwegen in das Theater des Herrn Debarques und füllen ihm die Kaſſe. Laß ſie laufen, die Nannon mit ihrem Schlagtodt!"

„Mademoiſelle Poupard, menagiren Sie ſich mit Ihren Redensarten und hören Sie mich an," fuhr die Directrice dazwiſchen. „Wir ſind immer gute Freundinnen geweſen, und ich denke, wir werden uns um dieſe Kleinigkeit nicht veruneinigen. Ich will Ihnen ein Licht aufſtecken."

„Mutter, ſein Sie nur ſtill," ſagte Benoit ſchmerzlich. Dann legte er ſeinen Mund an ihr Ohr und ſagte ſo leiſe als möglich: „wiſſen Sie, wer der Mann iſt, der mir Nannon's Herz geſtohlen? Der Prinz Condé! Ich habe ihn erkannt."

Demoiſelle Poupard erſchrak, ſuchte ſich aber zu faſſen.

„Nun kann ich mein Bündel ſchnüren und machen, daß ich aus Paris komme,“ fuhr der Schauſpieler kleinlaut fort, „ſonſt läßt mich der mächtige Herzog hängen, ſchießen oder rädern.“

„Da dürft' ich nicht mehr leben,“ warf ſich die Mutter in die Bruſt. „Faſſe Muth, mein Sohn; es ſoll Dir kein Leid zugefügt werden.“

„Hören Sie,“ redete Madame Debarques, die Demoiſelle beim Arm nehmend, „der Herr iſt fort und Sie haben nichts mehr für das Leben Ihres Sohnes zu fürchten. Ich muß Ihnen ſagen, er iſt ein ſehr vornehmer Herr und Sie haben ſich vergeſſen.“

„O ich weiß recht gut, wer er iſt. Solchem Herrn vermochte freilich Nannon's Treue nicht zu widerſtehen.“

„Sie wiſſen — und ſprachen doch ſolche Worte? Nein, Sie können es nicht wiſſen.“

„Prinz Condé, Herzog von Bourbon; wer wollte den nicht kennen?“ ſagte Demoiſelle Poupard, ſcheinbar ruhig und gefaßt.

„Prinz Condé!“ ſchrie der Director auf und ſah ſich furchtſam um. „Iſt das wahr, Madame, war er der Prinz Condé? Sie ſprachen doch nur von einem Hofherrn unterer Klaſſe.“

„So ſchreie doch nicht ſo, Tölpel!“ fuhr ihn Madame an. „Und Sie, Mademoiſelle, wiſſen nichts; verſtehen Sie mich? Es ſoll Ihr Schade nicht ſein. Man muß Augen haben und doch nicht ſehen, und Ohren und doch nicht hören. Und wenn man großen Herren hinter den Couliſſen begegnet, muß man ihnen fein aus dem Wege gehen, und ſie nicht kennen.“

„Das haben Sie mir nicht vergebens geſagt,“ antwortete Demoiſelle Poupard pikirt; „mein Sohn ſoll Seiner Hoheit dem Herrn Herzog von Bourbon gar nicht mehr hinter den Couliſſen begegnen, wo Schwerter und Dolche ſeiner warten, ſo wie das Gift, das untreue Liebe einflößt. Ich kündige Ihnen den Kontrakt meines Sohnes auf. Nicht wahr, es iſt Dein Wille, Benoit, die Bühne des Herrn Debarques zu verlaſſen?"

„Ja!" ſagte dieſer trotzig.

„Nicht doch, Mademoiſelle, beſte Freundin," zog Madame jetzt andere Saiten auf. „Nannon ſoll ihre Gunſt dem Herrn Poupard nicht entziehen, nur muß Alles heimlich gehalten werden."

„Was glauben Sie von mir?" fuhr Benoit empor. „Ich habe Nannon rein und zärtlich geliebt, und nun — o Gott! Aber ich mag auch nicht einmal mit einem Herzog theilen. Und ſtänd' ich nicht jeden Abend in Gefahr, von ſeinen Söldnern ermordet zu werden, wenn ich bei Ihnen bliebe?"

„Kein Haar ſoll Ihnen gekrümmt werden, Herr Benoit", beruhigte die Directrice lachend den jungen aufgeregten Mann. „Sie kennen das Leben der Vornehmen nicht. Begeben Sie ſich in meinen Schutz. Laſſen Sie mich ſorgen, und Sie ſind ſicher. Und was das Theilen betrifft — ei da dächte ich, ein Mann von Ihrer Bildung ſetzte ſich über ſolch' eine Kleinigkeit hinaus. Sind Sie ein Franzoſe, und eiferſüchtig?"

„Schon wieder eine Kleinigkeit!" rief Benoit böſe.

„Ei nun die vornehmſten Herren bei Hofe theilen ja meiſt mit Andern, und wer macht etwas daraus? Glauben Sie etwa, ſie wüßten es nicht? O halten Sie doch unſre vornehme Welt nicht für ſo einfältig! Aber Dolche und Schwerter ſetzt man ſolcher Bagatelle halber nicht in Bewegung. Selbſt der hochſelige König iſt dem nicht entgangen. Das weiß ich."

„Ich bin kein vornehmer Herr!" eiferte Benoit.

„Sie ſpielen doch vornehme Herren, und das iſt am Ende gleich. Sie ſollen glücklich ſein, aber die Eiferſucht müſſen Sie fahren laſſen, das iſt ja lächerlich. — Beruhigen Sie ſich nur und beſchlaſen Sie ſich die Sache. — Ich werde Sie morgen beſuchen, Mademoiſelle Poupard. Ich freue mich ſehr, Madame von Tarneau meine Aufwartung zu machen und Ihre liebenswürdige Milchtochter zu küſſen. Ein reizendes Weſen, bei meiner Treu! Paris hat wenig Schönheiten, die ihr gleich zu ſetzen wären."

„Ja, Eliſabeth iſt ſehr ſchön," ſchmunzelte Demoiſelle geſchmeichelt. „Man kann ſtolz auf ſie ſein."

„Aber warum führen Sie die Schöne ſo wenig in unſer Theater? Ich würde mich freuen, Mademoiſelle Eliſabeth den beſten Platz aufzuheben."

„Der Vater iſt zu ſtreng und der Weg zu weit. Aber ich bringe Sie nächſtens mit."

„Thun Sie das, Sie werden mich glücklich machen!"

„Nein, Mama," ſagte Benoit, „Sie werden meine liebe Milchſchweſter nicht hierher führen. Die Herzöge, die jetzt dies Haus beehren, könnten auch ihr gefährlich werden. Und überdies bleibe ich nicht, und wenn Ihr Benoit hier nicht mehr ſpielt, was wollten Sie dann noch hier?"

„Das wird ſich finden, Herr Poupard," ſchmeichelte Madame Debarques. „Schlaſen Sie nur Ihren Groll erſt aus; dann wollen wir weiter darüber ſprechen. — Mademoiſelle Poupard, ich habe dieſen Abend eine Flaſche vortrefflichen Frontignan erhalten, nehmen Sie den Wein mit zu einem Frühſtück für Ihren Herrn

Sohn. Grüßen Sie mir Mademoiſelle Eliſabeth.“ — Mit dem Wein und den Grüßen beladen, empfahl ſich Demoiſelle Poupard ziemlich zufrieden geſtellt, ſammt ihrem ſchmollenden Sohne, und jedes von ihnen ſuchte ſeine Wohnung auf.

## 2.

## Unerwartete Einladung.

„Wir werden Benoit verlieren“, jammerte der Director, „und nie wieder einen ſolchen Amadis bekommen. Die Nannon war's allein, die ihn feſſelte; warum haben Sie den Scandal nicht verhindert, Madame?“

„Ruhig, mein Herr! Ich kann es des albernen Komödianten wegen dem mächtigen Herzog nicht verbieten wollen, Nannon auf der Bühne einen Beſuch zu machen. Was bildet ſich der Lümmel ein, daß ſolche Beeren für ihn gereiſt ſeien! Ich denke, Nannon ſoll es weiter bringen.“

„Und weshalb verſchweigen Sie mir, daß es der Herzog Condé iſt?“

„Ich hatte meine Gründe.“

„Dagegen läßt ſich nichts einwenden; aber alle Ihre Gründe und der Herzog dazu können uns keinen andern Poupard herbeiſchaffen. Unſer Schauſpiel iſt ruinirt. Dieſer Eclat hätte müſſen vermieden werden.“

„Es iſt aber geſchehen. Und den Benoit wollen wir ſchon feſthalten. Sie gehen morgen zum Abbé, beſtellen ein neues Schäferſpiel, ſichern ein gutes Honorar zu, und nehmen ihm gleich eine Fleiſchpaſtete und drei Flaſchen Grenache mit.“

„Aber mein Gott, woher ſoll ich das nehmen? Da ginge ja die halbe Einnahme von dieſem Abend drauf. Was ſollte aus unſern Schauſpielern werden, wenn ich ihnen die Gage nicht zahlen könnte? Ich äße und tränke gern ſelbſt morgen dergleichen.“

„Auch Dir ſoll's nicht fehlen, Alter. Der Herzog hat mir dieſen Abend verſprochen, daß ich täglich drei Flaſchen Wein, nebſt Braten und Paſteten und andern Leckereien in ſeinem Hotel holen laſſen kann; für Nannon ſagt er; aber es fällt für Dich das Beſte ab.“

Der Director rieb ſich die Hände vor Vergnügen und ſchnalzte im Vorgeſchmack der leckern Herrlichkeiten mit der Zunge.

„Ich verfüge mich in Herrn von Tarneau's Haus,“ fuhr Madame Debarques fort, „bringe Margoton eine neue Spitzenhaube, lobe die Eliſabeth, empfehle mich der Frau vom Hauſe zu Gnaden, die ſich rühmt, mit den Bourbons verwandt zu ſein, weil ihr Vater, ich glaube Falkner bei einem Herzog von Condé war, erhebe alle Condé's bis zu den Sternen, denn der Name Condé bringt ſie ſchon in Entzücken; dann hab' ich gewonnen. Und haſt Du, mein Herz, auf dieſe Weiſe Benoit's Vater und habe ich ſeine Mutter gehörig bearbeitet, ſo legen wir noch etwas Gage zu, und ich wette um was Du willſt, er bleibt unſer.“

„Aber das koſtet Alles Geld, viel Geld! Mehr Gage! Woher nehmen?“

„Das muß der Herzog bezahlen.“

In ſolchem Zwieſprach begriffen, ſtanden ſie ſchon auf der Schwelle des Hauſes, um ſich in ihre Wohnung zu verfügen, als ſie eine auf der Straße ſtehende Sänfte gewahrten, deren Träger an dem düſtern Schauſpielhauſe emporſtarrten. Ein Mann in Livree kam und fragte höflich: „Wollen Sie mich nicht zum Director dieſes Theaters führen? Ich weiß hier keinen Beſcheid und kenne den Herrn nicht."

„Der Director ſteht vor Ihnen, mein Herr," kratzfüßelte Herr Debarques.

„Ich bin ſehr erfreut. Meine gnädigſte Gebieterin, die Prinzeſſin von Montpenſier läßt Sie erſuchen, ſich dieſen Abend noch zu ihr in den Cardinalspalaſt*) zu verfügen, indem ſie etwas Wichtiges mit Ihnen zu ſprechen habe."

„Wie? Wer? Was?" ſtotterte der Director betreten. „Die Prinzeſſin Montpenſier will mich ſprechen? Die Tochter des Herzogs von Orleans, des Generalſtatthalters des Reichs?"

„Dieſelbe, mein Herr; es gibt nur eine, und dieſe iſt's. Jene Sänfte ſteht zu Ihrem Befehl. Am Thore des Palaſts werde ich Sie empfangen und zur Prinzeſſin führen."

„Aber mein Himmel! in dieſem Anzuge iſt es unmöglich. Auch wird's ſchon ſpät ſein."

„Hat nichts zu ſagen. Es iſt gerade der Wunſch der Prinzeſſin, Sie ſpät zu ſprechen."

„Nun ſo beeile Dich, mein Herz," redete Madame Debarques ihrem muthloſen Manne zu, die die unbewußte Ueberzeugung in ſich trug, daß die Liebenswürdigkeit ihres Gatten mit dieſer ſeltſamen Einladung in keiner Beziehung ſtehe.

---

*) Palais royal, von Richelieu erbaut und Ludwig XIII. geſchenkt, deſſen zweiter Sohn, der Herzog Gaſton Orleans es bewohnte; anfangs hieß es Palais-Cardinal.

„Aber was ſoll ich dort? Ich?“ begann der Director, dem vor dieſem Beſuch bangte, zu lamentiren.

„Das kann ich nicht berichten,“ verſetzte der Diener.

„So ſei doch kein Eſel!“ flüſterte ihm ſeine Liebe zu. „Mir ahnet, es blüht uns ein neues Glück. Komm', ich will Dich anputzen.“

Und ſo zog ſie ihn in das Haus zurück, dem Verzagten Muth einſprechend; die Garderobe wurde ſchnell wieder erleuchtet, und Madame Debarques geſchäftige Hand ſäuberte die verkümmerte Geſtalt des Mannes, deſſen Namen ſie trug, von Oeldampf und andern Schmutz, putzte ſeine Brillengläſer rein, kämmte ſein ſtruppiges Haar und ſuchte ihm aus dem Vorrath von Theaterkleidern einen Anzug zuſammen, der halb militäriſch, nach damaliger Mode, dem kleinen Direktor ein martialiſch komiſches Anſehen gab. Dann ließ ſie ihn mehrmals auf- und abgehen, corrigirte Gang, Bewegung, Verneigung und ſtudirte dem Zitternden ſeine Rolle ein. Der kleinlaute Mann ließ ſich Alles gefallen, und drückte ſich dann ſchweigend in die Sänfte, in welche ihm ſeine Frau mit wiederholten Ermahnungen geſchoben, um ſich ſeinem unerwarteten Schickſale entgegen tragen zu laſſen.

## 3.

## Theatraliſche Aufträge.

Herr Debarques ſtand zitternd und bebend im Vorzimmer, während ihn der Kammerdiener bei der Prinzeſſin meldete. Der arme Mann hatte noch nie mit einer andern fürſtlichen Perſon geſprochen, als die auf ſeiner Bühne figurirten, und gegen die hörte der Reſpekt hinter den Couliſſen auf; um ſo ſchwerer fiel es ihm auf's Herz, ſich ſo ungewöhnlicher Zeit einer von Geburt fürſtlichen Dame gegenüber ſtellen zu müſſen, die ſogar zur königlichen Familie gehörte. Der Kammerdiener öffnete die Thüre, und Debarques trat, ſich noch weit tiefer verneigend, als ihn Madame inſtruirt, hinein. Als er furchtſam die Augen aufhob, ſah er eine hohe, von faltigen Gewändern umſchmeichelte Frauengeſtalt vor ſich, deren edles Geſicht ſchon die erſte Blüthe des Jugendreizes abgelegt hatte. Anna Maria Louiſe, Herzogin von Montpenſier, die berühmte Tochter des durch ſeine charakterloſe Unentſchloſſenheit und Unbeſtändigkeit bekannten Herzogs Gaſton von Orleans, ſtand damals in ihrem fünf und zwanzigſten Jahre, und wenn ſie auch nie eine Schönheit geweſen war, ſo flöſ'ten doch ihr hoher faſt männlicher Bau, der edle muthige Ausdruck ihres Geſichts und kühne ſchwärmeriſche Blick ihres großen braunen Auges Ehrfurcht und Bewunderung ein, und erinnerten an die Heldenjungfrauen vergangner Jahrhunderte.

Als der Bühnenregent ſie anzublicken wagte, überflog ein ſpöttiſches Lächeln ihre Züge. „Sie ſind

Herr Debarques, der Director des Theaters der Vorſtadt St. Antoine?" Der Genannte verneigte ſich bis zur Erde, aber der Hals war ihm wie zugefroren, ſo daß er kein Wort hervorzubringen vermochte.

„Ihr Theater wird viel beſucht," fuhr die Prinzeſſin fort, „man ſagt, daß Sie mehre gute Schauſpieler haben." Debarques verneigte ſich und wünſchte im Stillen ſeine Frau an ſeine Stelle.

„Vorzüglich ſoll Ihre Tochter oder vielmehr Pflegetochter die junge Männerwelt anziehen. Ich habe davon gehört. Man nennt ſie die ſchöne Schäferin (**la belle bergère**), und es iſt bei Hofe von ihr geſprochen worden."

„Bei Hofe?!" preßte das Erſtaunen dem Director heraus. „Wenn man meine Nannon la belle bergère*) nennt, ſo geſchieht es nur aus zwei Gründen, erſtlich weil ſie Anna Berger heißt — ſie iſt nicht mein leibliches Kind und führt den Namen ihres Vaters — ſodann weil eine ihrer beſten Rollen iſt Sidonia, Königin von Guindaga, genannt die ſchöne Schäferin, deren heißgeliebter Floriſel ſich ſogar den Ritter von der ſchönen Schäferin nannte, wie Eurer Hoheit wohl bekannt ſein wird."

„Schon gut. Sie iſt ſchön, reizend, ſie verdient die Huldigung der Männer."

„Hat mein Kind die Ehre, von Ew. Hoheit gekannt zu ſein?" fragte Debarques.

„Nun ja. Ich habe ſie mit Vergnügen ſpielen ſehen. Ich war dieſen Abend in Ihrem Theater, Herr Debarques; das heißt incognito."

---

*) berger — bergère, Schäfer — Schäferin; bergère verbindet noch einen andern der Laſcivität des Zeitalters angemeſſenen Sinn.

Der Director riß die Augen weit auf.

„Wer iſt das ſchöne Kind? Wer waren ihre Eltern?“ fragte die Prinzeſſin leicht hin.

Jetzt ſtand Debarques auf glühenden Kohlen.

„Sie — iſt — die — Tochter einer — früh verſtorbnen Schauſpielerin von meiner Geſellſchaft, den Vater habe ich nie gekannt.“

„Sie ſprachen doch vorhin, daß ſie den Namen ihres Vaters führe?“

„Verzeihen Ew. Hoheit, ich meinte ihre Mutter.“ Dabei troff ihm der Angſtſchweiß von der Stirne.

„Sagen Sie mir, Herr Debarques,“ fuhr die Prinzeſſin fort, „wen hat das Stück, das Sie heute Abend aufführen ließen, zum Verfaſſer?“

„Den Abbé Bertault, einen armen Dichter, der mir ſchon manches Ritter- und Schäferſpiel geliefert hat, das den Arbeiten der Brüder Corneille nicht nachſteht.“

„Wirklich? Das Stück hat mir gefallen; aber vorzüglich der junge Schauſpieler, der den Ritter Amadis ſpielte. Wie heißt er?“

„Benoit Poupard.“

„Glauben Sie wohl, daß der Herr Abbé ſich geneigt finden würde, mir ein Stück nach meiner Idee zu ſchreiben, ohne auf die Autorſchaft Anſprüche zu machen?“

„Der Herr Abbé wird hoch erfreut ſein, Ew. Hoheit dienen zu können.“

„Und werden Sie das Stück auf Ihrer Bühne aufführen? Ich würde mich Ihnen ſo gut erkenntlich zeigen, wie dem Dichter.“

„Ew. Hoheit würden mich zum glücklichſten Schauſpieldirector machen!“ jauchzte Debarques auf und dachte in ſeinem Entzücken nicht an die Studien ſeiner Frau.

„Das heißt, mein Name darf nicht öffentlich genannt werden," ſetzte ſie ſchnell hinzu und kühlte damit die Wonne des Minnenfürſten wieder etwas ab. „Nur wenn man ſich unter der Hand erkundigt, dürfen Sie ein Wörtchen von mir fallen laſſen, vorzüglich wenn Sie merken, daß die Anfragen vom Könige ausgehen."

„Vom Könige? Von des Königs Majeſtät?" fragte Debarques faſt beſtürzt. „Wird der König mein Theater beſuchen?"

„Er wird nicht nur, er thut es ſchon. Ich habe ihn heute Abend bemerkt."

„Der König in meinem Theater!" rief Debarques freudetrunken, und alle ihm von ſeiner Gattin eingelernten Regeln waren vergeſſen.

„So viel ich erkundet habe, hat es ihm ſehr gefallen, und ſo wird er ſchon mehr kommen. Nun hören Sie mich an, Herr Debarques. In zehn Tagen iſt der dreizehnte Geburtstag des Königs. Er wird ſich wenige Tage darauf im Parlament volljährig erklären. Die Königin Mutter- und die Anhänger des flüchtig gewordenen Cardinals Mazarin werden bei Hofe große Feierlichkeiten veranſtalten. Sie, mein Herr, werden das zu dieſem Zwecke eigens gedichtete Stück aufführen. Ich werde Ihnen den Tag beſtimmen, wann der König Ihr Theater beſuchen wird. Dann überraſchen Sie ihn mit dem Stücke; jedoch darf ſich durchaus Niemand merken laſſen, daß er erkannt iſt. Es muß Alles ſchlau gemacht werden."

„O ich verſtehe!" ließ ſich Debarques ſo pfiffig als möglich vernehmen. „Alles ſoll nach Ew. Hoheit Wunſch gehen. Und in meiner Bruſt bleibt das Geheimniß verſchloſſen."

„Das Stück muß aber in zehn Tagen gedichtet und eingelernt ſein. Heute iſt der ſieben und zwanzigſte Auguſt; der fünfte September iſt des Königs Geburtstag.“

„Es wird Alles gehen!“ rief Debarques, ſich vergnügt die Hände reibend. „Ich werde dieſen Abend noch mit dem Abbé ſprechen. Aber das Sujet des Stücks? — Dürft' ich unterthänigſt darum bitten?“

„Darüber bin ich mit mir ſelbſt noch nicht im Klaren. Schicken Sie mir morgen den Abbé; ich will mich ausführlich mit ihm beſprechen. Auf den Benoit Poupard und Ihre Pflegetochter rechne ich vorzüglich; er muß einen jungen Herrſcher ſpielen, der durch ſeine Mutter vom Regiment verdrängt iſt, und ſie eine in ihn verliebte, mit ihm verwandte, etwas ältere Prinzeſſin, die ihm Alles opfert, ihn von Tod und Gefahren rettet, ihn von einer despotiſchen Mutter und einem herrſchſüchtigen verworfenen Miniſter befreit, ihn zum Reich verhilft, und endlich von den Göttern zu ſeiner Gattin erhoben wird. Es wird ſich ſchon ein paſſender Stoff auffinden laſſen.“

„O, der Abbé und meine Frau machen Alles möglich! Ich fliege, Ew. Hoheit Befehle auszuführen.“

Die Prinzeſſin ließ eine volle Börſe mit den Worten in ſeine Hand gleiten: „Einſtweilen zum Siegel Ihrer Verſchwiegenheit.“

Debarques küßte die Börſe vor Freude und Reſpekt, und folgte dem Kammerdiener, den die Klingel herbeigerufen hatte. Die Sänfte wartete ſeiner wieder. Aber die Paſſivität in derſelben und der ruhige abgemeſſene Schritt ihrer Träger hatte wohl vorhin mit ſeiner Angſt und Bekümmerniß harmonirt, ſtanden aber nun mit ſeinem Seelenjubel im ſchreiendſten Widerſpruch. Er hätte lieber Adlersfittige gehabt, er wünſchte ſich Zauberkräfte, um ſich ſchnell, wie ein Gedanke, zu ſeiner Frau verſetzen zu können. Die Sänfte war ihm unerträglich und mit Verachtung derſelben that er im Laufen ſein Möglichſtes und ſtürzte in ſeinem ehrwürdigen Anzuge, wie ein gehetztes Wild, aufſchreiend, als wenn er den Verſtand verloren, ſeiner erſchrockenen Gattin in die Arme.

## 4.

## Die Familie von Tarneau.

Im reichen Amtsſchmuck trat der Parlamentsadvocat Battiſt von Tarneau in ſein Haus. Seine finſtern Züge erheiterten ſich nicht beim Gruß ſeines Weibes, die ſeit Jahren an den Füßen gelähmt, auf ihren Polſterſtuhl angewieſen war, und dem Manne ihrer Wahl nur mit Blicken entgegenkommen konnte, nicht beim Kuß der reizenden Tochter, den die Holde freundlich ehrerbietig auf des Vaters Hand drückte, nicht durch die Zuvorkommenheit der Demoiſelle Poupard, die ihm geſchäftig Hut und Degen abnahm und ihn der Bürde des Amtsrocks zu entledigen ſuchte. Die Frau forſchte mit ſicheren Blicken im Geſicht ihres Mannes, dann ſagte ſie: „Du kehrſt bald zurück; der Wichtigkeit der heutigen Seſſion nach, hatte ich Dich erſt ſpäter erwartet. War der König vielleicht heute noch nicht im Parlament?“

„Er war da. Er hat ſeine Erklärung abgegeben, und wir könnten zufrieden ſein, wenn Frankreichs Unheil, das ihm von Spanien und Italien gekommen, ſeine Herrſchaft über den jungen Monarchen aufgegeben hätte. Gerade weil die Katzen die ſcharfen Krallen in die Pfötchen zogen und ſie ſo ſammtweich machten, gerade deshalb fürchte ich und alle ächten Franzoſen neues Unheil für unſere Partei."

„So erzähle doch ausführlicher!" bat die Frau und ließ von Demoiſelle Poupard ihren Rollſtuhl fortſchieben bis zum Polſterbette, worauf der Advocat Platz genommen hatte. Haushälterin und Tochter entfernten ſich auf den Wink der Hausfrau.

„Das Parlament war kaum beiſammen," begann Tarneau ſeinen Bericht, „als ſechs Wagen vorfuhren, die ſchönſten, die man bei Hof hat, reich geſchmückt und ausgeziert; die Pferde trugen Reiherbüſche, Kränze und Bänder. Im erſten ſaßen der König, die Königin Mutter, der Herzog von Orleans, der alte Herzog von Vendome mit ſeinen beiden Söhnen, den Herzögen von Mercoeur und von Beaufort, der Prinz Conti und der Herzog von Longueville; die übrigen Wagen waren noch zahlreicher beſetzt und alle Herzöge und Marquis, Marſchälle und Großen waren dabei. Von dieſem ungeheuern und prächtigen Gefolge umgeben, trat der König an der Hand ſeiner Mutter in's Parlament. Und wenn er ein Mann geweſen wäre, wie er doch nur noch ein Kind iſt, er hätte nicht ſtolzer grüßen können. Nachdem ihn das Parlament mit Ehrerbietung, die ſeine Blicke forderten, empfangen hatte, ſprach er in gut gewählten Worten, durch welche jedoch ein Uebermaß von Herrſcherſtolz hindurchblickte, daß er vorgeſtern in ſein vierzehntes Jahr getreten und kraft der Geſetze ſeines Staates nun volljährig ſei, um die Regierung des Reichs ſelbſt zu übernehmen;

er ſei gekommen, dieſe ſeine erſte Königspflicht hiermit zu erfüllen, und ergreife von heute die Zügel des Staats, in Hoffnung, Gott werde ihn mit hinreichenden Kräften unterſtützen, um als ein frommer und gerechter König zu herrſchen. Darauf erklärte der wieder eingeſetzte Kanzler Seguier den Willen des Königs ausführlich; endlich legte die Königin ihre Regentſchaft mit wenigen Worten nieder. Nachdem die ſonſtigen Formalitäten beobachtet und das gewöhnliche Edict gegen den Zweikampf und die Gottesläſterung vorgeleſen worden war, ließ der König noch eine lange Erklärung zur Rechtfertigung des Prinzen Condé vorleſen, worin mit vielen und langen Worten von der Unſchuld deſſelben, von ſeinen Verdienſten um Frankreich, von ſeinen edlen Anſichten und großen Eigenſchaften geſprochen wurde. Damit war's aus. Der König ging und die Sitzung wurde aufgehoben.

„Wie?“ rief die Frau, „und nach einer ſo herrlichen Erklärung des Königs in Betreff unſeres edlen Prinzen, ſeh' ich Deine Stirne noch ſo umwölkt? Was kannſt Du noch fürchten?“

„Alles, mein Schatz. Ich glaube, es war, trotz aller Freundſchaftsverſicherungen und Lockungen von Seiten der Königin, ein Glück für den Herzog, daß er nicht mit zugegen war. Ich wollte mein Leben verwetten, es ſind ihm von Gondi und den Kreaturen der Königin Nachſtellungen gelegt worden, und ſeine im Parlament verleſene Rechtfertigung ſollte nur zum Köder dienen, ihn recht ſicher zu machen und zu körnen.“

„Wo iſt der theure Prinz?“ fragte Frau von Tarneau.

„Er hält ſich ſeit einer Woche wieder in Montrond auf, umgeben von ſeinen Getreueſten, und dort vermag ihn der Verrath der Spanierin nicht zu umſpinnen. Ja, Madelaine," fuhr der Advocat vertraulicher fort und beugte ſich zu ſeiner unbeholfenen Ehehälfte, „es iſt mir heute aus der ſicherſten Hand vertraut worden, die Königin habe den Prinzen Condé den Untergang geſchworen, und ſie werde nicht eher ruhen, bis ſie ihn ſtumm gemacht, damit ſie ihren geliebten Cardinal nach Frankreich zurückrufen und ihm die Miniſterſtelle wieder übergeben könne."

„Heiliger Gott!" ſchrie die Frau auf, „und das ſollten wir ſo ruhig mit anſehen? Jedes franzöſiſche Herz wird ſich gegen den treuloſen Italiener empören."

„Glaube mir, Madelaine, die Entweichung Mazarin's hat Frankreich noch keinen Vortheil gebracht. Noch hat es der, wahrlich! laut und oft genug ausgeſprochene Haß eines ganzen Volks nicht bewirken können, daß ein nachdrückliches Verbannungsurtheil gegen dieſen ſchurkiſchen Römer erlaſſen worden iſt. Er kann jeden Tag aus Deutſchland zurückkehren, und wir ſind ſchlimmer daran als zuvor."

„Das kann, das darf nimmermehr geſchehen!" rief die Frau begeiſtert aus. „Eine Verſchwörung gegen ihn —"

„Laß mich ſorgen, mein Schatz. Ich gedenke ihm den Weg zu verlegen. Aber nicht allein ſeine Perſon, auch ſein Einfluß auf Frankreich muß verbannt werden. Noch thut die Königin nichts ohne Einwilligung, und der König darf es eben ſo wenig; noch ſind ſtets zwiſchen der Königin und ihm Couriere auf dem Weg; denn beide wechſeln wöchentlich mehrmals Briefe, ſeine getreueſten Anhänger ſitzen noch in den beſten Aemtern. Das Alles muß anders werden, wenn Prinz Condé die Stellung, die ihm nach Geburt und Talent gebührt, mit Ruhe im Staate einnehmen ſoll."

„Und welche Mittel, meinſt Du, müßten angewendet werden, um zu dieſem Zwecke zu gelangen?“

„Krieg des Prinzen gegen die Partei der Königin und des Cardinals, Krieg der Frondeurs gegen die Mazarins, Krieg in Frankreich gegen Spanien und Italien, das heißt gegen die ſtolze Spanierin und den ſchlauen Italiener, die ſich zu Frankreichs Verderben mit einander verbunden haben.“

„Krieg!“ ſagte Madelaine mit Unwillen. „Muß es denn gleich Krieg ſein? Krieg iſt ein allgemeines Unglück, unter dem viel Tauſend Unſchuldige leiden, und Bürgerkrieg ein ſchreckliches Scheuſal. Es gibt beſſere und ſichere Mittel. O wenn ich nicht mit dieſer unſeligen Leibesſchwäche behaftet wäre, ich wollte ein großes Werk ausführen. Ich fühle die Kraft, den Muth, das Talent dazu in mir. Der Krieg ſollte vermieden werden, und der junge Held Ludwig von Condé dennoch Sieger ſein.“

„Ihr Weiber wollt Alles beſſer wiſſen,“ ſagte Tarneau verdrießlich. „Dem Helden Condé geziemt der Krieg, der offne ehrliche Kampf gegen ſeine Feinde. Was würdeſt Du weiter für ein Mittel haben, als eine Weiberintrigue?“

„Der junge König müßte gewonnen und ihm allmählig die Augen geöffnet werden über die verderbliche Herrſchſucht ſeiner Mutter und des Cardinal Mazarin, ſo wie über die edeln Abſichten des Prinzen Condé; mit ſchlagenden Beiſpielen müßte er überzeugt werden. Ein ſcharfer Dolch für den italieniſchen Pfaffen in Coblenz, bevor es ihm einfiele, nach Frankreich zurückzukehren, ein Gefängniß für die Königin, Landesverweiſung, und Alles iſt in Ordnung. Denke an das Schickſal ihrer Vorgängerin und Schwiegermutter! Luynes, ein ſchlichter Edelmann ſtürzte Maria von

Medicis Macht, die eben ſo groß war, wie die Anna's von Auſtria, ſtürzte den Marſchall von Ancre ſammt ſeinem alles vermögenden mit Zauberkünſten vertrauten Weibe, die mächtiger waren als Mazarin. Luynes war arm, ohnmächtig, konnte keinen Krieg führen, er gewann das Vertrauen des jungen Königs und bewirkte das ſchier Unmögliche. O könnt ich den König nur einmal ſehen, mit ihm ſprechen! es ſollte mir gewiß gelingen."

„Frau, gib die tollen Träume auf. Ludwig XIII. liebte ſeine Mutter nicht; Ludwig XIV. liebt die ſeinige. Und iſt er denn nicht ganz ihr Geſchöpf? Oder glaubſt Du wirklich, daß ein Tropfen Blut des dreizehnten Ludwigs in dieſem Knaben flöſſe? Was ſoll ich die alten nur allzuwahrſcheinlichen Geſchichten wiederholen! Nie wurde ein Weib mehr von ihrem Gatten gehaßt, als die Königin. Ihr allein alſo verdankt der junge König Leben und Macht, und er iſt ſo erzogen worden, um das wohl zu fühlen, wenn er es auch nicht weiß. Mit tauſend Banden hängt er an ihr, das hätteſt Du an ſeinem Geburtsfeſte bis zur Ueberzeugung wahrnehmen können. Welche Pracht! welche Verſchwendung ihm zu Ehren! Wie wurde dem ſtolzen Knaben von ihr geſchmeichelt! Und doch wie behauptete ſie ſich in ihrer mütterlichen Würde, in der Gewalt, die nicht die Krone, ſondern das Herz verleihet! Sein Auge hing ſtets an ihren Blicken, er wich ſelten von ihrer Seite, und ſo ſchien's, als ob all die Herrlichkeiten nur ihretwegen veranſtaltet worden wären. Ueberreden kann man dieſen Knaben mit der Königsgewalt nicht; er muß gezwungen werden."

Frau von Tarneau begann zur Unterſtützung ihrer Meinung mehre Gründe anzuführen, und ſo hart und ſtreng auch ihr Eheherr ſchien, ſo war ſie doch gewohnt, ſeit ſie mit ihrem ſchweren Leibesübel behaftet war — und das ſchrieb ſich von Eliſabeth's Geburt her — ihn ſich ihrem Willen fügen zu ſehen. Sie wurde aber diesmal durch die Haushälterin unterbrochen, welche fröhlichen Geſichts in das Zimmer trat, Eliſabeth an der Hand führend, ſich mit dem ſchämig erröthenden Kinde dicht vor das discutirende Ehepaar pflanzte, ein zierliches Knixchen machte und haſtig ſprach: „So eben habe ich die Nachricht erhalten, daß dieſen Abend die neue Comödie gegeben wird, von der ich Ihnen geſagt, Madame. O es wird zum Todtwundern ſchön; mein Benoit kann mir's gar nicht herrlich genug ſchildern. Er ſpielt auch den jungen König darin. Und der Abbé ſchmunzelt und iſt ſo freundlich, wie ich ihn noch nie geſehn, ſelbſt damals nicht, als ich — bei ihm diente und wir beide noch jung waren. Er ſagt, er habe ſein Meiſterſtück geliefert. Und da wollte ich Sie denn recht höflich erſuchen, Herr und Frau von Tarneau, daß Sie unſerer Aliſon*) erlauben möchten, mich dieſen Abend begleiten zu dürfen."

„Eliſabeth darf in kein Theater," verſetzte der Vater ſtreng, „dazu iſt ſie noch zu jung. Erſt muß ſie feſter in ihren Grundſätzen werden."

„Aber nur dies Eine Mal, nur heute Abend, weil es gar zu ſchön iſt."

„Es wird nichts draus, Mademoiſelle."

Bitte! Bitte! — So unterſtütze mich doch mit Bitten, mein Kind. Deine weiche Stimme dringt eher zu dem Herzen des Vaters. — Die Herzogin von Montpenſier hat ſehr viel Geld hergegeben, um Alles recht glänzend auszuführen. Mein Benoit trägt einen ſeidenen Rock, über und über mit Gold geſtickt."

---

*) Eliſabethchen.

„Die Prinzeſſin von Montpenſier?" fragte der Parlamentsadvocat verwundert. „Wie käme denn die reiche ſtolze Herzogin in Euere Bude?"

„Ich will Ihnen Alles vertrauen, was ich weiß. Der Abbé Bertault iſt von der Prinzeſſin beauftragt worden, das Stück eigens für dieſen Abend zu ſchreiben, aber ſie möchte gern für die Verfaſſerin deſſelben gelten, und zwar beim König, der dieſen Abend Herrn Debarques Theater beſuchen wird."

„Sie träumen wohl, Mademoiſelle? Der König in das eingeräucherte Loch im Faubourg St. Antoin, das Ihr ein Theater nennt?"

„Es wäre nicht das erſte Mal. Auch der Prinz Condé hat es oft beſucht. Die Prinzeſſin Montpenſier wird auch zugegen ſein."

„Ich habe den König noch nie geſehen, und auch die berühmte Prinzeſſin kenn' ich nicht, darum erlauben Sie mir's, lieb Väterchen!" bat Eliſabeth.

„Laß Aliſon gehen, Battiſt," nahm die Mutter das Wort. „Wenn mir's möglich wäre, ich ſelbſt würde der Vorſtellung beiwohnen. So etwas ſieht man nicht alle Tage. Den König muß das Kind einmal ſehen. Dazu iſt heut Abend die ſchönſte Gelegenheit. Und unſerer Margoton wirſt Du ſie doch anvertrauen dürfen, die ſie von Kindesbeinen an gewartet und gepflegt und überall Mutterſtelle an ihr verſehen, wohin ich Unglückliche nicht in meinem Stuhle gerollt werden konnte?"

„Bitte! Bitte!" riefen nun alle drei Frauenzimmer zugleich und der Mann ſagte unwillig: „Nun meinetwegen! So mag ſie hingehen," und verließ das Zimmer.

## 5

## Oreſtes auf den Brettern.

Das dürftige Theaterhaus, deſſen rohe Balken und Bretter Zeit und Rauch gebräunt hatten, war zum Erdrücken voll. Es brannten einige Lichter mehr als ſonſt, und im Orcheſter hatte ſich die Zahl der Geiger vergrößert. Muntre Scherze und Witzworte flogen von Lippe zu Lippe, und das Volk der Vorſtadt, die ſtets in Paris wegen ihres ungezügelten Geiſtes verrufen war, legte ſich keinen Zwang an. Nur im Hintergrunde, in der Loge, wie man den einzigen Bretterverſchlag der Bühne gegenüber nannte, war's düſter und ziemlich ſtill; dort hatte die Prinzeſſin von Montpenſier mit einigen ihrer Frauen Platz genommen. Die um ſie waltende Dämmerung nebſt Mantel und Schleier ſchützten ſie vor neugierigen Blicken, und doch konnte ſie von hier aus alle übrigen Zuſchauer im Vordergrund, ſo wie die ganze Bühne überſehen und beobachten. Rechts auf der Gallerie vornan ſaß Eliſabeth von Tarneau, das holde, ihrer Reize ſich nicht bewußte Mädchen und ſah halb ſchüchtern, halb verwundert bald auf den Vorhang, bald auf das volle Haus, und wenn die kühnen Blicke der Roué's und Badauds der Vorſtadt allzumerklich nach ihr hinſtreiften, die gerade an der hellſten Stelle des Hauſes die Aufmerkſamkeit erregen mußte, dann ſchlug ſie das ſchöne Auge ſittig zu Boden, jedoch nicht ohne durch die langen dunkeln Franzenvorhänge derſelben neugierig zu lauſchen. Mademoiſelle Poupard hatte ihre Milchtochter trotz des den Eltern gegebenen Verſprechens auf einige Augenblicke verlaſſen, um dem Wunſche ihres Herzens eine Genüge zu leiſten, nämlich ihren Sohn in ſeinem prächtigen Königskleide noch vor Beginn des Stücks an ihr ſtolzes Herz zu drücken.

Benoit war heut Abend auffallend einſylbig; nie hatte ihn ſeine ſonſt ſo heitere Laune mehr verlaſſen. Er blieb kalt gegen die ausgeſuchten Schmeicheleien der Madame Debarques, antwortete auf die Lobeserhebungen des Directors kein Wort, ſchlug den Wein aus, den ihm der vergnügte Abbé Bertault, der für ſeinen Vater galt, anbot, und ſchien ſich um Nannon gar nicht zu bekümmern. Erſt als Mademoiſelle Poupard ihn in eine Ecke zog und mit mutterliebender Zudringlichkeit ſcharf inquirirte, ſagte er kurz:

„Mama, ich muß Ihnen ſagen, daß ich das Theater des Herrn Debarques noch dieſen Abend verlaſſe. Es frißt mir das Herz ab, daß mir Nannon untreu geworden iſt. Ich habe früher gar nicht gewußt, wie ſehr ich ſie geliebt; jetzt weiß ich's. Aber ich mag die Broſamen nicht, die von eines Herzogs Tiſche fallen. Sättige ſich daran, wer mag; ich ſpüre keinen Appetit.“

„Und wohin willſt Du Dich wenden, mein Sohn?“ fragte Margoton bekümmert.

„Das wird ſich finden. Ich wollte ich wäre gleich gegangen, aber ich gab Ihren und des Herrn Abbé Bitten nach. Das Stück will ich noch mitſpielen; es iſt das letzte.“

Mademoiſelle Poupard wollte ſich entfernen, ihr grollender Sohn hielt ſie aber am Aermel zurück und fügte noch raſch hinzu: „Wenn Sie ſich einfallen laſſen ſollten, Herrn und Madame Debarques; oder dem Herrn Abbé etwas von meinem Vorhaben zu plaudern, um im Verein mit ihnen Sturm auf mich zu laufen, ſo ſchwör' ich Ihnen zu, daß ich mich ſogleich fortmache, ohne heute Abend zu ſpielen." Die Haushälterin erſchrak und blieb. Dafür wandte ſie alle Mittel an, die ihrem Herzen zu Gebote ſtanden, um ihn auf andere Gedanken zu bringen, aber er blieb kalt und feſt und ſchob ſie etwas unſanft bei Seite, als die Klingel zum Anfang ſchellte.

Die betrübte Margot vergaß über ihrem Kummer die verlaſſene Eliſabeth, und ſchlich hinter die Couliſſe zum Abbé, um ihn zum Vertrauten deſſelben zu machen, jedoch mit der Bedingung, nicht eher etwas mit dem Starrkopf zu unternehmen, als bis das Stück beendigt ſei. Dies ging der Abbé gern ein, weil er lieber Freundin und Sohn verloren hätte, als das Stück, das ſein altes Herz mit jungem Stolze erfüllte. Er fütterte ſeine große Naſe mit einer verhältnißmäßigen Priſe, beruhigte die Mutter ſeines Sohnes mit einem zärtlichen Händedruck, der ihr ſein freudiges Zittern verrieth und ſie an vergangne Zeiten erinnerte, und deutete mit der andern Hand auf die Bühne, denn eben rollte der Vorhang auf.

Oreſtes und Pylades, in prächtigen Wappenröcken, mit herausgelegten Spitzenkragen, mit langen Degen und Federhüten, wie ſie die erſten Hofherren am Hofe Ludwig's XIII. trugen, traten als vornehme Reiſende in das Haus des Königs Menelaos von Sparta, und man erfuhr durch ihre Unterredung, daß Oreſtes gekommen ſei, den König, ſeinen Oheim, Bruder ſeines ermordeten Vaters Agamemnon, zu beſuchen. Der Prinz von Mycenä war ein blutjunger Herr voll Trauer über die Ermordung ſeines Vaters und über die böſen Ränke ſeiner Mutter; Benoit's verdrießliche Laune paßte trefflich zu ſeiner Rolle, und der glückliche Abbé gerieth über das meiſterhafte Spiel ſeines Sprößlings ſchon während der erſten Scene in Entzücken, und ſchnupfte ungeheuer vielen Tabak. Den beiden Freunden tritt die reizende Hermione, die Tochter des Menelaos, entgegen. Man gibt ſich gegenſeitig zu erkennen, und es findet ſich, daß die Väter von Oreſtes und Hermione Brüder waren. Man kommt auf die unglücklichen Verhältniſſe des jungen Oreſtes zu ſprechen, und Hermione ſchildert mit lebendigen Farben die Abſcheulichkeit Klytämneſtra's, der Mutter des Oreſtes, die nicht nur erſt ihren heimkehrenden Gatten Agamemnon durch ihren verworfenen Buhlen Aegiſthus im Bade ermordet, ſondern auch ihrem Sohne das Reich geſtohlen habe. Die Königin Klytämneſtra wird nun mit den ſchwärzeſten Farben gemalt, ihre Herrſchſucht, ihre Buhlerei mit Aegiſth, ihre Verſchwendung recht hervorgehoben; ſie wird eine Ausländerin genannt, eine Fremde, die Agamemnon ins Reich gebracht und zur Königin von Mycenä erhoben. Dafür habe ſie ſich mit dem Aegiſth, der ein Ungeheuer ſei, verbunden, um ihren Sohn um die Herrſchaft zu betrügen und das Reich unglücklich zu machen. Hermione beſchwört ihren Vetter Oreſtes bei allen obern und untern Göttern, den Scandal nicht länger zu dulden, ſondern von heute an der Welt zu zeigen, daß er nicht nur ein Königsſohn, ſondern nach göttlichen und menſchlichen Rechten wirklicher König ſei. Er ſolle die ſchändliche Klytemnäſtra und den abſcheulichen Aegiſth nicht mehr unumſchränkt in Mycenä walten und ſchalten laſſen, ſondern ſelbſtkräftig auftreten, dem Aegiſth den verdienten Tod geben und ſeine herrſchſüchtige Mutter gefangen ſetzen und unſchädlich machen. Vielen Stellen in Hermione's Rede, welche Nannon mit Feuer ſprach, wurde ſtürmiſcher Applaus zu Theil; denn man erkannte deutlich genug die Beziehungen, welche das Stück auf die Gegenwart hatte, und ſo oft des ſchändlichen Frauenregiments der Klytämneſtra und ihres Buhlen Aegiſthus gedacht wurde, brach das Haus in Jubel aus. Endlich tritt auch Menelaos auf, ganz gekleidet, wie ſich der Herzog Gaſton von Orleans zu tragen pflegte, heißt ſeinen Neffen Oreſtes und deſſen Freund herzlich willkommen, gibt dem Erſtern ſeine väterlich-freundſchaftlichen Geſinnungen zu erkennen und führt die Freunde in den Palaſt, um ſie mit Speiſe und Trank zu laben. Hermione bleibt allein auf der Bühne und ſpricht die leidenſchaftliche Liebe, die in ihrer Bruſt für den Vetter Oreſtes erwacht iſt, in feurigen Verſen aus. Sie ſchwört, ihn wie ein Schutzengel zu begleiten, ihn vor allen Gefahren, die ſeinem Leben drohen könnten, zu behüten, und ihn zum ſelbſtſtändigen Herrſcher zu bilden. Zwar iſt er jünger als ſie, aber die Liebe fragt nicht nach dem Alter. Eben weil ſie älter iſt, will ſie männlich für den Geliebten handeln; ſie ruft den Gott Amor an, ihr beizuſtehen. Das Fallen des Vorhangs verkündet das Ende des erſten Akts.

Eliſabeth hatte ihre ſchönen Augen mit dem Ausdruck höchſter Verwundrung und eines noch nie empfundenen Entzückens auf die Bühne geheftet, ſo daß ſie nicht bemerkte, was um und neben ihr vorging. Sie war ſiebzehn Jahre alt und zum erſten Mal im Theater; die Strenge des Vaters hatte den Verſuchungen der Demoiſelle Poupard ſtets die Stange gehalten. Die Neuheit der zauberhaften Welt, die ſich ihr aufthat, feſſelte ihre Seele in Aug' und Ohr dergeſtalt, daß die übrige Welt der Erſcheinungen für ſie nicht vorhanden war. Je zuweilen entfuhr ihrem kleinen Munde, den das Erſtaunen, wie es zu thun pflegt, etwas geöffnet hatte, ein leiſer Laut der Freude oder der Ueberraſchung, und gerade dieſe ungezwungenen, rein natürlichen Züge des blühenden Mädchengeſichts entwickelten einen bezaubernden Liebreiz der Unſchuld, der ſeine Wirkung auf ein Paar in ihrer nächſten Nähe ſtehende Jünglinge nicht zu verfehlen ſchien. Wahrſcheinlich hatte ſie Eliſabeth's auffallende Schönheit, die man vom Sitze des liebenswürdigen Kindes aus faſt im ganzen Hauſe bemerken konnte, von ihren frühern Plätzen herbeigezogen, aber Eliſabeth hatte ihrer nicht Acht gehabt, obgleich ſie dicht genug an ihr ſtanden. Der Größere und wahrſcheinlich auch Aeltere von ihnen hatte gegen Ende des erſten Akts die Lichter an der Wand umher ausgeputzt, der Kleinere ſich aber ſo geſtellt, daß er Eliſabeth's ganzes Geſicht beobachten und mit einer kleinen Augenwendung auch die Bühne mit ſeinen Blicken beſtreifen konnte. Beide waren ſchlanke junge Leute mit ſchönen edelgeformten Geſichtern; um die Lippen des Größern ſproßte ein dunkler Bart, während ſich an deſſen Stelle bei dem Kleinern ein ſtarker Ausdruck von Stolz gelagert hatte. Gekleidet waren ſie beide wie die Söhne vornehmer Bürger. Als nun der Vorhang gefallen war, ſchaute ſich Eliſabeth tiefaufathmend um, und gewahrte nicht ohne Verlegenheit, ſtatt ihrer Amme die beiden Jünglinge. Noch nie war ihr ein junger Mann ſo nahe gekommen. Inzwiſchen gewährte ihr die große Jugend des zunächſt Stehenden einigen Muth, obgleich die Keckheit ſeines Weſens und der Worte, die er an ſie richtete, mit derſelben im grellen Widerſpruch [illegible] und eher auf einen René hätte ſchließen laſſen.

„Fürwahr, Mademoiſelle,“ ſagte er mit einem gefälligen Blicke, „die Schauſpieler dieſes Theaters ſind ſehr glücklich, in Ihnen die aufmerkſamſte Bewunderin des ganzen Hauſes zu finden. Ich hätte große Luſt den Oreſtes zu beneiden und mich an ſeine Stelle zu wünſchen; denn wer wollte die Blicke der Zärtlichkeit aus Ihren wunderherrlichen Augen nicht vielmehr ſich gönnen, als einem Andern.“

„Ach, mein Herr, Sie irren ſehr,“ verſetzte Eliſabeth, indem ein ſcherzhaftes Lächeln ihre Züge überflog, „mein Herz weiß noch nichts von Zärtlichkeit, und obgleich der kleine Schelm von Oreſtes mein Milchbruder iſt, ſo fühle ich doch nichts weniger als Zärtlichkeit für ihn. Im Gegentheil iſt es noch nicht lange her, daß wir uns gar nicht leiden konnten und uns zankten, ſo oft wir uns ſahen.“

„Das wäre eben kein Gegenbeweis,“ ſagte der Größere. „Was ſich zankt, liebt ſich oft am meiſten.“

„Das ſechzehnjährige Herz einer Pariſerin wüßte noch nichts von zärtlichen Gefühlen!“ rief der Kleinere. „Roger, wärſt Du nicht auch verſucht, dies für eine Unmöglichkeit zu halten? Sieh' in die Augen dieſer reizenden Unſchuld und antworte mir dann. Du wirſt lachen; ich aber glaube Ihnen auf's Wort, Mademoiſelle, denn dieſer Mund und dieſe Augen haben gewiß ſtets nur Wahrheit geſprochen, und man ſagt, erſt die Liebe lehre lügen.“

„Sie ſprechen von Dingen, mein junger Herr, die Sie eigentlich noch weit weniger kennen ſollten, als ich.“

Die Jahre machen nicht das Alter des Menſchen aus, Mademoiſelle. Mir iſt es, ſeit ich mit Ihnen ſpreche, als wäre ich um drei bis vier Jahre älter geworden. Sie ſehen, wie Sie Minuten zu Jahren zu zaubern vermögen.“

„Ja, ich ſehe, daß ich mich in Ihrem Geſicht getäuſcht habe."

„Das meinige iſt weniger zur Täuſchung geſchaffen," wandte ſich der Größere an ſie, und wirklich lag eine treuherzige Gutmüthigkeit darin, welche auf Eliſabeth's offnes Gemüth nicht ohne Eindruck blieb.

„Es iſt alſo nicht das Intereſſe an den ſpielenden Perſonen da unten, nicht an ihrem ſchmucken Milchbruder, das Ihre Aufmerkſamkeit ſo ſehr feſſelt, ſondern vielmehr die Handlung des Stücks ſelbſt; und fürwahr, ich bin mit Ihnen auf den Verlauf und Ausgang deſſelben geſpannt."

„O, ich kenne den Verlauf und Ausgang des ganzen Stücks recht gut," erwiederte Eliſabeth.

„Doch nicht weiter, als ihn die Mythologie lehrt, denn das Stück iſt ja, wie ich gehört, ganz neu," warf der Jüngere ein. „Alſo nur im Allgemeinen ſind Sie damit bekannt; Oreſtes erſchlägt den Aegiſthus und ſeine Mutter und heirathet die Hermione. Sie ſehen, Mademoiſelle, ich bin auch etwas in der Mythologie bewandert. Aber nichts deſto weniger bin ich neugierig, wie ſich die ſchöne Königstochter gegen ihren Vetter ferner benehmen wird."

„Ich kenne nichts von der Wiſſenſchaft, die Sie meinen," verſetzte Eliſabeth. „Was ich von dem Stücke weiß, hat mir meine Amme erzählt, und zwar ziemlich ausführlich; denn ſie kann es faſt auswendig; ſie weiß auch, was es für eine Bewandtniß damit hat, warum es gerade heute Abend gegeben wird, und was eine vornehme Dame damit bezwecken will. Und wie ſollte denn Margoten nicht Alles wiſſen, ihr Freund, der alte Abbé, hat's ja gedichtet."

„Und darf man denn etwas Näheres nicht erfahren? Wir ſind fremd in Paris; der Zufall führt uns in dieſes Theater. Sie werden deshalb unſre Neugierde verzeihlich finden."

„Ich darf nichts ſagen, ſonſt zürnt Margoton mit mir."

„Das Eine wenigſtens; zu welchem Zwecke wird denn das Stück gegeben?"

„Als ein ächter Franzoſe werden Sie den italieniſchen Schelm Mazarin haſſen, wie ich. Die Königin liebt aber den Feind Frankreichs und überredet ihren unerfahrnen Sohn, den Willen des falſchen Cardinals zu befolgen, ja wohl gar, ihn zurück zu rufen. Nun ſagt man, der junge König habe dies Theater ſchon einige Mal beſucht, und als wir vorhin unſre Plätze einnahmen, ſagte mir Margoton, der König ſei ſchon geſehen worden; er ſitze auf der letzten Bank im Parterre. Man hat es gewußt, daß er dieſen Abend kommen würde, und ſeinetwegen wird das Stück gegeben, damit er klar erkenne, wer ſeine Feinde und wer ſeine Freunde ſind."

„So bedeutet wohl Oreſtes den jungen König, Hermione, ſeine Muhme, die Herzogin von Montpenſier, Menelaos, deren Vater, den Herzog Gaſton von Orleans, Klytämneſtra die Königin Mutter, Aegiſthus den Cardinal?"

„Ich glaube, Sie haben Alles errathen."

„Die Sache iſt gut ausgedacht. Man hat der mythologiſchen Sage vom Königsſohne von Mycenä keine Gewalt anzuthun brauchen, um die Verhältniſſe unſres Hofs dahinter zu verſtecken."

Das Schellen der Klingel verhinderte ihn am weitern Reden. Der Vorhang flog empor, und man ſah Oreſtes und Pylades wieder auf Reiſen, in ihrer Begleitung aber Hermione bis unter die Zähne bewaffnet, wie die Amazonenkönigin. Jetzt drehen dem

Königsſohne fürchterliche Gefahren; eine Schlange ſtürzt ſich auf ihn und will ihn auffreſſen, aber ſie ſtirbt von Hermione's Arm getroffen; ein Rieſe legt ſich ihnen in den Weg und will zur Luſt ihnen die Bäuche aufſchlitzen, ſchon fällt Oreſtes ſchwer verwundet und Pylades Kraft beginnt zu weichen, da durchbohrt Hermione das Ungeheuer von hinten und der Geliebte iſt gerettet. Nun aber liegt er an der Wunde hart darnieder; ſie wartet und pflegt ihn und weicht nicht von ſeiner Seite; Tiger und Löwen und andres Ungethüm, das nach Beute brüllend ſein Lager umſchwärmt, ſtirbt vom Schwerte der liebenden Königstochter. Wenn man das Alles auch gerade nicht ſieht, ſo erfährt man es doch durch die brillanten Monologe der Heldenjungfrau, in denen ſie außer mit Schlangen und Raubthieren des Katzengeſchlechts auch noch mit ihrer unbändigen Liebe zu Oreſtes zu kämpfen hat, ſo wie durch ihre Zwiegeſpräche mit Pylades, dem ſie ihr Herz eröffnet. An den Geliebten ſelbſt wendet ſie ſich ſtets nur mit großartigen Ermahnungen, in welchen ſie ihn immer mehr auf ſeine Mutter und Aegiſth aufzuhetzen ſucht. Dies war der Inhalt des zweiten Akts.

„Die Hermione fängt an, mir unausſtehlich zu werden," ſagte der Kleinere der beiden Nachbarn Eliſabeth's zu dem Größern, als der Vorhang gefallen war, und nahm ihn dabei ſcharf ins Auge, „und der Pylades iſt ein Schuft, der den Oreſtes an die tolle Närrin verrathen hat."

Jener ſchlug die Augen erröthend zu Boden.

Darauf wandte ſich der Sprecher wieder zu Eliſabeth und ſchien ſich ſehr an ihrer Unterhaltung zu ergötzen. Es ſchlich ſich allmählich ein kindlich vertraulicher Ton hinein, daß Eliſabeth ſich ihr mit der unſchuldigſten Unbefangenheit hingab, und ihre Amme, die ſie ſo treulos verlaſſen hatte, gar nicht mehr vermißte.

Der dritte Akt zeigte das Königshaus zu Mycenä, Klytämneſtra und Aegiſthus traten auf, freuten ſich ſehr ihrer vollbrachten Bosheiten, und wenn die Königin irgend ja einen mütterlichen Seufzer ausſtieß, ſo gab ſich ihr ſauberer Gatte alle Mühe, ihr die Gewiſſensſcrupel hinſichtlich ihres Sohnes Oreſtes auszureden. Beide beſchließen einmüthig, denſelben niemals zur Regierung des Landes gelangen zu laſſen, und wenn er ſich's ja einfallen laſſen ſollte, einmal nach Mycenä zu kommen, die geeigneten Maßregeln zu ergreifen, um ihn unſchädlich zu machen. Klytämneſtra hatte zum Behufe größerer Aehnlichkeit mit der Königin Anna derſelben das ſpaniſche Koſtüm abgeborgt, und Aegiſth ſah in ſeinem ſchwarzen Kleide dem Cardinal Mazarin frappant ähnlich. Sie gehen ab. Die drei Reiſenden treten auf. Hermione erfüllt Oreſtes Seele mit Feuer und Flammen, und räth ihm, um ſich von der Schlechtigkeit ſeiner Mutter zu überzeugen, ſich für einen Fremden auszugeben und die Nachricht von ſeinem eignen Tode zu überbringen. Hermione und Pylades treten bei Seite und Oreſtes erklärt ſich in einem Monologe, daß er eine heftige Leidenſchaft für ſeine treffliche Muhme, die gewiſſermaßen ſein Schutzgeiſt ſei, in ſich erwachen fühle, und geſonnen ſei, ſie zur Königin von Mycenä zu machen, wenn er ſeine Mutter und deren Buhlen vom Regiment verdrängt habe. Klytämneſtra kommt, er gibt ſich als ein Bote zu erkennen, der ihr von Orchomenos die Nachricht vom Tode des Oreſtes, ihres Sohnes, bringe. Die Königin jubelt und ruft den Aegiſth herbei, der den Boten in der Freude ſeines Herzens mit Geſchenken überhäufen will; dafür ſtößt ihm Oreſtes den Dolch in die Bruſt; Klytämneſtra ſchreit, da kehrt ſich des Sohnes Dolch gegen die Mutterbruſt: „Mörderin meines Vaters!“ ruft er. „Räuberin meiner Krone!“ ſetzt er hinzu und ſterbend ſinkt ſie zu ſeinen Füßen. Jetzt tritt Hermione herein und freut ſich, daß Alles ſo wohl abgegangen, gratulirt dem jungen Könige zum Throne und ſpielt darauf an, wie vielen Dank er ihr ſchuldig ſei. „Ich will Dir den Dank zahlen!“ ruft Oreſtes, ſtatt ihr aber, laut ſeiner Rolle, ein wildes Liebesgeſtändniß zu machen, wirft ſich Oreſtes wüthend über ſie her, verſetzt ihr einen Dolchſtich in die Bruſt, ſie thut einen fürchterlichen Schrei und ſtürzt zu Boden. Oreſtes rennt wie raſend davon, nicht anders als verfolgten ihn wirklich die Furien; Pylades eilt Hermionen zu Hülfe, deren Kleid von Blut geröthet wird, deren Mund ein herzzerreißendes Wehklagen ausſtößt; der ermordete Aegiſth, die ermordete Klytämneſtra erheben ſich wieder und knieen beſtürzt neben der unglücklichen Königstochter, Herr Debarques ſchlürft in ſeinen Socken auf die Bühne und putzt ſich die Brillengläſer, denn der Schrecken hat ihm faſt alle Sehkraft genommen. Madame Debarques erhebt herbeifliegend ein Jammergeſchrei und in wenigen Augenblicken ſind alle Schauſpieler auf der Bühne um die ohnmächtige Nannon beſchäftigt; der lange hagere Abbé wird ſichtbar und ſchlägt die Hände über dem Kopf zuſammen, Mademoiſelle Poupard fällt aber der Länge nach auf der Bühne in Ohnmacht, und Niemand bekümmert ſich um ſie. Unter den Zuſchauern entſteht nicht minder ein gewaltiges Geſchrei, Alles erhebt ſich, man will wiſſen, was es eigentlich gegeben hat, man tobt und flucht.

Eliſabeth war entſetzt aufgeſprungen, aber der ſchlanke Jüngling ihr zur Seite ſagte mit feſtem Tone:

„Bleiben Sie ruhig, Mademoiſelle, es ſoll Ihnen kein Leid widerfahren, bei meinem Worte! Glauben Sie mir, Ihr Milchbruder iſt ein trefflicher Burſche und hat die Sache weit geſcheidter gemacht als ſein Vater. Ich lobe ihn darum.“

Eliſabeth überhörte ſeine Worte und rief in ihrer Herzensangſt nach der Amme.

„Dieſe wird ſchwerlich in dem Zuſtande ſein, Ihnen Hülfe leiſten zu können, meine Schöne,“ ſagte ihr Nachbar. „Aber Sie ſollen deshalb nicht verlaſſen ſein. Vertrauen Sie ſich mir an, ich will Sie ſicher Ihren Eltern zuführen.“

„Ach, mein Herr,“ jammerte das beſtürzte Mädchen, „Sie ſind ein Fremder in Paris; ich kenne Sie nicht. Wie kann ich mich Ihnen anvertrauen! Und wenn ich es thäte, und Sie brächten mich ſicher nach Hauſe, ſo würden meine Eltern ſehr unzufrieden mit mir ſein, daß ich ſo wenig Vorſicht angewandt hätte, und ich viel von meinem ſtrengen Vater auszuſtehen haben.“

„Ich will Sie beruhigen über meine Perſon, Mademoiſelle, und auch Ihre Eltern zufrieden ſtellen. Es bedarf nur weniger Worte. Ich bin der König!“

Mit ſtolzem Lächeln blickte er auf das Mädchen, welches die neue Beſtürzung faſt zu ſeinen Füßen geworfen hätte. Aber die holde Verwirrung machte ſie nur noch reizender, und Ludwig fing ſie in ſeinen Armen auf.

„Fort, Roger!“ rief er ſeinem Pagen zu, „und beſtelle den Wagen vor das Haus. Statt meine liebe Muhme Montpenſier nach Hauſe zu begleiten, wie Du vielleicht gewünſcht hätteſt, mein treuer Pylades, will ich dies holde Kind ſeinen Eltern zuführen.“ Und Roger eilte davon, um den königlichen Wagen, der an der nächſten Straßenecke hielt, herbei zu holen. Die Prinzeſſin von Montpenſier hatte ſich im höchſten Unmuthe bereits entfernt, und als der junge König an der Seite der reizenden Jungfrau durch das aufgeregte Volk ging, wich man ehrfurchtsvoll rechts und links aus. Ludwig war erkannt worden. Mit angebornem Stolze ſchritt er durch die Gaſſe, hob die ſchöne Eliſabeth in ſeinen Wagen, und nahm neben ihr Platz. Der junge König war ſehr geſprächig, und belobte Benoit's That immer von Neuem. Vor Tarneau's Hauſe ſprach er den Wunſch aus, ſeine neue intereſſante Bekanntſchaft bald wieder ſehen zu können, trug ihr Grüße an ihre Eltern auf und entließ ſie höchſt freundlich.

## 6.

## Condé und Mazarin.

Schon lange hatte die Herzogin von Montpenſier den Spott der Königin Anna und des Cardinals Mazarin wegen ihrer ſchlecht verhehlten Leidenſchaft zu dem jungen, ſchier noch dem Knabenalter angehörigen Könige ertragen müſſen, und oft hatte man die Aeußerung der Königin Mutter gehört, dieſe Neigung der ſchönen Prinzeſſin ſchreibe ſich daher, weil ſie, damals bereits eine ſtattliche Jungfrau, den König oft in den Windeln getragen und weil er ein ſo ſchöner Säugling geweſen, über alle Maßen lieb gewonnen habe. Dieſer Spott hatte im Herzen der ſtolzen Prinzeſſin eine Haſſesglut gegen die Königin angefacht, die, in Verbindung mit ihrer heftigen Liebe, ſie auf Mittel ſinnen ließ, den Gegenſtand derſelben, den jungen Monarchen, von ſeiner Mutter zu trennen und dieſer die Herrſchaft aus den Händen zu winden. Seit jenem Tage aber, den die Mündigkeitserklärung des Königs und die verunglückte Aufführung des Oreſtes merkwürdig gemacht hatten, nannte ſie die Königin unter ihren Günſtlingen zuweilen Hermione', und bald bezeichnete die Rotte der Schmeichler und Kriechlinge die Prinzeſſin ſpottweiſe mit dieſem Namen, ja als ſie zum erſten Male nach jenem Vorfalle wieder bei Hof erſchien, belobte ſie die Königin wegen ihrer außerordentlichen Gelehrſamkeit und genauen Kenntniſſe der griechiſchen Mythologie, und fragte ſie dann höhnend, ob denn Hermione, die Tochter des Menelaos, wirklich ganzer zwölf Jahre älter geweſen ſei, als ihr geliebter Vetter und nachheriger Gatte Oreſtes. Dieſe und ähnliche Aeußerungen, denen ſie nichts entgegen ſetzen durfte, aus Furcht vor der Macht der Königin, vermochten ſie bald, ſich ganz vom Hofe zurück zu ziehen und in der Einſamkeit auf Rache an ihren Feinden zu ſinnen. Dort las ſie ſich einen würdigen Mann zum Rächer aus, den jungen Löwen, den gewaltigen Kriegshelden, der wohl im Stande war, die Königin ſammt ihrer Partei zu demüthigen. Dies war Prinz Ludwig von Condé, Herzog von Bourbon, damals ein junger feuriger Mann von dreißig Jahren, aber ſchon der Held Frankreichs, das er vor acht Jahren in der Schlacht von Rocroi gerettet, deſſen Fahnen er in den Niederlanden den Sieg verſchafft, der ſich in der letzten Zeit des dreißigjährigen Krieges in Deutſchland unſterblichen Ruhm erfochten, und neuerdings vom Haß der Königin Mutter und des aus der Ferne ihn noch verfolgenden Cardinals bedrängt, nach Angerville in Gatinois geflüchtet hatte, wo er ein Schloß beſaß. Ihm ſchilderte Mademoiſelle de Montpenſier Gefahr und Noth größer als ſie waren, in glühenden Farben, ihm verſprach ſie Beiſtand, wenn er dem Hofe den Krieg erklären würde. Ein Brief jagte den andern, und Condé's reizbares Gemüth, dem der fortdauernde Einfluß ſeines Feindes Mazarin auf die franzöſiſchen Staatsangelegenheiten unerträglich war, und der ſtets eine neue Gefangenſchaft zu befürchten Urſache zu haben glaubte, ließ ſich von der Beredſamkeit ſeiner Muhme hinreißen.

Bald verbreiteten ſich am Hofe beunruhigende Nachrichten; man hörte, daß ſich um Condé viele ſeiner Kriegsgeſellen und Anhänger verſammelten, und man ſprach überall laut von einem großen Kriege, den er gegen die Königin und ihre vom Cardinal geleitete Partei führen werde. Condé's hoher Waffenruhm und ſein außerordentliches Feldherrntalent machten die Königin zittern. Sie war ſich nur zu ſchuldbewußt, den jungen Helden unnütz gereizt und der pfäffiſchen Eiferſucht des Cardinals und ihrer eignen brusquen Laune aufgeopfert zu haben. Nun erſchreckten ſie die möglichen Folgen ihrer Thorheit. Auch ahnete ſie wohl die geheime Mitwirkung der Prinzeſſin von Montpenſier. Dem Uebel vorzubeugen, das für ſie aus dieſen Verhältniſſen erwachſen mußte, ſuchte ſie den Vater der ſchwerbeleidigten Prinzeſſin, den Herzog Gaſton von Orleans, ihren Schwager, zu gewinnen. Und dies konnte ihr gerade nicht ſchwer fallen; der charakterloſe Herzog, von ihr um die Regentſchaft des Reichs betrogen, die ihm ſein ſterbender Bruder, König Ludwig XIII. teſtamentariſch zuerkannt, hatte ihr ſchon oft zum Spielzeug ihrer Laune gedient. Auch jetzt beglückte ſie ihn mit Gunſtbezeugungen, da ihr nur zu wohl bekannt war, daß er mit Condé zuletzt in den freundſchaftlichſten Beziehungen geſtanden hatte. Herzog Gaſton, geſchmeichelt durch den Antrag der Königin, den Vermittler zwiſchen ihr und Condé zu machen und den letztern mit den ſchönſten Verſprechungen zu gewinnen, ſchrieb trotz den Abmahnungen ſeiner älteſten Tochter, mit deren männlichen feſten Charakter ſich ſein weibiſcher Geiſt niemals recht befreunden konnte, an Condé und bot Alles auf, den Prinzen vom Kriege abzuhalten und zur Rückkehr zu bewegen. Er verſprach ſogar im Namen der Königin, daß Mazarin niemals nach Frankreich zurückkehren, ein Verbannungsurtheil vom Parlament gegen ihn ausgeſprochen werden, ſeine Freunde von ihren Aemtern entfernt und jeglicher Einfluß des Cardinals für immer aufhören ſolle. Aber dies Mal überwand der Zufall königliche Klugheit und erſparte der Königin einen Wortbruch. Der Bote, welcher den Brief des Herzogs von Orleans an den Prinz Condé bringen ſollte, ging, ſtatt nach Angerville in Gatinois, nach Angerville in Beauce, und ſo verſtrich eine lange Zeit, eh das Schreiben an ſeine Adreſſe gelangte. Nun war es aber zu einer friedlichen Ausſöhnung zu ſpät; Condé befand ſich bereits zu Bourges, wo er ein Heer von Adel und Volk um ſich verſammelt hatte, der Krieg war ſo gut als erklärt und die Prinzeſſin von Montpenſier hatte ſchon dafür geſorgt, allen Eindrücken vorzubeugen, die die Friedensvorſchläge ihres Vaters auf Condé machen konnten. Sie verſtand es vortrefflich, ſeinen Stolz anzufachen, und ſo hielt er es gar nicht der Mühe werth, etwas zu erwiedern, vielmehr ging er nach Bourdeaux, der Hauptſtadt ſeines Gouvernements (Guyenne), wo er mit den größten Freudenbezeugungen empfangen wurde, um hier ſeine Hauptmacht zu ſammeln. Viele der vornehmſten Adligen traten zu ſeiner Partei, und mit den königlichen Einkünften zu Bourdeaux warb er Truppen in ganz Frankreich. Die geängſtete Königin ließ ihm von mehren Seiten die glänzendſte Genugthuung anbieten, aber er wieß alle Anträge hochmüthig zurück und ſchwur, das Schwert nicht eher wieder einzuſtecken, bis die übermüthige Spanierin aus dem Lande gejagt ſei. Ganz Frankreich kam in Bewegung, alle loyalen und getreuen Unterthanen tadelten das Benehmen des Prinzen, im Herzen des Vaterlandes einen Krieg zu entzünden, und alle alten Offiziere blieben dem Könige getreu. Auf Condé's Seite waren nur Abenteurer, Glücksjäger und Leute, die auf zügelloſe Freiheit und Plündern hofften.

Der Hof ſah ſich endlich genöthigt, dem Prinzen eine Armee entgegen zu führen und der junge König ging ſelbſt mit derſelben nach Guyenne, wo im Laufe des Winters einige Waffenthaten geſchahen. Die Königin glaubte nun mit Fug und Recht, den Cardinal Mazarin, ohne den ſie nicht leben konnte, nach Frankreich zurückrufen zu dürfen, aber der Herzog von Orleans widerſetzte ſich dieſem Plane aus allen Kräften, immer noch hoffend, den Vermittler zwiſchen dem Hofe und Condé ſpielen zu können; und das Pariſer Parlament wünſchte nichts mehr als eine ſolche Vermittlung, ſowohl in Betracht der großen Verdienſte des tapferen Prinzen um Frankreich, als auch aus Furcht vor einem Bürgerkriege. Es zögerte daher ſo lange als möglich, die königliche Erklärung in ihre Regiſter aufzunehmen, wodurch der Prinz Condé und ſeine Anhänger für Majeſtätsverbrecher erklärt wurden, und als es endlich den wiederholten königlichen Befehlen gehorchte, ſchleuderte es ſeine flammenden Beſchlüſſe auch gegen Mazarin, von deſſen erfolgter Rückkehr das Gerücht alle Herzen beſtürzt machte. Der Cardinal wurde vom Parlament von Neuem für einen Majeſtätsverbrecher erklärt, es zog ſeine Güter ein, verkaufte ſeine Bibliothek, erledigte ſeine Pfründen, und ſetzte ſogar zum großen Aergerniß der Geiſtlichkeit, funfzigtauſend Thaler auf ſeinen Kopf.

Als einen der wüthendſten Feinde des Cardinals zeigte ſich im Parlamente Battiſt von Tarneau. Vergebens hatte er ſich der königlichen Erklärung gegen Condé widerſetzt und alle Macht ſeiner finſtern Beredſamkeit aufgeboten, den Beſchluß ganz zu verhindern, nun that er daſſelbe, um Mazarin zu verderben. Während die Pariſer Witzlinge über die Parlamentsbeſchlüſſe ſpotteten, ging Tarneau ſo weit, vorzuſchlagen, daß einige Parlamentsräthe ſich an die Grenzen begeben und Unterſuchungen gegen das Heer des Cardinals, welches doch kein andres als des Königs war, anſtellen möchten, und das Parlament faßte in ſeiner ſchwindeligen Aufregung einen ſolchen Beſchluß. Dadurch hoffte man die achttauſend Mann Soldaten, welche auf des Königs Befehl den Cardinal nach Frankreich zurückführen ſollten, zurück zu halten. Tarneau that noch mehr; er verließ mit zwei Parlamentsräthen, gleich ihm die bitterſten Feinde Mazarin's, Paris, begleitet von den Segenswünſchen ſeiner begeiſterten und ihn begeiſternden Frau, raffte Soldaten zuſammen, wo er deren habhaft werden konnte, wiegelte die Bauern auf, wohin ſie kamen, und zog mit dieſer Rotte, die er täglich einige Male haranguirte, Mazarin entgegen. Ihre Thaten beſchränkten ſich aber darauf, die Brücken abzubrechen, über welche der Cardinal ſeinen Weg nehmen mußte.

Als dieſer nun wirklich heran kam, lief das liederliche Volk wieder auseinander, und Tarneau ſah ſich mit ſeinen Gefährten genöthigt, mißvergnügten Herzens den Rückweg nach Paris anzutreten.

Mazarin zog, hohnlachend über die Beſchlüſſe des Pariſer Parlaments, triumphirend über Condé's Haß, deſſen begonnene Feindſeligkeiten ihm eben zur Rückkehr nach Frankreich verholfen hatten, nicht wie ein Vertriebener, der aus der Verbannung wieder kommt, ſondern vielmehr wie ein ſiegreicher Eroberer durch Frankreich. Ein ganzes Truppenheer begleitete ihn, das auf ſeine Koſten geworben war, und auffallend genug trugen die Offiziere nicht etwa die Farben des Königs, zu deſſen Dienſte ſie doch eigentlich beſtimmt waren, ſondern waren vielmehr alle gekleidet, wie die Hausdienerſchaft des Cardinals. Fürwahr er konnte ſeinen Gegnern keinen größern Hohn anthun. In dieſem koſtbaren Aufzuge ging er ungehindert über die Marne und Seine, und ſchlug ſich an der Loire hin nach Poitiers, wo ſich damals der Hof aufhielt. Alles zitterte vor ihm. Die Königin wollte ihren Liebling aber recht hoch ſtellen vor den Augen alles Volks, und deshalb mußte ihm der ganze Hof in Glanz und Pracht entgegen gehen. Der König und ſein Bruder, der Herzog von Anjou, empfingen ihn an der Spitze der Leibwache und leichten Reiterei zwei Meilen von der Stadt, und man hätte zweifelhaft werden können, wer eigentlich der König ſei, ſo viel Ehrenbezeugungen wurden Mazarin von den königlichen Brüdern und dem Hofſtaate erwieſen, die der beſcheidene Prieſter mit lächelnder Miene entgegen nahm. Im Triumph in die Stadt geführt, begrüßte ihn die Königin in ihren Gemächern als den langentbehrten Freund.

## 7.

# Immer nur Liebe.

Ganz Paris war voll Freude und Jubel, Prinz Condé hatte kurz vor Oſtern die königliche Armee bei Blenau geſchlagen, und würde den König in Gien, wo ſich der Hof eben aufhielt, ſicherlich gefangen genommen haben, wenn die Unerſchrockenheit des Marſchalls Türenne denſelben nicht gerettet hätte. Zum Feſt nun war der ſiegreiche und gefeierte Prinz in die Hauptſtadt gekommen und wie der König des Landes empfangen worden. Das Commando ſeiner Armee hatte er ſeinen Generalen übergeben und die Herzöge von la Rochefoucault und Beaufort mitgebracht. Die Rückkehr des verhaßten Cardinals hatte ſeiner Partei ſchier mehr Anhänger gewonnen, als ſeine eigne Perſönlichkeit, und die Macht, die ihm bei ſeiner Ankunft über die Gemüther der Pariſer zuſtand, zuſammen gehalten mit ſeinem drohenden Heereshaufen, veranlaßten in der Hauptſtadt die verſchiedenſten Vermuthungen. Einige glaubten, er würde ohne weiteres den König Ludwig für abgeſetzt erklären, und den Thron Frankreichs ſelbſt beſteigen. Man hörte ſogar Leute behaupten, daß er dazu kein zweideutiges Recht beſitze, indem man offen und überall erklärte, weder Ludwig XIV. noch ſein Bruder, der Herzog von Anjou, ſeien Söhne Ludwigs XIII.; der Herzog Gaſton von Orleans hatte aber aus ſeinen beiden Ehen nur Töchter erzielt, folglich gehöre der franzöſiſche Thron dem Herzog von Bourbon-Condé von Gottes und Rechts wegen. Eine andere Partei meinte, er werde ſich nur ſo lange zum Generalſtatthalter des Reichs erklären, bis Mazarin ſammt der Königin Mutter auf ewig aus dem Lande entfernt worden ſeien. Eine dritte, obgleich kleinere Partei, die den Prinzen aber beſſer kennen mochte, als alle übrigen, war der Meinung, Condé ſei nur nach Paris gekommen, um ſich des taumelnden Beifalls des großen Haufens zu erfreuen und die Vergnügungen der Hauptſtadt zu genießen, die er lange über ein halbes Jahr habe entbehren müſſen. Man war in Erwartung der kommenden Dinge. Aber man ſah nichts weiter, als einen glänzenden Hofſtaat, den der Prinz um ſich verſammelte, und mit dem er ſich dem Genuſſe aller ſinnlichen Freuden wie ein Heißhungriger hingab, der an eine reich beſetzte Tafel kommt. —

Der Prinz war von ſeiner Muhme Montpenſier zu einem glänzenden Dejeuner geladen; ſie hatte es darauf abgeſehen, ſein Herz zu erobern. Ihre zahlreiche Dienerſchaft prangte in Galla, ihre Fräulein und Zofen boten ſich dem Auge in verführeriſcher Nymphentracht dar. Der glückliche Held war in der heiterſten Laune, und nahe daran, ſeiner ſchönen Muhme eine feurige Liebeserklärung zu machen, ſtahl er ihr Küſſe, als ſie durch den Fall einer gläſernen Vaſe von einander geſchreckt wurden. Das Mädchen, das eben mit dem Prunkgefäß herein getreten war, lag ebenfalls am Boden und hatte ſich an einer Scherbe im Geſicht verwundet, ſo daß ſie blutete. Der Prinz ſprang herbei, hob die Ohnmächtige auf und war einigermaßen betreten, in ein ihm wohlbekanntes Geſicht zu ſehen. Die Prinzeſſin kam ihm mit einigen Eſſenzen zu Hülfe und ſagte bei dem Verſuche, das Blut zu ſtillen:

„Ueber dem armen Kinde ſcheint ein blutiges Verhängniß zu ſchweben. Erſt vor Kurzem iſt ſie von einem lebensgefährlichen Dolchſtich geneſen, den ihr ein toller eiferſüchtiger Liebhaber verſetzte, und heute fließt ihr Blut ſchon wieder."

Die Ohnmächtige kam zu ſich.

„Nannon," redete ſie die Prinzeſſin an, „wie iſt Dir?" Aber kaum hatte Nannon des Prinzen Geſicht wieder erblickt, als ſie das ihrige mit beiden Händen bedeckte und tief aufſtöhnte. Die Prinzeſſin befahl einen Wundarzt herbei zu holen und trat mit dem Herzoge in ein anderes Zimmer.

„Ein Dolchſtich aus Eiferſucht?" ſagte Condé lachend, „das iſt ja in Frankreich etwas Unerhörtes."

„Gewiß! Gott mag wiſſen, wie es damit zugegangen! Ich habe es nie erfahren können. Ihre Eltern oder vielmehr Pflegeeltern flohen aus Furcht, in ſchlimme Händel verwickelt zu werden, noch in der Nacht aus Paris, ich weiß nicht wohin, und ließen die Schwerverwundete zurück, die meiner Sorge anheim fiel, weil ich ſie früher gekannt hatte und — obgleich ſehr von fern — mit in ihr trauriges Schickſal verflochten war. Auch hatte ſie durchaus Niemanden weiter, der ſich ihrer annahm. Ich erzähle Ihnen die Geſchichte ein anderes Mal."

Der Prinz drang nicht ſehr in ſeine Freundin, ihm Ausführlicheres über die ſchöne Nannon mitzutheilen, deren Leiden er, wie er wohl merkte, herbeigeführt hatte; doch beruhigte es ihn, daß die Prinzeſſin nichts von ſeinem Antheil an Nannon's Schickſal zu wiſſen und alſo auch die Urſache ihrer Ohnmacht nicht zu ahnen ſchien. Das Geſpräch kam wieder auf den Hof und die Scandala, welche während der Abweſenheit des Prinzen in Paris vorgefallen waren; und beide befanden ſich noch einige Stunden wohl dabei.

Man hatte dem Prinzen ſeine getreueſten Anhänger im Parlamente genannt und er verfehlte nicht dieſe Leute bei ſich einladen zu laſſen, ihnen Feſte zu geben, ja, um ſich populär zu machen, beehrte er den Einen und den Andern ſogar mit ſeinem Beſuche. Wenn unter dieſen Wenigen auch der Parlamentsadvocat von Tarneau ſich befand, ſo mochte wohl das Gerücht, daß dieſer Mann eine wunderſchöne Tochter beſitze, auch einen Grund, und vielleicht den vorzüglichſten zu dieſem Beſuche abgegeben haben. Mitten aus den Feſten, die ihm Paris bereitete, ſich losreißend, erſchien der Herzog eines Morgens in Tarneau's Wohnung. Sein Erſcheinen veranlaßte dort eine Bewegung, wie ſie ſeit der Hochzeit des friedlichen Ehepaars daſelbſt nicht vorgekommen war. Herr Battiſt ſaß zum Glück eben nicht in ſtaubigen Akten, ſondern wartete einen Beſuch ab. Er kämmte Haar und Schnauzbart mit den Fingern, und verneigte ſich ſo tief es ſeine ſteife Geſtalt zuließ; Madame ließ ſich von Margeton in ihrem Stuhle herbeirollen, haſchte nach des Herzogs Rock und preßte gewaltige Küſſe, weinte Ströme von Freudenthränen darauf. Mademoiſelle Poupard ſchluchzte auch beim Anblick des reizenden jungen Helden, aber ihre Thränen hatten einen andern Grund, als die ihrer Gebieterin. Eliſabeth ſtand von fern und ſenkte ihr herrliches Auge verſchämt zu Boden, als ſie der gütige und zugleich heiße Blick des Prinzen traf und mit huldigender Bewunderung auf ihr verweilte. Außerdem befand ſich noch ein ältlicher ſtattlicher Mann im Zimmer, der in vornehmer militäriſcher Kleidung lächelnden Geſichts dem Feldherrn gegenüber ſtand.

„Euere Hoheit beglückt mein armes Haus mit ihrer Gnade!“ rief Tarneau, „und nicht nur uns, ſondern auch dieſen meinen trefflichen Freund, den ich die Ehre habe, Euerer Hoheit vorzuſtellen. Er iſt der Herr Marquis von la Boulage, der von Meaux, ſeinem jetzigen Wohnorte, nach Paris gekommen iſt, um Euerer Hoheit ſeine Ergebenheit zu verſichern."

„O ich kenne den Herrn Marquis ſehr wohl," verſetzte der Prinz ſo leutſelig und liebenswürdig, wie er ſich nur zu geben vermochte. „Sie gehörten immer zu den Feinden des Cardinals und waren ein ächter Frondeur; auch von Ihren Waffenthaten wiſſen die Spanier zu erzählen, und vielen davon haben Sie einen Brief durch's Leben auf's Geſicht geſchrieben."

„Ich habe es nicht zu ſo hoher Meiſterſchaft in dieſer Art Schrift bringen können, wie Euere Hoheit," verſetzte der Marquis.

„Jeder nach Kräften und Geſchick, doch alle zu dem gemeinſamen Zweck: Frankreichs Wohl! — Waren Sie nicht mit der Witwe des früh verſtorbenen Marquis von St. Romain verheirathet?"

„Das bin ich noch, mein gnädigſter Herr; denn meine Frau lebt noch, obgleich ſchwach und kränklich."

„Irre ich nicht, ſo hinterließ der Marquis, der oft in meines Vaters Hauſe war, einen Sohn. Er müßte jetzt ein ſtattlicher Jüngling ſein und gäbe gewiß einen guten Offizier in meiner Armee ab."

„Roger von St. Romain, mein Stiefſohn," verſetzte der Marquis verlegen, „würde gewiß mit Freuden unter Euerer Hoheit glorreichen Fahnen ſeine erſten Waffenthaten verrichten, wenn er nicht als Page des Königs von Sr. Majeſtät zum Offizier unter dem Marſchall Türenne gemacht worden wäre."

„Nun, dient er nicht für mich, ſo dient er doch gegen mich, und Türenne iſt wahrlich ein wackrer Lehrmeiſter im Kriegshandwerk. Das hab' ich vor

Kurzem erſt wieder erfahren.“ Seine Augen fielen auf Eliſabeth, und er bemerkte nicht ohne Verwunderung, daß eine hohe Purpurglut ihr Geſicht überzogen, die er vorhin nicht wahrgenommen hatte, und ihre Blicke mit dem Ausdruck eines ängſtlichen Staunens auf den Marquis gerichtet waren

„Wenn auch der Sohn durch Umſtände an die königliche Partei geknüpft iſt,“ ſagte Tarneau, „ſo iſt der Vater Euerer Hoheit um ſo treuer ergeben.“

„Mein Freund, auch ich bin dem Könige bis in den Tod ergeben,“ entgegnete Condé. „Meine Waffen ſind nur gegen Mazarin und ſeine Beſchützerin gerichtet.“

„Das iſt auch unſere Meinung und Anſicht,“ war des Marquis Rede.

„Und dieſe Gleichheit der Geſinnungen hat uns erſt vor Kurzem zuſammengeführt und ſo innig verbunden, gleicher Haß gegen Mazarin, gleiche Liebe zu Euerer Hoheit,“ ſprach Tarneau mit Salbung. „Ich war dem Cardinal ſelbſt entgegen gezogen, um ſein Eindringen in Frankreich zu vereiteln.“

„Ich habe davon gehört,“ unterbrach ihn der Prinz lächelnd.

„Aber unſere Kräfte waren zu ſchwach; wir mußten wieder umkehren. Da nahmen wir in der letzten Nacht unſerer Heimreiſe Einkehr bei dem Herrn Marquis. Herr von Pleſſis, einer der Parlamentsräthe, die mit mir den Zug unternommen hatten, war ein langjähriger Freund deſſelben; wir wurden gar freundlich empfangen. Die Rückkehr des Cardinals machte ihn ganz zu dem Unſern, und ſeit dieſer Zeit ſind wir innige Freunde, ja ich kann wohl ſagen, Frankreich hat ſchwerlich ein Paar getreuere Anhänger an Euere Hoheit, die bereiter wären, Gut und Blut jeden Augenblick für Ihre gerechte Sache zu geben.“

„So nenne mich wenigſtens als das dritte Herz,“ äußerte ſich Madame Tarneau noch immer weinend, „und wer weiß, ob die beiden Männerherzen vereint ſo viel Treue fühlen zu Ew. Hoheit, wie ich. Mein Vater war ja Ew. Hoheit Vater Wildmeiſter zu St. Maur, und meine Mutter hat uns die Liebe zum Hauſe Condé mit in der Milch zu trinken gegeben. Ich auch bin's, die meinen Mann zu Ihrer Partei gebracht hat; denn er hielt es erſt mit dem Herzog von Orleans und dem Coadjutor Gondi.“

„Frau!“ ſchmälte Tarneau mißbilligend und drehete verlegen am Zwickbarte, „wie Unrecht thuſt Du mir im Beiſein Sr. Hoheit!“

„Nein ich will mich ſtolz meines Verdienſtes rühmen vor dem rechten Manne. Seit dieſer Stern in unſerm Hauſe aufgegangen iſt, bin ich die glücklichſte Frau auf der Welt. Und nun glaub' ich, daß mich der Himmel noch zu etwas Höherem beſtimmt, daß er mich zum Werkzeug auserſehen hat, einen großen Plan auszuführen. Durch dieſen hohen Beſuch haben mich Ew. Hoheit geweiht, Ihnen und Frankreich einen großen Dienſt zu leiſten. Doch darf ich jetzt noch nicht ſagen, worin er beſteht, und wie er ausgeführt werden muß. Aber freudig bringe ich Ihnen mein höchſtes und theuerſtes Gut dar.“

Der Prinz verglich die hülfloſe Lage und die ſchwärmeriſchen Verſicherungen der Frau zuſammen, und obgleich ihm dadurch ihre Worte eben nicht klarer wurden, ſo verſetzte er doch gütig: „Ich bin hocherfreut, ſo viel Liebe und Anhänglichkeit in einem Hauſe zuſammen gefunden zu haben. Doch Sie, mein ſchönes Kind,“ wandte er ſich zu Eliſabeth, „ſcheinen in die mir ſo höchſt angenehmen Verſicherungen Ihrer Eltern nicht einſtimmen zu wollen. So hätt' ich wohl von Ihnen kein Fünkchen von Liebe zu hoffen?"

„Sie wird ihre Liebe durch die That beweiſen," antwortete die geſprächige Mutter an Eliſabeths Statt. „Sie wird mir den Plan zu Ew. Hoheit Heil und Glück ausführen helfen."

„Liebesthaten ſind immer noch mehr werth als Liebesworte," ſagte Condé mit ſeiner Hofmanier, „und Liebesthaten von ſolch einem Herzen, von ſolchen Händen vollbracht, müſſen allerdings das höchſte Heil und Glück über das Haupt eines Mannes bringen, und ſtehe er auch noch ſo hoch. Den ſchönſten Kranz, ſei er aus Blüthen oder reifen Aehren geſchlungen, drückt doch nur die liebende Frauenhand auf die Schläfe des glücklichen Mannes und fürwahr der Fruchtkranz iſt ſeines Glückes höchſte Krone."

„Nur wer der Blüthen wartet, darf auf die Früchte rechnen; nur wer geſäet hat, ſoll die Ernte hoffen," ſagte Eliſabeth mit Bedeutung.

„Nicht immer ſind die Früchte des Sämanns Lohn; oft gelten höhere Rechte," verſetzte der Herzog eben ſo.

„Käm' es ſtets auf die volle Garbe an, ſie würde gewiß immer lieber dem angehören, der ihr Korn in der Erde Buſen geſenkt, als dem Reichen, der ohne Mühe ſie genießen will. Wer ihrer mit Liebe gepflegt, der ſoll ſich billig auch ihres Genuſſes erfreun."

„Ich merke ſchon," lächelte der Prinz, „hier hat ein Sämann guten Samen ausgeſtreut;" und wandte ſich dann wieder zur Mutter, die von dem Allen nichts begriff. —

Als der Prinz nach Hauſe kam, rief er ſeinem Vertrauten, dem Hauptmann von Gourville entzückt zu: „Ich habe ein göttliches Mädchen kennen gelernt, ſchöner als die Morgenröthe, wenn ſie aus dem Bette des Tithonus ſtieg. Ein paar feurige Küſſe von ihr würden mich von aller Langeweile heilen, die mir verſchiedene Herzoginnen und Marquiſinnen mit ihren Liebeserklärungen und zudringlichen Zärtlichkeiten bereiten. Aber die reizende Amourette hat einen Liebhaber, einen Anbeter, an dem ſie mit ganzer Seele zu hängen ſcheint. Doch durch die Mutter, die eine Närrin iſt, und wie eine Theaterheldin ſpricht, iſt Alles zu gewinnen. Spionire mir nur erſt aus, wer der Glückliche iſt, den ſie liebt, um ihn nach Befinden der Umſtände auf die ſchicklichſte Art entweder bei Seite zu ſchieben, oder aber beizubehalten. — Weißt Du auch, daß ich die ſchöne Schäferin wieder gefunden habe? Seltſam! als Zofe der Montpenſier, die mir ſtark die Cour macht. Das arme Ding! Ich war noch nicht weit mit ihr, die Sache war noch zu neu; kaum einige Küſſe hatte ich von ihrem ſchönen Munde genaſcht, als ich fort mußte, und doch hat ſie der Tändelei wegen einen kalten Stahl koſten müſſen. Sie dauert mich, und ich würde ihr gern zur Entſchädigung ihr liebevolles Herzchen leichter machen, und Alles nachholen, woran ich verhindert wurde, aber ſie iſt die Zofe der Montpenſier, und wenn mich ihr Blick nicht getäuſcht hat, ſo quälen ſie Gewiſſensbiſſe. Auch hab' ich in der That keine Zeit dazu. Meine Liaiſon mit der Herzogin von Chatillon iſt inniger und zärtlicher, als je; die Muhme Montpenſier hat es ernſtlich mit mir vor, und die muß ich mir durchaus zur Freundin erhalten; ich meine es ebenſo mit der ſchönen Eliſabeth von Tarneau. Außerdem ſchmachtet die Marquiſe von la Laubern nach mir und das Fräulein von Tachord ladet mich in den zärtlichſten Liebesbriefen ein. Und meine Frau darf ich doch auch nicht vernachläſſigen, ſo lächerlich das auch klingt; aber Du weißt, wir lieben uns. Kurz, ich laſſe die kleine Theaterprinzeſſin fahren."

---

## 8.

## Blutige Wirklichkeit auf der Bühne.

Condé's Charakterunbeſtändigkeit, die er mit faſt allen ſeinen Zeitgenoſſen theilte, ließ ihn zu Unterhandlungen mit einem in der Irre herumſchweifenden Hofe ſich wenden, und wie er dadurch auf der einen Seite gar nichts gewinnen konnte, ſo verlor er auf der andern Alles, die Liebe des Pariſer Volks, das zu allen Zeiten eben ſo ſchnell erkaltet, als erglüht iſt, und den günſtigen Zeitpunkt, die Partei der Königin in die Enge zu treiben und Mazarin für immer aus Frankreich zu entfernen. Er würde wahrſcheinlich auch mit dem einen für ihn ſehr dürftigen Reſultate dieſer Unterhandlungen ſich begnügt, und dem ihm ſo feindſeligen Cardinal die Hand wieder zur Verſöhnung geboten haben, wenn ihn die Prinzeſſin von Montpenſier nicht auf alle Weiſe zur Fortſetzung des Kriegs geſtachelt hätte; denn ihr Rachedurſt hatte kaum erſt einige Tropfen geſchmeckt, und ſie wollte ja in vollen Strömen Befriedigung ſchlürfen.

Das königliche Heer hatte ſich unter Türenne geſtärkt und die Armee des Prinzen bei Etampes geſchlagen. Aus großer Bedrängniß, in welche es Türenne durch die Belagerung von Etampes, wohin es ſich geworfen, gebracht, durch das Heer des Herzogs von Lothringen befreit, der übrigens vom Cardinal beſſer bezahlt als von Condé, bald wieder abzog, ſah das Heer des Prinzen den Weg nach Paris kaum frei, als es denſelben in aller Schnelle einſchlug. Die Prinzeſſin von Montpenſier war ſelbſt im Lager geweſen und hatte die Generäle zu dieſem Zuge bewegt; Condé verließ Paris, eilte zu ſeinen Truppen, die er klüger nie hätte verlaſſen ſollen, und führte ſie glücklich nach St. Cloud. Dort ſtand er bis zu Ende des Juni in einer ziemlich ſichern Stellung, obgleich ihm oft der Mangel drohete. Endlich, als ſich das königliche Heer ihm immer drohender zeigte, gab er die Hoffnung auf, vortheilhafte Friedensbedingungen zu erlangen, und hatte auch keine, von den Pariſern unterſtützt zu werden. Er war bei aller Tapferkeit dennoch Mazarin's Schlauheit unterlegen, der ihn mit den Unterhandlungen nur hingehalten hatte, um ihn dem Parlamente und der ohnedies in ihren Anſichten gar ſehr getheilten Bevölkrung von Paris verdächtig zu machen; ſeine üppige Unthätigkeit in der Hauptſtadt fern von ſeinem Heere und der gewaltthätige Uebermuth ſeiner Freunde vollendeten des Cardinals Werk, und zu ſpät ſah Condé ein, daß er allein ſtehe, und ſich nur auf ſeinen Degen zu verlaſſen habe. Dazu war er auf zwei Seiten von den königlichen Truppen bedrängt, Paris verſchloß ihm die Thore, und ihm blieb nur ein einziger rettender Ausweg übrig, der nach Charenton. Er beſchloß mit ſeinem zuſammengeſchmolzenen Heere dahin zu fliehen. Aber kaum hatte er ſich in Marſch geſetzt, ſo rückte ihm Türenne eilig nach und erreichte ihn bei der Pariſer Vorſtadt St. Martin. Charenton zu erreichen war für Condé nun nicht mehr möglich; er warf ſich alſo in die Vorſtadt St. Antoine, wo er zu ſeinem Glücke einige Verſchanzungen vorfand, die die Pariſer vor Kurzem errichtet, um ſich vor der Plündrung der Soldaten des Herzogs von Lothringen zu ſichern. Der Rath von Paris verweigerte ihm, ſein Geſchütz durch die Stadt paſſiren zu laſſen, und er mußte daſſelbe an dem Graben zwiſchen der Stadt und der Vorſtadt aufſtellen. Die Verzweiflung gab ihm Muth, er verſperrte die drei Hauptſtraßen der Vorſtadt, die auf das Thor laufen, mit Barrikaden, beſetzte die Häuſer mit Musketiren, und ſetzte ſich in den möglichſt beſten Vertheidigungszuſtand.

Der Hof war der königlichen Armee gefolgt und ging jetzt der Heeresabtheilung des Marſchall Türenne auf dem Fuße nach. Der Cardinal war eben ſo wohl von der ſchlimmen Lage unterrichtet, in welcher ſich Condé befand, als auch von der Abſicht der Pariſer, ihm die Thore nicht zu öffnen. Mazarin hatte nämlich durch ſeine Anhänger dort ausſprengen laſſen, Condé habe bereits mit dem Hofe Frieden geſchloſſen, und ſtellte ſich nur zur Schlacht, um den Bürgern weiß zu machen, er ſei noch von den alten redlichen Geſinnungen gegen ſie erfüllt; das Ganze ſei aber nichts als eine Spiegelfechterei, ein Komödienſpiel. Unglücklicher Weiſe hatte des Prinzen Benehmen in der letzten Zeit Veranlaſſung gegeben, dieſe Gerüchte für wahr zu halten. Während nun auf der einen Seite die Bürger zahlreich auf den Boulevards und an den Bruſtwehren der verſchloßnen Thore ſich einfanden, um ſich an der Komödie zu ergötzen, die man ihrer Leichtgläubigkeit geben wolle, und deren Schein und Grund ſie mit ihrer Pfiffigkeit durchſchaut zu haben glaubten, führte der Cardinal die Königin Mutter und den jungen König auf die Anhöhe von

Charonne, um ſie und ſich von hier aus an Condé's Untergange zu laben. Der ganze Hof ſtand auf dem Berge und ſah mit neugierigen triumphirenden Blicken auf die Vorſtadt St. Antoine herab, wo die Armee des Prinzen, zwei Mal ſchwächer als die königliche, und mit ihr der Geiſt des Aufruhrs und der Widerſetzlichkeit, vernichtet werden ſollte. Türenne griff Condé an, zog ſich aber zurück, als er gewahrte, wie gut ſich der Prinz verſchanzt hatte, um die Ankunft des Marſchalls la Ferté abzuwarten, der den Königlichen eine bedeutende Verſtärkung zuführte. Dieſer ſollte in zwei Abtheilungen, rechts vom Faubourg du Temple und links von der Seine her dem Prinzen in die Seiten fallen, während ihn Türenne von vorn angriff. Die Ausführung dieſes Plans hätte Condé ohne Zweifel zu Grunde gerichtet. Der Cardinal konnte aber in der Freude ſeines Herzens la Ferté's Ankunft nicht erwarten und ſchickte Türenne den Befehl zu, unverzüglich anzugreifen. Der Marſchall gehorchte, und auf drei Punkten begann ein hartnäckiges Gefecht. Dieſer Kampf iſt wegen der unerhörten Tapferkeit, mit welcher auf beiden Seiten geſchlagen wurde, Franzoſen gegen Franzoſen, einzig in der Geſchichte dieſes Landes. Frankreichs unſterbliche Kriegshelden Condé und Türenne ſtanden ſich gegenüber, oft nur auf Piſtolenſchußweite, beides junge feurige Männer mit großen Gaben ausgerüſtet, und unter ihnen tapfere Soldaten, tüchtige Offiziere, wie unter Condé die Herzöge von Nemours, Beaufort, Rochefoucault, der Prinz von Marſillac, der Marquis Tavannes, unter Türenne der Marquis von St. Maigrin, der Marquis von Navailles und Andre.

Unter den Häuſern, welche Condé ſtark mit Soldaten beſetzt hatte, war eins der erſten das Theater der Vorſtadt St. Antoine, welches nicht weit von der Abtei gleiches Namens, jedoch auf der andern Seite der Straße lag. Türenne drang unter dem furchtbarſten Feuer in die Straße, Condé warf ihn zurück. Hunderte der Königlichen ſtürzten und färbten den Staub der Vorſtadt mit ihrem Blute. Der tapfre Marſchall ließ ſich nicht abſchrecken, er führte neue Schaaren heran. Eh' er zum zweiten Male vordrang, ließ ihm St. Maigrin, der in der Straße Charonne dem Marſchall Tavannes gegenüber ſtand, melden, er werde jetzt einen Hauptangriff thun, und einer ſeiner Offiziere durch einen Schlupfwinkel dem Prinzen in der Straße des Faubourg St. Antoine in den Rücken zu kommen ſuchen. Türenne verzögerte alſo ſeinen neuen Angriff ſo lange, bis er hörte, St. Maigrin ſei ſiegreich vorgedrungen. Dieſer Tapfre war ungefähr durch die Hälfte der Straße Charonne gerückt, als ſich ein Theil ſeines Haufens, der jedoch von zahlreich nachrückenden Truppen ſogleich wieder erſetzt wurde, links durch eine Seitenſtraße ſchlug. Der Führer war ein junger Offizier, und dieſer wurde wieder von einem ſchier noch jüngern Soldaten geleitet. Vor einer Pforte, die in einer ziemlich hohen Mauer war, machten ſie Halt. „Dieſe verſchloſſ'ne Thür müſſen wir aufbrechen,“ ſagte der junge Soldat. „Durch ſie geht unſer Weg.“

„Biſt Du Deiner Sache auch gewiß, Poupard?“ fragte der Offizier.

„O mein Herr von St. Romain,“ verſetzte der Soldat, „hier kenn' ich jeden Tritt und Schritt. Hier hab' ich als Schauſpieler manches Abenteuer beſtanden.“

Die Thür ſprang von den Kolbenſtößen der Soldaten, die nun in einen jener weitläufigen Gärten traten, wie man ſie vorzüglich in dieſer Vorſtadt findet.

Poupard an der Spitze, durchſchnitten ſie quer das Terrain, bis ſie durch eine zweite Thür, die leichter zu eröffnen war, in ein Gehöft gelangten. Ein Theil des Spaliers, das daſſelbe theilte, war bald niedergeriſſen, ein vorſpringendes niedriges ſchlechtgehaltenes Dach bot eine elende Bretterthür. Auch ſie wich der Gewalt, und Poupard ſchritt eine finſtere Treppe hinab. Einer gab dem andern die Hand. So ging's eine zeitlang im Dunkeln fort durch verſchiedene Gänge, dann wieder treppauf. Poupard horchte. Behutſam hob er eine Fallthüre auf, die er von unten zu entriegeln verſtand, und vorſichtig ſtieg der Haufe heraus. Sie befanden ſich auf der vom Tagesſchein nur matt erhellten Bühne; der Vorhang war herabgelaſſen und Poupard lauſchte hinter demſelben hervor. „Wenn ich nicht irre," ſagte er zu St. Romain, „ſo iſt das Vorderhaus beſetzt. Ich will zuſehen."

Leiſe ſchlich er ins Parterre hinab, drückte ſich an den Wänden hin, kroch auf allen Vieren und kehrte bald mit der Meldung zurück, daß Hausflur und Gallerien nach der Straße voll bewaffneter Soldaten ſeien, die aber gewiß nichts weniger als einen Angriff von hinten erwarteten. Er machte dem Offizier den Vorſchlag, ſobald ſich der Marſchall in der Straße nähere, die Condéiſchen im Hauſe von hinten nieder zu machen, ihre Poſten einzunehmen, und nach Befinden der Umſtände entweder aus den Fenſtern auf Condé Feuer zu geben, oder ihm in den Rücken zu fallen. Um die Ereigniſſe auf der Straße beobachten zu können, kletterte Poupard auf den oberſten Schnürboden, wo er durch eine Dachluke einen langen Strich der Straße überſehen konnte. Ein Bretterverſchlag, hinter welchem man ſonſt alte Requiſitenſtücke aufzubewahren gepflegt hatte, und der jetzt mit einem Proſpect verhängt war, hielt ihn noch vom Fenſter ab; er ſchob den Vorhang weg, drückte die Thüre zurück und war nicht wenig erſtaunt, auf einem dürftigen Lager, das aus Theaterlumpen zuſammen gebaut war, einen, dem Anſchein nach, kranken Menſchen liegen zu ſehen. Aber Schrecken erfaßte ihn, als er in dieſem Menſchen ſeinen ehemaligen Director, Herrn Debarques, erkannte, der ächzend und wimmernd die dürren Hände erhob und um ſein Leben flehete.

„Mein Himmel, wie kommen Sie hierher?“ rief der Soldat.

„Ach tödten Sie mich nicht! Rächen Sie ſich nicht an mir, beſter Herr Poupard!“ weinte der kranke Mann. „Ich war ganz unſchuldig an Ihrem Unglück; ich wollte immer, daß die Nannon Ihre Frau werden ſollte, ich wußte nichts vom Prinzen Condé. Das Alles hat meine gottloſe Frau gemacht, eigentlich war ſie gar nicht meine Frau —“ Eine donnernde Gewehrſalve auf der Straße verſchlang ſeine Worte, einzelne Schüſſe knatterten nach, aus den Fenſtern des Hauſes krachte es hinab, der Schlachtruf der Kämpfenden und das Geheul der Verwundeten durchſchnitt die Luft, und Benoit ſtürzte an das Fenſter. Ein Blick auf die Straße, ein paar Sätze über den Boden, ſchnell die wankende Steige hinab, und er war bei ſeinen Leuten. „Auf!“ rief er. „Condé hat Türenne zurückgedrängt. Laßt uns angreifen!“

St. Romain commandirte, Poupard zog den Vorhang auf und in demſelben Augenblicke praſſelte ein Kugelregen mit Blitz und Donner auf die ſorgloſen Krieger Condé's. Mehre ſtürzten; aber nun entſtand ein mörderiſcher Kampf im Hauſe der Muſen, und was hier oft nur geſpielt worden war, das ereignete ſich jetzt in grauſiger Wirklichkeit. Obgleich anfangs der Vortheil auf Seite der Königlichen war, ſo war es doch einem der Condéiſchen gelungen, auf die Straße zu enſpringen und von dort Succurs herbei zu holen. Statt nun, wie es die Abſicht St. Romains geweſen war, dem Prinzen in Rücken zu fallen, mußte er ſich im Hauſe vertheidigen. Sobald Türenne draußen vorwärts drang, — und er hatte den Prinzen einmal bis zur Abtei zurückgetrieben — bekam St. Romains Hauſe Luft, doch gelang es ihm nie, ſich durchzuſchlagen, und mit Türenne zu vereinigen; wenn aber Condé wieder ſiegreich vorwärtsſchritt und die Königlichen aus der Straße warf, wurde St. Romain wieder auf die Bühne gedrängt, wo ſeine Leute hinter den Couliſſen einen ſichern Stand hatten. Schon lag das Haus voll Todter und Verwundeter; denn auf beiden Seiten waren viele gefallen, als St. Romain von einer Kugel getroffen an Poupard's Seite ſtürzte. Dieſer hatte ſeinen Offizier kaum fallen ſehen, als er ihn faßte, und mit rüſtiger Jugendkraft die dunkle Treppe hinauf auf den Boden und in Debarques Verſteck trug. Der an allen Gliedern zitternde Theaterdirector mußte dem Verwundeten Platz machen, und auf dem Bette unterſuchte Poupard deſſen Wunde. Die Kugel ſaß in der rechten Schulter, und ſchien nicht todtbringend zu ſein. Der treue Soldat wuſch ſie mit Waſſer und Wein aus, was der Director trippelnd herbeitrug, verband ſie ſo gut er vermochte, und wollte dann wieder in den Kampf zurück. Als er hinab kam, fand er das Feld von Freund und Feind geräumt; er merkte, daß ſich ſeine Kameraden, des Führers entbehrend, zurückgezogen, woher ſie gekommen waren, und er eilte durch den dunkeln Gang nach. Eh er aber die Straße erreichte, hörte er von dort her aus wilden Ausrufungen, daß ſeine Kameraden gefangen, der Marquis von St. Maigrin erſchoſſen, und die Königlichen auf allen drei Punkten aus der Vorſtadt geworfen ſeien. Das wüſte Geſchrei der Sieger ſchreckte ihn in ſein Verſteck zurück, und nach wenigen Minuten hatte er das ſichre Dachkämmerchen wieder erreicht, wo er die Zeit in Geſellſchaft eines Verwundeten und eines Kranken bis zum Abend oder einer ſonſtigen günſtigen Zeit zuzubringen gedachte. Der Schlachtlärm verſtummte allmälig in der Straße und Debarques' Furcht wich einem weniger beängſtigenden Gefühl, das ihm verſtattete, auf Benoit's dringende Frage, wie er hierher gekommen ſei, zu antworten.

„An jenem unſeligen Abend," erzählte er, „als Sie uns ſo plötzlich verließen, ohne Ihre dankbare Rolle ausgeſpielt zu haben, begann mein Unglück. Die Prinzeſſin von Montpenſier war wüthend und wollte mich nicht vor ſich laſſen, der ich doch an dem unerwarteten Ausgange des Stücks ganz unſchuldig war, zu gleicher Zeit wurde mir geſteckt, es ſei ſchon Befehl erlaſſen, mich feſtzunehmen, weil das Stück gegen die Königin und den Cardinal gerichtet ſei, Nannon lag in ihrem Blute und man ſagte mir, die Polizei ſei auf dem Wege, um ſich wegen dieſes traurigen Vorfalls an mich zu halten. Das war zu viel auf ein Mal; ich floh mit meiner Frau noch in derſelben Nacht aus Paris dem Norden zu, da im Süden und Weſten der Krieg drohete. Nach langem Umherirren kamen wir nach Amiens, wo wir ein Theater errichteten. Aber Madame ließ ſich von einem der Schauſpieler die Cour machen, und weil ich auf Nannon keine Penſion mehr erhielt, ſo ſchickte ſie mich ins Elend. Wo ſollte ich armer alter Mann hin? Ich faßte den Entſchluß, wieder nach Paris zu gehen, da ich vernommen hatte, Prinz Condé ſei Herr in der Stadt, und ich habe von der Rache der Königin nichts zu befürchten. Ich wollte mein Glück noch ein Mal verſuchen, ob ich nicht von der Prinzeſſin Montpenſier oder dem Prinzen Condé dennoch eine kleine Penſion erhalten werde, da dieſe beiden doch an meinem Unglück ſchuld waren. Ich ſchleppte mich zu Fuße hierher, und meldete mich bei der Prinzeſſin. O Gott! da ging mir ein Glücksſtern auf. Die erſte Zofe, die mir entgegentritt, iſt — meine Nannon. Ich denke, es iſt ihr Geiſt —"

„Nannon lebt noch!" fuhr Benoit empor.

„Sie lebt und befindet ſich wohl, iſt im Dienſt der Prinzeſſin Montpenſier und mein Rettungsengel geworden."

„Gottlob!" rief Poupard und ein tiefer Seufzer löſte ſich von ſeiner Bruſt.

„Sie hatte lange darnieder gelegen, nun war ſie vollkommen geſund. Das gute edle Kind erſuchte mich, mich nur einige Tage zu verſtecken, indem ich vor der wieder mächtiger gewordnen Partei der Königin und des Cardinals nicht ganz ſicher ſei, bis ſie mit der Prinzeſſin meinetwegen geſprochen und mir den Schutz derſelben ausgewirkt. Auf Condé ſollte ich mir aber keine Hoffnung machen, weil ſie den Herzog nicht wieder geſprochen und es ſehr bereue, ſeinen Schmeicheleien jemals ein Ohr geliehen zu haben."

„Wirklich!" rief Benoit bitter. „Schade, daß ihre Bekehrung zu ſpät kommt."

„Ach, Herr Poupard, glauben Sie mir, das liebe Mädchen hat höchſtens vier Mal mit dem Prinzen geſprochen, und das meiſt auf der Bühne. Und dazu iſt ſie von meiner garſtigen Frau verführt worden; ſonſt wäre ſie Ihnen treu geblieben. Geliebt werden Sie trotz Ihrer Grauſamkeit und den ſchweren Leiden, die Sie der Armen bereitet haben, noch heiß und ſtark von ihr. Sie hat mich ſchon mehrmals gefragt ob ich nicht wüßte, wohin Sie gerathen ſeien?“

„Das glaube ich nicht!“ ſagte Benoit trotzig mit Thränen im Auge.

„Glauben Sie's nur; ich belüge Sie nicht. Dem Herrn Abbé Bertault hat ſie ebenfalls eine lebenslängliche Penſion von der Herzogin ausgewirkt; ja ſie hat ſogar Verſuche gemacht, ſich mit Ihrer Mutter auszuſöhnen, aber ſie waren vergebens.“

„Das glaub' ich!“ ſagte Benoit, mit ſeiner Mutter zufrieden.

„Ich ſuchte einen Zufluchtsorts in meinem Theater,“ fuhr der Erzähler fort, „das während der ſtürmiſchen Kriegszeit dieſen Sommer unbenutzt ſtand, und fand in dieſem Kämmerchen ein ſichres Verſteck. Abends beſuchte ich Nannon und erhielt von ihr Geld und Lebensmittel. Aber Kummer und Anſtrengung hatten meine Kräfte aufgezehrt; ich wurde krank. Nun kam Nannon Abends zu mir, und brachte mir das Nöthige. So liege ich ſchon ſeit einer Woche. Heute bin ich aber faſt vor Furcht und Schrecken geſtorben, über das Toben und Schießen in der Straße und im Hauſe, das ich mir nicht erklären kann.“

Benoit erzählte ihm dagegen die Vorfälle des Tags, und nannte dabei mehrmals den Namen ſeines Offiziers St. Romain, der oft vor Schmerz aufſtöhnte.

„Mein Herr,“ ſagte Debarques zu ihm, „ſollten Sie vielleicht verwandt ſein mit dem erſten Gatten der Marquiſe von la Boulage in Meaux?“

„Ich bin der Sohn deſſelben,“ verſetzte der Verwundete.

„O da hab' ich Sie recht gut gekannt, als Sie kaum einige Jahre alt waren. Ich war der Kammerdiener des Herrn Marquis von la Boulage, ſo lange er noch nicht verheirathet war. Ihre Frau Mutter wollte mich aber nicht leiden. So verließ ich das Haus und wandte mich der Kunſt zu. Ich habe aber ſtets noch in Verbindung mit dem Herrn Marquis geſtanden. Wenn ich wieder geſund bin, werde ich demſelben einen Beſuch machen.“

„Dann werden Sie meine Mutter nicht mehr am Leben finden,“ ſagte der Offizier. „Seitdem bin ich mit dem Marquis ganz zerfallen. Weder die Anſprüche, die er an mein mütterliches Vermögen, noch die, welche er an meine politiſchen Grundſätze und Anſichten machte, ſagten mir zu, und ſo haben wir uns entfremdet.“

So verplauderten die drei ſeltſam zuſammengewürfelten Menſchen eine Stunde um die andere, bis ſie — ſelbſt den Verwundeten — die Hitze der Juliſonne, unter dem Dache beſonders fühlbar, in Schlaf niederdrückte.

---

## 9.

## Mannesverzagtheit und Frauenmuth.

Der Verdacht der Pariſer, daß das Gefecht — trotz der vielen Verwundeten und Todten — in der St. Antoine-Vorſtadt eben nur ein Spiegelgefecht ſei, wurde vorzüglich durch den Umſtand beſtärkt, daß ſich der Herzog von Orleans während deſſelben in ſeinem Palaſt eingeſchloſſen hielt und Niemand vor ſich ließ.

Die Prinzeſſin von Montpenſier hatte ſich vom Anfange des Kampfes auf einen Thurm der Baſtille begeben, um daſſelbe zu beobachten. Sie gewahrte die Gefahr und die Tapferkeit ihres Freundes, und es wurde ihr klar, daß er verloren ſei, ſobald Türenne Verſtärkung erhalte. Sie eilte in den Palaſt zu ihrem Vater; die Tochter ließ ſich den Zutritt zu ihm nicht verwehren. Die kritiſche Lage, in der er ſich befand, hatte ihm den Kopf genommen, unſchlüſſig und verzweiflungsvoll lief er umher, und wollte ſelbſt von der Prinzeſſin nichts über den Verlauf des Gefechts hören. Sie ließ ſich dadurch nicht abſchrecken. „Glauben Sie denn,“ ſagte ſie mit überredendem Nachdruck, „daß es Ihnen zu gut kommen wird, wenn der edelſte und tapferſte Mann Frankreichs jetzt ſchonungslos hingewürgt wird? Der ſiegreiche Cardinal wird in ſeinem Uebermuthe Sie ſo gut ſeiner Rache opfern, wie er Condé geopfert und wahrlich bei Ihnen mit weniger Gefahr und mit mehr Recht. Als wenn es Mazarin nicht bekannt werden wäre, in wie freundlicher Verbindung Sie mit Condé geſtanden? Sie folgen nur Gondi's ehrgeizigen Einflüſterungen, und dieſer gewandte Pfaffe haßt den Ruhm des Prinzen ebenſo wie Mazarin's Macht, aber Mazarin haßt Gondi und haßt Sie, und wenn erſt Condé gefallen, werden Sie weiß werden, was Sie verloren; denn wahrlich mit Ihnen und Gondi wird der allmächtige Miniſter keine beſondern Umſtände machen.“

„Laß mich!“ rief der Herzog verzweifelt. „Ich werde mich dem König zu Füßen werfen, und mich ſeinem Willen fügen.“

„Das heißt in den Willen der Königin und das heißt eigentlich in den Willen des Cardinals. Sie ſollten erröthen, Ihrer Tochter dergleichen zu ſagen.

Sie, der Sohn Heinrich's IV., wollen ſich der Diſcretion eines ſchwachen Weibes hingeben, die von einem intriguanten Prieſter ſo geleitet wird, daß ſie keinen eignen Willen hat? Sie wollen einen liſtigen gemeinen Römer als Herrn Frankreichs anerkennen? Sie ſcheuen ſich nicht einmal vor dem Spott dieſes Frankreichs, wenn Sie ſich auch aus ſeinem Zorn, aus ſeinen Flüchen und Verwünſchungen nichts machen ſollten? Aber ich ſage Ihnen, der Treubruch am Prinzen wird ſich furchtbar an Ihnen rächen.“

„Aber, mein Gott, was ſoll ich denn thun? was ſoll ich beginnen?“ rief der Herzog, halb weinend und ſich die Hände reibend.

„Dem Prinzen die Thore öffnen, ihm beiſtehen, dem Cardinal muthig die Stirne bieten und der Königin auf dieſe Weiſe einen Frieden abtrotzen, deſſen erſte und unerläſſige Bedingung ewige Entfernung des Cardinals aus Frankreich, ſo wie all ſeines Einfluſſes und ſeiner Kreaturen ſein muß.“

„Thue, was Du für gut findeſt!“ wehrte der Herzog ab, „aber mich laß aus dem Spiele.“

„Dazu bedarf ich Ihrer Vollmacht. Wohlan, ich bin bereit zu thun, was nöthig iſt. Stellen Sie mir einen Befehl an alle Behörden in Paris aus, mir zu gehorchen und allen meinen Anordnungen Folge zu leiſten.“

So ſehr ſich der Herzog erſt geſperrt hatte, ſo nachgiebig zeigte er ſich jetzt, froh, auf irgend eine Weiſe aus der peinlichen Verlegenheit geriſſen zu ſein, ohne doch ſelbſt thätig handeln zu müſſen. Er ſtellte der Prinzeſſin die verlangte Vollmacht aus, und ſie verfügte ſich ſogleich auf das Rathhaus, gewann mit kühnen kräftigen Worten und Vorzeigung des Dokuments die ſtädtiſche Obrigkeit, und haranguirte, als ſie heraustrat, das Volk, welches ſich vor dem Gebäude verſammelt hattte, zum Vortheil des Prinzen Condé. „Auf, Bürger von Paris!“ ſprach ſie begeiſtert, „folgt mir zur Rettung Euerer Stadt, zur Rettung Frankreichs liegt dieſe Rettung, in jenem kühnen Helden, der ſchon oft für Euch geblutet, der den Cardinal haßt, wie Ihr, und deshalb gefangen geſetzt, verfolgt wurde. Er iſt nicht aus Spanien, nicht aus Italien zu Euch gekommen, er iſt unter Euch geboren, und alle ſeine Ahnen waren Franzoſen bis zu Hugo Capet hinauf. Er meint es gut und redlich mit Euch, der alle Franzoſen wie Brüder liebt. Hat er es Euch nicht etwa bewieſen? Alles, was er gethan, geſchah zu Frankreichs Wohl. Aber die ſchändlichen Emiſſäre des ſchlechten Pfaffenminiſters haben Euch ein falſches Bild von Eurem beſten Freunde gemacht; merkt Ihr denn nicht, daß Mazarin dieſe Lügen erſonnen? Und deshalb wollt Ihr den großen Condé elend vor Euern Thoren umkommen laſſen, erdrückt von den Pfaffenſöldnern? Wenn Euer Undank ihn hat fallen laſſen, dann habt Ihr keinen Beſchützer, keinen Vertheidiger Euerer Rechte, keinen Freund in der Noth mehr. Kein Franzoſe ſteht Euch mehr bei; Ihr ſeid der Spanierin und dem Italiener verfallen. Pariſer, brandmarkt Euch nicht durch Unthätigkeit für ewige Zeit. Wer es gut meint mit Frankreich, mit Paris, mit allen Franzoſen und ſich ſelbſt, der folge mir, damit wir gemeinſchaftlich das Thor St. Antoine öffnen und den bedrängten Herzog hereinlaſſen. Hier iſt der Befehl meines Vaters dazu; Euere ſtädtiſche Obrigkeit ſtimmt ihm bei. Hoch lebe der Prinz Condé!“

„Hoch lebe der Prinz Condé!“ jubelten die Volksmaſſen, die unterdeſſen zuſammen gelaufen waren, und die Prinzeſſin ſchritt an der Spitze derſelben nach dem genannten Thore, welches ſogleich geöffnet wurde. Dann begab ſie ſich nach der Baſtille zurück, die bekanntlich am St. Antoine-Thore lag, um den fernern Verlauf des Gefechtes zu beobachten. Als ſie auf dem Thurme ankam, war eben ein unverabredeter Waffenſtillſtand eingetreten. Türenne hatte nach ſiebenſtündigem Gefecht eingeſehen, daß er ohne Verſtärkung den Löwen nicht werde erlegen können, und ſich deshalb aus der Vorſtadt zurückgezogen, um die Ankunft des Marſchalls Ferté abzuwarten. Die Prinzeſſin verfügte ſich alſo aus dem Caſtell in ein daneben gelegenes Haus, wo ſie mehr Bequemlichkeit hatte, die Nachrichten ihrer ausgeſandten Kundſchafter über den Erfolg des Gefechtes zu empfangen und Zeugin des Jubels des Pariſer Volks zu ſein, welches in Maſſen durch das Thor hinausſtrömte.

Prinz Condé hatte kaum von dem großen Dienſte gehört, den ihm ſeine Muhme erwieſen, als er ſogleich durch das Thor nach dem zunächſt gelegenen Hauſe lief, worin ſich die Prinzeſſin befand. Athemlos ſtürzte er mit dem bloßen Degen in der Hand — da er in der Hitze des Kampfes die Scheide desſelben verloren — in ihr Zimmer. Die kriegeriſche Wuth, die den ganzen Vormittag ſeine Seele beherrſcht hatte, drückte ſich noch in grellen Zügen ſeines mit Schweiß und Staub bedeckten Geſichtes aus, die Haare hingen ihm verwirrt um den Kopf, ſeine zerfetzte Kleidung war voll Blut, obgleich er nicht verwundet war, und auf ſeinem Harniſch ſah man die Merkmale empfangener Stöße. So lang er im Gefecht geweſen war, hatte er ſich kaltblütig gezeigt; jetzt, ſeiner Freundin gegenüber, erfaßte ihn das ganze Gewicht ſeiner ſchlimmen Lage; ermüdet warf er ſich in einen Lehnſeſſel und rief: „Sehen Sie hier einen zur Verzweiflung gebrachten Mann, der ſo gut wie Alles verloren hat. Meine beſten Freunde und Anhänger ſind gefallen, die Herzöge von Nemour und Rocheſoucault ſind tödtlich verwundet. Der liſtige Pfaffe trägt den Sieg über meine rechtlichen Beſtrebungen davon.“ Thränen erſtickten ſeine Stimme; der Held Frankreichs weinte wie ein Kind.

„Beruhigen Sie ſich, mein Freund,“ redete ihm die Prinzeſſin zu. „Die beiden Genannten ſind nur leicht verwundet, und die Anzahl ihrer Todten erſtreckt ſich keineswegs auf alle ihre Freunde; ich glaube, Sie haben deren in Paris mehr als je. Meine Nachrichten über das Gefecht ſind vielleicht genauer als die Ihrigen. Nur Muth und Beharrlichkeit, und wir führen unſre Sachen doch zum Ziele!“ Und ſchnell theilte ſie ihm mit, was ſie wußte. Als ſich ihre zärtliche Sorgfalt überzeugt hatte, daß er nicht verwundet ſei, entließ ſie ihn mit einem freundlichen Kuß, und mit der Bitte, ſeine Soldaten ſo eilig, als er vermöge, in die Stadt zu ziehen.

„Sobald es durchaus nöthig und unvermeidlich iſt,“ verſetzte er, „werde ich ſie ſicher herein bringen. Aber man ſoll mir nicht vorwerfen, daß ich vor dieſen Mazarin geflohen ſei. Geben Sie nur Befehl, daß mein Feldgeräthe in die Stadt geſchafft wird. Und nun Gott befohlen! Ich gehe den Feind zu erwarten und weiche nur der Uebermacht.“

Ermuthigt und geſtärkt von ihrer Zuſprache eilte er wieder hinaus zu ſeinen Truppen, ſie aber ſandte Boten an ihren Vater, ihn nach der Baſtille einzuladen und ließ ihm zur Lockung die brillanteſten Nachrichten vom Siege des Prinzen ſagen; dann beſtieg ſie den Thurm wieder.

## 10.

## In der Requiſitenkammer.

Unter der, nach der Eröffnung des Thores von St. Antoine in die zum Schlachtfelde gewordene Vorſtadt hinausſtrömenden Volksmenge war auch Nannon, die mit angſterfüllten Herzen ihrer Herrin auf dem Fuß gefolgt war. Nun aber überließ ſie ſich dem Zuge ihres Herzens. Ihr kleiner niedlicher Fuß, der auf der Bühne ſo oft bewundert worden war, hüpfte jetzt mit unbewußter Grazie über Leichen und Sterbende, und obgleich von mancher kräftigen Männerſtimme zurück ermahnt, langte ſie doch bald am Hauſe ihres Ruhmes und Glückes an. Sie ſchauderte zurück. Blut färbte die Schwelle des Muſentempels und ſeine ohnedies düſtern Hallen waren mit Leichen angefüllt. Doch der quälende Gedanke, was aus dem alten guten Mann, der Vaterſtelle an ihr verſehen, geworden ſein möchte, ließ ſie das Grauſen überwinden, das ihre Seele erfaßt hatte. Hier wurde ein bärtiger Krieger von Todeszuckungen gemartert, dort flehete ſie ein junger verwundeter Mann um einen Trunk Waſſer, weiter ſtrauchelte ihr Fuß über Todte, aber unaufhaltſam trieb es ſie fort, die wohlbekannten Gänge hindurch, über die blutige Bühne, die ja auch ihr Blut getrunken hatte, überall vom Tod in ſeiner ſcheußlichſten Geſtalt angegrinſt, die defekte Steige hinauf bis zum Verſchlag. Mit hochklopfendem Herzen, mit angſtgepreßtem Athem horchte ſie an dem Vorhang; nichts regte ſich. Leiſe ſchob ſie ihn zurück und ſtand erſtaunt vor drei Männern, die ſchlafend umher lagen und ſaßen. In dem Einem hatte ſie gleich auf dem erſten Blick Benoit Poupard erkannt, und ein lauter Schrei, vom heftigſten Schrecken erzeugt, entfloh unwillkürlich ihrer Bruſt. Benoit war im Nu auf den Füßen, hatte ſeinen Säbel gefaßt und ſtarrte ſchlaftrunknen Augs auf das blaſſe Mädchen. Auch St. Romain und Debarques waren munter geworden, und der Letztere wimmerte aus Furcht, Poupard möchte Nannon ermorden und flehete den Jüngling faſt fußfällig, dem guten Kinde kein Leid zu thun. Es hätte der Bitte nicht bedurft; denn Benoit hatte ſeinen blanken Säbel bereits geſenkt und hinter ſeinen Schenkel verſteckt, und blickte ſcheu und verlegen, ohne einen Laut hervorzubringen, zu Boden. Nannon warf ihm einen einzigen Blick zu, in welchem ſich aber Stolz, weiblich Würde, Trotz und Liebe vereinigten, und wandte ſich dann mit der Frage an Debarques: „Wie geht es Ihnen, mein Vater? Die Angſt um Ihr Wohl hat mich herausgetrieben, aber zu meiner Freude ſehe ich, daß Sie eine gute Sauvegarde haben."

„O mein herzgutes Kind!" weinte der Exdirector, „wie biſt Du denn aus der Stadt gekommen? Wie haſt Du Dich in das Gemetzel herauswagen können?"

„Die Prinzeſſin von Montpenſier, meine gnädigſte Gebieterin, hat das Thor öffnen laſſen. — Ich habe Ihretwegen mit ihr geſprochen, mein Vater. Sie hat mir Schutz und Unterhalt für Sie zugeſagt. O ſie iſt eine hochedle treffliche Fürſtin, wie Frankreich keine weiter hat! Und der Abbé Bertault will Sie bis zu Ihrer Geneſung bei ſich aufnehmen."

„Solche Güte habe ich nicht um Dich verdient, Nannon."

„Laſſen Sie das! — Leben Sie wohl bis dieſen Abend! Ich werde mit einer Sänfte kommen, um

Sie abzuholen.“ Sie wendete ſich, um zu gehen. Benoit trat ihr in den Weg. „Du wirſt hingehen und uns der Prinzeſſin verrathen,“ ſagte er mit affektirter Kälte, „denn wir ſind Soldaten des Königs, wie Du wohl geſehen haſt. Und ich kann es nicht anders erwarten. Du haſt zu Condé's Fahne geſchworen.“

„Ach, pfui!“ rief ſie entrüſtet und das tiefverwundete Gefühl brach, gleich einer Exploſion, aus, Thränen und Schluchzen hinderten ſie am Weiterſprechen, ihre Bruſt arbeitete convulſiviſch. Doch ſie ermannte ſich, erhob ſich mit Würde und ſagte ſtolz: „Können Sie nichts anders von mir erwarten, mein Herr? Nun ſehr wohl, dann haben wir uns nie gekannt, und ich habe mir ferner Ihretwegen keine Vorwürfe mehr zu machen. Wenn ich Ihnen auch ein Mal Gelegenheit gab, mich für leichtſinnig zu halten: mich als eine Ehrloſe, Niederträchtige anzuſehen, gab ich Ihnen keine.“

„Nannon, Du haſt mich falſch verſtanden,“ redete Benoit kleinlaut, „ich wollte ſagen, ich hätte es nicht beſſer um Dich verdient. Ich könnte ja nicht einmal über Dich zürnen, wenn Du uns dem Condé verrietheſt. Geh hin und verrathe mich, ich bitte Dich jetzt darum, ein einziges liebes Wörtchen von Dir, und der Prinz läßt mich todtſchießen, und das iſt mir eben recht. Ich will ſterben; ich will todtgeſchoſſen ſein.“

„Geh, Benoit,“ ſagte ſie mit Abſcheu, „ich verachte Dich.“

„Verachten!“ ſchrie er auf. „Nein, verachten laß ich mich nicht von Dir. Da will ich mich lieber ſelbſt todtſchießen.“

„Du biſt ein Narr!“ rief ſie gutmüthiger.

Jetzt nahm St. Romain das Wort: „Sagen Sie immerhin der Herzogin von Montpenſier, daß wir hier ſind, ich erſuche Sie darum; ſagen Sie ihr aber auch zugleich, daß ich Roger von St. Romain heiße, und des Königs Page war, der das Glück hatte, bei ihr in Gunſt zu ſtehen. Sagen Sie ihr, daß ich wünſchte, ihr Gefangner zu ſein."

„Sind Sie derſelbe, der den König in dieſes Haus führte, als die unglückliche Vorſtellung des Oreſtes ſtattfand?"

Benoit zuckte bei dem Worte: „Oreſtes" zuſammen.

„Ich bin's!" verſetzte St. Romain.

„So erlauben Sie mir, der Prinzeſſin nichts von Ihnen zu ſagen. Jede Erinnerung an jenen Abend iſt ihr ein Stich in's Herz, und der Name Oreſtes darf nie in ihren Ohren klingen, nie in einem Buche ſtehen, das ſie lieſt, oder ihre Laune iſt verdorben. Ich ſelbſt bin ihr leider Erinnrung genug an jenes unſelige Stück, das ihr ſo vielen Kummer bereitet, das den Bürgerkrieg in Frankreich angeblaſen hat. Und als ich ihr von meines Vaters Elend erzählte, ihre Hülfe anflehte, verfinſterte ſich ihre ſonſt ſo klare edle Stirn, und nur deshalb, weil ſie dadurch an den Oreſtes erinnert wurde."

„Wir bedürfen der Gnade der Prinzeſſin nicht, mein Offizier," wandte ſich Benoit an den Verwundeten. „Ertragen Sie Ihren Schmerz nur bis zum Abend. Dann geſtatten Sie mir, für Sie zu ſorgen. Ich ſelbſt übernehme Ihre Pflege, und ein guter Wundarzt ſoll Ihnen nicht fehlen."

„Kann ich Ihnen behülflich ſein, Sie ohne Aufſehen aus dieſem Hauſe zu entfernen," ſagte Nannon, „ſo biete ich mit Freuden die Hand. Glauben Sie nicht, was Benoit ſpricht, ich hätte zu Condé's Fahne geſchworen und haßte die königlichen Krieger. Es gibt keine beßre Gelegenheit, Sie unbemerkt fort zu bringen, als in derſelben Sänfte, die meinen Vater abholt. Ich ſorge für andre Kleider, damit Sie die königliche Farbe nicht verrathe. Dann belieben Sie nur zu beſtimmen, wohin man ſie bringen ſoll.“

Nach dieſen Worten entfernte ſie ſich, ohne auf St. Romain's Dankworte zu hören, oder auf Benoits Blicke zu achten, und ließ das wunderliche Kleeblatt in einer ziemlich verdrießlichen Stimmung zurück.

## 11.

## Die Heldin und der Held des Tags.

Das Volk ſtand dicht gedrängt am St. Antoine-Thor vor dem Hauſe, in welches außer der Prinzeſſin auch der Herzog von Orleans eingetreten war, um ſeinem Vetter Glück zu wünſchen. Nachdem ſeine heldenmüthige Tochter entſchieden gehandelt hatte, hörte auch ſeine Unentſchloſſenheit auf, und er war ihrem Wunſche gefolgt. Prinz Condé hatte ſich auch auf die Einladung ſeiner Muhme geſtellt, und alle drei unterhielten ſich faſt eine Stunde lang freundſchaftlichſt über das, was zunächſt geſchehen müſſe. Das Volk ließ den Prinzen ein Mal um das andre leben und ſtrömte bewaffnet aus der ganzen Stadt zuſammen, um ſeinen Helden zu vertheidigen, da es ſich nun überzeugt hatte, daß das Gefecht ein ſehr ernſtliches und blutiges geweſen ſei. Als der Prinz aus dem Hauſe trat, empfing ihn ein ungeheurer Jubel. Tauſende von Bewaffneten ſchloſſen ſich an ihn an und ſchwuren ihm unaufgefordert Treue und Ergebenheit. Der Herzog von Orleans begab ſich in ſeinen Palaſt zurück, die Prinzeſſin aber beſtieg die Baſtille wieder. Ihr kühner Heldenblick, der ſich an Condé's Auge entzündet hatte, flog prüfend über die Stellung der beiden Heere hin, dann trat ſie raſch zu den Kanonen des Caſtells, und ließ ſie auf die königlichen Truppen richten. Niemand wagte ihrem Befehl zu widerſtehen. Erſtaunt gehorchten alle, doch glaubte Niemand, daß eine fürſtliche Dame, eine Blutsverwandte des Königs, von den Kanonen des Königs gegen dieſen ſelbſt und ſein Heer Gebrauch machen werde. Aber die Prinzeſſin commandirte, das Geſchütz ſcharf zu laden. Ruhig beobachtete ſie durch ein Fernrohr die Bewegung des königlichen Heers, zu welchem der Marſchall Ferté unterdeſſen geſtoßen war. Sie ſah deutlich, daß Türenne die ganze Truppenmaſſe in drei Haufen abtheilte; zwei ſchwenkten rechts und links ab, um dem Prinzen vom Stadtgraben her in beide Seiten zu fallen; der mittlere war augenſcheinlich dazu beſtimmt, die Barrikaden in den Straßen wieder anzugreifen, welche die Condéiſchen von Neuem beſetzt hatten. Kaum hatte die entſchloſſene Prinzeſſin dieſe Bewegung bemerkt und ihre Abſicht errathen, als auch ſchon einer ihrer Couriere flog, um den Prinzen von der ihm drohenden Gefahr zu benachrichtigen; er hatte aber dieſelbe Wahrnehmung vom Thurme der Abtei St. Antoine gemacht, und war eben im Begriff, ſein Heer in die Stadt zu führen. Dies verzögerte ſich indeß, weil die hinterſten mit dem unmittelbar nachdrängenden Feinde zu kämpfen hatten, und die eine Abtheilung der Königlichen, welche von der Seine herkam, ſchon ganz in der Nähe war. Der Nachzug des Prinzen war augenſcheinlich verloren; denn ſchon begann ein heftiger

Angriff, da rief die kühne Montpenſier: „Feuer!“ das Geſchütz donnerte und ſeine Stückkugeln riſſen die Glieder des Marſchalls Ferté nieder, der den Condéiſchen auf der Ferſe war. Schuß auf Schuß entlud Verderben auf die Königlichen, die beſtürzt zurückwichen, der letzte Krieger Condé's kam glücklich herein, und der Prinz war gerettet.

Auf der Anhöhe bei Charonne, wo der Hof noch immer Stand hielt, richteten dieſe Schüſſe große Freude an. Der Cardinal wünſchte dem Könige und der Königin Glück, daß ſich Paris durch dieſen donnernden Ruf für ſeinen Herrn erklärt habe, und Condé nun vernichtet ſei. Als gleich darauf Nachrichten von Türenne kamen, welche die Kanonenſchüſſe ganz anders auslegten, gab es lange und verlegene Geſichter. Verdrießlich brach man auf, um ſich ein Nachtquartier zu ſuchen, und Türenne erhielt Befehl, die Truppen aus der Vorſtadt zurück zu ziehen und nach St. Germain zu führen. Eh es Abend wurde, war weit und breit kein geſunder Soldat des königlichen Heers mehr zu ſehen.

In Paris ſchwoll dagegen der Volksjubel zu einem Meere an, das ſeine Ufer überfluthet und alles Land zu verſchlingen droht. Der Prinz Condé und die Prinzeſſin Montpenſier waren die Abgötter der luſtberauſchten Menge; man hörte überall nur ihre Namen, und ſchnell verfertigte Lieder prieſen ihre Thaten im taumelnden Entzücken kühnſter Metaphern. Condé redete überall das Volk an und hetzte es mehr und mehr auf den Cardinal auf, dem einſtimmig tauſendfacher Tod geſchworen wurde.

„Ich weiß es,“ ſagte er unter Anderm, „der liſtige Pfaffe zählt noch viel Anhänger und beſoldete Freunde unter Euch. Faſt wär' es dieſen Elenden gelungen, mich bei meinen lieben Pariſern zu verletzern." —

„Wer es mit dem Prinzen hält, mache ſich kenntlich!" ſchrie ein Mann.

„Wie ſollen wir das anfangen?" fragten hundert Stimmen.

Es war vor dem Hauſe eines Güterſpediteurs, der eben einige Frachtwagen beladen wollte. Das dazu nöthige Stroh lag auf der Straße. Da rief eine Stimme: „Wer gut Condéiſch iſt, ſtecke ein Strohbüſchel auf ſeinen Hut. Hier iſt Stroh. Daran wollen wir uns erkennen. Wer kein Stroh hat, iſt ein Mazarin." Im Nu war kein Halm von dem Stroh mehr zu haben, man ſtürmte das Haus des Spediteurs nach Stroh. Die Angabe des Kennzeichens lief wie ein Blitz durch die Stadt. Alles ſchrie nach Stroh und die Strohhändler mußten ihren Vorrath öffnen, wollten ſie des Lebens ſicher ſein. Wer kein Strohbüſchel auf dem Hute hatte, wurde von dem raſenden Pöbel, der rottenweis, ſingend und brüllend durch die Straßen zog, beſchimpft und geſchlagen, und ſo ſah man vor Nacht noch ſelbſt alle Geiſtlichen, die doch als Mazarin's treueſte Anhänger bekannt waren, ihrer Sicherheit wegen, mit Strohkränzen geſchmückt und ſelbſt Wagen und Pferde trugen dieſen Paß. Das berauſchte Paris tobte die Nacht durch, und Prinz Condé überließ ſich mit ſeiner heldenmüthigen Freundin den Hoffnungen und Träumen, die das allgemeine Zujauchzen in ihnen erweckte.

## 12.

## Verwechslung.

Kaum war das königliche Heer abgezogen, als Benoit Poupard, nach Ablegung aller Abzeichen, die ihn als königlichen Krieger hätten kenntlich machen können, aus ſeinem Verſteck ſchlüpfte, und ſchnell ſeinen Weg durch die volkreichen Straßen fortſetzte. Ungehindert erreichte er das ihm wohlbekannte Haus des Herrn Battiſt von Tarneau in der Straße de la Tonellerie, eine der erſten rechten Seitenſtraßen der Straße St. Honoré, eben nicht weit vom Louvre. Leiſe wie ein Kater, ſchlich er die Treppe hinauf und nach der Küche, da er wußte, daß ſeine Mutter um dieſe Zeit mit Beſchickung des Abendeſſens beſchäftigt ſei. Seine Vermuthung hatte ihn nicht betrogen. Demoiſelle Poupard ordnete an, was die Köchin auszuführen hatte, und ſchonte dabei ihre eignen Hände nicht. Ein Geräuſch hinter ihr zog ihre Aufmerkſamkeit auf ſich, und wenn Benoit ſie nicht ſchnell umarmt und ihr den Mund mit einem Kuß verſtopft hätte, ſo würde ſie aufſchreiend umgefallen ſein. Die Freude ihres Herzens, den lang Entbehrten wieder daran drücken zu können, machte ſich auf allerlei Weiſe Luſt, und nur Benoit's ernſtliche Vorſtellungen verhinderten ſie, das ganze Haus aufzujubeln. Nun beſtürmte ſie den Geliebten mit Fragen, die er mit den Worten beſchwichtigte: „Kommen Sie, lieb Mütterchen, nur ſchnell mit auf Ihr Zimmer. Dort ſollen Sie alles erfahren.“ In Eile zog ſie ihn fort, aber kaum dort angelangt, redete er ſie an: „Vor allen Dingen, beſte

Mutter, müſſen wir etwas von der größten Wichtigkeit abmachen. Ich bin königlicher Soldat geweſen und habe heute mit gefochten. Mein Offizier, den ich ſehr liebe, iſt verwundet worden. Er iſt hier zu bekannt, als daß er ſich ohne Nachtheil zeigen dürfte. Es gälte ſeine Freiheit, ja ſein Leben; denn der Pöbel iſt raſend. Aber er bedarf einer ſorgſamen Pflege, eines guten Wundarztes und eines ſichern Verſteckes, zu ſeiner Erhaltung. Zum letztern hab' ich Ihr Stübchen auserſehen."

„Mein Stübchen?" rief die Haushälterin erſchrocken.

„Nun ja doch. Sie übernehmen die Pflege des jungen Mannes; ich weiß, er iſt dann gut aufgehoben. Die Verſchwiegenheit eines Wundarztes erkaufen wir."

„Aber Kind, einen königlichen Offizier im Hauſe von Leuten, die in den Prinzen Condé ganz vernarrt ſind!"

„Alles heimlich, beſte Mutter. Eliſabeth ziehen wir in das Geheimniß; ich kenne ihre edelmüthige Seele. Sie wird uns deshalb nicht tadeln. Frau von Tarneau kann nicht weiter als ihr Stuhl, Herr von Tarneau kommt nie auf Ihre Stube, und die Magd darf nicht herein, oder bekommt ein goldnes Schloß an den Mund, wenn ſie etwas merken ſollte."

„Mein Sohn, Du mußt bedenken —"

„Hier iſt nichts zu bedenken. Entweder Sie nehmen den Verwundeten auf, oder ich gehe ſogleich wieder, ihm ein andres Quartier zu ſuchen, und komme Ihnen nie wieder vor die Augen."

„So höre doch, Trotzkopf! Du biſt immer noch der Alte. Alles im Sturm von mir erzwungen. Es wird ſich ja machen laſſen. Laß mich doch nur überlegen, wie wir es einrichten. Nun ſieh, Herr von Tarneau geht nach Tiſche in die Verſammlung der

Condéer, wo man ſich über die Feſte berathſchlagt, die zu Ehren des Prinzen gegeben werden ſollen. Die Magd läuft auch fort, weil man die Stadt erleuchten will, Eliſabeth will ich ſchon für uns gewinnen, dann haben wir freien Paß.“

„Gut denn und Gott befohlen.“

„Aber ſo warte doch und erzähle mir.“

„Alles dieſen Abend, wenn wir in Ordnung ſind.“ Und fort war er.

Als Margoten mit dem Abendeſſen fertig war, putzte ſie ihr Stübchen auf, lockerte die Matratze und zog dann Eliſabeth hinein, ſie in das Geheimniß einzuweihen. Das herzige Mädchen freuete ſich, an der Pflege des verwundeten Kriegers Theil nehmen zu dürfen, und gelobte gern die tiefſte Verſchwiegenheit.

Benoit ſuchte einen bekannten Wundarzt auf, entdeckte ſich ihm ſo weit es nöthig war und verabredete mit ihm, ihn in einigen Stunden abzuholen. St. Romain's Schmerzen hatten unterdeſſen bedeutend zugenommen, und mit Sehnſucht harrte er der Hülfe und der Nacht, die ſie bringen ſollte. Endlich erſchien Benoit und rapportirte. Man bereitete ſich ſo gut es ging auf die Abreiſe vor. Schon dämmerte es ſtark, als Nannon mit der Sänfte anlangte. Es hatte Schwierigkeiten, St. Romain, der durchaus nicht gehen konnte, die Steige herab zu bringen, und ſeine Schmerzen ſtiegen bei jedem Schritte ſeiner Träger bis zu einem hohen Grade. Endlich hatte man beide Kranken glücklich eingepackt, Nannon eilte voraus, um ihren Pflegevater zu empfangen, und Benoit lief, den Wundarzt abzuholen. Vorher waren den Trägern die Häuſer genau mit der Beſtimmung angegeben worden, zuerſt den Director abzuladen, weil der Abbé in einer der kleinen Gaſſen wohnte, die in die Straße St. Marzu laufen. Die Träger gingen durch die lange Straße St. Antoine und verfolgten den geraden Weg, die Straßen waren von Menſchen überfüllt, jeden Augenblick wechſelte die Scene, ſie mußten ſich und ihre Sänfte mit Strohkränzen zieren, ſtimmten auch wohl mit in ein Liedchen. Dadurch zerſtreut, verwechſelten ſie die angegebenen Häuſer mit einander und weil ſie der Straße de la Tonellerie jetzt am nächſten waren, ſo meinten ſie, auch da den Alten auspacken zu müſſen. Bald war das bezeichnete Haus gefunden, und da Margoton und Eliſabeth ſchon auf der Lauer ſtanden, ſo hielten ſie die letztere in der Dunkelheit für Nannon. Debarques vertraute ſich ihrer Führung an, und wurde ſchweigend und mit der größten Behutſamkeit in das Zimmer gebracht, während die Träger mit St. Romain weiter eilten. Sie waren kaum fort, als Benoit mit dem Wundarzte anlangte. Margoton brachte Licht und leuchtete in Debarques' grämliches Geſicht. Die Entdeckung war nicht erfreulich. Demoiſelle Poupard hatte nach der Aufführung des Oreſtes einen großen Haß auf den Director und ſeine Frau geworfen und war noch ſelbigen Abend in großem Unfrieden von ihnen gekommen. Sein unerwarteter Anblick regte daher alle bittern Gefühle wieder in ihr auf, und ſie war nahe daran, ihn mit Scheltworten zu übergießen, als ihre Blicke auf Benoit fielen, der nicht umhin konnte, die Verwechſelung zu belachen. Jetzt wähnte ſie, ihr Sohn habe ſie zum Beſten gehabt, wie ſonſt wohl zuweilen geſchehen, und die Fluth ihres Zorns entlud ſich auf ihn. „Spitzbube!" rief ſie entrüſtet, „geht man ſo mit einer Mutter um! Nachdem ich faſt ein Jahr um Dich gehärmt, gekümmert, gegrämt, Dich für todt beweint, und nur heute vor Freunde faſt ſterbe, daß ich

Dich wieder habe, ſpielſt Du mir ſolchen Streich?! Undankbarer, Du biſt meiner Liebe nicht werth!"

„Sie irren, beſte Mutter, ich habe nichts verſchuldet. Aber ſagen Sie," wandte er ſich an Debarques, „wo iſt den St. Romain?"

„Er iſt ohnmächtig vor Schmerzen in der Sänfte geblieben."

„St. Romain?" rief Eliſabeth. „Doch nicht etwa der Page des Königs?" ſetzte Margoton mit geſpannten Zügen hinzu.

„Er war es," verſetzte Benoit. „Jetzt iſt er königlicher Offizier."

„Und er iſt der Verwundete?" fragte das erſchrockne Mädchen angſtvoll.

„Derſelbe."

„O ſo laßt uns eilen, laufen, ihn aufſuchen! Margoton, höre doch, der Verwundete iſt der Page, den der König mehrmals zu uns ſchickte, um mich grüßen zu laſſen."

„Und in den Du Dich vergafft, mein Kind. Nicht wahr? Ein ſchmucker Junker."

„Aber wo iſt er?" fragte Eliſabeth mit Thränen im Auge.

„Sicherlich haben Sie ihn zum Abbé Bertault getragen, wo für Debarques Quartier beſtellt war. Jetzt läßt ſich die Sache nicht mehr abändern; wir müſſen eilen, dorthin zu kommen, um ihm Hülfe zu bringen."

Eliſabeth ließ ſich nicht abhalten, Benoit und den Wundarzt zu begleiten, und Margoton blieb mit ſtillem Grimm zurück, daß ſie ſtatt des jungen Offiziers, den ſie ſelbſt aus klingenden Gründen ſehr lieb gewonnen hatte, den alten Schauſpieler erhalten, und der unſchuldige Mann, der auch lieber beim Abbé geweſen wäre, mußte es entgelten.

St. Romain lag ſchon im Bette, von Nannon bedient. Noch war er ohnmächtig. Eliſabeth kniete daran und betete. Der Arzt unterſuchte die Wunde und verordnete die geeigneten Mittel. Als der Kranke die Augen aufſchlug, fielen ſie auf Eliſabeth. Er glaubte zu träumen. Ihre warmen Thränen auf ſeiner Hand überzeugten ihn von der Wirklichkeit.

„Aliſon,“ fragte er leiſe; „biſt Du's wirklich?“

„Ich bin's,“ verſetzte ſie eben ſo. „Verrathe unſer ſüßes Geheimniß nicht. Ich werde oft, ſehr oft bei Dir ſein, bis Du geneſen biſt.“

Er drückte ihr mit einem unbeſchreiblichen Blicke die Hand. —

## 13.

## Glückliches Spiel des Zufalls.

Die Sonne des folgenden Tages verherrlichte mit freundlichen Strahlen ein Siegesfeſt, wie das lebende Geſchlecht noch keins geſehen. Die ganze Bevölkerung war im Sonntagsſchmuck auf den Beinen, und Condé's Wagen wurde im Triumph nach dem Rathhaus gezogen. Die Bewohner der Umgegend ſtrömten herein, ſelbſt aus den ſchon entfernter liegenden Städten kam man zu Roß und Wagen, um die gänzliche Niederlage des verhaßten Cardinals zu feiern.

Auch Tarneau's Haus wurde von auswärtigen Anhängern ſeiner Partei beſucht, und das freudentrunkne Ehepaar nahm alle, die da kamen, mit offnen Armen auf. Aber ſchon war das Haus ziemlich voll, als auch der Marquis von la Boulage mit noch einigen adligen Begleitern anlangte und die Gaſtfreundſchaft des wackern Advocaten in Anſpruch nahm. Ihn hätte Tarneau auf keinen Fall weiter gehen laſſen; war ihm doch Boulage der liebſte von allen Gäſten. Es mußte Rath geſchafft werden. Die Uebrigen waren untergebracht, und für Boulage, mit dem Tarneau auf dem freundſchaftlichſten Fuße ſtand, wurde das Stübchen der Demoiſelle Poupard beſtimmt. Sie erblaßte, als ihr der Hausherr in ziemlich barſchem Ton dies ankündigte und befahl, ſchnell ihre Effecten zuſammen zu räumen und dem Marquis Platz zu machen. Sie kannte Herrn von Tarneau's Charakter zu genau, um nicht zu wiſſen, daß alle Einreden fruchtlos ſein würden, und zum Unglück war Debarques in der Nacht kränker geworden, ſo daß ſie ihn unmöglich aus dem Hauſe weiſen konnte. Was ſollte ſie beginnen? Wenigſtens für den erſten Augenblick dem drohenden Sturme ausweichen, war das Räthlichſte. Sie eilte auf das Zimmer, ſchob den kranken Mann, der nicht wußte, wie ihm geſchah, in den Alkoven, bereitete ihm dort einen Sitz in einer dunkeln Ecke neben ihrem Bette, ſtellte den Schirm vor ihn, hinter welchem ſie ſich aus- und anzukleiden pflegte, und beſchwor den unwilligen Alten, der ſich nach Nannon's beſſerer Pflege ſehnte, ſich ruhig zu verhalten, bis ſie ihn aus ſeiner Höhle wieder hervorziehen würde. Kaum war ſie damit fertig, als ſchon Herr von Tarneau den Marquis hereinführte, um ihm das Zimmer anzuweiſen. Margoton ſchwebte in Todesangſt. Die Schicklichkeit gebot ihr das Zimmer zu verlaſſen, ein Blick des Hausherrn ſchärfte dieſes Gebot, aber ſie wich nicht von der Stelle, die ſie vor dem Alkoven eingenommen hatte. „Wenn ich bitten darf," ſagte ſie endlich beklommen.

„Ich habe nur ſchnell alles in den Alkoven geräumt und da ſieht's noch ſehr unordentlich aus."

„Es thut mir ſehr leid, Sie incommodiren zu müſſen, Demoiſelle," ſagte der Marquis höflich. „Ich werde ihr Heiligthum ſchonen."

„Machen Sie ſich's nur bequem, mein lieber Freund," redete Tarneau vergnügt. „Und wenn ihrer noch mehr kämen, ſie ſollten alle Platz finden." Damit ging er und Margoton folgte ihm leichtern Herzens. Aber kaum war er ihr aus den Augen, als ſie auch ſogleich umkehrte, und mit leidenſchaftlicher Haſt, ängſtlichen Blicken und bittend erhobenen Händen vor den verwunderten Marquis trat.

„Ich beſchwöre Sie bei allen Heiligen, ein Geheimniß nicht zu verrathen, das ich Ihnen nothgedrungen entdecken muß. Sie ſind ein Edelmann, ein Mann von Ehre und Gewiſſen und werden mich gewiß durch Verrath nicht unglücklich machen."

„Reden Sie! Reden Sie ſchnell!"

„In dieſem Alkoven iſt ein Mann verborgen. —"

„Ein Mann? Ei ſieh doch! Treibt man noch Galanterien? Noch verliebt in dieſen Jahren?"

„Ach hier iſt nicht von Galanterien die Rede!" verſetzte Margoton ärgerlich. „Das iſt ein alter kranker Mann, zu dem ich gekommen bin, ich weiß nicht wie."

In dieſem Augenblicke wurde die Thüre leiſe geöffnet und Nannon ſchlüpfte ſchüchtern herein. Erſchrocken blieb ſie vor dem fremden Manne ſtehen, und ſtammelte: „Wo iſt Herr Debarques?"

„Debarques?" fragte der Marquis aufmerkſam und hielt die Augen auf die liebliche Erſcheinung geheftet.

„Sie meint den alten kranken Mann, der im Alkoven ſteckt,“ berichtete Margoton. „Sie iſt ſeine Pflegetochter.“

„Debarques? Pflegetochter?“ wiederholte Boulage nachdrücklich. „Zeigen Sie mir den Mann.“

Die Haushälterin öffnete die Thüre, alle drei traten in den Alkoven. Der Schirm wurde entfernt. Debarques kroch hervor, erblickte Nannon und ſagte erfreut: „Biſt du da, liebes Kind? Nun iſt's gut.“

„Debarques!“ rief der Marquis. „Find' ich Dich hier, den ich ſeit einem halben Jahre ſuche.“

„Mein Herr Marquis!“ ſtammelte der Alte gerührt. „Faſt hätt' ich Sie nicht erkannt.“

„Meine Frau iſt todt, Alter; ich habe die Hälfte ihres großen Vermögens geerbt. Jetzt nehm' ich Dich wieder in meine Dienſte. Aber wo haſt Du mein Kind?“

„Hier ſteht es neben Ihnen.“

„Du meine Tochter!“ rief der Mann gerührt, und ſchloß Nannon in die Arme, die ihn anſtaunte. — Debarques wurde vor Freuden faſt geſund. —

Am andern Morgen hatte der Marquis von la Boulage eine Audienz bei der Prinzeſſin Montpenſier, und gegen Abend reiſete er mit Debarques und Nannon nach Meaux ab. Der Exdirector war zu Margoton's Schonung eben ſo heimlich aus Tarneau's Hauſe gebracht worden, wie er hinein gekommen war. Benoit erfuhr Nannon's Abreiſe erſt einige Stunden ſpäter und zeigte ſeiner Mutter ein finſtres Geſicht.

## 14.

## Glückswechſel.

Die Scene in Paris änderte ſich ſchnell. Schon zwei Tage nach Condé's Einzug tobte eine Rotte durch die Straßen, die ſich Freunde des Prinzen nannte, und den Feinden deſſelben mit Feuer und Schwert drohete. Sie wollten Stadtrath und Parlament zwingen, dem Prinzen unterthänig zu ſein und mehr zu gehorchen als dem König. Als man ihren frechen Forderungen nicht gleich willfahrtete, legten ſie Feuer ans Rathhaus, welches der Prinz Condé und ſein Bruder Conti kurz vorher verlaſſen hatten. Mit gräßlichem Geſchrei verlangte man die Anhänger des Cardinals ausgeliefert, und ſchoß nach einigen Männern, die ſich an den Fenſtern des Rathhauſes zeigten. Der tolle Haufe vergrößerte ſich ſtündlich, das Geſchrei wurde wüthender. Endlich erſtürmten die Aufrührer das Rathhaus, plünderten es und ſtießen Jeder nieder, der ihnen wehren wollte, Alles im Namen des Prinzen. Viele Menſchen kamen ums Leben. Der Aufruhr wüthete immer wilder und drohete endlich die ganze Stadt anzuſtecken, aber keiner der beiden Prinzen erſchien, um ihn zu dämpfen. Die Prinzeſſin von Montpenſier, die hochherzige Heldin, war es wieder, die den Sturm beſchwor; ihr gelang es, durch Bitten und Befehle die Ordnung herzuſtellen. — Schrecken verbreitete ſich in Paris; es entſtand eine allgemeine Flucht der Vornehmen. Niemand hielt ſich ſeines Lebens ſicher. Auch der Pöbel verließ bald des Prinzen Partei, weil dieſer der Hungersnoth nicht ſteuern konnte, die ſich in der Stadt verbreitete, herbeigeführt von der Verwüſtung der Umgegend durch die beiden Heere und von der Hemmung der Zufuhr durch die königliche Armee, welche die Brücke bei St. Cloud beſetzt hielt. Armuth und Noth ſtiegen täglich, die geſchäft- und brotloſen Arbeiter durchzogen in Schaaren die Stadt. Die Freunde des Hofs ſchilderten den König dem Volke ſehr friedeliebend und friedewünſchend, und den Prinzen widerſetzlich und friedenfeindlich. Man fing an Condé zu haſſen und zu verfluchen. Nur das Parlament hing ihm noch an und that einen Verzweiflungsſchritt, indem es den Herzog von Orleans zum Generallieutenant des Königreichs und den Prinzen Condé zum Generaliſſimus der Armee ernannte. Doch auch dies fruchtete nichts mehr. Condé mußte die Spanier um Hülfe erſuchen. Doch Türenne's Unerſchrockenheit und Mazarin's Schlauheit vermochten den ſpaniſchen Heerführer zum Rückzug, eh' er dem Prinzen nur etwas genützt hatte, und man betrieb nun von beiden Theilen den Frieden um ſo eifriger. Durch einen Kabinetsbefehl des Königs wurde das Parlament nach Pontoiſe verlegt, wo ſich der Hof aufhielt, und wirklich verfügten ſich der Präſident, der Siegelbewahrer und elf Räthe dorthin. Das Pariſer Parlament behauptete aber ſein Anſehen zu Gunſten Condé's auch. Beide vernichteten gegenſeitig ihre Beſchlüſſe. Doch beide kamen darin überein, daß die Entfernung des Cardinals aus Frankreich die erſte Bedingung des Friedens ſei. Die Königin ſah ſich endlich genöthigt, ihren Liebling zum Opfer zu bringen. Der ſchlaue Prieſter verließ Frankreich zum zweiten Male, jedoch jetzt mit der Ueberzeugung, zurückberufen zu werden, ſo bald die Gewalt des Königs befeſtigt ſein würde.

Auch in der Provinz nahm die Partei Condé's täglich ab; eine Stadt um die andre öffnete dem Könige die Thore. In Paris ließ Ludwig eine allgemeine Amneſtie verkündigen und ſeinen Verwandten Gnade anbieten, wenn ſie nach drei Tagen die Waffen niederlegen würden. Condé verwarf den Frieden, obgleich alle Urſache zum Kriege weggefallen war. Er wagte das Aeußerſte, und ſchon hatte er ſich mit dem Herzoge von Lothringen verbunden und würde der ſchwachen königlichen Armee unter Türenne hart zugeſetzt haben, wenn ihn nicht eine ſeinem diſſoluten Leben entſprungene Krankheit in Paris zurückgehalten hätte. Als er geneſen, war der günſtige Augenblick vorüber. Die meiſten ſeiner Anhänger verließen ihn, und er eilte aus Paris, um ſich den Spaniern in Champagne in die Arme zu werfen. Der Herzog von Orleans ging nach Blois, die Prinzeſſin von Montpenſier auf ihre Güter. Ihre Partei in Paris verſtummte; man räumte Alles hinweg, was an den Prinzen erinnern konnte, und die Bevölkerung begehrte den König in den Mauern der Hauptſtadt.

Ludwig hielt am 21. October ſeinen Einzug. Die ſchönſten Töchter der Stadt empfingen ihn und überreichten ihm Kränze und Gedichte; im Uebrigen waren alle Feſtivitäten verboten worden. Am andern Tage wurde eine allgemeine Amneſtie erklärt, und in Paris trat eine ſolche Ruhe ein, die die kurz vergangnen Wirren aſt unglaublich erſcheinen ließ.

Der König hielt Heerſchau. Seine Mutter ſaß im Wagen vor der Fronte; er ritt ſtolz durch die Reihen. Plötzlich nickte er einem jungen Offizier ſo freundlich zu, als ſein Stolz erlaubte. Der alſo Begrüßte trat hervor. Es war St. Romain.

„Du biſt gefährlich verwundet geweſen?“ ſagte der König. „Ich möchte allein mit Dir reden. Komm in einer Stunde zu mir.“ —

Zur angegebenen Zeit ſtand der Offizier in des Königs Vorzimmer. Der junge König winkte ihm gnädig herein.

„Ich bin ſterblich verliebt,“ rief der vierzehnjährige Monarch, „ſo hitzig, ſo gewaltig, wie ich es noch nie war.“

„Ew. Majeſtät werden ſeit der Zeit, daß ich nicht mehr in Ihrer unmittelbaren Nähe bin, ſchon weitere Erfahrungen in der Liebe gemacht haben.“

„Freilich!“ lachte der König. „Doch höre! Als mir vorgeſtern bei meinem Einzuge die hübſchen Kinder weiß und grün entgegen kamen, ließ ich mein Auge mit Wohlgefallen über ſie hingleiten. Da durchzuckt' es mich plötzlich heiß. Ich hatte ein mir wohl bekanntes Geſichtchen erblickt, das reizendſte unter allen. Scheu, die Augen niederſchlagend, ſchamhaft erröthend, ſtand ſie in der Ferne, aber mein Herz flog ihr zu. Räthſt Du, wer es war? Du haſt's errathen; ich ſehe Dir's an. Nun freilich, wer anders als die liebliche Eliſabeth von Tarneau. Du haſt ihr ſonſt meine Grüße gebracht und das Terrain erforſcht, leider trieb mich aber Vetter Condé's Tollheit damals fort, und ich konnte ſie nicht ſprechen. Auch war ich wahrlich nicht ſo verliebt in ſie, wie jetzt, ſonſt hätt' ich's doch möglich gemacht. Seit vorgeſtern brenn' ich in lichten Flammen, und zerbreche mir den Kopf, wie ich ein Rendezvous mit ihr zu Stande bringe. Da fallen meine Augen auf Dich, und mein Kummer iſt gehoben. Sieh, jetzt hab' ich Zeit und Muße, ein ſo reizendes Liebesabenteuer mit aller Bequemlichkeit zu beſtehen. Sei Du nun wieder mein Liebesbote. Schmuggle Dich in das Haus und ſpionire, wie anzukommen iſt. Der Vater iſt ein wüthender Frondeur, einer der ſchlimmſten Condéer geweſen. Ihm ſoll ſeiner Tochter wegen verziehen ſein. Geh hin! Ich kenne Deine glatte Zunge; ich bin des beſten Erfolgs gewiß. Koſte es, was es wolle, das Mädchen muß mein werden. Ich ſchmachte, ich brenne.“

St. Romain war bei dieſem ſtürmiſchen Ausbruch jugendlich königlicher Leidenſchaft ſonderbar zu Muthe. Das Wort blieb ihm in der Kehle ſtecken; er wechſelte die Farbe. Aber Vorſicht und Klugheit geboten ihm, ſich zu faſſen und dem König willig zu zeigen, und ſo verſprach er denn ſeinem Gebieter Alles, was dieſer von ihm verlangte.

## 15.

## Nannon.

Das beſcheidene Dachſtübchen des Abbé Bertault war für Roger von St. Romain und Eliſabeth von Tarneau zum heiligen Tempel der Liebe geworden, der harmloſe alte Dichter zum Prieſter darin. Unter ſeinem frommen Schutze waren ihre Herzen üppig aufgegangen, wie zwei Roſen an einem Strauche, und mit ſeiner Geneſung erfüllte ihn die Ueberzeugung, daß zu ſeiner fernern Seelengeſundheit Eliſabeth's erhebender Umgang, daß zu ſeinem höchſten Glück der Beſitz ihrer Hand gehöre. Es war ſehr natürlich, daß er den Tempel ſeiner Liebe oft noch beſuchte, nachdem er als ein Geſunder ſchon daraus entlaſſen war, und daß ſich Eliſabeth ebenfalls dort einfand, um den verſchwiegenen Gottesdienſt mit ihm zu begehen. Glückliche Abende waren über ihnen hingepflogen mit glänzenden Sternen, die ihnen oft als freundliche Lichter und billigende Zuſchauer ins hohe Fenſter genickt, und man hatte von keiner Seite daran gedacht, daß dieſer glückſelige Zuſtand enden würde. Sei es nun, daß die Mutter etwas gemerkt und ſich hinter den Vater geſteckt, oder daß dieſem ſelbſt eine bedeutende Verändrung in Eliſabeth's Weſen und ihre häufigen Beſuche beim Abbé aufgefallen waren, genug er verbot ihr mit gewohnter Strenge alles Ausgehen, und als Demoiſelle Poupard ſich die Bemerkung erlaubte, ſie hoffe doch, daß Aliſon in ihrer Geſellſchaft das Haus verlaſſen dürfe, mußte ſie den Schmerz erleben, aus Herrn von Tarneau's Munde die härteſten Worte zu hören, worin er ihr rund heraus ſagte, daß er ihr nicht traue und ſich genöthigt ſehe, ſich nach einer Gouvernante für ſein Kind umzuſehen. Das war zu arg für Margoton; ſie konnte ſich nicht wieder zufrieden geben, und um allen Argwohn — der nur allzu begründet war — von ſich zu entfernen, ging ſie lieber ſelbſt nicht mehr aus und vernachläſſigte eine ganze Woche lang ihren vieljährigen Freund, der an ihren wie an der Muſe Umgang und Sorge ſo ſehr gewöhnt war. In dieſer trübſeligen Stimmung war Allen ein unerwarteter Beſuch recht gelegen. Nannon kam von Meaux und brachte Briefe von ihrem Vater an den Parlamentsadvocaten, die zum erſten Mal ſeit des Prinzen Condé Flucht aus Paris die trüben Wolken von ſeiner Stirne ſcheuchten, die ſich ſeit jener unglücklichen Zeit darauf feſtgeſetzt und eingewohnt hatten. Nannon hatte ihre frohe Laune von ſonſt wieder; bald verkehrte ſie in heimlichen Geſprächen mit Herrn von Tarneau, ſo daß man hätte glauben können, ſie ſuche ihm die verliebten Thorheiten auszureden, die er ihr in allerlei wunderlichen Zumuthungen offenbart hätte; bald hatte ſie ſich ſtundenlang mit Eliſabeth eingeſchloſſen, und es war ſonnenklar, daß ſie die Vertraute des ſchwärmeriſch-liebenden Mädchens geworden war, bald plauderte ſie mit Frau von Tarneau und entwarf Plane mit ihr — oder belobte vielmehr die von jener bereits entworfenen — wie man den König für Condé gewinnen und dem Letztern Vaterland, Ehre und Einfluß wieder verſchaffen könne; es ſchien, als ob Madame mit ihrem Hauptplane hervorgerückt und Nannon ebenfalls zu ihrer Vertrauten gemacht habe. Selbſt Margoton hatte ſich wieder mit dem lebensfrohen Mädchen ausgeſöhnt und hegte im Stillen Hoffnung, daß ſie doch noch ihres Benoit Frau werden könnte; war ſie ja doch nicht eheliche Frucht des Marquis und ihre Mutter eine Pachterstochter geweſen. Deshalb plauderte auch die Haushälterin oft und vertraulich mit dem lieben Gaſte.

Auch ihrem alten Freunde, dem Abbé Bertault machte Nannon einen Beſuch, um ihm die Grüße ihres Pflegevaters zu bringen. Der freundliche Poet leitete die Unterhaltung bald auf Eliſabeth's und St. Romain's Liebe, und erzählte ihr, wie ſich der edle Jüngling abhärme, ſie nicht mehr zu ſprechen. „Er iſt ohne Hoffnung, ſie je beſitzen zu dürfen," ſprach der Abbé, „denn erſtlich wird Frau von Tarneau ihre Tochter niemals einem andern Manne geben, als einem getreuen Anhänger Condé's, und ihr ehrenwerther Gatte wird ihr, wie in Allem, beiſtimmen. Aber ſelbſt wenn St. Romain zur Condéiſchen Partei gehörte, würde man ihm Eliſabeth's Hand dennoch verweigern, weil er mit Ihrem Vater, Mademoiſelle, in Feindſchaft lebt, und der Herr Marquis gilt —

das weiß ich aus den beſten Quellen — bei Herrn und Frau von Tarneau Alles. Man wird dem Feinde des Hausfreundes nicht die geliebte Tochter geben.“

„Gewiß,“ entgegnete Nannon. „Aber den beiden Liebesleuten muß geholfen werden, und ich baue zugleich meinen Plan darauf, St. Romain mit ſeinem Stiefvater zu verſöhnen. Verſchaffen Sie mir Gelegenheit St. Romain zu ſprechen.“

„Er kommt täglich zu mir und wird Ihnen gern für ein Glück durch Nachgeben und Verſöhnlichkeit danken, nach deſſen Beſitze er ſich vergeblich geſehnt hat.“

„Beſtellen Sie ihn auf morgen Abend und ſagen ihm, daß ich ihn ſelbſt zu Eliſabeth führen will, die ſeiner ſehnſüchtig harrt. Doch ſoll er alle Abzeichen ſeines Standes von ſich thun, und in der Kleidung eines gemeinen Mannes kommen, damit wir uns, wenn wir überraſcht werden, mit Wahrſcheinlichkeit herauslügen können.“

„Er wird gewiß nach Ihrem Wunſche erſcheinen. Und nun, nachdem wir Andrer Angelegenheit beſprochen, laſſen Sie uns auch an unſre eignen denken. Sie wiſſen, daß es ſtets mein innigſter Wunſch war, Sie einſt als Benoit's Weibchen zu umarmen. Sie wiſſen ja auch, wie nah er mich angeht. Wie raſend Sie der Junge liebt, können Sie von den dummen Streichen abnehmen, die er aus Eiferſucht begangen hat. Ihr hattet Euch einander auch wieder genähert, ich lebte der Hoffnung, daß Alles noch gut gehen werde, da ſteht Ihr Euch plötzlich wieder fern und fremd.“

„Ich ſoll ihm doch nicht entgegen kommen?“

„Der arme Junge iſt zurückgeſcheucht durch Ihre Standeserhöhung. Wie darf er ſich der Tochter des

Marquis von la Boulage mit einer Liebeswerbung nahen? Dieſer Umſtand hat all ſeine Hoffnungen vernichtet."

„Meine Mutter war die Tochter des Pachters Berger auf meines Vaters Gut und hieß Anna Berger, und ihren Namen führe ich bis jetzt. Der Marquis hat mich öffentlich anerkennen und zu ſeinem Stande emporheben wollen. Ich habe es bis jetzt zu hintertreiben geſucht. Rathen Sie ein Mal warum?"

„Wie? Dieſe Großmuth wäre ja der ſchönſte Hoffnungsſtern für meinen Benoit! Sie lieben ihn und wollen ihm ein ſo großes Opfer bringen?"

„Ich bin es ihm ſchuldig. Von Madame Debarques und meiner kindlichen Eitelkeit verführt, hab ich mich ein Mal vergeſſen und Benoit zur Verzweiflung gebracht. Ich habe dafür gebüßt, er nicht minder für ſeine Tollheit. Wie ſehr ich ihn liebe, bin ich erſt ſpäter inne geworden. Auch paſſen wir wegen des Makels unſrer Geburt zuſammen. Und endlich, ſo ſehr ich auch meinem Vater ergeben bin, dies ſtille, ſteife Leben iſt mir unerträglich. Ich muß wieder auf die Bühne; es läßt mir keine Ruhe."

„Laß Dich umarmen, meine geliebte Tochter!" rief der Abbé entzückt. „Ja, Dich hat die Kunſt geweiht, und wem ſie das Auge aufgeküßt, das innre heilige Weſen ihrer Gebilde zu erkennen, der taugt nicht mehr für des Alltagslebens ſich gleichbleibende Wirklichkeit. Du und Benoit, Ihr ſeid zur Kunſt berufen. Euer Leben darf ihr nur gehören."

## 16.

## Belauſchte Zuſammenkunft.

St. Romain harrte, wie ein Landpächter oder Bürger der Provinz gekleidet, in des Dichters Dachſtübchen, ſehnſüchtig auf die glückbringende Freundin. Der Abbé hatte ſich entfernt, um die beiden Leutchen allein mit einander fertig werden zu laſſen und ſeinen Sohn aufzuſuchen, den er mit Nannon's liebender Geſinnung gegen ihn bekannt machen wollte. Der gute Alte hatte geſtern und heute vergeblich auf das Kind ſeiner Liebe geharrt, nun da Benoit nicht erſchienen war, litt es den Abbé nicht länger; er mußte dem Sohne die frohe Mär ſelbſt überbringen.

Benoit hatte aber denſelben Abend ſeiner Mutter einen Beſuch zugedacht. Durch ſie war er von Nannon's Anweſenheit unterrichtet, und da das muntre Mädchen ſich auch bei Demoiſelle Poupard über deren Sohn günſtig ausgeſprochen, ſo hatten Margoton's mütterliche Zuflüſterungen ſein Herz mit neuen Hoffnungen geſchwellt. Er ſtand noch bei ihr in der Küche und horchte dem Lobe zu, welches ſie, nach langer Zeit zum erſten Mal wieder Nannon mit vollem Munde ſpendete, als dieſe ſelbſt heraustrat, Benoit freundlich aber flüchtig grüßte und von Margoton ſich preſſirt beurlaubte. Ihr Anblick hatte Benoit alles Blut in die Wangen getrieben, die Eile aber, mit der ſie davon lief, fiel ihm ſchwer aufs Herz.

„Wo geht ſie hin?" fragte er ſeine Mutter.

„Sie hat einen wichtigen Gang vor," verſetzte die Haushälterin geheimnißvoll. „Ich will Dir nur vertrauen, es paſſirt dieſen Abend etwas hier im Hauſe, das ein Geheimniß bleiben muß. Sei ſo gut und komme morgen wieder, da kann ich mich eher mit Dir abgeben und da wollen wir ſehen, wie weit wir es mit Nannon bringen. Sie wird Dein armes Herz nicht zurückweiſen. Gute Nacht, mein Sohn!"

Der Mutter Betragen machte den mißtrauiſchen Sohn noch ſtutziger. Er rannte haſtig davon und erkannte auf der Straße Nannon, die er argwöhniſch verfolgte. Ihr nach, trat er in das Haus, worin der Abbé wohnte und ſtand bald an der Thüre, durch die ſie in das ärmliche Stübchen geſchlüpft war. Der feſte Vorſatz zu erkundſchaften, was in Tarneau's Hauſe vorgehe, ließ ihn vorſichtig an der Thüre lauſchen. Das Schlüſſelloch, eine Klinſe, ein Loch im Kamin geſtatteten ihm eine theilweiſe Ueberſicht der Stube. Er ſah einen fremden Mann, deſſen Geſicht ihn das düſtre Lampenlicht nicht erkennen ließ, und hörte abgeriſſ'ne Worte.

St. Romain begrüßte Nannon als ſeinen Engel mit Begeiſtrung, und ſchilderte ihr ſeine Liebe zu Eliſabeth mit den glühendſten Farben, wie ſie nur aus dem glücklichſten Gemiſch von Jugend und Leidenſchaft entſpringen.

„Wohlan!" ſagte Nannon, ihm die Hand reichend, „ich will Sie zu Aliſen bringen, von der Sie eben ſo heiß geliebt werden. Noch dieſen Abend ſollen Sie das ſehnſüchtige Mädchen umarmen, wie ich Ihnen durch den Abbé bereits habe zuſichern laſſen; aber ich habe auch meine Bedingungen dabei."

„Ich gehe jede ein!" rief der junge Mann, „wenn Sie mir zu ſolchem Glücke verhelfen. Reden Sie nur."

„Sie ſind der Stiefſohn meines Vaters. Er wünſcht mit Ihnen in freundlichen Verhältniſſen zu leben und bietet Ihnen durch mich die Hand zur Verſöhnung. Meine Bedingung iſt, daß Sie meine Vermittlung annehmen.“

„Mit Freuden, liebenswürdige Schweſter!“ jauchzte der Offizier, umarmte Nannon und küßte ihr Mund und Wangen ſo herzinnig, als ob ſie Eliſabeth wäre. „Ich will mich Allem fügen, was Du begehrſt, holdes Mädchen, nur mache mich glücklich und hilf mir Eliſabeth vor dem Könige retten, der ſeit der Aufführung des Oreſtes verliebt in ſie iſt.“

„O jener verhängnißvolle Abend!“ ſeufzte Nannon. „Ich weiß von des Königs Leidenſchaft. Und was das Schlimmſte iſt, Eliſabeth's Mutter baut große Plane darauf und iſt aus Patriotismus und Anhänglichkeit an den Prinzen Condé ſehr geneigt, ihre reizende Tochter dem jungen Könige zu verkuppeln, um durch ſie politiſche Zwecke zu erreichen.“

„Großer Gott!“ ſtöhnte St. Romain auf. „Dann ſteht es ſchlimm um mein Glück.“

„Gerade zu Ihrem Glück bin ich von Frau von Tarneau in ihre hochfahrenden Plane eingeweiht. Dies macht uns leichtes Spiel, ſie zu vernichten.“

„Dich hat mir der Himmel geſandt!“ rief St. Romain, ſie umarmend, „herrliches Mädchen, wie kann ich Dir danken?“

„Helfen Sie mir Sturm auf das Herz meines Vaters laufen. Ich bedarf eines tüchtigen Beiſtandes, um ihn meinen Wünſchen geneigt zu machen.“

„Nenne mich Du! Sei meine Schweſter!“ bat Roger und ihre Lippen vereinigten ſich zum ſchönen Bunde geſchwiſterlicher Liebe.

„Nun komm, mein Bruder,“ ſagte Nannon, „ich führe Dich zu Eliſabeth. Herr von Tarneau iſt nicht zu Hauſe, bei Madame geb ich Dich für einen Bekannten aus. Die Haushälterin iſt unterrichtet. Auf ihrem Zimmer könnt ihr ruhig koſen.“

Sie brachen auf; Nannon verſchloß das Zimmer und verbarg den Schlüſſel an der ihm beſtimmten Stelle im Kamin. Ihre Hand war kaum einen Zoll breit von Benoit's Kopfe, aber er hielt den Athem an ſich und ſchlich dann auf den Zehen nach. In ſeiner Bruſt tobte ein Meer hölliſcher Qualen. Er hatte Nannon in den Armen eines Andern liegen und mit ihm Küſſe wechſeln ſehen. Nur einzelne Worte hatte er erhaſcht; denn das wilde von der Flammengeiſel der Eiferſucht gepeitſchte Blut brauſte ihm wie Mühlräder in den Ohren; aber aus dieſen einzelnen Worten bauete er ſich eine Beſtätigung des Gedankens zuſammen, der ihm durch den Kopf gefahren war, nämlich, daß der Fremde Prinz Condé ſei, der heimlich nach Paris gekommen, um den Bürgerkrieg von Neuem anzufachen, oder ſich doch wenigſtens mit den Häuptern ſeiner Partei zu beſprechen. St. Romain's kriegeriſcher Anſtand, ſeine Größe, auch wohl einzelne Töne ſeiner Stimme mochten dieſen Wahn beſtärken. Was konnte in Tarneau's Hauſe auch ſonſt noch Geheimes vorgehen, was nicht in Beziehung mit dem Prinzen ſtehe? Und war er nicht Nannon's Liebhaber geweſen? Was ſtand dagegen, daß er es nicht noch war? Dieſe Gedanken hatten Benoit abgehalten, nicht in das Zimmer zu ſtürzen und ſeiner knirſchenden Wuth Luft zu machen. Er zog es vor, dem Paare nachzuſchleichen. Sobald er beide in Tarneau's Haus hatte gehen ſehen, verließ ihn einige Augenblicke lang jegliche Ueberlegung. Mit krampfhaft geballten Fäuſten, zuſammengebiſſenen Zähnen ſtand er da, Schaum vor dem Munde, das Haar geſträubt. So lang er den Gegenſtand ſeiner Aufregung vor ſich geſehen hatte, waren alle Kräfte ſeiner Seele in Spannung geweſen. Jetzt übermannte ihn die Wuth. Auf dieſe verhängnißvolle Stille folgte ein mit ihr harmonirender Ausbruch. „Ha betrogen!“ kreiſchte er, „betrogen von meinem Papa, dem alten Sünder, der ſich nicht ſchämt, der ſchändlichen Buhlſchaft ſein Zimmer einzuräumen. Ei, es iſt der angebetete Prinz Condé! Betrogen von meiner Mutter, die mich auch noch mit der Metze dieſes Fürſten verkuppeln will. Von Allen betrogen, die ich liebte, teuflich betrogen, hintergangen! Dank's meiner Faſſung! Nicht ſie will ich verderben, die Schändlichen, ſondern ihren Abgott. Der Prinz hat mich unglücklich gemacht, wohlan! ſo will ich ihn verrathen. Menſch gegen Menſch; das iſt eine richtige Rechnung.“

Und mit einem ſcheußlichen Gelächter rannte er von dannen, als wenn ihm Flügel gewachſen wären. Es waren die Fittige der Rache, auf denen er dahin ſtürmte.

## 17.

## Verrath und königliche Gnade.

Eliſabeth athmete tief auf an des Geliebten Bruſt. Noch waren nur wenige Worte zwiſchen beiden gewechſelt worden; denn wo die Herzen im Jubel berauſchter Empfindungen aufglühen, bleiben meiſt die Lippen ſtumm. Und Küſſe ſind doch reichhaltiger, größer, tiefdeutiger, als Worte; Küſſe ſind Poeſie, Worte nur Proſa. Wenn die Lippen Altar und Herd des himmliſchen Feuers ſind, verſchmähen ſie den Dienſt der Erde. Statt ihrer plauderten die Herzen, die pulſirten ſo heftig, ſo ſelig, ſo geſchwätzig aneinander; aber eigentlich accompagnirten ſie nur die Küſſe. Es war daſſelbe ſtumme Lied, deſſen Noten unbewußte Ahnungen einer Liebesſeligkeit ſind, die über den Grenzen der Sterblichkeit hinausliegt.

Plötzlich ſtürzte Demoiſelle Poupard mit den Worten herein: „Hinaus! Hinaus, Aliſon! Der Vater kommt zu unſerm Schrecken ſchon wieder. Er muß Dich bei der Mutter finden. Es kommen mehre. Er bringt Geſellſchaft mit.“ Damit riß ſie das erſchrockne Mädchen aus des Geliebten Armen und aus ihrem Genuß. Gleich darauf flog Nannon herein und drückte St. Romain einen Brief in die Hand. „Ich habe dieſen Brief vorhin erhalten, um ihn an Herrn von Tarneau zu beſorgen. Stell' Dich, als ob Du deſſen Bote wärſt. Frau von Tarneau weiß ſchon nicht anders.“ — St. Romain vergaß in der Beſtürzung zu fragen, woher er den Brief zu bringen habe, und ſchon war Nannon wieder fort.

Aber nicht der Hausherr war es, der herein trat, ſondern ein Polizeicommiſſär mit Mannſchaft, der die ihm entgegenkommende, zum Tode erſchrockne Margoton in's Examen nahm.

„Es iſt vor noch nicht einer vollen halben Stunde ein Fremder hier hereingegangen; wo iſt er?“ fragte der Commiſſär.

„Ein Fremder?“ ſtammelte die Haushälterin. „Das ich nicht wüßte.“

„Deſto beſſer wiſſen wir.. Wenn er mir nicht ausgeliefert wird, muß ich ihn im Hauſe ſuchen.

Erſparen Sie ſich alle Unannehmlichkeiten. Wir ſind unſerer Sache gewiß."

„Ein Bote iſt gekommen," ſagte Nannon, die hinzugetreten war, „der einen Brief an Herrn von Tarneau gebracht hat."

„Eben dieſen Boten mein' ich." — Nannon öffnete zitternd die Thüre des Zimmers. St. Romain trat dem Polizeiofficianten entſchloſſen entgegen.

„Mein Herr, Sie ſind mein Gefangener, im Namen des Königs!" redete ihn der Commiſſär an.

„Den Brief! den Brief!" flüſterte ihm Nannon ängſtlich zu. St. Romain wollte ihr denſelben heimlich zuſtecken.

„Erlauben Sie mir, dieſen Brief in Empfang zu nehmen," ſagte der Commiſſär und fiſchte zu Nannon's Schrecken den Brief weg. Mit ehrerbietiger Höflichkeit wurde der Gefangne abgeführt, und in ein höchſt anſtändiges Gefängniß gebracht. Vergebens nannte er ſeinen Namen; ſeine Verkleidung ſprach gegen ihn. Am andern Morgen, als man ſeine Ausſage wahr gefunden, ließ ihn der König vor ſich bringen. St. Romain ging zaghaft, doch hoffte er den König glauben zu machen, er ſei in ſeinem Auftrage in Tarneau's Hauſe geweſen. Die Anrede des Herrſchers vernichtete alle Hoffnungen.

„Elender!" rief Ludwig mit kindiſch toller Geberde. „Du haſt Dich von Condé zur Untreue verleiten laſſen, gibſt Dich zum Werkzeug der Montpenſier her? Pfui! ich habe Dich geliebt, Dir vertraut, während Du mich meinen Feinden verrathen."

St. Romain's Zunge feſſelte ein minutenlanges Erſtaunen.

„Das alſo war's, warum Du mich von dem geliebten Mädchen fern hielteſt?" fuhr der König fort,

„weil Du ein Condéer biſt und mich haſſeſt. Mit Deinem Stiefvater ſpielſt Du unter einer Decke. Du willſt den Spaniern behülflich ſein in's Land zu kommen. Du biſt ein Ungeheuer!“

„Ew. Majeſtät, ich verſtehe von dieſem Allen kein Wort.“

„Kein Wort? Biſt Du nicht ſelbſt der Bote eines Briefes geweſen, in welchem ſteht, daß der Ueberbringer noch nähere Nachrichten mittheilen werde? Siehſt Du Dich nun entlarſt, Verräther? Fort, aus meinen Augen, Dich wird die gerechte Strafe erwarten.“

St. Romain wurde abgeführt. Er überlegte, daß er die Wuth des Königs noch mehr reizen werde, wenn er die Wahrheit geſtehe, und begriff leicht, wie er auch ſich drehen und wenden möge, er ſei und bleibe in einen ſehr ſchlimmen Handel verwickelt, der ihm wohl gar den Hals koſten könnte. Sein heiligſter Vorſatz war jedoch, wie auch die Fälle kommen möchten, weder Nannon noch Eliſabeth zu verrathen. —

Kaum war der in ein ſeltſames Wirrſal verwickelte Offizier wieder in ſein Gefängniß gebracht, als Benoit Poupard in die Appartements der Königin Mutter gerufen wurde. Mit der ihm angebornen Keckheit ſchritt er über den reich verzierten Fußboden, und ſah die ſtolze Frau, die, in ihrem pomphaften Morgenanzug, mit einer Stickerei beſchäftigt, in einem Lehnſeſſel ſaß, unverwandten, furchtloſen Blicks an. Der König trat eben von der andern Seite in das Zimmer und ſtützte ſich mit den Armen auf die Stuhllehne der Königin.

„Du biſt ein braver Junge,“ redete ihn Anna von Oeſterreich an, „und haſt aus treuer Liebe zu Deinem Könige uns einen großen Dienſt erwieſen, indem Du Deinen ſchurkiſchen Offizier entlarvteſt.“

Ein ſchmerzlicher Zug zuckte um Benoit's Mund.

„Küſſ' mir die Hand,“ fuhr die Königin fort, „Du haſt Dir unſre Gnade erworben.“

Benoit bückte ſich mit wenig verhehltem Trotze nieder, und that, wie ihm befohlen worden.

„Mutter,“ redete der König, „er iſt derſelbe, der auf Befehl der Muhme Montpenſier den Oreſtes ſpielte, dem Stücke aber einen ſo guten Ausgang improviſirte.

„Ich weiß bereits, Sire,“ verſetzte ſie, „und er iſt unſrer Gnade doppelt würdig.“

„Ich habe Dich ſchon damals lieb gewonnen,“ wandte ſich Ludwig zu Benoit, „und Du ſollſt heute noch erfahren, weſſen ſich die zu verſehen haben, die der König von Frankreich liebt.“

„Es iſt löblich von Ihnen, Sire,“ warf die Königin mit einem bedeutungsvollen Blicke auf ihren Sohn ein, „daß Sie dem jungen Mann Beweiſe Ihrer Liebe geben wollen; auch die meiner Gnade ſoll er nicht entbehren. Doch wünſch' ich, daß er zuvor ſich eines Auftrags entledige, den ich ihm ertheilen werde. Führſt Du ihn zu unſrer Zufriedenheit aus, Poupard, ſo kehrſt Du als Edelmann zurück, und erhältſt des ſchändlichen St. Romain Offiziersſtelle.“

„Befehlen Ihre Majeſtät,“ ſagte Benoit mit einem ſauern Geſicht.

„Der Brief, in deſſen Beſitz wir durch Dich gekommen ſind, iſt vom Marquis von la Boulage, einem der eifrigſten Feinde des Königs und eben ſo warmen Anhänger des Prinzen Condé, und an den Parlamentsadvocaten von Tarneau gerichtet, der ſich ebenfalls zu unſres rebelliſchen Vetters ergebenſten Freunden zählt. Boulage iſt oft in Tarneau's Hauſe geweſen, und auch Du haſt dort Zutritt, wie ich in Erfahrung gebracht habe. In dem Briefe ſteht von einer geheimen Zuſammenkunft des Prinzen Condé, der Prinzeſſin Montpenſier und mehrer treuen Freunde des Prinzen. Die Zeit iſt nicht angegeben, eben ſo wenig der Ort. Herr von Tarneau wird blos nach Meaux eingeladen, dort ſoll er das Nähere erfahren. Ich habe den Brief ſehr künſtlich wieder verſiegeln laſſen, ſo daß man nicht wahrnehmen kann, daß er ſchon geöffnet geweſen iſt. Hier iſt er. Nimm ihn und geh' in Tarneau's Haus, ſage, St. Romain wäre, ſobald man ihn erkannt, freigegeben worden; auch habe man ihn den Brief uneröffnet zurückgeſtellt. Er habe ihn Dir zur Beſorgung übergeben, weil er dieſen Morgen in aller Frühe ſchon habe abreiſen müſſen. Hat Tarneau den Brief geleſen, und Du merkſt, daß er von Verreiſen ſpricht, ſo bitte ihn, Dich als Diener mitzunehmen; klage, daß man Dich in königlichen Dienſten ſchlecht behandelt und Du deshalb geſonnen ſeiſt, dem Prinzen Condé und den Spaniern zu dienen. Bitte ihn um ſeine Vermittlung, winſele und klage, bis er Dich mitnimmt. Dann wird er Dich ſchon an den Ort führen, wo die Zuſammenkunft der Rebellen ſtattfindet. Hier übergebe ich Dir einen königlichen Befehl an jede Municipalbehörde. Die, welcher Du ihn vorzeigſt, muß ſogleich Bewaffnete in Maſſe aufſitzen laſſen, und Deinen Befehl übergeben. Mit dieſen Leuten nimmſt Du den Prinzen Condé gefangen und führſt ihn nach Paris. Du biſt klug und gewandt; ich hoffe, Du wirſt den Plan aufs Beſte ausführen, der glänzendſte Lohn iſt Dir gewiß."

Benoit empfing ſchweigend die Papiere aus der Hand der Königin.

„Man hat mir geſagt," fuhr ſie fort, „Prinz Condé habe Dir ein heißgeliebtes Mädchen verführt.

— So iſt's, dieſe Libertins glauben ſich alles gegen die heiligen Bande der Liebe, gegen Sitte und Unſchuld erlauben zu dürfen, und hohnlachen der Verzweiflung eines zertretenen Herzens. Aber dem Wurme war der Stachel gegeben und dem Menſchen das Rachegefühl. Geh' hin, mein Sohn; Gott geleite Dich!"

Benoit empfahl ſich. Kaum war er aus dem Palaſt, als ſich auf ſeinem Geſicht der wüthende Schmerz ſeines Herzens abmalte. Mehr laufend als gehend, langte er in Tarneau's Hauſe an. Nannon und der Parlamentsadvocat waren in der Frühe nach Meaux abgereiſt. Zerknirſcht warf ſich Benoit zu Eliſabeth's Füßen und bekannte ihr ſeine Schuld, daß er ſeinen hochverehrten Offizier, ihren Geliebten, deſſen Vertrauter er geweſen war, ins Elend geſtürzt, wähnend er ſei Prinz Condé, der Nannon von Neuem umſtrickt habe. Margoton heulte und ſchrie, und verwünſchte die unſelige Eiferſucht ihres Söhnleins. In langen Reden ſuchte ſie ihm zu erklären, welche herrliche Freundſchaftsrolle Nannon geſpielt, und wie ſie geſtern noch erbötig geweſen ſei, ihm Alles zu verzeihen und ihn wieder zu Gnaden anzunehmen, wie ihn gerade geſtern Abend der Abbé geſucht, um ihm die frohe Nachricht zu überbringen, daß Nannon nun völlig ausgeſöhnt und geſonnen ſei, ihn zu heirathen und wieder mit ihm auf das Theater zu gehen.

Benoit's verzweifelter Zuſtand wurde dadurch noch ſchlimmer. Aufſchluchzend vor Schmerz rannte er fort, und Margoton zeterte in Furcht, er werde ſich ein Leids thun. Er trieb aber ein Pferd auf und jagte dem St. Antoinethore hinaus.

BIBL. VNIVERS. LIPS.

## 18.

## Audienz beim Könige.

Eliſabeth ſchmückte ſich einfach, aber ihr Schmerz machte ſie reizender als je. Weder ihrer Mutter noch ihrer Amme ſagte ſie, was ſie vorhabe, wohin ſie gehe. Heimlich ſtahl ſie ſich aus dem Hauſe. Ihr Weg ging nach dem Louvre. Sie ließ ſich bei dem Könige anmelden. Das Gerücht, daß ein wunderſchönes Mädchen den König zu ſprechen wünſche, durchflog den Palaſt und das müſſige Volk der Höflinge drängte ſich in das Vorzimmer und ängſtigte die Arme mit frechen Blicken. Die Königin erfuhr den auffallenden Beſuch und deſſen Namen bald genug, um ſich ſogleich von hinten unbemerkt in ein Cloſet an des Königs Zimmer zu begeben, wo ſie hinter einem ſeidnen Vorhange alles ſehen und hören konnte, was dort vorging.

Eliſabeth wurde zu dem jungen Monarchen hineingeführt; ſchon bei Anſagung ihres Namens hatte ſich eine fröhliche Ueberraſchung über ſein Geſicht ergoſſen; nun empfing er ſie ſchon an der Thüre, hocherröthet und verlegen einige Worte ſtammelnd, tief getroffen vom Pfeile der Schönheit in ſein junges liebedürſtiges Herz. Eliſabeth ließ ſich auf ein Knie nieder, hob ihre Hände flehend empor und ſagte würdig: „Mein Herz hat eine dringende Bitte an das Herz Ew. Majeſtät.

„Stehen Sie auf, Eliſabeth," ſagte Ludwig, „und laſſen Sie mich vor Ihnen knieen. Sie ſind ja die Königin meines Herzens. Vom erſten Augenblick an, wo ich Sie in jenem Theater des Faubourg St. Antoine zum erſten Male erblickte, erglühete ich in heißen Liebesflammen zu Ihnen. Und nur das Unglück, das mich ſeit jener Zeit betraf, konnte mich aus Paris, Sie aber nicht aus meinem Herzen verdrängen. Zum erſten Mal hat mich die göttliche Gewalt der Liebe ergriffen und mich Ihnen unterthänig gemacht. An Deine Bruſt laß mich ſtürzen, ſüßer Engel, und mich flehen: Liebe mich! Sieh, der König von Frankreich liegt um Liebe bettelnd zu Deinen Füßen; meine Krone iſt mir feil für einen Kuß von Deinen roſenknospigen Lippen."

„Sire!" rief Eliſabeth, den königlichen Jüngling emporreißend, „auf ſolchen Empfang war ich nicht gefaßt. Hören Sie mich —"

„Höre Du erſt mich, Himmliſche!" unterbrach ſie Ludwig wieder. — „Längſt wär' ich in Dein Haus gekommen, längſt hätteſt Du das flammende Geſtändniß meiner Liebe von meinen Lippen gehört, aber St. Romain hinterbrachte mir, Dein Vater ſei ein ſtrenger Despot, er und Deine Mutter ſeien dem Prinzen Condé zugethan; Du aber liebteſt den Prinzen, der ſich eifrig um Deine Gunſt beworben, und mich haßteſt Du, weil ich der König ſei. Als ich Dich bei meinem Einzuge wieder ſah, da war ich Dein, unaufhaltſam flog Dir mein Herz zu, und ich hatte ſeitdem keinen Wunſch weiter, als Dich zu beſitzen. Heute, heute noch wollte ich zu Dir, denn heute habe ich erfahren, daß St. Romain mich betrogen. Länger ertrug mein Herz dieſe Qualen nicht mehr, und ſiehe da führen die Götter Dich ſelbſt hierher in meine Arme."

„Was Ihnen St. Romain geſagt hat, iſt Wahrheit, Sire; mein Vater iſt ſehr ſtreng, meine Mutter ſchwärmt für Condé. Doch wenn Sie auch meine Eltern unter Bedingungen für Ihre Wünſche gewonnen hätten, ſo —“

„Welche Bedingungen?“ unterbrach ſie der König ungeduldig.

„Wenn Prinz Condé zurückberufen, Mazarinis Stelle einnähme, und der Cardinal Frankreich nie wieder betreten würde.“

„Gern opfre ich den Cardinal, den ich nicht liebe, gern ruf' ich Condé zurück, den ich nicht haſſe, verzeihe ihm, erhebe ihn, kann ich Dich dadurch gewinnen. Aber der Königin, meiner Mutter, muß dies vor der Hand ein Geheimniß bleiben.“

„Nicht mich können Ew. Majeſtät gewinnen. Ich ſprach nur von meinen Eltern und dachte eigentlich nur an meine Mutter. Denn mein Vater iſt zu ſtolz, um mich einem politiſchen Zwecke zu opfern. Frankreichs Herrin kann ich nicht werden, die Herrin*) des Königs von Frankreich will ich nicht werden. Und ſelbſt, wenn Ew. Majeſtät mir die Krone mit Ihrem Herzen anböten, ich müßte beide ausſchlagen; denn ich liebe, liebe treu und wahr, und bin gekommen, Ew. Majeſtät Gnade für meinen Geliebten anzuflehen.“

„Für Deinen Geliebten?“ rief der König und ſein Geſicht verfinſterte ſich. „Wer iſt Dein Geliebter?“

„Roger von St. Romain.“

„St. Romain!“ kreiſchte Ludwig und erblaßte. „Auch um Dein Herz hat mich der Bube betrogen? Er muß ſterben!“

„Weh mir!“ weinte Eliſabeth. „Er iſt unſchuldig. Er hat nichts, gar nichts verbrechen, als Ew. Majeſtät unſre Liebe verſchwiegen zu haben."

---

*) Maitresse.

„Hat er mir nicht Treue geheuchelt, indem er heimlich zu Condé gehalten? Aber Alles wollt' ich ihm vergeben, wenn er ſich nur nicht in Dein Herz geſchlichen und treulos verrätheriſch mir Deine Liebe geſtohlen hätte."

„Niemals war er untreu an Ew. Majeſtät; nie hat er ſich Condé ergeben, nie hat er Ihnen meine Liebe geſtohlen. Freiwillig ſchenkte ich ihm dieſelbe, und niemals hätte ſie Ihnen gehört, Sire."

„Aus Dir ſpricht die Liebe, ihn vertheidigt die Liebe, für ihn bittet die Liebe. O wie glücklich iſt er, wie reich! Wie arm und unglücklich bin ich mit meinem verſtoßenen verachteten Herzen! Aber ihn ſollſt Du auch nicht beſitzen. Auf einer That der Untreue iſt er ertappt worden, die zeugt gegen ihn und wiegt mehr als Deine Vertheidigung."

„Es iſt ein Irrthum, Sire. Nicht St. Romain war der Bote des Briefs. Ich will Ihnen Alles erzählen."

„Ich will nichts von dem Nichtswürdigen hören. Du haſt mich verachtet, verſtoßen, verhöhnt, wohlan ſo ſieh nun zu, wer Dir den ſüßen Geliebten befreit. Ha! er mein Nebenbuhler! Er der Bevorzugte, der Glückliche! O mein Herz zerſpringt mir!"

Mit dieſen Worten lief er wuthweinend aus dem Zimmer.

„Gnade! Gnade!" ſchrie ihm Eliſabeth nach, und ſtürzte zu Boden, aber er hörte nicht. Ein Strom verzweifelter Thränen brach aus ihren Augen, da rauſchte es hinter ihr; ſie wandte ſich um, und lag vor der Königin.

„Stehen Sie auf, mein Kind!" ſagte die hohe

Frau gütig, „und erzählen Sie mir ruhig Ihr Leid; ich werde Sie ruhig anhören. Der König iſt zu jung, um Ihnen gegenüber das zu können.“

Eliſabeth faßte ſich und berichtete mit einfachen Worten, wie St. Romain, nachdem ſie ihn im Theater bei der Aufführung des Oreſtes kennen gelernt, ihre Amme für ſich gewonnen, in deren Beiſein ſie ihn ſpäter einige Mal geſprochen und ihn lieb gewonnen habe, bis er mit dem Könige Paris verlaſſen, wie er dann beim Abbé Bertault verwundet gelegen und ſie ihn gepflegt, bis ihr Vater etwas gemerkt und ihr das Ausgehen verboten, wie Nannon ihn ins Haus geführt und wie ſie durch Benoit's Eiferſucht verrathen, ihn mit dem Briefe habe helfen wollen, den kurz zuvor ein Bote gebracht. Die Königin fragte herablaſſend hin und her, trocknete Eliſabeth's Thränen mit ihrem eignen Tuche, ſtrich ihr die Haare aus dem Geſicht, faßte ihre Hand, und eh' eine Stunde verging, wußte ſie den Plan der Frau von Tarneau, den König durch Eliſabeth für Condé zu gewinnen, kannte die ſchwärmeriſche Anhänglichkeit des Ehepaars an den Prinzen, und begriff, welche große Gefahr ihr gedroht, von der ſie nichts geahnt hatte. Sie entließ das treuherzige Mädchen mit dem tröſtenden Verſprechen, daß ihre Bitte gewährt werden ſolle.

Noch denſelben Tag wurde St. Romain in Freiheit geſetzt. Man händigte ihm einen verſiegelten Brief an Herrn von Tarneau ein mit dem Befehle, denſelben ſogleich zu beſtellen. Er glaubte, es wäre derſelbe, den Nannon ihm zugeſteckt. Er hatte ja nicht Zeit gehabt, dieſen zu betrachten.

Bei Tafel ſagte die Königin zu ihrem Sohne Ludwig: „Man hatte es voriges Jahr mit Oreſtes ſchlimm auf Sie abgeſehen, und ohne meine mütterliche Fürſorge würde er Ihnen jetzt noch gefährlich geworden ſein.“

---

## 19.

## Brautwerbung.

Nannon war mit Herrn von Tarneau, von ſchwerer Angſt bedrängt, in Meaux angelangt. Sie hatte ſich wohl gehütet, dem ſtrengen Manne die Wahrheit hinſichtlich des Boten und des Briefs zu geſtehen, und ihn nur dringend gebeten, ſie zu begleiten. Der Advocat war alſo nicht wenig überraſcht, den Prinzen Condé, die Herzogin von Longueville, ſeine Schweſter, die Prinzeſſin von Montpenſier, in ſeltſamen Verkleidungen, ſo wie noch zehn bis zwölf der treueſten Anhänger der Condéiſchen Partei hier zu finden. Der Zweck dieſer Zuſammenkunft war eine Beſprechung der anzuwendenden Mittel, um die drohende Zurückkunft Mazarin's zu verhindern. Condé wußte gewiß, daß man dazu bereits geheime Anſtalten getroffen hatte.

Nannon zog ihren Vater bei Seite, und geſtand ihm, was mit dem Briefe an Tarneau vorgegangen. Der Marquis erſchrak und entdeckte ſich dem Prinzen. Man erwog genau, was in dem Briefe geſtanden und da weder von Zeit noch Ort die Rede geweſen, und das Ganze eigentlich nur eine Einladung an Tarneau enthalten hatte, Nannon nach Meaux zu begleiten, ſo ließ ſich der Prinz nicht aus ſeiner frohen Laune bringen.

„Aber warum haben Sie Ihre liebenswürdige Familie nicht mitgebracht?" redete er zum Parlamentsadvocaten. „Es würde mir die größte Freude ſein, Ihre treffliche Frau wieder zu ſehen. Gewiß, Sie hätten ihr bei ihren ſchweren Leiden dieſen Genuß bereiten ſollen. Schicken wir einen Boten nach Paris! Schreiben Sie Ihrer Frau, ſie ſoll kommen. Ihre Tochter begleitet ſie. Wir wollen einen Tag oder zwei froh zuſammen ſein. In Paris ahnen ſie meine Nähe nicht."

Das heiße Verlangen des Prinzen, die ſchöne Eliſabeth wieder zu ſehen, und die kühnen Hoffnungen, die er ihretwegen hegte, ließen ihn ihren Vater unabläſſig antreiben, bis ſich dieſer dazu bequemte, einen Einladungsbrief an ſeine Ehehälfte abzufaſſen. Während er mit dieſer ſauern Arbeit beſchäftigt war, befahl der Marquis ſeinen geräumigen Reiſewagen anzuſpannen, um die Familie Tarneau darin abzuholen, an welcher dem Prinzen ſchier mehr gelegen ſchien, als an der Verhinderung der Mazarin'ſchen Rückkehr nach Frankreich.

Der Brief war endlich fertig, und der Wagen ſtand zur Abfahrt bereit, als ein Reiter auf den Hof ſprengte und den Marquis von Boulage und Herrn von Tarneau unverzüglich zu ſprechen begehrte. Nannon hatte nicht ohne Herzklopfen Benoit erkannt. Man führte ihn in ein Zimmer. Kaum waren die beiden Männer bei ihm eingetreten, als er ſich zur Erde warf, und ſich anklagte, ein großes Verbrechen an ihnen begangen zu haben. Es koſtete Mühe ihn zu einer klaren Darſtellung zu bringen, und der Parlamentsadvocat erfuhr Dinge, die ihm ſo nagelneu waren, daß er ſich vor Verwunderung kaum zu faſſen vermochte.

„Nichts weiter als meine raſende Liebe zu Nannon hat mich zu all den dummen Streichen verleitet,“ ſchloß Benoit wehmüthig. „Hätte ſie ihre Gunſt nie dem Prinzen Condé geſchenkt, ſo hätt' ich jetzt meinen braven Offizier, der mich ſo ſehr geliebt, nicht in's Verderben geſtürzt.“

„So ſind wir alle verrathen,“ rief Tarneau entſetzt, „und keinen Augenblick ſicher von königlichen Truppen aufgehoben zu werden.“

„Gottlob!“ verſetzte Benoit, „daß ich Ihnen wenigſtens die Verſicherung geben kann, vom bündigſten Beweiſe unterſtützt, daß Sie, und wäre Prinz Condé hier, nicht das Mindeſte zu befürchten haben. Nehmen Sie dieſe Papiere.“

Er überreichte den königlichen Befehl an die Municipal-Behörden, und erzählte kurz, wozu ihn die Königin habe bereden wollen. „Man hat mir Adel und Ehrenſtellen verſprochen,“ weinte der Arme; „aber ich will nichts als Nannon's und St. Romain's Verzeihung. Auch Sie flehe ich darum an, meine Herren. In keinem Fall kehre ich wieder nach Paris zurück.“

Nannon wurde herbeigerufen und beſtätigte Benoit's Ausſage, ſo viel ſie davon wiſſen konnte. Ihr Auge ruhte zärtlich auf ihm, der ſie kaum anzublicken wagte.

Tarneau hatte unterdeſſen dem Prinzen den Beweis ſeiner Sicherheit überbracht. Dieſer verfügte ſich in das Zimmer, wo Benoit noch immer verweilte, und wandte ſich mit den Worten an Boulage: „Mein Herr Marquis, dieſer brave Jüngling verdient eine glänzende Belohnung. Ich ſtehe ſehr in ſeiner Schuld, aber ich bin nicht im Stande, ſie abzutragen; das vermögen nur Sie und Ihre Tochter. Ich will wenigſtens thun, was in meinen Kräften ſteht. Und ſo trete ich als ſein Brautwerber bei Ihnen auf. Sie wiſſen es ſelbſt, wie ſehr er Nannon liebt.“

„Un ebſt Du ihn ebenſo?" fragte der Marquis ſeine To

„Wei as nicht wäre, ſo hätte ich ſchon längſt Ihren W hen nachgegeben und mich anerkennen laſſen. N n Berger kann Benoit Poupard's Gemahlin wer die Marquiſe von la Boulage nicht."

„Vertre n" ſagte Condé. „Und was den Grund Deiner Eiſe betrifft, die ſich ſchon verderblich genug geäußert Benoit, ſo bin ich erbötig, Dir für jeden Kn en ich Nannon gegeben, hundert Livres zu zahl Wie viel waren es, Nannon?"

„Viere," v ſie lächelnd.

„Deine Gel iſt nicht auf Deinen künftigen Wohlſtand auf der Wahrheit bedacht." Dann flüſterte er dem e nden Mädchen zu: „Es waren doch einige mehr, viel ich mich erinnern kann." Und zu dem Mar ewandt, fragte er: „Darf ich ihre Hände zuſamm n?"

„In Gottes N "

„Ich ſtatte ſie ſagte die Prinzeſſin von Montpenſier, die n en auch herein gekommen war. „Obgleich ich n ſache habe, mit dem jungen Manne ſehr zufrieden n."

Der alte Debarque e herbeigerufen, um ſeine Pflegetochter zu ſegnen.

„O wenn doch me utter da wäre!" rief Benoit.

„Und der Abbé, mein d!" fügte Debarques hinzu.

„Wenn die hohen He n erlauben," erhob Tarneau ſeine Stimme, ge ich noch einige Zeilen an meinen Brief, ir laſſen Benoit's Mutter und den Abbé mit "

„Da wir ſo ſicher ſind, wir gleich Hochzeit machen,“ ſagte Condé. „Der Kutſcher ſoll fahren, daß die Räder brennen. Und Eliſabeth ſoll er nicht mitzubringen vergeſſen.“

---

## 20.

## Zwei Hochzeiten.

Eh noch der Abend anbrach, langte die ungeheure Kutſche wieder in Meaux an. Nach einander kamen heraus St. Romain, der alte Abbé, Eliſabeth, Margoton und zuletzt wurde Frau von Tarneau herausgehoben und in einen Stuhl geſetzt, um darin ins Haus getragen zu werden. Unerwartet war allen St. Romain's Ankunft. Er wendete ſich zuerſt an den Marquis, erfaßte Nannon's Hand und ſagte: „Dieſe meine liebenswürdige Schweſter hat mich bekehrt. Nehmen Sie mich als Ihren Sohn auf und werden Sie mein Fürſprecher bei Herrn von Tarneau.“

Und zu dieſem ſich wendend fuhr er fort: „Es kann Ihnen kein Geheimniß mehr ſein, daß ich Ihre Tochter liebe und von ihr geliebt werde. Der Unfall, den mir die Eiferſucht jenes jungen Mannes in Ihrem Hauſe zuzog, als ich daſſelbe heimlich beſuchte, von der Hand meiner ſchweſterlichen Freundin geleitet, brachte mir einen Brief an Sie in die Hand. Ich beeile mich, Ihnen denſelben zuzuſtellen. Wahrſcheinlich iſt er aber geleſen worden; denn der König ſchien ſeinen Inhalt zu kennen.“

„Nicht möglich!“ widerſprach Benoit. „Jenen Brief habe ich in der Taſche. Hier iſt er.“

„Und hier ebenfalls einer,“ bemerkte St. Romain,

„den man mir bei meiner Freilaſſung zuſtellte. Er führte Ihre Adreſſe, Herr von Tarneau.“

„So öffne ich beide, um dies Räthſel zu löſen,“ ſagte der Parlamentsadvocat, und nahm zuerſt den, welchen ihm St. Romain übergab. Ein ſeltſames Lächeln ſchwebte um ſeinen Mund, als er das Blatt entfaltet und geleſen hatte.

„Hören Sie den höchſt ſonderbaren Inhalt dieſes Briefes,“ wandte er ſich zur ganzen Geſellſchaft und las mit lauter Stimme:

„Der König befiehlt Ihnen, Ihre Tochter Eliſabeth von Tarneau heute noch mit dem Offizier Roger von St. Romain zu vermählen, bei ſeiner ſchweren Ungnade. Ich die Königin!“

Prinz Condé machte ein verdrießliches Geſicht.

„Dieſes Befehls hätte es nicht bedurft, um unſre Kinder zu verbinden,“ ſagte Tarneau zu la Boulage.

„Nun ſo feiern wir doppelte Hochzeit und eine ſogar auf Befehl des Königs,“ verſetzte der Marquis.

„Wem aber haben wir dieſe Freude zu verdanken?“ ließ ſich der alte Debarques vernehmen, „der gnädigſten Prinzeſſin von Montpenſier und dem Herrn Abbé Bertault, die zuſammen den Oreſtes auf meine Bühne brachten. Und wenn dieſer Oreſtes wohl viel Unheil angeſtiftet, ſo hat er doch auch dieſes Gute bewirkt.“

„So wollen wir den Oreſtes auf der Hochzeit leben laſſen!“ rief Boulage.

Die Prinzeſſin ſchlug erröthend die Augen nieder.

Die Beſtrebungen der Condéiſchen Partei hatten keine Kraft mehr. Mazarin hielt einige Monate darauf ſeinen prächtigen Einzug in Paris. Die Königin bot Alles auf, ihn glänzend zu empfangen. Von nun an blieb er neun Jahre lang bis an ſeinen Tod ungeſtört der Beherrſcher Frankreichs und der zärtlichſte Freund der Königin. Die heldenmüthige Prinzeſſin von Montpenſier verheirathete ſich nie, und vertrauerte ihr Leben auf ihren Gütern. Prinz Condé war genöthigt, den Feinden Frankreichs zu dienen, bis ihm nach einer Reihe von Jahren Ludwig XIV. die Rückkehr geſtattete. St. Romain trat aus dem Kriegsdienſt und übernahm die Verwaltung ſeiner Güter; Benoit und Nannon glänzten bald als ein Paar Lichter der theatraliſchen Kunſt, und ſpielten auf dem Théater français, vom Könige geſchätzt und vom Volke geliebt.

Berühmtere Dichter bearbeiteten den Oreſtes, ſo oft er aber aufgeführt wurde, ſah man die Familie im Theater verſammelt.

# Der Galeerenſklave.

Novelle

von

Ludwig Storch.

## 1.

# Muttersorgen.

Vom Glanze der untergehenden Sonne umſpielt, von der friſchen Abendluft umhaucht, die in den ſüdlichen Schweizeralpen ſchnell auf eine ſchier unerträgliche Tageshitze folgt, von den jodelnden Liedern der Sennen umſummt, ſchritt ein junger Jägersmann fröhlich die Berghöhen abwärts, welche in die reizenden Thäler der Iſere, Graiſivauden genannt, der Breda und der Drac, abfallen, und zwar in jener Gegend, wo die aus einer ſchauerlichen Thalklüftung hervorgebrochene Romanche in die Drac mündet. Im Frieden des Abends lagen unten ſchon die Dörfer und Flecken, während die Gletſcherhäupter oben noch glüheten, und nur hie und da blitzte der Strom, wie ein feuriges Auge, empor, wo ein Thal oder eine Bergſpaltung der Sonne noch einen Blick hinabgeſtattete. Heimwärts eilten Hirten und Heerden, der Wein- und Ackerbauer, der Alpenjäger und der Bergmann, und ſtromabwärts nach dem nahen Grenoble zu zogen raſch ſtattliche Schiffe; denn es war Samſtag Abend und Jeder wollte ausruhen von der Mühewaltung der Woche im Schooße ſeines Hauſes. Ueber dem Thale ſchwebte der blaue Duft des Abends, aus dem die Spitzen der Kirchthürme hervorragten und das freundliche Abendgeläut verſendeten, wie Mütter, die wachſam an des Säuglings Lager ſitzend, ihm ein Schlaflied ſingen.

Je rüſtiger der Jäger ſchritt, deſto tiefer verſank die Schönheit des Thales unter ihm in Dämmrung und Nacht. Sein Weg ging dem ſchönen und großen Marktflecken Vizille zu, der am rechten Ufer der Romanche liegt, bevor dieſe in die Drac fällt, und hinter welchem ſich das enge und düſtre Romanchethal öffnet, welches über acht Stunden lang, wegen ſeines melancholiſchen Charakters berühmt iſt. Dieſe reizende Berggegend gehörte zur Dauphiné.

Am letzten Vorhügel, von wo aus der Ort unter ihm lag, raſtete der Wanderer, auf ſeinen Stutzen gelehnt, ſein Auge ſuchte unwillkürlich ein großes weißes Haus faſt in der Mitte des Orts, unweit der Kirche gelegen, und als er es einige Minuten nachdenkend darauf hatte ruhen laſſen, überflog ſeine Stirn eine trübe Wolke. Raſcher wollte er hinab, als plötzlich hinter einem Felſen hervor eine ihm gar wohl bekannte Stimme: „Luc! Luc, biſt Du's?“ hervorrief. Eine weibliche Geſtalt, die dort geſeſſen, erhob ſich; der Jäger war aber ſchon bei ihr und faßte die ältliche Frau mit den herzlichen Worten bei der Hand: „I Mutter, wie kommt Ihr doch bei einbrechender Nacht hier herauf?“ Und von dem betrübteſten Geſicht der Matrone erſchreckt, fuhr er fort: „Was iſt Euch, lieb Mütterlein? Es iſt Euch dieſer Tage doch nichts Böſes begegnet? Iſt der Vater wohl? Sagt mir, was hat es zu bedeuten, daß Ihr, dem Anſcheine nach, mich hier erwartet, und daß Ihr mich wahrlich nicht mit einem frohen Geſichte empfangt?“

„Ach, Luc,“ verſetzte die Mutter, „die Angſt hat mich heraufgetrieben, Dir entgegen. Ich muß Dich vorbereiten, lieber Junge, auf das, was der Vater mit Dir vor hat, damit ein unangenehmer Vorfall oder gar ein Unglück vermieden werde. Ihr ſeid beide Hitzköpfe; ich kenn' Euch, und keiner will nachgeben. Der Vater hat nämlich beſchloſſen, Dich morgen, mit oder ohne Deinen Willen, mit Sarotte Vannegon zu verloben. Er hat mit Herrn Vannegon ſchon Alles abgeredet. Sogleich nach der Kirche ſoll die Verlobung ſein. Das hab' ich Dir melden wollen, Luc; weil ich morgen früh doch ſchwerlich eine Gelegenheit gefunden hätte, Dir einen Wink zu geb'n, ſo hab' ich eine Urſache gemacht und einen nöthigen Weg in unſern Weinberg vorgeſchützt. Faſſ' Dich in Geduld, Luc, und füge Dich meinem mütterlichen Wunſche und dem unerſchütterlichen Willen Deines Vaters."

Des Jägers Geſicht hatte ſich verfinſtert, wie das Thal zu ſeinen Füßen. „Ich kann mich nicht fügen; ich will die Sara nicht zur Frau," ſagte er kurz und trotzig, und ſtieß mit dem Kolben des Stutzen auf die Erde.

„Luc!" bat die Frau mit mildem zärtlichen Tone, „Deines finſtern wortkargen Weſens ungeachtet, habe ich Dich immer lieb gehabt, ich kann Dir ſagen, faſt lieber als Deinen Bruder Zachée; ich habe Dich oft gegen den Unwillen und den losbrechenden Zorn Deines Vaters geſchützt, wenn Du kein Lateiniſch und Griechiſch lernen wollteſt, ich war's, die den Vater beſänftigte, als Du mit ſtörriſcher Beharrlichkeit ſeinen langgehegten Lieblingsplan, Dich auch wieder zum Pfarrer zu bilden, zerſtörteſt, ich war ſtets Deine Beſchützerin: jetzt iſt die Zeit gekommen, mir zu vergelten, mir für all' die mütterliche Liebe nun auch einen Theil kindliche Liebe zu zeigen, und ſowohl des Vaters als auch meinen innigſten Wunſch zu erfüllen. Was kannſt Du denn gegen Sarotte haben; ſie iſt jung und ſchön, von freundlichem Weſen und gegen Jedermann liebreich und gefällig, und überdies iſt ſie das einzige Kind des reichſten Mannes in unſerm Orte, erhält eine bedeutende Mitgiſt und eine glänzende Ausſtattung; ſie hat mir ſelbſt geſtanden, daß ſie Dich ſchon lange ſtill im Herzen liebt und allen Andern, die um ſie werben, vorzieht. Dein Vater iſt ganz vernarrt in ſie, und hält Dich für verrückt, daß Du Dich weigerſt."

„Laßt doch, Mutter! Ich habe gegen das Mädchen nichts, aber ich mag ſie nicht zur Frau. Ich lieb' Euch ſehr, Mutter, und auch den Vater lieb' ich ſehr, obgleich er immer ſehr ſtreng, ach! allzuſtreng gegen mich war, aber die Sarotte kann ich nicht nehmen."

„Das giebt ein Unglück, Luc!" weinte die Alte. „Dein Vater, über Deine erſte Weigerung ſchon aufgebracht, ſchwur hoch und theuer dies Mal ſei das Nachgeben an Dir; er habe ſich endlich gefügt, als Du ihm den erſten Lieblingswunſch zu Waſſer gemacht, und ſtatt ein Pfarrer zu werden, ein Jäger geworden, jetzt werde er nicht davon abgehen, daß Sarotte Deine Frau werde. Luc, Du kennſt ſeine Hitze, er iſt gerade wie Du. Er hat geſchworen, und titulirt ſich mit Herrn Vannegon ſchon Schwiegervater."

„So mag er die ſchöne reiche Sara ſeinem Lieblingsſohn dem Zachée geben. Den hat er auch nicht zum Pfarrer zwingen wollen."

„Du weißt, daß Zachée zum Prieſter zu ſchwach war, ſeine weiche leiſe Stimme paßt nicht für den Redner. Auch ſagte der Vater, er ſei zu freundlich dazu; ein calviniſcher Pfarrer müſſe ernſt und ſchweigſam ſein; Du ſeiſt ganz dazu geboren. Und Sara liebt nicht ihn, ſondern Dich; Zachée hat ſich aber — wie Du weißt — mit des Schloßgärtners jüngſter Tochter, der Maria, eingelaſſen."

„Dazu hat der Vater Ja und Amen geſagt. Wie, wenn ich mich nun auch mit einem Mädchen eingelaſſen hätte?"

Die Mutter erſchrak. „Wie? ſo wäre es wahr, was man dem Vater hinterbracht hat, Du gingſt in das Haus des Eiſenfactors in le Bourg d'Oyſſans, und freieteſt um die Tochter deſſelben? Glaubſt Du, daß der Vater jemals Deine eheliche Verbindung mit einer Katholikin zugeben würde? Der Sohn eines calviniſtiſchen Pfarrers eine katholiſche Frau! Ich ſelber würde einen ſolchen Ehebund verfluchen, geſchweige Dein ſtrenger Vater."

„Mutter," ſagte der Jäger wehmüthig, „glaubt Ihr denn wirklich, daß Gott die Calviniſten lieber habe, als die Katholiken? Ich meine, vor ihm ſind wir Alle gleich. Und ſeht, wenn ich's recht bedenke, ſo iſt der calviniſtiſche Glaube und meines Vaters ſtrenge Ausübung der ſtrengen Lehren daran ſchuld, daß ich ſo finſter und verſchloſſen bin. Oft ärgre ich mich über mich ſelber. Des Eiſenfactors Söhne und Töchter ſind immer heiter, munter und fröhlich, und die Michelle, das iſt gar ein herziges liebes Mädchen."

„Heiliger Gott!" ſchrie die Frau auf, „ich glaube, Du haſt Deine Seele verführen laſſen, Luc, und willſt katholiſch werden. Das wäre Deines Vaters und mein Tod. O weh über Dich und uns!"

„Das habt Ihr nicht zu befürchten," lächelte der Jäger. „Auch iſt der Eiſenfactor viel zu verſtändig, um ſo etwas von mir zu verlangen, und die Michelle liebt mich viel zu ſehr, um mir mit einer ſolchen Zuein liebliches Mädchen feſtlich geſchmückt und pflückte ſich einen Roſenſtrauß. Ihr Auge hing mit warmen Blicken an den gegenüberliegenden Bergen, während ihr Näschen wollüſtig im Kelch einer Roſe wühlte. Plötzlich ſprang ein grüngekleideter Mann flink über den Zaun, und eilte auf ſie zu. Es war Lucas, der Jäger. Des Mädchens Ueberraſchung äußerte ſich in einem unwillkürlichen Schrei, dann lief ſie dem Jäger entgegen, der einen Augenblick darauf an ihrer Bruſt lag.

„Schon heute früh?“ fragte ſie traulich. „Ich hatte Dich erſt Nachmittag erwartet. Nun herzlich willkommen! Aber Du biſt ein Mal wieder recht düſter. Fort mit den Falten auf der Stirn! Wenn Du bei mir biſt, mußt Du lachen und freundlich ſein.“

„Froh bin ich jedes Mal und faſt nur bei Dir. Darum ſehne ich mich immer und immer nach Dir. Es wird auch heute noch gelingen.“

„Es iſt Dir etwas begegnet, Luc; ich kenne Dich zu genau,“ fuhr das Mädchen fort, indem ſie mit der kleinen Hand über ſein Geſicht ſtrich, und als es ſich nach dieſer als praktiſch bewährten Procedur noch nicht ganz aufgeklärt hatte, fragte ſie: „Haſt Du vielleicht ſchon von den königlichen Dragonern gehört, die Euretwegen in Grenoble angekommen ſind?“

„Dragoner? Unſertwegen?“ fuhr Lucas auf. „Ich weiß von nichts und komme aus dem Gebirge, wo wir ſelten etwas bald erfahren. Auch brachte ich dieſe Nacht nicht zu Hauſe zu, und deshalb ſag' an, was hat es mit den Dragonern zu bedeuten?“

„Der Vater hatte geſtern, wie alle Samſtage, Ablieferung in Grenoble. Dort war eben eine Menge Dragoner eingerückt, und in der ganzen Stadt ſprach man daven, der König habe ſie von Paris geſchickt, damit ſie die Hugenotten in der Stadt und Umgegend zum wahren Glauben zurückbringen ſollten. Es hieß, ſie würden heute ſchon Euere Kirchen dort verſchließen und auf des Königs ſtrengen Befehl alle Leute von calviniſchem Glauben mit dem Schwerte zwingen, die Meſſe zu hören."

„Gott ſchütz' uns!" rief der Jäger bewegt. „Iſt es dahin gekommen, daß wir wieder mit dem Schwerte bekehrt werden ſollen? Lieber wollt' ich das Land meiden."

„Und ich? Was ſollte aus mir werden?" fragte das Mädchen zutraulich.

„Du wanderteſt mit mir. Unſer Loos iſt unzertrennlich, Michelle; Du haſt mir Dein heiliges Wort gegeben, und ich Dir das meinige. Uns kann nun kein menſchlicher Wille mehr trennen, weder der eines calviniſtiſchen Pfarrers, und wenn er mein Vater wäre, noch der eines katholiſchen Königs und aller ſeiner Dragoner."

„So hör' ich Dich gern, Luc!" rief das Mädchen freudig; „dann leuchten Deine Augen, wie die Kryſtallen, die Du mir geſchenkt haſt, und noch viel ſchöner; denn ſo herrlich und ausdrucksvoll glänzt keiner und wenn ihn Dein Bruder noch ſo gut ſchliffe. Ich denke auch immer, die Liebe müſſe doch über den Glauben gehen. Wir lieben ja auch Beide Gott und Jeſum Chriſtum, und thun, was recht iſt. Wenn ich Dir's geſtehen ſoll, ich kann gar keinen großen Unterſchied zwiſchen meinem und Deinem Glauben finden, am wenigſten einen, der mich veranlaſſen könnte, Dich nicht zu lieben."

„Gottlob, daß dies meine Meinung auch iſt!" rief der Jäger froh. „Mag es nun kommen, wie der

Himmel will. Ein Kind ſoll ſeinen Eltern gehorchen, aber doch nur in allen billigen Dingen. Wenn mein Vater mit mir über die Berge ginge, durch die Wälder ſtreifte, den Fels erklimmte, das Rauſchen der Bäume vernähme und den durch ihre Zweige brechenden Glanz ſähe, wenn er Gottes Pracht und Herrlichkeit aus ſeinen Werken verſtehen lernte, und nicht Tag und Nacht über den düſtern Büchern brütete, ich glaube, er würde auch denken, wie ich. Wenn man Gott und alle Menſchen liebt und ſein Schätzchen recht treu von Herzen, dann iſt die ſchöne Natur beſſer als jede Kirche und jedes Bethaus. Meinſt Du nicht auch ſo, Michelle?"

„Freilich!" lachte das Mädchen, „ſonſt hätt' ich nicht jetzt die Meſſe verſäumt. Denn fürwahr es hat mir hier im Garten beſſer gefallen."

„Du haſt Gott mit jedem Kuſſe, den Du mir gegeben, frömmer gedient, als mit einem Paternoſter."

„So will ich Dich recht viel küſſen, um Gott immer wohlgefälliger zu werden," ſagte das Mädchen ſchelmiſch; und von Unmuth befreit, ſchloß ſie der Jüngling in die Arme.

„Du biſt ein trefflicher Lehrer," neckte Michelle.

„Und Du eine noch trefflichere Schülerin," verſetzte Lucas eben ſo. Und ihre Lippen vereinigten ſich aufs Neue.

Ob ſie wohl Gott würdig dienten?

## 3.

## Der Steinſchneider.

Der Eiſenfactor Villard, ein verſtändiger, vorurtheilsfreier Geſchäftsmann, hatte bei Tiſch noch ein Mal erzählt, was er über die Dragoner in der Stadt erfahren und ermahnte den Jäger mit ſchlichten, kräftigen Worten, nicht von ſeinem Glauben zu laſſen.

„Euer Wort, Herr Villard, vermehrt nur die Achtung, die ich Euch ohnedies zolle, und ſo wahr ich Lucas Sellier heiße, ich werde mir auch Eure Achtung zu erwerben ſuchen," erwiederte Jener.

„Ihr ſeid mir als ein braver Mann bekannt," entgegnete der Eiſenfactor. „Meine Söhne lieben Euch und der Aelteſte, der Förſter in Allemont, iſt Euch mehr als ein Bruder zugethan. Aber ſie ſind alle ſo geſinnt, wie ich, und würden Euch weder mehr lieben noch ſchätzen, wenn Ihr dem frömmelnden König zu Gefallen zu unſrer Kirche übertreten wolltet."

„Ihr habt da einen Ton angeſchlagen, den ich fortzuſpielen große Luſt habe. Mir iſt in Euerm Hauſe ſchon viel Liebes und Gutes begegnet. Euer älteſter Sohn hat mich als Freund und Kamrad hereingeführt, Ihr, Eure brave Hausfrau und alle Eure Kinder haben mich gütig aufgenommen; ich bin in kurzer Zeit heimiſch bei Euch geworden. Was Wunder, wenn ich mich noch inniger mit Euch zu verbinden wünſche! Ihr müßt es längſt gemerkt haben, daß ich Eurer Michelle gewogen bin. Nun, ſie iſt mir auch nicht gram. Ihr kennt mich, ich bin nicht von vielem Wortmachen; ſonſt hätt' ich ſchon lange zu Euch geſprochen. Jetzt iſt's aber gerade Zeit. Beim Oberforſtamt in Grenoble habe ich Anwartſchaft auf die untere Forſtbedienung zu Allevard. Sie nährt ihren Mann mit Frau und Kind, und wirft, bei guter Wirthſchaft, auch wohl noch etwas mehr ab. So gebt mir Euer Kind zur Hausfrau."

„Willſt Du ihn denn, Michelle?" fragte der Vater ſchelmiſch.

Das Mädchen vermochte die Augen nicht vom Boden zu erheben, und das Roth, das die Wendung der Unterredung auf ihre Wangen gegoſſen hatte, wurde noch glühender. Aber ſie faßte ſich ein Herz und ſagte mit lauter Stimme: „Ei freilich."

Die Brüder lachten über die muthige Antwort.

„Aber er iſt ein Calviniſt!" erinnerte der Vater.

„Ich will mit ſeinem Glauben ſchon fertig werden."

„Wenn Du es wagen willſt; ich habe kein Bedenken dabei, und geb' Euch mit Freuden meinen Segen, ſobald Ihr mir die Einwilligung Eures Vaters bringt, Herrn Sellier."

„Und wenn ich ſie nicht brächte, würdet Ihr uns dann Euern Segen verweigern?"

„Das iſt ein ernſter Punkt. Ohne die Einwilligung Eures Vaters muß ich Euch meine Tochter verſagen. Das fordern meine Ehre und die Landesgeſetze. Und ich bin unerbittlich ſtreng in allen Dingen, die meine Ehre betreffen."

„Nein, Herr Villard, Ihr werdet ein Paar Herzen, die ſich lieben, nicht um den Starrſinn eines calviniſtiſchen Predigers von einander reißen wollen! Ich ſag' Euch ehrlich, daß ich keine Hoffnung habe, jemals die Zuſtimmung meines Vaters zur Ehe mit Eurer Tochter zu erhalten. Aber was bedarf es deſſen? ich bin ſelbſtſtändig und wende mich mit einer Bittſchrift an den König, der dann Vaterſtelle bei mir verſieht.“

Der Alte ſchüttelte bitter lächelnd den Kopf; ſein Sinn ſchien ſo hart zu ſein, wie das Metall, mit dem er ſtets umging. „Euer Vater würde mich beſchuldigen, und alle Calviniſten und viele Katholiken würden es ihm nachſprechen, ich habe Euch verführt und verleitet, von Euerm Vater losgeriſſen, Euch mein Kind aufgehängt und dergleichen mehr; meine Ehre würde darunter leiden und das könnte mich toll machen.“

Die Unterhaltung hatte einen düſtern Charakter angenommen; Lucas brütete oft in Gedanken vor ſich hin, und achtete der freundlichen Winke und geflüſterten Tröſtungen der Brüder ſeiner Geliebten nicht. Da klopfte es an die Thür, und auf geſchehene Einladung des Hausherrn, trat flink und gewandt ein junger Mann herein, der ſich in modernen zierlichen Kleidern als eine angenehme Erſcheinung zeigte. Indem er ſich mit etwas geziertem Anſtand gegen die Anweſenden verneigte, rief der Jäger, der ſeine Augen auf ihn gerichtet hatte: „I Zachée, wo kommſt Du her? Was willſt Du hier?“ Und ſich zum Herrn und Frau Villard wendend, ſagte er: „Es iſt mein Bruder, der Kryſtallſchneider.“

„Verzeiht mir gütigſt,“ ſagte der Eingetretene mit einer feinen Stimme und einem ſüßen Lächeln, „ich komme im Namen meines Vaters, des Pfarrers Jean Lucas Sellier zu Vizille, und mein Auftrag gilt ſowohl Euch, werthgeſchätzter Herr Villard, als auch Dir, mein vielgeliebter Bruder.“

„So laßt denn hören, was Ihr an mich auszurichten habt, junger Herr!“ ſprach der Eiſenfactor geſpannt.

„Mein Vater läßt Euch höflichſt grüßen und ſagen, er habe ſeinen älteſten Sohn Lucas mit der Tochter des Kattunfabrikanten Vannegon in Vizille verlobt, er hoffe und wünſche von Euch als einem allbekannten Ehrenmann, falls Lucas in Euerm Hauſe Schritte thue, die mit ſeiner Kindespflicht nicht im Einklang ſtänden, daß Ihr ihn in ſolcher Verirrung nicht unterſtützen, ſondern vielmehr auf den rechten Weg zurückweiſen und ihn zum Gehorſam gegen den Vater wohl ermahnen möget. Er ſei zu jedem Gegendienſt willig und bereit.“

„Auf dieſen höflichen Gruß Eueres Vaters, mein Herr Lucas Sellier,“ wandte ſich Villard an den Jäger, „muß ich Euch ſofort mein Haus ernſtlich und ſtreng verbieten. Ihr habt mir verhehlt, daß Euch Euer Vater ſchon anderweitig verlobt hat, Ihr habt mein Kind in Schmerz und Betrübniß verſenkt: das mag Euch Gott vergeben! Jetzt geht und gehorcht Euerm Vater.“

„Ich gehe,“ ſagte der Jäger kurz und dumpf, hing ſeinen Ranzen um, und nahm Hut und Stutzen. „Leb wohl, Michelle!“ wandte er ſich gefaßt zu dem heftig weinenden Mädchen; „wir ſehen uns wieder.“ Damit wollte er nach der Thüre.

„Ich habe ja auch einige Worte an Dich auszurichten, liebſter Bruder!“ ſtammelte Zachée in großer Verlegenheit über den ſeltſamen Auftritt, den ſeine Gegenwart veranlaßt hatte.

„Und was ſoll's?“

„Der Vater läßt Dich ſehr freundlich bitten, ſogleich hinüber nach Vizille zu kommen. Auch die Mutter fügt ihre Bitten hinzu, und Beide leben der feſten Ueberzeugung, daß Du ſo liebevoller Einladung Deiner Eltern willfahrten werdeſt.“

„Freundlich bitten — liebevolle Einladung! Du biſt ſo glatt polirt, wie die Edelſteine, die Du ſchleifſt, mein Bruder. Ich kenne unſern Vater beſſer. Doch auch ohne dieſe freundliche Bitte und liebevolle Einladung wäre ich jetzt nach Vizille in's Vaterhaus gegangen. Wenn Du willſt, kannſt Du mich begleiten und mir unterwegs erzählen, was für freundliche Geſchichten ſich dieſer Tage, die ich nicht dort war, ereignet haben.“ Und den grünen Hut ſtolz auf den Kopf werfend, ging er hinaus, der Steinſchneider aber empfahl ſich mit unzähligen Bücklingen und Entſchuldigungen.

---

## 4.

## Der ungehorſame und der gehorſame Sohn.

Feſt und entſchloſſen ſchritt Lucas über die Schwelle des Pfarrhauſes, zitternd und bebend folgte ihm ſein jüngerer Bruder. Zachée hatte im Stillen gehofft und gewünſcht, daß die Sache ganz anders werden würde. Lucas werde nicht mitgehen, der Eiſenfactor ihn nicht ſo fortſchicken, Michelle ihn nicht losgeben, hatte er gemeint. Vielleicht hatte er ſogar Urſache, des Bruders Gegenwart zu ſcheuen, wenigſtens glaubte Lucas aus den umſchweifigen Reden und Vorkehrungen Zachée's ſo etwas entnehmen zu dürfen.

Die Mutter ſtand in der Hausflur, eilte freudigen Angeſichts auf den Jäger zu, und ſagte: „Gott ſei Dank, daß Du kommſt! das iſt recht und brav von Dir, daß Du gehorchen willſt. Nun höre nur die Vorwürfe des Vaters ruhig an, und antworte ihm nichts. Du kennſt ihn ja. Faſſe Dich in Allem kurz und widerſprich nicht.“

„Ich werde mich ſehr kurz faſſen und habe nur wenig mit dem Vater zu reden,“ verſetzte Lucas, und trat in die Stube. Verwundert über den Ton, womit er das geſagt, ſah ihm die Mutter nach, und ging dann beſorgt, um von der Kammer aus die Unterredung zu behorchen.

Der Pfarrer ſaß im vollen Amtsornat in ſeinem großen Lehnſtuhl. Die freudehaſſenden Lehren ſeines Glaubens ſchienen das Gepräge des finſtern Ernſtes in ſeinem Geſicht verſteinert zu haben. Sein Auge hatte jenen ſtarren Ausdruck des düſtern Fanatismus, den man an den bittern Feinden der römiſchen Kirche oft wahrnimmt. Beim Eintritt des Sohnes regte ſich nichts in den harten Zügen des Greiſes. „Ihr habt mich herbeſchieden, um mit mir zu reden,“ begann der Sohn, den das Schweigen des Vaters verdroß.

„Redeſt Du Deinen Vater nicht mit mehr Ehrerbietung an?“ fuhr der Pfarrer empor.

„Die Ehrerbietung gegen Euch iſt in mein Herz verwachſen; noch nie hab' ich ſie Euch verſagt, und könnte es nicht. In meinen Worten lag nichts Unehrerbietiges. Ich wollte Euch blos fragen, was Ihr mir zu ſagen hättet?“

„Ich habe eine einzige Frage an Dich zu thun.“

„Wahrlich, auch ich wollte nur eine einzige an Euch richten.“

„Willſt Du Sara Vannegon heirathen?“

„Nein, weil ich ſie nicht liebe. Ich liebe die Tochter des Eiſenfactors zu le Bourg d'Oyſſans und werde zärtlich von ihr wieder geliebt. Sie will ich heirathen und keine andre. Wollt Ihr Euere väterliche Einwilligung zu dieſem Ehebündniß geben?“

„Nein! Mit der Katholiſchen! Mit einem Kinde des Belial! Mit einer Anhängerin des römiſchen Antichriſt: Nein! Bei Gottes Allmacht, nein!“ ſchrie der Pfarrer entrüſtet.

„Ich bitt' Euch darum. Ihr werdet mich ſonſt unglücklich machen,“ flehete der Sohn mit weicher Stimme.

„Kein Wort mehr, Baſtard! Du kannſt nicht mein Sohn ſein!“ wüthete der Pfarrer, deſſen Geſicht vor Zornesflammen glühete. „Mein letztes Wort: willſt Du Sarotte zum Eheweib nehmen? Oder ich ſtoße Dich aus meinem Hauſe, aus meinem Herzen, ich enterbe Dich; Du darfſt mir nie mehr vor die Augen kommen.“

„Lebt wohl!“ ſagte Lucas und wandte ſich zur Thüre.

„Mann! Mann!“ ſchrie die Mutter und ſtürzte in die Stube.

„Schweig, Weib!“ verſetzte der Pfarrer, „er iſt verſtoßen, der Undankbare. Mag er hingehen, ſeinen Glauben abſchwören und die Katholiſche heirathen. Ich fluche ihm und ſeiner Ehe!“

Vom Fluche gepeitſcht, raſete der Jäger fort; ſein Pfad verlor ſich in den Wäldern des Gebirges. Nicht ein Mal ſah er ſich wieder nach dem Thale um. —

„Zachée! Zachée, mein Sohn!“ rief der Pfarrer hinaus, und der Kryſtallſchleifer trat mit freundlich lächelnden Mienen herein, obgleich ihm das Herz vor Furcht zitterte. „Was befehlt Ihr, mein gütiger Vater?“ wisperte ſeine zarte Stimme.

„Mein Sohn, ich habe Herrn Vannegon mein Wort gegeben, daß unſre Kinder ſich heirathen ſollen. Ein ehrlicher Mann, vorzüglich ein Pfarrer der reinen Lehre Chriſti, muß unter allen Umſtänden ſein Wort halten. Luc hat ſein Glück mit Füßen von ſich geſtoßen, dafür iſt er mein Sohn geweſen. Ich befehle nun Dir, Dich mit Sarotte zu verbinden und noch heute zu verloben.“

„Ihr wiſſt, daß ich ſtets zu gehorchen gewohnt bin.“

„Du biſt ein braves Kind, und machſt Deinen Eltern Freude. Du ſollſt dafür auch der Erbe aller unſerer Güter werden. Sarotte erbt als einzige Tochter ein großes Vermögen; Du wirſt Beſitzer der neuen Kattunfabrik und ein ſteinreicher Mann. Nicht wahr das gefällt Dir?“

Zachée rieb ſich vergnügt die Hände.

„Aber er hat ja der Schloßgärtners-Tochter die Ehe verſprochen,“ erinnerte die Mutter.

„Ich werde das Mägdlein zu mir kommen laſſen und ſie mit einem Stück Geld abfinden,“ beſchwichtigte ſie der Pfarrer. „Es war ſchon unklug von Dir, Zachée, Dich mit der Maria einzulaſſen, aber ſie iſt fromm und gut und hatte Wohlgefallen vor meinen Augen gefunden. Ich hätte nichts gegen Deine eheliche Verbindung mit ihr gehabt. So aber muß Gottes Wille geſchehen und des Menſchen Wille ſchweigend zurückweichen.“

In das Haus des Kattunfabrikanten ſich verfügend, machte der Pfarrer denſelben mit den Ereigniſſen in ſeinem Hauſe bekannt. Die Väter waren bald übereingekommen, den Steinſchneider für den Jäger zu nehmen, und Sarotte, ein zimpferliches verzognes einziges Töchterchen reicher, hochmüthiger Eltern, war es nach einigen Zierereien auch zufrieden. Wie man verabredet hatte, ſo geſchah es: es wurde den Sonntag Nachmittag wirklich Verlobung in Bannegon's Hauſe gehalten; aber es war eine traurige Feierlichkeit.

---

## 5.

## Eine Sterbeſcene.

Nachdem Ludwig XIV., König von Frankreich, ſeine Jugend und ſein Mannesalter in entnervenden Wollüſten verpraßt hatte, wurde er durch die Bemühungen eines ſchlauen Weibes, das ſich ihm unentbehrlich gemacht, zum Frömmler bekehrt. Das von der Frau von Maintenon allein begonnene Werk halfen ihr des Königs Beichtvater, der Jeſuit Lachaiſe, der Kanzler Letellier, der Miniſter Louvois und Andre vollenden. Das Reſultat dieſer Bekehrung war des Königs Wahn, er thue ein gottgefälliges Werk, wenn er die Hugenotten in Frankreich in den Schooß der katholiſchen Kirche zurückführe. Um ſchneller und ſicherer zum Ziele zu kommen, ſchickte man große Haufen bewaffneter Dragoner in die ſüdlichen Provinzen, vorzüglich in die Dauphiné, wo die meiſten Proteſtanten lebten. Von den Städten aus, wo ſie ihre Hauptniederlage hatten, durchzogen ſie das ganze Land, verſchloſſen die hugenottiſchen Kirchen, und ſuchten die Bekenner des Calvinismus mit dem Schwerte zu bekehren. Zu jedem Hugenotten wurden zwei, drei und mehr Dragoner in's Quartier gelegt und angewieſen, ihren Wirth durch alle mögliche Drangſale zum Uebertritt zu bringen.

Grenoble, wo Calvin's Lehre beſonders blühete, hatte ein ganzes Regiment bekehrender Dragoner erhalten, die ihrem Geſchäfte mit dem heilloſen Eifer des rohen Fanatismus oblagen. Der Schrecken eilte vor ihnen her in die friedlichen Thäler, und bald ſah man in den reichen Marktflecken und Dörfern, in denen

Friede, Fleiß, Moralität und jegliche Bürgertugend in beſcheidner Ruhe und glücklicher Eintracht gewohnt hatten, empörende Scenen roher Gewalt, von frommer Glaubenstreue, muthigem Widerſtand und himmelſchreiender Verzweiflung auf der einen Seite, von wilder Luſt und fanatiſcher Tollheit auf der andern hervorgerufen. Hier beſeelte der Machtbefehl eines bethörten, frömmelnden, abgeſtumpften Königs, die Reihen der Soldaten, dort der bedrohete Glaube die Haufen der Landleute.

Auch Vizille, ein angeſehener blühender Marktflecken, hatte bald ein gleiches Schickſal erfahren. Eine Compagnie der Dragoner legte ſich dort ein, bedeutete den Pfarrer Sellier nachdrücklich, daß er überflüſſig ſei, und man ſich ſeiner Auswanderung nicht widerſetzen werde; die Kirche wurde geſchloſſen und mit Dragonern beſetzt, und in den einzelnen Häuſern begann der unſelige Streit. Durch Zufall war der Sonntag, an welchem der ſtrenge Pfarrer ſeinen älteren Sohn verſtoßen und den jüngern zu einem Treubruch verleitet hatte, der letzte geweſen, an welchem Gottesdienſt hatte gehalten werden können. Schon Sonntags darauf war die Kirche verſchloſſen, und unbeſchreiblicher Jammer erfüllte den Ort. Ja, was noch auffallender war, ſchon am Montag nach jenem verhängnißvollen Tage, war das Gerücht der nahenden Gefahr nach Vizille gedrungen, von Tag zu Tag hatte Angſt und Beſorgniß die Herzen gemartert, bis die Soldaten eingerückt waren und die friedlichen bangen Einwohner mit roher Ungebühr in ungeheuern Schrecken verſetzt hatten. Die Frau des Pfarrers ſah dieſen Umſtand für eine gerechte Fügung Gottes an, womit er die unväterliche Handlung ihres Mannes beſtrafe. „Die Züchtigung,“ ſeufzte ſie oft, „iſt der Unthat auf dem Fuße gefolgt.“ — Der Pfarrer ſah ihre ihn anklagenden Thränen, aber ſein Herz wurde nicht erweicht; er hatte ja ſeiner Ueberzeugung nach, in Gottes Sinn und zu ſeiner Ehre gehandelt. Aber ſeit jenem Tage lag ein bleierner Trübſinn, eine geiſtige Unbehaglichkeit, wie ein giftiger Nebel, auf dem Hauſe. Dieſe gereizte, bittre Stimmung wurde durch tägliche Gräuelthaten der Dragoner vermehrt, aber durch einen die Familie zunächſt betreffenden Umſtand auf die höchſte Stufe geführt. Der Pfarrer hatte nämlich der Geliebten ſeines jüngern Sohnes, der Tochter des Schloßgärtners, Marie, mehre Male ſagen laſſen, daß ſie ſich zu ihm in das Pfarrhaus verfügen möchte, aber das Mädchen hatte nicht Folge geleiſtet, und überhaupt nichts von ſich hören und ſehen laſſen. Die ſchrecklichen Vorfälle im Orte, die das einförmige Leben aus ſeinem gewohnten Gange herausriſſen und vor Allem den Kopf des glaubenseifrigen Pfarrers beſtürmten, hatten die Widerſetzlichkeit der Gärtnerstochter, die ihn ſonſt empört und zu Gewaltſchritten verleitet haben würde, ſeiner Aufmerkſamkeit entrückt; da drang eines Tags die Kunde in das Pfarrhaus, der alte Gärtner ſei, weil er nicht habe katholiſch werden wollen, ſeiner Stelle entſetzt und mit ſeiner Tochter vom Schloſſe verjagt worden, die Dragoner hätten ihn noch obendrein ſo unbarmherzig geſchlagen, daß er krank und elend am Ufer des Fluſſes vor dem Orte liege und ſein letztes Stündlein erwarte. Die Pflicht des Pfarrers gebot ihm, dem kranken, ſterbenden Manne ungeſäumt mit geiſtlichem Troſte beizuſpringen, und wo es den Dienſt ſeines Amtes galt, pflegte Sellier mit der größten Gewiſſenhaftigkeit pünktlich zu ſein. Er machte ſich alſo auf den Weg, unbekümmert um den Hohn und die Verwünſchungen der ihm begegnenden Soldaten. Der regneriſche, unfreundliche Tag neigte ſich bereits ſeinem Ende zu, als er an der Stelle ankam, wo der mißhandelte Greis lag. Unter einer Linde, die ihm vor dem Regen ſchützen ſollte, auf dem harten Boden hingeſtreckt, wurde ſein blutiges Haupt von der Hand ſeiner neben ihm knieenden Tochter unterſtützt. Der ſtrömende Regen hatte ihn erſt durchnäßt, eh' es der ſchwachen Kraft ſeines Kindes gelungen war, ihn unter den Baum zu ſchleppen, der Wind, der vom Gebirg herab durch das Thal pfiff, wühlte in ſeinen grauen Locken, Froſt ſchüttelte ſeine Gebeine, und vergebens hatte Maria ſich faſt entkleidet, um ihn einzuhüllen und zu wärmen. Als der Pfarrer mit einem ſalbungsvollen Spruche hinzutrat, wandte ſich das Mädchen, und ſtieß, ihn erkennend, einen ſchmerzlichen Schrei aus. Noch konnte er ihr bleiches abgehärmtes Geſicht ſehen, aus dem die lachende Blüthe der Geſundheit, die ihre ländlichen Reize erſt erhöht hatte, vertilgt war.

„Marie,“ ſagte er, „warum biſt Du nicht zu mir gekommen?“

„Was ſoll ich noch bei Euch?“ fragte ſie langſam und ſchwerbetont, indem ſie ihr Auge mit dem ſchmerzlichen Ausdrucke des Vorwurfs zu ihm emporhob. Der Pfarrer aber verſtand weder Ton noch Blick und ſagte: „Ich wollte mich mit Dir abfinden von wegen meines Sohnes.“

„Abfinden?“ fragte das Mädchen mit ſtaunender Entrüſtung, und mit ſpottendem Stolze ſetzte ſie bitter lachend hinzu: „Ich bin ſchon abgefunden. Das Unglück hat bereits Euere Stelle verſehen, Herr Pfarrer, und ich glaube, beſſer als Ihr. Seht, ein ſchmucker Gärtnerburſche, Gérard aus Savoyen, nicht weit von hier, der bei meinem Vater gelernt und in ſeiner Heimath jetzt ein gutes Auskommen hat, liebte mich treu und innig, und auch ich war ihm gewogen. Als er fürſtlicher Gärtner geworden war, hatt er meinem Vater die Stelle neben ſich verſchafft und dieſer, dem's hier ſchon lange nicht mehr gefallen, wünſchte ſehr, daß ich dem braven Gérard meine Hand reiche und wir zuſammen hinüberzögen. Da hatten mich aber die glatten Worte Eueres Sohnes ſchon bethört. Ich ſchlug den Gérard aus, und mein Vater grämte ſich, daß er hier bleiben mußte. Dadurch bin ich zur Mörderin meines Vaters geworden. Der Gérard hat jetzt ein glückliches Weib, das könnte ich ſein; mein Vater lebte dort ruhig und zufrieden, hier ſtirbt er arm und obdachlos. Sagt ſelbſt, Herr Pfarrer, ob ich nicht beſtens abgefunden bin?"

Der würdige Herr machte zu dieſen Reden ein ziemlich einfältiges Geſicht, und wandte ſich, da er nichts darauf zu antworten wußte, mit ſeinen Bibelſprüchen und Tröſtungen an den ſterbenden Mann.

Unterdeſſen waren aber mehre Dragoner, die von der Abſicht des Pfarrers, eine geiſtliche Function ausüben zu wollen, gehört hatten, dieſem nachgeeilt, und traten herbei, um ihn mit Wort und That daran zu hindern. Sellier kehrte ſich nicht an ihre Verbote, ſondern fuhr ruhig fort, dem Sterbenden zuzuſprechen, da zog ein bei den Soldaten ſich befindender Offizier den Säbel und ſchlug den Pfarrer unter gemeinen Schimpfreden mit der flachen Klinge mehrmals über Kopf und Rücken. In demſelben Augenblicke blitzte es am gegenüberliegenden Ufer des Fluſſes im Gebüſche auf, ein Schuß nahm die Aufmerkſamkeit der Dragoner einen Augenblick in Anſpruch, denn ſchon im nächſten ſahen ſie ihren Offizier mit zerſchmettertem Kopfe zu ihren Füßen ſtürzen. Kaum hatten ſie ſich beſtürzt umgeſehen, als ſchon ein zweiter Schuß ihre Reihe wieder um einen Mann lichtete, und als ſie ſchon zur Flucht ſich gewandt, ſtürzte noch ein dritter. Der Pfarrer konnte nun ungeſtört beim Gärtner ausharren, bis dieſer den Geiſt aufgegeben hatte. Maria bedeckte den erkalteten Mund ihres Vaters mit Küſſen, riß ſich dann, ohne eine Thräne zu vergießen los und verſchwand in der Nacht. Vergebens rief ihr der Pfarrer nach; er mußte allein nach Hauſe zurückkehren.

Als in der Frühe des andern Morgens Zachée Sellier, der Steinſchleifer, das Rad ſeiner Schleifkoi, die auf der andern Seite des Fleckens, an der Romanche lag, anlaſſen wollte, trieb die zuſtrömende Fluth einen Leichnam in die Rinne des Rades. Er ſprang hinzu, zog ihn heraus und erkannte die halbnackte Marie.

## 6.

## Des Pfarrers geheime Gedanken.

So hitzköpfig und unbeugſam auch der Pfarrer Sellier in ſeiner Familie und ſeiner Gemeinde war, ſo ſehr fehlte es ihm doch, der überlegenen Gewalt gegenüber, an perſönlichem Muth, und er verſuchte nicht, ſich den Soldaten thätlich zu widerſetzen oder die calviniſtiſchen Einwohner Vizille's und der Umgegend gegen ſie aufzureizen; nur wenn er hörte, daß ſich Jemand auf die Liſte der Bekehrten hatte ſetzen und zur Meſſe treiben laſſen, entflammte ſein Zorn und würde ihn alsdann gewiß ein Mal zu einer Unbeſonnenheit verleitet haben, worauf der Rittmeiſter der

Compagnie nur zu warten ſchien, um ihn feſtnehmen zu laſſen, wenn nicht Marie's gewaltſamer, von ihr ſelbſt geſuchter Tod einen faſt lähmenden Einfluß auf ſein ganzes Weſen ausgeübt hätte. Seit jenem Tage war er weit ruhiger als ſonſt, man ſah ihn faſt immer in ſich gekehrt und in Gedanken verſenkt; die vorwurfsvollen Thränen und Blicke ſeiner Frau ſchienen ſich allmählig einen Weg zu ſeinem Herzen gebahnt zu haben und die ſtarre Härte deſſelben zu erweichen. Dazu kam, daß die Wege des Pfarrers ein Genius zu umſchweben ſchien, der ihn aus jeder drohenden Gefahr rettete. Es war von den Dragonern beſchloſſen worden, das calviniſtiſche Leichenbegängniß des alten Gärtners mit Gewalt zu hindern, und der Rittmeiſter der Compagnie hatte bereits den Befehl dazu gegeben, der Pfarrer ſeinerſeits ſich auch gerüſtet, eine kräftige Rede am Grabe des unglücklichen Mannes zu halten, und man ſah voraus, daß es zu Thätlichkeiten kommen würde, bei denen der ſchwache Geiſtliche den Kürzern ziehen müſſe, als in der Nacht noch ein Dragoner mit dem ſtrengen Befehl des Oberſten von Grenoble ankam, daß die Compagnie mit der erſten Tageshelle aufbrechen und nach Allevard marſchiren ſolle. Der Rittmeiſter gehorchte, und der Gärtner wurde ruhig begraben, der Pfarrer donnerte ungehindert ſeine kräftige Rede, die ihm im Beiſein der Dragoner wahrſcheinlich ſelbſt den Tod zugezogen haben würde. Aber ſchon am folgenden Tage ergab es ſich, daß der Rittmeiſter getäuſcht worden und der Befehl falſch war; die Compagnie kehrte mit erhöhter Wuth nach Vizille zurück. Ein ander Mal ging der Pfarrer Abends von einem benachbarten Dorfe heim, wo er heimlich ein Kind getauft hatte; auf dem Wege begegneten ihm mehre Dragoner an einer Stelle, wo derſelbe am abſchüſſigen Ufer der Romanche hinführte. Sie ſchienen ihm entgegen geſchickt zu ſein; denn kaum hatten ſie ihn erkannt, als ſie ihn mit den unwürdigſten Schimpfworten belegten und in das Waſſer hinabzuſtürzen droheten. Aber kaum hatte einer der ſchlimmen Geſellen Hand an ihn gelegt und der Pfarrer ſich zur Wehr geſetzt, als plötzlich unter dem Ufer ein verhüllter Mann auftauchte, den Soldaten von hinten faßte, mit kräftigem Arm in den Fluß hinabſchleuderte, einem zweiten einen Meſſerſtich verſetzte, daß er ſchreiend zuſammenbrach, und einen dritten, der mit den Uebrigen floh, mit einem Piſtolenſchuß erlegte, dann aber eben ſo ſchnell ſelbſt wieder im Gebüſch des Ufers verſchwunden war.

Der Pfarrer ſchien zu ahnen, wer dieſer ſein Beſchützer ſei, aber er wagte ſeiner Frau den Namen deſſelben nicht zu nennen, inzwiſchen fanden ihre laut gewordnen Anklagen, daß das ſie betroffene Unglück eine Strafe ſeiner grauſamen Strenge ſei, immer mehr Eingang bei ihm. Tagelang ſaß er brütend in ſeiner Stube, und war ſchon mehrmals im Begriff, das Inſtrument, worin er ſeinen älteſten Sohn enterbt, wieder vom Gerichte zurückzunehmen, bis die Angelegenheit, über die zu reden ſich beide Ehegatten geſcheut, endlich ein Mal doch zwiſchen ihnen zur Sprache kam. Sellier erfuhr, daß ſeine Frau im Geheimen Nachforſchungen nach Lucas angeſtellt hätte, aber er war nicht in die Förſterei, in welcher er als Jagdgeſelle geſtanden, zurückgekehrt, nur in der Nähe von le Bourg d'Oyſſans war er in einem verwilderten Zuſtande geſehen worden.

„Sein Herz hängt, wie es ſcheint, unzertrennlich an des Eiſenfactors Tochter,“ ſetzte die Mutter weinend hinzu, „und der Arme darf ſich auch dort nicht im Hauſe ſehen laſſen, ſo wenig wie bei uns; der

Eiſenfactor hat es ihm ſtreng verboten, und er iſt hier und dort verſtoßen."

„Wenn das Mädchen von der papiſtiſchen Abgötterei ließe," ſagte der Pfarrer, „ich wollte ja mit Freuden meinen Segen zu ihrem Bunde geben; aber eine Katholiſche kann nun und nimmermehr meine Tochter werden. Lieber laß den Leib verderben, als die Seele ſterben. — Sieh, ſeit dem Tode der Marie," fuhr er in einem ſanften vertraulichen Tone fort, den die Frau nicht an ihm gewohnt war, „haben ſich Gedanken allerlei Art in mein Herz geſchlichen. Durch ihren Selbſtmord iſt dem Himmel eine Seele verloren gegangen und — ich muß es als ein reuiger Sünder bekennen — ich trage einen Theil der großen Schuld. Wie, wenn ich dem Himmel dafür wieder eine Seele gewinnen und zuführen, und dadurch zugleich Luc's Glück begründen könnte!"

„Du meinſt, wenn Du die Eiſenfactorstochter zu unſerm reinen Glauben bekehrteſt?"

„Freilich meine ich das. Wenn ſie nicht ſchon eine Neigung zum wahren Lichte der Religion in ſich hätte, würde ſie da den Jungen lieben? Es iſt meine Pflicht, Frau, daß ich mich zu ihr wende und ihr jenes göttliche Licht leuchten laſſe. Gelingt es mir — und Gott wird mir ſeine Gnade zu dieſem ihm wohlgefälligen Werke nicht verſagen — ſo iſt nicht nur meine Schuld an Marie's Tod getilgt, ſondern wir ſöhnen uns dadurch wieder mit Luc aus und verhelfen ihm zu ſeinem Glücke. Und giebt Gott dem verſtockten Könige nicht bald Einſicht und Erleuchtung, ſo daß dieſe Zeit der argen Noth noch länger dauern ſollte, ſo wandern wir, gleich andern unſrer Brüder, nach der Schweiz aus, Zachée mit ſeiner Frau und ihren Eltern, Luc mit ſeiner Frau und wir, und Alles kann noch gut und glücklich gehen.“

„Den Gedanken hat Dir Gott ins Herz gegeben, Lucas!“ rief die Frau freudig aus. „Eile, eile, ihn auszuführen! Der Herr giebt ſeinen Segen dazu.“

Und lange beſprachen die Ehegatten die Mittel und Wege dieſer Ausführung.

## 7.

## Der wilde Jäger.

Wenn die Nacht aus den Thälern die Berge hinauf ſtieg, dann ſtieg ein bleicher Jägersmann von den Bergen in die Thäler hinab, abwechſelnd in das, worin le Bourg d'Oyſans, und in das, worin Vizille liegt. Seine Kleider waren nicht die mehr von ſonſt, vielmehr trug er das graue Wamms eines ſavoyiſchen Hirten, von ſeinem alten unſcheinbaren Hute ſchwankte keine Feder mehr, er hatte ſich alles fröhlichen Jägerſchmuckes abgethan, Bart und Haupthaare waren ihm lang gewachſen und hingen verwirrt um Lippen und Kinn, um Scheitel und Nacken. Sein Aeußeres war verwildert, nicht ſo ſein Herz. Obgleich von namenloſem Schmerz zerriſſen, ſchlug es immer warm der Liebe, der Treue, der Freundſchaft. Von Antoine, einem der Brüder Michelle's, ſowohl mit Lebensmitteln verſehen, als auch in den Stand geſetzt, das geliebte Mädchen an beſtimmten Orten heimlich zu ſprechen, widmete er doch nicht ihr allein die ſichern Abendſtunden, oft war es nur ein Kuß, ein Händedruck, ein liebes Wort, was er ihr überbrachte, oft ſah er ihr nur in die treuen Augen, und dann riß er ſich wieder los, und ſtrich, unerkannt und wohl bewandert mit den geheimen Pfaden am Ufer der Flüſſe, durch Buſch und Wald, durch die Thäler, an den Bergabhängen, ſein ſcharfes Auge ſpähete durch Dämmerung und Nacht auf den Wegen und Straßen umher, und haftete oft an dem hohen weißen Pfarrhauſe und beobachtete die Thür, wer da ein und ausgehe. Zwei Piſtolen und ein ſcharfes Meſſer in ſeinem Leibgurt verſteckt, und ſein trefflicher Stutzen dienten ihm gut gegen die ruchloſe Niederträchtigkeit der Dragoner, und ſo war es ihm gelungen, nicht nur ſeinen Vater zu ſchützen und an ihm begangne Unbill zu rächen, ſondern auch andre proteſtantiſche Bewohner der Thäler durch eine ſicher treffende Kugel oder das ſcharfe Meſſer von ihrem unmenſchlichen Drängen zu befreien. Von den frommen Leuten für einen Schutzgeiſt gehalten, war er ſelbſt von einer hohen Macht beſchützt worden, und allen Gefahren ſicher entronnen. Nach einigen Wochen führte er den Krieg gegen die königliche Gewalt ſchon nicht mehr allein; rüſtige Männer und Jünglinge, die ſich den Dragonern widerſetzt und im gerechten Zorn einen oder mehre derſelben mißhandelt hatten, dann aus Furcht oder der Uebermacht weichend in die Gebirge geflohen waren, trafen mit dem einſamen Jäger zuſammen, er wußte ihnen durch den Förſter, bei welchem er als Gehülfe geſtanden, Gewehre, Pulver und Blei zu verſchaffen, bald beſeelte ſie ſein Geiſt, und ihre feſte Hand decimirte die Bekehrer und kühlte ihren Eifer ab. Dieſer erfolgreiche Widerſtand reizte den Kanzler Letellier zur Wuth; mit neuem gewaltigen Schrecken ging die Kunde durch die Thäler, daß noch drei Mal mehr Soldaten kommen und Alles niedermachen ſollten, was nicht ſogleich die Meſſe hörte. Dieſe Gerüchte veranlaßten hunderte von Familien zur Auswanderung; aber nun langte auch der ſtrenge Befehl an, die Gränze ſcharf mit Soldaten zu beſetzen und Niemand paſſiren zu laſſen. Dieſes Machtgebot wurde nur zu pünktlich ausgeführt. Auf allen Gebirgswegen und Päſſen lagerten Tag und Nacht zahlreiche Pikets, die jeden mit Hohn und Spott und den drohend entgegen gehaltenen Waffen' zurückwieſen, der nach Savoyen oder der Schweiz wollte. Eine jammervolle Verzweiflung erfaßte die friedlichen Thalbewohner. Da vermehrte ſich ſchnell die Genoſſenſchaft Lucas Sellier's, der Freunden und Feinden unter dem Namen des wilden Jägers bekannt war. Nur wenige vertraute Freunde kannten ſeinen wahren Namen und ſeine Verhältniſſe, und dieſe beobachteten darüber die tiefſte Verſchwiegenheit. Die Schaar des wilden Jägers zählte bald über hundert Köpfe und hatte ihr Lager in einer ſonſt nur den Jägern bekannten Höhle des engen düſtern Romanchethales. Sobald ſie von der Abſicht eines Haufens von Thalbewohnern, auszuwandern, unterrichtet worden waren, erkundigten ſie ſich nach dem Wege, welchen dieſe Leute zu nehmen und zu welcher Zeit ſie aufzubrechen gedachten, dann vertheilten ſie ſich und überfielen die Wachtpoſten auf dem bezeichneten Wege von verſchiedenen Seiten, von oben herab, von unten herauf, und wichen nicht eher von der Stelle, bis der Weg frei und der Haufe der Auswanderer über die Gränze war. Auf dieſe Art kamen Tauſende glücklich hinüber. Der bloße Name des wilden Jägers war ein Schrecken der Dragoner, aber Keiner ahnete, daß dieſer Unnahbare, den der Aberglaube der Zeit für ein höheres Weſen hielt und von deſſen übernatürlicher Macht man ſich die wunderbarſten Geſchichten erzählte, mit dem verſtoßnen und verſchollenen Sohne des hugenottiſchen Pfarrers zu Vizille einerlei Perſon war. Selbſt Michelle und ihre Brüder wußten es nicht, und oft beſtürmten ihn die Harmloſen, ob er den blutigen wilden Jäger nicht kenne, deſſen Stutzen, von einem Zauberer gefeit, niemals fehle, der ſelbſt zaubre und mit dem Blick ſeines Auges tödte; und er hatte Noth, ihren Fragen geſchickt auszuweichen. So oft er konnte, umarmte er ſeine Michelle in der Laube des Berggartens oder auf dem hohen Felſenſitz, und ihr Bruder Antoine war der Schutzgeiſt ihrer Liebe. Dann ruhete ſein kummervolles Haupt auf des Mädchens Bruſt, dann küßte ſie ihm die bleiche Wange auf Minuten wieder roth, dann vergaß er unter ihrem herzigen Gekoſe, daß er der verſtoßene unſtäte Jäger war, ohne Heimath und Vaterhaus, der wilde grauſige Jäger auf Menſchen; war doch ihr Herz ihm Heimath und Vaterhaus geworden, erreichte ihn hier doch nicht der arge fanatiſche Streit.

Eines Abends überraſchte ihn Michelle mit der Nachricht, daß von ſeinen Eltern eine Botſchaft heimlich an ſie gelangt ſei, mit der Bitte, ſie möchte bald nach Vizille hinüber in das Pfarrhaus kommen, indem der alte Herr Nothwendiges mit ihr zu reden habe.

„Endlich,“ ſagte das liebende Mädchen froh und glücklich, „endlich iſt ſeine Strenge gebrochen, die Unfälle der letzten Zeit haben ihn gedemüthigt den ſtolzen, zelotiſchen Mann, und den Entſchluß in ihm erweckt, ſeine Einwilligung zu unſrer Verbindung nicht länger zu verſagen.“

Lucas ſchüttelte das Haar wehmüthig; es war ihm zu Sinn, als könne er Michelle's ſchönen Glauben nicht theilen. „Warum aber,“ entgegnete er, „wenden ſie ſich nicht an mich?“

„Wie können ſie das, da ſie wohl wiſſen werden, daß Du unſtät und flüchtig, für ihre Botſchaft unerreichbar biſt? Sie ahnen wohl, daß wir uns noch ſehen und ſprechen und daß ihr Wort am ſicherſten zu Dir gelangt, wenn ſie es mir auftragen.“

„Geh in Gottes Namen, und der Herr wolle, daß es ſo iſt, wie Dein reines Gemüth glaubt!“

## 8.

## Ein neuer Liebhaber.

Am andern Tage wußte Michelle eine ſchickliche Urſache zu einem Wege über Land aufzufinden, und ging über die Berge, von Antoine begleitet. Dieſer blieb in Vizille im Wirthshauſe zurück, während Michelle ſich mit hochklopfendem Herzen ins Pfarrhaus verfügte. Dicht hinter den beiden Wanderern hatte ein junger Soldat im Offiziersrocke die Wirthsſtube betreten, faſt ſchien es, mit Abſicht auf das Geſchwiſterpaar, auf deſſen ſchönerer Hälfte ſeine Augen lüſtern und begehrlich hingen. Mit zierlichen Schritten mehr hüpfend, als gehend, maß er die Stube, muſterte an ſeinem Anzuge, zog einen kleinen Spiegel aus der Taſche und rückte rechts und links an der zierlichen Lockenperücke, die keck und puderwichtig auf ſeinem ſpitzen Kopfe ſaß, für die Geſchwiſter Billard ein ſeltener Anblick, zupfte an ſeinen Manchetten, die ungebührlich lang herabhingen, und breitete mit wohlgefälligem Lächeln die langen ſchön geſtickten Zipfel ſeines Halstuches von einander. Dazwiſchen ſuchten ſeine ſüßlächelnden Augen Michelle, auf die er's offenbar abgeſehen hatte. So bald das Mädchen fort war, ſetzte ſich der militäriſche Petitmaitre Antoine gegenüber und forderte mit gebieteriſchem Tone eine Flaſche Seyſſuel, der beſte und feurigſte Wein jener Gegend, der ſich durch einen herrlichen Veilchengeruch auszeichnet. Mit einem: „Woher des Landes?“ rückte er dem unbefangenen Burſchen näher, der denn auch mit gehörigem Reſpect vor dem vornehmen Weſen des Soldaten treuherzig beichtete. Als die Flaſche kam, beſtellte der Offizier ein zweites Glas, und bot Antoine das gefüllte mit den Worten: „Ihr ſeid doch ein guter Katholik?“

„Gelobt ſei Jeſus Chriſt!“ verſetzte dieſer, und nahm geſchmeichelt das Glas; denn er hatte gehört, daß ſein Gegenüber von der demüthigen Wirthsfamilie Herr Rittmeiſter titulirt worden war. Bald ſtand eine zweite Flaſche auf dem Tiſche und Antoine's Offenherzigkeit, durch das Feuer des Weins zum Fluß gebracht, beantwortete des Rittmeiſters zudringliche Fragen mit umſtändlicher Ausführlichkeit. Als Michelle nach einer Stunde zurückkam, blieb dem Offizier über ihre Liebesverhältniſſe nichts mehr zu erfahren übrig. Das verſtörte Weſen des Mädchens, die Bläſſe ihres Geſichts, ihr verweintes Auge fielen dem aufmerkſamen Soldaten zuerſt auf, er nahte ſich der Reizenden mit einem Strome ſüßer Worte und erkundigte ſich mit theilnehmender Freundlichkeit und gewandter Zuvorkommenheit nach der Urſache ihres Kummers. Das Mädchen maß den fremden geputzten Mann mit ſtaunenden Blicken, ohne ihm zu antworten.

„Du kannſt es dem Herrn Rittmeiſter immerhin erzählen,“ redete ihr Antoine zu, „er iſt uns gar freundlich geſinnt und fühlt mit Deinem Schickſal großes Mitleid.“

Der Rittmeiſter ſagte ihr mit neuen einſchmeichelnden verbindlichen Redensarten, daß er durch ihren Bruder mit ihren böſen Lebenserfahrungen bereits bekannt und dadurch ſo gerührt worden ſei, daß er ſie nicht anders. als mit den Augen eines Freundes betrachten könne und ſie dringend erſuche, ihn ſo zu nehmen, wie er ſich gebe. Es war unmöglich, dem freundlichen einnehmenden Betragen des Rittmeiſters, das durchaus nicht widrig wurde, ein andres entgegen zu ſetzen, und Antoine beſtürmte ſeine Schweſter, ohne Umſtände zu entdecken, was ihr im Pfarrhauſe Betrübendes widerfahren ſei, das ſie ſo verwandelt habe. Michelle erklärte, daß ſie hier im Wirthshauſe nichts erzählen werde, worauf ſich der Rittmeiſter entſchloß, das Pärchen zu begleiten. Mit zuvorkommender Artigkeit bot er dem liebenswürdigen Kinde ſeinen Arm, um ſie beim Steigen über den Berg zu unterſtützen, und nannte ſie ſeine kleine liebe Freundin, während er den entzückten Antoine mit dem Namen ſeines Freundes beehrte. Nun half ihr kein längeres Widerſtreben, ſie mußte mit der Sprache heraus, und die beiden Zuhörer erfuhren zu ihrem Erſtaunen, daß der Pfarrer Sellier ſie zum calviniſtiſchen Glauben habe bekehren wollen, und daß er nur unter dieſer Bedingung die Einwilligung zu ihrer Eheverbindung mit ſeinem Sohne geben und dieſen wieder zu Gnaden annehmen werde. Antoine brach in wilde Verwünſchungen des Pfarrers aus, der Rittmeiſter lächelte fein dazu, ſprach mißbilligend aber doch ſchonend über die Sache, und vermochte das weinende Mädchen, ausführlich zu erzählen, wie ſie der Prediger behandelt und zu überreden geſucht, und wie ſie endlich in Angſt und Verzweiflung ſich losgeriſſen habe. Antoine's Wuth, vom Geiſte des Weins unterſtützt, kannte keine Grenzen; der Rittmeiſter wußte ſich dem bedrängten Mädchen durch ſein beſonnenes ſanftes Weſen angenehmer zu machen. Erſt kurz vor le Bourg d'Oyſſans verabſchiedete ſich der neue Bekannte, von Antoine dringend eingeladen, ihn in ſeines Vaters Hauſe zu beſuchen, nachdem er dieſen von dem neugeſchloſſenen Freundſchaftsbunde unterrichtet habe. Von Michelle war des Rittmeiſters Abſchied zärtlich, er küßte ihre Hand mit Feuer, doch ihr tiefer Kummer bemerkte es nicht.

## 9.

## Des Bruders Verrath.

In trüber Befangenheit vergingen Michelle ein paar Tage, bis Lucas wieder aus ſeinem Verſteck herabkam. Ihm klagte ſie das arge Leid der Täuſchung, und er lachte bitter dazu.

„Ich ahnte es wohl," ſagte er; „ich kenne ihn, den Alten. Gott vergeb' ihm die Sünde! Er hat ja den feſten Glauben, daß er auf Gottes Wegen wandle. Mich müßte Alles trügen, wenn er dieſen gefaßten Plan ſo leicht wieder aufgäbe." —

Auch hierin hatte Lucas Recht. Eines Abends beſchied ſie ein kleiner Junge, der es abgepaßt hatte, ſie allein zu ſprechen, auf die ſogenannte Platte, einen mit Bäumen beſetzten ſchönen Platz auf einem Felſen über dem Dorfe. Sie ging in der Meinung, Lucas warte ihrer dort, und fand zu ihrer Beſtürzung ſeinen Vater im ſchlichten Rocke ziemlich unkenntlich, der ſogleich mit der unfreundlichen Beredſamkeit Calvin's ſeine Bekehrungsverſuche mit ihr begann, und ſie beſchwor, die papiſtiſchen Irrthümer abzulegen und das reine Kleid des Glaubens anzuziehen, damit ſie zeitlich und ewig glücklich werde. Schon fing er an, ihr, die er an der Hand feſthielt, die freudeloſen Lehren ſeiner Kirche vorzutragen, als plötzlich hinter den Bäumen hervor zwei Männer ſtürzten und den eifrigen Pfarrer mit Prügeln anfielen. Michelle erkannte ihre Brüder in ihnen und warf ſich ſchreiend zwiſchen ſie und den alten Mann, den ſie auf dieſe Weiſe vor Mißhandlungen ſchützte und zur Flucht vermochte. Ihr Flehen hielt die erboſten Jünglinge zurück, den Pfarrer zu verfolgen, doch ſandten ſie ihm noch manche Verwünſchungen nach. Dieſer Vorfall konnte nicht im Hauſe verſchwiegen bleiben und der Eiſenfactor war über Sellier's Frechheit ſehr erbittert.

Es dauerte nicht lange, ſo ſtellte ſich der junge Rittmeiſter mit einer neuen Uniform in der Eiſenfactorei zu le Bourg d'Oyſſans ein, nannte ſich als Baron d'Hauſſet, und gewann den alten Eiſenfactor und deſſen Ehehälfte eben ſo leicht durch ſein feines ungezwungenes Benehmen, wie er deren Sohn gewonnen hatte. Er hatte ſogar ſeine Augen ſo in Zaum, daß ſie nur mit ſchwelgeriſchen Blicken auf Michelle's Reizen ruheten, wenn er ſich von Niemand beobachtet wußte; und ſeltener als bei ihrer erſten Bekanntſchaft richtete er Schmeichelworte an ſie. Als er das nächſte Mal wieder kam, brachte er für alle Geſchenke mit, das koſtbarſte für die Hausfrau, die von ihm entzückt war, das zarteſte für Michelle. Antoine wurde, von des Rittmeiſters glattem herablaſſenden Weſen beſtochen, nun an Lucas zum Verräther, und entdeckte jenem wie oft, wann und wo Michelle ihren Geliebten heimlich ſpreche, ja d'Hauſſet lockte ihm das Verſprechen ab, ihn ein Mal zum heimlichen Zuſchauer dieſer Zuſammenkunft zu machen. Um ſich ſeines neuen vornehmen Freundes dauernde Zuneigung zu ſichern, that Antoine Alles; er verſteckte den Rittmeiſter hinter einen Zaun, und dieſer wurde hier in ſeiner Vermuthung geſtärkt, daß Lucas einer von der Bande des wilden Jägers, wenn nicht gar dieſer ſelbſt, ſein müſſe, von welchem er ein ziemlich genaues Signalement beſaß.

Von nun an kam der Rittmeiſter einen Tag um den andern nach le Bourg d'Oyſſans und ließ Antoine nicht undeutlich merken, daß er die Abſicht habe, Michelle zu heirathen. Dem guten Jungen ſchwindelte davon der Kopf, was an ihm lag, bemühete er ſich, ſeine Schweſter dem feinen Weltmanne in die Arme zu liefern. Ihre eigene Feſtigkeit, ihre unerſchütterliche Liebe zu dem unglücklichen Jäger ſchützte ſie allein vor den feinen Netzen, die ihr d'Hauſſet legte, und ſo oft ſie Lucas heimlich ſah, was jetzt — da ſich Antoine ihnen entzog — ſehr ſelten geſchah, erzählte ſie ihm von den Bemühungen des eitlen Soldaten und des treuloſen Bruders und hörte ſeine Rathſchläge. „Die Sache wird mir bedenklich;“ ſagte er, „ich komme nicht mehr allein herab, ſondern nehme zur Bedeckung einige Freunde mit. Wer kann wiſſen, wo Antoine's Verrath, den er einmal geſponnen, aufhört? Ich traue ihm nicht mehr.“

Eines Tags kam der Rittmeiſter ſpät; Michelle erwartete am Abend ihren Geliebten. D'Hauſſet beſtürmte ſich mit faden Liebeserklärungen und ſüßen Worten, ſie wies ihn ernſt zurück, aber es war ihr unmöglich, ſich von ihm loszumachen. Endlich merkte ſie, daß er in ſeinen Bemühungen, ſie feſtzuhalten, von ihren Brüdern unterſtützt wurde, die Zeit, wo ſie fort mußte, rückte heran, ungeheure Angſt übermannte ſie, und als ſie ſich mit Gewalt loszureißen verſuchte, drang der Rittmeiſter darauf, ſie zu begleiten. Sie ſah nur zu deutlich, daß ſie verrathen war und fing bitterlich zu weinen an. In dieſem Augenblicke wurden mehre ſchnell auf einander fallende Schüſſe vernommen, Michelle ſank aufſchreiend ohnmächtig zuſammen; d'Hauſſet eilte fort. Wenige Minuten darauf erfüllte den ganzen Flecken das Geſchrei: „der wilde Jäger iſt da!“ Viele Menſchen eilten bergauf nach einem verſteckten Baumplatze über des Eiſenfactors Berggarten. Dort fand man ſechs Dragoner theils erſchoſſen, theils ſchwer verwundet und mit dem Tode kämpfend. Der Rittmeiſter lief in äußerſter Beſtürzung hin und her, gab Befehle, denen Niemand gehorchte, und mußte endlich zu Bitten ſeine Zuflucht nehmen, um die Verwundeten unter Dach zu bringen. In der Nacht noch ließ er die Todten fortfahren; er ſelbſt wagte ſich erſt am folgenden Tage nach Vizille, und unterließ es, ſich Michelle auch nur mit einem freundlichen Worte wieder zu nahen.

## 10.

## Des Pfarrers Verurtheilung.

Einige Tage nach dieſem Ereigniß wurde das Pfarrhaus zu Vizille von ſcharfbewaffneten Dragonern umringt, eine Kutſche, die eben erſt von Grenoble gekommen war, hielt vor der Thüre, und ein königlicher Gerichtscommiſſarius ſaß darin. Der Rittmeiſter d'Hauſſet verfügte ſich mit zwei niedern Offizieren in das Haus. Nach einer Viertelſtunde führten ſie den Pfarrer heraus, ſetzten ſich mit ihm in den Wagen, und mit ſtarker Begleitung ging's im Trabe nach Grenoble zu. Dort warf man den alten Mann in ein unterirdiſches, feuchtes Gefängniß und ließ ihn am Nöthigſten Mangel leiden.

Nach einigen Wochen wurde der Eiſenfactor Villard mit ſeiner ganzen Familie vor das Obergericht zu Grenoble vorbeſchieden. Michelle erwartete den Tag mit Zittern; ſeit jenem Abend, an welchem d'Hauſſet's Zudringlichkeiten ſie verhindert hatten, ihren Geliebten zu ſprechen, und die Dragoner des falſchen Rittmeiſters, die Luc hatten fangen ſollen, todt auf dem Platz geblieben waren, hatte ſich ihrer Seele die düſtre Ahnung bemächtigt, der berüchtigte und gefürchtete wilde Jäger möchte Niemand anders ſein, als ihr geliebter Luc. In dieſer Vermuthung war ſie durch die Kunde von der Gefangennahme des alten Pfarrers beſtärkt worden, die Einladung des Gerichts an ihren Vater und deſſen ganze Familie, ſich in Perſon zu ſtellen, ſchrieb ſie derſelben Urſache zu, und da ſich Luc nicht hatte ſehen, nichts von ſich hören laſſen, ſo quälte ſie unaufhörlich der Gedanke, er ſei doch in die Hände der Dragoner gefallen, ſie werde nun aufgefordert gegen ihn zu zeugen und ſeinem entehrenden Tode beiwohnen müſſen. Von ſcheußlichen Bildern verfolgt, hatte ſich das arme liebende Kind zum Skelett abgehärmt, und als der Tag des Gerichts kam, mußte ſie ihr Vater in einem beſondern Wagen fahren laſſen. Die Reizbarkeit ihres krankhaften Zuſtandes hatte ſich ſeit einigen Wochen ſo geſteigert, daß ihr Antoine gar nicht vor Augen kommen durfte, wenn ſie nicht von heftigen Krämpfen heimgeſucht werden ſollte. Der arme Junge war darüber troſtlos; er liebte ſeine Schweſter und hatte ihr Beſtes vor Augen gehabt; nun, da auch ſein neuer vornehmer Freund ſich nicht mehr blicken ließ, ſah er freilich ein, wie ſehr er getäuſcht und hintergangen worden war.

Die Familie Villard wurde in kein geringes Erſtaunen verſetzt, als ſie vor den Schranken des Gerichts die Urſache ihrer Vorladung erfuhr, und alle ihre Vermuthungen als falſch verſchwinden ſah. Es handelte ſich nämlich nur um die Vernehmung jedes einzelnen Gliedes der Familie über den ſtattgefundnen und zur Anzeige gekommenen Verſuch des Pfarrers Sellier, die unverheirathete Michelle Villard zur calviniſtiſchen Kirche zu bekehren. Das Mädchen erzählte weinend die Wahrheit, nicht minder ihre Brüder; zuletzt ſtellte man ihnen den alten abgemagerten Pfarrer gegenüber. Da er nicht leugnete, was er gethan hatte, ſo war ſein Prozeß kurz. Nachdem die Akten geſchloſſen waren, wurde der Pfarrer mit denſelben nach Lyon gebracht, wo er in ſtrengem Gefängniß ſein Urtheil erwartete. Es kam von Paris, von des Königs eigenhändiger Unterſchrift beſtätigt. Sein entſetzlicher Inhalt war: Galeerenſtrafe für die Lebenszeit. Das hohe Alter und die ſchwächliche Körperbeſchaffenheit des Unglücklichen minderten in etwas das Gräßliche dieſes Spruchs. Der fromme König wollte ein abſchreckendes Beiſpiel aufſtellen, daß es Niemand wieder wagen ſollte, eine Seele von der allein ſeligmachenden Kirche zu verlocken.

Sellier hörte das Urtheil mit der Standhaftigkeit eines Märtyrers an; er klagte nicht darüber, er hatte ja in Erfüllung ſeiner Pflicht gehandelt. So viel Muth und Standhaftigkeit fand er in ſeiner Bruſt, daß er es über ſich gewann, ſeiner Frau und ſeinem Sohne ſein Urtheil ſelbſt zu melden. In dieſem Briefe befahl er Zachée, ſich ſobald als möglich mit Sara Bannegon zu verehelichen und dann mit ihr und ſeiner Mutter auszuwandern. Er ertheilte ihnen mit der größten Kaltblütigkeit kluge Rathſchläge zur beſten Ausführung des anbefohlnen Unternehmens und nahm dann auf ewig von ihnen Abſchied.

Dieſer Brief verſetzte Frau Madelaine Sellier in die größte Traurigkeit; ſie legte an dieſem Tage ein ſchwarzes Gewand an, als wenn ihr Mann geſtorben wäre, und that es nie wieder von ſich. Niemand vermochte ſie zu tröſten. Selbſt als Zachée, dem väterlichen Befehle Gehorſam leiſtend, die reiche Sarotte heimführte, erſchien ſie nicht auf der Hochzeit. Sie hatte nie Wohlgefallen an dieſer erzwungnen Verbindung gehabt. Ihr einziges Beſtreben ging dahin, Nachrichten von ihrem älteſten Sohne einzuziehen, und ſie ſandte deshalb oft geheime Botſchaft an Michelle; aber auch nach le Bourg d'Oyſſans war er nicht wieder gekommen. Verſchollen war ſein Name in den Gebirgen und in den Thälern ſeiner Heimath, und die fromme Pfarrersfrau dachte auch nicht mit dem entfernteſten Gedanken daran, daß der wilde Jäger, deſſen grauſiger Ruhm auch in ihre ſtille Wohnung gedrungen war, ihr geliebter Sohn ſei.

## 11.

## Verführeriſche Einladung.

Der Rittmeiſter d'Hauſſet war aus Furcht vor dem wilden Jäger im Gebirg ſehr auf ſeiner Hut, und vermied es ſo viel als möglich, Abends ſein mit wohlbewaſſneten Wachen ſtark beſetztes Logis zu verlaſſen. Der ſtrengſte Befehl war gegeben, daß jeder Soldat beim erſten Trommelſchlag mit geladenem Gewehr auf dem Platze ſein ſollte. Auch hatte lange kein Angriff auf einen Dragoner ſtattgefunden, eine Zeit um die andere verſtrich, die Soldaten erlaubten ſich ungeſtraft die alten Gewaltthätigkeiten, es war als wenn der wilde Jäger mit ſeiner Rächerſchaar aus dem Gebirg verſchwunden ſei; keine Spur zeigte ſich mehr von ihnen und d'Hauſſet wußte ſich endlich ziemlich ſicher. Da erwachte wieder die alte begehrliche Sehnſucht nach der ſchönen Michelle in ſeiner Seele und wurde zur unbändigſten Leidenſchaft. Da er ſich aber nicht ſelbſt nach le Bourg d'Oyſſans hinüber getraute, ſo ſchickte er einen Dragoner mit einem Briefe an Antoine ab, ihm heimlich zuzuſtecken, worin er ihn mit der früheren Lockſpeiſe zu körnen ſuchte und angelegentlichſt anfragte, wie es mit Michelle's Herzen beſchaffen ſei.

Zu ſeiner groſſen Freude trat einige Tage darauf Antoine ſelbſt munter und wohlgemuth in ſein Zimmer. Der Rittmeiſter zerfloß in Freundlichkeit.

„Ich habe Euern Brief erhalten, Herr Rittmeiſter," ſagte der Burſche, „und ſogleich mit meiner Schweſter geſprochen. Ihr wißt wie ſehr ich Euch gewogen und zugethan bin. Es hat mir großen Kummer gemacht, daß Ihr nicht mehr zu uns kommt; ich glaubte, Ihr wäret mit etwas beleidigt worden, und ich konnte mich doch auf nichts beſinnen. Alſo ich ſprach mit Michelle, und denkt Euch mein Erſtaunen, als mir das Wettermädchen geſteht, ſie habe ſich ebenfalls zeither ſehr gekümmert, daß ſie Euch nicht mehr geſehen, und ſie ſei ſeitdem erſt recht inne geworden, wie ſehr ſie Euch liebe. Ihr früheres Benehmen gegen Euch ſei nichts als Ziererei und Sprödigkeit geweſen, die Ihr durch Euer Wegbleiben gänzlich beſiegt hättet. Ich wollte das nicht glauben und argwöhnte irgend eine Spitzbüberei darunter, da ſchwur ſie mir mit thränenden Augen, es ſei die Wahrheit, was ſie geſagt, ihr Herz ſei von Liebe zu Euch entzündet, und zum Beweiſe ihrer Aufrichtigkeit gab ſie mir eine ihrer ſchönen Locken für Euch. Sie läßt Euch bitten, ſie nicht länger zu beſtrafen, ſondern recht bald nach le Bourg d'Oyſſans hinüber zu kommen. Doch richtet es vor der Hand ſo ein, daß mein Vater nichts davon merkt; des Schutzes der Mutter ſeid Ihr gewiß."

D'Hauſſet tanzte vor Freuden, umarmte und küßte jubelnd Antoine, und machte mit ihm aus, daß er ſchon am Abend dieſes Tages nach le Bourg d'Oyſſans hinüber kommen wollte. Der Burſche begab ſich ſogleich wieder auf den Rückweg, um, wie er ſagte, Alles auf den heimlichen Empfang des Rittmeiſters vorzubereiten. Aber nicht nach ſeinem Wohnorte zu ging ſein Weg, ſondern in's ſchroffe Gebirge.

Dem Rittmeiſter wirbelte es im Kopfe, ſich ſeinem heißerſehnten Glücke ſo nah zu wiſſen, er ſang und pfiff und putzte ſich den ganzen Tag, der Spiegel und die Uhr waren die beiden Gegenſtände, mit denen er ſich heute am meiſten beſchäftigte, und doch gingen die

Stunden viel zu langſam an ihm vorüber. Endlich machte er ſich auf den Weg, eine neue Perücke, die er vor kurzem erſt von Paris erhalten, zierte ſein Haupt, zwei gut geladne Piſtolen ſteckten im Halfter, zwei Dragoner ritten ihm zur Seite. „Ueberflüſſige Vorſicht!“ ſagte er zu ſich. „Die Wege ſind ſo ſicher, wie um meine liebe Vaterſtadt Paris.“

## 12.

## Schreckliche Täuſchung.

Sie ritten ſcharf darauf los. Die Dämmrung des Herbſttages brach plötzlich herein. Sie mußten durch einen engen Bergpaß, ein mächtiger Felſenblock hing in den Weg herab und verſperrte denſelben faſt. Kaum waren ſie an demſelben vorüber, ſo ſchien's als ob vor und hinter ihnen bewaffnete Männer aus der Erde wüchſen.

„Ergebt Euch!“ donnerte ihnen eine kräftige Mannsſtimme zu, „oder im Nu liegt Ihr alle drei, von unſern Stutzen getroffen, todt zur Erde. Wir ſind die wilden Jäger des Gebirgs.“

Schrecken lähmte den Arm der Dragoner. Einen Augenblick darauf waren ſie von den Pferden geriſſen und ihre Hände auf dem Rücken gebunden. In der Mitte ihrer furchtbaren Feinde und von den Kolben ihrer Gewehre bedroht, traten ſie den mühſamen Weg in die felſigen Berge bei nächtlicher Weile, und ſtatt der warmen Küſſe eines üppigen liebenden Mädchens, auf die der lüſterne Rittmeiſter gezählt, umwehete ihn der eiſige Odem der Höhen und kühlte ſeine Leidenſchaft.

Die ganze Nacht hindurch ging der unerfreuliche Zug, und recht nach der Calviniſten Art wurde unter den Jägern kaum ein Wort gewechſelt, und ihren Aeußerungen hörte man es nicht an, daß ſie einen ſo guten Fang gethan hatten. Ihre Tritte auf dem harten Boden, die ſchweren Athemzüge der des Bergſteigens Ungewohnten, und die ſtarken Herzensſchläge in des Rittmeiſters Bruſt waren in der ſtillen Nacht faſt die einzigen vernommenen Laute. Erſt gegen Morgen langten ſie in dem Schlupfwinkel an. Dem Rittmeiſter und ſeinen Begleitern waren einige Stunden vorher die Augen verbunden worden. Dem weichlichen Pariſer klapperten die Zähne vor Furcht und Angſt. Als ihm die Decke vom Geſicht genommen wurde, ſah er ſich in einer geräumigen Höhle, durch deren Ausgang man im erſten grauen Licht der Frühe ein wildraues, mit Geſtrüpp verwachſenes Felſenthal erblickte; ſie war voller Männer, die eben vom Nachtlager aufgeſtanden zu ſein ſchienen und ſich zum Theil an einem Feuer im Vordergrund wärmten und ihr Frühſtück bereiteten. Vor ihm ſtand ein finſtrer Jüngling, in welchem er ſogleich Michelle's Geliebten, den verſtoßenen Pfarrersſohn von Vizille wieder erkannte. Er bebte bei dieſer Entdeckung zuſammen, und faſt unwillkührlich glitt über ſeine bleichen Lippen der Ausruf: „Ha, der wilde Jäger!“

„Der bin ich!“ verſetzte Luc ernſt und kalt. Dieſe kurze Antwort und die Art und Weiſe, wie ſie gegeben wurde, benahm dem zierlich herausgeputzten Dragoneroffizier vollends alle Faſſung. Der weite anſtrengende nächtliche Marſch, Hunger, Entbehrung des Schlafs und Furcht hatten ihm ohnedies ſchon genug zugeſetzt, jetzt kam noch der Schrecken hinzu, in dem jungen Manne vor ſich den zu erkennen, den er nach dem Leben getrachtet, dem er die Geliebte zu entreißen im Begriff geſtanden. Jammernd ſank er in die Knie und das todtenbleiche von Angſt verzerrte Geſicht nahm ſich in der zierlich gelockten Perücke, die auf dem Marſche jedoch an einigen Stellen in Unordnung gerathen war, geſpenſterhaft ſeltſam aus, wie überhaupt ſeine mit Putz überladne, geſchniegelte, unanſehnliche, duftende Geſtalt wunderlich gegen das rauhe natürliche Weſen des ſonnverbrannten wilden Schützen abſtach. Das ſtereotype Lächeln auf d'Hauſſet's ſeinem Geſicht war jetzt zum widrigen Grinſen geworden, und über aſchgraue erbebende Lippen ſtammelte er eine unzuſammenhängende Bitte um ſein Leben hervor.

Lucas Sellier maß ihn mit einem ſpöttiſchen verächtlichen Blick, und ſagte dann: „Ich könnte Euch todtſchießen laſſen, Herr; denn Ihr habt mir nach dem Leben geſtanden und meinen armen Vater auf die Galeere gebracht; ich weiß Alles. Aber ich will Eures Lebens ſchonen, furchtſamer Geſell; denn Euer Leben ſcheint Euer höchſtes Gut zu ſein, doch nur, wenn Euch Euere Familie mit drei tauſend Livres auslöſt. Euer Vater iſt in Paris ein reicher Mann, das hab' ich bereits ausgekundſchaftet. Dieſe Summe iſt unbedeutend für ihn, und Ihr werdet ſie für Euer Leben höchſt billig finden. Ich würde Euch auch mehr dafür abfordern, wenn ich es brauchte. Hier iſt Papier, Feder und Tinte. Schreibt Euerem Vater, daß ich Euch todtſchießen laſſen werde, wenn er das Geld verweigert oder dem Ueberbringer des Briefs ein Leid thut. Kommt das Geld, ſo ſeid Ihr eine Stunde darauf frei. Darauf geb' ich Euch mein Wort, das noch nie ein Calviniſt gebrochen.“

D'Hauſſet ſchrieb mit zitternder Hand; in den Worten des Jägers hatte ein fürchterlicher Ernſt gelegen und eine nicht zu bezweifelnde Wahrheit durchgeleuchtet. Der bedrängte Offizier ſchrieb ſo eindringlich, bat ſo ſehr, daß er des Erfolgs wohl gewiß ſein durfte. Der Bote mit dem Briefe ging ſogleich ab, und der Rittmeiſter wurde leidlich behandelt. Als er erſt über die Sicherheit ſeines Lebens beruhigt war, quälte ihn die trübe Schweigſamkeit ſeiner Wächter am meiſten; oft gingen Tage hin, ohne daß er ein Wort hörte, ſelbſt die Andachtsübungen wurden ſchweigend abgemacht. Vergebens ſehnte ſich der leichtſinnige Pariſer nach dem Anblick eines jungen weiblichen Weſens: er hoffte ſtets die Weiber und Töchter dieſer verzweifelten Schützen würden auch in der Höhle Zuflucht ſuchen, und ſeine Eitelkeit machte ihm weiß, daß ſich mit der Einen oder der Andern eine kleine Liebesintrigue werde anſpinnen laſſen, aber er blieb ſtets mit den einſylbigen mürriſchen Männern allein. Und auch die äußere Natur ſtand mit dieſem trübſeligen Weſen im Einklang. Dicht vor der Höhle ſchoß der felſige, mit kümmerlichem Geſtrüpp bewachſene Berg in eine jähe Tiefe ab, ungeheure Felskoloſſe hingen von dem gegenüberliegenden Berge ſo nah und drohend herüber, daß man wähnen konnte, ſie würden auf einen ſtürzen, und in der ſchauerlichen Tiefe unten, die nie ein Sonnenſtrahl erleuchtete, rauſchte die Romanche.

D'Hauſſet dankte ſeinem Schutzpatron in einem aufrichtigen Gebete, dem erſten ſeit langer Zeit, als endlich der Bote von Paris zurückkam und die geforderte Summe richtig überbrachte; er dankte um ſo inniger, als der Mann ſchon einige Tage über die Zeit ausgeblieben war, und der Rittmeiſter doch zuweilen mit Grauſen daran gedacht hatte, daß man in Paris die Albernheit hätte begehen können, ſich an dem Ueberbringer des Briefes zu vergreifen. Sobald Luc das

Geld überzählt und für richtig befunden hatte, wurde dem Gefangenen ſein Ehrenwort abgefordert, ferner nicht mehr gegen die Calviniſten zu dienen, und ihm die Verſichrung gegeben, ſo fern er ſich in einer feindlichen Abſicht oder auch nur im Soldatenrocke wieder in dieſen Thälern ſehen laſſe, werde man ihn unverzüglich todtſchießen. Nach dieſer ſehr ernſtlichen Vermahnung wurden ihm die Augen wieder verbunden und er von zwei Jägern über die Berge zurückgeführt. Als die Binde gelöſt wurde, war es bereits Nacht. Er ſtand vor Vizille. Seine Begleiter waren verſchwunden.

## 13.

## An die Kette.

Den zu den Galeeren Verurtheilten war der Tag des Aufbruchs beſtimmt worden. Der ſchreckliche Morgen brach an, Ketten raſſelten in den Gefängniſſen, Thüren fuhren krachend auf und zu, Stöhnen und Klagegeheul, vermiſcht mit den Lauten verzweifelter Freude. Aus allen Gefängniſſen wurden die zur Kette Verdammten in den großen Saal zuſammengetrieben. Auf dem Hofe langten die Schmiede an mit ihren Kohlenbecken, Amboſſen, Hämmern und Zangen, ein Geiſtlicher erſchien mit ſeinem Sakriſtan, Soldaten marſchirten auf und beſetzten den Hof; endlich traten die Aufſeher der Galeerenſklaven hinzu, um die neuen Opfer der Verbrechen oder der Gerechtigkeit in Empfang zu nehmen, und die Richter, um ſie ihnen zu übergeben. Das Geraſſel einer ungeheuren Kette erregte die Aufmerkſamkeit; mehre Gefängnißwärter und Gerichtsdiener ſchleppten ſie auf einem Karren herbei. Es war die, woran die Verbrecher geſchmiedet werden ſollten.

Das Alles ſah der alte Pfarrer Sellier aus ſeinem engen dumpfen Gefängniß mit an, in welches er ſeit einigen Tagen allein gebracht worden war, und deſſen einziges ſtark vergittertes Fenſter in den Hof hinab führte. Er hörte eine Thür nach der andern öffnen und zuſchlagen und das Geräuſch der Feſſeln in den Gängen des Hauſes verhallen. Endlich wurde es ſtill. Seine Thür war nicht geöffnet worden; er ſchien vergeſſen zu ſein. Seit langer Zeit kamen ſeine Sinneswerkzeuge wieder einmal in angeſpannte Thätigkeit; die von grauen buſchigen Brauen düſter überſchatteten, in dumpfer Andacht faſt erloſchenen Augen glüheten mit flackerndem Jugendfeuer in den Hof hinab, in welchen eben die Verurtheilten geführt wurden, ſein Ohr erlauſchte dort das leiſeſte Wort, ſeine Hände hielten die Gitter des Fenſters, das er geöffnet hatte, umſpannt. Die Candidaten der Galeere von den Kerkermeiſtern und Wärtern umgeben, ſchloſſen einen Kreis um die im Hofe befindliche Steinſäule, an der auf den ſie umgebenden Bänken die Schmiede ihre Werkzeuge, die Richter ihre Protokolle ausgebreitet hatten. Der Oberrichter nahm ein großes ſchwarzes Buch zur Hand und begann jeden Einzelnen der Verurtheilten beim Namen zu rufen, und nachdem dieſer hervorgetreten war, las er ihm ſein Verbrechen und die Strafe noch einmal vor. So wie dieſes geſchehen war, nahmen ihn die Aufſeher in Empfang, entkleideten ihn, ſchoren ihm die Haare vom Kopfe und zogen ihm die rauhe Kleidung des Galeerenſklaven an. Dann wurden zwei und zwei den Schmieden übergeben, die ihnen die ſchweren Eiſenſpangen um Hals und Beine legten und mit grauſamer Gleichgültigkeit feſtnieteten.

Der alte Pfarrer war und blieb ein unfreiwilliger Zuſchauer dieſes ſchauderhaften Schauſpiels. Seinem Auge entging nicht die kleinſte dieſer Handlungen, ſeinem Ohre nicht der mindeſte Laut, und das Verzweiflungsgeheul Einiger empörte ſeine Seele gleich ſtark, wie die rohen Scherze und Schmähungen Andrer. Wie eine Rotte verworfner Geiſter gemahnte ihn die Schaar der Verurtheilten, die den Vater der Lüge mit ſchamloſem Jubel und wildem Wuthgeſchrei begrüßten. Schon waren über ein Dutzend und mehr noch expedirt, als er den Ruf vernahm: Jean Lucas Sellier, vormals calviniſtiſcher Pfarerer zu Vizille in Dauphiné.“

Wie der Donner Gottes rollte ſein Name in des Greiſes Ohr, wie ein gewaltiger elektriſcher Schlag zuckte es durch ſein altermorſches Gebein, ſein Herz drohete ſtill zu ſtehen; ſchon öffnete ſich ſein Mund, um zu verkünden, daß er vergeſſen worden ſei, doch die Stimme verſagte ihm, als er einen Mann auf den Ruf des Richters hervortreten ſah. Die Geſtalt wandte ihn den halben Rücken zu, er konnte ihr nicht in's Geſicht blicken; aber war es ein Blendwerk der Hölle oder malten ihm ſeine gereizten Sinne ein Trugbild vor, oder hatte er einen Doppelgänger? Der Mann dort, der vor dem Richter ſtand, trug ſeine Kleider, hatte ſeine Geſtalt, ſeinen Gang, ſeine Bewegungen, ſein Haar. Der Athem ſtockte in des Pfarrers Bruſt, es flirrte ihm vor den Augen, das Blut drang ihm nach dem Kopfe. Der Richter verlas unterdeſſen Verbrechen und Strafe: „wegen Verlockung der unverheiratheten Michelle Villard zu le Bourg d'Oyſſans, zu lebenslänglicher Galeerenarbeit verurtheilt!“ Die Knechte nahmen den entſetzlichen Doppelgänger und verfuhren mit ihm wie mit den Andern. Schauder auf Schauder rieſelten dem Pfarrer durch Mark und Bein, er hatte bei einer Wendung des Opfers, das ſeine Stelle einnahm, einen Blick in deſſen Geſicht gethan, und wähnte ſein eignes Geſicht erkannt zu haben. Angſtſchweiß rann in Strömen von ſeiner Stirn, krampfhaft faltete er die Hände, er wollte beten. „Herr, würdigſt Du Deinen geringen Knecht eines ſo großen Wunders!“ aber ſeine Sinne verwirrten ſich; er konnte nicht weiter; ſeine Augen waren auf die räthſelhafte Geſtalt feſtgebannt, die man eben zu den Schmieden geführt hatte. Die Schelle wurde um des Mannes Hals geſchlungen, er legte ſein Haupt neben den Ambos, der erſte Schlag dröhnte, da brannte es wie ein Blitz durch des Pfarrers Gehirn; er hatte die entſtellten Züge, er hatte ſeinen Sohn Lucas erkannt. „Luc! Luc, mein Sohn!“ ſtammelten ſeine erbleichenden Lippen noch, da ließen die Hände von den Eiſenſtangen und ohnmächtig ſtürzte der Greis zu Boden. —

## 14.

## Nachrichten vom gehorſamen Sohne.

Als er wieder zu ſich kam, war es dunkle Nacht um ihn, eine kalte Luft wehete ihn an, er fühlte an einer ſchaukelnden Bewegung, daß er getragen wurde, aber auch, daß er feſtgebunden ſei. Seine Lage war ziemlich unbequem; er brauchte lange dazu, um ſich zu beſinnen, was mit ihm vorgefallen ſei, doch blieb ihm immer unerklärlich, wie er in den Zuſtand gekommen, in welchem er ſich eben befand. Allmählig — ſo wie ſeine Gedanken ſich ordneten — wurde ihm klar, daß er ſich unter freiem Himmel auf einem Eſel oder Maulthiere befinde, welches ziemlich ſchnell mit ihm bergauf ſteige, auch gewahrte er zu den Seiten deſſelben zwei verhüllte Männer einherſchreiten. Die peinliche Unbequemlichkeit, in die ſein Körper gezwängt war, nöthigte ihm endlich einen Laut ab. Sogleich kam einer der Begleiter hinzu und fragte ihn: „Seid Ihr wieder bei Euch, Herr Pfarrer?“

„Sagt mir, wo ich bin, wer Ihr ſeid, und wohin es mit mir geht?“

„Wir ſind gute Calviniſten und Euere beſten Freunde. Ihr ſeid auf dem Wege nach der Schweiz, wohin wir Euch ſicher bringen werden.“

Hierauf lößten ſie die Bande, die ihn an das Thier feſſelten, und reichten ihm Wein und Brot zur Stärkung, hüllten ihn endlich in eine Pelzſchaube und einen Mantel, und ſetzten ihn wieder auf das kräftige Maulthier. Schweigend ging's dann wieder vorwärts durch die kalte Nacht. Sobald der Tag grauete, ſuchten ſie den Weg tiefer im Walde und den Bergen. Die beiden ſchweigſamen jungen Männer, die das Maulthier geführt hatten, hoben den Pfarrer, nach einigen Stunden angeſtrengten Marſches, herab, zündeten ein Feuer an, entlaſteten das Thier eines Sackes, zogen Lebensmittel daraus hervor, und bereiteten dem halberſtarrten alten Manne ein ſchmackhaftes Frühſtück. Jetzt wurden auch ein paar Stutzen ſichtbar, deren Schlöſſer ſie prüften und auf deren Pfannen ſie neues Zündkraut ſchütteten. Dabei wurden wenig Worte gewechſelt. Hierauf ging die Reiſe weiter. In der Mittagsſtunde ſuchten ſie ſich ein bequemes Schlafplätzchen, das Thier wurde auf einer fetten Waldweide angebunden. Die Nacht wurde wieder durchreiſt. So eintönig ging die Reiſe mehre Tage und Nächte durch die Gebirge fort, deren einſamſte Pfade die Wanderer genau zu kennen ſchienen, ohne daß ihnen irgend etwas Wichtiges aufgeſtoßen wäre. Endlich nahm der Pfarrer wahr, daß ſie in der Region der Alpen angelangt ſeien, ſie kehrten in einigen Sennhütten ein, und noch am Abend deſſelben Tages erreichten ſie die Höhle im Romanchethale, den Aufenthaltsort der wilden Jäger. Der Pfarrer, von den Entbehrungen ſeiner langen Gefangenſchaft und dem anhaltenden Ritte höchſt erſchöpft, wurde auf ein warmes weiches Lager gebracht. Hier entſchlief er ſanft, nachdem er eine ſtärkende Suppe und ein Glas guten Wein genoſſen hatte.

Erſt ſpät am andern Morgen ſchlug er die Augen wieder auf. Wie erſtaunte er freudig, ſein getreues Eheweib Madelaine neben ſich ſitzen zu ſehen! Er haſchte nach ihrer Hand und weinte eine Freudenthräne darauf. Sie aber beugte ſich zu ihm hernieder und drückte ihm einen Kuß auf die gefaltete Stirn, die in den vier Monaten, während welcher ſie ihn nicht geſehen hatte, wie ein von Alter verwitterter Stein geworden war.

„Du biſt gerettet, kommſt nicht auf die Galeere, Lucas!“ rief die Matrone mit Freude gerührter Stimme. „Sage mir, wie hat Gott ſolch' große Dinge an Dir gethan?“

Da zuckte der Pfarrer zuſammen. „Wie? Du weißt nicht?“ fragte er mit bebender Stimme.

„Ich weiß nichts. Erſt in dieſer Nacht habe ich erfahren, daß Du frei biſt. Ein paar Männer, der eine war der Zeugweber Letrait aus Bizille, der einen

Dragoner geſchlagen und dann geflohen war, kamen in meine Wohnung, weckten mich und verkündeten mir, daß Du frei ſeieſt, in einer Höhle im Romanchethale Dich unter guten Freunden aufhielteſt, und groß Verlangen nach mir trügeſt. Sie ſagten mir auch, wir würden zuſammen nach der Schweiz auswandern, ich ſolle mitnehmen, was mir werth ſei. Ich hatte nicht viel mitzunehmen; denn was ſonſt unſer Eigenthum geweſen war, gehörte ja nun Zachée, und ich hatte nicht mehr darüber zu verfügen. Auch war mir die große und überraſchende Freude, Dich frei zu wiſſen, lieber als alles irdiſche Gut. Schnell ſetzte ich mich auf das Maulthier, welches die guten Männer für mich mitgebracht hatten, und vertraute mich ihrer Führung. So bin ich denn vor einer Stunde hier angekommen, und habe ſeitdem weinend an Deinem Lager geſeſſen und Deinen ruhigen Schlummer belauſcht. — So ſage mir nun ſchnell, welcher göttlichen Fügung Du Deine Befreiung verdankſt?"

„Luc," ſtammelte der Pfarrer mit niedergeſchlagnen Augen.

„Luc? Was iſt's mit ihm? Hat er Dich befreit?"

„Er iſt ſtatt meiner auf die Galeere," preßte der Greis heraus.

„Luc auf die Galeere!" kreiſchte Madelaine's Schrecken, der, als der Pfarrer ſtumm nickte, ſich in troſtloſen Schmerz auflöſte. Ihr Gatte mußte ihr erzählen, was er geſehen und gehört, und nicht erklären konnte. Das weinende Mutterherz wandte ſich mit ſtürmiſchen Fragen an die Männer, welche in der Höhle waren, was des Vaters Schamgefühl nicht vermocht hatte, und ſo brachte ſie denn heraus, daß Luc einen großen Theil des Geldes, womit der Rittmeiſter d'Hauſſet ausgelöſt worden war, dazu verwendet hatte, den

Kerkermeiſter zu beſtechen, damit ihn dieſer für ſeinen Vater in die Kette treten laſſe. Theils vom Gelde gewonnen, theils von der Edelthat einer ſolchen Kindesliebe gerührt, hatte der Kerkermeiſter in Lyon die Vertauſchung begünſtigt. Ganz gekleidet wie ſein Vater, dem er ohnedies ſehr ähnlich ſah, durch Kunſt einen Schein höhern Alters erheuchelnd, hatte er ſich einige Tage vor der Deportation der Verurtheilten dem Kerkermeiſter geſtellt und ihm die Hälfte der verſprochenen Summe eingeliefert. Hierauf war der Alte in ein beſonderes Gefängniß allein gekommen, der Sohn aber hatte in der düſtern Ecke des großen Kerkers ſeinen Platz eingenommen. Die Täuſchung der in ihrer Verzweiflung dumpf hinbrütenden Mitgefangenen in demſelben Kerkergemach war glücklich gelungen. Luc hatte zwei ſeiner beſten Freunde aus ſeiner Schaar, die um ſein großmüthiges Unternehmen wußten, den Abend nach ſeiner Abreiſe auf die Galeeren nach Lyon beſtellt und ihnen die zweite Hälfte des Geldes für den Kerkermeiſter anvertraut. Dieſe ſollten ſie ihm nach richtiger Ueberlieferung ſeines Vaters auszahlen. Vorher hatte er zwei Maulthiere gekauft, eins für den Vater, das andre für die Mutter, auf welchen ſie die Reiſe in's Ausland machen ſollten. Luc hatte ſowohl dem Kerkermeiſter als auch ſeinen Freunden ſtreng verboten, ſeinem Vater zu verrathen, daß er der Befreier deſſelben ſei und nur der Zufall, daß der Alte ſein abgeſondertes Gefängniß auf den Hof heraus erhalten, hatte ihm das Geheimniß enthüllt. Nun da er die Hauptſache wußte, ſtanden die Leute nicht an, das tief erſchütterte Ehepaar mit allen Nebenumſtänden bekannt zu machen, und nicht ohne Thränen erzählten ſie von Luc's edler Geſinnung und Handlungsweiſe und verſchwiegen auch nicht, mit welcher Sorge er über ſeines

Vaters Leben gewacht, wie er demſelben oft nah geweſen und aus Gefahren gerettet, wie er Abends vor des Schloßgärtners Begräbniß ſich als Dragoner verkleidet und den ſelbſtgemachten Befehl nach Vizille an den Rittmeiſter gebracht, ſogleich auszumarſchiren, welche Mühe es ihm gekoſtet, ſich erſt die Handſchrift des Chefs zu verſchaffen, um ſie nachzumachen u. ſ. w.

In Thränen ſich badend, hörte Frau Madelaine den einfachen Erzählungen der ehrlichen Leute zu, und ſelbſt in das Auge des Pfarrers, das vielleicht ein halbes Menſchenleben lang ſalztrocken geweſen war, ſtahl ſich eine Thräne.

„Ach, Lucas!“ ſeufzte die Frau, „ich habe Dir auch noch eine edle That von unſerm Luc zu berichten, von dem verſtoßenen, enterbten Luc. Wollte der Himmel, ich könnte Dich auch mit einer guten Kunde von unſerm Zachée erfreuen! O Gott! Lucas, von ihm kann ich Dir nichts Gutes ſagen. Er hat nicht an mir gehandelt, wie ein Kind an ſeiner armen unglücklichen Mutter handeln ſoll.“

„Erzähle mir,“ ſagte der Greis und faßte ſeines betrübten Weibes Hand.

„Deinen Willen, mit Sarotte Hochzeit zu machen, befolgte er pünktlich, obgleich es mir in unſern betrübten Umſtänden gar nicht recht war. Auf der Hochzeit war ich nicht gegenwärtig; wie auch konnte man ſolches von mir verlangen, die ich den Gatten im harten Gefängniß und zu den Galeeren verurtheilt, und alle meine Glaubensbrüder und Schweſtern in Noth und Verzweiflung wußte? Sie hatten ſich heimlich den calviniſchen Pfarrer von Corps kommen laſſen, und man ſagte mir, daß es auf der Hochzeit munter und fröhlich zugegangen ſei, und daß man Deiner und meiner auch nicht ein Mal gedacht habe. — Zachée zog ſofort in Herrn Vannegon's großes Haus und richtete ſich gar ſchön ein. Nach einigen Wochen kam er zu mir und ſagte mir mit kalten glatten Worten, da Du doch nun unabänderlich für Deine Lebenszeit zu den Galeeren verurtheilt ſeiſt, ſo wolle er mir bemerklich machen, daß es mir zu ſchwer fallen werde, das Vermögen, deſſen Beſitzer er nun ſei, ferner zu verwalten, er ſei deshalb geneigt, mir dieſe Laſt abzunehmen. Am andern Tag kam er mit Trägern und räumte das Haus aus, Lucas! er ließ mir kaum ein Bett, worin ich meine alter- und ſchmerzensſtarren Glieder erwärmen, er ließ mir kaum einen Stuhl, worauf ich mich ſetzen konnte. Es war ja von rechtswegen Alles ſein; Du hatteſt es ihm ja vermacht und geſchenkt: ich durfte nichts dawider haben. Meinen Schmerz, ſolche Behandlung von einem Kinde erfahren zu müſſen, vermag ich Dir nicht zu ſchildern. Er wühlt in dieſem Augenblick auch in Deinem Vaterherzen. — Ach, es ſollte noch ſchlimmer kommen! Bald fing ich an, Mangel zu leiden. Mein Sohn hatte mir Alles genommen, und fragte nicht nach meinem Unterhalt. Ich aber war zu ſtolz, ihn darum anzugehen. Eher wär' ich Hungers geſtorben. Kalt ging er zuweilen mit ſeiner jungen Frau am Pfarrhauſe vorüber, ohne einen Blick nach meinem Fenſter zu werfen; ich weinte vor Schmerz. Noch nicht genug. Der Dragonerrittmeiſter ließ mir eines Morgens andeuten, wenn ich binnen ſechs Stunden das Haus nicht räumte, würde er mich mit meinem Plunder auf die Straße werfen laſſen. Großer Gott, wohin ſollte ich! Da trieb mich die Verzweiflung zu Zachée. Er ſaß mit ſeiner Frau und ſeinen vornehmen Schwiegereltern beim Frühſtück. Ich hatte noch nichts genoſſen. Man bot mir keinen Stuhl, kein Glas Wein, der in Fülle auf dem Tiſche ſtand, keinen Biſſen Brot. Halb verlegen, halb ſpöttiſch fragte mich Zachée, wie er denn zu der Ehre komme, mich auch ein Mal bei ſich zu ſehen; er habe geglaubt, ich wiſſe gar nicht, wo er wohne. Dieſe Worte ſchnürten mir die Kehle faſt zuſammen. Bebend erzählte ich, was mir eben widerfahren ſei.

„Nun wollt Ihr von mir Hülfe haben, redete mich Zachée an, den Ihr Euerm älteſten Sohne nachgeſetzt, den Ihr nie geliebt, gegen deſſen Verbindung mit meiner lieben Frau Ihr ſtreng geweſen, den Ihr ſo verachtet, daß Ihr nicht einmal auf meine Hochzeit gekommen ſeid? — Du haſt recht, Zachée, fügte hier Herr Vannegon hinzu, Deine Mutter hat meiner Tochter und mir nie wohl gewollt. In mein Haus kann ich ſie nicht nehmen. Das wäre mir drum! — Ihr hört, nahm Zachée wieder das Wort, daß Ihr im Hauſe meines Schwiegervaters nicht wohnen könnt. Doch Ihr ſollt nicht ſagen, daß ich unkindlich an Euch gehandelt, und Böſes mit Böſem vergolten hätte. Deshalb will ich Euch die Stube in meiner Schleifkoie einräumen.“ — —

„Der Bube!“ donnerte jetzt der Pfarrer; „in das elende Loch hat er ſeine Mutter ſtecken wollen, er, dem ich mein ganzes Gut übergeben? Und was thateſt Du?

„Zachée!“ rief ich, „willſt Du die Leiden Deiner unglücklichen Eltern noch vermehren? Wenn ich Deinem Vater melde, daß Du mich in die Schleifkoie logiren willſt, ſo wird Dich ſein Fluch noch von der Galeere aus treffen. — Da lächelte er fein und verſetzte, ſolcher Fluch dürfte nicht viel auf ſich haben, als der Fluch eines kindiſch unbeſonnenen Mannes, der ſich durch Leichtſinn und Thorheit ſelbſt in's Verderben geſtürzt. Er habe eben mit ſeinem Schwiegervater von Dir geſprochen, und ſie ſeien darin überein gekommen, daß ſie nicht ſonderlich viel von Deiner Klugheit zu halten hätten. Herr Bannegon belegte Dich darauf mit empörenden Schimpfnamen, und verfluchte Dich, daß Du ſein Haus mit Schande beladen. Er werde auch darauf dringen, daß Zachée den Namen Sellier gerichtlich ablege und dafür den Namen Bannegon annehme, damit man durch nichts an die Schmach und Schande erinnert werde, welche Deine Albernheit auf dieſen Namen gebracht.“

„Das haben ſie geſagt?“ keuchte der Pfarrer. „Das hat mein Sohn, mein geliebter Sohn, dem ich all' mein Gut, meine Liebe geſchenkt, geſagt? Das hat mein beſter Freund geſagt? Großer Gott, habe ich denn meinen Verſtand noch, oder lieg' ich im Fieber? O Herr, wenn ich ihn noch habe, ſo erhalte ihn mir; denn das iſt zu gräßlich, zu entſetzlich!“

„Nach ſolchen Reden verließ ich ſchweigend das Haus. Mein zu tief verwundetes Gefühl erlaubte mir nicht ein einziges Wort darauf zu erwidern. Verzweiflungsvoll irrte ich durch die Straßen, und der ſchwarze Gedanke zitterte durch meinen Kopf, meinen Leiden auch im Waſſer über der Schleiſſoi ein Ende zu machen, wie die arme Schloßgärtners Marie gethan. Da begegnete mir die alte Judith, des Webers Letrait Mutter, und ſprach von ihrem Unglück, daß ihr Sohn habe flüchtig werden müſſen, und ſie nun allein in ihrem Hüttchen wohne. Ich ſchüttelte mein angſtbeklommenes Herz dagegen vor ihr aus, und ſie nahm mich liebreich bei der Hand und führte mich in ihre kleine reinliche Wohnung. Darauf vertraute ſie mir, daß ihr Sohn zuweilen Nachts komme und ihr Lebensmittel und Geldunterſtützung bringe. Ich zog zu ihr und wohnte bei ihr bis jetzt. Das Pfarrhaus haben die Soldaten eingenommen. Zachée that vor den Leuten, als ob er ſich um mich bekümmere. Er ſchickte mir einen Napf voll

Eſſen von ſeinem Tiſche. Ich wies es mit Entrüſtung zurück. Seitdem hat er nicht wieder nach mir gefragt. Frau Judith theilte den letzten Biſſen Brot mit mir und verſüßte mir meinen ſchweren Kummer durch liebevolle Theilnahme. So zeigte mir doch noch eine Seele warmes Mitgefühl. Als ihr Sohn kam, erzählte ſie ihm mein Mißgeſchick, und der gute Mann weinte mit uns. In der Nacht darauf kam er ſchon wieder und brachte mir funfzig Livres, ſagte mir aber durchaus nicht von wem. Und ſo oft er ſpäter kam, brachte er auch eine reiche Unterſtützung für mich, ja ein Mal zweihundert Livres auf ein Mal, ſo daß ich nicht nur jeglicher Sorge um meinen Unterhalt überhoben war, ſondern noch viel übrig hatte, und mir ſparte. Räthſt Du nun, von wem das Geld kam?"

„Von unſerm Lucas!"

„Von wem ſonſt, als von dem enterbten, verſtoßnen Lucas, der nun für Dich auf der Galeere iſt? Gott ſegne ihn dafür!"

„Gott ſegne ihn und vergebe mir!" ſtammelte der Greis mit gefalteten Händen.

Indem ſie noch im Geſpräch begriffen waren, trat einer der Männer mit einem gefüllten Geldbeutel heran und ſagte: „Dreitauſend Livres ſind vom Vater des Rittmeiſters d'Hauſſet in Paris eingegangen. Die Hälfte dieſer Summe hat der Kerkermeiſter in Lyon erhalten, damit er Euch frei gebe und Euern Sohn dafür an die Kette abliefre. Dreihundert Livres habt Ihr empfangen, Frau Pfarrerin, der Reſt des Geldes iſt in dieſem Beutel. Dem Willen Eueres Sohnes und dem Geſetze nach ſeid Ihr ſein Erbe, Herr Pfarrer, da der Galeerenſklave auf Lebenszeit, wie Ihr wiſſen werdet, als todt betrachtet wird. Ich ſoll Euch dies Erbtheil übergeben, bevor Ihr über die Alpen zieht. Hier iſt es. Die Maulthiere ſtehen zu Euerer Verfügung. Ihr könnt aufbrechen, wann Ihr wollt. Doch bitten wir Euch, Herr Pfarrer, daß Ihr, bevor Ihr von uns ſcheidet, erſt eine Kirche mit uns haltet."

„Und das ſoll ſogleich geſchehen," rief der zerknirſchte Pfarrer. „Ja, Gott wollen wir danken, ihn wollen wir mit lautem Herzen loben, daß er ſeine Gnadenſonne über uns hat aufgehen laſſen. — O Madelaine!" wandte er ſich zu ſeiner Frau, „dieſe Leute haben das rechte Mittel erwählt, mich mir ſelbſt wieder zu geben. Beten muß ich, inbrünſtig beten, daß mir das Herz nicht breche. Ach, Luc hat ſich gar zu ſehr an mir gerächt! Seine Rache würde mich vernichten, wenn ich nicht beten könnte. Komm, Du liebe Mutter meines edlen Sohns, laß uns Kirche halten in dieſem Tempel, den ſich Gott ſelbſt erbaut, laß uns für unſern Luc beten!" — Und bald ertönte die Höhle von den frommen Geſängen ihrer Bewohner und des Pfarrers kräftigem Worte, das ſie ermahnte, in Noth und Tod feſtzuhalten an der reinen und wahren Lehre Chriſti. Zuletzt nahm der tiefergriffene Greis Brot und Wein, ſegnete es und reichte ſeinen Zuhörern das Nachtmahl des Herrn, und ließ ſie darauf das feierliche Verſprechen ablegen, ſtets treu an ihrem Glauben zu hangen.

Nach Beendigung des Gottesdienſtes ſpeiſten ſie noch zuſammen einen erſt am Morgen geſchoſſenen Gemsbock, dann beſtieg das Ehepaar die bepackten Thiere und zog in der Mitte der wackern Schützen, die jetzt einem andern Oberhaupte gehorchten, über die Alpen. Ohne Fährniß langten ſie im freien Schweizerlande an, und die Jäger kehrten wieder um, ihrer ſchweren Pflicht noch ferner obzuliegen.

## 15.

## Unerwarteter Beſuch.

Der Rittmeiſter d'Hauſſet ruhete in ſeines reichen **Vaters** Hauſe von den Strapazen aus, die er auf ſeinem Bekehrungsfeldzug gehabt. Zwar hatten ihn Louvois und Letellier kalt empfangen, und der König hatte ihn abweiſen laſſen; man ſagte ihm, Seine Majeſtät habe es ungnädig vermerkt, daß ſeine Sendung ſo kleinen Erfolg gehabt, man hoffe, er werde durch erhöhete Thätigkeit die Scharte wieder auswetzen, aber nichts in der Welt hätte ihn vermögen können, wieder nach Dauphiné zu gehen; denn das ernſte Wort des furchtbaren wilden Jägers: wenn er ſich wieder in den Thälern als Quäler ihrer Einwohner ſehen laſſe, werde er ohne Umſtände todtgeſchoſſen werden, lag ihm centnerſchwer in der Seele, und vermochte durch keine Zuſicherungen erneueter königlicher Gnade daraus verbannt zu werden. Er wollte lieber in Paris ohne jene Gnade leben, als in den Thälern von Dauphiné mit derſelben todtgeſchoſſen ſein. Im Taumel der Freuden, in die er ſich geſtürzt, verzichtete er gern auf die ſonſt begehrlich erſtrebte Hofgunſt.

Noch ſchaukelte er ſich eines Morgens in ſüßem Schlummer, obgleich die Sonne ſchon hoch ſtand, als ihn ſein Kammerdiener mit der ſeltſamen Meldung weckte, ein junges reizendes Mädchen in altväteriſcher Tracht beſtehe mit Ungeſtüm darauf, ihn ſogleich zu ſprechen. Der Baron beſann ſich hin und her, welche Galanterie ihm dieſen frühen zudringlichen Beſuch wohl verſchafft habe, er fand in ſeinem Gedächtniß nichts mit der Beſchreibung Uebereinſtimmendes. Die Beiwörter „jung und reizend,“ womit Jean die Beſucherin bezeichnet hatte, machten ſie dem Rittmeiſter zur Verſucherin, und er konnte nicht ſchnell genug in die Kleider kommen, um die junge Reizende von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen, die ſeinem Diener ein Geheimniß aus ihrem Namen gemacht hatte. Sie wurde herein geführt, und der Baron fuhr zuſammen, doch es war ein freudiger Schreck; er rieb ſich die Augen, um ſich zu überzeugen, ob er recht geſehen, aber zugleich rief er: „Michelle! Um aller Heiligen Willen, wie kommen Sie nach Paris? Wie zu mir?“

Sie war es wirklich, die junge reizende Eiſenfactorstochter von le Bourg d'Oyſſans, und wenn auch ein wenig ſchüchtern und befangen, trat ſie doch auch hier mit all' der lieblichen Natürlichkeit ihres Weſens auf, und verneigte ſich züchtig vor dem erſtaunten Baron.

„Ich bin gekommen, Sie um eine Gefälligkeit anzuſprechen, Herr Rittmeiſter,“ begann ſie mit Anmuth. „Sie haben uns oft erzählt, welch' hohe Stelle Ihr Herr Vater in der vornehmen Welt hier einnimmt, und wie Sie ſelbſt Einfluß auf die Leute bei Hof haben. Ich erſuche Sie, wenn Sie noch ein kleines Fünkchen Neigung zu mir im Herzen tragen, mir zu einer Audienz bei der Frau von Maintenon und dem Könige zu verhelfen.“

„Bei Frau von Maintenon und dem Könige?“ wiederholte der Baron verdutzt. „Liebes Kind, zu welchem Zwecke?“

„Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen daraus vor der Hand noch ein Geheimniß mache; ſobald es mir, wie ich hoffe, geglückt ſein wird, denſelben zu erreichen, wird mein von Dankbarkeit überſtrömendes Herz, Ihnen mit Freuden ſogleich Alles beichten, was mich mit unwiderſtehlicher Gewalt aus dem ſtillen Kreiſe unſeres Hauſes fort in die weite Königsſtadt getrieben hat. Zürnen Sie mir nicht, aber jetzt kann, jetzt darf ich es Ihnen nicht ſagen. Ich kenne in Paris weiter Niemand, der mir rathen und helfen könnte, als Sie, Herr Rittmeiſter, aber ſelbſt, wenn Sie, auf den ich zähle, mir die Bitte abſchlügen, ich würde andre Wege einſchlagen; denn ich muß den König, ich muß Frau von Maintenon ſprechen.“

D'Hauſſet rieb ſich verlegen die Hände, während ſeine Blicke mit früherer Luſt auf Michelle's blühenden Formen ruheten.

„Und wenn ich Ihnen die gewünſchte Audienz verſchaffte, welcher Lohn würde mir werden? Die Leidenſchaft, die ich für Sie hege, iſt Ihnen nicht fremd.“

„Ich glaubte mich von Ihnen gänzlich vergeſſen,“ verſetzte das Mädchen mit der heiterſten Unbefangenheit, „nachdem Sie auf die Einladung meines Bruders Antoine nicht ein Mal wieder in unſer Haus kamen, wo ſie doch ſtets gern geſehen werden ſind.“

„Wie? Sie wüßten's nicht, was mir auf dem Wege zu Ihnen begegnet iſt? Von den wilden Jägern gefangen, an die mich Antoine verrathen! —“

„Antoine Sie verrathen!! Nimmermehr! Vergebens haben wir auf Sie gewartet, bis wir erfuhren, Sie ſeien nach Paris abgereiſt. Antoine war ja ein Feind der wilden Jäger, und ſeit wir in Erfahrung gebracht, daß Luc Sellier ihr Oberhaupt ſei, von dem ſie alle den Namen erhielten, hab' ich ihn nicht wieder geſehen. Er darf ſich nicht in unſ'rer Gegend ſehen laſſen, wenn er nicht wie ein toller Hund todtgehetzt ſein will, und nie mag ich mehr von einem ſo blutdürſtigen Menſchen, der meine Glaubensgenoſſen wie Gemsböcke niederſchießt, etwas wiſſen. Und Antoine eben ſo wenig."

„So habt Ihr meinen Schaden nicht bewirkt? — Aber wie mochten es denn die wilden Jäger erfahren haben, daß ich gerade an jenem Abend zu Euch hinüber reiten wollte?"

„Luc hat in unſerm Hauſe unter dem Geſinde und den Gewerkknechten mehre, die Hugenotten waren, zu Spionen gehabt. Da nun im Hauſe davon die Rede war, daß Sie Antoine zu kommen verſprochen und wir unſre Freude darüber laut werden ließen, ſo iſt es leicht möglich, ja ſogar gewiß, daß einer der Knechte die Kunde davon ſchnell in's Gebirge getragen."

„So erklärt ſich Alles, Ihr ſeid rein von Schuld an meinem Unglück, und ich darf hoffen, zum Ziele aller meiner Wünſche zu gelangen?"

„Verſchaffen Sie mir die Audienz, und meine Dankbarkeit wird keine Gränzen kennen."

„Die fatale Audienz!"

„Sie iſt unerläßliche Bedingung."

„Wohlan, ich werde ſie Dir zu verſchaffen ſuchen, geliebtes Mädchen." Er wollte ſie umarmen und ihr einen Kuß rauben, aber ſie rief: „Nicht eher, als bis ich die Audienz gehabt und mein Ziel erreicht habe. Nachher verſteht ſich das von ſelbſt."

Dieſe ernſthaften Worte ſcheuchten den in ſich ſelbſt verliebten, lüſternen Gecken zurück; aber ſie fielen ihm zu gleicher Zeit merkwürdig ſchwer auf die Seele. Zu ſeinem Erſtaunen hörte er von Michelle, daß auch Antoine mit nach Paris gekommen ſei, und wurde noch nachdenklicher. Inzwiſchen nahm er ſich zuſammen, kleidete ſich an, und ging mit der reizenden Gebirgerin in das Gaſthaus vor der Barriere, wo das Geſchwiſterpaar abgeſtiegen war. Antoine benahm ſich ziemlich blöde, und konnte den Rittmeiſter bei der Begrüßung kaum anſehen. Auch während der kurzen Unterredung war er äußerſt einſilbig, ſcheu und faſt verdutzt. Dieſer Umſtand machte den Baron noch ſtutziger. In einer ſchlecht verborgenen Unruhe verließ er endlich die Geſchwiſter mit dem Verſprechen, einen Wagen zu beſorgen und mit ihnen nach Verſailles zu fahren, wo er all' ſeinen Einfluß aufbieten wolle, um Michelle die ſo dringend gewünſchte Audienz zu verſchaffen.

Nach einigen Stunden fuhr er vor, aber ſein befangener Zuſtand hatte ſich verſchlimmert. Auf dem ganzen Wege bemühete er ſich vergebens, ſeine Zerſtreutheit und Aengſtlichkeit zu verbergen. Lauernd hing zuweilen ſein Blick an Michelle's offnem und Antoine's verſchloſſenem Geſichte; aber er wagte nicht wieder nach der Urſache ihrer Reiſe zu fragen. In ſolcher Spannung langten ſie in Verſailles an, ſtiegen in einem Gaſthauſe ab, und d'Hauſſet eilte ſogleich nach dem Schloſſe. Mit ängſtlicher Erwartung blieben die Geſchwiſter zurück.

---

## 16.

## Unglückliches Zuvorkommen.

Der Argwohn und die Furcht des Rittmeiſters waren von ſeltſamer Art. Um die ſchöne Michelle zu verführen, hatte der eitle Baron ſelbſt Eheverſprechungen nicht geſpart; und nicht allein Michelle, ſondern auch Antoine hatten dergleichen von ihm empfangen, ja, er war nicht gewiß, ob er nicht auch in ſeinem Leichtſinn bei den Eltern davon geſprochen, er werde das Mädchen zu ſeiner Frau machen. Wenigſtens erinnerte er ſich deutlich, daß ihm der Eiſenfactor geſagt, er ſtamme aus einem alten Adelsgeſchlechte, und könne für ſeine Kinder ſeinen Adelsbrief täglich renoviren laſſen. D'Hauſſet glaubte nun ſicher, dieſe Aeußerung ſei in Folge einer indirecten Werbung um Michelle von ſeiner Seite geſchehen, und je treuloſer ihm hier ſein Gedächtniß war, deſto mehr quälte er ſich mit der Vorſtellung, daß er Eltern und Geſchwiſtern in blinder Leidenſchaft verſprochen habe, Michelle zu heirathen. Jetzt argwöhnte er, Michelle ſei mit ihrem Bruder nach Paris gekommen, um ihn beim Könige zu verklagen und auf dieſem untrüglichen Wege zum Worthalten zu zwingen. Dieſer Argwohn war durch Michelle's Aeußerungen in ihm entſtanden. Zuerſt hatte ſie nämlich geſagt, ſie habe mit Lucas Sellier gebrochen, er dürfe ſich nicht mehr in le Bourg d'Oyſſans ſehen laſſen; ſodann auf ſeine zudringlichen Bitten um Umarmung und Kuß geantwortet: nach der Audienz und wenn ſie ihren Zweck erreicht, verſtehe ſich dieſes von ſelbſt. Endlich las er aus dem ſcheuen Betragen Antoine's, deſſen munteres, treuherziges Weſen er doch von ſonſt kannte, heraus, daß dieſer etwas Böſes gegen ihn im Schilde führe, und als Zeuge ſeiner Verſprechungen mitgekommen ſei; überhaupt, daß die ganze Reiſe ihn ganz allein betreffe. Dies war ſein Argwohn; ſeine Furcht aber entſprang aus der bekannten Thatſache, daß Frau von Maintenon eine wahre Wuth beſaß, Männer, die ſich weigerten, ein gegebenes Eheverſprechen zu erfüllen, durch des Königs Frömmigkeit dazu zu zwingen.

Es iſt bekannt, daß Ludwig ſogar ſpäter von ihr vermocht wurde, ſie ſich als Gattin antrauen zu laſſen. D'Hauſſet wußte im Voraus, daß, wenn Michelle's Klage gegen ihn vor die Maintenon käme, ihm nichts weiter übrig bliebe, als Frankreich zu verlaſſen, oder Michelle zu heirathen. Auf dem Wege nach dem Schloſſe überlegte er, daß das Letztere das Beßre ſein dürfe; denn Michelle war jung, ſchön, ihr Vater ein ſehr reicher Mann, und wie er ja ſelbſt geſagt, von altem Adel. Nur vor ſeinem Vater grauete ihm. Die dreitauſend Livres waren ihm ſchon ſchwer angerechnet worden, wie ſollte er dem Strengen mit einer ſolchen Mesalliance unter die Augen treten? Vor allen Dingen mußte er Gewißheit haben; deshalb ſuchte er den Kammerdiener der Maintenon, ſeinen Bekannten, auf, entdeckte ſich demſelben, und wußte ihn zu bereden, daß er Michelle ausforſche. Als er mit dieſem Alles abgeredet hatte, eilte er in das Gaſthaus zurück und berichtete den Geſchwiſtern Villard, es werde Alles gut gehen, nur müßten ſie vorerſt mit dem Kammerdiener der Frau von Maintenon reden, durch deſſen Vermittelung allein ſie vorgelaſſen werden könnten. Er führte ſie nach dem Schloſſe, überlieferte ſie ſeinem Verbündeten, und entfernte ſich dem Anſcheine nach gleichgültig.

„Sie werden die Güte haben, mir Ihr Anliegen nur im Allgemeinen zu eröffnen oder wenigſtens zu bezeichnen, damit ich meine gnädige Frau davon zuvor unterrichten kann," redete ſie der ſchlaue Kammerdiener an.

„Mein Anliegen iſt von der Art," verſetzte Michelle, „daß ich nur Frau von Maintenon ganz allein Eröffnungen darüber machen kann."

„Ganz recht. Ich begehre auch gar nicht in Ihr

Geheimniß einzudringen, ſchönes Kind, das jedenfalls doch nur ein Liebesgeheimniß iſt. Nichtwahr? O ich habe Praxis in dieſen Dingen! Nur mit wenigen Worten müſſen Sie mir ſagen, worin Ihr Begehr beſteht, das iſt ſtrenger Befehl der gnädigen Frau. Außerdem darf ich Sie gar nicht melden."

„Wohlan denn, ja, es iſt ein Liebesgeheimniß."

„Und betrifft Ihren Geliebten?"

„So iſt es."

„Was begehren Sie für ihn?"

„Die Gnade des Königs und die Vergünſtigung, daß er mich heirathen kann."

„Noch Eins! Hat er Ihnen blos von Liebe geſagt, oder auch die Ehe verſprochen?"

„Wenn das nicht wäre, würde ich nicht hier ſein. Nun erfahren Sie kein Wort weiter."

„Es iſt auch ſchon genug. Kommen Sie in einer Stunde wieder. Ich werde Frau von Maintenon Ihre Bitte vortragen."

Die Geſchwiſter gingen wieder mit ſchweren Herzen; gleich darauf ſtellte ſich d'Hauſſet beim Kammerdiener ein.

„Ihr Argwohn war wohl begründet;" rief ihm dieſer entgegen. „Das Mädchen iſt Ihretwegen hier." Er wiederholte dem erbleichten Rittmeiſter jedes von Michelle's Worten, und dieſem blieb nun kein Zweifel mehr übrig.

„Was ſoll ich thun?" rief er in komiſcher Verzweiflung.

„Das Beſte iſt, Sie kommen dem entſchloſſenen Mädchen zuvor, geſtehen Frau von Maintenon Alles, und bitten ſie um gütige Vermittelung beim Könige. Sie gewinnen dadurch einem Stein im Brete; denn heirathen müſſen Sie das Mädchen doch."

D'Hauſſet war von der Trefflichkeit dieſes Rathes überzeugt, und entſchloß ſich kurz, ſich bei der Alles Vermögenden anmelden zu laſſen. Er wurde angenommen. Bleich und verſtört ſchritt er durch die Zimmer. —

Gerade zu jener Zeit hatte Ludwig XIV. die Lieblingsidee gefaßt, den König von Siam und deſſen ſämmtliche Unterthanen zum katholiſchen Glauben zu bekehren. Die Jeſuiten hatten es ihm eingeredet, die Maintenon ihn darin beſtätigt. Der Miniſter des Königs von Siam, Conſtanz, ein geborner Grieche, war bereits gewonnen und bekehrt und ein Freundſchaftsbündniß mit ihm eingeleitet worden. Eine Botſchaft des ſiameſiſchen Königs hatte in Verſailles ungeheures Aufſehen erregt, Alles, was fromm ſein wollte, und dazu gehörte der ganze Verſailler Hof, ſchwatzte von nichts als von der Bekehrung Siams. Nun hatte Conſtanz zu ſeinen Zwecken eine ſtarke franzöſiſche Beſatzung verlangt, um die einheimiſchen Großen gänzlich zu unterdrücken, und das franzöſiſche Cabinet ſchmeichelte ſich mit manchen günſtigen Ausſichten. Es ſtand eben daran, daß einige Schiffe mit Truppen beladen und von Jeſuiten geführt, nach Siam ausgerüſtet werden ſollten; aber es zeigte ſich zur großen Bekümmerniß der Frau von Maintenon, die dieſe Angelegenheit mit vorzüglichem Eifer betrieb, daß die Offiziere, die bei dieſer Expedition angeſtellt werden ſollten, ſich faſt ſämmtlich weigerten, und ſich unter allerlei Ausflüchten losmachten. Gezwungen konnte nicht wohl Jemand werden, und ſo mußte die mächtige Frau zu allerlei Abenteurern ihre Zuflucht nehmen, und doch war die Zahl nicht vollſtändig.

Kaum hatte ihr der Kammerdiener d'Hauſſet's Namen genannt und ſein Begehr mitgetheilt, als eine freudige Bewegung über ihr ſchönes, bleiches Geſicht ging. Sie legte das in rothen Sammt gebundene, mit goldnen Schlöſſern beſchlagene Gebetbuch aus der Hand, als der Offizier hereintrat, erhob ſich höher als gewöhnlich aus ihrem Armſeſſel und nickte freundlicher und huldreicher als d'Hauſſet erwartet hatte. Er haſchte nach ihrem blendendweißen Spitzengewand, das in faltenreicher Fülle um ihre majeſtätiſchen Formen floß, um den Kuß der Ehrerbietung darauf zu drücken; ſie hielt ihm aber die Hand zum Kuſſe hin, und ſomit war ihm das Zeichen einer gnädigen Gewährung ſeines Bittgeſuchs. Der Rittmeiſter erzählte ziemlich ungeordnet ſeine Bekanntſchaft mit Michelle, geſtand daß er ihr und ihren Eltern die Ehe verſprochen, und daß das Mädchen hier ſei, um ihn beim Könige zu verklagen, weil er nicht Wort gehalten, zu gleicher Zeit aber auch, um Gnade für ihn zu bitten.

„Und Sie wollen das Kind heirathen, Baron?" fragte Frau von Maintenon.

„Wenn es des Königs Gnade mir befiehlt."

„Aber Sie würden dieſe Ehe ungern eingehen, nicht wahr?"

Er zuckte ſchweigend mit den Achſeln.

„Der Zorn Ihres Vaters würde Sie wegen ſolcher Meſalliance verſtoßen, enterben, und der König würde Ihnen wegen Ihres Leichtſinns nicht gnädiger geſinnt ſein, als jetzt."

Der Baron horchte hoch auf. „Aber Seine Majeſtät wird mich zwingen, mein gegebenes Wort zu halten," ſtammelte er.

„Allerdings. Ein Eheverſprechen iſt ein heiliges, Gott ſelbſt gegebnes Angelöbniß, damit ſoll man nicht leichtſinnig umgehen. Doch kann man in gewiſſen

Fällen ſeines Verſprechens von Gott und dem Könige entbunden werden, vorzüglich, wenn man zur Sühne, zur Buße Gott und dem Könige einen großen Dienſt leiſtet.“

„Reden Sie! Beglücken Sie mich, gnädige Frau!“ rief der Rittmeiſter, der plötzlich ſeinen ganzen Muth wieder gefunden hatte, feurig aus. „Ich bin zu jedem Dienſte bereit.“

„Wirklich? Wohlan, es iſt eben eine Gelegenheit vorhanden, durch deren weiſe Benutzung Sie nicht nur Ihres gegebenen Eheverſprechens entbunden werden, ſondern auch Gott verſöhnen und des Königs ganze Gnade erlangen können. Reichthum, Ehre und der beſte Segen der Kirche ſind dabei zu verdienen.“

„Spannen Sie meine Ungeduld nicht noch höher, gnädige Frau. Und ſein Sie im Voraus verſichert, daß ich mit heißer Begierde dieſe Gelegenheit ergreifen werde, mir ſo große Vortheile zu verſchaffen.“

„Das iſt ſehr brav von Ihnen. So mögen Sie denn wiſſen, des Königs Gnade wird Sie zum zweiten Commandeur der nach Siam beſtimmten Truppen ernennen. Eilen Sie, Seiner Majeſtät dafür zu danken, und bereiten Sie ſich ſchnell auf Ihre Abreiſe vor, damit Sie mit der erſten Fregatte, welche in einigen Tagen von Toulon abſegeln wird, Ihrer Beſtimmung entgegen gehen können.“

In des Rittmeiſters Geſicht wurden ſaure Züge bemerkbar, aber jetzt blieb ihm keine Wahl mehr. Verbannt war er aus dem ſchönen Frankreich, und mußte noch dankbar die Hand der Frau küſſen, die ihn über das Meer ſchickte. Gern hätte er Michelle geheirathet, doch das ging nun nicht mehr an. Die Würfel waren gefallen.

„Aber die arme Michelle!" preßte ihm ſeine innere Bewegung aus.

„Laſſen Sie mich mit dem Kinde reden!" tröſtete ihn die gewaltige Frau; und er ging, ſchlimmer berathen, als er herein gekommen war.

## 17.

## Beim König.

Michelle wurde eine Stunde ſpäter in die Appartements der berühmten Wittwe Scarron geführt. Der ſtrahlende Glanz, der aus den vielbewunderten Augen der ſchönen, hohen Frau auf das befangene Landmädchen niederleuchtete, verwirrte die Letztere ſo, daß ſie, ohne ein Wort zu reden, in die Knie ſank, und die Hände mit flehender Geberde zu der gewandten Freundin des Königs empor hob.

„Steh auf, mein Kind," ſagte die Maintenon gütig. „Der König wird gnädig gegen Dich ſein. Aber d'Hauſſet's Frau kannſt Du nicht werden. Schlag Dir das aus dem Sinn. Er muß einer höhern Beſtimmung folgen. Lies Dir einen Andern aus. D'Hauſſet ſagte mir, Du hätteſt früher ſchon einen Geliebten gehabt. Vielleicht vereinigt Ihr Euch wieder. Alte Liebe hält immer wieder."

„Ich verlange den Baron d'Hauſſet nicht zum Gemahl," verſetzte Michelle mit Staunen.

„Deſto beſſer, Kind!" rief Jene erfreut. „Liebſt Du Deinen frühern Geliebten noch?"

„Ihn lieb' ich allein."

„Schön, ſchön! Wir wollen ihn für Dich gewinnen, liebes Kind. Du ſollſt ihn haben, wenn er noch nicht vermählt iſt. Darauf geb' ich Dir mein Wort. Wo iſt er? wie heißt er?"

„Er iſt auf den Galeeren in Toulon."

„Auf den Galeeren!" rief die Favoritin entſetzt. Michelle fand Muth und Muße zu erzählen, was Luc für ſeinen Vater gethan. Sie bekannte ſich als die, über deren Bekehrungsverſuch der alte Pfarrer verurtheilt worden, und nannte d'Hauſſet als den Angeber.

„Gnädige Frau," ſchloß ſie, „ich bitte um nichts, als um Gnade und Befreiung des armen Lucas. Zwar iſt er ein Calviniſt, aber ich wage es, Sie um ſeinen Schutz anzuflehen, die Sie ſelbſt einſt dieſem Glauben mit Eifer angehängt, für den Ihre Ahnen einſt mit Ruhm gefochten haben."*)

Die große Heuchlerin war von der hochedeln Kindesliebe des Jägers gerührt, ſie war geſchmeichelt von Michelle's Bitte um ihren Schutz, und mit einer Thräne im ſchönen Auge erinnerte ſie ſich, wie ſtandhaft ſie ſelbſt dem calviniſtiſchen Glauben einſt ergeben geweſen war.

„Ich verſprach Dir vorhin Deinen Geliebten zum Gemahl," ſagte ſie weich, „ich nehme jetzt mein Wort nicht zurück. Verharre hier, bis ich wiederkehre."

Nach dieſen tröſtlichen Worten trat die hohe Frau in die Gemächer des Königs, die unmittelbar an die ihrigen ſtießen.

---

*) Die Herren von Aubigné, die Vorfahren der Maintenon, waren eifrige Calviniſten geweſen und hätten zur Zeit der Ligue und Heinrich's IV. für ihren Glauben das Schwert geführt. Franziska d'Aubigné (die Maintenon) ſelbſt war erſt in ihrem 18ten Jahre mit Liſt zur Abſchwörung des Calvinismus bewogen worden.

Mit wohlgefälligem Lächeln hörte Ludwig aus ihrem Munde, daß ſie dem Rittmeiſter d'Hauſſet für die Expedition nach Siam gewonnen. Hierauf erzählte ſie mit jener hinreißenden Anmuth, die ihr eigen war, in kurzen kräftigen Zügen Luc's und Michelle's Geſchichte. Der König erinnerte ſich des über den Pfarrer Sellier verhängten Urtheils.

„Und was ſoll aus dem Jäger werden?“ fragte er.

„Er iſt kein Verbrecher. Nie machte er einen Verſuch, ſeine Geliebte zu bekehren.“

„Wohl, aber er hat den König betrogen.“

„Der Kerkermeiſter, der ſich beſtechen ließ, noch mehr, Sire. Ich glaube, es wäre der einzige mögliche Fall, wo ich Ew. Majeſtät auch betrügen könnte, meinen Vater, wenn ich ihn noch hätte, von den Galeeren zu befreien. O Gott, mein Vater mußte im Gefängniß ſterben; ich wurde in ſeinem Kerker geboren, und konnte ihm nicht helfen! Wäre mir vergönnt geweſen, zu handeln wie dieſer Jäger.“

Der König drückte ihr die ſammetweiche Hand. „Die Galeeren hat der Jäger wenigſtens nicht verdient. Aber er iſt Calviniſt.“

„Kommen Sie, Sire, und ſehen Sie, ob dies Kind nicht geeignet iſt, den Geliebten zur alleinſeligmachenden Kirche zurückzubringen.“

Ihn an der Hand nehmend, führte ſie ihn in das Zimmer, worin Michelle verharrte. Als ſie den großen ſchönen Mann voll edler angeborner Würde hereintreten ſah, warf ſie ſich zu Boden. Ludwig faßte ſie am Kinn, und indem das ſüße Lächeln, womit er weiblicher Schönheit zu huldigen pflegte, über ſeinem männlich ſchönen Geſichte ſchwebte, fragte er: „Biſt Du gut katholiſch und willſt es bleiben?“

„Streng hing ich ſtets am wahren Glauben meiner Vorfahren, und werde nimmer davon laſſen,“ ſtammelte Michelle.

„So führe auch Deinen Geliebten in den beglükkenden Schoß unſrer Kirche.“

„Er iſt ſo brav und edel, daß er nicht beſſer werden kann.“

„Sie haben recht,“ wandte ſich der König zu ſeiner Freundin. „Einige Tauſend dieſer Mädchen würden beſſer bekehren, als zehn Mal ſo viel Dragoner. Wir wollen es ihr überlaſſen; ſie wird ihr Beſtes thun.“

„So iſt er frei?!“ rief Michelle aufjubelnd.

„Ich werde Dir meinen Befehl zu ſeiner Freilaſſung einhändigen laſſen.“

Das entzückte Mädchen ſtürzte hinzu und bedeckte des Königs Hände mit Küſſen. Er duldete es lächelnd; und mit größerem Wohlgefallen, als der Maintenon lieb war. Da winkte die Favoritin zur Seite, und ein Kammerherr trat herein und bat den König im Namen des Rittmeiſters d'Hauſſet um Gehör.

„Er kommt, ſich bei Ihnen zu bedanken, Sire. Doch wollen Sie nicht die Gnade haben, erſt den Befehl für die Kleine ausfertigen zu laſſen?“

Der König erhob ſich. Frau von Maintenon winkte Michelle zu, ſich zu entfernen. Der Kammerdiener führte ſie in ſein Zimmer. Eine halbe Stunde darauf trat er mit dem heilſpendenden Papier herein, und wenige Minuten ſpäter lag das ſelige Mädchen an ihres Bruders Bruſt und weinte Freudenthränen. Antoine miethete einen Wagen nach Toulon zu, der ſie ohne Zögern Verſailles entführte.

## 18.

## Nebel und Sonnenſchein.

Die Nebel lagen in dichte Maſſen geballt auf dem Meere. Vom Lande her pfiffen die erſten kalten Herbſtwinde. Der Morgen konnte ſich lange nicht aus den Hüllen und Schleiern ſeiner Mutter loswinden. Auf den Schiffen, die vor Anker lagen, regte ſich noch nichts, und nur von der Stadt herüber wurden einzelne Laute hörbar. Ruhig lagen einige mächtige Galeeren auf dem Waſſerſpiegel des Hafens, dazwiſchen eine Fregatte. Da tönte die Glocke des Bagno, der dem Hafen gegenüber lag, und in dem halb unterirdiſchen niedrigen Steinhauſe, deſſen Fenſter mit ungeheuren Eiſenſtäben vergittert waren, wurde es lebendig. Eine der Galeeren ſetzte ein Bot aus; es ruderte an's Land. Soldaten mit geladenen Gewehren ſtiegen heraus, und verfügten ſich in den Bagno. Nach einer halben Stunde wurde die Thür derſelben wieder geöffnet, Kettengeraſſel und Flüche verkündeten das Nahen der Galeerenſklaven, und bald ſah man durch den dicken Nebel zwiſchen zwei Reihen bewehrter Soldaten eine Anzahl bleicher, wüſter Geſtalten, die zuſammen an eine Kette geſchmiedet waren, einherwanken. In den meiſten dieſer verzerrten Geſichter drückte ſich leichtſinnige Freude aus, nur in einigen Kummer und Betrübniß. Unter den Letztern war ein kräftig gebauter junger Mann, mit ernſten Zügen und ruhiger würdevoller Haltung. Es war Lucas Sellier. Neben ihm ging ein alter Korporal, der ihn nicht ohne Mitleid betrachtete.

„So iſt es denn wahr, was ich bis jetzt noch nicht habe glauben können," fragte Luc ſeinen Begleiter, „daß wir mit der Fregatte Dädalus nach Siam ſollen?"

„Die Nachricht hat ſich beſtätigt," verſetzte der Korporal. „Die Herren Jeſuiten wollen in dem Lande dort eine Feſtung nach unſrer Art anlegen und befürchten zu ſolchem Bau möchten die Leute dort nicht zu brauchen ſein, vielleicht auch ſich nicht brauchen laſſen. Deshalb haben ſie dem Könige in den Ohren gelegen, wie immer, und da iſt der Befehl gekommen, daß eine Kette mit hinüber ſoll, um dort zu arbeiten, zu ſchanzen, zu bauen. Das iſt die Sache."

„Das Land muß ja ungebührlich weit ſein?"

„Weit noch über unſre Inſeln hinaus, wie man ſagt," nickte der Korporal treuherzig.

„Dann kehren wir nie nach Frankreich zurück," ließ ſich Luc in einem wehmüthigen Tone weiter vernehmen.

„Schwerlich!" entgegnete der Alte, und wiſchte ſich eine Thräne aus dem Auge. „Mich dauert keiner weiter, als Du. Die meiſten ſind verworfenes Volk, an dem nichts verloren iſt. Du hätteſt ein beßres Loos verdient, als in die Hände ſolcher Kannibalen zu fallen und den Geiſt in Hitze und Froſt, Hunger und Durſt aufgeben zu müſſen."

Luc ſah düſter vor ſich hin, ohne ein Wort zu ſagen.

Sie kamen an das Bot. Das Vaterland verwünſchend, dem Boden fluchend, der ſie geboren, ſtiegen die Vordern mit ſcheuslichem Gelächter ein. Da kam die Reihe an Luc. „Bücke Dich mit mir, ſonſt kann ich den Boden nicht erreichen," flüſterte er ſeinem Nebenmanne zu, mit welchem er zuſammengeſchmiedet war; doch dieſer grinſete und höhnte ihn an.

„Unmenſch!" rief Luc, „Du wirſt mir den Kuß nicht verwehren wollen, den mein Herz der Erde meines Vaterlandes aufzudrücken begehrt?“

Der Korporal ſtieß den Wicht in's Genick, daß er zur Erde fiel, und Luc beugte ſich ungehindert, küßte den Boden und ſprach leiſe: „Gott ſei mit dir, Frankreich, Land meiner Väter! Ich muß auf ewig von dir ſcheiden. Du haſt mir ein Glück mild mütterlich gegeben, das überſchwengliche Glück reiner Jugendliebe. Dankbar ſegne ich dich dafür. Leb' wohl!“ — Das Boot ſtieß ab. Der Nebel legte ſich wie ein Trauermantel umher und verbarg Frankreichs Küſten ihren Blicken.

„Geht es heute noch fort?“ fragte Luc den Sklavenaufſeher.

„Wir erwarten heute oder morgen noch eine Abtheilung Truppen mit den Offizieren. Sobald dieſe an Bord ſind, werden die Anker gelichtet. Die Herren Patres Jeſuiten ſind ſchon ungeduldig, und wir haben wahrlich keine Zeit mehr zu verlieren, ſollen wir nicht an der afrikaniſchen Küſte alle erſaufen.“

„Deſto beſſer!“ verſetzte Lucas trüb. —

Noch zur Mittagszeit lag der Nebel auf dem Meere, da ſteuerte wieder ein Boot nach der Fregatte, „Dädalus“ hinüber. Ein einzelner Mann ſtieg an Bord und fragte nach den Aufſeher der Sklaven. Gleich darauf gingen beide nach dem untern Raume; der Aufſeher trat zu Luc, flüſterte ihm etwas in's Ohr und zog ſich dann ein paar Schritte zurück. Der Fremde kam heran. Luc reichte ihm mit einer wehmüthigen Miene die Hand und ſagte leiſe: „Ich danke Dir, lieber Letrait, daß Du mir noch Wort gehalten; faſt wärſt Du zu ſpät gekommen. Wie ſteht's mit den Alten?“

„Sie ſind glücklich hinüber und wohnen in einem Dörfchen im Canton Wallis. Dein Vater hat ein

Haus mit Garten, Weinberg und Feld gekauft. Sie ſind beide geſund und wohl."

„Gott ſei Dank!" lispelte der Galeerenſklave mit gefaltenen Händen. „Und wie geht's Euch im Gebirge?" fragte er noch leiſer.

Letrait wisperte ihm lange zu; dann reichten ſie ſich die Hände zum Abſchied. „Lieber," ſagte Luc zuletzt mit ſchwankender Stimme „wenn Du heim kommſt, ſo ſchleiche Dich ein Mal zur Abendzeit nach le Bourg d'Oyſſans, und ſuche die zu ſprechen, die ich ſo lang im Herzen tragen werde bis es nicht mehr ſchlägt. Bring' ihr meinen letzten Gruß, ſag' ihr, daß ich treu geblieben bis in den Tod, daß meine Liebe zu ihr unſterblich ſein werde, wie meine Seele. Sag' ihr, daß dieſe meine Seele ihr immer nah ſein werde. Möchte ſie glücklich werden, die treffliche Jungfrau, ſie verdient es!"

Die Nebel riſſen plötzlich von einander und flatterten, wie zerſetzte Gewänder, über Meer und Land hin, die Sonne warf ſiegreiche Strahlenpfeile aus, der Himmel wurde blau, das Meer wurde grün, und lachend und leuchtend breitete ſich Frankreichs reizendes Ufer vor den Blicken aus, majeſtätiſch ſtieg die ſtolze feſte Stadt empor. Und im Sonnenglanz flog wieder ein Boot der Fregatte zu. Aller Augen wendeten ſich nach dieſem Boote; denn die darinnen ſaßen, ein Mädchen und ein Jüngling, ließen in den hoch emporgehobenen Händen ſchneeweiße Tücher wehen, ein Zeichen ſchöner Bedeutung. Deshalb drängte die ganze Schiffsmannſchaft an Bord, als das ſchöne Pärchen ausſtieg, und die ſtürmiſche Frage: „Was bringt Ihr?" ertönte von allen Seiten.

„Begnadigung des Königs für Lucas Sellier den Galeerenſklaven!" rief die reizende Jungfrau mit verklärtem Angeſicht, und von dem alten Korporal geführt, gelangte ſie an die Stelle, wo Lucas und ſein Landsmann ſich eben zum Abſchied umarmten. Ein freudiges Getöſe ſtörte ſie. Luc ſchaute um ſich — und Michelle lag an ſeiner Bruſt.

„O Michelle! Michelle, was thuſt Du?“ rief er von überraſchender Freude und Schmerz gleich ſtark bewegt. „Du machſt mir den Abſchied zur Höllenqual. Wir hätten uns nicht wiederſehen ſollen.“

„Nicht Abſchied!“ jauchzte Michelle. „Gnade des Königs für Dich! Du biſt frei und biſt mein!“

„Frei?!“ fragte Luc und der Zweifel ließ den Ton der Freude noch nicht recht aufkommen.

„Frei?“ wiederholten die Sklaven mit neidiſchen Blicken.

„Hier der Gnadenbrief des Königs!“ verſetzte das glückliche Mädchen und hielt das Geſchrift hoch empor. Luc's Augen ſtarrten darauf. Da trat der Gouverneur des Hafens und des Bagno, der auf das Schiff nachgefolgt war, hinzu, und beſtätigte Michelle's Ausſage. Jetzt umſchlang Luc die Geliebte, ſein Haupt ruhete eine Minute an ihrer Bruſt, aber er ſagte kein Wort. Als er ſich wieder aufrichtete, rollten zwei große Thränen über ſeine Wangen.

Michelle's Ungeduld wurde noch auf eine harte Probe geſtellt. Zwar hatte der Gouverneur ſogleich Befehl gegeben, den Lucas Sellier von der Kette los zu machen, eh' aber die Schmiede aus der Stadt herbei geholt und auf das Schiff gebracht wurden, verging noch eine geraume Zeit. Im Beiſein der neidiſchen Galeerenſklaven, die ſie mit frechen Blicken betrachteten, konnte ſie ihrem Herzen unmöglich freien Lauf laſſen, und ſie beneidete Antoine, der den Geliebten umarmen, küſſen und mit ihm plaudern konnte. Endlich erſchienen die langerſehnten Schmiede; zum zweiten Mal legte Luc das Haupt neben den Ambos, die Nieten flogen aus den Schellen, die Kette ſank, und als ein freier Mann lag Lucas weinend an ſeines treuen Mädchens Herzen.

Da erſchallte wieder Getöſe vom Ufer her, man bemerkte Bewegung im Hafen, die Soldaten marſchirten auf, Boote wurden losgebunden und bemannt, und kamen näher. „Die Offiziere ſind angekommen!“ erſchallte es, und gleich darauf erſchienen die ſtattlichen Herren mit einer beträchtlichen Anzahl Jeſuiten auf dem Verdeck des Schiffs, laut begrüßt von der verſammelten Schiffsmannſchaft. In dieſem Augenblicke traten Lucas, Michelle, Antoine und Letrait, Arm in Arm aus dem untern Schiffsraum hervor, um ſich ans Ufer überſetzen zu laſſen.

„Michelle!“ rief einer der Offiziere, ein zierlicher Mann, und eilte aus der Mitte der Andern auf das ſtaunende Mädchen zu. Sie erkannte d'Hauſſet. Aber plötzlich blieb er bei Lucas Anblick, wie in den Boden gewurzelt, ſtehen; ſein Geſicht war verwandelt, Schrecken furchte, Bläſſe überzog es.

„Der wilde Jäger!“ ſtammelte ſein bebender Mund.

„Wie kommen Sie hierher, Herr Baron?“ fragte Michelle vergnügt.

„Ich gehe nach Siam,“ verſetzte er kleinlaut.

„So wünſche ich Ihnen eine glückliche Reiſe, und habe zugleich die Ehre Ihnen meinen Verlobten vorzuſtellen, der König hat ihn auf die Fürſprache der Frau von Maintenon begnadigt und mir wieder geſchenkt.“

„Wir kennen uns ſchon, Herr Baron,“ bemerkte Luc lächelnd. „Da wir uns wohl nicht wiederſehen, ſo leben Sie wohl!“

„Leben Sie wohl!“ ſagten Michelle und Antoine.

D'Hauſſet ſtand wie vernichtet. Erſt als ſie bereits in das Boot hinab geſtiegen waren, ermannte er ſich und rief: „Er iſt der wilde Jäger, der viel brave Dragoner erſchoſſen hat. Man muß ihn feſtnehmen. Er und die kleine ſchöne Schlange haben mich um dreitauſend Livres geprellt und nun ſchicken ſie mich gar nach Siam. Er muß ins Gefängniß geworfen werden.“

Aber der Gouverneur hielt dem Tobenden des Königs Gnadenbrief entgegen, und die andern Offiziere lachten den Betrogenen aus. Still ſetzte er ſich nun in eine Ecke und verfolgte das raſch dahin gleitende Boot mit den Augen. Einige Stunden ſpäter lichtete der Dädalus die Anker.

## 19.

## „Nicht Fluch!“

Im rothen Glanz der Abendſonne ſtieg ein Wanderer von den hohen Schnee- und Eisgebirgen in das ſchöne Walliſerland, das fruchtbare Rhonethal hinab. Es war ein gemeiner Schweizer Bauer, mit Taſche und Eisſtab, der ſeine Schritte thaleinwärts haſtig förderte. Sein Ziel ſchien ein Dörfchen zu ſein, das auf der einen Seite an den Fluß, auf der andern an einen rebenbepflanzten Hügel gelehnt, ſich von oben gar freundlich ausnahm. Unten im Thale am Fluſſe hin zogen ſechs bis ſieben theils mit Menſchen, theils mit Effecten bepackte Maulthiere, ebenfalls dem

Dörfchen zu, und der Bergwandrer ergötzte ſich an ihrem hurtigen Schritt. Doch ereilte er die friedlichen Hütten noch um eine große Strecke eher. Das oberſte Haus an jenem Hügel, aus deſſen Fenſter man eine große Krümmung des Fluſſes überſehen konnte, lag jetzt vor ihm; er bog um die Ecke. Auf einer kurzen Leiter, die an des Hauſes Gemäuer gelehnt war, ſtand ein alter ehrwürdiger Mann und ſchnitt mit dem krummen Winzermeſſer köſtliche blaue Trauben von dem mächtigen Weinſtock, der, üppig emporgewachſen, die ganze Vorderwand des freundlichen Hauſes mit reichen Ranken, Blättern und Früchten überdeckt hatte. Unten auf dem Boden ſtand ein altes Mütterchen und empfing die köſtlichen Gaben aus des Schnitters Hand und ſammelte ſie in einem Korbe. Die Abendſonne legte ihr Gold ſchmeichelnd um Hütte und Weinſtock, Fenſter und Trauben und das alte zufriedne Paar. Unten erglänzte der Strom, auf dem die Schifflein wie zu ruhiger Sabbathfeier hinglitten, die Gletſcher glüheten in des Himmels Feuer, die Winzer ſangen, ſchwerbeladen heimkehrend, die Hirten jodelten von den Bergen herab, und die Maulthiere kamen mit den Reiſenden näher und näher. Es war ein herrlicher idylliſcher Anblick. Da gewahrte der Alte auf der Leiter des Mannes, der von den Höhen gekommen war, und rief der Frau zu: „Sieh da unſer Bote!“ Und ſo raſch, als es ſeine ſteifen Glieder erlaubten, ſtieg er die Leiter herab, eilte auf den Bauer zu und fragte haſtig: „Nun, Jokel, was bringſt Du mir für Nachrichten aus Vizille? Wie befindet ſich mein Sohn? Wird er meinem Wunſche nachgeben und zu uns kommen?“

„Herr Pfarrer,“ verſetzte der Bauer ruhig, „ich bitt' Euch, erwartet nicht zu viel. Faßt Euch in Geduld, wie Ihr uns ſo ſchön lehrt, und ertragt in chriſtlicher Demuth, was ich Euch zu erzählen habe. Ich kam nach Vizille, dort hatte ſich, wie überall, auf höhern Befehl die Strenge der Dragoner gegen unſre Glaubensgenoſſen erhöht. Viele wanderten noch aus, viele gingen in die Meſſe und wurden katholiſch. Im Wirthshauſe erkundigte ich mich nach Euerm Sohne. Man erzählte mir viel Seltſames von ihm, was ich nicht glauben wollte. Ich ging in ſein ſchönes großes Haus, und begehrte mit ihm zu reden. Mit einem verdrüßlichen Geſicht trat er mir, wie ein reicher vornehmer Mann entgegen, und fragte kurz nach meinem Willen. Da richtete ich zuvor die Frage an ihn: Seid Ihr auch wirklich Herr Zachée Sellier, der Steinſchleiſer? —"

„Das bin ich heute zum letzten Mal, verſetzte er, mach's kurz, Bauer, und ſag' was Du willſt. Nun ſagte ich Euere ſchönſten Grüße an und Euern ſehnlichſten Wunſch, daß er ſich der Plackerei entziehen und mit ſeiner Ehefrau nach der Schweiz zu Euch kommen möchte. Vater und Mutter ließen ihn bitten und ihm ſagen, alles Unerfreuliche, was vorgefallen ſei, ſolle vergeben und vergeſſen ſein, er möge nur kommen. Da lachte er laut auf, und ſagte, er habe ein beſſres Theil erwählt. Ihr hättet ihm Schande gemacht, und er habe mit Euch ferner nichts mehr gemein. Auch ſei er zur Erkenntniß des wahren Heils gekommen, und nehme morgen mit dem Namen Bannegon den wahren Glauben an. Am andern Tag, Herr Pfarrer, ſah ich, wie Euer Sohn, ſein Weib und ſeine Schwiegereltern als neue Katholiken die Firmelung erhielten. Statt Sellier heißt er Bannegon."

„Zachée — ein Papiſt!" ſchrie der alte Pfarrer und ſank zuſammen. Die jammernde Hausfrau eilte ihm zu Hülfe. Er erholte ſich bald wieder, und ſetzte ſich auf die Steinſtufen des Hauſes. Große Schweißtropfen rollten von ſeiner bleichen Stirn.

„Zachée, mein Zachée ein Papiſt, ein Katholik, meinen Namen verworfen!“ weinte er, wie ein Kind. „Das iſt das Schlimmſte, was ich zu ertragen habe. Herr Gott!“ ſeufzte er auf, „gieb mir Kraft!“ Nach einiger Zeit wandte er ſich zu dem Boten mit den Worten: „Sagteſt Du ihm nicht von der Edelthat ſeines Bruders Lucas?“

„Wohl that ich es, aber er gab mir lachenden Mundes die Antwort: nicht alle ſeien ſolche Narren wie Luc.“

„O über den ſchändlichen Buben!“ knirſchte der Pfarrer im aufglühenden Zorne. „Nie ſoll ſein Name mehr in mein Ohr dringen, nie Jemand wiſſen, daß er mein Sohn war. Fluch dieſem Zachée, der meinen Namen und Glauben verwirſt, Fluch ihm, dem Böſewicht, ſeinem Hauſe und ſeinen Kindern!“

„Nicht Fluch! Nicht Fluch, er iſt Euer Sohn!“ rief eine bekannte Stimme. Erſtaunt wandten das bekümmerte Ehepaar und der Bote die Häupter, und: „Luc! Luc!“ riefen die Alten, wie aus einem Munde. Die Maulthiere bogen eben um die Ecke, und Antoine und Letrait, der ihr Führer geweſen war, traten hinzu. Der Sohn lag an dem Herzen ſeiner weinenden Eltern, und ſie drückten und küßten ihn, gaben ihm die ſüßeſten Namen und beſtürmten ihn mit zärtlichen Fragen. Er aber wand ſich los, ging und nahm die fernſtehende Michelle bei der Hand, führte ſie ſeinen Eltern zu und ſprach: „Hier iſt meine Braut; wird Euch die Katholiſche nun willkommen ſein?“ Statt aller Antwort zog der Pfarrer die Liebliche an ſeine Bruſt und bat ſie weinend: „Vergieb mir, meine Tochter!“

„Liebt mich, wie ich Euch lieben werde,“ verſetzte Michelle „zwar bring’ ich Euch keine Reichthümer mit, aber wir wollen für Euch arbeiten.“

Alle Viere umſchlangen ſich wechſelſeitig. Die Sonne überpurpurte ihre freudelachenden Geſichter mit dem ſchönſten Scheidekuß.

„Madelaine!“ ſagte der Pfarrer, „der Abend unſeres Lebens hat doch ſchön begonnen.“

Sdr.

Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Ausgewählte

# Romane und Novellen

von

**Ludwig Storch.**

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Zwanzigſter Band:

## Ein deutſcher Leinweber.

Erſter Theil.

Leipzig,
Ernſt Keil.
1861.

# Ein deutſcher Leinweber.

## Zeit- und Lebensbilder
## aus der erſten Hälfte des ſechszehnten Jahrhunderts

von

**Ludwig Storch.**

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Erſte Abtheilung.

## Philipp von Oeſtreich.

Roman in vier Theilen.

Erſter Theil.

Leipzig.
Ernſt Keil.
1861.

# Philipp von Oeſtreich.

Roman in vier Theilen

von

**Ludwig Storch.**

Erſter Theil.

# I.

# Eine ſchöne reiche Frau.

Hohe ſtattliche Gemächer mit Spitzbogengewölben, aus deren Kreuz bunte, ſchön verzierte Lampen an maſſiven goldenen Ketten herabſchweben; kunſtvoll mit Arabeskenſchmuck ausgeſchnittene eichene Thüren mit blanken, ciſelirten Metallſchlöſſern; gothiſche Fenſter, an deren Marmorfries die brabantiſche Bildhauerkunſt zierliche Meiſterwerke geliefert; auf dem getäfelten Fußboden große venetianiſche Teppiche mit eingewebten Schildereien aus der altrömiſchen Geſchichte in brennender Farbenpracht; an den Wänden der einen Zimmer ſeidene Tapeten aus den Seidenwebereien Toscanas und Athens, ſchwer und faltig, bunt und glänzend, mit kunſtvollen Muſtern, von der Decke herabbauſchend bis zum Fußboden, die Wände anderer aus Holzmoſaik in allerlei Bildern; in jenen auf polirten Staffeleien große Oelbilder in vergoldeten Rahmen aufgeſtellt, in dieſen unmittelbar auf dem kunſtreichen Getäfel aufgehängt, das ihnen einen würdigen Hintergrund bereitet; denn es ſind die Meiſterwerke Jan's van Brügge, des genialen Schöpfers der Oelmalerei, und ſeiner Schüler.

Schränke von herrlicher Holzſchnitzerei mit geſchliffenen venetianiſchen Spiegelglastafeln und drinnen hinter den glänzenden Scheiben dicht geſchart in prunkender Zuſammenſtellung goldene, ſilberne und kryſtallene Gefäße aus den Werkſtätten der Gold- und Silberſchmiede Augsburgs und Nürnbergs und der Steinſchneider Lyons; Ringe, goldene Ketten, geſchnittene Steine, Alabaſtergeräth und Schmuck aus Oſtindien, prachtvolle Muſcheln von den

Ufern der ſüdlichen, Bernſteinſchalen und Zierrath von denen der nördlichen Meere.

Und welch eine Pracht und Herrlichkeit zur Schau geſtellt auf den marmornen Kaminſimſen! Kleinere Oel- und Waſſerfarbenbilder, Schnitzwerk und metallene Gebilde, geſchmiedet und gegoſſen, und tauſenderlei koſtbarer Tand. Zwiſchen dem Geräth hohe prächtige Spiegel, wie ſie im funfzehnten Jahrhundert nur Venedig zu liefern vermochte, dem es im ſechzehnten die Brabanter in dieſen wie in andern Stücken nachthaten und es übertrafen. Hier und dort und überall kunſt- und werthvolles Kleinod, maſſive, großartige Bauart, ſteinerner Bildſchmuck, an Spitzbogen ſich aufrankend und in kunſtvoll durchbrochenen Roſen endigend. Aber auch belebt ſind dieſe mit Pracht und Luxus überladenen Räume. Hier kreiſcht ein gelbgehaubter Kakadu von den oſtindiſchen Inſeln ſeine wilden Töne und ſchüttelt die blanken Metallſtäbe ſeines gegitterten Palaſtes, dort liebkoſen ſich auf den Kreuzſtäben eines Geſtells, an denen ihre Füße mit langen ſilbernen Ketten befeſtigt ſind, zwei wunderſchöne grüne Inſeparabiles mit prächtig rothem Scheitel und Kehle und blauem Schwanze, und das Männchen präſentirt dem Weibchen mit angeborner Galanterie einen von ihm eben geſchälten Samenkern; ein rother Lori, ein buntſchillernder Arras tragen ihr prächtiges Gefieder zur Schau und ein aſchgrauer, rothſchwänziger Sittich von der Elfenbeinküſte zankt ſich mit einem kleinen türkiſchen Affen, der aus ſeinem großen ſchönen Wandkäfig ſchreiend Nußſchalen nach ihm wirft. Der ſprachgewandte Papagei beehrt ſeinen Landsmann von der Goldküſte mit allerlei Ehrentiteln und ruft zuweilen dazwiſchen wie in lebhafter Freude: „Hoch lebe das Haus Burgund!“

„Und Oeſtreich!“ ſetzt dann jedesmal aus einem daranſtoßenden Kloſet ein anderer Sittich hinzu.

In der hohen und weiten, etwas düſtern Vorhalle ſteht und ſitzt männliche und weibliche Dienerſchaft des Hauſes; nicht allein nach Geſchlecht und Alter verſchieden, auch nach der Hautfarbe und Kleidung. Denn unter den breitſchultrigen Brabantern ſieht man den geſchmeidigen, zartgebauten afrikaniſchen Neger in reicher, goldgeſtickter Scharlachtracht und die ſchlanke Negerin von glänzender Ebenholzfarbe im weiten, faltigen, ſchneeweißen Neſſeltuchkleide, das ein blitzender Perlengürtel zuſammenhält. Die kleinen aufgeputzten und aufgeblaſenen Geiſter langweilen ſich, wie gewöhnlich; es geht ſtill unter ihnen zu. Nur wenn ſie ſich zanken, unterhalten ſie ſich gut; aber ſie zanken ſich eben nicht und ſind maulfaul, wenn ſie auch nicht friedlich gegen einander geſinnt ſind. Aus dieſem weiten alterthümlichen, im reinen gothiſchen Stil ausgeſchmückten Vorzimmer führt eine Thür auf einen hellen Corridor und von dieſem eine breite Wendeltreppe von grauem, weiß geädertem Marmor und einem vergoldeten Geländer in die Hofräume zur ebenen Erde hinab. Hier herrſcht ein geſchäftiges Treiben und reges Leben, das unaufhörlich ein- und ausflutet. Und es iſt gerade nicht die feinſte Menſchenklaſſe, die ſich hier fluchend und ſcheltend breit macht; es ſind Schiffer und Matroſen, Schiffsoffiziere, Packknechte und Handlanger, Waaren- und Wechſelmakler, kleine Kauf- und Handelsleute, auch angeſehene Kaufherren und reiche Geſchäftsleute, Laufburſche und flinke Mädchen, die meiſten beſchwert mit Waaren oder Geld, und alle ſtrömen der Schreibſtube im Hofe oder den Packkammern und Schuppen und den Hofräumen zu, wo Waarenballen und Fäſſer gepackt und verladen werden unter Lärm und Geſchrei. — Ein Blick aus den hohen Fenſtern im erſten Stock zeigt, daß das große, prachtvolle Haus in einer Reihe ganz ähnlicher Häuſer an einem breiten Kai liegt, daß auf dem breiten mächtigen

Strome, ſo weit das erſtaunte Auge ihn hinauf und hinab verfolgen kann, ſich Hunderte,- ja Tauſende ſtattlicher Kauffahrteiſchiffe mit den Flaggen aller Seehandel treibenden Völker wiegen und überall thätige Krahne mit Ein- und Ausladen der Fahrzeuge beſchäftigt ſind. Das iſt ein Treiben und Drängen, eine haſtige Geſchäftigkeit, ein Rufen und Schreien, ein Gewühl und Gemiſch allerlei Volks, daß man denken ſollte, ſie wollten heute mit allen Geſchäften des Erdbodens fertig werden.

Es iſt kein Fürſtenhaus, in welchem das bezeichnete Leben waltet, obgleich mehr fürſtliche Pracht enthaltend, als viele Fürſtenpaläſte zur ſelben Zeit; es iſt auch nicht die ſtolze Stadtwohnung eines Großen von Adel und Güterbeſitzers; es iſt das Haus des Kaufmanns Peter van der Kapellen in Antwerpen, und der ſchiffbeſäete Strom die Schelde, damals noch eine freie, mächtig pulſirende Lebensader des großartigſten Weltverkehrs. Das ſechzehnte Jahrhundert, das größte und herrlichſte, das die Weltgeſchichte geboren, hat ſein erſtes Jahr angetreten und ſein kühner, ſtarker Genius, der, vom ſinkenden funfzehnten Jahrhundert gezeugt, thatfordernd und willensgewaltig in das junge Säculum herüberſprang, regt ſich munter auf dieſer erſten Stufe und ſchreitet unaufhaltſam vorwärts, einem erhabenen Ziele zu, das er — leider nicht erreichen ſollte und deſſen Erkämpfung wahrſcheinlich dem neunzehnten Jahrhundert noch bevorſteht.

Ein reichgekleideter blondgelockter Jüngling, in welchem man auf den erſten Blick den gewandten fürſtlichen Pagen erkennt, drängt ſich unter Matroſen und Packknechten in das weite Thor des Hauſes; ſie würdigen ihn keines Blicks; nur Einer ruft dem ſchlanken Burſchen ein derbes Witzwort zu. Er erwidert nichts, ſondern hüpft flink die Treppe hinauf und ſteht in zwei Minuten unter den weißen und ſchwarzen Dienſtgeiſtern in der Vorhalle, denen er kein unbekannter Gaſt iſt; denn ſie erwidern ſeinen halb freundlichen, halb hochmüthigen Gruß auf die verſchiedenſte Weiſe: gleichgültig, hochmüthig, trotzig, freundlich, pfiffig lächelnd; am liebevollſten eine junge ſchöne Negerin. Und an dieſe wendet ſich der Page mit der Frage: „Iſt meine Frau van der Kapellen zu Hauſe und kann ich ſie ſprechen?"

„Sie wird Euch nicht abweiſen laſſen," verſetzte die ſchwarze Dienerin mit einem ſchalkhaften Blick auf das Geſicht des ſchönen Knaben, „da Ihr jedenfalls vom Hofe in Brüſſel kommt."

„So iſt's. Ich bringe Botſchaft Seiner Hoheit des Erzherzogs. Geh, Matty, und melde mich meiner Frau."

Die Schwarze ſchlüpfte nickend durch eine Thür, und der eitle Page ſchritt, den Kopf zurückgeworfen, klirrenden Spornſchritts durch das Zimmer auf und ab, ohne Jemanden weiter eines Wortes zu würdigen, zum großen Aerger der Leibdienerſchaft des Hauſes, die, in Betracht der republikaniſchen Volksverfaſſung und des ungeheuern Reichthums ihres Gebieters, ſich weit mehr dünkte, oder wenigſtens im Trotz des verletzten Stolzes ſich anſtellte, als dünke ſie ſich mehr als der Page des Erzherzogs Philipp, des fürſtlichen Hauptes dieſes Landes, ſo überprächtig er auch gekleidet war. Es wurden ſchon einige unwillige Töne vernommen, ein herausforderndes Räuſpern, von einem trotzigen Blicke begleitet, oder ein freches Fluchwort grollend durch die halbgeöffneten Zähne gedrängt, und der Page, ſo hübſch und gutmüthig er auch ausſah, maß doch ſchon mit zornigem Erſtaunen die Geſichter, von welchen dieſe Töne ausgingen. Sicher würde es bald zu einem kleinen Wortwechſel gekommen ſein, wenn Matty nicht wieder erſchienen und den ſtolzen Pagen mit naiver Zutraulichkeit bei der Hand gefaßt hätte, um ihn dem Kreiſe ihrer geärgerten Standesgenoſſen zu entführen. Ihr Weg ging durch die reich geſchmückten Zimmer, deren Herrlichkeit der Page keines Blicks würdigte, obgleich ſeine eigene, verſchwenderiſch reiche und ſchöne Kleidung zu dieſer Umgebung in richtigem Verhältniſſe ſtand. Erſt als der graue Sittich beim Anblick des Pagen ſein: „Hoch lebe das Haus Burgund!“ hervorgurgelte und im nächſten Zimmer eine ähnlich kreiſchende Vogelſtimme: „Und Oeſtreich!“ hinzuſetzte, flog ein wehmüthiges Lächeln über das ernſte Geſicht des Jünglings und man konnte nun innewerden, daß die ſtrengen Züge ſeines jungen, bleichen Geſichts, welche die Dienerſchaft des Hauſes für Ergebniß eines übermüthigen Stolzes genommen hatte, nichts als einen trüben, bittern Ernſt bargen. Geknickte Lebenshoffnungen, erfrorene Jugendträume, ein ſchweres und unheimliches Unglück ſprachen aus den bleichen, ſchönen Zügen. Die Thür des Kloſets wurde von der ſchwarzen Dienerin, deren zärtliche, liebäugelnde Blicke ſogar keine Erwiderung fanden, geöffnet und der kalte, ſchmucke Jüngling ſtand in einem kleinen Feentempel, zu deſſen phantaſtiſcher Ausſchmückung alle Reiche der Welt ihr Koſtbarſtes geſchickt zu haben ſchienen, vor einem jungen Weibe, das als heiligſtes und höchſtes Wunder der Schönheit alle andern ſie umgebenden Wunderwerke weit überſtrahlte. Es wäre verzeihlich geweſen, wenn man ſie für die Fee dieſes Zauberpalaſtes gehalten hätte. Ja, eine reizende Fee, in deren ſchönheitſtrahlenden Zügen, ſo weit ſie in des Dichters Phantaſie auch über das Maß menſchlicher Vollkommenheit hinausreichen, doch nicht die feuchte Verklärung des ſüßeſten Frauengefühls, der ſchönen Schwäche, die das Weib erſt zum irdiſchen Engel macht, ſchwimmt und leuchtet. Jugend und Anmuth, die edelſten Formen, die herrlichſte Geſtalt, ein tief blaues, beredtes, überredendes und bethörendes Auge waren Eigenthum der Frau van der Kapellen; ja ſie beſaß noch einen Reiz, wie kaum ein anderes Weib, ein langes, volles, prächtiges, goldblondes Haar, das in glänzenden Locken ihr faſt auf die Füße floß und einen Glanz von ſich warf, als ſei es der Widerſchein der Abendröthe, die ſich in den prächtigen Wellen ſpiegelte. Schön war dieſe Frau, liebreizend ihre Züge, und doch war über ſie nicht der ſüße Schimmer des edelſten Gefühls gebreitet, doch goß aus dieſem herrlichen, großen Auge nicht der feuchte Strahl ſanfter Empfindung ſeine warmen, beruhigenden Lichtwellen in die ſich ihr nähernde Menſchenbruſt. Wahrlich, ſie hatte mehr von einer Fee als von einem Weibe.

Frau van der Kapellen ſaß auf einem ſeidenen Lotterbette; zu ihrer Rechten lag eine ſchneeweiße tibetaniſche Katze, zu ihrer Linken ein lombardiſcher Spitzhund von derſelben glänzenden Farbe, und ihre zarten Hände glitten abwechſelnd durch das ſeidene Haar dieſer wohlgepflegten Thiere. Neben dem Bette ſaß auf einer vergoldeten Stange in einer von Rohr geflochtenen Laube der kleine bunte, plauderhafte Lori, der ſein „und Oeſtreich!“ öfter und lauter wiederholte, als der Page, ſich verneigend, vor die ſchöne Frau trat. Ihr Auge erhob ſich von einem mit Heiligenbildern gezierten Andachtsbuche, in koſtbarem, mit farbigen Edelſteinen garnirtem Einbande, das vor ihr auf einem mit feinem Schnitzwerk verzierten Betpulte aufgeſchlagen war, und überflog den Pagen, der einen Brief aus der Bruſttaſche ſeines goldgeſtickten Rockes zog. Doch ehe er noch ein Wort geſagt, fragte ſie ihn: „Ihr ſeid ja wol ein Oeſtreicher, Junker Bübenhoven?“

„Ich ſtamme aus den tyroler Bergen, meine Frau,“ verſetzte der Page, und ſein Geſicht verdüſterte ſich immer mehr, als wenn die Erinnerung an ſein Vaterland ihn recht unangenehm berührt hätte.

„Nun ſeht, wie höflich mein holder Lori gegen Euch iſt, daß er, Euch zum Gruß, Euer ſchönes Vaterland ſo eifrig leben läßt! In dieſen Vögeln ſtecken verzauberte Geiſter. Wie könnte Lori ſonſt wiſſen, daß Ihr ein Oeſtreicher ſeid?“

„Der Gruß gilt jedenfalls meinem Rocke, oder vielmehr dem gnädigſten Herrn meines Rockes mehr als mir,“ entgegnete Bübenhoven, „und dieſer mein Herr, des Erzherzogs Hoheit und Gnaden, iſt es ja auch, der Euch dieſen Brief mit dem freundlichſten Gruße ſchickt.“

Die reizende Frau drohte dem Pagen lächelnd mit dem Finger und ihre geiſtreichen Züge drückten in dieſem Augenblicke die beruhigende Ueberzeugung aus, den Jüngling mit ſich im Einverſtändniß zu wiſſen und ſeiner Ehrenhaftigkeit jedes Vertrauen ſchenken zu dürfen. Und dieſe Meinung beſtätigte ſich im nächſten Augenblick, als der Page ihr, die eben im Begriff ſtand, den empfangenen Brief zu entſiegeln, mit zwei raſchen Schritten nahe trat und haſtig flüſternd ſagte: „Und da ich Euch allein finde, ſo gebeut mir der empfangene heimliche Befehl, Euch auch dieſen zweiten Brief zu überreichen und auf Eure gütige Antwort zu warten.“

Dies zweite kleine Briefchen ergriff die Dame mit augenblicklicher Aufregung und verſenkte es im Nu in den Buſen des ſchweren grünen und mit Goldſtickerei umſäumten Sammtkleides, das ihre üppigen Formen in weichen Wellen umfloß.

Dann erbrach und las ſie mit erkünſtelter Ruhe den zuerſt empfangenen Brief und ſagte endlich mit Würde: „Seine Hoheit der Erzherzog thut unſerem Hauſe viel Ehre an, indem er uns ſeinen hohen Beſuch ankündigt, und wir werden dieſelbe zu ſchätzen wiſſen. Ich werde meinen Gemahl unterrichten und Euch dann die Antwort zuſtellen. Vorher jedoch“ — und ſie legte die Hand auf den Buſen, drückte dann den Zeigefinger derſelben an den Mund und ſchien, durch eine hinter der ſeidenen Tapete verborgene Thür verſchwindend, dem Jünglinge mit dem vom Munde raſch entfernten Finger einen Kuß zuzuwerfen, der ihn hoch erröthen machte. Sein von Kummer ſichtbar getrübtes Auge flog mit einem ſchwermüthigen Ausdrucke über die ungeheure Pracht des Gemachs hin, in welchem er ſich jetzt mit den lärmenden Thieren allein befand, dann kehrte er ihr ſchnell mit einer Miene voll Mißmuth und Ekel den Rücken und ſchaute durch die hinteren Fenſter des Kloſets in den hinter dem Hauſe ſich weit ausbreitenden Garten hinaus, in welchem ein Oktoberſturm eben vergelbte Blätter von den ſtattlichen Lindenbäumen fegte. Dieſes öde Bild der hinſterbenden Natur, dem kein menſchlicher Reichthum, keine irdiſche Macht neues grünes Leben und friſche Schönheit einzuhauchen vermochte, ſchien ſeiner Stimmung mehr zuzuſagen. In düſtere Gedanken verſinkend, lehnte er die Stirn an die runden Fenſterſcheiben, aber die Bitterkeit ſeiner Empfindungen hatte ihm unwillkürlich und ohne daß er es wußte, Thränen in die Augen getrieben, welche Frau van der Kapellen ſogleich bemerkte, als ſie wieder neben ihm ſtand und mit bedeutſamer Geberde ein klein zuſammengefaltetes, verſiegeltes Blättchen in ſeine Hand legte, das er ſogleich in der Bruſttaſche barg.

„Junker Bübenhoven, Euch drückt etwas ſchwer,“ ſagte ſie mit einem Tone, der zutraulich und herzengewinnend ſein ſollte, dem aber ein feines Gefühl, ein natürlicher Inſtinkt des Pagen das Gemachte und Unwahre anhörte, „ein Kummer, ein Geheimniß, das ſich nach Mittheilung und Enthüllung ſehnt. Ich ſchenke Euch ſo viel Vertrauen; Ihr ſolltet mir billig mit gleicher Münze zahlen. Oder verdiene ich Euer Vertrauen nicht? Traut Ihr mir nicht den beſten Willen zu, Euch zu helfen, wenn es in meiner Macht ſteht?“

Damit ſenkte ſie einen durchdringenden Blick in ſein Auge, ſo daß er es verwirrt zu Boden ſchlug. In dieſem Augenblick war er unbeſchreiblich ſchön und ihre Blicke hingen mit ſchwelgeriſchem Wohlgefallen an ſeinen Zügen. Jetzt arbeitete ſich ein Entſchluß in ſeiner Bruſt herauf;

er ſchien, trotz des empfangenen übeln Eindrucks, Muth zu ſchöpfen; er hob den Blick wieder mit einem ſüßen Feuer zu ihr empor und ſchon ſchwebte das vertrauende, bekennende Wort auf ſeinen Lippen, als ſie, von einem ſchmeichleriſchen Gedanken durchzuckt, ihm mit einem ermunternden Glutblick girrend zuflüſterte: „Es ſcheint, daß ein warmer Frauenmund Euch das kalte Siegel von den Lippen wegſchmelzen muß.“ Und ſchon war ihr reizendes Lippenpaar den ſeinigen ſo nahe, daß ihr Hauch ſeine Locken fächelte. Aber kalt und ſchier erſtarrt in trübem, finſtern Ernſt verſetzte er: „Ich weiß nichts von Frauenliebe, meine Frau van der Kapellen, und Ihr habt mich da in einem falſchen Verdacht.“ Und wieder bleich und ſtumm ſtand er ihr gegenüber. Wie wenig kannte dieſe Frau das keuſche, ſtrengſpröde Herz eines Jünglings, der in ſeiner kalten und verdienſtloſen Tugend jedem ſüßen Angriffe unzugänglich, von ganz andern mächtigen Gefühlen bewegt, ſich gewiß mit Abſcheu von ihr gewendet haben würde, wenn er gewußt hätte, was in dieſem Augenblick in ihrer eitlen Seele vorging! Aber ſie nahm dieſes Verſtummen ſchon für Verachtung. Die ſchöne Frau hatte geglaubt, der Gegenſtand der geheimen Wünſche dieſes jungfräulichen Herzens zu ſein; es hatte ſie in einen augenblicklichen Rauſch verſetzt, ſich von dieſem friſchen und ſpröden Jüngling geliebt zu wiſſen, deſſen blühende Jugendkraft unverkennbar in noch unverletzter Schönheit — trotz dem üppigen burgundiſchen Hofe — aus allen ſeinen Formen ſtrahlte, und ihr beleidigter Stolz erſchrak nun in der Meinung, dieſem unbedeutenden Junker eine Blöße gezeigt zu haben, ihm zu weit entgegengekommen zu ſein und ſich nun von ihm zurückgewieſen, verachtet und verſpottet zu ſehen. Sie glühte vor Zorn und Haß, und ſie hätte ihn durchbohren können, wenn ihr ein Dolch zu Händen geweſen wäre. So aber nahm ſie ihre ganze Verſtellungskunſt zuſammen und ſagte mit der größten Kälte, deren ſie fähig war: „In der That, Junker von Bübenhoven, Ihr müßt Euch nicht etwa einbilden, daß ich einen beſondern Antheil an Euch und Euern Geheimniſſen nehme! Ihr wißt, daß der Grund des Antheils, den ich Eurer Perſon überhaupt zu ſchenken veranlaßt worden bin, nicht in dieſer ſelbſt liegt, ſondern ganz allein von den getreuen Dienſten abhängt, die Ihr einer andern hohen Perſon zu leiſten verpflichtet ſeid.“ Damit kehrte ſie dem Pagen, der nicht wußte, wie ihm geſchah, den Rücken und ſchellte ihrer ſchwarzen Zofe, der ſie zuherrſchte: „Wenn mein Gemahl einen Augenblick von den Geſchäften abbrechen kann, ſo laſſe ich ihn zu mir bitten, da ich eben eine auch ihn angehende wichtige Botſchaft des Erzherzogs von Brüſſel erhalten habe, welche eine angemeſſene Antwort erfordert.“

Die Schwarze eilte, und der ſchöne Mund der Herrin war grollend aufgeworfen, ihr Auge ſchoß einen bitterböſen Blick auf den jungen Fürſtenknecht, der ganz gegen Pagenart in blöder Befangenheit daſtand und nicht begriff, womit er dieſen Zorn verdient hatte. In ſeiner argloſen Seele ſtieg keine Ahnung auf, welch ein wilder Haß in der Seele des reizenden Weibes ihm gegenüber aufgelodert war; vielmehr ſah er mit ſo treuherzigen, unſchuldigen Augen drein, deren früherer, ſchwermüthiger Ernſt jetzt von der Beſorgniß verdrängt war, Frau van der Kapellen gegen Wiſſen und Willen gekränkt zu haben, was ihm in Bezug auf den Erzherzog nicht gleichgültig ſein durfte.

## 2.

## Der Beichtvater der Frau van der Kapellen.

Der Page wartete noch auf irgend ein mildes Wort aus dem Munde der grollenden Schönen, als die Thür haſtig aufgeriſſen wurde und ein junger Geiſtlicher in der auszeichnenden Kleidung ſeines Standes mehr hereinſprang als trat. Auch zeigte ſein rundes, friſches Geſicht, von ſchwarzen blitzenden Augen außerordentlich belebt, etwas von der trotzigen und wilden Kühnheit, die man am Krieger, am Waidmann und am Schiffer mit Wohlgefallen wahrnimmt, als zu ſeinem Geſchäfte gehörig, daſſelbe fördernd und wieder daraus entſpringend, die man aber in den Zügen eines Geiſtlichen wenigſtens auffallend zu finden berechtigt iſt. Dergleichen Gedanken ſchienen auch in der Seele des Pagen aufzuſteigen, der den Prieſter mit verwunderungsvollen Blicken anſtarrte. Dieſer, der kaum vierundzwanzig Jahre alt ſein konnte, nahm inzwiſchen nicht die mindeſte Kenntniß von der Verwunderung, noch überhaupt von der ganzen Perſon des Junkers, ſondern rief mit heftiger Stimme und Haſt, ruckweiſe herausgeſtoßen, als verhindere irgend ein organiſcher Fehler ihn mitten in der Rede am Sprechen und als ſprenge ſeine wilde Ungeduld dann das hemmende Band, ſo daß der Strom der Rede nur noch gewaltiger hervorſchoß, um gleich darauf wieder von neuem aufgehalten zu werden und auf dieſe Weiſe in kurzen Zwiſchenräumen herauszuſtürmen und das Ohr des Hörers zu betäuben: „Ich finde es ſonderbar, ſchöne Baſe, daß Eure Papageien, ſo oft ich zu Euch komme, immer nur: Hoch lebe das Haus Burgund und Oeſtreich! ſchreien und niemals: es lebe der Papſt oder die heilige Kirche oder die Jungfrau Maria! und eben ſo wenig: es lebe die Republik der Niederlande oder Batavia!“

„Das Erſtere beſorgen die Diener der Kirche ſelbſt ſo häufig und mit ſolchem Nachdruck und ſchreien es mit ſolcher Staar- und Elſterſchwatzhaftigkeit in die Welt hinaus, daß es vom größten Ueberfluſſe wäre, auch noch oſtindiſche Vögel dazu abzurichten; die göttliche Jungfrau iſt mir viel zu erhaben, um ihren heiligen Namen in den Mund eines Thieres zu legen, obgleich Die, welche ihn am meiſten im Munde führen, es ſehr zweifelhaft laſſen, welchem Reiche der lebenden Weſen in der Naturgeſchichte ſie zuzuzählen ſind; und die Republick der Niederlande ohne das Haus Burgund und Oeſtreich iſt ein Ding, das man nicht ſieht, nicht hört, nicht riecht, nicht ſchmeckt noch fühlt. Wie können es meine Vögel leben laſſen?“

„Ihr ſeid heute übler Laune, Muhme!“ lachte der junge Prieſter, wie wenn er ſich unbändig über dieſen Umſtand freuete, „und ich nehme deshalb meine Stadtgeſchichten wieder- mit, obgleich einige voll Saft und Fett darunter ſind. Ihr würdet es mir ſchlechten Dank wiſſen, wenn ich ſie auskramte.“

„Als ob ich Eure Gefälligkeit, mich zu unterhalten und mich mit Neuigkeiten zu verſorgen, jemals ſchlecht vergolten hätte!“ lenkte die Dame milder ein; denn ſie war neugierig wie alle vornehmen Frauen, die ſich langweilen, und ſeit einiger Zeit gewohnt, ſich Stadtgeſchichten mit boshaften Zuſätzen und Bemerkungen von dem jungen Leutprieſter zutragen zu laſſen. Und er war ganz der Mann, ihre eigenen Bosheiten und witzigen Einfälle über das Mitgetheilte anzuhören und den mitgebrachten Stoff gehörig mit ihr zu verarbeiten.

Frau van der Kapellen hätte um Alles die ihr ſo wichtigen Dienſte des jungen Prieſters nicht entbehren mögen, und deshalb bezähmte ſie ihren Groll, den er ja auch nicht erregt hatte, und zeigte ihm ein freundliches Geſicht. Aus Beſorgniß aber, der unbeſonnene Geiſtliche möchte im Beiſein des Pagen irgend eine Geſchichte auftiſchen, bei welcher der erzherzogliche Hof in Brüſſel betheiligt ſei, fand ſie es für nöthig, zuvor ſeine Aufmerkſamkeit auf den ſtillen Knaben zu lenken, der ſich in eine der tiefen Fenſterniſchen zurückgezogen hatte und unbekümmert um das Geſchwätz der Beiden, mit wehmüthig träumeriſchen Blicken die fallenden Blätter im Garten verfolgte. Die ſchöne Hausherrin hätte hinſichtlich ſeiner ganz außer Sorgen ſein können: die pikanteſte geheime Hofgeſchichte würde ungehört an ſeinem Ohre vorübergerauſcht ſein.

„Es ſcheint mir,“ ſagte die Frau, „die beiden Herren hier kennen ſich nicht. Vetter, Ihr ſeht den Hofjunker Seiner Hoheit des Erzherzogs, von Bübenhoven, vor Euch. — Junker, beliebt es Euch nicht, näher zu treten, damit ich Euch den Namen dieſes prieſterlichen Herrn nenne, obgleich ich nicht hoffen darf, daß ſeine Bekanntſchaft dem Heile Eurer Seele ſonderlich förderſam ſein dürfte.“ Der Prieſter lachte in ſeiner wilden Weiſe, der Junker erröthete. Jeder bezog den ſcharfen Stich auf ſich. „Es iſt Pater Innocenz — doch glaubt um des Himmels willen dieſem unſchuldigen Namen nicht! — Archidiakonus an der hieſigen Domkirche und naher Verwandter unſeres Hauſes. Aber mein Gott, Vetter, wie ſind wir denn eigentlich verwandt? Habt Ihr mir das ſchon geſagt oder habe ich es wieder vergeſſen?“

„Eures Mannes erſte Frau war meines Vaters Schweſter. Ihr ſeid alſo meine Tante, holde Frau.“

„Pfui! bin ich meines Mannes erſte Frau? Wenn ich meine Jahre an den ſeinigen abmeſſe, wird es mir ſchwer, zu glauben, daß ich ſeine zweite Frau bin. Es ziemte mir beſſer, ſeine Tochter zu ſein.“

„Mir ſeid Ihr jedenfalls als ſeine Frau lieber.“

„Warum?“

„Weil ich Euch als ſolche in der Beichte habe,“ lachte der Pater boshaft.

Sie ſchlug mit dem Gebetbuche nach ihm: „Ihr paßt zum Prieſter und Beichtvater, wie ich zur Frau Eures Ohms. In der That und Wahrheit, Junker Bübenhoven, Ihr ſeht in dieſem geiſtlichen Manne den beſten Reiter, Jäger, Fechter, Raufbold, den galanteſten Courtiſan in ganz Brabant: ich glaube aber den ſchlechteſten Meſſediener und Prädikanten.

„Darin habt Ihr unrecht, Baſe. Es gehört nicht viel dazu und, wenn es mir nicht zu langweilig wäre, ich wollte bald genug in den Geruch der Heiligkeit kommen. Doch dabei fällt mir ein — habt Ihr ſchon die artige Geſchichte gehört von unſerem heiligen Probſt und der ſchönen Fiſchersfrau?“

„Kein Wort! Erzählt!“

Die leichtfertige und dem Pagen nichts weniger als angenehme Unterhaltung wurde hier durch den Eintritt des Hausherrn unterbrochen. Herr Peter van der Kapellen war ein beleibter Mann von mittler Größe mit einem breiten, verdächtig rothen Geſichte, das auf eine nähere Bekanntſchaft mit den edelſten Erzeugniſſen des eigentlichen Landes Burgund hindeutete — jedenfalls Ergebniß eines reinen und edeln Patriotismus — und ſchien den weißen Locken nach, die ſich unter ſeinem Baret hervorſtahlen, ein angehender Sechziger. Wie ſich in ſeiner Kleidung — und er kam doch von der Schreibſtube, wo Geſchäftsleute mehr Bequemlichkeit als Pracht im Anzuge lieben — durch Koſtbarkeit der Stoffe und der Ausſtattung daſſelbe Beſtreben, wie in den Gewändern ſeiner jungen Frau kundthat, den Glanz und die Ueppigkeit des Reichthums zur Schau zu ſtellen, ſo zeigte ſein nicht eben geiſtreiches Geſicht die unangenehmen Züge aufgeblaſenen Stolzes und ſchwer zu befriedigender Anſprüche.

Die brabantiſche Handelsſtadt Antwerpen, von den Deutſchen damals mehr Anderf genannt, war gerade zu jener Zeit in einem merkwürdigen und außerordentlichen Aufſchwunge begriffen. Die Natur ſelbſt hatte die Bewohner dieſer fruchtbaren, an den Mündungen mehrerer Hauptſtröme Deutſchlands und Frankreichs und an der

Nordſee gelegenen Niederungen zu einem zugleich Schifffahrt, Handel und Ackerbau treibenden Volke beſtimmt. Schon den Kampf, den ſie mit dem gewaltigen, an ſie herandrängenden Meere einzugehen gezwungen waren, um ihre Wohnſitze durch Dämme und Deiche gegen das naſſe Verderben zu ſchützen, ja wol gar den Fluten ganze Küſtenſtriche zu entreißen, härtete ſie gegen die Gefahren und die Beſchwerden des Meeres und des Landes ab und ſchuf ſie zu betriebſamen, erfindungsreichen Menſchen. Die außerordentliche und unerſchöpfliche Fruchtbarkeit der fetten Marſchländer gab ihrer Thätigkeit eine feſte und reiche Grundlage und machte ſie zu den feinen Genüſſen des Lebens geſchickt, die ja von Kampf und Gefahren nicht nur unſchädlich gemacht, ſondern auch bei weitem erhöht werden. Und ſchon frühzeitig fanden dieſe Küſtenbewohner Abſatz für die Erzeugniſſe ihres Fleißes in den nördlicher gelegenen Ländern, zu welchen ſie auf dem kürzeſten Wege nur zur See gelangen konnten. Bald geſellten ſich, wie es in der Natur der Sache lag, die friedlichen Künſte des Gewerbfleißes zu ihnen, und die Küſtenſchifffahrt wurde durch ſie bald zum großartigen Seehandel erhoben. Von England brachten ſie Wolle zurück und der Leinweber wurde nun zum Tuchweber, deſſen tauſend Hände Frankreich und Deutſchland ſchon im zwölften Jahrhundert mit den geſuchten flandriſchen Tüchern verſorgten. Aber in zwei Jahrhunderten ſtieg der Reichthum der niederländiſchen Städte durch einen Zuſammenfluß der glücklichſten Umſtände auf eine früher nie geahnte Höhe. Nicht nur, daß dieſe Handel treibenden Schiffer immer muthiger und unternehmender wurden, je glänzender die Fülle des Glücks auf ſie herabſtrömte, ſo daß ſie ſogar ohne Kompaß, der noch nicht erfunden war, durch die Meere am Nordpol bis zur nördlichſten Landſpitze Rußlands zu ſegeln wagten, ſondern es wurden auch, als nach den Kreuzzügen der oſtindiſche und levantiſche Handel nach Europa ſeinen Weg durch das Mittelmeer nahm und die Hanſe in's Leben rief, die mit den italieniſchen, Seehandel treibenden Städten wetteiferte, die niederländiſchen Häfen die Stapelplätze für das nördliche und mittlere Europa. Handel und Induſtrie ſtiegen mit jedem Jahre, mit ihnen der Wohlſtand, die Ueppigkeit und der republikaniſche Stolz des Volks. Vorzüglich die flandriſchen Städte waren es, welche ſich eines ungeheuern Reichthums erfreuten, und unter ihnen ſtrahlten Brügge und Gent hervor. Die burgundiſchen Fürſten, eine Zweiglinie des franzöſiſchen Königshauſes Valois, durch Heirath und Erbſchaft in Beſitz dieſer großen und herrlichen Länder gekommen und aus den unfruchtbaren Bergen Hochburgunds, ihres Stammlandes, herabgeſtiegen in die reichen Niederungen, erkannten ihren Vortheil wohl und ſchützten und hoben den Handel durch die wichtigſten Privilegien und durch Verträge mit andern Mächten. Die ſteigende Großartigkeit des Verkehrs rief den Wechſelhandel in's Leben, und dieſer führte hinwiederum den Wohlſtand auf die glänzendſte Staffel kaufmänniſcher Betriebſamkeit. Die flandriſchen Kaufleute waren reicher als Fürſten, ſie waren auch üppiger und ſtolzer; und der Fürſt dieſes Landes war reicher als alle Fürſten Europas zuſammen. Der Glanz, die Ueppigkeit, der Uebermuth dieſes Hofes machten die Poeſien von orientaliſcher Kalifenherrlichkeit aus den Märchen wahr. Und die italieniſchen Höfe waren doch berüchtigt wegen ihrer Verſchwendung. Philipp der Gütige, Herzog von Burgund und den Niederlanden, Karls des Kühnen Vater, war in Pracht, Mode, Wolluſt und Frivolität Tonangeber oder vielmehr Geſetzgeber für die übrigen europäiſchen Fürſten, und die edle maleriſche Kleidertracht, die man ſpäter, als die öſtreichiſchen Erben der burgundiſchen Herzogskrone Könige von Spanien geworden waren, vorzugsweiſe die ſpaniſche nannte, war ein Kind des niederländiſchen feinen Geſchmacks, des fabelhaften Reichthums und der freien Sitte. Ueber Staat und Kirche hatten die flandriſchen Kaufleute die freieſten Anſichten und wenn die Reformation der letztern in ihrem Lande — trotz der Reformatoren, die unter ihren Religioſen auftraten und gegen die ſchnöden Mißbräuche des römiſchen Papismus predigten — nicht zur Ausführung kam, ſo lag der Grund davon weder in ihrer Einſicht, noch in ihrem Willen, wol aber in ihrem Reichthum und ihrer Geſchäftigkeit. Sie hatten keine Zeit, ſich viel mit ſolchen Dingen abzugeben, und gönnten den Geiſtlichen, von denen ſie in ihren Genüſſen nicht geſtört wurden, gern einen Theil derſelben; ohne Neid blickte ihre Betriebſamkeit auf die faulen Bäuche, die die Beſorgung der himmliſchen Angelegenheiten für ſie übernahmen. Man ſetzte ſich mit der Kirche auf einen bequemen Fuß, und dieſe hat ſich ja zu allen Zeiten für Schätze, die in ihren Schoß fielen, jede Herabwürdigung gefallen laſſen. Man hörte wol den reformatoriſchen Eifer der redlichen, gewiſſenhaften und kühnen Männer, die gegen den Papſt ſprachen, an, man gab ihnen wol Recht, aber dabei blieb es auch. Man war viel zu reich, um etwas Anderes zu betreiben, als Handelsgeſchäfte. Nur die Noth gebiert das Große, und nur in der kalten Nacht der Armuth gehen die Geſtirne auf, welche neuen Zeiten und welterſchütternden Begebenheiten voranwandeln, Fackeln, die den Wahn beleuchten und morſch gewordene Formen, aus denen der Geiſt entflohen, in Brand ſtecken. Der Reichthum erſchlafft und die Genüſſe machen den Geiſt träge. Die fruchtgekrönte geiſtige Thätigkeit des Handels führt nur zum Stolz; erſt die Wiſſenſchaft gibt klare Begriffe und den Muth, ſie zu beleben. Darum iſt in den Niederlanden zur Zeit ihrer höchſten Ueppigkeit nichts Großes geſchehen; erſt als hundert Jahre ſpäter das eiſerne

Scepter des ſpaniſchen Despotismus unerträglich auf ihnen lag, erſt als ſie die Wiſſenſchaften mit Erfolg gepflegt hatten, geſchahen unſterbliche Thaten in dieſen Ländern. Der Geiſt der Unabhängigkeit lärmte aber ſchon in der erſten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts in dieſen übermüthigen und unruhigen Köpfen. Dieſe Bürger waren die echten Zöglinge ihrer Fürſten und beugten ſich nicht demüthig vor ihnen. Gent und Brügge, voll des reichſten und kräftigſten Bürgerthums, kündigten im ſtolzen Freiheitsſchwindel Philipp dem Gütigen den Gehorſam auf; die Freiheit führte zum Ueberfluß, der Ueberfluß zum Uebermuth, der Uebermuth zum Fall. Der Beherrſcher von elf Provinzen zerbrach den Bürgerhochmuth der beiden Städte, aber er vermochte nicht den Freiheitsſinn in ihnen zu vertilgen; er demüthigte ſie, nachdem er ſie beſiegt, äußerlich furchtbar und nahm ihnen die wichtigſten Privilegien, aber in ihren Herzen glühten Stolz und Freiheitsdurſt fort und erbten von Geſchlecht zu Geſchlecht. Denn vierzig Jahre ſpäter haderten ſie wieder eben ſo republikaniſch-übermüthig mit dem Erzherzog Maximilian von Oeſtreich, der nach dem Tode ſeiner Gemahlin, der ſchönen Maria, einzigen Tochter und Erbin des letzten Herzogs Karls des Kühnen, Vormund ihres Sohnes, des jungen Herzogs Philipp, geworden war, und gingen in ihrem kühnen Bürgergefühl ſo weit, ihn in Brügge gefangen zu ſetzen und ſeine Freunde und Rathgeber vor ſeinen Augen hinzurichten. Und damals ward ihr Trotz gebrochen. Der deutſche Kaiſer Friedrich III., Maximilians Vater, zog mit einem gewaltigen Kriegsheer heran, die ſeinem Sohne angethane Schmach an den flandriſchen Städten zu rächen, und ernannte den kriegeriſchen Herzog, Albrecht den Beherzten von Sachſen, zum Statthalter der Niederlande, der, ein wüthender Feind aller Freiheitsideen, ganz der Mann war, die übermüthigen Rebellen zu Paaren zu treiben.

Aber das Jahrhundert verſtrich darüber und im letzten Jahre deſſelben ſtarb Albrecht, zum Erbſtatthalter von Friesland erhoben, immer noch im Kampfe gegen die empörten Frieſen. Der Glanz Flanderns hatte um dieſe Zeit ſchon zu erlöſchen begonnen. Dadurch, daß Albrecht den Hafen von Sluis verſchloſſen und die befeſtigte Stadt eingenommen hatte, war der Handel von Brügge und Gent tödtlich verletzt worden.

Und dadurch wurde der Grund zur Blüte Antwerpens gelegt, die ſich außerordentlich ſchnell entwickelte und entfaltete. Eiferſüchtig auf Brügges und Gents Reichthum und Glanz unterſtützten Antwerpen und Amſterdam den Statthalter gegen ihre flandriſchen Schweſtern, und Albrecht war nicht undankbar gegen die brabantiſche Stadt. Der Hanſebund, ſchon lange beleidigt vom Stolze Brügges, verlegte ſeine Waarendepots nach Antwerpen. Die Italiener brachten ihre Seidenzeuge dahin zu Markt; ja die flandriſchen Tuchweber, welche ſich in England niedergelaſſen hatten, durch den anhaltenden Krieg des Statthalters Albrecht mit den empörten Städten behindert, ihre Waaren dort zum Verkauf auszuſtellen, führten ſie ebenfalls nach Antwerpen, deſſen Lage tief im Lande und doch an der breiten Schelde für Handel und Schiffahrt nicht glücklicher ſein konnte. Zu ſeinem ſchnellen Emporkommen trug aber der kurz vorher von dem Portugieſen Vasquez de Gama entdeckte Weg nach Oſtindien um Afrika das Meiſte bei. Die italieniſchen Schiffe, welche ſonſt durch das Mittelmeer gegangen waren, um die durch Aegypten wandernden oſtindiſchen Waarenzüge weiter nach Europa zu fördern, waren gewohnt geweſen, in den flandriſchen Häfen zu landen; der Portugieſe, der jetzt einen bequemeren Weg gefunden hatte, warf ſeine Anker in der Schelde.

Mit Brügges Reichthum kam aber auch Brügges Ueppigkeit nach Antwerpen, und die Kaufleute von Brabant waren bald eben ſo voll von bürgerlichem Selbſtgefühl, Stolz und Hochmuth, wie es die von Flandern geweſen waren. Nur vom Schickſale jener gewitzigt, banden ſie nicht mit dem ihnen angeſtammten Fürſtenhauſe an; im Gegentheil fühlten ſie ſich, obgleich ihre Regierungsformen faſt republikaniſch waren und ihr Selbſtgefühl dieſen entſprach, doch von der Gunſt des Hofes geſchmeichelt, wenn ſie es auch nicht eingeſtanden. Sie liebten wol ihren jungen Herzog Philipp, aber ſie ließen ihn bei jeder Gelegenheit fühlen, daß er das reichſte Land Europas beherrſche, welches ſein Großvater, Karl der Kühne, zu einem Königreiche zu erheben Willens geweſen war, und daß ſie, die Bürger, dies Land ſo reich gemacht, mit ſolchem Glanze erfüllt hatten.

Herr Peter van der Kapellen war im Allgemeinen ein Kaufmann, wie die meiſten in der Welt ſind, und im Beſondern, wie die meiſten in den Niederlanden waren. Erwerb und Beſitz waren ihm nicht Mittel, ſondern Zweck des Lebens. Er hatte nur inſofern Genuß von den Dingen, als ſie ſein Eigenthum waren, und er ſie erworben hatte. Dabei voll Bürgergefühl und Stolz, war er doch durch die unbedeutendſte Gunſtbezeigung des Hofes geſchmeichelt und hielt ſich für eine äußerſt wichtige Perſon, der ſolche Gunſt von Gott und Rechts wegen gebühre. Ein geborener Brabanter, war er jung nach Brügge gekommen, hatte ſich dort etablirt, war allmälig ſehr reich geworden, hatte ſich verheirathet, ſeine Kinder groß gezogen und ſie mit Schätzen ausgeſtattet; dann war ihm die Frau geſtorben, und als er mit klugem Blick geſehen, daß es mit Brügge und deſſen Handel rückwärts gehe, dagegen Antwerpen ſich emporhebe, hatte er den patriotiſchen Wunſch, in ſeiner Vaterſtadt zu leben und zu ſterben, nicht länger unterdrücken können. Er hatte zu Anfang des Jahres 1500 ſein Geſchäft nach Antwerpen verlegt und ſein neues Haus auf das Koſtbarſte eingerichtet. Von allen Schätzen, die der Handel an die niederländiſchen Küſten geführt, von allen, die Kunſt und Induſtrie im Lande ſelbſt erzeugt, mußte er die theuerſten haben. So kam er auch mit einem ihm empfohlenen Maler in Berührung, der ihm die Zimmer mit den Meiſterwerken der damals im ſchönſten Aufblühen begriffenen niederländiſchen Malerkunſt ausſtaffiren mußte, und lernte bei dieſer Gelegenheit deſſen reizende Tochter kennen, welche für die größte Schönheit Brabants galt und vorzüglich wegen ihres unvergleichlich herrlichen blonden Haares von allen Malern und Dichtern vergöttert wurde. Herr Peter van der Kapellen wünſchte ſein neues prächtiges Haus auch mit dieſem Schatz zu ſchmücken, wie er es mit den beſten Bildern van Eyk's geſchmückt hatte; er trat, ſchon ein hoher Funfziger, in den Kreis der zahlreichen jungen Bewerber der reizenden Malerstochter und, in Allem gegen die Nebenbuhler zurückſtehend, bis auf den Reichthum, trug er doch den Sieg über ſie davon. Eleonore van Bry wurde ſeine Frau, und er führte ſie ganz mit demſelben Gefühle der Befriedigung in ſeinen Palaſt, mit dem er dort die Bilder aufgehängt, die ſilbernen und goldenen Gefäße aufgeſtellt hatte. Auch wußte Eleonore ſehr wohl, daß ſie ihrem Manne nicht mehr galt, als eine ſchöne Marmorſtatue oder ein theures Bild, und daß er ſie nur gewonnen, um den Kunſtwerken ſeines Hauſes mit ihr die Krone aufzuſetzen; ſie wußte, daß er von der Liebe und dem Geiſte des Weibes ſo wenig verſtand, wie vom Geiſte der Kunſt, und daß kein anderer Trieb, kein anderes Bedürfniß dieſes Mannes ſie und alle andern koſtbaren Dinge in dieſem Hauſe verſammelt hatten, als die thörichte Eitelkeit des Reichthums, die prahleriſche Prunkſucht des republikaniſchen Bürgerthums.

Aber Eleonore war ſtolz, hochſtrebend, genußſüchtig, und nur Reichthum, großer Reichthum konnte ihr die

Mittel gewähren, ihre kühnen und ungemeſſenen Wünſche zu befriedigen. Er verlangte von ihr weiter nichts, als Schönheit zum Schmuck ſeines Hauſes, und dieſe gewährte ſie in einem ſeltenen Grade; ſie verlangte dagegen von ihm weiter nichts, als Reichthum, und er überraſchte ihre kühnſten Wünſche durch kühnere Erfüllung.

Dies waren die Verhältniſſe der Stadt und des Hauſes, in welchen dieſe Geſchichte beginnt; dies war der Mann, der auf die Einladung ſeiner Frau eben in ihr mit feenhafter Pracht ausgeſtattetes Zimmer trat.

## 3.

## Herr Peter van der Kapellen.

Der Hausherr hielt einen nach der Sitte damaliger Zeit in ein großes Format gefaltenen Brief in der Hand und erwiderte die Grüße des Prieſters und des Pagen mit einem hochmüthigen Nicken.

„Mein Herr Peter,“ redete ihn die Frau in einem Tone an, deſſen leiſen Spott nur der Diakonus verſtand, „Seine Hoheit der Erzherzog hat mich als Euere Ehewirthin mit dieſem Briefe beſchickt, den Junker Bübenhoven ſo eben überbracht hat, und ſich bei uns zu Gaſte zu laden die Gnade gehabt. Seine Hoheit will vor ſeiner Abreiſe nach Spanien Abſchied nehmen von den irdiſchen Ueberreſten ſeiner Mutter, wie er ſchreibt, und wird deshalb über Gent nach Brügge reiſen, wo ihr Gebein ſchlummert, auf der Heimreiſe aber die Fahrt über Antwerpen nehmen, wo das Herz der Erzherzogin aufbewahrt werde, wie Ihr wahrſcheinlich beſſer wißt als ich; denn Ihr wißt ja alle dieſe Dinge wie ein Buch. Seine Hoheit will das ihm ſo theure Herz noch einmal begrüßen,“ ſetzte ſie mit feinem

Doppelſinn hinzu, „und dabei Euer Haus heimſuchen, mein Herr Peter.“

„Wir werden die Ehre zu ſchätzen wiſſen,“ verſetzte der Kaufmann ſtolz und geſchmeichelt, „und ich hoffe, Ihr werdet des Erzherzogs Gnaden zu bewirthen wiſſen, wie es dem Fürſten dieſes Landes im Hauſe Peter van der Kapellen's geziemt, damit die Ehre meines Hauſes und die Ehre des Fürſtenhauſes in einem richtigen Verhältniſſe zu einander ſtehen. Denn ich und der Erzherzog haben gegen einander Rechte und Pflichten. Wenn ich ein Recht habe auf ſeinen Beſuch, ſo hat er ein Recht auf fürſtliche Bewirthung, und wenn es ſeine Pflicht iſt, mein Haus mit ſeinem Beſuch zu ehren, ſo iſt es meine Pflicht, ihm Ehre und Vergnügen zu bereiten.“

„Was mich betrifft,“ antwortete die Frau, „ſo ſorgt nicht, mein Herr; ich werde gewiß Alles aufbieten, daß es Seiner Hoheit in Eurem Hauſe gefallen ſoll.“

Pater Innocenz lächelte zu dieſer Verſicherung verſchmitzt, und ſie fuhr fort: „Es macht ſich des Reſpects halber nöthig, daß Ihr dem Erzherzog ſelbſt ſchreibt und Euch für die hohe Gnade bedankt, die er uns zugedacht, und ihn noch beſonders einladet.“

Da regte ſich der Stolz des Brabanters und halb unwillig fuhr er heraus: „Beſorgt das ſelbſt, meine Frau. Der Erzherzog hat an Euch geſchrieben, ſchreibt Ihr wieder an ihn. Ich bin von Euch überzeugt, Ihr werdet nichts verabſäumen, was der Ehre meines Hauſes zuträglich iſt. Ich habe eine andere Einladung zu ſchreiben; denn ſonderbarer Weiſe trifft es ſich, daß ſich heute auch mir ein ſehr werther Gaſt angemeldet hat, ein Gaſt, der mir, unbeſchadet der dem Fürſten dieſes Landes ſchuldigen Ehrfurcht, eben ſo lieb iſt, wie der Erzherzog. Mit der heutigen rheiniſchen Poſt iſt mir nämlich dieſer Brief des Herrn Jakob Fugger, meines vielwerthen Handelsfreundes, aus Augsburg zugegangen, worin er mir meldet, daß er in dieſer Woche noch hier eintreffen werde, um mit mir Rückſprache über Geſchäfte zu nehmen. Da er mir nun aufgibt, ihm zehntauſend Goldgulden nach Brüſſel zu ſchicken, ſo daß er ſie bei ſeiner Ankunft dort vorfinde, ſo werde ich ihm eine freundſchaftliche Einladung beilegen, daß er in meinem Hauſe vorlieb nehme, ſo lange es ihm gefällt.“

„Iſt das der Leinweber von Augsburg, von deſſen Wunderlichkeiten Ihr mir ſchon ſo viel erzählt habt, oder iſt es ein Anderer? Ihr erzählt mir immer ſo viel und von ſo vielen Leuten, die Ihr kennt und nicht kennt, daß ich die Dinge und die Leute meiſt mit einander verwechſele,“ fragte Frau Eleonore mit einiger Geringſchätzung.

„Ja, meine Frau van der Kapellen,“ rief der bis jetzt ſtumm geweſene Page mit auffallender Heftigkeit, „das iſt der berühmte Leinweber von Augsburg. O ich kenn' ihn! Ich hab' ihn in Tyrol geſehen; da hat er in der Nähe von Insbruck Silberbergwerke, und er kommt oft von Augsburg herauf, ſie zu beſuchen. Da freuen ſich alle Bergknappen, die ſeine Gruben befahren, und alle armen Leute, die ein paar Stunden weit zuſammenkommen, um ihn zu begrüßen, denn er ſchenkt Keinem unter drei Weißpfennigen; den Alten und Kranken aber gibt er einen halben, ja wol einen ganzen Gulden. Das iſt ein Mann wahrhaftig nach Gottes Wort!“

Die Frau ſah den plötzlich ſo beredt gewordenen Knaben mit Verwunderung an. Sein erſt ſo düſteres Geſicht leuchtete jetzt, als ob der Strahl eines im hohen Grade freudigen Gedankens darüber hingezuckt wäre, und wirklich war vorhin der Page bei Nennung des Namens Jakob Fugger vor Freude zuſammengefahren, gleichſam als ſei dieſer Name das von ihm lange und ſchmerzlich geſuchte Wort, das ihn allem Trübſal und Kummer ſeines jungen Herzens entheben werde.

„Da habt Ihr wieder einen Beweis für das, was ich Euch von dieſem Ehrenmanne erzählt habe," fuhr der Kaufmann fort, von des Pagen begeiſterten Worten eben nicht überraſcht. „Dieſer Mann, der in ſeiner Jugend am Weberſtuhle ſaß, verdiente an einem Fürſtenſtuhle zu ſitzen oder vielmehr darauf. Er aber zieht es allewege vor, ein Kaufmann zu ſein, und das iſt er mit Leib und Seele ganz und gar. Darum beſitzt er meine größte Achtung; denn der ächte Kaufmann iſt ſo viel Ehre werth, wie ein Fürſt. Nun hat ſich der Fürſt an Euch gewandt, mein Engel, und der Kaufmann an mich; darum überlaſſe ich Euch jenen, laßt mir dieſen."

Er lachte über dieſen Einfall ganz unmäßig, als ob er wunder etwas Witziges enthielte; der Vater ſtimmte in das Gelächter ein, aber aus einem andern Grunde, als ſeinem Ohm damit einen Zoll der Bewunderung abzuſtatten, und Frau Eleonore lächelte beifällig über die Güte ihres Ehewirths, ihr den jungen, ſchönen Fürſten allein überlaſſen zu wollen. Der Page lachte auch, aber voll ſüßer Hoffnung und Freudigkeit, und auf ſeinem blühenden Geſichte zeigte ſich allein die verklärte Schönheit eines unentweihten, unſchuldigen Herzens.

„Wißt Ihr uns nichts Neues vom Hofe zu berichten, Junker Bübenhoven?" nahm die Frau wieder das Wort. „Was ſagt man von der neuen Vermählung der Erzherzogin-Infantin Margaretha?"

„Es wird Euch nicht unbekannt geblieben ſein," erwiderte der Page, „daß ſie und ihr Bruder, der Erzherzog, dem Herzog Philibert von Savoyen das Jawort ertheilt haben. Auch die Provinzen haben bereits ihre Zuſtimmung gegeben. Vor acht Tagen iſt nun auch der Konſens Seiner Majeſtät des römiſchen Königs, ihres allerdurchlauchtigſten Vaters, von Wien in Brüſſel eingetroffen, der jedenfalls ſchon früher nach Chambery abgegangen iſt;

denn vorgeſtern langte eine Geſandtſchaft des Herzogs Philibert an unſerm Hofe an, welche die erſten Brautgeſchenke überbrachte.“

„Ah, ſo beſchreibt uns doch dieſe Herrlichkeiten alle, die Ihr ohne Zweifel genau in Augenſchein genommen habt!“ rief Eleonore lebhaft.

„Ach, meine Frau, es ſind viel ſchöne und koſtbare Sachen, aber ich habe ihrer wenig achtgehabt. Ein herrlicher Zelter iſt dabei von arabiſcher Zucht, Sattel und Zeug mit Goldplättlein künſtlich verziert, in die Purpurdecke die Wappen von Oeſtreich und Burgund, von Spanien und Savoyen geſtickt, und auf dem Kopfe trug er einen majeſtätiſchen Federſtrauß. Sein Fell aber glänzte wie der ſchönſte weiße Damaſt aus Florenz. Dazu gehörten zwei Edelfalken, die ſchönſten und ſtolzeſten, die ich noch je geſehen; die hat der Herzog aus Preußen kommen laſſen vom Deutſchordensmeiſter, wie mir der Falkenier erzählte, der ſie trug; denn in Preußen gedeihen die beſten. Die Erzherzogin übergab ſie mir mit den Worten: Bübenhoven, pflegt ſie gut und laßt ſie zuweilen ſteigen. Auch das Rößlein ſoll gut gewartet werden. Ich ſelber werde ſie nicht brauchen; denn von Kindesbeinen an hab' ich einen Widerwillen gegen die Reiherbeize, ſeit meine gute Mutter durch ſie einen ſo frühen und unglücklichen Tod fand. Ich war erſt zwei Jahre, fuhr die edle Frau fort, als jener gräßliche Sturz vom Jagdroß mir die Mutter raubte, ſo daß ihr ſchönes Antlitz nicht in meinem Gedächtniſſe geblieben iſt; aber der tiefe Eindruck, den das furchtbare Unglück ſelbſt auf meine zarte Kindheit gemacht haben muß, iſt mir wie die Erinnerung an einen ſchrecklichen Traum geblieben. Vielleicht auch, daß er nachher erſt durch die Erzählung meiner Amme hervorgerufen worden iſt; genug, ich ſchaudere jedesmal, wenn ich einen Jagdzelter und Jagdfalken ſehe, und ich erachte dies Geſchenk des Erzherzogs von Savoyen für eines von unglücklicher Vorbedeutung. Ach, ich bin ja ſchon zweimal eine unglücklich Verlobte geweſen. Sollten dieſe Unglücksvögel mir zum dritten Mal Jammer prophezeihen? — Und als die ſchöne milde Fürſtin dies zu mir ſprach, rannen ihr helle Thränen aus ihren herzgewinnenden blauen Augen.“

„Ah, Junker Bübenhoven, Ihr ſeid verliebt in die Erzherzogin!“ raunte Frau van der Kapellen dem Pagen mit einem ſchadenfrohen Lachen, das ihn beleidigte, zu, während die unzarten Worte ihm eine brennende Purpurröthe in die Wangen trieb und ſeine Augen in unausſprechlicher Verwirrung den Boden ſuchten. Denn mit täppiſcher Hand hatte die ſchöne Kaufmannsfrau den dichten Schleier von einem dunkeln, ihm ſelber unbewußten Geheimniß ſeines jungen Herzens geriſſen, von einem Geheimniſſe, ſo ſtill und heimlich und heilig, daß es noch nicht zu athmen gewagt hatte in ſeiner Bruſt, geſchweige, daß es die Augen aufgeſchlagen hätte oder gar ſchon zum Bewußtſein gekommen wäre; nein, es war nur die Ahnung eines Liebesgeheimniſſes geweſen, zuſammengefloſſen aus keuſcher, unverſtandener Sehnſucht, aus poetiſchem Drange der Jugend, aus ſtiller Wehmuth, die ſein Leben überſchleierte, und aus den milden Augenſtrahlen, die von dem edlen, ſchönen, ſchwermuthlächelnden Antlitze einer jungen Fürſtin auf ihn niedergethaut waren; aber es war die ſüßeſte und herrlichſte Frucht einer Jünglingsbruſt. Und nun entblößte dieſe Frau, gleichſam mit der Hand einer Mänade, ihm die Bruſt und deckte das werdende Geheimniß auf vor dem gemeinen Licht des Tages und der rauhen Luft der Wirklichkeit. Er zuckte ſchmerzlich zuſammen. — „Getroffen!“ flüſterte Frau van der Kapellen, und ihre Augen hatten plötzlich den falſchen funkelnden Ausdruck von Katzenaugen; denn ſie glaubte nun zu wiſſen, weshalb ſie vorhin von ihm vernachläſſigt worden ſei. „Ihr ſeid ja ganz roth geworden, Junker, und wißt vor Verwirrung nicht, wohin Ihr die Augen wenden ſollt. O, vor mir vermögt Ihr Euch nicht zu verbergen!“

Dieſe Worte wurden von dem lauten und geräuſchvollen Geſpräch überdeckt, welches der Hausherr mit ſeinem geiſtlichen Neffen führte und der Verlegenheit des Pagen, der ſich vor Zorn und Scham kaum zu faſſen vermochte, glücklich zu Hülfe kam.

„Ja, die Frau Erzherzogin hat recht, wenn ſie nicht auf ſolch eine Beſtie ſteigen und den Vögeln in der Luft nachjagen will!“ krähete der Hauswirth mit ſeiner feiſten Stimme; denn die Erwähnung des traurigen Todes der ſchönen Erbfürſtin der Niederlande hatte ihn ſchnell auf ſeine Lieblingsbeſchäftigung gebracht, auf das Erzählen. „Es war ein unſägliches Unglück. Es iſt mir noch wie heute, als uns der unerwartete Schlag traf, auf den in den ganzen Niederlanden kein einziger Menſch auch nur im mindeſten vorbereitet war, und der um ſo härter gefühlt wurde, weil Jedermann die ſchöne, treffliche Erzherzogin liebte und verehrte und ſtolz auf ſie war. War ſie ja doch die Erbin dieſer reichen Länder und der einzige Sproß eines ſo mächtigen und glanzvollen Fürſtenhauſes, mit dem unſere Vorfahren und wir dreihundert Jahre Freud' und Leid ertragen hatten, und unter deſſen Herrſchaft wir reich und angeſehen geworden waren. Es iſt mir noch wie heute, und doch ſind es im März dieſes Jahres — nun wie lange iſt's her? Meine jüngſte Tochter wurde gleich darauf geboren und ich war denſelben Sommer zum letzten Male ſelbſt in Kopenhagen — — Richtig! neunzehn Jahre ſind's geweſen und jetzt gerade neunzehn und ein halbes. Es trifft; denn der Erzherzog Philipp war beim unglücklichen Ende ſeiner Frau Mutter drei und dreiviertel Jahr alt und ſeine Frau Schweſter, die Erzherzogin Margaretha, Infantin Witwe von Spanien, war zwei Monate zuvor zwei Jahre alt geweſen, der Erzherzog iſt aber am 23. Juni dieſes Jahres drei und zwanzig

Jahre alt geworden und Frau Margaretha wird nächſten 10. Januar zwei und zwanzig alt. Was die Ehre und die Schickſale meines Hauſes und unſeres Fürſtenhauſes betrifft, da weiß ich Alles genau; denn ich ſehe das Fürſtenhaus auch mit als einen Theil meines Hauſes an. Der franzöſiſche König Ludwig der Elfte hatte, erbittert, daß ihm die reiche burgundiſche Herrſchaft entgangen war, viel Kriegsvolk in die Niederlande geſchickt und meinte, die Provinzen zu erobern, auf die er kein Recht hatte, und den Erzherzog Maximilian, den jetzigen deutſchen Kaiſer (obgleich er nur römiſcher König genannt ſein will, weil ihm der Papſt die Kaiſerkrone noch nicht aufgeſetzt hat), nebſt deſſen Gemahlin Maria, der rechtmäßigen Erbin der Niederlande, zu verjagen, und in der That hatten die Franzoſen vielen Anhang hier gefunden, vorzüglich in Holland. Aber der Erzherzog und ſeine Anhänger unterdrückten die Aufrührer mit Pulver und Schwert und wurden der Franzoſen Meiſter. Es ging ſcharf zu in jenen Tagen; es ſind nun ein und zwanzig Jahre. Hernach, als Holland wieder unterworfen und beruhigt und von den Franzoſen gereinigt war, reiſete der Erzherzog nach Herzogenbuſch und hatte dahin zum 5 Mai 1481 als Ordensmeiſter des güldenen Vließes ſein zweites Ordenskapitel berufen. Das war eine ſchlimme Ritterverſammlung. Denn da wurden alle Ritter des Vließes, welche vom Erzherzog abgefallen waren und zum König von Frankreich gehalten hatten, der Untreue und des Meineids beſchuldigt und ihre Wappenſchilde in ernſter feierlicher Prozedur von der Wand des Kapitelſaales abgenommen und an deren Statt ſchwarze Tafeln aufgehängt, auf welchen Grund und Urſache aufgeſchrieben waren, weshalb man ſie des Ordens entkleidet. Das waren ſehr angeſehene Edelleute aus den Niederlanden und darunter Johannes von Neufchatel, Herr von Montaigu, Philipp Pot, Herr von Rahe-Roulay, Johannes von Damas, Herr von Cleſſy und

Jakob von Lützelburg, Herr von Richebourg; der größte Schimpf widerfuhr aber Philipp von Crevecoeur, Herrn von Esquerdes, indem deſſen Wappenſchild als eines Verräthers umgekehrt über die Thüre der Hauptkirche angeheftet wurde. Als dieſes traurige Geſchäft abgethan war, kam die Frau Erzherzogin auch nach Herzogenbuſch und hatte ihren jungen Prinzen bei ſich, unſern Herrn und Herzog Philipp, auf deſſen Haupte wir einſt die Kronen der ſpaniſchen Königreiche und des deutſchen Kaiſerthums vereinigt ſtrahlen ſehen werden. Nun, damals war er ſchon ein wunderſchönes Herrlein von drei Jahren wie Milch und Blut und hatte ſtrohgelbe Locken. Er wurde an einem jener Feſttage — es war ein ſonnenheller Maitag und der ganze Buſchwald um die Stadt, von dem ſie den Namen hat, ſtand im jungen lichten Laubgrün, das Tags vorher aufgegangen war gleichſam zum feſtlichen Empfange der jungen Herrſchaft und der Ritter — an jenem hellen grünen Tage wurde Prinz Philipp von Oeſtreich und Burgund, Graf von Charolois mit noch ſieben andern vornehmen Herren an die Stelle der aus dem Orden geſtoßenen Ritter zu neuen Rittern des Vließes erwählt und geſchlagen und dabei ereignete ſich mit ihm eine artige Begebenheit. Als er nämlich im Beiſein des Ordenskapitels vor dem Grafen Adolf von Cleve, der ihn zum Ritter zu ſchlagen erwählt war, niederknien mußte, um den Ritterſchlag zu empfangen, hatte man ihm einen kleinen Kinderdegen angehängt. In dem Augenblick nun, als er das Schwert des Grafen über ſich gezückt ſah, ſprang er hurtig auf und riß ſein kleines Schwert aus der Scheide, um ſich damit gegen den Grafen von Cleve zur Wehre zu ſetzen, wodurch die ganze Ritterverſammlung zum heitern Lachen, aber auch zur Bewunderung des Muthes in einem dreijährigen Prinzen bewegt wurde, ſo daß alle dem Erzherzog Maximilian zu einem ſolchen Sohne Glück wünſchten, der ſich einſt gegen ſeine

Feinde zu wehren wiſſen werde, und mit Thränen der Rührung hing ihm der älteſte Ordensritter die güldene Kette um, die bekanntlich abwechſelnd Feuerſtähle und Feuerſteine, aus denen das Feuer ſprüht, vorſtellt, indem er ſagte: Mein Prinzlein, Ihr werdet ein ſcharfer Stahl und ein harter Stein ſein und viele Funken und Flammen in die Welt hinausſprühen. Wie nun dieſes Ereigniß von guter Vorbedeutung war, ſo begab ſich nicht minder ein anderes von ſchlimmer. — Ich war auch nach dem Buſch gereiſt, in Geſchäften auf dem Rittertage und der Huldigung; denn der Krieg und die Empörung hatte dem Handelsweſen im Lande Abbruch gethan, und die Kaufleute freueten ſich männiglich, daß dem nun ein Ende war. Da wäre nun der Feſttag damals ſchon faſt in einen allgemeinen Trauertag verwandelt worden. Es war nämlich auf dem Markte eine große Schaubühne aufgezimmert worden, auf welcher der Erzherzog mit ſeiner Gemahlin die Huldigung einnahm. Das Gepränge war groß, und viele Ritter und Frauen waren neben der Herrſchaft auf der Bühne verſammelt. Noch war die feierliche Handlung nicht ganz vorüber, als plötzlich ein Theil des Gezimmers zuſammenbrach und die meiſten zwiſchen den Balken und Bretern herabſtürzten, darunter auch unſere junge Erzherzogin. Der Erzherzog und einige um ihn ſtehende Ritter und Gefolge ſtanden allein feſt auf dem ganz gebliebenen Theil des Gerüſtes. Nun war zwar Niemand ſonderlich verletzt von dem Sturze, aber der Schrecken war groß; die Erzherzogin wurde ohnmächtig in das Rathhaus getragen. Die ganze Huldigungsfeier ward durch den obgleich gnädig abgelaufenen Unglücksfall widerwärtig geſtört, alle Welt war verſtimmt und hielt den Bruch der Bühne und Fall der Erzherzogin für ein ſchlimmes Vorzeichen. Und wahrlich, als ſolches hat er ſich gar ſehr bewährt! Denn zehn Monate ſpäter ritt die hohe Frau in Brügge mit einem kleinen Gefolge auf die Reiherbeize, an welcher ſie als eine gar muthige Jägerin ein ſonderbares Belieben hatte. Man nannte ſie mit Recht wegen ihrer hohen Schönheit die belgiſche Venus und wegen ihrer Jagdluſt die burgundiſche Diana, während der Erzherzog, ihr Gemahl, wegen der Gabe der Dichtkunſt, die er in ſo hohem Grade empfangen, der öſtreichiſche Apollo genannt wurde. Der furchtbare Unglückstag war der 16. März des Jahres 1482. Man erzählte ihren Fall auf zweierlei Art, und da ich nicht dabei geweſen bin, ſo kann ich nicht beſtimmen, welches die rechte geweſen iſt; genug, daß dadurch die herrliche Fürſtin aus dem reichen Leben in blühender Jugendſchöne in den Tod geriſſen wurde. Einmal ſagte man, ſie ſei auf ihrem wilden Klepper ihrem aus der Luſt herabſchießenden Falken zugerennt, da ſei plötzlich der Gurt am Sattel zerſprungen und die Fürſtin hinterrücks zur Erde geſtürzt, wobei ſie ſich an den Lenden und Hüſten gar übel verletzt habe. Andere erzählten, das Pferd habe ihr im ſchnellſten Laufe den Zaum abgenommen und ſei mit ihr durchgegangen; der Graf von Bergen, ihr Begleiter, ſolches wahrnehmend, ſei herangeſprengt, um ihr zu Hülfe zu kommen; dadurch ſei ihr Rößlein aber nur noch wilder und toller geworden, habe ſie abgeworfen und ausſchlagend mit den Hinterhufen an dem ſchamhafteſten Theil ihres Leibes gar übel zugerichtet. Die Unglückliche verbiß den Schmerz und machte ſich einige Tage über ſtärker als ſie war, um den geliebten Gemahl nicht zu betrüben. Auch war ſie aus allzu großer weiblicher Schamhaftigkeit nicht zu vermögen, ihren Schaden von einem Wundarzte aufdecken und verbinden zu laſſen; ja als ihr der Erzherzog und die Hofleute ſolches mit ernſtlichen Bitten und Vermahnungen vorſtellten, erklärte ſie feſt, ſie wolle lieber ihren Geiſt aufgeben, als ſich von einem fremden Manne an dieſer Stelle berühren laſſen. Deshalb ſchlug am neunten Tage ein Fieber dazu, das von Tag zu Tag gefährlicher wurde.

Die ganze Stadt ſchwebte in banger Angſt und ſchier athemloſer Erwartung des Ausganges, bis am 28. März Abends ſich die Trauerbotſchaft verbreitete, daß die geliebte Herrin dieſes Landes verſchieden ſei. Es erhob ſich ein Heulen und Wehklagen auf allen Straßen, in allen Häuſern um die holdſelige Frau, welche, der Stolz aller Niederländer, ſechs Wochen vorher erſt fünf und zwanzig Jahre alt geworden und ſeit drei Monaten geſegneten Leibes geweſen war. — Es war rührend anzuſehen, und kein Auge blieb trocken, als der Erzherzog, deſſen drei und zwanzigſter Geburtstag ſechs Tage vor dem Todestage ſeiner Gemahlin gefallen war, an den Händen ſeine ſchönen Kinderlein, das noch nicht vierjährige Herrlein und das zweijährige Prinzeßlein, in tiefen Trauergewändern an der königlich geſchmückten Leiche ſtand, welche zwei Tage lang allem Volke gezeigt und dann einbalſamirt wurde. Dienſtags vor Oſtern am 1. April wurde ihr in der Kirche Unſerer lieben Frau das Beſenkniß mit dem herrlichſten Leichengepränge gehalten, ihr Herz aber kam hierher in ihrer Mutter Begräbniß zu St. Michael. In der Trauerprozeſſion gingen erſtlich die Obſervanzen, danach die Bettelmönche, ferner die Kleriſei von Brügge, wiederum einhundert und funfzig Arme in Schwarz gekleidet, dann fünf Herolde; hierauf folgte die Leiche, auf welcher ein mit Edelſteinen köſtlich verzierter Erzherzogshut lag, und ward ſelbige von vier Landherren, den Grafen und Herren von Fiennes, Horn, Lannoy und Lalain, getragen. Nach der Leiche ſchritt der tief betrübte Erzherzog von fünf anverwandten hohen Herren umgeben und von eben ſo vielen anverwandten Großfrauen, jede von zwei Herren geführt, worauf der Hofſtaat ſammt den Bürgern die Ordnung beſchloſſen."

Die lange Erzählung des Kaufherrn, in der er ſich ganz behaglich zu ergehen ſchien, machte auf ſeine Zuhörer einen ſehr verſchiedenen Eindruck. Seine junge Frau langweilte ſich augenſcheinlich bedeutend; denn ſie ſchloß die Augen, zeigte ein um's andere Mal gähnend ihre herrlichen Zähnereihen und lächelte dann wieder vor ſich in Gedanken mit ganz andern und angenehmeren Dingen beſchäftigt, als ihr Eheherr vorführte; man ſah es ihr an, daß ſie gewohnt war, ſich von ihm die Erinnerungen aus ſeinem ihr viel zu langen Leben auftiſchen laſſen zu müſſen; aber nicht minder konnte man auch ihm abmerken, daß ihm die Aufnahme ſeiner Geſchichte von ihrer Seite nichts Fremdes war. Er war einer von den unverwüſtlichen Erzählern, die ſich nicht an die Zeichen des Mißfallens ihrer Zuhörer kehren, zumal wenn dieſe zu ihrer eigenen Familie gehören oder von ihnen abhängig ſind, und friſch drauf los erzählen, angefeuert, wenn auch nur ein einziges Haupt von der Zuhörerſchaft ihnen Theilnahme zeigt oder zu zeigen ſcheint. Es war Herrn Peter deshalb auch ſehr gleichgültig, daß ſein geiſtlicher Neffe wie toll im Zimmer umherſchoß und dann und wann etwas durch die Zähne murmelte, das man verſucht geweſen wäre für einen chriſtlichen Fluch zu halten, wenn dieſer Mund nicht verpflichtet geweſen wäre, nur Segnungen auszuſprechen; der redſelige Kaufmann richtete ſeine Worte an den Pagen, in deſſen Gemüthsſtimmung er durch den umſtändlichen Bericht vom Tode der jungen und ſchönen Erzherzogin Maria eine gänzliche Umwandlung bewirkt hatte. Denn das in Thränen ſchwimmende, große, treuherzige Auge des Knaben hing mit geſpannter Aufmerkſamkeit an den Lippen des Erzählers und bei den verhängnißvollen Stellen der Erzählung entfuhr ihm ein Schmerzenslaut, gleichſam als ſei ihm die ganze Geſchichte etwas Neues.

„Wißt Ihr auch, Herr Ohm," nahm jetzt der Archidiakonus in ſeiner, die Worte ſchußartig, heftig herausſtoßenden Redeweiſe das Wort, „welch einen gottloſen Spuk — der Erzherzog und jetzige Kaiſer — mit ſeiner verſtorbenen Gemahlin — vorgenommen hat — einen Frevel an Gott und der Kirche?“

„Was? Nichts weiß ich davon?“ rief van der Kapellen erregt und in höchſter Neugierde, welche ebenfalls zu ſeinen Eigenſchaften gehörte. „Sagt an, Neffe, was iſt geſchehen? Vielleicht erinnere ich mich. Ich will hoffen, es iſt nichts gegen die Ehre unſeres Fürſtenhauſes.“

„Wie man's nimmt. — Ich kann's nicht loben. — Man ſagt, der König habe ſeiner geliebten Maria — niemals gedenken können — ohne in Thränen und Seufzer auszubrechen. — Ja, die übermäßige Liebe und der grauſame Schmerz über ihren ſchrecklichen Verluſt — habe ihn verleitet — den berühmteſten Schwarzkünſtler unſerer Zeit — den Euch gewiß bekannten Abt zu Spanheim — Johannes Trithemius, zu ſich zu beſcheiden — und das dringende Begehren an denſelben zu ſtellen — daß er ihm die Verſtorbene in ihrem dermaligen Zuſtande zeige — das heißt, ihren Geiſt citire. — Der Abt hat ſich deſſen lange geweigert — aber den Bitten des betrübten Königs endlich nachgegeben — und ihn in einen großen Spiegel ſchauen laſſen — in welchem die Geſtalt der Erzherzogin — in Lebensgröße erſchienen — aber in einem ſo jammervollen und gräßlichen Zuſtand — daß der vorwitzige König vor Entſetzen ohnmächtig zu Boden geſtürzt iſt.“

„Hu!“ rief Herr Peter, ſich ſchaudernd, aus, auch der Page war bleich geworden; nur Eleonore lächelte; denn ſie hielt die Schwarzkünſtlergeſchichte für eine Erfindung des jungen verſchmitzten Prieſters, um ſich an dem langweiligen Erzähler zu rächen.

„Wie mag der Geiſt ausgeſehen haben, Neffe?!“ rief der Kaufmann mit unterdrückter furchtſamer Stimme, ſich abermals ſchüttelnd.

„Das weiß ich nicht, Ohm. — Aber das weiß ich — daß Ihr Eure verſtorbene Ehewirthin — meine gute Frau

Baſe — gewiß nicht im Spiegel zu ſchauen begehrt hättet. — Mich wundert's nur, daß ſie Euch nicht ungerufen — und von freien Stücken erſchienen iſt — aus purer Liebe und Anhänglichkeit an Euch."

„Schweigt! ſchweigt!" rief van der Kapellen ängſtlich, „und reizet die Todten nicht muthwillig. Es war dies ein Grund mit, weshalb ich in Brügge mein Haus verkaufte und hierher zog; denn die Geiſter der Todten ſollen vorzüglich an die Stätte gebunden ſein, wo ſie verſchieden ſind, und es wollte mich bedünken, es ſei nach dem Tode meiner Frau allerdings in dem Hauſe nicht recht geheuer mehr. Man ſagte zwar, wenn man die Schwelle neu überkleiden oder den Fußboden neu dielen läßt, dann können ſie nicht herein und müſſen draußen bleiben, denn ſie vermögen nur auf den Bretern zu wandeln, die ſie auch im Leben betreten haben; aber es war doch noch geſcheidter, ich ging ihr ganz aus dem Wege. Nicht wahr? Aber ſprechen wir nicht von ſolchen Dingen! Ihr wißt, Neffe, ich kann es nicht vertragen."

„Beſter Herr Ohm, — es iſt aber doch des ewigen Heils wegen gut, ſich der Todten und des Todes zu erinnern — und daß wir alle ſterben müſſen — und auch Ihr über kurz oder lang —"

Der Kaufherr war entſetzt aufgeſprungen und wehrte gleichſam mit Händen und Füßen ab, dann hielt er ſich wieder die Ohren mit beiden Händen zu und kreiſchte zur Beluſtigung der Zuſchauer: „Ich will nichts davon hören, und wenn Ihr wollt, daß wir gute Freunde bleiben ſollen, Neffe, ſo ſchweigt mir von dieſen Dingen ſtill."

Den Pagen dauerte die Todesfurcht des Kaufmanns, die ſich allzu leſerlich in ſeinen plötzlich entſtellten Zügen ausgeprägt hatte, und er fragte gutmüthig: „Kennt Ihr denn das ſchöne Gedicht, welches die Frau Erzherzogin-Infantin auf den Tod ihrer Frau Mutter gedichtet hat?"

„Iſt denn die Erzherzogin-Infantin auch eine Dichterin?“ fragte der Prieſter ärgerlich.

„Und das wißt Ihr nicht, Neffe?!“ krähte van der Kapellen mit wahrer Entrüſtung über die unpatriotiſche Unwiſſenheit des geiſtlichen jungen Herrn. „Schämt Euch! Ihr ſeid ein Brabanter, ſeid ein Schriftgelehrter und wißt nicht, daß die Prinzeſſin von Burgund und den Niederlanden den dichteriſchen Geiſt ihres Vaters, des Kaiſers Maximilian, empfangen hat? Habt Ihr nie etwas von der artigen Grabſchrift gehört, die ſie ſich in ſchlimmer Lebensgefahr auf der Meerreiſe nach Spanien zur Vermählung mit dem Infanten Don Juan von Aragonien dichtete? Nun, das will ich Euch erzählen und zugleich den Vers erklären, denn Ihr ſeid in der vaterländiſchen Geſchichte ſchlecht bewandert; ich wünſche, daß Ihr es beſſer in der Bibel und im Meßbuche ſein möget.“

Des ungeſtümen Prieſters erſte Bewegung war der Thüre zu; er ſchien aber von den Blicken der ſchönen Frau feſtgebannt zu ſein, und ſo entſchloß er ſich denn wieder zu ſeinem komiſch-verzweiflungsvollen Umlaufe im Zimmer, während Eleonore ihn auslachte und die Papageien gleichſam ihn verhöhnend kreiſchten: „Hoch lebe das Haus Burgund! Und Oeſtreich!“

Van der Kapellen faltete die Hände über ſeinem Bauche und begann in gewohnter Ruhe und Behaglichkeit ſeine Erzählung:

„Ich hab' Euch ſchon geſagt, daß der franzöſiſche König Ludwig der Elfte ſich ganz ungeberdig ſtellte, daß ihm die reiche burgundiſche Erbſchaft entgangen war, und unſer Land mit Krieg überzog und Aufruhr anſtiftete, wo er nur konnte und wußte. Es half ihm Alles nichts. Die Franzoſen bekamen zuletzt überall Schläge und die Aufrührer mußten vor dem Erzherzog zu Kreuze kriechen. Kaum hatte nun König Ludwig vom Tode der Erzherzogin Maria die ihm gar erfreuliche Kunde vernommen, als ſeine Argliſt einen Plan entwarf, zu deſſen Ausführung er unverzüglich ſchritt. Er wollte nämlich den ihm verhaßten Erzherzog Maximilian von der Vormundſchaft ſeiner beiden Kinder Philipp und Margaretha ausgeſchloſſen und ganz von der Herrſchaft in den Niederlanden verdrängt ſehen, und zu dieſem Behufe fertigte er eine Geſandtſchaft an Brügge und Gent ab, die die Hauptrollen in den Niederlanden ſpielten, und bot ihnen Frieden an unter der Bedingung, daß die Prinzeſſin Margaretha mit ſeinem Dauphin Karl, damals zwölf Jahre alt, verlobt und ihm ausgeliefert würde. Die Städte nahmen die dargebotene Hand mit größten Freuden an; denn es lag ganz in ihrem Plan, den Erzherzog Maximilian aus den Niederlanden für immer zu entfernen und mit den fürſtlichen Kindern nach ihrem Belieben zu ſchalten, als gingen ſie ihn nichts an. Nun wie geſagt, die Städte und der König wurden eins, und wenn die Sache ſo zur Ausführung gekommen wäre, wie ſie's zuſammen abgekartet hatten, ſo wäre jetzt, wo nun auch jener Dauphin Karl als König Karl der Achte von Frankreich todt iſt — ſind auch ſchon volle drei Jahre verſtrichen, ſeit er, noch nicht ganz achtundzwanzig Jahre alt, den Weg alles Fleiſches gegangen — ſo wäre jetzt, ſag' ich, noch mancher hübſche Landſtrich, der zu uns gehört, an Frankreich gelangt. Der langmüthige Gott hat den Greuel nicht haben wollen. Der Erzherzog Maximilian war damals gezwungen, Ja und Amen zu dem böſen Handel zu ſagen. Sein dreijähriges Prinzeßchen wurde ihm vor der Naſe an ſeinen Todfeind verkauft und das ſüße Kind von einer franzöſiſchen Geſandtſchaft aus Brügge abgeholt und nach Blois an den franzöſiſchen Hof geſchleppt. Der ſchlaue König Ludwig lachte ſich in die Fauſt und dachte: Nun hab' ich vor dir Ruhe, Oeſtreich; ich kann thun und laſſen, was ich will, ihr deutſchen Hunde dürft mir nicht mehr in die Beine fahren, denn ich habe eine Geißel von euch in der Hand, ein koſtbares Kleinod, das meinem Sohne dermaleinſt noch manche niederländiſche Stadt einbringen ſoll, wenn nicht gar die ganze reiche burgundiſche Herrſchaft. Denn wenn der Prinz Philipp unverehelicht oder ohne Leibeserben verſtorben wäre, ſo würde Prinzeſſin Margaretha die ganzen Niederlande geerbt und auf ſolche Weiſe an die franzöſiſche Krone gebracht haben. An das Vaterherz des Erzherzogs Maximilian dachte Niemand, oder noch ſchlimmer, ſie ließen es ſich recht angelegen ſein, es zu verhöhnen und zu quälen. Er mußte eine Geſandtſchaft nach Blois ſchicken, um den König und den Dauphin zu beglückwünſchen; er hatte erſt in der St. Johanniskirche zu Gent in Gegenwart Philipp's und Margaretha's, ſeiner Kinder, auf das Evangelienbuch ſchwören müſſen, daß er dieſe Heirath für gültig halte, die Friedensbedingungen annehme und ihnen jederzeit getreulich nachkommen wolle. Mit was für einem Herzen er das Alles mag gethan haben, kann man ſich wol denken. — Die Prinzeſſin Margaretha wurde im Monat Juli desſelben Jahres zu Amboiſe, wo die vornehmſten Herren des Königreichs verſammelt waren, mit dem Dauphin durch eine ordentliche Trauung ehelich verbunden. Der ſchlaue und böſe König Ludwig erntete keine Früchte von ſeiner Liſt. Er welkte hin und ſchwand wie ein Schatten; ſchon acht Wochen nach Margaretha's Ankunft in Blois ſtarb er, nachdem er eben erſt ſechzig Jahre alt geworden. Unſere dreijährige Margaretha war nun Königin von Frankreich und lebte als ſolche bis in ihr dreizehntes Jahr am franzöſiſchen Hofe. — Es iſt Euch bekannt, Vetter, daß der Erzherzog Maximilian erſt volle neun Jahre nach dem Tode ſeiner erſten Gemahlin ſich wieder zu vermählen gedachte. Er war nun römiſcher König geworden, und Kaiſer Friedrich, ſein Vater, hatte mit dem letzten Herzog von Bretagne, Franz, der nur eine einzige Tochter, Anna, hatte, Erbin des ganzen Landes gerade wie Maria die Erbin der Niederlande geweſen war, eine Heirath ihrer Kinder verabredet und die Prinzeſſin Anna war dem Könige Maximilian verlobt worden. Im Jahre 1491 ſtarb der Herzog Franz und Maximilian beſchickte ſeine Braut im Anfang des Winters mit der Frage: ob ſie ihres Vaters Willen und Zuſage erfüllen und des römiſchen Königs Gemahlin werden wolle? Die Geſandten brachten nicht nur das Jawort, ſondern einen eigenhändigen zärtlichen Brief der jungen ſchönen Herzogin an den König. Dieſer ſchickte dann gleich im Anfang des folgenden Jahres den Prinzen von Oranien und Wolfgang von Polheim mit 2000 deutſchen Fußknechten zu ihr nach Rennes, der Hauptſtadt und herzoglichen Reſidenz von Bretagne. Der Prinz wurde hier im Namen des Königs, nach Fürſtenſitte, mit der Herzogin getraut und hielt öffentliches Scheinbeilager mit ihr, indem er, halb geharniſcht, das entblößte linke Bein zu ihr in's Bett ſteckte. König Karl von Frankreich, obgleich mit Margaretha von Oeſtreich und Burgund ehelich verbunden, hatte ebenfalls um die Erbin von Bretagne werben laſſen; denn es war ihm unerträglich, auch dieſes reiche Land und auf dieſelbe Weiſe an Oeſtreich gelangen zu ſehen, wie die Niederlande. Und da er, wie natürlich, eine abſchlägliche Antwort erhielt, überzog er die junge Herzogin mit Krieg. Die Herzogin oder vielmehr nun römiſche Königin machte ſich aber auf den Weg, um nach Wien zu ihrem Gemahl zu gelangen. Unterwegs ließ ſie der franzöſiſche König nach Tours einladen, wo er ſich befand. Sie wollte nicht, da brauchten ſeine Abgeſchickten Zwang. Und in Tours ließ er ſich mit ihr trauen, allen göttlichen und weltlichen Geſetzen zum Hohn, — denn ſie war ja ſo gut mit König Maximilian verehlicht, wie er mit deſſen Tochter, — und machte ſie zur

Königin von Frankreich. Nun, Gott hat ihn auch dafür geſtraft; er hat das Leben ſo jung verlieren müſſen ohne Leibeserben und hat das ſchöne Land und die ſchöne Frau ſeinem Vetter, dem Herzog Ludwig von Orleans, überlaſſen müſſen, der ſich mit Beiden wohl bethut. Es drohte damals ein neuer Krieg zwiſchen Oeſtreich und Frankreich auszubrechen, aber es kam bald zum Frieden und nach dem Friedensſchluſſe kehrte Prinzeſſin Margaretha, eine von ihrem Gatten grauſam verſtoßene Königin, eine ſchöne dreizehnjährige Jungfrau, in ihre heimiſchen Niederlande zurück. Jedermann war entzückt von ihrer Schönheit und Güte, und überall kam man ihr mit ungeheuchelter Liebe entgegen und bedauerte ſie wegen ihres in ſo jungen Jahren ſchon erduldeten böſen Schickſals. Ihre Schönheit entfaltete ſich immer herrlicher und man durfte den Fürſten glücklich preiſen, der dieſe holde Blume gewinnen würde, die der treuloſe Karl ſo verächtlich behandelt hatte. — Drei Jahre ſpäter geſchah es, daß der Papſt, das ſpaniſche Königspaar, Oeſtreich und mehre italieniſche Fürſten, vorzüglich der Herzog Ludwig von Mailand, in Venedig ſich gegen den König Karl von Frankreich verbündeten, der ſich des Königreichs Neapel ſiegreich bemächtigt hatte, indem ſie fürchteten, er möchte ganz Italien ſich unterwerfen. Dieſer Bund führte das öſtreichiſche und ſpaniſche Herrſcherhaus näher zuſammen und König Maximilian — er war das Jahr zuvor nach ſeines Herrn Vaters Tode regierender römiſcher und deutſcher König geworden, oder Kaiſer, wie wir zu ſagen pflegen, obgleich ihn der Papſt bis dieſe Stunde noch nicht gekrönt hat — und König Ferdinand von Aragonien und Königin Iſabella von Kaſtilien, ſeine Gemahlin, verabredeten eine Doppel- und Kreuzheirath ihrer Kinder zuſammen. Es wurde nämlich die Erzherzogin Margaretha mit dem ſpaniſchen Infanten Don Juan, Erben aller ſpaniſchen Königreiche, verlobt, ihr

Bruder, der Erzherzog Philipp, dagegen mit deſſen zweiter Schweſter, der Infantin Donna Juana, ſeiner jetzigen Gemahlin, unſerer Frau Erzherzogin-Infantin. Erzherzog Philipp hatte eben die Regierung der Niederlande angetreten, das war Anno 1496, und reiſete nach Wien zu ſeinem Herrn Vater."

„Da kamen ſie zuſammen nach Insbruck," fiel hier der aufmerkſame Page dem Erzähler in's Wort, „und blieben faſt drei Wochen daſelbſt und gingen zuſammen auf die Geisjagd; da waren ſie auch auf meines Vaters Burg, und der Erzherzog Philipp warb mich zum Pagen; ich war ein elfjähriger Bub'; es ſind nun fünf Jahre. Ich vergeſſ' es all mein Lebelang nicht, welch einen Reſpekt ich vor dem Kaiſer hatte; ich und meine Geſchwiſter wären gern aus lauter Ehrfurcht vor ihm ihn die Erde gekrochen oder hätten ihm zum Fußſchemel gedient."

„Einen ſolchen Wunſch wird kein niederländiſches Kind hegen!" rief van der Kapellen ſchier erzürnt. „Wer wird ſolche Abgötterei mit einem Menſchen treiben? Der Fürſt iſt nichts weiter, als der Vollſtrecker des Geſetzes, das er in Verbindung mit dem Volke gegeben hat. — Nun laßt mich die Geſchichte von der Erzherzogin Margaretha erſt zu Ende bringen. Ihr Bruder hatte eine Geſandtſchaft nach Spanien geſchickt. Dort war die Infantin Donna Juana mit dem Geſandten des Erzherzogs getraut worden und mit einer Flotte von 135 Schiffen und 3000 Mann Kriegsvolk, in einer Umgebung mehrerer Herren vom vornehmſten Adel nach den Niederlanden abgereiſt. Von einem Sturme in einem engländiſchen Hafen aufgehalten, traten ſie erſt am 20. September zu Middelburg in Seeland an unſere Küſte. Nahe beim Lande daſelbſt ſcheiterte noch ein genueſer Schiff, das die Garderobe und beſten Sachen der Infantin mit 700 Menſchen trug; und ob man wol mit Barken und kleinen Schiffen Leute und Gut

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52868-X
STORCA,L. FN. 1834/069

zu retten trachtete, ſo iſt doch das Meiſte verſunken und ertrunken. Aus Seeland brach die Infantin mit den Vornehmſten aus ihrer Geleitſchaft (die Soldaten und Bootsleute bei den Schiffen auf der Inſel Walcheren hinterlaſſend) hierher nach Antwerpen auf und wurde hier von den Kaufleuten und Schiffahrern aller Nationen mit höchſter Ehrenpracht empfangen. Aber hier erkrankte ſie an einem dreitägigen Fieber, in Folge der auf dem Meere ausgeſtandenen Drangſale. Unterdeſſen kamen Prinzeſſin Margaretha und ihre Taufpathe, unſers Herzogs Karl Witwe, von Namur, die Infantin zu bewillkommnen, und die beiden Bräute, die faſt in einem Alter waren, beglückwünſchten ſich gegenſeitig auf das herzlichſte. Den Erzherzog traf die Nachricht von der Ankunft ſeiner Braut in Linz; er eilte alſo nach den Niederlanden. Die Infantin erwartete aber ſeine Ankunft nicht in Antwerpen, ſondern zog ihm noch zwei Meilen bis nach Lier entgegen. Hier empfing ſich das fürſtliche Paar am 21. Oktober. Der Biſchof von Kamerich, Herr Heinrich von Bergen, verrichtete die Trauung und das Beilagerfeſt wurde erſt in Lier mit kleinem Gepränge, hernach aber in Brüſſel mit königlicher Pracht gefeiert. — Die ſpaniſche Flotte hatte nicht nur die Beſtimmung, eine fürſtliche Braut aus Spanien nach den Niederlanden zu bringen, ſondern auch eine zweite fürſtliche Braut aus den Niederlanden nach Spanien. Spanien gab uns ſeine Tochter und nahm die unſrige dafür; es war ein ſehr artiger Brautaustauſch. — Nach den Hochzeitfeſtlichkeiten, worauf Prinzeſſin Margaretha mit einem ſpaniſchen Granden aus dem Gefolge ihrer Schwägerin, als Bevollmächtigten des Infanten Don Juan, getraut und ein Scheinbeilager gehalten hatte, nahm ſie Abſchied vom Vaterlande, geſegnet von Allen, die ſie kannten. Ihr Bruder begleitete ſie bis nach Middelburg, wo er ſo lange bei ihr blieb, bis günſtiger Wind ſich einſtellte und die ſpaniſche Flotte die Segel zur Heimkehr fliegen laſſen konnte. Der Erzherzog kehrte nach Brüſſel zu ſeiner jungen Gemahlin zurück; die Erzherzogin Margaretha fuhr getroſten Muthes über's Meer. Kaum aber hatte die Flotte die weißen Felſen Englands erblickt, als ſie im Canal von einem ſo furchtbaren Sturme überfallen wurde, daß die erfahrenſten Schiffer Alles verloren gaben und Jedermann ſich auf ſein vor Augen habendes letztes Stündlein vorbereitete."

„Es iſt gut, — daß Ihr nicht auf einem der ſpaniſchen Schiffe wart, — Herr Ohm," unterbrach der Archidiakonus den Erzähler.

„Schweigt! Ich mag nichts davon wiſſen! Laßt mich in Ruhe fertig erzählen. Ich befand mich zu jener Zeit in Brüſſel und machte ein gutes Handelsgeſchäft mit der Erzherzogin Johanna. Aber wenn ich auch auf der Flotte geweſen wäre, nun ſo wär' ich ſo gut wie alle Andern mit dem Leben davon gekommen. Es ging aber ſo ſchlimm zu, und es wurde Jedem, nach Schiffgebrauch, ein Stück Geld in die Hand gebunden, damit, wenn er ertrunken und todt an's Land geworfen würde, die Uferbewohner ihn für das Geld ehrlich möchten begraben laſſen. Die ſtandhafte Braut und ihre innige Freundin, eine junge Gräfin von Maine, wie man ſagte, ein unechter Sproß der Familie Anjou, die unſerer Margaretha aus lauter Anhänglichkeit von Frankreich in die Niederlande gefolgt war und nun auch mit ihr nach Spanien ging — ſie liebten ſich mehr als Schweſtern und waren ſchier unzertrennlich — die beiden Freundinnen alſo hatten ſich in einem inbrünſtigen Gebete bereits mit der Erde abgefunden und ſahen dem Ende mit Seelenruhe entgegen. Ja, da zeigte ſich Margaretha's hohes fürſtliches Gemüth; während ihre Frauen am Boden lagen und verzweiflungsvoll die Hände rangen und wandten, dichtete ſie ſich ſelbſt eine Grabſchrift und ließ ſie, auf ein Stück Pergament geſchrieben, ſich mit mehren Goldſtücken in die Hand binden. Dann ſprach ſie mit der Gräfin Maine, die nur zwei Jahre älter war als ſie, ruhig von ihrem bevorſtehenden Tode und von Chriſti Erlöſungswerk und der Unſterblichkeit der menſchlichen Seele durch die Gnade Gottes. Es mag rührend geweſen ſein, die beiden vornehmen jungen Damen alſo reden zu hören im Angeſicht des Todes. — Jene Grabſchrift nun iſt das kurze, aber berühmte Gedicht der fürſtlichen Dichterin, das wol werth iſt, von Euch, Neffe, und von Jedermann gemerkt zu werden. Es heißt:

Ci git Margole, noble Damoiselle,
Deux fois mariée, et morte pucelle. *)

He, wie gefällt Euch das? Iſt es nicht vortrefflich? Hätte ſie ihren ganzen Lebenslauf wol ſchöner und kürzer geben können? Hat ſie mit ihrer großen Seelenruhe und dieſen zwei Zeilen nicht den Beweis geliefert, daß ſie in der That und Wahrheit in ihrem ſiebzehnten Jahre eine große Dichterin war? — Na, zum beſten Glück wurde die Grabſchrift nicht gebraucht. Die Erzherzogin lief glücklich in den Hafen der engliſchen Stadt Hampton, ward vom König Heinrich auf's beſte empfangen und drei Wochen lang herrlich bewirthet, ſegelte dann mit günſtigem Wind weiter und landete endlich nach langer Meerfahrt in Gallizien. Im Monat April in Burgos, der Hauptſtadt von Kaſtilien, angekommen, wurde ſie ſogleich mit dem Erben der ſpaniſchen Kronen verbunden. Jedermann weiß, daß alle die böſen Anzeichen und ſchlimmen Vorbedeutungen nicht gelogen haben, Gott ſei's geklagt! Noch war das junge Fürſtenpaar nicht volle fünf Monate verbunden, als der Infant Juan in Salamanca an einem hitzigen Fieber er-

---

*) Hier ruht Gretchen, das edle Fräulein,
Zweimal vermählt und als Jungfrau geſtorben.

krankte, das ihm am dreizehnten Tage das Leben nahm. Er ſtarb am 2. October 1497, erſt 19 Jahre alt, gerade als der ſpaniſche Hof das Beilagerfeſt ſeiner älteſten Schweſter Iſabella mit dem König von Portugal, Emanuel feierte. Das war eine betrübte Hochzeit, zum klarſten Beweis, daß auch die mächtigſten Könige nicht erhaben ſind über das gemeine Schickſal der Sterblichen. In der tiefſten Trauer hoffte man doch auf den geſegneten Zuſtand unſerer Erzherzogin-Infantin, der jungen, tiefbetrübten Witwe; denn ſie ſchien beſtimmt, Spanien einen Thronerben ſchenken zu ſollen. Aber auch dieſe Hoffnung trog, und das Leid ſteigerte ſich, als ſie, von Schrecken und Kummer über den frühen Tod ihres Gemahls gemartert, nach einer Woche zu Alcala de Henarez von einer viermonatlichen todten Leibesfrucht entbunden wurde. So hat nun die beklagenswerthe Witwe drei Jahre bei ihren Schwiegereltern in Spanien zugebracht, bis ſie wieder in die liebe Heimat zurückgekehrt iſt. Aber noch hat ſie nicht zwei Jahre am Hofe des geliebten Bruders und unter ihren ſie liebenden Landsleuten wieder verlebt, als ſie uns der Herzog Philibert zum dritten Male entführt. Möge ſie diesmal glücklicher ſein im Eheſtande als die beiden erſten Male! Sie verdient es, die treffliche Frau. Man ſagt, der Herzog von Savoyen ſei ein ſchöner und liebenswürdiger Mann. Ihr müßt ja das wiſſen, Junker."

„So iſt's, mein Herr van der Kapellen," entgegnete der Page mit gedämpfter Stimme und ſchier betrübt. „Er iſt einer der ſchönſten und liebenswürdigſten Männer, hoch und ſchlank, von herrlichſtem Anſtand und ritterlichem Weſen. Und die Poeſie liebt er und übt ſie aus, wie Frau Margaretha. Auch iſt er erſt 21 Jahre alt."

„Ganz in einem Alter mit ihr. Und wie ſie ſchon einen Gatten durch den Tod verloren hat, ſo er eine Gattin. Er ſoll die erſte Gemahlin ſehr geliebt haben, ſie war eine franzöſiſche Prinzeſſin und eine Freundin Margaretha's, mit der ſie am franzöſiſchen Hofe aufgewachſen war. Man ſagt, ſie habe ſterbend ihrem troſtloſen Gemahl Margaretha als zweite Gemahlin empfohlen. Nun, ſo ſteht zu hoffen, daß er die zweite ebenfalls liebe. Sie iſt ja ſo ſchön und ſo gut."

„Ja, ſo ſchön und ſo gut!" ſagte der Page wie im Traume. „Doch ich wollte Euch ja ihr Gedicht vom Tode ihrer Mutter vorleſen. Seht, ich habe mir alle ihre Gedichte abgeſchrieben und ergötze mich in einſamen Stunden daran. Ich liebe die Poeſie über Alles." Und er blätterte in ſeinem Taſchenbuche.

Der Prieſter, den die langen Erzählungen ſeines Oheims nicht aus dem Bereich der ſchönen Augen der Frau Eleonore zu vertreiben vermocht hatten, wurde nun doch noch von der peinlichen Ausſicht, ein Gedicht mit anhören zu müſſen, aus dem Felde geſchlagen. Er empfahl ſich kurz und haſtig, wie Alles, was er that, und murmelte im Weggehen in abgeriſſenen Sätzen Verwünſchungen über Dichter und Erzähler beiderlei Geſchlechts, dumme Pagen, liſtige Weiber und ſchreiende Vögel; denn die Papageien ließen ein gewaltiges Hohngelächter hinter ihm drein erſchallen.

## 4.

## Portugieſiſche Liebe.

Im Vorzimmer traf der flüchtige Leutprieſter einen ihm wohlbekannten jungen Mann, der eben im Begriff ſtand, ſich bei der Hausfrau anmelden zu laſſen. Es war dies der Kapitain eines portugieſiſchen Schiffes, das ſchon ſeit zwei Monaten auf der Schelde lag, eine gedrungene, magere, ſüdliche Geſtalt, die nur aus Haut, Sehnen und

Knochen zu beſtehen ſchien, mit einem ausdrucksvollen Kopfe, den ein Kranz ſchlicht und gerade herabhängender, harter, pechſchwarzer Haare umgab. Ein Paar ſtechende ſchwarze Augen ſchleuderten Blicke daraus, die — zumal einem guten flandriſch- oder brabantiſch-deutſchen Gemüth — durch Mark und Bein, Geiſt und Seele gingen. Es ſchien faſt unmöglich, den Blitzſtrahl dieſes Kraft und Entſchloſſenheit verkündenden Auges ertragen zu können, wenigſtens lenkte Pater Innocenz, deſſen Augen es doch nicht an Frechheit fehlte, ſie bei Seite und ging mit einem kalten, ſtolzen Gruße, der noch hochmüthiger erwidert wurde, an dem reich und phantaſtiſch-ſeemänniſch gekleideten Portugieſen vorüber. Dieſe zwei jungen Männer, Beide wilde und unzähmbare Naturen, ſtolz, trotzig, gebieteriſch, raſch und heftig und doch wieder vielfach verſchieden, nicht allein dem Stande, ſondern auch der Lebensweiſe und der Nationalität nach, haßten ſich unausſprechlich, und mußten ſich haſſen, und zwar einer Frau wegen, von der der Eine kam und zu der der Andere ging. Der Schiffskapitain warf dem Prieſter einen giftigen Blick nach und fuhr dann fort, mit der gegen ihn überaus freundlichen Dienerſchaft zu verhandeln. Während er nämlich an der Reihe männlicher und weiblicher Faullenzer vorüberging, befruchtete er jede Hand mit einem goldenen Saatkorn, dem das Bruſtbild ſeines großen Königs Emanuel aufgeprägt war, ein Samen, von dem er ſicherlich eine gute Ernte erwartete; denn kein Säemann ſäet aus ohne Hoffnung auf reiche Früchte, und keine Saaten gedeihen beſſer als die goldenen. Die ſchwarze Matty allein war nicht ſo freundlich mit dem Kapitain wie mit dem Pagen, obgleich in ihre Hand, von den Uebrigen unbemerkt, zwei Goldſtücke fielen und dieſe Liebesgabe ſchon öfter von dem Portugieſen ausgetheilt worden war, der arme Page ihr aber noch nichts gegeben hatte.

Die reiche Spende war kaum in Sicherheit gebracht, als Herr Peter und der Page aus der Thüre traten; denn die Vorleſung des Gedichts war eben vorüber und der empfindungheuchelnde Kaufherr hatte ſich ſo entzückt davon geſtellt, daß er den bis zu Thränen gerührten Junker gebeten hatte, ihm eine Abſchrift davon auf der Schreibſtube zu machen. Und dahin waren ſie auf dem Wege. Van der Kapellen und der Schiffskapitain bekomplimentirten ſich ſehr ceremoniös; dann ſetzte jede Partei ihren Weg fort.

Als der Portugieſe in das Kloſet der ſchönen Hausfrau trat, zuckte ſein ganzes Weſen wie eine raſche und wilde Flamme mächtig empor. Sein gieriges, im unheimlichen Feuer ſüdlicher Sinnlichkeit glühendes Auge durchbohrte ſie, verſchlang ſie, und ſeine ganze zähe, ſtraffe, dunkelgefärbte Geſtalt hatte in dieſem Augenblick den Ausdruck des afrikaniſchen Tigers, der ſich eben auf die Beute zu ſtürzen anſchickt. Alle ſeine Nerven fibrirten ſichtbar; es war, als ob ihm kleine Schlangen unter der braunen Haut hinliefen, ſo raſch hob und ſenkte ſie ſich an vielen Stellen. Seine Lippen waren ſo ſtraff nach hinten geſpannt, daß ſie die glänzend weiße Doppelreihe der ſchönſten Zähne vollkommen zeigten, die, wie zum blutigen Biß halb geöffnet, ſich nach der Stelle zu ſehnen ſchienen, die das in Leonorens Reizen wühlende Auge ſuchte, um ſich tief in ihr weiches, üppiges, roſenfarbenes Fleiſch einzuſenken. Was brauchte dieſer junge Mann mit Worten zu reden, was er von dieſer Frau wollte? Deutlicher als alle Worte ſprachen Auge, Mund, Hand, die ganze Geſtalt. Auch verſtand Frau van der Kapellen dieſe lautloſe Sprache vollkommen, und ſie ſchien ihr zu gefallen und Freude zu machen. Sie lächelte ihm geſchmeichelt und ſelbſtgefällig entgegen; aber die ſpöttiſchen Züge um ihren Mund traten ſtärker hervor, und ſie ſprach in dem

Tone, der zu dieſen Zügen gehörte: „Ah, Kapitain Magelhaens, Ihr kommt, um mir Lebewohl zu ſagen. Ihr habt endlich Eure Ladung vollſtändig gelöſcht und gedenkt, bevor es böſes Herbſtwetter bei uns gibt, in Euer ſchönes Vaterland zurückzukehren, um mit dem neuen Frühling die neuentdeckte Waſſerſtraße nach Indiens Wunderlande zu ziehen. Wie beneidenswerth ſeid Ihr doch aus drei Gründen: erſtens, weil Ihr ein Mann überhaupt ſeid, zweitens, weil Ihr ein Portugieſe ſeid und drittens, weil Ihr ein portugieſiſcher Seefahrer ſeid."

„Grauſames Weib!" rief der Seemann mit einer Stimme, in der ſich Liebe und Grimm gleich leidenſchaftlich paarten. „Warum mir auch noch dieſer Hohn? Hütet Euch, daß er nicht Euch und mir zum Verderben werde!"

„Wie? Ihr droht mir, Kapitain!" ſagte ſie entrüſtet, und ihr Geſicht war plötzlich von einer düſtern Wolke überſchattet.

„O verzeiht, Donna!" ſchmeichelte er augenblicklich umgewandelt mit ſüßer Stimme. „Ich weiß nicht mehr, was ich ſpreche, was ich thue vor Leidenſchaft und Liebesglut zu Euch, grauſam ſchöne, unvergleichlich reizende, angebetete Frau! Ihr ſelbſt treibt mich ja auf's Aeußerſte. Ich werde faſt toll vor Liebe zu Euch und Ihr weiſet mich immer lächelnd zurück. Niemand weiß beſſer als Ihr, — denn ich hab' es Euch mehr als ein Dutzend Mal geſagt, — weshalb ich hier zwei Monate vergeblich liege und Geſchäfte heuchele, die längſt abgemacht ſein könnten, nur um vor den Augen der Welt noch einen Anhaltepunkt zu haben, einen Entſchuldigungsgrund für mein langes Bleiben, damit man nicht im Hafen und auf dem Markt, auf den Straßen und in den Häuſern hier und in Liſſabon ſage: er liegt zu den Füßen der ſchönen Frau des Kaufmanns van der Kapellen, von ſüßen Banden feſt umſtrickt, und kann nicht fort. Und meinetwegen möchten ſie es ſagen, wenn nicht Jeder mich glücklich prieſe und mich um ein Glück beneidete, danach ich bis jetzt vergeblich geſtrebt habe, um ein Glück, während ich unausſprechliche Martern leide, um ein Glück mich, der ich auch nicht der kleinſten Gunſt von Euch mich erfreue.“

„Kapitain, Ihr führt wieder die alte leidenſchaftliche Sprache, die ich mir ſchon mehrmals von Euch verbeten habe, die ich als die Gemahlin Peter van der Kapellen's nicht anhören darf,“ verſetzte die Sirene halb ſtreng, halb lockend und darum doppelt verführeriſch.

„Sagt nur das nicht!“ fiel ihr der Portugieſe in's Wort. „Nennt Euch nur nicht ſo pretiös die Gattin dieſes Mannes. Es iſt unausſtehlich!“

„Und bin ich es denn nicht?“ lachte ſie.

„Spielt doch nicht Verſteckens mit mir, wie mit einem Kinde! Ihr wißt, ich bin nicht ſo dumm, wie manche Eurer — Landsleute; und da Ihr das wißt, ſo müßt Ihr auch wiſſen, was ich von Eurer Ehe mit Herrn Peter van der Kapellen zu halten habe. Das iſt und kann der Grund nicht ſein, weshalb Ihr meine heißen, ſtürmiſchen Bewerbungen ſtets mit lächelnder Kälte zurückweiſet.“

„Ich habe keinen andern, als meine eheliche Treue“ —

„Ihr lügt, Ihr liebt einen Dritten.“

„Mein Herr, welche Unverſchämtheit! Ich ſag' Euch“ —

„Ruhig, ſchöne Frau, und hört mich an! — Ich kam vor drei Monaten hierher; es war mein erſter Ausflug an dieſe niederländiſchen Küſten; ich hatte viel von der Schönheit der Frauen dieſes Landes gehört, und ich war begierig, ſie zu ſehen. Es ahnete mir, daß ich eine davon lieben würde; ich hatte ja noch kein Weib geliebt. Ich kam, ich ſah Euch und war im Augenblick bezaubert von Eurer Schönheit. Sie war über alle Beſchreibung, über alle Erwartung hinaus herrlich und verführeriſch. Euch galt die erſte auflodernde Flamme meines Herzens und ich geſtand Euch meine Liebe. Ihr erwidertet: ich bin Euch nicht gram, Kapitain Magelhaens, ich würde Euch wahrſcheinlich lieben, wenn ich nicht die Frau eines braven Mannes wäre, den ich nicht betrügen kann, nicht betrügen will. Erſpart meiner ehelichen Treue alle fernern Demonſtrationen. — So oder ohngefähr ſo lauteten Eure ölſanften und ölkühlen Worte, aber ſie floſſen auch recht wie Oel in meine Flammen und fachten ſie zu raſenden Rieſen an. Eleonore, Ihr liebt Euern Mann nicht; Ihr könnt ihn nicht lieben, und er würde auch dieſe Liebe nicht verdienen. Ich habe Euch beobachtet. Trotz der Leidenſchaft, die es durchfiebert, hat mein Auge doch Schärfe genug behalten, die Verhältniſſe um Euch zu ſehen, wie ſie ſind. Was ſag' ich! Das Auge der Eiferſucht ſieht doppelt ſcharf. Und mein Herz wird von den Qualen der Eiferſucht verzehrt. Dieſer Pater Innocenz, Euer Beichtvater" —

„Sprecht das unwürdige Wort nicht aus, Kapitain! Es iſt ein ſcheußlicher, erbärmlicher Verdacht von Euch. Ich gab Euch kein Recht, alſo mit mir zu reden, und ich will Euch nicht länger anhören." Dieſe Worte ſprach ein ungeheuchelter Zorn, eine wirkliche Entrüſtung aus Frau van der Kapellen.

„Laßt mich ein letztes Wort zu Euch reden!" begann der Seemann mit gedämpfter, ſchier unheimlich klingender Stimme. „Ich kann ohne Euern Beſitz nicht leben. Jagt mich nicht in den Tod. Flieht mit mir aus dieſem Hauſe, wo Euch aus all' dem gleiſenden Hageprunk nur der Ekel und die Langeweile eines ſchläfrigen, reizloſen Eheſtandes angähnt. Wandelt mein Schiff durch Eure Gegenwart zum Feentempel der Liebe um. Seid die wohlthätige Fee dieſes Tempels! Unſichtbare Liebesgötter ziehen es nach den fernen, blühenden Geſtaden des Ganges. Dort, Eleonore, dort unter einem reinern und ſchönern Himmel, auf einem reichern und reizendern Boden will ich dir einen Palaſt bauen, wie das Schloß einer Königin, mitten in ein Paradies hinein und angefüllt mit allen Schätzen, die Kunſt und Natur ſpenden. Du ſollſt nichts, gar nichts entbehren, was du hier haſt, du ſollſt tauſendmal mehr haben, und die Liebe wird dort erſt über Alles ihre zauberhaften Tinten ausgießen. Sei meine Göttin, Eleonore! Dein Haus ſei ein Tempel und auf dem Altar deſſelben, deinem Herde, lodere die heiße, nie verlöſchende Flamme meiner Liebe und verkläre unſer Leben. — Nein, unterbrich mich nicht! Ich weiß, was du ſagen willſt. Laß mich deinen Einwürfen begegnen und ſie heben, eh' ſie ausgeſprochen ſind. Du wirſt meine Gemahlin, mein eheliches Weib. Meine Familie iſt reich, vornehm und angeſehen; ſie iſt eine der erſten des Landes und gilt viel beim Könige. Und der König wird auf ihren Betrieb beim heiligen Vater in Rom die nöthigen Schritte thun, daß dieſes dir widerwärtige Eheband aufgelöſt und dafür das unſrige geknüpft werde. Mein Schiff liegt ſegelfertig; es wartet nur darauf, dich aufzunehmen, um ſogleich die Anker zu lichten. Eleonore, laß dich erbitten! Folge mir zu Glück und Liebe!"

Der junge, feurige Mann hatte in der Begeiſterung alle Tonarten der Bitte und Ueberredung, vom rührendſten, weichſten Flehen, wie man es ihm kaum zugetraut hätte, bis zur ſtürmiſchen, wilden Beſchwörung, bis zur Gewalt der Leidenſchaft, die ſeinem Weſen angemeſſener war, abwechſelnd angeſchlagen und heftete nun das düſter glühende Auge mit geſpannter Erwartung auf die lächelnden Züge des reizenden Gegenſtandes dieſer Bewerbungen. Aber dieſe eitle Frau verſetzte mit der alten, glatten, lächelnden Ruhe: „Kapitain, ich werde Euch nicht folgen. Gott Lob! daß mir Ueberlegungskraft geblieben iſt, einzuſehen, daß das, was Ihr mir als Glück ſo reizend ſchildert, gar leicht mein größtes Unglück werden könnte. Nein, nein! Ich bin die Frau Peter van der Kapellen's und will es bleiben."

„Iſt das Euer letztes Wort?" fragte der Seemann mit wildaufkochendem Zorne.

„Es war mein erſtes auf Euer verführeriſches Minnewerben; es iſt auch mein letztes."

Die Wuth des Tigers blitzte wieder aus Magelhaens' Augen; ſeine Fäuſte ballten ſich krampfhaft; es war einen Augenblick, als wollte er ſich auf ſie ſtürzen, um ſie zu zerfleiſchen, aber im nächſten Augenblick ſtand er ſchon, keines Wortes fähig, in der Thüre und war den Augen der unbeſorgten Frau entſchwunden, ehe ſie ſich's verſah.

Sie trillerte ein leichtfertiges Liedchen, warf Hund und Katze übereinander, fütterte die Papageien mit Honigbrot und machte ſich mit ihren Blumen in Aeſchen, die ihre Fenſter ſchmückten, zu ſchaffen.

## 5.

# Pfäffiſche und niederländiſche Liebe.

Einige Minuten darauf ſprang der Archidiakonus wieder, nach Art ungezogener Buben, durch die ſchnell aufgeriſſene Thür in's Zimmer.

„Na, endlich iſt's leer bei Euch, ſchöne Baſe! — Aber der portugieſiſche Galgenſtrick — ärgert mich noch mehr — als der alberne tyroler Bub" —

„Ihr braucht Euch über keinen zu ärgern, mein Vater" —

„Gebt mir nicht dieſen Namen — wenn wir unter vier Augen ſprechen. — Ich mag ihn nicht hören aus Euerm Munde. — Gebt mir einen zärtlichern, — einen ſüßern. — Bitte — einen Kuß, Eleonore!" —

„Ich will nicht! Laßt die Kindereien, Innocenz! Aber hört, ich will Euch einen Auftrag geben."

„Sag' an, vergötterte Frau — um deren Beſitz ich zum Antichriſt ſchwören würde. — Sag' an, ich renne durch's Feuer für dich um einen ſündhaften Kuß von deinen Purpurlippen."

„Geht und faßt das Schiff dieſes portugieſiſchen Narren in's Auge. Ich hoffe und wünſche, er wird nach der heutigen Lection die Segel deſſelben ſogleich dem Tajo zufliegen laſſen. Geht und bringt mir ſofort Kunde, wenn er die Anker gelichtet hat und die Schelde hinabfährt."

„Ha, alſo fort muß er, unerhört, unbegünſtigt?! — Das iſt Engelsgeſang für mich! — Ihr liebt ihn nicht, dieſen ſchwarzen, ſchönen Teufel? — Keine Botſchaft bring' ich Euch lieber — und ich will eine Meſſe mehr leſen — wenn mir das ſtolze Schiff — mit ſeinem unausſtehlichen Herrn — aus den Augen iſt. — Wahrlich, ich dachte ſchon daran — das verdammte Schiff in Brand zu ſtecken — und den dürren Waſſerhund — drauf zur Kohle zu brennen — wenn ich nur daran gekonnt hätte."

„Chriſtliche Geſinnung eines chriſtlichen Prieſters!" ſpottete Eleonore.

„Aber nun ſpielt auch nicht länger die Spröde gegen mich. — Eleonore, du weißt, wie ich dich liebe! — Mach' mir den abgeſchmackten Einwurf von Sünde nicht — und halte mir nicht kalte, thörichte Märchen als Schild entgegen — wenn ich dir ein glühendes Herz an die Bruſt werfe. — Narrheiten! — Ich kann dir — kraft meines Amtes — alle und jede Sünde vergeben — noch eh' ſie begangen iſt — und den Prieſter lieben — heißt die Kirche lieben — denn der Prieſter iſt die Kirche. — Auch iſt dem Himmel — wie du weißt — ein reizendes, verlornes und wiedergefundenes Schäfchen lieber — als die ganze Heerde dummer Schafe — von der kein's jemals Veranſtaltung traf — auch ein Mal verloren zu gehen. — O, dies ſich Verlieren iſt ſo ſüß! — Es gibt nichts Süßeres und Schöneres im Himmel und auf Erden.“

„Chriſtliche Geſinnung eines chriſtlichen Prieſters!“ höhnte Eleonore noch ein Mal.

„So wahr mir der Herr helfe, ich will nicht länger Beichtvater und wohlbeſtallter Archidiakonus an der Domkirche ſein, wenn Ihr mir nicht lieber ſeid, reizende Frau, als das ganze Chriſtenthum!“ rief der Prieſter trunken von Leidenſchaft, und ſeine Zunge war plötzlich ſo geſchmeidig geworden und ſeine Rede ſo fließend, daß er auch nicht ein einziges Mal ſtockte oder ſtammelte. „Für die Menge der Pfaff — für dich, Eleonore, der Menſch, der liebende, geliebte Menſch, entkleidet all' des Firlefanzes und der geiſtlichen Schellenkappe, die ich wenigſtens bei dir nicht raſſeln hören mag: das wäre ein unausſprechliches Glück für mich. Aber nicht wahr,“ fuhr er ſchneidend fort und fing wieder zu ſtammeln und zu ſtocken an — „dazu müßte ich ein ſchönerer Mann ſein — ein ſchönerer — als ich bin. — Den kleinen ſchwarzen Portugieſen — ſchickt man wol fort — aber nicht den ſchönen, großen, ſtolzen — Erzherzog“ —

„Innocenz!“ —

„Denkſt du, ich wüßte nicht — wie verliebt er in dich iſt? — Ha — als er das letzte Mal hier war — hab' ich Euere Augen beobachtet. — Jeder ſeiner Blicke forderte Liebe von dir — jeder der deinigen gewährte ihm Liebe. — Ein ſchmachtender Minneknab — der ſchönſte Jüngling ſeines Landes. — Pah — und Ihr ſeht die Gefahr nicht — die Euch umlauert — Euch erwartet — Euch verderben wird — wenn Ihr nicht einen Freund — einen Beſchützer des heimlichen Minnedienſtes habt — und wer iſt dazu geeigneter als ich — Euer Beichtvater? — Unter meinem Schirme wärt Ihr vor jedem Verrath geſichert — jede Entdeckung wäre unmöglich. — Und was verlang' ich denn für ſo wichtigen und verſchwiegenen Dienſt? — Darf und kann er im Ernſt Treue von Euch verlangen — er, der alle ſchönen Frauen liebt und jede küßt, deren Mund er haben kann? — Und endlich: kann ich Euch nicht die Sünde vergeben — die Ihr mit ihm begeht? — Ja, iſt ſie nicht ſchon dadurch vergeben, daß Ihr den Prieſter des Herrn die Lippen küſſen und dadurch wieder reinigen und heiligen laßt, auf denen noch das unlautere Feuer ſeiner Küſſe brennt? Was bedenkt Ihr Euch noch? Schlagt ein und macht mich zu Euerm Beſchützer und Verbündeten!"

Der liſtige Verſucher hielt ihr die Hand hin. Sie hatte ihm aufmerkſam und nachdenkend zugehört. Der Vorſchlag ſchien ihr nicht zu mißfallen. Aber ſie zögerte noch einen Augenblick — und Matty öffnete die Thür und ließ einen bleichen, blonden, jungen Mann hereintreten oder vielmehr hereinſchlüpfen; denn es war, als betrete er kaum den Boden.

„Ha, hier kommt Meiſter van der Voort," nahm der Prieſter ärgerlich das Wort, „gewiß um Euch Unterricht zu geben. Ihr werdet noch eine große Malerin werden."

„Das leidet keinen Zweifel," ſagte der Meiſter ſanft und weich mit einem ſeelenvollen und gutmüthigen Lächeln, „denn ſie iſt es ſchon, und ihre Bilder werden einſt eine Zierde der niederländiſchen Malerſchule genannt werden."

„Ei, Meiſter Martin," ſagte Eleonore verweiſend, „aus Euerm Munde befremdet mich die Schmeichelei. Wenn mein Vater früher behauptete, ich werde einſt eine genannte Malerin werden, ſo beſtach ihn die väterliche Eitelkeit zu dieſem unreifen Urtheil. Aber was könnte Euch wol beſtechen?"

In das bleiche Geſicht des Malers ſtieg eine flüchtige

Röthe; er heftete ſchweigend und verlegen das Auge an den Boden.

„Wir ſprechen von der verhandelten Angelegenheit ein ander Mal,“ ſagte der Archidiakonus jetzt ungeduldig und empfahl ſich mit ſeiner gewohnten Haſt.

Eleonore trat mit dem Meiſter durch die Thür, hinter welcher ſie vorher den kleinen Brief des Erzherzogs geleſen und die Antwort darauf geſchrieben hatte. Und ſie ſtanden in einem ſehr ſchön eingerichteten, mit Bildern und Skizzen der mannigfachſten Art behangenen Maleratelier, das zugleich Schlafzimmer der Künſtlerin und, wie es ſchien, das Allerheiligſte im Hauſe war; denn hier empfing ſie keine Beſuche.

Ein Paar Staffeleien ſtanden umher, auf ihnen angefangene Bilder; eine Harfe lehnte an der Wand, zum Beweiſe, daß die Hausfrau auch die edle Muſica pflege.

Der Maler ſtellte die Staffelei zurecht und rückte den Seſſel für ſeine Schülerin. Dazu lächelte er immer ſtill und ſchmerzlich in ſich hinein.

„Euch iſt heute etwas Angenehmes begegnet, Meiſter Martin. Ihr ſeht ſehr vergnügt aus.“

„Angenehmes?“ fragte der Maler, und die Frage klang faſt wie ein Vorwurf, und zwiſchen durch ſtahl ſich ein Seufzer aus ſeiner Bruſt und ſein reines, ſchönes, blaues Auge füllte ſich mit Waſſer. Dazu lächelte er aber immer noch. „Mir begegnet auf Erden nichts Angenehmes mehr. Ich dachte nur über Eure letzten Worte nach.“

„Ueber meine Worte? Was hab' ich geſagt, das Euch ſo heiter ſtimmen kann, Euch, der immer ſo traurig iſt? Ich will in dem Kapitel fortfahren. Helft mir nur wieder auf die Sprünge.“

„Ihr fragtet, was mich wol beſtechen könnte, Euer Malertalent für ein bedeutendes zu erklären? Wenn ich mich irren ſollte, ſo wäre es mir noch weit eher zu verzeihen, als Euerm Vater. Und dieſe Betrachtung zwingt mir dies bittere Lächeln in's Geſicht, ein heiteres iſt es nicht."

„Ach, Ihr könnt gar nicht bitter lächeln, dazu ſeid Ihr zu gut, lieber Martin. Aber laßt das! Ich verſtehe ſchon. Es iſt das alte, traurige Lied wieder. Ihr müßt das vergeſſen, Martin."

„Vergeſſen! Ja, wer vergeſſen könnte! O, ſagt mir, wer mich dieſe Kunſt lehrt, und ich will auf den Knien zu dieſem größten Wohlthäter der Menſchheit rutſchen und wenn er tauſend Meilen von hier wohnt, damit ich ſeines Segens theilhaftig werde und mein todtkrankes Herz geneſe, indem es vergißt!"

„Ihr dauert mich," ſagte ſie leichtſinnig, „aber ich kann Euch nicht helfen."

„Freilich konnteſt du das nur, als es noch Zeit war," ſagte der Maler flüſternd, und der reſignirende Schmerz in ſeinen Zügen nahm einen poſitiven und entſchloſſenen Charakter an. „Und als ich nach dem Kranz griff, der deiner Verſicherung nach für mich gewunden war, als ich ſeligen Herzens die Hand danach ausſtreckte, um mir die liebeglühenden Schläfe damit zu kühlen, da gabſt du ihn dem reichen Manne, der dir Geld dafür bot, kein Herz, keine Seele, nicht einmal einen heißern, raſchern Pulsſchlag; nein, kaltes, todtes, elendes Geld und erbärmlichen Flitter und Tand. Und den alſo erkauften Kranz hing er prunkend in ſeinem Hauſe auf. Das war Alles. Iſt's ein Wunder, wenn er dürr und welk geworden iſt und ſeine Blätter unangenehm raſcheln? Ich hätte ihn an meinem Herzen gepflegt und grün erhalten, o wie lange! Aber der arme Maler mag hingehen und ſich verzehren in Liebesgram und Schmerz, was kümmert das meine Frau van der Kapellen?!"

Der unglückliche junge Mann brach hier in ein lautes Schluchzen und Weinen aus, das er vergebens bemüht geweſen war, zu unterdrücken.

Eleonore betrachtete ihn ſchweigend mit mitleidigen Blicken. Als er wieder gefaßter ſchien, ſagte ſie ruhig: „Ihr habt die Bedingung nicht erfüllt, Meiſter Martin, unter der allein ich Euch zum Lehrer annahm. Es war Euer Wunſch, nicht der meinige, mich zu unterrichten. Bedenkt das wohl!“

„Ich weiß, ich weiß! Weil ich ſterben muß, wenn ich ganz von dir verbannt bin, grauſames, geliebtes Weib! So komm' ich doch in den Bereich deiner Zauberblicke, ich kann doch den Athem einſchlürfen, den du aushauchſt, ich kann meine Augen an deiner göttlichen Geſtalt weiden. Deshalb bat, beſchwor ich dich um dieſe einzige Gunſt. Du gewährteſt ſie unter der Bedingung, dir nie von meiner Minnebrunſt zu reden. Ich verſprach Alles, nur um wöchentlich ein Mal eine einzige -- ach wie flüchtige! — Stunde um dich zu ſein. Aber ich kann mein Verſprechen nicht halten; es iſt unausſprechliche Wonne, um dich zu ſein, Eleonore, und eben ſolche Qual, dir nicht einmal ſagen zu dürfen, was ich für dich fühle.“

„So kann ich ferner Euern Unterricht nicht mehr benutzen.“

„Grauſame! Entſetzliche!“ rief der Maler erſchrocken. „Ich will ja ſchweigen, ſchweigen bis mir das Herz bricht, nur verbanne mich nicht! Barmherziger Gott, nur das nicht! Ich muß ja vergehen und ſterben an dieſer Liebe, ob ſo oder ſo. Nun, ſo will ich wenigſtens im keuſchen Minnedienſt das langſam tödtende, ſüße Gift aus deinen Blicken trinken und vor dir hinwelken, wie eine Blume im heißen Sonnenſtrahl ohne einen Tropfen Regen oder Thau.“

„Martin, laßt mich ein ruhiges, ernſtes Wort zu Euch reden! Ich würde es nicht, wenn Ihr mir nicht werth wäret. Ihr ſeid der Schüler meines Vaters und mein Jugendbekannter, und Ihr wünſchtet, daß ich Euer Weib werden möchte. Ich wär auch gar nicht abgeneigt, dieſen Euern Wunſch zu erfüllen; aber wohl gemerkt! es war nicht mein Wunſch. Ich glaube, daß Ihr mich liebt, aber die Gefühle, die Ihr mir ſchildert, hatte und hat mein Herz nicht für Euch. Ich war Euch gut, aber ich liebte Euch nicht. Meine Aufrichtigkeit thut Euch weh, ich weiß es, aber ich kann doch nicht lügen. Ihr macht mir zum Vorwurf, daß ich einen reichen Mann geheirathet habe, der mich nicht liebt, den ich nicht liebe; aber iſt es nicht an und für ſich beſſer, als wenn ich Euer Weib geworden wäre, ohne Eure Liebe erwidern zu können? Mein Gemahl verlangt keine Liebe von mir, aber Ihr hättet ſie verlangt; mein Gemahl iſt nicht unglücklich darüber, daß ich ihn nicht liebe, aber Ihr wäret es in dieſem Falle geworden. Und nun bedenkt, was ich meinem armen Vater ſchuldig war, der meine Verbindung mit Herrn Peter van der Kapellen wünſchte und deſſen Alter dadurch in eine glückliche, ſorgenfreie Lage verſetzt worden iſt. Bedenkt, daß das Augenlicht dieſes Mannes erliſcht, daß er faſt blind iſt und — arm, wie er ſtets war — nichts mehr durch ſeine Kunſt erwerben kann, und daß ich noch jüngere Geſchwiſter habe, die auch erzogen ſein wollen! Welch großer Nutzen iſt aus meiner Verheirathung dieſen meinen Geſchwiſtern erwachſen! Doch Ihr wißt ja das Alles, was brauch' ich es Euch zu ſagen! Und nun ſeid billig und gerecht! Quält mich nicht länger! Beſucht nach wie vor unſer Haus; mein Ehewirth heißt Euch gern willkommen; ich ſchätze in Euch den werthen Jugendfreund, den Künſtler, den Lehrer und erfreue mich Eures Unterrichts. Verlangt nicht mehr von mir, als was ich gewähren kann; denn das, was ich kann, gewähr' ich Euch ja gern mit Wohlwollen und Freundlichkeit.“

„Ich erkenne dankbar Eure Güte und werde nicht wieder gegen Euer Gebot ſündigen,“ ſagte der Maler gefaßt und mit Reſignation. Er reichte ihr Palette und Pinſel und ſchob das in Arbeit befindliche Bild in die rechte Stellung auf der Staffelei. Die Schilderei ſtellte Erzherzog Philipp's Uebernahme der Regierung der Niederlande vor, wie ſie 1491 zu Löwen in der Hauptkirche zu St. Peter ſtattgefunden hatte, und man ſah darauf den König Maximilian, den ſechzehnjährigen Erzherzog Philipp, ſeine Schweſter Margaretha, die hohe Geiſtlichkeit, die Abgeordneten der Städte und das Hofgefolge. Das Meiſte war noch in der Anlage und nur die Figur des Erzherzogs, wie er eben vor dem Hochaltar den Eid ſchwört, mit großer Liebe in ſeiner jugendlichen Schönheit vollſtändig ausgearbeitet.

„Ich bringe Euch heute die Conterfeis vom kurzweiligen Rath des Königs, Kunz von der Roſen, und vom jungen Pfalzgrafen Friedrich, obgleich, wie ich auf das genaueſte erkundet habe, dieſer Herr vor ſieben Jahren noch nicht am burgundiſchen Hofe war, ſondern erſt ſeit fünf Jahren der Freund und Hofherr des Erzherzogs iſt.“

„Dies hält mich nicht ab, ihn dennoch auf dem Bilde als Anweſenden darzuſtellen,“ verſetzte Eleonore. „Er iſt dem Erzherzog der liebſte und theuerſte Begleiter und treueſte Freund, und es wird Seiner Hoheit gewiß Freude machen, ihn auf dem Bilde zu finden. Er wünſcht es ſogar.“

„Er wünſcht es? Alſo weiß der Erzherzog von Euerm Gemälde, das Ihr vor aller Welt verborgen haltet?“

„Nun ja; ich habe ihm davon geſagt,“ entgegnete die Malerin verlegen. „Zeigt her, die Conterfeis! Sie ſind trefflich. Kunzens Schalksnarrengeſicht werd' ich mit größtem Fleiß malen. Er gefällt mir baß, der luſtige Schellenkönig.“

„Eleonore,“ ſagte der Maler ernſt, „Ihr wollt mir ausweichen. Aber glaubt mir, ich habe Euch errathen, als Ihr das Bild des ſchönen Erzherzogs ſo trefflich maltet. Es gibt kein beſſeres Conterfei von ihm. Solch ein Bild kann nur Liebe malen, und wenn es eine Frau malt, dann braucht man zur Erklärung keines Wortes.“

„Ei Meiſter Martin van der Voort,“ ſagte die Frau trotzig und den Kopf ſtolz in den Nacken werfend, „Ihr erlaubt Euch, mir den Text zu leſen, als wäret Ihr mein Ehewirth oder Beichtvater, oder als ſtände Euch ſonſt ein Recht zu, mit mir zu maulen über dies und das, was Euch nicht an mir gefällt. Was ging' es Euch an, mein geſtrenger Meiſter, wenn mir der Erzherzog beſſer gefiele als Ihr, obgleich ich nicht weiß, wie Ihr das aus dieſem Bilde ſchließen wollt.“

„Euer aufbrauſender Zorn würde mir die Wahrheit meiner Annahme verrathen, wenn es nicht das Bild gethan hätte,“ entgegnete der Maler ruhig. „Doch habt Ihr vollkommen recht; es geht mich nichts an, und Ihr werdet mir nicht einmal die Stimme eines warnenden Freundes zugeſtehen wollen. Und dennoch treibt mich mein Herz, Euch zu warnen. Ich kann's nicht unterlaſſen, ſelbſt auf die Gefahr Euers größern Zorns. Hört auf die Stimme des Jugendfreundes: laßt Euch nicht von der Schönheit und Zierhöfelei des Erzherzogs bethören.“

„Behaltet Euere gutgemeinte Warnung für Euch, Meiſter! Eine Frau von reiner Tugend und ſtrenger Sitte, wie ich mich rühmen darf zu ſein, bedarf ſolcher Ermahnungen und Lehren nicht. Doch wenn Ihr den Rath nicht bei Euch behalten könnt, ſo geht und ſucht leichtfertige Weiber auf; es iſt in Antwerpen kein Mangel daran.“

„Nein, Euch gilt er, Eleonore; keiner Andern. Ein merkwürdiger, bedeutungsvoller Traum hat mich erſchreckt. Hört ihn an; ich will ihn Euch erzählen und kein Wort weiter hinzufügen. Thut dann, was Ihr nicht laſſen könnt. Wenn Euch hernach ein Unglück begegnet, ſo hab' ich mir keinen Vorwurf zu machen, als hätte ich die geheimnißvolle, höhere Stimme, die an mich ergangen iſt, nicht an Euch gelangen laſſen."

„Ein Traum! O erzählt!" rief Frau van der Kapellen munter. „Ich höre Träume und Geſpenſtergeſchichten gern; mein würdiger Ehegeſpons hat mich angeſteckt."

„Ich ſchlief geſtern mit bekümmerten Gedanken an Euch ein. Ihr ſeid ja Abends mein letzter, früh mein erſter und den Tag über ſchier mein einziger Gedanke. Nun begegnet es mir gar oft, daß ich in der Nacht von Euch träume und mich eines unausſprechlich ſüßen Glücks erfreue, dem die Wirklichkeit grauſamen Hohn ſpricht. Diesmal erſchien mir aber Euer liebliches Bild in anderer Bedeutung. Ich ſah Euch in einem hohen, fürſtlichen Zimmer prächtig geputzt an der Staffelei vor dieſem Bilde ſitzen und emſig malen. Es ſchlich aber eine große, buntgefleckte Katze, ein tückiſches, abſcheuliches Thier, um Euch herum und betrachtete Euch neugierig. Plötzlich ſaht Ihr das Conterfei des Erzherzogs im Bilde mit liebeleuchtenden Augen an und lächeltet ihm ſelig zu und beugtet Euch nieder, das Bild inbrünſtig auf den Mund zu küſſen. Und ſiehe, von Euerm heißen Kuſſe belebt, trat der gemalte Fürſt aus der Leinwand heraus und war der wirkliche, lebendige Erzherzog, warf ſeine Arme Euch um Hals und Hüften und herzte und küßte Euch inniglich. Darüber löſte Euer blondes Haar ſich aus dem Knoten und ſtürzte in prächtigen Lockenwellen hinten hinab bis zur Erde. Die Katze ſprang hinzu und häkelte an dem Haare und krallte ſich wie ſie ihm den Weg nach Weſten über das Meer zeigt."

„Der Gedanke iſt vorzüglich ſchön!" rief der Maler und ſeine Augen ſtrahlten vom Feuer künſtleriſcher Begeiſterung. „Und wahrlich, wenn er es nicht ſchon zur Genüge darthäte, daß Ihr eine tüchtige Künſtlerin ſeid, der Aufriß hier würde Jeden davon überzeugen. Ich habe eine Arbeit vor, die ich dieſe Woche noch zu beendigen hoffe; dann ſchlage ich ſogleich das Gerüſt an Eurem Hauſe auf, meine Frau, und ich werde mit zwiefacher Liebe ausführen, was Ihr entworfen."

Sie reichte ihm die Hand, die er inbrünſtig küßte; dann nahm ſie Palette und Pinſel und trug die Farben, die er ihr miſchte, auf die Leinwand; während ſie malte, hing ſein Auge verklärt und wonneſtrahlend an ihren reizenden Zügen.

## 6.

## Der ſchlichte Bürger von Augsburg.

Es waren noch wenige Tage über eine Woche verſtrichen, ſeit dem Vormittage, an welchem jene Geſpräche im Hauſe des reichen Kaufherrns Peter van der Kapellen zu Antwerpen geführt worden waren, als um dieſelbe Tageszeit in das geräumige und hohe Vorzimmer der erzherzoglichen Gemächer in der ſtattlichen und prächtigen herzoglichen Hofburg zu Brüſſel ein langer, ſchlicht gekleideter Mann mit ſeinem Knecht eintrat und ſich beſcheiden gegen die anweſenden Hofherren, Offiziere, Edelleute, junge Pfaffen und Pagen verneigte, die theils in der freundlichen Herbſtſonne an den hohen Spitzbogenfenſtern, theils um das Kaminfeuer ſchwatzend lungerten oder ſich die Zeit — das einzige koſtbare Gut, das ſie im Ueberfluß beſaßen — mit Bret- und Kartenſpiel vertrieben. Der Fremde war ein Mann in den angehenden vierziger Jahren, doch hatte die letzte Blüte männlicher Jugend, welche in dieſen Jahren zu treiben pflegt, ihm ſchon Valet geſagt, und die dunkelblonden Haare, die ſchlicht unter ſeinem unſcheinbaren, mit Marderpelz verbrämten Tuchbaret am Kopfe herabhingen, hatten ſchon eine auffallend graue Beimiſchung. Auch das Geſicht trug Spuren von ſchweren Leiden oder ſchweren Mühen; es war bleich, eingefallen und hervortretende Backenknochen beherrſchten daſſelbe. Man mußte es unſchön nennen, es hatte unbedeutende Züge dieſes Geſicht, ſcharf markirte und verzwickte, Zeit und Charakter hatten darin ihre Pflugſchar auf- und abziehen laſſen. Die lange, dürre, ſtarkknochige Geſtalt neigte ſich etwas vorwärts und der Kopf ſenkte ſich der Bruſt zu, wodurch der ganze Mann einen Ausdruck von Beſchränktheit erhielt. Dieſem aber widerſprachen die kleinen, funkelnden Augen, von großer Geiſtesbeweglichkeit zeugend, und um den breiten Mund ſpielte ein äußerſt gutmüthiger Zug, ein ſtilles, freundliches Lächeln, geſchickt, mit dem Eindruck zu verſöhnen, den die übrige Erſcheinung des Mannes hervorgerufen hatte. Wie ſein ganzes Weſen ſchlicht, einfach, anſpruchslos, ſo war auch ſeine Kleidung. Sie beſtand aus einem dunkelgrünen Tuchwamms, braungefärbten Lederhoſen, blauen wollenen Strümpfen und ziemlich plumpen Schuhen; über dem Wamms trug er eine ebenfalls dunkle Pelzſchaube von derſelben Pelzart, mit der ſein Baret verziert war. Das war nicht der hageprunkende Anzug eines niederländiſchen Bürgers, der in die Hofburg kam, um mit ſeinem Fürſten zu ſprechen; ein brabanter oder flandriſcher Bauer wäre in größerem Staate in dieſem Vorzimmer erſchienen. Der Mann hatte nicht für einen Pfennig Werth Sammt oder Seide, Gold oder Silber an ſich. Es war Alles an ihm von Wolle, Linnen, Leder und Pelz, wie ſie das liebe Vaterland lieferte. Und der Knecht ſah auch nicht aus wie der Eigenhold eines vornehmen Mannes. Ein ſchaflederner Reiterwamms, keineswegs neu und funkelnd, Lederhoſen und hohe Reiterſtiefeln von braunem Rindsleder machten ſeinen ganzen Staat aus. Dafür ſah ſein grobes Geſicht deſto unwirrſcher und bärbeißiger drein, und eine große, eckige Klumpnaſe, die ſich ausnahm, als kreiſe ſie eben mit Jungen, gaben ihm etwas Abſchreckendes und Fürchterliches. Der Knecht trug, wie es ſchien, ziemlich ſchwer einen kleinen, in Schweinsleder genähten Kaſten unter dem linken Arm und hielt neben ſeiner ſchmierigen Hundsgugel noch ein braunledernes Futteral in der rechten Hand, in welchem man, der äußern Form nach zu ſchließen, einen Hut vermuthen durfte.

Dieſe beiden ſonderbaren Geſtalten waren den im Vorzimmer verſammelten, meiſt jungen und witzigen Herren in farbenprächtigen, ſeidnen und ſammtnen, auch goldgeſtickten und auf allerlei Art verzierten und betroddelten Kleidern erſt eine auffallende und dann willkommene Erſcheinung. Es ſchien bald, als hegten die üppigen Bewohner des Vorzimmers die Meinung; die beiden Fremden ſeien zu keinem andern Zweck hierhergekommen, als um zum Gegenſtand fader Witzeleien, Spöttereien und Neckereien zu dienen.

„Es ſind gewiß Bewohner der neuen Welt,“ ſagte ein luſtiger Hofjunker und dehnte ſich übermüthig in ſeinem goldgeſtickten Sammtrocke, „und wollen dem Erzherzog, als ihrem künftigen Herrn und König, die Aufwartung machen. In der That, ſie haben ein menſchenfreſſeriſches Ausſehen.“

„Dann gibt es Arbeit für unſer einen,“ bemerkte ein junger, hochmüthiger Pfaff; „ich werde die armen Heiden zur alleinſeligmachenden Kirche bekehren und lade Euch alle zu Taufpathen ein.“

„Ah, ſchwatzt nicht ſo gottlos!“ rief ein Page. „Die beiden Herren ſind gute Chriſten. Sie ſtammen aus dem Lande Dänemark und ſind ehrliche Mäuſe- und Rattenfänger, die das Schloß von allem Ungeziefer reinigen und dem Erzherzog ihre nützlichen Dienſte anbieten wollen. In dem wohlverwahrten Schreine iſt das Rattengift und in dem Futteral die Mäuſefalle.“

„O wie todt und ſtill würde es in dieſen Räumen ſein, wenn hier alles Ungeziefer vertilgt würde!“ lachte ein vorzüglich vornehm gekleideter, zarter Jüngling.

„So rechnet Ihr Euch wol ſelbſt dazu, Durchlaucht?“ fragte ein älterer Hofherr.

„Warum nicht? Wir bilden hier einen ſtattlichen Rattenkönig. Doch laßt Euch nicht bange ſein, daß es Euch an Hals und Kragen geht. Dieſe Leute ſehen nicht aus wie Mörder und Todtſchläger. Ich wette, es ſind Handſchuhmacher vom Rhein, die eine neue Art, das Leder gar zu machen, erfunden haben und nun gekommen ſind dem Erzherzog Proben ihres Fleißes vorzulegen. — Nicht wahr, guter Freund, Ihr ſeid ein braver Bürger einer deutſchen Reichsſtadt, deſſen ehrlicher Sinn nicht höher ſteht, als auf das tägliche Brot, wenn's auch hart und ſchwarz, wenn's auch Haferbrot und ſchimmelig iſt.“

„Ihr habt's endlich getroffen,“ verſetzte der lange, ſchlichte Mann. „Ich bin ein braver Bürger einer freien deutſchen Stadt und mein ehrlicher Sinn ſteht nur auf mein tägliches, ſelbſterworbenes Brot. Der Erzherzog wird Euch das beſtätigen, denn der kennt mich genau.“

„Ei, was Ihr doch für vornehme Bekanntſchaften habt!“ höhnte die Durchlaucht. „Ihr habt wol ſchon aus einer Salzmetze mit ihm gegeſſen?“

„Auch diesmal habt Ihr recht. Ihr rathet beſſer als die andern Herren. Mehr als ein Mal ſchöpfte ich mit Seiner Hoheit und deſſen glorreichem Vater Seiner Majeſtät dem König aus einer Schüſſel und trank mit ihnen aus einer Flaſche. — Still, Veit!“ wandte er ſich zu dem Knechte mit einem drohenden Tone. Denn dieſer gromelte und brummte vernehmbar böſe Dinge und warf wüthende Blicke umher, aus denen zur Genüge erhellte, daß er bedeutende Luſt in ſich verſpürte, den jungen Laffen mit geballten Fäuſten in's Geſicht zu fahren. Und er hatte fürchterliche eiſerne Fäuſte und zeigte ſie den übermüthigen Schranzen. Auf den Befehl ſeines Herrn ſchwieg er unwillig.

„Da Ihr gewohnt ſeid, an fürſtlichen Tafeln zu ſitzen,“ fuhr der junge Fürſt fort, „ſo werdet Ihr doch wol auch ſchon mit mir geſpeiſt haben. Beſinnt Euch nur, ich bin der Pfalzgraf Friedrich, der zweite Prinz des regierenden Pfalzgrafen bei Rhein.“

„Mit kleinen Fürſten hab' ich noch wenig verkehrt. Doch Euern Vater kenn' ich, durchlauchtiger Herr. Als vor zwei Jahren der ſchwäbiſche Bund von den Eidgenoſſen die argen Schläge bekam, hab' ich ihm auf der Flucht beigeſtanden und durchgeholfen.“

Der Pfalzgraf wandte ſich zu ſeinen, dem treffenden Stich Beifall lachenden Kumpanen und gab ihnen durch Worte und Zeichen kund, dem Manne rappele es offenbar im Kopfe. In dieſem Augenblick trat der Page Bübenhoven aus einer Thüre in das Vorzimmer und ließ einen Laut der angenehmſten Ueberraſchung hören, als er die Fremden erblickte. Er ſtand einige Augenblicke ſchier regungslos und heftete ſeine Augen voll froher Erwartung und Hoffnung auf den langen, ſchlichten Mann, als ſei ihm derſelbe die liebſte Erſcheinung, der langerſehnte Gegenſtand ſeiner heiligſten Wünſche. Er wollte ſich ihm nähern, aber ſcheue Ehrfurcht hielt den Knaben zurück.

Dann eilte er wieder fort und kehrte nach einigen Minuten mit dem Oberkämmerer des Erzherzogs zurück, der dann auch reſpectvoll zu dem Fremden trat. Dieſer bat mit flüſternden Worten, indem er ganz heimlich ſeinen Namen nannte, ihn dem Erzherzog zu melden.

„Es iſt nicht nöthig, daß ich Euch zuvor melde," verſetzte der Oberkämmerer, „Seine Hoheit erwartet Euch heute und hat befohlen, Euch ſogleich, wie Ihr anlangt, zu ihm zu führen. Habt demnach die Gewogenheit mir zu folgen." Und ſie gingen in des Erzherzogs Gemächer.

Bübenhoven hatte unterdeſſen dem Knechte einen Schemel hingeſtellt, auf den dieſer ſeinen ſchweren Kaſten ſtellen möchte, wodurch er ſich ſchnell die Gunſt deſſelben erwarb. Der wild ausſehende Mann dankte freundlich und ſagte: „Es will mich bedünken, Herrlein, als ob Ihr uns beſſer kenntet wie die Andern hier."

„Gewiß," verſetzte Bübenhoven; „ich bin ja ein Tyroler aus dem Oberinnthal, wo ihr die Silberbergwerke habt, und habe deinen Herrn dort öfter geſehen."

„So iſt doch ein Chriſt unter dieſen Heiden," ſagte der Knecht grob und nickte dabei dem Pagen freundlich zu.

Der Pfalzgraf hatte natürlich nichts Eiligeres zu thun, als den Pagen zur Seite zu nehmen und heimlich zu befragen, wer der lange fremde Schlagtodt ſei, vor dem er und der Oberkämmerer ſo viel Reſpekt gezeigt.

„Das iſt der weltberühmte, reiche Jakob Fugger von Augsburg, der heute dem Erzherzog die Späne zur ſpaniſchen Reiſe bringt, und zweifelsohne liegt in dem ſchweren Käſtlein dort der goldne Schatz begraben."

Der Pfalzgraf machte ein langes Schafsgeſicht und theilte den Uebrigen die unangenehme Entdeckung mit. Er ſelbſt wußte ja am beſten, wie gut dieſer Jakob Fugger beim König und Erzherzog angeſchrieben ſtand. Die meiſten der jungen Herren wurden blaß vor Schrecken und kratzten ſich bedenklich hinter den Ohren. Die jungen Plattköpfe von der Kleriſei und die ſonſt noch auf Beſuch hier waren, nahmen eiligſt den Abmarſch; die Hofherren, Junker und Pagen, die ihre Dienſtpflicht hier feſthielt, ſahen zitternd und bebend nach der Thüre, welche in die erzherzoglichen Zimmer führte, und erwarteten jeden Augenblick, daß ſie ſich öffnen und ein arges Donnerwetter daraus über ihre Köpfe hervorbrechen würde, und in der Herzensangſt ſchob Einer die Schuld auf den Andern. Am Ende wollte Keiner etwas geſagt, ja nicht einmal gelacht haben; im Gegentheil verſicherten Manche, ſie hätten es dem Manne gleich angeſehen, was hinter ihm ſtecke, und Andere machten Bübenhoven Vorwürfe, daß er nicht gleich mit der rechten Farbe herausgegangen ſei, obgleich er bei ihren Ungezogenheiten nicht zugegen geweſen war. Er lachte ſie aus, nicht ohne einen Anflug von Schadenfreude, als er erfuhr, was ſie angeſtellt hatten. Alle ſtimmten darin überein, es ſei ſehr unrecht vom Herrn Fugger, nicht ſeinem Reichthum angemeſſen einherzuſchreiten; wie den Vogel an den Federn, ſo pflege man den Menſchen an den Kleidern zu erkennen. — Veit trat nun keck und triumphirend auf und warf ſeinerſeits den Junkern höhniſche Blicke zu, indem er übermüthig murmelnd mit der Fauſt auf die Geldkiſte ſchlug; die goldbetreßten Herrlein waren aber plötzlich ſo demüthig geworden, daß ſie dem gemeinen Knecht im ſchlichten Lederkoller einen Stuhl rückten, ein Anderer eine Flaſche Wein hervorzog und dem ungeleckten Bären kredenzte, und ein Dritter ein höfliches Geſpräch mit ihm beginnen wollte, um ihn zu verſöhnen; aber Veit ſah nur um deſto hochmüthiger über Alles weg, ging brummend und lachend ſeinen Schritt und gab nur Bübenhoven die Ehre, dann und wann ein paar Worte an ihn zu richten.

Fugger trat in die prachtüberladenen Gemächer des Erzherzogs ſo ruhig und unbefangen, als ſei er ſelbſt hier zu Hauſe. Der Oberkämmerer erſuchte ihn, in einem derſelben zu warten, und ging, um den Erzherzog herbeizuholen. Es dauerte auch nur wenige Minuten, als die gegenüberliegende Thür haſtig geöffnet wurde, und der Fürſt raſch hereintrat.

Philipp, Erzherzog von Oeſtreich, Herzog von Burgund und den Niederlanden, Graf von Tyrol und Lützelburg, ſtand in ſeinem vier und zwanzigſten Lebensjahre und war einer der ſchönſten, anmuthigſten und jugendkräftigſten Männer ſeiner Zeit. Seine Körperformen waren ſo edel und liebreizend, ſeine Bewegungen, ſein ganzes Weſen ſo gewinnend und einnehmend, daß man ihn allgemein nur Philipp „den Schönen“ oder den „ſchönen burgundiſchen Herrn“ nannte. Er war hoch und ſchlank, von auffallender Leibeslänge, doch ſtanden die einzelnen Theile des Körpers alle in einem richtigen Verhältniß zu einander. Die Anmuth und Majeſtät ſeines Weſens ließen beim erſten Blick den gebornen Fürſten in ihm erkennen. Vorzüglich ſchön gebaut war ſein Kopf; hellblonde, dichte Locken wallten ihm bis auf die Schulter; auf ſeiner herrlich gewölbten Stirn thronten Hoheit und Liebreiz vereint; aus ſeinen großen, glänzenden, blauen Augen loderten die Fackeln ſchelmiſcher Liebesgötter, um alle Frauenherzen in Brand zu ſetzen. Seine Züge trugen unverkennbar große Aehnlichkeit mit denen ſeines Vaters, des öſtreichiſchen Max, den die „burgundiſche Maria“ einſt ſeiner Schönheit wegen zum Gemahl gewählt hatte; aber Philipp hatte nicht die große Naſe Maximilian's, über welche der König ſtets ſo anmuthig zu ſcherzen pflegte und die oft genug das Stichblatt ſeines Hofnarren Kunz von der Roſen war. Die Philipps hielt ſich in der ſtrengſten Schranke männlicher Schönheit. Das Reizendſte an ihm war aber ſein zarter, leichtgeſchwellter Mund; es war, als hätte der Gott der Liebe ſich den ſeinigen dazu abformen laſſen. Philipp trug keinen Bart; denn dieſe Sitte brachte erſt zwanzig Jahre ſpäter ſein Sohn Karl auf. Auf ſeinen Wangen ſchimmerte das zarteſte Roth durch das lieblichſte Weiß einer feinen, ſchier mädchenhaften Haut. Und war es ein Wunder, wenn Philipp und ſeine Schweſter Margaretha das ſchönſte, liebreizendſte Menſchenpaar in allen niederländiſchen Provinzen waren, ſie, die den ſchönen öſtreichiſchen Apoll und die reizende burgundiſche Venus zu Eltern gehabt hatten?

„Ihr ſeid pünktlich, Herr Fugger; das muß ich loben,“ empfing der Fürſt den augsburger Bürger. „Hättet Ihr mir die Stunde dieſes Vormittags in Euerm Briefe angegeben, ich glaube, Ihr wäret mit dem Glockenſchlage der Schloßuhr bei mir eingetreten.“

„Pünktlichkeit muß die Seele des Kaufmanns ſein, gnädigſter Herr,“ verſetzte Fugger, ſich verneigend. „Was wollte aus meinen vielſeitigen und mannichfachen Geſchäften werden, wenn nicht jedes Ding zur rechten Stunde, ja Minute verrichtet werden müßte! Das iſt halbe Arbeit. Und wenn ich ſtreng gegen mich bin, darf ich's auch gegen meine Leute ſein.“

„Ja, Ihr ſeid ein wackerer Mann, Herr Jakob Fugger, vor dem ganz abſonderliche Ehrfurcht zu haben, ich gern bekenne. Fürwahr, als ich vor ſieben Jahren mit meinem Vater zuerſt nach Augsburg kam, das er vor allen deutſchen Städten liebt und hochhält, da war ich auf nichts ſo begierig, als Euch kennen zu lernen, von dem mir ein römiſcher Kaiſer und ein deutſcher König nicht Rühmens genug hatten machen können; denn nicht nur König Maximilian, auch Kaiſer Friedrich war Euers Lobes voll und lenkte meinen jugendlichen Sinn auf Euch, als einen der beſten Männer im heiligen römiſchen Reich.“

„Solch Lob könnte mich ſtolz machen, wenn ich eine Anlage dazu hätte,“ entgegnete Fugger lächelnd. „Ich habe mich der Gnade meines gnädigſten Kaiſers und Königs ſtets nach Kräften würdig zu machen geſucht. Ich habe mir's ſauer werden laſſen in meinem Leben erſt hinter dem Webſtuhl, dann auf Fahrten hin und her durch manches Herrn Land, um mit dem Groſchen zu wuchern, den mir mein braver und thätiger Vater hinterlaſſen. Dabei hab' ich Gott und die Heiligen nicht minder fleißig angerufen, habe die heilige Mutter Kirche und ihre Diener hoch und werth gehalten. Ich gab dem Kaiſer, was des Kaiſers, und Gott, was Gottes iſt. Ein wenig Glück, womit Gott meinen Fleiß ſegnete, kam dazu, das aber den Leinweber nicht hoch- und übermüthig machte, und ſo iſt der Jakob Fugger von Augsburg geworden, wie er vor Euch zu ſtehen die Ehre hat."

„Ihr ſeid alſo wirklich ein gelernter Leinweber? Man hat es mir ſchon ein Mal geſagt, aber ich hab' es nicht glauben wollen. Ich meinte, man verwechſele Euch mit Euerm Vater."

„Ich bin es, wie es mein Vater war, gnädigſter Herr, und gedenk' es zu bleiben all mein Lebtag. Ich ſitze im Rath meiner lieben Vaterſtadt von Zünften als Webermeiſter und halte den Webſtuhl dort und überall in Ehren. Es wird Euch bekannt ſein, Hoheit, daß Augsburg ein zünftiges Regiment hat und die Geſchlechter ſchon über hundert Jahre im Hintergrund haben ſtehen müſſen, weshalb ſie gar ſehr in Abnahme und Verfall gerathen ſind. Auch hab' ich noch etliche dreißig Webſtühle in meinem Hauſe gehen und laſſe auf ihnen fleißig Leinwand, Drillich und Barchent weben. Am Webſtuhl ſitzend von früh bis ſpät haben mein Vater und Großvater durch Fleiß, Ordnung, Demuth und Gottesfurcht den Grund zum Fuggeriſchen Hab und Gut gelegt; das Weberſchiffchen, das ſo hurtig hinüber und herüber flog, hat uns auch etwas eingebracht, wenn auch nicht ſo viel, wie die Schifffahrt der ſtolzen Kaufherren von Flandern und Brabant, die den Reichthum aller Länder heimführen; es war ja auch klein und kam nicht aus unſerer Stube. Dafür ſind wir auch nicht übermüthig geworden und haben uns nicht überhoben und empört gegen die uns von Gott geſetzte und verordnete Obrigkeit."

„Da habt Ihr recht, Herr Fugger. Der Kaiſer erkannte aber auch Euer ſtilles und ſicheres Verdienſt. Mein Großvater folgte der Leiche Eures Vaters zu ihrer Ruheſtatt, als er eben in Augsburg gegenwärtig war, und begabte Euch und Eure beiden Brüder mit einem adligen Wappen. Ihr führt die drei Lilien mit Ehren im Schilde. Der Kaiſer wollte jedenfalls damit andeuten, daß er euch drei Brüder ſo werth halte, wie die koſtbarſte Blume des Gartens. Wie lange führt Ihr das Wappen ſchon?"

„Es ſind nun acht und zwanzig Jahre; denn es war im Jahre 1473, als des Kaiſers Majeſtät uns damit begnadigte. Ich hatte es wol am wenigſten oder eigentlich noch gar nicht verdient; ich war damals erſt ein Bub' von vierzehn Jahren. Doch hat es mich gar ſehr angeſpornt."

„Ihr ſeid wol der jüngſte von Euern Brüdern?"

„So iſt's, gnädigſter Herr; von den elf Kindern, die meine Mutter geboren, bin ich das zehnte und der ſiebente Sohn; das letzte Kind war ein Mägdlein, das nach zehn Monaten wieder dahin ging, woher es gekommen war. So iſt's gekommen, daß mein Bruder Ulrich, das älteſte von allen Kindern, in voriger Woche ſeinen ſechzigſten Geburtstag gefeiert hat und mein Bruder Georg im neun und vierzigſten Jahre ſteht, ich aber erſt zwei und vierzig Jahre alt bin."

„Fürwahr, ein reicher Eheſegen, deſſen ſich Eure Eltern erfreuten! Und daß ſich dabei dennoch das Gut Eures Vaters durch Fleiß und Thätigkeit mehrte, macht ihm die größte Ehre."

„O wenn's ſeine Kinder allein geweſen wären, die er verſorgte!" rief Fugger mit leuchtenden Augen. „Nein, er ließ keinen Armen unbeſchenkt, keinen Kummervollen ungetröſtet — nicht mit Worten, ſondern durch Thaten der Liebe getröſtet — keinen Bedürftigen ohne Hülfe von ſich. Und es waren harte und böſe Zeiten, die er mit durchmachte, eh' noch der ſchwäbiſche Bund beſtand gegen die rohe Anmaßlichkeit der adligen Wegelagerer, Schnapphähne und Raufritter, die unſere Stadt fort und fort drangſalten. Und die Baiernherzöge waren die ſchlimmſten, die uns nimmer Ruhe ließen. Da war ſtets zu geben und zu helfen; denn die Noth kam immer wieder. Aber er war unermüdlich im Geben und Helfen; doch bewährte ſich Gottes Spruch an ihm: Gebet, ſo wird euch gegeben. Und ſein Gut wuchs wunderbar, wie das Oel im Krüglein der Witwe, bei der der Prophet Elias gehauſet.“

„Und Ihr ſeid in ſeine Fußtapfen getreten, wackerer Mann!“ ſagte der Erzherzog gerührt und die Hand des Leinwebers ergreifend, während ſein Auge feucht ſchimmerte. „Eure Vorfahren waren alle Leinweber? Wie ſind ſie nur zu dem großen Reichthum gekommen, den Euer Haus jetzt beſitzt?“

„Wir kennen Niemand von unſerem Stamm weiter hinauf als unſeren Urgroßvater. Er war ein Weber und Bauer vor hundert und funfzig Jahren im Graben, einem Dorfe an der ſogenannten Straße im Lechfelde bei Augsburg. Er hieß Hans Fugger und ſeine Ehewirthin Anna Meißner war von Kirchheim. Er ſoll ein fleißiger und gottesfürchtiger Mann geweſen ſein. Ob er ſeinem Sohne etwas hinterlaſſen, wiſſen wir nicht, ſchwerlich iſt's viel geweſen. Dieſer hieß ebenfalls Hans und war mein Großvater. Durch ſeine Verheirathung mit Katharina Widolph erlangte er Bürgerrecht in Augsburg im Jahre 1370. Nach dem Tode dieſer ſeiner Wirthin ſchloß er 1382 einen zweiten chriſtlichen Ehebund mit Eliſabeth Gfattermann, deren Vater einer des Raths war. Dieſer mein Großvater war unter der Zunft der Weber und von derſelben im Rathe. Auch war er Freiſchöff des weſtphäliſchen Gerichts auf der rothen Erde, alſo ein ſehr angeſehener und geachteter Mann. Neben ſeinem Handwerke trieb er Leinwandhandel in die ſchwäbiſchen und baieriſchen Städte und erwarb ſich dadurch ein in jener Zeit anſehnliches Vermögen von dreitauſend Goldgulden. Der Ruf ſeines Fleißes und ſeiner Rechtſchaffenheit hat ſich erhalten, obgleich er ſchon als ein angehender Funfziger im Jahre 1409 verſtorben iſt. Er hinterließ zwei Söhne, Andreas und Jakob, welche beide zünftige Weber waren. Dieſer Jakob, der jüngere Sohn, war mein Vater, deſſen Andenken ich ſegne, ſo oft ich ſeinen Namen ausſpreche. Sein Bruder Andreas war ein Mandel Jahre und noch mehr älter und ſchon lange ein Mann mit eigenem, blühendem Geſchäft, als mein Vater noch ein Schulknäblein war. Andreas hatte ſich mit Barbara Stammler, aus dem anſehnlichen Geſchlechte der Stammler vom Aſt, verheirathet und groß Geld und Gut mit ihr erworben. Mit abſonderlichem Glück trieb er Handelſchaft auf der einen Seite mit Venedig und Genua, auf der andern mit der Hanſa und den flandriſchen Städten, und er gewann in reißender Schnelle viel Geld. Was er angriff, glückte ihm über die Maßen, und als mein Vater als Lehrburſche an den Webſtuhl trat, war mein Ohm Andreas ſchon ein ſteinreicher Handelsherr. Daher gab man ihm in Augsburg allgemein den Namen der „reiche" Jugger, den er auch mit Recht bis an ſein Ende geführt hat. Aber Glück und Geld machten ihn übermüthig; er verachtete den Webſtuhl und duldete ihn nicht mehr in ſeinem Hauſe. Niemand durfte ihn daran erinnern, daß er ein gelernter Leinweber war; er ſtolzirte in ſeidenen Wämmſern einher und hatte güldene und ſilberne Kleinodien an ſich hangen wie ein Reichsfürſt. Und wie er, ſo ſeine Frau, ſeine Kinder. Er hatte fünf Söhne und drei Töchter und alle wetteiferten, es dem Vater und der Mutter nachzuthun, ja ſie zu überbieten in Hoffart und Hageprunk. Andreas Fuggers Schreibeſtube zeigte ſich prächtiger hergerichtet als ein fürſtlich Gemach; alles Holzwerk war darin von künſtlichen Holzſchneidern ausgeſchnitten und vergoldet, ſo daß man ſie nur ſchlechtweg „die goldene Schreibeſtube“ nannte, und Jedermann wußte, was damit gemeint war. Er that es den reichſten und älteſten Geſchlechtern zuvor, und weder die Herwart, die Welſer, Rehlinger, noch die Langenmantel, die Hofmaier, Staunenburger und Ilſung, als die letzten acht Geſchlechter, konnten in Staat und Pracht mit ihm gleichen Schritt halten. Nun, er wenigſtens hat das Ende dieſer Herrlichkeit nicht zu ſehen brauchen; er iſt reich und angeſehen geſtorben, aber ſeine Kinder und Enkel haben dem einſt vollen und überſtrömenden Faſſe auf den Boden geſehen; ja ſie haben den Boden dieſes Faſſes vollends herausgeſchlagen und das ganze Faß zertrümmert. Sie hatten ſich frühzeitig in die vornehmſten Geſchlechter verheirathet und erhielten von Ew. Hoheit Großvater, der Majeſtät des Kaiſers Friedrich, ein Wappen mit einem Reh im blauen Felde, wovon ſie die Fugger vom Reh genannt wurden. Zwei von den Söhnen und gerade die ſtolzeſten und reichſten waren nämlich gewaltige Waidmänner. Sie fuhren einher auf prächtigen Roſſen mit Knechten und Hunden, mit Wappnern und Waidgeſellen, und wenn ein Fugger vom Reh auf der Straße einherzog mit ſeinem Gefolge, ſo meinte man nicht anders, als es ſei ein Bayernherzog, der zur Stadt fahre. Auch legten ſie's geradezu darauf an, die Herzöge, an deren Hof ſie oft waren und die wiederum in Augsburg bei ihnen einkehrten, in Prunk und Pracht und adligem Thun und Weſen auszuſtechen. Wenn man aber zu Waidwerk und Bankett, zu Hof und Feſtei fährt, hat man weder Zeit noch Luſt, ſich um Handel und Gewerbe zu bekümmern. Das überließen die Herren

Fugger vom Reh ihren Leuten und Dienern, von denen ſie betrogen und gefälſcht wurden. So ſind die fünf Fugger vom Reh in Saus und Braus dahingefahren und meiſt arm geſtorben in ihren beſten Jahren. Ihre Söhne haben aber wenig oder nichts mehr vom Reichthum der Väter, wohl aber deren Prunk- und Prahlſucht. Einige haben Handwerker werden müſſen, andere treiben noch Handel, aber mit wenig Glück; ſie haben's erzwingen wollen und deshalb große und thörichte Dinge unternommen, von denen ſie ſich wunder einen Gewinn verſprachen. Mehre ſind ſo arm geworden, daß ſie von unſerer Unterſtützung leben; denn wir können ſie doch als unſere Vettern nicht darben laſſen, obgleich ihre Väter uns gar ſehr verachtet und nicht als Verwandte angeſehen haben. Einige davon ſind in unſrem Dienſte, und den beſten, einen tüchtigen Geſchäftsmann, habe ich mit hierhergebracht, eines Unternehmens wegen, wovon ich Ew. Hoheit nachher berichten will. Er iſt zwar auch ein Junker Prahlhans und Zierbengel, aber ſonſt ein pünktlicher, verſtändiger und thätiger Burſche, und zu dem Geſchäft, wozu ich ihn brauchen will, iſt mir's gerade recht, wenn er mit St. Urban's großem Meſſer ſchneidet."

„Dieſe Fugger vom Reh haben als rüſtige Waidmänner nichts als Böcke geſchoſſen," lachte der Erzherzog. „Und es iſt ſchon recht, daß ſie ein Rehböcklein im Wappen führen. Nun laßt hören, wie's die Fugger von den Lilien getrieben haben."

„Wie jene Böcke geſchoſſen, ſo haben dieſe Lilien gepflückt, gnädigſter Herr. Mein Vater kümmerte ſich nicht um das Herrnweſen ſeines Bruders und ſeiner Neffen. Er webte und ließ weben und verkaufte ſeine Waare, that den Armen nach Kräften Gutes, wie ich Euch ſchon geſagt, und erzog ſeine Kinder zu Fleiß und Frömmigkeit.

Und wie's dort weniger ward, ſo mehrte ſich's bei uns. Ich bin als Knab' manchmal faſt von einem Fugger vom Reh überritten worden, wenn ich in meinem linnenen Jüplein durch die St. Annengaſſe zu den Barfüßern in die Schule lief. Sie ſind vom Pferd herabgekommen, aber Gott ſoll mich bewahren, daß ich darauf ſtiege! Ein Leinweber ſoll kein Ritter ſein. Wem Gott gnädig iſt, dem halte er Hoch- und Uebermuth aus dem Leibe, er ſei ein König oder Zünftler. Ich hab' immer Hochmuth vor dem Fall einherſtolziren ſehen. Als mein Vater einging zu Gottes ewiger Herrlichkeit, war ich erſt zehn Jahre alt. Ich war ſchier das einzige noch unerzogene Kind; denn meine Schweſter Waldburg, die vor mir kam, war zwölf Jahre alt und groß und verſtändig; ich aber noch ein gar dummer Bub'. Jakob, ſagte der todtkranke Mann zu mir, der Herr unſer Schöpfer, der mir das Leben gegeben hat, ruft mich jetzt wieder ab; ich kann dich nicht großziehen, mein Sohn. Verſprich mir, daß du ein Leinweber werden und wenn du zu Reichthum kommen ſollteſt, den Webſtuhl nicht verachten willſt, wie deine Vettern, die Fugger vom Reh. Bet' und arbeit', ſei wach allzeit! Arbeit' und bet' früh und ſpät. Bekümmere dich nicht um Dinge, die dich nichts angeben. Bedenk' ſtets, daß du ein Leinweber oder Handelsmann biſt, ſo wird dich der Teufel des Hochmuths nicht verſuchen. — Ich ſchrieb mir die guten Lehren in's Herz, ging fleißig zu den Barfüßern zur Schule, ſetzte mich zwei Jahre ſpäter hinter den Webſtuhl und ließ mein Schifflein fliegen wie ein Vöglein in der Luft und ſah mich nicht um, nicht links, nicht rechts, bis ich mein Handwerk verſtand. Dann ging ich als als rüſtiger Geſell fünf Jahre auf die Wanderſchaft, nicht nur in deutſchen Landen; ich ſah mir auch Venedig an und Genua, Rom, Lyon und Paris. Ich beſuchte die Seidenweber in Italien und in Südfrankreich und lernte viel in aller Welt Gegend, was mir nachher im Handel und Wandel gar ſehr zu Nutz und Statten gekommen iſt."

„Aber Euer Vater hinterließ Euch ſchon ein ſtattliches Vermögen?"

„Der Herr hatte ſeinen Fleiß geſegnet, wie ich Euch ſchon bemerkt habe. Auch hatte ihm meine Mutter Barbara Bäſinger, eines Münzmeiſters Tochter, einen hübſchen Erbſchilling zugebracht. Namentlich hat er mit ihr das Haus am Göginger Thore geerbt, welches mein Bruder Ulrich noch bewohnt. Ich habe mir ein Haus am Weinmarkt gekauft. Mein Vater war ein Zwölfer der Weberzunft, auch einer des Raths davon, dabei ein ſtattlicher Handelsmann und trieb Geſchäft mit Venedig und der Hanſa. Er hat über dreihundert Weber in der Stadt und Umgegend beſchäftigt und alle ſegneten ihn als einen billigen und braven Mann. Er hatte auch einen ſeiner Söhne zum Dienſt des Herrn und der heiligen Kirche beſtimmt. Das war mein Bruder Marx, der ein gar angeſehener und würdiger Prieſter geworden war. Er ſtarb — es ſind nun ſchon drei und zwanzig Jahre — als Kanonikus der augsburger Kathedrale zu Rom, wohin er in geiſtlichen Geſchäften gereiſt war, ein dreißigjähriger Mann. Ihm hat meine Jugend viel zu danken; denn er unterrichtete mich nebenbei nicht nur im Schreiben und Rechnen, ſondern auch im chriſtlichen Glauben und allerlei Wiſſenſchaft. Sein Andenken iſt uns erneuert in einem Sohne meines Bruders Georg, den wir nach dem verſtorbenen Bruder wiederum Marx haben taufen laſſen und zum Geiſtlichen beſtimmt haben; er iſt jetzt dreizehn Jahre alt, ein tüchtiger Kopf, zeigt viel Eifer für ſeinen Beruf und macht wackere Fortſchritte."

„Und wie ſtark iſt Euer eigener Eheſegen? Habt Ihr keine Söhne, um einen davon der Kirche zu ſchenken?"

„Ich habe mich ſpät verheirathet, gnädigſter Herr;

denn ich ſtand ſchon im neun und dreißigſten Jahre, als ich meine Wirthin heimführte; wir ſind nun drei Jahre zuſammen, aber ſie hat mir noch kein Kind geſchenkt und es will mich faſt bedünken, als ſei dazu auch wenig Hoffnung vorhanden. Sibylla iſt ſchon acht und zwanzig Jahre alt geweſen und nährt ſich ſo gut, daß ſie das Gegentheil von mir bildet. Fette Frauen werden aber nur ſelten Mütter."

„Wie aber kam's, daß Ihr ſo ſpät zum heiligen Eheſtand ſchrittet?"

„Wenn ich die Wahrheit ſagen ſoll, Hoheit, ſo haben mich die überhäuften Geſchäfte nicht dazu kommen laſſen. Als ich von der Wanderſchaft heimgekehrt war, fand ich meine beiden Brüder kränklich, und ich mußte mich dem Geſchäfte mit allem Eifer unterziehen, ſollte es nicht den Krebsgang geben. Da ſaß ich denn gleich mitten drinnen und hatte alle Hände voll zu thun. Ich durfte mich nicht umſehen von früh bis ſpät. Wie hätt' ich da an ein Weib denken können! Der Handel trieb mich auf neue Reiſen; bald war ich in Wien, bald in Hamburg, Frankfurt und Leipzig; das Tyrol und die Schweiz bin ich gar oft durchwandert. Dann fand ich Geſchmack am Bergbau und brachte von Eures verſtorbenen Vetters, des Erzherzogs Sigismund Hoheit, einige Silberbergwerke in Tyrol, und vom König Wladislaus von Ungarn und Böhmen das Goldbergwerk in Kremnitz in Ungarn an mich. Da ſteckte ich Wochenlang unter der Erde, bald in Tyrol, bald in Ungarn und durfte doch meine Handelsgeſchäfte und meine Webſtühle über meinem Steckenpferde nicht vergeſſen. Denn Weberei und Handel mußten die Hauptgeſchäfte bleiben."

„Das Steckenpferdchen hat Euch aber etwas Erkleckliches in's Haus getragen und höchſt wahrſcheinlich mehr als der Webſtuhl."

„Gott hat's gegeben und ich hab's dankbar angenommen. Man ſoll aber das Kleine über dem Großen nicht verachten. Und wenn ich goldene Berge beſäße, wie einſt der König Kröſus, ich würde den Webſtuhl daraufſtellen, um dadurch erſt des Goldes würdig zu ſein. — Aber ſeht, gnädigſter Herr, über all' dieſe Dinge war ich hart an die Vierzig gekommen und hatte noch kein Weib; da haben denn endlich meine Brüder mir nicht Ruhe gelaſſen und gleichſam für mich gefreit, eine wackere Tochter des angeſehenen Arztiſchen Geſchlechts, mit der ich gar wohl zufrieden bin und glücklich lebe, wenn ſie mir auch keine Kinder bringt."

„Ihr müßt kein ſonderlicher Frauenfreund und Minnewart ſein, ſonſt hättet Ihr wol früher dazu gethan."

„Ihr könnt recht haben, gnädigſter Herr," lachte Fugger. „Nie hab' ich die jungen Mägdlein länger angeſehen als ich mußte, und da mich doch Niemand dazu zwang, ſo ſah ich ſie gar nicht an. Deshalb war ich immer ſehr verwundert, wenn meine Geſellen die Schönheit dieſes oder jenes Jüngferleins rühmten, das mir doch bekannt war, weil ich ihre Schönheit niemals bemerkt hatte. Ich hatte eben kein Auge dafür. So bin ich denn nie ein Dirnenjäger geweſen oder einem Mägdlein zu Hof gegangen und hab' um Minneſold gebuhlt; ich war blöd' und ſcheu im Beiſein eines hübſchen Frauengeſichts, konnte kein Wort vorbringen vor Aengſten und Verlegenheit und war froh, wenn ſie mir wieder aus den Augen war. Ich, der ich in den ſchwierigſten Handelsgeſchäften die größte Ordnung zu halten gewohnt war, hätte die gräulichſten Albernheiten und Verwirrungen angerichtet, wenn hübſche Dirnen um mich geweſen wären; deshalb hielt ich mich ſo fern als möglich von ihnen, um nur mein Geſchäft nicht zu ſchädigen."

Der Erzherzog brach in lautes und muthwilliges Lachen aus und beluſtigte ſich ungemein über die treuherzigen Geſtändniſſe des augsburger Bürgers.

„Den Minnedienſt hab' ich ſtets für Sache großer Herren gehalten," ließ ſich Fugger weiter vernehmen, „die haben Zeit und Luſt dazu. Und ſicher habt Ihr mehr Glück bei Frauen gehabt als ich, gnädigſter Herr, dafür ſeid Ihr aber auch einer der ſchönſten Männer, und ich bin einer der häßlichſten. Die Frauen begehren aber allzeit Körperſchönheit vom Manne. Mich hat niemals ein Weib in Verſuchung geführt, in Euch ſind ſie alle vernarrt." Und er lachte ſelbſt aus vollem Herzen mit.

„Uebrigens," fuhr der Leinweber in ſeiner gutmüthigen Plauderei fort, „liebe ich die Kinder meiner Brüder, als ob es meine eigenen wären. Und die haben dafür geſorgt, daß das Fuggerſche Haus nicht ausſtirbt. Ulrich's Frau hat ihm zehn Kinder geboren, wovon noch acht leben, ſechs wackere Mädchen und zwei Buben. Der jüngſte iſt erſt zwei Jahre alt. Die Mädel ſind von allen Sorten zu haben; das älteſte iſt zwanzig, das jüngſte vier Jahre alt. Meinem Bruder Georg leben noch vier Kinder und iſt nur ein Mägdlein darunter. Dafür ſind die Buben deſto beſſer gerathen. Ich hab' einen Liebling darunter, heißt Anton, ein rothbäckiger, achtjähriger Burſche, der ſoll mir — will's Gott! — wieder ein Leiweber werden. Kommt mir die Luſt an, mit Mägdlein zu ſpielen, geh' ich zu meinem Bruder Ulrich; will ich mich mit Buben balgen, ſprech' ich beim Bruder Georg vor. Und überdies, gnädigſter Herr, denk' ich, die Kinder meiner armen Weber und meiner Bergknappen und die Kinder armer Witwen und alter, armer Leute die ſind auch meine Kinder und ich habe die Pflicht, ſie zu ſpeiſen und zu kleiden. O, Ihr ſolltet ſie ſehen, wenn ſie ihre Händlein nach mir ausſtrecken und mich ihren Vater nennen, da würde Euch das Herz weich werden wie mir! Ich bin ein Kindernarr, wie mich meine Sibylle oft ſchilt. Nun, es hat jeder Menſch ſeine Narrheit, der Eine an Roſſen, der Andere an Hunden, der Dritte an Falken; ich habe ſie an Kindern und zwar an armen Kindern, und mit den Worten des göttlichen Herrn ſag' ich: Laſſet die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht, denn ihnen iſt das Himmelreich.“ Dabei lächelte der lange Mann ſo ſelig verklärt und über die hohle Wange ſchlich eine ſtille Thräne.

Der Erzherzog ergriff abermals des Augsburgers Hand und ſprach: „Ihr bringt den Kindern Segen, Herr Fugger, wie ihn einſt unſer Herr und Meiſter gebracht hat. Ich bitt' Euch, ſegnet auch meine drei Kinder! Legt die Hände auf ſie und ſprecht Euern frommen Spruch über ihre Häupter!“ Und er griff nach der Glocke und befahl dem eintretenden Pagen, die Ammen mit den erzherzoglichen Kindern herbeizuholen.

„Unterdeſſen erlaubt, gnädigſter Herr, daß wir das Geſchäft abmachen, um deſſetwillen ich eigentlich gekommen bin. Wenn's Euch genehm iſt, ſo zähl' ich Euch das Geld zu. Es ſind feine niederländiſche Goldgülden mit dem Gepräge Karls des Kühnen, Eures Großvaters und Eurer durchlauchtigſten Eltern.“

„Warum bringt Ihr mir nicht Geld von Euerm eigenen Gepräge aus Euern Münzſtätten in Kremnitz oder Innsbruck?“

„Dann hätt' ich mich mit Metall ſchleppen müſſen und wär' am Ende gar einem Schnapphahn in die Hände gefallen. Ich habe das Geld erſt hier auf Wechſel erhoben.“

„Hier in Brüſſel?“

„Nein, gnädigſter Herr, in Antwerpen bei Peter van der Kapellen, meinem alten Handelsfreunde.“

„Ah!“ rief der Herzog überraſcht. „Der Mann iſt mir auch befreundet; ich pflege zuweilen bei ihm Einkehr zu nehmen. Er war früher in Brügge und einer der wenigen angeſehenen Kaufherren, die ſich heimlich zur Partei meines Vaters hielten, als ihn das unverſchämte Bürgerpack vor dreizehn Jahren aus tollem Uebermuth gefänglich hielt und ſeinen Räthen und Miniſtern die Köpfe abſchlug. — Ich hätte ja die Anleihe bei einem dieſer brabanter Wechsler machen können und Peter van der Kapellen wäre ſtolz darauf geweſen, wenn ich bei ihm geborgt hätte; aber ich will und mag keinem dieſer aufgeblaſenen Niederländer Verbindlichkeiten ſchulden. Keiner — und wäre er mir unzweifelhaft ergeben — ſoll ſagen dürfen, er ſei mein Gläubiger. Ich glaube, ſie platzten vor Uebermuth und Hoffahrt, wenn ſie mir das Geld vorgeſtreckt hätten zu meiner Fahrt nach Spanien. Der tolle Trötz dieſer flandriſchen Prahlhänſe ſtimmt ſich zwar jetzt ſchon bedeutend herab, ſeit ſich Antwerpen begünſtige aber dieſe jetzt noch höflichen und geſchmeidigen Brabanter werden bald genug eben ſo grob und hochnaſig einherſtolziren, wie die Flamänder thaten. Das leicht und in Maſſe gewonnene Geld macht dieſe Menſchen zu halb verrückten Narren und ſie meinen dann mit ihrem Landesfürſten ſpielen zu dürfen wie die Katze mit der Maus. — Aber laßt mich nur erſt König von Spanien und — will's Gott — deutſcher König ſein, dann ſollen die falſchen und ſtolzen Katzen in den bunten Fellen zu ihrem Schrecken wahrnehmen, daß ich nicht die kleine Maus, ſondern der große Hund bin.“ Der junge Fürſt glühete von edlem Zorn und Eifer, ſeine Augen ſprüheten Blitze und ſeine Fauſt war geballt.

Fugger ſah den Erzherzog lächelnd an und ſagte: „Erlaubt, gnädigſter Herr, daß ich meinen Diener mit der Geldkiſte hereinrufe.“

„Das ſoll ein Page, nicht Ihr.“ Und die Glocke ertönte.

Draußen zitterte Alles; man hatte den lauten Zorn des Erzherzogs vernommen, ohne die Worte zu verſtehen; und die bleichen Geſichter kannten alle die Ausbrüche dieſes Zorns. Keiner getraute ſich hinein. Bübenhoven ging mit gutem Gewiſſen und kehrte mit ruhigem Antlitz wieder, Velt mit der Kiſte beordernd. Der Knecht warf ſich in die Bruſt und folgte mit dem ihm anvertrauten Gute beſchwert dem Pagen. Drinnen kratzfüßelte er vor dem Erzherzog, ſetzte Kiſte und Futteral auf den ihm angewieſenen Tiſch und ſchob ſich hinterrücks wieder zur Thüre hinaus.

Während Fugger das Käſtchen öffnete und die Goldrollen herausnahm und auf dem Tiſche ausbreitete, fuhr der Fürſt in dem angeſchlagenen Tone fort:

„Sie haben Glück, dieſe niederländiſchen Kaufherren, lächerliches Glück. Kaum hatte der Portugieſe den neuen und leichten Seeweg nach Indien entdeckt, ſo ſchickte er ebenfalls ſeine Schiffe hierher und Antwerpen ſcheint für Liſſabon werden zu wollen, was Brügge für Venedig und Genua war. Es lagen dieſes Jahr über in der Schelde ſo viele Schiffe, wie ſonſt niemals in Sluis und Oſtende. Und welch einen goldenen Gewinn verſprechen ihnen die Länderentdeckungen Colombo's und Cabral's! Und von der Größe und Wichtigkeit der letztern hat man noch nicht einmal gewiſſe Nachrichten. Aber es muß ein ungeheueres und reiches Land ſein, jedenfalls die Weſtküſte von Indien und deshalb nennen ſie's in Portugal, wie mir portugieſiſche Seefahrer erzählt, Weſtindien. Das Alles ſtrömt hier zuſammen. Dieſe brabanter Kaufleute werden bald reicher ſein, als alle Fürſten Europas. Und Glück macht ſtolz und übermüthig. Aber ſie ſollen mir die Fauſt nicht zeigen. Auch ich habe Glück. Sie ſind vom Leben begünſtigt, ich vom Tode. — Ihr ſeht mich bedenklich an, Herr Fugger? Ja, ſo iſt's; der Tod iſt mein beſter Freund und meint's ganz abſonderlich gut mit mir. Ich will's

Euch beweiſen. Wem anders hab' ich die ſpaniſchen Kronen, die einſt mein und meines Sohnes Haupt ſchmücken werden, zu verdanken, als dem mir gütig geſinnten Tode? Als ſich mein Vater mit Venedig und den italieniſchen Fürſten gegen die wahnſinnige Eroberungsluſt des jungen und übermüthigen Franzoſenkönigs Karl verband und die beiden mit einander verehelichten ſpaniſchen Majeſtäten dem Bunde beitraten, weil Karl große Luſt bezeigte, das ganze Königreich Neapel dem König von Aragonien vor der Naſe zu verſchlucken, da hätte man freilich nicht denken können, daß dieſer franzöſiſche Appetit nach Neapel mir die ſpaniſchen Königreiche einbringen würde. Und doch iſt's ſo; und auf dieſe Weiſe wird der alte und tiefgewurzelte Haß zwiſchen Oeſtreich und Frankreich mir die reichſten Früchte tragen. Damals verſprach mein Vater meine Schweſter Margaretha dem ſpaniſchen Königspaar für ihren einzigen Prinzen, den Infanten Don Juan, und Gretchen war auserſehen, die ſpaniſchen Kronen mitzutragen und dieſen herrlichen Ländern den Erben zu ſchenken. Das Bündniß der Eltern gegen Frankreich ſollte durch dieſe Heirath der Kinder unzertrennlich werden. Da fiel es während der mündlichen Verhandlung der Königin Iſabella von Kaſtilien ein, zur Bedingung zu machen, daß ihre zweite Tochter Juana mir als Gemahlin zugelegt würde. Nun, ſie war eben nicht hübſch, dieſe Donna Juana, aber ſie war das Lieblingskind ihrer Mutter, vielleicht gerade deshalb, weil ſie die häßlichſte von ihren vier Schweſtern war, und ihre ſchlaue Mutter machte dieſe Bedingung, weil ſie wohl fürchtete, das Kind auf andere Weiſe nicht an den Mann zu bringen. Ich ward zum Opfer auserſehen. Ihr lacht, Freund Fugger. Ich werde freilich mit einem andern Manne nicht darüber ſcherzen; Euch aber, dem ich wie einem Vater vertraue, mag ich ſchon dergleichen ſagen. Ich bin mit meinem

Looſe vollkommen zufrieden, wenn ich es auch nicht von Anfang war; denn dies Loos hat mir unverſehens und gegen alle Erwartung die Anwartſchaft auf die ſpaniſche Doppelkrone gebracht. — Nun hört: Gretchen ging nach Spanien und ward des Infanten Frau; nach fünf Monaten war er todt. Jetzt war ihre Leibesfrucht Erbe von Spanien. Aber ſie brachte zu frühzeitig ein todtes Kind zur Welt. Dadurch wurde die erſte Prinzeſſin von Spanien, die älteſte Schweſter meiner Frau, Iſabella, Thronerbin. Dieſe war von elf Jahren an den Infanten Alfonzo von Portugal vermählt. Aber Alfonzo ſtarb ſchon vor ſeinem Vater, dem König Johann III., und hinterließ Iſabellen keine Kinder. Die portugieſiſche Krone kam an ſeinen Vetter Emanuel, und dieſer erhob die junge Witwe Iſabella zur Königin. Während des Hochzeitfeſtes ſtarb der Infant Juan, mein Schwager, und als meine Schweſter dem Grabe eine todte Frucht ſchenkte ſtatt dem Throne einen lebendigen Erben, hatte König Emanuel plötzlich die Gewißheit vor ſich, daß ihm ſeine Frau die ſpaniſchen Kronen zu ſeiner portugieſiſchen bringen und er einſt König und Herr der ganzen Halbinſel werden würde. Ein Jahr darauf ſtarb aber auch ſeine Königin Iſabella im erſten Kindbette; doch ſie hinterließ einen Sohn, den Infanten Michael, der nun Erbe von Spanien und Portugal war. Doch ſeht, im vorigen Jahre nimmt der Herr auch dieſen zweijährigen Kronerben zu ſich, und nun wurde endlich meine Juana Erbin Spaniens; auf meinem und meines Sohnes Haupte werden nun einſt die Kronen von Spanien, Sicilien, Burgund und — ich hoffe — des deutſchen Reichs vereint werden. Da ſeht Ihr, daß der Tod mein beſter Kundmann iſt.“

„Und fürchtet Ihr nicht dieſen gefährlichen Freund?“ fragte Fugger bedenklich und gleichſam von einer böſen Ahnung durchſchauert.

„Nicht doch!“ lachte der Erzherzog. „Der es ſo gut mit mir meint, wird nicht plötzlich das Rauhe gegen mich herauskehren. Und ſeh' ich etwa aus wie zum Sterben? In meinen Adern glühen Leben und Jugendkraft. Die Habsburger haben ein zähes Leben. Zum Sterben hat's Zeit, wenn ich ein halbes Jahrhundert die Welt beherrſcht haben werde.“

## 7.

## Des Leinwebers Geſchenke.

In dieſem Augenblick meldete der Kämmerer die fürſtlichen Kinder mit den ſie führenden und tragenden Ammen und Hoffrauen. Der Erzherzog öffnete ſelbſt die Thür und winkte ihnen herein. Mit den Kindern und deren Wärterinnen ſchoß auch der Leibhund des Erzherzogs, ein großer, prächtiger Waſſerhund, in das Zimmer.

Prinz Karl von Luxenburg, wie er genannt wurde — denn ſein Vater hatte ihm in der Taufe die Grafſchaft Luxenburg geſchenkt — ein Jahr und ſieben Monate alt, zart und ſchwächlich, ſchritt an der Hand ſeines Hoffräuleins einher und rief, ſeinen Vater erblickend und auf den Hund deutend: Papa, Packan, reiten!“

Der Hund Packan ſchmiegte ſich ſchmeichelnd zu den Füßen des Prinzen und ließ ſich von ihm an den langen Ohren zauſen.

„Reiten! reiten, Papa!“ ſchrie der Knabe ungeduldig.

Der Erzherzog hob ihn auf den Hund, an deſſen Ohren er ſich feſthielt und der mit ihm durch das Zimmer trabte, während der Prinz freudig aufjauchzte.

„Er wird ein guter Reiter werden,“ ſagte Fugger.

„Und die ſtolzen Waſſerhunde zu dreſſiren wiſſen,“ fügte der Erzherzog doppelſinnig hinzu. Dann hielt er das zappelnde Kind gegen den Bürger empor und ſagte: „Da ſeht, Meiſter Fugger, den Erben Burgunds, der Niederlande und Spaniens. Ich hab' ihn nach meinem Großvater, dem tapfern und kühnen Herzog dieſes Landes, Karl genannt. Möge mit dem Namen auch Karl's Geiſt auf ihn gekommen ſein! — Karl, gib dieſem Manne deine Hand! Und Ihr, Herr Fugger, gebt ihm Euern Segen.“

„Ihr wollt es, gnädigſter Herr! So erlaubt mir, daß ich freimüthig ihm das Beſte wünſche, was man einem Fürſten wünſchen kann.“ Und indem der würdige Mann einen ehrerbietigen Kuß auf die Stirn des lebhaften Knaben hauchte und deſſen kleine Hand feſt in der ſeinigen hielt, ſagte er ernſt und feierlich: „Gott geb' Euch ſeinen reichſten und beſten Segen, Herrlein! Er geb' Euch Weisheit und Mäßigung. Wie der König des Himmels, unſer Herr Heiland Jeſus Chriſtus, beim himmliſchen Vater für ſeine Feinde bat, die ihn verhöhnt, gegeißelt und an's Kreuz geſchlagen hatten, ſo mögt Ihr als ein mächtiger König der Erde Eure Widerſacher nicht mit Schwert und Feuer verfolgen, ſondern mit Liebe und Barmherzigkeit. Die chriſtliche Demuth wohne ſtets in Eurem Herzen; je höher der Menſch auf Erden geſtellt iſt, deſto ſchöner ziert ſie ihn. Und Gott behüte Eure Seele vor Unterdrückung der Unſchuld, vor Unterjochung der Kleinen und Schwachen und vor allen Rachegedanken! Amen! Amen! — Und zum Andenken an dieſe Stunde erlaubt, gnädigſter Herr Erzherzog, daß ich Euerm Prinzlein dies Kleinod überreiche.“ Mit dieſen Worten zog er einen ſchweren goldenen Ring mit einem großen funkelnden Rubin aus dem Geldkaſten hervor und gab ihn dem Grafen von Luxenburg. „Seht! im Edelſtein dieſes Ringes glänzt das burgundiſche Wappen. So mögt Ihr denn wiſſen, daß dies der Siegelring Eures Großvaters, des Herzogs Karl des Kühnen von Burgund, iſt. Nach jener unglücklichen Schlacht, in welcher er ſein Leben gegen die ſchweizer Bauern bei Nancy verlor, kehrte ich als Webergeſelle aus Paris durch die Schweiz heim und, da ich von der ungeheuern Beute vernahm, welche die Schweizer ein Jahr zuvor in der Schlacht bei Granſon von dem geſchlagenen burgundiſchen Heere gemacht, legte ich mich darauf, Manches davon einzuhandeln. Ich machte gute Einkäufe und ein Stück davon iſt dieſer Ring, der heute wieder an den rechten Herrn kommt. Möge Karl des Kühnen Muth und Tapferkeit auf Euer Prinzlein kommen, Hoheit; möge er aber damit König Maximilian's Mäßigung verbinden! Die Worte, welche dieſer glorwürdige König auf ſeinen Münzen prägen läßt: Tene mensuram et respice finem!*) möchte ich Euerm Söhnlein zurufen. Möchte dies weiſe Fürſtenwort der Wahlſpruch ſeines Lebens ſein! In Wahrheit, gnädigſter Herr, ich wünſch' Euch, dem Prinzen und der Welt, daß er mehr Euerm Vater, als Euerm mütterlichen Großvater gleiche, obgleich er deſſen Namen führt. Er ſei mehr ein deutſcher Habsburger, als ein franzöſiſcher Burgunder!“

„Ich verſteh' Euch,“ ſagte Philipp ſchier beſchämt.

„Und nun laßt mich auch die Fräulein ſegnen und beſchenken!“ Und er nahm zwei reiche goldene Ketten aus dem Schrein, beugte ſich zur Prinzeſſin Eleonore herab, welche, das älteſte Kind des Erzherzogs, im nächſten Monat ihrem dritten Geburtstag entgegenging, hing ihr eine derſelben um, die andere aber dem Prinzeßchen Iſabella, welches noch ein Säugling von drei Monaten in Windeln in den Armen der Amme lag, und ſagte: „Auch dieſe Ketten wurden auf dem Schlachtfelde bei Granſon erbeutet; es ſind nun fünfundzwanzig Jahre. Sie gehörten zum burgundiſchen Schatze, der den armen Schweizern in die Hände fiel. Mögen ſie Euch, Fräulein, ſtets daran erinnern, daß fürſtliche Größe nicht in reichen Schätzen beſteht! Gott erhalte Eure Herzen rein und demüthig! Ihr werdet, wenn Euch Gottes Erbarmen das Leben läßt, einſt große Königinnen werden. Aber auch Königinnen ſind dem Wechſel des Menſchengeſchicks unterworfen. Mögen Euch dieſe Ketten Wahrzeichen ſein, Euch im Glück nicht zu überheben! Der Herr ſegne Euch, wie ich!“ und er küßte ſie auf die Stirne.

---

*) Halt' Maß und bedenke das Ende.

Die Kinder wurden wieder entfernt und Fugger fuhr fort: „Auch Euch, gnädigſter Herr, habe ich ein Andenken an jene drei verhängnißvolle Schweizerſchlachten bei Granſon, Murten und Nancy mitgebracht, in denen der Stern des burgundiſchen Löwen unterging, und er ſelbſt zuletzt erlag. Ich brachte damals in der Schweiz Herzog Karl's Strohhut an mich, der mit zur Beute gehört hatte, und ich hab' ihn als ein Heiligthum aufbewahrt bis zu einer günſtigen Stunde. Als Ihr mir nun Botſchaft thatet, daß Ihr zur königlichen Nachfolge in Spanien erwählt worden wäret und demnächſt die Reiſe über Meer anzutreten gedächtet, da dachte ich, es ſei wol jetzt die rechte Stunde gekommen, Euch den Hut Eueres Großvaters zu überreichen, der, der reichſte und ſchier mächtigſte Fürſt Europas, ein armes Hirten- und Bauernvolk unter die Füße treten wollte und in drei Schlachten ſeine mächtigen Heere von dieſem armen, verachteten Volke geſchlagen ſah und das Leben laſſen muſte. O, mein gnädigſter Herr! als Herzog Karl von Burgund Händel mit den Schweizern ſuchte, da ſchickten ſie ihm Geſandte, die baten ihn flehentlichſt, ihr armes bergiges, aber freies Land in Ruh' und Frieden zu laſſen, und als er ſie unwirſch anfuhr,, ſagte einer der Schweizer im linnenen Jüplein: Was wollt Ihr bei uns ſuchen, Herr Herzog? Und indem er ſich in dem mit königlicher Pracht ausgeſchmückten Zimmer umſah, ſprach er weiter: In dieſem einen Gemach iſt mehr, als Ihr in der ganzen Schweiz findet. Was kann Euch daran liegen, arme, freie Hirten zu unterjochen? Aber Herzog Karl hörte nicht auf dieſe Mahnung, und bei Granſon, Murten und Nancy ward ihm die bittre Lehre. Ich bitt' Euch, Hoheit, nehmt meine Kühnheit nicht übel auf, aber erlaubt einem dem großmächtigen Hauſe Habsburg treu ergebenen Herzen, Euch zu ſagen: Erinnert Euch in Spanien, in Burgund und wo Ihr ſonſt herrſchen mögt, bei dieſem Hute, daß Uebermuth und Rachedurſt den Königen nicht ſein anſtehet, und daß der König der Könige die übermüthigen Erdenkönige zu Schanden macht, wie er den König Saul zu Schanden machte. Werdet kein Saul, gnädigſter Herr, werdet ein David! Hört auf die Stimme eines deutſchen Leinwebers und nehmt dieſen Hut von ihm!“

Der Erzherzog griff haſtig nach dem Hute, den Fugger aus dem Futteral hervorgezogen hatte, und ſagte: „Ihr ſeid ein edler, trefflicher Mann! Wahrlich, nie hab' ich vor einem Manne, außer meinem Vater, ſolche Hochachtung gefühlt, wie vor Euch, Jakob Fugger. Ihr habt mir eine gute Lehre gegeben. Ich ſprach zu Euch, wie ich die übermüthigen Niederländer züchtigen wollte, wenn ich erſt König von Spanien ſei, und Ihr ſchenkt mir dieſen Hut als bedeutungsvolles Warnungszeichen. Ich dank' Euch, Fugger! Dieſer Hut iſt mir ſo werth, wie eine Krone. Er ſoll kein Zeichen der Knechtſchaft werden, wie einſt der öſterreichiſche Hut in der Schweiz.“

„Dann ſegnet Euch Gott! Sind dieſe niederländiſchen reichen Bürger hoch- und übermüthig, ſo ſtrafen ſie ſich ſelbſt. Denn Hochmuth gräbt ſich immer die eigene Grube. Wer ſich grün macht, den freſſen die Ziegen. Euer Vater war's, dem die Brügger und Genter die Schmach der Gefangenſchaft anthaten, und als er wieder auf freiem Fuß war, rächte er ſich nicht an ihnen, obgleich ſein Vater, Kaiſer Friedrich, und der Sachſenherzog Albrecht und andere Reichsfürſten, die ein mächtiges Heer zu ſeiner Befreiung herbeigeführt, in ihn drangen, wenigſtens den Rädelsführern die Köpfe vor die Füße legen zu laſſen und ihnen auf ſolche Weiſe nur die eigene Münze zurückzuzahlen. Aber er bezwang ſich ſelbſt, indem er das Schwert der Macht in der Hand hielt, und vergab ſeinen Beleidigern. Das war der größte Sieg, der ihm je gelungen. Gnädigſter Herr, wollet ein Habsburger ſein und kein Burgunder!"

Der tief ergriffene Fürſt umarmte den ſchlichten Leinweber, während beider Männer Augen von Thränen der Rührung feucht wurden.

„Wie vergelt' ich Euch, edler Fugger! Mehr noch als Euer Geld wird mir Euer Wort nützen. Aber mein ganzer Hofſtaat ſoll es ſehen, wie ich Euch ehre!" Und die Glocke ertönte wieder. „Alle Hofherren und Pagen ſollen hereinkommen!" befahl er dem Eingetretenen zu Fugger's ſteigender Verwunderung.

Jetzt war für die Schranzen im Vorzimmer nichts Gewiſſeres, als der böſe Augenblick der Vergeltung gekommen. Der Eine und der Andere machte in der verzweifeltſten Angſt Miene zu entwiſchen, aber der Hofmarſchall und ihre gegenſeitige Eiferſucht verhinderten es. Bleich und zitternd und mit jämmerlichen Armenſündermienen traten ſie paarweiſe herein, um das unvermeidliche Strafgericht über ſich ergehen zu laſſen.

„Dieſer Mann hier vor Euch," redete ſie der Erzherzog an, „iſt Herr Jakob Fugger von Augsburg, der nichts weiter ſein und heißen will, als ein deutſcher Leinweber, obgleich er ſich der höchſten und ausgezeichnetſten Freundſchaft und Gönnerſchaft Seiner Majeſtät des deutſchen Königs erfreut, der, wie Ihr wißt, aus ſeinen Freunden Edelleute, Grafen und Fürſten machen kann. Ich will, daß dieſem Ehrenmanne an meinem Hofe von Jedermann auf das ehrerbietigſte begegnet werde und daß Ihr Alle ihm Euere Hochachtung bezeiget, wie ich vor Euern Augen thue.“ Er trat hinzu und umarmte den gerührten Fugger. „Jeder von Euch ſoll ihm die Hand küſſen, ſo iſt mein Wille, und Ihr, Pfalzgraf Friedrich, als der Vornehmſte, mögt den Anfang machen! — Aber Ihr zittert ja alle und ſeht bleich und beſtürzt aus. Was iſt geſchehen? Seid Ihr etwa von ihnen beleidigt worden, Herr Fugger, und ſie fürchten die Strafe?“

„Daß ich nicht wüßte,“ verſetzte der Angeredete gleichmüthig und unbefangen. „Ein verſtändiger Mann nimmt keinen Scherz für Beleidigung.“

„Ich verſtehe. Hofmarſchall, was iſt vorgefallen?“

Dieſer berichtete treu die Ungezogenheiten, die ſich die jungen Leute gegen Fugger erlaubt hatten. Des Erzherzogs Auge entflammte in drohendem Zorn.

„Gnädigſter Herr Erzherzog, erzeigt mir eine einzige Gnade!“ rief Fugger. „Schlagt mir dieſe Bitte nicht ab. Es iſt die erſte, die ich an Euch wage.“

„So nennt ſie!“

„Verzeiht dieſen jungen Herren, wie ich ihnen verzeihe. Laßt mich nicht das bittre Gefühl aus Euerer Hofburg mit hinwegnehmen, daß meiner Perſon wegen hier Strafen verhängt worden ſeien. Um Chriſti willen nicht! Ich habe mich von den ſcherzhaften Reden nicht beleidigt gefühlt, alſo iſt auch keine Buße nöthig.“

„Seht, wie Euch dieſer Mann beſchämt!“ rief der Erzherzog den zu Boden ſtarrenden Hofjunkern zu. „Um ſeinetwillen, nicht um Euretwillen ſoll ſeine Bitte gewährt ſein. Küßt ihm die Hand und bedankt Euch für ſeine warme Fürſprache.“

Wer war froher, als die Junker! Wie innige Küſſe drückten ſie auf die harte Hand des Leinwebers! Wie ehrerbietig verneigten ſie ſich vor ihm, als ſie wieder gehen durften.

Fugger zählte nun dem Erzherzog das beanſpruchte Darlehen von zehntauſend Goldgulden zu und empfing dafür die bereits ausgefertigte Verſchreibung.

„Es wird die Zeit kommen," nahm der Fürſt das Wort, „wo ich Euch die vielen und mannichfachen Dienſtleiſtungen und Gefälligkeiten vergelten kann, die Ihr ſtets dem Habsburger Hauſe erwieſen habt. Sagt, kann ich Euch vielleicht auf meiner Reiſe nützlich ſein in Frankreich, am Hofe des Königs Ludwig, der mich dringend eingeladen, oder in Spanien an den Höfen meiner Schwiegereltern oder wo es ſonſt ſei? Ich werde es mit Freuden thun."

„Wenn Euere fürſtliche Geſinnung ſich mir gnädig erzeigen will," verſetzte Fugger, „ſo brauchen wir diesmal die Gelegenheit weder in Frankreich, noch in Spanien zu ſuchen. Sie dürfte in der Grafſchaft Brabant ſchon aufgefunden ſein."

„Sagt mir ohne Rückhalt, was Ihr wünſcht, und ſeid im voraus meiner uneingeſchränkten Gnade gewiß."

„Eure fürſtliche Einſicht iſt bemüht, die Stadt Antwerpen immer mehr emporzuheben, und der neue Handelsweg, den die Portugieſen nach Indien entdeckt haben, ſo wie die neuen und großen Länder, welche aufgefunden worden ſind, werden einen großen, jetzt noch gar nicht zu berechnenden Einfluß auf Handel und Schifffahrt ausüben. Ein thätiger und bemittelter Kaufmann wünſcht natürlich an der Quelle zu wohnen. Augsburg iſt zu weit entfernt vom Weltverkehr, doch kann ich mich nicht entſchließen, meine geliebte Vaterſtadt zu verlaſſen, an die mich tauſend unzerreißbare Bande knüpfen. Aber die Ausſichten ſind lockend. So hab' ich denn den Plan gefaßt, in Antwerpen ein Fugger'ſches Handlungshaus zu begründen und ſomit auch Euer Unterthan zu werden, gnädigſter Herr. Ich habe zu dieſem Behufe den Vetter mitgebracht, jenen Fugger vom Reh, von dem ich mit Euch vorhin ſchon ſprach. Er beſitzt meiner Brüder und mein Vertrauen und hat Kenntniſſe, Verſtand und Geſchicklichkeit, ein ſolches Geſchäft gut zu leiten. Auch würde ich dann von Zeit zu Zeit die Reiſe hierher machen, um ſelbſt nachzuſehen, wie die Sachen ſtehen und gehen. Wir würden uns von hieraus der Schifffahrt vorzüglich befleißigen und mit den Portugieſen und Spaniern in Handelsverbindung treten. Wenn Ihr dann König von Spanien und der neuen Welt ſeid, Hoheit, gedenkt das Haus Fugger unter Euerm gnädigſten königlichen Schutze auch manches Handelsgeſchäft jenſeit des atlantiſchen Meeres zu machen. Wir ſind dann doch gleich zur Hand in Euern Niederlanden, das Haus iſt begründet und das Geſchäft im Gange."

„Euer Plan iſt vortrefflich!" rief der Erzherzog mit ſtürmiſcher Erregtheit. „Ihr hättet nichts Beſſeres erſinnen können. Das muß in Euern Händen zu großen und ſchönen Zwecken führen."

„Und deshalb bin ich perſönlich vor Ew. Hohheit erſchienen, um Euere Gnade, Euern Schutz, Euere Unterſtützung für das neue Unternehmen zu erbitten, und, wenn ich ſo glücklich geweſen bin, die Konzeſſion zu dem Fugger'ſchen Handlungshauſe in Antwerpen zu erlangen, ſogleich das Geſchäft zu begründen und einzurichten und einige Schiffe mit unſern Waaren auszurüſten."

„Seid meiner fürſtlichen und freundſchaftlichen Unterſtützung in jeder Beziehung, in aller Ausdehnung gewiß. Was Ihr auch in dieſer Hinſicht von mir verlangen mögt, haltet Euch meiner ausgedehnteſten Gnade gewärtig. Wendet Euch ſofort an das Stadtregiment in Antwerpen, dem ich morgen ſchon eine Zufertigung hinſichtlich Euers Unternehmens zugehen laſſen werde. Die Herren werden es zweifelsohne zur größten Ehre gereichen laſſen, das Haus

Fugger bei ſich aufzunehmen. Ich werde dieſe Angelegenheit betreiben, als wäre ſie meine eigene."

„Unſer lebenslänglicher Dank wird Euch beweiſen, daß Ihr Euere Gnade an keine Unwürdigen verſchwendet."

„Wer wäre jeder Gnade würdiger, als Jakob Fugger? Und überdies trag' ich Euch damit nur einen Theil der Schuld meiner eigenen Dankbarkeit ab. Auch Fürſten können dankbar ſein; ich werd' es Euch beweiſen."

„So wäre für heute mein Geſchäft bei Ew. erzherzoglichen Gnaden beendigt; doch bitte ich, nicht eher mich beurlauben zu dürfen, bis Ihr mir die Erlaubniß ertheilt habt, der gnädigſten Erzherzogin-Infantin und der Erzherzogin-Braut meine Aufwartung zu machen."

„Ihr kennt meine Gemahlin noch nicht?" fragte Philipp, indem eine leichte Wolke über ſeine Stirn lief.

„Nie ward mir die Gnade zu Theil, ſie zu ſehen. Ich war noch nicht in den Niederlanden, ſeit ſie mit dem Beherrſcher derſelben vermählt iſt."

„Euer Wunſch iſt billig; ich hab' Euch die Kinder vorgeführt, ſo mögt Ihr auch die Mutter ſehen. Und doch — Ihr werdet Euch getäuſcht ſehen. Meine Frau iſt eine wunderliche Perſon und nicht geeignet, Männer Euers Verdienſtes zu würdigen."

„Ich will ja ihr meine Ehrerbietung bezeigen."

„Gut, Ihr ſollt ſie ſehen. Ich will Euch ſelbſt zu ihr führen. Auch zu meinem lieben Gretchen, deren ſtille Trauer jetzt wieder von bräutlichen Hoffnungen verklärt wird. Meine Schweſter wird ſich ſehr freuen, Euch kennen zu lernen. Sie iſt ein herziges Weſen und ächt habsburgiſches Blut."

„Geſtattet mir auch, gnädigſter Herr, den beiden hohen Frauen ein paar kleine Geſchenke überreichen zu dürfen. Es iſt ein verzeihlicher Wunſch von mir, daß jedes Glied

Euers fürſtlichen Hauſes irgend ein Andenken an Jakob Fugger bewahren möchte.“

„Ihr macht das ganze Haus Habsburg-Burgund zu Euerm Schuldner. Wir werden ſehr ernſtlich bedacht ſein müſſen, das Alles wett zu machen.“

Der Erzherzog ließ ſich und Herrn Jakob Fugger durch einen Kammerherrn bei den beiden Fürſtinnen melden. Als ihm Bericht erſtattet war, ſagte er zu Fugger: „Meine Schweſter macht meiner Frau gerade einen Beſuch und wir finden ſie Beide beiſammen. Kommt!“

## 8.

## Zwei junge Fürſtinnen.

Im Vorzimmer der Erzherzogin Johanna wartete ihrer eine ältliche, geſpreizte Dame im ſteifeſten Putz in der Mitte von zwei Kammerherren. Die Dame ſchickte ſich an, den Erzherzog, wie es ſchien, nach einem beſtimmten vorgeſchriebenen Zeremoniel zu bekomplimentiren, ohne von Fugger die kleinſte Kenntniß zu nehmen.

„Donna Francesca,“ redete ſie der Erzherzog mit ſchelmiſchem Pathos an, ſich in die Bruſt werfend, „ich erlaſſ' Euch diesmal Euere umſtändliche Pflicht in Bezug auf meine Perſon in Gnaden und bitte Euch, Euere gewogentliche Aufmerkſamkeit dafür um deſto mehr dieſem hochverehrten Herrn zuzuwenden. — Herr Fugger, ich ſtell' Euch in dieſer Dame Donna Francesca d'Ulloa, Gräfin von Leon und Olmedo, erſte Ehrendame und Oberhofmeiſterin ihrer königlichen Hoheit der Frau Erzherzogin Donna Juana, Infantin von Spanien, Herzogin von Burgund und den Niederlanden u. ſ. w. vor. — Donna Francesca, ich bitt' Euch höflichſt, ſteigert Euere Aufmerkſamkeit; denn ein ſehr berühmter und hochangeſehener Mann ſteht vor Euch, ein Freund meines Vaters, Seiner Majeſtät des römiſchen und deutſchen Königs, und ich gebe mir die Ehre, ihn Euch zu nennen. Es iſt Meiſter Jakob Fugger, ein Leinweber von Augsburg.“

Die Ehrendame fuhr entſetzt zurück und kam aus aller Faſſung, und ihr ohnedies kupferröthliches, aufgedunſenes Geſicht nahm eine bläuliche Färbung an.

Der Erzherzog, dieſe Wirkung ſeiner Worte auf die ſteife Hofdame mit ſcharfem Auge beobachtend, brach in ein helles, muthwilliges Lachen aus, ergriff den verlegenen Fugger bei der Hand und führte ihn neben der vor Zorn zitternden Dame und den gleichſam verſteinerten Kammerherren vorbei in das Empfangszimmer ſeiner Gemahlin.

Hier trat ihnen ein äußerſt anmuthiges und liebliches Frauenbild entgegen, in deſſen ſchönen, dem Erzherzog ſo ähnlichen Geſichtszügen Fugger ſogleich Philipp's Schweſter, die Erzherzogin Margaretha, erkannte. Die Bewegungen ihres hohen, ſchlanken Körpers waren die einer Grazie. Ihre Kleidung, fürſtlich reich und doch einfach und im höchſten Grade geſchmackvoll, ſchmiegte ſich leicht und zart an die edelſten Formen. Obgleich Margaretha ſchon Mutter geweſen war, trug ſie doch noch das Gepräge der Jungfrau, es war nur, als habe die Zeit einen flüchtigen Kuß darüber hingehaucht. Die Jugendblüte der einundzwanzigjährigen Fürſtin ſtand eben in vollſter Friſche und Pracht, die jener Kuß erſt hervorgerufen zu haben ſchien, und ihren Reiz erhöhte oder vollendete vielmehr der leichte Schatten einer poetiſchen Schwermuth, der ſich auf ihrer majeſtätiſchen Stirn gelagert und als ſtiller Ernſt in ihre Züge geſenkt hatte, der Widerſchein einer wehmüthig ſüßen Schwärmerei, der ihr Auge umſchleierte und ihren üppigen Mund umſpielte. Dieſen bezaubernd anmuthigen Mund und die edle, in der Form vollendet ſchöne Naſe hatte ſie von ihrer Mutter, Augen und Geſichtsform von ihrem Vater. Sie war eine der reizendſten Frauen; aber es war nicht die heiße Schönheit der Sonne, es war die ſanfte Lieblichkeit des Mondes, die über ſie ausgegoſſen ſchien. Sie lächelte ſo gewinnend freundlich und doch lauſchte hinter dieſem Lächeln ein thränenfeuchter Blick, und die Wehmuth dichteriſcher Verklärung wob um ihr Haupt den zarten Silberſchleier eines Heiligenſcheins. Wer hätte die gefühlvolle Dichterin mit dem von deutſchen Schmerzen erfüllten Herzen, ſchwelgend in ſüßer Schwermuth, in ihr verkennen können? Man ſah es dieſem gedämpften, etwas müden Auge an, daß es in ſtillen Mondnächten den thränenſchweren Blick träumeriſch dem Himmel zuwandte und bei den ewigen Sternen Befriedigung der Sehnſucht ihres Buſens ſuchte, die ihr die vergängliche Erde nicht bieten konnte. Dieſe ſtolze Stirn ließ keinen Zweifel übrig, daß hinter ihr große Gedanken wohnten, und mit klaren Zügen ſtand das Geſetz des Herrſchens auf ihr ausgeprägt, aber der milde Mund und das ſanft blickende Auge lehrten, daß die Beſitzerin keinen Gebrauch davon zu machen pflege, und hinwiederum lag in dem ganzen Weſen dieſer fürſtlichen Frau etwas ſanft Gewinnendes und ſüß Bezwingendes, dem ſich Niemand entziehen konnte, dem ſich Jeder in ihrer Nähe freiwillig unterwarf. Und ſo herrſchte ſie, Herrſchaft vermeidend, ſo gewann ſie Alle durch Sanftmuth, die ſie durch Entſchiedenheit nicht gewinnen wollte, und indem ſie das Scepter geiſtiger Ueberlegenheit von ſich warf, ward der Lilienſtengel ſanfter Gefühle in ihrer Hand zum Zauberſtabe, der ihr alle Herzen unterthan machte. Wie ſie jetzt neben ihrem Bruder ſtand, und er ſie liebevoll auf die Stirn küßte und ſie ihm die kleine, weiße Hand bot, überzeugte man ſich, daß es kein ſchöneres Geſchwiſterpaar geben konnte; man ſah mit lächelnder Verwunderung, wie ähnlich ſie einander waren, ſo daß man ſie als Geſchwiſter erkennen mußte, ſelbſt wenn man nicht wußte, wer ſie waren; aber man gewahrte auch zugleich ihre Charakterverſchiedenheit. Der flatterhafte Leichtſinn, die unbedachtſame, glühende Lebensluſt, die regelloſe Unbeſtändigkeit, verbunden mit Geiſt, Witz und Gutmüthigkeit, leuchteten aus jedem ſeiner Züge, während in den ihrigen der beſonnene Ernſt, ſicherer Takt, ruhiges und richtiges Ahnungsvermögen, ſanfte Entſchloſſenheit und feſte Treue wohnten. Man hätte ſie ſeinen guten Engel nennen können, und ſie liebte ihn als ſolcher, und er liebte ſie als ſolchen.

Jakob Fugger, der ernſte und milde Geſchäftsmann, der nie die bezwingende Gewalt einer bevorzugten Weiblichkeit über ſich empfunden hatte, verneigte ſich tief und verwirrt vor der erhabenen Fürſtin, und als ſie ihre melodiſche Stimme, dieſen Saitenklang ihrer Seele, an ihn richtete, wußte er nicht, wie ihm geſchah; er fühlte den ganzen mächtigen Zauber edler Schönheit, weiblicher Milde und huldvoller Erhabenheit auf ſich eindringen, ohne daß er ihm zu widerſtehen nur im mindeſten vermocht hätte.

„Ihr ſeid ein ehrenwerther Mann, Herr Fugger," ſagte ſie, „von dem ich nur Lobenswerthes — und ſo viel! — gehört habe, daß ich Euch hochſchätze, wie Euch mein Vater hochſchätzt."

„Hoheit," verſetzte der Leinweber gerührt, „wenn ich irgend in meinem Leben etwas Lobenswerthes gethan hätte, oder es wäre mir etwas das Wohl der Menſchheit Bezweckendes gelungen, fürwahr, ich wäre in dieſem Augenblick überſchwenglich belohnt. Denn kann es wol einen ſchönern Lohn auf Erden geben, als Lob aus Euerm Munde?"

„Ei, ei, Herr Fugger!" drohete ſie ihm ſchalkhaft lächelnd mit dem Finger, „klingt das doch faſt, als wärt Ihr am burgundiſchen Hofe aufgewachſen, oder wenigſtens bei unſern Hofherren in die Schule gegangen."

„Gnädigſte Frau, Ihr habt den ſichern Blick, um Wahrheit von Schmeichelei zu unterſcheiden; Ihr habt das Herz, um die Stimme des Herzens zu verſtehen. Aber ſelbſt jede

Schmeichelei wird vor Euch zur Wahrheit. Das falſche, prunkende Metall, womit Euch ein Schmeichler zu beſtechen bezweckte, würde doch vor Euch als ächtes Gold niederfallen, verwandelt nicht durch den Willen des Ausgebers, ſondern durch die unwillkürliche hohe Macht der Empfängerin.“

„Ihr ſeid bei Frauen beredter, Herr Fugger,“ lachte der Erzherzog, „als ich Euch nach einer von Euch vorhin gethanen Aeußerung geglaubt hätte.“

„Es iſt plötzlich über mich gekommen, wie der heilige Geiſt. Meine Ehewirthin wird erſtaunen, wenn ich ihr von dem Wunder erzähle, das jetzt an mir offenbar worden iſt. Ich halte mich überzeugt, es iſt doch etwas Wahres daran, daß in manchen Frauen etwas Göttliches liegt, das uns mächtig ergreift.“

„Du mußt dir von ihm erzählen laſſen, Gretchen,“ ſagte der Fürſt, „das ſind lauter Dinge für dich. Von ſeiner Hausfrau, ſeinen Brüdern, deren Kindern, von ſeinen Eltern und von den übrigen braven Leuten in der guten und lieben Stadt Augsburg. Wo iſt Juana?“

„Sie füttert noch ihre Lieblinge und wird gleich erſcheinen,“ verſetzte Margaretha mit einer bekümmerten Miene, die ſich ſogleich dem Erzherzog mittheilte.

„Ja, Herr Fugger, erzeigt mir die Liebe und erzählt mir, zuerſt von Eurer lieben Wirthin, dann — was Ihr wollt. Ich laſſe mir gern erzählen. Ihr werdet eine dankbare Zuhörerin an mir haben.“

Fugger's Aufmerkſamkeit wurde plötzlich durch einen Gegenſtand abgelenkt, den er hier zu ſehen, nicht erwartet hatte; nämlich durch mehre Katzen, welche einzeln aus der angelehnten Thüre eines Nebenzimmers ſich herausarbeiteten, immer eine nach der andern, und ſich's auf den Polſterbetten und Stühlen ringsum bequem machten. Es waren meiſt mehrfarbige, große, wohlgenährte Thiere. Als er jetzt den Mund öffnen wollte, wurde jene Thür von einem jungen

Hoffräulein weit aufgethan, und eine Dame in reichen und prächtigen Gewändern wackelte oder ſchlumpfte vielmehr herein, welche die entſprechende Geberde des Erzherzogs dem augsburger Bürger als das ſpaniſche Königskind bezeichnete. Sie war von mittler Statur, nicht gerade häßlich gebaut, aber von einer auffallend nachläſſigen Haltung. Ihr Gang war in der That dem einer Gans ähnlich. Ihre Kleidung war in ziemlicher Unordnung, oder es ſtand ihr nichts an, ſo ſchimmernd auch die Gewänder ſein mochten, auf denen man Schmutzflecke leicht erkennen konnte. Man brauchte ſich auch nach der Urſache dieſer Unreinlichkeit nicht lange umzuſehen; denn ſie hielt einen ungewöhnlich großen und dicken Kater, deſſen Fell viererlei Farben zeigte, zärtlich in den Armen, wie Frauen ſonſt ihre Kinder zu tragen pflegen. In Donna Juana's Geſicht bemerkte man zuerſt die ſtark hervortretenden Backenknochen, von denen an der untere Theil bis zum Kinn ungewöhnlich abfiel und ſpitz zulief. Der Mund aber war groß und entbehrte aller Anmuth; das kleine ſchwarze Auge ſpielte in's Graue, wodurch es einen falſchen und lauernden Ausdruck erhielt, die Ränder deſſelben waren krankhaft geröthet. Die Stirn war niedrig, die Naſe groß, aber ohne Majeſtät. Trotz dieſer Unregelmäßigkeiten konnte man die ganze Erſcheinung der Spanierin nicht häßlich nennen, und die dunkeln Locken ihres, wenn auch nicht reichen Haares, die, unter der mit Perlen und Edelſteinen geſtickten Haube hervorringelnd, ſich um ihr Geſicht legten, gaben im Verein mit der dunkeln Bronzefarbe demſelben einen ſüdlichen, nicht unangenehmen Charakter. In der That war man geneigt, dieſe Fürſtin eher für ein Kind zu halten, als für eine Frau, die ſchon drei Kinder geboren hatte; aber ihre Erſcheinung, ihr Benehmen, ihr ganzes Weſen waren mehr kindiſch als kindlich. Für den Liebhaber konnte dies Geſicht mit den lebhaft blitzenden Augen und dem leidenſchaftlichen Zucken der Züge ſogar etwas Reizendes haben. Es war eben das ächte Gepräge einer Spanierin, die freilich neben der ruhigen, würdevollen, deutſchen Schönheit Margaretha's dem Deutſchen gegenüber Alles verlieren mußte. Man konnte keine ſchneidendere Gegenſätze weiblicher Eigenthümlichkeit und nationaler Formbildung ſehen, als dieſer beiden verſchwägerten Fürſtinnen, die ſich auch im Alter ſo nahe ſtanden; denn Juana war nur zwei Monate älter als Margaretha. Aber trotz ihrer zwei und zwanzig Jahre glich die deutſche Erzherzogin einem ernſten, holden Schutzgeiſt, voll hoher Einſicht und Würde, zur Erde herabgeſtiegen, um über das Wohl des geliebten Bruders zu wachen, und die ſpaniſche Infantin einem eigenſinnigen und verzogenen Kinde voller Launen und Verkehrtheiten, von Spanien hergeſandt, um dem jungen Fürſten, mit welchem ſie treuloſe Fürſtenpolitik verbunden, das Leben zu verbittern.

Der Erzherzog ſetzte ihr mit kargen verdrießlichen Worten auseinander, daß der Mann, der ihr die Aufwartung mache, ein ſehr reicher und angeſehener Bürger der freien Reichsſtadt Augsburg und ein treuer Anhänger des Hauſes Habsburg ſei; ſie lachte kindiſch und erwiderte Fugger's ehrerbietigen Gruß linkiſch.

„Die deutſchen Bürger ſind lauter gute Leute, die ihre Fürſten recht lieben und verehren," ſagte ſie mit einer weichen, metallloſen Stimme „und deshalb ſind ſie ſehr lobenswerth. Es iſt recht ſchön von Euch, daß Ihr auch ſo ein guter Mann ſeid. — Don Ceſar," wandte ſie ſich jetzt mit erhobener Stimme und komiſchem Pathos an den feiſten, ſich behaglich ſtreckenden Kater in ihren Armen, „mach' dem Herrn Fugger von Augsburg dein Kompliment. Er iſt ein deutſcher Ehrenmann. Willſt du gleich folgen, ungehorſamer Schlingel! Don Ceſar, gehorche!"

Aber Don Ceſar, Gewaltthätigkeiten fürchtend und trotzdem in ſeinem faulen Ungehorſam verharrend und der deutſchen Bürgertreue ſeine Ehrerbietung verweigernd, machte ſich mit einem gewaltigen Satz davon und ſuchte ſich auf dem ſchönſten Polſterbett das bequemſte Plätzchen unter ſeinen Frauen, deren Zahl ſich wol über ein Dutzend belaufen mochte.

„Don Ceſar ſcheint vor deutſchen Ehrenmännern ſo wenig Reſpect zu haben, wie vor Euern Befehlen, Hoheit,“ ſagte Fugger, und der Ton ſeiner Stimme hatte die Färbung beleidigten Erſtaunens über die unerwartete Scene.

Die Erzherzogin-Infantin hörte aber nicht auf ihn, ſondern fuhr zornentbrannt auf den dicköhrigen Don Ceſar los, um ihm eine Lektion zu geben. Die Katzen ſtoben kläglich ſchreiend auseinander und die Fürſtin folgte ihnen ſchmähend in das Nebenzimmer, wohin ſie ſich geflüchtet hatten.

In des Erzherzogs Geſicht zuckte peinlicher Unmuth; er war im Begriff, ihr nachzugehen, aber ein bittender Blick, ein Wort ſeiner Schweſter hielt ihn zurück. „Laß ſie!“ flüſterte ſie, und zu Fugger ſich wendend, fuhr ſie entſchuldigend fort: „Nicht wahr, das iſt ſpaniſch?“

Dieſer zog ſtatt aller Antwort eine kleine rothlederne Kapſel hervor, öffnete ſie und ließ der Erzherzogin einen brillanten Schmuck entgegenblitzen, den er ihr mit den Worten darbot: „Gnädigſte Frau, mit dem herzlichſten Glückwunſche zu Euerer nahe bevorſtehenden Vermählung wollte ich mich unterfangen, Euch ein kleines Brautgeſchenk zu überreichen. Ich bitte, Ihr wollet es nicht verſchmähen als die Gabe eines deutſchen Bürgers und Leinwebers.“

Hocherröthend vor freudiger Ueberraſchung nahm Margaretha die Kapſel mit dem Schmucke und ſagte: „Wenn der Herzog von Savoyen dies Geſchenk eines deutſchen Leinwebers ſieht, ſo wird er ſich wundern, daß derſelbe kein Reichsfreiherr oder Graf iſt.“

„Was nicht iſt, kann werden,“ bemerkte Philipp bedeutungsvoll.

Indem die Erzherzogin ihren Dank abſtattete, trat auch die Infantin wieder hinzu, welcher Margaretha den Schmuck zeigen wollte. Aber Fugger kam ihr zuvor, indem er der Donna Juana einen ganz gleichen Schmuck als Geſchenk übergab.

Auffallend zeigte ſich die Temperamentsverſchiedenheit der beiden jungen Frauen. Während Margaretha's Blicke nur in ſtiller Freude leuchteten, und ihr Auge mehr ſprach, als ihr Mund, brach Juana in einen wilden und tollen Jubel aus. Sie umhalſte ihren Gemahl im ſtürmiſchen Entzücken und preßte ihm leidenſchaftliche Küſſe auf Stirn, Wange und Mund, ſo daß er ſich ihrer erwehren mußte; dann betrachtete ſie wieder den Schmuck, ſtieß abgeriſſen Freudentöne aus, tanzte wie ein Kind, dem das größte Glück begegnet iſt, ſie, die Königstochter zweier Königreiche, die Gemahlin des reichen Herzogs der Niederlande, die Schwiegertochter des deutſchen Königs, die ſolches Schmucks in Fülle beſaß. Es hätte nicht viel gefehlt, ſie hätte den freigebigen augsburger Bürger, den ſie vorhin kaum eines Blicks gewürdigt, jetzt umarmt und geliebkoſet.

„Nun werd' ich Euch ſehr gefallen,“ jubelte ſie ihrem Gemahl zu, „wenn ich dieſen Schmuck trage, und werde Euere ganze Liebe beſitzen, Don Philipp. Ich werde ihn nicht ablegen, damit Ihr mich nur recht liebhaben ſollt. Nicht wahr, Herr Fugger, in dem ſchönen Schmuck iſt ein Talisman, der mir die Liebe meines Gatten ſichert? O, ich lieb ihn unbeſchreiblich! aber ich bin auch eiferſüchtig auf ihn, und ſolch einen Talisman hab' ich mir längſt gewünſcht.“

Und neue Umarmungen, neue Küſſe, bis ſie der Erzherzog ſanft zurückdrängte und ſich unmuthig abwandte.

Die Prinzeſſin Margaretha verſtand ſeine Blicke und ſagte zu Fugger: „Ihr werdet mir eine Liebe erweiſen, wenn ich Euch in meinen Gemächern empfangen darf. Ich habe Euch ohnedies noch etwas anzuvertrauen und an's Herz zu legen.“

Fugger wollte ſich zurückziehen, aber Donna Juana wandte ſich plötzlich mit heftigen Geberden an ihn: „Ihr habt mich und meine Kinder und meine Schweſter Gretchen ſo ſchön beſchenkt, alle mit koſtbarem Schmuck, ſo laßt doch meine Kätzchen nicht leer ausgehen! Don Ceſar wird ſchon höflich gegen Euch werden, wenn Ihr ihm ein ſchönes goldenes Halsband ſchenkt. Und er verdient's; er iſt ein herrlicher Burſche. Ich kann Euch ſeine geſelligen Tugenden nicht genug rühmen.“

„Ihr habt nun genug gehört, Meiſter Jakob,“ ſagte der Erzherzog unwillig und ergriff des Bürgers Arm, um ihn fortzuführen.

„Nein, nein!“ rief Donna Juana zornig und ſtampfte den Boden mit den Füßen. „Ich will auch ein Geſchenk für meine Katzen!“

„Ich habe mich auf unvernünftiges Vieh nicht eingerichtet“ verſetzte Fugger, vom Unwillen des Erzherzogs angeſteckt. „Doch ſo Ihr es wünſcht, werd' ich jeder ein Halsband und eine Kette ſchicken.“

„Thut es ja und haltet Euer Wort.“

Damit ging ſie wieder den Katzen nach, um ihrem geliebten Don Ceſar den ſchönen Schmuck zu zeigen und ihm die Verſicherung zu geben, daß er nächſtens ein ähnliches Prachtgeſchenk vom Herrn Fugger erhalten werde, wie ihr derſelbe eben verſprochen, obgleich er ſich ſehr ungezogen gegen dieſen freigebigen und löblichen Mann aufgeführt habe.

## 9.

## Ein Leinweberlehrjunge.

„Ihr kennt nun die Erbin von Kaſtilien und Aragonien, Leon, Granada und Sicilien,“ ſagte der Erzherzog ſpöttiſch, als ſie wieder in ſeinen Zimmer waren, „und Ihr werdet ſchwerlich Verlangen tragen, ihr noch ein Mal aufzuwarten. Man thut auch beſſer, ſie mit ihren Beſtien verkehren zu laſſen.“

„Und doch liebt ſie Euch ſo ſehr, Herr Erzherzog,“ entgegnete Fugger ernſt und milde, und im Tone ſeiner Stimme klang ein leiſer Vorwurf durch.

„Ich verkenne das nicht. Ich weiß, daß ſie mich liebt, leidenſchaftlich liebt,“ ſagte der Fürſt zum Beweis, daß er den Bürger verſtanden hatte.

„Und ſie iſt ſo fern vom Vaterlande und den Ihrigen, ſie iſt ganz auf Euch gewieſen, auf Euere Liebe, auf Euere Nachſicht.“

„Euer edles Herz hat recht,“ verſetzte der junge Fürſt mit einem Anfluge von Rührung. „Man muß Geduld und Nachſicht mit ihr haben. Und ich habe beide. Sie wird als die Fürſtin dieſes Landes gehalten. Niemand darf ſie kränken, und mein liebes Gretchen verſüßt ihr das Leben, wie ſie nur weiß und kann.“

Fugger wurde zur erzherzoglichen Tafel gezogen, wo die beiden fürſtlichen Frauen ihn zu erfreuen ſuchten, jede auf ihre Weiſe, um ſich ihm dankbar zu bezeigen. Er genoß die Verehrung aller hochgeſtellten Hofherren und ſah ſich lächend von den Pagen bedient, die erſt über ihn gewitzelt hatten. Aufgefordert von Frau Margarethen, mußte er aus ſeinem Leben und aus ſeiner Umgebung erzählen, und er that es gern, da er eine aufmerkſame und theilnehmende Zuhörerſchaft fand. Nach aufgehobener

Tafel wurde er von einem Kammerherrn zur Audienz bei der Erzherzogin Margaretha geführt. Sie empfing ihn mit der herzgewinnenden Anmuth ihres Weſens.

„Herr Fugger,“ ſagte ſie, „Ihr habt Euch ſtets ſo freundlich und ergeben gegen unſer Haus gezeigt und Euere treüe Geſinnung heute abermals ſo ſchön bethätigt, daß ich dadurch ermuntert worden bin, Euch mit einer Bitte zu behelligen, die Ihr gewiß erfüllen werdet, da Ihr ſie erfüllen könnt.“

„Ihr beglückt mich durch Euer Vertrauen, hohe Frau. Nennt mir die Bitte, damit ich ſogleich alle Kräfte aufbiete, Euch die Gewährleiſtung derſelben ſo ſchnell als möglich zu Füßen zu legen.“

„Als ich in Frankreich erzogen wurde, war unter meiner Dienerſchaft eine flinke Gürtelmagd, eine hübſche Dirne, die ich wohl leiden mochte. Sie war werkſtellig, gefällig und mir ſehr ergeben, und mein offenes Herz kam jedem freundlichen Menſchengeſichte, das ſich mir liebend nahte, vertrauensvoll entgegen. Lieber Gott, ich war ja ein Kind von zwölf Jahren! Claire — ſo hieß die Magd — war mir aber um deshalb ſo lieb, weil ſie mir von einer gar lieben Freundin, der Gräfin Louiſe Maine, abgelaſſen worden war. Claire war auf dem Gute der Gräfin geboren und hatte ihr treu und ergeben gedient. Die Gräfin machte mir Clairen zum Geſchenk und, weil ſie eben ſo große Anhänglichkeit an mich bewies, wie gegen ihre frühere Herrin, und wie dieſe gegen mich, ſo war ſie mir doppelt lieb. Ich wußte mich geliebt von Claire, wie von der Gräfin, und deshalb ſah ich Beiden Manches nach, was außerdem ſchwerlich geſchehen ſein würde. Aber, wie ſchon geſagt, ich war ja noch ein Kind. Und noch als ſolches kam ich wieder in meine heimiſchen Niederlande, aber die beiden treuen Seelen, die Gräfin und Claire, hatten ſich nicht von mir zu trennen vermocht, ich nicht von ihnen, und ſie waren mir nach Brüſſel an den Hof meines Bruders gefolgt. Doch Claire war es nicht mehr allein; ſie hatte ſich in Blois mit meiner Erlaubniß verheirathet und ich brachte ihren Mann und ihren einjährigen Sohn mit in die Niederlande. Dieſer ihr Mann gefiel mir nun keineswegs, aber was wollte ich thun? Sie liebte ihn heftig, ſtürmiſch, wie die Franzöſinnen zu lieben pflegen, und ſie weinte und klagte, wie auch die Franzöſinnen thun, als ich von der Heirath nichts wiſſen wollte. Ihr Mann war nämlich ein wilder, dunkelbrauner Spanier, ein verwegenes Geſicht und, wie ſie mir ſpäter geſtanden hat, von der verrufenen und geheimnißvollen Nation der Zigeuner. Er hatte mit andern ſeines Volksſtammes in den franzöſiſchen Städten ſich als Kunſtreiter für Geld ſehen laſſen und zeigte ſeine halsbrechenden Kunſtſtücke auch vor dem franzöſiſchen Hofe. Hier hatte er die Bekanntſchaft meiner Claire gemacht, war heimlich von den Seinigen entwichen und Claire hatte ihn lange, ohne mein Wiſſen, verſteckt gehalten. Nachher mußte ich Ja und Amen zu der mir mißfälligen Geſchichte ſagen; denn Claire hatte ſich hinter die Gräfin Maine geſteckt, die unterdeſſen meine Ehrendame geworden war, und von der Claire wohl wußte, daß ich ihr nichts abſchlagen konnte, weil mein Herz mit den unzertrennlichen Banden jugendlich ſchwärmeriſcher Freundſchaft an das ihrige gefeſſelt war. Genug, der Kunſtreiter Antonio Cebes kam als mein Stallmeiſter in meine Dienſte, und Claire wurde ſeine Frau. Claire genas nachher noch mehrer Kinder; als ich aber fünf Jahre darauf als Braut des Infanten von Aragonien nach Spanien ging, erhob ſich ein merkwürdiger Zwieſpalt zwiſchen den beiden ſonſt verträglichen Eheleuten. Antonio weigerte ſich nämlich entſchieden, mir nach Spanien zu folgen, und machte ſo ungeſchickte Ausflüchte, daß man deutlich genug merken konnte, er fürchte ſich vor ſeinem Vaterlande, in welchem er irgend ein Verbrechen begangen haben mußte, deſſen Beſtrafung ihn dort bedrohte. Seiner Frau fiel es aber unmöglich, ſich von mir zu trennen, und ſie verließ lieber ihren Mann und ging mit mir, ebenſo wie ihre ehemalige Herrin, die Gräfin Maine, welche mir jetzt wiederum nach Burgos folgte, wie ſie mir erſt nach Brüſſel gefolgt war. So viel Liebe und Anhänglichkeit rührten mich tief. Antonio blieb in den Dienſten meines Bruders, ihre Kinder mitzunehmen, mußte ich der treuen Claire erlauben. Als wir vor zwei Jahren wieder nach Brüſſel zurückkehrten, ich und Claire — die Gräfin Maine hatte ſich in Spanien verheirathet — fanden wir Antonio nicht mehr. Er war ein halbes Jahr zuvor mit den burgundiſchen Reitern, welche mein Bruder unſerm Vater zur Hülfe gegen die Eidgenoſſen geſchickt, in die Schweiz gezogen und dort wahrſcheinlich in einem Treffen gefallen. Ihr wißt, wie unglücklich der ſchwäbiſche Bund gegen die Eidgenoſſen war. Wir haben nichts wieder von Antonio gehört, und er iſt jedenfalls todt. Claire kränkelte ſeit der anſtrengenden Seereiſe, wurde ſchwächer und elender und iſt im letzten Frühjahr ebenfalls geſtorben, mir ihre drei noch lebenden Kinder hinterlaſſend, für die ich natürlich ſorgen würde, ſelbſt wenn ich es ihr nicht auf dem Todtenbette feierlich in die erkaltende Hand gelobt hätte. Durch dieſes Verſprechen beruhigt, ſtarb ſie ſanft mit einem dankbar zärtlichen Blick auf mich. Nun hab' ich einen wilden unbändigen Buben, der im zwölften Jahre ſteht, das Ebenbild ſeines Vaters in allen Stücken, ein Mägdlein von zehn Jahren und einen Knaben von neun Jahren. Es liegt mir ob, auf's redlichſte für ſie zu ſorgen. Aber des älteſten Buben (auch wieder Antonio geheißen, wie ſein Vater) kann ich nicht mehr Herrin werden; ich bin zu gut für ihn. Der Junge würde mir bald Alles abtrotzen, was ihm beliebte, zu ſeinem eigenen Verderben. Er muß zu ſeinem Heile in eine ſtrenge männliche Zucht. Dem Herzog von Savoyen, meinem künftigen lieben Ehegemahl, kann ich ohnmöglich zumuthen, ſich mit der Erziehung des Sohnes meiner verſtorbenen Gürtelmagd zu befaſſen, und meinem Bruder kann ich den wilden Burſchen ebenfalls nicht überlaſſen; er würde ganz verwildern und zu Grunde gehen. Wer ſollte, wer würde ſich um ihn bekümmern? Da kommt Ihr, wie von Gott geſchickt, mir eine ſchwere Sorge abzunehmen. Ihr ſeid ein Mann ganz zur Zucht Antonio's geſchaffen. Nehmt ihn mit Euch und macht einen tüchtigen Leinweber aus ihm. Niemandem vertraue ich ihn lieber an, als Euch, Herr Fugger; ich weiß, er iſt in Euerer Zucht beſſer aufgehoben, als in der meinigen und jeder andern, und indem ich ihn Euch übergebe, erfülle ich auf die beſte Weiſe den Willen ſeiner ſterbenden Mutter."

„Ihr ehrt mich ſehr, gnädigſte Frau, durch Euere vertrauensvolle Bitte, die ich als Befehl betrachte. Ich habe ſchon manchen unbändigen Rangen hinter dem Webſtuhl zahm werden ſehen; denn da gilt's, ſtillſitzen und ausharren, und ſo ſoll's — denk' ich — mit dieſem auch gelingen. Wir wollen ihn ſchon coram nehmen, wie mein verſtorbener Bruder Marx zu ſagen pflegte."

„Wie lange werdet Ihr bei uns verweilen, Herr Fugger?"

„Je nachdem das Hauptgeſchäft, um deswillen ich gekommen bin, ſich abthun läßt. Doch werde ich die Rückreiſe keineswegs unter einigen Wochen antreten können."

„Dann kann ich den Buben behalten bis zu meiner eigenen Abreiſe nach Chambery, die, nach den Briefen meines Verlobten, noch in dieſem Monat ſtattfinden wird. Doch Ihr ſollt ihn jetzt erſt ſehen. Er iſt Roßbube in meinem Stalle; aber ich liebe die Pferde nicht und reite nur, wenn ich es nicht vermeiden kann. Das unglückliche Schickſal meiner Mutter ſchwebt mir ſtets vor Augen. Ich habe auch keinen Stallmeiſter mehr; ein Page meines Bruders führt die Aufſicht über meine paar Pferde. Mein künftiger Gatte wird mir neue Bedienung beſtellen.“ Sie ſchellte und befahl der eintretenden Kammerfrau, den Junker Bübenhoven herzubeſcheiden.

Der junge hübſche Edelknabe trat bald darauf mit verklärtem Antlitz herein; ſein Auge ſuchte mit begeiſterter Haſt ihren ſanften Blick und blieb dann ſchwelgend daran hängen. Ueber ſein ſchönes Geſicht breitete ſich ihm unbewußt der purpurne Verrath ſeines Herzensgeheimniſſes. Fugger betrachtete den Jüngling mit Wohlgefallen.

„Junker,“ redete die Prinzeſſin zu ihm, und ihre Stimme klang zwiefach wohllautend und beſeligend, und er ſchien es zu ahnen oder gar zu wiſſen, daß dieſer erhöhete Zauber die heimlich ſüße Auszeichnung für ihn ſei, die ihr Herz unbewußt ihm angedeihen laſſe; denn ſein Auge ſtrahlte von ſeliger Liebestrunkenheit, während ſein entzücktes Ohr hingebend der Muſik ihres Mundes lauſchte. „Junker, ich habe endlich ein gutes Unterkommen für den Anton gefunden, deſſen künftiges Loos uns Beiden oft Kummer gemacht hat. — Der Burſche ſteht nämlich unter dieſes gefälligen Junkers Aufſicht,“ wandte ſie ſich freundlich erklärend an Fugger; „der Junker meint es gut mit ihm, aber der Junge hat ihm manchen Aerger bereitet.“ — Und wieder zu dem ſelig lauſchenden Bübenhoven gewandt: „Herr Jakob Fugger wird ihn mit nach Augsburg nehmen und einen tüchtigen Handwerker aus ihm bilden. Ihr ſeid alſo die Sorge um das unbändige Kind los.“

„Er wird Euch viel zu ſchaffen machen,“ ſagte der Page zu dem Bürger.

„Ihr habt Mittel, die wildeſten Pferde zu bändigen, und ich Menſchen von ſolcher Eigenſchaft,“ verſetzte Fugger.

„Holt ihn herbei, Junker. Wir wollen ihn ſeinem künftigen Herrn vorſtellen.“

Bübenhoven eilte, dem empfangenen Befehl nachzukommen, und an ſeinen Schritten konnte man abnehmen, daß ihnen das Herz ſeine Flügel lieh. Er blieb auch nicht lange, und ihm folgte ein merkwürdig ſtämmiger Burſche mit Augen ſchwarz und feurig wie Kohlen, unter dicken ſchwarzen Brauen und langen Wimpern aus tiefen Höhlen herauslauernde, verſchlagene Blicke ſchießend, mit einer kecken, aufgeſtülpten Naſe, in deren Form ſich alle mögliche Liſt ausſprach, mit einem wulſtigen Munde, der Wolluſt und Trotz verkündete und an deſſen verwegener Oberlippe bereits ein ſchwarzer Flaum ſproßte. Pechſchwarzes Haar hing ihm ſtraff am Kopf herab, wie Draht, und ſeine ſchwarzbraune Geſichtsfarbe bildete einen ſchroffen Gegenſatz zu den beiden Reihen elfenbeinweißer, ſchöner Zähne, die er fletſchte. Sein ledernes Gewand war unſauber und verbreitete einen unangenehmen Pferdeduft.

„Antonio,“ redete ihn die Prinzeſſin ſanft an, „ich muß, ehe ich Brüſſel verlaſſe, darauf denken, daß du etwas Tüchtiges lernſt, worauf du einſt dein Unterkommen findeſt. Und ich habe in dieſem braven Manne hier einen Lehrmeiſter für dich gefunden, bei dem du es gut haben wirſt, wenn du es gut machſt.“

Der Bube warf einen mißtrauiſchen Blick auf Fugger und ſagte dann trotzig: „Wollt Ihr mich denn nicht mitnehmen, gnädige Frau?“

„Was ſollte ich mit dir machen? Der Herzog von Savoyen hat mir bereits eine zahlreiche Dienerſchaft angeordnet, die mich hier abholen wird. Und du ſollſt mir etwas Beſſeres werden als ein Pferdeknecht. Das bin ich dem Andenken deiner Mutter ſchuldig.“

„Und was ſoll ich denn werden?“

„Ein Leinweber.“

„Ein Leinweber!“ rief der Junge entſetzt und ſchnitt eine teufliſche Fratze. Das werd' ich nicht. Ich will bei den Pferden bleiben.“

„Na, ſtille nur!“ ſagte Fugger, „das wird ſich finden. Ich habe einen ganzen Stall voll Pferde und drei davon mit hier, die kannſt du dir gleich in meiner Herberge beſehen. Mein Reitknecht Veit Schellenberger, mit dem du Bekanntſchaft machen ſollſt, iſt auch ein gelernter Leinweber. Der wird dir ſchon gefallen. Iſt ein tüchtiger Reiter und Pferdekenner. Wenn du am Webſtuhl deine Arbeit gethan, kannſt du im Stall verkehren und die Pferde ausreiten, und Samſtags und Sonntags Nachmittags kannſt du ſo viel reiten, wie du willſt.“

„Hm! das ließe ſich hören,“ meinte Anton. „Aber woher ſeid Ihr, Herr?“

„Aus Augsburg. Haſt du ſchon von der ſchönen Stadt im ſchönen Schwabenland gehört?“

„Ob?“ lachte der Junge frech. „Davon erzählen alle meine Kameraden. Dahin möchte ich wol. Ich habe ſchon längſt davonlaufen wollen, um die Welt zu ſehen. In Augsburg wohnen die reichen Fugger, die ſollen ſchöne Pferde haben.“

Die Prinzeſſin lächelte: „Das iſt ja Herr Fugger ſelbſt, Antonio, der dich mitnehmen will.“

„Seid Ihr's? O dann habe ich Euere Pferde ſchon geſehen! Ein dicknaſiger Knecht ritt ſie vorhin in die Schwemme. Es iſt ein herrlicher Schweißfuchs dabei. Auch der Apfelſchimmel iſt nicht zu verachten. Aber die Perlſtute taugt nichts; ſie iſt plump und alt und wird nicht lange mehr mitgehen. — Nun, wenn mich die Erzherzogin nicht mehr haben will, ſo will ich mit Euch gehen.“ Den Leinweber ſchien er ganz vergeſſen zu haben und trollte ſich ohne Umſtände fort.

„Es wird ſich ſchon etwas aus ihm machen laſſen,“

meinte Fugger. „Wenn man ihn Abends eine Stunde zu den Pferden läßt, ſo ſitzt er den ganzen Tag fleißig hinter dem Webſtuhl.“

Die Angelegenheit wurde alſo näher verabredet und Fugger empfahl ſich, von Bübenhoven begleitet. Als der Bürger dem hübſchen Junker ſcheidend die Hand reichte, faßte ſich dieſer ein Herz und ſagte: „Herr Fugger, auch ich habe Euch eine Mittheilung zu machen und bitte Euch herzlich, mir ein paar Minuten in Euerer Herberge zu ſchenken. Leiht mir ein geneigtes Ohr, dann mögt Ihr entſcheiden, ob Ihr mir willfahrten könnt oder wollt, und ich will mich unbedingt Euerm Ausſpruche unterwerfen.

„Ich helfe überall gern, wo ich kann,“ verſetzte Fugger gutmüthig lächelnd; denn er wähnte, der Junker habe einige leichtfertige Schulden gemacht und werde nun um Bezahlung gedrängt. „Ich werde Euch in der Herberge erwarten.“

## 10.

## Bübenhovens ſtiller Kummer.

Dort trat dem ſo vielfach in Anſpruch genommenen Bürger von Augsburg der unbehülfliche Reitknecht ſchmunzelnd entgegen: „Unter den hoffärtigen Krähenköpfen war doch ein feines und höfliches Herrlein, das mir baß gefallen. Hat mir erzählt, daß er ein Tyroler iſt aus dem Oberinnthal und hat Euch dort geſehen und hochgehalten. Hat nachher auch die dummen Stelzenjunker verlacht, als ſie zu Kreuze kriechen mußten. Ah, und die jungen Plattenmeiſter hättet Ihr ſollen ausziehen ſehen! Die hoben den geiſtlichen Rock, um beſſer laufen zu können! Das ſchmucke Junkerlein aber trat zu mir und hat ſich nicht geſchämt, mit einem Knechte freundlich zu koſen. Ich meinte, Ihr ſolltet ihm eine Verehrung machen.

„So! — meinſt du? Weil ein Schlaukopf ſich an dich gehängt, ſoll ich ihm Bezahlung dafür reichen?“ lachte Fugger.

„Das iſt kein Schlaukopf!“ rief Veit mit drolliger Entrüſtung. „Ein feines, frommes Geſicht iſt's. Sieht gar nicht ſo toll und ungeſchickt aus, wie die Uebrigen.“

„Wie heißt denn dein Schützling, dem du ſo warm das Wort redeſt?“

„Marx von Bübenhoven.“

„Ah, ſieh doch, derſelbe, der auch bei Frau Margaretha einen Stein im Brete hat. Nun, er hat mir ſelbſt gefallen. Wir wollen halt ſehen, wie's um ihn ſteht.“

Nach einer halben Stunde trat Veit wieder zu ſeinem über Rechnungen ſitzenden Herrn, blinzelte ſchelmiſch vertraulich, deutete mit dem Däumen rückwärts über die Achſel und flüſterte: „Er iſt draußen und will mit Euch reden.“

„Wer?“

„Das hübſche Junkerlein. Ich bitt' Euch, thut mir's zu Lieb' und entlaßt ihn nicht ungetröſtet.“

„So werd' ich deinetwegen ſchon ein Uebriges thun müſſen,“ verſprach der treffliche Mann mit der gewohnten Gutmüthigkeit dem bittenden Knecht.

Veit ging und flüſterte dem verlegenen Pagen ein ermuthigendes Wort zu, der nun in das Gemach trat.

„Eröffnet mir ohne Scheu und Rückhalt Euer Herz,“ ſagte Fugger mild und ließ den Pagen neben ſich Platz nehmen. „Frau Margaretha iſt Euch gewogen, wie ich bemerkt habe, und das wäre allein ſchon ein Empfehlungsbrief für Euch an mich, wenn Ihr auch nicht ein ſo ehrliches und offenes Tyrolergeſicht hättet.“

„Ich will Euch' Alles ſagen, was mich drückt," verſetzte der Junker. „An der Bergſcheide zwiſchen dem Inn und dem Lech, oben bei Naſſereit, wo die Straße von Augsburg nach Innsbruck heraufkommt, da liegt meines Vaters Gut, er ſelber aber liegt bei Waldshut und zwar unter der Erde; denn er wurde vor zwei Jahren, als der König Maximilian mit dem ſchwäbiſchen Bunde gegen die Eidgenoſſen zog, als Hauptmann im königlichen Heere dort von den Schweizern in einem Treffen erſchlagen und meine Augen haben ihn nicht wiedergeſehen, den mein Herz ſo innig liebte. Ach, Ihr könnt nicht glauben, wie ſehr mich ſein Tod betrübt hat!"

Er trocknete ſich die rinnenden Thränen und Fugger betrachtete den ſchmerzenreichen Knaben mit Rührung und Mitleid.

„Nachher betrübte mich zumeiſt das Schickſal meines Mütterleins," fuhr der Junker fort. „Sie ſtand nun allein, hatte keinen Freund, keinen Verwandten und noch drei unerzogene Kinder; denn ich bin das älteſte von meinen Geſchwiſtern. Ihr müßt nämlich wiſſen," flüſterte er heimlich und zutraulich, „daß Mütterlein keinen Vater hat, oder — wie ſoll ich ſagen — ſie iſt eine Tochter des verſtorbenen Erzherzogs Sigismund, des Herrn von Tyrol, und der iſt, wie Ihr wohl wiſſen werdet, ein gar fröhlicher Herr geweſen und hat viele Kinder gehabt. Sie haben ihn aber nicht Vater nennen dürfen, obgleich er gar wohl für ſie geſorgt."

„Mir iſt das gar wohl bekannt," nickte Fugger. „Ich habe manches Geldgeſchäft mit dem Erzherzog gemacht und ſeine Schwächen waren mir ſo wenig ein Geheimniß, wie ſeine guten Eigenſchaften, deren er ſo viele hatte."

„Nun, er hat redlich auch mein Mütterlein bedacht, die er gar ſehr geliebt, und hatte ſie mit meinem Vater verheirathet, der ſein Eigenhold war. Aber als der Erzherzog todt war, und Tyrol an den König Max fiel, da waren auch alle Verwandte meiner Mutter todt. Mich nahm der Erzherzog Philipp mit in die Niederlande und versprach meinem Vater, für mich zu ſorgen. Ach, und als nun mein Vater auch nicht mehr unter den Lebenden wandelte, da war ja lieb Mütterlein ganz verlaſſen! Ich war erſt ſchon vor Heimweh und Sehnſucht nach Mutter und unſern Bergen faſt geſtorben, und nun weinte ich mir die Augen faſt aus dem Kopfe. Da hat mich allein die Frau Erzherzogin Margaretha getröſtet, die mildgütige Frau, der ich mein gebranntes Herzeleid klagen durfte. Und die hohe Frau hat ſelbſt einen Brief an meine tiefbetrübte Mutter geſchrieben, der ihr großen Troſt gebracht. — Dann hat ſich bald ein Junker bei meiner Mutter eingefunden, ein arger Gleißner und Prahlhans, von dem hat ſie ſich leider Gottes nur zu bald tröſten laſſen. Er hat ſie beſchwatzt und berückt, und ſo iſt ſie denn ſeine Frau geworden; der fremde Herr hat ſich in meine Erbe geſetzt und bereits gar übel darin gewirthſchaftet. Ich erfuhr's erſt, als es ſchon geſchehen war; ich hätt's ja auch nicht hindern können, wenn ich's früher erfahren hätte. Ich kenne den Junker nicht; er nennt ſich Wilhelm von Lannoy, will ein franzöſiſcher Edelmann und im perſönlichen und ſehr vertrauten Dienſte des letztverſtorbenen Königs Karl von Frankreich geweſen ſein und als ſolcher den Haß des Herzogs von Orleans auf ſich gezogen haben, vor dem er, als er ſo unerwartet König geworden, ſich habe flüchten müſſen. Er habe ſich nach Oeſtreich gewendet und im Heere gegen die Eidgenoſſen Kriegsdienſte genommen. Hier ſei er mit meinem Vater vertraut geworden; dieſer ſei im Treffen neben ihm gefallen. Und der Sterbende, den er bis zur letzten Minute gepflegt, habe ihn beauftragt, die Trauerbotſchaft meiner Mutter zu überbringen. Auf dieſe Weiſe iſt der verdammte Franzoſe in's Haus gekommen. Genug, als Mutter ihn nun hatte und nicht wieder loswerden konnte, da ſah ſie erſt, was ſie an ihm hatte. Und das iſt der guten, lieben Frau zum ſchlimmen Handel ausgediehen. Sie klagt mir in ihren Briefen Gott und die Noth und ihr ſchlimmes Herzeleid ſteigt von Tag zu Tag. Ihr Ehewirth hält ſie ärger, als eine Magd, ſie, die Tochter eines Erzherzogs von Oeſtreich; er fröhnt allen Soldatenlaſtern, iſt ein Saufaus und Raufbold, hält Gelage mit ſchlimmen Geſellen und liederlichen Weibsbildern zu Innsbruck und verthut meines braven Vaters Habe. Wenn das arme Mütterlein aber etwas dagegen einwenden will, ſo mißhandelt ſie der arge Kriegsknecht.“

Ein edler Zorn glühte im Auge des Jünglings und aus ſeinen Augen ſchoß ein Thränenſtrom über die höher gerötheten Wangen, ſo daß er ſich abwenden mußte. Seine Fauſt war krampfhaft geballt und ſein ganzer Körper bebte in fieberiſcher Aufregung. Fugger betrachtete ihn mit der größten Theilnahme.

„Seht, wenn ich nach Hauſe dürfte,“ ſtöhnte der Page, „ich würde dem ehrloſen Bankert mit dem Schwerte zu Leibe gehen. Einer von uns dürfte nicht lebendig von dannen. Aber mein Dienſt bindet mich feſt, und nun muß ich mit dem Erzherzog nach Spanien. Da iſt mir der Gedanke ganz unerträglich, daß ich mein lieb Herzensmütterlein in ſolcher Noth und Bedrängniß dort im fernen Tyrol laſſen muß. Es muß der armen Frau geholfen werden; es gehe auch, wie es gehe; denn ſie thut ſich ſonſt ein Leid an. Und Ihr wißt nicht, wie ich ſie liebe. Es wäre mein eigener Tod. Es iſt mir jetzt zuweilen ſchon, als müßte ich ſterben vor Jammer und Elend.“

„Ihr ſeid ein guter und edler Sohn,“ belobte Fugger den ſchmerzvollen Jüngling und wiſchte ſich die Augen. „Aber ſagt, wie ſoll Eurer Frau Mutter geholfen werden?“

„Ach, das hat mir ſchier das Herz abgefreſſen! Sie hat dem Lannoy abgemerkt, daß er wol ein Stück Geld nähme; denn er braucht ſtets Baares zu ſeinem wüſten Leben. So würde er wol in die Scheidung der Ehe willigen, wenn man ihm eine Summe in die Hand gäbe, und der hochwürdige Biſchof von Innsbruck würde all' ſeinen prieſterlichen Einfluß anwenden, um die unglückliche Frau von dem böſen Schelm zu befreien. Aber er hat ja ſchon Alles aufgezehrt; woher ſoll Mütterlein das Geld nehmen? Sie hat ja keinen ihr nahe ſtehenden Menſchen. Ja, wenn der Erzherzog Sigismund noch lebte! Auch muß ein geſetzter, tüchtiger Mann perſönlich mit dem Böſewicht handeln und dingen. Da war mir's denn in meiner großen Noth, als ich von Herrn Peter van der Kapellen in Antwerpen erfuhr, Ihr würdet in die Niederlande kommen, als ſchicke mir Gott in Euch einen rettenden Engel; denn ich kenne Euch und Euern feinen Ruhm aus meinem lieben Vaterlande, und ich beſchloß, mit Euch zu reden und Euch herzlich zu bitten, Ihr möget Euch meines Mütterleins in Treuen annehmen und ſie von dem hölliſchen Plagegeiſt befreien."

„Und Ihr ſollt nicht vergebens auf mich gehofft und vertraut haben, Junker Bübenhoven," ſagte Fugger ernſt. „Hier habt Ihr meine Hand darauf, ich will in Euerer Mutter Sache thun, was ich vermag."

Ein neuer Thränenſtrom ſchoß aus des Pagen ſchönen Augen, aber diesmal waren es Freudenthränen, und jubelnd preßte er ſeine Lippen auf die dargebotene Hand und rief: „Das geſegn' Euch Gott und die heilige Jungfrau und die vierzehn heiligen Nothhelfer, zu denen ich allnächtlich aus tiefer Bruſt geſchrien und die mein inbrünſtig Gebet erhört und Euch hierher geſandt haben. Denn ohne Euch wär' Mütterlein und ich verloren und meine Geſchwiſter dazu. O Ihr himmliſcher Mann, Ihr ſollt mein Lebelang an mir ein dankbares Gemüth gefunden haben."

„Ich rechne niemals auf Dank," entgegnete Fugger, „und thue Euch die Liebe, weil Ihr mir gefallt. Und ſchon weil Ihr Marx heißt, bin ich Euch gewogen; denn das war der Name meines lieben ſeligen Bruders, der mich fleißig in allerlei nützlichen Dingen unterwies, die mir von gar großem Vortheil geweſen ſind. Und Marx heißt auch meines Bruders Georg Aelteſter, ein wackerer Junge, der wiederum ein Prieſter des Herrn werden wird. Und ſo ſollt Ihr denn der dritte Marx ſein, der mir lieb und werth."

„O laßt mich erſt dieſe Güte verdienen! Und dies Uebermaß! Ich könnte mich ja durch die beſten Thaten derſelben nicht werth machen."

„Habet ſtets Gott vor Augen und im Herzen; thut Gutes, wo Ihr Gelegenheit dazu habt, und bleibt ein braver Menſch, wie Ihr ein edler Sohn ſeid, dann will ich mich belohnt wiſſen."

„Das ſollt Ihr an mir erleben!" rief der Page und legte betheuernd die Hand auf's Herz. „Ich betrachte Euch von dieſer Stunde an als meinen zweiten Vater und liebe Euch, wie ich meinen Erzeuger geliebt habe, wie ich mein Mütterlein noch liebe. Und ich geize nach Euerm Lobe; ich werde Alles thun, was in meinen Kräften ſteht, um mir daſſelbe zu verdienen."

„Gott ſegne Euch und Eure guten Vorſätze, mein Sohn. Er gebe Euch Kraft und Ausdauer, damit Ihr Euere Entſchlüſſe in Thaten umwandeln mögt!"

„O ſegnet mich! Legt Eure Hand auf mein Haupt und gebt mir Euern väterlichen Segen!"

Und der Jüngling beugte weinend das Knie vor dem gerührten Manne, der ihm die Hand auf den Scheitel legte und ein frommes Gebet ſprach. Dann zog er ihn empor und an die Bruſt, küßte ihn auf die reine, ſchöne Stirn und nannte ihn noch einmal ſeinen Sohn.

---

## 11.

## Der Erzherzog im Hauſe ſeiner Geliebten.

Jakob Fugger wußte als ein erfahrungsreicher Mann, der bereits viel mit Fürſten und großen Herren in Geſchäften verkehrt hatte, recht wohl, was von Fürſtenverſprechungen und Gelöbniſſen zu halten ſei, zumal wenn der Ausſteller derſelben das vier und zwanzigſte Jahr noch nicht zurückgelegt hat, leichtſinnig, lebensluſtig, genußſüchtig und ein verliebter Minnewart iſt, wie der ſchöne Erzherzog von Oeſtreich und Burgund. Wenn er es aber noch nicht gewußt hätte, ſo würde er in Antwerpen, wohin er von Brüſſel gereiſt war, bald genug die beſte Gelegenheit erhalten haben, es auf das vollſtändigſte zu erfahren. Und da er, ſelbſt mit all' ſeiner Klugheit und Erfahrung, den obwaltenden Umſtänden nach, nicht darum zu verdenken geweſen wäre, wenn er an Philipp's Verſprechungen in Bezug auf das Fugger'ſche Etabliſſement in Antwerpen geglaubt hätte, ſo wäre es nun zwiefach ſchmerzlich für ihn geweſen, daß nach einer ganzen Woche auch nicht das Geringſte dafür geſchehen war, was er nicht ſelbſt gethan hatte. Er ſtieß aber auf ſo bedeutende Schwierigkeiten und Hinderniſſe, die ihm gerade nicht unerwartet kamen, daß er ſeine frühere Meinung, er werde ſeine Abſicht ohne perſönliche Unterſtützung des Erzherzogs nicht durchſetzen, ſich bald genug beſtätigen ſah.

Der Magiſtrat und die Kaufmannſchaft der Stadt waren gegen die Errichtung eines Fugger'ſchen Handelshauſes in Antwerpen, der erſtere aus einer nie ganz verlöſchenden Abneigung gegen das öſtreichiſche Haus, die andere, weil ihre Glieder durch die außerordentlich großen Mittel und die glückliche und großartige Handelsſpekulation Jakob Fugger's in Schatten geſtellt zu werden fürchtete. Man wußte auf der einen Seite nur zu gut, wie hoch König-Maximilian die Gebrüder Fugger in Ehren hielt, ſie ſeine Freunde nannte und in ununterbrochenem Geſchäftsverkehr mit ihnen ſtand; man hatte bereits durch die Plaudereien der Hofherren erfahren, daß der Erzherzog das Geld zu ſeiner Fahrt nach Spanien bei Jakob Fugger geborgt hatte, um nicht zu befürchten, daß die Fugger, ſäßen ſie einmal in Antwerpen feſt, öſtreichiſche Intereſſen auf jede Weiſe vertreten und begünſtigen würden, und dagegen ſträubte ſich der Stolz der Niederländer mit Hartnäckigkeit. Sie hätten hundert Mal lieber franzöſiſche Intereſſen im Lande gefördert, von denen ſie jeglichen Schaden bereits erfahren hatten (und es wäre nicht das erſte Mal geweſen, daß ſie ſie förderten), als öſtreichiſche, von denen ſie ſich doch nur Gutes zu verſehen hatten. So handelt eigenſinniger republikaniſcher Trotz. Auf der andern Seite ging man offenbar zu weit, wenn man annahm, die Fugger würden, vom öſtreichiſchen Hauſe allzuſehr begünſtigt, allmälig den ganzen niederländiſchen Seehandel an ſich reißen. Die antwerpener Kaufleute glaubten ſich zu ſolcher Annahme durch folgende Schlüſſe berechtigt: Die Portugieſen und die Spanier ſchienen die vorzüglichſten Handelsvölker des Erdbodens werden und die italieniſchen Seeſtädte ganz vom Weltmarkte verdrängen zu wollen. Die erſtern hatten den wichtigen Seeweg nach Oſtindien gefunden und machten eben die glücklichſten und erfolgreichſten Anſtrengungen, ſich dort feſtzuſetzen; ſie hatten Länderentdeckungen gemacht, unter denen die von Braſilien im vorigen Jahre die merkwürdigſte war. Die letztern waren durch Colombo's Entdeckungen Herren der damals ſogenannten neuen Welt geworden. Der König

Emanuel von Portugal war ein Schwager des Erzherzogs Philipp (er hatte nach dem Tode Iſabella's, der älteſten Schweſter Juana's, die dritte, Maria, geheirathet), und über Spanien und die Niederlande ſollte ferner ein Oeſtreicher herrſchen. Die niederländiſchen Kaufleute waren ſich aber bewußt, keineswegs ſo gegen das öſtreichiſche Haus gehandelt zu haben, daß ſie beſondere Privilegien und Bevorzugungen vor dem Fugger'ſchen Hauſe erwarten durften. Was war alſo natürlicher, als ihre Befürchtung, die von den Habsburgern hochgehaltenen Fugger würden von den Kronen von Burgund, Spanien und Portugal die ausgedehnteſten Begünſtigungen auf den Seehandel mit Oſt- und Weſtindien und der neuen Welt erhalten und die Antwerpener würden das Zuſehen haben. Kaum war daher in Antwerpen bekannt worden, welchen Zweck die Anweſenheit Jakob Fugger's habe, als auch ſchon eine Deputation des Stadtraths nach Brüſſel abging, um auf ſichern Schlumpf- und Schleichwegen die Errichtung eines Fugger'ſchen Handelshauſes in Antwerpen zu hintertreiben. Kümmerte ſich doch der junge Erzherzog faſt nicht um die Regierung, lief mit ſeinen Günſtlingen dem Vergnügen und den ſchönen Weibern nach und überließ die Sorgen um Land und Leute gern ſeinen Miniſtern und Räthen, die meiſt Niederländer oder den niederländiſchen Intereſſen ergeben waren.

Dagegen war aber Jakob Fugger auch nicht der Mann, der ſich durch ſolche Hinderniſſe abſchrecken ließ und einen ſo wohl durchdachten und vortheilhaften Plan aufgab, weil der Neid ſich dagegen auflehnte. Klug und fein, wie er war, ließ er ſich nichts von dem Unwillen merken, den die Wortbrüchigkeit des Erzherzogs in ihm aufrief, und ſobald er eine klare Einſicht in das Getriebe des Widerſtandes erlangt, ſchickte er ſeinen Vetter, den jungen Leonhard Fugger, den er von Augsburg mitgebracht, um ihn zum Vorſteher des neuen Etabliſſements in Antwerpen zu machen, mit einem Briefe an den Erzherzog nach Brüſſel und unterrichtete den Boten genau, ſich an den Pagen Marx von Bübenhoven zu wenden, um durch denſelben zur günſtigſten Stunde Eintritt beim Erzherzog zu erlangen. Aber am dritten Tage kehrte Leonhard mit dem Beſcheide zurück, daß der Erzherzog nach Gent und Brügge verreiſt ſei, vor ſeiner Abreiſe aber ſeinen niederländiſchen Miniſtern und den antwerpner Deputirten das Verſprechen gegeben habe, daß er das Fugger'ſche Etabliſſement in keiner Weiſe unterſtützen wolle. Dieſe genauen Nachrichten hatte Bübenhoven eingezogen. Fugger, weit entfernt, die Sache deshalb verloren zu geben, betrieb ſie nur mit deſto größerer Vorſicht, die ſchon deshalb nöthig war, weil er anfangs nicht wiſſen konnte, wem er Vertrauen ſchenken ſollte. Nicht einmal ſeinen Gaſt- und Handelsfreund Peter van der Kapellen durfte er als ſich ergeben betrachten; er mußte ihn vielmehr als ſeinen natürlichen Feind anſehen. Er ſpielte in dem reichen und ſchönen Hauſe, welches er bewohnte, den ſtillen Beobachter, und ſo wenig er ſonſt ſich aus den Frauen machte, ſo zeigte er ſich doch gegen ſeine ſchöne Wirthin ſehr galant, war oft in ihrer Geſellſchaft und hatte es ihr bald abgemerkt, daß der Erzherzog Philipp ihrem eiteln Herzen nicht gleichgültig war. Noch war er nicht einig mit ſich, wie er dieſen Umſtand am geſchickteſten und vortheilhafteſten für ſeine Angelegenheit benutzen ſollte, als der Erzherzog mit einem kleinen Gefolge in Antwerpen ankam. Fugger war natürlich von Herrn Peter und Frau Eleonoren von der angeſagten Ankunft des hohen fürſtlichen Gaſtes, zu deſſen würdigem Empfang ſo glänzende Vorbereitungen getroffen wurden, unterrichtet worden, und er hatte ſeinerſeits nicht verfehlt, ſich auf eine Audienz beim Erzherzog vorzubereiten. Seine übrige Zeit hatte der umſichtige Mann dazu angewendet, eine Menge Bekanntſchaften mit Schiffseignern und Kapitainen aller Nationen, mit einheimiſchen und auswärtigen Kaufleuten, Künſtlern und Gelehrten zu machen. Unter den erſtern befand ſich der portugieſiſche Schiffskapitain Fernando de Magelhaens, unter den letztern der Maler Martin van der Voort.

Der Erzherzog war kaum im Schloſſe abgeſtiegen, als er auch ſchon mit ſeinen beiden vorzüglich begünſtigten Lieblingen, dem Pfalzgrafen Friedrich und einem jungen talentvollen Edelmann Philibert von Vere, einem Oeſtreicher, in van der Kapellen's Hauſe erſchien. Dieſer Philibert von Vere war erſt einige Tage zuvor aus Spanien angelangt, wohin ihn der Erzherzog an ſeine königlichen Schwiegereltern als außerordentlichen Geſandten geſchickt hatte, um ſein langes Ausbleiben zu entſchuldigen.

Eleonore ſtrahlte im höchſten Liebreiz der Jugend, Schönheit und Toilette. Sie war ſo reich gekleidet, wie eine Königin an einem großen Feſttage, aber was waren dieſe koſtbaren und glänzenden Stoffe, dieſe Edelſteine, dieſe goldenen Ketten und Spangen; was waren ſie gegen den königlichen, grazienhaften Wuchs, gegen die ſtraffen und weichen Formen, gegen die Wellenbiegungen dieſes Leibes, gegen dies bezaubernde Auge und die Fülle des blonden Haares, das den herrlichen Kopf umwogte; was war das Alles gegen die reizendſte Frau Antwerpens, die die gütige Natur mit Geiſt und Schönheit verſchwenderiſch ausgeſtattet hatte! Es war ja doch nur die Faſſung des ſtrahlenden Diamanten, mit dem Herr Peter van der Kapellen als mit ſeinem Eigenthum prahlte. Der Erzherzog vergaß ſich und Alles vor liebendem Entzücken, verſunken in ihrem Anblick. Erd' und Himmel vergingen ihm vor den Augen und er ſah nur einen, für ihn den ſchönſten Gegenſtand auf der Welt; die Seele trat ihm in die Augen und mit den Augen ergriff, erfaßte, umſchlang er ſie, raſend vor Liebe, und zog ſie, ganz wie ſie war, die Göttergeſtalt, in ſeine Seele hinein, um ſie in Seele einzuhüllen, mit Seele zu überfluten, ſie in Seele aufzulöſen und ſich ſo ganz zu eigen zu machen. So liebestrunken, ſo toll vor Liebe war er. Er ſtand ihr gegenüber; er hatte erſt einige gebräuchliche Worte abgeriſſen, unvollendet, geſtammelt, aber er war verſtummt und redete ſchweigend mit ihr. Das waren hohe, göttliche Reden, Gedichte dithyrambiſchen Flugs, für die die Lautſprache keine Worte hat. Aber Eleonore verſtand ſie und lächelte, neuen Zauber zum alten fügend; die eitle Frau freute ſich ihres Triumphs über den ſchönſten Mann, der zugleich der ſtolze und mächtige Fürſt dieſes Landes war. Es ſchmeichelte ihr, dieſen Sproſſen alter, hochberühmter Fürſtengeſchlechter an ihren Siegeswagen zu ketten, dem die Königreiche Spaniens ihre Kronen zuwarfen, dem ſich die neue Welt huldigend zu Füßen legte. Während beide ſo Auge in Auge, Seele in Seele tauchten, ſich ihrer Liebe ſelig bewußt, und nur die Lippen bewegten, ſo die Worte, die es nicht gab für unausſprechbare Gefühle, andeutend, beſchäftigten die beiden Begleiter des Erzherzogs, für ſolche Fälle ſchon eingelernt, den ruhmſüchtigen Kaufmann in einem Kunſtgeſpräch, zu dem ihnen die umherſtehenden und hängenden Bilder genug Veranlaſſung und Stoff gaben.

Wer weiß, wie lange die Liebenden einander ſo gegenüber geſtanden hätten, und ob Herrn Peter nicht endlich doch aufgefallen wäre, daß ſie kein Wort zuſammen ſprachen, wenn nicht der Lori plötzlich gerufen: „Hoch lebe das Haus Burgund!“ und der kleine Papagei im Kloſet hinzugefügt hätte: „Und Oeſtreich!“

„Ihr ſeht, Hoheit, welches Haus Ihr mit Eurer Gegenwart beglückt!“ ſagte die Frau mit der klingenden

Anmuth ihres Tons. „Es kann keins auf der Welt geben, das Euch inniger zugethan wäre; denn ſelbſt die Thiere deſſelben gewinnen Sprache, um Euch die Gefühle der Huldigung und Ergebenheit zuzurufen.“

Ueberraſcht hatte ſich der Fürſt nach den Vögeln hingewendet, dann ſagte er, wieder zu der Geliebten gekehrt: „Und doch ſind die Dinge, die ich nicht höre und die ich nicht ſage, die ſchönſten. Ihr ſpielt ja Harfe, meine Frau. Ich möchte Euerm Spiele lauſchen, Wie beneid' ich Euch! Ich habe mir noch nie gewünſcht, Meiſter der Harfe zu ſein, als heute, um ihre Saiten zum Organ meines Herzens zu machen, da ihm die Zunge den gewohnten Dienſt verſagt.“

„Ja, das iſt das Göttliche der Muſik,“ verſetzte ſie, „daß ihre Sprache da anfängt, wo die der Zunge aufhört. Alle Seligkeiten des Gefühls gibt die Harfe wieder. Und Ihr ſollt mich ſpielen hören.“

„Ich halt' Euch beim Worte.“ Und er ergriff ihre Hand, beugte ſich auf ſie herab und preßte ſeine heißen Lippen darauf. Ein Feuerfunke durchzuckte Beider Herzen und verſetzte ihr Blut in fieberiſche Wallung.

„Erlaubt, mein Herr van der Kapellen,“ wandte ſich der Fürſt artig an dieſen, „daß ich Euere liebwerthe Wirthin erſuchen darf, ihr Harfenſpiel bewundern zu können.“

„Ha!“ rief der reiche, hochgeſchmeichelte und ebenfalls in Wonne ſchwimmende Peter, „ſie ſoll ſogleich ſpielen und all' ihre Kunſt aufbieten, um Euch zufrieden zu ſtellen, gnädigſter Fürſt, zur Ehre meines Hauſes.“

Auf ſeinen Wink brachte ein von Scharlach und Gold ſtrotzender Neger die Harfe, und Eleonore griff in ihre Saiten. Und dieſe rauſchten dem Erzherzog die ſüßbebende Sehnſucht, das ſanfte Schmachten, das ſteigende Verlangen, die tobende Glut der Leidenſchaft, das wilde

Jauchzen der liebtrunkenen Sinne zu. Sie verſprachen ihm Erhörung, irdiſche Seligkeit, himmliſche Genüſſe. Wie kochende Blutstropfen fielen die Töne von den Saiten, jauchzende Herzensſtimmen, auf ſein eigenes brennendes Herz und er zuckte wie im Schmerz zuſammen; aber es war der ſüße, wilde Schmerz der Sinnentrunkenheit, die ſchwelgeriſche Wolluſt der Empfindung. Und Philipp verſtand jeden Ton; er wußte Alles, was ſie ihm ſagte, und ſein in Thränen des Entzückens funkelndes Auge ſprach ihr Dank. Aber Herr Peter ſaß dabei und ärgerte ſich, daß ſie gerade heute nicht ſo ſchön ſpiele, wie ſonſt, ſo daß der Fürſt kaum aus Artigkeit gegen ſie ein kleines Beifallszeichen von ſich gebe. Und im Aerger befahl er ihr, ein ſchönes Lied zu ſingen; denn dieſes Geklimper könne unmöglich Seine Hoheit befriedigen und der Ehre ſeines Hauſes förderlich ſein. Und lächelnd ſang ſie:

„Am Kreuzweg ſteh' ich und ſchau' in den Wald.
O, ſchmucker Jäger, kommſt du nicht bald?
Da ſteigt der Falk in die luftige Höh'
Und mir iſt im Herzen ſo weh', ſo weh'.

Auf dem Berge ſteh' ich und ſchau' in das Thal.
O, ſchlanker Ritter, wann kommſt du zumal?
Auf ferner Straße wirbelt der Staub
Und mein Herz iſt glühender Sehnſucht Raub.

Im Thale ſteh' ich und ſchau' in die Höh'.
O, lieber Wandrer, daß ich dich ſäh'!
Da wandelt ein Schatten im Abendglaſt
Und es zuckt mein Herz in ſtürmiſcher Haſt.

Am Ufer ſteh' ich und ſchau' in die See.
O, theurer Schiffer, ade! ade!
Und die Segel ſchwellet ein günſtiger Wind,
Doch am Ufer jammert ein einſames Kind."

Der Erzherzog drückte ungeſehen die Hand der Sängerin, als ſie ſie langſam mit einem hinſterbenden Blicke von den Saiten gleiten ließ; dann brach er in einen ſtürmiſchen Applaus aus, um auch den ehrgeizigen Gatten ſeiner Schönen zu befriedigen, und ſeine Begleiter ſtimmten ein, ſich in Lobpreiſungen der Frau van der Kapellen überbietend. Nun glänzte Herrn Peter's feiſtes Geſicht und ſchmunzelnd bedankte er ſich für den Beifall, gleichſam als habe er ihm gegolten.

Wenn aber auch der reiche und eitle Kaufherr die Sprache nicht verſtand, die zwiſchen ſeiner Frau und dem Erzherzog ſo angelegentlich geführt wurde, es war im Saale doch ein Paar Augen, welches die Liebenden ſcharf beobachtete und dem kein Blick und ſeine Bedeutung entging, welchen ſie mit einander wechſelten. Dieſes Augenpaar gehörte dem Neger an, der als Herrn Peter's Leib- und Kammerdiener in reichſter Gala im Hintergrunde an der Thüre ſtand, ſtets des Winks ſeines Herrn gewärtig. Wie Matty (Matthea), die Negerin, das unumſchränkte Vertrauen ihrer Herrin beſaß, ſo Rony (Hieronymus), der Neger, das ſeines Herrn. Rony und Matty waren aber ſtille und bittre Feinde; denn Matty hatte Rony verſchmäht und ſah die hübſchen weißen Jungen lieber, als Rony's häßliches ſchwarzes Geſicht. Aber Rony war ſchlau, pfiffig, gewandt wie eine Schlange und rachſüchtig wie ein Tiger. Heute ließ er das wonneſelige Liebespaar nicht aus den Augen und dieſe unheimlich glühenden Augen folgten ihren leiſeſten Bewegungen, den Zuckungen ihres Muskeln; ſie laſen aus ihren Blicken, was in den verliebten Seelen vorging, ſie verſtanden die ungeſprochenen Worte, welche auf ihren Lippen lagen. Dieſem Afrikaner von der Elfenbeinküſte blieb von der heutigen innern Geſchichte des ſchönen Paares nichts verborgen.

Der Hausherr wandte ſich an den jungen Fürſten mit breiter, umſtändlicher, weitſchweifiger Rede, dankte zuförderſt für die Ehre, die derſelbe ſeinem Hauſe durch dieſen Beſuch erzeige, rühmte dann mit republikaniſchem Stolz die Dienſte, die er dem Vater des Erzherzogs zur Zeit der Noth in Brügge erwieſen habe, und bat endlich um die Erlaubniß, zur würdigen Feier des heutigen Tages und zur Ehre ſeines Hauſes einige Freunde und Bekannte zur Tafel ziehen zu dürfen. „Sie ſind ſchon benachrichtigt, gnädigſter Herr; aber erſt bedarf es Euerer Zuſtimmung und Bewilligung, eh' ich ſie einladen laſſen kann.“

„In Gottes Namen,“ verſetzte der Erzherzog verdrießlich, aber wohl wiſſend, daß er dieſe Bitte nicht abſchlagen durfte. „Wenn es Euch Vergnügen macht, mein Herr, und die Ehre Eueres Hauſes fördert, ſo ladet ein, wen Ihr wollt. Mir iſt Jedermann von Euern Freunden und Bekannten recht. Es genügt mir, wenn Ihr die Leute ſo nennt; denn dann ſind ſie auch meine Freunde. Zwar bin ich nach Antwerpen gekommen, um von einem mir unausſprechlich theuern Herzen Abſchied zu nehmen, bevor ich die verhängnißvolle Reiſe nach Spanien antrete. — Ihr wißt, welches Herz ich meine“ — der Kaufmann nickte bejahend — „und ich hätte die Stunden hier gern in ſtillem Genuß zugebracht; doch mag und will ich Euerm Wunſche nicht entgegen ſein. Schickt aus und laßt Euere Freunde benachrichtigen, daß ich ſie erwarte.“

Herr Peter wandte ſich, Befehle zu geben, und Rony trat mit einem goldenen Bret voll Erfriſchungen heran, dem Erzherzog aufzuwarten. Dieſer hatte ſich aber flüchtig ſeiner Angebeteten zugewendet und flüſterte ihr zu: „Die Nacht muß uns entſchädigen.“ Und Rony's ſcharfem Ohre waren dieſe Worte nicht entgangen.

Die Boten flogen und Herr Peter ließ ſich wieder nieder und begann aus ſeinem Leben zu erzählen. Da wußte er von Philipp dem Gütigen und deſſen Sohn Karl dem Kühnen zu berichten, und wieder von deſſen Tochter Marie und deren Gatten, und von Krieg und Frieden mit

Frankreich und dem Papſt, von Handel und Schifffahrt, vom Häringsfang und der Wallfiſchjagd, und jemehr er erzählte, deſto redſeliger und vergnügter wurde er, und je behaglicher er ſich fühlte, deſto breiter und umſtändlicher floß der Strom ſeiner Rede. Die beiden Begleiter des Erzherzogs, jung und lebensluſtig, wie er ſelbſt, waren zur Qual verdammt, alle dieſe Mittheilungen anzuhören und ſich anzuſtellen, als nähmen ſie den größten Antheil daran. Zuletzt reizten ſie den langweiligen Erzähler in toller ironiſcher Laune durch übertriebene Beifallsbezeigungen, durch Lobſprüche, erheuchelte Zweifel und Bitten um Belehrung und prieſen die Ehre ſeines Hauſes mit vollen Backen. Und er gerieth in Eifer, tiſchte immer mehr Geſchichten auf und beobachtete weder den Erzherzog, noch ſeine Frau, die in ſüßem Liebesgeflüſter zuſammen verkehrten. Dafür wurden ſie von Rony deſto ſchärfer beobachtet.

So verſtrich die Zeit beiden Ehegatten höchſt angenehm, bis der Saal ſich mit Gäſten zu füllen begann. Jetzt mußte Herr Peter ſeine Freunde empfangen und ſie dem Erzherzog vorſtellen; dieſer ſah ſich endlich genöthigt, auf die ausſchließliche Unterhaltung mit Frau Eleonoren zu verzichten und mit Dem und Jenem, nach Fürſtenart, ein paar Worte zu wechſeln. Der Eintritt Jakob Fugger's jagte ihm eine flüchtige Schamröthe auf die Wangen. Was hatte er dieſem Ehrenmanne Alles verſprochen, und wie hatte er ihn gänzlich vergeſſen, als er ihm aus den Augen geweſen war! Wie hatte er ſelbſt Fugger's Gegnern Vorſchub geleiſtet! Er machte ſich im Stillen Vorwürfe; entſchuldigte ſich aber gleich wieder bei ſich ſelbſt, daß er ja doch nicht anders gekonnt habe. Alle ſeine Sinne und Gedanken, ſeine Wünſche und Hoffnungen waren auf die ſchöne Eleonore van der Kapellen gerichtet geweſen; er hatte zu nichts Anderem Zeit und Luſt gehabt; die ganze

Welt dieſer göttlichen Frau gegenüber war ihm ſchal, langweilig und erbärmlich vorgekommen. In der That hatte er außer ihr in der letzten Zeit nur noch an einer Sache wahren Antheil gezeigt, an der ihm eröffneten Ausſicht auf die ſpaniſchen Königskronen. Die ehrenhafte Erſcheinung Fugger's im brüſſeler Schloſſe hatte ihn im Augenblick ergriffen und eingenommen, gerührt und zu guten Entſchlüſſen begeiſtert, aber ſo wie der Mann fortgeweſen war, hatte Eleonore wieder ſein ganzes Herz erfüllt. — Nicht ohne Verlegenheit erwiderte er jetzt des Augsburgers Gruß; er war noch nicht alt genug, um jene fürſtliche Feſtigkeit erlangt zu haben, die den gerechteſten Anſprüchen mit kalter Gleichgültigkeit und höhniſcher Verneinung entgegentritt, die mit einem ſtolzen Blick jeden bittenden Blick, mit einem barſchen Wort jedes mahnende Wort zurückweiſet und der lauten Empörung des gekränkten Menſchengeſchlechts das Majeſtätsverbrechen aufheftet.

Fugger, viel zu fein und zu beſcheiden, um hier eine Bitte oder wol gar eine Beſchwerde laut werden zu laſſen, half dem jungen Fürſten ſelbſt über die Beſchämung hinüber, indem er von ganz andern Dingen ſprach und namentlich die außerordentliche Gaſtfreundſchaft des van der Kapellen'ſchen Hauſes rühmte und des Lobes der Wirthin gar kein Ende finden konnte. Erſt ſpäter fragte er den Fürſten, wie lange er in Antwerpen zu verweilen gedenke?

„Ich werde morgen nach Brüſſel zurückkehren," verſetzte der Erzherzog. „Jeden Tag erwarte ich die Geſandtſchaft des Herzogs von Savoyen, welche die vorläufige Vermählung mit meiner Schweſter vollziehen und ſie mir entführen wird. Ihr zu Ehren werde ich noch einige Feſtlichkeiten veranſtalten. Und dann gilt es, meine Abfahrt zu rüſten; denn wenige Tage nach dem Abſchied meines Gretchen's gedenke ich meine große Reiſe mit der

Erzherzogin anzutreten. Und morgen muß ich erſt noch eine Geſandtſchaft nach England ſchicken zur Beglückwünſchung des Kronprinzen Arthur, der ſich in den nächſten Tagen mit der jüngſten Schweſter meiner Frau, der Infantin Katharina, vermählen wird. Meine Zeit iſt daher ſo in Anſpruch genommen, daß ich kaum begreife, wie ich fertig werden will."

„Kaum wage ich daher, Ew. Hoheit um eine kurze Audienz zu bitten, morgen bevor Ihr abreiſt."

„Wir wollen ſehen, wenn es möglich iſt," verſetzte Philipp ausweichend. Und um das Kränkende in dieſen Worten zu verſüßen, ſetzte er hinzu: „Euch eher, als jedem Andern."

Fugger trat zurück; er hoffte jetzt nicht viel mehr für ſeine Angelegenheit.

Unter den Gäſten befanden ſich die vornehmſten Magiſtratsperſonen und Kaufleute der Stadt mit ihren Frauen. Eine ungeheuere Pracht in Kleidung und Schmuck war entfaltet. Der ſchlichte Leinweber nahm ſich ſeltſam unter ihnen aus. Und doch fürchteten dieſe ſtolzen Herren den einfachen Mann ſo ſehr. Sie waren alle ſeine Gegner, wie ſie einhertraten in Sammet und Seide, und Fugger ſah es an ihren Mienen, hörte es ſogar in ſeine Ohren, wie ſie gegen ihn intriguirten und wenige Schritte von ihm den Erzherzog beſtürmten, ihm nicht etwa noch Zugeſtändniſſe zu machen; aber der ruhige Mann that, als bemerke er nichts; er war und blieb gegen alle gleich höflich und beſcheiden, und nur geiſtiger Scharfſinn hätte es aus ſeinem und ihrem Benehmen herauszufühlen vermocht, daß er der Klügſte und Reichſte von Allen war.

So wenig wie die erſten Geiſtlichen der Stadt unter den Gäſten fehlten und der Archidiakonus Innocenz als Verwandter des Hauſes und Beichtvater der Wirthin mit den Prälaten und Pröbſten aufzog, ebenſo wenig vermißte man den ausgezeichneten Künſtler und Maler Antwerpens Meiſter Martin van der Voort, und dieſer ſtille, beſcheidene Künſtler wurde dem Fürſten als Lehrer der Frau Eleonore vorgeſtellt. Auch einige ausländiſche Schiffsherren und Kaufleute, vorzüglich Portugieſen, durchſchritten im ſtolzen Selbſtbewußtſein den Saal und neue Nachrichten aus Oſt- und Weſtindien flogen von Mund zu Mund. Der kecke junge Kapitain Magelhaens führte zumeiſt das Wort. Er hatte die Hausfrau nur flüchtig begrüßt; er hatte dem Erzherzog einen Augenblick mit Würde gegenüber geſtanden, aber als er an dem Neger Nony vorübergegangen war, hatte er dieſen mit den Augen bedeutungsvoll gefragt, und dieſer hatte eben ſo bejahend geantwortet. Dieſe Beiden waren in heimlichem Einverſtändniß mit einander. Oefter noch im Verlaufe der Tafel begegneten ſich ihre Augen und der Eine verſtand immer den Andern.

Die Gäſte wurden durch ein Trompetenſignal, das Nony gab, in den Speiſeſaal gerufen. Hier glänzte Alles in einem Luxus, den kaum ein größerer europäiſcher Fürſt, und ein Privatmann nur in Venedig aufzuweiſen hatte. Und die berühmten Kaufleute der mächtigen, damals in ihrem höchſten und letzten Glanze ſtrahlenden Republik waren das Vorbild, welches die niederländiſchen Kaufleute zu erreichen ſtrebten. Nur wer Venedigs übermüthige Ueppigkeit kannte, fand in Peter van der Kapellen's Speiſeſaal gerade nichts Auffallendes; allen Andern mußte er wie das Zauberſchloß einer Feenkönigin erſcheinen. Selbſt der Erzherzog war einen Augenblick überraſcht von der Ueberfülle des Reichthums und der Pracht, die ihm hier ſiegend entgegentrat, und Herrn Peter's feiſtes Geſicht ſtrahlte im Glanze des Triumphes und der befriedigten Eitelkeit. Die zahlreiche Dienerſchaft in ſchier mit Goldtreſſen und Stickereien überladener Kleidung ſtand im Halbkreis vor dem Büffet und der Haushofmeiſter ſchritt mit einem ſilbernen Stabe einher, jedem Gaſte ſeinen Platz anzuweiſen. Sobald alle ſaßen, entfernte ſich die Dienerſchaft mit ihrem Anführer, um gleich darauf unter dem Schalle der aus einem Nebenzimmer ertönenden Muſik in Reih' und Glied unter Vortragung des ſilbernen Stabes aufzumarſchiren, Jedes eine große maſſive ſilberne Schüſſel tragend, in welchen der erſte Gang der Speiſen angerichtet war. Die Schüſſeln wurden auf die Tafel geſetzt und der vornehmſte Prälat ſprach das Tiſchgebet. Dann theilte der Haushofmeiſter die Speiſen aus und ſchickte ſie den Gäſten durch die Diener. Ebenſo wanderten nun aus dem Büffet, wo der Kellermeiſter ſeinen Platz hatte, große ſilberne Krüge und Kannen voll köſtlich duftenden Weins auf die Tafel, woraus die Diener die goldenen und kryſtallenen Becher füllten. Der Erzherzog hatte natürlich den Ehrenplatz in der Mitte der Tafel, neben ihm ſaß die reizſtrahlende Eleonore; Beide unterhielten ſich lebhaft zuſammen.

## 12.

## Zukunftsſaat und Stelldichein.

Jakob Fugger hatte ſeinen Platz fern von den Leuten erhalten, die ihm nicht freundlich geſinnt waren; die Hausfrau hatte ihn wohlmeinend zu zwei Bekannten gebracht, von denen ſie Unterhaltung für ihn hoffen durfte. Er ſaß zwiſchen dem Kapitain Magelhaens und dem Maler van der Voort, und war mit dieſer Nachbarſchaft ſo wohl zufrieden, daß er ſich bald der munterſten Geſprächigkeit mit dem einen und dem andern Nebenmanne hingab. Wenn auch der portugieſiſche Schiffskapitain zuweilen zerſtreut antwortete, während ſeine Augen, vom Zorn der Eiferſucht funkelnd, tödtliche Blitze auf das ſchöne Liebespaar in der Mitte der großen Tafel ſchoſſen, ſo ging er doch dann wieder um ſo eifriger auf die beſprochenen Gegenſtände ein. Dieſe betrafen die wichtigen Länderentdeckungen der jüngſten Zeit und den Zuſtand der portugieſiſchen Angelegenheiten in Indien; dann aber wandte ſich das Geſpräch ausſchließlich dem erſt im vergangenen Jahre entdeckten Weſtindien zu, lauter Dinge, die für den ſpekulativen Augsburger vom größten Intereſſe waren.

„Ich habe noch ſo wenig Sicheres über das neuentdeckte Land gehört,“ ſagte Fugger, „und dennoch brenne ich vor Begierde, mich darüber zu unterrichten.“

„Niemand kann Euch beſſern Aufſchluß geben, als ich,“ verſetzte der Portugieſe; „denn Petro Alvarez de Cabral, der Erſte, welcher nach Vasquez de Gama nach Indien um die Spitze von Afrika fuhr und, durch einen Sturm verſchlagen, an der bis jetzt unbekannten Küſte von Weſtindien landete, iſt ein vertrauter Freund meines elterlichen Hauſes, und ich habe ihn vor meiner Abreiſe die Schickſale ſeiner vorjährigen Seefahrt in unſerm Familienkreiſe ausführlich erzählen hören. Ihm verdanke ich es, daß meine Eltern endlich meinem Wunſche, mich dem Seedienſte zu widmen, nachgaben. Habt die Güte, mich morgen mit Euerm Beſuche zu beehren; ich will Euch gern Alles mittheilen, was ich ſelbſt von dem neuen großen Lande weiß.“

„Habt Ihr ſchon etwas über die Erzeugniſſe des Landes vernommen und in wiefern ſich dieſe für den europäiſchen Handel eignen möchten?“

„Cabral ſprach von außerordentlicher Fruchtbarkeit des Bodens; auch hat er goldene Waffen von den indianiſchen Häuptlingen eingetauſcht. Vorzüglich berichtete er von einer herrlichen Holzart, welche in großer Menge dort wachſen ſoll und welche ihm die Eingebornen Braſil nannten, ſo daß er dieſer Landſchaft davon den Namen Braſilia beigelegt hat. Er entwirft eine ſo herrliche und vortheilhafte

Schilderung des Landes, daß ich darob den Entſchluß gefaßt habe, im nächſten Jahre ſelbſt die Seefahrt dorthin zu machen; denn mich beſeelt ein glühender Drang, alle dieſe Länder zu ſehen und zu beſuchen.“

„Kapitain,“ flüſterte ihm Fugger nach einigen Augenblicken tiefen Nachdenkens zu, „wenn Ihr nicht abgeneigt ſeid, ſo machen wir ein Geſchäft zuſammen. Es gilt den Verſuch, ein Fugger'ſches Handelshaus in Weſtindien zu gründen, und ich habe große Luſt, Euerm Könige ein Stück fruchtbares Land an der Meeresküſte in der Nähe eines bequemen Hafens abzukaufen, worauf ich mein Etabliſſement gründen könnte.“

„Euer Plan iſt großartig und trefflich und würde Euch gewiß große Vortheile bringen. Ich biete Euch gern die Hand zur Ausführung deſſelben.“

„Doch erſt muß ich meinen hieſigen Plan durchſetzen. Erſt muß ich über Schiffe verfügen, um nach Weſtindien ſegeln zu können. Und Schiffe kann ich nicht in Augsburg haben. Unſer Lech trägt nur Kähne und läßt ſein Waſſer von der Donau in's ſchwarze Meer führen. Mit den Türken mag ich aber nichts zu ſchaffen haben. Ich bin ihnen ſchon in Ungarn allzu nahe.“

„Sprechen wir morgen ausführlicher über Euern ſchönen Plan!“ ſagte der Seefahrer und warf wieder flammende Blicke auf die glückſelige Eleonore, die ihn in ihrer Wonnetrunkenheit gar nicht beachtete.

Fugger wandte ſich zu ſeinem, in tiefe Gedanken verſunkenen Nachbar zur Linken.

„Ihr werdet mit Euerer kunſtfertigen Hand auch das Haus meines werthen Gaſtfreundes verzieren? Und zwar in Bälde, wie mir Frau Eleonore geſagt hat?“

„Ich werde morgen in erſter Frühe das Gerüſt aufſchlagen laſſen,“ verſetzte der Maler.

„Und was für ein Bild, ich meine, welchen Gegenſtand wird man an der Wand des Kapellen'ſchen Hauſes ſehen?" fragte der Portugieſe den Maler.

„Die Entdeckung der neuen Welt durch Chriſtoph Colombo, von Frau Eleonore ſelbſt erfunden und ſkizzirt."

„Ein ſchöner Gedanke!" rief Magelhaens.

„Wahrlich, ich möchte ihn auch an meinem Hauſe am Weinmarkt in Augsburg ausgeführt haben!" ſagte Fugger, ebenfalls von der Idee ergriffen.

„Und Ihr ſollt erſt den Entwurf, den mir Frau van der Kapellen übergeben, bewundern! Es iſt eine Erfindung und Zuſammenſtellung, des größten Künſtlers würdig. Und die Krone derſelben iſt die heilige Mutter Gottes im Giebelfelde, welche dem Colombo das neue Land in der Ferne zeigt und den Weg andeutet."

„Ah, das iſt vortrefflich!" ſagte der fromme Fugger. „Meiſter, wenn Ihr hier mit dem Bilde fertig ſeid, ſo müßt Ihr zu mir nach Augsburg kommen und es ebenfalls an mein Haus malen. Ich werde Euere Kunſt zu würdigen wiſſen und die Reiſekoſten erſtatte ich Euch ebenfalls. Und ſeid Ihr erſt einmal in Augsburg und man hat geſehen, was Ihr zu leiſten vermögt, ſo werdet Ihr mit Aufträgen überhäuft und weit beſſer bezahlt werden, als hier; denn man iſt bei uns in der Malerei auf feuchten Kalk noch nicht ſo weit, als hier zu Lande. Wir haben in Augsburg zur Zeit keinen einzigen Maler, der ſich auch nur im entfernteſten mit Euch meſſen könnte. Herr Peter hat mich in hieſiger Stadt umhergeführt und mir an verſchiedenen Häuſern Kunſtwerke Euerer Hand gezeigt, die Euch meine ganze Achtung erworben haben. Ihr ſeid ein ſehr begabter Künſtler, aber es gibt deren hier mehre, die Euch gleichſtehen. Kommt nach Augsburg, um dort der Erſte zu ſein."

„Euer Vorſchlag läßt ſich hören," entgegnete van der Voort. „Ich bin ſchon ſeit einiger Zeit mit dem Entſchluſſe umgegangen, mein Vaterland zu verlaſſen, wo mir die Luft nicht zuſagt. Doch fürchte ich nachher die Entbehrung alles anregenden und belehrenden Umgangs mit Kunſtgenoſſen.“

„O, dann geht Ihr alle Monate ein paar Tage nach Nürnberg oder, wenn es Euch gefällt, noch öfter. Dort gibt es ſehr geſchickte Maler und unter ihnen iſt ein junger Mann aufgetaucht, ein nürnberger Stadtkind, vielleicht ein paar Jahre älter, als Ihr, mir perſönlich bekannt. Ein ebenſo tüchtiger Kopf, wie geſchickter Maler; iſt mehre Jahre auf der Wanderſchaft geweſen, hat ſich die Welt angeſehen und die Kunſtwerke älterer Meiſter und iſt vor ſieben Jahren wohlunterrichtet wieder heimgekehrt. In ſeiner Werkſtatt ſieht man treffliche Kunſtwerke. Mit dieſem Meiſter werd' ich Euch bekannt machen; er heißt Albrecht Dürer.“

„Ihr macht mir wahrlich große Luſt, auch auf die Wanderſchaft zu gehen und in Augsburg Euern Auftrag auszuführen. Von Nürnberg hab' ich ſchon viel Gutes gehört. Ich möchte die Stadt und ihre Kunſtſchätze ſehen und den wackern Meiſter Dürer, den Ihr ſo ſehr rühmt, kennen lernen.“

„Kommt nur erſt. Es ſoll Euch ſchon gefallen, und ich zweifle nicht, daß es uns Augsburgern gelingen wird, Euch eine Zeit lang bei uns zu feſſeln. Ihr wohnt bei mir, und ich ſtell' Euch eins meiner Pferde zur Verfügung, ſo daß Ihr nach Nürnberg reiten könnt, wann Ihr wollt. Und des ernſten, geſchickten Dürer's Umgang wird Euch ſchon ſo anziehen, daß Ihr den Weg öfter macht.“

„Dieſe Stadt Nürnberg muß viele gelehrte und tüchtige Männer hervorbringen,“ nahm der Seekapitain wieder das Wort. „Mein Lehrer in Liſſabon in den mathematiſchen Wiſſenſchaften und in der Geographie und Schifffahrtskunde war ebenfalls ein Nürnberger, ein von unſerm Könige und allen Seefahrern hochgeſchätzter Mann, dem

Portugal in Bezug auf die neueſten Entdeckungen viel zu verdanken hat.“

„Ha, das iſt mein wackerer Freund Martin Beheim!“ rief Fugger erfreut. „O, ein hochzuverehrender Mann! Eh' er nach Portugal ging, haben wir oft zuſammen an einem Tiſche geſeſſen.“

„Es freut mich ſehr, daß mein berühmter Lehrer Euch perſönlich bekannt, ja befreundet iſt.“

„Ihr müßt ihn von mir grüßen, Kapitain! Nein, Ihr müßt mir einen Brief an ihn beſtellen!“ Und plötzlich von einem Gedanken durchzuckt, neigte er ſich zu Magelhaens: „Wir werden Martin Beheim für unſern Plan gewinnen. Das iſt herrlich!“

Der Portugieſe ſchnellte auf: „Da Beheim Euer Freund iſt, ſo iſt Euer Plan ſo gut, wie ausgeführt. Niemand kann Euch den König beſſer gewinnen, als Beheim; und welche Unterſtützung, welchen Nutzen habt Ihr außerdem von dieſem kenntnißreichen Manne zu erwarten!“

„Er wird blühen und Früchte tragen dieſer Plan!“ rief Fugger begeiſtert. „Und nun laßt uns anſtoßen, Ihr werthen Nachbarn rechts und links auf das fröhliche Gedeihen unſerer Pläne!“

Und ſie leerten die Becher bis auf den Grund.

Das Mahl ging in heiterer Weiſe zu Ende und ſchon ſtrahlte hundertfältiges Kerzenlicht in den blanken Prunkgefäßen wieder, die hereingebrochene Nacht erhellend, als der Erzherzog mit einem bedeutungsvollen lächelnden Blick auf ſeine ſchöne Nachbarin, den ihr Auge auffing und erwiderte, ſich erhob und damit das Zeichen zum Aufbruch gab. Er beurlaubte ſich ſchnell, warf ſich mit ſeinen beiden Begleitern auf die bereitſtehenden Pferde und trabte dem Schloſſe zu.

Die Gäſte, welche theilweiſe des Guten zu viel gethan hatten, ſtoben auseinander. Der Bürgermeiſter ſagte triumphirend zu van der Kapellen: „Ihr habt dem Erzherzog einen koſtbaren Abſchiedsſchmaus gegeben und uns einen glänzenden Feſttag bereitet. Dafür wird Euer ehrenwerther augsburger Gaſt niemals Bürger von Antwerpen. Deſſen ſind wir nun gewiß.“ Und dem Beſprochenen höhniſch freundlich eine gute Nacht wünſchend, ſchob er ſich mit ſeiner Ehehälfte, ſie draußen in ſeine Sänfte hebend und im halben Taumel neben ihr Platz nehmend.

Kapitain Magelhaens verließ ebenfalls ſchnell den Saal. Draußen ſtreifte er an Rony vorbei. „Es iſt gewiß,“ flüſterte dieſer ihm zu. „Punkt zwölf Uhr. Matty wird ihn führen. Die Thüre meiner Stube iſt auf. Verſchließt ſie hinter Euch. Ihr findet eine vollſtändige Kleidung.“

Der Portugieſe ſtürmte fort. Aber unten in der Hausflur ſah er ſich um und ſchlüpfte dann, ſich unbemerkt wiſſend, raſch in den großen Hof, glitt am Hinterhauſe hin und verſchwand am Ende deſſelben, wo es an den Garten grenzte, in eine Thür.

Während der Hausherr die Gäſte hinausbekomplimentirte, ſtand ſeine Ehehälfte mehre Augenblicke mit ihrem jungen Beichtvater in einer Fenſterniſche. Beide führten ein leiſes, kurzes, aber angelegentliches Zwiegeſpräch. Pater Innocenz lächelte pfiffig bejahend und trieb ſich dann im Saale herum, bis er der letzte der Gäſte war. Herr Peter knüpfte noch ein Zwiegeſpräch mit ihm an und that ſich auf ſeine Gaſterei viel zu gut. Der Archidiakonus lobte Alles mit vollen Backen und ſchwur hoch und theuer bei ſeinen geiſtlichen Würden, ſo ſei noch kein Landesfürſt in Antwerpen fetirt worden, und bezweifelte, ob irgend ein Kaufherr der Republik Venedig es dem werthen Ohm gleichthun könne. Die Ehre des van der Kapellen'ſchen Hauſes habe heute ihren Gipfelpunkt erreicht. Der ſchlaue

Schmeichler erreichte ſeinen Zweck. Der im Entzücken ſchwelgende Kaufherr bat ihn, noch zu verweilen, da er zu aufgeregt ſei, um ſchon zu ſchlafen.

„Recht gern!“ polterte der Prieſter. „Aber hier iſt's nun öde. — Laßt uns auf Euer Zimmer gehen. — Ihr legt Euch zu Bett. — Ich ſetze mich davor. — Wir ſchwatzen zuſammen, bis Ihr eingeſchlafen ſeid.“

„Das iſt ſehr brav von Euch,“ ſchmunzelte Herr Peter, von dieſer außerordentlichen Güte überraſcht. „Ihr habt recht, der Kopf iſt mir doch ſchwer von Wein und Ehre, die ich heute beide zu viel genoſſen. — Ich will mich zu Bette legen. Habt Ihr geſehen, wie wacker ich, zur Ehre meines Hauſes, dem Erzherzog zugetrunken? Aber er verleugnet den Deutſchen, er thut nicht Beſcheid. Ein Schwächling iſt er, kann nicht trinken. — Er bleibt in der Art. Sein Vater Max war in ſeinen jungen Jahren auch ſo ein zimpferliches Jungfergemüth. Hielt auch nichts vom Bürſten, mochte keinen ehrlichen Mann leiden, der ſich einen Rauſch getrunken. Und gar Philipp's mütterlicher Großvater, unſer Herzog Karl von Burgund, der trank weiter gar nichts, als in Eis gekühlte, mit Waſſer gemiſchte Milch, Limonienſaft in Waſſer und ſonſtige von den Aerzten bereitete kühlende Getränke, alle mit Eis verſetzt, konnte nie einen Tropfen Wein vertragen, ſo hitzig und toll war ſein Blut. Hernach aber, als ihn die verfluchten ſchweizer Kuhhirten bei Granſon ſo arg geklopft, war ihm plötzlich alle Hitze ſo ganz und gar aus dem Leibe gefahren, daß er nun fort und fort fror und ſchauerte, ein kräftiger Mann von drei und vierzig Jahren, und nun trank er täglich Humpen voll der ſtärkſten gewürzten Weine aus Neapel und Sicilien und Hispanien, und vermochte doch das einſt ſo hitzige Blut nicht wieder zu erwärmen. Und ein Jahr darauf war's ihm bei Nancy gar zu Eis gefroren. Es iſt alſo kein Wunder, wenn der Erzherzog

Philipp beim Weinkruge nicht fortkann. Wir haben ihn zur Ehre meines Hauſes heute beſchämt."

Herr Peter war nun im Zuge und überließ ſich ſeiner Hauptleidenſchaft, obgleich mit ſchwerer Zunge. — Frau Eleonore hatte ſich, über große Müdigkeit klagend, bereits in ihr Schlafzimmer begeben, und Pater Innocenz führte den Hausherrn auf deſſen Zimmer. Rony ſtutzte einen Augenblick, als er den Pater Anſtalten machen ſah, ſich noch hier niederzulaſſen; doch entkleidete er den Herrn unbefangen und brachte ihn zu Bett. Der Leutprieſter ſetzte ſich vor daſſelbe und hörte geduldig den Erzählungen und Verſicherungen ſeines Ohms zu, was er Alles zur Ehre ſeines Hauſes gethan habe.

Auch Fugger hatte ſich auf ſeine Zimmer begeben, die im erſten Stock vorn heraus lagen, rechts von der großen Treppe, während die Prachtzimmer mit dem Kloſet der Hausfrau ſich auf der linken Seite an einander reiheten. Er hatte durchaus nur zwei Zimmer angenommen für ſich und eine Kammer auf dem Hofe für ſeinen Knecht; denn ſeinen Vetter Leonhard hatte er in der Herberge einquartiert. Er ſchritt noch, ſeine Pläne vielfach erwägend, auf und ab, als die Thurmglocken der Stadt die Mitternachtsſtunde verkündeten. Im Hauſe ſelbſt war die tiefſte Ruhe eingekehrt. Alle Bewohner ſchienen in den Armen des Schlafs zu liegen und doch ſchlief kein Einziger.

Aus dem linken Hintergebäude, deſſen erſtes Zimmer im erſten Stockwerk Eleonorens Atelier und Schlafgemach ausmachte, ſenkte ſich eine Treppe mit einer von innen verſchloſſenen Thüre in den Garten. Dieſer war auf der nördlichen Seite mit einer Mauer umſchloſſen, durch welche eine Thür in einen nur von Mauern und Zäunen eingefaßten, nach der Schelde hinlaufenden Fahrweg führte. Sobald die zwölfte Stunde geſchlagen hatte, huſchte eine verhüllte weibliche Geſtalt die Treppe hinab, durch den

Garten nach der Mauerthüre, die ſie leiſe mit einem Schlüſſel öffnete. Draußen ſtanden drei verhüllte Männer. Sie flüſterten mit einander. Das Weib war Matty, die ſchwarze Gürtelmagd der Frau van der Kapellen; die Männer waren der Erzherzog, der Pfalzgraf Friedrich und der Baron Philibert von Vere. Die beiden Letztern nahmen an der Gartenthüre eine feſte Stellung ein; der Erzherzog folgte der Mohrin in den Garten, die Treppe hinauf. Der Pfalzgraf hatte aber im Rücken ſeines Herrn dem ſchwarzen Mädchen einen verſtändigenden Wink zu geben gewußt, der ſich auf frühere Verabredung bezog, und ſie hatte gewährend genickt. Statt nun an der Treppe im Garten Wache zu ſtehen, wie ihr befohlen war, ſchlich ſie, als ſie den Fürſten im Finſtern hinaufgeleitet und einen heißen Kuß auf die üppigen Lippen von ihm empfangen hatte, wieder durch den Garten zu den beiden Wächtern. Ihre flüſternde Unterhaltung ließ ſie nicht bemerken, daß ſich in ihrer Nähe eine Anzahl von ſechs Männern befand, von denen ſie genau beobachtet wurden.

So wie Matty aus der Treppenthür gehuſcht war, traten aus dem dunkeln Hintergrunde des Hofs ebenfalls mehre Männer. Es waren Diener des Hauſes, von Rony und dem Kapitain Magelhaens geführt, der ganz wie ſie gekleidet war. Einige von ihnen beſetzten die Treppe.

„Jetzt iſt er glücklich gefangen,“ ſagte Rony zu dem Portugieſen. „Aber abfaſſen können wir ihn durchaus nicht eher, als bis der Pfaffe fort iſt.“

„Teufel!“ knirſchte der Kapitain. „Derweil ſchwelgt er in allen Seligkeiten, die mein glühendſter Wunſch waren, und meine Phantaſie bereitet mir Höllenqualen. Ich ertrag' es nicht, Rony! Ich kann ihn dies Glück nicht genießen laſſen. Er muß jetzt gleich gefaßt werden.“

„Es geht unmöglich, Herr!“ verſetzte der ſchwarze Kammerdiener. „Der Pfaff verdürbe uns Alles. Wer wüßte, was er anſtellte. Wir dürfen den Erzherzog und die Herrin auch nicht vor dem Pfaffen bloßſtellen. Das wäre ſehr thöricht und könnte uns die Köpfe koſten; denn der Vater iſt auch verliebt in ſie. Käme er nun hinter das Geheimniß, wer weiß, was ſeine Rachſucht ausheckte, und wir müßten nachher dafür büßen."

„Ich habe dir geſchworen, daß ich dich mit nach Portugal nehme. In zwei Tagen reiſe ich ab, bis dahin kannſt du dich verbergen."

„Ja, wenn ich ſchon fort wäre! Beſſer iſt's, ich bleibe hier. Wartet geduldig. Der Fürſt iſt uns ſicher und die Ehebrecherin wird mit ihm ertappt. Weiter wollt Ihr ja nichts. Die kleine Freude könnt Ihr ihnen erſt gönnen. Das Schlimmſte kommt nach."

Der Portugieſe ging wie ein blutlechzender Tiger leiſe auf und ab, Flüche murmelnd, die Fäuſte grimmig geballt, und ſeine Wuth ſteigerte ſich von Minute zu Minute bis zur ſtillen Raſerei. Und ſie warteten und warteten, aber der Prieſter ging nicht; Magelhaens' Augen glühten zuletzt wie feurige Kohlen.

Dieſem unnützen Warten verdankten die Liebenden unbewußt die ſeligſte Stunde. Der Erzherzog ſaß neben dem reizenden Weibe, Wonne gebend, Wonne empfangend, und ſein Mund, der nun auch die Lautſprache gefunden, vermochte doch anfangs nur ſehr unvollkommenen Gebrauch davon zu machen; er ſtammelte nur einzelne Worte, die ſüßeſten Namen für ſie, ſchmeichelhafte Zeugniſſe ihres hohen Liebreizes und der Seligkeit, die ſie ihm bereitete. Erſt; als der erſte Taumel ſeiner Gefühle verrauſcht war, flüſterte er ihr, immer noch trunken von Luſt, zu: „Ach, wie ſchön biſt du! Und mehr als ſchön! Was ſind Göttinnen, was ſind Engel, die die eines Ausdrucks bedürftige Phantaſie des Menſchen erfunden hat, gegen dich, lebenglühendes, herrliches Weib! Göttinnen ſind kalt und Engel ſind nüchtern, weſenloſe Geſtalten. Du biſt das Meiſterſtück der Schöpfung, der Gipfelpunkt der warmen, lebenden, nach vollendeter Schönheitsform emporringenden Natur. Und du biſt mein! ganz mein! Ich kann die Seligkeit dieſes Beſitzes nicht mit Gedanken faſſen; ich fühle ſie nur.“

„Redet Ihr doch, als hättet Ihr noch nie ein ſchönes Weib geküßt.“

„So ſchön, wie du, noch keins. — Aber laß mich doch das trauliche Du auch von deinen Lippen hören! Vergiß es doch, daß ein Fürſt an deinem wogenden Herzen liegt! Vergiß die ganze Welt, wie ich. Ich will nur dein Geliebter, dein beglückter Geliebter ſein. Oder erwiderſt du meine Glut nicht mit derſelben Schwärmerei?“

„Zweifelſt du, mein Philipp? O, könnteſt du den Jubel meines Herzens vernehmen, den es dem gütigen Geſchick darbringt, daß es meine kühnſten Wünſche erfüllt hat, deren Inbegriff nur du, nur du allein warſt, du würdeſt anders von mir urtheilen.“

„Vergib, mein ſüßes Leben! — Sieh', ſchon ſeit Jahren hab' ich die unbewußte Ahnung in mir getragen: die Sehnſucht meines Herzens nach dem liebenden Beſitz eines ſchönen Weibes, ſo ſchön, ſo anmuthig, ſo liebreizend, wie Wunſch und Phantaſie mir vormalten, werde bald erfüllt und geſtillt werden. Und als ich dich am Maifeſt in Brüſſel zuerſt ſah, wie du eben in die Schranken der Stechbahn trateſt, um deinen Platz einzunehmen, als ſich unſere Blicke begegneten und ſich gegenſeitig auftranken, da jubelte mein Herz plötzlich mit tauſend Stimmen: ſie iſt's! ſie iſt die Erſehnte, die Geträumte! Aber wie weit übertraf deine Erſcheinung das Traumbild! Wie ließ ſie Alles zurück, was Kunſt und Poeſie je geſchaffen haben! Und es ſtand in meiner Seele feſt: ſie iſt mein! Wir ſind für einander geſchaffen! und ich will mein Eigenthum erringen, es ſei in welchen Händen es wolle. Keiner vermag es ſo zu ſchätzen, ſo zu lieben, wie ich; und wer weiß, welche plumpe, gemeine Hand mein Heiligthum entweiht! — Das waren meine Gedanken.“

„Wie wahr ſprach dein ahnendes Herz, mein herrlicher Philipp! Wie demüthigt der Gedanke, das Weib dieſes Mannes ſein zu müſſen, das ſtolze Gefühl, daß ich befähigt bin, einen Philipp zu beglücken!“

„Tröſte dich mit meinem Schickſal, meine ſüße Taube! Das traurige Loos der Fürſten hat mich an ein unliebenswürdiges Weib geſchmiedet. Die kalte, herzloſe Politik warf mir dieſe Spanierin in die Arme, die ich kaum dem Namen nach kannte.“

„Man ſagt, du ſeiſt erſchrocken und erblaßt, als du ſie in Lier zuerſt erblickt.“

„Und man hat nicht gelogen. Hätt' ich ſie erſt geſehen, ich hätte ſie nicht gewählt, ich hätte mich dem Willen meines Vaters widerſetzt. Ich war eben in Oeſtreich, als mir ihre Ankunft gemeldet wurde. Von Neugierde getrieben, eilte ich in die Heimat. Juana war mir bis Lier entgegengereiſt. Als ſie mir in der Mitte ihrer Frauen entgegentrat, die Unſchönſte von Allen, war mir's, als würde mir ein Meſſer in's Herz geſtoßen.“

„Ihr ſeid ſehr undankbar, Herr Erzherzog. Man weiß, daß Euere hohe Gemahlin Euch auf das zärtlichſte liebt.“

„Ja, geliebte Schelmin, ſo iſt es. Und gerade dieſer Umſtand würde mein Unglück verdoppeln, wenn du mir es nicht ſo herrlich zu verſüßen verſtändeſt. Sie liebt mich, wie toll, dieſe Juana; ſie iſt ſo arg in mich verliebt, wie es nur ein Weib ſein kann, aber bis dieſe Stunde iſt es mir noch nicht klar geworden, ob ihre größere Zuneigung ihrem Kater Don Ceſar oder mir gilt, oder ob wir beide Dons uns zu gleichen Theilen derſelben erfreuen. Wenigſtens möchte ſie mich ebenſo wenig von ſich laſſen, wie dieſen ſchönen, vierbeinigen und vierfarbigen Herrn. In der

That, es liegt mir auch blutwenig daran, dies zu wiſſen, zumal wenn ich an deiner Seite ſitze, die du mich ſo leicht meine Frau mit allen ihren Katzen und ihren eiferſüchtigen Launen vergeſſen machſt. Aber ſieh', biſt du nicht glücklicher, als ich? Dein Mann liebt dich doch wenigſtens nicht, verfolgt dich nicht mit ſeinen Zärtlichkeiten."

„Nein; Gott Lob, das iſt nicht der Fall! Seine Liebe, vorzüglich wenn ſie der der Erzherzogin ähnlich wäre, würde mir das Leben unerträglich machen."

„Ich würde es dir verſüßen, wie du mir es thuſt. — Liebteſt du mich denn gleich, als wir uns am Maifeſte ſahen?"

„O, ſchöner, theurer Philipp, ich hatte dich früher geſehen und geliebt, lange vorher, eh' dein Auge mich erblickte. Schon vor vier Jahren ſah ich dich in Gent, als ich zu meinem Vater, der dort malte, gereiſt war, um ihm zu helfen, und mein kleines armes Herz flatterte dir gleich zu, aber du ſtolzer Knabe hatteſt deſſen keine Acht. Man ſagte damals, du trauerteſt um eine ſchöne Franzöſin, die mit deiner Schweſter nach Spanien gegangen war."

„Ja, es war die Gräfin Luiſe Maine, meine erſte Liebe. O, hätte ich ahnen können, daß du mir ihren Verluſt tauſendfach erſetzen würdeſt! Doch laß uns deshalb nicht trauern. Wir haben noch nichts verſäumt. Wir ſind noch jung und werden uns viele Jahre lieben, immer feurig, immer ſtark, immer unausſprechlich glücklich. — Ich werde noch oft zu dem mir ſo theuern Herzen in Antwerpen wallfahrten. Aber nicht das todte, in Staub zerfallene Herz meiner Mutter iſt es, das mich hierherzieht zu ſolchem Prieſterdienſt, nein, dein lebendiges, ſchlagendes, glühendes, mich beſeligendes Herz iſt's, das ich anbete, zu dem ich nach Antwerpen wallfahrte."

„Ach, Fürſtenſohn!" ſeufzte Eleonore. „Du wirſt nach Spanien gehen, wirſt ſchöne Spanierinnen ſehen und lieben, wirſt die ſchöne Luiſe wiederfinden und die trauernde Freundin im Vaterlande vergeſſen.“

„Nimmermehr! Ewig bleibſt du meinem Herzen theuer, ſo wahr der Himmel“ —

„Schwöre nicht! Liebe mich, ſo lang' du kannſt und willſt, ohne Schwur. Ich werde ſtets glücklich ſein in deiner Liebe und ſtolz auf ſie.“

„Ich eile in die Niederlande zurück, ſo ſchnell ich vermag. Die Sehnſucht nach dir wird mich in Spanien nicht raſten laſſen. An Luiſe denk' ich nicht mehr; ſie iſt die Frau eines Spaniers geworden. Und Juana laſſ' ich dort, ein, zwei Jahre, ſo lang' es geht, damit wir von dieſer Seite ungeſtört das höchſte Glück unſerer Liebe und Jugend genießen können. Ich bereite dir ein anderes Loos. Du mußt von dieſem Manne, damit ich mich nicht wie ein Dieb in der Nacht zu dir zu ſchleichen brauche.“

„Süßer Philipp, wie gern folg' ich dir, wohin du mich führſt! O, könnte dieſe Hand mich durch's Leben führen!“

„Mein Vater war glücklicher, als ich. Die ſchönſte Frau in den Niederlanden war ſeine Gemahlin; ſeinem einzigen Sohne und Erben darf die ſchönſte Frau in den Niederlanden leider nur Geliebte ſein. Aber wahrlich, Max konnte Marien nicht ſtärker lieben, als Philipp Eleonoren liebt.“

„Und Marie konnte Maren nicht ſo glühend lieben, wie Eleonore ihren Philipp liebt. Bethöre mich nicht noch mehr, holder Schwätzer. Schon haſt du mich zur pflichtvergeſſenen Frau gemacht“ — —

Er verſchloß ihr den Mund mit Küſſen.

Sie hatte einen alabaſterweißen, vollen, entblößten Arm um ſeinen Nacken geſchlungen und ihre Finger ſpielten mit ſeinen blonden Locken, während ſeine linke Hand laß und ermüdet in den Schlingen ihres Haares hing ohne ſich zu regen, ein ſchöner, willenloſer Gefangener, der ſich freiwillig in das ſüße Joch beugt. Seine Lippen, nicht mehr ſo gierige Räuber, hefteten ſich ſanft auf die Lider ihrer von Entzücken feuchten Augen. Da horchte er ſcharf auf.

„Was iſt's, Geliebter?“

„War mir's doch, als vernähm' ich fernes Geſchrei und leiſe Schritte auf dem Hofe.“

„Du irrſt. Bei'm geringſten verdächtigen Geräuſch würde uns Matty warnen. Sie hat das feinſte Ohr, das ſchärfſte Geſicht und unterſcheidet in der dunkelſten Nacht die Gegenſtände wie am Tage.“

„Biſt du auch ihrer Treue ebenſo gewiß?“

„Ich wollte, du wärſt der Treue des Pagen Bübenhoven ſo ſicher, wie ich der der ſchwarzen Matty. Aber dieſer junge Menſch iſt falſch.“

„Du irrſt, mein Täubchen! Bübenhoven iſt die treueſte Seele. Schlicht und einfältig, gottesfürchtig und mir ganz ergeben, wie keiner weiter von meiner zahlreichen Bedienung. Er iſt der einzige von den Pagen, der noch keinen Liebeshandel gehabt hat; er meidet die Frauen unſeres Hofes und iſt verſchwiegen wie das Grab. Alle Künſte der Verführung ſind an ihm zu Schanden geworden und deshalb gibt es keinen beſſern Boten meiner eigenen Liebe, als ihn.“

„Ein verſteckter Heuchler iſt er, der dich betrügt. Wol liebt er eine Frau am Hofe. Und von ihm droht uns Verrath.“

Durch die Thüre herein glitt es leiſe, dunkel und ſchnell, wie ein ſchwarzer Schatten und Matty ſtand vor den Liebenden.

„Wir ſind verrathen!“ flüſterte ſie haſtig. „Der Hof iſt voll bewaffneter Männer. Sie haben die Hintertreppe ſchon beſetzt.“

„Meine Ahnung geht aus. Bübenhoven iſt der Verräther!" rief Eleonore erſchrocken.

Der Erzherzog ſprang auf und griff nach ſeinem Degen. In dieſem Augenblicke pochte es leiſe an die Thüre und Matty legte das Ohr an das Schlüſſelloch und erwiderte das Zeichen. „Pater Innocenz!" flüſterte es herein.

„Es iſt der Pater," ſagte ſie zur Herrin.

„Oeffne leiſe!"

Der Prieſter ſchlüpfte wie ein Aal herein.

## 13.

## Geſpenſter.

Als die ſchwarze Zofe eifrig bemüht war, die Küſſe der beiden jungen Hofherren mit derſelben Innigkeit zurückzuzahlen, mit der ſie ſie empfangen, und die drei verliebten Leute dieſen Wechſelhandel ſchon eine geraume Zeit getrieben hatten, wurden ſie in der ſüßeſten Beſchäftigung durch einen derben portugieſiſchen Matroſenfluch geſtört. Einer der jungen und kräftigen Schiffsmänner, vom Kapitain Magelhaens hierher poſtirt, um Jedermann feſtzuhalten, der aus der Gartenthüre heraus wollte, hatte es nicht länger ertragen können, ſtummer und unthätiger Zeuge ſolcher Liebkoſungen zu ſein. Seine wilde Natur brach aus, und als er ſich einmal unwillkürlich verrathen hatte, griff er nach dem ſchwarzen Mädchen, um ſie ihren Liebhabern als Beute abzujagen. Die derben Fäuſte der andern Matroſen faßten nach den Hofherren; dieſe hatten aber flink und entſchloſſen ihre Degen gezogen und zeigten ſich jetzt gegen ſechs Männer ebenſo tapfer, wie vorhin zärtlich gegen ein einziges Weib. Im Augenblick lagen zwei Matroſen ſchreiend am Boden und die beiden Hofherren verſchwanden in der Nacht, um nicht von einer vielleicht noch im Hinterhalt liegenden Uebermacht überwältigt und erkannt zu werden. Matty war in der Verwirrung des Kampfes den feſten Händen ihres neuen Liebhabers entſchlüpft und lief mit der Geſchicklichkeit und Behendigkeit einer Katze an der Gartenmauer hinauf, glitt auf der andern Seite hinab und wand ſich, auf allen Vieren kriechend, behend durch die ihr bekannten abgelegenen Gänge des Gartens ſo leicht, leiſe und ſicher, daß auch die ſchärfſten Sinne nichts von ihr gewahr worden wären. Die Eigenthümlichkeiten ihrer afrikaniſchen Natur waren noch nie ſo ſtark hervorgetreten, als in dieſen kritiſchen Augenblicken. Sie war jetzt mehr ſchlanke, behende, ſchlaue Tigerkatze als Menſch.

Das Geſchrei der verwundeten Seeleute war im Hofe vernommen worden und Magelhaens und Rony begaben ſich ſchleunigſt an die entfernte Gartenthür. Matty's Ohr erkannte Beide an den einzelnen Worten, die ſie ausſtießen, und nun wußte ſie im Augenblick den ganzen Zuſammenhang des Verraths. Die Treppenthür ſah ſie ſchon von weitem beſetzt. Sie überlegte. Ihre Blicke ſchweiften an der ſchwerfälligen Architektur des ſteinernen Hinterhauſes empor, das mit ſeinen unförmlichen Maſſen unheimlich in den dunkeln Nachthimmel emporragte. Einen abgelegenen und düſtern Theile des Hauſes zugekehrt, war hier im zweiten Stock das Fenſter ihrer Kammer. Der unterſte Stock hatte nach dieſer Seite heraus keine Oeffnung. In das Fenſter mußte ſie hinauf; auf welche Weiſe und wie unbemerkt von den nur wenige Schritte von ihr an der Treppenthür ſtehenden Männern, in welchen ſie Hausdiener erkannte, das war der Gegenſtand ihrer Ueberlegung. Ihr Entſchluß war ſo raſch, wie ſeine Ausführung. Sie erinnerte ſich, am verwichenen Abend mitten im Gedränge des Feſtes Leute bemerkt zu haben, welche die Stangen, Leitern und Breter des Gerüſtes gebracht hatten, das am frühen Morgen vom Maler van der Voort am Hauſe aufgeſchlagen werden ſollte. Dieſe Dinge waren durch die hintere Gartenthür und den Garten getragen worden, um die ab- und zugehenden Gäſte nicht zu beläſtigen, und weil im Hofe die Sänftenträger ſtanden, ſo waren dieſe Beſtandtheile des aufzubauenden Gerüſtes in dieſen abgelegenen Theil des Gartens verwieſen worden und lagen knapp an der Wand des Hinterhauſes; Matty jubelte innerlich. Sie fand, was ſie ſuchte, und leiſe, wie die Nacht ſelbſt, hob ſie eine Leiter, lehnte ſie an und huſchte hinauf. Das Fenſter war, wie alle im ſechzehnten Jahrhundert, ein Schiebefenſter, aus runden, in Blei gefaßten Scheiben beſtehend. Man ſchob dieſe Fenſter ebenſo leicht von außen auf, wie von innen. Katzenartig wand ſich die ſchlanke Geſtalt durch die Oeffnung.

Sobald ſich Magelhaens überzeugt hatte, was vor der Gartenthür geſchehen war, drang er mit dem heftigſten Ungeſtüm darauf, nun keinen Augenblick länger zu warten, und Rony begriff, daß es für ihn ſelbſt gefährlich ſei, dem wüthenden Portugieſen noch länger zu widerſprechen; denn er ſah die blanke Waffe bedenklich in der Hand deſſelben blitzen. Er ging alſo eilig, ſeinem Herrn die nöthige Anzeige zu machen.

Als er die Thür des Schlafgemachs öffnen wollte, trat ihm der Archidiakonus mit einem Lichte entgegen und fragte ihn leiſe mit durchbohrendem Blicke: „Was gibt's?“

Der Neger kam ſchier aus aller Faſſung über dieſe unerwartete Begegnung, dieſen Blick und dieſe Frage. Verlegen ſtammelte er: „Ich muß den Herrn Principal ſprechen.“

„Er ſchläft und darf nicht geſtört werden. Iſt etwas geſchehen, ſo ſag' es mir.“

„Nein, nein! Ich muß ihn durchaus ſelbſt ſprechen.“

Der Neger gewann wieder einigen Muth; denn ſeine Schlauheit ahnete, welch eine Rolle der Prieſter hier ſpiele.

Sie wollte ſich wenigſtens überzeugen, ehe ſie ſeiner Schlauheit das Feld räumte. Er verſuchte, neben Innocenz hin in das Gemach zu ſchlüpfen, aber dieſer vertrat ihm entſchloſſen den Weg. „Ich will doch ſehen, ob du mir nicht ſagen wirſt, welche Wichtigkeit dich mitten in der Nacht, wo du ſchlafen ſollteſt, hierhertreibt.“

„Vielleicht dieſelbe Urſache, die Euch veranlaßt hat, mitten in der Nacht, wo auch Ihr ſchlafen ſolltet und zwar zu Hauſe in Euerm Bette, wie Ihr ja ſonſt thut, hier zu wachen. Ich will und muß meinen Herrn ſprechen, und was ich ihm zu ſagen habe, geht Euch nichts an.“

Der Schwarze hatte ſeine Stimme bis zum kreiſchenden Schreien erhoben; der Pater war von der Bemerkung ſeines Gegners betroffen zurückgewichen und folgte nun dem in das Zimmer eingedrungenen Diener.

Herr Peter, von dem Geſchrei und Geräuſch geweckt, taumelte, ſeinerſeits ebenfalls ſchreiend, vom Bette empor: „Was iſt geſchehen? Brennt das Haus?“

„Ich muß Euch melden, mein Herr, daß eine verhüllte Geſtalt, aus dem Garten kommend, die Hintertreppe zu den Gemächern Eurer Frau hinaufgeſtiegen iſt. Wir haben ſie alle geſehen, alle Diener meines Herrn.“

„Eine verhüllte Geſtalt?“

„Ja, eine männliche nämlich, von einer weiblichen geführt. Und ich vermuthe nicht ohne Grund, daß die Letztere Matty war. Als ſie den Mann hinaufgeleitet, ging ſie wieder und verkehrte mit zwei andern Männern an der Gartenthüre, die dort auf ſie warteten. Aber wir haben ſie ausgeſperrt und die Treppe beſetzt. Sie ſteckt draußen, der verhüllte Mann aber drinnen. Und ſo mögt Ihr ihn nun ſelbſt fangen; mein Herr; ich und die Andern wollen Euch zu Euerm Schutze begleiten. Er ſoll uns nicht entgehen.“

„Was?“ ſchrie der Kaufmann wie toll. „Ein fremder

Mann in der Nacht zu meiner Frau! Ha, das iſt gegen die Ehre meines Hauſes und muß furchtbar geahndet werden! Geh' und rufe die Andern, Rony, und bewaffnet euch!"

Mit einem teufliſch grinſenden Triumphblick auf den Pater ſprang der Neger fort.

Jetzt war für Innocenz der entſcheidende Augenblick gekommen; jetzt galt es, zu zeigen, was er vermochte. Und mit einem beſtürzten, tief bekümmerten Geſicht wandte er ſich zu dem aufgeregten Hausherrn: „Wenn es nur nicht etwa ein Geiſt, ein Geſpenſt geweſen iſt!"

Herr Peter fuhr entſetzt zurück, als ob ihn eine Schlange gebiſſen hätte: „Ein Geiſt! ein Geſpenſt!"

„Ja, und wer kann wiſſen, was ſein Erſcheinen bedeutet!"

„Neffe," ſagte der Erſchrockene bleich und zitternd und ſetzte ſich wieder auf das Bett, „was meint Ihr, könne es bedeuten?"

„Sagte nicht Rony, eine weibliche Erſcheinung habe die männliche Geſtalt die Treppe hinaufgeleitet und ſei dann im Garten verſchwunden? — Es iſt möglich, daß dies der Geiſt Euerer verſtorbenen Frau geweſen iſt."

„Und der männliche der meinige — ja das iſt mein Geiſt geweſen."

„Möglich, daß, während Ihr geſchlafen, Euer Geiſt ſich vom Körper getrennt — und mit dem Geiſt Euerer Frau die Treppe hinaufgegangen iſt. Man hat mehre ſolcher Beiſpiele. — Habt Ihr denn nichts geträumt?"

„Ja, ja!" heuchelte der Kaufmann, „ich habe von meiner verſtorbenen Frau geträumt. Jedenfalls bedeutet dies etwas Schlimmes."

„Ihr dürft vor allen Dingen Euch nicht ſelbſt der Gefahr ausſetzen, daß Euch das Geſpenſt aufſtieße. Ihr könntet den Tod davon haben."

„Ach, den Tod! den Tod!"

„Ich dagegen bin mit geiſtlichen Waffen ausgerüſtet. — Mir kann das Geſpenſt nichts anhaben. — Ich gehe im Schutze der heiligen Mutter Kirche. – Ich werde die Zimmer unterſuchen und Euch getreuen Bericht erſtatten, Ohm. Bleibt Ihr im Bette.

„O, du himmliſcher Innocenz, ich werde dir's Dank wiſſen! Nimm aber die Leute mit, falls dir etwas begegnen ſollte."

Die Weihen meines Amts ſchützen mich beſſer gegen Geiſter, als alle Waffen und Diener Eueres Hauſes. Die Leute ſollen zu Euerm Schutze hier bleiben, falls Euch das Geſpenſt unterdeſſen einen Beſuch machen ſollte. Ihr dürft nicht allein bleiben."

Herr Peter kroch, von Froſt und Furcht geſchüttelt, wieder in das Bett und jammerte nach ſeinen Dienern. „Es bedeutet mein Ende", winſelte er dazwiſchen. „Ich war geſtern zu eitel und hoffärtig auf die Ehre, die der Erzherzog meinem Hauſe anthat. Dafür werde ich geſtraft. Meine verſtorbene Frau iſt gekommen, mich abzuholen. O weh' mir! Ich muß ſterben!"

Weinend bedeutete er die eingetretenen Diener, ihm die Geſtalt der Geiſter ganz ausführlich zu beſchreiben, und als ihm Rony bemerklich machte, daß hier von Erſcheinungen mit Fleiſch und Bein die Rede ſei, wurde er wild und gebot dem Neger zu ſchweigen und den Zorn der Geſpenſter nicht wach zu rufen.

Als Rony den Pater Anſtalten treffen ſah, zu gehen, machte er Miene, ihn zu begleiten. „Du bleibſt bei deinem Herrn!" herrſchte ihm der Prieſter zu. „Sind noch Wachen im Hofe an der Treppe?"

„Drei Mann. Und hier ſind auch genug, ich kann abkommen. Ihr müßt doch eine Begleitung haben."

„Ich bedarf deiner nicht!" Er ging.

Rony bedachte, daß das Spiel eigentlich ſchon verloren ſei, da Herr Peter nicht mitgehe. Denn was ſollte er, der Sklave, dem mächtigen Fürſten gegenüber beginnen? Er hoffte nur, ſich ſein Schweigen gut bezahlen zu laſſen. Und dieſe Hoffnung gab er auch jetzt noch nicht auf; denn er hatte den Schlüſſel zur Hausthüre in der Taſche. Nur ein wirklicher Geiſt konnte ohne ſeine Hülfe hinaus. Seinen Vortheil überlegend, fand er jetzt zweckmäßig, Herrn Peter in dem Glauben zu beſtärken, die verhüllten Geſtalten ſeien geſpenſterhafter Natur geweſen, und als er einmal begriffen hatte, wo hinaus die Todesfurcht des zitternden Principals wollte, machte er ihm die thörichten Einbildungen ſehr wahrſcheinlich. Die Uebrigen bejahten und beſtätigten Alles. Und ſchluchzend verſicherte ihnen Herr Peter zu wiederholten Malen, daß er bald ſterben werde.

Der Pater ſchlüpfte mit einer dünnen Kerze in der Hand über den glatten, kühlen Marmormoſaik des Korridors ſelbſt wie ein Geiſt und ſein rieſiger Schatten glitt in den Stirnen der hohen, maſſiven Kreuzwölbungen wie ein böſer Gedanke hin. Am großen Treppenplatz wandte er ſich nicht links nach den Gemächern der Hausfrau, ſondern rechts, und nach wenigen Augenblicken legte er das lauſchende Ohr an Jakob Fugger's Thür; als er die leichten Tritte deſſelben vernahm, klopfte er mit leiſem Finger an. Augenblicklich ward ihm aufgethan und der Pater ſtand vor dem verwunderten Augsburger.

„Herr Fugger,“ flüſterte er, ſo gut es ſein unbehülfliches Sprachorgan geſtattete, „Ihr müßt den Erzherzog augenblicklich aus einer großen Gefahr retten, indem Ihr ihn hier in Euerm Zimmer verbergt!“

„Den Erzherzog?“

„Fragt nicht, werther Herr — ſondern gebt dem Drange der Umſtände ſchnell nach. — Der Fürſt wird es Euch lebenslänglich Dank wiſſen. — Er wird in ein paar Augenblicken bei Euch ſein. — Nur Ihr könnt ihn retten —

und bei Euch iſt ſeine Perſon und ſein Geheimniß am ſicherſten.“

Ehe Fugger ſich beſinnen und den Zuſammenhang dieſes nächtlichen Abenteuers zu ahnen vermochte, war der Prieſter wieder fort. Pater Innocenz trat nun in das Atelier der Dame vom Hauſe.

Hier erfuhr er von Matty, was er ſchon vermuthet hatte, daß Kapitain Magelhaens perſönlich bei dem Plane, den Fürſten bei Frau Eleonoren zu überfallen, betheiligt ſei; aber kaum hatte er vernommen, durch welches Mittel die ſchlaue Schwarze aus dem Garten in ihre Kammer gelangt war, als er freudig rief: „Jetzt ſeid Ihr gerettet, gnädigſter Herr. — Ihr ſollt aus dieſem Hauſe verſchwinden — wie ein Geſpenſt — für das Ihr bei Herrn Peter durch meine Hülfe ſchon geltet. — Kommt und vertraut Euch mir an. — Seid ohne Sorgen. — Alles iſt zum Beſten eingeleitet. — Der Portugieſe glaubte Euch ſchon zu haben — nicht Eueretwegen — ſondern meines ſchönen Beichtkindes wegen — aber er iſt betrogen.“

Mit dem Verſprechen, ſogleich wieder hier zu ſein, zog er den verhüllten Fürſten vorſichtig im Dunkeln mit ſich fort, ihm unterwegs leiſe den Rettungsplan für den nächſten Morgen mittheilend, und ſchob ihn dann durch Fugger's Thür. Die Schritte des Prieſters gingen nun ebenſo ſchnell als leiſe wieder zurück. Herrin und Dienerin wurden von ihm ermahnt, ſich zu Bett zu verfügen und ſich ſchlafend zu ſtellen; dann ſchwang er ſich gewandt durch das Fenſter der Magd auf die Leiter hinaus und ſtieg in den Garten hinab. Denn die ſtehende Leiter mußte um jeden Preis wieder gelegt werden und Innocenz fand dazu keinen andern Weg, als den er einſchlug. Sobald er dies Geſchäft abgemacht hatte, bog er in den Hof ein und ſtand plötzlich vor dem verkleideten Portugieſen, wie ein aus der Erde geſtiegener Geiſt.

„Ei, Kapitain Magelhaens, treff' ich Euch hier als Ehrenwächter des Hauſes und in dem ſchlichten Rocke eines ſeiner Diener? Ich bin ſehr begierig, zu erfahren, ob Euch Herr Peter van der Kapellen zu dieſem beſchwerlichen Dienſte in Sold genommen hat.“

Der Portugieſe konnte vor Beſtürzung und Wuth erſt keine Silbe vorbringen; dann ſchrie er: „Und was habt Ihr hier zu ſchaffen? Euere Anweſenheit hier iſt verdächtiger, als die meinige.“

„Seid nicht thöricht, Kapitain! Wir ſind Beide auf den Fang ausgegangen, doch mir iſt der meinige beſſer geglückt, wie Ihr ſeht. Aber ich will Großmuth an Euch üben und mein Glück nicht benutzen. Mein Ohm ſoll nicht erfahren, wer an der Hintertreppe ſeines Hauſes den Ehrenwächter ſeiner Frau macht. Aber merkt Euch, Kapitain: um Geſpenſter zu fangen, muß man mehr können, als ein Matroſe.“ Lachend ging er.

Weder der Schiffskapitain, noch einer der Diener um ihn konnte begreifen, wie der verſchmitzte Pfaffe in den Hof gekommen war, und Magelhaens ſchwur Stein und Bein: der Teufel, mit dem ſich der Pater gut verſtehe, müſſe hier ſelbſt im Spiel ſein.

Ebenſo erſtaunt war Rony, als Innocenz in Herrn Peter's Schlafzimmer berichtete, daß in allen Gemächern nichts Verdächtiges ſei und ſowol Frau Eleonore als Matty ſich des beſten Schlafs in ihren Betten erfreuten, daß alſo die wahrgenommenen Erſcheinungen unfehlbar ſpukhafter Natur geweſen ſein müßten.

„Matty im Bett?“ rief Rony. „Es iſt nicht möglich.“

„Ueberzeuge dich ſelbſt, guter Burſche, und auch Ihr, lieber Ohm, kommt und ſeht zu, damit nicht irgend ein böſer Verdacht Euer Herz beſchleiche.“

„Es bedeutet meinen Tod; ich bin zu eitel und hoffärtig geweſen,“ wimmerte der Kaufherr und bezeigte wenig

Luſt, den Gang durch's Haus mit dem drängenden Neffen zu machen. Aber dieſer ließ nicht nach, und ſo wanderten ſie zu Drei noch ein Mal durch die Prunkgemächer.

Frau Eleonore fuhr wie aus tiefem Schlaf empor.

„Mein liebes Kind," ſagte ihr Mann ſanft und weinerlich zu ihr, „du wirſt bald Witwe ſein. Mein naher Tod iſt mir verkündet worden."

Die Frau ſchien von dieſer Nachricht nicht ſonderlich gerührt zu ſein; ſie empfahl dem geängſtigten Manne Ruhe und legte ſich ſelbſt wieder, um ſich von ſüßen Gedanken an genoſſene Seligkeit in den Schlaf lullen zu laſſen.

In Matty's Kammer überzeugte ſich Rony auf jegliche Weiſe, daß ſie es ſelbſt ſei, die im Bette feſt ſchlafend liege. Dann ſchüttelte er den Kopf und glaubte ebenfalls an des Teufels Mitwirkung in dieſer Sache.

Der angſtvolle, von Todesgedanken gequälte Hausherr entließ den Prieſter für dieſe Nacht nicht. Erſt gegen Morgen konnte Pater Innocenz das Haus verlaſſen, von den wachſamen Augen des ſchwarzen Dieners argwöhniſch begleitet. Sein Weg ging in der gewohnten haſtigen Weiſe oder vielmehr noch haſtiger, als ſonſt, nach der Wohnung des Malers van der Voort, den er noch im Bette fand, und beim Oeffnen der Augen höchlichſt verwundert, einen Beſuch vor ſich zu ſehen, den die Wände dieſes Zimmers noch nicht kannten.

„Was iſt geſchehen?" rief der Meiſter erſchreckt aufſpringend.

„Ich muß Euch in ein unglückliches Geheimniß ziehen," polterte der Prieſter. „Ich weiß — für die Ehre und den guten Ruf der Frau Eleonore van der Kapellen — würdet Ihr jedes Opfer bringen" —

„Jedes" — Ihr habt recht — mein Leben. Aber was iſt geſchehen? Sagt — ſagt und martert mich nicht."

„Nicht Euer Leben — kein Opfer verlang' ich für ſie. — Nur eine kleine Gefälligkeit, aber ſchnell. — Laßt ſo raſch als möglich das Gerüſt an Kapellen's Hauſe aufrichten und ſtellt zehn oder zwölf Leute mehr dazu an — als Ihr gewohnt ſeid. — Es ſoll Euch vergütet werden. — Ihr aber nehmt die Kleidung eines ſolchen Handlangers in ein kleines Bündel und werft dieſes — ſobald das Gerüſt ſo hoch iſt — in ein offenes Fenſter der Zimmer, welche Herr Fugger bewohnt. — Dann haltet Euch mit ein paar Farbentöpfen am Fenſter — es wird ſich Jemand, den Ihr kennt, das Geſicht bemalen. — Helft ihm heraus auf's Gerüſt — verſtanden? — und die Leiter hinab mit ſeinem Bündel. — Flucht und lärmt dazu — und werft Alles, was da iſt, durch einander. — Verſtanden?"

„Vollkommen!" verſetzte der Maler ſchmerzlich und war ſchon in den Kleidern.

So ſchwermüthig auch ſein Auge blickte, ſo ſicher und beſtimmt führte er das Nöthige aus. Eine Menge Arbeiter wurde in Thätigkeit geſetzt, als gälte es, das Bild noch an dieſem Tage fertig zu machen, und eh' noch die klare Herbſtſonne die Wand des Kapellen'ſchen Hauſes beſtrahlte, war das Gerüſt ſchon bis zum erſten Stock fertig. Der Maler warf ſein unſcheinbares Bündel durch das offene Fenſter und ſtellte ſeine Farbentöpfe in die Brüſtung deſſelben. Nicht lange darauf ſprang ein junger Arbeitsmann mit Farbenkleckſen und Strichen im Geſicht, das blonde Haar unter einer Kappe verſteckt, keck aus dem Fenſter auf das Gerüſt und miſchte ſich einen Augenblick unter die Andern, nahm dann das Bündel wieder aus dem Fenſter, lief die Leiter hinab und war im Nu dem Meiſter aus dem Geſicht. Niemand hatte ihn unter der Menge Leute bemerkt, von denen er ſich durch nichts ausgezeichnet hatte. Drinnen an den Treppen hielten die Diener, von

Magelhaens' Gold angefeuert, der ſich noch immer unter ihnen befand, die genaueſte Wacht. Das ſcharfe Auge des Portugieſen hing trotzig an den Thüren und muſterte jedes paſſirende Geſicht; aber außer den Arbeitsleuten des Malers war Niemand zu ſehen. Herr und Frau van der Kapellen, wie Herr Fugger genoſſen noch des ſüßeſten Schlafs; das innere Haus ſah ſo ruhig und unſchuldig aus, als wäre nie etwas Ungewöhnliches darin geſchehen. Selbſt an der Außenwand bauten die Leute nur ſtill und emſig. Das Fenſter war ſchnell wieder geſchloſſen und die Vorhänge vorgezogen.

Ruhig verlief eine Stunde; die Handlungsdiener kamen und begannen ihre Arbeit, dann die Ablàder und Handlanger, die Schiffer und Bootsknechte, Alles ging ſeinen gewohnten Gang. Die Vorzimmer füllten ſich mit der Dienerſchaft; für Herrn Peter wurde der Hausarzt geholt, denn er fühlte ſich krank, und Herr Fugger und ſpäter Frau Eleonore machten ihm einen Beſuch.

Der portugieſiſche Schiffskapitain lauerte immer noch in ſeinem Verſteck und ſchien entſchloſſen, den Ausgang ſeines begünſtigten Nebenbuhlers zu ertrotzen; denn als Rony kam, um ein paar Augenblicke mit ihm zu plaudern, ſagte er ſchadenfroh: „Und ich erwiſche ihn doch noch. Wir machen ihn ſicher. Er muß heute nach Brüſſel, die Geſandtſchaft an den Prinzen Arthur nach London wartet auf ihn. Und durch die Luft kann er mir nicht entfliegen.“

„Mein Herr,“ verſetzte Rony bedenklich, „ſo wie die Matty dieſe Nacht aus dem Garten in ihre Kammer gekommen iſt, ohne die Treppe zu paſſiren, ſo wie der Vater plötzlich im Hofe ſtand, ohne durch Thür und Treppe gekommen zu ſein, ſo kann Der, von den wir reden, auch aus der Kammer in den Garten gelangt ſein ohne Treppe und Thür.“

„Sprich nicht ſolche Albernheiten“ —

Pferdegetrab und der Lärm mehrer Stimmen unterbrachen ihn. „Der Erzherzog! der Erzherzog!“ hieß es. In demſelben Augenblick hüpfte ein glänzender Page leicht und flink durch die Hausflur und fragte den erſchrocken vortretenden Schwarzen: „Iſt deine Herrſchaft munter? Seine Hoheit der Erzherzog läßt ſich erkundigen, wie mein Herr und meine Frau van der Kapellen geſchlafen, und will ſich ſchönſtens empfehlen.“

Rony blieb das Maul weit offenſtehen, und ſtatt dem Pagen zu antworten, rannte er wie toll nach der Hausthüre, und der Portugieſe folgte ihm unvorſichtig mit ähnlichen Gefühlen.

Hier hielt denn ſchmuck und ſtolz in fürſtlicher Pracht und ſtrahlender Jugendſchöne, lachend vor Luſt und Muthwillen, der Erzherzog Philipp zu Pferde, umgeben von ſeinem berittenen glänzenden Gefolge, und ſein prächtig geſchirrtes Roß biß muthig in die Zäume und wühlte mit dem Hufe den Boden auf.

Das unverkennbare Geſicht des Portugieſen hatte ſich kaum auf der Straße gezeigt, als ihm der Fürſt zunickte und rief: „Ei, ei, Ihr habt die Seemannsjacke mit der Dienerſchaube vertauſcht! Ich lob' Euch drum, daß Ihr mein Unterthan und Herrn Peter's Diener geworden ſeid. Ihr werdet ihm die Ehre ſeines Hauſes trefflich behüten.“

Der Schiffskapitain ſprang zurück, ſchier vernichtet vor Schreck und Wuth.

„Ich ſagt' es Euch, es geht mit dem Teufel zu,“ raunte ihm Rony in's Ohr.

„Ja, mit dem Teufel!“ knirſchte Magelhaens, ſtürzte durch Hof und Garten und kletterte über die Mauer, da er die Thür verſchloſſen fand. Auf dieſem Wege ſchwur er dem Erzherzog und Frau Eleonoren furchtbare Rache, und er war der Mann, der ſein Wort hielt.

Jakob Fugger und Frau Eleonore erſchienen ſofort an der Thüre, um dem huldvollen Fürſten zu danken und den Hausherrn als unwohl zu entſchuldigen.

„Ich konnte nicht reiſen, ohne Euch noch zu grüßen," ſagte Philipp, ſich zu ſeiner erröthenden Geliebten herabbeugend. „Ich komme ſo eben aus der Kirche, wo ich vom Herzen meiner Mutter mich verabſchiedet. Nun bitt' ich auch das Euere um Urlaub, ſchönſte Frau. Lebt wohl und ſagt Herrn Peter meinen Dank noch ein Mal! Ich hoffe, ihn geſund wiederzuſehen. Herr Jakob Fugger, Ihr werdet in den nächſten Tagen von mir hören."

Das ſtattliche Häuflein ſprengte davon, den ſchönſten Mann an ſeiner Spitze, und Eleonore ſah ihm lächelnd nach.

Jakob Fugger machte an dieſem Vormittage dem portugieſiſchen Schiffskapitain auf deſſen Schiffe ſeinen Beſuch und fand ihn mit den Vorbereitungen zur baldigen Abreiſe beſchäftigt. Beide Männer ſaßen ſich ruhig gegenüber und beredeten einen weitſehenden Plan, und da Magelhaens die Ausſicht auf einen glänzenden Gewinn erhielt, ſo verſprach er, Fugger's kühne Entwürfe auf alle Weiſe zu unterſtützen. Fugger legte den Brief an Beheim, den er in der Nacht geſchrieben, in ſeine Hand.

An demſelben Tage noch drückte der Archidiakonus, als er ſeinen Ohm beſuchte, dem verdrießlichen Ronv ein paar Goldſtücke mit den Worten in die Hand: „Von Frau Eleonore für die treuen Dienſte, die du in verwichener Nacht dem Hauſe geleiſtet haſt."

Der Schwarze ſah verblüfft vor ſich hin; aber ſein Geſicht erheiterte ſich und er nickte, als habe er den Sinn dieſer Gabe verſtanden. Auch hielt er richtig reine Bahn, als das Geſpenſt bis zur Abreiſe des Erzherzogs noch zwei Mal in weniger dunkeln Nächten den Weg durch den

Garten und über die Hintertreppe fand, und obgleich er es jedes Mal bemerkte, ſo erfuhr doch weder ſein furchtſamer Principal, noch ſonſt eine ängſtliche oder abergläubiſche Seele etwas davon.

In dieſen beiden Nächten ſah man aber auf dem Wege zwiſchen Brüſſel und Antwerpen einen Reiter, den man wegen des ungewöhnlich wilden Rittes — denn er flog gleichſam — leicht für ein Geſpenſt hätte halten können. Der Erzherzog legte ſich in dieſen Nächten zu Brüſſel im Schloſſe ſchlafen und ſtand am Morgen zu Brüſſel im Schloſſe etwas ſpät wieder auf. Auch Frau Eleonore van der Kapellen ſchlief an dieſen beiden Morgen etwas länger und ſtrahlte dann im Glück befriedigter Liebesſehnſucht.

---

## 14.

## Kapitain Magelhaens Abſchiedsbeſuch.

Die Morgenſonne des folgenden Tages nach jenem Abenteuer im Kapellen'ſchen Hauſe ſah das Schiff des jungen Portugieſen ſchon weit von der Stadt Antwerpen in vollem Fluge den majeſtätiſchen Strom hinabgleiten, um ſich von ihm dem deutſchen Meere zutragen zu laſſen; aber ſein Befehlshaber befand ſich nicht am Bord deſſelben. Dieſer ſtand zu derſelben Zeit in einem Zimmer der Donna Francesca d'Ulloa, Oberhofmeiſterin der Erzherzogin-Infantin, im Schloſſe zu Brüſſel und wartete ungeduldig, bis dieſe wichtige Dame, der er ſich bereits hatte anmelden laſſen, ſich aus dem Bette erhoben und Toilette gemacht haben würde, um ihn zu empfangen. Endlich trat die zeremoniöſe Dame herein, rauſchend in ſeidenen Gewändern und mit goldenen Ketten und Spangen beladen.

„Es muß keine gewöhnliche Urſache ſein, Kapitain,“ ſagte ſie nach der umſtändlichen Begrüßung, die mir heute ſo früh ſchon die Ehre verſchafft. — In der That, ich vermuthe, daß Ihr mir etwas Wichtiges zu ſagen habt, wichtig für mich und meine gnädigſte Infantin, die Beide — Gott ſei's geklagt — ein böſer Geiſt in dieſes abſcheuliche Land geführt hat. O, Kapitain, ſollte ſich Euer mir entdeckter Argwohn beſtätigt haben! Das wäre vortrefflich — erſchrecklich wollte ich ſagen. Ach, meine arme Dohna Infantin! Wie glücklich ſind ihre Schweſtern gegen ſie! Donna Maria iſt Euere Königin, Kapitain, und Donna Katharina wird Königin von England. Prinz Arthur ſoll ein vortrefflicher Herr ſein, und daß dies der König Emanuel von Portugal iſt, weiß Jedermann. Aber dieſer Don Philipp! O, heilige Kunigunde, iſt das ein leichtſinniger und — ungezogener Herr! — Was verſchafft mir die Ehre, Euch ſo früh bei mir zu ſehen, Kapitain? Ihr trinkt doch ein Glas Xeres ſecco mit mir? Er erinnert an's Vaterland.“

Ihr Wink bedeckte bald den Tiſch mit den Ingredienzien eines leckern Frühſtücks und in den gläſernen Pokalen perlte der köſtliche Wein, mit dem die Oberhofmeiſterin liebäugelte. Ihre ſtark geröthete Naſe gab Zeugniß von Kennerſchaft und Liebhaberei des feurigen Rebenſaftes.

„Ich bin gekommen, mich von Euch zu verabſchieden, Donna Franceſca, und will mit Euch auf Euer ferneres Wohlſein anſtoßen und auf Euere glückliche Reiſe nach Spanien.“

„Ach, was lechzt mir die Seele nach dem geliebten Lande!“ rief die Ehrendame mit wahrer Begeiſterung und entlockte ihrem Glaſe an dem des Portugieſen einen vollen, hellen Klang. „Fünf Jahre, fünf ewige Jahre ſchmacht' ich nun in dieſem verwünſchten Lande. Endlich, endlich ſoll ich mein geliebtes Spanien wiederſehen! Das Herz zittert mir vor Freude. Ach, wie will ich der Königin meine Noth klagen! Sie war mir immer gnädig geſinnt, weil wir an einem Tage geboren ſind. Wie will ich ihr klagen, welch' ein gottloſer Herr dieſer Erzherzog iſt, der mich verhöhnt und verſpottet, ſo oft er mich ſieht! O, es iſt unerträglich! Und die arme Donna Infantin! Wenn ich ſie nicht liebte, als wenn ich ihre Mutter wäre, ich wäre ſchon längſt davongelaufen. Aber dann wäre ja die Aermſte von aller Welt verlaſſen. Niemand meint es ehrlich mit ihr in dieſem Lande, als ich. Von Allen wird ſie belogen und betrogen und am meiſten von ihrem eigenen Gemahl."

„Leider iſt dem ſo, Donna Francesca!"

„Nicht wahr, Ihr beſtätigt es? Habt Ihr Beweiſe? Hat ſich Euer Argwohn bewährt? Die Königin ſoll Alles erfahren, wenn ich nach Burgos und Toledo komme. Trinkt, Kapitain! Meine Schweſter ſitzt in einem Roſengarten in Liſſabon gegen mich. Der Erzherzog iſt ein ſchändlicher Verräther, der mich bis auf's Blut quält."

„Ihr gebt mir doch einen Brief mit an Euere Schweſter?"

„Er iſt ſchon geſchrieben. Ich hoffe, wir werden uns ſprechen, in Spanien, in Portugal oder an der Grenze; denn die fürſtlichen Schweſtern, unſere Herrinnen, werden ſich jedenfalls ein Rendesvous geben. Da werden Klagen und Thränen von meiner armen Donna Juana fallen! Ja, Euer König iſt freilich ein anderer Mann, als dieſer abſcheuliche Erzherzog. Und gerade er ſoll König von Kaſtilien und Aragonien werden! Können das die Heiligen im Himmel dulden? — Doch er war ja in Antwerpen. Habt Ihr nichts entdeckt? Mir nichts zu berichten, Kapitain? Ihr ſpracht das letzte Mal, als Ihr mich beſuchtet, einen Argwohn gegen den Erzherzog aus, als habe er einen Minnedienſt in Antwerpen. Erinnert Euch doch! Ich habe das nicht vergeſſen."

„Auch ich nicht, Donna Franceſca.“

„Und habt Ihr Euch überzeugt, Kapitain?“

„Vollkommen. Der Erzherzog liebt die ſchöne junge Frau des reichen Kaufmanns Peter van der Kapellen und wird von ihr geliebt.

„Aber Beweiſe! Beweiſe, Kapitain!“

„Ich habe ihn mit meinen eigenen Augen geſehen, als er Nachts durch eine Hinterthür in ihr Schlafzimmer ging. Darauf verpfände ich mein Ehrenwort als portugieſiſcher Edelmann und Schiffskapitain meines Königs.“

„Ha, wie abſcheulich! — O, darauf ein Glas! Eine Flaſche!“ rief die Ehrendame entzückt und ergriff jubelnd den Pokal. „So iſt es doch wahr, was ich immer geargwohnt habe. Der nichtswürdige Verräther und Ehebrecher! — Ein gottloſer Herr iſt er, ein Teufelsbraten. Es wird einer frommen und ehrbaren Frau vom älteſten kaſtiliſchen Adel bange, an ſolch einem verderbten Hofe leben zu müſſen. Erzählt mir, beſter Kapitain! Erzählt! Ich brenne vor Verlangen, die nähern Umſtände dieſes niederträchtigen Handels aus Euerm Munde zu vernehmen. — Und ſolche heuchleriſche, verderbte Weiber beſcheint hier die Sonne! O, dieſes ganze Land iſt ſo ſündhaft und gottvergeſſen, wie Sodom und Gomorra, und werth, wie dieſe, von der Erde verſchlungen und von einem Salzſee, der die Sünden abwäſcht, überflutet zu werden!“

Und in frommer Begeiſterung ließ ſie die Küglein ihres Roſenkranzes, ſeufzend und die Augen der Decke zugekehrt, durch die fleiſchigen Finger laufen, dann belohnte ſie ſich für dieſe Anſtrengung mit einem vollen Glaſe.

Der Kapitain berichtete nun ausführlich von der Gaſterei, die der antwerpener Kaufmann zu Ehren des Erzherzogs angeſtellt, und von den darauf folgenden Ereigniſſen. Er befleißigte ſich bald großer Umſtändlichkeit, bald bedeutender Abkürzungen und verſchwieg Manches ganz. Die Oberhofmeiſterin hörte ſeine Rede mit funkelnden Augen an und unterbrach ſie je zuweilen durch einen jubelnden Ausruf oder einen Fluch und eine Schmähung auf den Erzherzog und deſſen Geliebte.

Als der Seemann fertig war, ſtürzte ſie mit der Haſt einer Bacchantin noch ein Glas hinab, im grellſten Widerſpruch mit ihrer ſonſtigen Weiſe und oberhofmeiſterlichen Würde, und ſagte dann rachelechzend: „Die Donna Erzherzogin-Infantin wird Euch ebenfalls einen Brief an ihre Schweſter, Euere Königin, mitgeben; Ihr hättet Euch ohnedies bei ihr beurlaubt. Ich gehe, Euch zu melden. Wenn ſie Euch über dieſe ſaubern Geſchichten fragt, ſo verſchweigt ihr nichts. Es iſt meine Pflicht, ihr Alles mitzutheilen. Es muß endlich ein Lichtſtrahl in dieſen finſtern Sündenpfuhl fallen. Vor dem Erzherzog ſeid Ihr ſicher. Er kommt nie unaufgefordert in die Gemächer ſeiner Gemahlin, am wenigſten um dieſe Zeit.“

Und wieder im ſteifen, ſpaniſchen Schritt ihrer Würde entfernte ſie ſich. Magelhaens lachte ihr tückiſch nach. Es ging Alles, wie er es gewünſcht hatte.

Ueber eine halbe Stunde verſtrich, ehe Donna Francesca wieder in der Thüre erſchien und ihm gravitätiſch winkte. In ihren Augen funkelte eine teufliſche Freude. „Die Infantin iſt etwas aufgeregt von der empfangenen Mittheilung. Laßt Euch nicht anfechten, wenn ſie vielleicht etwas heftig wird. Es iſt nothwendig, daß ſie Alles erfahre! Die Weiber dieſes Landes ſind ein verworfener Menſchenſchlag. Ich habe das längſt gewußt; aber mir allein hat es die Infantin nicht glauben wollen. Euch aber glaubt ſie unbedingt und mit dem größten Vertrauen, weil die Königin von Portugal, die ſie unter ihren Geſchwiſtern am meiſten liebt, in dem Briefe, welchen Ihr mitgebracht habt, Euch ſehr empfohlen hat. So beweiſet Euch denn durch Aufrichtigkeit dankbar.“

Die edle Oberhofmeiſterin ahnte nicht, wie viel dem Schiffskapitain daran lag, die ausgedehnteſte Aufrichtigkeit gegen die Erzherzogin an den Tag zu legen.

Donna Juana trat dem Portugieſen mit einem feſtern und raſchern Schritte entgegen, als ſie gewöhnlich pflegte, aber als ſein Blick ihrem Auge begegnete, wäre er faſt vor der Wildheit deſſelben erſchrocken. Ihre Geſtalt ſchien größer geworden zu ſein und hatte einen impoſanten Ausdruck, den Magelhaens mit Erſtaunen zuerſt an ihr bemerkte. Es ſchien, als ſei ſie plötzlich ſich ihrer hohen königlichen Abkunft bewußt geworden und habe in demſelben Augenblick die Würde ihres Bluts und ihrer Stellung gefunden. Sie war nicht nur das tief gekränkte Weib, ſie war auch die verletzte Herrſcherin, und der bis jetzt an ihr vermißte Stern der Majeſtät blitzte nun durch die Wolkennacht des verhaltenen Zorns auf ihrer Stirne.

„Ich bin gekommen, um Ew. königliche Hohheit ehrfurchtsvollen Dank für die hohe Huld zu ſagen, womit ich während meines kurzen Aufenthaltes in den Niederlanden beglückt worden, und den Brief an Ihre Majeſtät die Königin von Portugal in Empfang zu nehmen, den zu ſchreiben Euer hoher Wille war.“

„Ich habe nicht Muße gefunden, zu ſchreiben,“ verſetzte die Erzherzogin. „Sagt meiner Schweſter, daß ich ſie bald von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen gedenke.“ Die Stimme zitterte und wurde noch unſicherer, als ſie fortfuhr: „Ihr habt Euch wohl befunden in Antwerpen, Kapitain? Die Stadt hat ſchöne und umgängliche Frauen.“

„Ich habe mich davon überzeugt, Hohheit.“

„Ihr wart oft, wie man mir geſagt hat, im Hauſe des Kaufmanns van der Kapellen. Die Frau deſſelben ſoll eine ausgezeichnete Schönheit ſein?“

„Ich müßte kein Mann ſein, um dieſe Wahrnehmung nicht gemacht zu haben, und ich müßte ein Lügner ſein, um es anders zu ſagen.“

„Worin beſteht denn die vorzügliche Schönheit dieſer berühmten Frau?“

„Sie hat einen herrlichen Körper und einen lebendigen Geiſt; ihr Auge iſt bezaubernd, aber die Krone ihrer Reize iſt ihr unübertrefflich ſchönes Haar, das ihr wie Wellen geſchmolzenen Goldes vom Haupte wallt. Ich hatte ſolches Haar früher für ein Märchen gehalten, womit die Dichter die Feen und Nixen ausſtatten. In ganz Portugal und Spanien hat kein Weib ſolches Haar.“

„Ihr ſeid ein begeiſterter Lobredner ihrer Reize. Die Dame ſcheint aus dieſem Haar unzerreißliche Netze und Schlingen für Männerherzen zu flechten. Selbſt der Erzherzog ſoll“ —

Sie vermochte nicht auszureden. Die Vibration der Stimme hatte ſich ängſtlich geſteigert; aber kaum hatte ſie ihren Gemahl genannt, als ein wilder, furchtbarer Schrei, ähnlich dem Tone eines hungrigen Raubthiers, aus ihrem verzerrten Munde hervorſchoß. Ihr Auge funkelte dazu, wie das einer Löwin, deren Junges, von einem mörderiſchen Geſchoß durchbohrt, zu ihren Füßen ſtirbt. An dieſen Schrei, der dem Schiffskapitain durch Mark und Bein fuhr, ſchloß ſich ein dumpfes Heulen. Sie ſtürzte auf das nächſte Polſterbett los, auf welchem mehre ihrer Katzen in fauler Ruhe lungerten, ergriff eine derſelben und würgte ſie. Das Thier ſchrie jämmerlich und biß um ſich; die Fürſtin brach in ein ſchauderhaftes Hohngelächter aus und rief dazwiſchen mehrmals in einem von Schmerz und Wuth gemiſchten Tone: „O, d'Alnayar! d'Alnayar! du haſt es mir erſt geſagt!“

Die Oberhofmeiſterin war herzugeeilt, um die unglückliche Fürſtin in ein andres Zimmer zu bringen, und winkte dem vor Entſetzen ſchier verſteinerten Seemann, ſich zu entfernen. Er eilte haſtig von dannen; aber noch im Vorzimmer ereilten die Jammertöne Juana's ſein Ohr. Sie peitſchten ihn, wie Geißeln der Furien, vorwärts, und er verließ die Stadt mit der Haſt eines Verbrechers.

Gh.

Ausgewählte

# Romane und Novellen

von

**Ludwig Storch.**

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Einundzwanzigster Band:

## Ein deutscher Leinweber.

Zweiter Theil.

◆

Leipzig,
Ernst Keil.
1861.

# Ein deutſcher Leinweber.

Zeit- und Lebensbilder
aus der erſten Hälfte des ſechszehnten Jahrhunderts.

von

**Ludwig Storch.**

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Erſte Abtheilung.

## Philipp von Oeſtreich.

Roman in vier Theilen.

Zweiter Theil.

Leipzig,
Ernſt Keil.
1861.

# Philipp von Oeſtreich.

Roman in vier Theilen

von

## Ludwig Storch.

Zweiter Theil.

## 1.

# Margaretha Herzogin von Savoyen.

Am zweiten Tage der dritten Woche des Oktobers langte in Brüſſel die zahlreiche und prächtige Geſandtſchaft des Herzogs von Savoyen an, beſtimmt, die Erzherzogin Margaretha mit bräutlichem Pomp abzuholen und ihrem Verlobten zuzuführen. Man zählte über zweihundert und funfzig Berittene, und ihr Anführer war der ſchöne und ritterliche Graf Wilhelm von Savoyen, natürlicher Bruder des Herzogs, bekannt unter dem Namen des tapfern Baſtard von Savoyen. In ſeiner Umgebung glänzten die Söhne aller Adelsfamilien des ganzen Herzogthums. Der Erzherzog ließ ſie durch einen nicht minder prächtigen Reiterhaufen einholen, angeführt von Wilhelm von Croy, Herrn von Chièvres, dem tapferſten und ritterlichſten jungen Manne in ſämmtlichen niederländiſchen Provinzen. Der Einzug bot den Brüſſelern ein impoſantes Schauſpiel. Auf einer Bühne vor dem Schloſſe, deren Boden mit Scharlach und deren Bruſtwehr mit goldenem Stück belegt war, ſtand der Erzherzog mit ſeiner Schweſter, das ſchönſte Geſchwiſterpaar im Lande, vielleicht das ſchönſte unter allen Lebenden, und von aller Pracht und fürſtlichen Herrlichkeit kehrte das ermüdete Auge immer wieder zu ihnen zurück, um ſich von neuem zu erlaben und zu erfreuen. Wer hätte ſie nicht mit Luſt betrachtet, den Stolz des reichſten Landes in Europa! Wie freiheitliebend und republikaniſch geſinnt der Niederländer immer ſein mochte, er fühlte ſich geſchmeichelt, ſolch ein Fürſtenpaar zu beſitzen. Wie Peter van der Kapellen ſeine Frau wegen ihrer Schönheit als die Perle ſeines Hauſes hochhielt, ohne ein tieferes Gefühl für ſie, ſo hielten die Niederländer Philipp und Margaretha als die Perlen ihres Landes hoch, ohne ihnen eine wärmere Zuneigung zu ſchenken. Der Niederländer liebte die fürſtlichen Geſchwiſter ſeinetwegen, nicht ihretwegen, und aller Glanz, der ſie umgab, alle Ehren, die ihnen erwieſen wurden, bezog er auf ſich. Denn der Bürger war eigentlich Herr des Landes und ließ den Fürſten nur regieren, weil er ſelbſt keine Zeit dazu hatte. Aus dieſen Gründen nahm das Land und vorzüglich die Stadt Brüſſel den lebhafteſten Antheil an der dritten Vermählung der jungen Erzherzogin, und die Freude ſprach ſich allgemein aus, daß die Fürſtin einen ſo ſchönen, jungen und edlen Gemahl erhielt, wie der Herzog von Savoyen bekannt war. Wer ihn kannte, lobte ſeine Schönheit und Milde und behauptete, daß ſie der ſeiner Braut gleichkomme. Philipp prangte in der überaus prachtvollen Kleidung des Oberhauptes des Ordens vom güldenen Vließ, und hinter ihm ſtanden die Ritter des Ordens, die in Brüſſel wohnten oder der Feſtlichkeiten wegen dahin gerufen worden waren, alle in voller Ordenstracht. Um Margaretha's majeſtätiſche Geſtalt floß ein weites, mit Blumen durchwirktes und mit Hermelin ausgeſchlagenes Gewand von goldenem Stück. Der Gürtel deſſelben war ein maſſiv goldener Reif mit Hunderten großer Edelſteine beſetzt. Um Schultern und Hals liefen vierfache breite Bänder aus Diamanten und Perlen zuſammengeſetzt, die Zwiſchenräume zwiſchen den Reihen waren mit goldenen Arabesken ausgefüllt, ſo daß der ganze Hals bis unter das Kinn damit bedeckt war. Auf dem Haupte trug ſie eine violette Sammthaube, die zu beiden Seiten und hinten über den Hals herabfiel, über der Stirne aber einen purpurnen Ueberſchlag hatte, auf welchen Kronen von blitzenden Edelſteinen eingeſtickt waren. Darunter ſah man eine Spitzenhaube, die wiederum Perlenreihen zur Schau trug. All' dieſer Perlen- und Steinglanz wurde vom Glanze ihres gütigen, lachenden, beredten Auges verdunkelt und von der Freundlichkeit ihrer edlen Züge überſtrahlt. Wie der Mond unter den Sternen, ſo ſtand ſie unter ihren Frauen, auf den erſten Blick als Herrin und Fürſtin erkennbar. Es mag wol wenig Fürſtinnen gegeben haben, denen ſo wie ihr der ächte und wahre Stempel weiblicher Majeſtät, d. h. der liebreichſten Güte, der reinſten, ſittlichſten Menſchlichkeit, auf die Stirne gedrückt war.

Ihr Hofmeiſter, der würdige Heinrich von Berry, hatte unfern von ihr Platz, ihres Winks gewärtig.

Als nun der prächtige Zug unter dem betäubenden Schalle der Trompeten, Poſaunen und Heerpauken herangekommen war, begrüßten alle Ritter das Fürſtenpaar mit geſenkten Fähnlein und Degen, und der ganze Haufe brach in ein Jubelgeſchrei aus, unterſtützt vom Schmettern der Inſtrumente, und die Zuſchauer ſtimmten ein in den lang anhaltenden Freudengruß. Der Baſtard ſtieg mit ſechs jungen Adligen vom Pferde und nahte der Bühne. Sein Gefolge trug in ſchön verzierten Kapſeln das Brautkleinod, welches er, oben angekommen, enthüllte und, ein Knie vor der holdſeligen Braut beugend, mit einer kurzen Anrede überreichte. Es beſtand in einem aus Diamanten von allen Größen zuſammengeſetzten Herzen, an deſſen Spitze eine große hochgeſchätzte Perle als Sinnbild des Namens der Braut hing, und in einem aus Goldfäden künſtlich gewirkten Gürtel mit ſechs und zwanzig Diamanten, zehn großen Karfunkeln und vielen Perlen künſtlich verziert. — Hierauf ging der Zug durch die Stadt in das Schloß, wo ſich eine große Anzahl Bürger verſammelt hatte, um ſich die Savoyarden als Gäſte zu erbitten und in ihre Häuſer zu führen. Der Baſtard und ſein nächſtes Gefolge traten als

Gäſte des Erzherzogs in das Schloß und machten der Erzherzogin-Infantin die Aufwartung, welche ſich unwohl befand. Doch ließ ſie ſich von den Bitten der Gäſte bewegen, an der Tafel Theil zu nehmen.

Hier ſaß der Baſtard zwiſchen ihr und der Braut, und neben dieſer hatte der Erzherzog ſeinen Platz. Der Baſtard verſicherte mit viel ritterlicher Galanterie, er ſei von der hohen Schönheit der Prinzeſſin ſo geblendet geweſen, daß er alle geiſtige Kraft habe aufbieten müſſen, um ſeine Worte nicht zu verwirren.

„Man hat mir oft geſagt, in den Niederlanden ſeien die ſchönſten Frauen zu finden; jetzt weiß ich, daß die ſchönſte derſelben des Herzogs von Savoyen, meines fürſtlichen Bruders, köſtliches Eigenthum wird."

„Das würden Euch die niederländiſchen Frauen nicht zugeben," verſetzte Margaretha anmuthig, „und Euere Ritterlichkeit würde ihren Reizen gegenüber mit dieſem Ausſpruch ſehr in's Gedränge kommen, denn die Provinzen ſind ſo reich an Schönheiten, daß man mich wahrlich nicht vermiſſen wird."

„Du magſt die ſchönſte ſein, oder es mag ſchönere geben," ſagte Philipp, „das Bruderauge kann darüber nicht entſcheiden; aber das weiß ich, daß kein beſſeres und edleres weibliches Herz in meinem Lande ſchlägt, als das meines lieben Gretchen's." Er beugte ſich gerührt auf ihre Hand und hauchte einen Kuß reinſter Bruderliebe darauf. Dann wandte er ſich an den Baſtard: „Euch aber, mein werther Graf, werde ich Gelegenheit geben, Gretchen's Beſcheidenheit zu prüfen und die Blüte der weiblichen Schönheit der Provinz Brabant zu bewundern."

„Mein Gemahl iſt ein Kenner und Verehrer der Schönheit," ſagte die Infantin Juana. „Ich wette, er hat die Liſte der ſchönen Frauen, die er Euch vorzuführen gedenkt, Graf von Savoyen, im Kopfe und ihm fehlt nicht eine einzige, obgleich ihre Anzahl nicht gering ſein dürfte.“

„Wer ſo wie er nur von ſchönen Frauen umgeben iſt, ſchärft ſein Auge für die richtige Beurtheilung der Meiſterwerke Gottes, wie dem Gelehrten leicht wird, die ſchwierigſten Sätze fremder Sprachen zu entziffern, weil er ſtets in ihnen ſtudirt,“ verſetzte der Baſtard mehr galant, als wahr.

„Er muß das Auge außer dem Hauſe ſchärfen, vorzüglich wenn Ihr uns Gretchen entführt habt,“ verſetzte Juana flüſternd. „Ich möchte aber wol wiſſen, welche Dame in den Provinzen er für die ſchönſte erklärt. Man hat mir geſagt, eine Kaufmannsfrau in Antwerpen laufe allen Andern den Rang ab. Ob wol der Erzherzog dies allgemeine Urtheil beſtätigt? Fragt ihn doch!“

Der Baſtard ging arglos in die Falle, indem er ſich mit der Frage an den Erzherzog wandte: „Auch ich bin ein großer Verehrer ſchöner Frauen, Hoheit, und ſo möchte ich wol wiſſen, welcher Dame außer Euerm Hauſe Ihr den Preis der Schönheit in Euerm Lande zuerkennt?“

„Meinem Urtheile nach iſt dies die junge Frau des Kaufmanns Peter van der Kapellen in Antwerpen,“ verſetzte der Fürſt unbefangen. „Sie iſt die Tochter eines Malers, und man möchte glauben, ein hohes Meiſterwerk ſeines Pinſels, der Inbegriff und die Vollendung aller weiblichen Schönheit habe ſich von der Leinwand abgelöſet und Fleiſch und Blut, Leben und Geiſt gewonnen, wie die Elfenbeinſtatue des cypriſchen Königs Pygmalion. Schon allein ihres herrlichen, goldenen Haares wegen möchte ich ihr den Vorzug vor allen andern ſchönen Frauen geben; denn eine ſolche Fülle und Pracht des Haares hat keine Lebende weiter; ich möchte bezweifeln, daß das Haar der ägyptiſchen Königin Berenice, das wegen ſeiner Schönheit wie ein ſchmeichelnder Aſtronom vorgab, von den alten Göttern unter die Sterne verſetzt wurde, ſchöner als das der Frau Eleonore van der Kapellen war.“

Unbedachtſam und leichtſinnig, wie der junge Fürſt war, hatte er ſich in eine ſo leidenſchaftliche Wärme hineingeſprochen, daß ſelbſt die Prinzeſſin Margaretha davon unangenehm berührt wurde. Aengſtlich ſchaute ſie nach ihrer Schwägerin hin und ſah in ein bleiches Geſicht, aus dem ein Paar ſchwarze Augen unheimlich herausglühten. Juana's Lippen zuckten gichtiſch, doch war keine äußere Bewegung weiter an ihr bemerkbar. Die Braut, obgleich auf glühenden Kohlen ſitzend, da ihr Juana's wüthende Eiferſucht nur zu wol bekannt war, verhielt ſich, um kein Aufſehen zu erregen, ebenfalls ruhig, flüſterte aber ihrem Bruder zu, ſich doch in dem Lobe der ſchönen Frau aus Gründen etwas zu mäßigen. Philipp erſchrak im Bewußtſein ſeiner Schuld und brach deshalb kurz ab, als ihm der Baſtard bemerkte, er ſei nach dieſer begeiſterten Beſchreibung ſehr neugierig auf die ſchöne Frau: „Ihr werdet ſie morgen ſehen.“

Margaretha's Gutmüthigkeit wandte ſich nach der Tafel an Juana, um durch liebevolle Worte den Eindruck zu verwiſchen, welchen Philipp's rückſichtsloſer Leichtſinn hervorgerufen. Bei ähnlichen Veranlaſſungen war Juana ſtets gereizt, heftig und zänkiſch geweſen und hatte das ſanfte Gretchen viel erdulden laſſen, das dann auch immer willig die Schuld des geliebten leichtſinnigen Bruders gebüßt und den Ausbruch des Sturms von ſeinem Haupte ab und auf das ihrige geleitet hatte. Diesmal war die Infantin aber merkwürdig ruhig und gefaßt und erwähnte des der Kaufmannsfrau von ihrem Gatten ſo leidenſchaftlich geſpendeten Lobes mit keinem Worte, ſo daß ſich die Prinzeſſin dem guten Glauben hingab, die Aufregung ihrer Schwägerin ſei nur eine ſchnell vorübergehende geweſen. Wie ſchlecht hatte ſie in den beiden Jahren, während welcher ſie mit Juana zuſammengelebt, das Herz dieſer Spanierin kennen gelernt!

Wie wenig wußte ſie von der gräßlichſten aller Leidenſchaften, von der Eiferſucht! Margaretha theilte den Fehler aller edlen, großmüthigen Seelen: alle Andere unbewußt nach ſich ſelbſt zu beurtheilen. Wie in ihrem reinen Gemüthe auch nicht der kleinſte Flecken zu finden war, ſo war es ihr unmöglich, an den Schmutz einer andern Seele zu glauben. Dieſe heiligen Gemüther ſind auf die Erde gekommen, um ſich an ewigen Täuſchungen ſchmerzlich zu verbluten.

Als der Abend anbrach, ſtrömte der Hofadel und die ſavoyiſchen Edeln nach dem Schloſſe, um dem glänzenden Scheinbeilager des Baſtards und der Prinzeſſin Margaretha beizuwohnen. Nachdem man weidlich bankettirt und einige Tänze ausgeführt hatte, zog man in die mit Kerzen luſtig erhellte Kapelle, wo der Biſchof von Lüttich den Baſtard von Savoyen als Stellvertreter ſeines Bruders, des Herzogs, mit der Erzherzogin Margaretha einſegnete und ſie die Ringe wechſeln ließ. Dann ging der Zug mit Fackeln in den großen Ritterſaal, wo unter einem mit Purpurſammet und Hermelin ausgeſchlagenen Thronhimmel ein ſeidenes Bett ſtand. Die Braut wurde von den adeligen Hoffrauen des Oberkleides entledigt und in das Bett gelegt; der Baſtard aber legte mit Hülfe der ſavoyiſchen Herren zur Hälfte einen ſilbernen Harniſch an, d. h. das rechte Bein, der rechte Arm und die Bruſt wurden mit dem Silberpanzer bedeckt, dann wurde er zum Bette der Prinzeſſin geführt, in welches er das linke unbeharniſchte Bein ſteckte. Nachdem er mit üblichen Scherzreden die Braut eine Zeit lang unterhalten hatte, erhob er ſich wieder und bat ſie zum Lohne ſeiner Bemühungen um einen Kuß. Als ſie ihr anmuthiges Haupt vorneigte, um ſeine Bitte zu gewähren, warf er ſich vor dem Bette auf die Knie, empfing ſo den Kuß und ſchwur dann, als ihr Diener zu leben und zu ſterben. Margaretha hieß ihn aufſtehen, zog einen koſtbaren Diamantring vom Finger, überreichte ihm denſelben zum Geſchenk und wünſchte ihm gute Nacht. Die Anweſenden führten nun noch unter ſanfter Muſik einen kurzen Fackeltanz vor dem Bette auf und verließen dann ſtill den Saal.

Die Morgenſtunden des folgenden Tages waren der großen Beglückwünſchung gewidmet, wobei Margaretha nun die Ehren und den Namen der regierenden Herzogin von Savoyen erhielt und von der neuen ſavoyiſchen Dienerſchaft zum erſten Mal bedient wurde. Die ſavoyiſchen Edelleute, hingeriſſen von der Huld und Anmuth ihrer jungen Herrſcherin, weiheten ſich alle in ſtürmiſcher Begeiſterung ihrem Dienſte und ſchwuren, für ſie in den Tod zu gehen.

Margaretha ſah bleich und ernſt aus, ja in manchen Augenblicken flog wieder jener ernſte, ſchier trübe Zug um ihren Mund, den man ſonſt gewöhnlich an ihr zu bemerken pflegte, der aber ſeit einiger Zeit den bräutlichen Gefühlen gewichen war. Es wurde einem aufmerkſamen Beobachter nicht ſchwer, wahrzunehmen, daß ſie ſich zwang, heiter zu ſcheinen, und daß ihr dies nur unvollkommen gelang; dieſer Beobachter war Marx von Bübenhoven. Sein Auge hing oft an ihren Zügen und verdüſterte ſich allmälig, als es jene umwölkt ſah, aber eine leichte Freude verklärte plötzlich ſein Geſicht, als ihn die vertraute Kammerfrau der Herzogin benachrichtigte, ihre Gebieterin wünſche ihn nach der Ceremonie allein zu ſprechen. Unter dem Vorgeben, daß ſich die Herzogin angegriffen fühle und ſich auf die Feſtlichkeiten des Nachmittags zu ſammeln wünſche, wurde jene abgekürzt und der Page trat nach wenigen Minuten in das Kloſet, das ſtille Heiligthum der Fürſtin.

## 2.

## Gretchens vertrauliche Mittheilung.

Die hohe, milde Frau hatte ſich aller Pracht entledigt und ſaß mit einem einfachen Gewande bekleidet, ernſt und ſinnend in einem Polſterſtuhle an dem einzigen Fenſter des kleinen, traulichen Gemachs, welches der Page nie ohne Herzbeklemmung betreten konnte. Auch diesmal verſagte ihm der Athem, zumal er mit Beſtürzung bemerkte, daß die angebetete Frau geweint hatte. Der Schleier der Schwermuth, der über ihrer hohen, reinen Stirne hing, wurde zum eiſernen, beengenden Geflecht für ſein eigenes Herz, über deſſen Gefühle für Margaretha ihn Frau Eleonore van der Kapellen in's Klare gebracht hatte. Er zitterte heftig, als ſie ihn zu ſich heranwinkte, und ſein Schritt war unſicher, indem er dem Winke gehorchte.

„Junker,“ ſagte ſie, „der Tag naht mit ſtarken Schritten heran, wo ich dieſes Land meiner Geburt verlaſſe, zum dritten Mal verlaſſe, um das Schickſal der Frauen zu erfüllen. Vielleicht hat dieſes Schickſal mich als Herzogin von Savoyen glücklich machen wollen und zertrümmerte deshalb in Frankreich und Spanien mein gehofftes Glück; vielleicht hat es mich zu ferneren ſchweren Leiden beſtimmt.“

„Das wolle Gott verhüten!“ rief der Page aus gepreßter Bruſt. „Nein, hohe Frau, Ihr werdet des Glückes reichſtes Maß genießen, wie Ihr verdient.“

„Kein ſterbliches Auge durchdringt den Schleier der Zukunft; aber die Seele hat oft ein dunkles Vorgefühl von kommenden Schickſalsſchlägen, auch lieben es die verhüllten Mächte, denen Gott Gewalt über unſere Tage gegeben hat, in Zeichen und Andeutungen auf ihr künftiges Wirken hinzuweiſen. In Träumen, Geſichten und Ahnungen ſtellen ſie, ob zu unſerer Warnung, ob zu unſerer eigenen Genugthuung? dunkle Bilder böſer Stunden auf, deren Schreckgeſtalten noch im Schoße der Zukunft ſchlummern; es iſt, als ob ſie Boten an uns abſendeten, Herolde, ihr unheilvolles Erwachen und Kommen uns voraus zu verkündigen."

„Ihr erſchreckt mich, gnädigſte Frau! Ich will nicht hoffen, daß Euch etwas Unheimliches begegnet iſt?"

„Und doch iſt's ſo, mein lieber Bübenhoven. Ich wollte es verſchweigen und Niemandem ein Wort davon ſagen; denn mit Euch wollte ich ja jetzt ganz andere Dinge reden. Aber unwillkürlich bin ich darauf gekommen und ſo mögt Ihr denn wiſſen, was mir begegnet iſt. Wem ſagte ich es lieber, als Euch, der Ihr mein volles Vertrauen beſitzt, von dem Euch einen andern Beweis zu geben ich Euch eben zu mir habe beſcheiden laſſen."

Der Jüngling griff erröthend und die Augen voll Thränen unbewußt nach der ſchönen Hand, deren voller Arm aus dem Mouſſelin des Kleides hervorquoll, und ſenkte die Lippen auf ſie; doch wagten ſie kaum, das zarte Fleiſch zu berühren. Sie überließ ſie ihm, ſie zog ſie nicht zurück; ihr Auge hing mit ſtillem Wohlgefallen an ſeinen Zügen. Erſt als er das Haupt wieder erhob, errötheten ſie Beide, und Marr ſchlug den Blick verwirrt zu Boden.

„Es drängt mich gleichſam zur Mittheilung," fuhr ſie raſch fort, „aber ich mag meinem Bruder die Freude nicht ſtören, auch hat er wenig Empfänglichkeit für die leiſen Gefühlsregungen und Ahnungen eines ſtillen Frauengemüths, und meine Schwägerin hat, außer für ihre Katzen, ihren Ehegemahl und ihre flandriſchen Muſikanten, wenig Sympathien für lebende und fühlende Weſen. Sie hat nie mein Herz verſtanden, weil ſie keine Befähigung hat, Herzen zu verſtehen. Sie liebt meinen Bruder heftig, leidenſchaftlich und iſt wie raſend eiferſüchtig auf ihn, aber Herz und Gemüth haben nichts mit dieſer Liebe zu ſchaffen, ſo wenig wie mit ihrer Leidenſchaft zur Muſik; denn ſie beſitzt nicht Herz und Gemüth. Doch Ihr kennt ſie ja und könnt Euch leicht denken, daß ich in ihr keine ſchweſterliche Freundin gefunden habe, der ich mein innigſtes Vertrauen ſchenken könnte. Sie liegt ganz in den Händen ihrer alten, eiteln, ſtolzen Haushofmeiſterin, dieſer ſtörriſchen Männerfeindin, die in ihrer Jugend in Spanien einen ſchlechten Lebenswandel geführt und nun bei uns Alles ſchlecht und tadelnswerth findet. Und auch unter meinen Frauen iſt keine, zu der es mich hinzöge, von der ich ein Verſtändniß meines ſtillen Seelenſchmerzes erwarten dürfte. Ach, ich hatte eine Freundin, eine innig geliebte, innig liebende Seele, ein ſüßes Beſitzthum meines Herzens, deſſen Schuldnerin es doch war. Ja, indem ich ihr Alles gab, gewann ich Alles von ihr; wir waren die zwei getrennten Hälften eines Herzens, die ſtets ſich wieder zu vereinigen ſtrebten und nur ſich glücklich fühlten, wenn ſie ſich ſo nahe als möglich waren. Und uns mußte ein grauſames Geſchick trennen! Ihretwegen iſt's, weshalb ich Euch zu mir bitten ließ, Junker; denn meine Luiſe lebt in Spanien, wohin Ihr nächſtens mit meinem Bruder geht, und ich will Euch bitten, meine Aufträge an ſie zu übernehmen."

Der Page verneigte ſich wieder, und die Herzogin fuhr fort: „Euch habe ich unter Allen dazu erleſen; denn nicht nur, daß Euer beſcheidenes, ſittiges Weſen Euch vortheilhaft an dieſem Hofe auszeichnet, ich las auch in Euerm Auge ſtets ein tiefes Mitgefühl für mich und mein Geſchick. Jetzt, da ich zu ſcheiden im Begriff ſtehe, fühle ich es klar, daß ich Niemanden hier weiter Vertrauen ſchenken kann, als Euch."

Ueberwältigt vom heftigen Strom der Gefühle, ſank Bübenhoven vor ihr in die Knie und hob das Auge in ſchwärmeriſcher Begeiſterung zu ihr empor: „O, gebt mir Gelegenheit, Euer Vertrauen zu verdienen, erhabene Frau!

Ihr werdet mich dann vor mir ſelbſt erheben, mich mir ſelbſt achtungswerth machen."

Sie berührte mit der Hand ſeine Stirn und ſagte: „Wer weiß, wie bald ich eines treuen Freundes bedarf! Ach, es können ja noch ſchlimmere Geſchicke über mich kommen, als ich bereits erlebt habe! es können mir verhängnißvolle Stunden ſchlagen, wo mir ein Herz noththut, das, mir ergeben, zu Kampf und That für mich freudig bereit iſt."

„Gebietet über mein Leben, Herrin, und es wird der köſtlichſte Augenblick deſſelben ſein, wenn ich, mein Blut verſtrömend, es für Euch verhauchen kann. Aber jede böſe Stunde ſei und bleibe von Euch fern! Ueber einen Engel haben finſtere Mächte keine Gewalt. Gebt Euch nicht ſo trüben Gedanken hin. Erheitert Euer Gemüth zu den Freuden des Feſtes."

„So hört denn, was mich ſo ernſt und nachdenklich geſtimmt hat! Mir träumte nämlich in dieſer Nacht, ich ging Arm in Arm mit einem ſchönen jungen Manne über ein blumiges Feld, das recht wie ein freundlicher Garten anzuſchauen war. Wir ſtolzirten Beide in fürſtlicher Gewandung, und mein Begleiter war mein Gemahl, der Herzog von Savoyen. Ich fühlte mein Herz von großer Liebe zu ihm bewegt und ſah mich von ihm mit der ſüßeſten Zärtlichkeit geliebkoſet. Aber er wurde plötzlich müde, und in dieſem Augenblick kam ein ſchwarzer Wagen, ganz geformt wie der Leichenwagen, auf welchem die Leichen der Könige von Frankreich zur Gruft gefahren werden. Sechs ſchwarze Roſſe waren vorgeſpannt, die gingen langſamen und gemeſſenen Schritts, und auf dem Wagen ſtanden zwei junge Männer in königlichen Kleidern. Ach, ich erkannte ſie nur zu bald, und noch jetzt, indem ich es Euch erzähle, läuft mir ein Schauder durch die Gebeine. Es waren zwei Verſtorbene, und ich mit Beiden vermählt geweſen. Karl war's, der König von Frankreich, und Don Juan, der da König von Spanien werden ſollte. Sie hielten ſich ernſt umſchlungen, und Juan reichte dem müden Herzog von Savoyen die Hand und zog ihn auf den Wagen, auf dem er den dritten Platz einnahm und der nun langſam weiterfuhr. Trotz dem war er mir bald aus den Augen, und ich ſtand einſam in dem Garten, der, wie ich mit Schrecken bemerkte, in ödes, ſteiniges Feld verwandelt war. Ich härmte mich ſehr und erwachte darüber."

„Der Traum iſt Folge der Aufregung dieſer Tage," ſagte der Page betreten. „Ihr habt bei Eurer dritten Vermählung zweifelsohne der beiden frühern gedacht und dadurch ſind die Geſtalten der beiden verſtorbenen Fürſten in Eurer Seele wach gerufen worden. Laßt Euch dieſen Traum nicht anfechten, hohe Frau."

„Es iſt noch nicht genug, Junker. Hört weiter! Als ich dieſen Morgen mich zum Empfange der ſavoyiſchen Herren und des Hofes ſchmückte, wollte ich das vom Herzog von Savoyen empfangene Brautkleid anlegen. Aber in dem Augenblick, als ich das diamantene Herz auf der Bruſt befeſtigen wollte, fiel die koſtbare Perle von demſelben herab und rollte durch das Zimmer. Das goldene Kettchen, an welchem es mit dem Herzen zuſammenhing, hatte eines ſeiner Glieder aufgethan. Das Herz bedeutet den Herzog, die Perle mich, wie mir mein Gemahl durch ſeinen Bruder hat melden laſſen. Mein Name Margaretha ſoll ja Perle heißen. Die Perle hat ſich vom Herzen gelöſet, und Perlen bedeuten Thränen. Ich habe einen thränenreichen Namen." Und zwei helle Thränenperlen glitten langſam über ihre bleichen Wangen herab.

„O, wie mögt Ihr einen Zufall doch ſo ſchmerzlich deuten!" rief Bübenhoven auf das tiefſte bewegt. „Ich beſchwör' Euch, hohe Frau, entſchlagt Euch dieſer traurigen

Gedanken! Freuet Euch mit den Lebenden und laßt die Todten ruhen. Vergönnt den Herzen, die Euch in Treue und Ergebenheit ſchlagen, Euere kleinſten Wünſche Euch von den Augen zu leſen, und geht mit Frohſinn dem Glücke entgegen, daß Euerer als angebetete Herrin eines ſchönen Landes wartet.“

Die Herzogin ſchüttelte leiſe und wehmüthig das ſchöne Haupt, als falle es ihr ſchwer, an ein dauerndes Glück zu glauben. „Ich habe dieſer Tage, von ſo vielfachen Gefühlen bewegt, eine unbeſchreibliche Sehnſucht nach der lieben Freundin meiner Jugend empfunden. Ach, ich hätte auf Windesflügeln zu ihr in die kaſtiliſchen Berge, in denen das alte mauriſche Schloß ihres Gemahls liegt, hinüberſtürmen mögen, um ihr an's Herz zu ſinken und mich dort ein Mal recht ſatt zu weinen. Ihr könnt nicht glauben, Junker, welch ein heiliges Bedürfniß es für mein Herz iſt, an der Bruſt der Freundin zu weinen, ſo recht, was man ſagt, ſich todtweinen. Das erleichtert die bedrückte Seele und heilt das von Schmerzen kranke Herz. Ach! und ich bin ſchon zwei Jahre von ihr fern und habe all' die Thränen, die ſich nur am Herzen der Freundin löſen, auf der Bruſt behalten müſſen, und da laſten ſie mir ſo ſchwer. — Weil ich nun nicht ſelbſt zu meiner Luiſe konnte, ſo habe ich den weſtwärts ziehenden Wolken Grüße und Lieder mitgegeben an ſie. Ja, ich habe in dieſen zwei Jahren manches Lied der Sehnſucht an die Freundin meines Herzens gedichtet und das allein machte mir die Trennung von ihr erträglicher. Dieſe Lieder und einen großen Brief, den ich in dieſen Tagen geſchrieben habe, ſollt Ihr der Herzogin von Najara, Donna de Villaquiran, überbringen. Euch allein hab' ich zu meinem Boten gewählt, zu meinem verſchwiegenen Boten; denn Ihr müßt dieſe Botſchaft geheimhalten und am wenigſten darf mein Bruder, Euer Herr.

davon erfahren. Sein Auge darf die für meine Luiſe beſtimmten Papiere nicht ſehen. Verſprecht mir das! Ich habe meine guten Gründe zu dieſer Verfügung."

Der Page gelobte das verlangte Verſprechen in die Hand der holden Fürſtin, und ſie fuhr fort: „Ihr werdet es mir Dank wiſſen, daß ich Euch Gelegenheit gebe, dieſe liebenswürdige Dame kennen zu lernen. Die Herzogin iſt eine der trefflichſten unſeres Geſchlechts."

„Wenn ſie es nicht wäre, würde ſie nicht Euere Freundin ſein und ſich ſolcher Liebe von Euch erfreuen."

„O, und wie verdient ſie dieſe Liebe! Wär' ich der ihrigen ſo würdig, wie ſie der meinigen! — Als ein Kind von drei Jahren von dieſen mitleidsloſen Flamändern nach Frankreich verkauft, hatte ich bald jede Erinnerung an die Heimat verloren. Sie lag hinter mir, wie ein ſchöner, vergeſſener Traum, von dem man nur noch ein dunkles, angenehmes Gefühl bewahrt. Frankreich wurde mein Vaterland, das ſchöne Frankreich! Es iſt das ſüße Paradies meiner Jugend. In ſeinem reizgeſchmückten Boden ſchlug mein junges Leben Wurzel, trieb Blätterſchmuck und die erſten Blüten, die ſchönſten und reichſten, die mir geworden; denn alle ſpätern waren taub und vergiftet. Die Kränze, die ich mir in den Zaubergärten der Kindheit gewunden, hängen noch immer friſch und leuchtend in meiner Erinnerung, und ihre Blumen wandeln ſich allmälig zu Sternen, die hell und heller leuchten, je weiter ich mich von ihnen entferne, und nach denen ich fort und fort mein ſehnſüchtiges Auge rückwärts wende, träumeriſch verſunken in ihr ſüßes Licht. Die verklärende Kraft der Erinnerung, doppelt ſtark, wenn ſie aus der frühen Jugend herüberleuchtet, überhaucht alle Geſtalten und Dinge, die mich damals umgaben, mit ihren Zaubertinten. Der König, deſſen Namen ich führte, zwar nur zehn Jahre älter als ich, war doch zu alt zum Geſpielen für mich. Es wird Euch bekannt ſein, daß ſeine Schweſter Anna und deren Gemahl, der Herzog Peter II. von Bourbon, die Regierung des Landes leiteten, zum großen Verdruß des Herzogs Ludwig von Orleans, des jetzigen Königs. Meine Schwägerin Anna verſah Mutterſtelle an mir und wählte meine Geſpielinnen aus der Familie des franzöſiſchen Königshauſes. Da war ihres Gemahls Schweſter, Margaretha von Bourbon, Gräfin von Montpenſier, nachher erſte Gemahlin des Herzogs von Savoyen, ein Jahr jünger als ich; ferner zwei Gräfinnen von Foix, Geſchwiſterkindsmuhmen und Couſinen des Königs, Anna und Germaine, Beide faſt in einem Alter, und endlich Luiſe, Gräfin von Maine, eine natürliche Tochter des letzten Herzogs von Anjou, welcher zwei Jahre vor meiner Ankunft in Frankreich geſtorben war und Anjou und Maine als heimfallende Lehne der Krone Frankreich verlaſſen hatte. Luiſe war drei Jahre älter als ich. Dieſe vier Sproſſen des königlichen Hauſes machten den Kreis meiner täglichen Geſpielinnen aus; wir konnten nicht leben, wenn wir nicht beiſammen waren. Am meiſten fühlte ſich aber mein Herz zu der verwaiſeten Luiſe hingezogen. Auch ihre Mutter war nicht mehr am Leben. Sie ſtand einſam und verlaſſen in der Welt, und ſo jung, ſo ernſt und überlegſam war ſie, und deßhalb paßten wir am beſten zuſammen; denn auch ich zeigte mich ſchon früh ſtill und beſchaulich. Dann ſtand uns Margaretha am nächſten mit ihrer ſtillen, ſinnigen Gemüthswelt, und wir Drei bildeten ein hübſches Kleeblatt verwandter Herzen. Anna von Foix, flatterhaft und leichtſinnig, erkannte willig Luiſens Ueberlegenheit an und entzog ſich den kleinen Verweiſen nicht, die ihr die ältere und verſtändigere Freundin dann und wann zu geben für nöthig hielt. Beide liebten ſich aufrichtig, wenn auch nicht mit der Schwärmerei, wie das Kleeblatt, ich ſtand zu Anna in demſelben Verhältniß, wie Luiſe. Germaine dagegen war von heftiger Gemüthsart, ſtreit- und zankſüchtig und lehnte ſich gegen Luiſens Obergewalt auf. Früh kränklich, war ſie verzogen und hinkte mit dem linken Beine, welches ein wenig kürzer war als das rechte. Uebrigens war ſie ſieben Jahre jünger als ich und noch zu ſehr Kind, als daß ich in ein näheres Verhältniß zu ihr hätte treten können. Wir genoſſen gemeinſamen Unterricht; Luiſe war uns andern Vieren aber weit voraus und trat deshalb oft mit Glück als unſere Lehrerin auf. Ich lernte am geſchickteſten und beſten von ihr und viel mehr, als von jeder andern Lehrerin oder einem Lehrer; was ſie mir ſagte, das flog mir an und blieb feſt bei mir hängen. Nach mir lernten Margaretha und Anna viel von ihr, aber Germaine durchaus gar nichts. Sie war wie ſchon geſagt, noch zu jung. Dieſe hatte nur für Glanz, Putz und Flitter Sinn und ihr größtes Glück war, ſich bei Hoffeſten im großen Staat zu zeigen und von jungen Hofherren becouren zu laſſen, wobei ſie durch einen hohen Abſatz auf dem linken Schuh und Zwang ihr Hinken gut zu maskiren wußte. Auf dieſe Weiſe theilten wir fünf Geſpielinnen Freude und Leid, Arbeit und Vergnügen zuſammen, glückliche Kinder! Und welch ein anderes Leid wol hätte uns treffen können, als wenn Germaine ein Mal unartig war und uns das Spiel verdarb! Wir wuchſen mit einander auf, ich die Königin, ſie meine Hofdamen, und der Hof von Blois war Zeuge unſeres ſchweſterlichen Glücks. Alle dieſe Tage der harmloſen, ſeligen Kindheit ſtehen noch immer leuchtend vor dem Auge meiner Seele, und oft tanzen die roſigen Mädchen mit verſchlungenen Armen und flatternden Gewändern ſingend und ſcherzend an dieſem ſehnſuchtvollen Auge vorüber und machen mich auf Minuten das ſchwere Leid vergeſſen, das ich nachher ertragen habe. — Ach, Junker, welch eine glückliche Jugend habe ich mit dieſen meinen kleinen Freundinnen im ſchönen Frankreich verlebt! O, Frankreich! Frankreich, Land meiner Sehnſucht und Träume! Du haſt mich verſtoßen und mir unſäglichen Schmerz bereitet, aber größer iſt doch das Glück, das du mir erſt gabſt; du haſt mein Leben mit der glänzenden, bunten Morgenröthe der Poeſie, der Freundſchaft, der unſchuldigen Kinderfreude geſchmückt! — Als ich nun eben zum vollſten Bewußtſein dieſes Glücks aus der unklaren Traumbefangenheit der erſten Jugend erwacht war, als ich eben herausgetreten war aus der Morgennebelſchicht der Kindheit in das volle, klare Sonnenlicht des Jungfrauenalters, als ich mein Glück mit ſelbſtbewußter Empfindung, mit mir eben klar gewordener Wonne zu ſchmecken begonnen hatte, da zuckte auch gleich der erſte Blitzſtrahl aus heiterm Himmel auf dieſes harmloſe Glück herab, um es zu zertrümmern. Wehe mir! Welch eine höhere, unerforſchliche Macht war doch neidiſch auf die unſchuldigen Genüſſe eines eben zur Jungfrau reifenden Kindes! Es war mir nicht vergönnt, die Königin des ſchönen Landes meiner Jugendſeligkeit zu werden, die ich neun Jahre lang geheißen hatte. Ach, es ward ein grauſames Spiel mit meinem Herzen getrieben! Der ſeltene, fünfgliedrige Verein fürſtlicher Kinder wurde ſchnell von einander geriſſen, aber die beiden am innigſten verbundenen Herzen blieben doch beiſammen. Als der treuloſe König Karl die Braut meines Vaters, Anna von Bretagne, zwang, ſich mit ihm zu vermählen und die Stelle einzunehmen, die mir nach göttlichen und menſchlichen Geſetzen gebührte, war ich zwar noch nicht zwölf Jahre alt, aber einſichtsvoll und ſtarkfühlend genug, um die ganze Größe des Unglücks und der Schmach zu erkennen, die von einem jungen, alle Sitte und alles Recht mit Füßen tretenden Könige auf mich gehäuft wurde. Was half ihm denn die Kränkung, die er mir anthat? Fünf

Jahre darauf war er eine Beute des Todes. — Ich wurde vom Hofe entfernt. Es war grauſam, aber es würde noch grauſamer geweſen ſein, mich dort zu laſſen, wo ich eine Andere meine Stelle einnehmen ſah. Die größte Grauſamkeit des Königs Karl beſtand offenbar darin, daß er mich überhaupt nicht ſogleich in die Niederlande zurückſchickte, mich vielmehr über ein Jahr noch als Geißel in Frankreich zurückhielt; denn zwiſchen Oeſtreich und Frankreich drohete Krieg auszubrechen wegen der Schmach, die Karl meinem Vater und mir zugefügt, und ich lebte während dieſer Zeit auf einem einſamen königlichen Schloſſe mit meinen Lehrerinnen und meiner Dienerſchaft. Nur meine Luiſe wurde mir als Geſpielin und Freundin gelaſſen, während Margaretha von Bourbon und Anna und Germaine von Foix am Hofe blieben. Die Letztere verließ aber Frankreich kurze Zeit vor mir. Ihr Vater Johannes, Fürſt zu Narbonne, ſtarb nämlich in dieſem Jahre 1493 und ihre Mutter Marie, Prinzeſſin von Orleans, Schweſter des jetzigen Königs von Frankreich, verließ wegen der feindlichen Spannung, in welcher die beiden verwandten Familien Bourbon und Orleans mit einander lebten, den franzöſiſchen Hof und begab ſich mit ihrer Tochter an den ihr ebenfalls nahe verwandten Hof von Navarra. Ich wurde wenige Wochen darauf, ſobald der Friede zwiſchen Oeſtreich und Frankreich abgeſchloſſen war, in mein Geburtsland zurückgebracht; aber nicht allein brauchte ich zu gehen. O, ich hatte ein treues Herz gefunden, welches nicht von meinem Herzen laſſen konnte, ſo wenig, wie ich von ihm! Nein, Luiſe und ich, wir vermochten uns unmöglich zu trennen. In der ſtillen Einſamkeit unſeres abgeſchiedenen Aufenthalts war das Bedürfniß der Freundſchaft nur noch ſtärker in unſeren jungen Seelen geworden; das Unglück, das mich betroffen, hatte es noch mehr geſteigert und ſeine Befriedigung noch ſüßer gemacht. Wir waren keine Kinder mehr; der Ernſt des Lebens, der mich plötzlich aus den heitern Tänzen einer königlich reich gepflegten Jugend herausgeriſſen, hatte mich vor der Zeit zur Jungfrau gezeitigt und mich Luiſen gleichgeſtellt, die, ohne Eltern und nahe Verwandte, auch ſchon viel Trübes erfahren hatte. Der Schmerz über mein bitteres Geſchick hatte ihr Herz ſo tief verwundet, wie das meinige, und als ſie ſich weinend an einander drückten, wuchſen ſie deshalb auch ganz in einander und zuſammen. In dieſen Tagen des Leids und der innigſten Theilnahme und der daraus entſpringenden wehmüthigen hohen Seelenfreude ſprang auch zuerſt der Born der Lieder aus unſerer Bruſt, geweckt und hervorgerufen von thränenreicher Freude, von Lieb' und Leid und der Freundſchaft heiligen Ahnungen. Luiſe, ſelbſt ein ſtill dichteriſches Gemüth, entzündete jene ſchmerzlich ſüße Flamme in mir, die uns mit dem wonnereichſten Leid und der ſchwermüthigſten Seligkeit erfüllt. Margaretha von Bourbon brachte uns nämlich einſt Lieder von Clotilde de Vallon Chalys*) mit, dieſer hochbegabten Dichterin, voll der zarteſten Anmuth und tiefer, lebendiger Gefühle, die, faſt neunzig Jahre alt, in Languedoc lebte und erſt vor vier Jahren als dreiundneunzigjährige Greiſin geſtorben iſt. Ach, dieſe ſinnigen, tief empfundenen, unvergleichlich herrlichen Lieder — Schöneres und Zarteres hat nie eine Seele geſungen — fielen wie Sternfunken in unſere jungen Herzen. Luiſe und ich ſchwärmten für Clotilde; ſie ward unſer Vorbild und unſere erſten Lieder wurden geboren. — Margaretha beſuchte uns, ſo oft ſie nur konnte, und ſchwärmte mit uns in den zauberiſchen Blütengärten der Poeſie; ſie ſelbſt glich ja einer ſolchen zarten Blüte. Anna beſuchte uns zwar auch einige Mal, weinte ein paar Augenblicke mit uns und lachte uns dann muthwillig aus, wie es ihre Art war, aber wir fühlten, daß wir ſie entbehren konnten. Luiſe und ich, wir waren uns genug. Ach, wie liebten wir uns! Wie umſchlangen wir uns und hefteten unſere nach Schweſterliebe ſtets durſtigen Lippen in langen Küſſen an einander! Und ſo oft wir auch dieſen Durſt löſchten, immer war er wieder in unſeren Seelen. Der Himmel hatte jeder von uns eine Schweſter verſagt, die Liebe und die Poeſie machten uns zu Schweſtern, zu mehr noch, zu Freundinnen; ich möchte ſagen, wir waren nur körperlich zwei verſchiedene Weſen, unſere Seelen waren eins. — Da Luiſe nur entfernte Verwandte und der Hof kein beſonderes Intereſſe an ihr hatte, ſo ſetzte man ihrer Erklärung, daß ſie mit mir nach Brüſſel gehen werde, keine Schwierigkeiten entgegen. Das Jahrgeld, welches ihr der König zu zahlen verpflichtet war, konnte ſie verzehren, wo es ihr beliebte. Ich war damals faſt vierzehn Jahre, Luiſe hatte ſchon das ſechzehnte Jahr zurückgelegt, aber ich war größer und ſtärker als ſie. Sie war eine zarte, ſchmächtige Franzöſin; die feine und ausgeſuchte Blüte ihrer Schönheit befand ſich eben, als wir in Brüſſel ankamen, in der herrlichſten Entwickelung. Es ſind nun acht Jahre geweſen, aber die Erinnerung an jene Tage ſteht mir noch ſo lebendig und friſch in der Seele, als wenn ſeitdem erſt acht Wochen verſtrichen wären.

---

*) Marguérite Eleonore Clotilde de Vallon Chalys, geb. 1405 in Languedoc, iſt die zartfühlendſte, innigſte, anmuthigſte Dichterin, welche Frankreich je gehabt. Ihre Dichtungen wurden erſt 1803 durch den Druck veröffentlicht.

Von St. Quentin, wo mich eine niederländiſche Geſandtſchaft in Empfang nahm, gingen wir nach Camerich, wo uns mein Bruder begrüßte, den ich noch nicht kannte. Hier entließ ich meine franzöſiſchen Dienerinnen bis auf eine Magd, welche mir Luiſe geſchenkt. Ihr wißt, es war

Claire, Antonio's Mutter. Philipp und Luiſe ſtanden in einem Alter, in dem Alter, in welchem das erwachte Herz am empfänglichſten iſt, das ſüße Geheimniß der Liebe in ſich aufzunehmen, und wo es, wenn es befruchtet iſt, von dieſer Himmelsgabe, von ungeahnten Wonnen und Seligkeiten ſchwillt. Kaum hatte Philipp Luiſen geſehen, als die Liebe in ihrer ganzen trunkenen Gewalt in ſeinem Herzen erwachte. Meine Freundin ward ſeine erſte Flamme; ihr holdes Weſen verſetzte ihn in den ſeligen Rauſch, der den von uns ſcheidenden Lebensmorgen mit den höchſten Reizen ſchmückt. Wie hätte die holde Luiſe, die für die zarteſten Empfindungen der Liebe ſo hoch empfängliche Dichterin, die ſchüchternen Liebesbewerbungen des ſchönen fürſtlichen Jünglings hören können, ohne ihr Herz an ihn zu verlieren! Ach, ſie liebte ihn bald genug mit ſteigender Schwärmerei und mit einer um ſo gewaltigeren Stärke, als auch ihr Herz noch für keinen Mann geſchlagen hatte! So ſtürzten dieſe jungen reinen Herzen an einander und loderten in keuſcher Glut ſeligſter Gefühle empor. Ich war natürlich die Vertraute dieſer Liebe, und wir Drei bildeten einen Bund, den Jugend, Schönheit, Poeſie, Liebe und Freundſchaft nicht herrlicher hervorbringen können. Dies ſchöne Verhältniß dauerte leider nur ein Jahr. Denn die Eroberung des Königreichs Neapel durch den franzöſiſchen König Karl rief jenes Bündniß zwiſchen dem Papſt, dem Herzog Ludwig von Mailand, dem ſpaniſchen Königspaar und meinem Vater im Jahre 1494 hervor, in welchem ich mit dem Infanten Don Juan, und Philipp mit deſſen Schweſter, der Infantin Donna Juana verlobt wurde. Luiſe brachte ihre Liebe zum Opfer dar; ſie trug über ihr eigenes Herz einen großen Sieg davon und wies den in jugendlicher Verzweiflung auftobenden Erzherzog an ſeine fürſtliche Pflicht. Wäre ſie weniger edel geweſen, ſie würde jetzt die Herrin dieſes Landes und alle Betheiligten ſo glücklich ſein, wie ſie unglücklich ſind. Luiſe, zu ſtolz, um die Geliebte eines verlobten Fürſten zu ſein, ſo ſehr ſie ihn auch liebte, riß ihr blutendes Herz von ihm und weihete es mir allein wieder. Sie ſchwur mir zu, daß ſie mich nicht verlaſſen, ſondern nach Spanien begleiten werde, wie ſie mir in die Niederlande gefolgt war. Und ſie hielt Wort; unbewegt von Philipp's leidenſchaftlichen Bitten, blieb ſie ſich treu und mir. Der leichtſinnige, flatterhafte Prinz vergaß die unglückliche Franzöſin bald in den Armen anderer ſchöner Frauen. Ihre Herzenswunde verharrſchte nicht ſo bald. Ohne Liebe gab ſie in Burgos auf meinen und den Wunſch der Königin Iſabella, die ſie bald liebgewonnen hatte, dem vornehmen und mächtigen Amirante von Kaſtilien, Don Ruy Garcias de Villaquiran, Herzog von Najara, einem würdigen und ſchon bejahrten Herrn, ihre Hand, um dadurch immer an mich, die künftige Königin dieſes Landes, gebunden zu ſein. Und gerade dieſer Schritt, zu dem ich ſie veranlaßte, mußte uns trennen! Wer konnte ahnen, daß ich wenige Monate darauf Witwe ſein würde? Das ging wider den Lauf der Natur. Ich blieb noch drei Jahre in Spanien, zurückgehalten von der Liebe zur Freundin; ich hoffte im Stillen, ihr alter und kränklicher Gatte würde auch ſie zur Witwe machen; dann wollten wir zuſammen ein Land verlaſſen, in welchem es Jeder nur der Andern wegen gefiel; aber ich mußte endlich doch allein gehen. Die ſtärkſte Sehnſucht zog mich in's Vaterland; ich erfuhr Zurückſetzungen am kaſtiliſchen Hofe, die mich tief verletzten, und ich ſah mit Bedauern, daß Luiſe Pflichten übernommen hatte, die heiliger waren, als die der Freundſchaft. —

Dies iſt das ſeltene Weſen, von dem ich nun ſeit faſt zwei Jahren getrennt bin, deſſen Andenken aber täglich von liebender Sehnſucht in mir aufgefriſcht wird. Ihr, Junker, ſollt ſie einladen, zu mir nach Chambery zu eilen, ſobald ihr Gemahl geſtorben iſt; dann werd' ich als Herzogin von Savoyen noch ein Mal ſo glücklich ſein. — Doch begreift Ihr auch nun, weshalb ich nicht wünſche, daß der Erzherzog in Berührung mit Luiſen kommen möchte? Ich fürchte mit Grund, ſein leichtentzündbares Herz möchte in neuen Flammen für die ſchöne Frau aufſchlagen und ſeine Leidenſchaftlichkeit ihr und ihm von übeln Folgen ſein."

Der von dem Vertrauen der geliebten Fürſtin hoch beglückte, liebeſelige Page verſprach, die ihm aufgegebene Rolle nach beſten Kräften auszuführen, und beugte eben wieder das Knie, um die Papiere an die Freundin in Spanien in Empfang zu nehmen, als plötzlich ein furchtbares Weh- und Klagegeſchrei, von mehren Stimmen ausgehend und die Gänge des Schloſſes durchhallend, an ihr Ohr ſchlug und ſie mit ſolchem Entſetzen erfüllte, daß ihr Blut nach dem Herzen floh und ſie Marmorbildſäulen glichen. Nur ein ſchreckliches Unheil konnte dieſe ungewöhnlichen und markerſchütternden Töne hervorgerufen haben. Die Herzogin ſtieß ſelbſt einen Schreckensſchrei aus und eilte mit entſtellten Zügen nach der Thüre; der Page wollte ſie zurückhalten und flehete, ihn allein gehen zu laſſen. Aber ſie hörte nicht auf ihn und ſtürzte mit fliegenden Locken hinaus. Bübenhoven verbarg die Papiere auf ſeiner Bruſt und eilte ihr nach.

## 3.

## Juana's Rache.

Den ganzen Morgen über waren zahlreiche Bewohner der benachbarten Städte und Ortſchaften aus allen Klaſſen, theils vom Erzherzog eingeladen, theils freiwillig kommend, in die Stadt geſtrömt, und es ſchien, als ob der reiche Adel und die noch reichere Kaufmannſchaft wetteifern wollten, ſich in venetianiſchem Glanz bei den Feſten zu Ehren der hohen Braut zu zeigen. Ganze Züge ſchöner Frauen zu Pferde mit ihren Mägden und Begleitern paſſirten die Thore, andere Geſellſchaften kamen in ſchwerfälligen Wagen, wie ſie jene Zeit nicht beſſer kannte, und das Landvolk wogte zu Tauſenden herbei; denn die Ernte war überall geheimſt und das freundlichſte Oktoberwetter verlockte. Alle Herbergen waren bald überfüllt und die Privathäuſer ermangelten nicht, ihre Pforten ganzen Scharen von Gaſtfreunden aus naher und ferner Umgegend aufzuthun. Auf dem Marktplatz wurden Schranken, Bühnen und Geſtühle errichtet und Sand dick geſtreut, Vorkehrungen zu einem Renn- und Stechſpiel und zu einer Mummerei, einem Schauſpiel im Geſchmacke der Zeit. Alles war Leben und Bewegung auf den Straßen und Plätzen, in den Häuſern und Höfen; Alles war Freude und Luſt, und überall ſah man die Pracht und Ueppigkeit des reichen Landes.

Schon Tages vorher hatte ſich ein Diener der Erzherzogin Juana im Hauſe des Kaufmanns du Bray am Michaelisplatze erkundigt, ob es wahr ſei, daß der Kaufmann van der Kapellen aus Antwerpen hier zu wohnen pflege, und hatte zur Antwort erhalten, daß derſelbe bereits mit ſeiner Frau und Herrn Jakob Fugger von Augsburg zu den bevorſtehenden Feſtlichkeiten habe anſagen laſſen. Der Hofdiener hatte hierauf einen Diener des Hauſes du Bray gewonnen, ihm ſogleich Meldung in's Schloß zu machen, wann die Antwerpener angekommen ſein würden.

Die Erzherzogin war ſchon ſeit der Nacht von großer Unruhe befallen. Bald lag ſie auf den Knien an ihrem Betpulte und flehete die Jungfrau und alle Heiligen inbrünſtig an, ihr Vorhaben zu ſegnen, bald ſprang ſie auf, warf Gebetbuch und Roſenkranz von ſich und lief im Zimmer auf und ab, dies und jenes vornehmend und eben ſo ſchnell wieder verwerfend, bald verlangte ſie Muſik zu hören, aber die herbeigerufenen Spielleute machten es ihr nicht zu Dank und mußten ausgeſcholten wieder abziehen, bald zankte ſie mit ihren Frauen um nichts, und dann verkehrte ſie wieder viel, aber meiſt heimlich flüſternd, mit ihrer Oberhofmeiſterin, die noch ein Mal ſo würdig und gewiegt einhertrat, das Doppelkinn gravitätiſch herausdrückte und die rothe Naſe wie einen Kometen leuchten ließ. Donna Francesca's Mund grommelte in einem fort leiſe Flüche und Verwünſchungen; ihr falſches Auge glänzte von boshafter Schadenfreude, und dann und wann lachte ſie teufliſch in ihren Buſen. Auch ihre Katzen liebkoſete heute die Erzherzogin nicht, noch zankte ſie mit ihnen, noch ſchlug ſie; Don Ceſar rieb noch vergeblich ſeinen Pelz ſchnurrend an ihren Gewändern und ſah ſie verwundert an, denn ſo wenig Aufmerkſamkeit war ihm noch nicht von ſeiner Herrin geſchenkt worden, ſo lange er ſich des Daſeins erfreute. Und doch hatte Donna Juana ſelbſt noch niemals einer Katze ähnlicher geſehen, als gerade an dieſem Morgen. Ihre Hauptaufmerkſamkeit war heute einer mittelgroßen blanken und ſcharfen Scheere mit zwei feinen Spitzen zugewendet, die ihr Donna Francesca d'Ulloa hatte ſchleifen und zurichten laſſen, an der ſie ſich nicht ſatt ſehen konnte und deren Schärfe ſie auf alle mögliche Art und an den verſchiedenſten Gegenſtänden verſuchte. Dann trieb ſie ungeduldig die Oberhofmeiſterin wieder an, und dieſe ſandte den Diener — zum dritten oder vierten Mal — aus, während die Fürſtin, die Scheere noch in der Hand, wieder an dem Betpult niederkauerte und krampfhafte Gebete murmelte.

Eben hielt Herr Peter van der Kapellen mit ſeiner ſchönen Ehewirthin auf ſtolzen Zeltern ſeinen Einritt in das Haus des Gaſtfreundes. Es war eine zahlreiche Geſellſchaft; denn außer Jakob Fugger und dem Archidiakonus Innocenz waren noch drei Diener des Kaufmanns, zwei Zofen der Frau und Fugger's Reitknecht im Gefolge. Der Leutprieſter verabſchiedete ſich vor der Thüre, um ſich bei einem Kleriker einzulegen. Frau Eleonore zog die Blicke aller Vorübergehenden auf ſich, und in der That zeigte ſie als Reiterin nur neue Reize. Sie glich den Bildern der Amazonen oder einer fürſtlichen Jägerin welche eben auf die Reiherbeize ausreitet. Sie blühete in einer Friſche und Ueppigkeit, daß ſie ſelbſt ältern Verehrern Bewunderung abgewann und jeden neuen — und das war wol jeder Mann, der ſie ſah — zum Entzücken hinriß. Es ſchien, als habe die Natur kurz vorher die vollendete Hand an ihr Meiſterwerk gelegt, als ſei der ſchönen Frau der letzte und höchſte Reiz der Weiblichkeit verliehen, jene Sättigung der Reife, über die der heiße Sommerhauch hingeſtreift iſt, und die in ihrem innerſten Leben wieder den ſchwellenden Samenkern birgt. Genug, Eleonore war noch nie ſchöner geweſen als heute, und ihr Eheherr dachte mit ſich ſelbſt ſchmeichelnder Eitelkeit daran, welch ein Aufſehen ſie heute beim Tanz, wozu ſie der Erzherzog eingeladen, machen und wie man ſie allgemein als die Schönſte des Feſtes preiſen werde. In Gedanken feierte er ſchon dieſen Triumph, nach dem er ſich längſt geſehnt, und labte ſich am ſüßen Vorgeſchmack ſeines neuen, ehrenvollen Glücks. Er ſelbſt hatte dagegen von der frühern Stattlichkeit ſeiner Geſtalt gar Vieles verloren und ſah verfallen und kränklich aus. Das Alter war plötzlich mit ſeiner vernichtenden Gewalt bei ihm eingekehrt und hatte im Verein mit Gram und Krankheit tiefe Furchen in ſein ſonſt gleißendes Antlitz gegraben; das Haar hing ihm dürftig um den Kopf, und er ſteckte in der reichen Schaube, die noch für ſein einſt wohlgemäſtetes, nun aber ſchlotteriges Bäuchlein gemacht war, wie geborgt. Der Kontraſt zwiſchen den beiden Eheleuten war durch die Vollendung der Schönheit, die der Frau geworden, und die Abnahme, die der Mann erfahren hatte, wahrhaft erſchreckend geworden.

Der Hofdiener der Erzherzogin Juana hatte nicht ſobald ſich überzeugt, daß die erwarteten Gäſte endlich angekommen ſeien, als er mit gleißneriſcher Freundlichkeit zu Frau Eleonoren trat und ſie im Namen ſeiner Herrin ſogleich zu derſelben einlud. „Die durchlauchtigſte Frau hat mich beauftragt, Euch zu ſagen, meine Frau, daß ſie das heftigſte Verlangen verſpüre, Euch bei ſich zu ſehen, und zwar noch an dieſem Morgen. Sie habe ſo viel Gutes und Liebes von Euch gehört, daß ſie ſicherlich vor ihrer Abreiſe nach Spanien zu Euch nach Antwerpen gekommen wäre, wenn ihr der Herr Erzherzog nicht verſprochen hätte, daß Ihr zu den Feſtlichkeiten der Frau Herzogin von Savoyen hierher kommen würdet. Ihr habt des Erzherzogs Hoheit bei ſeiner letzten Anweſenheit in Antwerpen ſo gut bewirthet, daß die Donna Infantin Euch perſönlichen Dank zu ſagen ſich gedrungen fühlt.“

Frau Eleonore machte zu dieſer ungewöhnlichen Einladung ein verlegenes Geſicht; es durchbebte ſie, wie eine böſe Ahnung.

Herr Peter aber rief geſchmeichelt: „Ich bedanke mich zum ſchönſten für die Ehre, welche die königliche Hoheit meinem Hauſe zugedacht hat, und werde ſie zu würdigen wiſſen. Sagt Euerer hohen Herrin, daß Peter van der Kapellen's Frau nicht ſäumen werde, ihr die Aufwartung zu machen.“

Die thörichte Eitelkeit ihres Mannes weckte Empfindungen gleicher Schwäche in Eleonorens Bruſt, zu denen ſie ja ohnedies ſo ſehr geneigt war.

„Du biſt die ſchönſte Frau in den Niederlanden, mein Kind,“ ſagte er mit Selbſtzufriedenheit, „was Wunder, wenn die Erzherzogin-Infantin nicht die Zeit erwarten kann, dich zu ſehen. Von allen den hundert, ja wol tauſend Frauen und Jungfrauen aus den reichſten und vornehmſten Geſchlechtern, die heute zum Feſte nach Brüſſel gekommen ſind, hat die erhabene Fürſtin nach keiner weiter geſchickt, als nach dir, und ich bin dankbar für die Ehre, die ſie mir anthut. Wer weiß denn, wie lange ich ſie noch zu genießen habe!"

Und Eleonore dachte: „Es iſt wahr, ich bin die ſchönſte Frau; die Hofherren werden mich ihr gerühmt haben, vielleicht Philipp ſelbſt. Und wenn ſogar eine Kunde zu ihrem Ohr gelangt wäre, daß mich Philipp liebt, was könnte mir ihre Eiferſucht ſchaden? Der Erzherzog würde mich vor jeder Beleidigung von ihrer Seite ſchützen. Es iſt ja bekannt, welch eine armſelige Rolle ſie hier ſpielt. Ich will ihr zeigen, daß ich der Liebe Philipp's würdiger bin, als ſie."

Der prunkende, herzloſe Dämon der Eitelkeit und Gefallſucht erfüllte ſie nun mit einem gewiſſen Trotz auf Vorrechte, die ihr Philipp's Zärtlichkeit vor ſeiner Gemahlin eingeräumt hatte, und ſie war entſchloſſen, dieſe im äußerſten Falle geltend zu machen. Sie war ſich mit Stolz bewußt, den ſchönen Fürſten wie kein Weib weiter beglückt und ſich dadurch das größte Verdienſt um ihn erworben zu haben, während der conventionelle Beſitz Juana's ihn unglücklich gemacht habe. Inzwiſchen wäre ſie doch ſchwerlich zu der Infantin gegangen, wenn ſie den Erzherzog nicht im Schloſſe gewußt hätte.

Nachdem ſie von ihren Zofen in glänzenden, ſchier fürſtlichen Staat gekleidet worden war und am Betſchemel der Hausfrau ihr Gebet zur heiligen Jungfrau verrichtet hatte, ließ ſie ſich von der ſchwarzen Matty zu der Senfte geleiten, welche ſie in's Schloß bringen ſollte. Sie hatte ſich mit ihrem ganzen weiblichen Stolze gewappnet und doch ſah ſie ernſt, faſt trübe aus; ſelbſt Matty vermochte ihr durch ein paar zugeflüſterte ſchalkhafte Worte kein Lächeln abzugewinnen. Die beiden Mägde ſchloſſen ſich der Senfte an, um der Herrin in jedem nöthigen Falle zu Dienſten zu ſein. Sie folgten ihr dann auch auf dem Fuße nach den Gemächern der Erzherzogin-Infantin, wohin der Diener die ſchöne Frau unverzüglich führte.

Eleonore fühlte auf dem Wege über die Treppen und durch die Korridore des Schloſſes, wo überall ein ungewöhnliches Menſchengedränge war, eine düſtere Beklemmung, daß ſie ihre zitternde Hand, um ſich zu ſtützen, mehre Male auf Matty's Arm legte.

Im Vorzimmer angelangt, mußte ſie nach Faſſung ringen und Luft ſchöpfen; es ſchien, als habe ſich ihr das Bewußtſein ihrer Schuld trotz allen Abwehrungen ihrer Selbſtſucht aufgedrängt; aber es wurde ihr nicht lange Zeit vergönnt, über dieſe Regungen ihres Gewiſſens nachzudenken. Die Flügelthüren wurden geöffnet, die Oberhofmeiſterin erſchien in der Thüre und winkte Eleonoren vornehm; ſie nahm ihren ganzen Muth zuſammen und trat mit erzwungenem feſten Schritt in das Zimmer. Von der ſchweigenden Donna Francesca durch zwei Zimmer geleitet, fand ſie erſt im dritten die Fürſtin, vor der ſie ſich tiefer verneigte, als es vielleicht ihr Wille geweſen war.

Juana trat ihr zwei Schritte entgegen und ſtarrte ſie mit ſcharfen Blicken an; es ſchien, als ob in dieſem Augenblick Neugierde die vorherrſchende Thätigkeit ihrer Seele ſei. Aber als ſie nun die ſtrahlende Schönheit ihrer Feindin gleichſam mit den Augen gierig verſchlungen hatte, ſchauderte ſie plötzlich zuſammen und nur die beredten Blicke und ein paar ermuthigende ſpaniſche Worte der Oberhofmeiſterin vermochten ihr ihre Haltung wiederzugeben. Dieſe Einleitung diente der Kaufmannsfrau keineswegs zur Beruhigung.

Da die Fürſtin offenbar unfähig war, zu ſprechen, ſo nahm die Oberhofmeiſterin mit ſpaniſcher Würde das Wort: „Ihre königliche Hoheit Donna Juana, Erzherzogin-Infantin, hat ſo viel von Euerer Schönheit und Anmuth gehört, Frau van der Kapellen, daß ſie ſich den Wunſch nicht hat verſagen können, Euch in ihren Gemächern zu ſehen, um ſich Euch gnädig zu erweiſen.“

Eleonore verneigte ſich abermals und ſprach einige Worte von der hohen Ehre, die ſie zu ſchätzen wiſſe, doch kamen ſie ihr nicht aus der Seele.

Die Erzherzogin hatte ſich unterdeſſen geſammelt und ſagte: „Ihr ſeid von allen Männern, die Euch kennen, als die ſchönſte Dame der Niederlande gerühmt und nun, da ich Euch ſehe, muß ich, um gerecht zu ſein, ſelbſt als Frau dieſen Ausſpruch beſtätigen. Wie alt ſeid Ihr denn?“

„Zwei und zwanzig Jahre, durchlauchtigſte Frau.“

„Alſo gerade ſo alt, wie ich ſelbſt. Und nicht allein ſo außerordentlich ſchön ſeid Ihr, ſondern, wie man ſagt, auch geiſtreich und geſchickt. Ihr übt Muſik und Malerei aus und laßt das Haus Eueres Mannes mit einem Bilde Euerer eigenen Erfindung ſchmücken.“

„Es ſind nur Verſuche, königliche Hoheit.“

„Aber Ihr habt einen alten und häßlichen Mann, wie man mir erzählt hat; liebt Ihr denn dieſen Mann?“

Eleonore, auf dieſe naive und undelikate Frage durchaus unvorbereitet, ſchlug die Augen erröthend zu Boden, dann ſagte ſie leiſer als früher: „Ich bin ſeine Ehewirthin, und es iſt meine Pflicht, ihn zu lieben.“

„O, Ihr ſeid ſchlau! Aber alle Männerherzen fliegen Euch zu. Es kann nicht fehlen, daß Ihr viele Verſuchungen zu beſtehen habt. Hat ſich Euere Tugend ſtets als Siegerin bewährt?“

Dieſe noch plumpere und kindiſchere Frage gab Eleonoren ihren ganzen Stolz wieder. Mit emporgerichtetem Haupte ſagte ſie: „Es wäre gegen die Ehrfurcht, die ich

Euch ſchuldig bin, hohe Frau, wenn ich auf dieſen Scherz eingehen wollte.“

Die Erzherzogin zuckte zuſammen. Dann fuhr ſie mit zitternder Stimme fort: „Das Schönſte an Euch ſoll Euer langes, goldblondes Haar ſein. Der Erzherzog ſprach mit hohem Entzücken davon und hat in mir den lebendigſten Wunſch erregt, dies Wunder von Haar zu ſehen. Ich bitte Euch, vergönnt mir, die Bande deſſelben zu löſen und es frei herabwallen zu laſſen.“

Eleonorens geſchmeichelte Eitelkeit gewährte dieſe Bitte gern; jede ängſtliche Regung war jetzt aus ihrer Seele verbannt und mit einem Triumphblick neigte ſie das ſtolze Haupt, um mit dem unvergleichlichen Schmucke deſſelben die hohen Rechte der Schönheit einer unſchönen Fürſtin gegenüber geltend zu machen. Die geſpreizte Oberhofmeiſterin ließ ſich ſogar herab, ihr die perlengeſtickte Haube abzubinden, die Erzherzogin löſete das Band und Beide trennten mit geſchäftigen Händen die Geflechte, ſo daß ſich Welle um Welle der glänzenden Locken entfeſſelt auf Schultern und Rücken der ſchönen Beſitzerin herabſtürzten. Dieſe wußte nicht, wie ihr geſchah, und niemals hatten wol bei einer Frau ihres Standes ſo hohe Hände Zofendienſte verrichtet. Als ſie das Haupt wieder emporrichtete, ſtand die Oberhofmeiſterin dicht vor ihr und ſchleuderte ihr einen Blick voll teufliſchen Hohns und Bosheit zu, vor dem ſie erbebte. In demſelben Augenblick fühlte ſie ihr Haar von hinten gefaßt und dicht am Kopfe den Schnitt einer Scheere in demſelben. Donna Juana hatte mit zitternder Begierde ihre ſcharfe Scheere mit der Rechten gefaßt, während ihre Linke ein Bündel Haare zuſammenhielt, welches ſie mit raſchem Schnitt vom Haupte trennte. Ihre Augen hatten jetzt wieder den glühenden Tigerkatzenblick und ihr verzerrter Mund ſtieß kurze unartikulirte Töne bald leiſer, bald lauter aus.

Aus Eleonorens Bruſt riß ſich ein Schrei des Entſetzens empor; unwillkürlich wollte ſie ſich nach der grauſamen Zerſtörerin ihres natürlichen und herrlichſten Schmuckes wenden, aber in dieſem Augenblick fühlte ſie ſich von Donna d'Ulloa's kräftigen Fäuſten an den Schultern gefaßt und feſtgehalten. „Halt, Männerverführerin! Ehebrecherin!" rief die Oberhofmeiſterin, und die Scheere wüthete fort in dem ſchönſten Haare. Die Töne der Fürſtin wurden lauter und wüthender. Verzweiflung gab Eleonoren ungewöhnliche Kraft. Mit neuem Geſchrei entriß ſie ſich den Händen der ſie mit den gemeinſten Schimpfnamen belegenden Spanierin, ſtieß dieſe vor die Bruſt, daß ſie einen Schritt zurücktaumelte und drehete ſich inſtinktmäßig um, zu ihrem noch größeren Unglück. Denn die Erzherzogin, ſchäumend vor Wuth, gleich einer Furie, ſtieß ihr in demſelben Augenblick die ſpitze Scheere mit einer unglückſeligen Haſt drei, vier Mal und noch mehr und mit der Stärke eines Raubthiers von oben herab in beide Wangen, Naſe und Mund tief hinein und riß ihr ganze Fetzen Fleiſch aus dem Geſicht, indem ſie ſchrie: „Gleißende Schlange, ſieh nun, ob du Philipp ferner gefällſt! Sieh nun, ob du ihn ferner zum Ehebruch verführſt. Verruchtes Weib! Teufelin aus der Hölle!"

Eleonore brach in ein verzweifeltes Jammergeſchrei aus, ſo laut, ſo entſetzlich, ſo furchtbar und ſeelenerſchütternd, daß den Hörern im Vorzimmer das Blut zu Eis zu erſtarren drohete. Sowol die Erzherzogin, als die Oberhofmeiſterin ſtimmten in dieſe verzweiflungsvollen Laute ein, und ſelbſt die Katzen kreiſchten, wild in den Zimmern umher rennend. Ein gräßliches Concert! Im Augenblick ſtürmten Diener und Dienerinnen, Eleonorens Zofen, Hofjunker und Pagen, Hofherren und Hofdamen, und wer ſonſt in der Nähe war, herbei; aber Donna Francesca hatte in weiſer Vorſicht die Thür des Zimmers von innen verſchloſſen. Drinnen kämpfte die gräßlich verwundete Frau mit dem Muth und dem fürchterlichen Geſchrei einer Wahnſinnigen gegen ihre beiden blutgierigen Verfolgerinnen.

Ein Page lief, den Erzherzog von dem unerklärlichen Vorfall zu benachrichtigen. Bei dieſem hatte eben Jakob Fugger Audienz und bedankte ſich für die hohe fürſtliche Gnade, mit welcher Philipp allen Widerſachern in Antwerpen zum Trotz ihm die gewünſchten Bewilligungen und Privilegien zur Anlegung des neuen Fugger'ſchen Handelshauſes und mehr noch, als er gewünſcht und erwartet, zugeſtanden hatte. Der junge Fürſt verſetzte ſcherzweiſe, er habe doch unmöglich ſeinem gefälligen Kumpan in einer ſo drangvollen Nacht, der ihm ſo willig das eigene Bett geräumt, einen billigen Wunſch verſagen können, da doch eine Liebe der andern werth ſei, als der entſetzenbleiche Page eintrat und den böſen Bericht anſagte.

„Heiliger Joſephus!“ rief Fugger, „Frau Eleonore van der Kapellen iſt bei der Frau Erzherzogin. Sie hat ſie vorhin rufen laſſen.“

„Eleonore?!“ ſchrie Philipp auf und ſtürzte davon, Fugger ihm nach. Schon tönte ihnen das Geſchrei entgegen; denn auch alle Weiber im Vorzimmer ſchrieen, und Matty geberdete ſich wie eine Beſeſſene.

Der Erzherzog riß an der Thüre und da ſeinem donnernden Befehle, zu öffnen, nicht ſogleich genügt wurde, ſprengte er das Schloß mit einem kräftigen Fußtritt. Welch ein unſeliger Anblick bot ſich ihm! Zerfleiſcht und blutend floh ihm das geliebte Weib entgegen, das er nur noch an der herrlichen Geſtalt erkannte. Ihre Kleider waren zerriſſen und von Blut überſtrömt, ihr blutiges Haar lag verwirrt am Boden; ſie deutete erbarmungsvoll ſchreiend auf Juana, die immer noch drohend das gräßliche Werkzeug ihrer Rache in der Hand hielt, und ſtürzte dann ohnmächtig zu Boden. Dem Erzherzog war im Augenblick der Zuſammenhang dieſes fürchterlichen Auftritts klar. Vom heftigſten Zorn übermannt und ganz außer ſich, ſprang er auf ſeine Gemahlin los und verſetzte ihr einen ſolchen Schlag mit der rechten Hand an die Wange, daß ſie ebenfalls ſogleich zu Boden fiel.

„Alnayar! Alnayar!“ ſchrie ſie und ſchloß die verlöſchenden Augen. Der wüthende Fürſt wollte im Ausbruch ſeiner Leidenſchaft fortfahren, ſie zu mißhandeln, als ihm ſeine Schweſter Margaretha laut jammernd in die Arme fiel und ihn mit Thränen beſchwor, ſich zu mäßigen.

Der Anblick der geliebten flehenden Schweſter brachte ihn bald wieder zur Beſinnung, und ſo wie er ſich wieder gefunden hatte, befahl er ſtreng allen Anweſenden, ſich zu entfernen. „Ihr, Herr Fugger, bleibt mit den Mägden der Unglücklichen. Euch übergeb' ich ſie. Sorgt, daß ſie ſchnell aus dem Schloſſe entfernt werde und ärztliche Hülfe genieße. Ihr ſeid ihr Freund und der meinige. — Ihr, Donna Francesca, verfügt Euch auf Euere Zimmer. Ihr ſeid meine Gefangene; ich werde Euch dort als eine Tolle bewachen laſſen. Die Erzherzogin bringe man zu Bette und rufe ihren Leibarzt; denn ſie iſt krank! Komm', mein Gretchen, aus dieſem Schlächterhaus, wo Harpyen neidiſch gegen Jugend und Schönheit gewüthet haben! Wir müſſen an dein Feſt denken; denn dieſe Schändlichkeit ſoll uns keine Störung bereitet haben.“

„O, Philipp, Philipp, ich ahne, du trägſt hier die größte Schuld.“

„Ach, Gretchen, das iſt der Fluch der Fürſten, die die ſogenannte Staatsweisheit mit Weſen zuſammenſchmiedet, für die ſie kein Herz haben! Unſere Jugend, deine wie meine, blutet unter den Stichen dieſes Fluchs, wie dieſe Frau, der mein Herz gehört!“ Und er umarmte ſie troſtlos weinend.

## 4.

## Feſtbeluſtigungen.

Die Fürſten müſſen nur zu oft den Schauſpielern gleichen. Mit zerriſſenem Herzen ſind ſie genöthigt, vor der Menge die heiterſte Rolle zu ſpielen. So jung Philipp war, ſo hatte er es doch in der fürſtlichen Verſtellung ſchon zur Meiſterſchaft gebracht.

Wenige Augenblicke darauf, nachdem der von den heftigſten und verſchiedenartigſten Gefühlen durchſtürmte Erzherzog in ſeine Gemächer getreten war, rief der Hofmarſchall die ganze Hofdienerſchaft beiderlei Geſchlechts zuſammen und legte ihr mit Androhung der ſchwerſten Strafen das tiefſte Stillſchweigen über den unangenehmen Vorfall auf; wer aber einem Andern beweiſen werde, daß dieſer das Ereigniß ausplaudere, der ſolle einer reichen Belohnung gewärtig ſein. Dann ließ er den Schloßkaplan mit dem Allerheiligſten kommen und jeden Einzelnen, vom Höchſten bis zum Niedrigſten, auf die geweihete Hoſtie ſchwören, dieſes Geheimniß nicht über ſeine Lippen kommen zu laſſen. Es fiel weder dem Erzherzog, noch ſeinem Hofmarſchall auch nur im entfernteſten ein, zu glauben, daß auch nur eine einzige Perſon von Allen, die den Eid geſchworen, ihn halten würde; es ſollte nur der laute und offene Scandal dadurch unterdrückt werden. Es durfte doch nun Niemand wagen, an einem öffentlichen Orte von dem Vorfalle zu ſprechen, und da die Hofleute am burgundiſchen Hofe ſich ebenſo gut einander haßten, anfeindeten und verfolgten, wie an jedem andern, ſo rechnete der Erzherzog nicht vergeblich darauf, daß immer Einer des Andern Aufpaſſer und Angeber ſein werde.

Jakob Fugger ließ die unglückliche, ohnmächtige Eleonore verhüllt in der Senfte aus dem Schloſſe zu einem geſchickten Wundarzt bringen, die Erzherzogin wurde ohnmächtig in ihr Bett gelegt, die Oberhofmeiſterin in ihrem Zimmer eingeſchloſſen, Blut und Haare ſchnell entfernt und eine Viertelſtunde darauf ging Alles wieder den alten Gang. Fremde und Einheimiſche drängten durch die Gänge, und die Tafel wurde zugerichtet, bei welcher bald darauf der Erzherzog, ſeine Schweſter an der Hand führend, erſchien, lächelnden Antlitzes und die ſavoyiſchen Gäſte mit gewohnter Huld begrüßend. Auch langten während der Tafel die alte Herzogin Margaretha, hinterlaſſene Witwe des Herzogs Karl des Kühnen von Burgund, Taufpathin, und der Prinz von Oranien, Taufpathe der Braut, an, und die heiterſte Stimmung beherrſchte, wie es ſchien, alle Perſonen.

Unterdeſſen ſtrömte die Menge nach dem großen Markte, um die Ritterſpiele anzuſehen; die Bühnen und Geſtühle füllten ſich mit dem Glanze des Hofs und der Adelsblüte des Landes, und Tauſende und aber Tauſende aus dem Volke drängten an den Schranken. Plötzlich erhob ſich der Jubel der Menge und hallte an den Häuſern wieder; er begrüßte die heranreitende fürſtliche Familie. Der Erzherzog ritt neben ſeiner Stiefgroßmutter, der Baſtard neben der Herzogin Margaretha, und der Prinz von Oranien folgte. Nicht allein die Reiter, auch die Pferde trugen die koſtbarſten Anzüge aus weißem, rothem und grünem Damaſt; die Geſchirre beſtanden aus Gold und Silber und waren von der künſtlichſten und zierlichſten Arbeit. Der Erzherzog war in der Tracht des Ordensmeiſters vom güldenen Vließ, und auf den Bühnen des Adels ſah man mehre Ritter dieſes Ordens in der Ordenstracht. Die Pracht und Ueppigkeit in dieſer Verſammlung ſchien wunderbar, aber ſie war in Wahrheit niederländiſch und konnte mit nichts Anderem verglichen werden.

Sobald die fürſtlichen Perſonen auf der für ſie errichteten Bühne ſichtbar wurden, erſchallte ein großes Getön von Trompeten und Heerpauken, und vier Herolde verkündeten nach den vier Weltgegenden mit lautem feierlichen Rufe die Eröffnung des Renn- und Stechſpiels.

Sechzehn niederländiſche und ſavoyiſche Edle ritten paarweiſe, wie ſie ſich als Stechgeſellen erkieſet, mit ihren Ehrenholden in die Bahn, hielten unter Trompeten- und Paukenſchall einen Umzug zur Begrüßung der Feſtkönigin und wählten aus dem hohen Adel Kampfrichter, welche ſofort zuſammentraten. Auf ein Zeichen des erwählten Stechgrafen luden Trompetenſtöße zum Beginn des Kampfes, in welchem zwei Ritter über eine niedrige Schranke hin ſich mit hölzernen Lanzen, Glenen genannt, aus dem Sattel zu heben ſuchten und darüber meiſt die Lanzen zerbrachen. Das Zerſplittern einer Lanze und der Sturz eines Ritters in den Sand wurde ſtets von den Zuſchauern mit lauten Beifallsäußerungen begleitet.

Am gewandteſten und kräftigſten unter Allen zeigte ſich der junge niederländiſche Baron Wilhelm von Croy, Herr von Chièvres, Sproß eines der vornehmſten Geſchlechter, im Lande und bei Hofe hohe Achtung genießend als Beſitzer und Ausüber jeder ritterlichen und adligen Tugend. Der Erzherzog zeichnete ihn bei jeder Gelegenheit aus und hatte ihn auch dieſes Mal an die Spitze des jungen niederländiſchen Adels geſtellt, um die Savoyarden zu begrüßen. Und Wilhelm von Croy bethätigte in dem Ritterſpiele, daß er dieſes Vorzugs würdig war. Die Kampfrichter erkannten ihm den erſten Preis zu. — Während hierauf mehre Ritter ein Wettrennen hielten, verließen andere die Bahn, um ſich in einem nahegelegenen Hauſe zur Mummerei umzukleiden. Dieſer Theil der Spiele beſtand darin, daß die edeln Herren mythologiſche oder allegoriſche Perſonen vorſtellten und in dem angenommenen Charakter pantomimiſche Handlungen zu Pferde und zu Fuß aufführten, meiſt aber waren ſie nur darauf berechnet, geſchickte Reiterkünſte zu zeigen. Zu Ehren des burgundiſchen Fürſtenhauſes, deſſen Hausorden das güldene Vließ war, wurde der Argonautenzug zu Pferde dargeſtellt. Wilhelm von Croy machte den Jaſon. Die Gefahren und Abenteuer zur Erlangung des Widderfells wurden gegeben, ſo gut man vermochte. Jaſon zeigte ſich als der geſchickteſte Reiter und erntete allgemeinen Beifall, der, als der Ritter endlich mit dem eroberten Vließ von dannen ritt, in einen wahren Sturm losbrach.

Das Spiel war damit beendigt, die Zuſchauer im Begriff, aufzubrechen, als plötzlich zu Jedermanns Erſtaunen ein phantaſtiſch gekleideter Reiter auf zwei herrlichen Pferden ſtehend, je mit einem Fuße auf einem Pferde, nicht anders, als wie der Gott des Windes ſelbſt, in die Bahn hereinſtürmte. Er war klein und ſchmächtig von Geſtalt und trug eine leichte ſeidene orientaliſche Kleidung. Sein Kopf ſteckte ganz in einer grünen Kappe, deren Lappen er unter dem Kinn zuſammengebunden hatte; das blühend weiße und rothe Geſicht war von blonden Locken umwallt. Er ritt aber ſo ſchnell, daß man ſeine Geſichtszüge nicht deutlich unterſcheiden konnte. Ein Ruf der Ueberraſchung entfuhr jedem Munde. Niemand hatte noch ſolche Kunſtfertigkeit geſehen. Aber er wußte das Erſtaunen zu ſteigern und auf den höchſten Punkt zu treiben; denn bald ſprang er abwechſelnd im ſchnellſten Lauf der Pferde mit zauberhafter Gewandtheit von einem auf das andere, bald vorwärts, bald rückwärts, ja er führte endlich einen förmlichen Tanz auf. Dann hing er plötzlich zwiſchen beiden Pferden an den Händen und Füßen, umhalſete das eine mit den Armen, das andere mit den Beinen, ſtellte ſich auf der Kruppe des einen Pferdes auf den Kopf und ſchlug einen Purzelbaum hinüber auf das andere, auf welchem er mit den

Füßen zu ſtehen kam, und ſprengte nun ebenſo im vollſten Galopp wieder aus der Bahn hinaus. Ehe ſich die Zuſchauer von ihrem Erſtaunen erholen konnten, war er verſchwunden, Niemand wußte, wohin. Aber vergeſſen war Wilhelm von Croy als Sieger im Stechſpiel, vergeſſen war er als Eroberer des güldenen Vließes; dieſes Mal brauchten die Kampfrichter nicht zu entſcheiden, die ganze Zuſchauerſchaft verlangte mit ſtürmiſchem Rufe nach dem keckſten Reiter, der je ein Pferd beſtiegen, um ihm Dank zu ſagen; aber er erſchien nicht wieder und ſo entſtand ein allgemeines Nachfragen, wer er ſei und warum er nicht komme, die Huldigung der Menge anzunehmen? Die Niederländer hielten ihn für einen der ſavoyiſchen Edelleute, die Savoyarden für einen Niederländer, und bald zeigte ſich's, daß Niemand wußte, wer er war und woher er gekommen, wohin er gerathen ſei. Wilhelm von Croy, in hohem Grade mißmüthig, weil er, ſtolz und ehrgeizig, ſich von einem unbekannten Abenteurer um Frucht und Ruhm des Sieges gebracht ſah, wollte ſich eben entfernen, als ihn der Erzherzog rufen ließ und ihm auf der Bühne vor allem Volke den Auftrag ertheilte, unverzüglich mit allen Mitteln den kühnen Reiter auszukundſchaften, der ſich auf ſo auffallende Weiſe dem Danke entzogen habe.

„Man hat trotz der Verkleidung die beiden Pferde, welche der Poſſenmacher brauchte, als Eigenthum der Erzherzogin Margaretha, unſerer gnädigſten Frau, erkannt, königliche Hoheit," verſetzte der Ritter ſo laut, daß es die hohe Braut hören mußte, „und ſo wird ſie ja wol die Gnade haben, ihrem Stallmeiſter, dem Marx von Bübenhoven, zu befehlen, daß er uns ſage, wer der Tollkühne war; denn er muß es wiſſen, da die Pferde zu dieſen Kunſtſtücken zugeritten und abgerichtet werden mußten."

Die-Erzherzogin ſah unruhig auf den erbleichenden

Pagen. „Weißt du, wer der ſeltene Reitkünſtler iſt?“ fragte dieſen der Erzherzog.

Zitternd verſetzte der Junker: „Wol hab' ich ihn trotz ſeiner Vermummung erkannt. Auch kann es kein Anderer ſein; denn ich habe ihn dieſe halsbrechenden Stückchen oft genug einüben ſehen. Es iſt der Stalljunge meiner gnädigſten Frau.“

„Der Stalljunge?!“ riefen der Erzherzog und von Croy zu gleicher Zeit. „Woher hat er die fremdländiſchen prächtigen Kleider, der verwegene Burſche?“ fragte der Fürſt weiter.

„Das weiß ich nicht. Er hat ſich auch das Geſicht unkenntlich gemacht und ſeine dunkle Zigeunerfarbe mit weißer und rother Schminke übermalt. Ebenſo wenig ſind die Locken auf ſeinem Kopfe gewachſen, denn er hat Haare wie ein Rappe.“

„Ich will nicht hoffen, daß mein Gretchen etwas von dieſem Streiche weiß, wodurch die edelſten Männer ihres alten und neuen Vaterlandes beſchimpft werden?“ fragte Philipp ernſt.

„Wie kannſt du mir eine ſolche Bosheit oder wenigſtens Unklugheit zutrauen?“ verſetzte ſie empfindlich.

„Du haſt dieſen frechen Buben durch allzu viel Gnade verwöhnt. Ritter Croy, folgt meinem Pagen und ſucht den Wicht auf, um ihn durchpeitſchen zu laſſen. Er muß doch des Danks theilhaftig werden.“

Der Ritter und der Page entfernten ſich ſchnell; über die Wangen der jungen Herzogin glitten ein paar Thränen. „Statt der Freude,“ ſagte ſie zu ihrem Bruder, „erfahre ich heute nur Schrecken, Verdruß und Kummer und gerade durch Die, welche ich liebe. Ich bitte dich, mir den Schmerz zu erſparen, daß der Junge gezüchtigt wird. Er iſt das Kind meiner treueſten Dienerin, und in ihre ſterbende Hand hab' ich gelobt, ihn vor jedem Unfall möglichſt zu ſchützen: Auch iſt er ſchon Herrn Fugger's von Augsburg Lehrjunge und ich will nicht, daß an meinem Ehrentage die Seele meiner Magd und der wackere Mann beleidigt werden.“

Der Erzherzog ſchwieg betroffen und gab dann einem andern Pagen leiſe Befehle.

Die Kunde, wer der geſchickte Kunſtreiter ſei, flog von Mund zu Mund, und das Volk verlief ſich lachend. Der frühe Herbſtabend war bereits hereingebrochen, und die Pagen und Hofjunker entzündeten ihre Fackeln, um den fürſtlichen Herrſchaften vorzuleuchten.

Bübenhoven führte den Ritter zu dem Stalle der Herzogin Margaretha; es war bereits dunkel, als ſie im Hofe ankamen. Die Thür war innen verriegelt; ein Lichtſtrahl und lautes Gelächter drangen durch eine Spalte.

„Du haſt deine Sache vortrefflich gemacht, mein Junge,“ ſagte eine grobe Stimme, „und du erhältſt noch einen blanken Chremnitzer von mir aus unſeres Herrn ungariſchen Bergwerken für den Spaß, den du mir dadurch bereitet, daß du die ſauberen Hofherren an der Naſe geführt haſt. Nun endlich hab' ich Genugthuung für den Schimpf, den ſie mir und meinem Herrn angethan haben. Trink, Toni! Hätten ſie uns nicht verhöhnt im Vorzimmer des Erzherzogs, ſo hätte ich ſie heute nicht verhöhnt in der Stechbahn. Wurſt wider Wurſt.“

„Du? du, alter Fettwanſt?“ fragte Antonio, der Stallbube, lachend und leerte das Glas. „Sprichſt du doch, als hätteſt du den Ritt gemacht. Bei St. Veit, dem Tanzmeiſter! du müßteſt dich mit deinen Weifenbeinen auf den Pferden gut ausgenommen haben.“

„Na, Junker Mondkalb,“ verſetzte der Andere, „war ich's nicht, der dich mit Worten, Geld und Wein zu dem Ritt gewann, der ſich's ſein Baares koſten ließ, um dich ſo prächtig herauszuſtaffiren, daß du wie ein blanker mauriſcher Prinz ausſahſt? War ich's nicht, der dir das Geſicht malte und dir durchhalf? Es ſoll dir in Augsburg ſchon zu gut kommen, daß du den Streich ausgeführt. Es labt mir die Seele vom Kopfwirbel bis in die Fußzehe, daß die Schnurre ſo gut gelungen iſt, und die hageprunkenden Junker ſich nun die Köpfe zerbrechen, wer der Teufelsjunge war. Sie mögen's ahnen, daß es unadelige Leute gibt, die mehr Geld haben, und auch welche, die beſſer reiten können, als ſie. Und wenn ihnen gelüſten ſollte, Einen kennen zu lernen, der auch beſſere Fäuſte zum Zuſchlagen hat, als ſie, ſo wer[illegible] ihnen mit meinen eigenen aufwarten."

„Es iſt gut für dich, daß dich kein adeliges Ohr weiter hört, als die der Pferde hier, Junker Prahlhans!" lachte der Stallbube. „Es möchte dir ſonſt keine Rippe in deinem faulen Bauche ganz bleiben, und dein dicker Kopf leicht durchlöchert werden, wie ein Erbſenſieb."

„Dieſer junge Schuft ſoll zum Propheten an dem alten werden," rief Croy, „aber ich denke, es iſt am beſten, ich brauche ihn ſelbſt als Stock, um dem Andern damit ſein Recht anzuthun. Aufgemacht, ihr Halunken!"

Im Augenblick war das Licht im Stalle verlöſcht, und nichts regte ſich darin.

„Wartet, ihr Schandbälge!" fluchte Croy. „Der Teufel ſoll euch doch das Licht halten. — Bübenhoven, holt eine brennende Fackel herbei. Wir wollen ihn das Bad geſegnen, und ich will nicht vom beſten Adel des Landes ſein, wenn ich dieſem verwetterten Schandſack nicht alle Reiterkünſte für immer aus dem Leibe dreſche."

Der Page entfernte ſich; kaum aber waren ſeine Schritte auf dem Hofe verhallt, als die Thür raſch geöffnet wurde und Antonio hervorſtürzte. Der Ritter griff nach ihm, aber der Bube entſchlüpfte ſeinen Händen wie ein Aal und ließ im Laufen ein ärgerliches Hohngelächter erſchallen. Der unedle

Rachedurſt des Edelmanns kehrte ſich nun mit verdoppelter Wuth gegen das augsburger Stadtkind, das aus Angſt vor dem ihm ahnenden Geſchick und im ſtarken Gegenſatz zu ſeinen vorherigen Großſprechereien leiſe zu wimmern anfing. Dieſe Töne gingen, ſobald das angelangte Fackellicht eine ſtarke Helle im Stalle verbreitete, in lautes Jammern und Gnadeflehen über. Dieſe erbarmungswürdigen Aeußerungen ſeiner Angſt waren mit Betheuerungen vermiſcht, ſich nichts wieder gegen einen adeligen Herrn zu Schulden kommen laſſen zu wollen, aber alle dieſe Anſtrengungen wurden umſonſt von dem bebenden Reitknecht verſucht, Erbarmen in des Ritters Bruſt zu wecken. Das Sonderbarſte in dieſer Scene war, daß alle dieſe Bitten von Veit Schellenberger rücklings an ſeinen Feind gerichtet wurden; denn nach Art des Vogels Strauß hatte er Geſicht und Vordertheil in einen Winkel gedrückt und gab ſomit diejenigen Körpertheile preis, an welchen dem Ritter zu ſeinem Zwecke am meiſten gelegen war. Dieſer hatte denn auch bald ein paſſendes Inſtrument gefunden, womit er dieſe Theile nach Kräften bearbeitete und die flehenden Töne des Knechts in ein furchtbares Heulen und Schreien verwandelte. Schmerz und Verzweiflung trieben endlich den geprügelten Mann aus ſeinem Verſteck hervor, und was keine Bitte, kein Verſprechen zu erzielen vermochten, das gelang jetzt plötzlich ſeiner — Naſe. Denn als er das von ſo viel Qualen geröthete Geſicht dem arbeitenden Ritter zukehrte, entſetzte ſich dieſer dergeſtalt vor dem ungeheuern, unförmlichen Gewächs in demſelben, daß ihm der Stock entfiel, und Veit dadurch Gelegenheit fand, fernern Mißhandlungen, nach Art ſeines jüngern Verbündeten, zu entgehen. Croy rief ihm nach, er möge dem Stallbuben nur ſagen, daß dieſem der Dank für die Reiterſtückchen keineswegs geſchenkt ſei. Alſo zerdroſchen fand Veit Schellenberger ſeinen Weg.

## 5.

## Zwiefache unerwiderte Liebe.

Die beiden Zofen der unglücklichen Kaufmannsfrau hatten dieſe theils aus Anhänglichkeit, theils auf Fugger's Befehl in das Haus des Wundarztes begleitet, wo ſie beim Verbande derſelben hülfreiche Hand geleiſtet. Hier hatten ſie die beſte Gelegenheit, zu ſehen, wie ſchrecklich die Wunden und die dadurch bewirkte Entſtellung des erſt ſo reizenden Geſichts waren. Eleonorens Schmerzen waren ſo groß, daß der Arzt ihr betäubende Arzeneien reichte, wodurch ſie bald in einen tiefen Schlaf verſetzt wurde. Kaum ſahen ſich die beiden Mägde dadurch ihrer Dienſtleiſtungen enthoben, als ſie mit beflügelten Schritten in die Herberge ihrer Herrſchaft eilten und der männlichen Dienerſchaft derſelben die ſchauderhafte Märe hinterbrachten. Rony ſeinerſeits hatte nun nichts Eiligeres zu thun, als ſeinen Herrn, der, aus dem langen Ausbleiben ſeiner Ehehälfte auf einen großen Zuwachs von Ehre ſchließend, ſchmunzelnd mit ſeinem Gaſtfreunde beim Frühſtück ſaß und der Familie desſelben außerordentlich lange Geſchichten erzählte, auf das Zimmer zu rufen und ihm das Ereigniß in ſeiner ganzen nackten Schrecklichkeit mitzutheilen. Herr Peter van der Kapellen ſtarrte ſeinen ſchwarzen Leibdiener mit geſpenſtigen Augen an, wankte plötzlich und fiel dem zum zweiten Male heftig erſchrockenen Rony in die Arme, indem er ein unverſtändliches Lallen hören ließ. Hierauf folgte eine große Verwirrung auch in dieſem Hauſe und auch hier holte man einen Arzt herbei. Dieſer erklärte, daß der antwerpener Kaufmann von einem Schlagfluſſe getroffen worden ſei. Es wurden geeignete Mittel angewandt, die, wie gewöhnlich, nichts halfen, und als Fugger nach einigen

Stunden kam, um ſeinen antwerpener Handelsfreund mit der größten Vorſicht auf ſein Unglück vorzubereiten, fand er denſelben, von dieſem Unglück niedergeſchmettert, bereits todtkrank im Bette und den Pater Innocenz mit geiſtlichem Zuſpruch an ſeiner Seite. — Zu den beiden Schreckniſſen des augsburger Leinwebers kam Abends das dritte, als Veit in einem ebenfalls jammervollen Zuſtande heimkam, der die Hülfe des Arztes nicht minder erheiſchte, als die Umſtände von Herrn und Frau van der Kapellen.

Die nächſtfolgenden Tage beſſerten in dieſen Angelegenheiten nichts, und Fugger konnte faſt nichts weiter verrichten, als von einem Krankenbette zum andern wandern. Die mangelnde Hülfe ſeines Knechts wurde ihm durch den pfiffigen und gewandten Antonio erſetzt, der, aus Furcht vor den Hofherren und Rittern, ſeine Zuflucht bei ihm ſuchte und als Lehrjunge ſeinen Schutz anſprach, den der gutmüthige Mann dem verwegenen Burſchen, nach einer Strafpredigt, auch ſo weit zuſagte, als er in ſeinen Kräften ſtand.

Die unglückliche, ſchwer beſtrafte Kaufmannsfrau lag die erſten Tage auf ihrem Schmerzenslager in der ſtummen Betäubung der Verzweiflung. Welch eine Nacht in dieſer Seele, die erſt nur vom falſchen Schimmer der Hoffart und Eitelkeit erfüllt geweſen, von keinem innern Stern der Tugend und moraliſchen Kraft, der wahren Liebe und der reinſten Weiblichkeit erhellt worden war! Welche finſtere, ſchwüle Nacht nun, wo jener Glanz ſo plötzlich gewichen! Und wie gährten und kochten böſe Gedanken und bittere Gefühle fragmentariſch und chaotiſch in dieſer heißen Finſterniß durcheinander! Mit fieberhaftem Verlangen erwartete ſie einen Beſuch des Erzherzogs, für deſſen Liebe ſie — ihrer Meinung nach — dies Martyrium erlitten; ſchlaflos und in großen Schmerzen brachte ſie die Nacht zu und nur neue Hoffnung auf ſein Kommen bewahrte ſie vor

Wahnſinn; als er aber auch am folgenden Tage nicht kam, da wurde ihr das Lager zum glühenden Laurentiusroſt und ſie ſtieß dann und wann einen kurzen, wilden, verzweiflungsvollen Schrei aus, der dem Arzte als Vorbote der nahenden Geiſteszerrüttung galt. Auf ihren heißen, verwundeten Lippen bebte fort und fort unhörbar der Name Philipp; weiter ſprach ſie nichts. Die wildeſte Verzweiflung blies ihren Samumhauch über ſie hin und drohete ſie zu erſticken. Endlich gegen Abend fuhr ſie empor und fragte mit ſtarrem Auge Matty, ob der Pater Innocenz noch nicht dageweſen ſei. Auf die Verneinung der Schwarzen ſagte ſie mit wildbitterm Tone: „Auch er nicht! O, ich ahne, wo hinaus das will!“ Nach einer Stunde ſagte ſie ſtreng: „Matty, ſchaff' mir den Pater herbei! Ich ertrage das nicht länger! Ich muß ihn ſprechen! Er muß kommen! Hörſt du, er muß kommen! Ich will mein Todesurtheil aus ſeinem Munde hören. Es iſt mir tauſend Mal lieber, als dies qualvolle Schweigen, dieſe entſetzliche Ungewißheit. Hol' ihn herbei, den abſcheulichen Menſchen!“

Matty ging, aber ſie kam nach einer Stunde allein zurück. Der Pater hatte ihr verſprochen, zu kommen; aber die Nacht ſchritt langſam und trägen Schritts vorwärts, der Prieſter erſchien nicht in der ſtillen Krankenſtube. Eleonore brachte eine fürchterliche Nacht zu. Die Qualen des Gewiſſens, der getäuſchten Liebe, der wüthende Schmerz der Schande und der brennende Durſt nach Rache machten ihr das Daſein unerträglich. Sie fühlte, wie tief ſie plötzlich von der ſchwindelnden Höhe ihres Stolzes herabgeſtürzt war, aber ihrer Seele fehlte die Kraft, ſich zu erheben; ſie wandte ſich den düſtern Mächten der Tiefe zu.

Kaum nach Tagesanbruch rief ſie Matty zu ſich. „Geh' und ſage dem falſchen Pfaffen, wenn er nicht käme, würde ich ihn ſogleich aufſuchen, wo er auch ſei; ich würde vor ſeinen Augen mir das Leben nehmen, aber vorher dem Erzherzog ſein Betragen gegen mich ſchildern.“

Die weinende Schwarze fand den Archidiakonus im Begriff, abzureiſen; ſie ſprach ſo eindringlich, daß ſich Innocenz, obgleich widerſtrebend, entſchloß, ihr zu folgen. Mit wie ganz anderer Miene trat er jetzt bei Frau Eleonoren ein, als noch vor wenigen Tagen! Wie hatte eine einzige unglückliche Stunde ihn verändert und alle Verhältniſſe! Schweigend ſtand er vor ihrem Bette, ſchweigend ſah ſie ihn an. „Was wollt Ihr von mir?“ fragte er endlich kurz und froſtig.

Empört über dieſe herzloſe Frage antwortete ſie mit dem alten Stolze: „Euch ſagen, daß Ihr der elendeſte und ſchlechteſte Wicht ſeid, den Gottes Sonne beſcheint.“

„O, Ihr ſeid noch nicht gedemüthigt! — Doch es wird ſchon kommen. — Euer Spiegel wird Euch ferner lehren, daß Euerm Stolz das Fundament unter den Füßen weggeſchnitten iſt. — Ja, dieſe Scheerenſchnitte werden ſich Euch ſchon in die Seele wühlen. — Wenn Ihr nicht den Troſt der Religion verlangt — ſo hab' ich nichts bei Euch zu ſchaffen.“

„Von Euch den Troſt der Religion? Macht mich nicht lachen in meinem Schmerz. Das Wort Religion wird Läſterung in Euerm Munde. Und vollends mir gegenüber! Ich hab' Euch für klüger gehalten, als daß Ihr mir ein ſolches Wort ſagen könntet.“

„Nun, was wollt Ihr denn? — Meine Zeit iſt gemeſſen.“

„Ei, welche Eile plötzlich, Pater Innocenz! Iſt das der Mann, der um jede Minute, die ich ihn länger duldete, wie ein Kind bettelte?“

„Ihr ſcheint ganz zu vergeſſen, was mit Euch vorgegangen iſt!“

„Nein, Menſch, ich weiß es nur zu gut. Zum Glück hab' ich dich erſt verachtet, Pfaffe, ſo tief, daß ich dich jetzt nicht tiefer verachten kann. Und das iſt gut für mich. — Aber ich will Euch ſagen, was ich von Euch will. Noch habt Ihr ja keinen Lohn für die wichtigen Dienſte empfangen, die Ihr dem Erzherzog erwieſen habt. Ich möchte Euch gern als Probſt oder Prälat ſehen. Fügt dem großmüthigen Fürſten alſo noch einen Dienſt zu den erſtern. Geht und ſagt ihm, daß ich ihn erwarte, daß ich ihn zu ſprechen wünſche, ihn ſprechen müſſe. Er wird es Euch Dank wiſſen."

„Wohin denkt Ihr, Frau? — Gebt dieſen Auftrag wem Ihr wollt, nicht mir. Der Erzherzog hat Herrn Fugger aufgetragen, für Euch zu ſorgen. Eröffnet alſo dieſem Euere Wünſche in Bezug auf den Fürſten. Aber vergeßt nicht, daß es Euere Schönheit war, die ihn zu Euern Füßen zog."

„Teufel! Ihr, Ihr ſollt ihm ſagen — nichts! Geht, entfernt Euch! Euer Anblick iſt mir unerträglich! Und laßt Euch nie wieder vor mir blicken, Nichtswürdiger! oder ich thue Euch, wie mir widerfahren iſt. Ihr ſeid's, der meine Tugend zuerſt durch das Gift bethörender, verlockender Reden wankend machte, Ihr ſeid mein Verführer! Ihr habt mich dem Erzherzog in die Arme geliefert! Ungeheuer! Fort! Dir folgt mein Fluch!"

„Närrin!" lachte der Pfaffe. „Was ihr eitles Herz gethan, ſchiebt ſie mir zu. — Dieſe Wuth wird ſich legen. — Ich werde Euch in mein Gebet einſchließen."

Mit dieſen Worten verließ er die Unglückliche, die nun plötzlich aus einem krampfhaften Hohngelächter in lauten, wilden Jammer ausbrach. Ihr Trotz zerbarſt, wie eine ihr Herz umgebende Metallhülle, und die feueraugige Verzweiflung ſchwang ihre Fittiche über dem bloßliegenden Herzen, ein glühend heißer Odem. Es ſchrumpfte zuſammen von dieſem Blicke, von dieſem Hauche der Hölle. — „Ja, er hat recht!“ raſete ſie. „Nur meine Schönheit liebte Philipp, nur meine Schönheit liebte Peter, nur meine Schönheit liebten alle. Fluch über dieſe Fürſten, dieſe Pfaffen, dieſe Männer! Fluch über das ganze treuloſe, ſinnlich, begehrliche, verabſcheuungswürdige Geſchlecht!“ Und ein entſetzlicher Gedanke brannte durch ihr Gehirn. Sie griff nach einem ſeidenen Tuche, drehete es ſchnell zuſammen, ſchlang es ſich um den Hals und ſchaute ſich nach dem nächſten Haken um. — Da wurde die Thür aufgethan, und an Matty's Seite trat Meiſter Martin van der Voort raſch in's Zimmer, eilte mit ausgebreiteten Armen auf Eleonoren zu und ſank weinend mit dem Ausrufe: „O, der ſchrecklichen Erfüllung meines Traumes!“ vor dem Bette in die Knie.

Kaum war nämlich die Kunde von dem ſchauderhaften Ereigniß, welches Frau Eleonore zu beſtehen gehabt, von Brüſſel nach Antwerpen gelangt, wo der fleißige Meiſter an van der Kapellen's Hauſe emſig ſchaffte, als er Pinſel und Palette erſchrocken von ſich warf, ein Pferd beſtieg und in liebender Haſt nach der Fürſtenſtadt eilte. Und am Bette der grauſam behandelten, furchtbar enttäuſchten Frau, deren Eitelkeit mit Männerherzen ſo freventlich geſpielt hatte, entfaltete ſich nun, gleichſam zum Gegengewicht der Leiden, die mit ſo gräßlicher Gewalt über ſie gekommen waren, die Blume einer innigen und treuen Liebe, wie ſie ſolche nicht verdient hatte, und ein Herz, das ſie gekränkt und zurückgeſtoßen, wurde ihr in ihrem ſchmachvollen und tiefen Unglück zur tröſtlichen Stütze. Die umſichtigſte und ſorgſamſte Pflege, die ein Geſunder einem Kranken angedeihen laſſen kann, wurde der Unglücklichen von ihrem Freunde bei Tag und Nacht erwieſen; unverdroſſen ertrug er ihren Eigenſinn, ihre böſen Launen, und wenn ſie in verzweifeltes Schreien und Jammern ausbrach, beugte er ſich mit ſanftem Tröſtungsworte zu ihr herab und gab ihr die Verſicherung, daß er ſie nie verlaſſen werde. Wie lauſchte er auf jeden ihrer Athemzüge! wie ſuchte er ihr jeden Wunſch an den Augen abzuleſen! wie forſchte er ängſtlich nach ihrem Befinden! Aber ſie wurde von Tag zu Tag kränker, und ihr Wunſch nach dem Tode ſchien in Erfüllung gehen zu wollen.

Die fürſtliche Anſtifterin dieſes Unheils befand ſich in einer nicht minder troſtloſen Lage. Donna Juana war zwar aus ihrer langen und tiefen Ohnmacht wieder zum Bewußtſein gekommen, aber ſie ſtarrte mit einem unheimlichen Blick, den man früher nicht an ihr bemerkt hatte, ſprachlos vor ſich hin und gab auf keine Frage ihrer Umgebung eine Antwort. Ihre Frauen, von dieſem ſeltſamen Benehmen beunruhigt, riefen die Herzogin Margaretha herbei; aber Juana nahm von der Anweſenheit derſelben ſo wenig Kenntniß, wie von der aller Andern. Der ſtarre Blick ihrer Augen nahm keine andere Richtung, und ihr Mund bewegte ſich ebenſo wenig, Margaretha mochte ſagen, was ſie wollte. Man rief ihre Spielleute herbei, aber die ſchönſten ſpaniſchen Tanzweiſen, die ſie ſonſt immer entzückten, machten nicht den mindeſten Eindruck auf ſie; ſie ſchien keinen Ton zu hören. Der Erzherzog, von dieſem ſehr bedenklichen Zuſtande unterrichtet, kam nun ebenfalls herbei und redete der Kranken mit ſanften Worten zu. Dies brachte einen Eindruck auf ſie hervor. Sie ſah ihn plötzlich mit einem ſcheuen Blick an, ſtreckte die Hand nach ihm aus, und als er ſich zu ihr niederbeugte, umarmte und küßte ſie ihn mit der leidenſchaftlichſten Heftigkeit und ſchrie dazu: „O, Alnayar! Alnayar!“ Dann ſank ſie wieder in die frühere dumpfe Theilnahmloſigkeit zurück. Philipp, ſich erinnernd, dieſen ihm unbekannten Namen ſchon in dem Augenblick aus ihrem Munde gehört zu haben, als er ihr den unſeligen Schlag verſetzt hatte, fragte: „Was iſt das mit dieſem Alnayar? Was willſt du damit, Juana?“ Und da ſie ihm nicht antwortete, wandte er ſich zu ihren Frauen mit dem Befehl, ihm darüber Aufſchluß zu geben; aber keine vermochte ſeinem Willen zu genügen. Das Geſicht der Herzogin Margaretha war aber bei Nennung jenes Namens mit Purpurfarbe übergoſſen, und ihr Auge hatte ſich mit einer ſeltſamen Ueberraſchung auf die Kranke gewandt. Als ſie ſich von ihrem Bruder über dieſem Blicke betroffen ſah, ſenkte ſie das Auge verlegen zu Boden.

„Weißt du etwas über dieſen Namen, Gretchen?“ fragte ſie der Erzherzog. „Gewiß, du kannſt mir Aufſchluß geben; deine Züge, deren Sprache ich ſo gut kenne, verrathen mir, daß er dir nicht ſo unbekannt iſt, wie mir.“

„Was ich davon weiß, ſollſt du unter vier Augen erfahren,“ verſetzte ſie noch befangener. „Hier kommt Doktor van Smiſſen. Hören wir ſein Urtheil über Juana's Krankheit!“

Nach langem Zögern und nur auf des Erzherzogs ſtrengen Befehl erklärte der Leibarzt endlich, daß die Erzherzogin unverkennbar an Geiſtesverwirrung und zwar an Tiefſinn leide, und daß er ſie für bezaubert halte. Philipp erſchrak und führte ſeine Schweſter in ſeine Zimmer.

„Ach, Philipp, welch ein Unglück hat dein Leichtſinn hervorgerufen!“ weinte Margaretha, umſchlang aber zu gleicher Zeit ſeinen Hals, gleichſam um ihrem gerechten Vorwurfe den herben Stachel zu nehmen, und drückte ihm Küſſe ſchweſterlicher Zärtlichkeit und ſanften Mitgefühls auf die von Schmerz und Beſchämung höher geröthete Wange.

Er ſchwieg einen Augenblick beſtürzt und in ſeinem Auge lag etwas, wie der Vorbote eines Thränenſtroms, der gewaltſam hervorzubrechen drohte; dann wandte er ſich ab, fuhr mit der Hand über das Geſicht und ſagte:

„Du wollteſt mir ja erzählen, wer dieſer Alnayar ſei, deſſen Juana auf ſo merkwürdige Weiſe gedenkt.“

„Ich habe Don Alfonzo de Granada, genannt d'Alnayar, perſönlich am Hofe zu Toledo kennen gelernt,“ verſetzte die Herzogin mit etwas weniger Befangenheit; „wenigſtens kann ich nicht glauben, daß Juana einen Andern dieſes Namens im Sinne hätte, auch zweifle ich ſehr, daß außer ihm noch ein Mann lebt, der dieſen Namen führt.“

„Aber in welcher Beziehung ſteht Juana mit dem Träger deſſelben?“

„Dieſe Frage zu beantworten, liegt außer dem Bereich meines Wiſſens. Ich kam ja erſt nach Spanien, als Juana ſchon hier war. Ich kann dir alſo nur über die perſönlichen Verhältniſſe des Don d'Alnayar berichten, über die man zuweilen bei Hofe ſprach, deren genaueres Verſtändniß ich aber einer meiner ſpaniſchen Kammerfrauen verdanke.“

„Und von welcher Art mögen ſie ſein, mein Gretchen, daß du bis jetzt vermieden haſt, mir auch nur die geringſte Mittheilung über eine jedenfalls intereſſante Perſon zu machen, obgleich deine Güte mir ſo oft und viel von jenen ſpaniſchen Höfen erzählte, die ich bis jetzt nur aus Hörenſagen kenne?“

Die ſüße Verwirrung machte ſich wieder in Margaretha's Weſen bemerkbar, welche bei der erſten Nennung jenes Namens ſie überraſcht hatte, und ſie verſetzte etwas beklommen: „Ich kann nicht ſagen, wie es gekommen iſt, daß weder Juana noch ich dir jemals von dieſem jungen Manne erzählt haben; auch kann ich mich nicht erinnern, daß er zwiſchen ihr und mir erwähnt worden ſei. Der Grund liegt wahrſcheinlich darin, weil, wie mir geſagt worden iſt, dem Don d'Alnayar manches Unrecht an den Höfen von Toledo und Burgos geſchehen iſt und es unvermeidlich ſcheint, ſeiner zu erwähnen, ohne dieſes Unrechts zu gedenken. Ich möchte aber weder unſere Schwiegereltern mit Tadel bei dir herabſetzen, noch Gerüchten, deren Wahrheit ich ja nicht verbürgen kann, durch Weitererzählen einen Schein von Wahrſcheinlichkeit geben."

„Wohl weiß ich, daß an den ſpaniſchen Höfen nicht Alles iſt, wie es ſein ſollte, und du ſiehſt mich deshalb ſehr begierig, deine Aufklärung zu empfangen."

„Don Alfonzo de Granada iſt von Geburt ein Maure aus dem königlichen Geſchlecht von Granada und ein naher Blutsverwandter der beiden letzten Sultane Abdallah el Zagal und Abdallah el Zaquir, auch Boabdil el Chiko genannt, die, wie du weißt, Oheim und Neffe, in ſo mörderiſchen Streit mit einander gerathen waren, daß dem König von Aragonien, unſerm Schwiegervater, dadurch die Beſiegung Beider und die Eroberung Granadas ſo ſehr erleichtert wurde. Der mauriſche Name des Infanten war Sidi Selim Aben Muhamed; er war der älteſte Sohn des Wali von Baza Sidi Muhamed Aben Yahze Alnayar und ein Enkel des Sidi Yahze Alnayar Aben Sellim, erblichen Wali's von Almeria. Als Abu Hacen, der vorletzte Sultan von Granada, verzweifelnd, je Herr der Wirren zu werden, die im Reiche ausgebrochen waren und die ſonſt ſo tapfern Mauren in Parteien geſpalten hatten, zu Gunſten ſeines jüngern Bruders Abdallah el Zagal, eines feſten und männlichen Charakters, abdankte, überging er bekanntlich ſeinen Sohn Abdallah el Zaquir, deſſen weiches, poetiſches Gemüth ihm noch viel weniger, als er ſelbſt, geeignet ſchien, die ſchwierige Aufgabe des Throns von Granada zu löſen. Aber Abdallah el Zaquir oder, wie ihn die Kaſtilier lieber nennen, Boabdil ließ ſich dennoch von einer Partei verleiten, ſich mit dem Schwerte des Sultans umgürten zu laſſen, und, um ſich gegen ſeinen Oheim zu behaupten, hielt er es mit den Chriſten.

Dadurch wurde natürlich die Verwirrung noch ärger. Zagal wurde von ſeinem Neffen und dem aragoniſchen Heere geſchlagen, Granada verſchloß dem flüchtigen Könige, dem es erſt gehuldigt, die Thore und erkannte Boabdil als Sultan an. Zagal wandte ſich an ſeinen Blutsverwandten und Schwager, den Wali Yahze von Almeria, und deſſen Sohn, den Wali Muhamed von Baza; ſie nahmen ihn gütig auf und hielten zu ihm, als ihn alle Andere verlaſſen hatten. Der Sultan Boabdil fiel, ſobald er die Chriſten nicht mehr brauchte, von dieſen ab und beleidigte den König Ferdinand, unſern Schwiegervater, in der Meinung, ſeine Macht ſei nun befeſtigt, und er vermöge auf eigenen Füßen zu ſtehen. Auf dieſes wandte ſich der Sultan Zagal und die beiden Wali's Yahze und Muhamed an die beiden chriſtlichen Könige, unſere Schwiegereltern, und kämpften unter kaſtiliſchen Fahnen gegen Boabdil. Auf dieſe Weiſe war Muhamed's Sohn Sidi Selim an die Höfe von Toledo und Burgos gekommen und ſein edler, poetiſcher Sinn hatte Wohlgefallen an chriſtlicher Sitte und Art gefunden. Jung und feurig, kehrte er nach der Einnahme Granada's durch die Chriſten nach Burgos zurück und wurde Chriſt. Unſere Schwiegereltern waren ſeine Taufpathen; er erhielt den Namen Alfonzo de Granada und ward Admiral der Flotte zu Malaga. Man behauptet aber, der König von Aragonien habe ihm nicht nur Hoffnung, ſondern ſogar das Verſprechen gegeben, ihn zum chriſtlichen König von Granada zu machen. Ich weiß nicht, was davon wahr iſt; jedenfalls zeugte Don Alnayar's Schwermuth, wenn ich ihn während meiner Anweſenheit in Spanien ſah, von großen Seelenleiden. Er kam nur ein Mal an den Hof von Burgos in einer Geſchäftsangelegenheit, ein ander Mal ſah ich ihn in Granada und zuletzt beſuchte ihn die Königin Iſabella in Malaga und nahm mich mit. Er war ein ſanfter, ſchöner Mann und Dichter. Die Mauren ſollen ſeine ſchwermüthigen Lieder in Spanien und Afrika geſungen haben. Er lebte ſtill und unvermählt und war ungefähr fünfundzwanzig Jahre alt. Dies iſt Alles, was ich von ihm weiß."

Philipp ſah ſeine Schweſter mit einem Blicke an, als glaube er ihr die letzte Behauptung nicht; dann ſagte er mehr vor ſich, als zu ihr: „So hat ihn Juana jedenfalls geliebt. Es wäre beſſer geweſen, ſie wäre ſeine Gemahlin geworden, und ich hätte das theure Weſen als Gattin an's Herz ſchließen dürfen, welches meine erſte Liebe beſaß und das ich leider! auch an Spanien habe verlieren müſſen. Ach, können mir ſeine Kronen erſetzen, was ich ihm geopfert habe?"

Er weinte, und Margaretha vermiſchte, indem ſie ihn abermals umarmte, ihre Thränen mit den ſeinigen; dann entfernte ſie ſich ſtill, um ſich, mit blutendem Herzen, wieder zu einem neuen Feſte ſchmücken zu laſſen.

Dieſe Feſtlichkeiten nahmen ein Ende und am Morgen des 23. October verließ die Herzogin von Savoyen an der Seite des Baſtards und in der Mitte ihrer neuen Landsleute Brüſſel, begleitet von einer großen Anzahl niederländiſcher Edelleute, welche Wilhelm von Croy abermals anführte. Mit wahrem Schmerz riß ſie ſich aus Philipp's Armen los und ſelbſt Juana ſchenkte ihr einige Aufmerkſamkeit beim Abſchiede und wünſchte ihr wohl zu leben.

Seit dieſem Tage beſſerte ſich der Zuſtand der Erzherzogin etwas; ſie fand wieder Wohlgefallen an ihren Katzen, und auch mit ihren Kindern beſchäftigte ſie ſich, wenn ſie ihr gebracht wurden. Der Arzt und die Kammerfrauen nahmen aber bald wahr, daß nichts einen wohlthätigern Einfluß auf die Geiſteskranke ausübte, als der Beſuch ihres Gatten, und der Erſtere rieth dieſem, ihr

Zärtlichkeiten wie einem geliebten Kinde zu erweiſen, als das einzige zu ihrer Herſtellung wirkſame Mittel. Philipp, im Gefühl ſeines Unrechts, that ſich Zwang an und widmete ihr täglich einige Stunden, in denen er ſich freundlich mit ihr unterhielt und ihre Liebkoſungen erwiderte. Die ihrigen verloren in der That nichts an ihrer faſt rührenden Heftigkeit. Sie ſchlang jedes Mal ihre Arme um ihn, zog ſeinen Kopf zu ſich herab und erſtickte ihn faſt mit Küſſen. Dazu weinte und lachte ſie in einem Athemzuge wie ein thörichtes Kind. Obgleich ſie nun Stunden lang heiterer war und anfing, ſich zur Reiſe zu rüſten, auf welche ſie ſich ganz abſonderlich freuete, ſo wurde ſie doch von dem Tiefſinn, der ſich ihrer bemächtigt hatte, durchaus nicht gänzlich verlaſſen. Deshalb wurde ihr auch Donna Franceſca d'Ulloa, nach der ſie großes Verlangen äußerte, wieder zurückgegeben. Aber auch durch dieſes Mittel wurde der gehoffte Zweck nicht erreicht. Der Arzt verſprach dem Erzherzog endlich von der Reiſe und dem Aufenthalte in Spanien eine vollſtändige Heilung der unglücklichen Fürſtin von dieſer Geiſteskrankheit und Philipp beſchleunigte deshalb die Abreiſe, ſo ſehr er vermochte. Dieſe fand am 4. November mit einem glänzenden Gefolge ſtatt. Außer ſeiner und der Erzherzogin zahlreichen Bedienung ſah man von den geiſtlichen Großen den Erzbiſchof von Biſanz, Aegidius Buslidius, den Biſchof von Kamerich, Heinrich von Bergen, Kanzler des güldenen Vließes, den Probſt zu Aras, Karl von Rancicourt; dann die Ritter des Vließes: Johannes von Bergen, Johannes von Lützelburg, Philipp von Burgund und Hugo von-Melun, die Hofherren und Günſtlinge aus des Erzherzogs nächſter Umgebung und adeligen Bedienung: Pfalzgraf Friedrich, Markgraf Bernhard von Baden, Graf Heinrich von Naſſau, Balduin von Burgund, Florentius Buranus, Herr von Iſelſtein, Antonius von Mailly, Claudius von Pontaillen, Philipp von Boſſu, Philibert von Vere, Johannes von Halwin, Antonius von Balain, Herr zu Montigny, Graf zu Hochſtraaten, Karl von Poupert, Johannes von Trazigni, Euſtach von Brimeu, Herr zu Wezemal, Adrian von Longevall, Maximilian von Horn, Marx von Bübenhoven und ſonſt noch eine große Anzahl von Adel. Es war eine lange Reihe von Reitern und Wagen und in einem derſelben wurden die Katzen der Erzherzogin gefahren. Don Ceſar allein hatte die Ehre, bei ſeiner Gebieterin verweilen zu dürfen.

Die Reiſe ging über Hennegau, wo die Erzherzogin noch nie geweſen war, und wo ſie von der Stadt deshalb reich beſchenkt wurde. Ihre Heiterkeit über dieſen Empfang gab der Hoffnung auf ihre Geneſung Raum, und Philipp ließ es nicht an zarten Aufmerkſamkeiten für ſie fehlen. So läſtig es ihm ſein mochte, er duldete, daß ſie ihr Haupt im Wagen an ſeine Bruſt lehnte und ihn küſſend und mit den ſüßeſten Namen belegend hier entſchlummerte. Das Entzücken über die Beweiſe ſeiner Liebe ſtrahlte ihr dann, wenn ſie wieder erwachte, aus den Augen. Dann liebkoſete ſie vor Freuden den fetten Kater und erzählte ihm, wie glücklich ſie ſich in Philipp's Liebe fühle und wie noch weit glücklicher ſie erſt in Spanien ſein werde. So glich ſie in allen Stücken einem verhätſchelten Kinde, das man über einer Ungezogenheit ein Mal hart beſtraft hat, und das darüber krank geworden iſt, ſo daß man ihm nun wieder all ſeinen Willen thut, um ihm nur wieder zur Geſundheit zu verhelfen.

## 6.

## Geneſung und Abfahrt.

Jakob Fugger hatte am Tage vor der Abreiſe des Erzherzogs noch eine geheime Audienz bei demſelben gehabt, worin er ihm Bericht über den Zuſtand der Frau van der Kapellen abſtatten mußte, und der tief ergriffene Fürſt dem edlen Bürger die Unglückliche noch ein Mal auf das nachdrücklichſte empfahl.

Einige Tage ſpäter eilte Fugger nach Antwerpen, da er ſeine Schutzbefohlene in den beſten Händen wußte. Dort fand er ſeinen Gaſt- und Handelsfreund zwar in ſofern in einer beſſern Verfaſſung, daß er die Sprache wieder erlangt hatte, aber Fugger überzeugte ſich auf den erſten Blick, daß er vor einem Manne des Todes ſtehe. In der That war Peter van der Kapellen mit einem Schlage um ſeine beiden köſtlichſten Güter gebracht worden, um die Ehre ſeines Hauſes und die Schönheit ſeiner Frau. So ſehr er ſich ſonſt vor dem Tode gefürchtet hatte, jetzt war er ſo weit gebracht, daß er denſelben mit aufrichtigem Herzen herbeiwünſchte. So war er ein gänzlich umgewandelter Mann geworden. Seinem Leben war ja Blüte und Frucht geraubt, und er fühlte, daß er die Schande nicht überleben könne, welche die von ihm ſo hochgehaltene Frau über ihn gebracht hatte. Die Kinder ſeiner erſten Ehe waren, auf die Nachricht ſeiner ernſtlichen Erkrankung, nach Brüſſel geeilt und hatten ihn dann, ſeinem Wunſche gemäß, nach Antwerpen gebracht, damit er, wie er begehrte, in ſeinem Hauſe ſterben könne. Hier hatten ſie ihn vermocht, daß er die ihnen verhaßte Stiefmutter in einer letzten Verfügung von jeder Miterbſchaft als eine Ehebrecherin, die Gottes Gericht ereilt habe, ausſchloß.

Niemand war ihnen dabei behülflicher geweſen, als der Archidiakonus Pater Innocenz, welcher ein Verdammungsurtheil über das andere auf die abweſende Sünderin ſchleuderte und das Herz des leidenden Kranken auf's äußerſte gegen ſie erbitterte. Obgleich nun Herrn Peter kein Geheimniß geblieben war, aus welchen Gründen die Erzherzogin-Infantin ſich auf eine ſo grauſame Weiſe an ſeiner Frau vergriffen hatte, ſo blieb er doch dabei, daß ſeine ſelige erſte Frau in jener Nacht nach dem dem Erzherzog gegebenen Banket ihm durch ihre Erſcheinung ſeinen nahen Tod angezeigt habe, und weder Pater Innocenz, noch der ſchwarze Leibdiener Rony fanden es ihrem Intereſſe angemeſſen, ihn dieſem Irrthum zu entreißen. Jakob Fugger begriff ſchnell, daß hier kein Feld der Wirkſamkeit für ihn ſei, und daß er in dieſem Hauſe nichts Beſſeres zu thun habe, als dem Tode ſeinen Raub zu überlaſſen. Er wandte deshalb ſeine ganze geiſtige Kraft der mit ſo vielen Schwierigkeiten verknüpften Einrichtung des neuen Handlungshauſes zu, und dieſes Geſchäft nahm all' ſeine Umſicht und Thätigkeit in Anſpruch, ſo daß er bald die Freude hatte, behaupten zu können, durch dieſe, von der weitgreifenden Großmuth des Erzherzogs trefflich unterſtützte Thätigkeit ſei die Sache ſo weit gediehen, daß man ihr glückliches und fruchtverſprechendes Aufblühen nun mit Beſtimmtheit vorausſagen könne. Die antwerpener Kaufleute lernten allmälig den einfachen, beſcheidenen und unermüdlichen Mann achten und hochſchätzen, und Viele, welche erſt ſeine Gegner geweſen waren, wurden nun ſeine Freunde; Andere gewann er durch den mächtigſten Hebel im irdiſchen Daſein, durch ſein Geld, und die Ausſicht auf reichen Gewinn verſchaffte ihm ſo viel Verbindungen, wie er wünſchte. Als er nun eben im Begriff ſtand, die letzte Hand an das neue Geſchäft zu legen und dann nach ſeinem geliebten Augsburg zurückzukehren, ſtarb Peter van der

Kapellen an einer Wiederholung des Schlagfluſſes plötzlich, und Jakob Fugger ging in dem pomphaften Leichenzuge deſſelben mit eigenthümlichen Gefühlen. Seltſam überraſcht war er aber nach einigen Tagen, als die Kinder des Verſtorbenen, von denen keines in Antwerpen wohnte, ihm Haus und Geſchäft ihres verſtorbenen Vaters zum Kauf anboten. Fugger ſäumte keinen Augenblick, auf dieſes für ihn vortheilhafte Anerbieten einzugehen, und da er Alles mit baarem Gelde zu bezahlen verſprach, ſo wurden beide Parteien bald handelseinig. Am 1. December trat Jakob Fugger als Herr und Principal in das ſchöne Haus und auf die Schreibſtube und empfing die Glückwünſche der Handlungsdiener. Die übrigen unnützen Leute waren früher ſchon von den Erben verabſchiedet worden. Das Geſchäft der „Gebrüder Fugger in Antwerpen, früher Peter van der Kapellen" ſollte aber erſt mit dem 1. Januar 1502 eröffnet werden. Bis dahin traf Fugger Aenderungen nach ſeiner Einſicht, ließ die alten Schiffe ausbeſſern und neue erbauen und ſchaffte und ordnete mit ſeiner gewohnten Thätigkeit und herzgewinnenden Menſchenfreundlichkeit, die die Elemente ſeines Lebens waren. Auch übergab er einem portugieſiſchen Kauffahrer, der noch in der Schelde zurückgehalten worden war, Briefe an Fernando Magelhaens und Jakob Beheim nach Portugal, worin er den glücklichen Fortgang ſeiner Angelegenheiten meldete und ſeine weiteren Pläne auf Weſtindien verfolgte.

Während dieſer Geſchäfte fand der thätige Mann Zeit, dann und wann der unglücklichen Kranken in Brüſſel einen Beſuch abzuſtatten, und wenn er nicht ſelbſt kommen konnte, ſo ſchickte er Antonio. Der Tod ihres Mannes und ihre Enterbung erſchütterte Frau Eleonoren ſehr, aber ſie war keines von den weiblichen Gemüthern, welche durch Unglücksſchläge zu ſanften Empfindungen und frommen Vorſätzen geſtimmt werden. Es ſchien im Gegentheil, als verbittere ſich ihr Charakter, vorzüglich durch die getäuſchte Hoffnung auf des Erzherzogs Beſuch vor deſſen Abreiſe. Sie erwähnte ſeiner nie wieder. An die Stelle des eiteln Stolzes trat nun harter Trotz und Groll mit ihrem Geſchick. Als das Gerücht von der Geiſtesverwirrung ihrer grauſamen Feindin zu Eleonorens Ohren drang, flog ein Lächeln befriedigter Rache über ihre entſtellten Züge. Nur Martin's ausdauernder Treue zeigte ſie dankbare Anerkennung. Ja, die Handlungsweiſe dieſes trefflichen Mannes und ſchon ſeine bloße Gegenwart hatte einen beruhigenden und wohlthätigen Einfluß auf dieſes mit der Welt verfeindete Frauenherz und man konnte mit Erſtaunen wahrnehmen, daß ſie gut und mild war, ſo lange er um ſie ſchaltete und waltete. Ihre Wunden waren geheilt und es ſtand ihrer Abreiſe von Brüſſel nichts mehr im Wege, aber ſie zögerte damit von einem Tage zum andern. Martin, ſtets ſanft und gut und ihr ergeben, wie ein frommes Kind, hatte, um ſie über ihre Entſtellung im Ungewiſſen zu laſſen, Alles, was an einen Spiegel erinnerte, ſorgfältig von ihr entfernt; aber ſie hatte ſeine Abſicht durchſchaut, ohne es ſich merken zu laſſen. Einſt, als er von einem Freunde zu ihr zurückkehrte, fand er ſie ohnmächtig auf dem Lager und neben ihr einen kleinen Spiegel, der ihrer Hand entglitten war. Als die Bande der Ohnmacht wichen, bemerkte Meiſter Martin mit Schrecken, daß ihr Geiſt in andere und ſchlimmere gefallen war. Sie ſprach irre und ſchauderte ſtets vor einem Scheuſal zurück, das, ohne zu weichen, vor ihrer Phantaſie ſtand und in welchem ſie ſich ſelbſt erkannte. Sie hatte ſich durch Matty von einer Magd im Hauſe den Spiegel zu verſchaffen gewußt, und der Eindruck, den ihre ſo ſchrecklich veränderte Geſichtsbildung auf ſie gemacht hatte, war ein ſchier vernichtender geweſen. Sie fiel in ein hitziges Fieber und ſchwebte mehre Wochen zwiſchen Leben und Tod. Der Maler bewährte abermals ſeine tiefe und klare Treue an ihr. In der Obhut dieſes jetzt heitern und glücklichen Mannes, von welchem ſeit Eleonorens Unfall alle Schwermuth und Traurigkeit, die ihm ſonſt das Leben verdüſtert, gewichen waren, lag ſie wie unter den ſchützenden Fittichen eines guten Genius, und Fugger ſorgte gewiſſenhaft dafür, daß ihr nichts abging. Und ſo genas ſie abermals. Der ſonſt ſo grauſame Tod war mitleidiger gegen ſie, als das Leben.

Schweigend und in ſich gekehrt ſaß ſie eines Tages, während der Winter draußen ſtürmte, da und ſchien für die ſie umwaltende Liebe des Malers kein Auge zu haben. Der von fern ſtehende, ſtill ſelige Meiſter glaubte zu bemerken, daß ſie etwas bewege; er näherte ſich ihr, um ſie nach ihren Wünſchen zu befragen.

Sie ſah ihn lange forſchend an, endlich fragte ſie: „Sagt mir, Martin, was iſt aus meinem blinden Vater, was aus meinen Geſchwiſtern geworden?“

Es war das erſte Mal, daß ſie ihrer Familie erwähnte.

„Beruhigt Euch darüber, meine Frau,“ verſetzte der Maler, „es iſt ihnen nichts abgegangen; ſie haben in ihrer gewohnten Lebensweiſe gelebt und werden ferner ſo leben.“

„Aber von welchen Mitteln? Wer ernährt ſie? wer mich? Verhehlt mir nichts! Ich will es wiſſen!“ Ihre Stimme war unſicher und ſchwankend geworden.

„Bedenkt, daß Ihr zwei Freunde habt, die Euch mit jeglicher Hülfe, die Ihr und die Eurigen bedürfen, beiſpringen, und daß der Eine davon der reiche Fugger von Augsburg iſt!“

„Alſo wir leben Alle von der Gnade eines Fremden!“ Sie verhüllte ihr ſchmerzlich zuckendes Geſicht. Als ſie wieder aufblickte, fuhr ſie ernſt und geſetzt fort: „Das kann ferner nicht ſo ſein, Meiſter. Ich darf Euere und Herrn Fugger's Wohlthaten nicht länger annehmen. Nur um Eines bitte ich noch: ſchafft mich fort aus dieſem Lande; dann will ich Arbeit ſuchen und die Meinigen ernähren, wie es mir zukommt."

„Eleonore," ſagte van der Voort gerührt und ergriff ihre Hand, „hört mich an und gebt mir Beſcheid auf Das, was ich Euch zu ſagen habe. Euer Wunſch, ferner nicht in den Niederlanden zu leben, iſt billig und gerecht, und er ſoll erfüllt werden, ſobald es Eure wiedergewonnenen Kräfte erlauben. Ich habe Herrn Fugger zugeſagt, mit ihm nach Augsburg zu gehen und dort Aufträge auszuführen, die er mir theils ſelbſt gegeben hat, theils von ſeinen Freunden verſchaffen wird." —

„Nun, ſo nehmt mich mit nach Augsburg. Das iſt weit, ſehr weit von hier, und das iſt mir gerade recht. Je weiter vom Schauplatz meines Unglücks, deſto lieber. Dort kennt mich Niemand. Ich will für einen Mann gelten; ich werde nie wieder Frauenkleider tragen, nie ſoll dies unglückſelige Haar wieder wachſen. Laßt mich darum an Euern Arbeiten Theil nehmen als Euer Geſelle; ich will ſehr fleißig ſein."

„Ihr kommt meinen und Herrn Fugger's Wünſchen entgegen, werthe Frau. Aber nicht als mein Geſelle, nicht als mein Arbeiter ſollt Ihr in Augsburg leben; nein, Eleonore, als mein Weib, mein geliebtes Weib. Ihr ſeid frei. Erfüllt nun den heißeſten Wunſch meines Lebens. Gebt mir Euere Hand und Euer Herz!"

Erſtaunt, ſchier erſchrocken ſah ſie ihn an und ſtarrte dann lange vor ſich hin, als müſſe ſie ſich beſinnen, ob ſie auch recht gehört. „Wie?" ſagte ſie endlich. „Iſt das möglich? — Geht, Martin, Euer gutes Herz ſpielt Euch da einen ſchlimmen Streich! Ihr habt einſt das ſchönſte

Weib in den Niederlanden geliebt und werdet nun nicht das häßlichſte Scheuſal in den Provinzen heirathen wollen.“

Zum erſten Mal ſprach ſie von ihrer Verunſtaltung, und ſie beſaß nicht Herrſchaft genug über ſich, ihre Faſſung zu behaupten; denn ſie brach, als ſie das letzte Wort mit Mühe ausgeſprochen hatte, in ein dumpfes Schluchzen aus.

Martin ergriff wieder ihre Hand, bedeckte ſie mit Küſſen und ſagte: „Ich habe Eleonore Bry geliebt von Jugend an, und ich liebe dieſe Eleonore bis dieſe Stunde und werde ſie lieben, ſo lange ein Athemzug aus meinem Munde geht. Sieh', das iſt ja die wahre Liebe, die nicht an die flüchtige Schönheit der Geſtalt gebunden iſt. Deine Schönheit ſteht unverwelklich in meiner Seele, dort kann ſie keine grauſame Hand verwiſchen. Und aus meiner Seele wird ſie fort und fort auf die Leinwand quellen und dort der Zeit trotzen. Ich habe alſo deine Schönheit unvergänglich, unverwüſtlich; ſchenke mir dazu dein Herz, dich ſelbſt und laß uns zuſammen in friedlicher Eintracht leben und hohe Kunſtgebilde ſchaffen. Sei nicht grauſam, Eleonore, und werde mein Weib!“

„Du täuſcheſt dich ſelbſt, Martin,“ verſetzte ſie kopfſchüttelnd, „das iſt die Eleonore nicht mehr, die einſt mit dir zuſammen in ihres Vaters Werkſtatt an der Staffelei ſaß. Ich bin ein geſchändetes, in den Staub getretenes Weib. Ich bin gemißbraucht vom eigenſüchtigen Männergeſchlecht, von dem du die einzigſte Ausnahme biſt. Aber gerade deshalb möchte ich dich nicht unglücklich machen. In meiner Seele wachſen fort und fort Fluch und Rache gegen Fürſten und Pfaffen, gegen alle eiteln, begehrlichen Männer. Laß mich mein verdientes Unglück allein tragen und mein Schickſal erfüllen! Es wäre mehr, als grauſam von mir, wenn ich dir eine Strafe aufbürden wollte, da du doch keine Schuld verwirkt. Du biſt ein edler, großmüthiger Menſch, aber ich kann nur als dein Geſell arbeiten. Sieh', ich will dich lieben; ich will dein Knecht ſein; ich will zu deinen Füßen liegen; ich will arbeiten, bis mir die Augen erblinden, wie die meines Vaters, aber dein Weib kann ich nicht werden, dazu biſt du mir zu lieb und theuer. Nein, Martin, ein ſchönes Weib muß dich beglücken. Auch ihr will ich dienen; ich will ſie erfreuen, wie ich kann; ich will ihre Magd ſein." Thränen erſtickten ihre Stimme.

Martin umſchlang die Unglückliche zitternd; es war das erſte Mal, daß er ſie umarmte. Auch er weinte.

„Es wird ſich Alles finden," ſagte er dann. „Wir wollen die Reiſe rüſten, damit wir ſie antreten können, wenn du erſtarkt biſt. Wenn du auch hier meinen Bitten zu widerſtehen vermagſt, wo dich Alles an die Vergangenheit erinnert, in Augsburg beginnt ein neues Leben für dich; dort wirſt du bald die geachtete und bewunderte Künſtlerin ſein. Und dieſe Bewunderung wird eine dauerndere ſein, als die frühere; ſie wird auch eine edlere und reinere ſein. Dann dünkt dir leicht, ja nothwendig, was jetzt unmöglich, und du wirſt mein liebendes und geliebtes Weib."

„Umgaukle nicht dich, nicht mich mit trügeriſchen Hoffnungsbildern. Ich muß dir noch Eines ſagen, aber ich vermag es nicht laut; ich fürchte mich vor dem Schall meiner eigenen Worte bei dieſem Geſtändniß."

Und ſie zog ihn hocherröthend und die Augen vor Scham niederſchlagend zu ſich und flüſterte ihm etwas in's Ohr.

Martin ſchien einen Augenblick betroffen, dann aber küßte er ſie auf die Stirne und ſagte: „Nichts vermag meine Liebe zu vertilgen, meinen Vorſatz umzuſtoßen. Das ſchwere Unglück iſt für dich ein heißes, heilſames Bad geweſen; es hat dich von aller Schuld und von allen

Fehlern gereinigt. Du biſt jetzt wieder Eleonore Vry und bleibſt ewig meine geliebte Eleonore."

Nach dieſer Unterredung zog eine tiefe Stille bei dem Künſtlerpaar ein. Eleonore brachte Tage lang an der Staffelei zu und machte bewundernswerthe Fortſchritte in der Kunſt, wie ſie an Körperkräften zunahm. Sie war meiſt ſchweigſam; von den Gefühlen, die in ihr glühten, ließ ſie ſich nichts abmerken; aber ihr Charakter bildete ſich in dieſer Ruhe zu einer ſtählernen Feſtigkeit aus. Nach Antwerpen zurückzukehren, verweigerte ſie. Sie wollte die Heimat nie wiederſehen. Die Abreiſe wurde von allen Betheiligten betrieben. Fugger ging mit Veit voran, um in Augsburg den Empfang ſeiner Gäſte vorzubereiten. Es war verabredet, daß Niemand dort erfahren ſollte, wer ſie ſeien. Der gewandte Antonio blieb bei Martin und Eleonore als Bedienung; dagegen war die ſchwarze Matty in andere Dienſte getreten.

An einem heitern Wintertage fuhr ein verſchloſſener Wagen nach Süden dem Rheine zu, deſſen ſtolze Pferde ein dunkelfarbiger Zigeunerburſche mit geſchickter Hand lenkte. Drinnen ſaß ein alter, blinder Mann und ein junger in verſtändigem Kunſtgeſpräch, ein dritter lehnte ſchweigend in der Ecke. Zwei muntere Mädchen und ein kecker Junge nahmen die vorderen Sitze ein. Es war die Familie Vry und Martin van der Voort. In dem ſchweigenden Jüngling hätte Niemand die ſchönſte Frau Antwerpens wieder erkannt.

## 7.

## Politiſche Händel.

Das raſtloſe Beſtreben der bis zur tiefſten Verächtlichkeit treuloſen Politik zu Ende des fünfzehnten und zu Anfang des ſechzehnten Jahrhunderts iſt maßloſe Vergrößerungsſucht an Land und Leuten. Mit einer nimmerſatten Gierde verſchlingen dieſe habſüchtigen Fürſten Länder auf Länder, nur um ſie zu beſitzen; denn ſie zu regieren verſtehen ſie nicht und noch weniger begreifen ſie den Geiſt, der in den Völkern ſich zu regen beginnt, das erſte Flügelzucken des Genius, der einſt mit ſeinen majeſtätiſchen Fittichen, auf ſeinem Flug über die Erde, die Fluren befruchtend beſtreifen und einem beſſern Menſchengeſchlecht Kraft und Begeiſterung zuführen wird. Wir ſehen den tollkühnen Herzog von Burgund ein armes Hirtenvolk bekriegen aus keinem Grunde weiter, als um es zu unterjochen, damit er ſich ein Reich ſchaffe, ſo weit der Rheinſtrom ſeine Waſſer führt, von den Gipfeln der Schweizeralpen bis an die Ufer der Nordſee. Wir ſehen das habsburger Fürſtenhaus die verlangenden Arme nach reichen Ländererbinnen ausſtrecken und die Bande der Ehe zu Reifen ſchmieden, um Länder und Völker zuſammenzuhalten, die nicht zu einander gehören. Es ſtößt in dieſen ſchlauen Beſtrebungen mit dem franzöſiſchen Königshauſe zuſammen, das dieſelben Grundſätze verfolgt. Die Erwerbung Burgunds und der Niederlande durch das öſtreichiſche Fürſtenhaus, jener zwar deutſchen Länder, deren Beherrſcher aber einer Zweiglinie des franzöſiſchen Königshauſes entſproſſen waren, wurde die Quelle von Kriegen zwiſchen Frankreich und Oeſtreich, die dritthalbhundert Jahre die beſten Kräfte dieſer Länder verſchlungen und vielen Tauſend Menſchen das Leben gekoſtet haben. Und ſchon griff derſelbe Habsburger mit der zuſammenraffenden Hand nach einer zweiten Länderperle an Frankreichs Bruſt, nach dem reichen Herzogthum Bretagne, als eine unerhört treuloſe Handlung des jungen Königs Karl des Achten von Frankreich dieſes Land dem franzöſiſchen Königshauſe ſicherte. Die heiligſten Eide, Gelöbniſſe und Verſprechungen waren zu nichts weiter da, als um ſchmählich gebrochen zu werden, ſobald dadurch ein Vortheil erlangt werden konnte.

Ein neuer Gegenſtand der fürſtlichen Ländergier wurde zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts das Königreich Neapel. Kaum hatte jener franzöſiſche Karl, voll ritterlicher Abenteuerlichkeit, aber ohne ritterliche Ehrenhaftigkeit, durch einen kühnen Gewaltſtreich das Herzogthum Bretagne mit deſſen Erbin an ſich geriſſen, als ihm auch ſchon nach einem andern, obgleich weit fernern Lande gelüſtete. Dieſes ſeltſame und knabenhafte Gelüſten hat auf das Schickſal und die Geſtaltung Europas einen großen und merkwürdigen Einfluß ausgeübt und ſeine Folgen in den nächſten zwei Jahrhunderten überraſchen das in den Geſchichtsbüchern forſchende Auge.

Seit der ruchloſe Herzog Karl von Anjou, der Sohn des Königs Ludwig VIII. und der Bruder Ludwig IX. des Heiligen von Frankreich, nach des deutſchen Königs Konrad des Hohenſtaufen Tode, ſich vom Papſt Clemens IV. mit Neapel und Sicilien, dem Erbe des zweijährigen Konradin von Schwaben, Konrads Sohn, hatte belehnen laſſen, weil der Papſt den rechtmäßigen Herrn dieſer Königreiche, jenen Konradin, als den Sohn eines im Kirchenbanne geſtorbenen Königs nicht anerkennen wollte; ſeit jenem ſchmachvollen Raub am letzten Hohenſtaufen, durch die Enthauptung Konradins, der im Kriege gegen Karl von Anjou in deſſen Gefangenſchaft gerathen war, zum unauslöſchlichen Schandfleck in der Geſchichte geſtempelt, hatte das Haus Anjou den Königsthron von Neapel beſeſſen, es waren nun faſt dritthalbhundert Jahre. In Sicilien war Karl ſchon nach achtzehn Jahren (1282) durch die blutige ſicilianiſche Veſper vertrieben worden, und das Reich war an das Königshaus Aragonien durch Peter I. gekommen, welchen Konradin auf dem Blutgerüſte zu ſeinem Erben erklärt hatte. Dagegen war das Haus Anjou mit Karls Enkel Karl Martell auf den ungariſchen Königsthron gelangt. In Neapel hatte dieſes franzöſiſche Herrſcherhaus die wildeſten Kämpfe zu beſtehen, hervorgerufen aus den heftigen Leidenſchaften der Parteien und aus der furchtbaren Sittenverderbniß der Zeit. Die merkwürdigſten Schickſale erlebten die beiden Königinnen Johanna I. und Johanna II., von denen jene die vierte, dieſe die ſiebente Stelle in der Reihe der Könige aus dem Hauſe Anjou einnahm. In den wildeſten Wirren hatte Johanna I. (1380) den Herzog Ludwig von Anjou, zweiten Sohn des Königs Johann des Guten von Frankreich adoptirt, da ihre eigenen Söhne geſtorben waren; aber der Gemahl der Margaretha, Schweſtertochter Johanna's, Karl der Kleine von Durazzo, bekämpfte die Königin deshalb, weil ſie ſeine Gemahlin, ihre Nichte, früher zur Thronfolgerin beſtimmt hatte.

Johanna gerieth in Karls Gewalt und wurde 1382 auf ſeinen Befehl erdroſſelt; Ludwig von Anjou gelangte nicht zum Throne, ſondern ſtarb im Kampfe um denſelben 1384. Karl, König von Neapel, erfuhr 1386 in Ungarn, wohin er gezogen war, um, nach ſeines Vetters Ludwig des Großen Tod (1382) dieſes Königreich ebenfalls in Beſitz zu nehmen, daſſelbe Schickſal, welches er der Königin Johanna bereitet hatte; er ward ermordet. Seine Witwe Margaretha ließ ihren Sohn Ladislaus zum König von Neapel krönen und verwaltete als Vormünderin deſſelben die Regierung; aber auch Ludwigs von Anjou Witwe, Marie von Bretagne, ließ ihren Sohn Ludwig II. vom Papſt in Avignon zum König von Neapel krönen, und der alte Kampf der beiden verwandten Häuſer dauerte in den Söhnen fort. Endlich entſchied der Papſt den Streit zu Gunſten Ladislaus', der 1400 Neapel einnahm, und Ludwig II. kehrte in die Provence zurück, als deren Herrn er ſich behauptete. Hier ſtarb er aber ſchon 1417 mit Hinterlaſſung zweier Söhne, Ludwig und Renatus (René). Der Erſtere führte als Ludwig III. den Titel König von Neapel. Ladislaus hatte ſchon 1414 ſein wüſtes Leben beſchloſſen und ſeine Schweſter Johanna war ihm als Thronerbin gefolgt. Dies iſt die Königin Johanna II. So raffte der Tod die wilden und leidenſchaftlichen Spieler in dieſem verwirrten Drama jung hinweg, aber ſie vererbten ihre Wünſche, Beſtrebungen und Leidenſchaften auf ihre Nachkommen. Nun ſtanden ſich Johanna II. und Ludwig III. von Anjou feindlich gegenüber, und dieſer belagerte jene in Neapel. In der Bedrängniß adoptirte Johanna, die, obgleich zwei Mal vermählt, keinen Thronerben geboren hatte, den König Alfons V. von Aragonien und ernannte ihn zu ihrem Nachfolger. Ehe ſie dieſer aber befreien konnte, ſah ſie ſich genöthigt, ſich mit der Anjou'ſchen Partei zu vergleichen. Alfons kam, trat ſiegreich in Neapel auf und gewann die ganze ehemalige Durazzo'ſche oder ungariſche Partei, als deren Haupt er nun galt. Bald war er der mächtig gebietende Herr, und die Königin, die ihn ins Land gerufen, zog ſich aus Furcht vor ſeiner ſchnell wachſenden Macht in das Caſtell von Capua zurück, wo ſie von Alfons belagert, von der Anjou'ſchen Partei aber befreit wurde. Hierauf widerrief ſie die Adoption des Königs von Aragonien und adoptirte dafür Ludwig III. von Anjou, der auch die Hauptſtadt eroberte (1424), als Alfons, ſeiner häuslichen Angelegenheiten halber, nach Spanien gegangen war. Zehn Jahre ſpäter ſtarb Ludwig III. und hinterließ ſeine Anſprüche an die Krone von Neapel ſeinem Bruder René. Johanna ſetzte ihn zum Erben des Königreichs ein und ſtarb neun Wochen ſpäter 1435. Obgleich 1437 zum König von Neapel gekrönt, konnte ſich René doch nicht gegen den andrängenden Alfons behaupten, der ihn 1442 in die Flucht trieb und ſich im Beſitz des Königreichs behauptete. Das Haus Anjou gab nun zwar ſeine Anſprüche an die Königskrone von Neapel nicht auf, aber es konnte ſich nicht wieder in Beſitz derſelben ſetzen. Im Jahre 1481 ſtarb mit Herzog Karl von Maine, Grafen von Provence, Neffe René's, das Haus Anjou aus und vererbte ſeine Beſitzungen und Anſprüche an das königliche Haus von Frankreich. Auf dieſe Weiſe hielt ſich der junge König Karl VIII. für den rechtmäßigen Prätendenten von Neapel.

Alfons von Aragonien, auf ſo wenig rechtliche Weiſe im Beſitz des Throns von Neapel und Sicilien, vererbte denſelben, da er keine eheliche Nachkommenſchaft hatte, auf ſeinen natürlichen Sohn Ferdinand 1458. Wenn das Haus Anjou nun ſchon guten Grund hatte, den Vater als unrechtmäßigen Beſitzer darzuſtellen und zu bekriegen, ſo konnte es den unehelichen Sohn um ſo härter angreifen. Und König Karl VIII. von Frankreich glaubte ſich in ſeinem guten Rechte, als er um 1490 den Gedanken faßte, Neapel zu erobern und den unrechtmäßigen König Ferdinand zu vertreiben. Dieſen abenteuerlichen Gedanken verdankte er dem Herzog Ludwig Sforza, von ſeinem Sinnbilde, einem Maulbeerbaume, il Moro genannt. Ludwig, der ſchlaueſte und ränkevollſte Fürſt ſeiner Zeit, von ſeiner eignen Klugheit ſehr eingenommen (weshalb er ſich auch gern der „Maulbeerbaum“ nennen ließ, der erſt blüht, wenn kein Nachtfroſt mehr zu befürchten iſt, aber dann ſchnell und üppig blüht und in kurzer Zeit reife Früchte bringt), Ludwig war der zweite Sohn jenes kühnen Condottiere Francesco Sforza, der, nichts weiter als der käufliche Anführer eines von ihm beſoldeten wilden Haufens Soldaten (meiſt Räuber), den letzten Herzog von Mailand aus dem Hauſe Visconti Philipp Maria vermochte, ihm ſeine natürliche Tochter Blanca Maria zur Gemahlin zu geben und ſich dann, trotz dem Widerſpruche des Herzogs Karl von Orleans, zum Herzog von Mailand emporſchwang. Karl von Orleans, ein Blutsverwandter des franzöſiſchen Königshauſes, war nämlich der Sohn von Valentina Visconti, Tochter des erſten Herzogs von Mailand, Johann Galeazzo Visconti's. — Es iſt bekannt, daß Francesco Sforza's Vater ein Bauer war, aber ein genialer, kraftvoller Menſch, der als Söldnerhauptmann (Condottiere) in Neapel unter Johanna II. Geſetze gab und als Graf von Catagnole ſtarb, nachdem er ſeinen ihm gleichen Sohn Francesco in ſeine Laufbahn eingewieſen hatte. Francesco's ritterliche Kraft hielt ihn auf dem mailändiſchen Herzogsſtuhl und von ſeinen beiden Söhnen Galeazzo und Ludwig folgte ihm der Erſtere, ein grauſamer, wollüſtiger Tyrann, der bald genug einem Mörderdolche als Opfer fiel. Ueber ſeine unmündigen Kinder Johann Galeazzo und Blanca führte ihres Vaters Bruder, jener Ludwig il Moro die Vormundſchaft und für den Erſtern die Regierung. Ludwigs Schlauheit bot dem deutſchen Könige Maximilian eine ſehr beträchtliche Geldſumme, wenn er ſich mit ſeiner Mündel Blanca vermählen wollte, und der ſtets in Geldverlegenheiten ſteckende letzte Ritter erhob die zwar ſchöne, aber kalte und ungeliebte Fürſtin, Urenkelin eines gemeinen Bauers und Enkelin einer unehelichen Tochter des Hauſes Visconti, zur Königin und Kaiſerin. Ja Max ging für mailändiſches Geld noch weiter. Das Herzogthum Mailand war ein Lehn der deutſchen Königskrone; denn Kaiſer Wenzel hatte Galeazzo Visconti zum Herzog von Mailand erhoben. Aber weder der trotzige Franz Sforza, noch ſein Sohn Galeazzo Maria hatten die Belehnung nachgeſucht. Auch Johann Galeazzo, des Königs Maximilian Schwager, ſuchte ſie nicht, als er mündig geworden war. Wol aber ſuchte ſie deſſen Ohm und Vormund Ludwig, ſobald er durch Blanca mit Maximilian in ſo nahe Verhältniſſe gekommen war; er ſuchte ſie — für ſich ſelbſt. Denn er hielt den jungen Herzog Galeazzo, den er für blödſinnig ausgab, und der es vielleicht wirklich war, von der Regierung zurück und verwaltete dieſelbe ferner, obgleich er kein Recht dazu hatte. Nun hatte ſich aber der junge, in ſolcher Abhängigkeit, ſchier Gefangenſchaft, gehaltene Herzog mit einer Tochter des Königs Ferdinand von Neapel vermählt und zeugte drei Kinder mit derſelben, wobei ein Sohn. König Ferdinand von Neapel beklagte ſich öffentlich bitter über die Gefangenſchaft und Zurückſetzung ſeines Schwiegerſohns durch deſſen Oheim und drohete dem Letztern endlich mit Krieg. König Maximilian war ſchwach genug, für ſchweres Geld den Oheim ſeiner Gemahlin mit dem Herzogthum Mailand zu belehnen und ſeinen Schwager Galeazzo auszuſchließen, aber er vermochte den ſchlauen Ludwig nicht vor der gerechten Rache des Königs von Neapel zu ſchützen. Da wandte ſich Ludwig an den abenteuernden König Karl von Frankreich, rief demſelben die alten und veralteten Anſprüche des ausgeſtorbenen Hauſes Anjou auf den neapolitaniſchen Königsthron ins Gedächtniß und ſtachelte ihn zu jenem abenteuerlichen Ritterzuge auf, der in der zweiten Hälfte des Jahres 1494 zu Stande kam. König Ferdinand von Neapel erlebte denſelben nicht; denn er ſtarb ſchon im Januar dieſes Jahres und hinterließ die Kronen beider Sicilien ſeinem Sohne Alfons II. Dieſer wurde aber von dem ſiegreichen König von Frankreich vertrieben und floh nach Sicilien, wo er, noch kein Jahr lang König, wenige Monate darauf vor Kummer ſtarb. Der unglückliche Alfons II. hinterließ einen Sohn Ferdinand und einen Bruder

Friedrich; der Erſtere vermochte als König von Neapel dem reißenden Glücksſtrom des franzöſiſchen Königs nichts entgegen zu ſetzen. Er mußte mit ſeinem Oheim Friedrich das ſchöne Neapel ebenfalls verlaſſen. Aber ſo ſchnell Karl VIII. Neapel gewonnen hatte, ſo ſchnell verlor er es wieder; denn der Herzog von Mailand Ludwig, der den franzöſiſchen König zu dem Eroberungszug nach Neapel vermocht, fürchtete jetzt das ſchnelle Glück deſſelben, fürchtete, daß der Herzog Ludwig von Orleans, der ſich beim franzöſiſchen Heere befand, ſeine gerechten Anſprüche an Mailand geltend machen werde, und brachte deshalb ein Bündniß gegen die Franzoſen zwiſchen dem Papſt und andern italieniſchen Fürſten, die ihre Exiſtenz von den übermüthigen Franzoſen bedroht ſahen, zwiſchen dem ſpaniſchen Könige Ferdinand dem Katholiſchen von Aragonien, Neffen jenes Alfon's I., der Neapel erobert hatte, und Iſabella von Kaſtilien, endlich auch dem deutſchen Könige Maximilian zuſammen, und dieſe Verbündeten vertrieben den König Karl wieder aus Neapel. Jenes Bündniß brachte die berühmte und folgenreiche Doppelheirath der Kinder des ſpaniſchen Königspaars mit den Kindern Maximilians zu Stande. Der junge König Ferdinand II. von Neapel kam aber doch nicht in Beſitz ſeines Reichs; er ſtarb im October 1496 bei der Belagerung von Gajeta, einer der letzten Städte, welche die Franzoſen inne hatten, an einem hitzigen Fieber und hinterließ ſeine Krone ſeinem Oheim Friedrich. In dieſen Wirren hatte alſo Neapel in drei Jahren fünf Könige, nämlich Ferdinand den Unehelichen (ſtarb 1494), deſſen Sohn Alfons II. (ſtarb 1495), deſſen Sohn Ferdinand II. (ſtarb 1496), Karl VIII. von Frankreich (vertrieben 1495) und endlich Friedrich Ferdinands II. Oheim. Karl VIII. von Frankreich ſtarb 1498 ebenfalls; ſo hatte der Tod abermals raſch die Häupter dieſes Kampfes im blühendſten Mannesalter entfernt und es ſchien nun, als ſollte König Friedrich von Neapel, allein noch übrig, in Ruhe regieren. Aber der erſt ſo ſehr niedergehaltene Herzog Ludwig von Orleans, jetzt plötzlich gegen alles Erwarten König von Frankreich, nahm nicht nur die Krone und die ſchöne Witwe ſeines Vorgängers in Beſitz, er betrachtete ſich auch als Erben der Anſprüche Karl's VIII. auf die neapolitaniſche Krone, ſowie er ſeine eignen Anſprüche auf das Herzogthum Mailand mit Kraft und Erfolg betrieb. Es hatte ſich nun einmal die Anſicht feſtgeſtellt, daß dieſe unechten Aragonier kein Recht auf Neapel hätten, und König Friedrich vom Thron entfernt werden müßte. In der That war Friedrich, wie ſeine Vorgänger, nur von Ferdinand's des Katholiſchen tapferm General, dem berühmten Großcapitain Gonſalvo Fernandez de Cordova, der auch Karl VIII. vertrieben hatte, geſchützt und gehalten. Wollte alſo König Ludwig XII. ſeine Anſprüche auf Neapel geltend machen, ohne ſich dem ungewiſſen Looſe eines Kriegs mit Ferdinand dem Katholiſchen auszuſetzen, ſo mußte er dieſen auf friedlichem Wege zu gewinnen ſuchen. Und dieſen Weg ſchlug König Ludwig ein, als er ſich bald nach ſeiner Thronbeſteigung mit Ferdinands Schwiegerſohn, dem Erzherzog Philipp von Oeſtreich und Burgund auf das innigſte zu befreunden ſuchte. Seit zwei Jahren hatten nun ſchon nachbarlich freundliche Beziehungen zwiſchen dem franzöſiſchen und dem burgundiſchen Hofe ſtattgefunden, und ſchon waren von Seiten des erſtern Anträge geſchehen, die zweijährige Prinzeſſin Claude de France, die Tochter Ludwigs und Anna's von Bretagne, mit Philipps Sohne, dem Prinzen Karl von Luxemburg, zu verloben. Aber in dieſen zwei Jahren hatte König Ludwig auch Mailand erobert und den Herzog Ludwig Sforza, den Oheim der deutſchen Königin, den Freund des Königs Maximilian, gefangen nach Frankreich geführt. Es mußte dem König Ludwig daran liegen, den dadurch bei Maximilian hervorgerufenen übeln Eindruck durch die Freundſchaft mit deſſen Sohn Philipp wieder zu verwiſchen und auf dieſem Grunde ſeinen Plan der Eroberung Neapels auszuführen. Ja über den Beſitz einiger Städte in Burgund, die Frankreich innebehalten, Maximilian aber für ſeinen Sohn ausgeliefert verlangte, war es ſogar zu einem kurzen Kriege zwiſchen Oeſtreich und Frankreich gekommen, den Ludwig beigelegt wünſchte, um ſeine Abſichten auf Mailand und Neapel ausführen zu können. König Ludwig hatte dem Erzherzog Philipp jenen Plan in Bezug auf Neapel entdeckt und deſſen Beifall gewonnen, ſodaß er, vom burgundiſchen Fürſtenpaar unterſtützt, vom franzöſiſchen Geſandten an den ſpaniſchen Höfen dem ſpaniſchen Königspaar in Vorſchlag gebracht werden konnte. Der Plan beſtand darin, den König Friedrich vom neapolitaniſchen Königsthrone zu entfernen, und das Königreich Neapel zwiſchen Ludwig von Frankreich und Ferdinand von Aragonien zu theilen, und zwar ſo, daß der Erſtere das eigentliche Königreich Neapel mit dem Königstitel und Abruzzo, Letzterer aber die beiden Calabrien und die Provinzen von Apulien haben ſollte. Sobald Ferdinand der Katholiſche ſeinen Vortheil gewahrte, bot er gern die Hand, und ſo fand die merkwürdige und unerhörte Thätſache ſtatt, daß zwiſchen dieſen beiden Königen im Herbſte 1500 der Theilungsvertrag über ein großes reiches Land zu Stande kam, deſſen rechtmäßiger König noch lebte. Im Sommer des folgenden Jahres beſtätigte der Papſt dieſen Vertrag, und nun drangen franzöſiſche Kriegsvölker in Neapel ein und der Großcapitain, der zeither den König Friedrich geſchützt, ſchickte ſich an, denſelben zu bekriegen und Calabrien und Apulien für ſeinen Herrn einzunehmen. Schon im Juli war das franzöſiſche Heer im Beſitz der Hauptſtadt; der König Friedrich war vorher auf die Inſel Ischia entwichen; von hier aus unterhandelte er mit König Ludwig, trat demſelben das Königreich gegen eine jährliche Penſion ab und begab ſich nach Frankreich; denn er wollte lieber unter dem Schutze dieſes Königs leben und ſterben, als unter dem ſeines treuloſen Vetters Ferdinand.

Ganz zu derſelben Zeit nahm auch der Großcapitain Beſitz von den an Spanien gefallenen Ländertheilen; aber bald entſtanden zwiſchen ihm und dem Oberbefehlshaber des franzöſiſchen Heeres, Herzog von Nemours, Spannungen über Landſtriche, welche die Franzoſen als zur Portion ihres Königs gehörig eingenommen hatten und welche die Spanier als zum Antheil ihres Königs gehörig beanſpruchten.

So ſtanden die Angelegenheiten zwiſchen Frankreich und Spanien, als König Ludwig die nachbarlich freundſchaftliche dringende Einladung an den Erzherzog Philipp und die Erzherzogin Juana ergehen ließ, auf der Reiſe nach Spanien ihren Weg über Blois, die Reſidenz des Königs von Frankreich, zu nehmen.

Eine reiche und prächtige Geſandtſchaft des Königs hatte das erzherzogliche Paar an der Grenze Frankreichs empfangen; in Paris hatte ihnen die reiche Kaufmannſchaft einen glänzenden Empfang bereitet, wobei man ſogar den Weg, welchen Philipp und Juana zu gehen hatten, mit prächtigen Teppichen belegte, und im Parlament, das der Erzherzog als Graf von Flandern und Zwölffürſt des Reichs beſuchte, war er mit der Präſidentenſtelle beehrt worden. Von Paris ging die Reiſe über Orleans nach Blois. Mehre Meilen vor der Stadt ſah ſich das hohe Paar von den franzöſiſchen Prinzen vom Geblüt bewillkommnet und mit großen Feierlichkeiten eingeholt.

Am Eingang des königlichen Palaſtes empfing der ſchöne und ritterliche König, der edelſte und ſtattlichſte Mann ſeines Landes, damals im vierzigſten Jahre ſtehend, das junge Fürſtenpaar, umarmte den Erzherzog und ließ die Erzherzogin durch die Herzöge ſogleich zur Königin geleiten, während er mit Philipp an zwei Stunden lang Arm in Arm im großen Saale auf- und abſchritt, ein lebhaftes Wechſelgeſpräch unterhaltend.

„Laßt uns den alten Hader zwiſchen Oeſtreich und Frankreich auf ewig begraben", ſagte der König. „Er hat beiden Ländern keinen Segen gebracht; es iſt wahrlich unſer beiderſeitiger Vortheil, Friede und Freundſchaft zu halten. Ihr ſeid in den Niederlanden geboren und aufgewachſen und ſeid nicht aufgefüttert worden mit öſtreichiſchen Vorurtheilen gegen Frankreich; ich, vom herrſchenden Königshauſe niedergehalten, gehaßt und ſchlecht behandelt, war nicht der Prinz, der in das alte franzöſiſche Schimpflied auf Oeſtreich einſtimmte, ja ich war der Freund und Bundesgenoſſe Eueres Vaters, weshalb ich Gefangenſchaft und Schmach vom König erdulden mußte. Aber nun bin ich König von Frankreich, nach Gottes Rathſchluß, und Ihr ſeid der Erbe von Oeſtreich, ſeid jetzt ſchon Herr von Burgund und Niederland und werdet ohne Zweifel einſt deutſcher Kaiſer, werdet König von Aragonien, König von Kaſtilien, König von Sicilien werden. Wir ſind die Männer, die den ewigen Frieden zu ſchließen berufen und geſchickt ſind. Euers Vaters Majeſtät hat mich mit den Haaren zu dem burgundiſchen Kriege gezogen; ich weiß, Ihr habt dieſen Krieg nicht gebilligt. Und Ihr werdet Euch nicht daran ſtoßen, daß ich als rechtmäßiger Erbe von Mailand mich in den Beſitz deſſelben geſetzt und den Schelm Sforza verdrängt habe."

„Ich biete Ew. königl. Würden zu dieſem Frieden mit Freuden die Hand," verſetzte der Erzherzog geſchmeichelt. „Niemanden iſt dieſes blutige Gezänke verhaßter geweſen, als mir, und die Verbindung meines Vaters mit dem Hauſe Sforza war nicht nach meinem Geſchmack. Meine Kindheit iſt mir verdorben worden durch die Zwiſtigkeiten in den Niederlanden, welche Frankreich fort und fort erregte. Und hat je ein König treuloſer gehandelt als Euer Vorfahr an meinem Hauſe? Denkt an meine Schweſter. Sire, denkt an Eure Gemahlin, die beſtimmt war, meine Stiefmutter zu werden.“

„Die böſe Schuld Karls VIII. wird Ludwig XII. ſühnen. Das Herzogthum Bretagne, das dem öſtreichiſchen Hauſe durch jene Treuloſigkeit entging, ſoll meine Tochter Claudia Euerm Sohne zubringen. Woran Anna von Bretagne durch Gewalt Karls VIII. verhindert wurde, das ſoll ihre Tochter Claude de France durch die Liebe Ludwigs XII. ausführen, geſetzt, daß es Euer Wille noch iſt, auf meinen Euch gemachten Vorſchlag einzugehen, unſere Kinder mit einander zu vermählen. Und wenn mir meine Anna noch einen Dauphin ſchenkt und Gott läßt ihn leben, ſo wird eine Euerer Töchter einſt Königin von Frankreich.“

„Dieſe Vermählung Karls mit der Prinzeſſin Claude iſt und bleibt einer meiner eifrigſten Wünſche,“ verſetzte der Erzherzog, „und ich begrüße Ew. königl. Würden als Schwiegervater. Die zweite Vermählung mit dem zu erwartenden Dauphin müſſen wir Gott anheimſtellen.“ Die Fürſten gaben ſich die Hände mit der Verſicherung, dieſen Handſchlag als die ſtille Verlobung ihrer Kinder anzuſehen.

„Und da ich zum Herrn der Niederlande, zum Erben der öſtreichiſchen Lande geſprochen,“ fuhr der König fort, „ſo laßt mich nun zum Erben von Aragonien und Sicilien reden. Ein merkwürdiges Schickſal, dem die Könige ſchier noch mehr unterworfen ſind, als andere Sterbliche, hat Euch unvorhergeſehen auch zum künftigen Träger der ſpaniſchen Königskronen beſtimmt; Ihr ſeid jetzt auf der Reiſe begriffen, um Euch als Thronerben in Kaſtilien und Aragonien anerkennen zu laſſen. Ihr ſeid alſo auch der Fürſt, mit welchem der König von Frankreich den Vertrag erneuert und bekräftigt, durch welchen der alte Streit der Häuſer Anjou und Aragonien beigelegt wurde, und ich denke: Philipp von Burgund und Ludwig von Orleans werden darüber nicht minder einig ſein, als über den Streit Oeſtreichs und Frankreichs."

„Wenigſtens hegt Philipp von Burgund dieſelben friedlichen und freundlichen Geſinnungen als Erbe von Spanien, wie als Erbe von Oeſtreich, und Karl von Luxemburgs Kinder ſollen — wenn's Gott gefällt — Euch einſt nicht minder Großvater nennen, wie mich."

„Ihr redet, wie ich es von Euch gewünſcht und von einem Erzherzog von Oeſtreich erwartet habe, und ich hege das feſte Vertrauen zu Euch, daß Euere Handlungen Euern Worten entſprechen werden. Ihr werdet den ehrenhaften Ruf bewähren, deſſen das Erzhaus Oeſtreich ſeit alten Zeiten genießt."

„Sagt mir nur, Sire, was wünſcht Ihr von mir? Was ſoll ich thun in der neapolitaniſchen Angelegenheit? Man hat mir hinterbracht, es fänden Differenzen zwiſchen Euch und dem aragoniſchen Hofe ſtatt; aber ich kenne ihre Natur nicht. Beliebt's Ew. Würden, ſo unterrichtet mich vom Stande der Dinge."

„Ew. Hoheit iſt bekannt," verſetzte der König, „daß das Haus Anjou dieſelben vollgültigſten Rechte auf das Königreich Neapel beſitzt, wie ſie das Haus Orleans auf das Herzogthum Mailand beſaß, nicht allein von jenem Karl von Anjou her, der die päpſtlichen Lehen empfing und über den letzten Hohenſtaufen triumphirte, während Peter von Aragonien ſich auf nichts berufen konnte, als auf ein zweifelhaftes Vermächtniß jenes Konradin, welches dieſer auf dem Blutgerüſt ausgeſprochen haben ſoll, das Vermächtniß eines Landes, von dem der Unglückliche ſelbſt keinen Fuß breit beſaß; die Rechte des Hauſes Anjou ſind auch bewährt durch den Beſitz zweier Jahrhunderte, und endlich widerrief Johann II. jene voreilige Adoption des Königs Alfons von Aragonien und adoptirte Ludwig III. von Anjou. Wenn ſich nun auch Alfons durch die Gewalt der Waffen behauptete, ſo war damit das Recht der Anjou nicht beſiegt, ſo wenig wie durch die Uſurpation der Sforza das Recht der Orleans auf Mailand; am wenigſten aber konnte, ihnen gegenüber, die unechte Nachkommenſchaft jenes Alfons' auch nur einen Schein von Recht gegen Anjou auf die Krone von Neapel geltend machen. Es iſt demnach ſo klar, wie Sonnenlicht, ich, der Erbe der Anjou, bin auch der Erbe des ganzen ungetheilten Königreichs Neapel; doch biete ich mit meinem unbeſtreitbaren Rechte Euerm Schwiegervater die Hälfte des Königreichs an, der ohnedies Sicilien beſitzt, auf welches das Haus Anjou dieſelben Rechte hatte, wie auf Neapel. Ich trete ihm Apulien und die beiden Calabrien ab, um ſie mit Sicilien zu vereinigen, und will nur Neapel und Abruzzo für mich behalten. Ich thue das Alles, um endlich einmal den alten Hader zu beendigen, die Wirren zu löſen, und ich opfere die Hälfte des Landes, das mir ganz gehört, um die andere Hälfte in Frieden und Ruhe zu regieren. Und nun, nachdem ich das Alles gethan, und der Herzog von Nemours in meinem Namen den Theil des Landes, der mir nach dem klaren Theilungsvertrag zukommt, eingenommen und beſetzt hat, kommt Don Gonſalvo de Cordova, Euers Schwiegervaters Feldherr, und verlangt, die Franzoſen ſollen ihm die Provinzen Capitanata und Baſilicata räumen, weil dieſe zu der aragoniſchen Landesportion gehörten. Nun haben aber ſeit uralten Zeiten, und ſo lang das Königreich beſteht, die Capitanata und die Baſilicata zu Abruzzo gehört, und nur weil es dem unrechtmäßigen Beſitzer Neapels, dem Eroberer Don Alfons von Aragonien, beliebt hat, die Baſilicata zu Apulien zu ſchlagen und ſeine unechten Nachkommen auch die

Capitanata zu dieſer Provinz gerechnet haben, aus dieſem Grunde ſoll ich ſie an Don Ferdinand abgeben, ich, der ich ſie ſchon in Beſitz habe. Dies iſt eine ſo himmelſchreiende Ungerechtigkeit, daß ich mich ihr mit allen mir zu Gebot ſtehenden Mitteln widerſetzen werde, und ſollten es die Waffen ſein."

„Um Gott!" rief Philipp, von der Heftigkeit des Königs beunruhigt, „es wird doch um ein Paar kleine Provinzen nicht zu neuem und blutigem Streit zwiſchen ein Paar Mächten kommen ſollen, die ſich eben auf das innigſte befreundet haben?"

„Dieſes Aeußerſte zu verhindern, ſoll eben Euere Sache ſein. Ueberzeugt Euern Schwiegervater, wie unrecht er hat, auf die Herausgabe der Capitanata und der Baſilicata zu beſtehen, und thut das Euere, den Vertrag zwiſchen ihm und mir aufrecht zu erhalten."

„Sire, ich verbürge mich mit meinem fürſtlichen Worte, ja mit meiner eigenen Perſon für Euere Zufriedenſtellung und für die Erhaltung des Friedens!" ſagte Philipp leidenſchaftlich und voreilig, worauf ihn der König umarmte, und Beide ſich die Hände reichten mit der Verſicherung, ſich ſtets treu bleiben zu wollen.

Die drei oberſten Hofdamen der Königin, die Gräfinnen von Nevers, Valentinois und Candale, ließen ſich anmelden und traten herein, um den Erzherzog zur Königin zu führen. Anna, noch immer eine der größten Schönheiten Frankreichs, erhob ſich freundlich, trat dem ſich dreimal verneigenden jungen Fürſten mit Grazie entgegen, reichte ihm die Hand und küßte ihn mit mütterlicher Zärtlichkeit auf die Stirn. Die holde Erbin von Bretagne ſtand damals in ihrem neunundzwanzigſten Lebensjahre und hatte ſich, obgleich ſchon die Gattin des zweiten Königs von Frankreich und Mutter von vier Kindern (die drei Kinder aus ihrer erſten Ehe waren ſchon vor Karl VIII. geſtorben), jene anmuthvolle Schönheit bewahrt, die neben ihrem herrlichen Erblande König Maximilian ihren Verluſt ſo ſchmerzlich bedauern ließ.

„Das Glück, Ew. königl. Hoheit Mutter nennen zu dürfen, das mir ein grauſames Schickſal in dem Augenblicke verſagte, als ich es ſchon zu haben vermeinte, wird nun meinem Sohne zu Theil werden," ſagte der Erzherzog verbindlich. „Und wenn ich die überſchwengliche Fülle Euerer Liebenswürdigkeit gekannt hätte, wer weiß, ob ich nicht der Nebenbuhler meines eignen Vaters geworden wäre; und mir — ich ſchwör's! — hätte kein König von Frankreich Euch entreißen ſollen; denn ehe er daran gedacht, hätte ich Euch in meinen Armen gehalten und mit unzerreißbaren Banden an mich gefeſſelt."

„Ihr macht ſogleich Euerm Rufe Ehre, ein unwiderſtehlicher Held im ſüßen Kampfe gegen unſer ſchwaches Geſchlecht zu ſein," verſetzte die Königin, „und wie es ſcheint, kennt Ihr den Umfang Euerer Stärke und habt ein unbedingtes Vertrauen darauf. Nun da ich weder Euere Gemahlin, noch Euere Mutter ſein durfte, ſo habe ich als Schwiegermutter wenigſtens große Luſt, mich mit Euerer trefflichen Gemahlin zu verbinden, um Euern Eroberungszügen in das weibliche Gebiet alle mögliche Hemmniſſe in den Weg zu legen."

„O ich würde Euerer Hülfe gewiß bedürfen!" ſagte die Erzherzogin, „aber dann müßtet Ihr uns begleiten, Hoheit; denn ich allein bin nicht ſtark genug, um mich an ſeine Flügel zu hängen. Er ſchleudert mich ab und flattert, der bunte, ſtolze Schmetterling, von einer Blume zur andern."

„Wenigſtens am franzöſiſchen Hofe ſoll er ſich die küſſelüſternen Lippen nicht mit dem Blütenſtaub unſrer Blumen färben," ſcherzte die Königin weiter, ohne zu ahnen, daß ſie damit einen ſchmerzlichen Stachel im Herzen der Erzherzogin berührte und nur noch tiefer drückte. Juana wurde ſtill und hatte noch ſelbigen Tags Anwandlungen von ihrem krankhaften Tiefſinn, doch gelang es den abwechſelnden Zerſtreuungen und glänzenden Feſtlichkeiten, die das königliche Paar ſeinen Gäſten bereitete, dieſen Anfall der düſtern Geiſteskrankheit der Erzherzogin wieder aus dem Felde zu ſchlagen; und die Königin war um ſo mehr bemüht, die Infantin zu erheitern, als ihr, Dank den burgundiſchen Hofdamen, ja ſogar einigen Hofherrn und Begleitern des Erzherzogs, welche flüchtige Herzensverbindungen unter den reizenden Damen des franzöſiſchen Hofes angeknüpft hatten, die traurige Veranlaſſung der momentanen Geiſtesverdüſterung Juana's kein Geheimniß blieb. Am ſchlechteſten wurde die gütige und theilnehmende Königin in dieſen freundlichen Bemühungen von dem leichtſinnigen und flatterhaften Erzherzog ſelbſt unterſtützt, der, hier in einen Luſtgarten von weiblicher Schönheit, Jugend, Liebreiz, Geiſt und Muthwillen verſetzt, auf den prachtvollen Feſten, nach dem bezeichnenden Ausdrucke ſeiner Gemahlin, recht wie ein dufttrunkener Schmetterling von einer herrlichen Blume zur andern taumelte und ſich wenig um das Herz ſeiner Donna Juana bekümmerte, das unter dem Biſſe des Giftzahns Eiferſucht blutete und zuckte.

Von der Königin begab ſich das erzherzogliche Paar zu der kleinen Prinzeſſin Claudia, die von ihnen als Braut ihres Prinzen Karl begrüßt und von der Erzherzogin Juana mit einem ſehr werthvollen und prächtigen Diamantringe beſchenkt wurde. Dann führte der König ſeine Gäſte in den großen Courſaal, wo bereits der Hof verſammelt war, um ihnen die Prinzen und Prinzeſſinnen des Hauſes und den vornehmen Hofadel vorſtellen zu laſſen.

## 8.

## Schmetterlingsflattern.

An der Spitze der Prinzeſſinnen vom Geblüt traten ein Paar reizende Geſtalten Arm in Arm heran, jugendlichen Sylphenkindern, oder ſelbſt ſüßen, wohlthätigen Feen vergleichbar, die durch den Zauber der Schönheit und Anmuth Alles beherrſchen, was in ihre Nähe kommt, und Philipps Augen glänzten von wonniger Ueberraſchung bei ihrem Anblick. Als aber der Großceremonienmeiſter ihre Namen nannte: „die Gräfinnen Anna und Germaine von Foix," zuckte ein blitzheller Freudenſtrahl über das ſchon erſt verklärte Geſicht des jungen Fürſten und zeigte es im herrlichſten Ausdruck ſeiner ganzen jugendlich männlichen Schönheit.

„O," rief er, „mir längſt bekannt, ja vertraut durch die begeiſterten Lobpreiſungen meiner Schweſter! Denn mein Gretchen und ich, wir ſind ein Herz und eine Seele, meine angebeteten Damen, und wen Gretchen liebt, den lieb' ich doppelt, einmal für ſie, einmal für mich, und da ihr Herz Euch, ſchöne Gräfinnen, mit unbegrenzter Anhänglichkeit zugethan iſt, ſo reichen die Huldigungen, die ich Euch darbringe, ſogar über mein Leben hinaus. Ich habe den Augenblick mit unbeſchreiblicher Sehnſucht herbeigewünſcht, Euch von Angeſicht zu Angeſicht kennen zu lernen, und da er nun erſchienen iſt, ſtehe ich ſtumm und kann keine Worte finden, die Freude meines Herzens und die Anerkennung Eueres hohen Liebreizes auszudrücken."

„Nun wenn das Euere Stummheit iſt, mein Herr," rief die muthwillige Anna, „dann bin ich ſehr begierig, Euere Beredtheit kennen zu lernen."

„Wenn etwas im Stande iſt, mir die Zunge zu löſen, ſo iſt es ein gütiger Blick Eueres Auges, holde Gräfin. Iſt es meiner wonnetrunkenen Seele vergönnt geweſen, ſich einige Augenblicke in den ſüßen Seen dieſer Augen zu baden, dann liegt ſie geſtärkt auf meinen Lippen, und was ſie da Begeiſtertes und Seliges ausſtrömt, das hat ſie Alles erſt von Euch empfangen.“

„Die zärtliche Seele muß wirklich bereits dies Bad genommen haben,“ bemerkte die ruhigere, ſtolz blickende Germaine.

„Ich fühle ſelbſt an dem Entzücken, von dem ſie durchſtrömt wird, daß es ſchon geſchehen iſt,“ entgegnete Philipp lachend. „Wie wäre es auch anders möglich? Ihr wißt, wie der berühmte Magnetberg die Nägel meilenweit aus den Schiffen zieht, die in das zu ſeinem Bereich gehörige Meer kommen, und daß nichts ſeiner Kraft widerſtehen kann, was von Eiſen iſt, und zu ihm muß und von ihm feſtgehalten wird, es mag wollen oder nicht. So ſind Euere Augen die unwiderſtehlichen Magnete für ein zärtliches Herz.“

„Ihr ſeid ganz ſo, wie Euere Schweſter Euch uns beſchrieben hat,“ ſagte Germaine mit einem etwas ſpöttiſchen Lächeln; „denn Ew. Hoheit muß wiſſen, daß Ihr uns auch kein unbekannter Mann ſeid; Margaretha's zärtliche Schweſterliebe hat uns in ihren Briefen ein treues Bild von Euch entworfen.“

„Deſto beſſer, ſo brauche ich mir keinen Zwang anzuthun. Ich gebe mich immer am liebſten gleich, wie ich bin.“

In der Nacht, als der Erzherzog ſich mit ſeinen beiden Lieblingen, dem Pfalzgrafen Friedrich und dem Baron Philibert von Vere, nach dem glänzenden Hofbanket auf ſeine Zimmer zurückgezogen hatte, rief er, berauſcht von ſtarken Empfindungen: „Hilf Gott, ich bin wie bezaubert von dieſen Huldinnen! Das iſt mir noch nicht begegnet, daß ich unter Dreien nicht weiß, welcher ich den Vorzug geben ſoll. Ich bin in die drei Geſchwiſterkindsmuhmen gleich verliebt; die ſchmachtenden ſanften Augen der Königin ziehen mich nicht minder an, wie die Schelmenaugen Anna's und der ſtolze würdevolle Blick Germaine's. Ja daß dieſe mit dem linken Fuße etwas hinkt, iſt ſogar ein Liebreiz mehr für mich. Er gibt ihr einen Ausdruck, für den ich keinen Namen habe, der mich aber bezaubert. Wenn mich der ſpöttiſche Zug um ihren Mund reizt, ſie durch Liebe zu bezwingen und zahm zu machen, ſo möchte ich Annen im ſcherzenden Spiele die Lippen wund küſſen und endlich meinen Mund ſanft auf die lang befranſten Augenlider der Königin drücken, die ſo viel gefühlvolle Schwärmerei bedecken, damit ſie in der Nacht von mir träume."

„Aber unter dieſen Umſtänden werdet Ihr zu keinem Ziel kommen, gnädiger Herr," ſagte der Pfalzgraf. „Ihr müßt Euch für Eine erklären, ſonſt verzehrt Ihr Euch in nutzloſer Glut; wenigſtens gebt Einer um der Andern den Vorzug."

„Du haſt recht, Friedrich; ich muß mich entſcheiden. Aber rathet mir! Laßt uns überlegen! — Die Königin? So ſehr mich das Verlangen quält, zu ihren Füßen zu ſinken und dann in ihre Arme, ſo mag ich doch dem König nicht zu nahe treten. Auch behandelt ſie mich etwas mütterlich. Ich will zwiſchen den beiden Gräfinnen wählen. Habt Ihr nicht ausgekundſchaftet, was für Liebhaber ſie haben?"

„Das ſollt Ihr morgen erfahren, gnädigſter Herr," ſagte Philibert. „Ich vermuthe, daß Germaine mit dem Grafen Armignac liirt iſt. Ueberhaupt würde ich mich an Euerer Stelle für Anna entſcheiden; ſie verſteht jedenfalls reizender zu lieben, wenn auch flüchtiger, als ihre Couſine. Germaine mag vielleicht tiefer, anhaltender empfinden, aber was nützt Euch das für die kurze Zeit Eueres Aufenthaltes? Ihr würdet kaum vermögen, den Grafen Armignac auszuſtechen. „Anna will nicht mehr als die Blume vom Zephyr. Sie öffnet ihm ihren Kelch, wenn er daher fährt; er küßt ſie und fährt weiter, und ſie beklagt ſich nicht.“

„Ich bin des Barons Meinung,“ fügte der Pfalzgraf hinzu. „Anna iſt liebenswürdiger als Germaine und in ihrer Art eben ſo ſchön.“

„Und ſie erinnert mich in ihrer äußern Erſcheinung an Luiſe von Maine, meine erſte Liebe. O Luiſe! Luiſe! ſo hab' ich keine wieder geliebt. Ich werde dich in Spanien wieder finden. Mir zittert das Herz bei'm Gedanken, daß ich ſie wieder ſehen ſoll; denn ach! noch lieb' ich ſie ſtark und innig und ihr Anblick wird die alten Flammen anfachen. — Ja, Anna kam mir gleich bekannt vor; ich konnte mich nur nicht bei der erſten Begrüßung beſinnen; hernach fiel mir bei, daß ſie viel Aehnlichkeit mit Luiſen hat. Aber wie iſt ihr beizukommen, dieſer ſchelmiſchen Anna? Die beiden Couſinen Anna und Germaine erinnern mich an die beiden Inſeparabiles in den Zimmern der ſchönen Frau van der Kapellen in Antwerpen; man ſieht ſie ſtets zuſammen, als wären ſie unzertrennlich.“

„Laßt mich dafür ſorgen,“ ſagte der Pfalzgraf. „Ich werde Germainen die Cour machen.“

„Und ich den Grafen Armignac eiferſüchtig,“ lachte Philibert. „Unſer altes Glück wird uns doch hier nicht verlaſſen, Ew. Hoheit zu einer ſüßen Stunde zu verhelfen?“

Der Operationsplan ward entworfen. —

Die Königin Anna, die Gräfin Anna und die Gräfin Germaine waren Kinder dreier Geſchwiſter aus dem Hauſe Navarra, dem königlichen Hauſe nahe verwandt. Dieſe drei Geſchwiſter waren Margaretha, Johann und Katharina geweſen, Kinder Gaſtons von Foix und Leonora's, Tochter Johanns II., Königs von Navarra und Sicilien. Margaretha, an den letzten Herzog von Bretagne (Franz) vermählt, war die Mutter der Königin Anna von Bretagne; Johann, Fürſt von Narbonne, vermählt mit Maria von Orleans, Schweſter des Königs Ludwig XII. war der Vater Germaine's, und Katharina, an ihren Vetter Gaſton von Foix vermählt, war die Mutter Anna's. Germaine war alſo von mütterlicher Seite eben ſo Geſchwiſterkindsmuhme des Königs, wie von väterlicher Seite der Königin. Anna und Germaine waren zuſammen am franzöſiſchen Hofe aufgewachſen; dann war Germaine, nach dem Tode ihres Vaters, ihrer Mutter an den navarreſiſchen Hof gefolgt, da das Haus Orleans von der königlichen Familie gehaßt und verfolgt war; als aber 1498 der Herzog Ludwig von Orleans unerwartet zum Throne berufen war, hatte er ſeine Schweſter mit ihrer Tochter an den neuen Hof zurückgerufen. Anna's Eltern lebten noch beide; ihr Vater diente als General im franzöſiſchen Heere in Neapel.

Am folgenden Tage zeichnete der Erzherzog die ſchöne muthwillige Anna vorzüglich aus, und ſie war an dieſem und den folgenden Feſttagen — denn Feſt reihete ſich an Feſt und eine Luſtbarkeit verdrängte die andere — ſeine auserkorne Tänzerin. Er hatte durch ſeine Günſtlinge erfahren, daß ſie keinen entſchiedenen Liebhaber beſitze, und ſo ſchmeichelte er ſich, unbekümmert um ſeine ehelichen Bande, mit der ſüßen Hoffnung, ihr leichtes, flatterhaftes Herzchen auf die Dauer einer Woche zu gewinnen.

„Schöne Anna," flüſterte er ihr eines Abends bei'm Tanze zu, als er ihre zarte Geſtalt im Arm hielt, „hätte mein Vater mich nicht vor fünf Jahren an Spanien verhandelt, ich würde mich heute ſelbſt an Frankreich verkaufen."

„Habt Ihr das Schickſal Euerer Schweſter vergeſſen?

Zwiſchen Oeſtreich und Frankreich taugt ſolcher Handel nicht.“

„Ihr würdet den ewigen Frieden zwiſchen beiden Häuſern hergeſtellt haben.“

„Anna de Foix wäre für den Sohn des deutſchen Königs, für den reichen Herzog von Burgund und Niederland nicht vornehm, nicht reich genug geweſen.“

„Aber Anna de Foix iſt mehr als reizend, mehr als liebenswürdig, um jenem deutſchen Königsſohn das Herz noch heute zu entflammen, wo er mit traurigen Banden gefeſſelt iſt. Ja ich vermag das Geſtändniß nicht zurückzuhalten, daß ich der Sklave Euerer Schönheit geworden bin.“

„Wenn ich Germaine wäre, ſo würde ich Euch ſtolz antworten, Ihr beleidigt mein Ohr mit dieſen Reden, denn in mir fließt das Blut des heiligen Ludwigs. Ihr, der Gatte der Erbin von Kaſtilien und Aragonien, laßt mich nicht wieder ſolche Worte hören, oder Ihr werdet mit ihnen meinen Zorn und meine Rache aufrufen; denn nicht ungeſtraft beleidigt man eine Tochter der Könige von Frankreich! Da ich aber Anna bin, ſo ſage ich nur: Ihr ſeid ein liebenswürdiger Sauſewind; ich kenne Euch wohl, der Geruch Euerer Heiligkeit iſt auch zu meiner Naſe gedrungen. Ihr habt der armen Luiſe von Maine, meiner lieben Jugendgeſpielin, das Köpfchen auch verdreht, und jede ſchöne Kaufmannsfrau ſetzt Euer Herz in Flammen, das fürwahr aus Zunder und dürrem Reisholz zu beſtehen ſcheint. Darum bilde ich mir gar nichts drauf ein, wenn Ihr wirklich in mich verliebt ſeid. Sagt es mir aber nicht noch einmal, ſonſt kündige ich Euch den Krieg an.“

„O ich merke, er iſt ſchon ausgebrochen,“ verſetzte der Erzherzog, „aber ich ſtrecke die Waffen, gebe mich Euch gefangen und küſſe meiner Beſiegerin huldigend die Füße. Und wenn Ihr mich zum Tode führen laßt, es liegt ein ſüßer unwiderſtehlicher Reiz darin, Euch zu ſagen: ich liebe Euch."

„Wenn ich boshaft wäre, ich würde Euere Gemahlin zur Bundesgenoſſin gegen Euch aufrufen; aber ich will die Sache für Das nehmen, was ſie iſt, für eine Galanterie des leichtherzigen Philipp von Oeſtreich."

„Und wollt mich mit einem Kuſſe begnadigen und mir dann erlauben, mit zehn Küſſen oder mehr den Friedensvertrag zu beſiegeln?"

„Wer ſpricht von Gnade, von Frieden oder gar von Küſſen? Ihr macht ſeltſame Sprünge in Euern Verhandlungen. Sie ſchicken ſich nicht für einen Ehegemahl und Vater von drei Kindern, der ſeinen Sohn bereits mit der Tochter des Königs von Frankreich verlobt hat."

„Ach, Anna, mein Herz iſt erſt dreiundzwanzig Jahre alt! Soll es nicht ſüße Gefühle hegen? Soll es nicht der ſchönſten Prinzeſſin am franzöſiſchen Hofe huldigen? Soll es nicht für das muthwilligſte Elfenkind erglühen, weil die ſogenannte Staatsweisheit meine Hand an die Spanierin gefeſſelt hat? Nein, Gräfin, Ihr ſeid trotz dieſem Staatscoup nicht minder ſchön, und mein Herz iſt nicht minder empfänglich für Euere Schönheit. Herz und Jugend folgen ihren eigenen Geſetzen, die mit denen der Politik nichts zu ſchaffen haben."

„Zu Euerm Glück kann man Euch nicht zürnen, wenn man Euch in Euerer „Stummheit" hört."

„Soll der Friede geſchloſſen werden? Ihr habt mich an meine Kinder erinnert. Um nun als guter Oeſtreicher beim Friedensſchluß nicht aus der Art zu ſchlagen, nach welcher bekanntlich die Fürſten meines Hauſes ihre Kinder mit dem Gegencontrahenten verloben, ſelbſt wenn ſie noch in der Wiege liegen, ſo wollen wir noch einen Schritt weiter gehen und unſre Kinder verloben, da die Eurigen noch gar nicht geboren ſind."

„Schämt Euch doch, einer Jungfrau von ſolchen Dingen zu reden. Ich werde mich nie vermählen.“

„O Ihr ſeid keine zimpferliche deutſche Prinzeſſin, ſondern eine Franzöſin. Und ſo viel Schönheit ſollte todtes Kapital bleiben? Nimmermehr! Ihr ſeid von der Natur beſtimmt, einen jungen Fürſten zum Gott zu machen. O wäre doch ich zu dieſer Götterſchaft auserleſen geweſen! Aber unſern Kindern wollen wir das Glück bereiten, das mir ſelbſt — ich wage nicht zu ſagen uns — verſagt iſt.“

„Beliebt's Euch nicht, einen Ehekontrakt aufſetzen zu laſſen, den König und Königin als Zeugen unterſchreiben?“

„Ein köſtlicher Einfall!“ jubelte der Fürſt. „Fürwahr ich möchte dieſen Abend einen Blick in die Zukunft thun können, um zu wiſſen, wer mein Schwiegervater wäre, da ich die Schwiegermutter glücklich gefunden. Nehmt nur keinen Alten, Gräfin, damit es Euch nicht ergehe wie der Aurora mit ihrem Tithonus. Denn Ihr werdet gewiß auch ſtets jung und ſchön bleiben, wie die roſenfingrige Aurora; ich kann es mir wenigſtens nicht als möglich denken, daß der hohe Liebreiz Euerer Geſtalt jemals eine Umwandlung erfahren könnte. Und unſerm Vertrag muß die Möglichkeit der Erfüllung bleiben. Wißt Ihr keinen Sterndeuter oder Nekromanten, den wir befragen können? Ich möchte ſchon Allerlei wiſſen.“

„Dieſem Euern Herzenswunſche kann vielleicht eher genügt werden, als dem erſtern.“

„Wie? Ihr wißt einen guten Propheten?“

„Solltet Ihr noch nicht von der ſchönen Prophetin gehört haben, welche geſtern hier angekommen iſt?“

„Eine Prophetin? Eine ſchöne Prophetin? Kein Wort weiß ich!“

„Und doch iſt keinem unſerer Hofherren ſeit heute Mittag die Sache ein Geheimniß mehr. Mich wundert aber, daß die Eurigen Euch noch nichts mitgetheilt. Man muß es ihnen verſchwiegen haben.“

„Nun ſo laßt mich aus Euerm ſüßen Munde zuerſt erfahren, was das für eine Prophetin iſt.“

„Der Glanz der Feſte, welche Euch der König gibt und noch zu geben gedenkt, hat eine Zigeunerbande von Paris herbeigelockt, die hier Geſchäfte zu machen gedenkt, da die meiſten ihrer Glieder ſchon alte gute Bekannte unſrer Hofherren und Damen ſind. Es iſt aber ein neues Subject dabei, wenigſtens ein ſolches, welches unſern Hofherren noch nicht zu Geſicht gekommen iſt, und ſie haben gute Augen für ſolche Gegenſtände. Dies iſt nämlich ein junges Mädchen, welches die Zigeuner für die älteſte Tochter ihrer Königin und alſo für ihre künftige Königin ausgeben. Sie ſollen nämlich die ſehr vernünftige Gewohnheit haben, ſich nur von einer Dame beherrſchen zu laſſen, der ſie in Herzensangelegenheiten ganz freie Wahl laſſen. Dieſe junge königliche Prinzeſſin nun ſoll von ausnehmender Schönheit ſein, ihre Sehergabe aber ſogar ihre Reize noch übertreffen; gewiß alſo ein ſehr intereſſanter Gegenſtand für männliche Nachforſchungen. Und ſo haben ſich denn geſtern und heute ſchon eine Menge unſerer Hofherren, äußerſt wißbegierig in Betreff ihrer Zukunft, heimlich von unſern Feſten fortgeſtohlen, um ſich wahrſagen zu laſſen; ja die kleine orientaliſche Prinzeſſin hat heute in der Dämmerſtunde bereits, wie mir auf's beſtimmteſte verſichert worden iſt, einen ſehr hohen, ihr ebenbürtigen Beſuch gehabt.“

„Wie? Die Königin?“

„Still! Ich will es Euch verrathen. Der König war bei ihr und hat ſie um den Ausgang der neapolitaniſchen Händel befragt, aber ſie ſoll ihm ſchlechte Dinge geſagt haben.“

„Schlechte? Wißt Ihr etwa was? Ich bitt' Euch, verſchweigt mir nichts."

„Da Ihr ſo artig ſeid, ſollt Ihr's erfahren. Sie hat ihm geſagt, er werde vom ganzen Königreich Neapel nicht mehr davon tragen, als eine Mücke auf den Flügeln."

„Tolles Zeug! Der König iſt ja im Beſitz ſeiner Landesportion von Neapel. — Doch dieſer abgeſchmackte Ausſpruch ſoll uns nicht hindern, der Sibylle einen Beſuch zu machen. Wir Beide gehen allein, verkleidet, als ein junges Ehepaar, als Pächtersleute. Das iſt köſtlich! Ja, Anna, Ihr müßt mein liebes Weibchen vorſtellen. Ihr die junge reizende Pächterin, ich ein hoffnungsvoller Pächter. O ich freue mich ſehr auf dieſen Scherz!"

„Ihr bedenkt nicht, daß Ihr Gewißheit haben wollt über beſagten Ehekontrakt. Wie könnt Ihr da meinen Mann vorſtellen?"

„Der Gedanke, eine Stunde lang für Euern Mann zu gelten, verdrängt alle andern. Ich will wenigſtens zum Schein das Glück genießen, das mir in Wahrheit verſagt iſt. Aber wie entſchlüpfen wir dieſen ewigen Feſtlichkeiten unbemerkt, Arm in Arm? O Anna, kein neidiſches, verrätheriſches Auge darf uns entdecken!"

„Wohin denkt Ihr, Hoheit? Allein kann ich nicht mit Euch gehen. Auf keinen Fall allein mit Euch."

„Ach, liebſte Gräfin, dann betrügen wir uns ſelbſt um den Scherz. Darin liegt ja gerade der ſüßeſte Reiz, daß wir allein, als geringe Leute, das Orakel befragen. Laßt Euch erbitten."

„Nein, nein! Germaine muß dabei ſein. Ohne ſie gehe ich nicht mit Euch; das iſt unerläßliche Bedingung. Ein Zufall könnte uns verrathen. Welch ein Eclat am Hofe! Und ſelbſt wenn wir ganz ſicher wären, würde ich vor mir ſelbſt mir nimmer einen ſolchen Schritt erlauben. Es iſt ſchon Leichtſinn genug, wenn wir zu zwei Euch begleiten; aber mich reizt es ebenfalls, die ſchöne Aegyptierin auf die Probe zu ſtellen.“

„Nun wol denn; ſo ſprecht mit Euerer Couſine. Sie wird doch einwilligen?“

„Dafür laßt mich ſorgen.“

„Wann gehen wir? Ich denke morgen Abend. Aber wie machen wir uns los?“

„Der König gibt Euch morgen eine glänzende Jagd. Während Ihr das Wild verfolgt, werden die Damen ihre Falken nach den Reihern ſteigen laſſen. Es wird frühzeitig Nacht. Klagt alſo dem Könige Müdigkeit und eilt heim, bevor die Dämmerung eintritt. Dann zieht Euch unter dem Vorgeben, einige Stunden zu ruhen, in Euere Zimmer zurück, ſodaß es nicht auffällt, wenn das Bankett Eueres Ausbleibens wegen erſt ſpät eröffnet werden kann. Sorgt unterdeſſen für einen Anzug, in den Ihr Euch werfen könnt, wenn Ihr von der Jagd zurückkommt. Am Ende des Schloßgartens nach der Loire zu, dicht am Abhange des Schloßberges ragt ein Pavillon über die Mauer. Ich werde ihn Euch morgen zeigen, wenn wir auf die Jagd reiten und Euch einen Schlüſſel dazu geben. Dort werde ich Euch mit Germainen erwarten. Wir haben von da nicht weit zur Brücke und berühren die Stadt nicht; denn wir müſſen über die Loire hinüber. Die Zigeuner wohnen drüben in der Vorſtadt Vienne.“

Der Erzherzog drückte der heitern Freundin vergnügt die Hand und zog ſie wieder zum Tanz. Er entzückte dieſen Abend den ganzen Hof durch ſeine köſtliche Laune.

Wohl überlegend, wie er, trotz Anna's lobenswerther Vorſicht, doch den meiſten Vortheil von dem kleinen Abenteuer ziehen könnte, entdeckte er ſich am andern Tage dem Pfalzgrafen Friedrich und forderte denſelben auf, ihn Abends zu begleiten. Er empfing den Schlüſſel und den Wink hinſichtlich des Zuſammenkunftsortes: auch fand Anna während der Jagd Gelegenheit ihm zuzuflüſtern, daß Germaine zugeſagt habe.

So prächtig nun auch das Jagdfeſt eingerichtet war, ſo hatte der Erzherzog doch nur Sinn für das Vergnügen, das ihm zum Abend bevorſtand und dem weder reiche Jagdbeute, noch ſchmetternde Hornmuſik, noch glänzende Aufzüge gleichkamen. Er hatte nicht einmal ein beſonders aufmerkſames Auge für die in Anmuth und Schönheit ſtrahlende Königin.

## 9.

# Orakelſprüche.

Junker Marr von Bübenhoven, der fromme Page, war, mit dem Einkauf von zwei männlichen Baueranzügen beauftragt, vom ganzen Hofſtaat des Erzherzogs allein im Schloſſe zurückgeblieben. Er hatte den erhaltenen Befehl ausgeführt und ſaß nun, die erſten paar ruhigen Stunden, die ihm nach langer Zeit geworden, benutzend und ſchrieb einen langen Brief an ſeine Mutter. Die Thränen liefen ihm dabei über die Wangen, und mancher Sehnſuchtsſeufzer nach der Heimat entſtieg unwillkürlich ſeiner Bruſt.

Da trat plötzlich eine alte freundliche Frau von dunkelbrauner Hautfarbe und in einem ſeltſamen Anzuge herein. Von einem Kopfputz, der einem Turban ähnlich ſah, hing ein ſchwarzer Schleier herab und verhüllte zum Theil das runzelige Geſicht; eine ſpaniſche Mantilla überdeckte ein ſchweres, faltiges, dunkelrothes Ueberkleid, unter welchem ein bunter kurzer Rock ſichtbar wurde. Die Füße waren unbekleidet.

„Schöner Knabe," ſagte ſie, „ich kenne dich; ich habe dich ſchon in Brüſſel geſehen und bin dir, ohne daß du es weißt, Verbindlichkeiten ſchuldig."

„Ihr — mir? Wer ſeid Ihr?" fragte der Page nicht ohne Verlegenheit.

„Eine Frau, die dir wohlwill, die ſich ſtets dankbar gegen dich bezeigen wird; wofür? das ſollſt du ſpäter erfahren. Ich ſah dich heute in der Stadt und war ſehr erfreut, dich hier zu finden. Ich hatte es wohl vermuthet und deinetwegen eigentlich ſind wir von Paris hierher gekommen."

„Aber ſagt doch wer Ihr ſeid?"

„Ich bin Karacha, die Zigeunermutter, die Erzieherin unſerer Königin und deren Tochter, der kleinen ſchönen Zaroya, die mit uns hierher gekommen iſt, und von der du heute oder geſtern gewiß gehört haben wirſt."

„Ei freilich hab' ich! Die franzöſiſchen Hofherren ſprechen ja alle von ihrer Schönheit und ihrem Witz."

„Nun ſei getroſt, Junkerlein; Zaroya ſoll dir wahrſagen. Du wirſt doch gern wiſſen wollen, wie's eben deiner Mutter im Lande Tirol geht und ob ſie den unwirſchen Störenfried bald los ſein wird, der die arme Frau ſo ſehr plagt. Ich ſage dir im voraus, es wird ihr von ihm geholfen, ehe ſie ſich's verſieht. Wenn du nach Hauſe kommſt, dein Mütterlein zu beſuchen, wirſt du den verruchten Bankert nicht mehr finden."

Bübenhoven war aufgeſprungen und ſtand mit leuchtenden Augen vor der alten Zigeunerin. „Frau!" rief er, „wenn Ihr wahr redetet! Das wäre meine größte Freude!"

„Zaroya wird es dir beſtätigen, und du ſollſt ein Pfand von uns haben, daß wir dir Wahrheit ſagen und dich, weil wir dir wohlwollen, in unſern Schutz genommen haben."

Der Page klatſchte vor Freude mit den Händen und befand ſich in großer Aufregung. „Aber wie ſoll ich zu Euch kommen?“ fragte er; „der Dienſt feſſelt mich.“

„Biſt du nicht jetzt frei? Vor Abend kehrt der Erzherzog nicht zurück. Biſt du es nicht dieſen Abend, wann er zum Bankett geht? Biſt du es nicht morgen, wann der König deinem Herrn ein großes Stechſpiel gibt? Komm mit mir, ich will dir den Weg zeigen.“

Der ſchöne Edelknecht, von der freundlichen Zigeunerin durch die Verheißungen gewonnen, die ſie ihm gemacht, zögerte keinen Augenblick, ihrer Aufforderung Folge zu leiſten, und wanderte an ihrer Seite aus dem hochgelegenen Schloſſe durch die engen Gaſſen dem ſchönen Fluſſe zu, der die Stadt beſpült, und über die große ſteinerne Brücke nach der Vorſtadt Vienne. Hier zog Karacha den von Neugierde und Erwartung heftig bewegten Junker durch ein altes dunkles Hofthor in einen weiten Hofraum, bis er ſich mit ihr in einem, an einem noch grünen Baumgarten gelegenen Hinterhauſe befand. In dieſem geräumigen Garten hauſte die Zigeunergeſellſchaft, und es ſah bunt genug aus. Weiber und Kinder verſammelten ſich um den prächtig gekleideten Pagen, um ihn vom Kopf bis zum Fuß zu muſtern, und obgleich er ihre Sprache nicht verſtand, ſo vernahm er doch aus Ton und Geberden, daß ſie ſehr beifällige Aeußerungen über ihn thaten. Karacha hatte ſich entfernt, aber nach wenigen Minuten trat ſie wieder durch eine Thür herein und führte ein zweites weibliches Weſen, das ſie einen Augenblick darauf mit einem triumphirenden Lächeln vor den hocherröthenden Edelknaben hinſtellte. Es war ein Mädchen von funfzehn oder ſechzehn Jahren, nicht hoch und ſchlank, nicht üppige volle Formen zur Schau tragend, nicht eine blendende Schönheit. Und doch war ihr Anblick über alle Beſchreibung reizend, berauſchend, ja ſchier bezaubernd. Ihre magere, leichte und gewandte Geſtalt und ihre raſche kurze Bewegung erinnerte an eine junge Hindin, eine Gazelle, aber auch an eine Tigerin und eine Schlange; und ihre dunkle Hautfarbe erhöhte das Ungewöhnliche ihrer Erſcheinung. In ihrem großen, äußerſt lebhaften und ſprechenden Auge funkelte ein wahrhaft blendender Glanz; es ſchien als wenn alle Wunder und Zauber des Morgenlandes in dies Auge verſenkt worden wären, und aus ſeinen Tiefen heraus unſichtbare, aber feſte Netze zu ſpinnen geſchickt ſeien. Wenigſtens war es dem Junker Bübenhoven, als ſei ſein Herz plötzlich von ſolch einem Netze umſtrickt worden. Eine lange ſpitze Naſe von der edelſten Form und ein kleiner lächelnder, ſtreng keuſcher Mund von der Farbe einer friſch aufgegangenen Granatblüte waren mit dieſen Augen die ſchönſten Theile des liebreizenden Köpfchens; aber aus der ganzen flüchtigen, ſtets wie zum Sprunge bereiten Geſtalt erſt entwickelte ſich der Totalausdruck, jenes unbeſchreibliche Etwas, das fremd und verlockend, wie ein ſüßes Geheimniß, die Sinne der Männer gefangen nahm. Unter ihrem Turban aus goldgeſticktem Neſſeltuch und Purpurbinden gewunden quollen glänzend ſchwarze Zöpfe mit eingeflochtenen Goldſtücken, Edelſteinen und Perlen hervor, und an den Stufen des kurzen Röckchens und dem goldenen Gürtel hüpften flimmernde Troddeln und bunte Metallzierrathen. Goldne, kunſtreich gearbeitete Spangen und Bänder umfingen ihre bloßen Arme und ihre Beine über den zierlichen Knöcheln. Der kleinſte, niedlichſte Fuß, unbeſchuht wie die aller Uebrigen, entſprach der zierlichſten Hand. Um den Hals trug ſie eine Kette aus Goldperlen, Schlangenköpfen, Zähnen und kleinen Muſcheln zuſammengeſetzt, und an ihrem Gürtel glänzten myſtiſche Figuren. Es hätte nicht des Zauberſtäbchens in ihrer Hand bedurft, um den Pagen zu bezaubern; er ſtand regungslos ihr gegenüber und ſtarrte ſie an; Karacha aber winkte den Andern bedeutungsvoll lächelnd zu, als wollte ſie ſagen, daß ihr beabſichtigtes Werk wohl zu gelingen ſich anſchicke. La Zarova ergriff des ſtummen Junkers Hand, drehete ſich um und ſchaute mit klugen Augen in die Fläche, die geheimnißvolle Schrift darin zu entziffern. Dieſe Berührung durchzuckte den Junker wie ein heißer Strahl.

„Ei, ſchöner Junge,“ ſagte die Zigeunerin ſchelmiſch, „du haſt Glück mit ſchönen Königstöchtern; zwei lieben dich, oder werden dich lieben, jede auf andere Weiſe, und du liebſt ſie auch Beide, jede auf andere Art. Schau, ſchau, ſchmucker Bub', du wirſt ſogar der Vater einer Königin werden. Das iſt ein ſeltenes Glück. Und ein edler Fürſt wird dir begegnen, wann und wo du's am wenigſten vermutheſt, und du wirſt ſein Retter ſein aus großer Gefahr; daraus werden wichtige Folgen für künftige Zeiten erwachſen. Sei getroſt, wenn auch dein Vater nicht mehr lebt; du haſt einen zweiten Vater gefunden der dich eben ſo liebt wie dein Erzeuger und der dein Schickſal freundlich machen wird. Alles, was dich drückt und kümmert, wird in kurzer Zeit verſchwunden ſein — die Wolken fliehen und eine heitre Sonne lacht auf deine ſpätere Lebensbahn.“

Die Zigeunerin ſchwieg, aber der Junker hielt unbewußt ihre Hand feſt und ſah ihr unverwandt in das tiefe, ſchwarzglühende Auge, ohne ein Wort zu ſprechen. Endlich ſtammelte er: „Und mein Mütterlein?“

„Kinder,“ ſagte Karacha hinzutretend, „erzählt Euch das Uebrige auf Zarova's Kämmerlein. Es wird bald andrer Beſuch kommen, und der Junker darf hier nicht gefunden werden.“

Damit führte ſie den widerſtandloſen Pagen wie ein gehorſames Kind fort und Zarova hüpfte leicht und anmuthig voran. —

Der Erzherzog kehrte noch bei Tage von der Jagd zurück; er fand die beiden Bauernanzüge, aber nicht den Pagen, und Niemand konnte Rechenſchaft geben, wohin ſich Marx gewendet. Da dies die erſte Dienſtvernachläſſigung des ſonſt ſo dienſtſtrengen und pflichtgetreuen Junkers war, ſo wurde der Erzherzog ſeinetwegen unruhig und beſorgt; denn er liebte ihn wegen ſeiner Unſchuld, Herzenseinfalt, Treue, Pünktlichkeit und Gewiſſenhaftigkeit vor allen ſeinen Dienern.

Die Abweſenheit Bübenhoven's änderte aber in der Ausführung des Plans nichts. Der Erzherzog und der Pfalzgraf kleideten ſich um und freuten ſich über ihr bäueriſches Ausſehen. Als die Dämmerung dichter geworden war, ſchlichen ſie vorſichtig nach dem Pavillon und fanden wirklich die beiden Gräſinnen als allerliebſte Bäuerinnen gekleidet. Sie wollten zwar böſe thun, daß der Erzherzog noch einen Begleiter mitgebracht, aber dieſer wußte ſich ſo gut zu entſchuldigen, und der Pfalzgraf machte ſich der ſtolzen Germaine gleich ſo liebenswürdig, daß der Friede ſchnell geſchloſſen war. Anna, die Abſicht des Erzherzogs klug durchſchauend, hatte auch nichts dagegen, daß das andere Pärchen, ſich nur mit ſich beſchäftigend, immer leiſer zuſammenflüſterte und auf dem Wege nach der Zigeunerherberge immer weiter zurückblieb; ſie ſetzte aber den feurigen Liebeswerbungen ihres Begleiters und angeblichen Mannes ſtets nur Schelmereien und Scherze entgegen, konnte jedoch nicht verhindern, daß Philipp ihr einen Kuß um den andern raubte, und ſie erzürnte ſich auch nicht über ſeine Piratentapferkeit.

Mit kecker Zuverſichtlichkeit traten die beiden jungen Paare bei den Zigeunern ein; Anna kannte die Wege genau und machte die Führerin.

Sie waren aber alle vier nicht wenig erſtaunt, ſich beim Eintritt in das nur von matter Dämmerung erfüllte Zimmer von einer ſanften und ſtillen Muſik begrüßt zu hören; erkennen konnten ſie die ſie umgebenden Gegenſtände nicht. Doch ſchon im nächſten Augenblick erfüllte eine blendende

Helle das Gemach; weiße Flammen ſchlugen von Candelabern empor und zeigten die ganze Zigeunergeſellſchaft in ihrem beſten orientaliſchen Putz im Halbkreis auf den Knien liegend. Die Thüre öffnete ſich, und Zarova hüpfte in königlichen Gewändern herein, legte die Arme kreuzweis über die Bruſt und ſprach, ſich dreimal verneigend, einen bombaſtiſchen Gruß, den die knieende Geſellſchaft Wort für Wort wiederholte.

„Niemals, ſeit unſer Stamm aus Aegypten ausgewandert iſt,“ ſagte Zarova dann feierlich, „iſt ihm ein ſo hoher und merkwürdiger Beſuch geworden, als dieſen Abend. Ich ſehe zwei künftige Könige und zwei künftige Königinnen vor mir, und jedes wird auf einem andern Throne ſitzen, im Oſten und Weſten, im Süden und Norden. Heil den Königinnen, Heil den Königen, die wir begrüßen!“

„Heil den Königinnen und Königen, die wir begrüßen!“ rief die Bande.

„Laßt dies Poſſenſpiel!“ ſagte der Erzherzog ärgerlich. „Wir ſind zwei Paar Pächtersleute, dieſe hier iſt meine Frau, und die ſchlanke dort iſt meine Schweſter, und der kecke Naſeweis ihr Mann; wir wollen uns von Euch wahrſagen laſſen, möchten aber nicht von Andern überraſcht werden. Drum ſchließt die Thüren und faſelt uns nichts von Königen und dergleichen.“

„Die Thüren ſind bereits verſchloſſen,“ verſetzte Zarova; „wir wiſſen, was wir Ew. Hoheit ſchuldig ſind. Was das Uebrige betrifft, ſo vermögt Ihr die Tochter Pharao's nicht zu täuſchen. Ihr eignes königliches Blut begrüßt das verwandte in Euch.“

„Nun wenn es Ew. königl. Hoheit durchaus ſo beliebt,“ ſagte der Erzherzog, „ſo mag es immerhin ſein; obgleich ich nicht zu begreifen im Stande bin, wie unſre vier Häupter hier zu Königskronen kommen ſollen. Doch laſſen wir dieſen Punkt auf ſich beruhen; wenn's Euch genehm iſt, ſo laßt uns etwas Einzelnes über unſre Schickſale vernehmen. Fangt mit meiner Schweſter und ihrem Manne an.“

Germaine bot der Zigeunerin zuerſt die Hand, und Philipp zog Annen bei Seite und flüſterte ihr zu: „Wenn ich erſt König von Kaſtilien bin, ſo würde ich mich nicht zu Tode grämen, wenn der Himmel den Witwerſtand über mich verhängt hätte; ich würde vielmehr denſelben möglichſt abzukürzen ſuchen, indem ich eine gewiſſe Dame von franzöſiſchem Königsblut, in die ich ſterblich verliebt bin, ſobald als möglich zur Königin machte. Dann wäre ſchon für unſere zwei Kronen geſorgt. Schwerer dürfte es mit den beiden andern dort halten, und die Prophezeiung unſerer königlichen Schweſter aus Aegypten leicht zu Schanden werden.“

„Schämt Euch Euerer Gottloſigkeit!“ verſetzte Anna. „Ihr ſeid werth, daß Euch Donna Juana's Katzen das Schelmengeſicht zerkratzen.“

„Erinnert mich nicht an dieſe Beſtien! Es ſind böſe Geiſter, mein Unglück zu vollenden.“

„Wie boshaft und undankbar! Ein Ehewirth von Euerer Art ſollte froh ſein, wenn ſeine Wirthin ſolche animaliſche Sympathien hegte. Und es ſind ſo ſchöne Thierchen. Die Infantin wird mir ein Junges von Spanien ſchicken. Don Ceſar, der ſtattliche Cavalier, darf ſich ſogar in Bezug auf die Treue Euch gleichſtellen.“

Philipp verſchloß ihr den ſpottenden ſchönen Mund mit einem Kuß.

Die Zigeunerin nahm Germaine's Hand. „Ihr ſeid weder die Schweſter jenes Mannes, noch die Frau dieſes; vielmehr werdet Ihr, um die Königskrone, die Euch beſtimmt iſt, zu erlangen, die Feindin des Mannes werden, der Euch heute für ſeine Schweſter ausgibt. Aber was Ihr auch thut, es wird ihm nichts ſchaden und Euch nichts helfen. Denn wie es über den Sternen beſchloſſen iſt, ſo wird's erfüllet werden, und obgleich Ihr eine Königin über vier große und mächtige Königreiche werden werdet, ſo könnt Ihr doch nichts hindern in jenem Beſchluß."

„Ihr ſeid nicht der Schwager jenes Mannes dort," fuhr Zarova, in des Pfalzgrafen Hand ſchauend, fort; „aber Ihr werdet Euch mit ſeinem Blute verbinden. Auch liegt dicht neben dem Brautkranze Euerer künftigen Gemahlin eine Königskrone für Euch, an die Ihr jetzt noch nicht denkt; Niemand ahnet, daß ſie einſt zu haben ſein wird. Doch läuft eine feine verrätheriſche Linie zwiſchen dem Brautkranz und der Krone hin, ſodaß die Krone Euch wol von Euerer Frau ſcheidet oder die Frau von der Krone. Auch liegen viel Waffen um Euch, und Ihr werdet manchen Krieg und harten Strauß auszufechten haben."*)

Anna kam jetzt an die Reihe; aber die Zigeunerin nahm zugleich auch Philipps Hand und ſchaute abwechſelnd in die eine und die andere.

„Ihr ſeid nicht die Frau dieſes Mannes da, aber Euere

---

*) Die ſpätern Schickſale dieſes jungen Pfalzgrafen liegen außerhalb der Grenzen dieſer Zeitbilder. Deshalb ſei hier nur ſo viel bemerkt, daß des Erzherzogs Philipp zweite Tochter, welche in demſelben Jahre, in welchem die obige Scene ſpielt, geboren war und die bereits als Säugling im erſten Theile aufgetreten iſt, Iſabella, 1515 die Gemahlin des Königs Chriſtiern II. von Dänemark, Schweden und Norwegen wurde, mit welchem ſie 1522 in die Niederlande flüchtete und 1525 vor Kummer über die Entthronung ihres Gemahls ſtarb. Ihre 1518 geborne Tochter Dorothea, in Brüſſel bei ihrer Großtante, der Statthalterin Margaretha erzogen, wurde 1532 die Gemahlin des Pfalzgrafen Friedrich, ſie eine 14jährige Prinzeſſin, er ein ſchon 52jähriger Prinz, der damals unter den Bewerbern der däniſchen Königskrone eine kurze Zeit nicht ohne Glück auftrat, ſeine Bewerbung durch ſeine Heirath unterſtützte und ſich von ſeiner Umgebung den königlichen Titel beilegen ließ. Aber Karl V., deſſen Neffe er durch dieſe Heirath geworden war, ließ ihn fallen, und er ſtarb hochbejahrt in ſehr gedrückten Verhältniſſen.

Tochter wird die Frau ſeines Sohnes und ſeine Tochter wird die Frau Eueres Sohnes werden."

„Ach!" rief der Erzherzog überraſcht, „das trifft ja herrlich zu, wie wir's verabredet haben. Weißt du uns denn aber gar nichts von dem Könige zu ſagen, der dieſe Dame zur Königin machen wird?"

„Er iſt ein König zweier Königreiche."

„Du biſt freigebig mit deinen Kronen," lachte Anna, „meiner Freundin dort weiſeſt du vier zu, bei mir thuſt du's nicht unter zweien."

„Dagegen hat ſie die meinige zweifelhaft gelaſſen," ſagte der Pfalzgraf, „und wirklich bin ich ſelbſt ſehr zweifelhaft darüber. — Euch, Herr Schwager, wird ſie dagegen ein halbes Dutzend Kronen auf das Haupt ſetzen."

„Du wirſt nur eine tragen," ſprach Zarova ernſt und feierlich zum Erzherzog; „aber deine Söhne werden Kronen haben ſo viele und ſo reiche, wie noch kein König auf Erden trug und kein König auf Erden wieder tragen wird. Durch deine Tochter, Anna von Foix, wird der Sohn des Erzherzogs Philipp reich und mächtig werden, und auf den Häuptern ihrer Nachkommen glänzen Kronen und Kronen eine unüberſehbare Reihe. In zwei Aeſte theilt ſich dein Stamm von dir aus, Philipp von Oeſtreich, beide Kronenträger, und in den Ländern, über die der eine wächſt und die er mit Recht ſein Eigenthum nennt, wird die Sonne niemals untergehen."

Weder der Erzherzog, noch die Gräfin Anna konnten ſich des ernſten Eindrucks erwehren, den dieſe Worte auf ſie machten, und ſie fanden es gleichſam in der Ordnung, daß die Zigeunerin ſie beim Namen genannt hatte; aber ihr Leichtſinn entledigte ſich des Ernſtes bald wieder. Der kühle Hauch des Schickſals aus Zarova's Mund war bald überwunden, und lachend ſcherzte Philipp, die Hand der ſchönen Gräfin zärtlich drückend: „Alſo mit dem Ehekontrakt hat's ſeine Richtigkeit. Ihr ſeht, holde Anna, daß ich auch eine prophetiſche Ader an mir habe. Ich wette drauf, die ſchwarzäugige Sibylle beſtätigt auch meine zweite Prophezeiung, die ich Euch gemacht."

„Welche? Was habt Ihr mir noch prophezeit, Herr Schwiegerpapa?"

„Daß Ihr ſtets ſo ſchön und jung bleiben werdet, daß das Alter Euern Reizen keinen Eintrag thun wird."

„In der That," ſagte Zarova, ihren Ernſt wo möglich noch ſteigernd, „Ew. Hoheit ſcheint ein Blick in die Zukunft vergönnt zu ſein. Auch mir wird aus einzelnen Zügen der Gräfin klar, daß das Alter ihren Reizen nichts anhaben kann; ſie wird ſtets ſo ſchön bleiben, wie ſie heute iſt. Aber an Euch, Herr Erzherzog, erblicke ich dieſelben Züge. Ihr werdet mit der Gräfin deſſelben Glückes theilhaftig werden. Ueberhaupt ſehen ſich die Karten Eures Schickſals ſehr ähnlich. Ich ſeh' einen Stern fallen, der ſenkt ſich erſt auf Euern Pfad, ſchöne Dame, und nach wenig Wochen auf den Euern, ſchöner Herr; denn er gilt Euch Beiden."

„Habt Acht, mein ſüßes Augenlicht," flüſterte der Erzherzog Annen zu, „Ihr werdet noch meine Frau; darauf deuten dieſe verblümten Redensarten. Unſre Herzen bleiben dann jung und friſch in der Liebe bis ins ſpäteſte Alter. — Aber kleiner Schelm," wandte er ſich liebäugelnd an die Zigeunerin, „was ſagt dein Orakel von all den Dingen, die ich jetzt vorhabe, hier und wohin ich zu gehen gedenke?"

„Hütet Euch! Seht Euch vor! Wahrt Euch vor Schaden! Traut hier nicht und dort nicht! Auch der ſtarke und großmüthige Löwe kann in einer Schlinge gefangen werden."

Die kleine Geſellſchaft trieb — da ſie ihr Incognito verrathen ſah — noch allerlei Kurzweil, und ſelbſt die kleine Zigeunerin ließ wieder von ihrem königlichen Ernſt nach und ging mit ihrem Beſuch wie mit ihres Gleichen um. Die Blicke des ſo leicht entzündbaren Erzherzogs hingen verlangend und flammend an der kleinen ſchmiegſamen Geſtalt, und Anna, die ihn auf dieſer Spur ertappte, ſagte mit lachendem Spott: „Ich glaube, Ew. Hoheit ſchnelles Herz hat Vernunft angenommen und ſich einen ebenbürtigern und würdigern Gegenſtand erwählt und ſomit die Thorheit gebeſſert, die es vor ein paar Stunden noch feſthielt.“

Der junge Fürſt antwortete mit einiger Verwirrung und brach ſogleich auf. In die Hand der alten Karacha glitt ein reiches Geſchenk; dann zogen die beiden Pärchen vergnügt ihres Wegs. Der Erzherzog mußte noch manche Spötterei hören, daß er ſich in das reizende ägyptiſche Königskind verliebt habe, und je mehr er läugnete, deſto toller machten es die beiden Gräfinnen mit ihm.

„Da ſie Euch nur eine Königskrone zugedacht hat, Hoheit,“ ſagte Germaine, „ſo werdet Ihr vielleicht Pharao von Aegypten werden, und mich wird jedenfalls der Großtürk heirathen; dann führen wir Krieg mit einander, weil ich denn doch einmal Eure Feindin werden muß.“

„So wird ſich meiner ja wol ein Mohrenkönig erbarmen,“ meinte Anna. „Ich komme Euch dann mit meinem Gemahl zu Hülfe, Hoheit, und wenn wir über dieſe Perſon hier geſiegt haben, verheirathen wir in einem wahren Kreuzfeuer unſre Kinder, wie's im Buche des Schickſals geſchrieben ſteht.“

„Ich weiß noch nicht, was ich thun werde, wenn mir erſt die verheißene Königskrone auf dem Haupte ſitzt,“ ſagte der Pfalzgraf; „aber jedenfalls werde ich ſie wie eine Nachtmütze über die Ohren ziehen und feſthalten. Denn in der That, das wäre mir nicht im Traume eingefallen, daß ich noch einmal König werden ſoll. Ueberhaupt, wer ſollte denken, daß in dieſer kleinen Stadt Blois an der Loire heute ſieben königliche Häupter beiſammen ſind. Wir vier kommen vom fünften und gehen zum ſechſten und ſiebenten zu Banket.“

„Ich werde es unſerm Vetter, dem König, ſtecken,“ lachte Anna, „damit er dieſe Merkwürdigkeit, wie ſie die franzöſiſche Geſchichte noch nicht erlebt hat, in die Reichsannalen eintragen läßt.“

So ſcherzten ſie fort, bis ſie ſich trennten, um ſich nach einer kleinen Stunde in fürſtlicher Pracht und jugendlicher Heiterkeit wieder in den hell erleuchteten Sälen des Königsſchloſſes zu begegnen und die unterbrochene fröhliche Unterhaltung fortzuſetzen.

„Weißt du auch, Friedrich, daß die Gräfin Anna recht hat?“ flüſterte der Erzherzog dem Pfalzgrafen zu. „Sie hat ſcharfe Augen, dieſe ſchelmiſche Franzöſin.“

„Ich habe es wohl gemerkt,“ verſetzte der Andere: „Ihr habt der kleinen Zigeunerin zu tief in die ſchwarzen Augen geſehen.“

„Ich brenne lichterloh. Nie hat mich der Anblick eines weiblichen Weſens mehr gereizt.“

„Es ſollte mich wundern, wenn es anders wäre.“

„Es iſt ſo etwas Ungewöhnliches und Delikates in dieſem magern, braunen, raſchen Mädchen, das mich wie eine ſtählerne Springfeder gemahnt.“

„Ihr habt europäiſche Schönheiten aller Art geliebt, und die fetten Niederländerinnen müßt Ihr überdrüſſig ſein. Das Gegentheil muß Euch deshalb ein außerordentliches Vergnügen gewähren. Wenn man alle Tage Schweinefleiſch ißt, ſchmeckt ein Stück Bärenſchinken gewiß unübertrefflich gut.“

„Ich will mir noch einmal unter vier Augen von ihr wahrſagen laſſen, aber nicht in ihrer Spelunke. Du ſollſt ſie mir morgen Abend nach dem Stechen auf meine Zimmer bringen. Ein reiches Geſchenk wird ſie ſchon willig machen. Wir wollen die Zukunft ruhen laſſen; ich mag von all dem thörichten Zeug nichts mehr hören und gedenke lieber die Geheimniſſe der Gegenwart mit ihr zu beſprechen.“

„Was an mir liegt, gnädigſter Herr, ſo werde ich mich beſtreben, Euern ſchönen Wunſch in eine noch ſchönere Wirklichkeit umzuſetzen.“

Die ſtets bereitwilligen Diener der erzherzoglichen Wünſche und Theilnehmer ſeiner galanten Abenteuer verabredeten am folgenden Tage einen Plan, die junge Zigeunerin für den Abend ihrem Herrn zuzuführen, der die geliebte Luiſe in Spanien und die geliebte Anna in Blois vergeſſen zu haben ſchien und weder mehr an Germaine, noch an die Königin dachte, ſondern von nichts als der reizenden Zarova ſprach, in die er, allen Anzeichen nach, heftiger noch verliebt war, als wie vor vier Wochen in die üppige Eleonore van der Kapellen in Antwerpen.

Auf Marx von Bübenhoven hatte man in dieſem haſtigen Treiben keine Acht; der Erzherzog hörte die Entſchuldigung über ſein Dienſtverſehen mit halbem Ohr und Niemand hatte ein Auge für die auffallende Verwandlung des Pagen, der aus einem Knaben plötzlich ein ſchöner ſtolzer Jüngling geworden war. In ſeinen Augen hatte ſich ein Feuer entzündet, wo ſonſt kaum ein Funke geleuchtet, und die kalte Sprödigkeit ſeines Herzens ſchien in der Glut dieſes Feuers erweicht worden zu ſein. Aber die Andern waren alle zu ſehr mit ſich ſelbſt, mit dem Erzherzog und den Feſtlichkeiten beſchäftigt, als daß ſie dem ſtillen Junker eine beſondere Aufmerkſamkeit hätten ſchenken können. Und ſo ſchlich er denn wieder unbemerkt nach der Vorſtadt Vienne, als der Erzherzog mit ſeinen turnierfähigen Rittern zu dem glänzenden Stechſpiel ritt, wo bereits alle Frauenaugen mit vergötternder Ungeduld den ſchönen Fürſten erwarteten. Und wenn es möglich geweſen wäre, noch mehr Eroberungen zarter Frauenherzen zu machen, ſo würde es heute geſchehen ſein, wo Philipp, wie Perſeus, ſtrahlend in Jugendſchöne und Kraft der gefeierte Sieger Aller war, die mit ihm in die Schranken ritten. Aber die flatternden Herzchen der franzöſiſchen Hofdamen waren ja ſchon alle ſein, und Perſeus, der Halbgott, konnte von den Griechinnen nicht ſo verehrt werden, wie Philipp von Oeſtreich von den Franzöſinnen. Die von ihm bevorzugte Anna von Foix war der Gegenſtand des allgemeinen Neides. Wenn ſie hätten ahnen können, daß ſein Herz heute nur mit der kleinen Zigeunerin beſchäftigt war, die ſich nicht einmal unter der großen Maſſe der Zuſchauer befand, wie alle andern Glieder ihrer Bande, ſondern daheim in traulicher Einſamkeit dem Pagen den Vorzug vor dem Herrn gab, in ihren Kultus würde ſich etwas franzöſiſche Schadenfreude gemiſcht haben.

Nach Beendigung des Spiels erfuhr der Erzherzog vom Pfalzgrafen, daß die alte Zigeunerin gewonnen ſei, und ihr Pflegekind an ihn ausliefern werde, um es in's Schloß zu führen. Hierauf empfing er äußerſt heiter den Dank aus den Händen der anmuthigen Königin, eine mit ſilbernen Lilien von ihrer eignen Hand geſtickte Schärpe, grüßte die Hofdamen mit Anſtand und eilte in das Schloß, ſeinen Beſuch mit Sehnſucht erwartend. Es dauerte auch nicht lange, ſo traten der Pfalzgraf und der Baron Vere in ihren Mänteln herein und führten ein tief verſchleiertes Weib, verbeugten ſich ſtumm und entfernten ſich. Die verliebte Ungeduld des Erzherzogs beeilte ſich, die neidiſchen Hüllen zu entfernen; der Gegenſtand ſeines Verlangens kam ihm aber zuvor, warf den Schleier ab, und ſtand als alte Karacha lächelnd vor dem erſtaunten Fürſten.

„Es ſcheint," ſagte ſie liſtig, „als hätten Euch die Prophezeiungen meines Pfleglings nicht genügt; ſie iſt allerdings noch eine Anfängerin. Deshalb bin ich gekommen und ſchmeichle mir die Zufriedenheit Ew. Hoheit eher zu verdienen.“

Der Erzherzog faßte ſich und verſetzte: „Nicht ich bin's, der von deiner geheimnißvollen Kunſt profitiren will; ich gedenke vielmehr meine Leute durch das Vergnügen zu überraſchen, ihnen von dir wahrſagen zu laſſen. Meine Pagen werden ſich ſehr freuen, deine Bekanntſchaft zu machen.“

„Es ſollte mich ſehr wundern, wenn einer unter den Herren wäre, der mich noch nicht kennte.“

„Deſto beſſer. Ihre Freude wird um ſo größer ſein.“ Er ſchellte und befahl dem eintretenden Leibdiener, die Zigeunerin in das Pagenzimmer zu führen. Hernach ließ er den Pfalzgrafen und den Baron Bere holen und gab ihnen in heftigen Worten ſein Mißvergnügen über den ihm geſpielten Betrug zu erkennen.

Erſtaunt und erſchrocken hörten ſie ihn an und der Pfalzgraf rief: „dabei iſt Hexerei im Spiele. Nur mit des Teufels Beiſtand iſt das möglich geweſen. Die Alte hat uns die Junge an der Brücke zugeführt, wie ausgemacht war; wir haben die Junge in Empfang genommen und die Alte iſt fortgegangen. Begreif' es, wer kann! Das iſt pure Zauberei. — Doch getröſtet Euch, gnädigſter Herr, ich ſchaff' Euch morgen die Kleine herbei und mache allen Zauber zu nichte.“

Der Erzherzog ließ ſich dieſes Verſprechen gefallen; denn ſeine Wünſche waren durch den ihm geſpielten Betrug nur noch ungeſtümer geworden. — Deshalb weinte er ſchier vor Verdruß, als er am folgenden Tage erfuhr, die kleine Zigeunerin ſei am Morgen abgereiſt. Auch ſeines Bleibens war nun nicht länger, und er befahl ſeiner Umgebung zum Aufbruch zu rüſten.

## 10.

## Eintritt in Spanien.

Zehn Tage hatte das erzherzogliche Paar mit ſeinem zahlreichen Gefolge in Blois zugebracht, und der König hatte jeden dieſer Tage in ein glänzendes, an Abwechslung reiches Feſt verwandelt; nun ſchieden die beiden Fürſtenpaare im herzlichſten Einverſtändniß und mit den Verſicherungen ewiger Freundſchaft von einander. Der Erzherzog war von König Ludwigs offenem, biedern, wahrhaft ritterlichen Weſen ſo eingenommen, daß er ſich und Andern das Wort gab, er werde die Intereſſen des Königs auf jede Weiſe fördern und die neapolitaniſchen Angelegenheiten zu deſſen völliger Zufriedenheit ordnen und beilegen.

Anna und Germaine übergaben dem ſcheidenden Erzherzog einen Brief und die Erſtere ſagte: „Wir bitten Euch, dieſes Schreiben unſrer Jugendfreundin, der Herzogin von Najara, zu übergeben.“ und leiſe ſetzte ſie hinzu: „Erkennet daraus mein gutes menſchenfreundliches Herz, das Euch auf dieſe Weiſe leicht zur erwünſchten Erneuerung einer alten Flamme verhilft. Nehmt aber auch guten Rath an: brennt nur nicht gleich lichterloh; denn in Spanien werden ſo gut wie hier Feuerſpritzen und Augen auf Euch gerichtet ſein, aber wahrlich nicht mit ſo wohlriechenden Waſſern und ſo gütigen, harmloſen Blicken. Ich habe das an der Donna d'Ulloa, der Oberhofmeiſterin der Frau Erzherzogin bemerkt, die ſich keine Mühe hat verdrießen laſſen, Euch tüchtig zu beſpritzen. Und nun lebt wohl, reiſet glücklich und vergeßt unſre Fahrt zu der Zigeunerprinzeſſin nicht, die Euch, wie man ſagt, Donna d'Ulloa gleichſam aus den Zähnen geriſſen hat. Leider habe ich erſt geſtern erfahren, daß dieſe würdige ſpaniſche Dame eine innige Freundſchaft mit der alten Zigeunermutter unterhalten hat. Vielleicht iſt es nur landsmannſchaftliche Zuneigung geweſen. Hätte ich dieſen Umſtand früher gewußt, ich hätte Euch aus wahrer Freundſchaft gewarnt. Vielleicht könnt Ihr aber in Spanien noch von dieſem Winke Gebrauch machen.“

Philipp reichte der muntern, ihm wohlwollenden Prinzeſſin dankbar die Hand, dann rief er, Germaine's Hand drückend: „Adieu, ſchöne Feindin! Ich bin ſehr begierig zu erfahren, wie ſich die Prophezeiungen erfüllen werden.“

„Gott ſegne die Frau Erzherzogin und deren liebes Vieh noch ferner,“ verſetzte Germaine, „dann wird die Welt Könige und Katzen genug haben, um mit mir und Jedermann Feindſchaft und Streit anzufangen.“

Der König begleitete ſeine Gäſte in eigner Perſon bis nach Amboiſe, wo ſie das erſte Nachtlager hielten; am folgenden Morgen verabſchiedete ſich der König, und die Reiſe wurde in möglichſt kleinen Tagemärſchen, wie ſie die kurzen und ſtürmiſchen Decembertage geboten, über Tours, Poitiers und Angoulême fortgeſetzt. In der traurigſten Jahreszeit langten die hohen Reiſenden in der traurigſten Provinz Frankreichs an, in jenem nordweſtlichen Theile der Gascogne, der „die Haiden“ heißt, deſſen unüberſehbare Ebenen von dürrem, trocknem Haidekraut, von Flugſand und Moräſten überdeckt ſind und wo man auf langen Tagereiſen kaum einen elenden Weiler findet. Dieſe Reiſe ging ſo langſam, daß die Reiſenden erſt im Anfange des Jahres 1502 die Dordogne und Garonne paſſirten, um in jenen unglücklichen, öden Theil des Landes einzutreten. Ueber Mont de Marſan gingen ſie am Adour hinab nach Bayonne. Die Gemüthskrankheit der Erzherzogin hatte ſich ſeit ihrem Abſchied von Blois wieder eingeſtellt und verſchlimmerte ſich in dieſer von Nebeln und wilden Schneeſtürmen heimgeſuchten Einöde von Tag zu Tag. Sie wechſelte mit ihrem Gemahl oft Tage lang kein Wort, und die Katzen und ihre flandriſche Muſikantenbande, die ſie mitgenommen und die immer fleißig aufſpielen mußte, waren ihre einzige Unterhaltung; dann ſuchte ſie ihren Gatten plötzlich mit fieberhafter Zärtlichkeit heim, aber Philipp wurde dadurch nicht freundlicher gegen ſie geſtimmt. Er blieb kalt und förmlich in ihrer Gegenwart. In den Nachtherbergen litt ſie nur ihre Oberhofmeiſterin um ſich, und dieſer Umſtand war nicht geeignet, Philipps Herz der ungeliebten Gattin zuzuführen. In Bayonne wurden ſie vom Könige von Navarra begrüßt, der ihnen zu Ehren aus ſeinem Lande herübergekommen war und zwei Tage bei ihnen verharrte. Dann gingen ſie über St. Jean de Luz, die letzte franzöſiſche Stadt am gascogniſchen Meerbuſen, und betraten an demſelben Tage noch den ſpaniſchen Boden. In Fuentarabia, der erſten biscayiſchen Stadt, warteten der Hochmeiſter des St. Jago-Ordens mit ſeinem Sohne, dem Statthalter von Granada nebſt einer großen Anzahl ſpaniſcher Granden und Edelleute ihrer und hießen ſie im Namen der Könige von Kaſtilien und Aragonien mit großen Ceremonien willkommen. Eine alte Beſchreibung dieſer Reiſe, von einem Begleiter des Erzherzogs verfaßt, meldet, daß die Bewillkommnungsfeierlichkeiten am 29. Januar ſtattgefunden haben. Von der Garonne bis nach Fuentarabia, ein Weg von ungefähr 24 deutſchen Meilen, hatten ſie alſo einen ganzen Monat zugebracht und noch dazu in einem der trüb- und armſeligſten Landſtriche Europas. Der Konnetable von Kaſtilien holte die hohen Reiſenden in glänzenden Equipagen ein und führte ſie auf ſeine Koſten bis nach Burgos, wo er dem Erzherzoge und ſeinen vornehmſten Begleitern koſtbare Geſchenke überreichte. Am

13. Februar langten ſie in der Reſidenz Kaſtiliens an. Der Erzherzog hatte ſtill gehofft, er werde hier den Amirante von Kaſtilien, den mächtigen Herzog von Najara finden und die Gemahlin deſſelben werde ebenfalls nicht fern ſein; aber man ſagte ihm, daß der Amirante und deſſen Sohn ihn, auf Befehl der Königin, in Valladolid begrüßen würden. Die Reiſe wurde demnach fortgeſetzt und glich von nun an einem Triumphzuge. Der Ruf von der hohen Schönheit und Liebenswürdigkeit des Erzherzogs war ihm von Burgos vorausgeeilt; von allen Seiten ſtrömten Scharen von Menſchen herbei und vorzüglich die Frauen des Adels, der dort noch den ganzen Ritterſinn des Mittelalters bewahrt hatte, um den geprieſenen Fürſten, den einſtigen König dieſes Landes, anzuſtaunen. In Valladolid ſelbſt war eine große Menſchenmenge verſammelt und faſt kein Adeliger aus Aſturien, Leon, Valladolid, Zamora, Salamanca, Burgos und Segovia fehlte, um den Prinzen von Kaſtilien, wie man den Erzherzog ſchon allgemein begrüßte, einzuholen und ſich an den Zug deſſelben nach Toledo, anzuſchließen. Hier war es, wo der Amirante von Kaſtilien an der Spitze der Präſidenten und Beiſitzer des hohen Raths von Spanien und der hohen Geiſtlichkeit das fürſtliche Paar bewillkommnete. Ein ſchöner Greis in edler, würdevoller Haltung, in welcher ſich das Bewußtſein ſeiner hohen Stellung ausdrückte, trat Don Ruy Garcias de Villaquiran dem Erzherzog entgegen, um demſelben ſeine Ehrfurcht zu bezeigen. In einen ſtolzen Nacken fiel ein ſchneeweißes Haar hinab, Scheitel und Stirn waren kahl. Seine Züge zeigten ſich von jener ruhigen Würde verklärt, in welche die gemeinen und kleinlichen Schickſale, mit denen ſich die meiſten Menſchen niedern Standes zerquälen, keinen ſtörenden Schatten geworfen hatten; aber ſie waren auch frei von den Eindrücken, welche in den Seelen der Hochgeſtellten zerſetzend raſen.

Der Herzog von Najara war ein Spanier im edelſten Sinne des Worts, und an ihm konnte man lernen, was die ſogenannte Grandezza eigentlich iſt und zu bedeuten hat. Man ſah es dieſer in ſich abgeſchloſſenen Ruhe an, daß der Statthalter der Königin oder vielmehr der Vollzieher ihrer Befehle — denn dies war der Amirante von Kaſtilien — nicht in geſchäftiger Haſt und lärmender Thätigkeit ſeinem hohen Poſten vorſtand, vielmehr daß er mit einem Blick, ja eigentlich nur mit ſeiner impoſanten Haltung jedes Gemeine und Unwürdige von ſich fernhielt und daß ein Wort hinreichte, ſeine Befehle auf das ſchleunigſte zu vollziehen. Der Erzherzog konnte ſich einer gewiſſen Ehrerbietung gegen den Herzog nicht erwehren. Es war ein Gefühl ähnlicher Art, wie er es beim Anblick Jakob Fugger's empfunden hatte, und doch war es wieder ſehr verſchieden von demſelben; denn für den ſchlichten beſcheidenen deutſchen Leinweber hatte er eine hochachtungsvolle Liebe empfunden, für den ſtolzen, würdevollen Amirante fühlte er eine ſcheue Ehrfurcht. Es war ihm klar, daß der Spanier eben auch große und ſchätzenswerthe Verdienſte haben müſſe, wie der augsburger Bürger, aber ſo ſehr Philipp auch geneigt war, dieſelben anzuerkennen, ſo fühlte er ſich doch eher von dem Amirante abgeſtoßen als angezogen, wenigſtens war ihm in des Herzogs Nähe nicht behaglich. Er konnte, während Don Ruy mit ihm ſprach, den Gedanken nicht los werden, ob wol Luiſe mit dieſem Manne glücklich ſei.

„Ganz Spanien,“ ſprach der Amirante mit Salbung, „blickt auf Ew. Hoheit mit freudiger Hoffnung; daß ich allein ſo glücklich bin, mit der Ueberzeugung, Oeſtreichs erhabener Sproß werde mein Vaterland einſt beglücken, auf Euch blicken zu können, verdanke ich meiner Frau, Eurer begeiſterten Lobrednerin.“

„Und wo find' ich die edle Herzogin,“ verſetzte der

Fürſt mit Wärme, „daß ich ihr für die gute Meinung danke, die ſie ſelbſt von mir hegt und Euch, Herr Herzog, ebenfalls beizubringen ſich bemüht hat?"

„Als Ehrendame der Königin iſt ſie von ihrer Pflicht an ihren Platz gerufen worden. Sie wird in Toledo inmitten des glänzenden Hofſtaats Ihrer Majeſtäten die Ehre genießen, Ew. Hoheit zu ſehen. Alle Königreiche Spaniens rüſten ſich, ihren künftigen Herrn würdig zu empfangen; wie hätte Die zurückbleiben dürfen, der Pflicht und Verehrung gleich ſtark ihren Platz an der Seite ihrer großen Königin anweiſen? — Erlaubt mir, gnädigſter Herr, Euch dagegen meinen Sohn Don Hernandez vorzuſtellen, der ſich der Gnade Ew. Hoheit zu empfehlen wünſcht. Seine Mutter war dem kaſtiliſchen Königshauſe verwandt."

Ein ſchöner, aber finſtrer Mann, der die zwanziger Jahre ſchon hinter ſich zu haben ſchien, verneigte ſich ſtumm vor dem Erzherzog. Man ſah auf den erſten Blick, daß auf ſeiner Seele ein ſchwerer Kummer laſtete, der ſich, wie ein ätzendes Gift in ſeinen Zügen feſtgeſetzt und ihnen die Furchen des Alters eingegraben hatte.

„Vielleicht vermag Ew. Hoheit gnädige Geſinnung mehr über ihn, die Wünſche ſeiner Familie zu erfüllen, als die Bitten ſeines bekümmerten Vaters," fuhr der Amirante fort, während die Züge ſeines Sohnes ſich noch mehr verdüſterten.

„Und wohin zielen dieſe Wünſche?" fragte der Erzherzog ungeduldig; denn Don Hernandez gefiel ihm nicht.

„Daß er ſich aus den Töchtern des hohen Adels eine Gattin wählen und meinen Stamm, der zu den älteſten und ehrenhafteſten dieſes Landes gehört, nicht abſterben laſſe, wie er willens zu ſein ſcheint."

„Seid Ihr denn ein Weiberfeind, Don Hernandez?"

„Ich bin nur nicht Freund aller Weiber," erwiderte der Angeredete kalt, „und was man möchte, iſt nicht immer zu haben.“

„Entſchließt Euch gleich mir, durch Euer ſchönes Vaterland zu reiſen, um zu finden, was Ihr wünſcht und was zu haben iſt.“

Später ſagte der Amirante dem Erzherzog noch heimlich: „Es drückt meinen Sohn irgend ein Geheimniß, das wir ihm zu entlocken vergebens bemüht geweſen ſind. Mir will faſt ſcheinen, als liebe er ein weibliches Weſen unter ſeinem Stand. Wenn er ſich doch mir vertrauen wollte! Vielleicht gelingt es Ew. Hoheit beſſer, ſein Vertrauen zu gewinnen.“

„Ich will es verſuchen.“

„Ihr würdet mich zu ewigem Danke verpflichten.“

Philipp hatte wenig Luſt zu halten, was er eben verſprochen; er fühlte eine Abneigung gegen Don Hernandez und vermochte übrigens ſeinen Verdruß, daß er Luiſen nur im Beiſein des Hofes ſehen ſollte, ſchlecht zu verbergen. Er ſprach denſelben ſogleich gegen Philibert von Vere aus, als er die Großwürdenträger verabſchiedet hatte.

„Ich möchte ſchier vermuthen,“ verſetzte der Baron, „es iſt eine Erfindung des alten Herzogs, ſeine junge Frau Euern Blicken zu entziehen. Es ſollte mich wundern, wenn Euer Verhältniß mit ihr ihm nicht bekannt wäre, und er fürchtet wahrſcheinlich einen Rückfall von Eurer oder von ihrer Seite.“

„Ich werde es in Toledo zu erfahren ſuchen.“

„O, gnädigſter Herr, ich werde es ſchon hier zu erfahren ſuchen! Ich habe nämlich in Burgos die Bekanntſchaft eines jungen Biſchofs gemacht, eines Mannes ganz nach meinem Herzen. Er iſt Biſchof von Toro, einem der älteſten und berühmteſten Adelsgeſchlechter Altkaſtiliens entſproſſen, vier und zwanzig Jahre alt und ein Prieſter ſo galant, ritterlich und minneſüchtig, wie ſie Flandern und Brabant nur immer hervorbringen. Er iſt nämlich vier Jahre am päpſtlichen Hofe in Rom geweſen, da könnt Ihr denken, daß er die rechte Bildung mitgebracht hat. Lucretia Borgia iſt ſeine Lehrerin geweſen, Beweis, daß er eine vollkommene Schule hat. Er kennt alle vornehmen und geheimen Liebesgeſchichten in Alt- und Neukaſtilien und wahrſcheinlich auch einen guten Theil von Aragonien; denn er iſt Propſt in Saragoſſa geweſen. Er wünſcht ſehr, ſich Euch zu empfehlen, und es ſollte mich wundern, wenn wir über die Herzogin von Najara nicht Alles durch ihn erfahren könnten, was Ew. Hoheit wünſcht."

„Wohl, ſo befrage dich bei dieſem Prieſter über die Verhältniſſe im Hauſe des Amirante, doch mit Vorſicht, und wenn du merkſt, daß mir der Biſchof von Toro nützlich ſein kann und Luſt bezeigt, ſich meinem Intereſſe zu widmen, ſo führe ihn mir zu."

„Es ſcheint mir, als ſei er mit dem Erzbiſchof von Toledo, dem Beichtvater der Königin, geſpannt; er hält es deshalb wol für gerathen, ſich dem in Spanien aufgehenden neuen Sterne anzuſchließen."

„Er thut wohl daran; es wird bald genug nöthig ſein, mir eine Partei in dieſem Lande zu bilden, und ich habe von der Strenge dieſes Erzbiſchofs und von ſeiner Gewalt über die Königin ſo viel mir Mißfälliges gehört, daß ich fürchte, ich und dieſer alte Prieſter werden nicht die beſten Freunde ſein." —

Die Stadt Valladolid gab dem erzherzoglichen Paar ein glänzendes Feſt, wobei Philipps Anmuth und Schönheit wieder alle Frauenherzen bezauberte, und er zuerſt die beſte Gelegenheit fand, den ſpaniſchen Nationalcharakter, der mit dem ſeinigen in ſo grellem Widerſpruch ſtand, näher kennen zu lernen. In der That verſchwand die Infantin Donna Juana ganz neben ihrem Gemahl; das Volk jubelte nur dem „ſchönen Oeſtreicher" zu, der wie eine

Erſcheinung aus einer vollkommeneren Welt unter dieſe Spanier trat, und die Frauen gaben hier, wie überall und wie immer, den Ton an, und ihre Stimmen führten die Entſcheidung herbei. Wenn Philipp ein ruhmgekrönter Sieger geweſen wäre, oder wenn ihm Spanien die Früchte einer langen ſegensreichen Regierung zu verdanken gehabt hätte, er würde ſchwerlich mit ſolchem Jubel empfangen, mit ſolcher Begeiſtrung gefeiert worden ſein, als jetzt, da er nur als ein junger ſchöner Fürſt kam, ſich zum Thronerben ernennen zu laſſen. Er kam, ſah und ſiegte über die Frauen, und Spanien lag ihm zu Füßen. So haben Jugend und Schönheit zu allen Zeiten und bei allen Völkern dem Verdienſte den Kranz entwunden, ja ſelbſt ein ſo ernſtes Volk, wie die Spanier, hat keine Ausnahme gemacht.

Nach den Zerſtreuungen des Feſtes, in denen Philipps Eitelkeit, aber nicht ſein Herzensbedürfniß befriedigt wurde, war es ihm eine große Freude, von Philibert von Vere erwünſchte Nachrichten über diejenige Frau zu erhalten, nach welcher er ſich jetzt allein ſehnte.

„Wie ich vermuthet habe, ſo verhält ſich's,“ ſagte der junge Baron. „Der Biſchof von Toro hat es ſich in dieſen Tagen ſehr angelegen ſein laſſen, zu erforſchen, wie die Sachen im Hauſe des Amirante ſtehen, und ſeinem Eifer für die Perſon Ew. Hoheit ſind ſeine vielfachen Verbindungen, weltliche und geiſtliche, zu ſtatten gekommen.“

„Und was haſt du erfahren? Wo iſt Luiſe?“

„Die Herzogin ſitzt einſam auf einem abgelegenen Bergſchloſſe in der Sierra Guadarama, nicht gar weit von Segovia, und wird entweder gar nicht bei Hof erſcheinen oder doch nur einen oder zwei Tage vor Euerer Ankunft. Der Biſchof vermuthet, daß ein ſtrenger Befehl der Königin an den Amirante gelangt ſein muß, weil er

Euch mit ſolcher Beſtimmtheit ſagte, Ihr würdet die Herzogin in Toledo ſehen."

„Unſere Reiſe geht über Segovia und durch das Gebirge Guadarama. Ich werde der Herzogin einen heimlichen Beſuch machen."

„Wie könnte Euch das gelingen, Hoheit, da ſtets Aller Augen auf Euch gerichtet ſind, und namentlich der Herzog von Najara Euer Gefolge bis nach Toledo nicht verlaſſen wird? Ihr könnt keine Stunde abweſend ſein, *ohne daß es ganz* Spanien erfährt. Wir ſind nicht in den Niederlanden, gnädigſter Herr, wo Ihr Nacht für Nacht unbemerkt Euerm Vergnügen nachgehen konntet."

„Verwünſcht!" rief der Erzherzog. „Ich komme mir in dieſem Lande wie ein Gefangener vor. Ich muß dieſer Kronen wegen viel ausſtehen. Aber laß mich nur erſt König ſein, dann ſoll es anders werden. — Weißt du, wie wir es am geſchickteſten anfangen, daß ich zu der armen Luiſe komme? Ich ſtelle mich krank, wenn wir in die Nähe des Gebirges kommen, und ſchicke den alten Herzog mit dieſer Botſchaft nach Toledo voraus. Der Arzt läßt Niemand zu mir, ſelbſt die Infantin nicht; denn es ſteht gefährlich mit mir. Wir beide reiten in der Nacht nach Luiſens Schloſſe und kehren in der folgenden Nacht zurück. Ich muß ſie ſehen, Philibert! Seit ich die ſpaniſche Luft mit ihr athme, ſind alle Träume meiner erſten Liebe wieder in mir erwacht. Ach, ich war ſo glücklich! Warum mußte ich aus dieſem Himmel geriſſen werden? Hätte Luiſe meine Gattin werden dürfen, ich wäre rein und keuſch geblieben; man hat mich an dieſe unliebenswürdige Spanierin gefeſſelt, und ich bin den Lockungen der Sünde erlegen." Ein Wehmuththränenpaar ſchlich an den Wangen des jungen Fürſten herab.

„Laß' Ew. Hoheit ſich dieſe Sünden nicht anfechten!" rief Vere lachend. „Das iſt die leichteſte Sorte, die es gibt. Der kleinſte Engel weht ſie mit ſeinem Flügelpaar im Nu hinweg. Jedes Pfäfflein vergibt ſie Euch ohne Buße. Euer allerdurchlauchtigſter Herr Vater iſt doch gewiß einer der beſten und verehrteſten Fürſten, die jemals gelebt haben. Nun hat er die kalte Mailänderin zur Gemahlin, die er ſo wenig lieben kann, wie Ihr die Spanierin, und da hat er denn andere ſchöne Frauen lieb. Jedermann weiß es, und Niemand rechnet es ihm zur Sünde. Wenn das eine Sünde wäre, die den Himmel verſperrte, ſo käme kein Pfaffe hinein. Quält's Euch, ſo laßt Euch abſolviren; Euer Beichtvater mag dann mit dem Himmel fertig werden. Was geht's Euch an? Es iſt ſeines Amts. — Wie Ihr aber ohne Aufſehen und Gefahr zu Eurer erſten Geliebten gelangen wollt, begreife ich doch nicht. Es iſt nicht der Sünde wegen, ſondern weil wir in Spanien ſind.“

„Ich *muß* Luiſen unter vier Augen ſprechen, es gehe, wie es gehe. Ich würde vor Sehnſucht verſchmachten, wenn ich ihr nicht in das reine Auge ſehen könnte. Zu ihren Füßen muß ich ſitzen und mich noch einmal glücklich träumen. Dann mag ich ihr immerhin im Gepränge des Hofes begegnen, der Erzherzog von Oeſtreich der Herzogin von Najara. Aber erſt muß ſich Philipp mit ſeiner Luiſe verſtändigt, ihr ſein bittres Leid geklagt haben. Wir reiten nach ihrem Schloſſe!“

„Wenn Ihr ſo feſt entſchloſſen ſeid, dann werdet Ihr wenigſtens wohlthun, die Gelegenheit erſt auskundſchaften zu laſſen, damit Ihr nicht in üble Händel verwickelt werdet. Laßt die Herzogin erſt fragen, ob ſie Euch auch empfangen will, und ob es ohne alles Aufſehen geſchehen kann. Ich bitt' Euch dringend, handelt mit der größten Vorſicht; denn ich kann Euch nicht genug wiederholen, daß wir in Spanien ſind. Auch habe ich vom Biſchof von Toro noch Mancherlei erfahren, was zur äußerſten Vorſicht mahnt.“

„Du haſt recht, Philibert! Ich muß die Herzogin erſt beſchicken. Du ſollſt heimlich zu ihr reiten und den Bübenhoven als Begleiter mitnehmen. Er iſt klug, ruhig und beſonnen und führt jederzeit meine Aufträge am geſchickteſten aus. Er iſt ein Glückskind. Auch hat er von euch Allen am ſchnellſten und geſchickteſten Spaniſch gelernt. Die Infantin verſicherte mir zu Hauſe ſchon oft, man höre ihm, wenn er Spaniſch ſpreche, kaum den Ausländer an. Jeder Spanier würde ihn nur für das Kind einer andern Provinz halten. Ihr kleidet euch als ſpaniſche Landleute und bringt der armen Luiſe einen Brief von mir. Du wirſt ſie dann ſchon überreden, in unſern Plan zu willigen. — Doch was haſt du mir noch über den Herzog von Najara mitzutheilen?“

„Der Biſchof von Toro hat mir nicht undeutlich zu verſtehen gegeben, worin wol das Geheimniß des Don Hernandez beſtehen möchte. Er iſt, wie Ihr, in die ſchöne Herzogin, ſeine Stiefmutter, verliebt, und dies iſt der Grund, weshalb er ſich nicht vermählen will. Ob es der Herzog weiß, iſt ungewiß, doch vermuthen es Diejenigen, welche dem jungen Herrn ſein Geheimniß abgemerkt haben. Wahrſcheinlich drängt der Herzog ſeinen Sohn nur deshalb ſo ſehr zu einer Heirath, um ſich dadurch den gefährlichen Nebenbuhler vom Halſe zu ſchaffen. Mein Freund, der Biſchof, hält es daher für nicht unwahrſcheinlich, daß der Herzog jeden Tritt und Schritt ſeines Sohnes ſcharf beobachten laſſe, und er ſcheint ſich dazu vorzüglich der in Kaſtilien heimiſchen zahlreichen Zigeuner zu bedienen. Der mächtige Amirante iſt nämlich der erklärte Freund und Beſchützer dieſer Aegyptier; er hat ihnen von den Königen manche Gerechtſame und Freiheit verſchafft, und ſie verehren ihn dafür wie einen Vater. Der witzige Biſchof behauptete etwas boshaft, dieſe Vaterſchaft ſei weder ein poetiſches Bild, noch rein geiſtiger Natur; vielmehr habe der ſtolze Herzog in ſeinen jungen Jahren ſich ſelbſt unter den Zigeunern lange herumgetrieben und von ihren Töchtern eine weit beträchtlichere Nachkommenſchaft erzielt, als hernach aus ſeiner vornehmen Ehe. Die Wachſamkeit, die er — wie wahrſcheinlich — ſeinem Sohne widmet, dürfte ſich aber auch auf Euch erſtrecken.“

Des Erzherzogs Leidenſchaft ſchien ſich nach dieſer Mittheilung nur noch zu ſteigern; er betrachtete den Herzog von Najara und deſſen Sohn mit gleich mißtrauiſchen Augen und redete ſich ein, es ſei ein geheimniß- aber bedeutungsvoller Zug ſeiner Seele geweſen, daß ſie ſich von Don Hernandez ſo ſehr abgeſtoßen gefühlt habe.

Die Reiſe wurde über Medina del Campo und Segovia fortgeſetzt, aber ein merkwürdiger Zufall führte wirklich aus, was der Erzherzog zu ſeinem Zwecke erheucheln wollte, er erkrankte plötzlich an den Kindermaſern, als er ſich eben anſchickte, ſich krank zu ſtellen, und mußte in einem Dorfe (Ollios) am Fuße des Guadaramagebirges liegen bleiben. Es war Niemand weiter in die heimliche Expedition nach dem Bergſchloſſe des Amirante eingeweiht, als der Pfalzgraf, und dieſer betrieb das Nöthige mit großer Umſicht. Da in dem Dorfe kein Raum für die zahlreiche niederländiſche und ſpaniſche Begleitung war, ſo gingen die Meiſten auf Befehl des Erzherzogs bis nach Madrid voraus, wo man ſich nach erfolgter Geneſung des Fürſten zum prächtigen Einzug in Toledo zu ordnen gedachte. Der Amirante aber verfügte ſich nach Toledo, um den beiden Königen die Krankheit ihres Schwiegerſohnes zu melden. Die Erzherzogin konnte zwar nicht bewegt werden, ebenfalls nach Madrid zu gehen und dort ihres Gemahls Geneſung abzuwarten, ſo ſehr dieſer es auch wünſchte, aber ſeine nächſte Umgebung wußte ihre läſtige Zärtlichkeit doch in Schranken zu halten. Kaum ſah ſich der Erzherzog von den zahlreichen Späheraugen befreit, als er die beiden Boten mit einem zärtlichen Briefe an die Herzogin abſchickte. Sie ritten am frühen Morgen aus; man hatte die gewiſſe Nachricht eingezogen, daß das Schloß des Herzogs nur vier Meilen entfernt ſei und in einem ſchönen Gebirgsthale liege. Der Erzherzog hoffte am Abend deſſelben Tages auf ihre Rückkehr und war unruhig, als ſie nicht erfolgte. Erſt am folgenden Tage kehrte Vere allein zurück und begab ſich ſogleich zu dem kranken Fürſten.

„Trotz aller Vorſicht,“ berichtete er, „iſt unſre Expedition verunglückt, gnädigſter Herr. Der alte Herzog hatte ſeine Maßregeln beſſer genommen, als wir vermutheten, und die Beſorgniſſe des Biſchofs von Toro haben ſich leider als wohl begründet erwieſen. — Ein ſichrer Führer zeigte uns den Weg; wir ritten in einem köſtlichen Thale, über welches der Frühling ſeine Schönheit gebreitet hatte, an einem muntern, klaren Bächlein hinauf immer tiefer in das Gebirge hinein. Es begegneten uns nur ſehr wenige Menſchen. Das Thal hatte mehrfache Krümmungen; bei einer derſelben ſahen wir plötzlich das ſtattliche mauriſche Schloß auf einem Bergvorſprunge vor uns liegen. Es hob ſich reizend von dem höhern und dunklern Gebirge im Hintergrunde ab. Ein dichter Wald hüllte den ganzen Berg wie ein Mantel ein, und ſeine Schleppe zog ſich auch noch eine Strecke über das Thal hin. Aus dieſer grünen Hülle ragte das Schloß wie ein mit einer Krone geſchmücktes Königshaupt hervor. Kaum waren wir in dieſen Wald eingetreten, als wir uns plötzlich von einem Zigeunerhaufen umringt ſahen, der mit Geſchrei auf uns eindrang. Die Männer mit langen Flinten bewaffnet, ſahen verwegen genug aus.. Der Bote war bei ihrem Anblick entwiſcht, und ich verſtand aus dem wirren und wilden Gerede nur ſo viel, daß man wiſſen wollte, wer wir wären und was wir auf dem Schloſſe wollten. Nach Dem, was ich vom Biſchof vernommen hatte, brauchte ich nicht daran zu zweifeln, daß der Zweck unſrer Reiſe verfehlt ſei. Bübenhoven wechſelte mit den Zigeunern einige Worte, die ich nicht verſtand, worauf ſie ihn unwirrſch ergriffen und tiefer in den Wald führten. Mich riſſen ſie ebenfalls vom Pferde, durchſuchten mich und nahmen mir den Brief ab. Ich lag den Tag über und die ganze Nacht in einer Erdhütte ſtreng bewacht und ſah und hörte nichts wieder von Bübenhoven. Dieſen Morgen wurde ich endlich losgegeben und bedeutet, ich ſollte mich nicht wieder dort ſehen laſſen, wenn mir mein Leben lieb ſei. Ich fragte nach meinem Begleiter, erhielt aber keine Antwort, ſondern ſah mich genöthigt, allein fortzureiten; denn die Kerle legten ihre Flinten ſchon auf mich an.“

Der Erzherzog, ſehr ärgerlich und gänzlich rathlos, grollte, da er nichts weiter zu thun wußte, mit Vere und Allen, die um ihn waren. Am meiſten hatte die Infantin von ihm zu leiden, und oft vergoß ſie bittre Thränen bei ihrer Oberhofmeiſterin, deren feindſelige Stimmung gegen den Erzherzog dadurch nicht verſöhnt werden konnte.

Bübenhoven kam nicht wieder, und der Erzherzog wurde dadurch in peinliche Unruhe verſetzt. Er beſchloß in Toledo ſogleich nach ihm zu forſchen und Alles aufzubieten, um ihn auszukundſchaften. Zum Glück war der Brief an die Herzogin von Najara ohne Namen und in allgemeinen Ausdrücken gehalten. Er begriff, wie vorſichtig er ſein muſſe, um ſich nicht bloßzuſtellen, und daß er ſelbſt den Pagen werde aufgeben müſſen, wenn die Grauſamkeit des Amirante ſeiner Eiferſucht ein ſolches Opfer zu bringen nicht anſtehe. In dieſer äußerſt verdrießlichen Stimmung überraſchte ihn der Beſuch ſeines Schwiegervaters, des Königs Ferdinand von Aragonien. Wenn ſchon die Mittheilungen ſeiner Schweſter Margaretha nicht geeignet geweſen waren, ihm Vertrauen zu dieſem gekrönten Haupte einzuflößen, ſo war die äußere Erſcheinung deſſelben ſehr geeignet, die empfangenen Eindrücke nur noch zu verſtärken. Man bewegte ſich gegenſeitig in der ſteifſten Förmlichkeit; ſelbſt Donna Juana, die ihren Vater nach fünf Jahren zum erſten Mal wieder ſah, und in dieſer Zeit viel erfahren hatte, was einen herzlichen Gefühlserguß ſelbſt unter Königen entſchuldigt hätte, erlaubte ſich nicht, dem Könige anders als mit der tiefſten Ehrfurcht zu nahen. Sie blieben ſo kalt gegen einander, als ob ſie ſich nur wenige Tage nicht geſehen hätten. Philipp ſah den gewaltigen Bezwinger von Granada vor ſich, einen Mann, der ſeinen finſtern Herrſcherblick mit grinſender Gleißnerei zu verdecken ſuchte, deſſen Augen lauernd auf ihm ruhten; ſein offenes deutſches Herz zuckte krampfhaft unter den Berührungen dieſer Blicke und dieſer heuchleriſchen gezwungenen Freundlichkeit.

Der König reiſte am folgenden Tage wieder zurück, und die Aerzte erlaubten dem Erzherzog ſeine Reiſe am zehnten Tage fortzuſetzen. Er that es mit einer ſo böſen Verſtimmung, wie er ſie noch nie empfunden und die im ſchneidendſten Widerſpruch mit der Natur ſtand, die die reichſten Schätze eines ſpaniſchen Frühlings auf ſeinen Pfad ſtreute.

## 11.

## Die Herzogin von Najara.

Am ſiebenten Tage des Monats Mai fand der glänzende und feierliche Einzug des erzherzoglichen Paares in

Toledo ſtatt. In Madrid hatte ſich verabredetermaßen der Zug geordnet; mehre Tauſende vom ſpaniſchen Adel aus den nördlichen Reichen und Provinzen hatten ſich der Ehrenbegleitung des jungen Fürſten angeſchloſſen. Der König Ferdinand zog ihm eine halbe Meile entgegen in ritterlicher, königlicher Pracht; ihn umgaben die Großmeiſter und Beamten der drei großen ſpaniſchen Ritterorden von St. Jago, Kalatrava und Alkantara, nachfolgten alle geiſtlichen und weltlichen Fürſten, Grafen und Herren der hiſpaniſchen Königreiche und die Botſchaften der Städte, die Stände des Königreichs Kaſtilien, zuſammen an ſechstauſend Mann, mit lautem Getöne zahlreicher Trompeten und Heerpauken. Da ſah man jene ruhmgekrönte Blüte der ſpaniſchen Ritterſchaft, die die ewig denkwürdigen Schlachten gegen die tapfern Mauren von Granada gefochten, die ſtarken Feſtungen dieſes Königreichs erſtiegen und mit dem Kreuzeszeichen die Fahnen von Kaſtilien und Aragonien auf den Zinnen und Thürmen aufgepflanzt hatte. Es gab auf der weiten Erde keine ſtolzere Schaar Krieger, als die man hier verſammelt ſah, ihren künftigen König zu begrüßen.

Sobald der Erzherzog des Königs anſichtig wurde, ſtieg er vom Pferde und nahete ſich ehrerbietig dem mächtigen Herrn, ihm die Hand zu küſſen; aber Ferdinand weigerte ſich, ihm die Hand zu reichen, bevor er nicht wieder das Pferd beſtiegen habe.

„Ich füge mich,“ verſetzte der Erzherzog, „nicht aber, weil es mein geliebter Schwiegervater wünſcht, ſondern weil es der König von Aragonien befiehlt, deſſen Befehlen zu gehorchen meine erſte Pflicht iſt.“ — Nachdem er alſo zu Pferde dem Könige die Hand geküßt, thaten dies alle niederländiſchen Herren ſeiner Begleitung ihm nach, die jedoch zuvor alle von den Pferden geſtiegen waren. Hierauf ritt der Erzherzog zur Rechten, die Erzherzogin auf prächtig angeſchirrtem Zelter zur Linken des Königs und je zwei ſpaniſche Herren nahmen einen niederländiſchen mit höflichem Gruß in die Mitte; alſo ſetzte ſich der lange Zug wieder in Bewegung, von Tauſenden und aber Tauſenden aus dem Volke umſchwärmt. Am Stadtthor angelangt, wurden ſie von den Stadtobern mit einem goldnen Himmel empfangen, unter welchem die drei königlichen Perſonen in die Stadt ritten. Bei der Hauptkirche ſtiegen ſie ab. Vor dem Portal derſelben ſtand ein langer hagerer Mann in der einfachen, unſcheinbaren Ordenskutte der Franziskaner, eine impoſante Geſtalt, ein ausdrucksvoller, eigenthümlich gebildeter Kopf mit einer Adlernaſe und Adleraugen, über denen ſich eine hohe, majeſtätiſche Stirn wölbte. Von prächtig gekleideten Biſchöfen und Prälaten umgeben, war er doch auf dem erſten Blick als ihr Fürſt und Herr zu erkennen. Der Erzherzog Philipp ahnte, wer dieſer Mann war, und fühlte ſich von der geiſtigen Ueberlegenheit deſſelben überraſcht; er verneigte ſich tief und ehrerbietig vor dem ihn Begrüßenden, gleich dem Könige und der Infantin. Und Philipps Ahnung hatte ihn nicht betrogen; der hohe Prieſter im einfachen Mönchsgewand war Don Franzesco Ximenes des Cisneros, der Erzbiſchof von Toledo, der Beichtvater der Königin Iſabella von Kaſtilien, der erſte Miniſter der beiden Königreiche, der wahre Begründer der ſpaniſchen Macht, der Schöpfer der ſpaniſchen Inquiſition, Spaniens größter Mann, gleich ausgezeichnet als Prieſter, als Staatsmann und als Feldherr, der vornehmſte Kirchenfürſt der iberiſchen Halbinſel, der Inhaber des reichſten Erzbisthums in der ganzen Chriſtenheit, das ihm ein jährliches Einkommen von dreimalhunderttauſend Dukaten brachte. Da ſtand er in ſeiner groben Kutte und darunter ſein härenes Hemd, die er nie ablegte, ſelbſt bei den feierlichſten Hoffeſten nicht, ein Mann groß im Vollbringen, größer im

Entſagen und mit eiſerner Konſequenz den Triumph des chriſtlichen Glaubens und die Größe Spaniens verfolgend, einer der außerordentlichſten Menſchen, wie nicht jedes Jahrhundert einen hervorbringt.

Nach dem kurzen und feierlichen Gruße führte der prieſterliche Greis (Ximenes war damals 64 Jahre alt) den König und deſſen Kinder in die Kathedrale an den Hochaltar. Hier ſchien ſeine hohe Geſtalt, an der die Bundesgenoſſin des Alters, die Schwäche, vergebens ihre zerſtörende Gewalt verſucht hatte, noch zu wachſen. Ein hoher heiliger Ernſt legte ſich um ſeine Stirn, in ſeinem Auge glühte die Begeiſtrung ſeines erhabenen Berufs. Er forderte die drei vor ihm Knienden auf, mit ihm zu beten und Gott und den Heiligen zu danken für die glücklich vollbrachte Reiſe, und er ließ ſich ebenfalls auf die Knie nieder und ſprach langſam und feierlich das Gebet; dann erhob er ſich, legte die Hände auf ihre Häupter und gab ihnen den Segen. Hierauf begleitete er ſie wieder bis zur Kirchenthüre und ſchloß ſich zu Fuße mit ſeinen Prieſtern dem Zuge an. In kurzer Zeit war der königliche Palaſt erreicht. Die Thürhüter riefen den Wachen auf den Treppen, und dieſe denen in den Vorgemächern und ſo weiter die Namen der Angekommenen entgegen. Der König führte ſeine Kinder bis in den Kronſaal, wo die Königin auf dem Throne ſaß; auf der oberſten Stufe der Königin zur Rechten hatte auf einem thronartigen Seſſel Donna Juana von Aragonien, des Königs natürliche Tochter, Gemahlin des Don Bernardin de Velasco, Konnetables von Kaſtilien, erſte Ehrendame der Königin, ihren Sitz; auf der linken Seite Donna Luiſe de Maine, Herzogin von Najara, Gemahlin des Amirante von Kaſtilien, zweite Ehrendame der Königin, und ringsum an den Stufen des Throns ſtanden die Hof- und Ehrendamen, die Frauen und Töchter der vornehmſten und reichſten Geſchlechter aller ſpaniſchen Königreiche. Sowie das erzherzogliche Paar in den Saal getreten war, erhob ſich die Königin und ging ihm entgegen. Zum erſten Male ſtanden ſich Iſabella von Kaſtilien und Philipp von Oeſtreich einander gegenüber; ſie eine noch immer ſchöne Frau von mittler Größe, einſt als die ſchönſte Jungfrau Kaſtiliens gerühmt; er der ſchönſte Prinz Europa's. Mit königlichem Anſtand reichte ſie dem Erzherzog die Hand und küßte ihn auf die Stirn, dann umarmte ſie ihre Tochter und küßte ſie auf den Mund. Philipp führte ſeine Schwiegermutter mit den artigſten Worten zum Throne zurück und begrüßte die Hofdamen, die ſich tief vor ihm verneigten. Sein Auge traf auf das ſchöne ſeelenvolle Auge der Herzogin von Najara; er ſah die Jugendgeliebte ſeines Herzens ſchöner und lieblicher vor ſich, als ſeine Phantaſie ſie ſich gemalt, und alle Wonnen und ſeligen Schmerzen der Liebe ſchauerten durch ſeine Seele. Hoch erröthend ſchlug ſie den Blick zu Boden; in ſüßer Verwirrung wandte er ſich wieder zur Königin, küßte die Hand derſelben und trat zur Seite, um den niederländiſchen Herren Platz zu machen, welche ſich ehrerbietigſt nahten, der Königin ebenfalls die Hand zu küſſen. Der König trat zum Erzherzog, um mit ihm zu ſprechen, aber dieſer war ſo befangen, daß er anfangs kein Wort hervorbringen konnte. Immer ſuchten und fanden ſeine Augen Luiſens herrliche Geſtalt, verklärt im Zauberſchein der Liebe; ach, er hätte ihr zu Füßen ſtürzen, ſie jauchzend mit ſtarken Armen an ſeine ſtürmiſch wallende Bruſt preſſen mögen, und hier ſtand er feſtgehalten von den furchtbaren Ketten der Ceremonie! — Während er ſich bemühte, die gleichgültigſten und unbedeutendſten Worte zu ſprechen, ſprang ſeine Seele beflügelt auf den Bergſpitzen ſeiner erſten Liebe, wie ſie leuchtend im Morgenroth ſeiner Erinnerung ſtanden, von einer zur andern, und mit ihr Arm in Arm, flügelverſchlungen, das ſüße, milde, holde Antlitz ihm ſelig lächelnd zugewendet, flatterte ein Genius, ſein guter Genius in Luiſens reizender Geſtalt; und wenn er nun aus dieſen heißen Träumen emporfuhr und die Augen aufſchlug, ſo ſtand ſein Genius dort leibhaftig, menſchlich, erröthend vor ſüßer Scham und göttlicher Luſt, das allerherrlichſte Weib. Es war ihm ſeltſam zu Muthe; zuweilen ſchien es ihm, als ſchwebe er, oder als ſei er berauſcht; auch dünkten ihm Minuten lang all' dies königliche Gepränge umher, dieſe Menſchen in Schmuck und Pracht Traumſchemen und nur Luiſe und er wirkliche Menſchen, von einem Zauberbann befangene Träumer. Er war herzlich froh, als die Begrüßungsſcene vorüber war, und der König ſeiner Tochter den Arm reichte, um ſie in die innern Gemächer zu führen; er eilte, ſeiner Schwiegermutter daſſelbe zu thun, da begegneten noch einmal ſeine Augen Luiſens Augen und ihre Seelen ſprachen zuſammen; aber Philipp erſchrak gleichſam vor dem hohen, ernſten Ausdruck edelſter Frauenwürde, der wie ein Heiligenſchein Luiſens Geſtalt zu umfließen ſchien. Noch nie war ſie ihm ſo ſchön erſchienen, aber auch noch nie ſo erhaben, ſo edel, ſo heilig.

Die Herzogin von Najara war keine durch Leibesgröße und Majeſtät imponirende Geſtalt; zierliche, ſchmächtige, zarte Formen waren die ihrigen, überhaucht vom ſüßen Liebreiz der Anmuth, vom Ausdruck einer tieffühlenden, mächtig bewegten Seele. Jeder Zug, jede Bewegung, jeder Blick, jedes Wort an dieſer ſeltenen Frau hatte die Weihe des Edeln, Ungemeinen erhalten; aus ihrem reinen braunen Auge leuchtete eine ſchöne große Seele im verklärenden, aus ihrem innerſten Leben hervorſtrahlenden Lichte der Poeſie. Auf ihrer Stirn lag die träumeriſche Schwermuth, der ſchwärmeriſche Ernſt einer dichteriſch bewegten Seele. Sie war ein ungewöhnliches Weib.

Kaum war der Erzherzog in den ihm angewieſenen

Zimmern angelangt und hatte ſich, um einige Augenblicke zu raſten, in einen Stuhl geworfen, als er zu ſeiner angenehmen Ueberraſchung den Pagen Bübenhoven raſch hereintreten ſah. Der Junker hatte ein heitres und vergnügtes Anſehen und begrüßte ſeinen Herrn mit einer ſchier verſchmitzten Gewandtheit, die etwas ganz Ungewohntes an ihm war. Auf die Frage des Erzherzogs nach dem jüngſten Schickſal des Pagen, verſetzte dieſer geheimnißvoll, er werde Seiner Hoheit am Abend, wenn ſie ganz unbeachtet und ungeſtört ſein könnten, höchſt merkwürdige Eröffnungen machen. Vor der Hand könne er ſchon verrathen, daß er bei der Herzogin von Najara ſehr wohl aufgehoben geweſen ſei. Der Erzherzog warf einen eiferſüchtigen Blick auf den Sprecher und bemerkte plötzlich, daß derſelbe kein Knabe mehr ſei; auch hatte die fromme Einfalt, die ſonſt in ſeinen Zügen gelegen, dem Ausdruck eines befriedigten Bewußtſeins Platz gemacht, das der Erzherzog gar wohl zu verſtehen meinte. Unter dem Vorwande, ſich einige Stunden Ruhe zu gönnen, entfernte der auf die Mittheilungen ſeines Edelknaben äußerſt begierige Fürſt alles Störende und Unbequeme aus ſeiner Nähe und forderte dann Bübenhöven mit durchblitzender Leidenſchaft auf, ſeine Geheimniſſe zu enthüllen.

„Als uns die Zigeuner im Walde unter der Burg umzingelten und ich mich in Lebensgefahr ſah,“ begann der Junker ſeine Erzählung, „fiel mir bei guter Zeit ein, daß mir eine Zigeunerin in Blois einen Talisman geſchenkt hatte, der, ihrem Verſprechen nach, mich nicht nur gegen alle Gewaltthätigkeiten ihres Volks ſchützen, ſondern mir ſogar deſſen Zuneigung erwerben ſollte; ich eilte natürlich in der höchſten Noth davon Gebrauch zu machen.“

„Einen Talisman? — von einer Zigeunerin? — und in Blois?“ fragte der Erzherzog verwundert und mit einer neuen Beimiſchung von Argwohn und Eiferſucht. „Wie biſt du denn dort zu einer Zigeunerin gekommen?"

„Ei, Ew. Hoheit hat ja die alte Wahrſagerin ſelbſt auf unſer Zimmer geſchickt, um uns ein Vergnügen zu machen," entgegnete der Page erröthend.

„Es iſt wahr!" ſagte Philipp mit einiger Beſchämung. „Das hatte ich ganz vergeſſen. — Aber wie kamſt du zu der Auszeichnung, den Talisman von ihr zu erhalten? oder hat ſie etwa mehre ſolche Geſchenke unter euch ausgetheilt?"

„Ich war allein der Glückliche, der Beſitzer eines ſolchen Kleinods zu werden, und der Grund dieſes Vorzugs beſtand darin, weil die Alte den Stallmeiſter Ihrer Hoheit der Erzherzogin Margaretha, in mir wieder erkannte. Sie gab ſich mir nämlich als die Mutter jenes Antonio Gebes, des Kunſtreiters, zu erkennen, welchen die Frau Erzherzogin als Stallmeiſter mit von Paris gebracht hatte, und welcher mit dem burgundiſchen Heere in die Schweiz gezogen und von dort nicht wiedergekehrt war. Als Großmutter des kleinen wilden Antony, den Herr Jakob Fugger von Augsburg zum Leinweber zuſtutzen ſoll, war die alte Zigeunermutter in Brüſſel geweſen, und ich erinnerte mich nachher wohl, ſie dort im Stalle bei ihrem Enkel geſehen zu haben. Weil ich ihr Enkelkind nun gut behandelt und ſeine ausgelaſſenen Streiche nicht alle ſcharf gerügt, ja weil ich mich ſonſt um den unbändigen Rangen bemüht hatte, ihm etwas Gutes und Nützliches beizubringen, ſo wollte ſich ſeine Großmutter mir nun dankbar bezeigen und ſchenkte mir das Amulet, das ſie mir heimlich um den Hals hing, und das mich nicht nur gegen alle böſen Dinge ſchützen, ſondern auch, wie ich Euch ſchon geſagt, mir, wenn ich einmal unter Zigeuner geriethe, von großem Vortheil ſein ſollte."

„Und hat ſich die verſprochene Kraft wirklich bewährt?"

„Auf das vollkommenſte, gnädigſter Herr, wie Ihr an meinem Wohlbefinden ſehen könnt und das Weitere an meinem Schickſale unter den Zigeunern ſogleich hören möget. So ſeltſame und unerwartete Früchte trug die menſchliche Behandlung, die ich dem durchtriebenen Zeterbalg in Brüſſel hatte angedeihen laſſen.“

„Eh' du weiter erzählſt,“ unterbrach ihn der Erzherzog haſtig,“ ſage mir vorab, iſt die Herzogin von Najara durch dich von meinem Wunſche, eine Unterredung unter vier Augen mit ihr zu haben, unterrichtet worden?“

„Es war meine Pflicht, ſie davon in Kenntniß zu ſetzen, und ſie hat ſich mir bereitwillig erklärt, Euch die gewünſchte Unterredung — verſteht ſich mit der größten Vorſicht — zuzugeſtehen.“

„Ha, mein Junge!“ rief der Erzherzog entzückt, „das will ich dir Dank wiſſen! Nun fahre fort! Ich werde deinen Worten mit freudiger Begierde lauſchen.“

„Kaum hatte ich meine Bruſt entblöſ't und den mich umringenden wilden Männern das Amulet gezeigt, als ſie plötzlich lammfromm wurden, mich mit ehrerbietigen Blicken betrachteten, den Talisman küßten und mich nach meinen Befehlen befragten. Sie führten mich zu ihrem Anführer, und als ich dieſem die Geſchichte des Talismans erzählt hatte, fiel es mir nicht ſchwer, ſogleich auf die Burg zur Herzogin geführt zu werden. Aber nur mir allein konnte dieſe Begünſtigung widerfahren, nicht meinem Begleiter. Der Zigeunerhauptmann ſchwur mir zu, daß er die ſtrengſten Befehle habe, nichts Lebendes, was auf zwei Beinen gehe und keine Flügel habe, in das Schloß zu laſſen, und daß nur eine höhere Pflicht ihn zwinge, mit mir eine Ausnahme zu machen, aber dieſe könne ſich nie auf einen Andern erſtrecken. Vergebens forſchte ich auch, von wem dieſe ſtrengen Befehle herrührten; der Hauptmann wich jeder Erklärung aus, indem er mich nach eingebrochener Dunkelheit ſehr heimlich — als fürchte er einen Verräther — auf das Schloß bringen ließ. — Das Erſtaunen der edeln Herzogin, einen Fremden bei ſich anlangen zu ſehen, wurde erhöht, als ich mich als Euern Sendboten zu erkennen gab.“

„Was ſagte ſie von mir, die unvergleichliche Luiſe? Liebt ſie mich noch? O Marr, ſie iſt ſchön, himmliſch ſchön! Weit reizender und herrlicher, als ich ſie mir gedacht! Ach, als ich ſie vorhin ſah, vergingen mir faſt die Sinne; ich taumelte wie ein Trunkener! Aber was ſagte ſie von mir? Sie will mich ſprechen? Verhehle mir nichts! Ich befehle es dir! Jedes Wort, das ſie geſprochen, beichte mir wieder.“

„Ich berichtete der Frau Herzogin über den Zweck meines Erſcheinens in ihrer Einſamkeit, und obgleich ich Ihr Euern Brief nicht einhändigen konnte, ſo hat ſie denſelben doch am folgenden Tage durch die Zigeuner erhalten. Dieſe Leute ſcheinen ihr überhaupt ſehr ergeben zu ſein. Sie will dies aber nicht merken laſſen und behauptet, ſie ſeien ihre Wächter und Aufpaſſer; inzwiſchen ſah ich tiefer, als ihr lieb war. Die Zigeuner mögen wol von ihrem Gemahl beſtellt ſein „zum Schutz und Schirm“ ſeiner erlauchten Gemahlin, wie es heißt, und er mag ihnen den heimlichen Befehl ertheilt haben, jeden männlichen Beſuch vom Schloſſe abzuhalten, mindeſtens zu überwachen; aber im Grunde dienen ſie der Herzogin treuer als ihrem Gemahl, und ſie auch iſt's, die ſie auf jenem Wachpoſten feſthält.“

„Wie kann aber die junge und liebenswürdige Frau ſelbſt wünſchen und dazu thun, eine Gefangene zu ſein? Wie iſt es möglich, daß ſie ihre eignen Wächter begünſtigt und feſthält?“

„Ein drückendes, ja peinigendes Verhältniß nöthigt ſie dazu. Es iſt wol keinem Zweifel unterworfen, daß ſie ſich dem Herzog nicht aus Liebe verbunden hat. Auf die junge Blüte ihrer Liebe, ſagte ſie mir ſelbſt, ſei ein giftiger Nachtthau gefallen und habe ſie für immer verderbt. Doch der Herzog iſt ein höchſt ehrenwerther Mann, der erſte Grande des Königreichs Kaſtilien, und auf ſeinem Namen haftet nicht der kleinſte Makel. Die Herzogin hält ihren Gemahl in hoher Achtung, und ſeine Ehre iſt natürlich die ihrige geworden. Sie ſpricht mit Bewunderung von ſeinen ritterlichen Eigenſchaften und, wenn man ſie über ihn reden hört, ſollte man meinen, ſie liebe ihn dennoch. Jenes ſchlimme Verhältniß nun hat mir die edle Frau zwar nicht anvertraut; im Gegentheil ſprach ſie zu mir mit großer Zurückhaltung davon und behandelte es als ein trübes Geheimniß, das ſie nur Euch, gnädigſter Herr, in der von Euch gewünſchten geheimen Unterredung enthüllen könnte, weshalb ſie dieſe heimliche Zuſammenkunft eben ſo ſehr wünſcht, wie Ihr ſelbſt.“

„Das iſt ein herrlicher Umſtand! Und haſt du ihr nicht abgemerkt, daß ſie mich noch liebt? Sie ſehnt ſich nach mir, nicht wahr, Junge? Ich las ihr Geheimniß heute in ihren liebetrunkenen Augen, im verrätheriſchen Purpur ihrer Wangen. Das iſt ihr Geheimniß, nicht war? Und deshalb wünſcht ſie das Stelldichein eben ſo ſehr wie ich ſelbſt.“

„Verzeiht, Hoheit, dies iſt wenigſtens nicht das Hauptgeheimniß, von dem die Herzogin mit ſo großem Kummer ſprach, und das ich doch von einer ihrer Frauen erfuhr, obgleich ſie ſelbſt es mir ſo ſtreng verſchwieg. Es bezieht ſich auf ein Glied ihres eignen Hauſes.“

„O ich weiß, ich weiß!“ rief der Erzherzog ärgerlich. „Ihr Stiefſohn hat ſich in ſie verliebt. Dieſer finſtere Spanier hat einen verzweifelt guten Geſchmack.“

„Ihr wißt es ſchon?“ fragte Bübenhoven erſtaunt.

„Freilich weiß ich's. Doch das iſt eine Nebenſache. Ich gedenke mich dieſes Don Hernandez' auf eine ſchickliche

Weiſe zu entledigen. Was haſt du mit der Herzogin abgemacht in Bezug auf unſre Zuſammenkunft? Wann und wie ſoll ſie ſtattfinden?"

„Die Herzogin iſt nun eine Zeit lang an die Königin und den Hof gefeſſelt und will die ſchickliche Gelegenheit erſehen und Euch durch mich wiſſen laſſen. Sie iſt noch zweifelhaft, ob die Zuſammenkunft mit Hülfe der Zigeuner, die ebenfalls hierher kommen, zu bewerkſtelligen iſt, weil ſie einen Verräther darunter fürchtet und doch die äußerſte Vorſicht dabei beobachtet werden muß."

„Es iſt wahr, Vorſicht iſt nöthig in dieſem Lande. — Warum kehrteſt du aber nicht am folgenden Tage zurück, als du deinen Auftrag ausgerichtet hatteſt?"

„Eben aus Vorſicht entließ mich die hohe Frau nicht eher wieder, als bis die Zigeuner abgezogen waren. Der Hauptmann wurde beſtimmt, ſeinen Leuten zu erklären, ich ſei in derſelben Nacht wieder zurückgekehrt. Die Herzogin ſchien zu fürchten, daß Don Hernandez Anhang unter den Zigeunern habe und mein Leben dadurch in Gefahr ſei. Genug, ich mußte auf ihren Befehl bleiben."

Dem Erzherzog ſchienen dieſe Gründe nicht ſattſam einleuchten zu wollen; auch trug ſie der Page mit ſo unſicherer Stimme und einem ſo ſcheuen Blick vor, daß der Fürſt neuen Argwohn ſchöpfte, der Page möchte ihm etwas Wichtiges in dieſer Angelegenheit verbergen, und er beſchloß ſeine Maßregeln klug und fein zu nehmen, um hinter das ganze Geheimniß zu kommen. Seine Leidenſchaft für die Herzogin verleitete ihn im Augenblick zur Eiferſucht auf ſeinen Pagen. Seine aufgeregte Phantaſie ſpiegelte ihm vor, Luiſe habe ſich ſchnell in den ſchönen Jüngling verliebt und ihn auf dem Schloſſe behalten, um in ſeinen Armen ein Glück zu ſuchen, das ſie bis jetzt entbehrt und deſſen ihre Jugend und Schönheit gleich würdig ſeien. In einer unedlen Aufwallung ſchwur er im Stillen den ihm bis jetzt ſo lieb geweſenen Edelknaben zu verderben, wenn ſich der ihm ſo wahrſcheinlich dünkende Argwohn als wahr beſtätigen ſollte.

## 12.

## Mine und Gegenmine.

Donna Francesça d'Ulloa hatte die erſte ſchickliche Gelegenheit benutzt, ihr Herz bei der Königin Iſabella leichter zu machen, und ihr Bericht hatte dagegen das Herz der hohen Frau mit ſchwerem Kummer erfüllt. Donna Iſabella, eben ſo ausgezeichnet durch ihre großen Herrſchertugenden und glänzenden Eigenſchaften wie durch weibliche Anmuth und Majeſtät, die große Königin Kaſtiliens, die einen muthigen Helden, einen weiſen Staatsmann, einen umſichtigen Eroberer und einen ſcharfſinnigen Geſetzgeber mit königlicher Grazie und weiblicher Liebenswürdigkeit in ſich vereinte, Iſabella war doch in einem Punkte ein ſchwaches Weib: ſie war über die Maßen eiferſüchtig auf Don Fernando, ihren Gemahl, ſodaß ſie demſelben ſogar das feierliche Verſprechen abgenommen haben ſoll, ſich im Fall ihres frühern Todes nicht wieder zu vermählen. Schon waren dunkle Gerüchte von des Erzherzogs Galanterien an den ſpaniſchen Hof gelangt und hatten die Königin um das Wohl ihrer Lieblingstochter beſorgt gemacht, aber jene Nachrichten waren zu unbeſtimmt, die Entfernung von Toledo und Brüſſel zu groß, die Verbindungsſtraße zwiſchen den beiden Höfen noch zu ſchwierig, und Donna Juana's Briefe an ihre Mutter machten ſich ſo ſelten und enthielten ſo ganz und gar keine Klagen über ihren Gemahl, daß Donna Iſabella in Ungewißheit geblieben war, ob ſie jene

Gerüchte nicht für das müßige Gerede nehmen ſollte, welches ſtets bemüht iſt ausgezeichnete Menſchen mit dem Schmutze der Gemeinheit zu bewerfen. Jetzt war ihr aber die Wahrheit unter die Augen getreten; der erſte Blick auf den ſchönen Erzherzog hatte ſie belehrt, daß jene Gerüchte nicht gelogen, und nun hatte die Oberhofmeiſterin ihrer Tochter dieſen Gerüchten Form und Geſtalt gegeben und dem unbeſtimmten Gerede feſte Thatſachen untergelegt. Ja ſelbſt wenn die Königin noch geneigt geweſen wäre, manche allzulebhafte Schilderungen der Donna Franceska auf Rechnung eines perſönlichen Haſſes gegen den Erzherzog und deſſen Land zu ſetzen, den dieſe würdige Dame wider ihren Willen aus ihren Reden hervorleuchten ließ, ſo beſtätigte doch die unverkennbare Geiſteszerrüttung der Erzherzogin Infantin nur zu ſehr die grauſame Behandlung, welche Philipp ſeiner Gemahlin hatte angedeihen laſſen. Und das Alles war einer Kaufmannsfrau wegen geſchehen! Wenn es noch eine Herzogin, Gräfin oder Marquiſe geweſen wäre, ſo hätte ſich die Geſchichte noch bemänteln laſſen; aber daß der leichtſinnige Schwiegerſohn in bürgerliches Blut entbrannt war, konnte ihm die Königin von Kaſtilien nicht verzeihen. Ihr Herz wurde von Gefühlen des Unmuths, der Bitterkeit und des Zorns gegen den ſchönen Oeſtreicher, und des Mitleids, des Kummers und der trauernden Liebe gegen ihre unglückliche Tochter erfüllt. Nie hatte die Königin mehr gelitten, als in dieſer Zeit, die ihr Tage der Freude hatte bringen ſollen, und als ſie ſich erſt von der Geiſteskrankheit Juana's vollkommen überzeugt und mit eigenen Augen geſehen hatte, wie gleichgültig der Erzherzog ſeine durch ihn ſo unglücklich gewordene Gemahlin behandelte und ſich leichtſinnig und fröhlich den Huldigungen hingab, die ihm die von ſeiner Schönheit und Anmuth gleichſam bezauberten Damen ihres Hofes und des höchſten Adels darbrachten, da kam ein Jammer über die hohe Frau, der ſie ſchier niederwarf. Gern hätte ſie dem Erzherzog jeden andern und ſchlimmern Charakterzug verziehen als den Leichtſinn in ſeiner ehelichen Treue, und nichts entſchuldigte ſie an ihrer Tochter mehr als die Eiferſucht und die aus derſelben entſprungene Grauſamkeit gegen die buhleriſche Kaufmannsfrau, welche an den ehelichen Rechten der Infantin ſo ſchändlich gefrevelt hatte. Den Kummer der Königin zu vermehren, langte um dieſe Zeit die Trauerbotſchaft von dem unerwarteten Abſterben des jungen Prinzen von Wales, Arthur, Kronprinzen von Großbritannien und Gemahls der vierten Tochter der Königin, Katharina's, in Toledo an. Nach einer fünfmonatlichen Ehe war die ſiebenzehnjährige Katharina ſchon Witwe. Dadurch wurde der Hof in Trauer verſetzt. Auf das heftigſte aber wurde die Königin ergriffen, als die Erzherzogin Juana, von ihr mütterlich vertraulich über ihr ſchlimmes Schickſal befragt, Alles leugnete und ihren Gemahl von jeder Schuld freiſprach, ja mit wahrhaft rührender Liebe und Zärtlichkeit ſich über ihn und ſeine trefflichen Eigenſchaften ausſprach. Erſt dem Erzbiſchof Ximenes, den die Königin beauftragt hatte, ihrer Tochter ins Gewiſſen zu reden, gelang es, durch väterliche Ermahnungen, religiöſen Zuſpruch und Androhung kirchlicher Strafen ſie zum Geſtändniß zu bringen, und nun hatte ſie es auch gegen die Mutter nicht länger hehl, zu welcher Marter der Eiferſucht ſie durch ihres Gemahls Leichtfertigkeit verdammt ſei, weil ſie ihn grenzenlos liebe, und nur in ſeiner Gegenwart Glück und Beruhigung fühle, ſelbſt wenn er ſie gleichgültig und hart behandle. In dieſem mit Thränen untermiſchten Bekenntniß that ſie ſo viel kindiſchthörichte Aeußerungen, daß dieſe allein ſchon ihre Geiſtesverwirrung bekundet hätten, wenn ſie auch nicht noch andere Proben davon gegeben hätte.

Die Königin hielt über dieſe wichtige Angelegenheit, welche Tag und Nacht ihren Kummer nährte, geheimen Rath mit ihrem Beichtvater und Miniſter, ohne welchen ſie nichts unternahm; das Herz ihres königlichen Gemahls wollte ſie, ſo lange es nur anging, mit dieſen Widerwärtigkeiten verſchonen. Ximenes rieth, dem Erzherzog vor der Hand nicht mit Vorwürfen über das Vergangene zuzuſetzen, da eine ſolche Behandlungsart leicht zum Uebelſten ausſchlagen könne. Der Erzherzog ſei ſelbſtſtändiger Regent eines reichen und mächtigen Landes; er werde alſo höchſt wahrſcheinlich einem bittern Vorwurfe nur ſtörriſchen Trotz entgegenſetzen und es der Erzherzogin entgelten laſſen, die doch in ihrem traurigen Zuſtande der größten Schonung bedürfe. Es ſei beſſer, dem Erzherzog merken zu laſſen, daß man um ſeine Heimlichkeiten wiſſe, ihn aber nichtsdeſtoweniger mit Milde und Liebe zu behandeln, ſodaß er ſich ſeines Leichtſinns zu ſchämen anfange; dann wollte er, der Erzbiſchof, es auf ſich nehmen, ihm bei paſſender Gelegenheit ins Gewiſſen zu reden und ihn auf andere Gedanken bringen. Die Art und Weiſe dieſer Zuſprache werde natürlich von dem Betragen des Erzherzogs in Spanien abhängen. Man müſſe ihn deshalb ſtreng im Auge behalten; laſſe er ſich auch hier neue Leichtfertigkeiten gegen die leider von ihm ſo entzückten Schönen zu Schulden kommen, ſo glaube er, Ximenes, ſich erlauben zu dürfen, ein ſehr ernſtes Wort mit dem jungen Fürſten zu reden, und die Königin möge dann immerhin mit einer zweiten Strafpredigt ſeinen Worten den weltlichen Nachdruck geben.

Iſabella beſchloß, nach langer Ueberlegung, dieſen Rath zu befolgen, und den Erzherzog mit allem nur möglichen königlichen Glanz zu ehren und auf jede Weiſe zu erfreuen, um ihn dadurch zu beſchämen und zur Erkenntniß ſeiner Sünde gegen die arme Donna Juana zu bringen.

Er und ſeine Gemahlin wurden deshalb von den beiden Königen in einem feierlichen Akt zu Erben des Königreichs Kaſtilien erklärt und von den in Toledo zuſammenberufenen Ständen als ſolche anerkannt; auch erhielten ſie den Titel königlicher Prinz und Prinzeſſin von Kaſtilien. Wenn auch bei dieſer Gelegenheit wegen der Hoftrauer keine Feſte gegeben werden konnten, ſo wurden dem erzherzoglichen Paare doch die größten Ehren erzeigt. Donna Juana ſollte einer geſchickten ärztlichen Behandlung unterworfen werden und die Königin ſchrieb deshalb an den Papſt, ihr ſchnell einen Arzt aus Rom zuzuſchicken, von deſſen großer Geſchicklichkeit ihr viel Rühmens gemacht worden war. In der That ſchien Donna Iſabella der Hülfe eines ſolchen bald ebenſo ſehr zu bedürfen, als ihre Tochter; denn ihr Herzeleid über das um ſo ſchwerere Unglück, je unerwarteter es gekommen war, drohete ſie aufzureiben, und es gehörte die ganze moraliſche Kraft einer ſo ſtarken Seele dazu, wie die ruhmgekrönte Königin von Kaſtilien beſaß, um ſich aufrecht zu erhalten und mit heiterm Geſicht und ſüßen Worten bei Hofe zu erſcheinen. Aber je mehr ſie ſich Gewalt anthun mußte — ein Kunſtſtück, in deſſen Ausführung gekrönte Häupter in der Regel größere Uebung haben als andere Sterbliche — je mehr wurde auch von ihrer Kraft aufgezehrt, und die Folge dieſes Proceſſes zeigte ſich bald in ihrer Geſtalt und in den Zügen ihres Geſichts. Die Königin war am letztverwichenen 23. April 51 Jahre alt geworden, und ſie hatte bis jetzt einer auffallenden Jugendlichkeit in ihrer äußern Erſcheinung ſich zu erfreuen gehabt, ganz gegen die Gewohnheit des Landes, deſſen Frauen in der Regel früh zu altern pflegen. Aber nun brach auch auf einmal das Alter über ſie herein, und ſie glich nach wenigen Wochen einer Greiſin. „Das iſt das Werk des ſchönen Oeſtreichers," pflegte ſie mit Wehmuth und Ironie zu ihren Frauen zu ſagen, wenn ſie ſich ſchmücken ließ und ihre Hinfälligkeit im Spiegel wahrnahm; „alle andere Spanierinnen erblühen reizender und werden ſchöner durch ihn, und nur die königlichen Frauen häßlicher.“

Der Erzbiſchof von Toledo hatte den Erzherzog ſo genau und ſorgſam umſtellt, daß dieſer kaum einen Schritt thun konnte, ohne beobachtet zu ſein, und ſo künſtlich war das Spionennetz um ihn geſtrickt, daß weder er, noch ſeine nächſte Umgebung auch nur die leiſeſte Ahnung von dieſer Ueberwachung hatten.

Es war nur wenige Tage nach der geheimen Unterredung, welche die Königin mit dem Erzbiſchof gepflogen hatte, als Don Hernandez de Villaquiran Abends ſpät, dicht in ſeinen Mantel gehüllt und den breiten Hut tief ins Geſicht gedrückt, mit einem braunen ſtämmigen Burſchen in bunter Zigeunertracht, in den erzbiſchöflichen Palaſt ſchlüpfte und mit ſeinem Begleiter unverzüglich zu dem mächtigen Kirchenfürſten geführt wurde.

„Eminenz,“ ſagte der Edelmann, „die Nachricht, die ich Euch überbrachte, hat ſich als wahr und richtig beſtätigt, der Page des Erzherzogs iſt wirklich zwei ganze Wochen heimlich auf dem Schloſſe Villaquiran bei der Herzogin von Najara geweſen; die Thatſache unterliegt ferner keinem Zweifel. Er hat jedenfalls Aufträge des Erzherzogs an die Herzogin gehabt, und es iſt mir gelungen, durch die dritte Hand von einem Hofherrn des Erzherzogs zu erfahren, daß die Herzogin am burgundiſchen Hofe im vertrauten Minnebund mit dieſem Fürſten geſtanden. Doch hört über das Ereigniß den Burſchen ſelbſt.“

„Du ſtehſt im Solde des Don Hernandez?“ fragte der Erzbiſchof den Zigeuner. „Dies darf dich nicht verleiten, Unwahrheiten zu ſagen, die dieſer Herr vielleicht gern hörte. Bei der Strafe des Fegefeuers befehle ich dir, mir die reine Wahrheit zu ſagen.“

„Ich habe ſie geſagt und werde ſie ſagen," verſetzte der Zigeuner trotzig: „und gar nicht wegen des Soldes, ſondern aus ganz andern und höhern Rückſichten. Denn Ihr müßt wiſſen, Eminenz, daß ich Jayme, der zweite Sohn der Karacha bin."

„Ich verſtehe nicht, was du damit ſagen willſt, Jayme. Wer iſt die Karacha, deine Mutter?"

„So will ich Euch ſagen, daß ich der jüngere Bruder jenes Antonio Cebes bin, denn Ew. Eminenz vor funfzehn Jahren in geheimen Aufträgen nach Rom ſchickte."

„Ha, und der mich an den Papſt verrieth und für alle Wohlthaten, die ich ihm erwies, ſo ſchändlich betrog! Ein verſchmitzter heuchleriſcher Burſche das! Seine Bruderſchaft kann dir unmöglich bei mir zur Empfehlung dienen. Aber ich verſtehe deine Worte nun vollkommen und freue mich, dich zugleich auf einem beſſern Wege zu finden, als dein Bruder eingeſchlagen hat."

„Eminenz, er iſt dafür aus unſrer heiligen Genoſſenſchaft geſtoßen worden und darf nie wieder unter uns erſcheinen, will er nicht den Fluch verwirklicht ſehen, der über ihn ausgeſprochen worden iſt, daß jeder Zigeuner ihm den Dolch ins Herz ſtößt. Er wagt es auch niemals, Spanien zu betreten. Als vor ſechs Jahren die Erzherzogin Margaretha von Oeſtreich aus den Niederlanden hierher kam, um die Gemahlin des Kronprinzen Don Juan zu werden, brachte ſie meines Bruders Antonio Frau und Kinder mit, und wir haben ſie als Unſchuldige in Ehren gehalten; er ſelbſt war in Brüſſel zurückgeblieben, obgleich es ſeine Pflicht als Stallmeiſter der Erzherzogin geweſen wäre, ſie zu begleiten."

„Es iſt gut, mein Sohn," unterbrach der Erzbiſchof den geſchwätzigen Zigeuner; „dieſe vergangenen Dinge ſind begraben, und wir wollen ſie ruhen laſſen. Erzähle mir dagegen ausführlich, was du von dem heimlichen Beſuche des erzherzoglichen Pagen bei der Herzogin von Najara weißt. Ich bin nun von deiner Wahrhaftigkeit überzeugt, nachdem du mir geſagt haſt, wer du biſt.“

„Vom Herzog von Najara, unſerm Schützer und Wohlthäter, beauftragt, lagen wir am Fuße des Schloſſes Villaquiran im Eichenwalde, zum Schutz der Herzogin, wie es hieß; wir wußten aber Alle, was dies zu bedeuten habe. Es war keinem von uns ein Geheimniß, wie eiferſüchtig der alte mächtige Herr auf ſeine junge ſchöne Gemahlin ſei, und wir waren ihm alle treu ergeben. Es durfte keine Katze auf's Schloß, geſchweige denn ein Menſch. Eines Tags ſtieß ein Haufe der Unſrigen zu uns, der aus Frankreich kam. Die älteſte Tochter unſrer Königin und meine Mutter, ihre Erzieherin, waren dabei. Sie vereinigten ſich mit uns, um mit uns gemeinſchaftlich nach Toledo zu gehen, wo unſre Königin ſich bereits befand, und wo wir um ſo einträglichere Geſchäfte zu machen hofften, da der Tod des Kronprinzen Arthur von England, den wir einige Tage zuvor auf unſern geheimen Wegen erfahren, alle öffentlichen und lärmenden Feſte zu Ehren des erzherzoglichen Paares verbot. Wir haben uns in dieſer Beziehung auch nicht getäuſcht. In ſolchen Fällen, wo es gilt, den Hofleuten die Langeweile zu vertreiben, iſt das Zigeunervolk ſtets willkommen. Wir warteten nun ſtündlich auf den Befehl des Amirante zur Abreiſe. Statt deſſen erhielten wir die Nachricht von der Erkrankung des Erzherzogs in unſrer Nähe. Am folgenden Tage erſchienen zwei ſeiner Hofjunker, zwar verkleidet und ſich für Bauern ausgebend, und wollten zur Herzogin. Sie wurden ſogleich feſtgenommen und getrennt, um ſie auszuforſchen, wie es unſer als gut bewährter Gebrauch iſt. Der Jüngere ſprach ſo fertig ſpaniſch, daß wir faſt verſucht waren, ihn für einen Aſturier zu halten. Sobald er uns als Zigeuner erkannt hatte, riß er die Kleider auf ſeiner Bruſt auf und zeigte uns zu unſerm größten Erſtaunen unſer heiliges Pentalpha von purem Golde mit dem geheimnißvollen Namenszuge unſrer Königin, ihm an einer zarten, aber koſtbaren goldnen Kette am Halſe hängend. Wir verbeugten uns ehrfurchtsvoll vor ihm, wie es unſre Pflicht gebot; denn dieſes Kleinod, das er nur von unſrer Königin oder von der älteſten Prinzeſſin, die beſtimmt iſt, einſt unſre Königin zu werden, haben konnte, verpflichtet uns, ſeinen Beſitzer als ein Glied der königlichen Familie zu ehren und ſeinen Befehlen unbedingt zu gehorchen. Nur wenig Sterbliche mögen im Beſitz dieſes gewaltigen Zeichens ſein, und ich kenne nur Einen noch, das iſt der Herzog von Najara. Wir führten den jungen ſchönen Edelmann ſogleich in das Zelt der Prinzeſſin Zaroya, deren Frauen ihn freundlich bewillkommten. Sie ſelbſt war mit meiner Mutter auf dem Schloſſe bei der Herzogin; er verlangte ebenfalls dorthin gebracht zu werden, und der Hauptmann führte ihn ſelbſt. Am folgenden Tage hieß es, er ſei in der Nacht wieder zum Erzherzog zurückgekehrt, und auch der Andere wurde entlaſſen; ich erfuhr aber durch meine Geliebte, welche zur nächſten Umgebung der Zaroya gehört, Alles genau. Der Junker iſt der Geliebte der Prinzeſſin, aber auch die Herzogin hat ihn lieb. Er hat ihr einen wichtigen Brief gebracht, den ſie immer und immer lieſt, und dann hat ſie ſich mit dem hübſchen jungen Blut eingeſchloſſen und hat ihn verſteckt gehalten bis zu ihrer Abreiſe. Die kleine Zaroya war mit meiner Mutter Tag für Tag auf dem Schloſſe. Man ſieht's auch der Prinzeſſin an, daß ihre Liebe ſchon Früchte getragen; das ſtammt von Blois in Frankreich, wo meine Mutter als gute Amme und Erzieherin der Zaroya ihr den Junker zugeführt hat. Das iſt Alles, was ich von der Sache weiß."

„Es iſt genug, mein Sohn," entgegnete der Erzbiſchof. „Behalte den Junker hier fein im Auge und berichte mir oder Don Hernandez ſchnell, wenn er zu der Zaroya oder zur Herzogin gegangen iſt. Suche auch durch deine Geliebte zu erfahren, was ſie zuſammen verhandeln. Ich gebe dir meinen Segen, mein Sohn, und mein Schatzmeiſter wird dir noch eine andere Belohnung von weltlichem Werthe zukommen laſſen."

Als der Zigeuner ſich entfernt hatte, ſagte Don Hernandez mit einem düſtern und bittern Unwillen: „Die Herzogin, meine Stiefmutter, ſteht mit dem Erzherzog noch in einem Verhältniß; ihre Blicke verriethen es bei der erſten Begrüßung im Palaſt. Ich habe ſie Beide ſcharf beobachtet. Und der Erzherzog iſt ein leichtfertiger Lüſtling, dem die Ehre des Herzogs von Najara ſo wenig heilig iſt, als die jedes Andern."

„Iſt es allein die Ehre Eueres Vaters und Eueres Hauſes, welche Euch dieſen lobenswerthen Eifer einflößt?" fragte der Erzbiſchof mit einem durchdringenden Blicke auf den finſtern Mann, der dieſem das Blut in die Wangen trieb. Er wendete das Auge ſcheu ab und wagte nicht, die Frage zu beantworten.

Der Erzbiſchof erhob warnend die Hand gegen ihn und ſagte: „Sehet Euch vor, daß Ihr nicht ſelbſt in die Fallſtricke des Böſen fallet, während Ihr Andere davor ſchützen wollt!" Und indem er die Hand ſegnend auf das Haupt des befangenen Mannes fallen ließ, ſetzte er hinzu: „Der Herr behüte Euch vor böſen Gedanken!" Damit wurde Don Hernandez de Villaquiran von dem Kirchenfürſten entlaſſen.

## 13.

## Ein Rendezvous.

Die geheimen Anſtalten des Erzbiſchofs, der Königin Iſabella und des Don Hernandez in Bezug auf den Erzherzog Philipp und die Herzogin von Najara wurden alle durch die Gegenanſtalten der Zigeuner vereitelt. Wie den Letzteren nichts verborgen blieb, was zur Ueberwachung dieſer beiden Perſonen diente, ſo befolgten ſie dagegen nur die Befehle ihrer Königin und der Prinzeſſin Zarova; dieſe lauteten dahin, dem Erzherzog und der Herzogin von Najara zu einer geheimen Zuſammenkunft auf jegliche Weiſe behülflich zu ſein und ſie gegen jeden Verrath zu ſchützen. Selbſt Jayme durfte nicht wagen, von dieſer Verordnung ſeinem Freunde, dem Don Hernandez, etwas mitzutheilen, wenn er nicht das Schickſal ſeines ältern Bruders fürchten wollte. Zarova's Befehle waren aber nur der Widerhall der Wünſche ihres geliebten Marco, wie ſie den Junker Marx von Bübenhoven umgetauft hatte, und ſo geſchah es, daß der beſcheidene Page aus Tyrol in gewiſſer Hinſicht in Spanien mächtiger war, als die beiden katholiſchen Könige des Landes. Aber der Junker war weit entfernt, dieſe ſeine Macht zu benutzen; ihm war das Leben erſt zur Wahrheit geworden, ſeit ihn la Zarova's Liebe beglückte, und er begehrte nichts, als ſich mit der Geliebten dieſer neu erfundenen Wahrheit zu erfreuen. Seine Tage glitten wie ein ſchneller Strom dahin, auf deſſen Wellen er ſich mit der kleinen Prinzeſſin Arm in Arm ſchaukelte; zuweilen ſchlugen die Wellen rauſchend über ihren Häuptern zuſammen und ſie vergaßen die Welt um ſich in dieſer Taufe. Sie waren ohnſtreitig unter der großen Menſchenmenge in Toledo die Glücklichſten. Waren ſie nicht beneidenswerth?

Marr und Zaroya hatten der Herzogin von Najara verſprochen, ihr eine ſichere geheime Unterredung mit dem Erzherzog zu verſchaffen, und ſeit der Page dieſe Dame auf ihrem einſamen Schloſſe kennen gelernt hatte, ſtimmte er hinſichtlich ihrer und des Erzherzogs nicht mehr in die Befürchtungen der Erzherzogin Margaretha ein. Er wußte, wie eine ſolche Unterredung für den Begehrenden ausfallen würde, und daß ihr in jeder Art Vorſchub leiſten ſeinem Gebieter und ſeiner hohen fürſtlichen Gönnerin, der Herzogin von Savoyen, in würdiger Weiſe dienen heiße. So beſtimmt er entſchloſſen war, ſeit er auf dem Schloſſe Villaquiran eine ſo köſtliche Gefangenſchaft geduldet, dem Erzherzog durch ſeine allzugehorſamen Dienſte zu deſſen gemeinen Liebesabenteuern nicht mehr behülflich zu ſein, ſo ſehr drängten ihn Verſtand und Gefühl, den Fürſten mit deſſen erſter Geliebten zuſammenzubringen.

Die Zigeuner bewohnten ein halb verfallenes, ödes, weitläufiges, ſteinernes Gebäude, deſſen beſtes Zimmer für die Königin und ihre Tochter hergerichtet war. Hier ſollte das Stelldichein ſtattfinden. Da die langen Frühlingstage gar keinen Abend duldeten, und weder der Erzherzog noch die Herzogin während der Nacht den Palaſt verlaſſen konnten, im Palaſt ſelbſt aber gar keine Möglichkeit für ſie vorhanden war, ſich unter vier Augen zu ſprechen, ſo mußte die Zuſammenkunft am Tage ſtattfinden. Dies wurde auf folgende Weiſe bewerkſtelligt: Da die Hoftrauer alle Feſtlichkeiten bei Hofe verbot, ſo ſah man es gern, wenn die Zigeuner etwas zur Unterhaltung der vornehmen ſich langweilenden Leute beitrugen. Die Aegyptier veranſtalteten deshalb öfter Schauſpiele, d. h. ſie tanzten auf dem Seile, führten Reiterkunſtſtücke aus, hielten Eier- und Schwertertänze, brannten Feuerwerke ab und hielten poſſenhafte Umzüge in der Stadt. Ein ſolcher Tag wurde zur Ausführung des Plans gewählt. Die Herzogin erhielt durch Karacha den vollſtändigen Anzug einer Zigeunerin mit einem dichten Schleier; darüber warf ſie ein ſeidnes Oberkleid und ritt mit einer ihrer Kammerfrauen, die ihr getreu war, zu dem Schauſpiel. Der Erzherzog war ſchon dort; auch er hatte einen Anzug erhalten. Das Schauſpiel war noch lange nicht beendigt, als er mit Bübenhoven aufbrach, vorgebend, er habe ſeiner Schwiegermutter, der Königin, die ſich krank hatte melden laſſen, einen Beſuch zu machen. Er bat ſein Gefolge, ſich im Genuß nicht ſtören zu laſſen; es durfte ihn alſo keiner ſeiner Leute weiter begleiten. Deshalb bemerkte faſt Niemand ſein Verſchwinden aus dem Circus. Toledo liegt am Abhange eines Berges, auf deſſen Gipfel der königliche Palaſt, einſt von mauriſchen Königen erbaut und Alcazar genannt, thront. Der Tajo rauſcht am Fuße dieſes Berges durch hohe Felſenufer. Jenſeits deſſelben und nahe dem Fluſſe ſtanden die Ruinen römiſcher Gebäude. Dorthin nahm der Erzherzog den Weg. Hinter einer dieſer Mauern kleidete er ſich um und eilte nach der Stadt zurück; der Page blieb, um ſeinen Gebieter wieder mit den Pferden zu erwarten.

Die Herzogin verließ, nachdem das Schauſpiel beendigt war, den Circus, um noch einen Spazierritt zu machen, wie ſie oft zu thun pflegte und faſt jedesmal in Begleitung ihrer Vertrauten. Sie lenkten bald in eine der vielen engen, krummen und ſteilen Straßen ein; die volkreiche Stadt hatte damals immer noch über hunderttauſend Einwohner, obgleich ſie zwei Jahrhunderte früher, als ſie noch von mauriſchen Königen beherrſcht wurde, mehr als noch einmal ſo viel gezählt hatte. Aus dieſem Grunde gab es auch eine Menge ganz einſamer, wenig bewohnter Straßen; dies waren meiſt die unbequemſten, ſteilſten, unfreundlichſten, und in dieſen ſtanden viele mauriſche Gebäude gänzlich leer, waren dem Einſturz nah' oder ſchon verfallen, ein ſchauerlicher Aufenthalt von Ratten und

Nachtgevögel. Am Eingang eines ſolchen hohen und düſtern Hauſes ſtand Karacha, faßte die Zügel des Pferdes der Herzogin und zog es raſch hinein. Dann winkte ſie einem Zigeuner, der der Herzogin ſpähend gefolgt war, ob vielleicht ein anderes Auge ſie verfolge. Jetzt kam er zum Schutz der Kammerfrau herbei. Wenige Augenblicke ſpäter ſchritt die Herzogin als niedliche Zigeunerin an Karacha's Hand aus dem Hauſe und Beide eilten flüchtigen Schritts einem ähnlichen Gebäude in einer benachbarten Straße zu, der unheimlichen Reſidenz der Zigeunerkönigin. Die Herzogin trat allein in das Zimmer; der Erzherzog erwartete ſie ſchon. Er eilte ihr ſtürmiſch entgegen, aber zwei Schritte vor ihr blieb er ſtehen und heftete den erſtaunten und von Liebestrunkenheit glänzenden Blick auf ſie. Ach, ſie war unbeſchreiblich ſchön in der Zigeunertracht, dieſes Kleid lieh ihr in ſeinen überquellenden Augen neue Reize; es war ihm, als hätte er ſie noch nie ſchöner geſehen, als hätte er überhaupt noch nie ein reizenderes Weib geſehen, ein geliebteres gewiß nicht. Er hatte alle andere Frauen vergeſſen, mit denen er je Minnehändel gepflogen, er hatte nur eine geliebt und dieſe ſtand vor ihm. Die Summe ſeines Daſeins ging auf in ihren ſüßen ſchwermüthigen Augen. Endlich ſtreckte er die Arme nach ihr aus, um ſie an ſeine Bruſt zu ziehen, und wie traumbefangen rief er ſchwerathmend: „Luiſe! Meine Luiſe!“

Aber ſie ſtand feſt; ſie ſank nicht an ſein wogendes Herz. Ihre ruhigen, ernſten Züge ſchmolzen nicht im Feuer ſeiner Leidenſchaft. Er wäre faſt wieder zurückgewichen vor dieſer reinen, ruhigen Erhabenheit. Sie ſah nicht ſtreng aus, vielmehr mild und ſanft, ja ſie lächelte ſogar. Aber es war der höhere Glanz einer Abendröthe, oder die ruhige Herrlichkeit des Sternenhimmels, nicht der Widerſchein eines irdiſchen Feuers in ihrem Antlitz. Auch in ihren Augen glänzten Thränen, aber es waren nicht die

Tropfen eines berauſchten Entzückens, deſſen Pulſe einem geliebten Herzen entgegentaumeln; es waren die Perlen aus der Tiefe des Herzens, die Früchte des überwundenen Schmerzes, die Kleinode einer durch Kämpfe errungenen Ruhe; es waren Thränen der Wehmuth und der Freude zugleich, Thränen über ihre hingegangene Jugend, Thränen über den fürſtlichen Jüngling, der vor ihr ſtand, den ſie einſt geliebt, ach, für den nicht alle Stimmen ihres Herzens verſtummt waren!

„Ihr habt eine Unterredung mit mir gewünſcht, Hoheit,“ ſagte ſie ſanft, „und ich hatte triftige Gründe Euern Wünſchen entgegenzukommen.“

„Ach, Luiſe, nicht dieſe kalte Sprache! Sie zerſchneidet mir das Herz. Bin ich dein Philipp, biſt du meine Luiſe nicht mehr? Hier in dieſem ſtillen Gemach, jetzt in dieſer traulichen Stunde laß die eiſigen Formen der Welt ſich nicht zwiſchen uns drängen. Sei wieder mein, ganz mein, Luiſe, wie du vor ſechs Jahren ganz mein warſt, und vergiß in dieſer Stunde wenigſtens alles Bittere und Böſe, was wir in der langen Zeit unſrer Trennung haben erfahren müſſen. Laß uns wenigſtens heute das neidiſche Schickſal um jenen grauſamen Sieg über unſre Herzen verhöhnen; laß ſie an einander ſchlagen, die für einander geſchaffen ſind; laß uns heimlich vom Geſchick, das ſeinen eiſernen Arm auf unſern Nacken gelegt hat, einen reichen Glückszoll rauben, den es uns freiwillig ſo karg ſpendet, und laß uns den Neid betrügen, indem wir in heimlich ſüßer Umarmung die Entſchädigung für ein freudloſes Leben erzwingen.“

„Ihr ſeid im Irrthum, Don Philipp,“ verſetzte die Herzogin ruhig. „Nicht die kalte, herzloſe Welt drängt ſich in dieſem Augenblick zwiſchen uns, ſondern eine weit höhere Macht, eine unbeugſame, eiſerne Gewalt, der wir uns zu fügen haben, wo wir auch ſtehen; es iſt die *Pflicht*.

Ihr ſeid der Gemahl der Erbin von Kaſtilien und Aragon; ich bin die Gemahlin des Herzogs von Najara, eines Edelmanns von reinſter Ehre und höchſtem Edelſinn. Ihr habt irdiſche und göttliche Pflichten gegen Euere Gemahlin — und ich wollte, Ihr hättet ſie nie verletzt; — ich habe dieſelben Pflichten gegen meinen Gemahl, und, Gottlob! ich habe ſie noch nie verletzt, und es iſt mein heiligſter Vorſatz, ſie niemals zu verletzen."

„Sprich nicht von Pflicht, Luiſe, wo das Herz keine Rechte hat. Pflichten und Rechte bedingen ſich gegenſeitig. Nur die Liebe hat Pflichten, weil ſie Rechte hat an ein geliebtes, liebendes Herz. Wärſt du mein Weib geworden, Luiſe, ich hätte meiner Pflicht gegen dich nie etwas vergeben. Wer fragte mich denn, als ich an dieſe Spanierin verkauft wurde, die ich nicht kannte; und nun ſoll ich gegen ſie handeln, als hätt' ich ſie geliebt, wie dich? Nein, Luiſe, ſprich nicht von Pflichten zu meinem gemarterten Herzen, das nur dich liebt, nur dich geliebt hat! Es erkennt nur eine Pflicht, dich zu lieben, ganz dein eigen zu ſein. Es kennt nur ein Glück, dich im Rauſche unausſprechlicher Gefühle zu umarmen und an deinen Lippen hangend den ganzen Kram, der mich ängſtigt, zu vergeſſen."

„Ihr werdet die Pflichten nicht wegſtreiten, die Ihr übernommen habt. Gelten Euch denn heilige Eidſchwüre, vor Gottes Angeſicht an ſeinem Altar und ſeinem Prieſter in die Hand geleiſtet, ſo gar nichts? Ihr habt der Infantin von Spanien Liebe und Treue geſchworen; weh' Euch, wenn Euer Herz die Laute Euerer Lippen Lügen ſtrafte!"

„Ja, ich log, als ich ſchwur, denn ich liebte dich."

„Aber was hattet Ihr mir geſchworen, eh' wir uns trennten? Was flüſterte mir Euer Mund noch zu, als ich den Fuß in Middleburg auf das Schiff geſetzt hatte, das mich mit Euerer Schweſter nach Spanien tragen ſollte? O Philipp, wie haſt du dieſen Schwur gehalten? Gib mir Rechenſchaft in dieſer ernſten Stunde: wie haſt du den Schwur gehalten, den du mir ſcheidend ſchwurſt?"

Der Fürſt verhüllte ſein Geſicht und weinte.

„Ja, Philipp, ich liebte dich. Du warſt meine erſte, du biſt meine einzige Liebe geweſen. Die Blume kann nur einen Frühling erleben, das Herz nur eine Liebe. Alles Andere iſt Sinnenrauſch, nicht tiefes heiliges Gefühl, nicht aus der Seele herausquellender, nicht von der geliebten Seele herabſonnender Frühling. Mit der Glut einer reinen, keuſchen, von den Wonneſchauern der Poeſie erfüllten, jungfräulichen Seele liebte ich dich. O es war eine ſchöne Zeit, als es in mir maite und grünte, blühete und duftete, als der ſchöpferiſche Drang der Natur in mir nach Leben und Geſtaltung aufjauchzte! Und du warſt mein Gott; denn ein wahrhaft liebendes Weib erkennt keinen andern. Aber weil ich dich wahrhaft liebte, konnte ich dir auch ſtandhaft entſagen. Nur irdiſche Liebe fordert unbedingten Beſitz und geberdet ſich übel, wenn dieſer ihr verſagt wird; die reine Liebe, die vom Himmel ſtammt, verſteht allein zu entbehren und zu entſagen. Das macht, weil ſie eigentlich nicht entbehrt; denn der Geliebte bleibt ihr jung, ſchön, göttlich, in alle Zeit. Er altert nicht, er bleibt frei von allen Schwächen der Menſchheit, und ſie trägt ihn im Herzen mit ſich herum; keine frevelnde Hand taſtet ihn an, Niemand raubt ihn ihr. Sie darf ihn lieben, ewig, unveränderlich. Kann ein ſehnſüchtiges Herz jemals die Sterne beſitzen? Und doch liebt es die goldnen Gefährten einſamer Nächte und fühlt ſich zu ihnen gezogen und gehoben mit unzerreißbaren Banden. Du konnteſt nicht mein Eigenthum werden, Philipp, und ſo ſollteſt du mein Stern ſein, der Stern am Himmel meines Lebens, der Stern in meiner Bruſt, ewig rein geliebt, unerreichbar meinen Wünſchen, wenn die Schwäche des ſterblichen Weibes je ſolche Wünſche hegen ſollte. Da ſprach ich zu mir: Er ſoll dein Heiliger ſein, und du willſt ſeine Heilige ſein. Wie er in dein dunkles Leben als heller Stern leuchten wird, ſo willſt du ihn umſtrahlen, und er ſoll ſeine Augen fromm zu dir erheben können, wie du zu ihm. Du willſt ihn kräftigen und begeiſtern zu jeder großen Königsthat; die Nachwelt ſoll ihn ſegnen als einen Stern, der befruchtend über die Erde gewandelt iſt. Und Niemand ſoll es ahnen, daß das dein Werk iſt, Luiſe. Das aber ſei dein Lohn, daß du in deinen ſtillen Nächten das Auge ſehnſüchtig, thränenſelig zu ihm aufſchlägſt und es an ſeinen Strahlen labſt. Und zu dir ſprach ich: Philipp, du mußt deiner Königspflicht gehorchen; es iſt ein großes Loos, ein König zu ſein, und wenn der gemeine Sterbliche durch ſtrenge Pflichterfüllung ſich wie ein König erhebt über die in thieriſcher Sinnlichkeit hinträumende Menge, ſo wird ein pflichtgetreuer König zum Gott. Philipp, ſprach ich, werde ein Gott und mein Stolz. Mir kann nicht das Glück werden dich zu beſitzen, ſo ſchenke mir das noch reinere Glück, dich groß zu ſehen. Und ſo beſitze ich dich doch, nur größer, ſchöner, reiner, erhabener, dauernder und ſeliger, als wenn du mein Gatte wärſt. Der Philipp, den Luiſe liebt, verfalle nicht dem Looſe gemeiner Sterblichen. Gezwungene Entbehrung erhebt über den Staub; freiwillige Entſagung hebt zum Himmel empor. Entſage und ſei groß! Steige auf dem ſteilen Pfade der Tugend zur Sonnenhöhe der Unſterblichkeit! Schwöre es mir, Philipp, bei der reinen und keuſchen Flamme unſrer Liebe, ſchwöre mir, ſtets ſo rein und keuſch zu ſein, wie ſie! Und du legteſt die Hand auf mein Herz und ſchwurſt. Bei dem allwiſſenden Gott, der ihn gehört, wie haſt du dieſen Schwur gehalten, Philipp?"

Und der Fürſt ſchluchzte heftiger und ſchwieg wieder.

„Ihr ſeid mir kein Sündenbekenntniß ſchuldig, durchlauchtiger Herr," fuhr die Herzogin kälter fort. „Ich ging nach Spanien mit Euerer Schweſter, die ich liebte, wie ich Euch lieben durfte, und auf ihren Wunſch gab ich meine Hand dem Herzog von Najara, dem erſten Granden des Reichs. Und weil ich einen alten Mann geheirathet, habt Ihr geglaubt, ich würde mich freudig beeilen, die Zahl Euerer Buhlerinnen zu vermehren. Ich hatte gehofft, Ihr würdet wenigſtens nicht klein von mir denken; denn ich gab Euch wahrlich keinen Grund, mich mit der Frau des Kaufmanns van der Kapellen in Antwerpen gleichzuſtellen; nichtsdeſtoweniger ſeid Ihr gekommen, Luiſen von Maine die Schmach einer gemeinen Buhlſchaft anzumuthen und das Ehebett des edlen Herzogs von Najara zu verunehren."

Schluchzend ſtürzte der Erzherzog zu ihren Füßen. „Du biſt eine Heilige, Luiſe," ſtöhnte er, „und ich bin ein elender Sünder. Ach, an deiner Hand wär' ich nicht gefallen! Du hätteſt mich zu deiner Höhe emporgehoben."

„Ihr könnt, Ihr müßt Euch wieder erheben."

„Nicht ohne deine Liebe, Luiſe! Aber du verachteſt mich."

„Erwerbt Euch meine Achtung, und Ihr ſeid meiner edelſten Liebe ſicher."

„Zeige mir den Weg, den ich wandeln ſoll; ich bin zerknirſcht und ſchwach, ich ſehe ihn nicht."

„Ihr ſeid ein Mann, zehn Königreiche bieten Euch ihre Kronen; beginnt damit, Euch ſelbſt zu beherrſchen. Richtet die niedern begehrlichen Wünſche nicht auf jedes Weib, ſie ſei Königin oder Zigeunerin; vergeudet Euere Jugendkraft nicht in den Armen eitler und gefallſüchtiger Frauen, Ihr bedürft dieſer Kraft, um Völker zu beglücken, die hoffend und vertrauend auf Euch ſchauen. Im Namen von ganz Spanien tret' ich vor Euch und flehe Euch an: Betrügt unſre Hoffnungen, unſer Vertrauen nicht!"

„Nein! nein, Luiſe, Spanien hat einen Engel an mich abgeſandt, der ferner mein eigner Schutzgeiſt ſein ſoll. Nur verlaß mich nicht! Ach, und wenn ich auch unwürdig deiner Liebe geworden bin, ich liebe dich dennoch unausſprechlich. Luiſe, kannſt du mir vergeben, daß ich meine Schwüre brach?"

„Zieht einen neuen Adam an, und der Segen meines liebenden Herzens wandle auf Eurer Bahn Euch voran! Entfernt jene allzeit willigen Sklaven Eurer Begierden von Euch; ſucht Euch würdigere Vertraute! Dieſe Menſchen, die man Eure Freunde nennt, verderben Euch. Fangt damit an, Euch ihrer zu ſchämen."

„Wer deinen Scharfblick hätte, dein ſicheres Gefühl! Wo find' ich ein männliches Herz, das meines Vertrauens würdig wäre, das mit mir den neuen Weg wandelte?"

„Ihr habt es ſo nahe und ſucht es fern; es ſteht bei Euch und Ihr erkennt es nicht."

„Wer wär' es?"

„Marx von Bübenhoven. Ein Jüngling von dem trefflichſten Herzen."

Ein zuckender Schmerz ging durch des Erzherzogs Seele. Er war ſchon zu verdorben, um ſich auch nur einige Augenblicke auf der ſittlichen Höhe zu erhalten, auf die ihn Luiſens Strenge emporgeflügelt. Das eine Wort „Marx von Bübenhoven" ſtürzte ihn wieder herab. Sein böſer Dämon flüſterte ihm zu: „Marx iſt ihr Geliebter! Sie iſt ein Weib, wie alle. Marx hat dich ihr verrathen. Woher wüßte ſie alle deine Minneabenteuer?" Aber er wagte nicht ein Wort von dieſen ſchlimmen Gedanken laut werden zu laſſen. Dagegen ſah er in dieſem Augenblick nur noch das reizende Weib in ihr, und ſeine Sinnlichkeit erwachte mit verſtärkter Leidenſchaft. Der Augenblick ſeiner Rettung war für immer vorüber.

„Marx iſt ein wackrer Junge," ſagte er ſchlau, „aber ging nach Spanien mit Euerer Schweſter, die ich liebte, wie ich Euch lieben durfte, und auf ihren Wunſch gab ich meine Hand dem Herzog von Najara, dem erſten Granden des Reichs. Und weil ich einen alten Mann geheirathet, habt Ihr geglaubt, ich würde mich freudig beeilen, die Zahl Euerer Buhlerinnen zu vermehren. Ich hatte gehofft, Ihr würdet wenigſtens nicht klein von mir denken; denn ich gab Euch wahrlich keinen Grund, mich mit der Frau des Kaufmanns van der Kapellen in Antwerpen gleichzuſtellen; nichtsdeſtoweniger ſeid Ihr gekommen, Luiſen von Maine die Schmach einer gemeinen Buhlſchaft anzumuthen und das Ehebett des edlen Herzogs von Najara zu verunehren."

Schluchzend ſtürzte der Erzherzog zu ihren Füßen. „Du biſt eine Heilige, Luiſe," ſtöhnte er, „und ich bin ein elender Sünder. Ach, an deiner Hand wär' ich nicht gefallen! Du hätteſt mich zu deiner Höhe emporgehoben."

„Ihr könnt, Ihr müßt Euch wieder erheben."

„Nicht ohne deine Liebe, Luiſe! Aber du verachteſt mich."

„Erwerbt Euch meine Achtung, und Ihr ſeid meiner edelſten Liebe ſicher."

„Zeige mir den Weg, den ich wandeln ſoll; ich bin zerknirſcht und ſchwach, ich ſehe ihn nicht."

„Ihr ſeid ein Mann, zehn Königreiche bieten Euch ihre Kronen; beginnt damit, Euch ſelbſt zu beherrſchen. Richtet die niedern begehrlichen Wünſche nicht auf jedes Weib, ſie ſei Königin oder Zigeunerin; vergeudet Euere Jugendkraft nicht in den Armen eitler und gefallſüchtiger Frauen, Ihr bedürft dieſer Kraft, um Völker zu beglücken, die hoffend und vertrauend auf Euch ſchauen. Im Namen von ganz Spanien tret' ich vor Euch und flehe Euch an: Betrügt unſre Hoffnungen, unſer Vertrauen nicht!"

„Nein! nein, Luiſe, Spanien hat einen Engel an mich abgeſandt, der ferner mein eigner Schutzgeiſt ſein ſoll. Nur verlaß mich nicht! Ach, und wenn ich auch unwürdig deiner Liebe geworden bin, ich liebe dich dennoch unausſprechlich. Luiſe, kannſt du mir vergeben, daß ich meine Schwüre brach?“

„Zieht einen neuen Adam an, und der Segen meines liebenden Herzens wandle auf Euerer Bahn Euch voran! Entfernt jene allzeit willigen Sklaven Euerer Begierden von Euch; ſucht Euch würdigere Vertraute! Dieſe Menſchen, die man Euere Freunde nennt, verderben Euch. Fangt damit an, Euch ihrer zu ſchämen.“

„Wer deinen Scharfblick hätte, dein ſicheres Gefühl! Wo find' ich ein männliches Herz, das meines Vertrauens würdig wäre, das mit mir den neuen Weg wandelte?“

„Ihr habt es ſo nahe und ſucht es fern; es ſteht bei Euch und Ihr erkennt es nicht.“

„Wer wär' es?“

„Marx von Bübenhoven. Ein Jüngling von dem trefflichſten Herzen.“

Ein zuckender Schmerz glühte durch des Erzherzogs Seele. Er war ſchon zu verdorben, um ſich auch nur einige Augenblicke auf der ſittlichen Höhe zu erhalten, auf die ihn Luiſens Strenge emporgeflügelt. Das eine Wort „Marx von Bübenhoven“ ſtürzte ihn wieder herab. Sein böſer Dämon flüſterte ihm zu: „Marx iſt ihr Geliebter! Sie iſt ein Weib, wie alle. Marx hat dich ihr verrathen. Woher wüßte ſie alle deine Minneabenteuer?“ Aber er wagte nicht ein Wort von dieſen ſchlimmen Gedanken laut werden zu laſſen. Dagegen ſah er in dieſem Augenblick nur noch das reizende Weib in ihr, und ſeine Sinnlichkeit erwachte mit verſtärkter Leidenſchaft. Der Augenblick ſeiner Rettung war für immer vorüber.

„Marx iſt ein wackrer Junge,“ ſagte er ſchlau, „aber ohne deine Hülfe wird es ihm nicht gelingen. Du mußt mich leiten; ich bin ein Kind, das man am Gängelbande führen muß. Sei du meine Amme! Liebe mich, Luiſe, und laß dich von mir lieben. Spanien wird es dir einſt Dank wiſſen."

Und er ſchlang ſeinen Arm um ſie, und ehe ſie es wehren konnte, hing ſein heißer Mund Küſſe gebend und fordernd an dem ihrigen.

„Philipp! Philipp!" rief ſie warnend und wand ſich nur ſchwach widerſtrebend aus ſeinen Armen los, „du mußt entſagen, wie ich! Du mußt dein Liebſtes meiden, willſt du groß werden."

„Ich vertauſche die ganze Größe, die du mir zeigſt, für einen Kuß von deinen Lippen, für ein paar ſelige Augenblicke in deinen Armen. Aber du haſt mich nie geliebt, ſonſt könnteſt du mich nicht kalt auf eine Größe verweiſen, die nichts weiß vom warmen Pulsſchlag des Lebens, nichts von der Gefühlsſeligkeit eines in Liebesglut ſchlagenden Herzens, das am geliebten Herzen erſt zum wahren Daſein geboren wird. Deine Gefühle mochten einem Andern gehören, nie liebteſt du mich."

„Grauſamer, den ich vergötterte, an deſſen Bruſt mir der erſte Tropfen Unſterblichkeit auf die Zunge fiel —"

„So liebſt du mich jetzt nicht mehr; du liebſt einen Andern —"

Sie zitterte heftig und hob das ſchöne, angſtvolle, thränenſchwere Auge flehend zu ihm empor. Er umfaßte ſie; aber in demſelben Augenblick ſtürzte ſie vor ihm auf die Knie und ſchrie händeringend: „Sei ſtark, Philipp, und laß mich nicht ſchwach ſein! Schone mich, Philipp! Ich bin ein Weib. Laß dich, laß mich nicht von einem andern edeln Weibe beſchämen, von deiner eignen Schweſter Margaretha!"

Dieſer Name hatte auf den ſinnlich aufgeregten Erzherzog eine überwältigende Wirkung. Er ſtand einen Augenblick wie vernichtet.

„Was willſt du mit meiner Schweſter?“ fragte er endlich kleinlaut. „Hat ihre Marmorbruſt jemals geliebt?“

„Sie liebte tief und wahr, heiß und gewaltig, wie du und ich, und ſie bezwang ihr liebendes Herz und entſagte ihrer Liebe.“

„Gretchen, meine Schweſter?!“ rief der Erzherzog erſtaunt.

„Sie ſelbſt. Ihre Bruſt hat die Gefühle ſüßeſter Schwärmerei gehegt.“

„Und für wen? Wer war der Glückliche, den ſie liebte?“

„Ein mauriſcher Prinz, der den Chriſtenglauben angenommen, ein naher Verwandter der letzten Könige von Granada, der Infant Alnayar oder wie er mit ſeinem chriſtlichen Namen heißt: Don Alonzo de Granada, Admiral von Spanien.“

„Muß ich dieſen Namen ſchon wieder hören!“ ſagte Philipp mit wachſendem Erſtaunen. „Doch wahrlich in Verbindung mit dem meiner Schweſter hätte ich ihn nicht zu hören geglaubt.“

„Ja, Euere Schweſter liebte dieſen unglücklichen Prinzen, und als ſeine Beſcheidenheit ſich ihr näherte, als ihre Liebe Leidenſchaft und ihr gefährlich zu werden drohete, floh ſie aus Spanien. Denn dieſe aufkeimende Liebe war es, die ſie aus einem Lande trieb, wo ſie als Witwe des Kronprinzen in der höchſten Achtung ſtand. Sie wußte, daß der arme Prinz aus mauriſchem Stamme niemals der Gemahl der Infantin Witwe von Spanien, der Erzherzogin von Oeſtreich, der Tochter des deutſchen Königs werden könne. Alſo bekämpfte ſie heldenmüthig ihr eigenes Herz und riß ſich los, ehe es noch zu einer Erklärung zwiſchen ihr und Prinz Alnavar gekommen war. Ueberzeugt Euch ſelbſt aus einem Briefe Eurer Schweſter, daß ich die Wahrheit rede.“

Und aus ihrem Buſen zog ſie den Brief der Herzogin von Savoyen, welchen ihr Bübenhoven überbracht hatte, ſchlug ihn von einander, zeigte ihm die Handſchrift und las dann: „So oft das ſchwermüthige Auge dieſes ſchönen, unglücklichen Jünglings das meine traf, zuckte mir jedesmal ein jäher Schmerz durch die Bruſt. Ich empfand, wie bodenlos ſein Unglück ſein müſſe, und ich begriff nicht wohl, wie er nur noch leben konnte. Er trug ſo große Schuld am Fall Granada's und an der Unterjochung der Mauren unter meine königlichen Schwiegereltern, und doch war er wieder ſo ſehr zu entſchuldigen. Er war ja von ſeinem Vater, dem Fürſten Cidi Jahye von Almeria verleitet worden, ſich zu den Spaniern zu halten, zum Verräther an ſeinen Glaubens- und Vaterlandsgenoſſen zu werden und ſich taufen zu laſſen. Zu dem letztern Schritt ſcheint ihn eine — ich weiß nicht in wie weit begründete — Hoffnung auf die Hand der Infantin Donna Juana, meiner jetzigen Schwägerin, und dadurch auf die Statthalterſchaft oder die Belehnung mit dem Königreiche Granada gebracht zu haben. Wer kann denn wiſſen, was und wie viel ihm Don Fernando, der große katholiſche König von Aragonien, verſprochen hat; denn im Schmeicheln, Verſprechen und Hoffnungen machen iſt dieſer Monarch vorzüglich ſtark, ſobald es ſich bei ihm darum handelt, irgend ein Ziel zu erreichen. Genug. Alnavar war in all ſeinen Hoffnungen betrogen worden; die katholiſchen Könige halten ihn mit der Befehlshaberſtelle über ihre Flotte abgefunden, und ſo lebte der Unglückliche mit dem nagenden Wurm im Herzen entweder auf ſeinem Schiffe oder auf ſeinem einſamen Schloſſe und vertrauerte ſeine Tage. Ich hatte ihn kaum zum erſten Mal geſehen, als das heftigſte

Mitleid mit ihm mein Herz erfüllte. Als ich ihn wieder ſah, hatte ich bereits einige ſeiner ſchwermüthigen Lieder geleſen. Großer Gott! die Chriſten mißtrauten ihm, die Mauren verachteten ihn, er floh die Menſchen und erſchien nur am Hofe, wenn er es nicht umgehen konnte.

Noch war ich mir nicht klar über meine Gefühle für ihn — aber ich hatte Scheu, ſie dir, meine geliebte Luiſe, mitzutheilen, und das war ſchon ſehr bedenklich — da las ſein ſcharfes Auge Mitgefühl in dem meinigen und ſein warmer dankbarer Blick erſchreckte mich; denn er ſagte mir ja, daß Alnayar mich verſtanden hatte. Am folgenden Tage brachte mir Claire — du weißt wie geſchickt ſie in der Ausrichtung ſolcher Aufträge war, und du hatteſt ſie mir eigentlich um dieſer Geſchicklichkeit halber zum Geſchenk gemacht — wie zufällig ein Blatt, das ſie gefunden haben wollte. Ich las und mein Herz ſchlug hörbar; alles Blut ſchien mir in die Wangen zu treten, es war ein Gedicht von Alnayar an mich. Zwar war weder er noch ich genannt, aber ich fühlte aus jedem Worte heraus, wer hier ſprach und wer angeredet wurde. Es war eine zartgefühlte Danksagung für ſchönes Mitgefühl mit einem unausſprechlich Unglücklichen. Ich vergoß Thränen der Rührung, des tiefſten Mitgefühls, der poetiſchen Trauer. Aber noch andere Gefühle miſchten ſich ein, die mir nicht ſo klar waren; es bemächtigte ſich meiner eine unbeſtimmte Sehnſucht, eine Unruhe und ein träumeriſches Weſen. Ich ſaß ſtets in tiefen Gedanken und ertappte mich oft darauf, daß dieſe Gedanken auf Alnayar gerichtet waren. Durch dies Alles fühlte ich mich poetiſch ſo angeregt, daß ein Gedicht an ihn entſtanden war, ich wußte nicht wie. Ich war weit entfernt, ihm dieſen poetiſchen Ausdruck meines Mitleids mit ſeinem Unglück zu überſchicken; aber denke dir, Luiſe, vor ihrem Tode hat mir Claire noch geſtanden, daß ſie, von Alnayar's Bitten beſiegt, ihm dieſes

Gedicht heimlich übergeben hat. Claire ſprach nun oft von ihm und bald ſprach ich ebenfalls mit ihr oft von ihm; ich erhielt wieder ein Gedicht durch ihre Hand und dann wieder eins, und ſie verhehlte mir nicht, daß er ihr die Gedichte für mich gäbe. Er verließ einige Zeit darauf den Hof wieder; ein halbes Jahr ſpäter ſah ich ihn in Granada, wohin ich mit der Königin gereiſt war. Hier hatte mich meine Aufregung meiner Schwiegermutter verrathen. Sie warnte mich freundlich, mütterlich. Ich erſchrak. Von dieſem Augenblicke an war es mir klar, daß ich Alnayar liebte, und ich vermuthete, daß ich ebenſo von ihm geliebt werde. Aber ſogleich ſtand auch mein Entſchluß feſt, Spanien eheſtens für immer zu verlaſſen, ohne von dem Prinzen Abſchied zu nehmen. Ich fühlte, daß längerer Verzug oder der Abſchiedsgruß mir Gefahr bereiten würde. Der Admiral Don Alonzo de Granada konnte nimmermehr mein Gemahl werden. Das ging nicht nach deutſchen Begriffen, geſchweige nach ſpaniſchen. Aber ich durfte ihn nicht wieder ſehen; denn ich bin ein Weib. Ich bezwang mein Herz, und daß Alles vorüber iſt, mag dir das Geſtändniß nach zwei Jahren beweiſen. Lange hab' ich getrauert; wie oft iſt er mir bittend im Traume erſchienen! manche ſtille Thräne iſt dem geliebten Mauren gefloſſen. Endlich hat die Poeſie mir überwinden helfen, mein Schmerz hat ſich poetiſch verklärt; ich habe ihn in Liedern bezwungen und ohne Vorwurf reich' ich dem Herzog von Savoyen Hand und Herz.“

„Edle Siegerin!“ fügte die Herzogin hinzu. „Ich ſah ihren Kampf, ich kannte ihn; ich hatte ihn ja in Brüſſel ſelbſt gekämpft, ich war ſelbſt Siegerin geweſen. Grauſamer Philipp, warum ſeid Ihr gekommen, mir noch einmal den Sieg ſtreitig zu machen?“

Der Erzherzog, in Nachdenken verſunken über das ihm unerwartete Geſtändniß ſeiner Schweſter, ſchien die letzten Worte Luiſens überhört zu haben, ſonſt hätte er gewiß Nutzen aus ihnen zu ziehen geſucht; denn ſie ſtellten ja ihren Sieg in Frage und waren ein Geſtändniß ihrer Schwäche. Er fragte nach einigen Augenblicken, wie aus einem Traum erwachend: „Und Alnayar? Wie hat er die Trennung ertragen?“

„Wer kann es wiſſen? Er lebt nach wie vor auf ſeinem Admiralsſchiffe oder auf ſeinem Schloſſe bei Malaga und kommt nur zu Hofe, wenn er eingeladen wird, und dann nicht immer. Er iſt finſter und verſchloſſen, wie er ſtets war, und hat, meines Wiſſens, nur einen Freund. Und von dieſem Freunde Alnayar's eben wollte ich zu Euch reden, gegen ihn Eure Hülfe anrufen.“

„Gegen Alnayar's Freund?“ fragte der Erzherzog verwundert. „Wer iſt er und was habt Ihr mit ihm zu ſchaffen?“

„Es iſt Don Hernandez de Villaquiran, der Sohn meines Gemahls.“

Philipp zuckte zuſammen. „Ha, dieſer finſtere Schleicher paßt gut zum Freunde des Mauren, wie Ihr mir denſelben beſchrieben habt.“

„Gleiche Geiſter finden ſich immer zuſammen und gleiche Schickſale verknüpfen ſie feſter.“

„Ich verſteh' Euch. Man hat mir geſagt, daß Don Hernandez in ſeine Stiefmutter entbrannt iſt. Es empört mich, aber wundert mich nicht.“

„Weh, ſo iſt es nicht einmal mehr ein Geheimniß!“ ſchrie Luiſe aufgeſchreckt. „Ihr wißt ſchon von der unſeligen Leidenſchaft des Unglücklichen.“

„Ja, der Unglückliche! Kann ein fühlendes Männerherz ſo viel Schönheit, Anmuth und Liebreiz um ſich ſehen, ohne ſeine Selbſtändigkeit zu verlieren?“

Luiſe hatte ſich ſchmerzlich abgewandt.

„Und kann einem Menſchen ein größeres Unglück begegnen," fuhr der Fürſt fort, „als die Frau ſeines Vaters zu lieben? Es iſt begreiflich, daß der Prinz Alnayar und Don Hernandez Freunde ſind: ſie liebten und lieben die innigſten Freundinnen hoffnungslos."

„Aber Don Hernandez iſt nicht gewillt, zu dulden und zu entſagen, wie ſein Freund Don Alonzo de Granada," ſagte die Herzogin mit krampfhaftem Weinen.

„Wie? Er muthet der Gemahlin ſeines Vaters" —

„Ich beſchwör' Euch, Herr Erzherzog, ſucht durch Euern Einfluß den fürchterlichen Mann aus meiner Nähe zu entfernen! Befreit mich von dieſer gräßlichen Qual! Denkt Euch meine Lage! Einen ſtolzen, eiferſüchtigen Gatten, der den bloßen ihm kund gewordenen Gedanken an die Unehre ſeines Bettes mit zehnfachem Tod beſtrafen würde, und ſeinen Sohn, der mich mit der düſtern Glut einer wilden verbrecheriſchen Leidenſchaft verfolgt! Und der Vater darf nichts ahnen von den wahnſinnigen Wünſchen des Sohnes, ſonſt iſt dieſer verloren, der einzige Erbe des Namens und der Güter ſeines Hauſes. Und ich wäre die Verderberin dieſes Geſchlechts. Denkt Euch meine ſtete Angſt, die ewige Folter, auf der ich liege! Aus jedem Blick Hernandez' lodert mir ſeine Leidenſchaft entgegen und keiner Seele darf ich's klagen; er wäre ja dem furchtbaren Gerichte der heiligen Inquiſition verfallen."

„Ihr ſollt von dieſem läſtigen Liebhaber befreit werden. Der König ſoll ihn nach Neapel ſchicken. Habt keine Sorge um ihn; er ſoll weder der Rache ſeines Vaters, noch dem Schrecken der Inquiſition verfallen."

„Ich dank' Euch, Hoheit! Und nun lebt wohl! Wir dürfen uns nicht wieder ohne Zeugen ſprechen. Ihr ſeid für mich von heute der Prinz von Spanien; laßt mich nur die Gemahlin des Herzogs von Najara und die Ehrendame der Königin ſein!"

„Nicht alſo! Willſt du dem Bettler, den du mit einem Zauberworte zum Kröſus machen könnteſt, nicht einmal die kleinſte Münze ſchenken und ihn grauſam verſchmachten laſſen? Ich bin der Bettler, der umkommen muß, wenn du ihm auch den letzten Troſt verſagſt. Du biſt mein einziger Stern in dieſem finſtern Spanien und nicht einen Strahl deines Lichts willſt du mir gönnen?“

Und eh' ſie ſich's verſah, hatte er ſie an ſeine Bruſt gezogen und merkte an der Art, wie ſie ſeine Küſſe duldete, wohl, daß auch ſie ein ſchwaches Weib war. Sie riß ſich los und rief nach Karacha. Glühend vor Verlangen nach ihrer Liebe und den Kopf voll Pläne, wie er ſie doch gewinnen wollte und werde, verließ er nach ihr das düſtere Haus.

## 14.

## Ende des Herzogs von Najara.

Marr von Bübenhoven hatte gute Sorge getragen, daß ſein Gebieter nichts von der Anweſenheit der kleinen Zarova in Toledo erfuhr; auch war der Erzherzog viel zu ſehr mit ſeiner neuerwachten Leidenſchaft für die Herzogin von Najara beſchäftigt, als daß er an die Zigeunerin hätte denken können. Nun beſtärkte aber des Pagen ganzes Benehmen ſeinen Herrn fort und fort in dem Glauben, daß der junge Menſch durch die Liebe eines Weibes beglückt werde und verwandelt worden ſei, ja das Zuſammentreffen mancher Umſtände erhöhete des Erzherzogs Verdacht, Luiſe möchte die Beglückerin des ſchönen Pagen ſein. Sein Herz brannte vor Eiferſucht, und er beauftragte den Pfalzgrafen Friedrich und Philibert von Vere insgeheim, Bübenhoven nicht aus den Augen zu laſſen und ihm nachzuſchleichen, wenn er ſich aus dem königlichen Schloſſe entferne. Auf dieſe Weiſe erfuhr der Erzherzog bald, daß der Page wöchentlich einige male ſo vorſichtig als möglich zu den Zigeunern gehe. Nun galt es die Herzogin zu derſelben Zeit ebenfalls zu beobachten. Ueber ſie konnte jedoch keine Gewißheit erlangt werden; bald war ſie zu dieſer Zeit nicht in ihrer Wohnung, bald wurde ſie zu der gedachten Stunde in ihren Gemächern oder bei der Königin oder in Geſellſchaft anderer Damen geſehen. Zu anderer Zeit wurde ſie wieder mit Zigeunerinnen verkehrend beobachtet. Dieſe Umſtände vermehrten die Unruhe des jungen Fürſten auf's Aeußerſte, und er verlor ſo ſehr alle Herrſchaft über ſich, daß er ſich in den Hofzirkeln, wo die Herzogin jedesmal zugegen war, faſt immer verrieth. Einmal ſuchte er ſie mit einer fieberhaften Haſt auf und unterhielt ſich faſt nur mit ihr, ein anderes mal mied er ſie abſichtlich; er erröthete oder erblaßte jedesmal, ſo oft er ſie zuerſt erblickte, und ſeine Augen ſuchten ſie immer mit dem ſchwärmeriſchen Ausdruck ſüßer Wonne und verloren ſich in ihrem Anblick. Auch wußte ſchon nach vier Wochen jede Kammer- und Gürtelmagd am Hofe zu Toledo, daß die Herzogin von Najara einſt die Geliebte des Erzherzogs geweſen ſei, und daß er ſie bis zu dieſer Stunde lieber habe als ſeine Gemahlin. Die unvorſichtige, an den König geſtellte Bitte des Erzherzogs, Don Hernandez de Villaquiran mit einer Befehlshaberſtelle in Sicilien zu betrauen, verrieth nur zu ſehr die Abſicht, den jungen Mann aus dem Hauſe zu ſchaffen, und im geheimen Rath der Könige wurde beſchloſſen, zwar Don Hernandez nach Sicilien zu ſchicken und dort feſt zu bannen, aber auch die Herzogin vom Hofe zu entfernen. Die ſchickliche Gelegenheit zu der letztern Maßregel wollte man von der bevorſtehenden Reiſe des Königs nach Saragoſſa nehmen. In dieſe Hauptſtadt von Aragon wurden nämlich die Stände des Königsreichs vom Könige zuſammenberufen, damit ihnen dieſer die Bitte vortrüge, den Erzherzog von Oeſtreich als Kronerben anzunehmen. Auf dieſer Reiſe ſollte der Herzog von Najara den König begleiten und die Herzogin mitnehmen. Sodann ſollte ſie auf ihr Bergſchloß zurückgeſchickt werden.

So geheim man dieſen Beſchluß hielt, ſo erfuhr doch der Erzherzog durch den Pfalzgrafen davon. Dieſer hatte nämlich der Donna Juana d'Aragon, der natürlichen Tochter des Königs, Gemahlin des Konnetable von Kaſtilien und erſten Ehrendame der Königin, zu gefallen gewußt und unterhielt mit dieſer vornehmen Dame ein heimliches Liebesverhältniß. Donna Juana d'Aragon war aber die Vertraute ihres Vaters; denn ſie war ſcharfſinnig und voll guter Rathſchläge. Es ging demnach nichts von Wichtigkeit vom Könige aus, wovon ſie nicht erſt erfahren und wozu ſie ihre Beiſtimmung nicht gegeben hätte. Aber auch dieſe Frau hatte die Liebe ſchwach gemacht. Der Pfalzgraf erfuhr von ihr Alles, was er wiſſen wollte. Auf demſelben Wege erhielt der Erzherzog Kenntniß von der genauen Beaufſichtigung, der er unterworfen war, und von der bittern Stimmung der Königin gegen ihn. Dieſe Entdeckung verſchlimmerte ſeine Laune weit mehr; er ſah in allen Spaniern, die ihm nahekamen, geheime Kundſchafter der Königin, ihn zu belauern; in der ſtaatsklugen Königin aber erblickte er nur ſeine eigene Verderberin, denn ihm war nicht unbekannt, daß ſie ſeine Verheirathung mit ihrer Lieblingstochter zuerſt auf das Tapet gebracht hatte, und um ſo mehr verdroß es ihn, daß er von ihr zur ehelichen Treue angehalten und gezwungen werden ſollte. Alle dieſe Eindrücke ſtürmten auf den jungen Fürſten ein, und weder die Liebkoſungen ſeiner Gemahlin, denen er nothgedrungen und pflichtſchuldigſt ſich nicht entziehen durfte, wollte er nicht Alles auf's Spiel ſetzen, noch der Leichtſinn der Jugend und die Flatterhaftigkeit ſeines Herzens konnten ſie alle beſeitigen.

Der Drang, einem geliebten Herzen ſeinen Kummer zu klagen, war eben ſo ſehr bei den Bitten betheiligt, mit welchen er die Herzogin brieflich um eine neue Zuſammenkunft beſtürmte, wie die ſtille leidenſchaftliche Glut, das ſchöne Weib zu umarmen. Er ſehnte ſich ebenſo, ſich an der Bruſt der Freundin auszuweinen, als dieſe Bruſt mit den wilden Küſſen einer verbotenen und ſündhaften Liebe zu überdecken. Beide Wünſche floſſen ſo in einander und waren ſo zu einem Ganzen geworden, daß er ſie nicht von einander zu ſcheiden vermochte; ſie waren ja beide Ergebniſſe ſeiner Liebe zu der ſchönen Herzogin. Da er ſich unmöglich entſchließen konnte, Bübenhoven ferner zum Boten ſeiner Liebeswerbungen zu machen, ſo verkehrte er viel mit der Zigeunermutter Karacha, welche die Briefe zwiſchen ihm und der Herzogin beſorgte. Am unglücklichſten machte ohnſtreitig den Erzherzog der Zwieſpalt in ſeiner Seele, daß er gezwungen war die Herzogin zu lieben und ſich doch nicht zu der moraliſchen Ueberzeugung von ihrer hohen, reinen, weiblichen Würde emporzuſchwingen vermochte. Es war ihm unmöglich an die ſittliche Größe einer Frau zu glauben, und dieſe Schwäche, von ſeinem Charakter und ſeiner Erfahrung erzeugt, ſtachelte immer nur ſeine Sinnlichkeit zu leidenſchaftlichem Begehren. Die troſtloſe Langweiligkeit des ſpaniſchen Hofceremoniels, die läſtige Förmlichkeit in den unbedeutendſten Dingen, das Mißtrauen, mit dem er ſich umlauert ſah, nährten natürlich die unkeuſche Flamme ſeines Herzens ungemein und hauchten ſeinen Briefen an die Herzogin eine Leidenſchaftlichkeit ein, die ſie erbeben machte. Er wußte ſo gut, wie ſie ſelbſt, daß ſie bei einer zweiten Zuſammenkunft nicht ſtark genug ſein würde, ſeinen ſtürmiſchen Wünſchen zu widerſtehen, und deshalb wandte er alle ihm möglichen Mittel an, ſie zu einer ſolchen Zuſammenkunft zu bewegen, und ſie widerſtand aus demſelben Grunde ſo lange, als ihrer moraliſchen Kraft möglich war. Die Unruhe, in welche die edle Frau durch dieſes Verhältniß verſetzt wurde, war ſo groß, daß ſie ihre phyſiſchen Kräfte aufzureiben drohete.

So ſaß ſie eines Tages in einem der Zimmer der Königin; die Hitze des Junitages hatte die Letztere auf das Polſterlager in einem möglichſt kühlen Gemach gezogen; die dienſtthuenden Hoffrauen hatten ſich in entferntere Zimmer verfügt, um ſich ebenfalls nöthiger Ruhe hinzugeben. Luiſe ſaß allein; ſie konnte nicht ſchlafen, denn heißer als die Glut der Sonne brannte die des Schmerzes in ihrer Bruſt, und wenn jene ſie ermatten wollte, ſtachelte ſie dieſe wieder empor. Sie gedachte ihrer ſchönen Jugend in Frankreich, die immer lebendiger werdende Phantaſie führte ihr die reizenden Jugendgeſpielinnen vor die Seele; dann ging in ihrer Erinnerung ihr noch einmal in Brüſſel die Sonne der Liebe auf. Sie weinte vor ſchmerzlicher Seligkeit. Die Stunde der Entſagung ſchlug, und ein ſtolzer Schmerz war nun der Vater noch heftigerer Thränen. Die Liebe war auf ewig für ſie abgeblüht; aber auf dem Altare der Freundſchaft wollte ſie nun keuſche und reiche Opfer bringen. Sie flog durch Noth und Tod auf ſchwankem Schiff mit der fürſtlichen Freundin nach Spanien, und hier wurde ihr Pfad dunkel und dunkler. Sie ward die Gemahlin eines ſtolzen Mannes, deſſen ins Vaterhaus zurückgekehrter, ihr unleidlicher Sohn ſie mit einer ſchmählichen Leidenſchaft verfolgt; die Freundin ſcheidet von ihr, um einer entſtehenden Liebe auszuweichen, und nun kommt Der, den ſie im Herzen noch immer mit ſanften, aber gewaltigen Trieben liebt, den ſie unter allen Sterblichen nicht wieder hätte ſehen ſollen, obgleich ihr Herz ſich ewig nach ihm ſehnt, und wirbt um ihre Liebesgunſt mit unwiderſtehlicher Heftigkeit. Sie muß ihn verdammen und liebt ihn doch; ſie möchte ihn fliehen, und ihr Herz gehört ihm; ſie möchte ſich todt weinen und ihm zu Füßen fallen und ſich ihm mit Leib und Seele für ewig zu eigen geben; ſie möchte ihm zürnen, und die Thräne des Unmuths von ſeinen Wimpern küſſen. Von allen Seiten ſieht ſie Wetter gegen ſich aufſteigen. Die Königin, der ſie ſich dankbar verpflichtet fühlt, weiß um ihre Leidenſchaft; ihr Gemahl, den ſie beobachten muß, ſcheint unterrichtet zu ſein; denn er hat nur ein ſtolzes, gemeſſenes Benehmen für ſie; Don Hernandez' finſtre argwöhniſche Blicke bohren ſich ihr ſchmerzlich in's Herz und weisſagen ihr Unglück und Verderben. Sie zittert für den geliebten und gefürchteten Erzherzog; ſie zittert für ſich, für ihren Gemahl, für die angebetete Königin; eine ungeheure Angſt vor einem ihr finſter drohenden entſetzlichen Schickſal zermartert ihre Bruſt, und, ohne daß ſie es weiß, iſt ihr ſtilles Weinen in ein heftiges und krampfhaftes Schluchzen übergegangen. Sie hat ſich und den Ort vergeſſen, wo ſie ſich ſo rückſichtslos ihrem großen Schmerze hingibt. Plötzlich fühlt ſie ſich von einer ſanften Hand an der Schulter berührt; ſie wendet erſchrocken das Haupt, ihr Schrecken wächſt im Nu zum Rieſen, die Königin ſteht hinter ihr und heftet einen Blick voll Staunen, Rührung und Mitgefühl auf ſie. Luiſe vermochte kein Wort hervorzubringen, ſie war ſo verwirrt, daß ſie nicht wußte, was ſie that; aber ſie fiel, im unbewußten Gefühl ihrer Schuld, der hohen Herrin zu Füßen.

„Mag Euch Reue wegen eines Fehltritts oder Furcht vor einem ſolchen dieſe ſchmerzlichen Thränen entlocken und an dieſe Stelle führen, in jedem Falle ſeid Ihr mir hier willkommen, Herzogin,“ ſagte die Königin mit mildem Ernſt und ruhiger Würde, „und ich habe ſeit einer Viertelſtunde, während welcher ich Euch beobachtet, die Ueberzeugung gewonnen, daß Ihr nicht ſo ſchlimm ſeid, als ich mit Andern geglaubt. Aber eben ſo wahr beweiſen mir Euere Thränen, daß Ihr an einem ſchwindelnden Abgrund ſteht, in welchen Ihr, wenn Ihr auf dem zeitherigen Wege fortwandelt, unrettbar ſtürzen müßt."

Ein Strom von Thränen, auf die Hand der Königin geweint, welche die unglückliche Herzogin feſthielt, und von lauten Schmerzenstönen begleitet, war die Antwort.

„Faßt Vertrauen zu Euerer Königin, die Euch ſtets wohlgeſinnt geweſen iſt," fuhr Iſabella gnädig und ſanft fort. „Erinnert Euch, daß ich dieſes Vertrauen verdient habe und deſſen nicht unwürdig bin. Iſt es nöthig, Euch ins Gedächtniß zurückzurufen, daß ich die verwaiſte Luiſe von Maine wie eine Mutter geliebt habe, daß mein Herz ihr Kindesrecht einräumte, daß ſie mir unter allen Frauen, die um mich ſind, die liebſte war? Iſt es nöthig?"

„Nein! Nein!" rief die Herzogin zerknirſcht. „Ew. Majeſtät ſoll nicht Urſache haben, mich eine Undankbare zu nennen. Ich weiß, daß es in meiner Noth nur einen beruhigenden Platz für mich gibt, zu den Füßen meiner gnädigen, gütigen Königin, und ich würde ihn ſchon früher geſucht haben, um mein bedrängtes Herz auszuſchütten, wenn nicht der Streit der Pflichten in meiner Bruſt, den ich nicht ſchlichten und beenden kann, mich davon abgehalten hätte."

„Ueberlaß mir die Schlichtung dieſes Streits, mein Kind," ſagte die Königin engelmild und küßte die geängſtigte Frau auf die hohe reine Stirn, während ſie eine Thräne darauf fallen ließ. „Sieh mich als deine Mutter an und vertraue mir, daß ich für dein Beſtes ſorgen werde. Laß mich den Streit wiſſen, der dich quält und den ich ahne."

„Es verlangte mich Schutz zu ſuchen an der Bruſt der höchſten und edelſten Frau dieſes Landes gegen die Leidenſchaft des Erzherzogs; aber die Königin von Kaſtilien iſt die Mutter der Erzherzogin Infantin, und mein Schutzflehen erſchien mir als Anklage gegen den Sohn und Thronerben. Ich möchte den leidenſchaftlichen Dränger von ſtärkerer Hand als die meinige in die Bahn der Pflicht zurückgeführt ſehen, aber ich möchte nicht den Apfel der Eris in das Königshaus werfen, dem ich zu ſo großem Dank verpflichtet bin."

„Ich verſtehe: du liebſt mich, du haſt den Erzherzog geliebt und haſſeſt ihn heute noch nicht; du verehrſt deinen Gatten und möchteſt um Alles nicht den Frieden aller Betheiligten geſtört ſehen. Tröſte dich, ich werde allein mit dem Erzherzog reden."

„Weh mir!" klagte die Herzogin, „das ſieht aus wie ſchwarzer Verrath an ſeinem Vertrauen."

„Ihr ſeid mehr für den Erzherzog eingenommen, als ich vermuthete, Frau Herzogin," ſagte die Königin ſtreng.

„Nein!" jammerte dieſe. „Ich beſchwöre Ew. Majeſtät, keinen ungerechten Verdacht auf mich zu werfen. Ich liebte einſt den Erzherzog, und er fand mich ſeiner Liebe würdig. Ich möchte nicht, daß auf meinem Andenken in ſeiner Seele ein Schatten läge."

Die Königin ſann einige Augenblicke nach; dann ſprach ſie wieder ruhig: „Ich ſetze voraus, daß Eure Aufrichtigkeit Euerm Vertrauen zu mir gleichkommt."

„Sie ſind beide unbegrenzt, Majeſtät."

„Wolan denn, ſo antwortet mir wahr und aufrichtig: habt Ihr den Erzherzog ſeit ſeinem Hierſein ſchon allein geſprochen?"

„Ein einziges mal, um ihn an ſeine Pflicht zu erinnern und ihn um Schutz gegen die ſündhafte Leidenſchaft des Don Hernandez, des Sohnes meines Gatten, anzuflehen."

„Ihr habt ſehr unrecht gethan. Streng mußtet Ihr jede Bitte des Erzherzogs um eine heimliche Zuſammenkunft zurückweiſen, und gegen Don Hernandez konnte Euch Niemand beſſer ſchützen als ich. Doch es iſt geſchehen. — Habt Ihr ihm eine zweite Zuſammenkunft verſprochen?"

„Noch nicht; aber er beſtürmt mich, daß ich mich kaum zu retten weiß."

„Wol, ſo ſagt ihm die zweite Zuſammenkunft zu; beſtimmt den Pavillon der Königin, der an den Sternenthurm des Alkazar ſtößt, zum Ort und beſtellt ihn auf die nächſte Nacht zwiſchen elf und zwölf Uhr."

„Barmherziger Gott!" ſchrie Luiſe. „Was ſoll geſchehen?" Und ſtürzte abermals der Königin zu Füßen, ihre Hände flehend emporſtreckend.

„Iſt das Euer Vertrauen?" fragte Iſabella mit Mißbilligung. „Ich werde ſtatt Eurer den Erzherzog im Pavillon empfangen."

„Es wird mein Tod ſein," wimmerte die zartfühlende Frau. „Das war's, weshalb mir unſägliche Angſt die Bruſt zuſchnürte und den Mund verſchloß. Ich bin in ſeinen Augen eine ſchändliche Verrätherin, die er verachten muß."

„Herzogin, Ihr habt nie aufgehört, den Erzherzog zu lieben; ja Ihr liebt ihn heute mehr als je."

Luiſe brach in ein heftiges Weinen aus.

„Ihr mögt ihn dieſe Nacht ſelbſt empfangen, aber ich werde Euch überraſchen. So will ich es, und ſo befehle ich es Euch. Ihr werdet ſogleich den Schlüſſel zum Pavillon von mir in Empfang nehmen und dem Erzherzog ſchicken. Ich werde dafür Sorge tragen, daß Euere Ehre glänzend gerechtfertigt werde."

Die Herzogin zerfloß in Thränen.

Eine ſchier unerträgliche Angſt wälzte ſich wie ein

Berg auf ihre Bruſt. Ihre fein organiſirte Seele ahnete einen ſchlimmen Ausgang dieſer Maßregel. Aber ſie mußte jetzt gehorchen; ſie konnte nicht mehr zurück.

Die Königin beabſichtigte jedes Mißtrauen des Herzogs von Najara gegen ſeine Gemahlin, falls er ein ſolches ſchon gefaßt haben ſollte, zu erſticken, und hielt es deshalb für das Beſte, ihn in das Geheimniß einzuweihen, indem ſie ihm den Edelſinn und die Jugend der Herzogin mit den lebhafteſten Farben ſchilderte. Auch hoffte ſie von Don Ruy's ernſtem Benehmen und kräftiger Sprache einen Eindruck auf den Leichtſinn des Erzherzogs, und glaubte gar wol, dieſer werde durch den beleidigten Herzog von allen derartigen Verirrungen auf immer geheilt werden. Ebenſo gedachte ſie durch die Maßregel, daß ſie Luiſens ehrwürdigen und ſtrengen Gatten mit in die Scene zog, die Liebe dieſer Frau zu dem ſchönen Oeſtreicher bis auf den letzten Funken auszutilgen. Die Königin befahl alſo dem Herzog, ſie in der folgenden Nacht über den Hof und durch den Garten zu dem abgelegenen Pavillon zu begleiten.

Die Herzogin ſchickte nach Karacha und übergab dieſer den Schlüſſel, um ihn dem Erzherzog mit der Beſtellung zu überbringen. Die Alte bezeigte ſich über dieſen Auftrag ausnehmend vergnügt; aus ihren funkelnden Augen leuchtete die Bosheit höchſter Schadenfreude. Sie hatte ſchon lange alle Verführungskünſte angewandt und die minneſchmachtende edle Frau mit Bitten beſtürmt, den minneſchmachtenden Erzherzog nicht ſo grauſam zurückzuweiſen. Als ſie dem entzückten Erzherzog den Schlüſſel mit einem Glückwunſch überreicht hatte, eilte ſie mit faſt jugendlich raſchem Schritt in die Zigeunerherberge auf das Zimmer ihrer braunen Königin.

„Endlich!“ rief ſie dieſer zu, „endlich ſchlägt die Stunde meiner Rache an Don Ruy. Die Herzogin hat dem Erzherzog für dieſe Nacht eine Zuſammenkunft zugeſagt.“

„Du biſt boshaft und rachſüchtig,“ ſagte die Zigeunerfürſtin tadelnd. „Der Herzog iſt unſer Wohlthäter und Beſchützer; du ſchmeichelſt ihm ins Geſicht und hegſt doch ſeit einer langen Reihe von Jahren unverſöhnlichen Groll im Herzen gegen ihn.“

„Ja, bis er durch Falſchheit und Betrug ſeiner jungen ſchönen Frau ſo elend geworden iſt, wie er mich ſelbſt gemacht hat. Es muß ſtets Jedem mit dem Maße wieder gemeſſen werden, mit dem er ſelbſt gemeſſen hat. Ihr wißt es nicht und könnt es kaum ahnen, mit welcher kalten und berechneten Grauſamkeit dieſer ſtolze Mann, als er noch ein Jüngling war, mein zuckendes Herz in den Staub getreten hat. Was wißt Ihr denn, was weiß das junge Volk um mich von meinen Leiden? Die Alten unter uns wiſſen ja wenig davon. Ich habe geſchwiegen und getragen. Ihr ehrt den alten Herzog als unſern Beſchützer in dieſem Lande und er trägt das heilige Pentalpha auf der Bruſt; wie er an mir gefrevelt, danach fragt Niemand. Er hat meinem Volke wohlgethan um meinetwillen; er wollte an Allen gut machen, was er an mir allein geſündigt. Ihr habt von meiner Schmach ſüße Früchte genoſſen; was ich allein litt, iſt Allen zu gut gekommen. Nun iſt aber auch mein Freudentag erſchienen; der Tag meiner Rache an dem ſtolzen Manne. Ich habe ſie nicht herbeigerufen, dieſe Rache, aber als ich ſie kommen ſah, hab' ich ihr den Weg geebnet. Und nun ſoll mich kein Menſch abhalten, ſie in vollen Zügen zu genießen. Und aus meinem eignen Munde ſoll er es erfahren, wie ſüß dieſe Rache für meine lechzende Seele iſt.“

Die Zigeunermutter glühte wie Purpur und ihre ſchwarzen Augen ſchoſſen Blitze; ſie ſchien ſich um zwanzig Jahre verjüngt zu haben.

„Du biſt fürchterlich, Karacha,“ ſagte die Zigeunerkönigin ſchaudernd, „und ich danke den Heiligen, daß die Zaroya nicht deinen Charakter hat.“

„O ich war auch ſanft und gut, ich war jung und ſchön, wie Zaroya, ſonſt hätte ja der ſtolze Kaſtilier nicht Vaterhaus und Freunde meinetwegen verlaſſen, wäre mir nicht nachgezogen durch weite Länder und hätte ſich zu unſerm Volke bekannt. Ach, er war ein ſchmucker Zigeuner, und alle meine Geſpielinnen beneideten mich um ſeine Liebe!“ Und in ſchönen Erinnerungen verloren lächelte ſie ſelig vor ſich hin.

„Wie kann man haſſen, wenn man ſo geliebt hat, von wem man ſo geliebt worden iſt?“

„Haſſen? Nein, ich haſſe ihn nicht; ich will mich nur an ihm rächen. Ich habe ihn immer geliebt und lieb' ihn heute noch; aber ich muß ihn elend ſehen, wie er mich elend gemacht hat.“

„Ich begreife dich nicht, Karacha.“

„Ich will dir meine Geſchichte erzählen. — Als ich ſechzehn Jahr alt war, nannte man mich die ſchönſte Gitana *) in Andaluſien, und keine von unſerm oder einem andern Stamme tanzte den Eiertanz und die Karucha wie ich. Ich hatte viele Liebhaber unter unſerm Volke und mancher mauriſche und chriſtliche Jüngling flüſterte mir Liebesworte zu. Mein Herz blieb lange ungerührt. Eines Tages — es war in Burgos — trat ein junger verhüllter Mann in unſere Herberge, um ſich wahrſagen zu laſſen. Sein ſcheues Weſen, ſein unſicherer Blick ließen vermuthen, daß er nicht auf guten Wegen wandele. Er ſchien mit den Ausſprüchen, die er erhalten, zufrieden zu ſein, denn am folgenden Abend brachte er ein wunderſchönes weibliches Weſen mit ſich und ließ ſich die Prophezeiung wiederholen. Dieſe lief darauf

---

*) Zigeunerin.

hinaus, daß Beide ein Liebespaar ſeien, deren Vereinigung aber ein anderer Liebhaber der Donna im Wege ſtehe, und daß dieſer entfernt werden müſſe. Die beiden Liebenden wechſelten bedeutungsvolle Blicke miteinander und mein ſcharfes Ohr fing das leiſe Wort auf, welches er ihr zuflüſterte: „Er muß ſterben.“ Ich erſchrak und zitterte vor einem Verbrechen, das zu verhindern ich zu verſuchen beſchloß. Ich ging vor dem einverſtandenen Paare hinaus und, in einen Winkel der Hausflur verſteckt, belauſchte ich ein kurzes Zwiegeſpräch, aus welchem mir klar wurde, daß Der, welcher den Liebenden im Wege ſtand, der Bruder des jungen Mannes, und die Dame die verlobte Braut dieſes Bruders war. Sie flehete: „Denke, daß er dein einziger Bruder iſt!“ Der finſtere Menſch ſchwur aber bei ſeinen Heiligen: „Er muß ſterben.“ Ich ſchlich ihnen ſchaudernd nach und merkte mir die Häuſer, in welche ſie gingen. Am folgenden Tage erfuhr ich ohne ſonderliche Mühe, daß Don Ruy und Don Henriquez de Villaquiran Brüder und Söhne eines reichen und vornehmen Hauſes ſeien, und der Erſtere ſich mit Donna Franceſca d'Ullea verlobt habe. Die Hochzeit ſollte in den nächſten Tagen ſtattfinden. Raſch eilte ich zu Don Ruy, um ihm meine unheilvolle Entdeckung mitzutheilen., Ich fand den herrlichſten Jüngling, der mich ſprachlos anſtarrte. Anfangs ſchien er keiner Ueberlegung, geſchweige einer Handlung fähig, und ich ſah mich genöthigt, ihm Rathſchläge zu geben, wie er ſich von der Treuloſigkeit ſeiner Braut und ſeines Bruders überzeugen könne. Mit Hülfe der Unſrigen, denen er große Belohnung verſprach, gelang dies vollkommen. Die Folge war ein Zweikampf der beiden Brüder. Don Ruy war mir nicht gleichgültig mehr; ſein Unglück hatte meine ganze Theilnahme erregt. Die Angſt um ihn trieb mich zwiſchen die Schwerter der feindlichen Brüder. Aber ſie ließen ſich nicht abhalten, mit unerhörter Hitze fortzukämpfen, und ich mußte Zeugin dieſes ſchrecklichen Kampfes ſein. Beide trugen lebensgefährliche Wunden davon und ſtürzten von Schmerz und Blutverluſt geſchwächt, zu Boden. Don Ruy taumelte auf mich los; ich fing ihn ſchreiend in meinen Armen auf und ſetzte mich an einen Raſenrain, ſein ſchwergetroffenes, blutendes Haupt in meinen Händen haltend, und meine Lippen an die klaffenden Wunden drückend, damit ſeine geliebte Seele nicht daraus entfliehe. So fanden uns unſre Leute und trugen ihn in unſere Lagerſtätte, wo er durch meine Pflege und unſere Arznei genas. Sein Bruder war ſchon am Tage nach dem Zweikampfe geſtorben, wie man ſagte, mit einem gräßlichen Fluch: wie er ſelbſt, Don Henriquez, ſo müſſe auch Don Ruy von der Hand ſeines nächſten Blutsverwandten fallen. Als Don Ruy geneſen war, ſchwur er hoch und theuer, nicht wieder unter die falſche Menſchenbrut zurückzukehren, die er ſeine Standesgenoſſen genannt hatte, ſondern als Zigeuner unter uns zu leben und zu ſterben. Seine Liebe wandte ſich mir zu mit jener ſtolzen Heftigkeit, die nur dem vornehmen Spanier eigen iſt. Wir machten bald darauf einen großen Zug über die Pyrenäen durch Languedoc und die Provence, über die Alpen durch Piemont und die Lombardei nach Ungarn; dort waren kurz vorher die Goldbergwerke in Kremnitz entdeckt worden, welche jetzt Herr Jakob Fugger in Augsburg beſitzt, und wir machten gute Geſchäfte. Don Ruy begleitete uns, und in Ungarn ward ich ſein Weib und wurde die Mutter zweier Söhne, die er damals ſehr liebte. Wir lebten vier Jahre in Ungarn, wo er einen innigen Freund in einem edlen jungen Ungar, Johann Turzoin, der beim Bergweſen in Kremnitz angeſtellt war, fand. Als wir zurückgerufen wurden, wollte mein Gemahl nicht wieder nach Spanien, ſondern in Ungarn bei Turzoin bleiben, der ihm ebenfalls eine einträgliche Stelle bei dem Bergwerke verſchafft hatte. Nur meinen Bitten gelang es endlich, Ruy zur Rückkehr zu vermögen. Es war zu meinem Unglück. Kaum in Spanien angelangt, ward er von ſeinen Standesgenoſſen entdeckt, und er war treulos genug, um mich los zu werden, ein abſcheuliches Spiel mit mir zu treiben. Der Zigeuner Runjo Gebes erhielt Geld von ihm, daß er mich überraſche und nachher ſollte ich der Untreue angeklagt werden. Pfui! es gibt nichts Schlechteres als einen treuloſen vornehmen Mann, der ſeines geringen Weibes überdrüſſig iſt. Ruy ſchämte ſich meiner, ſowie ſeines zeitherigen Lebens, und verließ uns endlich. Er vermählte ſich mit einer reichen und vornehmen Erbin; um die unglückliche Zigeunerin bekümmerte er ſich nicht mehr. Ja er ward unſer Wohlthäter und Beſchützer, aber er hat nicht wieder nach ſeinen Söhnen gefragt; es hat ihm keiner vor die Augen kommen dürfen. Ich verſtand ihn wohl; der mächtige und vornehme Mann wollte nicht Vater gemeiner Zigeuner ſein. Ich hätte meine eignen Söhne zu meinen Rächern an ihrem Vater erziehen können; ich that es nicht. Aber als der älteſte einſt vor den mächtigen Mann trat, ohne mir davon zu ſagen, und zu ihm ſprach: ich bin dein Sohn, handle wie ein Vater an mir — da verkaufte er den kecken Burſchen an das heilige Inquiſitionsgericht, und der Erzbiſchof von Toledo ſchickte ihn nach Rom. In Rom ward er ſchlecht und verkaufte ſich dem Papſt, der ihn als Spion in Frankreich verwendete. Und als Spion des Papſtes war er in Brüſſel und iſt jetzt in Innsbruck, ein verworfener und ſchlechter Menſch, ſeinem Volke untreu und von allen unſern Leuten verdammt und verflucht, nur vom Mutterherzen nicht, weil ich weiß, daß allein ſein Vater an ſeinem Verderben ſchuld iſt. So ward „unſer Beſchützer und Wohlthäter" zum Verderber ſeines Sohnes. Hier habt ihr meine Geſchichte."

Dieſes Zwiegeſpräch hatte eine Magd der Zigeunerprinzeſſin Zarova belauſcht, welche die Geliebte Jayme's, des zweiten Sohnes der Karacha war. Dieſes Mädchen war von ihrem Liebhaber angewieſen, ihm Alles zu hinterbringen, was ſie in der Umgebung der Königin und Prinzeſſin erlauſchen konnte, vorzüglich was das Verhältniß des Erzherzogs von Oeſtreich und der Herzogin von Najara betraf. Sie ging alſo hin und meldete Jayme, daß ſeine Mutter den Erzherzog zu einer heimlichen Zuſammenkunft mit der Herzogin in den Pavillon eingeladen habe. Sobald die vornehmen Liebenden ſich nicht unter den Schutz der Zigeuner ſtellten, brauchte Jayme keine Rückſichten auf ſie zu nehmen. Im Pavillon glaubte er ſie ſeinem Gönner und vornehmen Bruder Don Hernandez verrathen zu dürfen. Und er eilte und verrieth ſie. In Hernandez' Augen blitzte ein wildes Feuer; er drückte dem ihm ſo nah' verwandten Zigeuner eine volle Börſe in die Hand und nahm dann ſtill und düſter ſeine Maßregeln.

Der Abend kam, und die beſtimmte Stunde ſchlug vom hohen Thurme des Alkazar. Drei verhüllte Männer ſchritten über den Hof nach der Thüre des Pavillon. Der Eine öffnete ſie und trat hinein; die beiden Andern zogen ſich nach dem Gebüſch des nahen Gartens zurück. Kaum war das Feld leer, ſo erſchien ein vierter Verhüllter und näherte ſich der Thür, an die er abwechſelnd Ohr und Auge legte. Er entfernte ſich wieder und kehrte mit einem Manne zurück, der mehrere Gegenſtände trug, die wahrſcheinlich zur gewaltſamen Oeffnung der Thüre benutzt werden ſollten. Auch Fackeln zogen ſie unter den Mänteln hervor und waren eben beſchäftigt, dieſelben zu entzünden, als abermals neue Perſonen in dem Hofraum erſchienen. Eine hohe Männergeſtalt führte eine tiefverhüllte Frau und zwei Diener folgten. Jetzt traten auch die beiden Erſten aus dem Garten heran, offenbar die Thür zu vertheidigen; denn ſie nahmen eine drohende, wenn auch ſtumme Stellung an. Im Nu waren die Schwerter bloß;

die Frau wich raſch zurück, aber ihr Begleiter ſtürmte mit gezücktem Schwerte zuerſt auf den Verhüllten ein, welcher ſeine Fackel anzuzünden im Begriff ſtand. Die Fackel in ſeiner Hand hatte ſich aber in ein Schwert verwandelt, mit dem er ſich ſo kräftig vertheidigte, daß er alsbald zum Angreifer ward und ſeinen Gegner mit einigen Streichen ſo ſtark an das Haupt traf, daß dieſer taumelte und zu Boden ſtürzte. Während des kurzen Kampfes und Waffengeräuſches war die Pavillonthür wieder geöffnet, der Eingetretene ſtürzte ebenfalls bewaffnet heraus und aus dem Garten eilte eine zweite weibliche Geſtalt herbei. Die Erſtere mit den begleitenden Dienern war ganz vom Platze wieder verſchwunden. In dieſem Augenblicke entzündete ſich die Fackel und beſtrahlte zuerſt das Geſicht Deſſen, der ihre Flamme ins Leben gerufen hatte. Es war der Zigeuner Jayme. Zu ſeinen Füßen lag der ſtöhnende, verwundete Mann, deſſen blutendes Haupt die neben ihm kauernde, eben aus dem Garten gekommene Frau in den Händen hielt. Jayme beleuchtete die Beiden und erkannte mit Schrecken ſeine Mutter und ſeinen — Vater. Aber noch größer war der Schrecken des ſtummen leidenſchaftlichen Kämpfers, der als Don Hernandez erkannt wurde und mit dem Tone der Verzweiflung aufſchrie: „Weh mir! ich habe meinen Vater erſchlagen!“ Während er verzweiflungsvoll an der Seite des Sterbenden niederſtürzte, ſtarrten die drei Uebrigen einen Augenblick auf die Gruppe. Es war der Erzherzog, der Pfalzgraf und de Vere. Dann waren ſie im Nu von der Nacht verſchlungen und wurden nicht mehr geſehen.

„Rette dich!“ röchelte der Herzog Don Hernandez zu. „Mein Schickſal hat es ſo gewollt; der Fluch meines Bruders mußte in Erfüllung gehen. Ich begreife den Zuſammenhang. Fort! fort!“

Don Hernandez drückte ſeines Vaters erkaltende Hand;

er erhob ſich, und mit dem kaum gehauchten Worte: „Vatermörder!“ ſtürzte auch er in die Nacht.

„Ruy!“ flüſterte die alte Zigeunerin, „ich bin Karacha. So mußte es kommen. Mir haſt du zuerſt gehört, mir gehörſt du zuletzt. Was dazwiſchen liegt, iſt nur ein böſer Traum; ich bin verſöhnt mit dir. Und der neben dir kniet, iſt mein jüngſter Sohn; er will die Hand ſeines ſterbenden Vaters küſſen. Segne ihn! Er iſt dein Kind ſo gut wie Jener, deſſen Stahl dich ſchlug.“

Der Herzog hob die Hand und ließ ſie auf des Zigeuners Haupt nieder. „Ja, ſo mußte es kommen,“ murmelte er, „damit ich geheilt würde von meinem unſeligen Stolz. Der Himmel hat dich an mir gerächt, Karacha. An der Schwelle des Hauſes ſchwinden die thörichten Vorurtheile, die man darin gehegt. — Und wie wunderbar! Da liege ich wieder mit blutendem Haupte in deinem Schoße, wie vor vierzig Jahren, als ich an der Treuloſigkeit meines Bruders und meiner Braut zu ſterben wähnte, und du meine Liebe gewannſt. Und weil ich gegen dich ſo treulos war, wie Jene gegen mich geweſen, deshalb lieg' ich wieder an derſelben Stelle, aber diesmal ſterbend und an den Anfang reiht ſich das Ende.“ — Er zog mühſam einen Ring vom Finger, fügte einen kleinen Schlüſſel hinzu, den er bei ſich trug und ſagte, beides der Zigeunerin übergebend: „Was in meiner Spinde ſich befindet, iſt dein und deinen Söhnen. Der Ring wird dir Glauben verſchaffen, ſollte dir Jemand wehren wollen, dein Eigenthum an dich zu nehmen. — Und nun betet und laßt mich die Seele Gott und den Heiligen übergeben!“

Es wurde kein Laut mehr geſprochen. Als nach einigen Minuten vertraute Diener der Königin kamen, um dem Herzog beizuſtehen, war er bereits verſchieden; ſie konnten nur ſeine Leiche entfernen, welcher die Zigeunerin und ihr Sohn mit gefalteten Händen folgten.

Der ſtrengſte Befehl der Königin hielt die Todesart des Herzogs geheim; doch da Don Hernandez ſich aus der Stadt entfernt hatte und nicht wiederkehrte, ſo vermuthete man die Wahrheit. Auch erfuhr man, daß die ſchöne Witwe einem troſtloſen Schmerze verfallen ſei und nur die Königin bei ſich ſehe, welche ihr mit wahrhaft mütterlicher Zärtlichkeit begegne. Der letztere Umſtand hielt den Verdacht nieder, als habe Donna Luiſe den Tod ihres Gatten verſchuldet, und vermehrte das Räthſelhafte des Ereigniſſes.

Drei Tage ſpäter wurde die Leiche des mächtigen Amirante mit ſchier königlicher Pracht beigeſetzt. Der Erzherzog Philipp ſchloß ſich mit ſeinem ganzen Hofſtaate dem Trauerzuge an, den der König in eigner Perſon eröffnete. Der große Zug wurde eben geordnet, als Aller Augen auf eine unerwartete und auffallende Erſcheinung gelenkt wurden. Unter den Tönen eines ſeltſamen Trauermarſches ſchritten mehrere hundert Zigeuner beiderlei Geſchlechts in ihrem ſchönſten Putze mit fliegenden Fahnen heran, um ihrem Beſchützer die letzte Ehre zu erzeigen. Am meiſten zog die Zigeunerkönigin mit ihren Kindern die Aufmerkſamkeit auf ſich, und unter den Letztern war es wieder die kleine, niedliche Zarova, welche am meiſten gefiel. Als ſie nicht weit von der Stelle vorüberſchritt, wo der Erzherzog ſtand, und er ihre reizende Geſtalt erblickte, durchbebte ihn plötzlich die wildauflodernde Liebesflamme, die er ſchon einmal für dieſes ſeltene Weſen in ſeiner Bruſt gefühlt hatte; ja die kleine Zigeunerin kam ihm noch reizender vor als in Blois, und eine ſüße Schwermuth ſchien auf ihren Augenlidern zu liegen, die ſie in verſchämter Befangenheit über die ſtrahlenden Augen geſenkt hatte. Vergeſſen war die ſchöne Herzogin von Najara, verwiſcht der ſchmerzliche Eindruck, welchen der Tod des Herzogs auf ihn gemacht, und als deſſen mittelbare Urſache er ſich hatte anklagen müſſen; der leichtſinnige Fürſt dachte nur daran, wie er die reizende Zigeunerprinzeſſin bald gewinnen möchte, und zu Hauſe angelangt, hatte er nichts Eiligeres zu thun, als Bübenhoven über dieſen Punkt zu conſultiren und ihm zweckmäßige Maßregeln anzubefehlen.

Das waren die Früchte der herzergreifenden Ermahnungen, welche die Herzogin von Najara in der Unterredung mit ihrem Jugendgeliebten an ihn hatte ergehen laſſen.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Ausgewählte

# Romane und Novellen

von

**Ludwig Storch.**

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Zweiundzwanzigſter Band:

## Ein deutſcher Leinweber.

Dritter Theil.

Leipzig,
Ernſt Keil.
1861.

# Ein deutſcher Leinweber.

Zeit- und Lebensbilder
aus der erſten Hälfte des ſechszehnten Jahrhunderts

von

**Ludwig Storch.**

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Erſte Abtheilung.

## Philipp von Oeſtreich.

Roman in vier Theilen.

Dritter Theil.

Leipzig,
Ernſt Keil.
1861.

# Philipp von Oeſtreich.

Roman in vier Theilen

von

**Ludwig Storch.**

Dritter Theil.

## I.

# Böſe Kunde.

Der ſchöne Abend eines warmen prachtvollen Frühſommertags ſenkte ſich auf die reizenden Thäler des Lech und der Wertach, beide aus den tyroler Alpen herabbrauſend, über den Hochwald der Berge, welche in der Gegend, wo die Wertach in den Lech mündet, die linke Thalwand des erſtern Fluſſes ausmachen und zu der holz- und wildreichen Markgrafſchaft Burgau gehörten, zog ein Gewitter auf und ging über den engen Schmuttergrund, um, wie es ſchien, im Wertachthale ſich zu entladen. Ein Wanderer, welcher das kleine Flüßchen der Schmutter überſchritten hatte und die Höhe auf dem Wege erſtieg, welcher von Ulm nach Augsburg führt, förderte ſeine Schritte mit ſteigender Eile, um ſich nicht von dem Wetter erreichen zu laſſen, und trocknete ſich oft den rinnenden Schweiß von der Stirn. Dieſer ſchlichtgekleidete Fußgänger war der niederländiſche Malermeiſter Martin van der Voort, und obgleich der raſche Gang bergauf den Künſtler ungewöhnlich aufgeregt hatte, ſo merkte man es ſeinem verfallenen und kummervollen Geſicht doch an, daß es im ruhigen Zuſtande eben ſo bleich und krankhaft ausſehen mochte, wie im Winter zuvor in ſeinem Vaterlande. Trotz der Eile hatte der Meiſter ein Auge für die reinliche Schönheit der Landſchaft, und zuweilen ſandte er den Blick in das idylliſche Schmutterthal zurück und ließ ihn ein wenig auf den Meierhöfen, Weilern und Dörfchen ruhen, die ſich ihm entgegenboten. Dann ſtieg wol ein tiefer Seufzer aus ſeiner

Bruſt, als wolle ſie die gewaltige Laſt des Kummers, die auf ihr wuchtete und ſeinen Zügen einen ſo peinlichen Ausdruck aufprägte, von ſich abwälzen.

Bald bog er vom Wege ab und verfolgte einen wenig betretenen Pfad durch den Wald, und als die erſten fallenden Tropfen ihn berührten, hatte er den Wald hinter ſich und ſah auch ſchon ein einfaches Haus mit daran gehängten Wirthſchaftsgebäuden vor ſich liegen. Die runden Glasſcheiben glitzerten, wie Sterne, von den Strahlen, welche die untergehende Sonne ſchräg unter den ſchwarzen Gewitterwolken hin auf die Wand warf, deren geſchwärzte, zierlich ausgeſchnittene Balken grell von dem weißgetünchten Kalk abſtachen, der die Fächer füllte. Ein Blumengärtchen vor den Fenſtern und ein üppiger Weinſtock, der ſich am Spalier dicht an der Thüre hinaufrankte, erhöhten das Friedliche und Wohnliche dieſes Hauſes. Es war der Fuggeriſche Wellenhof, welcher in einer ſpätern Zeit abgetragen und an deſſen Stelle das große und ſchöne Schloß Wellenburg errichtet wurde, in welchem die Fuggeriſchen Familienbilder und andere als Erinnerungsgegenſtände dienende Effecten aufbewahrt wurden, eine Zierde des Berges. Eine Strecke hinter dem Hofe, nach dem Schmutterthale zu, erhob ſich aus Bäumen und Gebüſch das ſtattliche und reiche Frauenkloſter Ober-Schönfeld Ciſtercienſer Ordens. Der zottige Hofhund ſprang dem eiligen Maler wedelnd entgegen und kaum hatte dieſer die Thür erreicht, als ein heftiger Gewitterregen aus der ſchwarzen Wolke hervorbrach, und Blitz und Donnerſchlag den Luftkreis erſchütterten. In der weiten Hausflur fand der Maler ſeinen Gönner, den ehrenwerthen Jakob Fugger ſehr geſchäftig die Eier zählend, die Butterwecken überſchauend und die Fauſtkäſe prüfend, welche die rüſtige Wirthſchafterin des Hofes vor ihm auf langen rohen Tiſchen ausgebreitet hatte; denn auf dem Wellenhofe wurde eine im Verhältniß zum Grundſtück nicht unbedeutende Viehzucht getrieben, und am folgenden Tage war Markttag in Augsburg, wohin dieſe Victualien zum Verkauf gebracht werden ſollten. Meiſter Jakob nickte dem Meiſter Martin flüchtig zu, ließ ſich aber weder von dieſem noch von Blitz und Donner und ſtrömenden Regengüſſen abhalten, ſein Geſchäft zu vollenden. Erſt als er fertig war, bot er dem Maler die Hand, hieß ihn willkommen und führte ihn in die Stube.

„Das Gewitter hat Euch faſt erwiſcht," ſagte er dann mild lächelnd, „dankt Gott, daß Ihr das Haus glücklich erreicht habt. Es zieht ſich hinauf nach Bobingen und wird den Flachsfeldern an der Wertach ſehr zu ſtatten kommen."

Der Maler lächelte, daß der reiche Leinweber nur an den Flachs dachte.

„Ihr bauet wol ſelbſt vielen Flachs, Meiſter Jakob?" fragte er dann.

„Nur einige Morgen. Aber in all' den Thälern da hinüber, wo Ihr herkommt, in der ganzen Markgrafſchaft Burgau und im Unterallgau, an der Schmutter, an der Zuſam, am Haſelbach, an der Mindel, an der Kamb, an der Günz, bis zur Iller und noch drüber hinaus, duftet alles Waſſer, das der Donau zuſtrömt, nach den Flachsröſten, die ihre Waare an die Gebrüder Fugger in Augsburg liefern. Daher meine große Bekanntſchaft unter den Bauern in der bergigen Markgrafſchaft und des Unterallgaues, die mir in den Angelegenheiten Euerer Frau ſehr zu ſtatten kam. Nun, wie habt Ihr ſie gefunden? Iſt ſie geſund? Erwartet ſie bald ihre Stunde? War ſie erfreut über Euern Beſuch? Wie hat ſie ſich in ihre neue Lage geſchickt?"

„Ihr fragt mich viel auf einmal," antwortete der Maler, jedoch nicht mit der Heiterkeit, welche der Leinweder wol erwartet haben mochte. „Ich will Euch's der Reihe nach zu beantworten verſuchen, ſo gut ich vermag. Ich habe Eleonoren nicht anders gefunden, als wie ſie ſich in Augsburg auch gegeben hat, finſter, verſchloſſen, mürriſch, mit ſich, Gott und der Welt grollend. Man muß ihr noch immer die Worte abkaufen; ſie iſt eben ſo fleißig, aber immer noch von jenem krankhaften Fleiße, deſſen ſich kein Menſch erfreuen kann, weder Andere, noch ſie ſelbſt; wie ſie in Augsburg vom erſten Frühſtrahl bis in die ſinkende Nacht malte und ſich kaum Zeit vergönnte einen Biſſen zu eſſen, ſo ſpinnt ſie jetzt unter den Bauerweibern in Burtenbach, welchen noch keine ihres Geſchlechts vorgekommen, die im Sommer ſo viel Stränge Garn gefördert, und ſie fragen ſich verwundert, was das im Winter erſt geben ſoll.“

Fugger ſchüttelte mißbilligend und bedenklich den Kopf. „Das iſt mir nicht lieb zu hören,“ ſagte er ernſt. „Ich hatte gehofft, dieſe böſen Grillen ſollten ſich unter den Bauersleuten geben. Die Frau iſt aber gemüthskrank, und Ihr dauert mich ſehr, Meiſter Martin. Ihr habt für Euere Liebe und Aufopferung einen ſchlechten Lohn erworben und hättet doch wahrſcheinlich einen ſo guten verdient.“

Van der Voort lächelte bitter und ſchwieg; aber es war, als wenn ſein kummervolles Antlitz noch bläſſer und eingefallner würde, ſeit ſich die Aufregung des Bluts gelegt hatte. Die Aufregung ſeines Gemüths war geblieben; das ſah man an ſeinem zuckenden Blick, an ſeinen bebenden Mienen.

„So hatte die Frau wol auch keine ſonderliche Freude, als Ihr unverhofft zum Beſuche bei ihr ankamt?“ fragte Fugger weiter.

„Ich darf Euch nichts verſchweigen, Meiſter Jakob,“ verſetzte der Niederländer mit unruhiger Haſt. „Meine

Frau hatte nichts weniger als eine Freude, als ſie mich in Burtenbach bei ſich ankommen ſah; Ihr werdet gleich hören warum. Ich hatte aber auch, trotz meiner großen Liebe zu ihr, nicht Urſache, mich über ihr Thun und Treiben zu freuen. Sie hat zwar fleißig für Euch Flachs geſponnen, und ſo ſehr ſie's auch übertrieben, ſo wollte ich doch, ſie wäre dabei geblieben. Aber hört zu, was ſich begeben hat! Da hat ein Bauer im Kloſter Edelſtetten eine Schweſter am Rhein im Speiergau verheirathet; der iſt dieſen Sommer, da er all' ſein Feld beſtellt, hinübergegangen, dieſe Schweſter zu beſuchen, und iſt nun vor etlichen Tagen wieder heimgekehrt und hat eine ſchlimme Neuigkeit mitgebracht. In Untergrünbach, einem Dorfe im Speiergau, haben zwei Bauern durch liſtige Worte die ganze umliegende Bauernſchaft wider den Biſchof und das Kapitel von Speier aufgewiegelt. Das Landvolk hat ſich zu großen Haufen heimlich zuſammen verſchworen, wie vor dreizehn Jahren die Käſebröder in Friesland. Die Verſchwörung ſoll ſich weit am Rhein verbreiten. Aber einer der Bündler hat ſie dem Pfaffen in der Beichte verrathen, und nun ſteht das Volk auf und hat ſich bewaffnet, wie es eben gekonnt, mit Spießen und Schwertern, mit Senſen und Dreſchflegeln, auch theilweiſe mit Kugelbüchſen und langen Meſſern, und ſo erwarten ſie im Lande die Heerſchaaren des Adels. Auf einer Stange laſſen ſie ſich eine Fahne mit einem gemalten Bundſchuh vortragen, als Abzeichen ihres Aufſtandes gegen Gott und die Obrigkeit, und nennen ihr abſcheuliches Bündniß oder den Aufſtand ſelbſt danach den Bundſchuh. Sie haben eine Loſung, daran ſie ſich erkennen, indem der Eine fragt: Was iſt das nur für ein Weſen? worauf der Andere antwortet: Man kann vor Pfaffen und Adel nicht geneſen. Und danach halten ſie zuſammen. In einem Buchenwald am Rhein haben ſie einen Verſammlungstag gehalten, und in kurzer Zeit ſind ihrer etliche Tauſende zuſammengelaufen; das Unheil wird alle Tage größer. Ihr Vorhaben iſt: ſie wollen gleich den Helvetiern das Joch der Dienſtbarkeit abwerfen, Fürſten und Adel ausrotten, die ganze Pfaffheit umbringen oder verjagen, das Regiment und die Religion erneuern und die geiſtlichen Güter Jedermann gemein machen. Unterthan wollen ſie allein dem römiſchen Kaiſer ſein.“

„Daß Gott ſich erbarme und dem Unheil ſteuere!“ rief Fugger entſetzt. „Das iſt wieder eine Bauernbosheit, wie vor zehn Jahren in Schlettſtadt im Elſaß, wo ſie die Fahne mit dem Bundſchuh zuerſt aufbrachten, und wie vor ſechsundzwanzig Jahren im Würzburgiſchen, wo ich kurz vorher als ein ſiebenzehnjähriger Webergeſell eingewandert war. Da war ein Bänkelſänger und Pfeifer, ein junger Kerl, Namens Hans Böheim in Niklashauſen, den Wirth und Gäſte in allen Weinſtuben und Schenken im ganzen Bisthum gern ſahen, weil er ſo hübſche Lieder ſang, die Pfeife blies und die Pauke ſchlug zum Tanz. Es läßt ſich aber der Bub' nicht genügen mit dem Verdienſt, den ihm ſeine Stimme und ſeine Pfeife abwirft, und fängt plötzlich an und predigt in den Schenken und Herbergen wunderliches Zeug. Er gab vor, die Mutter Gottes ſei ihm zu wiederholten Malen erſchienen und habe ihm beauftragt und aufgefordert, bekannt zu machen, daß in kurzer Zeit aller Standesunterſchied unter den Menſchen aufhören werde; denn Alle würden ſich einer allgemeinen Freiheit und Gleichheit zu erfreuen haben. Jegliche Obrigkeit, weltliche wie geiſtliche, würde gänzlich aufhören und man würde nichts mehr wiſſen von Kaiſer und Papſt, von Fürſten und Grafen, Biſchöfen und Prälaten; die ganze Erde würde allen Menſchen gemeinſam ſein und Keiner mehr für einen Andern zu arbeiten brauchen, Felder und Wälder, Weiden und Gewäſſer würden zu Jedermanns Nutzen und Vergnügen dienen. Das waren denn lauter Dinge, die die Bauern gern hörten, und nicht lange Zeit verging, ſo war das ganze Land in Aufregung. Die Bauern zogen dem Pfeiferhänslein zu Hunderten, ja zu Tauſenden nach, von einem Dorfe zum andern, wo er predigte, und nach ſechs Wochen ſtrömten ſie aus Franken, Schwaben, Baiern und vom Rheinſtrom herbei; es war ein Laufens und Rennens und eine Menſchenmenge auf allen Wegen und Stegen, daß man ſagte, es wären eines Tags Vierzigtauſend um den Freiheitsprediger in Niklashauſen geweſen. Da befahl Pfeiferhänslein, dem der Kamm geſchwollen war, ſie ſollten an einem beſtimmten Abend zu ihm kommen, aber keiner unbewaffnet, und ſollten keine Weiber und Kinder mitbringen. Am folgenden Tag ließ ihn der Biſchof beim Kragen nehmen und in Gewahrſam bringen: ſeine Zuhörer kamen aber am beſtimmten Tage und als ſie die Gefangenſchaft ihres Hänsleins erfuhren, rückten ſechsundvierzigtauſend Mann vor das Schloß in Würzburg und begehrten mit argen Drohungen die Freiheit ihres Freiheitspredigers. Der Biſchof ließ ſie durch ſeinen Marſchall zur Ruhe vermahnen, aber ſie hätten dieſen mit Steinen todtgeworfen, wenn er ſich nicht eiligſt zurückgezogen hätte. Erſt als Donnerbüchſen aufgefahren und vor aller Augen ſcharf geladen wurden, zog ſich das tolle Volk zurück. Die Rädelsführer wurden ergriffen und der Biſchof ließ ihnen und ihrem Lügenpropheten die Köpfe vor die Füße legen. Das war das Ende vom Lied und vom Liederſänger Hans Böheim. Das dumme Volk kam damals gnädig davon, ſchlimmer ging es den Empörern vor zehn Jahren im Elſaß, wo ſie geköpft und geviertheilt wurden, und doch ſcheint das Bauernvolk die Geſchichte vergeſſen zu haben und fängt das alte Lied wieder zu ſingen an. Aber Ihr wollt mir ja noch von Euerer Frau erzählen. Wie hängt denn ihr toller Trotzkopf mit dem gottloſen Aufſtand verrückter Bauern im Speiergau zuſammen?"

„Wie ich Euch ſchon ſagte, der Bauer aus Edelſtetten hat die Kunde mit vom Rhein gebracht; die Kloſterfrauen in Edelſtetten haben aber alsbald ein großes Geſchrei erhoben, gleichſam als ſeien ihnen die Bauern der ganzen Markgrafſchaft Burgau ſchon auf dem Dache, und ſo iſt's geſchehen, daß ſich die Nachricht wie ein Lauffeuer an der Kamlach und Mindel verbreitet hat. Und ſo iſt ſie denn auch nach Burtenbach gekommen und hat die Leute auf dem Schloſſe in Schrecken gejagt. Kaum hat aber Frau Eleonore davon gehört, ſo iſt gleichſam ein böſer Dämon in ſie gefahren. Sie hat ſich alsbald aufgemacht und iſt hinüber nach Kloſter Edelſtetten gegangen, hat den Bauer umſtändlich über den Bauernaufſtand im Speiergau ausgefragt und hat ſodann, nach Burtenbach zurückgekehrt, unter den Bauern des Fleckens Aufruhr zu predigen angefangen gegen Fürſten und Pfaffen und Adel."

„Herr Gott, ſteh' uns bei!" rief der Leinweber erſchrocken. „Das iſt ja ganz entſetzlich!"

„Ja wol entſetzlich!" ſeufzte der Maler. „Ich bin faſt vergangen in meinem Leide über die Thorheit dieſer Frau."

„Nun ſagt nur ſchnell, was iſt weiter geworden? Ich zittere vor Begierde und Furcht, das Ende zu hören."

„Sie hat eben gegen alle Obrigkeit und Pfaffheit gewüthet und dieſelben Dinge gepredigt, wie das Pfeiferhänslein; ſie hat aber auch die Bauern aufgefordert, ihre weltlichen und geiſtlichen Herren todt zu ſchlagen. Erſt hat ſie die Weiber für ſich gewonnen, hernach auch die Männer, und wie erſt das Malen und Spinnen, ſo hat ſie nun das Aufruhrpredigen betrieben, raſtlos und unermüdlich. Und in dieſer heilloſen Beſchäftigung fand ich ſie denn, ſo daß Ihr Euch wol erklären könnt, weshalb ſie keine Freude über meine Ankunft, und ich keine über ihr Beginnen hatte.“

„Wol glaub' ich es Euch, armer Mann!“ ſagte Fugger und reichte dem betrübten Künſtler die Hand voll Mitleids. Dann fuhr er, wie entſchuldigend fort: „Ich kann mir's ja wol erklären. Sie iſt von einem Fürſten und von einem Pfaffen ſchwer gekränkt worden, und der Adel hat ſich übermüthig gegen ſie gezeigt, und ſie hat von Natur ein hitzig Temperament und einen ehrgeizigen Sinn. Die Markgrafſchaft Burgau iſt aber Eigenthum unſers gnädigſten Kaiſers und Herrn.“

„Wenn ſie das Letztere etwa noch nicht gewußt hätte, ſo würde ſie es bald genug erfahren haben. Der Schloßherr, gegen deſſen Frau ſich Eleonore vorher ſchon ſtolz benommen — o ich kenne ihre Art! — iſt von den Kloſterfrauen in Edelſtetten, die ſich hinter die Schloßfrau geſteckt, beſtürmt worden und ließ ſie am zweiten Tage meines Dortſeins feſtnehmen und nach Burgau in kaiſerliche Haft bringen. Vergebens nannte ich Euern Namen, Meiſter Jakob. Es hätte nicht viel gefehlt, ich wäre ſelbſt mit abgeführt worden. Sie ging ruhig und ſtolz, wie eine Königin, und verwies mir meine Verzweiflung. Ich richtete zu ihrer Befreiung nichts aus, denn die Kloſterfrauen zu Ober-Schönfeld hatten an die zu Edelſtetten einen gehäſſigen Bericht über Eleonore gemacht, den dieſe vorgelegt.“

„Hätte ſie ſich nur mit den Nonnen hier vertragen können!“ rief Fugger erzürnt, „dann hätten wir ſie doch in der Nähe, und ſie konnte uns kein ſolches Unheil anrichten. Ich wollte, ich hätte ſie hier in den Wellenhof geſteckt, als ſie ſich drüben mit den Nonnen überworfen; aber ſie hätte uns am Ende hier auch nicht gut gethan.“

„Ach, ihr hohes Gemüth voll Stolz und Zorn wird ſich nie mit den Menſchen und Verhältniſſen vertragen, wie ſie ſind?“ ſeufzte der Maler. „Ich allein kenne ſie, und weil ich ſie kenne, liebe und ſchätze ich ſie. Ihre Seele voll ungewöhnlicher Kraft und Schönheit iſt jetzt nur von Unmuth und Schmerz verdüſtert. Aber ich hoffe, es wird wieder ſonnenlichter Tag in ihr werden, und die heilige Kunſt wird ihr als Morgenröthe dienen. Laßt nur dieſe Periode erſt vorüber.“

„Ihr ſeid ein ſeelenguter Mann!“ ſagte Fugger gerührt. „Ihr habt immer etwas für Frau Eleonorens Entſchuldigung. Na, Gott laſſe Euere Hoffnung in Erfüllung gehen! Ihr müßt ja genug Herzleid und Trübſal dieſer Frau wegen ausſtehen. Ich verſprech' Euch, all meinen Einfluß bei des Kaiſers Gnaden anzuwenden, damit ſie bald wieder auf freien Fuß geſetzt wird.“

„Ihr vermehrt das Kapital Euerer Wohlthaten für uns dergeſtalt, daß wir mit den dankerfüllteſten Herzen die Zinſen nicht abzutragen vermögen!“ rief der Maler mit Thränen in den Augen und drückte Fugger's Hand, die er in der Begeiſterung ergriffen hatte, an's Herz.

„Nehmt jetzt einen Imbiß und Veſpertrunk mit mir. Wir wollen von unſerer friſchen Butter und Käſe verſpeiſen, beides hat meine alte Kunkellene hier auf dem Wellenhofe vortrefflich. Unterdeſſen hat ſich das Wetter ganz verzogen und wir gehen dann ſelbander nach der Stadt, wenn wir auch etwas ſpät dort ankommen. Euere Nachricht aus dem Speiergau iſt mir zu wichtig, als daß ich mich nicht morgen gleich darüber mit meinen Freunden beſprechen möchte.“

Fugger holte ſelbſt einen Krug Wein aus dem Keller; die Schaffnerin trug die frugalen Speiſen auf. Der Maler aß wenig, verſchmähete aber den dargebotenen Becher nicht und leerte denſelben haſtig nach einander, ſo daß der Inhalt der Flaſche verſchwunden war, eh' der mäßige Fugger ſeinen erſten Becher ausgetrunken hatte. Als ſie endlich gingen und wieder eine Strecke durch den vom Gewitterregen erfriſchten Wald dem Berghange zuſchritten, nahm Fugger nach langem Schweigen das Wort: „Nehmt die Erinnerung eines Freundes für Das, was ſie iſt und ſein ſoll, Meiſter Martin, für eine gut gemeinte Warnung vor Schaden. Es iſt mir nicht angenehm geweſen zu bemerken, daß Ihr ſeit einiger Zeit die Gaben des Bacchus mehr liebt, als Euerer Natur zuträglich ſein dürfte. Ihr nehmt wenig Speiſe und trinkt deſto mehr. Das iſt kein rechtes Verhältniß.“

Der Maler war roth geworden und ſtammelte etwas von ſeinen Sorgen, die er zuweilen im Wein zu ertränken verſuche.

„Lieber Meiſter,“ fuhr der Leinweber fort „dieſe Frau iſt Euer Unglück. Ihr liebt und verehrt ſie und beſchönigt alle ihre Fehler. Und dabei werdet Ihr ihrer nicht froh. Ich ſah' es Euch an, Ihr grämt Euch über ihr gleichgültiges und wunderliches Weſen, und entſchuldigt ſie doch in Euerm Herzen auf alle Weiſe. Aber Euer Gram behält Euerm Herzen gegenüber doch recht, ſonſt griff' er nicht nach der Weinflaſche. Hütet Euch wohl, den Wein als Sorgenbrecher anzuſehen! Die Sorge kommt immer wieder, wenn der Geiſt des Weins gegangen iſt; dieſer bricht aber endlich das Leben.“

„Und iſt denn das ein ſo großer Verluſt?“ fragte der Maler bitter.

„Nehmt mir's nicht übel, das iſt die Frage eines muthloſen Mannes. Das muß anders mit Euch werden! Ihr müßt Euch wieder von dieſer Frau trennen, die in keinerlei Weiſe für Euch paßt. Was ſoll Euch ein Eheweib, das nicht vergeſſen kann, daß ſie des ſteinreichen Peter van der Kapellen Ehewirthin und Pantoffelkönigin, ja, daß ſie die ſchönſte Frau in den Niederlanden war und ſich dadurch zu einer Sünde verleiten ließ, die ihr Gott vergeben möge? Während ſie das Bewußtſein dieſer Sünde hat und oft zerknirſcht iſt, ſolche Fehltritte gethan zu haben, iſt ſie doch wieder ſtolz darauf, die Geliebte des ſchönen Erzherzogs geweſen zu ſein; und wenn ihre Seele voll Haß und Zorn gegen ihn iſt, ſo iſt ſie's wahrlich nicht deswegen, weil er ſie ihrer ehelichen Pflicht untreu gemacht hat, ſondern weil er ſie verlaſſen und nicht wieder nach ihr gefragt hat. Ihr müßt Euch Eueres eignen Heils wegen von dieſer Frau trennen, die Euch nie geliebt hat."

„Wohin denkt Ihr, Meiſter Jakob!" rief der Maler mit den Händen abwehrend. „Mein Muth war ſchon gebrochen, eh' ich ſie die Meine nennen durfte, und ihr Beſitz allein iſt's, der mich noch erhält. Trennung von ihr würde mein baldiger Tod ſein. O Ihr wißt nicht, wie ſie mich liebt! Ihr beurtheilt ſie nur nach ihren Fehlern; ihre großen Vorzüge habt Ihr nicht Gelegenheit zu bemerken. Aber ſelbſt ihre Fehler ſind keine gemeine; ſie entſpringen aus ihren Tugenden."

„So behaltet ſie in Gottes Namen! Aber dann grämt Euch auch nicht und macht den thörichten Verſuch, Euch guten Muth zu trinken. Nehmt Euch dann ein Beiſpiel an Meiſter Albrecht Dürer in Nürnberg, der ſich's nicht anfechten läßt, ſein böſes Weib mag reden was ſie will, und lebt ganz allein Euerer Kunſt, wie er."

„Dürer's Frau iſt gemein, keifig, unluſtig; Eleonore iſt edel, großherzig und kühnen Geiſtes. Das iſt ein Unterſchied wie faules Waſſer aus einem Tümpfel und ein firner Wein aus Euerm Keller."

„In Gottes Namen denn, Mann! So iſt Euch nicht zu helfen. Ihr müßt mit dieſer Frau leben und auskommen, nicht ich. Ich werde kein Wort wieder darüber an Euch verlieren." Und ohne ſich ſeine Verſtimmung merken zu laſſen, fragte Fugger den Maler ſogleich über andere

Gegenſtände und Beobachtungen auf der kleinen Fußreiſe deſſelben.

Unter ſolchen Geſprächen waren ſie am Berghange aus dem Walde getreten und ſahen jetzt plötzlich in der ſchönſten Abendbeleuchtung die majeſtätiſche Stadt mit ihren vielen hohen und ehrwürdigen Thürmen auf der Bergzunge zwiſchen dem Wertach- und dem Lechthale zu ihren Füßen liegen. Sie konnten das ganze langgeſtreckte, etwas unregelmäßige Viereck der Statt bis auf die Vorſtadt überſehen, denn die letztere lag nach dem Lech zu in der Tiefe, doch ihre Blicke ſchweiften noch weiter in den beiden Flußthälern und, nach der Vereinigung beider, noch eine Strecke im breiten Lechthale fort und überflogen die zahlreichen wohlhabenden Dörfer zu beiden Seiten des Stroms. Jakob Fugger, der dieſen Weg von früher Jugend auf ſo oft gewandelt war, blieb doch in der Regel an dieſer Stelle ſtehen und begrüßte die geliebte Vaterſtadt mit leuchtenden Blicken. Auch diesmal hielt er die Schritte an, wie überraſcht von dem prächtigen Anblick, und ließ das heitere Auge von den herrlichen Zwillingsthürmen der Domkirche auf den ſchlanken, einzeln ſtehenden Perlachthurm und das ſtattliche Rathhaus mit zwei Thürmen daneben gleiten. Dann muſterte er ebenſo mit innerlichem Wohlbehagen die Thürme von St. Ulrich und St. Afra, von St. Moritz, des heiligen Kreuzes und der andern Kirchen und Klöſter, die biſchöfliche Pfalz und die Thore und manches liebe Haus, deſſen Giebeldach er zu unterſcheiden vermochte. Das innigſte Vergnügen über dieſen Anblick ſprach aus ſeinen Blicken, über ſeine ſonſt fahlen Wangen flog eine leichte Röthe und er ſprach vor ſich hin: „Gott und alle Heiligen mögen dich behüten und bewahren vor jeglichem Unglück und Schaden, du meine liebe Vaterſtadt! Und wie man deinen Anfang nicht kennt, und du ſchon groß und prächtig geweſen biſt zu der Römer Zeiten, ſo mögeſt du auch nicht eher ein Ende nehmen, als bis Himmel und Erde im Feuer des Herrn aufgehen am Tage des Gerichts. Und dann noch mögen deine Kinder wohl beſtehen!" Dann wandte er ſich zum Maler: „Ihr habt ſchöne Städte in den Niederlanden, und ich bin mein Lebelang viel gewandert ſchier in aller Herren Ländern und habe manche feine Stadt geſehen; aber das müßt Ihr mir doch zugeben: es wird ſchwerlich eine ſchöner gelegene gefunden werden, ſo voll ſtattlicher Bauten zu Gottes Ehr' und der Menſchen Nutzen und Vergnügen, als mein liebes Augsburg. Wie ſie ſich von ihrem Hügel herabſenkt, das Haupt ſtolz emporgetragen, von den beiden Flüſſen recht minniglich umarmt! Ja es iſt ein Paradies, dies kleine Land, grüne duftende Wieſen, reiche Triften von Bächen durchſchnitten, fruchtbares Ackerfeld, angenehme Berggärten, Berge mit köſtlichem Wald und die beiden Flüſſe, die hier zu einem werden. Wie lieblich iſt's doch an ihren Ufern! Welch ein ſchattiger Baumſchlag! Und Kapellen und Kirchen in den Thälern und auf den Bergſpitzen, und geſchäftige Menſchen überall, wohin man das Auge wendet! Für mich kein lieber Stück Erde als dieſer Berggipfel zwiſchen der Wertach und dem Lech, eine Landzunge und der beſte Leckerbiſſen auf ihr; und wenn mir nur die eine Wahl bliebe, ſo wollte ich doch lieber in Augsburg der ärmſte, als in einer andern Stadt der reichſte Mann ſein. Es könnte Manches anders und beſſer ſein in ihrem zünftigen Regimente, aber ich bin ein ſo eingefleiſchter Augsburger, daß mir auch die Fehler und Mängel meiner Vaterſtadt wohlgefallen. Werden wir doch nicht von hochmüthigen Geſchlechtern geplagt und geärgert, wie unſere Nachbarſtädte Regensburg und Nürnberg, und jeder ehrliche und fleißige Handwerksmann hat die Ausſicht in den Rath gewählt zu werden und am Regimente ſeiner Vaterſtadt theilzunehmen. Wir ſind eine freie Reichsſtadt und erkennen keinen weltlichen Herrn, als unſern gnädigſten Kaiſer, der uns bei unſern Freiheiten und Privilegien ſchützt und, wenn's nöthig iſt, uns neue verleiht. Kaiſer Max, oder vielmehr König Max, wie er nur genannt ſein will, liebt ſein treu ergebenes Augsburg, wie keine Stadt im ganzen Reiche weiter und iſt ſeiner ſtolzen Auguſtusburg ein gnädig geſinnter Auguſtus, Handel und Wandel blühen, die Zünfte ſind wohlbeſtellt, und Gott meint's allewege gut mit den braven Augsburgern.“

„Ihr ſeid ein wohlberedter Lobredner Eurer Vaterſtadt,“ ſagte der Maler wehmüthig. „So lang' ich Euch kenne, hab' ich Euch noch nicht mit ſolcher Begeiſterung ſprechen hören. Wahrlich, ſelig zu preiſen iſt der Mann, dem vergönnt iſt, in ſeiner Vaterſtadt zu leben und zu ſterben und ſeine Kräfte ihrer Wohlfahrt und ihrem Ruhme zu widmen. Es iſt ein unergründlicher Zauber, der ein wackeres und edles Gemüth anſpornt, die Stelle, wo ſeine Wiege geſtanden, mit guten Werken zu ſegnen und in ſolcher Thätigkeit ſelbſt luſtig zu grünen und zu blühen und Früchte zu tragen, gleichwie ein Baum auch nur in dem Boden am beſten bekleibt und gedeiht, aus welchem er aus dem Samenkorn emporgeſchoſſen iſt. In fremder Erde kränkelt der Baum und das Menſchenherz.“

Der augsburger Bürger überhörte über die Freude an den erſtern Worten die ſchmerzliche Betonung, mit welcher die letztern geſprochen wurden. In frommer Vaterlandsbegeiſterung rief er aus: „Ja wahrlich ein Zauber iſt's, der mich an mein liebes Augsburg feſſelt! Und wenn mir's Gott vergönnt, gedenk' ich noch viel zu ſeinem Nutzen und Frommen zu vollbringen und zu ſeinem Ruhme ein Scherflein beizutragen. Darum noch einmal und noch tauſend und abertauſendmal: Gott ſegne die Stadt und den Kaiſer ihren Beſchützer bis in die ſpäteſte Zeit und halt' uns aufrühreriſche Bauern vom Leibe!“

„Und Gott ſegne Euch und Euer ganzes Haus, Meiſter

Jakob Fugger, und laß es, wie daſſelbe es verdient, zu immer größerm Anſehen, Ehren und Würden gelangen!"

„Amen!" fügte der Leinweber mit gefalteten Händen dieſem herzlichen Wunſche des Malers hinzu und ſein auf die ſchöne reiche Vaterſtadt gerichteter, verklärter Blick brach ſich im reinen Waſſer einer Thräne. — Dann gingen die beiden Männer weiter, jeder mit andern Gefühlen in der Bruſt, der Leinweber mit freudigen, hoffenden, auf ſein Glück und ſeine Kraft vertrauenden; der Maler mit wehmüthigen, ſchmerzlich trauernden, an ſeinem Glück und ſeiner Kraft verzweifelnden. Fugger erzählte, wie er in ſeiner beſten Laune faſt immer zu thun pflegte, aus ſeiner Jugend, von den Kämpfen Augsburgs mit den Baiernherzögen, vom ſtädtiſchen Regiment, Zunftweſen und dergleichen, und unter dieſem Geplauder waren ſie den Berg hinabgekommen.

„Wenn Ihr nicht zu ermüdet ſeid, Meiſter Martin," ſagte plötzlich Fugger, „ſo möchten wir den kleinen Umweg nach Oberhauſen nicht ſcheuen. Ich vermuthe Herrn Bartholomäus Welſer auf ſeinem Landhauſe im Dorfe, und ich möchte ihm die Nachricht von der böſen Bauernverſchwörung im Speiergau dieſen Abend noch überbringen."

Der Maler hatte nichts dagegen, und ſie bogen links vom Wege ab in einen Pfad, der ſie bald in das große und ſtattliche Dorf brachte. Fugger ließ den an der Thüre eines von andern eben nicht ſonderlich unterſchiedenen Hauſes angebrachten eiſernen Klopfer erſchallen. Es wurde geöffnet, und ſie erfuhren von der Magd, daß Herr Welſer zugegen ſei, aber eben im Begriff ſtehe, ſich zur Ruhe zu begeben. Der Hausherr hatte Fugger ſchon an der Stimme erkannt und rief den Eingetretenen zu, in die Stube zu kommen. Hier trat er ihnen mit freundlichem Gruße entgegen, ein hoher ſtarker Mann, um einige Jahre älter als Jakob Fugger und in ſeiner äußeren Geſtalt mehr Bürgerſtolz und Selbſtbewußtſein eines Freireichsſtädters und Geſchlechters kundgebend, als jener. Ein großes blitzendes Auge verrieth das Feuer, das in dieſes Mannes Seele glühte.

Nach flüchtiger Begrüßung erzählte Fugger die erhaltene Kunde und gab ſie als wichtige Urſache ihres ſpäten Beſuchs an.

„Es hat mich wundergenommen, daß nicht ſchon längſt dergleichen wieder geſchehen iſt,“ verſetzte Bartholomäus' Welſer. „Die Sachen ſind durch kaum glaubhafte Unvernunft der weltlichen und geiſtlichen Herren, durch übermüthigen Adel und ſittenloſe Pfaffheit dahin gediehen, daß Mord und Brand, Raub und Unzucht in Maſſe endlich als ſaubere Früchte der ſaubern Saat reif geworden ſind. Aber nicht die Bauern tragen die Schuld dieſes Greuels, ſondern ihre weit ſchlechtern Zwingherren mit bewachſener und geſchorner Platte. Was war der Bundſchuh von Schlettſtadt vor zehn Jahren anders als die Nothwehr des auf den Tod gepeinigten Thiers? Der Bauer iſt nichts als der fruchtbare Boden für die ſchlechte Ausſaat: die Herren haben das Unkraut geſäet, mögen ſie nun auch der Früchte genießen.“

„Sprecht Ihr doch, als wäre das gottloſe Bauernvolk in ſeinem vollen Rechte, wenn es ſich mit den Waffen in der Hand gegen ſeinen rechtmäßigen Herrn auflehnt und jeglichen Greuel verübt,“ ſagte Fugger mit einiger Empfindlichkeit.

„Nicht dieſer Sinn liegt in meinen Worten. Aber ich frage Euch, wer hat das Bauernvolk ſo weit gebracht, daß es zur Waffe und Brandfackel greift? Und hat es nicht an der Schweizer Eidgenoſſenſchaft ein aufmunterndes Beiſpiel? Die Schweizer haben ihre Dränger abgeſchüttelt und ihnen mit den Schwertern zum blutigen Tanze aufgeſpielt. Sollen es die Andern nicht auch wagen? — Das

Volk hat endlich durch freiſinnige gelehrte Männer davon erfahren, vielleicht auch eine ſchwache Erinnerung in ſich ſelbſt fortgepflanzt, wie es mit ſeinen Vätern vor vier- und fünfhundert Jahren beſtellt geweſen iſt, und hält dagegen, wie ganz natürlich, ſeinen eignen elenden Zuſtand. Jene waren freie Männer und eigne Beſitzer des Grundes und Bodens, den ſie bebauten, ſie hatten Sitz und Stimme im Volksrathe, und es konnte nichts vorgenommen werden ohne ihre Zuſtimmung; denn ſie waren eben das Volk, der große Nährſtand, die wichtigſten und zahlreichſten Beſtandtheile der menſchlichen Geſellſchaft. Und was iſt der Bauer jetzt? Unter das Vieh iſt er herabgewürdigt. Bald ſteht er dem Schafe gleich, dem man die Wolle jährlich ſcheert, bald dem Rind, das den Pflug zieht und dem man nur deshalb ein Maul voll Heu gönnt, um es bei den zur ſchweren Arbeit nöthigen Kräften zu erhalten; aber man ſchindet und quält ihn mehr als Schaf und Rind, und wenn er ſich ja einmal einfallen läßt, daß er ein Menſch iſt, ein Abbild Gottes ſo gut wie ſein Peiniger, und ſetzt der unmenſchlichen Gewalt etwa ein Murren, oder auf's Aeußerſte gebracht, die kräftige Fauſt entgegen, ſo wird er mit des gnädigen Herrn Hunden zu Tode gehetzt oder mit der Geißel ſo lange blutig geſchlagen, bis er wie ein Vieh verreckt. Und kein Hahn kräht danach. Will er nur halbweg in Ruh und Frieden — ſchöner Friede! — leben, ſo muß er das ſaure Erwerbniß ſeines Schweißes zwiſchen dem Edelmann, dem Richter und dem Pfaffen theilen; wenn jene in den üppigen Früchten ſeines Fleißes praſſen und ſchlemmen, und er ſelbſt am ſchimmeligen Brote ſich begnügen muß, was ihm ſeine Herren übriggelaſſen haben, ſo muß er ihrer von Ueppigkeit und Wohlleben hervorgerufenen Geilheit ſeine jungen Weiber und Töchter zuführen; denn ſie ſind ſeine Herren von Gottes Gnaden, und der Bauer hat kein Eigenthum, keine Ehre, kein Gefühl.

Adel und Pfaffen ſind Götter und der Bauer iſt — Vieh.“

„In der That, dann wären wir Bürger ja die einzigen noch übrigen Menſchen!“ meinte Fugger lachend.

„Fürwahr und es iſt im Ernſt ſo, wie Ihr im Scherz gemeint,“ verſetzte Welſer. „Im Bürgerthume hat ſich die Menſchlichkeit erhalten und wird von hier aus friſche Sproſſen treiben. Und wer hätte unter uns Allen wol gegründetern Anſpruch auf den Ehrennamen eines echten und rechten Menſchen, als Ihr, Meiſter Jakob?“

„Die Beſchwerden, die Ihr im Namen des Bauernſtandes führt, ſind nicht ganz ungegründet,“ fuhr der wackere Leinweber fort, die Schmeichelei nicht beachtend, welche ihm der reiche Kaufmann ſagte, „aber die Sache iſt nicht ſo ſchlimm, wie Ihr ſie darſtellt. Ihr habt ein heißes, raſches Blut, das Euch nicht Ruhe läßt zur rechten Betrachtung und Würdigung der Dinge. Der Bauer ſoll kein Herr ſein. Ihr kennt doch das alte gute Sprichwort: Wenn der Bauer auf's Pferd kommt, reitet er Bürger und Edelmann todt? Wenn in deutſchen Landen ſo arge Ungerechtigkeiten ſtattfänden, wie Ihr angebt, wozu hätten wir unſern gnädigſten Kaiſer und Herrn, der überall und ſtets beſſert und alte Uebelſtände abſtellt?“

„Ich will Euerer Treue und Verehrung gegen den Kaiſer Max nicht zu nahe treten; auch ich verehre ihn als einen weiſen, gerechten und thätigen Herrn und bin ihm treu und gehorſam. Aber, ſagt ſelbſt, was kann er denn mit dem beſten Willen gegen die Fürſten, den Adel und die Geiſtlichkeit durchſetzen? Sobald es den zeitlichen Vortheilen dieſer Herren gilt, und wenn es die ſchreiendſte Ungerechtigkeit wäre, ſind ſie taub für ſeine Ermahnungen und ſetzen ſeinen Drohungen Hohn und Trotz entgegen. Soll ich Euch etwa an die Verweigerung der nothwendigſten Hülfe von Seiten der deutſchen Stände gegen auswärtige Feinde erinnern? Ihr wißt's ſo gut wie ich. Wenn's den Herren ſelbſt an Hals und Kragen ging, beſannen ſie ſich noch, ob ſie dem Kaiſer gehorchen ſollten oder nicht; wie ſollten ſie ihm gehorſamen, wenn er etwas gegen ihren Vortheil von ihnen verlangte? Nehmt mir's nicht übel, aber der König ſollte ſich mehr zum Volke halten, zum gemeinen Mann; er würde in dieſen verwirrten und betrübten Zeiten mehr ausrichten. — Und wenn Euer edles Herz Euch einreden will, die Dinge wären nicht ſo ſchlimm, wie ich ſie ſchildere, ſo geht doch von der Donau über die ſchwäbiſche Alp hinüber in's Neckarthal und verfolgt es bis an den Rhein, oder ſchlagt Euch nördlich, an dem Main hinauf und wandert durch Franken und fragt überall in den Dörfern und Flecken, in den Weilern und Höfen, wie der arbeitſame deutſche Bauer geſtellt iſt gegen den Edelmann, den Richter und den Pfaffen, und wie man ihn für die ſchönen Früchte ſeines Fleißes belohnt; wenn Ihr nicht bekehrt wiederkommt, ſo will ich mich ſelbſt zum Pfaffen ſcheeren laſſen und meinen ein gottgefälliges Werk zu thun, wenn ich die Bauern bis auf's Blut ſchinde. Freilich in die Dörfer dürft' Ihr nicht gehen, wo Ihr Flachs bauen und ſpinnen laßt; da geht's dem Bauer durch Euere Thätigkeit erträglicher und der deutſche Bauer hat ein zähes Leder; es läßt ſich über allen Glauben ſtoßen und ſchlagen, rupfen und dehnen, eh's reißt. Erſt muß ihm das Waſſer in die Ohren kommen, eh' er ſchreit. Um ſo unverzeihlicher von den Edelleuten und Pfaffen, daß ſie auch nicht die mindeſte Rückſicht eintreten laſſen und dem unglücklichen Laſtthiere immer mehr aufladen und immer mehr entziehen und immer mehr drauf los ſchlagen, hauen und ſtoßen. Endlich zerreißt der Geduldsfaden, und wär' er ſo ſtark wie ein Schiffstau; den Ausſchlag muß endlich die läſterliche Unzucht der Pfaffen und Mönche geben. Jeder faule nichtsnutzige Gauch wird ein Kleriker; wohin man auch den Fuß ſetzen mag, man tritt einem Mönch oder Pfaffen auf die Zehen; wenigſtens thut der Plattenkönig ſo und ſchreit: man ſei ihm zu nahe getreten. Und das treibt aus Müßiggang und Wolluſt alle erdenklichen Schandthaten. Alles, verſteht ſich, zur größern Ehre Gottes. Wenn das ſo fortgeht, ſo muß ein Drittel Menſchen, und zwar die beſten, für die andern zwei Drittel, und zwar die ſchlechteſten, Tag und Nacht arbeiten und, während die fleißigen Arbeiter hungern, verpraſſen die Faulpelze jener ſauern Schweiß und Blut. Dafür wollen denn die guten Herren für die ewige Seligkeit der braven hungernden Arbeiter gehörig Sorge tragen, und wenn dieſe Leute ſich ſo väterlicher Fürſorge der geſchornen Köpfe und gemäſteten Bäuche nicht unterwerfen wollen, ſo werden ſie in den Abgrund der Hölle hinein verdammt. Die Pfaffen wiſſen vor Ueppigkeit und Wohlleben nicht, was ſie für Unzucht und Narrheit treiben ſollen, und der Bauer nagt am Hungerlappen und verdirbt vor Noth und Elend. Iſt das Gottes Gebot, iſt das Gottes Wille, Meiſter Jakob?"

„Es muß doch ſein, ſonſt würde er es nicht zulaſſen!"

„Nun, ſo wird er es auch zulaſſen, wenn die Bauern, der ewigen Plackerei endlich überdrüſſig, die Junker ſpießen und die Pfaffen würgen. Wundern darf man ſich wahrlich nicht, wenn ſie den Spieß einmal herumdrehen und die Geißel, womit ſie blutig geſchlagen wurden, zum Aufknüpfen ihrer Quäler benutzen."

„Es wird ſich wol ein Mittelweg auffinden laſſen, den Uebelſtänden abzuhelfen. Unſer Kaiſer hat den beſten Willen, und Adel und Geiſtlichkeit ſind ja nicht Heiden und Türken," meinte Fugger lächelnd über Welſer's Hitze.

„Mittelweg?! Alle Mittelwege taugen nichts, denn ſie führen zu keinem Ziele. Entweder man muß den Bauer todtſchlagen, dann mögen die Herren zuſehen, wer ſie füttert, oder der Bauer ſchlägt die Herren todt. Glaubt

Ihr, die Pfaffheit werde um ein Haar breit nachgeben? O, ſie wird von ihrem Oberhaupte in Rom gelobt und geſchützt, welches mit ſeinen beiden Kindern Ceſare und Lucretia Borgia das wahre hölliſche Kleeblatt ausmacht. Habt Ihr je von größern Schändlichkeiten gehört, als von dieſem Papſt und ſeinen beiden wohlgerathenen Sproſſen begangen werden? Mord und Unzucht ſind da Kinderſpiele; den Dolch handhabt man wie ein Schlächtermeſſer und der Gifttopf brodelt ſtets am Feuer, wie bei uns der Hafen mit der Bettelſuppe. Der Statthalter Chriſti auf Erden, der Nachfolger des heiligen Petrus treibt Blutſchande mit ſeiner eignen Tochter! Die Sonne wird roth vor Scham, daß ſie ſolche Schande beleuchten muß. Und wenn das Haupt alſo beſtellt iſt, was kann man von den Gliedern erwarten? Betrachtet doch das Thun und Treiben der meiſten Pfaffen! Freſſen, ſaufen, huren, faullenzen, tanzen und ſpielen, reiten und jagen, alle erdenkliche Nichtswürdigkeiten und Schlechtigkeiten treiben; das iſt die Summe ihres Lebens. Und treiben's die Junker und Herren mit ihren Amtleuten und Richtern etwa anders? Sie ſind die treuen Kumpane und Kalandsbrüder der Pfaffen, und wohin der Bauer ſich wendet, er wird geſchunden. Wie der himmliſche Vater noch länger ruhig die Bübereien mit anſehen kann, begreife ich nicht; ich werde ganz irre am göttlichen Regiment. Aber ich hoffe, die Dinge ſind am längſten in dieſem troſtloſen Zuſtande geweſen und die Bauern werden ihm ein Ende machen.“

„So wünſcht und begünſtigt Ihr wol gar den Aufſtand der rohen Rotten, der Empörer, Plünderer und Mordbrenner?“ rief Fugger mit Unwillen.

„Ich will Euch meine Meinung darüber ſagen, Meiſter Jakob. Es können Zeiten im Leben der Menſchen kommen, wo die Luft ſo dick und ſchwül wird, daß man kaum mehr zu athmen vermag. Da wünſcht man denn um jeden Preis, daß das unabwendbare, nothwendige und heilſame Wetter losbrechen möchte, und wenn es Einem auch den Giebel über dem Kopfe anzünden ſollte. Eine ſolche Zeit ſteht jetzt an unſerer Thüre. Der Menſchengeiſt drängt und treibt nach einer Entſcheidung; die alten gebrechlichen, vielfach geflickten Formen halten nicht mehr. Da die hochweiſen Herren, welche oben ſchwimmen — leider wie leichte Spreu! — nicht dafür Sorge getragen haben, zur rechten Zeit neue Gefäße für den neuen brauſenden Wein, der in den Geiſtern gährt, anzuſchaffen; ſo müſſen die alten geſprengt werden, es mag hernach auch d'raus werden, was da will. Es muß reißen und brechen. Das iſt meine Meinung, Meiſter Jakob."

„Gott kehre und beſſere ſie!" verſetzte Fugger. „Sonſt mögt Ihr zuſehen, daß das Feuer, daß Ihr ſo lobt, Euch nicht ſelbſt verſchlinge."

„Beſſer im Nu von den Flammen gefreſſen, als von den kleinen Welt- und Kirchenlichtern Jahre lang gemartert!"

Welſer war von der erhaltenen Nachricht ſo aufgeregt, daß er mit den beiden Andern noch nach der Stadt aufbrach.

## 2.

## Glorie des Webſtuhls.

Als die eben aufgegangene Sonne am folgenden Morgen ihren erſten Strahl in den großen Steintrog des Springbrunnens vor dem Fuggerſchen Hauſe am Weinmarkte warf, ſaß Meiſter Jakob ſchon in ſeinem bürgerlich behaglichen Wohnzimmer in ſeinem alten braunen Lederſtuhl mit der hohen Lehne am großen Weißahorntiſch neben ſeiner Ehewirthin, Frau Sibylla, die in einem gleichen, wo möglich noch älter ausſehenden Stuhle Platz genommen hatte. Beide waren in einfache, weißleinene Schauben gekleidet, die leichteſte, reinlichſte und billigſte Sommertracht, welche erfunden werden kann. Frau Sibylla, in der äußern Erſcheinung ziemlich das Gegentheil ihres Mannes, erfreute ſich einer derben und kräftigen Wohlbeleibtheit, ihr Geſicht ſchien nicht allein die Form, ſondern auch den Ausdruck der Ruhe und den Glanz der Häbigkeit vom Vollmonde entlehnt zu haben. In dieſen Zügen war niemals die Pflugſchar der Leidenſchaft, des Kummers oder der Sorge auf- und abgegangen, aus dieſem Auge ſprachen nur Güte und eine vollkommene Zufriedenheit mit Gott und der Welt; dieſe fleiſchigen Hände ſchienen nur da zu ſein, um einem ganz ausgezeichneten Gebiß Zähne gute Biſſen zuzuführen, und alle Organe zur Förderung einer guten Verdauung und einer reichlichen Nahrung des umfangreichen Körpers gemacht.

Die beiden Eheleute waren eben damit beſchäftigt, ihre Frühſuppe von gebranntem Mehl mit Brotſchnitten zu ſich zu nehmen. Sie aßen aus ein paar zinnernen Näpfen mit zinnernen Löffeln — der Beſitzer eines großen und ergiebigen Silberbergwerks! — ein friſcher Butterweck mit ſchwarzem Brot ſtand daneben auf dem blütenweißen, an Rand und Zipfeln roth geſteppten Tiſchtuche und neben dem Teller des Hausherrn äugelte aus einem ſilbernen Becher ein heller leichter Wein. Ihre Bedienung beſtand in einer alten, tauben Magd, einem Inventarſtück, wie es ſchien, und nur der größten Beſcheidenheit genügend. Alles Uebrige in dem hohen getäfelten, aber mit der Zeit gedunkelten Zimmer trug das Gepräge äußerſter Einfachheit. Man ſah eine Spinde von Eichenholz mit einigen werthloſen Zierrathen beſtellt, ein Faulbett mit dunkeln

Lederpolſtern, einen Gewürzſchrank und einen Schreibtiſch. Auf dem letztern lagen Bücher und Papiere in der größten Ordnung. Wer hatte im Bewohner dieſes Zimmers, in dem Manne im ſchlichten Leinwandkleide, dem Erzeugniß ſeiner Webſtühle, den Beſitzer eines der größten Goldbergwerke in Ungarn, eines der reichſten Silberbergwerke in Tyrol vermuthet? Wer den Herrn und Eigenthümer des reichſten Handlungshauſes in der freien Stadt Augsburg und eines blühenden Geſchäfts in der Stadt Antwerpen, deſſen Waarenzüge über die Alpen gingen und deſſen Schiffe die oſt- und weſtindiſchen Meere befuhren? Wer den Mann, deſſen Wechſelbriefe in Venedig und Genua, wie in Frankfurt und Leipzig, und in Gent und Antwerpen geſucht und von jedem Kaufmann honorirt wurden? Wer endlich den hochangeſehenen Freund Maximilians, des deutſchen Königs? Hier ſaß ein einfacher Leinweber; aber er war's, jener Jakob Fugger, der reichſte Kaufmann Augsburgs, der berühmteſte Name an allen Wechſelplätzen, der Freund und Beſchützer der Gelehrten und Künſtler, der Vater der Armen, der edelſte und trefflichſte Menſch.

Meiſter Jakob hatte ſeiner lieben Ehewirthin eben von der Verſchwörung der Bauern im Speiergau und von der tollen und verwegenen Malersfrau erzählt, die es gewagt, mitten in der Markgrafſchaft ſolche gotteslästerliche Dinge zu predigen, ſo daß ſie in kaiſerliche Haft gekommen ſei, und er ſich genöthigt ſehe, die Gnade des Kaiſers zu ihrer Befreiung anzurufen, und die dicke Sibylla hatte den Kopf — wenn auch nur ſehr wenig, um ſich nicht anzuſtrengen — mißbilligend geſchüttelt, auch dann und wann ein Wörtchen der Verwunderung und des Tadels laut werden laſſen; denn viel und ſchnell ſprechen war ihre Sache auch nicht, als ihr bei Erwähnung des Kaiſers plötzlich etwas einfiel.

„Heilige Urſula!“ rief ſie mit ungewöhnlicher Heftigkeit, ſo daß ihr Ehewirth vom Napf auf- und ihr ins Geſicht ſah, begierig auf Das, was nachfolgen würde. „Da fällt mir ein: es iſt geſtern eine Geſandtſchaft des Kaiſers an dich hier angelangt.“

„Eine Geſandtſchaft des Kaiſers an mich?!“ rief der Leinweber verwundert.

„Ja, der Herr von Dietrichſtein war hier, um dich aufzuſuchen, und hernach kam dein Bruder Georg und meinte, die Sache ſei von der äußerſten Wichtigkeit, die Eröffnung werde heute auf dem Rathhauſe geſchehen, und alle Zünfte würden dahin beſchieden werden. Ich ſollte gleich einen Boten nach dem Wellenhofe ſchicken, aber ich verſicherte, du kämſt Abends oder heute früh ſchon von ſelbſt. Sie kannten ja deine Pünktlichkeit.“

„Eine Geſandtſchaft des Kaiſers!“ ſagte Fugger in Gedanken verloren vor ſich hin. „Und der Herr von Dietrichſtein! Du meinſt doch den Sigismund von Dietrichſtein, den Freund des Kaiſers, der am letzten Reichstage mit ihm hier war, und den du kennſt?“

„Ei freilich, derſelbe. Und er ſagte mir, der Kaiſer habe die Gnade gehabt, ihn zu dieſer Geſandtſchaft an dich oder vielmehr an das Fugger'ſche Haus zu erwählen, was ihm abſonderliche Freude mache, da er dich hochſchätze, auch in einer beſondern Angelegenheit, in welcher du dich an ihn gewandt, mit dir zu reden habe.“

„Ach, er meint die Sache des Marx von Bübenhoven, des feinen Junkerleins, des Pagen des Erzherzogs Philipp — du weißt ja — von dem ich dir erzählt, der ſeine Mutter ſo herzlich liebt und ſich härmt, daß ſie einen ſchlechten Geſellen zum Manne hat. Ich bat den Dietrichſtein, ſich der armen Frau anzunehmen und ihr, wo möglich, von dem Strolch zu helfen. Das wird's ſein! Was aber die Geſandtſchaft des Kaiſers an mich ſoll, begreif ich nicht. Wenn er Geld braucht, ſo macht er's doch ſonſt ſtill ab und ſchickt nicht prunkende Geſandtſchaften, die das Regiment auf das Rathhaus zuſammenrufen. Ich will doch zuſehen, was es iſt.“

Während er beſchäftigt war, ſich zum Ausgehen umzukleiden, wozu es nicht vieler Umſtände bedurfte, trat der Stuhlmeiſter der Weberwerkſtatt, die ſich im Hauſe befand, in die Stube, ein Mann älter als Jakob Fugger, grüßte mit ehrerbietiger Vertraulichkeit und meinte, er hätte etwas anzubringen.

„So laßt hören, Chriſtophel,“ ſagte Fugger zu dem Aufſeher und Dirigenten der Weberſtube; „iſt dir ein ſchlechter Faden in den Aufzug gekommen, mit dem du nicht fertig werden kannſt, oder will einer der Burſche deinem Regiment nicht pariren?“

„Meiſter, mit dem Zigeunerbuben iſt's nicht mehr zu ertragen. Ich dachte mir's gleich, als Ihr den Rangen mit aus den Niederlanden brachtet; aber Ihr wolltet, daß er an den Stuhl geſtellt werden ſollte, und es iſt geſchehen. Nun, er hat in dem halben Jahre verteufelte Streiche genug gemacht, und es iſt ſchwerlich ein Tag vergangen, wo nicht gerechte Klage über den braunen Bankert eingelaufen iſt. Einen faulern, ungeſchicktern, untüchtigern Lehrjungen habe ich noch nicht in der Werkſtatt gehabt; aber er iſt auch boshaft, händelſüchtig und hat nichts als arge Dinge im Kopfe. Laßt Ihr ihn länger am Stuhle, ſo nimmt die Sache über lang oder kurz ein ſchlechtes Ende; denn er richtet Euch gewiß ein großes Unglück an, zumal ſeiner Teufelei leider Gottes mancher Vorſchub geleiſtet wird.“

„Was hat er denn wieder angeſtellt, der Wetterjunge?“ fragte Meiſter Jakob, indeß Frau Sibylle verlegen die Augen auf die Suppenſchüſſel heftete.

„Mit dem Elſaßergörgl ſpinnt er ſchon lange Werg von einem Rocken und will ſich weder von dieſem, noch von einem andern Geſellen als Lehrjunge behandeln laſſen; denn er beſitzt einen verteufelten Bettelſtolz; und gibt Einem bei jeder Gelegenheit anzuhören, er ſei Stallknecht und Reiterbub' der Erzherzogin von Oeſtreich geweſen und ſei auch hier nicht ohne Anſpruch auf Frauenſchutz. Nun verſteht er allerlei vertrackte Teufelskünſte, die ihm kein Menſch nachmachen kann. Geſtern hat ſich der Görgl kaum an ſeinen Stuhl geſetzt und den erſten Tritt gethan, ſo ziſcht etwas unten, wie eine junge böſe Katze. Der Geſell ſchaut hinab und ſieht nichts, aber es riecht wie Schießpulver; er arbeitet weiter. Da ziſcht's noch viel toller und er gewahrt eine Flamme. Entſetzt ſpringt er auf, da fährt ihm ein feuriges Ding, wie ein kleiner Knäuel in die Beine. Görgl ſchreit, was aus dem Halſe will, alle Andern ſpringen herzu, kaum aber ſehen ſie die ziſchende, puſtende, lebendige Feuerkrabbe am Boden herumrennen, ſo nehmen ſie Reißaus, der hölliſche Wurm hinterher, es iſt als wenn Alle toll geworden ſind. Der Toni aber will ſich ausſchütten vor Lachen. Als ich wieder in die Werkſtatt kam, war der Spuk verſchwunden und der Junge läugnet Stein und Bein und behauptet, er wiſſe nicht, was es geweſen und wohin es gekommen ſei. Man roch aber noch den Pulverdampf, obgleich er die Fenſter geöffnet hatte.“

„Du biſt alſo auch vor dem Teufelswurm ausgeriſſen, Chriſtophel?“ lachte der Meiſter, während Frau Sibylla ſich ausſchütten wollte. „Ei, ſolch ein alter Burſche und fürchtet ſich vor ſolch einem kleinen Ungethüm!“

„Ich leide den Jungen nicht länger in der Stube; denn er ſteckt Euch den rothen Hahn auf's Dach. Wenn aus dieſem Teufelsbraten ein Weber wird, ſo mache ich aus Euerem Kettenhund auf dem Wellenhofe einen Schreiber. Er will auch nicht bleiben, ſondern legt's recht drauf an, fortgejagt zu werden. Er denkt an nichts als Pferde, Hunde, Nichtsthun und tolle Schwänke."

„Ja, ja!" rief die Frau, „wir kennen das ſchon. Ihr bürdet der armen Waiſe alles Mögliche auf. Der Junge ſoll Alles gethan haben, an Allem ſchuld ſein. Aber ich werde mich nicht irre machen laſſen, mich ſeiner anzunehmen."

„Beruhige dich, Chriſterbel," fiel ihr Meiſter Jakob in's Wort, „du ſollſt den böſen Buben los werden. Ich ſehe ſelbſt ein, daß es thöricht war, dieſe Brut zu einem rechtſchaffenen Leinweber zu machen."

Der Stuhlmeiſter entfernte ſich, und Frau Sibylla mußte ſich abermals den Bauch halten vor Lachen über den loſen Buben, der Lehrjungen und Geſellen, Altgeſellen und Stuhlmeiſter aus der Weberſtube gejagt hatte.

Meiſter Jakob entfernte ſich aus dem Hauſe und Frau Sibylla beauftragte ihre alte Magd, ihr den Toni, den Lehrjungen, zur Stelle zu ſchaffen. Der ſchwarzbraune Bube trat bald darauf ein, empfing ein Glas Wein und Näſchereien und ſchmeichelte dafür um die dicke Frau herum. „Du haſt wieder ſchlimme Streiche gemacht," ſagte ſie. „Ich werde dich bald nicht mehr ſchützen können. — Du wirſt fortgejagt werden und das geſchieht dir ſchon recht."

„Der Veit Schellenberger, der arge Gauch, macht alle dieſe Dinge, wie ich Euch ſchon mehrmals geſagt, und ſchiebt ſie dann auf mich, weil er in Brüſſel Schläge bekommen hat, wie er ſagt, meinetwegen, was aber auch nicht wahr iſt. Er iſt mir auf dem Dache und will mich aus dem Hauſe verdrängen, weil ich beſſer reiten kann als er. Zu dieſem Zweck hat er mit dem Stuhlmeiſter gemeinſame Sache gemacht." So log der Junge friſch weg, ohne ſich zu beſinnen, und wenn ihm ſeine gütige Herrin auch nicht Alles glaubte, ſo bezeigte ſie ihm doch ihr Wohlwollen. „Höre, Toni," ſagte ſie dann, „du mußt meiner Schwägerin Regina einen luſtigen Schwank ſpielen; du bekömmſt dafür einen guten Lohn von mir. Sie thut gar zu klug und will Alles beſſer verſtehen als ich. Beſinne dich doch auf eine Schelmerei, die ihre Klugthuerei zu Schanden macht.“

„Es wird mir ſchon etwas einfallen,“ lachte der wilde Burſche, ſchlug ein paar Räder um den Tiſch herum, voltigirte über einen Stuhl, ſchnitt Grimaſſen, lief auf den Händen, die Beine in die Luft geſtreckt, balancirte den Weinbecher auf der Naſe und trank ihn zuletzt aus, Alles zum großen Vergnügen und zur beſten Unterhaltung der Frau Sibylla, ſo daß, als er ſich endlich entfernen durfte, ein blankes Silberſtück aus ihrem Wetſcher in ſeine Taſche wanderte, wofür er ihr einen herzhaften Kuß auf die fleiſchige Hand gab. Trotz all ſeiner Tollheiten und wol gerade durch ſie hatte ſich der wilde Zigeunerjunge auch in die Gunſt dieſer Frau zu ſetzen gewußt, wie einſt in die der Erzherzogin Margaretha. Aus der Stube lief er in den Pferdeſtall und dachte nicht an den ihm widerwärtigen Webſtuhl; die Pferde wieherten ihm freudig entgegen, und er liebkoſete ſie dafür, nannte ſie einzeln beim Namen, putzte ſie und eh' man ſich's verſah, ſprengte er auf einem jungen feurigen Hengſt über die Straße und hinab durch die Vorſtadt und aus dem Jakober Thore, hinüber zum Lech, um ſich in ſeinen Fluten zu tummeln und dabei den Streich auszuhecken, den er der Frau Regina Fugger ſpielen ſollte.

Nach ein paar Stunden, während welcher Frau Sibylla die ganze Geſandtſchaft, den Kaiſer und was ſonſt noch, abermals gänzlich vergeſſen und ſich allein mit ihrem Hausweſen beſchäftigt hatte, kam ihr Ehewirth mit eiligen Schritten und wichtiger Miene nach Hauſe und erſuchte ſie dringend und nachdrücklich, unverzüglich ihren allerbeſten Staat anzulegen und ſich ſo prächtig herauszuputzen, wie ſie nur vermochte, da ſie Schlag zehn Uhr mit ihm auf dem Rathhauſe in einer höchſt wichtigen Angelegenheit zu erſcheinen habe. Die Frau ſah ihren Mann mit großen verwunderungsvollen Augen an und ſchüttelte ſchweigend den gewichtigen Kopf; denn in der That hatte ſie ihn in den vier Jahren ihrer glücklichen Ehe noch nicht ein einziges Mal auf dieſe Weiſe ſprechen hören. Noch nie hatte er ſich um ihren Staat bekümmert, noch nie ſie aufgefordert, ſich zu putzen; ſie war ſogar überzeugt, er wiſſe gar nicht, was ſie für Kleider und Schmuck beſitze. Und was ſollte ſie endlich mit ihm im Staate auf dem Rathhauſe? Jedoch nicht gewohnt, über Dinge, die ſie nicht verſtand, lange zu grübeln, im Gegentheil, ihrem Ehewirth, vor deſſen Geiſtesgaben ſie allen möglichen Reſpekt hatte, unbedingt zu gehorchen, rief ſie ihre alte Magd herbei, um mit deren Hülfe den Wunſch ihres Geſpons auszuführen. Dieſer hatte ſich ſogleich wieder entfernt, und Frau Sibylla merkte bald, daß auch er dazu ſchreite, eine Umwandlung ſeiner äußern Geſtalt vorzunehmen.

Nach einer Stunde trat er dann, auch äußerſt ſtattlich mit ſeinem Bräutigamskleide angethan und mit einer goldnen Gnadenkette, die er vor einigen Jahren vom Kaiſer zum Geſchenk erhalten hatte, behangen, wieder bei ihr ein. Sie war dagegen noch nicht fertig; denn es ging Alles langſam bei ihr und der Magd von ſtatten. Da kamen denn endlich auch nacheinander die beiden ältern Brüder Fugger mit ihren Frauen und Kindern, zuerſt Herr Ulrich mit ſeiner Wirthin Frau Veronika. Ulrich war ein Mann von mittler Größe und eben ſo magerer Leibesbeſchaffenheit wie ſein jüngſter Bruder; auch er hatte ſo eckige und ſpitzige Formen, die am ſchärfſten in ſeinem kleinen, bleichen, runzlichen Geſicht hervortraten, nur nicht in der wuchtigen Maſſenhaftigkeit wie bei Jakob. Aber Herr Ulrich ſah nicht ſo gutmüthig aus wie Jakob.

Seine tiefliegenden kleinen Augen funkelten argwöhniſch aus ihren Höhlen. Aus derſelben Tiefe ſtieg die ſcharf und ſpitz hervortretende Naſe heraus und gab in Verbindung mit der hohen und krauſen Stirn dem kleinen Geſicht einen höchſt eigenthümlichen, aber nicht herzengewinnenden Ausdruck. Er war nahe daran, in's dreiundſechzigſte Jahr zu treten, ſah aber kränklich und deshalb um zehn Jahre älter aus. Seine Frau, Veronika, aus dem angeſehenen Geſchlecht der Langinger, war eine lange, hagere ſehr dunkel gefärbte Frau, unſchön, aber von einem Stolze und einer Hoffart beſeſſen, wie man ſie einer Fürſtin kaum verziehen haben würde. Sie trat geſchmückt, ja wahrhaft mit Putz überladen einher, wie ein Pfau und des Goldes in Ketten, Ringen und Spangen hatte ſie ſo viel an ihrem Leibe, daß man hätte glauben können, ihr Schwager Jakob habe ihr die Ausbeute des Kremnitzer Bergwerks einige Zeit lang zu ihrem eigenen Gebrauch überlaſſen. Da ſie achtzehn Jahre jünger war als ihr Ehewirth, ſo machte ſie auch noch auf Jugend und Schönheit Anſpruch, und ihr jüngſtes Söhnlein, das ihr nachgetragen wurde, Hieronymus, war noch nicht volle drei Jahre alt. Und doch hatte ſie ſchon drei erwachſene Töchter, die mit größerem Recht ſolchen Anſpruch erheben konnten, Anna, einundzwanzig Jahre alt, eine zarte Blondine mit den Fugger'ſchen Zügen, munter und ruhig; Urſula, ſiebenzehn Jahre alt, lang und braun wie ihre Mutter, doch mit den veredelten Zügen derſelben, und Veronika, ein ſchelmiſches, gutmüthiges Kind mit hellblauen Augen, von ſechszehn Jahren. Sie hatten alle drei Kleider von florentiniſcher Seide an, ein ungeheurer Staat für jene Zeit, aber nur Urſula nahm ſich gleich ihrer Mutter würdig darin aus. Die andern Beiden wußten nicht recht, wie ſie ſich in dem ungewohnten Staate benehmen ſollten. Ein zwölfjähriger Bube, Ulrich, ſprang der Hauskatze nach und beſchmutzte ſich die ſchön gebürſteten Sonntagshoſen, und die Magd, welche den kleinen Hieronymus trug, führte noch die neunjährige Sibylla, ein ſtilles frommes Kind, die ſiebenjährige Felicitas, welche kränklich, bleich und ernſt ausſah, und endlich die fünfjährige Suſanna, welche wieder ein Wildfang zu ſein ſchien. Das war der achtköpfige Kinderſegen des alten Ulrich Fugger, alle rein gewaſchen und gekämmt und beſtens geſchmückt, um in möglichſter Anſtändigkeit mit Eltern, Oheimen und Tanten auf dem Rathhauſe zu erſcheinen. Bald darauf rückte denn auch der mittlere Bruder Georg Fugger mit ſeiner Ehehälfte Regina, gebornen Imhof, und ſeinen noch lebenden vier Sproſſen in's brüderliche Haus ein. Georg war ein kleiner, bis zum Anbrennen dürrer und ſchwindſüchtiger Mann, in einen prächtigen Marderpelz gehüllt und doch blau und froſtig ausſehend im warmen Sommer. Mit einem Auge ſchielte er vor Schwäche. Seine Frau war aber ein keckes, geſundes Weib, die gern viel ſprach und ſich äußerſt wichtig machte. Vorzüglich wollte ſie für eine ganz beſonders gute und ſparſame Wirthin gelten. Auf die Behaglichkeit, Bequemlichkeit und unerſchütterliche Ruhe ihrer Schwägerin Sibylla pflegte ſie meiſt zu ſticheln. Der älteſte Sohn Marx, ein vierzehnjähriger, lang aufgeſchoſſener Burſche, trug, zum Geiſtlichen beſtimmt, ſchon das Ordenskleid der Karmeliter und war ihr gelehriger Schüler. Er hatte ein bleiches, kleines, kränkliches Geſicht, wie ſein Vater, und ſchritt abſonderlich pedantiſch und in Betracht ſeiner Jugend lächerlich ernſthaft einher, ſich zur Freude ſeiner Mutter geberdend, als wenn er ſchon Archidiakonus wäre. Auch ſchenkte ihm ſein Ohm Jakob ganz beſondere Aufmerkſamkeit und ſchien den künftigen Stolz der Familie in ihm zu erblicken. Wer die Gedanken des thätigen Mannes hätte errathen können, wenn er ſeine Augen freundlich, ja ſchmunzelnd auf dem jungen Kirchenlichte ruhen ließ, der würde kühne Bilder der Zukunft dort entdeckt haben; denn Meiſter Jakob ſah auf dem Haupte ſeines Neffen nichts Geringeres als den rothen Hut des Biſchofs und zuweilen wol eine noch bedeutſamere Bedeckung. Der darauf folgende Knabe Raimund, zwölfjährig, munter und luſtig, hatte etwas Nobles und Zierliches in ſeiner Erſcheinung und war überhaupt ein ausgezeichnet ſchöner Knabe. Auf ihn folgte der neunjährige Anton mit etwas ſtrengern und ernſtern Zügen und einem faſt altklugen Weſen. Er ſchien bei der Baſe Sibylla ſehr gut zu ſtehen; denn ſie ſtreichelte und liebkoſete ihn allein und, als ſie gebacknen Ingwer austheilte, erhielt er das größte Stück. Georgs jüngſtes Kind, ein achtjähriges Mädchen, hieß Regina wie ihre Mutter und ſchien ihr auch in den übrigen Stücken gleich werden zu wollen.

Dies war die ganze Fugger'ſche Familie am 13. Juni 1502, als ſie eben im Begriff ſtand, ſich auf das Rathhaus zu verfügen, zuſammen ſiebenzehn Köpfe. Um Jakobs Mund zuckte es einen Augenblick wie wehmüthiger Schmerz, als er allein ohne Kinder den verhängnißvollen Gang thun mußte; denn er wußte bereits, was die kaiſerliche Geſandtſchaft zu bedeuten hatte, aber er ſprach nicht davon. Es blieb ungewiß, ob ſeine Brüder auch unterrichtet waren, oder ob die Eröffnung für ſie wie für die Weiber und Kinder eine Ueberraſchung bleiben ſollte. Man ſprach deshalb nur von der Bauernverſchwörung im Speiergau, von welcher am Tage zuvor auch noch durch andere Botſchaften Kunde nach Augsburg gelangt war. Die Familie nahm noch einen kleinen Imbiß, trank einen Becher Wein und ſchritt dann paarweiſe nach dem Alter, erſt die Eltern, dann die Kinder, jedesmal ein Knabe und ein Mädchen, bis die Magd zuletzt den kleinen Hieronymus trug und die drei jüngſten Mädchen führte. Auf ihren Geſichtern lag etwas Geheimnißvoll-Würdiges und Erwartungsvolles. Dieſe ehrenwerthe Familie, Nachkommen eines fleißigen Leinwebers, ging eben einen ernſten und merkwürdigen Weg. Ihr Schickſal führte ſie einer höhern Beſtimmung zu. Es war ſchier rührend anzuſehen, wie ſie einträchtig dahin ſchritten über den geräumigen Weinmarkt, ihrer Zukunft entgegen. Meiſter Jakob ſtill und ſinnend; all ſein Thun feierlich und gemeſſen.

Auf dem Rathhauſe fanden ſie ſchon den ganzen, aus allen Zünften beſtehenden Rath verſammelt: Jakob Fugger war ſelbſt von den Webern des Raths, wie man ſich damals auszudrücken pflegte, d. h. er war von der Weberzunft erwählter Rathsherr und beordert, neben den allgemeinen ſtädtiſchen Angelegenheiten die ſeiner Zunft noch insbeſondere zu vertreten. Unter dem für den Kaiſer beſtimmten Thronhimmel ſtand Siegmund von Dietrichſtein, ein ſchöner kräftiger Mann in den beſten Jahren, in vollem ritterlichen Schmuck, um ihn einige kaiſerliche Räthe. Die ehrerbietige Begrüßung des kaiſerlichen Geſandten von Seiten der drei Gebrüder Fugger, ihrer Frauen und Kinder war kaum vorüber, als die Thüre wieder aufging und die ganze große Weberzunft mit ihrer Fahne, ein paar luſtig aufſpielende Stadtpfeifer voran, hereinzog. Dieſen ſchloſſen ſich endlich alle Geſellen der Jakob Fugger'ſchen Werkſtatt, ihren Stuhlmeiſter an der Spitze, an, alle feſtlich gekleidet. Die Frauen blickten mit verwundrungs- und erwartungsvollen Augen um ſich und wußten gar nicht, was ſie von allen dieſen außerordentlichen Anſtalten denken ſollten. — Endlich ſchlug der Bürgermeiſter an die vor ihm ſtehende Glocke und erklärte die Rathsverſammlung der freien kaiſerlichen Stadt Augsburg für eröffnet. Hierauf verkündete er, daß es Sr. Majeſtät dem römiſchen Könige Maximilian, ihrem gnädigſten Herrn, in Gnaden gefallen habe, die ihm werthe und theure Stadt mit einer außerordentlichen Geſandtſchaft in der Perſon des Ritters Siegmund von

Dietrichſtein zu beſchicken, welche vor eröffnetem Rath und gleichſam im Angeſicht der ganzen Stadt Augsburg den ſämmtlichen Gliedern des Fugger'ſchen Hauſes eine gnädigſte königliche Entſchließung und huldreiche Verleihung mitzutheilen und zu übergeben habe. — Der Bürgermeiſter ſchwieg und der Herr von Dietrichſtein nahm das Wort:

„Se. kaiſerliche Majeſtät, unſer gnädigſter König und Herr, Herr Maximilian, dermalen zu Insbruck im Lande Tyrol reſidirend, hat in Betracht der vielfachen Verdienſte, welche die drei Gebrüder Fugger Ulrich, Georg und Jakob, ſo wie ihr verſtorbener Vater, Jakob Fugger zu Augsburg, ſich ſowol um die hohe Perſon des Königs ſelbſt, ſowie ſeiner beiden hohen Kinder, des Erzherzogs Philipp von Oeſtreich, Herzogs von Burgund und Niederland, königlichen Prinzen von Spanien, und der Frau Erzherzogin Margaretha von Oeſtreich, regierenden Herzogin von Savoyen, als auch um die getreue Stadt Augsburg und endlich um das ganze Reich und das allgemeine Beſte erworben haben, beſonders aber in Betracht der Thätigkeit, Treue, Uneigennützigkeit, Dienſtbefliſſenheit und Menſchenfreundlichkeit des jüngſten der Brüder, des Webermeiſters und Rathsherrn Jakob Fugger, die gnädigſte Entſchließung gefaßt, die drei Gebrüder Fugger mit ihren Frauen und Kindern und deren Nachkommen auf ewige Zeiten und ſo lange, bis noch ein männlicher Sproß dieſes Hauſes auf Erden lebt, in den Erbadelſtand des heiligen römiſchen Reichs zu erheben, ſie mit allen Vortheilen, Privilegien und Begünſtigungen der altadligen Geſchlechter zu begnadigen und zu begaben und ihnen darüber die nöthigen Adelsbriefe auszuſtellen. Dieſe drei königlichen Gnadenbriefe werden die königlichen Räthe der Verſammlung vorleſen.“ Dieſe zogen aus koſtbar verzierten hölzernen Kapſeln die Pergamentrollen hervor, an welchen das große königliche Siegel hing, entrollten ſie und laſen mit lauter und feierlicher Stimme den Willen und Befehl des Königs, die Erhebung der Brüder Fugger in den Reichsadelſtand betreffend, vor. Sobald dieſes geſchehen war, trat Sigismund von Dietrichſtein zu den von Rührung ergriffenen Brüdern, um ihnen ſeinen Glückwunſch darzubringen, und der Bürgermeiſter, die königlichen Räthe, die Stadtſchreiber und die Rathsherren folgten ſeinem Beiſpiel.

Der Ritter von Dietrichſtein wandte ſich hierauf wieder an den Bürgermeiſter und die Rathsherren: „Es iſt mir von Sr. kaiſerlichen Majeſtät der weitere Befehl ertheilt worden, Namens meines gnädigſten Herrn des Königs an den Bürgermeiſter und Rath der freien Stadt Augsburg den Antrag zu ſtellen, daß ſie den gegenwärtigen Herrn Jakob von Fugger aus ihrer Mitte als Rath von Zünften entlaſſen und ihn als Webermeiſter ſeines Zünfte- und Steuereids entbinden möchten, da ein Edelmann des deutſchen Reichs nicht auch Zunftgenoß ſein kann und darf.“

Jakob Fugger, erſt ſchon von ſichtbarer Wehmuth ergriffen, zuckte ſchmerzlich zuſammen. Daran hatte er nicht gedacht, daß er ferner nicht mehr Leinweber ſein dürfe. Er hätte in dieſem Augenblick dem Kaiſer gern das Adelsdiplom zurückgegeben, wenn es nur irgend angegangen wäre, um Mitglied des Stadtraths und Leinwebermeiſter bleiben zu dürfen. Und als nun der Bürgermeiſter das Wort nahm und, mit Zuſtimmung der Rathsglieder der Zünfte, ihn aus ihrem Kreiſe mit großen Lobſprüchen entließ und ihn losſprach von der Pflicht des der Weberzunft geleiſteten Eides, da konnte er die Thränen, die ihm aus dem Herzen in die Augen drängten, nicht zurückhalten. Er ſah ſich nach den Webern um und erblickte faſt alle die Männeraugen feucht. Sie traten einzeln heran, um ihm die Hände zum Danke zu reichen und ihm den Scheidegruß aus ihrem Verbande zu ſagen.

„Liebe Meiſter und Zunftgenoſſen,“ redete er ſie mit bewegter Stimme an, „ich weiß die hohe Gnade unſers allerdurchlauchtigſten Königs zu ſchätzen und bin ihm zeitlebens dankbar dafür; aber mein gnädigſter Herr wird und kann es nicht übel vermerken, wenn ich mit großem Schmerze aus Euerm ehrenvollen Verbande ſcheide. Jakob Fugger von Augsburg iſt der Sohn, Enkel und Urenkel von ehrlichen Leinwebern, er ſelbſt hat als Leinweber gelernt, iſt als Leinweber gewandert, iſt Meiſter geworden und hat Euerer Zunft angehört bis zu dieſer Stunde. Er gedachte auch als ein Leinweber zu ſterben. Gott hat es anders beſchloſſen, und des Königs Majeſtät hat befohlen, daß ich von Euch trete. Es thut mir weh; es iſt mir ſchier unerträglich. So lang' ich lebe, bin ich gewohnt das Sauſen des Webſtuhls in meiner Nähe zu hören und das Klappern des hurtig fliegenden Schiffleins. Soll's nun ferner ſtill und ſtumm in den Räumen meines Hauſes ſein? Der Webſtuhl iſt der Altar geweſen, auf dem die Fugger das tägliche Opfer ihres frommen Fleißes gebracht, und der Herr des Himmels und der Erde hat ſie dafür geſegnet. Ihr ſeht hier alle lebenden Häupter des Fugger'ſchen Hauſes beiſammen; was ſie geworden ſind, ſind ſie durch den Webſtuhl geworden. Wenn ſie ſich der hohen Gnade ihres allerdurchlauchtigſten Königs erfreuen dürfen, ſo haben ſie's dem Webſtuhl zu verdanken, an welchem ſie und ihre Vorfahren redlich ſchafften und wirkten. Soll ich nun den mir heiligen Webſtuhl aus dem Hauſe werfen, als ein unnützes Geräth, weil die Fugger durch des römiſchen Königs Gnade Edelleute geworden ſind? Oder ſoll ich ihn ſtehen laſſen in meinem Hauſe, ohne daß eine geſchäftige Hand, ein rühriger Fuß ihn in Bewegung ſetzt? Soll mein alterndes Ohr ſeine geräuſchvollen Töne nicht mehr vernehmen, für mich die liebſte Muſik? Soll das Schifflein nicht mehr hin und her fliegen, wie eine Honig eintragende Biene? Sollen die Spinnen ihre Netze an die vier Pfoſten des Gebäudes hängen, das ich als einen Tempel des deutſchen Fleißes zu betrachten gewohnt bin, und ſoll ich ſeufzend und traurig daran vorübergehen, weil ich keinen Gottesdienſt mehr darin halten darf? Darum, liebe Meiſter und Freunde, wollet mir eine Bitte geſtatten, einen Wunſch erfüllen, den ich Euch aus dem Herzen an's Herz lege! Erlaubt mir, daß ich bis zu meinem Tode die Stühle, welche in meinem Hauſe im Gange ſind, fortarbeiten laſſen darf. Ich verzichte auf jegliches Meiſterrecht; denn ich weiß es wohl, ein Edelmann darf kein Zunftmeiſter ſein. Kein Lehrjunge ſoll bei mir lernen, und die Geſellen ſollen allein meinen Stuhlmeiſter anerkennen. Geſtattet nur, daß in meinem Hauſe gewebt werde, und ich auch ferner noch mit Stolz ſagen darf: Jakob Fugger von Augsburg iſt ein Leinweber!"

Ein allgemeiner Beifallszuruf war die Antwort auf Jakob Fugger's treffliche Rede; dann riefen und ſprachen alle Verſammelten gerührt durcheinander, belobten und ſegneten ihn, die Leinweber aber ſtimmten ein Triumphgeſchrei an, und der Ritter von Dietrichſtein umarmte den beſcheidenen Mann mit den Worten: „Wahrlich, wer ſolche Geſinnungen hegt, verdient die höchſten Würden, und wenn Euch der König ſeinen Freund nennt, ſpricht er damit nur die gerechte Anerkennung Eueres Werthes aus. Er konnte Euch nur den äußern Adel verleihen; den innern, werthvollern habt Ihr, wie unſer edler Max ſelbſt, von Gott empfangen. Und da ich ihn, den trefflichen König und Menſchen, auch Freund nennen darf, ſo bitt' ich auch um Euere Freundſchaft, edler Fugger. Wahrlich, es wird allen Adligen des heiligen römiſchen Reichs zur Ehre gereichen, einen ſolchen Leinweber zu ihren Standesgenoſſen zu zählen, und wenn Euere Nachkommen einſt Fürſten werden ſollten, ſie werden mit vollſtem Recht ſtolz ſein dürfen auf ihren Ahn, den Leinweber.“

Die Gewährung der Bitte Jakob Fugger's wurde ſofort einmüthig vom Rath und der Weberzunft beſchloſſen und die Verſammelten wurden entlaſſen. Die Weber aber begleiteten die Fugger'ſchen Familien nach Hauſe, voran die aufſpielenden Pfeifer, die Fahne und die Obermeiſter der Zunft, hinterdrein die Meiſter und die Geſellen. Nach einer Stunde liefen aber ſchon einige Feſtbitter durch die Stadt und luden den Adel, die hohe Geiſtlichkeit und die übrigen Honoratioren zu einem Banket auf das Tanzhaus auf den Abend des folgenden Tags von den drei Gebrüdern Fugger ein, die Weber aber zu einem Eſſen und Tanz auf ihre Trinkſtube. Die kaiſerliche Geſandtſchaft ward zur Mittagstafel von Ulrich Fugger gebeten, wozu auch der Biſchof und die vornehmſten Geſchlechter die Einladung annahmen.

## 3.

## Banket und Zunftſchmaus.

So unſcheinbar von außen ſich auch das Haus Ulrich Fugger's am Göginger Thore dem Auge darſtellte, ſo prächtig waren einige Gemächer deſſelben eingerichtet. Da Herr Ulrich es ſich nicht hatte nehmen laſſen, das Haus ſeiner Eltern zu bewohnen, und feſt erklärt hatte, er wolle darin ſterben, wie ſie, ſo hatte ſich dagegen ſeine ſtolze Ehewirthin auch nicht hindern laſſen, darin den Prunk ihres Reichthums zur Schau zu legen. Und in dieſen Gemächern verſammelte ſich die zum Ehrenmahl geladene vornehme

Geſellſchaft. Da ſah man den würdigen Biſchof von Augsburg, Friedrich Graf von Zollern, einen ſchon hochbejahrten Mann; dann den Domprobſt Mathäus Lang, einen augsburger Geſchlechter, kaiſerlichen Kanzler und früher Statthalter in Italien; ebenſo fand man den berühmten Prediger und Doctor der Theologie Johann Geiler von Kaiſersberg von Straßburg, der, vom Biſchof Friedrich berufen, vor fünfzehn Jahren einige Jahre Prediger in Augsburg geweſen, dann aber, von den Straßburgern auf das ehrenvollſte zurückberufen, wieder dorthin zurückgekehrt war. Er hatte ſich durch ſeine witzigen und freiſinnigen Kanzelreden in dem freiſinnigen Augsburg eine Menge Freunde erworben und war auf ihre Einladung in dieſem Sommer gekommen, ſie noch einmal zu ſehen. Unter den anweſenden Geſchlechtern war der wackre und hochgeſchätzte Bartholomäus Welſer ausgezeichnet, ein langjähriger Freund des Fugger'ſchen Hauſes, wenn auch in ſeinen Anſichten vom Regiment in Staat und Kirche nicht mit Jakob Fugger übereinſtimmend, wie die Unterredung beider Männer in Welſer's Landhauſe in Oberhauſen gezeigt hat. Dagegen ſtimmte Doctor Geiler mit Bartholomäus Welſer mehr überein und Beide ſchienen innige Freunde zu ſein. Endlich verdient unter der zahlreichen Geſellſchaft noch würdig hervorgehoben zu werden der berühmte augsburgiſche Stadtſchreiber Dr. Konrad Peutinger, eine edle Geſtalt mit einem offenen liebreichen Geſicht, ein Mann in den mittlern Lebensjahren.

Frau Veronika hatte all' ihre culinariſche Geſchicklichkeit aufgeboten, um Ehre einzulegen, und der Ritter von Dietrichſtein erklärte ihr zu ihrer Befriedigung, daß dieſe Zimmer, dieſe Speiſen und dieſe Weine würdig ſeien, den Kaiſer ſelbſt zu vergnügen, und daß er dies bei Sr. Majeſtät zu rühmen wiſſen werde.

Nach der Tafel trat Jakob Fugger zu Dietrichſtein und zog ihn in ein Fenſter. „Ich habe bis jetzt noch nicht

Zeit gefunden," redete er ihn hier an, „Euch über den Erfolg der Bitte zu befragen, die ich durch meinen Bergmeiſter in Insbruck an Euch richten ließ."

„Ach, Ihr meint den Auftrag hinſichtlich des Wilhelm von Lannoy, des zweiten Mannes der Witwe Bübenhoven," verſetzte der Andere.

„So iſt's. Habt Ihr Gelegenheit gefunden, etwas für das arme Weib zu thun? Oder ſoll ich vorher fragen: Iſt dem wirklich ſo, wie mir hinterbracht worden, daß dieſer Menſch ſeine Ehewirthin, in welcher das Blut der Habsburger fließt, wie in unſerm König, ſo ſchlecht behandelt, daß ſie ſchier verkümmert?"

„Leider iſt dem ſo, wie ich aus guter Quelle weiß. Die Frau hat ſich von dieſem ſchlauen Menſchen hintergehen laſſen. Aber ich kann Euch keine Hoffnung machen, daß ſie gebeſſert wird. Es iſt nämlich dieſem Lannoy durch ſeine ausgezeichnete Reiterkunſt, die freilich an's Fabelhafte grenzt, gelungen, ſich bei Sr. Majeſtät unſerm Könige einzuſchmeicheln, und ich darf Euch nicht verhehlen, daß König Max ganz beſondere Stücke auf den Menſchen hält. Ihr kennt die Vorliebe des Königs für Alles Ausgezeichnete in körperlicher Gewandtheit und ritterlicher Uebung, in welcher er ſelbſt es zu einem ſo hohen Grade gebracht hat; Ihr kennt aber auch ſeine Schwäche für alle Leute, die ſich in dieſer Hinſicht hervorthun. Auf dieſe Weiſe iſt es dem zweideutigen Menſchen geglückt, ſich in ganz beſondere Gunſt des Königs zu ſetzen, der ihn zu ſeinem Stallmeiſter gemacht hat. Endlich wird es Euch nicht unbekannt ſein, wie ſehr der König gegen alle Eheſcheidung eingenommen iſt. Er ſelbſt lebt in keiner glücklichen Ehe. Als ich es dennoch wagte, ihm die Noth ſeiner Verwandten, der Frau von Lannoy, zu ſchildern, verſetzte er kalt: Sie ſoll ſich mit mir tröſten. Der Lannoy iſt ein ſchmucker Kerl, der mir gefällt, und wenn er ihr nicht auch gefallen, ſo hätte ſie ihn nicht geheirathet. Er wird nun nach der Pfeife ihrer Weiberlaune tanzen ſollen, und, da er dazu ſich zu gut fühlt, ſo möchte ſie ihn wieder los ſein. Ich kenne das. Der Lannoy iſt der beſte Reiter, der mir vorgekommen, und deshalb braucht er nicht der beſte Ehemann zu ſein. Sie ſoll ſich fügen und mit ihm fertig werden, wie ſie kann. — Damit war Alles aus, und ich darf natürlich nun nicht wieder von der Sache anfangen, wenn ich nicht ein hartes Wort des Herrn hören will, das ſeinen Ausſpruch nur bekräftigt.“

„Das iſt mir leid um des hübſchen Junkers Bübenhoven wegen, der als Page des Erzherzogs Philipp jetzt mit in Spanien iſt. Es iſt rührend, wie das ſchmucke Herrlein ſeine Mutter liebt und über ihr böſes Geſchick trauert.“

„Es thut mir ſelber leid,“ ſagte Dietrichſtein, „zumal ich den Argwohn nicht loswerden kann, der Lannoy iſt ein Betrüger. Er will ein Franzoſe aus Artois ſein und dort könnte wol ſein niederländiſcher Name vorkommen; auch ſpricht er das Franzöſiſche ſehr geläufig, aber ich möchte wetten, er iſt kein Franzoſe, ſondern ein Spanier, oder Portugieſe, oder wol gar ein vertriebener Maure. Mir ſind ſchon allerhand Gedanken über ihn gekommen. Aber man darf dem Kaiſer dergleichen nicht ſagen, ſobald er für einen Menſchen eingenommen iſt, ohne Beweiſe beizubringen. Und woher ſollt' ich dieſe nehmen? Der Menſch hat ein ſo lauerndes Auge, ein ſo katzengeſchmeidiges und dabei doch verſtecktes Weſen, daß mir oft für den König bange wird.“

„Ihr macht mir die Sache noch bedenklicher,“ verſetzte Fugger, „und ich werde nicht anſtehen, ſelbſt mit dem Könige zu reden. Es ziemt ſich, daß ich mich in Perſon bei Sr. Majeſtät für meine Brüder und mich bedanke. Sie können, wie Ihr ſelbſt ſeht, wegen Kränklichkeit die Reiſe nicht machen; ich habe aber außerdem noch mancherlei Geſchäfte in Tyrol und muß einmal in meinem Silberbergwerke ſelbſt nachſehen."

Bartholomäus Welſer geſellte ſich darauf zu Jakob Fugger. „Ihr habt mir vorgeſtern eine ſchlimme Kunde gebracht," ſagte er ſcherzend, „und waret etwas angeſtochen, daß ich nicht auch auf die Bauern drauf ſchlug, ſondern vielmehr meine Streiche auf die Herren mit und ohne Platte richtete; heute will ich Euch mit mir ausſöhnen und Euch zum Recompenz eine angenehme Nachricht bringen, die Euch erfreuen wird, wie ſie mich erfreut hat. Mein Bruder Hans iſt dieſen Morgen von Antwerpen zurückgekehrt. Er hat den Widerſtand der befehlenden Herren eben ſo glücklich beſiegt, wie Ihr, und des Erzherzogs Statthalter, der Ritter Wilhelm von Croy, Herr von Chièvres, iſt auf unſrer Seite. Unſre Aufnahme in den Bürgerverband bedarf demnach nur noch der Beſtätigung des Erzherzogs, die natürlich nach ſeiner Rückkehr aus Spanien ſogleich erfolgen wird, da er ſie, nach der Lage der Dinge, nicht verſagen kann. Mein Bruder hat bereits ein Haus gekauft nicht weit von den Euerigen und mit Hülfe Eueres Vetters Leonhard Fugger das Geſchäft eingerichtet. Er rühmt Leonhards Kenntniſſe und Dienſtwilligkeit ſehr. In der That ſind wir Euch den größten Dank ſchuldig in dieſer Angelegenheit, denn ohne Euch wär' es den Welſern nicht eingefallen — wenigſtens jetzt noch nicht —, eine Zweighandlung in Antwerpen anzulegen. Und während ein Andrer gewiß Alles aufgeboten haben würde, mein Unternehmen zu hintertreiben und mit Neid und Scheelſucht zu betrachten, habt Ihr als ein ächter und wahrer Freund mir nicht nur den vortheilhaften Vorſchlag gethan, ſondern mich auch auf jegliche Weiſe unterſtützt. Wahrlich, Jakob, ich werd' Euch das gedenken, ſo lange mir der Athem ein- und ausgeht."

„Macht doch davon kein Redens, Freund Bartholomä," verſetzte der beſcheidene Fugger, „und bedenkt nur, daß es mein eigner Vortheil war, Euch dort an der Seite zu haben. Es iſt gar viel werth, wenn im fremden Lande ein Freund ſich auf den andern ſtützen kann, und vereinte Kräfte richten mehr aus als ein Einzelner. Auch werden ſich unſere Leute dort gegenſeitig im Auge haben und es einander zuvorthun wollen. Laßt uns nur feſt zuſammen halten; es müßte nicht gut ſein, wenn wir nicht das Heft in die Hand bekommen wollten.“

„Ihr ſollt' nicht wähnen, daß ich mich von Euch an Offenheit, Ehrlichkeit, redlichem Eifer und aufrichtiger Freundſchaft beſchämen laſſe. Unſer Vortheil geht dort Hand in Hand.“

„Und laßt uns die neue weſtindiſche Welt im Auge behalten. Eine Handelsniederlaſſung an jenen reichen Küſten muß, geſchickt geleitet, von den allerwichtigſten Folgen ſein.“

„Das iſt auch meine Meinung und ich bin bereit, das Geſchäft mit Euch in Compagnie zu unternehmen. Fünfzigtauſend Goldgulden ſetz' ich daran als erſten Wurf.“

„Topp!“ ſagte Jakob Fugger erfreut. „Ich gebe die gleiche Summe und mit hunderttauſend Gulden läßt ſich ſchon etwas anfangen. Meine Brüder brauchen vor der Hand noch nichts davon zu erfahren. Ihr kennt ſie ja; ſie ſind ängſtlich und wunderlich. Glückt unſer Unternehmen, ſo haben ſie den Vortheil davon; mißglückt's, ſo trag' ich den Schaden allein.“

„Ihr ſeid immer der brave Jakob Fugger, der edle Mann, ob Edelmann oder Leinweber. — Wie weit ſeid Ihr mit der weſtindiſchen Angelegenheit?“

„Wenn ich nicht irre, ſagte ich Euch ſchon, daß mir unſer gelehrter und berühmter nürnberger Freund, Martin Behaim von der Inſel Fayal, wo er jetzt lebt, auf meinen Brief geantwortet und mich ſeines ganzen Einfluſſes beim

Könige von Portugal verſichert hat. Er hat auch bereits mit dem Könige geſprochen, und ſie erwarten dort nur die nach Weſtindien geſandten Schiffe zurück, um mir dann Näheres zu melden. Darauf habe ich wieder an Behaim geſchrieben, und Vorſchläge gethan, die ich Euch in Abſchrift mittheilen werde. Ich werde aber nächſtens mich auch an den Kaiſer wenden mit der Bitte, daß er mein Geſuch beim König von Portugal unterſtütze."

„Was Ihr auch thut in dieſer Angelegenheit, handelt mit in meinem Namen. Ich werde Euch Vollmacht geben, daß Ihr das Geſchäft mit als das meinige betreiben könnt. Auch gedenk' ich in dieſem Jahre ſelbſt noch nach Antwerpen zu gehen, um die Schiffe auszurüſten, welche mit nächſtem Frühjahr in See gehen ſollen."

„Glück auf!" rief mit funkelnden Augen Jakob Fugger, ſich vergnügt die Hände reibend. „Die Welſer und Fugger von Augsburg ſollen, denk' ich, auf den niederländiſchen Märkten und in den Häfen der alten und der neuen Welt, in Oſt- und Weſtindien, floriren."

„Glaubt mir, Freund Jakob," ſagte Welſer feierlich, „uns leitet ein höherer Geiſt, als der unſrige, und ich fühle in einſamen Stunden ſein Drängen und Treiben in mir; es gemahnt mich wie das göttliche Sauſen eines neuen Schöpfungsmorgens. Und Ihr ſeid vom vorſorgenden Himmel noch mehr als Werkzeug auserſehen, als ich ſelbſt. Ihr ſeid ein rechter Mann des jungen Jahrhunderts, der neuen Zeit. Als beim Scheiden des alten Jahrhunderts die Glocken von unſern Thürmen ertönten, haben ſie einer großen, einer gewaltigen Zeit zu Grabe geläutet. Die Blüte des deutſchen Ritterthums iſt verwelkt, die Frucht dieſer Zeit verfault; aber aus ihren Kernen ſchießt ein neues Gewächs, eine neue Zeit, ein neues Leben hervor. Und das Pflänzlein wird groß und ſtark werden, ein mächtiger Baum, der ſein Geäſt und Gezweig über alle Länder breitet. Wir aber ſind zu Pflegern des Keims und des jungen Reiſes berufen. Nicht mehr Burgen ſollen die Menſchen bauen und nicht mehr Dome; Ritter und Pfaffen haben ſich ſelbſt geſchändet in den Augen der Welt; die große, ſchöne, ſtolze Herrlichkeit des deutſchen Reichs iſt vorüber. An uns iſt eine andere, eine höhere Aufgabe geſtellt; nicht vergebens haben kühne Seefahrer neue Welten entdeckt. Der Handel wird das neue Band der Völker. Im Kaufmann wirkt und webt der heilige Geiſt der neuen Zeit. Wie die Taube mit dem Oelzweig im Schnabel, fliegt er über die Meere und trägt den Samen der Geiſtesbildung für kommende Jahrhunderte. Nicht der Ritter, nicht der Pfaff' ſollen ferner mehr Herren der Welt ſein, ſondern die ſchaffende, die bildende Hand des Bürgers, der kühne Geiſt des Kaufmanns, der Fleiß des Bauers ſollen obenanſtehen von Gottes- und Rechtswegen. Und deshalb hat der gedrangſalte Bauer ein Recht, ſich gegen ſeinen tyranniſchen Herren zu erheben und ihm mit der plumpen Waffe in der Hand den Gehorſam aufzuſagen. Denn all' das iſt Menſchenſatzung, Menſchenwerk — und die von Menſchen geſchmiedete Kette kann wieder von Menſchen geſprengt werden. Der Bauer iſt im Recht, wenn er den üppigen, gleißneriſchen Pfaffen, wenn er den übermüthigen Edelmann nicht mehr füttern will; er iſt im Recht, ſag' ich Euch, wie wir im Recht ſind, wenn wir auf unſern Schiffen nach der neuen Welt fahren. Er dient dem Zeitgeiſt, wenn er auf die faulen Gäuche losſchlägt, die ihn zum Vieh herabwürdigen wollen, wie wir dem Zeitgeiſt dienen, wenn wir die Schätze Oſtindiens auf die Märkte Europa's führen, und der heilige Geiſt der Zeit ſauſt und brauſt in ihm, wie in uns, und drängt und treibt ihn einem unbekannten, aber großen Ziele zu, wie uns ſelbſt."

„Wenn man Euch ſo reden hört," ſagte Jakob Fugger mild lächelnd, wie es ſeine Art war, „ſo ſollte man ſchwören, Ihr hättet vollkommen Recht. Ich aber halte es mit dem Gehorſam gegen die Obrigkeit und mit der Ehrfurcht gegen die heilige Mutter Kirche. Mag es immerhin ſchlechte Edelleute und noch ſchlechtere Pfaffen geben; das Regiment iſt ein heilig, unantaſtbar Ding, das Zucht und Ordnung auf Erden erhält. Die heilige Religion ſteht noch höher, denn ſie ſchließt uns den Himmel auf."

„Ja der Glaube an Chriſtus, aber nicht der Glaube an den Papſt und die Pfaffen. O Freund, lernt Beide wohl von einander unterſcheiden! Und ein weltlich Regiment ſoll gerecht ſein und den Bauer als Menſchen behandeln, wie ihm zukommt, und wie er vormals behandelt worden iſt. Dort ſteht Doctor Peutinger, ein gelehrter und hochſinniger Mann; fragt ihn doch, ob ein Menſch allein Pflichten auf der Welt habe und nicht auch Rechte. Dort ſteht Doctor Geiler, der treffliche Kanzelredner; laßt Euch belehren, was den Menſchen vor Gott erlaubt iſt, wenn Willkür und Tyrannei die Menſchenwürde in ihm verſpotten."

„Lieber Freund Bartholomä, ich ſag' Euch das: ich bin ein Leinweber und ein Kaufmann; ich warte meines Geſchäfts und laß für das Andere Gott ſorgen und die Leute, welche davon mehr verſtehen, als ich ſelbſt. Und ich will bei dem Spruche leben und ſterben: Gebet dem Kaiſer was des Kaiſers iſt und Gott was Gottes iſt. Und damit Amen!" So brach der wackre Mann das Zwiegeſpräch ab und geſellte ſich zu andern Gäſten.

Der Abend führte die ganze vornehme Welt Augsburgs in dem großen Saale des Tanzhauſes zuſammen. Das Feſt hatte auf Jakob Fugger's Bitte der Maler van der Voort angeordnet und ausgeſchmückt, und es machte ihm und den Feſtgebern Ehre. Die Anordnung auf der Webertrinkſtube hatte Jakob Fugger ſelbſt getroffen, aber ſeine rechte Hand war dabei der ſeelenvergnügte Veit Schellenberger, der wohl wußte, daß hier eben ſo wenig, wie auf dem Tanzhausbankett Geld geſpart werden durfte. Und fürwahr, die ärmſten Weber tranken hier denſelben guten alten Wein, den der Biſchof auf dem Rathhauſe im goldenen Becher belobte. Jakob Fugger hatte die Anordnung getroffen, daß je eine von den drei Fugger'ſchen Familien auf der Webertrinkſtube unter den fröhlichen Leuten zubringen mußte, und ſie löſten ſich nach einer Stunde immer einander ab. Er ſelbſt machte mit ſeiner Sibylla den Anfang, und die dicke gemüthliche Frau gefiel ſich ſo wohl, daß ſie gar nicht große Luſt bezeigte, auf das Tanzhaus zurückzukehren. Nicht gleiche Zufriedenheit zeigten Frau Veronika und Frau Regina mit dieſer Anordnung. Doch war die Erſtere klug genug, es ſich nicht merken zu laſſen. Frau Regina ließ aber, wie immer, ihren Unmuth über die Zunge ſpringen und ſprach ſich bei Frau Sibylla, die ſie ablöſen ſollte, bitterbös aus, daß ſie hier unter dem Geſindel verweilen ſolle und dort die ihr ebenbürtige Geſellſchaft meiden müſſe. Sie ſchalt Veit Schellenberger, der ihr zutrinken wollte, einen Tölpel, und meinte, der Kaiſer habe ſie doch wahrlich nicht in den Adelſtand erhoben, damit ſie ſich mit zünftigen Leinwebern gemein machen ſolle. Auf dieſe unverſtändige Rede gab Frau Sibylla dem Toni, der ſich in ihrer Nähe aufhielt und ſie mit ſeinen ſchelmiſchen, ausdrucksvollen Augen fragte, einen zuſagenden Wink. Der Knabe flüſterte hierauf mit Veit Schellenberger und entfernte ſich. Frau Regina kürzte ihre Zeit bedeutend ab; als ſie aber wieder auf dem Tanzhauſe erſchien und mit einem vornehmen Geſchlechter zum Tanz antrat, entſtand ein leiſes Kichern und Lachen, welches bald um ſich griff und lauter wurde. Die Urſache deſſelben konnte nicht lange verborgen bleiben. Frau Regina trug hinten an ihrem koſtbaren ſeidenen Kleide einen dicken Büſchel Leinweberzettel, wie einen Pferdeſchweif, der bei jedem Tanzſchritt luſtig hüpfte. Die ſtolze Frau wurde bleich vor Zorn und Aerger und brach in ein heftiges Weinen aus, als ihr Frau Sibylla den häßlichen Büſchel mit den Worten unter die Augen hielt: „Man will Euch bemerklich machen, daß Ihr niemals vergeſſen ſollt, die Fugger ſtammen vom Webſtuhl her.“

Der kleinen, eiteln Frau war die Freude des Abends verdorben. Jakob Fugger drohete ſeiner ſchalkhaft lächelnden Wirthin und ſagte: „Das hat der Toni gethan und kein Menſch weiter, und ich will nicht wiſſen, mit weſſen Verlaub und Zuſtimmung. Ich weiß aber, was ich mit dem Buben zu thun habe. Er dürfte ja doch nicht in meiner Werkſtatt auslernen, da ich das Meiſterrecht verloren habe. Er ſoll mir in die Silberbergwerke in Tyrol. Unter der Erde wird er zahm werden.“ — Zu dem niederländiſchen Maler ſagte er denſelben Abend: „Meiſter Martin, rüſtet Euch mit mir nach Insbruck zu reiſen. Es wird Euch gut thun, und Ihr ſollt ſelbſt mit dem Kaiſer wegen Euerer Wirthin reden.“

## 4.

## Das Silberbergwerk und ein entlarvter Schelm.

An einem ſchönen Sommermorgen in der thauigen Frühe ritten vier Reiter aus dem Thore der heitern Bergſtadt Insbruck dem hüpfenden Inn entgegen durch die perlenblitzenden Wieſen im Thal den höheren Gebirgen zu; zwei voran, zwei hinterdrein. Die Erſteren waren die Herren, die Letzteren die Knechte. In der Kleidung hatten aber Jene nicht viel vor Dieſen voraus. Schlichte, dunkle Kleider von Kopf bis zu Fuß, in nichts ausgezeichnet vom einfachſten Bürger. Und doch waren es zwei der merkwürdigſten und außerordentlichſten Menſchen ihrer Zeit, der Eine der deutſche König Maximilian, der Andere Jakob Fugger von Augsburg. Das derbe, fröhliche Geſicht hinter ihnen war das Veit Schellenberger's, der, im Gefühl ſeines Werths und ſeiner Bedeutung unbefangen und ſicher mit dem kaiſerlichen Reitknecht plauderte. Maximilians edle herrliche Geſtalt, die noch immer in der vollen, kräftigen Blüte männlicher Schönheit ſtand, einer Schönheit, die, in Verbindung mit ſeiner Dichtergabe, ihm zwanzig Jahre früher den Namen des öſtreichiſchen Apolls erworben, hob ſich zwar auffallend vor Fugger's unſchönem Aeußern hervor, aber aus dem Auge des Leinwebers ſprach dieſelbe Herzensgüte, derſelbe Edelſinn, dieſelbe Gemüthsklarheit, wie aus denen des Königs, und daß Beide nur auf das Innere des Menſchen, auf die That, Werth legten, deutete die Einfachheit ihres Anzugs hinlänglich an. Wie befreundet dieſe beiden ausgezeichneten Menſchen waren, ging aus ihrer zwangloſen, unbefangenen Unterhaltung hervor. Auch darf nicht unbemerkt bleiben, was auf ihr gegenſeitiges, ſchier inniges Verhältniß jedenfalls nicht ohne Einfluß geblieben war, daß ſie Beide in einem und demſelben Monat, im März 1459, geboren waren, und Jakob Fugger nur wenige Tage älter war als Maximilian. Dieſe Altersgleichheit hatte ſie ſchon früh zuſammen geführt, als Maximilian mit ſeinem Vater zum Erſtenmal in Augsburg geweſen war, und ihr freundſchaftliches Verhältniß war in einer langen Reihe von Jahren nicht nur durch nichts geſtört worden, es hatte ſich im Gegentheil nur noch mehr befeſtigt. Maximilian kannte noch nicht jene kalte glatte Freundlichkeit gegen den ausgezeichneten Unterthan, die wie ein Lufthauch die Oberfläche des Waſſers, nur das Geſicht bewegt, ohne in der Tiefe eine Veränderung zu bewirken; er wußte nichts von jener treuloſen Heuchelei, die erſt mit ſeinem Enkel und Nachfolger Karl V. auf den deutſchen Thron kam und ſeitdem zu den unentbehrlichen fürſtlichen Eigenſchaften zu gehören ſcheint, ja die gewiſſermaßen für eine Lebensbedingung des fürſtlichen Weſens gilt. Maximilians Freundlichkeit gegen Jakob Fugger war ächt, biederherzig und offen; aus ſeinen Benehmen konnte man unmöglich den großen Standesunterſchied, der zwiſchen beiden Männern lag, wahrnehmen, und wenn man es nicht an der Ehrerbietung, welche Fugger gegen ſeinen Kaiſer nicht einen Moment aus den Augen ſetzte, gemerkt hätte, welche verſchiedene Erdenlooſe den beiden Reitern gefallen wären, man würde ſie für ein Paar kleine Gutsbeſitzer oder Pächter aus der Umgegend gehalten haben.

„Tröſt' Euch St. Afra und wer ſonſt will!" lachte der König. „Wie in aller Welt kommt Ihr nur dazu, guter Jakob, der Fürſprecher für zwei leichtfertige Weibsbilder zu werden, Ihr, der die Frauen wie böſe Geiſter gefürchtet hat bis in's neununddreißigſte Jahr? Seid Ihr denn nun noch ein Weiberböſler und Minnewart geworden und brecht Euerer Ehewirthin die kaum gelobte Treue?"

„Fürwahr, es macht ſich ſeltſam," verſetzte Fugger ebenfalls lachend, „daß ich Ew. Majeſtät gerade um ein Paar Frauen mit dringender Bitte beſchwere, die doch eigentlich mich nichts angehen, und ich wundere mich daß ſelber, wie ich plötzlich und gegen Luſt und Willen zum Weiberbeſchützer geworden bin. So machen Einen die Umſtände oft zu Etwas, an das man gar nicht gedacht hat. Aber wozu Einen das Schickſal ſtempelt, das ſoll man auch mit ganzer Seele und allen Kräften ſein. Und deshalb will ich mit Bitten nicht ablaſſen, bis mir Ew. Majeſtät Gnade für die beiden unglücklichen Frauen zugeſagt hat?"

„Ich werde Euern übertriebenen Eifer für ein Paar Unterröcke Euerer ehrbaren Wirthin verrathen, damit Ihr für ſolche Allotria die gerechte Strafe bekommt. Miſcht Euch nur erſt in Weiberhändel, werdet Frauenvogt und Treuenmund, dann ſagt nur gleich zu Euern guten Tagen Ade! und jagt Ruh' und Frieden aus dem Hauſe. Ihr ſpannt Euch muthwillig ſelbſt auf die Marterbank und ſetzt Euch mit abgezogenen Hoſen in einen Ameiſenhaufen."

„Gnädigſter Herr, ich will mit ihnen fertig werden. Für die Eine bitt' ich um Ihres Mannes willen, der ein braver und geſchickter Meiſter und — weil ich ihr Gaſt geweſen bin und ſie mich gut gehalten hat, als ſie noch in beſſern Umſtänden war. Laßt Gnade für Recht an ihr ergehen und gebt ſie frei; die Lehre wird bei ihr angeſchlagen haben. Für die Andre bitt' ich um ihres Sohnes, eines frommen und gutherzigen Junkerleins, wegen. Helft ihr von dem Manne, damit die gedrangſalte Frau wieder des Lebens froh werde. Ich war geſtern bei ihr auf ihrer Burg und ſchwöre Ew. Majeſtät zu, die Frau, die noch vor kurzem hübſch geweſen ſein muß, iſt abgehärmt wie ein Schatten. Was hindert Euch doch, mein gnädigſter König, die Frau, die ja doch eines öſtreichiſchen Herzogs Tochter iſt, von ihrem Plagegeiſt zu befreien und dieſen dann immer noch zum Dienſt Eurer Pferde beizubehalten?"

„Was mich hindert?" ſagte der König unluſtig. „Du fragſt mich keck, Jakob Fugger: aber weil du es biſt, will ich dir antworten. Mein Stallmeiſter Lannoy hindert mich ſelbſt. Er iſt mit ſeiner Frau gar wohl zufrieden, er liebt ſie und verlangt nicht von ihr getrennt zu ſein. Was will denn die Greinerin? Ich kenne ſie noch von ſonſt, als der Pübenhoven noch lebte. Der war eine lammfromme Seele und tanzte ſein lieblich und gehorſam nach dem Pfeifchen ſeiner Frau; jedoch war ſie auch mit ihm nicht zufrieden. Kaum meldet ihr Lannoy ihres Mannes Tod, ſo herzt ſie den Boten im Arm, und weil dieſer ein luſtig Blut iſt und lieber zu Roß ſitzt, als in der Kunkelſtube, ſo will ſie ſich von ihm ſcheiden. Aber der Lannoy iſt mir lieb; er iſt ein kecker und netter Edelmann und mir in vielen Dingen treu und dienſtbar, pünktlich und verſchwiegen, wozu ich einen Andern nicht gebrauchen kann. Und in dieſen betrübten Zeiten, wo das ganze Reich gegen mich iſt, wo die Stände mich zu ihrem Affen und Narrnhanſen haben wollen, wo ſogar den Bauern der Satan im Kopfe ſpukt, thun mir treue Leute gar noth. Ich ſag' Euch, Jakob, der Lannoy hat ſich große Verdienſte um meine Perſon erworben; es iſt mir lieb, daß er mein Vetter iſt, denn dadurch iſt er nur noch feſter an mich gebunden, und ſo werde ich nimmer zugeben, daß er von ſeinem Weibe geſchieden werde. Und darum kein Wort weiter in dieſer Sache! Um mich Euch aber doch gnädig zu-erzeigen, ſo will ich die Niederländerin freigeben, obgleich ſie nichts weniger als meine Gnade verdient; denn den gemeinen Mann aufwiegeln gegen Gott und Obrigkeit, iſt eins der ärgſten Vergehen. Ich mag Euch aber nicht ganz abweiſen. Erkennt daraus, wie lieb und werth Ihr mir ſeid!" Und wieder ſcherzend ſetzte er hinzu: „Wir wollen uns demnach in die beiden Weiber theilen, damit Jeder von uns ein Stück davon trage: nehmt Ihr die Niederländerin und laßt mir meine Baſe."

„Ihr werdet mit dieſer ſo wenig ein Vergnügen haben, wie ich mit jener," ſetzte Fugger den Scherz fort, „und doch wollte ich, Ihr überließet ſie mir Beide. Ihre Männer wollt' ich Euch gern gönnen. Kann doch der Kaiſer nur Männer, nicht Weiber zu ſeinem Dienſt gebrauchen."

„Vorzüglich, wenn die Weiber Aufruhr gegen mich und mein Regiment predigen. Aber Euern Maler mag ich nicht. Er hat mir ein triſtes und kümmerliches Anſehen, und ich liebe frohe Leute. Der Stallmeiſter iſt nach meinem Sinn. Ihr habt mir noch nicht geſagt, wie er Euch gefallen hat.“

„Ich habe meine abſonderlichen Gedanken über ihn, die ich Ew. Majeſtät morgen zu eröffnen gedenke, wenn wir wieder in der Stadt ſind. Er mag immerhin einer der geſchickteſten Reiter ſein; was mich aber betrifft, ſo konnte ich ſeinen Kunſtſtücken nicht das Maß von Bewunderung zollen, das Ihr vielleicht, als habe ich ſo etwas noch nicht geſehen, von mir erwartet habt; denn in Wahrheit, ich habe einen Leinweberlehrjungen, der noch geſchickter reitet und mit noch größerer Leichtigkeit waghalſige Kunſtſtücke auf Pferden ausübt, als Ew. Majeſtät gerühmter Stallmeiſter.“

„Ihr wollt Scherz mit mir treiben, Jakob! Ein Lehrjunge vom Webſtuhle und der geſchickteſte Kunſtreiter! Er ſoll das Reiten wol auf dem Webebaum gelernt haben?“

„Ich werde mich nicht unterfangen, mit Ew. Majeſtät einen unziemlichen Scherz zu treiben. Die Sache verhält ſich wirklich ſo, wie ich angegeben habe. Und zum Glück kann ich morgen ſchon den Beweis meiner Ausſage liefern. Denn da ich mein Meiſterrecht als Leinweber verloren habe, ſo ſoll mir der Junge ein Bergmann werden; ich habe ihn deshalb mitgebracht, um ihn in einen Schacht zu ſtecken.“

„Aber was treibt Ihr für Poſſen? Wenn der Junge nur halb ſo gut reitet, wie Ihr ſagt, was ſoll er da am Webſtuhle und im Schacht? Setzt ihn auf's Pferd, und Ihr habt ihn verthan.“

„Es iſt der Wille ſeiner hohen Gönnerin, daß er ein tüchtiges Handwerk erlerne, und er muß gehorchen. Dieſe Gönnerin, die ihn mir übergeben, iſt Ew. Majeſtät eigene Tochter, die durchlauchtigſte Erzherzogin Margaretha.“

„Nun dann übergebt mir den geſchickten Burſchen, ich will's bei meiner Tochter verantworten."

„Ihr werdet ihm ſchwerlich Eure Gnade ſchenken, wenn ich Euch ſage, daß er der Sohn eines Zigeuners iſt, da ich Ew. Majeſtät Abneigung gegen dieſe fremde Volksraçe von ſonſt her kenne."

„Ein Zigeuner?!" rief der König faſt beſtürzt. „Nein, dann mag ich ihn nicht, und wenn er wirklich ſo reitet, wie Ihr angebt. Es iſt ein ſchmutziges, arbeitſcheues, treuloſes Volk, das am beſten thäte, wenn es wieder dahin ginge, woher es gekommen iſt. Ich würde nie einen Zigeuner in meinem Dienſt dulden. Schon mein Vater hatte dieſelbe Abneigung gegen dies fremde Volk, wie ich. Es durfte ihm nie ein Zigeuner nahe kommen bei Todesſtrafe. Dies Gefühl ſcheint ſich nicht auf meine Tochter vererbt zu haben. Nun reiten ſehen will ich Euern Burſchen doch."

In allerlei Zwiegeſpräch erreichten ſie das Fugger'ſche Bergwerk, wo die Knappen den König mit einem fröhlichen „Glückauf!" begrüßten. Auch der Maler Martin van der Voort ſtimmte mit ein in dieſen Zuruf. Sie hatten ſich mit ihrer Fahne und Bergmuſik vor dem Zechenhauſe aufgeſtellt und dieſes nebſt den naheliegenden kleinen Häuſern der Vorgeſetzten und Knappen freundlich mit Laubgewinden und Blumenkränzen ausgeſchmückt. Die ganze Knappſchaft mit ihren Obern war im Staat; die Bergpfeifer ſpielten luſtige Weiſen. Eine ſchöne Jungfrau im bunten, kurzen Gewand und dem rothen ſilbergeſchnürten Bruſtlatz der Oberinnthalerinnen, die Tochter eines Oberſteigers, trat hervor und kredenzte dem Könige einen ſilbernen Becher mit köſtlichem Wein, den er erfreut annahm. Als er ihn an die Lippen ſetzte, wurden mehrere Böller auf der nahen Berghöhe losgebrannt, die Muſik ſchmetterte einen Tuſch und die Knappſchaft trank mit Jubelgeſchrei auf des

Königs Geſundheit. Der König ſchien ſehr angenehm überraſcht und reichte dem vergnügt lächelnden Fugger den halbgeleerten Becher mit freundlichſtem Danke. Dann winkte er den Maler van der Voort herbei und ſagte zu ihm: „Bedankt Euch bei Euerm Freunde und Gönner Jakob Fugger; ich habe ſeiner Fürbitte nachgegeben und ihm die unverzügliche Freigebung Euerer Frau bewilligt. Die aufrühreriſchen Bauern im Speiergau ſind bereits zu Paaren getrieben und die Anführer und Aufwiegler um einen Kopf kürzer und für ewig ruhig gemacht worden. So will ich denn auch mit Euerer Frau nicht weiter rechten, zumal ſo gute Fürſprache für ſie eingelegt worden iſt. Schärft es ihr aber ein, daß meine Gnade nicht unerſchöpflich iſt, und daß ich eines Aufrührers Kopf von Gottes und Rechtswegen ſpringen laſſe ohne Anſehen, ob er auf einem zarten Frauennacken oder derben Männerſchultern ſitzt. Denn Jedermann, aber auch jede Frau ſei Unterthan der von Gott eingeſetzten Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat, und wer es wagt, ſich gegen ſie aufzulehnen, der iſt des Todes ſchuldig. Und ſo gern ich als Mann ſchönen Frauen huldige, ſo ſtreng bin ich als König und Herr auch gegen ſie, wenn ſie ſich in die Dinge miſchen, von denen ſie nichts verſtehen und die ſie nichts angehen. Mulier taceat in ecclesia gilt auch vom weltlichen Regiment. Prägt das Euerer Wirthin tief ein, damit ſie ſich vor Schaden hüte.“

Der Maler war in die Knie geſunken und küßte den Saum an des Königs Rock, ſeinen Dank in unzuſammenhängenden Worten ſtammelnd.

„Ihr ſeid mir gar keinen Dank ſchuldig, ſondern Herrn Fugger“ fuhr Maximilian leutſelig fort.

„Hoher Herr!“ rief der Maler weinend, „gewähre mir Ew. römiſche Majeſtät die gnädigſte Vergünſtigung, daß ich die Befreiungsbotſchaft, Ew. Majeſtät Befehl, ſelbſt nach

Burgau bringen darf. Kein anderer Bote wird ſo ſcharf reiten wie ich.“

„Wohl!“ entgegnete der König mild lächelnd und nickte Fugger, der eben ſo freundlich gerührt auf den Maler ſah, gewährend zu. „Ihr mögt den Befehl morgen bei früher Stunde in unſrer Kanzlei in Insbruck in Empfang nehmen.“

„Wenn Ew. Majeſtät Gnade mir zwei Zeilen in die Feder ſagen wollte, bemerkte jetzt Fugger mit Beſcheidenheit und lächelte wieder durch die Thränen, die an ſeinen Wimpern hingen, ſo würden wir oben im Zechenhauſe Papier, Feder und Tinte finden und Euere Unterſchrift würde dem Befehl dieſelbe Kraft geben, als wenn ihn ein kaiſerlicher Rath abgefaßt hätte. Euer Schwertknauf vollendet als Petſchaft die Urkunde. Dann könnte der frohbewegte Mann ſogleich von hier aus ſeine Reiſe antreten; ich gäb' ihm ein ſchnelles Rößlein, und ich wette, er wäre morgen bei guter Zeit in Burgau.“

„Was iſt da zu thun?“ ſcherzte der König in ſeiner milden leutſeligen Art. „Ich ſeh' mit Schrecken, in welche Hände ich gefallen bin, und daß ich ihnen nicht entrinnen kann, ohne mein Regiment heute nach Herrn Jakob Fugger's Wünſchen einzurichten. Nun muß doch jede Urkunde von einem königlichen Rathe mit unterzeichnet ſein. Um alſo dem Maler ſchnell fortzuhelfen, muß ich Euch wol zum königlichen Rath ernennen, damit das Document ſeine volle, unantaſtbare Gültigkeit habe.“

„Es lebe unſer trefflicher König, der edelſte aller Fürſten!“ rief Fugger; die Bergleute ſtimmten ein und die Muſik ſchmetterte. Die Befreiungsurkunde wurde im nahen Zechenhauſe ausgefertigt, und Jakob Fugger ſchrieb ſeinen Namen als königlicher Rath unter den des Königs. Fünf Minuten ſpäter ſprengte der dankbare Maler die Berghöhe hinab durch die Wälder und Thäler des Oberallgaues der Markgrafſchaft zu.

„Verſteht es Einer, glückliche Menſchen zu machen, ſo ſeid Ihr es, Freund Fugger,“ ſagte der edle König, als er vom Fenſter zurücktrat, von welchem er dem Maler nachgeblickt hatte, „und wenn ich der Welt und Euch ſelbſt nicht mehr zu ſchaden fürchtete, wenn ich Euere Kraft Euerm Geſchäft entzöge, ſo möchte ich Euch wol zu meinem Rath behalten, um von Euch zu lernen.“

„Und doch ſeid Ihr der Meiſter in der ſchweren und leichten Kunſt, Menſchen zu beglücken, und Niemand übt ſie freudiger und unverdroſſener als Ihr. Die Menſchen beſſern und veredeln, die natürlichen Anlagen, die ihnen der Schöpfer gegeben, ausbilden, ſie über ihr wahres Heil aufklären, heißt ſie wahrhaft beglücken. Das größte Unglück in der Welt iſt mehr aus Dummheit, denn aus Bosheit entſtanden, ja ich behaupte, die letztere iſt ſelbſt ein Kind der erſteren.“

„Dies iſt mir aus der Seele geſprochen,“ entgegnete der König. „Wenn man das Volk mit einem Zauberſchlage aus den dumpfen, thieriſchen Banden der Dummheit befreien und ihm richtige Begriffe vom Glauben an die heilige Dreifaltigkeit, an die heiligen Fürbitter und an die ewige Seligkeit beibringen könnte, wenn man ferner alle Leute bis zum gemeinſten Bauer hinab über weltliches und geiſtliches Regiment aufklären könnte, ſo daß Jeder wüßte, was er zu thun und zu laſſen hat, fürwahr, ſo wäre die Welt mit Einemmale beglückt. Da aber die Zauberer ausgeſtorben ſind und von ihrer Kraft und Kunſt auch nicht das kleinſte Theilchen auf die deutſchen Kaiſer und Könige vererbt haben, ſo muß man natürliche Mittel anwenden, um das nach und nach zu erſtreben, was man auf einmal nicht erreichen kann. Deshalb beſtreb' ich mich nach Kräften, die Wiſſenſchaften, welche von Italien zu uns herübergekommen ſind, zu hegen und zu pflegen, und fürwahr, ein deutſcher gelehrter Mann iſt mir hundertmal lieber als ein roher deutſcher Fürſt, und eine gutbeſetzte Liberei iſt ein größerer Schatz als das reichſte Silberbergwerk; ſie iſt ein Schacht der Wiſſenſchaft, aus welchem das unvergängliche Metall des Lebens zu Tag gefördert wird.“

„Ich kann auch mit ſolchem Bau dienen,“ verſetzte Fugger. „Obgleich ich nur ein Leinweber bin, ſo hab' ich doch meine große Freude an Büchern und habe deshalb die Liberei meines verſtorbenen Bruders Max an mich genommen und durch die Buchhändler und Buchdrucker in Augsburg und Frankfurt jährlich zur Meßzeit anſehnlich vermehren laſſen, ſo daß ſie wol ſo ſtark wie die des hochgeehrten Doktor Reuchlin zu Tübingen ſein mag, wenn auch nicht ein ſo löblicher Gebrauch davon gemacht wird, wie von der ſeinigen. Ich denke aber, mein Neffe Max ſoll auch ein gelehrter Mann werden, und ſo mag er einſt die Liberei von mir erben.“

„Ich weiß es wohl, daß Ihr in allen Dingen ſtill und geräuſchlos die rechte Bahn wandelt,“ ſagte der König und legte die Hand vertraulich auf Fugger's Schulter. „Wahrlich, hätt' ich in jeder Stadt des Reichs hundert Bürger wie Ihr, Jakob, ich wollte meines Regiments baß froh werden, und der Teufel ſollte mir nimmer einen Strich durch die Rechnung machen. Denn das iſt mir klar: nicht vom tollen Heer der deutſchen Reichsfürſten, nicht vom heuchleriſchen Heere der Pfaffen und Mönche kann die Beſſerung des Lebens und der Landesverfaſſung ausgehen, die wir alle für nothwendig erachten, nach der wir alle verlangen. Am allerwenigſten kann ich dem dummen, groben Bauer zugeſtehen, daß er's nach ſeinem Kopfe mit Heugabel und Dreſchflegel einrichte. Aber im Bauer iſt ſo gut der Drang nach einer Umgeſtaltung der Dinge, wie in uns. Jedermann fühlt, daß etwas geſchehen muß, und weil der Bauer am meiſten zu leiden hat, ſo mag er ſich für berechtigt halten, ſein ungewaſchenes Maul am erſten aufzuthun. Aber man muß ihn derb d'rauf ſchlagen und ſollte der Kopf vom Schlage herabfliegen. Die aufgeblaſenen Stände, die allein regieren wollen und den Kaiſer für ganz übrig erachten, oder für die Drahtpuppe, hinter welche ſie ſich verſtecken, und die ſie am Leitſeil bewegen wollen, eracht' ich nicht für beſſer. Nein, vom Kaiſer und vom Bürger und nur vom Kaiſer und vom Bürger allein kann und muß das neue Licht ausgehen; im Kaiſer liegt das ſittliche Verſtändniß, im Bürger die ſittliche Kraft. Der Kaiſer und der Bürger müſſen zuſammenhalten; dann werden die Willigen und Verſtändigen vom Adel ſchon zum Kaiſer ſtehen, und die Klugen und Einſichtsvollen vom Bauernſtande zum Bürger. Und dann müßte es nicht mit guten Dingen zugehen, wenn wir vereint nicht die anmaßende und unbillige Gewalt der Stände und der Pfaffheit in ihre Schranken verweiſen könnten.“

„Könnte der heiligen Mutter Kirche mehr Anſehen beim Volke verſchafft werden,“ ſprach Fugger ernſt, „ſo wäre das Schwerſte gethan. So lang aber Jedermann des Prieſters ſpotten darf, und der Prieſter ſich danach aufführt, daß er ſolchen Spott verdient, iſt allweg an keine Beſſerung zu denken.“

„Gott beſſer's!“ ſagte der König; „ich glaube aber, Ihr habt den Nagel auf den Kopf getroffen.“

Nachdem Fugger den König mit einem Imbiß bewirthet hatte, führte er denſelben in alle Schmelz- und Saigerhütten, in die Streck- und Pochwerke und beſuhr endlich die Gruben mit ihm.

Im hohen Grad befriedigt durch die Zweckmäßigkeit aller Anſtalten trat der König wieder in das Zechenhaus. „Ich werde in meinen Bergbauen Vieles von Euern Einrichtungen benutzen laſſen,“ ſagte er huldreich. „Ich ſage es ja, daß ich immer zu Euch in die Schule gehen kann.

Vor Allem beichtet mir, wie fangt Ihr es an, lauter geſunde, fröhliche Geſichter zu machen: ſo viel ich hier Menſchen ſehe vom jüngſten bis zum älteſten — lauter heitere Mienen, lachende Augen. Und Ihr habt doch wahrlich viel Volks hier beiſammen."

„Es iſt ein kleines Geheimniß, und ich will es Ew. Majeſtät herzlich gern verrathen: man muß Jeden nach ſeinen Kräften beſchäftigen und ihm nie mehr zumuthen, als er leiſten kann. Hernach, wenn er ſeine Sache gut gemacht, muß man ihm immer etwas mehr Lohn geben, als man mit ihm ausbedungen. Dies Mehr ſoll und darf nicht immer in Geld beſtehen. Nein, ein paar freundliche, anerkennende, lobende Worte, ein gütiger Blick, ein Händedruck, ein Becher Wein, ein Imbiß, ein klein Geſchenk an Kleid und Schmuck oder ſonſt etwas thun in der Regel noch größere Wirkung als baares Geld. Dadurch erweckt Ihr im Menſchen das Gefühl vollbrachter Pflicht und ſpornt ihn zu neuer Thätigkeit. Jenes Gefühl und dieſer Eifer — ſie ſind es, die den Menſchen geiſtig und körperlich geſund machen. Jeder thut hier ſeine Pflicht, Alle arbeiten nach Kräften, und Alle lieben mich wie Kinder einen Vater; vom kleinſten Kinde bis zum Greis ließe Jeder für mich durch's Feuer, und doch habe ich an ihnen weiter nichts erfüllt, als die Gebote der chriſtlichen Liebe."

„Segen auf Euer Haupt und auf Euer Geſchlecht!" rief der König tief ergriffen. „Ich habe in dieſer Stunde erſt regieren und meinen Heiland verſtehen gelernt. Ihr ſeid wahrlich ein beſſerer Chriſt als der Papſt in Rom. Segen auch auf mein liebes Augsburg, deſſen freie Verfaſſung ſolche Männer hervorbringt!"

Als der König aus dem Hauſe auf den grünen Platz trat, um ſein Pferd wieder zu beſteigen, ſah er einen braunen, artig gekleideten Knaben auf einem Pferde ſtehen, welcher ſogleich einen Luftſprung that, ſich in der Luft überſchlug, beim zweiten Satz ſich wie ein Kreiſel drehete, beim dritten ein Rad machte, während das Pferd im ſchnellſten Galopp im weiten Kreiſe herum rannte. Der König blieb im ſprachloſen Erſtaunen ſtehen.

„Es iſt der verwetterte Zigeunerjunge,“ ſagte Fugger. „Er wird uns begleiten, um morgen vor Ewr. Majeſtät mit Euerm gerühmten Stallmeiſter ein Wettrennen zu halten. Einſtweilen will er Euch ein Pröbchen ſeiner Kunſt ablegen.“

„Und das iſt allerliebſt! Schade, daß der Junge ein Zigeuner iſt! Aber merkwürdigerweiſe ſieht er meinem Stallmeiſter Lannoy ſehr ähnlich. Das iſt ein ſeltſamer Zufall!“

„Findet Ihr dieſe Aehnlichkeit auch, mein gnädigſter Herr?“ fragte Fugger mit bedeutungsvollem Lächeln. „Sie fiel mir auf, als ich Herrn von Lannoy zuerſt ſah, und ich denke, morgen wird ſie ſich noch auffallender herausſtellen.“

Toni erhielt vom Könige ein kleines Geldgeſchenk und ſchloß ſich an den ſchmunzelnden Veit Schellenberger an, der immer eine Art Stolz auf den wilden Buben beſaß, man konnte freilich nicht begreifen weshalb. So erreichte der kleine Zug, dem kein Menſch anſah, daß ein römiſcher König und einer der größten Kaufleute des deutſchen Reichs ſeine Hauptbeſtandtheile ausmachten, in der ſpäten Nacht die ſchöne Hauptſtadt Tyrols wieder, und Jakob Fugger war ſeines edeln Königs Gaſt.

Am folgenden Morgen war der Stallmeiſter Lannoy bei guter Zeit in die Reitbahn beſtellt. Mit dem keckſten Muth ſprengte er auf die Minute herein und grüßte den König und deſſen zahlreiche adelige Umgebung, unter welcher ſich auch Fugger befand, mit Anſtand und Ehrfurcht. Toni hielt auf ſeinem Pferde in einem Stalle, aus welchem eine Thür in die Arena mündete. Auf ein Zeichen von Fugger öffnete Schellenberger dieſe Thür, und der wilde Knabe raſte heraus, begrüßte den König und den Adel mit einem Luftſprung und hielt im Nu an der Seite des erſtaunten Stallmeiſters, um auch dieſen zu begrüßen. Aber kaum hatte er dieſen in's Auge gefaßt, als er laut aufſchrie: „Vater! mein Vater! Oder iſt's dein Geiſt?“

„Toni!“ rief der Stallmeiſter ebenſo. „Ich bin's ſelbſt!“ In dieſem Augenblick kam aber das Bewußtſein über den Stallmeiſter, daß er ſich verrathen habe und jedenfalls verloren ſei, wenn er auch nur noch eine Minute länger hier verweile. Statt alſo auf den Knaben loszueilen und ihn an's Herz zu drücken, wie dieſer zu erwarten ſchien, ſprengte er an ihm vorüber und zum Thore hinaus, ſo eilig, als wenn ſein Pferd Flügel entfaltet hätte.

„Was iſt das?“ fragte der König erſtaunt und beſtürzt zu Fugger gewendet.

„Eine unſaubere Geſchichte, Majeſtät, wie ich ſie ſeit vorgeſtern geahnt habe, als ich dieſen Stallmeiſter zuerſt ſah. Ein ſchlechter Zigeuner iſt er, und ich vermuthe noch etwas Schlimmeres. Da er übrigens zwei Weiber zugleich gehabt hat, ſo hat er das Leben verwirkt, und ſeine zweite Ehe iſt ungültig. Ich bitte Ew. Majeſtät, ihn raſch verfolgen und ſogleich Beſchlag auf all' ſeine Effekten hier und auf dem Schloſſe ſeiner Frau legen zu laſſen, denn ich glaube nicht ohne Grund, daß dadurch wichtige Entdeckungen gemacht werden.“

Da trat der Ritter Dietrichſtein aus den übrigen Edeln hervor und ſprach zum König: „Meine Befürchtungen hinſichtlich dieſes Menſchen, wie ich ſie in Augsburg gegen den edlen Fugger ausſprach, ſind leider eingetroffen. Herr von Fugger, alle Freunde Sr. Majeſtät können es Euch nicht genug Dank wiſſen, daß Ihr die Entlarvung dieſes Betrügers herbeigeführt habt. Ich halte ihn für einen Spion entweder des Königs von Frankreich, oder, was noch wahrſcheinlicher, des Papſtes oder Venedigs und erbitte mir die Gnade, ihn verfolgen zu dürfen.“

„Ein Zigeuner?! Ein Spion?!“ rief der König ſchmerzlich. „So wär’ ich abermals von einem Menſchen betrogen? — Dietrichſtein, thut, wie mir Fugger angerathen. Laßt Alles durchſuchen und ſchafft mir den niederträchtigen Menſchen zur Stelle, der mich durch Reiter- und andere Künſte ſo für ſich einzunehmen gewußt hat.“

Der König begab ſich ernſt und nachdenklich in ſeine Gemächer und erwartete ungeduldig Dietrichſteins Zurückkunft. Aber ſo ſpät dieſe auch erfolgte, der angebliche Herr von Lannoy war wie von der Erde verſchwunden. Man hatte nicht einmal eine Spur von ihm entdecken können. Seine Reitergeſchicklichkeit hatte ihn gerettet.

Dagegen wurden in ſeinem verſchloſſenen Zimmer auf dem Schloſſe ſehr wichtige Papiere gefunden, nämlich Briefe und Inſtructionen von Ceſare Borgia, welcher kurz vorher von ſeinem Vater, dem Papſte Alexander VI., zum Herzog von Romagna ernannt worden war und das Fürſtenthum Piombino an ſich geriſſen hatte. Aus dieſen Papieren ging klar hervor, daß der Zigeuner Antonio Cebes ein Spion des Ceſare Borgia und ſeines Vaters zugleich zuerſt am burgundiſchen Hofe zu Brüſſel und dann am königlichen zu Insbruck geweſen war, um dem habſüchtigen und intriguanten Ceſare jeden Schritt, welchen König Maximilans Politik nach außen thun würde, zu berichten. Gleich darauf beging dieſer Ceſare eine der größten und nichtswürdigſten Treuloſigkeiten, welche in der Geſchichte vorgekommen ſind. Er forderte nämlich von Guidobaldo von Mentefeltro, Herzog von Urbino, Soldaten und Geſchütz, um, wie er vorgab, damit Camerino anzugreifen. Der Herzog von Urbino ſchickte aus Furcht vor dem Papſte die verlangte Waffenmacht, und mit ihr vertrieb Ceſare den Herzog und nahm Urbino. Augenſcheinlich ging dieſer treuloſe Böſewicht damit um, ſich zum König von Romagna zu machen; da mußte es ihm daran liegen, ſtets zu wiſſen, wie der deutſche König in Bezug auf dieſe weitausgreifenden Pläne geſinnt ſei, und er hatte deshab dieſen Spion mit vielem Gelde unterhalten. Denn gerade um dieſe Zeit ging König Maximilian damit um, nach Rom zu ziehen und ſich vom Papſt zum Kaiſer krönen zu laſſen.

Des Königs Wuth über dieſen ihm geſpielten Betrug wurde nur durch ſein Dankgefühl gegen Jakob Fugger überboten, daß dieſer ihn von einem ſo gefährlichen Betrüger befreit habe.

Gleichen unbegrenzten Dank erntete Fugger aber von der edlen Frau, die durch ihn von ihrem Plagegeiſt ſo plötzlich befreit worden war. Sie erhielt die königliche Erlaubniß, wieder den Namen Bübenhoven führen zu dürfen, und als Fugger auf der Heimreiſe den Weg über ihr Schloß nahm, benetzte ſie ſeine Hand mit Freudenthränen und dankte ihm als ihrem Retter aus höchſter Noth mit rührenden Worten.

Mit einem ſchönen Selbſtgefühl verließ der edle Leinweber das tyroler Land; ein herzinniger Blick, den er zum Himmel richtete, war ein Dankgebet zu Gott, daß er ihm Kraft und Gelegenheit gegeben, überall Gutes zu ſtiften. Und er gelobte dem Herrn unermüdlich zu ſein im Fördern guter Werke und bat demüthig: „Mache mich, o Gott, auch ferner zum Werkzeug deines Willens; erwähle mich zu einem deiner Boten, zu einer Hand, den Samen auszuſtreuen auf Erden für dein ewiges Himmelreich. Amen.“

## 5.

# Der Maure Alnayar.

Der Herbſt war faſt bis zur Mitte des Monats Oktober vorgerückt, als den noch immer in Saragoſſa verſammelten Ständen der ſämmtlichen ſpaniſchen Königreiche von dem in ſeiner aragoniſchen Hauptſtatt verweilenden Könige Ferdinand die Kunde zuging, die Königin und der Erzherzog nebſt Gemahlin würden am 28. eintreffen. Die Ankunft der hohen Gäſte war durch die anhaltende Kränklichkeit der Königin ſo ſehr verzögert worden. Die Stände, welche bereits ihre Bereitwilligkeit gegen den König ausgeſprochen hatten, ſeine Tochter Donna Juana und deren Gemahl, den Erzherzog Philipp von Oeſtreich, zu Erben aller ſpaniſchen Kronen anzuerkennen, trafen glänzende Anſtalten zum Empfang der Königin und des künftigen Königspaares und zogen ihnen, der König an der Spitze, eine Viertelmeile entgegen, um ſie mit Pomp einzuholen. Die Bevölkerung von Saragoſſa und der Umgegend, welche zuſammengeſtrömt war, verwunderte ſich nicht wenig, in dem Ehrenzuge, dicht hinter dem Wagen, welcher die drei königlichen Perſonen barg, einen andern voll der ſchönſten Katzen zu ſehen, auf welche bei der Ankunft vor dem königlichen Reſidenzſchloſſe die ganze Sorgfalt der Donna Juana gerichtet war. Erſt erkundigte ſie ſich, wie ihren Lieblingen die Reiſe bekommen war, und dann mit dem ſtattlichen Don Ceſar im Arm, der ſich in Spanien wie ein Mönch gemäſtet hatte, nahm ſie die Bewillkommnungsgrüße des Volks an. Den Großen des Königreichs Aragon, die ſich ihr vorſtellen ließen, zeigte ſie ihren ſtolzen Katzenflor, erzählte wie viel Junge die Mütterchen geheckt, welche Streiche die Kater geſpielt u. ſ. w., und war vorzüglich unerſchöpflich in Don Ceſars Lob. Während die Stände des Reichs damit umgingen, die Erzherzogin Infantin als Erbin von Kaſtilien und Aragonien und aller dieſen einverleibten übrigen ſpaniſchen Königreiche öffentlich in feierlicher Sitzung anzuerkennen und Jedermann mit einer gewiſſen Spannung dem Tage dieſer wichtigen Handlung entgegenſah, kümmerte ſich Donna Juana um nichts weiter, als um den Tiſch ihrer Katzen, den ſie ſelbſt beſorgte. Sie kochte, briet und buk in der Küche mit eigner Hand die delikateſten Gerichte für ihre Vierfüßler und weinte troſtlos, wenn es einem derſelben nicht ſchmecken wollte. Für dieſe und ähnliche Fälle hatte ſie ſtets eine kleine Handapotheke voll der wirkſamſten Arzneien in Bereitſchaft, und auch ein Thierarzt, ausſchließlich für die Katzen beſtimmt, befand ſich in ihrem Gefolge. Dieſe Beſchäftigungen waren für die Infantin mit einer Unſauberkeit verbunden, die die herrlichſten Gewänder in wenigen Tagen unkenntlich machte. Beſuchte ſie Jemand, ſo plapperte ſie in der heftigſten Aufregung, aber monoton wie das Geklapper einer Handmühle, das ungereimteſte Zeug und verband ohne Abſatz Dinge, welche in gar keinem Zuſammenhange mit einander ſtanden. Auf dieſe Weiſe fuhr ſie oft eine Viertelſtunde lang zu ſprechen fort, ohne nur abzuſetzen, und auch dann hörte ſie nicht auf die Einwürfe und Gegenreden ihrer Umgebung. Ein anderes Mal beobachtete ſie wieder ohne alle Veranlaſſung tagelang das hartnäckigſte Schweigen und gab durchaus auf keine Frage Antwort; dann ſchloß ſie ſich wol halbe Tage und länger mit ihren Katzen ein und ſpielte und jagte ſich mit ihnen durch die Zimmer. Man hörte ſie weit durch die Gemächer unbändig über die poſſierlichen Sätze und Sprünge der Thiere lachen, und wiederum weinte ſie ſtundenlang troſtlos und verzweiflungsvoll vor ſich. In der heftigen Liebe zu ihrem Gemahl blieb ſie ſich aber gleich, und wenn ſie ihn einmal zufällig einen Tag über nicht geſehen hatte, ſo durfte ihr Niemand wehren, ihn auf ſeinen Zimmern aufzuſuchen. Dann warf ſie ſich lachend oder weinend an ſeinen Hals oder auch zu ſeinen Füßen, umſchlang ſeine Knie, liebkoſete ihn, nannte ihn mit den ſüßeſten Schmeichelnamen und überhäufte ihn mit den zärtlichſten Vorwürfen. Auch Philipp hatte mehr Mitleid mit ihr als früher und wies ihre ihm freilich meiſt läſtigen Liebkoſungen nicht mehr ſo barſch zurück, ſeit man wußte, daß ſie wieder geſegneten Leibes war.

Uebrigens ſchien ſich der Erzherzog nichts weniger als in Spanien zu gefallen. Die Spannung mit ſeiner Schwiegermutter hatte ſich nach dem Tode des Herzogs von Najara eher vermehrt als vermindert, und die Unterredungen, welche er einigemal mit dem Erzbiſchof von Toledo gehabt, waren keineswegs geeignet geweſen, eine freundliche Ausſöhnung der Königin mit ihrem Schwiegerſohne herbeizuführen. Auch hatte ſich der Erzherzog in der letzten dieſer von ihm nicht gewünſchten, aber auch nicht gemiedenen Zuſammenkünfte mit dem ſtrengen Kirchenfürſten auf eine Weiſe benommen, die ſelbſt dem furchtloſen Ximenes alle Luſt zu ferneren Verhandlungen mit dem künftigen König dieſes Landes verleidet hatte. So groß der Unterſchied der Jahre zwiſchen dem niederländiſchen und dem ſpaniſchen Fürſten war, ſo hatte ſich der Erzherzog, trotz ſeiner Jugend und ſeiner Schuld, dem Erzbiſchof doch mit der entſchiedenſten Heftigkeit und Bitterkeit gegenübergeſtellt und den ganzen trotzigen Stolz eines regierenden Herzogs, eines deutſchen Königſohnes und eines künftigen Königs blicken laſſen. Der Erzherzog ſah die Königin nur bei der Tafel und bei öffentlichen Gelegenheiten; da ſie aber ihrer Kränklichkeit wegen oft tagelang das Zimmer nicht verließ, und er Ausflüge in das Land machte, ſo wurden die Gelegenheiten, ſich zu ſehen, noch ſeltener.

Ließ er ſich bei ihr zu einem Beſuch anmelden, ſo nahm ſie ihn meiſt nicht an, und das war ihm eben recht. Fand er Zutritt, ſo unterhielten ſie ſich zehn Minuten lang im förmlichſten ſteifſten Hofton, von den gleichgültigſten Dingen. Bei dieſen Beſuchen war die Herzogin von Najara nie zugegen, auch hatte Philipp ſonſt keine Gelegenheit, die Herzogin zu ſehen, geſchweige ſie zu ſprechen, und er wußte nur durch ſeine Vertrauten. Luiſe ſei in ſolche Gunſt der Königin gekommen, daß ſie ſtets um die hohe Kranke ſein müſſe und dieſe von keiner Andern aus ihrer Umgebung Liebes- und Pflegedienſte annehme. Philipp erfuhr, daß die Königin ſich Abends meiſt mit der Herzogin einſchließe und ſich von ihr vorleſen oder auf der Mandoline vorſpielen laſſe. Die Schwierigkeiten, die ſeinem immer heftiger glühenden Wunſche nach dem Beſitz der kleinen ſchönen Zigeunerprinzeſſin von allen Seiten entgegentraten, beſchäftigten ihn indeſſen ſo, daß ſeine Leidenſchaft für die Herzogin in den Hintergrund ſeiner Seele trat. Er hoffte inzwiſchen auf der Reiſe nach Saragoſſa wieder mit ihr in Berührung zu kommen; ja dieſe Berührung war unvermeidlich, da Luiſe, wie allgemein behauptet wurde, der Königin auf der Reiſe unentbehrlich ſein werde. Aber die Hoffnung trog den Erzherzog. Die Herzogin reiſete nicht mit, und er konnte nichts Gewiſſes über ſie erfahren. Manche behaupteten, ſie ſei bereits voraus gereiſt, Andere: ſie werde nachkommen, Dritte: ſie werde gar nicht kommen. Philipp verſtand es, ſich über ihren und der Zigeunerprinzeſſin Verluſt zu tröſten. Er hatte wieder kleine pikante Einverſtändniſſe mit ein paar Hofdamen angeknüpft, und als dieſe von der Königin nicht mit nach Saragoſſa genommen wurden, fand er dort für ſie leicht Erſatz in einigen vornehmen und heißblütigen Damen der Hauptſtadt Aragoniens. Seine Vertrauten ſorgten ſtets dafür, daß ſein Herz nicht unbeſchäftigt war.

Den ernſten ſpaniſchen Granden gefiel dies leichtſinnige Leben ihres zukünftigen Königs und ſeiner Umgebung keineswegs, denn ſchier noch ſchlimmer als er trieben es ſeine Freunde und Genoſſen, und in das ſteife und einförmige Leben dieſes Adels war plötzlich eine Frivolität gekommen, welche zwar den meiſten Frauen zum größten Ergötzen gereichte, dagegen alle Ehemänner zum äußerſten Zorn reizte. Es kam zu einigen ernſthaften Auftritten; die ſchönen und von den Frauen begünſtigten Niederländer benahmen ſich übermüthig gegen die Männer, und der Erzherzog, welchem einigemal Klagen über ſeine Leute zugekommen waren, hatte dieſe nicht nur nicht beſtraft, ſondern — wie das allgemeine Gerücht behauptete — mit ſeinen verklagten Dienern die betrogenen Ehemänner verlacht. Die Bitterkeit der Königin war durch ſolche Vorfälle erhöht worden, auch der König, der endlich von dieſen Mißverhältniſſen erfahren mußte, ſah eben nicht freundlich drein; die Urſache vom Wahnſinne der Erzherzogin war allgemein bekannt worden, und ſo ſehr man die unglückliche Fürſtin, die Landeskönigstochter und Erbin der ſpaniſchen Kronen, bedauerte, ſo heftig tadelte man den deutſchen Erzherzog, der, der ſchmählichen Behandlung derſelben ungeachtet, durch ſie König von Spanien werden ſollte. Und ſo begegnete der lebensluſtige Erzherzog lauter finſtern Geſichtern, die einiger ſchönen Frauen ausgenommen. Es war natürlich, daß er dieſe letztern um ſo eifriger aufſuchte, je ſaurer man ihm von jeder andern Seite das Leben machte.

All' dieſes heimlichen Grolls und dieſer Verſtimmungen von beiden Seiten ungeachtet ernannten die Stände der Königreiche mit glänzender Feierlichkeit den Erzherzog und die Erzherzogin von Oeſtreich zu Thronerben von Kaſtilien und Aragonien, falls das regierende Königspaar ohne männliche Leibeserben mit Tod abgehen ſollte, und beſtätigten, ihren von den beiden Königen bereits in Toledo ertheilten

Titel eines Prinzen und einer Prinzeſſin von Spanien. Beide wurden in prächtigen Kleidern auf einen offenen, mit ſechs weißen Pferden beſpannten Wagen geſetzt und durch die Stadt gefahren. Herolde ritten voraus und riefen ſie als das künftige Königspaar aus. Das Volk lief in großer Maſſe herbei und küßte den Saum ihrer Mäntel; die Prinzeſſin von Spanien weinte aber, daß ſie nicht einmal ihren Don Ceſar mit in den Wagen habe nehmen dürfen. Der Wahnſinn der hohen Frau ſtimmte die Menge wehmüthig, und mancher ſtille Fluch gegen den Erzherzog glitt über trotzig aufgeworfene Lippen.

Als ſie zum königlichen Palaſt zurückkehrten, bemerkte der Erzherzog einen ſchönen, aber finſtern jungen Mann von gedrungener Geſtalt, brauner Geſichtsfarbe, orientaliſchen Zügen, edler Haltung und vornehmer Kleidung am Portale ſtehen und ehrerbietig grüßen. Die Prinzeſſin eilte ſogleich nach ihrem Zimmer, um nach ihren Katzen zu ſehen, und Philipp ſah mit einem einzigen Blick, daß der Fremde in derſelben Richtung ging. Nach einer halben Stunde — der Tag begann eben ſich zu neigen — trat Bübenhoven herein und meldete den Don Alfonzo de Granada, Admiral der Könige von Kaſtilien und Aragonien.

„Ha, endlich!“ rief Philipp. „Das iſt der Prinz Alnayar, der Maure, den ich ſchon längſt kennen zu lernen wünſchte. Er iſt mir willkommen.“

Der Fremde, der am Portal des Schloſſes geſtanden hatte, trat mit einer kalten und ſtolzen Verbeugung herein, welche die deutſch-gemüthliche Freundlichkeit, mit welcher der Erzherzog ihm entgegen zu treten im Begriff war, verletzte. Noch mehr geſchah dies durch den finſter grollenden Ausdruck im Geſicht des Mauren. Es lag ein hochmüthiger, kalter, verbiſſener Schmerz in den Zügen dieſes

Mannes, der faſt wie Wuth ausſah und den Erzherzog entſchieden anwiderte. Er blieb alſo ſtehen und empfing den Admiral mit einer ſtolzen Bewegung der Hand.

„Ew. Hoheit verweilt ſchon ſeit fünf Monaten am Hofe der Könige von Spanien," begann Alnayar mit gedämpfter Stimme, „und noch hat der Admiral derſelben ſeinem künftigen Könige nicht die Ehre entboten. Dies würdet Ihr mir nicht verzeihen dürfen, wenn Euch nicht — wie ich hoffe — bekannt wäre, daß mich meine Pflicht im Meere von Neapel zurückgehalten."

„Ich weiß," verſetzte Philipp kalt, „und Ihr ſeid entſchuldigt."

„Ich habe der Königin meine Aufwartung bereits gemacht; ſie iſt heute wieder leidend. Ich finde ſie ſehr verändert, ſeit ich ſie nicht geſehen."

„Das iſt kein Wunder. Die Königinnen beſitzen trotz ihrer Macht nicht das Geheimniß, Göttinnen zu ſein. Frau Iſabella von Kaſtilien unterliegt dem Looſe der Menſchheit, wie andere Frauen auch."

„Zumal wenn ſo ſchwerer Kummer an ihrem Herzen nagt, wie an dem der Königin."

„Ach, ſie thut nicht wohl daran, ſich Kummer zu machen. Wer heißt ihr das? Königinnen brauchen ſich um nichts zu kümmern. Es wird auch nicht ſo ſchlimm ſein. Die Menſchen vergrößern gern Alles an fürſtlichen Häuptern, ihre Tugenden und ihre Laſter, ihre Leiden und ihre Freuden; ja Manches, woran ſie gar nicht gedacht, wird ihnen geradezu angedichtet. Ihr müßt ja das ſo gut aus der Erfahrung wiſſen wie ich; Ihr ſtammt ja auch aus einem Königshauſe."

„Euere Scherze paſſen nicht zu meiner Stimmung," verſetzte Alnayar heftig, „und wahrlich ſie vertragen ſich ſchlecht mit den unglücklichen Verhältniſſen in dieſem

Königshauſe, deren ſchlimmſte durch Euere Schuld hervorgerufen worden ſind.“

Der Erzherzog trat erſtaunt einen Schritt zurück und ſagte: „Don Alfonzo de Granada, Ihr führt hier eine ſeltſame Sprache, die ich mir verbitten muß.“

„Sie mag Euch mißfallen, wie die Sprache der Wahrheit immer den Königen mißfällt; das weiß ich aus Erfahrung. Aber ich komme ſo eben von Donna Juana, Euerer Gemahlin, und mein Herz blutet aus tauſend Wunden, die mir der Anblick dieſer unglücklichen Frau geſchlagen. Euer Benehmen gegen ſie iſt mir kein Geheimniß; ich kenn' Euere ganze Schuld. Ich weiß von meinem Freunde Don Hernandez de Villaquiran, wie Ihr Euch gegen die arme Infantin verſündigt, die Euch die ſpaniſchen Kronen in den Schoß wirft, und ich bin zu Euch gekommen, Euch in's Gewiſſen zu reden. Mein fürchterlicher Schmerz kann nicht die Worte abwägen, ob ſie Euch gefallen oder nicht; denn ich liebte dieſe Donna Juana, ich hätte ſie beglückt und wäre durch ſie ein glücklicher Mann geworden, Ihr aber habt ſie ſchmählich behandelt und an Leib und Seele verderbt.“

„Genug!“ ſchrie der Erzherzog zornglühend. „Entfernt Euch im Augenblick, wenn Ihr nicht wollt, daß ich Euch durch meine Leute hinauswerfen laſſen ſoll!“

„Hinauswerfen?!“ ſchäumte der Maure. „Alſo auch feige biſt du, gleißende Schlange? Vertheidige dich, Elender! Es gilt um Tod und Leben!“

Und eh' der Erzherzog ſich deſſen verſah, hatte der Admiral den Degen gezogen und drang wüthend und mit mörderiſcher Abſicht auf ihn ein. Bevor Philipp ſeine Waffe gezogen, ſprang Bübenhoven durch die raſch aufgeriſſene Thür herein, fiel den Mauren von hinten an und entriß ihm den Degen mit den Worten: „Unglücklicher, Euer Haupt iſt dem Henker verfallen!“ — Der Erzherzog rief nach Hülfe und in wenigen Augenblicken erſchallten die Gemächer vom Mordgeſchrei der herbeieilenden Leute. Bübenhoven zerrte den Mauren, der ſich jetzt der Gefahr bewußt zu werden ſchien, in die er ſich geſtürzt, aus der Thüre auf den Korridor. „Flieht!“ raunte er ihm hier zu, „ich will thun, als verfolgte ich Euch. Die einbrechende Nacht hilft Euch vielleicht zur Flucht. Fort!“

Alnayar ſtürzte mit wilden Sätzen vorwärts, der Page ihm nach. In dieſem Augenblick wurde eine auf dieſen Korridor führende Thür von innen geöffnet, und eine Frauengeſtalt erſchien in derſelben. Die Nacht ließ ihre Züge nicht erkennen. Der Page mußte aber doch wiſſen, wer ſie war, denn er faßte den Mauren im Nacken, ſchleuderte ihn mit der Kraft ſeines Arms in die Thür und raunte der Frau zu: „Verſteckt ihn! Rettet ihn!“ Die Thür ſchloß ſich im Nu und ward von innen verriegelt; Bübenhoven ſtürmte mit Mordgeſchrei weiter, die Andern ihm nach, das ganze Schloß wurde lebendig; man ſperrte die Thore, Fackeln wurden angezündet, Pagen, Hofherren, Soldaten, Pförtner und anderes Volk lärmte und ſuchte durch alle Räume. Der König erſchien ſelbſt unter ihnen und verſprach Demjenigen, welcher den Verbrecher auffinden und gefänglich einliefern würde, tauſend Silberrealen. Da man ungewiß war, ob ſich der Maure im Schloſſe verborgen oder aus dem Thore entkommen war, ſo zerſtreuten ſich Viele in der Stadt, um die Spur des Flüchtigen aufzufinden, Andere durchſtöberten das ganze Schloß, aber Don Alfonzo wurde nicht gefunden und Niemand konnte ſich erklären, wie er in der Schnelle ſich habe retten können. Viele glaubten deshalb an Zaubermittel, deren Kenntniß und Gebrauch überhaupt den überwundenen Mauren allgemein zugeſchrieben wurde.

Der Erzherzog Philipp ſetzte fünftauſend Realen auf den Kopf Don Alfonzo's und zehntauſend auf den lebenden

Mann; man glaubte nun allgemein, der Unglückliche werde verrathen werden, da man nicht daran zweifelte, daß er ſich noch in der Stadt verborgen halte; aber es verging ein Tag um den andern und nicht die leiſeſte Spur von Alnayar konnte entdeckt werden. Da ließ der König Bildniß und Namen des Admirals an den Galgen ſchlagen und ihn aller Ehren und Würden verluſtig erklären, zugleich wurde Jedermann verpflichtet, ihn, wo er ihn finde, als einen vogelfreien Mann zu tödten oder gegen die feſtgeſetzte Belohnung lebendig einzuliefern. Jedermann aber, welcher dem Majeſtätsverbrecher Feuer und Waſſer, Salz und Brot, Luft und Boden geſtatte, ſollte des Leibes und Lebens verluſtig gehen und von Henkers Hand ſterben, wie jener ſelbſt.

Auch dieſe Bekanntmachung hatte keinen Erfolg, zu des Erzherzogs größtem Verdruß; denn noch nie hatte ſein Herz ein ſo mächtig loderndes Rachegefühl gegen einen Menſchen durchdrungen, wie gegen den verhaßten Mauren, und Niemand durfte in ſeiner Nähe auch nur den Namen deſſelben ausſprechen, bei der ſchwerſten Ungnade des Prinzen. Im Geheimen ſchickte er aber Späher nach dem Flüchtling aus und bot Summen auf Summen, um ſeiner habhaft zu werden. Es war Alles vergebens und die Laune des Erzherzogs färbte ſich täglich dunkler.

## 6.

## Alte Flamme neu entbrannt.

Einige Tage nach dieſem Ereigniß erſchien für den Erzherzog ſehr unerwartet auf einem Hoffeſte, welches zur Feier der Anerkennung und zu Ehren des neuen Prinzen von Spanien von den Königen den Ständen gegeben wurde, Donna Luiſa, die verwitwete Herzogin von Najara, an der Seite der Königin. Zwar war ſie noch in die tiefſte Trauer gekleidet, aber ihr Auge, ihre Züge gingen in ruhiger Heiterkeit einher. Es war augenſcheinlich eine große Veränderung mit der Herzogin vorgegangen; der Erzherzog erkannte dies auf den erſten Blick, und ſein jugendlicher Egoismus deutete dieſen Umſtand gleich zu ſeinen Gunſten. Sie war in der faltenreichen, koſtbaren Trauerkleidung unbeſchreiblich reizend, und der ſtets verliebte Prinz von Spanien ſchwur ſeinem Freunde Philibert von Vere mit aufglühender Begeiſterung in's Ohr: ſie ſei noch nie ſo reizend geweſen und vereinige die ſüße mädchenhafte Schönheit mit der üppigen und lockenden Reizfülle einer jungen Witwe; ſie ſei ganz unwiderſtehlich und er müſſe ſie küſſen, ſollten auch alle Hoffnungen auf die ſpaniſchen Kronen darüber verloren gehen.

Niemand wußte, ob die Herzogin an dieſem Tage oder ſchon früher angekommen ſei; Niemand wollte ſie ankommen geſehen haben. Sie war plötzlich erſchienen wie ein ſchönes Räthſel und Alle beeiferten ſich daran zu rathen. Sie hielt ſich ſtets in der nächſten Nähe der Königin; Iſabella richtete faſt immer Worte an ſie, und Jedermann bemerkte, mit wie viel Huld und Gnade ſie begleitet waren. Die Prinzeſſin von Spanien wich aber gar nicht von Luiſens Seite und überhäufte ſie mit den ſcurrilen und ſeltſamen Freundlichkeiten, welche aus ihrem unglücklichen Zuſtand hervorgingen. Der Erzherzog ließ ſich indeß dadurch nicht abhalten, die Herzogin zu begrüßen, ſich nach ihrem Befinden zu erkundigen und ſie zu fragen, wann ſie angekommen ſei. — Sie wich ihm nicht aus, ſie war nicht verlegen; ihr Auge glitt ruhig und unbefangen über das ſeinige hin, und ſo entgegnete ſie: für die Geſellſchaft ſei ſie erſt heute angelangt, für ihre hohe Gebieterin aber ſchon vor einigen Tagen. Philipp mußte wieder zurücktreten, denn Aller Augen waren auf ihn gerichtet, und auf der Stirn der Königin zogen ſich Wolken zuſammen. Aber er hatte den Wohllaut jener Stimme wieder vernommen, die das erſte Entzücken der Liebe in ihm wach gerufen, und ſein Herz erlag dem Zauber deſſelben abermals ſo ganz, daß er des Pfalzgrafen Friedrich Hand ſchier krampfhaft ergriff und ihm in's Ohr flüſterte: „Wenn ich ſie ſehe, und noch mehr wenn ich ſie höre, begreife ich keinmal, wie ich nur je ein anderes Weib habe lieben können. Sie iſt die Sonne meines Lebens; alle Andern ſind nur kleine unbedeutende Sterne gegen ſie. Und es macht mich noch ſo verrückt, wie meine Ehehälfte, daß ich mir das Licht dieſer mir beſtimmten Sonne entziehen und eine häßliche Nachtlampe in mein Schlafzimmer ſtellen ließ. Aber wahrlich, ich will nicht länger dulden, daß neidiſche Wolken mir meine Sonne verhüllen. Gott Lob! ich habe nichts mehr zu fürchten von einem alten, eiferſüchtigen Eheherrn, nichts mehr von einem tollen, verliebten Stiefſohn. Sie iſt frei, und ſie muß mein werden, trotz allen Königen von Spanien, ſo wahr Maria von Burgund meine Mutter war!“

Dieſe Worte waren nicht vorſichtig genug, ſie waren vielmehr mit ſolcher Leidenſchaft geſprochen, daß ſie auch ſpaniſche Ohren erreichten, für die ſie nicht beſtimmt waren. Der Pfalzgraf machte ſeinen Gebieter darauf aufmerkſam, der Erzherzog verſetzte aber trotzig: „Mich ſticht der Kitzel, mit einem Schlage dem ganzen trübſeligen Mummenſchanz ein Ende zu machen. Hätt' ich nur erſt noch einmal unter vier Augen mit ihr geſprochen. Sie muß fort mit mir aus dieſem Lande, in welchem ich wahrlich nur als König leben mag. Du mußt mit ihr reden, Friedrich, daß ſie mir ein Stelldichein bewilligt.“

Und wenn dieſe Worte nicht alle gehört und verrathen wurden, ſo verriethen die Blicke und die Unruhe des Erzherzogs dem verſammelten Hofe genug, um Jedermann begreiflich zu machen, daß die Leidenſchaft des Prinzen für die Herzogin von Najara keineswegs mit ihrem Gemahl geſtorben ſei. Aber mit Verwunderung ſah man, daß die Erzherzogin Infantin von gleich heftiger Neigung für die Herzogin eingenommen ſchien.

Der König Ferdinand trat zum Erzherzog.

„Dieſen Abend, eh' ich aufbrach," ſagte er, „traf ein Courier aus Blois ein, der auch einen Brief des Königs von Frankreich an Euch gebracht hat. Ich kann Euch aber ſchon jetzt mit einer merkwürdigen Nachricht von dort überraſchen. Der König von Ungarn und Böhmen hat durch eine glänzende Geſandtſchaft um die Gräfin Anna von Foix, Nichte des Königs Ludwig, anhalten laſſen, und dieſer hat ihm das Jawort gegeben. In kurzer Friſt ſchon wird die Braut nach Preßburg oder Prag abgeholt und die Vermählung vollzogen werden."

„Der alte König Wladislaus, dieſer ſchläfrige Betbruder, wird die junge, lebhafte, muthwillige Anna von Foix heirathen?!" rief der Erzherzog erſtaunt. „Mein Gott, wie ſind denn dieſe beiden Leute zuſammengekommen?"

„Durch einen Vetter der Gräfin, der eine Hofcharge am polniſchen Hofe bekleidet. Der König von Polen vermag bekanntlich Alles über ſeinen Bruder, den König von Ungarn und Böhmen; ſo hat er ihm auch die Gräfin Anna von Foix vorgeſchlagen, und Wladislaus hat, um nur endlich einmal eine Frau zu bekommen, ſogleich eingewilligt. So ſchreibt man mir vom franzöſiſchen Hofe. — Uebrigens hat König Ludwig, von unſerm Waffenglück in Neapel unangenehm berührt, ſehr ernſtlich auf Abſchluß des Friedens und Feſtſtellung der Landesportion gedrungen."

Philipps Züge verfinſterten ſich.

„Dieſer Friede und dieſe Theilung hätten ſchon lange vollzogen ſein ſollen," entgegnete er unmuthig. „Ich verbürgte mich dem König Ludwig mit meinem fürſtlichen Worte, ja mit meiner Perſon für ſeine Zufriedenſtellung, und er ſchickte darauf ſeinen Geſandten."

„Wer hat Euch einen ſolchen Auftrag gegeben?" fragte der König. „Unſere Waffen ſind ſiegreich geweſen in Neapel; der Großkapitän verweigert geradezu einen Frieden anzuerkennen, der uns die beiden ſchönſten Provinzen, die Kapitanata, und die Baſilikata raubt."

„Und doch werdet Ihr auf dieſe Bedingung Frieden mit Frankreich machen, wenn Ihr Frieden mit mir ſelbſt haben wollt."

Der König lächelte über den bittern Ernſt ſeines Schwiegerſohnes und verſicherte, dieſer Friede ſolle durch ſeine (Philipps) Hand geſchloſſen werden, da er ſo ſtarke Vorliebe für den König Ludwig habe. Es werde ſich ſchon ein ſchicklicher und bequemer Ausweg treffen laſſen, die beiden ſtreitigen Provinzen doch den ſpaniſchen Kronen zu erhalten. „Ich werde Euch meine Gedanken und Anſichten nächſtens bei paſſender Gelegenheit mittheilen," ſchloß der ſchlaue König, und der Erzherzog entfernte ſich übelgelaunt. Er ſuchte den Pfalzgrafen wieder auf, um ihm die neue Mähr aus Frankreich unverzüglich mitzutheilen. „Seltſam!" rief er, „die Prophezeiung der kleinen Zigeunerprinzeſſin geht an Anna von Foix ſchon in Erfüllung. Zwei Königskronen hat ſie ihr geweiſſagt und ſieh', Wladislaus ſetzt ihr die Kronen von Ungarn und Böhmen auf das niedliche Haupt. Und unſere Kinder ſollen ſich vermählen — war's nicht ſo? — mein Sohn ihre Tochter, ihr Sohn meine Tochter. Fürwahr, die Kinder des Königs von Ungarn und Böhmen werden den Kindern des Königs von Spanien ebenbürtig ſein und Ungarn hat ſchon einmal öſtreichiſche Herren gehabt. —

Aber ich ſoll nur eine Krone tragen? Und jung ſollen wir Beide bleiben — ein Stern fällt auf unſere Bahn — —"

Die letzten Worte ſprach er düſter in ſich hinein, und es war ihm wunderlich dabei zu Muthe. Der Pfalzgraf unterdrückte dieſe ernſte Stimmung aber ſchon im Entſtehen, indem er lachend ausrief: „Mir macht dies Eintreffen ganz tollen Muth, und der Kamm ſchwillt mir gewaltig. Sie hat mir ja auch eine Königskrone zugeſagt und, da Ihr nur eine haben ſollt, gnädigſter Herr, ſo werdet Ihr wol König von Kaſtilien und ich König von Aragonien werden. Wie's zugehen ſoll, begreif' ich freilich nicht. Doch bei Gott iſt kein Ding unmöglich."

Der Erzherzog eilte zur Königin und zur Herzogin von Najara, um mit dieſen über die neue Heirath zu ſprechen. Luiſe war bereits durch einen eigenhändigen Brief Anna's unterrichtet. „Sie iſt die vierte aus unſerm innigen Mädchenbunde auf Frankreichs ſchönem Boden," ſagte ſie, „welche ihr Haupt unter das Ehejoch beugt. Sie war die heiterſte, die fröhlichſte von uns; möchte ſie auch die glücklichſte ſein! Nun iſt Germaine noch übrig. Eins von dieſen fünf Kindern, denen ich durch Bande des Bluts, Jugend und Neigung angehörte, iſt ſchon die dunkle Straße des Todes gegangen. Es wurde uns einſt von einer Zigeunerin prophezeiet, drei davon würden nicht alt werden, ſondern jung ſterben: welche werden wol die beiden Andern ſein?" Eine Thräne hatte ſich in ihren dunkeln Wimpern verhängt; ihr Mund zuckte ahnungsvoll wehmüthig; ein leichter Schatten glitt über ihre Züge. Der Erzherzog war aber erblaßt; es fiel ihm in dieſem Augenblicke ſchwer auf's Herz, daß die Prinzeſſin Zaroya ihm und Anna Foix geweiſſagt hatte, ſie würden jung bleiben. Wie, wenn Anna eine von den beiden dem frühen Tod Beſtimmten wäre?

Er eilte zum Büffet, um ſich die Todesgedanken zu vertreiben, und Frohſinn und Lebensluſt lachten bald wieder aus ſeinen ſchönen edlen Zügen. — —

Einige Tage darauf gab die Erzherzogin-Infantin eine Abendgeſellſchaft. Die Königin hatte ſich entſchuldigen laſſen. Die anweſenden Damen beſchäftigten ſich, der unglücklichen Wirthin zu Liebe, mit den Katzen derſelben. Die ganze Garderobe der wohlgepflegten Thiere wurde herbeigeholt, und man beeiferte ſich ſie auf das ſtattlichſte herauszuputzen. Es wurde ein Souper für ſie ſervirt, und ſie ſpeiſten in großer Gala. Nur die Herzogin von Najara berührte keine Katze. Ernſt und wehmüthig blickte ſie auf das Treiben der Erzherzogin; wenn dieſe ausgelaſſen lachte und der geliebten vierbeinigen Geſellſchaft die wunderlichſten Dinge vorplauderte, zuckte ein tiefer Schmerz um die Lippen der Herzogin. Die oft ſtürmiſchen Liebesbeweiſe der Erzherzogin ertrug ſie mit würdiger Haltung.

Der Erzherzog trat zu ihr und erſuchte ſie um einige Worte. Sie folgte ihm ohne Erröthen und ohne Ziererei in ein Fenſter des nächſten Zimmers. Jedermann, der vorüberging, konnte ſie ſehen, der Prinz ſchien mit Abſicht dieſen Standpunkt gewählt zu haben.

„Luiſe," ſagte er leiſe mit zitternder Stimme und zurückgehaltener Wärme, „du biſt von allen Banden, die dich an Spanien feſſelten, befreit —"

„O, auf welche ſchreckliche Weiſe!" ſeufzte ſie auf und verhüllte das Geſicht.

„Sprich ein Wort, Luiſe, ich beſchwöre dich bei den ſeligen Tagen unſrer jungen Liebe! Sprich es aus, dieſes Wort — und auch ich zerreiße alle Bande, die mich an dieſes unſelige Land binden; ich werfe ihnen ihre Kronen zu Füßen und in wenigen Monden biſt du — —"

„Um aller Heiligen willen, ſchweigt!" flüſterte die Herzogin. „Die ſpaniſchen Ohren reichen weiter, als die deutſchen und die franzöſiſchen. Das wißt Ihr ja von der heiligen Inquiſition." — Sie wollte ſich entfernen. Er hielt ſie feſt.

„Du mußt mich hören. Ich liebe dich wahnſinnig; du mußt die Meine werden! Ich flehe dich an um eine Zuſammenkunft. Luiſe, ſei barmherzig!"

„Morgen Abend. Den Ort werd' ich Euch morgen brieflich angeben," hauchte ſie, riß ſich los und war wenige Augenblicke darauf aus dem Saale verſchwunden. Er blieb im Fenſter ſtehen und hätte weinen mögen vor Entzücken und vor Verdruß. Seine Schläfe glühten; er wollte ſich freuen und konnte es nicht, die Bruſt war ihm wie zugeſchnürt; er grollte mit Gott und der Welt. Plötzlich ſah er ſeine Gemahlin heran eilen; er wollte Ihr ausweichen, aber ſchon fühlte er ſich von ihren Armen umſtrickt, von ihren heftigen Küſſen überdeckt. Unwillig, ja ärgerlich ſtieß er ſie zurück, vielleicht heftiger als je. Da ſtürzte ſie heulend zu ſeinen Füßen, umſchlang ſeine Knie und jammerte und flehte in den rührendſten Tönen um ſeine Liebe. Mit zornigen Worten befahl er ihren Frauen, ſie zu entfernen, und er ſelbſt verließ mit haſtigen Schritten die Zimmer, um ſeine Freunde und Günſtlinge aufzuſuchen und die Nacht mit ihnen beim Becher zuzubringen.

Der Erzherzog hatte aus Luiſens Weſen etwas ſo Ungewöhnliches und Fremdes herausgefühlt, das keine ächte Freude über ihre Zuſage in ihm aufkommen ließ, ſelbſt als der goldhelle Tinto Feuer in ſeine Adern goß. Er war mit ſich in ſo argem Widerſpruch und in ſolcher Spannung, daß er kaum darauf hörte, als Vere zu ihm ſprach: „Die Zigeuner ſind auch hier; wenigſtens iſt mir gegen Abend die alte Mutter begegnet, die wir in Blois ſtatt der kleinen Prinzeſſin einfingen. Sie lief zwar vor mir fort, aber ich hatte ſie ſchon erkannt. Auch fehlt Bübenhoven heute ſchier den ganzen Tag; wenn dies der Fall iſt, kann man mit Beſtimmtheit annehmen, daß die

Zigeuner in der Nähe ſind. Sie haben's ſeit unſerm Ritt in's Gebirge nach dem Schloſſe Villaquiran dem armen Jungen angethan."

„Die Zigeuner!" murmelte der Erzherzog, wie aus einem ſchweren Traume erwachend. „Ja, mit ihrer Hülfe muß es gelingen. Ich will ſie morgen aufſuchen." Er dachte daran, die Herzogin zu entführen.

Am folgenden Tage gegen Mittag verbreitete ſich das Gerücht: die Herzogin von Najara werde vermißt. Ihr Zimmer ſei leer, ihr Bett unangerührt. Sie ſei von dem Augenblick, wo ſie die Gemächer der Erzherzogin verlaſſen, nicht wieder geſehen worden und nirgend eine Spur von ihr aufzufinden. Dieſe Nachricht erfüllte den Erzherzog mit der größten Beſtürzung, die ſich allmälig, als er von allen Seiten die Beſtätigung der Unglückskunde vernahm, in Zorn verwandelte und zur Wuth ſteigerte. Die Ueberzeugung ſtand ſogleich in ihm feſt, daß ſeine Unterredung mit der Herzogin der Königin verrathen worden ſei und daß die ſchlaue und intrigante Monarchin die unglückliche Frau, vielleicht mit Hülfe des Erzbiſchofs von Toledo, der in Saragoſſa zugegen war, zum Geſtändniß gebracht und ſogleich habe heimlich entfernen laſſen.

Das Herz voll bitterem Groll ließ er ſich bei der Königin melden, mit dem Vorſatze, ſie nicht zu ſchonen und das Geheimniß des Ortes, wohin ſie die ſchöne Witwe habe hinbringen laſſen, von ihr heraus zu preſſen.

Iſabella lag bleich und leidend auf einem Polſterbette, und zu ihren Füßen ſaß die Erzherzogin weinend, als Philipp haſtig hereintrat. Die Königin winkte ihm ſtumm und kalt nach einem Seſſel, er war aber viel zu unruhig, um ſich zu ſetzen; er ſtellte ſich gerade vor ſeine Schwiegermutter und heftete das Auge ſtarr auf ſie. Beleidigt von dieſem Blick, ſagte ſie bitter: „Ich glaube, Ihr weidet Euch auch noch an dem Zuſtande, in den Ihr mich verſetzt habt, edler Prinz von Spanien, und ſeid gekommen, um zuzuſehen, wie mir Euere Verfügungen von der verwichenen Nacht bekommen ſind. Nun ich ſag' Euch zum Troſt, daß dieſer Handſtreich ein tüchtiger Nagel zu meinem Sarge iſt, und Ihr die beſte Ausſicht habt, demnächſt den Thron von Kaſtilien zu beſteigen. Uebrigens handelt Ihr ja ſo, als ob Ihr bereits unbeſchränkter Herr in dieſen Ländern wär't.“

„Wovon ſpricht Ew. Majeſtät?“ fragte Philipp befremdet. „Auf welche Verfügungen, auf welchen Handſtreich von mir deuten Euere beleidigenden Worte hin? Helft mir auf die Sprünge; ich weiß bei Gott und Ehre nicht, was Ihr meint.“

„Das Läugnen und Frommthun ſteht Ew. Hoheit fein,“ verſetzte die Königin, „und ich habe es ſchon nicht anders von Euch erwartet. Wenn man aber den Fürſten eines Hauſes, das ſtets auf Gott und Ehre gehalten, ſolche Schwüre ſprechen hört, um eine Schuld abzuläugnen, dann möchte man vor Kummer und Zorn blutige Thränen weinen.“

„Wie, Donna Iſabella?“ rief Philipp entrüſtet und todtbleich, „Ihr zaudert nicht, mich eines falſchen Schwurs zu zeihen?“

„Und wähnt Ihr, Don Philipp,“ fuhr die Königin mit erhöhter Stimme fort, „Ihr wollet mich durch dies Alles glauben machen, Ihr ſeid nicht der Entführer der Herzogin von Najara?“

„Ich?!“ ſchrie der Erzherzog auf und ſtand dann einige Augenblicke wie verſteinert. Dann fuhr er grauſig lachend fort: „Fürwahr, das iſt ja recht ſpaßhaft von Euch, allergnädigſte Frau Mutter, daß Ihr mir die Entführung der Herzogin zuſchiebt. Dieſer Zug ſetzt Euerer Meiſterſchaft in der Staatsklugheit eine Krone auf, wie

Ihr ſelbſt ſie nicht beſſer tragt. Und ich geſtehe aufrichtig, darauf war ich nicht vorbereitet.“

„Euere Schlangenwindungen helfen Euch nichts,“ fuhr die Königin in immer ſtrengerm Tone fort, und eine unheimliche Röthe zeigte ſich auf ihren Wangen, während ihr Auge einen unbeſchreiblichen Ausdruck von unwilliger Verachtung annahm. „Ich kenne Euere Leidenſchaft für die Herzogin, und auch die ihrige für Euch blieb mir nicht verborgen. Man kennt auch die Verabredung, die Ihr geſtern Abend, dem ganzen Hofe gleichſam zum Hohn, mit ihr im Angeſicht Aller genommen; man hat unter den Reitern, die in der Mitternacht aus der Stadt geritten ſind, Leute aus Euerm Dienſt erkannt. Und Ihr wagt es noch zu läugnen, daß Ihr die Schändliche entführt habt, die Schlange, die ich in meinem Buſen erzog? — Seht, ſeht hier, Unſeliger, dies bejammernswerthe Weib, das Thränen über Euch vergießt und Thränen über Euere Buhlerin, die ſie liebte, wie ſie Euch liebt! Ihr Irrſinn iſt Euer Werk. Und während ſie wieder Mutterhoffnungen hegt, begeht Ihr einen *neuen Frevel* an ihr. Ihr werdet ſie und mich in die Grube ſtürzen, dann, ſchöner Philipp von Oeſtreich, habt Ihr freie Macht, Euch im chriſtlichen Staat Kaſtilien, der immer fromme und gottesfürchtige Beherrſcher hatte, einen mauriſchen Harem anzulegen und wie der weiſe König Salomo durch ſchöne Weiber zum Narren zu werden.“

Die Erinnerung an ſeine Schuld dämpfte in etwas die Flamme von Philipps Zorn. „Treibt mich nicht auf die äußerſte Spitze, Majeſtät!“ ſagte er. „Wozu dies Poſſenſpiel, ich glaube es Euch doch nicht, und wenn Ihr Euere Rolle noch natürlicher ſpieltet. Ihr habt die Herzogin fortſchaffen laſſen und gebt mir es ſchuld, um mir jede Nachfrage nach ihr vom Munde wegzuſchneiden. Ich erkenne meine Meiſterin in Euch. In der That, man muß nach Spanien gehen, um zu lernen, was zu einem Könige gehört. Wir draußen in den deutſchen Ländern haben davon keine Ahnung.“

„Ihr beweiſ't das durch die That; denn ſo lang' die Erde ſteht, hat es keinen Fürſten gegeben, der die Verſtellungskunſt meiſterlicher geübt hätte, als Ihr! und in ſolcher Jugend, Ihr könnt' es als König von Spanien weit bringen. Es iſt der größte Meiſterſtreich von Euch, mir die Entführung der Herzogin aufzubürden, während ſie auf dem Wege nach den Niederlanden iſt, Euch die einſamen Stunden dort bald zu verſüßen.“

„Dies Intriguenſpiel wird mir verächtlich,“ verſetzte der Erzherzog kalt und ging nach der Thüre. „Doch geb' ich Euch mein Wort, Ihr mögt reden und thun, was Ihr wollt, Ihr werdet mir die Ueberzeugung nicht nehmen, daß Ihr die Herzogin entführt habt. Ich ſehe, daß ich Euerer Macht weichen muß, und bedaure die Unglückliche, die das Opfer dieſer Ränke geworden iſt.“

Damit entfernte er ſich; die Königin hatte ſich aber dermaßen über ihn geärgert, daß ſie in Krämpfe verfiel, und die Leibärzte ſchnell herbeigeholt werden mußten. Die hohe Frau erkrankte ſelbigen Tages noch ſo heftig, daß man für ihr Leben beſorgt war, und die ganze Stadt in Beſtürzung gerieth.

Sie durfte ſich nicht beklagen. Die böſen Erfahrungen, die auf ſie einſtürmten, waren nichts als die Früchte ihrer eignen ſchlauen Politik. Sie hatte Philipps Jugend zertreten; darf man ſich wundern, wenn dieſe ſich an ihr rächte?

## 7.

## Abreiſe des Prinzen von Spanien.

Seit jenem Tage war die Kälte zwiſchen Philipp und ſeinen Schwiegereltern und ſeiner Gemahlin ein finſtres Geſpenſt, das nicht weichen wollte und jede Freude im Keim verdarb. Die Verdrießlichkeiten mehrten ſich mit jedem Tage und wurden vorzüglich durch die rückſichtsloſe Aufführung der Begleiter des Erzherzogs gegen die Eingebornen und die daraus entſtandenen Händel verſchlimmert. Um ſich wenigſtens jeder perſönlichen Verwickelung zu entziehen, reiſte der Erzherzog mit nur kleinem Gefolge nach Granada, vorgeblich um ſich die berühmte Maurenſtadt zu beſehen, eigentlich um eine Spur zu verfolgen, die er von der Herzogin von Najara erhalten hatte. Die Königin begab ſich, ſobald ſie nur einigermaßen das Reiſen vertragen konnte, nach Madrid, wo die kaſtiliſchen Stände verſammelt waren, um ſich mit ihrer Herrſcherin zu berathen. Im Anfang des December kam der Erzherzog ebenfalls dahin. Er war drei Wochen lang umhergeirrt, aber er hatte nichts von der geliebten Frau entdeckt und war deshalb nahe daran ſich darüber zu grämen. Kleine Zufälligkeiten brachten ſeine Günſtlinge auf den Gedanken, die Herzogin möchte nach Frankreich, ihrem Geburtslande, wohin ſie ſich ſtets geſehnt, übergeſiedelt ſein, und kaum hatten ſie ihrem Gebieter dieſe Vermuthung mitgetheilt, als er ſogleich ſeine Abreiſe beſchloß und dem Könige und der Königin anzeigte. Beide waren ſehr erſtaunt darüber, da die Rede unter ihnen geweſen war, daß das prinzliche Paar nicht vor der Entbindung der Erzherzogin im Frühjahr reiſen werde; inzwiſchen verſuchte bei den obwaltenden Verhältniſſen Niemand ernſtlich den Prinzen zurückzuhalten, zumal man von ſeiner aufbrauſenden Heftigkeit die Vereitelung jedes derartigen Verſuchs fürchten mußte. Auch war die Stimmung der Familienglieder des Königshauſes ſo geſpannt und ſchroff, daß man Urſache hatte, über die Erklärung des Erzherzogs froh zu ſein, da durch ſeine Abreiſe jeder fernere Ausbruch verhütet wurde. Von einer Mitreiſe der Erzherzogin war bei keiner Partei die Rede, weil keine ſie wünſchte.

Man nahm gleichſam ſtillſchweigend an, daß die im fünften Monate ſchwangere Frau die Reiſe im Winter nicht machen können würde, und ſo rüſtete ſich der Erzherzog allein zum Aufbruch. Alles wurde in finſtrer, ſchweigend-grollender Haſt betrieben. In einer erbetenen Privataudienz beim Könige verlangte Philipp noch einmal klare unzweideutige Feſtſtellung der Verhältniſſe hinſichtlich Neapels mit dem Könige von Frankreich und unbedingte Abtretung der beiden Provinzen Baſilikata und Kapitanata.

„In der That,“ verſetzte der König, während ſein ſtereotypes Lächeln einen Augenblick zum Grinſen wurde, „Ew. Hoheit iſt ſehr freigebig mit Ländern, die weder Euer Muth erobert, noch Euere Staatsklugheit gewonnen hat. Ich dächte, Ihr ſolltet mir dankbar ſein für ein Paar reiche Provinzen mehr, die ich Euch und Euern Kindern einſt hinterlaſſe.“

„Mir gilt die unbefleckte Ehre meines Namens mehr, als ein ganzes Königreich,“ verſetzte Philipp ernſt und feſt.

„Niemand kann uns beweiſen, wie ich Euch ſchon mehrmals verſichert habe, daß die beiden Provinzen zur franzöſiſchen Landesportion gehören.“

„Aber, Sire, ich verſprach den König zufrieden zu ſtellen — ich verbürgte mich mit meinem Worte — —“

„Und der Großkapitain hat die Franzoſen geſchlagen.

Wo in der Welt und wann iſt es Gebrauch geweſen, daß der Sieger die eroberten Länder herausgibt, um den Beſiegten zufrieden zu ſtellen?“

„Aber mein Wort, Sire! Denkt Ew. Majeſtät nicht an das feierlich eingeſetzte Wort des Prinzen von Spanien, des Erben dieſer Länder?“

„Iſt Euer Wort das meinige? Hattet Ihr Vollmacht von mir, Euer Wort zu geben?“

„Bei allen vierzehn Nothhelfern, nein!“ rief Philipp grimmig. „Aber Ihr werdet mich zwingen, mich dem König von Frankreich als Gefangener zu ſtellen, bis ich als König von Spanien im Stande ſein werde, ihm mein Wort zu löſen.“

„Ihr verſteht ſo wenig von der Regierungskunſt, daß mir vor Spaniens künftigem Schickſale grauſt.“

„Die Königin hat mir gerade das Gegentheil geſagt, aber ſie hat ſo wenig recht als Ihr. Die Wahrheit liegt in der Mitte. Wäre dies nicht der Fall, ich würde Euch *nicht jetzt ſchon verlaſſen*. In meiner Bruſt ſchlägt ein redliches, deutſches Herz.“

„Das habt Ihr durch Euere Unbeſonnenheit mit der Najara bewieſen.“

„So glaubt auch Ihr, Sire, daß ich ſie entführt?“

„Wer glaubt es nicht? Meint Ihr, daß der König der einzige Geiſtesſchwache am Hofe ſei?“

„Aber ich ſchwör' Euch bei Ritterwort und Treue, beim Haupte meines Vaters und bei den heiligen Sakramenten, daß ich die Herzogin weder entführte, noch entführen ließ, noch überhaupt etwas von ihrer Entweichung weiß.“

Der König ſchüttelte lächelnd und ungläubig den Kopf.

„Ew. Majeſtät glaubt meinen heiligſten Schwüren nicht?“ rief der Erzherzog mit zornbebender Stimme.

„Laſſen wir das!“ verſetzte der König geſchmeidig.

„Mag die ſchöne Herzogin ſein in welchen Händen ſie will, was geht das unſern Frieden mit Frankreich an? Hört meine Vorſchläge an, die Ihr dem Könige Ludwig thun ſollt. Ihr werdet meinem Scharfſinne, mit dem ich den Streit ſchlichte, Gerechtigkeit widerfahren laſſen und meine Billigkeit beloben müſſen. Euer Sohn, mein lieber Enkel, Don Carlos, Prinz von Luxemburg, und die Tochter des Königs Ludwig von Frankreich ſind Verlobte. Sucht alſo den König dahin zu bewegen, daß er die Eroberung und Einnahme des Königreichs Neapel als für dieſe beiden Verlobten geſchehen betrachte. Das Land ſoll ihr Heirathsgut ſein, ihnen von den Königen von Spanien und Frankreich dargebracht, und ſie ſollen vom Abſchluß des Friedensvertrags ſogleich den Titel König und Königin von Neapel, Herzog und Herzogin von Apulien und Kalabrien führen. Bis zur Volljährigkeit Karls ſollen die beiden Landesportionen von Statthaltern verwaltet werden, die beiden ſtreitigen Provinzen ausgenommen, die wir Beide, ich und der König von Frankreich, Euch als Eigenthum abtreten; Ihr könnt ſie dann Euerm Sohne übergeben oder ſie bis zu Euerm Abſterben behalten, wie es Euch beliebt. Zum Statthalter der ſpaniſchen Landesportion ernenne ich Euch; wenn König Ludwig Euch ſo ſehr gewogen iſt und den Frieden mit Spanien und Oeſtreich ſo ſehr liebt, wie er ſich anſtellt, ſo hoff' ich, er wird Euch ebenfalls zum Statthalter der franzöſiſchen Landesportion ernennen. Ihr mögt dann das Land für Euern Sohn beſtens regieren. — Dies iſt mein Vorſchlag, auf den Ihr mit König Ludwig unterhandeln und nicht ein Haar breit davon abgehen ſollt.“

Nach manchen vergeblichen Widerreden und Demonſtrationen zeigte ſich endlich der Erzherzog bereit, auf dieſe Bedingungen den Frieden mit Frankreich abzuſchließen. Da er aber in den zehn Monaten ſeines Aufenthalts in Spanien hinlänglich Gelegenheit gehabt hatte, die gerühmte

Staatskunſt ſeiner Schwiegereltern kennen zu lernen, ſo drang er auf eine geheime Staatszuſammenkunft, an welcher auch die Königin und die Miniſter Theil nehmen mußten. Durch Rechtlichkeit und entſchiedenes Weſen war es ihm gelungen, trotz ſeiner Jugend und ſeinem flatterhaften Leichtſinn dem Könige und der Königin zu imponiren. Die aalglatte, öldurchweichte Geſchmeidigkeit des Königs entſprang ebenſo wie die verſtummende Unthätigkeit der Königin ihm gegenüber aus einer zwar nicht eingeſtandenen, aber nichts deſtoweniger vorhandenen Furcht vor ihm. Die Vorwürfe, die er als Antwort auf die ihrigen ihnen mit wilder, jugendlich-aufſprudelnder Heftigkeit gemacht, hatten den König zurückgeſchreckt und die Königin eingeſchüchtert. Man wagte es alſo in der geheimen Rathsſitzung nicht, wo er mit klaren Worten verlangte, daß König und Königin ihm eine Vollmacht ausſtellen ſollten, um auf die ausgeſprochenen Bedingungen den Frieden mit dem Könige von Frankreich zu ſchließen, ihm zu widerſprechen. Ja, als er ſich nun nicht einmal mit der Vollmacht begnügte, ſondern den Erzbiſchof mit Ernſt aufforderte, dem königlichen Paare in ſeinem Beiſein das feierliche Verſprechen auf das Evangelium und den Leib Chriſti abzunehmen, daß ſie die gemachten Bedingungen halten und nichts mehr gegen den Friedensſchluß einwenden wollten, ſelbſt jetzt vermochte man ſein Begehren nicht zurückzuweiſen, ſo beleidigend ſein dadurch an den Tag gelegtes Mißtrauen war. König und Königin ſchwuren ihm den Eid und empfingen dann mit ihm und der Erzherzogin das heilige Nachtmahl auf denſelben. Eine ſolche Gewalt hatte ſeine Offenheit über ihre Verſtecktheit erlangt. Hierauf erbat er ſich zwei gleichfalls mit Vollmachten verſehene königliche Räthe zur Begleitung nach Frankreich, um den Friedensvertrag mit zu unterſchreiben. Sobald er mit dieſer Angelegenheit in's Reine war, reiſte er mit einem kleinen, nur aus ſeinen vertrauten Freunden und ſeinen Miniſtern beſtehenden Gefolge ab. Die übrigen niederländiſchen Edelleute ſollten theils bei der Erzherzogin bleiben, theils in einzelnen Abtheilungen zu Land und zu Waſſer heimreiſen. Der Abſchied von Schwiegereltern und Gemahlin war kurz und lau, und es rührte ihn nicht, daß die unglückliche Juana verzweiflungsvoll weinend an ſeinem Halſe hing. Auch das Ehrengeleit, das ihm ein Theil des kaſtiliſchen Adels gab, war ſteif und förmlich; er nahm den Groll faſt aller Männer mit. Nur manches dunkle Frauenauge blickte dem ſchönen blonden Fürſten ſehnſüchtig und verlangend nach.

Es war am 19. December, als Philipp von Madrid, wohin der ganze ſpaniſche Hof ſich begeben hatte, abreiſte. Er ging wieder über Saragoſſa, wohin ihn die leiſe Hoffnung zog, dort, wo die geliebte Frau verſchwunden war, um ſo leichter auf ihre Spur kommen zu können, da ſeine Nachforſchungen nicht vom Hofe behindert waren. Zu dieſem Zwecke blieb er in der aragoniſchen Hauptſtadt bis zum 3. Januar. Seine Getreuen durchforſchten die Stadt und Umgegend in allen Richtungen nach den Zigeunern; denn es war dem Erzherzog zur Gewißheit geworden, daß er durch ſie am leichteſten ſichere Nachrichten über den Aufenthaltsort der Herzogin erhalten würde; aber ſelbſt Lübenhoven vermochte die hie und da ſich zeigenden Spuren nicht weit zu verfolgen. Nicht mit beſſerm Erfolge wurden die Nachrichten auf der langſamen Weiterreiſe durch Spanien fortgeſetzt. Dieſe ging über Lerida in Katalonien und Barcelona. Von hier blieb der Erzherzog an der Küſte, hielt ſich mehre Tage in Gerona auf und fuhr zu Schiffe bis nach Perpignan, wo er am 8. Februar anlangte. Ehe er aber noch Spanien verließ, ſtieß der Abt von St. Michael zu Kujan, Bernhard von Boil, zu ihm und forderte ihn im Namen des Königs, für deſſen Geſandten er ſich ausgab, auf, den Frieden mit Frankreich nicht unter den angegebenen Bedingungen zu ſchließen, ſondern vielmehr die beiden Provinzen Baſilikata und Kapitanata als zur ſpaniſchen Landesportion ohne alle Zugeſtändniſſe zu behaupten.

Der Erzherzog lachte bitter: „Zeigt mir Euere vom König und der Königin unterſchriebene Vollmacht vor, Herr Abt.“

„Ich habe eine ſolche nicht,“ verſetzte dieſer; „aber meine geiſtliche Würde wird Ew. Hoheit genug ſein, um mir Glauben zu ſchenken.“

„Mit nichten,“ ſagte Philipp. „Hat Euch der König wirklich mir nachgeſandt mit dieſem Befehl, ich habe leider keinen Grund es nicht zu glauben, ſo werde ich doch demſelben ohne ſeine und der Königin Namensunterſchrift keine Folge leiſten, ſondern mich an die erhaltenen unterſchriebenen und auf Evangelium und Krucifix beſchworenen Inſtructionen halten.“

Mit dieſem beſtimmten Beſcheid verabſchiedete er den geiſtlichen Herrn und ſchenkte den Einwendungen deſſelben nicht die mindeſte Berückſichtigung.

Die Reiſe ging weiter über Salces in Languedoc nach Synan. Hier begrüßten ihn aus Brüſſel angelangte Edelleute, welche ihm die Nachricht überbrachten, daß drei vornehme Adelige als Leibbürgen für ſeine, des Erzherzogs, Sicherheit in Frankreich, vom Könige Ludwig dorthin geſchickt, angelangt ſeien. Philipp ſandte die Niederländer ſogleich mit dem Befehle zurück, die franzöſiſchen Leibbürgen unverzüglich und reich beſchenkt wieder zu entlaſſen. Hierauf zog er über Narbonne und Beziers nach Montpellier, wo er von den Geſandten ſeines Vaters, des Königs Maximilian, dem Grafen von Fürſtenberg, dem Dompropſt von Utrecht und dem Herrn von Foy bewillkommt wurde, die auf die Nachricht von ſeiner Abreiſe in Spanien ſogleich von Blois aufgebrochen waren. Am 10. März war er in Avignon, am 14. in Orange und am 16. in Pont de St. Eſprit. Hier erreichte ihn ein ſpaniſcher Courier mit der Nachricht, daß am 10. März die Erzherzogin Infantin zu Alkala de Henarez im Königreiche Kaſtilien von einem Prinzen glücklich entbunden worden ſei, welchen der Erzbiſchof von Toledo getauft und der König Ferdinand über das Taufbecken gehalten, ihm auch ſeinen Namen Ferdinand gegeben habe. Der Courier hatte den Weg in fünf Tagen zurückgelegt, zu welchem der Erzherzog drei Monate gebraucht hatte. Die Reiſe ging nun an der majeſtätiſchen Rhone hinauf über Valence und Vienne und am 22. März hielt Philipp ſeinen Einzug in Lyon, wo ihn ſein Schwager, der junge Herzog Philibert von Savoyen begrüßte, der von ſeiner nahen Reſidenz Bourges, damals zu Savoyen gehörig, herabgekommen war.

In allen franzöſiſchen Städten war der Erzherzog auf Befehl des Königs mit großen Feierlichkeiten ehrerbietigſt eingeholt und empfangen worden; in Lyon waren aber die Anſtalten zu ſeinem Empfang wahrhaft königlich prachtvoll. Die ganze Bürgerſchaft in Zünften, jede mit ihrer Fahne und beſondern Pfeifern, der Stadtrath an der Spitze, holten ihn unter Glockengeläut und Kanonendonner ein; die Kaufleute trugen den Thronhimmel, unter welchem er ritt. Am andern Tage nach ſeiner Ankunft langte der König Ludwig mit der Königin Anna ebenfalls in Lyon an und gab dem Erzherzog ein glänzendes Banket auf dem Schloſſe. Aber der ſchöne Oeſterreicher zeigte nicht die fröhliche Munterkeit, mit der er funfzehn Monate zuvor alle Frauenherzen in Blois entzückt hatte, und er mußte von der Königin und von der Gräfin Germaine von Foix manche Neckerei ausſtehen, als ſei die Abweſenheit der ſchönen und muthwilligen Anna von Foix Schuld an ſeinem Trübſinn.

„Ah, ſie wird ſich einſam und verlaſſen genug fühlen bei ihrem alten, langweiligen König von Ungarn und Böhmen!“ ſeufzte Germaine. „Der König ſoll ein recht häßlicher Mann ſein und die Zeit, die ihm Eſſen und Trinken übrig läßt, verſchlafen oder verbeten. Aber der gute Herr iſt faſt immer krank und bringt die meiſte Zeit ſeines Lebens im Bette zu. Eine ſchlechte Unterhaltung für eine junge lebensluſtige Königin. Und die mürriſchen Ungarngeſichter mit den großen ſchwarzen Schnurrbärten ſehen auch nicht aus, als ob ſie viel zur Erheiterung meiner armen Anna beitragen würden. Sie dauert mich. Hat ſie deshalb einen König mit zwei Kronen geheirathet, daß ſie ſich zu todt langweilen und grämen ſoll? Wenn ſie wüßte, daß wir hier zuſammen ſind, ich glaube, ſie weinte Thränenſtröme; denn ſie war Ew. Hoheit gar ſehr gewogen. Ich bitt' Euch, reiſet nach Ungarn, um ihr ein paar heitere und glückliche Tage zu machen. Ihr werdet gewiß nicht viel umreiſen, denn ihr ſeid ja auch der Herr eines ſolchen barbariſchen Landes. Die liegen ja alle beiſammen hinten an den türkiſchen Grenzen. Und wenn nun die ſchrecklichen Türken in das Land fallen und männiglich ohne Anſehen der Perſon den Kopf abſchneiden, was wird da meine arme Anna für Angſt um ihren Kopf auszuſtehen haben! Ich bitte Euch, ſchützt ſie ja, da ihr ſchläfriger Betkönig unvermögend iſt, ſie zu ſchützen.“

Lächelnd über die geographiſchen Kenntniſſe der ſchönen Gräfin verſprach der Erzherzog ihre Wünſche in Bezug auf die arme Couſine zu erfüllen und meinte, es könne ſogar zu ſeiner Reiſe nach Ungarn oder Böhmen, wo nun eben der Hof ſich aufhalten werde, Rath werden, obgleich dieſe Länder etwas weit von dem ſeinigen lägen. Dabei erkundigte er ſich vorſichtig, ob ſie oder die Königin von Ungarn in der letzten Zeit mit der Herzogin von Najara, ihrer Jugendfreundin, im Briefwechſel geſtanden. Daß die Königin der Herzogin ihre Vermählung brieflich angezeigt, habe er aus dem Munde der letztern.

„Sie haben allerdings Beide häufig Briefe gewechſelt," verſetzte Germaine. „Auch an mich ſind manchmal ein paar Zeilen angekommen. Aber auch Euere Schweſter hat von Luiſe in der jüngſten Zeit mehre Briefe erhalten, die erſt an Anna und, als dieſe nach Ungarn abgereiſt war, an mich beigeſchloſſen waren, die wir weiter nach Savoyen beſorgten."

„Und habt Ihr die Herzogin jüngſt geſprochen?"

Die Gräfin ſah den Erzherzog verwundert an. „Bin ich denn in Spanien geweſen?"

„Aber war denn die Herzogin nicht in Blois?"

„Keineswegs. Doch erklärt mir Euere räthſelhafte Frage."

„Iſt Luiſe von Maine nach dem Tode ihres Gemahls wirklich nicht nach Frankreich zurückgekehrt?"

„Wenigſtens nicht, daß ich davon wüßte. Iſt ſie denn nicht mehr am ſpaniſchen Hofe?"

Der Erzherzog erzählte und Germaine's ſteigende Verwunderung beeilte ſich das eben Gehörte der Königin mitzutheilen. Dieſe rief den König herbei und aus der Beſprechung des ſonderbaren Vorfalls ſah Philipp zur Genüge, daß die Herzogin nicht nach Frankreich gekommen war. Die abermals getäuſchte Hoffnung vermehrte ſeinen Unmuth. Die Königin und Germaine ſprachen die Vermuthung aus, daß die ſo ſeltſam Verſchwundene höchſtwahrſcheinlich nach Ungarn gegangen ſei; ja die Königin war ſogar der Meinung, daß ſie von der jungen Königin von Ungarn und Böhmen jedenfalls heimlich eingeladen worden ſei; denn Anna habe ſich vor nichts mehr gefürchtet als vor Langeweile. Und die Herzogin habe am ſpaniſchen Hofe deshalb Alles ſo heimlich betrieben, um von Seiten der Königin Iſabella nicht an der Abreiſe verhindert zu werden. Germaine wollte ſich ſogar erinnern, daß, als ſie mit der bereits verlobten Anna von der verwitweten Luiſe geſprochen, jene geäußert habe, die Herzogin von Najara, ihre liebe und getreue Jugendfreundin, ſei die beſte und erwünſchteſte Geſellſchafterin für ſie, wenn jene nur zu beſtimmen ſein möchte ihr zu folgen. Dieſe Aeußerungen und Beſprechungen machten es dem Erzherzog ſelbſt glaubhaft, daß die ſchöne Frau, die mehr als je der Gegenſtand ſeiner heißeſten Sehnſucht war, aus Großmuth gegen die königliche Familie in Spanien, ihr Herz bezwungen und eine Zuflucht vor ſeiner ſtürmiſchen Leidenſchaft bei der königlichen Jugendfreundin im fernen Ungarlande geſucht und gefunden habe. Er hoffte darüber bei ſeiner Schweſter Margaretha, die er ohnedies beſuchen wollte, nähere Auskunft zu erhalten, indem er nicht ohne Grund vermuthete, daß Margaretha von Luiſen — da Beide die innigſten Freundinnen waren — in das Geheimniß ihrer Flucht eingeweiht worden ſei.

Nach einigen Tagen führte der König ſeinen Gaſt in Begleitung des ganzen Hofes nach Pleſſis les Tours, jenem königlichen Luſtſchloſſe auf einer von der Loire und dem Cher gebildeten Inſel, nur eine Viertelſtunde von Tours gelegen, der reizenden Schöpfung Ludwig des Elften, wo dieſer König auch geſtorben war. Hier begann eben der Frühling ſeine bunten, duftenden Fahnen aufzuſtecken. Alle Hofleute, Gefolge und Begleiter, die nicht zum engſten Hofcirkel gehörten, wurden nach dem nahen Blois geſchickt und nur wenige Perſonen blieben um die fürſtlichen Häupter. Keine rauſchenden Feſte wurden gegeben; man fand hohen Genuß an ſtillen, ländlichen Vergnügungen. Eine Waſſerfahrt auf der Loire, ein Spazierritt, ein Tanz mit den Bauern von Pleſſis war ganz nach des Erzherzogs Geſchmack, der ſich nach Ruhe geſehnt hatte. In dieſer Zurückgezogenheit verhandelte er als Bevollmächtigter der ſpaniſchen Kronen den Frieden mit König Ludwig und brachte ihn auf die vorgeſchlagenen Bedingungen glücklich zu Stande.

Seit des Erzherzogs erſter Anweſenheit am franzöſiſchen Hofe auf der Hinreiſe nach Spanien war das Verhältniß zwiſchen den beiden Mächten, welche das Königreich Neapel unter ſich getheilt hatten, immer feindſeliger geworden. Zwar hatte König Ludwig dem Erzherzog im vorigen Jahre einen Geſandten an den aragoniſchen König nach Toledo nachgeſchickt, um über die beiden ſtreitigen Provinzen ein Abkommen zu treffen, aber König Ferdinand hatte dieſem ſo zweideutig und ausweichend geantwortet und ſich auf ein dem Papſt zu übertragendes Schiedsgericht berufen, daß der franzöſiſche Geſandte unverrichteter Sache wieder hatte abreiſen müſſen. So oft nun auch der Erzherzog bei ſeinem Schwiegervater dieſe Angelegenheit in Erinnerung gebracht hatte, immer hatte er beſchwichtigende und ausweichende Antworten erhalten; ſpaniſche Große hatten ihm ſogar nicht undeutlich zu erkennen gegeben, er möchte, um ſeine Schwiegereltern nicht zu erbittern, ſich nicht in ihre Regierungsangelegenheiten miſchen. Der Streit mit Frankreich werde auch ohne ſein Zuthun zur Ehre und zum Vortheil Spaniens beigelegt werden. Philipp hatte ſich immer mehr überzeugen müſſen, daß an Treu' und Glauben, an guten redlichen Willen und an ein offenes Handeln von Seiten der beiden katholiſchen Majeſtäten nicht zu denken ſei, daß vielmehr Alles auf krummen und verdeckten Wegen durch Liſt, Betrug und Intrigue betrieben werde, und dieſer Umſtand hatte gar viel zur Verſtimmung ſeines offenen deutſchen Gemüths beigetragen. Unterdeſſen waren die beiden Heere in Neapel, das ſpaniſche unter dem Großkapitain Gonſalvo de Kordova und das franzöſiſche unter dem Herzog von Nemours immer feindſeliger aneinander gerathen und hatten ſich das ganze Jahr hindurch mit wechſelndem Glück und Nachtheil bekämpft. Zwar waren einige Mal, vorzüglich auf des Erzherzogs Betrieb, Verſuche zur Ausgleichung des Streits gemacht worden und die beiden Generäle Nemours und Kordova waren ſogar perſönlich zu Friedensverhandlungen zuſammengekommen. Da aber keine Partei auf die beiden Provinzen verzichten wollte, ſo griff man immer wieder zum Schwerte und vergoß unnützer Weiſe Menſchenblut. Zu der Zeit nun, als Philipp im höchſten Verdruß wieder aus Spanien abreiſte, drohte ein ernſtlicher Krieg zwiſchen Frankreich und Spanien auszubrechen; man rüſtete ſich in beiden Ländern und verſtärkte die Grenzfeſtungen zu beiden Seiten der Pyrenäen. König Ludwig war über die treuloſe Handlungsweiſe des Königs Ferdinand auf's äußerſte aufgebracht, fühlte ſich aber vom Vertrauen des Erzherzogs Philipp, der trotz der drohenden Verhältniſſe und trotz der Abmahnungen ſeiner Schwiegereltern doch wieder nach Frankreich gekommen war, um den Frieden zu vermitteln, und die Sicherheitsbürgen zurückgeſchickt hatte, ſehr geſchmeichelt. Er ſchwur dem Erzherzog zu, daß nur perſönliche Liebe zu ihm und keineswegs Rückſichten auf den König von Aragonien ihn vermöchten die vorgeſchlagenen Bedingungen einzugehen. Philipp erhielt durch den abgeſchloſſenen Frieden die beiden Provinzen Baſilikata und Kapitanata als erbliches Eigenthum und wurde Statthalter der ſpaniſchen Portion; König Ludwig ernannte einen andern Statthalter für den franzöſiſchen Antheil und ſo ſollte das Land bis zur Verheirathung und Großjährigkeit des Prinzen Karl von Luxemburg und der Prinzeſſin Claudia von Frankreich verwaltet werden. Sobald die Friedensvertragsinſtrumente unterſchrieben und unterſiegelt waren, ſchickte der König und der Erzherzog Geſandte nach Neapel an die beiderſeitigen Heerführer mit dem Befehl, alle Feindſeligkeiten gegeneinander ſofort einzuſtellen.

Philipp reiſte hierauf nach Savoyen, wo er das Oſterfeſt bei ſeiner lieben Schweſter Margaretha, der er in Lyon ſchon ſo nahe geweſen war, ohne ſie zu ſehen, und bei deren Gemahl zuzubringen, ſowie ſeine geheimen Nachforſchungen nach der Herzogin von Najara fortzuſetzen gedachte. Er verſprach nach den Feſttagen an den franzöſiſchen Hof zurückzukehren, um im Verein mit dem Könige die weitern nöthigen Schritte zur Verwaltung Neapels zu thun.

## 8.

## Philipp liebeskrank.

Wieder waren Philipps Hoffnungen vernichtet. Er lag an der Bruſt ſeiner Schweſter und weinte. Sie konnte ihm nichts von Luiſe von Maine ſagen und hatte ſeiner Erzählung von ihrem Verſchwinden mit geſpannter Theilnahme zugehört. Die ſanfte Margaretha weinte mit dem geliebten Bruder. Aber ſie fragte und forſchte weiter und ihr, der einzigen Seele, die ihm in treuer Liebe angehörte, in die er die ſeinige verwachſen fühlte, ihr vermochte er nichts zu verbergen. Das Bekenntniß ſeiner Schuld floß von ſeinen Lippen. „O, ich habe dieſe Spanier kennen gelernt!“ ſeufzte er, „und ich habe oft an dich gedacht, Gretchen. Ich habe es empfunden und erlebt, was du in dieſem ſcheinheiligen treuloſen Königshauſe haſt leiden müſſen. Nur eine ſo ſanfte weiche Seele wie die deinige konnte das ertragen. Aber wie viele Thränen magſt du in dieſen ſtolzen mauriſchen Paläſten, die ſie bewohnen, vergoſſen haben! O, ich habe dich und deinen Schmerz erſt recht verſtanden, als ich dieſen kaltlächelnden ſtaatsklugen Ferdinand, dieſen Meiſter aller Ränke und Verſtellung, als ich dieſe ritterliche, hochherzig geprieſene Iſabella, dieſe gleißneriſche Lügnerin, die würdige Gemahlin Ferdinands, kennen lernte! Dieſe katholiſchen Könige! Die gefeierten Säulen der Kirche! Die in Liedern verherrlichten Eroberer Granadas und Beſieger der Mauren! Ja, man muß ſie nur kennen lernen, wie wir; man muß nur mit ihren Kindern vermählt ſein, wie wir. Glaube mir, Gretchen, für dies ſtolze und berühmte Königspaar ſind die Tugenden nur da, damit ſie den Schein derſelben ſtudiren und ſich aneignen können. Sie ſind ſo in Schein und Lüge verſunken, die Verſtellungskunſt iſt ihnen ſo zur Natur geworden, daß ſie Gott und die Heiligen belügen, ja ſich ſelbſt, indem ſie ſich glauben machen, ſie ſeien fromm und tugendhaft, da ſie ſich doch nur ſo ſtellen und ihr Herz voll böſer Geſinnung iſt. — Unſre redlichen öſtreichiſchen Herzen hätten nicht an dieſe ſpaniſchen Heuchler verſchachert werden ſollen; wir ſind doppelt verrathen und verkauft in dieſem Spanien. Das treue habsburgiſche Blut, das ſich bis jetzt ſo rein erhalten hat, wie es unter den redlichen Schweizerhirten gelebt, widerſtrebt der Vermiſchung mit dieſem katholiſch-aragoniſchen Blute, das ſich nur von Mord und Verrath, Lug und Betrug genährt hat. O ich fürchte, meine Kinder werden nicht mehr ſo treue redliche Habsburger ſein; der Geiſt ihres mütterlichen Geſchlechts wird Gewalt über ſie bekommen haben, und dieſer Gedanke macht mich ſehr unglücklich!"

„Du ſiehſt zu ſchwarz, Philipp!" tröſtete die Herzogin und ſtrich ihm mit ihrer ſchmalen weichen Hand über die hohe umwölkte Stirn. „Aber du haſt viel gelitten in

Spanien; ich ſehe es dir an, du ſiehſt krankhaft angegriffen aus. Gönne dir bei mir Ruhe und Erholung und ziehe deine Gedanken ab von unſerer gemeinſchaftlichen Freundin, die wahrſcheinlich auch Ruhe geſucht und gefunden hat, der ſie ſo ſehr bedurfte.“

„Gewiß hält ſie die Königin in einem ihrer Schlöſſer eingeſperrt und martert die Unglückliche; denn ſonſt hätteſt du oder Germaine von Foix irgend Nachricht von ihr erhalten.“

„Die Königin Iſabella iſt nicht grauſam gegen Luiſe. Aber es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß dieſe, von deinen neuen ſtürmiſchen Bewerbungen erſchreckt und von Anna von Foix nach Ungarn eingeladen, heimlich die Reiſe gemacht hat, um nicht von deiner Leidenſchaft verfolgt zu werden. Gönn' ihr Frieden und ſuche ihn ebenfalls zu gewinnen; denn auch dir thut er noth, mein lieber Bruder.“

Die räthſelhaft verſchwundene Herzogin von Najara blieb noch lange der Gegenſtand der Unterredung der beiden fürſtlichen Geſchwiſter. Es gewährte dem ſehnſuchtsvollen, weichmüthigen Erzherzog wenigſtens eine Art Befriedigung und Genuß, von der Geliebten zu ſprechen und von ihr ſprechen zu hören. Lächelnd lauſchte er den Erzählungen der Schweſter aus vergangenen Zeiten, wo ſie alle Drei im ſchönſten Verein in Brüſſel gelebt, oder von früher, wo ſich in Frankreich der Bund der Mädchenſeelen geſchlungen und ſie zuſammen Lieder gedichtet hatten. Und wenn er auch Alles ſchon wußte, Margaretha mußte es doch wieder und wieder erzählen, und ſie that es gern, um ihren traurigen bleichen Philipp zu erheitern und zu beglücken. Sie holte ihre Papiere herbei und kramte die Verſe heraus, die Luiſe geſchrieben, ſowie alle Briefe derſelben. Philipp las und las und verſchlang die niedlichen Buchſtaben mit den Augen und die ſchönen, gefühlvollen Gedanken mit der Seele. Und ſeine Augen füllten ſich wieder mit Thränen und er ſeufzte wehmüthig: „Und ich Unglücklicher bin an dieſe wahnſinnige Spanierin gefeſſelt!“

„Ich wurde vor kurzem recht lebhaft an Luiſe erinnert,“ fiel Margaretha ſogleich ein, um ihm die düſtern Gedanken zu verſcheuchen; „mein ehemaliger Stallmeiſter in Frankreich und den Niederlanden, der Antonio Cebes, der Zigeuner, der Mann meiner treuen Claire, die mir Luiſe geſchenkt — du erinnerſt dich doch des dunkelfarbigen Antonio, den ich mit von Frankreich brachte und der nicht mit mir nach Spanien ging —“

„Gewiß,“ verſetzte der Erzherzog aufmerkſam; „er zog dann mit dem Heere, das ich unſerm Vater und dem ſchwäbiſchen Bunde zuſchickte, gegen die aufrühreriſchen Schweizer und iſt dort in einer Schlacht gefallen.“

„Mit nichten. Er iſt von einem Schweizer gefangen genommen worden und hat, ſtreng bewacht, dieſem als Viehhirt in einer Sennhütte auf einer hohen Alp dienen müſſen. Erſt im verwichenen Herbſt iſt es ihm geglückt zu entfliehen und nun hat er mich wieder aufgeſucht und fragt nach ſeinen Kindern, nach denen ſich ſein Herz geſehnt hat. Er iſt noch hier. Und er hat mir viel erzählt von Luiſen, was ich noch nicht wußte; denn ihrer Fürbitte verdankte er es, daß ich ihn Claire zum Weibe gab. Sie hat ihn oft für kleine Dienſte, zu denen ſie ihn gebraucht, beſchenkt und es iſt ihm geglückt ihr Vertrauen zu gewinnen.“

„Dieſen Mann muß ich für meine Dienſte gewinnen!“ rief der Erzherzog. „Er ſoll mein Stallmeiſter werden. Laß ihn mir ab, Gretchen. Es thut meinem Herzen wohl, ihn, der ihr gedient, um mich zu wiſſen. Ich möchte all' ihre Leute um mich verſammeln und nur immer von ihr hören.“

„Du kannſt ihn haben," entgegnete die Herzogin lächelnd.

Der Herzog Philibert trat in das Zimmer ſeiner Gemahlin, um dem Schwager die Gelegenheit der herzoglichen Reſidenz zu zeigen. Sobald ſich Beide entfernt hatten, ſchellte Margaretha und befahl den Pagen ihres Bruders, Marx von Bübenhoven, hereinzuführen. Das milde gütige Auge der hohen Herrin ruhete einige Augenblicke mit dem Ausdrucke des edelſten Wohlwollens auf der ſchönen ſchlanken Geſtalt des Jünglings, die ſich männlicher ausgebildet und in Blick, Haltung und Mienen ein gewiſſes für ſie anziehendes Etwas gewonnen hatte, das ihr deutlich verrieth, dies ſei nicht mehr der ſchüchterne, befangene, harmloſe Knabe, der vor anderthalb Jahren in Brüſſel vor ihr geſtanden hatte, um ihre Aufträge an die Herzogin von Najara in Empfang zu nehmen.

Bübenhoven beugte in ſüßer Verwirrung das Knie vor der hochverehrten Fürſtin und drückte einen Kuß auf eine bauſchige Falte ihres Gewandes.

„Junker von Bübenhoven," redete ſie ihn mit freundlichſter Anmuth an, „wenn ich Euern Blick vorhin verſtanden habe, ſo iſt das Verſchwinden der Herzogin von Najara für Euch kein Geheimniß."

„Ich bin ſo glücklich von Ew. Hoheit verſtanden zu werden, ſelbſt wenn ich nicht mit dem Munde rede," verſetzte der Page ehrfurchtsvoll. „Nicht nur kein Geheimniß liegt für mich in dieſer auffallenden und vielbeſprochenen Begebenheit, ſondern ich bin ſogar auf das innigſte dabei betheiligt, und es hätte ohne meine Mitwirkung niemals ſtattfinden können. Da ich mich nun in Bezug auf dieſe Angelegenheit als in Euerm Dienſte ſtehend betrachten mußte (denn Ihr hattet mir die geheimen Aufträge an die Herzogin von Najara ertheilt und mich dieſer edeln Frau auf das gnädigſte empfohlen), ſo habe ich in der ſchwierigſten Lage und in den verwickeltſten Verhältniſſen nur in Euerm Sinne, wie Ihr mir denſelben geoffenbart, und in Euerer Treue zu handeln geglaubt; hiermit gebe ich mir die Ehre, Euch meine Rechtfertigung und die umſtändliche Erzählung des Verlaufs der Begebenheiten in einem Briefe der Herzogin von Najara zu überreichen.“ Mit dieſen Worten zog er aus der Bruſttaſche ſeines Wamſes einen Brief hervor, kniete nieder und übergab ihn der Herzogin von Savoyen.

In großer Bewegung löſte ſie das Siegel und überflog mit ſchnellen Augen die Zeilen. Sie las und las, ihr liebliches Geſicht röthete ſich höher, ihre Augen füllten ſich mit Thränen, ſie trocknete ſie und las weiter. Endlich ſtand ſie raſch auf, in ihren Zügen ſtrahlten Begeiſterung, Ueberraſchung, Freude, Bewunderung. Ein Thränenſtrom entquoll ihren Augen, aber man ſah, es waren Freudenthränen. „Junker von Bübenhoven,“ ſprach ſie und hielt ihm die ſchöne Hand hin, „ich erlaube Euch meine Hand zu küſſen; denn Ihr ſeid ein edler, hochherziger, trefflicher Jüngling. Ihr habt in dieſer äußerſt ſchwierigen Lage Euch benommen, wie nur ein ritterlicher Held von reinſter Ehre und zarteſtem Gewiſſen ſich benehmen konnte, und Ihr habt mich Euch für die Dauer meines Lebens ſo verpflichtet und verbunden, daß ich's Euch zu vergelten nicht im Stande bin.“

„Ew. Hoheit ſchlagen meine geringen Dienſte zu hoch an,“ verſetzte der Page beſcheiden. „Ich that nur Das, was ich als heiligſte Pflicht gegen Euch erkannte; wenn ich auch oft zagte und bebte, daß ſich das nicht mit der Pflicht gegen meinen gnädigſten Herrn vereinbaren ließe, ſo glaubte ich doch ſtets Euch, der hohen, reinen, tugendhaften Frau, folgen zu müſſen, wollte ich nicht vom rechten Wege abirren. Und ſo ſtand Euer leuchtendes Bild immer vor meiner Seele als Wegweiſer und Leitſtern durch die

Nacht der Zweifel und Ungewißheit. Aber auch ein Vorbild männlicher Tugend und Rechtſchaffenheit lebte in mir, das dankbare Andenken an einen Mann, den ich Vater nennen darf, ich meine Herrn Jakob Fugger in Augsburg. Und ich handelte nicht eher, als bis ich mit mir einig geworden, daß Ihr gnädigſte Frau, und Herr Fugger meine Handlung gut heißen würdet.“

„O, ſeid unbeſorgt, Junker!“ ſagte Margaretha mit leuchtenden Blicken. „Ihr habt auch nach der ſtrengſten Pflicht, die Ihr meinem Bruder ſchuldig ſeid, gehandelt. Das Recht und die Tugend kennen nur einen Weg, und den ſeid Ihr gewandelt. Es iſt wahr, mein Bruder würde Euch heftig zürnen, er würde Euch vielleicht einen Treuloſen ſchelten, wenn er wüßte, was Ihr gethan habt. Aber er iſt jetzt ein Kranker, über ſich ſelbſt Verblendeter. Es würde die Zeit kommen, wo er Euere That loben und preiſen und Euch dafür belohnen müßte. Und ſie wird kommen, dieſe Zeit, und er wird dann einſehen, daß Ihr der Treueſte ſeiner Treuen geweſen ſeid, wenn auch dem Scheine nach ungetreu. Einſtweilen begnügt Euch mit meiner Anerkennung Euerer edeln und hochherzigen Handlungsweiſe und mit meinem wärmſten Danke.“ Mit dieſen Worten trat ſie zu ihrem Schmuckſchrein und zog eine ſchwere goldne Gnadenkette mit einem brillantbeſetzten Medaillon hervor, hing ſie über des Junkers Bruſt und ſprach: „Es iſt mein Bild, das ich Euch ſchenke. Ihr habt Euch ſelbſt zu meinem und der Ehre ritterlichen Diener geweiht. So tragt denn das Bildniß der ſchwächſten und unwürdigſten dieſer Euerer drei Herrinnen. Möge es Euch immer an die hohen Pflichten erinnern, die Ihr den beiden andern erhabenern ſchuldig ſeid, und Euch im Kampfe für das Gute, Rechte und Wahre ſtärken.“

„Es iſt das Bild der Tugend und Ehre,“ rief der Junker begeiſtert: „denn beide ſeid Ihr in verkörperter menſchlicher Geſtalt, in der edelſten und herrlichſten Erſcheinung. Mein Leben gehört Euch, hohe Frau, und jeder Hauch deſſelben iſt Dankbarkeit und Ehrerbietung.“

Sie winkte anmuthig mit der Hand, ihn zu entlaſſen: „Ihr mögt mir dieſen Abend in meinem Kloſet, wo wir ungeſtört plaudern können, alle dieſe ſeltſamen und außerordentlichen ſpaniſchen Geſchichten ausführlich erzählen. Euer lebendiges Wort wird ſie mir anſchaulicher machen, als der todte Buchſtabe meiner Luiſe, und dann wißt Ihr gewiß Manches genauer als ſie und gebt es umſtändlicher, als ſie mit der Feder vermochte.“

„Ich harre Eueres Befehls, Hoheit,“ ſagte er wonnetrunken und ſchritt hinaus, um die heiße Stirn und Bruſt den friſchen Berglüften Savoyens zu bieten. Ein flüchtiges Roß trug ihn durch das Thal der Reiſſouſe der Rhone und den blauen Felſenbergen zu, die jenſeit des majeſtätiſchen Stroms das eigentliche ſavoyiſche Gebirgsland krönen.

Der Erzherzog, ſeit er in Bourges war, ſo weich und weh geſtimmt wie noch nie und oft in ein ihm ſelbſt unerklärliches träumeriſches Sinnen verloren, war dadurch für die zarten und innigen Beweiſe der Liebe und Freundſchaft, die ihm Schweſter und Schwager entgegentrugen, nur um ſo empfänglicher und das Geſchick erwies ſich ihm ſo günſtig, daß er hier für all' die Entwürdigungen und Unbilden, die er hatte erfahren müſſen, reichlichen Erſatz erfuhr. Herzog Philibert von Savoyen, ihm im Alter gleich und ebenfalls ein ſehr ſchöner, aber ſchlang und ſchmächtig gebauter Mann, ſchien faſt mehr eine Frauennatur zu ſein. Ein gutmüthiger, liebevoller Träumer hatte er in der ihm gleichgeſinnten edeln und gefühlvollen Margaretha gleichſam die irdiſche Löſung ſeiner Lebensaufgabe gefunden: aber die Enden des zarten Bandes, welches dieſe beiden trefflichen Seelen aneinanderkettete, verloren ſich in die Unendlichkeit des Jenſeits. Philibert, zart und ſchwächlich gebaut, war von einer an einem Manne merkwürdigen Empfindlichkeit und Nervenreizbarkeit; ein heftiges Gefühl konnte ihn ſo erſchüttern, daß er ſich unwohl fühlte. Er vergötterte ſein Gretchen, und ſie, die ſanfte Dichterin, fühlte ſich, nach ſo frühen und heftigen Stürmen in den Hafen der Ruhe und des Glücks eingelaufen, ſelig in dem Beſitze dieſes Mannes. Oft war Philipp der Gegenſtand ihrer Unterhaltung geweſen, und Philibert hatte dem Schwager die innigſte Theilnahme geſchenkt; nun aber Philipp's edle, kräftige Geſtalt mit dem herzengewinnenden, ſeelenvollen Blicke vor ihm ſtand, als er, von Philibert's Mitgefühl und zarter Freundſchaft auf's angenehmſte berührt, an ſeinem Arme hängend und der Mittheilung bedürftig, den Schwager glücklich pries, daß er im Beſitz einer ſo trefflichen Herrin ſei, und Philibert einſtimmte in die Lobpreiſung ſeines Glücks und Margarethen gleichſam mit jubelndem Herzen erhob, da warf ſich Philipp an ſeine Bruſt und weinte heftig und verzweiflungsvoll. Dann ſtrömte ſein Mund über in Klagen über das tiefe Unglück ſeines Herzens, das um ſeine Liebe und ſein Lebensglück betrogen worden ſei, daß die fürchterliche Leere in ſeiner Bruſt ihn in die Arme ſchöner Frauen treibe, die ſich ihm freudig und zärtlich öffneten, daß er aber nie die Befriedigung finde, die er ſo ſehnlichſt ſuche, und ſich nachher nur noch troſtloſer und unglücklicher fühle. „O, barmherziger Gott!“ ſeufzte er auf, „in meinem fünfundzwanzigſten Jahre Herr eines der ſchönſten und reichſten Länder der Erde, körperlich geſund, von nicht unvortheilhafter Geſtalt, fühle ich mich doch unausſprechlich elend, zumal ich in Spanien geweſen bin. Aber zum erſten Male fließt das Gedächtniß von meinen Lippen, mir aus dem Herzen gelockt durch dein brüderliches Mitgefühl. Sieh, ich weiß es, ich habe ſchwer geſündigt, aber mein Unglück hat mich dazu getrieben, und ich werde in das Bodenloſe verſinken, wenn Luiſe mir nicht die rettende Hand bietet. Nur in ihr iſt noch Rettung und Glück für mich, das habe ich erſt eingeſehen, ſeit ſie verſchwunden iſt. Ach, auch ſie — ich geſtehe es dir mit Schamröthe auf den Wangen — auch ſie wollte ich mit der unlautern Flamme, die mich durchraſ't, umarmen; ſie iſt mir entzogen und nun erkenn' ich, je länger ich ſie miſſe, deſto klarer, daß ich den Engel, der beſtimmt iſt die faſt erloſchene Opferflamme meines Herzens mit reiner Hand wieder anzufachen und das heilige Feuer zu nähren, daß ich dieſen herrlichen Engel in den irdiſchen Staub ziehen wollte. Aber ich will ſuchen und ſuchen, bis ich ſie finde; ich will ihr dann zu Füßen fallen und weinend um ihre Verzeihung und um ihre Liebe flehen, bis ſie mich wieder zu Gnaden angenommen.“

Der Herzog umarmte den Erzherzog, ſehr ergriffen von dieſer Mittheilung und zitternd. Er eilte zu ſeiner Margaretha, welche ihm den Brief der Herzogin von Najara überreichte. Dieſer Brief regte ihn aber noch gewaltiger auf und wol einſehend, daß es unmöglich ſei dem geliebten Schwager auch nur das Geringſte aus dieſem Schreiben mitzutheilen, fühlte er ſich vom heftigſten Widerſtreit der Gefühle krank.

Der Erzherzog hatte unterdeſſen den Zigeuner Antonio Cebes aufgeſucht. Die verſchmitzte Unterwürfigkeit dieſes Menſchen für wahren Dienſteifer haltend und den wortreichen Verſicherungen deſſelben Glauben ſchenkend ſprach er: „Du kannſt mir allerdings einen großen Dienſt erweiſen und ich werde dich dafür reich belohnen, ſo reich, als wenn ich ſchon König von Spanien wäre.“

Der Zigeuner ſchwur hoch und theuer für ihn in den Tod gehen zu wollen ohne alle und jegliche Belohnung; und kaum hatte Philipp Luiſens Namen genannt, als Antonio, ſogleich merkend, auf was es abgeſehen war, in ungemeſſene Lobpreiſungen dieſer Dame ausbrach und nicht Worte genug finden konnte, die Wohlthaten zu rühmen, die er und ſeine Familie von ihr genoſſen. Wenn es ihr gelte, betheuerte er, würde er mit Jubel tauſendmal den Tod leiden.

Der Erzherzog theilte, hocherfreut dieſen Mann gefunden zu haben, den Tauglichſten für ſeinen Zweck, dem Zigeuner mit, um was es ſich handle, und forderte ihn auf, ſogleich unter fremdem Namen an den königlichen Hof nach Prag oder Preßburg zu gehen und auszukundſchaften, ob die Herzogin von Najara ſich dort aufhalte, und, wenn er ſie dort nicht finde, ganz Spanien zu durchforſchen.

Der Zigeuner verſprach Alles, erhielt bedeutende Geldmittel vom Erzherzog nebſt Anweiſungen, wie er ſich noch größere Summen verſchaffen könnte, und rüſtete ſich ungeſäumt zur Abreiſe. Am andern Morgen in der erſten Frühe ſandte er einen geheimen Boten ab nach Rom mit einem Schreiben an den Kardinal-Secretair des Papſtes und verließ an demſelben Tage noch Bourges mit des Erzherzogs beſten Wünſchen.

Dieſer machte mit dem Herzog einen Ritt in die gebirgigen Jagdreviere an der Rhone, aber Beide kamen unwohl nach Hauſe. Und wirklich lagen Beide am folgenden Tage auf dem Krankenlager und die erſchreckte Herzogin eilte vom Gatten zum Bruder und von dieſem zu jenem. Die Schwermuth des Erzherzogs hatte endlich den Ausbruch gefunden, und der Herzog war aus Mitleidenheit und zu heftig angegriffen von Philipp's troſtloſen Klagen mit erkrankt. Das Oſterfeſt, von dem ſich die verwandten fürſtlichen Herzen ſo großen Genuß verſprochen hatten, wurde zu Tagen der Beſorgniß, der Angſt und des Schmerzes, und die Aerzte, von denen einige ſogar ſchnell aus Lyon herbeigeholt worden, waren die einzigen Gäſte des Schloſſes

## 9.

# Spaniſche und deutſche Treue.

Arg- und ahnungslos lenkte Erzherzog Philipp, von ſeinen Treuen gefolgt, ſein Roß in den weiten Hof des Schloſſes Pleſſis; aber er war verwundert, als ihm nur einige Hofdiener entgegenkamen und weder der König noch irgend einer der Prinzen des Hauſes, wie er gewohnt war und erwarten durfte, ihn bewillkommte. Noch war er bleich und nicht wieder im Beſitz ſeiner vollen Jugendkraft; es überfiel ihn ein ſtarkes Zittern, als auf ſein befremdetes Fragen einer der Diener antwortete: Seine königlichen Würden ſeien allerdings zugegen. Er faßte ſich ſo gut er konnte über dieſen unerwarteten und unhöflichen Empfang und ließ ſich, um ſich ſo ſchnell als möglich Licht darüber zu verſchaffen, ſogleich bei dem Könige melden. Er wurde angenommen und ſchritt, ſich keiner Schuld bewußt, aber doch mit heftig klopfendem Herzen, über die Schwelle der königlichen Zimmer.

Ludwig trat ihm raſch und heftig entgegen mit dem ganzen imponirenden Anſtande ſeines ritterlichen Weſens und ſeiner königlichen Würde. Seine Züge waren finſter und drohend, aus ſeinen großen braunen Augen ſprühete Zorn. Die Verbeugung des Erzherzogs erwiederte er mit einer ſtolzen Bewegung der Hand, ohne das Haupt im mindeſten zu verneigen.

„Ihr ſeht mich erſtaunt, Ew. Hoheit wieder in meinen vier Pfählen zu ſehen,“ redete er den beſtürzten Erzherzog rauh und hart an.

„Hab' ich Euch nicht mein Wort verpfändet, Sire, von Bourges zu Euch zurückzukehren?“ verſetzte Philipp mit zitternder Stimme.

„Nach den neueſten Erfahrungen war ich nicht mehr berechtigt an Euer Wort zu glauben.“

Philipp erblaßte. „Ihr glaubt nicht an die Wahrhaftigkeit meines Wortes?“

„Wer Eid und Unterſchrift mißbraucht zu ſelbſtiſchen Zwecken, hat den Glauben Anderer verſcherzt.“

„Ew. königliche Würde ſpricht in Räthſeln. Wo hab' ich je Eid und Unterſchrift mißbraucht?“

„Ihr narrt mich, Prinz von Spanien, indem Ihr Euch ſtellt, als wüßtet Ihr nichts von den Vorfällen in Neapel.“

„So mir Gott und die heilige Jungfrau helfen ſollen, ich weiß von nichts! Ich habe in Bourges an einem heftigen Fieber krank gelegen und keine Zeitung iſt in mein ſtilles Krankenzimmer gelangt. Was iſt geſchehen?“

„Was Ihr gewiß voraus gewußt habt. Sicher gemacht, eingelullt bin ich durch Euch und die Friedensverhandlungen mit Euch geworden. Don Gonſalvo de Kordova hat die Nachricht vom Friedensſchluß verhöhnt und Euern Befehl, die Waffen niederzulegen, verlacht. Er hat einen Befehl des Königs, Eueres Schwiegervaters, auf keine Friedensnachricht zu achten, ſondern den Krieg gegen mich mit aller Strenge fortzuſetzen. Und ſo, erſt getäuſcht, ſind die Franzoſen auf allen Punkten mehrmals geſchlagen und ſchier aus dem ganzen Königreich Neapel verdrängt bis auf einen kleinen Strich Landes und einige feſte Punkte. Euer Ziel iſt faſt erreicht: Neapel in den Händen Ferdinand's von Aragonien. Ihr werdet einſt ein Königreich mehr erben, und ich war der leichtgläubige Thor Euerer Vorſpiegelungen.“

„Ha, Schmach ohne Gleichen! Unauslöſchliche Schmach!“ rief Philipp zähneknirſchend und ſo heftig zitternd, daß er, um nicht umzuſinken, ſich an der Lehne eines Stuhles halten mußte. Dann ſank er in den Stuhl und bedeckte ſein todtenbleiches Geſicht mit beiden Händen. Der welche ich im Namen Ferdinand's von Aragonien und Iſabella's von Kaſtilien den Frieden mit Euch geſchloſſen, zum letzten Buchſtaben erfüllt ſind. Und wenn die katholiſchen Könige ſich dagegen ſträuben, ſo bleibe ich als Euer Gefangener in Pleiſſis, oder wohin es Euch mich zu führen beliebt, bis ich der Erbe dieſer ſchmachvoll ergaunerten Provinzen bin, um ſie Euch vor aller Welt zurückzugeben.“

Der König lächelte: „Ich merke jetzt, wir ſind Beide betrogen. Daß mich die ſpaniſche Staatskunſt betrügt — ei nun, man kann es kaum anders von ihr erwarten; daß ſie aber Euch als Werkzeug benutzt, Euch ſelbſt betrügend, in der That, das iſt ihr Meiſterſtück.“

„Erlaubt mir in Euerm Beiſein einen Brief an die ſpaniſchen Majeſtäten zu ſchreiben, worin ich ihnen meine derbe deutſche Meinung ſage und meine freiwillige Gefangenſchaft ankündige. Ich muß ihnen doch meinen Dank abſtatten für die Achtung, die ſie dem künftigen Könige von Spanien erweiſen. Und was ihnen dieſer ſchuldig bleiben dürfte, das ſoll der Herzog von Burgund und Niederland drauf zahlen, der Erbe Karl des Kühnen, der ſo kühn war ſeine Länder zu einem Königreiche erheben zu wollen. Auch meinem Vater will ich ſogleich ſchreiben, damit er ſchnell erfährt, wie ſpaniſcher Schleichhandel mit deutſcher Treue ſchachert, wie ſpaniſche Praktiken ſeinen Sohn und Erben hinter das Licht geführt und welchen Werth das Kaufgeld hat, wofür er mich an die Spanier verkauft hat. Prahleriſche Falſchmünzer ſind ſie, heuchleriſche Betrüger, gleißneriſche Schlangenbrut, die an meinem Herzblut ſaugt!“

„Beruhigt Euch! Mäßigt Euch!“ ſagte der König beſorgt; denn in der That flog es wie konvulſiviſche Zuckungen über des Erzherzogs Geſicht und Glieder. Er wurde erdfahl, ſeine Züge erſchlafften, ſein Auge, das kaum in einem unheimlichen Feuer geglüht, trübte ſich mehr und mehr und drohete zu erlöſchen. Der König führte ihn ſelbſt auf ſeine Zimmer, ließ die Aerzte rufen und verordnete die ſorgſamſte Pflege für ihn. Aber ſchon nach einigen Stunden ließ der Erzherzog den König wieder um einen Beſuch bitten und überreichte ihm die beiden Briefe an die Könige von Spanien und an den deutſchen König. Schon ſtanden der Pfalzgraf Friedrich und der Page Bübenhoven bereit, der Eine, um ſogleich als Bote nach Toledo aufzubrechen, der Andre nach Innsbruck.

Der König las mit ſteigendem Erſtaunen. „Wahrlich!“ ſagte er endlich, „Ihr ſeid nicht ſchonend mit dieſen hohen Majeſtäten umgegangen und habt ihnen bittre Pillen gereicht, die ſie in dieſer Weiſe ſchwerlich ſchon gekoſtet haben. Ihr fordert ihren Zorn heraus.“

„Was kümmert mich ihr Zorn! Ich will ihnen die Klaue des Löwen zeigen, der der Enkel des burgundiſchen Löwen iſt. Genugthuung will ich, glänzende Genugthuung, meine ſchändlich verletzte Ehre will ich hergeſtellt ſehen, oder wir werden Feinde auf ewig.“

Die Briefe wurden geſiegelt und die Boten beſtiegen die Pferde. Bübenhoven ſprengte leuchtenden Blicks aus dem Hofe. Er ging in ſeine langerſehnte bergige Heimat, in's ſchöne Land Tyrol, zur geliebten Mutter.

Der Erzherzog lebte ſtill und meiſt auf ſein Zimmer beſchränkt; dann und wann machte er der Königin oder dem Könige einen Ehrenbeſuch. Die Gräfin Germaine von Foix ſuchte er nicht, er vermied die Hoffeſte und war zum größten Bedauern aller Hofdamen ein ganz verwandelter Mann. In der That benahm er ſich ganz wie ein Gefangener, obgleich er vom König durchaus nicht als ſolcher betrachtet und behandelt wurde. Der Gram über ſeine ſchmählich verletzte Ehre und die Sehnſucht nach der verlornen Geliebten fraßen an ſeinem Leben. Auf die Einladung des Königs beſuchten ihn der Herzog und die Herzogin von Savoyen, aber ſeine Freude darüber war auch nur eine matte Winterſonne. Deshalb konnte ſich auch Margaretha nicht ſo herzinnig freuen, wie ſie gewünſcht hatte, als ſie die ſchönen Plätzchen aufſuchte und die lieben Wege wandelte, auf denen ihre fröhliche Kindheit ſo glücklich geweſen war. Von ihren theuern Geſpielinnen war nur noch Germaine da, und dieſe, die Stolzeſte und Kälteſte von Allen, war gerade die weniger Geliebte. Es waren nicht Tage der Freude und ſeliger Erinnerung, welche die hohe Dichterin am franzöſiſchen Hofe verlebte, ſondern der dunkeln Wehmuth, in welche die Erinnerung nur hie und da eine lichte Blume flickte. Sie kehrte mit dem geliebten Gatten bald wieder in die heimiſchen ſavoyer Berge zurück.

In der dritten Woche der eigenthümlichen Gefangenſchaft des Erzherzogs langten endlich zwei ſpaniſche Geſandte in Pleſſis an. Es waren der Marquis Don Diego de Mendoza, einer der verſchmitzteſten Hofleute vom kaſtiliſchen Hofe und ein heftiger Feind der Niederländer, von denen er mit Geringſchätzung behandelt worden war, und der Doctor der Rechte Janigo Xinevra, ein berüchtigter Anwalt und Rechtsgelehrter. Statt aber in der Audienz beim Könige den abgeſchloſſenen Frieden zu beſtätigen, wie der Erzherzog erwartet hatte, kündigten ſie dem Könige Ludwig in aller Form dieſen Frieden wieder auf und bekräftigten dieſen Akt durch Ueberreichung ihrer Vollmachten.

Ludwig, einen Augenblick überraſcht von dieſer unerwarteten Erklärung, ließ ſogleich den Erzherzog rufen, an welchen die Geſandten weder eine ſchriftliche noch mündliche Mittheilung von Seiten des ſpaniſchen Königspaares zu machen hatten. (Auch der Pfalzgraf war ohne allen Beſcheid an den Erzherzog und ziemlich ſchnöde in Toledo entlaſſen worden.)

Kaum war Philipp mit der Botſchaft der Geſandten bekannt gemacht worden, als er wie ein gehemmter Bergſtrom ausbrach, Zorn und Wuth in Blick und Wort. Er verfluchte den Tag, an welchem er Spanien betreten, er verwünſchte das Bündniß, das ihn mit dieſem ehr- und treuloſen Königsgeſchlecht verbunden und ließ dem Groll ſeiner jugendlichen Leidenſchaft in jeder Hinſicht freien Lauf. Dem Anſchein nach ruhig und lächelnd hörten ihn die Spanier an.

„Wenn Ew. Hoheit auch die Ehrfurcht vergißt, die Ihr unſerm durchlauchtigſten Königshauſe ſchuldig ſeid," verſetzte Don Diego de Mendoza, „ſo werden wir, als Stellvertreter unſrer allergnädigſten Könige, doch nicht die Ehrfurcht vergeſſen, welche wir Euch, dem Erben der ſpaniſchen Kronen, ſchuldig ſind. Doch dürfen wir Euch nicht verhehlen, daß die Verlegenheit, in welcher Ihr Euch Sr. königlichen Würde gegenüber befindet, nicht das Werk unſrer Könige, ſondern Eurer eigenen Voreiligkeit und unbeſonnenen Handlungsweiſe iſt, zu welcher Ihr nicht ermächtigt und beauftragt wurdet."

„Mäßigt Euere Zunge, Herr Marquis, und dankt es der Gegenwart des Königs von Frankreich, daß ich Euch nicht anders als mit dem Munde antworte!"

„Ew. Hoheit beanſprucht Mäßigung, Ihr, der alles Maß ſoweit überſchreitet, daß Ihr die gemeinſten und heftigſten Schmähungen auf die Häupter unſerer Könige häuft, die noch dazu Euere Schwiegereltern ſind, ja die Euch ihre eignen Kronen als Erbe vermacht haben. Ihr ſchmäht ſie uns maßlos in's Angeſicht, die wir hier in ihrem Namen und als ihre Stellvertreter ſtehen."

„Wie könnt Ihr Euch erfrechen mir in's Geſicht zu ſagen, meine Voreiligkeit und Unbeſonnenheit habe den Frieden mit Sr. königlichen Würde geſchloſſen, wozu ich nicht beauftragt geweſen? Der König und die Königin haben mir Vollmacht und Auftrag mit Unterſchrift und

Siegel gegeben, haben mir auf Evangelienbuch und Crucifix geſchworen, haben mir zwei Geſandte zur Vollziehung des Friedensinſtruments mitgegeben — und doch ſoll ich nicht beauftragt geweſen ſein? Iſt dieſe Behauptung nicht die niederträchtigſte Lüge, welche jemals einem Menſchen in's Geſicht geſagt wurde?"

„Dieſe Aufträge ließ Se. katholiſche Majeſtät von Aragonien, unſer allerdurchlauchtigſter und gnädigſter Herr, aber wieder durch den Ew. Hoheit nachgeſchickten Abt Boil widerrufen und aufheben," ſagte der Doctor des Rechts bedächtig. „Ein widerrufenes Wort hat keine Geltung mehr."

„Ihr lügt, Mann, wie Euer Spießgeſelle dort. Ein geſchworener Eid kann nicht wieder zurückgenommen werden."

„Ich will Euch das aus unſern Geſetzbüchern beweiſen."

„Was Geſetzbücher! Ich halte und verſtehe nichts davon. Ich urtheile und handle nach dem Rechtsgefühl, das in meiner Bruſt lebt. Ihr aber verdreht das Recht und ſtempelt das Unrecht zum ſogenannten Recht. Und endlich hatte der Abt Boil keine Vollmacht, keinen Ausweis vom König."

„Er iſt ein Kirchenhaupt und Prieſter des Herrn. Er bedarf nicht des Geſchrifts. Ihr müßt ihm auf's Wort glauben."

„Steht das auch in Euern Geſetzbüchern, Mann des Rechts."

„Es ſteht Euch nicht fein an," ſprach jetzt der Marquis heftiger und bitter, „uns ſo zu höhnen und zu ſchelten. Noch ſitzen die ſpaniſchen Kronen nicht auf Euerm Haupte; noch leben Don Fernando und Donna Iſabella, die Ihr mit ſchmählichem Undank belohnt und beleidigt, und es ſteht in ihrer Macht, Euch das verſprochene Erbe wieder zu entziehen."

„Ja freilich!" verſetzte Philipp grimmig, „was ihnen Verſprechungen und Eide gelten, hab' ich erlebt. Aber hier im Angeſicht des Königs von Frankreich verzichte ich auf Euere ſpaniſchen Kronen und will nichts zu ſchaffen haben mit dem Lug und Trug Euerer frommen katholiſchen Könige."

Auf dieſes Wort brachen die beiden Spanier, ihre Mäßigung vergeſſend, ebenfalls in Heftigkeit aus und der Zank wurde ſo wild, daß der König nach ſeinen Trabanten rief, um die Spanier abführen zu laſſen. In demſelben Augenblick fiel aber der Erzherzog ohnmächtig zu Boden und ſeine Glieder wurden von konvulſiviſchen Zuckungen hin- und hergeſchleudert. Schaum ſtand vor ſeinem Munde, fahle Bläſſe überzog ſein Geſicht, und ſein Auge ſtarrte gläſern. Der König und ſeine Diener trugen ihn ins Nebenzimmer auf ein Lager, und die Aerzte wurden herbeigeholt. Der König kehrte zu den Geſandten zurück und machte nun ſeinem eignen Zorn gegen die Wortbrüchigkeit und Treuloſigkeit der ſpaniſchen Könige Luft und gebot ihnen binnen vierundzwanzig Stunden Frankreich zu verlaſſen. Während er noch ſo ſprach, ſtürzte der Erzherzog wieder in das Zimmer. Sowie er zu ſich gekommen war, hatte er ſich nicht zurückhalten laſſen. „Sagt Euern Königen," rief er zornſchnaubend, „daß ich Frankreichs Bundesgenoſſe bin und die Schmach, die ſie mir angethan haben, mit dem Schwerte tilgen werde. Sie ſollen ihre Tochter behalten und ſie einſt zur Königin machen laſſen; ich verlange und begehre ſie nicht wieder."

„Nachdem ſie durch Euere Schuld wahnſinnig geworden und eben auch durch Euere Schuld unſre Königin ſelten mehr vom Krankenlager erſteht," giftete der Marquis dagegen.

„Hinaus mit euch aus dieſem Palaſt, damit ich Euch draußen mit dem Schwerte züchtige!“ kreiſchte Philipp. Aber der König nahm die Geſandten unter ſeinen Schutz und ließ ſie abführen; der Erzherzog wurde krank auf ſeine Zimmer geleitet.

Schon am Abend deſſelben Tages zeigten ſich die bedenklichſten Vorboten eines neuen Fiebers, der Prinz konnte in der Nacht kein Auge ſchließen und noch ehe der Morgen graute, ſprach er irr und tobte bald in den wildeſten Fieberphantaſien. Die Krankheit ſtieg ſo ſchnell und wurde ſo heftig, daß die Aerzte am dritten Tage der königlichen Familie die Eröffnung machten: ſie zweifelten, daß der Erzherzog den folgenden Tag erleben werde. König und Königin und Jedermann, der zum Hauſe und Hofe gehörte, geriethen darüber in die äußerſte Beſtürzung. Die Königin beſuchte den unglücklichen Kranken ſelbſt mehre Male und ließ ſich alle Viertelſtunden Bericht über ihn erſtatten; der König war ſtundenlang bei ihm, und Germaine von Foix wich nicht von ſeinem Lager. Die Angſt um Philipp's Leben raubte der ſchönen Gräfin alle bis jetzt künſtlich bewahrte Herrſchaft über ſich ſelbſt; ſie verrieth durch ihre Thränen, ihre fieberhafte Angſt, ihren Eifer um den Kranken eine tiefe Leidenſchaft für ihn und, darüber von der Königin befragt, der dieſer merkwürdige Umſtand nicht verborgen bleiben konnte, geſtand ſie mit Thränen — die kalte ſtolze Prinzeſſin — ſie habe ſich ſehr unglücklich gefühlt, daß der Erzherzog ihre Baſe Anna ihr vorgezogen und ſie vernachläſſigt habe.

Nach langer Berathung der königlichen Familie, ob man die Gefahr, in welcher das Leben des Erzherzogs ſchwebte, an den ſavoyiſchen Hof melden ſollte, entſchied ſich endlich der König, dies zu unterlaſſen, um der herzoglichen Familie den Schrecken zu erſparen.

Sechs Tage ſchwebte der Kranke zwiſchen Leben und

Tod; am ſiebenten brach ſich die Hartnäckigkeit des Fiebers. Die Jugendkraft hatte über die Gewalt der Krankheit geſiegt.

Die Geneſung ging äußerſt langſam von ſtatten. Der Geneſende ſehnte ſich nach ſeiner Schweſter und ſeinem Schwager und trug dem Könige die Bitte ſchüchtern vor, ob er ihn nicht auf Ehrenwort bis zu ſeiner völligen Geneſung nach Bourges entlaſſen wolle. Hernach werde er ſich als ehrlicher Gefangener wieder ſtellen.

„Ew. Hoheit iſt nicht mein Gefangener,“ verſetzte Ludwig, „und nichts ſteht Euerer Abreiſe zu Euern Lieben im Wege. Es bedarf deshalb Euers Ehrenworts zu Euerer Rückkehr nicht. Euere eigenen Länder verlangen nach ihrem Herrſcher. Ihr ſeid über Jahr und Tag ſchon abweſend, wollt Ihr aber an meinen Hof zurückkehren, ſo werdet Ihr ſtets als mein geehrter Gaſt betrachtet werden. Ihr habt jeden Verdacht gegen Euere Rechtlichkeit aus meiner Bruſt entfernt und Euch gänzlich gerechtfertigt. Deshalb entbinde ich Euch jedes mir gegebenen Wortes. Schon rüſte ich den Krieg gegen Spanien, und meine Truppen ziehen nächſter Tage den Pyrenäen zu. Euch aber rathe ich, verfeindet Euch nicht gänzlich mit Euern Schwiegereltern. Man findet die Königskronen nicht auf allen Wegen, und vor Allem laßt es Euerer unſchuldigen Gemahlin nicht entgelten, ſie iſt ja ohnedies unglücklich genug. Was Ihr im Zorn und Leidenſchaft geſprochen, werden prüfender Verſtand und menſchliches Gefühl verwerfen. Zieht mit Gott und erhaltet mir Euere Freundſchaft. Ich und die Königin wir haben Euch wahrhaft ſchätzen und lieben gelernt.“

Der Erzherzog beugte ſich gerührt auf die Hand des Königs, um ſie dankbar zu küſſen; es fielen ein Paar Thränen darauf. Das ſchöne und tiefe Gefühl der Jugend war wieder in ihm mächtig und ſein edles deutſches Herz floß über in tief empfundene Dankſagungen. Er bewährte ſich als Maximilian's Sohn, als würdiger Sproß des habsburgiſchen Geſchlechts.

Sein Abſchied von Pleſſis war rührend. Der König umarmte ihn, die Königin küßte ihn auf die Stirn; Germaine lag einen Augenblick an ſeiner Bruſt, alle Andern drückten ihm herzlich die Hand. Alle weinten, es war, als ob ein geliebter Bruder von ihnen ſchiede.

## 10.

## Wiederſehen.

Es war am 6. September deſſelbigen Jahres 1503 Vormittags, als ein heller, ſchön geputzter Zug ſtattlicher Männer mit Pfeifern und fliegenden Fahnen vom Rathhaus der freien Reichsſtadt Augsburg ſich unter großem Zulauf des Volks nach der biſchöflichen Pfalz begab, um den Sohn ihres geliebten Königs, den Erzherzog Philipp von Oeſtreich, Herzog von Burgund und Niederland, königlichen Prinzen von Spanien, zu begrüßen, der Abends vorher auf ſeiner Heimreiſe hier angelangt war. Er war von Savoyen über Hochburgund gereiſt, meiſt in einer Sänfte, dann durch den Suntgau, bei Breiſach über den Rhein, weiter über den Schwarzwald und Sigmaringen an der Donau. In Burgund hatte er eine Geſandtſchaft ſeines Vaters empfangen, die ihn nach Innsbruck eingeladen.

Den Feſtzug bildete der Stadtrath, Bürgermeiſter und Stadtſchreiber und die Räthe von den Zünften, jene markigen und trotzig ſchauenden Geſtalten, ſchlicht und recht, ehr- und arbeitliebend, feſt am Kaiſer hangend als ihrem

Beſchützer gegen den neidiſchen und habſüchtigen Adel, aber noch feſter an ihrem guten Rechte und ihrem Gemeinweſen; Männer, wie ſie nur das blühende Städteweſen des deutſchen Mittelalters erzeugte. Voll ſtolzen Selbſtgefühls richteten ſich ihre Blicke auf das Banner mit dem Zunftzeichen, das über ihrem Haupte rauſchte, und traten mit jener Ehrerbietung, die ſich ſelbſt achtet, vor den Fürſten, nicht mit kriechenden Schmeichelworten. Und in der Mitte dieſer Männer gediehen durch ſie Gewerbe und Handel, Kunſt und Wiſſenſchaft, ja Alles, was dem deutſchen Namen Ehre gemacht hat; und niemals iſt die Schande deſſelben von ihnen ausgegangen.

Als ſich der augsburger Stadtrath beim Erzherzog anmelden ließ, ſaß dieſer eben mit Jakob Fugger im eifrigen und traulichen Zwiegeſpräch, das der Fürſt mit den Worten abbrach: „Wahrlich, Ihr habt mich durch die Erzählung von den Unbeſonnenheiten dieſer Frau nicht ſonderlich erfreut, Herr von Fugger; doch dazu könnt Ihr nichts. Ich will hoffen, das Beſte kommt nach, und ich bin auf den weitern Verlauf ſehr begierig. Doch jetzt erlaubt, daß ich Euere ehrenwerthen Mitbürger empfange, und macht mir die Freude, mein Gaſt an des Biſchofs Tafel zu ſein. Hernach, wenn ich wieder mir ſelbſt gehöre, können wir ungeſtört weiter plaudern. Jetzt muß ich erſt den Pflichten des Fürſten genügen, hernach bin ich ganz wieder Euer dankbarer Freund."

Fugger empfahl ſich und der Stadtrath ward hereingeführt. Der Bürgermeiſter überreichte nach der Sitte der Zeit dem Erzherzog das Ehrengeſchenk, welches in einer ſilbernen vergoldeten Schale beſtand, und hielt dazu eine kurze herzliche Anrede, worin er die Stadt, die ſich der beſondern Liebe des allerdurchlauchtigſten römiſchen Königs mit Recht rühmen dürfe, auch ſeiner Wohlwollenheit und Gnade empfahl.

Der Erzherzog dankte ſichtlich gerührt, fragte nach dem Gemeindeweſen der Stadt, nach dem zünftigen Regiment, nach Handel und Wandel, Gewerbe und Kunſt, nach ihren Verhältniſſen mit den Nachbarſtädten und mit den ihr meiſt feindlich geſinnten Bayernherzögen, drückte jedem Einzelnen die Hand und verſicherte ſie ſeiner Gnade. — Nach dem Stadtrath ließen ſich mehre der vornehmſten Geſchlechter melden, um dem Erzherzog ihre Ehrerbietung zu bezeigen, und er unterhielt ſich mit ihnen freundlichſt über ſtädtiſche und ihre Familienangelegenheiten und dankte ihnen huldreichſt für ihre ihm erwieſene Aufmerkſamkeit.

Sobald der Letzte abgefertigt und gegangen war, trat Jakob Fugger wieder in das Zimmer. Der Erzherzog ergriff die Hand deſſelben, führte ihn zum Polſter und ſagte: „Nun bin ich wieder der Euere, mein werther, väterlicher Freund. Sagt mir zuvörderſt ſchnell, wie iſt es der unglücklichen Frau nach dieſer Kataſtrophe in der Ehe ergangen und wie geht es ihr jetzt?“

„Es iſt ihr trübſelig genug ergangen, mein gnädigſter Herr,“ verſetzte Fugger. „Nach langem und ſchmerzvollem Krankenlager iſt ihr Mann zu Anfang dieſes Frühjahrs geſtorben.“

„Wie? Sie iſt ſchon wieder Witwe?“

„Es iſt beſſer für ſie und für ihn. Sie konnte dieſen Mann niemals lieben, obgleich ſie ſeine aufopfernde Liebe für ſie wohl erkannte und würdigte. Aber man ſagt ja, Liebe ließe ſich durch nichts erkaufen, ſelbſt durch die größten Opfer nicht; ſie müſſe ein freies Geſchenk ſein. Frau Eleonorens Seele war finſter und hat ſich nicht wieder erhellt. Sie war des guten ſchwachen Mannes Unglück und Tod. Sie war launiſch, heftig, herriſch; er ſanft, hingebend, gutmüthig, das beſte Herz, das je in eines Mannes Bruſt geſchlagen. Er liebte ſie über alle Beſchreibung und über allen Glauben; aber ſie ſprach oft Wochen lang kein

Wort, er mochte ihr noch ſo liebevoll begegnen Da mußte denn der arme Mann endlich einſehen, daß er mit all ſeiner Liebe keine Gegenliebe erwerben konnte. Der Gram darüber fraß an ſeinem Herzen. Um dieſen ſchlimmen Gaſt zu verſcheuchen, griff er zur Weinflaſche. Er wurde ein Trinker. Der Bekämpfer des Feindes wurde bald genug zum zweiten Feinde ſeines freudloſen Lebens. Sie warfen ihn auf's Krankenlager, von dem er nicht wieder erſtand. Eine ſchreckliche Schwindſucht zehrte ihn aus bis zum Skelett. Er hat viel leiden müſſen. Doch hat ihn Frau Eleonore getreulich und unermüdlich gewartet und gepflegt und ihm ſo vergolten, was er einſt an ihr in Brüſſel gethan, als ſie krank war. Schien es doch, als wenn zuletzt, als es mit ihm zu Ende ging, der Born der Liebe in ihrem Herzen zu quellen beginne. Sie ſaß Tag und Nacht an ſeinem Lager, verrichtete alle Dienſte allein bei ihm und erfreute ihn ſo noch durch ihre Theilnahme. Und ſo iſt er auch froh und zufrieden in ihren Armen verſchieden. Ein guter Menſch und ein ausgezeichneter Künſtler, der ein beſſeres Loos verdient hätte. Ein anderes, zu ihm paſſendes Weib hätte ihn zu einem glücklichen Manne gemacht.“

„Sei ihm die Erde leicht!“ ſagte Philipp mit einer Thräne im Auge und ſtarrte vor ſich hin. Auch er litt ja noch geiſtig und körperlich an den Folgen der furchtbaren Krankheit und war deshalb oft weich und ſchwermüthig geſtimmt. „Ich bereue meine Verirrungen mit dieſer Frau von Herzen,“ ſagte er dann leiſe. „Wenn ich ſie ungeſchehen machen könnte, ich weiß nicht, was ich darum gäbe. — Und wo iſt ſie jetzt? Was hat ſie für Pläne für ihre Zukunft?“

„Sie war dieſen Sommer auf dem Lande, wohin ſie das Mutterherz zieht. Ein Weib ſoll ja dieſe Gefühle nie verläugnen können. Vermöchte es Eleonore, ſie thäte es gewiß. Ich habe ſie beobachtet, ich kenne ſie. Seit einigen Wochen iſt ſie wieder in der Stadt, aber ich habe ſie, ſobald ich Euern Brief mit der Meldung erhielt, daß Ihr nach Augsburg kommen würdet, auf den Wellenhof, eines meiner Landhäuſer, geſchickt. Ihre heftige Gemüthsart hätte Euch vielleicht eine Unannehmlichkeit bereiten können."

„Ihr habt ſehr wohl gethan. Ich mag ſie nicht ſehen, ihr Anblick würde mir peinlich ſein. Die Leiden des letzten Jahres haben mich gebeſſert, darum könnte ich unmöglich die Theilnehmerin meiner Vergehungen, die ſo ſchlimme Folgen gehabt haben, hier begrüßen. Ich wünſche ihrem Gemüth Frieden. Für ihren, ihres blinden Vaters und ihrer Geſchwiſter anſtändigen Unterhalt ſorgt Ihr ja beſtens und meine Schatzkammer erſtattet Euch alle Unkoſten und Auslagen. Und hat ſie noch nicht an ihre Zukunft gedacht?"

„Ich that ihr den Vorſchlag in eines der hieſigen Frauenkloſter zu treten, aber ſie zeigte dazu wenig Luſt. Sie ſcheint nicht viel von der Frömmigkeit zu halten; doch hat ſie jetzt die Entſchuldigung, daß ſie ſich nicht von den ihrigen trennen könne. Nun vielleicht beſinnt ſie ſich noch eines Beſſern; ſie hat eine beſondere Neigung, ſich unter dem gemeinen Volke herumzutreiben, und hat mir damit ſchon manchen Aerger bereitet. Uebrigens malt ſie fleißig, obgleich ſie in der Regel kein Bild fertig macht. Geduld und Ausdauer fehlen ihr dazu."

„Seid nachſichtig mit ihren Schwächen und bedenkt, daß ſie eine Unglückliche iſt!"

„Sie hat ſich ſtets der beſten Behandlung von mir und den Meinigen zu verſehen."

„Das lohn' Euch Gott!" Der Fürſt drückte des Kaufmanns Hand und Beide gingen bald darauf zur Tafel.

Am Nachmittag machte der Erzherzog mit Fugger einen Gang durch die Stadt und beſuchte das Rathhaus, die

Geſchlechterſtube und die vorzüglichſten Kirchen. Mit Stolz führte Jakob Fugger den verehrten Fürſten in die Kirche der Karmeliter, an welche er in Verbindung mit ſeinen beiden Brüdern eine herrliche Kapelle gebaut hatte. Zum Behuf dieſes Baues hatten ſie einen augsburger Baumeiſter auf ihre Koſten nach Jeruſalem geſandt, damit er dort ein genaues Modell der heiligen Begräbnißkapelle verfertigte, und nach dieſem Modell war die Kapelle an der Karmeliterkirche hergeſtellt, der heiligen Anna gewidmet und zur Grabſtätte der Fugger'ſchen Familie geweiht worden. Dieſer Tempel, erſt im Laufe des Sommers vollendet, war wegen ſeiner außerordentlichen Pracht das ſchönſte Gebäude der Stadt.

„Hier hab' ich mir die Ruheſtätte bereitet," ſagte Fugger ernſt.

„Sie iſt eines Königs würdig," verſetzte der Erzherzog, „und Ihr ſeid ja der König der Kaufleute."

„Wollt Ihr damit einen Tadel der Herrlichkeit ausſprechen, mit welcher die Gebrüder Fugger ihr Grab umgeben, ſo bedenkt, daß es zur Ehre Gottes geſchieht. Will ich doch lebend nichts ſein als ein ſchlichter Leinweber, ſo mag man mir immerhin gönnen, daß ich todt in dieſem ſchönen Tempel ruhe."

„Ich wollte nicht tadeln," verſetzte Philipp und reichte dem väterlichen Freunde die Hand. — „Mein Vater wird ſich über dieſen Prachtbau freuen, wie ich, und ich werde, wenn ich jetzt nach Innsbruck komme, ihm dies kleine Gotteshaus zu rühmen wiſſen. O, ich ſehne mich, an der Bruſt des geliebten beſten Vaters nach ſo langer Fahrt und ſo ſchweren Leiden zu ruhen, und in wenigen Tagen werde ich das Ziel erreicht haben!"

„Ihr habt einen großen Umweg gemacht, gnädigſter Herr, um nach Innsbruck zu reiſen. Durch die Schweiz hättet Ihr den kürzern Weg gehabt, auch über Mailand wäret Ihr näher gekommen."

„Durch die Schweiz reiſt kein öſtreichiſcher Prinz gern; auch mußte ich Burgund beſuchen und überdies führte mich eine Angelegenheit, die mein Herz angeht, dieſen Umweg. Ihr werdet lachen, wenn ich Euch ſage, daß ich die Spur einer Zigeunerbande verfolgt habe, die mich gleichſam neckte, denn ich habe ſie nicht erreicht, obgleich ihre Lagerſtätte, wie ich leider ſtets zu ſpät erfuhr, oft in meiner Nähe war."

Fugger ſah den Erzherzog mißtrauiſch an. Dann ſagte er ängſtlich: „Gnädigſter Herr, ſehet Euch wohl vor, daß Ihr nicht in die Fallſtricke des Böſen fallet. Man ſagt, daß die Zigeuner lauter Teufelskinder ſind, und Euer gnädigſter Vater kann ſie auch nicht leiden."

„Habt keine Sorge!" lächelte Philipp. „Wer wie ich, ſeine Seele ſchon in die Hände des himmliſchen Vaters befohlen hat, fürchtet ſich nicht mehr vor dem Teufel. Als ich am Tode danieder lag, hab' ich oft an Euch gedacht, und dieſe Grabſtätte ruft mir jene Gedanken wieder lebendig in die Seele zurück. Ihr deutetet in Brüſſel meinen jugendlichen Uebermuth auf den Tod hin; ich lachte damals über Euere Worte, die wie eine prophetiſche Ahnung klangen, und wie nah ſtand mir der grimmige Feind des Lebens! Ich werde nie wieder über den Tod ſpotten und ihn meinen guten Freund nennen, wie ich je zuweilen that. Glaubt mir, ſo jung ich auch noch bin, mein Leben iſt ſchon fürchterlich ernſt geworden."

„Ein um ſo gerechterer und beſſerer Herrſcher werdet Ihr werden; denn nur Der wird das Scepter würdig führen, der den Wermuthbecher der Leiden geleert hat."

Der Erzherzog fühlte ſich angegriffen und ſchlug einen Geſellentrunk der Geſchlechter auf ihrer Stube aus, um zu ruhen, damit er in der Frühe des folgenden Morgens geſtärkt die Reiſe nach Tyrol fortſetzen könne. Er nahm herzlich von Fugger Abſchied und zog ſich, ſobald der Herbſtabend über die Stadt hereindunkelte, in ſeine Gemächer zurück.

Einige Augenblicke darauf meldete ihm der dienſtthuende Page, es ſei ein Mann im Vorzimmer, der da vorgebe, er müſſe den Erzherzog in deſſen eignen geheimen Angelegenheiten ſprechen; er brauche ſeinen Namen nicht zu nennen, der Fürſt kenne ihn genau.

„Ha, endlich!" rief Philipp erfreut, warf einen Mantel über und befahl den Mann hereinzuführen.

Der Erzherzog hatte nämlich von Antonio Cebes einen Brief aus Ungarn erhalten, worin derſelbe ihm geſchrieben, daß die Herzogin von Najara nicht am königlichen Hofe lebe, die Königin ihren Aufenthalt auch nicht kenne, daß aber von der Zigeunerbande, die ſich am Oberrhein und im ſüdlichen Deutſchland herumtreibe, jedenfalls Nachrichten von der verſchwundenen Herzogin zu erhalten ſein müßten, was er aus Andeutungen mit Zuverſicht ſchließe, die er ihm mündlich mittheilen werde; denn er hoffe ihn noch auf ſeiner, des Erzherzogs, Heimreiſe zu treffen. Dieſer Brief hatte den Fürſten vermocht, der Zigeunerbande nachſpüren zu laſſen und ihr auf dem großen Umwege durch Frankreich über den Rhein und durch den Schwarzwald nachzureiſen. Jetzt glaubte er mit Gewißheit, Antonio werde bei ihm eintreten.

Aber ein fremder Mann ſtand vor ihm, der ihn mit einer Stimme, die ihm nicht unbekannt klang, kurz und barſch fragte: „Kennt Ihr mich nicht?"

„Nein!" verſetzte der Erzherzog ſtolz. „Wer ſeid Ihr und was wollt Ihr von mir?"

„Ha!" rief der Andre mit zornigem Schmerz, „bin ich entweder ſo ganz aus deinem Gedächtniß verwiſcht, oder haben dieſe unſeligen Narben, die ich um deinetwillen trage, mich ſo unkenntlich gemacht, oder willſt du mich nicht kennen?"

„Eleonore!" ſagte Philipp erbleichend und ſchien zum Tod erſchrocken.

„Endlich fällt es dir ein, daß dies Weſen dir nicht fremd iſt. Aber welch einen Schrecken bereitet dir dein Gedächtniß! Stehſt du nicht vor mir wie ein armer Sünder vor ſeinem Richter? Es gab eine Zeit, und ſie iſt noch nicht lange vorüber, wo mein Anblick dir andere Gefühle einflößte."

Der Erzherzog ermannte ſich. Der brutale höhniſche Ton der Witwe gab ihm ſeinen ganzen Stolz wieder.

„Wer räumte der Frau van der Voort ein Recht ein, mit dem Herrn von Burgund und Niederland in dieſem Tone zu ſprechen?"

„Ihr ſelbſt habt es mir aufgezwungen, Erzherzog von Oeſtreich," rief ſie noch erbitterter. „Nicht zum Herzog von Burgund rede ich; ich ſpreche zum ſchönen Philipp von Oeſtreich, dem Frauenverführer; ich ſpreche zum Urheber meines Unglücks, mit dem ich ein Geſchäft abzumachen habe. Jedenfalls hat Euch Herr Jakob Fugger unterrichtet, daß —"

„Ich weiß, ich weiß," fiel ihr Philipp ungeduldig in's Wort. „Aber jedes Geſchäft der Art habt Ihr mit Herrn von Fugger, dem wohlbeſtallten Rath meines königlichen Vaters, zu bereden und zu verhandeln. Er hat unbedingten Auftrag dazu von mir und weder Ihr noch Euere Familie ſoll ſich über meine Munificenz zu beklagen haben dürfen."

„Ha, ſeht doch, wie mein ſüßer Minneknab, mein heiß ſehnſüchtiger Philipp ſeiner angebeteten Eleonore von fremder Hand den Groſchen hinwerfen läßt, daß ſie verhungert, die überläſtige Bettlerin! Und meine Familie! Wie zart Ihr andeutet, was Ihr nicht ausſprechen wollt. Du ſchämſt dich der häßlichen Frau. Aber — hörſt du, Philipp — die Eiferſucht deiner Gemahlin hat ihre Schönheit gemordet. Ich ward elend und arm durch dich.“

„Erſpart Euch alle dieſe Bemerkungen. Ich kann und will nichts mehr mit Euch zu ſchaffen haben und erinnere Euch nochmals allen Ernſtes, zu bedenken, daß Ihr mit einem mächtigen Fürſten redet. Trotzt nicht auf meine Langmuth und auf die Rückſicht, die ich — Eurer Meinung nach — Verhältniſſen vergangener Zeiten ſchuldig ſein ſoll. Entfernt Euch!“

„Ha, Elender, mir das! Ich verachte deine Macht und deine edle Langmuth — —“ Die Wuth erſtickte ihre Stimme: ſie brach in ein dumpfes Heulen aus, das mehr dem heißhungrigen Schrei eines wilden Raubthieres als einer menſchlichen Stimme glich. Ihre haſtig in den Buſen vergrabene Hand kam mit einem Dolche bewaffnet wieder zum Vorſchein. Aber die Wuth, von der die leidenſchaftliche Frau überwältigt worden war, machte ſie blind und ohnmächtig. Sie ſank auf einen Seſſel, nicht mehr Herrin ihrer Glieder, und ſchrie wie wahnſinnig. Der Erzherzog rief den Pagen herein, um ſie fortführen zu laſſen. Er war ſelbſt in der heftigſten Aufregung. Wider Erwarten ließ ſie ſich ohne Widerſtand fortführen; ſie weinte verzweiflungsvoll, und jeder Ton, den ſie ausſtieß, ſchnitt ihm durch die Seele. Aber er fühlte, daß er nicht anders gegen die unbeſonnene, rachſüchtige Frau handeln könne. Ihre geſteigerte Kraft ſchien plötzlich gebrochen. In der Thüre wandte ſie ſich aber noch ein Mal zurück: „Ich wollte dich ermorden, ich kann es nicht. Aber ich werde eine andere Hand erziehen und, wenn ſie ſtark genug iſt, gegen dich bewaffnen. Du weißt welche; ſie ſoll dich auch auf deinen ſpaniſchen Königsthronen zu finden wiſſen.“

Der Erzherzog ließ ſogleich Jakob Fugger zu ſich entbieten und hielt über zwei Stunden geheime Zwieſprache mit ihm. Fugger kehrte in großer Bewegung nach Hauſe zurück; der Erzherzog konnte die ganze Nacht über kein Auge ſchließen und verließ noch vor Tagesanbruch die Stadt, um den tyroler Bergen zuzueilen.

## 11.

## „Macht und Glanz für das Haus Oeſtreich!“

Eine bittre Täuſchung wartete in Innsbruck auf den Erzherzog. Allzuſehr mit ſeinen eignen Angelegenheiten beſchäftigt, hatte ſeine Jugend kein Auge für die Angelegenheiten ſeines Vaters gehabt oder ihnen nicht die Wichtigkeit beigelegt, die ſie wirklich beſaßen. Philipp war viel zu leichtſinnig, viel zu flatterhaft, ein viel zu leidenſchaftlicher Verehrer des ſchönen Geſchlechts und vor Allem: er war erſt vier und zwanzig Jahre alt, um ſchon jetzt ein umſichtiger, ſtaatskluger Regent zu ſein. Die Unruhen in den Niederlanden und Holland, ſein Augenmerk auf Frankreich und Spanien, die neapolitaniſchen Händel der beiden Höfe und das vielfache Unangenehme und Schmerzliche, das er auf ſeiner langen Reiſe hatte erfahren müſſen, dies Alles hatte ihn den deutſchen Angelegenheiten ſeines Vaters entfremdet. Mit dem vollen, ſchwerbedrängten Herzen, an Ehre und Liebe auf das tiefſte gekränkt, umarmte er den Vater und weinte an deſſen Bruſt. Maximilian ließ den geliebten Sohn gewähren; er hörte die Klagen deſſelben an; er ließ ihn den ganzen Unwillen ſeiner empörten Seele über die heuchleriſche Unwürdigkeit des ſpaniſchen Königspaares ausſprechen. Dann nahm er im milden und väterlichen Tone das Wort:

„Mein lieber Sohn, ich habe dich ruhig und ununterbrochen angehört; vergilt mir jetzt Gleiches mit Gleichem. Bereits zwei Jahre vor meiner Geburt gingen dem Hauſe Oeſtreich die beiden ſtattlichen Kronen von Ungarn und Böhmen, die Herzog Albrecht, ſpäter deutſcher Kaiſer, ihm zwanzig Jahre vorher erworben hatte, und die es bereits als ſein feſtes Eigenthum anzuſehen gewohnt war, verloren. Ich wuchs in harten und ſchier kümmerlichen Umſtänden auf; meine erſten Erinnerungen ſind ſchreckliche. Bruderhaß, Bruderkrieg wütheten in unſerm Hauſe und droheten die Säulen deſſelben umzuwerfen, die unſer ruhmgekrönter Ahn, jener aus ſeinen Schweizerbergen herabgeſtiegene Rudolf von Habsburg, neben dem deutſchen Kaiſerthrone aufgerichtet hatte. Ich war noch nicht vier Jahre alt, als ich mit meinem Vater und mit meiner Mutter in der Burg in Wien von meinem unruhigen, habſüchtigen Oheim, dem Herzog Albrecht und den aufrühreriſchen Wienern belagert wurde. Sie beſchoſſen uns in der Burg mit ſchwerem Geſchütz, ja ſie waren ſo grauſam, ihre großen, furchtbaren Kanonen auf die Fenſter der Zimmer zu richten, welche die Kaiſerin, eine ſchwache Frau, und ich, ein hülfloſes Kind, bewohnten. Eine Kanonenkugel fiel nicht weit von mir nieder; ſie hätte mich faſt getödtet. Nun, dann hätte das Haus Oeſtreich ſchnell ſein Ziel erreicht, und Alles wäre gut geweſen. Das Peinliche und Gräßliche dieſes erſten Eindrucks iſt mir bis jetzt geblieben, und ich werde es mit in's Grab nehmen. Ich kann deshalb die aufrühreriſchen, ungehorſamen Wiener nicht leiden. Die Hälfte jener Aufrührer lebt ja heute noch. Doch weiter! Ich war zehn Jahre alt, als jener fürchterliche Feind der Chriſtenheit, der ſeine Reſidenz in der alten oſtrömiſchen Kaiſerſtadt aufgeſchlagen hat, zum erſten Mal die deutſchen Grenzen überflutete. Neun ſolcher Ueberfälle der Türken haben bis zu meines Vaters Tod ſtattgefunden, du haſt die letzten derſelben ſelbſt ſchon erlebt. Der Schade, den ſie den öſtreichiſchen Landen zugefügt, iſt unberechenbar. Kennten wir ſeine ganze Größe, wir würden uns entſetzen. Aber damit noch nicht genug, du kennſt die Verwickelungen, durch welche dein Großvater in Krieg mit dem kühnen König Mathias Corvinus gerieth, du weißt, welch' herrliche Stücke dieſer „Rabe" von den öſtreichiſchen Ländern abriß, wie er ſelbſt Wien eroberte und es ſechs Jahre lang bis zu ſeinem Tode behauptete. Du weißt das Alles, denn du haſt es erlebt. Philipp, ich habe meinen Vater geſehen, des römiſchen Kaiſers Majeſtät, ein edles, würdiges, menſchenfreundliches Haupt, als er auf einem elenden, mit einem Paar Oechslein beſpannten Leiterwagen ſaß und von einem Kloſterſtift zum andern im kleinen Lande, das ihm geblieben war, umherzog, um ſich um Gottes willen von den Mönchen ſpeiſen zu laſſen; er, der deutſche Kaiſer, das Haupt des öſtreichiſchen Hauſes; ich habe es geſehen und durch meine junge Bruſt iſt ein zweiſchneidiges Schwert gegangen. Damals habe ich Gott und der gebenedeiten Jungfrau geſchworen, dem in den Staub getretenen Hauſe Oeſtreich neuen und größern Glanz zu verleihen und alle Kraft meines Lebens daran zu ſetzen oder unterzugehen in dieſem Streben. Hier haſt du den Schlüſſel zu allen meinen Handlungen, er heißt: Macht und Glanz für Oeſtreich! Ich habe redlich gehalten, was ich gelobt; das Glück iſt mir günſtig geweſen, ich bin noch im Streben nach meinem Ziele begriffen; es wird unverrückt mein Ziel bleiben bis an den letzten meiner Tage. Und ich habe mein Herz nie gefragt, wenn es Oeſtreichs Glanz und Größe galt. Ich war der einzige Träger dieſes unſers Hauſes; meine Vettern ſtarben kinderlos und vererbten ihre Länder auf mich. Du biſt mein einziger Sohn; für wen hab' ich denn geſorgt und geſchafft, für wen gearbeitet und geſtrebt? Für dich und deine Söhne, die Erben des Namens und des Glanzes von Oeſtreich. Als ich nach den

Niederlanden ging, um die burgundiſche Maria, deine Mutter, zu freien, kannte ich ſie noch nicht, wußte nicht, ob mein Herz auch eine Anſprache an ſie finden würde. Daß es ſo kam, war Zufall und Glück. Ich habe dies Glück kurz genug genoſſen, es war bald wie ein Traum entſchwunden. Und welche Demüthigungen mußte ich mir von dieſen trotzigen Niederländern gefallen laſſen! Ich ſaß ſechzehn Wochen in ihrer Haft; ſie enthaupteten meine treueſten Diener und Freunde vor meinen Augen. Ich ertrug Alles; weshalb? um Oeſtreich groß und reich zu machen. Ich wollte mich mit der Erbin von Bretagne vermählen, ein tückiſcher Feind vereitelte dieſen herrlichen Plan. Hab' ich damals mein Herz befragen dürfen? Es galt Oeſtreichs Vergrößerung und das Herz mußte ſchweigen. Als ich dich und Gretchen an die ſpaniſchen Kinder vermählte, geſchah es, um Oeſtreichs Glanz und Macht feſter zu begründen; dieſe Spanier ſind die mächtigſten Fürſten Europa's. Und wie wendete das Schickſal auf eine wunderbare, nie geahnete Weiſe meinen Plan zu Glück und Ruhm, zu Reichthum und Macht Oeſtreichs! Es macht dich zum König von Spanien. Und du haderſt mit dieſem Schickſal, weil dein Herz nicht gefragt wurde; du weinſt wie ein thörichter Minneknabe, weil du dein Schätzchen nicht zum Weibe erkieſen durfteſt; du entzweiſt dich mit dem ſpaniſchen Königspaar, weil es die in Neapel gemachten Eroberungen nicht unſerm alten Erbfeind, dem franzöſiſchen König herausgeben will. Du willſt Ferdinand und Iſabellen die Anwartſchaft auf die ſpaniſchen Kronen vor die Füße werfen, weil ſie nicht deinem kindiſchen Eigenſinn nachgeben! Thor, haſt du vergeſſen, weshalb ich Krieg gegen dieſen Ludwig führte? deiner burgundiſchen Städte wegen. Es ſind erſt fünf Jahre, und du haſt ein kurzes Gedächtniß. Weißt du, wer der Erbe von dieſem Königreich Neapel ſein wird, von dieſem ganzen ungetheilten

Neapel, wie es der tapfere Gonſalvo de Kordova jetzt den Franzoſen abgenommen? du wirſt es ſein, der Stammhalter des Hauſes Oeſtreich. Du wirſt Kaſtilien und Aragonien erben, du die Königreiche der Mauren; für dich hat Colomb die neue Welt entdeckt, und kühne Spanier ziehen hinüber, dir ungeheure Schätze und Königreiche zu erobern. Oeſtreichs langverhüllte Sonne ſteigt endlich ſtrahlend am Himmel empor; Kronen auf Kronen warten, ſich auf dein Haupt niederzuſenken, und du thörichtes Kind willſt einer Grille wegen ſie von dir werfen, willſt mit eignen Füßen das glänzende Panier Oeſtreichs in den Staub treten, willſt, daß ich vergebens gearbeitet, vergebens gelebt habe!?“

Die Stimme des Königs war zuletzt weich und zitternd geworden. Als er ſchwieg, verhüllte er das Haupt. Philipp hatte ſeinen Vater noch nicht weinen geſehen; dieſe Thränen fielen wie glühende Tropfen auf ſein Herz. Er ſchwieg lange beſtürzt und mit den ſchmerzlichſten Gefühlen kämpfend; endlich ſagte er mit leiſer Stimme: „Aber die Ehre! die Ehre mein Vater!“

„Glaubſt du, ein übereiltes und ſchier kindiſches Verſprechen halten ſei Pflicht der Ehre? König Ludwig hat dir geſchmeichelt, um wegen ſeines Raubes von Mailand Ruhe vor Oeſtreich zu haben. Es hat dir am franzöſiſchen Hofe gefallen, die ſchönen Prinzeſſinnen haben nicht ſpröde gegen dich gethan. Die Königin iſt eine reizende, freundliche Dame (wie beſſer wäre es für uns alle, ſie wäre deutſche Königin!), alle Annehmlichkeiten des Lebens ſind dir dort entgegengekommen, und ſo thatſt du mehr als dir zuſtand; du ließeſt dich fangen, mein Sohn, und wußteſt es nicht, und nicht allein die Eroberung von Mailand ſollte in Blois mit ſüßen Worten und zärtlichen Blicken befeſtigt, auch die Provinzen Baſilikata und Kapitanata ſollten hier ſo leicht und anmuthig erobert werden. Du warſt ſchwach und willſt es nicht eingeſtehen; aber du wirſt nicht von Ferdinand und Iſabella verlangen, daß ſie deiner Schwäche Opfer bringen ſollen zu deinem eignen Schaden! Du wirſt nicht ſo wahnſinnig ſein, die ganze Zukunft Oeſtreichs deinem kindiſchen Eigenſinn dieſen von Spanien verlangten Opfern hinzuzufügen! Beſtehe nur auf deinem Kopf, die ſpaniſchen Könige laſſen dich fallen. Zur rechten Zeit hat ihre Tochter einen Prinzen auf ſpaniſchem Grund und Boden geboren, den ſie ſchlau genug wieder Fernando genannt haben. Sie werden dies Kind ſich zum Erben ihrer Kronen erziehen und nichts darnach fragen, daß du der Vater deſſelben biſt. Sie werden dieſen Zweig vom öſtreichiſchen Stamme losreißen und in ihren Boden verpflanzen. Nach uns werden ſie nicht mehr fragen, denn ſie brauchen uns nicht mehr, und ſo kannſt du einſt die Freude haben, dich vor deinem eignen Sohne demüthigen zu müſſen; ja, vielleicht iſt mir dies traurige Loos ſelbſt noch beſchieden, denn ich muß dich zuletzt einen Blick in meine Verhältniſſe, als deutſchen Königs thun laſſen.“ Maximilian machte eine Pauſe und trocknete ſich den Schweiß von der Stirn, während ſein trübauflodernder Blick auf den ſchmerzlich geſpannten Zügen des Sohnes wie fragend umherirrte. Philipp hielt das thränengefüllte Auge auf den Boden geheftet.

„Es geht ein großer Drang durch das ganze deutſche Volk nach Verbeſſerung des Reichs und Regiments, nach richtigerer Einſicht in menſchliche und göttliche Dinge und nach Reinigung und Säuberung der Mutterkirche von allen Schmutzflecken, die ſich ſeit ſchier tauſend Jahren an ſie geheftet haben. Die Zeit will ſich neu gebären; das neue Jahrhundert will nicht mehr in der engen Schaube ſeines Vaters und Vorgängers einhergehen, es will ſich ein neues und weiteres Kleid ſchaffen. Da meinen denn nun die deutſchen Reichsſtände, ſie ſeien die rechten Weber und

Schneider für dieſes Kleid, und ich, ihr König, ſei zu nichts gut, als ihnen das Garn auf den Stuhl zu ziehen oder die Nadeln einzufädeln. Nachher wollen ſie mich bei Seite ſchieben, wie ein altes Möbel, das man nicht mehr braucht. O, ich durchſchaue ſie! Ich weiß, was dieſer alte ſchlaue Henneberger, der mainzer Kurfürſt, will, und er ſchreitet wacker fürbaß ſeinem Ziele zu, die andern Stände hinterdrein wie die Heerde hinter dem Leithammel; auch der pfälzer Kurfürſt iſt mein bitterer Feind; während du ſeinen Sohn ſtets um dich haſt und mit deiner Freundſchaft beehrſt, trachtet mir der Alte die Krone vom Haupte zu holen. Deshalb ſetzten ſie mir das Kammergericht hin. Auf dem letzten Augsburger Reichstage hat ſich's gezeigt, was ſie wollen. Und einen Tag ſchreiben ſie aus nach Gellnhauſen und als ich's nicht verhindern kann und ſelbſt dorthin gehen will, ſchreibt der Pfälzer den Andern den Tag ab. So ſpielen ſie mit mir, dem Könige, dem Reichsoberhaupt; das iſt das Loos deines Vaters. Ich will es dir ſagen mit Einem Worte: abſetzen wollen ſie mich, ich ſoll die Schande erleben, wie der verſoffene Wenzel vor hundert Jahren, daß ſie mich vom Regiment bringen und mir die Krone vom Haupte nehmen, und der Mainzer und der Pfälzer ſind die Büttel dabei. Ja, toll genug, ſelbſt den Bauern fällt ein, daß ſie mit ihren täppiſchen Händen berufen ſeien, der Zeit das neue Kleid anzumeſſen; überall, in ſchier allen Gauen, geht eine Tollheit durch ihre Köpfe, ſie wollen nicht mehr weltliches, nicht mehr geiſtiges Regiment dulden. So iſt Feindſchaft zwiſchen Bauer und Fürſt, zwiſchen Fürſt und König, und es gährt und tobt wie in einem Faſſe voll Weinmeſt. Wärſt du nicht der Schwiegerſohn und Erbe der ſpaniſchen Könige, mich hätte ſchon Wenzels Schickſal betroffen; ſie fürchten ſich nur vor der burgundiſchen und ſpaniſchen Macht. Wärſt du nicht Herr von Burgund und Niederland, wärſt du nicht

Prinz von Spanien, ſie ſpielten mit mir, wie die Katze mit der Maus. Da ſieh, wie richtig mein ſtets verfolgter Plan war, dem Hauſe Oeſtreich zu Macht und Reichthum zu verhelfen. Nur der Reiche und Mächtige iſt der Angeſehene und Gefürchtete. Nur Gold und Schwert im Verein vermögen Großes zu wirken; darum höre nun mein Schlußwort und nimm es dir wohl zu Herzen: Verzichteſt du heute auf die ſpaniſchen Kronen, ſo verzichte ich morgen auf die deutſche. Mit der Hoffnung auf die ſpaniſche Erbſchaft weicht der Boden unter unſern Füßen, und ich habe nicht Luſt zu warten, bis mir die Kurfürſten die Krone vom Haupte ſchlagen; ich will ſie ihnen ſelbſt vor die Füße ſchleudern. Gibſt du aber den kindiſchen, tollen Gedanken auf, ſo geſtaltet ſich im Nu Alles anders. Der Papſt iſt todt; man ſagt, der alte Giftmiſcher habe aus Verſehen einen Giftbecher geleert, den er für einen Kardinal bereitet. Der neue Papſt wird mir den Zug nach Rom leicht machen. Die Franzoſen haben mit den Spaniern vollauf zu thun und können mich nicht ſtören. Ich hole mir die Kaiſerkrone, dann ſchlag' ich dich den Kurfürſten zur Königswahl vor. Ich weiß, ſie fürchten ſich jetzt ſchon vor dieſem Vorſchlag; lehnen ſie die Wahl ab, ſo erheb' ich dich zum Kurfürſten des Reichs, und biſt du dann König von Spanien, ſo ſtehen wir ihnen mit impoſanter Macht gegenüber und treiben ſie zu Paaren. Die neue Welt muß uns ihre Schätze ſenden, man ſagt, ganze Gebirge ſeien dort von Gold. Dann Oeſtreich über Alles! Sie müſſen dich zum deutſchen König wählen, wir jagen die Türken aus Europa hinaus, und wenn ich am errungenen Ziel mein Haupt niederlege, biſt du deutſcher Kaiſer, König von ſechs ſpaniſchen Königreichen, König von Sicilien, König von Neapel, König der neuen Welt, Herzog von Burgund und Niederland. Und ich hoffe zu Gott, du ſollſt auch morgenländiſcher Kaiſer werden und Konſtantinopel deine Reſidenz ſein. Wer darf ſich dann dir gleichſtellen auf dem ganzen Erdball?! — Und das Alles ſollte in Rauch und Dampf aufgehen vor dem Strohfeuer deines liebeſehnſüchtigen Herzens? Philipp, zieh' die Knabenſchuhe aus! Dein Vater fleht dich an, beſchwört dich! Laß die thörichten Poſſen fahren!"

Der Erzherzog ſank heftig weinend an die Bruſt des Vaters, deſſen Auge vom Strahl poetiſcher Begeiſterung erglühte; die Phantaſie, ſeine Herrin, hatte den edeln König weit fortgeführt in ihre prächtigen Gefilde; er war in dieſem Augenblicke der nach den ſchimmernden Kränzen des Ruhms ſtrebende Dichter, er war der kühne, thatendurſtige Ritter, der das Schwert des Mars mit dem Lorberzweig des Apollo umwand.

Am folgenden Tage brachte Philipp ſeinem Vater drei Briefe, an den König Don Fernando von Aragon, an die Königin Iſabella von Kaſtilien und an die Erzherzogin Infantin Donna Juana von Burgund und Niederland, Prinzeſſin von Spanien. König Maximilian durchlas ſie mit großer Aufmerkſamkeit, dann umarmte er ſeinen Sohn inbrünſtig und beſorgte ſelbſt eine ſtattliche Geſandtſchaft nach Spanien. Philipp weinte auf ſeinem einſamen Zimmer und der Name „Luiſe" glitt leiſe gehaucht über ſeine ſchmerzlichzuckenden Lippen.

## 12.

## Trübſal im Königshauſe.

Die Sehnſucht der geiſtesſchwachen Erzherzogin Infantin nach ihrem Gatten war für ihre Umgebung peinigend und rührend zugleich. Nach ihrer Entbindung hatte ſich dieſes Verlangen mit jedem Tage geſteigert. All' ihr Denken und Fühlen, ihr Dichten und Trachten war auf Philipp gerichtet. Sie erinnerte ſich wenig ihrer in Brüſſel zurückgelaſſenen Kinder, ſie erzeigte ebenſowenig dem neugebornen Prinzen Fernando große mütterliche Zärtlichkeit, ſie fragte nur nach ihrem Gemahl, ſie klagte ſich nur an, daß ſie ihn nicht zärtlich genug liebe, ſie jammerte nur, daß er ſie nicht mitgenommen habe. Wer irgend ein tadelndes Wort über den Erzherzog in ihrem Beiſein geſprochen, auf den warf ſie einen unauslöſchlichen Haß; ihre Oberhofmeiſterin Donna Franceska d'Ulloa mußte aus dieſem Grunde von ihr entfernt werden, zu nicht geringer Unluſt der alten Dame, welche geglaubt hatte, die Prinzeſſin werde ihr ein williges Ohr leihen, wenn ſie weidlich über Don Philipp losziehe. Selbſt gegen ihre Mutter benahm ſich die Erzherzogin kalt und zurückhaltend, da ſie vernommen hatte, ihr Gemahl ſei von der Königin gekränkt worden. Endlich vernachläſſigte ſie ſogar ihre Katzen, was die Aerzte als den höchſten Grad von brünſtigem Verlangen anſahen, von dem bei ihrem ohnedies geiſtesſchwachen Zuſtande bis zum vollſten Wahnſinn nur noch ein kleiner Schritt ſei. So oft die unglückliche Frau ihre Mutter erblickte, beſchwor ſie dieſelbe unter Thränen, ſie ihrem Gemahl nachzuſchicken, und die Königin vermochte ſie nicht mehr mit leeren Tröſtungen hinzuhalten. Endlich weinte und ſchrie ſie tagelang und magerte zuſehends ab, ſodaß ſich die Königin genöthigt ſah, ſie vom Hofe zu entfernen. Sie wurde nach Medina del Campo gebracht, deſſen geſunde, friſche Luft man ihr zuträglich erachtete. Das königliche Schloß daſelbſt war nebſt einem kleinen Garten von hohen Graben und Mauern umzogen; man umgab die geiſtesſchwache Fürſtin mit einem ſichern Gefolge und gewiſſenhaften Prieſtern, welche ihr täglich und ſtündlich die Tröſtungen der Religion zuwenden ſollten.

Wöchentlich beſuchte ſie abwechſelnd der Biſchof von Kordova und der Erzbiſchof von Toledo; aber alle dieſe Diener der Kirche mußten die Erfahrung machen, daß ein liebeſehnſüchtiges krankes Frauenherz ſelbſt für die erhabenſten Wahrheiten der Religion nur taube Ohren hat. Wenn ſie ihr von den göttlichen Eigenſchaften des Erlöſers ſprachen, begehrte ſie ihren Gatten, und wenn ſie ihr ein Bild von den himmliſchen Freuden der Religion zu entwerfen ſich bemühten, verlangte ſie wiederum nach ihrem Gatten; und da ſie ihr denſelben nicht verſchaffen konnten, ſo weinte und tobte ſie und ſtieß gegen Prieſter und Kirche die gottloſeſten Verwünſchungen aus. Ihre Dienerſchaft ſuchte ſie auf jegliche Weiſe zu zerſtreuen, nichts deſtoweniger war ihr Leben ein einſames, trauriges und ödes.

Eines Tages, als ſie im Schloßgarten allein wandelte und im kindiſchen Spiele die vom begonnenen Herbſt gegilbten und zerſtückten Blätter vom Boden auflas, nahte ihr aus einer Laube tretend ein einfach gekleideter Mann, den ſie anfangs für einen ihrer Diener hielt. Der Fremde trat ehrerbietig heran und flüſterte mit eigenthümlicher, weicher Betonung: „Donna Juana!“

Verwunderungsvoll blickte ſie auf; ein leichtes Lächeln, wie es ihrem Antlitz fremd geworden war, ſpielte leicht um ihre Lippen, ihre Augen nahmen einen Ausdruck freudiger Verklärung an, indem ſie dieſelben mit einem langen und innigen Blick auf das Geſicht des vor ihr ſtehenden Mannes heftete. Dann ſagte ſie ebenfalls weich und zärtlich: „Alnayar!“

„O warum nennt Ihr mich bei dieſem Namen,“ rief der dem Glauben ſeiner Väter untreu gewordene Maure ſchmerzlich. „Müßt Ihr es ſein, die mich jetzt gerade daran erinnert, daß ich Euretwegen die heiligſten und tiefſten Gefühle, die der Menſchenbruſt innewohnen, verleugnete und zu einer Religion ſchwur, für die ich kein Gefühl weiter hatte, als das des Beſiegten gegen ſeinen Sieger! Ja, Euretwegen verbannte ich mich aus den Tempeln meines Volks, das mir fluchte, und trat in die Tempel Eures Volkes, das mich nicht ſegnete. Ihr ſeht einen elenden, vom härteſten Schickſal grauſam verfolgten, mit Gott und ſich zerfallenen Menſchen vor Euch, der ſich den Tod geben würde, wenn ihn nicht ein Band — ach, ein ſanftes, ſüßes Band! — an das Leben feſſelte."

„Ihr habt Don Philipp, meinen Gemahl, ermorden wollen, und ich liebe ihn doch ſo unausſprechlich," ſagte die Fürſtin mit umdüſterter Stirn und ſchwermüthigem Auge, aber mit wehmüthiger Stimme.

„Ich wußte nicht, was ich that. — Es geſchah Euretwegen. — Noch war mir nicht bekannt, wie ſehr Don Philipp von Euch geliebt wird. Ihr kennt mein Unglück; ich bin vogelfrei erklärt. Wollt Ihr meinen Tod, ſo ruft Euere Diener. Eine reiche Belohnung iſt Dem zugeſagt, der mich lebend einliefert; laßt mich auf dem Blutgerüſt ſterben zur Sühne meiner Schuld!"

Juana ſchauderte. „Nimmermehr!" rief ſie entſchloſſen. „Ihr ſollt gerettet werden, Ihr ſollt glücklich ſein; denn ich war Euch im Herzen gewogen, eh' ich Don Philipp's Gemahlin wurde. Ich wär' auch gern die Eurige geworden, wenn es meine Mutter zugegeben hätte; aber ſie iſt eine ſtrenge Frau. Sagt mir, was kann ich für Euch thun, Don Alfonzo?"

Der Verfehmte bog das Knie vor der Fürſtin und ſagte: „Dank Euch, edle Infantin! Ich habe mich nicht in Euerm Herzen geirrt, als ich vertrauensvoll meine geheimgehaltenen Schritte hierher lenkte, um Euch um Hülfe und Rettung aus meiner ſchweren Noth anzurufen. Es iſt mir bis jetzt geglückt, mich mit Hülfe und Aufopferung einer ſchönen theuren Seele zu verbergen; aber ich muß daran denken, mir für die Zukunft ein Loos zu gründen. In Spanien kann ich nicht bleiben, mein Leben ſchwebt in ſteter Gefahr, und ich, der Sproſſe eines ruhmſtrahlenden Königsgeſchlechts, müßte mich, um dies Leben zu friſten, zu den niedrigſten und unwürdigſten Arbeiten hergeben. Das werdet Ihr nicht wollen, Donna Juana. Nach Afrika, zu meinen Stammgenoſſen, darf ich nicht. Ich habe ihren Glauben abgeſchworen, darum muß ich fort in andere Länder. Ein Schiffskapitain, der nach den niederländiſchen Häfen ſegelt, und dem ich einſt als ſpaniſcher Admiral wohl gethan, will mich mitnehmen bis an die engliſche Küſte. Ich will in England Kriegsdienſte ſuchen, darum bitt' ich Euch inſtändigſt, gebt mir einen Empfehlungsbrief an Euere Schweſter, Donna Katalina, die verwitwete Kronprinzeſſin von Großbritannien. Man ſagt, ſie gelte viel beim Könige, und er beabſichtige ſie mit dem jetzigen Kronprinzen Heinrich zu vermählen. Jedenfalls wird es ihr leicht werden, es beim Könige dahin zu bringen, daß ich eine meinem Stande und meinen Talenten angemeſſene Anſtellung erhalte. Ihr rettet mich mit ſolch einem Briefe aus einer troſtloſen Lage. O, Ihr rettet mich nicht allein! Zwei Herzen, die Euch verehren, werden Euch Zeit ihres Lebens dankbar ſchlagen.“.

„Ihr ſollt den Brief an Katalina haben!“ rief die Erzherzogin und ſchlug die Hände zuſammen vor kindiſcher Freude. „Ich werde ihn heute noch ſchreiben und morgen mögt Ihr ihn abholen.“

Der Leibarzt und die Kammerfrauen der Erzherzogin, die mit dem edlen Flüchtling im Einverſtändniß waren, hatten nicht vergebens darauf gerechnet, daß dieſes Ereigniß ihre unglückliche Gebieterin lange Zeit angenehm beſchäftigen werde. Sie ſchrieb an dieſem und den beiden folgenden Tagen, ſie brachte eine Menge verwirrter Dinge zu Papier, aber ſie wurde dadurch von ihren traurigen und kummervollen Gedanken abgezogen. Selbſt als ſie endlich den großen Brief einer ihrer Frauen zur Beſorgung an Don Alfonzo de Granada übergeben und demſelben eine glückliche Reiſe hatte wünſchen laſſen, erkundigte ſie ſich noch lange nach ihm und erfuhr nicht ohne freudige Befriedigung, daß er den ſpaniſchen Boden glücklich verlaſſen und ſich nach England eingeſchifft habe.

Die eingetretene trübe Herbſtzeit mit Sturm und Regen führte aber die Schwermuth und krankhafte Sehnſucht der geiſtesſchwachen Königstochter nach ihrem fernen Gatten in ſteigender Verſtärkung zurück: ſie weinte troſtlos ganze Tage, ſie heulte und ſchrie. Endlich ſchwur ſie ihren in Herzeleid faſt verkommenden Frauen zu, ſie werde, da ſie doch von ihren Eltern ſo grauſam und unmenſchlich zurückgehalten werde, wie jedes andere Weib in die Arme ihres Gemahls eilen und zu Fuß durch die Länder wandern, bis ſie nach Brüſſel komme. Mitleidige Seelen würden ihr wol als der Erzherzogin von Oeſtreich Speiſe und Trank geben. Die Frauen bewachten ſie ſeit dieſer Erklärung nur noch ängſtlicher und dieſe geſteigerte Vorſicht war nicht umſonſt. Eines Tages bemerkten ſie, daß die hohe Frau heimlich ein kleines Päckchen mit einigen nothdürftigen Kleidungsſtücken zuſammenſchlug. Gleich darauf nahm ſie den Kater Don Ceſar in den Arm und eilte die Treppe hinab aus dem Thore über den Schloßhof. Ein Leibdiener begegnete ihr und fragte ſie verwundert: wohin ſie wolle? -- „Zu meinem Gemahl!“ rief ſie und eilte haſtig weiter. Der Diener benachrichtigte ſchnell einige Frauen und es entſtand ein Geſchrei auf dem Hofe. Man rief der Wache an der Zugbrücke zu und dieſe zog raſch die Brücke auf, ſodaß die flüchtige Fürſtin nicht aus dem Bezirk des Schloſſes konnte. Sie rang die Hände verzweiflungsvoll und jammerte wie ein Kind. Unterdeſſen waren ihre Frauen, der Arzt, der Haushofmeiſter und einige Kavaliere hinzugekommen und baten ſie mit den ſanfteſten Worten und

Thränen zurückzukehren und ſich durch ſolch Beginnen nicht in Noth zu ſtürzen. Stumm ging ſie zwar nach dem Schloſſe zurück, aber dort trat ſie im Erdgeſchoß in die Küche und war weder durch Bitten noch durch Drohungen zu vermögen, dieſen Raum wieder zu verlaſſen. Nicht Froſt, nicht Unbequemlichkeit brachten ſie dazu, ihre Zimmer wieder zu beziehen. Man mußte ihr in dieſer Küche ihre Speiſe reichen, man mußte ihr das Nachtlager hier bereiten. In ſich gekehrt und jammernd ſaß ſie ganze Tage und nur dann und wann glitt Philipp's Name über ihre welken Lippen. Ihre Bedienung machte davon Anzeige bei der Königin, die ſich eben in Segovia aufhielt, aber wie gewöhnlich krank daniederlag. Donna Iſabella ſchickte ſogleich den Erzbiſchof von Toledo und den Biſchof von Kordova, aber noch nie hatte der geiſtige Zuſpruch bei der Geiſteskranken weniger vermocht als jetzt. Sie gab zwar den beiden Kirchenfürſten Audienz, ſo oft ſie wünſchten, jedoch ſtets in der Küche auf den harten und kalten Steinen des Fußbodens. So groß auch die Ehrfurcht war, welche ſie ſtets dem ehrwürdigen Ximenes erwieſen, er konnte ſie durch kein Mittel bewegen, ihren unfreundlichen Aufenthaltsort zu verlaſſen und ihre hellen und bequemen Zimmer wieder zu beziehen. Sie ſchrie und beklagte ſich über Betrug und Falſchheit, ja ſie behauptete endlich, ihr Gemahl ſei ermordet worden und man ſuche es ihr zu verbergen. Ihr Zuſtand verſchlimmerte ſich ſo, daß der Leibarzt das Aergſte befürchtete. Es gingen Boten auf Boten an die Königin ab und dieſe, erſchreckt von ſolchen Nachrichten, erhob ſich vom Krankenlager und ließ ſich in einer Sänfte nach Medina del Campo tragen. Das Wiederſehen der beiden unglücklichen Fürſtinnen war ein ſehr trauriges. Die ſchwache, fiebernde Königin wurde dergeſtalt vom ſchmerzlichſten Muttergefühl überwältigt, daß ſie auf dem rauhen Steinpflaſter der Küche heftig weinend in die Knie ſank und die Arme krampfhaft um die Hüften der Tochter ſchlang, die ſich von ihr abwandte. Da lag die große Königin von Kaſtilien, deren ſtarker Geiſt Spanien zu ſeiner zeitigen Höhe gebracht, auf den feuchten Steinen eines düſtern Gemachs und flehete jammernd um ein Liebeswort, einen Liebesblick ihrer geiſteswirren Tochter, der ſie die geerbten und erworbenen Kronen hinterlaſſen ſollte; da lag ſie krank, elend und heimgeſucht von der mitleidwertheſten menſchlichen Bedürftigkeit! Welch ein Bild irdiſcher Größe und Herrlichkeit! Das war nun das Ziel eines ſtolzſtrebenden Lebens, großer Kriegsthaten, hochgeprieſener Staatsklugheit, ſieglächelnder Berechnungen! Das war das Glück, das mit raſtlos aufgehäuften Kronen errungen worden war! Ihre Seelenſtärke verließ ſie ſo ganz, daß ſie untergegangen wäre in Jammer und Verzweiflung, wenn Ximenes' hoher Geiſt ihr nicht rettend zur Seite geſtanden hätte. Aber er, der die Genüſſe der irdiſchen Größe und den Glanz der Macht ſtets verachtet, der allein mit bewundernswürdiger Strenge und Ausdauer den Ruhm und die Herrlichkeit des Gottesreiches im Auge gehabt, er war jetzt der rechte Mann für die Königin. Mit ſanften, ernſten Worten lenkte er ihren Blick von der irdiſchen Unvollkommenheit auf die göttliche Gnade; er träufelte in ihre wunde Bruſt den milden Balſam der Religion; er erſchütterte ihre Seele, indem er ſie auf Augenblicke dem kalten und ſchneidenden Sturme der Wirklichkeit preisgab, um ſie mit liebenden Armen dann in die warmen Regionen des gottbegeiſterten Glaubens emporzuheben.

Erſt durch die heiligſten Verſprechungen gelang es der Königin ihre Tochter etwas zu beruhigen. Sie mußte der Armen auf eine geweihte Hoſtie ſchwören, ſogleich und unverzüglich Befehl zur Ausrüſtung einer Flottille zu geben, auf welcher ſie, die Erzherzogin, mit dem erſten Frühlingstage des nächſten Jahres die ſpaniſchen Küſten verlaſſen könnte. Den Verdacht der Kranken, als lebe der Erzherzog gar nicht mehr, widerlegte die Königin dadurch, daß ſie ihr Philipp's Brief übergab, der kurz vorher von der Geſandtſchaft überbracht worden war, den ſie aber bis jetzt gezögert hatte ihrer Tochter zu überreichen, um die Sehnſucht derſelben nach dem Gemahl nicht noch höher zu ſteigern. Der Brief brachte die günſtigſte Wirkung auf das Gemüth der Leidenden hervor. Sie las ihn wiederholt, küßte ihn, überſtrömte ihn mit Thränen, jubelte über die Liebesverſicherungen, die derſelbe enthielt, und ließ ſich nun leicht bewegen ihre Zimmer wieder einzunehmen. Die Königin und der Erzbiſchof blieben einige Zeit bei ihr, bis die erſtere ſich wieder etwas von den erfahrenen Erſchütterungen und dem Krankheitsanfall erholt hatte.

Juana brachte den Winter damit zu, ihrem Gemahl lange Briefe zu ſchreiben; durch die Geiſtesverwirrung, die ſich darin in jeder Zeile kundgab, ſchimmerte ſtets die rührendſte Zärtlichkeit. Auch nahm ſie ſich ihrer Katzen wieder mit der alten Liebe an, fütterte, kleidete, wartete ſie und reichte ihnen Arzneien, wenn ſie krank waren. Außerdem zählte ſie jeden Tag und freute ſich kindiſch am Abend, daß ſie nun ihrer Abreiſe wieder einen Tag näher ſei. In der Mitte des Februar langten auf ihr dringendes Bitten ihre Eltern in Medina del Campo an, um von ihr Abſchied zu nehmen, und am 1. März fand ihre Abreiſe ſtatt. Iſabella hielt ſie lange umarmt und wollte ſie nicht laſſen. ,,Ich ahne,'' ſprach ſie, ,,daß ich dich nicht wiederſehe, mein unglückliches Kind. Wehe mir, daß ich alle von mir geben muß, die meinem Herzen lieb und theuer ſind! Ich werde einſam ſterben müſſen.''

Die Erzherzogin reiſte über Valladolid und Burgos und begab ſich in Laredo an Bord. Drei Wochen darauf betrat ſie die niederländiſche Küſte.

Das Königspaar blieb in Medina del Campo; die Königin hoffte ſich hier erholen zu können. Am fünften

April wurde Spanien aber von einem entſetzlichen Erdbeben heimgeſucht, welches die gräßlichſten Verwüſtungen anrichtete und den Zuſtand Iſabella's wieder verſchlimmerte. Es kamen ihr neue Todesahnungen. Sie ließ einen Kourier nach den Niederlanden mit der Bitte an den Erzherzog abgehen, er möchte ihr ſeinen älteſten Sohn, Don Karlos, nach Spanien ſchicken, damit er als ihr Erbe unter ihren Augen erzogen und mit ſpaniſcher Sitte vertraut würde. Philipp und ſein Vater wollten ihr willfahren, aber der Plan wurde durch die nachfolgenden Ereigniſſe vereitelt. Denn zu Anfang Juli erkrankten beide Könige von Spanien in Medina del Campo ſo heftig, daß Jedermann fürchtete, Spanien werde ſein Herrſcherpaar mit Einem Schlage verlieren. Ein zweiter Kourier ging nach Brüſſel, um den Erzherzog mit ſeiner Gemahlin zur möglichſchnellſten Reiſe nach Spanien zu vermögen. Aber Philipp war eben in einen Krieg mit dem Herzoge von Geldern verwickelt und hatte auch ohnedies wenig Luſt, unter dieſen Umſtänden Spanien wieder zu ſehen.

Der König erholte ſich inzwiſchen wieder, mit der Königin ward es dagegen ſchlimmer. Sie brachte jedoch noch vier volle Monate auf einem ſchmerzlichen Krankenlager zu, das ihr Ximenes allein durch ſeinen troſtreichen Zuſpruch zu verſüßen vermochte. Am 26. November endlich gab ſie dem Schöpfer ihren Geiſt zurück. Sie war nicht älter als 53 Jahre geworden, eine Frau von großen Eigenſchaften und entſprechenden Fehlern, die Begründerin der Größe Spaniens und vom Gram über das Schickſal der Ihrigen dahin gerafft. Sie behauptet für alle Zeiten in der Geſchichte einen ehrenvollen Platz.

## 13.

## Der König von Kaſtilien.

In der zweiten Woche des Jahres 1505 wurde in der St. Gudula-Kirche in Brüſſel von Seiten des Burgundiſchen Hofs der verſtorbenen Königin von Kaſtilien die feierliche Beſingniß gehalten. Schon hatten auf dem vor dem Hauptaltare aufgeſchlagenen Trauergerüſte die zahlreichen Kerzen fünf Tage ihr melancholiſches Licht verſtreut und zum ſechſten Male wurden die Weihrauchpfannen entzündet, damit ihre Wolken ſich mit denen der ſchwarzen Tuchbekleidung der Kirche vermählen möchten, und die Geiſtlichkeit verſammelte ſich bereits ernſt und ſchweigend, um die eintönigen Exequien für das Seelenheil der Königin Iſabella, die nun ſchon eine Woche lang das Herz der Zuhörer erſchüttert hatten, von neuem zu beginnen. Und heute füllte ſich die Kirche mit noch größern Maſſen gläubiger Chriſten, als an den vorhergehenden Tagen; aus allen weit geöffneten Thüren ſtrömten ſie herein, Welle auf Welle, ſich mit dem ſteigenden Menſchenmeere in der Kirche zu vereinigen. Denn ganz Brüſſel wußte, daß heute die Hauptfeierlichkeit ſtattfinden und das düſtere Gepränge der Beſingniß einem glänzenden und pomphaften weichen würde, einem Schauſpiele, wie es in der burgundiſchen Herzogsreſidenz noch niemals eines Menſchen Auge erblickt habe. Die ganze Hofdienerſchaft, wie die Landes- und Stadtbehörden waren bereits in ihren verſchiedenen Lokalen verſammelt, um ſich in feierlichen Proceſſionen nach der Kirche zu begeben, alle mit doppelten ſchwarzen Schleifen an den Hüten zum Zeichen doppelter Trauer. Denn nicht allein den Tod der Königin von Kaſtilien hatte der herzogliche Hof zu betrauern, auch der junge und lebensfrohe Herzog von Savoyen war nach kurzer Krankheit vor wenigen Monaten geſtorben, und man erwartete täglich die Rückkehr ſeiner jungen Witwe, der Erzherzogin Margaretha, in ihr Mutterland, wohin ſie von ihrem Bruder auf's zärtlichſte eingeladen worden war, um die Statthalterſchaft über die Niederlande zu übernehmen, während er ſeinen Zug nach Spanien machen und ſich dort in Beſitz des ihm zugefallenen kaſtiliſchen Throns ſetzen wollte.

Das erzherzogliche Paar ſtand eben im Begriff, inmitten ihres großen Hofſtaates die Schloßhalle zu verlaſſen und ſich in die Kirche zu begeben, als ein von ſechs Rappen gezogener Wagen durch das Thor und die Straßen rollte und vor dem herzoglichen Schloſſe hielt. Die herzutretenden Diener hoben einige in tiefſte Trauer gekleidete vornehme Frauen heraus, von denen die höchſte und ſchlankſte — eine majeſtätiſche Geſtalt — in die koſtbarſten ſchwarzen Schleier gehüllt, mit fieberhaft raſchen Schritten, die ihre gewaltige innere Bewegung verriethen, die Treppe hinaufeilte und bald in der Halle vor dem Erzherzog ſtand. Sie ſchlug den Schleier vom Antlitz zurück und ſank laut aufweinend in die ausgebreiteten Arme des jungen Fürſten. Es war Margaretha, die vom Tode der ihr theuern Herzen merkwürdig ſtreng verfolgte edle habsburgiſche Fürſtin. Abermals zog ſie, eine trauernde Witwe, in das fürſtliche Haus ihrer mütterlichen Ahnen ein, wiederum waren zwei von ihr heißgeliebte Menſchen früh in den Tod gegangen, der blühende jugendliche Gatte und die edle Schwiegermutter, die hochherzige Iſabella. Die Stunde ihrer Ankunft war um ſo erſchütternder, denn der heutige Tag, der 10. Januar, war ihr fünfundzwanzigjähriger Geburtstag. Fünfundzwanzig Jahre und ſchon drei Mal des Gatten beraubt!

Verſtoßen von Frankreichs glänzendem Königsthron, ein harmloſes unſchuldiges Kind, Witwe des Erben der mächtigen ſpaniſchen Königsthrone und Witwe des ſanften, liebenswürdigen Herzogs von Savoyen, von dem ſie angebetet worden war, trat ſie, die unglückliche Tochter Oeſtreichs und Burgunds, die gefühlvolle Dichterin, wieder zu dem einzigen ihr noch gebliebenen theuern Herzen, zu ihrem Bruder Philipp. Zwar liebte ſie ihren Vater, aber ſie war ja immer nur kurze Friſten in ſeiner Nähe geweſen, er war ihr zu fern in ſeinen tyroler Bergen; ihr Herz hatte nie Gelegenheit gehabt, mit dem ſeinigen zu verwachſen.

An ihres Philipps Bruſt ſchluchzte ſie: „Ich bringe dir ſeine letzten Küſſe; er liebte dich, wie mich, und in ſeiner Todesſtunde war er nur mit uns Beiden beſchäftigt. Ach, Philipp, Philipp! wer hätte das ahnen ſollen, als du vor ſechs Monaten von uns gingeſt, daß ich heute wiederum als Witwe zu dir kommen würde!“

Alle Augen wurden naß; ein Jüngling im Gefolge weinte troſtlos. Es war Marr von Bubenhoven.

„Faſſe dich, mein Gretchen!“ tröſtete der erſchütterte Erzherzog. „Wer kann wider göttliche Schickung! Wir ſtehen alle in der Hand des Herrn!“

Margaretha umarmte ihre Schwägerin, die wenig Theilnahme für ihren Schmerz hatte, und ſchloß ſich dann mit ihren Frauen der fürſtlichen Familie an, als deren Glied ſie nun wieder betrachtet wurde, um mit in die Kirche zu der wichtigen Feierlichkeit zu ziehen, welche heute dort beabſichtigt wurde.

Der Erzherzog nahm mit ſeiner Gemahlin auf einer dicht vor dem Hochaltare dem Trauergerüſt gegenüber errichteten, mit einem Baldachin überdeckten Tribune Platz, zwei Stufen tiefer ſeine Schweſter und Kinder; zu beiden Seiten der zahlreiche Hofſtaat und die kaſtiliſchen Adeligen, Granden, Ricos Hombres, Cavalleros und Hidalgos, welche nach dem Tode ihrer Königin aus Spanien herbeigeeilt waren, ihr junges Königspaar in Brüſſel zu begrüßen und ſich von Philipp, je nach Umſtänden, Gnadenbezeigungen und Vortheile zu verſchaffen.

Unter ihnen zeichnete ſich Don Juan Manuel de Campos de la Torre, der Geſandte der Kronen von Kaſtilien und Aragonien beim Könige Maximilian, aus. Dieſer hatte kaum das Ableben ſeiner Königin erfahren, als er ſeines eignen Vortheils wegen und auf Anſuchen einiger kaſtiliſcher Herren ſogleich nach Brüſſel eilte, wo er ſich dergeſtalt in Philipps Gunſt zu ſetzen wußte, daß dieſer ihn nicht wieder entlaſſen wollte.

Die Ehrenherolde ſtellten ſich mit ihren Stäben zwiſchen der Tribune und dem Trauergerüſte auf. Das feierliche Hochamt begann. Wiederum wogten die ſchwermüthigen Klagegeſänge der Prieſter, wiederum flammten die Kerzen trübe in den Weihrauchwolken und der ſchwarzbekleideten Kirche; der Anblick der in Trauergewande gehüllten Menge machte wiederum einen düſtern und ſchmerzlichen Eindruck auf alle Anweſende und das Erſcheinen der jungen fürſtlichen Witwe erhöhete noch die ernſte Stimmung der dem Andenken und dem Seelenheile der Todten geweihten Stunde. Aber bald beſchloß der Biſchof die Exequien mit einem letzten Gebete für die Seele der Königin Iſabella von Kaſtilien und nahm in der Mitte der übrigen Prieſter ſeinen Abtritt vom Hochaltare. Kaum waren die Diener der heiligen Meſſe verſchwunden und die Trauergeſänge verſtummt, als der erſte Ehrenherold des Erzherzogs vortrat an das Trauergerüſt und mit lauter Stimme drei Mal hinter einander rief: „Die Königin von Kaſtilien iſt todt!“ Hierauf warf er den Heroldsſtab zu Boden, wandte ſich nach der Tribune, verneigte ſich drei Mal vor dem erzherzoglichen Paare, hob den Baldachin über demſelben hinweg und legte ihn auf den hohen Altar und rief abermals drei Mal: „Es leben Philipp und Johanna, König und Königin von

Kaſtilien, Leon, Toledo und Granada!“ Achtzehn Trompeter zu beiden Seiten des Altars ſchmetterten hinter jedem Rufe eine Fanfare, und bei der letzten ſanken die ſchwarzen Hüllen der Kirche, die Kerzen auf dem Trauergerüſt erlöſchten und das helle Tageslicht quoll durch die hohen Fenſter. Der erſte Ehrenherold trat wiederum vor den neuen König und redete ihn an: „Durchlauchtigſter Herr, es wird Euch hiermit angedeutet, daß Ihr, nach Gewohnheit der Kaiſer und Könige, den Herzogshut ablegen ſollt, den zu tragen Euch als König nicht mehr gebührt!“ Sogleich erhob ſich der Hofkanzler und ſtieg auf der rechten Seite zu Philipp hinan: der erſte Ehrenherold zur linken und ſo nahmen ſie dem Könige den Herzogshut vom Haupte, den ſie ebenfalls auf den Altar niederlegten. Von dort nahm der Herold nun ein koſtbares, bloßes Schwert bei der Spitze, kehrte damit zu Philipp zurück, hob es empor und ſprach: „Herr, dieſes Schwert wird Ew. Majeſtät übergeben, zum Zeichen, daß Ihr ſollt ſein ein Schutzherr der Gerechtigkeit und Euere Königreiche, Länder und Unterthanen beſchützen und nicht unterdrücken!“ Der König kehrte nun ſein Geſicht dem Altar zu, nahm das Schwert beim Kreuz, warf ſich auf ein Knie nieder und betete ſtill: dann ſtreckte er das Schwert empor und hielt es eine Weile gleichſam zum Schwur, daß er ſeine Königspflicht erfüllen wolle. Als er ſich wieder umwandte, hatten alle Herolde, Trompeter und niedere Diener ihre Röcke abgelegt und andere mit den kaſtiliſchen Farben angezogen. Alle Verſammelten brachen in ein Jubelgeſchrei aus: „Hoch lebe das kaſtiliſche Königspaar! Hoch leben Philipp und Johanna!“ Und das Gewölbe der Kirche hallte wider vom Jauchzen der Tauſende. Jetzt erſchien der Biſchof in der Mitte aller Prieſter in den glänzenden Pontificalibus wieder vor dem hohen Altar und ſtimmte den ambroſianiſchen Lobgeſang und das „Fac salvum Regem“ an und ſprach den Segen über den knienden König. Sobald ſich Philipp nach dieſer Feierlichkeit erhob, trat ihm ſeine Schweſter zuerſt glückwünſchend entgegen; aber ihre Worte klangen ſo wehmüthig, in ihren Augen ſchwammen Thränen, ſo daß der Glückwunſch ſchier wie eine bange, ahnungsvolle Klage klang. „Sei glücklicher in Spanien, als ich!“ hauchte ſie, aber ſie fühlte ihr Herz von einem ſo empfindlichen Schmerz durchzittert, daß ſie das ſchöne, kummervolle Haupt zur Erde neigte, um dem Bruder ihre rinnenden Thränen zu verbergen. Er küßte ſie dankend auf die hohe, reine Stirn und gab ihr den einen Arm, während er Johanna den andern reichte. Der Zug ging, vom Volksjubel begleitet, in das Schloß zurück.

## 14.

## Noch ein Kaſſandra-Traum.

Ernſt und ſinnend ſchritt die ſonſt ſo heitere und fröhliche Erzherzogin Margaretha durch ihre Gemächer und begrüßte jeden kleinen Gegenſtand, der ſich ihrem thränendüſtern Blicke darbot und ſie an vergangene Tage erinnerte, mit wehmüthiger Freude und einem Lächeln, der Winterſonne vergleichbar, die ihre matten Strahlen über ein ödes Schneefeld hingleiten läßt. Ihre Kammerfrau öffnete die Thür und ließ einen in die kaſtiliſchen Farben gekleideten Pagen, einen hochaufgeſchoſſenen Jüngling herein. Es war Marx von Bübenhoven. Sein von Geſundheit blühendes, edles Geſicht, vom Purpur ſüßer, verſchämter Befangenheit übergoſſen, verrieth, daß er ſich jetzt der Gefühle gar wohl bewußt ſei, die ſein Herz nun ſchon ſeit Jahren für die hohe Frau hegte, vor die er jetzt mit dem leiſen Zittern höherer

Erregtheit und unwiderſtehlichen Liebeszaubers trat; ja die ſtille Ahnung ſeines Gemüths, daß auch er der Erzherzogin keine ſo gleichgültige Perſon ſei, wie die übrigen Pagen und Hofherren ihres Bruders, hatte ſich jetzt in eine ihn beſeligende Ueberzeugung umgewandelt. Wenn aber eine ſolche Ueberzeugung einen andern jungen Mann ſeines Standes ſtolz, zuverſichtlich, keck, übermüthig gemacht haben würde, ſo hatte ſie dagegen ſeine Gefühle veredelt und zu einer ſchwärmeriſchen Verehrung, faſt Anbetung geſteigert. Margaretha hatte in ſeinen Augen Alles abgelegt, was an die Schwäche des Weibes erinnern konnte; ſie war ihm gleichſam die heilige Muſe der Dichtkunſt ſelbſt geworden, und er bebte vor Entzücken bei dem Gedanken, daß er ferner wieder in ihrer Nähe verweilen und ſein Auge mit begeiſterter Schwärmerei zu ihr erheben dürfe. So ſehr ihn ihr Schmerz über den Tod des Gatten ergriff, ſo pries er ihn doch im Stillen als ein ihm günſtiges Geſchick.

Der Page verneigte ſich tief vor der hohen Herrin und haſchte nach dem Saume ihres leichten Trauermandels, um einen ehrfurchtsvollen Kuß darauf zu drücken; aber ſie reichte ihm wohlwollend und mit der ihr natürlichen Anmuth die Hand zum Kuſſe, während ſie ihr Auge, nicht ohne eine gewiſſe geiſtige Befriedigung, über ſeine ſchöne und blühende Geſtalt hingleiten ließ. Vielleicht ruhten ſeine Lippen einen Augenblick länger, als die ſtrenge Sitte erlaubte, auf der ſchönen, vollen Hand; aber die gütige Fürſtin zürnte ihm deshalb nicht, vielmehr entglomm ein milder Strahl in ihrem reinen, keuſchen Auge.

„Junker von Bühenhoven," ſagte ſie ſanft, „ich habe Euch bitten laſſen, mir einige Augenblicke zu ſchenken; denn mein Herz verlangt mit Euch zu reden und nach dem neuen und ſchweren Verluſt, den der Himmel über mich verhängt hat, kann ich der Stimme des Herzens weniger widerſtehen, als je. Denn je mehr die Zahl der mir lieben und theuern Menſchen zuſammenſchmilzt, deſto wärmer und inniger muß ich mich ja an die ſchließen, die mir noch geblieben ſind."

„Ganz Flandern und Brabant iſt voll Herzen, die Euch verehren, durchlauchtigſte Frau, und viele davon ſind freudig bereit, Leib und Leben, Gut und Blut für Euch zu geben," verſetzte der Page, indem er die Hand auf's Herz legte.

„Ich erkenne ihre Liebe und fühle mich ihnen dankbar verpflichtet. Aber nicht mit Allen kann ſich meine Seele verſchwiſtern. Es iſt ein Unterſchied in der Liebe, wie in allen Gefühlen. Neben der warmen, herzlichen Menſchenliebe gibt es noch ein innigeres, heiligeres Gefühl, ein Zuſammenſchmelzen der Seelen, eine geiſtige Verwandtſchaft. Seht nun, Junker Bübenhoven, ich, ſonſt das heiterſte, unbefangenſte Weſen, kann jetzt die düſtere Ahnung nicht loswerden, daß der Tod, der ſich mir nun ſchon ſo furchtbar feindlich gezeigt, nicht aufhören werde, die Geliebten, an denen meine Seele hängt, hinwegzureißen aus dem warmen Leben in ein kaltes Schattenreich und mich troſtlos und verzweifelnd allein übrigzulaſſen."

„Um Gott, gnädigſte Frau!" rief Bübenhoven erſchreckt, „von welchen ſchwarzen Bildern laßt Ihr doch Euere lichte Seele beſchleichen und martern! Ich fleh' Euch an bei allen Heiligen; gebt Euch in Euerm ſchönen Heimatlande wieder den alten heitern Gedanken und Gefühlen hin, die Euch in den Niederlanden den Namen des „luſtigen Gretchens" erworben haben. Verſcheucht dieſe entſetzlichen Ahnungen! Sie können und werden nicht in Erfüllung gehen."

Die Erzherzogin ſchüttelte ſchmerzlich lächelnd das ſchöne Haupt. „Meine düſtern Ahnungen und Träume ſind noch alle in Erfüllung gegangen, eben weil ich keine düſtere Träumerin und Kopfhängerin bin," verſetzte ſie dann leiſe. „Als ich Euch geſtern in dem mich betäubenden Gepränge erblickte, durchbebte mich ſogleich lebhaft die Erinnerung, daß Ihr es waret, dem ich meine Ahnung und meinen böſen Traum vor meiner Abreiſe nach Savoyen mittheilte. O dieſer gräßliche Traum, wie ſchrecklich iſt er in Erfüllung gegangen und wie hat ſich die Ahnung bewährt, die ſich an die verlorene koſtbare Perle, mein Namensbild und Geſchenk meines nun auch den Todten angehörigen Gatten, kettete! Ich ſah ihn in jenem Traume, den jungen, blühenden Fürſten, mich verlaſſen, die ich an ſeinem Arme in einem herrlichen Garten luſtwandelte, und in den ſchwarzen Leichenwagen ſteigen, in welchem ihn der König Karl von Frankreich und der Prinz Juan von Spanien empfingen. Wehe mir, daß es ſo geworden iſt! Ihr wolltet mir damals meine böſe Ahnung ausreden. Darum ſparet Euere Worte, Junker. Auch die neuen Ahnungen und Träume, die mich heimgeſucht haben, werden ſich erfüllen. Faſt gemahne ich mir wie jene unglückliche Kaſſandra, auch eine Königstochter wie ich, die im prophetiſchen Geiſte den Untergang ihres Hauſes vorausſah. Auch mich hat Apoll mit ſeinen Gaben bedacht wie ſie!

„Euere Worte, gnädigſte Herrin, machen mir bange. Was iſt Euch neuerdings zugeſtoßen, was Euch in ſo betrübte Aufregung verſetzen konnte?“

„Mit ſchwerem Herzen — Ihr könnt es Euch denken — langte ich hier an. Ich beeilte mich, der freundlichen Einladung meines Bruders Folge zu leiſten, aber die Winterreiſe durch das Gebirg ging langſam von ſtatten: ſelbſt in den Rheinſtädten hielt mich noch körperliche Schwachheit über Erwarten zurück. Und ſo mußte ich gerade zu dem Gepränge der Königserklärung eintreffen. Es machte einen peinlichen Eindruck auf mich, dieſen Königsjubel auf dieſe Königstrauer ſo unmittelbar folgen zu ſehen, und in meiner Seele miſchten ſich die kaum verſtummten Trauerklänge mit dieſen Freudetönen und ſiegten über ſie. Mir wurde unausſprechlich bange zu Muthe und, als ich Philipp beglückwünſchen wollte, war mir's, als ſtände ſtatt des blühenden Mannes ein bleicher Schemen vor mir."

„Die Anſtrengung der Reiſe, der ſchnelle Wechſel des Wiederſehens, der düſtern und freudigen Feierlichkeit, Euer eignes kummervolles Herz —" ſtammelte der Page.

„Dem ſei, wie ihm wolle. Genug, ich verfügte mich bald zur Ruhe; denn ich fühlte mich ſehr angegriffen. Da träumte mir, ich befand mich wiederum in der Kirche, und das ganze Gepränge, das ich am Tage erlebt, ging noch einmal, in ernſter, ja düſtrer Feier, obgleich mit mancherlei wichtigen Abweichungen, an meinen Augen vorüber. Zuerſt bemerkte ich, daß ich mich nicht in der Kirche der h. Gudula in Brüſſel, ſondern in der ſchönen Kirche des Franziskanerkloſters Santa Iſabella in der Alhambra zu Granada befand, in welcher die irdiſchen Ueberreſte der Königin Iſabella ihre Ruheſtätte erhalten haben. Das Trauergerüſt war prächtiger geſchmückt und man konnte es für einen Thron halten. Die Kerzen flammten höher; die ungeheuere Menſchenmenge lag vom ſtarren Schmerz wie an den Boden gefeſſelt und die Töne des Requiem wimmerten herzzerſchneidend durch die weiten Räume der ehemaligen Moſchee des Maurenpalaſtes. Sobald die Exequien beendigt waren, und der Herold meinen Bruder zum König ausgerufen hatte, fiel die ſchwarze Bekleidung des Trauergerüſtes, und es ſtand als ein hoher, über alle Beſchreibung prachtvoller Thron da; die Kerzenflammen waren zu Sternen geworden, die aus einem dunkeln Nachthimmel herabglänzten. Die ſpaniſchen Granden forderten Philipp auf, den Thron zu beſteigen. Schon war er mit dem reichen goldgeſtickten Königspurpur angethan, und die Krone Kaſtiliens funkelte auf ſeinem Haupte. Er faßte die Hand ſeiner Gemahlin, um mit ihr den Thron zu beſteigen, aber ſiehe! es war nicht die Infantin Donna Juana, ſondern Luiſe von Maine, meine geliebte Luiſe, wallend in den überaus prächtigen Gewändern einer Sultanin von Granada, und an ihrem Turban leuchtete der Diamant Zoraidens, der unglücklichen Gattin Boabdil el Chiko's. Majeſtätiſch, recht wie eine Königin von Granada, ſtieg ſie mit Philipp, dem Könige, Hand in Hand die Stufen zum Throne hinauf. Aber je mehr ſie erſtiegen, deſto mehr wurden der Stufen; der Thron wuchs höher und höher, bis die Sterne ſeinen Himmel küßten, und das Königspaar ſtieg raſcher und raſcher. Zuletzt war mir's, als hätten ſie Flügel und ſtrebten damit empor; oben ſtanden Iſabella, die verſtorbene Königin von Kaſtilien, und der Herzog Philibert von Savoyen, mein todter Gatte, und reichten Philipp und Luiſe die Hände und zogen ſie vollends zu dem ſternenleuchtenden Königsthrone empor. In der Kathedrale erbrauſten wieder die feierlich mächtigen und erſchütternden Töne des Requiem, und ich erwachte vom Schalle der Zinken und Poſaunen, denn die Pfeifer und Spielleute des erzherzoglichen Hofes brachten mir eine Morgenmuſik."

„Dieſer Traum ſcheint mir zu bedeuten," nahm der Page jetzt mit zitternder Stimme das Wort, „daß Euere Freundin vom Könige Philipp zu den ihr gebührenden Ehren und Würden emporgehoben werden wird. Vielleicht dürfen wir ſie nun bald als Sultanin von Granada begrüßen."

„Ein mächtiges, wehmüthiges Gefühl in meiner Bruſt wehrt mir, dieſer Euerer Deutung beizuſtimmen. Wir müſſen es Gott anheimſtellen, der mich gewürdigt hat, die Zukunft der Meinigen in ſolch wunderbaren Traumbildern und Ahnungen zu ſchauen. Aber der Traum hat die mächtigſte und gewaltigſte Sehnſucht nach Luiſen in mir wieder wach gerufen. Und ich habe Euch zu mir beſchieden, um

Euch zu fragen, ob Ihr keine neuen Nachrichten von der geliebten Freundin habt?"

„Ich bedaure ſehr, Ew. Hoheit nichts melden zu können. Es iſt mir, ſeit unſerer Abreiſe von Spanien, nicht die mindeſte Nachricht über ihr ferneres Geſchick zugekommen."

„Ihr geht mit dem Könige nun wieder nach Spanien, Junker Bübenhoven. Ich bitt' Euch inſtändigſt, bietet Alles auf, um den Aufenthaltsort meiner geliebten Jugendfreundin auszukunden und ihr einen Brief von mir zu übergeben. Mein Bruder hat mir ſeinen Plan heute Morgen mündlich eröffnet, von dem er mir geſchrieben, und um deswillen er mich wieder in die Niederlande beſchieden hat. Ich ſoll das Land meiner Geburt als Statthalterin in ſeinem Namen regieren, während er Kaſtilien beherrſcht. Da hab' ich es mir denn ſchön ausgedacht, daß Luiſe wieder bei mir ſein und leben ſoll, glücklich durch mich und mich beglückend, ſo viel mir eben noch vergönnt iſt, irdiſches Glück zu genießen. Ja, nur an ihrer Bruſt kann ich all' meinen Schmerz ausweinen und noch heitere Stunden verleben. Wenn es Gott nicht anders gefällt," ſetzte ſie wieder mit einem ſchmerzlichen reſignirenden Lächeln hinzu.

„Er wird Euern ſchönen Wunſch erhören und mit der Erfüllung ſegnen!" rief Bübenhoven.

„Und zu dieſer Erfüllung — ſo weit ſie eben in menſchlicher Kraft ſteht — ſollt Ihr mir behülflich ſein. Ihr ſollt die vertriebene, flüchtige Freundin aufſuchen; Ihr ſollt ſie in meine Schweſterarme führen, ſollt ihr wieder eine Heimat geben und zwei Herzen wieder vereinigen, die ſich nie hätten trennen ſollen."

„O, wie hoch beglückt Ihr mich ſelbſt durch dieſen ehrenvollen Auftrag, hohe Frau! Nichts auf der Welt könnte mir lieber ſein, als ihn auszuführen. Ermeßt danach meinen Eifer, mit dem ich mich ſeiner Ausführung unterziehen werde.“

„Ich weiß, ich weiß und kenne Euer rechtſchaffenes, mir ergebenes Herz. Und da ich auch weiß, was Euch lieb iſt, ſo hab' ich Euch ein kleines Geſchenk mitgebracht, das Ihr, ich hoffe, gern aus meiner Hand annehmt. Es ſind die wenigen Gedichte, die ich in Savoyen niedergeſchrieben.“ Damit legte ſie einen kleinen, ſchmalen, mit Gold verzierten Lederband in ſeine Hand. Vom Gefühl überwältigt, ſtürzte er auf die Knie, empfing ſo das Geſchenk, das ihm mehr werth war, als die Krone von Kaſtilien, küßte bald das Buch, bald die Hand der gütigen Fürſtin, ſchluchzte und war nicht vermögend, auch nur ein einziges Wort zu ſagen.

„Noch Eins!“ ſagte die milde Fürſtin dann. „Ich habe Herrn Jakob Fugger ſeit meiner Abreiſe von hier nicht wieder geſehen und geſprochen. Könnt Ihr mir nicht melden, was aus unſerm wilden Pflegling, dem Sohne meiner Claire geworden iſt, den ich ſeiner Fürſorge anvertraute?“

„Ich habe Herrn Fugger fleißig nach ihm befragt, gnädigſte Frau. Einen Leinweber hat er nicht aus dem Buben zu machen vermocht; dazu iſt er zu unbändig geweſen. Um ihn zu zähmen, hat er ihn alſo erſt in ſein Silberbergwerk in meiner Heimat geſteckt. Aber auch hier hat er nicht gut gethan. Und ſo iſt der wilde Range nach Kremnitz in Ungarn gebracht worden, wo, wie Ihr wißt, Herr Fugger Beſitzer des Goldbergwerks iſt. Dort arbeitet Toni nun ſchon ſeit Jahr und Tag. Neueſte Nachrichten habe ich nicht über ihn.“

„Ich danke Euch. Ich denke, Herr Fugger wird mir bald ſeinen Beſuch ſchenken, da er ja jetzt öfter Veranlaſſung hat, in die Niederlande zu reiſen. Wie hat ſich ſein Handelsgeſchäft in Antwerpen geſtaltet?“

„Wenn das Geſchäft unter Peter van der Kapellen einer prächtigen Tulpe glich, ſo iſt es jetzt einem blühenden Mandelbaume zu vergleichen, der mit tauſend herrlichen Blüten überſchüttet iſt. Neben dem Fugger'ſchen Hauſe iſt vom Herrn Bartholomäus Welſer von Augsburg ein zweites Handelshaus mit Hülfe Jakob Fugger's errichtet worden, und die Schiffe der Fugger und Welſer beſuchen bereits die nordiſchen Küſten, Italien und Portugal."

„Fürwahr, dieſer Leinweber iſt einer der außerordentlichſten Menſchen!"

„Aber die Ueppigkeit des Reichthums in van der Kapellen's Hauſe, die mit fürſtlicher Pracht wetteiferte und ſchier beleidigte, hat der ſchlichten Bürgerlichkeit Platz machen müſſen."

„Das iſt die edle, deutſche Einfalt. Ja, ich kenne meinen Fugger und verehre ihn wie meinen Vater."

„Ich bin hocherfreut, Hoheit, dieſes Gefühl mit Euch theilen zu dürfen. Auch ich liebe und verehre den edeln, ſchlichten Augsburger wie meinen Vater und wahrlich, er hat väterlich an mir gehandelt! —" Der von Entzücken ſtrahlende Page ſchwieg einen Augenblick, während ſeine Züge den Ausdruck einer leichten Verlegenheit annahmen. Dann begann er wieder leiſer, ſchüchterner und ſtockend: „Gnädigſte Frau, die Erinnerung an das üppige und ſchmählich untergegangene Haus Peters van der Kapellen bringt mir eine Perſon in's Gedächtniß, die mich ſchon vor Euerer Ankunft dringend erſucht hat, ein gutes Wort für ſie bei Euch einzulegen und Euch zu bitten, daß Ihr ſie in Euere Dienſte nehmen mögt."

„Ich bin vorſichtig in der Wahl meiner Diener. Wer iſt es, den Ihr mir empfehlen wollt?"

„Es iſt eine Negerin von der Goldküſte, die ſchwarze Matty genannt, welche im Dienſte der Frau van der Kapellen ſtand und bei dieſer unglücklichen Frau im ſchwerſten Leid mit rühmlicher Treue ausharrte. Nachdem Frau van der Kapellen ihr Vaterland verlaſſen, hat Matiy einigen vornehmen Herrſchaften gedient und gehört jetzt zur Dienerſchaft der Gräfin von Horn hier. Sie würde es ſich für das größte Glück ſchätzen, Ew. Hoheit bedienen zu dürfen, und ich kann Euch verſichern, ſie iſt dieſes Glücks nicht unwerth.“

„Führt mir Euern ſchwarzen Schützling zu, Junker. Ich werde ſie annehmen, da Ihr ſie mir ſo warm empfehlt.“

Der Junker ergriff dankend noch ein Mal die Hand der hohen Herrin und drückte abermals einen vom tiefſten Gefühl gezeugten Kuß darauf. Margaretha winkte freundlich ihn entlaſſend, und er ſtürmte hinaus, wie von Flügeln getragen. Es waren die Aetherſchwingen der Liebe, die ihn hoben.

## 15.

## Neuer Königshader.

Der Erzherzog Philipp hatte noch im Laufe des Decembers des verwichenen Jahres durch Don Juan Manuel de Campos, den ſpaniſchen Geſandten am Hofe ſeines Vaters, Nachricht von einem Teſtamente der Königin Iſabella erhalten, welches im wahren Wortverſtande ihn und ſeine Gemahlin von der Regierung des Königsreichs Kaſtilien ausſchloß und dieſe ihrem Gemahle, dem König Ferdinand, bis zur Volljährigkeit ihres Enkels, des Erzherzogs Karl, übertrug. Die Gründe dieſer Verfügung ſollten, geſtützt auf das dringende Begehren der Kortes von 1503, folgende ſein: Donna Juana könne wegen ihrer Geiſtesſchwachheit nicht zur Regierung zugelaſſen werden, und der Erzherzog habe ſich während ſeiner Anweſenheit in Spanien in jedem Betracht als untüchtig zum Regieren und als der Krone unwürdig gezeigt. Das Gerücht von dieſem merkwürdigen Teſtament durchflog ganz Europa mit den ärgſten Entſtellungen. Mehrere im neuen Jahre in Brüſſel angekommene Kaſtilier beſtätigten dieſe Kunde, brachten aber auch dem Könige die tröſtliche Verſicherung, daß der ganze hohe Adel Kaſtiliens mit dieſer Verfügung unzufrieden ſei, und, da dieſelbe, wenn das Teſtament wirklich echt, woran noch zu zweifeln, nicht mit Zuziehung der kaſtiliſchen Stände gemacht ſei und ihrer Beſtätigung entbehre, ſo ſeien dieſe weder verpflichtet, noch gewillt, ſie anzuerkennen. Vorzüglich aber ſei der hohe Adel feſt entſchloſſen, ſich nur dem Don Philipp und nicht dem Don Fernando zu unterwerfen, weil die Königin durchaus kein Recht gehabt habe, in dieſer Weiſe über die Krone zu verfügen.

König Philipp hielt mit dieſen Herren mehrfache Berathungen; aber jede neue Nachricht aus Spanien ſchien das geſpannte Verhältniß zwiſchen dem Könige von Aragonien und deſſen Schwiegerſohne zu erhöhen. Noch vor Ablauf des Monats langte die Kunde in Brüſſel an, daß König Ferdinand die kaſtiliſchen Stände zu Anfang des Jahres in die Stadt Toro berufen, und daß dort zwar die Erzherzogin-Infantin Donna Juana als Königin ausgerufen, der König Don Ferdinand aber wegen Unfähigkeit Juana's zum Verweſer des Königsreichs in ihrem Namen ernannt und bevollmächtigt worden ſei, bis zur Volljährigkeit des Prinzen Don Karlos zu regieren. Alles nach der Teſtamentsverordnung der verſtorbenen Königin, welche ſonach von den kaſtiliſchen Ständen anerkannt worden.

Dadurch wurde Philipps Lage in Bezug auf ſein neues Königreich ſchwieriger. Doch Don Juan Manuel redete ihm Troſt und Muth ein, und einige Tage ſpäter lief ein Brief des Herzogs von Najara, eines Vetters des erſchlagenen Admirals von Kaſtilien, und des Marquis von Villena, der beiden erſten Granden der kaſtiliſchen Krone, ein, worin ſie dem Könige Philipp ſchrieben, daß der ganze hohe Adel des Königsreichs, mit nur ſehr wenigen Ausnahmen, ſehnlichſt auf ſeine Ankunft wartete, um ſich ſogleich ſeinem Dienſte zu widmen und für ſeine königlichen Rechte zu ſtreiten, welche ihm weder die verſtorbene Königin durch ihr Teſtament noch die vom König Ferdinand geleiteten Stände entziehen könnten.

Bald darauf langten auch einige Räthe des Königs Maximilian in Brüſſel an, welche dem Könige Philipp Rathſchläge in dieſer Angelegenheit überbrachten. In einer Miniſterverſammlung beſchloß Philipp eine Geſandtſchaft an den König Ferdinand zu ſchicken, und er wählte dazu ſeinen Günſtling Philibert von Vere und einen Kaſtilier, Namens Andreas del Burgos.

Dieſe beiden Herren erhielten vom König Philipp den Auftrag, dem Könige Don Fernando ſeinetwegen zu entbieten, daß er ſich aus den Staaten Kaſtiliens hinweg begeben möchte, deren Regierung allein ihrem Herrn, Philipp, König von Kaſtilien, zuſtände, welcher weder eines Vormundes, noch Kurators benöthigt ſei und ſich, falls er eines Stellvertreters bedürfe, dieſen bei ſeiner Anweſenheit ſelbſt beſtellen werde.

Dieſe Geſandtſchaft ging zu Anfang des Monats Februar nach Spanien ab. Sie war noch nicht acht Tage fort, als die Nachricht, es ſei eine Geſandtſchaft des Königs Ferdinand von Aragonien und der kaſtiliſchen Kortes in Brüſſel angekommen, alle Gemüther in Aufregung verſetzte. Es waren zwei edle Spanier, Don Juan de Fonſeca, erwählter Biſchof von Valencia, und Ludovico Conchillos. Der Letztere war zugleich vom König von Aragon zum Kammerherrn der Königin Juana beſtellt.

Der König empfing ſie am dritten Tage in voller königlicher Pracht und nach ſpaniſcher Sitte mit bedecktem Haupt. Alle Hofämter waren um ihn verſammelt und ſtanden auf den Stufen des Throns. Die beiden Geſandten, von einem Herold, der ihre Namen ausrief, und von einem Marſchall eingeführt, traten an den Thron heran und überreichten zuerſt ihre Beglaubigungsſchreiben, welche der König dem Hofkanzler zur Prüfung übergab. Sobald ſie dieſer als richtig befunden hatte, ſprach der König: „Redet!“

Der Biſchof von Valencia nahm das Wort und erklärte, ſie ſeien im Namen Sr. katholiſchen Majeſtät, des Königs Don Fernando von Aragon, Neapel und Sicilien, Reichsverweſers von Kaſtilien, gekommen, um Sr. Majeſtät, dem Könige von Kaſtilien, die von den kaſtiliſchen Ständen beglaubigte Abſchrift des Teſtaments der verſtorbenen Königin und das Protokoll der letzten Ständeverſammlung zu Toro zu überbringen und ſich danach über die Willensmeinung ihres Monarchen vernehmen zu laſſen. Mit dieſen Worten übergab der Sprecher dem Könige die Pergamentrolle, welche die Abſchrift des Teſtamentes enthielt, und auch ſie legte der König in die Hände des Hofkanzlers mit dem Befehl, den letzten Willen ſeiner erlauchten Schwiegermutter, der Donna Iſabella, laut vorzuleſen. Dieſem Befehle wurde ohne Verzug Folge geleiſtet.

Der Eingang betraf Anordnungen ihres Begräbniſſes, von jener großen, edlen Einfachheit eingegeben, der die Königin ſtets gehuldigt. Alle verſchwenderiſche Pracht ſollte vermieden und das dadurch erſparte Geld an die Armen verabreicht werden; in der Kirche des von ihr in der Alhambra in Granada errichteten Franziskanerkloſters ſollte ihre Hülle in einer niedrigen, ſchlichten Gruft ruhen. Dann ſorgte ſie zunächſt für verſchiedene Wohlthätigkeitsanſtalten, wies unter Anderem Heirathsgüter für arme Mädchen an und eine beträchtliche Summe zur Befreiung chriſtlicher Gefangener in der Berberei. Nach andern löblichen und weiſen Verordnungen, die meiſt Erſparniſſe im Reichs-

und Hofhaushalte bezwecken, geht ſie zur Thronfolge über, welche ſie für die Infantin Juana als „beſitzende Königin" und den Erzherzog Philipp als ihren Gemahl beſtimmt. Sie gibt ihnen manchen guten Rath in Bezug auf ihre künftige Verwaltung; ſie empfiehlt ihnen, wenn ſie ſich die Liebe und den Gehorſam ihrer Unterthanen ſichern wollten, ſich in jeder Hinſicht nach den Geſetzen und Gebräuchen des Reiches zu richten, keinen Fremden zu einem Amte zu ernennen und keine Geſetze oder Verordnungen, wozu die Einwilligung der Kortes nothwendig erfordert werde, während ihrer Abweſenheit vom Königreiche zu erlaſſen. Sie empfiehlt ihnen die nämliche eheliche Einigkeit, welche ſtets zwiſchen ihr und ihrem Gemahl beſtanden; ſie erſucht ſie, dem Letztern alle die Achtung und kindliche Zuneigung zu erweiſen, „die ihm mehr als jedem andern Vater für ſeine erhabenen Tugenden gebühre"; und endlich ſchärft ſie ihnen die zarteſten Rückſichten für die Freiheiten und die Wohlfahrt ihrer Unterthanen ein.

Der Kanzler machte eine Pauſe, erhob dann die Stimme höher und las weiter: „Was die wichtige von den Kortes 1503 uns vorgelegte Frage betrifft, wie die Regierung des Reichs im Falle der Abweſenheit oder der Unfähigkeit unſerer geliebten Tochter und Erbin, der Infantin Juana, beſtellt werden ſolle, ſo erklären wir hiermit, daß wir uns, nach langer und reiflicher Ueberlegung und auf den Rath vieler Prälaten und Edelleute des Königsreichs, entſchloſſen haben, in dieſem Nothfall unſern Gemahl, den König Ferdinand, zum alleinigen Regenten von Kaſtilien bis zur Volljährigkeit unſers Enkels, des Prinzen Karl von Spanien, zu beſtellen. Wir finden uns hierzu veranlaßt durch die Rückſicht auf den Edelmuth und die glorreichen Eigenſchaften des Königs, unſers Herrn, als auf deſſen reiche Erfahrung und auf den großen Nutzen, der dem Staate aus ſeiner weiſen und wohlthätigen Regierung erwachſen wird. Wir hegen die aufrichtigſte Ueberzeugung, daß das bisherige Verhalten des Königs, unſers Herrn, eine hinreichende Bürgſchaft für ſeine getreue Verwaltung iſt, ſtellen an ihn aber das Verlangen, daß er, gemäß dem beſtehenden Gebrauche, beim Antritt der Pflichten ſeines Amtes den herkömmlichen Eid ſchwöre.“ — Nun folgte eine ausführliche Veranſtaltung für den perſönlichen Unterhalt ihres Gemahls, den ſie auf die Hälfte aller reinen Erträge und Gewinne aus den neu entdeckten Ländern im Weſten beſtimmte; außerdem noch zehn Millionen Maravedis, angewieſen auf die Großmeiſterthümer der Kriegerorden. Dann traf ſie noch nachträgliche Beſtimmungen hinſichtlich der Thronfolge, in Ermangelung von Juana's Erben in gerader Abſtammung, empfahl ihren Nachfolgern die Perſonen ihres Hofſtaates auf das dringendſte und vermachte dem Könige, ihrem Gemahl, zuletzt ihre Juwelen als Beweis ihrer Liebe.

Das Teſtament trug ſo ganz den großen und umfaſſenden Geiſt, die Liebe und das Wohlwollen der Königin in ſich, daß an ſeiner Echtheit nicht zu zweifeln war.

Die ſpaniſchen Geſandten übergaben nun ein drittes Dokument, das Protokoll der Reichsverſammlung zu Toro am 11. Januar dieſes Jahres. Auch dieſes ließ der König vorleſen. Es ergab ſich daraus, daß die die Thronfolge betreffenden Punkte im Teſtamente der verſtorbenen Königin vor dem König Ferdinand und den Ständen laut vorgeleſen worden waren und die vollſtändige Genehmigung der Gemeinen erhalten hatten, welche, ſammt den anweſenden Granden und Prälaten, Juana als Königin und Eigenthümerin des Reichs, ſo wie Philipp als ihrem Gemahle, den Huldigungseid geleiſtet. Alsdann hatten ſie einmüthig beſtimmt, daß der im Teſtamente vorbedachte Nothfall von Juana's Unfähigkeit wirklich ſtattfinde, und hatten ſofort dem König Ferdinand, als dem rechtmäßigen Verweſer des

Reichs, in ihrem Namen gehuldigt. Der König hatte ſeiner Seits den gebräuchlichen Eid geleiſtet, die Geſetze und Freiheiten des Königreichs zu achten, und zuletzt war eine Botſchaft der Kortes mit dem Berichte ihres Verfahrens an ihre neue Herrſchaft in Flandern beſchloſſen worden. — —

Philipp hatte die Farbe gewechſelt: Zornesblitze fuhren während des Leſens zuweilen über ſein Geſicht, er biß ſich in die Unterlippe.

„Und was gedenkt Se. Majeſtät Don Fernando in Bezug auf dieſes Teſtament ferner zu thun?“ fragte er ſcharf, ſobald der Hofkanzler ſchwieg.

Der Biſchof verſetzte: „Aus frommer Pietät und Liebe zu der höchſtſeligen Königin wird er auf ausdrücklichen Wunſch und mit Beirath der Stände des Königreichs ihre wohlweiſe Verordnung in Ehren und Treuen vollziehen und hat zu dieſem Behufe, wie Ihr vernommen habt, bereits die Regentſchaft des Königreichs Kaſtilien angetreten, nach Recht und Pflicht und nicht nur mit Bewilligung, ſondern auch auf Anforderung der genannten Stände.“

„Weder die Königin Iſabella, noch die Stände konnten der rechtmäßigen Erbin Kaſtiliens die Krone entziehen,“ fuhr Philipp auf.

„Donna Juana iſt nach dem Ausſpruch der Aerzte nicht befähigt, das kaſtiliſche Volk zu beherrſchen.“

„Aber ich bin der Gatte und natürliche Vormund dieſer Donna Juana; und mir gehört die Krone Kaſtiliens von Gottes und Rechts wegen. Ich bin von den Ständen als Prinz von Spanien und Thronerbe anerkannt und ausgerufen worden, ich werde keinen Finger breit von meinem guten Rechte weichen!“

„Wir können nichts thun,“ ſagte der Biſchof, als Ew. Majeſtät die väterliche Bitte an's Herz zu legen, die uns Se. Majeſtät, unſer König, an Euch aufgetragen hat, die

Bitte, daß Ihr Euch nicht nach Kaſtilien bemühen mögt, um Euch jede mißliebige Maßregel zu erſparen. Don Fernando räth Euch in Treuen und Wohlmeinen, jeden Verſuch aufzugeben, wider das Teſtament der höchſtſeligen Königin zu handeln.

„O ich kenne die Treue und das väterliche Wohlmeinen Sr. katholiſchen Majeſtät!“ lachte Philipp bitter. „Hab' ich ſie doch ſchon einmal ſelbſt erfahren! Sagt Euerm König in meinem Namen, er ſolle ſich alle fernere Mühe erſparen. Ich werde nach Kaſtilien gehen und den Thron, der mir gebührt, einnehmen, ohne mich an dieſes Teſtament zu kehren.“

„Ihr würdet die Geſetze und die den Kortes zuſtehenden Befugniſſe auf's tiefſte verletzen. Durch das geſchriebene Landesgeſetz iſt der Herrſcher Kaſtiliens ermächtigt für den Fall der Minderjährigkeit oder der Unfähigkeit des muthmaßlichen Thronerben eine Regentſchaft zu ernennen. Donna Iſabella war in dieſem Falle, und ſie hat ſich bei Beſtellung der Regentſchaft der zwei Jahre vor ihrem Tode an ſie von den Kortes geſtellten dringendſten Bitte gefügt. Das Teſtament hat die aufrichtigſte, ungetheilteſte Zuſtimmung dieſer Körperſchaft erhalten, und wahrlich ihr, den Kortes von Kaſtilien, ſteht ein unbeſtreitbares Recht zu, die letztwilligen Anordnungen ihrer Könige zu überwachen. Ihr werdet unmöglich Euere Regierung damit beginnen wollen, ſolch' altes und heiliges Volksrecht anzutaſten. Don Fernando iſt Reichsverweſer nach dem Willen der Königin und der Stände.“

„Ich werde nicht nach der erſchlichenen Zuſtimmung dieſer Stände fragen und doch nach Kaſtilien kommen, um den Thron zu beſteigen.“

„Dann werdet Ihr Se. Majeſtät zu ihr höchſt unangenehmen Maßnahmen zwingen,“ bemerkte Conchillos.

„Und welche könnten die ſein, mein Herr?“

„Er würde Euch mit Gewalt entfernen laſſen müſſen.“

„Meint Ihr, das würde ein ſo leichtes Spiel ſein? Mag er es beginnen! Die Folgen für ihn auf ſein Haupt! Aber ſagt ihm, dies Spiel gelte dann Krone um Krone. Schaut euch um, ihr Herren, ich habe euch dort die Karten aufſtellen laſſen, mit denen ich zu ſpielen gedenke.“

Die Geſandten ſahen verwundert im Hintergrunde des Saales über funfzig junge kaſtiliſche Edelleute, die unterdeſſen auf Befehl des Königs eingetreten waren.

„Sagt ihm,“ fuhr dieſer mit erhöhter Stimme fort, „ich laſſe ihn fragen, ob er des aragoniſchen Adels ſo gewiß ſei, wie ich des kaſtiliſchen. Ihr wißt es ſelbſt, was brauche ich es euch zu ſagen: Der Adel von ganz Kaſtilien iſt auf meiner Seite. Sagt ihm, ich kenne das Zauberwort, das, von mir ausgeſprochen, alle kaſtiliſchen Ritterſchwerter gegen ihn kehrt und ſelbſt die aragoniſchen unruhig in der Scheide und ihrem Gebieter gefährlich macht. Auch kennt mich euer König zu gut, als daß er nicht wiſſen ſollte, ich werde dieſe Zauberformel ausſprechen, wenn er mir wirklich in den Weg treten ſollte. Er mag ſich auf die Kortes, ich werde mich auf den Adel ſtützen. Donna Juana iſt die Erbin des kaſtiliſchen Throns, aber auch ich bin als Prinz von Spanien zum Thronfolger von der Königin ernannt, von den Ständen anerkannt. Iſt die Königin, meine Gemahlin, unfähig zu regieren, ſo bin ich fähig dazu, und ich werde nicht ein Haar breit von meinem Rechte weichen. Gott befohlen, ihr Herren! Dies iſt mein Beſcheid. Bringt ihn dem Könige von Aragonien!“

Nach einigen Tagen trat der Biſchof von Valencia die Rückreiſe an; Ludovico Conchillos blieb als Kammerherr der Königin Juana in Brüſſel und wurde vom König und ſeinem Anhang für nichts als einen aragoniſchen Spion gehalten.

## 16.

# Oeſtreichs Doppelſtern im Steigen.

Seit Philipp ſeinen Vater in Innsbruck auf der Heimreiſe von Spanien in ſo bedrängten Umſtänden verlaſſen hatte, waren ein Jahr und neun Monate verfloſſen; in dieſer kurzen Zeit hatte ſich die mißliche Lage des römiſchen Königs gänzlich umgewandelt und zu einer faſt glänzenden geſtaltet. Und Maximilian hatte richtig prophezeit: der Grund dieſer Erhebung war in der Verbindung Philipps mit der ſpaniſchen Königstochter und in der unerwarteten Ausſicht deſſelben auf das Erbe der ſpaniſchen Kronen zu ſuchen. Dieſe Verbindung gab dem öſtreichiſchen Hauſe ein ſtarkes Relief in den Augen ſowol der Regenten Europa's als auch vorzüglich der Fürſten und Stände Deutſchlands. Sobald die Franzoſen in Neapel von den Spaniern entſchieden geſchlagen und verdrängt waren, trat der neue Papſt Julius II. ganz als Freund Spaniens und Oeſtreichs auf. Der König Ludwig XII. von Frankreich ſuchte, da ſein Theil von Neapel für ihn verloren war, wenigſtens das eroberte Mailand ſich zu erhalten und knüpfte an den Beſuch des Erzherzogs Philipp Pläne in Bezug auf den deutſchen König, da die in Bezug auf das ſpaniſche Königspaar geſcheitert waren. Im Spätherbſt 1504 kam eine Verabredung Frankreichs mit Oeſtreich zu Blois zu Stande, nach welcher ein Friedensſchluß zwiſchen Ludwig und Maximilian errichtet werden ſollte. Die Verheirathung des Erzherzogs Karl von Luxemburg, des deutſchen Königs Enkel, mit der Prinzeſſin Claudia von Frankreich, Ludwigs Tochter, wurde noch einmal feſtgeſetzt und bildete gewiſſermaßen die Grundlage. Maximilian ließ den in Ludwigs Gefangenſchaft befindlichen

Oheim ſeiner Gemahlin als Herzog von Mailand fallen und verſprach dem Könige Ludwig die Lehen dieſes Herzogthums; dafür gelobte Ludwig gleich nach Empfang des Lehnsbriefs hunderttauſend rheiniſche Gulden und nach ſechs Monaten die gleiche Summe zu zahlen.

Wichtiger noch war der frühzeitige Tod der Königin von Kaſtilien und der Uebergang ihrer Krone an das öſtreichiſche Haus, abgeſehen von dem vielbeſprochenen und angefochtenen Teſtamente. Faſt zu derſelben Zeit ereignete ſich in Deutſchland ein andrer Todesfall zu Gunſten des deutſchen Königs, nämlich der des kräftigen Kurfürſten von Mainz, des braven, echt deutſchen Hauptes und Lenkers der Reichsſtände, des unbeugſamen Widerſachers der übergreifenden königlichen Gewalt. Mit ihm verloren die widerſetzlichen Stände ihren Stützpunkt. Eben ſo folgereich für Maximilian war die Demüthigung des Kurfürſten von der Pfalz, die ihm in dieſem Jahre durch mehrere Siege gelungen war, und die dadurch bewirkte Schmälerung der Beſitzungen des wittelsbachiſchen Hauſes. Die durch den Tod Herzog Georgs des Reichen von Landshut (1. Decbr. 1503) herbeigeführten baieriſchen Irrungen endeten ein Jahr ſpäter mit dem Tode des Hauptanſtifters derſelben, des Sohnes des Kurfürſten von der Pfalz, Ruprecht, und mit der Unterwerfung des Erſtern unter die Gnade des Königs, vermittelt durch ſeinen andern Sohn, jenen Pfalzgraf Friedrich am burgundiſchen Hofe. Eine große Anzahl andrer deutſcher Fürſten ſchloß ſich, durch dieſen Sieg beſtimmt, dem Könige an. **Maximilians** ritterliche, heitere Perſönlichkeit, ſeine ſtete Beweglichkeit in Ausübung aller Kriegs- und Friedenskünſte, ſein poetiſch kühner Sinn, der Alles mit ſich fortriß, ſeine Freigebigkeit, ſeine Popularität feſſelten dieſe Fürſten, meiſt junge Männer, mehr und mehr an das königliche Intereſſe. Und ſo begrüßte das Jahr 1505 den König in den glücklichſten

Umſtänden, den das Jahr 1503 in ſehr mißlichen verlaſſen hatte. In ganz andrer Weiſe berief er nun einen Reichstag nach Köln, der im Juni zuſammentreten ſollte, als vor vier Jahren zu Augsburg; jetzt wollte er ſich den Ständen gegenüber als König und Herr zeigen und dann ſeinen Römerzug antreten, um ſich vom Papſte die langerſehnte Kaiſerkrone zu holen. Eh' er aber die Verſammlung der Reichsſtände in Köln perſönlich zu eröffnen gedachte, ging er nach Hagenau, um hier dieſe der Kurpfalz abgenommene Landvogtei in Eid und Pflicht zu nehmen, den Friedensvertrag mit König Ludwig von Frankreich in Vollzug zu bringen, ihn mit Mailand zu belehnen und das bedungene Geld in Empfang zu nehmen. Bei dieſer Gelegenheit wollte er ſeinen Sohn Philipp zuerſt perſönlich als König von Kaſtilien begrüßen, ſich mit ihm wegen der nöthigen Schritte berathen, welche gegen die Erfüllung des Teſtaments der verſtorbenen Königin von Kaſtilien zu thun ſeien, und ihm die Lehen wegen des Herzogthums Geldern und der Grafſchaft Zutphen, ſowie für deſſen Sohn, den Erzherzog Karl, wegen des Herzogthums Luxemburg ertheilen. Philipp war zu dieſem Behufe von ſeinem Vater feierlich nach Hagenau eingeladen worden, wohin ſich auch die meiſten Reichsfürſten und Stände begeben hatten.

Der König von Kaſtilien brach mit einem großen und glänzenden Gefolge von Brüſſel auf und zog mit vielem Pomp den Rhein hinauf nach dem Elſaß. Als er ſich der freien Reichsſtadt Hagenau näherte, ſchickte ihm ſein Vater den Grafen von Fürſtenberg mit zweihundert Berittenen von Adel über eine Stunde Wegs entgegen; er ſelbſt empfing den geliebten einzigen Sohn inmitten ſeiner Hofherren eine Viertelſtunde vor der Stadt, und die beiden Könige hielten nun mit ihren Höfen ihren prächtigen Einzug in dieſelbe. Da ſah man Vater und Sohn in Glück, Geſundheit und männlicher Schönheit ſtrahlen: Maximilian ſechsundvierzig Jahre alt, in gereiſter Mannesſchöne, in der vollſten Blüte ſeiner Kraft, die edelſte und ſchönſte Männergeſtalt im ganzen Reiche mit dem milden, herzengewinnenden, leutſeligen Weſen, das durch das Glück des letzten Jahres noch erhöht und gleichſam verklärt worden war, und Philipp den „Schönen," den frauengefährlichen, verführeriſchen Fürſten, der in wenig Wochen ſein ſieben und zwanzigſtes Geburtsfeſt zu feiern gedachte. Die bedenkliche Bläſſe, die vor einem Jahre Krankheit, Liebesgram, Aerger und Verdruß auf ſeine anmuthigen Züge gebreitet hatten, war jetzt der blühenden, lachenden Farbe der Geſundheit und des ſtolzen Glücksgefühls gewichen. Nie ſah man ein Paar herrlichere Königsgeſtalten, nie einen Vater und einen Sohn als ſo vollendet ſchöne Männer. Alle Herzen flogen ihnen entgegen; alle Knie beugten ſich unwillkührlich vor Ehrfurcht und Bewunderung vor dieſen Königen, denen der Stempel der Majeſtät und Milde, der Schönheit und des Glücks ſo deutlich aufgeprägt war. Sie ſtanden auf dem Gipfelpunkte irdiſcher Herrlichkeit und Macht.

Als die beiden Könige in ihren Gemächern auf dem Rathhauſe allein waren, umarmte Maximilian ſeinen Sohn und Freudenthränen ſchimmerten dabei in ſeinen Augen.

„Glück auf, mein Philipp!" rief er tiefbewegt und begeiſtert, „daß wir uns ſo wiederſehen! Wie anders ſtehen unſere Sterne, als vor einundzwanzig Monden, da du in Innsbruck krank und verzagt zu mir kamſt! Wie ſtrahlen ſie hell, die damals ein neidiſches Gewölk bedeckte! Und wie ſchnell, wie unerwartet hat ſich Alles geändert! Drei Todesfälle haben Oeſtreichs Glück nun für immer feſt gegründet. Iſabella's Tod hat dich zum Könige von Kaſtilien erhoben, trotz ihrem neidiſchen Teſtament, mit dem wir, will's Gott, fertig werden wollen. Der Tod des landshuter Georg hat mir die Gelegenheit gegeben, den tückiſchen pfälzer Kurfürſten niederzuſchmettern, und der

Tod des mainzer Kurfürſten hat den Trotz der Stände gebrochen.“

„Ich ſagte es ja ſchon lange, der Tod iſt mein beſter Freund,“ verſetzte Philipp lachend, „und wie ſeltſam! unſerm armen Gretchen gilt er für ihren ſchlimmſten Feind.“

„Laß ihr Herz austrauern; das Schickſal hat ſie hart getroffen, während es dich zu ſeinem Liebling auserſehen hat. Vor zwei Jahren durfte der Pfälzer wagen, in der Fürſtenverſammlung auf meine Abſetzung anzutragen, und heute liegt er grollend in verbiſſener Wuth zu meinen Füßen. Sieh', dies Alles haben wir der Spanierin zu verdanken. Jetzt reifen die Früchte meiner Saaten, und ich danke dir, daß du auf mich hörteſt und dein Herz bezwangſt. Sieh', König Ludwig hat ſich in das Unvermeidliche gefügt und die Gedanken auf Neapel aufgegeben; er begnügt ſich mit Mailand; die alte Feindſchaft zwiſchen Frankreich und Oeſtreich iſt verſchwunden; dein Karl wird Claude's von Frankreich Gatte. Dein Schwiegervater, Ferdinand, hat der ſterbenden Iſabella noch einmal feierlichſt geloben müſſen, ſich nicht wieder zu vermählen. Er iſt zwar erſt dreiundfunfzig Jahre alt, aber wer kann wiſſen, wie bald auch ſeine Stunde ſchlägt! Dann biſt du König von allen ſpaniſchen Königreichen, von Sicilien und Neapel und die weſtindiſchen Goldländer ſenden dir ihre Schätze.“

„Wir werden ſie brauchen können,“ lachte Philipp wieder, „und wäre es nur, um den Fuggern unſere Schulden zu bezahlen.“

„Damit hat es Zeit,“ meinte Maximilian. „Aber der treffliche Jakob kann uns in all dieſen Dingen von großem Nutzen ſein, und ich empfehle ihn dir nachdrücklich. Die ſpaniſchen Berge ſtecken voll edler Metalle; die Chriſten haben dort den Bergbau nicht ſo verſtanden und ausgeübt, wie ſonſt die Römer und nachher die Mauren. Dazu iſt Jakob Fugger der rechte Mann. Ferner verſteht Keiner beſſer als er, die weſtindiſchen Schätze auszubeuten. Er iſt der Geſchickteſte von Allen, die ich kenne, uns die reichen Quellen zu eröffnen, die unter unſern Füßen rauſchen."

„Aber Iſabella's Teſtament, mein Vater! Wollte König Ferdinand daſſelbe allen Ernſtes in Ausführung bringen, ſo würde meine Herrſchaft in Spanien in eine unbeſtimmte Ferne hinausgeſchoben und all' unſere ſchönen Hoffnungen führen im Winde dahin."

„Mein lieber Sohn," entgegnete Maximilian ernſt, „du allein biſt es, der dieſes dir ſo ungünſtige Teſtament veranlaßt hat. Ich kenne jetzt die ganze Geſchichte deiner Verirrungen und ihrer Folgen. Deine Buhlſchaft mit der ſchönen Kaufmannsfrau in Antwerpen rief die Eiferſucht deiner Gemahlin wach und verleitete ſie zu einer unmenſchlichen Grauſamkeit. Der Zorn riß dich hin, ſie dafür mit eigner Hand zu züchtigen, und dieſe Behandlung von dir brachte ſie um ihren Verſtand. Ihr Wahnſinn empörte Iſabella's Mutterherz gegen dich; ſie erfuhr die Veranlaſſung in ihren kleinſten Umſtänden. Die Art und Weiſe, wie du dich am ſpaniſchen Hofe gabſt, vorzüglich deine tolle Leidenſchaft für die Herzogin von Najara und das Verſchwinden derſelben, das man dir allgemein ſchuld gab, erbitterten die Königin immer mehr gegen dich, und dieſes unſelige Teſtament iſt die Frucht dieſer Erbitterung. Es heißt zwar, die Verfügung der Reichsverweſerſchaft Ferdinands in ſeiner Tochter Namen ſei auf ausdrückliches Verlangen der Kortes geſchehen, aber man weiß ſchon, wie das zu verſtehen iſt. Die Partei des Königs Ferdinand in Spanien behauptet offen, du ſeiſt an der Krankheit und dem Tode der Königin ſchuld, du habeſt ſie todt geärgert."

Philipps Züge hatten ſich verfinſtert. „Ich will und mag mich nicht entſchuldigen," ſagte er trotzig. „Ich habe dieſe Juana nie geliebt und nie lieben können; aber ich hatte ein Herz von der Natur erhalten, deſſen Gefühle für Liebe und Zärtlichkeit eben ſo ſtark, wenn nicht gar ſtärker waren, als die andrer Sterblichen."

„Ich will dir auch keine Vorwürfe machen," fuhr Maximilian begütigend fort. „Geſchehenes iſt nicht zu ändern. Ich will dir nur zeigen, daß du die Schuld dieſes Teſtaments nicht in Andern zu ſuchen haſt. Es gilt jetzt, dieſe dir feindliche Verfügung Iſabella's zu entkräftigen; denn Ferdinand ſcheint entſchloſſen, ihre Beſtimmungen in Kraft treten zu laſſen und die Regentſchaft über Kaſtilien zu behaupten."

„Und ich werde es nicht zugeben!" rief Philipp zornfunkelnden Auges. „Ich kenne die katzenfreundliche Treuloſigkeit dieſes Königs. Die meiſten Spanier an meinem Hofe aus den edelſten kaſtiliſchen Geſchlechtern haben mir verſichert, das Teſtament ſei falſch und untergeſchoben, und König Ferdinand habe die Zuſtimmung der Kortes erſchlichen."

„Dies iſt ein uns günſtiger Umſtand," ſagte der deutſche König. „Das Teſtament mag falſch oder echt ſein, ich glaube das Letztere, ſo behaupteſt du doch das Erſtere. Dazu kommt, daß Ferdinand in allen Königreichen, die der Krone Kaſtilien unterworfen ſind, ſchlecht gelitten iſt und wenig Anhang hat, weil er die große Macht des ſtolzen hohen Adels auf alle Weiſe zu ſchmälern geſucht. Es hat ſich dort, wie ich aus den ſicherſten Quellen weiß, bereits eine mächtige Partei für dich gebildet."

„Ja, und ſie beſteht aus der Jugend und der Kraft des kaſtiliſchen Adels."

„Und ſie wird ſich vergrößern, ſobald du ſelbſt nach Kaſtilien kömmſt. Ich rathe dir, ſobald als möglich dorthin aufzubrechen. Es gibt für dich ein unfehlbares Mittel, den König Ferdinand, wenn er ſich deiner Thronbeſteigung ernſtlich widerſetzen ſollte, ohne Schwertſtreich und gleichſam wie durch einen Zauber aus dem Felde zu ſchlagen, doch iſt es nur im äußerſten Nothfalle und auch dann noch mit größter Vorſicht anzuwenden. Es iſt die neue Begünſtigung der in ihren uralten und großen Rechten von Ferdinand und Iſabella gekränkten kaſtiliſchen Grandes.“

„Ich weiß,“ ſagte Philipp, „Alles, was zum hohen Adel Kaſtiliens gehört, hat ſeine Hoffnung auf mich geſetzt; es ſind ihrer eine nicht kleine Anzahl in Brüſſel, welche von mir die Anerkennung ihrer alten Vorrechte beanſpruchen.“

„Du magſt immerhin dem Könige von Aragonien damit drohen, du magſt immerhin den Ricos Hombres, Cavalleros und Hidalgos leiſe Hoffnungen machen, ihnen als König von Kaſtilien wieder zur alten Macht und zum vorigen Anſehn zu verhelfen; du wirſt Ferdinand damit ſo fügſam und ſchmiegſam wie Wachs machen. Er wird dich ungehindert den kaſtiliſchen Thron einnehmen laſſen, um nur die Begünſtigung des kaſtiliſchen Adels zu verhindern. Denn nichts hat er mehr zu fürchten. Würden die kaſtiliſchen Granden mit der Beſtätigung ihrer alten Rechte in deren ganzen Umfange begnadigt, ſo würden ſie nicht nur im Nu alle zu dir übergehen, ſondern der ganze hohe aragoniſche Adel würde ſogleich von ihm dieſelbe Begünſtigung ſtürmiſch verlangen. Er würde ihren Anforderungen Folge leiſten müſſen, und die ganze Frucht ſeines Lebens wäre dahin. Die Erhebung der königlichen Macht auf Koſten der Macht des Adels iſt Zweck und Streben aller ſeiner Ränke geweſen. Sobald du im Lande biſt, wird er es nicht zum Aeußerſten kommen laſſen. Auch würdeſt du dir mit Anwendung dieſes letzten Mittels mit der eignen Fauſt in's Auge ſchlagen. Es muß ſo gut dein Ziel ſein, wie es das ſeinige iſt, die königliche Gewalt vom Adel unabhängig zu machen. Aber drohe ihm nur, er wird erſchrecken. Ich kenne ſeinen zaghaften, unentſchiedenen Charakter. Er iſt nur Meiſter in Ränken und Praktiken; ſobald eine kräftige Hand in ſeine fein geſponnenen Fäden greift und ſie zerreißt, iſt er am Ende."

„Und ich würde nicht anſtehen, ſie mit dem Schwerte zu durchhauen. Erſt will ich dieſen ränkevollen Egmont in den Niederlanden demüthigen und mein gutes Recht auf Geldern behaupten, dann ſogleich nach Kaſtilien, um mit dem eben ſo geſinnten König Ferdinand eben ſo zu verfahren. Die gefährliche Waffe, die mich ſelbſt verwunden würde, werde ich nur anwenden, wenn nichts weiter verfangen will."

„Ich lobe deinen Entſchluß; er wird dir zum Siege verhelfen!" rief Maximilian feurig. „Während du nach Kaſtilien gehſt, ziehe ich nach Rom, um mich endlich Kaiſer des heiligen römiſchen Reichs deutſcher Nation nennen zu können. Sobald wir zurückgekehrt ſind, erheb' ich dich zum römiſchen Könige. Jetzt wagen die Stände nicht mehr, mir in dieſem Punkte zu widerſprechen; ſie werden es ſich ſogar zur Ehre ſchätzen, daß der König von Kaſtilien auch ihr König iſt. Ich kenne meine Deutſchen. Das Vaterländiſche hat für ſie erſt Werth, wenn es im Auslande zu etwas geworden iſt. Erſt durch Spanien iſt Oeſtreich wieder in Deutſchland zu Ehren gekommen. Dann rüſten wir uns mit aller Kraft und Kaſtilien und die deutſche Nation ſollen uns ein tüchtiges Heer ſtellen, womit wir die Türken aus Europa vertreiben. Und ſo hoff' ich meinen Philipp noch auf dem Throne der alten byzantiniſchen Kaiſer in Konſtantinopel ſitzen zu ſehen, und einſt, wenn ich nicht mehr auf Erden wandle, werden die Kronen des morgen- und abendländiſchen Kaiſerreichs auf deinem Haupte endlich wieder ihre Vereinigung finden, und das Haus Oeſtreich wird der Welt Geſetze vorſchreiben."

Philipp umarmte ſeinen Vater, hingeriſſen von deſſen dichteriſcher Phantaſie. Er ſah ſich erhöht über alle Könige der Erde; und welcher junge Fürſt hätte nicht zu allen Zeiten gern die Welt beherrſcht! Er gelobte ſeinem Erzeuger und ſich, die ſpaniſche Juana, das unſchöne Glückskind, wohl zu halten und ihre wahnſinnigen Launen mit Geduld zu ertragen. —

Der König von Frankreich kam nicht ſelbſt nach Hagenau, wie er verſprochen hatte, ſondern ſandte den Kardinal von Rohan, George von Amboiſe, als Bevollmächtigten, welcher denn auch die Lehen über Mailand in ſeines Herrn Namen erhielt und gegen den Lehnsbrief die bedungene Summe zahlte.

Nach Beendigung der Geſchäfte beſuchten die beiden Könige erſt das nahe Straßburg und zogen dann zuſammen, von ihrem beiderſeitigen Hofſtaat umgeben, den Rheinſtrom hinab. Alle Rheinſtädte von Straßburg bis Köln kamen ihnen huldigend entgegen. Ihre vom heiterſten Frühlingswetter begünſtigte Reiſe war ein Triumphzug, wie der alte Vater Rhein lange keinen geſehen. Die jubelnden Menſchen träumten und ſchwärmten von der Wiederkunft der glücklichſten und glorreichſten Zeiten des deutſchen Reichs. Alle ſchienen vergeſſen zu haben, welche Elemente im deutſchen Volke gährten, daß die alte Herrlichkeit für ewig dahin war und die Welt mit einer andern Zeit ſchwanger ging. Hunderte von Fürſten und Herren begleiteten die Könige; tauſendweis lag das Volk überall auf ihrem Wege. So ging es fort bis Köln, wo ſie von den zum Reichstage verſammelten Ständen begrüßt wurden, Maximilian ſich zur Eröffnung des Reichstages anſchickte und Philipp ſeine Heimreiſe nach Brüſſel fortſetzte.

## 17.

## Kabalen und Ränke.

Der König von Kaſtilien traf in ſeiner niederländiſchen Reſidenz eine Anzahl fremder Gäſte, welche während ſeiner Abweſenheit eingetroffen, ſeiner harrten. Es waren meiſt junge Kaſtilier, die ſich am Hofe Philipps mehr Vortheile verſprachen als an dem Ferdinands, und denen das muntere, offene, freie und leichtſinnige Weſen des jungen Königs mehr zuſagte, als die ſüßliche Scheinheiligkeit und heuchleriſche Sitteſtrenge des alten. Dann waren es Deutſche, Franzoſen und Italiener, meiſt Abenteurer und brotloſe Soldaten, die kaum von einer Spannung Philipps mit ſeinem Schwiegervater gehört, als ſie auch auf einen Krieg zwiſchen Beiden hoffend, ſcharenweiſe herangezogen waren, oder reiche Wüſtlinge, die das lockere und üppige Leben am Hofe zu Brüſſel herbeigelockt hatte. Dabei fehlte es nicht an fahrenden Künſtlern, Sängern und Gauklern, lüderlichen Dirnen, Zigeunern, Juden, Dieben und anderm ſchlechten Geſindel aus aller Herren Ländern. Seit dem Tage, an welchem ſich Philipp zum Könige hatte ausrufen laſſen, war das bunte Menſchengetreibe und Gedränge von Woche zu Woche größer geworden; die ältern Einwohner Brüſſels behaupteten, es ſei ſelbſt in der Zeit des höchſten Glanzes Karls des Kühnen nicht ſo zahlreich geweſen wie jetzt.

Philipp fand in der ihm vorgelegten Namensliſte der Spanier, die ſich ihm vorſtellen laſſen wollten, junge Männer, die ihm perſönlich bekannt waren; höchlichſt verwundert war er, auch den Namen des Don Hernandez de Villaquiran, einzigen Sohnes des Herzogs von Najara und Amiranten von Kaſtilien zu leſen, mit dem er vor drei Jahren in Toledo in eine eben ſo ſeltſame als verdrießliche Berührung gekommen war. Dieſer finſtere und ſtolze Kaſtilier hatte, als er von ſeinem Vater dem Erzherzoge zuerſt vorgeſtellt worden, einen unangenehmen Eindruck auf dieſen gemacht und ſowol die Entdeckung Philipps, daß Hernandez mit ihm dieſelbe Leidenſchaft für deſſen Stiefmutter hege, als auch der aus dieſer Leidenſchaft entſprungene, wenn auch unvorſetzliche Mord des Herzogs von Najara durch die Hand des Sohnes hatten dieſen Eindruck in der Bruſt des Prinzen von Spanien bis zur äußerſten Abneigung geſteigert. Inzwiſchen war Don Hernandez nach jener unſeligen Nacht unſichtbar geworden und die ſpätern Ereigniſſe hatten ihn in Philipps Andenken zwar nicht verwiſcht, aber doch zurückgedrängt. Es war einige Mal zu des Erzherzogs Ohren gekommen, Hernandez fechte unter dem Großkapitain in Neapel gegen die Franzoſen mit Auszeichnung. Daraus hätte man ſchließen können, er ſei ein Anhänger des Königs Ferdinand. Um ſo mehr ſchien ſein unerwartetes Erſcheinen in Brüſſel zur Vorſicht gegen ihn zu rathen, denn es ſtand von Ferdinands Ränkeſucht zu erwarten, daß er in Brüſſel ſeine geheimen Spione und Agenten habe. Aber der Name des Don Hernandez rief im Könige noch andere Gedanken wach. Schon zur Zeit des Verſchwindens der Herzogin von Najara war der Verdacht in ihm aufgeſtiegen, ob nicht ihr Stiefſohn ihr Entführer ſein möchte, der die Spannung zwiſchen der Königin Iſabella und ihrem Schwiegerſohne geſchickt benutzt und, während dieſe Beiden ſich gegenſeitig der Entführung der Herzogin beſchuldigten, ruhig ſeinen Raub in Sicherheit gebracht habe.

Philipp hatte deshalb ſeinen Spion, den Zigeuner Antonio Gebes, nach deſſen Rückkehr aus Ungarn und Böhmen, wo er Donna Luiſa vergeblich geſucht, nach Neapel geſandt, damit er dort den Don Hernandez beobachte, um vielleicht dadurch der verſchwundenen Dame auf die Spur zu kommen, denn ſo nahe die Vermuthung lag, Don Hernandez möchte ſeine Stiefmutter entführt haben, ebenſo nahe daran reihete ſich die zweite, er möchte ſie in ſeiner Nähe in einem feſten und ſichern Verſteck halten; dazu bot das neapolitaniſche Land die ſchönſten Gelegenheiten. Der Zigeuner Antonio war abgereiſt, hatte aber nun ſeit faſt einem Jahre nichts von ſich hören laſſen, und Philipp vermuthete, er möchte um's Leben gekommen ſein. Sein Argwohn gegen Don Hernandez erhielt aber durch den Umſtand neue Nahrung, daß nach dem Tode der Königin Iſabella noch immer nichts von dem Aufenthaltsorte der Herzogin von Najara verlautete. Und nun war dieſer Kaſtilier plötzlich in Brüſſel, um ſich zur Partei des Königs Philipp zu ſtellen. Dieſer beſchloß alſo mit gutem Grund, den ihm verdächtigen Menſchen ſcharf zu überwachen.

Wenn auch durch ſeine Erhebung und die daraus entſtandene Verwicklung der Ehrgeiz in Philipps Bruſt in jüngſter Zeit den Sieg über ſeine Leidenſchaft für das ſchöne Geſchlecht davon getragen und andere kleine Liebesabenteuer das Andenken an ſeine erſte Geliebte etwas abgebleicht hatten, ſo waren ſeine Gefühle für Luiſe von Maine immer noch ſtark genug und ſchlummerten nur, um bei der erſten Gelegenheit wieder um ſo mächtiger zu erwachen. Das Erſcheinen des Don Hernandez ſchien faſt eine ſolche Gelegenheit zu ſein. Der König beauftragte den Pfalzgrafen Friedrich, dieſen Kaſtilier auf das ſorgfältigſte zu umſtellen, um von jedem Schritte deſſelben Rechenſchaft geben zu können. Hierauf ließ er die Spanier ſich vorſtellen und unterhielt ſich mit Don Hernandez länger als mit den Uebrigen. Weder der verſtorbene Herzog von Najara, noch die Herzogin wurden in dieſer Unterredung erwähnt.

Die in Brüſſel anweſenden Spanier machten ihrer

Königin ſo oft die Aufwartung und drängten ſich dergeſtalt in ihre Vorzimmer, daß jede andere Frau davon beläſtigt worden wäre; Donna Juana ſchien aber großes Wohlgefallen an dieſen Beſuchen zu finden, und da ſie ſich ſtets auf die heiterſte Weiſe mit ihren Landsleuten unterhielt und die Anfälle von Trübſinn und Geiſtesſchwachheit ſich ſelten zeigten, ſo erlaubte Philipp jedem Spanier freien Zutritt zu ihr.

In Folge des erhaltenen Auftrags berichtete der Pfalzgraf Friedrich noch an demſelben Tage, daß keiner der anweſenden Kaſtilier die Königin während der beiden letzten Wochen mehr beſucht habe, als Don Hernandez de Villaquiran, und daß er noch öfter auf den Zimmern der Oberhofmeiſterin der Königin, der Donna Francesca d'Ulloa und des Kammerherrn Conchillos geſehen worden ſei. Die genannte würdige Dame war, trotz aller gegen Philipp geſponnenen Intriguen, noch immer in der wichtigen und einflußreichen Stellung um die Perſon der Königin, weil dieſe feſt darauf beſtand und man ihr wie einem kranken und verzogenen Kinde nachgeben mußte. Dem Könige waren die Geſinnungen der Donna Francesca nie ein Geheimniß geweſen, doch lachte er mehr über die Feindſchaft der ernſtſtolzen Dame, als daß er ſich darüber ereifert hätte. Sie kamen wenig miteinander in Berührung.

„Die Oberhofmeiſterin,“ berichtete der Pfalzgraf, „gibt einigen ihrer Landsleute kleine ſchwelgeriſche Bankets, auf denen Don Hernandez den Vorſitz führt. Conchillos macht gleichſam den Wirth. Aber weder einer der übrigen Kaſtilier, die Ew. Majeſtät ergeben ſind, noch ein Niederländer hat dabei Zutritt gefunden; da man dieſe Zuſammenkünfte als Geheimniß behandelt, und keiner der dazu Gezogenen ſie einem Andern eingeſteht, ſo fürchte ich mit einigen andern edlen Kaſtiliern, daß das, was dort verhandelt wird, eben nicht zum Vortheil Ew. Majeſtat ſein möchte.“

„Wir müſſen einen der Unſrigen unter falſcher Firma zu dieſen Konvivien bringen. Welchen von den Spaniern, die ſich hier aufhalten, hältſt du am geſchickteſten dazu?"

„In der That, ich weiß Keinen. Hab' ich doch trotz aller Mühe noch nicht auskundſchaften können, wer Alles dazu gehört, und wer nicht, ſo geheim halten ſie die Sache. Hätte mir nicht ein Zufall die Kunde von dieſen nächtlichen Gaſtmählern zugeführt, ſie würden mir ſelbſt noch ein Geheimniß ſein."

„Und welches iſt dieſer Zufall?"

„Ew. Majeſtät erinnern ſich der ſchwarzen Dienerin der Frau Eleonore van der Kapellen in Antwerpen."

„Ah, die ſchwarze Matty! Wie ſollt' ich nicht! Sie iſt jetzt bei meiner Schweſter und ich habe ſie vor meiner Reiſe beſchenkt."

„Nun ich hatte damals einen kleinen Minnehandel mit der feurigen Negerin. Sie iſt mir gewogen geblieben. Solch' afrikaniſche Augen und Ohren ſehen und hören mehr als die unſerigen. Matty hegt einen glühenden Haß gegen den Pater Innocenz, der ſeine Erhebung zum Domdechanten hier Euch allein verdankt."

„Du weißt, wie viel Verbindlichkeiten ich dem ſchlauen Pfaffen ſchuldig war. Ich habe mich für ihn verwendet, daß er hierher verſetzt wurde, und ich führte ihn der Königin zu, theils um ihr durch ihn eine angenehme Unterhaltung zu gewähren, wozu er, trotz ſeinem ſchlechten Sprachorgan, vortreffliche Talente beſitzt, theils ſollte er mir ein Auge auf die Leute halten die ſich an die Königin drängen. Ich fürchte dieſe Ränkeſchmiede nicht, aber ich möchte doch gern wiſſen, was ſie thun und treiben."

„Dann müßte ja durch dieſen Pater am erſten und leichteſten zu erfahren ſein, was bei den mitternächtlichen Bankets hinter den verſchloſſenen Thüren der Oberhofmeiſterin vorgeht; denn auch er gehört mit zu den begünſtigten Gäſten der Donna Franceska d'Ulloa.“

„Auch er?! Weißt du das gewiß?“

„Ich weiß es von Matty, von der ich überhaupt von dieſen heimlichen Zuſammenkünften erfuhr. Geſteh' ich Euch offen, Majeſtät, ich habe dieſem Pfaffen nie getraut.“

„Er rettete mich damals durch ſeine Beſonnenheit und Liſt aus der Schlinge, die mir der portugieſiſche Schiffskapitain Magelhaens gelegt hatte. Und er zeigte viel Anhänglichkeit an meine Perſon.“

„Er rechnete auf Euere Dankbarkeit und der Erfolg hat bewieſen, daß ſeine Rechnung richtig war. Den Preis, den er ſich für ſeine Gefälligkeiten von Frau Eleonore van der Kapellen, ſeiner Beichttochter, bedungen, habt Ihr freilich nie erfahren.“

„Welchen?“

„Sich mit Euch in ihre Gunſt zu theilen.“

„Teufel! — Woher weißt du das?“

„Matty hat es mir vor einigen Tagen erſt verrathen. Dieſer Pfaffe dient nur Dem, von dem er den meiſten Vortheil erwarten darf. Er hat ſich durch ſeine Zuträgereien und Klätſchereien bei der Königin beliebt zu machen gewußt.“

„Das war meine Abſicht.“

„Aber hat er Ew. Majeſtät in ſeiner Stellung genützt? Habt Ihr von ihm etwas über die im Finſtern in Euerer niederländiſchen Reſidenz ſchleichende aragoniſche Partei erfahren, von der er wiſſen muß, ſelbſt wenn uns nicht bekannt wäre, daß er zu den Freunden der Oberhofmeiſterin gehört?“

„Du haſt recht, Fritz!“ rief der König ärgerlich. „Und ich habe dieſen Plattenträger mit Gunſtbezeigungen überſchüttet, um mich ihm dankbar zu zeigen.“

„Es iſt den Pfaffen ein Bedürfniß, falſch und treulos zu ſein, wie Licht und Luft.“

„Doch ſag', wie iſt die Mohrin hinter des Paters Schliche gekommen?“

„Sie haßt ihn, wie ich Euch ſchon ſagte, ärger als den Teufel, weil er ihre ehemalige Herrin, die Frau van der Kapellen, in ihrer größten Noth ebenfalls treulos verließ, um deren Gunſt er erſt ſo unabläſſig gebuhlt, und ſich zu ihrem Gemahl wandte, den er doch erſt durch böſe Liſt und Betrug auf allerlei Art hintergangen. Sie hat es geahnt, welche Wege er hier im Schloſſe wandle, und iſt ihm, ſeit ſie im Dienſte der Erzherzogin ſteht, nachgeſchlichen, leiſe und vorſichtig wie eine Katze; ſie hat ſich mit einer Dienerin der Oberhofmeiſterin befreundet, und ſo iſt ſie allmälig dahinter gekommen, daß Donna Francesca in ſtiller Nacht zuweilen einige Freunde bewirthet und daß Don Hernandez de Villaquiran, Don Ludovico Conchillos und Pater Innocenz die Hauptperſonen bei dieſen Konvivien ſind.“

„Sollte es nicht möglich ſein, durch Matty mehr zu erfahren? Es gilt nicht allein, die Pläne zu erforſchen, welche dieſe Partei ſchmiedet, und wieweit die Königin dabei betheiligt iſt; wir müſſen auch zu erfahren ſtreben, wo der Käfig iſt, in welchem dieſer Hernandez meine arme Luiſe gefangen hält, um ſie ihm, das Lamm dem Tiger, zu entreißen. Die Mohrin kann ein treffliches Werkzeug für unſere Zwecke werden.“

„Der Weg zu dieſem Ziele iſt ſchon angedeutet, Majeſtät. Die Königin hat die Mohrin öfter bei der Erzherzogin geſehen und großes Wohlgefallen an ihrer geſchmeidigen Gewandtheit gefunden. Es iſt begreiflich, Matty iſt eine ſchwarze Katze in Menſchengeſtalt, und die Königin fühlt ſich ja unwiderſtehlich zu allen Katzen hingezogen. Sie hat alſo die Erzherzogin ſchon einige Male angegangen, ihr die Afrikanerin abzulaſſen. Die Erzherzogin hat ſich deſſen aber mit der Entſchuldigung geweigert: Matty ſei ihr von werther Hand als ein unveräußerliches Gut anvertraut. Könnt Ihr nun Euere durchlauchtigſte Schweſter vermögen, die Schwarze der Königin abzutreten, ſo denk' ich, wir werden bald mehr erfahren, was hinter jenen Schlöſſern und Riegeln abgekartet wird; denn Matty iſt Ew. Majeſtät immer noch mit Leib und Seele ergeben."

„Matty muß heute noch zur Königin!" rief der König heftig. „Ich werde ſogleich ſelbſt mit Gretchen ihretwegen ſprechen."

„Noch hab' ich Ew. Majeſtät zu melden, daß Antonio Cebes ſeit einigen Tagen hier iſt"—

„Antonio iſt hier?" rief der König überraſcht. Und das ſagſt du mir jetzt erſt? Und er iſt noch nicht bei mir?!"

„Er hat mich gebeten, ihm Gehör bei Ew. Majeſtät zu verſchaffen."

„Schnell hole ihn herbei! Weißt du, daß jetzt unſer Mann gefunden iſt, den wir in den Freundesbund der Oberhofmeiſterin einſchmuggeln? Er ſoll uns dort für einen edlen Aragonier gelten, der direkt von meines Schwiegervaters Heer aus Neapel kommt. Dieſer Zigeuner und das ſchwarze Kind von der Goldküſte ſind ein Goldſchatz für uns."

„Ihr habt recht, gnädigſter Herr," lachte der Pfalzgraf, „dieſe Beiden nehmen es mit den Praktiken aller ſchwerfälligen Ehrendamen und finſtern Parteigänger auf; ja ich glaube, ſie vermöchten den Teufel ſelbſt zu überliſten. Doch dabei fällt mir noch eine wichtige Perſon ein, die während Euerer Abweſenheit von Brüſſel hier angekommen iſt, um Euch mit ehrfurchtsvoller Huldigung zu begrüßen!"

„Noch eine wichtige Perſon?! Hilf Himmel, was ſtrömt alles nach Brüſſel, ſeit ich König von Kaſtilien bin! Wer iſt's, mein Junge?"

„Eine Königin, Herr, die Tochter uralten Herrſcherſtammes.“

„Eine Königin?!“ rief Philipp überraſcht. „Treibſt du Scherz mit mir?“

„Keineswegs. Ich ſpreche im vollſten Ernſt. Es iſt Zaroya, das reizende Zigeunerkind, Euch und mir gar wohl bekannt, die Tochter der Pharaonen. Sie iſt mit einer kleinen Anzahl ihrer Unterthanen aus den kaſtiliſchen Bergen, ihrer reizenden Heimat, gekommen, um Euch, ihrem Herrn und Gebieter, die Ehrfurcht zu beweiſen; denn ſeit wir ſie nicht geſehen, iſt ſie durch das Ableben ihrer königlichen Mutter Beherrſcherin ihres Stammes geworden, und das nicht allein, ſie hat auch ſchon wieder die künftige Königin, ihre Nachfolgerin, zur Welt gebracht.“

„Ah, was du ſagſt! Und wer iſt der Vater dieſes fürſtlichen Sproſſen?“

„Kann ich das wiſſen, Majeſtät? Die niedliche Puppe, welche Zaroya, die reizende Frau, ſchon vor mir tanzen ließ, iſt, wie mir die Mutter ſagte, bereits drei Jahre alt. Wahrlich, wenn ich nicht ſelbſt ſo arg hinter's Licht geführt worden wäre, Euch ſtatt der jungen ſchönen Zaroya die alte häßliche Karracha in Blois zuzuführen, ich würde ſchwören, das wunderſchöne Prinzeßchen habe keinen Tropfen anderes als hochfürſtliches Blut in den Adern, denn in jene Zeit, wenn Euch gefällig iſt ein klein wenig nachzurechnen, fällt ſeine Entſtehung. Sie will, wie alle kaſtiliſchen Granden, für ſich und ihr Kind Ew. Majeſtät um Beſtätigung, ich glaube ſogar um Erweiterung und Vermehrung ihrer alten Privilegien und Freiheiten bitten und ſie getröſtet ſich der Hoffnung, Ihr werdet ihr nichts abſchlagen.“

„Wahrlich, dazu iſt ſie zu ſchön, und ich war viel zu verliebt in ſie, um jetzt den Grauſamen ſpielen zu können. Auch hat ſie mir ja die Krone prophezeit, die jetzt ſchon mein iſt. Nicht wahr, du ſchriebſt ihre ganze Prophezeiung auf?“

„Ich that es auf Euern Befehl.“

„Und du haſt das Geſchrift wohl aufbewahrt?“

„Ich habe es!“

„Für Anna von Foix und mich iſt ſchon Vieles eingetroffen. Für Germaine und dich muß es erſt noch kommen.“

„Auch bei Ew. Majeſtät müßte ſich noch manches ihrer Worte erfüllen, wenn ſie wahr geſprochen. Die Krone, die ſie mir prophezeit, will ich ihr ſchenken.“

Es ſchien, als hätte die Erinnerung an die erhaltene Prophezeiung plötzlich beide junge Männer ernſt geſtimmt, und der Pfalzgraf verabſchiedete ſich, um Antonio Cebes und die Zigeunerkönigin vom Willen des Königs zu unterrichten, daß er ſie zu empfangen bereit ſei.

## 18.

## Wichtiges Bündniß.

Es war denſelben Abend gegen ſieben Uhr, als ein Diener der Königin eine verhüllte Frau neben den burgundiſchen Hellebardieren, die das Schloßthor bewachten, vorbei in das Schloß führte. Die herrlichſte Frühlingsſonne ſpiegelte ihren weſtlichen Purpur in den zahlloſen Fenſtern und die grünen Bäume rauſchten vor denſelben. Die Natur verſprach eine warme üppige Nacht. Die Hellebardiere witzelten über das vermummte Weib und ihren ſpäten Gang. Dergleichen Erſcheinungen waren nichts Ungewöhnliches im Thore der Hofburg zu Brüſſel; und wann ſind ſie überhaupt in fürſtlichen Schlöſſern etwas Seltenes geweſen? Der gemeine Mann aber rächt ſich ſtets durch boshaften Witz an der Sünde der Vornehmen.

Die Hellebardiere hatten indeß unrecht; denn das Weib ſchlüpfte über die Treppen und Korridore, die zu den Gemächern der Königin führten, und wurde endlich an einer Thüre von der Kammerfrau der Oberhofmeiſterin empfangen und durch ein düſtres, hohes und weites Vorzimmer zum Kloſet der Donna Franceſca d'Ulloa geführt. Die Ober-, Ehren- und Hofdame der Königin, deren Leib an Umfang und deren Naſe an Kupferfarbe bedeutend gewonnen hatte, erhob ſich mit einem ſchmunzelnden Gruße aus einem bequemen Polſterſtuhle und trat, faſt alle ihre ſonſt mit ſoviel ſpaniſch-ſtolzem Anſpruch geltend gemachte ſteife Würde vergeſſend, auf die Eingetretene los, die ſich jetzt ſchnell als die alte Zigeunerin Karracha entpuppte. Mit einer bei der Standesverſchiedenheit der beiden Frauen um ſo ſtärker auffallenden Vertraulichkeit begannen ſie im altkaſtiliſchen Bergdialekt, den die übrigen Spanier kaum verſtehen, ihre zungenſchnelle Unterhaltung.

„Grüß' Gott, Karracha! Kommſt du aus Kaſtilien?"

„So iſt's, Donna Franceſca. Und Ihr werdet bald in's Vaterland zurückkehren?"

„Wär' ich dort, Karracha! Wär' ich in den Bergen, wo einſt Don Ruy Garcias um meine Liebe warb!"

„Wie kommt Ihr doch auf dieſen todten Mann zu ſprechen?"

„Karracha, ſeit er todt und die ſchauerliche Prophezeiung ſeines ſterbenden Bruders Henriquez an ihm in Erfüllung gegangen iſt, hat ſich eine mir unerklärliche Veränderung mit mir begeben. Ich glaube, ſein Geiſt verfolgt mich, um ſich an mir zu rächen, daß ihn mein Stolz in all' das Unglück geſtürzt. Ich habe keine Ruhe vor ihm und mir iſt, als müßte ich ebenfalls bald ſterben."

„Iſt's endlich aus mit Euerm Stolze?" fragte die Zigeunerin mit ſchadenfrohem Grinſen. „Iſt das harte Fleiſch endlich doch mürbe geworden? Nun es iſt wahr, das muß vor Euerm nahen Ende ſein.“

„Meinſt du wirklich?“ fragte die alte Dame erſchrocken und zitterte an allen Gliedern. „Können mir deine Kräutertränke nicht noch ein paar Jahre zulegen? Ich bin ja erſt zweiundſechzig Jahre alt. Das iſt doch noch keine Zeit zum Sterben. Ich will dich reich machen, Karracha, wenn du mir ein wirkſames Lebenselixir bereiteſt. Schau', ſchau' in meine Hand, ob du den nahen Tod darin ſiehſt!“

Karracha konnte die Hand kaum halten, die Züge kaum erkennen, ſo ſtark zitterte die Oberehrendame. „Der Tod droht Euch nur, Donna Francesca; wir müſſen ihn zu vertreiben ſuchen und ich glaube, es wird uns gelingen.“

Das Geſicht der Oberhofmeiſterin war erdfahl geworden, Naſe und Lippen blau; jetzt kehrten allmälig die urſprünglichen Farben wieder; ſie legte eine Börſe in Karracha's Hand und ſagte: „Bring mir heute das Lebenselixir. Nur jetzt nicht ſterben! Nur jetzt nicht! Denn meine Pläne fangen an zu reifen. Aber wird dein Elixir auch anſchlagen? Der Kräutertrank, den du mir vor drei Jahren in Kaſtilien für die Königin Juana gabſt, um ſie vom Liebeszauber zu befreien, mit dem ſie ihr Gatte umſponnen, hat nichts geholfen. Sie iſt ja heute noch ebenſo wahnſinnig in ihn verliebt, wie damals, und er iſt womöglich noch kälter, treuloſer und ſchlechter gegen ſie geworden.“

„Dann iſt ſie auch von keinem Zauber umſtrickt. Aber ſollte die Königin ihren Gemahl jetzt wirklich noch ſo ſtark lieben wie ſonſt?“ Die Zigeunerin ließ dabei einen forſchenden Blick auf dem Geſichte der alten Kaſtilierin ruhen.

„Ich merke ſchon, Karracha, du weißt etwas. Nun ja, es iſt mir, dem Senjor Conchillos und Don Hernandez de

Villaquiran gelungen, ſie endlich von ihrem treuloſen Gatten abwendig zu machen und ihr Herz ihrem frommen und trefflichen Vater zuzuwenden. Die neuerliche Abweſenheit des Königs in Hagenau hat uns dabei guten Vorſchub geleiſtet. Aber es kommt darauf an, die letzte Spur von Liebe aus ihrem Herzen zu vertilgen. Dann hoff' ich zu ſiegen über dieſen König; es kommt mir jedesmal ſauer an, ihn ſo zu nennen. Du mußt mir mit deinen Zaubermitteln nochmals zu Hülfe kommen, Karracha. Du mußt mir deine Kräfte leihen, mußt dich mit mir verbinden, um dieſen jungen blonden Teufel glücklich aus dem Felde zu ſchlagen.“

„Wenn Ihr meine Hülfe in Anſpruch nehmt, dürft Ihr mir gar nichts verhehlen, Donna Francesca. Ich muß Alles wiſſen, ſoll ich mit glücklichem Erfolg wirken. Ihr kennt meine Ergebenheit und Treue ſeit vierzig und mehr Jahren. Entdeckt mir alſo Euren Plan.“

„Bah, er iſt kein anderer, als daß dieſer ſogenannte König Philipp niemals wirklicher König von Kaſtilien werden darf. Er ſoll nichts als den Titel haben. — Du weißt, die verſtorbene Königin Iſabella, glorreichen Andenkens, hat ihren treuloſen Schwiegerſohn in ihrem Teſtamente, durch die Blume geſprochen, von der Thronfolge ausgeſchloſſen und ihren Gemahl Don Fernando von Aragon zum Regenten bis zur Großjährigkeit ihres Enkels Don Karlos ernannt. Ich ſchmeichle mir mit Recht nach beſten Kräften zur Abfaſſung dieſes Teſtaments beigetragen zu haben. Die Amme des verſtorbenen Prinzen Don Juan von Aſturien, Donna Juana de la Torre, hat der Königin fleißig dabei gerathen, und die Amme iſt meine Freundin. Auf dieſem Wege erfuhr die arme Königin alle Schandthaten ihres Schwiegerſohns. Nun das Teſtament da iſt, ſoll und muß es natürlich auch in Kraft treten. König Fernando iſt entſchloſſen, die Beſtimmungen des Teſtaments mit Nachdruck auszuführen und den leichtſinnigen Oeſtreicher nicht zur Regierung von Kaſtilien zu laſſen. Aber Philipp hat ſtarken Anhang in Kaſtilien unter dem hohen und niedern Adel, dem er Hoffnungen macht, ihm die alten Freiheiten und Privilegien, welche König Fernando und Iſabella geſchmälert, wieder in ihrer ganzen Ausdehnung zu beſtätigen. Ja, er iſt gottlos genug zu drohen: er wolle das heilige Ketzergericht aufheben, und ich glaube, er iſt im Stande, dieſe Verruchtheit wirklich zu vollbringen. Wozu wäre er nicht fähig! Die meiſten Granden wünſchen aber die Aufhebung der heiligen Inquiſition. Es kommt alſo jetzt darauf an, dieſen Sauſewind bei dem ſittenſtrengen Adel Kaſtiliens in Verruf zu bringen. Nichts fürchten ſie mehr als einen lüderlichen und ausſchweifenden König. Du weißt, Karracha, wie ich iſt alles reine kaſtiliſche Adelsblut in dieſer Hinſicht geſinnt. Sehen dieſe kaſtiliſchen Granden die heilige Unverletzbarkeit ihrer Ehen, die Tugend ihrer Frauen und Töchter von einem Könige bedroht, der ihnen aus einem fremden Lande, von einem deutſchen Geſchlechte kommt, ſo werden ſie ihn verwerfen und wenn er ihnen noch ſchönere Verſprechungen macht. Nun hat Philipp vor drei Jahren durch ſeine Aufführung ſchon ihren gegründeten Verdacht erregt, jetzt kommt es darauf an, ihnen Beweiſe vorzulegen, welch ein gottloſer Ehebrecher der junge Mann iſt, der ſich ihnen zum Könige aufdrängen will. Verſtehſt du: Beweiſe, ſonnenklare, recht ſtark in die Augen ſpringende Beweiſe. Und dazu ſind zwei Frauen ganz vorzüglich geeignet, die Don Philipp mit ſeiner Liebe beglückt hat, die verwitwete Herzogin von Najara, die er in Spanien rauben und entführen ließ, und die Witwe des Kaufmanns Peter van der Kapellen aus Antwerpen. Die erſtere iſt nun deshalb höchſt wichtig, weil Philipp durch die Buhlſchaft mit ihr das Ehebett eines der erſten Granden Kaſtiliens beſudelte und dadurch der Mörder des Amirante wurde; die zweite, weil durch die Buhlſchaft mit ihr die Königin um den Verſtand kam. Dieſe beiden Frauen ſind aber verſchwunden, und ihr Aufenthaltsort iſt uns Allen unbekannt. Sie müſſen um jeden Preis herbeigeſchafft werden, und König Fernando wird Dem große Belohnungen gewähren, der ſichere Nachrichten über die Eine oder die Andere beibringt.“

„Und wie hoch würden ſich dieſe Belohnungen belaufen? Wer oder was gewährt Sicherheit im Namen des Königs von Aragonien dafür?“ fragte die alte Zigeunerin ſchmunzelnd.

„Don Hernandez de Villaquiran, der die bündigſten Vollmachten des Königs Fernando des Katholiſchen in den Händen hat. Auf meine Bitten hat der König erſt Don Conchillos und Don Hernandez mir hierher geſandt. Uns Dreien iſt es anvertraut, die gerechte Sache des großen katholiſchen Königs im Feldlager ſeines Gegners zu führen. Ich betrachte mich als Don Hernandez' Mutter; ich würde es ſein, wenn ſein Vater weniger flatterhaft und leichtſinnig geweſen wäre. Wir haben die Königin Juana bereits beſtimmt, zu Gunſten ihres Vaters der Krone von Kaſtilien zu entſagen. Schaffſt du mir nun die beiden Frauen, an denen uns Alles gelegen iſt, ſo wird auch Philipp aus dem Felde geſchlagen, und Don Fernando iſt König und Herr von Kaſtilien, wie er es in Aragonien iſt.“

„Ich werde mit Euerer Erlaubniß mit Don Hernandez reden, um zu hören, was ſich bei dem Handel verdienen läßt,“ ſagte Karracha.

„Du kennſt den Aufenthaltsort der beiden Frauen. Ich habe mich nicht getäuſcht, als ich dies vorausſetzte.“

„Ich kenne ihn nicht; aber es könnte mir ja gelingen, ihn ausfindig zu machen.“

„Aber du weißt darum, daß Philipp die Herzogin von Najara entführt hat?“

„Ich weiß nichts davon,“ verſetzte die Zigeunerin ſchlau lächelnd. „Gönnt uns ein paar Monate Zeit, und wir, ich und meine Leute, wollen unſer Heil verſuchen.“

„Gut denn. Du bringſt mir zuerſt das Lebenselexir, dafür belohne ich dich allein; dann ein Zaubermittel, um die Liebe der Königin zu ihrem Gatten mit Stumpf und Stiel auszurotten; dafür belohnen wir, alle hier verſammelte echte Spanier und Anhänger des alleinigen Königs Fernando dich gemeinſchaftlich; du ſchaffſt endlich gewiſſe und zuverläſſige Nachrichten von den beiden Frauen und dafür belohnt dich König Fernando allein.“

Die alte Zigeunerin zeigte ſich mit dieſen lockenden Ausſichten zufrieden und ſchickte ſich an zu gehen, als Don Hernandez in's Zimmer trat.

Donna Francesca ſagte zu ihm: „Ihr kommt zur rechten Stunde, um aus Karracha's eignem Munde zu vernehmen, daß ſie gewillt iſt, auf unſere Wünſche und Anträge einzugehen. Ich müßte mich ſehr irren, wenn ſie nicht gute Kenntniß hätte, wo ſowol Euere treffliche Stiefmutter, als auch die lockere Kaufmannsfrau von Antwerpen ſich verbergen oder verborgen gehalten werden. Allein Karracha will zuvor von Euch ſelbſt erfahren, wie hoch ſich die Belohnung für ihre Entdeckungen belaufen wird, und auf welche Weiſe ſie ihr geſichert werden ſoll.“

Der finſtere Kaſtilier warf einen mißtrauiſchen Blick auf die Zigeunerin und ſagte dann halb laut zur Oberhofmeiſterin: „Wer bürgt mir zuvor für ihre Ehrlichkeit und Verſchwiegenheit?“

„Oh!“ höhnte Karracha, „ich war ſo gut die Frau Eueres vornehmen Vaters, wie Euere eigne Mutter und die Dame, die ich jetzt herbeiſchaffen ſoll; in den Adern meiner Kinder fließt die Hälfte deſſelben Bluts, wie in den Euerigen. Ihr würdet es mir nicht wehren können, wenn ich mich zu Euerer Familie zählen wollte. Bin ich Euch aber jemals zu nahe getreten? Hab' ich es nicht vorgezogen, eine arme und elende Zigeunerin zu bleiben, als Euern Vater meinet- oder meiner Kinder wegen mit auch nur einer einzigen Bitte zu behelligen? Und endlich, Don Hernandez, wußte ich nicht etwa das Geheimniß Euerer Bruſt, das Ihr gern vor Euch ſelbſt verborgen gehalten hättet, geſchweige vor Andern? Ich hätte Euch ſchaden, Euch verderben können, wenn ich Euerm Vater nur den kleinſten Wink über Euere verwegenen Wünſche gegeben hätte, und ich hätte mich dadurch an ihm ſelbſt gerächt. Hab' ich ihn nicht geſchont um Euretwillen? Denn wahrlich um ſeinetwillen that ich es nicht, der mich, die Unſchuldige, auch nicht geſchont hatte! Und nun wollt Ihr mir mißtrauen? Ich könnte mich auf Donna Francesca berufen, die mich faſt ein Menſchenleben lang kennt; aber ich will Euch lieber ſagen: Sucht doch die beiden Frauen ſelbſt, an denen Euch ſo viel liegt, und ſeht zu, ob Ihr ſie ohne meine Hülfe findet."

Don Hernandez war durch die Andeutungen der Zigeunerin auf ſeine Leidenſchaft zu ſeiner Stiefmutter in Beſtürzung gerathen, denn es lag ihm Alles daran, daß die ſittenſtrenge Donna Francesca nichts davon erfuhr. Er war dadurch plötzlich nachgiebig geworden und, um das Schweigen Karracha's zu erkaufen, zog er ſeine Brieftaſche hervor und hielt ihr ein vom König Ferdinand eigenhändig unterſchriebenes Dokument hin, in welchem dem Ueberlieferer ſicherer Nachrichten hinſichtlich des Aufenthaltsorts der verwitweten Herzogin von Najara und der gleichfalls verwitweten Frau Eleonore van der Kapellen für jede zehntauſend Silberrealen zugeſichert wurden. Wer aber die Eine oder die Andere in die Hände des Königs von Aragonien liefere, ſolle für jede noch dreißigtauſend Realen erhalten.

Hernandez nannte ihr dabei Bedingungen und Summen.

„Ich kann nichts leſen," ſagte Karracha, „aber ich werde

Euch einen Mann zuführen, der mehr von der Sache weiß, als ich.“ Damit empfahl ſie ſich und überließ Don Hernandez die Sorge, die Neugierde ſeiner mütterlichen Freundin in Bezug auf das von ihr angedeutete unſelige Geheimniß durch eine geſchickte Lüge zu beſchwichtigen.

## 19.

## Anderweitiges Bündniß.

In der vornehmſten Herberge der Stadt, „zur güldenen Traube“ geſchildet, hielten drei vornehme Männer zu derſelben Zeit Geſpräch. Der eine war der Pfalzgraf Friedrich, der andere Wilhelm von Croy, Herr von Chièvres, der dritte ſchier noch reicher gekleidet, als die beiden andern, Antonio Cebes, der ſchlaue und gewandte Zigeuner. Der Pfalzgraf war gekommen, den hier wohnenden Antonio für dieſen Abend nach neun Uhr auf das Schloß zu beſtellen, und hatte den Herrn von Croy bereits gefunden. Auch ging er nach einiger Zeit wieder, ohne daß ihn der vornehme Niederländer begleitet hätte. Dieſer ſchien vielmehr mit Cebes das durch die Ankunft des Pfalzgrafen abgebrochene Zwiegeſpräch erſt noch zu Ende führen zu wollen. Während der Anweſenheit des Pfalzgrafen hatte die lebhafte Unterhaltung die politiſchen Verhältniſſe betroffen, und der junge Fürſt ging nicht wenig erſtaunt, vom ehemaligen Stallmeiſter der Erzherzogin Margaretha die genaueſte Kenntniß der gegenſeitigen und innern Verhältniſſe der europäiſchen Staaten und der Kirche, ſowie der perſönlichen der Herſcher und ihrer vorzüglichſten Diener, und endlich die ſchärfſten und richtigſten Urtheile und Anſichten über alle dieſe Dinge gehört zu haben.

Gebes kam ihm vor wie ein ſcharfſinnig geſchriebenes Buch über das ganze öffentliche und häusliche Leben der vornehmen europäiſchen Welt, gewürzt mit einer Menge pikanter Anekdoten über die Hauptperſonen in dem eben ſpielenden Drama der Geſchichte.

Sobald ſich der junge Fürſt entfernt hatte, fuhr Wilhelm von Croy fort: „Ich geſteh' Euch, Ihr habt mich durch Euere Mittheilung höchlichſt überraſcht. Aber warum habt Ihr drei Tage hinterm Berg gehalten, bis Ihr mit der wahren Farbe herausgegangen ſeid?“

„Verzeiht, gnädiger Herr,“ verſetzte Antonio, „ich mußte mich erſt vergewiſſern, daß Ihr auch wirklich im Herzen und in der That und Wahrheit der Freund des unglücklichen Herzogs von Suffolk ſeid. Man hatte mir geſagt, Ihr hättet den Herzog einige Male in ſeiner Einſamkeit auf dem Schloſſe Hattem beſucht und nähmet Theil an ſeinem Schickſal. Wie weit dieſe Theilnahme ginge, mußte ich erſt erforſchen. Nachdem Ihr mir nun verſichert habt, daß Ihr den Herzog von Suffolk für den einzigen rechtmäßigen Erben der engliſchen Krone und den jetzigen König Heinrich für nichts als einen Uſurpator haltet —“

„Wie könnte ich anders, ſelbſt wenn ich den Herzog von Suffolk nicht perſönlich kennte, ſelbſt wenn ich nicht der innigſte Freund des edlen Herrn wäre!“ rief Croy leidenſchaftlich. „Herzog Suffolk iſt der Schweſterſohn des Königs Eduard des Vierten und hatte die Tochter des Herzogs von Clarence, des Bruders des Königs Eduard zur Gemahlin. Eduards Söhne wurden von ihrem eigenen Oheim ermordet; Richard blieb in der Schlacht bei Bosworth gegen den Grafen Richmond, der ſich nun der Krone bemächtigte. Aber wahrlich mit keinem Schein von Recht; obgleich er ſchon zwanzig Jahre auf dem Throne Englands ſitzt, ſo gebührt die Krone doch allein dem Herzog von

Suffolk, dem naturlichen und rechtmäßigen Erben und Blutsverwandten König Eduards des Vierten. Das iſt meine Anſicht von der Sache."

„Und ſie iſt die wahre und richtige," entgegnete der Zigeuner. „Ich ſchwör' Euch zu, in England iſt eine mächtige Adelspartei, die ſich zu ihr bekennt, aber ihre Anſicht nicht laut werden laſſen darf aus Furcht vor dem König. Aber man hält den frühzeitigen Tod des Kronprinzen Arthur allgemein für eine gerechte Strafe des Himmels. Wenn man ſchon den ſchätzehäufenden Geiz des jetzigen Königs haßt und ſeine Friedensliebe tadelt, ſo fürchtet man die Tollheit des jungen Prinzen Heinrich, die wahrlich nichts Gutes verſpricht, und Jedermann denkt mit Grauen an den Zeitpunkt, wo er König wird. Träte der Herzog von Suffolk, von einer Macht unterſtützt, in England auf, die größere Hälfte des Adels und Volks würde ihm als ihrem rechtmäßigen Herrn ſogleich zufallen."

„Ihr ſcheint ein Beauftragter dieſer Partei zu ſein," bemerkte Chièvres lauernd.

„Ich bin's," verſetzte Cebes kurz.

„Wie aber um Gott ſeid ihr nach England gekommen?"

„Es iſt nicht nöthig, daß ich in England war. Auch thut das nichts zur Sache," verſetzte der Zigeuner ausweichend. „Ich frage Euch dagegen als den Freund des Herzogs von Suffolk: Seid Ihr geneigt, mit dem edlen Herrn zu verhandeln, ob er ſich wol entſchließen würde, nach ſeinem ihm gebührenden Erbe, der Krone von England zu greifen? Und ſeid Ihr dann ſelbſt gewillt, etwas für ihn zu thun, ihn mit Rath und That zu unterſtützen?"

„Bin ich ein König?" fragte Croy erſtaunt. „Was könnte dem Herzog meine Hülfe nützen?"

„Gemach! Der Niedrige kann oft ſo viel wie der Höchſte, wenn er nur den ernſtlichen Willen hat."

„Schon gut. Aber wer von den Königen ſoll denn dem Herzog zur Krone verhelfen? Kaſtilien und Aragonien haben ihre Tochter Katharina an den engliſchen Kronprinzen Arthur vermählt; wenn dieſer auch nicht mehr unter den Lebenden iſt, ſo ſagt man doch, König Heinrich werde die junge Witwe für ſeinen zweiten Sohn Heinrich aufheben, um ſich die Freundſchaft des Königs von Aragonien und die reiche Mitgift der Donna Katalina zu erhalten. Unſere Königin Juana iſt die Schweſter der verwitweten Prinzeſſin von Wales, ebenſo die Königin von Portugal. Meint Ihr, daß der König von Frankreich für den armen Herzog von Suffolk gegen ſo viele Kämpen in die Schranken reiten werde?"

„Ich glaube es nicht; denn er wäre unter den jetzigen Umſtänden nicht bei Troſte."

„Wer bleibt Euch übrig als der deutſche König, der Schwieher des Königs von Aragon? Fürwahr und König Max hat weder Geld, noch Soldaten, noch endlich irgend ein Intereſſe an den engliſchen Angelegenheiten."

„Wie aber, wenn er dieſes Intereſſe gewänne und mit ihm König Philipp von Kaſtilien?" fragte Cebes ſcharf und lauernd. „Mit einem Worte, wenn die Erzherzogin Margaretha ihre Hand dem Herzoge von Suffolk auf die Bedingung hin zuſagte, daß er die Krone von England gewänne? Ja offen geſprochen, wenn das Ganze auch nichts wäre, als eine neue Demonſtration des Königs Philipp gegen ſeinen Schwiegervater, ſich die von dieſem angefochtene Krone von Kaſtilien zu ſichern? König Ferdinand von Aragon arbeitet mit dem König Heinrich von England gemeinſchaftlich daran, daß Katharina von Aragon, die Witwe des Prinzen Arthur von Wales, die Gemahlin des vierzehnjährigen Herzogs Heinrich von Cornwallis, jetzigen Thronerben von England, werde. Säh' nun König Ferdinand die Krone Englands für den Prinzen Heinrich vom Herzog Suffolk bedroht und dieſen vom

König Philipp unterſtützt, würde er nicht zu Gunſten ſeiner Tochter Donna Katalina gern darauf verzichten, das Teſtament der Königin Iſabella in Kraft zu ſetzen? Ob nun Suffolk ſein Ziel erreichte oder nicht, unſer König Philipp würde das ſeine ſicherlich dadurch leichter erreichen.“

„Ein vortrefflicher Plan!“ rief Croy überraſcht. „Er iſt eines Meiſters in der Staatskunſt würdig. Sagt mir, in weſſen Kopfe iſt er entſprungen?“

„Euer Lob darf mich nicht abhalten, Euch zu geſtehen, daß ihn der meinige erzeugte.“

„Ich eile, den König davon in Kenntniß zu ſetzen. Wenn er nur nicht an der Friedensliebe des Herzogs von Suffolk ſcheitert! Dieſer Herr iſt ein hoher Fünfziger und lebt nun ſchon faſt zwanzig Jahre in den Niederlanden unter dem Schutze des Herzogs von Geldern. Er hat nie die geringſte ehrgeizige Abſicht auf die ihm gebührende engliſche Krone gezeigt. Wird er nun in ſeinem Alter ſich noch der Unruhe und den Wechſelfällen eines Verſuchs von ſo zweifelhaftem Erfolg ausſetzen?“

„Es gilt den Verſuch. Und ſelbſt wenn Suffolk nicht dazu zu bewegen wäre, ſo kann doch König Ferdinand dadurch glücklich erſchreckt und von der Erfüllung des unſerm Könige ſo ungünſtigen Teſtaments abgebracht werden.“

„Ich kann nicht umhin, Euerm Genie meine Achtung zu beweiſen,“ ſagte Croy. „Und wenn der König, wie nicht zu zweifeln ſteht, auf Euere Gedanken eingeht, ſo werde ich unvorzüglich zu Suffolk nach Hattem reiſen, um ihn zu gewinnen.“

Der Baron von Croy empfahl ſich; an der Thüre ſtand eine verhüllte Frau, die mit Antonio's Diener ſprechend ſchon einige Zeit auf die Entfernung des Edelmanns gewartet hatte. Sie trat jetzt herein vor Antonio, nahm ihre Kopfbedeckung ab und er ſah — nach langen Jahren zum erſten Mal wieder — ſeine Mutter vor ſich. Eine unwillkürliche Bewegung der Freude, die er gegen ſie machte, erſtarrte plötzlich und nicht ohne Verlegenheit ſagte er leiſe: „Mutter, was führt Euch zu Euerm verſtoßenen Sohne?“

„Ich habe dich nie verſtoßen, Pepindorio[*]); aber ich durfte mich den Beſchlüſſen der Gitana-Sultana[**]) und unſrer Leute nicht widerſetzen. Du weißt, was dich verbannte und von unſrer Gemeinſchaft ausſchloß.“

„Ja, ich weiß: die Sehnſucht eines Sohnes nach ſeinem Vater. Fluch ſeinem Andenken! Er hat mich verrathen und verkauft.“

„Fluche dem Todten nicht! Er hat gebüßt. Sage auch nicht: die Sehnſucht eines Sohnes nach ſeinem Vater, denn du lügſt. Sage das mir nicht, denn ich kenne dich beſſer. Sage: der Stolz eines niedrig gebornen Knaben, ſich emporgehoben zu ſehen zu ſeinem vornehmen Vater, und du ſagſt die Wahrheit.“

„Kann ich dafür, daß das ſtolze Blut der Villaquiran in meinen Adern ſchäumt? Das Leben des Knechts war mir ſtets unerträglich, ich bin zum Herrn geboren; was mir der Hochmuth und die Grauſamkeit meines Vaters verweigerten, das hab' ich aus eigener Kraft erſtrebt.“

„Ich will dich nicht darum ſchelten,“ ſagte Karracha weich, „aber du biſt in Tyrol ſchon einmal auf dieſem Wege geſcheitert.“

„Mein jetziger Weg iſt ſicherer.“

„Vielleicht wüßte ich doch den beſten zu deinem Ziele! Doch ſage mir offen, was iſt dein Ziel?“

„Ein Herr unter Herren, ein Adeliger unter Adeligen zu ſein. Anerkennung meines väterlichen Bluts, freien Raum für meine Kraft.“

---

[*]) Spaniſcher Zigeunername für: Antonio.
[**]) Zigeunerkönigin.

„Ich führe dich ſchnell und ſicher zu deinem Ziele.“

„Ihr, Mutter? Ich zweifle!“

„Ich! Verſuch' es!“

„Laßt hören!“

„Wirſt du wahr gegen mich ſein?“

„Ihr ſeid meine Mutter, Ihr dürft es fordern, ich muß gehorchen.“

„Du haſt die Haupttugend des Zigeuners nicht abgelegt. Wolan, zu welchem Dienſte hat dich König Philipp gewonnen?“

„Die verſchwundene Herzogin von Najara zu ſuchen.“

„Und haſt du ſie gefunden?“

„Ich habe ſie gefunden.“

„Kannſt du für ſchweres Geld ſichere Nachricht von ihr geben?“

„Ich kann es. Wie ſchwer wiegt das Geld und wer zahlt es?“

„Dein Glück iſt gemacht. Der König Ferdinand bietet für die ſichere Nachricht von ihr zehntauſend Silberrealen. Wer ihm aber die Dame ſelbſt nach Spanien bringt, erhält noch dreißigtauſend Realen. Du kannſt mehr damit gewinnen.“

„Sagt mir, wie?“

„Don Hernandez de Villaquiran iſt hier als heimlicher Beauftragter des Königs Ferdinand.“

„Ich weiß, daß er hier iſt, und ich ahnete, in welcher Eigenſchaft.“

„So bedinge dir von ihm, daß er dich als Bruder anerkennt, bedinge dir vom Könige den Adel deines Vaters; bedinge dir vom Könige endlich völlige Verzeihung für Donna Luiſa und ihren Gemahl und Wiedereinſetzung in ſeine Güter und Würden. Sie werden dir Alles zugeſtehen; denn König Ferdinand braucht die Herzogin von Najara, um den König Philipp bei den Kaſtiliern zu verdächtigen.“

Antonio umarmte ſeine Mutter ſtürmiſch.

„Ich ſehe, daß Ihr mich noch mütterlich liebt. Wahrlich, Ihr habt Recht, ſo ſchnell und leicht wär' ich allein nicht zu meinem Ziele gekommen. Und mein guter Stern hat Euch noch zur rechten Stunde zu mir geführt. Morgen wär's vielleicht zu ſpät geweſen. Ich wünſch' Euch Glück zu einem adeligen Sohne, Don Antonio de Villaquiran."

Karracha liebkoſ'te ihren Erſtgebornen: „Du böſer Bub', ſo muß ich dich zurückführen. Den Zigeunerbann über dich, den ihre Mutter ausgeſprochen, wird Zoroya aufheben, du wirſt unſer Stolz ſein. — Hörteſt du je von der Frau Eleonore van der Kapellen, einer Geliebten des Königs Philipp?"

„Ich hörte wol von ihr und ihrem Schickſal."

„Weißt du, wo ſie lebt?"

„Ich weiß es nicht."

„Gut, wir werden es auch erfahren. König Ferdinand zahlt für ſie zu demſelben Zweck denſelben Preis, wie für die Herzogin von Najara."

„Auch den wollen wir verdienen!" ſagte Antonio trocken.

„Jetzt komme mit mir zu Don Hernandez!"

Druck von Otto Wigand in Leipzig

Ausgewählte

# Romane und Novellen

von

**Ludwig Storch.**

Dreiundzwanzigſter Band:

## Ein deutſcher Leinweber.

Vierter Theil.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Leipzig,
Ernſt Keil.
1861.

# Ein deutſcher Leinweber.

Zeit- und Lebensbilder
aus der erſten Hälfte des ſechszehnten Jahrhunderts

von

**Ludwig Storch.**

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Erſte Abtheilung.

## Philipp von Oeſtreich.

Roman in vier Theilen.

Vierter Theil.

Leipzig,
Ernſt Keil.
1861.

# Philipp von Oeſtreich.

Roman in vier Theilen

von

**Ludwig Storch.**

Vierter Theil.

## 1.

## Der Spion.

Um neun Uhr ward Antonio vom Pfalzgrafen beim Könige eingeführt.

„Du biſt ein ſtattlicher Geſelle,“ ſagte Philipp, den Zigeuner wohlgefällig mit den Augen muſternd, „und dein Plan mit dem Suffolk iſt ſo gut, daß ich dich auch für einen geſcheidten Kerl erklären muß. Wahrlich dein Einfall iſt etwas werth; Croy hat es mir ſehr anſchaulich gemacht, und ich werde dich dafür belohnen. Du haſt dadurch ſo viel Anhänglichkeit an meine Perſon und mein Intereſſe an den Tag gelegt, daß ich dich ferner immer um mich haben will, du ſollſt mein Hofnarr werden.“

Der König ſah das kalte, höhniſche Lächeln nicht, das ſeine letzten Worte um Antonio's Lippen hervorriefen, während dieſer geſchmeidig für die hohe Gnade dankte.

„Ich werde in einigen Wochen den wortbrüchigen Herzog von Geldern noch einmal mit Krieg überziehen und ſo ſchnell als möglich das Schloß Hattem einzunehmen ſuchen,“ fuhr der König ſelbſtgefällig fort. „Bekomm' ich dabei, wie ich hoffe, den Herzog von Suffolk gefangen, ſo läßt ſich dann leicht mit ihm unterhandeln, und zu gleicher Zeit kann ich meinem Schwiegervater eine Fauſt nach Spanien hinüber machen. Für deinen ſchönen Gedanken nimm hier etwas auf Abſchlag!“ Damit nahm er eine Geldrolle aus ſeiner Spinde und drückte ſie dem Zigeuner in die Hand, der ſich grinſend mit überſchwänglicher Wortfülle bedankte. „Und nun,“ nahm der König wieder das Wort, „ſollſt du hier meinen Spion ſpielen. Mein

Schwiegervater hat unter den Spaniern, die hierher gekommen ſind, eine heimliche Partei. Sie umlauern mich, ſie drängen ſich an die Königin, ſie führen Böſes im Schilde. Ihr Haupt iſt Don Hernandez de Villaquiran. Ich muß durchaus wiſſen, was für ein Getränk ſie zuſammenbrauen. Du biſt mir der rechte Mann, dies auszukundſchaften. Du mußt dich alſo an dieſen Don Hernandez machen und durch Liſt, die auszuhecken ich deinem Genie überlaſſe, in die heimlichen Zuſammenkünfte dieſer mir feindlichen Aragonier zu kommen ſuchen. Natürlich mußt du ihnen glaubhaft machen, du ſeiſt einer der Ihrigen, irgend ein Hidalgo. Es wird freilich ſchwer, ſehr ſchwer halten; denn dieſer Hernandez iſt klug und mißtrauiſch, wie der Teufel."

„Ich bin den Wünſchen Ew. Majeſtät zuvorgekommen," verſetzte Antonio und hielt dem Könige ein Papier hin. Philipp las: „Ich thue hiermit kund und zu wiſſen Jedermann, dem es zu wiſſen nöthig, daß der kaſtiliſche Hidalgo, welcher zeither, wegen Familienverhältniſſe, den falſchen Namen Antonio Gebes führte, mein leiblicher Bruder und der Sohn meines Vaters, des verſtorbenen Don Ruy Garcias de Villaquiran, Herzogs von Najara und Amiranten von Kaſtilien, iſt, und daß ich ihn als ſolchen hiermit anerkenne und ihm das Recht zugeſtehe, ſich Don Antonio de Villaquiran zu nennen. Dieſes Dokument iſt von mir eigenhändig unterſchrieben und mit meinem Inſiegel verſehen worden. So geſchehen zu Brüſſel am Tage der ſieben Schläfer im Jahre des Heils 1505. Don Hernandez von Villaquiran."

„Biſt du ein Hexenmeiſter?" ſchnellte der König auf.

„Es geht Alles natürlich zu," lachte Antonio. „In zwei Stunden wird mich mein Bruder Hernandez in die Geſellſchaft ſeiner Freunde bei der ehrwürdigen Donna Francesca d'Ulloa einführen. Und wenn Ew. Majeſtät daran liegt, ſo könnt Ihr in dieſer Nacht noch von mir erfahren, was dort vorgegangen iſt.“

„Menſch, du biſt ja unſchätzbar!“ rief Philipp vergnügt. „Die ſchwierigſten Dinge gelingen dir, wie Kinderſpiel. Eh' ich noch den Wunſch hege, haſt du ihn ausgeführt. Solche Diener lob' ich mir! Ja wahrlich kein Anderer ſoll mein Hofnarr werden als du.“

Auf dringendes Befragen des Königs, wie er ſo ſchnell dieſes ſo ſchwierig ſcheinende Ziel zu erreichen vermocht habe, erzählte Antonio eine halb wahre, halb erfundene Geſchichte, wie er ſie für ſeine eignen Zwecke am tauglichſten fand, und Philipp belohnte ihn mit einem neuen anſehnlichen Geldgeſchenk.

„Ich werde dich jetzt mit einer ſchwarzen Dienerin der Königin bekannt machen,“ fuhr Philipp fort, „die ebenfalls heimlich mein Intereſſe wahrnimmt und dir vorkommenden Falls geſchickt in die Hand arbeiten wird. Sie gehört der Königin erſt ſeit einer Stunde, und dieſe hat eine kindiſche Freude über den Beſitz der Negerin, weil ſie die Laute mit Fertigkeit ſpielt. Du kennſt die Liebhaberei der Königin für alle Muſik. Die ſchwarze Matty wird ſich in das Vertrauen der alten falſchen Oberhofmeiſterin einzuſchmeicheln ſuchen, und du wirſt ihr mit Rath und That an die Hand gehen. Ich denke mir, daß ihr Beide vereint hinter alle Geheimniſſe der Aragonier kommen werdet.“

Matty wurde herbeigeholt. Ihre Augen funkelten, wie Tigeraugen, als ſie erfuhr, daß der vornehme Herr — denn dafür mußte ſie Antonio ſeinen Kleidern nach halten — ihr Bundesgenoſſe ſei; ſie reichte ihm die Hand und verſprach jedem ſeiner Winke zu gehorchen. Antonio begriff, welch eine wichtige Perſon die Negerin ſei. Matty berichtete dem Könige:

„Ihre Majeſtät die Königin hat mich ſchon gehätſchelt und geliebkoſet, wie eine ihrer Katzen. Ich habe die

Laute noch nicht aus der Hand legen dürfen, und ſie hat mir in der Freude ihres Herzens, daß ich nun die Ihre bin und ihr ſo hübſche Weiſen vorſpiele, verrathen, daß ſie dieſe Nacht zu einem Banket bei der Donna Francesca d'Ulloa gehen wird, und daß ich ſie dahin begleiten ſoll, um auch dort zu ſpielen."

„Herrlich!" rief der König. „So werdet ihr Beide euch dort treffen. Ich hoffe, es ſoll ſchon in dieſer Nacht Manches für euch zu beobachten und zu erhorchen geben. Vorzüglich merkt euch alle anweſende Gäſte."

Matty wurde mit einem Geſchenk entlaſſen, und der König wandte ſich mit der Frage wieder zu Antonio:

„Und vom Erfolg deiner langen Reiſe und Abweſenheit meldeſt du mir nichts?"

„Ew. Majeſtät haben bis jetzt nicht danach gefragt."

„Es iſt wahr," lachte Philipp, „die Krone von Kaſtilien iſt jetzt meine Geliebte, auf die ich um ſo verſeſſener bin, als ſich noch ein anderer Bewerber für ſie gefunden hat. Darüber iſt das Verlangen nach der ſchönen Herzogin von Najara etwas minder heftig in meinem Herzen geworden. Doch glaube deshalb nicht, daß es gänzlich erloſchen ſei; vielmehr brauch' ich nur lebhaft an die reizende Frau zu denken, ſo fühl' ich auch gleich die alte Flamme in mir ſich regen. Haſt du abermals keine Spur von ihr entdeckt?"

„Es kommt darauf an, ob Ew. Majeſtät dieſe Handſchrift kennt," verſetzte der Zigeuner, dem Könige ein zweites Blatt Papier hinreichend.

Philipp hatte kaum die Augen darauf geheftet, als er ſtürmiſch ausrief:

„Es iſt Luiſens Handſchrift! Ha, es iſt eines ihrer ſchönen Lieder, wie ſie es niedergeſchrieben!" Und er drückte das Blatt an die Lippen und hauchte glühende Küſſe darauf, während Thränen aus ſeinen Augen ſtürzten.

„Woher haſt du das Blatt mit dem blühenden Liede?"

„Von einem Schiffskapitain, der die Dame, in welcher ich die Spur der Herzogin im Königreiche Granada verfolgte, und die ich aus der Beſchreibung des Kapitains zu erkennen glaubte, aus dem Hafen von Malaga nach Liſſabon führte. Sie hatte ſich unter den Mauren in Granada ſorgfältig verborgen gehalten. Auf dem Schiffe hatte ſie einen Begleiter gehabt, einen vornehmen Spanier, wie mir der Kapitain verſicherte. Auch wollte er ſie ſpäter in Liſſabon unter den erſten Frauen der Königin von Portugal geſehen haben."

„Alſo zur Schweſter meiner Frau iſt ſie geflohen! Sieh, ſo hat die Königin Iſabella doch die Hand dabei im Spiele gehabt, ſie hat jedenfalls durch den Spanier, der Luiſens Begleiter auf dem Schiffe war, ſie zu ihrer Tochter, der Königin Maria von Portugal, bringen laſſen. Aber auch Don Hernandez ſoll ſich eine Zeit lang am portugieſiſchen Hofe aufgehalten haben. Wie, wenn er Luiſen doch in ſeine Gewalt bekommen hätte! Warum gingſt du nicht gleich nach Liſſabon, um die Spur weiter zu verfolgen?"

„Gnädigſter Herr, die Mittel gingen mir aus. Ich mußte an die Rückkehr denken, wollt' ich nicht in Noth gerathen."

„Verdammtes Geld!" rief Philipp ärgerlich. „Stets läßt es Einen in den wichtigſten Momenten, wo man's am nothwendigſten braucht, im Stich. Du mußt nach Portugal und das arme Weib erlöſen. Du mußt ſie mir zuführen, wenn ich in Spanien bin."

„Ich bin ganz zu Ew. Majeſtät Befehl."

„Du haſt mir mit dieſem von Luiſens Hand beſchriebenen Blatte heute die dritte und — ich bekenn' es — die größte Freude gemacht. Ich kann dir jetzt nichts geben, als Gold. Hier nimm, ich gebe dir mit vollen Händen. Diene mir ferner ſo treu, und es ſoll dein Schaden nicht ſein. Wenn du aus Portugal zu mir nach Spanien zurückkehrſt, ſollſt du mein Hofnarr werden. Und bringſt du mir Luiſen, ſo ſchenk' ich dir ein ſchönes Landgut. — Empfiehl dich morgen der Herzogin Margarethe. Du biſt erſt einmal bei ihr geweſen. Du darfſt ſie als deine ehemalige Herrin nicht vernachläſſigen. Sie iſt dir wohl und gnädig geſinnt und deinen Kindern eine treue und ſorgſame Mutter geworden. Sie hat unterdeſſen Nachrichten von deinem älteſten Sohne erhalten, die ſie dir mittheilen will."

Antonio entfernte ſich.

## 2.

## Ein ſpaniſches Banket.

Draußen wartete Karracha auf ihn. „Was haſt du ausgerichtet?" fragte ſie.

„Ich habe viel Gold erhalten und außerdem will Se. Majeſtät mich zum Hofnarren machen," lachte Antonio. „Ich denke, König Ferdinand wird mich höher ſtellen."

„Du biſt und bleibſt ein echter, braver Zigeuner," lobte ihn Karracha; „beiden Parteien dienen, ſich beiden unentbehrlich machen, von beiden ſo viel Vortheile als möglich ziehen, und endlich der gehören, die am meiſten gibt, das iſt zigeuneriſch. Was haſt du dem blonden Philipp über die Herzogin von Najara vorgeſchwatzt?"

„Ich hab' ihn glücklich auf eine falſche Spur gebracht, ohne ihn gerade zu belügen. Denn ich muß mir den Rücken frei halten, weil ich ihm ſpäter doch die Wahrheit verkaufe. Hätt' ich dieſe jetzt gleich geſagt, er hätte mir ſchwerlich ſo viel gegeben, als für den Fetzen Papier. Nun wollen wir ſehen, was vom König Ferdinand zu gewinnen iſt.“

„Ich traf unterdeſſen den hübſchen Bübenhoven bei der Zaroya und forſcht' ihn über die Frau van der Kavellen aus. Er hat mich an Herrn Jakob Fugger gewieſen und verſichert, daß mir dieſer Auskunft über ſie geben würde; auch hat er Nachricht, daß Fugger in einigen Wochen nach Antwerpen kommen wird.“

„Gut, ſo ſorgt Ihr für Nachricht von dieſer, ich werde die andere beſorgen. Laßt nur das ſchmucke Junkerlein, den Bübenhoven, nicht merken, daß ich ſein Stiefvater bin, das könnte uns jetzt viel verderben.“

„Narr!“ ſchallt Karracha, „als ob ich eine Plaudertaſche wäre!“

Antonio trat bei ſeinem Bruder ein, der ihn bereits erwartete.

„Habt Ihr Euch entſchloſſen, Senjor,“ redete ihn dieſer an, mir Euer Geheimniß zu entdecken? „Es iſt eben ſo gut, ob Ihr es mir oder dem Könige Fernando ſagt; Ihr könnt Euch den Weg nach Spanien ſparen.“

„Es iſt mit nichten einerlei, Monſenjor,“ verſetzte der Zigeuner. „Ich hab' Euch durch das von der Herzogin von Najara beſchriebene Blatt die Ueberzeugung gegeben, daß ich den Aufenthaltsort derſelben wol kenne; ich mache mich nicht allein anheiſchig, dem König Fernando dieſen Ort zu entdecken, ſondern, was noch weit mehr iſt, ſie nach Spanien an den Hof unſers Königs zurückzuführen. Ja, ich ſchwör' Euch zu, ſie wird nichts lieber und mit größerem Vergnügen thun, als dahin zurückzukehren.“

„Aber es hat ſie ja Niemand vertrieben! Was hielt ſie ab, freiwillig zurückzukehren?“

„Das iſt eben das Geheimniß, daß ich nur dem Könige

Fernando entdecken kann und darf, nachdem ich vorher aus ſeinem höchſteignen Munde ſein königliches Wort erhalten, daß die eigenthümlichen Bedingungen, die ich im Namen der Herzogin ſtelle, von der Gnade des Königs erfüllt werden. Gerade dieſe Bedingungen kann nur der König erfahren und nur der König zugeſtehen. Ihr habt mich durch die Zugeſtändniſſe in Bezug auf meine Standeserhöhung ganz zu dem Euerigen gemacht, und ich hoffe Ihr vertraut mir ganz, um ſo mehr als ich auch die zweite Dame nach Spanien ſchaffen werde.“

„Gut denn! Ich vertraue Euch, Monſenjor, und werde nachher den Beweis davon liefern, indem ich Euch der Königin vorſtelle. Euere Belohnung wird ſich nur erhöhen, wenn Ihr auch die Frau van der Kapellen an unſern König abliefert. Wann gedenkt Ihr abzureiſen?“

„Morgen, wenn Ihr wollt.“

„So werde ich Euch einige Zeilen an den König ſchreiben. Hier iſt Euer Reiſegeld. Ihr werdet wahrſcheinlich von meinen Freunden noch einige Aufträge erhalten. Vielleicht gibt Euch auch die Königin einen Brief an ihren durchlauchtigſten Vater mit, den ſie bereits geſchrieben hat. Ich kann Euch vertrauen, daß ich dieſen wichtigen Brief abgefaßt habe. Er bedarf der geheimſten und ſicherſten Beſtellung. Don Fernando, unſer großer König, wird Euch unverzüglich als Don Antonio de Villaquiran anerkennen.“

„Für die Erfüllung dieſes meines ſehnlichſten Wunſches werde ich dem Könige und Euch jeden Dienſt leiſten, den Ihr begehrt.“

„Und ich begrüße Euch, Senjor, als Bruder und Glied meiner Familie.“

Don Hernandez ſetzte ſich, um den Brief zu ſchreiben, und Don Antonio überzählte mit höhniſchem Lächeln die bedeutenden Summen, die ihm dieſer Abend eingebracht, und berechnete, wie viel er ihm noch ferner einbringen dürfte.

Der Brief ward geſiegelt und dem liſtigen Boten übergeben. Unterdeſſen war faſt Mitternacht herangekommen, und Beide machten ſich auf den Weg nach der Wohnung der Oberhofmeiſterin in der Nähe des Schloſſes.

Eine nur den Eingeladenen bekannte Parole öffnete die Thür.

Die meiſten Anhänger des Königs von Aragonien waren ſchon verſammelt, unter ihnen Conchillos, der Kammerherr der Königin Juana. Auch der Domdechant Vater Innocenz begrüßte mit kriechender Höflichkeit den eintretenden Hernandez. Dieſer ſtellte zuerſt der in ſonniger Freundlichkeit ſtrahlenden, dabei aber ihre ſteife Würde ſtreng beobachtenden Wirthin und ſodann ſämmtlichen Anweſenden ſeinen Begleiter als Don Antonio de Villaquiran, ſeinen Bruder, vor und Alle bewillkommten das neue Mitglied ihres Bundes mit Freude und Ehrerbietung. Da Niemand in der Geſellſchaft den emporgekommenen Zigeuner kannte und Donna Francesca, die allein wußte, wie es ſich mit dieſer Bruderſchaft verhielt, natürlich alle Erörterungen vermied, ſo wurde den beiden Brüdern jede Verlegenheit erſpart. Es begann bald ein ſchwelgeriſches Mahl, gewürzt von den berühmten Feuerweinen Spaniens. Der Anfang wurde mit dem lieblichen Grenache von Sabayes in Aragon gemacht, und Conchillos brachte darin die Geſundheit Sr. Majeſtät des katholiſchen Königs von Aragon, rechtmäßigen Statthalters der Krone Kaſtilien, aus, in die Alle mit lautem Zurufe einſtimmten. Dann folgte der Vino ſecco von Xeres und Pararet in Andaluſien, Valderennas aus Mancha und San Lucar in Eſtremadura. Sobald aber die Tafel aufgehoben war, wurden neue Becher und Flaſchen aufgeſetzt, und nun leuchteten nach einander im goldenen Schein der koſtbare ſüße, rothe

Tinto von Alicante, der dicke, ſüße, rothe Tintilla von Rota und der berauſchende Malvaſier von Malaga. Pater Innocenz ſaß zur Rechten, Antonio zur Linken des Don Hernandez. Der Pfaffe ſprach dem feurigen ſpaniſchen Rebenblut wacker zu und munterte ſeinen Nachbar mit überhand nehmender zudringlicher Vertraulichkeit fort und fort zum Trinken auf. Antonio koſtete nur mäßig die ſchwer flüſſigen Sonnenkinder ſeiner Heimat.

Die Unterhaltung drehte ſich um Nachrichten aus Spanien und Frankreich. Man brachte als Neuigkeit, daß der König des letztern Landes, Ludwig XII., der Freund des Königs Philipp, dieſem die Zuſage gemacht habe, er werde ihn bei einem Einfalle in Kaſtilien durch einen Angriff auf König Fernando zu ſeinem Gunſten auf der Seite von Rouſſillon ſowol als von Neapel unterſtützen. Andere wollten wiſſen, der König Philipp habe den berühmten Eroberer Neapels, den Großkapitain Gonſalvo, für ſeine Sache gewonnen und von Don Fernando abwendig gemacht, indem er Anſprüche auf Neapel, als von kaſtiliſchen Kriegern gewonnen, erhebe. Wieder Andere erzählten, der König Ferdinand habe um jene Infantin Juana, die von den kaſtiliſchen Ständen einſt zu Gunſten ihrer Tante Iſabella von der Thronfolge ausgeſchloſſene einzige Tochter des Königs Heinrich IV. von Kaſtilien (oder vielmehr der Königin, ſeiner Gemahlin, da man ſie für eine ehebrecheriſche Frucht der Königin erklärt hatte), geworben, um ſich durch ſie in den unbeſtreitbaren Beſitz der kaſtiliſchen Krone zu ſetzen; doch die Meiſten erklärten dieſes Gerücht für eine boshafte Erfindung der Anhänger Philipps, um dadurch Ferdinand zu ſchaden. Man beſtritt dies und das, ſchimpfte und lobte nach der Parteianſicht, und das ſchwere ſpaniſche Blut wurde allmälig flüchtiger und lauter. Endlich erhob Don Ludovico Conchillos, der aragoniſche Kammerherr der Königin, die

Stimme und ſprach feierlich: „Ich kann euch verkünden, daß alle dieſe Anſtalten der Feinde unſeres großen Königs durch ein Ereigniß zu nichte gemacht werden, welches ſich geſtern begeben hat. Ja, Don Fernando der Katholiſche wird unangefochten Regent und Verwalter von Kaſtilien verbleiben, wie es deſſen große Königin auf ihrem Sterbebette in ihrem Teſtamente verordnet hat. Donna Juana, die rechtmäßige Erbin der kaſtiliſchen Königskrone, hat nämlich in einem eignen Handſchreiben an ihren durchlauchtigſten Vater der Regierung zu deſſen Gunſten entſagt.“

Dieſe Kunde brachte eine ſtarke Wirkung unter der Zuhörerſchaft hervor, die ſich auf die verſchiedenſte Weiſe äußerte. Mehrere fragten nach den nähern Umſtänden dieſes außerordentlichen Schrittes, und ob König Philipp davon wiſſe.

„Wie könnt Ihr glauben, daß König Philipp, dieſer ehrgeizige Herr, ſeine Zuſtimmung zu einer ſolchen Entſagung geben werde?“ fuhr der Kammerherr fort. „Sie muß ihm natürlich vor der Hand auch noch ein tiefes Geheimniß bleiben, bis die Botſchaft glücklich in Spanien angelangt iſt. Es iſt Don Hernandez de Villaquiran und mir mit Hülfe unſerer verehrten und trefflichen Wirthin, deren Eifer für die gute Sache ich nicht genug rühmen kann, gelungen, Donna Juana von der Nothwendigkeit dieſes Schrittes zu überzeugen, und Don Hernandez hat auf ihren Befehl den Brief an den katholiſchen König verfaßt. Wir haben uns in dieſer Nacht hier verſammelt, um die Abſchrift oder vielmehr das Concept dieſes wichtigen Briefes aus Don Hernandez' eignem Munde zu vernehmen.“

Hierauf zog Don Hernandez ein Papier hervor und las den in den höflichſten, kindlich ergebenſten Ausdrücken abgefaßten Brief der Königin Juana an ihren Vater vor, worin ſie der teſtamentariſchen Beſtimmung ihrer verſtorbenen Mutter beipflichtete, der Krone Kaſtiliens entſagte, und die Regentſchaft des Königreichs ihrem Vater bis zur Volljährigkeit ihres älteſten Sohnes des Prinzen Karl, übertrug.

Ein großer Jubel erhob ſich nach Vorleſung dieſes Schreibens in der Geſellſchaft, und die Gläſer wurden auf das Wohl der Königin, der gehorſamen Tochter, wacker geleert.

„Und wie wird der Brief ſchnell genug in unſer Vaterland gelangen?" fragte ein andaluſiſcher Hidalgo.

„Die Königin hat ihn mir zur ſichern Beſorgung anvertraut," verſetzte Conchillos, „und Vater Innocenz, unſer geiſtlicher Freund, der ſich als treuer Anhänger unſers Königs bewährt hat, hat ſich erboten, das Schreiben durch einen ſichern geiſtlichen Herrn nach Spanien zu beſorgen."

„Das iſt nicht nöthig," ſagte Hernandez. „mein Bruder Antonio reiſt in den nächſten Tagen, vielleicht morgen ſchon, in meinem und der Donna Franceśca beſonderm Auftrage an König Fernando nach Kaſtilien ab. Er hat bereits ein Schreiben von mir an die katholiſche Majeſtät in Empfang genommen; er wird den Brief der Königin eben ſo willig und ſicher beſorgen."

Man ſtimmte dieſem Vorſchlage bei, und Conchillos zog das verſiegelte Schreiben hervor und überreichte es Antonio, der ſich der Geſellſchaft mit ſeinem Ehrenworte verpflichtete, den Brief ſo ſchnell als möglich in die Hände des Königs Ferdinand zu legen.

Um die Fröhlichkeit ihrer Gäſte auf's höchſte zu ſteigern, verkündete jetzt Donna Franceſca, daß die Königin ihr für dieſe Nacht einen heimlichen Beſuch zugeſagt habe, und daß ſie, da Mitternacht vorüber ſei, die Herrin jede Minute erwarte. Auch würden zu Ehren der hohen Frau mehrere andaluſiſche Zigeuner, welche ſich eben in Brüſſel aufhielten, Nationaltänze aufführen. Sie ſeien ſchon im Hauſe und warteten nur auf die Ankunft der Königin. Das Entzücken der Gäſte über dieſe Nachricht beſchloß, Donna Juana mit einer altkaſtiliſchen Romanze zu begrüßen, da ihr mit nichts mehr Freude gemacht werden konnte, als mit Muſik und Geſang; ſchnell wurde eine von Donna Franceska herbeigeholte Mandoline in Stand geſetzt, deren Töne den Geſang begleiten ſollten. Donna Franceska, Don Hernandez und der Kammerherr verfügten ſich an die Hausthür, und bald verkündete ein Geräuſch den in geſpannter Erwartung verweilenden Gäſten die Ankunft Juana's. Alle erhoben ſich, und, ſowie die Königin auf die Schwelle des Zimmers trat, begannen ſie den Geſang, wodurch die hohe Frau auf's Angenehmſte überraſcht wurde. Sie trat in ihrer gewöhnlichen tief ſchwarzen Kleidung herein, ihren geliebten Don Ceſar auf dem Arme, der ſich zum ſtattlichſten Kater in der Chriſtenwelt herangemäſtet hatte, und den ſie nie miſſen konnte, wollte ſie eine frohe Stunde haben. Nur zwei Dienerinnen begleiteten ſie, die ihr die großen Schleier von Haupt und Schultern nahmen. Die ſchwarze Matty war dabei und trug ihre Laute. Donna Juana verneigte ſich linkiſch und unbehülflich und begrüßte, nach beendigtem Geſange, die einzelnen Herren mit freundlichen Mienen und Worten, zeigte ihnen ihren Kater und lobte ſeine hohen Tugenden und glänzenden Eigenſchaften. Nichts an ihr verrieth jenen tiefen Trübſinn, der ſich ſchattenhaft über ihre Seele gelagert hatte. Die entzückten Spanier füllten die Gläſer und überreichten ihr einen mit dem köſtlichſten Tinto gefüllten goldenen Becher und tranken mit ſtürmiſchem Jubel ihre Geſundheit. Sie erwiderte die Höflichkeit mit Dank, indem ſie den Becher auf das Wohl ihrer Landsleute kredenzte.

Jetzt öffnete ſich die Thür wieder, und unter der lärmenden Muſik des Trommelſcheits, der Kaſtagnetten und einer Pansflöte hüpften die Zigeuner in ihrem maleriſchen Coſtüm herein und führten einen ihrer maleriſchen Tänze auf. Alle ſpaniſchen Augen leuchteten vor Entzücken; die Königin ſtieß zu wiederholten Malen kurze Freudenlaute aus, die Becher wurden immer fleißiger geleert, und bald bemächtigte ſich eine Art Wonnetaumel der ganzen Verſammlung. Die wilde Zigeunermuſik verfehlte ihre Wirkung auf die Königin nicht. Alle romantiſche Zauber ihres Geburtslandes, alle ſüße Erinnerungen ihrer Jugend traten in heller Farbenpracht vor ihre ſonſt umnachtete Seele. Sie ſprang plötzlich mitten unter die Zigeuner und tanzte mit ihrer Katze wie mit einem Kinde; die ernſthafteſten Edelleute legten ihre kalte Würde ab, ſprangen, tanzten, umarmten ſich und überließen ſich einer ausgelaſſenen Luſtigkeit. Antonio, der ſich mit der an der Thüre lauſchenden Matty durch ein paar Blicke verſtändigt hatte, ſtahl geſchickt ſeinem berauſchten Bruder das Konzept des Briefes aus der Taſche und ſteckte es ebenſo ſchnell der Negerin zu, die es im Buſen verbarg.

Jetzt mußte auch Matty auf der Laute ſpielen. Sie wählte eine ſchwermüthige mauriſche Romanze, wie ſie damals von Spanien nach Flandern gekommen waren, und die Königin vergoß Thränen der ſüßeſten Luſt. Niemand hatte ſie jemals ſo bewegt geſehen. Erſt gegen Morgen entfernte ſie ſich wieder mit ihrem mürriſchen Kater und ihren Dienerinnen. Auch die Gäſte rüſteten ſich zum Aufbruch.

„Gebt mir doch das Konzept des Briefs der Königin an ihren Vater,“ ſagte Antonio zu Hernandez, „ich will es abſchreiben und in Kaſtilien verbreiten. Es wird eine ſchnelle und gute Wirkung thun.“

„Das iſt ein guter Einfall,“ verſetzte Hernandez und griff nach dem Papier. Es war verſchwunden. Beſtürzt ſuchte er es vergebens in allen Taſchen.

„Ihr müßt es verloren haben!“ rief Antonio, „aber ich gehe nicht eher, bis es aufgefunden iſt; ich muß es haben.“

Die allgemeine Aufmerkſamkeit wurde rege. Alle ſuchten, Niemand fand es.

„Dann iſt ein Verräther unter uns!“ ſchrie Antonio und ſtellte ſich ganz ungeberdig. „Jeder von uns muß ſich unterſuchen laſſen und ich bitt' Euch mit mir anzufangen.“ Er wandte alle ſeine Taſchen um, und nur die beiden verſiegelten Briefe an den König von Aragon kamen zum Vorſchein. Durch dieſes meiſterhafte Spiel ließ er auch nicht den entfernteſten Verdacht an ſeinen Verrath in den Seelen der Andern aufkommen. Die Unterſuchung lieferte natürlich kein Reſultat, und man kam einſtimmig zu der Annahme, ein Glied der Zigeunergeſellſchaft müſſe das Blatt entwendet haben. Sogleich brachen mehrere auf, ſie in ihrer Herberge heimzuſuchen und ihnen das Papier wieder abzupreſſen. Hernandez tröſtete ſich, daß es mit keiner Unterſchrift verſehen ſei und im äußerſten Falle Niemand wiſſen könne, wer es geſchrieben habe.

Aber noch hatte er am folgenden Morgen ſeinen Rauſch nicht ausgeſchlafen, als er von königlichen Häſchern aus dem Bette geriſſen und zu Gefängniß gebracht wurde. Auf die ſchnell ſich verbreitende Nachricht von ſeiner Einkerkerung flohen einige der Vornehmſten jener nächtlichen Geſellſchaft eiligſt aus Brüſſel, Andere wurden durch den ſtrengen Befehl des wüthenden Königs verwieſen und mußten am folgenden Tage die Stadt verlaſſen. Donna Franceſca erhielt Hausarreſt, die Königin Wachen vor ihre Gemächer, die Niemand zu ihr laſſen durften. Sie verſank ſofort in ihren alten tiefen Trübſinn, ſaß wochenlang auf einem Seſſel, ſtarrte auf eine Stelle, ſprach kein Wort und nahm ſelten etwas Weniges von Speiſe und Trank. Dann ging der Trübſinn, wie immer, in Wahnſinn über, und ſie beging die kindiſchſten und thörichtſten Handlungen. Allen Spaniern wurde bei Todesſtrafe verboten, ſich ihr zu nähern.

Antonio Cebes reiſte einige Tage nachher, reich belohnt vom Könige, ab, angeblich im Auftrage deſſelben nach Portugal, aber er hatte den Originalbrief der Königin und den Brief des Don Hernandez an den König behalten.

Den Pater Innocenz ſtrafte der König mit Verachtung.

---

## 3.

## Unerwartete Wendung.

Die mitternächtliche Geſellſchaft bei der Oberhofmeiſterin hatte keine falſchen Kunden erhalten; König Philipp hatte mit Hülfe ſeines Vaters und ſeiner Freunde bedeutende Anſtalten getroffen, den König Ferdinand den Katholiſchen aus ſeiner wichtigen Stellung als Regent des Königreichs Kaſtilien, des reichſten und mächtigſten Landes der Welt, zu verdrängen und auf deſſen kleines und unbedeutendes Königreich Aragonien zu beſchränken. Der geſchickteſte und thätigſte dieſer Freunde war jener Don Juan Manuel de Campos, ſpaniſcher Geſandter am Hofe des deutſchen Königs, der Sproß eines der angeſehenſten und älteſten kaſtiliſchen Adelshäuſer und aus der Intriguenſchule Ferdinands als ein Meiſter hervorgegangen, der die erlernten Künſte nun mit Glück gegen den Lehrer ſelbſt anwandte. Man ſagte, Don Manuel habe ſeit lange einen glühenden Haß gegen den König von Aragon unter der Maske der tiefſten Ergebenheit verborgen, bis Iſabella vom Schauplatz abgetreten, und dieſer Haß ſei daraus entſprungen, daß ſeine Jugendgeliebte vom Könige Mutter geworden ſei. Genug, Manuel nahm den offenherzigen, jeder Ränkeſucht fremden Philipp in die Lehre und es iſt nicht zu läugnen, daß der geradſinnige Oeſtreicher bald gute Fortſchritte in der Staatskunſt der Könige machte. Obgleich Don Manuel die ſtrengſten Befehle König Ferdinands erhielt, auf ſeinen Poſten nach Innsbruck zurückzukehren, ſo blieb er doch in Brüſſel und war in kurzer Zeit der erklärte Günſtling des jungen, vergnügungsſüchtigen, arbeitsſcheuen und vom ungezügeltſten Ehrgeiz beſeſſenen Königs. Alles, was hier gegen den aragoniſchen König geſchah, ging von deſſen eigenem Geſandten aus, und Don Manuel operirte mit Glück, weil er mit großer Geſchicklichkeit verfuhr. Nach ſeiner Angabe hatte ſich Philipp an den „großen Feldherrn" Don Gonſalvo, ebenfalls einen gebornen Kaſtilier, gewandt, Neapel als kaſtiliſche Eroberung beanſprucht und Gonſalvo hatte ſich gerade nicht abgeneigt gezeigt, Philipp als ſeinen rechtmäßigen Herrn anzuerkennen; auf gleiche Weiſe hatte Manuel Verbindungen mit den mächtigen kaſtiliſchen Ricos Hombres angeknüpft, welche faſt ſouverainen Fürſten gleich zu achten waren, und ihnen Hoffnungen oder Verſprechungen in Bezug auf ihre alten, von Ferdinand und Iſabella geſchmälerten Vorrechte, vorzüglich aber auf die Aufhebung der Allen verhaßten Inquiſition gemacht. Der König von Frankreich war durch neue Unterhandlungen zu wichtigen Zuſagen militäriſcher Hülfe veranlaßt worden. Es war nicht zu verkennen, Philipps Wagſchale ſank durch das Gewicht Manuels und der ſtaatskluge Ferdinand wurde emporgeſchnellt. Es wurden im Laufe des Sommers große und koſtſpielige Anſtalten zur Reiſe nach Kaſtilien gemacht, welche wiederum durch Frankreich gehen ſollte. Zwei Dinge ſollten in den Niederlanden erſt noch beſeitigt werden: die Niederkunft der hochſchwangern Königin, auf welche Philipp ſeit jenem an ihren Vater geſchriebenen Brief einen ſchier wüthenden Haß geworfen hatte und ſie gänzlich vernachläſſigte, und die Demüthigung des Herzogs Karl von Geldern oder, wie man Ihn am burgundiſchen Hofe nur nannte, des Grafen Egmont.

Die Geldriſchen Händel waren ſchon über dreißig Jahre alt und ſtammten noch vom Herzog Karl dem Kühnen von Burgund, Philipps mütterlichem Großvater. Dieſer hatte nämlich das Herzogthum Geldern von deſſen rechtmäßigem Herrn, dem Herzog Arnold, Grafen von Egmont, gekauft. Dieſer Arnold war von ſeinem Sohne Adolf, einem wilden, grauſamen und herrſchſüchtigen Menſchen, auf das ſchmählichſte behandelt und gefangen gehalten worden, um ihn zur Abtretung der Regierung zu zwingen. Aber der verabſcheuungswürdige Sohn erreichte ſeinen Zweck nicht. Karl der Kühne kaufte das Land dem ſchwergekränkten Greiſe ab, und Adolf ward in einer harten Haft zu Cortryk gehalten. Aber er hatte einen achtjährigen Sohn Karl, welchen die geldriſchen Unterthanen, von einem ſchönen Rechtsgefühl geleitet, als ihren wahren und rechtmäßigen Oberherrn erkannten, indem ſie den von ſeinem Großvater bewirkten Verkauf des Herzogthums an den Herzog Karl den Kühnen von Burgund verwarfen und ſich der Beſitzergreifung deſſelben mit bewaffneter Hand widerſetzten. Karl der Kühne überzog ſie mit einem mächtigen Heere und trieb die widerſpänſtigen Städte zu Paaren. Den jungen Karl von Egmont ließ er in Gent erziehen. Als nach Karls des Kühnen Tode der ränkevolle Ludwig XI. von Frankreich die Prinzeſſin Maria, Erbin von Burgund, mit Krieg drangſalte, holten die Flanderer den Herzog Adolf aus dem Gefängniß zu Cortryk, machten ihn zu ihrem Feldherrn und verſprachen ihm die Erbin Maria zur Gemahlin; er ward aber bei der Belagerung von Dyrnok von den ausfallenden Franzoſen erſchlagen. Nun fielen die Geldrer ſeinem Sohne Karl wieder zu und erhoben ihn, der ohnmächtigen Maria gegenüber, zu ihrem Herzog, wozu ihm ſeine Geburt auch das vollgültigſte Recht verliehen hatte. Erzherzog Maximilian machte ihm aber ſpäter als Maria's Gemahl das Herzogthum ſtreitig, und Karl, der als ſechszehnjähriger Jüngling im burgundiſchen Heere gegen die Franzoſen diente, gerieth in die Gefangenſchaft des Königs Karl VIII. von Frankreich. Nach vier Jahren, als König Karl mit König Maximilian in Streit gerathen war, ſchickte er den jungen Grafen Karl von Egmont nach Geldern und reizte ihn an, das Herzogthum als ſein Erbe in Beſitz zu nehmen, verſprach ihm auch zur Behauptung deſſelben jegliche Unterſtützung. Die Geldrer begrüßten ihn freudig als ihren rechtmäßigen Herrn, huldigten ihm, bezahlten ihm die Steuern und verjagten Maximilians Amtleute. Maximilian brachte ein Heer gegen ihn auf, die franzöſiſche Hülfe blieb aus, Karl konnte ſich nicht halten. Er legte ſich auf's Bitten und der gutmüthige Max beſtellte ein Schiedsgericht der vier rheiniſchen Kurfürſten und des Biſchofs von Straßburg, um zu entſcheiden, wem Geldern gehöre. Das Gericht ſprach es dem deutſchen Könige zu, und Karl floh wieder nach Frankreich, ſuchte und fand Hülfe, bemächtigte ſich mehrer geldriſchen Städte und beunruhigte die Niederlande eine lange Reihe von Jahren hindurch. Er genoß ſtets heimliche Unterſtützung des Königs Ludwig XII. von Frankreich und zwar ganz zu derſelben Zeit, als dieſer König ſich in die innigſten Bündniſſe mit dem Erzherzog Philipp begeben hatte. Das war die Politik der Könige dieſes Jahrhunderts. Mehr noch aber bewirkte die treue Liebe des geldriſchen Volks, das ſeinem jungen Herzog mit unerſchütterlicher Standhaftigkeit anhing und ſich nur gezwungen unter die burgundiſche Herrſchaft fügte.

So war denn auf König Maximilians Veranlaſſung der Krieg gegen Karl von Egmont im Jahre 1504 wieder erneuert worden und Philipp ſelbſt zu Felde gezogen. Er hatte mehrere Städte eingenommen, aber Karl hatte ſich doch behauptet und der Winter ſtellte wieder Alles in's Ungewiſſe. Nun kamen die wichtigern kaſtiliſchen Angelegenheiten dazwiſchen. Aber Philipp wollte nicht eher nach Spanien gehen, bis Karl von Egmont aus Geldern vertrieben ſei. Die Geldrer hatten am Ende des vorigen und zu Anfang dieſes Jahres die Grenzen von Holland und Brabant ſehr beſchädigt und die Schifffahrt auf der Maaß unſicher gemacht. Die Holländer waren ihnen nichts ſchuldig geblieben, und die Unruhe nahm kein Ende. Nachdem nun König Philipp von Hagenau zurückgekehrt war, brachte er durch ernſtliches Aufgebot in allen Provinzen ein anſehnliches Heer zuſammen und rückte Mitte Juli damit nach Geldern. Die Stadt Grave an der Maaß an der Grenze des Landes nach Nord-Brabant öffnete ihm die Thore und mehrere kleinere Städte folgten ihrem Beiſpiel. Aber die größeren Städte, als Nimwegen, Roermond, Venlo, Zutphen, Bommel, Tilet und Arnheim hielten dagegen in der Treue an ihrem angeſtammten Herzog feſt, und die letztere Stadt wurde vom König Philipp eingeſchloſſen und belagert.

Der König hatte mit ſeinen Günſtlingen und Freunden das nahe Schloß Roſenthal als Hauptquartier bezogen. Unter ihnen befand ſich auch Don Manuel. Die leichtſinnigen und verſchwenderiſchen Vergnügungen des burgundiſchen Hofs waren ihm gefolgt und durchrauſchten Tag und Nacht das ſonſt einſame Schloß. Eine Abtheilung des Heeres war nach dem Schloſſe Hattem aufgebrochen, wo der Herzog von Suffolk wohnte. Der König erwartete von dort ſtündlich Nachricht. Es waren alle Anſtalten getroffen, um das aufrühreriſche Land, wie man das Herzogthum Geldern im burgundiſchen Lager nannte, in kurzer Zeit zum Gehorſam zu bringen, und der König war erfreut über die guten Ausſichten. Er erfuhr durch ſeine Anhänger und Spione, daß Karl von Egmont faſt an alle deutſche Fürſten um Hülfe geſchrieben habe, aber überall abgewieſen worden ſei; es ging die Nachricht ein, daß er ſich mit den flehentlichſten Bitten an den König von Frankreich gewendet, aber auch bei dieſem nicht glücklicher geweſen war; im Gegentheil kam ein Brief des burgundiſchen Geſandten am franzöſiſchen Hofe auf Schloß Roſenthal an König Philipp an, welcher die freundlichſten Geſinnungen und Verſprechungen des Königs Ludwig ſowie deſſen Kriegsrüſtungen gegen Ferdinand den Katholiſchen, wozu die Generalſtaaten reichliche Mittel bewilligt hatten, vermeldete. Und in denſelben Tagen brachte Don Manuel ſeinem jungen Könige eine geheime Botſchaft aus Kaſtilien, die beſagte, daß nun faſt alle kaſtiliſche Großen von Ferdinand abgefallen ſeien, wodurch ſich dieſer in der äußerſten Verlegenheit befinde und ſich, ſobald Philipp das Land betreten würde, keine Stunde lang als Regent halten könne. Auch das Gerücht, König Ferdinand wolle ſich mit der Infantin Juana, die man von ihrem angeblichen Vater Beltraneja nannte, vermählen, kam nach Roſenthal, und gab wenigſtens Kunde von Ferdinands mißlicher Lage. Dieſe Nachrichten verbreiteten die größte Freude und König Philipp, den das Glück zu ſeinem Günſtling auserſehen zu haben ſchien, ordnete ein glänzendes Feſt an. Er ließ dazu Damen aus der Umgegend einladen, ja die leichtfertigen niederländiſchen Sitten führten vornehme Frauen aus dem benachbarten Nordbrabant herbei; einige Hofdamen waren ihren Männern und Liebhabern ſogar von Brüſſel gefolgt. Während die unglückliche Königin im Schloſſe zu Brüſſel eingeſperrt und von den Banden des düſterſten Wahnſinns gefeſſelt war, überließ ſich ihr leichtſinniger Gatte allen ſchwelgeriſchen Genüſſen; denn auch er hatte eine neue Geliebte unter den im Schloſſe Roſenthal anweſenden Hofdamen. Mitten in die rauſchenden Vergnügungen des Feſtes trat ein Bote mit der Meldung, daß das Schloß Hattem eingenommen und der Herzog von Suffolk gefangen worden ſei. Der König gab ſogleich Befehl, den vornehmen Gefangenen mit allen Ehrenbezeigungen nach Roſenthal zu bringen. Am vierten Feſttage langte der engliſche Herzog mit einer Begleitung flandriſcher und brabantiſcher Edeln an und wurde am Thore von Wilhelm von Croy begrüßt, der ihn ſogleich zum Könige führte. Bei dieſem befand ſich Don Manuel, der in Gemeinſchaft mit Croy alle Regierungsgeſchäfte beſorgte.

Der Herzog von Suffolk war eine hohe, äußerſt edle und kräftige Geſtalt. Einfach und ſchier unter ſeinem Stande gekleidet, bekundete ſeine Erſcheinung und ſein einfaches, würdevolles Benehmen doch ſogleich den durch Geburt und Geſinnung gleich vornehmen Mann. Graue Locken hingen in ſeinen Nacken und ließen eine gewölbte, gedankenreiche Stirn frei, zu der ein tiefliegendes, ruhiges Auge und eine große gebogene Naſe trefflich paßten. Der König ging ihm mit Ehrerbietung entgegen und führte ihn zu dem Polſterbette, auf welchen ſie Beide Platz nahmen.

„Die wechſelnde Kriegsfortuna,“ begann der König, „verſchafft mir die Freude, Ew. Liebden als meinen Gaſt beherbergen zu können.“

„Ew. Majeſtät iſt ſehr artig, ihren Gefangenen Gaſt zu nennen,“ verſetzte Suffolk ernſt. „Ich bin auf Euern Befehl hier, nicht auf Euere Einladung.“

„Ein Gefangener, den man ehrt, dem man zu ſeinem ſchmählich unterdrückten Rechte verhelfen möchte, dürfte ſich wol als Gaſt, ja, ich meine, als Freund betrachten. Ich heiß' Euch auf's freundlichſte willkommen in Schloß Roſenthal!"

„Ich danke Ew. Majeſtät auf's freundlichſte und bin Euch in Sonderheit verbunden für die theilnehmende Geſinnung, die Ihr mir erſt ſchon, eh' ich in dies abhängige Verhältniß zu Euch gerieth, durch den geehrten Baron von Croy habt an den Tag legen laſſen."

„Es kommt auf Euch an, Herzog Suffolk, dieſe Geſinnung für Euch in That zu verwandeln. Wer Euer klares Recht auf den engliſchen Thron kennt und ein Rechtsgefühl in der Bruſt hat für unterdrückte, verfolgte Unſchuld und die bündigſten Anſprüche, wird Euch gewiß nach Kräften beiſpringen, um Euch zu Recht und Beſitz zu verhelfen. Kaſtilien, Burgund und Oeſtreich reichen Euch in mir die Hand, mein Vater iſt Euch wohlgeſinnt, Frankreich iſt mein innigſter Verbündeter und wird auf meinen Wunſch zu Euerer Hülfe bereit ſein. Die mächtigſten Reiche Europas ſpringen Euch bei, Euch die Krone, die Euch gehört, auf's Haupt zu ſetzen. Und in England habt Ihr viele und mächtige Freunde und Anhänger. Der Geiz und die Parteilichkeit des Uſurpators ſind verhaßt."

„So lockend die Ausſicht, ſie erſcheint zu ſpät für mich," ſagte Suffolk ruhig. „Wäre ſie zwanzig Jahre früher gekommen, vielleicht wär' ich ihr nachgegangen. Ew. Majeſtät iſt jung und vom glühenden Eifer der Jugend beſeelt, das Höchſte und Glänzendſte zu erſtreben. Ich bin ein alter Mann, der ſich des Ehrgeizes abgethan und keinen Wunſch weiter hegt, als in's Vaterland zurückkehren zu dürfen, um dort ſeinen Sarg aus demſelben Holze zimmern zu laſſen, aus welchem ſeine Wiege geſchnitzt wurde. Ich dank' Euch herzlich für Euern guten und ſchönen Willen, mein König und Herr, aber ich liebe England zu ſehr, ich hab' es zu ſchmerzlich zucken und bluten geſehen in den wilden und furchtbaren Kämpfen der weißen und rothen Roſe, als daß ich es, um meines Rechts willen, noch einmal den Greueln des Bürgerkriegs preisgeben ſollte. Ja wenn ich ſogar die ſichere Gewährſchaft hätte, daß ich die, wie Ihr ſagt, mir gebührende Krone von Heinrichs von Richmond Haupte reißen und das meinige damit ſchmücken würde, ſie würde mir zu theuer erkauft ſein mit dem Blute auch nur eines einzigen Engländers. Wer, wie ich, ſein Leben der ſtillen Wiſſenſchaft geweiht und ihre hohen Genüſſe gekoſtet hat, wer in tiefſter Zurückgezogenheit in ihrem Dienſte alt geworden iſt, frägt kein Verlangen mehr nach einer Krone. Ich ſehne mich wol nach England — ach! unausſprechlich — aber nicht um ſein König, ſondern um ſein ruhigſter, den Geſetzen gehorſamſter Bürger zu ſein."

„Ihr mögt beneidenswerth ſein, um Euere Reſignation," ſagte Philipp unwillig, „doch wahrlich, ich bin's nicht, der Euch beneidet. Ich wünſch' Euch von Herzen, daß König Heinrich Euere Geſinnung kennen lerne, um Euern beſcheidenen Wunſch zu erfüllen."

„Dazu hab' ich längſt alle Hoffnung aufgegeben."

„Nun ſo laßt Euch's ſo wohl ſein in meinem Lande, als Ihr vermögt."

Der König ſtand auf und verbeugte ſich. Der Herzog trat ab und wurde auf ſeine Zimmer gebracht. Er nahm zwar die Einladung zur Tafel an, aber ohne Luſt und Leid. Ein von ſchwerem Schmerz geprüftes und über das irdiſche Treiben erhabenes Herz, paßte er nicht zu den Feſtgelagen auf Roſenthal; das Erſcheinen ſeiner ernſten, kummervollen Geſtalt würde die Freude gedämpft, wenn nicht gar verſcheucht haben. Philipp beſtimmte ihm das Schloß zu Namur zu ſeinem Aufenthalt und wies ihm ein anſehnliches Jahrgeld an. Am folgenden Morgen ging Suffolk an dieſen ſeinen Beſtimmungsort ab.

Um den kleinen Verdruß, den ihm der Herzog von

Suffolk bereitet, zu verwinden, gab der König ſeinen Gäſten ein glänzendes Ringſtechen mit Banket, wobei die das burgundiſche Heer begleitenden kaſtiliſchen Ritter ſich auf das vortheilhafteſte hervorthaten. Philipp liebte es, auf dieſe Weiſe der ritterlichen Gewandtheit und Tapferkeit ſeiner kaſtiliſchen Anhänger zu ſchmeicheln und ihnen dadurch Gelegenheit zu geben, ihre hohen und weltberühmten Vorzüge leuchten zu laſſen. Es ſchien, als ſollte an ſeinem Hofe noch einmal die Tugend des Ritterthums vergangener Jahrhunderte, wie ſie ſich in Kaſtilien und Leon erhalten hatte, zur Blüte kommen, die in den Niederlanden mit Karl dem Kühnen verwelkt und für die das vom Handelsgeiſt des Bürgerthums befruchtete Land kein geeigneter Boden war. Kein brabantiſcher Adeliger begünſtigte die Kaſtilier und ihr romantiſch ritterliches Weſen mehr, als Wilhelm von Croy, gleichſam der letzte Ritter der Niederlande, und ihn ſah man ſtets mit den Rittern aus der fernen Halbinſel in die Schranken reiten, um eine Lanze mit ihnen zu brechen. Der König ſelbſt, obgleich als burgundiſches Kind weichlicher erzogen und üppiger lebend, als ſich mit den harten und anſtrengenden Leibesübungen des wahren Ritterdienſtes vertrug, verſchmähete es doch nicht, zuweilen geharniſcht ſein Roß zu beſteigen und an den Spielen Theil zu nehmen, die den ſchwärmeriſchen Geiſt des dreizehnten Jahrhunderts bezeichnen. Aber er fand ſich in der That ſchlecht in die ernſte und waffenkräftige Rolle eines Kaſtiliers; der heitere, üppige und genußſüchtige Geiſt des Niederländers war und blieb ihm eigen. Der verwöhnte Sohn des reichſten Handelsvolks und des ſechszehnten Jahrhunderts konnte ſich nicht nach Luſt und Belieben um drei Jahrhunderte zurückverſetzen oder ſich das innerſte Weſen eines Volkes aneignen, das im begeiſterten Kampfe mit den Ungläubigen für den katholiſchen Chriſtenglauben ſich auf der Höhe jenes

Ritterthums erhalten hatte, und zu deſſen König er durch eine ſeltſame Fügung des Geſchicks berufen war. In der That konnte man nicht leicht ſtärkere und ſchroffere Gegenſätze in allen Lebensbeziehungen ſehen, als zwiſchen den Niederländern und Kaſtiliern ſtattfanden. In Philipps Stammlande ſprach ſich überall der Geiſt der Reformation in Kirchenſachen aus, und der ſtrengkatholiſche Glaube hatte nirgend ſchlechtere Anhänger und Vertheidiger als hier; in Kaſtilien wachte der finſtere Geiſt der Inquiſition, wie ein mörderiſcher Nachtvogel, über die ſtrengſte Reinheit der feſtgeſtellten Glaubensformen und verdammte Jeden zum Scheiterhaufen, harten Bußen oder Landesverweiſung, der durch ein Wort verrieth, daß er eine davon abweichende Anſicht hege. — Der Niederländer huldigte den freieſten Sitten, und die Verſchmähung der geſetzlichen Form in der Vereinigung der beiden Geſchlechter war eine Modeſache, der die Frauen ebenſo ſtark huldigten, wie die Männer, ohne dadurch dem Tadel eines verletzten öffentlichen ſittlichen Gefühls, das in Wahrheit gar nicht vorhanden war, anheimzufallen; der Kaſtilier hielt mit der äußerſten Strenge auf Keuſchheit und Sittenreinheit, und die Heiligkeit der Ehe ſtand ihm ſo hoch, daß Iſabella, die verſtorbene Königin von Kaſtilien, die Krone allein dieſem das ganze Volk durchdringenden Sittlichkeitsgefühl verdankte, auf welche Juana, die Tochter ihres Bruders und Vorgängers, des Königs Heinrich IV., ein weit näheres und begründeteres Recht gehabt hatte. Da ſich aber einmal der Verdacht im Volke gegen die Königin, Heinrichs leichtfertige Gemahlin, feſtgeſetzt hatte, nicht der König, ſondern ſein ſchöner Günſtling Beltran de la-Cueva, Herzog von Albuquerque, ſei Juana's Vater, was nicht nur durch nichts bewieſen werden konnte, wogegen ſogar Wahrſcheinlichkeitsgründe ſtritten, ſo verwarfen die Cortes dieſe Juana als Nachfolgerin und übertrugen die Krone

Iſabellen, der Schweſter des Königs. — Der Niederländer war gewerbthätig und handelsſpekulativ, und Künſte und Wiſſenſchaften blüheten in ſeinen Städten; der Kaſtilier verachtete Gewerbe und Handel und wußte nichts von ihrer Blüte, der lebensſchmückenden Kunſt, der geiſterhebenden Wiſſenſchaft. — Der Niederländer war leicht, fröhlich, ſchnell bewegt und wandelbar wie das Meer, dem er ſeinen Reichthum verdankte; der Kaſtilier zeigte einen finſtern Ernſt, abgemeſſene Steifheit, eine bis zum Lächerlichen getriebene Förmlichkeit und äußerſte Charakterſtrenge. Und über dies üppige Marſchvolk und dies keuſche Bergvolk, einander ſo fremd und ſo weit entfernt, ſollte nun ein König herrſchen und dieſer erſte König wäre der leichtſinnige Philipp, der echte Sohn der Niederlande ſein!

Das Banket brauſte in wilder Schwelgerei, als der König von einem Pagen benachrichtigt wurde, es ſei ſoeben ein Mann auf ſchweißbedecktem Roſſe vor das Schloß geſprengt, der um kurze Audienz bitte, da er Nachrichten von der äußerſten Wichtigkeit überbringe. Philipp befahl, denſelben auf ein Zimmer zu führen, wohin er ſich ebenfalls ſogleich begab. Er war nicht wenig erſtaunt, den Zigeuner Antonio vor ſich zu ſehen, den er in Portugal wähnte.

„Nur ein außerordentliches Ereigniß hat mich vermocht, von Blois ſo eilig zurückzukehren, daß ich den Weg in drei Tagen zurückgelegt habe,“ ſagte Antonio ſich verneigend, „um Ew. Majeſtät wirkſamſt zu dienen.“

„Was iſt geſchehen?“ fragte der König beſtürzt.

„Der König von Aragonien hat durch einen heimlichen Geſandten beim Könige von Frankreich um die Hand ihrer beiderſeitigen Baſe*), der ſchönen Gräfin Germaine von Foix, anhalten laſſen; er hat die Zuſage König Ludwigs erhalten, und ein Bündniß beider Könige zu Ew. Majeſtät Verderben iſt im Werke. Der ſpaniſche Geſandte iſt mit dem Jawort abgereiſt, und nächſtens wird eine große öffentliche ſpaniſche Geſandtſchaft in Blois eintreffen, das neue Bündniß zum Abſchluß zu bringen."

---

*) Germaine von Foix war die Tochter Maria's von Orleans, Schweſter Ludwigs XII. von Frankreich, und Johanns von Foix, Fürſten von Narbonne. Dieſer Johann aber war der Sohn der

Der König ſtarrte den Sprecher wie ein Geiſtesabweſender an; ſein Geſicht hatte ſich entfärbt, und ſeine blaa gewordenen Lippen zitterten. Endlich rief er mit Anſtrengung: „Menſch, du lügſt, das hat dir der Teufel eingegeben, mich zu erſchrecken."

„Ich kann Euch jeglichen Eid ſchwören, daß ich die Wahrheit ſage. Auch werdet Ihr bald genug die Beſtätigung meiner Nachricht erfahren. Denn ich wette darauf, ſie iſt heute ſchon keiner Seele am franzöſiſchen Hofe ein Geheimniß mehr."

„Es iſt ja nicht möglich! Es kann nicht ſein!" wüthete jetzt Philipp. „Die beiden Todfeinde ſollten ſich verbunden haben, mir die kaſtiliſche Krone zu entreißen! König Ludwig ſollte vergeſſen haben, daß dieſer falſche Ferdinand es war, der ihn um die Hälfte von Neapel betrog! Ludwig ſollte vergeſſen haben, daß ihn die heiligſten Verpflichtungen an mich und meine Sache binden, der er noch vor wenig Wochen die ſchönſten Zuſicherungen gemacht hat! Nein, nein, ſo treulos, ſo falſch kann König Ludwig nicht ſein!"

„Ihr vergeßt, daß dieſer König die wachſende Macht des Hauſes Oeſtreich mit neidiſchem, ängſtlichen Auge betrachtet. Liegt denn nicht Frankreich zwiſchen Kaſtilien und Burgund?"

---

übelberüchtigten Leonore, Gaſtons von Foix Gemahlin, Königin von Navarra. Und dieſe Leonore war Ferdinands des Katholiſchen Schweſter. König Ferdinand war alſo Germaine's Großonkel, König Ludwig ihr Geſchwiſterkindsvetter.

„Und dieſer ſchlaue Ferdinand ſollte ſo unklug ſein, ſeine ſo ängſtlich bewahrte Ehre durch eine ſo enge Verbindung mit Frankreich auf's Spiel zu ſetzen und ſich die kaſtiliſchen Granden noch mehr zu entfremden? Der angehende Greis ſollte das ſtolze, franzöſiſche Kind als Gemahlin auf ſeinen Thron ſetzen? So unklug iſt Ferdinand nicht."

„Ihr vergeßt, daß ihm ſchier kein anderes Mittel übrig bleibt, um ſich die Regentſchaft Kaſtiliens zu ſichern. Er hat jetzt nur im Sinn, Euch zu ſchaden und von der Herrſchaft Kaſtiliens fernzuhalten. Seinen eignen Schaden ſieht er nicht."

„Und ich, der ich vor zwei Jahren in Blois faſt den Tod davon hatte, als ich Frieden ſtiften wollte zwiſchen dieſen beiden Königen, der ich mein deutſches Rechtsgefühl verhöhnt und mich Lügen geſtraft ſah von dem „ſtaatsklugen" Ferdinand, ich ſollte jetzt von dieſen beiden Königen verrathen und verkauft ſein? Es iſt nicht möglich, oder die Hölle ſelbſt hat dieſen Plan ausgeheckt."

„Nehmt Euere Maßregeln danach, dieſen Plan zu vereiteln. Nicht vergebens bin ich ſo ſehr geeilt, Ew. Majeſtät davon in Kenntniß zu ſetzen."

Der König ließ augenblicklich den Don Manuel und den Pfalzgrafen Friedrich rufen und theilte ihnen die erhaltene ſeltſame Mähr mit, die ihm ſo ganz unglaubhaft vorkam. Beide Günſtlinge erſchraken. Auf einen ſolchen Schritt Ferdinands war keiner vorbereitet geweſen; er hatte gar nicht in den Grenzen ihrer Möglichkeitsberechnung gelegen.

„Sieh da!" ſagte der Pfalzgraf endlich trocken, „die kleine Zigeunerprinzeſſin hat es in Blois Ew. Majeſtät vorausgeſagt, die Gräfin Germaine würde Euere Feindin werden."

Der König fuhr, wie vom Blitz berührt, auf: „Wahr-

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52868-X
STORCA;L. FN. 1843/070

lich, du haſt Recht, Friedrich! Wer hätte damals geahnt — und es ſind erſt drittehalb Jahre — daß ſich dieſe Prophezeiung ſo ſeltſam erfüllen würde! Bei Gott, es fehlt nicht viel mehr, ſo iſt ſchon Alles eingetroffen! Die beiden ſchönſten Blumen des franzöſiſchen Hofes, die mich damals ſo ſehr entzückten, ſind an alte Könige verſchleudert worden. Die Zigeunerin ſagte Anna zwei Kronen zu, und ſie hat ſie erhalten; ſie prophezeite der hinkenden Germaine ich weiß nicht wie viel Kronen, und, ihr ſchlauer Großonkel will ſie ihr auf das niedliche Haupt ſetzen. Nun glaub' ich es, die Zigeunerin hat wahr geredet. Aber was iſt nun zu thun, Don Manuel, gegen dieſen unerwarteten Schlag?"

„Liſt gegen Liſt, Falſchheit gegen Falſchheit, Majeſtät. Ihr ſeht, wie die Könige zu handeln pflegen. Ihr müßt Euch ſchon bequemen zur echten Königsrolle. Vor allen Dingen müßt Ihr dieſen Krieg ſo raſch als möglich zu Ende bringen, damit wir von dieſer Seite nicht behindert ſind, und König Ludwig nicht ſchnell dem Herzog von Geldern mit ſtarker Hülfe beiſpringt. Denn nun muß Ew. Majeſtät auf jeden feindlichen Schritt von franzöſiſcher Seite gefaßt ſein."

„O, über die abſcheuliche Falſchheit dieſer Könige!" rief Philipp mit dem Tone des gerechteſten Unwillens.

Antonio erzählte auf Befehl ausführlich, wie er hinter die Werbung des aragoniſchen Königs gekommen war.

„Ich raſtete einige Tage in Blois und ſpionirte nach Nachrichten zu meinen Zwecken; ich habe am franzöſiſchen Hofe manchen Bekannten unter Hohen und Niedern. Da war ich nicht wenig erſtaunt, auf ein Paar ſpaniſche Landsleute zu ſtoßen. Bald erfuhr ich, daß der Herr, den ſie als Dienerſchaft begleitet, ein Mitglied des königlichen Raths von Aragon ſei; ein kataloniſcher Mönch Don Juan de Enguera. Bald darauf ſah ich dieſen Herrn mit dem blutjungen Grafen Gaſton de Foix*), dem Bruder der Gräfin Germaine, und dem Herzog von Bourbon gehen. Ich erfuhr, daß der ſpaniſche Mönch eine geheime Botſchaft ſeines Königs an den König Ludwig gebracht habe. Er war ſehr gnädig empfangen und behandelt worden, und die Hofleute machten ihre Bemerkungen dazu. Es war allgemein das Gerücht am Hofe verbreitet, der König Ferdinand habe um die Prinzeſſin Donna Juana, die man die Beltraneja nennt, geworben und eine Geſandtſchaft in das Kloſter nach Portugal geſchickt, wo ſie Nonne iſt, damit ſie als ſeine Gemahlin ihre alten Anſprüche auf die kaſtiliſche Krone erneuere. Er habe aber eine abſchlägige Antwort erhalten. Niemand konnte ſich damit die Geſandtſchaft an den franzöſiſchen Hof zuſammenreimen. Bald aber flüſterte man ſich das Geheimniß in die Ohren; ich wußte mich dem Don Juan de Enquera zu empfehlen, und er verrieth mir in der Freude ſeines Herzens den glücklichen Erfolg ſeiner Sendung. König Ludwig hat zu Gunſten der Nachkommenſchaft ſeiner ſchönen Nichte auf ſeine Anſprüche auf Neapel verzichtet. Es iſt Alles in Ordnung und der ſpaniſche Geſandte bereits zurückgereiſt."

Philipp konnte ſich lange nicht von dem Schrecken erholen, den ihm dieſe Nachricht eingeflößt. Seine Günſtlinge traten ſogleich wieder handelnd für ihn ein. Auf Don Manuels Veranlaſſung mußte Wilhelm von Croy den Herzog von Suffolk beſuchen, dem Vorwand nach, um nachzuſehen, daß bei ſeiner neuen Einrichtung ihm nichts abgehe; dabei mußte er dem Herzog entdecken, der König ſei nicht abgeneigt, mit dem Herzoge von Geldern ein dieſem vortheilhaftes Uebereinkommen zu treffen, wenn er ſchnell ſich perſönlich an ihn wende. Der Herzog von Suffolk, der dem Herzog von Geldern Verbindlichkeiten ſchuldete und ein dankbares Gemüth hatte, verfehlte natürlich nicht, dies dem ſchwerbedrängten Herzog Karl zu melden. Und ſo kam denn ſchon nach zwei Tagen eine Botſchaft deſſelben auf Schloß Roſenthal an, die ſicheres Geleit für ihn vom König anſprach und erhielt. Er ließ nicht lange auf ſich warten. Der junge, ſchwergeprüfte Fürſt warf ſich dem noch jüngern Könige zu Füßen. „Ich komme als ein unterthäniger Diener meines Königs,“ ſprach er, „Ew. Majeſtät zu verſichern, daß ich weder Willen noch Kraft mehr habe Euch länger zu widerſtreben. Ich bitte demüthig um Gnade und Frieden und zwar bei dem Herzog von Burgund, deſſen hochberühmte Vorfahren mich von meinem ſiebenten bis in mein funfzehntes Jahr, aus angeborner hoher Güte, als einen Fürſten erzogen und gehalten haben. Und als Fürſt bin ich, als ich nachmals in burgundiſchen Dienſten bei Bethune von den Franzoſen gefangen wurde, am franzöſiſchen Hofe bis in mein zwanzigſtes Jahr aufgewachſen. Deshalb getröſte ich mich der Hoffnung, Ew. Majeſtät werde auch jetzt ſo mit mir verfahren, daß ich ferner meinem Stande gemäß leben kann.“

---

*) Dies iſt derſelbe, der 1512 als zweiundzwanzigjähriger Feldherr der Franzoſen und hochberühmter Kriegsheld in der Schlacht bei Ravenna ſiegreich gegen die Spanier fiel.

Philipp hob ihn auf, ſetzte ſich freundlich mit ihm auf ein Polſter und ſagte gütig: „Ihr ſeid ein Fürſt und ſollt ein ſolcher bleiben. Wir wollen in Güte mit einander verhandeln.“

Hierauf wurde ein Waffenſtillſtand zwiſchen beiden Fürſten auf Jahr und Tag verabredet. Die Bedingungen waren: Die beiderſeitigen Unterthanen in Niederland und Geldern ſollten ungehindert mit einander handeln und wandeln. Von beiden Theilen ſollte eine gewiſſe Anzahl gelahrter und ſachverſtändiger Perſonen erkieſet, vor denſelben innerhalb zweier Monate, die beiderſeitigen Anſprüche, bei Strafe des Verluſtes derſelben, angebracht und belegt und durch dieſe Schiedsrichter binnen Jahresfriſt die Streitſache über Geldern entſchieden werden. Jeder Theil ſollte während des Anſtandes die Städte, Feſtungen und Dörfer, die er eben innehatte, behalten. Herzog Karl ſollte dem König Philipp wider deſſen Feinde zu Dienſt ſein und dafür ein gewiſſes Jahrgeld erhalten. Endlich ſollte der Herzog den König ehrenhalber mit einer ſtattlichen Gefährtſchaft nach Spanien begleiten. Zur Ausrüſtung zu dieſer Reiſe wurden ihm vom Könige dreißigtauſend Gulden nebſt den Einkünften des Herzogthums Geldern großmüthig geſchenkt.

Herzog Karl beſchwur dieſen Vertrag, der am 29. Juli zu Tilet öffentlich beſtätigt wurde, auf das heilige Sakrament, und König Philipp ſchickte ſich an das Land zu verlaſſen.

Ehe dies geſchah, lief von mehreren Seiten die Beſtätigung der Nachricht von der neuen merkwürdigen Verbindung der Könige von Aragon und Frankreich ein. Sie ſetzte alle Welt in Erſtaunen. Auch erfuhr Philipp bald genug die Wirkung dieſes ihm ſo ärgerlichen und nachtheiligen Vertrags. Er hatte beſchloſſen, die Reiſe wieder durch Frankreich zu machen, als die ſicherſte und bequemſte, und es ſollte nur die nahbevorſtehende Niederkunft der Königin abgewartet werden. Schon waren mannichfache Befehle zur Rüſtung der Reiſe gegeben worden. Jetzt erhielt er vom König Ludwig eine Warnung zugeſchickt, er möge den Durchgang nach Spanien durch ſein Gebiet nicht eher verſuchen, bis er mit ſeinem Schwiegervater zu einem freundlichen Verſtändniß gekommen ſein würde. Zu gleicher Zeit wurde dem ſchwergetäuſchten jungen Könige gemeldet, daß die Prinzeſſin Claudia von Frankreich, die Verlobte ſeines Prinzen Karl, mit dem jungen Vetter des Königs Ludwig (wenn dieſer keine männliche Nachkommenſchaft erzielte, wahrſcheinlichem Nachfolger deſſelben), dem Herzog Franz von Angoulême verlobt worden ſei.

„O, Germaine! Schöne, grauſame Germaine!“ rief Philipp voll Verdruß; „deine kleine, niedliche Hand raubt mir und meinem Sohne Kronen und Länder. Wahrlich, du biſt meine größte Feindin geworden, und warſt doch ſo verliebt in mich, kleine falſche Hinkerin!“

## 4.

## Neue Pläne und Luftſchlöſſer.

Auf der Schelde bei Antwerpen drängten ſich Hunderte von Kauffahrtſchiffen aller Nationen, welche Welthandel zur See trieben; weithin war der ganze majeſtätiſche Strom mit ſtolzen Fahrzeugen bedeckt, beflaggt und bewimpelt bis in die höchſten Maſtenſpitzen, ein erhabenes Schauſpiel, das einen Begriff geben konnte von der Bedeutſamkeit der brabantiſchen Hafenſtadt. König Philipp war auf der Heimreiſe von Geldern nach Antwerpen gekommen, um die Stadt vor ſeiner Abreiſe nach Spanien noch einmal zu begrüßen, und der Magiſtrat hatte ihn zu einer feſtlichen Fahrt auf der Schelde eingeladen und ihm dazu ein neues prächtiges Brickſchiff, königlich ausgeſchmückt, zum Geſchenk gemacht. Sobald der König mit ſeinen Hofherren und den ihn begleitenden kaſtiliſchen Adeligen dieſes ſchöne Fahrzeug beſtiegen hatte, neigten ſich die Flaggen vor ihm, und jedes Schiff begrüßte ihn mit Kanonenſchüſſen, ſo daß, ſo weit das Auge reichte, der Strom mit Dampfwolken bedeckt war. Der jugendliche König ſtand in reicher kaſtiliſcher Rittertracht auf dem Verdeck und fuhr, die empfangenen Grüße freundlich erwidernd, durch die Reihen der Schiffe den Strom hinab. Das Schiff des Magiſtrats mit den Vornehmſten der Stadt folgte ihm, alle andere Schiffe ſchloſſen ſich dieſem an und ſo wurde der Zug von Minute zu Minute größer. Jetzt kam er an eine ſtattliche Brick, die das Wappen der Stadt Augsburg, den Pinienapfel, in der Flagge führte. Zwei Männer ſtanden vorn auf dem Verdeck und ſchwenkten ihre Hütlein zum Gruß. Der Eine davon zeichnete ſich durch ſeine ſchlichte Tracht aus. Der König erkannte ihn ſogleich. Es war Jakob Fugger. Der andere, reicher Gekleidete war Bartholomäus Welſer. Hinter ihnen hatte die zahlreiche Dienerſchaft der Fugger'ſchen und Welſer'ſchen Handelshäuſer zu Antwerpen und die Mannſchaft ihrer Schiffe Platz genommen. Der König ließ ſogleich halten und die beiden augsburger Bürger einladen, die Fahrt mit ihm auf ſeinem Schiffe zu machen. Nach wenigen Minuten traten die alſo ausgezeichneten Herren an Bord der königlichen Brick.

„Ich freue mich ſehr," redete Philipp ſie an, daß Ihr meiner Einladung gefolgt ſeid, wackrer Fugger, und vor meiner Abreiſe nach Kaſtilien noch einmal die Reiſe nach den Niederlanden gemacht und mir auch Euern Freund Welſer mitgebracht habt. Seid mir willkommen in Antwerpen, werthe Männer und Freunde! Ich habe noch viel mit euch zu reden und zu verhandeln, eh' ich für einige Zeit von den niederländiſchen Küſten ſcheide."

„Wir wären auch ohne Ew. Majeſtät gnädigſte Einladung gekommen," verſetzte Fugger ehrfurchtsvoll, „um Euch Glück zu wünſchen zum glorreichen Erwerb der kaſtiliſchen Königskrone. Möge ſie Euer Haupt bis in's ſpäteſte Alter ſchmücken! Mögen noch andere Kronen hinzukommen! Und möge Ew. Majeſtät den Häuſern Welſer und Fugger ſtets ein gnädig geſinnter König ſein!"

„Euer letzter Wunſch wird ſtets und zu jeder Zeit meines Lebens in Erfüllung geben. Zum vorletzten hat es wenig Ausſicht. Ihr werdet ja wiſſen, daß mein Schwiegervater ein fröhlicher Hochzeiter iſt und für Aragon, Sicilien und Neapel ſelbſt noch Könige zu erzielen ſich anſchickt. Auch daß er mir die kaſtiliſche Krone ſtreitig macht, iſt Euch keine unbekannte Sache."

„Das Herz Sr. Majeſtät des Königs von Aragon wird ſeine bekannte väterliche Milde und Liebe gegen Ew. Majeſtät nicht verläugnen, ſobald Ihr ſelbſt nach Spanien kommt," ſagte Welſer.

„Es iſt ein ſchlaues, großes Herz und hat für viele Gefühle Raum," lachte der König. „Den meiſten für puniſche Treue. Es iſt ſo liebevoll, daß es mir die Reiſe nach Kaſtilien erſparen möchte; aber ich ſehne mich nach ſeiner väterlichen Umarmung. — Doch ich wollte ja nach Euern Umſtänden fragen. Wie machen ſich die Handelsgeſchäfte in Antwerpen?"

„Dank unterthänigſt der gnädigen Nachfrage!" verſetzte Fugger. „Der Herr im Himmel und unſere Schutzheiligen ſtehen uns bei. Es hat ſich Alles gut angelaſſen und ſeinen wünſchenswerthen Fortgang gehabt. Ja, wir wollen nicht läugnen, daß Manches unſre Erwartungen übertroffen hat, ſodaß Valuta geſtiegen."

„Dies zu hören, macht mir große Freude," rief der König, und die Wahrheit ſeiner Worte wurde von ſeinen ſchönen, aufrichtigen Zügen beſtätigt.

„Auch ſind wir gern bereit," ſagte Welſer, „dem Herzog von Suffolk mit Mitteln beizuſpringen. Doch hat uns die durchlauchtigſte Erzherzogin in Löwen, wo wir ihr aufgewartet, ſtreng erklärt, aus dieſem Handel werde nichts."

„Sie hat recht," ſprach Philipp. „Ich dank' Euch für Euere Güte, womit Ihr auf meinen Plan eingegangen. Doch will ich meine Schweſter nicht zwingen. — Ihr habt ein zwiefaches Geſchäft hier errichtet, eine Waaren- und Wechſelhandlung."

„So iſt's, gnädigſter Herr! Die Geſchäfte ſind geſondert. Das Wechſelgeſchäft treiben die Häuſer Welſer und Fugger jedes für ſich allein und auf eigne Rechnung, weil unſre Wechſelhandlung in Augsburg und hier nur ein einziges untrennbares Geſchäft bildet. Dagegen treiben wir, Freund Bartholomä und ich, den Seehandel zuſammen und zwar für unſere beiden Perſonen, unſere Brüder und Verwandten ſind dabei nicht betheiligt."

„So hat Euch wol Euere Wirthin einen Erben geſchenkt?"

„Dem iſt leider noch immer nicht alſo, ja die Hoffnung dazu hat noch keinen beſtimmten Gehalt; ich glaube nicht mehr daran. Die Errichtung des hieſigen Hauſes auf meine alleinige Gefahr geſchah nur, um meinen ängſtlichen Brüdern jede Beſorgniß zu erſparen."

„Euere wackere Geſinnung iſt mir ja bekannt. Und ſo haben die Fugger-Welſer'ſchen Schiffe ferne Länder wol ſchon fleißig beſucht?"

„Wir nennen jetzt vier ſchöne Handelsbricks unſer Eigenthum; ſie beſuchen die europäiſchen Länder, zwei die nordiſchen, zwei die ſüdlichen, und ſo ſtehen wir mit Venedig, Genua, Neapel und Sicilien, mit Barcelona, Malaga, Liſſabon und Oporto ebenſo in directer Handelsverbindung wie mit den ſüd- und nordfranzöſiſchen, den engliſchen, ſchottiſchen, iriſchen, däniſchen und ſchwediſchen Häfen. Wir beſchicken Bremen, Hamburg, Lübeck, Danzig und Königsberg, und einer unſerer Seefahrer hat ſich ſchon nach Riga verſtiegen."

„Das kann nur Jakob Fugger von Augsburg," ſagte der König und legte dem ſchlichten Ehrenmann, der dieſen Namen führte, die Hand vertraulich auf die Schulter. — „Man hat mir geſagt, Ihr wollet ſogar Schiffe nach den beiden Indien ſenden und Euch in Braſilien ankaufen, Ihr ſtändet deshalb mit meinem Schwager, dem Könige von Portugal, in Unterhandlung.“

„So iſt's, mein gnädigſter König. Unſer Freund Martin Behaim von Nürnberg, der bei des Königs von Portugal Majeſtät in gar großer Gunſt ſteht, macht den Unterhändler. Doch ſind wir noch zu keinem Abſchluß gekommen, weil wir erſt von einem geſchickten Manne das neue Küſtenland befahren und unterſuchen laſſen wollen.“

„Ich wünſche nicht, daß Ihr mit König Emanuel abſchließt. Nein, nein! Philipp von Oeſtreich, Euer Freund, iſt jetzt König von Kaſtilien, und die Krone Kaſtilien hat Land genug in der neuen Welt, das ſie den Fuggern und Welſern ablaſſen kann. Da hat mir ein kaſtiliſcher Seefahrer, der mit Colombo die letzte Reiſe gemacht und mich dieſen Sommer in Brüſſel beſucht hat, von einem herrlichen Lande erzählt, welches an die portugieſiſche Beſitzung, die man jetzt Braſilien nennt, angrenzt. Dort ſind die Kaſtilier vor ſechs Jahren zuerſt gelandet und haben eine große Stadt auf kleine Inſeln und auf große Baumpfähle, die ſie in die Sümpfe einrammten, zu bauen angefangen, welche ſie aus dieſem Grunde Kleinvenedig*) nannten. Man hat mir nicht genug Weſens von der Fruchtbarkeit und dem Metallreichthum dieſes Landes machen können, und es ſoll ſich ganz vorzüglich zum Handel eignen. In der That, ich wünſchte, daß Ihr Euere Niederlaſſung in dieſem Kleinvenedig oder in der Nähe bewerkſtelligt. Wir werden darüber bald einig werden.“

„Ich habe auch ſchon von dem Küſtenlande vernommen, wo die Spanier Kleinvenedig erbauen,“ antwortete Welſer, „und da wir unſres durchlauchtigſten Königs Gnaden gern in allen Stücken zu Willen ſein möchten, ſo bin ich bereit Ew. Majeſtät Vorſchlag anzunehmen und zweifle nicht an Vetter Fugger's Zuſtimmung.“

---

*) Venezuela.

„Ihr habt ſie,“ ſagte dieſer. „Ich will ja lieber Land von der kaſtiliſchen Krone erwerben, die mein eigner gnädigſter König trägt, als von der portugieſiſchen.“

„Wolan,“ ließ ſich der König vernehmen, „ſowie ich nach Kaſtilien komme, werde ich mit Chriſtoph Colomb reden, der ſich jetzt in Spanien aufhält. Der edle Mann iſt ſchlecht belohnt worden vom König von Aragon und folgt dieſem großen katholiſchen Könige nach, wie deſſen Schatten, um ihn zur Erfüllung ſeines königlichen Wortes zu bringen. Aber Ferdinand pflegt Königen und nächſten Verwandten ſein Wort nicht zu halten, geſchweige einem ausländiſchen Seefahrer, wie Colomb, und wenn dieſer ſelbſt eine neue Welt entdeckt hätte. Aber bei Gott und allen Heiligen! ich werde dieſe Schändlichkeit nicht dulden. Alles, was die Königin Iſabella von Kaſtilien dem Seefahrer Chriſtoph Colomb feierlich mit ihrem königlichen Worte verſprochen und verheißen hat, das wird ihr Nachfolger, der König Philipp von Kaſtilien, dem ſchwergekränkten Admiral Colombo halten. Wahrlich, ich komme noch zur rechten Zeit nach Kaſtilien, um dieſen außerordentlichen Mann für ſeine Thaten zu belohnen und ihm einen beſſern Begriff von königlicher Treue und Dankbarkeit beizubringen, als er von den Königen empfangen hat, für die er die neue Welt entdeckte.“

„Die Segnungen der Mit- und Nachwelt werden ſich an den Namen Ew. Majeſtät heften und Euerm Geſchlecht bis in die fernſte Zukunft zu Gute kommen!“ rief Fugger, von Begeiſterung ergriffen. „Ein König, der dem Verdienſte ſeine Krone reicht, trägt ſeine Krone ſelbſt mit Verdienſt. Und wer iſt der Krone des Verdienſtes würdiger, als der Admiral Colomb? Es iſt für mein deutſches

Gemüth eine unausſprechliche Freude, daß ſie dem Ehrenmanne von der Hand eines deutſchen Fürſten gereicht werden ſoll.“

„Und ich ſag' Euch, Herr Fugger, wenn ein Mann würdig iſt, der Freund des großen Entdeckers zu ſein und mit ihm neue Pläne zum Beſten Kaſtiliens, Burgunds und des deutſchen Reichs zu beſprechen, ſo ſeid Ihr es, Jakob Fugger. Ich werde mit Colomb nicht allein über Euern ſchönen Plan, Euch in Weſtindien anzukaufen, ausführlich reden; Ihr ſollt mit ihm ſelbſt darüber verhandeln. Ja, Herr Fugger, ich habe Wunſch und Bitte an Euch, daß ihr mich in Kaſtilien beſuchen möchtet, ſobald die unangenehmen Händel mit meinem Schwiegervater beſeitigt ſind, und ich in Ruhe das Land verwalten kann. Ich brauch' Euch dort auf vielfach wichtige Weiſe. Ihr ſollt mir nicht nur mit Colomb und den andern berühmten Seefahrern Spaniens bekannt werden, um Handel und Schifffahrt gedeiblich zu fördern; Ihr ſollt mir auch den Bergbau in Kaſtilien und in der neuen Welt ordnen. Kein Land in Europa beſitzt im Schooße ſeiner Gebirge ſo viel edle Metalle, wie die ſpaniſche Halbinſel. Der gelehrte Prieſter, Pater Adrian von Utrecht, der Lehrer meines Prinzen Karl, hat mir geſagt, das ſchon die Karthager, als ſie Herren von Hiſpanien waren, und nachher die Römer regelmäßig alljährlich einen großen Reichthum an Gold und Silber aus den ſpaniſchen Bergwerken bezogen haben, auch daß Plinius, der ſich eine Zeit lang in dem Lande aufgehalten in ſeiner Naturgeſchichte erzählt, allein drei Landſchaften Hiſpaniens hätten jährlich die unglaubliche Menge von ſechzigtauſend Pfund Gold eingebracht. Die fleißigen Araber haben ſich dieſen Reichthum der Berge wohl zu Nutz gemacht und den Bergbau mit Geſchicklichkeit betrieben; aber ſelt die Kaſtilier Kordova erobert, iſt Alles aus. Meine ſtolzen Kaſtiliër verſtehen nichts davon. Sie verachten dies, wie jedes andere Gewerbe. Schon iſt der blühende Bergbau in dem metallreichen Granada geſunken. Ihr ſeid der Mann, Jakob Fugger, der dem ſpaniſchen Bergbau wieder zum alten Glanz verhelfen kann, und Ihr ſollt meine Kaſſen mit dem Golde füllen, daß wir aus den kaſtiliſchen Gebirgen graben.“

Jakob Fuggers Augen leuchteten. Welch' eine entzückende Ausſicht eröffnete der König ſeiner großartigen Thätigkeit! Im Sturm der Begeiſterung, der über ſein redliches Herz kam, ergriff er Philipps Hand und rief: „Wahrlich, Ew. Majeſtät hat das Rechte und Wahre getroffen. Ich bin mit Leib und Leben, Gut und Blut zu Euerm Befehl, und ich denke, es ſoll mir Manches gelingen in Euern neuen Staaten.“

„Dann habt Ihr von den Goldplatten gehört, welche Colomb und ſeine Gefährten von den Indianern eingetauſcht haben. Ihr ſollt darüber ſelbſt mit ihnen ſprechen. Habt Ihr den Bergbau in Spanien eingerichtet, ſo mögt Ihr immer, wenn Ihr ſonſt Luſt habt, die Seefahrt in die neue Welt machen und ſelbſt zuſehen, was dort für Handel und Bergbau zu thun iſt. Man rühmt ja, wie trefflich Ihr das Goldbergwerk in Kremnitz leitet, und welch hohen Lehnzins Ihr dem Könige von Ungarn dafür zahlt. Ich hätte Luſt, Euch die ſpaniſchen und indiſchen Goldgruben auch in Pacht und Lehn zu geben, wenn Ihr die Reiſe machen und die Sache unternehmen wollt!“

„Ich will, ich werde!“ rief Fugger. „Ich werde ſelbſt die Reiſe nach Weſtindien machen, ſo bald Ihr es befehlt. Und ich denke, Vetter Welſer wird mich begleiten und das Werk mit mir gemeinſchaftlich angreifen.“

„Mit Gottes und der gebenedeiten Jungfrau Hülfe, Ja und Amen!“ ſagte Welſer und die beiden Männer gaben ſich im Angeſichte des Königs die Hand darauf.

„Ihr habt ja wohl in Euern Bergwerken in Tyrol und Ungarn geſchickte Leute, die wir in Spanien und Indien verwenden können?" fragte der König weiter. „Ich denke mir, Ihr habt Euch da Arbeiter gezogen, die uns wieder Lehrer Andrer werden, ſo daß Ihr mir eine Schule gegründet für Kaſtilien und Indien." -

„Dafür laßt mich ſorgen, gnädigſter König und Herr," erwiderte Fugger. „Ich habe tüchtige Bergmeiſter und Knappen gebildet. Da hat meines Bruders Ulrich älteſte Tochter Anna vor drei Monaten den Sohn des königlichen Kammerraths Turzo von Bethlehemfalva in Kremnitz geheirathet, einen wackern Bergverſtändigen und Scheidekünſtler; dieſer Georg Turzo iſt mein getreuer Bergmeiſter in Kremnitz und ſo jung er iſt, ſo geſchickt iſt er in ſeinem Fache; obgleich von adeliger Geburt, worauf die Ungarn nicht ſo viel halten, wie die Kaſtilier, hat er es doch nicht verſchmäht, die einträgliche Wiſſenſchaft der Metallurgie mit großem Eifer und dem beſten Erfolg zu ſtudiren. Dieſen meinen ehrenwerthen Vetter und jungen Freund werd' ich Ew. Majeſtät nach Spanien zuführen, und er wird Euern ſchönen Plänen von großem Nutzen ſein."

„Euer Bericht gewährt mir abſonderliche Freude," verſetzte der König. „Und da Ihr dem jungen Ungar Euers Bruders Tochter zum Weibe gegeben habt, ſo iſt dieſer Umſtand allein ſchon eine ſichere Bürgſchaft ſeiner Brauchbarkeit und Redlichkeit; denn ich weiß ja, Ihr liebt und haltet die Kinder Eurer Brüder wie Euere eignen."

„Und die Anna war mein Liebling," fügte Fugger hinzu. „Der junge Turzo kam mit dem Frühjahre nach Augsburg, um mit mir Rückſprache zu nehmen über mancherlei Nothwendiges beim kremnitzer Bergwerke, bei welchem er ſeit vier Jahren angeſtellt iſt; er wurde mit meiner Anna bekannt, und Beide fühlten bald Minnebrunſt zu einander. Er eröffnete mir ſein Herz, und ich ſandte einen Boten an ſeinen Vater, um anzufragen, ob dieſer ſeine

Einwilligung geben werde. Statt der Antwort kam der Kammerrath ſelbſt zugereiſt; und da feierten wir bald fröhliche Hochzeit. Das war ein Tag, gnädigſter Herr, an dem's meine Zunftgenoſſen, die augsburger Leinweber, gut hatten."

„Nicht allein die Leinweber," fiel ihm Welſer in die Rede, „auch die Armen und Bedürftigen der Stadt haben eine Woche auf Jakobs Koſten gefeſtet und geſchmauſt, und ganz Augsburg hat die Hochzeit mitgefeiert."

„Wackrer Bürger!" rief der König und drückte Fugger's Hand. „Ihr könnt Euch nie anders freuen, als wenn Ihr Allen um Euch her Freude bereitet habt." Und er zog den trefflichen Mann, der ſich ſo gern einen Leinweber nennen hörte, ſanft an der gefaßten Hand fort bis an den Bord des Schiffes und flüſterte ihm hier mit weicher, leiſer Stimme zu: „Als ich geſtern Abend in Antwerpen einzog, wurde ich mit Wehmuth an eine mir einſt theure Frau erinnert, der meine Leidenſchaft ſo verderblich geworden iſt, und die nachher mit Euch nach Augsburg zog. Ich ſah ſie dort — Ihr wißt's — ein widriges Bild in meiner Erinnerung! Aber ich habe ihr verziehen, und die Erzählung Euers Familienfeſtes ruft mir die wehmüthigen Gefühle des geſtrigen Abends zurück. Wo iſt Eleonore und wie ſteht es mit ihr?"

In dieſem Augenblicke donnerten die Kanonen einiger Schiffe aus Malaga, und die Schiffsleute ließen ihren König mit ſchallendem Jubelruf leben. Philipp dankte freundlich und flüſterte dann dem augsburger Bürger zu: „Schenkt mir dieſen Abend eine Stunde, Herr Fugger. Da wollen wir unter vier Augen ungeſtört von dieſen und andern Dingen plaudern."

Fugger verneigte ſich und trat zurück. Das Schiff glitt über den belebten Rücken des Stroms unter dem

Jubel und der Muſik, die ihm vom Hintergrund des eignen, wie vom Verdeck aller andern Schiffe zurauſchte.

## 5.

## Verhandlungen und Feſte.

Der König war nach Brüſſel zurückgekehrt, aber er hatte keine Liebe für ſeine unglückliche Gemahlin mitgebracht, die in den Banden des trübſten Tiefſinns ſchmachtete. Auch ſchenkte eine am 17. September geborene Prinzeſſin der ſchwermüthigen Mutter nicht Heiterkeit und klaren Geiſt, dem leichtſinnigen Vater nicht Ernſt und Liebe zur Mutter, obgleich man wegen dieſes neuen Zuwachſes der königlichen Familie Hof- und Volksfeſte in der burgundiſchen Hauptſtadt feierte. Es wurden ſogleich Geſandtſchaften an den deutſchen und an den aragoniſchen König abgeordnet, um ihnen die Geburt eines neuen Enkels zu melden. An beide Könige ſchrieb Philipp eigenhändig; ſeinen Vater bat er zu Gevatter zu der neugeborenen Prinzeſſin nebſt der Witwe des Grafen Engelbert von Naſſau, Frau Limburg, welche eine Tochter des Markgrafen Karl von Baden und der Erzherzogin Katharina von Oeſtreich, der Schweſter des Kaiſers Friedrich III., alſo eine Baſe des Königs Philipp war. Der Brief an den König Ferdinand war voll ſüßer, ſchmeichleriſcher Redensarten, Früchte der neuen Lehre, welche Philipp von Don Manuel erhielt. Der liſtige und gewandte Spanier gab ſich alle Mühe, ſeinem erhabenen Zögling die Königsweisheit beizubringen, und ſchon war der Erfolg ſeines Eifers ſichtbar.

König Maximilian bevollmächtigte den Don Manuel, die Prinzeſſin für ihn aus dem Taufwaſſer zu heben. Sie erhielt den Namen Maria*).

Die Geſundheit der Königin ließ hoffen, daß die Abreiſe nach Spanien deshalb nicht hinausgeſchoben zu werden brauchte. Die Warnung des Königs von Frankreich hatte nun aber die Reiſe zu Land unmöglich gemacht, und Philipp mußte daran denken, eine Flotte auszurüſten, die ſeiner als Königs von Kaſtilien würdig wäre. Dieſes neue Hinderniß raubte wiederum viel Zeit. Die Anſtalten zur Reiſe waren außerordentlich. Nicht weniger als ſechzig Schiffe ſollten das Königspaar und ſeine Begleitung an die kaſtiliſche Küſte bringen. Ueber ſechshundert Köpfe gehörten zur nächſten Umgebung des Königs und der Königin und zum Hofſtaate. Ein Heer von einigen tauſend deutſchen und burgundiſchen Soldaten ſollte mit eingeſchifft werden. Der König betrieb ſelbſt Alles mit ungewohnter Thätigkeit.

Mitten im Getreibe dieſer Geſchäfte langte eine Geſandtſchaft des Königs Ferdinand von Aragonien zur Beglückwünſchung des königlichen Paares wegen der Geburt der Prinzeſſin Maria in Brüſſel an. Ferdinand hatte Philipps Brief ebenfalls eigenhändig beantwortet. Durch die ſanften Worte des Schwiegerſohns, den er ja als eine ehrliche offene deutſche Seele kannte, kirre gemacht, ging er mit großer Umſtändlichkeit, die er in allen Dingen liebte, auf den Gegenſtand ihres Streites ein. Er warf Philipp vorzüglich vor, daß er dem Könige von Frankreich mehr Liebe und Vertrauen geſchenkt als ihm und dadurch ſchlimme Verwicklungen herbeigeführt habe. „Ihr habt mich dadurch, daß Ihr Euch ſo leicht habt von Frankreich foppen laſſen, unwiderſtehlich zu einer zweiten Heirath getrieben, habt mich der ſchönen Früchte meiner neapolitaniſchen Eroberungen beraubt und mir auch noch in anderer Hinſicht geſchadet.“

---

*) Sie iſt die ſpätere reizende Königin von Ungarn und Böhmen, Gemahlin des neun Monate ſpäter geborenen Königs Ludwig von Ungarn und Böhmen, deſſen Witwe ſie in ihrem 21. Jahre wurde, die Lieblingsſchweſter Karls V., den man ſogar eines ſündlichen Umgangs mit ihr beſchuldigte, und nach ihrer Tante, der Erzherzogin Statthalterin Margarethe Tode 1530, Statthalterin der Niederlande, bis zur Abdankung Karls V. 1555. Sie und ihre ältere Schweſter Eleonore gingen mit ihm nach Spanien, wo ſie Beide mit ihm in demſelben Jahre 1558 ſtarben. Sie wurde nicht ganz 53 Jahre alt.

Auf ſolche Weiſe wußte die weltberühmte Schlauheit Ferdinands ſeiner zweiten Vermählung einen ganz andern Grund unterzuſchieben, als ſie wirklich hatte: Es war dies die fürſtliche Redeweiſe des ſechzehnten Jahrhunderts, die wol auch in ſpäterer Zeit Nachahmung gefunden hat. Der Brief, voll moraliſchen Predigertons, ſchließt ſeiner würdig. „Ihr habt nun genug Thorheiten begangen, mein Sohn! kehrt in Euch! Wenn Ihr als Sohn und nicht als Feind kommt, werden alle dieſe Dinge kein Hinderniß ſein, Euch, mein Sohn, zu umarmen. Groß iſt die Kraft der väterlichen Natur.“ — Aus dem Briefe ging übrigens klar hervor, daß Ferdinand ſich bewußt war, in welche ſchiefe Stellung er durch dieſe Heirath bei den Spaniern gerieth. Daß er ſie doch zu vollziehen entſchloſſen war, gab für Philipp und ſeine Günſtlinge den Beweis ab, daß Ferdinand zu dem größten Opfer bereit ſei, um ſich nur in ſeiner Stellung als Regent von Kaſtilien zu behaupten. Don Manuel meinte, um deſto größer müßten jetzt Anſtrengungen und Liſt von Philipps Seite ſein, um den ſchlaueſten König des Jahrhunderts doch mit geiſtigen Waffen zu beſiegen. Die ſpaniſche Geſandtſchaft war übrigens vom König Ferdinand bevollmächtigt, mit König Philipp zu unterhandeln, und ſie bot ihm ein Jahrgeld von fünfmalhunderttauſend Dukaten, wenn er ſeinem Schwiegervater die Regierung von Kaſtilien, nach Iſabella's teſtamentariſcher Beſtimmung, überlaſſen würde. Philipp, der ſich in dieſer Verhandlung ganz der Leitung Don Manuels überließ, lehnte nichts unbedingt ab, gab dem ſpaniſchen Geſandten Feſte und fütterte ihn mit den ſchönſten Redensarten. Er verſicherte, ſeinem Geſandten an ſeines Schwiegervaters Hofe ausgedehnte Vollmacht geben zu wollen, mit König Ferdinand zu unterhandeln und ganz zu deſſen Zufriedenheit abzuſchließen. Dann ſchrieb er einen Brief ab, den Don Manuel verfaßt hatte, voll ſanfter, ſüßer, geſchmeidiger Verſicherungen, liebreicher, unterwürfiger Ehrerbietung, ehrlich ausſehender, heilig klingender Betheuerungen, daß er ſich ganz den Wünſchen und Befehlen ſeines königlichen geliebten Vaters von Aragon fügen werde, und voller Schwüre, daß er große Reue und Leid darüber trage, nicht gleich in Alles gewilligt zu haben, was die väterlich liebende Fürſorge Sr. Majeſtät von ihm mit Recht verlangt habe.

„Ich hoffe, die ſüßen Dünſte werden ihm zu Kopf ſteigen,“ ſagte Manuel, „und ihn nicht eher wieder zur Beſinnung kommen laſſen, bis wir in Kaſtilien ſind. Hernach wollen wir ihm zeigen, wenn wir feſten Fuß auf ſpaniſchem Boden gefaßt haben, daß in dieſen Seidenpfötchen ſcharfe Krallen ſtecken.“ Philipp freute ſich der Liſt; er übte ja nur die Kunſt, die er am ſpaniſchen Hofe hatte ſtets in Anwendung bringen ſehen, und die man in jener Zeit vorzugsweiſe „die ſpaniſche Kunſt“ nannte, ein Ausdruck, der ganz dieſelbe Bedeutung hatte, wie bei den alten Römern „die puniſche Treue.“ Dank ſeinem geſchickten Lehrer, er hatte es ſchon faſt zur Meiſterſchaft gebracht. In der That gelang es durch dieſe Schritte vollkommen, Ferdinands Argwohn einzuſchläfern. Am 24. November kam ein Vertrag der beiden Könige zu Salamanka zu Stande, deſſen Hauptpunkt die merkwürdige Beſtimmung bildet, Kaſtilien ſolle zugleich von Ferdinand, Philipp und Juana regiert werden, der Erſtere aber die Hälfte aller Einkünfte erhalten.

Bevor dieſes von Philipps Seite mit ſo vollendeter Heuchelei getroffene Abkommen ſtattfand, hatte der junge König von Kaſtilien in ſeinem Stammlande noch manche wichtige Geſchäfte zu beſorgen. Das Bedeutendſte war die Beſtellung einer Statthalterſchaft der Niederlande, die er ſeine Schweſter, die Erzherzogin Margaretha, zu übernehmen vermocht hatte, und zu welchem Zwecke ſie auf ſeine Einladung aus Savoyen zurückgekehrt war. Die edelherzige Margaretha hatte die ihr angeborene und eigenthümliche Heiterkeit wieder gewonnen und war bereit, ſich mit Liebe und Kraft der Regierung ihres Geburtslandes anzunehmen. Um ſo unwilliger hatte ſie jede Andeutung einer Vermählung mit dem Herzoge von Suffolk oder irgend einem andern Fürſten aufgenommen und die nicht ſeltnen Anerbietungen dieſer Art zurückgewieſen. Jung, ſchön, geiſtreich und als Tochter des deutſchen Königs fehlte es ihr nicht an ebenbürtigen Freiern, aber ſie hatte ſich gelobt, Witwe zu bleiben und ihre ungetheilte Thätigkeit ihren geliebten Niederlanden zuzuwenden. Von ihrer Einſicht und Liebe hegte das Land die ſchönſten Hoffnungen.

Ihre erſte Sorge war, ſich einen Hofſtaat zuzulegen, der ihrer neuen Stellung als Erzherzogin Statthalterin angemeſſen erachtet wurde, und ihr königlicher Bruder ſcheute keine Koſten, Alles auf's glänzendſte einzurichten. Zu ihrer Oberhofmeiſterin und erſten Ehrendame hatte ſie aus zarter Rückſicht für den von ihr mit ſo viel Milde und Edelmuth begünſtigten Junker von Bübenhoven deſſen Mutter gewählt, für die, als eine natürliche Tochter eines öſtreichiſchen Erzherzogs, eine ſolche Stelle ganz geeignet erſchien. Zugleich war damit des wackern und ihr ſo treu ergebenen Marx höchſter Wunſch erfüllt — das wußte ſie — und ſie glaubte ſich dadurch ihm für die wichtigen

Dienſte, die er ihr geleiſtet, erkenntlich zu zeigen. Mit dankbarem Entzücken hing ſein Auge an ihrem reizenden Munde, als ſie ihn mit ihrem Entſchluſſe hinſichtlich ſeiner Mutter bekannt machte und ihm einen Brief an dieſelbe übergab. Die Erzherzogin ſprach dabei die Ahnung aus, die Frau, die ſelbſt ſchon ſo viel ſchlimmes Leid erfahren, werde ihr eine neue herzinnige Freundin werden und Luiſen erſetzen, auf deren Wiederbeſitz ſie faſt jede Hoffnung aufgegeben hatte, und die edle Fürſtin fühlte das tiefſte und heilige Bedürfniß nach einer Freundin jetzt, wo ſie ein ſo reiches und mächtiges Land verwalten ſollte, ſtärker als je in ihrer Seele erwachen. Sie hatte ſich in der letzten Zeit vom Hofe ihres Bruders ſo fern gehalten, als ſich ſchicklicher Weiſe mit ihrer Stellung vertrug, und ſich deshalb mit ihrer kleinen Umgebung den Sommer über auf das herzogliche Luſtſchloß in Löwen zurückgezogen. Sie konnte nichts als Mitleid mit ihrer Schwägerin empfinden, und die ſtarke Liebe zu ihrem Bruder vermochte dieſen nie von Thorheiten abzuhalten. Die Zerwürfniſſe der beiden Gatten ſchmerzten ſie, aber ſie ſah ein, daß ihre Kraft zur Abhülfe nicht ausreichte. Um deſto peinlicher war es ihr, am Hofe zu leben. In Löwen hatte ſie ſich dagegen, fern von dem widerwärtigen Treiben der Parteien, ein freundliches poetiſches Aſyl bereitet, wo die Muſen bei ihr wohnten, und Gelehrte und Künſtler auf ihre freundliche Einladung einkehrten, in deren Umgange ſie ihr höchſtes Glück ſuchte. Dort durfte ſie auch Marx von Bübenhoven beſuchen, den ſie gewiſſermaßen zu ihrem Geſchäftsführer am königlichen Hofe ernannt hatte, und er machte von dieſer Vergünſtigung ſo oft Gebrauch als es Zeit und Umſtände erlaubten. Bei einem dieſer Beſuche hatte er leiſe den Wunſch angedeutet, die Erzherzogin möge bei Einrichtung ihres Hofſtaates ſeine Mutter berückſichtigen. Und doch überraſchte ihn die glänzende Gewährung dieſer kaum mit deutlichen Worten ausgeſprochenen Bitte. Er ſandte den Brief mit einem königlichen Boten nach Köln, wo der Reichstag eben geſchloſſen wurde, und König Maximilian wieder nach Tyrol aufbrach. So durfte der kindlichtreu liebende Sohn das ſchwärmeriſch verehrte Mutterherz an das ſeinige zu drücken hoffen, bevor er mit dem Könige die zweite Fahrt nach Spanien antrat. —

Als nun endlich zu Ende des October der feierliche Tag erſchien, an welchem König Philipp vor den verſammelten Ständen aller Provinzen Burgunds und Niederlands, dem in höchſter Gala prangenden Hofe und dem Adel des Landes, ſowie vor den berufenen Magiſtraten der Städte Brüſſel, Antwerpen, Gent und Brügge und den fremden Geſandten und anweſenden kaſtiliſchen Edelleuten ſeiner Schweſter die Regierung der Niederlande als ſeiner Statthalterin während ſeiner Abweſenheit in Spanien übertrug, ſah man die junge reizende, engelmilde Fürſtin in ihrem goldgeſtickten Purpurmantel, mit dem ſtrahlenden Diadem auf dem Haupte, die ihren Reiz jedoch nicht erhöhen konnten, auf den Arm einer ältern, aber immer noch ſchönen Frau geſtützt, die noch Niemand in ihrer Umgebung geſehen hatte, die aber in ihren Zügen eine Aehnlichkeit mit der Erzherzogin trug, die man in den Geſichtern faſt aller Habsburger wiederfindet. Es war Frau Walpurgis, Gräfin von Tyrol; denn mit dieſem ihre Abkunft andeutenden Namen hatte ſie der König, auf den Wunſch ſeiner Schweſter, gleich nach ihrer Ankunft beſchenkt; es war des überglücklichen Marx von Bübenhoven „lieb Mütterlein."

Margaretha hatte ſich nicht getäuſcht; ſie fand in der Gräfin von Tyrol die treueſte und ergebenſte Seele, ein ſchwer geprüftes Herz, geſchickt, jede gefühlvolle Regung in der Bruſt ihrer fürſtlichen Gebieterin zu verſtehen und mitzufühlen. Sie hätten ſich am Tage der Regierungsübergabe ſchon Freundinnen nennen können, wenn es das Hofceremoniell zugelaſſen hätte, denn ſie waren es ſchon in der That und Wahrheit; und Margaretha umfing die ältere Freundin nicht allein mit der ganzen Glut des Bedürfniſſes, das ihr ſtets neue Sehnſucht nach Luiſen eingehaucht hatte, ſie trug auch auf die Mutter jene ſtille und kaum verſtandene Neigung, jenes zarte Wohlwollen, das ſie für den Sohn empfand, über und liebte dieſe um ſo inniger, je mehr ſie ihr Gefühl dieſem verbergen mußte. Für Bübenhoven war die Vereinigung der beiden von ihm ſo hochverehrten und geliebten Frauen der Gipfelpunkt ſeines Glücks und die Wonne, die ihm gleichſam die feinſten Nervenfaſern durchdrang, brachte alle Knoſpen ſeiner Jugend zur ſchönſten Blüte. Im Gefühle dieſer ſüßen Befriedigung trat er mit dem Hofe die Reiſe an.

Der Aufbruch deſſelben von Brüſſel fand am 8. November ſtatt. Der Hafen, aus welchem die Flotte auslaufen ſollte, war Middelburg auf der Inſel Walcheren, zur Ausrüſtung derſelben vorzüglich geeignet. Die große Equipage des Königspaars und ſeiner Begleiter wurde in Antwerpen allmälig verladen und ging auf der Schelde herab bis nach Vliſſingen und Middelburg. Die Ausrüſtung verlangte des Königs und ſeiner Vertrauten perſönliche Gegenwart, denn es war Alles noch ſo weit zurück, daß man nicht daran denken durfte, vor Anfang des Decembers die Anker zu lichten. Der Hof hielt ſich in mehreren Städten auf, in Antwerpen über acht Tage. Das ganze Land war in Aufregung, und der Adel, deſſen Blüte die Reiſe mitmachte, ſtrömte aus allen Provinzen herbei. Nicht minder die benachbarten Fürſten, und ein Abſchiedsfeſt gab dem andern die Hand. Endlich in Middelburg angelangt, wo das Königspaar ſeine Reſidenz in der alten, großen und reichen Abtei nahm, ſah Philipp die Geſchäfte ſchier von Tag zu Tag ſich häufen. Als man endlich ſo weit war, um den Tag der Abreiſe beſtimmen zu können, und die große Anzahl der Köpfe, welche die ſpaniſche Reiſe mitmachen ſollte, auf der Inſel ſich verſammelt hatte, langte ein Eilbote aus Spanien mit der Nachricht von dem zu Salamanka geſchloſſenen Vertrag und einem freundlichen Briefe des Königs Ferdinand an, worin er ſchrieb, er werde es ſich nicht nehmen laſſen, ſeine Kinder mit einer ſpaniſchen Flottille abholen zu laſſen, welche ſo ſchnell als möglich ausgerüſtet werden ſollte. Nun mußte wieder auf die kaſtiliſchen Schiffe gewartet werden. Um die Zeit dieſes neuen Aufenthaltes, in den düſtern, nebligen Wintertagen zwiefach langweilig, einigermaßen auszufüllen, entſchloß ſich der König noch ein großes und glänzendes Kapitel des goldenen Vließordens in der Abtei zu halten, da die meiſten Ritter deſſelben um ihn verſammelt waren. Dieſer von ſeinem Urgroßvater, dem Herzog Philipp dem Guten von Burgund vor fünfundſiebenzig Jahren zu Brügge geſtiftete Bund war durch die Unglücksfälle Karls des Kühnen und die ſtürmiſche Regierung Maria's und Maximilians ſo in Verfall gerathen, daß bis jetzt nur ſechzehn Kapitel gehalten worden waren. Philipp ſelbſt, der jetzige König von Kaſtilien, hatte vor elf Jahren, nach ſeinem Regierungsantritt in den Niederlanden, das letzte abgehalten. Unterdeſſen waren von den einunddreißig Rittern, aus welchen, den Statuten des Gründers nach, der Orden beſtand, zehn mit Tod abgegangen. Mehrere der noch lebenden Ritter wünſchten, der König möge, ehe er das Land verlaſſe, den Orden erſt wieder vollzählig machen. Da der Großmeiſter deſſelben jetzt die Königskrone des mächtigſten Reichs Europa's trug, ſo erhielt dadurch der Orden auch eine wichtigere Bedeutung, und Philipp ſparte nichts, das Kapitel, welches in der Abtei gehalten werden ſollte, ſo glänzend als möglich zu machen. Auch bot ſich dadurch eine gute Gelegenheit, mehrere ſeiner Begleiter auszuzeichnen und ſich zu verbinden, indem er ſie zu Rittern des

Vließordens erhob. So hatte ihm ſein Vater, der König Maximilian, einen ſeiner trefflichſten Räthe und Hofherren, den Grafen Wolfgang von Fürſtenberg, zum Begleiter mitgegeben und nur die Erhebung deſſelben zum Vließritter ſchien die einzig würdige Belohnung dieſes ausgezeichneten Staatsmannes.

Um dem Feſte den rechten Glanz zu geben, lud Philipp ſeine Schweſter, die Erzherzogin-Statthalterin mit ihrem Hofe und ſeinen Kindern von Brüſſel ein, und Margaretha erſchien in der ganzen Pracht der fürſtlichen Würde, die ihr als Regentin des Landes zuſtand.

Am Abend vor dem Feſttage trat Antonio Cebes plötzlich in das Vorzimmer des Königs und wurde bald darauf von dem Pagen, der ihn angemeldet, eingeführt.

Der ſchlaue, nach Gold und Rang ſtrebende Zigeuner kehrte aus Spanien zurück. Er wußte, daß er den König Philipp in Middelburg treffen werde, denn er war davon unterrichtet, daß der junge König von ſpaniſchen Schiffen abgeholt werden ſollte und daß dieſe noch unterwegs waren. Antonio war in Kaſtilien geweſen an Ferdinands Hofe, er hatte mit dem Könige ſelbſt geſprochen; er hatte die Hauptſtädte beſucht und war das Land durchwandert. Deshalb wußte er beſſer als irgend ein Menſch, wie die Sachen dort ſtanden, wie die übereilte Verlobung des alten Königs ihn um den letzten Reſt von Anhänglichkeit im kaſtiliſchen Volke gebracht, und wie Jedermann ſich von ihm abwandte, um dem neuaufgehenden Geſtirn des jungen Königs hoffnungsvoll entgegenzuſchauen. Auch hatte ſich König Ferdinand, gewonnen von Philipps ſchmeichleriſchen Briefen und dem abgeſchloſſenen Vertrag, den kühnen, ſchier frechen Wünſchen des Zigeuners nicht ſo geneigt gezeigt, als dieſer gewünſcht und vorausgeſetzt hatte. Genug, Antonio hatte erkannt, daß es ſehr thöricht von ihm ſein werde, ſein Geſchick an das des Königs von Aragonien zu knüpfen, da es doch in ſeiner Macht ſtand, es mit dem des Königs von Kaſtilien zu vereinen. Und ſo war er ſo ſchnell als möglich durch Frankreich nach den Niederlanden zurückgekehrt.

„Was bringſt du mir für Nachrichten?“ fragte der König.

„Die Herzogin von Najara iſt gefunden.“

„Gefunden?!“ fuhr Philipp empor. „Und wo iſt ſie?“

„In England bei der verwitweten Prinzeſſin von Wales.“

„Ha, dort! Alſo doch bei einer Tochter der Königin Iſabella! Und an dieſe dachte ich nicht. Wie kamſt du auf die Spur?“

„Ich verfolgte ſie in Liſſabon und erfuhr bald, daß ſie zwar von der Königin von Portugal freundlich aufgenommen worden ſei, aber nicht lange verweilt habe und bald auf einem engliſchen Schiffe und wahrſcheinlich mit einem Empfehlungsbrief der Königin nach England abgereiſt ſei. Ein portugieſiſcher Kauffahrer nahm mich mit auf die britiſche Inſel. Ich ſah die Herzogin von Najara im Gefolge der Prinzeſſin von Wales. Aber ſie führte einen andern Namen.“

„Welchen?“

„Donna Luiſa de Malaga, nach ihrem Gemahl Don Alonſo de Malaga, Ehrencavalier der Prinzeſſin von Wales.“

„Wie? Vermählt?!“ rief der König erblaſſend.

„So iſt's. Ich ſah ſie am Arm ihres Gatten. Sie ſtrahlte von Glück und Wonne.“

Der König wandte ſich ab. „Und wer iſt dieſer Alonſo de Malaga? Nie hörte ich dieſen Namen.“

„Auch ich nicht. Ich kannte den Mann nicht und konnte durchaus nichts über ihn erfahren. Sie war mit ihm nach England gekommen und von Donna Katharina von Aragon wohlwollend aufgenommen worden. Sie iſt Ehrendame, wie er Ehrencavalier der Prinzeſſin. Donna Luiſa hat ihrem Gemahl zwei Kinder geboren, aber ſie ſind beide wieder geſtorben.“

„Verloren! Auf ewig verloren für mich!“ rief der König ſchmerzlich. „O Luiſe, hätteſt du geahnt, was du mir hätteſt ſein können! — Ich werde ſie nie wieder ſehen,“ wandte er ſich an den Zigeuner. „Ich werde nie nach England, ſie wird nie wieder nach Spanien kommen. Doch will ich dir deshalb deine guten Dienſte nicht minder gut belohnen, du kommſt zur rechten Zeit, um mit mir die Reiſe nach Kaſtilien zu machen. Ich werde dich vielfach brauchen können in deinem Geburtslande. Gewandte Leute, wie du, ſind mir dort unentbehrlich.“

„Ew. Majeſtät Zufriedenheit mit meinen Dienſten wird mich anſpornen, alle Aufträge, die Euere Gnade mir zuweiſt, mit der größten Pünktlichkeit auszuführen; und ich kann wol ſagen, daß mir in Spanien Manches zu Ew. Majeſtät Nutzen und Vortheil gelingen dürfte, was einem Andern ſchwer, ja unmöglich iſt.“

„Dein Lohn wird deinen Dienſten angemeſſen ſein.“

„Auf dies gnädige Verſprechen hin wage ich dann eine Bitte.“

„Sprich!“

„In Spanien will ich ſprechen, wenn ich für Euch verrichtet habe, was kein Anderer im Stande war. Dann will ich mich unterfangen, Ew. Majeſtät an ihr königliches Wort zu erinnern.“

„Sprich jetzt: welchen Lohn wünſcheſt du dir?“

„Ihr befehlt und ich muß Euch gehorchen. Es iſt Euch bekannt, daß ich ein Sohn des verſtorbenen Herzogs von Najara bin; ich habe Euch die Geſchichte meiner Mutter einmal erzählt.“

„Ich weiß es.“

„Don Hernandez hat mich als Bruder anerkannt; ich bitte, daß Ew. Majeſtät dieſe Anerkennung beſtätigen möchte. Es gibt faſt kein kaſtiliſches Adelshaus, wie hoch und vornehm es auch ſei, das nicht eine Jüdin zur Stammmutter hätte; die Zigeunerin iſt nicht ſchlechter als die Jüdin.‟‟

„Du forderſt kühn, und doch gefällt mir deine Kühnheit. Wenn du mir zwei Jahre treu und eifrig dienſt, ſoll dein Wunſch erfüllt ſein. Dann darfſt du mit bedecktem Haupte vor deinem Könige erſcheinen.‟

„Gott ſegne und erhalte Ew. Majeſtät ſtets bei ſo guter Laune!‟

Am folgenden Tage hatte man den Zuſchauern, denen der König Zutritt in der Kirche der Abtei geſtattet, wo das Ordenskapitel gehalten wurde, beſtimmte Plätze angewieſen. Die niedern Hofchargen, welche nicht zur Ausſtattung des Feſtes verwendet wurden, ſtanden in der Nähe der Eſtrade, auf welcher die Erzherzogin-Statthalterin mit ihrem Hofſtaate Platz genommen hatte. Hinter der Erzherzogin ſaß ihre neue Oberhofmeiſterin, die Gräfin von Tyrol, und beide Frauen unterhielten ſich oft mit einander. Dicht darunter waren die Pagen aufgeſtellt, welche auf Purpurkiſſen die Inſignien des Ordens trugen, ein kleines Widderfell vom Gold an einer langen Kette, welche aus goldnen Feuerſtählen und Feuerſteinen und den aus letztern hervorſprühenden Funken zuſammengeſetzt iſt. Mit dieſen Ketten wollte heute der König die neuen Ritter an ſich feſſeln.

Marx von Bübenhoven war der erſte dieſer Pagen. Er hatte ſich ſo geſtellt, daß er mit den Augen ſtets die beiden geliebten Frauen beſtreifen konnte. Der König und die Königin ſaßen auf einem andern höhern, mit Purpurtüchern belegten Zimmergeſtühl gegenüber; an den Stufen deſſelben ſtand der Hofſtaat. In den Chorſtühlen ſah man die Ritter des Ordens und die edlen Herrn, welche heute dazu geſchlagen werden ſollten. Um den Hochaltar im Halbkreis ſtanden die Chorherren, und der Biſchof von Lüttich, vom Könige dazu eingeladen, las die Meſſe.

Mitten in der heiligen Handlung vernahm man plötzlich einen dumpfen Schrei. Alle Augen richteten ſich nach der Eſtrade der Erzherzogin-Statthalterin. Die Gräfin von Tyrol war nahe daran, in Ohnmacht zu ſinken. Bübenhoven war mit zwei Sätzen bei ſeiner Mutter

„Lannoy!“ flüſterte ſie. „Der Schreckliche!“

„Wo?“ fragte der beſtürzte Page, meinend, ſie habe eine Fieberphantaſie. Die Gräfin deutete mit der Hand hinab nach den Hofleuten. Dort ſchlüpfte Antonio, Flüche murmelnd, nach der Thüre. Auch er hatte die von ihm betrogene Frau in dieſem Augenblick erkannt.

Die Gräfin erholte ſich wieder, die Feier des Feſtes ging ferner ungeſtört zu Ende.

Sechs Günſtlinge des Königs wurden von ihm mit den Ordensinſignien bekleidet. Der vorzüglichſte darunter war Don Juan Manuel de Campos de la Torre, den man jetzt ſchon die rechte Hand des Königs nannte. Auch Philibert von Vere, der Theilhaber der Leichtfertigkeiten und Jugendſünden Philipps, erhielt den Orden. Andere Günſtlinge, welche die Ritterzahl vervollſtändigten, waren Floris von Egmont, Herr von Iſſelſtein, Jakob Graf von Horn, Heinrich Graf von Naſſau, Ferrius von Croy, Herr von Reux.

Ein glänzendes Banket beſchloß den feierlichen Tag. Antonio Cebes war verſchwunden. Niemand wußte wohin.

## 6.

## Todesangſt und Lebensluſt.

In den letzten Tagen des Jahres 1505 langten endlich die ſpaniſchen Schiffe an, und am 8. Januar 1506 fand die Abfahrt aus dem Hafen von Middelburg ſtatt. Die Flotte war großartig an Zahl der Schiffe und Ausſtattung; aber mit verſchwenderiſcher Pracht war das von Ferdinand für das Königspaar geſandte Schiff ausgerüſtet. Noch nie war in einem niederländiſchen Hafen ein Schiff von ſolcher Schönheit eingelaufen.

Mit wehmüthiger Ahnung ſah das Volk ſeinen jungen und geliebten Herrſcher ſcheiden und rief ihm, den der glühendſte Ehrgeiz einem ungewiſſen Looſe entgegentrieb, vom Ufer einen Scheidegruß zu. Und gleichſam als ſollte dieſe Ahnung ſchnell in Erfüllung gehen, erhob ſich nur wenige Stunden nach der Ausfahrt ein Sturm, der von Stunde zu Stunde an Heftigkeit zunahm und in der Nacht bis zur höchſten Wuth ſtieg. Die Schiffer ſchwuren hoch und theuer, einen Orkan von ſolcher Stärke ſchier noch nicht in den Gewäſſern der Nordſee erlebt zu haben. Die Beſorgniß wuchs mit jeder Minute, und auf dem königlichen Schiffe war Alles in höchſter Aufregung. Das Schiffsvolk arbeitete mit der größten Anſtrengung, aber auf ſeinen Geſichtern war eine ſo bange Beſorgniß ausgeprägt, und ihren Lippen entſchlüpften ſo manche bedenkliche Worte, daß die meiſten Hofleute in wahre Todesangſt verſetzt wurden. Das grinſende, ſüße Lächeln war aus ihren Zügen verſchwunden und hatte einer entſtellenden Bläſſe, verbunden mit einer widerwärtigen Verzerrung, Platz gemacht. Krampfhaft hatten ſie ſich an die Wandpfoſten angeklammert und ſtöhnten; die Hofdamen ſchrien laut, beteten und jammerten.

Andere riefen den Kapitain, dem ſie wegen der gewaltſamen Bewegung des Schiffs nicht zu folgen vermochten, fort und fort an, um wenigſtens ein Wort des Troſtes von ihm zu vernehmen; aber dieſer erklärte mit ſpaniſcher Kälte, wenn der Sturm nicht umſpringe, würden ſie höchſt wahrſcheinlich vor Tages Anbruch an die Uferfelſen Englands geſchleudert werden, und es ſei dann Hundert gegen Eins zu wetten, daß von Hunderten nicht Einer die Sonne wieder aufgehen ſehen werde. Ein hundertſtimmiger Entſetzensſchrei war die Wirkung dieſer troſtloſen Aeußerung.

Nachdem der König vergebens verſucht hatte, ſich auf das Verdeck zu begeben, zog er ſich in ſeine Kajüte zurück. Ein Page, der mühſelig an den Wänden hinkroch, hielt Nachfrage nach dem Beichtvater Sr. Majeſtät, aber der Verlangte war nicht aufzutreiben, und Philipp verſank in ein dumpfes Brüten. Die qualvolle Ahnung kam über ihn, daß dieſe Nacht ſeinem Reiche mit ſeinem Leben ein Ende machen würde. Sein Leichtſinn verließ ihn; er wollte Herz und Gedanken dem Himmel zuwenden, aber er vermochte es nicht ohne prieſterlichen Beiſtand. Es gibt keine jämmerlichere Demüthigung für die irdiſchen Götter, als ihre Ohnmacht im erhabenen Kampfe der Elemente. Wie verlieren da Kronen und Scepter ſo plötzlich ihre bethörende Zauberkraft und ſinken zum armſeligſten, unnützeſten Geräth herab! Ein König, den in toddrohenden Aufruhr eines Meerſturmes der Muth verläßt, iſt die traurigſte aller Menſchenfiguren. Und der in Ueppigkeit und Genüſſen verweichlichte Philipp war jeglichen Muthes ledig. Weit würdiger benahm ſich die ſonſt ſchier kindiſche Königin. Sie hatte ſich zu Bette begeben und war mitten im Toben des Sturmes, wie ein unſchuldiges Kind, unter Matty's beſänftigenden Lautenklängen entſchlafen. Aber die ſteigende Wuth des Orkans erweckte ſie wieder gegen Mitternacht. Das Angſtgeſchrei ihrer Frauen verrieth ihr die Größe der Gefahr. Donna Franceſca d'Ulloa betete mit heulender Stimme, kniend und mit Tauen an das Bett feſtgebunden, ihren Roſenkranz ab und küßte dazwiſchen mit einer Heftigkeit, die wie Wuth ausſah, ein goldenes Crucifix, das an ihrem fleiſchigen Halſe hing. Die Königin faltete ruhig und gefaßt die Hände und gab keinen Laut von ſich. Ihr an Faſſung kam die ſchwarze Matty gleich, die zu ihren Füßen kauerte.

Die Wuth des Sturmes ſtieg höher und höher und jagte das prachtvolle ſpaniſche Schiff wie ein Stück armſeliges Holz durch die empörten Wellen. Aber noch war das Maaß der Schrecken nicht voll, und es ſollte bis zum höchſten Rande gefüllt werden; nicht allein Wind und Waſſer ſollten dem ſtolzen Königsſchiff und ſeinen ſchwerbedrängten Bewohnern mit Verderben und Tod drohen, noch ein drittes entfeſſeltes Element ſollte mit dem wild und grauſig geſchwungenen Schwerte des Untergangs ihr geſträubtes Haar ſtreifen. Um die fünfte Morgenſtunde ſchoß plötzlich ein Flammenſtrahl empor und erhellte die dickgeballte, ſchwere neblige Finſterniß auf einige Fuß weit. Ihr Anblick wurde dadurch nur noch gräßlicher. Ein Schrei übertönte das Geheul des Sturmes, das Gebrauſe der Wellen; aber Niemand in den Kajüten konnte erfahren, was geſchehen ſei; denn nur in der unmittelbarſten Nähe war das lautgeſchriene menſchliche Wort vernehmbar. Die Helle wurde inzwiſchen größer, Geſchrei und Lärm vermehrten ſich, und nun verbreitete ſich die Entſetzenskunde von Mund zu Mund: das Schiff ſei in Brand gerathen. Selbſt die in troſtloſe Apathie Verſunkenen wurden dadurch emporgeſchnellt. Im Toben des Sturmes hatte das Feuer in der Küche die Feſſel abgeſtreift und ſchon einige Zeit in den untern Räumen um ſich gegriffen, ehe dies neue Unglück zur allgemeinen Kenntniß gelangte. Jetzt war es ausgebrochen und zuckte an den

Maſten empor, ergriff gierig die zuſammengerefften, getheerten Segel und die Taue und loderte, vom Sturm angefacht, in hellen Flammen empor. Die geſchmeidigen Hofleute, über deren Lippen ſonſt ſelten, am wenigſten in Gegenwart des Königs, ein lautes Wort zu kommen pflegte, heulten, allen Reſpekt vergeſſend, wie Wahnſinnige; Philipp rang die Hände und weinte verzweiflungsvoll wie ein Kind. Vielen verlöſchte der letzte Funke der Hoffnung, der noch in ihrer Seele geglimmt, Andere wurden vom wilden Muth der Verzweiflung erfüllt und griffen mit den Schiffsleuten zu den Löſchwerkzeugen. Manche Hände, die nie erfahren hatten, was Arbeit heißt, ſchwangen ein ſchweres Beil, um die brennenden Maſten zu kappen, Andere ſchleppten Waſſer und ſtürzten zehnmal nieder auf dem ſtets wankenden, feuchten Boden, Leute, die ſonſt ſo ſicher auf dem kaum weniger feſten Boden der königlichen Gemächer zu wandeln gewohnt und mit Seewaſſer noch niemals in Berührung gekommen waren. Ueber den König kam ein Gefühl, das wie Reue ausſah; er wurde ſich bewußt, wie ſchweres Unrecht er der unglücklichen Juana gethan hatte, und da ihn die immer weiter um ſich greifende Flamme an jeder Rettung verzweifeln ließ, ſo wollte er wenigſtens in Liebe und Eintracht mit der Frau ſterben, deren zärtliche Liebe er bis jetzt mit ſo großer Gleichgültigkeit, ja mit noch Schlimmeren vergolten hatte. Er begab ſich zu ihr in ihr Schlafgemach.

„Donna Juana,“ ſagte er ſo gefaßt als möglich, „ich darf Euch die große Gefahr nicht verbergen, in welcher unſer Leben ſchwebt. Es iſt mehr als wahrſcheinlich, daß wir mit Allen, die auf dem Schiffe ſind, unſer Grab in der Tiefe dieſes Meeres finden werden. Das Schiff brennt; wir ſind verloren.“ Seine Stimme brach, ein verzweifeltes Schluchzen entquoll unwillkürlich ſeinem Munde.

„Gott und die Heiligen wollen nicht, daß Euere Gottloſigkeit den Thron von Kaſtilien beſteige," kreiſchte die alte Oberhofmeiſterin. „Das iſt die Strafe Euerer Sünden, und wir Andern müſſen unſchuldig mit Euch untergehen."

Der König ſtöhnte und antwortete nichts auf dieſe Majeſtätsbeleidigungen. Die Königin aber erhob ſich und ſagte: „Tröſte dich, Philipp! Wir wollen Arm in Arm den Tod erwarten. Du biſt mein geliebter Gatte, und ich weiß, was mir als deiner Gattin ziemt. Die Liebe hilft uns über den kurzen Todesſchauer hinüber. Aber auch Könige ſind wir. Laß uns als Könige ſterben!"

Gelöſt und verſchwunden waren alle Bande des Tiefſinns und kindiſchen Wahns aus der Seele dieſer merkwürdigen Frau; in ihrem Auge entglomm der Glanz hohen Muths und kühner Todesverachtung, würdig einer gefeierten Heldin, und ſie befahl ihren zerknirſchten Frauen mit feſter Stimme, ihren prachtvollſten Königsſchmuck herbeizuholen und ihr anzulegen. Ihre Befehle wurden ausgeführt, und wozu ſie im Angeſicht der Freude und Huldigung des Volks ſo ſchwer zu bewegen geweſen war, das that ſie jetzt im Angeſicht des Todes freiwillig: ſie ließ ſich als Königin ſchmücken. Um ihre Schultern faltete ſich der weite Purpurmantel, ihre Mitte umſpannte der goldene Gürtel, ihr Haupt das goldene Diadem.

„Gebt mir Gold! Viel Gold!" ſagte ſie ernſt; „ich will es auf meiner Bruſt verbergen, damit Die, welche meine Leiche aufheben und begraben, dafür königlich belohnt werden. Sie ſollen es wiſſen, daß ich die Königin von Kaſtilien war." Und wahrlich ſie war jetzt eine Königin im edelſten und erhabendſten Sinne. Noch nie war ſie es ſo geweſen, wie in dieſen entſetzlichen Augenblicken. Auf ihrer Stirne trat das, von menſchlicher Gebrechlichkeit, von Leidenſchaft und Wahn verhüllt geweſene Zeichen der Majeſtät rein und leuchtend hervor und warf eine ruhige und erhabene Verklärung über ihre ganze Geſtalt. In dieſer Nacht, in welcher Männer zitterten und jammerten, bewies ſich dieſe ſchwache und bekümmerte Frau als eine wahrhaftig Geiſtesſtarke, als der großen Iſabella von Kaſtilien würdige Tochter und Nachfolgerin. Selbſt auf ihre in Todesangſt lebende Umgebung machte dieſe erhabene Erſcheinung einen tiefen Eindruck. Neben ihr war die ſchwarze Matty das einzige lebende Weſen, welches ſeinen fröhlichen Gleichmuth behauptete; denn auch die Katzen der Königin rannten ſchreiend umher, und Don Ceſar ſchien, ſeiner Aufführung nach zu ſchließen, eine ziemlich deutliche Vorſtellung von dem ihm drohenden Schickſale zu haben. Die reizbare Tochter Afrikas ſah mit einer bewunderns-werthen Faſſung dem Tode in's Auge.

Die erſte Lichtſpur eines trüben Wintertags drang endlich durch die dichtzuſammengeknäulten Nebel und Wolken, und ſo traurig und ſchwermüthig auch ſein umflorter Blick war, er ſchien doch einen Zauberbann auf die gräßlichſte Wuth des Sturmes auszuüben. Die Gewalt deſſelben ließ allmälig nach, der Wind ſprang um und die hohlgehenden Wellen machten Anſtalt, ſich wieder beruhigen zu wollen. Deſto ärger wüthete das Feuer auf dem Königsſchiffe, und die Hoffnung, welche der nachlaſſende Sturm gab, vernichteten die immer gieriger um ſich greifenden Flammen wieder. Die geängſtigten Schiffsbewohner ſahen die Gefahr, von dem den Einſturz drohenden brennenden Verdeck erſchlagen zu werden, von Minute zu Minute wachſen. Aber mit dem Tage kommt dem Menſchen ſtets neuer Muth, und mit dem Muthe wächſt ſeine Stärke. Alles, was Hände hatte, griff jetzt an, um des Feuers Herr zu werden, und wohin ſich Niemand wagte, da ſah man Matty's Geſtalt, wie einen ſchwarzen Schatten, ſchnell erſcheinen und verſchwinden. Sie leiſtete die wichtigſten Dienſte. Doch noch ſtundenlang ſchwankte der Sieg. Endlich am Mittag nahten zwei Schiffe der Flotte auf die gegebenen Nothſignale dem Königsſchiff und fuhren mit ſchnell ausgeſetzten Böten heran. Dieſe neuen Kräfte bewältigten bald das feindliche Element und die Flamme wurde erſäuft.

Der Sturm hatte ſich zwar noch nicht ganz gelegt, aber der Himmel fing an heller zu werden und man erkannte die nahe engliſche Küſte, auf welche die drei Schiffe losgetrieben wurden. Von den übrigen Schiffen der ſtolzen Flotte war nichts zu entdecken. Die Lenker der Schiffe beeilten ſich, im nächſten Hafen Schutz zu ſuchen; aber nur mit der größten Mühe und äußerſten Anſtrengung gelang es, das übel zugerichtete Königsſchiff um zwei Uhr in den Hafen Weymouth an der Küſte der Grafſchaft Dorſet einzuführen. Der ſtolze Prachtbau war ein elendes Wrack geworden.

Der König ließ ſich mit ſeiner nächſten Umgebung in einer kleinen Zille an's Land ſetzen und ging nach einem nahegelegenen Landhauſe, welches einem jungen Edelmanne, Namens Thomas Trencherd, gehörte. Bei dieſem war eben ein anderer Adeliger aus der Nachbarſchaft, John Carous, zum Beſuch und vom ſtürmiſchen Wetter von der Rückkehr abgehalten worden. Dieſe beiden Herren vertrieben ſich die Zeit mit Kartenſpiel, als der König mit ſeinem Gefolge eintrat und ſich ihnen zu erkennen gab. Vom Erſtaunen über einen ſo ſeltenen Gaſt gingen die Bewohner des Hauſes zu ehrfurchtsvoller Anerbietung ihrer thätigen Hülfe über. Die beſten Zimmer wurden dem König und ſeiner nächſten Umgebung geräumt, und der Hausherr fuhr in einem großen Boote, das in Eile mit ſo viel Bequemlichkeit als möglich ausgeſtattet war, nach dem halbzerſtörten Königsſchiffe in den Hafen hinaus, um die Königin mit gebührenden Ehrenbezeigungen einzuholen. Die übrige Mannſchaft der drei burgundiſchen Schiffe wurde in den andern am Hafen liegenden Landhäuſern und in der Stadt untergebracht, und als es Nacht wurde, war Jedermann, der mit dem Könige in den Hafen eingelaufen war, unter Dach.

Der König erkundigte ſich gleich an dieſem Abende bei ſeinem gefälligen Hauswirthe, ob nicht ein gutes und bequemes Schiff zu haben ſein möchte, auf dem er in einigen Tagen, ſobald er Nachricht von den übrigen Schiffen ſeiner Flotte erhalten, ſeine Reiſe ungeſäumt fortſetzen könnte.

„Ew. Majeſtät wird doch gewiß nicht unſere Inſel wieder verlaſſen wollen," verſetzte Trencherd, „ohne ihr Gelegenheit gegönnt zu haben, ſich der hohen Ehre dieſes unverhofften Beſuchs gehörig zu erfreuen, und dieſes kann unmöglich anders geſchehen, als wenn unſer König Euch in ſeinem Reiche begrüßt. Auch werdet ihr gewiß Eurer hohen Gemahlin vergönnen, ihre bei uns als Mitglied unſeres königlichen Hauſes lebende Schweſter zu umarmen. Es iſt meine Unterthanenpflicht, daß ich morgen bei Zeiten eine Anmeldung von dem Glück, das uns leider durch Ew. Majeſtät Unglück widerfahren iſt, an unſern König abzuſenden, und ich bitte, Ihr wollet mir dazu die gnädigſte Erlaubniß nicht verſagen."

Philipp dachte in dieſem Augenblick weder an den König von England, noch an die Prinzeſſin von Wales, ſondern an Luiſe, ſeine geliebte Luiſe. Ein unerwartetes Schickſal hatte ihn an die Küſte Englands geworfen; ſollte er ſie wieder verlaſſen, ohne die heiß Erſehnte geſehen zu haben? Ja, er ſchmeichelte ſich mit der leiſen Hoffnung, daß es ſeiner Ueberredungskunſt gelingen würde, ſie zur Rückkehr nach Spanien auf ſeinem Schiffe und in ſeiner Geſellſchaft zu bewegen. Wie reizend träumte er ſich die Reiſe an ihrer Seite! Wie ſüß däuchte ihm das Glück, König von Kaſtilien zu ſein, wenn ſie an ſeinem Hofe lebte und den Zauber ihrer Gegenwart über ſeinen Purpur göſſe, wie ein verklärendes Licht! Schon beſtimmte er ſie in Gedanken zur erſten Ehrendame der Königin. Er hatte alſo nichts dagegen, daß John Carous am folgenden Morgen nach Windſor reiſe, um der königlichen Familie ſeine Ankunft in England zu melden; nachher erſt fiel ihm ein, daß er ja ſeine Schwägerin, die verwitwete Prinzeſſin von Wales, noch nicht perſönlich kenne und unmöglich ſo unhöflich ſein könne, weiter zu reiſen, ohne ſie begrüßt und ihre Bekanntſchaft gemacht zu haben. Ebenſo wenig kannte er den König und den Kronzprinzen, Herzog von Cornwallis.

Der Bote ging alſo nach Windſor ab, und aus dem Hafen liefen eine Anzahl größerer und kleinerer Fahrzeuge aus, um im baltiſchen Meere und in den an demſelben gelegenen übrigen engliſchen und franzöſiſchen Häfen die zur burgundiſch-kaſtiliſchen Königsflotte gehörigen Schiffe aufzuſuchen oder Nachrichten über deren Schickſal zu erlangen. Schon nach wenigen Tagen erfuhr man auf dieſe Weiſe, daß zwei Schiffe mit Soldaten und Dienſtleuten des Hofs mit Mann und Maus zu Grunde gegangen ſeien, die andern, theilweiſe mehr oder minder beſchädigt, hatten weithin in den Buchten und Häfen der engliſchen Küſte Schutz geſucht und liefen allmälig, nachdem ſie erfahren hatten, was aus dem König geworden, im Hafen von Weymouth ein.

König Heinrich VII. von England, einer der ſchlauen, verſchmitzten Fürſten, welche zu Ende des 15. Jahrhunderts zur Unterdrückung der frechen Macht des großen Lehnsadels jene Politik erfanden und in Anwendung brachten, deren Grundſätze ihr florentiniſcher Zeitgenoſſe Nicolo Macchiavelli in ſeinem berüchtigten Lehrbuche „Il principe“ zuſammengeſtellt und verewigt hat, Heinrich ließ keinen Zufall unbenutzt, um ſich und ſeine Dynaſtie auf dem engliſchen Thron, auf den er nicht das entfernteſte hiſtoriſche Recht und nur das ſiegreicher Gewalt hatte, zu befeſtigen. Das Unglück Philipps, das ihn, gegen ſeinen Willen, nach England geführt, war dem Inſelkönig ein ſolcher willkommener Zufall, um für ſich Nutzen daraus zu ziehen.

Am fünften Tage nach Philipps Landung erſchien in Trencherds Landhauſe eine glänzende Geſandtſchaft des Königs von England, aus mehreren Fürſten, Baronen und Räthen deſſelben beſtehend, welche das Königspaar von Kaſtilien im Namen ihres Königs feierlich bewillkommnete, nach Windſor an den Hof einlud und ſich als Ehrencomitat dorthin auswies. Der nächſte Morgen ſah den burgundiſch-kaſtiliſchen Hof in Begleitung der engliſchen Hofherren und Großen ſchon auf der Reiſe, und nichts war vom König Heinrich unterlaſſen, ſie für Philipp und Juana auf das ehren- und prachtvollſte auszuſtatten. Alle Städte und Orte waren angewieſen, das Königspaar mit denſelben Ehrenbezeigungen und Auszeichnungen zu begrüßen, wie ihren eignen König. Eine Strecke vor der Stadt Windſor kam ihnen der Herzog Heinrich von Cornwall, der Thronerbe, damals vierzehn Jahre alt, mit der Witwe ſeines Bruders Arthur, der Prinzeſſin Katharina von Wales entgegen *). Donna Catalina, die jüngſte Tochter Ferdinands des Katholiſchen von Aragon und Iſabella's von Kaſtilien, ſtand in ihrem einundzwanzigſten Jahre. Sie war von mittler Leibesgröße, unſchön und hatte nicht nur die unverkennbarſte Aehnlichkeit mit ihrem Vater, ſondern ſie beſaß auch ſeinen Geiſt und ſeine Verſchlagenheit. Die beiden fürſtlichen Schweſtern hatten ſich ſeit Juana's Abreiſe aus Spa-

---

*) Es iſt bekannt, daß Prinz Heinrich von Cornwallis drei Jahre ſpäter ſeinem Vater als Heinrich VIII. folgte und ſeine Schwägerin Katharina von Aragon zu ſeiner erſten Gemahlin machte, von der er ſich 1532 wieder ſcheiden ließ.

nien und Vermählung vor neun Jahren nicht wieder geſehen und Katharina war damals noch ein Kind geweſen. Um ſo rührender war ihre herzliche Umarmung und Begrüßung und Beider Thränen floſſen reichlich. Lebten doch von den fünf erwachſenen Geſchwiſtern nur noch drei; Iſabella, die Königin von Portugal, die älteſte Schweſter, Don Juan, der einzige Bruder, und auch die treffliche Mutter waren in der Zeit, während Juana und Katharina ſich nicht geſehen, in den Tod gegangen, und Juana's Geiſteslicht war verdüſtert worden. Grund genug zu ſchmerzlichen Erinnerungen und zu Thränen bei dieſem unverhofften Wiederſehen.

König Heinrich, ein ſchwächlicher Mann, der damals im funfzigſten Jahre ſtand, empfing ſeine hohen Gäſte am Thore des königlichen Palaſtes. Der ganze Hofſtaat war verſammelt und dem kaſtiliſchen Königspaar wurde jede erdenkliche Ehre erwieſen. Ihr Unglück und das drohende Verderben, das dicht über ihren Häuptern geſchwebt hatte, waren der Gegenſtand der allgemeinen Unterhaltung.

Mit der geſpännteſten Aufmerkſamkeit muſterte Philipp die Hofdamen, um ſeiner unvergeßlichen Luiſe reizendes Geſicht zu entdecken, und da die Königin von England zwei Jahre vorher geſtorben war, ſo mußte der anweſende weibliche Hofſtaat nothwendiger Weiſe der Prinzeſſin von Wales gehören, welche die Honneurs im königlichen Hauſe zu machen hatte. Aber alle dieſe Geſichter waren ihm fremd. Seiner muntern Schwägerin ſchien dieſe Aufmerkſamkeit keineswegs zu entgehen, und ein ſchalkhaftes Lächeln glitt einigemal über ihre feinen, wenn auch reizloſen Züge. Sie lud das Königspaar zum folgenden Tage in ihren eigenen Palaſt ein, dazu den König und den Kronprinzen von England.

So glänzend aber auch das Feſt war, das ſie gab — was Philipp ſuchte, fand er nicht. Am Abend war große

Vorſtellung des ganzen Hofſtaats, ſowol des königlichen als deſſen der Prinzeſſin, und dann Banket. Eine ihm der Geſtalt und dem Namen nach gänzlich fremde Dame wurde Philipp als Oberhofmeiſterin der Prinzeſſin von Wales genannt. Er gab alſo dem Argwohne in ſeiner Seele Raum, der Zigeuner, der ohnedies als ein Betrüger entlarvt worden war, möchte ihn auch in dieſer Beziehung betrogen haben. Um ſich jedoch zu überzeugen, ſuchte und fand er in den nächſten Tagen Gelegenheit, ſeine Schwägerin unter vier Augen zu ſprechen. Bei einem Banket, das der Prinz von Cornwallis gab, tanzte er mit Katharina. Während der Pauſe ſagte er: „Ich muß Ew. Liebden mit einer Frage beſchwerlich fallen, die mich ſchon ſeit einigen Tagen auf der Seele brennt.“ Sie lachte, als wüßte ſie bereits, was er fragen wollte, und zog ihn in eine Fenſterniſche. „So fragt mich denn!“ ſagte ſie muthwillig. „Es liegt Euch doch daran, daß kein anderes Ohr als das meinige Euere Worte erreichen. Ich wette, Ihr wollt Euch nach irgend einer ſchönen Dame erkundigen, die Ihr bei Hofe geſehen; oder nicht geſehen habt. Hab' ich's errathen? O Euer Ruhm iſt auch nach England gedrungen! Und es iſt ein Glück für Ew. Majeſtät, daß die geduldige Donna Juana und nicht die hitzköpfige Donna Catalina Eure Gemahlin geworden iſt. Nun ſo fragt doch und laßt mich nicht allein plaudern!“

„Faſt möcht' ich nun ſchweigen, da Ihr's wirklich errathen habt, ſchöne Schweſter. Aber ich vertraue auf Euere weibliche Nachſicht, und ich will ja nach einer Dame fragen, die ich nicht im Hofſtaat, die ich überhaupt nicht in England geſehen habe, und die wahrſcheinlich gar nie hier geweſen iſt.“

„Nun, ſo laßt hören, ſchöner, frauengefährlicher Bruder!“

„Man hat mir vor kurzer Zeit erſt geſagt, Euere erſte

Ehrendame ſei die verwitwete Herzogin von Najara, die auch Ehrendame Euerer Mutter war; und doch hab' ich ſie nicht unter Euerm Hofſtaate gefunden."

„Ei, ei, was hat Ew. Liebden doch mit dieſer ſchönen Frau?" drohte die Prinzeſſin ſchalkhaft mit dem Finger. „Das muß ja ein eigenthümliches Geheimniß ſein! Ich ſag' Euch, Donna Luiſa war allerdings ſeit anderthalb Jahren meine Oberhofmeiſterin, und ihr Gemahl Don Alonſo de Malaga mein Ehrencavalier; aber Beide haben mich plötzlich verlaſſen, es iſt heute der zehnte Tag. Denn kaum hatte ſich die Nachricht an unſerm Hofe verbreitet, daß Ew. Majeſtät an der engliſchen Küſte gelandet ſei und uns einen Beſuch abzuſtatten gedenke, als Donna Luiſa und ihr Gemahl mich mit der äußerſten Unruhe um ihre Entlaſſung baten. Vergebens waren meine Bitten; mit einer ſteigenden Angſt, deren Grund ſie mir durchaus nicht entdecken wollte, beſtand die ſchöne Frau auf ihrem Willen, und ſo mußte ich das mir ſo lieb gewordene Ehepaar gehen laſſen. Sie reiſten noch denſelben Tag nach London und haben, wie ich bereits in Erfahrung gebracht, die Inſel zwei Tage darauf mit einem engliſchen Schiffe verlaſſen."

Der König war erblaßt. „Die Inſel verlaſſen!" ſagte er mit bebender Stimme kaum hörbar. „Aber, mein Gott! weshalb dieſe Flucht?"

„Wenn Ihr es nicht wißt, ich kann Euch nichts darüber berichten. Sie ſchien eine Furcht vor Euch zu haben, wie ſie ein Menſch nicht vor einem andern haben ſollte. Den Grund derſelben werdet Ihr beſſer kennen, als ich; denn Donna Luiſa hat mir nichts darüber vertraut."

„Ich ſchwör' Euch zu, mir iſt es ein unerklärliches Räthſel. Nie hab' ich etwas gethan, um der Herzogin Furcht einzuflößen."

„Ich glaub' es Euch wol. Ihr mögt vielmehr Alles gethan haben, um ihr das Gegentheil von Furcht einzuflößen.“

„Und wer iſt dieſer ihr Gemahl, der das Räthſel nur noch undurchdringlicher macht?“

„Ein trefflicher, würdiger Mann, der meine ganze Hochachtung beſaß. Weiter weiß ich nichts von ihm. Er und ſeine Gemahlin brachten mir die beſten Empfehlungsbriefe von Perſonen, auf deren Wort ich etwas halte. Auch war mir Donna Luiſa perſönlich vom Hofe meiner königlichen Eltern bekannt; ich hatte ſo viel von ihr gelernt, daß meine Dankbarkeit ſie meine Lehrerin nannte. Auch wußte ich, wie viel ſie bei meiner theuern Mutter galt. Ich nahm ſie und ihren Gemahl alſo mit Freuden in meinem Hofſtaat auf, und ich habe nichts mehr bedauert, als daß ſie daraus geſchieden ſind.“

„So hab' ich Euch unſchuldig einen großen Verluſt bereitet?“

„Ich kann Euerer Unſchuld nicht darob zürnen. Seltſam iſt übrigens, daß ein Spanier, ein Sohn ihres erſten Gemahls, Don Antonio de Villaquiran, der ſich im vorigen Jahre eine Zeit lang am hieſigen Hofe aufhielt und, wenn ich nicht irre, vom Könige zu allerlei geheimen Geſchäften gebraucht wurde, zwei Tage nach der Abreiſe der Malagas hier erſchien und ſich mit einer Aengſtlichkeit nach ihnen erkundigte, die der Eurigen gleichkam, ja daß er ihnen ſogleich nachgereiſt iſt, ſie aber nicht mehr in England getroffen hat, worüber er, wie mir einer ſeiner Freunde ſagte, ganz untröſtlich geweſen iſt. Vergebens hat er geforſcht, wohin das Schiff, das ſie an Bord hatte, gegangen iſt.“

„Don Antonio de Villaquiran!“ ſagte Philipp erſtaunt. „Ein kleiner dunkelbrauner Mann mit einer ſtarken Narbe auf der Stirn?“

„Ei freilich derſelbe. Ihr kennt ihn.“

„Und wo iſt dieſer Menſch?“

„Ich hab' ihn nicht wieder geſehen, nichts von ihm gehört.“

„Das Räthſel wird immer verwirrter, immer dunkler. Ich ſtehe mitten in einem Labyrinth und habe keinen Ariadnefaden in der Hand, mir herauszuhelfen.“

Das trübſelige Geſicht, das er zu dieſen Worten machte, vermochte die Prinzeſſin ihm zuzurufen: „Verliert nur, um aller Heiligen willen! dieſer Geſchichten wegen Euere gute Laune nicht. Kommt, kommt zum Tanze! Es wird Euch Alles klar werden, wenn Ihr fröhlich ſeid. Denn für vergnügte Leute gibt es kein düſteres Geheimniß!“ Und ſie zog ihn fort zum Tanz.

## 7.

## Abſcheiden.

Jakob Fugger ſtand am Krankenbette ſeines Bruders Georg. Das Bruſtleiden, an welchem der ſchwächliche Mann Jahre lang gelitten, war in das letzte Stadium getreten, und ſeit Anfang dieſes Jahres hatte der Kranke das Lager ſelten verlaſſen. Er fühlte, daß es mit ihm zu Ende ging, und ſprach darüber ruhig und gottergeben mit dem jüngern Bruder.

„Ich habe wenig Wünſche, die ſich auf die Erde beziehen,“ ſagte er. „Du haſt unſerm Hauſe zu Ehre und Reichthum verholfen, du biſt meinen vier Kindern ein zweiter Vater geweſen und wirſt es ferner ſein, wenn ich nicht mehr bin. Gern hätte ich die Ausführung deiner großen und ſchönen Pläne mit dem jungen König von Kaſtilien erlebt; der Herr des Lebens und des Todes hat es anders mit mir beſtimmt, und ich füge mich willig und gehorſam ſeinem Gebote. Raimund und Anton werden dir bald von Nutzen ſein; ich betrachte ſie ganz als deine Söhne; ſie ſollen das brüderliche Vermächtniß ſein, das ich dir hinterlaſſe. Anton, obgleich erſt dreizehn Jahre alt, zeigt doch viel Eifer und Trieb. Ich denke, er wird ein tüchtiger Geſchäftsmann werden. Raimund iſt mir zu hoffärtig; er weiß mehr, als mir lieb, daß wir reiche und adelige Leute ſind. Er hat den Hochmuthsgeiſt von ſeiner Mutter, deren Liebling er iſt. Suche dieſen Geiſt ſo viel zu dämpfen, als du vermagſt. Laß dem Raimund und ſeiner Mutter die Zügel nicht ſchießen; halte ſie ſtraff. Wir haben an den Fuggern vom Reh erlebt, was bei ſolcher Hoffart herauskommt. Du biſt der Mann dazu, der nie vergaß und nie vergeſſen wird, daß wir vom Webſtuhl abſtammen. Ich muß dir dieſe weltliche Fürſorge überlaſſen. Aber in Bezug auf meinen Aelteſten hab' ich noch einen ſehnlichen Wunſch."

„So ſag' an, lieber Bruder; kann ich deinen Wunſch erfüllen oder zur Erfüllung deſſelben beitragen, ſo weißt du, daß ich nichts ſparen werde, weder Mühe, noch Zeit, noch Geld."

„Nicht du kannſt ihn erfüllen, aber du wirſt dazu thun können. Ich möchte, ehe ich ſcheide, das heilige Zeichen des Prieſterthums von ſeinem Haupte leuchten ſehen. Er iſt zwar vor vier Monaten erſt ſiebenzehn Jahr alt geworden, und es fehlt ihm noch viel am kanoniſchen Alter; aber du weißt es ſelbſt, daß er an Ernſt, Würde und Eifer für Gott und die Kirche keinem vierzigjährigen Prieſter nachſteht. Er wird ein wahres Kirchenlicht werden, nicht ein flackerndes Irrlicht, wie, Gott ſei's geklagt! jetzt die meiſten Kleriker. Jakob, ich möchte den Leib des Herrn von der Hand meines Sohnes empfangen, eh' ich hinübergehe zu Dem, der auf Erden einſt dieſen göttlichen Leib getragen.“

Jakob drückte des kranken Bruders Hand. Eine Thräne ſchimmerte in ſeinem Auge. „Dein Wunſch iſt ein ſo frommer, väterlicher, daß ich ſeine Erfüllung zu erlangen hoffe. Es iſt mir rührend, daß ſich unſere Wünſche in dieſer Hinſicht begegnen. Auch ich habe daran gedacht, unſerm Marx, in welchem ich unſern frommen verklärten Bruder wieder erſtehen ſehe, deſſen Namen er führt, die Prieſterweihe bald geben zu laſſen. Als ich vor drei Monaten von Wien kam und in Regensburg an der Tafel des hochwürdigen Biſchofs ſaß, ging mich derſelbe an, meinen Neffen ſeinem Stifte anzuvertrauen, ſobald er ſeine theologiſchen Studien in Ingolſtadt vollendet habe. Dies würde nun freilich erſt zu Ende dieſes Jahres der Fall ſein. Ich wollte dich dann überraſchen, indem ich dir deinen Sohn als Klerikus zuführte. Da du dich aber ſchwach fühlſt, und Gottes Wille vielleicht eher über dein Leben verfügen möchte, ſo will ich unverzüglich nach Ingolſtadt und mit Marx dann nach Regensburg reiſen und dem Biſchof die Umſtände mittheilen, welche unſere Bitte gar ſehr unterſtützen.“

Georg ſegnete Jakobs Entſchluß, und dieſer reiſte am folgenden Tage mit ſeinem Veit Schellenberger ab. Während ſeiner Abweſenheit wurde es mit dem Kranken ſchlimmer. Die Stürme des ſcheidenden Winters ſchienen ſeinem Leben bald ein Ende machen zu wollen. Da wurde denn oft ein alter blinder Mann an ſein Lager geführt, mit welchem er ſich beſonders gern unterhielt. Dieſer Greis war Meiſter Bry, der Maler aus Antwerpen, der Vater der einſt ſo ſchönen und durch ihr Schickſal merkwürdigen Eleonore. Sie ſprachen dann meiſt von vergangenen Zeiten, und der blinde Maler wußte viel zu erzählen aus ſeinem Vaterlande, noch aus der Zeit Philipps des Guten und Karls des Kühnen. Er hatte die burgundiſche Marie als Kind gekannt und alle die ſchweren Kämpfe mit durchgemacht, welche ihre Verheirathung mit dem öſtreichiſchen Marimilian unter den trotzigen Niederländern hervorgerufen. „Ach, hätte ich ahnen können,“ ſeufzte er einſt, „daß der Sohn der ſchönen Maria und des ſchönen Max mich in meinem Alter aus dem Vaterlande vertreiben würde!“

„Ihr dürft nicht ungerecht ſein, Meiſter Johannes,“ warf ihm Georg Fugger ein. „Nicht der Erzherzog Philipp hat Euch aus dem Vaterlande vertrieben, ſondern der gekränkte Stolz Euerer Tochter. Weltluſt und Hoffart brachten ſie zur Sünde und bereiteten ihren Fall. Ihr mögt unſchuldig ſein an dem böſen Handel, aber in ſolchen Dingen muß der Unſchuldige faſt immer mit dem Schuldigen leiden.“

„Wenn ſie ſchwer geſündigt hat,“ ſagte der Blinde heftiger, „ſo hat ſie auch ſchwer gebüßt. Wer hat mehr gelitten, als ſie? Und leidet ſie nicht täglich und ſtündlich? Niemand weiß beſſer als ich, welch ein großer und unauslöſchlicher Gram an ihrem Herzen frißt. Dieſes Herz hat aber kein Menſch erkannt und gewürdigt, als van der Voort, der arme, unglückliche Mann. Es iſt immer mit Füßen getreten worden.“

„Ihr ſeid der Vater der Frau Eleonore, und deshalb verzeiht man Euch, wenn Ihr ſo warm für ſie ſtreitet. Aber Ihr werdet nicht läugnen können, daß ſie ihr Herz nicht in Demuth gekleidet hat, wie es einer Chriſtin ziemt, die alſo vom Unglück heimgeſucht worden iſt. Sie beſucht niemals das Haus meines Bruders Jakob oder das meinige.“

„Zürnt ihr deshalb nicht. Ein ſtolzes Gemüth, wie das ihrige, kann ſich nicht demüthigen. War ſie nicht eine hochbegabte Künſtlerin? Iſt ſie es nicht noch? War ſie nicht die Frau eines der reichſten Kaufherren und umgeben mit jeglicher Herrlichkeit des Reichthums? Meint Ihr, ſie ſollte nun Gnadenbrot eſſen und mich damit füttern? Nein, ſie arbeitet und ernährt mich und ihre Geſchwiſter. O Ihr ſolltet die Fülle von Liebe kennen, die in ihrem Herzen wohnt! Wie pflegt ſie mich, wie lauſcht ſie mir jeden Wunſch ab, eh' er noch recht in mir erwacht iſt! Nichts iſt zu erdenken, womit ſie mir Freude machen könnte, das ſie nicht in's Werk ſtellt. Sie malt und ſpinnt und näht vom erſten Morgenſtrahl bis in die ſinkende Nacht. Und in der Nacht tritt ſie oft an mein Lager, um auf meine Athemzüge zu lauſchen, um zu forſchen, ob ich irgend eines Beiſtandes bedarf. Kann ein Herz, das nicht von der heißeſten Liebe erfüllt iſt, alſo handeln?"

„Gott ſegne Euere Tochter für ſolche Liebe! Warum weiſet ſie aber jede Hülfe meines Bruders zurück? Sie brauchte nicht zu arbeiten und könnte es gut haben. Noch im vorigen Sommer fragte der junge König von Kaſtilien meinen Bruder Jakob, als dieſer in Antwerpen war, mit großer Theilnahme nach ihr und beſtimmte ihr ein reiches Jahrgeld. Sie hat es mit Entrüſtung zurückgewieſen. Wißt Ihr davon?"

„Nein; ſie hat mir kein Wort von dieſem neuen Anerbieten des Königs geſagt. Aber ich glaube wol, daß ſie es mit Unwillen ausgeſchlagen, und ich muß ſie darum loben. Almoſen empfangen, zumal von ſolcher Hand, iſt nicht Jedermanns Sache. Man darf des jungen Königs niemals in Eleonorens Beiſein erwähnen. Sie bekömmt meiſt Wein- und Lachkrämpfe, wenn ſie an ihn erinnert wird. Ich bitt' Euch, laßt ſie in ihrer Weiſe gehen. Wir ertragen ja gern unſere Armuth. Gott ſchenk' Euch Geſundheit! Wenn ich der Hülfe und der Unterſtützung bedarf, werd' ich mich an Euch wenden."

„Ich werd' Euch ſchwerlich helfen können. Gott helfe mir ſelbſt in meiner letzten Stunde, die nicht fern mehr iſt! Aber mein Bruder Jakob wird ſtets Sorge für Euch tragen."

„Könnt' ich doch für Euch ſterben," weinte der Greis. „Ich bin blind und lebensmüd' und zwanzig Jahre älter als Ihr. Was nütz' ich auf der Welt, wo ich nichts verrichten kann und meiner lieben Lore nur eine Laſt bin!"

„Gott ſchenk' Euch, wie mir, Frieden!"

„Den ewigen. Amen! Auf Erden iſt kein Friede. Ich bin dreiundſiebenzig Jahre alt und habe nichts als Hader und Streit erlebt unter Großen und Kleinen. Die Fürſten haben um Land und Leute gehadert, die Ritter mit den Städten, die Städte mit den Bauern, die Pfaffen mit Allen, und um was? Um Herrſchaft, um Hab' und Gut, um Geld und Geldeswerth. Die Fürſten haben den Adel unterdrückt und ſind mächtiger geworden; hat's den Leuten gefrommt? Sie werden geſchunden und geſchoren nach wie vor. Der Kaiſer, ſagt man, iſt mächtig geworden in deutſchen Landen; hat's dieſen gefruchtet? Der Pfaff iſt immer frecher geworden und treibt ſeine Sünden vor aller Welt und nennt ſich einen Diener Gottes. Ich war noch ein junges Blut und eben von der Gilde zum Geſellen geſprochen, da kam der Türk und nahm Konſtantinopel. Das war ein Zeter durch alle Länder. Da wurde Geld geſammelt und gebetet, wenn das Türkenglöcklein geläutet wurde. Es hat Alles nichts gefördert. Der Türk iſt immer mächtiger geworden. Ein Räuber und Mörder ſaß auf St. Peters Stuhl und nannte ſich Gottes Statthalter auf Erden. Der Türk wird noch Alles verſchlingen ob der greulichen Sünden, welche die ganze Welt verderbt haben. Wohl mir, daß ich blind bin und die Schande nicht mehr ſehe! Wohl mir, daß ich bald eingehen werde zu Gottes Herrlichkeit!"

So ſprach der blinde Mann und ging mit geſenktem Haupte, geſtützt auf den Arm ſeines Führers. —

Nach ein paar Tagen ward die Thür aufgethan, und Jakob Fugger führte ſeinen Neffen Marx herein. Der Jüngling trug das Prieſtergewand und auf ſeinem entblößten Haupte erblickte das frohe Auge des Vaters die Tonſur.

„Nimm ihn!“ ſagte Jakob mit Thränen, indem er den jungen Prieſter in des Kranken Arme legte, „er iſt Baccalaureus des regensburger Stifts und ein geweihter Prieſter des Herrn.“

„Sei geſegnet, ſei geſegnet, mein Sohn!“ weinte Georg, ſo ſchwach, daß er nur mit Mühe ſprechen konnte. Marx, ein hoher, ernſter, bleicher Jüngling, benahm ſich ſo würdig, daß Jakob vor Rührung hinausgehen mußte. Die Mutter, der ſtattliche Raimund in der reichen Kleidung eines Junkers, der lebendige Anton, die kleine hübſche Schweſter Regina traten um das Bett. Es war für Alle eine wehmüthig frohe Stunde, den älteſten Bruder, den Stolz des Hauſes, mit den Abzeichen des Prieſterthums geſchmückt zu ſehen. Georg hielt Marx' rechte Hand feſt und drückte ſie dann und wann an ſeine hochſchlagende Bruſt. Marx mußte umſtändlich von den Feierlichkeiten erzählen, die bei ſeinen Weihen ſtattgefunden hatten, und richtete Grüße des Biſchofs aus. Jakob hatte unterdeſſen zum Bruder Ulrich geſchickt, und es dauerte nicht lange, ſo erſchien auch dieſer mit ſeiner Ehewirthin und den fünf jüngeren Kindern. Die drei älteren Töchter waren auswärts verheirathet, Anna im vorigen Jahre an Georg Turzo von Bethlehemfalva in Kremnitz, Urſula vor dritthalb Jahren an Philipp von Stain, einen bairiſchen Edelmann, und Veronica vor anderthalb Jahren an den Gutsbeſitzer Walther Ehinger in Balzheim.

Marx wurde auch von ſeinem Oheim Ulrich und deſſen Familie mit einer gewiſſen Ehrfurcht begrüßt und man verabredete für den folgenden Morgen die feierliche Handlung.

Als am nächſten Tage in der Frühe Jakob mit ſeiner beleibten Ehehälfte in die Krankenſtube trat, war ſie in eine einfache Kapelle verwandelt. Ulrich war mit ſeiner Familie ſchon zugegen. Seine Kinder und Anton und Regina knieten am Altar nieder, an welchem Marx das heilige Meßopfer brachte; dann reichte er ſeinem Vater, ſeiner Mutter, ſeinen beiden Oheimen und deren Frauen und ſeinem Bruder Raimund den Leib Chriſti und ſprach den Segen über ſie. Kein Auge blieb trocken und Georg blickte verklärt empor und liſpelte: „Herr, nun läſſeſt du deinen Diener in Frieden fahren; denn meine Augen haben ihn als deinen Prieſter geſehen.“

Nach der heiligen Handlung rief er ſeine vier Kinder heran. „Marx,“ ſprach er, „du biſt nun ein Sohn der heiligen Mutter Kirche und bedarfſt keines irdiſchen Vaters mehr. Freunde und Berather werden dir deine Oheime ſein; aber du, Raimund, du Anton, und du, Regina, mein liebes Töchterlein, ſeht hier Euern Vater Jakob, ſeid ihm brave, folgſame Kinder! Nimm ſie, Jakob, die theueren Pfänder! Ich brauche dich nicht zu bitten, ihnen ein braver Vater zu ſein. Ich kenne dein edles und großes Herz.“

Jakob umarmte die Kinder weinend.

„Und noch Eins, was dich allein angeht, mein lieber Bruder Jakob. Du biſt ſeit einiger Zeit mit dem ſchönen Gedanken umgegangen, in der St. Jakobsvorſtadt eine Anzahl Häuſer für die Armen unſerer theuern Vaterſtadt zu erbauen, und du haſt ein paar Mal davon zu mir geſprochen. Ich bitte dich, laß dieſen gottſeligen Gedanken nicht fahren. Führe ihn aus zu Gottes Ehre und der Armen Hülfe! Geh' bald an's Werk! Der dritte Theil aller Koſten dieſes Unternehmens ſoll aus meinem Nachlaſſe bezahlt werden. Baue ſo viel Häuſer, als die Armuth bedarf, damit jeder Arme geſund und reinlich wohne und ſeine Arbeit ohne Hinderniß verrichte. Verſprich mir das! Ich werde dann ruhiger ſterben."

„Gott gebe dir eine fröhliche Urſtänd, herzlieber Bruder," verſetzte Jakob. „Das fromme Werk ſoll meine erſte Sorge ſein."

„Es ſei eine Stiftung der Fugger'ſchen Familie, ein bleibendes Denkmal unſeres Hauſes," fuhr der Sterbende fort, „daran man in ſpäter Zeit erkenne, daß wir Gottes über den Mammon nicht vergeſſen, ſondern die irdiſchen Güter, die er uns geſchenkt, zum Beſten angewandt haben. Darum ſoll die Stiftung auch die Fuggerei heißen. Das iſt mein letzter Wille."

„Es geſchehe alſo! Amen!" erwiderten die Brüder Ulrich und Jakob mit gefalteten Händen.

„Und das erſte, fertige Haus ſollſt du dem alten, blinden Maler aus Antwerpen und ſeinen Kindern einräumen und ihnen die Nothdurft reichen in meinem Namen und als mein Vermächtniß."

„Amen! Amen!" betete die Familie. —

Zwei Tage ſpäter, am 14. März, übergab Georg Fugger ſeine Seele Gott, nachdem er ſeine Kinder noch einmal geſegnet hatte. Er ſtarb in den Armen ſeines treuen Weibes und ſeines Bruders Jakob. Er hatte ſein Alter nicht ganz auf dreiundfunfzig Jahre gebracht.

Von der ganzen Familie war Niemand durch dieſen Todesfall ſo ſchmerzlich angegriffen, als Jakob. Da ſeine beiden Brüder durch Kränklichkeit öfter von den Geſchäften abgehalten wurden, ſo waren ſie ſowol, als ihre Frauen und Kinder gewohnt, ihn als Familienoberhaupt, als Vater und Ernährer zu betrachten. Er war's ja, der nicht nur dem Hauſe zu ſo großem Reichthum und Ehre verholfen, ſondern der auch alle Kinder ſeiner Brüder mit einer Liebesfülle umfing, wie dieſe kaum ſelbſt. Das Herz dieſes in jeder guten Beziehung ausgezeichneten Mannes war ein unergründlicher Liebesborn für alle Liebebedürftigen, deſſen ſegenvolle Ausſtrömungen aber zunächſt ſeiner Familie zu Gute kamen. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß dieſe überreiche Spendung daher entſtand, weil er ſelbſt keine Kinder hatte. Hätte ſeine Wirthin ihn mit Leibeserben beſchenkt, ſo würden natürlich dieſe vorzugsweiſe der Gegenſtand ſeiner Zärtlichkeit, und der Kreis ſeiner Liebe enger gezogen geweſen ſein. Und wie die andern Glieder des Fugger'ſchen Hauſes, ſo betrachtete er ſich ſelbſt unwillkürlich als ihren Vater, und er ſtand deshalb zu ſeinen Brüdern in einem innigern als blos brüderlichen Verhältniß. Georg aber war ihm an Alter der nächſte geweſen und hatte als der ſchwächlichſte und kränklichſte gleichſam die meiſten Anſprüche an Jakobs Liebe gehabt. Niemals war ihr herzliches Einverſtändniß geſtört worden; ſie hatten in einer beneidenswerthen Einigkeit miteinander gelebt. Seit dem Tode der Eltern waren nur einige kleine Kinder Georgs und Ulrichs geſtorben; Georgs Tod war der erſte bedeutende Sterbefall, ſeitdem die Familie in ſo hohes Anſehen und ſo großen Reichthum gekommen war. Darum war Jakobs Herz von ſchier unbeſiegbarer Trauer erfüllt.

An der Leichenbeſtattung nahm faſt ganz Augsburg Theil, die Herren des Raths, die Zünfte, die wenigen Geſchlechter, der Biſchof mit dem Kapitel umgaben die Leiche. Der Adel aus der Umgegend hatte ſich dazu eingeſtellt, der kaiſerliche Schultheiß trat, umgeben von ſeinen Schöffen, im Namen des Königs Maximilian einher. Königliche Herolde eröffneten den Zug. Ein gewappnetes Roß mit Harniſch und Schwert wurde vor dem Sarge geführt zum Zeichen des Adels des Verſtorbenen. Aber auf Jakobs ausdrückliche Anordnung ſchloß ſich die Weberzunft unmittelbar an den Sarg an; er ſelbſt ging an ihrer Spitze, ſeine beiden Neffen Raimund und Anton an den Händen führend. Er weinte dabei mit den Kindern um die Wette. Die Leiche wurde in dem von den drei Brüdern errichteten prachtvollen Familienbegräbniß in der von ihnen erbauten und der heiligen Anna gewidmeten Kapelle an der Karmeliterkirche beigeſetzt, es war der erſte ſtumme Bewohner, welcher dieſe herrliche Gruft bezog. Der Biſchof hielt ſelbſt das Todtenamt mit großer Feierlichkeit. Unter den Leidtragenden ging auch ein armer blinder Mann, auf deſſen kümmerlicher Geſtalt Jakobs ſchmerzumflorte Blicke mit großer Theilnahme ruheten; es war der Maler Bry. Jakob trat zu ihm, ergriff ſeine Hand und ſagte: „Meiſter, mein verſtorbener Bruder hat Euer mit Segen gedacht; er hat Euch als Liebeszeichen ein Erbe hinterlaſſen, das Euere letzten Tage vor jeder Sorge ſchützt.“

„Gott wird ihm drüben dafür lohnen,“ ſtammelte der blinde Maler gerührt.

Ein reiches und überſchwengliches Trauermahl, in mehreren Häuſern zugleich gehalten, weil ein einziges die Theilnehmer nicht alle faſſen konnte, beſchloß den Tag.

Jakobs ſchmerzliche Trauer machte ihn zu den Geſchäften ſchier untüchtig; er hing ihr ſtets nach, und ſeine Wirthin ſchüttelte darüber mißbilligend den Kopf. „Was ſoll das geben,“ ſagte ſie, „du greinſt, wie ein Kind, dem die Katze das Honigbrot genommen. Ich fürchte, wenn es ſo fortgeht, dich wird ſelbſt ein ſchlimmes Gebreſte darniederwerfen. Dein Bruder Ulrich iſt ſelbſt ein alter und breſthafter Mann, die Neffen ſind noch nicht alt genug, um dem Geſchäft vorzuſtehen; Alles ruht auf deinen Schultern und du läßt dich von der Trauer darniederdrücken, daß du erliegen mußt. Jakob, reiße dich aus dieſer Betrübniß!“

„Du haſt Recht, Sibylla,“ antwortete Jakob gutmüthig. „Aber wie fang' ich's an, um mich deſſen, was mich ſchmerzt und quält, zu entſchlagen?“

„Wollteſt du doch in ein paar Monden eine Fahrt nach Kremnitz thun; was hindert dich, ſie jetzt auszuführen? Das wird dich zerſtreuen und tröſten. Nimm den Marx und den Raimund mit dir und zeig ihnen die Welt draußen. Das wird dir Alles gut thun.“

„Du haſt gut und verſtändig geſprochen!“ ſagte der Mann lebhaft. „Wohl dem Manne, dem der Herr eine verſtändige Hausfrau gab! Ich werde die Reiſe nach Ungarn beſchicken.“ Und er küßte die dicke, gemüthliche Frau herzinnig und dankbar auf Mund und Wange.

„Und dem wilden Toni ſollſt du mir einen feinen Wecken mitnehmen.“ lachte ſie nun. „Ich kann den Buben nicht vergeſſen; hat er mir doch manche fröhliche Kurzweil bereitet.“

Einige Tage darauf ſaß die Familie in ſtiller Betrachtung beiſammen. Jakob nahm das Wort: „Meine Lieben, ich muß fürchten, daß dieſer Schmerz, der ſo grauſam an meiner Seele frißt, mich für lange arbeitsuntüchtig machen würde, und noch nie hab' ich meinen Kopf nöthiger gebraucht als jetzt, wo ich die Ausführung der großen Pläne, die ich, wie ihr wißt, mit dem jungen Könige von Kaſtilien vorhabe, vorbereiten muß. Es kann ſich fügen, daß ich in dieſem Jahre noch nach Spanien zu reiſen genöthigt bin, und wie viel hab' ich bis dahin zu ſchaffen! Ich muß Zerſtreuung ſuchen und habe mich auf guten Rath meiner Sibylla entſchloſſen, die Reiſe nach Kremnitz, die ich erſt in einigen Monaten zu machen gedenke, in kürzerer Zeit anzutreten. Ich will unſerer guten Anna Turzo ſelbſt die Trauerkunde vom Tode ihres Ohms überbringen und mit ihrem Manne über die ſpaniſchen Angelegenheiten reden. Wir müſſen uns zuſammen über des Landes Gelegenheit und ſeine metallreichen Berge unterrichten, ehe wir dahin abreiſen. Auch drohet König Maximilian den Ungarn mit Krieg. Sie ſind ihm nämlich auf ihrem letzten Landtage im vorigen Herbſt wortbrüchig geworden, indem ſie die ihm zugeſagte Erbfolge aufgehoben und beſchloſſen haben, niemals wieder einen Ausländer zum Könige zu wählen. Unſer König Max will ſie aber mit den Waffen an ihr Verſprechen erinnern. Es iſt alſo nöthig, daß ich ſelbſt in Kremnitz bin, wenn der Krieg entbrennt, um nicht zu Schaden zu kommen. Wenn ich ſelbſt die Hand über mein Eigenthum halte, wird es von Max und ſeinen Söldnern reſpectirt werden. Ich wünſche, daß ihr mich begleitet, Marx und Raimund, damit ihr ebenfalls von Euerm Schmerze geneſet und die Länder kennen lernt, durch die wir reiſen. Auch damit ich im Kriegsfalle nicht allein ſei. Ich will euch die Donau hinabführen nach Wien, nach Presburg, nach Peſth und Ofen. Und du, Raimund, ſollſt mir den Bergbau kennen lernen und bei Georg Turzo in die Lehre gehen, damit du die Leitung unſerer Bergwerke übernehmen kannſt, wenn ich mit Turzo nach Spanien, und vielleicht gar nach Weſtindien reiſe. Macht euch alſo zur Reiſe fertig. In Regensburg werd' ich dir, Marx, Urlaub vom hochwürdigen Biſchof erbitten."

Dieſer Befehl erfreute die beiden Brüder in ihrer Trauer gar ſehr und, gleichwie ſie ſich auf die Reiſe ſchickten, ſo ſchafften Ulrich, deſſen Frau und ihre Kinder allerlei Geſchenke für bald zu erwartenden kleinen Hausſegen der Tochter im fernen Ungarland, um ſie den Reiſenden mitzugeben.

## 8.

## In einer Slowakenſchenke.

Die Straße zwiſchen den beiden Königsſtädten Ofen (Buda) und Warſchau führt durch ein wildes gebirgiges und unwirthbares Stück Land. Es iſt dies derjenige Theil des Weges, der zwiſchen Kremnitz in Ungarn und Krakau liegt, die hohen Karpathen mit ihren nach Niederungarn hinabgreifenden Vorgebirgen. Im ſechzehnten Jahrhundert war dieſe Gebirgsſtraße noch weit übler beſtellt; es war ein Weg durch Wildniſſe und Schrecken, von Räubern und wilden Thieren bedroht, der ſchlimmſte Weg weit und breit. Und doch hatten den polniſchen und den ungariſchen Königsthron zu Anfang des genannten Jahrhunderts zwei Brüder inne, und doch waren Ungarn und Polen hundert Jahre zuvor unter einem Könige vereint geweſen, unter einem der größeſten, weiſeſten und wohlthätigſten Herrſcher, die je gelebt, unter Ludwig dem Großen, der Ofen zu ſeiner Reſidenz erhoben hatte. Aber hundert Jahre iſt eine lange Zeit, und die königlichen Brüder, welche jetzt die Throne von Ungarn und Polen innehatten, waren in allen Stücken das Gegentheil ihres berühmten Vorgängers. Niemals waren Ungarn und Polen in ſchlechterer Verfaſſung geweſen; die Könige waren wenig mehr als Schatten, und Wladislav von Ungarn und Böhmen wegen ſeiner beiſpielloſen Schwäche, Unthätigkeit und Liebe zu Ruhe und Pfaffen das Geſpött der damaligen Welt. Im Lande die wildeſten Parteikämpfe, der hohe Adel gegen die Geiſtlichkeit, die über die Hälfte des Landes ihr Eigenthum nannte; der kleine Adel gegen den hohen, von welchem er auf's furchtbarſte unterdrückt war, Räuberbanden und Einfälle der Nachbarn über die Grenzen; Verwirrung und Unordnung überall.

Es war alſo kein Wunder, daß der Weg von Ofen über die Karpathen nach Warſchau ein ſo ſehr ſchlechter und gefährlicher war. Einige Meilen vor Kremnitz mündete in ihn auch die Straße, welche von Presburg nach Kremnitz führte. Hier, im Slowakenlande, am Ausgange des Kremnitzer Thales in das Thal der Gran lag ein armſeliges Dorf mit ſeinen einzelnen einſtöckigen ſtrohbedeckten Hütten, deren Fenſter ſo klein, daß man kaum den Kopf durchſtecken kann. Und wie der Ort ſelbſt, ſo war ſeine Herberge beſchaffen, ein altes, trübſeliges Haus, in welchem Wind und Wetter mehr Einkehr nahmen, als Menſchen. Der Wirth, ein alter Stelzfuß, der die Schlachten des tapfern Königs Matthias Corvinus mitgefochten und ſich von den Türken ein Bein hatte nehmen laſſen, ſchwatzte wol wie eine Elſter in allen Mundarten, die in Ungarn gäng' und gebe waren, auch wol etwas türkiſch und etwas deutſch, aber er verſtand kein Sterbenswörtchen von der franzöſiſchen oder ſpaniſchen Sprache. Noch viel weniger hatte ſich ſeine böſe und zänkiſche Frau, die den alten Kriegshelden jetzt kommandirte, ſolcher Sprachſtudien befliſſen. Und doch lag nun ſchon ſeit mehrern Tagen eine vornehme kranke Dame in dem einzigen Raume ſeiner Spelunke — dem man, mit Nachhülfe von etwas Phantaſie, außer der ſchwarzgeräucherten Wirthsſtube, den Namen einer Stube oder einer Kammer zugeſtehen konnte, und welcher zur Aufnahme ungewöhnlicher Gäſte beſtimmt war — und dieſe und die einzige flinke Dienerin, welche ſie hatte, ſprachen nur die genannten Sprachen. Der kranke Gaſt mit der Zofe und das wirthliche Ehepaar konnten ſich alſo nur nothdürftig durch Zeichen verſtändigen. Die Schlauheit der Wirthin hatte aber doch begriffen, daß die vornehme Dame ſchlecht mit Geldmitteln verſehen war, und überdies lehrte der Augenſchein, daß ſie ihrer Niederkunft täglich und ſtündlich entgegenſah. Ein Mann, der mit ihr gekommen und den man wol für ihren Gemahl hatte halten können, war, als ſie vom Gebirge herab angekommen, Tags darauf nach Peſth und Ofen zu mit ſeinem Diener weitergereiſt. Er hatte auch nur Sprachen geſprochen, die die Wirthsleute nicht verſtanden, und dieſen war nur nothdürftig klar geworden, die Reiſenden ſeien von Räubern ausgeplündert, die Frau darüber vor Schrecken krank geworden und der Mann wolle nun ſchnell nach Ofen, wo ſich eben der königliche Hof aufhielt, um dort Hülfe zu ſuchen. Die Wirthin glaubte nicht daran; ſie argwohnte, der Mann habe die kranke hochſchwangere Frau ihnen auf dem Halſe ſitzen gelaſſen, und machte deshalb ihrem Manne die Hölle heiß, gleichſam als habe er irgend eine Schuld dabei.

„Girſchi,“ keifte ſie, „du haſt dir das Weib aufbinden laſſen. Die Heiligen mögen wiſſen, was für eine verlaufene Perſon dies iſt! Jetzt ſchaffſt du ſie mir aus dem Hauſe, eh' ſie ſich verdoppelt. Du mußt aufſitzen und hinauf nach Kremnitz reiten und die Sache beim Geſpan anzeigen, ſonſt müſſen wir Frau und Kind behalten, und Gott mag wiſſen, was daraus werden ſoll.“

„So laß mich gewähren, Frau!“ rief der Stelzfuß grimmig und drehte den ungeheuern grauen Knebelbart. „Erſt müſſen wir abwarten, ob der Mann nicht wiederkommt.“

„Da iſt was zu warten! Schaff' Geld von ihr, dann wollen wir warten, ſo lang dies ausreicht. Ich ſage dir, es gibt ſonſt ein Unglück.“

Der gehorſame alte Krieger rückte gegen die arabiſch gekleidete Zofe an und wußte ihr ſehr deutlich zu machen daß er Geld wolle; ſie ihrerſeits verfehlte nicht, ihm eben ſo gut zu verſtehen zu geben, daß ihre Herrin kein Geld habe, und daß er warten müſſe, bis der Herr zurückgekehrt ſei. Der Wirth, damit ſchlecht zufrieden, wollte nun die Stube der Kranken ſtürmen; aber die Zofe ſchrie und drohte, bat und weinte in einem Athem, und die Kranke ſtöhnte in der Kammer, ſodaß der bärbeißige Mann wieder abzog.

Dieſe traurige Scene wiederholte ſich aber am folgenden Tage, als der Gemahl der Kranken noch nicht wiedergekehrt war, und nun lief die böſe Wirthin ſelbſt Sturm. Der aufgeregte Zuſtand der jungen und ſchönen kranken Frau war im höchſten Grade beklagenswerth. Die Hoheit ihres Weſens machte inzwiſchen auf die Wirthin Eindruck und die geſchlechtliche Kriſis, der die Fremde entgegenging, rief in dem Herzen der Frau eine Stimme des Mitleids wach, eine Stimme der Natur, der ſich kein Weib gegen ein anderes in ſolchen Umſtänden entziehen kann. Nun ſtellte ſich aber der alte Knebelbart um ſo wilder und eiſenfreſſiger an, um ſich die Anerkennung der Macht, die ſeine Ehehälfte über ihn beſaß, wegzulärmen. Die Weingäſte, die ob des außerordentlichen Ereigniſſes häufiger kamen, als ſonſt, nahmen Partei für und wider, und ſo war das ganze Haus in Aufruhr.

Das Wetter außer dem Hauſe war nicht freundlicher. Kalte und rauhe Aprilſtürme fegten vom Gebirge herab durch das Thal und trieben Schneewolken vor ſich her. Die Lage der verlaſſenen Kranken und ihrer Zofe wurde von Stunde zu Stunde bedenklicher. Es ſchien faſt, als wollten die hartherzigen Wirthsleute ihr jede Nahrung verweigern, und an eine ſo ſehr nöthige ärztliche Hülfe war gar nicht zu denken. Das Schlimmſte war ohnſtreitig, daß ſich die Unglücklichen nicht mit Worten verſtändlich machen konnten; denn dem Zauber des menſchlichen Wortes weichen faſt immer feindliche Dämonen.

So mißlich ſtanden die Sachen, als Nachmittags plötzlich die Muſik einer am Hauſe vorüberziehenden Zigeunerbande vernommen wurde. Die Dorfleute liefen neugierig zuſammen, um das braune Nomadenvolk und den Bären und die Aeffchen, die es mit ſich führte, anzuſtaunen und ihm Lebensmittel zuzuſtecken, um ſich dafür wahrſagen zu laſſen. Die Zigeuner hielten ſich aber nicht auf, ſondern ſetzten ihren Weg mit Spiel und Geſang fort, ohne das baufällige Wirthshaus ihrer Aufmerkſamkeit zu würdigen. Es waren gegen hundert Köpfe, Männer, Weiber, Burſche, Mädchen, Kinder. Außer dem Bären und den Affen und mehreren großen Hunden gingen an zwanzig ſchwerbepackte Maulthiere und Eſel in ihrem Zuge; auf den Laſten ſaßen noch Kinder, hochthronend, oft drei bis fünf auf einem Thiere. In der Mitte des Zugs leiteten zwei ſtämmige Knaben ein ſtattliches Maulthier mit reichem Geſchirr und mit allerlei buntem Zierrath behangen, auf welchem eine junge wunderſchöne Frau in koſtbarem morgenländiſchem Kleiderſchmuck ſaß. An ihrer Bruſt ruhte ein Säugling und neben ihr auf einem kaum minder ſchönen und phantaſtiſch aufgeputzten Thiere ritt ein kleines allerliebſtes Mädchen mit lachenden Augen und fliegenden Locken.

Die Kranke in der Schenke, die ſich eben allein in ihrem armſeligen Zimmer befand, hatte kaum die einfachen Töne der Muſik vernommen, als ihre von Schmerzen und Kummer abgeſpannten Geſichtszüge ſich plötzlich belebten, in ihrem Auge ein Feuer der Freude, Ueberraſchung und Unruhe entglomm und ſie ſich aufrichtete, um mit ängſtlich froher Haſt ihre Zofe herbeizurufen. Aber dieſe ſtürmte ſchon herein, noch weit aufgeregter als ihre Herrin. Dieſe Zofe war nämlich in Kleidung, dunkler Hautfarbe und eigenthümlichem Geſichtsausdruck den Zigeunern ähnlich, und doch hatte ſie in ihrem Weſen etwas Edles und Stolzes, welches ſie merklich von jenen unterſchied. Sie war ein Mädchen von vier- bis fünfundzwanzig Jahren und wetteiferte mit ihrer Herrin an Reiz der Schönheit in Formen und Bewegungen. Man konnte ſie der purpurnen Granatblüte vergleichen, die Herrin mit der ſanftern Roſe. Als die Zofe haſtig in das Zimmer trat, blitzte ihr Auge in freudigſter Ueberraſchung, ihr Buſen flog, ihre Glieder überlief ein leiſes Zittern und ihr bebender Mund ſtammelte kaum die Worte in ſpaniſcher Sprache hervor:

„Andaluſiſche Zigeuner!“

„Auch ich habe ihr Lied erkannt!“ rief die Kranke. „Ich habe es ja oft in Kaſtilien gehört. Lauf ſchnell, Aya, und hole mir eine ihrer Frauen herauf. Sie werden uns Hülfe leiſten.“

Aya flog über die Straße. Bald hatte ſie die muſicirenden Landsleute eingeholt und erfaßte eine Alte. Kaum hatten ſich ihre Blicke gegenſeitig berührt, als ſie ſtaunend ausriefen: „Karracha!“ — „Aya! — Wie kommſt du hierher, Aya?“

„Meine Herrin liegt krank und hülflos in jenem Hauſe. Wir ſind von Räubern geplündert —“

Die Zofe hatte noch nicht ausgeredet, als die Zigeunermutter in möglichſter Eile auf dem Wege nach dem dürftigen Schankhauſe war. Der Zug machte Halt, Weiber und Männer zerſtreuten ſich in die Häuſer, jene um wahrzuſagen und Heilmittel für Menſch und Thier zu verkaufen, dieſe um als Keſſelflicker, Hufſchmide und Thierärzte ihre Dienſte anzubieten.

Karracha trat, von der Zofe gefolgt, in die ſchlechte, faſt von allem Geräth entblößte Stube, die Kranke hatte ſich auf ihrem elenden Lager erhoben und ſtarrte mit fiebernder Erwartung der Eintretenden entgegen. Mit einem Schrei der Ueberraſchung rief ſie: „Karracha, Karracha, dich ſendet mir die heilige Jungfrau in meiner höchſten Noth!“

Die Zigeunermutter ſchritt in großer Gemüthsbewegung auf das Bett zu und rief erſchüttert: Donna Luiſa, Excellenza, ſeid Ihr's wirklich? Oder äfft mich ein Trugbild?"

„Ich bin's, Karracha, vom Unglück ſchwer getroffen und in der höchſten Noth. Tritt näher! Ich bin krank, von Allem entblößt, von grauſamen Räubern im Gebirg geplündert und im Hauſe der hartherzigſten Menſchen. Mein Gemahl iſt nach Ofen zur Königin von Ungarn; aber er iſt ſchon zwölf Tage fort und noch nicht wiedergekehrt. Auch ihm muß noch ein anderer Unfall zugeſtoßen ſein in dieſem ſchrecklichen Lande."

Die Zigeunerin kreuzte die Arme auf der Bruſt, kniete ehrerbietig am Bette nieder und ſagte: „Erlaubt mir, Excellenza, daß ich vor allen Dingen für das Nothwendigſte ſorge." Haſtigen Schritts ging ſie von dannen und rief einigen ihrer Leute wenige Worte zu, die wie ein Zauber auf ſie wirkten. Schnell ſchaarten ſie ſich zuſammen und zogen mit ihren Eſeln nach dem Wirthshauſe, deſſen Räume ſie, ohne viel zu fragen, in Beſchlag nahmen. Die abergläubiſchen Wirthsleute, die, wie alles andere Volk, die größte Furcht vor Zigeunern hatten, wagten nicht, ſie daran zu hindern. Die Eſel wurden eiligſt abgepackt und koſtbare Decken von Wolle und Seide hervorgezogen. Zaroya, die Zigeunerkönigin — denn ſie war die reizende Reiterin in mauriſchen Kleidern — eilte mit Karracha in die Stube der Kranken und begrüßte dieſe ebenfalls auf das ehrerbietigſte. „Hier iſt mein Bett, edle Frau, und alle meine Bequemlichkeiten," ſagte die Liebliche; „auch habe ich befohlen, daß in wenig Minuten Euch Erfriſchungen bereitet werden, und Karracha wird unverzüglich für Arzneien ſorgen, die für Euern Zuſtand geeignet ſind."

„Ich danke dir, Zaroya," liſpelte Luiſe. „Euch haben die Heiligen im Himmel dieſen Weg geführt. O, laßt mich ihnen danken!" Und gerührt faltete ſie die Hände zum Gebet.

Karracha war unterdeſſen zum Wirth hinabgegangen und gab ihm einige Goldſtücke mit den Worten: „Hund, du haſt dieſe Frau ſchlecht behandelt! Das wird dir übel bekommen. Sie iſt eine Baſe des Königs von Ungarn. Die Peſt auf deinen Kopf! Dir wird werden, was du verdient haſt.“

Da ſie dies Alles ſehr geläufig ſlowakiſch ſprach, ſo blieben dem beſtürzten Wirthe nicht die mindeſten Zweifel über den Sinn ihrer Rede. Er fiel auf die Knie, wies das Geld zurück und jammerte: „Gnade! Gnade! Mein böſes Weib iſt daran ſchuld. Ich hätte wahrlich der hohen Frau kein Strohhälmchen in den Weg gelegt.“

„Lügenkopf!“ ſchrie die Frau wüthend. „Glaub' ihm nicht, weiſe Frau! Er iſt ein Narr!“ Und damit nahm ſie der Zigeunerin das Geld aus der Hand. „Wir ſind arme Leute und konnten die Dame nicht ſo pflegen, wie ich wol gewünſcht hätte. Nun ſoll es ſchon anders werden.“

Der Stelzfuß hatte vor dem gegen ihn anrückenden Geſchütz die Flucht ergriffen, ſeine Feindin verfolgte ihn aber bis auf dem Hof, wo ſie ihn einholte.

„St. Urban hat dir das Gehirn verdüſtert, Alter,“ höhnte ſie. „Von jeder ſchlauen Zigeunerin läßt du dir die ſchönſten Lügen aufbinden und glaubſt daran, wie an das heilige Brot. Mir ſoll die alte Hexe wahrlich nicht kommen und mich verblüffen wollen. Die Frau oben ſoll eine Baſe des Königs ſein! Wie dumm! Zu uns kommen ſolche Baſen! Ein verlaufenes Weib iſt's, die böſen Handel mit den Zigeunern getrieben hat, daher kennen ſie ſich. Was haben Zigeuner mit der Baſe des Königs zu ſchaffen? Weshalb kümmert ſich der König nicht um ſeine Baſe? Das weiß ich beſſer. Der feine Herr, der mit ihr gekommen, hat ſie ſatt gehabt und deshalb ſitzen laſſen. Sie mag nur immer mit den Zigeunern weiterziehen, wenn ſie geneſen iſt.“

Dem Manne leuchteten die Gründe ſeiner Frau ein; er ärgerte ſich, daß er ſo dumm geweſen ſei, und nahm ſich vor, ſeinen Fehler bald wieder gut zu machen. Die feindlichen Parteien traten verſöhnt in das Haus.

Hier kehrten die Zigeuner das Unterſte zu oberſt, um der kranken Frau alle mögliche Bequemlichkeiten und Erfriſchungen zu verſchaffen. Schreiende Eſel und Kinder, ſchwatzende, ſingende und ſchmauſende Menſchen, dudelnde Muſikanten, heulende Hunde, Alles durch einander. Luiſa aber lag im prächtigen Bette Zaroya's, auf's beſte bedient, und Aya ſprang ſeelenvergnügt um das Bett, vor welchem die Zigeunerkönigin und Karracha auf Polſtern ſaßen und der Erzählung der Kranken horchten:

„Es blieb uns nichts übrig, als aus England ſo ſchnell als möglich zu fliehen, um nicht in die Hände des Königs von Kaſtilien zu fallen. Furcht und Schrecken verwirrten uns. Mein Gemahl hatte am engliſchen Hofe einen polniſchen Ritter kennen gelernt. Es lag uns daran, uns in einem entfernten Lande zu verbergen, wo uns die Macht des öſtreichiſchen Hauſes nicht aufzufinden vermochte. Mein Gemahl verſchaffte ſich von dem Polen einen Brief an ſeinen König und wir reiſeten zur See durch den Sund bis zur Mündung der Weichſel. Den Strom hinauf gehend, gelangten wir in die polniſche Königsreſidenz. Schon hatten wir Hoffnung, daß mein Gemahl eine Anſtellung im Hofſtaate des Königs, der uns gnädig aufnahm, erhalten würde, als unſer feindliches Geſchick uns von neuem verfolgte. König Alexander erkrankte heftig und die Aerzte zweifelten an ſeinem Aufkommen[*]. Dadurch ſchwand unſere Hoffnung, man rieth uns nach Ofen zu gehen, wo der König von Ungarn und Böhmen, der

---

[*] Alexander, König von Polen, ſtarb im Auguſt deſſelben Jahres, vierzig und einige Jahre alt.

Bruder des Königs von Polen, eben Hof hält. Ich ſelber beſtand auf der Reiſe, um bei meiner lieben Jugendfreundin und Geſpielin, der Königin Anna, Schutz, Hülfe und Unterkommen zu ſuchen. Wir machten uns eilig auf den Weg, damit wir die ungariſche Königsſtadt bald erreichen möchten, wo ich mein Wochenbett zu halten gedachte. Kaum aber hatten wir die ungariſche Grenze oben im Gebirg erreicht, als wir von einer Räuberſchaar überfallen und aller unſerer Habe beraubt wurden. Mit Mühe brachten wir es dahin, daß ihr Mitleid mit meinem Zuſtande uns ein Pferd und ein Maulthier ließ, womit wir die Reiſe fortſetzen konnten. So kam ich denn als eine flüchtige Bettlerin in das Land, in welchem meine Ahnen einſt als Könige geherrſcht hatten, ja deſſen jetziger König mir auch verwandt iſt; denn das Haus der Jagellonen, welches Polen und Ungarn die jetzt regierenden Könige gegeben, ſind ja durch ihre Stammmutter ebenfalls Nachkommen des einſt ſo mächtigen Hauſes Anjou, das in Neapel und in Ungarn auf den Königsthronen ſaß. Die Mühſeligkeiten der Reiſe, die Rauhheit des Wetters und des unwegſamen Gebirges, der Schrecken des Ueberfalls, Angſt, Kummer, Sorge und mein Zuſtand legten den Keim einer Krankheit in mich und bildeten ihn ſo raſch aus, daß ich kaum dieſen Ort erreichen konnte. Meine Gebeine waren wie zermalmt, und die Sinne vergingen mir, als ich dieſes Haus erreicht hatte. Ich glaubte zu ſterben. Mein Gemahl war troſtlos. Kaum hatte ich mich etwas erholt, als er mit ſeinem Diener aufbrach, um nach Ofen zu eilen. Seit vorgeſtern erwarte ich ſtündlich ſeine Rückkehr. Meine Lage war ſchrecklich, als ich die Töne euerer Inſtrumente vernahm; ſie dünkten mir Engelsmuſik. Nun ſagt mir, wie kommt ihr in dies ferne, fremde Land?"

„Ungarn iſt uns nicht ſo fremd, als Ihr glaubt, Senjora," verſetzte Karracha. „Es iſt unſere zweite

Heimat, und von früher Jugend bin ich dieſes Land oft und viel durchwandert. Ich habe ſogar einſt glückliche Jahre in Kremnitz, das nicht weit von hier iſt und durch das ihr gereiſt ſeid, verlebt und einer meiner Söhne iſt dort geboren. Diesmal trieb uns aber noch ein beſonderer Grund hierher. Ein Enkelſohn von mir arbeitet nämlich als Knappe in dem Goldbergwerke zu Kremnitz und mein Herz trieb mich an, den muntern Buben einmal zu ſehen. Es war manches Jahr verſtrichen, ſeit ich ihn zum letzten Mal auf die Stirn geküßt. So ſind wir hierher gezogen; denn wir ſind, wie Ihr wißt, überall zu Hauſe. Nun aber ſind wir auf dem Heimwege nach Spanien begriffen. Und nun ſagt mir, hohe Frau, iſt keine Nachricht vom Könige von Aragonien zu Euch gelangt?"

„Keine," entgegnete Luiſe. „Welche Nachricht könnte mir auch von Don Fernando von Aragon kommen?"

„So wißt, daß er Euch und Euern Gemahl aufſuchen läßt, um Euch zurückzurufen und Euch in Euer Beſitzthum, in Euere Würden und Ehrenſtellen wieder einzuſetzen; denn er hat ſich mit ſeinem Schwiegerſohne, dem Könige von Kaſtilien, entzweit."

„O mein Gott, ſei gelobt!" rief Luiſe freudig überraſcht. „So werden wir endlich in's Vaterland zurückkehren, und der höchſte Wunſch meines Lebens wird erfüllt. Sei geſegnet, Karracha, für dieſe Kunde! Sobald ich entbunden und geneſen bin, wollen wir unverzüglich aufbrechen. Welch' eine Wonne werd' ich mit dieſer Kunde meinem edlen Gatten bereiten!" Und ſie weinte ſtill vor Freude. —

Das Wetter wurde wilder und ſtürmiſcher, jemehr der Tag ſeinem Ende zueilte. In Wind und Schneegeſtöber ritten von Presburg her vier Reiter in den Flecken und erreichten das menſchen- und geräuſchvolle Wirthshaus. Es war Jakob Fugger mit ſeinen beiden Neffen Marx und

Raimund und ſeinem Reitknecht Veit Schellenberger, auf der Reiſe nach Kremnitz begriffen und von den Unbilden des Wetters aufgehalten. Veit ſprang vom Pferde und half ſeinem Herrn herab; die beiden jungen Männer hatten ihre Thiere ſchon unter einen Schoppen gezogen und entledigten ſich der naſſen Mäntel. Der Wirth war unterdeſſen herbeigehinkt und hatte kaum das ihm gar wohl bekannte Haupt der kleinen Reiſegeſellſchaft erblickt, als er vor ungeheuerm Reſpekt ein gewaltiges Zetergeſchrei erhob:

„Grüß Euch Gott und St. Stephan, der Schutzheilige dieſes bedrängten Landes, Herr Fugger! Kommt Ihr einmal, den goldenen Bergſegen zu holen, der für Euch in Kremnitz zu Tage gefördert worden iſt? Ihr kömmt zur rechten Zeit, hochedler Herr, um den Krieg von Ungarn abzuwenden, mit dem uns der deutſche Kaiſer an der Grenze droht. Jedermann weiß ja hier im Lande, wie gut Ihr beim Kaiſer Maximilian ſteht. Ja wenn ich nicht alt geworden wäre und dahier ein paar Knochen zu wenig hätte, wollt' ich's immerhin noch einmal mit den Deutſchen aufnehmen.“

„Beib' du nur in Ruh', Alter,“ verſetzte Fugger, „der Strauß wird auch ohne dich ausgefochten werden. Schaff' uns dafür gut Logement in deinem Kruge; denn wir gedenken die Nacht bei dir zu herbergen, da uns das Wetter die Bergſtadt nicht mehr erreichen läßt. Es geht luſtig in deinem Neſte zu; ich glaube, die Zigeuner, die ich herumſchleichen ſehe, ſpielen den Dörflern zum Tanze auf.“

Der Wirth kratzte ſich vor Verlegenheit hinter den Ohren. „Freilich,“ ſprach er, einige unverſtändliche Flüche grommelnd, „die ganze Spelunke iſt ſo voll geſtopft, daß die Tänzer ſich mit Armen und Beinen durcharbeiten müſſen. Aber was frag' ich danach. Das Volk muß Euch Platz machen, Herr Fugger.“

Sie traten in die Gaſtſtube. Ein heißer Brodem ſchlug ihnen entgegen. Die Zigeuner ſtrichen die Fideln und ſpielten jene wehmüthig wilden ungariſchen Volkstänze, die jedes Ungarherz zu raſender Luſt entflammen. Der Weinkrug ging von Mund zu Mund; der Jubel überkreiſchte, wie in ſchmerzlichen Tönen, den Schrei der Fideln. Alles war in Bewegung, ſo dicht gedrängt auch die Menge war, und die Ankömmlinge fanden kaum Platz zum Stehen. Der Wirth wollte dazwiſchenfahren, um Zigeuner und Tänzer zu vertreiben, aber Jakob hielt ihn davon ab und erklärte, er wolle ſich mit ſeinen Begleitern in eine Kammer oder ſonſt ein Gemach einlogiren, um die Leute in ihrer Luſt nicht zu ſtören.

„Da hat ſich's was!“ lärmte der Wirth. „Heute iſt der Teufel los. Aber ich will Euch Platz verſchaffen, Herr Fugger. Geduldet Euch nur ein klein wenig.“ Damit rannte er die Stiege hinauf und brach grob und unwirrſch bei der Kranken ein.

„Ihr müßt ſogleich die Stube räumen,“ polterte er dieſer zu. „Es ſind vornehme Gäſte angekommen, die mir die Zeche gut bezahlen, und die ich Euretwegen nicht abweiſen kann. Packt Euch auf! Fort, fort ohne Verzug!“

Luiſe erſchrack vor dem grimmigen Geſichte des Mannes und verſtand ſeine Geberden, wenn auch ſeine Worte nicht. Karracha aber fuhr empor, wie eine gereizte Tigerkatze: „Was ſagſt du, ungeſchlachter Tölpel! Wohin ſoll die hohe Frau?“

„Das gilt mir gleich. Ihr könnt ſie auf den Heuboden bringen, da ſteckt ſie warm und weich, ich weiß keinen andern Platz. Und wenn ihr nicht freiwillig geht, ſo hol' ich meine Bauern herauf und werf' euch hinaus.“

„In die Hölle ſollſt du, Galgenbraten!“

Der wüthige Stelzfuß ergriff, um ſeinen Worten Nachdruck zu geben, Zarova's Töchterchen, um es vor die

Thüre zu ſchleudern. Das ſchreiende Kind biß ihn aber ſo derb in die Hand, daß er es wieder fahren ließ.

„So recht, Sonaca!“ rief Karracha. „Dieſer räudige Hund muß erfahren, daß wir uns ihm zu widerſetzen verſtehen. Wenn du zwei Augen zu viel haſt, alter Sündenbock, ſo rühre noch eine Hand an uns und ſie ſollen dir abhanden kommen, wie dein Bein, es bedarf dazu keiner Türkenſchlacht.“

Der Wirth ließ von fernern Verſuchen ab, erklärte aber jetzt beſtimmt, er werde ſeine Frau rufen, die ſolle mit ihnen fertig werden; denn aus der Stube müßten ſie ohne Gnade und Barmherzigkeit.

„Wo ſind die angekommenen Herrſchaften?“ fragte Karracha.

„In der Gaſtſtube.“

Die Zigeunermutter faßte des Wirths Arm und zerrte ihn aus dem Gemach; er mußte ſie zu den neuen Gäſten führen.

„Ei, Herr Jakob Fugger,“ ſagte ſie in gebrochenem Deutſch, „ſeid Ihr's, der eine kranke Frau aus ihrem Bette und Kämmerlein vertreiben will?“ Sie hatte den augsburger Kaufherrn ſogleich erkannt. „Man rühmt doch ſonſt in Ober- und Niederdeutſchland Euern milden und hochherzigen Sinn; wie reimt ſich nun damit zuſammen, daß Ihr ein ſchwaches Weib, das ſeiner Niederkunft jede Stunde entgegenſieht, auf die Straße in Regen und Schnee, Sturm und Wind hinauswerfen laſſen wollt?“

„Da ſei Gott vor, daß ich ſolcher Sünde mich jemals theilhaftig machte,“ verſetzte Fugger gutmüthig. „Lieber wollt' ich ſelbſt auf der Straße in Sturm und Regen übernachten. Ich habe nichts gewußt von einer kranken kreiſenden Frau. Der Wirth iſt ein Faſelhans. Sagt der Kranken, daß ſie vor mir Ruhe habe, und ich laſſe ihr eine glückliche und geſegnete Stunde wünſchen. Mögen ihr alle Heiligen beiſtehen in der Noth!"

„Ich danke Euch in ihrem Namen und Gott geſegne Euer frommes Wort. Ich wußt' es ja, daß Meiſter Jakob Fugger, der geprieſene Leinweber von Augsburg, nicht alſo grauſam ſein könnte."

„Ihr kennt mich, Alte, und fürwahr auch Ihr kommt mir bekannt vor. Seid Ihr's nicht, die im vorigen Jahre in Antwerpen bei mir war und ſich nach dem Aufenthaltsorte der Witwe des Kaufmanns Peter van der Kapellen erkundigte?"

„Ich bin's," erwiderte Karracha, „und werde allezeit Euere Güte zu rühmen wiſſen." Eh' er Zeit gewann zu neuen Fragen, war ſie ſchon wieder die Stiege hinauf. Fugger, der Kinderfreund, liebkoſete die kleine Sonaca, welche ihrer Erzieherin nachgelaufen war und ſich ihm zuthunlich zeigte. Er hob das Kind auf den Arm, küßte es auf die Stirn, fragte ihm den Namen ab und freute ſich ſeiner muntern und klugen Antworten. Da weiter nichts übrigblieb, ſo entſchloß ſich der reiche Mann kurz und lachend, ſeine Herberge auf dem Heuboden aufzuſchlagen, und Veit Schellenberger erhielt Befehl, dort das Lager für ihn und ſeine Neffen herzurichten. Für ſich ſelber machte der treuherzige Knecht das Bett von Stroh in dem Pferdeſtall. Pfeifend und brummend kehrte er zurück, um ſein Abendbrot mit einigen Schoppen Ungarwein anzufeuchten. Er hätte auch gern mit der kleinen Sonaca geſpielt, die mit den Fuggern ſpeiſte, aber das Kind fürchtete ſich vor ſeiner ungeheuern rothen Naſe und ſchrie laut auf, wenn er ihm zu nahe kam. Die Tafel der reichen Herren wurde ſehr beſcheiden in einem Winkel der Hausflur gehalten mitten unter wein- und tanzerhitzten, lärmenden Dörflern und wildblickenden Zigeunern. In der Gaſtſtube tobte der Tanz immer ausgelaſſener, und das ganze Haus glich einem Ameiſenhaufen oder einem Bienenſtock, nur daß in dieſem nicht muſicirt, gelärmt und Wein getrunken wird.

Fugger begab ſich mit ſeinen Neffen in das duftende Heu zur Ruhe. Schellenberger trieb ſich noch unter dem loſen luſtigen Geſindel herum und machte mit den Zigeunern Bekanntſchaft. Bald ſaß er mit Jayme, Karracha's jüngerm Sohne, zuſammen beim Weinkrug und erfuhr zu ſeiner Verwunderung und Freude, daß dieſer der Ohm des wilden Toni war, für den Veits Gutmüthigkeit immer noch eine ſtille Zuneigung trug. Thränen der Rührung liefen dem alten Knaben über die grauen Backen, als er dem Zigeuner ſeine Fahrten mit dem Buben in Brüſſel und Augsburg erzählte; dann umhalſte er ſeinen Zuhörer in froher Weinlaune, und beide ſchloſſen den Freundſchaftsbund.

Allmälig nahm das Toben ab; die Tänzer verliefen ſich, die Zigeuner ſtreckten ſich auf den Boden nieder, wohin ſie eben zu liegen kamen, und Veit bettete ſich zu ſeinen Pferden. Im Gemach der Kranken wollte es aber nicht Ruhe werden die ganze Nacht.

## 9.

## Geburt und Tod.

Die reichen Herren hatten im Heu köſtlich geſchlafen. Veit hatte nur ihr Erwachen abgewartet, um mit Reſpekt zu vermelden, daß in der Nacht unter ihnen ein Bub' zur Welt gekommen ſei und ſein Daſein bereits mit Trompeterſtimme verkünde. „Die Zigeuner ſind ſehr geſchäftig,“ fuhr er fort. „Die alte Karracha hat die Hebamme gemacht. Es iſt ihr Amt oder Dienſt bei ihrem Volk; aber ſie ſieht aus, als wären ihr auch die Geſchäfte einer Todtenfrau übertragen. Die kleine hübſche Frau, welche die Zigeuner ihre Königin nennen, iſt auch nicht zur Ruhe gekommen, auch noch ein halbes Dutzend anderer Weiber nicht, und da haben ſie denn den jungen Menſchen und ſeine Mutter zum Beſten beſorgt. Jetzt brauen ſie ihr Arzneien, denn es ſoll ſchwach mit ihr gehen. Sie rennen hin und her, als ob ihnen die Köpfe brennten, und plappern wie Elſtern und Staarmatzen ihr verdammtes Kauderwälſch.“

„Bruder Marx,“ ſagte Raimund lachend, während er dieſem die Heuhalmen aus dem Haare zupfte, „hier haſt du plötzlich Gelegenheit, deine erſte Taufe zu verrichten; denn es iſt ſchwerlich ein Prieſter in dieſem unglücklichen Eulenneſte.“

„Und du,“ antwortete der junge Kleriker, „zum Erſtenmale Gevatter zu ſein; denn es iſt ſchwerlich ein vornehmer Mann in dieſer Bauernreſidenz, und die Kindbetterin ſoll doch eine vornehme Frau ſein.“

„Wir ſind ihr vielleicht nicht vornehm genug. Wer iſt denn eigentlich dieſe Frau?“ wandte ſich Raimund an Schellenberger. „Haſt du nichts darüber erfahren, Veit? Es ſollte mich wundern, wenn du nicht ſchon Alles wüßteſt; denn du pflegſt dich ſonſt ſehr angelegentlich nach ſolchen Dingen zu erkundigen.“

„Eine ſehr vornehme Spanierin,“ flüſterte der Reitknecht mit geheimnißkrämeriſch verzogenen Mundwinkeln und weit aufgeriſſenen Augen, eine Baſe des Königs von Ungarn! Fürſtliches Blut! So ſagen die Zigeuner.“

Raimund ſchlug eine helle Lache auf, ſelbſt der ernſte Marx lächelte. „Da haſt du dir wieder eine Schnurre aufbinden laſſen, Alter. Wann wirſt du klug werden?“

„Ich weiß, was ich weiß,“ brummte Veit verdrießlich und alle Vier begaben ſich in die Gaſtſtube, um das Frühſtück einzunehmen.

Sie waren eben noch damit beſchäftigt, als Karracha ernſt und feierlich hereintrat, auf Jakob Fugger losſchritt und ihn mit gemeſſenen Worten alſo anredete: „Die hohe Frau, welche ich in dieſer Nacht von einem Knäblein entbunden habe, läßt Euch, Herr Jakob Fugger, ehrerbietig und in Züchten erſuchen, ihr einen Beſuch zu ſchenken. Da ſie ſich ſehr ſchwach fühlt und das Zeitliche zu geſegnen vermeint, ſo will ſie Euch, als einem Ehrenmanne, ein Geheimniß anvertrauen. Bedenkt alſo, es iſt die Bitte einer Sterbenden, und habt die Güte, mir zu folgen.“

Jakob Fugger ſtand ſogleich auf und erklärte ſich bereitwillig, die Bitte der Kindbetterin zu erfüllen. Kaum war er mit Karracha durch die Thür verſchwunden, als auch Veit aufbrach, auf den das Wort Geheimniß eine ſehr aufregende Wirkung hervorgebracht hatte. Schon am früheſten Morgen hatte er von den oberen Räumen des Pferdeſtalls, welche unmittelbar an die Kammer ſtießen, eine Spalte an der Wand entdeckt, durch welche er Beobachtungen angeſtellt und wichtige Entdeckungen gemacht hatte. Jetzt verfügte er ſich wieder an dieſen Platz, in der Meinung, ein für die Ohren ſeines Herrn beſtimmtes Geheimniß hätte eben ſo gut auch in den ſeinigen Platz, und für ihn ſelbſt paſſe ein Geheimniß weit beſſer, da er den größten und lebhafteſten Antheil an dieſen nehme, als für Herrn Fugger, der ſich aus dergleichen niemals etwas zu machen pflege.

Die beiden Brüder blieben in ernſtem Schweigen zurück und leerten die Flaſche, die ihnen der Wirth vorgeſetzt hatte. Auch dem ſonſt ſo geſprächigen Stelzfuß und ſeiner plauderhaften Ehehälfte, ſo wie den anweſenden Zigeunern hatte ſich eine ernſte und gedrückte Stimmung mitgetheilt, als ſie vernommen, die Kindbetterin ſei ſo gefährlich krank, daß ihr der Tod näher ſtehe als das Leben.

Der Tod übt auf die roheſten Gemüther ſtets eine erſchütternde und bezwingende Macht aus. Es wurden wenige Worte in der Stube gewechſelt.

Eine halbe Stunde mochte auf dieſe Weiſe verſtrichen ſein, als Karracha wieder hereintrat, wo möglich noch ernſter und feierlicher als das erſte Mal, und ſich an Marx wandte: „Ehrwürdiger Herr, meine Herrin verlangt nach dem Brode des Lebens und geiſtlichen Zuſpruch; ſie läßt Euch bitten, ihre Beichte zu hören und ihr den Zehrpfennig zu reichen.“

„Im Namen der heiligen Dreifaltigkeit,“ erwiderte Marx und folgte der Zigeunerin mit geſenktem Blick und gefaltenen Händen.

Die Zigeuner hatten ſich alle ſtill aus der Stube entfernt, die Wirthin kniete vor einem kleinen hölzernen Crucifix und betete ihren Roſenkranz ab; der Stelzfuß ſtarrte mürriſch vor ſich hin und trank zuweilen in langen Zügen aus der vor ihm ſtehenden Flaſche, als wolle er mit dem Rebenblute Gewiſſensbiſſe hinwegſpülen; Raimund dachte mit Wehmuth an ſeinen todten Vater. Da kam Karracha zum dritten Mal und den Jüngling bei der Hand nehmend, ſprach ſie: „Meine hohe Herrin läßt Euch bitten, bei ihrem jungen Herrlein Gevatter zu ſtehen und ſtatt ſeiner das Sakrament der Taufe zu beſchwören, welches Euer geiſtlicher Bruder ſogleich an ihm vollziehen wird.“

Raimund ging, ohne ein Wort zu erwidern, mit der Alten; er fühlte ſeine Bruſt ſeltſam beklommen und gepreßt, daß ihm ſchier das Athmen ſchwer wurde, und ein leiſes Zittern lief über ſeine Glieder. Er trat nur mit den Fußſpitzen auf, als ſich die Thür des Gemachs vor ihm öffnete. Sein Auge flog nach dem Bette, und es war ſchier geblendet von der Schönheit der bleichen Frau, die dort lag und ſeinen befangenen Gruß mit einer leichten, aber anmuthigen Handbewegung erwiderte. Sein Ohm ſaß an dem Bette mit ſo hoher und ernſter Feierlichkeit und Würde in den Zügen, wie ſie Raimund kaum in dieſer ergreifenden Ausprägung bei ſeines Vaters Tode dort erblickt hatte. Der geliebte Mann kam dem Jünglinge in dieſem Augenblicke wie ein über die Menſchennatur erhabenes Weſen vor; die marmorbleiche junge Frau gemahnte ihn gar ein Engel. Marx ſtand mit gefalteten Händen an dem mit weißen Decken behangenen und zum Altare umgewandelten Tiſche, den die Zigeuner heibeigeſchafft hatten. Ein zinnernes Becken mit Waſſer deutete auf die vorzunehmende heilige Handlung, und die geweihten Kerzen flammten. Karracha nahm den in ſchneeige Linnen gehüllten Täufling aus Zaroya's Armen, winkte Raimund herbei und legte ihm das Kind in die Hände. Jakob trat hinzu, um als Miniſtrant ſeinen Neffen zu bedienen, und Marx erhob ſeine wohltönende Stimme, die Worte des Sakraments zu ſprechen.

„Wie ſoll das Kindlein heißen?" fragte der junge Prieſter.

„Raimund," ſagte ſein Bruder.

„Moro," flüſterte die Mutter.

„Raimund Mohr," ſprach Jakob Fugger mit feſter Stimme, und das Kryſtall der Flut benetzte die Stirn des kleinen Weltbürgers, während der junge Prieſter ihm den Namen zurief. Dann empfing er aus Karracha's Hand das Fläſchchen mit dem heiligen Chrisma, welches die Zigeuner mit ſich führten, und zeichnete mit dem duftenden Oele das Kreuzesbild auf die Stirn des Knaben, die heiligen Gebete dazu ſprechend.

„Nun Euern letzten Dienſt, ehrwürdiger Herr," liſpelte die verklärt lächelnde Frau. „Reicht auch mir das Oel des Lebens."

Und alle Anweſenden ſanken auf die Knie. Zaroya hatte dem Neugeborenen ihre Bruſt gereicht und faltete kniend die Hände im Gebet über ihm. Karracha entblößte die Füße der Sterbenden. Marx ſalbte ihr Stirn, Hände und Füße, indem er der vom Leben Scheidenden das Kreuzeszeichen aufdrückte, wie er es dem kaum in's Leben Getretenen an das kleine Haupt geſchrieben hatte. Und er ſtimmte den ſchwermüthigen Geſang an, womit der Prieſter das Sakrament der letzten Oelung begleitet. Aya weinte troſtlos. Raimund entfernte ſich ſtill weinend; er war von der erlebten Scene ſo mächtig ergriffen, die verklärte Schönheit der Sterbenden hatte einen ſo ſtarken Eindruck auf ihn gemacht, daß es ihn nicht im Hauſe litt. Er eilte hinaus und erkletterte einen Berg, durchſtreifte den Wald, der ſich anſchickte, die Knoſpen zu entfalten, und ſtieg dann wieder gedankenvoll in das Thal hinab, um ſeine Blicke von den flüchtigen Wellen des Waldſtroms mit forttragen zu laſſen. Es war ihm ſo weh zu Muth, und er konnte nicht Meiſter ſeiner Stimmung werden. Als er nach einigen Stunden in das Wirthshaus zurückkehrte, wartete Marx ſeiner in der Hausflur, nahm ihn bei der Hand und führte ihn — Beide ſchweigend — in das Gemach. Da lag eine ſchöne Leiche auf dem Bette, ein herrliches, marmorgleiches Engelsbild, ein ſeliges Lächeln, feſtgebannt in den erkalteten Zügen. Das ſchöne milde Auge voll ſüßen Liebeszaubers war für immer geſchloſſen. Die von Kindesbeinen an gewohnt geweſen war, nur in königlichen Paläſten zu wohnen, war in der elenden Herberge eines armen, ſlowakiſchen Dorfes geſtorben; die Freundin von Königen und Fürſtinnen hatte ihren letzten Hauch unter Zigeunern von ſich gegeben. Aber das verſöhnte Geſchick hatte ihr einen der edelſten Männer an das Sterbelager geſandt, und er hatte ihr einen zwar jungen, aber frommen Prieſter mitgebracht, der ihr mit begeiſterter Rede die Tröſtungen der Religion gereicht. Aya, die treue Dienerin, kniete vor dem Bette und verbarg ihr weinendes Geſicht in die Falten des Gewandes der Todten. Die Zigeuner ſammelten ſich vor der Kammer, in der Hausflur; die Glocke ertönte, alle knieten nieder, und Marx begann das Todtenamt.

Als die Feierlichkeit vorüber war, führte Marx den Bruder zu dem neben der Leiche ſchlummernden Säugling. „Ich vermuthe mit gutem Grund,“ ſagte er leiſe, „daß dies Knäblein unſer Kind ſein wird. Es wird ſich bald enthüllen. Ich werde mit dem Ohm im Auftrage der Verſtorbenen morgen, wenn wir ſie begraben haben, nach Ofen reiſen. Du wirſt bei dem Kinde hier bleiben.“

Jakob Fugger beſtellte in ernſter Stimmung das Begräbniß. Am folgenden Morgen las Marx erſt eine Todtenmeſſe, dann wurde die Verſtorbene von den Zigeunern zu Grabe getragen. Und ſie erwieſen ihrer Hülle alle die Ehrenbezeigungen, die ſie einer Fürſtin darzubringen pflegten. Marx weihete die Erde und ſprach die Gebete über der Gruft. Aya zerfloß ſchier in Thränen, und nur Jakobs mildes Wort und ſein Verſprechen, für ihre Rückkehr in's Vaterland Sorge zu tragen, gaben ihr einigen Troſt. — Nach der Beerdigung wurden die Pferde geſattelt, für Aya ein Maulthier der Zigeunerkönigin. Die ſchmerzensvolle Zofe ſchrie laut auf, als ſie von den neugebornen Knäblein Abſchied nahm. Raimund blieb bei den Zigeunern und ſeinem Pathchen zurück. Er vertrieb ſich die Zeit, indem er ſich von Zaroya erzählen ließ, wer die Verſtorbene geweſen und in welchen Beziehungen ſie zu ihr geſtanden; dann ſpielte er mit der kleinen niedlichen Sonaca, oder er horchte, mit Thränen im Auge, auf die wehmüthig wilden Lieder der Zigeuner und ging dann mit Zaroya hinaus, um Blumen auf das friſche Grab zu pflanzen.

So vergingen die Tage und der Frühling zog im Thale der Gran ein und ſchmückte die Bergwände. Endlich kehrten

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Ohm und Bruder mit Veit zurück. Jakob ſprach feierlich zu Raimund, indem er den Säugling von Zaroya's Bruſt nahm und ihm in die Arme legte: „Ein ſeltſames Schickſal hat dich zum Vater dieſer Waiſe beſtimmt. Aber niemals darf ein Menſch erfahren, wer dieſes Kind iſt. Dieſes Verſprechen habe ich ſeiner Mutter in die erkaltende Hand geloben und ſeinem Vater, den ich krank in Ofen gefunden, wiederholen müſſen. Wir wollen es jetzt mit nach Kremnitz führen und ihm dort eine Amme ſuchen. Es gilt für das Kind eines verunglückten Bergmannes, deſſen Witwe hier geſtorben iſt, und der wir verſprochen haben, es nicht zu verlaſſen.“

Raimund drückte das Knäbchen an's Herz und küßte es auf die Stirn, ſtill bei ſich das Gelübde thuend, ihm ein treuer Verſorger und Führer ſein zu wollen.

Jakob hatte der kleinen Sonaca mehrere Geſchenke mitgebracht und erfreute dadurch Mutter und Töchterlein. Es ſchien, als wenn er das kleine Mädchen beſonders liebgewonnen habe.

In der Frühe des nächſten Tages brachen die Reiſenden auf. Die liebliche Zaroya hatte an jeder Bruſt ein Knäbchen liegen. Karracha ritt neben ihr mit Sonaca. Veit, der ſtets merkwürdig weinerlich geſtimmt war, erzeigte ihnen alle nur erdenkliche Aufmerkſamkeiten und ſorgte für ihre Bequemlichkeit, ſoviel er vermochte. Jakob Fugger ritt, in ſich vertieft, voran; es glänzte von ſeiner gedankenreichen Stirn wie eine höhere Weihe, ſeit er das Geheimniß von den ſchönen Lippen vernommen, die nun der Tod für immer verſiegelt. Zuweilen ſchimmerte es feucht in ſeinen Augen; Marx und Raimund wechſelten nur ſelten ein leiſes Wort. Ueber Allen lag eine wehmüthige Stimmung, wie ein dunkler Schleier. Auf dieſe Weiſe erreichten ſie die tief im Thal liegende, von mächtigen waldigen Bergen umgebene Bergſtadt, deren dampfende, geräuſchvolle Hüttenwerke ſogleich verriethen, welche Adern im Schoße ihrer Höhen bluteten.

Die Reiſenden zogen durch das Thor und ritten durch die bergigen Straßen, bis ſie vor einem ſtattlichen Hauſe hielten. Veit ſtieß Raimund an und zwinkerte pfiffig lächelnd und verſtohlen auf das Haus deutend mit den Augen. „Das iſt die Fugger'ſche Münzſtätte,“ flüſterte er. „Da wohnen wir.“

Er hatte noch nicht ausgeredet, da wurde die Thür geöffnet, und die Baſe Anna eilte mit freudigem Ausrufe heraus, ein junges, blühendes Weiblein, deren Geſtalt ihre bald zu erfüllenden Mutterhoffnungen verrieth, und hinter ihr kam ein feines Mägdlein, das eben in der Entwicklung zur Jungfrau begriffen war, eine kleine, niedliche, freundliche Geſtalt, die verſchämt von fern ſtehen blieb, und die ſchönen Augen ſittig zu Boden ſchlug.

Anna begrüßte den Ohm und die Vettern mit herzlichen von Freude überquellenden Worten, bis ſie die Trauerkleider an ihnen gewahrte und den Tod ihres Ohms Georg erfuhr. So wurde der helle Strom der Freude auf einige Minuten getrübt. Aber die Luſt des Wiederſehens ſchlug doch wieder durch und ſie rief: „Ach, wie wird mein Mann ſich freuen über den unverhofften Beſuch! Er iſt draußen in der St. Joſephsgrube und ich beſchick' ihn ſogleich. — Komm' doch heran, Katharina!“ rief ſie dem holden Mägdlein hinter ihr zu. „Es iſt Katharina Turzo, die Schweſter meines Mannes,“ ſagte ſie dann zu den jungen Vettern. „Ihr, Ohm, kennt ſie ja; aber als ihr ſie zuletzt geſehen, war ſie noch ein Kind. Sie konnte nicht mit gen Augsburg zu meiner Hochzeit kommen, weil ſie eben krank war.“ Und nun nahm die freudeſelige junge Frau Raimunds Arm und flüſterte ihm, während ſie in's Haus gingen, zu: „Katharina würde ſich trefflich zu deiner

Frau ſchicken, Raimund." Und Raimund ſah nun plötzlich die hübſche Katharina mit ganz anderen Augen an.

Zaroya und Karracha mit den Kindern waren auf Jakobs Wort gefolgt. Drinnen im Gaden des Hauſes ſprach jetzt Jakob zu ſeiner Nichte: „Wir bringen dir außer der Trauerbotſchaft die freundlichſten Grüße von deinen Eltern und Geſchwiſtern, die alle wohlauf ſind. Aber auch einen Zuwachs zu deiner Familie haben wir dir mitgebracht, bevor du noch ſelbſt dafür geſorgt. Der Himmel hat deinen Schoß geſegnet und wird dir bald ein liebes Kind ſchenken, ſo bitt' ich fein, du wolleſt dich einer armen Waiſe erbarmen und ſie in dein Haus aufnehmen. Wir haben unterwegs eine arme Bergmannsfrau in Kindesnöthen getroffen und ſie hat uns ſterbend ein Knäblein geſchenkt, das Marx getauft und Raimund aus dem Becken gehoben und ihm ſeinen Namen gegeben hat. Dadurch iſt uns das Kindlein gar lieb und werth geworden. Und ſo ſteht an dich unſere freundliche Anſprache, du wolleſt das Kind mit deinem eignen, ſo ihnen Gott das Leben läßt, aufziehen."

Anna nahm gerührt die kleine Waiſe aus Zaroya's Händen, küßte ſie und ſprach: „Ja, lieber Ohm, das will ich mit Freuden. Kann ich doch dadurch einen kleinen Theil der großen Schuld der Dankbarkeit abtragen, die ich Euch zolle, und mein guter Mann wird mir mit Freuden beiſtimmen. Ich werde das arme Büblein halten, wie mein eigenes Kind. Sieh doch, Katharina, es lächelt mit mir. Es iſt ja ein herziger Engel."

„Und es heißt Raimund?" fragte Katharina erröthend.

„Wär' es Euch vielleicht dadurch auch werth, ſchönes Bäschen?" fragte ſie Raimund Fugger.

„Ich liebe Kinder gar ſehr."

„O ſo theilt Euch doch mit meiner Baſe Anna in die Mutterſorgen für den Kleinen, den ich ſo gern als mein

Eigenthum betrachte! Wie ſehr würdet Ihr mich zu Dank verpflichten!"

„Gott ſegne den Knaben! Wir wollen ihn lieben und pflegen."

Anna machte ihm mit mütterlicher Geſchäftigkeit ein Bettchen, Katharina legte ihn hinein. Beide beriethen ſich über ſeine Nahrung und Pflege, und es fiel Katharinen ein, daß eine geſunde Bergmannsfrau vor einigen Wochen ein Töchterlein geboren, die ihre Bruſt gewiß auch dem kleinen Raimund reichen würde. Und ſo waren zwei junge edle Frauenherzen bemüht, dem kleinen Ankömmling ein günſtiges Geſchick zu ſtellen und ihm das Loos der Liebe zu weben.

Unterdeſſen trat der Bergmeiſter Georg Turzo, Anna's Gatte, ein kräftiger Magyare mit ſchwarzem Schnurrbart, haſtig herein und umarmte die lieben Verwandten. Auch er begrüßte den kleinen Fremdling mit herzlicher Liebe und gelobte dem Ohm Jakob und den Vettern Marx und Raimund, für ihn zu ſorgen wie ein Vater.

Die Geſchenke wurden ausgepackt und übergeben. Nun kam auch der Kammerrath Johann Turzo, Georgs Vater, ein würdiger Herr, und begrüßte ſeinen Freund Jakob Fugger und deſſen Neffen als liebe Verwandte gar herzlich. Veit Schellenberger aber ſchlich ſchmunzelnd im Hauſe herum und erneute alte Bekanntſchaften. Plötzlich erhob ſich ein Getümmel auf der Hausflur; Veit ließ ein helles Gelächter erſchallen. Die Thür ging auf, und Toni, der Bergknappe, ſchlug Purzelbäume, wieherte wie ein Pferd, jauchzte, jodelte wie ein Tyroler, küßte Herrn Jakob Fugger's Rock und die Hände der Neffen, umarmte ſeine Großmutter Karracha, die mit dem Kammerrath, als ihrem alten Bekannten und Freund aus der Zeit ihrer Jugendliebe, ſich unterhielt. Jakob langte den Wecken hervor, den ſeine Ehewirthin dem loſen Rangen ſchickte, und er machte dafür allerhand tolle Streiche. Kaum hatte der ſchwarze Burſche, der ziemlich emporgewachſen war, von dem kleinen Raimund gehört, als er hinzulief, ihn küßte und rief: „Den will ich halten wie meinen Augapfel. Ja ich will ſein Knecht ſein und von mir ſoll er reiten und ſchwimmen, fechten und ſingen lernen, wie Ihr, Herr Raimund, es von der Schwammnaſe, dem alten Veit gelernt habt. Hurrah, Raimund Mohr!“

So heiter und ſchön war das Familienbild, welches ſich um den kleinen Weltbürger gruppirte, den ein merkwürdiges Geſchick in Windeln hierher verſchlagen. Die Liebe trat ihm aus allen Herzen als ein helfender Engel entgegen.

Jakob Fugger entließ die beiden Zigeunerinnen reich beſchenkt; Zaroya erhielt einen werthvollen goldenen Ring von ihm, die kleine Sonaca ein goldenes Krucifix, das er ihr mit den Worten an den Hals hing: „Mögeſt du bei ſeinem Anblick immer fromm und gut bleiben und dich Jakob Fugger's erinnern!“

Die Zigeunerfamilie verließ, von Toni begleitet, Kremnitz. Raimund Fugger ſtand mit Katharina Turzo oft an des kleinen Pathen Wiege, den die Bergmannsfrau nährte. „Er ſoll unſer Sohn ſein!“ flüſterte er der erröthenden Jungfrau zu.

## 10.

## König Philipp in der Falle.

Faſt waren drei Monate ſeit der Landung des kaſtiliſchen Königspaars an der engliſchen Küſte vergangen und noch verweilten Philipp und Juana am königlichen Hofe in Windſor. Alle erdenkliche Luſtbarkeiten waren vom

König Heinrich angeſtellt und Ritterſpiele und Bankets, Feſte zu Land und zu Waſſer mit dem höchſten Glanze ausgeführt worden, um den jungen, vergnügungsſüchtigen König angenehm zu unterhalten und zu beſchäftigen; eine reizende Hofdame hatte ihn, wie man wiſſen wollte, auf König Heinrichs Befehl zu feſſeln verſtanden, und Philipp und ſeine Günſtlinge erwachten kaum aus dem Taumel der Ergötzlichkeiten, um gleich wieder von neuerem und ſchönerem Rauſche befangen zu werden. Ein großes Kapitel des Hoſenbandordens war gehalten, und Philipp mit prachtvoller Feier zum Ritter deſſelben ernannt worden. Er hatte dagegen den jungen Herzog Heinrich von Cornwallis zum Ritter des goldenen Vließes geſchlagen. Der alte Freundſchaftsbund zwiſchen den Kronen England und Kaſtilien ward mit großer Ceremonie erneuert und ein neuer Bundesbrief ausgefertigt und von beiden Königen unterſchrieben und beſiegelt. Ebenſo wurde eine Doppelheirath zwiſchen ihnen verabredet. König Heinrich hielt nämlich bei Philipp um die Hand der Erzherzogin-Statthalterin Margaretha, verwitweten Herzogin von Savoyen an, die ihm mit Freuden zugeſagt wurde, und Philibert von Vere und ein engliſcher Hofherr wurden als Geſandte nach Brüſſel an die Statthalterin geſchickt, um ſie mit ihrem neuen glänzenden Looſe bekannt zu machen. Es ſchien, als ſolle dieſe ausgezeichnete Frau, trotz aller unglücklichen Hinderniſſe, dennoch einen Königsthron beſteigen. Auf gleiche Weiſe wurde die Verlobung des jungen Prinzen Karl, Herzogs von Luxemburg und Infanten von Kaſtilien, Philipps älteſten Sohnes und Nachfolgers, mit der kleinen Prinzeſſin Margaretha von England, Heinrichs VII. Tochter, verabredet, da die Verlobung dieſes Prinzen mit der Prinzeſſin Claudia von Frankreich durch die feindlichen Schritte ihres Vaters, des Königs Ludwig XII., gegen Philipp ſich wieder zerſchlagen hatte.

Trotz aller dieſer Herrlichkeiten gab es in Philipps nächſter Umgebung ſcharfe Augen, die ſich von König Heinrichs feſtlicher Prachtausſtellung nicht verblenden ließen und durch den glänzenden Schimmer fürſtlicher Luſt und Freundſchaft hindurch die Zweideutigkeit dieſer geräuſchvollen Gaſtfreundſchaft und deren Gefährlichkeit für Philipp erkannten. Ein Paar ſolcher ſcharfſehender Augen gehörten Don Manuel, deſſen eigene Schlauheit von der des Königs Heinrich nicht getäuſcht werden konnte. So oft er zur Abreiſe trieb — und ihm lag Alles daran, den leichtſinnigen König bald nach Kaſtilien zu führen, ſollten nicht die koſtbaren Früchte ſeiner Pläne und Machinationen in's Ungewiſſe geſtellt werden, ja vielleicht ganz verloren gehen —'immer ſah er zu ſeinem größten Verdruſſe ein neues glänzendes Hinderniß vom König Heinrich in den Weg geſchoben; immer mußte er hören, wie dieſer kluge Monarch und bewundernde Freund Ferdinands des Katholiſchen ſich Philipp zum Vermittler zwiſchen ihm und ſeinem Schwiegervater anbot, ja aufdrängte und dem Könige von Aragonien in jeder Weiſe das Wort redete, ſo daß es endlich dem ſcharfſichtigen Kaſtilier kein Geheimniß bleiben konnte, welch eine Rolle eigentlich ſein junger König am engliſchen Hofe ſpiele. Die Schiffe waren längſt wieder hergeſtellt, die Soldaten, die untere Bedienung, das Gepäck war allmälig — ein Schiff nach dem andern — nach Kaſtilien abgegangen, das Königspaar wurde immer mit neuen Feſtlichkeiten zurückgehalten. Viele von den flandriſchen Herren machten lange Geſichter, und man ſah ſie oft zuſammenflüſtern und mißtrauiſche Blicke auf die engliſchen Gaſtfreunde werfen. Philibert von Vere kehrte von Brüſſel mit einer kühlen diplomatiſchen Antwort der Erzherzogin-Statthalterin zurück, die weder zu, noch abſagte; es liefen mahnende Boten von Kaſtilien ein; Alles drängte zur Abreiſe, und doch war kaum von dieſer die Rede.

Endlich verabredete ſich Don Manuel mit dem Pfalzgrafen Friedrich, ihrem Könige die Augen zu öffnen. Da er ſtets von einem Gliede der engliſchen Königsfamilie oder von einem Großen des Inſelreichs umgeben war, ſo benutzten ſie eine große Falkenbeize, an der die Königin, die Prinzeſſin von Wales und die Hofdamen Theil nahmen. Philipp verfolgte einen Reiher auf flüchtigem Roſſe und kam dadurch weit von der Geſellſchaft ab; Don Manuel und der Pfalzgraf ritten ihm ſchnell nach, und, als ſie ihn erreicht hatten, nahm der Erſtere ſogleich das Wort. „Ich wollte, Ew. Majeſtät Schiff liefe ſo ſchnell den Küſten Kaſtiliens zu, als Euer Pferd dieſem Reiher nach; denn fürwahr, wenn Ihr hier auch die ſtattlichſten Vögel beizt, dort gibt es doch für Euch köſtlichere Beute zu erjagen.“

„Ihr habt recht, Don Manuel,“ verſetzte der König; „wir müſſen fort von dieſer Inſel, auf der wir eigentlich nichts zu thun haben, und fürwahr wir ſind ſchon länger geblieben, als ſich ziemt und unſerer Sache dienlich iſt. Ich bitt' Euch, beſtellt die Abreiſe.“

„Wenn es am Beſtellen läge,“ entgegnete der Spanier bedenklich; aber —“

„Aber? Warum ſtockt Ihr?“

„Wenn wir nur fort könnten,“ fügte der Pfalzgraf hinzu. „An unſerm Willen ſollte es nicht liegen; aber —“

„Auch du ein Aber ohne Folge? Was bedeutet das? Warum ſollen wir nicht fortkönnen? Was hindert uns an der Abreiſe?“

„Ich fürchte, der Wille Sr. Hoheit des Königs von England,“ verſetzte Manuel.

„Dieſer freundſchaftliche Wille iſt mit Ernſt zu beſiegen. Wir haben ſeine Gaſtfreundſchaft ſchon mißbraucht.“

„Glaubt Ew. Majeſtät wirklich an einen freundſchaftlichen Willen von dieſer Seite?" fragte der Pfalzgraf.

„Scheint es doch, als glaubtet ihr Beide an einen feindſeligen? Erklärt Euch deutlicher!"

„Nun denn, da Ew. Majeſtät befiehlt, ſo wollen wir unſere Meinung nicht verſchweigen," ſagte Manuel, „wir haben triftige Gründe anzunehmen, daß Ew. Majeſtät vom Könige dieſes Landes als Gefangener betrachtet und gehalten wird zu Gunſten des Königs von Aragonien."

Der König erſchrak, ein dunkles Gefühl, das er ſeit einiger Zeit gehegt, wurde ihm plötzlich klar und ſagte ihm, daß dem wirklich ſo ſei. Doch verſuchte er zu widerſprechen. Aber ſeine beiden Begleiter zählten ihm alle Gründe her, wodurch ſie ſich zu ſolcher Annahme berechtigt glaubten, und Philipp überzeugte ſich nur zu gut, daß ſie recht hatten.

„Wir müſſen fort!" rief er ſtürmiſch. „Nächſten Montag müſſen wir abſegeln. Ich werde es heute noch dem Könige ſagen."

Es geſchah; aber an König Heinrichs ſchmeichleriſchen Antworten erkannte König Philipp nur zu gut, daß es nicht weit mehr zu einer ernſtlichen Erklärung ſeines Gaſtfreundes ſei. Er wurde von großer Zaghaftigkeit und Muthloſigkeit befallen und ſah mit Schaudern ſeine Lage für noch weit ſchlimmer an, als ſie wirklich war.

Heinrich ſagte: „Es iſt ja noch Vieles zwiſchen uns zu ſprechen und abzumachen, und ich glaube, ich habe Euch noch nicht genug Beweiſe meiner Freundſchaft und Zuneigung gegeben und noch nicht jeden unfreundlichen Gedanken in Euerer Seele gegen mich zerſtreut und in ſein Gegentheil verwandelt."

„Hätt' ich je einen unfreundlichen Gedanken gegen Ew. Hoheit gehegt?" fragte Philipp betroffen.

„Ich weiß es nicht und glaub' es nicht," verſetzte der ſchlaue König von England, „aber Ihr würdet mich ſehr zu Dank verbinden, wenn Ihr mir den Herzog von Suffolk, der ſich in Euerer Gewalt befindet, ausliefertet.“

Philipp erkannte mit großer Beſtürzung, daß der König Alles wußte, was in Bezug auf Suffolk in den Niederlanden geſchehen war, und er dachte ſogleich, daß Antonio Gebes an ihm zum Verräther geworden ſein dürfte.

„Aber Ihr würdet dem armen Manne an's Leben kommen,“ erwiderte er kleinlaut.

„Nicht doch!“ ſagte Heinrich. „Ich geb' Euch mein königliches Wort zum Pfande, er ſoll nicht an Leib und Leben geſchädigt werden, ſondern ebenſo ehrliches Gefängniß haben, wie Ihr ſelbſt ihm gegeben. Ich kann unmöglich dulden, daß man in einem Nachbarlande daran denkt, den durch mich beſchwichtigten Bürgerkrieg in dieſem meinem Lande wieder wach zu rufen und mir einen Gegenkönig auf den Hals zu ſchicken. Wenn es die Beſtimmung Euerer ſchönen Schweſter iſt, Königin von England zu werden, ſo will ich ſie lieber ſelbſt dazu machen, wie ich mich Euch ſchon erklärt, und es mögen zur Verwirklichung dieſes Plans Ströme von Wein, aber kein Tropfen Blut in England fließen. Ihr ſeht, daß ich ſchon Euerer Schweſter wegen den Herzog von Suffolk haben muß.“

„O er würde ſo gern in England leben, er hegt die größte Sehnſucht nach dem Vaterlande, es iſt ſein höchſter Wunſch dahin zurückkehren zu dürfen!“

„Wolan, ſo laßt ihm ſagen, daß ich Euch für ihn ein ruhiges und bequemes Leben zugeſichert. Er ſoll es beſſer haben als ich in England. — Genug, ich erachte dieſe Sache als abgemacht zwiſchen uns. Doch auch den bereits beſprochenen Handelsvertrag zwiſchen England und Niederland haben wir abzuſchließen, eh' Ihr reiſt. Und wollt Ihr denn endlich jede Vermittlung zwiſchen Euch und dem König von Aragonien zurückweiſen? Euere Jugend, die das Land, zu deſſen Beherrſcher Ihr berufen ſeid, noch ſo wenig kennt, würde wohl thun, ſich von der Erfahrenheit und weiſen Mäßigung Eueres Schwiegervaters leiten zu laſſen."

„Wenn mich König Ferdinand Kaſtilien regieren läßt," entgegnete Philipp unmuthig, „ſo will ich meine Perſon immerhin von ihm leiten laſſen. Auf dieſe Bedingung mag Ew. Hoheit Güte zwiſchen ihm und mir vermitteln, aber durchaus auf keine andere." —

Philipp berieth ſich mit ſeinen Vertrauten; er war entſchloſſen, Opfer zu bringen, um wieder aus der mit Blumen verdeckten Falle zu kommen, in die ihn ein ſehr unzeitiger und widerwärtiger Seeſturm getrieben, und er war ſchwach genug, den edeln unglücklichen Suffolk zu einem dieſer Opfer zu beſtimmen. Er ſchrieb an den Herzog, der König Heinrich ſei zu jeder Ausſöhnung mit ihm bereit und verſpreche ihm ein ſorgenfreies, glückliches Loos im Vaterlande; er möge alſo unverweilt herüberkommen. Dieſen Brief legte er dem König Heinrich vor, zugleich aber auch einen heimlichen Befehl an Chièvres, falls der Herzog ſich nicht freiwillig nach England einſchiffe, ihn mit Gewalt nach London führen zu laſſen.

Der ſchlaue Eigennutz des Königs von England war inzwiſchen damit noch nicht befriedigt. Er drängte ſeinem Gaſtfreunde die Unterſchrift eines Handelsvertrags zwiſchen Flandern und England ab, der ſo große Nachtheile für Philipps Stammland zur Folge hatte, daß er hier nur „die böſe Dazwiſchenkunft" genannt wurde, auf des jungen Königs unbeabſichtigte Landung in England hindeutend. Philipp unterſchrieb, um nur loszukommen, und gab durch dieſe beiden Zugeſtändniſſe der Welt Gelegenheit, ſowol an ſeiner Ehre, als an ſeiner Staatsklugheit zu zweifeln.

Fürwahr die Auslieferung des Herzogs von Suffolk iſt ein unvertilgbarer Flecken in Philipps Leben. Bald nach ſeiner Abreiſe von England langte der Herzog dort an, getrieben von Liebe und Sehnſucht zum Vaterlande. Ein Gefängniß erwartete ihn. So lange Heinrich VII. lebte, hielt er zwar ſein dem Könige von Kaſtilien gegebenes Wort; als er aber drei Jahre ſpäter in männlichem Alter ſtarb, hatte ſein charakterloſer, von zügelloſen Leidenſchaften beſeſſener achtzehnjähriger Sohn und Nachfolger Heinrich VIII. nichts Eiligeres zu thun, als zur Sicherung ſeiner Herrſchaft den alten, ruhigen, unſchuldigen Herzog Suffolk enthaupten zu laſſen.

## 11.

## Philipps Stern im Steigen.

Am 28. April landete das Königsſchiff mit Philipp und Juana in Corunja, einem kleinen Hafen im nordweſtlichen Winkel Galiciens. Die Fahrt war glücklich von Statten gegangen, aber ſeit zwei Wochen ſchon hatten ſie die ſpaniſche Küſte im Auge und waren in keinen der kaſtiliſchen Häfen eingelaufen, denn Don Manuel hatte Nachricht erhalten, daß König Ferdinand in Burgos, der Hauptſtadt Altkaſtiliens, ſeine Kinder erwarte; aber nach Manuels ränkevollem Plan, dem Philipp nur allzuſehr beiſtimmte, mußte vor der Hand jede Zuſammenkunft der beiden Könige vermieden werden, bevor nicht die Stimmung des Volks genau erforſcht und erprobt war. Zeigte ſie ſich Philipp günſtig und Ferdinand abgewandt, ſo war im Rath des Königs von Kaſtilien beſchloſſen, ſich keineswegs an die mit dem Könige von Aragonien abgeſchloſſenen Verträge zu binden, ſondern die alleinige Herrſchaft zu beanſpruchen und zu behaupten. Don Manuel hatte aus dieſem Grunde den König Philipp ſogar beredet, in Portugal an's Land zu gehen. Schon war ein Bote vorausgeſandt, um den portugieſiſchen Könige, Philipps Schwager, die Ankunft deſſelben zu melden, und König Emanuel hatte bereits große Anſtalten zum Empfang des Königs von Kaſtilien getroffen. Von Portugal aus ſollten dann die Nachforſchungen und Werbungen zu Gunſten Philipps auf kaſtiliſchem Grund und Boden betrieben werden. Das widerwärtige Ränkeſpiel begann alſo ſchon, eh' der junge König nur einen Fuß an das Land geſetzt hatte. Das Schiff wurde inzwiſchen von ungünſtigen Winden verhindert, um das Landende von Galicien zu ſegeln und die ſüdliche Richtung nach der portugieſiſchen Küſte einzuſchlagen, und war ſonach endlich genöthigt, im Hafen von Corunja die Anker auszuwerfen.

Und wirklich hatte König Ferdinand ſich durch ſeine neue, ſechs Wochen vorher geſchloſſene Heirath um alle Volksgunſt gebracht.

Die ſchöne und junge Braut, die ſtolze Germaine de Foix, hatte zu Anfang des Monats März, zu derſelben Zeit, als Philipp England verließ, ihre Reiſe nach Spanien unter Begleitung des Grafen Cifuentes, der ihr von Ferdinand als Ehrencavalier zugeſchickt war, und mit einem glänzenden Gefolge franzöſiſcher und neapolitaniſcher Edelleute angetreten. An der Grenze zu Fuentarabia wurde ſie vom Erzbiſchof von Saragoſſa, natürlichem Sohne des Königs Ferdinand, mit einem zahlreichen, meiſt aus aragoniſchem und kataloniſchem Adel beſtehenden Gefolge empfangen (die Kaſtilier hielten ſich fern) und mit vieler Feierlichkeit nach Duenjas geführt, wo ſie mit dem Könige zuſammentraf. In dieſem Orte, wo Ferdinand dreißig Jahre zuvor mit Iſabella ehelich verbunden worden war, führte er ihre junge und ſchöne Nachfolgerin am 18. März ebenfalls zum Altare und dieſer Umſtand verbitterte die

Erinnerungen des Volkes an ſeine große Königin noch mehr. Es erſchien Jedermann als eine rohe Liebloſigkeit des Königs und als Mangel aller der ruhmgekrönten Verſtorbenen ſchuldigen Pietät, daß er ſo ſchnell nach ihrem Abſcheiden und gegen ſein ihr geleiſtetes feierliches Verſprechen (die Sage war allgemein verbreitet, er habe Iſabellen gelobt, ſich nach ihrem Tode nicht wieder zu vermählen) in ihrem eigenen Königreiche Kaſtilien und an demſelben Orte, wo er ſich mit ihr verbunden, eine neue, leichtſinnige und unnatürliche Verbindung ſchloß. In Kaſtilien wurde Iſabella's Andenken ſchier abgöttiſch verehrt, und ihre Aſche ſo heilig gehalten, wie ihre Perſon zu Lebzeiten, und hier ſollte das Volk eine neue Königin begrüßen, einen Sproß des franzöſiſchen Königshauſes, dem die Kaſtilier nie hold geweſen, und eine blutjunge, ſtolze Dame, von der man nichts wußte als daß ſie hinke und ſehr ſtolz ſei. Dieſes Verhältniß machte die Gemüther dem Könige Philipp geneigter, als alle Ränke Don Juan Manuels.

Ferdinand hatte ſeine junge Gemahlin verlaſſen und war unverzüglich nach Burgos geeilt, um Philipp und Juana zu empfangen. Er hatte einen Eilboten vorausgeſandt, in der feſten Vorausſetzung, das kaſtiliſche Königspaar werde in einem altkaſtiliſchen Hafen landen, um den Ort der Zuſammenkunft mit Philipp zu beſtimmen, und da er hier die Landung in Corunja erfuhr, ſo brach er ohne Argwohn nach Leon auf. In dieſer Stadt erreichte ihn aber die Nachricht von den unzweideutigen, feindlichen Schritten, welche Philipp ſogleich nach Betretung des ſpaniſchen Bodens gegen ihn unternommen hatte, und vom Zuſtrömen des kaſtiliſchen Adels zu ſeinem Schwiegerſohne. Er blieb alſo in Leon liegen, um Unterhandlungen mit Philipp anzuknüpfen. Dieſer hatte Sendſchreiben an die vornehmſten Ritter und Edelleute Kaſtiliens abgeſandt, worin er ſie mit freundlichen Worten aufgefordert, ſich für ihn zu erklären und mit ihrer Streitmacht zu ihm zu ſtoßen. Sogleich brach der ganze Adel mit ſeinem bewaffneten Gefolge auf, den jungen König zu bewillkommnen und ihm die Aufwartung zu machen; aber zugleich liefen zahlreiche Ergebenheitserklärungen von allen Ständen und aus faſt allen Städten ein. Ganz Kaſtilien trat auf Philipps Seite. Der Muth des jungen Königs wuchs mit jedem neuen Anhänger, der ſich ihm in Corunja vorſtellte, aber in demſelben Grade ward er mehr und mehr abhängig von den Häuptern ſeiner Partei und vor allen von ſeinem Günſtling Don Juan Manuel. Jeder ſchmeichelte ſich, ſeine Wünſche und Hoffnungen von der neuaufgehenden Sonne verwirklicht zu ſehen, und wandte ſich von der untergehenden ab, die ihn getäuſcht; die Mächtigern ſtellten dem jungen Könige ſogar Bedingungen, die ihr Egoismus diktirte, und er ſah ſich genöthigt zuzugeſtehen, was Manuel für gut und zweckdienlich fand.

Die erſten der kaſtiliſchen Granden, wie der Marquis von Villena und der Herzog von Najara, führten ihm wohlgerüſtete Schaaren zu, die ſie ſelbſt unterhielten, und zu den dreitauſend Mann deutſcher Lanzknechte, welche Philipp mitgebracht, hatte ſich bald ein Heer von ſechstauſend kaſtiliſcher Soldaten geſellt, ſodaß ſich der König von einer impoſanten Macht umgeben ſah. Und immer neue Schaaren zogen ihm zu; der Adel des Königreichs ſchien mit ſeinen Söldnern auf der Wanderung nach dieſer nördlichſten Provinz des Königreichs; alle Ergebenheitserklärungen, alle Huldigungen, alle Schmeicheleien, womit der Adel zu allen Zeiten, wann es galt, ſich Vortheile zu verſchaffen und Vorrechte zu ſichern, die Könige für ſich gewonnen hat, wurden dem jungen Oeſtreicher dargebracht, und bald war er berauſcht von dem ſüßen und gefährlichen Becher der Macht und des Glücks. Waren doch ſeine kühnſten Erwartungen übertroffen und gerade Ferdinands neue Vermählung, von der Philipp am meiſten für ſich gefürchtet, war ihm zum größten Vortheil ausgeſchlagen. Die gewaltige Leidenſchaft des Ehrgeizes, die ihn beherrſchte, wurde auf die glänzendſte Weiſe befriedigt, und er nahm dieſe Befriedigung als einen gerechten und ihm gebührenden Tribut des Schickſals an, als eine ihm ſchuldige Entſchädigung für den ihm aufgelegten Zwang, mit einer ungeliebten Frau verbunden zu ſein und ſein liebebedürftiges Herz dieſer politiſchen Verbindung zum Opfer gebracht zu haben. War es ein Wunder, wenn er mit dieſer Anſicht der Dinge ſeinem angeborenen Leichtſinne, ſeiner Prachtliebe, ſeiner Vergnügungsſucht den Zügel ſchießen ließ? An ſeinem überaus prächtigen Hoflager gab ein Feſt dem andern die Thür in die Hand und der ihn umgebende niederländiſche Adel, ſo leicht von Blut und Sitten, wurde gar bald zum Lehrmeiſter des jungen kaſtiliſchen Adels, ſo bedenklich auch die Aelteren, die unter ihrer ſittenſtrengen Königin Iſabella gegen die Mauren gefochten hatten und in der keuſchen Strenge und feierlichen Förmlichkeit des ſpaniſch-chriſtlichen Ritterthums aufgewachſen waren, die Köpfe zu ſolchem Gebaren ſchüttelten. In der That bot der Hof von Corunja eine der merkwürdigſten Erſcheinungen dar, eine Zuſammenſetzung aus zwei ſo äußerſt verſchiedenen Theilen, wie ſie in der Geſchichte ſchwerlich noch einmal ſtattgefunden hat. Allen andern Völkern Europa's waren die Niederländer, „die flandriſchen Herren“, wie ſie faſt immer genannt wurden, in Entwicklung und Fortſchritt zu neuer Lebensgeſtaltung weit voraus, ein Reſultat ihres Welthandels, ihrer freien ſchier republikaniſchen Verfaſſung, des üppigen und ebenen Bodens, den ſie bewohnten, und der Prachtliebe und Verſchwendungsſucht ihrer Herzöge. Das Ritterthum war bei ihnen längſt abgeblüht, und an ſeine Statt jenes aufgeputzte, ſchimmernde Kunſterzeugniß, das Cavalierthum, getreten, welches im folgenden Jahrhundert alle europäiſche Höfe mit ſeinem egoiſtiſchen, leichtſinnigen, ſittenverderblichen Gifte durchdrungen und alles friſche, wahre Leben zerſtört hat. Für „die flandriſchen Herren", dieſe Pflanzſchule der Cavaliere, gab es nichts Heiliges mehr. Die Spanier dagegen waren in der Entwicklung des Völkerlebensprozeſſes um ein paar Jahrhunderte zurück. Das romantiſche, naturwüchſige Ritterthum, das in Frankreich und Deutſchland im dreizehnten Jahrhundert von der Religionsſchwärmerei und deren Kindern, den Kreuzzügen, in's Leben gerufen worden, war in Spanien aus denſelben Urſachen erſt im funfzehnten Jahrhundert zur üppigen Blüte gediehen, und zu einer üppigern, als in andern Ländern; denn der morgenländiſch-romantiſche Geiſt der ſpaniſchen Araber, das reizendſte Kind des europäiſchen Mittelalters, hatte, vom Hauche der Poeſie erfaßt, viel Samen an die chriſtlichen Helden abgegeben. Die Kreuzzüge gegen Ungläubige fanden hier in derſelben Halbinſel ſtatt, aber dieſe Ungläubigen waren das gebildetſte und liebenswürdigſte Volk der Welt. Der Kampf war kein leichter geweſen, und es gab kein kaſtiliſches Adelshaus, das nicht von ſeinen Söhnen darin verloren hatte; nur die rauhe und tugendſtrenge Begeiſterung für die Lehre des Kreuzes hatte den Sieg über die leichtſinnigen Ritter des Halbmondes davongetragen. Dieſe keuſche Religionsſchwärmerei hatte ſich in den kaſtiliſchen Bergen erhalten, auf den ſchier unzähligen einſamen, ſtarkbefeſtigten Ritterburgen und Schlöſſern, die dem ganzen Lande den Namen gegeben*). Der kalte, in der gemeſſenſten Steifheit der Form ſich gefallende, außerordentliche Stolz des kaſtiliſchen Adels hielt mit unerbittlicher Strenge auf Würde, Anſtand, Tugend und verehrte deshalb das Andenken ſeiner großen und edlen Königin wie das einer Heiligen. Und dieſe beiden Völker, die äußerſten Extreme Europa's in moraliſcher und ſocialer Beziehung kamen in ihrem Adel hier am Hofe Philipps, des leichtſinnigſten Fürſten, zuſammen. Er war Beider König; Beide huldigten ihm, Beide erſtrebten Vortheile von ihm, und es konnte ihm nicht zur Laſt gelegt werden, daß er ſich am meiſten zu Denen hingezogen fühlte, denen er durch Geburt, Erziehung und gemeinſame Sitten angehörte. Wer vom jungen kaſtiliſchen Adel ihm alſo gefallen wollte, mußte ſich der freien Lebensweiſe der Flanderer anſchließen, und ſie war ſo verlockend, ſo verführeriſch! Die alten Granden, jene mächtigen Ricos-Hombres, mußten ſchweigend zugeben, was ſie nicht ändern konnten; ſahen ſie doch dafür im Geiſte ihre alten Privilegien wieder beſtätigt, welche ihnen Ferdinand und Iſabella ſo ſehr geſchmälert, und da ſie für die Todte ſchwärmten, ſo trugen ſie dafür allen Groll auf den Lebenden über. Indem ſie ſich von dem ſpaniſch-tugendſtrengen Ferdinand losſagten und zu dem flandriſch-ſittenleichten Philipp hielten, mußten ſie wohl oder übel auch ſeine und der Niederländer bunte, feſſelloſe Lebensweiſe mit in den Kauf nehmen, und ſie thaten es, wenn auch mit leiſem Murren, ihres Vortheils wegen.

---

*) Castilia von castellum Burg.

Philipp war übrigens freigebig mit Zuſagen und Verſprechungen und glich dadurch manchen übeln Eindruck aus, den die flandriſche Leichtfertigkeit auf die kaſtiliſch-ſtolze Sittenkeuſchheit machte. Die Meiſten gewann er durch den ſchönen Eifer, mit welchem er ſich gegen die Inquiſition ausſprach, und ganz Kaſtilien hoffte mit Zuverſicht, er werde dieſes die abſolute monarchiſche Macht des Königs ſo ſehr fördernde Glaubensgericht, welches ſchon ſo unſagliches Unglück geſtiftet, ſogleich aufheben, ſobald er alleiniger König ſei. Wirklich war Philipps innerſtem

Weſen und dem fröhlichen Geiſt der Niederländer ſolche Glaubenswuth ein Greuel. Das edle deutſche Gemüth im jungen Könige verſprach jedem wahren Verdienſt ſeine Krone, jeder Tugend Anerkennung, und die ſtolzeſten, finſterſten Granden hofften Glück und Segen von der neu aufgegangenen Sonne, wenn ſie ihnen auch grell in die Augen ſchien.

Unter dieſen Umſtänden erklärte Philipp nach drei Wochen öffentlich, daß er nicht geſonnen ſei, ſich von dem Vertrage von Salamanka binden zu laſſen, und daß er nie in ein Uebereinkommen willigen werde, das ſeinen und ſeiner Gemahlin ausſchließlichen Beſitz der kaſtiliſchen Krone im Mindeſten beeinträchtige. Ganz Kaſtilien rief dieſer Erklärung Beifall zu.

Während der lärmenden Luſtbarkeiten an Philipps Hoflager, verweilte Ferdinand, nur noch von wenigen Anhängern umgeben, ſtill und einſam in Leon. Ihm reiften jetzt die Früchte ſeiner Kunſt an dem Baume, den er ſelbſt gepflanzt und gepflegt. Von allen kaſtiliſchen Granden waren ihm allein der Herzog von Alva und der Graf Cifuentes treu geblieben; ſein eigner Schwiegerſohn, der Konſtabel von Kaſtilien hatte ihn verlaſſen. Es war ein trauriges Schauſpiel, einen noch geſtern allmächtig geweſenen König wie einen Landſtreicher durch ſein eigenes Reich ziehen zu ſehen, dem ſogar der Anblick und die Umarmung ſeiner eignen geiſteskranken Tochter verweigert wurde. An ihm ging das altdeutſche Sprichwort: „Untreu' ſchlägt den eignen Herrn!" in Erfüllung. Er nahm zu Unterhandlungen und der alten Liſt ſeine Zuflucht und beſchickte zuerſt heimlich Don Juan Manuel, als die Hauptperſon in dieſem Drama, das eine ſo ungünſtige Wendung für ihn genommen hatte, und machte demſelben die glänzendſten Anerbietungen, wenn er die kaſtiliſche Partei verlaſſen und zur aragoniſchen übergehen werde. Aber was konnte Ferdinand bieten, was den unumſchränkten Einfluß aufgewogen hätte, den dieſer ſchlaue Günſtling über ſeinen jungen Herrſcher ausübte! Nun ſandte er den berühmten Geſchichtſchreiber Peter Martyr, der, mit hohen Würden bekleidet, ſtets um ſeine Perſon war, als Geſandten an Philipp ſelbſt ab, um Vereinigungspunkte feſtzuſtellen, oder wenigſtens den Ort der Zuſammenkunft mit König Philipp zu verabreden. Philipp hörte den gelehrten Geſchichtſchreiber, dem wir die Darſtellung dieſer Begebenheiten verdanken, mit Höflichkeit an, gab aber nicht einen Finger breit von ſeinen Forderungen nach und wich einer beſtimmten Erklärung hinſichtlich einer perſönlichen Zuſammenkunft mit ſeinem Schwiegervater aus; denn Manuel fürchtete von Ferdinands überlegener Gewandtheit und Scharfſichtigkeit bei einer ſolchen Zuſammenkunft Alles für Philipps jugendliche Unerfahrenheit und weichherzige Nachgiebigkeit.

Martyr kehrte unverrichteter Sache nach Leon zurück, und Ferdinand ſandte endlich den Mann, welcher an Geiſt, Einſicht und Willenskraft der bedeutendſte, ſeiner Stellung nach der nächſte nach ihm ſelbſt in Spanien war, den greiſen Erzbiſchof von Toledo, Francisco Ximenes, an Philipp. Er hoffte, Ximenes' großartige Erſcheinung, die erhabene und ſtrenge Würde ſeines Amtes würden dem jungen König imponiren. Aber Philipp hatte vor dem Prieſter keine Ehrfurcht; er war in Glaubensſachen, wie in allen andern Dingen, ein Niederländer. Auch Ximenes ſprach vergebens, und, als er zu Ferdinand zurückgekehrt war, erkannte dieſer mit Schrecken, daß in Kaſtilien ſein Stern untergegangen ſei.

## 12.

# Philipps große Pläne.

Unter den zahlreichen adeligen Herren, welche das junge Königspaar von Kaſtilien in Corunja begrüßten, wurde eines Tages der Adelantado*) Don Bartolomeo Colombo als Abgeſandter ſeines Bruders des Amirante (Admiral) Chriſtofero Colombo gemeldet. Mit freudiger Ueberraſchung rief Philipp dem Pfalzgrafen Friedrich, der ſich eben bei ihm befand, zu: „Ha, ich habe dieſer Tage an den Admiral Colombo gedacht! Mir träumte, Jakob Fugger ging in einem düſtern, hohen Gewölbe an meiner Seite und mahnte mich mit eindringlichen Worten zur Eile in den wichtigen Angelegenheiten, die ich mit ihm beſprochen. Da nahm ich mir gleich am frühen Morgen vor, den berühmten Admiral an meinen Hof einladen zu laſſen, um ihm alles ſchmähliche Unrecht, das er von meinem durchlauchtigſten Schwiegervater hat erdulden müſſen, zu vergüten und ihn in alle Ehren und Würden einzuſetzen, die ihm einſt Iſabella feierlich verſprochen und verbrieft hat. Von Don Manuel erfuhr ich aber, der Admiral liege krank in Valladolid. Ich will hoffen, ſein Bruder bringt mir die Nachricht von ſeiner baldigen Geneſung.“

Der Adelantado trat herein, ein kräftiger Mann in den höheren funfziger Jahren, gebräunt von der Sonne Weſtindiens.

---

*) Eine Amtswürde von ſehr unbeſtimmtem Charakter, ſobald ſie nicht bloßer Titel war. Der Adelantado ſcheint in frühern Zeiten über eine Grenzlandſchaft geſetzt geweſen zu ſein und beſaß ausgedehnte richterliche Gewalt darin, ſowie den Oberbefehl des Heeres im Kriege. Doch haben ſeine Befugniſſe mit den Zeiten ſehr gewechſelt. Endlich ward das Wort zum Ehrentitel, wie bei Bartolomeo Colombo.

„Seid mir willkommen, edler Herr!“ rief ihm der König mit frohem Wohlwollen entgegen. „Euer gefeierter Name erinnert mich an eine heilige Pflicht. Ich bin von aller Kränkung unterrichtet, welche Euer Bruder für ſeine der Krone Kaſtilien geleiſteten unſchätzbaren Dienſte von des Königs Ferdinand Undank und Falſchheit hat ertragen müſſen; aber deutſche Treue ſoll ihm würdig vergelten. Ich bin zur rechten Zeit als König und Herr in dieſes Land gekommen, um jedes Unrecht wieder gut zu machen; und wem wäre größeres Unrecht geſchehen, als Chriſtophero Colombo?“

„Ew. Majeſtät Huld und Gnade rührt mich faſt zu Thränen,“ verſetzte der Adelantado. „Hätte mein armer Bruder Ew. Majeſtät königliche Worte vernommen, ich glaube, er würde davon geneſen.“

„Iſt er noch immer krank, der wackere Admiral?“

„Der Gram frißt an ſeinem Herzen. Aber nun wir die Verſicherung aus Euerm Munde haben, daß ihm Gerechtigkeit werden wird, hoff' ich ihn bald geſund vor Ew. Majeſtät ſtehen zu ſehen, um Euch ſeinen Dank abzuſtatten. Da er nicht ſelbſt kommen konnte, an ein für ſeine Thätigkeit peinliches Krankenlager gefeſſelt, ſo hat er mich als ſeinen Stellvertreter geſandt, Ew. Majeſtät die Aufwartung in ſeinem Namen zu machen, Euch ſeine Ehrfurcht zu bezeigen und ſeine Dienſte anzubieten.“

„Ich nehme ſie mit Freuden an, Don Bartolomeo. O ich habe große und herrliche Pläne mit Euerm Bruder vor, und auch Ihr, der Theilhaber ſeiner Mühen und ſeines Ruhms, werdet dabei vielfach thätig ſein. Seht, ich habe in Antwerpen einen Unterthan, den ich wegen ſeiner Eigenſchaften gar ſehr ſchätze. Es iſt Jakob Fugger von Augsburg, den man in der ganzen Welt gern den „Augsburger

Leinweber" nennt, weil er dies liebt und wirklich ein gelernter Leinweber iſt. Vielleicht habt Ihr auch von ihm gehört?"

„Wie ſollt' ich nicht, die Wechſel des Jakob Fugger gelten in Spanien und in Italien wie baares Geld, und Genua, meine Vaterſtadt, müßte nicht eine der erſten Handelsſtädte ſein, wenn es den Namen Fugger nicht zu den gefeiertſten zählen ſollte."

„Ja, ja, und wenn irgend ein Menſch auf der Welt, ſo verdient der liebe, beſcheidene Mann dieſen weitverbreiteten Ruhm. Er hat es weitgebracht, dieſer Leinweber, in ſeiner Art, ſchier ebenſo weit, wie Euer Bruder, der weltberühmte Admiral und Länderentdecker."

„Es iſt ein artiger Zufall," berichtete Bartolomeo Colombo lächelnd, „daß auch Chriſtophero Colombo's Aeltervater, unſer Ahn Giacomo Colombo in Genua, ein Leinweber war."

„Ah, ſeht doch!" rief der König. „Geſegnet ſei der Webſtuhl, von dem ſolche Männer ausgehen! Nun hört! Ich werde dieſe Leinweberſöhne mit einander bekannt machen. Sie ſind einander würdig. Und daß ſie dann die beſten Freunde werden, dafür brauch' ich nicht zu ſorgen. Ihre Geiſter werden ſich ſchnell verſtehen, achten und liebgewinnen; und aus dieſer Vereinigung wird die Welt mit Staunen große unſterbliche Dinge hervorgehen ſehen. Jakob Fugger iſt der beſte Bergmann in Europa und ein Kaufmann wie wenige noch. Er ſoll mit Chriſtophero und Bartolomeo Colombo die unterirdiſchen Schätze Indiens heben. Er ſoll mit euch den Handel Kaſtiliens und der Niederlande mit der neuen Welt ordnen. Was meint Ihr zu dieſem Plane?"

„Es iſt einer der erhabenſten Gedanken, die jemals aus einem menſchlichen Geiſte hervorgingen, und würdig des Ruhms, der Ew. Majeſtät vorausgeeilt iſt. Wie wird mein Bruder jubeln, wenn er ihn vernimmt! Wie wird er alle Qual der Krankheit mit ſtarkem Geiſte von ſich abſchütteln, um verjüngt ſeine Kräfte dem Dienſte Ew. Majeſtät zu weihen! Mit leichterm Herzen übergebe ich Euch nun ſeinen Brief. Wollet daraus ſeine Ergebenheit erkennen!“

Philipp empfing das Schreiben des Admirals, welches an ihn und die Königin Juana gerichtet war, und entfaltete es mit einer gewiſſen Ehrfurcht. Er las es laut. Der Admiral ſprach zuerſt ſeinen Verdruß aus, daß ſeine Krankheit ihn verhindere, ſich in Perſon zu den durchlauchtigſten Herrſchern Kaſtiliens zu verfügen, um ihnen ſeine Ergebenheit zu bezeigen, und bat ſie dann, ihn unter die Zahl ihrer getreueſten Unterthanen zu zählen. Dann drückte er ſeine Hoffnung aus, ſich bald durch ſie in ſeine Würden und Güter eingeſetzt zu ſehen, und gab ihnen die heiligſte Verſicherung, daß er, obgleich in dieſem Augenblick ein Raub der grauſamſten Martern, dennoch im Stande ſein werde, ihnen Dienſte zu leiſten, gegen welche alle ſeine früheren nichts ſein würden.

„Ja,“ rief Philipp feurig, und eine ſchöne und erhabene Begeiſterung ſtrahlte aus ſeinen edlen Zügen, „und dieſe Dienſte werden ferner nicht mit ſpaniſcher Königstreue vergolten werden. Sagt Euerm Bruder, daß ein Habsburger gekommen iſt, ihn zu belohnen, und wißt Ihr nicht, was das heißt, ſo fragt Männer aus Oeſtreich und Tyrol. Und dieſer Sohn Habsburgs wird ihm einen Bürger Augsburgs zuführen, und wir Drei wollen mit Gott die herrlichſten Dinge ausrichten; dies Kleeblatt ſoll eine Blume treiben, wie noch keine geblüht, und von der man nach Jahrtauſenden noch reden und ſingen wird!“ Es waren dem hochherzigen Könige Thränen in die Augen getreten, und ſeine blühende, ſchöne Geſtalt war gleichſam höher gehoben und leuchtete getragen und durchblitzt von kühnen, großen Gedanken. Er ergriff des Adelantado Hand und ſprach feierlich: „Mit Chriſtophero Colombo und Jakob Fugger will ich meines Namens Unſterblichkeit begründen!"

„Heil Euch, mein König!" rief der Adelantado. „Endlich iſt die Schmach vom Namen Colombo in Kaſtilien genommen. Wir brauchen nicht mehr zu beklagen, daß Iſabella zu früh für uns ſtarb. Chriſtophero wird Gerechtigkeit am Throne finden; er wird ſeine Würden und Güter wieder erhalten, um die ihn die Bosheit ſeiner Feinde gebracht!"

„Und die Treuloſigkeit eines wortbrüchigen Königs!"

„Sechs Jahre ſind's, ſeit wir von dem ſchändlichen Bovadilla in Ketten nach Spanien gebracht wurden."

„Und was wurde dem edeln Dulder, dem unſchuldigen Helden von den beſchämten Königen Alles verſprochen! Und was iſt davon gehalten worden!" rief Philipp im gerechten Zorn. „Ich weiß Alles! Ich kenne die Treuloſigkeit und Falſchheit, womit König Ferdinand den verehrungswürdigen Admiral hinhielt und mit verächtlicher Zweizüngigkeit wol Colombo's Unſchuld anerkannte, aber ihn nicht wieder in ſeine Würden einſetzte, weil der große Mann ihm unbequem war. Aber es gibt noch Könige, die menſchliche Größe zu ſchätzen und Männer nach Verdienſt zu belohnen wiſſen. Seht, wie weit es der ſchlaue Ferdinand mit ſeinen Künſten gebracht hat! Ein armſeliger, verachteter Menſch iſt er. In Kaſtilien gebeut jetzt Philipp von Oeſtreich, und einer der Erſten an ſeinem Throne wird Chriſtophero Colombo ſein!"

Der Adelantado küßte des Königs Hand, auf die er eine Thräne fallen ließ, und beurlaubte ſich, um auch der Königin die Aufwartung zu machen.

Philipp umarmte den Pfalzgrafen. „Fritz!" rief er, „es iſt doch ein großes und ſchönes Loos, König zu ſein und die geſchmähte Größe zu ſich emporzuziehen, die geläſterte Unſchuld vor aller Welt anzuerkennen, das undankbar behandelte Verdienſt öffentlich und glänzend zu belohnen. O wie zuckt mir das Herz vor Freude, dieſem von feiger, gleißneriſcher Königsliſt ſchwergekränkten Helden den ſtrahlenden Kranz des Verdienſtes auf das Haupt zu drücken! Dieſes einzigen gemißhandelten Mannes willen danke ich Gott, daß ich König von Kaſtilien bin; aber wahrlich kein feiner, ſtaatskluger Ferdinand ſoll mir ein Wort in mein Regiment reden dürfen. Colombo und Fugger ſollen die Säulen meines Thrones werden und durch ſie will ich den Lohn ernten, den mein zertretenes Herz als Juana's Gemahl verdient und beanſprucht.“ —

Einige Tage ſpäter brach der kaſtiliſche Hof mit großer Begleitung auf, um ſich in das innere Land zu begeben; um aber Leon, wo Ferdinand noch verweilte, zu umgehen, wurde die Reiſe über San Jago de Kompoſtella und Orenſe genommen. In jeder Stadt verweilte das Herrſcherpaar einige Tage, um die Huldigung anzunehmen; in der erſtern, um am Grabe des ſpaniſchen Apoſtels zu beten. Dann gingen ſie über die Grenze Galiciens und verweilten in Puebla de Senabria. Hier wurden ſie von neuem mit Botſchaften und Briefen Ferdinands beſchickt, die alle ſehr höflich waren und durchaus auf eine perſönliche Zuſammenkunft drangen. Philipp trieb dagegen zur Weiterreiſe; er wollte ſchnell über Benavente nach Valladolid, um mit dem Admiral Colombo zu ſprechen, hierauf einige Wochen in Burgos verweilen und dann ſollte die Reiſe über Segovia und Madrid nach Toledo fortgeſetzt werden. Von da gedachte Philipp nach Kordova und Granada zu gehen. Don Juan Manuel ſah inzwiſchen ein, daß es ein allgemeines Aergerniß geben würde, wenn man die Bitte des Königs Ferdinand um eine perſönliche Zuſammenkunft mit Philipp gänzlich unberückſichtigt ließe, da ſich beide

Könige jetzt ſo nahe waren, und ſo beſchloß er die Verhandlung fortzuſetzen, vielleicht mit der geheimen Abſicht, ſie in die Länge zu ziehen und dabei einen ſchicklichen Grund aufzufinden, ſie abzubrechen und die Zuſammenkunft zu verweigern.

Philipp, über dieſen Aufenthalt ärgerlich, ſagte eines Abends zum Pfalzgrafen: „Wir ſind nicht weit mehr von Valladolid; ich glaubte, wir würden ohne weitern Aufenthalt dahin gelangen. Mich verlangt's über die Maßen mit dem Admiral Colombo zu reden. Unſer Hof koſtet viel Geld, und ich will meine Freunde und Anhänger königlich belohnen. Die Schätze der neuen Welt ſollen mir dazu die beſten Mittel abgeben. Gold iſt der Grund- und Eckſtein aller großen und ausgezeichneten Werke, und ich brauche viel Gold zu den Dingen, die ich zu erſtreben und auszuführen gedenke. Und dieſes Golt ſollen und werden mir Colombo und Fugger verſchaffen. Ich kann die Zeit nicht erwarten, dem ruhmreichen Admiral, der mir Dienſte zugeſagt, welche die meinen Vorgängern geleiſteten in Schatten ſtellen ſollen, meine Pläne vorzulegen. Wer weiß, wie lange mich dieſe widerwärtigen Unterhandlungen mit dem alten, ſchlauen Fuchs von Aragon hier zurückhalten! Darum möchte ich heimlich mit dir und Bübenhoven hinüberreiten nach Valladolid und mich bei dem Admiral als mein eigner Geſandter einführen. Kein Menſch außer Euch und dem Grafen von Benavent, den wir in das Geheimniß ziehen müſſen, darf ahnen, wohin unſere Reiſe geht, und der Admiral ſoll ſelbſt nicht wiſſen, wer ich bin. Um ſo angenehmer wird er ſpäter überraſcht ſein, wenn ich ihn als König beſuche und ihm alle ſeine Würden und Ehrenſtellen übergebe und neue, größere hinzufüge."

„Majeſtät," verſetzte der Pfalzgraf, „wie wollte verſchwiegen bleiben, wenn Ihr eine Reiſe von mehrern Tagen machtet? Könnte ſie nicht Euerer Perſon Gefahr bringen? Irgend ein Verräther könnte die Nachricht dem Könige von Aragonien zutragen."

„Der Ritt muß ſchnell ausgeführt werden. Benavente iſt die Hälfte des Wegs nach Valladolid. Dort übernachten wir. Der Graf begleitet uns bis in ſeine Stadt. Am andern Tage ſtehen wir an Colombo's Bette; ich denke, er ſoll von Dem geneſen, was ich ihm ſagen werde. Ebenſo raſch ſind wir zurück. Eh' die Gefahr eintreten könnte, bin ich ihr ſchon entgangen. Selbſt der Adelantado, der ſich's an meinem Hofe wohl ſein läßt, darf nichts davon erfahren."

„Ew. Majeſtät weiß, daß ich vor keinem kühnen Wagſtück zurückſchrecke."

„So geh' und rüſte heimlich die Reiſe. Morgen in der Frühe reiten wir unter dem Vorwande, uns die portugieſiſche Grenze zu beſehen."

Der Pfalzgraf ging. Aber ſchon nach einigen Stunden trat er beſtürzt und bleich in das Schlafkabinet des Königs. „Majeſtät!" rief er mit zitternder Stimme, „ich bin leider der Bote einer traurigen Nachricht. Die Reiſe iſt überflüſſig, denn der Admiral Colombo iſt todt."

„Todt!" rief der König erſchrocken. O mein Gott, das iſt ein harter Schlag für mich!"

„Sein Bruder, der Adelantado, hat mir die Trauerkunde ſoeben mit der Bitte überbracht, ſie Ew. Majeſtät zu melden. Der große Weltentdecker iſt vorgeſtern, am 20. Mai, geſtorben. Während wir vorhin von ihm ſprachen, iſt der Bote, den ſein Sohn Diego an den Adelantado abgeſchickt, bei dieſem eingetroffen."

„O trauriges Loos, das mir nicht vergönnt, dieſem Ehrenmanne die Unbill zu vergüten, die ihm der treuloſe Ferdinand zugefügt! Fangen meine ſchönen Pläne alſo an in Erfüllung zu gehen? Wehe! Ich habe oft den Tod als meinen Freund gerühmt; beginnt er nun in Spanien ſich mir feindlich zu zeigen?“

Dieſe Todesbotſchaft machte auf den jungen König einen ungewöhnlich ſtarken Eindruck. Es ſtieg wie eine dunkle Ahnung in ihm auf, daß der Tod des Mannes, auf den er zur Ausführung ſeiner glänzenden und ehrgeizigen Pläne ſo ſtark gezählt, von ſchlimmer Vorbedeutung für dieſe hochſtrebenden Entwürfe ſein möchte, und er überließ ſich einer tiefen und aufrichtigen Trauer.

## 13.

## Auf der Alp.

Im grünen bergigen Algau, wo die Waſſer entſpringen, die nach der Donau hinabrinnen, wo die Berge höher und höher ſich gipfeln, bis die Grenzſcheide des Tyrolerlandes über ihre kahlen Häupter hinläuft, da oben auf einer hohen ſonnigen Alp wirthſchaftete eine geſchäftige Frau und ein faſt blinder Greis mit der muntern Sennin. Dieſe Frau war Eleonore, die Witwe des ſtolzen antwerpner Kaufmanns und des beſcheidenen Malers; der Greis ihr Vater. Wer hätte ſie wieder erkannt, die einſt als herrlichſte Schönheitsblume der Niederlande in königlichen Gewändern einhertrat, um deren Gunſt Fürſten gebuhlt, wer hätte ſie erkannt mit ihrem von Narben entſtellten, von Gram und Leidenſchaft durchfurchten Antlitz, in der einfachen linnenen Tracht einer Alpenbäuerin! Sie war im Aeußern durch nichts unterſchieden von der Sennin, bei der ſie Quartier genommen, und ſie ſtand dem kräftigen Weibe ſchweſterlich bei in der Abwartung des die Alp beweidenden Viehes. Die milden und wonnigen Lüfte des Heumonds fächelten belebend über die grüne Alp und lockten die duftenden heilſamen Kräuter hervor, die nur da oben gedeihen vom Wolkenkuß und Sonnenſtrahl und dem ſtärkenden Bergthau. Wenn der erſte Lichtglanz des jungen Tags durch die Klinſen der breternen Sennhütte drang, erhob ſich Eleonore vom armſeligen Heulager und eilte auf die grünen Bergmatten hinab, den Thau von den Kräutern und Gräſern zu ſtreifen, eh' ihn die Sonne aufſog; dann pflückte ſie ſolche Kräuter oder grub ihre Wurzeln aus und preßte in der Hütte die Säfte daraus. Nun harrte ſie mit kindlich liebender Sorgfalt an des Vaters Bett, bis er erwachte, um ihm ſogleich die Augen mit dem Thau zu waſchen und ſeinen Lippen die Kräuterſäfte darzubieten. Und wenn ihr der Alte mit einem Händedruck verſicherte, er habe ſchon wieder etwas mehr Licht und könne ſchon den oder jenen Gegenſtand ziemlich deutlich unterſcheiden, da flog es wol wie ein Lächeln über ihre verwelkten Züge, aber ſelbſt dieſes Lächeln war ein ſchmerzliches. War ſie doch dem blinden Vater zu Liebe mit ihm hier heraufgezogen in die ſtille Einſamkeit der Alpenhöhen, damit er hier geheilt werde von ſeinem Gebreſte. Denn dieſe Kur hatte ihm ein augsburger Arzt verordnet.

„Geſegnet ſei das Andenken meines edeln verſtorbenen Freundes Georg Fugger!" ſprach dann wol der blinde Maler mit Inbrunſt. „Er hat mir ſo viel Erbe vermacht, daß wir hier ohne Sorge leben können, und ſo werd' ich mit Gottes Hülfe auch wieder geſunden."

„Ihr mögt den geſtorbenen Fugger immer ſegnen," verſetzte Eleonore. „Er hat uns der Demüthigung überhoben, von dem Lebenden etwas annehmen zu müſſen. Dünkt mich doch dieſe Erbſchaft ſelbſt eine Demüthigung."

„Geh' nicht zu weit in deinem Stolze, Lore. Auch Jakob Fugger hat es ſtets gut mit uns gemeint."

„Es mag ſein; aber es iſt mir unerträglich, von ſeiner

Gnade zu leben. Er iſt ein Freund des ſtolzen Knaben, der mich zu Grunde gerichtet, und ich argwohne ſtets, Alles, was uns von Fugger kommt, fließt aus der Rentkammer des verbuhlten Fürſten, der jetzt durch Minnekunſt und Gleißnerei die Frauen in Kaſtilien verführt. Und ich würde eher Hungers ſterben, als die kleinſte Gabe von Philipps Großmuth empfangen. Ihr wißt, ich liebte ihn, wie ich noch keinen Menſchen liebte; Ihr wißt auch, ich haſſe ihn, wie ich noch keinen Menſchen haßte. Und deshalb mag ich nichts von der zweideutigen Freundſchaft Jakob Fuggers wiſſen."

„Gott heile mit geſunder Alpenluft dein Herz, wie meine Augen mit Alpenthau und Kräuterſaft!" ſeufzte der Greis. —

Eines Nachmittags kam die Sennin ſchier athemlos die Berghalte heraufgerannt auf die Matte, wo Eleonore eben beſchäftigt war, Heu zu machen, während ihr Vater ſich, an einen Heuhaufen gelehnt, ſonnte und alte Geſchichten plauderte, unbekümmert, ob ſeine fleißige Tochter ihn anhörte oder nicht.

„Frau," keuchte die Sennin, „es kommen vier Männer den Berg herauf, zwei davon reiten auf Maulthieren, und davon iſt einer ein Prieſter, der andere ein ſtattlich gekleideter, vornehmer Herr. Die andern beiden mögen die Diener ſein; ſie führen zwei bepackte Maulthiere, und der eine iſt ganz ſchwarz im Geſicht und ſieht aus wie — Gott ſteh' uns bei! — wie der — Teufel ſelbſt. Ich habe ſie ziemlich nahe geſehen und bin vom grauen Stock ſchnell über die Blümlismatte geſprungen, doch werden ſie bald an der Hütte ſein."

Eleonore war von dieſer Nachricht betreten. Vergebens ſann ſie nach, wer es ſein könne, wenn ihr dieſer Beſuch gelten ſollte, vergebens ſuchte ſie von der Sennin Näheres über das Aeußere der Männer zu erfragen. Einen

Augenblick dachte ſie daran, ſich vor ihnen zu verbergen und — wenn ſie nach ihr fragen ſollten — ſich von der Sennin verläugnen zu laſſen. Aber dieſe Schwäche war kaum über ſie gekommen, als ſie auch ſchon überwunden war; erfüllt von dem trotzigen Muthe vergangener Tage ging ſie entſchloſſen und keck zur Hütte hinab, wo ſie die Fremden bereits anlangen ſah. Aber dieſer Muth verwandelte ſich plötzlich in ein Gefühl ganz anderer Art, als ſie, nur noch in geringer Entfernung, in dem Prieſter den Pater Innocenz aus Antwerpen erkannte. In den Tagen ihrer größten Schmach hatte ſie dieſer Pfaffe auf die treuloſeſte Weiſe verlaſſen; ſie hatte deshalb ſchlimme Drohungen gegen ihn ausgeſtoßen, wenn er es je wagen ſollte, ihr wieder unter die Augen zu kommen. Fünf Jahre waren ſeitdem verfloſſen, aber der Groll über Innocenz' Verworfenheit trat ſo friſch und lebendig in ihre Seele, als ſeien kaum fünf Wochen ſeit ſeinem letzten Beſuche bei ihr verfloſſen, und ihre Augen ſchoſſen wüthende Blicke auf den Gegenſtand ihres Haſſes. Eh' aber ihre zuſammengepreßten Lippen Zeit fanden, ein ſtolzes Wort zu entſenden, wurden ſie von einer unerwarteten Dazwiſchenkunft an der Entledigung des in ihrem Herzen aufkochenden Zorns verhindert. Pfeilſchnell ſchoß ein Menſch ihr entgegen — ſie ſah, es war ein Neger — warf ſich ihr zu Füßen und ſtieß, den Saum ihres Linnenrockes küſſend, ein wildes Freudengeſchrei aus. Mit Staunen ſah ſie Rony, den Diener ihres erſten Gemahls, vor ſich. Das ſcharfe Auge des Afrikaners hatte ihre edle und herrliche Geſtalt von fern erkannt, eh' er ihre entſtellten Geſichtszüge und ärmliche Kleidung hatte unterſcheiden können; oder er hatte vielmehr von Beiden nichts geſehen. Die ungeheuchelte, wahrhaft herzliche Freude in ihrer natürlich heftigen Aeußerung ergriff Leonoren mit ſolcher Rührung, daß dadurch ihrem Zorne der Stachel geraubt wurde. O meine Frau, meine theure Frau!“ rief Rony zu wiederholten Malen, „wie bin ich glücklich, Euch endlich wieder zu ſehen! Aber nun, da wir Euch gefunden, ſollt Ihr es wieder gut haben. Ihr ſeid nun wieder reich und angeſehen wie erſt; Ihr tragt nun wieder ſeidne Kleider und goldne Ketten, und ich bin wieder Euer treuer Diener.“

„Faſelſt du, Rony?“ fragte Eleonore. „Hat dir die Freude, mich wieder zu ſehen, den Verſtand verwirrt, daß du ſolche tolle und unmögliche Dinge ſchwatzeſt?“

„Er ſpricht die Wahrheit liebe Baſe, — ich beſtätige ſie,“ polterte der Pater Innocenz, der unterdeſſen hinzugekommen war, mit grinſender Katzengeſchmeidigkeit und dem vertraulichſten Tone, gleichſam als hätten ſie ſich nur erſt ſeit geſtern geſehen und als wäre nie etwas Feindſeliges zwiſchen ihnen vorgefallen.

Eleonorens Züge verfinſterten ſich wieder, und ernſt und würdig fragte ſie mit gemeſſenen Worten: „Was wollt Ihr von mir, Pater Innocenz?“

„Euch zu Glanz und Reichthum zurückführen — und vor Allem — zur Rache an Euerm Todfeind — Euerm größten Beleidiger — an dem nichtswürdigen König Philipp von Kaſtilien.“

„Ich verſteh' Euch nicht,“ entgegnete Frau van der Voort mit einem verächtlichen Blick auf den Sprecher, „und Ihr ſeid wahrlich nicht der Mann, dem ich in irgend einer Sache Glauben zu ſchenken mich gedrungen fühle, geſchweige in einer ſo fabelhaften und unerhörten, wie Ihr hier vor mir auskramt.“

„O meine Frau, er ſpricht die Wahrheit!“ rief Rony eifrig. „Glaubt es mir! Ich belüge Euch nicht. Ihr ſollt Euch rächen an dem Könige, der Euch in's Elend ſtieß.“

Ihre Augen funkelten wieder unheimlich, ihre bleichen Lippen bebten und kaum hörbar glitten die Worte über ſie: „Rächen an Philipp? — Wer ſagt das?“ fragte ſie laut. „Wer bürgt mir, daß ich nicht getäuſcht werde?“

„Ich ſag' es, liebe Muhme — ich verbürge mich,“ ſtieß der Vater ruckweiſe hervor. „Aber hier iſt noch ein wichtigerer Bürge — ein Geſandter des Königs von Aragonien an Euch, Baſe — ja der mächtige König Ferdinand ſchickt Euch einen eigenen Geſandten — es iſt Don Hernandez de Villaquiran — ein kaſtiliſcher Grande. — Erkennt daraus, welch eine wichtige Perſon Ihr ſeid! — Der König läßt Euch einladen, nach Spanien zu kommen — dieſer Senjor wird Euer Ehrenbegleiter ſein — und ich werde als Euer geiſtlicher Beiſtand mit Euch reiſen. — Wollt Ihr Gold? Don Hernandez wird es Euch im Namen des Königs überreichen — wollt Ihr prächtige Kleider — wollt Ihr Geſchmeide — wollt Ihr Tand — Alles ſollt Ihr haben, ſchöner, prächtiger, als Ihr es jemals beſeſſen. — Und was Euch mehr werth iſt — Ihr ſollt die vollkommenſte Rache an König Philipp haben, Ihr ſollt allem Volke erzählen, wie er Euch verführt und elend gemacht — wie Donna Juana Euere Schönheit geſchändet — wie er ſie in Euerm Beiſein geſchlagen und mit Füßen getreten —“

„Das that er nicht.“

„Ihr müßt es aber behaupten — Ihr müßt es ihm in's Geſicht ſchleudern; mit Füßen blutig getreten — ſag' ich — und daß ſie von dieſer Behandlung den Verſtand verloren hat. — Sie hat auf dem Boden liegend ſeine Knie wimmernd umklammert — und ihn um Liebe und Barmherzigkeit angefleht — und er hat ſie angeſpieen und mit Fäuſten in's Geſicht geſchlagen, daß ſie aus Naſe und Mund geblutet — dann hat er ſie getreten, wie einen Hund — ärger noch; ſo müßt Ihr ſagen. Und die Kaſtilier werden ihn zum Teufel jagen. — Verſteht Ihr —

das iſt eine Rache — wie ſie Euch nicht wieder geboten wird.“

Eleonore ſtieß ein ſchadenfrohes, krampfhaftes Hohngelächter aus. „Teufel!“ knirſchte ſie, „du haſt mir da herrliche Dinge zugeflüſtert. — Ich will mich dir ergeben. Ich will mich rächen an dem fürſtlichen Buben. — Du weißt nicht, welch ein gräßlicher Rachedurſt mich quält. Ich lechze nach ſeinem Blute.“

„Ihr ſollt es haben, Baſe. — Laßt Euch meine Worte von Don Hernandez beſtätigen.“

Dieſer nahete der Frau jetzt mit dem förmlichen Weſen ſpaniſchritterlicher Galanterie und ließ ihr alle Höflichkeitsbezeigungen angedeihen, die in ſeinem Vaterlande eine adelige Dame von einem adeligen Herrn erwarten durfte. Auf Eleonoren machte dies Benehmen günſtigen Eindruck; ſie hatte ſeit ihrem Unglückstage die huldigenden Auszeichnungen von Seiten vornehmer Männer entbehren müſſen, die ſie erſt in ſo unbeſchränktem Maße genoſſen, und ſie hätte kein Weib ſein müſſen, wenn nicht in ihrer Seele das Begehren danach geſchlummert hätte, und wenn nicht jetzt die Stimme der Galanterie und Schmeichelei ihr Ohr und ihr Herz offen gefunden hätte.

„Edle Frau,“ ſagte der Spanier, „ich geb' Euch nicht nur die Verſicherung auf mein adeliges Ehrenwort — und es wird Euch nicht unbekannt geblieben ſein, was einem ſpaniſchen Grande dieſes gilt — ſondern ich kann es Euch auch durch Brief und Siegel Sr. Majeſtät des Königs von Aragonien beweiſen, daß man Euch dort gleich einer der erſten Edeldamen zu halten verſpricht. Es ſteht ganz in Euerm Willen, ob Ihr unter die Zahl der Hofdamen der jungen Königin Germaine wirklich aufgenommen ſein wollt. Der König ſichert Euch außerdem einen beträchtlichen Jahrgehalt zu, und er verlangt dafür nichts weiter, als daß Ihr den kaſtiliſchen Ständen, und wer ſie ſonſt hören will, die Geſchichte Eueres Mißgeſchicks erzählen ſollt.“

„Und gerade dieſe Erzählung iſt das Racheſchwert — womit Ihr dem König Philipp die Krone vom Haupte ſchlagt —“ fügte Vater Innocenz hinzu.

„Ein ſtattliches Maulthier,“ fuhr Hernandez fort, „trägt Euch von hier in unſerer Geſellſchaft nach Kaſtilien. Wir reiſen durch Frankreich. Rony iſt wieder Euer Diener. Ich habe ihn allein zu dieſem Zweck in Antwerpen geworben. Zwei Kammerfrauen ſollen zu Euerm Befehl ſein. — Jayme,“ wandte er ſich jetzt zu dem vierten Mann, welcher wirklich der Zigeuner, Karracha's zweiter Sohn und Hernandez' Bruder war, „Jayme, packe die Maulthiere ab und laß uns die Geſchenke ſehen, die ich der Senjora mitgebracht habe und ſogleich überreichen werde.“

Der Zigeuner führte den erhaltenen Befehl aus, und Eleonore verfolgte ſein Geſchäft mit glühenden Blicken, die ſie zuweilen dem Spanier und ihrem ehemaligen Beichtvater zuwandte. Der Letztere umwedelte ſie mit hündiſchen Schmeicheleien, aber obgleich ſie ihn noch eben ſo tief verachtete, wie erſt, ſo war ihr ſein kriechendes Benehmen doch nicht mehr unangenehm. Sie war plötzlich umgewandelt. Innocenz hatte ihr Rache an Philipp und daneben wieder Glanz und Reichthum verſprochen, und dieſer Ausſicht wegen war ihm Alles verziehen. — Nun wurden koſtbare Gewänder und Decken vor ihr ausgebreitet, goldnes und ſilbernes Geſchmeide aus den augsburger Werkſtätten ſtrahlte ihr entgegen; ſie wühlte und muſterte in den Schätzen und vergaß ganz die Entſtellung ihres Geſichts. Entzücken malte ſich in ihren Zügen, und ſie ſagte Alles zu, was die beiden Männer von ihr verlangten. Die Reiſe ſollte ſogleich angetreten werden. Sie lief alſo hinauf zu ihrem Vater, der immer noch im

Heuhaufen ſaß, und ſagte: „Vater, ich muß Euch auf einige Zeit verlaſſen, zu unſerm Glück, das wieder zu blühen beginnt. Wenn ich wiederkomme, will ich Euch Alles erzählen. Die Männer ſind Bekannte von mir, die mir ein vortheilhaftes Anerbieten gemacht haben.“

„Wie, Lore?“ rief der Blinde erſchrocken. „Du willſt von mir gehen und mich allein auf der Alp zurücklaſſen? Wie iſt dir das möglich? Wie kannſt du's über dein kindliches Herz bringen? Und nicht einmal ſagen willſt du mir, wohin deine Reiſe geht?“

Vergebens berief ſich der arme Greis auf ihr kindliches Herz. Stolz und Rachſucht hatten ſchon alle Stimmen deſſelben erſtickt.

„Ich ſag' Euch ja,“ rief ſie ärgerlich, „daß Ihr Alles erfahren ſollt, wenn ich zurückkomme. Ich gehe, einen Lieblingswunſch erfüllt zu ſehen, und Ihr werdet Euch darüber freuen. Die Sennin wird Euch abwarten, wie ich ſelbſt, und es Euch an nichts fehlen laſſen.“

„Lore, Lore,“ weinte der Alte, „es ahnt mir, du gehſt nicht auf guten Wegen und fürchteſt meinen Tadel; deshalb verſchweigſt du mir, wohin du willſt, und wer dieſe Männer ſind. Gib Acht, Lore, du wirſt mich nicht wieder finden, wenn du heimkommſt, und du wirſt bereuen, daß du mich verlaſſen haſt. Die Welt verlockt dich auf's neue und wird dir keinen Segen bringen.“

„Lebt wohl! Ich bleibe nicht lange aus,“ log ſie und entzog ihre Hand der ſeinigen, ſtürmte die ſteile Matte hinab und war bald wieder bei den Männern, die eben einen Imbiß nahmen. Eleonore dachte nicht einmal daran, ihrem Vater einen Becher Wein zu bringen; ſie gab nur der Sennin hinſichtlich ſeiner einige Verhaltungsregeln. Dann ergötzte ſie ihr Auge wieder an den Herrlichkeiten und ſchwelgte im Vorgenuß der Rache und des Zierprunks, die ihr in Ausſicht geſtellt waren.

Nach einer Stunde ſchon ritt ſie heiter und ſcherzend inmitten der Männer den Berg hinab. Sie hatte ihrem Vater kein letztes Lebewohl geſagt. Alle Dämonen des Stolzes, der Glanzſucht und der Hoffart, die ſie einſt beſeſſen, waren plötzlich aus dem fünfjährigen Schlummer erwacht, in welchen ſie ſie mühſam gewiegt, und der noch wildere und fürchterlichere Dämon der Rache hatte ſich zu ihnen geſellt, und ſie nahmen ihre ganze Seele in Beſchlag; wie hätte eine edlere Regung oder das Gefühl einer heiligen Pflicht darin aufkommen können! Das Unglück beſſert nur weiche, edle Seelen; den harten, granitnen Gemüthern entlocken ſeine Schläge Funken und Feuer, die die Welt in verderbliche Flammen zu ſetzen geſchickt ſind.

---

## 14.

## Zuſammenkunft der beiden Könige.

Die beiden an Schlauheit einander gleichen Hauptſpieler in dem großen Intriguenſtück in Spanien, König Ferdinand und Don Juan Manuel (denn König Philipp ſchien nur eine der Hauptperſonen, war es aber in der That nicht, ſondern nur die Puppe, welche Manuel am Draht leitete), waren endlich durch eine langſame, geſchäftig ſcheinende und mit einer ſchier lächerlichen Anzahl Briefe und Botſchaften betriebene Verhandlung dahin gelangt, daß die beiden Könige eine perſönliche Zuſammenkunft haben ſollten. Ferdinand hatte unabweisbar darauf beſtanden, und Manuel durfte nicht länger ausweichen, wollte er nicht ſeine und ſeines Königs Sache bei Adel und Ständen bloßſtellen. Denn ſchon hatten ſich unglückprophezeiende Spuren von Eiferſucht und Haß zwiſchen den flandriſchen und kaſtiliſchen Edelleuten in der Nähe des Königs gezeigt, und der ſich einander ſo ſchroff entgegengeſetzte Charakter beider Völker hatte bereits Reibungen erzeugt, die leicht bei einer Veranlaſſung Flammen hervorrufen konnten. Namentlich wurde die Bevorzugung der Flandrer bei jeder Gelegenheit den Kaſtiliern unerträglich.

Der König von Aragonien hoffte von einer perſönlichen Unterredung mit ſeinem Schwiegerſohne Alles für ſich. Er kannte ſowol ſeine geiſtigen Mittel, als Philipps lenkbaren und leichten Sinn zu gut, der alle ernſten Regierungsgeſchäfte ſcheute, als daß er nicht feſt auf einer ſolchen Zuſammenkunft hätte beſtehen ſollen; aber er wußte nicht, wie trefflich Don Manuel ſeinen Schüler unterrichtet, und welche Rieſenfortſchritte dieſer gemacht hatte.

Man kam überein, einen Platz zwiſchen Leon und Puebla de Senabria und näher dem letztern Orte zum Zuſammenkunftsorte zu beſtimmen. Es war dieſes eine Ebene mit einem Meierhofe, Remeſſal genannt, in deſſen Nähe ſich ein kleiner Eichenhain befand. Am Rande deſſelben lag eine kleine zu dem Meierhofe gehörige Einſiedelei, die faſt von allen Seiten geſehen werden konnte. In dieſem Häuschen wollten ſich die Könige mit einander beſprechen. Nun verbreitete ſich in Puebla de Senabria an Philipps Hofe das Gerücht, der König Ferdinand ſtehe im Begriff, eine beträchtliche Streitmacht in Aragonien und Katalonien auszuheben, auch ſtelle der Herzog von Alva ſeine Anhänger und Lehnsträger in Leon auf. Manuel fand es alſo für nöthig, ſich auf jeden Fall vorzuſehen, und es wurden deshalb zu der Zuſammenkunft von kaſtiliſcher Seite große Vorkehrungen getroffen.

Man war eben damit beſchäftigt, als Manuel eines Morgens beim König eintrat. „Ich habe einen kleinen, aber guten Fang in dieſer Nacht gemacht," ſagte er. „Ew. Majeſtät weiß, daß ich die Oberhofmeiſterin der Königin ſtets im Verdacht gehabt, als konſpirire ſie abermals heimlich mit der aragoniſchen Partei. Auch kann ich Ew. Majeſtät nicht verhehlen, daß ſich bereits in Neukaſtilien Bewegungen unter dem Adel gezeigt haben zu Gunſten der Königin. Man will dort ſichere Nachrichten haben, Donna Juana werde von Euch in unwürdiger und harter Lage gehalten; ſie müſſe von Euch und ihrer flandriſchen Umgebung Mißhandlungen erdulden, und es ſei Pflicht jedes kaſtiliſchen Edelmannes, ſie, als ihre rechtmäßige und angeſtammte Königin, aus Euern Händen zu befreien. Dieſe Dinge können nur von der Donna d'Ulloa ausgehen —"

„Jagt den alten Drachen fort! Schickt die Närrin dem König Ferdinand!" rief Philipp unwillig.

„Damit würden wir nichts beſſern, Majeſtät; denn dann würde das Weib erſt recht zu ſchreien beginnen und Euch halb Kaſtilien auf den Hals hetzen. Ihr wißt, je lauter Einer ſchreit und lärmt, deſto mehr glaubt man ihm, und wenn einem Schreier gar Gewalt geſchehen iſt — auch nur ſcheinbar — ſo glaubt man ihm doppelt und dreifach. Sobald Donna Franceſca öffentlich gegen uns aufträte und zwar als Märtyrin für die Königin, würde ſie eine höchſt gefährliche Feindin für Euch werden. Nein, nein, wir müſſen ſie mit dem ſanfteſten Fliegenwedel behandeln und alles aragoniſche Geſchmeis, das Honig und Gift von dieſer alten Blume zu holen kommt, von ihr abhalten. Ich habe deshalb immer ein ſcharfes Auge auf ſie gehabt und bin endlich zu einer Entdeckung gelangt."

„Hat ſie wieder eine Verſchwörung gegen mich angezettelt, ſo laſſ' ich ſie ſo lange einſperren, bis ich alleiniger König bin und mein Schwiegervater über die Grenze iſt."

„Sie iſt vorſichtiger geweſen. Man hat ſchon einige

Male ein Bürſchchen in Bauerntracht bei ihr geſehen, das ihr Früchte zuträgt. Geſtern begegnet dieſem verſchmitzten Geſicht ein Edelknabe des Marquis von Villena und erkennt in ihm einen Pagen des Königs Ferdinand."

„Ha, dacht' ich's doch!" rief Philipp ärgerlich lachend. „Habt Ihr ihn aufgreifen und unterſuchen laſſen? Habt Ihr etwas bei ihm gefunden? Laßt ihn ausſtäuben und ſchickt ihn mit ſolchem Denkzettel ſeinem Herrn zurück."

„Wir würden damit nichts gewinnen. Der Bube hat ſich äußerſt ſchlau und gewandt benommen. Der Edelknabe des Marquis redete ihn als einen Bekannten mit dem Namen an —"

„Wie heißt er?"

„Inigo Loyola; ſo ſagt der Edelknabe Alvaro Quevara. Nach des Letztern Ausſage ſind ſie Beide Basken; Quevara iſt aus Viscaya, Loyola aus Guipuzcoa. Sie haben ſich Beide gut gekannt und loſe Streiche zuſammen ausgeführt. Aber der Page ſpielte ſeine Rolle gut; keine Miene ſeines Geſichts verzog ſich, er behauptete, Quevara nicht zu kennen; er ſei ein Pächtersſohn, drei Leguas von hier, und verkaufe den Hofdamen Früchte. Der Edelknabe kam in Verlegenheit, aber er kannte den Loyola zu genau, beſonders an einer kleinen Warze über der linken Augenbraue. Seinerſeits machte er nun wieder den verſchmitzten Pagen ſicher und ſagte treuherzig, er ſehe wohl, daß er ſich geirrt und reichte dem angeblichen Bauernburſchen ein kleines Geldgeſchenk, welches dieſer mit wortreicher Dankbarkeit annahm. Quevara meldete die Sache aber ſeinem Herrn, und der Marquis ſetzte mich in Kenntniß. Ich ließ den Burſchen beobachten und brachte durch unſere verſchmitzte Verbündete, die ſchwarze Matty, heraus, daß er im Gemache der Oberhofmeiſterin zugebracht und in der Nacht eine Unterredung mit der Königin gehabt hat, die Matty an der Thür belauſchte. Loyola hat der Königin keine geringern Anträge gemacht, als ſie heimlich zu ihrem Vater zu bringen, d. h. zu entführen. Sie hat es aber aus Liebe zu Euch beſtimmt abgelehnt. Ich ließ ihn feſtnehmen; aber er läugnete mit der größten Dreiſtigkeit Alles. Nie hab' ich ein durchtriebeneres Geſicht geſehen. Unterdeſſen hat aber Quevara noch zwei andere junge Edelleute, ebenfalls Basken, aufgetrieben, die den Loyola auch kennen und ihn im aragoniſchen Hofſtaate mehrmals geſehen haben. Ja zufällig iſt geſtern Abend der Sohn des verſtorbenen Admirals Colon*) hier angekommen, Namens Diego, um ſich der Gnade Ew. Majeſtät zu empfehlen, und dieſer war ebenfalls Page des Königs Ferdinand.“

„Bringt mir den ſchlauen Bauerjungen und haltet auch die andern bereit, um ihn zu überführen, falls er läugnet.“

Nach einer Viertelſtunde wurde ein ſtämmiger, geſchmeidiger Burſche in galiciſcher Bauerntracht mit äußerſt klugen, aber frechen Augen und höchſt ausdrucksvollen Geſichtszügen in das Zimmer des Königs geführt. Don Manuel begleitete ihn.

„Wie heißt du?“ fragte ihn der König.

„Juan Bravo.“

„Woher biſt du?“

„Aus Fuentahermoſa, einem kleinen Dorfe in Galicien, drei Leguas von hier. Dort iſt mein Vater, ein armer Pächter.“

„Und doch kann er die baskiſche Mundart nicht verläugnen, ſo ſehr er ſich auch bemüht,“ bemerkte Manuel.

„Mein Vater iſt ein Baske,“ ſagte der Burſche keck; „er hat ſich nach Galicien verheirathet.“

„Wie alt biſt du?“

„Funfzehn Jahre.“

---

*) Spaniſche Benennung Colombo's.

„Was bewog dich, in einem Zimmer der Donna Franceſca d'Ulloa zu ſchlafen?“

„Dieſe hohe Dame iſt meine Gönnerin, weil ich ihr immer die ſchönſten Früchte bringe. Sie weiß, daß ich arm bin, und ſie wollte mir eine Ausgabe erſparen.“

„Du hätteſt doch noch nach Hauſe gehen können.“

„Es war ſpät, und Donna d'Ulloa gab mir zu eſſen. Ich mußte lange darauf warten und heute wollte ich einige kleine Einkäufe für meine Mutter machen.“ Das Alles ſprach der Burſche mit der größten Treuherzigkeit.

„Ich weiß aber,“ donnerte ihn jetzt der König plötzlich an, „daß du Inigo Loyola heißt, aus Guipuzcoa gebürtig und ein Page des Königs von Aragonien biſt, ſowie daß du in der vorigen Nacht die Königin haſt beſchwatzen wollen, mit dir zu ihrem Vater zu fliehen.“

Nicht das leiſeſte Zucken, kein Farbenwechſel war im Geſicht des Burſchen bemerkbar. „Wär' ich's doch!“ verſetzte er ruhig und gleichgültig. Der König winkte, und vier junge Leute traten herein. Ein hoher ſchlanker Jüngling ging auf den Gefangenen los und ſagte: „Ei, Inigo, macht Ihr hier auch Euere Streiche? Fürwahr Ihr haltet etwas auf den Ruhm, der verwegenſte von allen Pagen des Königs Ferdinand zu ſein. — Ich bin Diego Colon, der Sohn des verſtorbenen Admirals,“ wandte ſich der Sprecher an den König, „und mit Loyola zugleich Page am aragoniſchen Hofe. Wir waren über ein Jahr Stubengenoſſen, aber ich konnte ſeinen Liſten nichts entgegenſetzen.“

Die andern Drei erkannten den Gefangenen ebenfalls für den jüngſten Sohn eines Edelmannes in der Provinz Guipuzcoa.

„Nun ja, ich bin's,“ ſagte dieſer endlich mit derſelben Ruhe, als er ſah, daß Läugnen nichts mehr half. „Was iſt's weiter?“

„Was haſt du hier und bei Donna d'Ulloa und der Königin zu ſchaffen?" fragte der König zornig.

„Mich trieb die Sehnſucht hierher, meine angeſtammte Königin zu ſehen und zu verehren."

„Du lügſt abermals. Du biſt ein Bote des Königs Ferdinand, um die Königin zu entführen."

„Ich bin es nicht. Mein Vater lehrte mich Ehrfurcht vor meinem König. Donna Juana iſt mein König. Es ließ mir nicht Ruhe; ich mußte ſie ſehen. Iſt das ein Verbrechen?"

„Warum kamſt du in dieſer Verkleidung?"

„Wär' ich als Page gekommen, wär' es mir noch ſchlimmer ergangen. Ich habe die Königin geſehen und bin glücklich. Mögt Ihr nun mit mir machen, was Ihr wollt. — Wenn ich der Königin verſprach, ſie zu ihrem Vater zu führen, wollte ich ihrem Herzen eine Ritterpflicht erweiſen. Ich würde mein Leben für ſie hingeben, wenn es ihr nützt."

In dieſem Augenblick trat die Königin haſtig ein. Sie war in ihr altes, dunkles, unſchimmerndes Kleid gekleidet, das man ſie nie vermögen konnte abzulegen. Loyola warf ſich vor ihr nieder. Die andern jungen Edelleute beugten das Knie. Juana umarmte ihren Gemahl mit rührender Zärtlichkeit, und ihr Auge haftete mit jenem ſüßen flammenden Ausdruck leidenſchaftlicher Liebe auf ſeiner reizenden Geſtalt, der ſich ſtets darin zeigte, wenn ſie ihn ſah. „Thu' ihm nichts zu Leide, Philipp!" bat ſie rührend, „er iſt ſo ein artiges Kind. Thu' ihm nichts, ich beſchwöre dich bei meiner Liebe!"

„Er hat Euch Briefe von Euerm Vater gebracht, Juana," ſagte der König mit einer Strenge, die von ihrem kindlich rührenden Tone ſtark abſtach.

„Nein, nein, Philipp; er hat mir nichts gebracht. Er hat nur meinen Rock geküßt. O mein geliebtes Herz, laß dich erbitten!" Und ſie ſank in die Knie und hielt ihn umarmt.

„Welch ein unwürdiges Benehmen!" rief der König mit Verdruß. „Ihr ſeid ſtrafbar, hinter meinem Rücken ſolche Beſuche anzunehmen. Stets redet Ihr von Eurer Liebe zu mir, und ſtets thut Ihr Dinge, die ſich ſchlecht mit ſolcher Liebe vertragen."

„O zürne mir nicht! Zürne mir nicht, geliebter Gatte!" Und ſie drückte leidenſchaftliche Küſſe auf ſeine Hände.

„Geht!" herrſchte ihr der ſchöne und kaltſinnige Gegenſtand dieſer Zärtlichkeit zu. „Euer Schützling ſoll frei ſein." Und zu Loyola gewandt: „Du haſt es in der Schule, in der du aufgewachſen biſt, ſchon weit gebracht. Fahre nur fort und du wirſt die ſpaniſche Kunſt zu Ehren bringen*). Geh' und ſag' deinem Lehrmeiſter, ich verachte dieſe Kunſt und deutſche Treue werde dennoch über ſie ſiegen." Loyola entfernte ſich.

Die Königin wurde hinweggeführt, die Andern verabſchiedet, und Diego Colombo überbrachte dem Könige ſeines Vaters letzte Grüße und Ehrfurchtsbezeigung. Philipp unterhielt ſich lange mit dem jungen verſtändigen Manne und verſprach ihm, daß alle Würden, Ehren und Beſitzthümer, auf die ſein Vater vollgültigen Anſpruch gehabt, auf ihn übergehen ſollten. —

Manuel ſprach nach dieſem Vorfall gegen den König die Beſorgniß aus, es möchte wol Ferdinands Plan ſein, die Königin Juana — und vielleicht gerade während der Zuſammenkunft und Unterredung — rauben zu laſſen, und der Herzog von Alva dürfte gerade zu dieſem Zwecke ſeine Anhänger verſammelt haben. Es lag viel Wahrſcheinliches in dieſem Argwohn, und gewiß wäre Philipps Königsrolle ſchnell ausgeſpielt geweſen, wenn Juana in ihres Vaters Hände gekommen wäre. Die Königin wurde alſo mit ſtarken Schutzwachen umgeben und eine ganze Reiterſchar zu ihrer Hut beordert.

---

*) Es iſt weltbekannt, daß Inigo Loyola ſeinen Lehrmeiſter Ferdinand in der Ausübung der ſpaniſchen Kunſt noch weit übertraf, als er dreißig Jahre ſpäter Stifter des Jeſuitenordens wurde.

Der zur Zuſammenkunft feſtgeſetzte Tag erſchien endlich — es war der dreiundzwanzigſte Juni — und auf ſehr verſchiedene Weiſe naheten die beiden Könige dem Platze. Philipp zog heran, als wolle er ſeinem Schwiegervater die kaſtiliſche Krone in einer Schlacht abgewinnen. Voraus kamen die wohlgerüſteten deutſchen Speermänner in Schlachtordnung; dann die glänzenden Reiterſcharen der kaſtiliſchen Ritterſchaft mit ihrem großen bewaffneten Gefolge. Dieſen folgte der junge König auf ſeinem Streitroſſe, umringt von ſeinen bewaffneten Günſtlingen flandriſchen und kaſtiliſchen Bluts und ſeiner prächtigen Leibwache; die Nachhut endlich beſtand aus einer langen Reihe Bogenſchützen und leichten Reiterei des Landes.

In Betracht der verlaſſenen und hülfloſen Lage Ferdinands erſchien dieſer kriegeriſche Aufzug faſt komiſch. In der That ritt der König von Aragonien dagegen einfach in einem kurzen ſchwarzen Rocke und mit der Landesmütze bekleidet auf einem Maulthiere in der Mitte von ohngefähr zweihundert aragoniſchen und neapolitaniſchen Edelleuten, von denen die meiſten auch nur auf Maulthieren ſaßen. Weder der König noch einer ſeiner Begleiter war weiter bewaffnet, als mit dem gewöhnlichen Schwerte. Kein Schießgewehr ward auf ſeiner Seite geſehen. Es war ein Häuflein, das kaum Widerſtand gegen einen Angriff hätte leiſten können. In dieſem einfachen Auftreten lag ein Triumph des überlegenen Geiſtes, und die kaſtiliſchen Granden fühlten dies nicht ohne Beſchämung. Es war damit die Behauptung ausgeſprochen: der König vertraue der Würde ſeiner Perſon, dem Ruhme ſeiner Regierung und dem Edelmuthe des kaſtiliſchen Adels, der ſie anerkennen und ſchätzen müſſe. Und in der That grüßten ſämmtliche kaſtiliſche Ritter ihren ehemaligen König mit den Zeichen tiefſter Ehrfurcht. Er redete Einzelne auf ſeine gewöhnliche herablaſſende und anmuthige Weiſe an und rief ihnen manches launige Scherzwort zu, das ſie in Verlegenheit ſetzte. Es war Mancher darunter, den er mit Wohlthaten überhäuft hatte. Und doch hatte Ferdinand kurz vorher auf dieſer Reiſe die ärgſte Demüthigung erfahren; auf Befehl des Marquis von Aſtorga und des Grafen von Benavente war ihm der Eintritt in dieſe Städte ausdrücklich verweigert worden; ja dieſe kaſtiliſchen Herren hatten eine Bekanntmachung erlaſſen, wodurch jedem ihrer Lehnsmannen verboten wurde, den aragoniſchen Anhängern Ferdinands weder Hülfe zu leiſten, noch ſie zu beherbergen.

Ferdinand ließ lächelnd den ganzen Heereszug an ſich vorüber paſſiren. Endlich nahete Philipp; ſeine Züge zeigten eine ängſtliche und verlegene Geſpanntheit, während über die Ferdinands ein anmuthiges Lächeln ſchwebte. Man ſah wol auf den erſten Blick, welcher von Beiden der Meiſter in der ſchweren Königskunſt war. Sie begrüßten ſich gegenſeitig ſehr höflich und ſtiegen ab; dann lud Ferdinand ſeinen Schwiegerſohn mit den höflichſten Worten ein, mit ihm in die nahe Einſiedelei zu treten. Sie gingen nebeneinander, und an der Thüre wollte Ferdinand Philipp gleichſam als ſeinen Gaſt in Spanien den Vortritt überlaſſen, doch dieſer nahm die Ehrenbezeigung nicht an, und der ältere König trat würdevoll zuerſt ein. Dem Könige von Kaſtilien folgte allein Don Juan Manuel, dem von Aragonien nur der Erzbiſchof von Toledo. Sobald ſich alle Vier im engen Raume der Einſiedelei befanden, wandte ſich Ximenes mit dem ganzen Gewicht und Anſehen ſeiner

Perſönlichkeit und ſeiner hohen prieſterlichen Würde, denen nicht zu widerſtehen war, an Philipps Günſtling: „Monſenjor, Euere Einſicht wird ſo gut begreifen, wie die meinige, daß es für uns Beide nicht ſchicklich iſt, uns in die perſönlichen Angelegenheiten unſerer Gebieter einzudrängen, und was deshalb der Anſtand von uns fordert —" Mit dieſen Worten ergriff der gewaltige Greis Manuels Arm, führte ihn vor die Thür und ſchloß dieſe ruhig hinter ihm zu. „Ich will zum Thürhüter dienen," ſagte er dann fein lächelnd, „und wenn die Könige von Kaſtilien und Aragonien da drinnen verhandeln, ſo kommt wol dem Erzbiſchof von Toledo und keinem Andern dieſes Amt zu."

Der ſchlaue Manuel war verblüfft; er mußte gute Miene zum böſen Spiel machen und ſah nun mit ängſtlicher Erwartung dem Ausgange des merkwürdigen Zwiegeſprächs entgegen. Er traute Philipps Feſtigkeit nicht. Doch er hätte keine Beſorgniß zu hegen gebraucht; Philipp war feſt in ſeiner Rolle, und ſein Ehrgeiz machte ihn unbeſiegbar.

Nun waren wenige Tage zuvor Nachrichten aus Neapel an Ferdinands Hofe eingelaufen, welche die Gährung dort ſo gefährlich ſchilderten, daß ein allgemeiner Aufſtand zu befürchten war und nichts nothwendiger erſchien, als des Königs perſönliche Anweſenheit, um die Flamme in der Geburt zu erſticken. Ferdinand war dadurch in eine verzweifelte Lage verſetzt. Kaſtilien war von ihm abgefallen; Neapel drohete den Abfall, ebenfalls zu Philipps Gunſten; ja wer bürgte dafür, daß nicht der „große Feldherr" Gonſalvo ſelbſt ſich zum König von Neapel erhob? Es gehörte die ganze unübertreffliche Meiſterſchaft ſeiner Kunſt für Ferdinand dazu, ſeine Unruhe und Bitterkeit unter der glatten, ruhigen, lächelnden Oberfläche zu verbergen, die er zur Schau trug.

„Ihr habt mich lange auf Euern Anblick warten laſſen, mein Sohn,“ redete Ferdinand zuerſt, „und nun habt Ihr mich gezwungen, mit Euch in einer Weiſe zuſammenzutreffen, die ſehr verſchieden iſt von der, die ich, auf die heiligſten Verträge geſtützt, von Euch hoffte und erwartete. Statt daß wir in Friede und Freundſchaft dieſes Land zuſammen beherrſchen ſollten, ſtehen wir uns gleichſam als Feinde gegenüber. Ihr zieht mit Tauſenden bewaffneter Leute heran; allein ich hege keine Feindſchaft gegen Euch und liebe dieſes Land viel zu aufrichtig und innig (denn ich bin in Spanien geboren und aufgewachſen) um darein zu willigen, daß es mit dem Blute ſeiner Kinder getränkt werde. Auch habe ich die Hoffnung noch nicht fahren laſſen, Ihr werdet beſſerer Einſicht Raum geben und Euer wahres Heil, ſowie das Kaſtiliens bedenkend, zu Euerer Pflicht zurückkehren.“

„Ich kenne mein und meines Königreichs wahres Heil nur zu gut,“ entgegnete Philipp, „als daß ich in eine Doppelherrſchaft willigen könnte, die mir und dem Lande verderblich ſein müßte. In Kaſtilien kann nur ein König herrſchen, wenn Segen aus der Herrſchaft ſprießen ſoll, und dieſer König bin ich!“

„Ihr habt den Vertrag von Salamanka, der uns Beiden das gemeinſchaftliche Regiment zuſichert, unterſchrieben und unterſiegelt, wie ich ſelbſt, und ſchon Euerer königlichen Ehre wegen dürft Ihr nicht wortbrüchig werden. Bedenkt, was Euch bevorſteht, wenn Euere erſte Handlung auf kaſtiliſchem Boden ein ſchändlicher Treu- und Wortbruch iſt! Daraus könnte Euch nimmer Gutes erwachſen.“

„Als ich den Vertrag von Salamanka mit Euch abſchließen ließ und unterſchrieb, zwang mich die Noth dazu; denn Ihr hattet mich dadurch überliſtet, daß Ihr mir durch Euere Vermählung mit Germaine von Foix meinen Bundesgenoſſen, den König von Frankreich, abſpenſtig gemacht. Was man aber von der äußerſten Noth gezwungen thut, hat keine bindende Kraft, und wenn ich den mir ſchädlichen und mich demüthigenden Vertrag jetzt nicht anerkenne, ſo bin ich weder wortbrüchig, noch treulos, ſondern handle nur nach den Grundſätzen der Staatskunſt, die Ihr täglich befolgt, und in welcher Ihr es zur weltberühmten Meiſterſchaft gebracht habt. Ich thue nicht ein Haar anders wie Ihr hinſichtlich Neapels, das Ihr ja auch, durch die heiligſten Verträge gebunden, zur Hälfte an den König Ludwig überlaſſen und nachher doch ganz nahmt; und Euch hatte keine Noth zu jenen Verträgen getrieben wie mich. Euch ſelbſt aber erwachſen jetzt die bittern Früchte Euerer eigenen Treuloſigkeit und Wortbrüchigkeit. Wer war es denn, der mich vor vier Jahren beauftragte, mit dieſem Könige von Frankreich einen neuen Vertrag über Neapel und Frieden abzuſchließen und mir auf Hoſtie und Meßbuch ſchwur, dieſen Friedensakt gut zu heißen, und wer war es wiederum, der mich vor dieſem Könige von Frankreich bloßſtellte wie einen Schulknaben? Glaubt Ihr, ich könne je die Schande vergeſſen, die Ihr mir angethan?“

„Ihr waret über Euere Vollmacht hinausgegangen; Ihr hattet unbeſonnen abgeſchloſſen,“ ſagte Ferdinand mit verbiſſenem Aerger, aber immer lächelnd.

„Es iſt nicht wahr. Ich hatte ganz Euern mündlichen und ſchriftlichen Aufträgen gemäß geſprochen und gehandelt!“ rief Philipp heftig.

„Ihr hattet Euch vom König Ludwig umgarnen laſſen und hieltet mehr zu ihm, als zu mir.“

„Und nun wollt Ihr mich glauben machen, ich hätt' Euch dadurch zum Bund mit Frankreich und zur zweiten Vermählung getrieben. In der That, Ihr ſeht mich immer wie einen Knaben an; denn nur einem Kinde mögt Ihr dergleichen weiß machen. Nein, Ihr habt Euch mit jenem Könige, mit dem Ihr erſt Neapel theiltet, auf welches keiner ein wahres Recht hatte, mit dem Ihr dann aus

Eigennutz hadertet, einen langen und blutigen Krieg führtet -- Ihr habt Euch mit ihm verbunden, um ihn, meinen Bundesgenoſſen, mir abſpenſtig zu machen; Ihr habt Germaine von Foix gefreit, um mir die Krone von Kaſtilien zu entreißen, die nicht Euch, ſondern mir von Gott und Rechtswegen gebührt.“

„Ich bin Statthalter von Kaſtilien nach dem Teſtamente ſeiner verſtorbenen Königin, und ich habe aus Liebe und Gutmüthigkeit Euch die Hälfte des Regiments abgetreten, aus dem Ihr mich nun ganz verdrängen wollt. Iſt das der Dank, den Ihr dem Andenken der großen Iſabella und mir ſchuldig ſeid?“

„Sprecht nicht von dieſem Teſtamente; ſprecht nicht von Dankbarkeit, dem Andenken Iſabella's ſchuldig! Jedermann weiß, wie die Königin zu den mir feindſeligen Punkten des Teſtaments beredet worden iſt. Sie konnte nicht mehr in dieſer Weiſe über die Regierung Kaſtiliens verfügen; denn ich war von ihr, von Euch, von den Kortes als ihr Nachfolger feierlich anerkannt, und mein Recht auf die Krone ſtand feſt. Und wie dankbar Ihr das Andenken Euerer erſten Gemahlin ehrt, habt Ihr zur Genüge durch Euere zweite Vermählung bewieſen, der Ihr doch nöthiger hättet, dankbar gegen ihr Andenken zu ſein, als ich. Iſt nicht ganz Kaſtilien entrüſtet über Euere Dankbarkeit? Doch das iſt Euere Sache; die meinige: auf meinem guten Rechte zu beſtehen und weder das Teſtament, noch den Vertrag von Salamanka als für mich bindend anzuerkennen; denn das Teſtament iſt aus einer gehäſſigen Geſinnung gegen mich, die man der Königin eingeflößt, hervorgegangen — der Vertrag von mir aus Noth abgeſchloſſen worden.“

„Niemand brauchte Iſabellen gegen Euch einzunehmen, Ihr habt es ſelbſt gethan durch Euere Aufführung!“ ſagte Ferdinand mit kalter, boshafter Berechnung.

„Darf Ew. Majeſtät mir deshalb Vorwürfe machen? Seid Ihr etwa der ſchönen und geiſtreichen Iſabella treu geblieben? Habt Ihr nicht vier natürliche Kinder anerkannt, jedes von einer andern Mutter? Und Iſabella war die ſchönſte und geiſtreichſte Dame Kaſtiliens und Euere Ehe mit ihr ein Herzensbund. Was dagegen Euere Tochter Juana und meine Ehe mit ihr iſt, wißt Ihr ſo gut, wie ich ſelbſt.“

„Ihr vergeßt Euch! Ihr ſprecht mit Euerm Vater.“

„Der König von Kaſtilien ſpricht mit dem Könige von Aragonien.“

„Wolan denn! Es handelt ſich jetzt allein darum, den Vertrag von Salamanka anzuerkennen. Euer eigener Vortheil erheiſcht es, mich an der Regierung theilnehmen zu laſſen.“

„Ich weiß beſſer, was mein Vortheil erheiſcht. Die Großmeiſterſchaft der drei Kriegerorden*) mit ihren Einkünften geſteh' ich Euch zu und die Einkünfte, welche Euch Iſabella's Teſtament zuſichert. Nichts weiter, bei allen Heiligen, nichts weiter!“

„Wollt Ihr leichtſinnig einen Bürgerkrieg in Spanien hervorrufen?“

„Kaſtilien iſt auf meiner Seite; Ihr habt geſehen, ich bin wohlgerüſtet. Wollt Ihr Krieg anfangen auf Euer Scheinrecht hin, die Verantwortlichkeit auf Euer Haupt! Wollt Ihr Euch auf den König von Frankreich verlaſſen? Ihr wißt am beſten, welch ein zweideutiger Bundesgenoß er iſt. Frankreich liegt zwiſchen meinen Niederlanden und Kaſtilien, und der römiſche König iſt mein Vater.“

„Noch einmal ermahne ich Euch väterlich, nicht bei Euerm Starrſinn zu beharren; Ihr möchtet es ſpäter bitter bereuen!“

---

*) St. Jago, Kalatrava und Alkantara.

„Spart Euere Ermahnungen wie Euere Drohungen. Ich weiche nicht ein Haar breit von meinem Recht. Ich bin König von Kaſtilien, und niemals, ſo lang ich lebe, geſtatte ich Euch den geringſten Antheil am Regiment.“

„So haben wir nichts weiter mit einander zu reden.“ Ferdinand machte eine verabſchiedende Bewegung mit der Hand, und Philipp ſchritt raſch nach der Thüre und rief dem Erzbiſchof zu, zu öffnen. So wenig gegenſeitiges Vertrauen herrſchte zwiſchen den beiden Königen, daß nicht einmal einer Zuſammenkunft Juana's, die doch die Hauptperſon war, mit ihrem Vater, der ſie ſo ſehr zu ſehen wünſchte, in der ganzen Unterredung Erwähnung geſchehen war.

Philipp zog nach Puebla de Senabria, Ferdinand nach Aſtorga zurück, wo ihn der Marquis auf Philipps Befehl aufnehmen mußte.

## 15.

## König Ferdinands Niederlage.

König Ferdinand ſchritt mit dem Erzbiſchof Ximenes im Zimmer auf und ab.

„Ew. Majeſtät verlangt meinen Rath,“ ſagte der mächtige, charakterſtarke Prieſter, „und ich gebe ihn mit der alten unwandelbaren Treue. Hier wird ſcheinbares Unterliegen zum waren Siege führen. Ueberlaßt ihm jetzt die Krone ganz, und in kurzer Zeit wird ſie Euch ganz zufallen, ohne Krieg, ohne Anſtrengung; ſie wird in Euern Schoß fallen wie eine reife Frucht.“

„Ein gefährliches Spiel,“ verſetzte der König bedenklich. „Es könnte uns betrügen.“

„Ich täuſche mich nicht, Majeſtät. Ich kenne die Kaſtilier, ich kenne auch Don Philipp nun zur Genüge. Sein Leichtſinn, ſeine Vergnügungsſucht fliehen alle Geſchäfte; Don Manuel iſt Regent, und ſchon fängt dieſer an, ſeine Privatzwecke zu verfolgen. Schon murren die von ihm gehaßten Familien. Aber damit noch lange nicht genug. Philipp will nichts als Geld verſchwenden und verſchwendet mit unerhörter Willkür die Einkünfte der Krone für ſich und ſeine Günſtlinge und das ſind zumeiſt flandriſche Edelleute. Dieſen hat er alle Ehrenämter, unermeßliche Einkünfte, Städte und Schlöſſer verſprochen. Das Alles wird noch weit ſchlimmer werden, wenn ihm die kaſtiliſche Königskrone unbeſtritten gehört. Dann werden die flandriſchen Edelleute die erſten Würden und Ehrenämter, die beſten Einkünfte in Kaſtilien beſitzen und neben ihnen nur die wenigen von Don Manuel begünſtigten Eingebornen. Philipp wird nie Sitte und Charakter der Kaſtilier kennen und ſchätzen lernen. Er und ſeine Lieblinge wollen flandriſche Unzucht in dieſen Bergen einführen. Das wird die Kaſtilier mit Unluſt, Unzufriedenheit erfüllen. Aber er wird ihnen endlich nicht halten, nicht halten können, was er ihnen verſprochen. Er wird ihre Privilegien nicht wieder erneuern und ſich zum Schattenkönig herabwürdigen. Und wenn er ſo unklug wäre, die Räthe ſeines Vaters würden es nicht zugeben. Denn es iſt ſo gut Maximilians kluge und zeitgemäße Aufgabe, den ſtolzen Adel zu demüthigen, wie es die Euerige war. Er hat es im deutſchen Reiche ſchon weit damit gebracht und wird wahrlich in Kaſtilien Euere guten Vorarbeiten nicht muthwillig vernichten. Da ſeht Ihr: der kaſtiliſche Adel wird nichts vom jungen Könige gewinnen und ſich getäuſcht ſehen; Philipp wird ſich den Ständen durch Willkür, dem ſittenſtrengen Adel durch Leichtfertigkeit, dem Volke durch Unehrerbietigkeit vor

Glauben und Religion verhaßt machen; denn er geht damit um, das Glaubensgericht aufzuheben. Bald werden alle Flandrer und Burgunder ſammt ihrem Herzog hier mit Wuth und Haß betrachtet werden, wie einſt die Franzoſen in Sicilien, und es kann ihnen auch hier die Vespergloсke läuten. Und das Ende des Liedes wird ſein, daß man Ew. Majeſtät die Krone zu übernehmen anfleht und Diejenigen demüthig zu Kreuze kriechen, die jetzt Euere ärgſten Widerſacher ſind."

„Euer Bild iſt lebendig und wahr. Ich werde Euern Rath befolgen."

„Was bleibt Ew. Majeſtät jetzt auch weiter übrig? In Neapel droht Aufſtand; er würde ſogleich zu Philipps Gunſten ausbrechen, wenn Ihr Krieg gegen ihn begännet. Ihr habt jetzt keine Anhänger in Kaſtilien. Die Mauren in Granada würden ſich ſogleich gegen Euch, als ihren Unterdrücker, erheben. Wie ſchnell würde jener Prinz Alnayar, der bedeutungsvoll Don Alfonzo de Granada heißt, an ihrer Spitze ſtehen! Die Niederlande haben ungeheuere Hülfsquellen, und ſie würden ſie erſchöpfen, wenn es gälte, die Ehre ihres Herzogs als Königs von Kaſtilien zu retten. König Maximilian war noch nie ſo mächtig, als jetzt; er iſt mit dem Papſt ſehr befreundet und geht damit um, ſich die Kaiſerkrone in Rom aufſetzen zu laſſen. Frankreich würde Euch nichts helfen; ſeine Freundſchaft iſt zweideutig. Ihr müßt alſo nachgeben, und es iſt beſſer, Ihr gebt mit vollen Händen, um bald mit vollen Händen wieder zu empfangen. — Habt Ihr noch keine Nachricht über die flandriſche Frau, die die Geiſteszerrüttung der Donna Juana veranlaßt hat?"

„Sie iſt aufgefunden, und Don Hernandez de Villaquiran wird ſie hierher bringen."

„Das wird von großem Vortheil für Euere Sache ſein. Ja ſie allein kann Euch ſchon die Regentſchaft von

Kaſtilien wieder erwerben. Sie ſoll öffentlich reden, und ſchon ſorgen Philipp und Manuel dafür, daß ſie willige Ohren bei Adel und Ständen findet."

„So mögt Ihr denn in Gottes Namen mit Philipp abſchließen. Geſteht ihm zu, was er fordert. Ich will nach Neapel, um Ruhe zu ſtiften; dann will ich mich mit dem Könige von Frankreich beſprechen, um zu hören, wie groß die Hülfe ſein wird, die er mir gewähren kann. Wenn die flandriſche Sünderin kommt, ſo thut mit ihr, was Euch gut dünkt."

„Und ſo hoff' ich Ew. Majeſtät bald als Regenten von Kaſtilien zu begrüßen." —

In Folge des erhaltenen Auftrags begab ſich der Erzbiſchof an Philipps Hof nach Puebla und willigte in die Uebereinkunft auf den vom Könige von Kaſtilien vorgeſchlagenen Grundlagen. Das Geſchäft war bald abgethan; denn bereits am ſiebenundzwanzigſten Juni unterzeichnete und beſchwor König Ferdinand feierlich den Vertrag, durch den er die ganze Oberherrſchaft Kaſtiliens an Philipp und Juana abtrat, ſich ſelbſt aber nur die Großmeiſterſchaften der drei Kriegerorden und die ihm von der verſtorbenen Königin teſtirten Einkünfte vorbehielt.

Aber Philipp zeigte ſich damit noch nicht zufrieden geſtellt. Die Gerüchte, daß unter dem kaſtiliſchen Adel eine Bewegung zu Gunſten der Königin ſtattfinde, und daß man daran denke, ſie aus der Lage, in welcher ſie ihr Gemahl hielt und die man geradezu Gefangenſchaft nannte, zu befreien, und nur ſie allein als Königin anzuerkennen, vermehrten ſich. Aber er ging auch ernſtlich mit dem Gedanken um, ſie wirklich einſperren zu laſſen, um ſich den ſtürmiſchen Ausbrüchen ihrer Zärtlichkeit, die ihm zuwider war, zu entziehen und mit Muße dem Minnedienſt nachzuhängen, der ihn ſchon wieder an eine ſchöne feurige Galicierin feſſelte. Deshalb erſchien Don Manuel als Philipps

Geſandter und Bevollmächtigter in Aſtorga und ſeiner ſchlauen Beredtſamkeit, unterſtützt von Ferdinands großer Bedrängniß, gelang es, dieſen zur Vollziehung einer höchſt merkwürdigen Urkunde zu vermögen. In derſelben geſtand er nämlich die geiſtige Unfähigkeit ſeiner Tochter Juana zur Regierung ein und machte ſich anheiſchig, Philipp gegen jede Einſchreitung zu ihren Gunſten, ſie komme woher ſie wolle, beizuſtehen und denſelben, ſoviel es in ſeiner Macht ſtehe, in der alleinigen, ausſchließlichen Gewalt der Krone Kaſtiliens aufrecht zu erhalten. Mit dieſer Erklärung wollte Ferdinand den Verdacht von ſich wälzen, als habe er Juana entführen und als alleinige Königin anerkennen laſſen wollen. Bevor er jedoch dieſer Schrift durch Unterzeichnung ſeines Namens Gültigkeit verlieh, ließ er den Erzbiſchof von Toledo, den Herzog von Alva, den Grafen Cifuentes und noch einige Granden aus ſeiner nächſten Umgebung zu ſich entbieten und in ihrem Beiſein als Zeugen heimlich eine Verwahrung aufſetzen, daß Dasjenige, was er ſoeben zu thun im Begriff ſei, nicht aus ſeinem eignen freien Willen, ſondern aus Noth geſchehe, um ſich aus dieſer gefahrvollen Lage zu ziehen, und um das Land vor dem drohenden Unglück eines Bürgerkriegs zu bewahren. Er gab dabei die Verſicherung ab, daß er nicht nur weit entfernt, ſeine gerechten Anſprüche auf die Regentſchaft Kaſtiliens aufzugeben, ſondern ſogar feſt entſchloſſen ſei, ſie mit den Mitteln der Macht zu erzwingen und ſeine Tochter aus ihrer ſchmählichen Gefangenſchaft zu befreien, ſobald er dazu im Stande ſein würde.

Damit lieferte Ferdinand wieder einen wunderlichen Akt ſeiner Kunſt; während er mit unbegreiflicher Nachgiebigkeit dem ihm verhaßten Philipp Alles zugeſtand, was dieſer von ihm forderte, ſogar Juana's Unfähigkeitserklärung, verwahrte er ſich heimlich gegen die Folgen dieſes Schrittes, um ſich dadurch einen Vorwand für ſpätere Zeit und günſtigere Verhältniſſe zu ſichern, mit welchem er ſeine Anſprüche an die Regierung geltend machen könnte. Doch ſeine Verſtellungskunſt blieb auch dabei nicht ſtehen; er häufte noch mehr Widerſprüche, die nur aus ſeiner Charaktereigenthümlichkeit einigermaßen zu erklären ſind. Er hegte nämlich den lebhaften Wunſch, ſeine Niederlage nach ſo wichtig thuendem Auftreten mit einer ſchimmernden Farbe zu überpinſeln und dadurch das kaſtiliſche Volk und die Welt zu täuſchen. Denn auf Täuſchung und immer nur auf Täuſchung hatte es ſeine Verſtellungskunſt abgeſehen; er war ſo daran gewöhnt, in jeder Sache Winkelzüge zu machen und krumme Wege einzuſchlagen, daß er es auch da that, wo er mit Offenheit und auf geradem Wege viel ſchneller und ſicherer zum Ziele gelangt wäre. So ſtark iſt die Macht der Gewohnheit und vorzüglich die Gewohnheit der Lüge.

Auf dieſe allgemeine Täuſchung war es alſo abgeſehen, als er ein am erſten Juli ausgeſtelltes Umlaufsſchreiben in die verſchiedenen Theile des Königreichs erließ, worin er bekannt machte, er habe die Regierung Kaſtiliens den Händen Philipps und Juana's übertragen und erkläre, dieſen ſeinen freiwilligen Akt habe er ſchon vorher, ehe ſeine Kinder noch den Fuß auf ſpaniſchen Boden geſetzt, bei ſich beſchloſſen und zur Ausführung beſtimmt, obgleich er gar wol das Recht und die Macht für das Gegentheil beſeſſen.

Er täuſchte Niemand mit dieſem ſeltſamen Briefe und machte ſich mit dieſen heilloſen Widerſprüchen ſogar bei ſeinen Freunden lächerlich und verächtlich. Ximenes ſchüttelte wol zu dieſen ſonderbaren Schritten bedenklich das Haupt, aber es ſtand nicht in ſeiner Macht zu helfen, und ſo ſchwieg er lieber und erwartete mit prophetiſchem Blicke in die Zukunft von dieſer allein Heil für den ſchwer gedemüthigten König. In dieſem großen Staatsmanne ſtand nun einmal die Ueberzeugung feſt, je größer die Zugeſtändniſſe wären, welche Ferdinand ſeinem Schwiegerſohne machte, deſto ſchneller würden ſie das Verderben des jungen unvorſichtigen und leichtſinnigen Fürſten herbeiführen. Dieſe Anſicht gründete ſich auf die genaueſte und ſcharfſinnigſte Kenntniß der Verhältniſſe und der Perſonen, und Ximenes hatte ſeinen König dafür zu gewinnen gewußt. Aber auch außer ihnen gab es an beiden Höfen und im Lande noch ſcharfſichtige Männer genug, welche aus den finſtern Zeichen, die ſich in Philipps Nähe und von ihm hervorgerufen kundthaten, reichliche Vorbedeutung einer ſchnellen Umwälzung der Dinge laſen. Es fehlte ſchon jetzt nicht viel an der allgemeinen Ueberzeugung aller klugen Köpfe, daß das flandriſche Regiment und der kaſtiliſche Volkscharakter ſich nicht lange mit einander vertragen würden.

Am fünften Juli fand noch eine zweite Zuſammenkunft zwiſchen den beiden Königen in der Kirche des Dorfes Renedo ſtatt. Philipp erſchien mit dem ſtolzen Lächeln des Siegers, Ferdinand mit dem feinen Lächeln der Diplomatie, die ſich den Umſtänden fügt. In dieſer anderthalbſtündlichen kalthöflichen Unterredung erſuchte der König von Aragonien ſeinen Schwiegerſohn, auf Anſtand und Schicklichkeit im Betragen gegen ihn ſo viel als nur immer möglich Rückſicht zu nehmen und vor der Welt ſo viele äußere Zeichen einer herzlichen Verſöhnung zu geben, wodurch, wenn auch das Volk nicht gänzlich getäuſcht, doch über ihre bevorſtehende Trennung ein geziemender Schleier geworfen würde. Es ſei zu ihrem und des Landes Heil nothwendig, wenigſtens gute Freunde zu ſcheinen. Es war dieſem gekrönten Haupte auch jetzt an Schein und Täuſchung Alles gelegen. Auch diesmal hielt ihn gerechter Stolz ab, um eine Zuſammenkunft mit ſeiner Tochter zu bitten, und Philipp war ebenſo ſtolz, ſie ihm nicht anzubieten. Während aller dieſer ihm ſchmerzlichen Auftritte und Handlungen behauptete Ferdinand jene ſtets lächelnde glatte Selbſtbeherrſchung, die er der Würde eines Königs angemeſſen hielt, und die auffallend gegen das Benehmen ſeiner Gegner abſtach. Kein wahrnehmbares Zeichen des Mißvergnügens verrieth ſeinen Unmuth über die Abtrünnigkeit eines ganzen Königreichs, das unter ſeiner Regierung länger als dreißig Jahre den Segen des Friedens und der Sicherheit genoſſen hatte; nur wenn er unter ſeinen vertrauteſten Dienern und Freunden war, überließ er ſich — wenn auch ſelten und nur bei ſtarken Veranlaſſungen — den Ausbrüchen des Schmerzes und dann wurde klar, wie er in ſeinem innerſten Weſen auf's tiefſte verletzt war. Von den verſammelten kaſtiliſchen Granden nahm er mit mannichfachen Achtungsverſicherungen Abſchied, erwähnte mit Güte ihrer ihm geleiſteten frühern Dienſte und bemühte ſich augenſcheinlich einen guten Eindruck bei ihnen zu hinterlaſſen. Sein Auge war eben ſtets auf die Zukunft gerichtet und in Hinblick auf kommende Ereigniſſe ſpielte er ſeine ſanfte Rolle als ein vollkommener Schauſpieler. Ohne die unglückliche Juana geſehen zu haben, reiſte er nach Saragoſſa ab, wohin er ſeiner herrſchſüchtigen jungen Gemahlin ſchlechten Troſt brachte. In der That zuckte Germaine's ſtolzes Herz, als ſie die ſchmähliche Niederlage ihres bejahrten Herrn und den Sieg ſeines jungen Gegners erfuhr, im wüthendſten Haß gegen Philipp, und ſie wurde ſeine Todfeindin. So ging Zaroya's Prophezeiung auch an ihr in Erfüllung.

Philipp von Oeſtreich war jetzt Beſitzer der kaſtiliſchen Königskrone, und das Gefühl dieſes Beſitzes berauſchte ihn mit dem ganzen Uebermuthe befriedigten jugendlichen Ehrgeizes. Er brach mit ſeinem großen und glänzenden Gefolge nach Valladolid auf, um ſich von den zuſammenberufenen Kortes des Reichs huldigen und krönen zu laſſen. Seine wahnſinnige Gemahlin führte er nicht beſſer als eine Gefangene mit ſich, den Plan hegend, ſich ihrer Geſellſchaft bald gänzlich zu entledigen.

---

## 16.

## Liebesglück und Königselend.

Eines Abends in der letzten Woche des Junimondes ſaß im geräumigen Zechenhauſe der Mariahilf-Grube am Goldberge zu Kremnitz die Familie des königlichen Kammerraths Turzo mit den drei Fuggern beim Veſper- und Valettrunk zuſammen. Denn in der erſten Frühe des folgenden Morgens wollte Jakob Fugger mit ſeinen beiden Neffen wieder in die Heimat aufbrechen. Draußen am Berge unter den grünen Bäumen vor dem Hauſe machten die Bergleute luſtige Muſik und Veit Schellenberger trieb ſich, wacker mit ihnen zechend, unter ihnen herum und neckte die Dirnen und erſchreckte ſie mit ſeiner ungeheuern Naſe, wenn er ihnen Küſſe rauben wollte. Jakob war noch im eifrigen Geſpräch mit ſeinem Bergmeiſter Georg Turzo. Obgleich zwiſchen ihnen Alles zur ſpaniſchen Reiſe und zum Betrieb des dortigen Bergbaues abgemacht war, ſo gab es doch noch Vielerlei zu reden und zu beſtimmen, was ſich ſowol auf das in Ausſicht geſtellte Geſchäft in Kaſtilien, als auch auf die Anordnung des hieſigen bezog, ſobald Georg ſeiner neuen Beſtimmung folgen würde. „Wenn ich heimkomme,“ ſagte Jakob, „werde ich Nachricht vom Könige finden, oder doch bald erhalten und dir ſogleich mittheilen. Je nach den Umſtänden brechen wir dann dieſen Herbſt noch auf, oder zum nächſten Frühjahre. Wirſt du auch die Trennung ertragen, Anna?“ fragte er ſchelmiſch lächelnd ſeine Nichte, „und wirſt du mir nicht zürnen, daß ich dir den Ehewirth auf eine geraume Zeit entführe?“

Die junge Frau wandte ſich von ihrem Vetter Marx ab, dem ſie mancherlei Beſtellungen und Aufträge an liebe Jugendgeſpielen und Freundinnen im ſchönen Augsburg gegeben, und horchte der Rede des verehrten Ohms. Sie war noch ſchöner und friſcher geworden; die Roſe ihrer lieblichen Geſtalt hatte ſich ganz entfaltet, und an jeder Bruſt lag ihr ein holder Säugling. Vor wenigen Wochen hatte ſie ihrem Gemahl ein Töchterlein, ihr liebes kleines Ebenbild geſchenkt, und Jakob Fugger war demſelben Gevatter geworden. Das ältere Knäblein auf der andern Seite war Raimunds Pathe, der kleine Raimund Mohr. Die Bergmannsfrau, die ihn genährt, war nämlich erkrankt; da hatte es ſich Anna nicht nehmen laſſen, ihm mit ihrer kleinen Regina zugleich die mütterliche Bruſt zu reichen, und da ſie geſund und ſtark war, und die Natur ihr gütig den ſüßen Nahrungsſtoff in Fülle verliehen hatte, ſo blieb Raimund an der Quelle liegen, die ſie ihm geöffnet, ſelbſt als ſeine Amme wieder geneſen war. Sie hatte ja den ſchönen Knaben ſo liebgewonnen und theilte ihre Mutterliebe nun treu zwiſchen beiden Kindern. Nicht anders war es mit ihrem trefflichen Gatten; auch er liebte das fremde Kind ſo väterlich, als wenn es ſein eigenes wäre. Aber in der Liebe zum kleinen Raimund übertraf die beiden Eheleute noch gar ſehr Georgs Schweſter, die ſanfte ſchwarzäugige Katharina Turzo. Sie war des ſtattlichen Bübchens unermüdete Pflegerin, herzte und küßte es ab, ſchier den ganzen Tag damit beſchäftigt. Alle Andern lachten heimlich darüber und deuteten dieſe Liebe auf die rechte Weiſe. Man hatte ja mit Wohlgefallen bemerkt, wie ſehr ſich während des zweimonatlichen Aufenthaltes der Augsburger in Kremnitz Raimund Fugger's und Katharina's Herzen ſich einander genährt hatten. Auch jetzt ſaßen ſie heimlich flüſternd zuſammen, und Katharina hatte rothgeweinte Augen, während Raimund ſchwermüthig zu Boden ſah.

Die junge, von ihrem Ohm angeredete Frau verſetzte: „Ich müßte nicht meinem Georg mit der herzinnigſten Minne anhangen, wenn es mir gleichgültig ſein ſollte, daß er ſo weit und auf ſo lange Zeit von mir ziehen wird; aber ich bin auch eine Tochter des Hauſes Fugger und weiß deshalb gar wohl, daß der Mann ſeinem Geſchäft nachgehen und die Frau ſich darein ſchicken muß. Iſt doch meine Baſe Sibylla in Augsburg noch ſchlimmer daran; denn Ihr ſeid ja mehr auswärts als zu Hauſe, und ihr hat der Himmel den Eheſegen verſagt; mir aber hat er ein liebes Kind geſchenkt, ja, was ſag' ich, zwei ſind es ja, die meine Mutterliebe umfaßt, und die mich tröſten werden, wenn mein Georg fern von mir iſt.“

„Lieb' Aennle, ich laß dich bald nach Spanien nachkommen, wenn wir eingerichtet ſind,“ ſagte der junge Turzo, ſchlang den Arm um ſein blühendes Weib und preßte ihr einen Kuß auf die friſchen, würzigen Lippen. Sie ſtand auf, um ihrem Ohm den Becher wieder zu füllen, und ſogleich nahm ihr der braune Toni, der zur Muſik ſeiner Gefährten ſeine bekannten Bocksſprünge bald draußen, bald im Zimmer gemacht, die Kinder ab, herzte ſie und tanzte, in jedem Arme eins, nach dem Takte der Pfeifen, Hörner und Geigen mit ihnen durch die weite Stube, daß ſie hell auflachten. Aber nun ſprang Katharina herzu und entriß ihm den Buben und trug ihn zu ſeinem Gevatter, damit er ihn auf dieſelbe Stelle küſſe, wohin ſie ihn eben ſelbſt geküßt hatte. Hinten aber ſtand Veit, halb benebelt, denn er hatte dem Tokaier die größte Ehre angethan und glotzte mit gutmüthigen Augen auf das Kind und haſchte ſogar danach, um ihm ſeine Naſe auch zu koſten zu geben.

„Ihr ſeid alle vernarrt in den Buben,“ ſagte Jakob ſchmählend. „Uebertreibt es nicht und verzieht und verbätſchelt mir nicht etwa das Kind."

„Aber iſt es nicht unſer Eigenthum?" fragte Katharina kindlich naiv. „Habt Ihr uns nicht ſelbſt verſichert, es ſei ganz und gar unſer, und kein Menſch auf der Welt werde je nach ihm fragen? Alſo müſſen wir es wol lieben und werden es thun, damit es nie fühle, daß es keine Eltern mehr hat."

„Und Ihr werdet mir oft ſchreiben, liebe Baſe, wie ſich das Knäblein befindet, und wie es größer und ſtärker wird und laufen und ſprechen lernt," flüſterte ihr Raimund zu. „Der Kleine gehört uns Beiden ganz allein, Euch und mir. Wenn Ihr ihn abküßt, ſo denkt dabei an mich."

„Werdet Ihr denn aber auch an mich denken?" fragte ſie ganz leiſe und treuherzig mit einer Thräne im Auge.

„Alle Tage, alle Stunden, jeden Augenblick," entgegnete er; „ich glaube, ich bring' Euch gar nicht mehr aus den Gedanken.

Sie reichten ſich die Hände und gingen dann, ſie mit dem Knaben auf dem Arm, der an ihrer Bruſt entſchlummerte, in die ſchöne duftende Nacht unter die Eichen und Buchen hinaus. Der Mond und die Sterne waren aufgegangen, die Nachtigall flötete in dem fernen Buſch ihr letztes Lied, und die Bergleute ſpielten eine ſanfte, wehmüthige Weiſe.

„Laßt ſie nur gehen," ſagte Jakob zum Kammerrath und deſſen würdiger Wirthin. „Sie ſind jung und haben edle Herzen, die einander verſtehen. Laßt ſie das ſüße Glück der Jugendliebe genießen. Sie ahnten kaum, welch eine Freude ſie uns bereiten. Sie geben ein ſchönes Paar."

„Auf die neue Verbindung der Häuſer Fugger und Turzo!" ſagte der Kammerrath tief bewegt, hob ſein Glas und ließ es mit den Gläſern der Andern zuſammenklingen.

Es gab einen ſchönen Klang. Dann tranken ſie den feurigen Ungarwein.

„Und nun zum Valet den letzten Trunk,“ rief Jakob ernſt, „und auf ein fröhliches Wiederſehen!“ Sie leerten die Gläſer und gaben ſich Kuß und Handſchlag. Draußen aber fiel die erſte Purpurblüte jugendlich keuſcher Herzen von zwei Lippenpaaren, die ſich während des Sehnſuchtsliedes der Nachtigall unbewußt zuſammengefunden hätten, und „Leb wohl! Gedenke mein! Ich bin ganz dein in Ewigkeit! Kehre bald wieder! Bleib mir treu!“ flüſterten die Lippen, wie ein leisplätſchernder Nachregen.

Unter Vortritt der Muſikanten mit luſtigem Getön kehrte die Geſellſchaft in die Stadt zurück. Veit Schellenberger ſchüttelte Allen die Hände, ſeine Naſe glühte wie ein rother Stern, und ſein Mund floß von Späßen über, während er ſich vor Rührung über den Abſchied oft die Augen wiſchte.

Am andern Morgen, eh' noch die Sonne aus dem Bett ſich erhob, zog ſchon eine Reihe mit dem Segen des kremnitzer Goldbergwerks und den Effekten der Reiſenden bepackten Maulthiere, umgeben von einem bewaffneten Reiterhaufen, die drei Fugger an der Spitze durch das Thal. Toni und Veit führten die Schutzwache an, und der Erſtere machte poſſirliche Reiterkunſtſtücke. Georg Turzo gab den Vettern das Geleit bis zur Stadtgrenze. Dann ſetzten die Augsburger den Weg nach der alten Königsſtadt Ofen fort, wo Jakob Fugger dem Könige das Lehngeld des Bergwerks von den mitgeführten Schätzen, lauter blanken kremnitzer Dukaten, zu entrichten gedachte.

Im Slowakendorfe kehrten ſie ein. Alle gingen in das Wirthshaus, den Wein des alten Stelzfußes zu koſten; nur Raimund ſtahl ſich ſchweigend hinweg und wandelte einſam nach dem Friedhofe am Berghange, wo er Luiſens Grab aufſuchte. Die Blumen, die er darauf gepflanzt, blüheten ſo freundlich. Schon ſproßten junge Gräſer aus dem Hügel. Raimund kniete nieder, und aus ſeinem Herzen floß ein inniges Gebet für die Ruhe der Todten. Eine Thräne der Theilnahme floß ihrem Schickſal auf den Hügel; die Liebe hatte ſein Herz weich und empfänglich gemacht; ſie hatte es dem zarteſten Mitgefühl für ein liebendes Herz erſchloſſen, das nun nicht mehr ſchlug, aber deshalb ſeine Wehmuth deſto ſtärker wach rief.

„Nimm meinen Schwur, verklärte Seele!“ flüſterte er dann. „Ich will deinem Kinde ein treuer Vater, und meine geliebte Katharina will ihm eine treue Mutter ſein. Sie hat mir gelobt und mir Grüße an dein Grab aufgegeben und die Pflicht ihr Gelöbniß hier dir zu wiederholen. Wir wollen ihn zu einem guten und braven Menſchen erziehen. Schlaf wohl in deiner Truhe, du edle Dulderin, und gieb uns und unſerer Liebe deinen Segen!“

Ein gewaltiges Schluchzen in ſeiner Nähe zog ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich. Er wendete ſich um und ſah nicht ohne Erſtaunen den poſſirlichen Reitknecht ſeines Ohms hinter ſich, der ebenfalls die Hände gefaltet hatte und wie ein Kind laut weinte und ſtöhnte. Auch ihn, den rauhen Knecht, hatte ein Seelenbedürfniß zu dem Grabe der fremden Frau geführt. „Recht ſo, Herrlein!“ ſchluchzte er. „Man muß die Todten ehren und ihnen die Pflicht erfüllen; denn ſie ſind bei Gott, wohin wir Alle zu kommen hoffen.“

Raimund ſchenkte Veit ſeit dieſem Augenblicke eine Zuneigung, die faſt wie eine kindliche Liebe ausſah.

Nach ein paar Stunden zogen ſie wieder weiter, erreichten ohne Gefährde die beiden ungariſchen Schweſterſtädte zu beiden Seiten des prächtigen Donauſtroms und bezogen in der Königsſtadt eine ſichere und bequeme Herberge.

Tags darauf ließ ſich Jakob Fugger bei dem Könige anmelden, um ſich den Befehl an den Schatzmeiſter zu erbitten, daß derſelbe die Dukaten und Abrechnung in Empfang nehme. Der König ließ ihn ſogleich einladen; denn es war bekannt, daß Jakob Fugger nie mit leeren Händen kam, und nichts konnte der König von Ungarn und Böhmen nöthiger brauchen, als Gold. Der Hof befand ſich nicht ſelten in Lagen, wo er an den unentbehrlichſten Lebensbedürfniſſen geradezu Mangel litt. Auch war, was Fugger brachte, keineswegs der Betrag einer fällig gewordenen Schuld — er hatte die Lehngelder ſchon auf zwei Jahre vorausbezahlt — ſondern eine neue Pränumeration. Es war nämlich kaum auf der hohen Hofburg in Ofen bekannt geworden, daß der reiche Fugger von Augsburg ſich im Lande befinde, als er auch von Seiten des nothleidenden Königs beſtürmt wurde, neue Vorſchüſſe zu machen. Und ſo trabte denn Veit Schellenberger mit dem wohlbekannten Kaſten in der ſchweinsledernen Decke, ſchwer tragend und ſchwitzend, hinter ſeinem Herrn her den ſteilen Berg hinauf, auf deſſen Felſenſtirn das große und prächtige Königsſchloß ſich erhebt, und murmelte allerlei Tadelndes in den Bart; da er keineswegs damit einverſtanden war, daß der Ungarkönig ſo viel Geld im Voraus erhielt.

Die Vorzimmer und Gemächer der Hofburg boten wenig königlichen Glanz, dafür deſto mehr lungernde Pfaffen und dürftig ausſehende Schranzen. Es ſah Alles ſo trübſelig, ſo ſchläfrig, ſo ſtaubig aus, wie im Märchen vom Dornröschen. Ein Kämmerer führte den augsburger Bürger in des Königs Kloſet. Wladislav ſaß auf einem Polſterbette in einen großen Bärenpelz gehüllt, obgleich die junge Sommerſonne heiß an die Fenſter prallte; in das Zimmer war ihr der Zugang durch verſchloſſene ſeidene Vorhänge verſperrt. Die Luft im Gemach war dick und verdorben. Vor dem Bette ſaß ein feiſter Pfaffe im violetten Kardinalsgewande; es war der Biſchof von Gran, und hinter ſeinem bequemen Stuhle ſtanden zwei Diakonen. Die alten, ſchlaffen, erdfahlen Züge des Königs ſchienen bei Fugger's Eintritt einen Anſatz zu machen, ſich beleben zu wollen; aber ſie ſanken augenblicklich wieder in ihre ausdrucksloſe Starrheit zurück. Die Augenlider, kaum emporgezogen, bedeckten wieder über die Hälfte das graue, geiſtloſe Auge. Die ganze Erſcheinung war ein Bild ſchlaffer Trägheit und Abſpannung, einer geiſtesarmen, langſamen Lebensthätigkeit, die nur in Ruhe und Schlaf Befriedigung fand. Dieſer ſchläfrige König hatte das Anſehen eines dem Tode nahen achtzigjährigen Greiſes, obgleich er damals erſt zweiundfunfzig Jahre alt war, und erinnerte an den verzauberten Kaiſer Friedrich Barbaroſſa im Kyffhäuſer Berge, der alle hundert Jahre einmal aus dem Schlafe auffährt, um zu fragen, ob die Raben noch um den alten Thurm fliegen, und dann wieder in den Zauberſchlummer verſinkt.

Ohne ſich zu erheben, denn er litt ſchon ſeit vielen Jahren am Podagra und andern langwierigen Krankheiten, dankte der König Fugger's ehrerbietigem Gruße mit einer leichten Handbewegung.

„Ew. königlichen Hoheit gnädigſtem Befehl nachzukommen, werde ich fünftauſend Dukaten in Dero Schatz liefern," begann Fugger. „Außerdem bitte ich unterthänigſt, dies kleine Handgeſchenk huldvoll von mir anzunehmen." –

Damit zog er eine große Rolle neugemünzter Dukaten hervor. - Der König entfaltete die Hände und ſtreckte die Rechte nach dem Gelde aus. „Ihr ſeid ein frommer Mann," ſagte er dazu langſam und mit weicher Stimme. „Ihr vergeßt den König von Ungarn nicht, wie die meiſten ſeiner Unterthanen, Gott ſei's geklagt. Die fünftauſend liefert nur auch an mich ſelbſt ab. Gott und die Heiligen lenken's immer zum Beſten."

Auf Fugger's Wunſch führte der Kämmerer den Reitknecht mit dem Geldkaſten herein, den ſein Eigenthümer öffnete und die Rollen auf einen Tiſch zählte. Der Prälat befahl einem der jüngern Geiſtlichen eine Quittung zu ſchreiben, die der König und er ſelbſt unterzeichneten. Als das Geſchäft abgemacht war, ſagte Fugger: „Auch wollte ich Ew. königlichen Hoheit meinen Glückwunſch abſtatten wegen des bevorſtehenden neuen Wachsthums Eueres königlichen Hauſes. Der Herr gebe, daß Euch ein Prinz geſchenkt werde!"

„Ich dank' Euch, Herr Fugger. Gott hat's wunderbar gefügt, daß er mir in meinem Alter noch Kraft beſcheert und ſolches Heil mir widerfahren laſſen. Und gerade zur rechten Zeit. König Maximilian ſtand ſchon mit Heeresmacht an den Grenzen, um ſein Erbrecht auf die ungariſche Krone geltend zu machen, das ihm die Magnaten umgeſtoßen. Ich war unſchuldig an dem Handel. Die ungariſchen Herren fragen nicht nach mir. Maximilian und ich ſind die beſten Freunde, und mir war's recht und lieb, daß einſt nach meinem Ableben Max oder ſein Sohn, der König von Kaſtilien, König von Ungarn werde. Aber da iſt der Graf Hans von Zips, der meint die vom Himmel gefallene Krone*) paſſe auf ſeinen Tollkopf beſſer als auf das fürſtliche Haupt eines Habsburgers. Deshalb wollte Maximilian mit den Ungarn Krieg führen, während er und ich die beſten Freunde ſind. Der geſegnete Leib der Königin hat ihn davon abgehalten, und er iſt nach Wien zurückgekehrt, um die Entbindung meiner Gemahlin abzuwarten. Gott gebe, daß ſie mir einen Prinzen ſchenkt, den die Magnaten ſogleich zu ihrem Könige wählen wollen. Ihr ſeid in hoher Gunſt beim deutſchen Könige, Herr Fugger, ſo ſagt ihm denn, daß ich täglich zweimal für ihn bete. Wenn's aber wiederum eine Prinzeſſin wird, ſo trägt der Graf von Zips die Schuld des Kriegs. Gott und der heilige Stephan werden mich nicht verlaſſen, und Max und ich bleiben doch die beſten Freunde."

---

*) Bekanntlich wurde von der ungariſchen Königskrone behauptet, ſie ſei vom Himmel auf die Erde gefallen.

„Gott wird Alles zum Beſten fügen," ſagte Fugger, dem es etwas unheimlich in der königlichen Geſellſchaft wurde. Er fügte alſo kurz hinzu: „Ich bitte Ew. Hoheit um gnädigſte Erlaubniß, der Königin aufwarten zu dürfen."

„Ja, ja, geht mit Gott!" verſetzte Wladislav. „Ihr habt ſie durch Euern Beſuch vor acht Wochen und die prächtige Goldkette ſehr erfreut, die kleine lebhafte Franzöſin. Sie läßt ſich gern etwas ſchenken, aber es kommt nicht viel an ſie, die arme Kleine. Habt Ihr ihr vielleicht wieder etwas mitgebracht?"

„Wenn Ew. königliche Hoheit erlaubt, werd' ich ihr einen Ring überreichen, der nicht ganz ohne Werth iſt, und den der geſchickteſte augsburger Goldſchmid gefertigt."

„Zeigt her, laßt mich den Ring ſehen!"

Fugger öffnete ſeinen Kaſten wieder und holte eine Kapſel hervor, die er öffnete und dem Könige hinhielt.

„Ah, das iſt ein böhmiſcher Sapphir, ein prächtiger Rubin!" rief Wladislav lebhafter als gewöhnlich. „Ja, ja, in unſerm Böhmerlande werden koſtbare Edelſteine gefunden, aber ſie kommen nicht in unſere königliche Schatzkammer, und in Augsburg wohnen die geſchickteſten Steinſchleifer und Goldſchmiede, aber ich beſitze wenig von ihren Meiſterwerken. Ein ſchöner Ring! Ich will Euch meinen königlichen Willen offenbaren, Herr Fugger. Als Ihr vor acht Wochen hier waret, war ich eben in Waradein beim Biſchof als Gaſt, wie Ihr gehört haben werdet und ich bin dadurch um Euern Beſuch und das Geſchenk gekommen, welches ihr mir jedenfalls zugedacht hattet. Ich will den Ring dafür annehmen; Ihr mögt der Königin eine weniger werthvolle Gabe verehren, oder ſie mag diesmal leer ausgehen, wenn Ihr nichts Anderes bei Euch habt; ſie hat ja vor kurzem erſt die koſtbare Kette von Euch erhalten.“

„Wenn es Ew. Hoheit ſo beliebt,“ verſetzte Fugger etwas ärgerlich, obgleich wenig erſtaunt, da ihm die Armuth des Königs nicht unbekannt war. Hatten ihm ſeine Verwandten in Kremnitz doch vor wenigen Wochen erſt erzählt, wie der Haushofmeiſter und Küchenmeiſter des Königs von Ungarn und Böhmen gar oft den Unterhalt für die königliche Familie bei den reichen, im Ueberfluß ſchwelgenden Magnaten zuſammenbetteln müßten, und die Fleiſcher in Ofen den Braten nicht borgen wollten für die königliche Tafel.

Der Kardinal beſah ſich den Ring mit ſchmunzelndem Behagen und ſchien denſelben als ſeine Beute zu betrachten.

„Gott ſchenk' Euch Frieden und Freudigkeit!“ ſprach der König mit gefalteten Händen und entließ mit dieſem Segensſpruch den augsburger Bürger, der ſich, von ſeinem brummenden Reitknecht gefolgt, nach den Gemächern der Königin begab. Ein junger ſchöner Geiſtlicher im rothen Ornat mit dem Biſchofskreuze trat raſch und keck heraus. Sein blitzendes Auge überflog Fugger's einfache Geſtalt und lächelnd erwiderte er deſſen Gruß. Auch Fugger lächelte ſtill in ſich hinein, als der Prälat aus ſeinem Geſichtskreis war, und er von dem ebenfalls bedeutungsvoll lächelnden Kämmerer der Königin, einem Franzoſen, erfuhr, der geiſtliche Herr ſei der hochwürdige Biſchof von Waradein und Beichtvater der Königin. Der ehrliche Jakob dachte an dies und das und auch an das geprieſene Wunder, welches der Kränklichkeit, Kraftloſigkeit und Hinfälligkeit des Königs ſchon den zweiten Leibeserben erweckt habe.

Die leichte und zierliche Geſtalt der jungen liebreizenden Königin trat dem deutſchen Handelsherrn in unverkennbar großer Aufregung entgegen, ihr dreijähriges Töchterchen an der Hand, das, wie ſie, Anna hieß. Ach, es war aber nicht mehr jenes ſüße friſche Feenkind, die holde Grazie des franzöſiſchen Hofes, die vor vier Jahren den leichtempfänglichen Philipp von Oeſtreich entzückt und bezaubert hatte. Unausſprechlicher Verdruß und Ekel, Langeweile, Aerger und Zorn hatten mit ihren grauſamen Pflugſcharen die lieblichen, jugendreizenden Züge durchwühlt und ihren verderblichen Samen hineingeſtreut. Welch ein verbiſſener Ausdruck des höchſten Mißmuths trat aus dieſen bleichen, abgeſpannten Zügen hervor! Der geiſtige Einfluß, den ihr frommer Gemahl auf ſie gehabt, war in ihrem Geſicht nicht zu verkennen; von welcher lähmenden, verzaubernden Kraft mußte dieſer Einfluß geweſen ſein, daß die heiterſte, lebensluſtigſte, ſchalkhafteſte Prinzeſſin in ſo wenig Jahren ihm erlegen war! Es war ihr ein trauriges Königsloos gefallen, der holden Sylphide, der leichtblütigen Tochter des ſchönen Frankreichs; an den häßlichen, kraft- und willenloſen, ſtets kranken und ſchläfrigen Wladislav, den erbarmungswürdigſten aller Menſchen im öden Ungarlande geſchmiedet, hatte ſich ihrer Seele eine ſtille Wuth und Reizbarkeit bemächtigt, die gegen Land und Leute um ſie gerichtet war und ſich oft in Schmähworten, öfter in bittern Thränen Luft machte. Alſo geſchändet war die herrliche Blume, ſo der Flügel der ſchönen Pſyche grauſam geknickt!

„Ich bin Euch ſehr verbunden, Herr Fugger," ſagte ſie mit einem Anfluge von anmuthigem Lächeln, das an ihre beſſern Tage erinnerte, „daß Ihr Euer Verſprechen, mich vor Euerer Abreiſe aus Ungarn noch einmal zu beſuchen, nicht vergeſſen habt. In der That, man pflegt der Königin dieſes Landes wenig zu verſprechen und dieſes

Wenige nicht zu halten, daß es mich faſt rührt, Euch bei mir zu ſehen."

„Königliche Hoheit, ich bin ein Deutſcher und halte die deutſche Treue hoch in Ehren. Ihr erſtes Erforderniß aber iſt, daß man hält, was man verſprochen hat."

„Ach, Deutſchland iſt ſchön!" ſeufzte die junge Königin, „aber ſchöner noch iſt Frankreich, mein geliebtes Frankreich. Glaubt mir, werther Herr, ich ſterbe noch vor Sehnſucht nach Frankreich."

„Es ſcheint Euch in Ungarn nicht ſonderlich zu gefallen, Madame," ſagte Fugger treuherzig und gutmüthig, von Mitleid mit der traurigen Lage der jungen ſchönen Frau ergriffen, und der Ton der herzlichſten Theilnahme in ſeiner Stimme wirkte mächtig auf Anna's ſchwer belaſtetes Gemüth. Sie brach in Thränen aus.

„O mein Gott!" weinte ſie, „wie kann es mir in einem Lande gefallen, wo man mich ohne Scheu ſchmäht und geringer achtet, als das gemeinſte Weib! Ihr findet mich in großer Beſtürzung. Kaum kann ich Euch entdecken, welch eine Schmach mir heute angedroht worden iſt, und ich habe keinen Schirm, keinen Schutz gegen dieſe übermüthigen, unritterlichen Magnaten. Mein natürlicher Beſchützer, mein Gemahl und noch dazu der König dieſes Landes, kann ſich — Gott ſei's geklagt! — ſelbſt nicht ſchützen gegen die Frechheit des Adels und die Habgier der Geiſtlichkeit; er iſt ein armer Spielball in ihren Händen. O, es iſt unverantwortlich, daß mein Vetter Ludwig von Frankreich mich als Opferlamm in dieſes wüſte Land, unter dieſe herzloſen Barbaren ſchickte, um mir eine doppelte Königskrone aufſetzen zu laſſen, unter der ich — hungern muß!"

Fugger machte eine abwehrende Bewegung des Schreckens mit der Hand. Da es ihr wohlzuthun ſchien, ſich einmal gegen ein edles Herz auszuſprechen, ſo fuhr ſie fort:

„Ich weiß, Ihr nehmt Theil an meinem Schickſal, das Ihr ja doch noch lange nicht zur Hälfte ſeiner Erbärmlichkeit kennen könnt, und es iſt wenigſtens ein Troſt, ſein Leid einem würdigen Manne klagen zu können. Auch ſteht Ihr ja, wie Ihr mir ſelbſt geſagt, in Gunſt bei meiner lieben Jugendfreundin, der Erzherzogin Margarethe von Oeſtreich; ich bitt' Euch, ihr meine Noth zu klagen und ſie in meinem Namen zu warnen, daß ſie nicht, wie das Gerücht geht, den alten König von England heirathet. Es iſt ein Unglück, die Gemahlin eines alten Königs zu ſein; meine Muhme Germaine hat auch die Thorheit begangen, ſich mit dem alten Könige von Aragonien zuſammenſchmieden zu laſſen. Sie wird es auch ſchon bald genug bereuen. — Am ſchlimmſten bin ich aber angekommen. Denn wahrlich, mein Herr und Gemahl, der König zweier Königreiche, iſt ſo arm, daß er mich gar oft nicht anſtändig zu ernähren vermag.“ Und wieder weinte ſie und drückte ihr Töchterchen an's Herz.

„Ew. Hoheit iſt heute in einer ſehr betrübten Stimmung,“ ſagte Fugger, indem er es auch in ſeinen Augen feucht werden fühlte, „jedenfalls Folge der böſen Mähr, die man Euch hinterbracht hat.“

„Ja eine böſe Mähr! Was würde meine Muhme, die Königin Anna von Frankreich, zu ſolch einem Anſinnen ſagen, wie mir es heute gemacht worden iſt! Aber ihr Gemahl iſt der Beherrſcher geſitteter Menſchen, der meinige die ohnmächtige Drahtpuppe wilder Barbaren.“

„Laßt mich die Urſache Eueres Kummers wiſſen, hohe Frau, damit ich ihn theilen, vielleicht den Grund deſſelben ſogar beſeitigen kann.“

„Das vermögt Ihr nicht, lieber Herr; aber Euere Theilnahme thut mir ſchon wohl. Dieſe übermüthigen Magnaten, der freche Graf von Zips an ihrer Spitze, verlangen, daß einige von ihnen bei meiner bevorſtehenden

Entbindung gegenwärtig ſein, und der über meine neuen Mutterhoffnungen aufgebrachte Graf, der ſich ſchon als König von Ungarn ſieht und betrachtet, hat heute ſchon das Schloß bezogen, um ſtets in meiner Nähe zu ſein, obgleich ich meine Stunde erſt in acht bis zehn Wochen erwarte. Und dieſen brutalen Menſchen ſoll ich in den ſchweren Augenblicken um mich ſehen! Der Gedanke iſt mir unerträglich und empört mein Herz. Eine Königin und muß mir ſchamloſe Dinge anmuthen laſſen, die ſich das Weib eines Stallknechts nicht gefallen laſſen würde.“

„In der That, es iſt unerhört, aber zu welchem Zwecke will Euch denn der Graf läſtig fallen?“

„Begreift Ihr nicht: damit ich oder der König ihnen nicht etwa einen Knaben unterſchöbe, wenn ich ein Mägdlein gebäre; als wenn es irgend ein Glück wäre, König von Ungarn zu ſein.“

„Fürwahr, jetzt wird mir Euere ſchlimme Lage erſt recht klar. Ihr genießt bei dieſen mächtigen ungariſchen Herren keines ſonderlichen Vertrauens und ſeid wahrhaftig zu bedauern. Das thu' ich auch von ganzem Herzen; denn Euch zu helfen ſteht freilich nicht in meiner Macht.“

„Ach wäre nur meine liebe Jugendfreundin Luiſe nicht auf dem Wege zu mir geſtorben!“ weinte die Königin; „dann hätte ich in dieſer Noth doch eine befreundete Seele um mich, die mit Hoheit und Würde die Anmaßung des Grafen von Zips zurückwieſe. Wie glücklich würde ich in ihrem Umgange ſein und ihr all' mein ſchlimmes Herzeleid klagen! Aber muß ich ſie ſelbſt nicht glücklich preiſen, daß es Gott alſo mit ihr gefügt? Was hätte meine Armuth, meine Hülfloſigkeit ihr und ihrem Gemahl bieten können! Ihr ahnet es nicht und kein Menſch in der übrigen Welt ahnet es, wie es bei uns zugeht. König von Ungarn und Böhmen! Das klingt groß und prächtig. Aber dabei abhängig von einem reichen, mächtigen, übermüthigen Adel auf der einen Seite, und einer reichen, üppigen Geiſtlichkeit auf der andern, die ſich ſtets mit wilder Leidenſchaftlichkeit bekämpfen und ſich nicht an ihren ſchwachen und kranken König kehren, den ſie darben laſſen; das iſt erbärmlich, und ich würde darüber lachen, wenn ich nicht ſelbſt im Elend ſteckte. Darum hat es der Himmel wohl mit Luiſen gemacht; ſie hätte ja mit mir hungern müſſen. Auch hat ihr Gemahl wohlgethan, ſchnell wieder von hier abzureiſen, und es war nur gut, daß ihr ihm die Mittel dazu bei Euerm Hierſein gewährtet; denn weder ich, noch der König hätten ſie ihm verſchaffen können."

„Gott tröſte Ew. Hoheit! Mir aber erlaubt, gnädigſte Frau, daß ich Euch einen kleinen Beweis meiner Ergebenheit überreiche. Der Zeitpunkt, dem ihr entgegengeht, bringt ungewöhnliche Bedürfniſſe. So bitte ich Euch zum höflichſten, Ihr wollet von mir dazu eine kleine Beiſteuer von fünfhundert Dukaten annehmen."

„Ich erkenne Euere Güte, und Ihr erfreut mich mit Euerm neuen Geſchenke. Es iſt wol traurig für eine Königin, ſolche Geſchenke annehmen zu müſſen, aber der hohe Edelmuth des Gebers lindert meinen Schmerz. Gott wird es Euch vergelten."

Und abermals trug Veit Schellenberger den Kaſten in Schweinsleder herbei, der wieder um einige Rollen leichter wurde. Zugleich nahm Fugger eine ſchöne goldne Armſpange und reichte ſie der kleinen Prinzeſſin Anna mit den Worten dar: „Auch möchte ich, daß Euer ſchönes Prinzeßlein ein Andenken von Jakob Fugger in Augsburg trüge und ſich in ſpäterer Zeit meiner dabei erinnerte. Nehmt es an in ihrem Namen."

„Ich danke Euch in ihrem und meinem Namen," ſagte die Königin freundlich. „Wir werden es Euch nimmer vergeſſen. Wann gedenkt Ihr Euere Reiſe in die Heimat fortzuſetzen?"

„Ich habe zwei junge Neffen mitgebracht, denen ich erſt Ofen und Peſth zeigen will. Hernach habe ich nichts mehr hier zu ſchaffen, als den Brief an die Erzherzogin Margaretha in Brüſſel, den Ihr mir anvertrauen wolltet, in Empfang zu nehmen."

„Noch hab' ich ihn nicht geſchrieben; aber Ihr ſollt ihn morgen haben."

Fugger beurlaubte ſich und hatte ſeine beſondern Gedanken über königliches Elend.

Das heiterſte Sommerwetter vermochte ihn am folgenden Tage mit ſeinen Neffen eine Donaufahrt zu machen. Auf der Rückkehr wurden ſie von Kanonenſchüſſen überraſcht, welche auf der hochgelegenen Hofburg ſchnell hintereinander gelöſt wurden. Beim Ausſteigen aus dem Boote erfuhren ſie von der zuſammengelaufenen Volksmenge, die Königin habe einen Prinzen geboren, er ſei aber zu frühzeitig zur Welt gekommen und nicht größer als ein Handſchuh, auch habe er keine Haut mitgebracht; die Aerzte ließen Schweine in der Stadt holen, in deren aufgeſchnittenen Bauch der unzeitige Prinz geſteckt werde, um ihm dadurch Lebenswärme und eine Haut zu verſchaffen. In ihrer Herberge angelangt, erfuhren die Fugger vom Herbergsvater die betrübende Nachricht, die Königin ringe mit dem Tode, und ſchon nach einer Stunde verbreitete ſich die Trauerkunde, ſie habe den Geiſt aufgegeben. Man erzählte nun offen, der Graf von Zips habe die hohe Frau dermaßen geärgert, daß ihre Leibesfrucht von dieſer Gemüthsbewegung zwei Monate zu früh von ihr gegangen; dann ſei der Graf mit der Wehmutter zugleich in das Kloſet der Königin gedrungen und während dem Kreiſen nicht gewichen. Darüber hätten ſich alle anweſenden Frauen der Königin bis zum äußerſten erzürnt und zwiſchen einer franzöſiſchen Kammerfrau und dem Grafen ſei es zu einem heftigen Auftritt gekommen. Dadurch ſei das verdroſſene Gemüth der gebärenden Königin noch heftiger angegriffen worden, und wahrſcheinlich hätten die Frauen noch dazu in der Beſtürzung irgend etwas bei ihr verſehen. Die unglückliche Königin habe nur noch mit ſchwacher Stimme den Wunſch ausgeſprochen, daß der Prinz nach ihrem Vetter, dem Könige von Frankreich, Ludwig getauft werden möge, den der König, ſein Vater, habe Julius nennen laſſen wollen, weil ſein Geburtstag der erſte des Monats Juli war. Dann habe ſie nur ſo viel Zeit gehabt, das Sakrament zu empfangen, und ſei plötzlich unter den Händen ihres Beichtvaters verſchieden.

Noch an demſelben Abend ertönte das Trauergeläute von den Thürmen der beiden Schweſterſtädte. Am nächſten Morgen reiſten die Fugger ab. Es grauſte Jakob, länger an dieſer Stätte zu verweilen.

## 17.

## Ungeahnte Löſung.

Es war eine ſchwüle Sommernacht, doppelt fühlbar unter dem ſpaniſchen Himmel. Die Sterne leuchteten drei in ſeidene Mäntel gehüllten Wanderern, welche ernſt und ſchweigend auf das Kloſter des heiligen Franciskus in Valladolid zuſchritten. Auf ein Zeichen mit der Glocke öffnete ſich die Pforte. Sie traten ein, und ein Pater leitete ſie nach der Kirche. Hier wartete der Prior mit einigen Mönchen, der Adelantado Bartolomeo Colombo und der junge Diego Colombo, ſein Neffe. Alle beugten ſich ehrerbietig vor den eingetretenen drei jungen Männern, die als der König Philipp, der Pfalzgraf Friedrich und der Baron Philibert von Vere erkannt wurden. Die Mönche trugen düſter brennende Fackeln, deren Schein in der hohen Kirche das Ernſte und Schauerliche der Handlung, welche die kleine Geſellſchaft vorzunehmen im Begriff ſtand, vermehrte. Der König war bleich und ſeine Züge zeigten einen an ihnen ungewohnten Ausdruck von Spannung und Trübſinn.

„Es iſt Ew. Majeſtät hoher Wunſch und Befehl geweſen," redete ihn der Adelantado an, „die ſterblichen Ueberreſte meines Bruders zu ſehen."

„Da mir nicht vergönnt war, die Bekanntſchaft des lebenden großen Mannes zu machen, ſo will ich ſeine ehrwürdige Geſtalt wenigſtens im Tode ſehen und ihr meine Ehrfurcht bezeigen."

Die Gruft der Kirche war bereits geöffnet und die Mönche ſchritten mit den Fackeln voran. Der König ſtützte ſich auf den Arm des Pfalzgrafen beim Hinabſteigen; er zitterte leiſe, indem ſie zwiſchen den Särgen hinwandelten. Sie langten vor einem großen, ſchönverzierten Sarge an. Der Prior ſprach ein kurzes Gebet, während deſſen die Mönche niederknieten und das Antlitz tief zur Erde neigten. Nun nahm der Erſtere den Wedel aus der Hand eines Mönchs, tauchte ihn in den Weihkeſſel, den ein Anderer trug, und beſprengte, Gebete murmelnd, den Sarg. Auf ſeinen Wink hoben die Mönche den Deckel und hielten die Fackeln nahe an die Leiche. Der König trat mit ſeinen Günſtlingen heran. Da lag die große, ehrfurchtgebietende Geſtalt des Weltentdeckers, das ſchöne Bild eines Helden. Sein ſtarkes Haupt zierte ein Lorbeerkranz; ſeine edle Adlernaſe ſah gebietend aus. In den gefaltenen Händen hielt er ein Krucifix. Zu ſeinen Füßen lag ein Bund eiſerner Ketten. In ſeine Züge war der Ausdruck eines ſchmerzlichen Lächelns gebannt, vermählt mit dem Frieden Gottes, der nur aus dem Leichenantlitz edler und großer Dulder leuchtet.

Der König betrachtete die Leiche lange ſtarr und ſchweigend; er ſchien in ein tiefes, gedankenloſes Gefühl verſunken, in eine ſchauerliche Ahnung. Endlich wandte er ſich an den Adelantado mit den Worten: „Ich ahne, was dieſe Ketten bedeuten. Sind ſie auf Befehl des Admirals mit ihm in den Sarg gelegt worden?"

„Ja, Majeſtät, es ſind die Ketten, in welchen er von Hiſpaniola nach Spanien geführt wurde; ſie hingen ſtets ſeinem Bette gegenüber, ſodaß ſeine Augen, ſo oft er ſie aufſchlug, darauf fielen, und es war ſein letzter Wille, daß er auch im Tode nicht von ihnen getrennt würde."

„Fürwahr, ſie ſind ihm ein Ehrengeſchmeide, köſtlicher als die Ordensketten aller drei ſpaniſchen Kriegerorden, nnd ſie ſind ein Schanddenkmal Ferdinands, des Großmeiſters dieſer Orden. Wenn dieſe Hülle in Staub zerfällt, wird ihr Geklirr Vergeltung fordernd zum Himmel ſchreien!"

Er wandte ſich von dem Todten ab. „Es iſt meine Sache, dem Helden Colombo ein herrliches Denkmal zu errichten und an ſeinen Nachkommen zu vergüten, was Ferdinand an ihm verſchuldet hat. Don Diego, Ihr ſollt der Träger aller Würden Eueres Vaters ſein, und Euch, Don Bartolomeo, lade ich nach Burgos ein, wohin ich mich von hier begeben werde. Dort will ich mich mit Euch über meine Plane beſprechen; denn ich gedenke in dieſem Herbſt noch den ehrenwerthen Jakob Fugger von Augsburg nach Kaſtilien zu berufen. Wir müſſen eilen, etwas Tüchtiges auszuführen, damit uns nicht etwa der Tod einen neuen Strich durch die Rechnung macht. Zwar war er ſeither mein wohlgeſinnter Freund, aber ſeit er Euern Bruder hinweggerafft, iſt er mir untreu geworden und ich trau' ihm nicht mehr."

In ernſter Stimmung und tiefem Nachdenken kehrte der König in ſeinen Palaſt zurück. —

Die Stände des Königreichs waren in Valladolid verſammelt, um dem jungen Königspaare ihre glänzende Huldigung darzubringen. Aber der Empfang war betrübend geweſen. Juana in ihrer unſcheinbaren ſchwarzen Kleidung, die eher zu einer Trauer, als zu einer Freudenfeier paßten, und vom tiefſten Trübſinn befallen, hatte alle Feſtlichkeiten, zum großen Verdruß ihres Gemahls, abgelehnt und ſich in ihre Zimmer im Palaſt zurückgezogen, Niemanden Zutritt zu ſich geſtattend. Die Stände waren darüber in Beſtürzung gerathen, und Philipp nahm davon Gelegenheit, ſich auf den letzten öffentlichen Erlaß ſeines Schwiegervaters berufend, ſie bei ihnen für gänzlich wahnſinnig zu erklären und im Stillen darauf anzutragen, ſie für immer in ein Kloſter einzuſperren und ihm die Regierung allein zu übergeben.

In dieſen treuloſen Bemühungen wurde er vom Erzbiſchof von Toledo eifrig unterſtützt; aber er ahnte die Gründe nicht, welche Ximenes leiteten, in dieſer Angelegenheit auf ſeiner Seite zu ſein. Ebenſo ſtimmten Manuels Anhänger für die Einſperrung der Königin als einer Wahnſinnigen. Aber eine ſo unwürdige Behandlung ihrer eigenen „natürlichen Herrſcherin“ ſagte dem geſunden Sinne der Gemeinen nicht zu. Sie wollten ſich wenigſtens erſt überzeugen, ob eine ſolche Einſperrung auch unumgänglich nöthig ſei. Deshalb beauftragten ſie den Admiral von Kaſtilien, Don Fedrique Enriquez, einen Granden vom höchſten Einfluß, der Königin einen Beſuch zu machen und ihren Zuſtand in einer Unterredung genau zu erforſchen. Dieſem konnte die Königin die Audienz nicht verſagen, denn er war's, der ſie vor zehn Jahren mit einer prächtigen Flotte nach Flandern geführt; auch war er mit dem königlichen Hauſe verwandt. Er blieb über zwei Stunden bei ihr und wußte ihr ganzes Vertrauen zu gewinnen. Am folgenden Tage erklärte er in der Ständeverſammlung: „Er habe die heiligſte Ueberzeugung gewonnen, daß die Königin nicht wahnſinnig, nicht geiſteszerrüttet ſei, ſondern nur an einer krankhaften Liebesreizung für ihren Gemahl und daraus entſpringenden Eiferſucht leide. Ihr tiefer Trübſinn komme daher, daß ſie für dieſe Eiferſucht ſtets neue Nahrung ſuche und finde, und er habe davon Gelegenheit genommen, ernſtlich mit dem Könige zu ſprechen und ihm das Gewiſſen zu ſchärfen.“

Dieſe wenigen Worte vereitelten Philipps eigennützigen, zügelloſen Plan. Die Stände erkannten nicht einmal den Erlaß des Königs Ferdinand an, worin er ſeine Tochter für wahnſinnig erklärte und die Krone auf Philipp allein übertragen wiſſen wollte. Philipp mußte ſein Vorhaben, der moraliſchen Kraft der Volksvertreter gegenüber, aufgeben und ſich mit einem Anerkennungsakte, gleich dem zu Toro, begnügen. Die gebräuchlichen Huldigungseide wurden Juana als Königin, „Eigenthümerin des Königreichs,“ Philipp als ihrem Gemahle und endlich ihrem älteſten Sohne, dem Infanten Karl, als muthmaßlichem und geſetzlichem Thronfolger, auf den Todesfall ſeiner Mutter, geleiſtet. Es ſchien ſogar, als wenn Juana ſich der Regierungsangelegenheiten ſelbſt annehmen wollte; denn ſie war bei dieſer Gelegenheit ſorgfältig bedacht, die Vollmachten der Abgeordneten ſelbſt zu prüfen, um zu ſehen, ob ſie auch alle die gehörige Beglaubigung hätten, und dieſe verſtändige Handlungsweiſe erregte ſo viel Freude bei den Ständen, daß ſie auf die Abfaſſung des Huldigungseides, wonach Juana mit der gewöhnlichen Gewalt bekleidet wurde, großen Einfluß ausübte.

Aber die unglückliche Königin erfuhr, welch einen Antrag ihr Gemahl ihretwegen den Ständen geſtellt. Donna Franceſca d'Ulloa, immer noch nicht gewitzigt, hatte ihr kaum das letzte Wort davon geſagt, in der Hoffnung, endlich Haß und Abſcheu in ihrem Herzen gegen Philipp zu erregen, als die Unglückliche auch ſchon mit beflügelten Schritten nach den Gemächern ihres treuloſen Gemahls eilte. Es war zu Ende mit aller Beſonnenheit. Mehrere ſeiner Günſtlinge waren zugegen; ſie ſah nur ihn, den grauſamen, heißgeliebten Mann. Und mit dem Angſtgeſchrei: „Philipp, ach Philipp, verſtoße mich nicht!“ ſtürzte ſie vor ihm nieder, umſchlang ſeine Knie und vergrub ihr Antlitz in den Falten ſeines Mantels. „Vergönne mir nur, bei dir zu ſein und dich zu lieben,“ jammerte ſie wieder, „ich verlange ja nichts weiter. Ich weiß, daß du die Marquiſe von Tuy liebſt und von ihr erhört wirſt, aber ich will es zu ertragen ſuchen. Nur verbanne mich nicht von dir! Nein, nein, du kannſt, du darfſt es nicht; denn ich hege wieder Mutterhoffnungen. Das Leben deines ſechſten Kindes bildet ſich unter meinem Herzen aus, und ſchon ſeinetwegen darfſt du ſeine arme Mutter nicht von dir entfernen und in's Elend ſtoßen.“

So flehte händeringend die Eigenthümerin der reichſten und mächtigſten Krone Europa's, die Beſitzerin der neuen Welt, die Königin von Kaſtilien und Leon, daß Allen, die es hörten, das Herz bewegt und eine Thräne des Mitleids in's Auge gelockt wurde. Nur Philipp ſagte kalt zu ihr: „Steh' auf und entferne dich! Es wird dir nichts geſchehen. Du wirſt Königin bleiben.“ Er winkte dem Pagen Bübenhoven, auf deſſen Arm geſtützt ſie hinauswankte, um eine Woche und länger, eingeſchloſſen in ihre verhängten Gemächer, in ihrem dumpfen, thränenloſen Schmerze zu brüten.

„Und Don Enriquez behauptet, ſie ſei nicht verrückt!“ ſagte er verächtlich zu ſeiner Umgebung. „Nun, wie ihr geſehen, ſorgt ſie ſchon ſelbſt dafür, daß den Herren Kortes die Augen aufgehen werden.“

Dieſer und ähnliche Auftritte zwiſchen dem Königspaare wurden im Volke bald ruchbar und erzeugten nicht ſowol unter dem eigenſüchtigen Adel als vielmehr unter der großen Maſſe eine allgemeine Mißſtimmung. Man ſah die angeſtammte Königin von einem Fremdling gemißhandelt; dies kam den patriotiſch geſinnten Kaſtiliern unerträglich vor. Aber es geſchahen bald noch andere Dinge, welche dieſes Mißvergnügen mehr und mehr zu ſteigern geſchickt waren. Kaum war nämlich der Huldigungseid der Stände geſchworen, als der König, die Faſſung deſſelben gänzlich unbeachtet laſſend, mit unerhörter Willkür die Zügel der Regierung allein ergriff und ſeine Gemahlin von jeder Theilnahme daran gänzlich ausſchloß. Was man gefürchtet und der König Ferdinand mit dem Cardinal Ximenes im Stillen gehofft, traf pünktlich ein. Ja die Handlungen des Königs überboten beiweitem all' dieſe Befürchtungen und ſtillen Hoffnungen. Eine förmliche Umwälzung in allen Regierungsfächern war das Werk weniger Wochen. Die meiſten der alten Beamten und Staatsdiener wurden ohne alle Umſtände abgeſetzt, um den Günſtlingen des Königs, Don Manuels und einiger andern dem Könige blind ergebenen Granden Platz zu machen. Beſonders waren es die Flamänder, welche in alle bedeutende Poſten und Aemter eingeſchoben wurden, unbekümmert, ob ſie ſich dazu eigneten oder nicht. Ohne Kenntniß der Sprache, der Volkseigenthümlichkeiten, der Sitten, ja des Landes und der Geſchäfte ſelbſt, ſollten ſie den wichtigſten und einflußreichſten Stellen im Heere wie in der Regierung und Verwaltung des Landes vorſtehen; faſt alle Feſtungen wurden ihnen eingeräumt, und ſie behandelten Kaſtilien wie ein erobertes Land. Was bei dem Könige aus Leichtſinn, Gutmüthigkeit, Geſchäftsſcheu und Vergnügungsſucht geſchah, bildeten ſie zum Syſtem aus. Sie ſtellten wieder ihre Kreaturen an, und in kurzer

Zeit waren Bedrückungen, Gelderpreſſungen aller Art an der Tagesordnung. Der junge Habsburger, der nach Kaſtilien gekommen war, die Ungerechtigkeiten ſeines Schwiegervaters wieder gut zu machen, beging durch jugendliche Sorgloſigkeit, Ehrgeiz und Schwäche in wenigen Wochen mehr Ungerechtigkeiten, als Ferdinand während ſeiner ganzen Regierungszeit. Don Juan Manuel wurde von ſeinem königlichen Gebieter mit verſchwenderiſcher Großmuth bedacht und mit Ehrenſtellen und Gütern überhäuft.

Obgleich die letzten Kortes, um ſich dem neuen Könige willfährig zu zeigen, bedeutende ungewöhnliche Geldbewilligungen für ihn gemacht hatten, ſo reichten die öffentlichen Einkünfte doch lange nicht aus für die unſinnigſten Verſchwendungen am Hofe, und um das Fehlende zu erſetzen, wurden bald die Aemter an den Meiſtbietenden verkauft. Selbſt an Einkünften, die dem König Ferdinand gehörten, vergriff ſich Philipp, gab aber in dieſer Beziehung den ernſten Vorſtellungen des Erzbiſchofs Ximenes nach.

Nichts war für Philipp wünſchenswerther, als das Gold der ſpaniſchen Gebirge bald zu gewinnen; Jakob Fugger ſollte noch vor dem Winter kommen, ein vom Könige heiß erſehnter Mann.

Es war ein merkwürdiger, den Kaſtiliern nichts weniger als zuſagender Anblick, den König und ſeine Günſtlinge nicht aus dem Taumel des Wohllebens herauskommen zu ſehen, während die Königin in ihren verſchloſſenen Zimmern, deren Fenſter ſogar gegen den freundlichen Strahl des Sonnenlichts verhängt waren, in der ſchwermüthigſten Trauer des tiefſten Trübſinns ſchmachtete und jede andere Unterhaltung als die mit ihren Katzen floh.

Die Stimmen des Unwillens, erſt leiſe und einzeln, wurden bald lauter und vermehrten ſich; die Gerüchte von einer Verſchwörung des andaluſiſchen Adels zur Befreiung der Königin ließen keinen Zweifel an der Wahrheit der Sache mehr zu; in allen übrigen Theilen des Königreichs kamen die beunruhigendſten Zeichen von Ungehorſam zum Vorſchein. Unter allerhand Vorwänden entfernte ſich ein Adliger um den andern vom Hofe, und es fehlte nicht viel daran, ſo war Philipp mit ſeinen flämiſchen Landsleuten in der fünften Woche ſeiner Regierung allein. Er hatte keinem der Granden Wort gehalten und die alten Privilegien beſtätigt. Aber auch bei dem Volke gelang es ihm nicht, ſich beliebt zu machen, und leider erregte er deſſen Mißtrauen durch Aeußerungen ſeiner Hochherzigkeit, wie den Unwillen des Adels durch Handlungen ſeiner Schwäche. Zu derſelben Zeit wüthete nämlich das Ketzergericht zu Kordova mit abſcheulicher Strenge ſelbſt gegen ausgezeichnete-Familien und warf Mitglieder derſelben, ohne Unterſchied des Geſchlechts, als der Ketzerei verdächtig, in's Gefängniß. Dadurch entſtanden Aufſtände und Reibungen. Die Angelegenheit wurde vor Philipps königlichen Rath zur Entſcheidung gebracht, und der König ſprach ſich ſo entſchieden unwillig gegen das ganze Ketzergericht aus und deutete auf deſſen gänzliche Aufhebung hin, daß das ſtrenggläubige Volk auch in ihm einen Ketzer und Glaubensfeind erblickte und ſich mit Schmähungen von ihm abwandte.

Es ſchien in der That, als ſollte Ferdinands und Ximenes' geheimer Plan auf natürlichem Wege ſchneller zur Ausführung kommen, als ſie ſelbſt vermuthet hatten; denn ein allgemeiner ſchrecklicher Ausbruch des über das ganze Königreich verbreiteten Mißvergnügens ſtand bereits vor der Thüre.

Während ſich dieſe Gewitterwolken am politiſchen Himmel Kaſtiliens dichter zuſammenzogen, verließ Philipp zu Ende des Auguſtmonats Valladolid und ging langſam wie ein Triumphator mit ausgeſuchter Pracht nach Burgos.

Der Wechſel der Reſidenz brachte keine Veränderung im Leben des Königspaares und des Hofes hervor. Juana wurde in dieſem Bachantenzuge als eine lebende, unheimliche Leiche mitgeſchleppt.

Am 19. September nach der Tafel lud Don Manuel ſeinen königlichen Herrn zu einem von ihm auf der Schloßterraſſe veranſtalteten Ballſpiel ein. Der Tag war heiß und der König gab ſich mit gewohnter Leidenſchaftlichkeit dem Vergnügen des Spiels hin. Dadurch erhitzte er ſich ungemein und, als ſein Blut in der höchſten Wallung war, befahl er einem Pagen, ihm ein Glas friſches, kaltes Waſſer zu bringen. Er leerte es auf einen Zug, um ſich abzukühlen. Schon nach wenigen Minuten fühlte er eine Verſtimmung, die ihn veranlaßte, in's Schloß zu gehen und von einem Fenſter aus den fernern Verlauf des Spiels mit anzuſehen. Noch ſtand er nicht lange hier, als er ſich ernſtlich unwohl fühlte und ſich auf ſein Zimmer begab. Schon vor Nacht trat Fieber bei ihm ein. Seine flamändiſchen Aerzte nahmen die Sache leicht. Am folgenden Tage wurde aber auch ein italieniſcher Arzt, Ludovico Marliano, einer der vorzüglichſten Heilkünſtler, als ihr Beiſtand gerufen; er drang auf Aderlaß, aber Philipp ſcheute ſich davor, und die Flamänder hielten es nicht für nöthig. Das Fieber wurde ärger, der König redete irre. Die Königin wich vom erſten Augenblick der Krankheit nicht vom Lager des von ihr ſo heftig geliebten Gatten. Sie reichte ihm die Arzneien ſelbſt; ihr Auge fand keinen Schlaf, es bewachte mit der ängſtlichſten Spannung jeden ſeiner Züge.

Die Krankheit nahm mit jedem Tage einen beunruhigendern Charakter an und wurde von den Aerzten als ein höchſt gefährliches, anſteckendes Fieber erkannt, das zu der Zeit in Kaſtilien graſſirte; ſie ſchritten nun zu Aderlaß und andern heroiſchen Mitteln. Am fünften Tage lief eine Depeſche aus den Niederlanden ein. Der König war um Mittag ruhiger und der Pfalzgraf überreichte ihm den Brief der Erzherzogin. Er erbrach und las ihn. Plötzlich ſeufzte er tief auf: „Großer Gott, Luiſe von Maine iſt todt! Anna von Foix iſt todt! Fritz, auch ich muß ſterben! Erinnere dich der Prophezeiung der Zigeunerprinzeſſin. Jetzt verſteh' ich ſie ganz. Sie hält mir getreulich Wort. Ach und welch ein ſeltſames Geheimniß muß ich aus dieſem Briefe erfahren! Rufe mir den Bübenhoven.“

Der Page war über eine Stunde allein bei ſeinem todtkranken Herrn. Als er wieder aus dem Zimmer trat, weinte er heftig. Der König beſchied einen Schreiber zu ſich und diktirte ihm mehrere Verfügungen. Gegen Abend überfiel ihn das Fieber mit furchtbarer Gewalt und ſtieg die Nacht über noch. Er phantaſirte fort und fort von Luiſen, mit der er ſich von ihrer Jugendliebe mit rührenden Worten unterhielt. Als der Tag anbrach, traten die Anzeichen des nahenden Todes ein und die Aerzte machten den Prieſtern Platz. Aber der Sterbende hatte bis ein Uhr Mittags zu kämpfen, wo er die Seele aushauchte.

Die Beſtürzung, der Schrecken im Schloſſe, die Verwirrung der Hofleute und Günſtlinge waren unbeſchreiblich. Die Königin ſaß ſtarr an der Leiche, ſelbſt wie ein lebloſes Bild. Sie weinte nicht, ſie ſeufzte nicht, ſie regte ſich kaum; es war ein entſetzlicher Anblick. Die verwöhnten Günſtlinge, die erſt zwei Monate die Süßigkeit des Herrſchens genoſſen hatten, fielen wie betäubt am Bette nieder, auf welchem der entſeelte achtundzwanzigjährige König lag. Einige weinten heftig, Andere konnten ihres dumpfen Schmerzes nicht Meiſter werden; Manuel geberdete ſich wie unſinnig. Es kamen und gingen immer andere Männer; die Königin nahm von keinem die mindeſte Kenntniß. Endlich traten auch einige Hofdamen herein und nahten weinend der Leiche. Da fuhr Juana wie eine Furie empor mit wild drohenden Geberden und Geſchrei: „fort! fort!“ auf die erſchrockenen Frauen los und verjagte ſie aus dem Zimmer. Jetzt ſtellte ſich heraus, daß ihre Eiferſucht zum Wahnſinn geworden war; denn ſie zeigte ſich auf die Leiche ſchier noch eiferſüchtiger als ſie auf den lebenden Gatten geweſen war. Kein weibliches Weſen außer der ſchwarzen Matty durfte ihr nahen. Und ſo ſaß ſie wieder in ihrem gedankenloſen ſtarren Trübſinn und hielt ihre glanzloſen Augen auf das bleiche Todtengeſicht geheftet, gleichſam als erwarte ſie die Farbe und Bewegung des Lebens wieder in daſſelbe zurückkehren zu ſehen.

Als es Nacht geworden war, duldete ſie nicht mehr als ein Licht im Gemach, ein ſchwaches Lämpchen, das ſie ſelbſt anzündete und zu Häupten des Todten ſtellte. Nun nahm ſie wieder ihren Platz am Bette ein, unbekümmert um die kommenden und gehenden Männer. Es war grauenhaft, ſie in der Dämmerung vor der Leiche ſitzen zu ſehen, deren weißes Antlitz mit den hellblonden Locken geſpenſterhaft leuchtete.

Es war ſchon ſpät, als Matty einen Mann hereinführte, der ſich tief in den Mantel gehüllt hatte. Die blonden Locken fielen ihm über die Stirn. Er wankte und zitterte heftig, als er näher trat. Dann faltete er die Hände und kniete am Bette nieder, die Augen auf den Todten gerichtet. Ein Strahl der Lampe überdämmerte ſein Geſicht und der Blick der Königin folgte ihm unwillkürlich. Sie ſah da mehrere rothe Narben und ein glühendes Auge. Eine dunkle Erinnerung ſchien in ihr aufzuleben, aber ſie gewann keine beſtimmte Geſtalt in ihrem zerrütteten Geiſte. Sie wurde unruhig und fragte Matty leiſe: „Wer iſt der Mann?“

„Ein flandriſcher Edelmann,“ verſetzte dieſe, „in deſſen

Dienſt ich einſt geſtanden. Er bat mich, ihm ſeinen geliebten König noch einmal zu zeigen.“

„O ihr heiligen Fürſprecher!“ murmelte der Kniende wie in Verzweiflung, „ſo ſollte es ja nicht kommen. Wer Das geahnt hätte!“

„Ihr vergeßt Euch!“ flüſterte ihm Matty zu. „Nicht ſprechen war die Bedingung. Kommt! Mir wird bange.“

Aber der heftig bewegte Peter erhob ſich nicht. Er war wie an die Stelle gebannt.

„Entfernt Euch!“ befahl ihm die Königin. Matty riß ihn empor. Er machte eine drohende Bewegung auf die Königin zu, aber die Schwarze drängte ihn nach der Thüre. Draußen ſagte ſie: „Was thut Ihr, meine Frau! Welch ein Unglück hätte aus Euerer Unbeſonnenheit entſtehen können!“

„O Himmel!“ ſtöhnte Eleonore — denn ſie war es — „das iſt alſo das Ende des ſtolzen Traumes! Grauſamer Philipp, du haſt mich um meine Rache betrogen, wie um meine Liebe. Todt, todt — und ich trage nun die Schmach eines Lebens, das keinen Mittelpunkt mehr hat, denn all' mein Thun und Sinnen war nur auf dich gerichtet; wie ich dich haßte, ſo glühend liebte ich dich. Nur wen man gewaltig liebt, den kann man gewaltig haſſen, und wen man haßt, den liebt man. Ich wollte ihm die Krone rauben aus Liebeshaß; es war eine herrliche Aufgabe für mich, und ich lechzte danach, ſie zu löſen. Der neidiſche Tod hat meine Rolle übernommen. Wehe mir! Wehe mir!“ Und ſie ſtürzte verzweiflungsvoll in die Nacht hinaus.

## 18.

# Die Fürſtin und der Leinweber.

Im Vorzimmer der Erzherzogin-Statthalterin in der Hofburg zu Brüſſel, lehnte Marx von Bübenhoven in einer Fenſterniſche und nahm keinen Theil an der Unterhaltung der Hofherren. Er und alle Andere bis auf die Diener herab waren in Trauerkleidern. Dann und wann ließ er den ſchwermüthigen Blick über die Baumwipfel draußen hingleiten, von denen Herbſtſtürme das gilbende Laub herabfegten. Da kam ihm in die Erinnerung, wie er vor fünf Jahren zu derſelben Jahreszeit aus einem Fenſter des Kopellen'ſchen Hauſes in Antwerpen demſelben Spiel der Blätter zugeſehen wie jetzt, und eine Thräne ſchlich ihm die Wange herab. Wohin war all' die Herrlichkeit, Jugend, Schönheit, Minneglut, Reichthum und fürſtliche Pracht? Geſtorben und verdorben! Das Schickſal hatte die Sünde furchtbar gerächt. Aber aus dem Wirrwarr all' der unbeſtändigen grellen Bilder hob ſich eine einfache, ehrwürdige Geſtalt hervor, die in ihrer ſchlichten Tugend, in ihrer ſegensvollen Thätigkeit, in ihrem frommen und reinen Sinn, trotz dem tollen Wechſel der übrigen, dieſelbe geblieben war, ein leuchtendes Bild deutſcher Treue und Ehrenhaftigkeit, ein Vorbild für kommende Geſchlechter. Es war das Bild Jakob Fugger's. Der Jüngling verfolgte in Gedanken die angenehmen Erinnerungen an den trefflichen Mann, als dieſer ſelbſt in ſeiner beſcheidenen Bürgertracht in das Zimmer trat. Marx eilte mit freudiger Bewegung auf ihn los und begrüßte ihn herzlich.

„Ich habe Euch in Euerer Wohnung auf Befehl der durchlauchtigen Frau aufgeſucht, werther Herr,“ ſagte er,

„ſie wollte Euch mit dem Prinzen Alnayar zuſammen die Abſchiedsaudienz geben, aber Ihr waret nicht aufzufinden.“

„Ich hatte noch Geſchäfte abzuthun,“ verſetzte Fugger. „Wo iſt Alnayar?“

Der Page deutete auf die Flügelthüre zu den Gemächern der Statthalterin. Dann flüſterte er: „Sie ſchien es gern vermeiden zu wollen, ihm allein unter vier Augen Lebewohl zu ſagen; ſie wollte Euch dabei haben. Aber ſie mochte ihn nicht länger warten laſſen. Er iſt ſchon faſt eine Stunde bei ihr; noch eine harte Stunde für ſie.“

„Für Beide, mein Sohn. Aber es iſt gut, daß ſie allein mit einander ſprechen. Da werden ſie das Herzeleid los.“

„Werdet Ihr und der Prinz meiner Mutter heute die Ehre ſchenken, ihre Gäſte zu ſein? Ich weiß, ſie hat Euch dringend erſuchen laſſen.“

„Wir haben uns ſchon bei ihr entſchuldigen laſſen. Alnayar hat nicht Ruhe und Raſt; es treibt ihn über das Weltmeer. Es iſt Alles zu unſerer Abreiſe fertig, und in ſpäteſtens zwei Stunden ſind wir auf dem Wege nach Antwerpen. Dort hat Bartolomä Welſer die letzte Ausrüſtung der Schiffe beſorgt, und da der Wind günſtig iſt, werden ſie morgen unter Segel gehen.“

„Und wohin wird der unglückliche Prinz ſeine erſte Meerfahrt für Euer Haus machen?“

„Nach Oſtindien. Später wird er als unſer Handelsagent mit Gottes Hülfe auch die neue Welt beſuchen. Mit des Königs Tod ſind freilich die ſchönſten Pläne geſcheitert. Doch wir dürfen das Vertrauen auf Gott nicht verlieren. Alnayar iſt ein geſchickter Seemann; er wird uns von Nutzen ſein.“

„Und er hegt eine große Verehrung für Euch, die der meinigen gleichkommt. Er ſchwur mir zu, daß er ſein Leben ferner nur Euerm Dienſte weihen werde.“

„Sein Entſchluß iſt löblich. Er will ferner nur Kaufmann und Seefahrer ſein, und nichts ſoll ihn an ſeine frühere Laufbahn erinnern. Er legt heute ſogar den Namen Alfonzo de Granada ab, wie er früher den Namen Alnayar ablegte; er will weder für einen Mauren, noch für einen Spanier gelten.“

„Wie wird er ſich nennen?“

„Noch weiß ich es nicht. Er erbittet ſich ſeinen neuen Namen von der Erzherzogin.“

In dieſem Augenblicke wurden die Thürflügel geöffnet, und der Gegenſtand dieſes Zwiegeſprächs trat heraus. Er war einfach ſchwarz gekleidet, und die tiefſte Trauer lag in ſeinen bleichen, ſchönen Zügen. Dem Edelknaben die Hand reichend, ſagte er bewegt: „Lebt wohl, mein junger Freund, mein Lebensretter! Gott geb' Euch Freuden in Fülle!“

„So hat denn auch unſere gnädigſte Frau Euch nicht bewegen können, in's Vaterland zurückzukehren?“ fragte Marx bekümmert.

„Ich habe kein Vaterland mehr,“ entgegnete der Maure. „Ich will mir erſt wieder eins erwerben, das Meer. Ich bin das vom Sturm entwurzelte Schilfrohr, das unabläſſig auf den Wellen treibt.“ Es lag eine Welt voll Schmerz in dieſen wenigen Worten.

Ein Kämmerer meldete, daß die durchlauchtigſte Frau Erzherzogin-Statthalterin Herrn Fugger zu empfangen bereit ſei, und geleitete denſelben nach der Thüre, die er vor ihm öffnete.

Die Erzherzogin ſtand mitten im Zimmer, in ſchwarze Schleier und Gewänder gekleidet, umgeben von den drei älteſten Kindern ihres verſtorbenen Bruders, der achtjährigen Eleonore, dem faſt ſiebenjährigen Karl und der fünfjährigen Iſabella. Die Kinder ſpielten mit allerlei Spielgeräth am Boden. Die Erzherzogin hatte verweinte Augen und ſchien ſehr angegriffen.

„Ihr kommt, mir Lebewohl zu ſagen, Herr Fugger,“ begann die ſchöne Fürſtin mit jener ſüßen Milde in Wort und Blick, die ihr alle Herzen gewann, doch zitterte die Stimme, wie von innern Thränen belaſtet.

„Don Alfonzo wird Ew. Hoheit berichtet haben, daß ich morgen mit ihm nach Antwerpen gehe, um ihn auf das Schiff zu bringen, deſſen Führer er ferner ſein wird.“

„Ich weiß es,“ flüſterte ſie wehmüthig.

„Von Antwerpen kehre ich ſogleich nach Augsburg zurück, wo mich dringende Geſchäfte erwarten.“

„Euch rufen auch dort Pflichten, und wahrlich, Ihr habt denen treueſter Ergebenheit hier im vollſten Maße genügt. Ich werde es meinem Vater zu rühmen wiſſen, wie troſtreich Ihr Euch mir in dieſer ſchrecklichen Zeit erwieſen, wo die Schläge des Schickſals ſo furchtbar auf mich regneten, daß ich es als ein Wunder göttlicher Barmherzigkeit betrachten muß, ihnen nicht erlegen zu ſein.“

„Ihr habt zu viel Güte für mich, durchlauchtigſte Frau. War ich's denn nicht, der Euch eine jener ſchlimmen Trauerbotſchaften überbrachte, womit Euer edles Herz heimgeſucht worden iſt?“

„Beſſer Ihr, als ein Fremder. Auch von Kaſtilien war der Junker Bübenhoven der Ueberbringer der ſchrecklichen Todesbotſchaft, und durch den Mund ſeiner Mutter wurde mir die Kunde meines Verluſtes mitgetheilt. Dadurch wurde ſie wenigſtens nicht vernichtend für mich. Ich habe es jetzt erſt recht empfunden, welch' einen Engel mir der Himmel in der Gräfin von Tyrol zugeſchickt hat. Und wem anders verdank' ich dies, als eben Euch, edler Mann?“

„So hat doch Gott Euer Herz dem Troſte geöffnet.“

Ich habe mich in Demuth der Hand gebeugt, die mich ſo hart geſchlagen. Alles, was mir einſt lieb und theuer war, hat nun ein unerbittlicher Tod dahingerafft. Drei junge Männer, mit denen mich der Segen der Kirche nach einander verbunden, der einzige Bruder, die geliebteſte Freundin, die Geſpielinnen meiner Kindheit, alle, alle ſind ſie dem unerbittlichen Geſchick als Opfer gefallen, ſodaß ich mir in meinem ſiebenundzwanzigſten Lebensjahre oft wie eine Greiſin vorkomme, die Alle überlebt hat, die einſt mit ihr denſelben Weg gingen. Kaum kann ein Herz härter geprüft werden als das meinige. Aber ich habe den Schmerz überwunden; heute habe ich den letzten Kampf beſtanden, und Ihr ſeht mich als Siegerin. Gott hat mich meine neuen Pflichten erkennen laſſen, dieſen armen Waiſen hier Mutter und Erzieherin zu ſein. Ihr Vater iſt dahin, ihre Mutter — o Gott! — iſt ihr Leben nicht ſchlimmer als Tod? Ich muß ihnen jetzt Alles ſein, und ich will's. Aber auch dieſes Land bedarf des Regenten, und der Himmel hat mich dazu auserſehen. Ich erkenne meine Aufgabe, Mutter und Herrſcherin zu ſein. Es iſt mein Vaterland, das Land meiner Liebe, und es ſind ſeine und meine Kinder, es iſt der künftige Herr dieſes Landes. Und ſo will ich ihm nicht nur dieſen Prinzen zu einem tüchtigen Herrſcher erziehen, ich will meinem Karl auch das Land mit Segen verwalten, ſodaß ich es ihm einſt, wenn Gott will, in ſchöner Blüte übergeben kann. So nehmen mich Mutter- und Regentenpflichten gleich ſtark in Anſpruch, und die Sorge, ihnen würdig zu genügen, kämpft den Schmerz in mir nieder und raubt ihm die vergiftete Spitze. Ich habe in der Noth die ſchwere Kunſt gelernt, mein Herz zu bezwingen."

„Heil Euch, hohe und edle Frau!" rief Fugger begeiſtert, „Euere thätige Tugend wird dieſen Kindern und dieſem Lande von größtem Segen ſein. Wir müſſen dem

Tode ſeinen Raub laſſen und unſere Kräfte dem Leben zuwenden; weihen wir den Geſtorbenen ein ſtilles Andenken, den Lebenden unſere Thätigkeit! So erfüllen wir alle Pflichten. Gott ſtärke Ew. Hoheit auf dem wichtigen Wege, den Ihr mit ſo viel Tugend vor allem Volke wandelt!"

„Ich werde ſtets nach Euerm Beifall ſtreben als nach dem eines Mannes, deſſen ganzes Leben Thätigkeit und Menſchenliebe iſt. Ich habe vor wenigen Minuten wieder ein neues Beiſpiel von Euerer Hochherzigkeit erfahren. Kinder!" rief ſie jetzt ihren Pfleglingen zu, „Herr Jakob Fugger will nach Augsburg, ſeiner Vaterſtadt, zurückreiſen. Gebt ihm die Hand, wünſcht ihm Lebewohl und bittet um ſeinen Segen. Fürwahr, der Segen eines Ehrenmannes hat größere Kraft, als der eines ſchlechten Pfaffen."

Prinz Karl ſprang herzu und befolgte den Befehl; munter ſagte er, indem er ſeine kleine Hand in die des augsburger Bürgers legte: „Tante Gretchen erzählt uns oft von Euch, was Ihr für ein guter und braver Mann ſeid. Ich will auch ſo werden."

„Gott gebe Euerm löblichen Vorſatz Kraft und Gedeihen, Herrlein! Ihr ſeid zu wichtigen Dingen auf Erden berufen, da thut's fürwahr noth, daß Ihr ein guter und braver Mann werdet. Von Allem, was ein Fürſt ſein kann, iſt gut und brav ſein das Beſte. Ich bitt' Euch, vergeßt niemals Euer Verſprechen und ſorgt dafür, wenn Ihr groß geworden ſeid, daß ich Euch niemals daran zu erinnern brauche."

„Herr Fugger," ſagte die Erzherzogin, „Euch eine Gnadenkette umzuhängen, dünkt mir eine Anmaßung von mir, ich will es meinem königlichen Vater überlaſſen, und doch möchte ich Euch ein Zeichen meiner Verehrung geben. So bitt' ich Euch, nehmt mein Bild und bringt es Euerer

Hausfrau als das Conterfei einer ſchwergeprüften Fürſtin, die die Tugend eines Mannes zu ſchätzen weiß.“

„Ew. Hoheit beglückt mich durch dieſes Geſchenk — mir das theuerſte, was es geben kann — daß ich es nicht mit Worten auszuſprechen vermag. Dies Bild ſoll der thätigſte und menſchenfreundlichſte meiner Neffen einſt von mir erben als meinen koſtbarſten Schatz; er ſoll mit Freuden daran erkennen, daß nichts belohnender und erhabener iſt als die Gnade und Gunſt eines geliebten Fürſten, wahrhaft beſeligend aber die einer verehrten Fürſtin. Und nun lebt wohl, Hoheit! Gott geb' Euch Frieden und Freude!“

## 19.

## Die Fuggerei.

Die uralte Stadt Augsburg hat nur eine einzige Vorſtadt, die St. Jakobsvorſtadt genannt. Sie ſenkt ſich hinab nach dem Lech zu und iſt den vierten Theil ſo groß, wie die Stadt ſelbſt. Dort war eine geräumige Strecke mit einer Menge alter und elender Häuſer beſtanden; viele der armſeligen Baulichkeiten verdienten nicht einmal dieſen Namen. Es waren die Wohnungen der ärmſten Leute in Augsburg, und der Ort hieß der Kappenzipfel. Schon ein Jahr zuvor war Jakob Fugger mit ſeinen beiden Brüdern Ulrich und Georg einig geworden, dieſe ſämmtlichen ſchlechten und baufälligen Häuſer anzukaufen, ſie niederreißen zu laſſen und dafür neue und zweckmäßige Wohnungen für die Armuth zu bauen.

Hier war im Spätherbſt die emſigſte Thätigkeit zu ſehen. Der Ankauf der meiſten Häuſer war geſchehen und zehn davon waren bereits abgeriſſen; die erſten beiden neuen erhoben ſich aber ſchon wieder aus den Trümmern. Die ganze Anlage ſollte nach einem feſten Plane ausgeführt werden. Nach des verſtorbenen Georgs Wunſche ſollte ſie den Namen Fugger in der Stadt Augsburg bis zu den ſpäteſten Zeiten erhalten. Und es iſt bekannt, daß dieſe Häuſerinſel bis heute den Namen „die Fuggerei" führt und ihn gewiß führen wird, ſo lange Augsburg beſteht*).

Hier unter den Werkleuten ſchaltete und waltete Jakob Fugger täglich ein paar Stunden in ſeiner bekannten emſigen und liebreichen Weiſe, die ſo leicht alle Menſchen, ſchier gegen ihren Willen, ihm dienſtbar machte, und die es ihm ermöglichte, Alles durchzuſetzen, was er wollte. Hier war er nun erſt recht in ſeiner arbeitfrohen Stimmung, denn er wollte den Aermſten ſeiner geliebten Vaterſtadt Hütten bauen. Sein Auge funkelte mit jener edeln Menſchenfreundlichkeit, die das Lebenselement großer und reiner Herzen iſt, und er gewann hier durch einen Blick, feuerte dort durch ein Wort an, belohnte hier und dort durch einen Händedruck oder leichten Schlag auf die Schulter; dann ließ er wieder einmal den Becher kreiſen, nachdem er zuvor getrunken, und in den Fugger'ſchen Kellern lagerte kein ſchlechter Wein. So wurde die Arbeit wie durch Zauberei gefördert und Maurer und Zimmerleute ſtaunten ſich ſelbſt einander an. Die erſten oder die Muſterhäuſer, nach welchen die andern gebaut werden ſollten, gingen ihrer Vollendung mit raſchen Schritten entgegen.

Frau Sibylle liebte es, ihren Ehegemahl auf die Bauſtätte auf dem Kappenzipfel zu begleiten und ihm guten Rath zu geben, wol auch ſelbſt anzuordnen, und er war gutmüthig genug, oft ihrem Wunſche nachzugeben und die baulichen Einrichtungen nach ihren Angaben zu treffen. Auch theilte das Ehepaar täglich hier Wecken und Geld unter die armen Kinder aus, welche beim Bauen beſchäftigt wurden.

---

*) Die Fuggerei wurde erſt im Jahre 1519 von Jakob Fugger vollendet und beſtand damals aus 106 kleinen Häuſern.

Eines Tages ſtanden ſie in traulichem Zwiegeſpräch zuſammen und betrachteten mit Wohlgefallen das erſte nun bald fertige Häuslein; da wankte eine zerlumpte Bettlerin auf ſie zu. Jakob fuhr raſch in die Taſche, um ihr ein Almoſen zu verabreichen; in demſelben Augenblick fiel das Weib mit einem dumpfen Schmerzensruf ohnmächtig zu Boden und lag regungslos vor den Füßen des erſchrockenen Ehepaares. Jakob ſprang hülfreich hinzu, um die arme Erſchöpfte aufzurichten, er hatte aber kaum Hand an ſie gelegt, als er ſeiner Wirthin mit wahrem Entſetzen zuraunte: „Steh uns Gott bei und alle heiligen Nothhelfer! Es iſt ja die Frau Eleonore van der Voort.“

„Schnell laß ſie in das Häuslein tragen und verhüll' ihr das Geſicht, damit ſie Niemand weiter erkennt!“ ſagte Sibylle beſorgt. „Wenn's Nacht geworden, wollen wir ſie durch unſere Leute heimlich heimſchaffen laſſen.“

Die Ohnmächtige wurde in das neue Gebäude gebracht und hier ſo gut gebettet, wie es eben anging. Frau Sibylle ſchickte eiligſt nach Wein und Brot und ließ ihrer alten, tauben Magd anſagen, daß ſie ſchleunigſt eine ſtärkende Suppe bereiten ſolle.

Erſt nach Stunden und nicht ohne ärztliche Hülfe gelang es, die unglückliche Frau wieder zum Bewußtſein zu bringen; aber ſie war ſo ſchwach, daß ſie nicht zu ſprechen vermochte. Ihr Aeußeres war nicht minder in einem ſehr übeln Zuſtand.

Sie war barfuß, und ihre Füße ſchwielig und blutig von einer langen Fußwanderung; ihre Kleider hingen zerfetzt um ſie, ihre Haut, von der Sonne Spaniens verbrannt, hatte nun auch den letzten Reſt von Schönheit verloren. Wangen und Augen waren tief eingefallen, ihre Züge hatten Schmerz und Verzweiflung zerwühlt; ſie war ein Schreckbild geworden. Jakob konnte ſie nicht genug betrachten, denn ſeine Phantaſie ſtellte ihm ihr reizendes, verführeriſches Bild daneben, wie er ſie vor fünf Jahren im höchſten Glanz jugendlicher Schönheit und unermeßlichen Reichthums zuerſt geſehen hatte. Es war ihm wie ein unbegreifliches Wunder, daß dieſe häßliche Bettlerin dieſelbe Frau ſein ſollte, die vor ſo kurzer Zeit — denn was ſind fünf Jahre in den Gedanken eines Menſchen! — den reichen Herzog von Burgund und Niederland königlich bewirthet und zum zärtlichen Minnewart gehabt hatte.

Gegen Abend ließ ſie Jakob in einer Sänfte in ſein Haus bringen, wo Frau Sibylle bereits gute Einrichtung für ſie getroffen hatte. Sie verbrachte die Nacht unruhig und am andern Morgen lag ſie ſchon im heftigen Fieber. Sie phantaſirte und ſtritt ſich in ihren heißen Fieberträumen mit dem Pater Innocenz, den ſie nur in der Geſtalt des Teufels ſah. Dann hatte ſie es wieder mit Philipps Leiche, mit der wahnſinnigen Königin und mit der ſchwarzen Matty zu thun. Drei Wochen lang ſchwebte ſie zwiſchen Leben und Tod. Aber der Tod verſchmähte die arme Frau, er, der ſo gierig in jüngſter Zeit nach hohen, jugendlichen Häuptern gegriffen hatte. Sie genas.

Eines Tages machte ihr Jakob einen Beſuch. Sie ſah ihn lange und ſchweigend an. Endlich fragte ſie mit gepreßter Stimme: „Wo iſt mein Vater?“

„Todt!“ verſetzte er kalt. „Ihr habt ihm das Herz gebrochen, als Ihr ihn verlaſſen und fortgezogen ſeid, keinem Menſchen ſagend wohin.“

Sie verhüllte das Haupt und ſchluchzte krampfhaft.

„Wo ſeid Ihr denn geweſen?“ fragte Fugger ernſthaft.

„Fragt nicht! Laßt mich ſchweigen!“ fuhr ſie auf. „Ich bin abermals von Königen und Pfaffen betrogen und hintergangen und jetzt ſchändlicher als das erſte Mal. Fluch über alle Fürſten und Pfaffen!“

„Ihr ſeid durch Euer Unglück um nichts gebeſſert, Frau!“ ſprach Fugger verdrießlich. „Ich will nicht in Euer Geheimniß dringen, auch kann mir gleichgültig ſein, wo Ihr Euch ſeit einem halben Jahre herumgetrieben habt; aber ich wollte jede Wette eingehen, daß Eitelkeit, Rachſucht und anderes böſes Gelüſt mehr an Euerm jetzigen Elend ſchuld iſt, wie alle Fürſten und Pfaffen. Und ſo habt Ihr all' Euer Unglück ſelbſt verſchuldet. Deshalb wollt' ich, Ihr ginget in Euch und bliebet nun ruhig hier in Augsburg, wo Ihr zum Leben genug habt und Euch Niemand ein Haar krümmt.“

„Ich will es,“ ſagte ſie weinend. „Nun, da der König Philipp todt iſt, will ich von Euerer Unterſtützung leben, weiß ich doch nun, daß dieſe nicht von ſeiner Gnade kömmt.“

„Ihr braucht auch nicht von meiner Gnade zu leben, noch von der eines andern lebenden Menſchen. Mein Bruder Georg hatte Euerm Vater, wie Ihr wißt, ein hübſches Legat ausgeſetzt, und Ihr ſeid die Erbin; denn für Euere Geſchwiſter hat mein ſeliger Bruder noch beſonders geſorgt. Es war der Wille meines guten Georg, daß eins der erſten neuen Häuſer, die die Fugger in der Jakobsvorſtadt bauen, Euerm Vater und Euch zur Wohnung angewieſen werden möchte. Euer Vater hat hoch oben auf der Blümlisalp ſein eigen Kämmerlein bezogen und bedarf unſeres Baues nicht mehr. Für Euch aber ſteht das Häuslein bereit, und Ihr könnt es mit dem kommenden Frühjahr beziehen.“

Und ſo geſchah's. Nach dem Oſterfeſte zog die ſchwer Gedemüthigte in die kleine reinliche Wohnung und ward die erſte Inſaſſin der Fuggerei.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

4/M.

Ausgewählte

# Romane und Novellen

von

**Ludwig Storch.**

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Vierundzwanzigſter Band:

## Ein deutſcher Leinweber.

Fünfter Theil.

Leipzig,
Ernſt Keil.
1861.

# Ein deutſcher Leinweber.

705,31

Zeit- und Lebensbilder
aus der erſten Hälfte des ſechszehnten Jahrhunderts

von

**Ludwig Storch.**

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Zweite Abtheilung.

## Karl von Spanien.

Roman in vier Theilen.

Erſter Theil.

Leipzig,
Ernſt Keil.
1861.

# Karl von Spanien.

Roman in vier Theilen

von

## Ludwig Storch.

Erſter Theil.

## 1.

## Alte Freunde.

Vor Jakob Fugger's Haus auf dem Weinmarkte in Augsburg warf ſich ein ſtattlicher Reiter, der mit ſeinem Knechte haſtig herangeſprengt war, vom Pferde und ſtürmte in das Haus. Es war um die Mittagszeit eines ſchönen Frühſommertags zu Ende des Brachmonats im Jahre 1513. Ein ſchlankes, blühendes Mägdlein trat dem jungen Manne raſch entgegen, neugierig, zu ſehen, wer eben angekommen ſei. Kaum aber hatte ſie den Reiter erblickt, als ſie mit einem Laut der Ueberraſchung ſchnell wieder durch die Hausflur zurücklief und verſchwand. Der Reiter ſah ihr nicht minder überraſcht nach und ſagte dann: „Ein günſtiges Omen auf der Schwelle des Hauſes! Ich möchte darauf ſchwören, das war die kleine Sibylle. Aber iſt die groß und hübſch geworden!“

Einen Augenblick darauf ſtand der ſchöne und vornehm gekleidete Mann im Gaden vor der im hohen Polſterſtuhle ſitzenden dicken Hausfrau, deren fleiſchige Hände auf einem wohlgepflegten Mops in ihrem Schoße ruheten. Mit einem verwunderten, doch nicht unfreundlichen Blicke betrachtete Frau Sibylle den ihr unbekannten Fremden, der mit ſo deutlichen Zeichen der Freude, wie ein alter Bekannter, auf ſie zueilte, beide Hände nach den ihrigen ausſtreckend, und der träge Mops erhob das Haupt und knurrte; denn bis zum Bellen brachte es ſeine fette Stimme nicht. Der Eingetretene errieth den fragenden Blick der wohlgenährten Frau und ſagte lachend: „Ich dachte mir es wohl, daß ich Euch allein hier finden würde, Frau Sibylle, und daß Ihr mich nicht mehr kennen würdet.

Es ſind freilich fünf volle Jahre, daß ich von Euch ſchied, und ich mag mich wol in dieſer Zeit etwas verändert haben. Aber ſeht mich nur recht an; vielleicht kommen Euch meine Züge doch wieder ins Gedächtniß."

In dieſem Augenblicke wurde die hintere Thür des Gaden, welche in die Küche führte, aufgethan, und jene blühende Jungfrau trat ſittſam, mit dem weißen Tellertuch auf dem Arme und mit zinnernem Tiſchgeräth in den Händen, herein, augenſcheinlich, um den Tiſch zum Mittagsmahle zuzubereiten. Sie war, wie die Hauswirthin, in die einfache linnene Schaube gekleidet, und nur das hellgrüne Schürzenband gab Kunde von fröhlichem, hoffnungsreichen Jugendſinne. Erröthend neigte ſie ſich vor dem jungen Manne und ſtand verwirrt, wie in den Boden gewurzelt, das ſinnige blaue Auge geſenkt, das blühende Antlitz wie mit Purpur überzogen. Der Fremde eilte aber ſogleich auf ſie mit den fröhlichen Worten zu: „Eure Pathe hat mich ſchneller erkannt, als Ihr, Frau Sibylle. Grüß' dich Gott, Sibyllchen! Warum liefſt du draußen fort vor mir? Ich dachte mir's, daß du's geweſen ſeieſt. Biſt du emporgewachſen! Schäm' ich mich doch, dich noch du zu nennen. Gib mir deine Hand zum Willkommen!"

„So helft mir doch aus dem Traume!" ließ ſich die Stimme der Hausfrau vernehmen, an fettem Tone mit der ihres Schoßhundes harmonirend. „Ich kenn' den Junker wol, aber ſein Name fällt mir nicht gleich ein. Ihr wißt ja, was für ein ſchlechtes, kurzes Gedächtniß ich habe, und wie ich immer die Namen der Leute vergeſſe."

„Ei, wißt Ihr auch den Junker Marx von Bübenhoven nicht mehr zu nennen, Frau Gotte," *) fragte die junge Sibylle lachend.

---

*) **Gotte**, ſchwäbiſch, Bezeichnung der weiblichen Perſon, die ein Kind aus der Taufe hob, von dieſem Kinde (dem Pathen). **Götti**, männlich.

„Ach, alle vierzehn heiligen Nothhelfer ſollen mir beiſtehen!" zeterte die dicke Frau und warf den Mops vom Schoße, um den Junker würdig zu bewillkommnen. „Was mir da mein ſchlechtes Gedächtniß wieder für einen Streich ſpielt! Gott ſegne Euern Eingang, liebwerther Junker! — Freilich, freilich, Ihr ſeid ein Mann geworden, und was für ein ſtattlicher Mann! Und den ganzen Bart habt Ihr Euch wachſen laſſen, wie die heiligen Apoſtel. Das iſt die neue Art, die die Niederländer aufgebracht haben, wie mir mein Ehewirth berichtet hat. Nun ja, Ihr habt viele Jahre dort gelebt, und unter den Wölfen muß man mit heulen. Wer hätte in meiner Jugend einen ſolchen Bart an einem Manne geſehen! Man hätte ihn für einen Ströter oder Wegelagerer gehalten, und alle Kinder und Jungfrauen wären zeternd vor ihm davon gelaufen. Aber die ganze Welt verwandelt ſich in unſern Tagen. — Nun zu tauſendmal willkommen in Jakob Fugger's Hauſe, Junker! Grüß' Euch Gott und alle Heiligen!"

„Schönſten Dank, liebwerthe Frau!" verſetzte Bübenhoven eben ſo fröhlich und herzlich, wie er von der Hausfrau angeredet worden war, und man hörte und ſah es an jedem Worte, an jedem Blicke, die herüber und hinüber gingen, wie aufrichtig die Freude und die Liebe waren, welche dieſe guten und edlen Menſchen ſich gegenſeitig zu erkennen gaben. „Ihr ſeid immer wohlauf und alert geweſen, Frau Sibylle," fuhr der Junker geſprächig fort. „Euer Anſehn beweiſt es. Auch hat meine große Anhänglichkeit an Euere werthe Perſon niemals unterlaſſen, mich bei Herrn Jakob nach Euern Geſundheitsumſtänden zu befragen, und ich habe ſtets die befriedigendſte Antwort erhalten."

„Gott und die Heiligen ſeien geprieſen!" verſetzte die dicke Frau geſchmeichelt. „Ich ſag' Euch Dank, Junker, für Euere ehrliche Nachfrage. — Doch, Pathe, geh' und kredenze dem Junker einen Becher Firnen. Ihr bedürft der Auffriſchung nach dem ſcharfen Ritte."

Das liebliche Mädchen verſchwand durch die Thür, und Bübenhoven nahm auf erhaltene freundliche Einladung Platz neben ſeiner ſchmunzelnden Gönnerin. Er fragte nach Herrn Jakob.

„Die Herren von der Stadt und den Geſchlechtern ſind mit denen des Raths und den Zünftigen ſeit einer Woche ſchon jeden Morgen auf dem Rathhauſe verſammelt, die Noth des gemeinen Manns zu berathen, der von dem Rath mit Frau und Kind ſchon ſatt wird in dieſer theuern Zeit. Sie wollen vorbeugen, daß es hier nicht losgeht, wie in Regensburg, wo das Volk die Rathsherren ergriffen und einen geköpft hat. In andern Städten ſoll's auch ſchlimm hergehen. Der Teufel iſt in das Volk gefahren, daß es nimmer gehorchen will. Ihr wißt, die Ernte iſt nun ſchon im fünften Jahre eine knappe geweſen und verſpricht — Gott ſei's geklagt! — auch heuer nicht beſſer zu werden. Die Vorräthe ſind faſt aufgezehrt, der Hunger reibt dem armen Volke die Knochen auf, und um das Elend zu vermehren, hat der Kaiſer unſere Stadt auch noch zum Sammelplatze ſeines Kriegsvolks gemacht, mit dem er — weiß nicht wohin — ziehen will; denn die Raufereien unſers gnädigſten Herrn nehmen kein Ende, und wenn Ihr nicht beſſer wißt, als ich, mit wem er wieder Händel hat, ſo müſſen wir die Sache dahin geſtellt ſein laſſen."

„Mit dem Könige von Frankreich, Frau Sibylle," entgegnete der Junker lächelnd.

„Helf mir Gott!" rief die Frau in ihrer drolligen Weiſe; „iſt mir doch, als hätt' ich mir von meinem Alten ſagen laſſen, der Kaiſer und der König von Frankreich ſeien gar gute Freunde und feſte Bundesgenoſſen, und ſtänden gegen Venedig und gegen — ach! was weiß ich! Ich habe ein ſchlechtes Gedächtniß und vermenge Dinge und Namen mit einander. Das ſoll St. Kilian behalten, der, wenn ich nicht irre, den beſten Merks hatte. Aber helft mir doch, Junker! Belehrt mich! Sind denn der Kaiſer Max und der König Ludwig nicht die beſten Freunde?“

„Das waren ſie im vorigen Jahre noch. Aber in zwölf Monden kann ſich viel ändern. Und ſo ſind denn in dieſer Zeit die beiden Potentaten aus guten Freunden wieder bittere Feinde geworden —“

„Wieder einmal!“ ſchaltete Frau Sibylle mit komiſchem Ernſt ein und ſchlug ein Kreuz, wie vor den Anfechtungen des Böſen. „Das iſt wie Krethi und Plethi, bald Frater, bald Hader; heut pokulirt, morgen ſcharmutzirt mit einander. Vom gemeinem Manne ſagt man: Pack ſchlägt ſich, Pack verträgt ſich; ich weiß nicht, wie man von Königen und Herren ſagt.“

Bübenhoven brach in ein helles Lachen aus. „Ihr habt nicht Unrecht! Genug, der Kaiſer hat ſich zu Anfang dieſes Jahres der ſogenannten heiligen Ligue gegen Frankreich angeſchloſſen und auch ſeinen Vetter, den jungen König Heinrich den Achten von England, beredet, dieſem ſtarken Bunde beizutreten. König Heinrich ſchifft nun eben ein ſtarkes Heer von England nach den Niederlanden herüber; der Kaiſer ſchickt ſeine neugeworbenen Heerhaufen theils nach Italien gegen die Venetianer, theils nach Burgund, das er in Verbindung mit einem eidgenöſſiſchen und einem niederländiſchen Heere dem Franzoſen abnehmen und für ſeinen Enkel Karl erobern will, und endlich wird er ſelbſt einen Theil des hier verſammelten Kriegsvolks den Rhein hinab in die Niederlande führen, um es dort mit den Engländern zu vereinigen, und von da wollen die beiden gekrönten Häupter in Frankreich einfallen und ſengen und brennen.“

„Ja, das iſt ihre Kunſt — Gott ſei's geklagt! Was

Gott der Herr ſchafft und wachſen läßt, und was der Menſch mit ſauerm Schweiße aufbaut und zurecht legt zu ſeines Leibes Nahrung und Nothdurft, das verwüſten und verderben die großen Herren; Menſchen und Vieh ſchlachten ſie unbarmherzig dahin, brennen die Hütte ab und zertreten das Saatfeld — und immer ſagen ſie, ſie thäten's zur Ehre Gottes. Was geht dem gemeinen Manne die Freundſchaft und Feindſchaft des deutſchen Kaiſers und des franzöſiſchen Königs an, und doch muß er ſich das Fell von ihnen über die Ohren ſchinden laſſen, während ſie ſelbſt einander kein Haar krümmen. Sind ſie Freund mit einander, hat Niemand Genuß davon, als ſie ſelbſt; denn dann bankettiren und turniren ſie und treiben allerlei Hoffarth und Unzucht; der gemeine Mann bekommt keinen Mund voll Brot und keinen Schluck Wein von ihrer Tafel. Sind ſie Feind, müſſen es Land und Leute entgelten; ſie ſtecken dem Bürger und Bauer den rothen Hahn aufs Dach und ſchonen das Kind im Mutterleibe nicht. Und wer muß denn den großen Hanſen, den Edelleuten und dem Pfaffenvolk, die alle beiſammenhalten gegen die armen Leute und ſie bis aufs Blut ſchinden; wer muß ihnen den praſſeriſchen Tiſch beſtellen und Truhe und Keller füllen, wer muß ihren lüderlichen Kriegsknechten den Sold zahlen und ihre Schlöſſer und Burgen bauen? Eben der gemeine Mann muß es thun, deſſen Todfeinde ſie ſind."

„Ihr ſprecht ja, wie die Bauern jetzt zu reden pflegen," warf Marx verwundert ein.

„Ei, es freut mich baß, daß das dumme Bäuerlein auch gemach anfängt klug zu werden und zu begreifen, daß es von den Herren für nichts gehalten wird, denn als Laſtthier, und durch Lug und Trug um alle Gerechtſame und alle Freiheit gebracht worden iſt."

„So viel ich weiß, iſt das nicht die Meinung Eueres

Eheherrn. Herr Jakob mag nichts wiſſen von der Eigenhülfe des Bauernvolks.“

„Weiß wol, und Meiſter Jakob ſpricht deshalb mit mir nicht von derlei Dingen, und wenn ich ihn drauf bringen will, fertigt er mich kurz mit den Worten ab: ich verſtände davon nichts und ſolle mich um Kunkel und Kuchel bekümmern. Weiber hätten nichts mit dem Weltlauf und den Herrenhändeln zu verkehren. Ihr wißt, er macht nicht gern Worte, und was ihm in die Quere läuft, weiſt er grob ab. Aber ich habe ſo gut wie er meinen eignen Kopf und laſſe mir es nicht nehmen, das für Recht auszugeben, was ich für Recht halte. Auch gibt er ſelbſt zu, daß die vornehmen Meßpfaffen, die Kloſteräbte, wie der zu Kempten, die kaiſerlichen Amtleute und die adeligen Herren nicht recht am Bauer thun; doch ſagt er ſtets, der Kaiſer werde ihnen ſchon helfen. Ich glaub' aber nicht an des Kaiſers Hülfe. — Doch möchte ich auch für mein Leben gern wiſſen, wo die Trauben hangen, und mir das ſchwache Gedächtniß gern anfriſchen laſſen. Seht, da kommt ſchon die Pathe mit einem guten Anfriſchungsmittel. Thut mir Beſcheid, wackerer Junker!“

Das züchtige Mägdlein reichte dem Junker hocherröthend einen Becher, deſſen Rand dieſer der Sitte gemäß nur mit den Lippen berührte, während ſeine Augen mit einem ſchwärmeriſchen Ausdrucke von Wohlgefallen auf der ſchlanken, friſchen Geſtalt der blühenden, jungen Sibylle ruheten, um ihn dann der alten Sibylle hinzureichen. Die kräftige Frau ſprach: „Zu Euerm fröhlichen Willkommen!“ und leerte das ſilberne Gefäß mit einem Zuge, winkte der Pathe, welche es ſogleich wieder aus dem Kruge füllte, und reichte es dem Junker dar, welcher es mit den Worten ergriff und austrank: „Zu Eurer Geſundheit, Frau!“

„Ihr ſeid mir der rechte Mann, den ich brauche und ſchon lange mir gewünſcht habe,“ fuhr die Hauswirthin mit ausnehmender Freundlichkeit fort, und ſie legte ihre fleiſchige Hand mit mütterlicher Vertraulichkeit auf Bübenhoven's Schulter. „Ihr werdet gern mit mir über die Dinge plaudern, die draußen in der Welt vorgehen, und mir Bericht ſagen über die neue Zeitung; ihr werdet nicht unwirſch werden über mein ſchwaches Gedächtniß und ihm zu Hülfe kommen, wo's hapert. Gebt mir Euere Hand drauf, Junker, daß Ihr Euch nicht verſchwören wollt gegen die Neugierde einer alten Frau! — Es ſoll Euer Schade nicht ſein," ſetzte ſie bedeutungsvoll lächelnd hinzu.

Bübenhoven ſchlug ein, und der Becher wurde von Beiden noch einmal auf das neue Bündniß geleert. Während nun die Pathe Tiſch und Küche beſorgte und ihrestheils eben ſo großen Antheil an dem neuen Ankömmlinge nahm, als ihre Gotte, obgleich ſich Beider Gefühle auf höchſt verſchiedene und einander ſchnurſtracks entgegengeſetzte Art äußerten, ſpann ſich das Zwiegeſpräch zwiſchen den beiden Hauptperſonen fort.

„Nun ſo ſagt mir nur mit wenigen Worten, lieb Junkerlein, wie verhält ſich das mit der heiligen Ligue und wieder mit einer andern Ligue, die mein Alter die von Kamerich genannt hat, und gebt mir endlich Aufſchluß, wer jetzt Freund und Feind bei den Herren Königen iſt?"

„Ihr wißt doch, werthe Frau," begann Bübenhoven bereitwillig ſeine Lectionen und kam bald genug in den rechten Docententon, während die Blicke ſeiner aufmerkſamen Zuhörerin liebäugelnd an ſeinen Zügen hingen; „Ihr wißt, daß die beiden Könige von Frankreich und Spanien ſich vereinigt hatten, das Königreich Neapel brüderlich unter ſich theilen."

„Ja, ja! Sie jagten den König von Neapel fort und wurden dann ſelbſt uneins. Es gab Krieg, wie allemal, wenn die großen Herren über einer Beute uneins werden;

die Spanier ſiegten, der König Ferdinand behielt ganz Neapel für ſich."

„Ganz recht. Dann wurden ſie wieder eins und abermals die beſten Freunde. Der König Ferdinand heirathete eine Nichte des Königs Ludwig und ließ dieſen im Beſitz des eroberten Herzogthums Mailand, wozu Ludwig gerade ſo viel Recht hatte wie Ferdinand zu Neapel, und wie Ihr und ich zum deutſchen Reiche. Aber der franzöſiſche König konnte es trotz aller Freundſchaft mit dem ſpaniſchen nicht vergeſſen, daß ihm die Hälfte von Neapel, die er ſchon in der Hand gehabt, wieder entgangen war, und er ſah ſich im übrigen Italien um, ob er nicht eine gute Gelegenheit fände, ſich anderweit zu entſchädigen. Der ungeheure Reichthum Venedigs und vorzüglich der große Ländereibeſitz dieſes Freiſtaats auf dem Feſtlande Italiens war ihm ſchon lange ein Dorn im Auge geweſen. Er ärgerte ſich, daß ſolche Pfefferſäcke, wie er die venetianiſchen Kaufleute nannte, größern Prunk und Aufwand machten, als er, der mächtige König des reichen Frankreichs vermochte. Es gelüſtete ihn alſo, den wohlgenährten Krämern etwas abzunehmen von ihrem Ueberfluß. — Den übrigen Herrn Königen ging's gerade ſo, wie ihm. Auch ihnen war der übermüthige Prunk der Venetianer unerträglich, und Jeder von ihnen hatte wol ſchon lange darüber gegrollt. Sie waren und ſind alle länder- und goldgierig, die da Kronen tragen, das weiß Niemand beſſer als ich, der ich lange genug um gekrönte Häupter geweſen bin — und Republiken ſind den Königen zu allen Zeiten verhaßt geweſen. Als nun König Ludwig bei ihnen anfragen ließ, ob ſie ſich nicht mit ihm verbinden wollten, um den Venetianern abzuzwingen, was ihnen nicht gebühre, da waren ſie gleich alle zu ſolchem Bündniß bereit."

Frau Sibylle nickte pfiffig, krabbelte ihren Mops und ſagte: „Ja, wenn's ein Huhn zu rupfen gibt, kommen alle Geier friedlich herbei; über dem Theilen werden ſie aber uneins."

„So geſchah es auch hier wieder," bemerkte der Junker.

„Ich kann den venetianiſchen Hageprunk nicht leiden, ſo wenig wie den, der auch bei uns aufgekommen iſt, ſo daß Bürger und Edelleute nicht mehr vor Hochmuth wiſſen, womit ſie ſich behängen und was ſie eſſen und thun ſollen, während der gemeine Mann am Hungertuche nagt und die Blöße nicht bedecken kann," fuhr die Kaufmannsfrau fort, „und wenn Meiſter Jakob ſo ein Alfanzer wäre, ich zög' ihm aus dem Hauſe; aber was ging's den Herren Königen an, wenn die Narren in Venedig ihr erworbenes Geld auf eine unnütze Weiſe verthaten? Sie gaben ihnen nichts dazu. Laſſen ſich's etwa die Könige wehren, wenn ſie Dummheiten machen, und machen ſie derſelben nicht etwa genug? Nun iſt nur der erhebliche Unterſchied, daß die Venetianer ihr Geld redlich durch Handel und Wandel verdient haben, die Könige aber haben's ihren Unterthanen abgenommen. Jeder kann mit ſeinem Eigenthume machen, was er will."

„Dieſer Meinung ſind alle billig denkenden und vernünftigen Leute," beſtätigte Bübenhoven. „Um ſo abſcheulicher war das Bündniß, welches König Ludwig von Frankreich, Kaiſer Maximilian, („Ja, ja, er nimmt's auch gern, wo er's haben kann, und die Venetianer haben ihn getückt, als ſie ihm den Weg nach Rom verlegten, wo er ſich die Kaiſerkrone holen wollte," lachte Frau Sibylle dazwiſchen), König Ferdinand von Aragonien und der Papſt Julius nebſt mehren kleinen Fürſten, blind gegen Recht und Billigkeit, mit einander zu Kamerich in Frankreich — es werden nun fünf Jahre — abgeſchloſſen (der Papſt trat erſt ein Jahr ſpäter dazu), um, wie ſie ſich ausdrückten, die Länder Venedigs, welche dieſer Staat ihnen geraubt habe, zurück zu verlangen. Der Papſt geſellte ſich nur bei, um die ſtolzen Venetianer gedemüthigt zu ſehen. Aus dieſem unſeligen Bündniß iſt nun das widerwärtige Durcheinander von Kriegen entſtanden, welches die Welt ſeit vier Jahren verwirrt und unſägliches Unglück über Länder und Menſchen gebracht hat. Denn ſobald die großen Jäger dem hülfloſen Freiſtaate die Beute nun wirklich abgenommen, geriethen ſie, wie Ihr wißt, und wie von ihnen gar nicht anders zu erwarten war, über dieſelbe mit einander in Streit. Der Papſt, dem die Demüthigung Venedigs genügte, und der von den reichen Kaufleuten ins Geheim gewonnen war, wollte nun die ihm gefährlich vorkommenden Franzoſen in Italien nicht dulden — ihm bangte vor dieſen zweideutigen Freunden — und er zog durch die wichtigſten Zugeſtändniſſe den König Ferdinand auf ſeine Seite. Venedig benutzte ſchlau die Verſtimmungen und den Zwieſpalt der Verbündeten, und vor anderthalb Jahren wurde zwiſchen dem Papſte, dem König Ferdinand und dem Freiſtaate ein Bündniß gegen Frankreich geſchloſſen, das man des frommen Zweckes wegen, welcher vorgeſchoben wurde, nämlich: den Kirchenſtaat gegen die räuberiſchen Franzoſen zu ſchützen, die heilige Ligue nannte. Den Kaiſer Max hatten die neuen Verbündeten nicht eingeladen und eigentlich gar nicht berückſichtigt —"

„Ich glaube, ſie haben ihn gar nicht für voll angeſehen," witzelte Frau Sibylle, „und in der That mit Euerer Erlaubniß — Ihr ſeid ein tyroler Kind und dem Kaiſer treu ergeben — mir geht's nicht viel beſſer, wie jenen Königen und dem Papſte. Es iſt ein guter, lieber Herr, der Kaiſer; er hat aber auch immer nur Narrheiten im Kopfe und deshalb ewig kein Geld. Statt im deutſchen Reiche Ordnung zu ſchaffen, hadert und kriegt er ewig mit andern Königen. Bei uns aber geht Alles darunter und drüber, ſo daß ſelbſt Meiſter Jakob, der doch ſonſt den Kaiſer ſchier anbetet, wie die Kinder Israel das güldne Kalb, mißbilligend den Kopf ſchüttelt."

„Es kann wol ſein, daß Ihr nicht gar weit von der Wahrheit vorbeigeſchoſſen ſeid," verſetzte der Junker mit einem feinen Lächeln, „doch würde ich das keinem Menſchen weiter als nur Euch eingeſtehen, da ich Euch wie eine Mutter liebe und verehre. — Kaiſer Maximilian blieb alſo der Bundesgenoſſe des Königs von Frankreich."

„Herr, wie lange?" unterbrach ihn die Frau mit komiſchem Ernſt, indem ſie die fleiſchigen Hände faltete und den Blick nach oben richtete. „Wir wiſſen ſchon, was wir von des Kaiſers Bundesgenoſſenſchaft zu halten haben. Es giebt keinen ſchwächeren, falſcheren und unbeſtändigeren Bundesgenoſſen, als ihn. Er iſt wie die hohen Gletſcher, die nur in der Morgenſonne glühen." —

„Das paßt nicht auf ihn allein, Frau Sibylle. Es iſt die Eigenſchaft aller Könige unſerer Zeit. Und der gerühmte und vergötterte Herr Ludwig iſt in dieſer Beziehung noch um vieles ſchlimmer, als unſer Kaiſer. Jedenfalls haben ſie einander nichts vorzuwerfen. Ich weiß nicht, wer von Beiden dem Andern das Wort mehr und treuloſer gebrochen hat. Doch würde die Treue des Kaiſers diesmal feſter geweſen ſein, als die des Königs gegen ihn bei frühern Gelegenheiten, wenn Ludwig wirklich ſeinen drei Gegnern obgelegen und ſich zum Herrn und Meiſter in Italien emporgeſchwungen hätte, wozu Anfangs aller Anſchein vorhanden war. Die Franzoſen erhielten nämlich in dem einundzwanzigjährigen Grafen Gaſton de Foix, Neffen des Königs und Bruder der jungen Königin von Spanien — Ihr werdet gewiß von ihm gehört haben — einen Heerführer von ſo überwiegendem und außerordentlichem Talent, daß man ſagte, er ſei früher General als Soldat geweſen."

„Ach, das iſt der junge Tollkopf, der am Oſtertage vorigen Jahres in der grauſamen und blutigen Schlacht bei Ravenna ins Gras beißen mußte, und von dem die Bänkelſänger ſchon auf den Straßen ein ſchönes, herzbrechendes Landsknecht-Liedlein ſingen. Das arme junge Blut! Er hätte es zu Etwas bringen können."

„Obgleich der junge und gewaltige Held die vereinigten Spanier und Italiener in jener mörderiſchen Schlacht aufs Haupt ſchlug, ſo war doch ſein Tod der größte Verluſt für Frankreich. Mit ihm gingen der Ruhm und das Kriegsglück der Franzoſen in Italien zu Grabe; der errungene Sieg, der ihnen den Feldherrn gekoſtet, war gleichſam der Anfang ihrer Niederlagen, und ſchon nach wenigen Monaten ſah König Ludwig ſein Heer aus Italien verdrängt und ſein Herzogthum Mailand verloren."

„Ja, und unſer guter Kaiſer Max ließ ihn auch im Stich."

„Leider iſt's ſo. Er ſchloß einen Waffenſtillſtand mit Venedig, und ſeit Anfang dieſes Jahres gehört er ſchon der heiligen Ligue an, zu welcher auch der junge König von England, Heinrich VIII., durch ſeinen Schwiegervater, den König von Spanien, gezogen worden iſt. Dieſelben deutſchen Söldner, die erſt mit den Franzoſen gegen die Italiener und Spanier gefochten, ziehen nun gegen die Franzoſen."

„Ein Vieh iſt nicht ſo unvernünftig als ſolch' ein Menſch, der eigentlich gar nicht weiß, weshalb er ſich todt ſchießen läßt. Und die Weltklugheit des Kaiſers richtet ſich nach dem Kriegsglück; der Sieger iſt ſein Freund und Bundesgenoſſe, und wenn er kurz vorher ſein bitterſter Feind und Gegner geweſen. Der beſiegte Freund wird im Nu ſein gehaßter Feind. O Welt und Könige! Man möchte wohl vor Aerger über all' die Poſſen aus der Haut fahren, wenn man nur Hoffnung hätte, es außerhalb derſelben beſſer zu finden.“

„Die Folge war, daß Venedig, von der Habgier ſeiner neuen Bundesgenoſſen, vorzüglich von der des Kaiſers gedrängt, in ein Bündniß mit dem König von Frankreich getrieben wurde. Und ſo ſehen wir jetzt dieſen König, der das erſte Feuer gegen den reichen Freiſtaat aus Neid angeblaſen hatte, als deſſen Freund und Bundesgenoſſen.“

„Es iſt die Möglichkeit!“ rief die dicke Frau. „Es klingt wie eine Fabel, und unter Hunden und Katzen kann's nicht bunter und toller zugehen.“

„Der König Ferdinand von Aragonien hat, dieſen Wirrwarr benutzend, neuerdings auf eigne Fauſt einen guten Fang gemacht. Er hat die Königsfamilie von Navarra, ihm eben ſo nah verwandt als dem Könige von Frankreich, mir nichts, dir nichts aus dem Lande gejagt und dieſes als ein gleichſam wohl erworbenes Eigenthum mit Spanien vereinigt; fürwahr einen der treuloſeſten Gewaltſtreiche, welche jemals von einem mächtigen Könige an einem minder mächtigen ſchutzloſen Fürſten verübt worden ſind.“

„Wenn ſich ein Dieb, der eine Hand voll Gulden geſtohlen, erwiſchen läßt, ſo wird er gehenkt; ein Wegelagerer wird todtgeſchoſſen, wie ein toller Hund: ein König, der ganze Länder raubt, heißt der katholiſche und wird geprieſen von Pfaffen und Laien als ein frommes Wunderbild. Und das raubt und ſündigt, als ob es niemals ſterben und vor einen unbeſtechlichen Richter treten müßte. Wie lange werden dieſe Könige noch ungeſtraft ihre Gräuel treiben? Iſt nicht ſchon der wilde und trotzige Papſt Julius bald ihr Freund, bald ihr Feind, eines jählingen Todes geſtorben? Was hat nun der händelſüchtige Mann davon! Wie wird er ſich vor ſeinem Herrn und Meiſter verantworten können, deſſen Statthalter auf

Erden zu ſein er behauptete? Ich möchte die Suppe nicht mit ihm auseſſen, die ihm der Teufel auf höhern Befehl gekocht. — Doch ſagt mir, liebwerther Junker, was haltet Ihr von dem neuen Papſt? Ihr habt in Antwerpen und Brüſſel doch ohne Zweifel ſchon ſichere Kunde über ihn erhalten. Iſt er auch wieder ſolch ein Eiſenfreſſer?"

„Im Gegentheil, Frau! Ein fröhlicher Lebemann ſoll er ſein, ein Freund der Tafel und des Bechers, der Jagd, des Spiels und Geſangs —"

„Ha ich merke ſchon, alſo auch ein Weiberjäger."

„Ihr müßt ihm ſchon deshalb gewogen ſein, Frau Sibylle, weil er der Sproß eines Kaufmannshauſes iſt, das ſich auf den Herzogsthron von Florenz geſetzt. Dieſe Mediceer, deren Sohn der Kardinal Giovanni dei Medici, der jetzige Papſt Leo X., iſt, waren in Florenz nicht mehr, als was die Fugger in Augsburg ſind. Daraus entnehmt, was auch aus Euerm Hauſe noch werden kann."

„Und wenn ſie Fürſten werden, wie die Mediceer, ſo wünſche ich vor Allem, daß ſie ehrliche Leute bleiben, wie mein braver Meiſter Jakob, und nicht Schelme, wie dieſe Könige."

„Gott erhöre Euern Wunſch!" ſagte der Junker ernſt. „Mögen die Fugger niemals vergeſſen, daß der Begründer ihres Ruhms und ihres Reichthums der edelſte und beſte Mann war! Mögen ſie ihm nacheifern!"

Frau Sibylle wiſchte ſich mit dem Schürzenzipfel eine Thräne der Rührung aus den gutmüthigen Augen. Sie hörte ihren Jakob gern loben, und aus dem Munde des ehrbaren Junkers, den ihr ihr Ehewirth ſo hoch geprieſen, klang ihr ſein Lob doppelt angenehm.

„Ich freue mich," fuhr Bübenhoven fort, „die Kinder des Fuggerſchen Hauſes wieder zu ſehen. Sie werden ſtattlich emporgewachſen ſein. Ich ſeh' es an Euerer Pathe, Frau Sibylle. Sie war ein Kind, als ich das letztemal unter Euerm Dache wohnte, und als eine blühende Jungfrau ſeh' ich ſie wieder."

„Aber ſie iſt ein gutes und frommes Kind geblieben, meiner Augen Freude und meines Herzens Troſt. So wie ihr Vater geſtorben war — es ſind im April drei Jahre geweſen — nahmen wir ſie ins Haus. Ihr kennt ihre Mutter, die Frau Veronika. Ich will ihr nichts Uebles nachreden, aber ſie iſt ein hoffärthig Weib. Weil ihre älteſte Tochter Anna mit dem vornehmen Herrn von Turzo in Kremnitz vermählt iſt, ihre zweite, Urſula, mit dem Herrn Philipp von Stein, und ihre dritte mit dem Herrn Walter Ehinger in Balzheim, ſo meint die Frau in ihrem Hochmuth, zur Sibylle müßte nur ein Reichsgraf oder gar ein Fürſt kommen, und das ſtille demüthige Weſen meiner Pathe war ihr überall nicht recht. Das Kind ſollte einhergehen wie ein Pfau, und iſt doch eine fromme Taube. Sie mußte noch bei Lebzeiten ihres Vaters viel leiden vom Unverſtand ihrer Mutter. Jetzt hat ſie's, wie ſie's braucht. Sie iſt unſre Tochter geworden."

„Gott ſegne Euch dafür, daß Ihr dieſer beſcheidnen Blume ihr rechtes Erdreich gegeben!" rief der Junker gerührt.

„Die auf Sibylle folgende Schweſter," fuhr die geſprächige Frau zu berichten fort, „die kleine ſchmächtige Felicitas, iſt nun ſchon fünf Jahre Dominikanernonne im Kloſter der heiligen Katharine hier. Sie hat wohl gethan; ſie paßte nicht für die Welt. Ihr frommer Sinn ſtand auf den Himmel. Nun hat die Mutter noch die jüngſte Tochter zu Hauſe, ihren Liebling, die Suſanne, aus der ſie nach Belieben eine Putzpuppe erzieht. Ich glaube, wenn es nicht von Kaiſer und Reich bei ſchwerer Strafe verboten wäre, ſie legte ihr Kleider von Gold- und Silberſtück an, wie einer fürſtlichen Prinzeß. Sie iſt erſt ſechszehn Jahre alt, aber Frau Veronika erwartet ſchon alle Tage einen vornehmen Freiersmann. Die beiden Söhne meines verſtorbenen Schwagers Ulrich ſind auch noch zu Hauſe; der jüngſte, Hieronymus, noch ein Bub von vierzehn Jahren, macht meinem armen Ehewirth ſchon viel zu ſchaffen. Er iſt ein widerſpänſtiger wilder Range, und die Mönche in der Kloſterſchule klagen, daß er Alles beſſer wiſſen wolle als ſie. So iſt's ſchier mit dem älteſten, dem Ulrich. Der will ſich nichts von Meiſter Jakob ſagen laſſen und hat ſeinen eignen Kopf. Er arbeitet zwar mit auf der Fuggerſchen Schreibſtube und hat ſchon eine Reiſe nach Venedig gemacht; denn er ſteht im vier und zwanzigſten Jahre, aber mein Herr iſt nicht zufrieden mit ihm. Er ſchimpft auf Pfaffen und Edelleute wie ein Rohrſperling zum größten Aerger ſeiner Mutter, die ſich auch nicht mit ihm vertragen kann. Mehr Freude hat Meiſter Jakob an ſeines Bruders Georg Kindern, vorzüglich am jüngſten, dem Anton. Er iſt jetzt zwanzig Jahre alt, aber ſo verſtändig und geſetzt, wie ein Dreißiger. Und im Handel und Wandel iſt keiner ſo anſtellig und geſchickt, als er. Mein Alter rühmt oft von ihm, daß er ihm hier in Augsburg die halbe Arbeit abnähme."

„Ich weiß, Frau Sibylle," beſtätigte Bübenhoven. „Faſt alle Briefe und Inſtruktionen, die ich nach Antwerpen in der letzten Zeit empfing, ſind von Anton geſchrieben. Er hat viel Ernſt und Verſtand."

„Ja, Meiſter Jakob hat oft zu mir geſagt, der Bübenhoven in Antwerpen und der Anton hier werden die Säulen des Fuggerſchen Hauſes. Anton iſt eben ſo ſchlicht und ſtill, wie Ihr, Junker. Glaubt Ihr wol, daß er ein Leinweber werden wollte! Aber ich hab's nicht zugegeben, wenn auch Meiſter Jakob nicht übel Luſt dazu bezeugte. Man muß in allen Dingen Maß und Ziel halten, auch in der Beſcheidenheit. Es iſt wahr, die Fugger verdanken dem Webſtuhl ihren Flor; aber ſie ſind jetzt

Edelleute. Der ältere Bruder Raimund weiß das beſſer. Das iſt ein feiner fröhlicher Geſell; geht immer in knapper und geſtickter Schaube einher, ſitzt mehr zu Roß als am Schreibtiſch, und Schneider, Schuſter, Riemer und derlei Volk haben einen guten Kunden an ihm. In ganz Augsburg gibt's keinen ſchmuckern Edelknecht. Aber man kann ihm darob nicht gram ſein; er lacht einem ſtets ſo freundlich und gutherzig ins Geſicht, und iſt immer guter Dinge. Für die Armen hat er allzeit offne Hand und für Jedermann ein gutes Wort. Er wird heuer noch Hochzeit halten in Kremnitz mit ſeinem Geſpons, der Katharine Turzo, der Schweſter des Georg Turzo und ſo werden die Fugger zwiefach mit dieſem vornehmen ungariſchen Hauſe verſchwägert ſein."

„Ich weiß, Frau Sibylle. Herr Jakob hat mich freundlich eingeladen, die Brautfahrt Raimunds nach Ungarn mit zu machen."

„Es wird Euch nicht gereuen, Junker. Und es kann kommen, daß wol gar eine Doppelhochzeit daraus wird. Ihr erinnert Euch noch der Regina, Raimunds und Antons Schweſter. Nun ſie iſt ausnehmend ſchön geworden, das prächtigſte Weibsbild im ganzen Fuggerſchen Geſchlecht. Sie zählt jetzt neunzehn Jahre, und in voriger Woche hat ein vornehmer Junker um ſie geworben, ein edles Blut und von großem Anſtand, der Herr Johannes Baumgärtner von Baumgarten auf Hohen-Schwangau und Erbbach, und Meiſter Jakob hat ihm als Haupt der Familie das Jawort gegeben. Wir wollen nur die Durchreiſe des Kaiſers abwarten, um das Verlöbniß zu feiern. — Aber ſeht, da kommt mein Alter. Der wird Euch das Uebrige beſſer berichten, als ich."

Jakob Fugger trat in den Gaden, ſo bürgerlich einfach wie ſtets gekleidet, und ſeine ernſten Züge überflog es wie ein heitrer Sonnenſtrahl, als er den Junker erblickte, der ihm entgegen eilte, und ſeine Hand ſtreckte ſich aus, ſein Mund öffnete ſich, den Angekommenen auf das Herzlichſte zu begrüßen.

## 2.

## Der neue Kaufmann.

Nach der Rückkehr des Junkers Marx von Bübenhoven aus Spanien im Jahre 1506 hatte er keinen ſehnlichern Wunſch, als in die Dienſte der Erzherzogin Statthalterin der Niederlande oder des jungen Erzherzogs Karl zu treten, um ſtets in der Nähe der edeln Fürſtin, für die die ſtille Flamme ſeiner Liebe und Verehrung noch immer in ungeſchwächter Glut in ſeinem Herzen fortbrannte, und ſeiner Mutter zu ſein, der er die reinſte Kindeszärtlichkeit widmete, und die Erzherzogin war nicht abgeneigt, ſeine Wünſche zu erfüllen, die ihren eignen entgegenkamen, obgleich ſie ſich das nicht ſelbſt geſtand. Aber der Junker verſank in der Nähe der angebeteten Frau in eine träumeriſche Unthätigkeit, die um ſo gefährlicher für ihn wurde, als ſeine Mutter im nächſten Herbſte einer Krankheit erlag und ſeine vom tiefſten Schmerz geſättigte Liebe jetzt nur noch einen Gegenſtand hatte, die ſanfte edle Fürſtin. Wie eine Sonnenblume der Sonne, ſo hielt er ſeine Seele nur Margarethen zugekehrt; die übrige Welt verſank für ihn in einen farbloſen Nebel, der ihm kaum erlaubte, die Umriſſe der Dinge zu erkennen. Der fröhliche Jugendmuth war für ihn dahin. Das düſtre Geſchick der geliebten Fürſtin ſchien einen niederdrückenden Einfluß auf ihn gehabt zu haben, den der Tod ſeiner Mutter vergrößerte. Die Fürſtin hoffte, die Zeit werde ſeinen

Schmerz verklären, wie ſie den ihrigen verklärt hatte; aber Bübenhoven welkte ſichtbar dahin, und man hörte faſt nichts weiter von ſeinen immer bleicher werdenden Lippen, als leis hingehauchte Liederſtrophen aus Margaretha's Gedichten. Die Erzherzogin jammerte der Zuſtand des jungen, ihr werthen Mannes, und kaum von der Trauer um den Verluſt ihrer Geſellſchafterin, der Gräfin von Tyrol, geneſen, in der ihr gleichſam eine Mutter geſtorben war, ſah ſie mit Beben einem neuen noch ſchmerzlichern Verluſte entgegen, und es ſchien, als werde der Tod nicht müde, ihr Alles zu entreißen, was ihrem Herzen lieb und theuer war. Um dieſe Zeit kam Jakob Fugger, von Handelsgeſchäften gerufen, wieder in die Niederlande und bezeigte der Statthalterin ſeine Ehrfurcht durch perſönliche Aufwartung, wie er zu thun gewohnt war. Die Fürſtin leitete die Unterhaltung auf den Tod der Gräfin von Tyrol und auf den ſchwermüthigen Sohn derſelben, da ihr nicht unbekannt war, welch großen und thätigen Antheil der reiche Augsburger Bürger an dem guten Junker nahm. Er hörte ihr mit bedenklichen Mienen zu. „Was iſt zu thun mit dem Unglücklichen?“ ſchloß ſie ihren traurigen Bericht. „Wie iſt zu verhindern, daß der arme Junker nicht verlöſcht wie ein des Oels entbehrendes Lämplein?“

„Man muß ihm Oel geben, damit es von neuem auflebt,“ verſetzte der wackre Leinweber ernſt und beſtimmt, und die Fürſtin ſah ihn fragend an. „Das Oel des Lebens iſt Arbeit und Thätigkeit, durchlauchtigſte Frau,“ fuhr Fugger fort, „und Arbeit iſt nicht nur das Brennöl der Lebensflamme, ſie iſt auch das Heilöl für jeden Schmerz, für jeden Kummer. Es gibt keine Wunde der Seele, und wenn ſie noch ſchlimmer wäre, welche nicht geheilt würde durch eine geregelte und angeſtrengte Thätigkeit. Es iſt ein unglaublicher Gottesſegen bei der Arbeit, und er thaut nicht allein vom Himmel auf ſie herab, o, er quillt noch vielmehr aus ihr ſelbſt heraus, und die Quelle wird immer ſtärker und ergiebiger, je mehr wir uns der Arbeit befleißigen. Arbeit bringt nicht nur goldne Früchte der Erde; die unſichtbaren himmliſchen Früchte die ſie uns in der Seele anhäuft, ſind noch weit koſtbarer. Das meiſte Unglück in der Welt entſpringt aus dem unſeligen Umſtande, daß die Menſchen nicht arbeiten wollen. Hätten ſie nur einmal den ſüßen Segen der Arbeit gekoſtet, die himmliſche Befriedigung, die ſie uns bringt, gefühlt, ſie würden nie wieder Scheu vor der größten Freudenſpenderin empfinden. Die Menſchheit wäre im Nu von tauſend läſtigen Uebeln geheilt, die den Meiſten das ſchöne Leben verbittern, wenn Jeder dasjenige arbeiten wollte, wozu er Beruf und Geſchick hat, und die Güte des Schöpfers hat es weislich ſo eingerichtet, daß jeder Menſch zu irgend einer Arbeit Beruf empfangen hat. Nun ſeht, gnädigſte Frau — ich rufe Euere Verzeihung an, wenn ich die Wahrheit ſchlicht und derb herausſage; Ihr wißt, ich bin nur ein Leinweber, und Ihr müßt mir deshalb ſchön Manches zu gut halten — an den Höfen der Fürſten leben die Schranzen und das Bedientenvolk in ſteter Faulheit. Daher all die Schelmerei, Schleckerei und die böſen Dinge, all' die Verkehrtheit und Albernheit unter dieſen Leuten. Weil das Feld nicht bebaut und gejätet wird, ſo ſchießt das üppige und geile Unkraut luſtig empor und erſtickt den Weizen. Würde das Volk zu einer vernünftigen Arbeit angehalten, es wäre nicht halb ſo toll und ungeberdig, und ſtatt der Schelmenſtücklein würde es gute und fromme Werke vollbringen. Iſt einer ein fröhlicher Geſell, ſo wird er durch Faulheit ein Schelm; iſt er ein ſtilles Herz, ſo wird er ein Narr. Der gute Junker Bübenhoven iſt ein Narr geworden. Aber durch Arbeit ließ ſich ſein Gebreſte heilen, und durch nichts in der Welt kann es von Grund aus geheilt werden, als durch Arbeit.“

„Ihr habt wol recht, Herr Fugger,“ verſetzte die ſanfte Erzherzogin, „und ich habe die Wahrheit Eurer Behauptung an mir ſelbſt erfahren. Wie würde ich all’ die entſetzlichen Schläge des mir feindlichen Schickſals ertragen haben, wenn ich nicht zur Regentin dieſes Landes berufen wäre, und die Regierung, ſowie die Erziehung meines Neffen und meiner Nichten mir alle Hände voll zu thun und zu ſchaffen gäben von früh bis ſpät. Aber was ſoll ſolch ein adliger Junker arbeiten, der für keine Arbeit erzogen, für kein Geſchäft unterrichtet iſt? Zum Krieger iſt er nicht geboren. Seine ſanfte Seele bebt zurück vor dem rohen Kriegshandwerk.“

„Laßt mich mit ihm reden, durchlauchtigſte Frau! Ich glaube, ich habe einigen Einfluß auf ihn. Ich habe ſchon heute Morgen einige Worte mit ihm gewechſelt, und aus einer ſeiner Aeußerungen glaube ich ſchließen zu dürfen, daß es für ihn zuträglich iſt, wenn er auf einige Zeit von Euerer Durchlaucht Hof entfernt wird. Ich werde ihn zu bereden ſuchen, mit mir nach Augsburg zu gehen, und bei mir gibt es genug zu thun für hundert ſolcher jungen Geſellen. Hätte ſein väterliches Gut in Tyrol nicht verkauft werden müſſen, ich würde ihm rathen: geht und baut Euer Feld. Aber die Edelleute ſchämen ſich jetzt der Bearbeitung des Bodens. Die Zeiten ſind leider vorüber, wo das Wort galt: Nach der Meſſe zum Acker, vor der Vesper zum Turnier! Sie ſchinden lieber ihre Bauern, um prangen und prachern zu können, wie türkiſche Baſſen. — Nun es gibt andere ehrliche Arbeit, der ſich ein Junker nicht zu ſchämen braucht. Ich meine die des Kaufmanns. Mein gnädigſter Kaiſer hat mich in den Adelſtand erhoben. Die edlen venetianiſchen Kaufleute ſchätzen ſich Fürſten gleich, und Eure Kaufherrn in Antwerpen, Brügge und Gent ſehen Eure vornehmſten Ritter über die Achſel an. Ich geb’ Euch mein Wort, Durchlaucht, ich bring’ den guten Junker Bübenhoven durch Liebe — und ich lieb' ihn wirklich wie meinen Sohn — zur Vernunft und Geſundheit.“

„Ihr habt da einen koſtbaren Gedanken ausgeſprochen, Herr Fugger!“ rief die Statthalterin froh. „Ihr ſeid doch ſtets der Helfer in der Noth. Einſt übergab ich Euch meinen wilden und unbändigen Toni, und Ihr habt einen tüchtigen Bergknappen aus ihm gemacht, ſo will ich Euch nun meinen ſanften und ſchwermüthigen Marx übergeben; macht mir einen tüchtigen und thätigen Kaufmann aus ihm.“

Bübenhoven liebte und verehrte mit ſeinem tiefen kindlichen Gemüth den edlen Augsburger wie einen Vater, und deshalb fiel es dieſem nicht ſchwer, den Junker zur Mitreiſe zu bereden, zumal die Erzherzogin ſelbſt ihn mit milder Bitte darum anging. Und jede ihrer Bitten war ihm ja ſtets ein Befehl geweſen. Er nahm mit Thränen im Auge von ihr Abſchied.

In Augsburg zog ihn der kluge und vorſichtige Fugger ganz allmälig und ſchier unbemerkt in die Thätigkeit hinein, und gleichſam ſpielend gewann der Junker Wohlgefallen an der ſtets wechſelnden Beſchäftigung. Erſt war er auf der Schreibſtube thätig, dann, als er ſich einige Gewandtheit erworben, wurde er in ſein ſchönes Vaterland Tyrol in die Fuggerſchen Silberbergwerke geſchickt; dann machte er eine Reiſe mit Fuggers Aufträgen nach Kremnitz und arbeitete eine Zeit lang mit Turzo, der von eben ſo edler Geburt, wie er ſelbſt, ihn lieb gewann, ſo daß ſie bald innige Freunde wurden. Von Ungarn zurückgekehrt, erhielt er von Herrn Jakob eine wichtige Sendung an befreundete Handelshäuſer in Venedig, gegen welches damals eben die Ligue von Cambray (Kamerich) im Werke war, und nachdem der unglückliche und ungerechte Krieg gegen den Freiſtaat ausgebrochen und dadurch alle Verbindung zwiſchen ihm und Augsburg aufgehoben war, arbeitete Junker Marx wieder unter Herrn Jakob auf der Schreibſtube. Dieſer bemerkte mit inniger Freude, welch' ein treffliches kaufmänniſches Talent in Bübenhoven geſchlummert, und wie raſch ſich daſſelbe entwickle. Ordnungsliebe, Pünktlichkeit, Genauigkeit, Strenge mit Milde gepaart, und immer wachſende Thätigkeit erwarben dem Junker Anſprüche auf Liebe und Achtung, die Niemand williger zu erfüllen war, als das Oberhaupt des weltberühmten Handelshauſes. Die trübe Wolke, welche das Leben des jungen Mannes überſchattet hatte, war, wie Jakob gehofft, der wechſelvollen und regelmäßigen Thätigkeit gewichen; der Junker blühete wieder kräftig auf und nahm Theil an allen ſchönen Lebensfreuden; aber über alle Hoffnung und Erwartung ſeines väterlichen Gönners und Freundes hinaus war Marx von Bübenhoven in kurzer Zeit ein ausgezeichneter Kauf- und Geſchäftsmann geworden, deſſen Gutmüthigkeit ihn zum Abgott aller Dienſtleute machte. Jakob ſah in dem Junker ſich ſelbſt wieder jung, und die Charaktergleichheit beider machte ſie einander immer werther und theurer.

In Augsburg traf Bübenhoven auch wieder mit jener unglücklichen Frau zuſammen, der er einſt als Liebesbote ſeines jungen genußſüchtigen Fürſten in ihrem prächtigen Hauſe gegenüber geſtanden hatte, aber die ſchroffe Kälte, mit der ſie ihm jetzt begegnete und ihre ganze abgeſchloſſene und menſchenfeindliche Lebensweiſe ſcheuchten ihn von ihr zurück, und es blieb bei einer kurzen und froſtigen Begegnung. Auch verweilte Bübenhoven nicht lange mehr in Augsburg. Durch Talent, Fleiß und Kenntniſſe hatte er ſich ſo hervorgethan und ſich das Vertrauen ſeines Gönners in ſo hohem Grade erworben, daß ihn dieſer zum Haupt und Leiter der Fuggeriſchen Commandite in Antwerpen erhob, wozu er ſich wegen ſeiner genauen Bekanntſchaft mit Land und Leuten vorzüglich eignete. Als ein in jeder Beziehung verwandelter Mann kehrte der Junker in die Niederlande zurück. Seine ſtille und ſchwermüthige Liebe zur Erzherzogin hatte ſich zu einer ſanften ihn beſeligenden Empfindung verklärt. Wie der ſchöne, reine Morgenſtern ſtand die hohe edle Frau in ſeiner Erinnerung am Himmel ſeiner Jugend, die nun für immer hinabgegangen war; und ohne Qual und Reue durfte er ſein Auge an ihrem verklärten Bilde laben und begeiſtern. Seit er ſo ruhig und glücklich geworden war, hatte er in ſeiner ſchönen Seele die Fürſtin alles Irdiſchen und Menſchlichen entkleidet; ſie war ihm das Ideal der Weiblichkeit, ſie war ihm die Poeſie, die hohe heilige Muſe ſelbſt geworden; und als er zuerſt wieder vor ihr ſtand, ſie zu begrüßen, fühlte er eine unausſprechlich tiefe Ehrfurcht, die aber nicht mit Scheu, ſondern mit Wonne und Seligkeit gepaart war, ſeine Seele durchzittern. Er wurde ſich, als ſie gütig und mild mit ihm ſprach und ihre Worte wie himmliſche Muſik in ſeine Seele hereintönten, eines höchſteigenthümlichen Verhältniſſes zu ihr bewußt. Sie ſtand ihm unendlich fern und hoch, wie noch nie, und doch auch wieder ſo nah, wie noch nie, ſo nah, daß er ſich wie einen Theil, einen Ausfluß von ihr, vorkam; es gemahnte ihn, als ſei er ihr Geſchöpf, ihr geiſtiger Sohn, und alles, was er ſei und noch werden könne, habe er ganz allein ihr zu verdanken. Es erging ihm mit Margarethen, wie es tiefen Gemüthern mit den Sternen ergeht. Sie ſind uns in ewige Fernen gerückt; wir verſtehen, wir wiſſen nichts von ihnen, wir können ihr Weſen nicht erfaſſen; die genaue Kenntniß ihrer iſt dem Verſtande, dem beſchränkten Geiſtesauge des Tages unerreichbar. Aber der menſchliche Geiſt, dieſer wundervolle Theil der Weltſeele, hat nicht allein ein Tagauge; es iſt ihm auch ein Nachtauge gegeben, das Gefühl, und mit dieſem blickt er tiefer und anders; er erfaßt die höchſten und heiligſten Dinge damit in unausſprechlichen Ahnungen. Er flügelt ſich mit dieſem beſittichten Auge zu den Sternen empor, er zieht ſie mit den Blicken dieſes Auges, unzerreißbaren magiſchen Fäden, zu ſich herab; er iſt ihr Eigenthum, ſie ſind das ſeinige. Und ſo mit allem Göttlichen. Und ſo mit allem Tiefen, allem Erhabenen, allem unausſprechlich Schönen, Wahren und Guten; allem, was über die Grenze des Materiellen hinaus liegt und in die Unendlichkeit des Ideellen hinüberragt. — So auch war jetzt Marx von Bübenhoven zum innigſten Beſitz der geliebten Fürſtin gelangt, und — davon war er wie durch göttliche Eingebung überzeugt — ſie nicht minder zu dem ſeinigen; in der heiligſten Umſchlingung des Gefühlslebens waren ſie unzertrennlich verbunden; in den Formen des Verſtandeslebens ſtanden ſie in ſternenweiter Ferne von einander. Aber das Gefühl iſt die unerſchöpfliche Quelle der höchſten Seligkeit; der Verſtand nur der Schöpfer momentaner Befriedigung. Marx fühlte ſich ſelig im Gefühlsbeſitz der Fürſtin.

Ihre Stimme zitterte vor innerer Bewegung und Freude, als ſie zu ihm ſprach, der jetzt ſo blühend und kräftig vor ihr ſtand; ſie wußte es ja, was ihm gefehlt, weshalb er gelitten; ſie wußte auch jetzt, was ſie ihm war, und was er ihr war, und daß ihr reines und edles Verhältniß zu einander nun feſt ſtand für das ganze Leben. Sie rief in der Freude ihres Herzens ihre Kinder — denn ſie nannte die Kinder ihres Bruders, die kleinen Vater- und Mutterwaiſen, die ihrigen — herbei und erzählte ihm, wie einem Freund, von ihrem Weſen und ihren Fortſchritten; ſie klagte, daß Prinz Karl nicht Latein lernen wollte und Meiſter Adrian von Utrecht, ſein Lehrer, viel Noth mit ihm habe; daß dagegen Pferde, Hunde und Waffen ſtets Gegenſtände der höchſten Aufmerkſamkeit des jungen Herrn ſeien; ſie erzählte vom Stolz der zehnjährigen Prinzeſſin

Eleonore, den ſie Mühe habe zu dämmen, und von der heitern Drolligkeit der ſiebenjährigen Prinzeſſin Iſabella, und ſie verhehlte nicht, daß, ſo ſehr ſie auch die drei ältern Kinder liebe, die kleine dritthalbjährige wunderſchöne Maria doch ihr Liebling ſei. „Sie hat ein ächt habsburgiſches Geſicht und iſt das Ebenbild meines Bruders. Gott und ich — wenn ich das Leben behalte — ſollen ſie nur behüten, daß ſie nicht auch ſo viel Minnehändel und daraus erwachſenes Leid erleben muß, wie ihr armer Vater,“ fügte ſie lächelnd hinzu.

Marx begrüßte die vier fürſtlichen Kinder, die ihm ſeine erhabene Gönnerin vorführte, und reiſete, davon beſeligt, nach Antwerpen, um das ſtolze Haus zu beziehen und deſſen Gebieter zu werden, in welches er vor ſieben Jahren als Page und Liebesbote ſeines Herrn gekommen war. Mit dem düſtern Bilde der einſt ſo hochmüthigen Frau, wie er ſie zuletzt in Augsburg geſehen, in der Seele hatte er hier an der Stätte, wo ſie in Glanz und Ueppigkeit gewaltet, Gelegenheit über den Wechſel menſchlicher Dinge nachzudenken und in Erwägung zu ziehen, daß nur Reinheit und Beſcheidenheit des Herzens verbunden mit geſegneter Thätigkeit den Schlägen des Geſchicks trotz bieten. Und ſo warf er ſich ſeinem Geſchäft mit Luſt und Eifer in die Arme und ſah bald mit der größten Befriedigung die glänzenden Erfolge ſeines Sterbens.

Fünf Jahre hatte er auf dieſe Weiſe dem Fuggerſchen Handelshauſe in Antwerpen vorgeſtanden, als er von Jakob eingeladen wurde, nach Augsburg zu kommen, um Raimunds Brautfahrt nach Kremnitz mitzumachen.

## 3.

## Heirathsgedanken.

Bei Tiſche ſaß die junge Sibylle dem Junker gegenüber und erröthete, ſo oft er ſie anſah; und er ſah ſie ſehr oft an, und wenn Herr Jakob ihn lobte, lächelte ſie ſeelenvergnügt. Nach dem Eſſen nahm der frohgelaunte Hauswirth den Gaſt mit auf ſeine eigne Schreibſtube und gab ihm hier die Hand mit den Worten: „Noch einmal, Marx, laß dich herzlich grüßen und willkommen heißen in meinen vier Pfählen! Drüben bei den Weibern konnte ich dir nicht Alles ſagen, wie mir's um's Herz iſt. In Gegenwart der Frauen iſt mir all' mein Lebtag die Zunge wie gefroren geweſen. — Jetzt laß dich vor allen Dingen Eins fragen und zwar auf Ehre und Gewiſſen! Wie gefällt dir die kleine Sibylle, unſre Pathe und Pflegkind?“ Der Junker ſah den ſchelmiſch lächelnden Mann mit einer Art Beſtürzung an, als habe er ihm in der Seele geleſen und das Geheimniß, das ſich dort ſeit ein Paar Stunden erſt zu bilden angefangen und noch nicht einmal eine rechte Geſtalt gewonnen hatte, ſchon errathen. „Sibylle?“ verſetzte er ſtammelnd und erröthend, „ei ſie iſt fürwahr eine hübſche und ſtattliche Maid geworden, und ihre Züge bezeugen ein frommes und ſittſames Gemüth.“

„Ich ſage dir, Marx,“ fuhr Jakob mit feierlicher Stimme fort, ergriff den Junker bei beiden Händen und ſchaute ihm wohlwollend tief in die Augen und in das Herz, „ſie iſt ein Engel im irdiſchen Gewand. Sie hat keine Ader von ihrer Mutter. Lauter Fuggerſches Blut. Du haſt mir oft mit Wärme von den guten Eigenſchaften ihrer Schweſter Anna in Kremnitz geſprochen und deinen Freund Georg Turzo als Ehewirth derſelben glücklich geprieſen. Und nun geb' ich dir mein Wort, Marx, die Sibylle iſt noch weit beſſer, ſanfter, herziger als die Anna. Wenn dieſe eine Perle iſt in Gold gefaßt, ſo iſt die Sibylle ein ſtill duftendes beſcheidenes Veilchen, ein ſüßes Kind, das vor ſich ſelbſt erröthet. Und der Mann, deß Eigenthum ſie wird, kann auf Erden keinen größern und beſſern Schatz erwerben. Was ſagſt du dazu? He?"

Der Junker ſchlug das Auge verwirrt zu Boden und antwortete in großer Befangenheit: „Ich zweifle nicht an der Wahrheit Euerer Worte."

„Und hätteſt du keinen Wunſch, dieſer Glückliche zu ſein?"

„Mein Vater!" —

„Möchteſt du nicht wirklich mein Sohn, der Geſpons meines lieben, frommen Kindes ſein? Möchteſt du nicht der Schwager deines Freundes Turzo ſein und dem Fuggerſchen Hauſe ganz angehören?" fragte der edle Mann mit leuchtenden thränenſchimmernden Augen und vor Aufregung bebender Stimme.

„O mein Vater!" rief Bübenhoven und warf ſich an des väterlichen Freundes Bruſt. „Hat Euch denn Gott die Macht gegeben, die geheimſten Gedanken und Wünſche der Menſchen in ihrer Bruſt zu leſen?"

„Alſo hab' ich wirklich deine Wünſche errathen?!" rief Jakob freudig aus. „Nun ſieh, ich nahm bei Tiſche wahr, wie deine Augen mit dem Ausdrucke des Wohlgefallens und eines ſtillen Verlangens an Sibylles Zügen hingen. Ich glaubte, du hätteſt ſie ſchnell liebgewonnen; denn was man wünſcht, das glaubt man leicht. Und geſteh' ich dir's nur, ſeit drei Jahren, d. h. ſeit meines Bruders Ulrich Tod und Sibylles Aufnahme in mein Haus, wo ich täglich Gelegenheit erhielt, ihre ſtille Tugend und ſüße Herzensunſchuld ſich entfalten zu ſehen, iſt es mein geheimer Wunſch geweſen, Ihr beide möchtet ein Paar werden. Noch lebhafter wurde dieſer Wunſch, ja er ſteigerte ſich zum heftigſten Verlangen, als die unſelige Trauerbotſchaft vor zwei Jahren aus Rom bei mir einlief, daß mein theurer Neffe Marx, mein Liebling und die Hoffnung meines Alters, in ſeinem vierundzwanzigſten Jahre dort am Fuße von St. Peters heiligem Stuhle, nach dem er ſo heftig verlangt, in die frühe Gruft geſunken war. Du weißt, ich hatte einen ältern Bruder, Marx genannt, ein frommer Prieſter, der mein Lehrer und Erzieher war. Er ſtarb zu Rom, kaum dreißig Jahre alt, als Kanonikus der hieſigen Kathedrale. Als zehn Jahre ſpäter meinem Bruder Georg ein Sohn geboren wurde, nannten wir ihn zu Ehren des Verſtorbenen Marx und beſtimmten ihn dem geiſtlichen Stande. O und wie herrlich gedieh er! Wie früh ſah ich das heilige Zeichen der Prieſterwürde auf ſeinem Haupt glänzen! Welch' ein würdiger und ausgezeichneter Cleriker war er geworden! Und auch ihn raffte ein früher Tod dahin, wie ſeinen Ohm, auch ihn wieder in der heiligen Stadt, wie jenen! Seltſames Geſchick! Gott wollte nicht, daß wir aus unſerm Hauſe einen Diener ſeines dreimalheiligen Namens lange behalten ſollten. Aber an den Namen Marcus hatte ſich meine Liebe angehängt ſeit meiner Kindheit; und auch dich gewann ich ſchneller lieb, als ſonſt wol geſchehen ſein würde, weil du Marx heißeſt. Da, als mir nun der Tod meinen theuren Neffen genommen, gedacht ich dein, wie du dich doch ſo würdig gemacht, ſeine Stelle in meinem Herzen einzunehmen. Wem wol hätte ich mein Sibyllchen lieber gegönnt als dir; wer hätte ſich mehr Anſpruch auf ſolch' koſtbaren Lohn erworben als du? Ich fürchtete nur immer, du möchteſt dein Herz in Antwerpen oder Brüſſel verſchenken."

„Dies würde nimmer der Fall geweſen ſein aus einem

Grunde, den ich Euch wol ſpäter offenbare," verſetzte Bübenboven erröthend.

„Meine Hoffnung wuchs, als ich auf ſtete Erkundigung erfuhr, du halteſt dich von allen Frauen fern. Und nun denke dir meine Freude, als ich bei Tiſche aus deinen Blicken die im Herzen aufkeimende Minne zu Sibyllen zu errathen meinte!"

„Und Ihr habt recht gerathen, mein Vater —"

„Die Freude drückte mir das Herz. Ich mußte gleich mit dir reden. Ich konnte es unmöglich verſchweigen. Alſo du haſt mein holdes Kind lieb gewonnen? Du willſt ſie heimführen, als dein liebes eheliches Weib?"

„Mit Euerm Segen, mein theurer Vater! Doch ſeid Ihr auch gewiß, daß Sibylle meine Liebe erwidert?"

„J, mein Junge, haſt du denn nicht bemerkt, wie ſie dich gar nicht recht anſehen konnte und immer über und über roth wurde? Bah, ich verſtehe mich nicht viel auf die Weiber; aber an meiner Kleinen hab' ich genug geſehen, um zu wiſſen, woran ich bin. Doch nun warte! Wir müſſen es klug anfangen. Wir dürfen uns bei Leibe nicht merken laſſen, daß wir einig ſind: ſonſt wird uns die alte Sibylle aufſäſſig, und mit der darfſt du's nicht verderben. Sie hat dich ins Herz geſchloſſen, wie ich. Und auch ihr höchſter Wunſch iſt, daß du ihre Pathe heimführen möchteſt. Aber das Minnewerk muß durch ſie ausgeführt werden. Wir müſſen ihr den Ruhm gönnen, daß ſie Euere Herzen zuſammenbringt. Du mußt dich hinter ſie ſtecken und ihr deinen Wunſch ans Herz legen. Die Alte muß mir dann kommen. Ich ſtelle mich bedenklich, habe Dies und Das auszuſetzen und zu erinnern. Sie wird ungeberdig, ich desgleichen, bis ſie ihren Kopf durchgeſetzt. So müſſen wir Kniffe ſpielen." Und dazu lachte der ſonſt ſo ernſte Jakob ſchelmiſch und aus Herzensgrund.

„So gehörſt du nun ganz zu mir und biſt ein Glied meines Hauſes," plauderte er in ſeiner Glückſeligkeit weiter. „Und das ſoll ein Hochzeitfeſt geben! Ein zweifaches, nein ein dreifaches! Denn der junge Herr Baumgärtner von Baumgarten hat um die Regina, meines Bruders Georg einzige Tochter, gefreit und' das Jawort von mir erhalten. Wir ziehen alle nach Kremnitz, um das Feſt dort zu feiern. Auch meine dicke Alte muß mit. Da bring' ich ſie doch auch einmal aus ihren vier Pfählen. Doch laß dir nur vor der Hand nichts merken von unſern Plänen. Ich erwarte den Kaiſer heute oder morgen auf ſeiner Kriegsfahrt nach den Niederlanden gegen Frankreich. Wir haben ein Geldgeſchäft miteinander. Iſt die Sache abgemacht und die Majeſtät fort, dann können wir an unſre Abreiſe denken. Doch könnte ſich vorher nöthig machen, daß du eine heimliche Reiſe nach Venedig unternähmſt."

„Nach Venedig? Iſt durch die neue Bundesgenoſſenſchaft des Freiſtaats mit ſeinem alten Feinde, dem Könige von Frankreich, nicht jede Verbindung deſſelben mit dem deutſchen Reiche abgeſchnitten und hart verpönt?"

„So iſt's. Der Kaiſer iſt ſo bärbeißig auf die Republik, daß kein Saumroß über ihre Grenze herüber nach Oeſtreich ſoll. Dieſe Strenge müſſen wir zu unſerm Vortheil benutzen. Im ganzen Reiche ſchreit man nach den venetianiſchen Waaren, und zwar um ſo ärger, je weniger ſie zu haben ſind. Das iſt nun einmal menſchliche Thorheit. Aber wenn der Kaufmann vom Bedürfniß der Menſchen lebt, ſo wird er von ihrer Thorheit reich. Und die Menſchen ſind jetzt thörichter, als ſie je geweſen ſind. Der Kaiſer iſt mir ſeit wir den letzten Kauf über die Freiherrſchaft Schmüchen abgeſchloſſen — es ſind nun vier Jahre — wieder eine hübſche Summe ſchuldig. Und er muß zu dem neuen Kriege wieder neues Geld haben. Ich vermuthe, er wird mir wieder eine neue Herrſchaft zum Kauf anbieten. So ſehr ich nun auch dazu geneigt bin, ſo laß ich es mir doch nicht merken. Ich verſichere ihn, daß ich Land und Leute nun genug hätte; er ſoll mir einen geheimen Freibrief zum Handel mit Venedig geben. Und er wird ihn geben; denn er braucht mein Geld."

„Ihr macht ſtets einen guten Handel mit Sr. Majeſtät," ſagte der Junker lächelnd.

„Dafür bin ich Kaufmann. Ein Kaufmann, der nicht an ſeinen Vortheil denkt, führt dieſen Namen mit Schanden. Die kaufmänniſche Selbſtſucht iſt der Geiſt des Handels und Verkehrs; ſie verträgt ſich trefflich mit der Ehrfurcht vor den gekrönten Häuptern, vor der Kirche und jedem Geſetz. Der Kaiſer braucht mein Geld, um damit Vortheile für ſich zu erringen. Es iſt billig, daß er mir dafür Vortheile zugeſtehe. Er iſt im Beſitz von Macht und Land. Wohl, er gebe mir Freiheiten, er verkaufe mir Ländereien. Der Kaiſer konnte mir die ihm geliehenen Summen nicht zurückzahlen; ſo hat er mir allmälig die Grafſchaften Kirchberg und Marſtetten, die Freiherrſchaften und Güter Weißenborn, Pfaffenhoven, Wellenſtetten und Schmüchen verkauft. Er iſt ſeiner Verbindlichkeiten ledig, und wir ſind, wie immer, die beſten Freunde."

„Ihr mögt von Euerm Standpunkte recht haben; doch wird das allgemeine Wohl dadurch nicht gebeſſert, daß Ihr dem Kaiſer ſtets offne Kaſſe haltet und dadurch ſeiner thörichten Kriegsluſt Vorſchub leiſtet. Wenn er ſich nicht immer und immer wieder mit dem und jenem auswärtigen Feinde herumbalgen könnte, müßte er ſein Auge mehr auf das eigne Reich werfen und mit Kraft und Nachdruck der Unordnung ſteuern, die immer mehr überhand nimmt und ihm zuletzt über den Kopf wächſt. Zu welcher Zeit iſt es wol im deutſchen Reiche kunterbunter zugegangen, als in unſern Tagen?"

„Eins will ich dir ſagen, was dir noth thut," verſetzte Jakob, „wenn du bei deinem neuen Stande, den du dir ſelbſt gewählt, bleiben willſt, ſo kümmere dich nicht ein Mehres um das weltliche und geiſtliche Regiment, als ſich mit deinem Nutzen verträgt. Ein Kaufmann ſoll kein Staatsmann ſein, am wenigſten aber ein Feind und Widerſacher der von Gott eingeſetzten Ordnung. Regiment muß ſein. Nicht Alle können befehlen; die Meiſten müſſen gehorchen. Bedenke aber auch, daß die, welche zu befehlen haben, nicht minder Menſchen ſind, als die, welchen Gehorchen Pflicht iſt. Der Kaiſer iſt ein braver und wohlwollender Herr, ja er hat den beſten Willen von der Welt, Allen zu helfen; hätten die Stände, Fürſten, Ritter, Städte und Bauern ſo guten Willen, wie er: Alles wäre in der ſchönſten Ordnung; aber er iſt ein Menſch und mit Mängeln und Irrthümern behaftet, wie du und ich. Was er fehlt, hat er zu verantworten, wenn er einſt vor ſeinen Richter tritt. Wir haben uns deß nicht zu kümmern. Uns gilt der Spruch: Gebet dem Kaiſer, was des Kaiſers iſt, und Gott, was Gottes iſt. Wir haben als Kaufleute auf unſern Vortheil zu ſehen, als Bürger aber auf den Vortheil unſrer Stadt; wir haben uns den habſüchtigen Adel vom Leibe zu halten durch Opfer und Gewalt, und wenn's Noth thut, die frechen Bauern zu züchtigen. Im Uebrigen aber jedem das Seine zu gönnen und zu laſſen. Von meinen Bauern — und ich habe doch deren jetzt an ſechstauſend — darf keiner ſich über Härte und Druck oder über Ungerechtigkeit beklagen. Wenn Jeder ſeine Pflicht thäte in ſeinem Kreiſe und vom Andern nicht mehr verlangte, als ihm von Gott und Rechtswegen zukommt, ſo würde all' der Noth und dem Elend, das die Welt jetzt aufregt, ein ſchnelles Ende gemacht ſein."

„Das iſt's eben, woran es überall fehlt," ſagte der Junker. „Keiner iſt darüber klar, was ihm Pflicht und was ihm Recht iſt. Der Pflicht möchte er quitt und ledig ſein, Rechte nimmt er maßlos in Anſpruch. Es iſt keine Liebe und keine Billigkeit unter den Leuten. Wenn alle wären wie Ihr, mein Vater, es ſtörte kein Hader den Frieden. Aber der Kaiſer will immer Länder erobern; es frommt ihm nicht. Er ſollte Ordnung, Recht und Frieden im Reiche ſchaffen; er ſollte den Adligen mit Nachdruck wehren zu rauben und zu plündern und die Bauern zu ſchinden; das würde ihm frommen. Was hilft der ewige Landfrieden auf dem Papier, der täglich gebrochen wird? Die Stände wollen ihm nicht gehorchen; jeder Fürſt und Edelmann im Reiche thut, was ihm gelüſtet. Sie betrachten das Volk wie eine Heerde Rind- und Schaafvieh, von der man allen nur erdenklichen Nutzen ziehen muß. Jeder ſucht ſo viel Geld zu gewinnen, als er kann, ob mit Recht oder Unrecht, das iſt nicht die Frage. Die Städte wollen auch oben hinaus und keinen Herrn über ſich anerkennen. Am ſchlimmſten aber treibt's die Pfaffheit. Geld gewinnen, um ſich das faule Fleiſch mit allen erdenklichen Lüſten zu ergötzen, das iſt ihre Looſung. Das arme Volk ſteckt in einer Preſſe, an deren Schwengel hüben die Fürſten und Herrn und drüben die Prälaten und Pfaffen aus Leibeskräften arbeiten, um ſich nachher gemeinſchaftlich in dem ausgepreßten Blute zu berauſchen."

„Du bezeichneſt die Dinge ziemlich, wie ſie ſind. Aber wir können die Sachen nicht ändern. Wir haben weder Geſchick noch Macht dazu. Es iſt auch nicht unſers Amts. Wir müſſen uns damit getröſten, daß es Gottes Wille alſo iſt, und daß er es anders macht, wenn es ihm gefällt. Wir haben nichts zu thun, als das, was wir als Pflicht erkannt, oder was uns als ſolche in weltlichen und göttlichen Geſetzen vorgeſchrieben iſt. Damit bin ich nun vier und funfzig Jahre in der Welt ausgekommen und gedenke damit auch auszureichen bis ans Ende. Wenn Andere ihre Pflichten verletzen, werden ſie ſelbſt einſt den größten Schaden davon haben. Ich kann ſie nur bedauern, aber mich in ihr Treiben zu miſchen, fällt mir nicht ein. Ein Jeder muß für ſich ſelbſt ſtehen. Dies iſt mein Glaubensbekenntniß, und ich wünſche, es wäre auch das Deinige."

„Ihr werdet mir zu bemerken geſtatten," erwiderte Bübenhoven mit einem leichten Anflug von Unmuth, „daß das Menſchengeſchlecht, wenn Alle dächten und thäten, wie Ihr, immer daſſelbe bliebe und in keinerlei Weiſe eine Veränderung erlitte. Dies iſt aber offenbar nicht Gottes Wille. Denn Alles iſt im ewigen Wandel begriffen. Das glorreiche Ritterthum iſt faſt verſchwunden, und wie auch der Kaiſer und der König von Frankreich ſich abmühen, es am Leben zu erhalten, es liegt in den letzten Zügen und iſt wol gar ſchon todt. Die Landsknechte haben ihm den Garaus gemacht. Von andern Gedanken werden die Menſchen erfüllt, von andern Wünſchen getrieben, als ehedem. Wir jagen und drängen einem Ziele zu, das wir nicht kennen; aber Gott hat den mächtigen Trieb in uns gelegt. Wir können nicht widerſtehen. Seht doch an uns beiden, wie ſo ganz die Welt ſich geändert! Euer Großvater Hans war ein armer Leinweber; Ihr ſelbſt ſeid am Weberſtuhl aufgewachſen. Und nun ſeid Ihr ein Kaufmann, deſſen Namen in der ganzen Welt geehrt wird. Das wäre vor einem oder zwei Jahrhunderten nicht möglich geweſen. Aber der Geiſt der Zeit, welcher der Geiſt Gottes ſelbſt iſt, hat Euch getrieben, Euch zu erheben.

Mein Großvater war ein ſtolzer Ritter in den Tyroler Bergen, der auf alle Krämer, und wären es die reichſten Kaufherrn von Venedig, Genua und Florenz geweſen, mit Verachtung herabſah. Und nun ſeht ſeinen Enkel! Das einſame Bergſchloß ſeiner Väter iſt in andern Händen, und er arbeitet in der Schreibſtube des reichgewordenen Leinwebers. Iſt's nicht etwa auch der Geiſt Gottes, der mich treibt? — Nun ſeht, mein Vater! Nicht in uns beiden allein iſt er mächtig. Er drängt in dem Bauer, wie in dem Gelehrten. Alle ſind darüber einig, daß die Dinge nicht ſo bleiben können, wie ſie ſind. Es iſt ein Frühlingsdrang, der durch die Welt zittert, und der die Feſſeln des alten Winters abſchütteln will. Es iſt lang genug Winter geweſen in der Welt."

„Ich höre aus dir die Jugend ſprechen," ſagte Jakob. „Das ſind all' die Dinge, die mir der heißblütige Barthelmä Welſer oft genug vorgeſagt hat, und wie ſie jetzt mein toller Neffe Ulrich täglich zu Markte bringt, freilich nicht mit ſolcher Beſcheidenheit und Ruhe, wie du. Aber dadurch wird Unrecht nicht Recht. Du wirſt mit der Zeit ruhig über den Lauf der Welt denken." Und mit ſtrengerem Ernſt fügte er hinzu. „Ich aber wünſche, daß im Hauſe der Fugger kein Neuerer ſei. Deshalb bin ich daran, dem Ulrich, wenn er nicht auf meine Warnung hört, ſein väterlich Erbe auszuantworten und ihm den Abſchied zu geben. Und du, mein Sohn, der Nachkomme eines alten Adelsgeſchlechts, der einſtige Page des Königs von Kaſtilien und Herzogs von Niederland, der Schützling der edlen Erzherzogin Margarethe, wirſt am wenigſten gemeinſchaftliche Sache mit jungen Tollköpfen machen, ſei ihr Angriff nun gegen das weltliche oder gegen das geiſtliche Regiment gerichtet. Hüte dich vor Ulrich und ſeinen Kumpanen! Sein Treiben macht mir großen Kummer." Damit wandte er die Unterhaltung auf rein geſchäftliche Gegenſtände und ließ ſich von Bübenhoven über die jüngſten Vorkommniſſe ſeines Antwerpner Hauſes berichten.

## 4.

## Der Engel der Fuggerei.

Als der Junker nach einigen Stunden auf den Hof trat, um ſeinem Knechte Befehle zu geben, begrüßte ihn der dicknaſige Reitknecht Jakob Fuggers, der gutmüthige, drollige Veit Schellenberger, mit ehrerbietiger Herzlichkeit, verzog aber das Geſicht, an und für ſich ſchon eine ausgezeichnete Fratze, zu einer fürchterlichen Mißgeſtalt, indem er auf ein Paar Eſel deutete, die er mit ſchweren Körben zu bepacken eben beſchäftigt war.

„Da ſeht, wie weit ich's gebracht habe in dieſem Hauſe, Junker," ließ er ſich dazu in einem weinerlichen Tone vernehmen. „Ich und Herr Fugger gehen ganz verſchiedene Wege. Während er alle Tage reicher und angeſehener wird und in wenigen Jahren ſo viel Land und Leute erworben hat, wie ein Reichsfürſt, bin ich vom Pferd auf den Eſel gekommen. In der That, ich habe ſchier weiter nichts mehr zu thun, als dieſe beiden Freunde täglich zwei, auch wol dreimal mit Freſſalien zu beladen und in die Fuggerei hinaus zu führen, damit Frau Sibylle das Lumpenvolk dort füttere."

„Was iſt das?" fragte Bübenhoven und trat hinzu. Er ſah Brot und Speck und Töpfe mit Hirſen, Erbſen, Linſen und Bohnen in den Körben. In dieſem Augenblick kam die junge Sibylle geſchäftig aus der Thüre, welche aus der Küche auf den Hof führte, um noch einige friſche Wecken in die Körbe zu legen. Sie nickte dem Junker mit ſüßer Freundlichkeit zu und ſagte ſanft: „So, nun kannſt du gehen, Veit."

„Gott ſegne Euch, Jüngferlein!" verſetzte der Dicknaſige ſchmunzelnd. „Ihr vergeßt doch auch nicht, den

Kleinen eine Schleckerei zu machen. Schwarzbrot füllt wol den Bauch in dieſer ſchweren Zeit, aber was wiſſen die Kinder von Noth und Theurung! Ein Wecken iſt ihnen ſüßes Manna in der Wüſte, und wer ihnen den in die Hand ſteckt, wenn ſie hungrig ſind, iſt ihnen ein Engel. Bah, ich möchte wiſſen, was Euch noch fehlte, ein ſolcher zu ſein! Wenn Frau Sibylle nicht zu dick wäre, würde ich ſie ebenfalls für ein himmliſches Geſchöpf erklären. Es fehlt ihr nicht am guten Willen, es zu ſein. Gott ſegne ſie!" Damit wiſchte er ſich die Augen.

„Die Arznei für den Kaspar Gogel werd' ich ſelbſt mitnehmen. Nun geh!" drängte das Mädchen. „Wir werden gleich nachfolgen."

„Ach, meinem Vetter Kaspar helfen nicht Pillen und Latwergen mehr," ſeufzte der Reitknecht. „Ich denke, ein frommes Gebet für ſeine Seele, das Ihr an ſeinem Bette ſprecht, wird ihm zu dem, was ihm allein noch noth thut, förderlicher ſein. Und ſeinen Kindern — na der Heinz iſt mein Pathe, der fällt mir zu. Die andern will ich Euch überlaſſen."

„Meinſt du, daß es ſo ſchlimm mit dem Kaspar ſtehe?" fragte Sibylle mit ängſtlicher Theilnahme.

„Bah, ich ſah's ihm heute früh an, daß er nicht lange mehr ſtöhnen wird." Damit trieb Veit die Eſel aus dem Hofe.

„Was hat das Alles zu bedeuten?" fragte der Junker das ſanft erröthende Mädchen, indem er ihre Hand ergriff. „Für wen ſind dieſe Eßwaaren beſtimmt?"

„Für unſere Armen in der Fuggerei," verſetzte Sibylle lebhaft. „O, Ihr müßt die Fuggerei jetzt ſehen! Heute noch! Kommt mit uns hinaus, das wird die Gotte erfreuen. Es ſind jetzt vier und ſiebenzig Häuſer fertig, und dies Jahr ſollen wieder ſechs oder acht gebaut werden. Lauter arme Leute wohnen darin. Und weil das Brot jetzt ſo theuer iſt, daß es die Armuth kaum erſchwingen kann, ſo ſpeiſ't die Gotte täglich die Aermſten in der Fuggerei, und ſie würde eher keinen Biſſen zu ſich nehmen, ſo gern ſie auch ißt, bevor nicht die hungrigen Mäuler vor dem Jakobsthore geſtopft wären. Während die Herren auf dem Rathhauſe lange Berathungen halten, wie die Armen der Stadt zu ſättigen ſeien, macht's Frau Sibylle kurz: Veit muß ihr den Proviant täglich auf den Eſeln hinausführen, die eigens zu dieſem Dienſte beſtimmt ſind, und ſo ſchlimme Grimaſſen er auch dazu ſchneidet, er thut's doch gern und würde es nicht dulden, ſollte ein Andrer dieſen Dienſt verrichten. Draußen aber geht ſie von Haus zu Haus und theilt ſelbſt aus, und ich muß ihr dabei zu Händen ſein. Müde und hungrig kommt ſie heim, und dann ſchmeckt ihr ſelbſt Eſſen und Ruhe vortrefflich, und die Armenfütterung erhält ſie und die Armen geſund, wie der Doktor Stetten, unſer Hausarzt, ſagt. Als Ihr heute ankamt, waren wir noch nicht lange aus der Fuggerei zurück."

„Nicht vergebens iſt Gottes Segen bei dem Fuggerſchen Hauſe," ſagte Bübenhoven gerührt. „Als die Tochter deſſelben biſt du ſchon ein glückliches Kind, Sibylle. — Und der kranke Mann, von dem du ſprachſt? — "

„Iſt ein armer Weber, ein naher Verwandter Veits, und dieſer hat ihn wohl gepflegt. Kaspar wohnt auch in der Fuggerei."

„Ich begleite Euch. Ich will Euch die Liebesgaben austheilen helfen."

Die alte Sibylle belobte den Junker laut um dieſen Entſchluß; die junge that es ſtill für ſich; doch konnte ihr Marr die Freude darüber an den Augen abſehen.

Als ſie in der Vorſtadt ankamen, erblickte der Junker mit großer Befriedigung die Reihen der hübſchen blanken einſtöckigen Häuſer, welche, Herrn Jakobs und Frau Sibyllaʼs Schöpfung, ſich während ſeiner Abweſenheit weit ausgedehnt hatten. Die auf der Straße ſpielenden Kinder liefen den beiden Frauen entgegen und küßten ihnen die Hände und wurden ſofort aus den Eſelskörben mit Wecken bedacht. Vor einem der kleinen Häuſer, auf welches die junge Sibylle eilig zuſchritt, ſtand Veit mit betrübtem Antlitz, vor ihm ein ſtattlicher Kriegsmann im einfachen Waffenrock mit einem alten Filzhute auf dem ſtarken Kopfe, und eine etwas zerzauſte, und unſcheinbar gewordene Feder würde ihn als Führer oder Hauptmann verrathen haben, wenn es nicht ſein ganzer Anſtand ſchon gethan hätte. Mit dem Reitknecht im Geſpräch, welches einen weinenden Knaben zu betreffen ſchien, der ſich zu Veits Seiten hielt, grüßte der Krieger das Fräulein mit ritterlichem Anſtand.

„Der Kaspar iſt ſo eben geſtorben,“ wandte ſich Veit ſchluchzend zu den Angekommenen; „als ich an ſein Bett trat, hauchte er gerade die Seele aus. Gott ſei ihm gnädig! Drin ſitzen die armen Würmer; voriges Jahr die Mutter, heuer der Vater; es iſt hart. Und den Buben da, meinen Pathen, will der Ritter als Roßbuben mitnehmen in den burgundiſchen Krieg. Aber deß fürcht' ich mich einer Sünde. An Kaspars Leiche — gleich ſein Kind — nein, das geht nicht, Herr Ritter —“

„Nun, wie du willſt,“ verſetzte der Krieger. „Ich hab' es gut mit dem Buben gemeint, und er hat große Luſt, mit mir zu gehen, wie du ſelbſt von ihm gehört haſt. — Ich hatte,“ wandte er ſich zu Bübenhoven, der auch hinzugetreten war, „vor einigen Tagen in Augsburg angekommen, viel von dem merkwürdigen Bauweſen des Herrn Fugger für die Armuth gehört und ging heute Abend heraus, um mir die neue Kolonie anzuſehen. Da heult der Bub da jämmerlich an der Thüre, und auf meine Frage nach ſeinem Leid erzählt er mir, ſein Vater ſei eben geſtorben, ſeine Mutter ſchon lange todt. Sein Weſen gefällt mir; er iſt ein ſtämmiger Bub, zwölf Jahre alt, wie er ſagt, kann in vier Jahren ſchon ein wackerer Landsknecht werden. Der Kaiſer braucht junges Blut. Derweil will ich ihn als Roßbub mitnehmen. So lernt er den Dienſt bei Zeiten. Der Junge ſagt mir zu. Da kommt ſein Götti und Vetter da und macht ihn mir wieder ſtreitig.“

„Das iſt brav von dir, Veit,“ ſagte die junge Sibylle. „Nein, aus der Fuggerei ſoll keine ſo junge Waiſe mit in den Krieg. Wäre der Knabe vier oder fünf Jahre älter und hätte den rechten Verſtand, könnte er Landsknecht werden, wenn er wollte. Jetzt dürfen wir es nicht zugeben.“

Der Krieger verbeugte ſich artig, und der Junge heulte, wie es ſchien, jetzt aus Verdruß, daß er nicht Roßbub werden durfte.

Der Junker hatte an der koſtbaren goldnen Halskette des Kriegers ſchon bemerkt, daß er keinen gewöhnlichen Rottenführer vor ſich hatte; auch erinnerte er ſich immer deutlicher, ihn ſchon geſehen zu haben.

„Ich bin Euch ſchon früher irgendwo begegnet,“ ſagte er verbindlich, „und wenn ich nicht irre, am kaiſerlichen Hofe ſelbſt.“

„So ſeid Ihr wol auch einer der kaiſerlichen Hauptleute? Ich bin Florian von Iſſelſtein aus Flandern, einer der vom Kaiſer beſtellten Hauptleute für die niederländiſchen Reiter, welche die Statthalterin Seiner Majeſtät zur Verfügung ſtellen wird. Und ihr?“

„Ich bin kein Krieger,“ entgegnete Bübenhoven mit einem Anflug von Beſchämung. „Doch darf ich mich adliger Geburt rühmen. Ich heiße Marx von Bübenhoven.“

„Ah, ich habe von Euch gehört!“ ſagte der Ritter mit einem ſpöttiſchen Zug um den Mund. „Ihr habt zu einer Fahne geſchworen, unter der man den alten Adel nicht zu ſuchen pflegt.“ —

Der Hauptmann entfernte ſich, und die junge Sibylle trat in das Häuschen, um für die Seele des geſtorbenen Mannes ein Gebet zu ſprechen. Marx ſtand ſchweigend hinter ihr. Die Begegnung mit dem Hauptmann hatte ihn verſtimmt. Zum erſtenmale fühlte er etwas wie einen Vorwurf in ſeiner Bruſt, daß er nicht, wie ſeine Standesgenoſſen, als Krieger mit in des Kaiſers Heeren ziehe. Der kriegeriſche Geiſt ſeiner Väter regte ſich in dem ſtillen friedlichen Träumer. Er half den beiden Frauen bei Vertheilung der Lebensmittel, aber er war zerſtreut, und der jungen Sibylle Blick ruhete öfter fragend auf ihm, und wenn ſein Auge dem ihrigen begegnete und ihre Seele ihn gleichſam wie mit Flügeln umfing, oder ihr ſanftes Wort zu ihm herübertönte, mußte er ſtill ſeufzen.

Auf dem Heimwege vernahmen ſie aus dem Gedränge auf den Straßen, daß der Kaiſer eben in die Stadt ziehe, und als ſie zu Hauſe anlangten, wurde ihnen gemeldet, Herr Jakob habe ſich bereits in die Pfalz verfügt, um ſeine Majeſtät zu begrüßen.

Die junge Sibylle wünſchte den Empfang des Kaiſers zu ſehen und bat den Junker vertraulich, ſie zu begleiten. Er nahm ihren Arm und führte ſie nach der Pfalz, von wo der Jubel des Volks erſchallte, der ſich überall im ganzen Reich erhob, wo der leutſelige Maximilian ſich ſehen ließ. Bübenhoven fühlte ſich ſeltſam bewegt; ein Zwieſpalt ging durch ſeine Seele, wie er ihn noch nie empfunden, doch entglomm die ſüße Minneglut zu der holden Maid an ſeiner Seite immer ſtärker in ihm. Der Zauber, der von ihr ausging, umſtrickte ihn mehr und mehr, als er an ſie geſchmiegt durch die Volkshaufen ſchritt.

„Es iſt doch das ſchönſte Loos für einen Menſchen, ſich ſo geliebt zu ſehen, wie der Kaiſer täglich und ſtündlich von allen Leuten erfährt," ſagte Sibylle.

„Weshalb glaubſt du wol, daß er ſo ſehr und von Allen geliebt wird, ſelbſt von denen, die ſeine Handlungsweiſe nicht ſelten tadeln?" fragte Marx. „Wird er es wol, weil er ein ſo tapferer und gewaltiger Krieger, oder weil er ein ſo feiner, höflicher und freundlicher Herr iſt?"

„Gewiß nur weil er alle Herzen durch ſeine Leutſeligkeit gewinnt. Georg von Frundsberg, der tapfre Feldoberſt des Kaiſers, iſt doch gewiß ein eben ſo großer Krieger, wie der Kaiſer ſelbſt, und Jedermann im deutſchen Reiche ſpricht von ihm. Habt Ihr aber je gehört, daß ihn Jedermann liebe wie den Kaiſer?"

„Würdeſt du wol einen berühmten Krieger oder einen thätigen Kaufmann lieber zum Gatten haben?"

„Ich habe noch nie daran gedacht, daß ich eines Mannes Ehewirthin werden könnte."

„Und wenn nun ein Mann deine Liebe gewonnen hätte, würdeſt du lieber wollen, er ſei ein Kriegs- oder ein Kaufmann?"

„Immer das Letztere. Ich bin eine Fuggerin, und alle Fugger ſind Kaufleute. Ich liebe den Frieden, und wenn ich mich einem Manne zu eigen gegeben, möchte ich auch mit ihm leben und ſein in Liebe pflegen, nicht aber ſtets um ſein Leben in Angſt und Sorge ſein."

Sie langten auf dem Hofe der Pfalz an, der Kaiſer war mit ſeinen Begleitern eben von den Pferden geſtiegen. Die Häupter der Stadt nahten ihm ehrfurchtsvoll. Er dankte ihrem Gruß aufs freundlichſte und ging dann auf Jakob Fugger los, reichte ihm die Hand und ſagte: „Herr Jakob, wir haben Euch einen Legaten des neuen Papſtes mitgebracht, den hochwürdigen Kardinal von Sitten. Der heilige Vater hat, eingedenk Euerer Verdienſte um die Kirche und das Reich, Euch in ſein Wohlwollen genommen und um ſo mehr, als er ſelbſt aus einer Kaufmannsfamilie ſtammt. Seht zu, was der Legat an Euch auszurichten hat.“ Damit führte er den verwunderten Fugger einem Manne im geiſtlichen Kleide zu, der von einem Maulthiere geſtiegen war, und redete ihn an. „Hochwürdiger Herr, dies iſt Jakob Fugger, mein kaiſerlicher Rath, an welchen Euere Sendung von Seiner Heiligkeit geht.“

„So hab' ich Euch zu vermelden, ehrenfeſter Herr,“ ſagte der Kardinal, „daß Seine Heiligkeit Euch, in Betracht Euerer großen Verdienſte um die Kirche Chriſti, zum Ritter und Grafen des lateraniſchen Palaſtes ernannt und Euern Namen bereits in das goldne Buch des Lateran mit eigner Hand eingetragen hat. Ich bin von Seiner Heiligkeit erwählt worden, Euch die Urkunde über Euere Erhebung und die Inſignien der Ritter- und Grafenwürde zu überbringen und werde Euch dieſelben morgen in der Mitte des verſammelten Domkapitels überreichen.“

Fugger verneigte ſich beſcheiden mit den Worten: „Ich bin nicht würdig der hohen Ehren, welche mir der Statthalter Chriſti erweiſet, aber ich nehme ſie in dankbarer Demuth an als ein Geſchenk von St. Peters Stuhl, und beſtrebe mich wenigſtens, mich derſelben ſo würdig als möglich zu machen.“ Er trat zurück und theilte ſeinen Mitbürgern, die ſchon etwas von des Kaiſers und des Legaten Worten vernommen hatten, auf ihr Befragen, die neue Mähr mit. Die Kunde verbreitete ſich ſchnell im Kreiſe und gelangte bald auch zu Bübenhovens und Sibylle's Ohren. Das holde Kind ſchlug die Hände vor Freuden zuſammen. „Da ſeht Ihr's nun, Junker,“ wandte ſie ſich zu ihrem Begleiter, „ſo etwas wird ſelbſt den beſten Kriegsleuten ſelten zu Theil. Die Meiſten werden ja todt geſchoſſen oder gehauen, eh' ſie's nur halbweg zu etwas gebracht haben. Bleibt Ihr ja beim Kaufmannsſtande, damit Ihr auch einmal ein ſo goldner Ritter werdet.“

Der Junker lächelte ſchwermüthig. „Goldner Ritter!“ flüſterte er vor ſich. „Ja, das Gold iſt der Herr der Welt. Dieſer ſchlichte Mann wäre nicht goldner Ritter, wenn das Glück ſeine Thätigkeit nicht mit Gold geſegnet hätte. Dieſer Papſt trüge nicht die Tiare, wenn ſeine Väter nicht Gold und durch das Gold einen Fürſtenthron erworben hätten. Doch man muß zum Kaufmann geboren ſein, wie zum Krieger. Ich bin es nicht. Mich hat die unſelige Liebe zu der hohen Fürſtin in die Schreibſtube der Fugger getrieben, und ſieh, die Liebe iſt's wieder, die mich heute an der Schwelle des Fuggeriſchen Hauſes empfing, die mich darin feſſelt. Ich werde nicht Krieger, aber will auch kein goldner Ritter werden. Mein eigner Name wird im Glanz des fuggeriſchen erlöſchen und verſchwinden.“ Dies waren die Gedanken des ſtillen und beſcheidnen jungen Mannes auf dem Heimwege; aber ſie ſtimmten ihn traurig. Sein weiches Gemüth, das ihn der Erzherzogin ſo theuer gemacht, die Schwärmerei, die ihn einſt in die Arme der ſchönen Zigeunerprinzeſſin geführt, ermangelten — er fühlte es ſelbſt — der männlichen Kraft, die zu ſelbſtgeſchaffnen Zielen führt. In der Stunde, wo eine ſanfte Liebe zu der holden Jungfrau, die für ihn geſchaffen ſchien, ſein Herz berührte und umſpann, wurde er mit ſich ſelbſt unzufrieden. Er ſah ein ſtilles, ſchönes Glück vor ſich liegen, er brauchte nur die Hand darnach auszuſtrecken, um es ſich zu eigen zu machen, und die alte Schwermuth zeigte ihm ihr düſtres Antlitz. Das iſt das Loos der allzuweichen Gemüther; ſie leben von Blüthendüften und Hoffnungen; die aus der Blüthe hervorgewachſene goldne Frucht erfreut ſie nicht. —

## 5.

## Meinungsverſchiedenheit in der Familie Fugger.

Mit dem Kaiſer und dem Kardinal war eine große Menge Volks in die Stadt gekommen, theils ihre Begleitung, theils Kriegsleute, aber auch fahrendes Geſindel aller Art und Leute aus der Umgegend, vornehme Ritterſchaft, armer Adel und müßige Burſche aus den Städten und den Dörfern, die die große Theurung dem Rufe der kaiſerlichen Trommel nachtrieb. Von Kempten hatte der reiche und gewaltthätige gefürſtete Abt, berüchtigt wegen ſeiner Ueppigkeit und der Art, wie er ſich die Mittel zur Befriedigung derſelben zu verſchaffen wußte und die ihm den unehrenvollen Namen des „Bauernſchinders“ im Volke verſchafft hatte, dem Kaiſer und dem Kardinal das Geleite bis nach Augsburg gegeben und mehre hundert Berittene gehörten zu ſeinem Gefolge. Die benachbarten Baiernfürſten hatten ſchon mehre Tage auf den Kaiſer wartend in Augsburg gelegen, und die Maſſe des Kriegsvolks, das beſtimmt war, theils mit dem Kaiſer in die Niederlande zu gehen, theils ſich mit den angeworbenen eidgenöſſiſchen Truppen zur Eroberung Burgunds zu wenden, theils endlich über die Alpen nach Italien zu ziehen, um dem deutſchen Heere dort gegen die verbündeten Franzoſen und Venetianer zu Hülfe zu kommen, war beträchtlich. In allen Straßen, auf allen Plätzen wogte und wimmelte es von Menſchen, und obgleich durch dieſen Zuwachs die ohnedies theuern und ſpärlichen Nahrungsmittel zu einem unerhört hohen Preis hinaufgetrieben wurden und die Gemüther der Einwohner mit bangen Sorgen erfüllten, obgleich der gemeine Mann ſchon lange mit Mangel kämpfte: ſo wurde der Kaiſer doch mit dem Ausdruck der herzlichſten und ungeheuchelſten Freude begrüßt, und es war ein Jubel in der Stadt, als wenn ſie im Ueberfluß ſchwämme.

Bübenhoven und Sibylle waren eben auf dem Weinmarkt angekommen und ſteuerten auf das väterliche Haus zu, als ihnen eine prachtvolle Cavalcade entgegen kam. Es waren zwölf bis ſechszehn Berittene mit ihren Knechten, zu drei und vier in der Reihe. In der vorderſten fiel das von der Pracht des Zugs gefeſſelte Auge ſogleich auf ein ausnehmend ſchönes Frauenbild von ſüdlicher Geſichtsbildung und Geſtalt. Es blieb ungewiß, ob man ſie für eine Spanierin oder Neapolitanerin halten ſollte; Kenner hätten ſogar behaupten können, ſie ſei mauriſcher Abkunft. Genug ihr Aeußeres zeigte einen Grad jugendlicher Schönheit, verbunden mit dem Ausdruck feuriger ſüdlicher Leidenſchaft, daß die Dame gewiß alle Männerblicke auf ſich gezogen haben würde, wenn ihre Kleidung und ihres herrlichen arabiſchen Pferdes Aufputz auch minder prachtvoll und koſtbar geweſen wären.

So ſehr man auch in den deutſchen Städten, namentlich in den mächtig emporblühenden freien Reichsſtädten, ſchon gewohnt war, vornehme Frauen in einem Putz von ungeheuerm Werthe zu erblicken, und die Wirthinnen der reichen Handelsherren mit denen der begüterten Ritter in dieſer Beziehung einen tollen Wetteifer beſtanden, ſo war doch die ſammtne und ſeidne goldgeſtickte Gewandung der ſchönen Fremden, und ihr perlengezierter, federgeſchmückter Hut von ſo hervorſtehender Pracht, daß nur eine Fürſtin daneben den Vergleich auszuhalten im Stande geweſen ſein würde. Hinter einem ſtolzen, ſpöttiſchen Lächeln verbargen ſich Züge, welche große Schlauheit, ja Verſchmitztheit andeuteten; dabei lag in ihrem Weſen etwas Herriſches und Befehlendes. Jedenfalls war dieſes jugendliche Weib eine ſehr ungewöhnliche Erſcheinung in den volkbelebten Gaſſen Augsburgs. Ihr zu Seiten ritten zwei junge Männer in der reichen Tracht, wie ſie von den Niederlanden in die deutſchen Städte eingewandert war. Mit ihrem Begleiter zur Rechten unterhielt ſich die ſchöne fremde Reiterin lebhaft, und ihr feuriges Auge ſprach noch mehr zu ihm als ihr Mund, wobei dann und wann ein Schimmer von Anmuth über ihre leicht bewegten Züge hinglitt.

„Mein Bruder!“ flüſterte Sibylle ihrem Freunde zu. Aber dieſer hatte in dem geiſtvollen, lebendigen, von einem großen blitzenden Auge beherrſchten Geſicht des Reiters bereits den jungen Ulrich Fugger erkannt, vor dem ihn Herr Jakob vor wenigen Stunden ſo nachdrücklich gewarnt hatte. Ebenſo ſah er in dem Begleiter zur Linken der Dame einen zweiten Fugger, den zierlichen Raimund, den älteſten Sohn Georg Fuggers. Die beiden Geſchwiſterkindsvettern bildeten einen merkwürdigen Gegenſatz. Raimund, obgleich einige Monate älter als Ulrich und jetzt im vier und zwanzigſten Jahre, ſchien doch um mehre Jahre jünger; er ſtand in der ſchönſten Blüthe der Jugend, und ihre Roſen glüheten auf ſeinen Wangen. Eine feine weiße Haut, ein ſanft lachendes blaues Auge, ein braunes gelocktes Haar und eine feine Geſichtsbildung, aus welcher Güte und Wohlwollen ſprachen, erweckten in dem Beſchauer einen angenehmen und vertrauenden Eindruck. Wie er ſelbſt nur von mittlerer Geſtalt und ſehr zierlichen Formen, ſo war ſein Aeußeres ſehr gewählt, koſtbar und in die Augen fallend. Man ſah, der zierliche junge Mann liebte den ausgeſuchten noblen Putz; er verſtand ſich mit Geſchmack zu kleiden; überhaupt war alles vornehm an ihm, Geſtalt, Bewegung, Geſichtsausdruck, Kleidung; aber dem Menſchenkenner kann eben ſo wenig verborgen bleiben, daß hinter dieſem lachenden Geſichtswohl keine großen Gedanken, keine mächtigen Leidenſchaften ſchlummerten. Raimund war einer der Glücklichen, denen die unvergleichliche Vergünſtigung angeboren worden iſt, die Dinge von ihrer ſchönſten Seite anzuſehen, und die ſich deshalb die widerwärtigſten Gegenſtände bequem zurecht legen, um doch Genuß von ihnen zu haben. Sie ſind die Bienen in der Menſchenwelt, die ſelbſt aus den Giftblumen Honig ſaugen. Aber durch ſolche Menſchen wird das Leben nicht gefördert, die Entwickelung des Geſchlechts nicht weiter geführt. Sie leben nur für ſich, und Andre ſollen nur für ſie leben. Sie ſind die lachenden, lebengenießenden Egoiſten, denen man nicht zürnen kann. Ihre geiſtige Kraft reicht nur hin Roſen zu pflücken und auf das Lager zu ſtreuen, damit ſie unter Düften entſchlummern.

Wie ganz anders war Ulrich Fuggers Natur! In ſeinem Aeußern kündete ſich ſchon der unruhige, ſtürmiſche Geiſt, die titaniſche Natur an. Seine Kleidung, obgleich koſtbar und den reichen adligen Kaufmann verrathend, war doch vernachläſſigt. Nichts im Einzelnen ausgeführt; die Form ihm gleichgültig. Aus ſeiner großen markigen Geſtalt, aus ſeinem kühnen Blick ſprangen einem phyſiſche und geiſtige Kraft entgegen. Man ſah, dieſer junge Mann hatte einen entſchiedenen feſten eignen Willen, der ſich durch keine Autorität beherrſchen ließ, ſelbſt durch die ſeines vielvermögenden Oheims Jakob nicht. Die gewaltigen Kämpfe der Zeit hatten in ſeinem hochbegabten Geiſte eine Wahlſtatt gefunden; die Lichtfunken, welche vom Feuerherde und vom Ambos der Weltgeſchichte, auf dem ſie eben ihre neuen Waffen ſchmiedete, durch die Welt flogen, hatten den reichen Brennſtoff in ihm entzündet. Er ſchmiedete ſelbſt Waffen; er gedachte ſie zu führen. Denn er war ſich ſchon bewußt, was er wollte. Er war auch ein ſchöner Mann, aber in ganz anderer Beziehung als ſein Vetter Raimund; man ſah auch ihm ſogleich an, daß er ein reicher Mann war, aber man merkte auch, daß er nicht für ſich allein, ſondern auch für Andre da war. In ſeinen ſtolzen Zügen ſprach ſich ein bittrer Ernſt, gemiſcht mit Menſchenverachtung, aus.

Die nachfolgenden Reiter waren faſt ſämmtlich junge Männer, von denen Bübenhoven die meiſten kannte, Söhne der erſten und reichſten Familien der Stadt, Gaßner, Imhof, Artzt, Rehlinger, Dintenheimer; Welſer. Alle in ſtrahlenden Feſtkleidern. Ebenſo ihre Reitknechte. Denn ſie hatten den Kaiſer und den Kardinal in die Stadt eingeholt und brachten die vornehme fremde Dame eben nach ihrer Herberge zurück.

Bübenhoven hatte nicht Zeit den Zug lange zu muſtern; denn ſeine Blicke blieben voller Verwunderung an einer zweiten Frau haften, die, wie die fremde Dame in der erſten Reihe der Herren, ebenſo in der erſten Reihe der Knechte ritt, zum Beweis, daß auch ſie dem dienenden Stande angehörte und höchſt wahrſcheinlich die Dienerin der Dame war. In ihrer Weiſe war ſie nicht minder ausgezeichnet in Geſtalt, Weſen und prachtvoller Kleidung; denn ſie war eine Negerin, in eine halbphantaſtiſche, aber äußerſt koſtbare, morgenländiſche Tracht gehüllt. Bübenhoven's Erſtaunen rührte aber aus dem Umſtande her, daß er in der ſchimmernden Tochter Afrikas die ſchwarze Matty erkannt hatte, die ihm einſt als Lieblingsdienerin der Frau van der Kapellen in Antwerpen ſo viel Beweiſe von Gunſt gegeben, und die er vor ſieben Jahren in Spanien als Dienerin der wahnſinnigen Königin Johanna verlaſſen hatte. Und doch würde er ſich ſelbſt überredet haben, daß er ſich geirrt, wenn ihn nicht ein Blick aus den nach allen Seiten hin gewendeten Augen der Negerin, der ihn traf und dem ein bedeutungsvolles Neigen des Kopfes und ein gefälliges Lächeln folgte, deutlich genug geſagt hätte, daß auch er von ihr ſogleich wieder erkannt worden war. Noch ſtand er in Sinnen verloren, als der Zug ſchon lange vorüber war, und nur Sibylla's Erinnerung, weiter zu gehen, weckte ihn daraus.

„Wer iſt die ſchöne, ſtolze Reiterin?" fragte er das Mädchen.

„Sie nennt ſich Gräfin von Cardona und ſoll aus Neapel ſtammen. Sie hält ſich ſeit einem Monat hier auf, und der Abt von Kempten iſt oft in ihrer Geſellſchaft. Man behauptet, ſie ſei ſeine Geliebte, und der große Aufwand, den ſie macht, werde aus ſeiner Kaſſe beſtritten. Die Söhne der hieſigen Geſchlechter und die vornehmen Kleriker, ſowie der Adel der Umgegend ſind ihr ſtets zu Hof. Sie ſoll alle Männerherzen bezaubern. Hütet Euch ja vor ihr, Junker, daß es Euch nicht auch ergehe, wie meinem Bruder Ulrich und meinem Vetter Raimund. Der erſtere war halb und halb mit meiner Freundin Veronika Gaßner verlobt, und obgleich er das Gaßneriſche Haus immer noch beſucht, ſo behauptet doch Veronika, er ſei, ſeit die welſche Gräfin hier verweilt, gegen ſie erkaltet; und Raimund ſcheint ganz vergeſſen zu haben, daß eine Braut in Ungarn ſich nach ihm ſehnt, mit der er bald Hochzeit feiern ſoll."

„Nun die Zauberin kann doch nicht allen Bräuten gefährlich werden," lächelte der Junker. „Was aber hat die Gräfin hier zu ſchaffen?"

„Wer kann es wiſſen? Gewöhnlich giebt man an, Kempten ſei ihr zu klein und ſtill, auch wolle ſie den Schein vermeiden, als ſtände ſie mit dem Abt in näherer Beziehung. Deshalb habe ſie das nahe, geräuſchvolle und luſtige Augsburg gewählt. Uebrigens ſoll ſie vom neuen Papſt auch unſerm Biſchof empfohlen worden ſein, und ſie ſpeiſt öfters an des Letztern Tafel und wird öffentlich ſehr von ihm geehrt. Auf allen Banketen und Tänzen ſpielt ſie hier die Königin, und Ritterſchaft, Kleriſei und vornehme Bürgerſchaft werden nicht müde, ihr zu huldigen. — Die ſchwarze Frau iſt ihre Gürtelmagd."

„Seltſam!" ſagte der Junker nachdenklich. Und ſeine Gedanken gingen weiter: „Und dieſes räthſelhaften jungen Weibes Dienerin iſt die ſchwarze Matty. Hier liegt irgend ein Geheimniß verborgen."

Eh' eine Stunde verging, waren die in Augsburg anweſenden Glieder der fuggerſchen Familie in Jakobs Hauſe verſammelt, um ihr Haupt wegen der neuen Standeserhöhung zu beglückwünſchen. Zwei Brüderpaare begrüßten den ihnen befreundeten Junker Bübenhoven, nämlich die beiden Söhne Ulrichs, Ulrich und der vierzehnjährige Hieronymus, ein ſehr lebhafter und talentvoller Knabe, ſeinem Bruder auch in der äußern Geſtalt ähnlich; und die beiden Söhne Georgs, Raimund und Anton. Der Letztere, obgleich erſt zwanzig Jahre alt, hatte doch den Ernſt, die Ruhe und das gemeſſene Gebahren eines Mannes. Sein Weſen und ſeine Worte zeugten von Selbſtgefühl, aber nicht von Selbſtüberſchätzung; er äußerte ſich beſcheiden, aber mit ſcharfbegrenzter Beſtimmtheit. Es war ſchon etwas Feſtes in ihm, das über ſeine Jugend hinausging. Dies zeigte ſich auch in ſeiner einfachen äußern Erſcheinung. Und ſo ſtellte er das wahre Seitenſtück ſeines Oheims dar, und es konnte Niemand verwundern, daß er der Liebling deſſelben war.

Nach den erſten Begrüßungen (Herr Jakob war aus der Pfalz noch nicht zurückgekehrt), rief Ulrich lebhaft: „Ich will euch auch eine neue Mähr verkünden, die ein paar Soldaten aus des Kaiſers Gefolge mitgebracht haben. In der Schweiz iſt der alte Sündenſack endlich zerplatzt. In voriger Woche ſind in den Kantonen Luzern, Solothurn und Bern die gepreßten Bauern gegen ihre Preſſer und Schinder, die feinen Herren in den Städten, aufgeſtanden, haben ſich zuſammengethan und verſchworen, und das lichterloh brennende Feuer hat den ſaubern Herrn bereits tüchtig heiß gemacht. Ich hoffe ſie werden braten, die übermüthigen Pracherer.“

„Fürwahr man müßte deine Grundſätze haben,“ ſagte Anton ruhig, „um eine ſolche betrübende Nachricht mit Jubel aufzunehmen. Fühlſt du denn nicht, daß es Empörung gegen Obrigkeit und Geſetz iſt, was dort die aufrühreriſchen Bauern beginnen. Und Aufruhr und Empörung iſt das Schlimmſte, was auf Erden geſchehen kann; es iſt der größte Frevel an Gott und allen Heiligen.“

„O weiſer Prediger Salomon!“ ſpottete Ulrich. „Ich höre zwei aus dir ſprechen, den trefflichen Vater Urban, der dich, ich weiß nicht wie viele Jahre, geſchult, und unſern verehrten Ohm, den der Papſt nun gar zum goldnen Ritter und Grafen erhoben. Ich will nicht mit dir ſtreiten, mein lieber Vetter, aber ich will mir auch meine Meinung nicht von deiner Weisheit nehmen laſſen. Wenn es ein Frevel gegen Gott iſt, daß die Bauern gegen ihre Herrn aufſtehen und ſie zur Rechenſchaft ziehen über Liſt und Betrug, über Nothzucht und Schlemmerei in des Bauern Mark und Blut, ſo iſt ja der weit größere Frevel vorangegangen, daß man dem Bauer das Blut abgezapft, das Mark ausgeſogen und ihn aufs Aeußerſte gebracht hat. Hat etwa Gott den Bauer minder nach ſeinem Ebenbilde erſchaffen, als den hochprunkenden Herrn in der Stadt? Und iſt es nicht die gräulichſte Verſündigung gegen Gottes Gebote, Menſchen nicht anders wie Gänſe zu behandeln, die man des Jahrs zweimal heimſucht, zu St. Johannistag, wo man ihnen die weichen Federn ausrupft und ſie kahl macht bis auf die Haut, und zu St. Martinstag, wo man ſie gar abſchlachtet und bratet und allerhand ſchmackhafte Speiſe von ihnen gewinnt. Aber die Herrn machen es mit den Bauern noch ſchlimmer, als die Frauen mit den Feldgänſen: denn ſie rupfen ſie alle

Tage und ſo oft ihnen nur ein Federlein aufſchießt und braten ſie bei lebendigem Leibe, um ihr Fett zu gewinnen. Auf meiner Geſchäftsreiſe in der Schweiz im vorigen Jahre hatte ich ein ſcharfes Auge für all die Unzucht gehabt, die die Herren treiben, freilich nicht ſchlimmer als auch bei uns zu Lande. Aber glaubt nur, es wird auch bei uns nicht ausbleiben? Und die Schuld des Aufruhrs und des Mords und Brands, der damit verbunden iſt, fällt nicht auf die, welche ihn beginnen, ſondern auf die, welche ihn durch Unmenſchlichkeit und Grauſamkeit hervorrufen.“

„Es wird nicht ſo ſchlimm ſein, als du es machſt,“ lachte Raimund. „Wir kennen deine Art ſchon, wenn du auf die Herren und auf die Pfaffen zu ſprechen kommſt. Du haſt einmal einen Zahn auf ſie, und wenn es auch manche Ungeberdige darunter giebt, die's ihren Bauern vielleicht etwas ſchlimm machen, ſo lebt ſich's doch mit den Meiſten recht gut und angenehm. Was weiß ſolch ein Bäuerlein von der Welt und ihren Herrlichkeiten? Es iſt doch offenbar von Gott geſchaffen, um das Feld zu bauen und Fleiſch und Brot auf die Tafel der Herren zu liefern. Solch ein Bauer kann ja nicht den ſchlechtſten Krätzer vom beſten Burgunder unterſcheiden, folglich iſt der Wein auch nicht für ihn gewachſen. Und dieſen richtigen Schluß wirſt du mir nicht umſtoßen.“ Die Andern ſtimmten in des Lebemannes Lachen ein; dann nahm Anton wieder das Wort: „Der Schöpfer und Vater der Menſchen und der ganzen Welt hat ſelbſt einen Unterſchied unter uns gemacht, wie unter allen Dingen. Es muß Stände geben, Bauern und Herrn, und unter den Bauern leibeigne Knechte und freie, wie unter den Herrn größere und geringere, und ebenſo unter den Dienern Gottes und der heiligen Mutter Kirche. Eine Stufenleiter muß im Menſchengeſchlecht beſtehen, ſo will es die göttliche Ordnung und das menſchliche Recht; denn eine Stufenleiter beſteht unter den Thieren und unter allem Gewächs auf Erden. Iſt der Eſel nicht weniger als das Pferd? Jener trägt die Säcke zur Mühle, dieſes den Fürſten zu Pracht und Schlacht. Was wäre das für ein unſauber Ding, wenn alle Gewächſe ſo groß wären, wie Pappeln oder Eichbäume. Es giebt auch ein kleines Gras, das nicht einen Finger hoch wächſt. Der Bauer ſoll ſolch ein Gras ſein und bleiben, nützlich als Futter, er ſoll unter den Menſchen ſein, was Hund und Eſel, Rind und andres nützliches Vieh unter den Thieren."

Ulrich lachte höhniſch über dieſe wohlgeſetzte Rede: „Ja und weil deine Väter Gold erworben und der Kaiſer ſie in den Adelſtand erhoben, deshalb biſt du nun ein ſtattlicher Baum und ſchauſt ſtolz auf das Gräslein herab. Aber Bäume werden vom Blitz und der Axt gefällt, das Gras aber wuchert fort und fort. Hüte dich, daß es dir nicht über den Kopf wächſt."

„Die hübſchen friſchen Bauerdirnen ſind ein allerliebſtes grünes Gras," meinte Raimund, „und es iſt keinem Baume zu verdenken, wenn er mit dem weichen Teppich Bekanntſchaft macht. Ihr nehmt die Dinge beide viel zu ernſt. Die Glücklichen wandeln auf dem Mittelwege. Genießt doch das Leben und laßt die Andern zuſehen, wie ſie damit fertig werden. Wahrlich, ich laſſe mir kein graues Haar darum wachſen, wie ſchlimm es in der Welt zugeht. Geht es mir doch gut, und ich bin nicht berufen, die Welt zu regieren."

„Du thuſt unrecht, kein Herz für die ſchwere Bedrängniß des armen Mannes zu haben und keinen Fluch für den Uebermuth der Herren und Pfaffen, die einen Bund mit einander gemacht haben, die Menſchen zu nothzüchtigen. Einſt gab es in den geſegneten deutſchen Gauen nur freie Männer, Inſaſſen des freien Bodens. Die Gewaltthat der Edeln und die Pfaffheit, die ſtets der Tyrannei behülflich iſt, haben den gemeinen Mann ſchändlich um ſeine Freiheit betrogen und ihn erſt zum leibeignen Knecht herabgewürdigt, und nun wollen ſie ihn gar zum arbeitenden Vieh umwandeln, um ſelbſt in träger Wolluſt und heuchleriſcher Ueppigkeit zu ſchwelgen. Und all dieſe himmelſchreiende Schmach verkaufen die Pfaffen mit himmliſchen Geboten, die ſie doch ſelbſt geſchmiedet. Wo ſteht geſchrieben, daß Gottes Sohn befohlen, daß ein Menſch das Laſtthier des andern ſei, daß Einer arbeite und hungre, damit der Andre feire und praſſe? Im Gegentheil es ſteht geſchrieben, daß wir alle Kinder eines Vaters ſind, und Gott will, daß allen Menſchen geholfen werde. — Wahrlich ich ſage euch, ich habe es nicht vergeſſen, daß unſer Ahn Hans Fugger im Graben ein armes Bäuerlein und ein Weber war, und daß unſer Urgroßvater und Großvater, ja unſre Väter noch am Webſtuhle geſeſſen. Ich fühle das Blut des gemeinen Mannes in mir, daß ſich empört gegen Gewalt und Grauſamkeit ſchwelgeriſcher Herren und üppiger Pfaffen. Die Geſchichte des lügneriſchen und betrügeriſchen Abts von Kempten, wie er falſche Eide geſchworen, um die freien Männer in ſeinen Grenzen zu Leibeignen zu machen, hat mich in Wuth verſetzt, ſo oft ich ſie gehört. Ich war noch ein Knabe, als die Gräuel geſchahen, aber der Biſſen quoll mir im Munde, wenn mein Vater ſie über Tiſch erzählte."

„Ich glaube der Anblick des prächtig einherfahrenden Fürſt-Abts hat dir heute ſo viel Galle gemacht," warf Raimund wieder ein, „und nun weiß ich, warum du der ſchönen Gräfin Cardona ſo minneluſtig dienſt. Du willſt dich am ſtolzen Bauernſchinder rächen."

„Du biſt ein Faßnarr," ſagte Ulrich unwillig erröthend. „Die Gräfin iſt ſchön und anziehend; das fühlſt du ſo gut wie ich. Daß ſie das Lieb des ſtolzen Abts iſt, kümmert mich ſo wenig, wie dich. Wer kann es auch beweiſen? Der Minnedienſt und der Bundſchuh, obgleich mir beide wichtig ſind, haben doch nichts mit einander gemein."

Bei dem Worte Bundſchuh, fuhr Anton auf: „Sprich das verfluchte Wort nicht aus, wenn du nicht für einen Verräther der Stadt gelten willſt. Du weißt wie der Kaiſer es haßt! Haſt du vergeſſen, wie der abſcheuliche Bauernbund, der alle Obrigkeit umſtürzen wollte, vor elf Jahren in Speiergau vom Kaiſer blutig unterdrückt wurde, und wie man voriges Jahr die tollen Bauern im Breisgau und im Elſaß köpfte und viertheilte, die ſich beikommen ließen, den verpönten Bundſchuh wieder aufzurichten?“

„Als ob ich es nicht wüßte! Mir hat das Herz geblutet. Wenn Kaiſer Max ein Herr des Volks wäre, wie er ſich zu ſein in ſeiner Jugend gewünſcht haben ſoll, er würde ſich an die Spitze des ſchmachvoll unterdrückten Volks ſtellen und alle Dränger und Schinder deſſelben, ſie mögen in der Schaube oder in der Kutte ſtecken, zum Teufel jagen. Das wäre wieder ein ächtes Kaiſerthum, begründet auf die Einheit und Freiheit des deutſchen Volks, wie es einſt unter Heinrich dem Finkler und unter dem zweiten Friedrich dem Hohenſtaufen blühete. Aber ſeit das Volk in den Niederlanden und die ſchweizeriſchen Eidgenoſſen ihm etwas hitzig aufgeſpielt, haßt Maximilian die uralte und verbriefte Freiheit des gemeinen Mannes und begünſtigt die Unterdrücker deſſelben, den Adel und die Pfaffen, was Gott geklagt ſei. — Das iſt mir freilich heute Alles eingefallen, als ich ihn von dem trotzigen Abt und den Baiernherzögen umgeben in unſre Stadt einziehen ſah.“

„Wahrlich, du ſchändeſt den Namen Fugger, indem du den edeln Kaiſer ſchmähſt, der unſerm Hauſe ſo viel Gunſt erzeigt und uns mit dem Adel des deutſchen Reichs belehnt hat,“ eiferte Anton. „Wohl du haſt erklärt, du fühlteſt in dir das Blut des gemeinen Mannes. So höre denn: ich fühle in mir das Blut eines Edeln. Ich werde was an mir iſt, mich jedem Verſuche der Gemeinen zu

Aufruhr und Empörung wiederſetzen. Und ſo ſind wir denn geſchiedene Leute."

„In aller Heiligen Namen geh' du deinen Weg und laß mich den meinigen wandeln. Wir werden wenigſtens nicht mit Worten mehr mit einander ſtreiten. Vielleicht begegnen wir uns einſt mit dem Schwerte." Und nun wandte ſich der von edlem Zorn erglühende Ulrich allein zu Bübenhoven: „Ihr, Junker, kennt die Welt, die Zeit, die Menſchen. Ihr müßt mir beiſtimmen, daß die Welt ſchwer krank iſt, und daß die Dinge auf die Dauer nicht bleiben können, wie ſie ſind. Das weltliche wie das geiſtliche Regiment ſind eine Lüge. Die Pfaffen verdrehen das Wort Gottes; ſie verrathen den Herrn täglich und ſtündlich, ſchlimmer als Judas gethan. Hat denn Johannes Huß in Böhmen vergeblich gelebt und gepredigt? Nein, aus den Flammen heraus, die ihn verzehrt, hat er einen Größeren geweiſſagt, als er ſelber war, der dieſer tollen Pfaffenwirthſchaft ein Ende machen wird. Hat er nicht geſagt: Heute bratet ihr eine Gans (weil Huß zu deutſch Gans heißt), aber in hundert Jahren wird ein Schwan kommen, dem werdet ihr keine Feder ausrupfen, und der wird mich rächen. Die hundert Jahre ſind um. Und ich hoffe, der Schwan iſt unterwegs, der das unterdrückte Volk aus den ſchmählichen Banden der leiblichen und geiſtigen Knechtſchaft befreit, der nicht nur die Lehre Chriſti rein und lauter predigt, ſondern auch das Evangelium der alten Volksfreiheit verkündet. Die Fürſten und Pfaffen, die Blutegel des Volks, müſſen dem Herrn Chriſtus weichen; denn wo er ſein Lichtpanier ſchwingt, giebt es keine Knechte mehr."

Bübenhoven drückte dem begeiſterten Jünglinge die Hand feurig und rief: „Gott laß deine Hoffnung nicht zu Schanden werden!"

Jakobs Eintritt machte der Unterredung ein Ende.

## 6.

## Verdächtige Leute.

Am folgenden Vormittage fand die feierliche Bekleidung Jakob Fugger's als Ritter und Graf des Lateran im biſchöflichen Palaſt ſtatt, und der Kaiſer wohnte ihr ſelbſt bei und beglückwünſchte den neuen Ritter zuerſt.

Frau Sibylle zeigte ſich gegen die neue Erhebung ihres Jakob ſehr gleichgültig und ſagte zu Bübenhoven: „Ich laß heute für mein Volk in der Fuggerei einen ganzen Ochſen braten, damit die armen Leute wenigſtens etwas von dieſem Firlefanz haben; denn wahrlich, wir ſelbſt haben gar nichts davon, als Mühe und Wege, und mein ſchlechtes Gedächtniß wird Noth haben, nicht alle Tage ein paarmal zu vergeſſen, daß Jakob goldner Ritter und Graf iſt.“ —

Eine Stunde ſpäter trug Veit Schellenberger ein ſchweres Schreinlein in die Pfalz. Er war ſolche Wege ſchon gar oft gegangen und hatte für ſie ein ganz beſonders wichtig thuendes Geſicht, das er einem fungirenden Schultheißen oder meſſeleſenden Prälaten abgelernt haben mußte. Wer ſich darauf verſtand, konnte darin leſen, wie viel tauſend Goldgülden in der Kiſte waren; denn wenn Veit die Summe auch nicht immer erhorchte, was ſeiner Neugierde inzwiſchen ſelten fehlſchlug, ſo hatte er doch durch vieljährige Uebung eine ſolche Fertigkeit erlangt, daß er den Betrag aus dem Gewicht zu ſchätzen vermochte.

Jakob Fugger ſpeiſte mit dem Legaten, dem Biſchof und den Hofherren und Feldoberſten beim Kaiſer. Nach der Tafel nahm ihn der Kaiſer mit in ſein Kloſet.

„Haſt du dich nach der Sache erkundigt?“ fragte Maximilian mit beſonderer Spannung.

„Ew. Majeſtät geheime Kundſchafter haben Euch recht berichtet,“ verſetzte Jakob. „Seit einigen Tagen iſt Abends die Schwarze zu dem Weibe gegangen, der Zigeuner aber iſt in der Herberge der Gräfin geſehen worden.“

„Es iſt der Ströter, der mich einſt ſo ſchlau betrog; zwei meiner Leute haben ihn erkannt. Er hält ſich hier verſteckt. Aber ſeit geſtern iſt er nicht mehr geſehen worden.“

„Nein ſeit vorgeſtern.“

„Er meidet natürlich meine Gegenwart, oder iſt bereits wieder fort. Vielleicht hat er es ſchon inne, daß er erkannt iſt. Was hältſt du von ſeinen geheimen Beſuchen bei der Gräfin und was von dieſer und ihrer ſchwarzen Sklavin ſelbſt?“

Fugger zuckte die Achſeln. Er war nicht bewandert in ſolchen geheimen Händeln und Ränken.

„Der Aufenthalt der Gräfin hier ſcheint mir von tiefer Bedeutung, die ſie hinter ihr Verhältniß mit dem Abt verſteckt. Wie iſt ſie mit ihm zuſammengekommen?“

„Man ſagt, er habe ſie in Rom kennen gelernt.“

„Und wie kommt ſie mit dem Zigeuner zuſammen? Es muß ein nicht unwichtig Ding ſein, daß dieſer Schelm ſich hierher wagt. Er muß fürchten, dir hier zu begegnen. Du warſt doch der, welcher ihn ſtürzte. Er weiß, was er von dir zu erwarten hat, wenn du ihn betriffſt.“

Fugger ſagte gutmüthig: „Ich kann ihm nichts anhaben, wenn ich ihn nicht auf böſer That betrete. Freilich, treibt er etwas mit der Malersfrau in der Fuggerei zuſammen, wie Ew. Majeſtät vermuthet, ſo ſchaffen ſie gewiß nichts Gutes.“

„Wie du ſie mir geſchildert, und wie wir den Schurken kennen gelernt haben, ſo läßt ſich im Allgemeinen ſchon ſchließen, von welcher Farbe ihr Geſchäft iſt. Die Schwarze iſt die Vermittlerin, die Gräfin die Hauptperſon, die irgend etwas im Schilde führt.“

„Der Frau van der Voort traue ich alles mögliche Böſe zu. Ihr Herz iſt ſtets voll Gift und Groll,“ ſeufzte Fugger. „Ich habe Alles vergebens verſucht, ſie zum Guten zu bekehren. Aber in der Religion iſt ſie ſchlimmer als eine Heidin. Sie beſucht niemals eine Kirche, und ich meide ſie jetzt, wie ſie mich.“

„Was kann der Handel dieſer fremden Leute anders betreffen, als den Buben? Die Frau hat vielleicht noch Geſchrift in der Hand, das das Geheimniß enthüllt.“

„Sie haßt den Buben und hat ihn ſeit ſechs Jahren nicht geſehen.“

„Um deſto leichter wird es ihr, ihn zu verkaufen. Kennt ſie ſeinen Aufenthaltsort?“

„Er iſt noch auf dem Hofe, wo er geboren wurde, und gilt für einen verwaiſten Verwandten des Haſenhänslein, des Beſitzer des Hofes.“

„Weißt du, was ich vermuthe? Sie verkauft den Buben an die Gräfin, und dieſe iſt die Botin eines meiner Feinde, in deſſen Hand er ein Werkzeug abgeben ſoll, Geld von mir oder von der Statthalterin oder von meinen Enkeln zu erpreſſen, oder uns ſonſt wie zu ſchaden. Vielleicht will ihn der König von Frankreich an ſich bringen, vielleicht der König von Spanien, vielleicht ein Reichsfürſt. In dieſer böſen Zeit des Wirrſals, des Ungehorſams, der Empörung wird Alles benutzt, um mir beizukommen. Es iſt eine ſchwere Zeit, Jakob, und je älter wir werden, deſto ſchlimmer wird ſie. Es iſt, als ob der böſe Feind in die Menſchen gefahren wäre. In den Städten Empörung gegen die Obrigkeit, in den Bauern unvernünftige Gedanken. Ueberall regt ſich die Hyder des Aufruhrs. — Wir müſſen ſchnell den Knaben entfernen. Ich habe voriges Jahr ſchon mit der Statthalterin über ihn geſprochen. Er ſoll ein Pfaff werden. Laß ihn ſchnell und ſo geheim als möglich nach Brüſſel bringen. Dort ſoll er unter Gretchens Aufſicht in eine Kloſterſchule.“

„Aber Frau van der Voort wird einen Teufelslärm erheben, ſie wird Anhang und Glauben finden. Die Sache läßt ſich nicht abläugnen. Ich mag im Böſen nichts mit dem argen Weibe zu ſchaffen haben, und Ew. Majeſtät muß Alles Aufſehen vermeiden."

„Du haſt recht, Jakob. — Aber der Bube muß doch fort. Wir müſſen uns ſeiner verſichern. Könnteſt du nicht irgend einen andern Buben von ſeinem Alter auftreiben, den man an ſeiner Statt zu dem Bauer brächte? Du vermagſt dieſen durch ein Stück Geld, daß er behauptet, dies iſt das Kind, das bei ihm geboren und aufgewachſen. Verhandelt das gottloſe Weib das Kind, ſo thut ſie's, ohne es zu ſehen. Und wie du ſagſt, ſah ſie ihn ſeit Jahren nicht mehr, alſo kennt ſie ihn kaum noch. Wir ſetzen den falſchen hin und bringen den rechten in Sicherheit."

„Ich will es mir überlegen," ſagte Fugger.

„Doch ſchicke heute noch einen Boten nach dem Bauerhofe, der ſich dort einlegt und den Knaben ein paar Wochen lang nicht aus den Augen läßt, bis du die Sache ſo eingerichtet haſt, daß der — — wie heißt der Bube?"

„Martin."

„Bis daß du ihn ohne Aufſehen nach Brüſſel bringen laſſen kannſt."

Fugger empfahl ſich und hatte zu Hauſe eine lange Unterredung mit Bübenhoven. Dann gingen ſie zuſammen auf den Schießplatz hinunter zum Lech, wo die augsburger Bürgerſchaft zu Ehren des Kaiſers ein großes Scheibenſchießen veranſtaltet hatte.

Der ganze Platz war gedrängt voll Menſchen. Das Kriegsvolk trieb ſich trotzig in Schaaren herum; die Führer und Hauptleute deſſelben, meiſt abenteuerliche Geſtalten in der verſchiedenſten, aber immer auffallenden und ausgezeichneten Kleidung. Die ärmern und geringern Einwohner der Stadt fehlten ebenſowenig, als die reichen und vornehmen; denn Abends ſollten jedem, der da Begehren trug, zwei Wecken und eine gebratene Wurſt nebſt einem Schoppen Wein am Rathhauſe ausgetheilt werden, während Jakob Fugger für den Kaiſer, den Biſchof, den Adel und die vornehme Bürgerſchaft ein glänzendes Banket auf dem Rathhauſe einrichten ließ. Zu der zahlreichen und prunkvollen Begleitung des Kaiſers geſellte ſich der noch zahlreichere hohe Adel aus der Umgegend. Von allen Ritterſitzen aus dem benachbarten Baiern, aus der Grafſchaft Burgau, aus dem biſchöflichen und ſtädtiſchen Gebiet, wie aus dem des Abts von Kempten war er herbeigeſtrömt mit Frauen und Kindern; und auch der arme und niedere Adel fehlte nicht, und ebenſo wenig der geiſtliche Stand, die hohen und ſtolzen Prälaten und die kleinen und niedern Pfaffen. Denn die wichtigen, freien Reichs- und Handelsſtädte, in welchen der wachſende Reichthum Ueppigkeit und Wohlleben hervorgerufen hatte, wie Augsburg, Regensburg, Nürnberg und Frankfurt waren der Sitz aller ſinnlichen Vergnügungen und deshalb der Sammelplatz aller Leute, die ſich des Lebens erfreuen wollten, zumal an ſolchen Tagen, wenn der lebensfrohe leutſelige Kaiſer Max in ihnen verweilte und Hof hielt. Da konnte man mit Erſtaunen ſehen, welch' ein ſchier toller Wetteifer in Prunk und Kleiderpracht zwiſchen der durch Handel, Kunſt und Gewerbe reich gewordenen Bürgerſchaft und dem vornehmen Adel eingetreten war; vorzüglich boten die Frauen der beiden Stände bei ſolchen Gelegenheiten Alles auf, es ſich einander vorzuthun. Geſchlechter, die vor hundert Jahren noch in ſelbſtgeſponnenen Linnen, im kurzen Zwillichrock, in groben landtuchenen Jöpplein und in der aus dem Schafpelz gefertigten Schaube glücklich einhergegangen waren, ſtolzirten jetzt in feinen ausländiſchen, beſonders niederländiſchen und engliſchen bunten Tüchern, in zerſchnittenen Röcken, den ſeltſamen Ausgeburten der aufgekommenen burgundiſchen und lombardiſchen Trachten, in ſeidnen und Scharlachwämſern, mit ſilbernen Knöpfen beſäet, dicke Straußenfedern auf dem zottigen Hut und mit den prachtvollſten Waffen behängt. Die Frauen trugen noch weit koſtbarere ſeidne und ſammtne Gewänder, oft mit Gold und Perlen geſtickt, Stoffe aus Venedig und der Lombardei, goldnen Zierath und Edelſteine aus den italieniſchen Handelsſtädten, aus Frankreich und Spanien; ja ſchon hatten die Reichthümer, welche aus Oſt- und Weſtindien kamen, ihren Einfluß auf die deutſchen Handelsſtädte und den ihnen nahe wohnenden Adel ausgeübt.

Pauken, Trompeten- und Pfeifengetön ließ ſich von der Stadt her vernehmen und trieb das Volk in dichte Maſſen zuſammen. Die Cavalcade der reichen Söhne der Handelshäuſer führte den Kaiſer herbei. Er war am einfachſten unter Allen gekleidet. Ueber einem ſtrohgelben Waffenrock trug er einen ledernen Reiterkoller, hohe Reiterſtiefeln und einen grauen Filzhut mit der tyroler Spielhahnfeder und dem Gemsbart geſchmückt, der ihn als tyroler Landeskind und Jäger bezeichnete. Und doch war er an der Würde ſeiner Geſtalt und ſeiner einnehmenden Geſichtszüge ſogleich als Kaiſer zu erkennen.

Zu ſeiner Rechten ritten der Cardinal von Sitten, der Biſchof von Augsburg und der Abt von Kempten, zu ſeiner Linken die drei Baiernherzöge, ſeine Neffen. Ritter und Prälaten und die Kriegsoberſten und Hauptleute folgten zunächſt, dann die vornehmen Handelsherrn aus der Stadt, der Stadtpfeifer mit ſeinen Geſellen an der Spitze, Schultheißen, Bürgermeiſter und Rathsherrn in der Mitte. Die Zünfte hatten ſich mit ihren wehenden Fähnlein zu beiden Seiten des Wegs aufgeſtellt und bildeten die Gaſſe.

Ein tauſendſtimmiger Jubelruf begrüßte den Kaiſer, er dankte freundlich, den Hut abnehmend und nach allen

Seiten hin nickend. Dann ſtieg er ab und wandelte unter dem Volke, bald einen Bürger anſprechend, bald einen Ritter und weiter einen Landsknecht, eine Bäuerin, ein hübſches Bürgermädchen, und immer mit Laune, Scherz und Witz. Und ſo geſchah es nicht ſelten, daß, wenn er zum Weitergehen ſich anſchickte, das Volk umher in den Ruf ausbrach: „Hoch lebe unſer Max!“ Und nun trat er unter den Schießſchirm und ſpannte den Bogen mit ſpielender Leichtigkeit und ſchoß mitten ins Schwarze den Meiſterſchuß, der den Preis gewann.

Jakob Fugger führte den Junker von Bübenhoven zum Kaiſer. „Hier iſt das tyroler Landskind,“ ſagte der geadelte Bürger, „das Ew. Majeſtät ſeine Huldigung darbringen will.“

„Ah, Bübenhoven!“ verſetzte der Kaiſer huldvoll, „und wenn ich dich auch nicht ſelbſt in gutem Andenken hätte, ich würde ſtets an dich erinnert werden, ſobald ich nach Brüſſel komme; denn meine liebe Grete plaudert mir jedesmal von dir und deinem Schickſal vor. Du hätteſt ſie nicht verlaſſen ſollen, ſie iſt dir in Gnaden gewogen.“

„Es war der durchlauchtigſten Frau Statthalterin eigner Wunſch, mein Kaiſer.“ —

„Ich weiß, ich weiß, du warſt ein kranker Kopfhänger geworden und dir am Hofe nicht mehr zu helfen. Aber wenn Edelleute den Hof verlaſſen, pflegen ſie ſich unter die Fahne ihres Kaiſers zu ſtellen. Wir können in unſern Kriegen ſtets Männer deines Standes und Alters brauchen, und dein Vater hat für uns Blut und Leben gegen die Schweizer gelaſſen.“

„Wenn Ew. Majeſtät befiehlt,“ verſetzte der Junker erröthend, „ſo ſteht mein Blut und Leben nicht minder zu Euerm Dienſt.“

„Nein, nein!“ lachte der Kaiſer. „Es war mein

Scherz, und ich wollte das nimmermehr meinem Gretchen und meinem wackern Fugger zu leid thun. Die Statthalterin hat immer behauptet, du ſei'ſt eine viel zu ſanfte, weiche Seele, als daß man dich den Schrecken und Mühſeligkeiten des Kriegs blosſtellen dürfe, und ſie habe deiner ſterbenden Mutter in die Hand geloben müſſen, nimmer zuzugeben, daß du in Kriegsdienſte gingeſt. Gott ſoll mich bewahren, daß ich ſolchem Gelübde meiner lieben Tochter entgegen handelte und ihr dadurch Kummer und Herzleid bereitete, deſſen ſie ſchon genug zu erdulden gehabt hat! Und dann hat mich Herr Jakob überzeugt, daß du in ſeinem Hauſe in zwiefacher Hinſicht an deinem rechten Platze biſt. Du haſt dich wohl in das Handelsweſen geſchickt, und das macht dir ebenſoviel Ehre, als wenn du mir geholfen hätteſt, meine Schlachten zu gewinnen; und dann thut ein tapferer Arm — und den haſt du gewiß, du müßteſt ja kein tyroler Edelmann und insbeſondere kein Bübenhoven ſein — von adliger Geburt ihm gar noth. Es giebt leider Gottes noch immer im lieben deutſchen Reiche, und zumal in dieſem geſegneten Schwabenlande, Leute von adliger Herkunft; Ritter und Junker, die trotz des von mir aufgerichteten allgemeinen Landfriedens und trotz des ſchwäbiſchen Bundes, der doch wahrlich keinen Zweck weiter haben ſoll, als dieſen Frieden aufrecht zu erhalten und ſeine Schädiger zu beſtrafen, von ihren Schlöſſern ausziehen, um den Kaufmann auf offener Straße niederzuwerfen und ſeines Guts zu berauben. Ich kann wahrlich nicht überall ſelbſt ſein, um das vornehme, freche Raubgeſindel zu züchtigen, unter welchem ſogar Bündler ſelbſt ſein ſollen. Gott beſſer's! Die Stände unterſtützen mich nicht, Zucht und Ordnung mit Strenge in den deutſchen Landen zu handhaben; und ſo muß ich gar oft von ſchmählicher Gewaltthätigkeit hören, und das Herz blutet mir, daß ich ſie weder hindern, noch beſtrafen kann. So ſollſt du denn die Güterzüge des

Fuggerſchen Hauſes mit einem bewaffneten Fähnlein begleiten und ſchützen gegen Gewalt und Raub, und ich will dich zu dieſem Behufe zu meinen kaiſerlichen Hauptmann ernennen und dir den Brief darüber ausſtellen laſſen, eh' ich von Augsburg abziehe. Und ſo wirſt du mir eben ſo gut dienen, wenn du deinen Arm der Sache deines väterlichen Freundes widmeſt.“

Bübenhoven bedankte ſich für dieſe Gnade, die eben ſo huldreich, als fein war, indem ſie ihm jede Beſchämung erſparte. Auch Herr Jakob dankte ſeinem gnädigen Gebieter mit freudeſtrahlendem Geſicht und ſagte dann: „Er wird auch das Geſchäft beſorgen, das mir Ew. Majeſtät anbefohlen, und Niemand eignet ſich dazu beſſer, als er. Morgen in der Frühe wird er hinüber reiten in die Grafſchaft. Und leiſer fügte er, dem Kaiſer näher tretend, hinzu: „Auch hat uns ein günſtiger Zufall bereits einen andern Knaben von demſelben Alter zugeführt, der den Weg morgen mitmachen wird, ſo daß dieſe Sache ganz nach Ew. Majeſtät Befehl und Anordnung eingerichtet werden kann. Den erſteren Buben wird er euch ſofort nach Brüſſel nachführen.“

„Das iſt gut!“ ſagte der Kaiſer mit ſichtbarer Zufriedenheit. „Und ſo befehle ich dir, Junker Bübenhoven, in dieſer Angelegenheit Vorſicht und Verſchwiegenheit an. — Ha ſieh' da, kömmt da nicht die ſchöne Gräfin Cardona?“

„Und ſoll ich meinen Augen trauen?“ rief Jakob Fugger: „Iſt der Ritter neben ihr nicht unſer Zigeuner, der Lannoy?“

„Lannoy?!“ fragte Bübenhoven erſchrocken, „der Betrüger meiner armen Mutter?“

„Bei unſrer lieben Frau, es iſt der freche Bube!“ ſagte der Kaiſer entrüſtet. „Er ſteckt den Kopf ſelber in die Schlinge. Wir werden die Freude haben, ihn am Galgen zu ſehen.“

Die ſchöne Gräfin trat an der Seite eines prächtig gekleideten Mannes einher, ſelbſt in einem ſpaniſchen Anzuge, der ſich in nichts von dem einer Fürſtin unterſchied. Auch der Ritter, ihr Begleiter, war in ſpaniſcher Tracht; die goldne Kette mit den Inſignien des päpſtlichen Ritterordens hin an ſeinem Halſe über die Bruſt herab. In ſeinem dunkelgefärbten Geſicht waren Stolz und Liſt vermählt, unterſtützt von einer Würde, die affectirt erſcheinen konnte, und der ſein reifes Mannsalter ſehr zu Hülfe kam. Sobald er des Kaiſers anſichtig wurde, entblößte er das Haupt und wandte ſich in geläufigem Franzöſiſch zu einem naheſtehenden Hofcavalier mit der Bitte, ihn zum Oberkammerherrn des Kaiſers zu führen. Dieſer wies ihn ſogleich an den Grafen Dietrichſtein. „Gnädiger Graf,“ redete er dieſen an, „ich bin der Graf Torrillas, Kammerherr ſeiner Heiligkeit des Papſtes Leo des Zehnten, und mit Erlaubniß meines apoſtoliſchen Gebieters auf einer Reiſe durch Frankreich und das deutſche Reich begriffen, das kennen zu lernen ich ein beſonderes Verlangen trug. Seine Heiligkeit hat mir gemeſſene Befehle ertheilt, alle Fürſten, mit denen ich auf meiner Reiſe zuſammentreffe, in ſeinem Namen zu begrüßen, vorzüglich aber Sr. Majeſtät meine ſchuldige Ehrfurcht zu bezeigen. Ich bitte Euch alſo höflich, des Kaiſers Majeſtät zu befragen, ob ſie mir die hohe Gnade angedeihen laſſen will, mir die Erlaubniß zur Erfüllung meiner Pflicht zu ertheilen.“

„Ich werde Euern Wunſch dem Kaiſer vortragen,“ verſetzte der Oberkammerherr, den päpſtlichen Hofmann mit erſtaunten Blicken meſſend, und trat kopfſchüttelnd zu ſeinem Gebieter.

„Graf Torrillas!“ rief der Kaiſer mit unterdrücktem Zorn: „Ich will keinen Tropfen habsburger Blut in den Adern haben, wenn er nicht der betrügeriſche Zigeuner iſt!"

„Ew. Majeſtät meint den entwichenen Stallmeiſter, den ſogenannten Lannoy, der die Wittwe Bübenhoven — wahrlich auch ich wollte darauf ſchwören, dieſer Graf ſei derſelbe Menſch."

„Rufe den Cardinal von Sitten herbei. Wir wollen dieſen Fuchs in ſeinem eignen Bau fangen."

Als der Oberkammerherr ſich nach dem Cardinal umſah, gewahrte er denſelben in lebhafter Unterhaltung mit dem verdächtigen Fremden. Doch richtete er des Kaiſers Befehl an ihn aus, und der Legat beeilte ſich ſogleich, demſelben Folge zu leiſten.

„Kennt Ihr den Menſchen, mit dem Ihr ſoeben ſpracht?" fragte der Kaiſer heftig.

„Wie ſollt ich nicht?" fragte der Kardinal dagegen verwundert. „Er iſt, wenn ich in Rom verweile, mein täglicher Geſellſchafter und mir ein werther Freund, erſter Kammerherr des heiligen Vaters und von dieſem hochgeſchätzt wegen ſeiner großen Brauchbarkeit und Gewandtheit in allen möglichen Geſchäften. Ja er iſt's, der voriges Jahr in der Schlacht bei Ravenna dem Kardinal dei Medici, dem jetzigen Papſt, das Leben rettete, ihn vor jeder Unbill ſchützte und ihm die ausgezeichnetſte Behandlung angedeihen ließ. Ew. Majeſtät kann daraus ſchließen, welch' große Stücke Se. Heiligkeit auf den Grafen Torrillas hält."

„Und kennt Ihr auch das Herkommen dieſes Grafen Torrillas?"

„Er iſt einem der edelſten und angeſehnſten Grafenhäuſer von Eſtremadura entſproſſen, diente Jahre lang mit Auszeichnung in den ſpaniſchen Heeren in Neapel und Frankreich und wurde vom König Ferdinand und dem Großkapitain Gonſalvo de Kordova nur ungern und nur auf beſondere Bitte des heiligen Vaters entlaſſen, der den Grafen durchaus für ſeine Dienſte gewinnen wollte.“

„Bring' ihn her!“ ſagte der Kaiſer ärgerlich zu Dietrichſtein, und einige Augenblicke darauf verbeugte ſich der vornehme Fremde tief vor dem Reichsoberhaupte.

„Ihr ſeid ſchon früher in den deutſchen Landen geweſen, und es iſt nicht das erſte Mal, daß wir einander gegenüberſtehen,“ redete dieſer ihn an.

„Verzeihe mir Ew. Majeſtät,“ verſetzte der Spanier mit Würde, „mein Fuß hat bis vor einigen Wochen niemals früher deutſchen Boden betreten, und deshalb wurde mir auch bis zu dieſer Stunde noch nie das Glück zu Theil Ew. Majeſtät Angeſicht zu ſchauen. Dagegen blieb ich Euerm hochſeligen Sohne, unſerm König Philipp nicht unbekannt.“

„Seltſam, Herr Graf! Ich hätte meinen Kopf einſetzen wollen, wir wären ſchon öfter in Berührung mit einander gekommen.“

„Die Aehnlichkeiten ſind unter den ſüdlichen Nationen größer, als unter den nördlichen, und es begegnet mir heute nicht zum erſtenmale, daß ich für einen Andern gehalten werde.“

„Habt Ihr Geſchäfte in Deutſchland?“

„Ich reiſe, um das Land kennen zu lernen; doch hat mir mein gnädigſter Gebieter anbefohlen, Ew. Majeſtät und die deutſchen Fürſten überall ehrerbietigſt zu begrüßen.“

„Ihr kennt die ſchöne Gräfin Cardona?“

„Ich lernte ſie an der Tafel Sr. Heiligkeit kennen. Sie war dort ein gern geſehener Gaſt!“

„Wohin wird Euere Reiſe von hier gehen?“

„Ich komme von Wien und werde die berühmteſten Städte des deutſchen Reichs beſuchen, dann den Rhein hinab gehen, um auch die Niederlande kennen zu lernen. In einem dortigen Hafen werde ich mich einſchiffen.“

„So hoff' ich Euch noch mehr zu ſehen. Ich wünſche Euch glückliche Reiſe!“

Graf Torrillas verbeugte ſich und trat zurück. Nachdem er ſich auch vom Kardinal von Sitten verabſchiedet, ſuchte er die Gräfin wieder auf.

Dieſe hatte diesmal zwei Mägde zum Gefolge, die ſchwarze in ihrer auffallenden Tracht und eine dunkelfarbige, in die maleriſchen Gewänder des ſüdlichen Spaniens gekleidet, welche ſtark an die Tracht der Mauren erinnerte. Während der Unterredung des ſpaniſchen Grafen mit dem Kaiſer hatten ſich einige junge Herren der Gräfin genähert und ein Geſpräch mit ihr angeknüpft. Die Mägde aber miſchten ſich unter das Volk, von dem ſie angeſtaunt wurden. Bübenhoven benutzte dieſe Gelegenheit, um zu der ſchwarzen Matty zu treten. Da geſchah es, daß der Blick Raimund Fugger's, indem er dem Junker folgte, auf die zweite Magd fiel. Sogleich ſchoß eine dunkle Erinnerung in ſeiner Seele auf, daß er dieſes Weib ſchon geſehen und mit ihr in irgend einem Verkehr geſtanden habe; dieſe Erinnerung wurde immer ſtärker und deutlicher in ihm, aber vergebens war ſein Bemühen, ſie ſich zum klaren Bewußtſein zu bringen, wer die Frau ſei und wo und unter welchen Verhältniſſen er mit ihr zuſammengetroffen.

Bübenhoven ſagte zu der Negerin: „Ei, Matty, ich ſehe, das Schickſal hat dich wieder aus Spanien geführt, und wie es ſcheint unter guten Verhältniſſen. Weißt du auch, daß deine ehemalige Herrin, die Frau van der Kapellen, hier wohnt?“

„Ich weiß es!“ verſetzte Matty mit ſtrahlenden Augen. „Ach, Junker, wie bin ich erfreut, Euch wiederzuſehen! Meine Gebieterin, die Gräfin, wünſcht ſehr Euere Bekanntſchaft zu machen. Sie hat Euch etwas mitzutheilen, was, wie ſie ſagt, für Euch von großer Wichtigkeit ſein ſoll, und ſie hat mir befohlen, dies an Euch auszurichten.“

„Mir? die Gräfin Cardona!“

„Gewiß, ſo iſt's.“

„Was kann das ſein?“

„Das weiß ich nicht. Aber ſie läßt Euch bitten, ihr dieſen Abend auf dem Tanze einige Augenblicke zu ſchenken. Darf ich ihr ſagen, daß Ihr ihren Wunſch erfüllen wollt?“

„Ich werde von deiner Gräfin hören, was ſie mir zu ſagen hat.“

Der Graf Torrillas nahm den Arm der Gräfin Cardona, und die Mägde folgten der Herrin. Bübenhoven bemerkte, daß ſich die andre von Raimund Fugger verabſchiedete. Er hatte mit ihr geſprochen.

„Es ſcheint,“ wandte ſich der lebensfrohe Bürgerſohn lachend an den Junker, „wir theilen uns in die Bekanntſchaft der Gürtelmägde dieſer ſtolzen neapolitaniſchen Schönheit. Ich muß es meinem Ohm ſagen, welch' eine Bekanntſchaft ich eben erneuert habe.“ —

Der Kaiſer richtete die Rede wieder verdießlich an Jakob Fugger: „Ich möchte bei meinem Schutzheiligen ſchwören, der Menſch iſt doch der ſpitzbübiſche Zigeuner. Es war auch ſeine Stimme.“

„Ich bin zweifelhaft geworden,“ verſetzte Jakob. „Oft iſt die Aehnlichkeit zweier Menſchen groß. Und wie ſollte der Zigeuner zu ſolchem Amt und Würde kommen?“

„Einem Schelm iſt Alles möglich. Wie ich dir ſchon geſagt, wir müſſen ein ſcharfes Auge auf ihn und dieſe Gräfin haben. Es iſt gut, daß der Bube morgen fort kommt.“

Der Kaiſer trat wieder mit der Armbruſt unter den Schießſchirm, und Jakob Fugger ſah Raimund und Bübenhoven auf ſich los kommen. „Denkt Euch, Ohm,“ ſagte der Erſtere, „eine der Gürtelmägde der Gräfin Cardona iſt die Dienerin der unglücklichen ſchönen Frau, die wir vor ſieben Jahren in Ungarn begruben. Hieß ſie nicht Aya? Sie iſt von ihrer jetzigen Herrin in Wien krank zurückgelaſſen worden und erſt geſtern wieder geneſen hier angekommen.“

Jakob erſchrak. „Das wird ja immer bunter! Hat ſie dich nach dem Buben in Kremnitz gefragt?“

„Ei wohl. Sehr angelegentlich.“

„Und was haſt du ihr geantwortet?“

„Daß er friſch und geſund ſei und kräftig emporwachſe, und daß ich ihn nächſtens ſehen werde.“

„Ich wollte, du hätteſt ihr vorgelogen, er ſei geſtorben. Du ahneſt nicht, von welcher Wichtigkeit das Kind iſt. Ich fürchte, wir werden auch ihn nun von Kremnitz entfernen müſſen. Der Kaiſer kann wohl recht haben. Es ſchleicht da etwas im Finſtern. Wir müſſen uns ſehr vorſehen.“ —

Die Luſt des Feſtes nahm ihren weiteren Verlauf, und der Tag begann ſich zu neigen. Da traten die ſchönſten Frauen und Jungfrauen der Stadt und die Ritterfrauen und Töchter der Umgegend verabredetermaßen zuſammen und ließen den Kaiſer bitten, daß er ihnen erlauben möge, ihn nach dem Rathhauſe zu geleiten. Und der ritterliche Max, noch immer ein Freund des ſchönen Geſchlechts, wie er es von Jugend auf geweſen, ließ ſich das gern gefallen. Er begab ſich in ihre Mitte, um ihnen Dank zu ſagen, die Pfeifer traten voran, und unter fröhlicher Muſik ging der bunte Zug nach der Stadt zurück, der Kaiſer geführt von der ſchönen ſtolzen Suſanne Fugger, Sibylla's jüngſter Schweſter, und von der noch ſchönern Conſtantia Peutinger, des Stadtſchreibers Peutinger Töchterlein, welche nicht allein für die ſchönſte und ſittſamſte Jungfrau Augsburgs, ſondern des ganzen deutſchen Reichs geſchätzt wurde. Dieſe beiden waren von den übrigen zu den Führerinnen des Kaiſers erwählt worden.

Die junge Sibylle hatte, treu ihrer Pflicht, ihre Gotte nicht verlaſſen und mit ihr den gewöhnlichen Abendgang hinter Schellenbergers bepackten Eſeln her in die Fuggerei gemacht. Aber für den Abend hatte ſie dem Junker Bübenhoven zugeſagt, ihm zum Banket und Tanz auf das Rathhaus zu folgen. Auch die alte Sibylle gedachte dort ein Stündchen zuzubringen, und beide waren noch mit ihrem Putz beſchäftigt, als Bübenhoven kam, ſie abzuholen. Denn bei ſolchen Angelegenheiten liebte das würdige Fuggerſche Ehepaar, ſo ſehr es ſonſt in allen Stücken der größten Einfachheit huldigte, mit der ihrem Stand und ihrem Reichthum angemeſſenen ſoliden Kleiderpracht zu erſcheinen. Auch Herrn Jakob traf Marx ſchon zu Hauſe an, beſchäftigt eine nicht unbeträchtliche Anzahl ſeidner und ſammtner Stoffe zu vornehmen Frauenkleidern einzupacken.

„Iſt das ſo dringend nöthig,“ fragte der Junker verwundert, „daß Ihr das Feſt verlaßt, um dies Geſchäft ſelbſt zu beſorgen?“

„Mein Sohn,“ verſetzte Jakob lächelnd, „du wirſt bald inne werden, wie nöthig dies Geſchäft heute iſt, und daß ich dieſe Auswahl ſelbſt treffen muß. Der Kaiſer hat mir den Freibrief zum Handel mit Venedig zugeſagt. Es iſt auch verlautet, daß du ferner die Waarenzüge des Fugger'ſchen Hauſes als kaiſerlicher Hauptmann bewaffneter Leute begleiten wirſt. Das Alles würde uns nicht vor Raub auf offener Straße ſchützen. Der Neid würde uns die vornehmen adligen Wegelagerer auf den Hals hetzen, und die Herren Freireiter würden manchen guten Fang an unſerm Gut thun. Dieſe ſeidnen Gewebe werden ſie uns kräftiger vom Leibe halten, als eine mit den beſten Hakenbüchſen bewaffnete Schaar. Es iſt heute eine hübſche Anzahl der vornehmſten adeligen Herrn mit ihren Frauen und Töchtern hier, und ich glaube, es iſt nicht Einer darunter, der ſich ein Gewiſſen daraus machte, ſeine ritterliche Hand auf offner Straße nach meinem Eigenthum auszuſtrecken; denn was auf der Straße betroffen wird, das halten ſie für Freigut, das ſich eine adlige Hand aneignen kann, wenn ſie Muth und Stärke beſitzt, es zu nehmen. Dieſe trefflichen Leute ſind dieſen Abend meine Gäſte, und wie ich für das männliche Adelsblut den beſten Wein nicht ſpare, ſo hoff' ich das weibliche mit dieſen Stoffen zu gewinnen. Alles verſteht ſich unter dem Vorwande der neuen Standeserhöhung durch den Papſt, wozu mir die Herren Glück gewünſcht haben. Sie wiſſen ſchon, was ich meine, und ich weiß, daß ſie es wiſſen; ſo verſtehen wir uns gegenſeitig. Das Banket wird aus meinem Beutel beſtritten, und dein nächſter Heimweg von Venedig wird — ſo hoffe ich — ohne Gefahr ſein. Nebenbei entledige ich mich durch dies Banket meiner Pflicht gegen den Kaiſer und den Kardinal, oder, was daſſelbe iſt, gegen den Papſt."

Bübenhoven bewunderte den Scharfſinn ſeines väterlichen Freundes und führte die beiden Sibyllen nach dem Rathhauſe, wo durch die Dienſtleute des Fuggerſchen Hauſes die glänzendſten Anſtalten zum Banket getroffen waren.

Die hellen Räume waren ſchon mit der Blüthe der Bürgerſchaft und des Adels gefüllt; der Kaiſer war leutſeliger und geſprächiger als je; er hatte für Jeden ein freundliches, herzgewinnendes Wort, und als die zahlreiche Verſammlung an den langen geſchmückten Tafeln ſaß, auf denen die ſtattlichen Weinkannen ſo verlockend blinkten, als der Traubenſaft vom Rhein und aus dem burgunder Land die Gemüther anregte, wurde die Fröhlichkeit allgemein. Die Frauen und Töchter der Ritter waren noch nie ſo liebenswürdig geweſen, als heute; ſeit ſie die prächtigen Geſchenke, die ſie an ihren Plätzen gefunden, bewundert hatten, ſchien aller Stolz und Hochmuth von ihnen gewichen, womit ſie ſonſt auf die reichen Städterinnen geblickt. Das verwirrte deutſche Reich war plötzlich auf dem augsburger Rathhausſaale unter Vorſitz ſeines Kaiſers ein zufriedenes und einiges geworden. Es iſt zu beklagen, daß ſolche brüderliche Tafelſtimmungen in Deutſchland niemals weit über die Tafelzeit hinausreichen, und deshalb immer unfruchtbar bleiben.

Jakob Fugger benahm ſich mit ſeiner gewohnten Klugheit. Jedermann wußte, wer der Feſtgeber und Schenker war, und doch gab er ſich nicht das Anſehen deſſelben. Es ſchien vielmehr, als ob die Stadt das Banket zu Ehren des Kaiſers und des Kardinals veranſtaltet habe.

Der Kaiſer ſaß zwiſchen ſeinen beiden ſchönen Führerinnen; nächſt ihm war die reizende Gräfin Cardona die merkwürdigſte Perſon auf dem Banket, und zu ihren Seiten ſah man, wie faſt immer, die beiden jungen Fugger, Ulrich und Raimund. Und wieder wandte ſie den Zauber ihrer Unterhaltung mehr dem Erſtern als dem Letztern zu. Der Fürſt-Abt von Kempten hatte ſeinen Platz unter den geiſtlichen Herrn, die den Kardinal und den Biſchof umgaben, und warf nur zuweilen mißmuthig ſtolze Blicke auf ſeine lebhafte Freundin, dann richtete er das Wort mit unverkennbarer Leidenſchaftlichkeit an den Grafen Torrillas, der den Sitz neben ihm erhalten hatte.

Nach der Tafel begann der Tanz. Der Kaiſer führte Suſanne Fugger an der Spitze des Reigen, Graf Dietrichſtein Conſtantina Peutiger; der Feldoberſt Graf von Iſſelſtein die Gräfin Cardona. Die Adligen zogen die Bürgerstöchter zum Tanze auf, die Bürgersſöhne die adligen Frauen und Jungfrauen. Bübenhoven trat mit der ſanften Sibylle an, aus deren tiefen ruhigen Augen, die mit ſo viel ſtillem Entzücken an ihm hingen, ihm immer mehr die ſüße Gewißheit aufleuchtete, daß ſie das friedliche Glück ſeines Lebens begründen werde. Aber die Worte der ſchwarzen Matty beunruhigten ihn und ließen ihn nicht zum harmloſen Genuß der Freude kommen. So oft ſein Blick auf die ſchlanke Geſtalt der fremden Gräfin fiel, durchzuckte ihn ein ſeltſames bängliches Gefühl. Es zog ihn zu ihr hin und ſcheuchte ihn von ihr fort, und er war nahe daran, wieder in ſeine alte ſchwermüthige Träumerei zu verſinken, als er ſie allein an den Schenktiſch treten ſah. Schnell entſchloſſen raffte er ſeinen Muth zuſammen und war einen Augenblick darauf an ihrer Seite.

„Madame," ſagte er ehrfurchtsvoll, „mein Name iſt Bübenhoven, und wenn ich den Worten Euerer Dienerin glauben darf, ſo habt Ihr mir das Glück zugedacht, mir irgend eine Mittheilung von Wichtigkeit zu machen."

„Junker von Bübenhoven," verſetzte die Gräfin mit Anmuth, „ich habe einen Auftrag von einer ſchönen jungen Prinzeſſin an Euch, der ein heiliges Pentalpha betrifft, das Euch einſt in Spanien zum Geſchenk gemacht wurde. Und dieſe Prinzeſſin läßt Euch durch meinen Mund die freundlichſten Grüße ſagen."

„Prinzeſſin — Pentalpha!" ſtammelte der Junker beſtürzt, und ſein ſchönſter, ſein heißeſter Jugendtraum ſtand plötzlich in den friſcheſten Farben vor ſeiner Erinnerung, und „Zarova?" bebte es leiſe von ſeinen Lippen.

„Ihr habt den theuern Namen meiner Freundin genannt, die Euch das zärtlichſte Andenken bewahrt."

„O mein Gott! Erzählt mir —"

„Ihr werdet begreiflich finden, daß das hier nicht angeht; denn ſchon richten ſich neugierige Augen fragend auf uns. Und Ihr ſeid in Augsburg gewiſſermaßen Glied eines Hauſes, deſſen Oberhaupt von zu ſtrengen Sitten iſt, als daß Ihr hier eine lange Unterredung mit mir pflegen dürftet, und ich habe Euch viel, ſehr viel zu ſagen. Schenkt mir morgen oder übermorgen in der Frühe Euern Beſuch, doch nur in den Morgenſtunden können wir ungeſtört plaudern. Auch dürft ihr keinen Tag ſpäter kommen; denn Ihr würdet mich nicht mehr in Augsburg finden.“

„O heilige Nothhelfer!“ ſeufzte der Junker, „und ich muß ja morgen in der erſten Tagesfrühe fort von hier! und wer kann wiſſen, wann ich wiederkehre?“

„Wohlan, ſo will ich ein Uebriges thun. So Euch daran liegt, Kunde von Zaroya zu erhalten, ſo kommt dieſen Abend noch zu mir. Ich werde Eueretwegen gern auf die ferneren Freuden in dieſer Geſellſchaft verzichten und mich nach dem nächſten Tanze nach Hauſe verfügen. Folgt mir bald nach.“

„Ich komme!“ hauchte der Junker und entfernte ſich, um ſich ſeinen Träumen zu überlaſſen. Zum Glück für ihn fing Frau Sibylle an, ſich herzlich zu langweilen und nach der bequemen Ruhe ihres Bettes zu ſehnen, und die Pathe, gewohnt, ſich ſtreng nach dem Willen ihrer Gotte zu richten, war gleich bereit, mit ihr den Trubel des Rathhausſaales zu quittiren. Bübenhoven begleitete ſie heim, dann aber, ſtatt nach dem Rathhauſe zurückzukehren, wie er vorgab, ſchlich er nach der Herberge der ſchönen Gräfin. Mit hochklopfendem Herzen trat er in ihr Logement. Matty ſtand ſchon auf der Lauer, und wieder wie vor zwölf Jahren ergriff ſie ihn mit einer gewiſſen Zärtlichkeit bei der Hand, um ihn zu leiten und dabei flüſterte ſie ihm zu: „Ihr findet bekannte Geſellſchaft!“

Die Thür des kerzenhellen Zimmers that ſich auf, und Bübenhoven erblickte die ſchöne Gräfin in der maleriſchen Tracht der Mauren von Granada und hinter ihr Eleonoren van der Voort in den glänzenden Gewändern einer hohen Herrin. Die beiden Frauen führten den beſtürzten Junker in ein Kloſet, welches ſie verriegelten und verſchloſſen. Die Mägde hatten Befehl erhalten, jeden Beſuch mit der Verſicherung abzuweiſen, die Gräfin ſei noch nicht nach Hauſe zurückgekehrt.

## 7.

## Die beiden Martin.

Die Morgendämmerung warf ihre erſten grauen Lichter über das Thal und die Stadt, als Marx von Bübenhoven in tiefes Sinnen verloren aus dem Jakobsthore ritt. Er hatte ſeinem ſichern Pferde die Zügel über den Hals geworfen und die Hände in einander geſchlungen. Ein vorübergehender Wandrer hätte geglaubt, der junge Reiter verrichte ſein Morgengebet. Aber der Junker betete nicht. Seine Gedanken irrten weit ab von der Stätte, wo er war, und von der Zeit, in der er eben lebte. Sie waren in Spanien und in der Vergangenheit; die Gegenſtände, die ihn jetzt umgaben, ſchienen gar nicht für ihn da zu ſein. Und ſo ſchrak er denn empor, als er ſich beim Namen genannt hörte. An der Lechbrücke, wo er angekommen war, ſtand Veit Schellenberger, und ſeine Naſe leuchtete vom Morgentrunk, wie der Morgenſtern am Himmel; und neben ihm kauerte ſein fröſtelnder Pathe, der kleine bleiche Heinz, der Waiſenknabe aus der Fuggerei. Erſt jetzt erinnerte ſich Bübenhoven wieder, daß die Beiden von Herrn Jakob hierher beſtellt worden waren, um jegliches Späherauge in der Vorſtadt und auf dem Wege zu vermeiden.

Veit wiſchte ſich die Augen und redete ſeinen Pathen noch einmal feierlich, mit etwas weinerlicher Beimiſchung an: „Nun, Heinz, jetzt heißeſt du zum letzten mal Heinz; denn von nun an wird dich Jedermann Martin rufen, und du ſollſt nur auf dieſen Namen hören. Befolge aufs Pünktlichſte Alles, was dir der Junker hier anbefiehlt, oder es geht dir ſchlecht. Verſtehſt du mich!“ Dabei machte er eine ſehr bezeichnende Handbewegung. „Du darfſt auch keiner Menſchenſeele ſagen, wer dein Vater und deine Mutter geweſen, auch nicht, daß ich dein Götti bin. Du biſt ein Bauernkind und wirſt deine Eltern ſchon kennen lernen. Es wird dir dort gut gehen. Alles Andre wird dir der Junker anbefehlen. Und nun behüt' dich unſre liebe Frau!“ — Damit ſteckte er dem Buben einen Wecken zu, wünſchte dem Junker glückliche Reiſe, that einen Zug aus ſeiner Mundflaſche, die der Junker ausſchlug, und wandte die Schritte nach der Stadt zurück.

Der Junker ritt ſchweigend ſeines Wegs, der Junge trollte kauend nebenher. So ging's hinauf bis zum Wellenhofe. Dort hatte der Junker einen Befehl Jakob's an die Schaffnerin auszurichten und wollte ſein Frühſtück einnehmen. Er ließ dem ſcheuen Knaben Milch und Brot geben, reichte ihm auch von ſeinen eigenen Speiſen, die die Schaffnerin in Menge aufgetragen, und begann dann ſo freundlich, als er vermochte: „Höre Martin — du weißt, daß du jetzt ſo heißt — du kommſt heute in ein Bauernhaus, wo es dir gut gehen wird, beſſer als bei deinem Vater. Den Bauer, das Haſenhänslein genannt, mußt du bei Jedermann, der dich fragt, für deinen Vater ausgeben. Ein Mönch aus einem nahen Kloſter wird dich leſen lehren. Niemals darfſt du ihm ſagen, wer du eigentlich biſt. Kein Menſch darf es erfahren. Haſt du das begriffen?“

„Ja,“ verſetzte der Bube trotzig und ſcheu. „Herr Fugger und mein Götti haben mir's ſchon geſagt, und ich weiß es nun.“

„So weißt du auch, daß du zu Oſtern und zum Martinstag jedes Jahr eine neue Schaube und Pluderhoſen erhältſt und ſonſt noch Manches, was dir gefallen wird, wenn du thuſt, wie dir befohlen. Gehorchſt du aber nicht, ſo wirſt du eingeſperrt und erhältſt Schläge und nichts zu eſſen!"

Das war verſtändlich für den bleichen häßlichen Bankert.

Der Junker ſuchte die Schaffnerin draußen auf und ſprach leiſe zu ihr: „Herr Fugger läßt dir befehlen, die kleine Milchſtube oben heute zu räumen und wohnlich zu machen. Ich werde morgen mit einem andern Knaben wiederkehren. Der ſoll einige Tage hier wohnen. Auch ich werde ſo lange meiſt bei dir zubringen."

Die Schaffnerin verſprach dem Befehl Folge zu leiſten, und Bübenhoven rüſtete ſich zum Aufbruch. Der Knabe erklärte aber mit trotziger Beſtimmtheit, er ſei zu müde und könne nicht weiter laufen. Die Weiſe, wie er ſich äußerte, und die Gemüthsart, die ſich dabei aus ſeinen Geſichtszügen kund that, mißfielen dem Junker ſehr, und mit einem gewiſſen Mißbehagen entſchloß er ſich, den häßlichen Burſchen hinter ſich aufs Pferd zu nehmen. Als er ihm hinaufgeholfen, war's dem gutmüthigen Marr, als grinſe ihn das Kind mit einer tückiſchen Schadenfreude an. — Doch ging die Reiſe nun ſchneller vorwärts, bergab und wieder bergauf und quer durch die Thäler der Grafſchaft. Der Junker verſuchte es den Buben geſprächig zu machen und fragte ihn über ſeine verſtorbenen Eltern, erhielt aber nur kurze, unbefriedigende oder gar keine Antwort, und als er ſich unwillig darüber beſchwerte, ſagte der Junge: „Ihr habt mir ſelbſt befohlen, mich nicht ausforſchen zu laſſen und wollt mich nun auf die Probe ſtellen. Ich bin Martin, des Haſenhänsleins Sohn."

Da merkte der Junker mit welchem verſchlagenen Burſchen er es zu thun hatte und belobte ihn lachend.

Es war noch nicht Mittagszeit, als ſie, von einem Bauernburſchen geführt, vor einem einſam gelegenen Gehöfte in einer waldumgrenzten Thalebene hielten.

„Dies iſt der Haſenhof,“ ſagte der Führer. „Das Hänslein wird nicht viel haben Euch vorzuſetzen. Der Vogt mit ſeinen Steckenknechten ſoll ihn heut auf des Amtmanns Befehl pfänden, weil ſeine Tochter — na, Ihr werdet die Geſchichte ſchon vom Hänſel ſelber hören. Ihr mögt gerade recht kommen, um Euch den Handel mit anzuſehen. Die Herren aus der Stadt haben dazu doch ſelten Gelegenheit.“

Der Burſch nahm ſeinen Lohn und trollte ſich, als traue er in der Nähe des Haſenhofs dem Landfrieden nicht.

Der Junker ritt in den Hof; ein Knabe kam ihm entgegen, gebückt und kriechend, wie ein Marder, und fragte demüthig: „Kommt Ihr vom Amtmann, Herr Ritter?“

„Nein. Von einem Höhern und Beſſern. Aber ſage mir, biſt du Märten, des Haſenhänslein Sohn?“

„Die Leute ſagen, daß ich es ſei; aber das Haſenhänslein ſagte mir, ich ſei nur ſein Vetter, armer Leute Kind, die ſchon lange todt, und ein unnützer Broteſſer in ſeinem Hauſe.“ Der Knabe ſprach dieſe Worte mit einem wunderlichen Gemiſch von kriechender Demuth, verbiſſenem Schmerz und verſtecktem Hohn, und ſeine Geſtalt ſah ſo armſelig und gedrückt aus, daß das weiche Gemüth des Junkers vom tiefſten Mitleid mit ihm ergriffen wurde. Er ſtieg vom Pferde und betrachtete ſich den Martin genauer. Das arme Bauernkind zeigte ſich von ſchlankem und ſchönem Wuchs, der ſelbſt die zerlumpte Kleidung zu veredeln ſchien. Seine Füße und Hände waren ungemein zierlich. Um ſeinen Kopf hing in dicken Locken eine Fülle herrlichen goldblonden Haares, ſein Geſicht hatte eine angenehme ovale Form, war aber durch fünf oder ſechs ſeltſame Flecken von braunblauer Farbe, die ſich faſt wie vernarbte Wunden ausnahmen, widrig entſtellt. Wenn man ſie genauer betrachtete, gewahrte man bald, daß es keine Narben, ſondern Muttermale waren, die um ſo unangenehmer auffielen, je bleicher, kränklicher und magerer die übrigen Geſichtszüge ſich darſtellten. Die etwas große Naſe konnte mit ihrer edlen Form den ſchlimmen Eindruck, welchen jene Entſtellung hervorrief, nicht wieder gut machen, zumal die Augen einen lauernden, tückiſchen, ſchier unheimlichen Ausdruck hatten und auch der Mund beleidigende Züge darbot, die ſich wie boshaftes, höhniſches Lächeln ausnahmen. Bübenhoven ſtellte die beiden Knaben neben einander und betrachtete ſie. Heinz war offenbar von gemeinerer Natur und häßlicher; aus ſeinen von tiefen Pockennarben zerriſſenen Zügen ſprach tückiſcher Trotz, aus denen Martins tückiſche Schleicherei. Es war ein ſeltſamer Zufall, daß beider Geſicht ſo widrig entſtellt war. Heinz ſah kräftiger und derber aus; Martin geſchmeidiger und feiner; beide verſchmitzt oder ſchlau, beide bleich und kränklich und aller Jugendfriſche entbehrend, wie ſie doch Knaben dieſes Alters ſelten zu fehlen pflegt. Sie gefielen dem Junker beide nicht. Er übergab ihnen das Pferd, um es in einen Stall zu bringen und ging in das armſelige Wohnhaus.

Die Knaben waren im Stalle mit dem Pferde beſchäftigt, und Martin zeigte ſich in Behandlung deſſelben vorzüglich geſchickt.

„Du ſollteſt Roßbub werden bei einem Reiterhauptmann,“ ſagte Heinz, das Schweigen brechend und gleichſam von Bewunderung vor dem Talente und der Geſchicklichkeit des Andern hingeriſſen.

„Das wäre mir ſchon recht. Ich hab' es ohnedies ſatt bei dem verſoffnen Bauer, der mich traktirt, wie einen Hund. Aber wie ſoll ich zu einem Reiterhauptmann kommen?“

„Geht dir's ſchlecht?“ fragte Heinz erſchrocken. „Giltſt du auch für des Haſenhänslein Sohn?“

„Ei freilich. Aber ich mag nicht länger dafür gelten. Wäre die Lore nicht, die's gut mit mir meint, ich wäre ſchon längſt auf und davon gelaufen. Aber länger geht's nicht. Wenn ich einen Ritter oder Reiterführer wüßte, der mich nähme, ich lief ihm heute noch zu. Wenn ich nur erfahren könnte, wo's Krieg giebt.“

„Haſt du nichts davon gehört, daß der Kaiſer ins Feld zieht und in Augsburg liegt?“

„In Augsburg?!“ rief Märten und der Mund blieb ihm offen ſtehen vor Erſtaunen. „Ich möchte vor mein Leben gern den Kaiſer ſehen und die Stadt Augsburg. Kommſt du von Augsburg?“

„Ei freilich! Heute früh ſchon. Die ganze Stadt liegt voll Kriegsvolk. Ha, das iſt eine Pracht!“

Martins Auge glühte auf den Sprecher. Er athmete kaum, ſolch' einen gewaltigen Eindruck hatten die wenigen Worte auf ihn gemacht. Die Flecken auf ſeinen Wangen leuchteten plötzlich dunkelroth. „Kaiſer!“ ſtammelte er endlich. „Kriegsvolk! Pracht!“

„O du hätteſt geſtern die geſchmückten Reiter alle ſehn ſollen und die köſtlichen Pferde, als der Kaiſer zum Scheibenſchießen ritt! Heute und morgen geht's fort in den Krieg.“

Martins Hände krampften ſich unwillkürlich zuſammen. „In den Krieg?!“ flüſterte er, und es klang wie ein unheimliches Stöhnen. — „Wohin?“

„Dies weiß ich nicht recht. Ich hörte, ſie ziehen den Rheinſtrom hinab. Ich ſollte auch mit. Ein vornehmer Hauptmann warb mich als Roßbuben, aber mein Götti gab es nicht zu.“

„Weißt du, wie der Hauptmann mit Namen hieß?“

„Ich weiß es.“

„Sag' es mir! Ich ſchenke dir meine Armbruſt, wenn du mir es ſagſt.“

„Topp! Er heißt Graf Florian von Iſſelſtein.“

„Florian von Iſſelſtein,“ wiederholte Martin halblaut, als wolle er ſich den Namen einprägen. Dann ging er ſchweigend, holte die Armbruſt herbei und übergab ſie Heinz, der ſich ſogleich angelegentlich mit ihr beſchäftigte.

Bübenhoven fand in der Stube den Hofbauer, einen kleinen, ſtämmigen Kerl, deſſen Alter in die mittlern vierziger Jahre reichen mochte, und in deſſen Geſicht allerlei Beweiſe in rother Schrift zu leſen waren, daß er mehr als billig Umgang mit der Weinkanne pflege. Er war in heftigem Wortwechſel mit drei andern Männern, die ihm nur wenig erwiderten, und die ſich dem Junker mit kriechender Unterwürfigkeit, auf ſein Befragen, als Vogt und zwei Steckenknechte oder Häſcher zu erkennen gaben.

„Gotts Leid!“ rief das Hänslein, „Herr Ritter, Ihr kommt wohl, mir den Garaus zu machen. Hat die Lore nichts ausrichten können?“

„Nicht zu Euerm Verderben komm' ich, Mann, ſondern zu Eurer Rettung. Doch ſagt mir vorerſt, wie die Sache ſteht?“

„Der Amtmann will mir die Kühe abpfänden laſſen, weil ich nicht ſein Höriger werden will, und weil die Lore, meine Tochter, auch nicht will wie er. Wir Bauern werden von den Herren ärger gehalten, als das Vieh. Ich habe nur zwei Tage in der Woche die Frohn zu leiſten und bin ein Freigeſeſſener auf meinem Hofe, wie mein Vater auch war. Aber ich kann keinen Brief des Kaiſers aufweiſen, mein Vater hat mir keinen hinterlaſſen. Jedermann wußte, daß er ein freier Hofbauer war, wie ſein

Vater und Großvater geweſen. Der Amtmann aber ſagt, ich ſei hörig und müſſe drei Tage frohnden. Wenn aber die Lore in ſeinen Dienſt geht, will er's ruhen laſſen. Da habt ihr die Schande."

„Schweig, Läſtermaul!" rief der Vogt. „Der kaiſerliche Amtmann, mein Herr und Gebieter, muß beſſer wiſſen, ob er hörig iſt oder nicht. Die Bauern in den Dörfern ſind hörige Leute, warum ſollten es die Hofbauern nicht ſein? Aber das Haſenhänslein iſt ein fauler Strick und ein Saufaus dazu. Man ſagt, der Bub', den er im Hauſe hat, bringe ihm Geld ein, und das habe ihm die Arbeit zuwider, die Weinkanne aber zu lieb gemacht. Er leiſtet die ſchuldige Frohn nicht, er zahlet die ſchuldige Bede nicht: ich hab' ihn betreten, daß er den Bach fiſchte." —

„Der Bach iſt mein Eigenthum. Mein Vater hat ihn gefiſcht!" ſchrie das Haſenhänslein.

„Beweiſ' es durch Geſchrift und Siegel!"

„O, wenn es der Kaiſer wüßte, wie man mit uns Bauern umgeht!" heulte Hänslein. „Das Kalb in der Kuh, die Aehre auf dem Halm, das Ei in der Henne wird uns ſchon mit Beſchlag belegt; wir müſſen elendiglich verderben. Und der Amtmann und ſeine Geſellen, der Pfaff und der Mönch, der Ritter und der Junker nehmen uns Weiber und Töchter zu ſchnöder Kurzweil, und wir ſollen uns dafür bedanken."

„Der Wein ſpricht aus ihm!" ſagte der Vogt mit affektirter Geringſchätzung.

Der Junker begriff, daß er im Hauſe eines durch brutale Willkürherrſchaft zu Grunde gerichteten und verzweifelten Mannes ſei, deſſen Verderben durch den Knaben, um deſſenwillen er gekommen, nur ſchneller herbeigeführt worden; er ſah das oft gerügte und viel beſprochene Elend des Landvolks und die grauſame Habſucht ſeiner Herren und Vorgeſetzten mit eignen Augen, und ihm fiel ein, wie wahr doch Ulrich Fugger dieſe Dinge geſchildert. Er nahm den Vogt bei Seite, erkundigte ſich nach der Forderung des Amtmanns in runder Summe und bezahlte dieſe. Der Vogt zog mit ſeinen Knechten ab, und Bübenhoven trat wieder zu dem Bauer in die Stube. „Ich habe des Amtmanns Forderung befriedigt, und du kannſt ruhig ſein.“

„Hoho!“ lachte das Hänslein bitter. „Da wird der Amtmann lachen, daß er doppelt bezahlt wird.“

„Wie ſo?“

„Die Lore iſt ja weinend hinüber gelaufen auf das Schloß zu ihm, um endlich ſeinen Willen zu thun und ſeine Magd zu werden.“

„Das ſoll ſie nicht!“ rief der Junker empört. Und nun berichtete er dem frohaufhorchenden Hofbauer, daß er ihm einen andern Knaben für den Martin mitgebracht und dieſen mitnehmen werde. Daß der neue Knabe auch Martin heiße, aber durchaus für den alten ausgegeben werden müſſe, und daß Hänslein dafür alle Quartale zehn Gülden mehr erhalten ſolle, als bisher. Hänslein verſtand ſich natürlich zu Allem, was der Junker verlangte, und meinte, er ſei den Tauſch wohl zufrieden; denn der Märten, der bei ihm aufgewachſen, ſei ein böſer Bub, der ihm manchen heimtückiſchen und ſchlimmen Streich geſpielt und deshalb viel Schläge von ihm bekommen habe. Für eine anderweitige Zulage verſprach er auch, den neuen Martin in die Schule des nahen Kloſters zu ſchicken. Das Geld ſolle er wie bisher von dem Webermeiſter in Dinkelſcherben alle Quartale abholen. Der Junker rief nun den neuen Hausgenoſſen herein, der für den alten ausgegeben werden ſollte und machte Pflegevater und Pflegeſohn mit einander bekannt. Beide ſchienen wohl mit einander zufrieden.

Während dieſer Verhandlungen trat ein ſchlankes, blühendes Bauernmädchen mit verweinten Augen in die Stube. „Das iſt meine Lore,“ ſagte Hänslein und ſchaute ihr dazu forſchend ins Geſicht. „Nun was haſt du ausgerichtet?“

„Hier iſt die Quittung des Amtmanns, ſchluchzte das arme Kind und hielt ihrem Vater ein Papier hin. Ich werde nächſten Montag zu ihm als Dienſtmagd ziehen.“

Der Bauer lachte bitter und roh zum Junker gewandt: „Da habt Ihr's, wie ich Euch geſagt. — Der adlige Schurke hat das Geld und das Kind dazu.“ Bübenhoven wandte ſich mit ſanften Worten an das weinende Mädchen und erklärte ihr, er werde zu verhindern wiſſen, daß ihr und ihrem Vater Gewalt geſchehe. Hänslein ſchüttelte ungläubig den Kopf. Dann berichtete er ihr kurz, weshalb der Ritter in ihr Haus gekommen, und was er für ſie gethan. Kaum hatte das Mädchen das Letztere gehört, als ſie von neuem in ein noch troſtloſeres und verzweifelnderes Weinen ausbrach und die Stube verließ. Vom edelſten Mitleid getrieben, folgte ihr Bübenhoven und fand ſie draußen, Martin liebkoſend, der ſich dabei ziemlich gleichgültig benahm.

„Was erregt deinen Schmerz ſo heftig; mein Kind?“ fragte der Junker. „Ich ſchwöre dir zu, du biſt aus den Händen des Amtmanns gerettet.“

Lore verbarg ihr Geſicht ſchluchzend, und da er noch ſtärker in ſie eindrang, brachte ſie mit Mühe die Worte hervor: „Weil Ihr zu ſpät gekommen ſeid.“

„Armes Kind! Aber ich will die blutende Taube dem Geier entreißen. Du darfſt nicht in des Amtmanns Haus. In einigen Tagen werde ich dich nach Augsburg abholen laſſen. Dort ſollſt du unter edlen Menſchen leben. Ich werde in kurzer Zeit der Gatte eines lieben ſanften Weibes ſein, und wenn du willſt, wird ſie dich als Gürtelmagd werben.“

Lore warf ſich vor dem Junker auf die Kniee und ſtammelte: „Ihr ſeid ein Engel! O warum hat Euch die heilige Jungfrau nicht geſtern in dies arme Haus geſandt! warum nicht dieſen Morgen! Aber ich will Euch folgen, wohin Ihr mich und den Martin führt. Laßt mich mit ihm zuſammen leben und ferner für ihn ſorgen, wie ich bis jetzt ſeit meiner Mutter Tode gethan. Ich habe mich an ihm gewöhnt und möchte mich nicht von ihm trennen.“

„Wenn ich dir auch dieſen Wunſch nicht erfüllen kann, ſo ſollſt du es doch gut haben. — Jetzt ſpute dich und ſchaff' mir einen Imbiß zur Stelle, damit ich nachher mit dem Martin aufbrechen kann. Wir müſſen vor Nacht noch die Herberge erreichen, und der Weg iſt weit.“

Lore that nach des Junkers Begehr und trug ihm auf, was ſie vermochte. Als er geſättigt aus dem Hauſe trat, um ſein Pferd zu beſtellen, fand er es bereits wohl verſorgt und aufgezäumt an Martins Hand, der reiſefertig in ſeiner Sonntagsſchaube ihn erwartete. Der Knabe kam dem Junker jetzt hübſcher vor, als vorhin.

„Seid Ihr ein Kriegshauptmann und wollt mich zu Euerm Roßbuben machen?“ fragte der Knabe.

„Nein. Du ſollſt etwas Beſſeres werden, wenn du dich gut aufführſt. Aber dein Pflegevater hat ſich über dich beklagt. Du biſt nicht gut und nicht fromm geweſen. Du wirſt in ein Kloſter kommen, zu frommen Brüdern. Die werden dir böſe Streiche nicht ſo leicht hingehen laſſen, als das Haſenhänslein. Dieſen Abend oder morgen will ich dir berichten, was du zu wiſſen haſt. Jetzt nimm Abſchied vom Hänslein und der Lore und bedanke dich für genoſſene Pflege.“

Während Martin dieſem Befehl nachkam, rief der Junker Heinz herbei und ermahnte ihn nochmals.

Lore führte den Martin an der Hand und begleitete ihn eine große Strecke Wegs. Dann ſagte ſie ihm mit Thränen und Küſſen Ade. Der Bube nahm ihre Liebkoſungen ohne Zeichen von Liebe und Theilnahme auf und hatte kein naſſes Auge, als er von ihr ging; er wandte ſich nicht nach ihr um, ſondern ſchritt in fieberhafter Haſt fürbaß.

Der Junker ſagte dem bewegten Mädchen noch einige freundliche Worte und ließ dann ſein Pferd ausſchreiten. Martin ging ſchnell und brütend ſeines Wegs und hielt gleichen Schritt mit dem Roß; der Reiter überließ ſich ebenfalls ſeinen Träumereien. So ſetzten ſie den ganzen Tag die Reiſe fort ohne nur wenig Worte mit einander zu wechſeln; doch wenn der Junker vor einem Krug hielt, um ſich einen friſchen Trunk reichen zu laſſen, war der Bube immer flink und geſchmeidig zu ſeinem Dienſt. Keine Klage über Müdigkeit kam über ſeine Lippen. So langten ſie mit der einbrechenden Nacht auf dem Wellenhofe an, wo ſie von der Schaffnerin gaſtlich empfangen wurden.

Trotz des weiten Wegs, den er zurückgelegt, bediente Martin das Pferd und den Junker, ohne dazu von dieſem Befehl erhalten zu haben, ja als ihn dieſer davon abhalten wollte, hatte er keine Ohren für ſeine Worte. Erſt als er im Stalle fertig war, ſetzte er ſich nieder, um zu eſſen. Dann lief er wieder hinaus und erſpähte die Wege und fragte die Knechte und Mägde aus und erfuhr, daß den ganzen Tag viel Kriegsvolk auf der Straße nach Ulm, die nicht weit von dem Hofe vorüber ging, gezogen war, und auch der Kaiſer ſei mit allen ſeinen Feldoberſten und Hauptleuten darunter geweſen. — Wie eine Katze ſchlich der Bube leiſe umher und horchte überall hin mit geſpanntem Ohre, und ſo vernahm er denn auch, wie der Junker zur Schaffnerin ſagte: „Eliſabeth, bring' den Buben zur Ruhe. Ich habe noch einen Gang zu machen. Warte nicht auf mich. Ich werde erſt morgen mit dem Tage wiederkehren. Doch halte reinen Mund. Niemand darf es erfahren.“

„Ah," lachte die Frau, „Ihr habt wohl einen Freund im Nonnenkloſter drüben. Ich werd' Euch nicht verrathen."

„Du ſollſt nicht ſo ſchlimm von mir denken," verſetzte der Junker ernſt. „Ich habe ein ehrlich Geſchäft vor, und nicht in einem Kloſter."

„Was geht es mich an; ich wünſche Euch gute Verrichtung."

Bübenhoven verſchwand in der Nacht und wendete die eiligen Schritte bergab der Stadt zu.

Die Schaffnerin rief nun eilig den Knaben herbei, ſteckte ihm Leckerbiſſen zu und begann ihn auszufragen; denn die Neugierde plagte ſie ſehr, zu erfahren, was es mit ihm für eine Bewandtniß habe. Aber er wußte ihr wenig zu berichten und ſchlief ihr unter den Händen ein. Sie brachte ihn zu Bett, verriegelte Haus- und Hofthür und ſuchte ihr eignes Kämmerlein.

Noch war ſie, nach wohl durchſchlafener Nacht, am folgenden Morgen mit Ankleiden beſchäftigt, als Junker Bübenhoven ſchon an das Fenſter klopfte und Einlaß begehrte. Sie öffnete und rief die Mägde, damit ſie den Morgenimbiß bereiteten; der Junker aber ſagte: „Ich will erſt einige Stunden Schlafs genießen," und ging nach der kleinen Milchſtube, wo ihm das Bett neben Martins bereitet war. Doch nach wenigen Augenblicken kam er wieder die Stiege herab und rief: „Eliſabeth, wo iſt der Bub?"

„Na, liegt er nicht im Bette?" fragte ſie verwundert.

„Das Bett iſt leer und kalt. Er muß ſchon längſt aufgebrochen ſein."

„Aufgebrochen?! Wohin? Was ſoll das bedeuten?" Und ſie lief ſelbſt hinauf, um das leere Bett anzuſtarren, dann wieder hinab, um alles Dienſtvolk zuſammenzuſchreien. Niemand hatte etwas von dem Knaben geſehen. Alle mußten ihn ſuchen, im Hauſe, in den Ställen. Da zeigte ſich denn, daß auch des Junkers Pferd fort war. Jetzt berichteten die Leute die ſeltſamen Fragen des Knaben, und der Junker ſchlug ſich verzweiflungsvoll vor die Stirne. Eine Hoffnung, die er doch kaum ſo zu nennen wagte, ſpiegelte ihm vor, der Knabe könne wieder auf den Haſenhof zurückgekehrt ſein. Das Heimweh habe ihn überfallen, und weil er vom Laufen zu ermüdet, habe er ſich des Pferdes bedient, um ſo ſchnell als möglich wieder heim zu kommen. Wohin ſollte der elfjährige Bub, der noch niemals vom Haſenhof hinweg gekommen? — Der Junker wollte wenigſtens nichts unverſucht laſſen und ging zum Kloſtermeier hinüber, um ſich ein Pferd zu borgen. Schwer bekümmert legte er den Weg in kurzer Zeit zurück.

Lore kam ihm entgegen. „Iſt der Martin zurückgekommen?" fragte er haſtig.

„Wißt Ihr ſchon, daß er fort iſt?" fragte das Mädchen dagegen. „Er iſt nicht zurück. Wir ſuchen ihn ſeit zwei Stunden. Eine Bäuerin hat einen Knaben mit einem fremden Manne gehen ſehen, und der Beſchreibung nach iſt's unſer neuer Martin geweſen!"

„Wie?" rief der Junker erſchrocken, „der iſt auch fort? Ich meine den wirklichen Martin, der mir entflohen."

„Heilige Gottesmutter, auch der?"

In größter Beſtürzung warf ſich der Junker vom Pferde. Es wurden Boten aufgetrieben und nach allen Seiten ausgeſchickt. Das Haſenhänslein und Lore brachen ſelbſt auf; der Junker ſprengte auf dem Wege, den die Bäuerin als ſolchen bezeichnet hatte, auf welchem der Knabe mit dem fremden Mann gegangen. Aber am Abend kehrten Alle zurück, und Keiner hatte auch nur eine weitere Spur von dem verſchwundenen Heinz entdecken können. Der Junker blieb bis zum folgenden Tage, aber der Bube war wie von den Wolken aufgezogen, und mißmuthig bis zur Verzweiflung, daß er die Zeit mit vergeblicher Aufſuchung des Heinz vergeudet, die er zur Verfolgung des weit wichtigeren Martin hätte verwenden ſollen, ſchlug Bübenhoven den Rückweg ein und langte am Abend mit der unerfreulichen Kunde bei Herrn Jakob Fuger an, der darüber alle gewohnte Faſſung und Ruhe verlor.

## 8.

## Die bunte Schlange.

„Der Zauber iſt feſt, der Knabe iſt unſer; das Werk wird gelingen. Löſch' die Flamme, Ava! Der Erdgeiſt iſt uns günſtig!“ So rief die Gräfin Cardona den ſie umgebenden Frauen zu. Sie ſtanden um einen Zauberkeſſel, eine blanke Metallſchale, wie ſie mauriſche Araber zu ihren Zaubereien und Beſchwörungen gebrauchten. Eine dunkelrothe Flamme ſchlug aus dem Keſſel empor und warf, die Nacht nur dürftig erhellend, unheimliche zuckende Lichter auf die ernſten und geſpannten Züge der beiden Dienerinnen und der Frau van der Voort, welche außerhalb des flammenden Zauberkreiſes ſtanden, in welchem der Keſſel und die Zauberin ſich befanden. Alle waren in mauriſcher Kleidung; die Gräfin trug noch beſonders einen kleinen ſchwarzen Mantel, in welchen zahlreiche goldne Zaubercharaktere geſtickt waren. Die Scene fand in dem Kloſet ihrer Wohnung ſtatt, in welches ſie zwei Abende zuvor den Junker von Bübenhoven geführt. Die Mitternachtsſtunde war eben vorüber.

Die Gräfin warf Zaubermantel und Stab von ſich; Ava goß eine Flüſſigkeit aus einer Phiole in den Keſſel, wovon die Flamme ſogleich erloſch, und Matty zündete eine Lampe an, um die gebrauchten Geräthſchaften hinwegzuräumen. — Die Gräfin ergriff Eleonorens Hand und führte ſie in das von einer Kerze nur matt erleuchtete Zimmer hinaus. Beide Frauen waren in großer Aufregung. Die feurigen Augen der Gräfin ſtrahlten vor Begeiſterung.

„Du kennſt nun die umfaſſende Kühnheit meines Plans, ich kenne den deinigen. Heil uns, daß wir zwei uns finden mußten! Es war ſo von den Sternen beſtimmt, und mein Lehrer hat es darin geleſen. Ja wir mußten uns finden, um uns einander zu unterſtützen und zu helfen. Du wirſt deine Rache durch mich haben; ich die meinige durch dich. Wir werden das Unglaubliche, das Ungeheure ausführen; wir werden die Befreierinnen unſerer Völker vom ſchmählichen Sklavenjoch, und unſere Namen unſterblich ſein in ihrem Munde."

„Juble nicht zu früh!" warnte Eleonore die begeiſterungtrunkne Maurin. „Groß und kühn iſt dein Plan, aber wer des Schickſals Wechſel erfahren, wie ich, vertraut nicht unbedingt auf menſchliche Entwürfe und Pläne."

„Karracha hat mir das Gelingen des meinigen prophezeit, und die Zigeuneraltmutter hat noch nie eine Prophezeihung ausgeſprochen, die nicht erfüllt worden wäre. Ihr Blick in die Zukunft iſt untrüglich."

„Und was hat ſie dir geweiſſagt?"

„Der königliche Stamm der Sultane von Granada werde mit einem andern morgenländiſchen Fürſtenſtamm verbunden, friſche Sproſſen treiben, die zu großem Reichthum und Macht gelangen. König Ferdinand aber werde nur noch kurze Zeit unter den Lebenden ſein. Nicht mehr als zweimal werde die Sonne ihren Lauf durch den Thierkreis vollenden, und Spanien werde einen andern Herrn haben."

„Dieſe Worte ſind ſehr geeignet, dich anzufeuern. Doch die Orakel ſind zu allen Zeiten zweideutig geweſen."

„Der König iſt ſchon ſeit einigen Jahren kränklich. Es war ein harter Schlag für ihn, daß die Königin Germaine einen todten Prinzen zur Welt brachte, und um die Natur zu zwingen, ihm ferner dienſtbar zu ſein, ließ er ſich von ſeinen Aerzten einen Trank bereiten, der ſeine Zeugungskraft von neuem beleben ſollte. Dem königlichen Willen ſollte das Geſchick gehorchen, ein zweiter Sproß ſollte von der Königin erzielt und wenigſtens Aragonien dieſem ihm verhaßten öſtreichiſchen Prinzen entriſſen werden, wenn es auch nicht mehr möglich war, ihm Kaſtilien zu entreißen. Aber der Stärkungstrank brachte nicht die gehoffte Wirkung hervor; es ſcheint ſogar und Karracha behauptet es, daß des Königs kränklicher Zuſtand ſeit jener Zeit eine verderbliche Folge des Trankes iſt. Gelingt es mir nun durch das dir bekannte Mittel, nach welchem ich ſoeben meine Hand ausſtrecke und deſſen Erlangung mir der Zauber zugeſagt, gelingt es mir, wie ich hoffe und glaube, und wie mir die weiſe Karracha verſprochen, die Geiſteskrankheit der Königin Juana zu beſiegen, dann ſind Spanien und Neapel in meine Hand gegeben, und die Schätze Weſtindiens ſollen mir zur Erhebung *meines* Volkes dienen. Von der Zinne des rothen Thurmes der Alhambra wird wieder Mahomeds heilige Fahne ſtrahlend wehen, und die Schmach der Knechtſchaft wird von den Modejaren genommen ſein."

„Aber du vergißt den alten mächtigen Prieſter in Toledo, den Kardinal Ximenes, du vergißt den jungen Erzherzog Karl, den Erben der ſpaniſchen Krone. Hier wie überall iſt es ein Prieſter und ein Fürſt, die das Glück der Völker zertreten."

„Ich vergeſſe ſie nicht. Der Eine iſt zu alt, der Andre zu jung, um mir zu ſchaden. Schon gehen Ximenes Jahre über das gewöhnliche Alter der Menſchen hinaus, und er wird bald zu denen gehören, die auf menſchliche Geſchicke keinen Einfluß mehr haben. Und wie wollte mich der fürſtliche Knabe in Brüſſel von meinem Siegszug zurückhalten! Karl iſt ein läppiſches Kind, das für nichts Sinn zeigt, als für Pferde, Hunde, ſchöne Kleider und Waffen. Er iſt ſeines Vaters würdiger Sohn. Was kann der Knabe wider mich ausrichten, wenn ſeine Mutter regierende Königin iſt? Er iſt ihr fremd, wie den Spaniern. Aber meine Pläne gehen weiter, als du ahneſt. —“

Sie wurde durch Matty's Eintritt unterbrochen. „Herrin,“ ſagte die Schwarze, „der von dir erwartete Zigeunerburſch iſt eben ins Haus getreten.“

„Und was bringt er für Kunde?“ fragte die Gräfin geſpannt.

„Kann er andre bringen, als die dir die geheimnißvollen Flammenzeichen ſchon gegeben? Seine Worte lauten: Pepindorio läßt dir ſagen, der Knabe iſt in meinen Händen, und ich eile mit ihm der Grenze Frankreichs zu.“

„Allah ſei geſegnet! Und mögen die Zauberzeichen mich niemals betrügen! Der eine Knabe iſt unſer; auch der andre wird es werden, den ich auf Granadas neuerrichteten Königſtuhl zu erheben gedenke. Der erſte Schritt iſt gelungen, das nächſte Ziel iſt erreicht. Und dies gibt uns Bürgſchaft, das wir alles erlangen, wonach unſre glühenden Seelen ſtreben.“

Mit wilder Leidenſchaftlichkeit warf ſich das reizende Weſen an die Bruſt der Frau, die einſt noch ſchöner geweſen, und über deren entſtellte Züge jetzt ein bittres Lächeln flog.

„Darf ich jetzt den ganzen Umfang deiner Pläne erfahren, Suleima?“ fragte Eleonore.

„Alles ſollſt du jetzt wiſſen; denn nun biſt du meine Bundesgenoſſin für das Leben. Sind auch unſre Wege verſchieden, wir ſtreben doch nach einem Ziele. — König Ferdinand hat ſeinen zweiten Enkelſohn, der in Spanien geboren, den er aus der Taufe gehoben, dem er ſeinen Namen gegeben, den er an ſeinem Hofe erzogen hat, lieb gewonnen, ſo weit ſeine eigenſüchtige kalte Seele ein andres menſchliches Weſen lieb gewinnen kann. Und der junge Prinz Ferdinand verſpricht ein ächter Spanier zu werden. Mit ſeinem Bruder Karl hat er nicht die mindeſte Aehnlichkeit, weder körperlich noch geiſtig. Die beiden Brüder kennen ſich nicht; ſie haben ſich nie geſehen. Sie müſſen ſich haſſen lernen, glühend haſſen, auf den Tod haſſen. Dies ſei mein Werk, und ſchon habe ich in Spanien glücklich Hand angelegt. Schon iſt es mir gelungen, daß Ferdinand den ältern und glücklichern Bruder zu haſſen angefangen hat. Zwar erſt leiſe und ohne daß er es ſelbſt weiß. Aber in ſeiner Knabenſeele iſt der Neid geweckt worden. Einer ſeiner Lehrer, der mir ergeben iſt und ſich von mir leiten läßt, hat auf mein Geheiß dieſen böſen Funken in die Seele des fürſtlichen Knaben geworfen; er hat gezündet, und es wird, es muß eine Flamme daraus werden. Prinz Ferdinand hat ſchon den Schluß machen gelernt, es ſei unbillig, daß er, der geborene Spanier, der Liebling des Königs, der Unterthan ſeines Bruders, des Herzogs von Burgund, ſein ſoll, der Spanien nie geſehen. Man hat ihm einen Gedanken zugeflüſtert, der von mir ausgegangen iſt, und den er gar wohl begriffen hat, obgleich er erſt zehn Jahre alt iſt: daß ein kluger Kopf die Fehlgriffe des Schickſals verbeſſern müſſe, und daß es thöricht ſei, dem einen Bruder die Herrſchaft der halben Welt und dem andern nichts zu geben. Es würde viel vernünftiger ſein, wenn er, Ferdinand, König von Spanien, Neapel und Navarra würde, ſein Bruder Karl aber bliebe was er wäre, Herzog von Burgund und Niederland; auch könne ja derſelbe nach ihres väterlichen Großvaters Tod zum deutſchen Kaiſer gewählt werden. Dieſer Gedanke wird mit Ferdinand groß werden; ich werde dafür ſorgen, daß das Feuer unterhalten und angefacht wird. Aber daß er auch in des Königs Ferdinand Seele erwache, iſt nöthig; und du wirſt ſchwerlich zweifeln, daß auch dies mir gelingen wird. Ein vornehmer ſpaniſcher Ritter ſagte zu mir: dem feſten Willen eines jungen ſchönen und ſchlauen Weibes iſt Alles möglich. Daß ich jung bin leidet keinen Zweifel, daß ich ſchön bin, ſagen mir alle Männer und mein Spiegel; ob ich ſchlau bin, magſt du ſelbſt entſcheiden. Genug, ich denke daran, den König ſo weit zu bringen, daß er den Prinzen Ferdinand zu ſeinem Nachfolger beſtimmt. Meine weitere Aufgabe iſt, daß Prinz Karl, ſeine Tante, die Statthalterin, und ſein Großvater, der Kaiſer, von dieſen Plänen am ſpaniſchen Hofe Kenntniß erhalten. Der Kaiſer und ſeine Tochter lieben Karl, wie wenn er ihr eignes Kind wäre, ja mehr noch; ſie lieben Ferdinand nicht, weil er ein Spanier iſt; ſie betrachten ihn immer nur als Enkel des Königs Ferdinand, zwiſchen dem und ihnen ſtets ein kaltes, ſteifes, erzwungenes und argwöhniſches Weſen war. So wird denn auch die Flamme des Haſſes in Karl's Bruſt auflodern. Ahneſt du nun, was ich damit bezwecke? Ein Bruderkrieg in Spanien, Aufſtand der Bauern in Deutſchland, immer neuer Krieg des Kaiſers mit Frankreich, ſo daß von ihm keine Hülfe nach Spanien gehen kann. So muß die Kraft unſerer Feinde ſich ſelbſt vernichten, und mein Volk wird leichtes Spiel haben, dieſen Chriſten wieder den Fuß auf den Nacken zu ſetzen. Wir, wir werden die Herrn von Spanien, und jener Knabe wird unſer König ſein, den ich auf den goldenen Stuhl der Alhambra erheben will."

Das Auge des reizenden Mädchens ſprühete Blitze prophetiſcher Begeiſterung. Eleonore verſetzte: „Ich habe in dir, der Jüngern, meine Meiſterin gefunden, und ich kann dir meine Bewundrung nicht verſagen; ja ich bringe dir den Zoll derſelben mit Freuden dar. Jetzt erſt begreife ich dich ganz, und ich würde dir dienen, ſelbſt wenn ich nicht hoffen dürfte, dadurch die Befriedigung meiner Rache, nach der ich lechze, zu erlangen. — Deine Geſchicklichkeit, das Widerſtrebende zu deinen Zwecken zu verbinden, erfüllt mich mit Erſtaunen. Ich konnte nicht begreifen, was du mit dieſem Schwächling Bübenhoven wollteſt, einem Menſchen, der mir ſtets zuwider war, und der mich höchſt wahrſcheinlich einſt an die Erzherzogin Johanna verrieth; ich zweifelte, daß du ihn gewinnen würdeſt. —“

„Und wie ſchnell und ſicher hab' ich ihn gewonnen!“ lachte die Gräfin. „Was uns gemeinſchaftlich erſt nicht gelingen wollte, gelang mir in der vorigen Nacht allein. Er iſt der Unſrige. Ihn fing ich mit der Erzählung, wie der Herr von Chievres in Brüſſel die Zarova, die Bübenhoven immer noch liebt, verfolgt, weil ſie ſeine Anträge zurückgewieſen. Ich ſchilderte ihm die deutſchen Bauern als die einzigen Freunde der Zigeuner und malte ihm die Sklaverei, die ihnen aufgebürdet worden, mit grellen Farben aus. Er hatte denſelben Tag eine ähnliche Geſchichte erlebt. Nun ging ich auf das Elend meines Volks über; er hatte es in Spanien ſelbſt kennen gelernt. Ich ſah Thränen in ſeinem Auge glänzen, und nun war er mein. Bald wußte ich, daß er für den Kaiſer nicht jene närriſche Schwärmerei hegt, von der faſt alle Deutſchen angeſteckt ſind, und daß er die Pfaffen verachtet. Er verehrt nur die Statthalterin der Niederlande und Jakob Fugger, und dieſer beiden wegen ſcheut er ſich mit ſeiner wahren Farbe hervorzutreten. Doch im Stillen wird er für uns wirken. Dieſe weichen, gefühlvollen Naturen ſind die treueſten Anhänger der Volksſache. So werden wir im reichen Hauſe der Fugger zwei Freunde haben; denn nicht eher verlaſſe ich Augsburg, als bis ich auch Ulrich Fugger zu den Unſrigen zählen kann. Er traut mir noch nicht wegen meiner Verbindung mit dem Abt von Kempten; aber ich werde ihm begreiflich zu machen wiſſen, daß dieſer geiſtliche Herr nichts als ein unbewußtes Werkzeug in meiner Hand iſt. Alle müſſen ſie mir dienen, Alle, Fürſten und Prälaten, Ritter und Bauern, Freund und Feind.“

„In ſolcher Schlauheit muß das große Werk gelingen!“ jubelte Eleonore. „Ich glaube, es wäre dir nichts Unmögliches, die Engel aus dem Himmel und die Teufel aus der Hölle zuſammenzuſpannen, um deinen Siegeswagen zu ziehen. Du biſt wahrhaftig und in der That eine mächtige Zauberin und gleichſt den Feen, von denen meine Amme mir erzählte.“ —

Die beiden Frauen trennten ſich; die Gräfin genoß einer kurzen Ruhe. Der junge Tag verwandelte ſie wieder in eine Chriſtin. Nicht lange, und der Abt von Kempten wurde bei ihr angemeldet. Ueber ihre Züge glitt bei Nennung ſeines Namens ein ſpöttiſches Lächeln. Der ſtolze hoffärtige Prieſter trat herein.

„Die letzten Kriegshaufen ziehen heute ab,“ ſagte er verdrießlich, „die Fürſten ſind fort, um ſich auf den Reichstag in Worms zu begeben, wohin der Kaiſer ebenfalls gehen wird; der Kardinal iſt nach der Schweiz zurück, die meiſten der reichen Krämer hier rüſten ſich zu Handelsreiſen; es wird von heute an ſehr langweilig in dem geprieſenen Augsburg werden. Sagt mir, was gedenkt Ihr zu thun, ſchöne Agnes?“

„Ich werde ſo lange hier verweilen, bis ich den Rubinenſchmuck von Euch habe, und dann ebenfalls gehen.“

„Den Rubinenſchmuck?! Ah bah! Wißt Ihr auch, daß er für die junge Kurfürſtin von der Pfalz beſtellt iſt?“

„Eben weil ich das weiß, will ich ihn haben.“

„Und wißt Ihr, was der Goldſchmied dafür fordert?“

„Ich dächte doch, Ihr müßtet wiſſen, daß mir das gleichgültig iſt. Seid Ihr zu arm oder zu geizig, mir den Schmuck zu kaufen, ſo ſagt es ohne Umſchweife, Herr Abt; es wird ſich dann ſchnell ein andrer Käufer finden, der die Kreuzer, um die er leichter wird, nicht ängſtlich berechnet. Ich ſage Euch, der Schmuck wird doch mein; und dann reiſe ich ab, auf den Käufer kommt es an, wohin."

„Verwünſchte Nixe!" gromelte der Prälat. „Soll ich denn meine Bauern auf immer ſchmälere Koſt ſetzen, um alle deine tollen Gelüſte zu befriedigen? Haſt du noch nicht daran gedacht, wieviel du mich ſchon gekoſtet haſt?"

„Führwahr, ich habe an beſſere Dinge zu denken!" lachte die Liſtige. „Lehrt Eure Bauern Gras freſſen, was dem König Nebucadnezar einſt ſo trefflich mundete. Was ein König gekonnt, werden doch Bauern vermögen!"

„Ein köſtlicher Gedanke, um deswillen ich dich küſſen muß, Agnes!" rief der Abt und wollte berſten vor Lachen. „Gras müſſen ſie freſſen, wie die Hunde vor dem Regen; damit ihnen die albernen Gedanken vergehen. Wozu braucht ein Bauer Gedanken? Arbeiten ſoll er für ſeinen Herrn, und dieſer ſoll denken, wie er ihren Verdienſt am beſten zu ſeinem Nutzen und Vergnügen anwende. Gras und Heu wird ihnen das Denken vertreiben. Du ſollſt den Schmuck haben, Agnes, um dieſes unvergleichlich guten Einfalls, und ſollt ich den Fuggern oder Welſern zehn Dörfer für den Kaufſchilling verſetzen. Und dann wird mich mein buntes Schlängelein wohl nicht länger nach dem ſüßen Minnelohn ſchmachten laſſen."

„Ihr wißt, mein Freund, ich laſſe mir kein Verſprechen abgewinnen, weder durch Schmeichelei, noch durch Geſchenke, noch durch Trotz. Was ich gewähre, iſt freies Geſchenk meiner Gunſt."

„Und dann gehſt du mit mir nach Kempten?"

„Ich verſpreche nichts."

„Könnteſt du mich betrügen, und dem kecken Fugger gewähren, was ich dir noch nicht abgewinnen konnte? Reize den Löwen in meiner Bruſt nicht! Meine Rache könnte fürchterlicher werden, als du ahneſt."

Agnes erblaßte einen Augenblick. Blick und Ton des Abts überzeugten ſie, daß er der Mann ſei, ſeine Drohung auszuführen. Doch im Nu hatte ſie ihre ganze Unbefangenheit wieder, und in ſüßen Schmeicheltönen flötete ſie, während ihre kleine Sammthand über das finſtere aufgedunſene Geſicht des gewaltthätigen Prieſterfürſten ſtrich: „Haltet Ihr mich einer ſolchen That fähig, ſo laßt Euern Bauern die Kreuzer und dem Goldſchmied den Schmuck. Es war mein Scherz. Ich reiſe ohne das Kleinod und werde Euch ſtets ein ſüßes Andenken bewahren."

„Du erhältſt den Schmuck, und Alles was du willſt, Mädchen, und bleibſt bei mir. Ich kann nicht mehr ohne dich leben, Agnes. Auch will ich dich ferner nicht mit meinen eiferſüchtigen Grillen plagen."

„So ſeid Ihr mein theuerer Freund, um deswillen ich Rom verließ und in dies traurige Deutſchland kam. Den Mann, der mir vertraut, werd' ich zu belohnen wiſſen."

Der Abt umarmte die reizende Schlange und ging, um den Schmuck zu kaufen.

„Geh nur und preſſe deinen Bauern das Mark aus den Knochen!" höhnte ihm die Gräfin nach. „Zur Verzweiflung müſſen die unglücklichen Menſchen gebracht werden, eh' ſie gegen ihre Dränger aufſtehen. Der Hunger muß ſie zwingen, die Pflugſchaar in ein Schwert umzuſchmieden. Ha! wir wollen die blutgierige Meute auf ſie hetzen und ſie ſelbſt aufreizen und ſtacheln, bis auch ſie zu wüthenden Hunden werden, und der raſende Kampf beginnt. Dann nieder mit dir, du übermüthige Chriſtenbrut, die du den Fuß mit kalter Verachtung auf den Nacken edler Völker ſetzeſt und ſie im Namen deines gekreuzigten Gottes peinigeſt!" —

Eh' eine Stunde vergangen war, trat Ulrich Fugger in das Kloſet der Gräfin. Sein trübes Auge begegnete ihrem ſchwermüthigen Blicke.

„Ihr wollt unſre Stadt wieder verlaſſen, wie mir mein Vetter Raimund ſagt," begann er mit unſicherer Stimme.

„Er hat Euch die Wahrheit geſagt. Die Abendſonne des morgenden Tags wird meinen Schatten auf meinen Weg hinter mir werfen."

„So zieht Ihr nach Abend? Wohin?"

„Was kann Euch daran liegen, dies zu wiſſen? Ihr habt mir mehr als einmal geſagt, ich ſei Euch ein Räthſel. Laßt es mich bleiben!"

„Was treibt Euch von hinnen? Mir ſchien, als mißfiele es Euch nicht in Augsburg."

„Mein Zweck hier iſt erfüllt. Die Macht, die über mich verfügt, und der ich mit Leib und Leben gehöre, fragt nicht danach, ob es mir hie oder da gefalle. Wann ſie befiehlt, muß ich weiter ziehen, und wenn das Herz mir verblutete."

„Ihr deutet wieder auf ein unſeliges Geheimniß, in das Ihr Euch immer tiefer hüllt. Welche Macht in der Welt könnte Euch zu ihrer Sklavin machen? Ich begreife nichts von Allem, was Ihr ſagt."

„Es iſt mir nicht verwehrt, Euch den Namen meines ſtrengen Herrn zu nennen, aber nur Euch und denen, die Euch gleichgeſinnt ſind; denn Ihr ſeid daran, Euch ihm zu unterwerfen. Er heißt: Das zu Boden getretene Volk."

„Weib!" fuhr Ulrich auf, und ſeine Züge geriethen in die höchſte Spannung, „du ſpielſt freventlich mit meinem Herzen."

„Thörichter Mann, welch' ein armſeliger und lächerlicher Wahn! Ich gehe morgen und kehre nie zurück. Wir ſehen uns nicht wieder. Wozu ein ſolch' kindiſches Spiel! Ich habe ernſtere und höhere Dinge vor. Ein andres Geſchäft mit edlen Männerherzen liegt mir ob: ihnen Muth einhauchen, ſie zur That entflammen, damit das rechte Werk gethan werde, wann die rechte Stunde kommt. Ich habe Euch für ein ſolch' edles und großes Herz erkannt, das in gerechtem Zorn erglüht bei den unſäglichen Leiden Euerer Brüder, ihnen bereitet von der Argliſt der Mächtigen; ich ſagte Euch manch' bedeutungsvolles Wort, aber Ihr glaubtet mir nicht, und ich ſcheide deshalb mit großer Betrübniß von Euch."

„Wie kann ich Euch glauben, Euch der Freundin des grauſamen Bauernſchinders, des Abts von Kempten!"

„O ihr weiſen und doch ſo-kurzſichtigen Männer! Habt Ihr nie von Frauenliſt gehört, die ſich des Feindes eigner Waffe bedient, die ihn durch Liebkoſungen vermag, dieſe Waffe ſelbſt zu ſchärfen und in Gift zu härten, damit ſie ihn um deſto ſicherer und tödtlicher treffe?! Euere deutſche Ehrlichkeit verſteht nicht mit Pfaffen zu kämpfen. Das lernt man nur in Rom, und ich habe es dort gelernt. Ihr habt nicht geahnt, welch' eine Freundin Ihr in mir zurückgeſtoßen; habt nicht geahnt, daß mein Herz hier thätiger war, als es ſollte."

„Weib, wer biſt du?" rief Ulrich glühend vor Leidenſchaft.

„Nicht, was ich ſcheine," verſetzte ſie ruhig und gemeſſen.

„Enthülle dich mir! Sprich das Wort des Räthſels aus, damit ich dir vertrauen lerne."

„Noch darf ich nicht. Erſt wenn der edle Ulrich Fugger ſich als der bewährt hat, der er jetzt nur noch ſcheint, als einen wahren Freund der zu Boden getretenen unterdrückten Volksfreiheit, wenn er bereit iſt an die Wiedererkämpfung dieſer Freiheit Gut und Blut freudig zu ſetzen: erſt dann ſoll er mich in meiner wahren Geſtalt ſehen.“.

„Agnes, Ihr beſtraft mich grauſam, und ich bin nicht ſchuldig. Erfahre denn mein Geheimniß, geheimnißvolle Unbekannte! Mein Herz iſt in keuſcher Minne entbrannt für dich; ich liebe dich, Agnes, und meine Seele ſtrebt dir mit allen Trieben zu. Erkenne nun die Qual, die mich gefoltert, in ihrer ganzen furchtbaren Größe. Ich liebte und — verachtete dich, die — Metze des mir verhaßten Pfaffen. Ich argwohnte, du wollteſt mich in deinem Netze fangen; deine Reden klangen mir wie verlockende Sirenenſtimmen und — ich widerſtand.“

„Ich habe geahnet, was du mir da enthüllt haſt, Ulrich, und ich will dein Vertrauen belohnen. Auch mein Herz wurde ergriffen, von den Flammen der Liebe zu dir; ich bin nicht die Freundin, nicht die Buhlerin des Abts, ich bin ſeine fürchterlichſte Feindin, die Schlange, die er im Buſen birgt, und die ſich die rechte Stelle ausſucht, um ihm den tödtlichen Biß ins Herz zu verſetzen. Und doch dürfen wir einander nicht angehören, Ulrich. Daß dies ganz unmöglich iſt, wird dir ſpäter klar werden. Laß uns unſre Flammen auf den Herd der Freiheit tragen und dort emporlodern, daß ſie dem in Nacht und Jammer verſunkenen Volke als ein vereintes Feuerzeichen leuchten, als ein Doppelſtern, ſich aufzuraffen und die bewehrte Hand gegen ſeine Würger zu kehren. Iſt es nicht ein heiligerer und erhabenerer Zweck ſich für die Befreiung geknechteter Völker zu lieben, als für die Begründung des eignen häuslichen Herdes? Laß unſre Leidenſchaft uns dem Volke zuwenden, um es zum Krieg aufzurufen gegen Fürſten und Pfaffen, und ihm vorzukämpfen in dieſem heiligen Kriege!“

„Agnes, Agnes! Schönes, wundervolles Räthſel! Ich bin dein mit Leib und Seele. Mach mit mir, was du willſt. Du haſt mir das Herz mächtig ergriffen und gewendet.“ Und er ſtürzte ihr zu Füßen.

## 9.

## Die Zeitlage.

Der Geiſt des Mittelalters, jener romantiſche ritterliche Geiſt ſtarker Gegenſätze und roher Kraftäußerungen, war abgeſtorben, und der Geiſt der neuern Zeit, der Geiſt der Freiheit der Völker unter Geſetzen, die ſie ſich ſelbſt gegeben, der Befreiung der Maſſen vom Drucke Einzelner, die ſich die Gewalt im Staat und in der Kirche angemaßt, dieſer neue heilbringende Genius der Menſchheit, war noch nicht geboren. Aber die Welt lag in ſchmerzhaften Krämpfen und Geburtswehen. Ach, ſie haben nun drei Jahrhunderte gedauert, dieſe wilden Geburtsſchmerzen, und noch heute iſt der Geiſt vernünftiger, den hohen Anlagen und Gaben des Menſchen angemeſſener Freiheit in Europa nicht zur Welt gekommen! Drüben über dem atlantiſchen Meere, in dem ungeheuern und furchtbaren Lande, welches zu jener Zeit neu entdeckt wurde, dort iſt er erſchienen und wächſt mit ſtaunenswerther Schnelle zum Rieſen, deſſen Kraft das morſche Europa bald nicht mehr wird widerſtehen können. Dort iſt endlich das ewige Naturgeſetz zur Anerkennung und Anwendung gekommen, daß jeder Menſch gleiche Berechtigung hat, die ihm von der ſchöpferiſchen Natur verliehenen guten Kräfte zu ſeinem und dem Heile des Ganzen in freier Bewegung auszubilden und in Thätigkeit zu ſetzen. Freie Bahn für jede ſittliche Kraft, Berechtigung an den nährenden Boden der mütterlichen Erde und die Freiheit, daß Jeder ſich auf ſeine Weiſe ſein Gemüthsleben und

Abhängigkeitsverhältniß vom Urgrund aller Dinge geſtalte; das iſt die große Dreieinigkeit, in welcher nur die Menſchheit Frieden und Glück finden kann.

Die Zuſtände des öffentlichen Lebens waren zu Anfang des ſechszehnten Jahrhunderts in ganz Europa von der Wurzel bis zum Gipfel krankhaft, veraltet und abgeſtorben; der alte Baum ſtand zwar noch aufrecht, aber ohne treibendes und keimendes Leben. Wie konnte man Früchte von einem Stamme erwarten, der kraft- und ſaftlos keine Blätter mehr zu treiben vermochte? Die Kraft, die er noch geben konnte, war die des wilden, verzehrenden Feuers, das von der Leidenſchaft entzündet, mit dem dürren Holze des Baumes genährt wurde. In Deutſchland war es noch ſchlimmer, als in den übrigen Ländern beſtellt, weil hier weit mehr Intereſſen ſich gegenüberſtanden und kreuzten. In allen Zeitgenoſſen war die Ueberzeugung erwacht, daß dieſe verwirrten und beängſtigenden Zuſtände gebeſſert werden müßten, aber die Wege, die man einſchlug, führten nur noch weiter vom Ziele ab, und die Krankheit der Geſellſchaft verſchlimmerte ſich mit jedem Tage. Kaiſer und Stände hatten beide nach ihrer Weiſe den Willen, Ordnung in das Chaos zu bringen, aber theils war der Wille nicht immer gut und ehrlich, theils fanden die geiſtige Ohnmacht und der ritterlich romantiſche Leichtſinn des Erſtern nie das rechte Mittel, das ihm ſo nah lag, den mächtig aufſtrebenden Geiſt der Unabhängigkeit, des Trotzes, des Uebermuthes und der Gewaltthätigkeit in den Fürſten und im Adel zu zähmen und den frechen Anmaßungen der Pfaffheit die Spitze zu bieten. Hätte Maximilian die unnützen, ziel- und zweckloſen Kriege mit Frankreich und Venedig aufgegeben, in denen ſich ſeine Thätigkeit gänzlich aufzehrte, und es ſich angelegentlich ſein laſſen, die junge Triebkraft des Jahrhunderts zu verſtehen, ſo würde er ſich mit den Städten und den aufſtrebenden Landbewohnern verbündet haben, um die übermüthige Fürſten- und Pfaffengewalt zu unterdrücken. So wenig verſtand dieſer geprieſene Maximilian ſein kaiſerliches Intereſſe, daß er die Bauern, in welchen der lang und ſchmählich unterdrückte Geiſt deutſcher Kraft, wie er in ihren Altvordern gelebt und gewirkt, wieder zu erwachen begann und das unwürdige Joch ſchmählichſter Sklaverei abzuwerfen ſich anſchickte, daß er dieſe Bauern, die ihn als ihren alleinigen Herrn anerkannten, liebten und verehrten und von der Wiederherſtellung der alten Herrlichkeit des Kaiſerthrones träumten, auf das Grauſamſte verfolgte und ihren Würgern preis gab. Hätte Maximilian, wie es Recht und Klugheit gleich ſtark geboten, mit den Städten und Bauern gemeinſame Sache gemacht, hätte er, ein andrer Heinrich der Finkler, ſeine ganze Kraft dem deutſchen Regimente zugewendet, Deutſchland würde ſich von Stund an wieder zu einem gewaltigen Kaiſerthume erhoben haben; es wäre nie zerriſſen und zerſpaltet worden durch die Vielregiererei einer Menge kleiner Fürſten, und ſtrahlte jetzt als das erſte, mächtigſte und herrlichſte Land des Erdbodens, während es mit ſeinen unvergleichlichen Kräften und Mitteln das ohnmächtigſte und der Spott der Nachbarländer iſt, die in geiſtiger und ſittlicher Hinſicht nicht werth ſind, ihm die Schuhriemen aufzulöſen. Statt ſich an die Spitze der Bewegung zu ſtellen, dem aufgeregten Geiſt des Volks ſich zu verbünden und ſo das herrlichſte Ziel anzuſtreben, das einem deutſchen Kaiſer je gewinkt, zog es Maximilian vor ein ritterlicher König zu ſein und ſich immer mit den Franzoſen herumzuſchlagen. Und wie oft hat er es dabei mit den Geſetzen wahrer Ritterehre nur allzuleicht genommen! Der Kern des Volks, d. h. die Bürger der Städte und die Bauern waren ihrem Kaiſer in der Erkenntniß der Uebelſtände, welche ſchwer auf Deutſchland laſteten, und der Hülfsmittel weit vorausgeeilt, wie denn in der Regel in ſolchen kritiſchen Zeiten das Verſtändniß und die Einſicht des Volks höher ſtehen als die ſeiner Beherrſcher.

Durch dieſes ganz fehlerhafte Benehmen des Kaiſers wurde der Uebermuth des Adels und der vornehmen länderbeſitzenden Geiſtlichkeit, ſowie in Folge derſelben der Druck des Bauers nur geſteigert. Der immer mehr aufblühende Handel der Städte führte die Befriedigung der künſtlichen neuen Bedürfniſſe der Herren, die ſie ſich auf den Kriegszügen in Frankreich und Italien, wie auf den Reichs- und Landtagen erworben hatten, herbei: die alte Einfachheit des Lebens ſchlug in einen hochfahrenden Luxus um, in welchem der Adel nicht hinter den reichgewordenen Städtern zurückbleiben wollte, und neue, oder erhöhte dem Bauer aufgebürdete Auflagen mußten die Mittel dazu hergeben. Auch wurde die Ritterſchaft von der Herrſchſucht und Ländergier der Könige angeſteckt; Jeder ſtrebte nach mehr Land und Leuten, um deſto mehr Geld aus ihnen zu ziehen. Von der andern Seite mehrte ſich die Anzahl träger Pfaffen, die alle vom Bauer ernährt werden mußten, und nach Rom ſtrömte jährlich eine Unmaſſe Geld für Ablaß und andre geiſtliche Zugeſtändniſſe. Das Meiſte mußte der Bauer erſchwingen. Und wie dadurch der letzte Reſt ſeiner einſtigen Freiheit verloren ging, wie er in immer tiefere Armuth verfiel und zum Laſtthier ſeines Herrn herabſank, wie er vom Pfaffen in immer tiefere geiſtige Ohnmacht und Abhängigkeit hinabgedrückt wurde, ſo ſtieg auf der andern Seite der Uebermuth, die Kleiderpracht, die Genußſucht und die Schwelgerei in Sinnenluſt der weltlichen und geiſtlichen Herren in gleichem Grade höher und höher.

Nichtsdeſtoweniger war auch der höhere Adel, die Ritterſchaft mit der neuen Geſtaltung der Dinge unzufrieden. Sonſt war der Kriegsdienſt eine Haupterwerbsquelle für die edlen Herrn geweſen, ſeit der Erfindung des

Schießpulvers wurde der ſonſt verachtete und kaum gebrauchte Fußſoldat der vorzüglichere und begehrtere Krieger; der vom Kaiſer Maximilian und ſeinem berühmten Feldoberſten Georg von Frundsberg geſchaffene Landsknecht machte die Dienſte des Adels faſt entbehrlich. Der Landfriede, welchen der Kaiſer anbefohlen und der ſchwäbiſche Bund aufrecht zu erhalten ſich gebildet hatte, verwehrte ihm das einträgliche Wegelagern, wodurch er ſich an den reichen Städtern zu erholen gewohnt war, und deshalb konnten und mochten Viele das alte ritterliche Gewerbe, trotz der ſtrengen Reichsgeſetze, denen der Kaiſer keinen Nachdruck zu geben vermochte, nicht aufgeben, und der ſchwäbiſche Bund ſah ihnen dabei oft durch die Finger. An den Höfen und in den Richterſtuben der Fürſten war der rohe unwiſſende Adel nicht mehr gern geſehen; die Fürſten wollten gewöhnlich nur gelehrten Doctoren und wiſſenſchaftlich gebildeten Männern als ihren Räthen Gehalte geben; der Adel hatte aber in der Regel nur wenig Luſt etwas Tüchtiges zu lernen. Er blieb deshalb auf ſeinen Burgen und erholte ſich an ſeinen Bauern.

In den Städten waren allmählig die ſogenannten Geſchlechter zur ausſchließlichen Herrſchaft gekommen und nahmen alle einträglichen Stellen in Beſchlag, die ſie meiſt zu unbilliger Bedrückung des Bürgers benutzten. Aber Gewerbfleiß und Handel verhalfen dieſem zur Wohlhabenheit, und dieſe führte zum Selbſtgefühl; faſt überall begann ein Kampf gegen die beſtehenden Verhältniſſe, der nicht ſelten mit einer blutigen Kataſtrophe endigte.

Unter den Klerikern gab es viele, die, von dem mächtig aufflammenden Lichte der Wiſſenſchaft erleuchtet, einſahen, wie weit die Kirche unter der Leitung des Papſtes von der reinen Chriſtuslehre abgeirrt war, und die Ueberzeugung gewann immer feſtern Boden in ihnen, daß dieſer Unfug, der den Satzungen der Bibel und den Urtheilen der geſunden Vernunft gleich Hohn ſprach, nicht lange mehr dauern könne. Es gingen Prophezeihungen durch den Mund der Leute, daß der Retter nicht mehr fern ſei. Die Lehren und Kriege der Huſſiten waren noch in friſchem Andenken.

So ſtand die Welt auf einem Vulkane, und die Begabten vernahmen das unterirdiſche Murren und Dröhnen; den Andern war wenigſtens die Gewitterluft drückend; Allen war es unbehaglich zu Muthe.

Die Behauptung, daß das ehrwürdige Familienhaupt des Fugger'ſchen Hauſes in Augsburg unempfänglich für das Verſtändniß der Zeichen der Zeit geweſen, wäre eine thörichte. Jakob Fugger wußte gar wohl, wo es fehlte, aber er war befangen in den Anſichten, in welchen er aufgewachſen war; er kannte das Uebel, aber er hielt durchgreifende, entſchiedene Heilmittel nicht für die rechten, vielmehr für die gefährlichen. Nur wenigen und nur genialen Menſchen iſt es gegeben, in ſchwierigen Lagen und Zeiten das rechte Rettungsmittel zu finden. Das Erzhaus Oeſtreich war der Wohlthäter und Förderer des Fugger'ſchen Hauſes geweſen; ſeinen Privilegien und Vergünſtigungen verdankten die Fugger nicht nur einen großen Theil ihrer Reichthümer, ſondern auch den Reichsadel; Jakob Fugger war in der tiefſten Verehrung des Kaiſers Friedrich und des Erzherzogs und Königs Maximilian groß geworden und hatte mit dem Letztern, mit dem er in gleichem Alter war, gleichſam den Lebensweg zurückgelegt; es war ſelten ein Jahr vergangen, daß ſie ſich nicht geſprochen und Fugger nicht neue Gnadenbeweiſe von dem treuherzigen und leutſeligen Max erhalten hatte. So waren die Liebe und die Verehrung Jakob's für den Kaiſer ihm gleichſam zur Natur geworden und hatten ihn blind gemacht für die Fehler deſſelben. Auch hatte er dieſe Liebe für das Reichsoberhaupt mit den meiſten Deutſchen gemein. Alles, was von Max ausging, hatte Fugger's Beifall, und wenn die Folgen der kaiſerlichen Handlungen nicht ſeinen Erwartungen entſprachen, ſo fand ſich ſein frommer Sinn deshalb leicht mit der göttlichen Weltregierung ab, die es nicht anders zugelaſſen habe. Auch wurde der ehrliche Leinweber gerade in dem heftigſten Drängen und Treiben der Zeit, in dem wilden Durcheinander der Intereſſen immer reicher und gewann Geld, Land und Leute, daß er ſich wohl mit einem Reichsfürſten meſſen konnte. Wie hätte er nun dazu kommen ſollen, den wild aufſtrebenden Volksgeiſt und den Kampf der Gelehrten und Schriftſteller gegen die kirchlichen Mißbräuche zu loben und Einrichtungen ſcharf zu tadeln, bei denen, ſo mangelhaft ſie immer ſein mochten, er ſich wohl befand? Die beſten Menſchen kommen ſelten über die Eigenſucht hinaus, und den Kaufleuten namentlich iſt ſie Lebenselement. Zweifel und Bedenken, die der treffliche Mann zuweilen in ſich rege werden fühlte, ſuchte er mit unerſchöpflichen Wohlthaten, die er an alle ihm nahe tretende Bedürftige ſpendete, zu beſchwichtigen.

Das Schickſal beſtrafte ihn für ſeine Selbſtſucht, indem es in ſeinem eignen Hauſe kühne Köpfe erweckte, welche die Forderungen der Zeit begriffen und ſehr geneigt waren, ſie zu fördern; ja ſelbſt der junge Mann, auf deſſen Erwerb und Lebensgeſtaltung er ſich etwas zu gut that, der ſanfte Marx von Bübenhoven, neigte ſich den neuen Anſichten zu, und die Zeit webte bereits an den Bändern, deren Verknüpfung dem achtungswerthen Leinweber die letzten Lebenstage bitter verkümmern ſollte.

## 10.

## Die Familie Fugger in Kremnitz.

Der Herbſt hatte Feldern und Wäldern ſeine bunten Farben gebracht, als ein ſtattlicher Zug Reiſender in dem goldreichen Kremnitz in Ungarn anlangte. Es war die Familie Fugger nebſt einigen Freunden und Verwandten auf der fröhlichen Brautfahrt. Die Männer waren zu Pferde, die Frauen in einem Wagen, und nur Frau Sibylle hatte in einer mächtigen Sänfte, die einem kleinen Hauſe glich und von zwei ſtarken Maulthieren getragen wurde, bequemen Platz. Noch zehn ledige Maulthiere befanden ſich bei dem Zug zur Abwechſelung; denn Frau Sibylle war ſchwer und die Reiſe weit. Die Mädchen bedienten ſich der Thiere auch zuweilen zum Reiten. Das Volk aus dem freundlichen Bergſtädtchen war in Maſſe zuſammengelaufen, um den Einzug des weltberühmten Hauſes zu ſehen, und Herr Jakob wurde eingeholt wie ein Fürſt. Denn der Kammerrath Turzo mit ſeinem Sohne Georg, dem Berg- und Münzmeiſter, die Behörden der Stadt und viele königliche Beamte, Edelleute und reiche Bürger waren mit der ganzen Knappſchaft der Bergwerke und den Münzknechten im prächtigſten Staat und mit klingendem Spiele bei einer Stunde Wegs weit entgegen gezogen. Vorab kamen die Bergmuſikanten und ſpielten luſtige Märſche, dann die Schichtmeiſter und Oberſteiger zu Fuß; nun ritt Jakob Fugger in der Mitte vom Kammerrath und dem Woiwoden, Raimund in der Mitte von Georg Turzo und dem Geſpan, Bübenhoven in der Mitte eines Bergbeamten und eines Stadtbeamten, dann Johann Baumgärtner von Baumgarten, ebenſo begleitet. Dies waren die drei Bräutigame. An ſie ſchloß ſich Frau

Sibylle in der Sänfte, ihre Schwägerinnen Veronika und Regina und die Töchter der beiden letztern, die ſanfte Sibylle und die ſchöne Regina, die beiden Bräute, alle auf aufgeputzten Maulthieren und umgeben von ungariſchen Schnurrbärten zu Pferde. Endlich ritt Ulrich Fugger mit ſeinen Schwägern Philipp von Rain und Walter Ehinger, ſeinen Schweſtern Urſula und Veronika, den Frauen der beiden genannten Edelleute, und der noch ledigen, ſtolzen Suſanna; nun leuchtete an der Spitze der ſämmtlichen Dienerſchaft, unter welcher ſich auch Lore vom Haſenhof, als der jungen Sibylle Magd befand, Veit Schellenberger's ehrwürdige Naſe, und den Zug beſchloß die große Menge der Bergknappen und Münzknechte, welchen das jubelnde Volk nachdrängte. Den Zug entlang auf und ab galoppirte ein ſchöner brauner Burſche in funkelnder Bergmannstracht, dem das rabenſchwarze Haar in dicken Locken auf die Schultern fiel und deſſen großes dunkles Auge feurig und ſchelmiſch blitzte. Frau Sibylle winkte ihm, ſo oft er ehrfurchtsvoll grüßend an ihr vorüber ritt, mit Wohlgefallen zu, und er zwang ſeinen ſchwarzen Renner immer zum Schritt, wenn er in ihre Nähe kam, und machte dann, wenn er vorüber war, die verwegenſten Reiterkunſtſtücke, die Aller Bewundrung erregten und die ihm Keiner nachthun konnte. Es war Toni, Frau Sibyllens ſchelmiſcher Schützling, der in den finſtern Schachten die edle Reitkunſt nicht verlernt hatte, die ihm gleichſam angeboren war. Veit Schellenberger nickte ihm mit herablaſſender Freundlichkeit zu und gab ihm ſeine Zufriedenheit mit dem Lächeln und den Handbewegungen eines Protektors zu erkennen. Ueberhaupt hatte der treffliche Veit die Manieren eines vornehmen gnädigen Herrn angenommen und brachte die Beweiſe ſeiner Huld in Blicken, Bewegungen und einzelnen Worten an den Mann, d. h. an ſeine Bekannten unter den Bergknappen, Münzknechten, der Dienerſchaft und dem Volke, und es war nichts poſſirlicher, als ihn die Grüße mit geſpreizter Haltung erwiedern zu ſehen, die ihm entboten wurden. Vor der Stadt kamen dem Zuge drei Frauen auf Maulthieren und mehre Kinder auf Eſeln entgegen geritten. Es waren die Frau des Kammerraths Turzo, ihre Schwiegertochter Anna und ihre Tochter Katharina, Raimund Fugger's Braut, und Anna's Kinder. Die herzlichſten Begrüßungen und Umarmungen fanden von neuem ſtatt. Anna, die holde Hausfrau, lag an der Bruſt ihrer Mutter, ihrer Schweſter und ihres Bruders, küßte die dicke Baſe Sibylle, daß ſie laut aufſtöhnte und umſchlang den lieben Ohm Jakob mit Jubel. Katharina, das ſchwarzäugige Ungarmädchen, ſtand verſchämt vor dem ſchönen männlichen Jüngling, der erleſen war, ihr Lebensgefährte zu werden, bis er ſie an die Bruſt zog und ſein Loos glücklich preiſend, ihren ſüßgeſchwellten Mund, ihre wonnefeuchten ſtrahlenden Augen und ihre gewölbte Stirn mit Küſſen überglühete. Die drei Frauen wurden in den Zug eingereiht, der ſich nun wieder in Bewegung ſetzte, um bald ſein Ziel, das prächtige Fuggerſche Münzgebäude am Berghang zu erreichen. Doch fand Raimund erſt noch Gelegenheit, ſeiner Braut zuzuflüſtern: „Iſt unſer Pflegeſohn auch mitgekommen?"

Katharina nickte und deutete mit den Augen auf einen ſchönen ſchmächtigen Knaben von ungefähr ſieben Jahren mit ungewöhnlichem Ernſte für ſein Alter in den Zügen und einem großen, dunkelbraunen, ſchwärmeriſch blickenden Auge. Die Geſichtsbildung dieſes Kindes war ausgezeichnet und fremdartig, aber ſchön und einnehmend. Ein eigenthümlicher Geiſt blitzte aus ſeinen Augen, eine Glut, die mit der Zeit zu gewaltigen Flammen werden mußte; und doch ritt er ſtolz und ruhig auf ſeinem prächtig aufgezäumten Eſel und nahm ſich in der ungariſchen Nationaltracht ſtattlich aus. Raimund vermochte kaum einen Ausruf des Erſtaunens zu unterdrücken, ſo mächtig war der Eindruck, den die eigenthümliche Schönheit des Knaben auf ihn machte. Und auch nach der Ankunft blieb ſeine Aufmerkſamkeit zwiſchen ſeiner Braut und dem Knaben getheilt, und die Erſtere verſtärkte die dem Letztern zugewendete Hälfte derſelben noch dadurch, daß ſie nicht müde ward, dem Geliebten von der merkwürdigen Entwicklung und den überraſchenden Geiſtesgaben des Kindes zu erzählen. Anna war ihm Mutter geworden, aber Katharina noch mehr, gewiſſermaßen geiſtige Mutter, Schweſter, ja ſein guter Genius, und es zeigte ſich zur Genüge aus ihren Worten und Handlungen, daß ſie mit ſchwärmeriſcher Liebe an ihm hing. Aber die angekommenen Gäſte konnten Gelegenheit haben, bald zu bemerken, daß der ernſte und doch lebhafte Knabe mit dem ſeltſamen Weſen nicht allein Katharinas Liebling war, ſondern daß alle Hausbewohner, „die Waiſe des fremden Bergmanns" beſonders liebten. Es ſchien ſogar, als werde er von den beiden Gatten Georg und Anna Turzo den eignen Kindern vorgezogen. Seine Milchſchweſter Regina, Turzo älteſtes Töchterlein, ein zartes liebliches Weſen mit einem ſüßen Elfengeſichtchen, hing wie mit magiſchen Banden an ihm, und ſtets ſah man die beiden ſchönen Kinder beiſammen. Sie glichen in der That, wenn ſie Arm in Arm einhergingen, einem Paar überirdiſcher Weſen, Genieen, welche in das Haus gekommen waren, um das Glück deſſelben zu überwachen; ja die roheſten Bergknappen wichen ihnen ſcheu aus, um ſie mit keinem Blicke zu beleidigen, und flüſterten ſich oft ihre abergläubiſchen Anſichten und Meinungen zu, welche dahin zielten, der außerordentliche Reichthum der Fuggeriſchen Bergwerke ſtehe im engſten Zuſammenhange mit dieſen beiden Kindern, die nicht von bloßem Ungefähr in dieſem Hauſe erſchienen ſeien. Der fremde verſtorbene Bergmann, für deſſen Sohn

Raimund Mohr, der wunderſchöne Knabe, galt, möchte wohl kein Andrer ſein, als der mächtige Berggeiſt ſelbſt, der Fürſt der ergiebigen Goldminen. Man erinnerte ſich wohl, daß eine wunderſchöne Zigeunerprinzeſſin ihn an der Bruſt vor ſieben Jahren in das Haus gebracht, und da das ungariſche Gebirgsvolk ſtets abergläubiſche und abenteuerliche Begriffe mit dem geheimnißvollen Zigeunervolke verband, welche dieſes zu ſeinem Vortheil ſchlau zu nähren wußte, ſo war es kein Wunder, daß die Knappen und ihre Weiber und Kinder die reizende Zigeunerprinzeſſin für ein Weſen höherer Art und für Raimund Mohrs Mutter hielten und ausgaben. Dadurch ward der ſchöne Knabe in den Augen des Volks mit einem geheimnißvollen Heiligenſchein umgeben und von Allen mit ſcheuer, ſchier abgöttiſcher Ehrfurcht betrachtet und behandelt. Wenn von dem Sohne des fremden Bergmanns die Rede war, ſo nickten ſich die Bergleute bedeutungsvoll zu, und manche Weiber bekreuzten ſich wol gar und griffen zum Roſenkranze. Dies gab dem Knaben ein eigenthümliches Gewicht und Anſehen, und wie er von den Mitgliedern der turzoiſchen Familie geliebt ward, ſo ward er von allen andern Leuten verehrt. Am meiſten zeichnete ſich aber in Liebe und Anhänglichkeit an die beiden Kinder der Bergknapp Toni aus, und er überbot die eines treuen Hundes bei weitem. Er war ihr Wärter, ihr Diener, ihr Spielkamerad, ihr Helfer, ihr Alles-möglich-Macher. Er machte ihnen tolle Späße vor, er lehrte ſie reiten und tanzen, er ſpielte ihnen die ſchönſten Lieder und Tänze auf der Geige und dem Zymbal, er ſang ihnen luſtige und rührende Lieder vor; er verfertigte ihnen tauſenderlei Spielzeug, er ſchlug Purzelbäume, lief auf den Händen, ſtand auf dem Kopf, ſchnitt Grimaſſen, er hatte kleine Pferde und Eſel für ſie zugeritten, Hunde für ſie dreſſirt, blendend weiße Lämmer und Ziegen für ſie groß gezogen, er fing Vögel für ſie und lehrte ſie die ſchönſten Stückchen pfeifen; die erſten und ſchmackhafteſten Früchte der Gärten pflückte er für ſie und kletterte deshalb mit halsbrechender Wagniß auf alle Bäume. Kurz ſein ganzes Leben ging gewiſſermaßen in dem der beiden Kinder auf. Dieſe außerordentliche Anhänglichkeit Toni's an ſeine Pfleglinge beſtärkte das Volk nur in ſeiner abergläubiſchen Vorausſetzung in Bezug auf Raimund Mohr, da es durch Veit Schellenbergers Geſchwätzigkeit nicht unbekannt geblieben war, daß Toni von Zigeunern abſtammte; die Frauen hatten ſich bald genug allerlei Märchen über des kleinen Raimunds Entſtehung zuſammengeſetzt, und wie Herr Fugger ihn durch hohe Zauberkunſt für ſeine Bergwerke gewonnen; die Behauptung, der reichſte Bergſegen ſei für immer durch dieſen geheimnißvollen Knaben an das Fuggerſche Haus gebunden, und deshalb ſeien auch die beiden Milchgeſchwiſter Raimund und Regina für einander beſtimmt und würden ein Ehepaar und dann Raimund Oberbergmeiſter werden, griff immer mehr Platz unter den Leuten. Die Liebe der Familie Turzo zu den beiden Milchgeſchwiſtern ſteckte auch bald die angekommenen Gäſte mehr oder minder an. Am meiſten machten ſich Bübenhoven und ſeine Braut mit ihnen zu ſchaffen, aber ſelbſt die alte dicke Frau Sibylle ſchmunzelte mit den beiden Kindern und theilte allmälig ihre Gunſt, die zeither der Junker Marx und ihre Pathe allein beſeſſen, und die ſie in Kremnitz theilweiſe dem tollen Toni, der ihr ſonſt ſo viel Vergnügen gemacht, zugedacht, ihnen mit.

„Es ſind herzige Fratzen,“ ſagte ſie vergnügt lächelnd und küßte ſie wohl dabei ab, „und der Bub ſieht aus wie ein rechter Herr. Sie haben mir's angethan, und ich kann mich nicht ſatt an ihnen ſehen, ſo fein und wohlgeſtaltet ſind ſie. Ja ja ſie müſſen einmal ein Paar werden; ſie ſehen jetzt ſchon aus wie Brautleute.“

Herr Jakob ſchüttelte zu ſolchen Worten bedenklich den

Kopf, obgleich man's auch ihm anmerken konnte, wie ſehr er die beiden Kinder liebte.

Katharina wußte ſich etwas darauf, daß ihr Pflegeſohn, wie ſie den kleinen Raimund ſo gern nannte, ſo allgemeinen Beifall fand, und ſie und ihr Verlobter betrachteten es als eine ausgemachte Sache, daß der Knabe ihnen als ihr Pflegekind nach Augsburg folgen und gleich das dritte Glied ihres neuen Hausſtandes ausmachen werde, und ſie hofften die Schwierigkeiten, die ſich ihnen in dieſer Beziehung darbieten würden, zu beſiegen. Die größte war wol die, die beiden Kinder zu trennen.

Frau Sibylle ſchwur Stein und Bein, dies ſei ihre erſte und letzte Reiſe, die ſie in ihrem Leben gemacht, und wenn ſie an das enge Häuschen, in dem ſie vierzehn Tage lang geſteckt, ſtets in Gefahr zu erſticken oder vor Langweile zu verkommen, denke, ſo grauſe es ihr vor der Heimfahrt. Wenn ſie ihr Augsburg nicht zu lieb habe, ſo daß ſie in einem andern Orte der Welt gar nicht leben könne, und wenn ihre Kinder in der Fuggerei nicht wären, ſo könnte ſie ſich aus lauter Furcht vor der Heimreiſe entſchließen, ganz in Kremnitz zu bleiben; ſo aber ginge das unmöglich, ſie müſſe heim, und wenn es noch ſchlimmer hergehen ſolle, als auf der Herfahrt. Sie brauchte auch eine volle Woche, um ſich zu erholen, und obgleich Alle Alles aufboten, ihr den Aufenthalt in fremden Lande angenehm zu machen, ſo gelang dies doch keinem beſſer, als dem tollen Toni, der ſie auch jetzt wieder mit ſeinen Späßen erheiterte und ihr manch blankes Silberſtück abgewann. Er wurde ihr wieder ſo lieb, daß ſie im Ernſt daran dachte, ihn wieder mit nach Augsburg zu nehmen und als Hof- oder vielmehr Hausnarren bei ſich anzuſtellen.

Herr Jakob und der Bergmeiſter Turzo hatten alle Hände voll zu thun; denn ihnen lag die Ausrichtung der dreifachen Hochzeit ob, und ſie ſollte eine ſehr glänzende und des Fuggerſchen Namens in jeder Beziehung würdige werden. Schon lange vor der Ankunft der Augsburger waren im Turzoſchen Hauſe große und weitausgreiſende Anſtalten dazu gemacht worden. Nicht nur der König mit ſeinen Kindern und ſeinem ganzen Hofſtaat war dazu eingeladen und hatte zugeſagt, auch an den Erzbiſchof von Gran und an die Biſchöfe von Colocza, Fünfkirchen, Waitzen und Bosnia und an mehre der erſten ungariſchen Magnaten und öſtreichiſche hohe Adlige, namentlich in Wien, war eine gleiche Einladung von Jakob Fugger ergangen. Zur Beherbergung aller dieſer hohen und vornehmen Gäſte mußten im Schloſſe, in den Fuggerſchen Häuſern und in der Stadt viele Räume hergerichtet werden, und Herr Jakob Fugger ſcheute keine Koſten. Waren doch die Goldminen ergiebiger als je, und dieſe Hochzeit ſollte ein Fuggerſches Familienfeſt werden, wie dies weltberühmte Handelshaus noch keines gefeiert.

Obgleich die Eröffnung der Feſtlichkeiten erſt zwei Wochen nach Ankunft der Augsburger feſtgeſetzt war, ſo rückte ſie doch ſo ſchnell heran, daß die Betheiligten es ſich kaum verſahen. In den letzten Tagen langten nicht nur die eingeladenen Gäſte in großen Zügen in der Stadt an und mußten mit Auszeichnung empfangen werden; auch eine Menge andres Volk aus der Nähe und Ferne, und darunter eine große Anzahl von Zigeunern, die als Muſikanten, Gaukler, Tänzer und Kunſtreiter ihre Künſte zu produciren gedachten, kam in hellen Hauſen, angelockt von den im Lande umgehenden Gerüchten über die Pracht und Munificenz, welche Herr Jakob Fugger bei dieſer Gelegenheit entfalten werde. Auf allen Wegen und Stegen, über Berg und Thal ſah man Menſchenmaſſen zu Wagen, Roß, Eſel und Fuß herbeiſtrömen, und der König des Landes hätte zu einem Feſte ſchwerlich ſolchen Menſchenzufluß gehabt, als der einfache Leinweber von Augsburg. Auf allen Gaſſen, in allen Krügen und Herbergen der Stadt erklang die Fidel des Zigeuners, der Geſang des Magyaren, der Jubelruf des Jazygen, das tolle Geſchrei der Haiducken, und wenn ſich Herr Jakob zeigte, wurde ihm Ehre erwieſen, wie kaum dem Könige, der ja dem Volke nur ein Geſpött war.

Dieſer, der körper- und geiſtesſchwache König Wladislav traf zwei Tage vor der Eröffnung der Hochzeitsfeierlichkeiten mit ſeinen beiden Kindern und vielen Hofleuten, in Bekleidung des Kardinals und Erzbiſchofs von Gran und des Erzbiſchofs von Colocza und einer Schaar andrer vornehmer und geringer Geiſtlichen ein und wurde von ſämmtlichen Männern, welche zu den verbundenen Familien Fugger und Turzo gehörten, eingeholt und nach dem Schloſſe geleitet. Der König, der wegen gänzlicher Kraftloſigkeit in den Beinen weder gehen noch reiten konnte, wegen ſchlechter Beſchaffenheit der Wege ſich aber nicht gern einem Wagen anvertraute, wurde mit ſeinem Kinderpaare in einer großen Sänfte getragen und ſagte gleich beim Ausſteigen zu Jakob Fugger: „Ich hoffe, Ihr werdet Euch für die große Beſchwerlichkeit, der ich mich Euretwegen ausgeſetzt, um Euer Feſt durch meine Gegenwart zu verherrlichen, erkenntlich zeigen.“

„Da haben wir's!“ flüſterte Ulrich Fugger dem Junker Bübenhoven zu: „Er will die Ehre, die er uns anthut bezahlt haben, und für die Gnade, die er uns erweiſt, einige Wochen unſer Gaſt in ſeinem eignen Lande zu ſein, noch ein hübſches Sümmchen einſtreichen, und unſer guter Ohm, der gegen gekrönte Häupter immer ſchwach iſt, wird nicht ermangeln, ſich dieſem königlichen Begehren willig zu fügen.“

Die jungen ungariſchen Magnaten ſcheuten ſich nicht, gleich nach der erſten Bekanntſchaft mit den Deutſchen über ihren König die frivolſten Spöttereien zu treiben und ihn den armen Lazarus im geflickten Purpurmantel zu nennen, der ſich von den Broſamen nähre, die von ihrer Tafel fielen. Die Erſcheinung ſeiner beiden Kinder war auch nicht geeignet, den trübſeligen Eindruck zu verſöhnen, den dieſer König von der traurigen Geſtalt machte, obgleich ſie ihm durchaus nicht ähnlich ſahen. Die Prinzeſſin Anna war ein feines, ſchmächtiges Kind von neun Jahren und trug die zarten Züge ihrer unglücklichen Mutter, die einſt die Sylphide am franzöſiſchen Hofe geheißen hatte. Noch kümmerlicher, bleicher und zerbrechlicher aber war ihr Bruder, der Prinz Ludwig. Obgleich er das ſiebente Jahr ſchon zurückgelegt hatte, ſah er doch wie ein kränkliches vierjähriges Kind aus. Nichtsdeſtoweniger war er friſch und geſund; er trug in ſeinem kleinen zarten Körper nur den Beweis, daß er zu früh auf die Welt gekommen war. Und dieſer kleine und zarte Menſch war in ſeinem dritten Jahre ſchon zum Könige von Ungarn und Böhmen gekrönt worden. So ſchien es denn, als ſollte Alles mit ihm zu frühzeitig geſchehen, und wirklich hat ſich dies eigenthümliche Schickſal an ihm während ſeines kurzen Lebens erfüllt.

Am folgenden Tage machte die ganze Fugger-Turzoſche Familie, vorab die drei Brautpaare, dem Könige die Aufwartung, den königlichen Kindern wurden die Kinder Georg Turzos und mit ihnen als dazu gehörig Raimund Mohr zugeführt, der nebſt ſeiner Milchſchweſter mit dem jungen Könige in gleichem Alter war, und die winzige Majeſtät fand an den neuen Geſpielen, beſonders an ihren Pferdchen, Eſeln, Lämmern, Ziegen, Eichhörnchen und Vögeln großes Behagen. Bald wollte des Königs Kinderpaar nichts mehr von ſeinen Ammen, Dienern und Hofſtaat wiſſen und ebenfalls nur von dem muntern Toni bedient ſein, der ſomit die Ehre genoß, ein kleines gekröntes Haupt und deſſen Schweſterlein mit ſeinen Poſſen und Späßen beſtens zu unterhalten.

## 11.

## Die dreifache Fuggerhochzeit.

In der Begleitung des Königs befand ſich ein Mann, der die Aufmerkſamkeit der Deutſchen vorzüglich auf ſich zog und auch von den Frauen mit beſondrer Theilnahme geſehen wurde; denn er war, wenn auch kein Jüngling mehr, doch noch ein junger Mann von ausgezeichneter Schönheit und ritterlichem Weſen, das kräftige Bild jener ungariſchen Tapferkeit und Kühnheit, von der man noch immer in allen Ländern Europas viel Rühmliches und Abenteuerliches zu erzählen wußte. Dieſer ausgezeichnete Krieger hieß Georg Doſa, war aus dem Skeklerlande in Siebenbürgen, aus den Bergen von Erdelli gebürtig und hatte ſich vor kurzem erſt in mehren Gefechten mit den Türken durch Heldenmuth, Tapferkeit, Klugheit und Geſchicklichkeit ſo hervorgethan, daß die Augen des kriegeriſchen Adels in Ungarn ſich auf ihn als einen der Tüchtigſten gerichtet hatten, und der König dadurch veranlaßt worden war, ihm den Adel zu verleihen; denn Doſa war ein niedrig geborner Sohn des Skekler Bergvolks. Er war jetzt Oberſter einer Reiterſchaar in Griechiſch-Weißenburg und vom Könige an den Hof berufen worden, um ſich mit ihm über neue Einrichtungen im Heerweſen zu vernehmen; denn man traute dem neuen türkiſchen Großſultan, dem kühnen Selim, nicht und fürchtete einen neuen Ueberfall deſſelben. Einem ſolchen Ereigniß mit Vorſicht zu begegnen, dazu ſchien Georg Doſa ganz der rechte

Mann. Der Ruf von der Fuggerſchen Hochzeit, welcher ſich in Ungarn verbreitet und beſonders am Hofe viel Redens gemacht, hatte den tapfern Reiteranführer vermocht, den König zu bitten, daß er ihn nach Kremnitz begleiten dürfe; denn Doſa war noch niemals mit Deutſchen aus dem Reiche in Berührung gekommen. Der König hatte dieſem Wunſche gern gewillfahret; das Gefühl ſeiner eignen Schwäche that ſich auf Doſa's Ruhm und Heldenmuth etwas zu gut, und der durch eigene Kraft und des Königs Belohnung emporgeſtiegene Krieger bildete einen erfreulichen Gegenſatz zu den übermüthigen Magnaten, von denen ſich der König in immer unwürdigere Abhängigkeit gedrängt ſah. So kam Doſa gleichſam als Paladin und Ritter des Königs mit nach Kremnitz, und die jungen Herrn vom alten Adel hatten ſo viel natürliche Scheu vor ihm, daß ſie wenigſtens nicht in ſeinem Beiſein die Jämmerlichkeit des Königs zur Zielſcheibe ihres Witzes machten. Deshalb geſchah es auch, daß ſie ſich von Doſa, deſſen Geſinnung ihnen nicht unbekannt war, fern hielten und ein ziemlich geſpanntes Verhältniß zwiſchen ihnen und ihm beſtand. Doſa war ein Volkskind und Freund des Volks; die Magnaten Feinde und Bedrücker deſſelben. Doſa und die Magnaten konnten alſo nicht Freunde ſein, und nur ſeine Kriegskenntniß und Tapferkeit ſicherten ihm ſeine Stellung unter ihnen. Doſa fühlte ſich dafür ſchon am erſten Tage zu den Deutſchen hingezogen, und da Gleichheit der Anſichten und Meinungen die Menſchen überall näher bringt, ſo war es auch hier ein geheimer Zug der Geiſter, welcher im Verlauf der nächſten Tage den edlen ungariſchen Krieger und den geſinnungstüchtigen deutſchen Kaufmann Ulrich Fugger in einem ſchnell geſchloſſenen Freundſchaftsbund vereinigte. In beiden jungen Männern wirkte ein ähnlicher Geiſt; ſie mußten ſich bald verſtehen und von einander angezogen fühlen. Beide waren ungewöhnlich begabt, beide wißbegierig, beide von den neuen und kühnen Ideen des jungen Jahrhunderts erfüllt; der Eine wußte blutwenig von den Verhältniſſen des deutſchen Reichs, der Andre ebenſowenig von denen des Königreichs Ungarn. Beide ſonderten ſich, ſo oft ſie es unbemerkt konnten, von der Geſellſchaft ab und ſaßen ſelbander beim Becher oder erklimmten die um die Stadt gelegenen Berge und belehrten ſich. Zum Glück waren ſie beide der lateiniſchen Sprache ſo vollkommen mächtig, daß ihrem gegenſeitigen Verhältniß kein Hinderniß im Wege ſtand.

Ulrich ſprach in ſeiner feurigen Weiſe vom Unfug des deutſchen Adels, von der Schwelgerei und Sittenverderbniß der vornehmen Pfaffheit, von der furchtbaren Bedrückung, welche beide dem gemeinem Manne auferlegten und von dem Benehmen des Kaiſers, der weder Kraft noch Willen habe, dieſem Unweſen ein Ende zu machen. Der Druck ſei unerträglich geworden und das Volk komme über ſeinen Zuſtand immer mehr ins Klare.

In Doja fanden dieſe Reden ein lebendiges Echo; ſein großes Auge blitzte, ſeine Hand zuckte oft krampfhaft nach dem Schwerte.

„Iſt mir doch, als ſchilderteſt du unſre eignen unglücklichen Zuſtände!“ rief er ſchmerzlich aus. „Unſer ſchönes Land iſt voller Knechte und Hörige, die den ſtolzen Herren jeden Dienſt, jede Arbeit verrichten müſſen. Der freie gemeine Mann verſchwindet immer mehr unter uns, nur der deutſche Anſiedler weiß in Ungarn ſeine Freiheit zu bewahren. Aber gerade dieſer Anblick macht dem übrigen Völkern, die auf Ungarns Boden wohnen, die Sklaverei nur noch unerträglicher. Und wie bei Euch ſind es auch hier Adel und Geiſtlichkeit, welche vereint dem Volke den Fuß auf den Nacken ſetzen, und die Pfaffen ſind ſchier noch ſchlimmer und grauſamer als die Magnaten. Der

Druck der Knechtſchaft hat ſich unter der ſchwachen, machtloſen Regierung des Königs Wladislav gar ſehr vermehrt. Seine Frömmigkeit hat ihn zum Spielzeug in der Hand der Pfaffen gemacht, ſeine Kraftloſigkeit zum Geſpött des Adels. Das niedergetretene Volk findet nicht Schutz, noch Hülfe bei ſeinem König. Es iſt ſeinen Würgern preisgegeben. Ein einſichtsvoller thatkräftiger König allein könnte uns helfen wie Euch."

„Ich fürchte, er würde bald der Rachſucht und Bosheit des zu gleichem Zweck innig verbundenen Adels und der Pfaffheit erliegen. Die Söhne der Kirche ſind ſtets die treueſten Diener der Volksunterdrücker und Feinde der Freiheit geweſen, und wie der Adel für die Freunde des Volks und der Freiheit immer ſcharf geſchliffene Schwerter, ſo hat die Kleriſei ihren Bannfluch, den Giftbecher und den Dolch des Banditen für ſie. Ich ſage dir, Könige, wie du ſie unſern armen geknechteten Vaterländern wünſcheſt, würden bald zu den Todten gehören, bevor das Volk ſich nicht ſelbſt gegen ſeine Blutſauger erhebt und ſich ihrer entledigt."

„Empörung?" ſagte Doja mit Beſtürzung.

„Erſchrick nicht vor dem Worte! Die Sache iſt natürlich. Die Könige ſind ſchwach und verblendet. Sie geben die heilige Sache des Volks auf und überlaſſen es den Raubthieren in Harniſch und Kutte. Je ſtiller das Volk hält, deſto gieriger zapfen ſie ihm das Blut ab. Es bleibt ihm ſein natürliches Recht, ſich zu wehren, ja die Pflicht der Selbſterhaltung gebietet ihm die Selbſthülfe. Hilf dir ſelbſt, ſo hilft dir Gott! iſt ein altes goldnes Wort. Hat das Volk ſich ſeiner Tyrannen entledigt, dann mag es den beſten Mann aus ſeiner Mitte zu ſeinem König erwählen: er wird ihm Hort und Führer ſein."

„Du haſt ein wichtiges Wort geſprochen: Das Volk muß ſich ſelbſt helfen. Und wahrlich, du haſt recht.“

„Ich darf dir noch Eins ſagen,“ fuhr Ulrich fort. „Eine große Volkserhebung wird vorbereitet und nicht an Einem Punkte, in Einem Lande allein. Vielleicht kann ich dir bald Näheres darüber mittheilen.“ —

Der Reiterführer verließ den neuen Freund nachdenklich; die Zerſtreuungen des geräuſchvollen Feſtes unterbrachen zwar die ernſten Zwiegeſpräche, aber nicht lange. Es traten Ereigniſſe ein, welche ſie noch näher zuſammenbrachten, ihre Herzen inniger verbanden und ihre Unterhaltung noch traulicher und rückſichtsloſer machten.

Das Feſt nahm ſeinen vorherbeſtimmten prächtigen Verlauf. Der König ernannte drei ſeiner Hofbeamten zu Brautführern; die Bräutigame wurden von den vornehmſten Magnaten geleitet, ein langer Zug, ſo koſtbar und herrlich, wie die Stadt noch keinen geſehen, bewegte ſich zur Kathedrale, wo die verſammelte hohe Geiſtlichkeit das feierliche Hochamt hielt. Der Biſchof von Fünfkirchen verrichtete die Trauung.

An ſüßer reizender Schönheit verdiente Katharina unter den Bräuten den Vorzug, an ſanfter engelgleicher Milde in den lieblichen Zügen Sibylle, an ſtolzer faſt majeſtätiſcher Geſtalt Regina. Ueber alle drei hatte das ſeligſte Glück ſeinen verklärenden Glanz gegoſſen und der Fuggerſche Reichthum ſeine fürſtliche Pracht, Regina ſchritt in würdigem Selbſtbewußtſein einher wie eine Fürſtin. Katharina wie ein ſehnſüchtiges Mädchen, Sibylle wie ein unſchuldiges Kind. Raimund Fugger, aufs Schönſte wie ein Prinz ausſtaffirt, glich einem lachenden Frühlingstag, er ſchwatzte unaufhörlich mit Allen. Marx Bübenhoven, einfach gekleidet, war einem leicht umwölkten Sommertage ähnlich, ein tiefer Ernſt überſchleierte ſeine Züge und eine Thräne glänzte in ſeinem ſinnigen Auge. Johann Baumgärtner war, im Bewußtſein ſeines patriciſchen Werthes, ein klarer fruchtreicher Herbſttag. Jedermann mußte geſtehen, daß die Brautpaare trefflich zuſammenpaßten. Raimund ſprang mit ſeiner Braut luſtig umher, eh' es zur Kirche ging, Marx drückte der ſeinigen ſchweigend die Hand, Baumgärtner reichte der ſeinigen mit Anſtand den Arm. Raimund dachte an das köſtliche Schlaraffenleben, das er mit ſeiner Katharina in Augsburg zu führen gedachte; Baumgärtner, wie vortheilhaft er den Reichthum ſeiner jungen Frau auf ſeinen Gütern anlegen wollte; Bübenhorens ſtille Gedanken aber waren mit der Erzherzogin Statthalterin beſchäftigt, und zuweilen drängte ſich Zaroyas reizendes Bild dazwiſchen. Es wurde ihm immer wehmüthiger zu Sinn, er fühlte, daß er heute von ſeiner poetiſchen Jugend Abſchied nahm, und er mußte Sibyllen oft in das klare, freundlich milde Auge ſchauen, um ſich zu ſtärken und nicht ganz traurig zu werden.

Raimund bebte vor Wonne, als er mit Katharinen am Hochaltar niederknieete und ihr die Hand zum Lebensbund reichte, Marx bebte vor Wehmuth, der Dritte bebte nicht. Und als die Worte des Segens über die Häupter der drei Paare hinflüſterten, erhob Katharina das ihrige in hoher trunkner Wonne, Sibylle ſenkte das ihrige in ſtillem innigem Gefühl, Regina hob und ſenkte das ihrige nicht.

Am glücklichſten war ohnſtreitig Herr Jakob; ja er zeigte ſich ſo ſeelenvergnügt, daß er, nachdem er die verbundenen Brautpaare glückwünſchend umarmt hatte, auch auf ſeine Ehehälfte losrückte und alle Anſtalt traf, ihre fleiſchige Fülle zu umhalſen, und ſie viel Mühe hatte mit ſaftigen Worten und kräftigen Stößen ſeine ungewohnte Zudringlichkeit von ſich abzuhalten. Er ließ ſich aber eine ſo ſchnöde Zurückweiſung nicht verdrießen und ging weiter, ſeine Schwägerinnen, Nichten und Neffen mit ſeinen Umarmungen und Küſſen zu beglücken, und ſelbſt Ulrich erhielt das erſte Liebeszeichen von ihm.

Die vermählten Paare traten unter ihrem prächtigen Thronhimmel, von Bergknappen getragen, den Rückweg an, und alle Gäſte folgten nach dem Münzhauſe, wo das Banket hergerichtet war. Der König ließ mit ſeinen Kindern nicht auf ſich warten. Er ſprach mit gefalteten Händen ſein ſegenflehendes Gebet über die Neuverbundenen und wünſchte ihnen Glück. Dann begab er ſich mit den hohen Kirchenhäuptern zur Tafel. Der Erzbiſchof von Gran ſprach das Tiſchgebet, Herr Jakob brachte die Geſundheit des Königs aus, dann ließ der Oberkämmerer die Brautpaare leben; aber als Bübenhoven ſich erhob und dem würdigen Ohm den Becher mit tiefgefühlten Dankesworten, die ſeine Rührung einigemal unterbrach, zutrank, da ſtimmten Alle mit begeiſtertem Jubelruf ein, und die Bergmuſik ſpielte ihre ſchöne Weiſe. Herr Jakob weinte wie ein Kind. Niemand von den Anweſenden hatte ihn noch Thränen vergießen ſehen, und ſeine Ehewirthin ſchüttelte bedenklich ihr Haupt; ſie fürchtete ernſtlich, ſein kindiſches Gebahren zeige an, daß auch ſein Verſtand kindiſch geworden ſei.

„Um Gott, Meiſter! Ihr ſeid doch noch bei gutem Troſt?“ flüſterte ſie ihm erſchrocken zu, als er wieder einen Anfall von ſchalkhafter Zärtlichkeit bekam; denn ſie hatte dergleichen noch nicht von ihm erlebt. Er aber nahm einen Becher und rief laut: er trinke auf das Grünen und Blühen der verbundenen Häuſer Turzo und Fugger bis in ſpäte Zeit. Und Alle leerten jubelnd ihre Becher, und auch Frau Sibylle that es, indem ihre Augen feucht wurden.

Das Banket ging ſeinem Ende zu, als die Bergmuſik ſchwieg, die Thüren aufgethan wurden, und ein kleiner Zug junger Zigeunerpaare in phantaſtiſch bunter, funkelnder Kleidung mit fröhlicher Zigeunermuſik hereintanzte, in ihrer Mitte ein junges feenhaftes Mädchen in den koſtbarſten goldgeſtickten Gewändern und mit dem purpurnen, perlengeſchmückten Turban einer morgenländiſchen Fürſtin. Sie glich mehr einem reizenden Traumbilde, mehr einem verkörperten ſüßen Gedanken eines luſtberauſchten Dichters, als einem wirklichen menſchlichen Weſen, und wie ſie leicht mit dem hochgeſchwungenen Trommelſcheit über den Boden dahinſchwebte, glaubte man eine Elfenkönigin oder die Beherrſcherin der Luftgeiſter zu ſehen. Alle Augen wendeten ſich dem kunſtvollen Tanze der Zigeuner zu; als aber die Andern ſich ehrerbietig vor ihrer jugendlichen Fürſtin verneigten und ſie, die Huldigung annehmend, allein in leichten Zephyrſchritten und kunſtreichen Wendungen tanzte, riß ſich aus aller Bruſt ein Laut des Staunens los, dem ſogleich der volltönendſte Beifallsſturm folgte.

Bübenhoven war beim Anblick der reizenden Zigeunerprinzeſſin zuſammengezuckt und erbleicht; nun ſtarrten ſeine Augen auf das Sylphenkind, wie von einem Zauber feſtgehalten, und ein fieberhaftes Beben lief über ſeinen Körper. Für ihn war dieſes wunderliebliche Kind wirklich ein verkörperter Traum, der üppigſte und heißeſte Traum ſeiner Jugend war es, welcher vor ihm ſchwebte und gaukelte, und augenblickelang traute er ſeinen Sinnen nicht und hielt Alles eben nur für einen Traum ſeiner heißen Phantaſie. Er brauchte auch nicht zu fragen, wer ſie ſei, er wußte es, und ſein Herz war von Wonne überfüllt, daß er es wußte. Er ſah ſich wieder als blondlockigen Pagen des jungen Königs Philipp von Kaſtilien am ſchönen Hofe des Königs von Frankreich zu Blois und die reizende Zarova vor ſich tanzen, die alle Hofherren bezauberte und ihn allein beglückte. Der Jugendrauſch, den heiße Liebesgluth ihm bereitet, umfing ihn wieder mit brennenden Farben; da legte ihm ſeine Braut, beſorgt wegen ſeines ſchier krankhaften Ausſehens, die Hand auf den Arm und flüſterte: „Narr, hat dich ein Unwohlſein angewandelt?“ Er ſchrak empor. Es war ihm ja unausſprechlich wohl geweſen. Nun war er plötzlich ernüchtert. Das junge Weib neben ihm kam ihm ſo gewöhnlich und gleichgültig, ſchier fremd vor, und er ſchauderte zuſammen, daß er auf ewig an ſie gebunden ſei. Wie leer und ſchaal dünkte ihm Alles, was er ſah und hörte, wie freudlos das ganze Feſt, und nur die zierliche Tänzerin leuchtete wie ein Stern durch Nacht und Nebel.

Endlich ließ ſich das ſchöne Zigeunerkind von ihren Begleitern ein mit Blumenſträußen gefülltes Körbchen reichen. Mit anmuthiger Verbeugung trat ſie zu den drei Brautpaaren und übergab jeder Braut und jedem Bräutigame einen Strauß, und die Empfänger gewahrten mit Wohlgefallen, daß in jedem Strauß ein geweihtes Amulet befeſtigt war. Auf dieſe von den Zigeunern gefertigten Talismane legte man hohen Werth und die von einer Zigeunerfürſtin geſchenkten wurden als unfehlbare Zaubermittel gegen jede Krankheit betrachtet. Als die zarte Geſtalt Bubenhoven das ſinnige Geſchenk darreichte, fragte er leiſe und mit zitternder Stimme: „Wie heißt du, mein Kind?“

„Sonaka!“ war die wohltönende Antwort der ſanft Erröthenden.

Er fragte nicht weiter, ſondern drückte das Geſicht in den Strauß. Da gewahrte er auf ſeinem Amulet das geheimnißvolle Zeichen des Pentalpha mit dem Namenszuge Zarova's. Ein leichter Wonneſchauer ging von ſeinem Herzen aus; er wußte was ſein Amulet zu bedeuten hatte, und Niemand weiter als er verſtand die geheimnißvolle Sprache deſſelben. Sie hatte ihn im Nu umgewandelt, und eine faſt krankhafte Fröhlichkeit bemächtigte ſich ſeiner für den Reſt des Tages, ſo daß die Augen ſeiner

Braut verwundert auf ihm ruheten. Er wurde ihr immer mehr zum Räthſel.

Die Zigeunerkinder machten Erwachſenen Platz, welche Gauklerkünſte zeigten; dann wurde der Tanz eröffnet, und in Luſt und Freude verſtrich der erſte Feſttag.

## 12.

## Schelme und Diebe.

Am dritten Tage hatte Jakob Fugger alle Feſtlichkeiten überdrüſſig, es trieb ihn unwiderſtehlich zu Geſchäften. Er ließ Ringelrennen, Fahnenſtechen, Scheibenſchießen und Kegelſchub und gedachte die Gelegenheit zu benutzen, wo alle Bergleute feierten, die leeren Stollen und Schachte zu beſuchen und alle Gewerke heimlich in Augenſchein zu nehmen.

Zur Begleitung hatte er ſich einen Oberſteiger erſehen, zu dem er ein großes Vertrauen hatte, weil er ein augsburger Stadtkind und als Waiſenknabe auf Jakob Fugger's Koſten erzogen worden war, dann in den tyroler Silberbergwerken ſeine Lehrjahre mit Lob zurückgelegt und nun ſchon ſeit fünf Jahren die wichtige Stelle eines Oberſteigers in Kremnitz bekleidet hatte. Er hieß Gebhard Diether, war unverheirathet und bei all ſeinen Vorgeſetzten wegen ſeines muſterhaften Betragens und ſeines ſanften Weſens beliebt. Georg Turzo hatte bei Jakob Fugger immer die glänzendſten Lobſprüche für Diether im Munde. Er war ein kleiner, bleicher, ſchmächtiger Mann, der den Kopf ſtets geſenkt trug, wie von der Angewöhnung der Arbeit und nur kurz und ſchnell das Auge zu dem erhob, mit welchem er ſprach, vorzüglich wenn er ſich von dieſem unbemerkt glaubte; dann hatte ſein Blick etwas unheimlich Lauerndes und Stechendes, was aber denen nicht mehr auffiel, die mit ihm umgingen. Dieſem Manne hatte der alte Fugger ſeinen Willen eröffnet, daß er ihn heimlich in die Gruben begleiten ſolle. Diether erwartete den Herrn am Eingange des Hauptſtollens. Sie fuhren zuſammen ein.

„Wie biſt du mit dem Ertrag der Gruben zufrieden, Gebhard?“ fragte Jakob vertraulich.

„Ich muß mit Allem zufrieden ſein,“ verſetzte der Bergmann ausweichend.

„Das heißt, du biſt nicht mit Allem zufrieden.“

„Ihr ſeid in allem Geſchäft und Verkehr ein erfahrner und kluger Mann, der ſeines Gleichen nicht hat. Was Ihr anordnet, iſt ſtets gut und löblich. Ich habe niemals einen Menſchen höher verehrt, als Euch; Alles, was ich bin und habe, ſchuldige ich Euch.“

„Ich kann aber die Augen nicht überall haben. Ich bedarf redlicher Leute, die ich bezahle. Du biſt einer von den Wenigen, denen ich Vertrauen ſchenke. Alſo friſch von der Leber: Was findeſt du hier nicht in Ordnung?“

„Warum fragt Ihr mich, Herr Fugger, und nicht den Herrn Bergmeiſter, der zwiefach mit Euch verwandt iſt, der Euerm hieſigen Bergweſen vorſteht und demnach doch höher in Euerm Vertrauen ſtehen muß als ich?“

„Das klingt verdächtig!“ rief Jakob hitzig. „Sage mir, ich befehle es dir, was iſt deine Meinung vom Betrieb der kremnitzer Goldmine?“

„Ihr könntet denken, ich wolle irgend wen verläumden. Deshalb erſpart mir die Antwort.“

„Heraus damit! Ich glaube dir. Du biſt ein redlicher Deutſcher, biſt ein gutes augsburger Stadtkind.“

„Und Ihr thätet wohl, immer nur Deutſchen zu vertrauen. Nun denn bei der Reichhaltigkeit der Mine müßte aus Eurer Münzſtätte hier ein Drittel, wenn nicht gar die Hälfte kremnitzer Dukaten mehr hervorgehen, als geſchieht. Wohin das rohe Erz geht, wer es hinwegführt, ich weiß es nicht. ich will es nicht wiſſen."

Jakob war erſchrocken vor der Anklage. Sein Herz ſträubte ſich dagegen; aber er war Kaufmann. „Gebhard," ſagte er mit zitternder Stimme, „ich will klar ſehen in dieſer Sache. Ich gebe dir hiermit Vollmacht, Jedermanns Thun und Treiben, er mag ſein, wer er will, ſcharf zu beobachten und mir Bericht zu erſtatten. Haſt du nicht Wohlgefallen an der ſchmucken Lore, der Magd meiner Pflegetochter? Ich gebe ſie dir zum Weibe und eine hübſche Mitgift."

Gebhard ergriff die Hand ſeines Wohlthäters und dankte wortreich; ein hämiſcher, ſchadenfroher Zug ſpielte um ſeinen knappen Mund. Sie fuhren weiter; der Oberſteiger ſchmeichelte dem alten Herrn, der die Schmeichler ſo ſehr haßte, mit ſo großer Vorſicht und Geſchicklichkeit und brachte ſo bündige Beweiſe vor, daß hier nicht Alles ſei, wie es ſein ſolle, daß Fugger überzeugt wurde, Diether ſei der einzige Menſch in Kremnitz, der ſeines vollſten Vertrauens würdig ſei.

Plötzlich ſahen ſie in der Ferne in einem Nebenſtollen einen Lichtſtrahl und hörten ein Geräuſch.

„Iſt die Grube heute befahren?" fragte Fugger. „Alle Knappen haben Feiertage."

„Ich will zuſehen. Verweilt ein paar Augenblicke hier." Der Oberſteiger zündete noch ein Grubenlicht an und eilte nach der Stelle, wo unterdeß der Strahl erloſchen, das Geräuſch verſtummt war. Aber ſein feines Ohr hatte ſchleichende Schritte vernommen, die ſich eilig entfernten. Der Fliehende war am Ende des Stollens gefangen und wurde als Toni erkannt.

„Bube, du biſt des Todes!" redete ihn Diether an. „Du biſt hier, um Erz zu ſtehlen."

Sobald Toni den Oberſteiger erkannt hatte, grinſte er: „Ihr werdet mir nichts anhaben; denn wißt: der Zigeuner Antonio iſt mein Vater, Karracha meine Großmutter."

Dieſe Worte übten auf den Oberſteiger eine überraſchende Wirkung aus.

„Komm mit," ſagte er leiſe, „daß ich dir hinaushelfe."

„Ihr braucht meinetwegen nicht in Angſt zu ſein," fuhr der Burſche ruhig fort. „Ich gehe morgen mit den Meinigen heimlich fort und kehre nie wieder."

„Dann ſollſt du noch ein gutes Weggeld von mir haben," ſchmeichelte Diether, offenbar durch die erhaltene Kunde ſehr erfreut. „Jetzt komm, Herr Jakob Fugger iſt im Stollen. Du mußt dich ihm zeigen."

Der Burſche folgte ihm mit frecher Sicherheit.

„Es iſt Toni," ſagte der Oberſteiger zum Grubenherrn. „Er hat von mir den Auftrag, zuweilen hie und da nachzuſpüren. Ihr wißt weshalb. Ich wußte nicht, daß er heute ſeinen geheimen Dienſt hier verſah."

„Das iſt brav von dir, mein Sohn!" ſagte Herr Jakob, den hämiſchlächelnden Menſchen auf die Schulter klopfend. „Ich werde dich für ſolchen geheimen Dienſt zu belohnen wiſſen. Ich ſehe, daß Ihr Beide mir treu ergeben ſeid. Ich hab' es auch an Euch verdient. Ihr ſeid Beide als Knaben zu mir gekommen, ich hab' Euch groß gezogen und werde Euer ferneres Glück begründen."

Der Burſche ging heimlich lachend davon. Jakob beſprach ſich noch eine Zeit lang mit dem Oberſteiger und entfernte ſich dann in großer Verſtimmung. Unterdeſſen war der Abend hereingedunkelt. Der Oberſteiger ging in einen Stollen und kehrte bald darauf mit einem ſchweren Kober, den er am Lederriemen über dem Halſe trug, zurück, ſchaute ſich vorſichtig um, verließ den gebahnten Pfad und eilte mit ſchnellen Schritten in das dichte Gebüſch des Bergwaldes. Keuchend ſtieg er bergauf, immer zwiſchen Bäumen, Geſtrüpp und Felſen ſich durchwindend, bis er nach einer Viertelſtunde an der Halde eines verfallnen Schachtes ankam. Hier hing eine Felſenplatte an der Bergwand und bildete ein Dach, unter dem ſich einige Menſchen bequem bergen konnten, zumal die hohe Halde von der andern Seite das Verſteck deckte und an der dritten der Berg ſich ſchroff abſenkte. Diether verſteckte den Kober in den hohen Waldgräſern, welche den Fuß der Halde umwucherten, und kroch dann unter die Felsplatte. Noch hatte er nicht lange hier verweilt, als ſein geſpanntes Ohr Männertritte vernahm, die den Berg herabkamen. Ein Mann in Bauerntracht, mit einem breitkrämpigen Hute auf dem Kopfe wurde zwiſchen der Halde und der Felſenplatte ſichtbar, indem ſeine unterſetzte Geſtalt ſich am matt erhellten Abendhimmel abkantete. Er ſprach ein einzelnes ungariſches Wort, und der Oberſteiger antwortete mit einem ſolchen. Der Fremde kroch hierauf unter das vorſpringende Steindach. Schwerlich würde ein Zuſchauer, der in Augsburg zum Scheibenſchießen zugegen geweſen wäre, in dieſem Bauer den feinen Oberkämmerer des Papſtes wiedererkannt haben, der ſich in der Unterredung mit dem Kaiſer ſo gewandt benahm, und doch war es derſelbe Mann, welcher dort unter den Namen eines ſpaniſchen Grafen Torrillas aufgetreten war.

„Celebes,“ redete ihn der Oberſteiger mit leiſer Stimme an, „ich muß Euch mit vollem Rechte Vorwürfe machen. Nicht zufrieden mit den großen Vortheilen, die ich Euch durch den billigen Verkauf des Golderzes zuwende, habt Ihr Euern Sohn auch noch angehalten, Erze aus der

Grube zu entwenden. Ich habe ihn vor ein paar Stunden auf der That erwiſcht."

„Hat er lange Finger gemacht?" lachte der Zigeuner. „Das dürft Ihr dem jungen Blute, das es noch zu etwas bringen will, nicht übelnehmen. Es iſt unſre Art ſo, das Verſehen des lieben Gottes bei Austheilung der irdiſchen Güter, wodurch wir zu kurz gekommen, wieder gut zu machen. Ihr denkt ja gerade ſo. Herr Fugger hat des Goldes genug; Ihr gönnt Euch ſelbſt etwas davon, ſo gönnt denn meinem ſchlauen Jungen auch ein Theilchen. Uebrigens treibt er das Geſchäft auf eigne Fauſt oder in Gemeinſchaft mit ſeiner Großmutter. Ich weiß nichts davon."

„Aber der Schlingel wußte doch von unſerm Geſchäfte. Und das iſt das Schlimmſte von der Sache."

„Er hat Luchsaugen, oder ſeine Großmutter hat ihm geplaudert, damit er ein Rettungsmittel bei der Hand habe, falls Ihr ihn ertappet. Ihr ſeht, daß er es gut benutzt hat. Er iſt ein Schlaukopf. Daß aber die Alte um unſern Handel weiß, iſt Euch nicht unbekannt. Sie hat ihn ja mit Euch eingeleitet. Und ſchon früher hat ſie aus dem kremnitzer Bergwerk manchen kleinen Ueberfluß heimlich erhandelt."

„Dadurch bin ich in die Hand deines trotzigen Buben gegeben."

„Fürchtet nichts. Wir werden nur noch ein paar Tage hier verweilen und ziehen von hier nach Spanien. Der Toni aber geht mit uns. Seit er unſre kleine Sonaka geſehen hat, will's ihm in Euern finſtern Gruben nicht mehr behagen. Das ſchmucke Hexlein hat's ihm angethan. — Laßt uns Richtigkeit machen! Wo habt Ihr die Waare?"

Diether holte den Kober herbei. „Zwanzig bis vierundzwanzig Pfund."

Der Zigeuner wog den Kober mit der Hand. „Dreißig ſpaniſche Dublonen!"

„Es iſt ein Spottgeld."

„Nicht doch! Wer gibt Euch mehr?"

„Gib vierzig!" — „Fünfunddreißig und damit Punkt. Hier iſt das Geld. Ich will es Euch in die Hand zählen." —

Diether ſteckte das Geld ein und ſchickte ſich an zu gehen.

„Lebt wohl!" ſagte der Zigeuner. „In einem Jahre, hoff' ich, ſind wir wieder da. Bringt unterdeſſen etwas Erkleckliches für mich bei Seite."

So ſchieden ſie. — Der Oberſteiger ging den Berg hinab, der Zigeuner ſtieg erſt eine Zeitlang bergauf. So gelangte er auf eine kleine Fläche. Unter einem Baume war eine friſche Grube gegraben. In dieſe verſenkte er den Kober, bedeckte ihn mit Erde und dann mit dürrem Laub. Nun ſchlug er ſich links den Berg hinab und gelangte in ein kleines Thal, wo er, den hüpfenden Bach abwärts verfolgend, bald die dunkeln Umriſſe eines alten, außer Gebrauch geſetzten und halb verfallnen Poch- und Schmelzwerks durch die Nacht dämmern ſah. Ein Zigeuner trat ihm entgegen. Es war die ausgeſtellte Wache.

„Der blonde Page iſt drin bei der Zarova," ſagte der Kerl. Der Augsburger und der Reiteroberſt haben der Suleima wieder einen Beſuch für dieſe Nacht anſagen laſſen. Sie und der Page dürfen ſich nicht treffen."

„Iſt Karracha noch nicht zurück?"

„Sie ſitzt mit Veit Schellenberger in der Stadt beim Becher und wahrſagt ihm."

Antonio ſchlich leiſe in das Haus und an dem Gemach vorüber, in welchem Bübenhoven neben Zaroya auf einer hölzernen Bank ſaß. Auf ſeinen Knieen ſchaukelte er die zierliche Sonaka, die ihn zuweilen ſüß anlächelte und wenn er ſich herabbeugte, ſie zu küſſen, ihren kleinen Arm um ſeinen Hals ſchlang. Ein in der grauen zerriſſenen Mauer ſteckender dürftig glimmender Spahn warf nur unbeſtimmte mühſam mit der Nacht ringende Lichter auf das liebliche Bild, ließ aber nicht verkennen, daß die Zigeunerfürſtin immer noch ein ſchönes Weib war.

Antonio, oder mit ſeinem Zigeunernamen, Pepindorio, warf einen hämiſch lächelnden Blick durch die klaffende Thürſpalte und legte dann das Ohr daran, um zu erhorchen, was das glückliche Paar plauderte.

„O ſchönes Spanien!“ ſeufzte Zaroya. „O mein ſchöner Marco! Wäre König Philipp nicht ſo früh geſtorben, du hätteſt das Land nicht verlaſſen und deiner Zaroya noch länger in freier Liebe angehört. Ich wäre nie einem andern Manne zu Theil geworden. Nur dich hab ich geliebt und deiner ſtets gedacht bis ich dich endlich, endlich wieder geſehen. Aber du haſt mich vergeſſen, treuloſer, blonder Mann!“

„Glaube das nicht, Zaroya! Glaube es nicht! Deine Liebe war die ſüßeſte Blume meines Lebens. Wie ein goldnes Morgenroth hing ſie am Himmel meiner Erinnerung. Und als mir die Gräfin Cardona in Augsburg deine Grüße brachte, war mir's, als berühre mich ein Engel mit ſeinen Lilienſtabe.“

„Doch erzähle mir weiter, erzähle weiter, mein holder Geliebter! Was iſt aus dem Infanten Alnayar geworden?“

„Ich weiß es nicht,“ verſetzte Bübenhoven mit unſicherer Stimme. „Sein Name iſt verſchollen; ich habe nie wieder von ihm gehört. Er wird den übrigen Gliedern des königlichen Hauſes von Granada nach Afrika gefolgt ſein.“

„Du weichſt mir aus, Marco. Du weißt, daß der edle Prinz und wo er lebt. Ich höre es an deiner Stimme;

ich leſe es in deinem Auge." Und ſie umſchlang ihn und küßte ihn feurig.

„Kannſt du mich betrügen, geliebter Marco? Sieh auf dies theure Kind — und mich, mich wollteſt du belügen! Du weißt wo der unglückliche Alnayar iſt?"

„Ich weiß es," ſtammelte der Junker im ſüßen Sinnenrauſche, der über ihn gekommen war; „aber — ein Eid bindet meine Zunge. Ich darf es dir nicht ſagen."

„Mein theurer Marco, mir darfſt du es verrathen. Bin ich nicht deine Geliebte, dein Weib! Haben wenige Jahre mir deine Liebe rauben können?"

„Zaroya, ich ſchwur auf den Leib unſres Gottes. Quäle mich nicht! Ich darf es dir nicht ſagen."

Die Zigeunerkönigin ſchmollte.

„Aber du darfſt mir ſagen, wen und was deine letzte geheime Unterredung mit dem ſterbenden Könige Philipp betraf."

„Was weißt du von dieſer Unterredung?" fragte der Junker erſtaunt.

„Der König erhielt am Morgen ſeines Sterbetages einen Brief von ſeiner Schweſter aus den Niederlanden. Drauf wurdeſt du herbeigerufen und bliebſt über eine Stunde bei ihm allein. Dann hat der König einem Geheimſchreiber noch einige Verfügungen in die Feder geſagt und mit ſchwacher Hand unterſchrieben."

„Du biſt genau unterrichtet."

„Haſt du auch einen Eid geſchworen, Niemandem zu ſagen, was du mit dem Könige ſprachſt?"

„Ich ſchwur keinen ſolchen. Aber was kann dir daran liegen, es zu wiſſen?"

„Ach ich wüßte gern Alles, was dich betrifft, und du thuſt ſo fremd und kalt gegen mich, als hätte nie dein Mund auf dem meinigen gebrannt. — Du böſer Mann, welche Schmerzen bereiteſt du mir!" Und ſie weinte leiſe.

„Bitte, bitte!“ flüſterte Sonaka dem Junker zu, indem ſie ihn küßte und ſtreichelte. „Sag' es der Mutter! Sie grämt ſich deinetwegen.“

„Nicht wahr deine Unterredung betraf Alnayar?“ ſchmeichelte die Mutter wieder. „Gib mir nur ein Zeichen, daß deine Liebe nicht erkaltet iſt!“

„Wohl denn; ich verletze mein Gewiſſen nicht, indem ich dir dies entdecke. Der Brief der Erzherzogin Statthalterin gab dem Könige Aufſchluß über die Flucht Alnayars. Er erfuhr das Liebesgeheimniß des unglücklichen Maurenprinzen. Er ließ mich rufen, und ich entdeckte dem Sterbenden, daß ich es war, der Alnayar vor ſeinem Zorne rettete und zur Flucht verhalf. Don Philipp erfuhr Alles aus meinem Munde, was er wiſſen wollte. Dann dankte er mir gerührt, daß ich alſo gegen die ſtrengen Befehle ſeiner Leidenſchaft gehandelt und diktirte einen Begnadigungsbrief für den Admiral Don Alfonzo de Granada genannt Alnayar, worin er ihn in alle ſeine Würden und Güter wieder einſetzte. In einem zweiten Briefe an den König Ferdinand von Aragonien bat er, den Don Alfonzo zurückzurufen; aber er faßte auch einen dritten an ſeinen Sohn und Nachfolger, den Prinzen Karl von Luxemburg ab, worin er dieſem befahl, falls König Ferdinand ſeiner Bitte kein Gehör ſchenken ſollte (er ahnete, daß dies der Fall ſein werde), den Begnadigungsbrief zu vollziehen, ſobald er, Prinz Karl, zur Regierung von Kaſtilien gelangt ſei. Wenn Alnayar nicht mehr am Leben ſei, ſolle ſein älteſter Sohn die Erbſchaft ſeiner Güter und Würden antreten. Und dieſen letztern Brief übergab er dem Pfalzgrafen Friedrich, in einer feinen Brieftaſche, die der König einſt von der Gräfin Luiſe von Maine zum Geſchenk erhalten hatte, und in welcher ſich ſein und ihr Bildniß von der Hand eines geſchickten Malers befand. Er befahl dem Pfalzgrafen, die Brieftaſche mit dem Briefe und dem Begnadigungsdokumente dem Infanten Karl an dem Tage zu überreichen, an welchem derſelbe die Erbſchaft der Krone von Kaſtilien antreten werde.“

„Und dieſe Briefe ſind alſo noch in den Händen des Pfalzgrafen?“

„Jedenfalls. Ich habe natürlich nicht wieder davon gehört. Ich habe den Pfalzgrafen ſeit Jahren nicht geſehen. Wir ſind uns fremd geworden.“

Der Zigeuner an der Thüre ward hier durch zwei in Mäntel gehüllte Männer vertrieben, welche von einem andern Zigeuner vorüber in das hintere Gemach des alten Hauſes geführt wurden. Er hatte auch genug gehört. Bald darauf ſchritt Bübenhoven, ebenfalls verhüllt, die verſchobenen Steinſtiegen hinab und trat langſam und gedankenvoll den Rückweg in die Stadt an. Er war noch nicht weit in der durch die Baumſchatten verfinſterten Nacht gegangen, als er ein leichtes Geräuſch hinter ſich vernahm, als ſäusle der Nachtwind im dürren Laube, und ſich unmittelbar darauf am Mantel gehalten fühlte. Er wandte ſich raſch.

„Deine Sonaka iſt's,“ flüſterte das weiche Kinderſtimmchen. „Du haſt mich ſo reich beſchenkt und mir ſo viel Liebe gezeigt, daß mich das Herz dir nachtrieb, um erſt recht von dir Abſchied zu nehmen. Im Beiſein der Mutter kann ich es nicht.“

„Was hat dich daran gehindert, mein liebes Kind?“ fragte der Junker aufmerkſam.

„Ach, ich darf es dir wol nicht ſagen; ich möchte gern — ich liebe dich ſo ſehr, mein ganzes Herz gehört dir.“

„Dann gehören mir auch ſeine kleinen Geheimniſſe. Entdecke mir alſo, was dich drückt.“

„Wenn es Suleima erfährt — “

„Wer iſt Suleima?“

„Kennſt du ſie nicht?“ Sie kennt dich doch ſehr gut und ſpricht oft mit der Mutter von dir. Sie iſt es ja, die die Mutter vermocht hat, dich über den Prinzen Alnayar auszuforſchen. Auch will ich dir noch eins entdecken; du wirſt mich gewiß nicht verrathen.“

„Darauf will ich dir die Hand geben, mein Kind, und einen Kuß dazu! Alſo?“

„Suleima will das ſchöne Knäbchen heimlich mitnehmen. Pepindorio und ſein Sohn, der wilde Bergknappe, werden es dieſe Nacht ſtehlen. Deshalb ſind wir eigentlich hierher gekommen. Sie gibt uns viel Geld. — Eh' der Morgen graut, ſind wir ſchon tief in den Bergen.“

„Das Knäblein, das du meinſt, iſt der kleine Raimund Mohr?“

„Der iſt's —“

„Ich danke dir, mein herziges Kind, und werde dir deine Liebe einſt vergelten.“

Und er hob ſie empor und küßte ſie. „Wenn ich Suleima nur einen Augenblick ſehen könnte. Kannſt du das nicht möglich machen?“

Sonaka beſann ſich einen Augenblick. „Komm,“ ſagte ſie dann. „Wir wollen dort an der Bergwand hinaufſteigen. Verbirg dich hinter einen Baum, bis ich dich abhole.“

Das zarte Kind führte den Junker, bis ſie über dem alten Hauſe ſtanden. Dann huſchte ſie den Berg hinab. Eh' eine Viertelſtunde verging, war ſie wieder da und leitete ihn bis dicht hinter das alte ſteinerne Gebäude. Hier konnte er durch eine ſchlecht verhängte Fenſteröffnung in ein kleines Gemach ſehen und erkannte in den darin befindlichen drei Menſchen die Gräfin Cardona, Ulrich Fugger und Georg Doſa. Die Erſtere war in Zigeunertracht.

Bübenhoven kehrte ohne Verzug um, nahm zärtlichen

Abſchied von der kleinen Zigeunerprinzeſſin und erreichte mit ſchnellen Schritten die Stadt. Es ſchmerzte ihn, daß er ſowol von der angeblichen Gräfin, als auch von Zaroya verrathen war, daß die Letztere ſich ſogar hatte gebrauchen laſſen, um ihn auszuforſchen. Er ahnte den Zuſammenhang dieſer verhüllten Dinge; und ein ihn überraſchendes Licht durchblitzte ſeine Seele. Er überlegte, was zu thun ſei und kam bald zur Ueberzeugung, daß er ſeiner ſelbſt und Sonaka's wegen die Zigeuner und die falſche Gräfin ſchonen müſſe, auch durfte er Ulrich nicht bloßſtellen. Er verfügte ſich alſo zu Jakob Fugger und berichtete ihm, es ſei ſoeben eine räthſelhafte Warnung an ihn gelangt, daß der Knabe Raimund geraubt werden ſolle, und die gut bezahlten Räuber ſich bereits in der Stadt befänden. Jakob erſchrak. „Ich habe es befürchtet," ſagte er. „Wir müſſen das Kind in der größten Stille von hier entfernen. Ich ahne die Pläne, die man mit ihm vor hat. Sie ſollen und müſſen vereitelt werden. Wir geben vor, daß wir ihn mit nach Augsburg nehmen, aber wir werden einen ſichern Verſteck für ihn ausfindig machen. Ich denke, ich laſſ' ihn auf eins meiner Güter bringen."

Ein Vorwand, den treuloſen Toni noch an dieſem Abend zu entfernen, war ſchnell gefunden. Er erhielt von Jakob eine Depeſche zur eiligſten Beſorgung nach Preßburg. „Da du der ſchnellſte Reiter in Kremnitz biſt, ſo hab' ich dich zu dieſer wichtigen Botſchaft erwählt. Du mußt unverzüglich fort und morgen bei guter Zeit dort ſein." Der Burſche machte ein verdrießliches Geſicht, durfte aber doch nicht widerſprechen und mußte das Pferd beſteigen.

Am folgenden Morgen verlautete, der kleine Raimund ſei in der Nacht erkrankt, und bis zur Abreiſe der Augsburger ſah man ihn nicht mehr außerhalb der Zimmer.

Die Zigeuner waren nach einigen Tagen verſchwunden, mit ihnen Toni. Es war ihnen bald klar geworden, daß ihr Anſchlag auf den Knaben verrathen war. Dieſer wurde auf ſehr geheimnißvolle Weiſe in der Nacht vor der Abreiſe in einer Sänfte unter ſtarker Begleitung vorausgeſchickt, ſo daß außer der Turzoſchen Familie Niemand wußte, wohin er gekommen war. Dieſer Umſtand kam den abergläubiſchen Gerüchten, welche über ihn ſchon im Schwange waren, ſehr zu Hülfe. Die Phantaſie der Bergleute bemächtigte ſich ſeiner und machte ihn zu einem übernatürlichen Weſen, das auf räthſelhafte Weiſe unter ihnen erſchienen und ebenſo wieder verſchwunden war. Die heimliche Entfernung Toni's wurde auf ganz andre Weiſe mit dem Verſchwinden des Knaben in Verbindung geſetzt, als ſie in der Wirklichkeit ſtattgefunden hatte.

## 13.

## Der Herzog von Burgund und Niederland.

Seit der großen Fuggerſchen Hochzeit in Kremnitz waren über fünfzehn Monate vergangen. Das Jahr 1514 war ein merkwürdiges und ereignißvolles geweſen. Zwar hatte es ſich nicht durch Begebenheiten ausgezeichnet, welche geeignet geweſen wären auf die Schickſale des menſchlichen Geſchlechts überhaupt einen umgeſtaltenden Einfluß auszuüben; man durfte ſie nur einzelne Gewitterſtürme nennen, in denen ſich die ſchwüle Atmoſphäre eines Theils ihrer Stoffe entlud; aber dieſe Blitze zuckten blutig genug hernieder und gaben Zeugniß von der wilden und gewaltigen Aufregung der Geiſter.

Die tolle und abſcheuliche Wirthſchaft des jungen verſchwenderiſchen Herzogs von Würtemberg, Ulrich, der nun ſchon ſeit elf Jahren in dem kleinen Lande wie in erobertem Feindesgebiet ſchaltete und zur Befriedigung ſeiner gemeinen Lüſte die Unterthanen durch ſeine Kreaturen und Helfer bis aufs Blut ausſaugen ließ, hatte eine Bauernverbindung, welche ſchon zur Zeit der Mündigkeitserklärung des Herzogs (1503) unter dem Namen „der arme Konrad“ im Remsthale zuſammengetreten war und zweifelsohne mit der ſo unglücklich abgelaufnen Bauernverbindung des Bundſchuh im Speiergau in geheimem Zuſammenhang ſtand, bis zum Ausbruch der Empörung getrieben. Die Verbindungen und Verbrüderungen waren nämlich eben ſo gut ein uraltes Recht des Landmanns, wie der Städter und des Adels. Nach der Zerſprengung des Bundſchuhs hatte ſich der arme Konrad ruhig verhalten; als aber der goldgierige Herzog zur Befriedigung ſeiner immer koſtſpieligern Leidenſchaften im Anfang des Jahres 1514 eine unerhörte Kapitalſteuer ausgeſchrieben und Maaß und Gewicht zu ſeinem Vortheil verkleinert hatte, war der arme Konrad als Widerpart der ungerechten Regierung aufgetreten und es war zum offnen Widerſtand und Aufruhr der Bauern gekommen, der ſich faſt über das ganze Land verbreitete. Aber es fehlte der Volksbewegung, ſo drohend ſie auch ausſah, ein tüchtiges und verſtändiges Haupt, um ein günſtiges Reſultat zu erzielen. Der anfangs verzagte Herzog gewann durch Lug und Trug und Waffengewalt bald die Oberhand über die ſeinen zweideutigen Verſprechungen leichtgläubig vertrauenden Bauern, und bald fielen die Köpfe derer, welche vorzüglich thätig geweſen waren; Andre entwichen außer Land, und der Aufſtand, der mit einem einſichtsvollen und muthigen Anführer für ganz Deutſchland hätte von großer und umgeſtaltender Bedeutung werden können, wurde unterdrückt, damit die Fürſten und ihr Anhang nur noch frecher und übermüthiger, trotziger und gewaltiger des Landmanns Eigenthum verſchlemmen und verpraſſen konnten.

Ganz zu derſelben Zeit hatte eine gewaltigere und dem Adel gefährlichere Volksbewegung in Ungarn ſtattgefunden. Und hier fehlte nicht der begabte Führer; ja ſtatt eines, waren deren zwei. Und doch war auch dieſer Aufſtand zu erhöhtem Unglück des Volks vom Adel unterdrückt worden. — Die großen Rüſtungen, welche Selim der Wilde, Padiſchah der Osmanen, gegen Perſien machte, verbreiteten in der Chriſtenheit Beſorgniß und Schrecken, indem man fürchtete, der Feldzug der Türken werde den Abendländern gelten. In Ungarn wurde zu Oſtern 1514 von allen Kanzeln des ganzen Landes ein Kreuzzug gegen die Türkei gepredigt, und da allen Hörigen und Leibeignen, welche ſich daran betheiligen würden, im Namen des Königs Freiheit verſprochen wurde, ſo ſtürmten binnen zwanzig Tagen gegen ſechszigtauſend Männer, meiſt hörige oder leibeigne Bauern, froh der Gelegenheit des grauſamen Druckes ledig zu werden, zu den Kreuzesfahnen. Sie wurden mit dem Kreuze bekleidet und nannten ſich davon Cruciaten. Nach des Königs Willen übernahm jener Georg Doſa, der mit auf der Fuggerſchen Hochzeit in Kremnitz geweſen war und dort durch Ulrich Fugger's Vermittelung die Bekanntſchaft der fanatiſchen Suleima gemacht hatte, die Führung dieſes Kreuzheeres. Er war in jeder Beziehung zum Oberbefehl deſſelben befähigt. Zwei Pfarrer, Laurentius und Barnabas, erregten das gemeine Volk durch Reden im Geiſte der Huſſiten zu dieſer allgemeinen Theilnahme am heiligen Kriege. Vorzüglich war es der erſtere, welcher die Gleichheit der Menſchenrechte predigte. Der Adel entbrannte in Wuth über den Abzug ſeiner Hörigen und Leibeignen. Viele Magnaten ſetzten ihren dem Kreuzheere zuziehenden Bauern mit bewaffneter Hand nach, holten ſie ein, ſchlugen ſie in Feſſeln und führten ſie mit grauſamen Mißhandlungen zurück. Dadurch wurde der Geiſt der Empörung raſch geweckt und zur mächtigen Flamme angeblaſen, zumal das Heer durch den Feldzug der Türken gegen die Perſer inne ward, daß der Kreuzzug gegen die Ungläubigen ſich unnöthig mache. Die Bauern waren nun in Maſſe zuſammen und ſahen ihre grauſamen Dränger im Vaterlande als ihre zu bekämpfenden Feinde an. Laurentius rief in glühenden fanatiſchen Reden zur Empörung auf; Georg Doſa ergriff die Gelegenheit, um der Rächer ſeines Volks an dem tyranniſchen Adel, um ſein Retter und Befreier von den ſchmählichen Banden der Knechtſchaft zu werden. Entſchloſſen, das Cruciatenheer gegen den König, den hohen Adel und die Pfaffheit als die ärgſten Feinde des Volks zu führen, rief er das ganze Land zur Empörung auf und begann den Krieg. Hunderte von adligen Schlöſſern loderten in Flammen auf; eine Menge Edelleute wurden mit Weib und Kind von der rächenden Hand der Bauern erſchlagen. Nach dem erſten Sieg, den Doſa erfocht, verkündete er die Republik und Souverainetät des Volks. Alle Ungarn ſollten vor Gott und Menſchen gleich ſein; kein Adel ſollte mehr beſtehen, kein König mehr regieren, keine Geiſtlichkeit mehr Macht haben. Aber jener Johann Zapolya, der ſeine Gedanken ſchon auf die ungariſche Königskrone gerichtet hatte, und jetzt Woiwode von Siebenbürgen war, wurde von dem hart bedrängten ungariſchen Adel herbeigerufen und überfiel den unvorbereiteten Doſa. Geſchlagen und gefangen genommen, wurde der edle Mann auf teufliſch grauſame Weiſe hingerichtet. Vierzig ſeiner Diener waren ohne Nahrung eingeſperrt worden. Als nach vierzehn Tagen der ſcheußliche Kerker geöffnet wurde, lebten nur noch neun. Mit Ketten beladen wurde Doſa nackt auf einen vor ſeinen Augen glühend gemachten Thron gefeſſelt, ihm eine glühende Krone aufs Haupt genagelt, ein glühendes Scepter in den Arm gelegt. Nun wurden ſeine neun ausgehungerten Gefährten mit Lanzenſtichen und Schwerthieben auf ihn losgetrieben und ihnen zugeſchrien, ſich am Fleiſche ihres Königs zu ſättigen und dadurch ihr Leben zu erkaufen. Drei, die ſich weigerten, wurden im Nu in Stücke gehauen, ſechs ſtürzten ſich auf das ſcheußliche Mal. Von glühenden Zangen zerriſſen endete der edle Doſa ohne einen Schmerzenslaut. Die gefangenen Bauern wurden geköpft und gepfählt, 60,000 waren in den Schlachten und durch Henkers Hand umgekommen; Abgaben und Frohnen wurden erhöht, die Leibeigenſchaft als allgemeines und ewiges Schickſal der Bauern beſtimmt. Und ſo endete hier wie in Würtemberg der Bauernaufſtand zum Triumph und größerm Uebermuth der Volksunterdrücker, und ein ſtürmiſcher Jubel ging durch die Reihen der Fürſten, des hohen Adels und des mächtigen Klerus in Ungarn und dem ganzen deutſchen Reiche.

Der Feldzug des Kaiſers Maximilian und des Königs Heinrich VIII. von England gegen Frankreich war mit dem Jahre 1513 ſchon ohne ſonderliche Erfolge zu Ende gegangen. Ein paar franzöſiſche Städte an der niederländiſchen Grenze waren erobert und einige Meilen weit das Land verwüſtet worden; dann war der junge König nach London, der alte Kaiſer nach Innsbruck zurückgekehrt. Auf dieſer Heimreiſe hatte er ſich, wie ein alter Bericht ſagt, „in Augsburg mit der Vogelbeize, mit Renn- und Stechſpielen, mit Gaſtmahlen, Tänzen, Maskeraden und andern Kurzweilen beluſtigt, worauf er endlich am andern Chriſttage nach Innsbruck verreiſet.“

In den erſten Tagen des Jahres 1514 war dann die Königin Anna von Frankreich, jene Erbin von Bretagne, die einſt Maximilians Braut geweſen, in ihrem zweiundvierzigſten Lebensjahre geſtorben, und die Feindſchaft der

Könige von Frankreich und England hatte ſich nach wenigen Monaten in ihr Gegentheil verwandelt, indem König Ludwig im Auguſt die Prinzeſſin Margaretha von England, König Heinrichs Schweſter, zur Gemahlin nahm, dieſelbe Prinzeſſin, welche kurz vorher während des Kriegs in den Niederlanden auf Betrieb des Kaiſers ſeinem Enkel, dem dreizehnjährigen Erzherzog Karl, Prinzen von Kaſtilien, vom König Heinrich verlobt worden war. Worthalten war nun einmal nicht die Sache der Könige jener Zeit.

In Italien war der Krieg der verbündeten deutſchen und ſpaniſchen Heere gegen Venedig meiſt ein glücklicher geweſen. Bei Vicenza waren die Republikaner am 7. Oktober 1513 gänzlich geſchlagen worden, und das folgende Jahr ſah die Oeſtreicher als Herrn in Oberitalien.

Kaiſer Maximilian war mit der Geſtaltung der Dinge ſehr zufrieden. Die Niederlage der Bauern in Würtemberg und Ungarn hatte, ſo meinte er, dieſen abſcheulichen Empörungen für immer ein Ende gemacht, ſeine ſiegreichen Waffen gegen die Venetianer und Franzoſen gaben ihm ein Uebergewicht; das deutſche Reich ſchien ruhig — wenigſtens bekümmerte ſich der Kaiſer nicht viel darum. Darum gewahrte er nichts von der innern Gährung in allen Schichten der Geſellſchaft, nicht das Drängen und Treiben der Geiſter nach einer freiern Lebensgeſtaltung, nicht das dumpfe Brüten des Volks, das durch eine abermalige ſchlechte Ernte und den dadurch geſteigerten Mangel ſchwer niedergedrückt war. Der Kaiſer täuſchte ſich, es war die Ruhe, die dem Sturm vorangeht. Er aber griff nun gleich wieder nach ſeinen alten Plänen, die die Vergrößerung ſeines Hauſes bezweckten. Ländererwerb durch Heirathen ſchien gleichſam die Aufgabe ſeines Lebens zu ſein. Er hatte dies Ziel als Jüngling verfolgt und die Niederlande (faſt auch Bretagne) dadurch gewonnen; er hatte ihm als Mann nachgejagt und Kaſtilien an ſein Haus gebracht; er nahm es als Greis wieder auf und warf ſeine Augen wiederum auf Ungarn und Böhmen, da die Schwächlichkeit des Thronerben dieſer Länder ſeinen frühen Tod erwarten ließ. Seine ſechs Enkel, die nun allmälig heranwuchſen, boten ſeinen Gelüſten treffliche Gelegenheit. Zwar hatte ihm die Vermählung des Königs von Frankreich mit der Prinzeſſin von England das reiche Heirathsprojekt, das er mit dem Erzherzog Karl vorhatte, verdorben (das erſte, ihn mit der Prinzeſſin Claude de France zu verbinden, hatte Ludwig XII. dadurch vereitelt, daß er ſeine Tochter ſeinem Neffen, dem Herzog Franz von Angouleme zur Gemahlin gegeben), aber er ließ ſich dadurch nicht irre machen, neue Pläne zu entwerfen. Zuerſt aber mußte Prinz Karl mündig erklärt werden und die Regierung der Niederlande aus den Händen ſeiner Tante ſelbſt übernehmen. Und dazu war der funfzehnte-Geburtstag des Prinzen, der 24. Februar 1515 beſtimmt. Ehe dieſer Tag aber erſchien, lief die überraſchende Kunde von einem unerwarteten Ereigniß durch Europa. Der kräftige König von Frankreich, Ludwig XII., war in ſeinem 54. Lebensjahre plötzlich am Neujahrstage geſtorben; vier Monate nach ſeiner zweiten Vermählung. Man behauptete gerade die junge Gemahlin ſei die Urſache ſeines Todes geweſen. Um ſich einen Leibes- oder Thronerben zu erzielen, habe er der ehelichen Liebe zu viele Opfer gebracht und dadurch die Kraft ſeines Lebens gebrochen. Ihm folgte auf dem Throne Franz von Valois, Herzog von Angouleme, der Enkel eines Bruders ſeines (Ludwigs) Vaters, zwanzig Jahre alt und vermählt mit eben jener Claudia, welche erſt für den Erzherzog Karl beſtimmt geweſen war. Man war gewohnt, dieſen Franz für einen ſehr unbedeutenden Menſchen, für einen Faſelhanſen zu halten. Zu gleicher Zeit liefen Nachrichten aus Spanien von der zunehmenden Krankheit des Königs Ferdinand ein; es hatten ſich ſo bedenkliche Symptome gezeigt, daß eine baldige Auflöſung deſſelben ebenfalls zu erwarten ſtand. Auch er hatte ſich durch eine junge Gemahlin und daſſelbe Verlangen, einen Erben von Aragonien zu erzielen, zu Grunde gerichtet. Es ſchien bald, als ſolle Maximilian von all den gekrönten Häuptern allein ſtehen, mit denen er gehadert und verbündet geweſen, die ihm und denen er ſo oft Wort und Treue gebrochen.

Der Tag war da, an welchem der fünfzehnjährige Erzherzog Karl die Regierung der Niederlande übernehmen ſollte. Von Innsbruck waren als Geſandte des Kaiſers gekommen: Graf Hans von Oettingen, Graf Felix von Werdenberg und Graf Wolf von Fürſtenberg. Die Stände des Herzogthums waren durch Circularſchreiben nach Brüſſel berufen worden. Unter den Fremden, welche aus verſchiedenen Ländern, namentlich aus Oeſtreich, Deutſchland, Frankreich und Holland herbeigekommen waren, das Feſt des jungen Herzogs zu verherrlichen, erregte ein Graf von Oldenburg die Aufmerkſamkeit Vieler, vorzüglich des Hofs. Niemand kannte ihn näher. Man flüſterte ſich nur zu, er ſei als ein Anverwandter des Königs Chriſtiern II. von Dänemark nach Löwen zu der Erzherzogin Statthalterin gekommen und habe derſelben Briefe des Königs gebracht. Dort hatte er am Hofe ſchon einige Wochen gelebt und war von der Statthalterin mit auszeichnender Freundlichkeit behandelt worden. Nun war ſchon im letzten Herbſt am niederländiſchen Hofe verlautet, der junge König von Dänemark, welcher 1513 zur Regierung gekommen, habe ſich ſowol an den Kaiſer Maximilian, als auch an die Erzherzogin Margaretha brieflich gewandt und um die Hand der Prinzeſſin Eleonore, der älteſten Schweſter des Erzherzog Karl, angehalten. Dieſe Erzherzogin ſtand jetzt im ſiebzehnten Jahre und hatte ſich zu großer Schönheit entwickelt. Der Ruf derſelben war in alle Länder gedrungen. Der Schluß der Hofleute, daß der Aufenthalt des Grafen von Oldenburg am niederländiſchen Hofe mit der Werbung des däniſchen Königs in enger Beziehung ſtehen möchte, war um ſo leichter gemacht, als der Graf oft und viel um die junge Erzherzogin war und bei den Hoffeſten ſie und ihre vierzehnjährige Schweſter Iſabella, welche eben ſo ſchön zu werden verſprach, abwechſelnd zu Tänzerinnen wählte. Nun hatte aber die reizende Prinzeſſin Eleonore ihr Herz bereits an den nicht mehr jungendlichen Pfalzgrafen Friedrich, den Gefährten ihres Vaters bei allen tollen Streichen und Minnehändeln, verloren und ſtand hinter dem Rücken ihrer Tante im heimlichen und innigen Liebesverkehr mit dem in ſolchen Angelegenheiten wohlerfahrenen Fürſten. Mochte nun dem Könige von Dänemark irgend eine geheime Kunde von dieſem Verhältniß zugekommen ſein, genug der Graf von Oldenburg ſparte bei der Dienerſchaft kein Gold, hinter daſſelbe zu kommen. König Chriſtiern war dagegen für die in den Pfalzgrafen verliebte Eleonore auch keine angenehme Partie, und ſie gebrauchte eine am niederländiſchen Hofe bekannte Verbindung deſſelben zum Vorwand, um ſich bei ihrer Tante gegen eine Vermählung mit demſelben auszuſprechen. König Chriſtiern hatte nämlich vor fünf Jahren als Statthalter von Norwegen in Bergen die Tochter einer aus Amſterdam ſtammenden Gaſtwirthin, Namens Sigbrit, kennen gelernt und war in das zarte, mit den lieblichſten Reizen einer ſanften weiblichen Natur reichlich ausgeſtattete Kind in heftiger Minnebrunſt erglüht. Das liebliche zarte Weſen, von ſeiner Geſtalt und Unſchuld das „Täubchen (Dyveke) von Amſterdam" genannt, war des Statthalters Geliebte geworden und ihm vor anderthalb Jahren, als er den däniſchen Thron beſtiegen, nebſt ihrer ſchlauen und ränkevollen Mutter Sigbrit nach Kopenhagen gefolgt. Sigbrit hatte großen Einfluß auf die Regierung des Königs gewonnen, und man ſchrieb die energiſchen Schritte deſſelben gegen die mächtige und übermüthige Ariſtokratie des Landes den Einflüſterungen der holländiſchen Gaſtwirthin zu. Es wurde aus guten Gründen vermuthet, daß der König weder ſein heißgeliebtes Täubchen, noch ſeine ſcharfſinnige Rathgeberin einer Gemahlin opfern und dieſe alſo einen nicht beſonders angenehmen Stand haben werde. Die Erzherzogin Eleonore, von der ſchwärmeriſchen Hoffnung genährt, ihre Verwandten würden die Einwilligung zu ihrer Verbindung mit dem Pfalzgrafen geben, erklärte kühnen und ſtarken Geiſtes, ſie werde ihre Hand nie dem König von Dänemark reichen.

So ſtand dieſe Heirathsangelegenheit, als das Feſt erſchien, zu welchem der Graf von Oldenburg mit der Statthalterin und den jungen Erzherzoginnen von Löwen nach Brüſſel gekommen war.

Dreimal drei Kanonenſchüſſe verkündeten nach ſieben Uhr Morgens der winterlichen Hauptſtadt, daß das Land heute wieder einen Herzog erhalten werde. Hierauf lud das Glockengeläute von allen Thürmen die Bevölkerung zur heiligen Meſſe. Die Stände verſammelten ſich in der St. Gudulakirche, dem Meßopfer beizuwohnen; die erzherzogliche Familie und die Geſandten beteten und empfingen den Segen in der Schloßkirche. Nach beendigtem Gottesdienſte zogen die Stände paarweis in das Schloß, wo ſie von herzoglichen Marſchällen empfangen und in den von Karl dem Kühnen eingerichteten Thronſaal geleitet wurden. Achtunddreißig Jahre waren nun ſeit dem Tode dieſes kriegeriſchen Herrn verfloſſen, und es waren nicht wenige von den Ständen, die ihn noch in ſeiner männlichen Blüthe und Kraft gekannt, ja einige derſelben hatten ſchon als Stände unter ihm in dieſem Saale geſeſſen. Heute ſollten ſie wieder einen Karl zum Herzog erhalten, den Urenkel jenes kühnen Kriegers, und der Vergleich zwiſchen jenen

Zeiten und dieſen, zwiſchen Ahn und Enkel, war der Gegenſtand der Unterhaltung der Stände. Wie außerordentlich hatten ſich die Zeiten geändert! Die Erfolge jener verachteten Schweizerbauern, welche dem trotzigen Herzog Karl die Siegespalme und das Leben entriſſen, hatten die Maſſen des Bauernvolks faſt im ganzen deutſchen Reiche mit Freiheitsgedanken angefüllt, und welche freie Anſichten hatte die Bevölkerung der Städte von dem päpſtlichen Kirchenregiment und der Verderbtheit des hohen Klerus gewonnen! Welcher ungeheure Reichthum war durch die Handelsſeefahrten nach Oſt- und Weſtindien, und durch die Einkehr der portugieſiſchen und ſpaniſchen Schiffer in die niederländiſchen Häfen in das Land geſtrömt! Welch ein Drängen und Treiben hatte die Geiſter erfaßt, wie vordem bei keines Menſchen Gedanken der Fall geweſen! Und welche unüberſehbare Fernſichten bot die nächſte Zukunft! Ihr junger Herzog war nicht nur der Erbe aller öſtreichiſchen Lande, er war auch Erbe aller ſpaniſchen Königreiche, des Königreichs Neapel, des Königreichs Navarra und jener ungeheuren Länder voll fabelhaften Reichthums jenſeits des atlantiſchen Meeres, deren Küſten man noch nicht einmal ganz kannte. Dieſer funfzehnjährige Knabe war der wichtigſte unter allen lebenden Menſchen; weil er der mächtigſte und reichſte werden ſollte. Denn was auch ehrliche Moraliſten den Menſchen vorpredigen mögen: Macht und Reichthum bleiben ſtets die höchſten Güter derſelben, und vor Macht und Reichthum werfen ſie ſich anbetend in den Staub. —

Die des Raths mit den Bürgermeiſtern und den Obermeiſtern der Zünfte, dann die Ritterſchaft und der Klerus betraten nach einander den Saal und nahmen ihre Plätze ein. Da ſah man die ſtolzen flandriſchen Kaufherren, die im Reichthum die meiſten Fürſten jener Zeit hinter ſich ließen, und unter ihnen Herrn Jakob Fugger und ſeine beiden Neffen Raimund und Anton Fugger; der erſtere in ſchlichter Tracht, doch mit der Ehrenkette des Kaiſers geſchmückt, der Andre in einer Pracht, welche die der gebornen Fläminger noch zu überbieten ſuchte, der Dritte in einem ſehr ſoliden Schmuck, der wohl den Reichthum ſeines Beſitzers ahnen ließ, dem jungen Manne aber einen Anſtrich von Würde gab, die weit über ſein Alter hinaus ging.

Die Herolde gaben ein Trompetenſignal, die großen Thüren wurden aufgethan, und die Trabanten und walloniſchen Garden ſchritten in glänzendem Waffenſchmuck herein und ſtellten ſich an den Wänden auf; die Hofmarſchälle führten den Zug der Hofherrn an, in deſſen Mitte unter einem von Pagen getragenen Thronhimmel der Erzherzog Karl, ſeine Tante die Statthalterin führend ging; der Pfalzgraf Friedrich führte die ſchöne ſiebenzehnjährige Prinzeſſin Eleonore, ſeine heimliche Geliebte; der Graf von Oldenburg die Prinzeſſin Iſabella, der Oberhofmeiſter des Prinzen, der Ritter Wilhelm von Croy, Herr von Chievres, die neunjährige Prinzeſſin Maria. Der Erzbiſchof von Mecheln und der Informator des Prinzen, Meiſter Adrian Florentius, meiſt nach ſeiner Vaterſtadt Adrian von Utrecht genannt, erſter Profeſſor und Decan der Univerſität zu Löwen, ſchritten nebeneinander, und ihnen traten die Biſchöfe des Landes nach. Sodann die übrigen Geſandten des Kaiſers, die oberſten Hofchargen und mehre ſpaniſche Ritter und Granden, welche ſich am brüſſeler Hofe aufhielten, jeder eine Hofdame am Arme. Unter den Letztern erkannten die Fugger mit einigem Erſtaunen die ſchöne Gräfin von Cardona, welche der alte Kanzler des Reichs, der Graf Hanneton, führte.

Der Erzherzog nahm, wie gewöhnlich, zur Rechten der Statthalterin auf dem Throne den Sitz ein; eine Stufe tiefer ließen ſich die Prinzeſſinnen auf vergoldeten

Stühlen nieder; der dem Erzherzog zunächſt ſtehende blieb unbeſetzt. Die Geſandten und Hofherren ſtellten ſich zu beiden Seiten des Thrones auf, die Damen nahmen auf einer Eſtrade Platz.

Prinz Karl von Kaſtilien war weder in körperlicher, noch geiſtiger Ausbildung ſeinem Alter vorgeſchritten. Er war in der That noch ein Knabe, der außer Reiten und Fechten blutwenig gelernt hatte. Sein Wuchs war nicht groß, vielmehr gedrungen und ſpätere Kraftentwicklung andeutend. Das röthlichblonde großgelockte Haar hatte er von ſeinem Vater; auch im Geſicht fand man Züge der habsburger Familie, aber ſie waren mit denen des katholiſchen Ferdinand gemiſcht. Es fehlte ihnen die habsburgiſche Gutmüthigkeit. Das große und feurige Auge und der geſchloſſne, ſpöttiſche, befehlshaberiſche Mund waren Erbtheil ſeiner Mutter. Sein Geſicht hatte nicht die Blüthenfarbe der Jugend; es war von auffallend weißer Farbe und nur leicht geröthet. Sein Gang und Anſtand waren ſchon feſt und fürſtlich.

Die Herolde riefen die Eröffnung des Fürſtentages aus, und der Kanzler verkündete dann der Verſammlung, daß die anweſenden Geſandten Seiner Majeſtät des Kaiſers des heiligen römiſchen Reichs deutſcher Nation im Namen und Auftrag ihres allerdurchlauchtigſten Herrn, den durchlauchtigſten Erzherzog von Oeſtreich Karl, Prinzen von Kaſtilien und Leon, Herzog von Burgund und Niederland und Grafen von Lützelburg, am heutigen Tage als dem funfzehnten Geburtsfeſte Sr. Durchlaucht der Vormundſchaft entlaſſen, und daß Ihre Hoheit die durchlauchtigſte Frau Erzherzogin von Oeſtreich, verwittwete Herzogin von Savoyen, die zeither mit Ruhm geführte Regierung in die Hände ihres durchlauchtigſten Neffen geben werde, die Stände des Reichs aber berufen ſeien, ihrem Herzog die Huldigung und den Eid der Treue zu leiſten. Hierauf traten die drei deutſchen Grafen vor, überreichten der Erzherzogin ihr Creditiv als Geſandte des Kaiſers, und Fürſtenberg verlas die Urkunde der Entlaſſung des Herzogs aus der Vormundſchaft ſeines Großvaters. So wie die Geſandten wieder zurück getreten waren, nahm die Erzherzogin eine Pergamentrolle mit großem anhängenden Inſiegel von dem Sammtkiſſen, welches ein neben ihr ſtehender Kammerherr hielt, und überreichte ſie dem Kanzler zum Vorleſen. Es war die Uebergabe des Regiments des Landes. Aus den Händen des Kanzlers wieder in die ihrigen zurückgekehrt, reichte ſie dieſelbe dem Neffen dar, trat von der oberſten Stufe des Throns herab, beugte das Knie vor ihm und küßte ſeine Hand mit den Worten: „Ich beglückwünſche Ew. Hoheit und huldige Euch als meinem gnädigſten Herzog und Herrn.“ Die Prinzeſſinnen und der Hofſtaat folgten ihrem Beiſpiel; dann huldigten die Stände. Zuletzt las der Erzbiſchof von Mecheln den Eid der Treue vor, welcher von den Ständen mit lauter Stimme und aufgehobner rechter Hand nachgeſprochen wurde. Nach Beendigung dieſes feierlichen Aktus wurden die Gemächer des Schloſſes geöffnet, damit die Anweſenden nach Belieben bis zum Beginn des großen Bankets ſich hierhin oder dorthin verfügen möchten. Viele derſelben brachten dem jungen Herzog ihre perſönlichen Glückwünſche dar. Unter dieſen befand ſich auch Jakob Fugger, welcher dem Erherzog und deſſen Tante ſeine beiden Neffen vorſtellte und zu Gnaden empfahl.

„Ew. Liebden muß wiſſen,“ wandte ſich die Erzherzogin an den jungen Herzog, „daß Herr Fugger ein langjähriger treuergebner Freund Sr. Majeſtät des Kaiſers iſt und auch Euerm hochſeligen Vater wichtige Dienſte geleiſtet. —“

„Ich weiß, ich weiß,“ unterbrach Karl die Tante ungeduldig, „Ihr habt mir das ſchon geſagt, gnädigſte Frau.“

„Ein großer und wichtiger Plan war in der Ausführung begriffen," nahm Jakob Fugger mit gemeſſener Feierlichkeit das Wort, „als der ſtrenge Tod Eueres Vaters Majeſtät hinwegnahm, ein Plan, den ich Euerer Durchlaucht —"

„Ihr reitet einen herrlichen Silberſchimmel," wandte ſich der Herzog an Raimund, ohne auf Jakob zu hören, „ein koſtbares Pferd; ich möchte wetten, von rein arabiſcher Abkunft. Ich ſah Euch geſtern vorübertraben und habe die Stute bewundert. Vivian mußte gleich hinter Euch her, um ſich zu befragen; denn wir kannten Euch nicht. Aber Ihr haltet ſie nicht gut im Zaum. Ihr hättet mit mir in die Reitſchule gehen müſſen, um dieſen Euern Schatz würdig zu behandeln. Laßt mich Euch das Pferd vorreiten. Ihr ſollt ſehen, wie es an edler Haltung gewinnt. Woher habt Ihr den Schimmel?"

„Ich kaufte ihn in Venedig von einem Nobile, der ihn direkt aus Arabien mitgebracht hatte. Da das Pferd nur durch die Behandlung eines ſo geſchickten Reiters, wie Ew. Hoheit gewinnen kann, ſo bitte ich unterthänigſt um die Erlaubniß, es Euch als Geſchenk und Angebinde des heutigen Doppelfeſtes anbieten zu dürfen."

„Ha, damit macht Ihr mir die größte Freude zum Geburtstag und Regierungsantritt. Doch müßt Ihr Euch dagegen ein andres Pferd aus meinem Marſtalle auswählen. Und einen meiner großen däniſchen Waſſerhunde müßt Ihr noch drein nehmen. Kommt, kommt, Herr Raimund Fugger! Ihr ſollt Euch gleich das Pferd ausſuchen, und wir wollen ſchnell nach dem Silberſchimmel ſchicken und vor der Tafel eine Schule in der Reitbahn reiten. Herr von Chievres ſoll auch mit. Der verſteht zu reiten. Er ſoll den Schimmel auch probiren. — Vivian, Vivian! laufe ſchnell in die Herberge des Herrn Fugger und reite den Silberſchimmel herbei. Er iſt mein!"

Dieſe Worte galten dem älteſten Pagen des Erzherzogs, einem jungen kecken Springinsfeld, der ganz wie Einer von denen ausſah, die ſich jungen Fürſten ganz unentbehrlich zu machen wiſſen. Der Page eilte von dannen, mit ungeduldiger Heftigkeit zog der Herzog den Augsburger fort, und der Oberhofmeiſter von Croy und andre Hofherrn folgten.

Zu der Erzherzogin und Jakob Fugger war Meiſter Adrian von Utrecht getreten.

„Ich fürchte, er hat alle die noblen Paſſionen ſeines Vaters und dabei den Eigenſinn und die Heftigkeit ſeiner Mutter,“ ſagte die Erzherzogin mit ernſtem Geſicht.

„Bedenkt ſeine Jugend, durchlauchtigſte Frau,“ entgegnete Jakob Fugger. „Nicht Alle ſind ſo jung ſchon für ernſte Geſchäfte gemacht. Für ritterliches Blut in ſolchem Alter haben Pferde und Hunde in der Regel eine ſtärkere Anziehungskraft als Menſchen. Euer mütterlicher Rath und Leitung wird dem durchlauchtigen Herrn auch ferner nicht fehlen.“

„Was werden ſie nützen, was haben ſie genützt?“ Es war mein liebſter Wunſch, daß er ſich den Wiſſenſchaften zuwenden möchte. Sie ſind für Jeden, der ſich ihnen in die Arme wirft, und ſtehe er noch ſo hoch, die freigebigen Spenderinnen des höchſten und reinſten Lebensglücks. O was für Genüſſe verdanke ich ihnen nicht! Aber alle meine Bitten, ja meine Befehle ſind umſonſt geweſen, wir haben ihn nicht einmal dazu vermögen können, nur die Elemente der lateiniſchen Sprache zu lernen. Reiten und Fechten haben all ſeine Zeit in Anſpruch genommen.“

„Dieſe Klage Ew. Hoheit könnte mir zum ſchweren Vorwurf gereichen,“ ſagte der Dekan Adrian, „wenn ich nicht wüßte, wie gut es Euch bekannt iſt, daß ich mir keine Mühe habe verdrießen laſſen, den durchlauchtigen

Prinzen zu den humaniſtiſchen Studien anzuhalten. Aber Ihr wißt auch, daß all meinen Eifer der Herr von Chievres zu Schanden machte, indem er Se. Durchlaucht ſtets von der Grammatik hinweg in die Reitbahn verlockte und dazu ſtets behauptete, er müſſe einen König aus ihm erziehen, beſtimmt die halbe Welt zu regieren und nicht einen Schulmeiſter.“

„Euch ſprech' ich von aller Schuld frei, Herr Dekan. Ich hätte nicht ſo nachſichtig gegen den Prinzen ſein und mein Vater hätte ſtrengere Befehle hinſichtlich ſeiner Unterweiſung geben ſollen. Karl wird es ſpäter bereuen, daß er ſich ſo widerſpänſtig gegen die Studien gezeigt. Doch ich getröſte mich, er hat ein edles Herz, voll tiefſter Ehrfurcht vor der heiligen Mutter Kirche und ihren Dienern.“

„Er müßte kein Habsburger ſein,“ bemerkt Fugger.

„Und nicht ein Enkel jener frommen Iſabella von Kaſtilien,“ ſetzte Adrian hinzu. „Wieviel Beweiſe von Liebe gibt er mir nicht täglich und ſtündlich, obgleich ich ihm oft hart ins Gewiſſen geredet.“

„Er wird auch nie vergeſſen, wie vielen Dank er Euch ſchuldig iſt. — Doch, Herr Fugger, ich bitte Euch um die Fortſetzung Euerer Erzählung.“ — Der Dekan entfernte ſich. — „So ſind wirklich beide Knaben verſchwunden?“

„Beide, und von keinem habe ich wieder eine Spur auffinden können.“

„Und Ihr glaubt, daß jene Gräfin Cardona, die Ihr hier an unſerm Hofe wiederfindet, mit dem Kinderraube in irgend einer Beziehung ſtehe?“

„Ich bin es überzeugt. Vielleicht war jener Graf Torrillas wirklich der Zigeuner Antonio, der einſt als Stallmeiſter in Ew. Hoheit Dienſt ſtand. Einige meiner Leute wollen ihn in Kremnitz zur Zeit der großen Hochzeit als Zigeuner geſehen haben, und als der Raub des dritten und wichtigſten Knaben dort durch Bübenhoven vereitelt worden, war Tags darauf ſein Sohn, Euer Pflegling, der Bergknapp Toni, mit den Zigeunern verſchwunden.“

„Ihr mögt nicht Unrecht haben, hier einen Zuſammenhang zu vermuthen und habt jedenfalls wohlgethan, das Kind gut aufzuheben. Wir aber werden dieſe Gräfin, die uns von der Königin von Spanien, vom Vicekönig von Neapel und vom Papſte ſo ſehr empfohlen worden iſt, ſcharf ins Auge nehmen.“

Die Erzherzogin zog ſich der bequemern Unterhaltung wegen mit dem augsburger Kaufherrn in eine Fenſterniſche zurück, und er fuhr fort Ihr mit gedämpfter Stimme die gewünſchten Berichte zu geben.

Im Reithauſe hatte der junge Herzog unterdeß auf dem herrlichen Silberſchimmel in der fröhlichſten Laune verſchiedene Touren gemacht. Die Spanier, die ihrem künftigen Herrn gefolgt waren, rühmten ſeine Kunſt. Es hatten ſich auch weibliche Zuſchauer eingefunden, und darunter die ſchöne Gräfin Cardona. Ihr zur Seite ſtand ein hoher Würdenträger der Kirche, der Probſt der Kathedrale, ein ſtattlicher Mann und mehr einem Ritter als einem Prieſter ähnlich. Mit einer ſeltſamen Haſt ſtrömten ihm Worte der Bewundrung über Pferd und Reiter gleichſam ſtoßweiſe aus dem Munde, und dann hielt er wieder plötzlich in der Rede inne, als verſage ihm die Zunge den Dienſt. Wer dieſen geiſtlichen Herrn einmal geſehen und ſprechen gehört hatte — und wenn auch ſeitdem eine Reihe von Jahren vergangen war — erkannte in ihm leicht wieder jenen ritterlichen Pater Innocenz, den Verwandten des Herrn Peter van der Kapellen, der in dem Minnehandel ſeiner reizenden Baſe mit dem Erzherzog Philipp eben keine ehrenvolle Rolle geſpielt hatte. Er richtete ſeine Worte an die Gräfin, und die vertrauliche Art, mit der er es that, ließ vermuthen, daß mehr als gewöhnliche Hofbekanntſchaft zwiſchen ihnen ſtattfinde.

„Und doch kann auch er nicht reiten, trotz der Lobſprüche der edlen Herrn aus Spanien," flüſterte die Gräfin dem Probſt zu, „ſo wie es in der That kein Niederländer kann. Nur in Spanien und nur im Süden Spaniens verſteht man dieſe Kunſt."

„Und Ihr verſteht ſie, wie ſie dort geübt wird; das habt Ihr uns hier ſchon gezeigt," ſagte der Prieſter haſtig.

„Wahrlich ich denke, daß ich nicht die ſchlechteſte Reiterin bin."

„Gefunden!" rief Innocenz mit unterdrückter Stimme und verklärten Zügen. „Jetzt haben wir's. Ihr müßt jetzt gleich das Pferd dem Erzherzog vorreiten. Das iſt der Haken, an dem wir unſre Fäden abhängen müſſen. Laßt mich machen." Und ohne ihre Zuſtimmung abzuwarten, gleichſam, als verſtände ſich die von ſelbſt, ſchritt er auf den Oberhofmeiſter von Croy los und ſprach heimlich mit ihm. Croy lachte und trat zum Erzherzog, als dieſer, um einige Worte zu wechſeln, anhielt.

„Iſt es möglich!" rief Karl überraſcht, ſprang vom Pferde und eilte auf die Gräfin zu. „Ihr könnt die arabiſche Schule reiten?"

„Auf dieſer Stute, wenn Ew. Hoheit befiehlt, auf einem andern Pferde ſchwerlich. Ein Künſtler muß ein gutes Inſtrument haben, ſoll er ſeine Kunſt mit Geſchicklichkeit ausüben. Dieſe Stute iſt ein herrliches Inſtrument für einen Reitkünſtler."

„Wohlan, ſo laßt ſehen!" jubelte der Erzherzog, ergriff die Hand der Gräfin und führte ſie in die Schranke. Auf ſeinen Wink würde Ihr der Silberſchimmel vorgeführt. Leicht, wie eine Sylphe, ſchwang ſie ſich lächelnd auf das anmuthige Thier, das in demſelben Augenblicke den zierlichen Kopf emporreckte und in ein freudiges Wiehern ausbrach, gleichſam den ſeiner Meiſterin und in ihr ſeinem Vaterlande dargebrachten Gruß. Und wie von einem andern und höhern Geiſte beſeelt, flog das herrliche Roß durch die Bahn, als wiſſe es, wen es trage, und als wolle es Alles aufbieten, um ſeiner Reiterin Ehre zu machen. Mit der zierlichſten Gewandtheit führte die Gräfin die ſeltenſten Reiterkünſte aus und überwand dabei alle Schwierigkeiten, ſo daß die Zuſchauer nur die Anmuth und Schönheit in der Kunſt gewahrten und von dieſer wie bezaubert oft in lauten Jubel ausbrachen. Am meiſten jubelte der Erzherzog; er hatte keine Ahnung gehabt, daß die Reitkunſt zu dieſer Vollkommenheit gebracht werden könne, und nun vollends von einem Weibe! Erſt der laute Trompetenruf zum Banket machte dem reizenden Schauſpiel ein Ende. Der Prinz reichte der Gräfin Hand und Arm, als ſie vom Pferde ſprang und überhäufte ſie mit den ſüßeſten Schmeicheleien.

„Ihr müßt mir das Verſprechen geben, ſchöne Dame,“ bat er im ſtürmiſchen Tone, „mir Unterricht zu ertheilen. Ich muß reiten lernen, wie Ihr es könnt. Und auch Vivian muß es von Euch lernen. Wir Beide geben ein paar gelehrige Schüler ab. Aber ſagt mir, wie habt Ihr es zu ſolcher Vollkommenheit bringen können? Die ſpaniſchen Herren verſichern, nur wenig Frauen in Spanien würden es Euch gleich thun können.“

„Das ſoll Ew. Hoheit von mir erfahren, wenn ich das Glück haben werde, Euch zu unterweiſen, ein Glück, das ich mir nicht hätte träumen laſſen.“

„Ich ſeid eine Spanierin. Aus welchem Königreiche?“

„Das ſchöne Kaſtilien iſt mein Vaterland. Ich bin eine der Hofdamen der Königin Germaine von Aragonien. Aber die Sehnſucht meinen künftigen König und Herrn kennen zu lernen, trieb mich nach Brüſſel. Und nun wird mir dieſe Freude zugleich erhöht und getrübt.“

„Wie meint Ihr das?“

„Erhöht, indem ich den künftigen König von Spanien in der königlichen Reitkunſt unterrichten ſoll, getrübt — o mein Gott! wie ſoll ich es ſagen, was mir das Herz ſo ſtark bewegt?“

„Entdeckt Euch mir! Ich bin Euch gewogen. Ihr dürft mir Alles ſagen.“

„Ich habe geſtern erſt geheime Nachrichten vom ſpaniſchen Hofe. Des Königs Krankheit verſchlimmert ſich. Er kann nirgend Ruhe finden. Wie von böſen Geiſtern getrieben, eilt er von einem Orte zum andern und hält ſich meiſt in den Wäldern bei der Jagd auf. Seine Kräfte nehmen ſichtlich ab; man fürchtet, daß er nur noch kurze Friſt zu leben haben werde.“

„So ſchlimm ſteht es?“ Das wußte ich nicht. Man hat mir wol von ſeinem Gebreſte geſagt, doch nicht von ſolcher Gefahr.“

„Es iſt nicht das Schlimmſte, Hoheit. Der König geht damit um, Euerm Bruder die ſpaniſchen Kronen zu hinterlaſſen.“

„Ha!“ rief der junge Herzog und ballte die Fauſt. „Schon einmal iſt mir etwas von dieſem Plane zu Ohren gekommen. — Mein iſt das ſpaniſche Erbe, und ich werde es mir nicht nehmen laſſen.“

„Dann müßt Ihr ernſtliche Schritte thun. Ich ſchwör' Euch zu, die Gefahr iſt groß für Euch.“

„Ich dank' Euch, edle Frau. Euer Wink ſoll nicht vergebens geweſen ſein.“ Der Erzherzog war plötzlich wie umgewandelt. Er eilte zu ſeiner Tante und ſprach heimlich mit ihr. Ueber der Tafel war er einſilbig und ungeduldig. — Noch denſelben Abend war geheimes Concil bei der Erzherzogin, wozu auch einige der anweſenden ſpaniſchen Granden gezogen wurden.

An demſelben Abend führte die ſchwarze Matty einen ihr gar wohl bekannten verhüllten Mann bei ihrer Herrin ein. „Dir dank' ich dieſe ſchöne Bekanntſchaft, guter ſchwarzer Geiſt!“ polterte er heraus. „Ich werde mich dir nicht undankbar beweiſen.“

„Ich kenne Euere Dankbarkeit,“ verſetzte Matty boshaft lachend.

„Bah! Ich verſtehe dich. Die Eleonore war ein verlornes Weib. Ihr war nicht zu helfen. Sie hatte ihre Sache dumm gemacht, und dummen Leuten iſt nie zu helfen. Man muß ſie fahren laſſen. Die Gräfin aber iſt ſchlau.“ Damit drückte er der Schwarzen die Hand, warf den Mantel ab und trat in das Zimmer der Gräfin. Es war der Probſt Innocenz, aber in ritterlicher Kleidung.

Die reizende Agnes empfing ihn mit der Ihr eigenthümlichen zauberhaften Anmuth.

„Ihr habt Euere Sache vortrefflich gemacht!“ rief er Ihr zu. „Der kleine Burſche, die winzige wichtige Perſon, zappelt in Euerm Netz. Neben dem Unterricht im Reiten werdet Ihr ihn auch in die Schule der Liebe nehmen.“

„So weit ſind wir noch nicht, mein Freund. So lang er unter der Ruthe ſeiner Tante ſteht, werden wir nicht ſonderlich vorwärts kommen.“

„Klammert Euch nur feſt, ſchöne Dame. Er hat den Köder angebiſſen. Ihr müßt ihn nach Spanien führen, ſobald der alte katholiſche Herr dort ſtill geworden iſt. Wie lange wird's noch dauern? Es kann über Nacht kommen. Da müßt Ihr dem jungen Blut ſchon unentbehrlich ſein.“

„Um dann für Euch zu ſorgen, trefflicher Hirt gläubiger Seelen! Was meint Ihr zu einem Biſchofsſtabe?

Dann einen Kardinalshut? Und wer kann wiſſen, ob Euch nicht die Tiare im Hintergrunde winkt!"

„Ihr habt kühne Gedanken, ſchönſte Dame!" lachte der Probſt. „Aus Euerer Hand nähm' ich ſchon eine Kopfbedeckung um die andere, um Euer reizendes Haupt dafür mit einem Fürſtenhute zu ſchmücken."

„Ihr ſeid geſchickt im Errathen. Eine Hand wäſcht die andre. Befolgt nur genau meinen Willen und haltet Euch treu an die Vorſchriften, die ich Euch gebe, dann ſoll es Euch nicht fehlen."

„Und was hab' ich zunächſt zu thun?"

„Nährt, ſo viel Ihr vermögt, den Haß des Erzherzogs gegen ſeinen Bruder in Spanien; entkräftet mit allen Euch zu Gebot ſtehenden Mitteln den Einfluß der Erzherzogin auf ihren Neffen, ſchärft ſeinen Stolz, damit ihm nie beikomme, ſich dem ſpaniſchen Uebermuthe zu fügen." —

„Seltſames Weib! Und Ihr ſeid ſelbſt eine Spanierin!"

„Eben deshalb weiß ich am beſten, wie die Spanier regiert werden müſſen. Das kleinſte Nachgeben würde dem jungen Könige verderblich werden."

„Ihr werdet ſchon Gelegenheit haben, ihn ſelbſt in Euern Regierungsmaximen zu unterrichten," lachte der Probſt. „Aber auch an mir ſoll es nicht fehlen."

Beide verabredeten einen ſchlau angelegten Plan bis in die kleinſten Einzelnheiten.

Als er ſich verabſchiedet hatte, lachte ihm die Schöne höhniſch nach: „Wieder ein Narr, der da glaubt, ich arbeite für ihn!" Dann ſetzte ſie ſeufzend hinzu: „Aber was hilft mir das Alles, wenn ich den Knaben nicht habe! Ha! laß mich die Kunſt der Verführung an dem eiteln Raimund verſuchen! Und weiß er, wo das Kind verborgen gehalten wird: ich entlock' ihm das Geheimniß."

Während des geheimen Concils in den Gemächern der Statthalterin und des Zwiegeſprächs zwiſchen der Gräfin Cardona und dem Probſt auf der Herberge der ränkevollen Spanierin, ſuchte ein flinkes Zöſchen den Grafen von Oldenburg auf.

„Hier iſt wieder ein Briefchen der Prinzeſſin an den Pfalzgrafen,“ flüſterte ſie. Der Graf griff haſtig danach und öffnete leicht das mit noch feuchtem Mundlack verklebte Blättchen. „Endlich!“ ſagte er leiſe und mit boshafter Freude, drückte der Zofe eine volle Börſe mit den Worten in die Hand: „Diesmal, mein Kind, brauchſt du den Zettel nicht an den Pfalzgrafen zu beſtellen. Wenn dich die Prinzeſſin darüber zur Rede ſetzt, ſo ſchwöre nur, du hätteſt ihn verloren. Den Dienſt verlierſt du nicht; dafür will ich bei der Frau Statthalterin ſorgen. Und im äußerſten Falle bleibe ich dir gewiß.“

Die Zofe begnügte ſich mit dem Lohne ihres Verraths und dem hinzugefügten Verſprechen, und der Graf kleidete ſich um in unſcheinbare Kleider, hüllte ſich in einen Mantel und drückte den Hut tief ins Geſicht. Nach einer halben Stunde verließ er das Schloß und ſuchte im Schloßgarten eine einſame Stelle auf. Er hatte noch nicht lange im ungewiſſen Licht der ſtürmiſchen Winternacht gewartet, als eine verhüllte Frauengeſtalt heranſchlich. Er gab ihr ein Zeichen und ſie eilte in ſeine Arme. Doch in demſelben Augenblick riß ſie ſich mit einem Schrei los und wollte entfliehen. Er hielt ſie mit ſtarkem Arme zurück.

„Bleibt und beruhigt Euch, durchlauchtige Prinzeſſin,“ ſagte er. „Ihr werdet an meiner Stimme erkennen, daß der Graf von Oldenburg mit Euch ſpricht.“

„Wer gab Euch ein Recht, Euch in meine Geheimniſſe zu drängen?“ fragte die junge Erzherzogin entrüſtet.

„Nicht ſo zornig! Ich fand vor einer kleinen Stunde auf der Treppe ein zuſammengelegtes Brieflein ohne Aufſchrift. Es war alſo ſo gut an mich gerichtet, wie an jeden Andern. Ihr wißt am beſten, daß es eine Beſtellung an dieſen Platz enthielt. Ich glaubte die Hand zu erkennen, und da ich ein großes Intereſſe an dieſer Hand habe, ſo ging ich hierher, um Euch zu erwarten."

„Und was wollt Ihr von mir, Herr Graf?"

„Mich überzeugen, daß Ihr wirklich nicht für Thron und Bett des Königs von Dänemark geeignet ſeid."

„Ihr würdet Euch richtiger ausdrücken, wenn Ihr ſagtet, daß Bett und Thron des Königs von Dänemark nicht für mich geeignet ſind."

„Ihr führt an dieſer Stelle eine ſtolze Sprache."

„Wie ſie mir dem Zudringlichen gegenüber ziemt. Nein, Herr Graf, ich würde nimmer ein königliches Bett beſteigen, dem ein ſo gemeines Taubenneſt angebaut iſt, wie dem des Königs von Dänemark; mich gelüſtet nicht nach der Freude, ihn in meinem einſamen Bette mit ſeinem Täubchen verliebte Kurzweil treiben zu hören; und niemals mag ich an der Seite dieſes Königs einen Thron einnehmen, den Jedermann geneigt iſt, für einen Credenztiſch zu halten, an welchem die holländiſche Schankwirthin den gelehrigen und willigen König zum Kellner abgerichtet und mir, der Königin, wohl gar den Dienſt der Kellnerin zugedacht hat. Ich habe zuviel königliches Blut in meinen Adern, um mich mit ſolchen Leuten gemein machen zu können."

„Ihr vergeßt, daß Ihr in meiner Hand ſeid. Ihr reizt meinen Zorn mit ſolcher Schmähung."

„Den Euern? Ich ſpreche vom König von Dänemark."

„Ich bin der König."

„Und weil ich wußte, daß Ihr es ſeid," ſagte Eleonore ſchnell gefaßt, „deshalb ſagte ich Euch, was mich verdroß. Verrathet mich, ſo wird männiglich erfahren, wie ich Euch geantwortet. Nun gute Nacht, Herr König!" —

Mit beflügeltem Schritt eilte ſie davon. Der König ſuchte mit ſeinem Aerger fertig zu werden, ſo gut er konnte. —

Am folgenden Tage hatte er eine lange Audienz bei der Erzherzogin Statthalterin; die Prinzeſſin Iſabella wurde eilig zu ihrer Tante beſchieden. Alle drei begaben ſich ſodann in die Gemächer des Erzherzogs Karl. Bei der Tafel wurde der Graf von Oldenburg den Gäſten und dem Hofe als König Chriſtiern von Dänemark vorgeſtellt und nach wenigen Tagen fand die feierliche Verlobung desſelben mit der Prinzeſſin Iſabella ſtatt. Eleonore wünſchte dem Könige und ihrer Schweſter mit ironiſchem Lächeln Glück. —

In dieſen Tagen wurde auch die Gräfin Cardona zur Statthalterin eingeladen, und beide hielten im verſchloſſnen Kloſet der Fürſtin eine lange Zwieſprache. In der nächſten Woche reiſeten zwei Männer vom brüſſeler Hofe ab, der König von Dänemark nach Kopenhagen, um ſeine baldige Vermählung zu betreiben, und Herr Adrian Florens von Utrecht nach Spanien, angeblich, um ſich im Namen ſeines Zöglings nach dem Befinden des Königs Ferdinand zu erkundigen, in Wahrheit aber, um die letzten Schritte dieſes gekrönten Hauptes zu überwachen und den Plan desſelben zu vereiteln, nach welchem der Erzherzog Ferdinand die ſpaniſchen Kronen erhalten ſollte. Die geheimen Inſtruktionen des gelehrten Klerikers und die ihm vom Erzherzog Karl ertheilte Vollmacht waren von ſo hoher Wichtigkeit, daß ſie ihn im Fall des Ablebens des Königs von Spanien zum Stellvertreter des geſetzlichen Thronerben ernannten.

## 14.

## Der Ritter von Süderland.

Zur Zeit des ſonnigen Johannesfeſtes deſſelben Jahres ritt ein einfach gekleideter Ritter mit ſeinem Knappen am Saume des Wienerwaldes vom Kloſter Mölk an der Donau aus nach Wien zu. In einem Flecken miethete er ſich einen Boten, der ihn nach dem Schloſſe des Grafen Florian von Iſſelſtein führen ſollte. Der Bote war ein geſprächiger Burſche, der Ritter deſto ſchweigſamer. Der ehrliche Oeſtreicher verſuchte wenigſtens den Knappen in die Unterhaltung zu ziehen, da es ihm mit dem Herrn nicht gelingen wollte.

„Ihr gehört wol zu den Leuten des Kaiſers?“ fragte er neugierig.

„Vielleicht haſt du recht,“ verſetzte der Knecht.

„Und ſeid vorausgeſchickt, die Hochzeit der einzigen Tochter des Grafen anzuſagen?“

„Hat der Graf von Iſſelſtein kein Kind weiter?“

„Seine Söhne ſind beide im Krieg geblieben, eh' er noch aus den Niederlanden hierher gezogen iſt, und eine ältere Tochter iſt vor einigen Jahren geſtorben. Es iſt wol noch ein Bube da; wenn er aber auch wirklich ein Sohn des Grafen ſein ſollte, ſo iſt er doch gewiß keiner von der Gräfin. Ich glaube auch das Erſtere nicht. Es iſt ſo ein aufgeraffter Burſch, den der Graf aus dem letzten Kriege mitgebracht hat.“

„Aber mit wem wird denn die Grafentochter Hochzeit halten?“ fragte nun der Knappe.

„Ha, das wirſt du beſſer wiſſen als ich!“

„Mein Herr, der Ritter von Süderland, vielleicht; ich kann es nicht wiſſen; denn ich bin noch nicht lange in ſeinem Dienſte, und du wirſt begreifen, daß die Ritter ihren Knappen ſelten ſolche vertrauliche Mittheilungen zu machen pflegen. Der meinige iſt aber wortkarger als irgend ein Anderer.“

„Das hab ich gemerkt. — Nun was ich ſelbſt weiß, kann ich dir wol ſagen. In meinem Orte erzählt man ſich, einer von den Hofherrn, die zunächſt um den Kaiſer ſind, ſei der Bräutigam der jungen ſchönen Gräfin. Der Kaiſer ſoll dem Grafen, ſeinem Feldoberſten, gar gnädig geſinnt ſein, ihm das Schloß geſchenkt und ihn vermocht haben hierher zu ziehen. Denn der Graf iſt ein Niederländer. Seine ſchöne Tochter aber iſt die Gotte der verſtorbenen Kaiſerin und führt den Namen derſelben Blanka Maria. Und deshalb wolle der Kaiſer ihre Hochzeit mit ſeinem Kämmerer ſelbſt ausrichten, wenn er mit den beiden Königen, die in Presburg ſchon lange auf ihn warten, des Handels einig geworden.“

„Was mag der Kaiſer eigentlich mit den Königen vorhaben?“

„Das werden ſie am beſten wiſſen. Unſer Einer erfährt das immer nur hinterdrein und da nicht immer die reine Wahrheit. Der Kaiſer und der Polenkönig haben lange mit einander gehadert; nun bringt der Böhmenkönig ſeinen Bruder, den Ungarkönig, zum Kaiſer und ſtiftet Frieden. So wird's erzählt. — Doch dort ſeht ihr das Schloß vor Euch liegen. Ich brauch' nicht weiter mit Euch zu gehen.“

Während des Zwiegeſprächs waren ſie um eine Waldecke gebogen; nun leuchtete ihnen eine freundliche Burg von mäßigem Umfange von einer vorſpringenden Bergzunge herab entgegen. Der Ritter entließ den Boten und betrachtete im Weiterreiten das reizende einſame Thal, durch das er zog, und die waldbewachſenen Höhen, die es zu beiden Seiten einfaßten. Er war ein ernſter Mann von dunkler Geſichtsfarbe und einem großen ſchwarzen Auge, aus welchem ſtiller Schmerz und tiefſinnige Schwärmerei ſprachen. Seine ganze Geſtalt hatte etwas Leidendes und Reſignirtes; auch zeigten ſich in ſeinem dünnen Barte ſchon graue Haare, obgleich er noch nicht über die mittlern vierziger Jahre hinaus ſein konnte. Schweigend und in ſich gekehrt, erreichte er das Schloßthor. Der Pförtner trat ihm entgegen.

„Find' ich deinen Herrn, den Grafen Florian von Iſſelſtein, zu Hauſe?" fragte der trübſinnige Reiter mit fremder Betonung und mühſamer Wortfügung.

„Er iſt zugegen."

„Wohl, ſo melde den Ritter Johannes von Süderland, den der kaiſerliche Rath Jakob Fugger von Augsburg im Auftrag Sr. Majeſtät des Kaiſers ſendet, um eine Botſchaft des Letztern auszurichten."

Der Pförtner gab den Auftrag weiter an einen ſchlanken Knaben, der herbeigeſprungen war und die Angekommenen mit neugierigen Blicken betrachtet hatte. Dem Ritter fiel die zierliche Geſtalt des Knaben auf, noch mehr weil über deſſen bleiches Geſicht mehre ſeltſame braunrothe Flecken verſtreut waren, die ſich faſt wie züngelnde Flammen ausnahmen.

„Was hat der Bub im Geſicht?" fragte der Ritter den Pförtner.

„Gott allein kann wiſſen, weßhalb er ihn alſo gezeichnet. Man ſagt, es ſeien Muttermale. Er ſelbſt weiß nichts darüber; denn er hat ſeine Mutter nicht gekannt."

„Wem gehört er an?"

„Er iſt dem gnädigen Grafen im Kriege zugelaufen und jetzt ſein Leibdiener. Er hat's verſtanden, ſich in Gunſt zu ſetzen, und obgleich die Krabbe ſchwerlich über dreizehn Jahre alt iſt, ſo übertrifft ſie doch in Schlauheit Leute, die drei oder viermal älter ſind."

Der Knabe kehrte mit einem zweiten Diener zurück, um den Ritter zum Grafen zu führen. Dieſer nahm aus der Satteltaſche ein gut verwahrtes Käſtchen; der Knappe ſchnallte einen Pack ab und trug ihn nach.

„Ihr reitet da ein ſtolzes Pferd, Herr Ritter,“ ſagte der Knabe, „das iſt nicht in dieſem Lande jung geworden.“

„Verſtehſt du dich ſo gut auf Pferde?“

„Und Ihr ſelbſt ſeid auch kein Sohn dieſes Landes. Ich möchte wol die Länder beſuchen, die Ihr und Euer Roß ſchon geſehen.“

Dieſe Aeußerung gefiel dem Ritter von Süderland. Es ſchien, als hätte ihn noch niemals ein Kind alſo angeredet und ſolch einen Wunſch bei ihm ausgeſprochen. Er trat in das Wohngemach der gräflichen Familie. Des Grafen hohe kräftige Geſtalt, in welcher der Krieger nicht zu verkennen war, bot ihm den Willkommen. Die Gräfin, eine würdige Matrone, gönnte ihm ein freundliches Wort und lud ihn ein, ſich an ihrem Tiſche niederzuſetzen, und das Töchterlein, ein blondes, blauäugiges Kind von ſchlanker Geſtalt, kredenzte ihm lächelnd den Becher.

Der fremde Ritter, obgleich über die Jahre der Jugend längſt hinaus, wurde beim Anblick der blühenden Jungfrau doch von einem warmen Gefühle ergriffen. Es dünkte ihm, als hab' er noch nie ein lieblicheres Frauenbild geſehen.

„Mich ſendet Herr Jakob Fugger von Augsburg zu Euch, Herr Graf,“ nahm der Ritter das Wort. „Des Kaiſers Majeſtät, welche jetzt in Augsburg verweilt, um ſich würdig auf den großen Königszug zu rüſten, hat ihm einen Auftrag ertheilt, der Euer liebliches Töchterlein betrifft. Herr Fugger hat ihn nach beſten Kräften ausgeführt und mich Sr. Majeſtät als Ueberbringer der kaiſerlichen Geſchenke empfohlen. — Wollet in meinem Beiſein dieſen Schrein und das Pack öffnen, damit Ihr Euch nach dem Briefe des Herrn Fugger überzeugen möget, daß ich Alles richtig abgeliefert.“

Der Graf öffnete und las zuerſt den Brief. „Es ſind Brautgeſchenke des Kaiſers für unſre Marie,“ ſagte er überraſcht. „Nimm mein Kind, und ſieh zu, womit dich die Freigebigkeit Sr. Majeſtät bedacht hat.“ Die erröthende Jungfrau löſte die Bänder des Schreins und hob den Deckel deſſelben; dann ſchälte ſie mit bebender Hand aus mehrfachen Hüllen einen koſtbaren Brautſchmuck, Halskette, Bruſtſchild, Stirnkette und Armbänder, alles aus feinem Gold kunſtreich gearbeitet und mit Edelſteinen und Perlen beſetzt und aus der Werkſtätte des geſchickteſten augsburger Goldſchmieds hervorgegangen. Ein ſtaunender Ausruf nach dem andern löſte ſich von dem ſanft geſchwellten Munde, und die Mutter theilte das Entzücken der Tochter. Des Ritters Augen hingen unverwandt an Marias unſchuldigem, von der unerwarteten Freude lieblich verklärtem Antlitz. Es ſchien ihm wohl zu werden in ihrer Nähe; denn unvermerkt erheiterten ſich auch ſeine düſtern Züge, es war, als ob der Glanz der Sonne, die in ihrem Auge aufgegangen war, ſich in dem ſeinigen wiederſpiegelte und über die finſtern Schatten, die jahrelang in ſeinem Herzen gelagert hatten, einen verklärenden Schimmer breitete. Nun wurde das Pack geöffnet, und ein prächtiger Kleiderſtoff nach dem andern wanderte daraus hervor und wurde im Strahl der freundlichen Juniſonne ausgebreitet. Da waren Gewebe aus Venedig, Mailand und Athen. Vor allem zog ein Stück Seidenzeug, welches die Farben des Regenbogens täuſchend wiedergab, die Blicke auf ſich.

„Herr Fugger ſchreibt mir,“ ſagte der Graf, „Ihr, Herr Ritter, würdet uns über dieſen koſtbaren Stoff beſondre Mittheilungen machen und uns vom Vaterlande deſſelben erzählen.“

„Dann iſt es freilich an mir, Euch zu ſagen, daß dieſer Stoff aus Oſtindien ſtammt und in einer der Webereien zu Kalkutta gefertigt worden iſt. Eben ſo ſind die Edelſteine und Perlen in dem Schmuck oſtindiſchen Urſprungs."

„Und woher wißt Ihr das ſo genau?" fragte Maria mit lebhafter Theilnahme.

„Weil dieſe Schätze mit andern auf einem Schiffe, das dem Herrn Fugger in Augsburg gehört, aus Oſtindien gekommen ſind."

„Damit habt Ihr aber meine Frage noch nicht beantwortet, Herr Ritter. Woher wißt Ihr das Alles? Seid Ihr dabei geweſen, als dieſe koſtbaren Dinge für Rechnung des Herrn Fugger in dem fernen Wunderlande gekauft wurden?"

„Niemand kann es beſſer wiſſen als ich," entgegnete der Ritter mit leiſer beſcheidener Stimme; „denn ich habe ſie ſelbſt dort gekauft."

„Ihr?" rief der Graf erſtaunt, und die Familie betrachtete den fremden merkwürdigen Gaſt mit erhöhter Theilnahme. „So ſeid Ihr wohl ein Portugieſe, der ſich einen deutſchen Namen beigelegt?"

„Ihr habt recht, ich bin ein Südländer, aber im Dienſte des Fuggerſchen Hauſes zum Deutſchen geworden. Den Namen hat mir des Kaiſers Majeſtät ſelbſt gegeben."

„Ah, Ihr müßt uns Euere Fahrten und Abenteuer erzählen!" rief Maria begeiſtert, und ihr Auge hing ſo leuchtend und kindlich bittend an ſeinen Blicken, daß das warme ſüße Gefühl aus ſeiner Bruſt ſich ausbreitete und auch ihm das Auge erhellte. Er verſprach der holden Braut ihre Wünſche zu erfüllen. Und bald ſaß er an der reich beſetzten Tafel, zwiſchen Mutter und Tochter, von ihrer gaſtlichen Freundlichkeit bedient, und der ſüße Zauber holder Weiblichkeit löſete eine Rinde um die andre von ſeinem Herzen. Dieſer edle Mann, der eigentlich niemals noch die Freuden ſtiller gemüthlicher Häuslichkeit gekoſtet, wie ſie nur in deutſchen Häuſern und in deutſchen Herzen wohnt, vergaß hier, von ihren Blumengewinden ſanft umſchlungen und immer reizender gefeſſelt, ſein trübes Geſchick. Die milde Sonne herzlicher Theilnahme, gefühlvoller Menſchlichkeit ſchmolz raſch das Eis von ſeinem erſtarrten Herzen und weckte neue junge Frühlingstriebe darin. Er wußte nicht, wie ihm geſchah, er konnte über die Gefühle, die ihn beſtürmten, nicht klar werden. Mit ganzer Seele gab er ſich dem Reize hin, der ihn mit ſo vielen Fäden und Banden an mitfühlende menſchliche Herzen zog und feſſelte. Er fühlte ſich ſo glücklich und wohl, wie ſeit vielen ſchmerzvollen Jahren nicht; wie hätte er daran denken können, dieſen neuen Empfindungen zu widerſtehen? Der Ritter hatte den Plan gehabt, ſchon den folgenden Tag das Schloß wieder zu verlaſſen und in Wien die Ankunft des Kaiſers abzuwarten, aber die Freundlichkeit, mit der er ſich von den Gliedern des gaſtlichen Hauſes, ja ſelbſt von dem Knaben Martin behandelt ſah, ließ ihn dieſen Vorſatz gänzlich vergeſſen, und als er am vierten Tage ſich endlich erinnerte, daß länger zu verweilen nicht ſchicklich ſei, und zum Aufbruch Anſtalt traf, trat der Graf zu ihm und ſprach: „Warum wollt Ihr nicht hier verziehen, bis wir Nachricht von der Annäherung des Kaiſers erhalten? Ihr habt dann immer noch volle Zeit, mit mir und den Meinigen nach Wien zu eilen und Se. Majeſtät zu empfangen. So Ihr nun nicht erſt noch beſondre und dringende Geſchäfte in Wien zu verrichten habt, ſo verweilet in unſerm häuslichen Kreiſe. Ihr ſeid uns lieb und werth geworden, und wir möchten Euere Unterhaltung ſo lange als möglich genießen. Meine Maria wird nicht ſatt Euch zuzuhören.“

Ritter Johannes wurde durch dieſe Aufforderung angenehm überraſcht. Und als bald darauf der Knabe Martin heimlich zu ihm kam und ihm zuflüſterte: „Die Gräfin Maria weint, daß Ihr das Schloß verlaſſen wollt; glaubt mir, ſie hat Euch ins Herz geſchloſſen, und wenn Ihr länger bleibt, werdet Ihr derſelben ſehr gefällig ſein,“ da vermochte er keinen Widerſtand zu leiſten. Vor Tafel wandelte er ſinnend allein im Speiſezimmer. Plötzlich trat Maria herein, eilte freudeſtrahlend auf ihn zu und ſagte: „Ihr bleibt bei uns bis zur Ankunft des Kaiſers! O wie erfreut Ihr mich mit dieſem Entſchluſſe! Habt Dank, habt tauſend Dank dafür! Und auch nach dem Empfang der Könige und den Feſtlichkeiten kehrt ihr wieder mit uns zurück. Ihr müßt mir noch viel erzählen von Spanien und von den unglücklichen Mauren und von Euern Seefahrten. Ich war noch nie ſo froh, als ſeit Ihr bei uns verweilt.“

Als das holde Kind ſo vor ihm ſtand und ihn mit den verweinten und nun wieder lächelnden treuen Augen anſah, da erkannte der Ritter mit ſüßem Schrecken, daß unvermerkt der Funke einer ſpäten Minne aus dieſen Augen in ſein Herz gefallen war und es in Brand geſetzt hatte. Und leiſe und mit faſt jugendlicher Befangenheit ſagte er: „Aber wird Euer Verlobter, der Graf Schönborn, nicht darob zürnen?“

„Mein Verlobter!“ rief Maria mit einem Tone, der deutlich genug verrieth, ſie habe den ihr vom Kaiſer beſtimmten Bräutigam zeither gänzlich vergeſſen. „Darf und kann er zürnen, wenn mich Euere Unterhaltung ergötzt? Ich kenne ihn ja noch nicht, und wenn ich ihn vielleicht am kaiſerlichen Hoflager geſehen, ſo hab' ich doch ſein nicht Acht gehabt. Und wahrſcheinlich kennt er mich eben ſo wenig. Wir wollen uns durch ihn gar nicht ſtören laſſen.“

Die Treuherzigkeit, mit der ſie das Alles ſprach, zeigte dem Ritter die Gefahr, in welcher er ſchwebte, aber dieſe

Erkenntniß gab ihm nicht die Kraft, ſich ihr zu entreißen. Sein Auge hing mit ſchwärmeriſchem Ausdruck an Marias Zügen, ſeine Seele ſog durſtig jedes ihrer unbefangenen Worte ein, in welchen ſie unbewußt ihr eignes Herz an ihn verrieth. Mit Beſtürzung und mit Wonne hörte er aus dieſen unſchuldigen Plaudereien, las er aus ihren lächelnden Blicken, daß er von Maria ebenſo geliebt war, wie er ſie liebte. Dieſe Erkenntniß verſetzte ihn in einen ſüßen Rauſch, deſſen er ſein Herz nicht mehr für fähig gehalten hätte. Es war nicht der ſtürmiſche, leidenſchaftliche Taumel der Jugend, es war die ſanfte Wärme erhöhter und beſeligter Empfindung, die ſein ganzes Weſen durchdrang und erhob. Nichtsdeſtoweniger war ſeine Stimmung eine ſehr wechſelvolle; denn auf das ſtille Entzücken folgte oft in wenigen Augenblicken die tiefſte Schwermuth. Ein finſtrer Gram breitete ſeine mächtigen Fittiche plötzlich über ſein ſonnenlichtes Herz aus, wie ſchwarze Wolken ſchnell ein ſonnenhelles Gefilde überſchatten. Nicht ſelten vergingen ganze Nächte, in denen er das Lager meidend mit langen Schritten ſein Gemach maß, deſſen Wände dann von ſeinen Seufzern wiederhallten. Bald aber fehlte dieſen kummervollen Stunden auch der theilnehmende Gefährte nicht. Es war wieder der Knabe Martin, welcher ſich zu ihm geſellte und ihm ſeine Dienſte anbot; es that den Ritter wohl, eine freundliche koſende Kinderſeele um ſich zu haben, und ſein argloſes Gemüth hatte keine Ahnung, daß die Schmeicheleien des Knaben, die das Herz des ſchmerzenreichen Mannes für ihn gewannen, nicht aus einem reinen Gemüth, aus einem ſeeliſchen Bedürfniſſe Martins hervorgingen. Auch von dem Knaben glaubte ſich der Ritter geliebt, und die ſtets um ihn beſchäftigte Dienſtfertigkeit deſſelben, die neugierig kindlichen Fragen, die Erzählungen von Marias Aeußerungen über ihn erwarben gar bald Martin die volle Liebe des Ritters. Und doch war Martin nicht, was er ſchien. Er war nichts als der bezahlte Diener des Grafen und der bezahlte Vertraute Marias. Es konnte nämlich den Hausgenoſſen nicht lange verborgen bleiben, daß irgend ein ſchweres und dunkles Geheimniß auf ihrem Gaſte liege. Er vermied ſorgfältig jede Andeutung über ſein Herkommen und ſeine Jugendſchickſale, und wenn ihn Maria kindlich naiv darum befragte, drückte er ihr die Hand und wandte ſich, das Auge voll Thränen, ab, ihr die Antwort ſchuldig bleibend. Die Mitglieder des gräflichen Hauſes erfuhren nichts weiter, als daß der Ritter ein freier und lediger Mann ſei, in Spanien geboren, daß er früh auf dem Meere gefahren und mit andern edlen Spaniern große Seereiſen gemacht, daß er durch die Verbindung des Erzherzogs Philipp mit der Erbin der ſpaniſchen Kronen in die Niederlande gekommen und hier mit Herrn Jakob Fugger bekannt geworden ſei, für deſſen Rechnung und Gefahr er ſchon einige Schiffe nach Oſtindien geführt habe und im Begriff ſtehe ein ſolches auch nach Weſtindien zu führen. Der Wunſch des Kaiſers, der ihm Aufträge ertheilen wolle, habe ihn jetzt nach Wien gerufen. Daß in dieſer Erzählung gerade die Hauptmomente verſchwiegen ſeien, war dem Grafen Florian klar, und ſeiner Tochter zartes Gefühl ahnete es wenigſtens. Den Grafen plagte die Neugierde, mehr über ſeinen merkwürdigen Gaſt zu erfahren, und deshalb ſtellte er den ſchlauen Martin zu der Rolle an, welche dieſer beim Ritter Süderland mit ſo großer Geſchicklichkeit ſpielte. Maria wurde von einem edlern Intereſſe getrieben, hinter das Geheimniß des ihr theuer gewordnen Mannes zu kommen, obſchon auch etwas weibliche Neugierde dabei mit im Spiele ſein mochte. Auch ſie wandte ſich, gleich ihrem Vater, an Martin, vertraute ihm ihre Herzenswünſche, beſchenkte ihn und trug ihm auf, dem Ritter ſein düſtres Geheimniß womöglich abzulauſchen. Aber Martin ging auf eigne Hand weiter und berichtete dem Ritter umſtändlich wie oft und was Maria von ihm rede, und was ſie nicht geſprochen hatte, das log er aus eignem Gelüſt hinzu, um ſich dem Fremden angenehm zu machen. So ſchmeichelte ſich der liſtige Knabe in des Ritters Gunſt, daß dieſer eine Art väterlicher Neigung zu ihm faßte. Unbewußt trug der edle Mann einen Theil der Liebe, der für Maria in ihm entglommen war, auf den Boten derſelben über.

Ein ſchöner milder Sommerabend lockte den Ritter auf den Söller der Burg, der eine weite und köſtliche Ausſicht über den dunkelgrünen Gebirgswald darbot. In der Ferne erglänzte die Donau im Schimmer der untergehenden Sonne, wie ein breites goldnes Band; die Höhen verſchwammen im blauen Dufte des Abends. Der Graf war am Morgen nach Wien geritten, um Nachrichten über die bevorſtehende Ankunft des Kaiſers einzuziehen; die Hausfrau ſchaltete wirthſchaftlich mit den Dienſtboten; Maria war mit ihrer Zofe in den benachbarten Flecken gegangen und noch nicht wiedergekehrt.

Der Ritter überließ ſich, an die Bruſtwehr des Altans gelehnt, indem er den Blick in die frühlingsgeſchmückte Ferne ſchweifen ließ, dem Sturme ſeiner Gefühle. Bald weilte ſein Geiſt in einem andern Lande, bald war er wieder hier in den Räumen, die ihm ſo heimiſch geworden waren, bald traten ihm theure Geſtalten aus ſeiner Jugendzeit entgegen, bald umgaukelte ihn wieder Marias liebliches Bild. Seine Bruſt hob ſich mächtig, ein tiefes Stöhnen arbeitete ſich daraus hervor, Thränen ſchoſſen in ſeine Augen — er weinte. Eine zarte Hand legte ſich auf ſeine Schultern; er wandte ſich und ſah mit Beſtürzung Maria vor ſich.

„Ich wähnte Euch noch nicht zurückgekehrt, Gräfin," ſtammelte er.

„Und doch ſtehe ich ſchon minutenlang in Euerer Nähe und bin unwillkürlich Zeugin des heftigen Ausbruches Eueres Schmerzes geweſen. Euch drückt ein ſchwerer Kummer, Ritter Süderland. Sollte es uns nicht möglich ſein, Euch von der Laſt deſſelben zu befreien?“ Sie blickte ihn dazu mit ſo kindlich frommen Augen an, daß er unwillkürlich die Hände faltete und mit den andächtigen Blicken zu ihr hinſah, wie ſie ein troſtbedürftiger Gläubiger wohl zu einem Bilde der Mutter Gottes emporhebt.

„Kein Sterblicher vermag mich von dieſem Kummer zu entlaſten,“ verſetzte er mit gedämpfter Stimme. „Ja Gott und alle Heiligen vermögen es nicht; denn ſeine Quelle liegt in der Zeit meiner Jugend. Auch iſt er von ſo furchtbarer Größe, daß es eine Grauſamkeit von mir wäre, Euer reines kindliches Gemüth auch nur mit dem kleinſten Theile deſſelben zu beunruhigen. Ihr, ein verkörperter Liebeskuß des Schöpfers, den er dieſen reizenden Bergen zuwarf, ſeid im Frieden aufgewachſen. In mir aber ſeht Ihr einen Mann, deſſen Bruſt der Schmerz faſſen mußte, ſich und Tauſende, die er liebte, vom Zorne Gottes niedergeſchmettert zu ſehen. Verlangt nicht mehr von meinem entſetzlichen Schickſale zu wiſſen; denn unter allen, die da leben, bin ich vielleicht — o warum ſag' ich vielleicht, da doch kein Zweifel obwalten kann — ja ich bin gewiß der unglücklichſte aller Menſchen. Nennet mir das herbſte Leid, das trübſte Mißgeſchick, das ein Menſch erdulden kann, es iſt gegen das meinige der Schmerz eines Kindes über den Verluſt ſeines Lämmleins.“

„Armer Unglücklicher!“ flüſterte Maria die Augen voll Thränen. „Und doch ertrug der mehr, der für die Sünde der Welt am Kreuze ſtarb. Er bringt täglich und ſtündlich den Leidenden Troſt, die ſich ihm demüthig bittend nahen. Habt Ihr es ſchon verſucht?“

Der Ritter machte unwillkürlich eine abwehrende Bewegung mit der Hand, vor welcher Maria erſchrak. „Wie?“ ſagte ſie beſtürzt und mit bebender Stimme, „glaubt Ihr nicht an Jeſum Chriſtum und an die erlöſende Kraft ſeines theuern Bluts?“

Der Ritter wandte ſich ab. „Fragt mich nicht!“ ſtöhnte er endlich. „Laßt mich mein fürchterliches Schickſal allein tragen und untergehen. Ihr dürft nichts davon erfahren. Ich hätte nicht im Hauſe der Glücklichen verweilen ſollen. Doch mir wurde ſo unausſprechlich wohl in Euerer Nähe. Es war mir, als könnte auch ich des Friedens auf Erden theilhaftig werden. — Seht, wie er ſich mit dem duftigen Abend zu Thale ſenkt, wie er dort im Purpur des Weſthimmels die Bergſpitzen vergoldet! Hört ihn im Klange der Abendglocken von jenen Thürmen herab ſäuſeln! Fühlt ihn im ſüßen Kuſſe des kühlen Abendhauches! Ueberall iſt er, überall blühet, duftet und klingt er; am ſchönſten und reinſten in Euerm Herzen; nur in dem meinigen iſt er nicht! Ich bin der einzige Friedenloſe!“

„Auch Euch muß Gottes Friede zu Theil werden!“ rief Maria begeiſtert. „Ich laſſe nicht von Euch, räthſelhafter Mann, bis Euch Gott getröſtet. In meinem Herzen ruft mir eine Stimme zu: ich ſei berufen Euch zu retten.“

„Barmherzigkeit! Ihr erhöht meine Qual und wißt es nicht! Ein unſchuldiges Kind, ſpielt Ihr mit einer verderblichen Flamme. Weicht zurück von ihr, damit ſie Euch nicht ergreife!“

„Ich will ſie löſchen mit reiner Hand, mit frommen Herzen.“ —

„O mein Gott! Mein Gott!“ jammerte der Ritter und rang die Hände.

„Wenn ich Euch etwas werth bin, wenn Ihr mir nur die kleinſte Freundſchaft ſchenkt, ſo öffnet mir Euer Herz.“

„Ihr mir werth, Gräfin? Ihr entreißt mir ein Geſtändniß, das nie über meine Lippen kommen ſollte. Ich liebe dich, Maria; aber ich darf dich nicht lieben. Dieſe Liebe iſt ein Verbrechen. Und nun laßt mich fliehen! Weit, weit über die Meere, die ich durchſegelt, und laßt mein gemartertes Herz mich an den Küſten des fernen Indiens begraben.“

„Nicht alſo, Ritter Johannes! Vertraut Euch mir ganz und laßt mich mit meinem Vater reden. Er liebt mich. Meine Verlobung mit dem Grafen Schönborn ſoll kein Hinderniß Eurer Rettung ſein. Sagt mir nur mit klaren Worten: Glaubt Ihr an Jeſum Chriſtum und die Sühnkraft ſeines heiligen Blutes?“

Kaum hatte ſie dieſe Worte ausgeſprochen, als der Ritter vom heftigſten Sturm der Gefühle überwältigt mit einem Wehlaut auf die Steinplatten des Bodens fiel und Todtenbläſſe ſein Geſicht überzog. Entſetzt ſchrie Maria nach Hülfe. Martin ſtürzte herbei und lief dann nach andern Dienern. Der ohnmächtige Ritter wurde auf ſein Lager getragen, und ſchon nach wenigen Minuten ſchlugen die Flammen eines wilden Fiebers über ſein Haupt.

Th.

Ausgewählte

# Romane und Novellen

von

**Ludwig Storch.**

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Fünfundzwanzigſter Band:

## Ein deutſcher Leinweber.

Sechſter Theil.

Leipzig,
Ernſt Keil.
1861.

# Ein deutſcher Leinweber.

[illegible]

Zeit- und Lebensbilder
aus der erſten Hälfte des ſechszehnten Jahrhunderts

von

**Ludwig Storch.**

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Zweite Abtheilung.

## Karl von Spanien.

Roman in vier Theilen.

Zweiter Theil.

Leipzig,
Ernſt Keil.
1861.

# Karl von Spanien.

Roman in vier Theilen

von

**Ludwig Storch.**

Zweiter Theil.

## 1.

# Herzensergießung und Scheidegruß.

Schon ſeit mehren Jahren hatte Kaiſer Maximilian an dem Plan gearbeitet, ſich wieder enger mit dem ungariſchen Königshauſe zu verbinden, um dadurch neue Anwartſchaft auf die Kronen der Länder Ungarn und Böhmen zu erlangen. Ehemals, vor der Geburt des Prinzen Ludwig, als noch der mächtige Graf Johann Zapolya von Zips Hoffnung auf die Krone von Ungarn gehabt, war der König Sigismund von Polen, der Bruder des Königs Wladislav von Ungarn und Böhmen, den Plänen Maximilians entgegen geweſen; denn die Gemahlin Sigismunds war die Schweſter Johann Zapolya's, und der Polenkönig unterſtützte ſeinen Schwager. Jetzt war Maximilian durch ſeine Enkel in den Stand geſetzt, die alten Pläne mit mehr Geſchicklichkeit auszuführen. Er dachte daran, den Kronprinzen Ludwig von Ungarn und Böhmen mit ſeiner Enkeltochter Maria, und die Schweſter deſſelben Anna mit einem ſeiner beiden Enkelſöhne zu vermählen. Eine Ausſöhnung mit König Sigismund ſollte mit dieſer Handlung verbunden werden. Die kleine Erzherzogin Maria war zu dieſem Behufe im Frühling von Brüſſel nach Wien gebracht worden und wartete mit glänzendem und zahlreichem Gefolge ſchon über drei Monate ihres Großvaters. Die Zuſammenkunft der drei gekrönten Häupter ſollte in Preßburg ſtattfinden, und König Wladislav war bereits in der Mitte des März dort angelangt, König Sigismund zu Ende deſſelben Monats.

Aber Maximilian beeilte ſich nicht, ihnen die Hand zu bieten. Er litt an ſeinem alten oft wiederkehrenden Uebel; er hatte kein Geld zu dieſer Reiſe, die er doch, um ſich in ſeiner ganzen kaiſerlichen Majeſtät zu zeigen, ſo glanzvoll als möglich ausführen wollte. Er verkaufte deshalb erſt die große und reiche Herrſchaft Biberbach an Jakob Fugger für zweiunddreißigtauſend Gulden, ein Preis, der uns heutigen Tags in Erſtaunen ſetzt, da aus Steinen und Kräutern jetzt mehr gelöſt werden würde. Ein Beweis für die große Wichtigkeit des fuggerſchen Hauſes ſchon in jener Zeit iſt, daß auch der König von Ungarn dieſe Reiſe nicht ohne Herrn Jakobs Hülfe unternehmen konnte. Die Zugeſtändniſſe, die ihm dafür gemacht wurden, waren von der Art, daß ſich der Reichthum des Hauſes Fugger verdoppelte.

Der Kaiſer ſandte ſeinen Geheimen-Rath, jenen berühmten und gewandten Augsburger Matthäus Lang, ſeit langer Zeit ſchon Kardinal von Gurk, deſſen er ſich in allen wichtigen Angelegenheiten bediente, als Geſandten an die beiden königlichen Brüder nach Preßburg, während er ſelbſt in Augsburg verweilte, um vom Reiche und dem ſchwäbiſchen Bunde eine glänzende und anſehnliche Geleitſchaft zu ſeiner Reiſe nach Ungarn zu erzielen. Die Verhandlungen darüber zogen ſich aber gar ſehr in die Länge. Die ſchwäbiſchen Bundesſtände verſammelten ſich zur Berathung in Eßlingen und beſchloſſen dem Kaiſer ſechshundert neu in Roth gekleidete Fußknechte auf zwei Monate zu ſtellen, und hierzu wurden die ſchönſten, längſten und ſtärkſten Männer in allen zum ſchwäbiſchen Bunde gehörigen Städten auserwählt, die jede Stadt nach Augsburg ſtellen mußte. Außer dieſen zogen ihrer viele aus den alten Geſchlechtern zu Augsburg, Nürnberg, Ulm, Konſtanz und andern Reichsſtädten auf eigne Koſten, um den Kaiſer zu ehren, ihm zu; ebenſo, da er bei allen Fürſten im Reich um einen ſchönen reiſigen Zug und um die beſten Renner und Stecher nachgeſucht, ritt ihm, neben vielen Fürſten und vornehmen Geiſtlichen, ein großer Haufe von Grafen, Rittern und Edeln zu. Seinem Schatzmeiſter Jakob Villinger befahl der Kaiſer an Kleinoden, Perlen und Edelſteinen, Gold- und Silbergeſchirren, goldnen Tüchern, Sammet, Damaſt und anderem Seidengewand in allerlei Sorten und Farben einzukaufen, damit er ſich als Kaiſer ſehen laſſen und die Könige und ihre Diener angemeſſen beſchenken könne.

Auf dieſe Weiſe kam der Sommer herbei, ehe Maximilian ſeine Reiſe antreten konnte. Die beiden Könige in Preßburg wurden des Wartens müde und fingen an am Kommen des Kaiſers zu verzweifeln, ſo daß ſie eine Geſandtſchaft an ihn ſchickten und ihn fragen ließen: ob es denn wirklich ſein Ernſt ſei?

Die glänzende Geleitſchaft des Kaiſers wurde nun vorausgeſchickt, um ihn in Wien zu erwarten. Dort langten in der erſten Woche des Monats Juli nacheinander an der Markgraf Kaſimir von Brandenburg-Onolsbach und der Graf Berthold von Henneberg mit hundert Reiſigen und ſechsundvierzig Küriſern, welche weiße Standarten führten. Dieſen folgte des Kaiſers zahlreiches Hofgeſinde. Endlich ſtellte ſich auch der Kardinal von Gurk wieder ein und brachte mit ſich den Erzbiſchof von Bremen, gebornen Herzog von Braunſchweig, die Herzoge Wilhelm und Ludwig von Baiern, den Herzog Albrecht von Mecklenburg und den Herzog Ulrich von Würtemberg. Eine große Menge von vornehmen und geringen Leuten bedeckte die Straßen nach Wien. Solch ein Zuſammenſtrömen von allerlei Volk war ſeit Menſchengedenken nicht geweſen.

Der Kaiſer langte am 8. Juli auf dem Schloſſe Hecking im Wienerwalde an, wo er ſich zwei Tage auszuruhen gedachte, bevor er die Stadt beträte. Er war nur von ſeiner vertrauten Dienerſchaft umgeben. Der Graf Florian von Iſſelſtein empfing ihn mit Ehrerbietung und ſtattete den Dank für ſich und ſeine Tochter ab.

„Ich ſeh' auf Euerm Antlitz einen trüben Schein und daß Euer Töchterlein Euch nicht den kurzen Weg zu mir herüber begleitet hat, um mich und ihren Verlobten zu begrüßen, will mich faſt vermuthen laſſen, daß Euch ein häuslicher Kummer drückt,“ ſprach der Kaiſer zu ſeinem getreuen Feldoberſten. Auf ſolche Anſprache bat der Graf ſeinen gnädigen Herrn um eine geheime Audienz, die ihm ſogleich bewilligt wurde, indem der Kaiſer ſich mit ihm in ein Kabinet zurückzog. Hier erzählte der Graf dem Kaiſer, was mit dem Ueberbringer der Geſchenke geſchehen war und fügte hinzu: wie ſchwer erkrankt derſelbe danieder liege, und wie Maria und ein kleiner Diener, den der Ritter Süderland beſonders lieb gewonnen, ſich in die Wartung deſſelben theilten, ja wie ſein Kind ſelten zu vermögen ſei, das Lager des Kranken zu verlaſſen und ſich ſelbſt Ruhe zu gönnen. Im Fieber habe der Kranke aber höchſt ſeltſame Dinge geſprochen, welche den Glauben, zu dem er erſt ſchon Veranlaſſung gegeben, beſtärkten, daß ein außerordentliches Geheimniß auf dieſem Manne ruhe. Maria bewahre über dieſe Aeußerungen, die nur ſie meiſt gehört, ein tiefes Schweigen. Ueberhaupt ſei das heitre Kind wie verwandelt. Oft ſähe man ſie an des Ritters Lager knieen und inbrünſtig beten, ihr Frohſinn ſei dahin, und auf ſeine und der Mutter bekümmerte Fragen über dieſe auffallende Wandlung pflege ſie nur mit Thränen zu antworten. Doch habe ſie feierlich erklärt, ſie könne nun und nimmer die Gemahlin des Grafen von Schönborn, noch überhaupt eines andern Mannes werden. Dies Alles bereite ihm den größten Kummer.

Der Kaiſer ſchüttelte das Haupt mißmuthig über ſolche unerwartete Kunde.

„Der Fugger hat Euch da in meinem Namen einen böſen Boten ins Haus geſchickt. Wir werden Mühe haben, das wieder zu beſſern.“

„Kein böſer Bote iſt der Ritter,“ verſetzte der Graf, „vielmehr ein edler ſanfter Mann, voll Kenntniſſe und Lebenserfahrung, den ich und meine Hausfrau herzlich lieb gewonnen haben. Er war uns ein werther Gaſt geworden. Aber ein bös Geſchick hat unſre Freude in Leid verkehrt. Es ſcheint, daß mein Kind irgend wie und wahrſcheinlich durch das Fieberreden des Ritters hinter deſſen Geheimniß gekommen iſt, und es muß dieſes ein unſeliges und ſchlimmes ſein, da es ihr alle Lebensfreude geraubt und ihren kindlichen Frohſinn in ſo thränenreiche Trauer verwandelt hat. Helf mir Gott! Sie iſt noch mein einzig Kind und die Hoffnung meines Alters.“ Der abgehärtete Kriegsheld war nahe daran in Thränen auszubrechen.

„Das muß anders werden in deinem Hauſe, Graf Florian,“ ſagte der Kaiſer gutmüthig. „Die verſtorbene Kaiſerin war deines Kindes Gotte, und ich erachte die Maria als meine eigne Pathe. Darum hatt' ich ihr auch den Schönborn zum Ehewirth zugedacht. Der finſtre Gaſt muß fort. Ich kenne das düſtre und unheimliche Geheimniß dieſes Mannes; es ſoll und darf nicht deinem Kinde und dir den Frieden rauben. Dann wollen wir die Maria zu den Feſten führen, die ich den beiden Königen geben werde. Das wird ſie zerſtreuen. Und dann ſchnell Hochzeit gemacht, und du und die Mutter ihr begleitet die junge Frau an meinen Hof. Dort ſoll's ihr nicht an Luſt und Freude fehlen. Und ſo wollen wir ſie von dem Gebreſte heilen, das ihr der unſelige Ritter gebracht hat.“

Dabei lächelte der hohe Herr ſo ſüß, daß ein weniger bekümmerter Vater ihm wohl hätte anſehen können, daß ihm perſönlich viel daran liege, die jugendliche Pathe an ſeinem Hofe zu haben. „Vorab," fuhr er fort, „wollen wir die Wunderkraft einer heiligen Reliquie an dem holden Töchterlein verſuchen. Ich führe in einem ganz abſonderlichen Schreine allerlei gute Remedia bei mir." Damit ging er auf einen langen mit ſchwarzem Tuche überzogenen Kaſten zu, der an der Wand des Kabinets am Boden ſtand, zog einen Schlüſſel aus der Bruſttaſche und öffnete den ſeltſam geformten Schrein. „Kannſt du ahnen, welch' eine Lade dies iſt? — Nein! Ich will es dir ſagen, Florian. Es iſt mein Sarg!" Seine Stimme wurde weich und zitterte vor Wehmuth. „Ich bin dies Frühjahr in mein ſiebenundfunfzigſtes Jahr getreten, und es iſt Zeit, daß ich mich vorbereite dies Häuslein zu beziehen. Zwar hab' ich all' mein Lebtag mich nicht vor dem Tode geſcheut, dem unſer Herr und Heiland den bittern Stachel genommen, und ſeit ich als junger Gemsjäger auf der Martinswand ihm ins Auge geſchaut, bin ich vertraut mit ihm geworden. Er hat mich auch verſchont bis zu dieſer Stunde, aber mir ahnt, er werde nicht allzulange mehr an mir vorübergehen. Meine Jugendfreunde und Geſpielen ſind meiſt alle ſchon durch das finſtre Grabesthor gezogen; die Könige und Fürſten, mit denen ich in Frieden und Krieg verkehrt, ſind faſt alle heimgegangen, die ſchönen Frauen, die ich einſt geliebt, hat der Tod blaß geküßt. Die Reihe wird bald auch an mich kommen. Als ich dies Frühjahr an meinem Schloſſe in Insbruck bauen ließ, machten es mir die Werkleute in keinerlei Weiſe recht, da kam plötzlich der Gedanke über mich, ich ſolle mich ferner nicht kümmern um dieſes fürſtliche Haus, aus dem ich doch bald ausziehen müſſe; es zieme mir vielmehr mir ein andres Häuslein bauen zu laſſen, in dem ich die müden Glieder beſſer ausruhen könne, als in ſolch ſteinernem Schloß, und ich ging zu meinem Nachbar Schreiner, mir den Sarg zu beſtellen. Und damit ich überall und zu aller Zeit eingedenk ſei, daß mir nicht viel Andres als zu ſterben mehr auf Erden übrig bleibe, hab' ich beſchloſſen, den Todtenſchrein mit mir zu führen, wohin ich auch fahre. Und drin hab' ich allerlei Kleinod, nicht Perlen und Edelſteine, nicht Gold und Silber, nicht Tand und Geſchmeid. Es ſind heilige Reliquien darin und gottſelige Gebetbücher, geweihte Kerzen, Agnus Dei und Heiligenbilder, lauter Schätze und Zehrpfennige für die letzte Reiſe. Gott helfe mir hier zu einem guten Ende und zu einem noch beſſern Anfang drüben!" Ein paar helle Thränen rollten ihm über die grauen Wangen herab; er ſah in dieſem Augenblicke ſehr ehrwürdig aus. Der Graf war ſo ergriffen, daß er kein Wort ſprechen konnte. Der Kaiſer langte aus dem Sarge eine kleine mit rothem Sammet überzogene Schachtel und übergab ſie dem Grafen: „Es iſt eine Locke vom Haupte des heiligen Märtyrers Stephan, und ſein Blut iſt noch daran zu ſehen. Sie iſt ein Geſchenk des frommen Papſtes Pius II. an meinen Vater und hilft gegen all übermäßiges Leid und großen Kummer. Ein feines güldnes Kettlein iſt daran befeſtigt, das hängſt du deinem Kinde über den Hals, ſo daß ihr die Locke auf das betrübte Herzlein zu liegen kommt. — Doch ich will ja ſelbſt mit Euch reiten, Graf, und da will ich dem lieben Kinde die Reliquie ſelbſt anhängen und die Wirkung ihrer Wunderkraft beobachten."

Maximilian ſprach die letzten Worte abermals mi einem feinen ſinnlichen Lächeln, welches im ſcharfen Kontraſte zu ſeinen Sterbegedanken und dem wunderlichen Reiſegeräth ſeines Sarges ſtand. Dies Lächeln zeigte zur Genüge, daß er noch immer ein gutes Stück von jenem fröhlichen Minnewart war, der allen ſchönen Frauen zu Hofe geweſen; auch hatte er wirklich ſeit dem unbetrauerten

Tode der Kaiſerin, der ihn vor vier Jahren von der Ungeliebten erlöſt, manchen kleinen Minnehandel nicht verſchmäht. In der That hatte auch das Leben der Kaiſerin, um die er ſich nie viel bekümmert, ihn von heimlichen und geräuſchloſen Liebesabenteuern nicht abgehalten. Wenn man ſich den Kämmerer des Kaiſers, den Grafen Schönborn, dem er ſeine ſchöne Pathe Maria zur Gemahlin beſtimmt hatte, näher ins Auge faßte und das große Intereſſe erwog, welches er für die reizende junge Gräfin an den Tag legte, ſo mußte man auf den Gedanken kommen, er beſchäftigte ſich trotz ſeiner ſechsundfunfzig Jahre doch lieber noch mit dem blühenden Leben als mit dem kalten Tode, und der Sarg als Reiſebegleiter ſei nur ein Erzeugniß der weichlichen Empfindungen, die ihn oft zu beherrſchen pflegten. — Auch konnte er jetzt nicht verbergen, wie ärgerlich er darüber war, daß der Aufenthalt des Ritters Süderland im Hauſe des Grafen von Iſſelſtein ſeinen kaiſerlichen Pathenplänen mit Maria in die Quere gekommen ſei. Voll von dieſem Aerger und Verdruß ſetzte er ſich zu Pferde, um, nur von einem Diener begleitet, der kleinen traurigen Schwärmerin die heilende Locke des heiligen Stephan ſelbſt auf das kranke Herzchen zu legen.

Der bekümmerte Vater führte den verdrießlichen Kaiſer an das Bett des kranken Ritters. Ein rührender Anblick bot ſich ihnen dar. An dem Bette kniete Maria in tiefes Gebet verſunken, die Hände ſtill gefaltet, den feuchten Blick nach oben gerichtet.

„Mein Kind," redete ſie der Graf an, „des Kaiſers Majeſtät iſt gekommen, deine Huldigung anzunehmen."

Die Jungfrau erhob ſich und verneigte ſich ſtumm und demüthig vor dem Reichsoberhaupte.

„Ich will Euch mit nach Wien nehmen, liebe Pathe," ſagte Maximilian mit der ihm eigenthümlichen Leutſeligkeit, die ihm ſtets zu Gebot ſtand, wenn er wollte. „Ich werde die beiden Könige dorthin einladen und die Vermählungsfeſte dort feiern. Euere Gegenwart ſoll mir aber dieſe Tage verſchönern."

„Verzeiht mir, mein gnädigſter Kaiſer und Herr," erwiederte Maria mit feſter Stimme, wenn ich Euerm Befehl nicht nachkommen kann. Aber ein Höherer und Mächtigerer als Ihr hat mir anders befohlen, und dieſem empfangenen Befehle muß ich mich fügen."

Der Kaiſer und der Vater ſahen ſich ob dieſer ſeltſamen Rede verwundert an. „Und was iſt das für ein Befehl, dem Ihr zu gehorchen gewillt ſeid?" fragte der Erſtere.

„Unſer Herr und Heiland hat mir ſeine unbefleckte ſchmerzensreiche Mutter, die heilige Jungfrau Maria, als Botin zugeſandt und mir wiſſen laſſen, daß ich durch unabläſſiges Gebet die Seele dieſes kranken Mannes vom ewigen Verderben retten und ihr das Licht des ewigen Heils gewinnen kann. In Demuth erkenne ich die hohe Gnade, die mir durch ſolche Sendung zu Theil geworden iſt, und betrachte ſie als heiligen Befehl, dem alles Irdiſche nachſtehen muß. Es iſt meine Pflicht den Kranken zu warten und zu pflegen, und wenn er geneſt, wie ich hoffe, ihn zum Glauben an Chriſti erlöſendes Blut zu bekehren. Hat es der hochgelobte Gott aber anders über ihn beſchloſſen, ſo bin ich für ſeine Seele verantwortlich und muß ſie durch Gebet und gottſeligen Wandel aus dem Fegfeuer erlöſen und den himmliſchen Freuden zuführen."

Obgleich dieſe Worte keineswegs nach des Kaiſers Sinn geredet waren, ſo machten ſie doch einen ſtarken Eindruck auf ihn. So weltlich auch Maximilian geſinnt war, ſo hatte er doch ein tiefes und gläubiges Gefühl für die Eindrücke der Religion, ja er war ſogar von allen abergläubiſchen Vorurtheilen ſeiner Zeit in Bezug auf das Ueberſinnliche befangen.

„Ihr könnt und mögt immerhin dem Himmel dienen, und Euer frommes Gebet wird ſicherlich der Seele dieſes kranken Mannes förderlich ſein,“ ſagte er etwas verſtimmt, „aber Ihr dürft auch nicht vergeſſen, daß Ihr der Welt angehört und ein minneſehnſüchtiger Bräutigam Euch zum Hochzeitreigen führen will.“

„Kein irdiſcher Bräutigam ſoll meiner warten. Die heilige Jungfrau ſelbſt hat mich mit ihrem Sohne verlobt. Ich bin eine Braut des Herrn. Droben aber im ewigen Lichte wird der Herr ſelbſt meine ſo heiligem Dienſte geweihte Seele der geretteten und dem Himmel gewonnenen Seele dieſes Mannes vermählen. Alſo hat es mir die Mutter Gottes ſelbſt gelobt.“

„So wißt Ihr, wer dieſer Mann iſt, und kennt ſeine Schickſale?“ rief der Kaiſer von einem unangenehmen Gedanken ergriffen.

„Ich weiß es, ich kenne ſie. Er hat mir in ſtiller Nacht alles vertraut. Er hat ſeine Hand in die meinige gelegt, damit ich ihn zu Chriſti Heerde führe, und die Himmelskönigin hat unſern Bund geſegnet.“

Der Unmuth des Kaiſers ſtieg; doch war er Meiſter der Verſtellung, um ihm jetzt nicht Wort zu geben. „Ich hab' Euch ein heiliges Geſchenk mitgebracht,“ ſagte er ablenkend, „das Euch werth ſein wird. Es iſt eine wunderthätige Reliquie. Kommt in das Gemach Euerer Frau Mutter, wo ich ſie an Euerer Bruſt befeſtigen werde.“

Er ging mit dem Grafen, ohne ſich beſonders um den Kranken bekümmert zu haben, der ſtill vor ſich hingelegen, als nähme er an dem, was um ihn vorging, keinen Theil und höre die Rede nicht.

„Ich werde Euch meinen Leibarzt heute noch herüberſchicken,“ ſagte der Kaiſer zum Grafen, „und er wird erklären, daß der Kranke ſofort in einer Sänfte nach Wien gebracht werde, damit er ihn in ſteter Aufſicht habe. Will

Maria nicht von ihm laſſen, gut, ſo begleitet ſie ihn dahin. Dort wird es uns beſſer gelingen, als hier, ſie wieder für das Leben zu gewinnen. — Jetzt aber will ich mit dem Ritter reden.“ Sobald Maria das Krankenzimmer verlaſſen hatte, verfügte ſich der Kaiſer dahin und verſchloß die Thür. Die Diener hörten wohl zuweilen Laute eines heftigen Geſprächs, aber ſelbſt Martin, der ſich aufs Lauern gelegt hatte, ſchien nichts verſtanden zu haben; wenigſtens leugnete er es. Als der Kaiſer heraustrat und ſich in die Frauengemächer verfügte, war er ſehr aufgeregt und verſank während der übrigen Zeit des Tags in ein tiefes Nachdenken. Nachdem er der ſchönen Schwärmerin die heilige Locke umgehängt, verließ er, vom Grafen begleitet, in großer Verſtimmung das Schloß. Am Abend langte der Leibarzt an und fand den Zuſtand des Kranken weit weniger bedenklich, als er nach des Kaiſers Bericht gefürchtet hatte. Kaum hatte der gelehrte Medicus von fern angedeutet, daß es ſich nothwendig machen werde, den kranken Ritter in Wien zu haben, als dieſer mit leidenſchaftlicher Haſt ausrief: „Ja, das iſt auch mein Wunſch. Ich möchte das Schloß lieber heute noch als morgen verlaſſen, um den wackern Grafen und ſeinen Hausgliedern nicht länger zur Laſt zu ſein. Ich getraue mir mein Pferd zu beſteigen und die kurze Reiſe zu machen.“

„Nicht alſo!“ verſetzte der Arzt, froh, ſtatt auf Widerſtand zu ſtoßen, ſolche entgegenkommende Bereitwilligkeit zu finden. „Ich werde Euch vielmehr einen kaiſerlichen Wagen ſenden, der Euch morgen in der Frühe nach Wien bringen ſoll.“ — Als der Arzt ſich wieder entfernt hatte, trat Maria ein. Ihr Weſen war ernſt und gemeſſen. Süderland ſah ihr an, daß ſie einen großen Schmerz überwunden hatte, und eine wehmüthige Freude kam deshalb über ihn. Sie gemahnte ihn wie eine Heilige, die die irdiſche Schwachheit überwunden und auf deren Zügen der Himmel ſeinen Siegesglanz widerſtrahlen läßt. Ihr Auge leuchtete in frommer überirdiſcher Begeiſterung.

„Ihr werdet uns verlaſſen,“ ſagte ſie mit weichen Tönen, durch welche die Wehmuth als letzter Nachhall des irdiſchen Schmerzes hindurch zitterte, „und ich ehre Euere Großmuth, mit welcher Ihr dem liebloſen Befehl des Kaiſers entgegenkommt. Auch ich werde mich nicht widerſetzen. Wenn ich Euch auch nicht mehr mit meinen Händen warten kann, meiner Seele können ſie nicht wehren, Euch zu dienen, für Euch zu leben und zu beten.“

„Ich danke dir mein ſüßes frommes Kind. Deine Liebe hat mich ſchon geſund gemacht. In kurzer Zeit werde ich wieder ſo viel Kräfte gewonnen haben, um Wien verlaſſen zu können.“

„Und wohin werdet Ihr gehen?“

„Weit über die Meere in die fernen Indien. Dort trägt ſich die Laſt meines Unglücks leichter als hier.“

„Und warum nicht lieber in Euer Vaterland, zu Euerm Volke? Dort würdet Ihr glücklich ſein.“

„Maria, ich habe kein Vaterland; ich gehöre keinem Volke an. Ein heimatloſer Wandrer durchzieh' ich die Erde, und wie mein Schatten folgt mir mein dunkles Schickſal. Ueberall bin ich fremd auf der Welt, und die Sehnſucht nach dem Beſitz eines Herzens, das mein ſei und mich liebe, muß ſich ungeſtillt verbluten.“

„Und wenn ich dir nun folgte, Johannes, wie dein Geſchick? Wenn ich dein Geſchick verſöhnte durch mein dir dargebrachtes Herz?“

„Um Gott nein, Maria! Ich darf dein Opfer nicht annehmen. Wir müſſen uns auf ewig trennen. Es wäre grauſam von mir deine Schritte an die meinigen zu feſſeln und deinen Frieden auf ewig zu zerſtören. Denn ich würde ſo ſchwach oder ſo ſtark ſein, für dich nach einer

Krone zu greifen, die mir gehört, und dich mit dem Glanze einer Königin zu umgeben. Ich würde dich in das leidenſchaftliche Gewirre eines wilden Völkerkampfes reißen. Ich würde für dich ein Vaterland, ein Volk gewinnen wollen und würde dich vor meinen Blicken untergehen ſehen, oder noch ſchrecklicher: du würdeſt eines Tags mein blutendes Haupt zu deinen Füßen rollen ſehen, das Haupt eines überwältigten Empörers. Denn der Gipfel meines Elends iſt, daß von meinem Volke die Thatkraft gewichen! Nein, nein, wir müſſen uns trennen, Maria. Ich kann deinen Eltern die Gaſtfreundſchaft nicht lohnen, indem ich ihnen die Tochter raube."

„Als ob ich ihnen noch angehörte! Aber du haſt recht. Ich begreife deine große edle Seele. Wir müſſen uns auf Erden trennen. Ach! und des unausſprechlichen Jammers! Wir ſind auch im Himmel getrennt ewig, ewig getrennt." Und troſtlos weinend ſank ſie in die Kniee. „Weh mir und dir, daß es meinem Gebete nicht gelungen iſt, dich zum Glauben an Jeſum Chriſtum zu bekehren! Ich werde mich todt härmen, daß ein ſo edler Mann auf ewig verdammt iſt." Und ſie richtete ihre Blicke auf ihn, in welchen ſich Liebe und Zärtlichkeit, Frömmigkeit und Verzweiflung ſeltſam vereinigten. Der Kranke trocknete ſich den Angſtſchweiß von der Stirn. Er ſchwieg, aber er faßte des armen Mädchens Hand und hielt ſie mit krampfhaftem Zittern. Er wollte ſprechen, er kämpfte mit ſich ſelbſt, aber er drückte endlich beide flachen Hände vor das todtenbleiche, ſchmerzzuckende Geſicht und ſchluchzte: „Nein, ich kann dich nicht belügen! Wahr zu ſein gegen dich und gegen mich ſelbſt iſt mir die heiligſte Pflicht. Ich kann nicht an deinen Chriſtus glauben, wie du es thuſt. Mir iſt er ein edler großer Menſch, ein Prophet Gottes, aber nimmer kann ich mich überzeugen, daß er ſelbſt Gott ſei. Dieſer Glaube dünkt mir ein

Frevel an Gott zu ſein. Ich kann nicht glauben, daß ein Menſch durch ſeinen Tod alle, die da glauben, er ſei Gott, von ihren Sünden reinigen und von der göttlichen Strafe erlöſen könne. War er Gott, was hat er dann für Verdienſte um ſeine Anbeter, indem er für ſie geſtorben? Kann ein Gott ſterben? Kann ein Gott Schmerzen und Leiden erdulden? War er aber ein Menſch, was kann mir ſein Tod helfen? Und kann endlich ein ſterbliches Weſen zugleich Gott und Menſch ſein? Maria, ich kann das helle Licht meines Geiſtes nicht verdecken, um im Dunkeln dieſen Chriſtus anzubeten."

Sie hatte ſich das Haupt verhüllt und weinte laut. Eine lange und peinliche Pauſe wurde nur von ihrem Schluchzen ausgefüllt. Endlich ermannte ſie ſich und ſagte mit leiſer weicher Stimme:

„Gott mag mir gnädig verzeihen, wenn ich ſündige, aber ich kann Euch ſo nicht ſcheiden laſſen, als wäret Ihr mir ein blutfremder und gleichgültiger Mann. Deshalb gewährt mir eine flehendliche Bitte. Ihr dürft mir dieſen letzten Wunſch nicht verſagen."

„Verlangt mein Leben, und ich gebe es freudig für Euch hin, Maria."

„Nein! Behüten will ich Euer Leben, wenn ich nicht mehr um Euch ſein, nicht mehr Sorge für Euch tragen kann. Ich bitt' Euch: nehmt den Knaben Martin als Euern Leibdiener mit Euch, nehmt ihn als mein Geſchenk! Ich will ihm anbefehlen, daß er Euch bewache und pflege, daß er ſtets um Euch ſei und jeden Euerer Wünſche erlauſche. Dann werd' ich wenigſtens etwas ruhiger Eueretwegen ſein und mir einbilden dürfen, ich ſelbſt ſchalte und walte um Euch."

„Wird Euer Vater den Knaben entbehren können?"

„Ich habe ſchon mit ihm darüber geſprochen. Er wird Euch den Martin gern überlaſſen."

„Ihr beglückt mich mit dieſem Geſchenke. Ihr gebt mir einen guten Hausgeiſt mit auf meine einſamen und weiten Wege durch die Wüſte der Welt. O wie rührt mich Euere Vorſorge! Wie bin ich Euch ewig dankbar verflichtet! Ich werde Martin halten, wie wenn er mein Sohn wäre. Sein Anblick wird mich jede Minute an die holdſelige Jungfrau erinnern, deren ſchönes, reines Herz mir, dem unglückſeligen Fremdling, eine heilige Freiſtätte wurde; er wird mit die Erinnerung in der Seele feſt halten, daß es mir vergönnt war, noch eine Stunde wehmüthigen Glücks zu genießen.“

Sie verließ ihn innerlich gehoben und geſtärkt und doch in Zwieſpalt mit ihren religiöſen Ueberzeugungen. Sie mußte den Mann lieben und achten, den ihr kirchlicher Glaube als ewig verloren und verdammt bejammerte. Aber in ihrer reinen Seele ſtand der Vorſatz feſt, nicht im Gebet für ſeine Erleuchtung und Bekehrung zu ermatten. Voll großer Gefühle ſuchte ſie Martin auf, um den Knaben mit ſeiner neuen Beſtimmung bekannt zu machen. „Begleite ihn, wie ſein Schatten,“ ſagte ſie bittend, „ſei ihm ein treuer Diener und Gefährte! Suche jedes Trübſal von ihm abzuwenden! Schirme ihn mit deinem eignen Leibe! Lege dich auf die Schwelle ſeines Schlafgemachs nieder! Erfreue ihn, womit du kannſt!“ Der Knabe empfing pfiffig lächelnd ihre Befehle und eine volle Börſe, ihre Erſparniſſe, und verſprach dafür Alles, was ſie wollte. Er war froh, ſeine eignen Wünſche ſo ſchnell erfüllt und ſich dafür auch noch ſo reichlich belohnt zu ſehen.

Am frühen Morgen des folgenden Tags langte der Wagen an; der Ritter dankte mit wenigen, aber innigen Worten ſeinen Pflegern und verließ das Schloß. Der Graf dankte im Stillen ſeinen Schutzheiligen, daß die Sache ſo leicht verlaufen war, und die guten Eltern dachten nun wieder ernſtlich an die nah bevorſtehende Vermählung ihres Kindes.

---

## 2.

## Königliche Vermählungsfeier.

Der Kaiſer ordnete, kaum in Wien angelangt, Geſandte an die beiden Könige ab, welche ſie zu ihm zu kommen einladen ſollten. Zu König Wladislav ſchickte er den Erzbiſchof von Bremen, den Markgrafen Kaſimir von Brandenburg, den Ritter Wilhelm von Toggenburg und den gelehrten Kanzler Doktor Cuſpianus. Sie fanden den König auf dem Schloſſe Kittſee an der Donau. Zu König Sigismund wurden geſandt Herzog Wilhelm von Bayern, Chriſtoph Rauber, Biſchof zu Laibach, Balthaſar Merklin, Probſt zu Waldkirchen, und der Ritter Johann Marx, welche ihn zu Haimburg antrafen.

Am folgenden 15. Juli zog der Kaiſer mit ſeinem herrlichen Gefolge von Wien aus, den Königen entgegen und kam in einer eigens hierzu gebauten, prachtvollen Sänfte bis nach der Feſtung und dem Markte Trautmannsdorf, wo er übernachtete. Von hier ſandte er dem König Wladislav eine der ſeinigen gleiche neue mit Purpurſammt überzogene Sänfte zum Geſchenk. Nicht weit von Trautmannsdorf auf einer am Bergwalde, die Hard genannt, gelegenen Wieſe hatte Maximilian einen Baum errichten laſſen, um damit den Ort der Zuſammenkunft zu bezeichnen.

Am Morgen des 16. Juli erhob ſich der prächtige Kaiſerzug gegen jenen Hügel. Voran zog der Hauptmann zu Neuſtadt, Melchior von Maßmünſter, im ganzen Küraß auf einem getigerten Pferde und führte zweihundert mit Harniſchen und rothen Rennröcklein angethane Reiſigen; ihnen folgten des Kaiſers Hofgeſinde nebſt vielen Bürgern und Kaufleuten aus den Reichsſtädten, welche ſich, um dieſes Feſt mit anzuſehen, dem Haufen beigeſellt hatten, prächtig herausgeputzt und mit goldnen Ketten behangen. Hiernächſt ritten des Kardinals von Gurk und des Herzogs Ulrich zu Würtemberg Hofleute, an achthundert Pferde. Dieſen folgten dreizehn Edelknaben, in ſchwarzen Sammt gekleidet, auf ſchönen hohen Roſſen, und wiederum auf dieſe ſechs Ehrenholde in ihren Perſevanten-Kleidern mit zwölf Trompetern und dem Heerpauker. Hierauf ritten die geiſtlichen Fürſten, die Erzbiſchöfe und Biſchöfe von Bremen, Regensburg, Paſſau und Seckau mit den Herzögen Ludwig aus Bayern und Albrecht von Mecklenburg. Jetzt erſchienen, dem Kaiſer nach Gebrauch voran, die kaiſerlichen Thürhüter mit weißen Stäbchen in den Händen. Maximilian ließ ſich in ſeiner mit rothem Sammt überzogenen, mit ſchwarzen Sammt ausgeſchlagenen Sänfte tragen, in welche Farben auch die nebenher gehenden Knaben und Pferdeknechte gekleidet waren. Maximilian war im halben kaiſerlichen Ornat mit dem Purpurmantel und Hermelin. Zu beiden Seiten der Sänfte begleiteten ihn viele Grafen und Herren von Adel aus den kaiſerlichen Erblanden zu Fuß. Der Kardinal von Gurk in der Mitte der Geſandten von Spanien und England folgte dem Kaiſer. Hernach ritten, gleichfalls in ſchwarzen Sammt gekleidet, der Oberhofmeiſter Wilhelm von Rappoltſtein, der Kanzler Cyprian von Serentin, der Schatzmeiſter Jakob Villinger, der öſtreichiſche Kanzler Johann Schneidpeck, Jakob Fugger, Balthaſar Merklin, Probſt zu Feldkirch, Marquart von Stein, Domprobſt zu Bamberg, die Brüder Melchior und Ulrich Pfizing, Pröbſte zu Nürnberg und andere kaiſerliche Räthe und der ganze Hofſtaat, alle in prachtvollen ſeidnen Kleidern und mit goldnen Ketten behangen.

Den Nachzug hatte der reiſige Zeug mit ſeinen Trompetern und Heerpaukern. Vor demſelben ritt der kaiſerliche Hofmarſchall Leonhard Rauber in einem lichten Küraß und Waffenrock von güldnem Stück auf einem getigerten und geharniſchten Roß. Ihm folgte ein Haufe in lichtem Harniſch und ſchwarzer Kleidung. Dann Markgraf Kaſimir von Brandenburg gleichfalls auf einem getigerten Pferde, in Güldenſtück und Scharlach gekleidet, neben ihm Graf Berchthold von Henneberg. Ihnen nach Markgraf Kaſimirs auserleſene Reiterei in rother Kleidung mit güldenen Ketten, köſtlichen Helmkleinoden und anderm Schmuck geziert, ſammt dem übrigen fränkiſchen Adel mit weißen Standarten. Hierauf die Grafen, jeder in ſeiner Livrei, als Graf Georg von Montfort, Graf Georg von Schaumburg, Graf Hoyer von Mannsfeld, ein Graf von Weſterburg und Graf Johann von Hardeck, welcher ſammt ſeinem Pferde von Gold, Perlen und Edelſteinen über und über glänzte. Ihnen folgte der oberöſtreichiſche Adel, achthundert Reiter ſtark. Der ganze Nachzug beſtand in achtzehnhundert Berittenen, welche mit ihren großen Federbüſchen, goldnen Ketten, köſtlichem Schmuck von Perlen und Edelſteinen, prächtigen Kleidern und Fahnen überaus luſtig anzuſehen waren.

Den Zug der beiden Königsbrüder eröffnete eine große Menge Huſaren mit zweigetheilten roth und weißen Fähnlein. Dann ein Haufe Moskowiter in blauer Kleidung mit hohen weißen Hüten und mit Bögen bewaffnet. Ein Haufe Tartaren. Wieder ein Trupp ungariſcher Huſaren; die Trompeter und Heerpauker beider Könige, deutſch gekleidet. Nun die ungariſchen und böhmiſchen Adelsherrn mit höchſter Pracht. Hiernächſt ritt der kleine Prinz Ludwig, gekrönter König von Ungarn und Böhmen, im rothen golddurchwirkten Scharlach mit gepüfftem Haar und einem ſchwarzſammtnem Baret, auf einem ſchönen und köſtlich gezierten Roſſe, begleitet von vielen ungariſchen und böhmiſchen Herren zu Fuß. Ihm folgte ſeine Schweſter, die Prinzeſſin Anna im güldnen Stück, mit güldner Kette, Armgeſchmeide und Edelſteinen herrlich geſchmückt, auf einem breiten, vergoldeten und mit Bildern übermalten Wagen ſitzend, der von acht weißen Roſſen gezogen wurde. Nebenher gingen abermals viele Herren von Adel. Nach ihr ritt König Sigismund in rothem Scharlach mit einem ſeidnen Hut bedeckt und von einer Menge polniſcher Herren zu Fuß begleitet. Endlich kam König Wladislav in ſeiner neuen Sänfte und um ihn eine große Anzahl ungariſcher Prälaten und Magnaten. Darauf folgten der Kardinal von Gran, die Erzbiſchöfe und Biſchöfe Gregorius von Colocza, Georg zu Fünfkirchen, Ladislaus zu Waitzen und Michael zu Bosnia, die polniſchen Biſchöfe, Reichsräthe, Palatine, Woiwoden und andre Herren.

Als beide Heere dem aufgerichteten Baume nah gekommen, blieben ſie in ihrer Ordnung ſtehen, die kaiſerliche Vor- und Nachhut rückte aber auf den Hügel und ſtellte ſich gegen Sonnenaufgang, ſo daß die Sonne ſich tauſendfältig in ihren blanken Harniſchen ſpiegelte. Die Ungarn erſchraken bei der Maſſe des Volks und einige Magnaten ritten eilig zu den beiden Königen und ſtellten vor: zu Frieden, Bündniß und Heirath brauche man ſo viel Eiſen nicht. Es ſei bedenklich, daß beide Könige und die königlichen Kinder ſich dem mit ſo furchtbarer Macht herangezogenen Kaiſer blindlings anvertrauen wollten. Sie hielten für rathſam, ſich einen Weg zum Rückzug offen zu halten. König Sigismund verwarf aber im guten Vertrauen auf den Kaiſer dieſen Vorſchlag, und ſo zogen ſie ebenfalls bis zum Hügel.

Sobald der Kaiſer den Baum erreicht hatte, ließ er die Decke von ſeiner Sänfte nehmen. Sogleich naheten ihm die beiden Könige und die königlichen Kinder. Und weil Wladislav nicht gut auf ſeinen Beinen ſtehen konnte, ſo war vorher ſchon ausgemacht, daß kein königlicher Fuß in Bewegung geſetzt werden ſollte. Die beiden Sänften wurden dicht aneinander geſtellt, Sigismund und Ludwig hielten zu Pferd auf der einen, der Wagen Anna's auf der andern Seite. Maximilian reichte ihnen nach einander die Hand und ſprach den lateiniſchen Oſterfeſtſpruch: „Dies iſt der Tag, den der Herr gemacht hat; laſſet uns ſeiner freuen und fröhlich ſein!“ Sigismund erwiederte ebenfalls lateiniſch: „Nun wolle Gott, daß dieſe unſre Zuſammenkunft der ganzen Chriſtenheit nützlich und heilſam ſein möge!“ — Und weil Wladislav für ſich ſelbſt nichts zu ſprechen wußte, ſo wiederholte er mit Weinen dieſe Worte ſeines Bruders. Darauf unterhielt ſich der Kaiſer mit den beiden ungariſchen Königskindern, und ſie blieben ihm keine Antwort ſchuldig und wußten mehr zu ſprechen als ihr Vater. —

Die Unterhaltung der Könige dauerte an anderthalb Stunden. Dann wurde im nahen Walde eine kleine Jagd abgehalten und ein Hirſch gefangen. Hierauf begann das Banket an Tafeln, die am Waldrande errichtet waren. Alles Volk aber lagerte ſich um zu eſſen und zu trinken. Die Könige thaten auf die neue Freundſchaft und Eheverbindung manchen guten Trunk, und ihre Heere ſtimmten jubelnd ein. Als der Tag ſich zu neigen begann, ließ der Kaiſer den Königen und ihrer Begleitung das Nachtlager in den benachbarten Städtchen, Flecken, Schlöſſern und Dörfern anweiſen. Er ſelbſt übernachtete mit den Seinigen in Laxenburg. Der Tag war bis zu Ende hell und freundlich geweſen.

Der folgende Morgen brachte Regen, der den ganzen Tag anhielt, wodurch die Freude des Einzugs in Wien geſtört wurde. Was nicht zum Zuge ſelbſt gehörte, eilte Rennens nach Wien, um in die Herberge zu kommen. — Es zogen aber den Königen aus der Stadt 1500 Bürger und Bürgerſöhne, alle in Roth gekleidet, eine Viertelmeile entgegen. Dieſen folgten die 600 Mann Fußvolk vom Reich mit fliegenden Fahnen. Bis an das Thor gingen entgegen alle Ordensperſonen, welche alles Heiligthum der Stadt Wien mit ſich trugen. Hinter ihnen zogen die Schulknaben in großer Menge, jeder mit einem Fähnlein einher. Hierauf die ganze Prieſterſchaft der Stadt Wien, die Profeſſoren und Studenten der Univerſität und endlich die Handwerkszünfte mit ihren Fahnen, deren an ſechszig gezählt wurden.

Der Einzug dauerte über zwei Stunden, und waren über viertauſend Pferde. Doch verdarb der anhaltende Regen alle Freude. In der Stadt angelangt, verfügten ſich die königlichen Perſonen in die St. Stephanskirche, an deren Haupteingang ſie der Biſchof Georg von Wien inmitten ſeiner Prieſter empfing und über ſie den Segen ſprach, worauf die kaiſerliche Kapelle das Tedeum anſtimmte. Den König Wladislav und deſſen Kinder nahm der Kaiſer mit ſich auf die Burg; dem König Sigismund wurde das ſogenannte Haſenhaus zur Herberge angewieſen. Der folgende Tag war Ruhetag; der Kaiſer beſchenkte ſeine Gäſte mit köſtlichem Güldenſtück und lud ſie auf den andern Morgen zur öffentlichen Verſammlung ein. Um acht Uhr dieſes Tags, des 19. Juli, kamen die gekrönten Häupter, die königlichen Kinder, ihre Fürſten, Räthe, Erzbiſchöfe und Biſchöfe, zuſammen an hundert Köpfe, in dem dazu beſtimmten Saale zuſammen, in welchem drei Throne errichtet waren. Den mittlern nahm der Kaiſer ein; zu ſeiner Rechten ſaß der Ungar-, zu ſeiner Linken der Polenkönig.

Maximilian erhob ſeine Stimme und hielt eine kräftige Rede, welche faſt eine Stunde dauerte. Zuerſt gab er Gott die Ehre, daß er die Herzen zu ſolcher freundlichen Begängniß gelenkt. Dann dankte er beiden Königen, daß ſie mit ſo langer Geduld ſeine Ankunft, deren Verzögerung er mit Gründen entſchuldigte, erwartet und nun ſeiner Einladung nach Wien Folge geleiſtet hätten. Hierneben wünſchte er, daß dieſe Zuſammenkunft zur Erweiterung der Ehre Gottes, zu Heil und Wohlfahrt der Chriſtenheit und zur Unterdrückung des Erbfeinds des chriſtlichen Namens gereichen und ausſchlagen möge. Hierauf gab er der Verſammlung zu vernehmen, wie es ſeit Anbeginn ſeiner Regierung ſein höchſtes Verlangen geweſen, ein mächtiges Heer wider den Erzfeind der Chriſtenheit ins Feld zu führen und die herrlichen chriſtlichen Länder, welche die Türken in ihre Gewalt bekommen, wieder zu erobern. Wiewohl er nun ſolches zeither ſtets mit Mund und Herzen gewünſcht, auch deſſen öfter gegen die Reichsſtände erwähnt, ſo habe er doch wegen der Kriege, zu welchen er durch die Könige von Frankreich, den Herzog von Geldern und Venedig und andre ſeine und des Reichs Feinde genöthigt worden, zur Vollziehung dieſes ſeines Vorhabens niemals gelangen können. Nun gab er ſieben Wege an, wie die Türken zu beſiegen ſeien, und verbreitete ſich über die Mittel, durch welche die Zwietracht in der Chriſtenheit aufgehoben und die Potentaten mit einander vereinigt werden könnten. Endlich ermahnte er beide Könige, daß ſie, in ihre Länder zurückgekehrt, nach ſolchen Mitteln und Wegen trachten wollten, damit ein längſt erwünſchter Kriegszug einmal ins Werk geſetzt werden möchte, wozu er Leib und Gut und Alles, was der höchſte Gott ihm verliehen, getreulich dranzuſetzen erbötig und geſonnen ſei.

Die ganze Verſammlung war tief ergriffen, Manche bis zu Thränen gerührt. Der Kardinal von Gran, als päpſtlicher Legat, nahm das Wort und dankte dem Kaiſer im Namen beider Könige und der ganzen Chriſtenheit für Sr. Majeſtät guten und allergnädigſten Willen mit dem Erbieten, daß beide gegenwärtige Könige nebſt andern hohen Potentaten der Chriſtenheit ſich diesfalls, wie chriſtlichen Königen wohl anſtehe, verhalten wollten.

Hierauf ging die Verſammlung zur Tafel. Abends war Tanz, bei welchem die Prinzeſſin Maria von Spanien zuerſt aus ihrem Logement im Palaſt des Grafen von Cilli von ihrem Hofmeiſter und Hofſtaat begleitet, von vielen Grafen und Herren auf die Burg eingeholt, den Gäſten vorgeſtellt wurde. Sie ließ dieſelben vom Probſt von Waldkirch in einer Rede bewillkommnen, welche Peter von Premislav auf König Sigismunds Befehl beantwortete. Dann nahm die liebliche Maria zwiſchen den beiden ungariſchen Königskindern Platz, und der Tanz begann.

Die beiden folgenden Tage wurden mit Berathſchlagungen über die bevorſtehende Handlung ausgefüllt; der Adel übte ſich in ritterlichen Spielen.

Der Tag Mariä Magdalenä, der 22. Juli, wurde zur Vermählung der königlichen Kinder beſtimmt.

Um neun Uhr zogen die Könige nach der Stephanskirche; dieſe war mit niederländiſchen Tapezereien köſtlich verhängt und die Geſtühle mit güldenem Stück ausgeſchlagen. Der Kaiſer und die Könige nahmen ihre Stellen zur rechten Seite des Chors; nächſt ihnen ſtand Prinz Ludwig. Darauf folgten in der Ordnung mehre Reichsfürſten, Geſandte und die vornehmſten ungariſchen, polniſchen und böhmiſchen Herren. Auf dem Geſtühle mitten im Chor nahmen die beiden Prinzeſſinnen ihren Sitz, und neben ihnen ſtanden abermals Fürſten und Grafen und vornehme Frauen und Fräulein. Zur Linken des Chors hatten die geiſtlichen Fürſten ihren Platz nebſt ihren Prälaten und Pröbſten. Der Biſchof von Wien hielt das Hochamt, und die kaiſerliche Hofkapelle muſicirte. Dann hielt der Kaplan des Kardinals von Gurk, Richard von Peruſia, eine Rede. — Der Kaiſer erhob ſich. Er trug eine rothſammtne Schaube, und das güldne Vließ hing um ſeinen Hals. An ſeinem rothſammtnen Baret ſtrahlte ein großer Diamant. Sein ganzer Anzug war auf eine Million Goldes geſchätzt. Gemeſſnen Schritts verfügte er ſich in die Sakriſtei; die hohen Reichswürdenträger folgten ihm. Hier ließ er ſich den ganzen kaiſerlichen Ornat anlegen und die Krone aufſetzen. Die Fürſten trugen ihm Reichsapfel, Scepter und Schwert vor, und alſo trat der Kaiſer des heiligen römiſchen Reichs deutſcher Nation in ſeiner Majeſtät wieder in den Chor und auf das mittlere Geſtühle. Ein ungariſcher und ein böhmiſcher Großer führten ihm die Prinzeſſin Anna zu, und der Kardinal von Gran vermählte ſie dem Kaiſer als Stellvertreter eines ſeiner Enkelſöhne. Nach Auswechslung der Trauringe, redete der Kaiſer die Prinzeſſin alſo an: „Im Namen unſrer beiden abweſenden Enkel haben wir Ew. Liebden jetzt das Wort der Vermählung gegeben, ſo daß Ihr an einen derſelben von heute an vermählt und ehelich verſprochen ſein ſollt; und weil mein Enkel Karl die Königreiche Kaſtilien und Aragonien, ingleichen ſein Bruder Ferdinand das Königreich Neapel zu erben und zu erwarten hat, ſo erklären und ernennen wir hiermit Ew. Liebden zur Königin und wollen Euch zu einer ſolchen gekrönt haben.“ — Mit dieſen Worten ſetzte er ihr eine goldne Krone auf das Haupt.

Auf dieſe Vermählung folgte ſofort die zweite. Prinz Ludwig trat mit der Infantin Maria auf das Geſtühle, und beide wurden vom Kardinal ehelich eingeſegnet. Der Bräutigam war neun, die Braut beinah zehn Jahr alt.

Nach vollendeter Ceremonie, als Alle zu ihren Plätzen zurückgekehrt waren, überreichten die Reichs- und Hofmarſchälle dem Kaiſer, den beiden Königen und dem Prinzen Ludwig jedem ein Schwert, womit ſie mehr als zweihundert Herren aus faſt allen europäiſchen Nationen zu Rittern ſchlugen; doch hatte dieſe Würde damals ſchon ihre eigentliche Bedeutung verloren. Endlich ſprach der Kardinal von Gran den Segen, worauf alle Trompeter eine Fanfare bließen, bis die Hofkapelle den ambroſianiſchen Lobgeſang anſtimmte, in welchen alles Volk ſingend einfiel.

Um 1 Uhr war die feierliche Handlung vorüber, welcher das Haus Oeſtreich die Kronen von Ungarn und Böhmen verdankt. Die ſpaniſchen Königreiche ſind ihm verloren gegangen; Neapel gehorcht keinem Oeſtreicher mehr, Navarra hat einen andern Herrn, die Niederlande ſind nicht mehr öſtreichiſch; in Amerika hat das Kaiſerhaus nichts mehr zu befehlen; Ungarn und Böhmen ſind ihm geblieben bis auf den heutigen Tag.

Nachmittags war ein großes Renn- und Stechſpiel auf dem Neuen Markt, welchem männiglich zuſtrömte.

Abends hielten der Erbſchenk und Geheimſter Rath des Kaiſers, Freiherr Siegmund von Dietrichſtein und Fräulein Barbara, Tochter des Freiherrn Georg zu Rottal, Obriſten Hofmeiſters der Infantin Maria, Beilager auf der Burg, und der Kaiſer richtete die Hochzeit aus, weil Bräutigam und Brautvater bei ihm in hoher Gnade ſtanden. Der Bräutigam ward vom Kaiſer und dem König Wladislav zur Trauung geführt. Ein glänzendes Hochzeitmahl und ein Tanz beſchloſſen die Feſtlichkeiten des Tags.

## 3.

# Kranke und fröhliche Herzen.

Mit dem Erbſchenken von Dietrichſtein und dem Fräulein zu Rottal hatte nach des Kaiſers Willen und Abſicht noch ein zweites Brautpaar ehelich verbunden werden ſollen. Dies war der Kämmerer Graf von Schönborn und die Gräfin Maria von Iſſelſtein. Aber der Kaiſer ſowohl, als ſein Kämmerer und der Graf Iſſelſtein, welcher ſich in der nächſten Umgebung des Kaiſers befand, beobachteten ein geheimnißvolles Stillſchweigen darüber. Die Gräfin von Iſſelſtein war mit ihrer Tochter zwar auch nach Wien gekommen, um den Feſtlichkeiten beizuwohnen; man hatte aber beide nur bei der Zuſammenkunft des Kaiſers und der Könige geſehen, und ſie wurden an den folgenden Tagen im Gedränge und der Bewegung der Feſtlichkeiten nicht vermißt.

Maria lag krank in ihrer Wohnung, und ihre Mutter war ihre Wärterin. Die Jungfrau ſiechte am gebrochnen Herzen. So lange der Ritter auf der Burg ihres Vaters geweſen war, hatte ſie ſich ſtark gefühlt. Die Anſpannung ihrer Seelenkräfte hatte ſie nicht dazu kommen laſſen, über ſich ſelbſt nachzudenken und ihren ſchmerzlichen Gefühlen Raum zu geben. Mitten im Feſtgewühle erloſch aber die Abſpannung, und ſie brach zuſammen, wie eine vom Sturm geknickte Blume. Ihre Mutter wurde von unſäglicher Angſt erfaßt, daß ſie auch dieſes letzte und geliebteſte Kind verlieren möchte; ſie ſaß ſtill weinend an Maria's Lager. Und das blutende Herz des Kindes erſchloß ſich dem blutenden Herzen der Mutter, und dieſe wurde die Freundin der Tochter. Maria verſchwieg ihr nichts; ſie entdeckte ihr das überwältigende Geheimniß, welches der Ritter im Fieber in ihre Bruſt niedergelegt hatte, und welches zu tragen ſie zu ſchwach war; ſie enthüllte ihr den ungeheuern aus dieſem Geheimniß hervorgewachſenen Schmerz. Die liebende, zagende Mutter begriff, daß die Gewalt der in der Seele ihres Kindes aufgeglühten Liebe im Kampfe mit dieſem von außen hereingeſtürzten Rieſenſchmerze das ſchwache Gefäß zertrümmern müſſe. Aber aus der erhaltenen Mittheilung ſchöpfte ſie Hoffnung. Ach was ergreift nicht ein Mutterherz zur Rettung eines Kindes!

„Verzage nicht, mein Kind!“ tröſtete ſie. „Du wirſt die Gattin des Ritters werden, und es wird dir gelingen, ſeine Seele zu retten und dem Himmel zuzuführen. Ich ſelbſt werde den Kaiſer dafür zu gewinnen wiſſen.“

„O Mutter! Mutter! Er iſt krank an Leib und Seele, und ich kann nicht an ſeinem Bette beten, kann ihn nicht warten und pflegen. Wenn er ſtürbe und führe zur Hölle, trüge ich nicht die Schuld? Würde nicht Gott einſt ſeine Seele von mir fordern? Iſt nicht die Mutter Gottes ſelbſt mir erſchienen und hat mir ſeine Rettung befohlen?“

„Mein Kind, wir wollen uns dem hochwürdigen Biſchof von Wien anvertrauen. Er wird dich abſolviren. Oder haſt du zu einem andern Prieſter Vertrauen? Die vornehmſten geiſtlichen Fürſten mit ihren Diakonen ſind hier verſammelt. Wir wollen reiche Opfer auf den Altar der heiligen Mutter Kirche niederlegen. Wir wollen dir Ablaß erkaufen. Und genügt dir das nicht, und meinſt du, daß St. Peters Nachfolger, das Oberhaupt der Kirche, allein dir den rechten Frieden wieder gewähren könnte, ſo wollen wir nach Rom wallfahrten und eine Meſſe ſtiften in der St. Peterskirche.“

„Ja Mutter, nach Rom wollen wir pilgern!“ rief Maria, von dem Gedanken ergriffen, in fieberhaft freudiger Bewegung. „Aber nicht ohne den armen Ritter.

Wir müſſen ihn bereden, daß er uns begleite. Dort wollen wir ihn in den Tempel der Chriſtenheit führen, zu dem alle gläubigen Völker des Abendlandes wallen, und am Hauptaltare wollen wir zu ſeinen Seiten knien, und den Hochgebenedeiten um ſeine Erlöſung anflehen. Und gieb Acht, Mutter! Es wird ein Wunder geſchehen, daß er an Chriſtum glaube. Komm, Mutter, komm!"

Und die hochbegeiſterte Schwärmerin ſprang auf vom Lager.

„Wohin willſt du, mein Kind?" fragte die ängſtliche Frau.

„Kannſt du fragen, wohin? Giebt es auf der weiten Erde noch einen zweiten Platz, wohin ich gehen möchte und könnte? An ſein Bett wollen wir. Ich will den edeln Mann pflegen, ich will dort für ihn beten, daß er geſunde. Dorthin gehör' ich, und ich ſterbe vor Sehnſucht, wenn du mich nicht zu ihm führſt. Dorthin ruft mich der Engel des Herrn, damit das hohe Wunder ſeines dreimalheiligen Namens offenbar werde an dem Ungläubigen."

„Wir wiſſen nicht, wo ſeine Herberge iſt, und es iſt Nacht, mein Kind. Dein Vater iſt bei Hofe. Wir können ſie jetzt nicht erfragen. Auch biſt du ſelbſt krank und mußt erſt wieder geneſen."

„Ich bin geſund und ſtark. Wir dürfen nicht zaudern; wir müſſen nach Rom pilgern, zum ewigen Gnadenborn."

„Warte nur bis morgen. — Auch hab' ich für dieſen Spätabend eine weiſe Frau beſtellt, die dein Gebreſte verſprechen wird. Du kennſt ſie, die alte Zigeunerin, die ſchon in Flandern uns zuweilen beſuchte und auch hier oft auf unſerm Schloſſe geweſen iſt und mit ihrer geheimen Kunſt uns manchen guten Dienſt geleiſtet hat. Sie iſt mir heute in der Stadt begegnet, und ſie hat mir ihre

Hülfe, um die ich ſie anſprach, zugeſagt. Sie wird uns gewiß auch guten Rath geben; denn ſie weiß viel aus Erfahrung und geheimer Wiſſenſchaft. Auch kommt vielleicht morgen Martin zu uns und ſagt uns an, wo ſein neuer Herr herbergt.“

Mit ſolchen begütigenden und tröſtenden Worten beruhigte die Mutter die ſchwärmeriſche Aufregung Maria's. Während ſie noch ſprachen, meldete die Zofe die weiſe Frau und führte auf Befehl der Gräfin ein altes gebücktes Mütterchen herein. Sie warf das Nebeltuch ab und begrüßte die Frauen. Es war Karracha, die Zigeuneraltmutter.

Die Alte ſetzte ſich an Maria's Bett und ließ ſich die Hand der kranken Jungfrau reichen.

„Du leideſt Herzenspein, mein Kind,“ ſprach ſie und heftete ihre klugen Augen auf die Linien der Hand. „Ein hoher Herr iſt Euch in keuſcher Minneglut ergeben, aber ein großes Hinderniß liegt zwiſchen ihm und Euch. — Gebt mir eine Schale voll reinen Waſſers, damit ich Euch die Bruſt befeuchte und das Leid aus dem Herzen waſche.“

Die Gräfin gab ihr das Verlangte und erzählte dabei vom Ritter Süderland. Karracha fragte ſchlau und vorſichtig. Mutter und Tochter berichteten eifrig, was die Alte zu wiſſen wünſchte. Die Zigeunerin horchte immer geſpannter, doch äußerlich gleichgültig. Dann, als die Waſchung mit Zauberſegen vorüber war, nahm ſie Maria's Hand wieder.

„Eine Krone ſchwebt über ſeinem Haupte,“ fuhr ſie lauernd fort, und wenn das Recht auf Erden herrſchte, würde er der König eines mächtigen Volks ſein. Und Euch, ſchöne Maria, würde er als ſeiner geliebten Herrin die Krone zu Füßen legen.“

Ueberraſcht von dieſen Worten, beichtete Maria mehr, und was ſie nicht enthüllte, fügte ihre Mutter hinzu.

Mitten in dieſer Unterhaltung ſtürmten raſche Schritte zur Thüre herein, und beim Scheine der Lampe erkannten Mutter und Tochter den Knaben Martin.

„Martin! Martin, kommſt du endlich!" rief ihm Maria in heftiger Freude zu und ſtreckte die Arme nach ihm aus. „Erzähle ſchnell, iſt dein Herr wieder geſund, und warum biſt du nicht eher gekommen, es mir zu melden?"

„Ach, gnädige Gräfin, ich kann Euch nicht ſo erfreuliche Kunde ſagen," verſetzte der Knabe mit betrübten Mienen. „Mein armer, unglücklicher Herr war kränker als je und nahe daran ſeinen Geiſt aufzugeben. Ich konnte ihn unmöglich verlaſſen, und erſt heute hat ſich's wieder mit ihm gebeſſert."

„Ach, Mutter, es ahnete mir!" ſeufzte Maria. „Im Traume iſt er mir erſchienen."

„Ja, auch hat er fort und fort von Euch geſprochen und Euere Hülfe angerufen."

„Ich komme! ich komme! Doch ſage, wo iſt Euere Herberge?"

„Im Kloſter der Väter Bernhardiner, deren Pflege er vom Kaiſer beſonders empfohlen worden iſt. Der Leibarzt hat ihn täglich mehrmals beſucht und die Mönche ſind eifrig bemüht geweſen, alle Vorſchriften desſelben zu erfüllen. Aber er wollte von keiner Hand Arzneien annehmen, als von der meinigen, und ſo oft ich zu ihm trat, flüſterte er den Namen Maria, gleichſam als ſähe er Euch ſelbſt vor ſich."

Maria weinte und lachte vor Wonne, ſie faltete die Hände, um zu beten und brachte doch nur den Namen des geliebten Mannes über die Lippen.

Die Zigeunerin rüſtete ſich mit auffallender Haſt zum Aufbruch.

„Du willſt gehen?" fragte die Gräfin verwundert.

„Und du verſprachſt mir doch dieſe Nacht bei meiner Tochter zu wachen und deinen Zauberſegen öfter über ihr zu ſprechen?“

„Seht Ihr nicht, daß er ſchon gewirkt hat?“ verſetzte Karracha. „Meine Gegenwart iſt nicht mehr nöthig. Doch will ich morgen wieder nach ihr ſehen. Aber ſie wird morgen geſund ſein, wie der Vogel in der Luft.“ — Und mit dem reichen Geſchenke der Gräfin ging ſie von dannen. Auf der Straße förderte ſie ihre Schritte, als habe ſie die Laſt der Jahre von ſich geworfen und eilte auf den Flügeln der Jugend dahin. So gelangte ſie in eine entfernte Vorſtadt und trat in den Hof eines alten großen Hauſes. Ein winkliges Hintergebäude nahm ſie endlich auf, und aus einem düſtern Gaden ſchallten ihr die muntern Töne des Cymbals entgegen.

Toni tanzte mit Sonaka.

„Pepindorio!“ herrſchte ihm ſeine Großmutter zu, „laß jetzt Tanz und Spiel. Ich habe einen köſtlichern Fang gemacht, als wir jemals in den Fuggerſchen Bergwerken gethan. Aber noch bin ich meiner Sache nicht ganz gewiß. Wir müſſen uns ſogleich und ohne Verzug überzeugen.“

„Was iſt's, Altmutter?“ riefen die Zigeuner und umſtanden die Alte in Haufen.

„Wenn mich nicht Alles trügt, ſo hab' ich den Cidi*) entdeckt, den wir ſeit Jahren vergeblich geſucht. Schnell, Pepindorio,“ wandte ſie ſich zu ihrem älteſten Sohne, „wirf deinen Mantel um und gehe in das Kloſter der Bernhardiner. Dort liegt ein Ritter krank, Namens Süderland. Gieb dich für einen Arzt aus, der ihn ſchnell vom Gebreſte befreien will. Und ich wette all mein kremnitzer Gold gegen einen Heller, du wirſt den Mann erkennen, der uns zu reichen und angeſehenen Leuten machen ſoll.“

---

*) Herr, Gebieter.

Eine allgemeine freudige Bewegung entſtand in der ſpärlich erhellten Spelunke.

„So wird uns,“ fuhr Karracha fort, „die Hochzeit der Könige mehr einbringen, als dem Kaiſer Maximilian. Und wenn er es iſt, den wir geſucht haben, ſo müſſen wir morgen einen Eilboten nach Brüſſel an Suleima ſchicken und ihr die Freudenbotſchaft mittheilen.“

Antonio hatte ſich entfernt und kehrte bald in ſtattlicher Kleidung zurück. Niemand hätte den Zigeuner wieder in ihm erkannt. Ein Burſch folgte ihm als Diener und beide verließen die Herberge, um ſich nach dem bezeichneten Kloſter zu begeben.

Sonaka ſprang zu Karracha hin, zog eine prächtige Nadel aus ihrem glänzend ſchwarzen Haar und rief: „Sieh, Altmutter, dies Kleinod hat mir heute, als ich auf dem Neuen Markt tanzte, ein ſchmucker, junger Herr geſchenkt, ein ſtattlicher Bub in ſchwarzer Sammtſchaube.“

„Ei, ei!“ ſchmunzelte die Alte, „das iſt ja ein werthvoller Stein und mit Perlen eingefaßt! Fürwahr, dieſe Nadel iſt einer ſo ſchönen Prinzeſſin, wie du biſt, würdig. Schau, ſchau, noch biſt du nicht vierzehn Jahre alt und ſchon ſo reich von einem jungen Herrn beſchenkt worden. Das iſt ein guter Anfang. Möge die Fortſetzung eben ſo koſtbar ſein.“

„Und weißt du, wer ihn zu mir führte, den ſtolzen Burſchen? Der feine Herr Raimund Fugger, auf deſſen Hochzeit in Kremnitz ich getanzt. Er klopfte mich auf die Wange und ſagte lächelnd: „Ei, Sonaka, biſt du ſchön geworden, ſeit ich dich nicht geſehen. — Und dieſen Abend wollen ſie beide zu uns kommen, um ſich wahrſagen zu laſſen.“

„Ich verſtehe. Ich will ihm ſchon ſagen, was er zu wiſſen wünſcht. Pepindorio mach dich aus dem Wege!“

„Wozu?“ fragte der Burſche trotzig. „Ich fürchte mich nicht vor dem Fugger. Und wenn Ihr glaubt, Ihr wollt die Sonaka verhandeln und mich erſt bei Seite ſchieben, daß ich Euch den Handel nicht ſtöre, ſo ſag' ich Euch: es wird nichts daraus. Ich werde auch ein Wort mit reden.“

„Schweig, Fratz!“ fuhr die Altmutter den ungeberdigen Schwätzer an. „Du wirſt uns nicht neue Geſetze geben wollen. Will das Ei klüger ſein als die Henne?“

„Der Sonaka willen bin ich Euch gefolgt,“ fuhr Toni noch erbitterter fort, „ſonſt wär' ich im Goldberge geblieben. Und ich werde nicht dulden, daß ſie eines Andern Eigenthum wird.“ Und mit glühenden Blicken, in denen ſich Trotz und Eiferſucht miſchten, verſchlang er die zierliche Geſtalt.

„Spannt den Rangen in den ſpaniſchen Bock!“ herrſchte die zornige Alte einigen Männern zu, „damit er Reſpekt lerne vor denen, die ihm zu befehlen haben.“

Der Burſche wurde ergriffen, ſo wüthend er auch um ſich ſchlug und biß, und ſo fürchterliche Drohungen er ausſtieß.

„Dem müſſen wir den ſtarren Sinn brechen,“ ſagte Karracha zu Zaroya, „ſonſt wächſt er uns über die Hörner und läßt uns nach ſeiner Pfeife tanzen.“ — Toni wurde abgeführt und in ſchimpfliche Bande gelegt.

Die Strafvollſtrecker waren noch nicht mit der Execution fertig, als zwei Männer in Mänteln in den Gaden traten und die bunte Geſellſchaft mit ſtolzer Nachläſſigkeit grüßten. Sie warfen die Hüllen ab und brachten einige Bündel zum Vorſchein, die ihnen ein Diener bis vor die Thür nachgetragen hatte. Dieſe beiden Beſucher der Zigeunerſpelunke waren Raimund Fugger und Vivian de la Chaux, der Page und Geſpiele des Erzherzogs Karl.

Er war mit der niederländiſchen Geſandtſchaft nach Wien gekommen. Mit dem Ungeſtüm tollen Leichtſinns riß er die Bündel von einander und nahm aus dem einen einen prächtigen Sammtſtoff und einen eben ſo köſtlichen Seidenſtoff für Frauenkleider. Aus dem andern aber blickten dickbäuchige Weinflaſchen und eine Blechbüchſe mit Leckereien.

„Sieh, holde Prinzeſſin!“ lachte Vivian und ſchlang den Arm um Sonaka's zierliche Hüfte. „Der Kaiſer hat ſich von den Fuggern ganze Kiſten voll Sammt- und Seidengewebe kommen laſſen und heute Kleider unter alle vornehme Frauen ausgetheilt. Und dich, armes Kind, hat er vergeſſen. Aber ich habe an dich gedacht und auch an deine Mutter. Hier habt Ihr auch jede ein Kleid. Sie ſind beide aus den kaiſerlichen Kiſten. Und hier iſt auch vom beſten Ungarwein von der kaiſerlichen Tafel und Zuckerbrot aus der Hofküche. Schenkt ein! Trinkt und eßt und laßt die Cymbal zum Tanze erklingen! Wir wollen fröhlicher ſein, als an dem langweiligen Hofe, wo ich gähnen muß, wenn ich den König von Ungarn und Böhmen nur anſehe.“

Raimund Fugger nahm die Altmutter bei Seite, drückte ihn mehre Goldſtücke in die Hand und ſagte leiſe: „Dafür verlang' ich zweierlei. Erſtlich Euere und Euerer Leute Verſchwiegenheit. Ich will nicht, daß meine junge Frau, noch meine übrigen Anverwandten erfahren, daß ich Euch dieſen Beſuch gemacht.“ —

„Nicht ſie, nicht Andre. Niemand auf der Welt!“ verſetzte Karracha. „O Herr, ihr kennt die Zigeuner nicht! Die größten Geheimniſſe liegen bei uns begraben. Ihr dürft Berge auf uns bauen. Vertraut Euch mir an in jeder Sache, und Ihr werdet mich erprobt finden.“ —

„Dann ſorgt für einen guten Imbiß; denn wir wollen mit Euch zu Nacht ſpeiſen. Wir ſind des Hoflebens müd und ſatt und wollen auch einmal eine fröhliche Nacht haben.“

„Es ſoll Alles nach Euerm Befehl geſchehen.“

Bald erklangen die wilden Töne des Cymbals mit dem jauchzenden Geſange der Fiedel vermiſcht, und dazwiſchen die Becher. Vivian wirbelte mit Sonaka im luſtigen Tanze, Raimund ſchwenkte die ſchöne Mutter, und eh' eine Stunde verging, hatten es Zaroya's reizende Augen ihm angethan. Zigeunerburſche und Mädchen dreheten ſich in ſteigender Luſt, und Karracha ſchaffte am kniſternden Küchenfeuer.

Mitten in dieſe brauſende Bewegung trat plötzlich Antonio Cebes oder Pepindorio, der Vater, heimkehrend aus dem Bernhardinerkloſter, und begrüßte die luſtigen Gäſte mit ſpaniſcher Grandezza. Raimund Fugger zog ein beſtürztes, verlegenes Geſicht über dieſe unerwartete Erſcheinung. Cebes hatte es kaum bemerkt, als er ſprach: „Meine Herren, ich bin der ſpaniſche Arzt, Don Antonio Maldonato, mauriſcher Abkunft und im Beſitz tiefer geheimer Wiſſenſchaft. Ich halte mich hier zu dieſen meinen Landsleuten, die gleich mir viel köſtliche Arkana kennen. Vorzüglich berathe ich mich mit der Altmutter, welche in der Heilkunſt faſt noch mehr leiſtet, als ich ſelbſt. Ich komme eben von einem gefährlichen Kranken, über deſſen Gebreſte und über die anzuwendenden Mittel ich mich mit ihr beſprechen will.“

„Ihr könnt auf ſeine Verſchwiegenheit ſo feſt rechnen, wie auf die unſrige,“ verſicherte Karracha, welche gekommen war, das Nachtbrot aufzutragen.

„Und wenn Ihr erlaubt, will ich an Euerm Mahl theilnehmen. Laßt Euch in Euerer Luſt nicht ſtören.“ Und zur Altmutter gewendet, ſagte er mit bedeutſamen Kopfnicken: „Es iſt mit unſerm Kranken ſo, wie Ihr geſagt habt, und ich habe die nöthigen Mittel verordnet.“

„Wir können von Euerer Kunſt keinen Gebrauch machen, Don Antonio,“ lachte Vivian. „Denn obgleich wir beide in der That bedenklich krank ſind, ſo kann die Heilung doch nur aus derſelben Quelle ſtrömen, aus welcher die Krankheit gefloſſen iſt. Ich halte meinen Arzt im Arme, doch verlangt mich nicht ſo ſchnell wieder nach vollſtändiger Geſundheit. Er ſoll ſich viel Zeit zur Kur nehmen.“

„Oft thut auch meine Hülfe unerwartet ſchnell noth,“ erinnerte Antonio.

„Ihr könnt Euere Kunſt am Ungarnkönige verſuchen. Dem fehlt's im Kopf und in den Beinen. Auch Kaiſer Max würde nicht grimmig ſein, wenn Ihr ſeinen Sarg, den er mit ſich ſchleppt, in ein Brautbett verwandeltet. — Aber die Alten vermögen Euere beſten Tränkchen nicht wieder jung zu machen. Wir aber ſind jung und wollen das Leben genießen. Schenk' ein, Sonaka, lieblichſter Mundſchenk, lachende Hebe, und ihr, Spielleute, ſpielt auf!“ In dem Augenblick, als er die kleine Sylphide von neuem umſchlingen wollte und ſie ſeiner ſtürmiſchen Bewerbung entſchlüpfte, ſtürzte Toni, der, von den Tönen der Luſt bis zur höchſten Wuth aufgeſtachelt, ſich mit äußerſter Kraftanſtrengung ſeiner Bande zu entledigen gewußt hatte, als ein Raſender herein, ſein blankes Meſſer hochſchwingend. Ein ängſtliches Geſchrei erhob ſich ringsum, eh es aber möglich war, den tollen Eiferſüchtigen zu faſſen, hatte er ſich ſchon auf Vivian geworfen und ihm ein paar Stiche verſetzt. Im nächſten Augenblick lag er aber auch ſchon am Boden, von der Hand ſeines Vaters niedergeriſſen, und zwanzig Männerarme hielten ihn feſt und ſchnürten den Wuthheulenden in ſtarke Stricke. Raimund und Antonio entkleideten den blutenden Vivian ſchnell, und Karracha und ihr Sohn unterſuchten die Wunden, die zu ihrer Beruhigung nicht gefährlich waren.

„Seht, ſeht, wie ſchnell Ihr der ärztlichen Hülfe bedürft!“ erinnerte Antonio, als er den Junker verband. Dieſer aber hielt auf dem Lager, wohin er gebracht worden war, Sonaka's Hand feſt und flüſterte ihr zu: „In deinen Armen, ſüßes Kind, ſterb' ich auch gern.“

Antonio und Karracha wachten an ſeinem Lager. Sonaka war neben ihm eingeſchlafen, und Raimund hatte ſich endlich entfernt, um ihn vor Tagesanbruch in einer Sänfte abzuholen.

In der Abenddämmerung deſſelben Tages ſtanden zwei Männergeſtalten vor der Pforte des Bernhardinerkloſters. Ein forſchendes Auge hätte aber leicht wahrnehmen können, daß ihnen das männliche Gebahren und der männliche Muth mangele. Auch ſaßen ihnen die Kleider wunderlich genug, und in ihren Geſichtern hatte ein Scheermeſſer nichts zu thun. — Als die Glocke erſchallt war, flüſterte Marja ihrer Mutter — denn dieſe beiden waren es — mit bebender Stimme zu und legte die zitternde Hand auf den Arm derſelben: „Ach, Mütterlein, mir will das Herz zerſpringen vor Angſt und Bangigkeit.“

„Beruhige dich, mein Kind! Gleich wirſt du ihn ſehen, nach dem dein Herz verlangt.“

Der Bruder Pförtner öffnete.

„Wir wollen zu dem kranken Ritter Süderland.“ —

„Die Brüder Ciſtercienſer haben ihn dieſen Morgen abgeholt, um ihn in ihren Orden aufzunehmen, und die Pforte hat ſich für immer hinter ihm geſchloſſen.“

Maria ſank mit einem leiſen Schrei in die Arme der Gräfin. Von der Burg aber ertönten Feſtſchüſſe und bezahlter Jubel zu Ehren der vermählten Königskinder.

---

## 4.

## Am Hofe des Prinzen Karl.

Auch am erzherzoglichen Hofe in Brüſſel wurden glänzende Feſte gefeiert. Kaum waren die zahlreichen Begleiter der Infantin Maria und die Geſandten des Erzherzogs Karl und der Erzherzogin Margaretha von Wien zurückgekehrt, als der König von Dänemark mit einem prächtigen Gefolge ſich einſtellte, um ſich die Infantin Iſabella antrauen zu laſſen und als Königin heimzuführen. Die muntere, witzige, oft drollige Prinzeſſin ſetzte ſich leicht über des Königs Verbindung mit der ſchönen Düvecke hinweg und wußte ihm nur mit der heiterſten Laune in einer bräutlich hellen Stunde das Verſprechen abzunehmen, daß er das niedliche Täubchen, welches ihm zeither ſo viel Vergnügen gemacht, jetzt wolle ausfliegen laſſen, da ein ſtolzer Aar ſich mit ihm das Neſt baue und Adler und Tauben ſich ſchlecht mit einander vertrügen. Der König verſprach dem muthwilligen Adler Alles, aber er hielt ſpäter nicht Wort.

Das Hochzeitfeſt zu Brüſſel ſchloß ſich gleichſam an das zu Wien an und war nicht minder prachtluſtig. Eine zahlloſe Menſchenmenge aus den brabantiſchen, flandriſchen und holländiſchen Städten war in der alten belgiſchen Hauptſtadt zuſammengeſtrömt, und der junge Herzog des Landes zeigte ſich zuerſt ſelbſtſtändig als Feſtgeber und entfaltete eine Prunkliebe, die einen Verſchwender in ihm befürchten ließ. Aber er handelte nicht nur im Sinne ſeines kaiſerlichen Großvaters, der die Welt mit Ehrfurcht und Staunen vor der Macht und dem Glanze des öſtreichiſchen Hauſes erfüllen wollte, die Schwäche der Menſchen, ſich vor dem Golde ſklaviſcher zu beugen, als vor dem Schwerte, wohl kennend und berechnend; ſondern auch nach dem Willen des niederländiſchen Adels und der Stände, in welchen ein unbändiger Stolz erwacht war, daß ihr Herzog König von Kaſtilien und Aragonien und der neuen Welt werden würde. Von dem Tage an, welcher den Erzherzog, oder, wie er allgemeiner und prunkender genannt wurde, den Prinzen Karl von Spanien als ſelbſtſtändigen Herzog begrüßt hatte, war am Hofe in Brüſſel ein Aufwand und eine Pracht entfaltet worden, die an die Zeiten Karl des Kühnen erinnerten und gegen die Einfachheit des Regiments der Erzherzogin Statthalterin auffallend abſtachen. Es war eben der Hofhalt eines Königs, und zwar eines Königs von Spanien, dem unerſchöpfliche Quellen des Reichthums, wenn auch noch nicht zu Gebote, aber doch in naher Ausſicht ſtanden. Und der Herzog ſchien ganz geeignet, die kühnſten Pläne des nach Gold, Ehren und Vergnügungen gierigen Adels überſchwenglich zu befriedigen. Er war ſo lenk- und leitſam, daß die hohen Würdenträger mit ihm machen konnten, was ſie wollten; eignen Willen ſchien er kaum zu beſitzen. Der leichtſinnige, prachtliebende, leichtbeherrſchte Philipp ſchien in ſeinem Sohne wieder aufgelebt, und der niederländiſche Hofadel durfte hoffen, daß das Stück in Spanien, das ihm ſo viel eingebracht, da fortſpielen werde, wo es vor zehn Jahren zu ſeiner großen Beſtürzung ſo unerwartet unterbrochen worden war. Vorzüglich einflußreich zeigte ſich das mächtige Haus Croy, und Wilhelm von Croy, Herr von Chievres, ſchon ſeit lange Oberhofmeiſter des niederländiſchen Hofes und Commandant von Brüſſel, ein geld- und ehrgieriger Mann, war eigentlich das regierende Haupt des Landes, und ſeine Brüder und nächſten Verwandten kamen allmälig in den Beſitz der erſten Hof- und Staatsämter, und wie er ſelbſt zu ungeheurem Reichthum.

Die Erzherzogin Margaretha lebte mit ihrem kleinen Hofſtaate zurückgezogen auf ihrem Schloſſe in Löwen und kam nur bei beſondern Veranlaſſungen nach Brüſſel; ſie miſchte ſich nicht in Regierungsangelegenheiten, obgleich es allgemein als eine ausgemachte Sache betrachtet wurde, daß ſie, ſobald ihr Neffe als König nach Spanien gehen würde, wieder zur Statthalterin beſtimmt ſei. Auch konnte füglich Niemand weiter zur Statthalterſchaft gelangen, da Karl weiter keine Verwandten hatte. Margaretha trieb in ihrer Zurückgezogenheit die ſchöne Kunſt der Poeſie und andre erheiternde Studien; auch fehlte es ihr nicht an fürſtlichen Beſuchen, und ihre Schönheit hatte ſich, trotz ihrer böſen Schickſale, ſo friſch und jugendlich erhalten (war ſie doch auch erſt fünfunddreißig Jahre alt), daß die Huldigungen, welche unverehlichte Fürſten ihr darbrachten, wahrer und aufrichtiger gemeint waren, als die, welche ihren Nichten galten. Man behauptete, es ſei nur auf ihren Willen angekommen, mit Chriſtiern, der nur einige Jahre jünger war, als ſie, den Thron von Dänemark zu beſteigen, ſtatt ihrer vierzehnjährigen Nichte Iſabella; aber wenn ſie nicht auch ſo beſtimmt ihren Entſchluß ausgeſprochen hätte, ſich nicht wieder zu vermählen, ſo würde ſie des däniſchen Königs Verhältniß zum ſchönen Täubchen von Amſterdam abgehalten haben, ihm ihre Hand zu geben. Sie hatte durch ihre dreimalige eheliche Verbindung zu traurige Erfahrungen gemacht, um noch eine neue und wahrſcheinlich die traurigſte hinzuzufügen. Sie wollte ſich den heitern ſüßen Frieden, in welchem ſie lebte, durch nichts wieder ſtören laſſen, und ſo weh ihr die Trennung von ihren Nichten, die ſie als ihre eignen Töchter zu betrachten gewohnt war, auch that, vorzüglich die von der holden und ſanften Maria, ſo erhielt ſie ſich doch jene reine Heiterkeit, welche edlen und ächt poetiſchen Naturen eigen iſt, daß ihr die Niederländer, die ſie faſt ſchwärmeriſch liebten und verehrten, immer noch den Namen des „fröhlichen Gretchens" beilegten. Sie lieferte den Beweis, daß eine urſprünglich geſunde, von der ſtillen Glut der Poeſie durchwärmte Seele, wenn auch von grauſamen Schickſalsſchlägen zu Zeiten niedergebeugt, doch nie gebrochen werden kann. Der Verjüngungsquell der Poeſie, der in ihr ſprudelte, fluthete in ihr ſtets die Schatten aus dem Gemüthe, die der Schmerz hineingeworfen, und vom ſüßen Thau derſelben getränkt, richtete ſich der ſchöne Blumenkelch ihrer Seele immer wieder nach der Sonne der Freude empor.

Nach der Abreiſe des däniſchen Königspaars blieb ihr nur die älteſte der Infantinnen, die Prinzeſſin Eleonore. Doch hatte der Stolz und das hochfahrende Weſen derſelben ihr die Liebe der Tante nicht in dem Grade erwerben können, wie ihre jüngern Schweſtern ſie beſaßen, und dann hatte der Liebeshandel mit dem Pfalzgrafen Friedrich, welcher entdeckt worden war und mit ihrem Stolze ſo wenig in Einklang ſtand, ihr die Ungnade der Tante, des Bruders und des Großvaters zugezogen.

Ein anderes weibliches Weſen hatte um dieſe Zeit die ganze Gunſt der Erzherzogin zu gewinnen gewußt. Dies war die Gräfin Agnes von Cardona. Die Warnung, welche Jakob Fugger in Bezug auf ſie der Erzherzogin hatte zukommen laſſen, hatte nur dazu gedient, ihr Gelegenheit zu geben, um die Fürſtin durch ihre einſchmeichelnden Talente für ſich zu gewinnen. Doch hatte Margaretha's der Gräfin geſchenkte Gunſt noch einen beſondern Grund. Wenn die Erzherzogin auch nicht den Willen hatte, durch ihren Neffen das Land zu regieren, ſo kannte ſie ſeine kindiſche Charakterſchwäche doch zu gut, um nicht den Wunſch zu hegen, daß er zuweilen und in wichtigen Angelegenheiten von ihr ſich leiten laſſen möchte und nicht von dem ſelbſtſüchtigen Adel. Sie wußte ja, daß ſie ihn nur zum Guten lenken würde, aber ſie war eben ſo überzeugt, daß die Partei, die ſich ſeiner bemächtigt, ihn nicht immer zum Guten lenke, und ihr Herz blutete über die Zurückſetzungen, die ſie erfuhr. Auch war wohl einige weibliche Eitelkeit, die ſich verletzt fühlte, dabei im Spiele. Und doch hegte ſie für ihr Geburtsland und ihre Heimat eine ſchwärmeriſche Liebe, und eben ſo liebte ſie den unerfahrenen, leidenſchaftlichen Karl, und ſie ſah mit ſtillem Schmerz, daß, trotz ihrer ſorgſamen Erziehung, er dieſelbe zum Verderben führende Straße einſchlug, welche ſein Vater gewandelt war. Da bot ſich ihrem Kummer die Gräfin Cardona als trefflichſtes Werkzeug und als Vermittlerin ihrer wohlgemeinten Pläne dar. Die Gräfin hatte den Erzherzog wirklich eine kurze Zeit im Reiten unterrichtet und bei dieſer Gelegenheit ſo viel Einfluß auf ihn gewonnen, daß er ihre Geſellſchaft nicht lange entbehren konnte. Doch der Zauber, der von dieſer reizenden, jungen Dame ausging, hatte nicht allein den fünfzehnjährigen knabenhaften Karl gefeſſelt; es war ihm faſt kein Mann am Brüſſeler Hofe entgangen, und es ſchien, als ſei der Oberhofmeiſter von Chievres, ein geſetzter, ritterlich ſtolzer Herr, am meiſten von ihm befangen. Agnes war hier wieder die gefeierte Königin der Schönheit, und alle Würdenträger, weltliche und geiſtliche, beugten willig das Haupt unter ihr ſüßes Joch und zogen an ihrem Siegeswagen. Und dieſe Zauberin ſchmiegte ſich, wie ein Kind, zu den Füßen der Erzherzogin Margaretha, als läge ihr an keines Menſchen Beifall etwas, als an dem der hohen Frau und gerade an dieſem Alles. Sie bezeigte der Fürſtin eine ſchwärmeriſche Verehrung, die in ihren Aeußerungen aber ſo viel kindliche Natürlichkeit entfaltete, daß Niemand daran dachte, ſie könnte eine erkünſtelte ſein, am wenigſten Magaretha ſelbſt. Und deshalb hielt es dieſe für erlaubt, durch die Gräfin zu erreichen, was ſie durch ſich ſelbſt nicht erlangen konnte, Einfluß auf ihren Neffen und die Häupter des Hofadels. Die Gräfin ging mit Freuden auf die Pläne der Erzherzogin ein und — täuſchte Alle. Natürlich war an ihr nur ein Gefühl, das ſie oft bei der Fürſtin ausſprach und worin ihr dieſe beiſtimmte, die gereizte Stimmung gegen den König Ferdinand von Aragonien. Ihre übrigen Neigungen und Abneigungen und ihre eignen Pläne wußte ſie allen Augen mit meiſterhafter Schlauheit zu verbergen; ſelbſt der Probſt Innocenz war nur in einen kleinen Theil ihrer Geheimniſſe eingeweiht, und während er ſich für ihren Freund und Vertrauten hielt, war er nichts weiter als ein Werkzeug in ihrer Hand.

Ein neues und großartiges Feſt wurde in Brüſſel vorbereitet, welches abermals die Vergrößerung und Erhöhung des Glanzes des öſtreichiſchen Hauſes beabſichtigte, ein Kapitel des Ordens vom goldnen Vließ. Seit jenem Ordensfeſt, welches König Philipp kurz vor ſeiner Abreiſe aus dem Niederland gehalten, hatte kein ſolches wieder ſtattgefunden, und ſeitdem waren zehn Jahre verſtrichen. Der Kaiſer hatte neuerdings gegen ſeinen Enkel den Wunſch ausgeſprochen, daß er dem Orden wieder neuen Glanz geben möchte. Die Anzahl der Ordensritter, welche ſeither in dreißig Köpfen beſtanden hatte, war bis auf zwanzig zuſammengeſchmolzen und ſollte auf fünfzig erhöht werden.

Während der Vorbereitungen zu dieſem Feſte erſchallte der Kriegsruhm, den ſich der junge König Franz von Frankreich in Italien ſchnell errungen, über die Alpen herüber. Er war aus einer furchtbar heißen Schlacht am 13. und 14. September bei Marignano als Beſieger der Eidgenoſſen hervorgegangen und hatte Mailand als ſein Eigenthum beſetzt. Die dem deutſchen Reiche aus der Ligue von Kamerich verbliebenen Städte Brescia und Verona wurden von den verbündeten Franzoſen und Venetianern bedroht. Dieſe Ereigniſſe waren für das öſtreichiſche Haus ſehr bedenklich, und der alternde Kaiſer entſchloß ſich, im nächſten Frühjahr noch einmal gegen Franzoſen und Venetianer in Italien zu ziehen.

Der Erzherzog Karl hatte noch vor der Abhaltung des Kapitels eine Geſandtſchaft an König Franz abgeordnet und um die Hand der Prinzeſſin Renate, hinterlaſſenen Tochter des Königs Ludwig angehalten. Aber auch dieſer neue Verſuch, den Karl ohne Wiſſen ſeines kaiſerlichen Großvaters gemacht, Oeſtreich und Frankreich auszuſöhnen, ſcheiterte an den ſpätern Ereigniſſen. An dem Feſttage aber lebte Karl noch in der Hoffnung.

Die meiſten von den noch lebenden zwanzig Rittern des Vließes waren auf des jungen Großmeiſters Einladung nach Brüſſel gekommen, eben ſo viele von denen, welche zu neuen Rittern beſtimmt waren, faſt lauter Niederländer und Spanier. Die Erzherzogin Margaretha kam mit ihrer Nichte, der Infantin Eleonore, von Löwen, und die Gräfin Cardona begleitete ſie. Die Verſammlung wurde von Tag zu Tag zahlreicher, und es ſchien, als ob das Kapitel das glänzendſte von allen noch abgehaltenen werden würde.

Seit König Philipps Tode waren von Zeit zu Zeit vornehme, mit dem Regiment des Königs Ferdinand nicht zufriedene Kaſtilier gern geſehene Gäſte am burgundiſchen Hofe zu Brüſſel geweſen. Ferdinand und Iſabella hatten mit Hülfe des kräftigen und ſchlauen Kardinal Ximenes die ſtolze Macht und den trotzigen Uebermuth der kaſtiliſchen Adelsariſtokratie gebrochen und aus den unabhängigen Ricos-Hombres und Hidalgos, die unter dem prahleriſchen Namen der Grandes fürſtliche Vorrechte genoſſen und den König nur als einen ihres Gleichen bebetrachteten, einen abhängigen und geſchmeidigen Hofadel zu bilden geſucht. Der einſt ſo wichtige Name der Ricos-Hombres (reiche Männer) verlor ſich ſogar allmälig zu Anfang des 16. Jahrhunderts, nicht ſo leicht aber der Wunſch, ſich wieder zu der alten Macht und dem frühern Anſehen emporzuſchwingen, der von den Vätern auf die Söhne forterbte. Dieſe Hoffnung war von Philipp betrogen worden; ſie richtete ſich jetzt wieder auf Karl. Viele meinten ſich Vortheile zu ſichern und Zugeſtändniſſe für ſpätere Zeit zu erhalten, wenn ſie dem künftigen König aufwarteten, und bedachten nicht, daß ſie gerade dadurch ſich wieder zum lenkſamen Hofadel bildeten. Von der Erzherzogin Margaretha wurden ſie ſehr geehrt, und als Karl die Regierung der Niederlande ſelbſt übernommen und ein ſo glänzendes Hofleben in Brüſſel begonnen hatte, ſtellten ſich immer mehr ſpaniſche Granden, die einſt an Philipps luſtiger Königswirthſchaft Gefallen gefunden, ein, um an den Vergnügungen der leichtfertigen Niederländer Theil zu nehmen, da die zunehmende Krankheit ihres eignen Königs, die eiſerne Strenge des Kardinals und der ernſte ſpaniſche Charakter jede Luſtbarkeit verboten. Viele junge Caballeros, denen das einförmige, ſteife Leben ihrer Väter in Spanien nicht mehr behagte, kamen, angezogen vom Gerücht der prächtigen und muntern Hofhaltung des jungen Prinzen von Kaſtilien, nach Brüſſel und wurden hier bald von den ſchönen niederländiſchen Damen, vom Glanz und dem Reichthum, ſowie von der bunten Beweglichkeit des Lebens gefeſſelt. Aber König Ferdinand unterhielt auch ſeine Spione, wie ehemals, am brüſſeler Hofe, und die ſtolzen vornehmen Leute waren deshalb gegeneinander ſehr vorſichtig, da Keiner wußte, ob er dem Andern trauen durfte. Alle fanden aber einen gemeinſamen Anziehungspunkt bei der Gräfin Cardona, und obgleich ſie Vielen als ehemalige Hofdame der Königin Juana bekannt war, ſo zählten die Kaſtilier ſie doch nicht zur Partei des Königs Ferdinand, da die Sage ging, ſie ſei wegen eines Minnehandels ungnädig von der Königin entlaſſen worden. Die Anhänger und geheimen Geſandten des Königs Ferdinand hatten immer Luſt, in ihr eine Verbündete zu ſehen, wiewohl ſie ihres eignen Vortheils wegen weislich vermieden, ſie dafür auszugeben. Wer konnte überhaupt mit Gewißheit ſagen, zu welcher Partei dieſes ſtets offen ſcheinende, heitere, reizende Weib, das alle Männer feſſelte, eigentlich gehörte und welche Zwecke ſie verfolgte? Schien ſie doch nur der Luſt und den Zerſtreuungen des Hofs zu leben und mit ihrem Liebeszauber Alles in ihrer Nähe zu beherrſchen. Der Gedanke, daß ſie wohl verborgene Pläne verfolge, kam faſt Niemand zu Sinne, und ſelbſt die Erzherzogin Margaretha, obgleich von Fuggers ausgeſprochenem Verdacht angeregt, hatte jedes Mißtrauen gegen die Gräfin fahren laſſen und ihre reine kindliche Dichterſeele der fremden anmuthigen und lieblichen Jungfrau hingegeben.

Kurz vor dem Ordensfeſte waren wieder mehre kaſtiliſche Hidalgos in Brüſſel angekommen, und unter ihnen ein Mann, der zehn Jahre früher hier eine zweideutige Rolle geſpielt hatte und Vielen noch bekannt war. Es war Don Hernandez de Villaquiran, den König Philipp als überführten Spion des Königs Ferdinand eine Zeit lang in hartem Gefängniß gehalten hatte. Doch dieſe Tage waren vorüber, und man erfuhr von andern Kaſtiliern, daß Don Hernandez keineswegs in freundlichen Beziehungen zum König Ferdinand ſtehe. Er ward von der Erzherzogin Margaretha, die allein genau von den frühern Schickſalen dieſes Granden unterrichtet war, mit gewohnter Huld und Milde empfangen und bei Hof vorgeſtellt. Der Erzherzog Karl behandelte ihn mit derſelben Auszeichnung, wie alle andern Spanier. Am Abend des Tags ſeiner Ankunft wurde der Kaſtilier von ſeinem alten Freunde, dem Probſt

Innocenz, bei der Gräfin Cardona eingeführt. Die Augen der ſchwarzen Matty leuchteten in boshafter Freude, als ſie den ihr immer noch verhaßten Pfaffen mit dem Spanier, dem ſie einſt mit dem Zigeuner Antonio Cebes gemeinſchaftlich einen ſo ſchlimmen Streich geſpielt hatte, und den ſie ſogleich wieder erkannte, eintreten ſah. Der finſtere Kaſtilier und die Gräfin begrüßten ſich ebenfalls als alte Bekannte mit einer gewiſſen Herzlichkeit.

„Endlich!“ rief die reizende Agnes, bei ſeinem Anblick und reichte ihm zum Willkommen die Hand. „Seit einem ganzen Monat warte ich auf Euch. Was bringt Ihr mir für Kunde aus unſerm Vaterlande?“

„Der König wird nicht allein am Leibe, er wird auch am Geiſte täglich ſchwächer und hinfälliger,“ entgegnete Don Hernandez, „und ſo trefflich mein geheimes Zureden und das unſerer gemeinſchaftlichen Freunde, dem jungen Don Fernando die ſpaniſchen Kronen und wenigſtens die von Aragonien, Neapel und Navarra zu hinterlaſſen, bei ihm gefruchtet hatte, ſo haben ihn doch die kaſtiliſchen Granden wieder auf andere Gedanken gebracht, und es iſt kaum Hoffnung vorhanden, daß Don Fernando auch nur König von Neapel werde. Der kranke König iſt wie ein ſchwankes Rohr geworden, und ſeit ſich unſere Gegenpartei ſeiner bemächtigt, bin ich gleichſam bei ihm in Ungnade gefallen. Die Niederländer ſind ſtark in Spanien; ſie haben nicht nur mit den vornehmſten Kaſtiliern gemeinſame Sache gemacht, ſie haben auch die Königin Germaine für ſich gewonnen, die, wie Ihr wißt, dem jungen Fernando nicht ganz ſo günſtig ſcheint, wie der König. Ich fürchte, dieſer unſer Plan ſcheitert.“

„So muß ein anderer gelingen!“ rief die Gräfin muthig. „Nur nicht verzagt! Wir hatten zuviel auf des Königs Liebe zum Infanten Fernando und auf ſeine Abneigung gegen Karl und die öſtreichiſche Partei, ſowie auf ſeine alte Zähigkeit gerechnet. Die Natur iſt an ihm zur Verrätherin geworden. Sein thörichter Eifer, ſich ſelbſt noch einen Kronerben zu erzielen und die verkehrten Mittel, dieſen Eifer zu unterſtützen, haben ihm die körperliche und geiſtige Kraft gebrochen. Aber die unſerige iſt noch ſtark und läßt ſich durch keine Widerwärtigkeit beugen. Noch geb' ich den Plan nicht auf, und ſo lange nicht, als dem König der Athem ein- und ausgeht. Ich will ſelbſt nach Spanien. Hier hab' ich nichts mehr zu ſchaffen. Ihr habt mich an einen ſo trefflichen Freund in dem Probſt Innocenz empfohlen, daß ich es Euch nicht genug Dank wiſſen kann. Der hochwürdige Herr iſt ein treuer Anhänger unſerer Sache."

Der Probſt polterte, aufs Höchſte geſchmeichelt, eine plumpe Dankſagung und ſchwur, wie ein Bootsknecht, er lebe nur im Dienſte ſeiner ſchönen Freundin.

„Da unſere Angelegenheit hier alſo einen ſo guten Beſchützer hat," fuhr die Gräfin anmuthig lächelnd fort, „und Ihr, Senjor, auch hinzugekommen ſeid, ſie weislich zu fördern, ſo bin ich entbehrlich und will in Spanien mein Glück verſuchen. Hier habt Ihr nur mein Werk fortzuſetzen, den jungen Herrn, der unſer König ſein wird, und ſeine Umgebung, die ihn lenkt und leitet, gegen den ſtolzen Geiſt der Spanier und vorzüglich gegen die Freiheiten und Vorrechte des Adels und des Volks einzunehmen. Sie hören hier dieſes Lied gar gern ſingen; denn es iſt daſſelbe, welches Philipp anſtimmte, und deſſen Weiſe ja von Ferdinand und Iſabella erfunden wurde. Es iſt das Lied aller Könige. Ich hoffe, es ſoll uns gelingen, es den jungen Gimpel ſo pfeifen zu lehren, daß, wenn er wirklich König aller Königreiche wird, die ſtolzen Spanier es nicht ertragen können."

Don Hernandez nickte im Einverſtändniß, als wiſſe er wohl, wohin ſie ziele und was ſie nicht auszuſprechen wage; denn er hatte ſeinen Haß gegen König Philipp auf deſſen Sohn übergetragen, und es war ihm, wie vielen ſeiner Landsleute, ein bitterer Gedanke, dennoch einen Ausländer, und noch dazu einen Oeſtreicher, die ſpaniſchen Kronen tragen zu ſehen.

Der Probſt glotzte grinſend vor ſich hin und überlegte, auf welche Weiſe er unter ſolchen Umſtänden einen Biſchofsſtab erlangen ſollte.

„Wie aber ſteht es mit unſerm zweiten Plane?" fragte die Gräfin ihren Landsmann, „ich meine mit der Heilung der Königin Juana? Hat der Knabe, den ich Euch geſchickt, die Wirkung auf ihren verdüſterten Geiſt hervorgebracht, welchen die Aerzte und vorzüglich Don Nicolo, das Licht aller ſpaniſchen Heilkünſtler, erwarteten?"

„In der That," antwortete Hernandez, „es ſchien anfangs, als ſollte Don Nicolo's ſpitzfindige Weisheit Recht behalten, und er ſchickte ſich ſchon an, zu triumphiren. Denn ganz außerordentlich war die Wirkung, welche der Anblick des häßlichen Jungen auf die Königin hervorbrachte, ſobald ſie erfuhr, wer er ſei. Mit dem gellenden Schrei einer Hyäne ſtürzte die tiefſinnige Frau auf den Tölpel los, und es war wirklich, als ob auch die Blutgier eines hungrigen Raubthiers in ihr erwacht ſei. Sie faßte den zum Tod erſchrockenen und jämmerlich ſchreienden Buben mit beiden Händen, hob ihn empor, heulte ihm ins Geſicht und ſchickte ſich an, ihn todt zu beißen oder ihm den Hals um zu drehen. Sobald ihr aber ihr Beichtvater einige begütigende Worte zugerufen hatte, verwandelte ſich ihre Wuth ſchnell in Zärtlichkeit. Sie ſetzte den Knaben, den man vorher Philipp umgetauft hatte, auf ihr Polſterbett, weinte und lachte untereinander auf ihn los, liebkoſete ihn und gab ihm die ſüßeſten Namen. Vorzüglich angenehm ſchien es ihr zu ſein, daß der Knabe

Philipp hieß, und die Vorſicht des Arztes, den Martin in einen Philipp umzuwandeln, bewährte ſich auf das Trefflichſte. Schon glaubte Don Nicolo über die Hauptſchwierigkeit hinaus zu ſein, aber die Häßlichkeit des Knaben und ſein trotziges, tölpelhaftes Betragen erregten bald das Mißfallen und endlich ſogar den Widerwillen der Königin. Hätte der Junge verſtanden, ſich in die allerdings oft wunderlichen Launen der geiſteskranken Frau zu fügen, wir würden einen beſſern Erfolg erzielt haben. Nach ſechs Wochen litt ſie ihn aber nicht mehr um ſich; ſeine Gegenwart machte den übelſten Eindruck auf ſie, und wir mußten fürchten, ihren Zuſtand durch ihn zu verſchlimmern. Genug, auch dieſer Plan mißlang. Der Knabe wird jetzt von den Mönchen des Kloſters Santa Clara erzogen, und ſo nah er auch der unglücklichen Frau iſt, ſo hat ſie ihn doch nicht wieder geſehen."

„Wir mußten darauf gefaßt ſein, daß auch dieſer Plan zu Waſſer werden würde, und müſſen uns jetzt mit der Ueberzeugung beruhigen, daß wir nichts verabſäumt haben, was irgend Hoffnung gab, uns dem Ziele näher zu führen. Aber es gibt hundert Wege dahin; wird uns der eine abgeſchnitten, ſo ſchlagen wir einen andern ein, und können wir auf dieſem nicht fort, ſo wird es auf dem dritten oder vierten möglich ſein; ja, wir wollen nicht ermüden und wenn wir zuletzt den hundertſten aufſuchen müßten."

„In der That, Ihr ſeid unerſchöpflich in Aufſuchung von Mitteln und Wegen, Senjora, und die Hoffnung unſerer Partei beruht allein auf Euch."

„Ich habe mir ein Mittel ausgedacht, wie wir uns am geſchickteſten des jungen Karl bemächtigen, trotz ſeiner ſchlauen niederländiſchen Räthe und Hofherrn und trotz aller hier verweilenden Kaſtilier. Die Vorbereitungen ſind bereits getroffen, und Ihr ſeid noch zur rechten Zeit gekommen, Don Hernandez, um mir bei der Ausführung behülflich zu ſein und die Leitung dieſes Planes zu übernehmen, wenn ich abgereiſt bin. Wir haben dazu ſehr treu Verbündete in der Stadt, von deren Anweſenheit Niemand etwas weiß, den Zigeunerhaufen Zaroya's mit der alten, verſtändigen und ſehr brauchbaren Karracha und ihrem verſchmitzten Sohne Antonio, zigeuneriſch Pepindorio genannt.“

„Ah mein wackerer Bruder! Find' ich ihn hier wieder! O wenn wir dieſe Landsleute auf unſerer Seite haben, dann zweifle ich nicht am beſten Erfolg Euerer Entwürfe!“

„Ihr werdet mich in dieſer Nacht noch in die geheime Wohnung der Zigeuner begleiten, um dort zu erfahren, was wir vorhaben, und an den Berathungen Theil zu nehmen. Wir müſſen die äußerſte Vorſicht anwenden, weil der Kommandant der Stadt, Herr von Chievres, den Zigeunern den Aufenthalt verweigert und ſie mit grauſamer Härte verfolgt.“

Da die Mitternachtſtunde vor der Thür war, ſo machten ſie ſich wohl verhüllt auf den Weg.

## 5.

## Das Ordenfeſt des goldnen Vließes.

Die Räume des Schloſſes waren feſtlich geſchmückt und die ältern Ritter des Vließes um ihren jugendlichen Großmeiſter verſammelt. Die Menge der eingeladenen Gäſte war groß. Denn nicht nur, daß der vornehmſte Adel des Landes auf den Wunſch des Erzherzogs erſchienen war, auch Deutſche und Franzoſen waren gekommen, und die Anzahl der anweſenden Spanier war nicht gering. Der Flor der Edeldamen, durch das Wort des jungen Herrſchers herbeigerufen, riß zur Bewunderung hin. Auch die beiden Erzherzoginnen, Tante und Nichte, traten mit der ihrem hohen Range gebührenden Pracht und mit einem weit größern Gefolge auf, als man ſie ſonſt zu ſehen gewohnt war. Margaretha ſchien ſich verjüngt zu haben und ſtrahlte im hohen Reiz ihrer Schönheit. Außerdem war die ganze Stadt voll von Fremden niedern Standes, vorzüglich reicher, angeſehener Kaufleute aus den Handelsſtädten, mit Frauen und Töchtern, die in Glanz und Pracht den höchſten Adel zu überbieten ſuchten. Man betrachtete das Ordenskapitel als ein Nationalfeſt; denn das güldne Vließ war ja ein burgundiſcher Orden. —

Unter den Fremden wurde auch Marx von Bübenhoven mit ſeiner jungen Frau bemerkt, die er der Erzherzogin Margaretha vorſtellte.

Am Morgen war Gottesdienſt in allen Kirchen der Stadt. Nach der Meſſe zogen die einzelnen Korporationen dem Schloſſe zu; die hohe Geiſtlichkeit, die Ritter, die Gäſte, ein Theil der Stände, die Regierungsbehörden, der Magiſtrat der Stadt. Der glänzende Hofſtaat empfing ſie im Schloſſe. Die waloniſchen Garden waren in den Korridoren aufgeſtellt. Wappenherolde leiteten die einzelnen Züge zum großen Thronſaal. Die Erzherzoginnen nahmen mit ihrem Gefolge auf einer Eſtrade zur Rechten des Thrones Platz; zur Linken deſſelben war den übrigen Damen der Stand angewieſen. Die Ordensritter umgaben den Thron. Neben ihnen der Erzbiſchof von Mecheln und die Biſchöfe und Prälaten des Landes. Alle Andern waren im Saal vertheilt. Als Alle beiſammen waren, verkündete eine Trompetenfanfare die Ankunft des Erzherzogs. Mit den Großmeiſterinſignien des Vließordens geſchmückt, trat er in die Mitte ſeiner Räthe und Hofherren herein, erwiderte freundlich den ehrfurchtsvollen Gruß der Verſammlung und ſtellte ſich mit bedecktem Haupte unter den Thronhimmel. Der am Thron ſtehende Wappenherold gab mit der Trompete das Zeichen, daß das Kapitel eröffnet ſei, und der Erzbiſchof ſprach laut ein kurzes Gebet und ertheilte den Segen.

Der Herold erhob ſeine Stimme: „Auf Befehl des durchlauchtigen Herrn Erzherzogs Karl von Oeſtreich, Herzogs von Burgund und Niederland, königlichen Prinzen von Kaſtilien und Leon, Aragonien und Granada, Neapel und Sicilien, hochwürdigſten Großmeiſters des Ordens vom güldnen Vließ, iſt dieſes Ordenskapitel ausgeſchrieben worden und wird hiermit feierlich eröffnet.“

„Ja, meine edlen Gäſte,“ nahm Karl das Wort, „die mein Ruf gen Brüſſel entboten hat, das Feſt gilt der neuen Weihe des burgundiſchen Ordens, den mein Ahn Philipp der Gute geſtiftet. Das güldne Vließ erſtrahle wieder als köſtliches Kleinod der Herzogskrone von Burgund! Wir haben beſchloſſen und verfügt, daß die Statuten des Ordens erneuert und erweitert, die Zahl der Ritter aber auf funfzig erhöht werde.

Das Ordenszeichen iſt das güldne Vließ des Widders, das zu erobern einſt der Held Jaſon mit andern Helden auszog und darob manche Gefahr ritterlich beſtand. Es iſt uns ein Symbol der hohen unbefleckten Ritterehre und der Vertheidigung des Glaubens an das Lamm Gottes, das die Sünden der Welt trug. Mit Ehren leben und im Glauben ſterben, das befiehlt das güldne Widderfell ſeinem Beſitzer. Die Ordenskette aber iſt aus bildlichen Feuerſtählen und Steinen, aus denen das Feuer ſprüht, zuſammengeſetzt. Sie bedeutet den ritterlichen Muth, der in Flammen aufſprüht, wenn der Feind ihm nahe tritt. — Heil der Ehre! Heil dem Glauben! Heil dem Muthe meiner Ordensritter! — Graf von Hanneton, Kanzler des Ordens, verleſ't die neuen Statuten!“

Der alte Kanzler kam dem Befehle nach. Nach dieſem Akt knieten mehre Pagen, welche Ordensinſignien auf ſeidnen Kiſſen trugen, auf die Stufen des Throns; ein neuer Trompetentuſch erſchallte, und der Kanzler verlas die neuen Ordensglieder, die dann, ſo viel ihrer zugegen waren, der Großmeiſter an den Thron rief, um ihnen die Ordenskette umzuhängen. An die Abweſenden wurden Geſandte mit den Inſignien abgeordnet. Unter den neuernannten Rittern befanden ſich der König Franz I. von Frankreich, Erzherzog Ferdinand von Oeſtreich, Infant von Spanien, König Emanuel von Portugal, der Kronprinz, oder, wie er genannt wurde, König Ludwig von Ungarn, der Markgraf Johann von Brandenburg, der Pfalzgraf Friedrich bei Rhein; dann einige der anweſenden ſpaniſchen Granden und mehre nicht anweſende, als die Herzöge von Alba, Escalona, Infantado, Frias Bejar und Najara. Endlich mehre vom höchſten niederländiſchen Adel. Don Hernandez hatte ſich geſchmeichelt, den Orden zu erhalten und ergrimmte innerlich, als er ſich getäuſcht ſah. Er und die Gräfin Cardona, welche auf der Eſtrade der Erzherzoginnen ſtand, wechſelten einige bedeutungsvolle Blicke miteinander. Bei der Beglückwünſchung ſagte der Erzherzog jedem neuen Ritter einige verbindliche Worte, und auch die Erzherzogin Margaretha entfaltete den ganzen Zauber ihrer Anmuth. Sobald dieſe Feierlichkeit vorüber war, erhob ſich das Kapitel, den Großmeiſter in der Mitte, die hohe Geiſtlichkeit an der Spitze; von den Damen und allen Andern gefolgt, und ging in glänzender Proceſſion nach der Domkirche, wo die Ritter ihre Wappen um den Altar aufgehängt fanden. Jeder ſtellte ſich unter ſein Wappen, oder der erwählte Stellvertreter, und der Erzbiſchof hielt den Gottesdienſt, welcher mit dem ambroſianiſchen Lobgeſang beſchloſſen wurde.

Zu den Luſtbarkeiten des Feſtes war eine ganze Woche beſtimmt, und ſie beſtanden herkömmlicher Weiſe in leichten

Ritterſtechen, wobei nicht mehr, wie ſonſt, Mann gegen Mann einzeln kämpfte, ſondern Haufe gegen Haufe, im Ringel- und Wettrennen, in Mummereien, Poſſenſpielen, Banketen und Tänzen.

Der Zudrang des Volks war über die Maßen groß; an allen öffentlichen Orten war Tanz und Spiel, und die niederländiſche Fröhlichkeit that ſich überall kund.

Während des Feſtes verbreitete ſich am Hofe und unter den Gäſten ein Gerücht, das ſchon einige Zeit in der Stadt umgegangen war, und, — da Gerüchte der Art gerade nichts Ungewöhnliches waren und der Inhalt derſelben meiſt von allen Menſchen, Niedern und Hohen, wie das Evangelium geglaubt wurde —, anfangs nur wenig Aufſehen erregt hatte.

In einer abgelegenen, engen, ſteilen Straße einer Vorſtadt, ſtand abgeſondert von andern Häuſern ein uraltes ſteinernes und zum Theil ſchon verfallenes Ritterhaus. Der Letzte des adligen Geſchlechts, welches das Haus beſeſſen, hatte es ſchon nicht mehr bewohnt, und war unbeerbt mit ſeinem Herzog unter den Streitärten der Schweizer gefallen. Seine Lehen waren von Maximilian eingezogen worden, um das alte, düſtre, unbewohnte Haus hatte ſich Niemand mehr bekümmert. Eine alte Sage ging, ein früherer Bewohner deſſelben habe ſeine Braut oder junge Frau darin ermordet, und beide ſpukten als ruheloſe Geiſter darin. Dieſe Geſpenſtergeſchichte war es, welche während des Ordensfeſtes plötzlich wieder auftauchte und ſich von den untern Schichten des Volks allmälig in die obern verbreitete, bis ſie bei einem Tanz in der Hofburg mit einer auffallenden Beſtimmtheit und bedenklichen Einzelumſtänden erzählt wurde. Niemand ahnete, daß dieſes Gerücht ganz allein von der Gräfin Cardona ausging und daß Don Hernandez ihr dabei am meiſten behülflich war. Und doch hatte ſie es zuerſt durch ihre Dienerſchaft, obſchon mit großer Vorſicht, unter dem Volke ausbreiten laſſen. Dann hatte ſie die Herrn, die ihr aufwarteten, darüber befragt und denen, die noch nichts davon wußten, mitgetheilt, daß in den Mitternachtsſtunden ein geiſterhaftes Treiben in dem alten Ritterhauſe bemerkt werde. Endlich ſtachelte ſie durch Spottreden den Muth eines jungen vornehmen Edelsmanns, der ihr vorzüglich den Hof machte, Namens Anton von Lalain, Herr von Montigny, eines der neüen Ritter des Vließes, zu dem Abenteuer auf, eine Nacht in dem Ritterhauſe zuzubringen.

Man erfuhr anfangs nichts Beſtimmtes von dem Reſultat ſeines Unternehmens, doch erzählte man ſich unter dem Siegel der Verſchwiegenheit allgemein, mehre junge muthige Edelleute wären in der geſpenſtigen Ritterburg für ihren Vorwitz übel beſtraft worden.

Als die Erzherzogin nach Brüſſel gekommen war, hatte die Gräfin auch ihr die Geſpenſtergeſchichte erzählt, und Margaretha hatte die Umgebung ihres Neffen erſucht, ihm nichts davon mitzutheilen, damit ſeine Tollkühnheit ſich nicht in eine Gefahr begebe, die leicht von den traurigſten Folgen ſein könnte. Dieſer Wunſch kam übrigens ſchon zu ſpät. Karl hatte bereits von den Geſpenſtern gehört, aber ſein Flatterſinn hatte dieſer wunderlichen Geſchichte nicht ſonderlich Acht gehabt, und im Drange der Feſtlichkeiten hatte er ihrer faſt wieder vergeſſen.

Eines Tages hatte er der Gräfin Cardona zum Tanze aufgezogen.

„Ihr ſchenkt Euch meiner durchlauchtigſten Frau Tante mehr als mir,“ ſagte der junge Fürſt zu der reizenden Dame. „Wenn es nicht Feſte in Brüſſel gibt, wird man Euch nur in Löwen finden können.“

„Sonderbar!“ verſetzte die Gräfin. „Ihre Hoheit die Frau Erzherzogin macht mir denſelben Vorwurf: ich ſei viel zu viel in Brüſſel. Es gebührt mir, mich zu den Frauen zu halten.“

„Und doch entbehren Euch die Männer ſchmerzlich. — Seit meine gnädige Tante ſich von mir getrennt hat, ſind edle Frauen an meinem Hofe ſo ſelten, daß eine ſchöne geſpenſtige Dame hier die Einzige iſt, die von ſich reden macht.“

„Ein Geſpenſt? — Ueber Geſpenſter mag ich nicht mit Euch ſcherzen, gnädigſter Herr. Die Sache iſt mir zu ſchauerlich.“

„Ihr ſcheint mehr davon zu wiſſen, als ich.“

„Und was weiß Ew. Hoheit davon?“

„Soviel wie nichts. Es ſoll ſich eine ermordete Dame in einem alten, unbewohnten Hauſe ſehen laſſen. Ich habe darüber gelacht. Wer hat ſie geſehen? Niemand.“

„Bleibt bei Euerm Glauben, Durchlaucht.“

„Ihr macht ein ernſtes und bedenkliches Geſicht zu Euerm guten Rath. Sagt mir doch, was Ihr von der Spukgeſchichte wißt.“

„Ich darf nicht.“

„Ihr dürft nicht?! Was iſt das? Was ſteckt hinter Euerer Weigerung?“

„Ich bitte Ew. Hoheit, fragt mich nicht über dieſe Sache. Genug, ich würde meine Pflicht verletzen. Es ſtehen Euch und der Welt ſo große Veränderungen und Ereigniſſe bevor, daß man ſich nicht wundern darf, wenn übernatürliche Erſcheinungen darauf hindeuten. Dies iſt zu allen Zeiten der Fall geweſen, wenn große Begebenheiten vor der Thüre waren.“

„Eure Worte klingen ſchier ſchauerlich. Habt Ihr neuerdings wieder Nachrichten aus Spanien? Ich habe gefunden, daß die Euerigen immer ſichrer waren, als die meinigen.“

„Ich weiß nichts weiter, als daß der König ſchmerzlich an Bruſtwaſſerſucht und Herzerweiterung leidet und ſeiner Auflöſung mit ſtarken Schritten entgegen geht. Er verſucht es, ſich ſelbſt über ſeinen Zuſtand zu täuſchen und bringt ſchier Tag und Nacht auf der Jagd im Walde zu. Die Königin begleitet ihn. Aber ſeine Kräfte nehmen ab; er läßt ſich oft durch Wald und Feld tragen; das Athmen fällt ihm ſchwer, und er klagt, daß er in volkreichen Städten zu erſticken fürchte.“

„Und ſind ſeine Geſinnungen gegen mich und meinen Bruder noch dieſelben?“

„Er liebt Euern Bruder wie einen Sohn.“

„Und mich liebt er nicht. Niemals hat er mich zu ſehen verlangt. Deshalb bin ich nie nach Spanien gekommen. Nie ſah mein Auge meine nächſten Blutsverwandten; nie durfte ich meinen Bruder Ferdinand ans Herz drücken, nie meine jüngſte Schweſter Katharina liebkoſen, nie meinem mütterlichen Großvater meine Ehrfurcht bezeigen, und kaum erinnere ich mich dunkel der Geſtalt meiner unglücklichen Mutter. O ich hätte ſo gern einmal an ihrer Bruſt gelegen! Iſt es nicht grauſam vom König Ferdinand, daß er mir verweigert hat, die ſüßen Gebote meines Herzens zu erfüllen? So viel Liebe auch meine Tante Gretchen an mich verſchwendet hat, um mir Vater und Mutter zu erſetzen, und ſo ſehr ſich meine drei Schweſtern hier bemüht haben, mich vergeſſen zu machen, daß mir in Spanien noch ein Bruder und eine Schweſter leben, die ich noch nicht geſehen, ſo zieht mich doch oft die Sehnſucht dorthin, um meinem liebenden Herzen ein Genüge zu thun.“

„Dieſe Sehnſucht wird bald erfüllt werden,“ ſpöttelte die Gräfin mit kaum verſteckter Verdrießlichkeit.

„Und nun ſagt man mir,“ fuhr der Erzherzog in ſeiner weichen Stimmung fort, ohne den Spott und den Verdruß ſeiner Tänzerin zu verſtehen, „daß dieſer mein

Großvater, den ich mit nichts beleidigt, mich der mir von Gott und Rechts wegen gebührenden Königskrone berauben will, um ſie ſeinem geliebten Enkel, den er erzogen, zuzuwenden. —"

„Ew. Hoheit wird dagegen ſchon die rechten Maßregeln zu ergreifen wiſſen."

„Was ſoll ich thun? Der Dechant von Löwen ſchreibt mir aus Spanien: nicht zum Könige, nur zum Regenten während meiner Abweſenheit ſei der Infant Fernándo beſtimmt."

„Vom Regenten zum Könige iſt nur ein Schritt."

„Ich brauche auch keinen Regenten; denn ich will ſelbſt in Spanien regieren. — Wenn ich dorthin komme, hoffe ich mich mit meinem Bruder gut zu vertragen."

„Ihr werdet wohl daran thun, durchlauchtiger Herr Erzherzog. Wenn er ſich nur eben ſo gut mit Euch verträgt." —

Die Gräfin war mit dieſer Unterredung eben nicht zufrieden; doch wußte ſie ihre Verſtimmung mit gewohnter Meiſterſchaft zu verbergen. Der Erzherzog hatte nichts Eiligeres zu thun, als ſeinen Lieblingspagen Vivian de la Chaux aufzuſuchen. „Sag' was weißt du von den Geſpenſtern in der Martinsvorſtadt?"

Der Page erſchrak ſichtbar und ſtammelte verlegen, er wiſſe nichts davon.

„Du lügſt, Vivian, und die Lüge ſteht dir auf dem Geſicht. Es iſt dir alſo auch verboten, mir etwas davon zu ſagen. Und das Verbot geht natürlich von Herrn von Chievres und meiner lieben Frau Tante aus."

„Nun da Ihr's wißt, gnädigſter Herr, brauch' ich's Euch nicht zu ſagen. Aber Ihr müßt mir bezeugen, daß Ihr es nicht von mir wißt."

„Das iſt ja eine merkwürdige Vorſicht! Nun will ich aber von dir wiſſen, was in dem alten Hauſe vorgefallen iſt, das mir durchaus verſchwiegen werden ſoll.“

„Ich beſchwör' Ew. Hoheit, mich nicht in große Unannehmlichkeit zu bringen! Fragt doch den Pfalzgrafen, der wird, um ſich wieder Euere volle Gunſt zu erwerben, Euch Alles ſagen, was Ihr wiſſen wollt.“

„Das iſt ein guter Einfall. Meiner Frau Vormünderin zum Trotz, will ich hinter dieſes aller Welt bekannte Geſpenſtergeheimniß kommen, was mir allein verborgen bleiben ſoll.“ Er beſchied den Pfalzgrafen in ein Zimmer.

„Wenn Euch ernſtlich daran liegt, die Scharte bei mir auszuwetzen und Euch meine Gnade wieder zu erwerben, ſo ſagt mir, was die Geſpenſter in der Martinsvorſtadt angeſtellt haben.“

„Wenn Ihr befehlt, Hoheit, darf ich es Euch nicht verweigern, obgleich die Frau Erzherzogin nicht will, daß Ihr die wunderlichen Geſchichten erfahren ſollt. Der Ritter von Lalain hat ſich, von ſeinem Muth angeſpornt, beigehen laſſen, den Geiſtern in der Katharinenburg einen nächtlichen Beſuch zu machen. Es ſoll ihm dabei mancherlei Seltſames begegnet ſein. Der junge Herr von Brederode iſt ſeinem Beiſpiele gefolgt; ebenſo der Graf Adolph von Horn. Und dieſen ſoll es noch ſchlimmer ergangen ſein. Gewiſſe Nachrichten kann ich Euch freilich nicht geben. Fragt den Lalain ſelbſt. Sobald Ihr ihm befehlt, Euch Alles zu bekennen, wird er Euch nichts zu verſchweigen wagen.“

„Schickt ihn hieher!“

Der Pfalzgraf ging, und bald darauf trat der junge Ritter in das Zimmer.

„Ei, Ritter, Ihr habt mit Geiſtern zu thun gehabt und mir kein Wörtchen davon mitgetheilt.“

„Gnädigſter Herr, es iſt verboten, mit Euch davon zu reden."

„Wenn ich aber Euch befehle, dies zu thun?"

„Euer Befehl geht über jeden andern in dieſem Lande."

„Wer überhaupt hat außer mir hier zu befehlen und zu verbieten?"

„Die hohe Dame, die Euch über Alles liebt, fürchtet, daß mein Abenteuer Euere eigne Kühnheit in Verſuchung führen möchte, wie ich denn wirklich ſchon einige Nachfolger gehabt habe, die aber Alle nicht beſſer angekommen ſind als ich."

„Laſſen wir die Beſorgniß der Frau Tante. Ihr ſpannt meine Neugierde auf's Höchſte. Denn wahrlich ich trau' Euerm Muth zu, daß er ſich nicht vor dem Teufel fürchtet."

„Ich glaube ſelbſt, ich wollte mit dem Teufel fertig werden, wie jeder fromme tapfre Ritter, aber mit des Teufels Großmutter hat's keiner gern zu thun. Und dieſe verteufelte Ehre war mir zugedacht."

„Wirklich? Man ſieht daraus, daß Euch die Frauen Antheil ſchenken. — Doch erzählt!"

„Zu Befehl, durchlauchtiger Herr! Ich hatte ſchon einigemal von dem Spuk in der Martinsvorſtadt gehört. Meine Neugierde wurde erregt. Ich ging eines Tags hinaus, mir das verrufene Haus zu beſichtigen."

„Am Tage pflegen die Geiſter nicht umzugehen."

„Ich begegnete auch keinem, nicht einmal einem in Fleiſch und Bein. Das Haus war öde; die verfallenden Mauern und Wände ſahen ſchauerlich nüchtern aus. Doch war mir's zuweilen, als vernähme ich ein dumpfes Geräuſch, wie ein fernes Hämmern, Schlagen, Klopfen. Mein geſpanntes Ohr vermochte aber die Töne nicht ſcharf zu faſſen, ſo daß ich zweifelhaft wurde, ob ſie nicht mein wallendes Blut erzeugt. Genug, ich beſchloß meinen Beſuch in der Mitternacht zu wiederholen.“

„Das war von Euerm Muth zu erwarten.“

„Einſtweilen ließ ich mir erzählen: Der Ritter, welcher ſeine Braut ermordet, wahrſcheinlich aus Eiferſucht und wie ſich von ſelbſt verſteht, ohne allen triftigen Grund, ſei ein Mönchlein geworden, um ſeine Schuld zu ſühnen. Nichtsdeſtoweniger geben ſich beide alle Nacht ein Stelldichein an der Stätte des Verbrechens, und des Teufels Großmutter ſpiele die dritte Perſon.“

„Die Mordgeſchichte hab' ich ſchon gehört. Erzählt mir nur, was Euch geſchah.“

„Ich fand mich kurz vor Mitternacht ein. Der Geiſterſpuk ließ nicht lange auf ſich warten. Ich rief das Mönchlein an und befahl ihm die Maske abzulegen. Es kümmerte ſich nicht um mich. Ich drohete zu ſchießen und ſchwur, daß meine Piſtolen ſcharf geladen ſeien. Die Geiſter nehmen keine Notiz von mir. Das Knacken des Hahns bringt ſie nicht außer Faſſung, ich ſchieße, und die Kugel rollt zu meinen Füßen; ich greife zum Degen: im Nu liegt er klirrend vor mir; und ich weiß nicht, wer mich entwaffnet hat. Da vergingen mir die Sinne, und als ich wieder zu mir kam, lag ich auf der Straße wie ein Betrunkener und die kühle Herbſtnacht ſah eben nicht freundlich auf mich. Wüthend drang ich wieder in das Haus, da ſtürzt mir ein ſcheußliches altes Weib, wie von Höllenflammen roth beleuchtet, entgegen. Ich will ihr mit dem Degen zu Leibe, da zückt ſie ein rothglühendes Schwert gegen mich, und die Klinge meines Degens zerſpringt, ſowie ſie dieſelbe mit ihrem Teufelsſchwerte berührt, wie wenn ſie von Glas wäre. Plötzlich iſt Alles Nacht um mich, und nun regnet es von allen Seiten barbariſche Schläge auf meinen Corpus, bis mir abermals Sinne und Verſtand vergehen. Und abermals lieg' ich auf der Straße, als der Morgen dämmert, braun und blau geſchlagen, meine Waffen, die mich ſo ganz und gar ich Stich gelaſſen, neben mir. Es war mir nicht wohl zu Muth, wie Ihr Euch wohl denken könnt, gnädigſter Herr.“

Der Erzherzog wollte ſich über die Schläge, welche der Ritter erhalten, todt lachen, dankte für die Mittheilung und kehrte wieder zur Geſellſchaft zurück.

Die Hofherrn, zu denen er ſich geſellte, unterhielten ſich eben von einer kleinen Zigeunerin, welche am Tage auf den Straßen getanzt hatte, und faſt alle ſtimmten im Preis ihrer Reize überein.

„Sie war ſchon zum Beilager des Königs von Dänemark hier,“ bemerkte Lalain, „aber ſie hatte ſich kaum auf den Straßen gezeigt, als ſie durch einen Machtſpruch des Stadtkommandanten mit ihrer Geſellſchaft vertrieben wurde. Erſt die Bekanntmachung des durchlauchtigen Erzherzogs, daß zum Ordensfeſt allem Volke die Thore von Brüſſel offen ſtehen, hat ſie ſchnell zurückgeführt.“

„Was kann Euch ſo gegen das liebliche Kind eingenommen haben, Herr von Chievres?“ fragte ein Andrer. „Ihr ſeid doch ſonſt nicht grauſam gegen weibliche Schönheit.“

„Dieſe Aegyptier ſind Schelme und Betrüger, die von der Leichtgläubigkeit des Volks leben,“ verſetzte der Oberhofmeiſter mit Leidenſchaftlichkeit. „Sie wahrſagen und ſtehlen, und die eigenthümliche Schönheit ihrer jungen Frauen und Töchter hat ſchon manches Männerherz berückt und zu dummen Streichen verleitet.“

„Faſt ſcheint es, als ob Ihr aus eigner Erfahrung ſprächet,“ bemerkte der Erzherzog ſcherzend, und die Hofherrn lachten auf Koſten des ſtrengen Stadtkommandanten.

„Sie bringen nie etwas Gutes, aber ſie nehmen immer etwas Gutes mit,“ ſagte Chievres ernſt. „Ihre

Schlauheit weiß den Klügſten zu betrügen, und in dieſer Beziehung ſpreche ich allerdings aus eigner Erfahrung. Es iſt Pflicht des Herrſchers die Unterthanen gegen ſolche Raubvögel zu ſchützen. Befiehlt Ew. Durchlaucht, und ich laſſe die ganze Zigeunerbande morgen aus der Stadt bringen.“

„Ich habe allem Volke zu meinem erſten Ordensfeſte Gaſtfreundſchaft verſprochen und werde dies Gelöbniß auch den Zigeunern halten. Sie ſind keines Verbrechens überwieſen. In Spanien ſind die Zigeuner heimiſch. Als Spaniens künftiger König will ich auch ihnen gnädig ſein.“

Dieſe mit einer gewiſſen Würde, die man noch nicht an Karl bemerkt haben wollte, geſprochnen Worte erregten den Beifall ſeiner Umgebung und gingen im Saale von Mund zu Mund.

Jedermann ſprach von der ſchönen Zigeunerin; alle Damen nahmen ſich vor, ſich von ihr wahrſagen zu laſſen, alle Herrn beſchloſſen, ſie tanzen zu ſehen, und Herrn von Chievres Strenge gegen das Nomadenvolk fand eine allgemein geglaubte Erklärung, die man ſich zuflüſterte, nämlich: er habe nicht nur einſt eine heftige Leidenſchaft zu einer Zigeunerprinzeſſin gefaßt, ſei aber von derſelben kurz und bündig abgewieſen, ſondern der habſüchtige, geldgierige Mann ſei von den Zigeunern auch um eine ſehr bedeutende Summe betrogen worden. Seine Strenge gegen ſie hatte die Zigeuner plötzlich zu den Löwen des Feſtes gemacht.

## 6.

# Ein reizendes Geſpenſt.

Am folgenden Tage ſagte der Erzherzog Karl zu ſeinem Lieblingspagen, als er mit demſelben allein war: „Schwöre mir mit deinem Ehrenworte, daß du nicht verrathen willſt, was ich dir jetzt anvertrauen will.“

Der Page leiſtete den Schwur in die Hand ſeines Gebieters.

„Du mußt ein Paar gemeine Bürger- oder Bauernanzüge für uns ſchaffen. Wir wollen verkleidet zu den Zigeunern gehen. Ich will das ſchöne Mädchen auch ſehen, von dem die Herrn ſo viel Rühmens gemacht haben. Und auch wahrſagen will ich mir laſſen. Auch hab' ich mir einmal ſagen laſſen, die Zigeuner verſtünden durch Zauberkünſte und Amulete die Macht böſer Geiſter zu brechen. Ich will und muß in dieſer Nacht in das Geſpenſterhaus, es läßt mir nicht Ruh und Raſt; ich muß es mit dem Spuk aufnehmen, bei Gott und meiner Ehre!“

„Ach, Hoheit!“ rief der Page erſchrocken, „ich bitt' Euch um der heiligen Jungfrau, ja um aller Heiligen willen, laßt Euch weder mit den Zigeunern, noch mit den Geiſtern ein!“

„Schweig' und thu', was ich dir befohlen! Kein Menſch in der Welt ſoll mich von meinem Vorſatz, den Geſpenſtern einen Beſuch zu machen, abbringen, und wenn er der Papſt ſelbſt wäre.“

„So laßt wenigſtens den Beſuch bei den Zigeunern. Sie werden auf der Stelle wiſſen, wer Ihr ſeid, und Ihr könnt dadurch in böſe Händel kommen. Das Amulet aber würde Euch lächerlich machen. Wollt Ihr durchaus zu den Geiſtern, ſo verlaßt Euch wenigſtens allein auf Euern Muth, wie es einem Fürſten geziemt.“

„Da haſt du recht; es ſähe aus wie Feigheit. Und verrathen will ich mich dem Zigeunervolk auch nicht. Ich werde die kleine Tänzerin im Schloſſe tanzen laſſen. Und wahrſagen — das ſoll ſie mir ein andermal. Heute Nacht alſo nur zu den Geſpenſtern!“

Der Page ſchaffte für den Erzherzog den verlangten Anzug und begleitete ihn in der Nacht nach dem Ritterhauſe. Die Anſtalten waren ſo geheim und vorſichtig getroffen, daß Niemand eine Ahnung von der Entfernung des jungen abenteuerluſtigen Fürſten hatte. Karl trug ein Paar ſcharf geladene Piſtolen und ſeinen Degen, Pivan außer ſeinen Waffen ein Paar Fackeln, die er erſt vor dem Hauſe in Brand ſetzte.

Der Erzherzog nahm eine derſelben und trat in die offenſtehende Pforte des Hauſes.. „Hier bleibſt du mit der andern Fackel ſtehen; hörſt du ſchnell zwei Schüſſe hintereinander, dann eilſt du mir zu Hülfe. Mein Ruf wird dir den Weg zeigen.“

Dem Pagen war nicht wohl bei der Sache zu Muth, aber er mußte gehorchen. Die Novembernacht war kalt und unfreundlich, ein rauher Sturm fegte die menſchenleere Straße und warf die Flamme der Fackel zur Seite. Der Page wickelte ſich ſchauernd in ſeinen kurzen Mantel und verſuchte ein Liedchen zu trällern, aber es wollte ihm kein rechter Ton aus der Kehle. Fröſtelnd ging er einige Schritte weit auf und ab und lehnte ſich dann in Gedanken verſinkend an die feuchte Mauer.

Der Erzherzog ging raſchen Schritts durch eine weite, wüſte Hausflur, deren zerbröckelnde Wände das düſtere Fackellicht unheimlich zurückwarfen, und ſtieg eine enge ſteinerne Wendeltreppe hinauf, auf der ſein Fuß oft durch Schutt und Steingerölle aufgehalten wurde. Auf einem ſchmalen Gange angekommen, ſah er eine Thür vor ſich, welche dem Drucke ſeiner Hand wich. Er trat in ein hohes Gemach, das von der Zeit und wahrſcheinlich auch von zerſtörender Menſchenhand in einen traurigen und verwüſteten Zuſtand verſetzt war. Das Getäfel war verfault und zerbrochen, lange Fetzen von Ledertapeten hingen an den Wänden, die Fenſter waren zum Theil zertrümmert, und der Nachtwind pfiff ſchaurig durch ſie und das halb eingeſtürzte Kamin. Ein armſeliger Tiſch ſtand zur Seite, und ein einziger Seſſel in nicht weniger mißlicher Verfaſſung daneben. Es war in der That kein luſtiger Aufenthalt, und Karls Muth wurde abgekühlt. Auch ihn begann zu frieren, obgleich ſein Kopf fieberhaft brannte. Es gelüſtete ihn nicht, weiter zu gehen. Er beſchloß die Geſpenſter hier zu erwarten. Ein Riß in der Mauer bot ihm Gelegenheit, die Fackel zu befeſtigen. Die Piſtolen legte er auf den Tiſch und ſetzte ſich in den alten maſſiven Polſterſtuhl. Er ſah ſich in dem Gemach um; mehre Thüren führten hinein, aber der Prinz hatte kein Verlangen eine derſelben zu öffnen. Er fühlte ſich abgeſpannt und ſchläfrig. Plötzlich war's ihm, als dringe ein ſcharfer Geruch in ſeine Naſe und wirke betäubend auf ihn ein; eh' er ſich deſſen aber recht bewußt wurde, war er ſchon eingeſchlafen. Gleich darauf wurde eine der Seitenthüren geöffnet, eine männliche Geſtalt in einer Mönchskutte ſchlich heraus, nahm die Piſtolen von dem Tiſche und verſchwand eben ſo ſchnell wieder durch die Thür. Nach einigen Minuten kehrte der Mönch mit denſelben zurück und legte ſie wieder an ihren Platz, dann nahm er die Fackel und ließ den Schläfer in der Finſterniß. Nur kurze Zeit verſtrich, und die Thür ging abermals auf, und eine in weite, bauſchige, ſchneeweiße Schleier von Neſſeltuch über und über gehüllte Frauengeſtalt, eine bläulich brennende Lampe in der Hand tragend, ſchwebte herein und auf den Prinzen zu. Dieſer hatte den zurückgeſunkenen Kopf auf die Hand geſtützt, der Hut war herabgefallen, und eine Fülle röthlich blonder Locken bedeckte ihm Stirn und Schläfe und die eine Wange, während die andere von der Hand bedeckt war, deren Arm auf dem Tiſche ruhete. Bei ihm angekommen, ſtreckte die Verhüllte die freie Hand aus, um die Stirn des Schläfers zu berühren, dabei leuchtete ſie ihm ins Geſicht und blieb plötzlich wie angewurzelt ſtehen, ohne ihn zu berühren. In ſein Anſchauen verſunken, ſeufzte ſie endlich leiſe: „Ach, wie jung und wie ſchön! Der iſt ja kaum älter als ich. — Karracha hat recht; das iſt ein allerliebſter Junge.“ — Jetzt konnte ſie der Verſuchung nicht länger widerſtehen. Leiſe ſtrich ſie ihm die Locken aus der Stirn und von der Wange. Aber einen Augenblick ſpäter beugte ſie ſich nieder und küßte ihn auf die ſanft gerötheten Lippen. Karl zuckte, erwachte aber nicht. Sie küßte ihn abermals, und er fuhr empor. Seine erſte Bewegung war die des Schreckens, dann griff er haſtig nach den Piſtolen.

„Hah!“ rief er mit bebender Stimme. „Laß ſehen, ob du kugelfeſt biſt.“

Sie war ſchon auf der Flucht nach der Thür zu; aber ſie wandte ſich raſch nach ihm um und ſagte mit einem traurigen Tone:

„Ach, erſpare dir das Schießen! Dich kann und mag ich nicht erſchrecken. Du haſt keine Kugeln mehr in deinen Piſtolen. Hier ſind ſie.“ — Und ſie gab ihm zwei Kugeln in die Hand. Er aber hielt die Hand feſt und rief: „Du biſt warm und lebendig. Du biſt kein Geſpenſt. Hinweg mit dieſer Geiſtermaske!“ Mit dieſen Worten riß er ihr die Schleier ab, und die niedlichſte Zigeunerin kam aus der Verpuppung hervor.

„Ah!“ rief er erſtaunt. „Wer konnte einen ſo ſchönen Kern in dieſer Schale vermuthen! Du biſt eine Zigeunerin, wie ich ſehe, und wahrlich die hübſcheſte und niedlichſte, die ich noch je geſehen habe.“

„Gefall' ich dir wirklich?“

„Mehr als ich dir ſagen kann. Noch niemals hat mir ein Mädchen ſo gefallen, wie du. — Du biſt die ſchöne Tänzerin, von der man ſo viel ſpricht.“

„Freilich bin ichs! — Und das ich dir gefalle, macht mir große Freude!“ lachte die Kleine herzlich. „Denn, daß du's nur weißt, du gefällſt mir auch, beſſer als alle Andern. Eigentlich hat mir noch Keiner gefallen; du biſt der Erſte, der mir gefällt. So wie ich dich ſah, gab mir's einen Stich ins Herz, und es war mir nicht möglich, mit dir die dumme Geſpenſterpoſſe zu ſpielen.“

„Aber wozu haſt du denn überhaupt die dumme Poſſe hier geſpielt?“

„Bah! das werd' ich dir nicht gleich auf die Seele binden. Du hältſt mich für ſehr offenherzig und fragſt wie der Pater im Beichtſtuhl. Ich ſoll dir gleich mein ganzes Geheimniß ſagen und weiß noch nicht einmal, wer du biſt. Erſt beichte mir, hübſcher Junge! Wer biſt du denn, und weshalb kamſt du hierher?“

„Ich bin ein Page des Erzherzogs Karl.“

„Ein Page?! Ah, flunkre mir nichts vor. Da hätteſt du ſchönere und koſtbarere Kleider an, ſowie Vivian.“

„Vivian? Wer iſt das?“

„Ha, ſiehſt du, daß du kein Page des Erzherzogs biſt, ſonſt müßteſt du doch den kecken Vivian kennen, der ja doch iſt, wofür du dich ausgibſt. Mache nicht mehr aus dir, als was du biſt. Du gefällſt mir auch und eigentlich noch beſſer, wenn du nur ein Knappe oder Roßbube biſt.“

„Nun ſo will ich dir's nicht verhehlen: ich bin der Edelknecht des Grafen von Iſſelſtein, der von Wien wieder nach Brüſſel gezogen iſt.“

„Ah, ich kenne ſeine Tochter wohl, das arme Kind! Karracha kennt die Gräfin ſchon lange, als ſie noch hier in Brüſſel wohnten; dann haben wir ſie in ihrem Schloſſe an der Donau beſucht, nicht weit von Wien, und vor wenig Monden ſollte Karracha die junge Gräfin von großem Herzeleid heilen. Du weißt's ſchon, was ihr begegnet iſt. Sie hat nicht mehr dort wohnen können, die Beklagenswerthe. Und ſo ſind die gräflichen Leute wieder hierher in ihr Vaterland gezogen.“

„Du biſt gut unterrichtet. Doch ſage mir auch, woher du den Pagen Vivian kennſt?“

„Ei Bub', du biſt ſehr neugierig. Du ſollteſt ein Pfaff werden; haſt ſchöne Anlagen dazu.“

„Sag' es mir gleich; ich will es!“

„Du willſt es?! Schau' mir Einer an! Als ob er mir zu befehlen hätte! Du haſt noch mehr Anlagen zu einem vornehmen Herrn. Du mußt Erzbiſchof oder Papſt werden. Hier hab' ich nur zu befehlen, mein ſchmuckes Bürſchchen.“

„Ich bitte dich, ſag' es mir!“

„Ah, wenn du ſo ſchöne, gute Worte gibſt, dann kann ich dir nichts abſchlagen. Den Vivian hab' ich in Wien kennen gelernt. Er beſuchte uns und beſchenkte mich. Aber er war mir zu vornehm, zu aufgeblaſen, zu ſtolz. Er gefiel mir nicht. Aber du gefällſt mir. Du biſt nicht ſo ein aufgeblähter Narr.“

„Nun ſag' mir auch, weshalb du ein Geſpenſt hier gemacht haſt? Ich bitte dich. Aber noch weiß ich dich nicht zu nennen. Wie heißt du denn?“

„Sonaka.“

„Ein ſchöner Name!“

„Gewiß. Er heißt überſetzt: Sonnenkind. Und dein Name?“

„Karl.“

„Ah, wie der Erzherzog und unſer künftiger König.“

„Euer König? Wie ſo?“

„Weil ich eine Spanierin bin, eine geborene Andaluſierin.“

„Das freut mich ſehr. Ich bin allen Spaniern gut und dir ganz vorzüglich. — Ich habe ſchon viel von dir gehört und wollte dich beſuchen, um mir von dir aus der Hand wahrſagen zu laſſen. Nun macht ſich's auf dieſe Weiſe noch beſſer. Jetzt will ich mein Schickſal aus deinen Augen leſen.“

„Verſtehſt du die Schrift darin ſo gut? Wer hat ſie dich gelehrt?“

„Die Natur. Ich fühle plötzlich, daß ich ſie verſtehe.“

„Du biſt ein wunderlicher Heiliger.“

„Wie du ein merkwürdiges Geſpenſt. — Nun, ſoll ich erfahren, was ich wiſſen will?“

„Du mußt Karracha fragen.“

„Wer iſt das?“

„Unſere Altmutter. Sie hat die Geſpenſtergeſchichte angeordnet. Wir kamen nämlich zur Hochzeit des Dänenkönigs hierher. Denn Karracha ſagt: Ueberall, wo ein Meer von Menſchen zuſammenſtrömt, da blüht am Ufer der Weizen der Zigeuner. Am reichſten aber, wenn Könige glänzende Feſte feiern. Deshalb zogen wir zum großen Hochzeitfeſte nach Wien, und von Wien nach Brüſſel zu ähnlicher Feier. Die ſpaniſchen Königskinder geben uns was zu verdienen. Dafür ſind ſie unſere Landsleute. Wir tanzten, muſicirten und wahrſagten, aber der geizige Kommandant von Brüſſel, Herr von Chievres, wollte uns nicht dulden, weil wir ihm die hohe Geldſumme nicht zahlten, die er uns abpreſſen wollte. Wir wurden vertrieben, kehrten aber heimlich zurück und verſteckten uns in dieſem alten leeren Hauſe, um bis zum großen Ordensfeſte des Erzherzogs hier zu verweilen. Damit wir aber

„Der würde uns nichts gefruchtet haben.“

„Iſt der Erzherzog nicht Fürſt und Regent hier?“

„Ei ja dem Namen nach. Er wird ja ſelbſt noch regiert.“

„Regiert? Von wem?“

„Von Herrn von Chievres und den andern Hofherrn, von ſeiner Baſe, der Erzherzogin in Löwen, von ſeinem Großvater, dem Kaiſer in Insbruck, und ich weiß nicht von wem ſonſt noch. — Was ſoll das werden, wenn das Prinzlein König von Spanien wird?“

„Vielleicht beſſert er ſich.“

„Da beſſert ſich was. Er wirds treiben, wie ſein Vater und eben ſo ein lockerer Zeiſig werden.“

„Sprich mit mehr Reſpekt von Königen!“

„Falle nur nicht wieder in dieſen Befehlshaberton. Dann wirſt du mir unausſtehlich.“

„Ich bitte dich, ſüße Sonaka, gib mir deine Hand.“

„Jetzt biſt du artig. Hier iſt ſie.“

„Du haſt einen ſchönen Ring am Finger. Biſt du ſchon eine verlobte Braut?“

„Was ging es dich an? Wer gibt dir ein Recht, mich ſo auszufragen?“

„Mein Herz.“

„Dein Herz iſt ein neugieriges Ding.“

„Ja, es möchte gern Alles wiſſen, was in deinem Herzen vorgeht. Es möchte gern ganz in deinem Herzen wohnen; und der Ring macht mich traurig. Die Wohnung iſt ſchon beſetzt.“

„Es iſt nicht wahr. Niemand wohnt in meinem Herzen!“

„Läugne nicht! Der ſchmucke Vivian. Von ihm haſt du den Ring.“

„Nein! nein! du ſchlimmer Schelm. Der Ring iſt von Herrn Jakob Fugger in Augsburg.“

„Vom alten Fugger!“ rief Karl erſtaunt. „Schenkt der hübſchen Mädchen auch noch Ringe?“

„Er hat ihn nicht mir, ſondern meiner Mutter geſchenkt, es iſt ſchon lange her, und ich war noch ein kleines Kind. In Ungarn war's. Wir leiſteten da einer fremden vornehmen Dame Hülfe und Beiſtand im Kindbett. Herr Fugger kam dahin mit ſeinem Neffen, dem Herrn Raimund, und der böſe ſelbſtſüchtige Wirth wollte die Frau aus dem Zimmer treiben, um die reichen Herrn hinein zu legen. Ich ſchrie wie toll, umklammerte des alten Fuggers Knie und klagte ihm die Noth der Fremden. Da wurde Alles gut. Die Dame blieb, aber ſie ſtarb; wir führten ihr Kind nach Kremnitz, und Herr Fugger beſchenkte uns. Meine Mutter erhielt dieſen Ring von ihm, den ſie mir an meinem letzten Wiegenfeſte zum Angebinde gegeben; denn ich bin nun volljährig, und die Zigeuner müſſen mir gehorchen, wie ihr.“

„So iſt wohl deine Mutter die Fürſtin der Zigeuner?“

„Sie iſt Zarova, die Zigeunerkönigin oder Herzogin, und ihre Vorfahren waren mächtige Könige im Morgenlande.“

„Da bekomm' ich großen Reſpekt vor dir, und ich bin viel zu gering für dich.“

„Ich darf meine Liebe ſchenken, wem ich will. Ich bin keine Sklavin meiner Abkunft, wie die ſpaniſchen Prinzeſſinnen.“

„Glückliches Kind! Und du willſt mir deine Liebe ſchenken?“

„Wenn du dich ihrer würdig machſt, ſo hätte ich wohl Luſt dazu.“

„Ich will mich ihrer würdig machen. Laſſ' dich küſſen, holdes Sonnenkind! Du ſollſt die Sonne meiner Jugend werden.“ Und er preßte ſeine glühenden Lippen auf ihren reizenden Mund. Sie wehrte ihm nicht. Das holde Kind gedieh zur Jungfrau, berührt von dem zündenden Funken ſeiner Zärtlichkeit, und Karl wurde in dieſer Stunde wahrer zur Reife gerufen, als von der pomphaften Volljährigkeitserklärung ſeiner Verwandten und der Stände ſeines Volks.

Unterdeſſen hatte ſich die Thür wieder leiſe geöffnet und der geſpenſtiſche Mönch war hereingeſchlichen. „Sonaka!“ rief er ergrimmt, als er ſich überzeugt hatte, was hier vorging.

„Was willſt du, Pepindorio?“

„Was thuſt du, Sonaka?“

„Was mir beliebt. — Komm, Karl, mit mir in mein Gemach!“

„Sonaka, bedenke“ — knirſchte der wilde, eiferſüchtige Toni.

„Denkſt du, du wollteſt es dieſem machen, wie dem Pagen in Wien? Zurück, ſag' ich dir! Du weißt, was dir droht.“

„Ich gehorche — auf deine Gefahr. Aber du wirſt uns Alle ins Verderben ſtürzen.“

„Kannſt du uns verderben?“ fragte Sonaka den liebetrunkenen Karl.

Seine Antwort war eine Umarmung.

## 7.

## Raimund Mohr.

Es war wieder Abend. Aus dem Zimmer der Gräfin Cardona ſchlüpfte die alte Karracha; der Probſt trat hinein.

„Zur guten Stunde!“ rief ihm die ſchöne Südländerin entgegen.

„Habt Ihr gute Nachrichten, Donna Ineſe?“ fragte polternd der leichtfertige Pfaff.

„Gute und ſchlimme. Don Hernandez hat ſich ungeſchickt benommen; ſein Aerger, daß er das Vließ nicht bekommen, hat ihn faſt verrathen. Chievres hat ihn aufs Korn genommen, und er wird wohl thun, mit mir abzureiſen. Ich muß fort. Ich habe mich von Euch hier zu lange zurückhalten laſſen.“

„Kein Menſch außer Euch wird mich darum tadeln, holdeſte Frau. Und die gute Kunde?“

„Das kecke Fiſchlein hier hat ſchneller an den Köder gebiſſen, als ich hoffen durfte; ich meine den Erzherzog und die Zigeunerin. Der Zufall hat wieder einmal mehr für mich gethan, als ich mit aller Schlauheit nicht hätte ausrichten können.“

„Erzählt! erzählt! Ich weiß noch nichts.“

„Ihr habt doch von der Spukgeſchichte in der Martinsvorſtadt gehört?“

„Auch von den Schlägen, die die Geiſter ausgetheilt haben. Ihr wart alſo in das überirdiſche Geheimniß eingeweiht?“

„Es waren die Zigeuner, meine Freunde. Sie kennen das alte Ritterhaus ſchon viele Jahre und haben ſich in den unterirdiſchen Gewölben deſſelben verſteckte Werkſtätten eingerichtet.“

„Ich verſtehe: eine Münzſtätte, der kein herzoglicher Wardein vorſteht.“

„Aus den Goldgruben in Ungarn hatten ſie viel rohes Metall mitgebracht. Der Kommandant duldete ſie nicht —“

„Ein alter Zorn von ihm.“

„Zaroya hat ihn einmal abgewieſen.“

„So etwas vergißt ſich nicht leicht.“

„Sie zogen ſich in ihre Burg zurück und wärmten die alte von ihnen erfundene Geſpenſtergeſchichte wieder auf, und nun waren ſie beſſer geſchützt, als wenn ſie eine Armee beſoldet hätten.“

„Schlaues Volk, die Zigeuner!“

„Aber ein paar junge Ritter wollten zeigen, daß ſie Haare auf den Zähnen hatten.“

„Und mußten Haare laſſen. Der Graf Lalain ſchwört Stein und Bein, er hat's mit hölliſchen Geiſtern zu thun gehabt.“

„Ich vermuthete, dieſe Geſchichte würde des Erzherzogs Tollkühnheit reizen. Ich kenn' ihn und machte meinen Plan.“

„Laßt hören!“

„Ich reizte ihn ſelbſt und ſetzte die Zigeuneraltmutter in Kenntniß, welch' einen Gaſt ſie bekommen würde. Karracha ließ die ſchöne Sonaka den weiblichen Geiſt ſpielen; aber ſie traf Veranſtaltung, daß der junge Wagehals, wenn er ohnmächtig vor Schrecken und Furcht geworden, von dem Mädchen ſelbſt in ihrer natürlichen Geſtalt ins Bewußtſein zurückgerufen werden ſollte. So hatte ich's angegeben. Die Sache ging natürlicher und beſſer. Der Erzherzog ſchlief von dem narkotiſchen Räucherwerk der Zigeuner ein, wie ſeine Vorgänger; die Zigeuner zogen die Kugeln aus ſeinen Piſtolen und die Komödie begann. Aber der Zufall ſpielte mit; das iſt der beſte Schauſpieler. Sonaka, von Karracha auf die Schönheit des Knaben vorher aufmerkſam gemacht, verliebte ſich in den hübſchen Schläfer und küßte ihn wach. Er verliebte ſich eben ſo ſchnell in ſie; ein junger Zigeuner, der ihr den Hof macht, wollte ſie ihm entreißen; das machte unſern Prinzen nur noch hitziger. Er blieb die halbe Nacht bei ihr und hat ihr in der vorigen Nacht einen zweiten Beſuch abgeſtattet. Die beiden Kinder ſind sterblich in einander verliebt, und ich werde hoffentlich auf dieſem Wege mehr erlangen, als auf allen andern künſtlich erſonnenen."

„Ihr ſeid eine Meiſterin im Ränkeſpiel."

„Der eiferſüchtige junge Zigeuner iſt zu unſerm Glück auf und davon gelaufen; von ihm iſt alſo keine Entdeckung zu befürchten; Vivian, der Page, der ſeinen Herrn in der vorgeſtrigen Nacht begleitete, iſt einer meiner Getreuen und hat mir ſchon Bericht erſtattet. Von den Zigeunern weiß nur die Altmutter, wer Sonaka's Liebhaber iſt. Die Erzherzoginnen Margaretha und Eleonore reiſen morgen nach Löwen zurück, und ſo wird Karl ungeſtört ſeinem Minnedienſt nachgehen und ſich nicht mit Regierungsſorgen befaſſen. Sonaka wird ihm nicht Zeit laſſen, an etwas Andres als ſie zu denken. Ich aber eile mit Don Hernandez nach Spanien, um für uns zu wirken, für Euch und für mich. — Euch will ich erſt mit der Altmutter befreunden. Sie iſt ſchlau und wahrt unſern Vortheil."

„Vortrefflich! Ich muß dich küſſen, ſchöne Ränkeſchmiedin!" —

Die Gräfin rüſtete ihre Abreiſe; alle Männer trauerten, alle Frauen jubelten. Um ſich von den Erzherzoginnen zu verabſchieden und ihre Aufträge zu empfangen, ging ſie erſt einige Tage nach Löwen. Als ſie zurückkam, meldete ihr Matty, welche in Brüſſel zurückgeblieben war, daß Toni Abends vorher da geweſen und verſichert habe, er habe der Herrin eine Entdeckung zu machen, die für ſie von der höchſten Wichtigkeit ſei, und er ſei ſehr beſtürzt geweſen, ſie nicht zu Hauſe zu finden.

Die Gräfin ſchickte die Schwarze ſogleich zu den Zigeunern, um ſich nach Toni zu erkundigen. Aber Matty kehrte mit der Nachricht zurück, die Zigeuner ſeien nicht mehr in der Stadt, und in ihrer verlaſſenen Herberge wiſſe Niemand, wohin ſie ſich gewendet. Sie ſeien mitten in der Nacht fortgegangen. Dies war für die Gräfin genug, um zu wiſſen, daß die Hauptperſonen, wenn nicht Alle, im Ritterhauſe verborgen ſeien, um ſich den Verfolgungen des Herrn von Chievres zu entziehen und ihre geheime Betriebſamkeit fortzuſetzen. Karracha hatte zu dieſem Behufe, wie der Gräfin bekannt war, ſtarke Vorräthe von Lebensmitteln eingetragen. Sie entſchloß ſich alſo, ihren Freunden einen nächtlichen Beſuch in dem Ritterhauſe zu machen, um zu erfahren, ob Toni zu den Seinigen zurückgekehrt und von welcher Art die Mittheilung ſei, die er ihr zu machen habe. Kaum war es aber Abend geworden, als Matty den ſtämmigen braunen Burſchen hereinführte.

„Gnädige Donna,“ ſagte er mit linkiſcher Höflichkeit, „ich wollte Euch nur fragen, wie viel Geld Ihr mir zuſichert, wenn ich Euch den kleinen Raimund Mohr aus Kremnitz überbringe?“

„Menſch!“ rief die Gräfin freudig erſchrocken, „iſt es dein Ernſt?“ Haſt du den Knaben gefunden?“

„Sagt mir nur, was Ihr mir für ihn zahlen wollt, und wenn mir der Preis annehmbar iſt, ſo ſollt Ihr ihn in einigen Tagen haben.“

„Du ſollſt tauſend Silberrealen haben.“

„Das iſt wenig genug für einen Menſchen, und gar ein Lumpengeld für das ſchmucke Bürſchchen. Ich weiß doch, wie viel Euch an ihm liegt. Von ſchlechten Realen mag ich nichts wiſſen. Gebt mir hundert Dublonen; ich liebe das Gold.“

„Du ſollſt ſie haben! Hier haſt du meine Hand darauf. Aber nun ſage mir, wo haſt du das Kind entdeckt?“

„Meint Ihr, ich ſollt Euch das ſagen, damit Ihr einen Andern hinſchickt, etwa den Don Hernandez, und den Buben wegfangen ließet? Mein eigener Vater thäte Euch auch den Dienſt billig. Ich traue keinem Menſchen mehr, ſeit meine eigenen Leute mich um Sonaka betrogen haben. Meine Großmutter iſt ein ſchlechtes Weib. Sie wußte, daß ich nur Sonaka's halber die kremnitzer Gruben verließ; ſie verſprach mir das Mädchen zum Weibe, und ich ſtahl auf ihr Geheiß viel Golderz und ſchleppte es ihr zu. Aus dem Erz ſchmelzen ſie das Gold und prägen Geld, und die Sonaka haben ſie an einen Milchbart verkauft. Für Geld iſt ihnen Alles feil. Ich habe mir eine Lehre daraus genommen. Aber ich laſſe mich auch von Niemand mehr betrügen."

„So bring' mir den Knaben, und das Geld ſoll für dich bereit liegen. Aber kein Menſch darf davon erfahren, und am wenigſten Don Hernandez." —

„Euer Wort gilt mir zum Pfand; Euch das meinige. Don Hernandez gehört ohnedies nicht zu meinen Freunden. Gebt mir die Aya, Euere Dienerin, mit und zwei Pferde, auf deren Schnelligkeit ich mich verlaſſen kann. Verſeht die Magd auch mit einigem Geld. Ich will nicht eher etwas von Euch, bis Ihr den Knaben in der Hand habt."

Die Gräfin fand dieſe Anordnung gut, und in der Nacht wurden die Vorbereitungen zu der abenteuerlichen Fahrt gemacht. Mit dem früheſten Morgen verließen Toni und Aya auf ſchnellen Roſſen das Haus und die Stadt. Die Gräfin brachte ein Paar Tage in ängſtlicher Erwartung zu, aber die Meiſterin in der Verſtellungskunſt wußte ihre Aufregung geſchickt zu verbergen und machte und empfing Beſuche. Vorzüglich war ſie bemüht, Don Hernandez zu bereden, daß er noch einige Zeit in Brüſſel bleibe, obgleich ſie wenige Tage vorher ihn gedrängt hatte, mit ihr abzureiſen. Aber ſie hatte tauſend Gründe, ihn von der Nothwendigkeit der Aenderung ihres Reiſeplans zu überzeugen. Am Abend des dritten Tages langten die Erſehnten an. Aya hatte den Knaben vor ſich auf dem

Pferde. Er war in ihren Armen entſchlummert, und ſeine dunkelbraunen Locken verhüllten zum Theil ſein friſches, blühendes Geſicht. Die Gräfin konnte ihren ſtürmiſchen Gefühlen den lauten Ausdruck nicht verwehren; ſie brach in Jubel aus. „Allah, ſei gelobt!“ rief ſie, als ſie das ſchlaftrunkene Kind in ihre Gemächer trug. „Verherrlicht werde aufs neu der Name deines Propheten!“ Dann ſetzte ſie den weinenden Kleinen auf ihr Polſterbett, küßte ihn ehrerbietig auf die Stirn und reichte ihm allerlei Naſchwerk, daß ſie für ihn in Bereitſchaft gehalten hatte. „Matty, Aya!“ ließ ſie ihre freudentrunkene Stimme durch die offene Thür ertönen, „kommt, meine Lieben, und erweißt mit mir unſerm Herrn die ihm gebührende Ehre!“ Und die Mägde traten mit den vor der Bruſt gekreuzten Armen vor das Kind, und alle Drei verneigten ſich dreimal tief vor ihm und küßten ihm das Gewand.

„Wo iſt die Regina?“ fragte der Knabe verdrießlich. „Bringt mich gleich zur Regina!“ fuhr er trotzig und verdrießlich fort. „Ich will von der fremden Frau da nichts wiſſen. Toni, Toni, wo biſt du? Du ſollſt mich zur Regina bringen, wie du mir verſprochen haſt. Bei ihr will ich ſchlafen.“

„Beruhigt Euch, Herr!“ ſagte Aya. „Toni wird Euch zu ihr bringen.“ Aber der Knabe wurde ungeberdig und gab ſich nicht eher zufrieden, bis Toni herbeigerufen wurde. Von dieſem ließ er ſich zuſprechen und tröſten. Der Zigeunerburſche verſprach ihm zu wiederholtenmalen, ihn zu ſeiner kleinen Geſpielin zu bringen. „Bedenke aber doch, Raimund, daß du heute noch nicht zu ihr kommen kannſt! Erinnere dich nur, wie viele Tage du auf der Reiſe geweſen biſt, ehe du von Kremnitz nach Antwerpen kamſt. Du mußt doch nun dieſelbe Reiſe wieder zurück machen, und die ſchöne junge Frau hier und Aya, die dich heute ſo wohl gepflegt, und die Schwarze dort werden dich nach Kremnitz zu deiner Regina geleiten. Morgen geht die Reiſe fort, aber du darfſt nicht ungeduldig werden und weinen, wenn ſie lang dauert.“

Dies leuchtete dem klugen Kinde ein. Obgleich erſt neun Jahr alt, war er doch verſtändiger, als ſonſt Kinder von zwölf Jahren zu ſein pflegen. „Ich will nicht weinen, wenn ihr mich nach Kremnitz führt,“ ſagte er. „Ach, ich habe viel geweint, als ich hinweggebracht wurde. Gehſt du auch wieder mit, lieber Toni?“

„Ich komme bald nach.“

„Bleibe nicht zu lange aus. Leben meine Vöglein noch?“

„Ei freilich; und ich fang' dir neue dazu.“

„Du ſagteſt geſtern, Regina habe ein junges Lämmchen, das ſie mir ſchenken wolle. Ich will ihr auch ein Geſchenk mitbringen.“

„Die ſchöne Frau wird dir geben, was du verlangſt, um es Reginen zu ſchenken. Sag' nur, was du begehrſt.“

„Ich will mich beſinnen. — Pfeife mir ein Liedchen vor.“

Toni brachte ſeine Künſte in Anwendung; der Knabe lachte herzlich über die Schnurrpfeifereien, ſpeiſte dabei ſein Abendbrot und entſchlief endlich an Toni's Bruſt. Der Burſche entkleidete ihn und brachte ihn zu Bett.

Die Gräfin erwartete den Zigeuner, um ihm den bedungenen Preis zu bezahlen, und die nähern Umſtände des Kinderraubes von ihm zu erfahren.

„Ich hatte mich mit den Meinigen überworfen, weil ſie Sonaka's Liebe zu einem kecken fremden Bürſchchen begünſtigten,“ erzählte Toni. „Sie droheten mir mit Schlägen und andern Zwangsmitteln. Da ergriff ich die Flucht. Ich hatte einige Tage zuvor gehört, daß in Antwerpen ein paar Schiffe ſegelfertig gemacht würden, zur

Reiſe nach der neuen Welt beſtimmt, und daß die Fugger und Welſer von Augsburg die Patrone derſelben wären. Ich beſchloß, mich als Matroſe auf eines dieſer Schiffe zu verdingen und die Reiſe nach der neuen Welt mitzumachen. Ich lief alſo nach Antwerpen. Nun hatte ich aber aus guten Gründen nicht Luſt, mit dem alten Herrn Fugger zuſammenzutreffen und wollte alſo vorher, eh' ich mich meldete, erſpähen, ob er vielleicht eben in Antwerpen anweſend ſei. Ich ſchlich um das Haus und beobachtete einen ganzen Tag lang die Thür deſſelben, erkundigte mich auch bei einem Diener des Hauſes und erfuhr, was mir angenehm war. Plötzlich ſtürzt der Knabe aus dem Hauſe auf mich los, lacht und weint vor Freude, umhalſt und küßt mich und will mich nicht wieder los laſſen. Ich freute mich ebenfalls, ihn wieder zu ſehen. Er will mich ins Haus ziehen und glaubt nicht anders, ich ſei gekommen, um ihn abzuholen und wieder nach Kremnitz zu ſeinen Eltern und zu Reginchen zu bringen. Aus ſeinen Reden vernahm ich, daß er die größte Sehnſucht nach dieſer ſeiner kleinen Schweſter hatte. Ich benutzte dieſen Umſtand, indem ich ihm verſprach, in einigen Tagen wieder zu kommen und ihn dann in ſeine Heimat und zu den Seinigen zu führen; doch nahm ich ihm dagegen das Verſprechen ab, keinem Menſchen etwas von mir zu ſagen, ſonſt werde ich nicht wieder kommen. Um nicht mit ihm bemerkt zu werden, ſchied ich bald wieder von ihm; er hatte mir nur erſt noch erzählt, daß er erſt einige Wochen in Antwerpen bei dem Junker von Bübenhoven wohne. Ein fremder Mann, der ebenfalls im Hauſe wohne, erzeige ihm viel Liebe; doch ſei ſein höchſter Wunſch nach Kremnitz zurückzukehren. Das Uebrige wißt Ihr; der Knabe hat ſein Wort gehalten und nicht geplaudert. Der Fang wurde uns deßhalb nicht ſchwer. — Sucht mir doch, bevor ihr abreiſt, durch Euern Einfluß eine Bereiterſtelle beim Marſtalle des Erzherzogs zu verſchaffen. Denn da ich nun Geld habe, werde ich nicht zu Schiffe gehen, ſondern meiner Neigung folgen, die mich zu den Pferden zieht, und die ich lang genug unterdrückt habe.“

Die Gräfin verſprach ihm Alles; aber ſobald er fort war, befahl ſie ihren Dienern ſich bereit zu halten, um am folgenden Morgen die Reiſe anzutreten.

Noch war der neblige Novembertag nicht angebrochen, als das Thor des Hauſes ſich öffnete, und die Gräfin mit ihrem Gefolge in der Reiſerüſtung herausritt. Aya hatte den Knaben unter einem weiten Mantel verborgen. Kaum aber war der Hufſchlag ihrer Pferde auf der Straße ertönt, als die Gräfin ſich und die Ihrigen von bewaffneten Männern umringt ſah. Dämmerung und Beſtürzung ließen ſie anfangs den Mann nicht erkennen, der neben ihrem Pferde ſtand und ſie anredete. Endlich ward ſie inne, daß es Bübenhoven ſei, und ſie erbleichte. Der Schreck ließ ſie ſeine Worte nicht verſtehen. Unterdeſſen war ein andrer Mann an Aya getreten. Die Magd ſtieß einen Schrei aus, als ſie ihn erkannte, ſchlug den Mantel von einander, reichte ihm den ſchlafenden Knaben unaufgefordert, ſprang dann vom Pferde und warf ſich vor ihm nieder mit der Stirn den Boden berührend.

Der Ritter von Süderland — denn er war der finſtere Fremde — nahm den Knaben auf den Arm und wandte ſich dann zur Gräfin. Er ſagte ihr in arabiſcher Sprache: „Unſelige, ich kenne dich und dein thörichtes Treiben. Wer ich bin, wird dir Jene (auf Aya deutend) ſagen. Um deiner Liebe willen ſei dir die verbrecheriſche That verziehen. Aber laß dir rathen! Kehre heim und gib deinen tollkühnen Plan auf. Du rennſt ſonſt in dein Verderben und reißeſt Gott weiß wie viele deines Volks mit hinab. Schone ſie, ſie ſind ſchon unglücklich genug!

Laß dich warnen, eitle Thörin!“ Mit dieſen Worten kehrte er ihr den Rücken und ging.

„Ich will nach Kremnitz zu meiner Regina!“ rief weinend der erwachte Raimund Mohr.

„Du ſollſt dahin, mein Kind,“ verſetzte der Ritter, „und du kannſt nun ohne Gefahr dort leben.“ —

Die Gräfin ſetzte nach kurzer Friſt mit ihrem Gefolge ſchweigend ihren Weg fort.

## 8.

## Der König von Spanien.

Marx von Bübenhoven ſtand im Kloſet vor der von ihm immer noch mit der alten Jugendſchwärmerei angebeteten Fürſtin. Ihr klares ſchönes Auge ruhete mit dem Ausdruck des innigſten Wohlwollens auf ihm, wie ſie es ſchon lange für ihn empfunden. Ein eifriges Zwiegeſpräch ſpann ſich zwiſchen ihnen fort. Niemand war weiter zugegen.

„Er iſt nur noch düſtrer und ſchwermüthiger geworden, ſeit er in Wien in einem Kloſter krank gelegen,“ ſagte der Junker. „Ich fürchtete faſt, es iſt ihm ein neues Unglück zugeſtoßen, das alle verharrſchten Wunden aufgeriſſen hat.“

„Habt Ihr keine Ahnung, von welcher Art das neue, trübe Geſchick ſein könnte?“ fragte die Erzherzogin mit warmer Theilnahme.

„Ich fürchte, der Ritter hat ſich irgend durch eine Unvorſichtigkeit die Ungnade der kaiſerlichen Majeſtät zugezogen und iſt darob heftig erkrankt. Ich habe dies aus einigen einzelnen Aeußerungen von ihm geſchloſſen; denn beſondere Mittheilungen hat mir ſeine Schweigſamkeit natürlich nicht gemacht.“

„Dann iſt es an mir, meinen Vater zu verſöhnen,“ ſagte Margaretha beſtimmt. „Schon habe ich daran gedacht, den unglücklichen Mann dieſer weiten und beſchwerlichen Seereiſen zu entheben und ihm eine würdigere Stellung im Heere des Kaiſers zu verſchaffen. Mein Vater rüſtet einen neuen Kriegszug nach Italien. Dies bietet mir erwünſchte Gelegenheit. Da die Abfahrt der Schiffe nach der neuen Welt ohnedies ſich bis zum Frühjahr verziehen muß, ſo haben die Herren Fugger und Welſer Zeit ſich nach einem andern Schiffsführer umzuſehen.“

„O Euere Hoheit würde ſich ein großes Verdienſt um den edlen Unglücklichen erwerben!“ rief Bübenhoven mit überwallendem Gefühl.

„Ich helfe ja ſo gern, wo ich kann. Ich würde mit Freuden die größten Opfer bringen, wenn ich das ſchlimmſte Unglück, das die Menſchen verderbt, weil es nicht von Gott kommt, aus den Reihen meiner geliebten Freunde vertilgen könnte; denn das andere Unglück, das von Gott ausgeht, iſt ein Glück, das wir nur nicht gleich als ſolches erkennen; es reinigt und beſſert das Herz, wie Gewitterſtürme die Luft reinigen. — Dem Ritter von Süderland muß geholfen werden. Ich werde einen Eilboten nach Insbruck ſenden an den Kaiſer, und mich warm für den bedauernswerthen Mann verwenden. Erſt geſtern hat ſich der Toni, der Sohn meiner einſtigen Magd Claire, deren Andenken mit meinen ſchönen Jugenderinnerungen an Frankreich ſo innig verwachſen iſt, bei mir gemeldet und meine Vermittlung um eine Anſtellung beim Erzherzog erbeten. Es leidet ihn nicht in den Fuggerſchen Bergwerken; er muß aufs Pferd, wie er ſagt. Ihn will ich zum Kaiſer ſchicken und die Begnadigung des Ritters erbitten. — Euch aber, wackerer Junker, bin ich für Euere herzliche Fürſprache für einen edlen Mann, den ich ſchätze, verbunden. Geht mit Gott und grüßt mir Euere liebe, ſanfte Wirthin, die ich recht lieb gewonnen habe.“ Damit reichte ſie ihm die Hand zum Kuſſe. Während er die ſammetweiche Oberfläche dieſer ihm ſo unausſprechlich theuern Hand mit den Lippen berührte, fiel eine Thräne der Rührung darauf; dann ließ er den vor Wonne und Ehrfurcht glänzenden Blick auf der hohen Herrin ruhen. Eine leichte Röthe wie ein Roſenhauch überflog ihre ſchönen edlen Züge; ſie ſenkte das Auge zu Boden und ſagte leiſe: „Ihr ſeid immer noch der alte Schwärmer, Narr; eine ſchöne gefühlvolle Seele! Doch darum mir doppelt werth. Ihr habt in mancher Beziehung viel Aehnlichkeit mit dem Ritter Süderland, und daraus entſpringt auch Euere lebendige Theilnahme an ihm. Euer Leben aber iſt in ſtiller friedlicher Einfachheit verfloſſen, während das ſeinige von den heftigſten Stürmen bewegt ward. Gott ſegne Euch und ihn!“ — Der Junker war ſchon an der Thüre, als ſie ihn mit den Worten zurückrief: „Noch Eins, liebwerther Junker! In der Nähe von Antwerpen lebt jetzt der Graf von Iſſelſtein. Ihr kennt ihn jedenfalls. Er iſt mit ſeiner Familie ins Vaterland zurückgekehrt und hat ein Rittergut bei Antwerpen gekauft, deſſen Schloß er jetzt wohnlich für ſich einrichten läßt. Die Gnade des Kaiſers hat ihn nicht in Oeſtreich feſſeln können. Er ſagte mir, er ſei ſeiner Tochter wegen wieder in die Niederlande gezogen. Sie habe in Oeſtreich nicht leben können. Das arme Kind ſoll einen unglücklichen Minnehandel gehabt haben, und ihr Herzchen iſt dabei ſchlimm zu Markte gekommen. Der Kaiſer wollte ſie an einen ſeiner Kämmerer verheirathen; ſie hat es hartnäckig verweigert. Ihr Geliebter aber iſt, wie man mir ſagt, Mönch geworden. Die junge Gräfin hat himmliſche Erſcheinungen und iſt faſt tiefſinnig geworden. Der Graf, ihr Vater, hat mich gebeten, ſie unter die Zahl meiner

Hofdamen aufzunehmen. Er hat das Vertrauen zu mir, daß ich viel zur Heilung und Erheiterung ſeiner Tochter beitragen kann. Ich konnte mich nicht gleich entſchließen, ſeinem Wunſche zu willfahren; ich mußte mich erſt nach der kleinen Leidenden erkundigen. Dies iſt geſchehen, und die eingegangene Kunde über ſie hat meine Theilnahme an ihr erhöht. Alſo will ich Euch bitten, ſucht den Grafen auf in der Stadt oder auf ſeinem Schloſſe, und meldet ihm, als mein Geſandter, daß ich ſeine Tochter eheſtens erwarte.“

„Ich werde Euern Auftrag beſtens beſorgen, gnädigſte Gebieterin!“ verabſchiedete ſich der Junker.

Die Erzherzogin ſchrieb am folgenden Tage einen langen Brief an ihrem Vater und ließ Toni, der ſich gleichſam zu ihrer Dienerſchaft zählte, zu ſich entbieten, um ihn nach Insbruck zu ſenden. Der Burſche freute ſich ſehr, Tyrol wieder zu ſehen, und gedachte Frau Sibyllen in Augsburg einen Beſuch zu machen, d. h. wenn Herr Jakob nicht zu Hauſe ſein ſollte. Denn mit ihm zuſammen zu treffen, hatte er nicht ohne Grund Furcht. —

In Brüſſel verſtrich die Zeit, wie ſie an allen Höfen vergeht, in Luſt und Langeweile, in Ränken und Freuden. Der junge Erzherzog kümmerte ſich um keine Regierungsangelegenheiten, womit ſeine Räthe ſehr zufrieden waren. Zum Weihnachts- und Neujahrsfeſt kamen Tante und Schweſter von Löwen. Karl machte ſeine heimlichen, nächtlichen Beſuche in der Katharinenburg, deren Geſpenſterſpuk gänzlich verſchollen war, und ſeine Vertrauten dabei waren Vivian und — der Probſt Innocenz, den er deshalb zu ſeinem Beichtvater erkoren und faſt immer um ſich hatte; und die ritterlichen Eigenſchaften und Paſſionen des geiſtlichen Herrn machten ihn ganz beſonders geſchickt zum Poſten des Beichtvaters und Geſellſchafters eines jungen Fürſten, der von Pferden, Hunden und Waffen und von der mit dieſen Dingen verbundenen Thätigkeit ſo leidenſchaftlich eingenommen war. Dabei genoß der Prinz von dieſem Verhältniſſe mit ſeinem Beichtvater den Vortheil, daß ſein Liebesgeheimniß den Späheraugen am Hofe glücklich entzogen wurde, indem des Probſtes Schlauheit jeder Entdeckung, welche Karls Leichtſinn hätte herbeiführen können, geſchickt vorbeugte.

Die Erzherzogin Margaretha wurde bei ihrer Heimkehr von der Antwort ihres Vaters, welche Toni zurückgebracht, unangenehm überraſcht. Der Kaiſer ſchlug ihr ihre dringende Bitte in Bezug auf den Ritter Süderland trocken ab. Die Majeſtät hatte einen Groll auf den Ritter geworfen und konnte ihm nicht vergeſſen, daß er die wohlwollenden Pläne mit ſeiner ſchönen Pathin ſo unangenehm ſtörend durchkreuzt hatte. Er rieth ſeiner mitleidigen Tochter, ſich nicht ferner um dieſen halbverrückten Abenteurer zu bekümmern, und ihn in aller Heiligen Namen nach Oſt- oder Weſtindien ziehen zu laſſen, oder wohin er nur ſonſt wolle. Margaretha's edlem Gemüthe thaten dieſe harten und höhniſchen Aeußerungen ihres Vaters über einen Unglücklichen weh, und mit blutendem Herzen meldete ſie Bübenhoven, daß ihr nicht gelungen ſei, etwas für den Ritter Süderland auszurichten.

An einem der letzten Tage des Monats Januar wurden die beiden genannten Männer bei ihr angemeldet. Sie ließ ihre Hofdamen in das offene Nebenzimmer treten und empfing den Beſuch mit großer Huld. Als ihr gütiges Auge auf die vom Stempel des nagenden Kummers tief gezeichneten Züge des Ritters fiel, füllte es ſich mit Thränen.

„Hohe und gnädige Frau," nahm Bübenhoven das Wort, „ich erlaube mir, Euch meinen Freund vorzuführen, der von Euch Abſchied nehmen will. Und auch ich bin aus derſelben Abſicht gekommen. Auch mich ruft eine neue Beſtimmung, die mir vor wenigen Tagen kund geworden, aus den Niederlanden."

„Auch Ihr wollt uns verlaſſen?" fragte Margaretha ſchmerzlich ergriffen.

„Es iſt Ew. Hoheit bekannt, daß mein gütiger Vater Fugger in meinem ſchönen Geburtslande ein neues prächtiges Schloß gebaut und nach ſeinem Namen Fuggerau genannt hat, ein Werk, das er mit Liebe und Begeiſterung ausgeführt. Das Schloß iſt fertig, und Herr Jakob hat mich zum Bewohner deſſelben beſtimmt. Von dieſem köſtlichen Wohnſitze aus ſoll ich ſeine Silberbergwerke in der Nähe beaufſichtigen. Er meint, er werde die Reiſen nun nicht mehr ſo oft machen können, wie zeither; das Alter beginne ſich bei ihm einzuſtellen. An demſelben Tage, wo mein Freund das Schiff beſteigt, werde ich die Reiſe nach dem Süden antreten."

„Es thut mir wehe, zwei meiner werthen Freunde auf einmal ſcheiden zu ſehen. Und Ihr, Ritter, werdet eine ſo große Reiſe thun?"

„In wenigen Wochen gedenke ich das atlantiſche Meer zu durchſchiffen," verſetzte Süderland ſchwermüthig. In dieſem Augenblick ertönte im Nebenzimmer der dumpfe Schrei einer weiblichen Stimme, und eine Bewegung entſtand unter den wenigen dort verweilenden Hofdamen. Der Ritter war erbleicht und zitterte; er hatte die Stimme ſogleich erkannt, und unwillkürlich folgte er der Erzherzogin, welche mit Beſorgniß in den Zügen durch die Thür ſchritt. Sich und ſeine Umgebung im Sturm und Drange der über ihn ſtürzenden heftigen Gefühle gänzlich vergeſſend, eilte der Ritter auf eine Ohnmächtige zu, welche die andern Damen auf ein Polſterbett getragen hatten, und rief mit dem Ausdruck des größten Schmerzes: „O Maria; meine Maria! muß ich dich hier noch einmal finden! Muß ich den bittern Kelch der Verzweiflung bis zu der Hefe leeren und dir noch zuletzt Jammer und Noth bereiten!“

„Ha, Ihr ſeid es, Ihr, Ritter, den die Unglückliche liebt?“ rief die Erzherzogin erſtaunt. „O nun wird mir der troſtloſe Schmerz der Armen klar! Nun begreif' ich Alles. Wer könnte ihren Jammer beſſer verſtehen, als ich!“ fügte ſie ſich vergeſſend hinzu.

Der Ritter hatte die beklagenswerthe junge Gräfin von Iſſelſtein einen Augenblick in die Arme geſchloſſen und ihr einen Kuß auf die reine Stirn gedrückt; dann erhob er ſich wieder und wandte ſich der Fürſtin zu. Er war zum Entſetzen bleich, und in ſeinen zerriſſenen Zügen lag etwas Starres und Wildes. „Ja ich bin der Unſelige, den ein gräßlicher Fluch verfolgt, überall, wohin mein Fuß tritt, Unglück zu verbreiten. Männlich hab' ich mich gewehrt gegen die heiligſten und ſüßeſten Gefühle für dieſen Engel; aber ich bin Menſch und unterliege. Wie durfte ich die Gräfin Maria hier erwarten? Ich wähnte ſie in Wien. Und ſo wird mein feindliches Geſchick nicht müde, ſeine vergifteten Pfeile auf mich abzuſchießen. Gern wollte ich ihm mein ſchon von tauſend Wunden zerfleiſchtes Herz bloß ſtellen; wenn ich es damit gewinnen könnte, andre mir über Alles theure Herzen zu verſchonen. Aber unbarmherzig reißt es die, welche eine ſanfte theilnehmende Hand mir auf das wildbewegte, blutende Herz legen, mit mir ins Verderben. Weh mir!“

„Beruhigt Euch, Ritter! Beruhigt Euern verzweiflungsvollen und gerechten Schmerz!“ ſagte die Erzherzogin zu dem weinenden Manne. „Selbſt das feindſeligſte Geſchick ermattet endlich in ſeinen Schlägen. Ihr ſeht es an mir ſelbſt. Wie Ihr bin ich vom Unglück verfolgt worden, und doch iſt endlich Ruhe und Frieden in meine

Bruſt zurückgekehrt. Auch Euch werden die edelſten Güter der Seele nicht immer fliehen.“

Der Ritter ſchüttelte ſchweigend das ſchöne Haupt. Dann ſagte er dumpf: „Was ein Menſch zu ertragen vermag, ich habe es getragen. Aber daß auch dieſes ſüße Kind vom Peſthauch meines Geſchickes geſtreift wird, daß ich einen Augenblick in ihrem Anſchaun vergeſſen konnte, wer ich bin und welches Brandmal des Unglücks auf meiner Stirn glüht, daß ſich mein langverſchloſſenes, erſtarrtes Herz noch einmal dem Frühlingshauche der Liebe öffnete, und dieſe Unſchuld in die heiße Sandwüſte meines Daſeins verlockte, unwillkürlich, ja gegen meinen Willen! das iſt der ärgſte von allen Schickſalsſchlägen, die mich jemals betroffen.“

Die bekümmerte Fürſtin führte den troſtloſen Ritter und ſeinen theilnehmenden Begleiter ins andere Zimmer und gab Befehl, daß die Gräfin Maria ſogleich auf das ihrige gebracht und der Leibarzt zu ihrem Beiſtande gerufen werde. Margaretha bot all ihre Liebenswürdigkeit auf, ihren verehrten Gaſt zu zerſtreuen und zu erheitern, und ſie gab durchaus nicht zu, daß die beiden Freunde an dieſem Tage wieder abreiſeten. Auch blieb der Ritter gern, theils weil Margaretha's ſanfte Perſönlichkeit beberuhigend auf ihn wirkte, theils weil er die Gewißheit mit fort nehmen wollte, daß der Schrecken Maria's keine übeln Folgen auf ihre Geſundheit hinterlaſſen habe.

Der Ritter erzählte der Erzherzogin auf ihren Wunſch die Geſchichte ſeiner Bekanntſchaft mit Maria von Iſſelſtein. Die Unterhaltung wurde plötzlich durch Ankunft eines reitenden Eilboten von Brüſſel unterbrochen. Er überreichte der Fürſtin ein Schreiben des Herrn von Chievres, und ſie erbrach daſſelbe im Beiſein ihrer Gäſte.

„All ihr Heiligen!“ rief ſie plötzlich. „Der Würfel iſt gefallen. König Ferdinand von Aragonien iſt todt. Karl iſt König von Spanien.“

Süderland und Bübenhoven erhoben ſich ſogleich, um der Fürſtin ihre Theilnahme an dieſem hochwichtigen Ereigniß auszudrücken.

„Herr von Chievres ſchreibt mir, daß der Staatsbote eben angekommen, König Karl aber in den Soigner Wald auf die Jagd geritten ſei und erſt am Spätabend zurückkehren werde. Er bittet mich dringend, ſogleich nach Brüſſel zu kommen, damit mein Neffe aus meinem Munde zuerſt als König begrüßt werde, und ich erſuche Euch, meine Freunde, mich zu begleiten, damit Ihr dem jungen Könige ſogleich Euere Ehrfurcht bezeigen könnt.“ — Dieſe Bitte konnte nicht füglich abgeſchlagen werden, und der Ritter ſagte ihr Gewährung mit einem ſchmerzlichen Lächeln zu. Die Befehle zur Abreiſe wurden ſchnell ertheilt, und nach einer halben Stunde waren die beiden Erzherzoginnen nebſt einem kleinen Gefolge mit den beiden Gäſten auf dem Wege nach Brüſſel. Es war gegen zehn Uhr in der Nacht, als ſie anlangten. Der Erzherzog hieß es, ſei bereits zu Bett gegangen. Die Erzherzoginnen, in Begleitung des Pfalzgrafen Friedrich, des Herrn von Chievres und einiger Staatsräthe, verfügten ſich ſofort in das Zimmer des jungen Fürſten. Die Pagen fuhren erſchrocken empor, und Vivian erblaßte. Karls Bett wurde leer gefunden. „Wo iſt der Erzherzog?“ rief Margaretha unwillig erſtaunt. Niemand gab ihr Antwort. Da ſtürzte Vivian zitternd und um Gnade bittend der Erzherzogin zu Füßen.

„Was iſt das? Was werd' ich erfahren?“ fragte Margaretha in großer Aufregung. „Wirſt du mir ſagen, wo Prinz Karl zu finden iſt?“

„In der Katharinenburg,“ ſtammelte der Page, und alle Anweſenden ſahen ſich beſtürzt an.

„In dem verfallenen Hauſe in der Martinsvorſtadt, wo die Geſpenſter ihren Spuk treiben?"

„Eben dort."

„Und was hat er dort zu ſchaffen?" — „Ich weiß es nicht"; log der Page in der äußerſten Verlegenheit.

„Welch eine tolle Wirthſchaft!" rief Margaretha entrüſtet. „Und davon wißt Ihr nichts, Herr von Chievres?" fragte ſie den verlegenen Kommandanten und Hofmeiſter zürnend. Dieſer fand für gut, ſchweigend die Achſeln zu zucken, das Auskunftsmittel aller in Verlegenheit ſich befindenden Hofleute. Einige Augenblicke lang herrſchte eine peinliche Stille.

„Wohlan denn!" rief Margaretha entſchloſſen, „wir müſſen ihn dort aufſuchen. Zeig' uns den Weg, Vivian! Wir müſſen hinter dieſes ſeltſame Geheimniß kommen und den Erzherzog in dieſer Nacht noch als König begrüßen, wo wir ihn auch finden."

Die Geſellſchaft brach ſchweigend und in großer Spannung auf, und Süderland und Bübenhoven ſchloſſen ſich ihr an. Der Letztere ahnete ſogleich die Wahrheit; denn er wußte nur zu gut, welche Geſpenſter in der Katharinenburg hauſeten. Ein paar von Pagen getragene Windlichter leuchteten der merkwürdigen Wanderung vor. Die Erzherzogin Margaretha hatte den Arm des Ritters von Süderland genommen; die Erzherzogin Eleonore ließ ſich von Herrn von Chievres führen. Kein lautes Wort wurde vernommen, und die ſpärlichen Mittheilungen nur flüſternd gemacht. Die ängſtliche Erwartung der kleinen Geſellſchaft ſtieg immer höher, als ſie durch die feuchte Halle und über die Treppe voll Geröll in dem verrufenen Hauſe ſchritt.

Plötzlich ſchlug ein wildes und verworrenes Geſchrei an ihre Ohren, das ſie mit Schrecken erfüllte.

„Bei der gebenedeiten Mutter Gottes! Was werd' ich erleben müſſen!" ſchrie Margaretha in höchſter Angſt und beflügelte ihre Schritte.

„Schlagt ihn nieder, den böſen, unbändigen Buben!" kreiſchte eine weibliche Stimme aus dem großen Gemach, vor deſſen Thür die Geſellſchaft eben angekommen war.

Die Männer hatten die Degen gezogen und traten, die beiden hohen Damen in ihrer Mitte, hinein. Ein ſeltſamer Anblick bot ſich ihren Augen dar. Ein Mann in der gemeinen Kleidung eines Landsknechtes, balgte ſich mit einem andern ritterlich gekleideten jungen Manne im verzweifelten Kampfe. Das Wuthgeheul, das der Letztere ausſtieß, machte die Luft erzittern. Beide bluteten, und ihre Degen, die ſie ſich entriſſen hatten, lagen am Boden. Der Landsknecht hielt den Andern mit kräftigen Armen umſpannt und machte den Dolch machtlos, welchen dieſer in der rechten Hand hielt. Daneben ſtand ein ſcheußliches, altes Weib, nur nothdürftig bekleidet, und ſtieß Flüche und Verwünſchungen aus ihrem widrig verzerrten Munde. Es war Karracha. Jetzt ſtürzten aus der nächſten Thür einige Zigeuner hervor. Der Anblick der fremden Geſellſchaft hemmte ihre Schritte und machte die ganze Scene einen Augenblick erſtarren. Der Kommandant trat hervor und rief mit donnernder Stimme:

„Im Namen des Erzherzogs! Ihr ſeid Alle meine Gefangenen."

Die beiden wüthenden Kämpfer ließen von einander ab, und der vornehm Gekleidete ließ den Dolch fallen und ſuchte katzenartig zu entwiſchen. Aber im Nu waren Alle umringt, und die Erzherzogin Margaretha, welche in dem gewandten Burſchen ſchon Toni erkannt hatte, rief ihm zu. Er nahete mit zögernden Schritten und fiel ihr wimmernd zu Füßen. In demſelben Augenblicke wurde auch der Landsknecht als der hochwürdige Probſt Innocenz erkannt. Die Ueberraſchung und das Erſtaunen der Geſellſchaft feſſelten ſchier ihre Zungen. Niemand wußte, was er von dieſem höchſt ſeltſamen Auftritte denken ſollte.

„Was haſt du hier zu ſchaffen, Toni?“ fragte Margaretha zuerſt den ſich vor ihr am Boden windenden Burſchen. Er antwortete nicht, ſondern heulte nur wie ein Wahnſinniger.

„Bei meinem Zorne ſprich, oder du wirſt in dieſer Nacht noch gehenkt. Was haſt du hier vor?“

„Schenkt ihm das Leben, hohe Frau!“ jammerte jetzt Karracha. „Er iſt mein Enkel, und ich liebe den tollen Burſchen, obwohl er den Galgen verdient haben mag.“

„Wo iſt der Erzherzog?“ herrſchte Margaretha, von dem Gedanken an die Gefahr, in welcher er hier ſchweben könne, mächtig ergriffen. Dieſe Frage verſetzte die Gefangenen in ſichtliche Verlegenheit.

„Ihr ſeid Kinder des Todes, wenn Ihr den Erzherzog nicht ſogleich mit heiler Haut zur Stelle ſchafft!“ fuhr die Fürſtin mit geſteigerter Angſt fort.

„Gnade! Gnade!“ ſchrie Karracha. „Es iſt ihm nichts zu leid geſchehen. Er befindet ſich geſund und wohl.“

„Fürwahr, durchlauchtigſte Frau,“ nahm jetzt der Probſt in ſeiner haſtigen Weiſe das Wort; „des Erzherzogs Hoheit könnte ſich kaum wohler befinden, und ich hoffe, Ihr werdet Euch durch ſeinen Anblick ſogleich ſelbſt von meiner Verſicherung überzeugen — hier kommt er ſchon und mit ihm die ſchöne Löſung aller dieſer Euch ſo wunderbar und außerordentlich vorkommenden Räthſel.“

In dieſem Augenblick trat Karl in ſeiner Verkleidung in den Kreis; ihm zur Seite die zierliche Sonaka, welche ihre gagatbſchwarzen Augen verwundert, obgleich furchtlos, in dem Kreiſe umherſchickte und mit dem ihr angebornen natürlichen Zauber der Schönheit und Unſchuld die Herzen der auf ſie Blickenden gewann.

Es bedurfte nun für die Erzherzogin, ſo wie für keinen Andern aus der Geſellſchaft der Fragen und Antworten, um zu erfahren, weshalb ſich der junge Fürſt hier befinde. Alle nöthigen Erklärungen ſtanden ihm in verkörpertem Liebreiz zur Seite, und als ſie ſich vertraulich unſchuldig an ihn anſchmiegte, gleichſam als begehre ſie Schutz von ihm gegen dieſe drohend ausſehenden Fremdlinge, da wußte jedes Herz, von welcher Art die Gefahren ſeien, in welche ſich der junge Fürſt begeben. Es war alſo davon auch mit keinem Worte die Rede. Karl ſtand verlegen lächelnd vor ſeiner ernſt blickenden Tante und wollte eben ein bittendes oder verſöhnendes Wort an ſie richten, als ſie mit feierlicher Würde auf ihn lostrat, ſich tief vor ihm verneigte und mit getragener Stimme ſprach: „Heil dem Könige von Spanien und Neapel! Ich bringe Ew. Majeſtät meine Huldigung dar. König Ferdinand iſt todt. Es lebe König Karl!“

Alle Männer hatten die Hüte abgenommen und beugten den huldigenden Zuruf wiederholend das Knie vor dem jungen Könige.

Karl war einen Augenblick überraſcht. Aber der Jüngling war in Sonaka's Armen ſchnell zum Manne gereift, und nicht ohne Würde dankte er dem huldigenden Gruße. „Wann iſt mein Großvater, des Königs von Aragonien Hoheit, geſtorben?“ fragte er.

„Am zwei und zwanzigſten Januar hat ihn der Tod in einem kleinen Dorfe, Namens Madrigalejo, nahe bei Truxillo in Andaluſien ereilt. Er ſtarb auf der Reiſe, als er vom Landſitze des Herzogs von Alba, wo er Hirſche gejagt, zurückzukehren im Begriff ſtand. In einem kleinen armſeligen Hauſe, welches den Mönchen von Guadalupe gehört, hauchte der Beſitzer ſo vieler Länder und Paläſte die Seele aus. Ew. Hoheit aber iſt der Erbe aller Kronen und Königreiche Ferdinands und Iſabella's.“

„Wir werden ihm ein feierliches Beſingniß veranſtalten, und unſer Hof wird die große Trauer anlegen," ſagte der junge König.

„Wie, Karl?" rief jetzt Sonaka mit einem merkwürdigen Ausdruck von Freude und Staunen, und ſchlug dabei die kleinen Hände verwundert zuſammen, „du biſt König von Spanien? Du biſt der Herzog dieſes Landes?"

„Ich bin's, mein ſüßes Kind, und werde deiner Liebe ſtets eingedenk ſein."

„Und Ihr dürft nicht zürnen, hohe Frau," wandte ſich jetzt Karracha zu der Erzherzogin Margaretha, „der Herr König hat keine Unwürdige geliebt. Sie iſt die Tochter unſerer Königin und entſtammt dem Blute unſeres uralten Königsgeſchlechts. Und ihr Vater iſt von gutem deutſchen Adel, der Euch ſogar verwandt iſt."

„Ihr Vater? Wer iſt ihr Vater?" fragten Karl und Margaretha zugleich.

Da trat Bübenhoven hervor; in ſeinen Zügen ſprach ſich die mächtige Bewegung ſeiner Seele aus. Sonaka eilte ihm entgegen; er ſchloß ſie in die Arme und drückte ihr einen Kuß auf die Stirn. Alle ſahen verwunderungsvoll auf dieſe neue unerwartete Scene. „Sie iſt meine Tochter!" ſagte der Junker mit vor Rührung zitternder Stimme, „ſie iſt das Kind meiner erſten Jugendliebe. Im ſchönen Frankreich lernte ich ihre Mutter kennen und lieben, als ich mit Ew. Hoheit nun in Gott ruhendem Herrn Vater die erſte Reiſe nach Spanien machte."

„Wir werden Euch deshalb in Gnaden gewogen ſein," ſagte Karl königlich vornehm.

Toni erhob jetzt wieder ſeine Stimme und flehete um ſein Leben, indem er hoch und theuer ſchwur, er habe nicht gewußt, daß ſein glücklicher Nebenbuhler der Herr Erzherzog oder jetzige König ſei, und er habe doch die Sonaka ganz raſend geliebt, und der Gedanke, daß ein

Anderer ihr glücklicher Liebhaber ſei, habe ihn ſchier um Sinn und Verſtand gebracht. Karracha vereinigte ihre Bitten mit den ſeinigen und betheuerte, Niemand von ihren Leuten, außer ihr ſelbſt, habe gewußt, wer der Prinzeſſin Sonaka Geliebter ſei; ſie habe das Geheimniß ſtreng bewahrt. Dadurch wurde nun Toni zum Geſtändniß gebracht, daß die tollſte Eiferſucht ihn in dieſer Nacht in die Katharinenburg getrieben, um ſeinen Nebenbuhler, den er für einen gemeinen Knecht gehalten, bei Sonaka zu überraſchen und ſich an ihm zu rächen. Der Probſt Innocenz hatte aber, als treuer Begleiter des Erzherzogs auf deſſen geheimen Nachtfahrten, gute Wache gehalten und die Gefahr vom Haupte ſeines jungen fürſtlichen Gönners mit kräftigen Fäuſten glücklich abgehalten. So verdrießlich auch die Erzherzogin zu der unwürdigen Vertrautenrolle ſah, welche der vornehme geiſtliche Herr bei ihrem Neffen ſpielte, ſo war es doch jetzt nicht an der Zeit, ſich ungnädig darüber auszulaſſen, zumal der Probſt gerade dadurch in der Gunſt des ſechszehnjährigen Königs bedeutend ſteigen mußte. Auch war es ja gerade nichts Ungewöhnliches, die Väter der Kirche in ſolchen eben nicht ehrenhaften Angelegenheiten handelnd auftreten zu ſehen, und der Probſt Innocenz war ſchon längſt als ein geiſtlicher Würdenträger bekannt, der für ſeine Perſon Alles erlaubt hielt, was er, kraft ſeines Amts, an Andern ſtrafbar finden mußte. Der hohen Frau fehlte jede Herrſchſucht, ja ſogar die entſchloſſene Kraft, dem mächtigen König gegenüber, ſo unerfahren er auch war, ihren Willen zu ſeinem Beſten geltend zu machen. Sie konnte nie die weichgeſtimmte, zartfühlende Dichterin verläugnen, die in ſtiller Reſignation das ihr zukommende Theil erkannte. Der herrſchſüchtigen Umgebung Karls mußte aber ein Vertrauter, wie Innocenz, ſehr angenehm ſein. Das begriff Margaretha wohl, und ſie begnügte ſich im Geheimen über das unglückliche Loos der Fürſten zu ſeufzen, das ihnen beſtimmt, ſtets von unſittlichen und zweideutigen Charaktern abhängig zu ſein. Doch wollte ſie wenigſtens die gefährlichen Zigeuner ſo ſchnell als möglich entfernt wiſſen, und ſie trat deshalb mit Herrn von Chievres, dem ein ſolches Verlangen nur ſehr erwünſcht kam, im heimlichen Zwiegeſpräch bei Seite.

Der junge König beſchäftigte ſich mit ſeiner Geliebten, um ihre böſe Ahnung zu beſchwichtigen, daß ſie nun wohl ſeiner nächtlichen Beſuche verluſtig werden würde. Da trat der Pfalzgraf Friedrich hinzu und richtete die ehrfurchtsvollen Worte an ihn: „Es iſt mir ein ernſter Auftrag an Ew. Hoheit zu Theil geworden. In der letzten Lebensſtunde Eures königlichen Vaters übergab mir derſelbe eine koſtbare Brieftaſche, die ihm über Alles theuer war; denn ſie war das Geſchenk einer zärtlich geliebten Jugendfreundin, Namens Luiſe von Maine, von der Ew. Majeſtät durchlauchtigſte Frau Tante Euch Näheres mittheilen kann, wenn es ihr beliebt. Die edle Dame, welche dem König Philipp jenes ihm ſo liebe Geſchenk gemacht, war damals ſchon nicht mehr unter den Lebenden. Der ſterbende König gebot mir, Euch in derſelben Stunde, in welcher Euch die ſpaniſchen Königskronen als Euer Erbe zufallen würden, dieſe Brieftaſche zu überreichen und Euch in ſeinem Namen zu erſuchen, die wenigen Zeilen, die er für Euch hineingeſchrieben, als den Willen eines Todten ſtreng zu befolgen. Ich habe die Brieftaſche, jenem Befehl zufolge, als mir die Kunde Eurer Erhebung wurde, zu mir geſteckt, um ſie Ew. Hoheit zugleich mit meiner Huldigung zu übergeben. Habt die Gnade, ſie aus meiner Hand anzunehmen. Ihr findet die Bildniſſe Eures Vaters und jener holden Luiſe von Maine darin, von der geſchickten Hand eines niederländiſchen Malers gemalt.“

Der König nahm das reich mit Perlen und Edelſteinen beſetzte Büchlein aus der Hand des Pfalzgrafen, ſchlug es auf und trat mit Sonaka an den Tiſch, um ſich den Inhalt an dem dort ſtehenden Lichte zu betrachten. Sein Auge hing mit Rührung an den Zügen ſeines Vaters.

„Ach, das muß eine ſchöne Dame geweſen ſein!“ rief Sonaka, beim Anblick von Luiſens Conterfei aus.

„Sie war die Jugendgeliebte meines Vaters, wie du die meinige biſt,“ verſetzte der König und küßte die Reizende. „So will ich dich auch für mich malen laſſen.“

„Ach, Karl, du haſt mir noch kein Andenken an deine Liebe gegeben!“ ſeufzte Sonaka. „Du biſt ein großer und mächtiger König und wirſt fortziehen und die kleine arme Sonaka vergeſſen. Schenke mir dies Büchlein als Andenken an unſere Liebe.“

„Laß mich erſt leſen, was hier geſchrieben ſteht! — — — So, nun nimm es, und wenn du einſt einen Wunſch haſt, den ich dir erfüllen ſoll, wenn du dir eine Gnade vom König von Spanien ausbitten willſt, ſo übergib mir dies Büchlein, und ſo wahr mir Gott helfe! ich will dir erfüllen, was du begehrſt, aus Dankbarkeit dafür, daß du meine Jugend ſo hochbeglückt haſt. Dies Büchlein ſei dir ein Unterpfand meines königlichen Wortes.“

Sonaka verbarg die Brieftaſche im Buſen und küßte den König. Dieſer aber trat wieder zu den Uebrigen und fragte mit lauter Stimme: „Wer iſt Don Alfonzo de Granada, genannt Alnayar? Wo find' ich dieſen Mann? Was hat es für eine Bewandtniß mit ihm?“

„Was verlangt Ew. Hoheit vom Träger dieſes Namens?“ gegenfragte die Erzherzogin Margaretha, von den Worten des Königs ſichtbar betroffen.

„Mein Vater hat mir befohlen, es meine erſte Handlung als König von Spanien ſein zu laſſen, daß ich dieſen Mann in alle Würden und Güter wieder einſetze, die er einſt beſeſſen, um ſo das Unrecht wieder gut zu machen, welches ihm König Philipp angethan, und welches er ſterbend bereut hat.“

„O Maria!“ ſeufzte der Ritter Süderland ſtill und ſchmerzlich und neigte das Haupt zu Bübenhoven, der im nächſten Augenblick neben der Erzherzogin Margaretha ſtand und ihr ein paar Worte zuflüſterte. Hierauf wandte ſie ſich wieder zu ihrem Neffen und ſprach: „Ew. Hoheit wird zweifelsohne in Spanien erfahren, wer dieſer Don Alfonzo de Granada iſt, und ihnen kennen lernen.“

Die Geſellſchaft brach auf, das unheimliche Haus zu verlaſſen, welches dem jungen Könige ein Feenpalaſt geworden war. Er ſagte der geliebten Zigeunerin noch ein heimliches Wort, eh' er ſchied. Zwei Männer blieben zurück, Bübenhoven und der Probſt Innocenz, der erſtere im Saal, während der andere in Begleitung eines Zigeuners, der ſich plötzlich zu ihm gefunden und in der Dunkelheit durch einen einzigen Händedruck ſich mit ihm verſtändigt hatte, ſteile Treppen in die Keller des Hauſes hinab ſtieg.

Bübenhoven umarmte ſein Kind wehmüthig. „Arme Sonaka!“ ſagte er. „Dein ſchöner Jugendtraum iſt vorüber. Die Täuſchung beginnt, und ihr Schmerz bricht über dich herein. Wenigſtens ſoll er dein ſchönes Herz nicht unvorbereitet finden.“

„Meinſt du, daß Karl mich nun nicht mehr lieben wird?“ fragte das Mädchen naiv.

„Ach, mein Kind, du kennſt die Könige noch nicht! Und Karl müßte nicht Philipps Sohn ſein. Sei gefaßt darauf, ihn nie wieder zu ſehen, oder nur als König.“

Aber Sonaka glaubte dem Vater nicht. Sie hatte ja Karls Brieftaſche als Pfand. „Komm, komm, zur Mutter!“ drängte ſie. „Sie wird ſich freuen, dich zu ſehen.“

Damit zog ſie ihn aus dem Saal, und er folgte ihr nicht ungern.

Der Probſt war mit ſeinem Führer in der Münzſtätte angelangt.

„Was willſt du von mir, Pepindorio?" fragte der geiſtliche Herr halb neugierig, halb ängſtlich; denn die düſtern Kerkerwände des Kellers behagten ihm eben ſo wenig, als das Spitzbubengeſicht ſeines Begleiters, das der matte Lichtſtrahl einer Lampe eben nicht zu ſeinem Vortheil beleuchtete.

„Ich habe Euch eine nothwendige Entdeckung zu machen, die Euch angenehm überraſchen wird, verſetzte Antonio Gebes. „Doch erſt muß ich meinen Leuten einen ſchnell auszuführenden Befehl geben. In einer Stunde darf hier keine Spur unſerer Thätigkeit mehr übrig ſein." Er rief einem Zigeunerburſchen einige dem Probſt unverſtändliche Worte zu; da regte ſich's plötzlich in allen Winkeln. Es wurde aufgeräumt, und alles Werkzeug verſchwand nur noch tiefer unter die Erde. Das Gold nahm Antonio an ſich, um es eigenhändig zu verwahren. Das Alles ging ſo ſchnell und ſchier lautlos, als ob Zauberei dabei im Spiele wäre.

„Jetzt bin ich ganz der Euere," wandte ſich der Zigeuner wieder zu dem Prieſter. „Eh der Tag graut, müſſen wir aus der Stadt ſein, wenn uns nicht Unheil begegnen ſoll. Ich bedarf aber in Brüſſel eines Bevollmächtigten, und dazu habe ich Euch auserſehen, hochwürdiger Herr."

„Mich?!" fragte der Probſt mit ſpöttiſcher Verwunderung.

„Ja, weil ihr der tauglichſte Mann für die Hauptgeſchäfte ſeid, die ich hier zu beſorgen habe. Freilich müßt Ihr erſt erfahren, wer ich bin, und worin jene Geſchäfte beſtehen." Und aus einer eiſernen Kiſte, in welche er kurz vorher Rollen neu geprägten Goldes gelegt hatte, nahm er ein zuſammengefaltetes Pergament mit einem großen Siegel, ſchlug es von einander, hielt es dem Pfaffen vor und fragte: „Kennt Ihr dieſe Unterſchriften?“

Der Probſt glozte auf das Geſchrift. „Die Namen Seiner Heiligkeit des Papſtes Leo und Seiner Eminenz des Kardinals Staatsſecretär Bembo,“ rief er zurückprallend mit ungeheuerm Reſpekt.

„Wohlan ſo leſ't dieſe päpſtliche Bulle!“ Der Zigeuner leuchtete ihm mit der Lampe und beobachtete dabei ſein Geſicht, welches ſich während dem Leſen ſeltſam veränderte und immer röther wurde.

„Und Ihr ſeid — ?“ fragte der Probſt, als er fertig war, mit faſt furchtſamer Stimme.

„Graf Torrillas, Kämmerer Seiner Heiligkeit, der ich Euch unter Allen, die ich hier unter dieſer Maske ſcharf beobachtete, als den Würdigſten befunden, die Angelegenheiten des Papſtes zu betreiben. Ihr ſeid mein Mann und der ſeinige, und ich darf Euch hohe Belohnung in Ausſicht ſtellen, wenn Ihr die Aufträge, die ich Euch im Namen des Papſtes ertheilen werde, zu ſeiner Zufriedenheit ausführt.“

Des Probſtes plumpes Geſicht nahm einen widrig ſchmunzelnden Ausdruck an. Sein ſtolzer Nacken beugte ſich zu kriechender Unterwürfigkeit.

„Ich bin Ew. Gnaden höchlichſt dankbar für die gute Meinung, die Ihr von mir gefaßt, und werde dieſelbe zu rechtfertigen wiſſen. In aller Demuth bin ich bereit, die Befehle des heiligen Vaters zu empfangen.“ Damit küßte er die Namenszüge des Papſtes auf dem Pergament.

„So kommt in mein Gemach, damit ich Euch Euere Inſtruktion übergebe.“

Sie traten in ein anderes Gewölbe, deſſen eiſerne Thür verſchloſſen wurde. —

Als der Tag anbrach, war nichts mehr von einem Menſchenleben in der verfallenen Katharinenburg zu entdecken.

## 9.

## Kauffarth nach Weſtindien.

Die erſten Frühlingsboten waren in das ſchöne Brabant gekommen; mit ihnen zwei ehrenwerthe augsburger Bürger und Handelsherren, die zwar keine Aehnlichkeit mit Frühlingsboten, aber doch ſonſt ein ſtattliches Ausſehen hatten: Jakob Fugger und Bartholomäus Welſer. Als Bürger der Niederlande erſcheinen ſie in Brüſſel, um ihren jungen Landesherrn wegen des Heimfalls der ſpaniſchen Kronen zu beglückwünſchen, und jeder von ihnen knüpft an dieſen Huldigungsact, je nach ſeiner Neigung und Einſicht, ſeine beſondern kaufmänniſchen Pläne und Spekulationen. Fugger hatte ſeinen alten Lieblingsplan im Auge, den großen Metallreichthum der ſpaniſchen Gebirge auszubeuten; auch dachte er daran, den fabelhaften Goldreichthum der neuen Welt, über den ſich die abenteuerlichſten Gerüchte verbreiteten, mit deutſchem Fleiße und deutſchen Kenntniſſen anzugreifen; Welſer dagegen zog mehr den ſich in Ausſicht ſtellenden, ungeheuern Nutzen des Handels und der Schifffahrt nach der neuen Welt in Betracht. Welche Pläne, welche Entwürfe, Hoffnungen und Ausſichten erblühten aus dem merkwürdigen Umſtand, daß ein deutſcher Prinz aus dem öſtreichiſchen Hauſe König von ganz Spanien, von Neapel und Sicilien, und von jenem ungeheuern weſtindiſchen Reiche wurde, von deſſen Ausdehnung und

Reichthum die Begriffe noch gänzlich ſchwankend waren! Wie der niederländiſche Adel darauf die kühnſten Hoffnungen auf Macht, Reichthum, Einfluß und Ehrenſtellen baute, und den jungen eben nicht geiſtesſtarken König, der ſchier keinen eignen Willen zu haben ſchien, nur als Mittel zur Verwirklichung jener Hoffnungen betrachtete; ſo der mächtige und reiche niederländiſche Kaufmannsſtand, dem ſich mit den ſpaniſchen Kronen ihres Herzogs eine Perſpektive eröffnete, wie noch keine in der Weltgeſchichte vorhanden geweſen war. Es war alſo natürlich, daß Männer von ſo großem und umſichtigem Spekulationsgeiſt, wie Jakob Fugger und Bartholomäus Welſer, in dieſem allgemeinen Wettlaufe nicht zurückblieben, ja es darf nicht verwundern, daß ſie mit ihren bedeutenden materiellen und geiſtigen Mitteln den Uebrigen den Rang abzulaufen ſuchten. Noch niemals war das freundliche Wohlwollen, welches das habsburger Fürſtenhaus den Fuggern geſchenkt hatte, und die treue Anhänglichkeit und Ergebenheit der Letztern an jenes dem alten Leinweber mehr zu ſtatten gekommen als jetzt, wo die Macht und der Wirkungskreis der öſtreichiſchen Herrſcherfamilie ſich ſo ins Ungeheure erweiterten. Die Summen, welche Jakob Fugger dem Kaiſer Max geborgt, für die er immer ſo gute Intereſſen erhalten, und ſtatt deren Rückzahlung er meiſt ſo reiche und einträgliche Herrſchaften und Länderſtriche erworben hatte, ſchienen doch jetzt erſt Zinſen abwerfen zu wollen, welche einen Kröſusreichthum der Fugger in Ausſicht ſtellten. Wie angelegentlich hatte der Kaiſer ſeinen Freund und Helfer Jakob ſeinem Enkelſohne empfohlen! Wie eifrig hatte die Erzherzogin Margaretha dem ihr werthen und erprobten augsburger Bürger bei ihrem Neffen das Wort geredet! Wie freundlich war das Bild, welches der König Karl ſelbſt aus ſeinen erſten Jugenderinnerungen und Eindrücken von dem wackern Leinweber in der Seele trug! Und von einer andern Seite betrachtet, wie wichtig für ein ehrgeiziges Fürſtenhaus von ſolcher Bedeutung, wie das öſtreichiſche jetzt durch den Erwerb der ſpaniſchen Länder geworden war, mußte ſolch ein unbedingt ergebener, über ſo gewaltige Geldmittel gebietender Mann, wie Jakob Fugger, ſein, und wie ſehr erheiſchte Karls eigner Vortheil, denſelben mit Gnadenbeweiſen zu erfreuen!

Es hat zu allen Zeiten eben ſo wohl im Intereſſe der Fürſtenmacht, als in dem der Geldmacht gelegen, ſich zu gegenſeitigem Schutz und Gewinn mit einander zu verbinden, und niemals paßten ein deutſcher Kaiſer und ein deutſcher Geldfürſt beſſer zuſammen, als Maximilian und Jakob Fugger. Es war alſo nicht daran zu zweifeln, daß die beiden Augsburger mit ihren Plänen reuſſiren würden. Auch war Jakob Fugger vorſichtig genug, nicht allein beim jungen König und ſeiner Tante zu wirken; er ſuchte und wußte durch Mittel, die niemals fehl zu ſchlagen pflegen, alle einflußreichen Adeligen aus der Umgebung des Königs, von denen vorauszuſetzen war, daß ſie ihn nach Spanien begleiten würden, beſonders aber den geldgierigen und mächtigen Chievres, für ſich und ſeine Projekte zu gewinnen, und der ſanguiniſche und dem ſtolzen Adel keineswegs freundlich geſinnte Welſer bewunderte oft die Zähigkeit ſeines Freundes, mit welcher derſelbe Alles, was er wollte, durchſetzte, und geſtand, Jakobs Verdienſte anerkennend, willig ein, daß er allein wenig oder nichts erreicht haben würde.

Das Reſultat mehrwöchentlicher Verhandlungen war, daß der König, ſobald er in Spanien angelangt ſei und von ſeinem Erbe Beſitz ergriffen habe, die Expedition des Hauſes Welſer nach der neuen Welt kräftig unterſtützen wollte. Es ſollten dazu in Kaſtilien ſelbſt erfahrene Schiffer gewonnen werden, welche wo möglich die Reiſe nach Weſtindien ſchon gemacht hätten. Der Ritter Süderland ſollte in einigen Wochen die nach Weſtindien beſtimmten Schiffe in einen ſpaniſchen Hafen führen, und bis zur Ankunft des Königs Schiffsleute von der bezeichneten Art zu werben und die Bekanntſchaft der vorzüglichſten Schiffsführer, welche mit und nach Colombo die neue Welt beſucht hatten, zu machen ſuchen, um von ihren Erfahrungen Nutzen zu ziehen. Dies war jedoch nur die eine Aufgabe des Ritters; die andre, nicht minder wichtige beſtand darin, daß er bis zum Abgange der Expedition ganz Spanien bereiſen und ſich überall über den Stand und die Beſchaffenheit des Bergbaues, vorzüglich der alten Goldminen unterrichten ſollte, und zu dieſem Behufe hatte Fugger beſchloſſen, ihm einige erfahrene Bergleute mitzugeben. Aus dem gelieferten Berichte wollte der alte Leinweber erſehen, wie er weiter zu verfahren habe, um die ſpaniſchen Goldgruben in Pacht zu nehmen. Dann wollte er entweder Georg Turzo oder Marx von Bübenhoven, oder nach Beſchaffenheit beide nach Spanien zum Betrieb der Bergbaus ſenden, und um den Letztern zu dieſem ſchwierigen Geſchäft geſchickt zu machen, hatte er ihm angekündigt, daß er ihm die Leitung der tyroler Silberbergwerke anvertrauen werde. Bübenhovens Freude darüber war ſehr groß; denn ſchon lange hatte er eine ſtille Sehnſucht nach ſeinem geliebten Vaterlande in der Bruſt getragen.

Die fuggerſche Inſtruktion für den Ritter-Süderland ging aber noch weiter. In Weſtindien angekommen, ſollte er nicht allein auf der Inſel Hispaniola, ſondern auch auf den übrigen Inſeln und auf dem Feſtlande, ſo viel als möglich, ſich über die reichhaltigen Goldgruben unterrichten, welche eine ſo große Menge Spanier dorthin zog, die alle mit Schätzen von unglaublichem Werthe zurückkehrten. Zu dieſem Zwecke ſollten ihn auch dorthin einige der ihm mitgegebenen Bergleute aus den Kremnitzer Gruben begleiten. So weitausſehend und umfaſſend waren Jakobs Pläne.

Bei einem Banket, welches der König den beiden Augsburgern gab, ſagte er zu Fugger: „Meine Tante hat mir einen prächtigen Burſchen nachdrücklich als Bereiter empfohlen. Der junge Kerl reitet, daß ich ihn beneiden könnte. Nie noch hab' ich ſolche Verwegenheit auf dem Pferde geſehen. Ich hab' ihn gleich lieb gewonnen, und er wird mit mir nach Spanien gehen. Als ich mich bei der Erzherzogin für die Zuweiſung dieſes Subjekts bedanke, erfahre ich zu meinem Erſtaunen, daß der Burſche eigentlich ein Bergmann und in Euern Gruben aufgewachſen iſt, Herr Fugger. Kann man ſich etwas Tolleres denken: ein Bergknapp und ſolch ein Reiter! Man könnte an Hexereien und Teufelskunſt denken."

„Ah, das iſt der Toni, der Zigeunerbub!" verſetzte Fugger. „Er iſt mir von Kremnitz mit den Zigeunern davon gelaufen. Der Liebling meiner Frau. Ein geſchickter Bergmann, den ich ungern entbehrt habe."

„Wenn das Euere Meinung iſt, ſo iſt mir der Burſche doppelt werth. Ich will in Spanien eine Kommiſſion niederſetzen, welche mit Euern Leuten zuſammen den Zuſtand der dortigen Bergwerke prüfen ſoll. Da werd' ich den Toni gut verwenden können."

„O, er hat etwas in meiner Schule gelernt! Aber mich verlangt, den wilden Burſchen wieder zu ſehen."

„Ich werde ihn Euch zuſchicken." —

Nach einigen Stunden trat Toni in der prächtigen Schaube eines königlichen Bereiters in Fuggers Herberge.

„Ah, Toni, warum biſt du mir durch die Lappen gegangen?" fragte Jakob gutmüthig und erfreut, ſeinen Zögling in ſo guten Umſtänden zu ſehen. Toni, auf einen ſchlechtern Empfang gefaßt, da er ſich als den Räuber des Knaben Raimund Mohr verrathen glaubte, wurde durch dieſe Worte ſehr mittheilſam geſtimmt und entgegnete: „Ich tauge zum Bergmann ſo wenig wie zum Leinweber.

Ich gehöre aufs Pferd, und der König hat mir glücklich darauf geholfen. Ihr dürſt mir nicht zürnen, daß ich mich heimlich davon gemacht habe."

„Um des Königs willen, der dir gewogen iſt, ſoll dir Alles vergeſſen und vergeben ſein. Ich wünſche dir Glück zu deiner neuen Laufbahn!"

„Zum Dank will ich Euch eine Euch nützliche Mittheilung machen. Der Oberſteiger Gebhard Diether in Kremnitz iſt ein Schurke; er beſtiehlt das Bergwerk und verkauft das Golderz an die Zigeuner. Jagt den Dieb zum Teufel und duldet keine Zigeuner in der Nähe Eurer Bergwerke."

„Du biſt ſelbſt ein Schelm," ſagte Fugger zornig. „Der Diether meinte es gut mit dir, und nun willſt du ihn bei mir verläumden, gewiß nur aus Rache, weil er dich einmal gezüchtigt. Ich kenne den Oberſteiger beſſer."

„Glaubt, was Ihr wollt," entgegnete Toni trotzig. „Ich bin gottlob des Königs Dienſtmann, und Euere Händel gehen mich nichts an." Damit verließ er ohne Weiteres den verſtimmten Kaufherrn.

Fugger und Welſer reiſeten am folgenden Tage nach Antwerpen zurück und betrieben mit Eifer die Abfahrt der beiden nach Weſtindien beſtimmten Schiffe nach Spanien. Sie verhandelten viel mit dem Ritter Süderland; die Bergleute, welche auserſehen waren, die ſpaniſchen und weſtindiſchen Goldgruben zu prüfen, trafen ein; die Schiffe wurden mit theils bewährten, theils jungen Seeleuten bemannt, welche ihre Schule machen ſollten.

Sehr brauchbar und nützlich erwies ſich dem Ritter Süderland der Knabe Martin. Schlau und gewandt begriff er nicht nur Alles leicht, ſondern führte jeden Auftrag ſeines Herrn zu deſſen Zufriedenheit aus. Mit der ihm natürlichen Geſchmeidigkeit wußte er ſich jedem Verhältniß und jedem Charakter zu fügen; gleichſam inſtinktartig fühlte er bald die Schwächen der Leute, mit welchen er in nähere Berührung kam, heraus und verſtand ſie gut zu benutzen. Wenn ihn der Ritter als ein Geſchenk Maria's hoch hielt, ſo wurde er ihm wegen ſeiner Brauchbarkeit allmälig unentbehrlich.

Eines Tags ſagte Martin zum Ritter: „Es hat ſich auch noch ein Schiffsjunge gemeldet, der meine Arbeit theilen und ſich vorzüglich in der Küche verwenden laſſen will. Ich habe ſchon lange Freundſchaft mit ihm geſchloſſen, und ich bitt' Euch, ihn meinetwegen anzunehmen."

„Weshalb haſt du ihn nicht gleich mitgebracht?" fragte der Ritter.

„Er kann ſich Euch nicht eher vorſtellen, als am Tage der Abreiſe, weil er bis dahin in einem ihn ſtreng feſſelnden Dienſt iſt."

„Es iſt gut, Martin. Ich will ihn dir zu Liebe annehmen." —

Der Tag der Abfahrt kam ſchnell heran. Ein friſcher ſchöner Frühlingsmorgen glänzte auf die Wimpel und Flaggen, auf das Takelwerk und die buntgemalten Schiffe. Die ganze Mannſchaft war auf den Decken in Reih und Glied aufgeſtellt, feſtlich geſchmückt und in heiterſter Stimmung, um ſich von den beiden Schiffsherrn und dem Schiffsführer beſichtigen zu laſſen. Bord und Maſten waren mit Kränzen geſchmückt; Blumen des deutſchen Frühlings leuchteten und dufteten als gute, heilbringende Vorbedeutung der Reiſe in die neue Welt. Auf den Flaggen glänzten die Wappenbilder Brabants und Flanderns, Kaſtiliens und Aragoniens und dazwiſchen der Pinienapfel der Stadt Augsburg.

Jakob Fugger und Bartholomäus Welſer führten den Ritter Süderland in ihrer Mitte. Alle drei waren im größten Feſtſtaat mit güldnen Ketten behangen. Ihnen folgte Marx von Bübenhoven mit den Dienſtleuten der fuggerſchen und welſerſchen Handlungshäuſer in Antwerpen. Sobald der Zug von den Schiffen aus erblickt wurde, löſeten dieſe ihre Stücke zum Gruß, und ſo wie die Herren das erſte Schiff betraten, ſchallte ihnen ein Vivat der Mannſchaft entgegen. Die drei Männer ſchritten muſternd durch die Reihen der Leute; zuletzt blieben Süderlands Augen auf einem ſchlanken, braunen Burſchen hangen, den er noch nicht geſehen hatte, und der ihm doch bekannt vorkam. Er ſtand neben Martin, und dieſer ergriff das Wort, indem er ſeinem Herrn zuflüſterte: „Es iſt mein Freund Peter, der Schiffsjunge, von dem ich Euch geſagt.“ Der Ritter nickte dem neuen Diener Beifall zu und ſchritt dann den Andern nach.

Nachdem eine kleine Kollation von den Herren eingenommen war, und die Schiffsleute das Wohl derſelben und Aller auf eine glückliche Reiſe getrunken hatten, kehrten die Erſtern nach dem Lande zurück, die Anker wurden gelichtet, und die Schiffe fuhren den Strom hinab.

Ohne Aufenthalt erreichten ſie das Meer, und am folgenden Tage liefen ſie in den Kanal ein. Aber in den Nachmittagsſtunden trübte ſich der Himmel, und alle Anzeichen des Wetters deuteten auf einen heftigen Sturm. Eh es Nacht wurde, gingen die Wellen ſchon bedenklich hohl, und der Wind trieb die Schiffe den gefährlichen Felſenküſten Englands zu. Je weiter die Nacht vorſchritt, deſto drohender wurde die Gefahr, und die angeſtrengteſte Arbeit der Matroſen blieb fruchtlos. Der Sturm raſete; die beiden Schiffe wurden getrennt, und das, auf welchem ſich der Ritter befand, ſchien dem Untergange geweiht. Mit kalter Ruhe gab Süderland ſeine Befehle; dann aber rief er Martin herbei. Neben dem Knaben kniete Peter, der Schiffsjunge, und betete inbrünſtig. Mit trübem Lächeln, das mit dem Leben abgeſchloſſen hatte, ſagte der Schiffsführer zu beiden: „Euer junges Leben dauert mich. Wer aber zur See geht, muß das Leben auf's Spiel ſetzen. Wenn uns Gott nicht rettet, Menſchenkraft vermag nichts mehr. Werden wir an die Kreidefelſen Englands geſchleudert, ſo ſind wir des Todes, und wenn uns der Sturm ſo fort in nordweſtlicher Richtung jagt, ſo müſſen wir ſcheitern. Martin, ich habe noch einen Auftrag für dich. Vielleicht erbarmt ſich der Himmel deines jungen Lebens, während er dem meinigen ein Ende macht. Es hat lang genug gedauert, um alles Böſe und Bittre, was die Erde hat, darauf zu häufen. Der Tod iſt mir willkommen. Nimm hier dieſe Brieftaſche. Sie enthält ſehr werthvolle Papiere. Erreichſt du glücklich das Ufer, ſo eile zurück nach Brabant. Du weißt ſchon, wem du ſie dort bringen ſollſt. Dein wehmüthiges Nicken ſagt es mir. Ja dieſe Papiere ſollen das Erbe deiner ehemaligen geliebten Herrin, der Gräfin Maria ſein. Sie hat dich mir zum Geſchenk gemacht; ſie wird dich als mein Vermächtniß wieder in ihre Dienſte nehmen. Aus den Papieren wird ſie mich ganz kennen lernen und die tiefe, reine und ſtarke Liebe, die ich für ſie hegte. Erzähle ihr, wie ich geſtorben bin, und daß mein letztes Wort ihr theurer Name war."

Der Schiffsjunge Peter erhob ſich raſch, ſtürzte auf den Ritter los, warf ſich vor ihm auf die Knie und rief leidenſchaftlich: „Mit dir ſterben will deine Maria. Arm in Arm wollen wir die Seelen im Wellengrabe aushauchen, und ich will die deinige vor Chriſti Richterſtuhl tragen und Gnade für ſie erflehen."

„Maria! Maria!" ſtammelte Süderland erſchrocken; dann aber jauchzte er entzückt: „Maria, du biſt's! In fremder Geſtalt biſt du mir gefolgt, holdſeliges Weib! Sei geſegnet, ſei geſegnet, du reine große Seele! Jetzt mag das Schiff am Felſen ſcheitern, jetzt mag die Welle Tod über uns wälzen! Was brauch' ich noch zu leben nach der Wonne dieſes Augenblicks! Mir iſt der Tod willkommen, da mir das Leben jetzt ſeine höchſte Seligkeit gebracht hat. O ſüßes beneidenswerthes Loos, jetzt mit dir zu ſterben, reizendſte Blume aus Gottes irdiſchem Garten!“ Und er ſchlang die Arme um das ſanftweinende Mädchen, die das kleine Haupt, des Schifferhutes entledigt, an ſeine Bruſt gelehnt hatte und die herabquellende Fülle ihrer Locken auf ihn ſtreuete. „Ich werde deine Seele retten, Johannes,“ ſchluchzte ſie, „und dann ewig mit dir vereint ſein dürfen im Angeſicht Gottes.“

„O deine Liebe allein könnte mich zu deinem Glauben bekehren!“ ſagte der Ritter zärtlich. „Der Glaube eines ſo treu liebenden Herzens muß göttliche Kraft haben. Aber meine Liebe iſt nicht minder ſtark als die deinige. Der Gott der ewigen Liebe iſt unſer gemeinſamer Gott; der Urborn dieſer Liebe iſt die Seligkeit, zu der wir eingehen werden. Die Liebe, die Liebe wird uns in ihren göttlichen Schooß aufnehmen; wir werden uns in das unergründliche Meer ewigen Entzückens verſenken.“

„Und Chriſtus, der einſt menſchgeweſene Gott, wird dich auf meine Fürbitte zu Gnaden annehmen.“

Der Ritter überließ ſich der gefühlvollen Zärtlichkeit der Geliebten, die im Angeſicht des Todes in ihre natürlichen Rechte trat. Wie mürber Zunder fielen die Rückſichten der Welt von ihnen; ſie betrachteten ſich nicht mehr als dem irdiſchen Leben angehörig; ihre Seelen ſchmolzen in ein Ganzes zuſammen und nahmen alſo vereint den Flug nach höhern Regionen. Martin ſtand lächelnd neben den Glücklichen; ſelbſt er vergaß, in das Anſchaun ihres Glücks, das er als ſein Werk betrachten durfte, verſunken, auf Augenblicke die Todesgefahr.

Der Ritter erfuhr nun aus Maria's Munde, welch unſägliches Leid ihr die Trennung von ihm bereitet. Anfangs ſei ihr die Nachricht, daß er Kloſterbruder geworden, ein Troſt geweſen; denn ſie habe ihn nun als einen Bekehrten betrachten dürfen; bald aber habe die Sehnſucht nach ihm ſie faſt verzehrt. Sie habe darauf ihre Eltern vermocht, Oeſtreich wieder zu verlaſſen und in ihre Heimath zurückzukehren. Hier habe ſie gehofft, ſie werde als Hofdame der Erzherzogin Margaretha von ihrem Seelenleid geneſen; kaum aber habe ſie einige Wochen in ihrer neuen Stellung zugebracht, als ſie ihn, den heiß Geliebten, im Zimmer ihrer Herrin gehört und geſehen habe. Sobald ſie die Krankheit, welche ihr der freudige Schreck zugezogen, überwunden habe, ſei ihre erſte Sorge geweſen, den Knaben Martin aufzuſuchen. Von ihm habe ſie die nahe Abreiſe des Ritters erfahren, und von dieſem Augenblick habe der Entſchluß unerſchütterlich feſt in ihrer Seele geſtanden, Vater und Mutter, Herrin und Vaterland zu verlaſſen und ihm, dem geliebten Manne, als Beſchützerin in die neue Welt zu folgen, mit ihm zu leben und zu ſterben und ihn zum Glauben an die erlöſende Kraft des Blutes Chriſti zu bekehren. Da ſie aber vorausgeſehen habe, daß ſein ritterlicher Edelſinn ihre Begleitung würde zurückgewieſen, und ihre Eltern und Verwandte nebſt der Erzherzogin ſie würden zurückgehalten haben, ſo habe ſie allein den ihr treu ergebenen Martin in ihr Geheimniß gezogen, und mit Hülfe deſſelben ſich die Matroſenkleider verſchafft. Am Abend vor der Abfahrt der Schiffe habe ſie von der Erzherzogin die Erlaubniß erbeten, ihrer Mutter einen Beſuch machen zu dürfen. Im Wagen habe ſie die Matroſenkleider verborgen gehabt und mit Martins Hülfe ſich am Morgen umgewandelt.

Der Ritter küßte ihr zum Dank die ſchöne Stirn und die frommen Züge, welche ſie durch künſtliche Mittel ſo geſchickt zu entſtellen gewußt hatte.

Noch plauderten ſie zuſammen, als das Schiff plötzlich einen furchtbaren Stoß erhielt, der Alles auseinander warf. Ein Todesſchrei durchſchrillte die Räume.

„Unſre irdiſche Laufbahn iſt vollendet,“ ſagte der Ritter ernſt. „In wenigen Minuten iſt der Vorhang gefallen, der uns noch von einem höhern Wirken trennt. Faſſe Muth, meine Geliebte!“

„Ich ſterbe getroſt und ſelig mit dir. Martin, wenn du gerettet wirſt, ſo bring' meinen Eltern die Grüße ihres ſterbenden Kindes. Ich laſſe ſie bitten mir zu verzeihen; ich hätte nicht anders handeln können. Sie möchten für meine und meines Geliebten Seele beten.“

Doch ſtatt des Todes war die Rettung nah. —

Obgleich das Schiff ſtark beſchädigt war, ſo gelang es doch den Matroſen, daſſelbe ſo geſchickt zu kalfatern, daß das Eindringen des Waſſers gehemmt wurde. Es ſaß feſt, und als der Morgen anbrach, wurden ſie von ein paar Lootſenböten begrüßt und erfuhren, daß ſie ſich in der Gruppe der kleinen Scylly-Inſeln befanden.

Eine Stunde ſpäter ſaß das dem Leben wiedergeſchenkte glückliche Liebespaar mit dem Knaben Martin, den der Ritter jetzt wie ſeinen Sohn betrachtete, im reinlichſten Fiſcherhauſe des Ufers und freute ſich des erhaltenen Geſchenks, der grünen Erde und der hellen Stunden, die über ihre Häupter dahin zogen.

## 10.

## Die Sultanin von Granada.

Granada! Liebliche, purpurrothe, ſüßduftende Granatblüthe am ſtolzen Baume, der einſt das heiterſte, liebenswürdigſte und genußverſtändigſte Volk des Mittelalters im fruchtbaren Süden der hiberiſchen Halbinſel gepflanzt! Köſtliche Schöpfung der kunſt- und poeſiereichen Mauren in einer reizenden Natur! Kühn und lieblich, ſtolz und zierlich, großartig und anmuthig erhebt ſich auf der Gebirgszunge, die in das Thal des Darro herabläuft, das Rieſenſchloß Alhambra mit ſeinen leichten gefälligen Zinnen und ſchlanken Thürmen von farbigem Porphyr, Jaspis, Marmor und Lapislazuli, mit ſeinen vergoldeten und durchbrochenen Kuppeln und farbenprächtigen Decken, mit ſeinen leichtgeſchwungenen Hallen und bemalten Gewölben, mit ſeinen luftigen Gemächern und kühlen Säulengängen voll morgenländiſcher Pracht und Kunſt, ſelbſt eine kleine Stadt, ein wahres Tabernakel von Schätzen des Reichthums und des heiterſten Lebensgenuſſes; und zu drei Seiten um den Berg, der das köſtliche ſtrahlende Maurenſchloß, einſt die Königsburg der Sultane von Granada, trägt, lagert ſich die Stadt zum Theil ſelbſt wieder auf Anhöhen und Hügeln. Höher noch als Alhambra auf demſelben Bergvorſprunge nach dem Gebirge zu erhebt ſich das Felſenſchloß el Generalife, das „Haus der Liebe", dieſe leichte, hohe, herrliche und großartige mauriſche Villa, einſt die Sommerwohnung der Sultanin, ein ſo wunderbar zierlicher und eigenthümlich kunſtvoller Bau mit Galerien, Balkonen, Plattdächern und Thürmen, Säulenhallen und Säulengängen, Kuppeln und Sälen, in Gold und Farbenpracht ſtrahlend, durchbrochen und zierlich ausgearbeitet, wie gedrechſelt, die Wände mit den ſinnreichen und ſüßen Liebesſprüchen des Koran verziert, von wollüſtig rauſchenden Fontainen aus Marmorbecken durchkühlt, ein ſo anmuthiges und ſeltſam luſtiges Haus, wie eine Phantaſieſchöpfung eines arabiſchen Dichters, wie der heiße bunte Traum eines in den Armen ſchmeichelnder Liebe entſchlummerten Nachkommen des Propheten. Der Generalife iſt von der nahen, tiefer liegenden Alhambra durch eine Schlucht getrennt, über welche ſich eine herrliche Marmorbrücke ſchwingt; Felſentreppen und dunkelgrüne Laubgänge führen vom großartigen Königsſchloſſe durch einen üppigen, weitläufigen Park zum lieblichen luftigen Schloſſe der Königin hinauf, das, von der Vega aus geſehen, wie eine Mauerkrone über der Alhambra ſchwebt, wie dieſe ſelbſt ſich als ein ſtolzes Königshaupt über der Stadt erhebt und ſich herrſchermild ihr zuzuneigen ſcheint.

Hinter dem Generalife ſtuft ſich das Gebirge noch höher und ſteiler auf. Ein ſchön geformter Felſenhügel ſteigt dort empor, der „Stuhl des Mauren“ genannt, an deſſen Seiten ſich mehre in den Felſen gegrabene Höhlen befinden. Dieſe dunkeln, ſchauerlichen und geheimnißvollen Kammern ſind die uralten Grabſtätten der mauriſchen Könige von Granada. Sie, die von dieſem Berge aus über ein lebensfrohes Volk geherrſcht, weitſchauend in das blühende, ſchätzereiche Land, ſie, die ſtets die reinen Lüfte des Berges geathmet, die friſchen Waſſer des Berges getrunken hatten, ſie wollten auch im Tode auf der freien Berghöhe in Staub zerfallen. Sie verſtanden die Poeſie des Lebens auch in den Tod einzuführen, dieſe beneidenswerthen Könige! Vom Gipfel dieſes Berges eröffnet ſich dem genußſuchenden Auge eine der prachtvollſten und herrlichſten Ausſichten des Erdbodens. Was Neapel für das Meer, das iſt Granada für das Land, eine Städtekönigin der Schönheit. Wohl mochten die glücklichen Sultane von Granada hier herauf ihren Königsſtuhl tragen laſſen, um ſich hier nieder zu ſetzen und ihrem Auge alle Schwelgerei in den Reizen des von der untergehenden Sonne überglänzten Wundergartens zu gewähren. Ja bei Sonnenuntergang mußt du Granada vom Gipfel des Maurenſtuhls ſehen! Vor dir im Vordergrunde liegt zuerſt das überaus köſtliche Schlößchen des Generalife mit ſeinen ſchlanken ſonderbar gearbeiteten Thürmchen von Lärchenholz oder Marmor, mit ſeinen blanken Metallfrieſen, in denen der Sonnenſtrahl blitzt, auf ſeinem grünen Felſen; tiefer zu deinen Füßen breitet ſich die thurmreiche Alhambra aus; du ſchauſt auf ihre vergoldeten Zinnen und platten farbigen Dächer hinab, geſchmückt mit den phantaſtiſchen Bildungen arabiſcher Baukunſt. Die duftige Beleuchtung des Abends umkleidet ſie. Du wähnſt ein verkörpertes Märchen der Scheherazade vor dir zu ſehen. Wie eine geöffnete Granate liegt die Stadt mit ihren Thürmen und Paläſten im weiten Halbkreiſe um den Fuß der Alhambra herum, die gleichſam den Mittelpunkt derſelben bildet. Die Häuſer ſind umgeben und überragt vom dunkeln Laub der Pomeranzenhaine und der Sykomoren-Luſtwäldchen, und der weiße Perlenſchaum der Springbrunnen, von der Sonne ſiebenfarbig durchglüht, gibt den grünen Höfen Leben und Bewegung. Zu deiner Rechten ſchickſt du das trunkene Auge in das romantiſche Thal des Darro, welcher die Stadt durchſtrömt, um ſich mit dem Xanil zu vereinigen, deſſen reizendes Thal ſich dir zur Linken öffnet. Jenſeits des Darro ſteigen die Häuſer und Gärten des Albaicin, das hohe Stadtviertel der geſchickten Handarbeiter, und die mit indianiſchen Feigen bedeckten Abhänge des Michaelsbergs mit einer Menge von Armen bewohnter Höhlen auf. Und weiter über die Stadt hinaus, deren Mauer tauſend und dreißig Thürme zieren, wird deine entzückte Seele von den Flügeln des Auges in die herrliche Vega getragen, deren Reize und Fruchtbarkeit zum Sprichwort geworden waren. O Vega von Granada, durchſtrömt vom blauen Xenil und bewäſſert von tauſend aus ihm abgeleiteten Bächen, begrenzt vom blauen Gebirge von Loja, von der vom chriſtlichen Fanatismus deiner ſpaniſchen Unterjocher ſchnell erbauten Stadt Santa Fé, und von der aus drei koloſſalen Bergkegeln beſtehenden Sierra de Elvira, wie viel zärtliche Herzen haſt du auf deinem blumenreichen Boden wandeln ſehen, wie viel ſüße Liebeslieder erklingen hören! Wie reich ernährteſt du die üppigen Kinder Granada's mit der Fülle deiner Früchte! Aber ach! Du trankſt auch das Blut ſeiner edelſten Söhne, die im Kampfe für ihren Glauben und ihre Freiheit auf deinem Blumenteppich ihr Leben aushauchten! Liebliche Veja, köſtlicher Garten Granada's, deine liebe- und liederfröhlichen Zeiten ſind für immer dahin, und nur Seufzer und Klagegeſänge flüſtern über deine zertretenen Roſen! —

Nun wende dich, belohnter Bergſteiger, auf deinem erhabenen Maurenſtuhl und blicke in die majeſtätiſche Berggegend hinaus, der du bis jetzt den Rücken kehrteſt! Da entfaltet die ſtolze, ſchroffe Sierra Nevada, die Kette des Schneegebirgs, ihre ganze königliche Herrlichkeit vor deinem Blicke. Wie kühn ſteigen ihre eisbedeckten Zacken und Kuppen in die blaue Himmelsluft empor und leuchten noch lange, nachdem die Sonne hinter der Sierra de Elvira verſchwunden iſt, wie glühende Opferherde.

O Granada, du reizgeſchmückte Maurenkönigin, wie ſchwer und erdrückend laſtet das dir aufgezwungene Chriſtenkreuz auf dir! Du erliegſt unter dem dürren bluttriefenden Stamme, wie einſt der edle Mann, als er ihn zur Richtſtätte ſchleppen mußte, um daran geſchlagen zu werden, der Mann, deſſen reine menſchliche Lehre vom Fanatismus und der Dummheit derer, die ſich nach ihm nannten, bis zum Wahnſinn verunſtaltet und gemißbraucht wurde! Auch du biſt an das harte Kreuz geſchlagen, ſüße heitere Tochter des Morgenlandes, und es iſt finſtere Nacht um dich geworden, wie die Sage vom gekreuzigten Meiſter erzählt: daß, als er am Kreuze hing, ſich der Tag in tiefe Nacht verwandelte.

Auf einem verſteckten Felſenpfade ſtieg am Spätnachmittage eines prächtigen Frühlingstages ein junges mauriſches Weib zu dem „Stuhl des Mauren" empor. Wie eine der Gemeinſten aus dem Volke trug ſie einen dunkelfarbigen Burnuß, der ihre Geſtalt verhüllte. Wer hätte in ihr die reizende Gräfin Cardona erkannt, die am Hofe des jungen Königs Karl in Brüſſel alle Männerherzen bezaubert hatte? Aber es war auch keiner jener Männer hier in der unglücklichen Maurenſtadt, der an ihr hätte zum Verräther werden können. Zuweilen hielt ſie die Schritte an, um zu verſchnaufen; dann wandte ſie die Blicke rückwärts und beſtreifte mit dem feurigen Auge die Schönheit der Veja, oder die Thürme der Stadtmauer, oder die hoch aufragende Häuſermaſſe des Albaïcin, und dann verdüſterten ſich ihre Züge, ja ſie nahmen zuweilen ſogar den Ausdruck des Zorns und Grimms an, und in dem reizenden Auge glänzte eine ſchmerzliche Thräne, ein tiefer Seufzer entwand ſich ihrer Bruſt, und die Hand, die ſie, wie verlangend oder wie ſegnend nach der Stadt ausſtreckte, krampfte ſich zur Fauſt zuſammen. Dann ſchritt ſie wieder raſch bergan.

Die ſinkende Sonne ſtand eben dicht über einem der mächtigen Kegel des Elviragebirgs und warf ihre letzten verklärenden Strahlen auf die vergoldeten Kuppeln und die Metallfrieſe der Alhambra, erfüllte die Säulengänge und offenen Säle mit den violetten und purpurnen Tinten, die den wunder- und prachtvollen Bau mit dem Hauche der Verklärung überſchleierten, und durchglühete den Silberbogen der hohen Springbrunnen mit den Farben des Regenbogens. Alle Farben an Kuppeln und Dächern flammten lebendiger, vom Scheidekuß der Sonne berührt, und die ſchlanken zierlichen Thürmchen umſpielte der koſtbare Duft des Abends. In dieſem Augenblick trat das mit Schönheit ebenfalls ſo reich ausgeſtattete junge Weib auf den Gipfel des Hügels und ſah zu ihren Füßen den Generalife*, die Alhambra, die Stadt in drei abſteigenden mächtigen Stufen. Die hochemporgetriebenen perlenden Waſſer der Springbrunnen ſchimmerten, glitzerten und funkelten; ſie vernahm das Rauſchen der Waſſer, welche in hohen und kühngeſchwungenen Aquadukten über das

Gebirg aus den Quellen des Darro in den Generalife und weiter in die Alhambra geleitet waren, eins der heilbringendſten Bauwerke der Sultane von Granada. Bald flammte ihr Auge wie trunken von all den ſich ihm entgegenbietenden Reizen, bald füllte es ſich mit Thränen, und ihr Buſen hob und ſenkte ſich von den Gefühlen, die ſie beſtürmten.

„O mein Vaterland!“ ſeufzte ſie endlich, „wie unvergleichlich ſchön und herrlich biſt du! O Granada, du holdſeligſte aller Städte! Nicht vergebens haben deine Dichter dich mit einem mit Schmelzarbeit gezierten Schmuckſchreine einer Sultanin verglichen, der von Hyazinthen und Smaragden glänzt! Leuchten doch deine Marmorthürme durch das dunkle Laub der Pomeranzenhaine wie Sterne durch die Nacht! Und deine Springbrunnen winden dir ein ewig friſches Perlengeſchmeide um Hals und Bruſt! Sei gegrüßt mir, Stadt meiner Väter, der Könige dieſes Landes!“ In dieſem Augenblicke wehmüthigen Entzückens fielen ihre Augen auf das mächtige Kreuz, welches den höchſten Mauerthurm der Alhambra, den Torre de la Vela, krönte, und ſie zuckte ſchmerzlich zuſammen. „Weh dir, Stadt meiner Väter,“ weinte ſie nun leiſe, „daß du das Zeichen deiner tiefſten Schmach über dir erhöht ſehen mußt! Aber getroſt! die Fahne des Propheten ſoll wieder auf deinen Thürmen flattern, und ſiegreich ſoll dein Volk mit neuem Glanze ſich über ſeine Bedrücker erheben.“ Mit muthigem, feſtem Schritte ging ſie am Abhange hin und trat in eins der in den Berg gehöhlten weiten und dunkeln Königsgräber.

Eine männliche Stimme tönte ihr aus dem Hintergrunde den feierlichen Segensſpruch der Araber entgegen: „Allah ſei geprieſen und beſchütze dein Haupt!“

Es war ein alter ehrwürdiger Santo, ein mauriſcher Prieſter.

„Sei mir willkommen, Suleima," fuhr er fort, „im heiligen Grabe deiner Ahnen! Ihre Geiſter ſehen mit Wohlgefallen auf dich, ihre würdige Tochter, herab. Auf dir ruht der Segen Alhakems, des großen Khalifen von Cordova, des herrlichſten aller Sultane in dieſem Lande."

„Meinſt du, mein Vater, daß wir hier ganz ſicher ſind, damit ich dir die weitern und ausführlichen Mittheilungen machen kann?" fragte das Mädchen.

„Unſere kaſtiliſchen Herren pflegen die Gräber der mauriſchen Könige nicht zu beſuchen," verſetzte der Prieſter, „und in dieſer Kleidung hat dich keiner ihrer Späher erkannt. Auch wird die Nacht bald ihre Schatten über dieſe Berge breiten; dann ertönt hier nur der einſame Ruf des Waldthiers. Kein menſchlicher Fuß kommt, außer dem unſrigen, in die Nähe dieſer Gräber, vor welchem die Chriſten Scheu haben. Enthülle mir getroſt die Ergebniſſe deiner kühnen Wanderung. Von ihm aber, über deſſen Treuloſigkeit du mir ſchon geſchrieben, der unſere heilige Sache ſo ſchmählich verlaſſen hat, von ihm ſprich mir nicht mehr. Es macht mir Schmerz ſeinen Namen zu hören."

„Ich habe deine Befehle ausgeführt, ehrwürdiger Vater," verſetzte das Mädchen mit einer frommen und vertrauensvollen Hingebung, und mit einem kindlich treuen Weſen, das ihre Anbeter, da es ihnen gänzlich unbekannt war, in Staunen geſetzt haben würde, „aber das Glück iſt nicht immer bei meinen Schritten geweſen. Meine ſchönſten und beſten Pläne ſind, wie du ſchon weißt, geſcheitert."

„Es iſt Allahs Wille geweſen, meine Tochter, und es liegt uns ob, uns ihm in Demuth und Ergebenheit zu unterwerfen. Dafür iſt dir nach ſeinem Willen und mit ſeiner Hülfe Anderes gelungen, und vielleicht Wichtigeres, als du ſelbſt meinſt. Du haſt guten Samen für die Zukunft ausgeſtreut, erwarten wir nun, wie ihn der Höchſte aufgehen läßt, und was für Gedeihen er ihm ſchenkt. Es hat ihm gefallen, den prächtigen Stern des Islam, der faſt achthundert Jahre in dieſem ſchönen Lande im vollſten Glanze ſeiner heilbringenden Strahlen geleuchtet hatte, hier untergehen zu laſſen und den Chriſten die Herrſchaft über uns zu geben, jedenfalls, um uns zu ſtrafen für unſere Sünden und Fehler. Aber die Sterne gehen unter und wieder auf, und wenn die Zeit erfüllet iſt, wird das Licht des wahren Glaubens wieder von dieſen Bergen in die Thäler hinableuchten und die Herzen ſeiner Bekenner mit Wonne erfüllen. Hatte doch Allah vierzig Jahre früher das Land und die mächtige und prächtige Hauptſtadt des öſtlichen Chriſtenreichs in die Hand der Bekenner des Islam gegeben, und auf Stambuls Zinnen glänzt ſtatt des geſtürzten Kreuzes der Halbmond, das Sinnbild der Osmanen, weht die Fahne unſeres Propheten. Damals, als der kräftige Sultan der Osmanen, der junge Muhammed der Zweite, Konſtantinopel eroberte und dem chriſtlichen Kaiſerreiche dort ein Ende machte, war ich ein lernbegieriger Knabe in der Schule des weiſen Abdallah. Granada feierte den Sieg mit rauſchendem Jubel, und wir Knaben tanzten feſtlich geſchmückt vor der Sultanin auf dem Generalife. O wenn ich hätte ahnen können, daß ich als reifer Mann den Fall Granada's unter dem Chriſtenſchwert erleben ſollte! Aber unſer Lehrer deutete auf jenes thatkräftige Volk der Osmanen und auf den jungen kühnen Beherrſcher desſelben hin, indem er ſprach: wenn wir nicht wieder werden, wie unſere Väter waren, und wie jenes Volk iſt, und wenn unſere Sultane nicht ihr Heil in das Schwert ſetzen, wie jener Muhammed, ſo werden uns die Chriſten bald verſchlingen. Und ſie haben uns verſchlungen, weil wir in üppiger

Weichlichkeit lebend nicht eher die alte Kraft wieder fanden, als in dem letzten verzweifelten Kampfe, als es zu ſpät war. — Nun hat unſer unglückliches geknechtetes Volk fünfundzwanzig Jahre Zeit gehabt, zu begreifen, daß im Schwerte allein ſein Heil ruht, und daß Allah nur die Kraft und den Muth ſegnet.“

„Und er wird ihn ſegnen!“ rief Suleima begeiſtert. „Alle geheimnißvollen Stimmen der Zauberkunſt ſagen es mir, ſo wie die Stimme meines eignen Herzens. Der günſtige Zeitpunkt iſt gekommen, wo wir das ſchmachvolle Joch der Chriſten wieder abſchütteln werden. Der König Fernando, unſer Beſieger, iſt nicht mehr unter den Lebenden! die Beherrſcherin von Spanien iſt eine ſchwache, tiefſinnige Frau, mir aufs Innigſte ergeben. Sollte es mir noch gelingen, ihren Geiſt wieder zu erwecken, wozu ich noch nicht alle Hoffnung aufgegeben habe, ſo würde ſie den Sidi Alnayar, den ſie noch immer liebt, willig als Sultan von Granada anerkennen. Aber ſelbſt wenn ſie nicht wieder geneſt, ſo verringert ſich dadurch meine Hoffnung um nichts. Ihr Sohn, der Prinz Carlos, der Erbe der ſpaniſchen Kronen, iſt ein leichtſinniges, eitles und verzogenes Kind, ein ſchwacher Knabe von wenig geiſtigen Anlagen und in nichts ſeinen Großeltern Fernando und Iſabella gleich. In den Niederlanden geboren und aufgewachſen, kennt und verſteht er die ſtolzen Spanier nicht, er hat kaum nothdürftig ihre Sprache erlernt. Abhängig von ſeinem hochmüthigen Hofadel, der in Spanien herrſchen und ſich bereichern will, wird er, ſobald er in dies Land gekommen, allen Parteien deſſelben mißfallen und ihre Unzufriedenheit erregen. Auch haßt er ſeinen Bruder Fernando, und dieſer ihn, und ich habe dieſen Haß zu nähren geſucht. Ich hoffe, bald wird ſich, wenn Carlos im Lande iſt, eine Partei ſtolzer Granden bilden, welche, mit der Regierung des jungen Königs unzufrieden, ſeinen Bruder, als gebornen und im Lande aufgewachſenen Spanier, zum König erheben will; es wird ein Bruder- und Bürgerkrieg ausbrechen, und wer allein dabei gewinnen kann, das iſt unſer Volk, wenn es die Gelegenheit glücklich benutzt. Dazu kommt, daß der deutſche Kaiſer, der väterliche Großvater der beiden Prinzen, ein alter, ſchwacher Herr, der Verwirrung im Reiche, das nur dem Namen nach ſein, in Wahrheit aber den widerſpänſtigen Fürſten und dem Adel iſt, bald nicht mehr gewachſen ſein wird. In keinem Lande gährt es ſo toll und wild als in dieſem Deutſchland, und das geknechtete und ſchmählich bedrückte Landvolk iſt nahe daran, ſeine Ketten zu zerreißen und ſeine Bedrücker damit todt zu ſchlagen. Die Köpfe der meiſten Leute von Wiſſenſchaft und Bildung ſind erhitzt über die frechen Anmaßungen des Papſtes und der hohen Prieſter. Es gibt nichts Verabſcheuungswürdigeres als die Wirthſchaft dieſer Pfaffen; ich habe ſie in Rom, Neapel und Deutſchland kennen gelernt. Unter dem Vorwande, ihm Vergebung ſeiner Sünden von Gott zu verſchaffen, ſaugen ſie ſchlau das Volk aus und verpraſſen das Geld in ſchwelgeriſchen Lüſten. Es gibt nichts Alberneres und Abgeſchmackteres als dieſen Chriſtenglauben; man meint oft, wenn man ſie von ihrer Religion reden hört und ihre Handlungsweiſe betrachtet, unter einem Heere Wahnſinniger zu ſein. Aber überall iſt eine beſſere Ueberzeugung erwacht; man haßt und verachtet die eigenſüchtigen Prieſter. Es wird und muß in Deutſchland bald drunter und drüber gehen. Der König Carlos wird alſo weder von Deutſchland, noch von Italien Hülfe zu erwarten haben, wenn die Empörung in Spanien gegen ihn ausgebrochen iſt. Dann wird unſer Volk leichtes Spiel haben, das Joch abzuwerfen —“

„Und unſre Brüder in Afrika werden auf unſern Ruf uns ſogleich zu Hülfe eilen!“ rief der alte Prieſter, von der Begeiſterung des jungen Mädchens fortgeriſſen. „Ich habe ihr Verſprechen.“

„Nicht ſie allein, mein Vater!“ fuhr Suleima fort und ihr Auge erglühte in immer höherm Feuer. „Wir werden noch andre und noch mächtigere Hülfe haben. Ich habe noch mehr für unſre heilige Sache gethan, als du mich zu thun geheißen haſt. Unſre Freunde, die andaluſiſchen Zigeuner vom Bunde jener merkwürdigen, auch dir bekannten Karracha, die einſt die Frau des Herzogs von Najara, des mächtigen Amirante von Kaſtilien war, dehnen ihre Wanderungen bis nach Ungarn aus, wo ſie, wie überall, in einer Menge Verbindungen (oft mit den vornehmſten Leuten) ſtehen. Ihnen verdanke ich ungemein viel. Ihre Königin Zaroya und die Altmutter Karracha haben mich auf jede Weiſe mit der zuvorkommendſten Uneigennützigkeit unterſtützt und gefördert, gleichſam als wäre meine Sache ihre eigne. Die größten Schwierigkeiten halfen ſie mir beſeitigen, und ohne ſie hätte ich in den meiſten Fällen nichts verrichten können. Ich zog auch mit ihnen nach Ungarn und lernte die traurigen, zerfahrenen Verhältniſſe dieſes Landes kennen. Mit guter Abſicht, wie du gleich hören wirſt. Der nun verſtorbene König Wladislav war ein Schwächling an Leib und Seele, der Spott und das Spielwerk der Prieſter und des Adels, ein in jeder Hinſicht jämmerlicher Menſch. Die Verhältniſſe des Reichs hat er in der größten Unordnung hinterlaſſen; der Eigennutz und die Gewaltthätigkeit des Einzelnen herrſchen dort ſchier noch mehr als in der übrigen Chriſtenheit. Alles iſt auf die Habgier und Herrſchſucht der Pfaffen und des Adels geſtellt. Der Sohn des Königs und Erbe der Kronen iſt ein ſchwächlicher, unreifer Knabe. Ein Kind herrſcht im Grenzlande des osmaniſchen Reichs, ein Kind wird in Spanien herrſchen. Dort wie hier ſoll ein bartloſer Knabe dem begeiſterten Andrange der Bekenner des Islam widerſtehen. Und der Beherrſcher der Osmanen iſt Selim, ein kriegeriſcher, willensſtarker Herr. Aber ein für den Glauben des Propheten begeiſterter Held verſpricht ſein Sohn und Nachfolger Suleiman zu werden, ein kühner, geiſtesſtarker Jüngling. Ich habe das erhabene Antlitz des Sultans und ſeines Sohnes geſchaut: ich habe hoffnungsreiche Zuſagen aus beider Munde vernommen.“

„Wie?“ rief der Prieſter überraſcht, „du warſt bei unſern Glaubensbrüdern im Oſten? Du haſt den Sohn des Propheten begrüßt, der in der prächtigen Hauptſtadt des alten Oſtrömerreichs ſeinen ſtrahlenden Thron aufgeſchlagen hat? Glückliches Kind, ſei geſegnet! Einziger Troſt und Hoffnung deines in den Staub getretenen Volks und von Allah erſehen, es wieder zur alten Herrlichkeit zu erheben!“

„Karracha bahnte mir von Ungarn aus den Weg und verſchaffte mir die Mittel zur Reiſe. Der Sultan nahm mich ehrenvoll auf in ſeinem Palaſte; ich bewohnte die koſtbarſten Gemächer ſeines Harem. Sultan Selim verſprach mir, ſobald ſich die Saracenen in Granada gegen ihre Unterdrücker erheben würden, ihnen auf ſeinen Galeeren Hülfe zu ſchicken, und der liebenswürdige Thronerbe Suleiman gab mir ſein Wort, daß er ſelbſt das zu unſerm Beiſtand beſtimmte Heer anführen und unſre Sache zu der ſeinigen machen wolle. Und ſo iſt der Plan verabredet: ſobald in Deutſchland das Volk ſich erhebt, und der Bürgerkrieg im Lande wüthet, und in Spanien der Bruderkrieg ausgebrochen iſt, fallen die Osmanen dort in das Land und kommen uns hier zu Hülfe. Allah wird uns unſre Feinde in die Hände geben; wir wollen den verächtlichen Chriſtenglauben ausrotten. Der Stern des Islam ſoll über alle Länder leuchten, von Weſten nach Oſten und von Norden nach Süden.“

Der Prieſter küßte begeiſtert die Stirn der ſchwärmeriſchen Jungfrau. „Heil dir, mein Kind! Allah hat dich zu ſeinem Werkzeuge auserſehen, ſein in den Staub getretenes Volk wieder empor zu heben und groß zu machen vor allen Völkern der Erde. Wenn die Männer, denen es obliegt, ſich an die Spitze des Volks zu ſtellen, mit dem Schwerte die uns entwundene Herrſchaft wieder zu erkämpfen und mit dem Blute der Chriſten den heiligen Glaubensſchild des Propheten, das befleckte Banner unſers Ruhms, reinzuwaſchen, wenn dieſe Männer, feig und verzagt, die Sache ihres Volks verläugnen und verrathen; dann werden die Frauen aufſtehen und, die Sache unſres Gottes vertretend, das Werk der Männer verrichten. Die männlichen Häupter unſers Königsgeſchlechts ſind kraft- und muthlos von uns gewichen; ſie hatten nur weibiſche Thränen für unſer Unglück; da gab Allah dir, Suleima, den männlichen Muth, die Klugheit, die Kraft, die Entſchloſſenheit. Du wirſt es ausführen, woran jene Feiglinge verzagten. Und auch du biſt ein Sproß unſres königlichen Stammes. Geboren in den Tagen, als das Joch uns zuerſt auferlegt war, hat deine Mutter ſterbend dich mit dem Grimme einer ſo eben gefeſſelten Löwin geſäugt. Und Allah zündete das Licht des Geiſtes, ein ſtrahlendes Meteor, in dir an. Du biſt wieder eine jener hohen und herrlichen Frauen, wie ſie vor Jahrhunderten in Cordova blüheten, die die Männer an Weisheit und Geiſteskraft weit überragten, der Stolz und die Zierde unſres Volks. Wir bedürfen der männlichen Sproſſen unſres Sultanengeſchlechts nicht, um uns zu befreien von der Herrſchaft der Kaſtilier und den Thron ihrer Väter wieder zu beſteigen. Du, Suleima, wirſt die Befreierin deines Volks, du wirſt ſeine Königin ſein, und die Welt wird es mit

Staunen und Bewundrung ſehen, was ein kühnes und muthiges Weib vermag."

„Mein Vater, deine Hoffnungen führen dich zu weit," verſetzte das Mädchen ſchmerzlich. „Niemals noch hat ein Volksſtamm der Araber ein Weib als ſeine Beherrſcherin anerkannt. Wir müſſen einen Herrn und Sultan haben."

„So wirſt du ihn uns geben. Wähle dir einen Gatten aus den Vornehmſten des Volks und erhebe ihn zum Könige."

„Wohl! der Muthigſte ſei mein Gatte; der Tapferſte ſei unſer Sultan."

„Ward deine Seele noch nie vom Strahl der Liebe entzündet?"

„Und wenn ſie es ward, ich habe das Feuer bekämpft. In meinem Herzen durfte keine andere Liebe leben, als die zu meinem Volke, kein andrer Wunſch, als der ſeiner Befreiung. Ihm zu Liebe habe ich alle Schmach getragen, hab' ich alle Erniedrigung geduldet. Als gemeine Buhlerin nichtswürdiger Pfaffen mußte ich gelten, als Freundin ehrloſer, erbärmlicher Wichte, damit ich das Weſen dieſer Chriſten kennen lernte, um daran die Fäden meiner Pläne im Geheimen anzuſpinnen. Oft hat meine Hand nach dem Dolche gezuckt, um einen mächtigen, ſcheinheiligen Buben niederzuſtoßen, und die Glut meines Haſſes in ſeinem elenden Blute zu kühlen, während meine Blicke ihm buhleriſch zulächelten und mein Mund ihm ſüße Worte zuflüſterte. Aber ich habe die Empörung meiner Seele und die Gewalt, die ich mir anthat, nicht zu wohlfeil verkauft. Ich habe die geiſtlichen und weltlichen Häupter dieſer Chriſten kennen gelernt, vom ſchwelgeriſchen, lügenhaften Papſte in Rom, der den Chriſtenglauben ſelbſt verlacht und ihn nur als Goldmine betrachtet, bis zum ſtumpfſinnigen Bettelmönch hinab, vom ſchwachköpfigen Kaiſer bis zum trotzigen

Edelmann, der als Räuber auf der Landſtraße dem fahrenden Krämer auflauert; ich kenne ſie alle und habe die tröſtliche Ueberzeugung gewonnen, daß unſer Volk nicht nur frei ſein kann vom Chriſtenjoch, ſondern daß es auch der Beherrſcher dieſer jämmerlichen Menſchen ſein kann, wenn es nur will. Ja unter unſre Füße müſſen ſie, wenn wir nur Kraft und Willen haben, uns zu erheben und die feigen Lügner niederzuwerfen und ihnen den Fuß auf den Nacken zu ſetzen.“

„O möchte mein Auge das wiederaufgehende Geſtirn unſres Ruhms noch erblicken! möchte mein Mund dich als Königin von Granada begrüßen! Aber ich bin alt, und der Tage, die ich noch zu leben habe, können nicht mehr viele ſein.“

„Hoffet mit mir, mein Vater, daß die Zeit der Erfüllung nahe iſt! Wir haben nur einen kräftigen Feind, jenen alten Chriſtenprieſter in Toledo, den Kardinal Ximenes, der jetzt Spanien als Statthalter beherrſcht. Obgleich ich ihn haſſe, muß ich ihn doch achten; denn er iſt ein Mann von Geiſt und Charakter. Hätte die Chriſtenheit hundert ſolcher Männer unter ihren Leitern und Beherrſchern, ich zweifelte vielleicht an dem glücklichen Erfolge unſrer Beſtrebungen. Aber er iſt der einzige wahre Mann, der die weiſe Einſicht ſeines gewandten Geiſtes mit eiſerner Kraft zur That zu beleben verſteht. Ich habe keinen zweiten ſo kennen gelernt. Wär' er jünger, ich würde einen Dolch für ihn erkaufen. Aber achtzig Jahre ruhen auf ſeinem Haupte, und wir können der Natur ihren ruhigen Verlauf geſtatten. Sie wird uns bald von ihm befreien. Auch iſt er zu ſtreng gegen den Adel. Ueberall regt ſich ſchon die Empörung. Sicilien ſteht in Flammen. Endlich werden die Rathgeber des jungen Königs, ſobald ſie mit ihm in Spanien ſind, dem Kardinal die Macht ſchnell genug abnehmen. Dieſer unſer gefährlichſter Feind wird alſo in kurzer Zeit unſchädlich ſein.“

„Alle deine Mittheilungen laben mein Herz. Es iſt mir, als ob ſie mir eine Anzahl Jahre abgenommen hätten. Jetzt komm mit mir. Die Sterne der Mitternacht ſind aufgegangen. Unſre Freunde ſind in einem unterirdiſchen Gewölbe verſammelt. Sie erwarten dich und mich mit Sehnſucht. Deine Worte werden die Flammen der Begeiſterung in ihrer kummervollen Bruſt wecken, wie ſie ſie in der meinigen entzündet haben.“

Und ſie traten aus der Höhle. Der Mond hing glänzend am Himmel und goß ſeine Silberwellen über die Hügel der Stadt. Der Generaliſe und die Alhambra ragten geiſterhaft in den blauen Himmel. Nichts ward vernommen, als der Ruf der ſpaniſchen Runde. Wie eine Todtenſtadt lag Granada, in der nur die ſchwermüthige Stimme der Todtengräber erſchallt. Suleima ſchauderte; es durchzitterte ſie eine böſe Ahnung. Schweigend führte ſie den Greis auf ſteilen Pfaden den Berg hinab.

## 11.

## Der Regent von Kaſtilien.

Die Regierung des Königreichs Kaſtilien war nach dem Beſchluß der Kortes nach Madrid verlegt worden. Im königlichen Schloſſe daſelbſt wohnte der Regent.

Es war ein prächtiger Frühlingstag. Spanien hatte ſein reizendſtes Feierkleid angelegt; kein Land der Erde hielt den Vergleich neben ihm aus.

Im Schloſſe wurde die Tafel zubereitet, reich und königlich und mit einer gewiſſen prahleriſchen Schauſtellung, wie ſie zu Iſabella's Zeiten niemals Sitte geweſen war. Stolze Herren von Adel in prunkender Kleidung, die in dieſen Tagen den maleriſchen niederländiſchen Schnitt annahm, den man nachher den ſpaniſchen genannt hat, geiſtliche Würdenträger in ſammtnen und ſeidnen Gewändern und vornehme Damen verſammelten ſich in den Sälen.

In einigen entfernten Zimmern, doch nicht mit geringerm Glanz ausgeſtattet, ſaßen an langen Tafeln und kleinen Tiſchen hier und dort Schreiber emſig beſchäftigt. Ein Kloſet öffnete ſich, und heraus ſchritt ein langer hagerer Greis in der einfachen braunen Kutte eines Minoriten. Aber auf der Bruſt glänzte ihm das von blitzenden Edelſteinen zuſammengeſetzte große Kreuz, das Hauptabzeichen der erzbiſchöflichen Würde. Sein Gang war aufrecht, und kaum bemerkte man an einem leichten Vorwärtsneigen des ſchönen Hauptes, und an einem nicht ganz ſichern Auftreten eine Alterſchwäche. Uebrigens war Alles majeſtätiſch an ihm, vorzüglich das große dunkelglühende, gebieteriſche Auge, das mit dem Blicke eines Adlers von Kraft, Kühnheit, Entſchloſſenheit, durchdringendem, klarem Geiſt und feſtem Willen zeugte. Die hohe gewölbte Stirn, die große gebogene Naſe, der kleine zuſammengeklemmte Mund, die ſtrengen, ſteinernen Züge des hohen Mannes ſtanden mit dem ſo beredt ſprechenden Auge in trefflichſter Harmonie. Nur einzelne ſchneeweiße Locken hingen ihm in den Nacken, der vordere Kopf war kahl und erhöhte das majeſtätiſche Ausſehen der Geſtalt. Wer hätte nicht in dieſer ungewöhnlichen Erſcheinung ſogleich den vor Tauſenden ausgezeichneten Menſchen erkennen wollen? Es war Don Francisco Ximenes de Cisneros, der Erzbiſchof von Toledo, der Kardinal, der Regent von Kaſtilien, der ausgezeichnetſte, geiſtreichſte und charakterfeſteſte Mann in ganz Spanien. Er ſtand im einundachtzigſten Jahre, aber mehr noch als ſein kräftiges Ausſehen ſpottete die Kraft ſeines Geiſtes dieſer hohen Anzahl von Lebensjahren. Hinter ihm, in der Thüre des Kloſets wurde jetzt ein junger Mann ſichtbar, der ſich der Kleidung und den Geſichtszügen nach als ein Niederländer erwies. Und in der That war es Vivian de la Chaux, der ehemalige Page, jetzt Kämmerer des Königs Karl.

Der Regent gab einigen Schreibern kurze Befehle, einem andern diktirte er einen Erlaß und hörte endlich die Berichte einiger Beamten an. Er ſchien den Kämmerer vergeſſen zu haben, welcher ziemlich verlegen in der Thüre ſtehen geblieben war und ſeine Umgebung, ſo weit ſein Auge trug, muſterte. Erſt nach einer halben Stunde kehrte der Regent zu ihm zurück.

„Die dringendſten Geſchäfte für heute ſind abgethan,“ wandte ſich der Greis zu Vivian, „und ich darf Euch jetzt zur Tafel führen. Die Befehle, die Ihr mir von des Königs Hoheit überbracht, ſind ſogleich von mir, ſo weit es thunlich, mit ſchuldigem Gehorſam ausgeführt worden.“

„Verzeihe mir Ew. Hoheit,“ nahm Vivian keck das Wort; „Ihr ſagt: ſo weit es thunlich. Iſt es nicht an Euch, die Befehle des Königs ohne Einſchränkung zu vollziehen und in ihrer ganzen Ausdehnung, wie ſie gegeben ſind?“

Der Kardinal maß den Kämmerer mit einem ruhigen Blick, in deſſen Ausdruck ſich einiger Spott miſchte. „Niemand hält mehr und ſtrenger auf unbedingten Gehorſam als ich, Monſenjor. Niemand verlangt ihn von den Kaſtiliern mit mehr eiſerner Beharrlichkeit als ich, der ich im Namen des Königs regiere. Aber Niemand auch in ganz Kaſtilien kennt beſſer als ich, was dem König nützt und frommt. Der ſechszehnjährige König in Brüſſel hat keinen treuern und ergebnern Unterthan als ſeinen achtzigjährigen Stellvertreter in Madrid. Was wiſſen die Herren in Brüſſel von Spanien? Des Königs Miniſter Herr von Chievres und Herr Salvago meinen mit Kaſtilien und Leon, mit Navarra und Granada, mit Neapel und Sicilien leichter fertig zu werden, als mit Flandern und Brabant. Die Granden und Kortes von Kaſtilien ſind keine niederländiſchen Kaufleute. Unſer ſtolzer hochfahrender Adel kann es noch nicht vergeſſen, was er einſt geweſen. Jeder Fehlgriff, im Namen des Königs von ſeinen Miniſtern begangen, wird von unſern Granden zu ihrem Vortheil, zu ihrer neuen Erhebung benutzt werden und ſchadet der Macht und dem Anſehen des Königs. Was hat Herr von Chievres zu verlieren? Im ſchlimmſten Falle wird er nur weniger Gold aus Spanien gewinnen, und wir kennen freilich ſeine große Begierde darnach. Der König aber hat hier fünf Königskronen zu verlieren, und ich ſchwöre Euch zu, junger Herr, er würde ſie ſchon verloren haben, wenn alle thörichten Befehle des Herrn von Chievres hier ausgeführt worden wären. Ich ſchätze die Liebe und Anhänglichkeit, die der König dieſem tapfern Ritter als ſeinem Erzieher widmet; auch mag Herr von Chievres den jungen königlichen Herrn zu einem geſchickten Reiter und tüchtigen Jäger erzogen haben; aber Waffendienſt und Waidwerk machen weder einen weiſen Miniſter, noch einen großen König; das zeigen mir die thörichten Befehle, die von Brüſſel hieher kommen.“

„Ew. Hoheit gebraucht ſtarke Ausdrücke für die von dem Könige erlaſſenen Befehle,“ warf der Kämmerer beleidigt ein.

„Ich gebrauche ſie, weil es die bezeichnenden ſind. Der König iſt zu jung und zu unerfahren, um Spanien zu ſeinem und des Landes Heil ſelbſt zu beherrſchen. Er muß erſt das Land kennen lernen, er muß erſt ein Spanier werden; dann wird er begreifen, daß es Niemand mit ihm und dem Lande beſſer gemeint hat als ich. Einſt wird er es mir Dank wiſſen, daß ich nicht alle von Herrn von Chievres erlaſſenen Befehle vollzogen, daß ich mich manchen widerſetzt habe. Wißt Ihr denn in Flandern nicht, daß König Fernando ſeinem geliebten gleichnamigen Enkel, den er erzogen, die Krone von Aragonien vermachen, daß eine ſtarke Partei in Kaſtilien den Infanten Fernando zum Könige dieſes Königreichs erheben wollte? Seht, dieſer Fernando iſt in Spanien geboren und aufgewachſen, er iſt mit Leib und Seele ein Spanier, er beſitzt die Liebe der Spanier, die König Carlos ſich erſt noch erringen ſoll. Wißt Ihr endlich in Brüſſel nicht, daß die eigentliche und wahrhaftige Beſitzerin aller ſpaniſchen Kronen noch lebt, und daß Don Carlos niemals allein König dieſer Länder werden kann, ſo lang ſeine Mutter noch lebt? Und iſt ſie nicht eine Dame im ſchönſten Lebensalter? Erſt achtunddreißig Jahre alt, erfreut ſie ſich einer kräftigen körperlichen Geſundheit, und kann nicht jeden Tag die dumpfe Geiſtesnacht, die ſie umfangen hält, von ihr genommen werden? Schon vor einigen Jahren zeigte ſich dazu gegründete Hoffnung. Dann iſt ſie alleinige Königin aller Königreiche, die ihre erlauchten Eltern beſaßen, und Don Fernando, ihr zweiter Sohn, iſt ihr Liebling, wie er der Liebling der Spanier iſt. Zieht daraus ſelbſt die Schlußfolge, Monſenjor! Und kann ſich die Königin Juana, wenn ſie geneſt, nicht einen Gatten wählen nach ihrem Belieben? Und glaubt Ihr wohl, dieſer würde zu den Niederländern halten und nicht zu den Spaniern? Niemand kennt hier den Don Carlos, ſelbſt ſeine Mutter kennt ihn nicht. Die Wirthſchaft der Niederländer, wie ſie unter König Philipp vor zehn Jahren hier ſtatt fand, iſt aber noch in zu friſchem Andenken, als daß die Handlungsweiſe des Herrn von Chievres nicht fürchten ließ, daſſelbe Unheil werde wieder über uns hereinbrechen! Wahrlich, ich ſage Euch, der Tod erlöſete Don Philipp nur von einem allgemeinen Aufſtand der Kaſtilier gegen ihn. Die Niederländer, die ſich hier ſo übermüthig benahmen und Kaſtilien nur als einen Goldberg betrachteten, den ihr unerſättlicher Goldhunger ſo ſchnell als möglich zu verſchlingen meinte, wären nicht lebend hinausgekommen, und doch beginnen ſie das damals plötzlich unterbrochene gefährliche Spiel von neuem. Zieht aus all dieſen Dingen einen vernünftigen Schluß, junger Herr, und Ihr werdet finden, daß die ſpaniſchen Kronen keineswegs ſo feſt auf Don Carlos' Haupte ſitzen, als man in Brüſſel zu glauben ſcheint, und dann erkennt, wer des Königs treueſter Freund und Diener iſt, Herr von Chievres, der die thörichten Befehle ſchmiedet, die dem Könige das Erbe ſeiner Mutter in Gefahr bringen, oder Franciſco Ximenes, der die Befehle nicht ausführt und dafür andere gibt, die dem Könige das Erbe ſichern, ſeine Macht befeſtigen und ihm die Liebe des kaſtiliſchen Volks erwerben. Und nun laßt mich noch einen Augenblick von mir ſelbſt ſprechen! Als der kranke König Fernando damit umging, ſeinem Enkel und Pathen Fernando die Krone von Aragonien zu vermachen, wer war's, der ihm ſagte, daß dieſe Krone von Gottes und Rechts wegen ſeinem Enkel Carlos gebühre, und ihn beſtimmte, es bei der alten Beſtimmung zu laſſen? Ich war es, Monſenjor! Als nach des Königs Tod eine ſtarke Partei des reichen und mächtigen kaſtiliſchen Adels offen mit dem Plane hervortrat, eingedenk der Wirren und Bedrückungen, welche die Niederländer vor zehn Jahren über uns gebracht, den niederländiſchen Einfluß von Kaſtilien abzuwehren und den Infanten Don Fernando zum Könige zu erheben, wer war es, der dieſer Partei mit Kraft und Entſchloſſenheit entgegentrat und ſie zu Gunſten des rechtmäßigen Thronerben Carlos zu Boden hielt? Ich war's, Monſenjor, und ich hatte die Ueberzeugung ſo gut, wie jene Granden, daß es für das Wohl Kaſtiliens und ganz Spaniens erſprießlicher ſei, Fernando der Spanier ſei unſer König, als Carlos der Niederländer. Und als vor vier Monaten Don Carlos gegen Gebrauch und Recht das Anſinnen an uns ſtellte, daß er, bevor er noch die alte Verfaſſung beſchworen, bevor er uns noch die Treue gelobt, die wir von jedem, den wir als König anerkennen ſollen, zu fordern das Recht haben, zum König ausgerufen werde, er, den wir noch nicht geſehen, von deſſen Geſinnung wir noch keine Probe gehabt, und als Adel und Kortes ſich dieſem Anſinnen mit Entrüſtung widerſetzten auf den guten Grund des Rechts und Gebrauchs, und weil die rechtmäßige Königin Donna Juana lebe, wer war es, der, um die Gefahr, die aus dem Verzug entſtehen konnte, raſch abzuſchneiden, Don Carlos in Madrid und Toledo doch zum König ausrufen ließ und die andern kaſtiliſchen Städte vermochte, dieſem Beiſpiele zu folgen? Ich war's, Monſenjor! Und ich bin es, der die Rechte des Königs in Kaſtilien und in allen dazu gehörigen Königreichen mit meimem Leben vertheidigen wird, bis zum letzten Athemzuge deſſſelben. Hat etwa der Regent von Aragonien dem Könige dort gleiche Vortheile bereiten können, hat er ihm die Straße dort ſo ebnen können, wie ich hier? Und doch iſt jener Regent, mein ehrwürdiger Bruder Erzbiſchof von Saragoſſa, Don Alfonzo von Aragon, der natürliche Bruder des Königs. Dort hat es Streit und Händel gegeben, nicht hier. Und was meint Ihr wohl, weshalb ich ſo handle und nicht anders? Seht hier meine Schlafſtätte!" Mit dieſen Worten öffnete er eine verdeckte Thür und führte den Kämmerer in ein kleines, ſchier von allem Geräth entblößtes Gemach, auf deſſen Boden ein Strohſack und eine grobe wollne Decke lagen. „Und ſeht hier!" fuhr er fort und hob das Scapulier über der Bruſt auf und zog die Kutte von einander. Der Junker erblickte ein härnes Hemd auf dem ausgedorrten Körper des Regenten. „Und ſeht auch hier mein Frühſtücksmahl, das ich heut noch nicht genoſſen!“ Damit deutete er auf einen hölzernen Teller mit einigen Oliven und Feigen und einem ſchlichten Becher voll Waſſer. „Und ſeht endlich dieſes Haupt. Achtzig Jahre laſten darauf. Das Gewicht verdoppelt ſich mit jedem Jahre und wird es bald in die Grube gedrückt haben. Und Ximenes de Cisneros hat nicht Kinder und Vettern, nicht Freunde und Anhänger, die er auf Koſten des Königs bereichern könnte oder wollte. Ich habe keinen Wunſch und kein Beſtreben, als dem Recht zu dienen, dem Vaterland und dem Könige.“

Der Greis ſchwieg; ein edler Unwille drückte ſich in ſeinen ſtrengen Zügen aus, ſein Auge ſprach Verachtung aller gegen ihn erhobenen Verdächtigung. So leicht Vivian de la Chaux über manche Dinge denken mochte, er konnte ſich des mächtigen Eindrucks nicht erwehren, welchen Rede und Geſtalt des Kardinals auf ihn machten, und mit ungeheuchelter Ehrfurcht in Blick und Stimme ſprach er: „Man muß Ew. Hoheit Wirken und Schaffen mit eignen Augen ſehen, um Euch die aufrichtigſte Bewundrung zu zollen, und der König, ſobald er nach Spanien gekommen, wird gewiß der Erſte ſein, der Euch den Zoll derſelben freudig darbringt. Ihr habt mich hocherfreut mit Euerer Mittheilung, Ihr, der Greis den Jüngling, Ihr, der Regent und mächtige Kirchenfürſt, mich, den unbedeutenden Kämmerer. Doch in Einem ſind wir gleich, in der Liebe zum Könige, und ich, der ich ihn ſeit Jahren kenne, der ich gleichſam mit ihm aufgewachſen bin und ihm gedient habe, verſichere Euch, der Ihr ihn noch nicht kennt: er iſt Euerer Liebe werth. Ihr könnt in ihm jetzt nur den rechtmäßigen König von Spanien lieben, aber Ihr werdet auch ſeine Perſon lieben lernen. — Und weil Ihr mich denn alſo geehrt, ſo erlaubt mir, daß ich zum Dank Euch mit Freimuth ſage, wodurch Ihr dem König zu nahe getreten ſeid.“

„Sprecht immerhin Euern Tadel aus! Ihr ſprecht aus Liebe zum König, und ich höre Euch an aus Liebe zum König.“

„Der Dechant von Löwen, Herr Adrian Florens von Utrecht, der Lehrer unſres gnädigſten Herrn, war von demſelben für den Sterbefall des Königs Fernando zum Regenten von Kaſtilien ernannt, bis der König ſelbſt in das Land kommen würde —“

„Der Herzog Karl von Burgund und Niederland konnte keinen Regenten in Kaſtilien ernennen,“ fiel ihm der Kardinal ins Wort.

„Wohl,“ verſetzte Vivian lächelnd, „aber auch der König von Aragonien konnte keinen Regenten in Kaſtilien ernennen; er war ja ſelbſt nur Regent in Kaſtilien. Der Eine hatte ſo wenig Recht dazu wie der Andere. Nur der Donna Juana ſtand dieſes Recht als rechtmäßigen Königin von Kaſtilien zu. Aber ihr Tiefſinn machte ſie ungeſchickt zu ſolcher königlichen Machtvollziehung. Und wäre ſie geſunden Geiſtes geweſen, ſo hätte es keines Regenten bedurft. Nun war Ew. Hoheit vom König Ferdinand zum Regenten ernannt, Herr Adrian vom Erzherzog Karl, Einer ſo rechtmäßig und ſo unrechtmäßig wie der Andre. Alſo hätten beide zugleich das Land regieren ſollen.“

„Und geſchieht es nicht, obgleich Don Carlos mich als alleinigen Regenten anerkannt hat?“

„Erlaube mir Ew. Hoheit zu bemerken, daß es Wunſch und Befehl des Königs iſt, daß Herr Adrian nicht von aller Theilnahme der Regierung ausgeſchloſſen ſei. Und doch behaupten dies ſeine Briefe und die Berichte aller Kaſtilier, die nach Brüſſel kommen.“

„Don Adrian unterzeichnet die Regierungserlaſſe, wie ich ſelbſt, er präſidirt mit mir im hohen Rathe. Aber unmöglich kann er Befehle in einem Lande geben, das er nicht kennt; er iſt ein hochgelehrter Herr, aber er hat nur Bücher ſtudirt, nicht die Welt. Außerhalb ſeiner Liberei iſt er unſicher. Ein ſanftmüthiger, ruhiger Mann, taugt er nicht zum Regenten. Nur ſtrenger, feſter Wille des Regenten kann dem Könige und dem Lande nützen.“

„Viele Kaſtilier klagen mündlich und ſchriftlich in Brüſſel Ew. Hoheit der härteſten Strenge, ja der eigenſinnigſten Willkür an; es ſind meiſt angeſehene Herren und vom hohen Adel.“

„Die Narren!“ fuhr der leidenſchaftliche Greis empor. „Ich müßte Zauberei verſtehen, um mich zu verhundertfachen, um alle eigenſüchtigen und thörichten Anſprüche dieſes zur alten tollen Wirthſchaft wieder emporſtrebenden Adels zu berückſichtigen. Dieſe Männer können es nicht vergeſſen, daß ihre Väter ſich dem Könige gleich ſtellten, und glauben, mit der Regierung eines jungen unerfahrenen ausländiſchen Königs ſei ihre Stunde gekommen. Sie wollen ihm wieder Macht abtrotzen; ſie wollen die königliche Gewalt niederdrücken, um die ihrige zu erheben, und das Volk ſoll ihnen gehorchen und für ſie arbeiten. Ich kenne ſie, dieſe hochmüthigen Granden. Aber wahrlich Fernando und Iſabella ſollen nicht vergebens gelebt haben, und ſo lange Francisco Ximenes lebt, ſoll es ihrer keinem gelingen, die königliche Macht, wie dieſe beiden Fürſten ſie hergeſtellt, auch nur um ein Haar breit zu ſchmälern. Und wenn ich den hochadligen Herren nun nicht den Willen thue und ihnen die beſten Aemter, Stellen und Pfründen verleihe, wenn ich ihren frechen Anforderungen die feſte Verneinung entgegenſetze, ſo laufen oder ſchreiben ſie nach Brüſſel und verklagen mich bei Herrn von Chievres, und ſtatt daß dieſer Herr mit mir gemeinſchaftlich zur Erhaltung des königlichen Anſehens wirken und die Beſchwerdeführer zurückweiſen ſollte, verkauft er ihnen die erſtrebten Aemter und Stellen für ſchweres Gold; denn — Gott ſei's geklagt! — dem ſpaniſchen Golde vermag Herr von Chievres nun einmal nicht zu widerſtehen.“

Die Unterhaltung wurde durch die Meldung eines Kämmerers unterbrochen, daß die Tafel bereitet ſei. Der Leibdiener des Kardinals brachte ſogleich das reiche fürſtliche Gewand mit dem Purpurmantel herbei und warf es dem Greiſe über. Dies war das Werk einer Minute; denn mit ſolchen Dingen pflegte Ximenes keine Zeit zu verlieren. Jetzt ſtand er da, eine impoſante Geſtalt, in den Abzeichen ſeiner fürſtlichen Würde.

„Werde ich die Gräfin Agnes von Cardona an Eurer Tafel finden?“ fragte Vivian de la Chaux, indem ſie gingen.

„Nein. Sie iſt nicht in Madrid. Kennt Ihr die Gräfin?“ fragte der Regent mit einem ſcharfen Blick auf den Niederländer.

„Sie lebte ja in Brüſſel an des Königs Hofe.“

„Ihr würdet mich verbinden, wenn Ihr mir einige Mittheilungen über dieſe Dame machtet.“

„Ich habe einen Auftrag an ſie und glaubte, ſie hier zu finden.“

„Sie iſt erſte Hofdame der Königin Juana und hält ſich meiſt bei derſelben in Tordeſillas auf. Dorthin müßt Ihr Euch wenden.“

„Es verlautete in Brüſſel, ſie ſei nicht die Schweſter des Vicekönigs von Neapel, ſondern vornehmer mauriſcher Abkunft. Mir wäre lieb, Gewiſſes über ſie zu erfahren.“

„Das Gerücht hat nicht gelogen. Ihre Mutter war dem Hauſe der Sultane von Granada entſprungen und eine nahe Verwandte des letzten Königs Boabdil el Chiko. Ihr Vater, ein vornehmer Krieger, fiel im Kampfe gegen die ſiegreichen Kaſtilier. Während des Einzugs des ſpaniſchen Königspaares in die eroberte Stadt wurde das Kind geboren; die Mutter erlag den ſchmerzlichen Eindrücken, und die gütige Königin Iſabella übergab die kleine Waiſe einer ihrer Hofdamen, der Gräfin von Cardona, zur Erziehung. Dieſe führte das Kind auf ihr Stammſchloß in Katalonien, wo ſie es ſpäter adoptirte. Sie lebte lange am Hofe des Vicekönigs in Neapel und wurde dann vom König Fernando zur Hofdame der Königin Juana beſtimmt. Da ſie ſehr bedeutende Einkünfte ſowohl von den Gütern ihrer Eltern in Granada, als auch ihrer Adoptiveltern in Katalonien bezieht, ſo hat ſie daraus die Mittel genommen, einen abenteuerlichen Hang zum Reiſen zu befriedigen. So hat ſie Spanien und Italien durchzogen, ſich lang am päpſtlichen Hofe verweilt und dann Deutſchland und die Niederlande beſucht. Ein ſeltſames, wunderliches Weib!“ —

Sie traten in den Speiſeſaal. Alle Anweſenden verneigten ſich tief vor dem gewaltigen Prieſter. Stolz und kalt ſchritt er durch die Reihen und nahm den erſten Sitz ein.

Die koſtbarſten Speiſen wurden auf goldenen Geſchirren aufgetragen, die feurigen Weine Spaniens perlten in den goldenen Bechern der Gäſte, vor dem Regenten ſtand ein hölzerner Teller mit Oliven, Feigen und Brot und ein kupferner Becher mit Waſſer. Ihm gegenüber ſaß der Dechant von Löwen, der zweite Regent Kaſtiliens, und Ximenes erwiderte ſtolz den ehrerbietigen Gruß deſſelben. Ein Mönch trat mit einem Buche an die Seite des Kardinals und las mit gedämpfter Stimme geiſtliche Betrachtungen, während der gewaltige Greis ſein frugales Mahl verzehrte und die Tiſchgeſellſchaft keines Blickes weiter würdigte.

## 12.

## Die Vollmacht des Regenten.

Nach der Tafel wurden dem Kardinal, der in ſeinem Kloſet eben einem Manne geheime Audienz gab, drei der vornehmſten Granden von Kaſtilien gemeldet, der Konnetabel, der Herzog von Infantado und der Graf von Benevента. Er empfing ſie in ſeinem vollen erzbiſchöflichen Ornat. Der Konnetabel nahm das Wort: „Wir kommen nicht allein für uns zu Euerer Hoheit, ſondern im Namen aller Granden dieſes Königreichs, um Euch eine ernſte und gewichtige Frage vorzulegen, zu der uns kraft unſerer Geburt und Stellung ein unzweifelhaftes Recht zuſteht. Ew. Hoheit regiert in dieſem Lande nicht anders, als ein unbeſchränkter König, wie vor dieſem kein König Kaſtiliens, ſelbſt die weiſe Iſabella nicht. Alſo fragen wir Euch im Namen des ganzen kaſtiliſchen hohen Adels: welche Vollmacht habt Ihr zu dieſer Regentſchaft?“

„Erlaube mir Ew. Herrlichkeit,“ verſetzte Ximenes feſt, „daß ich ihr heute die Antwort auf dieſe Frage ſchuldig bleiben darf. Die begehrte Vollmacht iſt mir nicht gleich zur Hand. Hättet Ihr mich geſtern durch einen Boten von Euerm Wunſche unterrichtet, ſo würde ich jetzt ſchon im Stande ſein, Euch geziemend zu antworten. Ich bitte Euch alſo, kommt morgen wieder: Ihr ſollt die Vollmacht ſehen und vollkommen zufrieden geſtellt werden.“

Auf dieſen Beſcheid konnten die drei Herren nichts weiter thun, als ſich entfernen, indem ſie ihr Wiederkommen am folgenden Tage zuſagten. Sobald ſie fort waren, gab der Kardinal eilige Befehle, und bald darauf ſah man einen Boten aus dem Schloſſe reiten. Ximenes trat wieder in ſein Kloſet und verſchloß die Thür. Dort ſtand ein Mann in der einfachen Kleidung eines andaluſiſchen Landbewohners. Es war Jayme, der Zigeuner, der jüngere Sohn Karracha's, den ihm einſt Don Hernandez de Villaquiran zugeführt hatte, und der ſeit jener Zeit mit Ximenes in Verbindung geblieben war. Er hatte ſich das Vertrauen des Erzbiſchofs in ſo hohem Grade zu erwerben gewußt, daß er von demſelben, ſobald er Großinquiſitor geworden, zum heimlichen Diener der heiligen Inquiſition gemacht worden war. Als ſolcher war er ſtets nur dem Kardinal verantwortlich.

„Fahre fort!“ redete der greiſe Regent den Diener an. „Deine Nachricht iſt von großer Wichtigkeit. Biſt du auch deiner Sache ganz gewiß? Haſt du ihn wirklich erkannt, und waltet kein Zweifel über die Identität der Perſon in dir vor?“

„Es iſt unmöglich, daß ich mich irre,“ verſetzte Jayme, „er iſt's und kein Anderer. Ich bin meiner Sache ſo gewiß, daß ich die Hoſtie darauf nehmen will.“

„Und die Goldminen Galiciens durchforſcht er?“ fragte der Regent mehr ſich ſelbſt als den Diener, und ſchritt wieder kopfſchüttelnd und nachdenklich durch das Zimmer.

„Im Hafen von Korunja iſt er eingelaufen und hat ſich dann ſogleich in die benachbarten Goldbergwerke begeben, den Behörden aber einen ſchriftlichen Befehl des Königs vorgezeigt, ihm in allen Stücken bei ſeinen Nachforſchungen behülflich zu ſein.“

„Er muß ſogleich zur Haft gebracht werden,“ ſagte der Kardinal.

„Das wird nicht ausgeführt werden können; denn, wie ich Euerer Hoheit ſchon berichtete, er hat ſich mit Don Pedro Giron in Verbindung geſetzt und weilt jetzt in der widerſetzlichen Stadt Valladolid. Alle Städte in Altkaſtilien, Leon und Salamanka verhöhnen Euerer Hoheit

Befehle. Sie haben eine Geſandtſchaft an den König geſchickt, um ſich zu rechtfertigen."

„Ich werde ſie zu Paaren treiben!" rief der Greis leidenſchaftlich. „Und dieſen Ritter von Süderland muß ich um jeden Preis haben. Das heilige Amt ſoll ihm das Goldſuchen vertreiben."

Jayme wurde entlaſſen. Ein anderer Diener der Inquiſition trat ein, ein ſchon bejahrter Mann mit einem verſteckten lauernden Geſicht, in welchem ein Paar boshafte Augen unheimlich funkelten. Dieſer Menſch war einer der von Ferdinand und Iſabella gewaltſam bekehrten Juden, um derentwillen die Inquiſition vor fünfunddreißig Jahren in Andaluſien eingerichtet worden war. Tauſende ſeiner Glaubensgenoſſen waren zur Ehre des Chriſtengottes den Flammentod geſtorben und viele Tauſende hatten ihr Leben durch die Flucht aus dem Lande gerettet. Zacro hatte das beſte Theil ergriffen; er war ein geheimer Diener der Inquiſition geworden.

„Bringſt du mir Nachrichten über die Gräfin Cardona?" fragte der Regent haſtig.

„Sie iſt von Tordeſillas aus oft in Valladolid geweſen, und ſteht nicht nur mit Don Pedro Giron und deſſen Familie, ſondern mit allen Andern, die ſich den Befehlen Ew. Hoheit widerſetzen, in Verbindung. Sie hat Alle zum Ungehorſam gegen Euch angefeuert und ſoll ſogar einen Brief an den König geſchrieben haben, worin ſie Euch heftig anklagt."

„Ich muß dies tolle Weib unſchädlich machen!" rief der Kardinal. „Vergebens ſpür' ich ihren Plänen nach. Was will ſie eigentlich?"

„Den Infanten Don Fernando zum König machen," verſetzte Zacro. „Und doch ſteht ſie gut beim Könige. Sie iſt mir ſelbſt ein Räthſel. Seit ſie von ihrer langen Reiſe nach Italien und Deutſchland zurück iſt, wird ſie von der Königin Juana noch mehr geliebt, als früher. Der Infant Don Fernando und die Infantin Donna Katharina hängen ſehr an ihr. Die letztere liebt die Gräfin mehr als alle Damen ihrer Umgebung.“

„Ich weiß — ich weiß. Dieſes junge Weib beſitzt einen eigenthümlichen Zauber, ſich die Herzen zu gewinnen. Ich muß ſie von der Königin und der Infantin entfernen; denn ich ahne, daß ſie gefährlich wird.“

„Auch hat ſie innige Freundſchaft mit der Donna Maria Pacheco geſchloſſen und ſie in Toledo beſucht. Man ſagt, Don Juan de Padilla, der Sohn des Großſeneſchalls von Kaſtilien, habe der Donna Ineſſe de Cardona ſeine Hand angetragen, aber ſie ſei bereits heimlich mit Don Pedro de Giron verlobt. Zuletzt erfuhr ich, Don Juan de Padilla werde ſich mit Donna Maria de Pacheco vermählen, die Gräfin Cardona aber um die Perſon der Königin bleiben. Man will ſeit einiger Zeit bemerken, daß die Königin mehr und vernünftig ſpreche, und Viele hegen die Hoffnung, ſie werde wieder hergeſtellt werden, und wollen dies den Bemühungen der Gräfin Cardona zuſchreiben.“

„Seltſames, unergründliches Weib! Ich glaube zu ahnen, was ſie vor hat. Sie muß fort von der Königin! — Was haſt du mir über die Stimmung der Mauren in Andaluſien, vorzüglich in Granada zu berichten? Keine Bewegung unter ihnen?“

„Sie ſind ruhig und ſtill. Der Tod des Königs ſcheint keinen Eindruck auf ſie gemacht zu haben. Der Muth iſt ihnen für immer gebrochen. Ihretwegen kann Ew. Hoheit außer Sorgen ſein. Ich erfuhr, die Gräfin Cardona ſei in der Stadt Granada geweſen, aber vergebens forſchte ich nach Näherem. War ſie wirklich dort, ſo hat ſie ſich ſehr eingezogen gehalten und kann nur einige Tage verweilt haben.“

„Gerade dieſe Heimlichkeit iſt mir verdächtig.“

„Aber mit Don Adrian Florens, als dieſer in voriger Woche in Tordeſillas war, um der Königin einen Beſuch zu machen, hat die Gräſin viel verkehrt. Sie ſoll ſich ſeines beſondern Schutzes erfreuen.“

„Stets thut dieſer Mann, was er nicht ſollte. — Er kennt ſie von Brüſſel aus. — Und über die Zwecke ihres Aufenthaltes in Flandern haſt du noch nichts erkundet?“

„Nichts weiter, als daß ſie die große Reiſe zu ihrem Vergnügen gemacht.“

„Du kannſt gehen, Jacro!“

Der geheime Kundſchafter folgte der Weiſung. Der Kardinal ſchritt nachdenkend im Zimmer auf und ab.

„Ich muß ſie Alle niederhalten mit eiſerner Fauſt,“ ſagte er endlich vor ſich, „ſonſt wäre Spanien verloren, eine in blutige Fetzen zerriſſene Beute dieſes ſtolzen, habgierigen Adels. Und dieſe Niederländer wollen hier regieren! Arme Tröpfe! Sie werden das Land in Verwirrung ſtürzen, wenn ich nicht mehr bin; aber ſo lange ich athme, ſoll das wilde Roß die Kraft und Macht des Reiters fühlen und ihm gehorchen. Nachher ſeht zu, ob ihr den königlichen Knaben darauf erhaltet. Und dies ſchlaue, ränkeſüchtige Weib, das alle Männer bethört, ſoll mir keinen meiner Pläne verderben. Die Jahre ſind vorüber, wo ein ſchönes Weib auf Francisco Ximenes Eindruck machen konnte. Nieder mit dieſer Sirene!“

Der gewaltige Prieſter öffnete die Thür und rief ſeine Diener herbei. Er gab ihnen einen ſeltſamen Befehl. In den angrenzenden Zimmern mußten auf großen Tiſchen Haufen gemünztes Gold aufgeſchüttet werden.

Als dieſes Geſchäft beendet war, trat ein Beiſitzer des Raths zu dem Regenten und zeigte ihm eine Ausfertigung aus der Kanzlei, einen Regierungsbefehl die drei hohen Orden betreffend, welcher vom Dechanten Adrian zuerſt unterſchrieben war.

„Wer hat dem niederländiſchen Herrn Regenten dieſe Ausfertigung zur Unterſchrift vorgelegt?“ fragte Ximenes ſcharf.

„Er hat ſie verlangt.“

Der Kardinal zerriß das Papier und ſagte kalt: „Fertigt den Befehl noch einmal aus. Ich werde ihn allein unterſchreiben. Wir müſſen dieſen Niederländern ernſtlich zeigen, wer eigentlich hier zu befehlen hat.“

„Iſt Ew. Hoheit ſchon bekannt, daß der geſtern hier angekommene Niederländer de la Chaux von des Königs Majeſtät zum Beiſitzer des Raths ernannt worden iſt?“

„Ha, ich vermuthete ſo etwas. Der junge Mann war bei mir, doch hat er ſich noch nicht als Theilhaber der Regierung enthüllt. Alſo wieder ein unwiſſender Menſch, der ſich Mühe geben wird, zu verwirren, was ich in Ordnung gebracht.“

„Er wird Euch morgen ſein Beglaubigungsſchreiben überreichen. Heute iſt er beim Dechanten.“

„Wir werden mit ihm fertig werden, wie wir mit Andern fertig geworden ſind.“

Und ohne ſich die befremdende Nachricht weiter anfechten zu laſſen, fuhr der raſtloſe, ſtolze Greis fort zu arbeiten, und ſpät noch in der Nacht warf ſeine einſame Lampe ihr Licht auf die vor ihm ausgebreiteten Papiere, die er mit der Feder in der Hand durchlief, um hier und da eine Anmerkung zu machen oder ſeinen gewichtigen Namen zu unterſchreiben. Auch der neu ausgefertigte Befehl war darunter. Am andern Tage wurde er in Kraft geſetzt, und der Dechant von Löwen wagte nichts gegen dieſen Akt despotiſcher Willkür zu unternehmen. So imponirend war die Willensäußerung dieſes achtzigjährigen Mannes, an welchem die Hinfälligkeit der Natur ihr Recht verloren zu haben ſchien, daß Niemand ihr widerſprach, ſelbſt nicht der vom Könige verordnete Mitregent.

In der Frühe dieſes Morgens zogen einige Heeresabtheilungen, über zweitauſend Mann ſtark, welche ihr Einlager in einigen benachbarten Orten hatten, in der Stille in die Stadt und wurden in den Nebengebäuden des Schloſſes untergebracht. Es war meiſt Artillerie, die ihre Geſchütze mit ſich führte. Andere Kanonen, die um das Schloß aufgeſtellt waren, wurden in Bereitſchaft geſetzt, und Jedermann glaubte, der Kardinal beabſichtige in eigner Perſon einen Kriegszug gegen die widerſetzlichen Städte.

Die drei Abgeordneten der Granden wurden wieder angemeldet. Ximenes ließ ſich zu ihrem Empfang die fürſtlichen Kleider anlegen. Dann wurden die Räthe herbeigerufen und in ihrer Mitte empfing der Erzbiſchof-Kardinal die drei hochadeligen Herren.

„Tragt mir Euere Bitte vor!" redete er ſie im ſtrengen Tone an.

„Wir haben keine Bitte an Euch!" rief der Herzog von Infantado durch dieſe Worte beleidigt. „Nur eine Frage haben wir Euch im Namen aller Granden Kaſtiliens, deren erwählte Abgeordnete wir ſind, vorzulegen, eine Frage, zu der wir berechtigt ſind: Auf welche Vollmacht hin regiert Ihr mit ſolcher Strenge in dieſem Königreiche, ſo daß Ihr Euch ſelbſt nicht ſcheut, unſre uralten Rechte und Privilegien anzutaſten und zu ſchmälern. Zeigt uns Euere Vollmacht vor."

„Ihr ſollt ſie ſehen," verſetzte der Regent kurz und ruhig. Und auf ſeinen Wink legte einer der anweſenden Räthe eine Mappe auf den Tiſch und ſchlug ſie von einander.

„Erkennt Ihr dieſe Namensunterſchrift?" fragte der

Kardinal kalt und ſtolz, indem er mit dem Finger auf ein Aktenſtück deutete.

„Es iſt die Unterſchrift des verſtorbenen Königs von Aragonien," antwortete der Herzog von Infandato.

„Wohl, ſo leſ't dieſen ſeinen letzten Willen. Es iſt das Teſtament des Königs, kraft deſſen er mir die Regentſchaft über Kaſtilien übertragen hat."

„Wir kennen den Inhalt und die Verfügungen dieſes Teſtaments," ſagte der Konnetable höhniſch lächelnd. „Don Fernando war nicht König, er war nur Regent von Kaſtilien, Namens ſeiner geiſteskranken Tochter. Wie kann ein Regent einen andern Regenten ernennen? Wenn Ihr keine andern und beſſern Vollmachten habt, ſo werden wir Euch nöthigen, dieſe angemaßte Herrſchaft niederzulegen."

„Ich habe noch andre und beſſere Vollmachten," verſetzte der Kardinal mit Würde.

„Zeigt ſie uns vor. Wir haben das Recht, dieſes Begehren ernſtlich an Euch zu ſtellen."

„Ihr ſollt ſie ſehen," verſetzte der Regent. „Tretet mit mir heraus auf den Balkon!" Mit dieſen Worten führte er die verwunderten Herren auf einen Balkon, von welchem aus man den ganzen Schloßplatz zu überſehen vermochte. Hier waren die herbeigezogenen Soldaten aufgeſtellt, und die Geſchützmeiſter ſtanden mit brennenden Lunten bei den Kanonen.

„Seht hier die erſte meiner andern und beſſern Vollmachten!" ſagte Ximenes mit einem Anfluge von Spott. Und indem er die Hand hob, donnerten die Geſchütze, daß die drei Granden erbebten. „Und nun ſeht auch die zweite!" fuhr Ximenes fort, und führte die Herren in das Zimmer und deutete auf die aufgeſchichteten Goldberge. „Und nun geht und ſagt denen, die Euch gegeſchickt, daß ich Spanien kraft dieſer Vollmacht ſo fort regieren werde, wie ich begonnen, bis mir der rechtmäßige König dieſes Landes das Steuer des Staats abnehmen wird. Aber voll und ungeſchmälert durch Euch, Ihr Herren, ſoll er die königliche Gewalt aus meiner Hand empfangen, ſo wahr mir Gott helfe!“

Stumm und beſtürzt entferten ſich die drei Granden. —

Auf ſolche Weiſe regierte Ximenes de Cisneros in Kaſtilien. Hätte er nicht dieſe Strenge angewandt, der hohe Adel würde den Zeitpunkt nach Ferdinand des Katholiſchen Tode benutzt haben, um von dem unerfahrenen fremden Jünglinge, dem die Kronen Spaniens als Erbe zugefallen waren, wieder die alten Gerechtſame und Privilegien, wie ſie ihre Väter beſeſſen, zu ertrotzen, ja dieſelben wohl noch weiter auszudehnen und die königliche Gewalt zu einem Schatten herabzubringen. Dem grenzenloſen Stolze der kaſtiliſchen Granden konnte nur durch den noch größern Stolz und die unbeugſame Strenge eines Prieſters von ſo hoher und einflußreicher Stellung, des erſten Kirchenfürſten Spaniens und eines Mannes von ſo eiſernem Charakter imponirt werden. Kein Menſch in ganz Spanien war weiter geſchickt und befähigt, in dieſer kritiſchen Zeit die Würde der Krone aufrecht zu erhalten und die aufſtrebenden Granden niederzudrücken, als Ximenes, und wenn nicht die merkwürdige Verbindung von Charakterſtärke und kirchenfürſtlicher Macht in ihm geweſen wäre, würde ihm ſein großes Werk nicht gelungen ſein. Niemand ward weniger befähigt zum Regenten Kaſtiliens, als der gelehrte, nur den Wiſſenſchaften lebende, ſanftmüthige Adrian von Utrecht. Unbekannt mit des Landes Sitte und Art, unfähig ſeinen Willen durchzuſetzen, würde er der Spielball der Adelsparteien geworden ſein. Die eine Partei hätte ſich des Infanten Ferdinand bemächtigt, um ihn zum König zu machen und von ihm Alles zu erlangen, was Stolz, Hab- und Herrſchſucht ſie nur wünſchen ließ; die andere hätte zu Karl geſtanden, und ein blutiger Bruder- und Bürgerkrieg wäre die unvermeidliche Folge geweſen, und welcher der Brüder auch als Sieger aus dem Kampfe hervorgegangen wäre, er wäre nichts geweſen, als das Werkzeug und die Spielpuppe in der Hand ſeiner Partei. Ja vielleicht wäre ſogar der großartige Plan gelungen, durch den Bürgerkrieg den ſich erhebenden Mauren den Sieg über die chriſtliche Bevölkerung Spaniens zu erleichtern, und wer kann beſtimmen, wie weit die Bibel dem Koran unterlegen wäre? Dem Kardinal Ximenes gebührt allein der Ruhm, dem König Karl die Krone und deren Macht, wie ſie Ferdinand und Iſabella hergeſtellt, und dem Lande Friede und Ordnung erhalten zu haben; er iſt der Begründer der Größe Spaniens, wie ſie ſich im Verlaufe des Jahrhunderts entfaltete; ohne ihn hätte der König in Spanien eine Stellung erhalten, wie der Kaiſer in Deutſchland, ja wahrſcheinlich eine um ſo ſchlimmere und unbedeutendere, als ſpaniſcher Stolz und Kälte die Fürſtenmacht noch ſchroffer geſtaltet haben würden, als deutſche Behaglichkeit.

Es konnte freilich nicht fehlen, daß Ximenes' Strenge oft in Härte ausartete und die Feſtigkeit, mit der er verkehrte Befehle aus der königlichen Kanzlei in Brüſſel eben ſo unerfüllt ließ, wie er die Anmuthungen der Granden zurückwies, mit der er ſich der Habſucht der niederländiſchen Miniſter eben ſo entſchieden entgegenſtellte, wie der Herrſchſucht der Kaſtilier, ihm für Ungehorſam und Despotismus ausgelegt wurde. Nichts natürlicher, als daß ihn der Adel haßte und unabläſſig beim Hofe in Flandern verklagte. Aber ſeine achtzig Jahre, ſeine kirchenfürſtliche Würde, ſeine Uneigennützigkeit, mit welcher er ſeine ungeheuren Einnahmen zum Beſten ſeiner heilſamen Schöpfungen und des Landes überhaupt verwandte, und ſeine asketiſche Lebensweiſe ſchützen ihn vor jeder begründeten Verdächtigung. Herr von Chievres konnte ihn nicht leiden, aber er war gezwungen, ihn zu achten und zu — fürchten. Aus dieſen zwieſpältigen Geſinnungen gegen den gewaltigen Greis entſprangen alle die halben Maßregeln gegen ihn, die er meiſt ignorirte. Die niederländiſchen Miniſter ärgerten ſich über Ximenes' rückſichtsloſe Entſchiedenheit und ſuchten ihn dafür wieder zu ärgern, die bekannte Handlungsweiſe kleiner Geiſter gegen einen großen. Der Kardinal that ihnen aber gar nicht den Gefallen, ſich zu ärgern, ſondern ging unbekümmert um ihre Kläffereien ſeinen geraden Weg fort.

Eine ſeiner wichtigſten Verfügungen, die die gefährlichſten Folgen hätte haben können, war der Befehl, daß die Bürger und Landleute in den Städten und Flecken in große Heerabtheilungen zuſammentreten und Waffenübungen gleich den Kriegern vornehmen ſollten. — Den Vorwand dazu mußten die öftern Raubüberfälle der afrikaniſchen Mauren in Spanien abgeben. Aber eigentlich hieß dieſe Maßregel nichts anders, als das Volk gegen den Adel bewaffnen und die Regentſchaft auf eine ſo furchtbare Macht ſtützen. Aber theils war das kaſtiliſche gemeine Volk zu einer ſo großartigen Einrichtung noch nicht reif und begriff die Wichtigkeit derſelben nicht; (es ſah nur eine Plage darin, was doch das Mittel ſeiner Erhebung werden mußte, und widerſetzte ſich,) theils bot der Adel, der da beſſer begriff als das Volk, wohin dieſe Maßregel zielte, Alles auf, um ihre Ausführung zu hintertreiben und zu verhindern. Und da Adel und Volk in dieſem Punkte übereinſtimmten, ſo wurde die Abſicht des Regenten vereitelt. Die erſte Stadt, welche ſich offen widerſetzte, war Valladolid. Nachdem ihre Gegenvorſtellung nichts gefruchtet, griffen die Einwohner, vom Adel gehetzt, zu den Waffen und verjagten den Hauptmann, der gekommen war, ſie zur Annahme und Ausführung des Befehls zu zwingen. Hierauf bot der Kardinal Kriegsvölker auf, um Valladolids Ungehorſam zu beſtrafen. Dieſe Maßnahme goß Oel ins Feuer. Die

Stadt brachte ein Heer von dreitauſend Mann zuſammen, deſſen Offizierſtellen der Adel übernahm. Salamanka, Avila, Segovia und Toledo folgten raſch hintereinander Valladolids Beiſpiel, und der Aufſtand drohte ſich über das ganze Land zu verbreiten. Dieſe Vorgänge fielen mit der Ankunft des Niederländers de la Chaux zuſammen, und das Königreich war alſo keineswegs ſo ruhig, als der Kardinal gegen dieſen gerühmt hatte. Zum Aeußerſten wagte Ximenes inzwiſchen nicht zu ſchreiten; ſein Scharfſinn erwog die möglichen Folgen. Deshalb erließ er einen neuen Befehl an Valladolid, ihm als dem Regenten des Königreichs zu gehorchen. Die Stadt erwiderte, ſein Befehl laufe wider ihre Privilegien, die ſie mit aller ihr zu Gebote ſtehenden Kraft aufrecht erhalten würde. Der Kardinal berichtete darüber an den König, und als Valladolid davon Kunde erhielt, ordnete ſie einen Geſandten an den König ab, der ihre Vertheidigung führen ſollte.

---

## 13.

## Zwei Königinnen von Spanien.

Die kleine Stadt Tordeſillas in dem Regierungsbezirk Valladolid am Duero gelegen, da wo er in mäandriſchen Windungen ſanft durch ſaftige Wieſenebenen dahin ſchleicht, der friedliche Aufenthaltsort der unglücklichen, geiſtumnachteten Königin Juana, iſt nur wenige Meilen von Valladolid entfernt. Seit die kriegeriſche Bewegung in Folge der Auflehnung letzterer Stadt gegen den Kardinal-Regenten ſtatt fand, herrichte zwiſchen beiden Städten noch mehr Verkehr als ſonſt. Die ſchwermüthige Ruhe, welche ſeit Jahren um den Sitz der tiefſinnigen Königin gewaltet, wurde jetzt öfter vom Hufſchlag der Roſſe unterbrochen, welche kommende und abziehende Gäſte am Ufer des Duero lenkten. Doch wurde die Königin ſelbſt wenig von dieſer Bewegung berührt. Es war ihre Umgebung, die ſich dabei betheiligte.

Der Abend eines heißen Frühſommertages belebte in etwas wieder die von Spaniens glühender Sonne ermatteten Pferde und Maulthiere einer kleinen Reiſegeſellſchaft, welche am Duero hinab der grünen Stadt Tordeſillas zuzog, und ſie machten die letzte Anſtrengung, als ihnen von fern die Thürme der Kirchen und des Schloſſes und die hohen Gebäude des Kloſters Santa Klara, das ohnfern der Stadt ſich im ruhigen Spiegel des Fluſſes beſchaute, gaſtfreundlich winkten. Die Geſellſchaft beſtand aus einigen Damen, die in zwei von Maulthieren getragenen Sänften ſaßen, aus ſechs Reitern, wovon einer faſt noch Knabe war, und einigen Reiterinnen. Die Auszeichnung, mit welcher dem Jüngſten von den Uebrigen begegnet wurde, deutete auf ſeine höhere Stellung; eben ſo war die ſtattliche Dame in der erſten Sänfte unverkennbar die Gebieterin der übrigen Frauen in der andern Sänfte und auf den Maulthieren, die neben her trabten. Und in der That war ſie die verwitwete Königin Germaine von Aragonien; freilich nicht mehr die leichte jugendliche Geſtalt, wie ſie vor zwölf Jahren trotz ihres fehlerhaften Ganges am franzöſiſchen Hofe das Auge entzückt, aber noch immer eine mit hoher Schönheit begabte, ſtolze Frau in den erſten dreißiger Jahren. Die beiden Frauen in der erſten Sänfte waren ihre Hofdamen, die auf den Maulthieren Kammerfrauen. Die Königin reiſete mit ungemein wenig Gefolge; die Frau eines Granden würde weit mehr mit ſich geführt haben. Aber ſie hatte ihre guten Gründe, ſo wenig Aufſehen als möglich zu machen. Sie kam von Saragoſſa, ihrem Sitz, und der Vorwand ihrer geheimgehaltenen Reiſe war, die Infantin

Katharina, die jüngſte Schweſter des Königs Karl, welche ſeit einem halben Jahre bei ihrer geiſteskranken Mutter in Tordeſillas war, wieder abzuholen. Denn die Königin Germaine hatte dieſe junge Prinzeſſin, welche damals noch nicht volle neun Jahre alt war, an ihrem Hofe erzogen, und nur zuweilen war dem Kinde ein mehrwöchentlicher Aufenthalt bei der Mutter, welche wenig Liebe für daſſelbe zeigte, geſtattet worden. Katharina war fünf Monate nach ihres Vaters, des Königs Philipp, Tode zu Torquemada geboren worden, gerade als ihre Mutter dem tiefſten Trübſinn verfallen war. Das Kind hatte alſo ſogleich von ihr entfernt werden müſſen und an der kinderloſen Königin Germaine eine zweite Mutter gefunden. Daſſelbe Verhältniß fand auch mit dem Infanten Fernando ſtatt. Auch er hatte ſeine beklagenswerthe Mutter nur wenig geſehen; auch zeigte ſie in ihrer geiſtigen Abſpannung und der ſtarren Gleichgültigkeit gegen Alles ſelten ein leiſes Verlangen nach ihren Kindern. Die vier ältern in den Niederlanden lebenden ſchien ſie ganz vergeſſen zu haben. Wenigſtens erwähnte ſie ihrer niemals. Fernando war erſt allmälig der Liebling der Königin Germaine, wie ihres Gemahls, des Königs Fernando geworden, und nach dem Tode deſſelben ſchien ſich Germaine's Zuneigung zu ihm und zu ſeiner Schweſter Katalina noch zu erhöhen. Die junge Witwe hatte ja in Spanien keinen ihr nahe ſtehenden und verwandten Menſchen weiter, und ihr Bedürfniß zu lieben betrachtete die beiden Königskinder als ihre eignen und fühlte ſich getrieben, ihnen zu erſetzen, was ſie durch den Tod ihres Großvaters verloren hatten. Sie ließ ſich zwar Großmutter von ihnen nennen, aber ſie war ihnen an Liebe und Zärtlichkeit eine Mutter.

Der jüngſte der Reiter war der Infant Fernando, Prinz von Spanien und Erzherzog von Oeſtreich, der vor drei Monaten in ſein vierzehntes Lebensjahr getreten war. Er hatte wenig Aehnlichkeit mit ſeinem Bruder Karl; überhaupt erinnerte nichts in ſeinen Zügen und in ſeiner Geſtalt an ſeine habsburgiſche Abkunft, vielmehr erkannte man ihn auf den erſten Blick als den Enkel Ferdinand des Katholiſchen. Doch wie wenig er ſich auch körperlich als ein Sproß des erzherzoglichen Hauſes darſtellte, ſo beſaß er doch viel öſtreichiſchen Charakter; er war gutmüthig und nicht zum raſchen Handeln geneigt. Dies zeigte ſich ſchon in ſeinen Jugendjahren. Die übrigen Reiter waren Don Pedro Nunjez de Guſman, des Prinzen Hofmeiſter, der Biſchof von Aſtorga, ſein Lehrer, Don Suero del Aguila, ſein Stallmeiſter, Don Hernandez de Villaquiran, ſein Cavalier, und ein Leibdiener des Prinzen. Don Hernandez ritt an der Seite der Königin.

„Der Kardinal wird von meiner Reiſe doch erfahren und Argwohn gegen mich ſchöpfen," ſagte die Königin; „ja es wird nicht an geſchäftigen Zwiſchenträgern fehlen, die darüber nach Brüſſel berichten. Und doch hat mir König Carlos erſt geſchrieben und mir mein Witthum angewieſen, auch ſeine Tante, die Erzherzogin Margaretha, meine liebe Jugendfreundin vom franzöſiſchen Hofe, hat mir einen freundlichen Brief geſchickt. Werden ſie mich nicht undankbar ſchelten?"

„Weshalb?" fragte Don Hernandez. „Wer darf Ew. Hoheit darum tadeln, daß Ihr Euere Pflegetochter abholt? wer, daß Ihr der Königin Juana einen Beſuch abſtattet? wer, daß Ihr den Infanten Fernando und Infantin Katalina als Euere Kinder liebt? Und weiter beabſichtigt ja Euere Reiſe nichts."

Die Königin warf einen flüchtigen Blick auf das finſtre verſteckte Geſicht des Sprechers und ſagte dann: „Mich will dünken, als hättet Ihr und der Biſchof von Aſtorga noch andre Gründe gehabt, mich zu dieſer Reiſe zu bereden. Nicht vergebens hat Ihr ſo ſehr in mich gedrungen."

„Und wenn es der Fall geweſen, ſo würden es immer Gründe ſein, denen Euer Herz beipflichtet. Hoffen doch Euere ergebenen Diener von Euerm Beſuche bei der Königin Juana etwas für die Geſundheit dieſer hohen Frau.“

„Ihr weicht mir aus. Ich meine die Pläne, die Ihr mit dem Infanten Fernando vorhabt.“

„Und hat Ew. Hoheit edles mütterlich geſinntes Herz nicht die heißeſten Wünſche für unſern geliebten Prinzen?“

Die Königin antwortete nicht. Gleich darauf ritt der Infant an ihre Sänfte heran.

„Nun werdet Ihr die Gräfin Cardona bald ſehen,“ ſagte er ſchmeichelnd.

„Ich bin begierig auf ihre Bekanntſchaft, da Ihr faſt nur von ihr ſprecht, und Katalina mir die ſchönſten Dinge von ihr hat ſagen laſſen. Ich könnte eiferſüchtig auf dieſe Dame ſein, da ſie Euere Liebe ſo ganz gefeſſelt hat, daß für mich faſt nichts mehr übrig bleibt.“

„Ah, wir lieben Euch noch eben ſo ſehr, Katalina und ich. Ihr ſeid ja unſre gute Großmutter. Aber die Gräfin lieben wir auch, weil ſie ſo freundlich iſt, wie Ihr ſelbſt, und uns die ſchönſten Geſchichten erzählt.“

Die Geſellſchaft langte in der Stadt an und wurde zum Schloſſe geleitet. Die wenige Dienerſchaft der Königin Juana bewillkommte die Königin Germaine. Die kleine Infantin Katalina ſprang herbei und hing am Halſe ihrer Pflegemutter.

„Kind!“ rief die Königin frohgerührt, „ich habe mich nach dir geſehnt. Es war mir zu ſtill und einſam in meinem Schloſſe. Deine geräuſchvolle Fröhlichkeit fehlte mir überall.“

„Ach, wenn Donna Ineſe nicht wäre,“ verſetzte die Infantin, „ich hätte es längſt hier nicht ertragen und wäre zu Euch zurückgekehrt, Großmütterlein.“

Es nahm ſich ſeltſam aus, die hochaufgeſchoſſene Prinzeſſin die noch jugendlich ſchöne Königin „Großmütterlein“ benennen zu hören; Katalina und Germaine hätten Schweſtern ſein können.

„Immer nur die Donna Ineſe,“ ſagte die Königin mit einem leichten Anfluge von Verdruß.

„Da kommt ſie ſelbſt!“ rief die Infantin. Der Infant Fernando zog die ſchöne Gräſin Cardona jubelnd herbei, die ſich anmuthig vor der Königin verneigte. Eine andre junge Dame von hoher Schönheit und einem großen kühn blickenden Auge folgte ihr in reicher maleriſcher Kleidung. Sie trug denſelben Charakter der Entſchiedenheit in den ſüdlich dunkeln Zügen, wie Agnes von Cardona, nur war ihr Weſen ernſter und entbehrte der einſchmeichelnden Anmuth, welche dieſer einen ſo hohen Zauber verlieh.

Don Hernandez machte den Ceremonienmeiſter und ſtellte die Gräſinnen Ineſe de Cardona und Maria de Pacheco vor.

„Ihr ſeid mir beide nicht unbekannt,“ ſagte die Königin. „Euere Pflegemutter, Donna Ineſe, brachte Euch einſt an unſern Hof nach Toledo; denn Ihr hattet als Kind ſchon den Ruf großer Klugheit, und dieſer Umſtand und Euere Abſtammung von der Sultansfamilie von Granada machten mich begierig Euch kennen zu lernen. Und Euere Mutter, Donna Maria, gehörte zu meinen Hofdamen in Toledo und brachte Euch auf meinen Wunſch zuweilen mit in meine Gemächer. Wenn ich nicht irre, habt Ihr beiden damals ſchon zuſammen in meinem Kloſet geſpielt.“

„So iſt es, Hoheit,“ verſetzte Ineſe, „unſre Freundſchaft ſtammt aus jenen glücklichen Jugendtagen, als Euere hohe Güte uns erlaubte, vor Euch zu erſcheinen.“

„Und nun habt Ihr meine Kinder mit ſo viel Liebe überhäuft, daß ſie die meinige faſt vergeſſen haben.“

„Meine Liebe zu ihnen iſt nur der Widerſchein der Euerigen, die ich von Euch einſt empfangen. Ermeßt aus dem Abglanz, wie reich das Sonnenlicht war, das ich von Euch erhielt.“

„Und auch meiner unglücklichen Tochter, der Königin dieſes Landes, habt Ihr in ihrem beklagenswerthen Zuſtande ſo viel Liebe erwieſen, daß ſie, wie man mir geſagt hat, von ihren Frauen Euch am liebſten um ſich hat.“

„Der Wunſch meiner Pflegemutter, die einſt eine Jugendgeſpielin der Donna Juana geweſen, eh dieſe nach den Niederlanden zog, führte mich zu der edeln Königin, und meine Liebe hielt mich bei der hohen Kranken, bis ſie mir erlaubte, dem unwiderſtehlichen Drange meines Herzens zu folgen, der mich antrieb, fremde Länder und Sitten zu ſehen.“

„Man hat mir von Euerer Reiſe geſagt. Ihr habt einen kühnen Geiſt und wagt mehr als andre ſpaniſche Damen Eueres Alters. Ihr waret in Rom und Frankreich?“

„Ich beſuchte zuerſt meine Pflegemutter in Neapel wieder, wo ich fünf ſchöne Jugendjahre verlebt. Ihr wißt, der Vicekönig von Neapel, Graf Cardona, iſt der älteſte Sohn meiner Pflegeeltern. Von da ging ich nach Rom. Mit Briefen des Papſtes begab ich mich nach Frankreich und Deutſchland und lebte zuletzt am burgundiſchen Hofe in den Niederlanden, von wo ich zu meiner Königin zurückkehrte.“

„Ihr habt viel geſehen und erfahren. Euere Freundin wird Euch viel erzählt haben, Donna Maria.“

„Sie iſt meine Lehrerin geworden,“ verſetzte die ſchöne Gräfin Pacheco, „und hat meinen Geſichtskreis gar ſehr erweitert. Durch ſie habe ich erſt erfahren, wie ganz anders ſich die Welt außerhalb Spanien geſtaltet.“

Die Königin wurde nach ihren Zimmern geführt; die beiden jungen Gräfinnen mußten mit ihr ſpeiſen und ihr für den Abend Geſellſchaft leiſten.

Am andern Morgen ließ ſich Donna Germaine bei Donna Juana, ihrer Stieftochter melden. Die Mutter war jünger als die Tochter; Germaine, lebensluſtig, vergnügungsſüchtig, eine flatterhafte Franzöſin, froh, nun des trübſeligen Zwanges und des unheimlichen, freudloſen Lebens quitt zu ſein, welche ihr die Krankheit und das mißtrauiſche, unleidliche Weſen ihres Gemahls, des Königs Ferdinand, auferlegt, fühlte ſich in den Räumen des Schloſſes zu Tordeſillas wieder von jenem finſtern ſpaniſchen Geiſte angeweht, zu dem ſich noch der Geiſt des trübſinnigen Wahns der Bewohnerin deſſelben geſellte, und nicht ohne ein banges Gefühl trat ſie in Juana's Zimmer.

Die Gräfin Cardona hatte zu dieſem Beſuche erſt mancherlei ſeltſame Vorkehrungen getroffen. Die ſchwarze Matty ſpielte auf der Guitarre, Aya klapperte dazu mit den Kaſtagnetten, ein prächtig herausgeputzter, junger Menſch, der auf der Grenze zwiſchen dem Knaben- und Jünglingsalter ſtand, ſtrich die Fiedel, und alle drei ſangen mit hellen Stimmen, wobei ſie abwechſelnd mit einander tanzten. Es war die Seguidilla, jener berühmte und beliebte ſpaniſche Nationalgeſang mit Tanz, welchen ſie vor der wahnſinnigen Königin ausführten. Dadurch wurde der Trübſinn gewöhnlich auf kurze Zeit von ihr verſcheucht; denn noch immer liebte ſie die Muſik, Geſang und Tanz. wie in ihren beſſern Tagen. Vorzüglich war es die glockenreine ſchöne Tenorſtimme und das geſchickte Spiel des Knaben, welchem die geiſteskranke hohe Frau mit beſonderm Vergnügen lauſchte. Dieſer junge Menſch war von den Mönchen des nahen Kloſters Santa Klara unterrichtet worden, und ſie hatten ein ganz ausgezeichnetes muſikaliſches Talent und eine wundervolle Geſangſtimme in ihm entdeckt. Mit bewundernswürdiger Leichtigkeit hatte er Geige, Guitarre, Theorbe und Flöte ſpielen gelernt, und nach der Rückkehr der Gräfin Cardona hatte ſie ihn zum Kammerſänger der Königin beſtellt. Die ſchwarze Matty hatte ihn im Spiel und Geſang noch mehr vervollkommnet, und er übte ſeine Künſte in Verbindung mit den beiden Dienerinnen nun oft vor der Königin. Seit dieſer Zeit verbreitete ſich das Gerücht, die Geiſteskranke habe öfter helle Momente, und ihre Umgebung, beſonders ihr Leibarzt, knüpften daran die Hoffnung ihrer Geneſung.

Als die Königin Germaine eintrat, verſtummte die Muſik; die Königin Juana erhob ſich von ihrem Polſterſitze, auf welchem außer ihr noch fünf oder ſechs fett gefütterte ſchöne Katzen Platz hatten, und trat, einen ſtattlichen Kater im Arme, auf ihren Beſuch los. Sie war ganz in ſchwarze Gewänder gehüllt; denn ſeit ihres Gemahls Tode hatte ſie Niemand vermögen können, die tiefſten Trauerkleider abzulegen. Ihr Anſehen war bleich und verſtört; ihre Geſtalt zum Erſchrecken abgemagert. Aus ihrem wirren Auge und aus ihren wilden ſtarren Zügen ſprach der Wahnſinn. Ihr Anzug war unordentlich und ſchmutzig. Sie war ein Schreckbild. Ringsum auf dem Polſterbette und den Seſſeln lagen Katzen in behaglicher Ruhe. Die Frauen der Unglücklichen hatten nicht wagen dürfen, an ihrer Kleidung und in ihrem Zimmer irgend eine Veränderung vorzunehmen, um ſie nicht aufzubringen; denn die Ausbrüche ihres Zornes waren in ſolchen Fällen furchtbar, und ihr ſtiller Trübſinn artete dann nicht ſelten in tobenden Wahnſinn aus. Donna Ineſe hatte ſich deshalb zuvor erſt bei der Königin Germaine entſchuldigt.

Jene, welche die letztere eingeführt hatte, nannte noch einmal den Namen derſelben.

„Ihr ſeid die Gemahlin meines Vaters,“ ſagte Juana mit ihrer tonloſen Stimme. „Mir iſt, als hätte ich davon gehört, daß der König ſich nach dem Tode meiner Mutter wieder vermählt hat. Er ſoll nicht wohl daran gethan haben. Was ſeid Ihr denn für eine Prinzeſſin?"

„Erinnert ſich Ew. Hoheit nicht, daß wir uns ſchon mehr geſprochen haben, das letzte Mal vor zehn Jahren zu Tortoles, als ich mit dem Könige, meinem Gemahl und Euerm Vater, von Neapel kam, und Ihr mit dem Kardinal Ximenes uns entgegen gereiſt waret?" fragte Germaine ängſtlich; denn ſie war nicht darauf vorbereitet, von ihrer Stieftochter gar nicht erkannt zu ſein.

„Mir iſt es ſelbſt ſo, als hätte ich Euch ſchon geſehen und geſprochen. Aber ſeit dem Tode meines Gemahls, des ſchönen Philipp, bin ich oft krank und leide ſehr an Gedächtnißſchwäche. Seht, dort liegt er begraben." Mit dieſen Worten nahm ſie Germaine's Hand und führte ſie zum Fenſter. Mit dem Finger auf das Kloſter Santa Klara deutend, das ohnfern im üppigen Wieſengrün lag, welches ſich vom Schloſſe bis zu den Kloſtergebäuden ausdehnte, ſagte ſie: „dort in der Kirche, die Ihr links ſeht, ruht der geliebte Herr in einem Sarge von Zinn. Man hat mir geſagt, er werde wieder lebendig werden und herüber kommen zu mir und mich dann inniger lieben, als er früher gethan; denn ich liebe ihn über die Maßen ſtark und ſehne mich nach ſeiner Umarmung. Deshalb warte ich nun ſchon lange hier in ſeiner Nähe, aber noch immer will er nicht kommen. Das macht mich ſo traurig, wie Ihr mich ſeht. — Er wird mich nicht wieder ſchlagen und mir nicht mehr zürnen; ich liebe ihn ja ſo ſehr. Aber Ihr ſollt ihn deswegen nicht ſchmähen. Das leide ich nicht. Ihr beleidigt mich, wenn Ihr ein ſchlimmes Wort von ihm ſagt." — Die unerwartete Wendung, welche die Rede der kranken Königin nahm, und die Aufregung, mit welcher ſie die letzten Worte ſprach, veranlaßten die Gräfin Cardona, der kleinen Muſikgeſellſchaft, welche ſich in das Nebenzimmer zurückgezogen hatte, einen Wink zu geben, und in demſelben

Augenblick ertönte die ſanfte und weiche Stimme des Knaben, indem er eine jener wehmüthig ſinnlichen, wie mit ſtarken berauſchenden Blumendüften geſchwängerten mauriſchen Romanzen zur Guitarre ſang, wie ſie ſich von Andaluſien aus über ganz Spanien verbreitet hatten. Ueber das dunkelbraune, magere, ſtarre Geſicht Juana's zuckte es wie ein Lichtſtrahl, und es ſchien faſt, als wolle ſie lächeln. Sie verſank in Ruhe und Nachdenken und ſeufzte plötzlich leiſe, wie von ſchönen Jugenderinnerungen ergriffen: „O Alnayar!“

Germaine's Augen hatten ſich mit Thränen gefüllt.

Als der Knabe verſtummte, wandte ſich Juana mit ruhiger, faſt flüſternder Stimme an Germaine: „Und warum kam mein Vater nicht mit Euerer Hoheit, mich auch zu beſuchen? Mir iſt, als hätte ich ihn ſehr lange nicht geſehen. Hat er ſeine arme kranke Tochter nicht mehr lieb?“ Dieſe Worte klangen ungemein wehmüthig, machten aber nichts deſto weniger die Königin Germaine ſehr beſtürzt. Juana wußte alſo nicht, daß ihr Vater todt war, und es war gefährlich, es ihr jetzt zu ſagen. Auch machte Donna Ineſe der jüngern Königin gegenüber eine bittende bezeichnende Geberde, der Wahnſinnigen die Wahrheit auf die von ihr geſtellte Frage zu verſchweigen.

„Er iſt ſelbſt nicht in der Verfaſſung zu Euch reiſen zu können,“ ſagte alſo Germaine, „und läßt Euch deshalb herzlich durch mich grüßen.“

„Habt Ihr den Prinzen von Aragonien mitgebracht, den Ihr meinem Vater geboren? Ich möchte ihn kennen lernen, da er einſt König von Aragonien wird, und ich Königin von Kaſtilien. Wir müſſen Freundſchaft halten.“

„Er iſt geſtorben, und Ew. Hoheit wird auch Königin von Aragonien, von ganz Spanien ſein.“

„Ah ich werde eine mächtige Königin ſein!“ rief die Wahnſinnige plötzlich mit einem Anfluge von Stolz. „Don

Ceſar, mein Kater, dieſer ſtattliche Burſche, ſoll Prinz von Aſturien werden.“

„Ihr habt ſchöne Kinder, und ich liebe ſie, als ob ich ſie ſelbſt geboren hätte,“ ſagte Germaine, von Juana's ſeltſamer Aeußerung wieder geängſtigt.

„Ja, es ſind lauter ſchöne Katzen,“ entgegnete dieſe und ſetzte dann unheimlich flüſternd hinzu: „ich bin ſelbſt zuweilen eine Katze. Eine ſchöne ſtolze Fee verzaubert mich. Die hatte mir Philipps Liebe geſtohlen. Dafür hab' ich ſie blutig gekratzt, als ich einmal durch ihren Zauber eine Katze war. — Seht, das iſt der Sohn der Fee, ein mächtiger Prinz, der heilt mich durch den Zauber ſeines Geſangs vom Zauber ſeiner ſtolzen Mutter, die mir zürnt. Sie hat meinen Herrn und Gemahl todt gehext, weil er ſie nicht mehr liebte; aber der Feenprinz iſt ſein Sohn. Drum lieb' ich ihn. Komm Philipp!“ Mit dieſen Worten rief ſie den Sänger herbei, und Germaine, die nichts von dieſem Allen verſtand, ſah in den häßlichen, pockennarbigen Zügen des jungen Menſchen nichts, was an eine ſo ungewöhnliche Abkunft erinnert hätte. Die Begriffe ihrer königlichen Stieftochter ſchienen ſich dermaßen zu verwirren, daß ſie für gut fand, ſich zurückzuziehen und die in große Aufregung gekommene Wahnſinnige ihren Frauen zu überlaſſen. Auf Ineſe's Wink begann die kleine Sängergeſellſchaft wieder zu ſpielen und zu ſingen, und Germaine trat aus dem Zimmer, froh, die unheimliche Audienz beendigt zu ſehen.

## 14.

## Wirres Parteigetriebe.

Der Erzherzog Infant Don Fernando d'Auſtria war in Gadelupe in Aragonien gleichſam unter den Augen der Königin Germaine erzogen worden. Hier hatte ſich auch unter ſeiner Umgebung der Gedanke ausgebildet, ihm die Nachfolge ſeiner Großeltern zu ſichern, und der König Don Fernando hatte über ein Jahr vor ſeinem Tode dieſem Gedanken mehr und mehr Raum gegeben. Dieſer Plan hatte zum Beſten der großen Länder, welche zuletzt von Ferdinand dem Katholiſchen regiert wurden, ſehr viel für ſich; aber weder der hinſiechende König, noch die Partei, welche ſich zu Gunſten des Infanten Fernando gebildet hatte, konnten mit ſich einig werden, ob man dieſem alle Kronen, welche Ferdinand und Iſabella getragen, oder nur einen Theil derſelben übergeben ſolle. Wenn es in Betracht der traurigen Erfahrungen, die man in Kaſtilien in der kurzen Regierungszeit des Königs Philipp gemacht, auf der einen Seite am klügſten und zweckmäßigſten ſchien, den fremden und von ſeinen niederländiſchen Miniſtern abhängigen Erzherzog Karl von der Erbſchaft der ſpaniſchen Kronen gänzlich auszuſchließen, um jeden Zwiſt zu vermeiden, ſo ſtellte ſich eine ſolche Ausſchließung auf der andern Seite doch als eine allzu ſehr ſchreiende Ungerechtigkeit gegen den erſtgeborenen Prinzen der Königin Juana heraus, der ſeit ſeiner Geburt die Anwartſchaft auf Kaſtilien und Aragonien gehabt und im Teſtament ſeiner Großmutter ausdrücklich zu ihrem alleinigen Erben ernannt war. Drum ſollte Fernando bald Alles erhalten, bald nur Aragonien, Katalonien, Valencia, bald nur Neapel und Sicilien. Der Kardinal Ximenes und einige der erſten Granden Kaſtiliens beſtimmten den ſterbenden König, dieſen ſeinen Lieblingsplan aufzugeben und Karl zu ſeinem alleinigen Erben zu ernennen. Dem Rechte war ſomit genügt. Aber Fernandos Partei gab ſich damit nicht zufrieden. Die mit Ferdinands Erhebung zum König verbundenen Vortheile für den hohen, reichen und mächtigen Adel waren gegen die Nachtheile, welche Karls Krönung den großen Baronen bringen mußte, zu ſtark in die Augen ſpringend, als daß die Partei nicht ferner an die Ausführung des Planes hätte denken ſollen. Der Kardinal-Regent Ximenes ſowohl in Madrid, als der König Karl in Brüſſel mit ſeinen Miniſtern leiſteten der neuen Belebung dieſes Planes allen Vorſchub. Denn jener erbitterte den Adel durch eiſerne Strenge und Einziehung der ehemaligen Krongüter, auf welche kein genügender Rechtstitel nachgewieſen werden konnte, ja, ſein Verſuch das Volk für die Krone zu bewaffnen und dieſer auf ſolche Weiſe eine vom Adel unabhängige, ja dieſem nöthigenfalls ſogar gegenüber zu ſtellende neue Kriegsmacht zu bilden, brachte alle hochadligen Gemüther in Feuer und Flammen; und König Karl zeigte ſich ſo abhängig von Herrn von Chievres, welcher Spanien als ein erobertes und möglichſt zu brandſchatzendes Land zu betrachten ſchien, daß der Wunſch, ſich eines ausländiſchen Königs, der, von einem ausländiſchen Adel geleitet, den Spaniern nur Nachtheil bringen könnte, zu entledigen und einen despotiſchen Prieſter außer Wirkſamkeit zu ſetzen, und dafür einen eingebornen unter ihnen aufgewachſenen König, den die Granden von ſich abhängig erhielten, auf den Thron zu ſetzen, immer allgemeiner werden mußte. Die beiden Häupter dieſer Partei waren der Biſchof von Aſtorga in Leon, der vom Kardinal Ximenes einſt perſönlich beleidigt worden und die ſteigende Macht deſſelben mit Neid und Verdruß betrachtet hatte, und Don Pedro Nunjez de Gusman, des Infanten Hofmeiſter, einer der glühendſten Vertheidiger der alten Adelsrechte und deshalb großer Feind der von Ximenes mit ſo konſequenter Energie geſteigerten Königsmacht. Beide waren natürlich ſehr erbitterte Gegner des Kardinal-Regenten, und da ſie den Plan gefaßt hatten, ihren Zögling zum König von Spanien zu erheben, ſo gebrauchten ſie das allgemeine Wohl des Landes, welchem allerdings Ferdinands Regierung mehr Förderung zu verſprechen ſchien, als Karls, als Aushängeſchild ihrer Beſtrebungen, um dahinter eigennützige Abſichten zu verbergen. Sie wußten die Nachtheile, welche die Regierung eines jungen, unerfahrenen fremdländiſchen Königs, der von ſeinen landsmänniſchen Miniſtern abhängig ſei, über Kaſtilien bringen müſſe, mit den lebhafteſten Farben zu ſchildern, und vorzüglich befleißigten ſie ſich in Unterredungen mit ihnen Ebenbürtigen, auf den Stolz einzuwirken, den die ſpaniſchen Granden in höherm Grade als irgend ein Adel auf dem Erdboden beſaß, und dem es deshalb wahrhaft unerträglich vorkam, ſich von niederländiſchen Edelleuten, die ſie ſo tief verachteten, regieren zu laſſen. Einer der eifrigſten und thätigſten Beförderer ihrer Sache war Don Hernandez de Villaquiran, theils aus Rache für die Behandlung, die er einſt am burgundiſchen Hofe erfahren, theils weil er vom König Ferdinand für treue Spiondienſte nicht nach Wunſch belohnt worden war, theils weil die energiſchen Maßregeln des Kardinal-Regenten ihn vorzüglich ſchmerzlich betroffen hatten, zumal er früher demſelben ergeben geweſen war. Ebenſo, wichtig für die Partei waren die geheimen Dienſte der Donna Ineſe de Cardona. Als Adoptiv- und Pflegetochter des mächtigen und einflußreichen aragoniſchen Grafenhauſes der Cardona, hatte ſie in Aragonien und Katalonien einen großen Anhang unter dem Adel, als Ziehſchweſter des gewaltthätigen Herzogs von Cardona, Vicekönigs von Neapel, an deſſen Hofe ſie ſich Jahre lang aufgehalten hatte, fehlte ihr unter dem neapolitaniſchen Adel eben ſo wenig ein ſolcher Anhang und ein Einfluß, um ſo ſtärker, je geheimer er war; endlich durften die Häupter und Lenker der Partei hoffen, durch ſie, die dem mauriſchen Königshauſe in Granada Entſproſſene, die angeſehenſten Häupter dieſes Königreichs für ihren Plan zu gewinnen, und ebenſo den Papſt und die römiſche Kurie, deren Gunſt, wie bekannt war, ſie ſich in Rom in hohem Grade erworben hatte. Die Gräfin war alſo für den Biſchof von Aſtorga und für Don Nunjez de Gusman eine höchſt wichtige Perſon, der ſie auf alle Weiſe ſchmeichelten und deren auf Sachkenntniß geſtützte Rathſchläge in Bezug auf den Hof und die Miniſter des Königs Karl von ihnen wie Orakelſprüche aufgenommen wurden. Und ſo war ſie es, die mit verhüllter Hand die Fäden leitete, wodurch das lichtſcheue Getriebe dieſer Partei in Bewegung geſetzt wurde. Und dieſes in geiſtiger und körperlicher Hinſicht ſo ausgezeichnete weibliche Weſen war in ſeinen Aeußerungen und Handlungen ſo ſchlau und vorſichtig, daß Niemand von den Parteigängern eine Ahnung davon hatte, daß Donna Ineſe ganz andere Plane hatte, ganz andere Zwecke verfolgte, als die ihrigen, und ſie in ganz Spanien und den Niederlanden keinen größern und gefährlichern Feind hatten, als die ſchöne junge Dame, die ſie als ihre größte Freundin verehrten.

Der junge Prinz, um deſſen Thronerhebung es ſich handelte, war perſönlich mehr dabei betheiligt, als ſeinem Alter angemeſſen war. Ein dreizehnjähriger eitler Knabe war leicht zu überreden, das Beſtreben ſeiner Partei, ihn zum König zu machen, ſei ein Ergebniß ſeiner perſönlichen Vorzüge; daß hier allein das Prinzip in Betracht kam, hätte er doch nicht begriffen. Nun wollte aber dieſe winzige Perſönlichkeit gleich ihre Rolle ſpielen. Ferdinand betrieb ſeine Angelegenheit wie ein zweimal älterer Kronkandidat und zeigte eine Erbitterung gegen Ximenes, die freilich mit Recht wieder kindiſch genannt werden konnte. Seine Anhänglichkeit an die Gräfin Cardona war alſo im Grunde nur eine Folge ſeiner Spekulation auf die ſpaniſchen Kronen. Er liebte die Dame, weil ſie ihm behülflich war, ſeinen Bruder um deſſen rechtmäßiges Erbe zu bringen.

Sobald die Partei des Infanten nähere Kunde von dem Aufſtande der altkaſtiliſchen Städte gegen den Regenten erhalten und erfahren hatte, daß dieſe Schilderhebungen vom hohen Adel ausgingen, ſo hatte ſie nichts Eiligeres zu thun, als den Verſuch zu machen, ob ſie dieſen aufrühreriſchen Adel nicht für den Infanten gewinnen könnte. Die Reiſe Don Fernandos und ſeiner Schweſter Katalina zu ihrer Mutter nach Tordeſillas war nur der Vorwand, um den Prinzen in die Nähe von Valladolid, dem Hauptorte des Aufſtands, zu bringen und der Gräfin Cardona Gelegenheit zu geben, deſto nachdrücklicher für ihn bei den Verſchwornen in den aufſtändiſchen Städten zu wirken. Dies war nun geſchehen, und vorzüglich mit Hülfe zweier junger Edelleute, des Don Pedro de Giron, älteſten Sohn des Grafen von Uruenja, und des Don Juan de Padilla, eines Sohnes des mächtigen Comendadors von Kaſtilien, waren viele Edelleute für Ferdinand gewonnen worden. Die jungen Leute hatten dieſe Angelegenheit mit großer Vorſicht betrieben. Ihre Umgebung glaubte, Don Juan und Donna Ineſe ſeien ein Liebespaar, welches allein mit ſeinen Herzensangelegenheiten beſchäftigt ſei. Um ſo größer war das Erſtaunen, als man erfuhr, Don Juan habe ſich mit Donna Maria Pacheco, Ineſe's Freundin, verlobt. Um ſo mehr ſetzte man nun voraus, Donna Ineſe ſei die Geliebte des Don Pedro de Giron. Nach dieſen wichtigen Vorarbeiten bedurfte aber nun die Partei einer gewichtigen Perſönlichkeit als Autorität und Vereinigungspunkt, und dazu hatten die Häupter die Königin Germaine auserſehen. Jedermann kannte ihre Liebe zum Infanten Fernando, auch war die Meinung verbreitet, es wäre ihr Wunſch, daß dieſer Prinz die königliche Herrſchaft von Spanien überkäme, wenigſtens erſchien er Allen natürlich, und das Wahrſcheinliche wird in ſolchen Fällen ſtets für wahr gehalten. Auch konnten die Beſtrebungen des Infanten und ſeines Anhangs der Königin Germaine unmöglich verborgen bleiben, und ſie war vielleicht denſelben wirklich nicht ganz fremd. Außerdem wäre es ſehr unvorſichtig von ihr geweſen, die ungewöhnliche und auffallende Reiſe nach Tordeſillas unter dem Vorwande zu unternehmen: ſie wolle die Infantin Katalina von ihrer Mutter wieder abholen. Sie hatte ſich zwar zu dieſer Reiſe bereden laſſen; aber das konnte doch in den Augen des Kardinals und des Königs und ſeiner Miniſter unmöglich zur Entſchuldigung dienen.

Schon am Tage nach der Ankunft Germaine's in der Reſidenz ihrer unglücklichen Stieftochter ſetzten ſich der Biſchof von Aſtorga und der Hofmeiſter des Prinzen durch Donna Ineſe und Don Hernandez in Verbindung mit dem in Valladolid verſammelten aufſtändiſchen Adel. Der Vermittler war Don Juan de Padilla, welcher nach Tordeſillas kam, um ſeine Braut und deren Freundin abzuholen; Don Hernandez de Villaquiran begleitete ſie als Donna Ineſe's Ritter. In der großen und reichen Stadt war ein ſtürmiſch bewegtes Treiben. Große Bürgerbanden übten ſich auf öffentlichen Plätzen in den Waffen, freilich zu einem Zwecke, der dem von Ximenes beabſichtigten geradezu entgegengeſetzt war; denn ſie waren von adligen Führern befehligt. Obgleich Don Pedro de Giron, ein ſehr eitler und ſtolzer Mann, der ſchon unter der vorigen Regierung mit der königlichen Macht in Streit gelegen, und Don Juan de Padilla an der Spitze ſtanden, ſo ſchien doch Donna Ineſe de Cardona die Seele des Ganzen zu ſein. So wie ſie in der Stadt erſchien, belebte ein neuer Geiſt die Führer der Bewaffneten; ſie übte über die Verſchwornen jenen wunderbaren Zauber aus, der ihr über alle Männer zu Gebot ſtand und ſie ſtets bewirken und erreichen ließ, was ſie wollte.

Ihr an Geiſt und Kühnheit gleich war ihre Freundin Maria de Pacheco. Die Natur ſchien beide für einander geſchaffen zu haben, und Don Juan de Padilla hatte in der Wahl zwiſchen beiden geſchwankt. Endlich hatte ihn Ineſe ſelbſt ihrer Freundin zugeführt. Es ſchien, als ob die geiſtesſtarke und kühne Tochter des unglücklichen Maurenkönigsgeſchlechts unempfindlich für die Liebe ſei. Das große Gefühl für das Unglück ihres Volks und der noch größere Gedanke, es aus ſeiner Schmach wieder zu Glanz und Ruhm empor zu führen, füllte ihre Seele aus und erſtickte jedes andere zarte Gefühl darin. Sie liebte nur ſo lang, als es ſich mit ihren Zwecken vertrug; die Liebe wurde ihrem hochſtrebenden Geiſte nicht zur hemmenden Feſſel.

Obgleich Don Juan de Padilla mit ſeiner Bewerbung von Donna Ineſe zurückgewieſen oder vielmehr auf Donna Maria geleitet worden war, blieb er doch der Erſtern nicht minder ergeben. Ebenſo machte ihr Don Pedro de Giron den Hof, und vor ihrem Fenſter ſang er Abends ſeine ſchmachtenden Romanzen zur Guitarre. Er wurde fortgeriſſen und emporgeflügelt vom Geiſte dieſes außerordentlichen Weibes und war gleichſam nur der Vollzieher ihrer Befehle. Doch war die Zeit noch nicht gekommen, wo ſie die beiden zu einem Zweck verbundenen vornehmen Edelleute in das Geheimniß ihrer wahren Plane und eigentlichen Beſtrebungen einzuweihen wagte. Sie wirkte dem Anſchein nach nur für das Intereſſe des Infanten Fernando.

Eins ihrer Hauptaugenmerke ging darauf, den Tiefſinn der Königin Juana zu heilen. Konnte ſie es dahin bringen, die unglückliche Frau ſo weit herzuſtellen, daß dieſelbe die Zügel der Regierung ſelbſt zu führen vermochte, dann war für die Erhebung der Mauren Alles zu hoffen. Sie wußte, daß ſie dann die Königin beherrſchen würde; denn ſie kannte den ganzen Umfang ihrer eignen Geiſteskraft; ſie war ſich der gleichſam dämoniſchen Macht bewußt, welche ſie auf Donna Juana ausübte. Ihr erfinderiſcher Geiſt war auf den fruchtbaren Gedanken gefallen, die Muſik, welche die Königin in ihren geſunden Tagen leidenſchaftlich geliebt, zur Heilung der Kranken anzuwenden, und der glücklichſte Zufall kam ihr dabei zu Hülfe, indem ſie in jenem Knaben, den ſie aus Schwaben hierher hatte bringen laſſen, ein reiches muſikaliſches Talent entdeckte. Gerade daß dieſer Burſche, deſſen erſtes Auftreten bei der wahnſinnigen Königin einen ſo mächtigen Eindruck auf dieſelbe ausgeübt, zum Kammerſänger und Muſikanten der Donna Juana verwendet werden konnte, erſchien von großer Wichtigkeit und fiel ſchwer in die Wagſchale ihrer Hoffnungen.

Wirklich beſſerte ſich der Zuſtand der geiſteskranken hohen Frau von Tag zu Tag. Sie fing wieder an, Theilnahme für ihre Umgebung zu zeigen; die Perioden, in welchen der ſchwarze Trübſinn ihren Geiſt umflorte, kürzten ſich ab, und wenn der Knabe vor ihr ſpielte und ſang, verklärten ſich ihre ſonſt ſchlaffen Züge, ihr todtes Auge belebte ſich, und ſie fragte dann nach Dingen, die ſie ſeit ihrer Krankheit nicht mehr erwähnt hatte. Donna Ineſe war dann immer bemüht, ſie zweckmäßig zu unterhalten, ihre Neugierde zu erregen, ihr Intereſſe aufzuſtacheln und zu feſſeln. Der Beſuch der Königin Germaine hatte ſie dabei ſehr unterſtützt. Die Erſcheinung dieſer Dame in der Einſamkeit der Tiefſinnigen hatte auf den Geiſt der Letzteren vortheilhaft gewirkt. Dieſer Umſtand rief in Ineſe einen neuen kühnen Gedanken wach. Die Möglichkeit, durch eine große und ſtark wirkende Ueberraſchung den Geiſt der Königin mit Einem Schlage allen Banden des Wahnſinns zu entreißen und zu Geſundheit, Kraft und Thätigkeit zurückzuführen, lag der geiſtesſtarken Jungfrau jetzt nah, und es bot ſich ihr dazu eine koſtbare Gelegenheit.

Um in der unruhigen Bewegung, welche Altkaſtilien ergriffen hatte, die Fäden nicht aus der Hand zu verlieren, beſoldete die Gräfin Cardona eben ſo gut wie der Kardinal-Regent ihre geheimen Spione, und einer derſelben diente ihr und ihm zugleich, der Zigeuner Jayme. Natürlich ahnete weder ſie, das liſtige Weib, noch der Kardinal, der liſtige Prieſter, etwas von dem Doppeldienſt von Karracha's noch liſtigerm Sohne. Und doch konnte nur wegen dieſer Zweitheiligkeit der Zigeuner Beiden die beſten Nachrichten verſchaffen. Durch Jayme erfuhr die Gräfin von der Anweſenheit des Ritters von Süderland in Altkaſtilien und von den Nachforſchungen, welche er in den Bergwerken trieb. Anfangs war ihr die Nachricht eine gleichgültige; ſie hatte den Mann aufgegeben, aber bald dachte ſie daran, die gewohnt war, jeden ſich ihr darbietenden Umſtand zu benutzen, ob es nicht möglich ſei, ihn doch zur Uebernahme einer Rolle in dem von ihr vorbereiteten Drama zu zwingen. Sie wurde in dieſem Gedanken beſtärkt, als ihr Jayme einige Tage nach der Ankunft der Königin Germaine hinterbrachte, der Ritter ſei in der Nähe von Tordeſillas und habe zwei Diener bei ſich, von welchen der eine ohne Zweifel ein deutſches Mädchen ſei, das er mit ungemeiner Zärtlichkeit behandle. Donna Ineſe beſchloß ſogleich von dieſem Anhaltepunkt aus einen neuen Verſuch auf den Ritter zu machen. Und um nicht gleich zu viel von ihm zu verlangen, wollte ſie vor der Hand ihn nur bereden, an der Verſchwörung des Adels gegen den Kardinal theilzunehmen, und ihn mit Don Pedro de Giron und Don Juan de Padilla in Verbindung bringen. Die Liebe ſollte ein Sporn ſeines Ehrgeizes ſein. Aus der Verwirrung in Kaſtilien wollte ſie ihm dann das Bild ihrer ſtolzen und kühnen Hoffnungen aufſteigen laſſen. Und um ihn zum Beitritt geneigt zu machen, wollte ſie ihm vorſpiegeln, die Königin Juana habe von ſeiner Anweſenheit in Spanien vernommen und ſeitdem ein heftiges Verlangen an den Tag gelegt, ihn zu ſehen und zu ſprechen. Ihre Schlauheit war ſicher, daß er ſich, auf ſolche Weiſe eingeladen, nicht weigern werde zu kommen. Dann wollte ſie ihn der gänzlich unvorbereiteten Königin plötzlich vorſtellen, und von dieſer Ueberraſchung hoffte ſie eine ſchnelle und gründliche Heilung der Kranken. Zu ſo verſchiedenen Zwecken, die aber alle auf Ein großes Ziel hinausliefen, wußte die Meiſterin der Intrigue einen in ihren Händen befindlichen Stoff zu verwenden. Sobald dieſer Plan reif war, und ihre Pläne reiften in der Regel ſchnell, ſetzte ſie ſich zu Pferde und verließ nur von einem Diener begleitet das Schloß.

Einige Stunden ſpäter trat Don Hernandez de Villaquiran aus den Gemächern der Königin Germaine, um ſich ebenfalls zu Pferde zu ſetzen und nach Valladolid zu begeben, wo er die Häupter der Verſchwörung einladen wollte, ſich in einer der nächſten Nächte nach Tordeſillas zu begeben. Denn der Infant Fernando und die Königin Germaine wagten nicht, ſich nach Valladolid zu verfügen. In dem ſtillen Schloſſe zu Tordeſillas waren ſie unter dem Vorwande des Beſuchs bei der kranken Königin ſicher. Hernandez hatte kaum die Stadt verlaſſen, als ihn ein Mann antrat, von dem er ſich gerade jetzt nicht gern angeredet ſah, ſein Halbbruder, der Zigeuner Jayme. Es waren Jahre verſtrichen, ſeit ſich beide nicht geſehen.

„Ihr wißt, wie ſehr ich Euch ergeben bin, Monſenjor," ſagte der Zigeuner nach dem höflichſten Gruße. „Liebe und Dankbarkeit haben mich immer gleich ſtark an Euch gefeſſelt. Auch jetzt hat mich nur die Sorge um Euch und Euer Wohl hierher geführt."

„Was haſt du mir zu ſagen?" verſetzte Hernandez froſtig, „du ſiehſt, ich habe Eile."

„Erlaubt, daß ich Euch ein Stück Wegs begleite! — Ihr habt mich einſt ſelbſt dem hochwürdigſten Kardinal und Erzbiſchof von Toledo zugeführt, und ich habe Euch das ſtets Dank gewußt; denn es iſt mir viel Vortheil daraus erwachſen."

„So ſtehſt du noch immer im geheimen Dienſte des Kardinal-Regenten?"

„Laßt mich darauf antworten, daß es Seiner Hoheit überaus leid thut, Euch nicht mehr zu der Zahl ſeiner Freunde zählen zu dürfen. Nichtsdeſtoweniger bewahrt er Euch ſein ganzes Wohlwollen, und es iſt ſein innigſter Wunſch, Euch ſobald als möglich Beweiſe deſſelben zu geben. Ihr ſeid nicht in den Beſitz aller Güter Eueres Vaters gekommen. Der verſtorbene König hat viele derſelben als Krongüter eingezogen. Aber gerade mit Euch wünſcht der Kardinal zu thun, was er mit keinem Andern thun würde: er möchte Euch für den Verluſt nicht nur reichlich entſchädigen, ſondern Euch auch der beſondern Gnade des Königs Don Carlos empfehlen. Es würde, mein' ich, dem Kardinal nicht ſchwer werden, Euch die Güter, Aemter und Würden Eueres Vater zu verſchaffen."

Don Hernandez hielt ſein Pferd an und ſagte mit gedämpfter Stimme: „Rede leiſe! der Name des Kardinals darf in ſolcher Weiſe hier nicht genannt werden." Er ſtieg ab. „Was wünſcht Seine Hoheit von mir für die Gerechtigkeit, die er mir widerfahren laſſen will?"

„Eben auch nur Gerechtigkeit von Euch. Daß Ihr Euerm rechtmäßigen Könige dienet. Ein paar tauſend Dublonen dürften für Euch in Madrid bereit liegen. Kommt nur ſie zu holen."

„Und ſind dir keine beſondern Dienſte bekannt, wodurch ich mir die Gunſt des Kardinals und die Gnade des Königs ſchnell erwerben könnte?"

„Ich denke, die Gefälligkeiten, die Seine Hoheit von Euch beanſprucht, werden Euch in Madrid ſchon bekannt werden. Eine jedoch kann ich Euch bezeichnen. — Eueres Vaters ſchöne Frau war Euch nicht gleichgültig —"

„Ha — woran erinnerſt du mich!"

„Niemals iſt Euch das Räthſel gelöſt worden, wie die Herzogin von Najara vom kaſtiliſchen Hofe verſchwand. — In dieſen Tagen wird ein ſogenannter deutſcher Ritter Süderland nach Tordeſillas kommen. Ihr werdet einen Mann in ihm erkennen, den Ihr nicht unter dieſem Namen vermuthet. Klagt dieſem Menſchen bei dem heiligen Inquiſitionsgericht in Toledo als Religionsſpötter an, liefert ihn in das Gefängniß des Glaubenstribunals. Dort wird ſich Euch das erwähnte Räthſel löſen, und Ihr ſeid der überſchwänglichen Gnade des Kardinals gewiß. Darf ich Seiner Hoheit Eure Grüße vermelden?"

„Sag' ihm, daß ich den bezeichneten Mann ſelbſt nach Madrid bringen werde."

„Vergeßt auch nicht Abſchriften von Dokumenten und dergleichen mit zu nehmen. Es könnte leicht möglich ſein, daß Euch der Kardinal zu ſeinen Botſchafter an den König auserſehen hätte. Dann wäre es gut, wenn Ihr Schwarz auf Weiß in Brüſſel vorlegen könntet."

„Ich verſtehe,“ grinſte Don Hernandez. „Es ſoll an den nöthigen Beweisſtücken nicht fehlen.“

„Ich glaube ſogar der Regent hat eine reiche, vornehme und ſchöne Dame in Bereitſchaft für Euch, falls Ihr noch geſonnen ſein ſolltet, Euch noch zu verehlichen.“

„Spitzbube!“ lachte der Andere und winkte dem Scheidenden einen gnädigen Abſchiedsgruß zu.

Ausgewählte

# Romane und Novellen

von

**Ludwig Storch.**

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Sechsundzwanzigſter Band:

## Ein deutſcher Leinweber.

Siebenter Theil.

Leipzig,
Ernſt Keil.
1861.

# Ein deutſcher Leinweber.

Zeit- und Lebensbilder
aus der erſten Hälfte des ſechzehnten Jahrhunderts

von

**Ludwig Storch.**

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Zweite Abtheilung.

## Karl von Spanien.

Roman in vier Theilen.

Dritter Theil.

Leipzig,
Ernſt Keil.
1861.

# Karl von Spanien.

Roman in vier Theilen

von

## Ludwig Storch.

Dritter Theil.

## 1.

# Mißlungner Plan.

Der Tag der Zuſammenkunft der Verſchwornen in Tordeſillas war da. Der Biſchof von Aſtorga, der Hofmeiſter und der Infant empfingen die einzeln eintreffenden Gäſte. Denn um jedes Aufſehen zu vermeiden, waren ſie zu verſchiedenen Tageszeiten beſtellt und ſollten auf verſchiedenen Wegen einzeln und ohne Gefolge herbei kommen. Für die Zuſammenkunft in der Nacht war ein abgelegenes Zimmer des Schloſſes hergerichtet. Die Königin Germaine ließ für ihre Abreiſe auf den folgenden Morgen rüſten. Der Infant und die Infantin ſollten ſie begleiten. Der Biſchof ſollte zurückbleiben, um mit Donna Ineſe gemeinſchaftlich die weitern Schritte zu thun.

Ineſe de Cardona und Maria de Pacheco luſtwandelten am Blumenufer des Duero im lebhaften Zwiegeſpräch.

„Wenn er nun nicht käme!“ ſagte die Letztere. „Du haſt Alles auf dieſe Karte geſetzt und biſt unruhig und bewegt, wie ich dich noch nicht geſehen.“

„Nicht Alles, mein Herz! Ich wäre auch noch nicht arm, ſelbſt wenn ich dieſes Spiel verlöre. Aber ich ahne, es naht mir eine Entſcheidung; Aya's Schutzgeiſt hat auf unſre Zauberfrage eben ſo beſtimmt eine ſolche verkündigt, wie der meinige. Und Aya's Zauber iſt untrüglich. Er wird kommen, der ſeltſame, mir unbegreifliche Mann; denn er hat mir ſein Wort gegeben. Und ſeine kleine ſüße Freundin ſehnt ſich nach Frauenumgang, und ich habe ihr ſo viel Schönes von dir erzählt, daß ſie ihren Ritter faſt beſtimmt hätte, gleich mit mir zu gehen. Aber das lag nicht in meinem Plan. — Wenn ich nun jetzt das ſtürmiſch bewegte Herz nicht bezähme, ſo gönn' ihm dir gegenüber ſein Recht. Ich bin ja ein Weib, wie du, und muß mich meiſt bezwingen und ſtärker ſcheinen, als ich bin. Ach Maria, dieſem deutſchen Mädchen gegenüber fühlte ich plötzlich, welch einen rauhen und gefährlichen Weg ich wandle, ſchwieriger und gefährlicher als du ſelbſt weißt und ahnen kannſt. Ich ward verſucht, dieſes holde Kind zu beneiden, das liebende Eltern, Vaterland, Heimat, Reichthum und hohe Stellung, Alles, Alles, was dem Herzen lieb und theuer iſt, freiwillig verlaſſen hat, um dem Manne ihrer Liebe in ein fremdes Land, über ſtürmiſche Meere zu folgen.“

„Und geſtand ſie dir gleich ihr Geſchlecht ein?“

„Sie konnte ſich mir nicht verbergen. Sie fühlte ſich zu dem Mädchen hingezogen, das um ihre Liebe, um ihr Vertrauen warb. Es war ein günſtiger Umſtand, daß ich ſie allein fand. Als ich ihr ſagte, wer ich ſei, und in welchen Beziehungen ich zu ihrem Ritter ſtehe, hatte ich ſie ſchnell gewonnen. Sie war meine Freundin, als er ins Zimmer trat. Er that kalt und fremd gegen mich, aber ich verſtand ihn zu erwärmen. Sobald er hörte, die Königin wünſche ihn zu ſehen, war es mit ſeinem Widerſtande aus. Er wurde weich und wehmüthig wie ein Kind, und trocknete ſich bei meiner Erzählung oft verſtohlen die ſeinen Augen entquellenden Thränen, die er mir verbergen wollte. Eine ſeiner ſüßen ſchwermüthigen Romanzen, in die er den ſchwärmeriſchen Schmerz unſres zertretenen Volks gegoſſen hat, du kennſt es ja und ſingſt es auch, das Lied vom letzten Seufzer des Maurenkönigs, das ich plötzlich zur Guitarre anſtimmte, vollendete mein Werk. Er iſt ein gefühlvoller Menſch, ein Dichter, der den Becher des

Schmerzes bis zum Bodenſatz geleert hat. Darum weiß er Andrer Schmerz zu würdigen. An der Königin hängt er noch immer mit großer Verehrung. Eh' eine Stunde verging, wußte ich ſein ganzes Schickſal; ich bezwang ſein Herz mit ſeinem Liede; es ging auf, wie eine verſpätete Herbſtblume. Seine kleine ſüße Freundin liebt er faſt mehr wie eine Tochter, als wie eine Geliebte. Sie heißt wie du, Maria! Er will ſie, bevor er Spanien wieder verläßt, zu ſeiner Gemahlin machen. — Bis zu dieſem Zeitpunkte will er ſie hier bei mir laſſen. Sie bedarf der weiblichen Pflege, und ſoll ihrem Stand und ihrem Geſchlecht gemäß hier auftreten und leben. Dieſes edle und ſchöne Herz wird uns viel Freude machen." —

„Dann führe ſie mir bald in Toledo zu," bat Maria, „denn hier werde ich mich ihrer nicht lang erfreuen können."

„Du willſt mich verlaſſen?"

„Du weißt, daß Don Juans Anweſenheit in Toledo nothwendig iſt; die meinige nicht minder. Meine Eltern erwarten mich. Wir dürfen den Muth des Volks nicht erkalten laſſen. Und endlich müſſen wir unſre Hochzeit vorbereiten. — Und da du eine neue Geſellſchafterin erhältſt, ſo ſtell' ich eine Bitte an deine Freundſchaft: gib mir Aya mit, bis ich Juans Gemahlin und häuslich eingerichtet bin. Ich habe mich an ſie gewöhnt, ſie iſt mir faſt unentbehrlich geworden."

„Du willſt die Prophetin für deine kühnen Entwürfe um dich haben," verſetzte Ineſe lächelnd.

„Ich geſtehe dir, ihre geheime Kunſt iſt für mich ſehr anziehend. Aber das iſt es nicht allein." —

„Du ſollſt ſie haben. Mag ſie dich auf künftige große Dinge vorbereiten. Denn noch weißt du nicht Alles, theure Freundin. Aber du ſollſt Alles erfahren, wenn es Zeit iſt. Die Zeit geht mit großen Dingen ſchwanger.

Aya wird dir die geſchickte Deuterin ihrer Zeichen, ſie wird dir in vieler Beziehung eben ſo nützlich ſein, wie ich ſelbſt.“

Ihre Unterhaltung wurde durch den Anblick einiger Reiter unterbrochen, deren einer ein Fähnlein mit den königlichen Farben trug zum Zeichen, daß er eine Botſchaft des Königs oder des Kardinals bringe. Dieſe Erſcheinung war am heutigen Tage auffallend, und die beiden Freundinnen begaben ſich neugierig in das Schloß. Ein Kämmerer des Kardinals war angekommen und hatte den Befehl des Regenten überbracht, daß Donna Ineſe de Cardona ſich unverzüglich in ihre Heimat nach Katalonien zu begeben habe. Zweien andern Frauen der Königin und einigen männlichen Dienern ward ebenfalls geboten, Tordeſillas ſofort zu verlaſſen. Der Kämmerer fügte hinzu, daß die für die Geſellſchaft und Bedienung der Königin beſtimmten Perſonen bereits unterwegs ſeien und den folgenden Tag eintreffen würden. An die Königin Germaine hatte der Kämmerer einen Brief des Kardinals, worin er ſie in höflichen, aber gemeſſenen Ausdrücken erſuchte, ihren auffallenden Beſuch bei ihrer kranken Stieftochter abzukürzen, falls ſie beim König nicht ſchweren Verdacht gegen ſich erregen wolle. Die Königin Germaine deutete eingeſchüchtert auf die Vorbereitungen zu ihrer Abreiſe.

Kaum hatte Donna Ineſe dieſen ihr unerwarteten und unwillkommnen Befehl erhalten, als ihr plötzlich ein mit dem Kämmerer des Kardinals angekommener junger Mann mit ritterlichen Anſtand entgegentrat und ſie mit galanter Ehrerbietung begrüßte, der ihr eben ſo unerwartet, wenn auch nicht ſo unwillkommen kam. Vivian de la Chaux ſtand vor ihr und verſicherte ihr in den ſchmeichelhafteſten Ausdrücken ſeine Ergebenheit. Mit kurzen Worten erzählte er ihr, daß er vom Könige zum Mitglied der Regierung in Madrid ernannt worden ſei und ſie dort zu finden gehofft habe. Da dieſe ſchöne Hoffnung ihn getäuſcht, ſo habe er nach der nothdürftigſten Einrichtung nichts Eiligeres zu thun gehabt, als zu ihr zu reiſen, um der Ueberbringer ſeines eignen Herzens zu ſein, das ſie freilich in Brüſſel ſchon verſchmäht habe, und eines Briefes des würdigen Probſtes Innocenz, der ihr vielleicht willkommner ſei, als ſein Herz. Mit dieſen wohlgewählten Worten überreichte er ihr den Brief.

Ineſe ſtellte dem gewandten Boten ihre Freundin vor und entfaltete nicht ohne Abſicht ihre ganze Liebenswürdigkeit. Mit Vergnügen erfuhr ſie nun aus Vivians Munde, wie unzufrieden der Brüſſeler Hof mit den gewaltſamen Schritten des Kardinals ſei, und wie der Dechant Adrian und er ſelbſt die Widerſetzlichkeit der alt-kaſtiliſchen Städte billigte, und wie ſie dem Könige wahren Bericht darüber abgeſtattet hätten. So ging der ſchönen, ränkevollen Gräfin in demſelben Augenblick ein neuer Stern auf, wo ihr einer unter zu gehen drohte. Sie zweifelte keinen Augenblick, daß es ihr gelingen werde, den jungen, durch ſeine jetzige Stellung wichtigen Mann für ihre äußern Intereſſen zu gewinnen, nämlich die Macht des Kardinals zu ſchwächen. Durch ihn hoffte ſie auch den Dechanten ſich in gewiſſer Beziehung dienſtbar zu machen. Freilich galt es jetzt um ſo geſchickteres Spiel, um dieſe Niederländer nichts von ihrem ſcheinbaren Eifer für die Pläne des Infanten Fernando merken zu laſſen, ihnen denſelben wenigſtens in einem ſehr unſchädlichen Lichte zu zeigen. Sie führte Vivian alſo der Königin Germaine und dem Infanten zu.

Hierauf ſchloß ſie ſich mit ihrer Freundin auf ihr Zimmer ein, um den Brief des Probſtes zu leſen. „Muth!“ rief ſie. „In Brüſſel geht Alles vortrefflich und mir ganz nach Wunſch. Jetzt Trotz geboten dem alten Pfaffen!

Wir haben einen Verräther unter uns. Nicht vergebens kommt der Bote mit dieſem grauſamen Befehl gerade heute. Der alte despotiſche Prieſter weiß, wie es ſcheint, Alles. Er will mich unſchädlich machen. Aber neue Flügel ſetzt mir dieſer Brief an. Wohl, jetzt gilt es den Kampf mit ihm, dem mächtigen Regenten. Gelingt heute mein Wurf, ſo iſt Donna Juana morgen regierende Königin von Spanien, und ihr erſter Befehl iſt, den herrſchſüchtigen Greis in ſeine Diöceſe zu verbannen. Sehen wir zu, wer den Sieg davon tragen wird, ich oder Ximenes de Cisneros!“

Nach dieſen ſtolzen Worten verfügte ſie ſich in die Gemächer der Königin Juana. Dieſe hatte am Morgen ſchon das übliche Koncert erhalten, und der Knabe Philipp hatte ſchöner geſungen und geſpielt als je. Ineſe fand ſie zu ihrem freudigen Erſtaunen den Sänger liebkoſend. Das war noch nie geſchehen. Die Königin befand ſich in einer heitern Aufregung. „Ich bin dir dankbar, Ineſe,“ ſprach ſie gütig, „daß du mir dieſen Burſchen aus Deutſchland geholt haſt; er macht mir große Freude. Glaube mir, ich weiß, wer er iſt; es fällt mir nur zuweilen nicht gleich ein. Aber in dieſer Nacht kam mein Gemahl zu mir und befahl mir, das Kind zum Herzog von Leon zu erheben. Und ich will es unverzüglich thun. Sagteſt du mir nicht, mein Vater ſei geſtorben und ich die regierende Königin von Spanien?“

„So iſt's, Hoheit; Ihr ſeid die gebietende Königin!“ rief die Gräfin mit leuchtenden Augen.

„Wenn ich nur nicht ein ſo ſchlechtes Gedächtniß hätte! Hier, hier unter der Stirn drückt mich ein ſchwarzer Schatten. Aber wenn Philipp ſingt, verſchwindet er allmälig, es wird mir hell und leicht. Vorhin, als er ſang, fiel mir ein, wie ich mit Don Alnavar im Palaſt zu Toledo getanzt. Alles Schöne, was er zu mir geſprochen, hörte ich gleichſam wieder, und es war, als vernehme ich auch die Lieder, die er für mich gedichtet und geſungen."

„Heil Ew. Hoheit! Ihr werdet noch glückliche Tage erleben! Der Schatten, der Euch quält, wird verſchwinden und nie wiederkehren. — Euere königliche Stiefmutter will morgen abreiſen und wünſcht ſich bei Euch zu beurlauben. Möchte es Euch nicht gefallen, heute mit ihr zu ſpeiſen?"

„Gewiß, ich will ſie bewirthen. Beſorge ein gutes Gaſtmahl vom Küchenmeiſter. Und alle Katzen ſollen ihre Staatsroben anlegen und mit an der Tafel ſpeiſen, zu Ehren meiner königlichen Stiefmutter."

Obgleich der letztere Befehl nicht nach Ineſens Geſchmack war, ſo fühlte ſie ſich doch über das Zugeſtändniß der hohen Frau ſehr befriedigt. Denn ſtets hatte Donna Juana mit Heftigkeit abgelehnt, irgend Jemand an ihrem Mahle theilnehmen zu laſſen. Raſch eilte Ineſe wieder zur Freundin, um dieſer die freudige Mittheilung zu machen. „Ich ſiege über den alten Prieſter!" rief ſie triumphirend.

Don Nicolo, der Leibarzt der Königin, ein alter, würdiger Herr, und der Beichtvater derſelben, der Prior des Kloſters, wurden ſogleich herbeigerufen und von der Gräfin in Kenntniß geſetzt. Beide verfügten ſich ſofort zur Königin und kehrten nach einer viertelſtündigen Unterredung mit ihr zurück, um Donna Ineſe wegen ihrer Erfolge zu beglückwünſchen. „Jetzt," ſagte Don Nicolo, „iſt kein Zweifel mehr. Die hohe Frau wird geneſen. Bereitet ihr noch eine angenehme Ueberraſchung, und ſie iſt geſund."

Das ganze Schloß war voll Jubel. Die beiden königlichen Kinder eilten zu ihrer Mutter und wurden von ihr geliebkoſt; ſie ließ ſich ſchmücken, doch nur in Trauerkleider, und bei der Tafel, an welcher der Erzieher und der

Hofmeiſter des Prinzen ſowie die Hofdamen der Königinnen und der Prinzeſſin theil nahmen, betrug ſich die Geiſteskranke vernünftiger als lange Zeit und ſprach mehr als je, wenn auch zuweilen ſehr ungereimte Dinge und ſtets beſorgt für ihre prächtig geputzte Katzenfamilie, welche die Ehre der Tafel mit den andern Gäſten theilte.

Alle Anweſenden gaben ſich der ſchönſten Hoffnung in Bezug auf die Königin hin. Ineſe erwartete mit freudebebendem Herzen die Ankunft des Ritters von Süderland.

Der Kämmerer und Bote des Kardinals und Vivian de la Chaux hatten ſich in der Stadt eingelagert, und ihre Anweſenheit erregte den Häuptern der Prinzenpartei in Bezug auf das, was ſie in der nächſten Nacht vor hätten, Beſorgniß. Dieſe wurde durch die Ankunft und Verſicherung des Don Hernandez beſchwichtigt, er wolle die beiden Herren auf mehrfache Weiſe zu beſchäftigen und ihre Aufmerkſamkeit vom den Verſchwornen abzulenken ſuchen. Von dieſen trafen immer mehr und auch Don Pedro de Giron ein und verſammelten ſich im Schloſſe. Es ging dabei ſtill und heimlich zu. Don Pedro rieth ſogar die Verſammlung wegen der Anweſenheit der Fremden aufzugeben, doch wurde er von der Prinzenpartei überſtimmt.

Ineſe de Cardona beobachtete jeden neu ankommenden Reiter mit ſteigender Spannung. Ihre Hand zitterte in Maria de Pacheco's Arm. Sie gingen auf dem Wege, auf welchem der ſehnlichſt Erwartete kommen mußte.

„Endlich!" rief Ineſe mit einem Jubeltone. „Dort kommen ſie! Er iſt's! Er iſt's! Wir werden ſiegen!" Drei Reiter nahten, begrüßt von den wehenden Tüchern der beiden Freundinnen. Es war der Ritter von Süderland, in einem einfachen, aber koſtbaren und vornehmen ſchwarzen Kleide zu Pferd; Maria von Iſſelſtein in Männerkleidung und Martin ritten auf Mauleſeln. Der Ritter war ernſt, ſchier düſter, doch ſchien ihm die herzliche Theilnahme wohl zu thun, welche ihm die beiden Mädchen entgegenbrachten. Noch angenehmer ward davon das fromme deutſche Kind gerührt, welches dem geliebten Manne aus keinem andern Zwecke gefolgt war, als ihm das ewige Heil der Erlöſung zuzuwenden. Und wenn der Ritter durch nichts für die Pläne der ſchönen Gräfin gewonnen worden wäre, er wäre es ſicherlich durch die Behandlungsweiſe, welche ſie und ihre Freundin ſeiner Geliebten angedeihen ließen. Sie umarmten und küßten das ſchüchterne Mädchen, ſie verſicherten ihr, daß bereits mehre weibliche Anzüge für ſie bereit lägen, mit welchen ſie gewiß zufrieden ſein würde, ſie ſprachen ihr von den angenehmen Tagen, welche ſie ihr bereiten wollten. In ihrer Mitte geleiteten ſie ſie nach dem Schloſſe, während Martin das ledige Maulthier dem Ritter nachführte.

Der Ritter trat mit in die Gemächer der Gräfin; die beiden Marien verfügten ſich in ein Kloſet, wo die Umwandlung der ſchwärmeriſchen Niederländerin ſogleich begann. Martin verweilte im Vorzimmer. Ineſe bereitete ihren Gaſt vor, ihn nach Einnahme einer Erfriſchung ſogleich zur Königin Juana zu führen. Aus den Gemächern derſelben wurden die Koncertiſten entfernt, und der junge zum Herzog von Leon beſtimmte Kammerſänger wollte ſich zur Gräfin Cardona verfügen, um weitere Befehle von dieſer ſeiner Beſchützerin entgegen zu nehmen. Im Vorzimmer ſtieß er auf Martin. Die beiden jungen Menſchen maßen ſich mit halb erſtaunten, halb erſchrocknen Blicken; denn ſie hatten einander im Nu erkannt, und keiner war über des Andern Perſon in Zweifel. Zwar waren ſeit ihrem erſten Zuſammentreffen auf dem armſeligen Haſenhof in der Grafſchaft Burgau drei Jahre verfloſſen, und beide waren jetzt füglich nicht mehr Knaben zu nennen, zwar war der Abſtand zwiſchen einem Bauernhauſe in Schwaben, und dem Palaſt der Königin von

Spanien in Kaſtilien ein ſchier fabelhafter und unbegreiflicher, aber die beiden Burſche waren ſo ausgezeichnet in ihrer Geſtalt, die räthſelhaften Flecken in Martins, die von Pockennarben zerriſſenen Züge in des Sängers Geſicht, der jetzt Philipp genannt wurde, waren ſo einzig in ihrer Art, daß eine Verwechslung gar nicht denkbar war. Auch war ihr beiderſeitiges ſtaunendes Benehmen für Jeden Zeugniß genug, daß der Andre ihn erkannt habe und für keinem Andern nehme, als er wirklich war.

„Heinz!“ rief endlich Martin mit einem hämiſchen Blick auf den prächtigen Rock des Emporkömmlings. „Wie kommſt du vom Haſenhof hierher? Hat dich das verſoffne Haſenhänslein auch ſchlecht behandelt?“

„Ei nun, ich habe vornehme Bekanntſchaften gemacht, die mich nach Spanien geführt,“ verſetzte der Leinwebersſohn aus der Fuggerei in Augsburg, „und hier hab' ich mein Glück durch meine Stimme gemacht. Ich bin Kammerſänger der Königin. Aber wie kommſt du hierher, Martin?“

„Das hab' ich eigentlich dir zu verdanken. Denn nach deiner Angabe habe ich den Feldoberſten von Iſſelſtein, der dich als Roßbuben anwerben wollte, aufgeſucht und habe die dir zugedachte Stelle eingenommen. Der Graf Iſſelſtein aber hat mich dem Ritter von Süderland geſchenkt, und dieſer mich mit nach Spanien genommen.“

„Ich möchte nur wiſſen, ob mein Götti, der Veit Schellenberger, der Reitknecht des Herrn Jakob Fugger in Augsburg, noch lebt,“ ließ ſich der deſignirte Herzog von Leon mit einer gewiſſen täppiſchen Vertraulichkeit vernehmen.

„O darüber kann ich dir Gewißheit geben, du Glückspilz!“ höhnte Martin. „Ich habe vor wenig Monden noch ſein rothes Naſengebirg wie den aufgehenden Vollmond durch die Straßen von Antwerpen leuchten ſehen.“

„Das iſt mir eine große Freude zu hören. Wenn ich nur wüßte, wie ich ihm Nachricht von mir geben könnte?“

„Das weiß ich auch nicht; denn ich gehe mit meinem Ritter in die neue Welt.“

„Höre, du ſollſt heute Abend mein Gaſt ſein,“ ſprach der Kammerſänger großthuend, „ich habe Geld und will dich prächtig traktiren.“

„Wir wollen ſehen,“ entgegnete der Andere. „Da ſollſt du mir deine Schickſale ausführlich erzählen, und ich werde mit den meinigen aufwarten.“ —

In dieſem Augenblick ſchritten der Ritter von Süderland und die Gräfin Cardona durch das Vorzimmer, um ſich zur Königin zu begeben. Auf der Treppe begegnete ihnen Aya. Kaum hatte ſie ihre Augen auf den Ritter geheftet, als ſie einen leiſen Ruf der Freude vernehmen ließ und, die Hände auf der Bruſt kreuzend, ehrerbietig das Knie vor ihm beugte. Von einem lebhaften Gefühle hingeriſſen, legte er, ſich ſelbſt und den Ort vergeſſend, wo er ſich befand, die Hand auf die Stirn der Magd und ſprach in der arabiſchen Mundart der Mauren von Granada: „Allah ſei mit dir, und der Prophet bereite dir eine Stätte im Paradieſe!“

Ineſe erſchrak, denn dicht hinter ihnen ſtanden einige ihr unbekannte Männer und Don Hernandez.

„O Sidi!“ ſagte Aya ehrfurchtsvoll. „Möge dein Gang ein geſegneter ſein! Ich ſehe im Geiſte aber einen Schatten über deine Augen gebreitet und eine bange Ahnung beklemmt mir das Herz.“ —

Ineſe zog den Ritter haſtig fort, damit er nicht fernere unglückweiſſagende Worte vernehme. Sie traten bei der Königin ein.

Die Geiſteskranke ſtand am Fenſter und ſchaute ſtarren Blicks nach der Grabſtätte ihres Gemahls im Kloſter

Santa Klara hinüber. Sie wandte ſich nicht nach den Eintretenden um. Ineſe ging in das Nebenzimmer. Der Ritter machte nur ein paar Schritte von der Königin Halt. Seine trüben und bekümmerten Augen irrten von der zuſammengeknickten dürftigen Geſtalt der hohen Frau auf die umherliegenden Katzen, die gewiſſermaßen ihr einziger Umgang waren, und ein tiefer, banger Seufzer entquoll unwillkürlich ſeiner beklommenen Bruſt. Auf dieſen Laut wandte ſich die Königin und ſtarrte den Mann mit erſchrockenen Augen an.

„Juana!“ flüſterte er und ſtreckte ihr beide Hände mit dem Ausdrucke tiefſter Wehmuth entgegen.

In dieſem Augenblick ſtieß ſie einen fürchterlichen, ohrzerreißenden, markerſchütternden Schrei aus und hielt die Hände abwehrend vor, indem ſie ſelbſt vor ihm zurückwich. Ihre Augen rollten gräßlich, ihr Geſicht ward erdfahl und zuckte krampfhaft, ihre ganze hinfällige Geſtalt nahm den Ausdruck des größten Entſetzens an. Erſchrocken eilte der Ritter auf ſie los, aber ſie ſchrie in kreiſchenden gräßlichen Tönen: „Sein Geiſt! Sein Geiſt!“ und brach unmittelbar darauf in ein ſchauderhaftes Wuthgeheul aus. Ineſe ſprang herbei, um ſie aufzuklären, aber ſie hörte nicht mehr auf ihre Worte, ſondern warf ſich im wildeſten und tobendſten Ausbruch des Irrſinns zu Boden. Noch nie hatte die Gräfin ſie in ſolchem Zuſtande geſehen; der Wahnwitz ſchlug ſeine ſchwärzeſten Fittige über ihr zuſammen, und der kühne Verſuch war nicht nur gänzlich mißglückt, er hatte ſogar das ſchlimmſte Gegentheil von dem bewirkt, was Ineſe beabſichtigt hatte.

Während die Frauen der Königin ſich, ſo gut es ging, mit ihr beſchäftigten, Andere jammernd und ſchreiend nach dem Leibarzt und dem Beichtvater riefen, und das ganze Schloß in Aufregung und Beſtürzung gerieth, zog ſich der Ritter in größter Betrübniß zurück. Kaum aber hatte n das Periſtyl wieder erreicht, in welches die Thür von Ineſe's Zimmern mündete, als er ſich plötzlich von jenen Männern umgeben ſah, welche vorhin auf der Treppe hinter ihm geſtanden hatten. Der Erſte hielt ihm ein ſchwarzes hölzernes Kreuz, der Andere einen weißen hölzernen Stab, der Dritte ein bloßes Schwert mit den Worten entgegen: „Im Namen des Königs! Ihr ſeid der Gefangene der heiligen Inquiſition!"

Der Ritter erbebte. „Ich bin ein Unterthan des deutſchen Kaiſers," ſagte er mit mühſam errungener Faſſung.

„Ihr ſeid in Spanien geboren, ein Unterthan des Königs und reiſet in ſeinem Auftrag. Ihr habt gegen den reinen Glauben gefrevelt. Ergebt Euch ruhig, oder die Gewalt des heiligen Glaubensgerichts, deren Abzeichen Ihr in unſern Händen ſeht, wird Euch zu zwingen wiſſen."

Schon traten die bewaffneten Häſcher hinzu. Das Geräuſch und der Wortwechſel hatten die beiden Burſche aus dem Vorzimmer herbeigezogen. Als Martin ſah, was ſich hier begab, lief er erſchrocken, um ſeine Herrin zu holen. Beflügelten Schrittes eilten die beiden Marien herbei. Eben war der Anzug des lieblichen deutſchen Mädchens vollendet, und wie eine reizende Sylphide ſchwebte ſie daher, ein Aller Blicke bezauberndes Weſen. Maria de Pacheco, die leicht erregte Schwärmerin, eben noch verſunken in die ſchöne Geſtalt der neuen Freundin, folgte ihr jetzt, bleich vor Schrecken; denn das Wort „Inquiſition" war in ihr Ohr gedrungen. Auch Maria von Iſſelſtein kannte die furchtbare Bedeutung dieſes Wortes, und händeringend warf ſich das reizende Kind zu den Füßen der ernſten Männer. „O laßt ihn frei!" flehete ſie rührend; „laßt ihn mir, ich will ihn zum heiligen

Glauben an Chriſtum bekehren. Es iſt mir ja ſchon faſt gelungen. Stört mein frommes Werk nicht! Ich ſchwör' Euch zu, er wird an Chriſtum glauben!“ — Aber durch dieſe ihr von der Angſt ausgepreßten Worte, die einen Stein hätten zum Erbarmen bewegen können, wurde ſie unwillkürlich ſelbſt zur Anklägerin des geliebten Mannes. Die Diener der Inquiſition ſetzten ihrem verzweifelten Flehen nichts als ein kaltes Schweigen entgegen. Der Ritter hauchte ihr, indem er davon geführt wurde, einen ſchmerzlichen Abſchiedsgruß zu, und ohnmächtig ſank die ſchöne Dulderin auf die Steinplatten des Bodens und legte ihr holdes Haupt auf eine der Säulen, welche mitleidiger zu ſein ſchien, als die Menſchenherzen. In dieſem Augenblick raſete die wahnſinnige Königin kreiſchend vorüber, und Männer und Frauen hinter ihr, um ſie einzufangen. Die Halle füllte ſich mit Menſchen. Die Königin Germaine befahl weinend und händeringend ihre Equipage, um ſogleich mit dem Infanten und der Infantin, die ſchreiend umher irrten, abzureiſen. In dieſer wilden Verwirrung ſchlichen die Verſchwornen nach ihren Pferden, um das unheimliche Schloß eiligſt zu verlaſſen, und zu Ineſe de Cardona trat der Kämmerer des Kardinals und raunte ihr zu: „Ihr würdet wohl thun, mit der Königin Germaine zu reiſen; denn wenn Ihr morgen noch hier ſeid, ſo muß ich dem mir ſtreng auferlegten Befehl nachkommen, Euch mit Gewalt zu entfernen. Ich weiß Alles, was hier geſchehen iſt und in dieſer Nacht noch geſchehen ſollte. Darum rath ich Euch ernſtlich: reiſt mit der Königin!“

Ineſe begriff ſogleich, daß dies der beſte Rath ſei, der ihr gegeben werden konnte, zumal Vivian de la Chaux ſich nirgends ſehen ließ. Sie ſuchte Maria de Pacheco auf, und beide brachten die ohnmächtige Maria von Iſſelſtein zu Bett. Ineſe hatte ihre ganze Seelenſtärke wieder. Stolz und kalt ſagte ſie: „Wiederum ſcheint Alles für mich verloren; nur mein Muth iſt es nicht. Ich weiche jetzt der Gewalt der Umſtände, die ſich gegen mich verſchworen. Aber die glückbringende Stunde wird mir doch kommen. Ich überlaſſe dir Aya, wie du gewünſcht, und auch dieſes arme Kind befehl' ich deiner Sorge an. Nimm ſie mit dir nach Toledo und halte ſie wie eine Schweſter. Matty geht mit mir. Ich eile, um in dieſer Nacht noch dies Unglückshaus zu verlaſſen.“ —

Und ſo geſchah es. Ineſe reiſete mit der Königin Germaine, dem Infanten Fernando und der Infantin Katalina ab. Die lebensluſtige Germaine war froh, aus dem düſtern Schloſſe, in welchem der Wahnſinn hauſete, fort zu kommen. Am folgenden Tage verließ Maria de Pacheco Tordeſillas und führte in einer Sänfte die kranke Gräfin von Iſſelſtein mit ſich, welcher Aya einen Heiltrank gereicht hatte. Die beiden Knaben waren verſchwunden; Niemand hatte ſich um ſie bekümmert. — Bald lag das Schloß wieder ſo ſtill und ſchweigend, wie die Todtengruft gegenüber, und in ihrem Gemach hockte die wahnſinnige Königin, eine grauſigere Leiche, als die des Königs Philipp drüben im Kloſter.

## 2.

## Verſchiedne Thätigkeit der Fugger.

Nicht ganz ein Jahr nach den eben geſchilderten Begebenheiten verweilte Jakob Fugger in ſeinem prächtigen Schloſſe Fuggerau in Tyrol. Der Frühling des Jahres 1517 hatte ihn in die tyroler Berge geführt. Vielleicht war es, ihm ſelber unbewußt, die Sehnſucht nach der Liebe und Pflege ſeiner ihm gar werthen Ziehtochter Sibylle und ihres Ehewirths, des wackern Junker Bübenhoven, an dem ſeine Seele nicht minder hing. Nach einem Leben von ſo unausgeſetzter und wechſelvoller Thätigkeit, in welchem dem ehrenhaften Leinweber nie Zeit geblieben war, ſich den ſüßen, geiſtigen Genüſſen der Liebe hinzugeben, war endlich in ſeinem Herzen mit dem beginnenden Alter das Bedürfniß danach erwacht und forderte nur um ſo ſtärker Befriedigung. Vielleicht hatte er nie mehr bedauert, daß ihm ſeine Sibylle keine Kinder geboren, als jetzt. Deshalb war er um ſo zärtlicher gegen die Kinder ſeiner Brüder. Unter dieſen waren es aber vorzüglich zwei, an welchen ſein Herz mit den ſtärkſten Banden der Liebe hing, die beiden Geſchwiſterkinder Anton und Sibylle.

Anton Fugger ſtand jetzt im vierundzwanzigſten Lebensjahre und war ſo ganz nach dem Wunſche ſeines Ohms eingeſchlagen, daß er ſich der größten Zufriedenheit deſſelben erfreute. In Anton ſah Jakob gleichſam ſein junges Ebenbild, ſeinen geiſtigen Doppelgänger. Ernſt und ſchweigſam, umſichtig, verſtändig und ununterbrochen thätig in dem großartigen Handelsgeſchäft, hatte ſich der Neffe auch die Einfachheit und den rechtlichen Sinn des Ohms bewahrt; ja, zur größten Freude deſſelben hatte er ſich, ganz aus eignem Antriebe, doch noch in die Zunft der Leinweber einſchreiben laſſen, und liebte es, gleich dem Alten, ſich einen augsburger Leinweber zu nennen. Jakob hatte ihm dafür den Wellenhof geſchenkt. Und auch darin war Anton dem Ohm ähnlich, er fand weder an Gelagen und Tänzen, noch an ritterlichem Spiel und Kurzweil, noch an Frauenminne und Gunſt Gefallen. Er lebte und webte nur im Geſchäft und hatte demſelben bereits einen neuen und noch glänzendern Aufſchwung gegeben. Auch war er in der That jetzt das Haupt deſſelben, wenn auch noch nicht dem Namen nach. Jakob überließ ihm faſt ganz die Leitung der Hauptzweige. Wenn ihn der Ohm aber freundlich lächelnd erinnerte, er möge ſich doch nun auch nach einer Ehewirthin unter den Töchtern der Stadt umſehen, da entgegnete Anton ganz ſo, wie es einſt Jakob gethan hatte, dazu habe er noch lange Zeit. Erſt ſeien von ihm weit wichtigere und nöthigere Dinge zu verrichten. Und dieſe Antwort gefiel dem Alten abſonderlich, ſo wenig er ſich's auch merken ließ, und ſo ſehr er auch in Worten den Neffen darum tadelte. Gar gern hätte er Kinder ſeines Anton begrüßt, aber die Weigerung deſſelben war ihm doch lieber. — Hatte doch ſeine ſanfte, ſtille, beſcheidene Sibylle ihren Marx ſchon mit drei Kindern beſchenkt, mit zwei Knaben und einer Tochter, und Jakob liebte dieſe Sproſſen, die luſtig in Tyrols geſunder Bergluft aufblüheten, als ſeine Enkel. In Sibylle's Haus gefiel's dem alten Herrn am beſten. Der ſtille Friede einer thätigen, gemüthlichen Weiblichkeit verjüngte ihn gleichſam, und Bübenhovens treue, ſorgſame Geſchäftigkeit beim Bergweſen verklärte den hereinbrechenden Abend ſeines Lebens mit freundlichen Sonnenſtrahlen. Denn wie ſehr auch Jakob dem Handelsgeſchäft mit Eifer obgelegen, das zärtlich gepflegte Kind ſeiner Liebe war und blieb doch der Bergbau. Und deshalb hatte er auch den geliebten Marx zum Leiter und Aufſeher der tyroler Silberbergwerke beſtellt. Bübenhoven aber, als Mann in ſein ſchönes Vaterland zurückgekehrt, das er als Knabe hatte verlaſſen müſſen, ſchien in der Mitte der grünen Berge ſein Jünglingsalter, das er in dem flachen Brabant verlebt, noch einmal zu gewinnen, gleichſam als müſſe er der Heimat die ganze Summe ſeines Lebens abtragen und die ihr verloren gegangenen Jahre nachholen. Die krankhafte, weichliche Schwärmerei ſeiner Jugend hatte ihn verlaſſen; das reine, tiefe, empfängliche Gemüth, durch Arbeit gekräftigt, durch den Segen der Häuslichkeit gehoben, war ihm geblieben. Nie hatte er etwas mit größerer

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52868-X
STORCH,L. FN. 1834/071

Luſt und Liebe getrieben, als den Bergbau in den vaterländiſchen Bergen. Er war wie zum Bergmann geſchaffen, und ſeit er an der Spitze des Fuggerſchen Bergweſens ſtand, hatte ſich der Betrieb der Gruben ſchon verdreifacht. Zwar hatte er ſeinen Wohnſitz im Schloſſe Fuggerau, doch beſaß er auch ein eignes Haus in Hall, welches er im Winter bewohnte, wo er der Hauptſtadt und den Bergwerken nahe war. — Durfte man ſich verwundern, daß Jakob Fugger am liebſten in Bübenhovens Familie verweilte?

Raimund Fugger war dem alten Herrn zu vornehm, zu pracht- und vergnügungsſüchtig. Seit er mit ſeiner Katharina ein eignes Haus in Augsburg machte, waren ſeine hochadligen Liebhabereien und Neigungen nur noch ſtärker hervorgetreten, und er war der Repräſentant des Fuggerſchen Hauſes nach dieſer Richtung hin. Die weltlichen und geiſtlichen Fürſten aus der Nachbarſchaft Augsburgs und was ſonſt vornehm und ritterlich war von Einheimiſchen und von fremden Gäſten ging bei ihm ein und aus und fand einen Platz an ſeinem reichbeſetzten Tiſche. Er beſaß große Güter, ſein Stall beherbergte die koſtbarſten Pferde, ſein Falkenier durfte ſich rühmen, Jagdvögel zu ätzen, wie ſie der Kaiſer ſelbſt nicht beſaß, und ſeine Hunde waren nicht minder berühmt. Zwar entzog er ſich der Handelſchaft keineswegs, aber er trieb ſie in der vornehmen Weiſe der fürſtlichen Handelsherren zu Florenz, Venedig, Genua, Gent und Antwerpen. Vorzüglich hatte er ſich einen eigenthümlichen Handelszweig geſchaffen, der vor ihm noch nicht, wenigſtens nicht in dieſer Ausdehnung beſtanden hatte; es war der Handel mit Kunſtgegenſtänden. Gemälde, Bilderſchnitzereien, geſchnittene Steine, Münzen, ciſelirte Arbeiten gingen durch ſeine Hand; die Künſtler fanden an ihm ſtets einen Käufer, und Fürſten und Herren waren ſeine Kunden. Die berühmten Gemälde Albrecht Dürers zu Nürnberg, der eben in ſeiner vollen ſchöpferiſchen Kraft ſtand, die Hans Holbeins in Baſel, der zu jener Zeit die Aufmerkſamkeit der Kunſtkenner auf ſich zu ziehen begann, ja ſogar mehre Werke Lucas Kranachs in Wittenberg waren eine Zeit lang Eigenthum Raimund Fuggers; die Goldſchmiede und Steinſchneider Augsburgs, Regensburgs und Nürnbergs hatten gleichſam ihre Niederlagen bei ihm. Er machte behufs dieſes Handelszweigs bedeutende Reiſen nach Italien und ſtand mit faſt allen großen Künſtlern ſeiner Zeit in perſönlichem Verkehr.

Alle dieſe Dinge ſagten aber ſeinem Ohm nicht ſonderlich zu, und man ſah deshalb den Alten wenig in Raimunds Hauſe.

Mit ſeinem Neffen Ulrich hatte Jakob noch weniger Glück. Wenn beide auch nicht in offener Feindſchaft miteinander lebten, ſo waren ihre Anſichten und Grundſätze doch ſo himmelweit verſchieden, und liefen geradezu in entgegengeſetzter Richtung, daß Ohm und Neffe unmöglich lange auch nur ſcheinbar gute Freunde bleiben konnten. Ulrich hatte ſich im Jahre 1516 auf den Wunſch ſeiner Mutter mit jener Veronika Gaßner, der Tochter eines der vornehmſten und reichſten Häuſer Augsburgs, mit der er ſchon einige Jahre Umgang gepflogen, vermählt und ein beträchtliches Rittergut bei Schwaz in der Grafſchaft Tyrol gekauft. Sein Ohm hoffte von dieſen Schritten, der „tolle Gauch" werde nun zu Verſtand gekommen ſein. Aber ſehr bald und ſchier nur einige Wochen ſpäter mußte Herr Jakob zu ſeiner Betrübniß erfahren, wie weit Ulrich von dieſem Verſtand in ſeinem Sinne entfernt war, und wie eigentlich gar nicht darauf zu rechnen ſei, daß er ihn jemals erlangen werde.

Gleichzeitig mit dem Aufruhr des armen Konrad in Würtemberg und dem blutigen Aufſtand der Leibeignen in Ungarn zeigten ſich auch bedenkliche Volksbewegungen in der windiſchen Mark. In dieſen von Schönheit und Reichthum überſchütteten Gebirgsländern in den prächtigen krainiſchen und kärnthneriſchen Alpen, in der Steiermark, voll himmelhoher, üppiger Berge, lieblicher Thäler und fruchtbarer Ebenen lebte ein genügſames, beſcheidenes, aber freies Völkchen, zum größten Theil aus Slaven aus dem Volksſtamme der Wenden beſtehend, und daher der Name des wendiſchen oder windiſchen Landes, wie man Steier und Kärnthen vorzüglich benannte, aber auch ſtark mit ächt deutſcher Bevölkerung gemiſcht. Sie machten ein eignes Herzogthum aus, und die windiſchen Bauern hatten das uralte Recht, ihrem Herzog die Lehen mit einer ſehr charakteriſtiſchen Feier ſelbſt zu übertragen. Ein Bauer gab dabei dem in Bauerkleidern vor den verſammelten Bauern erſcheinenden Herzog, der ihnen ſchwören mußte, ihre Freiheiten und Rechte heilig zu halten, den bezeichnenden Backenſtreich. Geſetz und Glauben gingen dieſen einfachen, arbeitfröhlichen, treuen Menſchen über Alles. Geiſtlichkeit und Adel wurden von ihnen ſchier abgöttiſch verehrt, und Geiſtlichkeit und Adel mißbrauchten ihren Einfluß auf dieſe Gebirgsbewohner, wie ſie ihn immer gemißbraucht haben, um ſie ſchmählich zu bedrücken und auszuſaugen. Als Kaiſer Friedrich III. ihr Herzog wurde, erklärte er ſtolz, daß es ihm nicht anſtändig ſei, im Bauernkleid vor den windiſchen Bauern aufzuziehen und von einem Bauer mittels eines Backenſtreichs die herzogliche Gewalt in Kärnthen zu empfangen, und ſchaffte den alten ehrwürdigen Gebrauch der Belehnung ab; er mußte aber den Bauern verbriefen, daß es ihnen und ihren Nachkommen keinen Schaden an ihren alten Freiheiten und Herkommen bringen ſolle. König Maximilian, in ſeiner Jugend ein Freund des gemeinen Mannes, verſprach den alten Gebrauch der Belehnung durch die Bauern wieder aufzurichten, aber er hielt nicht Wort, wie überhaupt ſein ſpäteres Leben nicht hielt, was ſeine Jugend verſprochen hatte. Und ſo war denn unter ſeiner Regierung in dieſem ſeinen Erbland die Bedrückung der Bauern durch die weltlichen und geiſtlichen Herrn bis zum Unerträglichen geſteigert, zumal Maximilians thörichter Krieg mit Venedig wegen der Durchzüge durch ihr Land, Türkeneinfälle, Mißwachs und Erdbeben ſie ſehr erſchöpft hatten. Seit funfzig Jahren war dieſes Land ſiebenundzwanzig Mal vom grauſamen Säbel der Osmanen überfallen worden und hatte an zweimalhunderttauſend Menſchen auf gewaltſame Weiſe verloren, ohne den ungeheuren Raub an öffentlichem und Privateigenthum. Die Bauern waren bis zur tiefſten Armuth herabgebracht; Verzweiflung und der neue Geiſt des Jahrhunderts hatten ihnen ſchon 1503 gleichzeitig mit der Entſtehung des Bundſchuhs im Buchrain die Waffe der Empörung in die Hand gegeben, aber ſie war ihnen ſchnell wieder entriſſen worden. Die Bedrückungen nahmen zu, der Krieg mit Venedig ſtürzte die Bewohner der windiſchen Mark in neues Elend. Dazu that 1509 ein Erdbeben großen Schaden, und ein darauf folgendes großes Sterben raffte die Blüthe des Landvolks hinweg. Und immer ſchlimmere Leiden ſuchten das ſchöne Gebirgsland heim. Im Frühling 1511 verwüſteten es neue Erdbeben, und im Sommer fielen die Türken wieder verwüſtend ein und ſchleppten einen großen Theil der Bevölkerung in die Sklaverei fort. Und all' dieſer Noth ungeachtet fuhren die Herren doch fort, das Landvolk bis aufs Blut zu ſchinden, und der Kaiſer wußte nichts davon oder wollte nichts wiſſen. Er hatte ja nur Sinn für ſeine abenteuerlichen Kriege mit Venedig und Frankreich. Da erhoben ſich die unglücklichen windiſchen Bauern 1513 zum zweiten Mal zu offenem Widerſtand, aber auch dieſer wurde ſchnell unterdrückt. Die Bewegung dauerte im folgenden Jahre fort, das in Bezug auf die Volksempörung ſo merkwürdig war. Aber aus den ſteieriſchen Alpen erſchallten wenig ſichere Nachrichten in die übrigen deutſchen Länder. Der einheimiſche Adel und die kaiſerlichen Amtleute vereinigten ſich nun, den ſogenannten Uebermuth des Bauern zu brechen und ihm ein Gebiß anzulegen, wie ſie ſich ſcherzweiſe ausdrückten. Die Unglücklichen ſollten zu neuen ſchweren Abgaben gezwungen werden. Namentlich wurde eine große Landſteuer ausgeſchrieben, mittels welcher die grauſamen Dränger große Summen zu erpreſſen gedachten, und zwar Alles im Namen des Kaiſers, als begehre dieſer ſolche Schatzung für ſeine Kaſſen. Die deutſche Bevölkerung in Mittelkrain that ſich dagegen zuſammen, um ſich in ſolcher Bedrängniß gemeinſchaftlich zu berathen. Bald traten aus allen Theilen des Landes Bauern zu ihnen und ſtrömten haufenweiſe bei dem Städtchen Rain, da, wo die Gurk ſich in die Sau ergießt, zuſammen und beriethen ſich, wie ſie ſich ihres großen Jammers erledigen und wieder zu ihren alten Freiheiten gelangen könnten. Der Beſchluß ward gefaßt, ihr altes Recht auf dem Rechtswege zu ſuchen, und ſie ſandten Boten an die kaiſerlichen Amtleute und begehrten ihre „alte Gerechtigkeit“ zurück. Aber die ergrimmten Herren warfen die Sprecher ins Gefängniß und ließen ſie als Verbrecher hinrichten, in der thörichten Meinung, damit den Trotz der Bauern zu brechen und zum Zahlen der neuen Steuer geneigt zu machen. Verzweiflung ward dem Volke für Hochmuth, das Beanſpruchen ſeiner alten Rechte für ſündhafter Frevel ausgelegt. Das unſchuldig vergoſſene Blut ſchrie um Rache und rief die glimmenden Funken der Empörung im ganzen Gebirg zu hellen Flammen. Vögte, Amtleute und Edelleute wurden erſchlagen, achtzigtauſend Bauern ſtanden bald in Waffen und bildeten einen großen windiſchen Bund zum Krieg gegen das Herrenthum, und ſie nannten dieſen Krieg Stora brauda, zu deutſch: die alte Gerechtigkeit.

Das verſammelte Bauernheer ſtellte nun noch einmal an die kaiſerlichen Amtleute die Frage: ob ſie die armen Leute bei ihrem alten Herkommen wollten verbleiben laſſen? Dieſe antworteten: ihr Begehren müſſe vor den Kaiſer gebracht werden. Darauf ſetzten die Bauern einen Brief an den Kaiſer auf, worin ſie klagten, daß die kaiſerlichen Amtleute ihre Gewalt mißbrauchend den armen Mann in ſeiner Majeſtät Namen unleidlich geſchätzt, beſchwert und mißhandelt, „ſchier bis auf das Bein genagt." Sie aber verſähen ſich, daß ſeine Majeſtät dieſer Unbilden kein Wiſſen trüge, geſchweige, daß es auf dero Befehl und Geheiß geſchehen ſein ſollte.

Aber auch die edlen Herren beſchickten ihrerſeits den Kaiſer und riefen ſeine Hülfe wider den hochmüthigen Trotz und die frevelhafte Empörung des Bauernhaufens an. Der Kaiſer hielt ſich gerade zu Augsburg auf, um das Geld zu ſeiner Zuſammenkunft mit den Königen von Ungarn und Polen und zu der ſeltſamen Kinderhochzeit, die nachher in Wien ausgeführt wurde, zuſammen zu bringen, und beide, die Boten der Bauern und die der Herren, kamen hieher, um ihm ihre Vorſtellungen zu machen. Das Erſcheinen dieſer ungewöhnlichen Geſandtſchaften machte in der Stadt ungemeines Aufſehen. Durch ſie erfuhr man erſt ausführlich, was in der windiſchen Mark geſchehen war. Die Bauern erzählten ſchlicht ihre Noth und Drangſal, die Herren ſchilderten die fluchwürdige Empörung des Volks mit den ſchwärzeſten Farben. So bildeten ſich denn ſchnell, noch ehe die Boten vom Kaiſer angehört wurden, zwei Parteien in der Stadt, eine große aus den reichſten und vornehmſten Geſchlechtern, die alles gut hieß, was der Kaiſer that, und die von ſeiner zeitherigen Handlungsweiſe ſchließend mit Gewißheit vorausſetzte, er werde ein Heer in die Krainer Alpen ſchicken und die aufrühreriſchen Bauern auseinander jagen und an Leib und Gut ſtrafen laſſen; und eine kleine, welche, der Stimme des Rechts, der Billigkeit und der Vernunft Gehör gebend, die Sache der Bauern in Schutz nahm. Es waren dies meiſt junge Leute, Bürgerſöhne, und unter ihnen manche aus angeſehenen und reichen Häuſern. Ein vorzügliches Glied dieſer Partei war Ulrich Fugger, während ſein Ohm Jakob und ſeine Vettern Raimund und Anton ſich auf die Seite der Herren ſtellten. Es wurde viel hin und her geſtritten, bis der Tag kam, an welchem der Kaiſer die beiderſeitigen Boten zuſammen vor ſich kommen ließ und ſie einander gegenüber ſtellte. Nun ſah hier der Kaiſer eine ihm willkommne Gelegenheit, den Uebermuth ſeines erbländiſchen Adels und die freche Willkür ſeiner Amtleute, die ihm ſchon lang zuwider geweſen, im Intereſſe ſeiner fürſtlichen Macht zu dämpfen; vielleicht begriff er auch endlich das himmelſchreiende Unrecht, welches den Bauern angethan worden, und erinnerte ſich noch einmal der löblichen Vorſätze ſeiner Jugend. Genug, er hörte mit Theilnahme die Klagen der Bauern an, er ſprach ihnen Muth zu, nichts zu verſchweigen, und redete dann in Beiſein der Bauern die Geſandten des Adels aufs ſchärfſte an und drohete ihnen mit ſeinem ganzen Zorn, wenn ſie fortführen den gemeinen Mann in ſeinem Namen alſo zu bedrängen. Dann wandte er ſich den Bauern freundlich zu und ermahnte ſie zum Gehorſam gegen ſeinen Befehl; dieſer aber beſtand darin, daß ſie aus dem Feldlager gehen und in ihre Häuſer, zu ihrer Arbeit zurückkehren ſollten. Er verſprach ihnen, wenn ſie Frieden und Ruhe hielten, werde er nicht dulden, daß ſie von ſeinen Amtleuten ferner in ihren alten Gerechtigkeiten gekränkt und mit unbilligen Neuerungen beſchwert würden.

Dieſer Beſcheid des Kaiſers machte in Augsburg großes Aufſehen. Die kleinere Partei jubelte dem Kaiſer Beifall, die große lobte ihn mit kühlen Worten. Ulrich Fugger, der ſich mit den Abgeordneten der Bauern befreundet und ſie in ſein Haus eingeladen hatte, ſchwieg und äußerte nur zu einigen ſeiner vertrauteſten Freunde, er traue den ſchönen Worten des Kaiſers nicht. Verſprechen und Halten ſei bei ſeiner Majeſtät ſtets zweierlei Ding, und ſeine Kunſt ſei es immer geweſen, ſchöne-herzliche Reden zu halten, dem Volke mit aufgeputzten Worten allerlei ſchimmernde Hoffnungen zu machen, ſich an dem dadurch erregten wohlfeilen Beifallsſturm zu weiden und hinterdrein gar nichts zu thun, oder geradezu das Gegentheil von ſeinen Verſprechungen. Deshalb müſſe man auch jetzt die Thaten des Kaiſers abwarten. Ulrichs Aeußerungen verbreiteten ſich im Stillen und kamen auch ſeinem Ohm zu Ohren, der darüber nicht wenig erbittert wurde.

Die Botſchaft des Kaiſers an das windiſche Bauernheer erregte die größte Freude im Volke; im feſten Vertrauen auf das kaiſerliche Verſprechen der gnädigen Abhülfe ihrer Noth, gingen die bewaffneten Haufen auseinander. Und wie Recht hatte Ulrich Fugger! Der Kaiſer ritt jetzt wieder ſein altes Steckenpferd, die Ländervergrößerung ſeines Hauſes; die Verbindung ſeiner Enkel mit den ungariſchen Königskindern nahm ihn ſo in Anſpruch, daß er der armen Bauern in den ſteieriſchen Alpen nicht mehr gedachte. Der dortige Adel und die Amtleute kannten ihn beſſer, als die dummen Bauern. Kaum waren dieſe friedlich in ihre Hütten zurückgekehrt, als die unerhörteſten Mißhandlungen und die gräßlichſten Grauſamkeiten an ihnen verübt wurden. Die bübiſche Tücke des Adels, die rachſüchtige Bosheit der Amtleute, unterſtützt von der in ihren Schwelgereien geſtörten Kleriſei vereinigten ſich zu ſcheußlichen Thaten; wie eine Heerde blutgieriger Wölfe in die Hürde bricht und die Schafe mordet, ſo fielen ſie in die Hütten des Volks, raubten, plünderten, ſchändeten, mordeten, quälten mit grauſamen Martern, ſengten und brennten. Der Kaiſer feierte derweil in Wien prunkvolle Feſte und hielt eine ſchöne Rede an die Könige von Ungarn und Polen und deren Räthe. Der windiſche Bauer war verlaſſen und verrathen, und der Wuth ſeiner Würger preisgegeben. Der geſetzte Widerſtand des Volks ſchlug nun ſelbſt in die Wuth eines muthwillig gereizten Raubthieres um. Mord und Verderben der kaiſerlichen Amtleute und der adligen Herren ward die Loſung des windiſchen Bauernbundes. In den drei Ländern Steier, Kärnthen und Krain zogen die bewaffneten Bauernhaufen umher, erſtiegen die Schlöſſer und verbrannten ſie und ſchlugen todt, was einen adeligen Namen trug. Die Kunde von dieſen furchtbaren Gräueln erſchallte durch alle deutſchen Gauen und brachte eine ungemeine Aufregung hervor.

Zu derſelben Zeit erfuhr Jakob Fugger, daß ſein Neffe Ulrich von Schwaz in Tyrol, wohin er ſich begeben, geheime Boten in das benachbarte Kärnthnerland geſchickt und andre von dort empfangen habe. Es konnte bald kein Geheimniß mehr ſein, daß der reizbare Ulrich in Verbindung mit den aufrühreriſchen Bauern ſtand und ſie mit Geldmitteln unterſtützte. Schon lange war dem alten Herrn der Umgang anſtößig geweſen, welchen ſein heißblütiger Neffe mit jener ihm verhaßten Malersfrau in der Fuggerei, die ihm ſchon ſo vielen Verdruß gemacht, unterhielt, und wenn dies gleich ſo heimlich als möglich geſchah, ſo verſchmähete es doch Jakob nicht, ſowohl ſeinen Neffen, als auch Frau Eleonoren van der Voort mit Spähern und Aufpaſſern zu umgeben, die ihm getreulich über die öftern Zuſammenkünfte dieſer Beiden berichteten. Frau Eleonore hatte wieder einen großen Vorrath von kleinen Heiligenbildern angefertigt, und war damit nach Tyrol gereiſt, angeblich um ſie zu vertreiben. Sie war in Hall und Schwaz geſehen worden, und es gelang Herrn Jakob auszukundſchaften, daß ein Mann mit ſolchen Bildern über die Berge hinüber nach Kärnthen gegangen war, und ſeit dieſer Zeit war jede Spur von der gefährlichen Frau in Tyrol verſchwunden. Es blieb kaum ein Zweifel übrig, daß ſie in Männerkleidung einen Boten Ulrichs an die windiſchen Bauern abgegeben hatte, und der Bilderhandel nur Vorwand und Deckmantel ihres wahren Treibens war. Dies wurde um ſo wahrſcheinlicher, da Raimund Fugger, für den ſie ſchon einige Beſtellungen gut ausgeführt, wieder mehre Bilder bei ihr beſtellt hatte, die, obgleich ſie damit einen weit größern Gewinn erzielen konnte, als mit dem ärmlichen Handel mit Heiligenbildchen, gar nicht einmal von ihr in Angriff genommen worden waren.

Jakob hielt es für eine Gewiſſensſache, ſeinen gottvergeſſenen Neffen noch einmal nachdrücklich zu warnen, aber ihre Unterredung hatte keine andre Folge, als daß Ulrich ſich von dem fuggerſchen Hauptgeſchäfte trennte und ſein eigenes Geſchäft begründete. Er trieb nicht nur Handel, ſondern er pachtete auch ein Silberbergwerk von der kaiſerlichen Kammer in der Nähe von Schwaz, und er und ſein Ohm kamen in keine Berührung mehr mit einander. Doch machte es Jakob den größten Kummer, daß ein Fugger, ein Sohn ſeines eignen Bruders, alſo feindſelig gegen den Kaiſer, gegen die Prieſter, gegen Geſetz und Ordnung geſinnt war und ſich ſogar herbei ließ, aufrühreriſche Bauern zu unterſtützen.

Der Kaiſer ſah der tollen Wirthſchaft in der Steiermark unthätig zu; es ſchien ihm recht zu ſein, daß die Bauern die ſchuldigen Edelleute todt ſchlugen. Er zog zu Anfang des Jahres 1516 mit einem Heere nach Italien, um ſich mit dem jungen Könige von Frankreich zu meſſen und die Franzoſen wieder aus Mailand zu verjagen. Aber er kehrte ſchnell unverrichteter Sache nach Innsbruck zurück, und nun erſt dachte er daran, dem blutigen Unfug und dem tollen Uebermuth der krainer Bauern ein Ende zu machen. Und in der That waren dieſe übermüthig geworden. Da ſie nirgends kräftigen Widerſtand fanden, ſo begnügten ſie ſich nicht damit, die Schuldigen unter dem Adel zu ſtrafen, ſondern ſie griffen immer weiter und übten gegen Jedermann eine unerträgliche Tyrannei. Das ganze ſchöne Land ging mit Rieſenſchritten ſeinem Verderben entgegen. Bis an das adriatiſche Meer hinab waren alle Bande der Ordnung und geſetzlichen Zucht gelöſt. Die Bauern wirthſchafteten überall auf die greulichſte Weiſe und vernachläſſigten alle Arbeit, ſo daß die Aecker brach lagen und ein allgemeiner Mangel der entbehrlichſten Nahrungsmittel drohete. In Steier und Kärnthen hatte ſich der Aufſtand allmälig von ſelbſt gelegt, in Krain wüthete er dagegen um deſto ſchlimmer. Der Kaiſer ließ in Kärnthen zu Villach, Freiſach und Klagenfurt Landsknechte werben und gab dem Landeshauptmann in Steier, den ihm befreundeten Siegmund von Dietrichſtein, den Oberbefehl über das zuſammengebrachte Heer. Erſt wurden aber die Bauern vor die kaiſerlichen Kommiſſarien geladen, und als ſie nicht erſchienen und, der frühern Täuſchung eingedenk, jede gütliche Weiſung verſchmäheten, überfiel Dietrichſtein die Sorgloſen zu Michaelis und richtete ein großes Blutbad unter den Flüchtigen an. Alle wurden erſchlagen, welche die Kaiſerlichen erreichten, und wer ſich von den Aufrühreriſchen ſpäter im Lande betreten ließ, wurde gehenkt oder geſpießt oder geviertheilt. Es war ein allgemeines Bauernabſchlachten im Lande. Denen, welche entwichen, wurde alles Eigenthum genommen und ihre Häuſer niedergebrannt. Was am Leben und im Lande blieb, wurde gebrandſchatzt, ja die Rache der Edelleute ging ſo weit, daß ſie ſich ſelbſt ſchadeten, indem das Land verödete und verdarb. Die alten Bauernrechte gingen für immer verloren. Eh' das Jahr 1517 anbrach, war Krain beruhigt; Steier und Kärnthen waren ſchon früher mit minder kräftigen Maßregeln zum Gehorſam zurückgebracht worden. So hielt der ritterliche Kaiſer Maximilian den windiſchen Bauern ſein Wort. Jakob Fugger nannte das göttliche Gerechtigkeit, Ulrich Fugger himmelſchreienden Treubruch und gottloſe Menſchenſchlächterei.

Im Spätherbſt war Frau Eleonore wieder in ihrem Häuschen in der Fuggerei eingewandert.

Als Jakob am 5. März 1517 ſeinen achtundfünfzigſten Geburtstag feierte, waren alle lebenden Glieder des Fuggerſchen Hauſes um ihn verſammelt, außer Ulrich, obgleich er in Augsburg zugegen war. Dieſer ſah alſo die ganze Feier für eine Demonſtration gegen ſich an, doch ließ er ſich keine Aeußerung gegen den Ohm zu Schulden kommen, die ihm irgend als Ausbruch von Erbitterung hätte gedeutet werden können.

Jakob reiſete bald darauf mit der Bübenhovenſchen Familie nach Tyrol, um in ihrem Schoße den Frühling zu verleben.

## 3.

## Gäſte in Schloß Fuggerau.

Im Schloß Fuggerau waren Gäſte von ausgezeichnetem Namen. Von ſeinem Schloſſe Mindelheim in Oberſchwaben war der berühmte Feldhauptmann des Kaiſers Georg von Frundsberg nach Tyrol gekommen, um dem Kaiſer aufzuwarten. Denn vor Kurzem erſt war er nach der ruhmvollen Vertheidigung Verona's gegen die Venetianer und Franzoſen und nach Uebergabe der Stadt durch den Vertrag, welchen der junge König Karl von Spanien mit dem König Franz von Frankreich geſchloſſen, ins Vaterland heimgekehrt, das er faſt vier Jahre lang nicht geſehen hatte. Nachdem er jetzt vom Kaiſer in Innsbruck gnädig entlaſſen und zum Feldhauptmann von Tyrol ernannt worden war, konnte er ſich nicht verſagen, dem berühmten Jakob Fugger einen Beſuch auf dem neuen Schloſſe zu machen, zumal Frundsberg einem edlen tyroler Geſchlecht entſtammte, dem die reichen Silberbergwerke bei Schwaz, die jetzt Fugger in Pacht hatte, eigenthümlich gehört hatten. Der tapfre Feldhauptmann, im Verein mit ſeinem Kaiſer der Schöpfer der Landsknechte und der neuen Kriegskunſt, ſtand in der vollſten Blüthe ſeiner Mannskraft, im 44ſten Lebensjahre, ein Rieſe an Leibesgeſtalt und mit der entſprechenden, ſelbſt in jenen Tagen ungewöhnlichen Stärke verſehen.

Von Nürnberg waren nicht minder berühmte Männer gekommen, der gelehrte Rathsherr und kaiſerliche Rath Wilibald Pirkheimer, vor achtzehn Jahren Kampfgenoſſe Georgs von Frundsberg im unglücklichen Kriege Maximilians gegen die Schweizer. Denn Pirkheimer war vom Senat der Stadt Nürnberg mit der Anführung des Kriegsvolks betraut worden, welches die freie Stadt dem ſchwäbiſchen Bunde ſtellte, deſſen Hauptmann Frundsbergs Vater war. Pirkheimer war nachher der Geſchichtſchreiber dieſes Kriegs geworden und hatte ſich dadurch und durch ſeine eifrige Pflege der Künſte und Wiſſenſchaften des Kaiſers hohe Gnade erworben. Jetzt war er ſiebenundvierzig Jahre alt, ein ſtattlicher Patrizier und feiner Weltmann. Sein Begleiter war ſein wackrer Freund, der Maler Albrecht Dürer, nur ein Jahr jünger als Pirkheimer, eine der edelſten und kräftigſten Männergeſtalten. Von Augsburg endlich war Konrad Peutinger, der gelehrte und treffliche Stadtſchreiber ſeiner Vaterſtadt, angelangt. Peutinger und Pirkheimer waren durch gemeinſame Studien aufs Innigſte befreundet. Und auch gelehrte Angelegenheiten hatten ſie nach Fuggerau geführt, höflichſt eingeladen von Herrn Jakob Fugger. Dieſer hatte nämlich ſeine nicht unbedeutende Bibliothek von Augsburg nach Fuggerau ſchaffen und durch Pirkheimer und Peutinger in Nürnberg und Augsburg, durch Konrad Celtes, den gelehrten Freund dieſer Männer, in Wien beträchtliche Bücherankäufe machen laſſen, um einen großen Saal des neuen Schloſſes damit zu ſchmücken. Denn wenn Jakob Fugger auch ſelbſt kein Gelehrter war, ſo hatte er doch eine große Leidenſchaft für Bücher und andre wiſſenſchaftliche Werke und eine ſtarke Zuneigung für Gelehrte, Dichter und Künſtler und glich auch in dieſer Beziehung ſeinem kaiſerlichen Freunde. Die Fuggerau aber ſollte Jakobs Muſenſitz werden. Hierher wollte er ſich aus dem Geſchäftstreiben zurückziehen, im Genuſſe einer ſchönen Natur und der beſten wiſſenſchaftlichen Werke, in der Nähe des geliebten Kaiſers und von gelehrten Freunden umgeben, die er öfter einzuladen gedachte. Pirkheimer und Peutinger waren nun zuerſt auf eine ſolche Einladung auf das neue prächtige Schloß gekommen, um die Bibliothek zu ordnen und aufzuſtellen. Der Nürnberger und Augsburger Rathsherr waren nämlich die größten Bücherkundigen, welche damals in Deutſchland lebten, und beſaßen ſelbſt große und reiche Bibliotheken. Dürer aber hatte Pirkheimer begleitet, und alle zuſammen hatten dem Kaiſer in Innsbruck die Aufwartung gemacht. Sie waren kaum auf das Schloß zurückgekehrt, als ein Rath des Herzogs Wilhelm von Baiern, Namens Hans von Bemmelberg, ebenfalls dort anlangte, um mit Jakob Fugger eine Geldanleihe für ſeinen fürſtlichen Herrn abzuſchließen. Der herzogliche Rath war jünger als die übrigen Männer; aber die Geſellſchaft ſollte noch durch einen jüngern und vornehmern Mann vermehrt werden. Mit einem kleinen Gefolge erſchien nämlich im Schloſſe Fuggerau der Markgraf Johann von Brandenburg-Onolzbach (Ansbach), ein Bruder des Markgrafen Kaſimir, welcher Letztere oft in Begleitung des Kaiſers war und der vor zwei Jahren mit ſeinen Brüdern viel, wenn auch nicht rühmlich von ſich reden gemacht hatte. Es waren vier Brüder, Kaſimir, Georg, Johann und Albrecht, Söhne des Markgrafen Friedrich, Bruder des Kurfürſten Johann Cicero. Markgraf Friedrich, der Beſitzer der fränkiſchen Lande, ein romantiſcher Kopf, hielt ſeinen üppigen Hof auf der ſtolzen Bergfeſte Plaſſenburg bei Kulmbach. Er hatte viel für ſeine Söhne gethan und der jüngſte, Albrecht, war Hochmeiſter des deutſchen Ordens in Preußen. Zum Dank verſchworen ſich die drei ältern auf Antrieb des kalten egoiſtiſchen Kaſimir, gegen den Vater, überfielen ihn Nachts im Bette nach einem fröhlichen Faſtnachtsfeſte im Jahre 1515 und ſperrten ihn unter dem lügneriſchen Vorgeben, er ſei irrſinnig, ein und Kaſimir bemächtigte ſich der Herrſchaft. Und kein Rächer dieſer Unthat erſtand; denn die verbrecheriſchen Brüder hatten ſich in die Gunſt des Kaiſers zu ſetzen gewußt, beſonders Kaſimir, und ſo blieben die drei Brüder, trotz dem Widerſpruch des vierten, Albrecht, der ſich dem Bubenſtücke widerſetzte, in Beſitz des väterlichen Guts, und der unglückliche Vater in der Haft. Sie aber ſprengten überall aus, er ſei unheilbar wahnſinnig. Es gab aber genug Leute, welche dieſe Lüge nicht glaubten und über die Handlungsweiſe der jungen Markgrafen empört waren.

Die drei Markgrafen waren mit dem Kurfürſten von Brandenburg Joachim und deſſen Bruder, dem Kurfürſten und Erzbiſchof von Mainz Albrecht, Geſchwiſterkindsvettern. und Markgraf Johann, ein vergnügungsſüchtiger, von wilden Leidenſchaften bewegter Mann, hielt ſich viel am luxuriöſen Hofe ſeines geiſtlichen Vetters zu Mainz auf und ſtand eigentlich im Dienſte deſſelben, wenn auch nicht dem Namen nach. Von ausgezeichnet ſchöner Leibesgeſtalt und jenem geſchmeidigen Weſen, das man damals ſchon mit dem Namen Chevalerie zu bezeichnen begann, galt er für einen der gewandteſten, ausgezeichnetſten Fürſten. Zum Soldaten und Hofmann erzogen, hatte er ſchon im Dienſte mehrer Höfe, auch des kaiſerlichen, geſtanden, und hatte ſich überall als ein brauchbarer Mann gezeigt. Berüchtigt war er wegen ſeiner Minnehändel, und auch das war nicht unbekannt, daß es ihm auf ein Verbrechen nicht ankam. Er hatte es in der Behandlung des eignen Vaters bewieſen. Doch waren die drei Markgrafen, und beſonders Johann, in der vornehmen Welt etwas anrüchig.

Seit ſein um ein paar Jahre jüngerer geiſtlicher Vetter Albrecht zum Erzbisthum Magdeburg auch das von Mainz hinzu erhalten und erſter geiſtlicher Kurfürſt, Reichserzkanzler und Primas des heiligen römiſchen Reichs geworden war (in ſeinem vierundzwanzigſten Lebensjahre!) hatte Markgraf Johann ſich ihm angeſchloſſen und meiſt am kurfürſtlichen Hofe gelebt. Und in der That paßten die beiden jungen Vettern trefflich zuſammen. Kurfürſt Albrecht war lebensluſtig und verſtand die Kunſt fein und genußreich zu leben mehr als ſeine geiſtlichen und fürſtlichen Obliegenheiten; freiſinnig bis zur Frivolität, ſchätzte er ſchöne Frauen und helle gebildete Köpfe gleich hoch, und ſein Hof galt für den eleganteſten und angenehmſten der damaligen Zeit, und bot geiſtreichen lebensluſtigen jungen Männern den erwünſchteſten Aufenthalt. Der Hof wurde meiſt zu Mainz, aber auch abwechſelnd — wenigſtens in den erſten Jahren der kurfürſtlichen Regierung Albrechts — zu Halle an der Saale gehalten und ſtand mit dem Hofe des gleichnamigen Deutſchordensmeiſters, des Vetters des Erzbiſchofs, zu Marienburg in vielfacher Beziehung. Das alte Mainz hatte das Glück, durch den mit Körper- und Geiſtesſchönheit gleich reich begabten liebenswürdigen Jüngling, der zu ſo hoher geiſtlicher Würde und Herrſchaft berufen war, raſch zu einem deutſchen Athen, oder vielmehr Florenz emporzublühen; denn in der That beſaß der junge Kurfürſt Albrecht alle Eigenſchaften der vorzüglichſten Medicäer, neben ihrer glühenden und freigebig thätigen Liebe zu den Künſten und Wiſſenſchaften und deren Ausübern auch den großen Leichtſinn, die üppige Ungezwungenheit des Lebens, die Genuß- und Verſchwendungsſucht. An dieſem prächtigen Hofe hatte Markgraf Johann die letzten Jahre in flatterhafter Unthätigkeit verſchwelgt, und von da kannte er den Meiſter Albrecht Dürer und den Rath Pirkheimer, welche im vorigen Jahre auf eine Einladung des Kurfürſten mehre Wochen lang am mainzer Hofe, hochgeehrt und ſchier fürſtlich gehalten, zugebracht hatten.

Im Gefolge des Markgrafen befand ſich auch jener Mann, welchen Jakob Fugger vor einigen Jahren in Augsburg als Grafen Torrillas, Kämmerer des Papſtes kennen gelernt hatte, und von dem er nicht mit Unrecht behauptete, er ſei derſelbe, der als Antonio Cebes, Stallmeiſter der Erzherzogin Margaretha, dann als Wilhelm von Lannoy, der Gemahl der Frau von Bübenhoven geweſen ſei. Jetzt trat dieſer gewandte Abenteurer mit der größten Ruhe, Sicherheit und glatter Unbefangenheit in das Haus des Mannes, der ihn einſt entlarvt, der ſeinen Sohn Toni erzogen, deſſen Bergwerke er in Ungarn beſtohlen, er trat in das Haus, das Marx von Bübenhoven bewohnte, deſſen Mutter er belogen und betrogen und in das tiefſte Unglück gebracht; er trat höflich und ernſt in die Geſellſchaft, als Vertrauter und Beauftragter des Papſtes und zugleich des Kurfürſten von Mainz. In der letztern Eigenſchaft erſchien auch der Markgraf auf Schloß Fuggerau. Sein mächtiger Vetter hatte ihn an Jakob Fugger wegen einer wichtigen Verhandlung geſandt, die ſich brieflich nicht abthun, und zu der ſich nicht wohl ein andrer Mann verwenden ließ; der Markgraf war in jeder Beziehung der Rechte, und der Kämmerer des Papſtes ihm als geſchäftsgewandter Diplomat beigegeben.

Zwiſchen dem Kurfürſten von Mainz und dem Hauſe Fugger war nämlich eine Spannung eingetreten, die ihrer Natur nach dem jungen geiſtlichen Fürſten unangenehmer und läſtiger ſein mußte, als dem alten Herrn Jakob.

Das Pallium, das prieſterliche Oberkleid, welches die römiſchen Kaiſer einſt an die vornehmſten Biſchöfe zu verſchenken gepflegt, war im Laufe der Zeit ein nothwendiges Abzeichen der erzbiſchöflichen Würde geworden, an deſſen Beſitz die Ausübung der oberprieſterlichen und fürſtlichen Rechte geknüpft war. Die Päpſte beliehen damit, anfangs umſonſt, dann für Geld, und jetzt waren die Palliengelder eine Haupteinnahme der päpſtlichen Kanzlei. Jemehr das weißwollne Oberkleid zuſammengeſchrumpft war, endlich zu einem vier Finger breiten Streifen, der über die Schultern und auf Bruſt und Rücken herabhing, deſto theurer war es geworden. Nach Umſtänden koſtete ein Pallium jetzt ſechsundzwanzig bis ſechsunddreißig tauſend Gulden. Am theuerſten waren die der deutſchen Erzbiſchöfe; denn die Päpſte waren gewohnt, aus Deutſchland das meiſte Geld zu beziehen. Nun waren in einem kurzen Zeitraum 1505, 1508 und 1514 drei Vacanzen im mainzer Erzbisthume eingetreten, und in dieſen wenigen Jahren aus Mainz allein mehr als 90,000 Gulden für Pallien nach Rom gewandert. Das Erzſtift war verſchuldet und hatte bei Albrechts Wahl die Mittel nicht, ihm das Pallium zu kaufen; er ſelbſt beſaß ſie auch nicht, und auch der Kurfürſt von Brandenburg konnte nicht ſo viel Geld auftreiben. Da wurde durch des Kaiſers Vermittlung von Albrecht eine Anleihe von 30,000 Gulden bei Jakob Fugger gemacht und damit das Pallium in Rom gelöſt. Albrecht hatte nun zwar verſprochen, nicht nur die Zinſen, ſondern auch einen Theil des Kapitals jährlich abzutragen, aber weder das Eine, noch das Andere war geſchehen; ja der prächtige und verſchwenderiſche Hofhalt, die freigebige Begünſtigung der Künſte und Wiſſenſchaften hatten den lebensluſtigen, leichtſinnigen Kurfürſten genöthigt, ſogar noch mehr Schulden zu machen. Jakob Fugger, welcher mit einem gewiſſen, für Leute von Albrechts Denk- und Handlungsweiſe unangenehmen Eigenſinn ſtrenge Pünktlichkeit in ſolchen Angelegenheiten liebte, hatte zuletzt ernſtlich gedrängt, und es ſtand dem Kurfürſten eine Schuldklage vor des Kaiſers und Reichs Kammergericht bevor, wenn er nicht Mittel ſchaffte, das Haus Fugger zu befriedigen. Albrecht, weit mehr ein geiſtiger als geiſtlicher Sohn des Papſtes Leo, wußte ſich mit dieſem zu Anfang des Jahres 1517 zu verſtändigen. Der Papſt hatte dieſelben nobeln Paſſionen, wie der Erzbiſchof, der Papſt brauchte eben ſo gut immer Geld wie der Kurfürſt, um jene Paſſionen zu befriedigen. Der Kurfürſt durfte hoffen, daß der Papſt ohne weiteres ſeine Zuſtimmung zu einem Handel geben werde, der Beiden Gewinn verſprach.

In den weiten chriſtlichen Ländern waren vom römiſchen Stuhle drei große Ablaßkommiſſionen errichtet, und Deutſchland machte eine ſolche allein aus. Der Generalkommiſſair für Deutſchland, zeither der Probſt Arcimboldi aus Mailand, war im vorigen Jahre zu einer andern Kommiſſion beordert worden. Die Verhandlungen zwiſchen Albrecht und Leo gediehen nun dahin, daß der Erſtere zu Oſtern dieſes Jahres den Letztern als päpſtlichen Nuntius und apoſtoliſchen Generalkommiſſar für Deutſchland beſtätigte und ihm als ſolchem den Ablaßhandel in einem großen Theile Deutſchlands gegen die Hälfte des reinen Ertrags verpachtete. Der Erzbiſchof mußte ſich aber verpflichten, binnen einigen Wochen 10,000 Dukaten zum Voraus in die päpſtliche Kanzlei zu zahlen. Jetzt ſollte Jakob Fugger nicht nur mit den erſten 30,000 Gulden nebſt Zinſen auf die Ablaßgelder angewieſen werden, er ſollte auch die vom Papſt ſtreng eingeforderten 10,000 Dukaten dem Kurfürſten dazu borgen, und auch dieſe Schuld ſollte von den dem Kurfürſten zukommenden Geldern des Ablaßertrags wieder bezahlt werden. Dieſes Geſchäft zu vermitteln und abzuſchließen, war der Markgraf Johann nach Tyrol gekommen und hatte den Grafen Torrillas als geſchäftskundigen Gehülfen mitgebracht; denn vorzüglich durch den Eifer und die Gewandtheit dieſes päpſtlichen Dieners war das Uebereinkommen zwiſchen dem Papſt und dem Erzbiſchof zu Stande gekommen.

Außer dieſen männlichen Beſuchen auf Fuggerau waren auch zwei weibliche auf dem neuen Schloſſe. Aus Kremnitz war nämlich Frau Anna Turzo und von Augsburg Jungfer Suſanne Fugger gekommen, beide, um ihre Schweſter Sibylle Bübenhoven in Fuggerau zu beſuchen. Die ſanfte, freundliche Anna hatte das neue Schloß noch nicht geſehen und war überhaupt ſeit ihrer Vermählung noch nicht wieder nach Deutſchland gekommen; die ſtolze, ſchöne Suſanne, als Liebling der eiteln, hoffärthigen Mutter gründlich verzogen, war aus guten Gründen eine Zeit lang aus der lebendigen, viel bewegten Vaterſtadt entfernt worden. Ihre Mutter, Frau Veronika, hatte ſich nämlich eingebildet, es müſſe durchaus mindeſtens ein Reichsgraf kommen und um ihr reiches und ſchönes Töchterlein werben, ſie hoffte aber eigentlich auf einen Fürſten. Mutter und Tochter hatten gleich leichtſinnig vornehmen Abenteurern, von denen in Augsburg ſtets Ueberfluß war, Zutritt geſtattet, und die ſchöne Suſanne war darüber in übeln Leumund gekommen. Ein junger Patricier, Freund Ulrich Fuggers, welcher ernſtliche Abſichten auf Suſanne hatte, war durch jenen Leumund zurückgeſchreckt worden und hatte dem in Schwaz wohnenden Ulrich ſein Leid geklagt. Dieſer war, ſeinem Charakter gemäß, ſogleich energiſch aufgetreten, und die Folge war, daß Suſanne ihren Aufenthalt für eine Zeit bei ihrer Schweſter Sibylle nahm, um ſich auf ihre Verbindung mit Georg von Stetten vorzubereiten. Suſanne ſtand eben im zwanzigſten Lebensjahre und war unbeſtritten die ſchönſte Tochter des Fuggerſchen Hauſes; ihre hohe, herrliche Geſtalt, wie ihr kaltes, hochfahrendes Weſen ſchienen allerdings triftige Gründe für die Vorausſetzungen ihrer Mutter zu ſein. Unmöglich hätte die Natur ſie beſſer für die Gemahlin eines Fürſten ausſtatten können, ſelbſt wenn ſie die Tochter eines Fürſten geweſen wäre.

Mit Suſanne war noch eine andere Jungfrau auf Fuggerau gekommen, die zu ihr und zum Fuggerſchen Hauſe in einem eigenthümlichen nicht ſcharf beſtimmten Verhältniß ſtand. Dies war Martha Bry, die jüngſte Schweſter der Frau Eleonore van der Voort. Nach dem Tode des blinden Malers Bry waren die drei jüngern Kinder deſſelben, ein Knabe, Matthäus, und zwei Mädchen, Barbara und Martha, auf Koſten Jakob Fuggers in augsburger Klöſtern erzogen worden, die beiden letztern im Nonnenkloſter der heiligen Katharina. In demſelben Kloſter wurde auch Felicitas Fugger, die vierte Tochter Ulrichs und Schweſter Anna's, Sibylla's und Suſanne's, für den geiſtlichen Stand erzogen. Felicitas war mit Martha Bry in einem Alter, aber ihr ſtiller Sinn neigte ſich mehr zu der einige Jahre älteren Schweſter Barbara, auf die das düſtere Geſchick ihrer Familie einen niederdrückenden Einfluß ausgeübt hatte. Die beiden Mädchen ſchloſſen einen innigen Freundſchaftsbund. Es war Jakobs Wunſch, daß die beiden Schweſtern Bry mit ſeiner Nichte den Schleier nehmen möchten, und wirklich hatte Barbara den Gedanken gefaßt, es zieme ihr, durch Vermählung mit dem Heiland den Zorn des Himmels über die Fehltritte ihrer ältern Schweſter Eleonore zu verſöhnen; ihre jugendliche Schwermuth verlangte nicht nach der

Welt und ihren Freuden, wodurch Eleonore ſo unglücklich geworden war. Sie ließ ſich mit Felicitas zugleich einkleiden; ſie war damals ſechszehn, die Letztere vierzehn Jahre alt. Die lebhafte Martha zeigte dazu aber wenig Luſt und ſchob ihren Entſchluß auf ſpätere Zeit hinaus. Sie blieb als Zögling im Kloſter, erklärte aber in ihrem neunzehnten Jahre Herrn Jakob auf das Beſtimmteſte, daß ſie einen heftigen Widerwillen gegen das Kloſterleben verſpüre, und das gottſelige Haus je eher, deſto lieber zu verlaſſen wünſche. Und die Natur hatte ihr in ihren körperlichen und geiſtigen Vorzügen eine unabweisbare Anweiſung auf das bunte und vollſaftige Leben ausgeſtellt. Sie glich nicht allein an Geſtalt und Schönheit ihrer Schweſter Eleonore in der üppigſten Blüthe derſelben; ſie war auch in geiſtiger Hinſicht nicht ſchlechter bedacht worden, nur war ſie noch munterer, lebendiger und lebensluſtiger und hatte viel Anlage zu Scherz und Poſſen. Dieſes Naturell machte den guten Nonnen des Katharinenkloſters mit der Zeit viel zu ſchaffen, und die Priorin drang endlich ſelbſt bei Herrn Fugger nachdrücklich auf die Entfernung des luſtigen Marthchens. Sie wurde alſo zu Frau Veronika Ehinger, der dritten Tochter Ulrich Fuggers, nach Balzheim gebracht, wo der Gemahl derſelben, Herr Walther Ehinger, ſein großes Gut ſelbſt bewirthſchaftete. Hier hatte ſie drei Jahre unter den Augen der jungen, verſtändigen Hausfrau gelebt und ſich der Hauswirthſchaft befliſſen. Aber Martha hatte denſelben hochſtrebenden Geiſt wie ihre Schweſter Eleonore, und das ſtille Landleben wurde ihr bald eben ſo unerträglich wie erſt das ſtille Kloſterleben. Und da ſie ein großes Talent beſaß, ſich einzuſchmeicheln, ſo gelang es ihr, Frau Veronika, die Mutter, und Suſanne für ſich zu gewinnen, welche zuweilen nach Balzheim kamen, ihre Tochter zu beſuchen.

Vorzüglich nahm ſie Suſannen für ſich ein, und die eitle Kaufmannstochter wünſchte die fröhliche Martha zur Geſpielin. Die alte, ſchwache Frau Veronika vermochte aber ihrem Lieblingstöchterlein nichts abzuſchlagen. Auf dieſe Weiſe kam Martha in ihrem zweiundzwanzigſten Jahre in das reiche Haus der Witwe Veronika Fugger nach Augsburg. Und dies war gerade die Zeit, wo Suſanna's Schönheit viel vornehme junge Männer anzog, woraus bald die Verhältniſſe entſtanden, welche Suſannen nöthigten, zu ihrer Schweſter Sibylla nach Fuggerau zu gehen. Martha wurde beſchuldigt, Suſannen eine allzutreue Freundin geweſen zu ſein und die geheimen Angelegenheiten derſelben beſorgt zu haben. Wie dem auch ſei, ſie mußte ebenfalls mit aus dem lebendigen Augsburg in das ſtille tyroler Exil wandern.

Martha wurde zwar nicht als Dienerin behandelt, aber doch auch nicht als Tochter angeſehen, und der ſtrenge Jakob hatte eben keine beſondere Freude an ihr. Sie erinnerte ihn ſtets an ihre Schweſter Eleonore. —

Dies nun waren die Leute, welche ſich eines ſchönen Frühlingstages in der Familie des Junkers Marx von Bübenhoven auf Schloß Fuggerau zuſammen gefunden hatten, und die der geſprächige Jakob Fugger an ſeiner wohlbeſetzten, gaſtfreundlichen Tafel bewirthete.

## 4.

## Die Bewegung der Geiſter in Deutſchland.

Der Graf Torrillas beſuchte am folgenden Tage die Fuggeriſchen Silberbergwerke im Innthale, für die er ſich als Metallurg vorzüglich zu intereſſiren vorgab, und denen jetzt Gebhard Diether theilweiſe vorſtand, da Georg Turzo in Kremnitz nachdrücklich bei Jakob Fugger auf Diethers Entfernung beſtanden hatte, nachdem der alte Herr verrathen, daß ſein hier und da unverkennbar hervortretendes Mißtrauen von dieſem ſeinem Schützling, dem ſchlauen Oberſteiger und augsburger Stadtkind, geweckt worden ſei. Herr Jakob hatte nicht ausweichen können; Diether war ſeit einigen Monaten in den tyroler Silberbergwerken angeſtellt und beſaß noch immer das volle Vertrauen ſeines Herrn. Die Lore vom Haſenhofe, welche als Sibylla's Gürtelmagd mit nach Kremnitz gekommen, war ſeine Frau. Dieſen Mann, ſeinen alten Geſchäftsfreund, ſuchte der vielgeſtaltige Zigeuner in den Bergwerken auf. Als der lauernde Spanier fort war, von dem ſich alle Andern unheimlich berührt fühlten, ſaßen die deutſchen Männer, die ſich meiſt einander kannten, nach dem Mahle beim Becher zuſammen, und die Unterhaltung wandte ſich bald genug auf die Bewegungen, Wünſche und Bedürfniſſe der Zeit.

Das Jahr 1516 war für Deutſchland in geiſtiger Beziehung ein ſehr merkwürdiges geweſen. Der Papſt hatte nämlich das in ihn geſetzte Vertrauen der vom neuen Licht der Wiſſenſchaft durchdrungenen Köpfe, der ſogenannten Humaniſten oder Anhänger des großen Reuchlin, getäuſcht, und es ging eine ſtarke Erbitterung durch ihre Seelen, eine Bewegung, ein Drang nach neuer Lebensgeſtaltung, wie er in Deutſchland eigentlich noch nicht zur Erſcheinung gekommen war. Und zu derſelben Zeit, zu Anfang des Jahres 1516, war ein Buch erſchienen, das wie ein Blitzſtrahl auf die Köpfe der ſtarren Pfaffenpartei, jener geiſtloſen Scholaſtiker, Anhänger der Lehre des Thomas von Aquino oder des Duns Scotus und danach ſchon ſeit zwei Jahrhunderten in Thomiſten und Scotiſten getheilt, herabgezuckt war, ein Buch ſo höchſt eigenthümlicher Art und Weiſe, daß die Literatur nichts Aehnliches aufzuweiſen hatte. Es war in dem verdorbenen Mönchslatein oder

Deutſchlatein verfaßt und enthielt fingirte Briefe der Häupter jenes verdumpften und wie ein böſer Alp auf die Geiſter drückenden ſcholaſtiſchen Pfaffenthums, welches vorzüglich in Köln am Rhein ſeinen Sitz hatte. Hier, unter dem Dominikaner-Orden, war die alte ſcholaſtiſche Theologie bis zur widerſinnigſten Spitzfindigkeit und geiſtloſeſten Sophiſtik herabgekommen. Von der chriſtlichen Lehre war ſo gut wie gar nichts übrig geblieben; an ihre Statt aber die abſtruſen Dogmen einer Theologie getreten, die ihre Gelehrſamkeit einſt aus der unverſtandenen Philoſophie des Ariſtoteles geholt hatte, und ſich nun in den abenteuerlichſten, alle Freiheit des Geiſtes und der Forſchung frech verhöhnenden Lehren erging, für die ſie von Jedermann unbedingte Annahme und Befolgung mit pfäffiſchem Despotismus verlangte. Auf der andern Seite war von Italien und beſonders von Florenz, dem Herzogsſitz der erleuchteten Mediceer, welche die aus dem von den Türken eroberten griechiſchen Reiche geflüchteten Gelehrten, die letzten Träger der klaſſiſchen Wiſſenſchaft, großmüthig aufgenommen und das faſt verlöſchende Licht gepflegt und mit neuem Lebensöl verſehen hatten, der Geiſt des Humanismus nach Deutſchland herübergedrungen und hatte im Stillen eine nicht unbedeutende Anzahl Anhänger geworben. Zwei Männer waren es vorzüglich, welche die Hauptpfeiler der wiedererwachten humaniſtiſchen Studien wurden: Deſiderius Erasmus, 1467 zu Rotterdam geboren, der uneheliche Sohn eines für das Kloſter beſtimmten jungen Mannes, und Johann Reuchlin, der Sohn eines Boten zu Pforzheim, 1455 geboren. Der Erſtere hatte die großen Schätze ſeines Wiſſens in Paris und Rom geſammelt und lebte eine Zeit lang hochgeehrt am Hofe Heinrich VIII. von England, aber allen weltlichen Glanz verſchmähend, zog er ſich nach Baſel zurück, um hier ſeine Werke drucken zu laſſen. Von ihm ging der erſte Stoß gegen die brutale ſophiſtiſche Gelehrſamkeit der Mönche aus. In ſeinem Buche Encomium Moriae (Lob der Narrheit) verſpottete er die Irrgänge der Dialektik, in denen ſich die Theologen gefangen hatten, die Trugſchlüſſe, mit welchen ſie die Kirche zu ſtützen vermeinten, wie Atlas das Himmelsgewölbe, den Verdammungseifer, mit welchem ſie jede abweichende Meinung verfolgten, die Unwiſſenheit, den Schmutz, die rohen, zänkiſchen Predigten und das tolle Treiben und Thun der Mönche; er griff die Biſchöfe an, die mehr nach Geld ſtrebten, als nach Seelen, und in theatraliſchem Aufzug als die verehrungswürdigſten heiligſten Väter Fluch oder Segen ſprechend, ihre Pflichten erfüllt zu haben glaubten; ja, er verſchonte den Papſt ſelber nicht, der für ſich das Vergnügen nehme, für ſein Amt aber die Apoſtel Peter und Paul ſorgen laſſe. — Die finſtere Pfaffenpartei wurde natürlich durch ſolche Angriffe auf die Humaniſten äußerſt erbittert; zum eigentlichen Ausbruch des Kampfes zwiſchen den beiden Parteien gab aber Reuchlin Veranlaſſung, der in Stuttgart als hoher und angeſehener Beamter des Herzogs von Würtemberg lebte.

Der deutſche Ernſt faßte die neuentdeckte humaniſtiſche Wiſſenſchaft tiefer als die italieniſche Sinnlichkeit und machte bald den Verſuch, zwiſchen ihr und dem Leben eine Vermittelung zu finden, woran in Italien Niemand gedacht hatte. Hier gingen die Forſchungen der Wiſſenſchaft und das verdorbene, leichtſinnige, genußſüchtige Leben neben einander hin; ja, das Studium der Alten brachte der ſchrankenloſen Genußſucht die Raffinerie der Genüſſe, während es in Deutſchland gerade in entgegengeſetzter Richtung auf die Veredlung des Lebens und auf ein würdiges Verhältniß zur Religion hinarbeitete. In Italien beſeitigten die humaniſtiſchen Studien bei den Gebildeten den letzten Reſt von Chriſtenthum; kein Gelehrter, der ſich mit den literariſchen Schätzen des Alterthums beſchäftigte, die eine ſo ſtarke Anziehungskraft beſaßen, glaubte mehr an die Satzungen der chriſtlichen Lehre; ſie waren Alle ganz und gar zu Heiden geworden, und der Papſt Leo X., der Sohn jenes die alte Literatur mit ſo großer Liebe pflegenden Hauſes Medicis und ſelbſt ein glühender Verehrer der helleniſchen Wiſſenſchaft, Poeſie und Kunſt, war der größte Heide. Er betrachtete die ſtarre Form der päpſtlichen Dogmen nur als Erwerbszweig, ſich die reichen Mittel für die feinſten Lebensgenüſſe zu verſchaffen, wozu denn auch die Künſte und Wiſſenſchaften gehörten. Und alle gelehrten Römer und Italiener überhaupt, alle Künſtler und Dichter ſtimmten ihm bei. Es bildete ſich die Anſicht aus, das ganze hierarchiſche Gebäude der Kirche ſei für das religiöſe Bedürfniß der untern Schichten der Volksmaſſe eben ſo nothwendig, wie für den erhöhten Lebensgenuß der obern. Das Volk wurde dadurch im Zaum gehalten und zahlte einen großen Theil ſeines Erwerbs, um ſich Vergebung der Sünden und die ewige Seligkeit zu erkaufen; die Herren aber regierten dadurch und verſchwelgten das Geld des Volks, indem ſie deſſen Dummheit und Aberglauben verlachten. In Deutſchland nahmen die durch die Wiſſenſchaften der Alten aufgeklärten Geiſter dagegen bald Anſtoß an der ſtarren, ungenügenden Form des Kirchenweſens, welches freilich von herrſchſüchtigen, in dumpfer Nachbeterei der ſcholaſtiſchen Lehren geiſtig verknöcherten Klerikern auf die äußerſte Spitze getrieben war. Dieſe deutſchen Pfaffen und Mönche hatten keinen Begriff von dem leichtblutigen neuen Heidenthume in Rom, oder ſie fürchteten daſſelbe nicht, weil es die Kirchendogmen und die ſophiſtiſchen Behauptungen der Scholaſtik nicht nur nicht gefährdete, ſondern dieſelben im Gegentheile ihres Vortheils wegen noch befeſtigte und den Einfluß derſelben auf das Volk noch beſtärkte; auf die in Deutſchland ſich ausbreitenden humaniſtiſchen Studien ſahen ſie aber ſcheel und feindeten ſie als Beförderungsmittel des Unglaubens an, weil ſie mit Recht von ihnen Angriffe auf die finſtern Satzungen der Theologie fürchten mußten. So hatten ſich in Deutſchland allmälig zwei Parteien gebildet, die der Humaniſten, ein kleines Häuflein, aber die erleuchteten Geiſter des Volks, welche immer mehr Anhang gewannen, und die Theologen, jene gewaltige Kleriſei, welche ſich auf den furchtbaren Aberglauben der großen Maſſe ſtützte und die tödtlichen Waffen der Kirchengewalt zur Hand hatte. Es mußte zwiſchen dieſen einander ſchroff gegenüber ſtehenden Parteien zum Kampf kommen, und es kam dazu. Die Veranlaſſung zum Ausbruch erſchien wie bei den meiſten großartigen Kämpfen, als unbedeutend. Ein getaufter Jude, Namens Pfefferkorn, ein eitler, dürftiger Kopf und gemeiner, herrſchſüchtiger Menſch, ließ ſich von Rach- und Verfolgungsſucht gegen ſeine frühern Glaubensgenoſſen verleiten, im Bunde mit den fanatiſchen Dominikanern zu Köln, die ihn bekehrt hatten, und vorzüglich mit einem Haupte derſelben, dem ſtolzen, eigenſüchtigen, wüthend hierarchiſchen Ketzerrichter und Scholaſtiker Jakob von Hochſtraaten, beim Kaiſer eine Vorſtellung zu machen, welche dahin zielte, daß den Juden außer dem alten Teſtamente alle hebräiſchen Bücher, als die Quelle ihrer hartnäckigen Widerſetzlichkeit gegen die Lehren des Chriſtenthums, weggenommen und verbrannt würden, ein Plan, der früher ſchon einigemal in den finſtern Köpfen fanatiſcher Kleriker aufgetaucht war. Pfefferkorn war unverſchämt genug, den gelehrten Johann Reuchlin, den einen jener beiden größten und glänzendſten Sterne der Humaniſten, einen in ganz Europa wegen ſeiner gründlichen Kenntniß der griechiſchen und hebräiſchen Literatur hochberühmten und von den Fürſten geehrten, vom Herzog Eberhard von Würtemberg hochgeſtellten Mann aufzufordern, daß er mit ihm gegen die Judenbücher gemeinſame Sache mache, was

Reuchlin natürlich mit Unwillen zurückwies. Der Kaiſer verlangte durch den Kurfürſten von Mainz ein Gutachten mehrer Univerſitäten und Sachverſtändigen, wobei Reuchlin nahmhaft gemacht war. Dieſer reichte eine vorſichtige ruhige Schrift ein, worin er das Verbrennen der hebräiſchen Bücher aus angeführten guten Gründen widerrieth. Nun kam der Haß der Scholaſtiker gegen die Humaniſten zum Ausbruch, wendete ſich gegen das berühmte Haupt derſelben, den edlen Reuchlin, und machte ſich in den widerwärtigſten Gehäſſigkeiten Luft. Der Kaiſer hatte nicht den Muth, gegen die tobenden Dominikaner einzuſchreiten, und Reuchlin führte alſo ſeine Sache in einer klaren Gegenſchrift, worin er die wüthenden Fanatiker mit den Waffen der Wahrheit ſchlug. Dieſe Schrift führte den Titel „Augenſpiegel“, im Hinblick auf Pfefferkorns ſchmachvolles Libell, „Handſpiegel“ genannt. Die theologiſche Fakultät veranſtaltete eine Unterſuchung gegen Reuchlins „Augenſpiegel“, in welcher die Abſicht klar hervortrat, das Buch als ein ketzeriſches zu verdammen und dem Verfaſſer Ehre und Leben zu rauben. Reuchlin, dadurch eingeſchüchtert, that Schritte zur Verſöhnung und bemühte ſich zu zeigen, daß er durchaus den Satzungen der Kirche ſtreng ergeben ſei; dadurch wuchs dem fanatiſchen Klerus der Muth; die Fakultät verlangte unbedingten Widerruf. Dazu konnte ſich Reuchlin nicht verſtehen; er vertheidigte ſich gründlich, bitter, heftig und deckte die Ränke und Schliche, die Heimtücke, die abgeſchmackten widerſinnigen Beſchuldigungen und die grobe Unwiſſenheit ſeiner Gegner ſchonungslos auf. Dies war im Jahre 1513, nachdem der Streit ſchon faſt fünf Jahre gedauert hatte. Der ſchwache Kaiſer wußte ſich nicht anders zu helfen, als beiden Parteien Stillſchweigen zu gebieten; denn der Streit machte das größte Aufſehen, und die ganze gelehrte Welt Deutſchlands nahm ſtille Partei. Maximilian haßte die dummen Pfaffen, verabſcheute das widerwärtige Regiment des Klerus und gönnte den Finſterlingen eine Niederlage, aber er ſelbſt hatte nicht Kraft genug, entſchieden gegen dieſe Hyder aufzutreten, aus Furcht vor Bann und Interdikt oder aus Charakterſchwäche überhaupt.

Jetzt trat der wüthende Ketzerrichter Hochſtraaten in den Vordergrund. Dieſer Menſch voll unbändiger Leidenſchaften, Stolz, Herrſchſucht, glühender Rachgier gegen Alle, die nur Miene machten ſich ſeiner Schreckensherrſchaft zu widerſetzen, voll raſender Feindſchaft gegen alle Aufklärung und ihre Träger und ſtets bereit zur Erreichung ſeiner ſelbſtſüchtigen Zwecke, Wahrheit, Recht, Tugend und Religion mit Füßen zu treten, zog jeden wiſſenſchaftlichen Streit geſchickt in das Gebiet des Glaubens und der Kirche, ſpürte den entfernteſten Verdacht von Ketzerei auf und nahm, wenn ihm ſeine ſpitzfindige Dialektik im Stiche ließ, gleich mit deſto größerm Nachdruck zu Bann und Scheiterhaufen ſeine Zuflucht. Er hatte unter Mönchen und Pfaffen einen ungeheuern Anhang, ein Heer wüthender Finſterlinge, zur Ehre Gottes und der Kirche, zu jeder Schändlichkeit, zu jedem Verbrechen bereit. Ihren Bildungsgrad bezeichnet die Aeußerung eines ſolchen Schächers, der gegen die Humaniſten predigte: „Sie haben eine neue Sprache erfunden, die Griechiſch heißt, vor der man ſich wohl zu wahren hat; ſie iſt die Mutter aller Ketzereien. Ich ſehe in den Händen vieler Leute ein Buch, ſo ſie das Neue Teſtament nennen; es iſt ein Buch voll Dornen und Gift. Vom Hebräiſchen, lieben Brüder, iſt es gewiß, daß Alle, die es lernen, alsbald Juden werden."

Mit einem Haufen ſolcher wackern Männer begab ſich Hochſtraaten im Herbſt 1513 nach Mainz, um ein Ketzergericht zu halten, vor welches er Reuchlin citirte, gegen den er ſelbſt als Ankläger auftrat, und der durch einen Bevollmächtigten Proteſt gegen das rechtloſe tumultuariſche

Verfahren und Appellation an den Papſt einlegen ließ. Das mainzer Domkapitel verwendete ſich für Reuchlin; der Erzbiſchof verlangte Aufſchub. Hochſtraaten kehrte ſich an nichts; er ließ ein Urtheil ſprechen, nach welchem der „Augenſpiegel“ als ein ketzeriſches Buch öffentlich verbrannt werden ſollte. Jedem Zuſchauer der Vollſtreckung des Urtheilſpruchs wurde ein dreihunderttägiger Ablaß zugeſagt. Ein erzbiſchöflicher Befehl verhinderte die Ausführung der Schandthat. Reuchlins Appellation an den Papſt wurde angenommen. Der wuthſchäumende Hochſtraaten appellirte gleichfalls an den Papſt. Dieſer ernannte den Biſchof von Speier zum Schiedsrichter. Der Ketzerrichter erkannte das biſchöfliche Gericht nicht an und ließ von einem zu Köln errichteten Inquiſitionstribunal den „Augenſpiegel“ als ketzeriſch verurtheilen und verbrennen. Die theologiſche Fakultät bewies, daß es mit Recht geſchehen ſei; die Sorbonne, die theologiſchen Fakultäten zu Löwen, Mainz und Erfurt beſtätigten das Urtheil und verdammten Reuchlins Buch. Das biſchöfliche Gericht zu Speier verurtheilte dagegen im Frühling 1514 Reuchlins Ankläger, als lügneriſche Verläumder bei Strafe des Bannes zu ewigem Stillſchweigen und Hochſtraaten zur Bezahlung der Proceßkoſten. Hochſtraaten verlachte das Urtheil und forderte vom Papſt die Kaſſation deſſelben. Nun war aber im März 1513 ein Mediceer, ein Humaniſt Papſt geworden. Leo X. übertrug Unterſuchung und Entſcheidung dem gelehrten und freiſinnigen Kardinal Grimani, der die Parteien vor ſeinen Richterſtuhl einlud. Dieſes Verfahren verſetzte die Kölner in äußerſte Wuth; ſie ſchimpften Grimani ſelbſt einen gottloſen Ketzer und droheten, wenn der Spruch gegen ſie ausfalle, vom Papſt und der römiſchen Kirche abzufallen, und beſtritten jeden päpſtlichen Beſchluß wider ſie als ungültig; ja ſie waren tollkühn genug, die Rechtmäßigkeit eines Papſtes, der gegen ſie entſcheiden würde, ſelbſt in Zweifel zu ſtellen. Und ſie fürchteten mit Recht eine ſolche Entſcheidung; denn Leo war ja der freigebige Verehrer der Humaniſten und ihrer Wiſſenſchaft; er war ja ein Mediceer, von welchen das verhaßte Licht zuerſt ausgegangen war. Alle Freunde Reuchlins — und er zählte ihrer ſchon viele in Deutſchland, und alle hellen und wiſſenſchaftlich gebildeten Köpfe gehörten zu ſeiner Partei — wendeten den Blick hoffnungs- und vertrauensvoll nach Rom. Leo X. wurde von ihnen vergöttert. Die Frage über Sein oder Nichtſein der hebräiſchen Literatur war ganz in den Hintergrund getreten. Der Streit galt jetzt: ob das neue Licht der Wiſſenſchaft von der ſcholaſtiſchen, hochmüthigen, unduldſamen Theologie, dem fanatiſchen Pfaffen- und Mönchthum wieder ausgelöſcht und auf die vielverſprechende Morgenröthe Stockfinſterniß in Deutſchland herrſchen, oder ob der Geiſtestag über die Nacht ſiegen ſollte. Der Reuchliniſtenbund wuchs von Tag zu Tag, die berühmteſten Namen Deutſchlands gehörten ihm an, und ſie traten immer enger zuſammen. Am kaiſerlichen Hofe, an den zahlreichen Fürſtenhöfen, weltlichen und geiſtlichen, an den Univerſitäten, in den Domkapiteln, in den Reichsſtädten zählte Reuchlin eine Menge Anhänger, die ſämmtlich mehr oder minder dem Fortſchritt und der Freiheit der Wiſſenſchaft huldigten, wenigſtens dem Rückſchritt und der Herrſchaft des finſteren Mönchthums abgeneigt waren. Wie in den untern Volksſchichten der Drang nach politiſcher Freiheit, nach Erlöſung vom unerträglichen Druck der Herren und Pfaffen, der Blutſauger, ein allgemeiner war, und die Maſſen des aufgeregten Landvolks vertrauensvoll auf den Kaiſer, als ihren Retter und Beſchützer ſahen: ſo blickten die obern Schichten der Geſellſchaft, die erleuchteten Geiſter, die ſich nach Geiſtesfreiheit und nach dem Lichte der Wiſſenſchaft ſehnten, auf den Papſt. Der Kaiſer hatte einſt verſprochen ein Volksbeſchützer zu werden; er haßte die übermüthigen Fürſten, den geldgierigen Adel, die ſündenvolle Pfaffheit. Der Papſt war ein begeiſterter Pfleger der Wiſſenſchaft und ein Freund ihrer Anhänger. Und Maximilian täuſchte das Volk, Leo täuſchte die Lichtfreunde. Deutſchland ſtand auf dem Punkte, ſich aus langer Schmach kräftig empor zu arbeiten; es gährte gewaltig in allen Gemüthern; die Schwäche des Kaiſers, der Eigennutz des Papſtes betrogen die Bewegung um ihre höchſten und ſchönſten Erfolge. So groß erſt die Begeiſterung der deutſchen Humaniſten für den neuen hochgebildeten Papſt, ſo ausſchweifend die Hoffnungen geweſen waren, die ſie auf ihn geſetzt, ſo hatten ſich doch allmälig klarere Anſichten über ihn verbreitet, und am Ende des Jahres 1516 waren die deutſchen Forſcher klar, daß der Papſt die Studien der Alten zu ganz andern Zwecken unterſtütze, als ſie in Deutſchland betrieben wurden, und daß die Frivolität des Lebens, ſtatt von ihnen, wie in Deutſchland verdrängt und in einen edlen ſittlichen Ernſt verwandelt, durch ſie nur noch höher getrieben und bis zur zügelloſeſten Genußſucht, der nichts mehr heilig und ehrwürdig, zugeſpitzt worden war. Der Streit wurde von der päpſtlichen Commiſſion nicht entſchieden, obgleich die Mehrzahl der Beiſitzer auf Reuchlins Seite war. Der Papſt wollte und konnte die Dominikaner nicht verdammen; denn er brauchte wieder große Geldſummen, und dieſe mußten ihm die Dominikaner, die privilegirten Ablaßkrämer, in Deutſchland auftreiben. Es erſchien eine päpſtliche Bulle, worin befohlen war, daß der Streit beigelegt ſein ſolle. Jetzt ſchloſſen ſich die Reuchliniſten noch enger an einander an; ſie begriffen, daß ſie auf ſich ſelbſt gewieſen waren.

Bislang hatte Reuchlin allein auf dem Kampfplatz geſtanden gegen ein Heer wüthender Obſkuranten; ſeine Freunde blieben im Hintergrunde. Sie waren miteinander durch eifrige Correſpondenz verbunden. Einer der feurigſten war der junge Dichter Ulrich von Hutten. Schier von Kindheit an hatte dieſer geniale Kopf ein wildbewegtes abenteuerliches Leben geführt, wozu alle jene Kraftnaturen verdammt ſind, welche in die Nacht des Wahns und alter Vorurtheile die Brandfackel des Genies ſchleudern, wodurch der ſchlaue Egoismus in ſeinen behaglichen Genüſſen, in ſeiner bequemen Herrſchaft über die allgemein verbreitete Dummheit geſtört wird. Hutten war ein Dichter im modernen Sinne des Worts, ein kühner Weltſtürmer, ein Mann des gewaltigen Wortes, dem er gern das Schwert beigeſellt hätte, unruhig und excentriſch, und darum durch die Länder geſchleudert wie ein Spielball. Erſt ſiebenundzwanzig Jahre alt, war ſein Dichterruhm doch ſchon durch ganz Deutſchland gedrungen und erhielt durch eine Greuelthat des zügelloſen Herzogs Ulrich von Würtemberg ein bedeutendes Relief. Dieſer nur ſeinen wilden Genüſſen lebende junge Fürſt, hatte ſich nämlich in die Frau ſeines Dienſtmannes Johann von Huttens verliebt, wodurch ein geſpanntes Verhältniß entſtand, welches im Jahr 1515 dahin führte, daß der leidenſchaftvolle Herzog den Johann von Hutten auf der Jagd im Beblinger-Walde meuchlings erſchlug. Dieſe Schandthat regte alle beſſern Gemüther in Deutſchland auf, und Ulrich von Hutten ſchleuderte die Ergüſſe ſeines edlen Zorns in Gedichten, Reden und Briefen in die Welt. Alle dieſe Aeußerungen eines empörten Herzens wanderten als Manuſcripte bei den vorzüglichſten deutſchen Humaniſten herum; gedruckt wurden ſie erſt ſpäter (in den Jahren 1517—1519). Zu gleicher Zeit machte ein treffliches Gedicht Encomium Reuchlini (das Lob Reuchlins), auch im Manuſcript die Runde bei den Reuchliniſten, für deſſen Verfaſſer man ebenfalls Hutten hielt; und endlich erſchienen zu Anfang des Jahres 1516 jene Epistolae obscurorum virorum

(Briefe der Dunkelmänner), welche die Kölner Theologaſter und Philoſophaſter dem Gelächter der Welt preisgaben. Mit dieſem berühmten Buche waren die zelotiſchen Scholaſtiker geſchlagen, und ihre Niederlage ärger, als wenn ſie der Papſt zu Ende des Jahres verdammt hätte. Dieſe im Namen der Obſkuranten geſchriebenen Briefe und mit ihren wirklichen Namen unterzeichnet, waren eben keine feinen Satyren und poetiſche Ergüſſe, aber ſie waren voll Wahrheit mit ſtark aufgetragenen Farben, wie es die Zeit und der Gegenſtand verlangten, mit groben und kräftigen, aber treffenden Pinſelſtrichen. Der dumme, tölpiſche, genußſüchtige, alle ſcholaſtiſchen Albernheiten vergötternde, alle Vernunft fanatiſch haſſende deutſche Pfaffe ſchildert ſich darin ſelbſt und die ſchmutzigen und anſtößigen Situationen, in die er geräth. Und die Sprache, das gräuliche Deutſchlatein, in welchem dieſe Pfaffen Virtuoſen waren, führte die Satyre auf die Spitze. Alle Freunde des Lichts jubelten, alle Freunde der Finſterniß ſchäumten vor Wuth. Ueber die Autorſchaft des Buches erhob ſich großer Streit. Die Meiſten ſchrieben ſie Ulrich von Hutten zu, weil er in Köln ſtudiert und dort die Originale ſelbſt kennen gelernt hatte, und weil man dieſe Schelmerei nur einem jungen feurigen Genie, wie er war, zutrauen zu dürfen glaubte. Doch rieth man auch auf Andere und kam bald zu der Anſicht, daß die Briefe mehre Verfaſſer haben möchten. Als einer derſelben wurde auch der berühmte Nürnberger Patrizier Wilibald Pirkheimer genannt. Und gewiß war, daß Pirkheimer einer der erſten Reuchliniſten und Humaniſten war und mit Ulrich von Hutten in engem brieflichen Verkehr ſtand. — Auch Konrad Peutinger von Augsburg gehörte dem Reuchliniſtenbunde an, wenn er auch nicht ſo im Vordergrunde ſtand, wie ſein Freund Pirkheimer. Ueberhaupt zählten die Humaniſten in den beiden Reichsſtädten Nürnberg und Augsburg ſehr viele Anhänger.

War doch der berühmte und einflußreiche kaiſerliche Geheime Rath Matthäus Lang, Kardinal und Biſchof von Gurk, der vornehmſte aller lebenden Söhne Augsburgs, ſelbſt Freund und Anhänger der humaniſtiſchen Studien. Das bunt bewegte Leben der Reichsſtädte weckte, hob und kräftigte die Geiſter.

Als nun Jakob Fugger die beiden Gelehrten zu ſich nach Fuggerau einlud, um ſeine Bibliothek zu ordnen und aufzuſtellen, hegte er den geheimen Wunſch, ſich von ihnen über die Bewegungen in der geiſtigen Welt, denen er, als ſo viel beſchäftigter Kaufmann nicht die volle Aufmerkſamkeit hatte ſchenken können, unterrichten zu laſſen. Denn wenn auch ein ergebener Freund des Papſtes und der Geiſtlichkeit, verachtete Fugger doch die Dummheit und brutale Anmaßung der Pfaffen. Er wollte ſich mit ſeinen gelehrten Freunden über den Lauf und die Dinge der heutigen Welt einmal mit Muße beſprechen. Und dies war ein Hauptgrund, weßhalb er ſich auf ſein ſchönes neues Schloß nach Tyrol zurückgezogen hatte.

## 5.

## Unterhaltung in Fuggerau.

Die Unterhaltung an Fuggers Tafel entſpann ſich beim Becher bald lebhaft und ging von dem Lobe des Schloſſes und ſeiner reizenden Lage auf die Zeitintereſſen über. Die nächſte Veranlaſſung dazu gab, daß der Markgraf Johann auf Befragen Albrecht Dürers erklärte, er ſei vom König Karl von Spanien durch glänzende Verſprechungen gewonnen, in deſſen zahlreichem Gefolge die Reiſe nach Spanien mitzumachen, und werde ſich zu dieſem Behufe ſogleich an den Hof nach Brüſſel begeben, ſobald er die täglich erwartete Aufforderung erhalten werde.

„Es ſind wieder beſſere Nachrichten aus Spanien eingelaufen,“ ſagte Fugger. „Der altkaſtiliſche Adel und die Städte haben ſich beruhigt, wenn auch gerade nicht mit dem Kardinal Ximenes vertragen, und er iſt klug genug, die Saiten nicht höher zu ſpannen. Beide Parteien warten nun ſehnſüchtig auf die Ankunft des Königs, und leider ſcheint ſich die Abreiſe deſſelben immer noch hinauszuziehen.“

„Woran es nur liegen mag, daß der junge König immer und immer noch zögert, ſich in ſein Erbreich zu verfügen?“ fragte Pirkheimer.

„An wem ſonſt, als an den niederländiſchen Herren,“ verſetzte Frundsberg. „Da werden allerlei abgefeimte Praktiken geübt, um den jungen Herrn zurückzuhalten. Am liebſten ließen ſie ihn gar nicht fort und regierten Spanien, Neapel, Sicilien und die neue Welt von Brüſſel und Gent aus. Das würde Herrn von Chievres und dem Kanzler Salvar ohne Mühe viel Geld einbringen. Aber die Spanier ſollen auf dieſe Niederländer ſchon ſehr erbittert ſein, und wenn König Karl nicht eilt, ſo kann es doch noch kommen, daß ſie ſeinem Bruder Ferdinand die Krone aufs Haupt ſetzen. Und was würde daraus entſtehen, als ein böſer Krieg, in welchem wir Deutſche die Haut wieder zu Markt tragen müßten. Wer aber würde dabei gewinnen? Gott's Tod! Niemand weiter als der junge und pfiffige Franzoſenkönig, der nur auf dieſe Gelegenheit wartet.“

„Gott woll' uns vor Schaden bewahren!“ ſeufzte Fugger. „Käm' es zu ſolch böſem Krieg, ſo könnte leicht im deutſchen Reiche Alles drunter und drüber gehen. Zögen die wehrhaften Männer nach Spanien, und gäb's mit Frankreich wieder neue Händel, ſo würde wohl gar das rebelliſche Bauernvolk das Haupt wieder erheben und Herr im Lande werden. Dann Gott Gnade allen guten Chriſten, die nicht hinter dem Pfluge hergehen.“

„Liebe Herren und Freunde,“ nahm Peutinger das Wort, „wir leben in einer wunderlichen Zeit, wie ſie unſere Väter und Großväter nicht gehabt haben. Es iſt Friede in den Ländern, es iſt Ruhe im deutſchen Reiche. Nun ſollte man meinen, der Friede bringe goldene Früchte; Jedermann, vom Kaiſer bis zum Bauer herab, müſſe ſich im häbigen Wohlſtande und in guter Zufriedenheit befinden. Aber gerade das Gegentheil findet ſtatt. Kein Stand, kein Menſch iſt mit den Dingen zufrieden, wie ſie ſind; denn nicht einmal die Fürſten und großen Edelleute und die vornehme Pfaffheit iſt es, die doch im Rohre ſitzen und Pfeifen ſchneiden. Jedermann ſagt, es muß anders werden, wenn es gut ſein ſoll, und in Allen lebt das lebendige Gefühl, daß der Welt irgend eine große Veränderung bevorſteht, aber Niemand weiß anzugeben, wie dieſe Veränderung eigentlich beſchaffen ſein ſoll.“

„Ihr habt wohl geſprochen, Herr Konrad!“ ließ ſich Fugger wieder vernehmen. „Aber fürwahr, ich ſollte meinen, es ſei nicht ſo ſchwer zu begreifen, wie den Völkern deutſcher Nation gründlich zu helfen ſei. All Unglück iſt daraus entſprungen, daß die Fürſten und Stände des Reichs dem Kaiſer, ihrem von Gott eingeſetzten Herrn und Oberhaupte, den Purpurmantel gewaltſamer oder liſtiger Weiſe entriſſen und ſich in die Fetzen deſſelben getheilt haben. Jeder hat davon ſo viel als möglich zu erbeuten geſucht, und Jeder will nun Kaiſer in ſeinem Lande ſpielen. Jeder denkt nur an ſich und ſeinen Vortheil; dem Kaiſer aber, der das Wohl des ganzen Reichs will, ſind ſie ungehorſam und ſetzen ihm wohl gar Hohn und Spott entgegen. Könnte der Kaiſer wieder die alte Macht und Herrlichkeit beſitzen, ſo würde Alles gut gehen. Der Fürſt ſoll in ſeinem Lande nichts mehr ſein, als der Bürgermeiſter von Augsburg in der Stadt, ein Beamter, ein Vogt des Kaiſers. Der Kaiſer muß den Ständen befehlen und ſie nicht bitten; er muß die Macht haben, ſie zu ſeinem Willen zu zwingen. Aber jetzt heißt's: viel Köpfe, viel Sinne; Jeder thut, was ihm gut dünkt, und weder der ewige Landfriede, noch der ſchwäbiſche Bund helfen uns was Rechtes. Die großen Herren ſchalten nach Gutdünken in ihren Ländern und können nicht reich und mächtig genug werden; die kleinen ſchinden die Bauern oder plündern und rauben auf der Landſtraße."

„Ja, gebt dem Kaiſer ſo viel Reichthum und Macht," lachte Frundsberg bitter, „daß er ſich für ſeine Befehle den Gehorſam erzwingen kann, gebt ihm ein Heer von ein paar mal hunderttauſend Mann, gebt ihm ein großes reiches Land zu eigen, wovon er dieſes Heer erhalten und Gnaden ſpenden kann, und Ihr mögt das böſe Weſen bei uns wenigſtens zur Hälfte gebeſſert haben —"

„Euer Wort in Ehren," unterbrach der bairiſche Rath von Bemmelberg den Feldherrn, „aber ich muß Euch zu bedenken geben, daß ein Kaiſer mit ſolcher Macht das deutſche Reich bald in größeres Elend führen würde, als das jetzige in Wahrheit iſt. Wer wollte einem ſo gütigen Herrn, wie Kaiſer Maximilian, nicht die größte Macht gönnen, damit er ungehindert all ſeine edlen Abſichten durchſetze? Aber wer bürgt uns, daß nicht der nächſte nach ihm gewählte Kaiſer ſchon nicht ſo reine Geſinnung, nicht ſo edle Abſichten habe? Ein Kaiſer von ſchlechterm Herzen und zum Despotismus neigend, verführt von ſeiner großen Macht, würde keinen Widerſpruch der Stände dulden, er würde ſie zu Schatten herabwürdigen, ja ganz und gar aufheben, er würde das Kaiſerthum in ſeinem Hauſe erblich machen, und es würde mit der Zeit werden, was das morgenländiſche Kaiſerthum in Conſtantinopel war.

Gerade die aufkommende Macht der Fürſten iſt es, welche in Deutſchland eine ſo vielſeitige Entwickelung hervorgerufen hat, wie ſie kein zweites Land in Europa beſitzt. Mag im Ganzen auch manches Wünſchenswerthe nicht ausgeführt werden, mögen die Stände den Kaiſer nicht immer unterſtützen, wie ſie ſollten, dafür ſchaffen ſie im Einzelnen in ihren Ländern deſto ſegensreicher, und unter ihrer Obhut vermiſſen die Unterthanen ein nachdrücklicheres Kaiſerregiment nicht. Durch ſeine Fürſten wird Deutſchland zur Blüthe kommen, und es wird eine hundertfältige Blüthe ſein. Wozu aber der Kaiſerdespotismus führt, haben wir in Rom und Conſtantinopel geſehen, zum innern Verfall, zur Schwäche nach außen.“

„Ich hätte nichts gegen Euere Meinung,“ verſetzte Frundsberg, „wenn die Fürſten mehr zuſammenhielten, d. h. wenn ſie ſich in allen guten, das Reich fördernden Dingen mit dem Kaiſer einigten. Damit wäre wenigſtens im weltlichen Regiment Ordnung und Recht gewonnen. Wir könnten innen ſtark und mächtig nach außen werden. Wir hätten den rohen Türken ſchon längſt beſiegt. Freilich wäre auch damit die unſelige Pfaffenmacht in Deutſchland noch nicht gebändigt und auf das rechte Maß zurückgeführt. Und ſie iſt die ſchlimmſte Sache von allen. Von Rom und den Pfaffen kommt uns das größte Unheil.“

„Ihr ſeid ein tüchtiger Kriegsmann, und dieſe halten ſelten viel von der Kleriſei,“ ſagte Fugger. „Und kein verſtändiger Menſch kann ableugnen, daß von unwiſſenden und böswilligen Pfaffen viel Unheil ausgeht. Aber dies kann dem Kirchenregiment, wie es ſein ſoll, nicht zur Laſt gelegt werden. Auf Erden kann nicht allein weltliches Regiment beſtehen, das göttliche Regiment muß noch darüber ſein. Der Papſt iſt der Statthalter Chriſti auf Erden und Chriſtus iſt der König aller Könige, ihm gehört alle Herrſchaft im Himmel und auf Erden: denn er iſt der Sohn, der mit dem Vater und dem heiligen Geiſte Eins iſt, alſo Gott ſelbſt. Und er iſt auf die Erde herabgekommen, um die Menſchen von allen Sünden zu erlöſen und zur ewigen Seligkeit geſchickt zu machen. Dem Sankt Peter hat er das Amt der Schlüſſel übergeben, zu binden und zu löſen. Der Papſt aber iſt Sankt Peters Nachfolger und alſo der höchſte Herr auf Erden; ihm muß der Kaiſer unterthan ſein, dem Kaiſer die Fürſten, den Fürſten der Adel, die Bürger und die Bauern. Alſo will es die Ordnung und das Recht. Und wenn von Jedermann Recht und Ordnung gehandhabt würden, ſo führten der Papſt und die Kleriſei das göttliche Regiment, der Kaiſer und die Stände das weltliche auf Erden, und männiglich würde ſich dabei wohl befinden."

„Die Regel und Lehre nimmt ſich gar wohl aus, zumal aus einem Munde, wie der Euerige, Herr Fugger," antwortete Frundsberg, „aber in der Anwendung geſtalten ſich die Dinge ganz anders. Wie nennt Ihr das, Ihr gelehrten Herren?" wandte er ſich zu Peutinger und Pirkheimer.

„Theorie und Praxis," verſetzte der Erſtere.

„Nun ſeht, in der Praxis iſt der Papſt ein Menſch und nichts weniger als gleich unſerm Herrn Chriſtus oder auch nur dem Sankt Peter. Ach hilf Gott! was haben wir ſelbſt von den Päpſten erleben müſſen! Denkt nur an den Borgia. Hat es wohl auf Erden einen gräulichern und entſetzlichern Sünder gegeben? Ein Verbrecher war er, der Galgen und Rath hundertmal verdient. Soll nun ſolch ein Menſch der oberſte Herr und Richter auf Erden ſein? Da ſei Gott vor, daß der Teufel freie Macht über uns Alle gewänne! Und wenn der jetzige Papſt auch kein ſo ſchlimmer Mann iſt, ſo will mir doch ſeine Wirthſchaft auch nicht ſonderlich gefallen. Nehmt mir's nicht übel, Herr Fugger! Ihr ſeid von Sr. Heiligkeit zum päpſtlichen Ritter und lateraniſchen Grafen ernannt, aber ich kann mir nicht helfen, Euch unumwunden zu ſagen, daß ich nichts Heiliges am heiligen Vater finden kann. Es iſt löblich von ihm, daß er die Maler, Steinmetzen, Poeten- und gelehrte Männer beſchützt und reichlich unterſtützt, und Herr Albrecht Dürer, Herr Konrad Peutinger und Herr Wilibald Pirkheimer werden gern mit mir in ſein Lob einſtimmen, aber er lebt in Saus und Braus; Banket und Tanz und Spiel, Jagd und Prunkgelag, Feſtritt und Frauendienerei füllen am päpſtlichen Hofe einen und alle Tage aus, und von der Kirche Chriſti iſt dort ſo wenig die Rede, wie zu Zeiten des Tiberius und Nero. Zu all dem Prunk und der Pracherei, zu der Luſt und Hoffarth bedarf der Papſt viel Geld, und das pflegt er ſich bekanntlich zumeiſt aus dem deutſchen Reiche holen zu laſſen. Man merkts ihm an, daß er aus dem reichen Wechslerhauſe der Mediceer in Florenz ſtammt, er weiß ſich gute Geldquellen zu eröffnen, und der Ablaß- und Indulgenzenkram bringen ihm hübſche Summen ein."

„Ihr vergeßt, daß die Ablaßgelder für den Ausbau der Peterskirche beſtimmt ſind," ſagte Fugger etwas herabgeſtimmt.

„Ja, das iſt das Vorgeben und der Vorwand; in Italien weiß man das Ding beſſer. Da ſagt man offen: zum Bau der mediceiſchen Paläſte und zur Ausſteuer der Schweſter des Papſtes, der Prinzeſſin Cibo ſeien die Ablaßgelder beſtimmt und würden mit nichten zu geiſtlichen Zwecken verwendet. Das deutſche Volk aber wird von den Pfaffen und Ablaßkrämern ausgeſogen bis auf die Gräten."

„Ihr ſeid ein hitziger Eiferer," nahm jetzt der junge Markgraf lächelnd das Wort. „Aber Ihr müßt doch zugeben, daß dem Papſte die göttliche Macht zuſtehet, die

Sünden zu vergeben und die Gnade des göttlichen Bluts Allen theilhaftig zu machen. Nun können aber nicht Alle die Reiſe nach Rom unternehmen, um ihr Seelenheil durch Einlegen ihres Almoſens in den Gotteskaſten wahrzunehmen. Da kommt der Papſt den Gläubigen liebevoll entgegen und ſendet ſeine Boten aus in alle Lande der Chriſtenheit, wie der Heiland ſeine Apoſtel ausſandte, um das Bedürfniß der gnadendurſtigen Seelen zu befriedigen. Die eingegangenen Gelder werden aber nur zu gottſeligen Werken verwendet, und ſagen die italieniſchen Schelme anders, ſo lügen ſie, wie es ihre Art iſt.“

„Gemach, mein gnädiger Herr!“ fuhr Frundsberg auf. „Was ich mit eignen Augen ſehe, mit eignen Ohren höre, das glaubt mein Herz. Und ich ſah überall die Schandbüberei des Klerus, der von Rom aus nicht gewehrt wird; ich hörte, daß der Papſt für Geld von allen Sünden und Miſſethaten, und wenn es die gräulichſten und entſetzlichſten Verbrechen ſind, diſpenſirt, daß er von allen weltlichen und geiſtlichen Strafen freiſpricht, ja ſogar von Bann und Interdikt. Ich kann hingehen und den Kaiſer vergiften, daß er eines jämmerlichen Todes dahin fährt, der Papſt entſündigt mich für ein Stück Geld. Ich kann meinen Vater erſchlagen, ich kann mit meiner Mutter, mit meiner Tochter, mit meiner Schweſter Unzucht und Blutſchande treiben, der Papſt vergibt mir die Sünde für Geld. Ich kann die Stadt mit Feuer anbrennen, daß ſie zum Aſchenhaufen wird, worin Tauſende elendiglich umgekommen ſind, der Papſt will meine Seele rein waſchen für ein paar Goldſtücke. Iſt das nicht der ärgſte Gräuel vor Gott und den Menſchen? Wahrlich, man muß Gottes weiſe Fürſorge bewundern und anbeten, daß ſie der Leute-Natur und Art alſo gut geſchaffen hat, daß nicht größere Sünden und Verbrechen geſchehen. Denn wenn ſie des Papſtes Lockungen folgten, ſo wäre kein Reicher und Vornehmer ſeines Lebens mehr ſicher. Sie würden hingehen und Alles todtſchlagen und Geld und Gut rauben, wovon ſie dann dem Papſte einen Theil abzahlten, wofür er ihnen durch ſeine Kommiſſare mittels eines Stückleins Papier alle Sündenſchuld vergäbe und ſie ſo rein und unſchuldig machte, als wären ſie eben aus dem Mutterſchoße hervorgegangen, oder ſäßen noch im Paradieſe.“

„Ihr habt recht, Herr Georg!“ rief jetzt Pirkheimer und reichte dem ehemaligen Kriegskameraden die Hand, „wenn Ihr auch die Sache haarſcharf nehmt und auf die Spitze ſtellt. Was will man den Bauern thun, die da aufſtehen und die Edelleute und Vögte todtſchlagen? was will man den Bürgern anhaben, die ihr Regiment verjagen und hängen und köpfen? Was wollt Ihr die Edelleute ſonderlich ſchelten, die hinterm Buſch liegen und dem Handelsmann die Taſchen umkehren? Sie Alle können Ablaß kaufen für wenig Geld.“

„Was wollt Ihr ſagen zu der gräulichen Unverſchämtheit der Ablaßprediger,“ nahm Peutinger die Rede auf. „Es ſind nun vier Jahre her, als ein Ablaßkrämer, der Dominikanermönch Johann Dieze, auch Tetzel genannt, aus Sachſen, ein frecher Hurer, Säufer und Spieler, hierher nach Tyrol kam und in Innsbruck predigte und ſeinen Kaſten aufſtellte. Der Kaiſer war dazumal hier und hatte mich zu ſich beſcheiden laſſen. Der frevelhafte Mönch predigte: Vergebung der Sünden und das ewige Leben ſeien nur durch Genugthuung, durch eigne Werke zu erlangen; dieſe ſei aber gänzlich unmöglich, weil die Gewalt der Sünden die Genugthuung vernichte; alſo bleibe nur der Kauf der Abläſſe als einziges Mittel übrig, und es gebe durchaus kein anderes, um ſündenfrei und ſelig zu werden. Der gekaufte Ablaß ſei die einzige und wahre Gnade Gottes und der Ablaßkaſten die wahrhaftige einzige Himmelspforte und offene Gnadenthür, durch welche die gereinigten Seelen in den Schoß Abrahams einzögen. Er ſchwur Stein und Bein, wenn alle Tyroler Ablaß kauften, ſo würde Gott alle Berge zu purem Silber verwandeln. Gleich darauf wurde er überwieſen, die Ehefrau eines Bürgers zum Ehebruch verführt und zwei Kinder mit ihr gezeugt zu haben. Schon war das Urtheil über ihn gefällt, geſäckt und erſäuft zu werden, und der zornige Kaiſer ſtand ſchon im Begriff, daſſelbe vollziehen zu laſſen, als die ganze Pfaffheit ſich dawider legte und den Kaiſer durch Bitten und Drohungen vermochte, den verbrecheriſchen Mönch laufen zu laſſen.“

„So frag' ich Euch nun, ihr Herren,“ ſprach jetzt der ernſte Albrecht Dürer, „wie ſoll dem böſen Unfug ein Ende gemacht werden? Warum kauft das Volk die Indulgenzen? Weil es dumm und unwiſſend iſt. Keinem von uns, wie wir hier verſammelt ſind, iſt es gewißlich jemals eingefallen, einen ſolchen Wiſch zu kaufen. Das macht, wir haben die rechte Einſicht in die Sachen und ſtehen Alle und mit uns viele Tauſende an den Höfen, in den Städten und auf den Ritterſitzen auf Seiten des edlen Doktor Reuchlin zu Stuttgart. Aus der Dummheit des gemeinen Mannes, des kleinen Bürgers und des Bauern, der ohnedies geſchunden und geplagt genug iſt, wird dieſes Sündengeld herausgeſchlagen. Der betrügeriſche Mönch lügt ihm vor, er könne ihm den Himmel verkaufen, ja der Bauer könne ſich Gottes Gnade und ewiges Heil nicht anders als für Geld erwerben, und ſo gibt denn der Betrogene ſeines ſauern Schweißes Erwerb hin, und die hohe Pfaffheit ſchwelgt und praßt darin. Wäre der gemeine Mann ſo aufgeklärt wie wir, die Brüder Dominikaner könnten mit ihren Zetteln ihre eigne Unſauberkeit abputzen. Es gäbe ihnen keine Chriſtenſeele einen Deut dafür.“

„Ihr habt das Rechte getroffen, Meiſter Albrecht,“ verſetzte Pirkheimer. „Die Dummheit iſt die Mutter des Aberglaubens und der geiſtigen Knechtſchaft. Aber die deutſchen Lande ſtecken tiefer in der Dummheit, als man glauben ſollte. Die Pfaffen haben ihres Vortheils halber Jahrhunderte lang alle Liſt aufgeboten, um die Leute immer tiefer hinein zu verſenken. Es iſt eine arge Nacht und Finſterniß. Aber ſeid nur getroſt. Die Morgenröthe iſt angebrochen, und die Sonne wird ihr nachfolgen. Doktor Erasmus hat ſein Lob der Narrheit nicht vergebens geſchrieben und die Pfaffen lächerlich gemacht, und die ſaubern Patrone in Köln haben den Doktor Reuchlin nicht vergebens mit den Haaren zu dem Streit gezogen, der die Geiſter des ganzen deutſchen Reichs in Bewegung geſetzt hat. Iſt es nicht Gottes Finger, daß ein ſo ſtiller und friedliebender Mann, wie unſer Reuchlin, das Werkzeug werden mußte, die Streitaxt gegen das Otterngezücht? Und haben die Briefe der Dunkelmänner uns nicht Schaaren, ja Heere von Geiſtern zugeführt und gewinnen uns täglich neue?“

„Ja,“ rief Peutinger, „und nicht allein unter den Laien hat das Licht der Wiſſenſchaft und Aufklärung ſeine Freunde und Verehrer gefunden; es zählt deren in der hohen Kleriſei ſchon viele und wackere Männer. Nenn' ich gleich den hochgeborenen Kurfürſten von Mainz, deſſen erlauchter Vetter uns mit ſeiner Gegenwart beehrt. Ferner: die Domherren Groß und Waisberg in meiner lieben Vaterſtadt Augsburg, meine wackern Gönner und Freunde, die Domherren Nuenar in Köln, dem Sitz des Eulengeſchlechts ſelbſt, und Adelmann in Eichſtädt; die Dechanten Andreas Fuchs zu Bamberg, Lorenz Truchſeß zu Mainz, Wolfgang Tanberg zu Paſſau, Jakob de Banniſſis zu Trient. Und um noch einen Augsburger zu nennen, der vornehmſte Kleriker, der aus unſerer Stadt hervorgegangen iſt, der Kardinal Lang, iſt auch dem neuen Licht ergeben."

„Mein werther Freund," nahm Pirkheimer ſpöttiſch lächelnd das Wort, „dieſe hohen und vornehmen Herren halten es mit der Aufklärung gerade ſo weit, als ihr Vortheil ihnen geſtattet. Was z. B. den Kardinal Lang betrifft, ſo laßt Euch ſagen, daß vor vier Jahren, nach der Eroberung von Pavia, unſer edler Ulrich von Hutten, der hier eben die Rechte ſtudirte, gefangen genommen, ausgeplündert und endlich mit genauer Noth nach Bologna entronnen, um hier ſeine Studien fortzuſetzen, ſich in tiefſter Armuth und Krankheit hülfeſtehend an den Kardinal Lang wandte, welcher als Geſandter des Kaiſers an den Papſt nach Bologna gekommen war. Aber obgleich ihm die dort ſtudirenden Deutſchen ein ſchönes von Hutten gefertigtes Gedicht überreichten, ſo behandelte er den jungen Dichter doch gleichgültig, ja verächtlich und war durchaus nicht zu bewegen, ihn in ſein Gefolge aufzunehmen; er ließ ihn unter ſeinen Augen elend herum gehen, ſo daß Hutten von der Noth gezwungen wurde, als gemeiner Soldat in des Kaiſers Heer zu treten."

„Ihr habt recht!" rief Frundsberg, „er hat unter meinem Befehl geſtanden; ich hab' ihm ſelbſt losgeholfen, weil ein krankhaftes Gewächs an ſeiner linken Ferſe ihm den Dienſt allzubeſchwerlich, ſchier unmöglich machte, und ich habe die Geſchichte aus ſeinem eignen Munde. Ich hätte nicht gedacht, daß dieſer junge, bleiche Menſch in ſo kurzer Zeit ein ſo berühmter Dichter werden würde."

„Ihr Herren müßt auch bedenken," ſagte der Markgraf leicht und gleichſam wie ſcherzend, „daß die höchſten und hohen Geiſtlichen unmöglich gegen Papſt und Kirchenverfaſſung handeln können. Der Ablaß iſt ein heiliges Recht des Papſtes, ein uraltes Recht, der Schlüſſel St. Peters. Dem gemeinen Mann geſchieht damit eine unermeßliche Wohlthat; er verlangt Ablaß, die Vergebung ſeiner Sünden, und ſie iſt ihm zu aller Zeit durch die göttliche Gnade zu Theil geworden.“

„Weil er zu aller Zeit dumm war,“ ſagte Dürer trocken.

„Nein, nein!“ eiferte Fugger, „man ſoll das Kind auch nicht mit dem Bade verſchütten. Gegen die Rohheit und Herrſchſucht der Pfaffen und Mönche, wie die Kölner ſind, mögt Ihr kämpfen, die heiligen Satzungen der Kirche ſollt Ihr mir unangetaſtet laſſen. Der Papſt hat die Schlüſſel des Himmels; und wenn die Aufklärung der Wiſſenſchaft ſo weit geht, daran zu zweifeln, ſo führt ſie allerdings zur Ketzerei.“

Auf dieſes ſcharfe Wort ihres Wirthes verſtummten die Gäſte, und als Fugger den Eindruck bemerkte, den ſeine Aeußerung gemacht, fuhr er fort: „die Parteien ſollen ſich in Liebe und Güte vertragen. Mit Stürmen iſt noch niemals etwas Erkleckliches gewonnen worden. Jedermann ſei in weltlichen Dingen dem Kaiſer gehorſam, in göttlichen dem Papſt. Und der Ablaß iſt ein gut und heilſam Ding, das den reuigen Menſchen frei macht von der Schuld und ihm zur ewigen Seligkeit verhilft. Alſo hat es Gott der Sohn auf Erden geordnet und eingeſetzt, damit die Wohlthat ſeines Bluts Allen theilhaftig werde. Aber das beſte Ding kann übertrieben werden, und ich gebe zu, daß der Ablaßhandel zuweilen übertrieben worden iſt. Dadurch wird die Sache nicht ſchlecht, ſo wenig die päpſtliche Macht und Gewalt eine verwerfliche geworden iſt, weil laſterhafte Päpſte auf St. Peters Stuhl geſeſſen haben.“ — Und zu Pirkheimer ſich wendend, fragte er: „Wo lebt jetzt der junge Dichter Ulrich von Hutten, welcher ſo viel Redens von ſich macht?“

„Er iſt vor anderthalb Jahren auf den Wunſch ſeines

Vater wieder nach Italien gegangen, um in Bologna ſeine Rechtsſtudien zu vollenden. Zuvor hielt er ſich aber eine Zeit lang in Rom auf, von wo ihn jedoch ein Abenteuer, das er zu Ehren Kaiſer Maximilians beſtand, bald wieder vertrieb."

„Zu Ehren unſres Kaiſers?!" fragte Fugger aufmerkſam. „Ei, ſo laßt doch hören!"

„Er war mit einem deutſchen Freunde nach Viterbo geritten und traf dort in Geſellſchaft mit fünf Franzoſen zuſammen. Dieſe Menſchen erfrechten ſich in Gegenwart der beiden Deutſchen über den Kaiſer zu ſpotten. Hutten verwies es ihnen und gebot Schweigen. Statt deſſen brachen ſie in Schmähungen auf den Kaiſer aus. Hutten wurde heftig, ſie ſchlugen auf ihn los, zogen die Degen und bedrohten ihn hart. Huttens Begleiter entfloh, er ſelbſt aber hielt Stand, ſtieß den Erſten, der ihm zu nah kam, nieder und ging den Andern mit gleichem Muthe zu Leibe. Dieſe ergriffen ſchleunigſt die Flucht, und Hutten kam mit einer leichten Verwundung im Geſicht davon. Er hat dieſe Begebenheit in einigen Gedichten beſungen, die er mir geſchickt hat."

„Dieſe Gedichte müßt Ihr mir mittheilen," ſprach Fugger mit verklärten Zügen und reichte dem Nürnberger gerührt die Hand, „das iſt ein wackrer junger Mann, der alſo für die Ehre ſeines Kaiſers ficht."

„Nicht nur dieſe Gedichte ſollt Ihr haben, auch noch andre Gedichte und Reden des trefflichen Jünglings hab' ich Euch im Manuſcript mitgebracht. Ebenſo das „Lob Reuchlins." — Ja, mein junger Freund Hutten iſt ein Deutſcher von ächtem Schrot und Korn vom Scheitel bis zur Fußſohle, ein feuriges Herz, das ihm mit dem Kopfe durchzubrennen pflegt, aber wir brauchen ſolcher Kraftmenſchen mit glühenden Seelen in unſrer Zeit. Wenn Erasmus oder Reuchlin nur einen Theil der ſprühenden

Kraft Huttens hätten, unſre Sache wäre ſchon weiter gediehen. Von Hutten hoff' ich viel für unſre Zukunft. Laßt Euch erzählen, Ihr Herren, wie er ſich dann zu Bologna benahm! Zwiſchen den deutſchen und italieniſchen Studenten brach ein heftiger Streit aus, der ſogar zur gerichtlichen Klage gedieh. Hutten, von ſeinen Landsleuten beauftragt, führte die Vertheidigung vor dem Richter mit ſolcher Unerſchrockenheit und ſolcher Heftigkeit, obgleich er ſich ſehr gemäßigt ausgedrückt zu haben meinte, daß der Podeſta ſich in ſeiner Würde für beleidigt hielt, und der kühne Redner in Folge der gegen ihn gethanen richterlichen Schritte ſich genöthigt ſah, nach Ferrara zu entfliehen. Sein letzter Brief, worin er mir dieſe Händel mittheilt und den ich vor acht Tagen empfing, iſt von Venedig datirt, wo er kurz zuvor angekommen war. Er rühmt die Liberalität, mit welcher er in Rom, vorzüglich aber in Venedig aufgenommen worden ſei. Beſondre Freude macht es ihm, daß er mit ſchönen und neuen Ausgaben ſeiner Lieblinge, der Klaſſiker beſchenkt worden iſt. Er gedenkt ſich noch einige Zeit in der Lagunenſtadt aufzuhalten und dann in ſein Vaterland zurückzukehren.“

„Ich bitt' Euch, lieber Freund, hinterbringt ihm, daß das Haus der Fugger in Augsburg ſolche wackre Deutſche gern als Gäſte ſieht. Wer iſt ſein Vater? Wo iſt er geboren? Es gibt der Hutten viel in deutſchen Landen.“

„Im Heere des Kaiſers hab' ich wohl einige dreißig adelige Kriegsmänner dieſes Namens kennen gelernt,“ warf Frundsberg ein. „Es war auch einer darunter, Ulrich, der ſich in mancher Schlacht rühmlich ausgezeichnet, ein reichbegüterter Mann. Sein Stammſchloß iſt der Steckelberg am Rande des Speſſarts und der Rhön, nur ein paar Meilen von Fulda, und, ſo ich nicht irre, iſt dies des Dichters Vater.“

„Ihr habt recht, Herr Kriegsoberſter. Unſer Ulrich iſt der älteſte Sohn dieſes Ritters und auf dem Steckelberg geboren. Da er von zarter Leibesbeſchaffenheit war und von Kindesbeinen an gar emſig hinter den Büchern ſaß, ſo beſtimmte ihn ſein Vater zum Mönch und ſteckte ihn als Knaben ſchon in das Stift zu Fulda, wo er die berühmte Kloſterſchule mehre Jahre mit dem größten Nutzen beſuchte. Durch ſeine hohen Geiſtesfähigkeiten und ſchnellen Fortſchritte erregte er die Aufmerkſamkeit des regierenden Abts, der wahrſcheinlich ſchon einen tüchtigen Nachfolger in ihm ſah; unſer Ulrich aber war zu beſſern Dingen geboren. Er wünſchte das Kloſter zu verlaſſen; ſein ſtrenger Vater und der Abt widerſetzten ſich gleichermaßen. Vergebens redete der hochgebildete Ritter Eitelwolf von Stein, dieſer eifrige Beſchützer der neu entdeckten Wiſſenſchaften, der ſchon damals auf den jungen Ulrich aufmerkſam wurde, dem Vater deſſelben und dem Abte zu, mit welchen beiden er befreundet war, der junge Kloſterſchüler blieb zum Mönche verdammt. Da entfloh er heimlich als ſechszehnjähriger Knabe und ging nach Erfurt. Sein erzürnter Vater entzog ihm jede Unterſtützung. Aber ſeine Vettern Froben und Ludwig von Hutten, ſo wie ſein Gönner Eitelwolf von Stein nahmen ſich ſeiner hülfreich an. Hier fand er ſeinen Mitſchüler Crotus Rubianus, einen Thüringer, wieder, der ſich als heitern Muſenſohn und geiſtreichen Verſpötter des dünkelhaften Mönchsweſens hervorgethan hat, und ſchloß den alten Freundſchaftsbund inniger mit ihm. Es fehlte ihm nicht an andern gelehrten und ſtrebenden Freunden, in deren Gemeinſchaft er ſeine Studien fortſetzte. Im folgenden Jahre vertrieb ihn eine peſtartige Krankheit mit Crotus und andern Freunden nach Köln, und hier lernte er die Dunkelmänner kennen, die den großen Scotus, den zweifach heiligen Thomas, den ſeraphiniſchen Bonaventura und andere Autoritäten gleichen Gelichters, als das non plus ultra aller Weisheit anprieſen. Ulrich faßte gegen dieſe Lehren und ihre Vergötterer einen heftigen Widerwillen und hielt ſich zu dem gelehrten und für die alten Sprachen begeiſterten Rhagius Aeſticampianus, der die klaſſiſchen Schriftſteller, vorzüglich die Dichter mit großem Beifall erläuterte. Dies war genug, um den trefflichen Lehrer bei den Mönchen und ihrem Anhang in den Geruch der Ketzerei zu bringen und ihren wüthenden Haß, ihre blinde Verfolgungswuth auf ſich zu ziehen, gleich wie zu derſelben Zeit Erasmus und Reuchlin. Sie brachten es dahin, daß Rhagius auf zehn Jahre aus der Stadt verwieſen wurde. Ihr wißt, daß der durchlauchtige Kurfürſt von Brandenburg damals, — es ſind nun zwölf Jahre — als ein hochgebildeter und für die wahren Wiſſenſchaften hochbegeiſterter Jüngling (ich würde mich noch rühmender über ihn ausſprechen, wenn ſein fürſtlicher Vetter nicht zugegen wäre) die Univerſität zu Frankfurt an der Oder geſtiftet hatte, an deren Bildung ſein glorreicher Vater, der durchlauchtige Kurfürſt Johann Cicero, durch einen beklagenswerthen Tod verhindert worden war. Mit Hülfe ſeines ihm gleich geſinnten und gebildeten berühmten Raths Eitelwolf von Stein, dem Gönner des jungen Hutten, wurde die neue Lehranſtalt zu Stande gebracht. Dorthin wurde der edle aus Köln verbannte Rhagius als Lehrer gerufen, und Ulrich von Hutten folgte ihm. Er war bei der feierlichen Einweihung den Muſenſitzes zugegen."

„O ich erinnere mich ſeiner noch gar wohl," fiel der Markgraf dem Patrizier in das Wort. „Herr Eitelwolf von Stein ließ zur Einweihung der frankfurter Univerſität Huttens erſtes Gedicht drucken, welches den Titel Carmen in Marchiam führte und den größten Beifall fand. Ich ſuchte die Bekanntſchaft des jugendlichen Dichters, der nur ein Jahr jünger war als ich. Er war klein von Statur, von zartem Körperbau mit einem einnehmenden trotzigen

Geſicht. Aus ſeinen großen dunkelblauen Augen ſprach ſein lebendiger Geiſt. Auch mein Vetter Albrecht hat ihn damals kennen gelernt.“

„In Frankfurt verlebte er drei glückliche Jahre,“ fuhr Pirkheimer in ſeiner Erzählung fort, „den Studien eifrig ergeben. Dann aber trieb ihn der unruhige Geiſt fort. Er wollte die Welt ſehen, Menſchen kennen lernen. Er wanderte nach Norden. Aber auf der Oſtſee litt er Schiffbruch und mußte betteln gehen. Bis zum Tode krank und elend, erreichte er mit genauer Noth Greifswalde. Es war im Spätherbſt 1509. Er wurde als Student eingeſchrieben, ohne dafür etwas zu bezahlen; denn ſein Name, als der eines trefflichen Dichters war vor ihm hergedrungen. Und dieſes Ruhmes wegen nahm ihn der Profeſſor Loetz, ein eitler ſtolzer Mann, bei ſich auf und unterſtützte ihn mit Geld. Dafür wollten er und ſein Vater, der Bürgermeiſter, den freien Dichter beherrſchen und nach ihrem Willen leiten. Als er ſich widerſetzte, behandelten ſie ihn mit kränkendem Uebermuth. Ulrich beſchloß ſofort Greifswalde wieder zu verlaſſen. Der Bürgermeiſter Loetz wollte ihn nicht eher ziehen laſſen, bis er ſeinem Sohne das geliehene Geld wieder erſtattet; aber da unſer Dichter nichts hatte, ſo ließen ſie ihn gehen. An einem heitern, aber ſchneidend kalten Wintertage kurz vor Weihnachten, wanderte er mit einem kleinen Bündel unter dem Arme, worin ſich ſeine Gedichte befanden, von dannen. Noch plagten ihn das böſe Fieber und die wunde Ferſe, die er damals ſchon hatte. Noch nicht weit von der Stadt entfernt, wurde er von bewaffneten Knechten, welche die Loetze hinter ihm hergeſchickt, eingeholt, überfallen, auf das Grauſamſte behandelt, ſeiner Kleider beraubt und nackt und bloß mit Schlägen und Wunden bedeckt, in die Kälte hinaus geſtoßen.“

„Schandbuben!“ rief Fugger empört, und alle Anweſenden gaben ihren Abſcheu zu erkennen.

„In ſo jämmerlichem Zuſtande kam der arme Hutten nach Roſtock, wo er Freunde, allgemeine Theilnahme und Unterſtützung fand. Kaum geneſen, gab er Unterricht in den alten Klaſſikern und ſchrieb ein lateiniſches Gedicht in zwei Büchern „Klagen gegen Loetz,“ worin er die erlebte Büberei mit lebendigen Farben ſchilderte. Als dieſes ſchöne Werk gedruckt in die Welt ging (ich habe es für Euere Bibliothek angeſchafft, Herr Fugger) erfuhren ſeine alten Freunde wieder von ihm; denn keiner hatte gewußt, was aus ihm geworden war. Im folgenden Jahre 1511 wanderte Ulrich nach Wittenberg, wo er ſeine berühmte „Verskunſt“ gleichſam im Fluge und noch dazu während neuer Krankheit ſchrieb. Wiederum hergeſtellt, litt es ſeinen lebhaften Geiſt nicht in Wittenberg. Ohne Geld, in ſchlechter Kleidung und von der Gaſtfreundſchaft edler und die Wiſſenſchaften ehrender Männer lebend, wanderte er durch Böhmen und Mähren. In Ollmütz pflegte ihn der Biſchof und beſchenkte ihn beim Abſchied mit einem köſtlichen Pferd; der Probſt Auguſtin verehrte ihm einen goldnen Ring mit einem koſtbaren Stein. So erreichte er Wien und ſuchte den biedern Schweizer Vadian, den Humaniſten auf. Hochbegeiſtert für die Ehre des deutſchen Vaterlandes, ſchrieb er hier das berühmte Gedicht an den Kaiſer, worin er ihn ermahnte, den begonnenen Krieg gegen das übermüthige Venedig fortzuſetzen. Vavian und andere Freunde ließen das Gedicht nebſt andern kleinen Gedichten des dreiundzwanzigjährigen Dichters ohne ſein Wiſſen drucken. Um dem herumziehenden Leben ein Ende zu machen und ſich ein feſteres Lebensziel zu ſetzen, beſchloß Ulrich ſich dem zweiten Wunſche ſeines Vaters zu fügen und Rechtsgelehrter zu werden, da er den erſten, Mönch zu werden, doch durchaus nicht erfüllen konnte. Er ging im folgenden Jahre nach Pavia. Aber auch hier verfolgte ihn ein böſes Geſchick. Ihr wißt, daß die Franzoſen nach der bei Ravenna gewonnenen Schlacht Pavia beſetzten. Die Schweizer belagerten die Stadt. Die Franzoſen traktirten Ulrich, der eben heftig am Fieber darnieder lag, unbarmherzig; denn ſie kannten ſeine Geſinnung gegen ſie. Und als die Schweizer die Stadt eroberten, wurde er abermals auch von dieſen mißhandelt, weil ſie meinten, er habe den Franzoſen gedient. Und ſo kam er nach Bologna, wie ich Euch bereits erzählt. Nachdem er vor drei Jahren aus des Kaiſers Heer entlaſſen worden, ging er nach Deutſchland zurück und begab ſich zu ſeiner Herſtellung in das Bad zu Ems. Mit ſeinem Vater gelang die Ausſöhnung nicht; er ſchreibt darüber: die Stimmung in ſeiner Familie ſei dergeſtalt gegen ihn geweſen, daß man ihn wie den verlornen Sohn behandelt und zu den Trebern der Schweine verwieſen habe. — In Ems erfuhr er den vom Herzog von Würtemberg an Johann von Hutten begangenen Todtſchlag, und nun begann er ſeine geſchickte Feder gegen den ſchuldigen Fürſten in Bewegung zu ſetzen. Von Ems ging Hutten nach Mainz an den Hof des durchlauchtigen Kurfürſten, um ſeinen alten Freund und Gönner, den Hofmarſchall Eitelwolf von Stein zu begrüßen."

„Ich war gerade in Berlin am Hofe meines ältern Vetters und konnte meine Bekanntſchaft mit Ulrich von Hutten nicht erneuern," bemerkte der Markgraf, „doch iſt er vom Hofmarſchall von Stein dem Erzbiſchof ſehr nachdrücklich empfohlen worden, und er wäre ſicherlich länger in Mainz geblieben, wenn ſeinen edlen Gönner nicht der Tod hinweggerafft hätte."

„Dieſer Schlag traf meinen jungen Freund hart," fuhr Pirkheimer fort. „Er verehrte in dem nicht genug zu preiſenden Eitelwolf von Stein ſeinen geiſtigen Vater und ſchilderte, als er mich bald darauf auf ſeiner zweiten Reiſe nach Italien beſuchte, die Gelehrſamkeit und die

Humanität dieſes in jeder Beziehung ausgezeichneten Edelmanns mit ſchöner Begeiſterung. Eitelwolf hatte beim Kurfürſten ſo günſtig für Ulrich geſprochen, daß dieſer nicht nur ein Geſchenk von zweihundert Goldgülden zur Fortſetzung ſeiner Studien, ſondern auch die Zuſage einer guten Anſtellung erhielt. Im Oktober 1517 ging er nach Rom, um dort nach dem Willen ſeines Vaters das Rechtsſtudium zu vollenden und Doktor zu werden. Das Abenteuer mit den fünf Franzoſen vertrieb ihn im vorigen Sommer nach Bologna, von hier im Herbſt ſeine warme Vertheidigung der Deutſchen nach Venedig, und nun wird er bald wieder bei uns ſein.“

„Führt ihn mir zu,“ erinnerte Fugger noch einmal. „Es verlangt mich ſehr ihn kennen zu lernen.“

„Und ich will ihn malen,“ ſagte Dürer, „und ihm vorſtellen, daß er ferner nicht allein lateiniſch ſchreibe, ſondern ſich auch der deutſchen Sprache befleißige, damit der gemeine Mann unterrichtet werde über das böſe Pfaffengeſindel und all den Unfug, der im deutſchen Reiche getrieben wird. Ja deutſch müßt ihr ſchreiben, ihr Gelehrten, wenn es etwas Erkleckliches fruchten ſoll, und wenn irgend Einer etwas auszurichten vermag, ſo iſt's der wackere Ulrich von Hutten.“

Fugger ſchüttelte den Kopf bedenklich. „Was ſoll dem gemeinen Mann das Wiſſen? Es wird ihn nur verwirrter und toller machen. Spukt der Geiſt des Aufruhrs nicht etwa ſchon in den harten Köpfen der Bauern? Die Studirten mögen über dieſe Dinge ſtreiten, und dazu iſt das Lateiniſche da; das gemeine Volk iſt zu dumm und darf auch nicht geſcheidt werden, wenn nicht Unheil daraus erwachſen ſoll. Es würde auch niemals recht geſcheidt werden, und wenn Ihr ihm tauſend deutſche Bücher in die Hand gäbt. Dem Bauer ziemt zu pflügen, zu ſäen, zu dreſchen; dem Bürger ſeines Handwerks zu warten und beiden dem Kaiſer zu geben, was des Kaiſers iſt, und Gotte, was Gottes iſt. Das Urtheil des gemeinen Mannes über Dinge, die über ſeinen Geſichtskreis hinaus liegen, iſt immer albern, und wenn die Welt danach eingerichtet werden ſollte, dann Gnade uns Gott! Es ginge ärger zu, als bei den Wilden in Afrika. — Darum dächt' ich, es bliebe beim Lateinſchreiben der Gelehrten."

Dürer fand ſich nicht veranlaßt, die Anſicht ſeines Wirthes zu bekämpfen, ſo viel Gründe dazu ihm auch zu Gebot ſtanden, und die Unterhaltung ging auf andere Gegenſtände über.

## 6.

## Geld- und Minnehändel.

Am folgenden Morgen wurden der Markgraf Johann und der Graf Torrillas von dem ſchmunzelnden Veit Schellenberger, der noch immer Jakob Fuggers alleiniger Leibdiener war, in das Kloſet des Letztern geführt. Der alte Leinweber ſaß ſchon tief in Arbeit. Die beiden Gäſte nahmen auf ſeine Einladung neben ihm Platz.

„Ich erſehe aus dem gnädigen Schreiben des durchlauchtigen Kurfürſten von Mainz, das Ihr mir überbracht habt, gnädiger Herr," nahm Fugger, zum Markgrafen gewandt, das Wort, „daß Ihr als Beauftragter Eueres Herrn Vetters zu mir gekommen ſeid, die Geldangelegenheit, die zwiſchen uns ſteht, ins Reine zu bringen."

„So iſt's, Herr Fugger," verſetzte der Markgraf. „Der Kurfürſt von Mainz ſchuldet Euch dreißigtauſend Goldgulden, die er dem Papſt für das Pallium hat bezahlen müſſen, nebſt den Zinſen ſeit vier Jahren. Ihr dringt auf Abzahlung dieſer Schuld.“ —

„Ich muß in meinem Geſchäft ſtreng auf Ordnung und Pünktlichkeit halten; denn ſie ſind die Lebensbedingungen deſſelben. Des Kurfürſten Durchlaucht verbriefte ſich mir, nicht nur die Zinſen pünktlich zu entrichten, ſondern auch jährlich einen Theil des Kapitals abzuſtoßen. —“

„Es würde zu nichts führen,“ fiel ihm der Markgraf ins Wort, „wenn ich Euch des Breitern auseinander ſetzen wollte, daß mein Vetter außer Stande geweſen iſt, ſeinen Verpflichtungen gegen Euch nachzukommen. Genug, er hat ſeine Stifter ſchwer verſchuldet übernehmen müſſen und muß doch einen ſeiner hohen Fürſtenwürde angemeſſenen Hofhalt führen. Die Hauptſache iſt, daß er von nun an vermag, Euch gerecht zu werden, wenn Ihr ſelbſt ihm dazu helfend die Hand reicht.“

„Laßt mich ſeine Vorſchläge hören!“

„Der Kurfürſt iſt, wie Euch bekannt ſein wird, zu Anfang dieſes Jahres zum päpſtlichen Nuntius und apoſtoliſchen Generalkommiſſär vom heiligen Vater ernannt worden. Er hat den Ablaßhandel in einem großen Theile des deutſchen Reichs gegen die Hälfte des reinen Ertrags vom Papſt gepachtet. Von dieſem Ertrag will mein Vetter Euch bezahlen. Ihr ſollt den dritten Theil ſeiner aus dem Ablaßhandel gezogenen Einkünfte ſo lange erhalten, bis die Schuld getilgt iſt. Doch iſt daran noch eine Bedingung geknüpft, die Euere beſondere Hülfe in Anſpruch nimmt.“

„Und dieſe iſt?“

„Der Papſt muß wahrſcheinlich des Geldes eben ſo dringend bedürfen, wie der Kurfürſt; denn er hat dieſem zur unerläßlichen Bedingung des vortheilhaften und einträglichen Handels gemacht, daß bis zu Johannistag zehntauſend Dukaten im voraus bezahlt werden. Dieſe Summe kann der Kurfürſt ſo wenig aus eignen Mitteln aufbringen, wie die Palliengelder. Er läßt Euch daher durch mich erſuchen, ihm dieſelbe ebenfalls zu leihen. Die zweite Schuld muß das Mittel ſein, daß er die erſte und die andere bezahlen kann.“

„Es kommt mir nicht zu, mich tadelnd darüber auszuſprechen, daß Eueres Herrn Vetters Durchlaucht ſich auf ſolchen Handel eingelaſſen. Der Ablaßkram iſt ein Recht des Papſtes, und ich verehre in Demuth alle päpſtlichen Rechte. Ihr habt aber geſtern ſelbſt gehört, wie meine übrigen Gäſte ſich über den Ablaßhandel ausſprachen. Und das iſt die Stimme aller verſtändigen und gebildeten Leute im Reiche, ja es iſt die der kaiſerlichen Majeſtät ſelber. Seit vierzig Jahren und länger ſeufzt und wehklagt der edle Maximilian über die ungeheuern Summen, welche für Pallien, Annaten, Bullen und Ablaßbriefe fort und fort aus der deutſchen Unterthanen Taſchen gezogen werden. Wahrlich ich wollte, der Kurfürſt gäbe mir andere Mittel und Wege an, mich zu befriedigen.“

„Er hat keine andern,“ entgegnete der Markgraf lächelnd. „Und weder Ihr noch er hat davon eine Verantwortlichkeit. Jedermann in der Chriſtenheit erkennt das Recht des Papſtes an, Ablaß zu verkaufen. Mag der Papſt dieſe Gelder verwenden, wozu er will, was geht es uns an? Der Papſt kommt dem gemeinen Manne, deſſen größtes geiſtiges Bedürfniß es iſt, ſich ſeiner Sündenſchuld zu entledigen, mit der göttlichen Gnade und Vergebung entgegen. Es iſt nicht unbillig, daß der alſo Entſündigte für ſolche geiſtige Vermittlung ein leibliches Opfer bringe. Die Künſte, die Wiſſenſchaften müſſen reichliche und nicht knappe Unterſtützung haben, ſollen ſie gedeihen; das neue Licht des Geiſtes bedarf des Lebensöls. Woher ſoll es genommen werden, als aus dem Volke? Ihr räumt ſelbſt ein, was auch uns als Wahrheit feſtſteht. Das Volk kann niemals in der Erkenntniß ein Ganzes ſein, es wird ewig geſchieden bleiben in den großen dummen Haufen, der da leiblich arbeitet und Geld zahlt, um dafür Ablaß zu erhalten, und in das kleine verſtändige Häuflein, das da geiſtig arbeitet und jenes Geld zu ſeinem Unterhalte braucht. So muß das Ganze ſich verhalten, und der Papſt iſt der Vermittler zwiſchen beiden Parteien; er nimmt von dem großen Haufen und theilt dem kleinen zu. Nicht anders ſieht mein Vetter dieſe Dinge an. Ihm ſind die Urtheile über den Ablaß nicht unbekannt; ja er müßte nicht der ſein, welcher er doch wirklich iſt, wenn er nicht die Anſichten und Meinungen der gelehrten und aufgeklärten Männer unſerer Zeit über dieſe Materie vollkommen theilen ſollte. Aber er iſt ſo wenig von der einen Seite in Vorurtheile verſtrickt, wie von der andern. Er ſteht wie der Papſt über den Parteien und ſieht im Ablaß nicht nur ein nothwendiges, unvermeidliches Uebel, ſondern auch das Förderungsmittel der Wiſſenſchaften und Künſte."

„Das iſt eine vortreffliche Auskunft!" lachte Fugger. „Und wahrlich ſie leuchtet mir ein. Ihr habt recht."

„Und wenn nicht der erſte deutſche Erzbiſchof den Pacht des Ablaſſes übernimmt," miſchte ſich jetzt der päpſtliche Kämmerer ins Geſpräch, „ſo ſind hundert italieniſche Prälaten bereit, den Pachtvertrag mit Seiner Heiligkeit einzugehen, wie der eben abgegangene Probſt Arcimbaldi. Der Ablaßhandel wird darum in Deutſchland nicht aufhören, wenn kein Deutſcher ihn übernimmt. Der Unterſchied iſt dann nur, daß auch die andere Hälfte der Einnahme außer Land geht, während ſie jetzt in die Kaſſe des Kurfürſten von Mainz fließt, der damit in Deutſchland Gutes ſtiftet, deutſche Gelehrte und Künſtler unterſtützt und den deutſchen Namen verherrlicht."

„Fürwahr, dieſer Grund iſt entſcheidend," ſagte Fugger beſtimmt. „Man muß unter zwei Uebeln das leichtere wählen. — Wie meint nun Euer durchlauchtiger Herr Vetter mich ſicher zu ſtellen, Herr Markgraf, wenn ich auch noch die zehntauſend Dukaten herſchieße, damit er den Ablaßpacht überkommt?"

„Er will Euch die Verſchreibung auf die Ablaßeinnahme geben."

„Aber wer iſt mein Bürge, daß er mir Wort hält. Er hat es zeither nicht gehalten. Und ich muß ſicher gehen."

„Das beſte Auskunftsmittel, um beide Parteien zu befriedigen," ſagte Torrillas, „iſt wohl, wenn Ihr neben dem päpſtlichen und dem kürfürſtlichen Kaſſirer noch einen dritten für Euch beſtellt und dem Ablaßprediger mitgebt. Der Kurfürſt ſchickt jetzt zwölf Dominikaner aus, zwölf Apoſtel, welche den Deutſchen die Vergebung der Sünden aus dem Vorrath der guten Werke Chriſti und ſeiner Apoſtel predigen; zwölf päpſtliche und zwölf kurfürſtliche Kaſſirer begleiten ſie. Fügt dazu zwölf Fuggerſche Agenten, die Euern Antheil in Empfang nehmen, und das Geſchäft iſt in Ordnung."

„Seid Ihr beauftragt, auf dieſe Bedingung mit mir abzuſchließen?" fragte Fugger.

„Ich bin's," verſetzte der Markgraf. „Ihr mögt alle einzelnen Punkte des Vertrags mit dem Grafen Torrillas beſprechen und Euch mit ihm einigen. Er iſt in ſolchen Geſchäften gewandter als ich. Er iſt ſelbſt der Hauptagent des Papſtes. Seid Ihr mit ihm ins Reine, dann legt mir den Vertrag vor, und wenn ich nichts daran zu erinnern finde, will ich ihn ſogleich durch einen Eilboten nach Mainz an meinen Vetter zur Unterſchrift ſchicken."

„Wohl, ſo ſei es!“ ſagte Fugger, der in dem Vorſchlage ein gutes Geldgeſchäft für ſich ſah; denn er begriff ſogleich, daß der Kurfürſt ihm unter dieſen Umſtänden ungewöhnlich hohe Zinſen zugeſtehen und daß der Ablaßkram eigentlich in ſeine Hände kommen müſſe. Der Markgraf ließ alſo die beiden Geſchäftsmänner allein und eilte, froh, die läſtige Sache auf dieſe Weiſe abgemacht zu ſehen, dahin, wohin ihn das Herz zog, zu den im Hauſe verſammelten jungen Frauen. Während die beiden Gelehrten ſich mit Aufſtellung der Bibliothek beſchäftigten, und Dürer mit Bübenhoven die maleriſche Gegend durchſtreifte, fand der ritterlich galante Markgraf eine willkommene Aufnahme und die gewünſchte Unterhaltung in den Gemächern des ſchönen Geſchlechts. Hier zeichnete er bald die ſtolze Suſanna Fugger aus und plauderte mit ihr von den Annehmlichkeiten Augsburgs, das unter den deutſchen Städten hinſichtlich der Vergnügungen und der geiſtig-ſinnlichen Regſamkeit damals eine der erſten Stellen einnahm.

Die eitle, auf ihre Schönheit eingebildete Suſanna nahm die Huldigungen des gewandten Fürſten mit unverkennbarem Wohlgefallen auf und kam ihnen bald genug auf eine Weiſe entgegen, die den Tadel ihrer Schweſtern, den beſcheidnen Sibylla's und der ſtrengen Anna's, auf ſich zog. Aber Suſanna's eitles und verliebtes Herzchen hatte nicht nur gleich beim Erſcheinen des wohlgebildeten und ritterlich feinen Prinzen Feuer gefangen und wallte bald von Leidenſchaft für ihn über, auch ihr niedlicher Kopf ſtellte allerhand Betrachtungen und Berechnungen an, die ſich freilich mit wahrer Liebe nicht vertragen. Aber Suſanna war auch keiner wahren Liebe fähig. Ihre Mutter hatte ihr ſeit ihrer Entwickelung zur Jungfrau täglich vorgeredet, ſie beſitze alle Eigenſchaften, um die vollgültigſten Anſprüche an einen mit einer Grafenkrone gezierten Gatten erheben zu können, und je verſtändiger ſie geworden, deſto öfter hatten ihr Spiegel und ſie ſelbſt der Mutter Recht geben müſſen. Mehre Verſuche, ſich in den Beſitz eines ſo koſtbaren Ehewirths zu ſetzen, ſind geſcheitert, und nun tritt ihr unverhofft in dieſem Tyroler Thale ein anmuthiger junger Mann entgegen, der die kühnſten Wünſche und Gelüſte ihres Herzens und ihres Kopfes übertrifft: ein Markgraf! Warum hätte ihr der Gedanke als abenteuerlich erſcheinen ſollen, daß ſie würdig ſei, Markgräfin von Brandenburg zu werden? War ſie nicht die ſchönſte Tochter des reichſten Patricierhauſes im ganzen deutſchen Reiche? Waren die Fugger vom Kaiſer nicht in den Erbadel des Reichs erhoben? Sie beſaß den Reichthum und die Schönheit einer Prinzeſſin, wie wenig Mühe koſtete es ihrem Oheim Jakob, ihr vom Kaiſer für eine Geldſumme auch den Rang einer Fürſtin zu verſchaffen und ſie dem Markgrafen ſtandesgleich zu machen? War es ihr doch hinlänglich bekannt, wie gut dieſer Ohm beim Kaiſer ſtand, und daß dieſer Letztere ihm ſchwerlich irgend eine erfüllbare Bitte abſchlagen würde, zumal wenn der ſtets geldbedürftige Kaiſer damit eine hübſche Summe gewinnen könnte? Mußte nicht dem ganzen Fuggerſchen Hauſe an ihrer Standeserhöhung liegen, um dadurch ſelbſt zu höhern Ehren zu gelangen, und durfte das Opfer dafür irgend zu groß ſein? Und lag ihr endlich nicht ein glänzendes Beiſpiel nahe? War nicht jene Agnes Bernauer, welche die Gemahlin des Grafen Albrecht von Vohburg, Sohnes des Herzogs Ernſt von Baiern geworden war, auch eine Augsburgerin geweſen, und noch dazu die Tochter eines unbedeutenden Baders? Was vor achtzig Jahren einer Baderstochter gelungen war, ſollte das heute nicht der Tochter des Fuggerſchen Hauſes gelingen? Und Markgraf Johann war ja nur der Sohn eines kleinen Fürſten. Wie ſie auch die Sache überlegen mochte, ſie fand die ſchöne Erfüllung ihrer Wünſche nicht nur möglich, ſie fand ſie ſehr wahrſcheinlich, ja gewiß.

Dies waren die Gedanken, mit denen ſie ſich fort und fort beſchäftigte. Daneben bot ſie alle die kleinen Künſte der Gefallſucht auf, um den Markgrafen feſt und feſter in ihr Netz zu ziehen, und als er ihrer verliebten ſpekulativen Ungeduld ſich nicht ſchnell genug erklärte, bildete ſie ſich ein, die Gegenwart ihrer Schweſtern, die ihr freilich nicht von der Seite wichen, halte ihn davon ab. Sie ſann alſo auf Mittel und Wege, wie ſie mit dem Markgrafen allein ſein könnte, und es fiel ihr kein anderes ein, als ein Beſuch bei ihrem Bruder Ulrich in Schwaz. Sie wollte dieſen Beſuch vorſchützen, ohne ſich ſogleich dorthin zu begeben, oder ſie wollte von dort aus mit dem Markgrafen an einem dritten Orte in der Nähe zuſammen kommen. Die einſamen Thäler und Berge mit den abgelegenen Sennhütten gaben dazu die ſchönſte Gelegenheit. Zur Ausführung dieſes Plans mußte ſie ſich aber natürlich erſt mit dem Markgrafen durch eine Mittelsperſon verſtändigen, und hierzu war freilich Niemand geeigneter, als ihre von ihr abhängige Geſpielin, die ja in der That und Wahrheit nur ihre Dienerin war, obgleich ſie freilich den Namen einer ſolchen nicht führte, Martha Bry. Martha war von Suſannen und deren Mutter ſchon zu ähnlichen Verrichtungen gebraucht worden und hatte ſich Beider Zufriedenheit dabei erworben; ſie hatte ſich ſchon als gewandte Zwiſchenhändlerin bewährt, und Suſanna nahm deshalb keinen Anſtand, die gefällige Freundin in ihr Herzensgeheimniß einzuweihen. Das geſchickte Mädchen wurde beauftragt, den Prinzen unter vier Augen auszuhorchen, ihm nöthige Winke zu geben, ſeine Vertraute zu ſpielen, ihm Vorſchläge behufs einer heimlichen Zuſammenkunft mit Suſanna zu machen, und endlich den ganzen Plan mit ihm abzureden. Suſanna hatte aber im übergroßen Eifer ihre Angelegenheit zu betreiben, zwei ſehr wichtige Punkte überſehen, erſtens, daß Martha mindeſtens eben ſo ſchön, ja in mancher Hinſicht noch reizender und weit ſchlauer war als ſie ſelbſt; ſodann hatte ſie vom Markgrafen auch nicht die mindeſte Andeutung erhalten, daß er ernſtliche Abſichten auf ſie habe. Und wie wenig kannte ſie den hochſtrebenden Sinn dieſer Martha! Wie wenig ahnete ſie, daß gerade dieſe ihre Geſpielin, von ihr durch launenhafte Quälereien und Demüthigungen aufs Tiefſte verletzt, ihre erbittertſte Feindin war, und mit welchem Haß und Neid die arme Malerstochter auf die reiche Kaufmannstochter blickte, der ſie unterthänig ſein mußte! Auch auf die mit ſo üppigen Reizen und mit ſo ſtarken ſinnlichen Trieben ausgeſtattete Martha hatte der ſchöne ſtolze Prinz einen lebhaften Eindruck gemacht, und nicht vergebens war ihr bei ſeinem Anblick ſogleich eingefallen, daß ihre ältere Schweſter Eleonore, einſt nicht ſchöner als wie ſie jetzt, die Geliebte des Erzherzogs Philipp geweſen war. Als ſie von Suſanna den umſtändlichen Auftrag mit dem Verſprechen einer reichen Belohnung empfing, erglühte ſie, von den ſeltſamſten Gefühlen und Gedanken beſtürmt. Sie übernahm den Auftrag gern und willig und unterzog ſich der Ausführung deſſelben mit der größten Vorſicht. Sie wandte ſich nämlich an den Grafen Torrillas und ließ durch dieſen den Markgrafen um ein kurzes Gehör bitten. Der Graf führte ſie Abends auf das Zimmer des Prinzen. Dieſer war bei einigen flüchtigen Begegnungen ſchon auf die hohen Reize des Mädchens aufmerkſam geworden; denn er war ein erfahrener Kenner von Frauenſchönheit. Nichtsdeſtoweniger war er von Martha's Anblick aufs Angenehmſte überraſcht. Aber eh' eine Stunde verging, war er von Martha's Geiſt bezaubert und kannte die Geſchichte ihres Hauſes. Mit Erſtaunen vernahm er Eleonorens ſeltſame Schickſale, von denen ihm früher ſchon Einiges zu Ohren gekommen war, ohne daß er Näheres über die Frau erfahren hatte, welche auf die

Geiſteszerrüttung der Königin Juana und dadurch auf die Regierung der ſpaniſchen Königreiche einen ſo außerordentlichen Einfluß ausgeübt; er erfuhr ferner die ſchmähliche Behandlung, welche Martha im Hauſe der Witwe Veronika Függer erduldet, und verſprach dem weinenden Mädchen, ſie aus dieſer demüthigenden Abhängigkeit zu befreien. Beide verſtändigten ſich zu ihrer beiderſeitigen Zufriedenheit miteinander.

Die willkommenen Nachrichten, welche Martha ihrer launenhaften und verliebten Gebieterin überbrachte, vermochten dieſe, einige Tage darauf nach Schwaz abzureiſen. Es ward ausgemacht, daß Martha ſie an einem beſtimmten Tage dort wieder abholen ſollte. Bis zur Abreiſe des Markgrafen ſollte ſie als Unterhändlerin in Fuggerau bleiben.

Während dieſes Minnehandels war das Geldgeſchäft zwiſchen dem Kurfürſten von Mainz und Herrn Jakob Fugger zum Abſchluß gekommen; ein reitender Bote hatte den Vertrag nach Mainz und vom Kurfürſten unterſchrieben wieder zurückgebracht; der Prinz erhielt Anweiſung auf die Fuggerſche Wechſelſtube in Augsburg und reiſete mit ſeinem Begleiter ab. Dieſer war auch nicht unthätig auf ſeine eigne Rechnung geweſen und hatte mit dem Oberſteiger Diether in den Silberbergwerken ein gutes Geſchäft gemacht. Tags nach der Abreiſe des Markgrafen ging Martha vorgeblich nach Schwaz zu ihrer Freundin, um ſie auf das Schloß Fuggerau zurückzuführen, das Suſanna angeblich nur verlaſſen hatte, um dem gefährlichen Prinzen aus dem Wege zu gehen. Aber weder Martha, noch Suſanna kehrten zurück; und als die beiden verheiratheten Schweſtern ungeduldig ſelbſt nach Schwaz fuhren, um ſich nach der auffallenden Zögerung zu erkundigen, fanden ſie wohl Suſanna, aber nicht Martha. Die Letztere war gar nicht nach Schwaz gekommen. Die Vermuthung der Wahrheit lag nah, und Suſanna reiſete im größten Aerger, den ſie nicht einmal ihren Schweſtern verrathen durfte, nach einigen Tagen nach Augsburg zurück, um dem jungen Herrn Georg von Stetten ihre Hand zu geben. Die Hochzeit war ſchon im folgenden Monat. Unterdeſſen hatten die Betheiligten in Erfahrung gebracht, daß Martha Bry am kurfürſtlichen Hofe in Mainz als Geliebte des Markgrafen mit Glanz aufgetreten war.

## 7.

## Eine neue Bekanntſchaft.

Zu Anfang des Sommers in demſelben Jahre ritt eines Nachmittags ein einfach, obwohl ziemlich vornehm gekleideter Reiter auf der großen Heerſtraße, die am Ufer der Etſch aus der Lombardei herauf durch die Grafſchaft Tyrol nach Augsburg und weiter ins deutſche Reich führte. Er war noch ein junger Mann von etwas trotzigem Anſehen, von mittler Größe, einem runden anziehenden Geſicht, mit großen, geiſtreichen, kühn blickenden Augen. Dem Rößlein wie dem Reiter war es anzuſehen, daß der Letztere nicht zu den Lieblingen des goldausſtreuenden Glücks gehörte. Auch war er allein; kein Knecht begleitete ihn, wie meiſt doch den geringſten Junker. In der erſten Dämmerfrühe des Morgens war er in Trient, wo er übernachtete oder wohl ein paar Tage verweilt hatte, aufgebrochen und hatte im herrlichen, mit allen Zaubern des norditalieniſchen Frühlings geſchmückten Thale ſcharf beigelegt, um Botzen am frühen Nachmittag zu erreichen, wo er ſein Nachtlogement nehmen wollte. Jetzt befand er ſich nicht mehr fern von dieſer in dem tiefen Thalkeſſel, wo die von den tyroler Bergen herabſtürzenden Flüſſe

Etſch und Eiſach ſich vereinigen, maleriſch gelegenen, dem Biſchof von Trient gehörigen Stadt. Bald mit ſeinem ſinnigen Auge in den Reizen der ihn umgebenden Natur ſchwelgend, bald träumeriſch in ſich ſelbſt verſinkend, hatte der ſtattliche Reiter anfangs nicht bemerkt, daß ſich die Straße allmälig mehr und mehr mit Landleuten belebte, doch bald fiel ihm auf, daß er endlich ganze Schaaren derſelben einholte, welche ſonntäglich geſchmückt der Stadt zuzogen. Auch führte zu gleicher Zeit die von den Bergen herab ihm entgegen wehende Luft das wohlklingende Geläute aller Glocken der Stadt in ſein Ohr. Es mußte alſo irgend eine kirchliche Feier in Botzen ſtattfinden. Um ſich darüber Gewißheit zu verſchaffen, wandte er ſich an einen Trupp kräftiger und blühender tyroler Mädchen, welche ſingend des Wegs zogen, und fragte ſie nach der Urſache des Glockengeläutes und der zahlreichen Wanderung.

„Ei Herr,“ verſetzte eine von Geſundheit und Lebensluſt ſtrotzende Schöne, „wißt Ihr nicht, daß in Botzen Meſſe iſt, und daß heute Nachmittag ein hochwürdiger Gnadenprediger einzieht und in den nächſten Tagen die Heilszettel des Papſtes zur Vergebung der Sünden dort verkauft?“

„Ha, ein Ablaßkrämer zu den Meßkrämern!“ ſagte der Reiter mit heftigem Ausdruck, und ſein Geſicht verfinſterte ſich auffallend. „Kinder,“ wandte er ſich dann wieder freundlicher zu den Mädchen, „Ihr wollt Euch doch keinen Ablaß kaufen? Ihr habt ja noch niemals eine Sünde begangen!“

Die Mädchen lachten, und die Sprecherin meinte, man könne ſich ja auch für künftige Fälle verſehen, und ihr Pfarrer habe geſagt, wer päpſtlichen Ablaß kaufe, werde wieder in den Stand der Unſchuld eingeſetzt und reiner als durch die Taufe.

„Ihr thätet beſſer, Euer Geld den Meßkrämern für Bänder und bunte Lappen hinzugeben, womit Ihr Euch ſchmücken könnt," ſagte der Reiter halb ernſt, halb ſcherzend.

„Ihr ſeid wohl ein Ketzer, junger Herr?" fragte das Mädchen naiv und kichernd, und Alle lachten.

„Vielleicht haſt du recht. Doch ſiehſt du an mir, daß der Teufel nicht ſo ſchlimm iſt, als ihn die Pfaffen malen und mit den Ketzern fein ſäuberlich verfährt."

Die Mädchen gingen auf den Scherz ein und ſetzten das Geſpräch fort, das der Reiter mit ſichtlichem Wohlgefallen zu unterhalten ſchien. Er fragte ſie über dies und das, und ſie plauderten mit natürlicher Fröhlichkeit. So gelangten ſie unter dem Geläute der Glocken und dem maſſenweis von allen Seiten zuſtrömenden Landvolk in die freundliche Bergſtadt. Das Gedränge auf den Straßen war ſo groß, daß der Reiter nur langſam vorwärts kam. Die in ganz Tyrol und der Lombardei berühmte botzner Meſſe, welche jährlich viermal gehalten wurde, hatte der Stadt zahlreichen Beſuch aus den volkreichen Thälern nah und fern zugeführt, und die Nachricht, daß die päpſtlichen und erzbiſchöflichen Ablaßkommiſſare die Stadt heimſuchen würden, den Volksandrang noch um ein Bedeutendes vermehrt. Es ging laut zu in den Straßen, auf den Plätzen, in den Herbergen, und die ſo verſchiedenartigen Laute der deutſchen und italieniſchen Sprache miſchten ſich in dem von Glockengeläut, Böllerſchüſſen, Trompeten- und Pfeifengetön in Anſpruch genommenem Ohre. Der Reiter hatte große Mühe, ſein Pferd in einer Herberge unterzubringen; Alles war überfüllt. Und kaum hatte er Zeit gefunden, einen ſpärlichen Imbiß zu ſich zu nehmen, als er von dem Rufe „Sie kommen!" wieder auf die Straße gelockt und von der Menge fortgeſchoben wurde.

Alles drängte dem Thore zu, durch welches der Weg nach Innsbruck führte.

Ein unabſehbarer Menſchenzug bewegte ſich langſam und feierlich unter dem Geläute aller Glocken und dem Krachen zahlreicher Böller der Stadt zu. Das herrlichſte Sommerwetter begünſtigte die Feſtlichkeit, und alles Volk hatte ſich Hüte und Gugeln mit grünem Laube geſchmückt. Der Magiſtrat, die Geiſtlichkeit der Stadt, die Kapläne und Diakonen des Biſchofs, die Schulen und die Zünfte waren dem Gnadenprediger, wie gebräuchlich, entgegengezogen, um ihn mit ſeinen Unterkommiſſaren und ſeinem übrigen Gefolge feierlich einzuholen. Den Zug in die Stadt eröffnete ein Dominikaner Laienbruder, der ein großes rothes Kreuz trug, an welchem auf einem Stück Scharlach das päpſtliche Wappen in Gold geſtickt hing; ein paar Chorknaben trugen den großen vergoldeten Schlüſſel und das Schwert St. Peters auf rothen Kiſſen. Nun begann der lange Zug der ſingenden Schulkinder mit ihren Lehrern, die biſchöfliche und ſtädtiſche Kleriſei im prachtvollen Ornat, umgeben von Mönchen und Chorknaben, welche die Kirchenfahnen und brennende hohe Kerzen trugen, folgten zunächſt. Nun kamen die Männer des Heils und ihr Gepäck auf einer großen Anzahl von Pferden, Maulthieren und Eseln; voran der Dominikaner-Ablaßprediger mit dem hocherhobenen Allerheiligſten in der Hand (die päpſtliche Ablaßkonceſſion wurde ihm von einem Mönche auf einem rothen Sammtkiſſen vorgetragen) zwiſchen zwei Miniſtranten mit großen Weihkeſſeln, welche das zu beiden Seiten niederkniende Volk beſprengten, Alle in reichen Meßgewändern; dann auf einem prächtig geputzten Maulthier der nußbraune Ablaßkaſten, die Geldkiſte, beſtimmt, die Gnade Gottes allen Menſchen mitzutheilen, und dafür ihr Geld in ſich aufzunehmen. Sie war mit Kränzen und Bändern geziert, ein ſilbernes

Krucifix war auf ihr befeſtigt, und vor demſelben brannten drei Kerzen, deren mittlere etwas größer war, als die der beiden andern, ein Symbol der heiligen Dreifaltigkeit. Zu beiden Seiten gingen Mönche, welche die neue Bundeslade an Laubgewinden hielten; Andere trugen Kirchenfahnen mit Heiligenbildern, Andere große brennende Wachskerzen. An die Packthiere ſchloſſen ſich die Zünfte mit ihren wehenden Fahnen an, vorweg ihre Pfeifer, welche luſtig aufſpielten. Am Thore hatten ſich die tyroler Scharfſchützen mit ihren Stutzern bewaffnet aus der Stadt und der Umgegend aufgeſtellt und begrüßten die Heilslade und den Gnadenſpender mit einer Salve, deren Echo ein Berg dem andern zuwarf. Beim Eintritt in die Stadt wurde der Ablaßkommiſſar vom Magiſtrat und den biſchöflichen Adjunkten noch einmal willkommen geheißen, und nun wälzte ſich die Maſſe, lateiniſche Pſalmen brüllend, langſam durch die engen Straßen der Hauptkirche zu. In kurzer Zeit war die Kirche bis zum Erdrücken voll Menſchen. Die päpſtliche Ablaßbewilligung wurde mit großen Ceremonien auf den Hauptaltar niedergelegt und der Ablaßkaſten davor aufgeſtellt. Ringsum brannten Kerzen auf hohen Leuchtern. Ueber dem Kaſten wurde das hohe rothe Kreuz mit dem päpſtlichen Wappen aufgepflanzt. Die Unterkommiſſare, die Kaſſirer und die Mönche ſtellten ſich zu Seiten des Altars auf. Der Bruder Dominikaner-Oberkommiſſar aber beſtieg die Kanzel und hielt eine Predigt mit donnernder Stimme. „Seht!“ rief er, „hier vor dem Hauptaltar der heiligen Mutter Gottes habe ich das rothe Ablaßkreuz des heiligen Vaters in Rom aufſtellen laſſen. Daran hängt ſein dreimal heiliges Wappen. Nun will ich Euch belehren, Ihr Tyroler, was das zu bedeuten hat. Das hat zu bedeuten, daß das Ablaßkreuz eben ſo viel gilt, oder eigentlich noch mehr gilt als das Kreuz, an welchem Chriſtus der Sohn Gottes und ſelbſt

Gott geblutet hat und geſtorben iſt. Ich meine das wirkliche Kreuz Chriſti, kein nachgemachtes; denn dieſe gelten alle zuſammen nicht halb ſo viel als des Papſtes Ablaßkreuz. Ihr fragt verwundert: wie ſoll das zugehen? Und darauf will ich Euch antworten und Euch die Sache erklären. Eh Chriſtus gen Himmel fuhr, hat er dem St. Peter alle Macht auf Erden übergeben und verordnet, daß dieſer heilige Apoſtel ganz ſein ſoll, wie er ſelbſt. Eh St. Peter gen Himmel fuhr, hat er dieſe Macht dem Papſt übergeben und verordnet, daß dieſer ſein ſoll wie Chriſtus. Beim Papſt iſt die Macht geblieben bis zur heutigen Stunde, und wird bei ihm bleiben bis ans Ende der Welt. Beweis iſt: Habt Ihr ſchon Gott Vater auf Erden geſehen? Habt Ihr ſchon Gott Sohn auf Erden geſehen? Habt Ihr ſchon Gott heiligen Geiſt auf Erden geſehen? Sie könnten doch alle Tage und Stunden vom Himmel herabkommen und das Regiment der Welt ſelbſt übernehmen; ſie könnten Euch den Ablaß ſelbſt ertheilen. Aber ſie kommen nicht, ſie ertheilen Euch keinen Ablaß, ſie bekümmern ſich nicht um Euch. Warum kommen ſie nicht, und warum regieren ſie die Welt nicht ſelbſt? Warum bekümmern ſie ſich ganz und gar nicht um die fromme und gläubige Chriſtenheit? darum, weil ſie's nicht nöthig haben. Weil ſie einen Statthalter geſetzt haben, der die Welt beſtens regiert, der ſich um Euch bekümmert und Euch Ablaß ertheilt. Deshalb nun iſt der Papſt auf Erden gleich Gott und gleich Chriſtus, ja er iſt auf Erden mehr als Gott und Chriſtus, weil dieſe nicht da ſind, er aber iſt da. Der Papſt iſt auch mehr als die Mutter Gottes. Denn dieſe iſt auch im Himmel und kommt nur zuweilen auf die Erde herab. Dann ſtört ſie aber den Papſt nicht in ſeinem Regiment. Sie macht ihm nur einen Beſuch und bedankt ſich bei ihm, daß er ſo gut regiert. Gott Vater und Chriſtus und die Jungfrau regieren im Himmel, und da haben ſie genug zu thun. Sie müſſen alle Seelen in Ordnung halten, die ſeit Chriſti Sühntod durch ſein Blut ſelig geſtorben ſind. Das iſt eine hübſche Heerſchaar. Auch iſt der Himmel viele Millionen Male größer als die Erde. — Somit hab' ich Euch bewieſen, daß der Papſt auf Erden Gott und Heiland und Maria, Alles zuſammen in ſeiner hochheiligen Perſon iſt. Und er kommt Euch liebevoll und mit göttlichem Erbarmen entgegen, um Euch die Laſt Euerer Sünden abzunehmen und Euch zur ewigen Seligkeit zu verhelfen. Und für dieſes nicht genug zu preiſende Geſchenk braucht Ihr nur ein kleines Geldopfer zu ſpenden. Das Geld aber, welches Ihr gebt, wird vom Papſte gewiſſenhaft zur Erbauung der St. Peterskirche in Rom und anderer Kirchen und Altäre und zum Krieg gegen die Ungläubigen verwendet. Ihr müßt deshalb ſo viel geben, als Ihr nur vermögt. Aus dem Allen müßt Ihr nun erfahren, wenn Ihr nicht ganz mit Blindheit geſchlagen ſeid, daß Ihr nichts Heiligeres anbeten könnt, als das von mir aufgerichtete Ablaßkreuz, und daß Ihr nicht beſſer für Euer zeitliches und ewiges Wohl ſorgen könnt, als wenn Ihr für das Geſchenk des Ablaſſes dem heiligen Vater ein möglich großes Geldopfer darbringt. Nun hat derſelbe mich als ſeinen Apoſtel ausgeſendet und mir Vollmacht ertheilt, Euch die göttliche Gnade des Ablaſſes zu überbringen. Da nun der Papſt auf Erden iſt gleich Chriſtus und mehr vermag als alle Engel und Heiligen, ſo bin ich gleich Petrus. Ja ich ſchätze mich mehr zu ſein, da ich durch den Ablaß weit mehr Seelen zur Seligkeit verholfen, als St. Peter. Auch iſt mein Ablaß von ganz beſonders wohlthätiger Wirkſamkeit; ich mache Alle, die ihn von mir nehmen, reiner und unſchuldiger, als Adam und Eva im Paradies waren, bevor ſie ſich von der verfluchten Schlange verführen ließen. Und nicht nur für bereits vollbrachte, auch für zukünftige Sünden gebe ich Ablaß, und nicht allein für Euch Lebenden ſteht die Gnadenthür, deren Pförtner ich bin, offen, auch für die Verſtorbenen, die Ihr durch einen Ablaßbrief aus dem Fegfeuer erlöſen könnt. Ja ich bringe Allen, den Lebendigen und den Todten, die Gnade, durch welche ſie mit Gott verſöhnt werden, und wer ſich von mir das Gnaden- und Heilsmittel verſchafft hat, den läßt St. Peter, mein lieber Bruder, ſogleich durch die Himmelsthür paſſiren. Der Ablaßzettel iſt ein Thorzettel der ewigen Seligkeit. Darum beherzigt Euer ewiges Heil und legt Euere Opferſpenden auf den Altar nieder, und empfangt dafür den Pfandbrief der göttlichen Gnade!"

Hierauf begab ſich der Redner von der Kanzel an den Altar, und das Volk drängte hinzu und begann zu kaufen. Die Ablaßbriefe waren in großer Menge auf dem Altar aufgehäuft, und die Kommiſſare befragten jeden Kaufenden nach ſeinen Vermögensumſtänden, droheten ihm mit der Unwirkſamkeit des Ablaſſes und mit der ewigen Verdammniß, wenn er ſie belöge, ſchätzten ihn auch nach ſeiner Kleidung und äußern Anſehen. Nach dieſen Erörterungen wurde der Preis des Gnadenbriefes beſtimmt, und wenn ihn ein Armer für einen Gulden, ja wohl gar für noch weniger erhielt, ſo forderte der Kommiſſar von einem Reichen funfzig Gulden und mehr dafür. Es wurde auch wohl darum gehandelt, indem der Ablaßbedürftige ein geringeres Gebot als die Forderung that, und der Mönch etwas nachließ. Das Geld wurde auf den Altar gezahlt und dann mittels eines Trichters, auf welchem das Krucifix befeſtigt war, in den Kaſten befördert. Dicht dabei ſtanden die drei Kaſſirer oder Agenten, der päpſtliche, der erzbiſchöfliche und der Fuggerſche, und beobachteten die Hände der Mönche mit ſcharfen und mißtrauiſchen Blicken, damit ſie von dem eingegangenen Gelde nichts in ihre

Taſchen ſtecken möchten. — Inzwiſchen war der Zudrang des Volkes keineswegs ſo ſtark, als die Kommiſſare wünſchten, und es ſchien, als ſtänden Viele in der Ferne und überlegten, ob ſie ihr Geld den Meßkrämern für Nothdurft und Prunk, den Schankwirthen für Schwelgerei des Leibes, oder den Brüdern Dominikanern für das Heil der Seele zuwenden ſollten. Siehe da wurde für einen ſchrecklich ausſehenden in ekle Lumpen gehüllten Bettler, der an allen Gliedern gelähmt, ächzend und ſtöhnend auf zwei Krücken herbei humpelte, Platz gemacht. Der ſchwarzbraune Menſch ſchien aus dem Grabe erſtanden zu ſein, klagte ſich mit mühſamer Rede ſchwerer Sünden an und bettelte mit einer lauten Umſtändlichkeit, die offenbar darauf gerichtet war, allgemeines Aufſehen zu erregen, rings herum, um ſich auch einen Ablaßbrief zu kaufen. Der Bruder Oberkommiſſar rief ihn endlich herbei und ſprach ihm Troſt zu, er möge nur einige Kreuzer opfern, damit er doch ein Opfer gebracht. Kaum hatte der gebrechliche Menſch den Ablaßbrief in der Hand, als er das Kreuz und die Dornenkrone, das feurige Herz und die durchnagelten Hände und Füße Chriſti, welche darauf abgebildet waren, inbrünſtig küßte, wie auf dem Briefe vorgeſchrieben war, ja in einem Anfall begeiſterter Frömmigkeit verſchluckte er plötzlich den ganzen Brief. Kaum war dies geſchehen, ſo ſtieß er einen lauten Schrei aus, warf die Krücken von ſich und wandelte aufrecht und geſund, die Gnade Gottes, die ihm ſeine Sünden vergeben, preiſend, vor aller Augen. „Ein Mirakel!“ ſchrieen die Mönche. „Ein Mirakel!“ brüllte das Volk wie wahnſinnig ihnen nach, und die Kunde durchlief im Nu die ganze Kirche. Alle wollten den durch Ablaß geheilten Bettler ſehen und ſeine Geſchichte hören, und er erzählte ſie laut zu wiederholten Malen in einem mit italieniſchen Worten ſtark vermiſchten ſchwer verſtändlichen Deutſch. Der Prediger ergriff dann das

Wort und führte das große Wunder Allen zu Gemüth. Nun ſteigerte ſich der Abſatz der Gnadenbriefe von Minute zu Minute. Der Bettler wurde von hundert Händen jubelnd aus der Kirche getragen; es regnete Geld in ſeinen Hut, und am Altar konnten die Verkäufer die maſſenweis herbeidrängenden Käufer nicht ſchnell genug befriedigen. Der Abend brach an, und ſie dachten an ihres Leibes Nahrung und Nothdurft, ſchloſſen daher für heute das Geſchäft mit der Verkündigung, daß morgen wieder Predigt und Gnadenopfer gehalten werde, und ſchleppten den ſchweren mit drei Schlöſſern verſehenen Kaſten in die Herberge des Oberkommiſſars. Dort öffneten die drei Agenten, von denen jeder ſein beſonderes Schloß und Schlüſſel hatte, den Kaſten, zählten das Geld und theilten es, nachdem die Procente für die Kommiſſare abgezogen waren. Dort erſchien denn auch der geheilte Bettler in einer ganz veränderten Geſtalt, daß er nicht wieder zu erkennen war, und kontrolirte die Einnahme des Tages. Es war der päpſtliche Hauptagent, der Kämmerer Sr. Heiligkeit, Graf Torrillas, der verruchte Zigeuner Antonio Gebes.

Unter den Zuſchauern in der Nähe des Altars hatte ſich auch der junge Reiter befunden und den ganzen Handel mit geſpannten Sinnen beobachtet; ſeine edlen Züge hatten allmälig den Ausdruck des höchſten Grimmes angenommen, und als der falſche Bettler ſeine plumpe Rolle mit ſo gutem Erfolg abſpielte, entglitt ein leiſer Fluch ſeinen bis dahin geſchloſſenen Lippen. Nach Beendigung des geiſtlichen Poſſenſpiels durchſchlenderte er noch die Stadt und kehrte endlich in die Herberge zurück, um ſich an der Wirthstafel zu erholen. In demſelben Augenblick nahm ein reichgekleideter Mann, der mit ihm in gleichem Alter oder vielmehr noch um einige Jahre jünger zu ſein ſchien, neben ihm Platz. Der Reiter muſterte mit ſchnellem Blicke die Geſichter gegenüber, erkannte in einem derſelben einen Agenten, der mit am Altare geſtanden hatte, und richtete die Frage an ihn: ob er mit der Einnahme zufrieden ſei? Der Agent verſetzte: es müſſe in den nächſten Tagen beſſer kommen. Heute ſei nur das Vorſpiel geweſen.

„Ihr ſeid Euerer Ausſprache nach ein Schwabe?“

„Ich bin ein geborner Niederländer und als zwölfjähriger Bub nach Augsburg gekommen, wo mich Herr Jakob Fugger erziehen ließ. Auch bin ich der Fuggerſche Agent beim hieſigen Ablaßkram. Ich heiße Bry. Ihr aber ſcheint ein Franke zu ſein. Darf man auch Euern Namen wiſſen?“

Der Reiter ſchien dieſe Frage zu überhören. Er fragte dagegen mit großer Theilnahme, was denn ein Fuggerſcher Agent beim Ablaßhandel zu ſchaffen habe, und entſchuldigte ſeine Unwiſſenheit damit, daß er aus Italien komme, wo er lange gelebt. Bry gab mit großer Umſtändlichkeit die erbetene Auskunft und führte die Hauptpunkte des Geſchäftsvertrags des Kurfürſten von Mainz mit Jakob Fugger an.

„So wird alſo der Verkauf des Ablaſſes als ein Wechſelgeſchäft vom Hauſe Fugger betrieben,“ ſagte der Reiter mit ſchlecht verhehltem Zorn. „Fürwahr, das iſt noch nicht dageweſen. Wahrlich die reichen Fugger ſollten ſich dieſes ſchmähligen Handels ſchämen.“

Der Agent zuckte die Achſeln und meinte, er müſſe thun, was ihm ſein Principal befehle. Luſt habe er auch nicht an dem Geſchäft.

„Herr,“ ſagte jetzt der Nachbar des Reiters, „nicht alle Fugger von Augsburg ſind bei dieſem Judasſchacher betheiligt, nicht Alle ſind ſo treue Knechte des Papſtes, wie der päpſtliche Comes und lateraniſche Ritter Jakob

Fugger. Ihr ſolltet daher Euern ſcharfen, aber gerechten Tadel nicht über alle Träger dieſes Namens ausſprechen.“

„Ich kenne die reichen Herren zu wenig, um einen Unterſchied machen zu können. Es ſollte mir lieb ſein, einen Fugger kennen zu lernen, der ſolchen Handel mit der Pfaffheit verabſcheute.“

„Ei,“ lachte Bry, „dazu kann leicht Rath werden; denn ein Solcher ſitzt neben Euch.“

„Fürwahr, da mich der Mann da drüben verrathen, mögt Ihr es wiſſen, daß ich Ulrich Fugger heiße. Und daß ich nicht mit meinem Ohm Jakob in ein Horn blaſe, das kann Euch in Augsburg, ja in mancher tyroliſchen Stadt ſchon jedes Kind ſagen. Und ſo wahr mir Gott helfe, ich bin kein Freund dieſer habſüchtigen Pfaffen und ihres ſündigen Handels. Ich bin von Schwaz, wo ich Bergbau und Handel treibe, zur Meſſe nach Botzen herübergekommen. Hätte ich aber ahnen können, daß ich den Ablaßſcandal hier erleben ſollte, ich wäre daheim geblieben. Denn die Galle iſt mir über des Mönchs Predigt ins Blut getreten, daß mir kein Tropfen Wein ſchmecken will. Wahrlich, die Luſt iſt mir einige Male angekommen, den frechen Kuttenträger ins Geſicht zu ſchlagen. Und Ihr ſcheint mir auch nicht von der Farbe des Papſtes und der Kleriſei zu ſein.“

„Das habt Ihr richtig getroffen. Ich bin es um ſo weniger, da ich mir die Alfanzerei in Rom ſelbſt angeſehen habe. Es iſt ein Jammer um das dumme Volk, daß es die frechen Lügen glaubt. In Italien, woher doch das Pfaffenregiment ſtammt, wäre der Mönch ausgelacht und verhöhnt worden. Dafür verhöhnen die Italiener uns Deutſche, und laſſen ſich's wohl ſein von dem Gelde, daß wir ihnen alljährig für die großen Lügen hinüberſchicken.“

„Ihr gefallt mir baß!“ rief Ulrich Fugger feurig.

„Darum laßt mich wiſſen, wer der Mann iſt, der ſolche wahre und kühne Sprache führt?“

„Ich bin ein fränkiſcher Junker, der in Italien die Rechte ſtudirt hat, und heiße Ulrich von Hutten.“

„Ha, Ihr ſeid der Dichter, deſſen Name von allen edlen Deutſchen mit Achtung und Liebe genannt wird!“

„Wenn meine Verſe mir im Vaterlande edle Freunde erworben haben, ſo iſt das mehr ihrer freundlichen Nachſicht als meinem Verdienſt zuzuſchreiben.“

„Ihr ſeid ein Kämpfer für Wahrheit und Recht, wie das deutſche Reich nicht viele aufzuweiſen hat. Gebt einem Fugger von Augsburg die Hand und laßt Euch von ihm hier an der Schwelle Deutſchlands willkommen heißen! Ich habe genug lateiniſch gelernt, um Euere Gedichte zu leſen, und ſie haben mich entzückt.“

„Euere Bekanntſchaft, Herr Fugger, entſchädigt mich für die ſchmachvolle Pfaffenkomödie, die mich an der Schwelle Deutſchlands empfangen hat.“

„Ich kann daſſelbe von der Euerigen ſagen. So wechſeln Aerger und Freude ſchnell mit einander ab. Wenn Euch der Name Fugger nicht allzuwider geworden iſt, ſo möcht' ich Euch erſuchen, daß Ihr Euch ein wenig bemühen möchtet, mich näher kennen zu lernen, edler Junker. Ich denke, es ſoll Euch nicht gereuen.“

„Ich habe kein Vorurtheil für Namen und halte mich an die Geſinnung und die Handlungsweiſe der Perſonen.“

„Das durfte ich wohl von Euch erwarten. Wann gedenkt Ihr Euere Reiſe fortzuſetzten, edler Junker?“

„Morgen in der Frühe.“

„Es wäre mir nichts erwünſchter, als Euch begleiten zu dürfen. Doch halten mich Handelsgeſchäfte noch mehre Tage hier zurück. Ich darf Euch nicht zumuthen, auf mich zu warten. — Welches iſt das nächſte Ziel Euerer Reiſe?“

„Ich gedenke mich in Innsbruck umzuſehen und dann ein paar Wochen bei meinem Freunde Konrad Peutinger in Augsburg zu verleben."

„So folg' ich Euch in Kurzem nach Augsburg nach. Wenn der gelehrte Peutinger nicht bei weitem größere Anſprüche an Euch hätte, ſo würde ich Euch bitten, in Augsburg mein Gaſt zu ſein; denn ich beſitze dort mein eignes Haus. Aber Ihr werdet mir wenigſtens vergönnen, zuweilen eine Stunde in Euerer Geſellſchaft zuzubringen."

„Es wird mir Freude machen, Meinungen und Anſichten mit Euch auszutauſchen."

Ulrich Fugger ließ es ſich nicht nehmen, den Dichter mit dem beſten Weine zu bewirthen, den die Herberge beſaß, und beide junge Männer plauderten bald vertraut miteinander. Der dritte junge Mann gegenüber, der Fuggerſche Ablaß-Agent Bry, blickte mit wehmüthiger Bewunderung auf den berühmten Dichter. Er wagte es nicht, ſich ferner in die Unterhaltung zu miſchen und verließ die Tafel. Die beiden neuen Bekannten ſaßen aber zuſammen bis zur Mitternachtsſtunde.

## 8.

## Deutſcher Ritterſchlag.

Der Kaiſer verweilte in Augsburg. Je älter er wurde, deſto lieber ſchien er ſich in der ihm vor allen theuern Reichsſtadt aufzuhalten. Jakob Fugger war ihm zu Ehren in ſeinem Gefolge aus Tyrol zurückgekehrt, um den geliebten Herrn bei ſich zu bewirthen.

Das große reiche Haus am Weinmarkt verſammelte eines Tags eine Anzahl auserleſener Gäſte, vorab den Kaiſer und einige ſeiner vornehmſten Räthe. Darunter die gelehrten Männer, Sekreatär Jakob Spiegel und der Mathematiker Stab. Aus der Stadt waren ebenfalls mehre Gelehrte eingeladen, und der vornehmſte derſelben, Konrad Peutinger, welcher beim Kaiſer in beſondern Gnaden ſtand. Weder der Biſchof, noch ein anderer Kleriker war zugegen. So hatte es der Kaiſer ausdrücklich verlangt, indem er zu Jakob Fugger geäußert, er wolle in ſeinem Hauſe nur unter Freunden ſein. Da auch keine Frauen mit zur Tafel gezogen waren, ſo verzichtete auch Frau Sibylle auf die Ehre, mit der vornehmen und gelehrten Tiſchgeſellſchaft in ihrem Hauſe zu ſpeiſen, zumal ſie in der That dieſe Ehre nicht ſonderlich hoch anſchlug. Sie zog es vor, das Küchenregiment zu führen.

Dem Kaiſer zunächſt ſaßen Jakob Fugger und Konrad Peutinger. Die Unterhaltung betraf nur gelehrte Gegenſtände, den Streit der Reuchliniſten mit den Dominikanern und die Entſcheidung des Papſtes. Der Kaiſer ſprach ſich entſchieden zu Gunſten der jungen Gelehrſamkeit aus und fügte bittere Bemerkungen über das Pfaffenweſen und den Ablaßkram in Deutſchland hinzu. Er beklagte ſich über den Erzbiſchof von Mainz, der als ein ſo junger Mann die humaniſtiſchen Wiſſenſchaften liebe und fördere, ihre Bekenner fürſtlich unterſtütze, und doch zu gleicher Zeit päpſtlicher Ablaßpächter geworden ſei und ſomit das unverſchämte Treiben der Dominikaner begünſtige, während in Spanien der Kardinal und Erzbiſchof Ximenes, als ein alter Mann, der die Wiſſenſchaften ebenfalls mit fürſtlicher Freigebigkeit bedenke, und ſogar eine neue Univerſität zu Alcala geſtiftet und aufs Herrlichſte ausgeſtattet habe, die Zumuthungen des Papſtes in Betreff des Ablaſſes entſchieden zurückgewieſen habe und in ganz Kaſtilien keinen Ablaßkrämer dulde, und doch gäbe es in der ganzen Chriſtenheit keinen frömmern, glaubenseifrigern und für die Religion begeiſterten Prieſter als ihn.

Bei dieſer Gelegenheit wurde von einem der Gäſte Ulrich von Hutten als einer der kühnſten Freunde Reuchlins und einer der kräftigſten Feinde der Dunkelmänner erwähnt und berichtet, daß Reuchlin ihn in der Vorrede ſeiner kürzlich erſchienenen Ausgabe des Neuen Teſtaments unter mehren ausgezeichneten Deutſchen hoch erhoben und gerühmt habe.

Der Name des Dichters und die Bezeichnung Dunkelmänner veranlaßten den Kaiſer zu der Bemerkung, niemals habe ihm ein Buch mehr Freude gemacht und ihn zu größerm Lachen gezwungen, als die Briefe der Dunkelmänner, als deren Verfaſſer man ihm den Junker Ulrich von Hutten genannt habe, ſo daß er ſehr wünſche, dieſen vortrefflichen Dichter kennen zu lernen.

„Dieſer Wunſch Ew. Majeſtät kann zu jeder Stunde erfüllt werden," verſetzte Peutinger, „denn der Junker iſt, vor kurzem aus Italien zurückgekehrt, eben mein Gaſt, und glüht vor Begeiſterung, ſeinem Kaiſer ſeine perſönliche Ehrfurcht zu bezeigen."

„Der Kaiſer ſprach ſeine Freude darüber aus und erkundigte ſich nach Huttens Familienverhältniſſen und Schickſalen, und Peutinger nahm davon Gelegenheit, ihm den Kampf des wackern Junkers mit den fünf Franzoſen zu erzählen. Dieſer Charakterzug gefiel dem Kaiſer ungemein wohl. „Fürwahr!" rief er vergnügt, „daraus erſehe ich, daß es noch manch junges deutſches Blut gibt, das für meine Ehre das Leben in die Schanze ſchlägt. Das nenn' ich mir aber einen deutſchen Junker, der mit dem Schwert und der Feder gleich ſtark und muthig für ſeinen Kaiſer kämpft! Kein Zweiter dieſer Art möchte im deutſchen Reiche zu finden ſein, und wenn irgend Einer die Ritterwürde verdient, ſo iſt's Ulrich von Hutten."

Auf dieſe echt kaiſerlichen Worte ſtimmten die meiſten Anweſenden in des Dichters Lob ein, und mit Peutinger waren es vorzüglich Spiegel und Stab, die ihm das Wort beim Kaiſer redeten. Peutinger erzählte nun weiter Ulrichs abenteuerliche Schickſale, die der leutſelige Kaiſer mit ſichtlichem Wohlgefallen anhörte. Auch wurde des Gedichtes „das Lob Reuchlins“ erwähnt, das Peutinger im Manuſcript beſaß, und der Kaiſer nahm ihm das Wort ab, ihm daſſelbe am folgenden Tage vorzuleſen und dann den Dichter ihm zuzuführen. Jakob Fugger wiederholte ſeine Bitte, den Junker von Hutten auch in ſein Haus zu bringen. Dem beſcheidenen, vom Schickſal wunderlich umhergeworfenen und ſchwer geprüften jungen Dichter ſchien endlich die Sonne des Glücks lachen zu wollen. Am Abende dieſes Tags noch war ſein Name im Munde aller vornehmen augsburger Bürger und Bürgerinnen, und die ſchöne Konſtantia, Peutingers liebliches Töchterlein, wurde um den berühmten Gaſt beneidet, in welchem man bereits ihren künftigen Gemahl erblickte.

Ulrich ſaß der ſchönen Konſtantia aber ſtumm gegenüber. Er ſah dem reizenden Kinde wohl träumeriſch in die von ſüßer Anmuth ſtrahlenden Augen, er fühlte wohl ein heftiges Gefühl ſeine Bruſt beklemmen, aber dann wandte er ſich ab, das Auge voll Thränen, und ein ſchmerzlicher Seufzer entriß ſich ſeiner Bruſt. Ach, der unglückliche Dichter litt ſeit Jahren ſchon an jener böſen und ſchmerzlichen Krankheit, die, damals noch nicht heilbar, ihm die Quelle der ſüßeſten Liebesfreuden vergiftete und ihm mit grauſamer Strenge den Eintritt über die Schwelle wehrte, jenſeit derſelben ihm ein häusliches Glück in den Armen einer holden Gattin winkte. Hier ſah er eine blühende Roſe von überquellender Schönheit vor ſich, er ſah die Jungfrau ihm in verſchämter Anmuth zulächeln, die für die reizendſte im ganzen deutſchen Reiche galt, eine ſo ſüße, herzige Unſchuld, ein ſo edles und koſtbares Weſen, mit ſo hohen und herrlichen Geiſteseigenſchaften ausgeſtattet, daß ihr Beſitz ſich als Gipfelpunkt alles irdiſchen Glückes darſtellte, und ſie war ſeines Freundes und Gönners, des trefflichen Peutingers Tochter! Die ſchlimme Zeit ſeiner wechſelvollen Jugend ſchien vorüber, das heißgeliebte deutſche Vaterland nannte ſeinen Namen mit Achtung und Liebe, die Männer der verjüngten Wiſſenſchaft begrüßten ihn mit ſtürmiſcher Verehrung als einen ihrer Koryphäen, die für das Wahre, Gute und Schöne entflammte Jünglingſchaft jubelte ihm begeiſtert zu, der Kaiſer war ihm gnädig geſinnt, die Ausſöhnung mit ſeiner Familie ſtand in naher Ausſicht — und er mußte ſich weinend von Konſtantia abwenden, ihr bezauberndes Lächeln zerriß ihm das Herz; er konnte des höchſten Glücks nicht theilhaftig werden: er war unheilbar krank.

Ein ſchwermüthiges Lächeln lag auf ſeiner hohen, edeln Stirn, als er am folgenden Tage in die kaiſerliche Pfalz trat. Die Kämmerer verbeugten ſich tief vor ihm, alle Diener kamen herbei, ihn zu ſehen. Der Kaiſer empfing ihn im prächtigen Ritterkleide aufrecht ſtehend in der Mitte mehrer Hofherrn und Räthe. Peutinger führte den Dichter bis an den Teppich, auf welchem der Kaiſer ſtand, und nannte ſeinen Namen; Ulrich beugte das Knie. Maximilian überblickte mit wohlwollendem Lächeln das einnehmende Geſicht des berühmten fränkiſchen Junkers und bewillkommte ihn mit einer gnädigen Handbewegung. Die hohe Milde und Leutſeligkeit des Kaiſers war für den reizbaren Dichter bewältigend. Als er das Auge zu dem hohen kaiſerlichen Herrn aufſchlug, erglänzte es im ſchönſten Feuer jugendlicher Begeiſterung. Sein ſchwerer Kummer war in dieſem feierlichen Augenblicke vergeſſen, den er ſo lange ſchon erſehnt, wo er das mild edle Antlitz des deutſchen Kaiſers ſchaute, in welchem er die zur Perſönlichkeit gewordene Idee ſeines ſchwärmeriſch geliebten Vaterlandes verehrte.

„Junker von Hutten," redete ihn Maximilian an, „Ihr habt Euch uns durch die Werke Eueres Geiſtes, wie durch die Thaten Eueres Armes gleich trefflich empfohlen, und wir wiſſen es Euern Freunden Dank, daß ſie uns auf Euere Verdienſte aufmerkſam und uns zu dem Ihrigen gemacht haben. Mit großer Befriedigung haben wir uns Euer „Lob Reuchlins" vorleſen laſſen und Euere edle und treffliche Geſinnung ganz daraus kennen gelernt. Ja, Euer Kaiſer darf es mit Stolz ſagen, daß er von heute an zu Euern Freunden gehört; er ſtellt ſich zu den Erſten derſelben."

„Wenn ich irgend ein Verdienſt hätte, wie Ew. Majeſtät hohe Gnade mir zuſpricht," verſetzte der beſcheidene Dichter mit feſter männlicher Stimme, „es würde doch durch dieſe Gnade erſt Werth in meinen Augen erhalten. Ich dachte ſtets, es ſei jedes deutſchen Mannes, der die Wahrheit erkannt hat und ſein Vaterland ernſtlich liebt, heiligſte Pflicht, für ſeinen Kaiſer und für die Wahrheit jeden Augenblick bereit zu ſein, freudig Gut und Blut zu opfern."

„Ihr habt Recht, Junker. Aber wie Wenige erkennen dieſe Pflicht, und wie Wenige von denen, die ſie erkannt, erfüllen ſie! Darum iſt es des Kaiſers Pflicht, die zu belohnen, die ſie erfüllen, und ſie zu ehren vor dem Volke. Vor Allen ſoll der Fürſt den Dichter ehren und hochſtellen, der ſeine begeiſterte Liebe für das Vaterland in ſchönen klangvollen Worten ausſpricht, der als des Volkes Herz und Mund die Menge mit großen patriotiſchen Gefühlen und Gedanken erfüllt, und dieſen dann wieder Worte gibt, die da werth ſind, daß das alternde Geſchlecht ſie dem jüngern immer zuruft, damit ſie unſterblich im Volke fortleben. Ein Regent, der die Dichter ſeines Volkes mißachtet, verdient, daß er von dieſem Volke nicht geliebt, daß er von der Nachwelt vergeſſen werde.

Ihr ſeht, Junker,“ fügte er lächelnd hinzu, „daß ich an mich ſelber denke, indem ich Euch meine Achtung bezeige. Und weil ich eben heute beſonders im Auge habe, was Ihr als deutſcher Edelmann für mich beſonders gethan habt, ſo will ich Euch auch dafür erſt beſondern Dank abſtatten. Ihr habt in Rom ritterlich für meine Ehre gegen verläumderiſche Franzoſen gefochten, Einer gegen Fünf, und ſeid Sieger geworden. Für ſolche That verdient Ihr den Ritterſchlag von Eueres Kaiſers Hand. Den Dichter zu belohnen, ſei die Sorge eines andern Tags.“

Auf einen Wink des Kaiſers öffneten ein paar Pagen eine Thür, und Ulrichs überraſchtes Auge gewahrte im anſtoßenden Saale alle in Augsburg eben anweſenden Ritter, welche der Kaiſer zu dieſer Feierlichkeit hatte einladen laſſen.

„Folgt uns, Junker von Hutten!“ ſprach der Kaiſer, ſchritt voran und ſtellte ſich im Saale unter den Thronhimmel. Ulrich, von zwei Freunden geführt, trat ihm nach, die Anweſenden begrüßend. Der Kaiſer ließ ſich ſein Schwert reichen, Ulrich kniete vor ihm nieder, und Maximilian ſprach mit feierlich erhobener Stimme:

„Wir, Maximilian von Gottes Gnaden, Kaiſer und König des heiligen römiſchen Reichs deutſcher Nation, Erzherzog von Oeſtreich, ſchlagen Euch, Ulrich von Hutten, hiermit zum Ritter des deutſchen Reichs im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes!“ Und das Schwert des Kaiſers berührte Ulrichs Haupt „Steht auf und gebraucht Euer Ritterſchwert fortan nur zum Dienſte des Kaiſers, des wahren Glaubens und der gekränkten Unſchuld. Für Wahrheit, Tugend und Recht! das ſei Eure Looſung.“

Ulrich erhob ſich, beglückwünſcht vom Kaiſer und allen Anweſenden. Peutinger ſchloß ihn in die Arme, wie ein Vater den Sohn.

Ein Banket folgte der Feierlichkeit, und der Kaiſer war fröhlich und munter, wie in den Tagen ſeiner Jugend. Es zeigte ſich offenbar, er hatte für den neuen Ritter eine herzliche Zuneigung gefaßt.

Als Ulrich Abends mit ſeinem auf ihn ſtolzen Wirth heim kam, trat ihm die holde Konſtantia, ſchämig erröthend entgegen und richtete im reinſten Lateiniſch einen ſchönen Glückwunſch an ihn. Sie reichte ihm die zarte Hand, und ein ſchmerzlich ſüßes Gefühl durchzuckte ihn. Was waren alle Ehren, alle Gnaden des Kaiſers gegen ihren Beſitz! Er las es in ihren Augen: er ward von ihr geliebt; er fühlte es an dem wärmeren Pulsſchlag ſeines Herzens: er liebte ſie; er hörte es an jedem gütigen Worte ſeines väterlichen Freundes und Wirthes: er werde ihm mit Freuden ſein Kind an das Herz legen. Und der Unſelige mußte vor der ihm geöffneten Pforte des Paradieſes ſtehen bleiben. Eine grauſame Krankheit, die er nicht verſchuldet, hielt ihn zurück in ſchmählichen Banden. Er brachte eine ſchlafloſe Nacht zu.

Der Ritter von Hutten war in Augsburg der gefeierte Held des Tages, und die Theilnahme an ihm ſteigerte ſich, als man von den Vorbereitungen erfuhr, welche der Kaiſer traf, den Dichter noch höher zu ehren. Er ritt faſt täglich mit dem Kaiſer auf die Reiherbeize; Maximilian zeichnete ihn vor ſeinem Gefolge aus und unterhielt ſich am liebſten mit ihm. Man ſprach allgemein davon, der Ritter werde ſich mit Konſtantia Peutinger vermählen und am kaiſerlichen Hofe eine hohe Bedienſtung erhalten. Hutten war genöthigt, mehre Einladungen in reiche Häuſer anzunehmen, und ſo ſah man ihn auch eines Tags bei Jakob Fugger. Der alte Leinweber that dem jungen Dichter alle mögliche Ehre an und erbot ſich ſogar, als er durch Peutinger von Huttens Krankheit gehört hatte, eine ſeltne Arznei aus dem Morgenlande für ihn kommen zu laſſen.

Ulrich konnte aber den Groll nicht überwinden, den er wegen des Ablaßſchachers auf den alten Herrn geworfen, und ſprach ſich ſo frei und offen an der Fuggerſchen Tafel darüber aus, daß er Frau Sibyllen weit mehr gefiel, als Herrn Jakob. Die dicke Frau gönnte es ihrem Ehewirth von Herzen, daß er ſich von einem ſo jungen Blute den Text alſo mußte leſen laſſen, ohne Erhebliches darauf erwidern zu können, und ſie faßte eine ſolche Zuneigung zu dem freimüthigen Ritter, daß ſie ihm heimlich ein anſehnliches Geldgeſchenk durch Veit Schellenberger zuſchickte, weil ſie gehört hatte, daß es mit ſeiner Kaſſe eben nicht ſonderlich beſtellt ſei.

Seine freien Stunden brachte der gefeierte Dichter meiſt bei Ulrich Fugger zu. Beide Feuerköpfe waren bald ſehr vertraut miteinander geworden und ſprachen ſich ohne Zwang und Rückhalt über die Zeitangelegenheiten gegeneinander aus. Sie waren natürlich nicht immer einerlei Meinung und kamen deshalb auch in Streit miteinander. Nichtsdeſtoweniger lernten ſie einander immer mehr ſchätzen und lieben.

## 9.

## Deutſche Dichterkrönung.

Nicht ganz eine volle Woche, nachdem Ulrich den Ritterſchlag erhalten hatte, langte eines Abends ein eigenthümlicher Zug in einigen mit Menſchen dicht beladenen Wagen, einem Haufen Reiter und einer nicht unbeträchtlichen Anzahl rüſtiger Fußgänger beſtehend, in Augsburg an. Es war die Zunft der deutſchen Meiſterſänger aus Nürnberg, welche in die Schweſterſtadt herüberkam, um in Gemeinſchaft mit der Augsburger Zunft dem Kaiſer eine Huldigung ungewöhnlicher Art darzubringen.

Maximilian, als Erzherzog ſchon der Dichtkunſt huldigend, wie ſeine Schweſter Margaretha, und deshalb von ſchmeichleriſchen Zeitgenoſſen zuweilen wohl der „öſtreichiſche Apollo" genannt, hatte es ſchon vor Jahren unternommen, die ſüßen Tage ſeiner Jugend und Liebe zur reizenden Maria von Burgund, der „burgundiſchen Venus," ſeine Werbung um ſie, ſeine Brautfahrt in die Niederlande und die dabei erlebten Abenteuer nebſt vielen andern, die ſein Muth und ſeine Kühnheit herbeigeführt und glücklich beſtanden, in einem größern Gedicht zu beſingen. Es war für ihn ein hoher Genuß, die Erinnerungen an ſein kurzes ſchönes Liebesglück und an die herrliche Fürſtin, die es ihm gewährt, poetiſch zu verklären und im Gedicht zu feſſeln; denn in ſeinen ſtillen und einſamen Stunden hing ſein Geiſt mit ſchwermüthiger Wonne immer noch den Gedanken an die ſchöne geliebte Maria nach, die ein paar kurze Jahre ſeiner Jugend mit duftenden Roſen geſchmückt hatte. Sein ſpäteres Leben hatte ja keine wieder zur Blüthe gebracht. Wenn der Unmuth über verfehlte Beſtrebungen und vereiteltes Hoffen, über die tauſend Widerwärtigkeiten, die ihn heimſuchten, ſein Herz zu beſchleichen begann, dann flüchtete er ſich in die Erinnerungsträume an ſeine verſtorbene Liebe und an die kecken Thaten und Wagniſſe ſeiner Jugendzeit und griff zur Feder, um ſie in klangvollen Reimen noch einmal vor ſich aufleben zu laſſen. Aber die Sorgen, welche die trüben Ereigniſſe ſeiner ſpätern Lebenstage mit immer größerer Heftigkeit über ihn brachten, ſtörten ihn in dieſem poetiſchen Schaffen und unterbrachen das Gedicht zuweilen Jahre lang. Er fürchtete endlich, daß er wohl niemals die ausdauernde Ruhe zur Vollendung deſſelben werde finden können, und übergab deshalb den Plan und den Anfang des Gedichts ſeinem Geheimſchreiber und Rath Melchior Pfinzing, einem gebornen Nürnberger, zur Ausführung. Pfinzing hatte in der letztern Zeit, wo der Kaiſer keinen Krieg mehr führte, in der Nähe und mit Hülfe deſſelben das Gedicht zu Ende gebracht. Es führte den Titel „der Theuerdank,“ und unter dieſem Namen trat der junge Maximilian als Held des Gedichtes auf, weil er von Jugend auf ſeinen Geiſt auf theuerliche d. i. kühne Gedanken gerichtet. Die ſchöne Maria von Burgund war darin als „Königin Ehrenreich“ verherrlicht.

Pfinzing war mit dem Manuſcript in ſeine Vaterſtadt gegangen, wo er es unter ſeinen Augen von dem berühmten Buchdrucker Hans Schönsperger drucken und mit Holzſchnitten verzieren ließ. Das Buch war jetzt vollendet, und die Nürnberger Meiſterſängerzunft, die Buchdrucker und Holzſchneider nebſt einer Deputation des Nürnberger Magiſtrats, denen ſich eine Anzahl Patrizier angeſchloſſen hatte, brachten es nach Augsburg, um es dem Kaiſer feierlich zu überreichen.

Die Augsburger Zunft der Meiſterſänger empfing ihre Brüder mit Muſik am Thore und leitete ſie auf ihre Herberge.

Die Meiſterſänger hatten in Deutſchland ſchon über zweihundert Jahre ein beſcheidenes ſchier kümmerliches Daſein gefriſtet. Aus den Handwerkern in den Städten hervorgegangen, bewegten ſie ſich auch als Dichter, Tondichter und Sänger ihrer Lieder in den engen Schranken des Zunftzwanges. Die göttliche Kunſt war unter den Handwerkern zum Handwerk geworden, dem die Form Alles galt, und das ſich kaum eine Ahnung an den ſolche gemeine Feſſeln verachtenden Geiſt der Poeſie zu erhalten vermocht, wie er einſt die Lieder der Minneſänger durchhaucht hatte. Der Minneſang war ein Kind des romantiſchen Ritterthums geweſen; der Meiſterſang war das des fleißigen proſaiſchen

Bürgerthums, eine angenehme Erholungsbeſchäftigung ehrenwerther Leinweber, Schuhmacher und Schneider. Erſt der geiſtige Aufſchwung des 16. Jahrhunderts brachte dieſer kümmerlichen Pflanze Nahrung und Erſtarkung, ſo daß ſie einige ſchöne Blüthen trieb. Ihre Erzeugniſſe waren in der Regel gereimte bibliſche Geſchichten, die in den verſchiedenſten Versarten und Sangweiſen vorgetragen wurden, und beſondere Merker waren beſtellt, um jeden Fehler gegen die ſtrenge Form zu beſtrafen. So dürftig nun auch das Ganze war, ſo bot dieſer Verein doch Gelegenheit zu einer freiern Entfaltung des Bürgerthums, zu fröhlichem Beiſammenſein und brüderlichem Anſchließen, und hierin beſtand das Hauptverdienſt der Meiſterſängerei. Daraus ging aber auch hervor, daß er ſich vorzugsweiſe nur in den lebendigen, regſamen freien Reichsſtädten entwickeln konnte, und in Nürnberg, Augsburg, Straßburg beſtanden die namhafteſten Zünfte.

Am folgenden Morgen zogen die beiden Zünfte von der Herberge mit ihren Fahnen, den aufſpielenden Stadtpfeifer und ſeine Geſellen voran, nach der kaiſerlichen Pfalz. Melchior Pfinzing, der Buchdrucker Hans Schönsperger, der Holzſchneider Hans Schäufelin und die Deputation des nürnberger Stadtraths, worunter ſich Wilibald Pirkheimer befand, gingen an der Spitze, dann kamen die Obermeiſter und Merker, die Meiſter, Geſellen und Lehrjungen. Auf einem Sammtkiſſen trug Schönsperger ein ſchön gebundenes Exemplar des „Theuerdank,“ einer der Meiſter aber auf gleiche Weiſe einen Meiſterbrief für den Kaiſer, der ihnen die Bitte gewährt hatte, ſich von ihnen zum Meiſter des Geſanges ernennen zu laſſen. Maximilian empfing die ihm werthen reichsſtädtiſchen Bürger mit gewohnter Leutſeligkeit. Pfinzing hielt eine kurze Anſprache an den Kaiſer, indem ihm das Buch überreicht wurde. In Maximilians gealterten Zügen entglomm ein flüchtiger Jugendſchimmer, und ſein Auge wurde feucht, als er das Buch, die Beſchreibung ſeiner ſchönſten Tage, zu Handen nahm und die Blätter deſſelben durch die Finger gleiten ließ. Mit ſichtlichem Wohlgefallen betrachtete er die ſchönen Bilder, in welchen er ſich ſtets erkannte. Erinnerung und Poeſie hauchten ihren duftenden Kuß auf ſeine Stirn; ſein Herz wallte über von freudiger Wehmuth, und dankend reichte er den Männern die Hand, die ihm das Glück dieſer Stunde bereitet hatten.

Nun trat ein junger Meiſter von angenehmer wohlgebildeter Geſtalt aus den Nürnbergern hervor, und redete den Kaiſer in wohlgeſetzten Reimen an. Er wünſchte der Majeſtät Glück zu dieſem Tage, an welchem er das ſchöne Gedicht ſeines Lebens nach ſtrenger Tabulatur*) in der Hand halte. Er erinnerte daran, daß der hochedle Ritter Theuerdank und ſeine ſchöne Dame Königin Ehrenreich unſterblich ſein würden, und er bat den berühmten Helden, ein Meiſter ihrer Zunft zu ſein und als ein ſolcher ihre Einladung annehmen und ſich von ihnen nach der Domkirche geleiten zu laſſen, wo ſie, die Augsburger und die Nürnberger Meiſter vereint, eine Singſchule abzuhalten gedächten.

Der junge Meiſter hatte dem alten Kaiſer ans Herz gegriffen. Er nahm den Meiſterbrief, dankte der Zunft mit herzlichen Worten und trat dann den Sprecher mit der Frage an:

„War das ſchöne Reimſprüchlein dein eignes Werk, mein Sohn?"

„Ich würde mich nicht unterſtehen, mit einem fremden vor die kaiſerliche Majeſtät zu treten," verſetzte der junge Mann mit friſcher Stimme und einnehmenden Geberden.

---

*) So wurden die proſodiſchen Regeln genannt, nach welchen, gleichſam zu Zunftgeſetzen erhoben, ein Gedicht gemacht ſein mußte.

„Mein Sohn, der Segen der Dichtkunſt ruht auf dir. Bewahre dies hohe Geſchenk rein und treu zu Gottes Ehre und entweihe es niemals zu feilem Dienſt. Wie iſt dein Name?“

„Ich heiße Hans Sachs und bin Schuhmachermeiſter in Nürnberg, meiner Vaterſtadt.“

„Wohl der Stadt, die ſich ſolch wackerer Söhne zu erfreuen hat!“ ſprach der Kaiſer und legte die Hand, wie ſegenſpendend auf Sachs' lockiges Haupt.

Da trat ein alter Mann in ſilberweißem Haare hervor und redete mit vor Freude und Rührung zitternder Stimme den Kaiſer alſo an: „Mit Verlaub Ew. hohen Majeſtät, mein Kaiſer und Herr! Ich bin der alte Nunnenbeck, der Leinwebermeiſter von Nürnberg, und der Hans Sachs iſt mein Lehrjunge geweſen im Meiſtergeſang. Und mit Stolz darf ich's ſagen, obgleich er erſt dreiundzwanzig Jahre alt iſt, ſo iſt er doch der beſte unter uns Nürnberger Meiſtern, und alle Andern erkennen ſeine Ueberlegenheit freudig an. Keiner verſteht wie er einen Bar*) von zwölf oder mehr Geſätzen**) ſo kunſtgerecht zu dichten, und an ſeiner Tabulatur hat niemals ein Merker etwas auszuſetzen; Keiner ſingt ſo ſchön wie er, und ſchon hat er ſieben ganz neue Weiſen erfunden. Und das wollte ich der Majeſtät gemeldet haben.“

Der junge Schuſter hatte hocherröthend die Augen auf den Boden geheftet, und nur zuweilen mit der Hand eine unwillkürliche abwehrende Bewegung gemacht; der Kaiſer aber nickte lächelnd dem alten auf ſeinen Lehrling ſtolzen Meiſter Beifall zu und ſagte: „Die Leinweber vermögen ſchon etwas in unſern getreuen Reichsſtädten. Das ſieht man an Meiſter Nunnenbeck in Nürnberg, wie am

---

*) Lied, Gedicht.

**) Abtheilung, Strophe, Stanze

Meiſter Fugger zu Augsburg.“ Dieſe Zuſammenſtellung rief in der Verſammlung eine allgemeine Heiterkeit hervor.

Der Zug ſetzte ſich nach der Domkirche in Bewegung; der Kaiſer in der Mitte deſſelben.

Pirkheimer hatte unterdeſſen ſeinen jungen Freund Hutten freundlichſt begrüßt und ihm zur neuen Ritterwürde Glück gewünſcht. Beide gingen in lebhaftem Zwiegeſpräch, Arm in Arm im Zuge.

Nach einander traten mehre Nürnberger und Augsburger Meiſter auf, unter ihnen auch der alte Nunnenbeck. Sie behandelten herkömmlicher Weiſe bibliſche Geſchichten, und einer der drei gravitätiſch vor dem Altar (dem gegenüber der Singſtuhl aufgeſtellt war) in ehrwürdiger Tracht ſitzenden Merker, hatte die lateiniſche Bibel vor ſich liegen, um nachzuleſen, ob der Bar ſich auch ſtreng an den heiligen Text halte. Der eintönige Geſang der ungebildeten und meiſt klangloſen Stimmen galt in jener beſcheidnen Zeit für einen Kunſtgenuß. Endlich betrat Hans Sachs den Singſtuhl. Die Tauſende von Zuhörern, welche dichtgedrängt in der Kirche verſammelt waren, horchten mit geſpannter Aufmerkſamkeit. Todtenſtille herrſchte in den menſchenerfüllten weiten Räumen. Des jungen Schuſters Ruhm war ſchon vor ihm nach Augsburg gekommen. Und er machte zu Aller Ueberraſchung eine Ausnahme. Er beſang die wunderbare Rettung des Erzherzogs Max, des kühnen tyroler Gemſenſchützen, von der Martinswand. Begeiſterung ſchwellte ſeine liebliche Stimme zu erhöhter Kraft, ſeine Geſtalt gewann einen kühnen Ausdruck, ſein Auge leuchtete von dem Feuer, das in ſeiner Seele entglommen war. Er hatte zu ſeinem neuen Bar auch eine neue Weiſe erfunden und ſie die Maxweiſe genannt. Die Merker nickten ihm Beifall zu; alle Nürnberger blickten ſtolz auf ihn. Und als er nun Gott lobend und preiſend ob der wunderbaren Rettung des edelſten und beſten Fürſten und dem Kaiſer noch langes Leben, Geſundheit, Glück und ſeinem hohen Hauſe in Spanien und der neuen Welt allen Segen Gottes wünſchend, ſchloß, da brach die ganze Verſammlung in lauten Beifallsſturm aus; der alte Nunnenbeck umarmte ihn weinend wie ein Kind; alle Nürnberger drängten hinzu, ihm zum Dank die Hand zu ſchütteln, und auch die Augsburger, die doch durch ihn überwunden waren, blieben nicht zurück. Die Merker aber hingen ihm das Kleinod, den Preis des Sieges, eine Schnur mit einer goldnen Schaumünze, um, und der Kaiſer ließ ihn rufen und beſchenkte ihn mit einer goldnen Kette. Ulrich von Hutten trat zu dem beſcheidnen überſeligen Schuſter und reichte ihm die Hand. „Wandelt auf dieſem Wege, den Ihr mit ſo viel Glück betreten, weiter, lieber Meiſter,“ ſagte der junge Ritter zu dem jungen Handwerker, „und Mit- und Nachwelt werden Euch Kränze winden.“

„Drücke dem Ritter noch einmal die Hand, Hans Sachs!“ ſprach der Kaiſer feierlich, der Huttens Worte gehört. „Er iſt auch ein Dichter. Ja Euere beiden Namen werden auf die Nachwelt kommen. So lang es auf Erden ein deutſches Volk gibt, wird man die Namen Ulrich von Hutten und Hans Sachs mit Verehrung nennen, und ich hoffe zu Gott, man wird auch den des Kaiſers Max nicht vergeſſen.“ —

Aus der Kirche zog der Kaiſer mit ſeinem Gefolge auf das Rathhaus. Dorthin waren die vornehmſten Männer und Frauen Augsburgs, die vorzüglichſten Meiſterſänger und unter ihnen Hans Sachs, ſo wie andere durch Stand und Kenntniſſe ausgezeichnete Fremde eingeladen. Die Töne der kaiſerlichen Hofkapelle begrüßten die glänzende Verſammlung, aus welcher die Blüthen der augsburger Jungfrauen, weißgekleidet und mit Blumen und Kränzen geſchmückt, herrlich hervorſtachen. An der Spitze dieſer kleinen Schaar irdiſcher Engel ſtand Konſtantia, ſchön wie der zur menſchlichen Geſtalt gewordene Frühling ſelbſt, wie ein in irdiſche Hülle gekleideter feinſter und gnädigſter Schöpfungsgedanke Gottes. Die für den Kaiſer beſtimmte Eſtrade zierten zu beiden Seiten ein paar prächtige Lorbeerbäume, aus den großen Fuggerſchen Gewächshäuſern in der Fuggerei herbeigebracht.

Als die Muſik ſchwieg, trat Melchior Pfinzing hervor und rühmte in wohlgeſetzter Rede die hohen Verdienſte des Ritters Ulrich von Hutten um die Dichtkunſt, zählte die im Druck erſchienenen oder im Manuſcript bekannt gewordenen Gedichte deſſelben auf und führte einige vorzüglich ſchöne Stellen daraus wörtlich an, erwähnte dann, wie der große Reuchlin ihn neuerlich, in der Vorrede des von ihm edirten Neuen Teſtaments, als einen der ausgezeichnetſten deutſchen Männer erhoben, und wünſchte ſchließlich dem Kaiſer Glück, einen ſo trefflichen Dichter ſeinen Unterthan nennen zu können.

Der Kaiſer nahm ſodann das Wort: „Sei uns gegrüßt, edler Ritter Ulrich von Hutten, in der Verſammlung dieſer Edlen und Trefflichen, im Angeſicht dieſer blühenden Jungfrauen, in unſrer lieben Stadt Augsburg! Die hohe Muſe der Dichtkunſt hat dich zu ihrem Liebling gewählt und dir das Auge aufgeküßt, damit du ihre heiligen Wunder ſchaueſt, wie Dante und Petrarka. Du biſt ihrem Rufe gefolgt und haſt dich zugleich dem Dienſte der Wahrheit gewidmet; du haſt mit dem blanken, wohlgeſchliffenen, hellklingenden Schwerte deines Wortes den Kampf gegen Lüge und Heuchelei begonnen und ſiegreich geführt. Es verlangt deinen Kaiſer, dir dafür den ſchönſten Lohn zu reichen, den er vermag. Du weißt, auch mir hat die Muſe eine ihrer Roſen in die Wiege gelegt, genug, um deinen ganzen Werth zu erkennen. Tritt heran, Ulrich, daß ich dir das Zeichen dieſer meiner Anerkennung überreiche! — Konſtantia, edle Tochter des edlen Peutinger, winde mit deiner ſchönen, reinen Hand unſerm gefeierten Dichter den wohlverdienten Lorbeerkranz! Wer wäre würdiger als du zu dieſem heiligen Geſchäft? Und wer wäre würdiger die von dir gewundene grüne Dichterkrone zu tragen, als Ulrich von Hutten?“

Erröthend, wie die ſchönſte Roſe, trat Augsburgs reizendſte Jungfrau an einen Lorbeerbaum, brach einen ſchlanken Zweig ab, wand ihn zum Kranze, nahm eine rothe Bandſchleife aus ihrem Haar, band den Kranz damit und reichte dieſen dann dem Kaiſer dar.

„Edles Dichterhaupt, empfange die Dichterkrone aus deines Kaiſers Hand!“

Ulrich beugte das Knie, und der Kaiſer drückte ihm den Lorbeerkranz auf die Schläfe. Eine ſanfte ausdrucksvolle Muſik begleitete die Handlung.

Als der gekrönte Dichter ſich erhob und zurücktrat, begegnete ſein Auge Konſtantia's wonneſtrahlendem Blick. Ihre Seele ſprach zu ihm, und als er ihr dankend die Hand reichte, zitterte eine ſüße Freudenthräne über ihre blühende Wange herab. Ulrich verſtand dieſe Thräne; ſie entzückte ihn und vergällte ihm zugleich den ſeligſten Augenblick ſeines Lebens. Welch ein grauſames Geſchick für den reichen und doch ſo armen Dichter! Der Kaiſer ſchien eine Verbindung zwiſchen Ulrich und Konſtantia zu wünſchen; Amt und Würden am kaiſerlichen Hofe ſtanden dem Dichter nun in ſichrer Ausſicht; die edelſten Männer waren ſeine Freunde, und er mußte ſich von den ihm winkenden Hafen des höchſten Erdenglücks abwenden, und in dieſer Stunde! Er erlag ſchier dem heftigen Wechſel ſeiner Gefühle. Sein trüber Blick fand im Hintergrunde Ulrich Fugger, und zu dieſem ihm verwandten Geiſte fühlte er ſich jetzt am meiſten hingezogen. Nach der Feierlichkeit ſuchte er ihn auf, um das volle Herz bei ihm auszuſchütten.

Beide junge Männer waren, ſeit Hutten ſich in Augsburg aufhielt, vertraute Freunde geworden; ſie wußten es bald, daß ſie nicht allein den Namen miteinander gemein hatten, und ſie erblickten in dieſem Umſtande ein Zeichen zu inniger Vereinigung.

„Ihr ſeid einem ſchweren Schickſale verfallen,“ verſetzte Ulrich Fugger dem in verzweifelte Klagen ausbrechenden Freunde, „aber Ihr ſeid auch der Mann es zu tragen. Es hält Euch zurück vom Frieden des häuslichen Glücks, um ſo mehr ſollt Ihr Euch ganz und mit allen Kräften dem heiligen Kampfe für die Wahrheit und das Recht weihen, wozu Ihr berufen ſeid. Die weichen Blumenpfade der Liebe zu wandeln, iſt Euch ſtreng verſagt, dafür führen die ſteilen Wege, zu denen Ihr berufen ſeid, auf die Höhen des wahren Ruhms, zum Tempel des Siegs. Ihr werdet nicht der Beglücker einer ſchönen Frau ſein, aber der eines Volkes, Eueres Volkes; Ihr werdet nicht glücklich ſein im Kreiſe Euerer Kinder, aber in dem Euerer Freunde und Verehrer, und im Bewußtſein, für die Wahrheit gegen die Lüge gekämpft zu haben.“

„Ach, Ulrich, Ihr vergeßt, daß ich ein Menſch, daß ich ein Dichter bin!“

„Nein, ich weiß, daß Ihr ein ganzer Mann, daß Ihr ein ganzer Dichter ſeid, der das Unvermeidliche mit ſtolzer Würde zu tragen geſchickt iſt. — Aber ſoll ich Euch meine Befürchtung offen geſtehen? Werden die ſchmeichleriſchen Ehrenbezeigungen dieſer Tage nicht einen erſchlaffenden Einfluß auf Euch üben? Im Drange des Lebens, in Elend und Noth ſeid Ihr groß geweſen; werdet Ihr es im Schoße der Ehren, des Ruhms, des Glückes ſein? Haben nicht dieſe Erfolge bereits Euch dieſe Thränen in die Augen gelockt, die Kinder ſchmerzvoller Sehnſucht nach einem für Euch unerreichbaren Glücke?“

„Wofür haltet Ihr mich?“ erhob der Ritter das ſtolze Haupt. „Nein, die Ereigniſſe dieſer Tage werden mir im Gegentheil ein neuer Sporn ſein zu noch kräftigerm Kampfe gegen die Feinde des Lichts und der Wahrheit, gegen die heuchleriſche Pfaffenbrut.“

„Ach, mein Freund! es gilt nicht allein die Pfaffen zu bekämpfen. Das arme unglückliche Volk ſeufzt nicht allein in ihren Banden; auch der übermüthige Adel, auch die unmenſchlichen Fürſten martern das Volk bis aufs Blut. Und hilft denn der Kaiſer, Euer Freund und Gönner, dieſem Volke, das mit gräßlichem Nothſchrei hülfeflehend ſich an ihn wendet? Seht doch dieſen wortbrüchigen Buben, den Ulrich von Würtemberg, den Mörder Eueres Vetters! Wehrt ihm der Kaiſer, ſeine Bayern zu ſchlachten, wie Vieh? Wohl, Ihr habt den Kampf gut gegen ihn begonnen! Aber fahrt nur ſo fort und nicht nur gegen dieſen! Die Baiernherzöge, die Neffen des Kaiſers, ſind nicht beſſer als Jener. Und wohin Ihr blickt in den deutſchen Landen, Dränger und Blutſauger des Volkes! Ihr ſeid wie vom Himmel berufen, der Befreier und Retter dieſes gedrangſalten Volkes zu werden. Die Kraft Euerer Feder reißt Jedermann hin: ſchreibt für die Rechte des Volkes gegen die Fürſten, und wenn ſie nicht nachgeben und billigen Wünſchen ferner Gehör verſagen, ſo ſtellt Euch als Ritter und Mann des Schwertes an die Spitze des Volkes und führt es zum Siege und zur Freiheit.“

„Euer ſchöner Eifer könnte mich hinreißen. Doch mein' ich, kein Mann ſoll eine Arbeit übernehmen, die ſeine Kräfte überſteigt. Und vor Allem nicht zu viel auf einmal. Gegen Papſt und Pfaffen, gegen Fürſten und Adel zugleich kämpfen, iſt eine Rieſenarbeit, der kein Menſch gewachſen iſt. Mit Muth und gutem Willen kommt man allein nicht aus, und wer zuviel unternimmt, erreicht nichts. Gegen die heuchleriſche, verführeriſche, brutale Pfaffheit müſſen unſere Pfeile zuerſt gerichtet ſein; wir müſſen dem deutſchen Volke zuerſt ein Licht aufſtecken über die wahren Zwecke dieſes betrügeriſchen Papſtes und ſeiner Bande in Rom. Gelingt es mit Gottes Hülfe, Deutſchland aus den Netzen der großen römiſchen Spinne, die ihm ſtets das Herzblut ausſaugt, zu befreien, dann haben wir gewonnen. Der deutſche Kaiſer, das Oberhaupt des Reichs, ſei zugleich auch das Oberhaupt der deutſchen Kirche. Aufgeklärte Prieſter ſeien Lehrer des Volks und Verkünder des wahren Evangeliums von Jeſus Chriſtus. Iſt das Volk ſich klar, was es ſoll und darf, was es will und kann, dann wird es dem Kaiſer nicht ſchwer werden, die emporſtrebenden Fürſten niederzuhalten und den blutſaugeriſchen Adel aufs Haupt zu ſchlagen."

Ulrich Fugger ſchüttelte bitter lächelnd das Haupt. „Ich bin anderer Meinung; denn ich kenne das Volk, den Adel, die Fürſten, den Kaiſer. Ihr habt zu viel unter Gelehrten gelebt. Wenn das Volk ſich nicht ſelbſt hilft, wird ihm nicht geholfen. Der Kaiſer iſt ſein Lebenlang ein ſchwacher Herr geweſen, und nun wird er alt. Wäre der Adel niedergeworfen, die Fürſten gedemüthigt, dann wollten wir mit den römiſchen Pfaffen bald fertig werden. Das Volk weiß, was es will. Es will ſeine alten deutſchen Freiheiten ungeſchmälert, in deren Beſitz ſeine Väter glücklich waren. Aber es fehlt ihm ein Mann, der gleich geſchickt Wort und Schwert für die Volksrechte zu führen verſteht. Es fehlt ihm am Throne des Kaiſers ein Vertreter, der, wenn er nicht gehört wird, ſein Anführer werde. Und dazu ſeid Ihr ganz der Mann. Hat das Volk ſeine alten Freiheiten und Rechte wieder errungen, wird es mit dem Papſt und ſeinen Henkern bald fertig werden. Daß der Kampf gegen Rom und die Pfaffen nichts hilft, ohne ein freies Volk, daß ſich daran bethätige, das hat die Welt von der Kirchenverſammlung zu Baſel erlebt. Setzte ſie nicht den Papſt ab, reformirte ſie nicht das Kirchenweſen, und wurden in dieſen ſiebzig Jahren, die ſeitdem verfloſſen ſind, die Päpſte nicht ſchlimmer als zuvor? Hat nicht ein Schandmenſch, wie Alexander Borgia, den päpſtlichen Stuhl eingenommen? Nein, nein mein Freund! Wenn das Volk ſich nicht ſelbſt hilft, und ſei es mit den Waffen, wenn es nicht anders ſein kann, ſo wird ihm nicht geholfen. Das haben die Huſſiten in Böhmen bewieſen. Darum ſchleudert die Brandfackeln Eueres Wortes in das Volk, gegen Papſt und Dunkelmänner, aber auch zugleich gegen die ſchlimmen Fürſten und den verbrecheriſchen Adel. Euer Span mit dem Würtemberger bietet Euch dazu die beſte Gelegenheit. Aber deutſch müßt Ihr ſchreiben, damit Euch das Volk leſen und verſtehen kann. Deutſche Reime müßt Ihr auf dem Ambos Eueres Geiſtes ſchmieden, wie dieſer **Schuſter Hans Sachs**. Von ihm könnt Ihr lernen. Ihr habt es mit eignen Augen geſehen, wie ſeine Reimſprüchlein alles Volk entzückten. Solche Leute, gemeine Bürger und Bauern müßt Ihr mit der Kraft Euerer Worte ergreifen, entzünden und begeiſtern. Sie werden ſchnell für Euch und die gute Sache gewonnen ſein. Sie werden eine unbeſiegbare Wache für Euch bilden.“

„Ja, ich will deutſch ſchreiben, will ſchreiben für das ganze deutſche Volk!“ rief der Ritter und umarmte ſeinen feurigen Freund. „Dieſe Tage haben einen mächtigen Einfluß auf mich ausgeübt, und Ihr habt viel dazu beigetragen. Ich ſegne jetzt den Namen Fugger und lächle über die gutmüthige Beſchränktheit Eueres Ohms.“

„Ihr habt ſeine Eigenſchaft mit dem rechten Worte bezeichnet. Er iſt ein herzensguter, aber ein alter beſchränkter Mann, der da meint, der Papſt und der Kaiſer kommen unmittelbar nach der heiligen Dreifaltigkeit.

Er kann aus den Vorurtheilen, die er in ſeiner Jugend eingeſogen, nicht heraus. Dabei iſt er ein Kaufmann, wie es wenige gibt. Ihm verdankt der Name Fugger ſeinen hohen Glanz.“

„Ich habe ihm verſprochen, mich dieſen Abend von ihm in die Fuggerei führen zu laſſen, und ich bitte Euch uns zu begleiten.“

„Mit Freuden. Ich habe ohnedies ſeine neuen Bauten dort noch nicht geſehen. Er zeigt dieſe ſeine Schöpfung gern ausgezeichneten Fremden, und wer wollte ihm das ſchöne Selbſtgefühl über dies Werk ſeines edlen Herzens nicht gönnen? Wer wollte es nicht nähren und erhöhen? Er iſt der Wohlthäter von unzähligen Armen. Laſſen wir ihm alſo ſeine unbegrenzte Ehrfurcht vor dem Papſte.“

„Um ſeiner Tugenden Willen ſei ihm ſogar der Ablaßſchacher verziehen!“ ſprach der Ritter, und ein mildes Lächeln verſchönte ſein Geſicht. —

Und ſo gingen ſie Abends mit dem alten Herrn Jakob hinaus in die Vorſtadt. Geſchäftig zeigte er dem Ritter die Anlage der ganzen Colonie und jedes einzelne Haus. Er war ſehr geſprächig und heiter. Plötzlich trat ein hohes phantaſtiſch gekleidetes Weib mit bleichen, zerriſſenen Geſichtszügen aus einem Häuschen ihm entgegen und redete ihn mit erhobener Stimme an: „Herr Jakob Fugger, mein Vater hat Euch ſeine Kinder, meine Geſchwiſter, anvertraut; ich fordere Euch im Namen Gottes auf: gebt Antwort, wie habt Ihr dieſem Vertrauen entſprochen?“

Der alte Fugger war beim Anblick der Frau erblaßt. Er wollte ihr ausweichen. „Beläſtigt mich nicht!“ ſagte er kleinlaut. „Ich kann Euch jetzt nicht Rede ſtehen.“

„Ich will die Antwort auf meine Frage ſelbſt geben,“ fuhr Frau Eleonore van der Voort fort. „Ihr habt meinen Bruder zum ſchändlichen Ablaßkrämer gemacht, der mit ſündhaften Pfaffen im Lande umherziehen muß, um das Volk zu betrügen und ſeine Taſchen für Euch zu plündern; Ihr habt die eine meiner Schweſtern zu einer Nonne und die andre zum Kebsweib eines Fürſten gemacht. Mein Vater und ich werden ſie vor Gottes Stuhl von Euch zurückfordern. Meinen Fluch geb' ich Euch aber ſchon hier!"

„Seid ruhig, Frau! ſeid ruhig!" ſtammelte Jakob Fugger. „Ich will Euch zufrieden ſtellen."

„Ich verlange nichts von Euch. Ihr habt doch nur kaltes Gold für heiße Schmerzen. Ich verachte Euer Gold." Damit ging ſie ſtolz in das Häuslein zurück.

Jakob war ſo außer aller Faſſung gebracht, daß er ſich von ſeinen Begleitern verabſchiedete.

„Wer war dies ſeltſame Weib?" fragte der Ritter ſeinen Freund.

„Ihr müßt ſie kennen lernen. Sie iſt die älteſte Schweſter des Fuggerſchen Ablaßagenten Bry, der uns in Botzen an der Wirthstafel gegenüber ſaß. Kommt, ich will Euch ihre merkwürdigen Schickſale erzählen. Dann ſollt Ihr ihre Bekanntſchaft machen. Sie iſt die glühendſte, die wüthendſte Feindin aller Fürſten und Pfaffen im ganzen deutſchen Reich. Ihr werdet es mir Dank wiſſen, wenn ich Euch zu ihr führe."

Arm in Arm gingen ſie aus dem Thore an das Ufer des Lech und in die duftenden Schatten des köſtlichen Sommerabends hinaus.

## 10.

# Der Großinquiſitor.

Der Kardinal-Regent von Kaſtilien war von Madrid nach Alcala de Henarez gereiſt. Es war zu Anfang des Sommer 1517. Eine nicht unbeträchtliche Anzahl vornehmer Kleriker und Edelleute war ihm gefolgt; Andere hatten ſich aus Toledo eingefunden; ebenſo aus dem nahen Guadalarara. Eine Feier eigenthümlicher Art ſollte in der kleinen, nur eine halbe Tagereiſe von Madrid entfernten Stadt begangen werden. In Alcala hatte der große und berühmte Primas Spaniens vor ſiebzehn Jahren den Grundſtein zu den großartigen und prächtigen Gebäuden der Univerſität gelegt, die er hier zu gründen gedachte, und acht Jahre ſpäter, als die herrlichen Bauten vollendet, hatte er die hohe Schule, welche eine der berühmteſten Spaniens und ganz Europas wurde, mit großen Ceremonien eingeweiht. Zwei Jahre nach der Grundſteinlegung der Univerſitätsgebäude war die große Buchdruckerei ſo weit fertig, daß in ihr gedruckt werden konnte. Und nun begann Ximenes ſein zweites großes wiſſenſchaftliches Werk, die Herſtellung und Herausgabe jener großen Polyglotten-Bibel, unter dem Namen der complutenſiſchen, welchen ſie von ihrem Druckorte entlehnte (Alcala de Henarez hieß vor dem Einfalle der Mauren Complutum und behielt dieſen römiſchen Namen auch jetzt in lateiniſchen Schriften), berühmt bis auf heute. Er hatte es ſich große Geldſummen koſten laſſen, die älteſten Handſchriften zuſammen zu bringen, und eine Anzahl gelehrter Männer war von ihm gewonnen worden, die Ausgabe zu beſorgen. Die weitläufigen und zweckmäßigen, mit königlicher Pracht ausgeſtatteten Univerſitätsgebäude waren weit früher fertig geworden, als die Bibel. Ihre prächtige Herſtellung und die Ausbildung der jungen Lehranſtalt waren die Gegenſtände der zärtlichſten Sorge des Kardinals, und mitten unter den dringendſten und ſchwierigſten Geſchäften der Regierung und ſeiner erzbiſchöflichen Funktionen vergaß er ihrer nie, ſie waren gleichſam ſeine Kinder, die ihn überleben und ſeinen Namen auf die Nachwelt bringen ſollten. Und ſo war denn endlich nach funfzehn Jahren unſäglicher raſtloſer Arbeit die Polyglotte in ſechs Foliobänden fertig geworden, und die Univerſität veranſtaltete eine zweckmäßige Feierlichkeit zu Ehren ihres Schöpfers, bei Ueberreichung des erſten prachtvoll gebundenen Exemplars der großen Bibel. Mit Stolz blickte der achtzigjährige Greis auf das Buch und ſprach in Mitte der ihm beglückwünſchenden Profeſſoren die merkwürdigen Worte: „Von allen Handlungen wodurch ſich meine Verwaltung des Königreichs auszeichnen mag, gibt es ſicherlich keine noch ſo mühſame, die mehr Anſpruch auf Euern Glückwunſch hat, als die Herſtellung dieſes göttlichen Buchs. Ich fühle, daß ich damit die Aufgabe meines Lebens vollendet habe, und danke Gott inbrünſtig, daß er mich dieſen wichtigen Tag hat erleben laſſen, an welchem ich meine Augen an der Quelle ſeines lebendigen Wortes weiden darf.“ —

In dieſer frommen Erhebung beſchloß er, ſofort auch noch das jährliche große Ketzergericht zu halten und mit dem Hinſchlachten einiger hundert Menſchen zur Ehre Gottes ſich noch eine Perle in die Krone ſeiner Verdienſte zu gewinnen. Ein Schauder erfaßt die Menſchenbruſt vor dem Glaubenseifer dieſes außerordentlichen Mannes, der während der letzten zehn Jahre ſeines Lebens als Oberhaupt jenes ſchrecklichen Gerichtshofes des heiligen Glaubens mit der größten Ruhe und in der feſten Ueberzeugung, Gott einen angenehmen Dienſt damit zu erweiſen, mehr als 2500 Menſchen zum gräßlichen Flammentode und

50,000 zu anderen ſchmachvollen Strafen verdammte. Dieſelbe Hand, welche zu Alcala de Henarez die Wiſſenſchaften ſo emſig pflegte, welche die wachſende Bogenzahl des großen Bibelwerks mit ſtolzem Selbſtgefühl durchblätterte, welche das Staatsruder mit ſo viel Kraft als Geſchick führte, triefte vom Blute grauſam geopferter Menſchen, die fanatiſcher Wahn der Irrgläubigkeit, der Ketzerei beſchuldigte, weil ſie, früher Juden oder Ismaliten, thätige unbeſcholtene Menſchen, durch Furcht und Schrecken und die Gewalt des Schwerts zum Chriſtenglauben gezwungen worden waren, zu dem ſie alſo unmöglich Liebe und Sympathien haben konnten.

Seit Ximenes als Regent von Kaſtilien ſeine Reſidenz in Madrid genommen hatte, fanden dort auch die Hinrichtungen der von der Inquiſition zum Tode Verurtheilten ſtatt. Madrid ſah die Scheiterhaufen des Auto da Fé (Glaubenshinrichtung) jährlich einmal an einem Sonntage nach dem Trinitatisfeſte lodern, auf welchen die der Ketzerei Ueberwieſenen (aber welche Ueberweiſung war das!) zu Aſche verbrannt wurden. Um dieſe Zeit wurden die Verurtheilten aus den Gefängniſſen der Inquiſition, heilige Häuſer genannt, welche ſich in den verſchiedenen Städten des Königreichs befanden, unter ſtarker Bedeckung von Soldaten der heiligen Hermandad nach Madrid gebracht. Die heilige Hermandad, d. i. Verbrüderung, war zwar kein Inſtitut der Inquiſition, wie man wohl aus ihrem Namen ſchließen möchte, ſondern ein von den altkaſtiliſchen Städten unterhaltenes Heer von Polizeiſoldaten, welches Verbrecher und Ruheſtörer zu ergreifen und an die Gerichtsſtellen auszuliefern hatte und eine traurige Ehre darein ſetzte, auch zum Transport der verurtheilten Ketzer verwendet zu werden.

Der Kardinal war eben im Begriff, in die nördlichen Provinzen zu reiſen, um perſönlich einige Regierungsakte zu vollziehen und die nöthigen Verfügungen bei den Untergerichten der Inquiſition zur Ablieferung der zu beſtrafenden Ketzer zu treffen, als er vom Dechanten Adrian Florenz um eine Audienz für die junge niederländiſche Gräfin Maria von Iſſelſtein erſucht wurde. Dabei wurde ausdrücklich erwähnt, daß der Vater derſelben ein vorzüglich ausgezeichneter Kriegshauptmann des Königs und von dieſem ſehr geſchätzt ſei. Ximenes verwilligte mit einem ſtolzen Lächeln das Geſuch, und nach kurzer Zeit trat die unglückliche junge Dame, geführt vom Mitregenten Adrian und umgeben von Vivian de la Chaux und von einem andern Niederländer, ebenfalls Mitglied der kaſtiliſchen Regierung, Namens von Ammersdorff, welcher ſpäter als de la Chaux in Madrid mit ſeiner vom Könige vollzogenen Beſtallung angelangt war, in das Gemach des Kardinals.

Maria warf ſich dem hohen Greiſe zu Füßen und rief mit weinender Stimme: „Gnade für den Ritter von Suderland!“ Hingeſchmolzen lag ihre zarte liebliche Geſtalt und aufgelöſt in unausſprechlichem Schmerz vor dem ſtrengen Kirchenfürſten. Welches Herz vermochte wohl der rührenden Klage, der heißen Bitte dieſes holden Kindes zu widerſtehen? Wenn der fromme Glaube an höhere geiſtige Weſen, die in urewiger Schönheit und Unſchuld als Boten Gottes ein reines Daſein friſten, einer erhabenen Wirklichkeit entſpricht, und einer dieſer Engel des Herrn zuweilen, von der allmächtigen Schöpferkraft mit den Eigenſchaften der Menſchheit bekleidet, auf die Erde geſendet wird, um die in ſterblichen Herzen erlöſchende Flamme der Tugend wieder anzufachen und das ahnungsvolle Gefühl eines höhern Glücks, als unſer Stern zu bieten vermag, mit ſüßer Beſeligung in ihnen erweckt, ſo mußte Maria von Iſſelſtein ein ſolcher Licht- und Freudenbote ſein. Konnte nun ein Mann leben, der bei geſtigen Einwirkung eines ſolchen Weſens ſich entziehen durfte? Und doch verſetzte dieſer Greis, der vielleicht in wenigen Tagen ſchon die dunkle Brücke überſchritt, deren jenſeitiger Stützpunkt keinem Erdenſohne bekannt iſt, mit ruhiger Würde: „Der Regent von Kaſtilien könnte Euch jede Gnade, die Ihr wünſchtet, angedeihen laſſen, aber Ihr wendet Euch an den Großinquiſitor, der Euch nur auf die göttliche Gnade verweiſen kann und darf.“

„Wenn Euch Gott das Recht der Strafe gegeben hat, o ſo muß er Euch auch das Recht der Gnade zuertheilt haben!“ verſetzte Maria; „denn mit dem Schwerte legt er ſtets den Palmzweig in die Hand des Menſchen. Ihr dürft nur wollen, und der dürre Stab des Richters verwandelt ſich in das grüne Reis des Gnadenſpenders.“

„In allen weltlichen Dingen, mein Kind, darf ich einen eignen Willen haben, in den göttlichen gilt allein das göttliche Geſetz. Hier hat ſich Gott ſelbſt die Gnade vorbehalten. Wie wollte ich armer menſchlicher Wurm mich unterfangen, Gott vorzugreifen! Ich muß meine Pflicht als oberſter Glaubensrichter thun, und darf kein Haarbreit davon abweichen. Dafür bin ich Gott verantwortlich. Ihr könnt und dürft nicht von mir verlangen, was mir Pflicht und Gewiſſen verbieten.“

„So iſt der Ritter unerrettbar zum Flammentodte verdammt?“

„Gott wird ſich gnädig und barmherzig gegen ihn erweiſen und ihm die Pforten des ewigen Paradieſes öffnen.“

Ein erſterbender Jammerlaut drang aus dem Herzen der Jungfrau; ſie ward ohnmächtig und wurde von de la Chaur hinausgetragen. Die Anderen folgten ſchweigend im tiefſten Schmerze. Vielleicht berührte eine dunkle Ahnung des gräßlichen Wahns, der ſich hier für den Willen Gottes ausgab, ihre Seelen.

Maria erwachte in den Armen ihrer Freundin Maria de Pacheco, die ſie von Toledo nach Madrid begleitet hatte, in einem Zimmer des Dechanten Adrian. Der gelehrte Mann hatte ſich entfernt, und Niemand war weiter zugegen. Sie faltete die Hände zum Gebet, und ein paar Thränen glitten ſtill über ihre bleichen Wangen.

„Faſſe dich, meine holde Taube,“ ſagte die feurige Kaſtilierin, „und wähne noch nicht Alles verloren für Deinen edlen Freund.“

„Es iſt Gottes Wille, daß er den Feuertod ſterben ſoll, um durch die Flammen geläutert zum Himmel emporzuſteigen, wo ihm Chriſtus der Herr die ſchwere Schuld des Unglaubens vergeben wird. Auch mein Herz wird brechen, und ich werde mit ihm vereint zur Himmelspforte treten und den Eingang für ihn erflehen.“

„Sprich nicht alſo, Maria! Nicht du ſollſt ſterben, nicht er darf es. Du ſollſt ihn auf Erden erſt zum Glauben bekehren, und deine Liebe ſoll durch Vereinigung mit ihm belohnt werden. Ich habe es vorausgeſehen, daß dieſer kalte eiſerne Prieſter dir die Bitte abſchlagen werde, und für dieſen Fall ſind bereits die kräftigſten Verkehrungen getroffen. Dein Ritter wird nicht den Flammentod ſterben. Sei getroſt!“

„Willſt du dich Gottes Willen widerſetzen? Willſt du deine Hand gegen den Herrn erheben?“

„Des Kardinals Wille iſt nicht Gottes Wille. Die Glaubensrichter ſind eben ſo ſündhafte Menſchen wie wir. Und hat ſie Gott oder die Heiligen dazu beſtellt? Es ſind alle liſtige ſchlaue Pfaffen, und mit Liſt und Schlauheit muß man ihnen wieder begegnen. Bekümmere dich um nichts; wir bedürfen deiner Mitwirkung nicht. — Wir reiten jetzt nach Toledo zurück, und de la Chaux begleitet uns ſtatt Padilla's, welcher hier bleibt. Ueberlaß dich frohen Hoffnungen.“

„Und wo iſt Martin?“

„Er muß ſich auf kurze Zeit deinem Dienſte entziehen; er bleibt bei Padilla. Auch Aya hat uns verlaſſen. Frage nicht weiter; ſpäter ſollſt du Alles erfahren. Suche nur jede Unruhe aus deinem Gemüth zu verbannen.“

Der Dechant geſellte ſich bald zu den beiden Freundinnen und fügte mit freundlichen milden Worten Troſtſprüche hinzu, die auf das Herz ſeiner bekümmerten Landsmännin ihre beruhigende Einwirkung nicht verfehlten. Der ſanfte Greis gab ihr ſeinen prieſterlichen Segen und als er die Hand auf ihre reine Stirn legte und die Worte der Weihe über ſie hin hauchte, kam der Friede Gottes über ſie. Sie ſtellte Alles der ewigen Liebe anheim und glaubte und vertraute.

## 11.

## Flucht eines Zauberers.

Durch das Städtchen San Ildefonſo am Fuße des Guadamaragebirges führt die Straße von Madrid nach Valladolid. Hier langte am Spätnachmittage eines heißen Tags zu Anfang Juli der Zug der vom Glaubensgericht Verurtheilten aus der heiligen Hütte zu Valladolid an. Soldaten und Prieſter, die ſie begleiteten, waren nicht minder matt, wie die Gefangenen ſelbſt. Sie wurden in der zu einem Kloſter gehörigen Locanda untergebracht und die Pforte der das Haus umgebenden Mauer geſchloſſen. Alles überließ ſich dem Genuß der Ruhe und der Erfriſchungen, welche von den Knechten und Mägden des Hauſes herumgereicht wurden. Unter den Verurtheilten befand ſich der Ritter von Süderland, welcher, um ſeine Freunde über den Ort ſeiner Gefangenſchaft zu täuſchen, in Valladolid eingeſetzt worden war. In Madrid ſollte ihm nun ſchnell der Prozeß gemacht werden. Bleich und kraftlos war er in einem Winkel zuſammengebrochen; ſein ſchönes geiſtvolles Auge hatte den Zauber, der ſonſt aus ihm geblitzt, verloren, ſeine ſtolze Geſtalt war zuſammengebrochen. Ein junger Knecht reichte ihm einen Becher mit kühlendem Getränk; eine Magd ſtand daneben und bot ihm auf einem Teller Speiſe dar. Der Ritter griff haſtig nach dem Becher, ohne dem Diener einen Blick zu ſchenken; indem er aber mit Wolluſt trank, fielen ſeine Augen unwillkürlich auf das Dienerpaar, und ein leichtes Zucken ſeiner Glieder verrieth ſeine Ueberraſchung. Martin und Aya ſtanden vor ihm. Die treue Magd gab ihm raſch Zeichen, die kein Chriſt verſtand, und unterrichtete ihn, daß ſeine Rettung nahe ſei. Dann entfernten ſich beide anſcheinend gleichgültig, um auch Andre zu bedienen. Die zum Zug gehörigen Pfaffen thaten ſich im anſtoßenden Kloſter gütlich, die Wachen ſpeiſten und zechten in Uebermaße, was ihnen Aya auftrug. Der Wein war aber von ihr mit narkotiſchen Mitteln verſetzt, die ſie ſelbſt geſchickt bereitet. Mit Anbruch der Nacht lag Alles im tiefſten Schlafe, ausgenommen der Ritter, deſſen Augen jede Bewegung Aya's verfolgt hatten. Durch eine unmerkliche Zeichenſprache hatten ſie die genauſte Verabredung miteinander genommen. Sobald ſich die Hausbewohner niedergelegt hatten, ſchlich Aya herein und führte den an der Thüre ihrer harrenden Ritter zu der Pforte, welche Martin bereits mit einem Nachſchlüſſel geöffnet hatte. Hier nahm der Knabe ihn in Empfang und geleitete ihn in eine andere Herberge, wo Padilla ſeiner wartete. Er wurde ſchnell in die Kleider eines Knappen geſteckt. Martin kehrte in die Locanda zurück. In der erſten Frühe des Tages brach Padilla mit ſeinem Begleiter auf; Süderland beſtieg das Pferd, deſſen geſtriger Reiter ſich zu Fuß fort machte. Auf dieſe Weiſe kamen ſie glücklich durch das Thor und waren in kurzer Zeit im Gebirge. Nun erzählte der Graf dem Ritter umſtändlich, wie er den Diener und die Magd ſchon vor ein paar Wochen in die Locando gebracht, nachdem er in Madrid die Reiſeſtationen des Zuges erkundet habe. Nur Padilla's Diener war in das Geheimniß eingeweiht; denn bei der abergläubiſchen Furcht, welche Jedermann vor der im Finſtern ſchleichenden Macht der Inquiſition hatte, mußte die äußerſte Vorſicht vor Verrath angewendet werden. Der Diener ſtieß bald wieder zu ihnen. Er hatte ein drittes Pferd vorher in einer Waldhütte untergebracht. Nachdem ſich Padilla mit Süderland über die Richtung, welche der Letztere einzuſchlagen hatte, um ſo ſchnell als möglich und ohne Gefahr Andaluſien zu erreichen, beſprochen, ſchieden ſie, und Padilla kehrte eiligſt nach Toledo zurück, wo ein paar Frauenherzen mit Ungeduld auf den Erfolg ſeines gefahrvollen Unternehmens warteten.

Der Zug der Verurtheilten ſetzte ſich früh wieder in Bewegung. Aber die Wirkung der betäubenden Mittel, welche die Soldaten und Aufſeher des Zugs von Aya erhalten hatten, war ſo nachhaltig, daß ſie den Mangel eines Mannes nicht bemerkten. Und ſo verließen ſie die Stadt. Erſt im Gebirge angelangt, nahm ein Mönch, der ſich mit ſeinen Brüdern im Kloſter noch gütlich gethan, und nun den Zug einholte, der Abweſenheit des Mannes wahr, der ihm vorzüglich anbefohlen worden. Die Gefangenen wurden ſofort genau durchgemuſtert und zum Schrecken aller Hüter ſtellte ſich klar heraus, daß der bezeichnete Mann abhanden gekommen war. Sogleich ſchwuren aber mehre Soldaten bei allen Heiligen, ſie hätten dieſen Mann beim Eingang in den Wald noch neben ſich wandeln ſehen, und Einer wollte ſogar mit ihm geſprochen haben. Sogleich wurde von allen Seiten die Anſicht laut, dieſer Menſch müſſe ein großer Zauberer und Hexenmeiſter ſein, der im Walde mit den hier hauſenden böſen Geiſtern in Verbindung getreten ſei, die ihm zu Hülfe gekommen, ihn unſichtbar gemacht und entführt hätten. Auf eine andre Weiſe ließ ſich freilich das Verſchwinden eines Menſchen aus ihrer Mitte nicht erklären. Alle ergriff ein Grauſen vor der Macht des Teufels in ihrer unmittelbaren Nähe, und die Mönche erhoben ihre Stimmen, eine Beſchwörung zur Vertreibung des Teufels und ſeiner Geſellen herſagend und ſtimmten dann ein Lied an, um zu verhüten, daß ihnen nicht noch mehr Gefangene entführt würden; ja ſie waren nicht ohne Beſorgniß, daß ſie vielleicht ſelbſt in die Krallen des Satans gerathen möchten.

Für die Hüter und Aufſeher des Zugs, die Officiales und Familiares der Inquiſition, war es ein Glück, daß bei ihrer Ankunft in Madrid der Großinquiſitor abweſend war. Eben mit den Vorbereitungen zu dem großen Auto da Fé ernſtlich beſchäftigt, erhielt nämlich Ximenes durch einen Courier, welcher zu Land gereiſt war, Botſchaft des Königs aus Brüſſel, daß er in Begriff ſtehe in Seeland zu Schiffe zu gehen und ſich nach Spanien zu verfügen. Ximenes war von den Anſtrengungen der letzten Zeit erſchöpft, in dieſen Tagen von einem leichten Fieber ergriffen geweſen, doch brach er, kaum geneſen, unverzüglich auf, um den König bei deſſen Landung in einem der nördlichen Häfen des Landes zu begrüßen. Ueber Tordelaguna reiſte er nach Borzeguillas, wo ihm, wie man ſpäter vielfach behauptete, in einer Torte Gift beigebracht wurde. Dies iſt nicht unwahrſcheinlich, da der ihm feindlichen Partei der Granden Alles daran liegen mußte, eine perſönliche Zuſammenkunft des Kardinals mit dem Könige zu verhindern: denn ſie hatten mit Recht zu fürchten, daß der Erſtere dem Letztern über ihr heilloſes Treiben und ihre Abſicht den Infanten Ferdinand zum Könige zu erheben ausführliche Aufſchlüſſe geben werde. Ximenes erkrankte von neuem und mußte in dem Franciskanerkloſter Aguilera, nahe bei Arande am Douro liegen bleiben. Er wandte gleich geeignete Mittel an, den Wirkungen einer Vergiftung vorzubeugen„ nichtsdeſtoweniger überfiel ihn das Fieber von neuem mit ſo eigenthümlichen Erſcheinungen, daß die Vermuthung einer Vergiftung immer mehr an Wahrſcheinlichkeit gewann. Er wurde wochenlang an ein ſchmerzliches Krankenlager gefeſſelt.

Anfangs ſchien es, als würde ihn die Krankheit aufreiben, aber ſein ſtarker Geiſt ſiegte noch einmal über die Schwäche ſeines achtzigjährigen Körpers, und er befand ſich bereits wieder auf dem Wege der Beſſerung, als die ihm äußerſt angenehme Kunde von der endlichen Landung des Königs ſeine Geneſung noch raſcher förderte. Karl war am 17. September im Hafen von Villaviciosa in Aſturien eingelaufen und hatte mit einem zahlreichen und glänzenden Gefolge den ſpaniſchen Boden betreten. Ximenes, voll hoher Freude über dieſes ſo lang erſehnte glückliche Ereigniß, ſchrieb ſogleich einen langen Brief an Karl, worin er ihm Glück zur Ankunft in ſeinem Lande wünſchte und ihm die heilſamſten Rathſchläge gab, welche Mittel er anzuwenden habe, um ſich die Gunſt des ſtolzen kaſtiliſchen Volks zu gewinnen. Als eins der vorzüglichſten ſtellte er ihm die Nothwendigkeit dar, ſeine niederländiſchen Miniſter zu entlaſſen und dafür Eingeborene zu wählen, welche das Vertrauen des Volks beſäßen.

Bald darauf erhielt der Kardinal eine Botſchaft des Königs in den gnädigſten Ausdrücken, welche einen lebhaften Antheil an der Geneſung des hohen Greiſes an den Tag legten. Auch war darin der Ort zu einer perſönlichen Zuſammenkunft angegeben, um welche Ximenes dringend gebeten hatte. Die Zeit derſelben ſollte noch näher beſtimmt werden, und der Greis ſah nun in froher Erwartung der Erfüllung dieſes Verſprechens entgegen.

Zugleich enthielt der Brief des Königs einen Befehl, welchen der Kardinal unverzüglich mit der an ihm gewohnten Entſchloſſenheit und Strenge ausführte. Zu gleicher Zeit mit ihm war nämlich der Infant Fernando mit ſeinem Gefolge von Madrid abgereiſt und in Aranda liegen geblieben. um hier die Meldung von der Landung ſeiner Geſchwiſter (die Infantin Erzherzogin Eleonore kam nämlich mit dem Könige aus den Niederlanden) abzuwarten, da man nicht wiſſen konnte, in welchen Hafen die Schiffe des Königs einlaufen würden. Karl befahl nun, daß der Hofmeiſter Don Pedro Nunjez de Gusman, der Informator Don Alvaro Oſorio, Biſchof von Aſtorga, der Stallmeiſter Suero del Aquila und die übrige Bedienung des Infanten unverzüglich von der Perſon deſſelben entfernt würden, und daß er ſeinen Bruder nur ohne alle Begleitung zu empfangen gewillt ſei. Mit dieſem Befehl begab ſich Ximenes nach Aranda, ließ die Thore verſchließen und die heilige Hermandad der Stadt ins Gewehr treten, um einen möglichen Aufſtand zu Gunſten des Infanten zu verhüten. Hierauf machte er die betreffenden Perſonen mit dem erhaltenen Befehl bekannt und erſuchte den Hofmeiſter ſich auf eines ſeiner Güter, den Biſchof ſich in ſeinem Sprengel zu begeben, den Stallmeiſter und die Bedienten ſchickte er nach Madrid zurück. Der Infant that ſehr kläglich über den Verluſt ſeines Hof- und Lehrmeiſters und wollte ſich nicht von ihnen trennen, die Herren ſelbſt aber unterwarfen ſich ſchweigend dem Befehl, dem ſie entnahmen, daß alle ihre Anſchläge dem König verrathen waren. Am folgenden Tage reiſete Don Fernando, nur von einigen Dienern des Kardinals begleitet, mit ſchwerem Herzen ſeinen Geſchwiſtern entgegen. Ximenes aber nahm ſeinen Aufenthalt in der nahen Stadt Roa, um hier die weitern Befehle des Königs zu erwarten, und lebte gleichſam wieder auf, geſtärkt von der Hoffnung, ſeinem Vaterlande zuletzt noch durch weiſe Leitung des jungen Königs nützlich ſein zu können.

## 12.

## Karls Ankunft in Spanien.

Nach einer langen und ſtürmiſchen Seereiſe hatte Karl von Spanien mit ſeiner Schweſter und ſechzig niederländiſchen und deutſchen Edelleuten das Land ſeines Erbes betreten, mit großem Jubel von den Küſtenbewohnern bewillkommt. Die Kunde ſeiner Ankunft verbreitete ſich ſchnell weit und breit, und der Konnetable von Kaſtilien, wie andre Granden eilten mit großem Gepränge herzu, ihm ihre Ergebenheit zu bezeigen. Die außerordentliche Pracht, mit welcher dieſe kaſtiliſchen Herren auftraten, bewirkte gleich von vorn herein eine merkliche Verſtimmung im Gefolge des Königs; denn Keiner von ihnen, ſelbſt die Fürſten nicht, vermochte es Jenen in dieſer Beziehung gleich zu thun. Der ſchönſte Mann von Allen, die mit dem Könige gekommen waren, war ohnſtreitig der Markgraf Johann von Brandenburg, und die Erzherzogin Eleonore zeichnete ihn vorzüglich aus, als ihr aber die Kaſtilier die Hand geküßt, meinte ſie ſpöttiſch, der Markgraf ſolle ſich ſchnell nach den Schneidern und Goldſtickern dieſer Herren erkundigen, um ihre Kundſchaft zu vermehren; ihr Bruder werde ihm demnächſt ſchon zu ſpaniſchen Einkünften verhelfen. — Und in der That, als ſich der Zug des Königs über San Vicente de la Barquera und Ragnoſa nach Burgos, der Hauptſtadt Altkaſtiliens begab, nahm er ſich ärmlich aus gegen die ihn begleitenden kaſtiliſchen Großen, deren Anzahl ſich vermehrte, je näher ſie der Hauptſtadt kamen. Die Bewohner der Städte und des Landes ſtrömten in ſo großer Menge herzu, um ihren König zu ſehen, daß das Feld meiſt ſo weit das Auge reichte mit Menſchen bedeckt war. Eine freudige Bewegung ging durch die Bewohnerſchaft des ganzen Landes, endlich den jugendlichen Herrſcher, den ſie ſo ſehnſuchtsvoll erwartet, in ihrer Mitte zu ſehen. Aber auch die kaſtiliſchen Granden blieben nicht ohne Verſtimmung. Schon früher durch Nachrichten und Befehle, welche von Brüſſel eingegangen waren, gegen die Willkür des Herrn von Chievres eingenommen, fühlten ſie ſich nun perſönlich ſowol durch das hochfahrende und abſtoßende Benehmen dieſes Niederländers, den ſie verachteten, gegen ſie, als auch durch die unumſchränkte Leitung des Königs, die er ſich angemaßt, verletzt. Obgleich ſiebzehn Jahre alt, war Karl doch noch in mancher Hinſicht ſo kindiſch unſelbſtſtändig, daß er nichts that, ja ſelten etwas ſagte, was ihm Chievres nicht vorgeſchrieben hatte. Es ging ſo weit, daß kein Spanier den König allein ſprechen konnte; Chievres war ihm ſtets zur Seite, und Karls Augen hingen an den Zügen ſeines Hofmeiſters, um darin zu forſchen, was er zu antworten habe, und wenn er dies nicht vermochte, bat er gewöhnlich ſeinen einflußreichen Rathgeber, die Antwort für ihn zu geben. Chievres hatte aber den wunderlichen Grundſatz, er könne dem großen Stolz der Kaſtilier nur durch noch größeren Stolz imponiren; da der ſeinige aber ein unnatürlicher und gemachter war, ſo artete er in ein widriges Zerrbild aus. Aus dieſen unangenehmen Wahrnehmungen prophezeiheten ſich die Spanier nicht viel Gutes.

Ein tieferes Gefühl ergriff Karl, als er in Burgos das alte ehrwürdige Königsſchloß betrat und ſich zuerſt in das Zimmer führen ließ, worin ſein Vater den Geiſt aufgegeben hatte. An dieſer Stelle erinnerte er ſich wieder des letzten an ihn geſtellten Willens des Verſtorbenen und ſogleich wandte er ſich an den ihn begleitenden Konnetable von Kaſtilien und an die übrigen Granden in ſeiner Nähe mit der Frage: „Wo ſich der Admiral Don Alonſo de Granada genannt Alnayar aufhalte, um ihm unverzüglich eine Einladung an den königlichen Hof zugehen zu laſſen?“

Ein ängſtliches und ſcheues Verſtummen und endlich die ausweichende Antwort: „Niemand wiſſe, ob der Genannte noch lebe und an welchem Orte“, hätte den König belehren können, daß es ſich hier um ein finſtres und unheilſchwangeres Geheimniß handle, wenn er Scharfſinn genug gehabt hätte eine ſolche Wahrnehmung zu machen. So aber begnügte er ſich in kindiſchem Leichtſinn mit der erhaltenen Antwort und dem Vorſatze, an andern Orten weitere Nachfrage zu halten. Herr von Chievres zeigte keine Theilnahme für dieſe Angelegenheit; wie hätte ſich alſo Karl dafür beſonders intereſſiren ſollen?

In Burgos langten der Infant Don Fernando und die Infantin Donna Katharina an, um ſich ihren beiden ältern Geſchwiſtern vorzuſtellen. Sie ſahen ſich gegenſeitig zum erſtenmal. Von Einem Vater gezeugt, von Einer Mutter geboren, fand doch eine ſo große Verſchiedenheit unter ihnen ſtatt, daß man ſich ſchwer überreden konnte, ſie ſeien Geſchwiſter. Fernando war ganz Spanier und hatte außer ſeiner Mutterſprache nur franzöſiſch gelernt; Karl war ganz Niederländer und konnte ſich im Spaniſchen nur nothdürftig ausdrücken. Auch Katharina konnte kein deutſches Wort. Die Geſchwiſter mußten ſich alſo franzöſiſch unterhalten. Der vierzehnjährige zarte Knabe kam nicht ohne Furcht. Nach dem erſten Schritte ſeines Bruders gegen ihn hatte er gegründete Urſache dazu; es war deutlich: Karl wußte um ſein verbrecheriſches Streben nach der Krone. Deſto unbefangener trat die zehnjährige unſchuldige Katharine vor den jungen König und die Schweſter Eleonore, und das holde Kind bildete die Brücke zu allſeitiger Herzlichkeit unter den vier Geſchwiſtern. Anfangs betrachteten ſie ſich neugierig, dann machten die ewigen Rechte der Natur, die in jugendlichen Herzen noch unverkümmert walten, ſich geltend. Eleonore drückte das Schweſterchen ans Herz und liebkoſete es, dann zog Karl die Kleine an die Bruſt und küßte ſie, und die ältere Schweſter umarmte den verzagten Ferdinand und legte ihn dann mit zärtlichen Worten in Karls Arme. Und da Herr von Chievres nicht für nöthig fand, jetzt ſeinem Zögling zur Seite zu ſein, ſo überließ ſich dieſer jugendlich wahren Gefühlen. Außer der neunzehnjährigen Eleonore waren ſie Kinder und gaben ſich einander als Kinder hin. Von Fernandos ſträflichen Abſichten auf die Herrſchaft war mit keinem Worte die Rede.

Die kaſtiliſchen Stände und Hauptſtadt Burgos hatten zwar ihrem Herrn einen glänzenden Empfang bereitet und gaben ihm und ſeinen Geſchwiſtern reiche Feſte, aber ſie verweigerten ihm hartnäckig den Königstitel und nannten ihn nur durchlauchtiger Prinz, weil ſie allein die Donna Juana als ihre Königin anerkannten, und Herr von Chievres war ſchlau genug einzuſehen, daß bei der unverkennbaren Stimmung dieſes ſtolzen Volks mit Strenge nichts auszurichten ſei, und daß er den bequemern und ſichern Weg der Intrigue einzuſchlagen habe, um zum gewünſchten Ziele zu gelangen.

Zwei Tage nach Ankunft der beiden Geſchwiſter des Königs traf auch der Dechant Adrian und mit ihm die Beiſitzer des großen Raths in Burgos ein. Karl erwiderte die Begrüßung ſeines Lehrers mit großer Freude, am willkommenſten war ihm aber Vivian de la Chaux und er plauderte Stunden lang allein mit ihm und ließ ſich über die Dinge, welche ihn am meiſten intereſſirten, über Pferde, Hunde, Falken, Jagden und Vergnügungen in Spanien, ausführlichen Bericht erſtatten. Nun erſt fühlte ſich der junge König heimiſch und wohl; Alle, die um ihn verſammelt waren, hatte er von Jugend an um ſich geſehen und lieben gelernt; ſeine knabenhafte Unſelbſtſtändigkeit konnte ſie nicht entbehren. Die ſtolzen ceremoniöſen Kaſtilier mit ihrer fürſtlichen Pracht waren ihm zuwider und erregten ihm ein ängſtliches Gefühl. Er verlangte nach Keinem, ſo ſehr ſie bemüht waren, ihm auf ihre ſtolze Weiſe zu huldigen, am wenigſten aber nach Ximenes, vor dem er eine unüberwindliche Scheu trug, die auf jegliche Weiſe zu nähren im Intereſſe ſeiner Umgebung, beſonders in dem des Herrn von Chievres lag. Der Dechant Adrian hatte lange genug mit ſtillem Groll die kleinen höflichen und doch ſo empfindlichen Demüthigungen ertragen, die ihm die geiſtige Superiorität und die eiſerne Willenskraft des Kardinals bereitet, um ſich nicht jetzt mit ſeinen Landsleuten auf dem ſpaniſchen Boden nur noch inniger gegen den ſtrengen Greis zu verbinden, der Alles zur Befeſtigung der Herrſchaft des jungen Königs und zur Erhöhung des Glanzes ſeiner Krone gethan und ſich damit doch keinen Dank, vielmehr Neid und Haß bei den niederländiſchen Großen aus Karls Umgebung erworben hatte. Dies iſt das Schickſal aller geiſtigen Ueberlegenheit, die ſich mit Strenge geltend macht; und wenn ihr Streben noch ſo uneigennützig und auf das Beſte deſſen gerichtet iſt, dem es mit Recht gehört, dennoch werden die ſchönſten Früchte, die ſie erzielt, für ſie ſelbſt einen giftigen Beiſatz haben. Es lag Adrian, Chievres und den andern einflußreichen Niederländern Alles daran, eine Zuſammenkunft des Kardinals mit dem Könige zu verhindern, und in dieſem Punkte ſtimmten ſie ganz mit den kaſtiliſchen Granden, obgleich aus ſehr verſchiedenem

Grunde, überein; ſie fürchteten nicht mit Unrecht: des Kardinals rückſichtsloſe Offenheit, ſeine nur auf das wahre Wohl des Königs zielende Ehrlichkeit und ſeine ungeſchwächte Geiſteskraft möchten ſich ſchnell des lenkſamen Königs bemächtigen und ſie aus allem Einfluß verdrängen. Hatte Ximenes es doch ſchon in ſeinem Begrüßungsſchreiben ohne Rückhalt und Schminke geradezu dem König ans Herz gelegt, daß, wenn er ſich die Liebe der Kaſtilier erwerben wolle, die zur Befeſtigung ſeiner Krone unerläßlich nothwendig ſei, er die Niederländer von ſeiner Perſon entfernen müſſe. Ihre perſönlichen Intereſſen ſtanden jetzt den patriotiſchen Intereſſen des gefürchteten alten Mannes ſo ſchroff gegenüber, daß das umgehende Gerücht an Wahrſcheinlichkeit gewann, das Gift, welches der Kardinal empfangen, ſei ihm nicht von ſpaniſcher, ſondern von niederländiſcher Hand gekommen. Gewiß iſt, daß die Nachricht von ſeiner wiederholten Krankheit in der Umgebung Karls eine ſtille Freude hervorrief, und daß man daran die Hoffnung knüpfte, er werde derſelben erliegen. Seine unerwartete abermalige Geneſung machte andre Plane nöthig, um den gefürchteten Schlag abzuwenden. Man mußte den König ſo lange im Norden des Reichs aufzuhalten ſuchen, bis man ihn ſo gegen Ximenes eingenommen, daß er die Zuſammenkunft mit demſelben verweigerte. Vielleicht beabſichtigte Chievres auch einen abermaligen Angriff auf das Leben des Kardinals; vielleicht erwartete er von der Natur, die über dem Haupte eines Achtzigjährigen ſtets ihr Mordſchwert ſchwingt, dieſen Dienſt. Alle dieſe Dinge waren in das tiefſte Dunkel des Geheimniſſes eingehüllt. Uebrigens war es, trotz aller kindiſchen Charakterſchwäche des Königs, nicht ganz leicht, ihn dergeſtalt gegen Ximenes einzunehmen, daß er, aller Pietät vergeſſend, den gewaltigen und ehrwürdigen Greis auf beleidigende Weiſe abweiſen ſollte; denn Karl hatte

Augenblicke, wo ſein Geiſt, der ſich ſpäter zu ſo kräftiger Selbſtſtändigkeit entwickelte, bereits die Flügel regte, und wo aus ſeinem immer lebendiger werdenden Auge bereits die einſichtsvolle Kraft blitzte, die ihn zu einem der größten Herrſcher gemacht hat. Und auf der andern Seite waren Ximenes' Beſtrebungen und Handlungen für die Krone zu offenkundig und ließen durchaus keine ſchiefe Deutung zu, als daß ein offner Kampf gegen ihn klug und ſtatthaft geweſen wäre. Ja was für Chievres' und ſeiner Verbündeten geheime Wünſche das Schlimmſte war, Einer von ihren Landsleuten, der dem Könige zunächſt ſtand, redete, erfüllt von Ximenes' moraliſcher Größe, dieſem bei Karl das Wort, und dies war der ehrliche fröhliche Vivian de la Chaur. So wenig dem leichten Blute dieſes jungen Mannes der kalte und gemeſſene Stolz und die ſtets zur Schau getragene ernſthafte Würde des kaſtiliſchen Adels zuſagten, ſo überwältigend war für ihn doch Ximenes' ſtrenge Tugend, und er unterließ nicht bei jeder Gelegenheit anerkennend und bewundernd von derſelben zu ſprechen und ſeine ſchier unwillige Ehrfurcht vor dem Kardinal auf den König überzutragen. In Chievres ränkevollem Kopfe reifte daher bald der Plan, den jungen Landsmann, welcher auf dem beſten Wege war, der Günſtling des Königs zu werden, je eher deſto lieber wieder zu entfernen, und er wartete nur auf die erſte ſchickliche Gelegenheit, um dieſen Plan ohne Aufſehen auszuführen.

## 13.

## Die Kinder bei der Mutter.

Von Burgos ging der König nach Valencia. Seine Reiſe glich einem Triumphzuge; von allen Seiten ſtrömten Tauſende an ſeinen Weg, und der hohe Adel ſchloß ſich ſeinem Gefolge an. Die Stadt empfing ihn mit Pomp und Feierlichkeiten im großen Styl. Auch hier wurde er, wie in Burgos über zwei Wochen mit Feſten und Ehrenbezeigungen aufgehalten. Spanier und Niederländer ſchienen ſich verabredet zu haben, um den königlichen Jüngling nicht zur Beſinnung kommen zu laſſen; er ſelbſt ahnete die Abſicht dieſer lang ausgedehnten Feſte, dieſer ewigen Aufwartungen und Vorſtellungen vornehmer kaſtiliſcher Herren und Frauen am wenigſten, und doch waren ſie eigentlich nichts weiter als feindſelige Demonſtrationen gegen Ximenes, der in Xoa des Befehls harrte, vor ſeinem Herrn erſcheinen zu dürfen, und dem man mit dieſer verblümten Sprache zu verſtehen gab, daß der König kein Verlangen trage, ihn zu ſprechen, und daß die Zeit ſeiner unbequemen Herrſchaft und ſeiner despotiſchen Gewalt vorüber ſei. Unterdeſſen war auf Chievres Anſtiften, Vivian de la Chaux nach Madrid zurückgeſchickt worden, um mit dem Dechanten Adrian nöthige Regierungsarbeiten zu verrichten, und der König hörte nun von Allen, die um ihn waren, und die ihm nahten, Niederländern und Spaniern, tadelnde Bemerkungen über die Regierung des Kardinals. Mit Vorſicht ging man zu Werke, um die Achtung, welche Karl vor Ximenes gefaßt, allmälig zu vernichten, und von Andeutungen gingen die Schlauen zu übertriebenen Erzählungen von des Kardinals Willkür, ſeiner unbeugſamen Härte und ſeiner durch die Grämlichkeit des Alters noch mürriſcher gewordnen Sinnesart über. Man ſprach von Ungerechtigkeiten, ja von Grauſamkeiten, die ſich der Verweſer ſollte zu Schulden haben kommen laſſen und malte ihn dem jugendlichen Gemüth, auf welches all dieſe böſen Worte den tiefſten Eindruck machten, immer ſchwärzer. Karl fing an ſich vor der Erſcheinung des Kardinals zu fürchten, und dies hatte Chievres beabſichtigt. Er war nahe daran, ſein Ziel zu erreichen.

Der König ſollte nun nach Valladolid geführt werden, und dieſe große und volkreiche Stadt, die am unzufriedenſten mit Ximenes' Regentſchaft geweſen war, machte weit umfaſſende Anſtalten zu ſeinem Empfange. Karl aber fühlte eine unbezwingliche Sehnſucht nach ſeiner Mutter, und Eleonore theilte ſie. Die königlichen Geſchwiſter ließen ſich nicht länger zurückhalten; Karl ſandte ſein Gefolge nach Valladolid mit der Meldung, daß es ihn in drei Tagen in Tordeſillas abholen ſolle, um ſeinen Einzug in die Stadt zu halten, er ſelbſt fuhr mit ſeinen Geſchwiſtern an ihren Mauern vorüber nach dem einſamen Schloſſe der unglücklichen Königin, von der ihm nicht einmal eine Erinnerung an ihre Geſtalt im Gedächtniß geblieben war. Nur Eleonore war bei Juanas Abreiſe aus den Niederlanden alt genug geweſen, um eine ſolche Erinnerung feſtzuhalten. Und ſie hatte ſie treu bewahrt.

Die Königin war vorher von der Ankunft ihrer beiden älteſten Kinder unterrichtet worden. Ein leiſer Lichtſtrahl ſchien bei dieſer Nachricht in der tiefen Nacht ihres Trübſinns aufzudämmern; ihr Auge belebte ſich von dieſer Stunde mehr und mehr; ſie ſann lange nach, ihre Umgebung ſah es ihr an, wie ihr gefeſſelter Geiſt rang, ſich die getrübte Erinnerung klar zu machen. Stunden lang ſah ſie aus dem Fenſter hinüber nach dem Kloſter, aber es war nicht jenes unheimliche gedankenloſe Hinſtarren von ſonſt, ihr trockenes Auge wurde wieder feucht, und ſie ſeufzte zuweilen: „O meine Kinder!“ Dann wandte ſie ſich wol zu ihren Katzen und verkündete ihnen mit bewegter Stimme, daß ſie bald die Freude haben würden, ihre hohen königlichen Geſchwiſter bei ſich zu ſehen.

Als ihr nun ihre vier Kinder gemeldet wurden, überlief ihren Körper ein krampfhaftes Zittern; ſie brauchte über eine Stunde, um ſich zu faſſen, und Arzt und Beichtvater waren ſammt ihren Frauen mit ihr beſchäftigt. Dann begehrte ſie plötzlich königlich geſchmückt zu werden. Es wurde ihr willfahrtet, und obgleich es wiederum nur Trauerkleider waren, die man ihr anlegen durfte, ſo waren es doch diesmal die einer verwitweten Königin.

Die Geſchwiſter traten paarweiſe herein, voran Karl und Eleonore, dann Ferdinand und Katharina. Zitternd vor Rührung und Aufregung eilten die erſten auf ihre Mutter los, ergriffen ihre Hände und küßten ſie weinend. Die unglückliche Frau lächelte mild; ein Sonnenblick, wie er ihr nur ſelten zu Theil ward, flog über ihre abgemagerten verkümmerten Züge. Sie neigte ſich zu den beiden, betrachtete ſie ſcharf und aufmerkſam, als ſuche ſie Philipps Züge in den ihrigen zu entdecken, und als ihr dies wahrſcheinlich gelungen war, küßte ſie ſie auf die Stirnen. Karl weinte heftig. Mehre Minuten lang wurde kein Wort geſprochen; endlich fragte die Königin, wie aus tiefer Vergeſſenheit: „Wie heißt Ihr, meine ſchönen Kinder?“

„Ich bin Karl, Ew. königlichen Hoheit älteſter Sohn und gehorſamſter Diener.“

„Und ich Eleonore, Euere erſtgeborne, Euch in treuer Liebe ergebene Tochter. Als Ihr mich verließt, war ich ſieben Jahre alt, und ich habe meinem Bruder Karl und meinen Schweſtern Iſabella und Maria oft von Euch erzählt. Und was ich nicht wußte, daß berichtete uns die gute Tante Gretchen, die immer von Euch ſprach und uns ermahnte Euch recht lieb zu haben. Sie ſchickt Euch durch uns ihre ſchweſterlichen herzlichen Grüße.“

„Ach das ſchöne blonde Gretchen!“ rief Donna Juana mit einem Anfluge von Heiterkeit. „Sie war ja meines Bruders Gemahlin. Warum iſt ſie nicht mit Euch gekommen, mich auch zu beſuchen?“

„Sie iſt von mir zur Statthalterin der Niederlande ernannt worden,“ verſetzte Karl, „und muß als ſolche die Regierung führen.“

„Und Euere Schweſtern — wie nannteſt Du ſie? Ich vergeſſe die Namen immer — warum ſind ſie nicht auch mit euch zu ihrer armen Mutter gekommen?“

„Iſabella iſt Königin von Dänemark, die Gemahlin des Königs Chriſtian des Zweiten, und Maria iſt Königin von Ungarn und Böhmen, die Gemahlin des Königs Ludwig. Die Erſtere wohnt in Kopenhagen, die Andre in Peſth. Sie haben mir beide geſchrieben und mich erſucht, Euch in ihrem Namen kindlich zu grüßen und ihre Ehrfurcht und gehorſame Liebe zu verſichern.“

„Wenn ich ſie doch auch einmal ſehen und mich ihres Anblicks erfreuen könnte!“ ſeufzte die Königin wieder. „Ich muß immer ſo einſam und fern von meinen Kindern ſein. Und auch meine liebſten Dienerinnen ſind mir grauſam genommen und dafür fremde Leute gegeben worden, die ich nicht leiden kann.“

„Wer hat das gethan?“ fragte Karl zu dem Beichtvater und dem Arzt gewandt.

„Es iſt auf ſtrengen Befehl des Kardinals Erzbiſchofs von Toledo geſchehen,“ verſetzte der Letztere, „und hat allerdings einen übeln Eindruck auf die Königin gemacht.“

In des Königs Geſicht blitzte Zorn auf.

„Wenn nur Ineſe mich zuweilen beſuchen dürfte!“ klagte Donna Juana.

„Wer iſt Ineſe?“

„Die ſchöne Gräfin Cardona, erſte Hofdame Ihrer Hoheit,“ berichtete der Leibarzt.

„Sie ſollen Euch Alle wieder werden, meine Mutter!“ tröſtete ſie Karl, „und wenn Ihr ganz geneſen ſeid, wozu Gott und die heilige Jungfrau ihren Segen geben werden, mögt Ihr zu Genuß und Freude eine Reiſe in die Niederlande, nach Dänemark und Ungarn machen, um die Tante Gretchen und Eure Töchter Iſabella und Maria zu beſuchen.“

„Und meine Kätzchen werden auch mitreiſen. — Kommt, meine Kinder, Ihr müßt ſie kennen lernen, die ſtattlichen Beſtien; ſie ſind ja auch Euere Geſchwiſter.“

Der König ſuchte Herr ſeiner Wehmuth zu werden. Eleonoren gelang es leichter, ſich zu faſſen; ihre ſtolze Seele war nicht ſo leicht von ſchmerzlichen Eindrücken zu bewegen. Für die beiden Jüngern waren dergleichen Scenen nichts Ungewohntes.

Von der ausgelaſſnen kindiſchen Freude, mit der die Königin ihren Kindern die vortrefflichen Eigenſchaften ihrer Katzen anpries, ſprang ſie plötzlich in die tiefſte Niedergeſchlagenheit über, indem ſie Karl und Eleonoren an das Fenſter zog und ihnen die Kloſterkirche zeigte. „Dort ſchläft Euer Vater in einem Schrein, und ich warte nun hier ſchon lange auf ſein Erwachen und härme mich manchen Tag, daß er nicht aufwacht und mich nach Toledo führt als Königin, wie er mir verſprochen hat. Er hält mir ſchlecht Wort, und ich liebte ihn doch ſo ſehr.“ Sie brach in Thränen und dann in ein krampfhaftes Heulen aus, vor dem ſich Karl ſo entſetzte, daß er erbleichte und zitterte. Nur mit Mühe und durch die ſeltſamſten Verſprechungen und Tröſtungen gelang es der Umgebung der Unglücklichen ſie einigermaßen zu beruhigen. Nun erſchlaffte ſie aber ſo ſehr, daß ſie zu Bett gebracht werden mußte, wo ſie ſogleich in tiefen Schlaf verfiel.

Die vier Geſchwiſter ließen ſich von dem Prior des Kloſters zu der Ruheſtätte ihres Vaters geleiten. Auf Befehl des Königs wurde der Sarg vorher geöffnet, um zuzuſehen, ob die Ueberreſte Philipps noch in einem Zuſtand ſeien, der erlaubte, ſie den Blicken ſeiner Kinder auszuſetzen. Sie wurden noch ziemlich gut erhalten gefunden, namentlich waren die Geſichtszüge nicht ſo entſtellt, daß man von ihnen nicht auf ihre frühere Beſchaffenheit hätte ſchließen können. Es war ein feierlicher Augenblick, als der junge König am Arme ſeiner ältern Schweſter in das Grabgewölbe der Kirche hinabſtieg. Die Mönche des Kloſters ſtanden mit brennenden Fackeln, ein feierliches Requiem ſingend, um den offnen Sarg. So wie die Geſchwiſterpaare hereintraten, ſchwiegen die Mönche, und der Prior ſprach mit erhobener feierlicher Stimme: „Dies ſind die irdiſchen Reſte von Don Philipp, König von Kaſtilien und Leon, Neapel und Sicilien, Erzherzog von Oeſtreich, Herzog von Burgund und Niederland, dem Gott gnädig ſei!“ Und ſogleich fielen die Mönche wieder mit ihrem ſchauerlichen Grabgeſang ein.

Einen Augenblick betrachtete Karl die entſtellten Züge ſeines Erzeugers; Ferdinand hatte nur einen Blick hingeworfen und wandte ſich ab; Eleonore erbleichte und wankte, und Katharina weinte laut. Als Karl im hohen Grad ergriffen, zurücktrat, um Eleonoren wieder an das Tageslicht und die friſche Luft zu führen, erblickte er neben ſich einen ſtämmigen Jüngling in vornehmer Kleidung, der große, ja heftige Theilnahme zeigte. Es war der zum Philipp umgetaufte Heinz, der ehemalige Kammerſänger der Königin Juana, den ſie ſeit dem verhängnißvollen Beſuche des Ritters von Süderland nicht wieder geſehen, nach dem ſie nicht wieder gefragt hatte. Er ſchloß ſich den

Geſchwiſtern an und zeigte ſich hülfreich und gefällig, als ſie in das Refektorium getreten waren, um ſich zu erholen, und vom Abt mit einem Becher Wein und einem Imbiß bewirthet wurden. Karl nahm davon Veranlaſſung, den Prior zu fragen, wer der junge Menſch ſei. Der Prior bat den König ihm zu erlauben, daß er auf ſeiner Zelle die befohlnen Aufſchlüſſe geben dürfe, und Karl ließ ſich bald darauf dorthin führen. — Nach einer Viertelſtunde kehrten beide zurück, und nun ruhten des Königs Augen mit großer Theilnahme auf dem Sänger. Er fragte ihn nach ſeinen Jugenderlebniſſen und nach der Veranlaſſung, die ihn nach Spanien geführt. Philipp wiederholte die oft vorgebrachte Lüge, daß er der Sohn oder Verwandte eines Bauers, das Haſenhänslein genannt, nicht weit von Augsburg ſei, und daß ihn einige Männer gewaltſam von dort fortgeführt und hierher nach Tordeſillas gebracht hätten, wo er von den Vätern des Kloſters Muſik und Geſang erlernt, um damit die Königin zu erheitern.

„Ich werde für deine fernere Ausbildung Sorge tragen,“ ſagte der König liebreich zu ihm, „und du wirſt mir deshalb ſpäter nach Madrid folgen.“

Als die Königin ſich durch Schlaf erholt hatte, war es ihr möglich, ihren Platz an der Tafel einzunehmen, zu welcher die Vorſteher der Stadt und des Kloſters gezogen worden waren. Hier kam es dem König zu Sinne, wieder nach der Perſon des Admirals Don Alonſo de Granada, genannt Alnavar zu fragen. Der Anblick der Ueberreſte ſeines Vaters hatte ihn wieder an den letzten Willen deſſelben erinnert. Kaum aber war dieſer Name ſeinen Lippen entſchlüpft, als die kranke Königin wieder aufſchrie und in die größte Aufregung gerieth. Sie rief: ſein Geiſt ſei ihr erſchienen und habe ſie an ihr Verſprechen gemahnt. Sie ſei eine Wortbrüchige und deshalb von Gott ſo ſehr geſtraft worden. Karl begriff nun, daß hier ein ſchweres und finſtres Geheimniß obwalte. Der Prior flüſterte ihm zu, daß er ihm nach der Tafel unter vier Augen auch darüber den nöthigen Aufſchluß geben wolle, wenn Se. königliche Hoheit es befehle. Und ſo geſchah es. Der König war mit dem Prior am Abend über eine Stunde in einem Zimmer eingeſchloſſen. Er hatte eine ſehr unruhige Nacht, und am folgenden Tage ſah er noch bleicher als gewöhnlich und ſehr angegriffen aus, und ſeine Augen waren geröthet wie von ſtarkem Weinen.

## 14.

## Königlicher Undank.

Herr von Chievres fand ſich nach einigen Tagen mit der übrigen nähern Begleitung des Königs in Tordeſillas ein, und nach den letzten über den Kardinal Ximenes gemachten Erfahrungen des letztern war es nicht ſchwer mehr, ihn zu überreden, einen an den alten Kirchenfürſten gerichteten Brief zu unterſchreiben, der dem jungen Karl zur ewigen Schande in der Geſchichte gereicht. Die unerfreulichen Jahrbücher der Höfe und monarchiſchen Regierungen haben unzählige Beiſpiele von kalter und grauſamer Undankbarkeit der Fürſten gegen Männer, die ihnen am treuſten und eifrigſten gedient, aufzuweiſen; aber dieſer Brief überragt alle an ſchnödem Undank, wenn man die großen und außerordentlichen Dienſte, welche Ximenes Karl geleiſtet hatte, im Auge behält. Es iſt eine eigenthümliche und ſchmerzliche Wahrnehmung, daß die größten Männer Spaniens in dieſem Zeitraum, welche dieſes Reich auf den Gipfel der erſtaunlichen politiſchen Höhe führten, auf welcher es in jener und der nächſten Zeit glänzte, mit einem ſchmählichen und empörenden Undank von Seiten ihres

Königs belohnt wurden. Chriſtophero Colombo, der große Weltentdecker, Gonſalvo de Kordova, der große Feldherr, und Ximenes de Ciſneros, der große Staatsmann, alle drei ſtarben am gebrochenen Herzen; die beiden erſten über den Undank des kalten eigenſüchtigen Ferdinand des Katholiſchen, der letztere über den Undank ſeines jugendlichen Enkels und Nachfolgers. Der letztere ſchmerzt um ſo mehr, da man von Karls Jugend und von ſeinem deutſchen Sinne eine ſolche Handlungsweiſe am wenigſten erwarten konnte. Aber Dank gegen Wohlthäter gehört ſelten zu den Schwächen eines Königs, er mag ein Deutſcher oder ein Spanier ſein, ſo groß und zahlreich auch übrigens die königlichen Schwächen ſein mögen.

Der Brief enthielt zuerſt eine magere und froſtige Dankſagung für die geleiſteten Dienſte. Dann ward ein Ort zu einer perſönlichen Zuſammenkunft bezeichnet, wo er, der König, die Wohlthat der Rathſchläge des Kardinals für ſein ferneres Benehmen und für die Regierung Kaſtiliens entgegennehmen könne; nachher ſolle ihm, dem Greiſe, geſtattet ſein, ſich in ſeinen Sprengel zurückzuziehen und vom Himmel jene Belohnung zu erflehen, die eben der Himmel allein angemeſſen gewähren könne.

Dieſes berechnet kaltblütige Schreiben machte, wie es nicht anders ſein konnte, auf den Empfänger den widrigſten Eindruck. Das Fieber kehrte mit verſtärkter Kraft zurück und warf den verdienſtvollen Greis auf das Lager, von dem er, wie er ahnete, nicht mehr erſtand. Er verſuchte es, noch einen Brief an den König zu ſchreiben, wahrſcheinlich um ſeine Univerſität Alcala dem königlichen Schutz zu empfehlen. Aber die zitternde Hand verſagte ihm den Dienſt; er gab es auf, nachdem er einige Zeilen zu Papier gebracht, und wandte ſich nun von allen irdiſchen Dingen und auch von dem Schmerz ab, von dem Herrſcher, der ihm Alles ſchuldete, zuletzt verlaſſen zu ſein. Er dachte nur noch an ſein Ende, dem er mit Geiſtesſtärke entgegenging. Und in ſeinen letzten Augenblicken verſicherte er ſeiner Umgebung noch mit klarem Geiſte und feſter Stimme, daß er niemals einem Menſchen abſichtlich Unrecht gethan, ſondern Jedem habe ſein Recht widerfahren laſſen, ohne ſich, ſo viel ihm bewußt ſei, weder von Furcht, noch von Zuneigung beherrſchen zu laſſen. Er war nur noch mit Gebet beſchäftigt und bezeigte eine ſo tiefe Reue über ſeine Fehler und ein ſo demüthiges Vertrauen auf die Gnade Gottes, daß alle Umſtehenden mächtig davon ergriffen wurden. Und in dieſer frommen Stimmung verſchied er am 8. November, eine der kräftigſten Stützen der katholiſchen Kirche, nur eine Woche nach jenem verhängnißvollen Tage, an welchem der kühne, nicht minder kräftige Mönch und Kirchenlehrer im fernen Deutſchland den erſten Brandpfeil an der Thür der Schloßkapelle zu Wittenberg gegen das veraltete, aber noch feſte und gewaltige Gebäude dieſer Kirche abgeſchoſſen hatte, dem bald andre folgten und eine ungeheure Feuersbrunſt in den Geiſtern anrichteten.

Ximenes' Leiche wurde nach Alcala de Henares gebracht und in der von ihm ſelbſt erbauten Kapelle des prächtigen Schulgebäudes von San Ildefonſo begraben. Seine Gegner hatten ihr Ziel erreicht: der König hatte ſeinen Wohlthäter nicht geſehen und geſprochen. Die Nachricht ſeines Todes verbreitete große Freude unter den Niederländern, und Chievres trat nun ungeſcheut mit ſeinen eigenſüchtigen Plänen hervor. Alle Warnungen des alten Kardinals waren in den Wind geſprochen; jetzt begann die Herrſchaft der Niederländer in Spanien, und die kaſtiliſchen Granden mußten mit Entrüſtung bald genug wahrnehmen, was ſie an Ximenes verloren hatten. Zuerſt beeilte ſich Chievres das erledigte Erzbisthum von Toledo, das erſte des Königreichs und mit ungeheuern Einkünften begabt, für ſeinen

Neffen Wilhelm von Croy, einen Jüngling von ſechszehn Jahren, welcher durch den Einfluß ſeines Oheims bereits Biſchof von Kamerich (Cambrai) war, vom König zu verlangen. Der habſüchtige Niederländer fürchtete nicht ohne Grund, der Erzbiſchof von Saragoſſa, Regent von Aragonien, ein natürlicher Sohn Ferdinand des Katholiſchen, werde das Erzbisthum von Toledo vom König in Anſpruch nehmen, und auf ſeine Veranſtaltung geſchah es, daß dieſem, der nach Tordeſillas gekommen war, um dem König die Aufwartung zu machen, die Audienz auf eine verletzende Weiſe verſagt wurde, ſo daß er wieder abreiſen mußte, ohne den König geſprochen zu haben. Die niederländiſche Intrigue entfaltete ſich von Tag zu Tag mehr und trieb ganz daſſelbe gefährliche Spiel, wie zehn Jahre früher; ja es ſchien, als ob Karl von ſeiner Umgebung zum Aerger der Spanier noch mehr gemißbraucht werden ſollte, als König Philipp von der ſeinigen gemißbraucht worden war.

Am 18. November erfolgte endlich der prächtige Einzug des Königs in Valladolid. Es waren viele Tauſende der vornehmſten und reichſten Bewohner aus ganz Spanien zuſammengeſtrömt. Die großartigen und glänzenden Feſtlichkeiten dauerten drei Wochen. Alles, was kaſtiliſcher Stolz und Reichthum zu erſinnen und auszuführen vermochte, wurde zu Ehren des Königs vollbracht: Ritterturniere, Stiergefechte, Aufzüge, geiſtliche Schauſpiele, Tänze und Bankette. Auf Anſuchen der Stadt gelobte ihr der König, ſich hier von ſeiner langen und beſchwerlichen Reiſe einige Monate auszuruhen.

Gleich nach der geheimen Unterredung, welche der König mit dem Prior des Kloſters Santa Klara im Schloſſe zu Tordeſillas gehabt, waren reitende Boten nach Madrid, Toledo und andern Städten geeilt, um den Don Alonſo de Granada aufzuſuchen und zum König zu geleten, aber alle kehrten ohne den begehrten Mann zurück. Er war nirgends aufzufinden. Dagegen ließ ſich eines Tags der Junker Marx von Bübenhoven, der von Toledo kam, beim König melden und hatte eine lange geheime Audienz. Seit dieſem Tage ſtellte Karl keine Nachforſchungen mehr nach Don Alonſo de Granada an. Sein Name wurde nicht mehr erwähnt; er ſchien vergeſſen zu ſein.

Dagegen ließ der König durch eine eigne glänzende Geſandtſchaft, welche halb aus Kaſtiliern, halb aus Niederländern beſtand, und an deren Spitze er den ritterlichen Markgrafen Johann von Brandenburg ſtellte, die Königin Germaine in ehrerbietiger Weiſe zu ſich nach Valladolid einladen. Sie lebte in tiefer Zurückgezogenheit im Frauenkloſter zu Abroxo, nur von einigen Frauen umgeben. Die vornehmſte und der Königin liebſte derſelben war die Gräfin Agnes von Cardona. Man konnte behaupten, daß beide zueinander in ein inniges Freundſchaftsverhältniß getreten waren. Von den öffentlichen Angelegenheiten ſchienen ſich beide ganz zurückgezogen zu haben. Ihre Unterhaltung beſchränkte ſich auf Literatur und Kunſt, und Agnes bemühte ſich, ihre königliche Freundin in die Wundergärten der arabiſchen Poeſie einzuführen, wogegen ſie von Germaine mit den Schätzen der altfranzöſiſchen Dichtkunſt bekannt gemacht wurde.

In die Stille dieſes kleinen Kreiſes trat plötzlich und unerwartet der ſchöne und galante deutſche Fürſt. Er hatte ſchon vorher von der hohen Schönheit der beiden vornehmen Frauen viel Rühmens machen hören; er bot alſo all ſeine Liebenswürdigkeit auf, um zu gefallen. Seine vielſeitige Bildung, ſeine freien Anſichten kamen ihm dabei trefflich zu ſtatten. Er war ein ſo vollkommner Mann, daß er ſelten oder nie den Eindruck auf ein Frauenherz verfehlte, den er zu machen beabſichtigte, und er war in den

Mitteln zu dieſem Zwecke gerade nicht wähleriſch. Auf der andern Seite hatten die Königin Germaine und ihre Geſellſchafterin lange Zeit jeglichen männlichen Umgangs aus ihrem Stande entbehrt, und die leichtblütige Franzöſin, das Kind des genußreichſten Hofes, war erſt jahrelang an einen alten kranken und launenhaften Gatten gekettet und von dem ſteifen umſtändlichen ſpaniſchen Hofceremoniel gelangweilt worden, dann hatte ihr lebensluſtiges Herz, in eine ihr nichts weniger als zuſagende Abgeſchloſſenheit verbannt, jedes geſelligen Genuſſes mit ausgezeichneten Männern nach ihrem Geſchmack entbehren müſſen. Es glich einem auf den trocknen Sand gerathenen Fiſchlein, das nach der klaren treibenden Fluth lechzte und zu verſchmachten drohete. Aber auch Agnes war, ohne daß ſie ſich deſſen deutlich bewußt war, für einen erhebenden männlichen Umgang in der Zurückgezogenheit des Kloſters empfänglicher geworden. Wenn auch ihr Bedürfniß danach nicht ſo ſtark hervorſprang, wie bei der verwitweten Königin, ſo war es dagegen um ſo inniger und tiefer. In den beſchränkten Kreis dieſer beiden liebenswürdigen Frauen trat alſo der Markgraf wie eine höhere Erſcheinung, wie der Gott aus einer alten Mythe, ſiegend, überwältigend. Er war der Zauberer, der die beiden Einſamen als ein Muſterbild der Ritterlichkeit, als ein holdſeliger Minnewart plötzlich wieder in den bunten und glänzenden Strom des Lebens zog. Er führte ſie mit prächtigem Geleit nach Valladolid an den fröhlich bewegten Hof, an welchem ſelbſt die ernſten und ſtolzen Kaſtilier in Gefahr geriethen, von dem Leichtſinne und der Genußſucht der Niederländer angeſteckt zu werden. Die Königin Germaine, erſt bange, daß der junge König Karl erfahren haben möchte, daß ſie den Umtrieben der Partei des Infanten Fernando, gegen die er bereits ſtreng aufgetreten war, nicht fremd geblieben ſei, war erſt ſchon von der ehrenvollen Einladung des Königs an ſeinen

Hof überraſcht, dann aber in Valladolid noch überraſchter von dem glänzenden Empfange, der ihr von Seiten des Königs zu Theil wurde. Karl war klug und galant genug, weder gegen die Königin, noch gegen die Gräfin Cardona, die er als alte Bekannte begrüßte, auch nur ein Wort über ihre Theilnahme an dem Plan, ſeinen Bruder auf den Thron zu ſetzen, fallen zu laſſen. Dieſes von Chievres berechnete und vorgeſchriebene Benehmen des Königs entſprach ganz dem davon erwarteten Erfolge. Die Partei des Prinzen Ferdinand verſtummte und zog ſich zurück. Wäre Karl gegen ſeinen Bruder und die Witwe ſeines Großvaters ſtreng verfahren, ſo würde ſich die keineswegs geringe Partei erhoben und dem Könige, der als ſolcher noch nicht geſetzlich anerkannt und gekrönt war, feindlich entgegengeſtellt haben. Es wäre zu einem kaum zweifelhaften Kampfe gekommen, der Karl vielleicht um alle ſpaniſchen Kronen gebracht hätte. Denn es lebte nun kein Ximenes mehr, der mit ſtolzer Energie für Karls Rechte aufgetreten wäre; des Königs Undank gegen dieſen ſeinen Wohlthäter hatte ſogar die Stimmung gegen ihn bedeutend geſteigert. Dies war der Grund des ehrerbietigen und höflichen Benehmens Karls gegen die Königin Germaine und ihre Geſellſchafterin, und aus dieſem Grunde hatte er ihr auch den vornehmſten und liebenswürdigſten Mann aus ſeinem Gefolge zugeſandt, um ſie mit königlichen Ehren nach Valladolid geleiten zu laſſen. Hier erhob er ſie zur Königin und erſten Ehrendame ſeines Hofs und bewirkte durch ſein Beiſpiel, daß ihr die allgemeine Huldigung dargebracht wurde. Germaine fragte nicht nach dem Grunde; ſie gab ſich mit ganzer Seele dem lang entbehrten Genuſſe hin; ihre frühe Jugend ſchien in verſchönerter Geſtalt wiedergekehrt, die Tage ihres ſüßeſten Lebensglücks ſchienen gekommen; ſie war die Königin aller Feſte und der Markgraf Johann ihr Ritter. Ein Feſt gab dem andern die Hand, und die Tage verflogen für ſie im heiterſten Rauſche.

Zu dieſen Feſten war auch noch ein anderer Fürſt hinzugezogen worden, welcher auf Germaines ſpäteres Leben wichtigen Einfluß hatte. Es war dies der Prinz von Kalabrien, der Sohn des Königs Friedrich von Neapel. Seit der Entthronung ſeines Vaters war der Prinz in einer Art ehrenvoller Gefangenſchaft in Spanien gehalten worden, und die niederländiſche Politik fand es für gut, daß König Karl dieſen Kronprätendenten nach Valladolid einlud und ihm die Ehren ſeines Standes erwies. Man durfte hoffen, ihn dadurch unſchädlich zu machen.

Von Toledo war Don Juan de Padilla mit ſeiner jungen Gemahlin gekommen, um den Feſten beizuwohnen und man ſah ſie oft mit der Gräfin Agnes von Cardona zuſammen. Auch der Junker von Bübenhoven war in dieſem kleinen Kreiſe ein gern geſehener Gaſt. Doch verließ er die Stadt bald wieder, um mit ſeinen Bergleuten ſeine Forſchungen in den Goldminen Altkaſtiliens fortzuſetzen. Oft begleiteten ihn auf dieſen Ausflügen königliche Kommiſſare, und darunter befand ſich auch Toni, der ehemalige Bergknapp, jetzt einer der königlichen Stallmeiſter und als ein Liebling des Königs ein nicht unwichtiger junger Mann.

Maria von Iſſelſtein war nicht mit ihrer gleichnamigen Freundin nach Valladolid gekommen, und wenn Ineſe de Cardona und Maria de Padilla ſich von ihr unterhielten, geſchah es ſtets auf eine geheimnißvolle Weiſe doch nie ohne den Ausdruck der innigſten und herzlichſten Liebe.

Während der Feſtlichkeiten wurde die kaſtiliſche Ständeverſammlung vom Könige nach Valladolid berufen. Ihr Zuſammentritt zum Reichstage ſchloß ſich unmittelbar an die Feſte an. Sobald dieſe vorüber waren, eröffnete Karl ſeinem Bruder Ferdinand mit den ſchönſten und ſüßeſten Worten: Ihr Großvater, der Kaiſer Maximilian, hege das lebhafteſte Verlangen, ihn, ſeinen zweiten Enkelſohn, kennen zu lernen und an das Herz zu ſchließen. Und da der Kaiſer ſeit einiger Zeit kränklich ſei und vom Fleiſche falle, ſo ſei es nothwendig, daß Ferdinand unverzüglich aufbreche, um dem Großvater eine erheiternde Geſellſchaft zu ſein. Dieſer in die mildeſte Form gekleidete Verbannungsbefehl machte dem kronenluſtigen Prinzen klar, daß es mit ſeinen Plänen in Spanien vorüber ſei. Er mußte ſich fügen und durfte es ſich nicht einmal merken laſſen, mit wie ſchwerem Herzen er es that. — Mit ſeiner Abreiſe war ſeine Partei ſogleich mundtodt, und für die Gräfin Cardona verſchwand abermals jede Hoffnung auf einen Bürgerkrieg und deſſen Folgen.

Der kaſtiliſche Reichstag wurde nach der erſten Woche des Februar 1518 geſchloſſen und dem Könige im Kloſter St. Paul von den Prälaten, dem hohen Adel und den Abgeordneten der Städte der Huldigungseid geſchworen. Dies war in Bezug auf die Pracht, welche die Betheiligten dabei zur Schau ſtellten, eine der glänzendſten Ceremonien, die man jemals in Spanien geſehen. Nach der Eidesleiſtung überreichten die Abgeordneten dem Könige die von ihnen berathenen Punkte, um ihre Erfüllung von ihm zu verlangen. Die hauptſächlichſten derſelben waren, daß kein Ausländer in Kaſtilien zu Aemtern und Würden befördert, kein Geld aus den öffentlichen Kaſſen, kein edles Metall aus den Bergwerken ausgeführt, noch Kroneinkünfte verpachtet werden ſollten. Dem König wurde ein Ehrengeſchenk von ſechsmalhunderttauſend Dukaten verwilligt, binnen drei Jahren zu bezahlen.

Zu Anfang April reiſete der König in Begleitung ſeiner Schweſter Eleonore und der Königin Germaine nach Aragonien ab, deſſen Reichsſtände durch Ausſchreiben bereits zuſammenberufen waren. Die Prinzeſſin Katharina blieb bei der Königin Juana in Tordeſillas, welcher die beiden ältern Geſchwiſter in Germaines Begleitung noch einen Abſchiedsbeſuch machten. Obgleich der König gegen Donna Ineſe de Cardona den Wunſch äußerte, daß ſie ihre frühere Stellung bei ſeiner Mutter wieder einnehmen möchte, ſo bat dieſe doch um die Gnade, ferner bei der Königin Germaine verbleiben zu dürfen, und dieſe vereinigte ihre Bitten mit denen ihrer Freundin. Den Hauptgrund derſelben geſtand ſich Agnes freilich ſelbſt nicht ein: es war das ihr noch nicht zum Selbſtbewußtſein gekommene Verlangen, ferner in der Nähe und im Umgang des Markgrafen von Brandenburg zu ſein. Und ſo wenig, wie ſie über ſich ſelbſt klar war in Bezug auf den ſchönen deutſchen Fürſten, ebenſowenig wußte ſie, daß ihre königliche Gebieterin ihre Nebenbuhlerin war. Beide Frauen liebten im Stillen den glücklichen Markgrafen.

## 15.

## Die Geliebte des Kurfürſten.

Durch die Thore des „goldnen“ Mainz ſtrömten ſtattliche Fremde ein zu Wagen und zu Roß, ritterliche Männer in blanker Wehr und Waffen, ernſte Männer im Talar und Doktormantel, kecke Geſtalten in der kurzen Schaube, auch ſchöne vornehme Frauen mit prächtigem Geleit. Es waren Adlige vom Rhein und Main, auch wol weiter her aus den deutſchen Gauen, Gelehrte und Künſtler, Alles Leute von berühmten Namen. Auch mancher hohe Kleriker mit zahlreichem Gefolge war darunter. Und Alle zogen der ehrwürdigen alterthümlichen Hofburg zu, dem Sitze des erſten geiſtlichen Kurfürſten, Erzbiſchofs von

Mainz und Erzkanzlers von Germanien. Geladene und ungeladene, aber alle willkommne und herzlich begrüßte Gäſte, gedachten ſie die bevorſtehenden Tage hier in fröhlicher Gemeinſchaft mit dem jungen Kurfürſten und ſeinen zu ſeinem Hofſtaate gehörigen edlen Freunden zuzubringen, die des ſonnigen frühlingsheitern Pfingſtfeſtes des Jahres 1518. Seit Albrecht den erzbiſchöflichen Stuhl in Mainz eingenommen, pflegte er zu dieſem Feſte Einladungen weit und breit ausgeben zu laſſen, und wenn er auch immer offene Tafel hielt für jeden ausgezeichneten Mann und für jede ſchöne Frau, die an ſeinem Hofe zuſprachen, und es deshalb nie leer war von Gäſten, die der Ruf der Perſönlichkeit des Kurfürſten und ſeiner nächſten Freunde und des glänzendſten Hofes in Deutſchland, berühmt wegen der freieſten Sitte und der köſtlichſten Lebensgenüſſe, herbeizog, ſo diente doch das Frühlingsfeſt vorzüglich zur Verſammlung Aller in Mainz, welche in irgend einer geiſtigen Beziehung zu Albrecht ſtanden, oder in eine ſolche mit dem freiſinnigen, hochgebildeten und liebenswürdigen Fürſten zu treten wünſchten. Aber diesmal hatte er einen beſondern Grund das Feſt noch prächtiger als gewöhnlich zu begehen; er wollte damit ſeinen Vetter, den Hochmeiſter des deutſchen Ritterordens ehren, der mit ihm Namen, Alter, Abkunft und geiſtlichen Stand gemein hatte, den Markgrafen Albrecht von Brandenburg, den jüngſten Sohn jenes Markgrafen Friedrich, den ſeine drei ältern Söhne als wahnſinnig eingeſperrt hielten. Der junge Hochmeiſter war auf des Kurfürſten Einladung von Königsberg nach Mainz gekommen. Darum die großartigen Feſtanſtalten. Hell bewimpelte, mit Blumenkränzen und Laubgewinden geſchmückte Schifflein liefen den Main herab, den Rhein herauf und herab und ſetzten eine bunte, lebensluſtige Menge vor den Thoren des reichen und prächtigen Mainz ans Land; denn auch das Volk der benachbarten Umgegend nahm gern Theil an den großartigen und ſinnreichen Feſten, welche der Kurfürſt ſeinen Gäſten bereitete.

In der alten Hofburg war ein luſtiges Getümmel. Welcher Fremde hätte ahnen können, daß hier der erſte Oberprieſter Deutſchlands hauſe? Das war das prächtige, von Luſt und Frohſinn, von Muſik und Geſang widerhallende Haus eines jungen fürſtlichen Epikuräers. Statt der finſtern Asketik der frühern Prieſter und Mönche herrſchte hier der feinſte und raffinirteſte Lebensgenuß, ſtatt der eintönigen Gebete und langweiligen Litaneien vernahm hier das entzückte Ohr geiſtreiche Scherze und die trefflichſten Urtheile über Kunſt und Literatur. Junge ſchöne Frauen durchrauſchten in fürſtlichem Schmuck ſtolz und liebenswürdig die hohen Zimmer; ſie lächelten und flüſterten der Blüthe der Männer Beifall zu, ſie nahmen die Huldigungen derſelben mit holder Anmuth entgegen. Der Becher, vom köſtlichen Weine überträufend, erklang zwiſchen dem melodiſchen Flüſtern der Laute und ſüßen Liebesliedern. Und von den ſchönen lebenden Geſtalten wandte ſich das Auge auf die Schöpfungen der Kunſt, welche die Wände der Zimmer zierten, Gemälde der vorzüglichſten Meiſter in Italien, in Deutſchland und in den Niederlanden, und auf hie und da aufgeſtellte Bildwerke, lauter Meiſterwerke hochberühmter Bildſchnitzer und Bildhauer.

Die ausgezeichnetſte Perſönlichkeit in dieſem von allem Schönen erfüllten Hauſe war aber der Wirth ſelbſt, hervorragend in ritterlicher Anmuth, in jugendlicher Liebenswürdigkeit, in ſtolzer Körperſchönheit und in der feinſten Bildung der Courtoiſie. Die Fürſten, die Brüder und die Vettern des Brandenburger Hauſes, wetteiferten miteinander in dieſer Bildung und jeden von ihnen, den man allein ſah, hielt man für den vorzüglichſten. Vielleicht war es wirklich Albrecht, der Kurfürſt, wenigſtens war er der jüngſte und durch ſeine Stellung als erſter geiſtlicher Kurfürſt und Erzkanzler des Reichs der vornehmſte. Er ſtand eben im achtundzwanzigſten Lebensjahre und in der vollſten Blüthe jugendlich männlicher Schönheit und Kraft. Seine äußere Erſcheinung war der reinſte Ausdruck des edelſten Menſchenthums. Aus ſeinem großen dunkelblauen Auge ſtrahlte die Schönheit einer hochbegabten Seele, von ſeiner hohen gewölbten Stirn leuchtete eine Fülle von Geiſt, und die Züge ſeines Mundes verriethen feine Sinnlichkeit und jenen göttlichen Leichtſinn, der zum reizendſten Lebensgenuß befähigt und dazu eigentlich unerläßig iſt. Albrecht liebte fürſtliche Pracht; ſie war ihm Lebenselement, aber er gönnte ihren Mitgenuß Allen, die ſich ihm durch Geiſtesgröße würdig zeigten. Er verachtete eitle Prunkſucht und verhöhnte das Beſtreben der Fürſten Schützer und Gönner der Künſte und Wiſſenſchaften ſcheinen zu wollen, und ſich von bezahlten Schmeichlern preiſen zu laſſen, während ſie doch nur roher Selbſtſucht fröhnten. Ihm war es Bedürfniß, ein wahrer Mäcen zu ſein; er gab mit vollen Händen die klingenden Beweiſe ſeiner Hingebung an die Schöpfer des Schönen, und das erhabene Gefühl, dadurch die Geiſter zu heben und zu beflügeln, hob und trug ihn ſelbſt. Er erfreute ſich hochherzigen Sinnes der Blüthe, die er hervorrief, aber die Stimme gemeiner Schmeichelei mußte vor ihm verſtummen. Auch waren die Männer ſeiner Gunſt und Liebe nicht fähig Schmeichlerrollen zu übernehmen; Albrecht und ſeine Freunde waren einander würdig.

An dieſem Hofe in beglückender und anregender Gemeinſchaft mit den edelſten Männern ſeiner Zeit, lebte ſeit einem halben Jahre der Ritter Ulrich von Hutten, der gekrönte und gefeierte Dichter, nur zwei Jahre älter als der geniale Kurfürſt. Aber von dieſen ſechs Monaten hatte er über zwei in Paris zugebracht, mit Geſchäften des Kurfürſten beauftragt, und war von den Gelehrten dort auf das Ehrenvollſte ausgezeichnet worden. Von dieſer Reiſe war er an Leib und Seele gekräftigt nach Mainz zurückgekehrt. Albrecht hätte es für eine Kränkung des Genies gehalten, dem Dichter einen Hofdienſt aufzubürden; Ulrich ſollte ein freier unabhängiger Mann bleiben, er ſollte der Freund, nicht der Diener des mächtigen Erzbiſchofs ſein, und dieſer gab dem Theilnehmer und Erhöher ſeiner Genüſſe ſo fein und geſchickt die reichſten Mittel, daß der Empfänger ſo wenig zu erröthen brauchte, als der Geber.

Unter den zahlreichen Gäſten, welche das Pfingſtfeſt und die Anweſenheit des Hochmeiſters Albrecht in die Fürſtenburg des alten Mainz geführt hatten, waren die ausgezeichneten gelehrten und berühmten Männer Erasmus und Reuchlin, der freiſinnige Albrecht Dürer und ſeine ihm ebenbürtigen Kunſtgenoſſen, der geiſtreiche Grünewald und der kräftige ſächſiſche Hofmaler Lukas Kranach, ferner Wilibald Pirkheimer und Konrad Peutinger. Auch Raimund Fugger war von Augsburg gekommen und hatte eine kleine Anzahl trefflicher Kunſtwerke mitgebracht. Er war der Hauptlieferant des Kurfürſten in allen Kunſtartikeln. Unter den ritterlichen Männern war der kurpfälziſche Kriegshauptmann Franz von Sickingen, eine edle markige Geſtalt, der ausgezeichnetſte. Die deutſchen Ritter, welche das Gefolge ihres Hochmeiſters ausmachten, zogen vielfach die Aufmerkſamkeit auf ſich.

Eine hohe üppige Frauengeſtalt zieht die Blicke aller Männer auf ſich. Sie iſt jung, ſie iſt reizend, ſie iſt die ſchönſte von allen Anweſenden ihres Geſchlechts; aber die ſtraffen biegſamen Formen der Jugend ſchwellen leiſe zur Fülle und Rundung an, und dies gibt ihr den Ausdruck ſtolz behaglicher Ueppigkeit, der von dem ſanften Feuer eines geiſtreichen blauen Auges wieder gedämpft wird. Nach dieſer äußern Erſcheinung iſt die Niederländerin nicht zu verkennen. Und ſie war es, die dritte Tochter des blinden Malers Bry aus Antwerpen, es war die luſtige Martha, der Zögling des Fugger'ſchen Hauſes. Ihre Schönheit ſtand in der höchſten Blüthe. Ihr hochbegabter Geiſt hatte ſich am Mainzer Hofe überraſchend ſchnell entwickelt und in Verbindung mit ihrem Witz, ihrer ſtets heitern Laune, ihrem glücklichen Temperament, erſt die Aufmerkſamkeit, dann die hohe Theilnahme und endlich die Leidenſchaft des Kurfürſten ſo ſehr erregt, daß er ſeinen mit dem Könige Karl nach Spanien ziehenden Vetter vermocht hatte, ſie ihm zurückzulaſſen; denn der Markgraf Johann war erſt gewillt geweſen ſie mitzunehmen. Sie wurde nun die Geliebte des Kurfürſten und ihm bald ſo werth und theuer, daß er ſie ſtets um ſich hatte und ſelbſt nicht einmal nach Aſchaffenburg auf ſein reizendes Jagdſchloß ging ohne ihre Begleitung. Der Grund dieſer ſchwärmeriſchen Anhänglichkeit des jungen Kurfürſten an die ſchöne Niederländerin war weder allein in ihren körperlichen Reizen, noch in ihrer Geiſtesſchärfe und ihrem luſtigen Weſen, am meiſten vielmehr in ihrem künſtleriſchen Genie zu ſuchen. Sie hatte von ihrem Vater daſſelbe hohe Talent zur Kunſt ererbt, wie ihre Schweſter Eleonore und wie ihre andern Geſchwiſter; das ihrige war vielleicht noch reicher und ſtärker, als das der älteſten Schweſter, aber die Ungunſt der Verhältniſſe hatte die Ausbildung deſſelben verhindert. Seit ſie aber in Mainz und Aſchaffenburg unter den dort aufgehäuften reichen Kunſtſchätzen verweilte und täglich Auge und Geiſt daran weidete, als ſie im Umgang mit dem Kurfürſten und den Künſtlern, die am Hofe lebten oder als Gäſte zuſprachen, immer tiefer in die göttlichen Geheimniſſe der Kunſt eingeweiht wurde, wuchs der in ihr ſchlummernde Funke raſch zur mächtigen Flamme empor und erwärmte und überſtrahlte ihre Umgebung, am meiſten aber den dadurch hochbeglückten Kurfürſten. Martha hatte nicht nur bald ein überraſchend richtiges Urtheil in allen Kunſtangelegenheiten, ſie wurde auch ſelbſt ausübende Malerin, wie ihre Schweſter, und ihre rieſenhaften Fortſchritte in der Technik der Kunſt und in der klaren Entwicklung und Darſtellung hoher poetiſcher Ideen riſſen den Kurfürſten und ſeine Freunde zum Erſtaunen hin und bereiteten ihr endlich eine unerſchütterlich feſte Stellung in der Gunſt des Erſtern. Er pries ſein Geſchick, das ihm durch die Hand ſeines Vetters ein Weib zugeführt, wie es ſeine kühnſten Träume zu finden niemals gehofft hatten. Und er verhehlte das Gefühl ſeines hohen Glückes ſeinen Freunden und Dienern nicht; er hielt die geiſtreiche heitre Martha hoch und wollte ſie auch von Andern hochgehalten wiſſen, und ſo war es natürlich, daß ſie bald die Stelle einer regierenden Fürſtin einnahm, ſo weit dies an einem geiſtlichen Hofe und ohne Rang und Namen der Fall ſein konnte. Eben ſo natürlich war es, daß ſie großen Einfluß auf den ihr mit der zärtlichſten Liebe ergebenen Kurfürſten ausübte, und daß Alle, die ſich ihrer Gunſt erfreuten, auch der Gunſt des Kurfürſten gewiß ſein durften. Aber mit ihrem Glücke und ihrem Einfluſſe war Martha's Stolz gewachſen, deſſen Keime ſo üppig in ihr gewuchert hatten, recht fleißig getränkt von den Demüthigungen, die ſie im Hauſe der Witwe Veronika Fugger hatte erdulden müſſen. Dieſer Stolz entwickelte ſich um ſo gewaltiger in ihr, als ihr Herz in dem Verhältniß mit dem Kurfürſten keine ſüße und beglückende Befriedigung fand. Martha war nicht allein in der künſtleriſchen Begabung ihrer Schweſter Eleonore ähnlich, ſie hatte dieſelbe heiße ſinnliche Seele ohne Gemüthstiefe und daher auch ohne Befähigung einer wahren, ſich ſelbſt vergeſſenden, ſich ſelbſt aufopfernden Liebe. Ihre heitre und witzige Gabe war nicht das Kind eines gefühlvollen Herzens. Sie hatte nur ſich im Auge, nur die Befriedigung ihres Stolzes, indem ſie die Geliebte des Kurfürſten wurde, und deshalb wurde es ihr auch ſo leicht, von einem Fürſten auf den andern überzugehen; ſie liebte weder den Einen noch den Andern. Den Markgrafen hatte ſie als Mittel ihrer Erlöſung aus einer ihrem aufſtrebenden Geiſte peinlichen und unerträglichen Lage betrachtet, und den ſie wahrhaft liebenden Kurfürſten betrachtete ſie als das Mittel zur Befriedigung ihres Ehrgeizes, ihres Stolzes und ihrer Genußſucht. Wenn dieſe Leidenſchaften bei ihr weniger ſchroff hervortraten, als bei Eleonoren, wenn ſie ſchmiegſamer ſich in die Verhältniſſe fügte, ſo waren ihre gedrückte Erziehung und die Abhängigkeit, in welcher ſie von reichen Leuten geſtanden, ſo wie ihre heitre, ſtets zu Scherz, Witz und allen andern Aeußerungen des Frohſinns aufgelegte Natur die Urſachen dieſer Erſcheinung. Sie war von demſelben heißen Stolze gequält, wie Eleonore, ſie verbarg die Glut deſſelben aber unter Lachen und Scherzen und meinte auf dieſem Wege eher zu einem glänzenden Ziele zu kommen, als Eleonore mit finſtrer Heftigkeit.

Nichts war Martha's Wünſchen und Beſtrebungen unleidlicher, als in ihrer bedeutenden Stellung die einfache Martha Bry ſein zu müſſen. Die Geliebte und einflußreiche Freundin des größten geiſtlichen Kurfürſten Deutſchlands durfte doch mindeſtens eine Freiherrnkrone beanſpruchen, ihren Wünſchen ſchien eine Grafenkrone nicht zu hoch; aber die eine wie die andre konnte nur durch den Kaiſer erlangt werden, und bei dieſem ſtand ihr mehr als ein großes Hinderniß im Wege. Zuerſt war Maximilian überhaupt den Freundinnen der hohen Geiſtlichkeit nicht hold geſinnt, ein ſo großer Freund des ſchönen Geſchlechts er auch ſelbſt war; ſodann ſagte ſeinem ſchlichten Sinne die geniale Wirthſchaft ſeines Reichskanzlers keineswegs zu, und der freilich höchſt auffallende Umſtand, daß Kurfürſt

Albrecht die Mittel für ſein koſtſpieliges freies Leben, für ſeine Unterſtützung des jungen freiſinnigen Geiſtes und der Neuerung gerade aus dem übelberüchtigten Inſtitute des Ablaßhandels hernahm, daß er die Dummheit und den Aberglauben fördern und predigen ließ, um ſie auszubeuten, und aus dieſer finſtern und ſchmutzigen Preſſe das Oel gewann, das junge Licht der Wiſſenſchaften, des Humanismus zu tränken, dieſer ſeltſame Umſtand hatte dem Kaiſer ſchon mehrmals Gelegenheit gegeben, ſich tadelnd über den jungen Erzbiſchof von Mainz auszuſprechen. Und in der That war es nicht abzuleugnen, daß es keinen größern Widerſpruch in den Grenzen des deutſchen Reichs gab als die Pflege des friſch aufſtrebenden wiſſenſchaftlichen Geiſtes, des Bekämpfers des Aberglaubens, der Dummheit, der pfäffiſchen Anmaßung und Unduldſamkeit durch Geldmittel, welche eben durch dieſe pfäffiſche Anmaßung, durch mönchiſche empörende Frechheit und Unduldſamkeit vom Aberglauben und der Dummheit des gemeinen Mannes zuſammengebracht waren. Albrecht kehrte ſich inzwiſchen nicht an den Tadel des Kaiſers und behauptete zuweilen in froher Laune unter ſeinen Freunden, der Kaiſer triebe den Ablaßhandel ſelbſt gern, um ſeine immer leere Kaſſe damit zu füllen, wenn es ſich nur für ihn ſchicken wolle, und da dies nicht angehe, ſo ſpreche nur der Neid aus ihm; es ſei ja männiglich bekannt, wie wenig ängſtlich gewiſſenhaft die Majeſtät bei andern Gelegenheiten geweſen ſei, um ſich Geld zu verſchaffen. Die beiden Brüder Hohenzollern, die Kurfürſten von Brandenburg und Mainz ſtanden ſchon deshalb in einer ſchiefen Stellung zum Kaiſer, daß ſie in engen ſchier freundſchaftlichen Verkehr mit dem Könige Franz von Frankreich getreten waren. Aber der ſchönen Martha war dieſe ſcharfe Stimmung zwiſchen dem Kaiſer und dem mainzer Kurfürſten nicht gleichgültig. Ein weiteres und nicht minder großes Hinderniß für die Ausführung ihrer hochſtrebenden Plane lag in ihrer ſchweſterlichen Verwandtſchaft mit Eleonoren, da ihr der Groll und die Ungnade, welche der Kaiſer gegen dieſe hegte, nur allzuwol bekannt waren. Es war nun eine ihrem Scharfſinne und ihrer Meiſterſchaft im Ränkeſpiel würdige Aufgabe, alle dieſe Hinderniſſe zu beſiegen, und ſie hatte dazu bereits die verſchiedenſten Fäden angeknüpft und ſchaffte fleißig, ſie miteinander zu verſchlingen und in ein dauerhaftes Netz zu vereinigen, worin ſie ſich die Grafenkrone zu fangen gedachte. Sie wußte ebenſogut, wie ihr fürſtlicher Freund, daß das Gold der Schlüſſel zu allen Schlöſſern iſt, und daß namentlich das Schloß der kaiſerlichen Gunſt und Gnade — und wenn noch feſter verſchloſſen — mit keinem leichter und ſchneller zu öffnen ſei. Aus dieſem Grunde unterhielt und pflegte ſie ihre in der letzten Zeit inniger gewordene Verbindung mit dem Hauſe Fugger in Augsburg, deſſen Einfluß auf den Kaiſer ihr ſattſam bekannt war. Die Fugger aber hatten ſich ihr ſehr genähert, ſobald es bekannt geworden war, daß ſie die erklärte Geliebte Kurfürſt Albrechts und bei ihm viel, ja Alles vermögend ſei; denn es mußte einem Wechslerhauſe daran liegen, mit einem Fürſten in Geſchäftsverbindung zu bleiben, der ſo ungeheure Summen zur Befriedigung ſeiner Lieblingsneigungen brauchte und dem jetzt unerſchöpfliche Hülfsquellen zu Gebote ſtanden. Die Fugger hatten bei dem Ablaßhandel zu viel gewonnen, als daß ihr Streben nicht hätte dahingehen ſollen, auch ferner die Geldgeſchäfte des Kurfürſten zu beſorgen. Albrecht marktete und feilſchte nicht knickerig um Procente, ſobald er einer großen Summe bedurfte, und das Geld verſchwand ihm immer ſchnell, wie ein Zauberſchatz, aus den Händen. Albrecht war alſo für einen ſo umſichtigen und betriebſamen Kaufmann, wie Anton Fugger, ein ſehr wichtiger und in jeder Hinſicht zu berückſichtigender Kunde. Aber auch Raimund

Fugger machte große und glänzende Geſchäfte in Kunſtwerken mit dem Kurfürſten Albrecht, und auch in ſeinem Vortheil lag es, ſich die gute Kundſchaft zu erhalten. Aus dieſem Grunde waren ſchon bedeutende Geldgeſchenke aus den Fugger'ſchen Wechſelſtuben in Martha's Kaſſe gewandert, alle unter dem ſchönen und liebreichen Vorwande, daß das Fugger'ſche Haus ſie gleichſam als ſeine Tochter betrachte; aus dieſem Grunde waren auch ſchon einige ehrenvolle Einladungen an ſie ergangen, einmal wieder in Augsburg in dem Hauſe zuzuſprechen, das ſie als ihr elterliches anzuſehen Fug und Recht habe. Martha's Bruder Matthäus hatte eine höhere Stellung erhalten und war vorzüglich mit dem Auftrage betraut worden, die Geſchäfte mit dem Kurfürſten abzuſchließen und zu dieſem Behuf ſchon einigemale in Mainz geweſen. Auch jetzt war er wieder gekommen, um von ſeiner Schweſter Abſchied zu nehmen; denn er war zum Chef der Fugger'ſchen Commandite in Antwerpen ernannt worden, ein Poſten, der an Wichtigkeit ſehr zugenommen hatte, ſeit Karl König von Spanien war und der Handel der Niederlande mit Oſt- und Weſtindien einen immer höhern Aufſchwung nahm. Matthäus Bry kehrte jetzt in ſein Geburtsland zurück und hatte die beſten Empfehlungen Jakob Fugger's an die Erzherzogin Statthalterin Margaretha und an andre hohe und einflußreiche Perſonen. Dem, wie ſie ſelbſt, höher ſtrebenden Bruder vertraute Martha ihre ſtillen Pläne, und er verſprach, ſie dabei auf alle ihm mögliche Weiſe zu unterſtützen.

In den erſten Monaten dieſes Jahres bot ſich Martha eine anderweitige Gelegenheit dar, ſowohl ſich zu bereichern, als auch bei dem Kaiſer mit Glück auf ihre beabſichtigte Standeserhöhung hinzuwirken. Das kühne Auftreten jenes dem aufgeklärten und freiſinnigen Auguſtinermönchsorden angehörigen Doktors der Theologie an der neuen Univerſität in Wittenberg, des geiſtvollen und gelehrten Martin Luther gegen den frechen Ablaßprediger Tetzel und gegen den ganzen Unfug des Ablaßhandels in den letzten Monaten des vergangenen Jahres fing bald an großes Aufſehen in ganz Deutſchland zu machen. Am ſtärkſten waren dabei die Dominikaner betheiligt, welche ſich denn auch ſofort vereinigten, um der neuen ihnen unbequemen und verhaßten Geiſtesbewegung einen ſtarken Damm entgegen zu ſetzen. Dieſer ſollte in nichts Geringerm beſtehen, als in der Errichtung eines Inquiſitionstribunals für Deutſchland in Köln. Dieſer treffliche Plan war aus dem Kopfe des wüthenden Ketzerrichters Hochſtraaten hervorgegangen; er ſtand an der Spitze ſeiner gleichgeſinnten Ordensbrüder, und er hoffte mit Zuverſicht, daß er Großinquiſitor für Deutſchland werden würde. Aber die Einführung der Inquiſition konnte nur vom Kaiſer bewerkſtelligt werden, und der Erzkanzler des Reichs mußte ſeine Zuſtimmung dazu geben. Die Abneigung des Kaiſers gegen das pfäffiſche Treiben der Dominikaner und ihres Anhangs war jedoch eben ſo bekannt, wie die begeiſterte Vorliebe des mainzer Kurfürſten für das junge Licht der Wiſſenſchaften und deſſen Vertreter. Es war alſo von dem Einen ſo wenig für den neuen Pfaffenplan zu hoffen, wie vom Andern. Aber beide hatten eine und dieſelbe Schwäche, an der ſie nicht unſchwer zu faſſen waren. Beide brauchten ſtets große Geldſummen, und die ewige Geldverlegenheit des Kaiſers war im deutſchen Reiche zum Sprichwort geworden. Der Kaiſer und ſein Erzkanzler nahmen das Geld ebenſo wie der Papſt, wo ſie es bekommen konnten, und waren nichts weniger als wähleriſch in den Quellen. So gut wie jedermann wußte, daß der Papſt die Lehren der Kirche verhöhnte und nur in den Werken der alten Heiden geiſtigen Genuß ſuchte und fand und mit dem Chriſtenglauben und Aberglauben

— beide galten ihm ja gleich — nur einträgliche Geldſpekulationen trieb, ſo gut wie männiglich bekannt war, daß am Hofe des deutſchen Medicäers im goldnen Mainz dieſelben Grundſätze galten und praktiſch — wenn auch nicht ſo augenfällig wie in Rom — ausgeübt wurden, daß man auch hier die Mönche und Pfaffen verhöhnte und den dummen Glauben des Volks verlachte, jene aber benutzte, um dieſes zu brandſchatzen, ebenſo war es kein Geheimniß, daß auch der Kaiſer, trotz ſeines Eiferns gegen die brutalen Anmaßungen der geiſtlichen Finſterlinge, doch gar nicht abgeneigt war, zu ihren Beſtrebungen zu ſchweigen, wenn ihm ein Theil ihres Raubes abgetreten werden würde. Die nackte, die höhere Menſchennatur beſchämende Wahrheit war: das Volk in ſeiner tiefen Finſterniß zu erhalten, um es bequemer auszuſaugen und mit dem auf ſo ſchmachvolle Weiſe gewonnenen Gelde ſich ſelbſt Genüſſe zu bereiten, die Mönche und Pfaffen die roheſten und gemeinſten, der Papſt und der Kurfürſt von Mainz die feinſten und höchſten, der Kaiſer die mittlern, die ſeiner Eitelkeit und Eigenliebe. Im Grunde waren alle gleich unſittlich, und die Gelehrten am mainzer Hofe täuſchten ſich eine zeitlang nur gefliſſentlich ſelbſt über ihren Beſchützer, da er ſich ſo offen und liebenswürdig für ſie erklärte und ihren Eifer mit ungezähltem Golde unterſtützte, mit dem Golde, das er als päpſtlicher Ablaßkommiſſar durch ihre wüthendſten Feinde, die fanatiſchen Dominikaner, gewann.

Auf dieſe Verhältniſſe bauten die Letztern ihren Plan die Inquiſition in Deutſchland einzuführen, um durch ſie allen ſogenannten Ketzereien ein Ende zu machen. Den Finſterlingen haben zu allen Zeiten die Schätze der Erde mehr zu Gebot geſtanden als den Lichtfreunden. Auch die Dominikaner in Köln hatten über große Summen zu gebieten, und ſie arbeiteten damit für ihre Zwecke. Sie ſchlugen verſchiedene Wege ein und ließen keinen unverſucht, der ſich ihrer Liſt darbot. Ein ſolcher, welcher auch Martha Bry berührte, war folgender.

Durch die Betheiligung des Fugger'ſchen Hauſes in Augsburg am Ablaßhandel waren die Dominikaner als Ablaßprediger in vielfache Berührung mit dieſer Firma gekommen, und ſie kannten Jakob Fuggers ehrfurchtsvolle Ergebenheit an den Papſt, an die Kirche und ihre Diener, an den Kaiſer und an alle alten ehrwürdigen Satzungen; ſie wußten, daß er allein Heil von der reinen Herſtellung derſelben für die kranke Zeit erwarte. Seine ideale Auffaſſung dieſer Dinge bot ihnen auf der einen Seite erwünſchte Gelegenheit, ihn in ihre Intereſſen zu ziehen, auf der andern war es der Fugger'ſche Kaufmannsgeiſt, die Ausſicht auf Geldgewinn, für den reichen Wechsler immer lockend, auf welchen ſie ſpekulirten. Und durch ſeine freundſchaftliche Verbindung mit dem Kaiſer war er nun vollends ihr Mann. Sie machten den richtigen Schluß: Jakob Fugger für die Einführung der Inquiſition gewinnen, heiße auch den Kaiſer gewinnen, zumal wenn Fugger durch ſie in den Stand geſetzt werde, dem Kaiſer eine bedeutende Rente aus den Erträgen des Glaubensgerichts zu ſichern. Sobald nun Hochſtraaten durch die Spione, die er am mainzer Hofe unterhielt, gewiſſe Nachricht von dem freundſchaftlichen Verhältniſſe erhalten hatte, welches ſich zwiſchen Martha Bry und dem Hauſe Fugger geſtaltet, ſobald er erfahren, wohin Martha's Wünſche zielten, und wie ſehr der Kurfürſt ihr ergeben war, machte ſich der Plan von ſelbſt, die eitle, geld- und ehrſüchtige Niederländerin für die Zwecke der Dominikaner zu gewinnen, um durch ſie auf Jakob Fugger und weiter auf den Kaiſer einzuwirken. Es war allerdings ein kühner, ja ein frecher Plan, an demſelben Hofe, wo die Waffen des Lichts im Feuer urgeiſtiger Schöpferkraft von den beſten Meiſtern gehärtet und blank geſchliffen wurden, auch die mörderiſchen

Schwerter der Finſterniß zu bereiten, die den erwachten Geiſt tödten und das Blut ſeiner Träger trinken ſollten; aber was iſt herrſchſüchtigen fanatiſchen Prieſtern nicht möglich, die kein Mittel ſcheuen, ihre Zwecke zu erreichen! Die äußerſte Vorſicht mußte freilich angewandt werden, um Martha in dem fein geſponnenen Netze zu fangen; denn die Schwierigkeit erhöhte ſich noch durch einen beſondern Umſtand. Es war den Spähern der Dominikaner nicht entgangen, daß Martha, obgleich vom Kurfürſten auf das Zärtlichſte geliebt, dieſe Gefühle keineswegs erwiderte, daß ſie keine Leidenſchaft für ihren hohen Freund hegte. Sie brachten durch fleißiges ſtilles Nachforſchen heraus, daß Martha vielmehr eine ſtarke Leidenſchaft für den ſchlimmſten und gefährlichſten Pfaffenfeind, für Ulrich von Hutten gefaßt. Sie überzeugten ſich bald, daß ſie nicht irrten. Es verhielt ſich wirklich ſo. Martha's ſtarker Geiſt, frei von aller Sentimentalität, kräftig heiter, von Frohſinn, Witz und tollen Einfällen überſprudelnd, konnte in dem weichlichen, überfeinen, üppigen, in raffinirten Genüſſen ſchon faſt überſättigten Weſen des Kurfürſten keine geiſtige Befriedigung finden; ſie verlangte nach natürlicherer derberer Koſt. Und kein Mann war geſchickter, dieſes Verlangen zu befriedigen, als Ulrich von Hutten. Seine geſunde urkräftige Natur, ſein glühender Eifer, ſein kerniger, meiſt kauſtiſcher Witz, ſein überſprudelnder kecker Humor, der alles beim rechten Namen nannte und nichts ihm Widerwärtiges ſcheute, zogen Martha unwiderſtehlich an. Dazu kam Ulrichs körperliche Schönheit, ſein gedrungener Bau, aus welchem ſein Geiſt ſo deutlich ſprach, und endlich der Ruhm und die Vergötterung ſeines Namens, der in aller Munde war. Martha liebte ihn, ehe ſie es ſelbſt wußte. Aber als ſie es wußte, wußten es auch die Dominikaner. Und dennoch hofften ſie das eitle ſchöne junge Weib für ſich zu gewinnen; dennoch! Maßloſe Kühnheit, auf die Schwäche der menſchlichen Natur fußend! Der Preis war zu reizend und anziehend. Lag die Möglichkeit nicht vor, nicht nur durch Martha's Mitwirkung den Kaiſer zu gewinnen, ſondern auch den Kurfürſten leiſe und allmälig von den Humaniſten abzuziehen und ſogar dem gewaltigen Hutten die ſcharfen Spitzen abzubrechen oder umzubiegen? Ulrich war von ſtarken ſinnlichen Trieben erfüllt, Martha nicht minder. Und ſind nicht zu allen Zeiten die geiſteskräftigſten Männer durch ſchöne ſinnliche Frauen gebunden, geſchwächt, gebrochen worden? Das Ziel, welches Hochſtraaten und ſeinen Genoſſen vorſchwebte, war ein zu lockendes, als daß ſie nicht alle Mittel und Wege hätten einſchlagen ſollen, um es zu erreichen.

Die erſten Verſuche auf Martha durften durchaus von keinem Manne ausgehen, von dem man am mainzer Hofe eine Ahnung haben konnte, er ſei ein Diener oder Werkzeug der Dominikaner. Sie hatten ihre Wahl mit gewohnter Schlauheit trefflich gemacht.

Ein geſchickter kunſtbegabter Bildſchnitzer von Regensburg, Namens Wollfahrt, noch ein junger Mann, von einnehmendem Aeußern und vieler Gewandtheit, ſchon durch eine reiche Lebensſchule gegangen, in welcher er aber nichts gewonnen als die raffinirteſte Selbſtſucht, hatte bereits mehre Aufträge des Kurfürſten zu deſſen Zufriedenheit ausgeführt und ſich zeitweiſe am mainzer Hofe aufgehalten. Wollfahrt hatte in Rom und Venedig behufs der Ausbildung ſeiner Kunſt jahrelang verweilt, dann die vorzüglichſten Städte Süd- und Weſtdeutſchlands beſucht; aber was er an Kunſtfertigkeit gewonnen, hatte er an Begeiſterung und höherem Seelenſchwung, ohne welche alle Kunſt nur Handwerk iſt, verloren. Er verachtete die Menſchen, die Lichtfreunde, wie die Finſterlinge, ja die erſtern verhöhnte er im Herzen noch mehr als dieſe, da er in Mainz ſah, wie ſie es ſich von den klingenden Früchten, welche die letztern vom Baume der Dummheit und des Aberglaubens gebrochen und in die Vorrathskammern des freiſinnigen Kurfürſten eingeheimſt, wol ſein ließen. Dieſer Mann war von den Dominikanern für ihre Zwecke erkauft, und er diente ihnen treu, nicht aus Ueberzeugung, ſondern weil ſie ihn gut bezahlten. Wollfahrt war zum Pfingſtfeſt ebenfalls nach Mainz gekommen und machte dem Kurfürſten und ſeiner Geliebten einen geheimen Antrag, welcher der Eitelkeit beider ſchmeichelte und ſehr geeignet war, ungeſtört auf ſeinen verſteckten Zweck hinzuarbeiten.

In Regensburg hatte ein Jahr früher ein den Beſtrebungen der Dominikaner ganz ergebener Prieſter, Doktor Hübmeyer, heftig wider die Juden gepredigt und dabei gegen die humaniſtiſchen Anſichten Reuchlins und ſeiner Freunde in Bezug auf die Juden und ihre Bücher geeifert. Durch die Darſtellung, wie die Judenſchaft nicht allein durch ihren Glauben der chriſtlichen Kirche, ſondern auch und ganz vorzüglich durch ihren unerhörten Wucher der ganzen deutſchen Nation ſchade und eine furchtbare Brandſchatzung nehme, hatte er das Volk aufgeregt, das über die Juden herfiel, ſie theils erſchlug, theils vertrieb und nicht nur ihre Synagoge, ſondern auch viele ihrer Häuſer abbrach. Dieſe Unruhen hatten einen großen Theil des Jahrs 1517 gedauert. Hierauf hatte die Pfaffenpartei, die ſich nicht leicht einen ſich ihr darbietenden Vortheil entgehen ließ, den Beſchluß gefaßt, an die Stelle der Synagoge eine chriſtliche Kirche zu Ehren der Jungfrau Maria zu erbauen. Der Tempel war ſofort in Bau genommen und noch darin begriffen. Man hoffte bis zur Mitte dieſes Jahres damit fertig zu werden. Aber es lag im Plane, etwas Außerordentliches hinzuſtellen, einen mächtigen Fels, an dem ſich die Wogen der neuen freiſinnigen Ideen brechen und machtlos werden ſollten. Je gewaltiger und verbreiteter dieſe Ideen wurden, deſto größer und umfaſſender traten auch die Anſtrengungen dagegen hervor. Der Kultus der Maria ſollte in Regensburg einen neuen noch nicht dageweſenen Aufſchwung erhalten, und dazu wurden alle Kräfte in Bewegung geſetzt. Die Parteien rüſteten von beiden Seiten, ſo viel ſie konnten. Den neuen Tempel ſollte ein Bildſtock der Maria zieren, ein Meiſterwerk der Kunſt, ſo ſchön und prächtig als nur möglich. Und dieſes Bild anzufertigen hatte Meiſter Wollfahrt den Auftrag erhalten. Es war zum Voraus zu einem wunderthätigen Muttergottesbild beſtimmt, ja ſeine Wunder ſollten von ganz außerordentlicher Art ſein. Wollfahrt kam nun nach Mainz und bat den Kurfürſten und Martha, daß dieſe ihm zu den Bilde ſitzen möge und er ihr Conterfei als das des ſchönſten Weibes, das er kenne, als Bildſtock der Himmelskönigin ausführe. Der Kurfürſt ſagte lachend zu, Martha weigerte ſich, geſchmeichelt, nicht lange, und ſo ward verabredet, daß die Sitzungen gleich nach den Feſttagen beginnen ſollten. Der erſte Faden des zu webenden feinen Gewebes war angeknüpft: der Bildſchnitzer, in welchem Niemand einen Geheimſendling der Dominikaner vermuthete, hatte nun Gelegenheit, oft mit der eitlen hochſtrebenden Geliebten des Kurfürſten allein zu ſein und vorſichtig ſeine Angeln nach ihr auszuwerfen.

## 16.

## Neue fürſtliche Gäſte.

Die beiden Albrecht, der Kurfürſt und ſein Vetter, weilten unter den zahlreichen Gäſten an der reich beſetzten Tafel. Scherz und Witz flogen wie neckende Genien von Mund zu Mund. Schöne Frauen zierten als Roſen den prächtigen lebendigen Kranz. In der Nähe des Kurfürſten ſaßen ſein geiſtreicher im Geruch des Unglaubens ſtehender Miniſter Frowin von Hutten, Ulrich von Hutten, der Neffe deſſelben, Reuchlin, Erasmus, Albrecht Dürer, Grünewald, Lukas Kranach, Wilibald Pirkheimer, Konrad Peutinger, Raimund Fugger, Franz von Sickingen.

Der Miniſter ſprach einen Trinkſpruch auf die immer freiere und köſtlichere Entfaltung der jungen Kulturblüthe und ließ die beiden Sproſſen des brandenburger Fürſtenhauſes, die ſich an Namen, Alter, Stand, Geſtalt und Streben ſo gleich, nebſt den Gäſten als Geſtirne leben, die den Frühling des Geiſtes in die Welt zu bringen berufen ſeien. Sobald die Becher unter begeiſtertem Zuruf geleert waren, wandte ſich der Kurfürſt an den ihm gegenüber ſitzenden ernſten Lukas Kranach mit den Worten: „Ei Meiſter, Ihr habt uns noch nichts vom Thun und Treiben Eueres wackern Doktor Luther in Wittenberg berichtet, und ich bin begierig, viel von Euch über den kühnen Auguſtiner zu hören, der ſo kecklich gegen den Ablaßprediger Tetzel aufgetreten iſt.“

„Ew. kurfürſtlichen Gnaden hat mich noch nicht nach ihm befragt,“ verſetzte der ſächſiſche Hofmaler trocken, „und von ſelbſt fand ich keinen Beruf, Euch Bericht über ihn abzuſtatten. Euere Gäſte haben ſich dafür ſchon deſto fleißiger nach ihm erkundigt.“

„Er hat Aufſehen gemacht in der Welt mit ſeinen Streitſätzen und ſeiner Predigt gegen den Ablaß,“ ſagte der Markgraf. „Und am Ende iſt's ihm um weiter nichts zu thun, als eben um Aufſehn zu erregen.“

„Man hat Ew. Gnaden eine falſche Anſicht vom Doktor Martin beizubringen verſucht,“ antwortete Meiſter Lukas. „Erlaubt mir, daß ich ſie berichtige. Luther iſt ein wahrhaft frommer und demüthiger Mann, aber von ehrenwerthem feſten Charakter. Keinem Menſchen auf der Welt iſt es weniger um ſeine Perſon zu thun, als ihm; ihm gilt allein die Sache, die heilige Sache der Wahrheit und des Rechts. Ruhig und beſcheiden, voll tiefer Ehrfurcht vor dem Papſt und den hohen Kirchenfürſten, ſowie vor dem Kaiſer und der weltlichen Obrigkeit, läßt er ſich doch nicht durch Scheingründe von einer Sache abbringen, die er als Wahrheit durch langes Nachdenken und vielfache Prüfung erkannt hat. Ueberzeugt man ihn aber durch wahre Gründe, daß er im Irrthum befangen iſt, ſo gibt er's zur Stelle zu. Auch iſt er nicht wie Andere des guten und bequemen Lebens wegen ein Mönch zu Erfurt geworden, ſondern aus innerm religiöſen Drange, und er hat, wie er mir ſelbſt erzählt, ſchwere Kämpfe mit ſich ſelbſt durchgemacht, ehe er ſich von der Lehre des Ariſtoteles und ſeiner theologiſchen Ausleger losgerungen und die Bibel als das allein gültige Wort Gottes erkannt hat.“

„Ihr Wittenberger ſeid alle von ihm eingenommen,“ bemerkte der Kurfürſt, „und, wie es ſcheint, Euer Kurfürſt ſelbſt. Man hat mir geſagt, der würdige alte Herr ſei nicht ganz unbetheiligt bei Luthers Predigt, namentlich beim Druck derſelben, und er ſei es, der den Doktor veranlaßt habe, ſie mir mit einem langen Briefe zu ſchicken. Ihr wißt, daß ich im Streit bin mit Euerm fürſtlichen Herrn wegen der Hoheitsrechte über Erfurt. Sollte Luthers Handlungsweiſe nicht damit zuſammenhängen?“

„Ich kann einen Eid darauf ablegen, daß Ihr meinem gnädigen Kurfürſten, wie dem Doktor Martin unrecht thut!“ rief Kranach warm. „Der Kurfürſt ſteht mit Luther in gar keiner perſönlichen Verbindung und hat die ſtarke Sprache der Predigt getadelt.“

„Andre meinen wieder,“ fuhr der Hochmeiſter Albrecht fein lächelnd fort, „aus Luther ſpreche nur Brodneid. Im vorigen Jahrhundert waren die Auguſtiner die Prediger und Verkäufer des päpſtlichen Ablaſſes, und weil die Dominikaner ihnen beim Papſt den Rang abgelaufen, deshalb ſeien ſie erbittert, und Luther habe dieſem Groll das öffentliche Wort gegeben.“

Kranach lächelte ſpöttiſch. „Ihr ſolltet den Doktor Martin ſelbſt kennen lernen, gnädigſter Herr, um ſchnell von all dieſen Vorurtheilen zurückzukommen. Aus Luther ſpricht nichts als die ſchätzenswerthe Entrüſtung über den greulichen Unfug, welchen Tetzel und ſeine Ordensbrüder mit dem Ablaßhandel treiben. Er iſt der treueſte Sohn der Mutter Kirche und wenn ihm die erboſten Gegner, namentlich Tetzel, nicht ſo plump und boshaft geantwortet hätten, ſo wäre die Sache jetzt ſchon beigelegt.“

„Ihr habt recht, Meiſter!“ rief jetzt Ulrich von Hutten, „Hochſtraaten hat durch ſeinen albernen Angriff auf Euern Wittenberger Doktor und durch ſeinen boshaften Antrag beim Papſt, ihn verbrennen zu laſſen, ſeiner faulen Sache mehr geſchadet, wie Luther ſelbſt. Erſt durch Hochſtraaten und durch das unbehülfliche Geſpräch des Dominikaner-Priors Silveſter Prierias in Rom bin ich auf Luther aufmerkſam geworden. Beide beweiſen durch ihre Schmähſchriften nichts weiter, als daß Luther recht hat. Aber er iſt ein Bettelmönch, und von dieſem Menſchenſchlag ſteht nichts Gutes zu hoffen.“

„Durch ſeine geharniſchte Antwort auf die Faſeleien des Prierias beweiſt Luther, daß er wol erkannt hat, was er will, und die Sache mit Kraft und Geſchick treibt,“ ſagte Reuchlin. „Warum ſoll ein Bettelmönch nicht auch vernünftige Gedanken haben?“

„Er iſt bereits ſehr grob geworden, der Doktor Luther,“ lächelte Erasmus. „Mehr Spott und weniger Heftigkeit hätte ihm größern Nutzen gebracht.“

„Mit nichten!“ rief Dürer. „Auf einen groben Klotz ein grober Keil. Der Luther iſt eine deutſche Kernnatur, die mir baß gefällt. Wer einen arg verwachſenen Wald lichten will, worin allerlei giftig Gethier hauſt, der kann nicht mit dem feinen Meſſer des Bildſchnitzers aufräumen, er muß die grobe Holzart nehmen. Die Briefe der Dunkelmänner ſind auch keine Filigranarbeit."

Ein ſchallendes Gelächter erhob ſich ringsum.

„Mir gefällt der Luther ſelbſt," nahm der fürſtliche Wirth wieder das Wort, „obgleich er ein gelehrter Mönch iſt, und von ſolchen hab' ich nie viel gehalten. Ihr ſollt ſehen, die Sache verläuft auch jetzt wieder, wie ſie ſchon hundertmal verlaufen iſt. Es bleibt bei einem biſſigen Mönchsgezänk. Der Papſt legt ihm Schweigen auf, und damit iſt's abgethan."

„Die Dominikaner werden aber ſelbſt durch den heiligen Vater nicht zum Schweigen zu bringen ſein," ſagte der Hochmeiſter. „Ich kenne dieſe Kölner aus eigner Anſchauung; als ich Domherr in Köln war, hatte ich oft Händel mit ihnen."

„So wollen wir wenigſtens heute des kühnen und kräftigen Luther Geſundheit trinken," rief der Ritter Franz von Sickingen, „da wir doch hier Alle mit ihm einverſtanden ſind, ſelbſt die gnädigen Fürſten nicht ausgenommen."

„Ein guter Einfall, Herr Ritter!" ertönte Dürer's kräftige Stimme. „Der Doktor Luther hat unſern Beifall; er lebe hoch!" Und Alle ſtimmten in den Ruf ein und leerten die Becher, die beiden Fürſten nicht ausgenommen.

Ein Diener meldete dem Kurfürſten den Kämmerer Seiner Hoheit des Erzherzogs Ferdinand von Oeſterreich, Infanten von Spanien, Vivian de la Chaux. Der Kurfürſt erhob ſich und begab ſich in das Audienzzimmer. Schon nach wenigen Minuten kehrte er zurück und verkündete ſeinen Gäſten, daß der junge Erzherzog auf ſeiner Reiſe aus den Niederlanden nach Tyrol zu ſeinem kaiſerlichen

Großvater mit zahlreicher Begleitung niederländiſcher Hofherren, die ihm ſeine Tante, die Erzherzogin Statthalterin, beigegeben, ſoeben in Mainz eingetroffen ſei, und ihrer Verſammlung dadurch ein anſehnlicher Zuwachs erſtehe. Dieſe Nachricht erregte große Theilnahme, vorzüglich die der Frauen. Sie wurden neugierig auf den jungen Erzherzog, von deſſen Ankunft aus Spanien in Brüſſel ſie breits Kunde erhalten hatten. Der Kurfürſt ſandte ſogleich ſeinen Hofmarſchall und mehre Kämmerer, um den Erzherzog einzuholen, und nach einer halben Stunde ritt er, von ſeinem Gefolge umgeben, in die Hofburg, bewillkommt vom Kurfürſten und deſſen Gäſten, die dieſer ihm durch den Hofmarſchall verſtellen ließ, ſo wie vom Hochmeiſter und deſſen Gefolge. Der Erzherzog kündigte ſich als Ueberbringer von Briefen des Markgrafen Johann an ſeinen Bruder und Vetter an; die Briefe wurden übergeben, und die Unterhaltung hielt ſich in höfiſchen Schranken über die Aufnahme des Königs in Spanien, über den Markgrafen u. dgl. und wurde etwas mühſam in franzöſiſcher Sprache geführt, da der Infant nicht deutſch und der Kurfürſt nicht ſpaniſch verſtand. Ferdinand nahm Albrecht's Einladung an, ein paar Tage in Mainz zu verweilen, und es wurden ſogleich Anſtalten zu noch glänzendern Feſtlichkeiten getroffen. Die Begleiter des Erzherzogs, beſonders de la Chaux, fanden an der kurfürſtlichen Tafel manchen Bekannten und manche Bekannte aus frühern Tagen, und bald bildeten ſich Gruppen, deren Unterhaltung lebendiger und intereſſanter war, als die der beiden Fürſten.

Am folgenden Morgen ließ de la Chaux Martha Bry um eine kurze Unterredung unter vier Augen bitten; ſeine Mittheilungen würden ihre größte Theilnahme erregen. Sie ließ ihn ſogleich in ihr Kloſet führen.

„Wir ſind Landsleute, Fräulein!“ redete der gewandte

Hofmann mit ſeinem freundlichſten Weſen zu der ſchönen Niederländerin, „und ſchon deshalb haben wir größeres Intereſſe aneinander. Ein mir werther Freund, der Junker Marx von Bübenhoven, hat mir in Spanien, wo wir uns am Hofe des Königs Karl trafen, viel von Euerer Liebenswürdigkeit erzählt und mich begierig auf Euere perſönliche Bekanntſchaft gemacht. Auch der Markgraf Johann ſprach mehrmals mit Begeiſterung von Euch und trug mir, bevor ich mit dem Erzherzog abreiſte noch die herzlichſten Grüße an Euch auf. Aber er übergab mir auch einen Brief an Euch mit der Bitte, Euch denſelben heimlich zuzuſtellen und mit Euch über die Angelegenheit, welche dieſes Schreiben enthält, mündlich mehr zu verhandeln. Ich erſuche Euch alſo, Kenntniß vom Inhalte des Briefes zu nehmen.“

Er überreichte den Brief, welchen Martha erbrach und las. Ihre Züge nahmen dabei den Ausdruck der Verwunderung an; dann fragte ſie den Kämmerer: „Ihr kennt alſo den Inhalt dieſes Schreibens?“

„Des Markgrafs Gnaden hat mich wenigſtens mit dem bekannt gemacht, was den Knaben betrifft, und ich habe darauf bezüglich beſondre Aufträge.“

„Der Markgraf ſchreibt mir: ich würde mich dem Könige zu beſonderm Danke verpflichten, wenn ich den gewünſchten Aufſchluß in dieſer dunkeln Sache vermittelte, der König würde mich ſogar dem Kaiſer angelegentlich empfehlen. Aber das Alles iſt mir ſelbſt ein Räthſel. Niemals hab' ich von meiner Schweſter etwas erfahren, weder von ihr ſelbſt noch von Andern, das hierauf ſich bezöge. Ihr ſeht mich verwundert, und ich kann weder Euch, noch dem Markgrafen den gewünſchten Dienſt leiſten.“

„So könnt Ihr wohl von Euerer Schweſter ſchnell Aufſchluß erhalten.“

„Ich ſtehe mit meiner Schweſter in keinerlei Verbindung."

„Ihren Aufenthaltsort werdet Ihr doch wenigſtens kennen? Lebt ſie noch in Augsburg?"

„Ich vermuthe es, doch mit Gewißheit kann ich es nicht behaupten."

„Und könnt Ihr Euch nicht mit Ihr wieder in Verbindung ſetzen?"

„Es wird ſchwer halten. Und wenn auch, ſo wird ſie mir doch ihr Vertrauen nicht ſchenken."

„Bietet Alles auf; und wenn Ihr über den verſchwundenen ächten Knaben einen ſichern Nachweis beibringen könnt, ſo dürft Ihr des großartigen Dankes des Königs gewiß ſein. Der Kurfürſt hat mir geſtern ſeinen geheimen Wunſch anvertraut, Euch durch den Kaiſer zur Gräfin von Aſchaffenburg erhoben zu ſehen. Ich gehe jetzt zum Kaiſer; er hat ſich mir ſonſt ſchon gnädig erwieſen. Ich würde mit Freuden des Kurfürſten und Euern Wunſch zu dem meinigen machen und bei Seiner Majeſtät betreiben; ich würde den Erzherzog Ferdinand dafür gewinnen, und der Erfolg würde außer allem Zweifel ſein. Aber unerläßliche Bedingung iſt, daß Ihr uns ſichere Nachrichten über den Knaben verſchafft."

„Ihr ſtellt mir einen ſo ſchönen Lohn in Ausſicht, daß ich Alles, was mir möglich, verſuchen werde, Euerm Wunſche nachzukommen. Und es bieten ſich mir einige Wege dar, eine Verbindung mit meiner Schweſter Eleonore anzuſtreben."

„Und welches ſind ſie? wenn ich mir dieſe Frage erlauben darf."

„Der Ritter Ulrich von Hutten, der Freund des Kurfürſten, iſt auch ein Freund meiner Schweſter. Er hat in Augsburg ihre Bekanntſchaft gemacht. Es wird mir nicht ſchwer werden, den Ritter für unſern Plan zu gewinnen.

— Dann iſt der Kaufmann Ulrich Fugger ebenfalls meiner Schweſter befreundet, und ich lebte früher im Hauſe ſeiner Mutter. — Doch habt Ihr mir noch nicht mitgetheilt, aus welchem Grunde Ihr den Knaben in Spanien für einen untergeſchobenen und falſchen haltet? Woraus ſchließt Ihr, daß er nicht der ächte und wahre iſt?“

„Der König hatte den jungen Menſchen aus dem Kloſter zu Tordeſillas, wo er unterrichtet wurde, nach Valladolid kommen laſſen, um ihn auf die Hochſchule nach Alcala de Henarez zu ſchicken und hier in den Wiſſenſchaften unterrichten und auf ein hohes geiſtliches Amt vorbereiten zu laſſen. Jedenfalls hatte ihn der König zum Erzbiſchof beſtimmt. Während nun ſeine Abreiſe betrieben wurde, kam der Junker Marx von Bübenhoven, der im Auftrag des Herrn Jakob Fugger nach Spanien gereiſt war, um den dortigen Bergbau in höhern Schwung zu bringen, nach Valladolid und machte dem König die Aufwartung. Hier ſah er den Knaben Philipp und erkannte auf der Stelle den Sohn eines verſtorbenen armen Leinwebers aus Augsburg in ihm, den er ſelbſt auf einen Bauernhof in der Nähe Augsburgs gebracht. Der ſtämmige Burſche war ſehr erfreut, den Junker Bübenhoven wieder zu ſehen. Der Junker machte mich zum Vertrauten, und ich erfuhr, daß eine Vertauſchung der Knaben auf des Kaiſers eignen Befehl ſtattgefunden, welcher damals gefürchtet, ſeine Feinde möchten ſich des ächten Kindes bemächtigen, um irgend einen ihm ſchädlichen Plan damit auszuführen. Der ächte Knabe iſt dem Junker entwiſcht. Nun haben ſich aber die Dinge ſo geſtaltet, daß an ſeiner Wiedererlangung Alles gelegen iſt. Ich zog deshalb den Markgrafen Johann von Brandenburg ins Vertrauen; dem Könige aber, der mit Liebe an dem untergeſchobenen Burſchen hängt, und ihn, wie ich ſchon erwähnt, zu einer der höchſten geiſtlichen Würden befördern will, haben wir noch nichts von dem

Betruge geſagt, den ſein kaiſerlicher Großvater ſelbſt geſpielt, um einer ihm feindlichen Partei ein willkommenes Werkzeug zu entziehen. Jetzt wird, wie Ihr Euch denken könnt, der Kaiſer gern die Hand bieten, Alles wieder gut zu machen. Darum wollen wir auch dem Könige nicht eher vom ganzen Handel etwas ſagen, als bis wir den Rechten haben.“

„Laßt mich Alles wohl überlegen und dann die nöthigen Schritte mit Beſonnenheit und Vorſicht thun, Herr de la Chaux, und wenn irgend eine Möglichkeit vorhanden iſt, hoffe ich die Sache zum erwünſchten Ziele zu bringen.“ —

Martha gedachte wohl den Hochmeiſter in ihr Spiel zu ziehen und zu benutzen, denn er hatte ihr nicht undeutlich merken laſſen, daß eine Leidenſchaft für ſie in ihm erwacht ſei.

Für den Markgrafen Albrecht war der Aufenthalt am Hofe ſeines Vetters unter den erleuchteten Männern von großen Folgen, denn er legte den Grund zu jenen wichtigen Schritten in ihn, welche ihn nur acht Jahre ſpäter zu Luthers Anhängern und zur Gründung des preußiſchen Herzogsthrons führten, auf welchen, wie bekannt, der preußiſche Königsthron erbaut worden iſt.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Ausgewählte

# Romane und Novellen

von

**Ludwig Storch.**

BIBL.
UNIVERS.
LIPS.

Siebenundzwanzigſter Band:

## Ein deutſcher Leinweber.

Achter Theil.

Leipzig,
Ernſt Keil.
1861.

# Ein deutſcher Leinweber.

Zeit- und Lebensbilder
aus der erſten Hälfte des ſechszehnten Jahrhunderts

von

**Ludwig Storch.**

Zweite Abtheilung.

## Karl von Spanien.

Roman in vier Theilen.

Vierter Theil.

* * *

Leipzig.
Ernſt Keil.
1861.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

# Karl von Spanien.

Roman in vier Theilen

von

**Ludwig Storch.**

Vierter Theil.

## 1.

# Kaiſer Maximilian in Augsburg.

Die Reichsſtände verſammelten ſich zu Anfang des Monats Juli in Augsburg zu dem vom Kaiſer ausgeſchriebenen Reichstag. Von allen Seiten große Zuzüge der weltlichen und geiſtlichen Fürſten mit ihrem pomphaften Gefolge, das oft das Ausſehen eines kleinen Heeres hatte; die Abgeordneten der freien Städte; die Geſandtſchaften der Könige von Frankreich, von Spanien, von Ungarn und Böhmen, trafen nach einander ein, dazwiſchen Adlige von allen Rangſtufen und Farben, von der reichen Reichsritterſchaft an bis zu den armen und brutalen Wegelagerern herab; Mönche von allen Orden, vornehme und gemeine Kleriker; Künſtler und Gelehrte, Bürger der benachbarten Städte, Kauf- und Handelsleute, vorzüglich aus Welſchland und den Niederlanden; Gaukler, Bänkelſänger, Pfeifer und Poſſenreißer, Magiſter der freien Künſte und fahrende Schüler, Zigeuner, Diebe, Bettler, abgedankte brotloſe Landsknechte, Bauernvolk; vornehme Frauen, Courtiſanen, Lautenſchlägerinnen und Bettelſängerinnen und ſonſtiges lüderliches Weibsvolk, das mit ſeinem Körper ein ſchmachvolles Gewerbe trieb. Die ſteigende Unordnung im Reiche, die vielfachen widrigen Fürſtenhändel, die Macht der neuen Ideen, welche alle Köpfe ergriffen hatte, die ihnen Widerſtrebenden nicht minder, als die ihnen Huldigenden, die gewaltigen Ruſtungen, welche von beiden Parteien zum geiſtigen Kampfe, der bald auch ein leiblicher zu werden drohete, gemacht wurden, die durch die kühnen Worte des Wittenberger Auguſtinermönchs noch höher geſteigerte

Aufregung, die große Theuerung, durch fortdauernde ſchlechte Ernten erzeugt, und endlich die durch das ganze deutſche Volk gehenden wunderbaren Prophezeihungen bevorſtehender großer Umwälzungen in Kirche und Staat, und daß dies des Kaiſers Maximilian letzter Reichstag ſei, bewirkten einen ſo ungeheuren Zuſammenfluß von Menſchen in der alten Reichsſtadt, wie ſie noch keinen erlebt hatte. Durch alle Menſchen ging das Gefühl, bei den Einen dunkler, bei den Andern klarer, bei Vielen bis zur Ueberzeugung geſteigert, daß es ſo wie bisher im Reiche und in der Kirche nicht fortgehen könne; die Welt empfand den Druck der Bande einer böſen Krankheit, die wie ein Alp auf den Geiſtern laſtete; ſie fühlte aber auch den mächtigen Drang nach Geſundheit und wurde ſich des jungen friſchen Triebes der Geneſung bewußt, welcher, von Tag zu Tag ſtärker werdend, die Krankheitsſtoffe aus dem Körper auszuſtoßen ſich anſchickte. Die böſen Geiſter der Krankheit klammerten ſich zu gleicher Zeit immer feſter an. Die ſtille, aber furchtbare Gährung ging durch alle Schichten der Geſellſchaft; am wildeſten arbeitete ſie, wo die Kräfte am roheſten waren, in der unterſten Schicht; aber gerade hier wußte Niemand klar, wie eigentlich zu helfen und zu beſſern ſei; man hatte nur das Gefühl, daß der Druck unerträglich ſei und daß man ihn abwerfen müſſe. Wie nun in dem grauſam geknechteten Landvolk die ſtille Empörung der Gedanken vorzüglich auf das unnatürliche weltliche Regiment gegen Fürſten und Adel gerichtet war, während es meiſt noch tief in den Banden des Aberglaubens verſtrickt lag, den Papſt in Rom gleich Gott verehrte und ſich von der liſtigen Pfaffheit leiten ließ, ſo war in den obern Schichten die Richtung gegen den Papſt und die verderbte Kirche vorherrſchend. Dort war das leibliche Element maßgebend, hier das geiſtige, ganz den verſchiedenen Bildungsgraden angemeſſen. Hätte

Kaiſer Maximilian Einſicht, Kraft und Muth gehabt, ſich an die Spitze der geiſtigen Bewegung zu ſtellen und der von Rom ausgehenden frech geſchminkten Lüge entſchieden entgegenzutreten, Deutſchland würde das alte unwürdige Joch abgeſchüttelt und, von einem hohen gemeinſamen Intereſſe erfaßt, zu einer unbeſiegbaren moraliſchen Stärke zuſammengewachſen ſein. Hätte es dieſes perſönlich ſo liebenswürdige Reichsoberhaupt auch noch über ſich vermocht, ſich des gemißhandelten Volks anzunehmen, es von den Feſſeln zu befreien, die ihm Fürſten, Adel und Pfaffen geſchmiedet hatten, und es der Ausbildung entgegen zu führen, zu welcher ſeine hohen und ſchönen natürlichen Anlagen berechtigten, hätte der Kaiſer auf dieſe Weiſe das geiſtige und leibliche Intereſſe Deutſchlands, die Bedürfniſſe des ganzen deutſchen Volks gefördert und zur Befriedigung gebracht, es wäre ein einiges großes herrliches Deutſchland erſtanden, der mächtigſte Staat Europa's, die entſcheidende Macht im Kampf der Weltgeſchicke, und er ſelbſt, dieſer menſchenfreundliche herzengewinnende Kaiſer, ſtrahlte als einer der größten Wohlthäter der Menſchheit in der Weltgeſchichte; er wäre der Gefeiertſte von allen, welche je die deutſche Königskrone getragen haben, und Kunſt und Poeſie hätten ihn für alle Zeiten verherrlicht. Und wenn er auch die Wünſche und Beſtrebungen der Bauern, die ſich mit ſo großem Vertrauen und mit ſo rührender Bitte an ihn wandten, für zu gering geachtet hätte, die gerechte Nachwelt würde es ihm verziehen haben, wenn er nur jetzt noch den Aufſchwung der Geiſter gegen die verhöhnende Knechtung des Papſtes begünſtigt und ihm den geſetzlichen Ausdruck verliehen, wenn er ſich jetzt nur noch allen Ernſtes erinnert hätte, daß er das Oberhaupt des den geiſtigen römiſchen Despotismus verſchmähenden deutſchen Volkes ſei, es wäre noch Alles gut geworden. Aber der unglückſelige Mann, an den die Zeit ſo gewaltige

Anforderungen ſtellte, hatte auch jetzt nichts weiter im Sinne als die Vergrößerung ſeines Hauſes. Die Selbſtſucht, die Triebfeder aller ſeiner Handlungen von ſeiner Verbindung mit der burgundiſchen Maria an, verließ ihn auch jetzt nicht, wo die Mahnungen des Zeitgeiſtes immer ernſter und dringender an ihn gelangten. Der Reichstag in Augsburg hätte der entſcheidende Moment werden müſſen, wo Maximilian ſich für die geiſtige Bewegung Deutſchlands gegen den kirchlichen Deſpotismus Roms erklärte, ſtatt deſſen vereinigte er ſich mit dem Papſte, um dadurch einem ſeiner Enkelſöhne die Nachfolge auf dem deutſchen Throne zu ſichern. Der leitende Gedanke ſeines Lebens verließ ihn auch jetzt im wichtigſten Augenblick nicht, wo alle perſönlichen Intereſſen hätten ſchweigen und die große Sache Deutſchlands ihn allein hätte erfüllen ſollen. Die Größe, die Macht, der Glanz des öſterreichiſchen Hauſes ging ihm weit über die moraliſche Größe, die geiſtige Macht und den Glanz der Freiheit Deutſchlands, und er bedachte nicht, daß Oeſtreich durch ein großes Deutſchland auch erſt wahrhaft groß geworden wäre. Während die erregten und entflammten Geiſter, mit großen und kühnen Gedanken der Freiheit vom Glaubensjoch ſchwanger, nach Augsburg pilgerten und hier endlich die Löſung des immer verworrener gewordenen Knäuels der alle Gemüther beſchäftigenden Angelegenheiten erwarteten, kam er nur mit den alten romantiſchen Plänen der Wiedereroberung Konſtantinopels und Jeruſalems und der Krönung des Königs von Spanien zum deutſchen Könige: ja er ging ſo weit, gegen ſeine Umgebung zu behaupten, Alles, was er in ſeinem Leben erſtrebt, ſei fruchtlos und zerfalle zu nichts, wenn er nicht jetzt das Eine noch erlange, daß ſein Enkel Karl zum deutſchen König erwählt werde. Anfangs war er für Ferdinand geſtimmt, ihm wünſchte er die deutſche Krone zuzuwenden; aber die Männer, mit denen er ſich darüber berieth, ſtellten ihm vor, daß Deutſchland eines mächtigen Herrn bedürfe, und daß es der Macht Oeſtreichs erſprießlicher ſein würde, wenn alle Kronen das eine Haupt ſchmückten. Aus dem Grunde der Machtvereinigung habe auch der König Ferdinand der Katholiſche den ihm unbekannten Karl dem von ihm ſo ſehr geliebten Ferdinand vorgezogen. Und als nun der kleine ſpaniſche Ferdinand ſelbſt nach Innsbruck kam, fand der Kaiſer ſo wenig Wohlgefallen an der Perſönlichkeit deſſelben, daß er von nun an nur für Karl zu wirken beſchloß.

Maximilian kam mit dem Erzherzog Ferdinand und großem prächtigen Gefolge nach Augsburg. Er liebte es auf den Reichstagen mit Pomp in ſeiner Umgebung aufzutreten, während er ſelbſt für gewöhnlich edle Einfachheit liebte. Um diesmal dieſer Leidenſchaft zu genügen, hatte er in Innsbruck Schulden machen müſſen; denn der Rentmeiſter hatte ihm zum großen Verdruß gemeldet, daß der kaiſerliche Seckel wieder leer ſei. Niemals lernte Maximilian wirthſchaften, und ſchwerlich iſt ein gekröntes Haupt mehr von ſeinen Leuten betrogen worden als der gutmüthige, ſtets verzeihende, keinen Diebſtahl ſtreng ahnende ritterliche Max. Jetzt meinte er lachend, wenn ſie nur erſt glücklich Augsburg erreicht hätten; dort werde der wackre Jakob Fugger ſchon helfen.

Als er in Augsburg mit großem Gepränge einzog, fiel Allen ſeine zuſammengebrochene Geſtalt auf. Er war doch noch kein Greis, erſt neunundfunfzig Jahre alt und ſtets der geſundeſte und ſtärkſte Mann des ganzen Reichs geweſen, abgehärtet, ein robuſter Krieger und Jäger; aber er war der Max von ſonſt nicht mehr. Das einſt volle Haar flog dürftig um ſeine Schläfe, ſeine Züge waren verfallen, ein wehmüthiges Lächeln zitterte über ſie, wie die ſcheidende Herbſtſonne über eine entlaubte Landſchaft. Auch wurde ihm der geheimnißvolle Schrein wieder nachgefahren, in welchem das Volk koſtbare Schätze vermuthete, von denen ſich der Kaiſer nicht trennen könne. Daß es ſein Sarg ſei, wollte Niemand glauben. Er kam nicht in heiterer Stimmung in die ihm ſo liebe Stadt, und der glänzende geräuſchvolle Empfang der Stände, des Magiſtrats und des Volks gab ihm die alte glückliche Laune nicht zurück. Von dem ganzen zahlreichen Geleit, das ihn bis zur Pfalz gebracht hatte, ließ er nur einen Mann zu ſich bitten in aller Stille — Jakob Fugger. In das Kloſet beſchieden, ſah der Leinweber den Kaiſer mit den Mienen trüber Reſignation am Fenſter ſtehen und, wie es ſchien, in tiefe Gedanken verſunken. Ein heller Schein flog über ſeine Züge, als er den alten Freund vor ſich ſah; er reichte ihm die Hand. Fugger blickte bekümmert in das Angeſicht des geliebten Fürſten; es war ihm, als ſähe er es feucht in Maximilians Augen ſchimmern.

„Jokob," ſagte der Kaiſer wehmüthig weich, „heute ſeh' und fühl' ich zum erſtenmal, daß wir alt geworden ſind."

„Ach, mein gnädigſter Herr, wir haben noch eine Strecke zum Alter, und Ew. Majeſtät eine längere noch als ich."

„Du irrſt, Meiſter Jakob. Ich bin Dir plötzlich vorausgeeilt und weit voraus, weit, ſodaß ich faſt am Ziele ſtehe. Der Kummer und die Sorge haben mich ſo vorwärts gepeitſcht. Du wirſt auch von der Prophezeihung gehört haben, die durch das ganze Volk geht: Augsburg beherberge den Kaiſer Max zum letztenmal. Die Sonnenfinſterniß am 7. Juli ſoll meinen Tod bedeuten."

„Bah! Altweibergeſchwätz! Welcher Menſch kennt Gottes Rathſchluß. Ich habe derlei Weiſſagungen immer als thörichten Menſchenwitz verlacht."

„Nicht ich, Jakob. Es hat Gott nicht nur gefallen, die Menſchen durch Zeichen und Wunder zu warnen, er hat auch manchen Menſchengeiſtern vergönnt, einen Blick in die Zukunft zu thun und dieſen Auserwählten in bedeutungsvollen Bildern zu zeigen, was er beſchloſſen hat. Ich habe davon in meinem Leben vielfache Beweiſe. Du weißt, wie oft ich zu Land und zu Waſſer, zu Berg und zu Thal, im Kriege und auf der Jagd in Lebensgefahr war, und wie ich meiſt nur auf wunderbare Art gerettet wurde. Sieh und faſt jedesmal wurde ich vorher auch auf wunderbare Art gewarnt vor der Gefahr. So weiß ich denn auch, daß die Prophezeihung von meinem nahen Ende kein müßiges Geträtſche iſt. Ich fühle es im innerſten Lebensmark, ich ahne es in der Seele, daß der Prophet, der ſie zuerſt ausgeſprochen, Recht hat: ich bin zum letztenmal in Augsburg! — Laß es gut ſein, Jakob; ich bin auf mein Abſcheiden vorbereitet. Seit vier Jahren begleitet mich mein Sarg auf jeder Fahrt, es iſt ein ſchlichter Schrein, angemeſſen dem ſchlichten tyroler Gemſenſchützen, der darin ausruhen ſoll von viel Mühe und Plage, von viel Angſt und Noth, die auf ihn eingeſtürmt von Jugend an bis zu ſeiner letzten Stunde." — Er hielt inne, ſeine Stimme war weich und zitternd geworden, ſein ſchönes mildes Auge hatte ſich mit Thränen gefüllt. Fugger ergriff ſtumm die Hand des Kaiſers; Blick und Geberden des edeln Leinwebers ſagten mehr als alle Worte.

„Ich hab' es ſtets gut und ehrlich gemeint mit jedem Menſchen und mit dem ganzen Reiche," fuhr der Kaiſer fort, „aber die meiſten Stände haben's nicht erkennen wollen, die Fürſten insbeſondre gar nicht, und ſie haben mir heimlich die Wege verlegt, die ich offen ging. Faſt alle meine guten Anſchläge haben ſie verhindert. Soll ich über die Franzoſen und Venetianer klagen, da mir's die

Deutſchen viel ſchlimmer gemacht? Was iſt die Frucht von fünfundzwanzig Jahren, die ich dem Reiche vorgeſtanden? Daß Gott ſich erbarme! Ein armſelig verkrüppeltes eſſigſaures Früchtlein —"

„O! Ew. Majeſtät ſchlägt die Frucht Eurer Thaten zu gering an!" rief Fugger eifrig. „Auch ſteht ja Alles erſt in Blüthe, die dereinſt die ſchönſten Früchte verſpricht. Die Erwerbung der Niederlande und Spaniens werden dem deutſchen Reiche Früchte tragen, wie es noch keine geſehen hat. Darum muß aber auch das Regiment des Reichs bei dem Hauſe Oeſtreich bleiben; denn nur dadurch kann es ſich einſt dieſer in Hoffnung ſtehenden Früchte erfreuen."

„Und das gerade machen ſie mir zum Vorwurf," ſagte Maximilian bitter lächelnd, „ich ſoll das Reich zum Beſten meines Hauſes verwahrloſt haben. Die Narren! Ich habe Oeſtreich groß gemacht, um durch ein großes Oeſtreich das Reich groß zu machen. Und nur Karl von Spanien wird als Kaiſer dem Reiche nützen können. Je größer die Macht ſeines Hauſes, deſto größer die Kraft des deutſchen Kaiſers. Freilich paßt das nicht in den Kram der Fürſten. Einen armen Strohmann wollen ſie zum Kaiſer, der bei ihrem Mitleid, bei ihrer Gnade um das tägliche Brot betteln gehen ſoll. Und in daſſelbe Horn bläſt der Papſt und die übermüthige gefürſtete Pfaffheit. Klein und ohnmächtig ſoll der Kaiſer ſein, damit die Römlinge in Deutſchland nach Belieben ſchalten und walten können. Deshalb iſt das kecke Mönchlein in Wittenberg gar kein unrechter Mann, den wir wol zur gelegenen Zeit brauchen können gegen die Eingriffe Roms in unſer Regiment."

„Ihr werdet doch dem Doktor Luther nicht Recht geben wollen?" rief Fugger ſchmerzlich erſtaunt. „Das ſcheint mir ein frecher Patron, der keine Scheu und Ehrfurcht vor dem Heiligſten hat und am Ende doch weiter nichts will, als ſelbſt Päpſtlein ſpielen.“

„Nicht annehmen will und kann ich mich ſeiner. Ich brauche den Papſt und darf es nicht mit ihm verderben. Der Papſt predigt den Türkenkrieg und verſpricht den Zehnten der geiſtlichen Güter dazu zu verwenden. Wenn er nur Wort halten wollte. Du weißt die Vertreibung des Türken iſt der höchſte Wunſch meines Lebens geweſen. So lang der Türk in Konſtantinopel ſitzt und uns niederwerfen kann, wenn es ihm beliebt, wird das deutſche Reich nicht zu der Macht und dem Anſehen gelangen, die ihm gebühren. Der Türk muß von uns niedergeworfen und vertrieben werden; Chriſtus muß angebetet ſein auf der ganzen Erde, und wie der Papſt in Rom, ſo muß der Kaiſer in Konſtantinopel herrſchen. Der Türkenkrieg muß unternommen werden. Ihn hab' ich im Ausſchreiben zu dieſem Reichstag als die Hauptaufgabe deſſelben geſtellt. Dazu müſſen Kaiſer und Papſt einig ſein. Verſteh' mich alſo recht: der Wittenberger Mönch iſt nur dazu zu brauchen, um dem Papſt zur rechten Zeit einen Dämpfer aufzuſetzen, wenn er nicht Wort halten ſollte in Bezug auf die geſammelten Gelder zum Türkenkrieg, wenn er überhaupt mir über die Hörner wachſen zu wollen ſich anſchicken ſollte. Weiter geht mich der Wittenberger nichts an. Der Kurfürſt von Sachſen mag ihn warm halten. Und um den Türken zu vernichten, wenn mich der Tod bald hinwegrafft, muß mein Enkel Karl Kaiſer ſein; er muß von den Kurfürſten jetzt auf dem Reichstage zum deutſchen Könige erwählt und gekrönt werden. Das iſt die zweite Hauptaufgabe dieſes Reichstags, welche aber mit der erſten innig verbunden und gleichſam eins iſt. Aber um die deutſche Krone auf Karl's von Spanien Haupt zu bringen, bedarf ich wiederum der Hülfe des Papſtes. Schon iſt hie und da von den widerſpenſtigen

Ständen das Bedenken laut geworden: ich ſelbſt ſei ja nur deutſcher König, habe mir zwar den Titel als Kaiſer zugelegt, ſei als ſolcher aber nicht vom Papſt gekrönt. Dagegen kann ich nichts einwenden. Alſo will und muß ich mich noch krönen laſſen, um das Werk, welches die Aufgabe meines Lebens iſt, noch vor dem Schluſſe deſſelben, ſo viel an mir iſt, zu fördern, da ich es doch nicht vollenden kann.“

„So will Ew. Majeſtät nach Rom ziehen?“

„Wenn es ſein muß, ja! Doch will ich verſuchen, ob mir der Papſt nicht den halben Weg entgegen kommt, oder ob er mir nicht einen Kardinal ſchickt, der die Krönung in ſeinem Namen vollziehe. Ich muß für Karl noch Alles thun, was ich vermag, und was ich für ihn und mein Haus thue, das thue ich für das Reich, für Deutſchland.“

„Ew. Majeſtät iſt der beſte Vater, der edelſte Menſch!“ rief Fugger mit ſchöner wahrer Begeiſterung. „Und das ärgert mich am meiſten, daß ſie das nicht anerkennen wollen!“

„Laß ſie, die Herzloſen! Sie wollen einen Kaiſer, dem die Liebe für die Seinigen, das ſchönſte Gefühl, die reinſte Tugend fremd iſt. Aber ich werde mir wahrlich nicht von ihnen wehren laſſen, meine Enkelkinder zu lieben und Glanz und Macht des Hauſes Oeſtreich nach Kräften zu mehren. Karl ſteht in Unterhandlung mit dem Könige von Frankreich, wegen ſeiner ehelichen Verbindung mit der Tochter deſſelben Louiſe; die Vermählung mit der Prinzeſſin Renate, der Tochter des verſtorbenen Königs Ludwig XII. iſt aufgegeben; durch Louiſe binden wir den heißköpfigen König Franz feſter an das öſtreichiſche Intereſſe. Er kann uns dann nicht mehr deutſche Reichsfürſten abſpenſtig machen, wie neuerlich noch den pfälzer Kurfürſten und die Brandenburger, die ich mit Mühe wieder gewonnen habe. Karl hat ihm den Güldnen-Vließorden geſchickt und den Orden des heiligen Michael von ihm erhalten. Ich denke, wir ſind auf dem beſten Wege, endlich Oeſtreich und Frankreich dauernd zu verſöhnen. — Ferdinand ſoll bald der Gemahl der kleinen ungariſchen Anna werden und wird ſich dadurch, falls der zarte ſchwächliche König von Ungarn und Böhmen frühzeitig mit Tod abgehen ſollte, den Weg zu dieſen beiden Kronen bahnen; von mir erhält er die öſtreichiſchen Erblande. Die Erzherzogin Eleonore wird in dieſen Tagen die dritte Gemahlin des Königs Emanuel von Portugal, und mit der kleinen Erzherzogin Katharina in Spanien, die ich noch nicht kenne, denke ich den harten und ſtolzen Kopf des alten Kurfürſten von Sachſen und ſeinen Bruder den Herzog Johann zu gewinnen. Ich ſtehe in Unterhandlung mit ihnen wegen einer Vermählung des jungen Kurprinzen von Sachſen Johann Friedrichs, Johanns Sohn, mit Katharina und gedenke ſie auf dieſem Reichstage zum Schluß zu bringen. Dieſe Sachſen muß ich durchaus an das öſtreichiſche Intereſſe feſſeln, damit mir ihre Kurſtimme für Karl nicht entgeht. Dann ſind meine Kinder alle verſorgt und wahrlich nicht zum Schaden Oeſtreichs. Meine Tochter die Erherzogin Statthalterin in den Niederlanden kann ich leider nicht vermögen durch eine nochmalige Vermählung den Glanz unſres Hauſes zu vermehren, obgleich Lebensalter und Schönheit ſie dazu befähigen, ja berechtigen.“

„Ihr habt genug des Glanzes auf Euer Haus gehäuft, mein Kaiſer, und Euere Nachkommen werden Euch ſegnen nach Jahrhunderten. — Der junge Weiß-Kunig wird im Andenken der Menſchen allzeit fortleben“ *).

---

*) Maximilian hatte ſeinem Geheimſchreiber Treizſaurwein einen hiſtoriſchen Roman diktirt, ein Gegenſtück des Theuerdank, deſ-

„Noch etwas drückt mich, Jakob. — Das Schickſal des Knaben, das ich Dir anvertraute. Ich fühle mich nicht frei von Schuld hinſichtlich ſeiner; ja, alter Freund, ich fürchte, wir haben zuſammen eine Sünde begangen. Haſt Du noch keine Spur von ihm entdecken können?“

„Nicht die mindeſte!“ verſetzte Fugger kleinlaut. Auch ihm ſchlug das Gewiſſen.

„Meine Ahnung hat mich damals nicht betrogen, als ich Dich bat, das Kind zu ſichern. Den untergeſchobenen Buben haben ſie nach Spanien zu der wirrſinnigen Königin geführt, und Karl hat jetzt mit ihm vor, ihm ein Erzbisthum zu geben. —“

„Ich weiß, ich weiß!“ nickte Fugger verlegen. „Mein Sohn Marx von Bübenhoven hat es mir in dem Briefe geſchrieben, den mir der Kämmerer des Erzherzogs Ferdinand mit aus Spanien gebracht.“

„Derſelbe Kämmerer Vivian de la Chaux hat mir die ſaubre Geſchichte enthüllt.“

„Wir müſſen das tiefſte Geheimniß darüber zu erhalten ſuchen, ſonſt gibt es ein Geſpötte in Augsburg und weiter. Der Bub iſt ja meines Knechts Veit Pathe und das Kind eines meiner ärmſten Weber in der Fuggerei.“

„Daß uns aber auch der rechte Knabe durch die Lappen ging!“ ſeufzte der Kaiſer. „Mir war immer als drohe von dieſer Seite mir und meinem Hauſe ein Unglück, wie ja ſchon ein grenzenloſes daher gekommen. Wer weiß, wer weiß, was noch geſchieht!“

„Gott und die Heiligen wollen es gnädig verhüten!“ ſprach Fugger feierlich und faltete die Hände. Auch ſeiner

---

ſen Held er ſelbſt unter dem Namen des „jungen Weiß-Kunigs“ iſt, ſein Vater heißt darin der „alte Weiß-Kunig.“ Der Tod verhinderte ihn an der Herausgabe des Buchs.

hatte ſich ein banges, peinliches Gefühl bemächtigt, und mit dieſem verabſchiedete er ſich von dem geliebten Herrn.

„Geh heim,“ ſagte dieſer, „und ſchicke mir bald ein paar tauſend Goldgülden. Ich bin wieder einmal mit leeren Taſchen nach Augsburg gekommen und muß bei Dir borgen, wie ſchon öfter.“

„Ihr ſollt ſogleich fünftauſend Gulden haben. Oder wollt Ihr mehr?“

„Es iſt genug vorläufig,“ verſetzte Maximilian durch die Ausſicht auf baares Geld wieder heiter geſtimmt, und Jakob Fugger verließ die Pfalz.

## 2.

## Ulrich von Hutten in Augsburg.

Der päpſtliche Nuntius kam nach einigen Tagen in Augsburg an, um die Intereſſen des heiligen Vaters auf dem Reichstage zu vertreten und dem Kaiſer eine Hülfe zu ſein in ſeinen ſchwierigen Verhandlungen mit den Fürſten. Und wahrlich dieſe droheten ſehr ſchwierig zu werden. Die Stände kamen faſt alle mit der Ueberzeugung nach Augsburg, daß die Dinge im Reiche nicht mehr ſo fort gehen könnten, wie zeither. Das Reichskammergericht hatte ſchon wieder ſeine Wirkſamkeit verloren; kein Kurfürſt wollte ſich ihm unterwerfen. Die Unordnung nahm überall auf eine erſchreckende Weiſe überhand. Die fauſtrechtliche Fehde war faſt in allen Provinzen Deutſchlands wieder im Schwunge; der Schwächere unterlag der brutalen Gewalt des Stärkern, aller Hülferuf an Kaiſer und Reich verhallte vergebens. Wer ſich nicht ſelbſt helfen konnte, war verloren. Fürſten und Adel, Fürſten und Städte lagen in blutigem Hader miteinander, und dieſe böſen Dinge hatten den Anſchein, als ſollten ſie immer ſchlimmer werden.

Der Ablaßkram hatte alle Gemüther empört, und das kräftige Auftreten des Lehrers an der Wittenberger Univerſität ein allgemeines Beifallsjauchzen erzeugt. Aber auch die Kleriſei war gegen den Papſt eingenommen. Von dem Lateranconcilium im Anfang des vorigen Jahres hatte er das Zugeſtändniß des Zehnten von allen Kirchengütern in der ganzen Chriſtenheit zu erlangen gewußt unter dem Vorwand einer Steuer zum baldigen Türkenkrieg, in Wahrheit aber, um ſeine von maßloſer Verſchwendung geleerten Kaſſen wieder zu füllen zu neuer Verſchwendung. Alles war gegen den Papſt, und plötzlich ſah man den Kaiſer nach langer Trennung mit dem Papſte vereinigt. Das machte einen üblen Eindruck. Die Perſönlichkeit des päpſtlichen Legaten vermehrte ihn. Dieſer war der Kardinal Thomas de Vio, genannt Cajetano, Dominikaner und eifriger Vertheidiger der päpſtlichen Vorrechte, ein eitler prunkſüchtiger Menſch, der in Augsburg mit dem Pompe eines Königs auftrat und auf eine Huldigung Anſprüche erhob, die den Spott herausforderten. Und es fehlte nicht an Spöttern in Augsburg; es war ihrer eine hübſche Zahl aus dem Reiche zuſammengekommen, und auch der kräftigſte fehlte nicht, Ulrich von Hutten. Er war im Gefolge des Kurfürſten von Mainz gereiſt und begrüßte mit treuherziger Innigkeit die alten Freunde. Ueberall wurde er mit Jubel aufgenommen; die Herzen und die Thüren thaten ſich ihm gleich weit auf. Man freute ſich über ſein geſundes Ausſehen, und in der That war er durch das von Jakob Fugger beſorgte und von dem kurmainziſchen Leibarzt Stromer, ſeinem Freund und Verehrer, ihm verordnete und präparirte Medikament, den Trank von Guiak (Franzoſenholz) von ſeinem langjährigen böſen Uebel geheilt. Aller Augen waren in Augsburg wieder auf ihn gerichtet; alle Fremden drängten ſich heran, ihn kennen zu lernen; er galt den Meiſten für eine wichtigere Perſon als der prunkhafte Cajetan, als irgend ein Fürſt, als der Kaiſer ſelbſt. Das machte die überwältigende Kraft der Wahrheit, die aus ſeiner Feder gefloſſen war. Zwar hatte er in Mainz nicht viel ſchaffen können; ſeine Reiſe nach Paris und das geräuſchvolle Hofleben waren ſeiner Muſe nicht zuträglich geweſen. Auch jetzt war er kaum von einer Reiſe nach Magdeburg und Halle im Gefolge des Kurfürſten zurückgekehrt. Aber zu Ende des vorigen Jahres hatte er noch auf ſeiner väterlichen Burg, dem Steckelberg, eh er nach Mainz übergeſiedelt war, ein altes Buch neu herausgegeben, das durch ſeinen Inhalt, noch mehr aber durch Huttens Dedikation deſſelben an den Papſt Leo abermals das größte Aufſehen machte und die Aufregung der Gemüther um ein Bedeutendes ſteigerte. Dies war eine Schrift eines edeln Römers aus dem vorigen Jahrhundert, Laurentius Valla, worin bewieſen war, daß die Behauptung der Päpſte, der erſte chriſtliche Kaiſer, Konſtantin der Große, habe der Kirche unter dem Namen eines väterlichen Erbtheils des Apoſtels Petrus diejenigen Länder in Italien geſchenkt, welche nachher den Kirchenſtaat ausmachten, eine erlogene ſei. Dieſes Buch war natürlich vom Papſt verdammt und möglichſt unterdrückt worden. Aber ein Exemplar kam in Ulrich's Hände, und er beeilte ſich, das Werkchen neu drucken zu laſſen. Seiner Kühnheit ſetzte er dadurch die Krone auf, daß er dem Werkchen eine Dedikationsepiſtel an den Papſt Leo vordrucken ließ, die das Stärkſte enthielt, was bis jetzt über die Sünden der Päpſte öffentlich bekannt gemacht worden war. Ein ſolches Unterfangen hatte alle Welt in ſtarres Erſtaunen verſetzt; denn er nannte die Päpſte in dieſer Epiſtel „Diebe, Mörder, Straßenräuber und Tyrannen, von deren Verbrechen man gar nicht genug ſagen könne, Feinde der ganzen Menſchheit, Feinde der geſammten Chriſtenheit, Menſchen, die die Schätze aller Länder an ſich geriſſen und ihnen dafür das härteſte Joch aufgebürdet, Könige vom Throne geſtoßen, die Unterthanen ihres Eigenthums beraubt, ſich Nachfolger Chriſti genannt und doch von allem, was Chriſtus zu thun befohlen habe, nichts gethan hätten." In Bezug auf den Ablaßhandel hatte er, noch nichts wiſſend von Luther's Schritt, zum Papſt geſagt: „Deine Vorfahren waren es, die in den Sünden andrer Menſchen und ſelbſt in den Strafen der Sünden noch nach dem Tode eine Gelegenheit fanden, Beute zu machen." In dieſem ſchonungsloſen derben Tone war die ganze Epiſtel geſchrieben; die Päpſte wurden der Simonie angeklagt; ſie hätten die erſten geiſtlichen Würden um hohe Summen feil geboten und ſich nicht begnügt etwa jährlich eine Steuer auszuſchreiben, ſondern ihre Boten, ſo oft es ihnen beliebt, bald aus dieſer, bald aus jener vorgeſchützten Urſache nach Deutſchland geſchickt, um Geld zu holen. Dennoch hätten ſie „heilige Väter" genannt ſein und nicht dulden wollen, daß etwas gegen ihr Thun und Treiben geſagt werde. Den Papſt Julius II., Leo's Vorgänger, nannte er einen Mann, der die verderblichſten Kriege angezettelt habe, und ſchilderte den ſchlechten Charakter deſſelben mit den ſtärkſten Farben.

Dieſe Schrift war in Augsburg verſchlungen worden. Die meiſten deutſchen Fürſten hatten ſich daran gelabt, weltliche und geiſtliche; denn auch die Letztern ſahen es gern, daß dem Papſte auf ſo derbe Weiſe die Wahrheit geſagt wurde; der Kaiſer ſelbſt hatte ſeiner vertrauten Umgebung ſeinen Beifall darüber zu erkennen gegeben, und beim erſten Beſuch, welchen ihm der Kurfürſt von Mainz in Augsburg abſtattete, ſprach er ſich ſein lobend über den Ritter aus und rühmte den Kurfürſten, daß er ihm eine unabhängige Stellung gegeben. Hutten ſelbſt überreichte dem Kaiſer eine feurige Rede, „Ermahnung an die deutſchen Fürſten zum Krieg gegen die Türken,“ worin er zwar dem Lieblingswunſche des Kaiſers mit dichteriſcher Begeiſterung das Wort redete, zugleich aber keck behauptete, der Kirchenzehnten ſei keineswegs für den Türkenkrieg, ſondern für die Befriedigung der päpſtlichen Gelüſte beſtimmt, und worin er ſo heftig gegen den römiſchen Hof auftrat, daß ſeine beſten Freunde vom Druck abriethen. Auch wurden dieſe ſtarken Stellen von den Secretairen des Kaiſers, als beſtellten Cenſoren, vor dem Druck der Rede geſtrichen.

Der päpſtliche Legat, Kardinal Cajetan, ließ ſich den Ritter von Hutten vom Kurfürſten von Mainz vorſtellen und benahm ſich ſehr diplomatiſch gegen ihn; in die feinſte Schmeichelei über Hutten's Dichter- und Schriftſtellerruhm ließ er blos die Bemerkung einlaufen, der längere Aufenthalt an dem prachtvollſten Fürſtenhofe Deutſchlands werde ja wol ſeine jugendliche Hitze etwas dämpfen und ihn die Dinge dieſer Welt in ihrer wahren Geſtalt erkennen laſſen, ſodaß er, der Kardinal, hoffe, auch ihn bald zu dem Wahlſpruch aller Billigen ſich bekennen zu ſehen, „leben und leben laſſen.“

In Augsburg traf Hutten den reichen und tapfern Ritter Franz von Sickingen wieder, deſſen Bekanntſchaft er am Pfingſtfeſte in Mainz gemacht hatte. Sickingen war ſieben Jahre älter als Hutten und ſtand jetzt im achtunddreißigſten Lebensjahre. Einer der charakterkräftigſten, edelſten und geiſtreichſten Männer jener an großen Perſönlichkeiten nicht armen Zeit, hatte er in kurpfälziſchen Dienſten ſich zum tapfern, kenntnißreichen Krieger gebildet und bereits mehrfache Fehden mit hohen Adligen und Fürſten am Rhein beſtanden, und als glühender Feind der römiſchen Anmaßung und Heuchelei, wie des ganzen ſcheußlichen Pfaffenunweſens in Deutſchland, und in demſelben Grade Verehrer der Gelehrten und Humaniſten, war er zu Pfingſten nach Mainz gekommen, um die Bekanntſchaft der berühmten Gäſte des Kurfürſten, vorzüglich aber Ulrich's von Hutten zu machen. Hier hatten ſie ſchon ihre Ideen mannichfach ausgetauſcht, und ſie waren als Freunde geſchieden. Sickingen war von der ſtürmiſchen Begeiſterung Hutten's für die ſittliche und politiſche Erhebung Deutſchlands hingeriſſen worden; aber auch Hutten hatte manches von Sickingen angenommen. Sickingen war durch und durch deutſcher Edelmann in der ſchönſten und ſittlichſten, ja in einer faſt idealen Bedeutung des Wortes, und er hegte die unerſchütterliche Ueberzeugung, daß der ſchier grenzenloſen Verwirrung und 'all den unſäglichen öffentlichen Uebeln in Deutſchland nur durch eine ſittliche Kräftigung des Adels geſteuert werden könne. Aber mit dem lebendigen Geiſte der Wiſſenſchaft ſollte ſich der Adel verbinden, und ſeine Tapferkeit nur den edelſten und höchſten Zwecken der Menſchheit und der Einigung Deutſchlands gewidmet ſein. Die rohe Gewalt der Fauſt, die Schmach des Adels, ſollte von dem beſſern Geiſte unterdrückt werden. Hutten fing Feuer für dieſe Idee und erweiterte ſie dahin, daß der Adel ſich mit den Städten und dem Landvolk verbünden und dieſe drei vereint eine unbezwingbare Macht gegen die Fürſten und die römiſch geſinnte Pfaffheit bilden ſollten. Sie kamen darin überein, daß der Drang nach Freiheit von unerträglichem Joche in den Bauern, das Verlangen nach ſicherer Bewegung und Entfaltung in den Bürgern der Städte durchaus einer höhern ſtarken Kraft als Stütz- und Vereinigungspunkt bedürfte, um mit Glück gegen ihre Feinde auftreten zu können, und daß dieſer nur der aus ſich ſelbſt ſittlich wiedergeborne deutſche Adel ſein könne. Der Adel müſſe mit dem Volke ein unzertrennliches Ganzes bilden, wie das Haupt mit Rumpf und

Gliedern, aber wie ohne denkendes Haupt kein Körper beſtehen könne, ebenſowenig das Volk ohne den Adel.

Dieſe Ideen ſpannen die beiden Ritter in Augsburg weiter; ſie ſchloſſen ſich hier noch enger aneinander an, ſie lebten ſich ineinander hinein. Aber dieſes neue Freundſchaftsbündniß, indem es ſich enger zuſammenzog, lockerte ein älteres auf. Ulrich von Hutten hatte gleich am Tage nach ſeiner Ankunft den wackern Ulrich Fugger aufgeſucht, der von Schwaz gekommen war, um während dem Reichstage in ſeinem Hauſe in Augsburg zu wohnen und Geſchäfte zu machen. Sie begrüßten ſich mit der alten Herzlichkeit, aber der feurige Fugger konnte ſeine Verſtimmung darüber nicht verbergen, daß ſein ritterlicher Freund an dem prunkvollen Hofe zu Mainz ſich habe feſſeln laſſen. Hutten vertheidigte den Kurfürſten warm, Fugger zuckte kalt ſchweigend die Achſeln. Je öfter ſie zuſammen waren, je mehr ſie ſich über die neueſte Geſtaltung der Zeitverhältniſſe ausſprachen, deſto lebendiger erwachte in ihnen die Ueberzeugung, daß ſie nicht mehr auf dem alten Standpunkt ſtanden. Hutten war durch Sickingen vorwärts geſchritten in ſeinen politiſchen Anſichten; Fugger war ſtarr bei ſeiner alten Meinung ſtehen geblieben. Hutten wollte jetzt Befreiung und Erhebung des ganzen Volkes unter Anführung des Adels und ſchloß ſelbſt die beſſern Fürſten nicht von dieſer Anführung aus; er wollte eine deutſche Kirche gebildet und zum Oberhaupt derſelben den Kurfürſten von Mainz gewählt wiſſen; Ulrich Fugger beſtritt dies Alles mit Heftigkeit. „Ich könnte Euch nicht beiſtimmen, und wenn alle Ritter und Junker im deutſchen Reiche ſo vortreffliche Männer wären, wie Ihr und der Sickingen; denn Geburt kann und darf dem Menſchen kein Vorrecht vor Andern gewähren; es iſt Unſinn, iſt Frevel an Gottes Weisheit und Güte. Gott ſelbſt hat jeden Menſchen zu dem Wege beſtimmt, den er zu wandeln hat, und früh zeigt ſich in jedem dieſe Beſtimmung. Der Eine hat einen unwiderſtehlichen Trieb zum Landbau, er wird als Bauer an ſeinem Platze ſein und Gutes wirken, den Andern zieht's zur Pflege des Viehs; der Dritte hat zu nichts Luſt als zu Handel und Wandel, einen Vierten treibt die heiße Seele in Kampf und Schlacht; er iſt ein geborner Krieger; das fromme Gemüth des Fünften findet ein hohes Glück darin, die Mitmenſchen zur Anbetung Gottes zu leiten. Und ſo ſind wieder Andre durch beſonders hohe und ausgezeichnete Gaben auserſehen Geſetze zu geben und das Regiment zu führen. Das ſind die Menſchen, die Gott beſtimmt hat an der Spitze des Volks zu ſtehen, und nicht den Adel, der auf nichts weiter ſich ſtützen kann, als auf die Geburt. Das Volk aber muß ſeine Geſetzgeber und Regimentführer aus ſich ſelbſt herauswählen; denn Gott hat ſeine höchſten Gaben ebenſogut unter den Bauer und Bürger vertheilt, wie unter den Edelmann und Pfaffen.“

„Aber dem begabten Bauer und Bürger fehlt die Ausbildung ſeiner Gaben; der rohe Edelſtein nützt uns nichts; er muß geſchliffen und gefaßt werden.“

„So iſt die Aufgabe ihn zu ſchleifen und zu faſſen. Der Adel iſt eben ſo ungebildet, ja durch die Gewalt der bewaffneten Fauſt noch roher und unmenſchlicher als Bauer und Bürger.“

„Der Adel muß wieder eine feſte Korporation bilden, die ſtreng auf Recht und Sitte hält und ihr Schwert nur gegen Unrecht und Unſitte kehrt.“

„Das ganze Volk muß dieſe Korporation bilden; kein verſtändiger Mann darf ausgeſchloſſen werden.“

„Aber Standesunterſchiede müſſen ſein; ein Haupt muß der Körper haben.“

„Standesunterſchiede, die uns Gott vorſchreibt, nicht die die Menſchen willkürlich ſetzen; und das Haupt bilden die, welche Gott dazu beſtimmt.“

Die beiden Freunde konnten ſich nicht mehr einigen, und Sickingen's (den Hutten bei Ulrich Fugger einführte) ruhiges, ſtolzes, ritterliches Weſen, das der feurige junge Bürger für vornehme Kälte nahm, war nicht geeignet, ſie wieder in einen Guß zu bringen, doch ſahen ſie ſich zuweilen und ſchätzten ſich gegenſeitig.

Einmal fragte Ulrich Fugger den Ritter Ulrich von Hutten um ſeine Anſicht von Luther. „Er iſt aus den Bettelmönchen hervorgegangen, und dieſe faulen Gäuche waren mir ſtets mehr zuwider als Spinnen und Kröten,“ antwortete dieſer verächtlich. „Ihr ſollt ſehen, der ganze Lärm läuft wieder auf ein widerwärtiges Mönchsgezänke hinaus, und wenn der Kurfürſt von Mainz dem Doktor Luther eine reiche Pfründe gibt, ſo läuft er nach Rom und küßt dem Papſte den Pantoffel.“

„Ich habe eine beſſere Anſicht von Euch über den Wittenberger erwartet. Mir gefällt der Mann und ſeine Predigt. Das iſt wahrlich kein gewöhnlicher Bettelmönch, welcher alſo gegen den Ablaßunfug aufzutreten ſich unterfängt.“

„Dagegen hat er ſchon einen demüthigen Brief an den Papſt geſchrieben, wie ich aus ſichrer Quelle weiß,“ verſetzte Hutten. „Wir müſſen es abwarten, und es muß ſich bald entſcheiden, ob Luther ein Mann iſt, wie Ihr glaubt, oder ein Mönch, wie ich glaube.“

Hutten fragte Fugger nach der Frau Eleonore van der Voort und erhielt zur Antwort, daß ſie in ihrem Häuschen in der Fuggerei wohne und ſich ſtill und eingezogen halte. Nur zuweilen wandre ſie mit den von ihr gefertigten Heiligenbildchen aufs Land, um ſie den Bauern zu verkaufen, unter denen ſie viel Freunde zähle. Dann und wann beſuche ſie ihn auf ſolchen Fahrten in Schwaz.

Auch male ſie zuweilen größere Bilder für Raimund Fugger.

„Ich bitt' Euch, Freund Ulrich, begleitet mich zu ihr," ſagte Hutten. „Ich habe einen etwas kitzlichen Auftrag an ſie, und wünſche dabei Euere Unterſtützung."

„Sie weiß bereits, daß Ihr hier ſeid," entgegnete Fugger, „ich habe geſtern noch mit ihr über Euch geſprochen und will Euch nicht verhehlen, daß, ſo ſehr ſie voriges Jahr für Euch ſchwärmte, doch Euer Aufenthalt am mainzer Hofe ihrem Glauben an Euch ſtark geſchadet hat. Ihr kennt ihren unauslöſchlichen Haß gegen Fürſten und Pfaffen, und gegen den Erzbiſchof Albrecht iſt ſie am meiſten erbittert, ſeit er ihre Schweſter Martha zur Courtiſane hat."

„Ich kann es mir denken. Um ſo ſchwieriger iſt mein Auftrag; denn er iſt von ihrer Schweſter. Allein ich konnte nicht umhin, ihn zu übernehmen, nicht nur Martha, auch der Kurfürſt ſelbſt hat mich darum erſucht."

„Was will die verlorne Martha von Frau Eleonoren?"

„Verzeihung und ſchweſterliche Liebe."

„Ich glaube ſchwerlich, daß Ihr zum Ziele kommen werdet."

„Wenigſtens dann Großmuth und Rückſicht. Ich glaube, Martha ſcheut ſich nach Augsburg zu kommen aus Furcht vor einem öffentlichen, Aufſehen erregenden Aergerniß von Seiten ihrer Schweſter. Und doch wünſcht der Kurfürſt ſie am Tage ſeines Glanzes hier zu haben, und Raimund Fugger hat ſie dringend eingeladen. Ihr wißt, daß der Papſt den Kurfürſten zum Kardinal erwählt hat; der Legat wird ihm in einigen Wochen den rothen Hut feierlich aufſetzen. Martha brennt vor Begierde, dieſe Ceremonie mit anzuſehen und Augsburg zum lebendigen Reichstag wieder zu beſuchen. Sie liebt das Vergnügen; ſie würde derweil in Mainz vor Langeweile ſterben. Aber erſt muß ſie ſicher ſein vor dem Zorn und der Heftigkeit ihrer Schweſter. Und dies iſt meinem Dafürhalten nach der Grund, weshalb ich Frau Eleonoren überreden ſoll, mit mir nach Regensburg zu reiſen, wo Martha mit ihr zuſammentreffen will.“

„Verſucht Euer Glück. Ich will Euch nach Kräften behülflich ſein. Und ich glaube die weichen Stellen im Herzen dieſer ſtarken und außerordentlichen Frau zu kennen.“

Die beiden Freunde machten ſich zuſammen auf den Weg nach der Fuggerei, und ſie fanden Eleonoren in ihrer ſtillen und beſcheidenen Häuslichkeit.

## 3.

## Die ſchöne Maria in Regensburg.

Das Bild der Maria war mit großen Feierlichkeiten in der neuen Kirche zu Regensburg aufgeſtellt worden. Das Feſt dauerte drei Tage, und vornehme Kleriker waren weit her gekommen, um die Pracht deſſelben zu erhöhen. Die Bildſäule war eine Meiſterarbeit; in voller Lebensgröße trug ſie Martha's Züge mit täuſchender Aehnlichkeit, und ſchon in den erſten Tagen erhielt ſie vom Volke den Namen „die ſchöne Maria.“ Dieſer Name verbreitete ſich mit dem Ruhme der Trägerin ſchnell weit und breit. Es verlautete nämlich, daß Allen, welche zu der ſchönen Maria gebetet, in ihrem Anliegen unverzüglich geholfen worden ſei. Leute durchzogen das Land, welche mit großem Geſchrei von Haus zu Haus verkündeten, von was für ſchwerem Gebreſte ſie und Andre durch Hülfe der ſchönen Maria in Regensburg befreit worden; Andre berichteten wieder andre Wunder, und an der Donau auf und ab, in den Thälern des Regen, der Nab, der Iſar, immer weiter erſchallte das Gerücht von dem neuen wunderthätigen Gottesbilde. Drauf wurde der Zulauf von Tag zu Tag ſtärker. Von allen Orten, erſt aus der Nähe, dann fernher ſtrömten die Menſchen zu Tauſenden herbei, nicht nur Männer und Weiber, ſondern auch Kinder und greiſe Leute, viele barfuß und zerlumpt wie ſie eben von der Arbeit fortgelaufen waren, Andre krank und elend, oft mit ekelhaftem Gebreſte. Viele waren Tag und Nacht gelaufen und kamen im höchſten Grad ermattet und verhungert an. Sobald ſie nun, ohne ſich vorher zu ſtärken und auszuruhen, den Tempel betraten und des Bildes anſichtig wurden, fielen ſie ohnmächtig zu Boden, gleichſam als hätte ſie der Donner erſchlagen. Da dieſes der tolle Pöbel ſah, meinte er, es ſei die Wunderkraft des Bildes, welches die Leute alſo zu Boden werfe, und Jedermann, der irgend eine Wirkung dieſer Kraft in ſich verſpüre, müſſe gleichfalls niederfallen. Ganze Haufen und Schaaren fielen auf die Steinplatten und lagen lange, eh' ihnen die Beſinnung wiederkehrte, und wer keine Anwandlung zum Fallen in ſich ſpürte, dünkte ſich unſelig zu ſein und nöthigte ſich wol ſelbſt zum Fallen. Von Woche zu Woche, von Tag zu Tag nahm der Volksandrang zu, immer mehr Kranke gingen geheilt hinweg und ſchon ſah man Weihgeſchenke von Gold und Silber, von Wachs und Marmor, und ihre Zahl mehrte ſich täglich. Manchen Tag waren ſchon zehntauſend fremde Wallfahrter in der Stadt. Die Eröffnung des Reichstags in Augsburg vermehrte noch den Zulauf. Denn wer aus dem Norden kam, um gen Augsburg zu reiſen, ging über Regensburg und ſollte es mit einem großen Umwege ſein, um die ſchöne Maria zu ſehen und ihr ſeine Wünſche zu eröffnen. Da die Volksmaſſen in der Kirche nicht zur Anhörung der Meſſe untergebracht werden konnten, ſo wurden mehre Altäre außerhalb der Kirche errichtet; an allen wurde zugleich Meſſe geleſen, innerhalb und außerhalb der Kirche, und der große freie Platz war ſo gedrückt voll Menſchen, wie die Kirche. Die Pfaffenpartei, vorzüglich die Dominikaner, von welchen dieſe Demonſtration gegen den jungen Zeitgeiſt ausgegangen war, triumphirte; das Unternehmen war über ihr eignes Erwarten ſchnell geglückt, und ſchon meinten ſie in thörichter Selbſtverblendung die vollſtändige Niederlage ihrer Feinde zu ſehen. Auf ihre Einladung machte der Kardinal Cajetan der ſchönen Maria einen Beſuch und las eine Meſſe an ihrem Hauptaltar. An demſelben Tage war auch Martha Bry in Regensburg angekommen, und der Bildſchnitzer Wollfahrt führte ſie bei den Häuptern des Klerus ein. Sie wurde am Abend ſogar dem Kardinal-Legaten vorgeſtellt und hatte eine lange geheime Unterredung mit ihm und einigen andern vornehmen Dominikanern, unter welchen ſich auch Hochſtraaten aus Köln befand. Mancherlei Verabredungen wurden da getroffen und dem hoffärthigen Mädchen die glänzendſten Verſprechungen gemacht, wenn ſie den Kurfürſt Albrecht dahin bringe, daß er die Humaniſten nicht mehr begünſtige, und wenn ſie durch die Fugger in Augsburg den Kaiſer zur Errichtung eines Inquiſitionstribunals im deutſchen Reiche vermöge. Die eitle, hochſtrebende Martha verſprach Alles, was die geiſtlichen Herrn von ihr verlangten. Sie wurde ja mit Verſprechungen, mit Ehrenbezeigungen und Schmeicheleien überhäuft, und der Kardinal ſagte ihr, daß der Künſtler kein ſchöneres Modell zum Bilde der Maria habe auffinden können. Der Kardinal flüſterte dabei dem Dominikaner-Prior Hochſtraaten einen originellen Gedanken zu, der eben in ihm aufgeſtiegen war, und der berühmte Ketzerrichter lächelte dazu beifällig.

Am folgenden Morgen, als der Kardinal ſich eben zur Abreiſe nach Augsburg anſchickte, wurde ein brauner phantaſtiſch gekleideter Mann bei ihm eingeführt, deſſen tiefe gefurchte Geſichtszüge und ſtark mit Grau gemiſchten Haare auf das höhere Mannesalter deuteten. Es war der Zigeuner Antonio Gebes. Mit dem Ausdruck froher Ueberraſchung eilte der Kardinal auf ihn los und bot ihm die Hand. „Endlich!" rief Cajetan. „Ich glaubte Euch in Augsburg bei meiner Ankunft bereits zu finden, und von Tag zu Tag hab' ich Euch erwartet. Ihr habt mir die Zeit lang gemacht."

„Ich hatte Noth, den berühmten Mann zu finden, nach welchem Ihr mich ausgeſandt; doch ich fand ihn endlich in Oeſtreich, und —"

„Habt ihn für unſre Sache gewonnen?" fragte der Kardinal ungeduldig.

„Doktor Fauſt iſt hier; wir ſind auf dem Wege nach Augsburg. Wir hörten hier von Euer Eminenz Anweſenheit, und der Schwarzkünſtler läßt Euch durch mich um die Erlaubniß bitten, Euch aufwarten zu dürfen."

„Alſo er iſt gewonnen für uns? Er will mit ſeiner Kunſt unſrer Sache dienen?"

„Der berühmte Mann, den das Volk im Bunde mit dem Teufel wähnt, will der Kirche dienen. Er will uns die frechen Himmelsſtürmer niederſchmettern helfen."

„Wieder ein mächtiger Streiter auf unſrer Seite mehr. Selbſt der Teufel muß uns dienen."

„Doktor Fauſt wird uns viel nützen. Sein Einfluß auf die Volksmaſſen iſt ſchier groß. Sie fürchten ſeine Macht, die ſie für ungeheuer und mit der des Teufels ſelbſt gleich halten."

„Und was iſt Euere Meinung über Fauſt's Verbindung mit dem Teufel? Glaubt auch Ihr, daß er einen Pakt mit dem Höllenfürſten gemacht, damit ihm dieſer in ſeiner Kunſt beiſtehe und ihm zu allen Lebensfreuden behülflich ſei?"

„Darauf kann ich Euch nicht antworten, Eminenz. Der Mann will Euch mit allen ihm zu Gebot ſtehenden Kräften dienen. Das genüge Euch. Woher er dieſe Kräfte hat, und welcher Art ſie ſind, darüber legt er Niemandem Rechenſchaft ab. Genug, er iſt der außerordentlichſte Menſch, den ich jemals kennen gelernt habe."

„Ich verſtehe. Die heilige Kirche wird wohl daran thun, ſich die Freundſchaft dieſes Mannes zu erhalten. Sie hätte ſie ſchon längſt erwerben ſollen, und wär' ich früher nach Deutſchland gekommen, ich hätte mich mit dem Doktor Fauſt eher verbündet, als mit Kaiſer und Reich. Geht und bringt mir den Mann!"

Nach einer halben Stunde trat Antonio Cebes mit einem langen, hagern, ältlichen Mann wieder in das Vorgemach des Kardinals. Es war der berühmte Schwarzkünſtler Doktor Johann Fauſt. Sein tiefliegendes, kleines, graues Auge blitzte ſtechend unter buſchigen Brauen hervor. Ein dünner Bart verdeckte nur nothdürftig die ſcharfen ſpöttiſchen Züge und das Zucken der ſchmalen Lippen. Es war etwas Unſtätes in dieſer ganzen ſchwindſüchtigen Geſtalt; ſie glich einer ausgebrannten Ruine, in welcher Nachtvögel und Geſpenſter ihr unheimliches Weſen treiben. Er mochte ein angehender Sechziger ſein.

Ein reichgekleideter Kämmerer führte die beiden Männer in das Gemach des Kardinals. Ein merkwürdiges Kleeblatt! Alle drei ſchon über die Blüthe des Mannesalters hinaus. Dieſer prachtliebende wohlgenährte Italiener mit dem feinen glänzenden Geſicht, das von vorſichtigen Lebensgenüſſen zeugte, während ſein Auge Stolz, Liſt und brutalen Spott verrieth und ein fauniſch lüſternes Lächeln um ſeinen vollen Mund ſpielte; dieſer Spanier, in deſſen Zügen jede Verworfenheit der menſchlichen Seele, mit teufliſcher Schlauheit gepaart, geſchrieben ſtand, und dieſer deutſche Zauberer, deſſen Antlitz eigentlich ein Räthſel war, ein unerfreuliches Geheimniß bergend. Ein Kardinal, faſt im Ernſt königlichen Rang beanſpruchend, wenigſtens königliche Würde affektirend und königliche Pracht zur Schau ſtellend; ein Magiker, im Rufe ſtehend, er ſei mit dem Teufel im innigen Bündniß, und ein Zigeuner, Dieb, Betrüger, Spion, für jede Schelmerei erkaufbar, doch böſen Ränken ſchier noch mehr aus Bedürfniß als für Gold ergeben. Alle Drei hier vereinigt, um Roms finſtre Geiſtesherrſchaft über Deutſchland ſo viel als möglich zu befeſtigen, das alte Netz wieder feſter anzuziehen und die zerriſſenen Maſchen deſſelben durch dauerhafte neue zu erſetzen. Rom verſchmäht kein Mittel, ſich harpyengleich an fremde Länder anzukrallen und ihnen im Namen Gottes das Lebensblut auszuſaugen; die Mutterkirche verbündet ſich zu dieſem Endzwecke ſogar mit ihrem Erbfeinde, dem Teufel; denn wahre Feindſchaft auf Leben und Tod iſt nur zwiſchen ihr und denen, die ſelbſt denken und nach den Reſultaten dieſes Denkens leben und ihr kein Geld mehr in den Schoß ſchütten wollen. Mit dem Teufel, dieſem ſeltſamen Phantom des Mittelalters, hat ſie ſich immer gut geſtanden; ſie war nur zum Schein ſeine Gegnerin, im Geheim ſeine Buhlerin.

Der Kardinal blickte mit einem Gemiſch von Neugierde und Furcht auf den Schwarzkünſtler; er war doch mit der Hölle noch nicht in ſo unmittelbare Berührung gekommen.

„Ihr ſeid aus dieſem Lande gebürtig, wie man mir geſagt hat,“ redete der Kirchenfürſt den Doktor lateiniſch an.

„Ich ſtamme aus Kundlingen, einem Städtchen im Würtembergiſchen, wo mein Vater die Heilkunſt ausübte, und wo ich in meinen frühern Jahren auch als Arzt praktizirte."

„Wie kamt Ihr auf magiſche Studien?"

„Durch das Studium der Natur und der alten Meiſter. Mein Vater trieb die Scheidekunſt, und noch jung ward ich der eifrigſte Anhänger dieſer Wiſſenſchaft, welche die Pforte in das tiefe und dunkle Reich der Natur bildet. Dann trieb mich der Wiſſensdurſt nach Krakau, auf deſſen hoher Schule ich Aſtrologie und Magie ſtudirte."

„Und Ihr ſeid der größte Magier geworden. Euer Ruhm iſt bis nach Rom gedrungen. Man ſagt, Euch ſtänden die Pforten der Geiſterwelt offen, ihr hättet die Elementargeiſter Euch unterthänig gemacht."

„Die Natur, wie ſie der Menſch mit ſeinen beſchränkten Sinnen wahrnimmt, iſt die Hülle, das Kleid der wahren Natur. Nur wenigen Sterblichen iſt es durch fortgeſetzte Anſtrengung und außerordentliche Glücksfälle gelungen, ſie zu zwingen, daß ſie ſich ihnen in ihrer nackten Schönheit zeige, und dieſe Schönheit iſt eine ſo furchtbare und bewältigende, daß die meiſten Sterblichen bei ihrem Anblick den Tod davon haben würden. Dieſem Naturgeiſt, von dem die Menſchen einige unvollſtändige Kunde erhalten haben, geben ſie verſchiedene Namen, bald nennen ſie ihn Gott, wenn er ſich ihnen günſtig beweiſt, bald Teufel, wenn er ſich ihnen verderblich zeigt; ſie geben ihm Engel und Heilige bei und wieder Elementar- und verdammte Geiſter; aber ich ſag' Euch: er iſt immer der Eine, Ewige in ſeinen verſchiedenen Wandlungen. Nur dem wahrhaft nach Erkenntniß dürſtenden Geiſte enthüllt er ſich auf einen Augenblick, und dem unabläſſig fordernden gibt er einen Strahl ſeiner Kraft. Ein ſolcher Strahl iſt in meine Seele gefallen."

Den Kardinal überlief ein leiſer Schauder.

„Ihr wißt, um was es ſich jetzt handelt," ſagte er etwas unſicher. „Der heiligen Mutter Kirche erſtehen in dieſem verwirrten deutſchen Reiche trotzige und boshafte Feinde.“ Wir, die treuen Diener der Kirche, müſſen verhüten, daß die ſchmeichleriſchen Irrlehren dieſer frechen Menſchen nicht im Volke Platz greifen. Wir müſſen die großen Maſſen an St. Peters Stuhl feſſeln, und keine Arbeit darf uns verdrießen, um das Werk der Frechheit unſchädlich zu machen. Ihr ſeid ein Mann, der uns dabei unterſtützen kann, wie kein Anderer, ihr ſeid gleichſam ein auserwähltes Werkzeug der Kirche Chriſti.“

Fauſt lächelte zu dieſer pathetiſchen Rede ſpöttiſch. „Spart Euere Worte. Ich leſe in Euerer Seele. Ihr denkt über dieſe Dinge, wie der Papſt denkt, und wie ich denke. Es kommt auch nicht auf Ueberzeugungen an; denn die Wahrheit erkennt doch Keiner weder von Euerer, noch von der Gegenpartei, weder Einer von denen, die es ernſtlich meinen, noch von denen, die falſch ſpielen. Sie nagen Alle an der Schale, und Keiner hat den Kern gefaßt, wenn es auch Mancher wähnt. Der Kern iſt nicht für die Menſchen. Ihr könnt alſo offen mit mir reden. Es handelt ſich um die Macht, welche die Kirche auf die kleinen menſchlichen Geiſter ausübt; es handelt ſich um die Schätze, die ſie aus den Beuteln dieſer kleinen Geiſter zieht. Der Gott, den die Kirche gemacht und für den einzig wahren ausgibt, und Chriſtus, der Sohn dieſes Gottes, ſie ſind nicht mehr und nicht weniger, als was Saturn und ſein Sohn Jupiter waren. Der Mahomet der Türken iſt etwas beſcheidner; er gibt ſich nur für einen Propheten dieſes Gottes aus. Der Jehovah und die Elohim der Juden waren deſſelben Schlags. Die alten Aegypter und die Perſer hatten wieder andre Götter, die Indier haben ſie noch. Lauter Menſchengebild, lauter Schalen. Der Menſch iſt geſchaffen, um in Nacht über die Erde zu wandeln. Was er für Licht des Geiſtes hält, iſt ein trügeriſcher Schein. — Ihr wollt meine Dienſte zum Beſten der Macht der Kirche, des Papſtes. So laßt uns feſtſtellen, welchen Theil Ihr mir an den zu erobernden Schätzen zugeſteht.“

„Dies wird ſich nach Euerer Leiſtung beſtimmen. Ich wünſche, daß Ihr hier ſchon eine Probe Euerer Kunſt ablegt. Von welcher Art dieſe ſei, ſollt Ihr heute noch erfahren.“

Der Zauberer verabſchiedete ſich.

Am andern Morgen entſtand ein großes Geſchrei in und um die neue Kirche. Mehr als hundert Menſchen, welche früh zuerſt vor der „ſchönen Maria“ gebetet hatten, erzählten mit höchſter Exaltation, daß das Bild plötzlich die Arme ſegnend ausgebreitet und ſich gegen die Beter verneigt habe. Alle Kranken waren davon geſund worden. Alles ſchrie Wunder, und der Zudrang war an dieſem Tage furchtbar. An dem Wunder konnte nicht gezweifelt werden; denn jeder Einzelne von der großen Menſchenzahl, die es geſehen, erzählte es auf gleiche Weiſe. Aber die Aufregung der Menge wurde an demſelben Tage noch höher geſteigert. Es verbreitete ſich nämlich das Gerücht, die heilige Mutter Gottes ſei ſelbſt vom Himmel herab nach Regensburg gekommen und in der Kirche durch die Menge wandelnd geſehen worden. Andre wollten ſie auf der Straße erblickt haben. Alles was ein menſchliches Antlitz trug, drängte nach der Kirche; ein allgemeines Umfallen fand ſtatt; ein Jubelſchreien, Singen und Beten erſchallte durch die Lüfte, und die begeiſterte Menge geberdete ſich dabei, als ſei ſie wahnſinnig geworden.

In dieſen Menſchenhaufen trat Ulrich von Hutten mit Frau Eleonore van der Voort. Sie war in ein ſchlichtes graues Gewand gehüllt, ein Schleier verdeckte ihre narbigen Geſichtszüge. Sie waren eben von Augsburg angekommen.

Mit ſtaunender Entrüſtung ſahen ſie in das tolle Gewirr und hörten den Bericht des Wunders.

„Kommt!" flüſterte Eleonore ihrem Begleiter zu. „Es iſt Alles verloren. Nie wird die geknechtete Menſchheit frei. Mit dem Schrei der Verzweiflung windet ſie ſich einen Augenblick in den ihr angeſchmiedeten Feſſeln, um ſich im nächſten, vom Wahnſinn angeſteckt, den dieſe Pfaffen in der Luft verbreiten, mit vollem Jubel in noch engere und ſchmählichere Bande zu ſtürzen. Mir ekelt vor dieſen Menſchen."

„Und doch muß das Licht ſiegen," verſetzte der Ritter. „Gott hat das Licht geſchaffen, daß es ſiege. Wie mich auch der Trug der Hölle umbrauſ't, ich fühle mich nur um ſo mächtiger zum Kampf gegen ſie angetrieben."

„Ihr habt recht, hier iſt die Hölle los. Laßt uns das unglückliche Kind aufſuchen, das ihr trügeriſcher Glanz verblendet hat, und verſuchen wir, ob wir es aus ihren Netzen befreien können."

„O Deutſchland, mein Vaterland, wann wird dir der Tag der Freiheit aufgehen! Wann wirſt du erkennen, daß Pfaffenlug und Fürſtentrug Hand in Hand gehen und dich hohnlachend niederwerfen, um dir das Mark aus den Knochen zu ſaugen!" So rief der edle Ritter empört und ſuchte mit ſeiner Begleiterin Martha's Herberge auf. Sie fanden den Doktor Fauſt und Antonio Gebes, beide koſtbar gekleidet und mit goldnen Ketten behangen, bei ihr. Doch entfernten ſie ſich bald. Draußen flüſterte Fauſt ſeinem Begleiter zu: „Dieſe ſchöne Maria von Regensburg ſoll der Preis ſein, den mir die gute Mutter Kirche für meine Dienſte zahlt." — „Um dieſen Handel braucht die Mutter gar nicht zu wiſſen," grinſte der Zigeuner. „Er kann hinter ihrem Rücken abgemacht werden. Ich weiß aus guter Quelle, was dieſe Heilige erſtrebt, und es wird Euch nicht ſchwer werden, ihre Wünſche zu erfüllen."

Die beiden Schweſtern ſtanden einander gegenüber. „Martha,“ begann Eleonore, indem ſie den ſtrengen Ton ihrer Stimme zu mildern ſuchte, „es iſt dein Wunſch geweſen, daß ich hierher komme. Was haſt du für ein Anliegen an mich?“

„Ich weiß, du zürnſt mir, und du haſt Urſache dazu,“ verſetzte die Jüngere mit heuchleriſcher Schlauheit. „Ich möchte deinen Zorn beſchwichtigen, deine Liebe wieder gewinnen. Nur mit dir ausgeſöhnt, wollte ich Augsburg und deine Wohnung betreten. Deshalb ließ ich dich bitten, mit mir hier zuſammen zu treffen.“

„Biſt du hierhergereiſt, um an meiner Hand als eine reuige Magdalena nach Augsburg zu wandern, dann ſei dieſe Stunde geſegnet.“

„Eleonore, beurtheile mich nicht zu hart. Du biſt jung geweſen, wie ich es bin. Dein Herz hat an Glanz und Reichthum gehangen, auch das meinige hängt daran. Du haſt heiß geliebt, du biſt geliebt worden von einem ſchönen ſtolzen fürſtlichen Manne. Ich bin in demſelben Falle. Iſt es nicht das ſüßeſte Glück auf Erden, die angebetete Herrin eines ſolchen Mannes zu ſein? Darum ſei nicht zu ſtreng gegen mich!“

„Armes Kind, ich will nicht ungerecht gegen dich ſein; denn du haſt mich an meine eignen Fehltritte erinnert. Und ich war vor den Augen der Welt ſtrafbarer, als du es biſt. Nicht ſo vor Gott und meinem Herzen. Denn ich liebte den Mann, der mir ſeine Liebe entgegen trug. Martha, du biſt dem Markgrafen Johann gefolgt; liebteſt du ihn? Der Markgraf überließ dich ſeinem Vetter; liebſt du dieſen? Ich ſehe aus dieſem ſchmachvollen Wechſel nichts als Eitelkeit und Glanzſucht. Wehe dir, wenn dein Herz nicht bei dieſen ſträflichen Verbindungen iſt, wenn vielleicht gar in ihm verſteckt die Liebe zu einem andern Manne ſchlummern ſollte!“

Martha wechſelte einen Augenblick die Farbe; ihr Auge ſtreifte flüchtig über den Ritter, der ſchweigend in einer Fenſterniſche lehnte; doch Eleonoren war dieſer Blick nicht entgangen, und ſie hatte ihn ſogleich verſtanden.

„Martha," fuhr ſie im geſteigerten Tone fort, „du biſt auf dem Wege in dein Verderben. Nur noch wenige Schritte, und du biſt verloren. Lenke ab von der verlockenden Straße. Ich beſchwöre dich bei dem Andenken an den blinden Greis, der unſer Vater war! Sieh, ich habe ihn ſchwer gekränkt; vermehre meine Schuld nicht. Verſöhne mit mir ſeinen Schatten. Folge mir nach Augsburg! Reiße dich los von dem trügeriſchen Glanze, der dich gefangen hält! Wohne bei mir; ich will für dich arbeiten. Oder tritt in ein Kloſter der Büßerinnen."

„Eleonore, das kann dein Ernſt nicht ſein! Du haſt eine Gewiſſensfrage an mich gerichtet und mir dadurch das Recht eingeräumt, eine gleiche an dich zu ſtellen. Iſt dein Herz abgeſtorben für den Glanz und die Genüſſe des Reichthums, wie ſie ſich dir einſt in ſo reicher Fülle dargeboten? Würdeſt du ſie verſchmähen, wenn ſie ſich dir wieder darböten? Warum biſt du nicht in ein Magdalenenkloſter getreten? Warum trittſt du nicht noch hinein?"

Eleonore verſtummte. Sie war getroffen von dieſen unerwarteten Fragen.

„Dein Herz iſt voll unverſöhnlichen Grolls gegen die Hohen und Mächtigen, die dich in Schmach und Elend verlaſſen haben," fuhr Martha fort. „Du haſt mir ja dieſen Groll genug gepredigt. Aber du hatteſt das Leben genoſſen, ich fühlte den unwiderſtehlichen Drang, es auch zu genießen. Du würdeſt jeden Augenblick zu Glanz und Macht zurückkehren, wenn ſich dir Gelegenheit dazu böte, um den glühenden Durſt deiner Seele zu befriedigen. Du haſſeſt dieſe Pfaffen; ich verachte ſie. Du biſt ſtolz, ich bin es nicht minder. Aber ich halte den für den Klügſten, der Menſchen und Verhältniſſe, wie ſie ſich ihm darbieten, zum Aufbau ſeines eignen Glückes benutzt. Nach dieſem Grundſatz handle ich — du ſiehſt, ich bin ganz offen — würdeſt du in meiner Lage anders handeln? Würdeſt du ohne Weiteres einer glänzenden Laufbahn den Rücken kehren, um in Armuth und Dunkelheit zu vegetiren? Wärſt du die reiche angeſehene Frau Peters van der Kapellen geblieben, ſo würdeſt du mir das Glück bereitet haben, welches mir Bedürfniß iſt wie dir. Was haſt du mir jetzt zu bieten?"

„Ich ſehe, daß meine Erfahrungen dir nicht nützen. Du wirſt eben ſo ſchmerzliche, vielleicht noch ſchmerzlichere machen müſſen."

„Nein, Eleonore. Nicht nur mich will ich heben und feſtſtellen auf der errungenen Höhe: auch dich will ich wieder in eine Lage bringen, die deinem Geiſte würdig, die ihm Bedürfniß iſt. Du biſt für dieſe dunkle und reizloſe Armuth ſo wenig geboren, wie ich. Nicht in der Hütte Jakob Fugger's ſollſt du wohnen; nein, du ſollſt ihm wieder gleich geſtellt ſein, wie du es einſt in Antwerpen warſt. Gehe mit mir nach Mainz. Der edle Ritter von Hutten iſt dein Freund, wie er der meinige iſt. Er iſt auch der Freund des Kurfürſten. Und der Kurfürſt iſt ein wahrhaft trefflicher und edler Mann. Er wird dich willkommen heißen an ſeinem glänzenden Hofe. Er läßt dich durch mich einladen. Er wird dir dieſe Einladung in Augsburg ſelbſt wiederholen. Die reizendſten Genüſſe der Kunſt, nach denen deine große ſtolze Seele ſchmachtet, winken dir dort. Folge mir nach Mainz!"

„Nimmermehr!" rief Eleonore, aber ſie rief es in einem ſo ſchmerzlichen Tone, daß die beiden Zuhörer daraus erkannten, daß der wunde Fleck ihrer Seele getroffen war, und daß Wünſche und Hoffnungen dort erwachten, die ſie ſelbſt vielleicht für todt gehalten hatte.

„Du wirſt geehrt ſein von vornehmen und edeln Männern und Frauen, und deine Kunſt wird dich hoch unter ihnen ſtellen,“ fuhr Martha nur um ſo eifriger fort. „Der Kurfürſt beſitzt durch Raimund Fugger ſchon einige Bilder von deiner Meiſterhand; es verlangt ihn, die Künſtlerin nicht allein mit Gold zu belohnen. Er wird alle Wunden heilen, welche dir ein widriges Schickſal geſchlagen —“

„Kann er auch dieſe Narben aus meinem Antlitz tilgen, die unauslöſchliche Schrift meiner Schmach?“ ſchrie Eleonore plötzlich in heftiger ausbrechender Leidenſchaft.

„Du ſelbſt beſitzeſt ein Mittel, dieſe Narben zu Ehrenzeichen für dich umzuwandeln,“ entgegnete Martha mit ſchlauer Wendung. „Niemand hält es für eine Schande die Geliebte eines edeln Fürſten zu ſein. Wer ſchmäht denn die Frauen, welche Kaiſer Maximilian liebte, oder werden ſie deshalb getadelt, daß dieſe Liebe Früchte getragen hat? Fürſtenliebe entſchuldigt Jeder. — Dieſe Narben könnten die Stufen deines neuen Glücks werden, wenn du es nicht eigenſinnig von dir ſtießeſt.“

„Was meinſt du damit?“ fragte Eleonore verwundert.

„Du weißt jedenfalls, wo der Knabe Martin ſich jetzt befindet, der auf dem Haſenhofe in der Grafſchaft Burgau erzogen wurde und vor mehren Jahren von dort entwich.“

„Was weißt du von einem ſolchen Knaben?“ fragte Frau van der Voort beſtürzt.

„Ich weiß nichts weiter von ihm. Von dir aber möchte ich erfahren, wo er iſt —“

„Auch ich weiß nichts von ihm. — Ritter, gebt mir Euern Arm und geleitet mich in unſre Herberge.“ Sie war todtenblaß und einer Ohnmacht nah.

„Eleonore, ſcheide nicht ſo von mir!“

„In Augsburg wirſt du nicht allein im Kloſter eine Schweſter finden. Auch ich werde es nie vergeſſen, daß eine Mutter uns geboren, und wenn die Täuſchungen über dich kommen, wie ich ſie voraus ſehe, ich werde gern meinen letzten Biſſen mit dir theilen.“

Von Gefühlen, wie ſie ihr lange fremd geweſen, auf das Heftigſte beſtürmt, verließ Eleonore an des Ritters Seite das Haus. Draußen ſtand ein Haufe gemeinen Volks, das ſprach untereinander: „Da drinnen wohnt die heilige Jungfrau Maria, die Mutter Gottes, die vom Himmel herabgekommen iſt.“ Eleonore lachte bitter, und der Ritter murmelte einen kräftigen Fluch durch die Zähne.

---

## 4.

## Römiſche und deutſche Zauberkünſte.

In Augsburg war ein glänzender Feſttag, der erſte Tag des Auguſtmonats, und der Kardinal-Legat feierte heute ſeinen Triumph. Cajetan hatte weitläufige und koſtſpielige Vorkehrungen getroffen, um ſo prächtig als möglich bei der Ceremonie aufzutreten, die ihm der Papſt übertragen hatte. Sie beſtand aus zwei Hauptmomenten, dem Kaiſer im Namen des Papſtes den von demſelben geweiheten Hut und Degen zu überreichen, bekanntlich die höchſten Zeichen der päpſtlichen Huld und Gnade, und dem Kurfürſten von Mainz den Kardinalshut aufzuſetzen. Doch war das Letztere das Wichtigere. Von der Unentſchiedenheit des alternden Kaiſers hatte man in Rom nichts zu fürchten; der Kardinal brauchte ihm nur Hoffnung zu machen auf die Unterſtützung des Papſtes bezüglich der Erwählung des Königs von Spanien zum deutſchen Könige und ſeine Phantaſie hinſichtlich des Türkenkriegs anzuregen, und der Kaiſer war zum unwilligen Erſtaunen Deutſchlands gewonnen. Aber die junge Kraft des Kurfürſten Albrecht konnte Rom ſehr gefährlich werden. Und wenn er, dann ſämmtliche Brandenburger Fürſten. Schon waren unter den Gelehrten und Künſtlern, die mit dem mainzer Hofe in Verbindung ſtanden, kecke Stimmen laut geworden: die deutſche Kirche müſſe eine ſelbſtſtändige, von Rom unabhängige werden, man müſſe einen deutſchen Papſt erwählen, und Ulrich von Hutten, der dieſen Ton zuerſt angeſchlagen, hatte geradezu den Kurfürſten von Mainz als das künftige Oberhaupt der deutſchen Kirche bezeichnet. Dieſe kühnen Worte waren bis nach Rom gedrungen, und bei der allgemeinen Stimmung in Deutſchland lag ihre Verwirklichung nicht im Reiche der Unmöglichkeit. Es galt alſo, den jungen Kirchenfürſten, der ſo leicht gefährlich werden konnte, feſter an das römiſche Intereſſe zu binden und ihn auf jegliche Weiſe den Humaniſten zu entfremden. Alle Mittel der Schmeichelei, der Bevorzugung, der Heuchelei, des feinen Betrugs und der Täuſchung, an denen es Rom niemals hat fehlen laſſen, um zu ſeinem Zwecke zu gelangen, wurden in Anwendung gebracht, um den Kurfürſten von den Männern loszureißen, die bisher ſein ausſchließlicher Umgang geweſen waren, und ſie von ſeinem Hofe zu verſcheuchen. Dies war um ſo ſchwieriger, da ja der Papſt die Humanitätswiſſenſchaften ebenfalls glänzend begünſtigte und die gelehrten Pfleger derſelben an ſeinen Hof zog. Was er ſelbſt that, mußte dem Kurfürſten verleidet werden; denn nur die deutſchen Männer der Wiſſenſchaft waren gefährlich. Schon hatte der Kardinal begonnen, Martha Bry durch glänzende Verſprechungen für dieſen Plan zu gewinnen; doch ſtand ihm ihre Neigung zu dem gefährlichſten Gegner deſſelben, zu Ulrich von Hutten, die ihm, wie Alles, was am mainzer Hofe vorging, hinterbracht worden war, entgegen; aber

Cajetan warf den verwegenen Gedanken auf, den kühnen deutſchen Ritter durch Martha für Rom zu bekehren, zum Beweis, wie viel Rom ſchon durch Weiber geglückt, wie das Unmöglichſcheinende durch die Sirenenſtimme der Wolluſt erreicht worden war.

Der Kardinalshut, den Cajetan für den Kurfürſten mitgebracht, war das äußere Zeichen der päpſtlichen Huld, das allem Volk verkünden ſollte, in wie hoher Gunſt der Kurfürſt beim heiligen Vater ſtehe; die Briefe des Papſtes an Albrecht und deſſen Bruder Joachim floſſen über von Huld und Segen; aber ſie deuteten auch an, was der Papſt zum Heile der Kirche verlange. Der ſchwache, weichliche Albrecht war geſchmeichelt; ſein Bruder nicht minder, und Martha ſtand bereits im Solde Roms. Sie hatte ihre Schweſter, ſie hatte den edeln Hutten getäuſcht.

Cajetan hielt ein feierliches Hochamt im Dome mit unerhörtem Gepränge. Solch prachtvolles kirchliches Schauſpiel war in der alten Reichsſtadt noch nicht geſehen worden. Alle weltlichen und geiſtlichen Fürſten des Reichs waren auf ſeine Einladung erſchienen und ſaßen im höchſten Schmuck im Chor der Kirche um den Kaiſer; die Geſandten der fremden Mächte und die Abgeordneten der Städte gegenüber. Der Biſchof von Augsburg mit dem ganzen Kapitel knieten zu den Seiten des Hochaltars und bedienten den Kardinal. Die Kirche war überfüllt von Menſchen; Hunderte ſtanden noch vor den geöffneten Thüren.

Nach dem Hochamte wurde der Kurfürſt Albrecht von den Biſchöfen von Augsburg und Würzburg zu dem Altar geführt und ſenkte das Knie vor dem päpſtlichen Legaten, der eine lateiniſche Rede an ihn hielt, worin er ihn eine ſtarke lebendige Säule der Kirche nannte und ihn nicht ohne Beziehung ermahnte, nicht zu wanken im Dienſt der heiligen Kirche und ſelbſt den Schein des Wankens zu vermeiden. Dann verlas er das päpſtliche Breve an den Kurfürſten, worin derſelbe zum Kardinal ernannt wurde, und ſetzte demſelben, während die Prieſterſchaft das „Komm heiliger Geiſt ꝛc.“ ſang, den Kardinalshut auf. — Als der Kurfürſt zu ſeinem Sitze zurückgekehrt war, ſchritt der Legat in der Mitte der Kleriker, welche den Hut und den Degen trugen, auf den Kaiſer zu, haranguirte denſelben im Namen des Papſtes und überreichte die Geſchenke. In ſeiner aus ſchwülſtigen Phraſen zuſammengeſetzten Rede ermahnte er den Kaiſer, gegen den Erbfeind, der nach dem Blute der Chriſtenheit lechze, mit ſeinen bewaffneten Heerſchaaren auszuziehen und ihn zu vernichten. Mit großem Nachdruck erinnerte er ihn, daß dies der Tag ſei, an welchem Auguſtus einſt durch den Sieg bei Actium die Herrſchaft der Welt gewonnen habe; aber dieſer Tag ſei auch dem St. Peter heilig. Für den Kaiſer möge der wichtige Tag die Bedeutung haben, daß er Konſtantinopel und Jeruſalem erobere und das Reich wie die Kirche bis ans Ende der Welt ausbreite. Der Kaiſer dankte in wohlgeſetzter Rede, ſteckte den Degen an, mit welchem er die Türken zu bekämpfen verſprach, und ließ ſich von ſeinem Oberkammerherrn den Hut aufſetzen. Die verſammelte Menge ſtimmte einen Lobgeſang an.

Unter den Zuſchauern befanden ſich viele, welche dieſe Feierlichkeit mit ſehr gemiſchten Gefühlen betrachteten. Konrad Peutinger, Wilibald Pirkheimer und Albrecht Dürer ſtanden zuſammen, voll ſchlimmer Ahnung, daß dieſe von Rom gekommenen beiden Hüte Symbole neuer Knechtſchaft ſein möchten, wie einſt der öſtreichiſche Hut in der Schweiz. Am lauteſten machte ſich der Unwille des nürnberger Malers Luft, der nach Augsburg gekommen war, um den Kaiſer noch einmal zu malen.

An einer andern Stelle ſtanden Ulrich von Hutten und Franz von Sickingen beiſammen. Auch ſie waren ſich klar bewußt, was die römiſchen Hüte zu bedeuten hatten, Kopfbedeckungen für den jungen deutſchen Geiſt, Dämpfer und Erſticker der hellen Geiſtesflammen, welche aus Deutſchlands Haupte aufzulodern begonnen hatten.

Unter den jungen Frauen und Töchtern des Fugger'ſchen Hauſes erblickte man Martha Bry in dem reich verzierten Stande der Fugger in der Kirche; ſie labte ihr eitles Herz an dem Gepränge, mit welchem ihr fürſtlicher Freund den rothen Hut erhielt; ſie fühlte im Geiſte ſchon auf ihrem eignen Haupte eine Grafenkrone, als einen Ableger oder Ausläufer des Kardinalshutes. Die hoffärthige Buhlerin des mainzer Kurfürſten wohnte geehrt und gefeiert, wie eine Fürſtin, bei Raimund Fugger; es war der Liſtigen geglückt, in der öden Bruſt ihrer Schweſter Eleonore neue Hoffnungen und Wünſche zu erwecken; ſie hatte die heftige leidenſchaftliche Frau mit ſich ſelbſt uneins gemacht und ſich dadurch ſicher vor ihr geſtellt. Eleonore war vom Kurfürſten äußerſt gnädig empfangen und nach Mainz eingeladen worden; ihr Zorn war, wenn auch nicht vertilgt, doch entwaffnet. Er machte eine Ausnahme und unterhandelte mit ſich ſelbſt. Die lockende Fernſicht, welche Martha ihr eröffnet, ließ ſie an die ſüßen ſchmeichleriſchen Worte derſelben glauben, und ſie war nun ſelbſt in Verzweiflung, daß ſie keine Kunde von dem verlornen und nun ſo ſehr begehrten Knaben ertheilen konnte. Kaum erinnerte ſich dagegen Martha, daß ſie noch eine zweite Schweſter in Augsburg leben habe, und ihr fröhlicher Sinn vermochte ihren leichten Fuß nicht über die Schwelle des Dominikanerkloſters zu zwingen, in welchem die fromme Barbara ihr ſtilles Leben abſpann.

Die ſpätern Nachmittagſtunden des Feſttages füllte eine Kunſtvorſtellung des Doktor Fauſt im großen Tanzhauſe aus. Er hatte den Kaiſer und alle Reichsfürſten eingeladen. Alle vornehmen Männer und Frauen, welche

Augsburgs Mauern jetzt umfingen, waren zugegen, ein glänzender Flor. Der berühmte Künſtler nebſt ſeinem Gefährten ſchienen ſich um zwanzig Jahre verjüngt zu haben. Sie waren in reicher Kleidung chaldäiſcher Zauberer, und die, ob den außerordentlichen und, wie es ſchien, nur mit Hülfe übernatürlicher Weſen ausgeführten Schauſtücke erſtaunten Zuſchauer flüſterten ſich einander zu, der Gefährte und Gehülfe des Schwarzkünſtlers ſei ein hölliſcher Geiſt, einer von den kleinen Teufeln, und nur durch die Macht deſſelben ſei Fauſt zu ſolchen Dingen geſchickt. Niemand war geneigter dies zu glauben, als der Kaiſer und Jakob Fugger, welche in dem Höllenprinzen mit einigem Schaudern den räthſelhaften Menſchen wieder erkannten, der ihnen ſchon oft und in ſo ſehr verſchiedenen Eigenſchaften entgegen getreten war. Während die von Erſtaunen, in welches ſich ein leiſes Grauſen miſchte, ergriffenen Zuſchauer noch mit Gedanken an Hölle und Teufel beſchäftigt waren, erſchien, auf Fauſt's Wink mit dem Zauberſtabe, eine dichte Wolke, welche ſich allmälig roſenroth färbte. Ein zweiter Wink des Zauberers, und die Wolke theilte ſich von einander; man ſah das Innere der neuen Mariakirche zu Regensburg mit dem Altar, auf welchem das ſo ſchnell berühmt gewordene Muttergottesbild leuchtete. Am Altar knieten der Apoſtel Petrus und der Papſt Leo anbetend. Maria reichte dem Apoſtel eine Roſe, dem Papſt eine Schwertlilie. Im Nu war der Altar in das verkleinerte Bild der damals im Bau begriffenen St. Peterskirche in Rom verwandelt. Der heilige Petrus pflanzte die Roſe in die Kirche, der Papſt die Lilie davor. Die Blumen wuchſen mit der Kirche, und ein ſüßer Engelsgeſang ließ das Ave Maria ſanft ertönen. Bald hatte die Roſe alle Räume der Kirche erfüllt und eine Menge Blüthen getrieben. Die Lilie aber trieb nur Blätter, welche wie ſcharfe Schwerter die Kirche umſtarrten. Ein grimmer Eber mit mächtigen Hauern ſtürmte heran und rannte an die Kirche, gleichſam als wolle er ſie umſtürzen, die Lilie ſtreckte ihm ihre Schwerter entgegen, aus den Roſen ſchlugen Flammen empor, die nach dem wüthenden Unthier züngelten; aus dem Portale der Kirche trat das Lamm Gottes mit dem Siegespanier, ſtreckte damit den Eber nieder und kehrte in den Tempel zurück. Aus dem Gipfel der Roſe war unterdeß die päpſtliche Tiare, aus dem der Lilie die deutſche Kaiſerkrone emporgewachſen und beide vereinte ein Roſenkranz. Die Wolke ſchloß ſich wieder über dem Gebild, und gleich darauf war auch ſie verſchwunden. Vor dem Kaiſer aber lagen auf einem ſeidnen Kiſſen eine Roſe und eine Lilie, Niemand wußte, wie ſie dahin gekommen waren. Verwundert griff er danach, aber er hielt ein Crucifix und einen Dolch in der Hand. In demſelben Augenblick gewahrte Martha Bry einen Roſenkranz auf ihrem Schoße. —

Jedermann verſtand die Deutung dieſer wunderbaren Bilder, und die Kirchenfürſten und Prälaten behaupteten, dergleichen könne nicht mit des Teufels Hülfe hervorgebracht werden. Der Kaiſer ließ den Doktor Fauſt zu ſich entbieten; er wünſchte von dem außerordentlichen Manne etwas Beſtimmtes über die Dauer ſeines Lebens zu erfahren. Martha Bry aber fühlte ſich über die ihr zu Theil gewordne Auszeichnung ſehr geſchmeichelt. Auch ſie hatte ein heimliches Anliegen an den Schwarzkünſtler und ließ ihn durch ihre Zofe zu einer Zuſammenkunft einladen.

Trotz dieſer und andrer Künſte und Ränke fand der Kardinal Cajetan einen hartnäckigen Widerſtand bei den Ständen in Bezug auf den beantragten Türkenkrieg. Niemand glaubte daran, daß es dem Papſt Ernſt damit ſei, und ſo ſehr auch der Kaiſer ſich kümmerte, daß ſeine alte Lieblingsidee, die ihm der Papſt jetzt ſo freundlich entgegen brachte, ſo wenig unter den Fürſten Anklang fand, man ſpottete ſogar öffentlich über die florentiniſchen Künſte, die da Türken an die Wand zauberten, wie Doktor Fauſt, um den Deutſchen ihr Geld aus den Taſchen zu zaubern eben ſo, wie der berühmte Schwarzkünſtler. Man nannte den Papſt den römiſchen Fauſt; man nannte ſie beide die Brüder Hexenmeiſter. Laut ſprach man es aus in den Reichstagsverſammlungen, in den Schenken und Herbergen, auf den Straßen: die Türken, welche die Deutſchen mit aller Macht zu bekämpfen haben, ſeien in Italien daheim. Dazu müſſe man aber das Geld fein behalten. Die Deutſchen wären lang genug ſchwer von Begriffen geweſen und hätten die römiſchen Lügen geglaubt. Um ſich das ewige Heil vom Papſte zu erwerben, hätten ſie ihm ihr irdiſches hingegeben, und er habe es in Saus und Braus verpraßt. Aber man ſei der Finten und Fineſſen müde. Der Papſt könne keinem Menſchen zur Seligkeit verhelfen; das könne nur der Glaube an das erlöſende Blut Chriſti. Wie die Ablaßgelder nicht zum Bau der St. Peterskirche, ſondern mediceiſcher Luſtſchlöſſer verwendet würden, ſo ſei auch die Türkenſteuer nur zur Befriedigung römiſcher Wollüſte beſtimmt. Der Kaiſer aber ſage Ja und Amen dazu, um dadurch zu der lang begehrten Reichsſteuer zu gelangen. Es handle ſich bei Papſt und Kaiſer um nichts weiter, als die leeren Kaſſen zu füllen. Es erſchienen Schriften, in welchen das päpſtliche Anſinnen lächerlich gemacht wurde, und obgleich Ulrich von Hutten, auf deſſen Stimme man viel gab, in einer meiſterhaften Rede die deutſchen Fürſten ermahnte, gegen die immer drohender anwachſende Macht der Ungläubigen im Oſten zu Felde zu ziehen, ſo warnte er doch nachdrücklich, nicht das Geld dazu erſt nach Rom zu ſchicken, wo es vergeudet werde.

So kam es denn, daß die Stände die Türkenſteuer entſchieden ablehnten. In dem kläglichen Zuſtande, in welchem das Reich während der letzten Jahre durch Krieg, Theurung und Aufruhr gerathen, werde ſich eine ſo bedeutende Auflage gar nicht eintreiben laſſen. Ueberdies beklage ſich der gemeine Mann ſchon über all das Geld, das aus dem Reiche ohne Nutzen für daſſelbe weggehe. Schon oft habe man durch Cruciat und Indulgenz zu einem Türkenkriege beigeſteuert, aber noch niemals erfahren, daß irgend etwas gegen die Türken geſchehen ſei. So friſch von der Leber hatten die deutſchen Stände noch nicht zum Papſte geſprochen, und da nun einmal das Siegel ihres Mundes gelöſt war, ſo beſchwerten ſie ſich bitter über alle Uebelſtände und Plackereien, die Deutſchland von Rom aus aufgebürdet wurden. Es war ein langes Sündenregiſter, das ſie dem beſtürzten Kardinal-Legaten vorhielten, und jedes Wort darin war ein Schwertſtreich gegen die päpſtlichen Erpreſſungen. — Und um dieſer bis dahin unerhörten Anklage des endlich ganz und allgemein erwachten deutſchen Selbſtgefühls gegen die heuchleriſchen Anmaßungen des Papſtes die Krone aufzuſetzen, machte der Biſchof von Lüttich eine Eingabe an den Kaiſer und die Fürſten, worin er mit ſcharfer Feder alle Ungerechtigkeiten aufzählte, welche die deutſche Kirche von den römiſchen Courtiſanen erfahre. Dieſe ſtarken Jäger, Kinder Nimrod, ſagte er darin, gingen täglich auf die Jagd von Pfründen; Tag und Nacht ſännen ſie auf nichts, als die canoniſchen Wahlen zu zerſtören; das deutſche Geld, ſonſt zu ſchwer für einen Atlas, fliege über die Alpen.

Dieſe Schrift machte ungeheures Aufſehen; der Kaiſer ſah mit Schrecken, wohin es in Deutſchland gekommen war, und der ſchlaue Legat ahnete, daß die Glorie um die dreifache Krone in Deutſchland verſchwunden ſei, und daß kein Fauſt ſie wieder herbeizaubern könne. Um ſo größer, meinte er, müßten die Anſtrengungen ſein, und er nahm ſeine Maßregeln. Er ſuchte ſich mit dem mainzer Kurfürſten auf einen freundſchaftlichen Fuß zu ſetzen; ſie waren oft zuſammen in der Geſellſchaft des Kaiſers, ſie ritten zuſammen aus, und Kurfürſt Joachim von Brandenburg wie die Markgrafen Kaſimir und Georg von Brandenburg, die beiden ältern Brüder des Markgrafen Johann und des Hochmeiſters Albrecht waren dann von der Partie. Aber auch mit Martha Bry hatte der Legat mehre geheime Unterredungen. Auf ihre thätige Hülfe rechnete er am meiſten, und er hatte dabei vorzüglich Ulrich von Hutten im Auge. Auch mit dem Doktor Fauſt verkehrte er viel. Die ganze römiſche Partei war im Stillen ſehr thätig.

So ging auch ein Bote des Legaten nach Wittenberg mit dem Befehl an den Doktor Luther ab, ſich in Augsburg zur Verantwortung zu ſtellen.

Der Kaiſer war mit ſeinem Plane etwas glücklicher. Es iſt bekannt, daß Böhmen ſeine Kurrechte ſeit der Abſetzung des Königs Wenzel (1400) nicht ausübte, ſo daß nur ſechs Kurſtimmen beſtanden, drei geiſtliche und drei weltliche. Jene waren Mainz, Trier und Köln, dieſe Pfalz, Brandenburg und Sachſen. Noch vor Kurzem hatte Maximilian auf keine einzige Stimme für die Wahl ſeines Enkels zum römiſchen Könige rechnen können. Der König von Frankreich Franz ſchaute bereits nach der deutſchen Königskrone aus, da die Kunde von des Kaiſers Kränklichkeit und die Prophezeihung ſeines baldigen Todes ſich allgemein verbreitet hatten. Die beiden Brüder Hohenzollern Joachim und Albrecht, im Beſitz der Kurſtimmen von Brandenburg und Mainz, hatten Urſach gehabt mit dem Kaiſer unzufrieden zu ſein, und waren auf die Unterhandlungen mit dem franzöſiſchen König eingegangen, ja ſie hatten ihm bereits vorläufige Verſprechungen gemacht, und Ulrich von Hutten war von Albrecht in dieſer Angelegenheit nach Paris geſchickt worden. Die Stimme des Kurfürſten Hermann von Köln war aus mancherlei Urſachen mindeſtens ſehr zweifelhaft geweſen. Der Kurfürſt von der Pfalz war durch die Unbilden, die er im Erbfolgekrieg vom Kaiſer erfahren hatte, deſſen offner Gegner. Der Kurfürſt Friedrich von Sachſen war zu vielfach gekränkt worden und ein zu feſter Charakter, als daß darauf zu rechnen geweſen wäre, er würde auf die Wünſche des Kaiſers eingehen. Und der Kurfürſt Richard von Trier, ein geborner Greifenklau, hatte von der kaiſerlichen Partei bei ſeiner Wahl allerlei Intriguen erfahren und ſich Sachſen angeſchloſſen. Durch den Kardinalshut, durch die Billigung des von Albrecht von Mainz getriebenen Ablaßhandels, durch die Schmeicheleien des Papſtes und das feine Benehmen des Kardinals-Legaten Cajetan, durch das perſönliche Entgegenkommen des Kaiſers, das immer mit einem unwiderſtehlichen herzengewinnenden Zauber verknüpft war, durch die Vettern Markgrafen Kaſimir und Georg, die dem Kaiſer ſehr ergeben waren, weil er zu ihrer an ihrem Vater ausgeübten Schandthat ſchwieg, wurden die beiden Hohenzollern zuerſt gewonnen, und als Maximilian, auf Cajetans Betrieb, dem Kurfürſten Albrecht Hoffnung machte, daß Martha Bry zur Gräfin von Aſchaffenburg erhoben werden ſolle, durfte er mit Gewißheit auf die Stimmen von Mainz und Brandenburg rechnen. Der Kurfürſt von Köln wurde durch reiche Geldgeſchenke, die Jakob Fugger herlieh, und durch Penſionen, die der Kaiſer ſeinen Brüdern und Verwandten verſprach, auf deſſen Seite gezogen. Um den grollenden pfälzer Kurfürſten auszuſöhnen und zu gewinnen, bediente ſich der Kaiſer des Pfalzgrafen Friedrich, Bruders des Kurfürſten. Seit nämlich der Minnehandel dieſes Fürſten, des einſtigen Genoſſen des Erzherzogs und Königs Philipp an allen Leichtfertigkeiten, mit der älteſten Prinzeſſin deſſelben, der ſtolzen Eleonore, jetzigen Königin von Portugal, entdeckt worden war und ihm die Ungnade des Kaiſers, der Erzherzogin Statthalterin Margaretha und des Königs

Karl zugezogen hatte, glaubte der gedemüthigte, an den Aufenthalt in der öſtreichiſchen Familie und das üppige Hofleben in den Niederlanden gewöhnte Pfalzgraf nicht genug thun zu können, um den Kaiſer und deſſen Haus wieder zu verſöhnen. Er bot daher allen Einfluß auf ſeinen Bruder, den Kurfürſten, auf, um deſſen Stimme für den König Karl zu gewinnen, und es gelang ihm. Um den Kurfürſten Friedrich von Sachſen herbei zu ziehen, wurden die Unterhandlungen mit ihm und ſeinem Bruder und Nachfolger, dem Herzog Johann, in Bezug auf eine Vermählung des Sohnes des Letztern, des Prinzen Johann Friedrich, künftigen Erbens der Kur, und der jungen Erzherzogin Katharina, Infantin von Spanien, der jüngſten Schweſter des Königs Karl und noch in Spanien, ihrem Geburtslande verweilend, eifrig betrieben. Sie führten während des Reichstags zu einer Verlobung. Allein der charakterfeſte Friedrich der Weiſe von Sachſen war damit noch keineswegs gewonnen, und Richard von Trier ſtand ihm treulich zur Seite. Dagegen war Böhmen in den Geſandten des jungen Königs Ludwig von Ungarn und Böhmen wieder herbei gezogen. Dieſer König war ja mit Maria, der Schweſter Karls vermählt, und ſeine Schweſter Anna ſtand im Begriff die Gemahlin des Erzherzogs Ferdinand zu werden. Böhmen ſprach alſo ſeine Billigung der Wahl Karls aus. So waren fünf Kurſtimmen für Maximilians Wunſch, und die beiden übrigen durfte er doch noch zu gewinnen hoffen; denn es ſtand zu erwarten, daß der alte Kurfürſt von Sachſen auf die Dauer den Bitten ſeines Bruders und Neffen und dem Einfluß der glänzenden Verbindung des Letztern mit dem öſtreichiſch-ſpaniſchen Hauſe nicht werde widerſtehen können. Und mit der ſächſiſchen mußte die trier'ſche Stimme von ſelbſt kommen.

Die tiefern Gründe der Abneigung Sachſens und Triers wurden natürlich nicht offen genannt; die äußern

Einwendungen beſtanden aber vorzüglich in zwei Hauptpunkten: eine päpſtliche Konſtitution verbiete ausdrücklich, daß die Krone des Königreichs Neapel, deren Beſitzer Karl von Spanien war, und die Krone des deutſchen Reichs jemals auf einem Haupte vereinigt werden dürften, und dann: es ſei gänzlich unſtatthaft, einem nicht gekrönten Kaiſer einen römiſchen König zur Seite zu ſetzen. Maximilian bot Alles auf, die äußern und innern Gründe zu beſeitigen. Jakob Fugger verkehrte oft mit ihm, und Veit Schellenberger trug den ſchweren Kaſten voll kremnitzer Dukaten mehr als einmal in die kaiſerliche Pfalz. Niemals hatte ſich das Fugger'ſche Haus dem Kaiſer ſo treu ergeben bewährt, als an dieſem Reichstage. Mit dem Legaten verhandelte der Kaiſer eben ſo eifrig, und mehr als ein Bote ging aus der Kanzlei des Erſtern nach Rom. Maximilian verlangte von Leo die unverzügliche Aufhebung jener beſchränkenden Konſtitution in Bezug auf die neapolitaniſche Krone; dann bat er um die Ueberſendung der Kaiſerkrone, die beiden Kardinäle Albrecht von Mainz und Julius Medicis ſollten ihn in Trient krönen, oder der Papſt ſolle ſelbſt zur Krönung dorthin kommen; denn eine Reiſe des Kaiſers nach Rom, um ſich dort krönen zu laſſen, war in den jetzigen Zeitverhältniſſen und vorzüglich während des Reichstags ganz unmöglich. Aber der päpſtliche Ceremonienmeiſter behauptete, die Kaiſerkrönung könne niemals außerhalb Rom ſtattfinden, d. h. der ſchlaue Leo hielt den Kaiſer durch dieſe Erklärung in Abhängigkeit von ſich und ſuchte dadurch jedes Auflehnen der Deutſchen gegen die päpſtliche Gewalt und jede reformatoriſche Bewegung in Deutſchland niederzuhalten. Maximilian verfiel endlich ſogar auf einen abenteuerlichen Plan, der freilich an ihm, dem romantiſchen Schwärmer, nicht ſehr befremden durfte. Er dachte nämlich daran abzudanken und den Reſt ſeiner Tage in Neapel zuzubringen. Es verſtand ſich von ſelbſt, daß er damit meinte, ſein Enkel Karl ſolle ihm dieſes Königreich gegen die deutſche Krone auf Lebenszeit überlaſſen. Dadurch wären beide Hinderniſſe mit einem Male beſeitigt geweſen. Auf dieſen Gedanken war er durch einen vertraulichen Rath, eine Art Prophezeihung des Doktor Fauſt gekommen: er werde am Grabe des Zauberers Virgil die Erfüllung ſeiner ſchönſten Wünſche finden. Auch ſeine Aerzte hatten behauptet, unter Neapels mildem Himmel werde er ſeine Geſundheit wieder erlangen.

Unter dieſen Umſtänden war es natürlich, daß Maximilian die Sache der Humaniſten völlig aufgab und ſich von der Bewegung gegen die Papſtgewalt in Deutſchland ausſchloß. Er hatte nach dem eitlen Ruhm gegeizt, für einen Beförderer der jungen Wiſſenſchaft zu gelten, jetzt aber nahm er dies Wort in römiſcher, nicht in deutſcher Bedeutung; ſeiner Hausintereſſen wegen verließ er die große deutſche Sache, ja er verrieth ſie an den Papſt. und er und Cajetan zogen auch den Kurfürſten von Mainz zu ſich herüber. Was kümmerte den Kaiſer jetzt der ſchwache Verſuch des wittenberger Mönchs, ſich dem mächtigen Rom zu widerſetzen! Luther war in Maximilians Augen ein verlorner Mann. Zwar ließ er dem Kurfürſten von Sachſen einmal ſagen: er möge den Mönch warm halten; man könne nicht wiſſen, wozu er noch zu brauchen ſei. Aber damit wars ihm doch nur halb Ernſt. Er wünſchte die ſächſiſche Kurſtimme für ſeinen Enkel zu gewinnen; darin lag der Grund jener Worte. Vielleicht ſchwebte ihm auch der dunkle Gedanke vor, dem Papſte bei Gelegenheit durch Luther Zugeſtändniſſe abzunöthigen.

## 5.

## Kaiſerliche Vergnügungen.

Der Kaiſer ſuchte ſich die Grillen auf ſeine Weiſe zu verſcheuchen. Er ritt in vertrauterUmgebung, meiſt mit den brandenburger Markgrafen, oft auf die Reiherbeize; er miſchte ſich unter das Volk. Beſonders angelegentlich beſchäftigte er ſich aber mit der Ausrichtung einer Hochzeit. Ehebündniſſe zu veranſtalten und Hochzeiten zu feiern war immer eine Lieblingsneigung des fröhlichen Max geweſen. Diesmal hatte er, um ſich das brandenburger Haus nur noch mehr zu verbinden, ein Ehebündniß zwiſchen dem Markgrafen Kaſimir, dem älteſten Vetter der beiden Kurfürſten von Brandenburg und Mainz, dem Hauptverbrecher gegen ſeinen Vater und nichtsdeſtoweniger gewiſſermaßen Liebling des Kaiſers, und ſeiner Nichte, der Prinzeſſin Suſanna von Baiern eingeleitet und glücklich zu Stande gebracht. Das Beilager wurde vom Kaiſer in Augsburg zugerichtet. Die fürſtliche Braut kam am 24. Auguſt in Geleitſchaft ihrer Brüder, der Herzöge von Baiern, nach Augsburg. Sie hielt einen prächtigen Einzug mit neun Wagen und dreihundert Reitern. An der Wertachbrücke ward ſie vom Kaiſer, ihrem Ohm, und allen in Augsburg anweſenden Kurfürſten und Fürſten eingeholt. Der Kaiſer nahm die Braut auf ſeinen Wagen; der Bräutigam und der Kurfürſt Joachim ritten neben her. Voran der Reichsmarſchall mit dem bloßen Schwerte, ringsum über hundert Trabanten, vorab eine Schaar Edelknaben zu Pferd. Das ganze Feld erſchallte vom Klang der Trompeten; denn die Fürſten hatten, der Braut zu Ehren, alle ihre Trompeter mit hinausgenommen. Der Zug ging zur Ulrichskirche, wo das Brautpaar vom Kardinal-Erzbiſchof von Mainz ehelich getraut wurde. Das Hochzeitfeſt dauerte mehre Tage, und es wurden mehre Scharfrennen auf dem Weinmarkt gehalten, welchen der Kaiſer, die Kurfürſten und das Brautpaar aus Jakob Fuggers koſtbar ausgeſchmückten Hauſe zuſahen; Tanz und Mummerei und eine Kunſtproduction des Doktor Fauſt verſchönten das Feſt und bereiteten dem Kaiſer einige heitre Stunden. Nach dem Feſte gaben er und die Fürſten dem jungen Ehepaare bis an die Wertach das Geleite nach Onoldsbach (Anſpach). Um den auf der Ploſſenburg als wahnſinnig eingeſperrten Markgrafen Friedrich bekümmerte ſich kein Einziger dieſer Herren.

Daran reihete ſich ein Armbruſt-Geſellenſchießen, welches der Stadtrath in der Roſenau zu halten ausgeſchrieben hatte. Der Kaiſer gab der Schützengeſellſchaft drei Preiſe zu verſchießen, eine ſilberne vergoldete Schale, 35 Gulden an Werth, einen Ochſen für zwölf Gulden und ſechs Ellen Sammt. Es kamen zuſammen 169 Schützen mit 27 Fahnen, worunter auch Kaiſer Maximilian und viele Fürſten ſich befanden. Das Feſt währte vier Tage und dann, als Kurfürſt Joachim von Brandenburg nochmals 20 Gulden zu verſchießen hergeſchenkt hatte, wiederum drei Tage. Hernach wurde auch noch ein Vogelſchießen von den Handbogenſchützen gehalten; der Kaiſer und ſeine Hofherren ſchoſſen ſelbſt mit nach dem auf einer hohen Stange aufgeſteckten Vogel, und er gab einen Damaſt zum Beſten. Endlich wurde auch ein Roßlaufen angeſtellt. Mit ſolchen Dingen ſuchte ſich der Kaiſer die Sorgen und den Kummer zu vertreiben, die ihm die Stände und Verhältniſſe bereiteten. Mitten unter dem fröhlichen bunten Menſchengewimmel vergaß er ſeine Leibesſchwachheit und die Noth des Reichs, die Zänkereien der Fürſten, den Pfaffentrug, es flog ihn an wie ein ſchöner Jugendtraum, und die Poeſie ſeines Lebens, welche die Krone ihm verſcheucht, kehrte noch einmal im Abendroth eine Stunde bei ihm ein und küßte ihm lächelnd die von Alter und Noth gefurchte Stirn auf Augenblicke glatt.

Aber kaum war die helle Stunde vorüber gerauſcht, ja oft ſchon während ihrer Dauer, kam ein tiefer Trübſinn über Maximilians Herz und mitten in all dieſem Drängen und Treiben der Geſchäfte und des Vergnügens überraſchte ihn oft genug eine düſtre Todesahnung, und in einer weichen wehmüthigen Stimmung nahm er von den heimziehenden Ständen Abſchied. Es war zuletzt noch heftig zugegangen und nicht ohne ſchweren Verdruß und Aerger für den Kaiſer. Die Erklärung der Fürſten, über die Türkenhülfe erſt Rückſprache mit ihren Unterthanen nehmen zu wollen, war ſo neu und unerhört, daß der Kaiſer entrüſtet darauf antwortete: ſolches ſei nicht Gebrauch; die Fürſten ſeien nicht an die Bewilligung ihrer Unterthanen gebunden; dieſen liege ob zu gehorchen. Die Fürſten erwiederten: gar mancher Reichstagsbeſchluß habe deshalb nicht ausgeführt werden können, weil man die Unterthanen nicht erſt darüber gefragt; ſolches könne ferner nicht mehr angehen. Maximilian verſtand den neuen Geiſt nicht, der ihm aus dieſen beſtimmten Aeußerungen entgegen trat. Die Kurfürſten verwahrten ſich ſämmtlich feierlich gegen ihre Unterwerfung unter das Kammergericht. Ueber die Verbeſſerung der Einrichtung deſſelben konnte man ſich nicht einigen; es verlor alle Wirkſamkeit. Auf der andern Seite häuften ſich die Beſchwerden über große Unordnung und Gewaltthat im Reiche. Die Zeiten des Fauſtrechts ſchienen wiedergekehrt. Hatte doch der Ritter Franz von Sickingen als pfälziſcher Lehnsträger den Reichstag bald nach deſſen Eröffnung verlaſſen, nachdem er vom Kaiſer aus Rückſichten für den zu gewinnenden Kurfürſten von der Pfalz zum kaiſerlichen Rath und Diener angenommen und ernannt worden war, und mit einem mächtigen Heer von 8000 Landsknechten und 500 Reitern das feſte Darmſtadt überzogen, um Rache an Heſſen zu nehmen, wegen der von demſelben im pfälziſchen Erbfolgeſtreit geſpielten Rolle, und hatte einen Vertrag erzwungen, wonach ihm fünfundvierzigtauſend Gulden unter den drückendſten Bedingungen zugeſagt worden waren. Vergebens hatte eine Reichstagsdeputation dem Kaiſer Vorſtellungen wegen dieſes Landfriedensbruchs gemacht; er wagte nichts dagegen zu thun. Er konnte nicht Herr der Unordnung werden, weil er in ſeinen Hausintereſſen befangen war. — Der trotzige Herzog Ulrich von Würtemberg war in die feindſeligſte Oppoſition gegen den Kaiſer getreten; in den Niederlanden hatte ſich der Herzog von Geldern wieder erhoben, der kleinen Fehden, Zänkereien und Widerwärtigkeiten gegen den Kaiſer nicht zu gedenken. Der abſcheulichen Gewaltthat der von ihm ſo ſehr geliebten jungen Markgrafen von Brandenburg gegen den leiblichen Vater iſt ſchon erwähnt. Kummerſchwer und ſeufzend dachte Maximilian daran, das undankbare Deutſchland, das ihm ſo theuer, zu verlaſſen und in Neapel ſein Leben zu beſchließen. Seine Liebe glaubte ein Recht zu haben, die deutſchen Stände undankbar zu ſchelten; er durfte behaupten, daß er durch ſeine Verbindungen mit dem burgundiſchen und dem ſpaniſchen Herrſcherhauſe das ohnmächtige deutſche Reich wieder groß gemacht habe. Daß er die Hauptaufgabe, welche die Zeit an ihn geſtellt, die wahre Größe Deutſchlands verſäumt, begriff er nicht. Er hatte ja dieſe wahre Größe nie begriffen. Konnte man ihm aber den Schmerz über die ſchlimmen Erfahrungen am Abende ſeines Lebens verargen? Durchzuckte ihn wol die bittre Erkenntniß, daß er ſein Leben doch verfehlt habe?

## 6.

## Der Auguſtinermönch von Wittenberg.

Die Fürſten hatten Augsburg verlaſſen; der Kaiſer ſtand im Begriff ebenfalls abzureiſen, als ihm gemeldet wurde, der wittenberger Doktor der Theologie Martin Luther ſei angekommen und erſuche ihn um einen kaiſerlichen Schutzbrief. Er ſchlug ihn ab; er wollte den Mönch nicht ſchützen, der in Rom bereits verurtheilt war. Inzwiſchen liefen aus der Stadt mehre Verwendungen für Luther ein, ſogar eine vom Magiſtrat, an welchen der Doktor Empfehlungsſchreiben ſeines Kurfürſten mitgebracht. Am lebhafteſten verwendete ſich für ihn die freiſinnige Bürgerpartei, zu welcher Ulrich Fugger gehörte, gewiſſermaßen ihr Haupt. Die Räthe des Kaiſers ſtellten dieſem vor, daß es den Kurfürſten von Sachſen von neuem beleidigen heiße, wenn dem Mönche, für welchen ſich jener lebhaft intereſſire, der Schutzbrief verſagt würde. Dies wirkte. Der Kaiſer hatte eine perſönliche Unterredung darüber mit dem Kardinal Cajetan, und dieſer willigte endlich ein, wenn Luthers Name nicht im Schutzbrief genannt werde. Auf dieſe Weiſe wurde der Brief ausgefertigt. Am folgenden Tage, den 12. Oktober, war Luther zu Cajetan beſchieden.

Ein armer und beſcheidener Fußwanderer war der Profeſſor und Auguſtinermönch Luther in das reiche prächtige Augsburg getreten und hatte nach kurzer Raſt im Kloſter ſeines Ordens ſeine Briefe abgegeben. Aber der Name dieſes unſcheinbaren Mannes war nicht nur gekannt, er war ſchon geehrt in dem ſtolzen Augsburg, und wackre Bürger, an welchen die pomphafte Pracht des päpſtlichen Legaten und die Herrlichkeit der Reichsfürſten, ohne einen mehr als gleichgültigen Eindruck auf ſie zu machen, vor kurzem erſt vorübergegangen war, ſammelten ſich ſchnell um den einfachen Lehrer von der norddeutſchen Univerſität. Das waren Ulrich Fugger und ſein jüngerer Bruder Hieronymus, jetzt neunzehn Jahre alt, ein Feuerkopf und für dieſelben Ideen erglühend, wie Ulrich; das waren Konrad Langmantel, Kaſpar Lauginger, Philipp von Stetten und Andre, Alle des Papſtes heiße Feinde und Feinde jeder Unterdrückung des Volks, wahre begeiſterte Volksmänner, die Luthers kühnes Wort mit Jubel begrüßt hatten und ſeine Ablaßpredigt ſchier auswendig konnten. Die gedrungene kräftige Geſtalt des Thüringers, der mit ihnen noch im angehenden Mannesalter ſtand (Luther war eben daran, bald ſeinen fünfunddreißigſten Geburtstag zu erleben), der ſtarke Geiſt, der aus ſeinem Auge blitzte, ſeine beſonnenen Aeußerungen, die ſtets das Rechte trafen, befeſtigten den Eindruck, welchen ſeine Predigt gemacht; alle dieſe jungen Bürger wurden ſeine Freunde und Anhänger; ſie verſchafften ihm nicht nur den kaiſerlichen Schutzbrief, ſie ſagten ihm auch ihre perſönliche Hülfe zu.

Luther wurde von Ulrich Fugger eingeladen und mit Auszeichnung empfangen. Ulrich von Hutten war bereits wieder mit dem Kurfürſten Albrecht nach Mainz zurückgereiſt, und ſo verfehlten ſich dieſe beiden für einander geſchaffnen Männer, die ſchon in Erfurt zuſammengelebt hatten, ohne ſich kennen gelernt zu haben, auch hier.

Die Unterhandlungen wegen des Schutzbriefes dauerten vier Tage, und Luthers Freunde gaben durchaus nicht zu, daß er ſich, bevor er nicht den kaiſerlichen Brief in der Hand habe, auf eine perſönliche Zuſammenkunft mit dem Legaten einlaſſe, wie auch Verſuche dazu gemacht wurden. So kam ein Italiener, Namens Urban von Serralonga, welcher früher als Geſandter des Markgrafen von

Montferrat in Deutſchland eine Zeit lang am ſächſiſchen Hofe in Wittenberg gelebt hatte, zu Luther und erbot ſich, wie er vorgab aus innerer Theilnahme an Luther und aus freiwilligem Antriebe, zu einer Vermittlung zwiſchen demſelben und Cajetan. Doch liefen am Ende ſeine Vorſchläge, ſo recht er auch Luther in den meiſten Beziehungen gab, auf Gehorſam und Widerruf hinaus.

„Erſt ſoll mich der Kardinal-Legat hören und beſſer unterweiſen,“ verſetzte Luther feſt. „Bin ich von ihm aus dem Neuen Teſtament gründlich und zu meiner Ueberzeugung widerlegt, ſoll es nicht an meinem Widerruf und Gehorſam fehlen.“

„Oho! Ihr ſetzt Euch auf ein hohes Pferd!“ rief der Italiener. „Wollt Ihr etwa mit dem Kardinal ein Turnier halten? Oder bildet Ihr Euch ein, der Kurfürſt von Sachſen würde Euretwegen einen Krieg mit Papſt und Kaiſer beginnen?“

„Ich bilde mir gar nichts ein, am wenigſten ſolche Lächerlichkeiten. Ich berufe mich allein auf das Wort Gottes, welches höher iſt, als das Wort des Papſtes.“

„Und wo wollt Ihr bleiben, wenn Euch Euer Kurfürſt im Stich läßt?“

„Unter dem Himmel,“ ſchloß Luther das Zwiegeſpräch.

Und mit dieſer unerſchütterlichen Ueberzeugung, mit dieſem Muthe, mit dieſer Reſignation ging der arme Mönch zu dem prunkenden italieniſchen Kirchenfürſten. Was kümmerten ihn die aufgeblaſenen trotzigen Hatſchiere an den Thüren, was die in Gold ſtarrenden Kämmerer, die prunkenden Prälaten in den Zimmern? Ruhig und beſcheiden ſchritt er über die koſtbaren venetianiſchen Teppiche durch die mit königlichem Luxus überladenen Gemächer.

Die Neugierde der Höflinge ſchaarte ſich um ihn; er wurde gemeldet, mußte aber lange warten. Als er endlich beim Kardinal eingeführt wurde, empfing ihn dieſer in der ganzen von ihm beliebten impoſanten Pracht in Mitte einer Anzahl vornehmer Kleriker und weltlicher Herrn von Adel. Der erhaltenen Anweiſung zu Folge, warf ſich der Mönch auf die Knie vor dem Römer. Dieſer hieß ihn mit herablaſſender Freundlichkeit aufſtehn. Luther gehorchte, und da der Kardinal ſchwieg, erhob er die Stimme: „Ew. Eminenz hat mir den Befehl zugehen laſſen, hier zu erſcheinen, und als ein gehorſamer Sohn der Kirche bin ich dieſem Befehle nachgekommen und bereit zu hören, wie Ihr mich der Irrthümer zeihen und eines Beſſern unterweiſen werdet.“

„Vor Allem, mein lieber Sohn in Chriſto,“ antwortete der Kardinal äußerſt freundlich, „geziemt dir unbedingter Gehorſam gegen die Mutter Kirche und St. Peters heiligen Stuhl. Die Kirche ſteht viel zu hoch, um mit einem trotzigen Widerſpänſtigen zu unterhandeln. Du haſt dich ihrem mütterlichen Befehl zu fügen. Und ſie befiehlt dir jetzt durch meinen Mund unbedingten Widerruf deiner Irrlehren und legt dir für die Folgezeit Schweigen auf.“

„Das Fundament der Kirche iſt die heilige Schrift,“ fuhr Luther unerſchrocken fort; „ſie, das reine Wort Gottes, iſt der Fels, auf welchen ſie gebaut iſt. Auf dieſen Felſengrund habe ich mich geſtellt und aus dem klaren Brunnen, der ihm entquillt, geſchöpft. Möglich, daß ich mich dabei irrte. Habt alſo die Gnade, mir meine Irrthümer näher zu bezeichnen, und ſeid verſichert, daß ich — ſofern Ihr mich aus dem lebendigen Worte Gottes widerlegt — mich jedem Befehle fügen, widerrufen und ſchweigen werde.“

Der Kardinal begann ſofort die Lehre vom Ablaß, Glauben und Abendmahl im Sinne der ſcholaſtiſchen Theologie und nach der Darſtellung ſeines Meiſters, des Thomas von Aquino abzuhandeln, aber Luther war in dieſen ſpitzfindigen Winkelzügen, in dieſer geiſtigen Taſchenſpielerkunſt ſo wohl erfahren, er hatte die Schriften der Scholaſtiker ſo gründlich ſtudirt, daß ihm der Kardinal nichts Neues ſagen konnte, und er war ſo wohl geſattelt, daß er jede Behauptung Cajetans mit einer Bibelſtelle beſcheidentlich, aber feſt widerlegte.

Da dieſe Unterhaltung ſchon weit über eine Stunde gedauert hatte, ſo war der Kardinal ermüdet und beſtellte den bibelgewappneten Mönch auf den folgenden Tag wieder.

Luther brachte den Abend bei Ulrich Fugger zu, umgeben von der wachſenden Zahl ſeiner Freunde, die ſeinen Muth ſtärkten. Die Kunde von ſeinem ruhigen, beſcheidnen, aber feſten Weſen hatte ſich bereits in der Stadt verbreitet; er hatte ſelbſt ſeinen Gegnern Achtung abgewonnen.

Die Unterredung des andern Tags war eine Fortſetzung der erſtern. Auf die Behauptung des Kardinals von der Lehre vom Schatz der Kirche an überfließenden guten Werken, auf welche der Ablaß gegründet war, erwiderte Luther mit edler Freimüthigkeit: Niemand könne mehr, ja auch nur ſo viel Gutes thun, als er ſolle; denn alle Menſchen ſeien ſchwache Sünder, die Gottes Gebot nicht nachzukommen vermöchten. Aus dieſem Grunde könne denn auch die Kirche unmöglich einen aufgehäuften Schatz an überfließenden guten Werken beſitzen, aus welchem ſich Ablaß ertheilen laſſe. Chriſti Erlöſungstod ſei allein der ewige Gnadenbrunnen für die hilfsbedürftige Menſchheit; aber Chriſti Verdienſt ſei kein Ablaßſchatz; er ſpende ſeinen Segen frei und wirke die Gnade Gottes ohne päpſtliches Zuthun. — Unmöglich könne er den Papſt und das kanoniſche Recht über die heilige Schrift ſetzen, laut dem Ausſpruch des Apoſtels Paulus im Briefe an die Galater: „Wenn ein Engel vom Himmel euch das Evangelium anders predigen würde, als ihr es empfangen habt, der ſei verflucht.“ — Doch wolle er des Friedens wegen über den Ablaßhandel ſchweigen, ſofern auch ſeine Gegner ſchwiegen. Dahingegen könne er, und bevor er nicht aus der Bibel eines Beſſern belehrt würde, den Satz nicht aufgeben: daß wir nur durch den Glauben und die Gnade Gottes ſelig würden. Denn er ſei nicht aus Eitelkeit oder Anmaßung gegen die Kirchenlehre aufgetreten, ſondern aus Pflicht gegen Gott und ſeines Gewiſſens halber.

Der Kardinal ſah immer mehr ein, daß er es mit einem wohlgewaffneten Gegner zu thun habe und lud ihn abermals auf den folgenden Tag ein. Luther ſetzte in der Gaſtzelle des Auguſtinerkloſters, die er bewohnte, eine Vertheidigungsſchrift auf, in welcher er behauptete, ſeine Lehre ſei rein katholiſch, doch könne er als Menſch irren, er berufe ſich alſo auf das Urtheil der Univerſitäten in Baſel, Freiburg, Löwen und Paris. Dieſe Schrift überreichte er am folgenden Tage vor Beginn der Unterredung dem Kardinal. Aber dieſer nahm keine Kenntniß davon; er hatte ſich nun überzeugt, daß mit der Freundlichkeit und der Belehrung bei Luther nichts auszurichten ſei, und verſuchte ihn jetzt durch Strenge und Drohungen einzuſchüchtern. Unverzüglichen Widerruf verlangte er, oder Luther ſolle der härteſten Kirchenſtrafen gewärtig ſein. Zu aller Zeit hat die Gewalt zu Feuer und Schwert gegriffen, wenn ſie die Vernunft nicht zu widerlegen und zum Schweigen zu bringen vermochte. Aber Luther war eben ſo wenig zu ſchrecken, wie zu widerlegen; auch er wurde heftig; ſein Eifer riß ihn zu harten Worten hin, mit denen er ſich fort und fort auf die Bibel berief. Die bedenkliche Wendung des Geſprächs ſchnitt der Kardinal plötzlich mit den Worten ab: „Genug deiner frechen Reden! Geh' und kehre nicht zu mir zurück, wenn du nicht widerrufen willſt!“ Und Luther ging.

Der beſonnene Konrad Peutinger und Andre riethen dem wittenberger Freunde zu weiſer Nachgiebigkeit, nicht zu Widerruf; ſie ſtellten ihm vor, daß er verloren ſei, wenn er dem mächtigen Kardinal gegenüber in einer trotzigen Stellung beharren würde; er ſei aber ſchuldig ſich der guten Sache zu erhalten. Auch hatten die Macht und Herrlichkeit der Kirche ihren Eindruck auf Luthers Gemüth nicht verfehlt, und dieſer ſich mit der tiefen Ehrfurcht vor dem Papſt und den hohen Kirchenfürſten, in welcher er aufgewachſen und befeſtigt worden war, verbündet, ſo daß es ſeinem Ernſt und ſeiner Aufrichtigkeit nicht ſchwer wurde, am dritten Tage nach der letzten Unterredung mit dem Kardinal einen ſehr demüthigen Brief an denſelben zu ſchreiben. Er tadelte ſich ſelbſt, daß er ſich übereilt und zu heftig geſprochen; er bat den Papſt um Verzeihung und verſprach, er wolle ſich bemühen, künftig nie wieder in ſolcher Weiſe zu fehlen, und die Ablaßſache wolle er ruhen laſſen, wenn ſeinen Gegnern ebenfalls Schweigen auferlegt würde. Der Kardinal möge die Sache an den Papſt und zur Entſcheidung der Kirche bringen; ſie wolle er hören, ihr folgen. Aber einen Widerruf gegen ſein Gewiſſen könne er nicht ausſprechen; auch helfe ein ſolcher ohne Ueberzeugung und Gründe zu nichts.

Er wartete auf eine Antwort; es erfolgte keine. Die um ihn geſchaarten Freunde hatten ihre Späher bis in die kaiſerliche Kanzlei und die Zimmer des Kardinals ausgeſtellt. Ulrich Fugger ſparte kein Geld, um jeden Schritt Cajetans beobachten zu laſſen. Das gänzliche Schweigen desſelben war verdächtig. Und Luther zum Heil waren dieſe Anſtalten ſo gut getroffen. Fugger erfuhr, daß der Kardinal die Verhaftung Luthers verlange. Die Freunde begriffen nun, weshalb im kaiſerlichen Schutzbriefe der Name des Schützlings nicht ſtand. In der That gewährte das Papier in dieſer Weiſe keinen Schutz. Luther erhielt ſogleich Nachricht, was gegen ihn im Werke ſei. Er rüſtete eilig zur Abreiſe, ſchrieb aber, um nichts zu verfehlen, dem Kardinal einen höflichen Abſchiedsbrief, worin er ihm für gute Behandlung dankte, und legte nochmals Berufung an den Papſt ein. In der Frühe des folgenden Morgens wollte er abreiſen. Plötzlich trat Langmantel bei ihm ein. „Der Verhaftsbefehl gegen Euch iſt ausgefertigt. Ihr müßt zur Stelle fort! Mein Knecht wartet mit einem ſchnellen Roſſe vor der Stadt. Werft Euch drauf und flieht in größter Eile!“ Luther floh durch ein enges Gäßchen hinab nach der Thorpforte, fand das Pferd und jagte eilends davon. Die Häſcher traten bald darauf in ſeine klöſterliche Herberge.

## 7.

## Des jungen Weiß-Kunigs Ausgang.

Dem Comitat, welches dem Kaiſer das Geleit aus der Stadt gab, ſchloß ſich ein großer Haufe Landsknechte an, welche eben in Augsburg und der Umgegend müßig lebten. Sie hatten ſich in Rotten geordnet mit ihren Fähnlein, Waibeln, Rottenmeiſtern und Hauptleuten, wie ſie im letzten Kriege dem Kaiſer gedient, und zogen vor die Pfalz, um dem geliebten Herrn Lebewohl zu ſagen. Maximilian vergoß Thränen der Rührung über dieſen Beweis von Anhänglichkeit, und er kam herab, ſelbſt als Landsknecht gerüſtet, wie er wohl ſonſt in ſeinen ſchönſten Tagen gethan, im kurzen Wams, Pluderhoſen, die Blechhaube auf dem Kopfe und den Spieß auf der Schulter. Alſo durchwanderte er ihre Reihen, begrüßte die Einzelnen, erinnerte ſie an die Schlachten, die ſie zuſammen gefochten, nannte

Viele beim Namen und ſchüttelte ihnen die Hand. Dann ließ er ſie einige Evolutionen ausführen und zuletzt jedem durch ſeinen Seckelmeiſter ein Geldgeſchenk und vom Kellermeiſter einen Becher Wein verabreichen. Hierauf ſetzte er ſich mit ſeinen Hofleuten zu Pferd. Zu ſeinen Seiten ritten der Kardinal Lang und Jakob Fugger, beide Augsburger. Der düſtre Wagen mit des Kaiſers Sarg ſchloß ſich wieder dem Zuge an. Die meiſten Gemüther waren wehmüthig geſtimmt; wie auf dem geliebten Herrn, ſo lag auf ihnen das Gefühl einer bangen Ahnung. Zwar hatte er noch zuletzt den heimkehrenden Fürſten verkündet, daß er auf einer Zuſammenkunft in Frankfurt im nächſten März die Unterhandlungen wegen der Königswahl zu beendigen gedenke, und den Kurfürſten Friedrich von Sachſen ließ er auf das Dringendſte bitten, ja nicht auszubleiben; als er aber jetzt an die Rennſäule auf dem Lechfelde kam, übermannte ihn jene düſtre Ahnung, und er wandte ſich nach der Stadt um, ſchlug mit der Hand ein Kreuz gegen ſie in die Luft und ſprach: „Nun geſegne dich Gott, du liebes Augsburg, und alle frommen Bürger darin! Wohl hab' ich manchen guten Muth in dir gehabt; nun werd' ich dich nimmer wieder ſehen.“ Und als er ſich abwandte, um weiter zu reiten, ſahen die Nächſten eine Thräne an ſeiner Wimper zittern. Bald verabſchiedete er ſeine Geleitſchaft, nahm von Allen herzlichen Abſchied und ritt über Füßen nach Ehrenberg. Unterwegs beluſtigte er ſich oft mit der Falkenbeize.

In ſtürmiſchem Herbſtwetter langte er in Innsbruck an. Die tyroler Berge waren in dichte Regenwolken gehüllt; aus den Thälern brauſten die angeſchwollnen Bäche herab; Himmel und Erde hatten ein unfreundliches Anſehen. — Ermüdet und verdrießlich kam er Abends ſpät an und legte ſich nieder. Am andern Morgen erwartete ihn eine unangenehme Nachricht, die ihm den heftigſten Verdruß bereitete. Vor ſeiner Abreiſe von Innsbruck hatten mehre Schulden für Lieferungen von Bürgern an den Hofhalt aus Geldmangel nicht berichtigt werden können. Es waren freilich Schulden dabei, deren Nichtbezahlung auf den gemeinſten Mann ein unehrenhaftes Licht wirft, Schulden für Fleiſch und Brot und andre Lebensmittel in die Hofküche, und die Lieferanten waren ſchon lange vertröſtet worden. Nun war dem Kaiſer die Nachricht in ſeine Reſidenz vorangeeilt, alles Geld, das er in Augsburg aufgetrieben, habe er dort auch wieder ausgebeutelt, und er komme eben ſo leer zurück, wie er gegangen. Sobald er alſo angekommen war, rotteten ſich die Bürger zuſammen und legten Beſchlag auf die Pferde und Wagen des Kaiſers, und da die Diener deſſelben ihn nicht ſtören, die Gläubiger ſich aber durchaus nicht beruhigen laſſen wollten, ſo erwuchs daraus die unangenehme Nothwendigkeit, daß die kaiſerliche Equipage im ſchlechten Wetter die ganze Nacht unter freiem Himmel auf der Straße zubringen mußte. Die groben Innsbrucker wurden zwar am Morgen befriedigt, aber der Kaiſer hatte ſich über den ihm angethanen Schimpf ſo heftig geärgert und erzürnt, daß er von Stund an gleichſam in Schwermuth verfiel und ihm weder Speiſe noch Trank mehr ſchmecken wollte. Bald geſellte ſich ein Fieber dazu, und der hohe Kranke mußte Tage lang ſeine Thätigkeit ausſetzen. Er war ſtets mit der Königswahl ſeines Enkels Karl beſchäftigt und diktirte Briefe an viele Perſonen. Der Leibarzt erwartete von der Rückkehr des Erzherzogs Ferdinand einen wohlthätigen Einfluß auf den Zuſtand des Kaiſers, zumal dieſer oft nach ſeinem jüngern Enkelſohne fragte. Ferdinand hatte nämlich mit dem Markgrafen Georg von Brandenburg Augsburg mehre Wochen früher verlaſſen als ſein Großvater und beide waren über Wien nach Peſth gereiſt, um der jungen Königin von Ungarn und Böhmen, Maria, Ferdinands

Schweſter, einen Beſuch zu machen. Ferdinand langte endlich in der Mitte November an und brachte Briefe und Grüße vom Könige Ludwig und der Königin Maria, der Kaiſer ſchien ſich hierauf einige Tage beſſer zu befinden, der Erzherzog durfte nicht von ſeiner Seite weichen und mußte ihm viel erzählen; aber das Fieber kehrte wieder und verurſachte dem Kranken große Unruhe. Da ſich das Wetter wieder aufgeheitert hatte und eine ſpäte Herbſtſonne die Gipfel der Berge küßte, ſo verfiel er auf den Gedanken, durch Veränderung des Orts und der Luft, durch Bewegung, Reiſen, Jagen möchte er ſich von dem Fieber befreien. Er ließ ſich alſo ſein Reiſeſchifflein herrichten, ſetzte ſich mit Dietrichſtein und einigen andern Jägern aus ſeiner Hofdienerſchaft darauf und fuhr den Inn hinab. Auch den Erzherzog Ferdinand nahm er mit und außer dem Jagdgeräth vergaß er auch den Sarg nicht auf das Schiff bringen zu laſſen. Scherzend ſprach er zu Dietrichſtein: „Es iſt gut, daß du die Kiſte bei der Hand haſt, wenn du eine faulende Waare nach dem Ruheland zu verſchicken genöthigt ſein ſollteſt.“ — Unterwegs ſprachen ſie im Schloſſe Fuggerau ein und waren einen Tag lang Jakob Fugger's Gäſte. Beim Abſchied gab ihm der Kaiſer die Hand und ſprach: „Es ſitzt mir ein bös Gebreſte im Blut, und mir iſt faſt, als ſollte ich daran glauben und die Prophezeihung meines Todes ſchon bald in Erfüllung gehen. Nun, wie Gott will! Sollte ich dich in dieſer Welt nicht wiederſehen, Jakob, ſo bleib meinen Nachkommen treu. Sei dem Könige von Spanien und dieſem jungen Prinzen hier ein Vater und Rather, wie du mir von Jugend auf ein Freund geweſen biſt. Verhilf, was an dir iſt, dem Karl zur römiſchen Krone, und du vermagſt mehr als mancher Fürſt.“ Und näher zu Fugger's Ohr gebogen, flüſterte er: „Und mit dem Martin bleibt's bei unſrer letzten Verabredung. Gib mir die Hand drauf! — So. Nun leb wohl! Gottes Segen ſei ferner bei dem Fugger'ſchen Hauſe!"

„Gott wird Ew. Majeſtät noch lang erhalten!" verſetzte Jakob und wiſchte ſich eine Thräne aus dem Auge, aber das Ausſehen des geliebten Herrn machte ihn ſelbſt beſorgt. Maximilian ſchüttelte wehmüthig das Haupt. „Ich danke dir für alle Liebe und Freundſchaft, die du zeitlebens mir erwieſen," ſagte er mit weicher zitternder Stimme. „Du haſt es ſtets brav mit mir gemeint; das lohne dir Gott! Wären die Reichsfürſten ſo brav und ehrlich mit mir verfahren, wie du; es ſtände beſſer um des Reiches Wohlfahrt, und ich könnte darob ohne Sorge zu meinen Vätern gehen." Dann ſegnete er noch Bübenshovens Frau und Kinder und ſetzte ſich wieder auf das Schiff. Als es in der Donau angelangt war, ließ er ſich ans Land bringen und begab ſich auf die Jagd und die Beize. Aber der eintretende Winter brachte ihm Erkältungen zu Wege, und ein abführendes Mittel verſchlimmerte ſeinen Zuſtand. Er ließ ſich nach Wels bringen, in deſſen Nähe er war, und kaum war er auf dem Schloſſe angelangt, als er bettlägrig wurde und die Ueberzeugung faßte, daß er dem Tode raſch entgegen gehe. Zwei berühmte Aerzte wurden von Wien herbei geholt, ſeine Miniſter und die fremden Geſandten zu ihm beſchieden, um ſeine Befehle und Aufträge entgegen zu nehmen; er ſelbſt ſandte aber einen Eilboten nach Freiburg im Breisgau, um einen Karthäuſer, welcher einſt ſein Hofkaplan geweſen, Namens Gregorius Reſch, an ſeine Sterbebett zu rufen; von dieſem ihm werthen Manne wollte er auf die letzte Reiſe vorbereitet ſein. Unausgeſetzt war er am Tage mit Anordnungen über die Thronfolge und Königswahl ſeines Enkels Karl beſchäftigt; während der ſchlafloſen Nächte ließ er ſich die Stammgeſchichte des Habsburger Hauſes vorleſen. Als nun die Aerzte wahrnahmen, daß die verordneten Arzneien keine Wirkung mehr thaten, ermahneten ſie ihn, daß er auf die letzte Gebühr eines chriſtlichen Fürſten bedacht ſein möge. Heiter und gefaßt verſetzte er: „Das habe ich ſchon lang gethan; ſonſt würde es bis jetzt allzu lang gewartet ſein.“ — Seine Sehnſucht war nur noch auf den Karthäuſer Reſch gerichtet, und als dieſer endlich ankam, richtete er ſich im Bette auf, umfing den Prieſter mit beiden Armen und rief: „Sei geſegnet, mein Bruder! Du ſollſt mit der Leuchte deines gottſeligen Wortes mir die dunkle Straße erhellen, die zu wandeln ich im Begriff ſtehe.“ Hierauf unterredete er ſich mit dem erſehnten Manne Tag und Nacht von göttlichen Dingen.

„Ich bin all mein Lebtag ein fröhlicher Waidgeſelle und Kriegsmann geweſen,“ ſagte er gelaſſen. „Mehr als hundert Mal hab' ich ohne Zittern und Zagen dem Tod ins Auge geſehen; ich fürchte ihn nicht. Ich habe die Menſchen geliebt und es gut mit ihnen gemeint; das Volk hat mir auch überall wahre Liebe gezeigt und mir oft das Herz gehoben. Die Fürſten und die Pfaffen haben aber immer falſch mit mir geſpielt, haben mich betrogen und hintergangen. Ich hätte mich wohl auf die Seite des Volks ſtellen ſollen, gegen die ſelbſtſüchtigen ſchlauen Betrüger. Das fühl' ich jetzt wohl und ſeh' es ein. Ich fürchtete aber ſtets, wenn mir dieſer Gedanke, den ich ſchon in meiner Jugend faßte, wiederkehrte, einen Bürgerkrieg in Deutſchland zu entzünden. Und davor grauſte mir. Ich ſterbe nicht ohne Beſorgniß, daß er nach meinem Tode doch zum Ausbruch kommen wird. Gott wird mir vergeben, was ich aus gutem Willen gefehlt, und das deutſche Reich in ſeine Obhut nehmen. Mein liebſter Wunſch war ſeit zweiunddreißig Jahren, ſo lange ich die deutſche Krone trage, die Erbfeinde der Chriſtenheit, die meine Jugend mit Schrecken erfüllt und das Haus Oeſtreich an den Rand des Verderbens geſtoßen haben, aus Europa zu vertreiben; denn niemals wird das deutſche Reich zu ruhiger Entfaltung gelangen, ſo lange die rohen Barbaren an ſeinen Grenzen hauſen. Ich habe dieſen Wunſch nicht zur Erfüllung bringen können, wie ſo viele andre. Mein Heiland wird auf meinen guten Willen ſehen. — Wie nüchtern und kahl liegt doch das Leben hinter mir, das ich mir einſt ſo voll und blühend geträumt! Was wollte ich Alles vollbringen, und wie wenig habe ich vollbracht! — Nun leſt mir noch aus dem Theuerdank vor und aus dem Weiß-Kunig! Sie liegen beide in meinem Todtenſchreine. Friſcher als ſeit vielen Jahren tritt mir das Bild meiner ſchönen holdſeligen Maria vor die Seele, die theure Liebe meiner Jugend. Ich habe kein Weib wieder lieben können, wie ſie, die ſüße anmuthige Frau. Sie und ihr Philipp ſind mir vorangegangen. Bald werde ich bei ihnen ſein und mich ihrer Liebe wieder erfreuen.“

Mit ſeinen Miniſtern machte er ſein Teſtament und ermahnete ſeinen Enkel Ferdinand fleißig, trug auch Allen auf, ſich ſeiner zarten Jugend beſtens anzunehmen.

Nachdem er auf dieſe Weiſe ſich mit der Welt abgefunden, rüſtete er ſich vollends zum Abſchied vom Leben. Seine Kräfte nahmen immer mehr ab, und obgleich ſich die Krankheit in das neue Jahr hinüber zog, ſo war doch nun deutlich wahrzunehmen, daß das ſchwache Lichtlein ſehr bald verlöſchen werde. Als nun die letzte Stunde kam, reichte er all ſeinen Dienern die Hand und nahm Abſchied von ihnen, indem er ihnen für ihre ihm bewieſene Liebe freundlich dankte. An die heftig weinenden richtete er die Worte: „Was weint ihr, daß ihr einen ſterbenden Menſchen ſehet! Iſt das nicht unſer aller gemeinſames Loos?“ Dem Karthäuſer, der ihm Troſt und Ermunterung zuſprach, antwortete er bis wenige Minuten vor dem letzten Athemzuge mit vernehmlicher Stimme im

Sinne eines gottvertrauenden Chriſten, und als ihm endlich die Sprache verfiel, gab er noch Zeichen ſeines Glaubens und ſeiner chriſtlichen Hoffnung mit Händen und Geberden. Und ſo entſchlummerte er ſanft um drei Uhr Morgens am 11. Januar, ein guter und liebenswürdiger Menſch, vom beſten Willen beſeelt, aber ein ſchwacher Charakter und ein beſchränkter Kopf, der nicht vermögend geweſen war, die wichtige Aufgabe, welche ſeine große Zeit ihm geſtellt, zu löſen. Mit dem hochherzigſten Streben war er ihr in unſeliger Verblendung ſogar hemmend in den Weg getreten, und er hat dadurch die Entwicklung Deutſchlands um drei Jahrhunderte aufgehalten.

Seine Leiche wurde in den Sarg gelegt, den er nun über vier Jahre ſtets mit ſich geführt, und nachdem ſie mehre Tage unter dem Zulauf einer großen Volksmenge auf einem einfachen Paradebett geſtanden, nach Wien gebracht, wo in der Stephanskirche ein Trauergottesdienſt gehalten wurde.

Von Wels aus waren die Eilboten mit der Trauerkunde an alle Kurfürſten und Fürſten des Reichs, nach den Niederlanden, nach Ungarn und Spanien abgegangen. In Wien trafen nun die königlichen, kur- und fürſtlichen Abgeordneten ein und mit ihrer, des Hofſtaats, des Magiſtrats und einer Menge vornehmer Herren Begleitung wurde die Leiche auf einem einfachen Trauerwagen nach Neuſtadt gefahren. Auch Jakob Fugger war mit ſeinen beiden Neffen nach Wien geeilt, um dem theuern Todten das letzte Geleite zu geben. Der edle Leinweber weinte aufrichtige Thränen am Sarge des Kaiſers, der ihm ein wahrer Freund geweſen war.

Nach teſtamentariſcher Verordnung Maximilians ward ſeine Leiche ohne alle königliche Pracht in der St. Georgenkapelle vor dem hohen Altar in Neuſtadt beigeſetzt.

Die alte Zeit war mit ihm geſtorben; der kräftige Flügelſchlag der neuen rauſchte ſchauerlich in den Lüften.

## 8.

## Ein nobles Bündniß.

König Karl und ſein Hof verweilten eben in Barcelona, der Hauptſtadt des Königreichs Katalonien, wo er kurz vorher aus Aragonien angekommen war, um ſeinen erſten kataloniſchen Landtag abzuhalten, als ihn gegen Ende des Februar die Trauerbotſchaft vom Abſterben ſeines Großvaters erreichte. In der prächtigen Kathedrale wurde vom erſten März an drei Tage lang ein feierliches Trauerbegängniß mit einer des Verſtorbenen und des Lebenden gleich würdigen Pracht abgehalten, zu welchem ſowohl die verſammelten Stände des Königreichs Katalonien, als auch die Granden aus Kaſtilien und Aragonien, welche den König begleiteten, eingeladen waren. Nach dieſer Trauerceremonie hielt der König in derſelben Kirche ein großes Kapitel vom Orden des goldnen Vließes, das erſte in Spanien, und überreichte die Kette dem Konnetabel von Kaſtilien und den Herzögen von Alba, von Cardona, von Bejar und Najara, nebſt mehren Ausländern. Unter den Letztern befand ſich auch der Markgraf Johann von Brandenburg, der ſchöne ritterliche und leichtfertige deutſche Fürſt.

Sobald der König den Tod des Kaiſers vernommen hatte, ordnete er eine glänzende Geſandtſchaft nach Deutſchland ab, um ſich bei den Kurfürſten um die deutſche Krone zu bewerben, und für den Fall, daß ſeine Hoffnungen und Beſtrebungen erfüllt würden, und er ſich genöthigt ſähe, Spanien bald wieder zu verlaſſen, dachte er daran für jedes ſpaniſche Königreich einen Statthalter zu ernennen. Dies konnte aber nicht eher geſchehen, als bis er in allen Königreichen als König anerkannt und in jedem den Landtag abgehalten hatte. Bis jetzt war dies aber erſt in Kaſtilien und Aragonien geſchehen. In Katalonien war es noch nicht einmal zur Eröffnung des Landtags gekommen, obgleich die Stände ſchon über vier Wochen beiſammen waren; denn ſie konnten ſich ebenſowenig wie früher die kaſtiliſchen und hernach die aragoniſchen Stände darüber einigen, ob ſie den Don Carlos bei Lebzeiten ſeiner Mutter als König und Herrn anerkennen und ausrufen ſollten, und obgleich Kaſtilien und Aragonien dieſe Angelegenheit nach mehr oder minder aufgehäuften Schwierigkeiten auf eine befriedigende Weiſe erledigt hatten, ſo dauerte der Streit in Barcelona doch wieder über Gebühr lange, und König und Hof ſahen ſich deshalb in eine unfreiwillige Unthätigkeit verſetzt, zumal die Hoftrauer alle Feſtlichkeiten und Beluſtigungen verbot.

Die Königin Germaine und Donna Ineſe de Cardona hatten ſeit den Feſten in Valladolid den Hof nicht wieder verlaſſen; ſie gehörten dazu, ſie waren in Saragoſſa wie erſt in Valladolid und nun in Barcelona die beiden Glanzgeſtirne, um welche ſich die kleinern Sterne ſchaarten. Ohne ſie hätte der Hof des jungen Königs ſeines höchſten Reizes entbehrt.

Obgleich der Prinz von Kalabrien, der ebenfalls bei Hofe geblieben war, ſich ſtets um die Perſon der Königin mühete und ſich gern für den erklärten Ritter derſelben ausgab, ſo führte ſich doch der Markgraf von Brandenburg ſtets als der Ritter der beiden Damen auf, wie er es von Anfang gethan, und man konnte nicht ſagen, daß ſein zartes und galantes Benehmen der Königin einen größeren Vorzug ertheile, als ihrem Stande und ihrer Würde gebührte; in gleichem Verhältniß benahm er ſich gegen die Gräfin Cardona eben ſo rückſichtsvoll. Und da faſt alle Granden, Ritter und Hofherren, Spanier, Niederländer und Deutſche, ſelbſt den Prinzen von Kalabrien nicht ausgenommen, gegen die ſchöne Agnes ein gleich reſpektvolles Benehmen beobachteten und niemals eine Gelegenheit vorüber gehen ließen, ohne ihr Huldigung darzubringen, aber eben ſo gut auch der ſchönen Königswitwe alle ehrfurchtsvollen und zarten Rückſichten erwieſen, die zu den höchſten Pflichten eines ſpaniſchen Ritters gehörten, ſo konnte das Verhältniß zwiſchen den beiden vornehmen Damen und dem deutſchen Markgrafen, wie es eben vor den Augen der Welt beſtand, Niemand ungewöhnlich oder auffallend finden. Doch kam der Tag ſchnell heran, welcher die vor der Welt darüber gebreitete Hülle hinwegriß und die hervorbrechende Leidenſchaft in ihrem ſüdlichen Charakter den Blicken bloßſtellte.

Die Unterhaltung des Hofs mußte ſich während der Trauer- und Winterzeit auf die Jagd und Beize beſchränken, und von den reichen kataloniſchen Edelleuten erfolgten zahlreiche Einladungen auf ihre im nahen celtiberiſchen Gebirge gelegenen Schlöſſer. Die rauhe und wilde Bergnatur Kataloniens, das von verſchiedenen Armen der Pyrenäen durchzogen, in eine zahlloſe Menge Thäler zerklüftet iſt, bietet dem Jäger, wie faſt kein Land weiter in Spanien, Luſt und Unterhaltung in reicher Fülle und Auswahl. — Nächſt dem Könige kamen keinem von der nähern Umgebung deſſelben dieſe Einladungen gelegener, als dem Markgrafen Johann, einem leidenſchaftlichen Jäger, Beizer, Reiter und Hundeliebhaber, und deshalb dem Könige beſonders werth. Gerade dieſe vornehmen Paſſionen, die man ritterliche nannte, weil das wahre Ritterthum abgeblüht war, und die man ſpäter adlige genannt hat, als auch das wahre Weſen des Adels untergegangen war, Paſſionen, die eben ſo wenig zum Ritterthum und zum

Adel gehörten, als Zechen und Raufen, ſie waren die magiſchen Bande, welche den jungen König zu dem Markgrafen zogen und denſelben für ſeine Königsfahrt nach Spanien zu gewinnen vermocht hatten. Karl war in ſeinem zwanzigſten Jahre in der Welt- und Menſchenkenntniß noch nicht weiter gekommen, als in einem Nimrod und Roßbändiger von adliger Geburt einen vollendeten Menſchen zu verehren, und ein koſtbares Pferd, ein ſeltner Hund waren ihm von weit höherm Werth, als Geſchöpfe der eignen Art, eine Anſicht, die man ausſchließlich eine fürſtliche nennen könnte, da ſie ſich in den fürſtlichen Familien bis auf unſere Zeiten erhalten hat.

Als Chievres den ihm gefährlichen Vivian de la Chaux von der Perſon des Königs entfernte, glaubte er vom Markgrafen von Brandenburg nichts befürchten zu dürfen. Und doch war Niemand mehr geeignet, den allmächtigen Einfluß des ränkevollen geldgierigen Miniſters auf Karl zu vernichten, als der lebensluſtige deutſche Prinz, der aus keinem Grunde weiter mit nach Spanien gegangen war, als um hier ſein Glück zu machen. Sobald Chievres wahrnahm, wie ſehr der Markgraf in der Gunſt des Königs ſtieg, ſchmeichelte er ihm und ſuchte gemeinſame Sache mit ihm zu machen. Der Markgraf ſtellte ſich an, als merke er die Abſicht des ſchlauen Oberhofmeiſters nicht, und ſorgte fleißig für das Vergnügen des Königs. Chievres hatte ſich inzwiſchen durch ſeine unerſättliche Habſucht und das auffallende Beſtreben, alle Stellen entweder mit ſeinen Verwandten, Freunden oder Kreaturen oder mit Leuten, die ſie ihm theuer bezahlten, zu beſetzen, in Kaſtilien und Aragonien ſo verhaßt gemacht, daß in Valladolid bereits ein Volksaufſtand gegen ihn ſtattgefunden hatte. Er behandelte die vornehmſten Spanier mit unerträglichem Stolz und war deshalb von Keinem wohl gelitten; der Markgraf hatte es dagegen verſtanden, ſich überall beliebt zu machen, und dies war für Chievres ein Grund mehr, ihn zu fürchten und für ſich zu gewinnen. Der Markgraf ſpielte ſeine Rolle noch weit meiſterhafter, als der ihm an Jahren und praktiſchen Erfahrungen ſo ſehr überlegene Miniſter, weil er ſie eben mit der größten Ruhe ſpielte. Er kam dem beſorgten und unruhigen Chievres auch nicht einen Schritt entgegen, und zwang ihn dadurch, ſich ihm gleichſam auf Gnade oder Ungnade zu übergeben. Der ſtolze niederländiſche Edelmann ſah ſich genöthigt, den ſcheinbar harmloſen, unbefangenen, nur der Freude und dem Vergnügen lebenden deutſchen Fürſten zu bitten, gemeinſame Sache mit ihm zu machen und ihm Anerbietungen und Vorſchläge zu thun, die auf die Theilung des baaren Gewinnes (nach ſpaniſcher Ausdrucksweiſe: des Raubes) hinzielten. Dabei durfte Chievres der Wahrheit gemäß behaupten, er ſei es, der dem Könige den Markgrafen zum Statthalter eines der ſpaniſchen Königreiche vorgeſchlagen; wenn er aber hinzuſetzte, dies ſei aus Hochachtung, Verehrung und Ergebenheit geſchehen, ſo war das die dem Markgrafen wohl bekannte diplomatiſche Redeweiſe, welche damals ſchon faſt ebenſo reich an Worten und Wendungen war, wie heutiges Tags; denn in Wahrheit hatte der Miniſter den Markgrafen zum Statthalter in Vorſchlag gebracht, um ihn von der Perſon des Königs zu entfernen und ſeinen Einfluß auf denſelben zu vernichten. Dies wußte der Prinz Johann und richtete danach ſeine Antwort in der begonnenen Unterhandlung ein. Nichts konnte ihm erwünſchter kommen, als eine Gewinnstheilnahme an dem einträglichen Erwerbsgeſchäft des Oberhofmeiſters, deſſen Gefahren ſich dieſer allein ausſetzte; denn Johann war ein armer deutſcher Prinz, der für einen mäßigen Jahrgehalt ſeine Dienſte dem Könige verkauft hatte. Von ſeinen drei Brüdern hatte er eben ſo wenig zu erwarten, wie von ſeinen beiden Vettern, den Kurfürſten, ſie brauchten Alles, was ſie einnahmen, allein; er ſelbſt aber hatte eben ſo große Bedürfniſſe wie ſie und mußte ſich deshalb nach Mitteln umſehen, dieſelben zu befriedigen. Das reiche Spanien hatte ihm gleich eine Fundgrube für ſeine Wünſche geſchienen, und deshalb hatte er dem jungen Könige ſeine Dienſte angeboten. Was konnte einem fürſtlichen Abenteurer, der darauf ausging, Geld und möglichſt vieles Geld zuſammen zu ſchlagen, gelegner kommen, als ein ſolcher Antrag von Chievres, der als der größte und geſchickteſte Finanzier bekannt war? Aber der gewandte Niederländer hatte auch ſeinen Plan gemacht, als er ſich genöthigt ſah, ſich dem jüngern Fürſten preiszugeben, und wenn dieſer Plan gelang, ſo hatte Chievres den Markgrafen nicht nur für ſeine Intereſſen gewonnen, er entfernte ihn auch glücklich vom Könige und brauchte ihm nicht das Mindeſte von ſeinem Gewinn abzugeben. Und nichtsdeſtoweniger mußte Prinz Johann ſich ihm ſehr verpflichtet fühlen. Dieſer Plan war alſo ein diplomatiſches Meiſterſtück.

„Ew. fürſtliche Gnaden gibt mir zu, daß es unſer beiderſeitiges Intereſſe erheiſcht," ſprach Chievres zum Markgrafen, „daß wir in dieſem fremden Lande Hand in Hand gehen. Ich will Euch ehrlich geſtehen, ich bedarf Euer; ich will Euch eben ſo wenig verhehlen, daß ich die ſtolze Ueberzeugung hege: Ihr bedürft meiner nicht minder."

„Es kommt auf die Umſtände an," verſetzte der Prinz vorſichtig. „Denn ich getraue mir in Spanien auch ohne Euere Hülfe fort zu kommen."

„Daran iſt nicht zu zweifeln, zumal dieſe ſpaniſchen Großhänſe, geſchmeichelt durch Euere Herablaſſung, Euch ſehr gewogen ſind. Sie reden ſtets als dünke ſich jeder von ihnen einem König gleich, und doch wiſſen ſie gar wol die Ehre zu ſchätzen, die ihnen ein deutſcher Fürſt anthut indem er mit ihnen verkehrt. Aber gerade die Stellung, die Ihr bei den Herrn Granden angenommen habt, iſt unſerer Verbindung ſehr zuträglich. Mich mögen die ſtolzen Männer nicht; ich bin ihnen ein Dorn im Auge; um deſto weniger werden ſie in uns Verbündete ahnen, wenn wir das Spiel geſchickt treiben."

„Und welcher Vortheil — meint Ihr wohl — ſoll für mich aus ſolch einem geheimen Bündniß herausſpringen?" fragte Johann geſpannt.

„Ich denke der reichſte und glänzendſte, den Ihr hier zu Lande überhaupt gewinnen könnt, und ein weit reicherer, ſchönerer, lieblicherer, angenehmerer und wünſchenswertherer, als ich jemals davon tragen kann."

„Ihr macht mich neugierig, Baron, auf einen ſolchen Gewinn. Zögert daher nicht, ihn mir nahmhaft zu machen."

„Mit einem Worte denn: es iſt die Königin Germaine."

„Die Königin!" rief der Markgraf überraſcht. „Seid Ihr bei Verſtande Baron? Die Königin Germaine! Sie ſoll mir zu Theil werden, mir, dem armen Markgrafen? Eher doch noch dem Prinzen von Kalabrien, der ſich ſo ſtark um ihre Gunſt bewirbt und wenigſtens noch einen Schein von Anſpruch an die Krone von Neapel hat. Aber mir? mir!"

„Und warum nicht? Dieſer mein Plan iſt nicht von heute und nicht von geſtern; er iſt die reife Frucht langer Ueberlegung und Abwägung der Verhältniſſe gegen einander. Ihr ſtecht den Neapolitaner aus."

„Wer ſoll der Königin einen ſolchen Antrag machen?"

„Ich, mein Prinz, und es wäre nicht das erſtemal, daß ich ſie über Euch und Euere Vorzüge unterhielte. Ich habe längſt vorgearbeitet, um ihre Euch geſchenkte Gunſt immer lebhafter anzufachen, gerade wie ich beim

Könige Euch wiederholt zu einer Statthalterſtelle vorſchlug und Euch ſeine Gnade auf jegliche Weiſe zuzuwenden ſuchte."

„Ich bin Euch ſehr dankbar, Herr von Chievres; aber Euer Plan mit der Königin ſcheint mir zu gewagt und abenteuerlich. — Sie wird Euern Antrag mit Entrüſtung zurückweiſen.

„Dafür laßt mich ſorgen."

„Der König würde nie in eine ſo ungleiche Verbindung einwilligen."

„Auch dieſe Schwierigkeit zu überwinden iſt meine Sache."

„Dieſe ſtolzen und reichen Herzöge und Marqueſen würden ſich mit Nachdruck einer ſolchen Verbindung ihrer verwitweten Königin widerſetzen, und die Aragonier und Katalonier ſind ja, wie Ihr ſelbſt am beſten wißt, die heftigſten und widerhaarigſten und laſſen ſich weit weniger überliſten als die Kaſtilier. Germaine iſt aber Königin von Aragonien und Katalonien."

„Den hohen Adel dieſer Königreiche zu verſöhnen, iſt Euere Sache. — Hört mich an, gnädigſter Markgraf! Wenn auch die Königin nicht mehr in der erſten friſchen Jugendblüthe ſteht, ſo iſt ſie doch noch in den ſchönſten Lebensjahren; ja ihr Ausſehen betrügt die Zeit um ihr Recht. Sie iſt eine ſchöne, ja ſie iſt eine reizende Frau, heiter, lebensluſtig und ganz eine liebenswürdige Franzöſin, und der kleine Fehler an ihrem Fuße macht ſie gewiſſermaßen noch intereſſanter. Sie iſt ferner in Euch verliebt, mein gnädiger Herr; das hab' ich aus ihren Worten herausgehört, in denen ſie ſich zu mir über Euch ausſprach; ich ſeh' es aus jedem ihrer Blicke, wenn Ihr ihr in die Augen kommt, und andre Leute ſehen es auch. Ihre franzöſiſche Natur kann nichts verbergen, was in ihrem Herzen vorgeht. Sie gibt Euch unbedingt den Vorzug vor dem Prinzen von Kalabrien. Und wie ſollte ſie auch nicht in Euch verliebt ſein? Sind es nicht alle Frauen, und würde ich es nicht eben ſo gut ſein, wenn ich ein Weib wäre? Fühlt doch mein altes Männerherz etwas Aehnliches für Euch. — Blutjung wurde ſie nach Spanien gebracht, um als Opfer der Politik an den alten griesgrämlichen kränklichen König gefeſſelt zu werden. Welche Marterjahre hat ihr fröhliches Herz als Königin dieſes Landes erleben müſſen! Mit despotiſcher Eiferſucht wurde ſie bewacht; kein liebenswürdiger Mann kam in ihre Nähe. Und als der Tod ſie von ihrem Peiniger erlöſt, war ſie zu einer grauſamen Einſamkeit verdammt. Ihr kennt das ſteife Ceremoniel dieſer Spanier. Die holde Germaine lebte gleichſam als Nonne im Kloſter, und doch hatte ſie ein lebendiges freudebedürftiges Herz. Da zog der ſchönſte und liebenswürdigſte Fürſt ſie plötzlich aus dem Grabe, in welchem die arme Königin lebendig ſchmachtete, und dieſer Fürſt — ein Halbgott, ein Perſeus für ſie, der ſie, die angeſchmiedete Andromeda kühn befreit und zu allen erwünſchten Freuden leitet, ſollte nicht von ihr geliebt werden? Wie wäre das möglich? Nein, nein! Andromeda liebt ihren Befreier Perſeus. Der Prinz von Kalabrien kam zu ſpät.“

„Ihr ſeid ein Schmeichler, Baron, und habt die gute Königin beſchwatzt.“

„Und wenn ich den Funken, den Ihr der ſchönen Herrin ins Herz geworfen, zur Flamme angefacht hätte, würdet Ihr mir darob zürnen? Ich ſage Euch endlich, die Königin Germaine hat ein jährliches reines Einkommen von funfzigtauſend Dukaten.“

„Funfzigtauſend Dukaten!“ rief der Markgraf ſchier erſchrocken. „Wißt Ihr das gewiß, Baron?“

„Wer kann es beſſer wiſſen, als ich? Durch meine Hand iſt das Teſtament des Königs Ferdinand gegangen, worin er ſeiner jungen Witwe einen Jahrgehalt von dreißigtauſend Dukaten auf das Königreich Neapel ausſetzt, und ich habe das Dokument ausgefertigt, in welchem König Karl, um ihr die Erhebung dieſer Gelder zu erleichtern, dieſelben auf die Städte Arevalo und Olmedo anwieß; mich endlich hat ſie erſucht, ihren Rentmeiſter zu kontroliren und ihre Conti durchzuſehen, und daraus habe ich erfahren, daß ſie aus Frankreich theils aus der königlichen Rentkammer, theils von den Gütern des Hauſes Foix noch zehntauſend Dukaten jährlich einnimmt. Nun hat ſie aber faſt kein Jahr mehr als den vierten Theil dieſer Summe verbraucht, die übrigen drei Viertel hat ſie zu dem bedeutenden Kapital geſchlagen, welches ſie theils von ihrem Vater, ihrem Bruder und ihrer Mutter ererbt, theils vom König Ferdinand und den Kortes der ſpaniſchen Königreiche als Nadelgelder und Geſchenke erhalten. Dieſe Kapitalien ſind alle gut angelegt und werfen ihr jährlich abermals über zehntauſend Dukaten an Zinſen ab."

„Funfzigtauſend Dukaten!" wiederholte der ritterliche Fürſt in Gedanken verſunken. Wahrlich die Königin iſt eine reizende Frau."

„Und ſo wie die Königin Euch die Hand reicht, erhebt Euch der König zum Vicekönig von Valencia. Dafür ſetze ich Euch mein Ehrenwort ein. Und dieſe Statthalterſchaft darf Euch nicht weniger als zwanzigtauſend Dukaten eintragen; dann habt Ihr zuſammen eine Einnahme, wie wenig deutſche Fürſten. Ihr könnt Euere Brüder auslachen, den guten Hochmeiſter der deutſchen Ritter in Königsberg, den ſchlauen Kaſimir in Ansbach und den armen Georg, der von der Gnade des jungen Königs von Ungarn lebt; und Euere Vettern, die mächtigen Kurfürſten nicht minder, von welchen der mainzer auch oft genug leere Kaſſe hat."

„Hier meine Hand, Baron! Ich wahre Euern Vortheil, wahrt Ihr den meinen. Leitet die Sache beim König und der Königin ein: ich werde Euch dankbar ſein."

„Sie iſt ſchon eingeleitet. Tretet Ihr jetzt der Königin näher, damit ich ſie raſch zum Abſchluß bringen kann."

„Noch Eins, Baron, was mir wichtig iſt — und ich betrachte Euch jetzt als meinen Verbündeten —"

„Ihr dürft mir alles anvertrauen. Euer Intereſſe iſt das meine."

„Iſt es Euch nicht möglich, die Gräfin Cardona ſchnell von der Königin und vom Hofe zu entfernen?"

„Habt Ihr ſie zu fürchten?"

„Wenn auch das nicht; aber ſie iſt mir unbequem für unſern Plan."

„Ha, ich verſtehe!" lachte der Miniſter. „Ich will Alles verſuchen was ich vermag, um Euch von einem nun läſtig gewordenen Schätzchen zu befreien. Doch wird's gerade nicht leicht ſein, und ich geſtehe, daß ich auf dieſen Zwiſchenfall nicht gefaßt war."

„Was iſt Euch nicht möglich!"

„Sehen wir zu!"

Sie reichten ſich die Hände. Beide trennten ſich ſehr zufrieden mit einander.

## 9.

## Auf der Jagd.

Der König und der Hof waren von einem der reichſten Grafen Kataloniens Don Diego d'Andrada zu einer großen Jagd eingeladen, wozu auf dem Bergſchloſſe deſſelben glänzende Vorkehrungen getroffen wurden. Der Graf war eine jener ſtolzen ehrwürdigen ariſtokratiſchen Geſtalten im vollſten Bewußtſein ihrer Würde, die ſelbſt Leuten von der entſchiedenſten Gegenanſicht Achtung und eine gewiſſe Ehrfurcht abzunöthigen wiſſen. Und wie er ſelbſt dieſe Ehrfurcht von Geringern in Anſpruch nahm, ſo leiſtete er ſie im vollſten Maße ſeinem Könige, dem er jedoch eben ſo wenig auch nur das kleinſte von ſeinen Rechten freiwillig abgetreten hätte. Don Diego war ein ächter ſpaniſcher Ritter, ein geiſtiger Nachkomme des Cid, und es war natürlich, daß dieſer Edelmann keine Koſten ſparte, den König und die Königin Germaine glänzend zu bewirthen. Es kamen noch mehre Umſtände hinzu, welche den Grafen und die Gräfin Andrada, veranlaßten, dem Hofe ein ſo großartiges Jagdfeſt zu geben. Die Gräfin war nämlich mehre Jahre Ehrendame der Königin Germaine geweſen und bewahrte derſelben eine dankbare Anhänglichkeit, die ſich in mehrfachen Beſuchen bei der hohen Frau kund gegeben und von dieſer mit einer Art freundſchaftlichen Vertrauen vergolten wurde. Da nun die Kunde wie hoch der König die Königin Germaine in Ehren halte, ſich überall verbreitet hatte, ſo wollte die Gräfin Andrada dem Könige dafür thätlich ihren Dank abſtatten. Ferner: die Gräfin war von der Inſel Majorka gebürtig und dort mit vielen adligen Häuſern verwandt. Nun hatte im verwichenen Herbſt der berüchtigte mauriſche Seeräuber Horuch Barbaroſſa, der ſich vor drei Jahren zum Herrn von Algier gemacht, die Inſel Majorka überfallen, indem er mit einer kleinen Flotte unter öſtreichiſch-niederländiſch-ſpaniſcher Flagge heranſegelnd, die Bewohner der baleariſchen Inſeln glauben gemacht, der König ſei es, welcher komme, ſie mit ſeinem Beſuche zu beehren. Außer großer Beute hatte er eine Menge der vornehmſten Bewohner als Gefangne fortgeſchleppt und forderte nun ein großes Löſegeld für ſie. Es befanden ſich mehre Verwandte der Gräfin darunter, die ſich aus eignen Mitteln nicht loskaufen konnten. Die Hülfe der kataloniſchen Stände ſollte von den Familien der Gefangnen in Anſpruch genommen und der König durch die glänzende Bewirthung gewonnen werden, einestheils den Antrag bei den Ständen zu unterſtützen, anderntheils mit dem Barbaroſſa in Unterhandlung zu treten und ihn zu billigern Bedingungen zu vermögen.

Eben als der Hof im Begriff war, nach dem ſechs Meilen von Barcelona gelegenen Bergſchloſſe des Grafen d'Andrada abzureiſen, trafen mehre Fremde ein, welche Anliegen an den König hatten und Audienz beanſpruchten, die ihnen nicht mehr gewährt werden konnte, weil der König mit einem Fuße ſchon im Steigbügel ſtand. Sie ſahen ſich daher genöthigt, entweder unverrichteter Sache wieder abzureiſen, oder dem Könige zu folgen und die Gaſtfreundſchaft des Don d'Andrada in Anſpruch zu nehmen. Zuerſt war es der Junker Marx von Bübenhoven, gekommen, um Bericht zu erſtatten über die aragoniſchen Bergwerke, welche er auf Befehl des Königs beſucht hatte. Er wurde von Chievres und dem Markgrafen eingeladen, ſich an ſie anzuſchließen; denn für den Erſtern war der ehrliche treuherzige Tyroler hinſichtlich ſeines Geſchäfts in Spanien eine höchſt wichtige Perſon. Sodann waren es zwei Portugieſen, Don Fernando Magelhaens, der Seefahrer, und Don Ruy Falero, Aſtronom und Geograph, welche, mit dem Könige von Portugal unzufrieden, ihre Dienſte dem König Karl ſchon während ſeines Aufenthaltes in Kaſtilien angeboten hatten. Sie hatten ihre Bedingungen bereits eingegeben und kamen jetzt nach Barcelona, um den Vertrag mit dem Könige zum Abſchluß zu bringen. Der berühmte Magelhaens wurde von der Königin Germaine durch die Gräfin Cardona eingeladen, ſich ihrem Gefolge anzuſchließen. Als die Gräfin ihn bewillkommte, ſagte ſie: „Ihr ſeid mir längſt bekannt, Kapitän, nicht nur als berühmter Seefahrer, ſondern auch als unterhaltender Geſellſchafter. Eine mir werthe Freundin im fernen Deutſchland hat mir viel von Euch erzählt, und Euer Scharfſinn mag ſich den kurzen Weg über damit beſchäftigen zu errathen, wer dieſe Dame iſt, die einſt auch Euere Freundin war. Jetzt zu Pferde!"

Noch waren drei vornehme Männer angekommen mit Botſchaft an den König, vornehme Andaluſier, abgeſchickt um ihn zu erſuchen, daß er ſich nach Beendigung des kataloniſchen Landtags nach dem Süden verfügen und ſeinen Hof eine Zeit lang in der Alhambra zu Granada aufſchlagen möchte. Der jüngſte von dieſen drei Edelleuten war Don Rodriguez de Luzero, Beiſitzer des Inquiſitionsgerichts in Granada, als ein fanatiſcher Anhänger des Chriſtenthums und Verfolger der noch nicht getauften Mauren ausgeſchrien, obgleich er ſelbſt von mauriſcher Abkunft war. Ueber ſeinen unauslöſchlichen Haß gegen die Muhamedaner waren ſo viel Gerüchte an den Hof gelangt, die wie Uebertreibung ausſahen, daß man wohl auf die Abſichtlichkeit derſelben hätte ſchließen können. Endlich hatte Don Petro Giron, der Sohn des Grafen Uruegna, derſelbe, welcher mit an der Spitze des Aufſtandes der altkaſtiliſchen Städte gegen den Kardinal Ximenes geſtanden und vor zwei Jahren durch ſeinen bewaffneten Anſpruch auf das Herzogthum Medina Sidonia ganz Andaluſien in Verwirrung gebracht hatte, vergebens auf eine Audienz gewartet, um dem Könige mehre Beſchwerden über eigenmächtige Verfügungen des Herrn von Chievres vorzulegen. Auch er reiſte mit, vom Grafen Andrada beſonders eingeladen, und hoffte in dem Bergſchloſſe oder auf der Jagd eine günſtige Gelegenheit zu erſpähen, um dem Könige ein getreues Bild von all dem Unheil, welches die niederländiſchen Herren in Spanien bereits angerichtet, vor Augen zu ſtellen.

Die zahlreiche Geſellſchaft ritt in verſchiedenen Partien, wie Befehl, Neigung oder Zufall ſie zuſammengeführt. Eins der uralten gothiſchen Schlöſſer, auf einem ſcharfen Bergvorſprung, zwiſchen tiefen Thälern und Schluchten und von waldigen Bergen umgeben, nahm ſie auf. Jedes Jahrhundert hatte ein Stück an dieſes wunderliche Gebäude gefügt und ſich gleichſam daran verewigt, und es war dadurch zu einem überraſchenden Umfang gediehen und glich einer kleinen auf den Berg gelagerten Stadt, ein Gemiſch von Thürmen, Kuppeln, Söllern, Giebeldächern und wunderlich aufgehäuften und zuſammengefügten Steinmaſſen. Und wenn der Gäſte noch zweimal mehr geweſen wären, ſie hätten doch alle in dieſen alten Bauen untergebracht werden können.

Ueber hundert Piqueure begrüßten den König mit einer wilden Hornfanfare; außerdem war noch eine Zigeunerbande angeworben, um Muſik zu machen. Die Gäſte wurden in mehren Sälen bewirthet, namentlich hatten diejenigen ein beſonderes Gemach, welche erſt Audienz beim Könige zu erlangen wünſchten.

Eh am andern Morgen die Jagd eröffnet wurde, ertheilte Karl den drei Andaluſiern zuerſt Audienz. Auf ihre im Namen der andaluſiſchen Städte ausgeſprochne Bitte, Kordova und Granada eine Zeit lang zu ſeinen Reſidenzen zu erwählen, verſetzte der König, daß er ſich um die Königskrone des römiſch-deutſchen Reichs bewerbe und falls die Wahl der Kurfürſten auf ihn falle, nach Deutſchland abreiſen werde. Er könne ihnen alſo keine feſte Zuſicherung geben, doch wolle er kommen, ſobald die Landtage in Barcelona und Valencia abgehalten und die Reiſe in den Süden ihm möglich ſei.

„Verhält ſich die mauriſche Bevölkerung im Königreiche Granada ruhig?“ fragte Karl. „Man hat mir in Brüſſel geſagt, der Geiſt der Empörung ſei nicht in den

Muhamedanern erloſchen und auch denen ſei nicht zu trauen, welche ſich haben taufen laſſen."

„Ew. Hoheit iſt falſch unterrichtet worden," verſetzte Don Rodriguez de Luzero mit aufglühendem Eifer. „Ich bürge Euch mit meinem Kopfe für die Treue der neue Chriſten, und kein Jahr vergeht, wo nicht Tauſende den Koran abſchwören und ſich durch die heilige Taufe am Chriſtenheil betheiligen."

„Euer Eifer iſt mir bekannt, Don Rodriguez," antwortete der König. „Die Gräfin Cardona, wie Ihr, mauriſcher Abkunft und, wie Ihr, unſrer geheiligten Religion mit glühender Begeiſterung ergeben, hat mir viel von Euern Verdienſten um die Mutter Kirche erzählt, und ich werde dieſelben zu belohnen wiſſen."

Nachdem die Boten dem Könige noch in mancherlei Beziehung über die Verhältniſſe ihres Landes Rede geſtanden, wurden ſie eingeladen an der Jagd Theil zu nehmen und entfernten ſich.

Bübenhoven und Magelhaens hatten nur kurze Audienzen. Sie wurden auf die Rückkehr nach Barcelona verwieſen, wo die Geſchäfte mit ihnen abgemacht werden ſollten, und Don Pedro Giron erhielt gar keine Audienz; er wurde bedeutet, falls er Eile habe, möge er ſein Anliegen bei der Kanzlei in Barcelona eingeben.

Auf der Reiſe ins Gebirg hatte der Prinz von Kalabrien die Königin Germaine begleitet, dahingegen waren der König, der Markgraf und Chievres ſtets zuſammen geritten, auch jetzt, vor dem Aufbruch zur Jagd hatten ſie noch eine geheime Unterredung zuſammen, und der König zeigte ſich heiter und vergnügt, als alle drei hinaus traten zu der harrenden Jagdgeſellſchaft. Die Damen mußten noch eingeholt werden, und der König ließ ſich bei der Königin Germaine melden. Sobald er ihr zum Morgengruß die Hand geküßt, erkundigte er ſich nach ihrer Nachtruhe. Sie klagte, daß ſie wenig geſchlafen.

„Es will mich bedünken, daß Ew. Hoheit überhaupt an Schlafloſigkeit leide,“ ſagte Karl ſchelmiſch lächelnd: „Solltet Ihr nicht als Gemahlin meines guten Großvaters beſſer geſchlafen haben, als jetzt?“

„Ihr irrt, mein gnädigſter Herr,“ verſetzte die Königin erröthend. „Die Unruhe des Königs, aus ſeiner Krankheit entſprungen, raubte ihm und mir den Schlaf; denn meine Treue würde mich ſtets zu ſeinem Schmerzenslager gezogen haben, wenn er auch nicht ausdrücklich begehrt hätte, daß ich ſtets um ſeine Perſon ſei.“

„Ihr ſeid zu beklagen, ſo jung und ſchön an einem alten und kranken Gatten gefeſſelt, und Niemand kann Euch genug preiſen, daß Ihr mit ſo treuer Aufopferung bei ihm ausgehalten habt. Wahrlich die edle Pflichterfüllung ſollte belohnt werden. Würdet Ihr mir ſchmollen, wenn ich mich zum Spender des Lohns, eines ſüßen ſchönen Lohns, aufwürfe und Euch dadurch zu ſüßem ſchönen Schlaf verhülfe?“

„Ich verſtehe Ew. Hoheit nicht. Durch welches Mittel wolltet Ihr mir zu Schlaf verhelfen?“

„Durch ein lebendiges unfehlbares Zaubermittel, durch das größte Wunder, welches Gott dem Menſchen ins Herz gelegt.“

„Ihr ſprecht immer dunkler, mein Sohn.“

„Durch die Liebe, meine ſchöne Großmutter, die als Sehnſucht erſt den Schlaf raubt, als Gewährung ihn dann bringt. Sollte das Erſtere nicht jetzt bei Euch der Fall ſein? Ihr erröthet, wie eine holde Jungfrau, und wenn ich recht geſehen, hat die Liebe zum erſtenmal ſich in Euer Herz geſchlichen und macht ihm ſo viel Unruhe.“

„Mein königlicher Herr, Ihr ſcherzt —“

„Nein, nein! Ich ſpreche im vollſten Ernſte. Meint

Ihr nicht auch, daß Ihr als Gemahlin des Markgrafen von Brandenburg in ſeinen Armen des göttlichſten Schlafes genießen würdet?"

„Oh, Ew. Hoheit treibt ein grauſames Spiel mit meinem Herzen. — Die verwitwete Königin von Spanien darf niemals die Gemahlin des Markgrafen von Brandenburg werden."

„Wenn Euer Herz ihn dazu erkieſt, wenn Euer König als Freiwerber des deutſchen Fürſten bei Euch auftritt, und wenn ich dieſe Verbindung gut heiße, wer darf es wagen, etwas dagegen einzuwenden? Der Markgraf hat mir geſtanden von welch heißer Minnebrunſt zu Euch ſein Herz ergriffen iſt; er hat mich um meine Vermittlung gebeten. Darf ich ihm Hoffnung machen?"

„Ihr überraſcht mich mit Euerm Antrage. — Ihr verwirrt mich. Würden die aragoniſchen und kataloniſchen Kortes — würde der König von Frankreich —"

„Es iſt meine Sache jedes Bedenken von dieſen Seiten zu beſchwichtigen. Mich aber würdet Ihr glücklich machen durch Erfüllung dieſes meines Wunſches. Ich könnte mich freuen, wie ein Kind, wenn ich Euch und meinen Freund durch die Bande der Liebe und der Kirche vereinigt ſähe."

„Darf ich meinem Könige einen Wunſch verſagen? Doch gönnt mir Zeit bis zur Rückkehr nach Barcelona."

„Bis dahin kein Wort weiter davon! — Kommt, ſchöne Großmutter, Euer Zelter ſtampft ſo ungeduldig, wie ein Herz klopft nach Euerm Anblick.

Strahlend vor Wonne und Glück reichte die Königin ihm den Arm und ſchritt durch ihre Frauen, die ſich verwundert anblickten. Agnes las ſcharf in den Zügen ihrer Gebieterin. In dieſem Augenblick trat Don Rodriguez zu ihr und ſprach: „Der König hat mich zu Euerm Ritter und Begleiter auf der Jagd erkoren, und ich bin ihm ſehr dankbar für dieſe Wahl." Sie reichte ihm kalt und ſchweigend die Hand, und als draußen auf dem Hofe der Markgraf mit verbindlichen Worten der Königin den Bügel hielt, und dieſe ihm mit ſüßem Lächeln dankte, fühlte Don Rodriguez den Arm ſeiner Dame zittern, ohne die Urſache errathen zu können. Der König hatte die Hausfrau erſucht, ihr als Ritter dienen zu dürfen, und ritt an ihrer Seite; zum Ritter der Tochter des Hauſes beſtellte er den Prinzen von Kalabrien; die Königin Germaine und der Markgraf folgten; die Uebrigen ſchloſſen ſich an, und unter Horngetön ſetzte ſich der Zug in Bewegung.

Das Wild war in einem Bezirk zuſammengetrieben, welcher einen Berg mit mehren Halden umfaßte, ſo daß der Verfolgung deſſelben freier Spielraum verblieb.

Die Jagd begann; die Geſellſchaft zerſtreute ſich, dem fliehenden Wilde nacheilend; jeder Paladin blieb an der Seite ſeiner Dame. Agnes' Augen folgten der Königin und dem Markgrafen, welche einem ſtolzen Hirſche nachritten. Dann ſprengte ſie mit ihrem Begleiter in den Wald, und beide ſuchten, ohne viel Worte zu wechſeln, und ohne ſich um die Jagd zu bekümmern, eine Bergſchlucht auf, in welcher ſie von den Pferden ſtiegen, dieſe im dichten Gebüſch anbanden und ſich ſelbſt in ein Verſteck unter einem Baume niederließen. Hier hielten ſie, flüſternd und dann und wann vorſichtig horchend, folgendes Zwiegeſpräch:

„Suleima," ſagte der Ritter, ſich vertraulich an ſie anſchmiegend, „der König ſelbſt hat unbewußt meine heißeſten Wünſche erfüllt, indem er mich dir zum Begleiter gab. Vergebens ſann ich, wie es möglich ſein würde, eine geheime Unterredung mit dir zu bewerkſtelligen. Unſer Gott braucht unſre größten Feinde dazu, unſern Zwecken zu dienen. Denn denke dir mein Erſtaunen, der König deutete in der Unterredung mit mir darauf hin, es würde ihm lieb ſein, wenn ich mich um deine Gunſt und dann um dein Herz und deine Hand bewürbe.“ Agnes zuckte zuſammen. „Es ſteht unſrer ehelichen Verbindung alſo nichts im Wege und vereint können wir natürlich an unſerm großen Werke mit größerm Nachdruck und Erfolg arbeiten, als getrennt und vereinzelt. Aber du ſcheinſt dich über dieſe unerwartete Gunſt des Schickſals nicht zu freuen, während ich darin ein Zeichen ſehe, daß unſer großer Plan endlich zur Ausführung kommen wird.“

„Ich ſehe in dem Antrag nichts als eine uns gelegte Schlinge der Niederländer,“ verſetzte die Dame. „Wir haben ein gefährliches Spiel getrieben, um die ſcharfen Augen unſrer Feinde, von denen wir umgeben ſind, zu täuſchen. Sollte nicht ein ſolches Argwohn geſchöpft haben und die Königlichen uns auf die Probe ſtellen wollen?“ Sie ſprach dieſe Worte mit einer Verwirrung, die, wenn Rodriguez irgend möglich geweſen wäre, gegen ſie ſelbſt einen Argwohn zu faſſen, ihn hätte ſtutzig machen müſſen. Doch kein Gedanke von Zweifel an ihren ſo oft ſchon glänzend bewährten Eifer für das unterdrückte Volk der Mauren kam in ſeine Seele, und ruhig erwiderte er: „Du haſt zu oft erklärt, daß die Liebe zu einem Manne nicht Platz in deinem Herzen greifen könne, bevor unſer Volk nicht frei und glücklich ſei, als daß ich hoffen dürfte, deine Seele werde ſich mir früher zuwenden. Aber du weißt, wie ich dich mit glühender Leidenſchaft liebe von der Stunde an, als du an der Hand des greiſen Prieſters Abu Haſſan in unſre geheime Verſammlung in Granada tratſt und mit begeiſterten Worten die Noth unſres Volkes ſchildderteſt und zur Selbſthülfe ermahnteſt. Abu Haſſan und die Häupter der Verſchwörung haben mich dir, dem Sproß unſres Königshauſes, zum Gemahl beſtimmt, d. h. ſie haben mich zum König von Granada erwählt. Wärſt du ein Mann, ſo wären all dieſe Beſchlüſſe unnöthig geweſen. Du nur könnteſt und würdeſt unſer König ſein. Aber der Koran verbietet, daß ein Weib über das Volk der Gläubigen herrſche. Dich, den Sproß des königlichen Hauſes, die begeiſterte Kämpferin für unſre Freiheit, wollen Alle in Granada, welche zur Verſchwörung gehören, zur Königin, und ſo mußteſt du dir einen Gemahl wählen.“

„Und Abu Haſſan führte dich mir als den Würdigſten zu,“ ergänzte ſie froſtig. „Tröſte dich, Said, ich werde dich lieben lernen, wenn wir die Freiheit errungen haben. In der Sklaverei dieſer Spanier und — o noch viel ſchlimmer! — dieſer raubgierigen Niederländer keine Liebe, kein andres Gefühl, als der glühende Durſt nach Freiheit, nach Rache! Darum ſage, was für Nachrichten bringſt du?“

„Horuch Barbaroſſa iſt in Algier gefallen von den Schwertern der Spanier.“ —

„Weh mir! Wieder ein kräftiger Mann weniger, der mit Kühnheit und Kraft für uns aufzutreten bereit war! Ein böſes Schickſal verfolgt uns. Werden wir zum Ziele kommen, Said?“

„Ich erſtaune über deinen Kleinmuth. Nie hörte ich ſolche Worte aus deinem Munde. Biſt du nicht mehr die durch nichts zu beugende ſtarke Seele, die durch jedes neue Unglück nur noch gewaltiger ſich erhob? Biſt du nicht mehr der leuchtende Stern, deſſen ſchimmernder Glanz uns Allen Muth und Hoffnung in die Seele ſtrahlte? Was konnte dir begegnen, das dich verwandelte? Was konnte dein Licht verdunkeln?“

„Verzeihe, Said,“ bat ſie ängſtlich. „Auch die ſtärkſte Seele hat ihre ſchwachen Stunden. Hatte ſie nicht ſogar unſer großer Prophet? Wenn ich heute weniger zuverſichtlich auf das Gelingen unſres Werks vertraue, ſo wird dieſe trübe Stimmung vorübergehen. Das Unglück läßt nicht ab uns zu verfolgen, und der Aufenthalt am Hofe dieſes kindiſchen Königs unter dieſen habgierigen ränkeſüchtigen, verächtlichen Niederländern und unſern Todfeinden, den ſtolzen Spaniern, iſt recht geeignet den ſtärkſten Geiſt niederzubeugen. Du weißt nicht, du ahnſt nicht, was ich leide."

„Arme Suleima! Aber die Liebe ſoll dir vergelten. Auf dem prachtſtrahlenden Throne Granada's, in der goldnen Alhambra wirſt du als angebetete Königin, als die Königin meines Herzens, als die Königin aller Gläubigen, lange Jahre des Ruhms und des Glücks genießen."

Agnes ſchüttelte wehmüthig das ſchöne Haupt, und eine Thräne ſchimmerte in ihrem Auge. „Berichte mir weiter!" bat ſie mit weicher Stimme.

„In ganz Kaſtilien iſt die Stimmung gegen den König und die Niederländer feindlich, und die Aufregung ſteigt mit jedem Tage. Die Treuloſigkeit des Königs und des ſchändlichen Chievres, die jede, auch die feierlichſte Zuſage und die heiligſten Eide bricht, verſetzt die Kaſtilier in Wuth, und bald wird dieſe in offne Empörung ausbrechen. Männer, die es genau wiſſen können, verſichern, er habe ſchon an drei Millionen Realen ſpaniſches Geld als ſeinen Raub nach Brüſſel geſchickt. Was weiß dieſer Knabe Karl, wie das Land und er ſelbſt betrogen wird, eine Puppe in der Hand eines ſchlauen Böſewichts! Jetzt will Chievres auch die Goldbergwerke Altkaſtiliens ausbeuten, und ſchon haben Bergleute aus Deutſchland das Werk begonnen. Die Grandes ſagen: nicht nur das Gold über der Erde ſtiehlt er aus unſern Beuteln, auch das Gold unter der Erde will er aus unſern Bergen rauben. Die Ernennung eines niederländiſchen Knaben, des Neffen von Chievres, zum Erzbiſchof von Toledo, zum Primas des Königreichs, hat die Trägſten aufgeſtachelt, und der Aufſtand bereitet ſich vor. Hätten die Ränkeſchmiede nicht den Infanten Don Fernando fortgeſchafft, die Empörung gegen Karl zu Gunſten Fernando's wäre ſchon ausgebrochen, und jener mit ſeinem räuberiſchen Gefolge ſchimpflich aus Spanien gejagt. Das haben die Schlauköpfe geahnt; deshalb ſchickten ſie den Infanten aus dem Lande. Aber ihre Liſt wird ihnen nichts helfen. Es wird und muß zur Empörung kommen, und der erſte Ton der in Kaſtilien gezogenen Sturmglocke iſt für alles arabiſche Blut in Andaluſien und Valencia ebenſogut das Zeichen zur Erhebung. Bald fällt das Joch, meine Suleima, und an deines Said Seite ſteigſt du in unſrer königlichen Alhambra auf den Thron deiner Väter.“

Er fuhr fort ihr genau zu berichten, was neuerdings in Granada, Kordova, Malaga und andern andaluſiſchen und valencianiſchen Städten zur Vorbereitung des Aufſtandes gegen die Chriſten geſchehen war. Nach Ximene's Tode, deſſen eiſerne Hand ſie niedergehalten, war ſehr viel gethan, und die Verſchwörung der vornehmen Mauren, frei von der Furcht vor dem ſtarken Regenten, hatte an Zahl und Kraft zugenommen. Die Gräfin hörte ihn mit einem wehmüthigen Lächeln an. Dann beſtiegen ſie die Pferde wieder und folgten dem Tone der Jagdhörner.

Bei der Kollation, welche auf einer Halde in Zelten eingenommen wurde, bat der König die Gräfin Cardona um eine kleine Unterredung. Er führte ſie hinaus und ſprach leiſe:

„Der Ritter Don Rodriguez Luzero, dem ich mich ſehr verpflichtet fühle, hat mir ſeine Liebe zu Euch geſtanden. Wie könnte ich ihn ſchöner belohnt ſehen, als mit Euerer Hand? So eben ſagt er mir, daß er Euch ſeinen höchſten Wunſch entdeckt habe. Es iſt auch der meine. Ihr habt ihm nicht alle Hoffnung geraubt. Ich bitte Euch, zahlt ihm die Schuld Eueres Königs und macht mich dadurch zu Euerm Schuldner auf Zeitlebens. Erlaubt mir, daß ich Euch heute noch mit ihm verlobe, und erhebt dieſen Tag dadurch zu einem wahren Freudenfeſte. Auch die Königin

Germaine, mit der ich vorhin darüber geſprochen, wird die größte Freude empfinden, wenn wir heute noch im Schloſſe des Don d'Andrada Euere Verlobung feiern und dadurch ſeine Gaſtfreundſchaft belohnen, ſeinem Feſte die Krone aufſetzen. — Ich bitte Euch, ſagt Ja, ſagt Ja!"

Damit ergriff er ihre Hand und ſprang heiter lachend wie ein fröhliches Kind an ihr empor.

„Nur heute nicht," ſtammelte die Gräfin todtenbleich und bebend. „Vergönnt mir, die Entſcheidung auf morgen zu verſchieben."

„Ha, Ihr ſeid krank. Ich ſeh' es jetzt!" rief der König theilnehmend.

„Es iſt ſo. Stürmt alſo nicht auf mich ein, und erlaubt mir, mich zum Schloſſe zurück zu begeben. Ich werde mich erholen und ſammeln."

„Der Markgraf ſoll Euch begleiten, und wenn Ihr morgen Euch wieder wohl fühlt, dann die Verlobung."

Sobald die Königin Kenntniß vom Unwohlſein ihrer Freundin erhielt, erſuchte ſie den Markgrafen, ſeiner Ritterpflicht nachzukommen und die Gräfin auf das Schloß zurückzuführen. Der König befahl es ihm, und er hob Agnes auf das Pferd und beſtieg das ſeinige. Sie ritten eine Zeit lang ſchweigend neben einander.

„Agnes," ſagte er endlich, „du biſt wirklich krank. Ich werde nach Barcelona reiten, um den Leibarzt des Königs herbeizuholen." Aber vergebens ſuchte er in dieſe Worte den alten einſchmeichelnden Ton zu legen; ſie klangen gezwungen.

„Bemühe dich nicht, Johann," entgegnete ſie. „Nicht des Arztes bedarf ich; nur eines aufrichtigen Wortes von dir. Ich wollte dich eben um eine Unterredung unter vier Augen bitten, als der Befehl des Königs und die Bitte der Königin dich zu meinen Begleiter erſahen. Du haſt mir oft in den ſtillen Nächten, die du an meiner Seite zubrachteſt, geſagt, die Deutſchen ſeien ehrliche und treue Menſchen. Du haſt mir verſichert, du ſeiſt der ehrlichſte und treueſte von Allen. Ich habe dir geglaubt und o wie gern geglaubt, obgleich man mir ſagte, du habeſt mit deinen Brüdern ein Verbrechen gegen deinen Vater begangen. Denn ich liebe dich. Es iſt dir gelungen, was keinem Manne vor dir, mein Herz zu beſiegen. Du bezwangſt mich mit göttlicher Gewalt und haſt mich durch deine Liebe mit einer früher von mir nicht geahneten Fülle von Glück überſchüttet. Und deshalb glaube und vertraue ich deinen Worten, als hätte ſie ein Geſandter Gottes zu mir geſprochen. Alſo antworte mir auf eine Frage: „Weißt du von der Abſicht des Königs, mich mit Don Rodriguez de Luzero zu verbinden?“

„Du ſetzeſt mich in Erſtaunen, Agnes!“ rief der Markgraf mit glücklicher Verſtellung. „Kein Wort weiß ich von ſolch einem Plane. Wie könnte ich dich einem Andern gönnen, der ich deinen Beſitz als mein höchſtes Glück betrachte! Weißt du nicht mehr, wie oft ich den glühenden Wunſch an deiner Seite ausgeſprochen habe, dich als Gattin zu beſitzen, und wie du ſtets mir dieſen Wunſch verſagt haſt aus geheimnißvollen Gründen, deren Enthüllung du mir erſt in Zukunft verſprachſt? Wie troſtlos haſt du mich über ſolche Weigerung geſehen! Wie könnte ich es nun ertragen, daß ein Andrer in den Beſitz des Schatzes komme, den ich als mein Eigenthum zu betrachten das Recht habe!“

„Genug der Worte! Ich glaube dir,“ erwiderte ſie, doch nicht mit der Wärme der Ueberzeugung, welche aus dem Herzen ſtrömend, das Wort durchdringt. „Und ich will mich auch nicht länger weigern dein Weib zu werden. Du kannſt nicht ahnen, was mich dieſer Schritt koſtet, was ich dir opfere. Nie noch hat ein Weib auf Erden einem Manne ſolch ein Opfer gebracht. Wenn ich deine Gattin bin, fern von dieſem Lande — denn hier können und dürfen wir nicht bleiben; wir müſſen nach Deutſchland fliehen — dann ſollſt du Alles erfahren; ich will dir die geheimſte Falte meines Herzens aufdecken; ich will dir beichten, was ich erſtrebt, was ich gewünſcht, und wozu ich auserſehen war. Jetzt kann ich dir nur ſagen, daß ich, indem ich dir die Hand zum Ehebunde reiche, zur Verrätherin an der heiligſten und höchſten Sache werde, die ein Menſch jemals die ſeinige nennen kann. Ermiß daran die Größe meiner Liebe."

„Du ſetzeſt mich durch deine unerwartete Erklärung in Erſtaunen," ſagte der Markgraf, froh einen Ausweg aus ſeiner peinigenden Verlegenheit gefunden zu haben. „Doch die Liebe iſt nicht immer blind; ſie hat zuweilen auch ſehr ſcharfe Augen. Und ſo ſeh' ich einen Widerſpruch in deinen Worten gegen dich ſelbſt. Iſt deine Liebe ſo groß, wie du mich verſicherſt und wie ich dir auch gern glauben will, warum nennſt du mir nicht gleich das große Opfer, welches du mir darzubringen vorgibſt? warum enthüllſt du mir nicht dein Geheimniß? Kann denn ein wahrhaft liebendes Weib dem geliebten Manne irgend etwas verſchweigen? Kann zwiſchen Liebenden ein Geheimniß ſein? Wenn ich argwöhniſch wäre, es könnte mir verdächtig vorkommen, daß du erſt durch den Segen der Kirche unauflöslich an mich gefeſſelt ſein willſt, eh du mir dein ganzes Vertrauen zu ſchenken gedenkſt."

„Du haſt recht!" antwortete ſie mit einem bittern eiskalten Lächeln. „Dieſer Vorwurf trifft mich. Aber es will mich bedünken, als ſei er nicht der Vorwurf eines liebenden Herzens, ſondern der kühlen Ueberlegung. Aber ich will dir nachgeben; ich will ihm begegnen. Du ſollſt Alles erfahren, bevor ich dein Weib bin; denn nicht der Ehebund macht mich zur Verrätherin an dem, was erſt das höchſte Gut meines Lebens war, die Liebe hat mich ſchon dazu gemacht. Als ich von deinem werbenden Blick, von deinem bittenden Worte zuerſt bezwungen, von einer unwiderſtehlichen Gewalt gezogen, an deine Bruſt ſank, als die Flammen der Leidenſchaft, die du in mir entzündet, über mir zuſammenſchlugen und mich in der Seligkeit der Liebe Himmel und Erde vergeſſen ließen, da war der Verrath ſchon begangen. Ich hätte deine Nähe fliehen, ich hätte mich von dieſem Hofe entfernen ſollen, als ich mein Auge zu erſtenmal mit ſtillem Entzücken auf deiner ritterlichen Geſtalt verweilen ließ und, plötzlich von deinem liebeflehenden Blicke getroffen, es erröthend zu Boden ſchlug. Da zuckte der Blitz in mein Herz und zündete; in dieſer Stunde hätte ich abreiſen müſſen, um meiner hohen und heiligen Pflicht zu genügen. Aber die Bande, die du leiſe um mich wandeſt, waren ſo ſüß; ſie wurden immer feſtere, duftende Roſenbande, und bald fehlte mir alle Kraft, mich ihnen zu entwinden. — Genug davon! Du ſollſt mein Geheimniß erfahren. Doch nicht jetzt, nicht während dieſes geräuſchvollen Feſtes. Du mußt mir vorher den heiligſten, den feierlichſten Eid ſchwören, niemals ein Wort von dem, was ich in deine Bruſt niederlege, zu verrathen; du mußt mir dieſen Eid in der Mitternacht in der Kathedrale zu Barcelona auf die geweihte Hoſtie ſchwören. Und an jener Stelle ſollſt du Alles erfahren, ſollſt mich ganz kennen lernen, ſollſt es wiſſen, wie ich dich liebe, und daß ich für dich Alles hingab, was Millionen kaum beſitzen."

Dem Markgrafen wurde etwas unheimlich bei dieſer Ausſicht. Doch tröſtete er ſich, daß die angedrohte Scene um mehre Tage hinausgelegt war, und er hoffte mit Chievres, des Königs und der Königin Hülfe ihr ohne Aufſehen zu entgehen, denn er war natürlich entſchloſſen, ihr um jeden Preis auszuweichen. Zwar hätte er das merkwürdige Geheimniß ſeiner Geliebten gern gewußt, und er machte in der That noch einen Verſuch, es ihr durch die alten oft erprobten Schmeichelkünſte, die ihm in ſo hoher Ausbildung zu Gebot ſtanden, zu entlocken, ohne ſich erſt auf einen ſo wunderlichen Eid einzulaſſen, er ließ aber ab, ſo bald er ſich überzeugte, daß Agnes nach ihrem ihm bekannten Charakter feſt bei ihrem ausgeſprochenen Willen verharrte, und verſprach ihr, ſich zu ſtellen, ihren Anforderungen zu genügen und dann ihr Bekenntniß entgegen zu nehmen. Nachdem er die Gräfin ihren Frauen übergeben hatte, ritt er wieder in den Wald zurück, um an der Seite der Königin, die ihm durch Wort und Blick nur allzudeutlich zu erkennen gab, wie angenehm ihr ſeine Bewerbung ſei, den ſtattlichen Rückzug zu machen.

Agnes blieb bis zur Heimkehr der Geſellſchaft mit ihrer Dienerin Ava — dieſe war vor einiger Zeit von Donna Maria Padilla zu ihrer frühern Herrin zurückgekehrt — in ihrem Zimmer eingeſchloſſen. Die Boten des Königs, der Königin, des Hauswirths und Andrer, geſandt um ſich nach ihrem Befinden zu befragen, ließ ſie von einer Kammerfrau abfertigen. Am Abend ſchlich Ava vorſichtig zu den Zigeunern, welche als Muſikanten angelegt waren, und verhandelte heimlich eine Zeit lang mit der Altmutter derſelben. Dann begab ſie ſich mit einem Pack Kleider unter dem Schutze der Dunkelheit zu der Herrin zurück, die ſich bei allen Anfragern für kränker ausgeben ließ, als ſie war.

Der folgende Morgen führte die glänzende Verſammlung zu einer neuen Jagd in eine andre Berggegend. Agnes war natürlich als krank im Schloſſe zurückgeblieben. Die verliebte Königin und der galante Markgraf legten ſich wenig Zwang an, und der Prinz von Kalabrien hielt ſich in ſtrenger Ferne. Der König flüſterte Chievres einige glückwünſchende Worte zu. Die Zigeunerbande mußte fröhliche Hochzeittänze ſpielen. Der glückliche Markgraf vermochte die ſchöne Herrin mit ihm in den Wald zu reiten, anſcheinend zur Verfolgung eines Wildes. Bald aber, als ſie ſich dem Geſichtskreis der Uebrigen entzogen hatten, bekümmerten ſie ſich nicht mehr um das Wild, bemerkten aber auch im Eifer des zärtlichen Zwiegeſprächs, das einen immer leidenſchaftlichern Charakter annahm, nicht, daß ihnen eine Zigeunerin hinter den Bäumen fortbuſchend folgte. An einem Abhange hatte die Natur eine Felſenbank mit weichem Mooſe überzogen. Ein prächtiger Baum ſtreckte ſeine laubloſen Aeſte darüber. Der Markgraf ſprang vom Pferde und hob die Königin von dem ihrigen. Sie glitt in ſeine Arme herab, und er preßte die ſchöne Laſt, die ſüßeſten Namen flüſternd, an ſeine ſtürmiſch ſchlagende Bruſt. Sie duldete die feurige Umarmung; ſie gab ſich ihr ganz hin, und der Mund des kühnen Ritters fand ſchnell ihre liebedurſtigen heißen Lippen. Ein langer Kuß vereinigte ſie; dann zog er ſie ſchmeichelnd auf die Moosbank nieder, und beide tauſchten glückberauſcht Kuß und Umarmung und die zärtlichſten Geſtändniſſe. Plötzlich ſtürzte die Zigeunerin, wie eine Raſende, hinter dem Baume hervor, einen Dolch in der erhobenen Hand, und auf den erbleichenden Fürſten los mit den Worten: „Stirb meineidiger Verräther!“

Die Königin und der Markgraf erkannten in der Zigeunerin die Gräfin Cardona, und ſchreiend warf ſich die Erſte zwiſchen die Wüthende und den geliebten Mann. Sicherlich würde ſie vom Dolchſtich ihrer Nebenbuhlerin getroffen worden ſein, hätte der gewandte Ritter nicht mit einem raſchen Griffe dieſe entwaffnet. „Thörichtes Weib,“ ſagte er kalt und verächtlich, „mit der Buhlerin des Abts von Kempten habe ich nichts zu ſchaffen. Der Junker von Bübenhoven befindet ſich zur gelegenen Zeit bei der Jagdgeſellſchaft des Königs, um Euch einen Spiegel aus der Vergangenheit vorzuhalten.“

Agnes that einen wilden Schrei und ſtürzte in den Wald zurück. Der Markgraf gab der Königin eine aus

Wahrheit und Dichtung künſtlich zuſammengeſetzte Erklärung, welche ſie über ihre zeitherige Freundin in Erſtaunen ſetzte, zugleich ihr aber auch vollkommne Beruhigung einflößte und ihr Herz noch williger machte, die Liebesſchwüre des ſchönen Fürſten aufzunehmen.

Als der Jagdzug Abends auf das Schloß zurückkehrte, war Agnes mit Ava abgereiſt. Der Vorfall konnte dem König und Chievres nicht verſchwiegen bleiben; und da der Erſtere kindiſch plauderhaft war, ſo ging die Geſchichte mit den abenteuerlichſten Zuſätzen heimlich von Mund zu Mund.

Am folgenden Tage reiſte auch die andaluſiſche Geſandtſchaft ab; der König aber erklärte die Verlobung der Königin Germaine mit dem Markgrafen von Brandenburg vor dem Hofe mit der ausgelaſſenen Freude eines Kindes, dem ein ausſchweifender Lieblingswunſch plötzlich gewährt worden iſt, und der Graf d'Andrada nahm davon Gelegenheit ein neues prachtvolles Feſt zu veranſtalten.

Vier Wochen ſpäter wurde das Beilager der Verlobten zu Saragoſſa gefeiert, wohin ſich der ganze Hof zu dieſem Zwecke begeben hatte, und der König ſparte nichts, um das Feſt mit Glanz und Pracht auszuſtatten. Germaine war eine hochbeglückte Braut. Der muthwillige franzöſiſche Leichtſinn, lange in ihr durch den Zwang der ſpaniſchen Etiquette gedämpft, brach nun gleichſam ſtürmiſch hervor und ſchien, in Verbindung mit dem ſüßen Gefühl befriedigter Liebe, das ſie bis jetzt hatte entbehren müſſen, ſie zu verjüngen.

Agnes von Cardona war wie von der Erde verſchwunden; auch nicht die leiſeſte Spur von ihr war aufzufinden, wohin ſie ſich gewandt haben könnte, ſo eifrig auch Chievres ſeine geheimen Nachforſchungen nach ihr betrieb. Denn den Markgrafen ängſtigte die Ahnung, daß ſie die Rache gegen ihn nicht aufgeben werde, und ließ ihn nicht zum reinen Genuß ſeines Glückes kommen. —

Mit Magelhaens wurde ein Vertrag abgeſchloſſen, nach welchen dieſer eine Reiſe nach Weſtindien vorbereiten und dieſelbe antreten ſollte, ſobald alle nöthigen Vorbereitungen getroffen ſeien, um einen neuen Weg dorthin über die Molukken aufzufinden, wie er dem Könige vorgeſchlagen hatte.

Bübenhoven erhielt den Auftrag, auf Rechnung des Königs einige Goldbergwerke zu betreiben.

## 10.

## Die Kaiſerwahl.

Der Erzherzog Ferdinand war gleich nach dem Tode ſeines Großvaters, des Kaiſers Maximilian, nach Brüſſel zu ſeiner Tante der Erzherzogin Statthalterin Margaretha zurückgekehrt. Was ſollte der Knabe auch in Tyrol oder Oeſtreich? In beiden Ländern brachen ſehr bedenkliche Volksunruhen aus; die harten Dränger des Volks, die kaiſerlichen Amtleute, wurden verjagt, manche erſchlagen; die Bewegung griff ſchnell um ſich und ließ eine allgemeine Empörung befürchten. Es zeigte ſich jetzt, wie wenig volksthümlich und gerecht Maximilians Regierung ſogar in ſeinen Erblanden geweſen war. Die Ausſichten des Erzhauſes Oeſtreich auf die Kaiſerkrone waren ſehr getrübt; es ſchien, als ſei alle Mühe Maximilians, ſie auf das Haupt ſeines Enkels Karl zu bringen, gänzlich vergebens geweſen. Man ſprach von den beiden Brüdern, den jungen ſchwachen Säulen des Hauſes Oeſtreich, ziemlich verächtlich im deutſchen Reiche als von „armen Knaben." Der ältere war König im fernen Spanien, mit welchem Deutſchland in faſt gar keinen Beziehungen ſtand, der andre lebte in den Niederlanden bei ſeiner Tante, die ſowol in den öſtreichiſchen Erblanden, wie in Deutſchland überhaupt ebenfalls fremd war. Es ſchien bei der um ſich greifenden Empörung ſogar zweifelhaft, ob einer der Erzherzöge in den Erblanden zur Regierung kommen werde.

Der König Ludwig von Ungarn und Böhmen ließ unter dieſen Umſtänden ſeine Schweſter Anna, welche mit einem der Brüder verlobt und in Wien erzogen worden war, zurückkommen.

Die Erzherzogin Statthalterin trat jetzt handelnd auf, und ſie wandte ſich an den rechten Mann, der in dieſer Noth allein helfen konnte, und von dem ſie vorausſetzen durfte, daß er dazu nicht nur die rechten Mittel, ſondern auch den beſten Willen habe. Nicht ein Kurfürſt war es, nicht ein Kriegsheld; es war der alte Leinweber Jakob Fugger, dem ſie einen Boten ſchickte mit einem freundlichen Handſchreiben, worin ſie ihn auf das Dringendſte einlud, ohne Verzug zu ihr nach Brüſſel zu kommen. Und er folgte der Einladung, begleitet von ſeinem Neffen Raimund.

Die Gefahr für Oeſtreich war groß. Denn, die Umſtände benutzend, bewarb ſich der junge König von Frankreich Franz um die deutſche Krone. Dieſer ritterliche Herr hatte ſich durch die Wiedereroberung Mailands mittels des Siegs in der Schlacht bei Marignano, wo er ſelbſt mit großer Tapferkeit gefochten, einen berühmten Namen gemacht. Seine perſönlichen Eigenſchaften, vorzüglich ſeine Ehrenhaftigkeit und ſeine Leutſeligkeit wurden vielfach gelobt. Mit dem Papſte ſtand er im beſten Vernehmen und war der thätigſten Unterſtützung deſſelben gewiß; der König von England ſagte ihm die ſeinige zu. Nun trat er auch mit einem deutſchen Fürſten nach dem andern in freundſchaftliche Beziehungen und durfte manchen von ihnen für ſich zu gewinnen hoffen. Die Exiſtenz der Herzöge von Geldern und von Würtemberg hing von Franz ab, der Herzog Heinrich von Lüneburg nahm für ihn Partei; ſeine heimlichen Geſandten reiſten, mit großen Geldſummen verſehen, von einem deutſchen Fürſtenhofe zum andern und wurden dieſer klingenden Gründe wegen überall gut aufgenommen. Der Kurfürſt von Trier, der ſchon bei Maximilians Lebzeiten zu Franz gehalten hatte, trat jetzt ſogar bei den übrigen Kurfürſten als Werber für ſeinen königlichen Gönner mit den ausgedehnteſten Vollmachten deſſelben auf. Es war darin geſagt: er ſolle den übrigen Kurfürſten und ihren Vertrauten ſo wie andern Fürſten des Reichs ſo viel Geld bewilligen, als ihm gut ſcheine, entweder ein für allemal oder als jährliche Penſionen, und dafür in ſeinem (des Königs) und ſogar ſeiner Nachfolger Namen die Beſitzthümer der Krone zur Hypothek ſetzen; und dieſe Verträge ſollten eben ſo viel Kraft haben, als wenn der König ſelbſt ſie abgeſchloſſen hätte. Den Fürſten, dem Adel, den Städten wurde Beſtätigung ihrer Privilegien verſprochen, dem ganzen Reich die Vertreibung der Türken; der trierer Kurfürſt ſollte das Alles im Namen des Königs beſchwören. Und ſo gelang es, die Kurfürſten von der Pfalz und von Köln dem franzöſiſchen König geneigt zu machen. Der von Mainz wurde vom Papſt günſtig für Franz geſtimmt; der eitle Albrecht wünſchte päpſtlicher Legat zu werden, und Leo ließ ihm dieſe Würde durch König Franz zuſagen, wenn er dieſem ſeine Kurſtimme gebe. Der Kurfürſt von Brandenburg erhielt von dem franzöſiſchen Geſandten das Verſprechen, ſeinem Sohne die Prinzeſſin Renée, Tochter Ludwigs XII. und der Anna von Bretagne, die für den König Karl beſtimmt geweſen war, zu vermählen; er ſelbſt ſolle Statthalter des Kaiſers werden. Der Ehrgeiz des Brandenburgers regte ſich: er kaiſerlicher Statthalter, ſein Bruder päpſtlicher Legat, das waren Ausſichten zur Erhebung des brandenburger Hauſes. Auch der Vetter Markgraf Kaſimir von Brandenburg war von König Franz durch Geld und Verſprechungen gewonnen. — Nicht minder wurden von Frankreich auch Unterhandlungen mit dem alten Kurfürſten Friedrich von Sachſen angeknüpft; ſeine gereizte Stimmung gegen das burgundiſche Haus wegen der Uebervortheilungen, die er in den Niederlanden erfahren, waren den Franzoſen bekannt; aber der weiſe Friedrich verſprach nichts und zeigte ſich wie immer unbeſtechlich.

Bei den rheiniſchen Kurfürſten kam zu den Verlockungen des franzöſiſchen Königs noch die Furcht vor ſeiner Kriegsmacht; ihre Grenzen gegen Frankreich waren unbeſchützt; ſie konnten jeden Tag überfallen werden.

So ſtanden die Dinge, als Jakob Fugger in das Zimmer der hohen Frau trat, in welcher er das jetzige Haupt des öſtreichiſchen Hauſes verehrte, und auf die er alle Liebe übertragen hatte, welche er für ihren Vater gehegt. Er fand eine Geſandtſchaft des Königs von Spanien bei ihr; eine ſchwere Laſt Geld war aus Barcelona ebenfalls angelangt, und es ſollte nun Rath gepflogen werden, wie den ſchlauen Bemühungen des Königs Franz am wirkſamſten zu begegnen ſei. Margaretha zog ſich mit ihrem alten Freunde in ihr Kloſet zurück; ſie wollte ſeine Meinung erſt allein hören, die ihrige ihm zur Begutachtung vorlegen. Sie kannte keinen treuern Freund als ihn. Die Verhältniſſe wurden von beiden wohl erwogen; die Kurfürſten und Fürſten wurden einzeln der Reihe nach beſprochen, und Fugger verzweifelte nicht am Siege, wenn den franzöſiſchen Machinationen zu gleicher Zeit offen mit Kraft und Entſchiedenheit und im Geheimen mit gleichen Liſten, d. h. mit Beſtechungen und Verſprechungen entgegen getreten würde. Er ſelbſt übernahm es, die Kurfürſten erſt auf ſeine Weiſe perſönlich zu bearbeiten, bevor niederländiſchſpaniſche Geſandtſchaften an ſie abgeordnet würden, und verſprach der Erzherzogin, ſich dabei der Hülfe ſeines Neffen Raimund zu bedienen, welcher durch ſeinen Kunſthandel mit allen dieſen hohen Häuptern in noch nähern perſönlichen Beziehungen ſtehe, als er ſelbſt. Dann wurde zwiſchen ihnen ausgemacht, daß eine öſtreichiſche Kommiſſion in Augsburg niedergeſetzt werden ſollte zur Betreibung des Intereſſes des Königs Karl. Mit den nöthigen Vollmachten der Statthalterin verſehen, traten die beiden Fugger die Rückreiſe an, um in Trier, Köln, Mainz und Mannheim die Verhandlungen anzuknüpfen. Die Fugger'ſchen Wechſel bewährten ihre Wunderkraft; das einfache Wort des augsburger Leinwebers überwog die feinen und ſchmeichleriſchen Reden der franzöſiſchen Geſandten; in dem Fugger'ſchen Gelde meinten die Fürſten ſtecke ein beſondrer Segen; was man damit anfange, gedeihe ſichtlich, während das franzöſiſche einem wie Zaubergold unter den Fingern verſchwinde, ſo daß man nicht wiſſe, wohin es gekommen ſei. Da zeigte ſich wieder einmal recht glänzend, was der Name Jakob Fugger im deutſchen Reiche werth ſei. Ueberall wurden Oheim und Neffe mit großer Auszeichnung aufgenommen; die Kurfürſten rechneten ſich ſeinen Beſuch gleichſam zur Ehre an. Vom größten Gewicht war vorzüglich ſein weiſes Wort: „es werde Deutſchland zur offenbaren Schande vor der ganzen Welt gereichen, wenn die Kurfürſten einen ausländiſchen König, einen Franzoſen zum Reichsoberhaupte erwählten. Solche Wahl würde Ihnen vom Volke nicht viel beſſer als ein Verrath am Vaterlande angerechnet werden. Deutſchland könne und dürfe nur einen deutſchen Fürſten zum Kaiſer haben. Auch werde der Franzoſe die Intereſſen ſeines Stammlandes ſtets vor den deutſchen wahren, und darin würde die Rache des Schickſals für ſolch eine unpatriotiſche Wahl liegen und zu ſchlimmen Händeln führen. Wahr ſei es, daß Reich bedürfe eines mächtigen Kaiſers, theils zur Schlichtung der innern Wirren, theils des unvermeidlichen Türkenkriegs wegen. Der reichſte und mächtigſte König Europa's ſei aber der junge König von Spanien, nicht nur ein ächt deutſcher Fürſt, ſondern ſogar von habsburgiſchem Blute, welches die deutſche Kaiſerkrone ſchon ſo lange mit Glück und Ehren getragen, u. ſ. w." Die blanken kremnitzer Dukaten von Fugger'ſchem Gepräge gaben dieſen gewichtigen Worten den gehörigen Nachdruck und die überzeugende Kraft. Fugger fand wenig und nur ſchwachen Widerſpruch. Am meiſten mußte ihm an der Gewinnung des Kurfürſten von Mainz gelegen ſein, weil ſie auch die ſeines Bruders in ſichre Ausſicht ſtellte. Für die Unterhandlung mit Albrecht konnte zu dieſem Zweck kein beſſerer Mann gefunden werden, als Jakob Fugger. Der Kurfürſt war wieder in bedeutendem Vorſchuß bei dem alten Leinweber, und dieſer überreichte ihm nicht nur den zerriſſenen Schuldbrief, ſondern damit zugleich Wechſel von gleichem Betrage. Bei der Tafel fand Martha Bry unter ihrem Teller ein zuſammengefaltetes Pergament und las mit freudigem Erſtaunen darin ihre Ernennung zur Gräfin von Aſchaffenburg durch die Erzherzogin Statthalterin der Niederlande nebſt dem Verſprechen, daß der König von Spanien dieſe Standeserhöhung ſogleich nach ſeiner Krönung zum deutſchen Kaiſer beſtätigen werde. Und als der Kurfürſt von der Tafel in ſein Zimmer zurückkehrte, ſah er zu ſeiner Ueberraſchung dort eins der trefflichſten Gemälde Rafael Sanzios aufgeſtellt, welches Raimund Fugger im vorigen Jahre von dem berühmten Künſtler in Rom ſelbſt gekauft hatte. Es war der heilige Johannes der Täufer in der Wüſte. Raimund hatte dem Kurfürſten darüber Meldung gemacht, aber eine ſo hohe Summe dafür gefordert, daß Albrecht den Ankauf beanſtandet hatte. Jetzt wurde ihm das Bild zum Geſchenk gemacht.

Der Kurfürſt erklärte hierauf ſeinem alten augsburger Geſchäftsfreunde unter vier Augen mit großer Freundlichkeit: er werde die officielle Geſandtſchaft des Königs von Spanien mit erwünſchter Genugthuung empfangen. Für die Zuſtimmung ſeines Bruders leiſtete er gewiſſermaßen Bürgſchaft.

Mit nicht geringerem Erfolge operirte Jakob am pfälziſchen Hofe, und als er auf dieſe Weiſe die Runde gemacht hatte, war zwar der wohlbekannte Kaſten Veit Schellenbergers* zum bedenklichen Kopfſchütteln des alten Knaben, der ſeinen Herrn auch jetzt, wie auf jeder Reiſe begleitete, weit öfter leer geworden, als gewöhnlich in ſo kurzer Zeit, aber von Brüſſel aus konnte nun an jeden kurfürſtlichen Hof ein Geſandter geſchickt werden; der augsburger Bürger hatte ihm überall den Weg geebnet.

Der böhmiſchen Kurſtimme war der ſpaniſche König ohnedies gewiß, und in Bezug auf Sachſen griff die Geſandtſchaft die Vermählung der Erzherzogin Infantin mit dem Prinzen Johann Friedrich wieder auf, und man durfte ſich auch davon glücklichen Erfolg verſprechen.

Die öſtreichiſche Commiſſion trat unter dem Vorſitze Matthäus Langs, des Biſchofs von Gurk, in Augsburg zuſammen; der Kardinal von Sitten gehörte dazu. Durch ihn hoffte man die Eidgenoſſenſchaft von Frankreich abzubringen und dem öſtreichiſchen Intereſſe zuzuwenden. Zwiſchen Brüſſel und Augsburg gingen wöchentlich Eilboten; denn die Erzherzogin Margaretha hatte ſich die oberſte Leitung der Verhandlung vorbehalten. Mit Mühe und Geld wurden die Eidgenoſſen von Frankreich abgezogen, wenn ſie auch nicht zu bewegen waren, ſich beſtimmt für Karl zu erklären. Bei allen günſtigen Ausſichten war die Sache doch keineswegs ſchon gewiß, und Trier wollte durchaus ſeine Stimme frei behaupten. Dieſelbe Erklärung gab auch Sachſen. Die Franzoſen gaben keineswegs die Hoffnung auf; ſie machten verſchiedene Verſuche ſich einige Kurſtimmen zu erkaufen und rechneten vorzüglich auf die Unterſtützung des Papſtes; ja ſie unternahmen es ſogar, über Jakob Fugger's geheime Wirkſamkeit entweder gar nicht, oder doch nicht gehörig unterrichtet, das Fugger'ſche Haus durch große Verſprechungen in ihr Intereſſe zu ziehen, was ihnen natürlich gänzlich mißlang. Die Geſandten Karl's trugen überall den ſtillen Sieg davon, und wo er etwa noch zweifelhaft war, da gab das Fugger'ſche Geld und die Fugger'ſche Ermahnung die Entſcheidung. Franzöſiſches Geld zu nehmen, fingen die deutſchen Fürſten an, ſich zu ſchämen; deutſches Geld zu nehmen trugen ſie nicht das mindeſte Bedenken. Auf dieſe Weiſe wurde auch der tapfere Franz von Sickingen für Karl gewonnen und Anführer des ſchwäbiſchen Bundesheers, welches den von Frankreich abhängigen Herzog Ulrich von Würtemberg ganz aus ſeinem Lande vertrieb und dieſes als eröffnetes Reichslehn erklärte. Auch der Herzog von Geldern und der von Lüneburg wurden geſchlagen. Markgraf Kaſimir von Brandenburg erklärte nach Empfang eines Fugger'ſchen Wechſels: es ſei ihm nie in Sinn gekommen dem Enkel ſeines kaiſerlichen Beſchützers untreu zu werden. Oeſtreichs Intereſſe trat immer ſiegreicher auf. Unter dieſen Umſtänden fand es endlich auch der Papſt für gerathen, ſich für Karl zu erklären. Der Kardinal Kurfürſt von Mainz beſtimmte ihn dazu.

Die Kurfürſten kamen im Juni in Frankfurt zur Kaiſerwahl zuſammen. Sobald ſich die Gegner Oeſtreichs einmal überzeugt hatten, daß ſie den franzöſiſchen König nicht würden halten können, ſuchten ſie eine Auskunft zu treffen. Einige dachten an Kurfürſt Joachim von Brandenburg; aber bald zeigte ſich, daß es unmöglich ſein würde, ihm die nöthige Zahl Stimmen zu verſchaffen. Er war weder mächtig genug, noch perſönlich beliebt.

Da kam der Kurfürſt von Sachſen Friedrich in Vorſchlag. Sein deutſcher gemäßigter Sinn, die Weisheit, die er als Reichsverweſer beurkundet, ſein großer Schatz von Erfahrungen ſchienen ihn vorzüglich zur kaiſerlichen Würde geeignet zu machen. Die öſtreichiſche Partei wagte nicht gegen ſo viel Verdienſt aufzutreten. Aber Friedrich hätte nicht der Weiſe heißen müſſen, wenn er Ehrgeiz beſeſſen, wenn er nicht gewußt, daß ein ſtarkes Uebergewicht von Macht dazu gehörte, um das Wirrſal des deutſchen Reichs zu ordnen und die ſtolzen mit Kraft und Nachdruck die Unabhängigkeit erſtrebenden Fürſten und Stände mit dem Reife der Kaiſerkrone zuſammenzuhalten und zum Gehorſam zu zwingen. Auch fühlte er ſich zu alt, um dieſen ſchwierigen Kampf zu wagen, für ihn um ſo ſchwieriger, als ihm die Macht abging. Er ſchlug die Kaiſerkrone aus und erklärte ſich für Karl. Dieſe Erklärung war entſcheidend.

Es war am Morgen des 28. Juni, als, dem alten Gebrauch gemäß, die Sturmglocke durch die alte Wahlſtadt ertönte und ihre Bewohner auf den wichtigen Akt der Kaiſerwahl vorbereitete. Es war merkwürdig, daß von der Wahl eines deutſchen „Königs“ nicht mehr die Rede war. Maximilian hatte die Kaiſerwürde angenommen und war nie vom Papſt gekrönt worden; man nahm alſo an, daß dieſe Krönung nicht mehr nöthig ſei, zum Beweis, wie ſehr das päpſtliche Anſehen in Deutſchland geſunken war. Die Kurfürſten verſammelten ſich zur Kaiſerwahl. Sie traten ſchweigend einher in der Pracht ihrer Gewänder nach der Rangordnung und zogen in die Bartholomäuskirche. Am Chore derſelben befindet ſich eine enge, kleine, halbdunkle Kapelle, ehrwürdig und geheiligt durch den Gebrauch als Conclave der deutſchen Fürſten bei der Wahl eines Reichsoberhauptes. Sie nahmen ihre Sitze ein und Albrecht von Mainz ſprach das Gebet. Dann wandte er ſich nach alter Sitte und Herkommen zuerſt an Trier mit der Frage: „Wen wählt Ihr zum deutſchen Kaiſer?“

Und Richard von Greifenklau, der zäheſte Gegner Oeſtreichs, erwiderte: „Ich wähle den Erzherzog Karl von Oeſtreich, Herzog von Burgund und Niederland, König von Spanien und Neapel.“ — Und da nun dieſelbe Frage reihum ging, hatte Karl alle Stimmen.

Nach dieſer einſtimmigen Wahl beſchloſſen die Kurfürſten, einem ſo ſtarken und mächtigen Kaiſer gegenüber die Rechte des Reichs zu wahren. Es kam eine bündige Kapitulation zu Stande, welche er beſchwören ſollte. Die Aemter ſollten nur Deutſche erhalten, die Verhandlungen nur in deutſcher Sprache geführt, die Reichsverſammlungen nur innerhalb der Grenzen Deutſchlands abgehalten werden; ſie ſelbſt verlangten zum Reichsregimente gezogen zu werden, ohne ihre Einwilligung ſollte kein Krieg angefangen, kein Bündniß geſchloſſen, kein Reichstag angeſagt, keine Steuer ausgeſchrieben werden u. ſ. w.

So war denn der neunzehnjährige Karl auch deutſcher Kaiſer und ſomit der mächtigſte Fürſt der ganzen Erde.

Jakob Fugger, welcher während der Wahl in Frankfurt gegenwärtig geweſen war, eilte mit der frohen Botſchaft ſogleich nach Brüſſel zur Erzherzogin Margaretha. Als der alte wackre Leinweber nun vor der holdſeligen Fürſtin ſtand und ihr mit freudeſtammelnder Zunge berichtete, was ſich begeben hatte, rief ſie: „Das iſt der glücklichſte Tag meines Lebens. Der ſehnlichſte Wunſch meines Vaters iſt erfüllt. Nun ſteht das Erzhaus feſt für alle Zeit. Mein lieber Vater Jakob — Ihr wißt, daß ich Euch immer gern ſo nannte, nach dem Tode des Kaiſers Max aber zwiefach gern; Ihr habt ja immer als Vater an uns gehandelt, und diesmal als ein recht zärtlicher Vater, ganz im Sinne des theuern Todten — ich kann Euch nicht mit Gold belohnen; Ihr habt mehr davon als ich, und es wäre eine Schande für mich, Euch eine ſolche Anerbietung zu machen. Mit dem Kuſſe einer Tochter will ich mich Euch dankbar bezeigen." Und damit küßte ſie den überraſchten Mann recht innig. Die Wonne dieſes Augenblicks konnte er nicht wieder vergeſſen bis an ſein Ende, und Frau Sibylle mußte oft von dieſem Kuſſe hören.

„Mein Sohn Karl," fuhr die Fürſtin fort, „ſoll es von mir erfahren, was er Euch, wackrer Fugger, zu verdanken hat. Er wird Euch ebenfalls wie ein Sohn lieben und verehren."

Der Pfalzgraf Friedrich wurde ſowohl von den Kurfürſten als auch von der Erzherzogin zum Geſandten an König Karl ernannt, um ihm die Botſchaft ſeiner Wahl zu überbringen. Zum Gefolge des Pfalzgrafen gehörte der Graf von Iſſelſtein, deſſen Ehewirthin der Tod hinweggenommen, und der nun allein ſtand in der Welt. Die Kunde war zu ihm gedrungen, daß ſein einziges Kind in Spanien verweile, und er ſchloß ſich der Geſandtſchaft an, um die geliebte Tochter aufzuſuchen, noch einmal ans Herz zu drücken und dann ebenfalls zu ſterben.

## 11.

## Botſchaft über das Meer.

Durch ganz Spanien ging der finſtre Geiſt der Unzufriedenheit; die untern Schichten der Geſellſchaft waren vorzüglich von einer dumpfen Gährung ergriffen, die alle Anzeichen darbot, daß ſie einer allgemeinen Empörung entgegen reife. Geſchehen war noch nichts, aber es ſtand ſehr zu befürchten, daß über kurz oder lang irgend eine

Veranlaſſung den Ausbruch herbeiführen werde. Die Nachricht von der Erwählung des Königs zum deutſchen Kaiſer erhöhete die gereizte Stimmung des gemeinen Volks. Während der hohe Adel ſich durch die Erhebung ſeines Oberhauptes geſchmeichelt fühlte und ſich ſelbſt dadurch als erſten Adel Europa's, wofür er ſich untereinander ſtets gehalten und erklärt hatte, Anerkennung zu verſchaffen hoffte, wurden das Landvolk und die Bürgerſchaft der Städte ſehr erbittert, daß der König, kaum ins Land gekommen, wo durch ihn und ſeine Rathgeber nicht nur noch nichts zur Ordnung der Verwirrung des öffentlichen Weſens, vielmehr Vieles zu noch größerer Unordnung geſchehen war, es ſchon wieder verlaſſen wollte. Dieſe Leute ſchrieen überall laut: Spanien, Neapel und die neue Welt ſeien reich genug, um den König zum mächtigſten Herrſcher des Erdbodens zu machen; er bedürfe dazu der armſeligen deutſchen Krone nicht, die ihrem Träger noch niemals Glück und Segen gebracht habe. Es ſei nichts als ein tadelnswerther Ehrgeiz, von dem ſie nun zu leiden haben würden. Kaum habe man gehofft, daß das Regiment, der König in Verein mit den Ständen, die ſchreienden Uebelſtände beſeitigen werde, als der erſtere ſich anſchicke wieder von dannen zu ziehen, um das Oberhaupt eines Landes zu werden, das in noch ſchlimmerer Verfaſſung ſei, als Spanien. Man begreife nicht, wie ſeine Jugend all den unüberſehbaren Anſprüchen, die an ihn geſtellt werden würden, gewachſen ſei; er müſſe nothwendig die Intereſſen eines Landes vernachläſſigen, und da er Spanien ſchon wieder verlaſſe, ſo ſei voraus zu ſehen, welches Land dies ſein werde. Niemand könne wiſſen, wann und ob er überhaupt jemals wiederkehren werde.

Weit größer als gegen den König, den man mit ſeiner großen Jugend zu entſchuldigen geneigt war, zeigte ſich die Aufregung des Volks gegen die Niederländer, die mit ihm ins Land gekommen waren und alle mit ſchamloſer Frechheit darauf hinausgingen, ſich zu bereichern. Und in dieſer Beziehung theilte der Adel die empörte Geſinnung des Volks. Bei ihm kam noch hinzu, daß alle Stellen mit Niederländern beſetzt wurden und Chievres nur für große Summen einem Eingebornen ein Amt überließ. So wurden die beiden Hauptpunkte der vom König beſchwornen Verfaſſung, keinen Ausländer anzuſtellen und kein Geld aus dem Lande gehen zu laſſen, gleichſam vor aller Augen verhöhnt. Der gemeine Mann war nun aber auch wieder beſonders gegen den inländiſchen Adel erbittert, der es in Verderbtheit und Zügelloſigkeit der Sitten den Niederländern noch zuvorzuthun ſich beeiferte. Die alte ſpaniſche Tugend der Ehrbarkeit und Zucht ſchien gänzlich verſchwunden zu ſein. Der Bauer und der Bürger klagten laut, daß die Adligen ihre Töchter verführten, ihren Weibern Gewalt anthäten, Geld von ihnen erpreßten, die Religion verſpotteten und kein Bedenken trügen, jede Schandthat, von der ſie ſich Vortheil oder Vergnügen verſprächen, auszuführen. Der Geiſt des Jahrhunderts erwachte auch im ſpaniſchen Volke und nahm, wie in Deutſchland und Ungarn, eine drohende Stellung gegen die übermüthigen Dränger und Unterdrücker an.

Am lauteſten ſprach er ſich im Königreich Valencia aus. An den Hof in Barcelona wurde berichtet, die ganze Bevölkerung dieſes Königreichs warte nur darauf, bis der König zu ſeiner Anerkennung und zur Eröffnung des Landtags nach Valencia kommen werde, um aufzuſtehen und ſich von der Laſt der Niederländer zu befreien. Damit noch nicht genug, wurde auch behauptet, die ſtarke mauriſche Bevölkerung Valencias habe ſich in einer großen Verſchwörung zuſammengethan, welche ſich nach Andaluſien erſtrecke: ſie ſtänden in Verbindung mit den Mauren in Afrika, und die große Maſſe von Seeräubern dieſes Volks, welche fort und fort die ſpaniſchen Küſten beunruhigten, ſeien die Vermittler zwiſchen ihren Glaubensbrüdern auf beiden Seiten des mittelländiſchen Meeres. Dieſe Gerüchte boten der Umgebung des Königs hinlänglichen Grund, ihn von der Reiſe nach Valencia abzuhalten; der Markgraf von Brandenburg bezeigte eben ſo wenig Luſt, als Vicekönig in ein Land zu gehen, wo er ſeines Lebens keine Stunde ſicher war. Er zog es vor, die Liebe und die Gelder ſeiner Germaine in Sicherheit zu genießen. Man kam endlich überein, den Kardinal Adrian als Bevollmächtigten des Königs nach Valencia zu ſchicken und durch ihn den Landtag eröffnen und die Anerkennung des Königs bewirken zu laſſen. Der ſanfte und ruhige Adrian war unter allen Niederländern in Spanien der am wenigſten Verhaßte, und ſeine hohe geiſtliche Würde, vor der das Volk die heilige Scheu und Ehrfurcht noch nicht verlernt hatte, verſchaffte ihm mehr Anſehen und Nachdruck als jedem Andern. Vergebens ſandten die Valencianer Botſchaft über Botſchaft an den König, in eigner Perſon zu ihnen zu kommen. Er und ſeine Umgebung betrieben vielmehr die Abreiſe nach Deutſchland aus allen Kräften. Es fing den Niederländern nachgerade an unheimlich in Spanien zu werden. Es ſchien, als ſtände die Erfüllung der Prophezeihung des Kardinals Ximenes, die jetzt in Aller Mund war, vor der Thür. Der alte Prieſter hatte es nicht an nachdrücklichen Ermahnungen und Warnungen fehlen laſſen. Keine einzige war beachtet und befolgt worden.

In dieſen ſchwierigen Zeitverhältniſſen traten die Handwerkerzünfte in Valencia aus eignem Antriebe zu einer großen bewaffneten Korporation zuſammen, der ſie den Namen „Germania" (Verbrüderung) beilegten. Sich ſelbſt nannten ſie davon Germanaten. Als Vorwand gaben ſie an: ſie wollten das Land gegen die Ueberfälle der afrikaniſchen Mauren und die Empörung der in ihrem Königreich wohnenden beſchützen; die Germania war aber eigentlich gegen den einheimiſchen und nebenbei wol auch gegen den niederländiſchen Adel gerichtet. Die Verbündeten ſandten einen ihrer kühnſten und ſchlauſten Führer an den König nach Barcelona, der da glaubhaft zu machen ſuchte, die Germanaten handelten im Sinne des Königs zum Schutz des Landes. Sie begehrten ſeine Beſtätigung, und er wagte nicht, ſie ihnen zu verſagen. So wie dieſes geſchehen war, breitete ſich die Germania außerordentlich ſchnell aus, begriff bald ganz Valencia und dehnte ſich nach Kaſtilien aus. Hier waren es die vor einigen Jahren aufſtändiſch geweſenen Städte, die ſich dem Bunde zuerſt anſchloſſen, und wieder traten dieſelben Häupter hervor, welche damals den Aufſtand geleitet hatten. In faſt allen Städten kam es zu wildem Unfug, zu Mord und Todtſchlag. Anfangs ſchien die Bewegung nur gegen die Beamten und Volksfeinde gerichtet; auch die unglücklichen Mauren und ihre zum Chriſtenthum gezwungenen Brüder waren meiſt ein Gegenſtand der Wuth der Germanaten; bald aber zeigte ſich, daß eigentlich der Adel gemeint war. Von Woche zu Woche wuchs der Bund und nahm eine immer drohendere Stellung an.

Jetzt griff Chievres, dem es nicht wohl bei der Sache wurde, zu dem unklugen Mittel, den König zu einem Befehl zu vermögen: der Germania-Bund ſolle ſich auflöſen und ſeine Waffen den königlichen Beamten ausliefern. Dieſe Verfügung goß natürlich Oel ins Feuer. Ueberall traten Handwerker als begeiſterte Volksredner auf; die Germanaten verweigerten dem Befehle den Gehorſam und ſchloſſen ſich feſter aneinander, hie und da ſchloß ſich ſchon das Landvolk an ſie an, und der König hatte nicht die Macht, den ihm gebotnen Trotz zu ahnden. Er mußte geſchehen laſſen, was er nicht ändern konnte und verlor dadurch faſt alles Anſehen. In Deutſchland war er ſeiner Macht wegen zum Kaiſer erwählt worden, und in Spanien vermochte er eine Volksbewegung nicht zu unterdrücken, die jetzt ihn und ſeine Miniſter laut verhöhnte.

Noch aufgeregter wurde das Volk in Valencia und in den Grenzländern durch die um dieſe Zeit in der Hauptſtadt des genannten Königreichs ausgebrochene Peſt, welche furchtbare Verheerungen anrichtete. Noch immer hatte der König, deſſen perſönlicher Muth erwacht war, den Vorſatz gehegt, ſelbſt nach Valencia zu gehen und durch ſein perſönliches kräftiges Auftreten die Bewegung am Orte ihres Urſprungs zu erſticken; die grauſam dort wüthende Peſt vereitelte dieſen Plan. Er ging im September mit dem ganzen Hofe über Saragoſſa und Burgos nach Valladolid zur Abhaltung eines neuen Landtags von Kaſtilien. In Saragoſſa gab er dem Don Fernando Magelhaens die Abſchiedsaudienz. Der Seefahrer hatte nun Alles zu ſeiner Reiſe nach der neuen Welt gerüſtet und gedachte in kurzer Friſt die Anker zu lichten.

Um dieſe Zeit war es, als eines Morgens, ſobald die Nebel der Nacht vom Meere wichen, in einem Fiſcherdorfe an der Küſte von Südvalencia bei Guardamar ein kleines Boot erkannt wurde, welches nach dem Lande zu ſteuerte. Es ſchien Eile zu haben in der erſten Frühe des Tags, doch nahm es ſeine Richtung nicht nach dem Dorfe, ſondern lenkte in eine von Felſen umgürtete und von Bäumen und Gebüſchen dicht umkränzte Bucht ein, die unter dem Namen der Cervera-Bucht bekannt, von einer vorliegenden Landzunge geſchützt, ein heimliches Verſteck bildete, in welchem kleine Fahrzeuge ſich tagelang verbergen konnten, ohne weder vom Meere, noch vom Lande aus bemerkt zu werden. Hinter einem vorſpringenden Felſen angelegt, wurde das Boot von den beiden Ruderknechten befeſtigt; ein junger bäueriſch gekleideter Menſch ſtieg aus, gab den Leuten mit leiſer Stimme einige Befehle, und kletterte dann vorſichtig in einer Schlucht am Felſenufer empor. Offenbar war er mit dieſem unbequemen und theilweiſe ſogar gefährlichen Wege ſchon vertraut; denn er war ſicher in der Wahl jedes Trittes. Auch ſchlug er, oben angelangt, nicht etwa einen gebahnten Weg, der freilich auch hier nicht zu finden war, ja nicht einmal einen der wenigen ſchwach betretenen Fußpfade ein, welche ſich durch das Gebüſch ſchlängelten, er ging vielmehr in einer angenommenen Richtung gerade aus über Stock und Stein und förderte ſeine Schritte nach der ſanft anſteigenden Anhöhe hinauf, wo ihn nach einer Stunde ſcharfen Ganges ein Pinienwald aufnahm. Dieſer zog ſich vom Gipfel der Höhe auf der andern Seite in ein liebliches Thal hinab und bildete die Einfaſſung eines kleinen grünen Wieſengrundes, von einem Bach durchſchnitten und von Blumen überſtreut. Nun betrat der hurtige Burſche einen Pfad, der das Thal entlang lief, bog um eine ſich herabſenkende Waldecke und ſtand vor einer lieblichen Waldbucht, an deren hintere Wand ſich ein einfaches Haus von geringem Umfang anlehnte. Dieſes beſcheidene Gebäude war im Aeußern wenig von den Wohnungen der Landwirthe jener Gegend unterſchieden, auch ſchienen ein paar ſtattliche Kühe, welche auf der Wieſe weideten, auf eine kleine Viehzüchterei hinzudeuten. Zur Seite des Hauſes verkündete aber ein kleiner wohlgepflegter Blumengarten höhern Geſchmack und führte auf den Gedanken, daß dieſe Niederlaſſung ein Zufluchtsort in tiefer Abgeſchiedenheit ſei, eine Stillwohnung in einem verſteckten Winkel nahe am Meer, um im Nothfall ſchnell das Land verlaſſen zu können.

Als der Burſche ſich dem Hauſe näherte, traten zwei Bäuerinnen Arm in Arm aus der Thür deſſelben, und kaum hatte die jüngere zartere den Ankömmling erblickt, als ſie mit einem freudigen Schrei der Ueberraſchung auf ihn zueilte und ihn in deutſcher Sprache anrief: „Martin, kömmſt Du allein?“

Der junge Menſch mit den ſeltſamen Flecken im Geſicht war der ehemalige Diener im gräflich Iſſelſtein'ſchen Hauſe, die junge Bäuerin die Tochter jenes Hauſes, die Gräfin *Maria von Iſſelſtein*; die Andre die Gräfin Agnes von Cardona. Mit den beiden Freundinnen war aber nicht nur in der Kleidung eine ſichtbare Veränderung vorgegangen; ſie glichen Blumen, die, von den Strahlen einer ſüdlichen Sonne gequält, die ſchlaffen Kelche ſenken. Vorzüglich auffallend war das krankhafte Ausſehen der einſt ſo ſchönen Dame aus arabiſchem Blute. Ihre ſtolze Geſtalt zuſammengeknickt, ihre Züge verfallen und mit Beſorgniß erweckender Bläſſe bedeckt, der Zauber ihres Auges erloſchen; es blitzte nur zuweilen von einem unheimlichen Feuer. Das war nicht mehr die kühne reizende Jungfrau, die einſt alle Herzen zur Huldigung gezwungen. Der kurze Kreislauf eines Jahrs hatte ihre Blüthe verderbt und ihre Kraft gebrochen. Es mußten ſchwere Leiden geweſen ſein, welche die hohen Reize dieſer Frau alſo zu verwüſten vermocht hatten, daß kaum noch eine Spur von ihnen in dieſer krankhaft ausſehenden Geſtalt zu entdecken war. — Aber auch aus Maria's milden Engelszügen blickte ein tiefes Leid, auch ſie war von der verſengenden Hand böſer Krankheit berührt, und ihr Auge, das ſich beim Anblick Martin's auf eine Minute belebt hatte, blickte bald darauf wieder matt und erloſchen auf den Burſchen, der ſie mit unverſtellter Betrübniß betrachtete. Er zog einen Brief aus der Bruſttaſche hervor und überreichte ihn der verehrten Herrin, ſtatt aller Antwort auf ihre haſtige Frage. Maria küßte den Brief mit Inbrunſt, entfaltete ihn raſch und ließ ihr Auge über die Zeilen hingleiten. Ihre bleichen Züge belebten ſich, und als ſie mit Leſen fertig war, reichte ſie das Blatt mit dem frohen Ausruf: „Er kömmt!“ der Freundin hin. Aber Agnes empfing es mit einem gleichgültigen, kalten und düſtern Blick. Ein bittres beleidigtes Gefühl drückte ſich auf ihren zuſammengepreßten Lippen aus, und kaum daß ſie einige Zeilen des Briefs geleſen, als ſie ihn ohne ein Wort zurück gab. Maria bemerkte die Theilnahmloſigkeit der Freundin nicht; denn ſie war allein mit dem ſchlank emporgewachſenen Martin beſchäftigt, deſſen feines Geſicht von der Sonne des ſüdlichen Himmels gebräunt, die Flecken nicht mehr ſo deutlich hervortreten ließ, wie ſonſt. Der Zug ſcharfer und verſteckter Schlauheit, der ſich in dieſem Geſichte ſchon früh gezeigt, war jetzt noch ſtärker ausgeprägt; doch blickte aus dem blauen Auge, indem er es auf die Herrin richtete, Treue und Ergebenheit. „Erzähle, erzähle mir von ihm!" rief Maria. „Es ſteht viel in dem Briefe, aber für mein ſehnſüchtiges Herz noch lange nicht genug, und das Fehlende ſollen Deine Worte mir ergänzen. Wie hat mein armer Ritter in Algier unter den Ungläubigen gelebt, ſeit Du mir die letzte Nachricht von ihm gebracht?"

„Es ſind kaum ſechs Monate verfloſſen, als ich Euch einen Brief meines Herrn überbrachte. Ich habe Euch damals den Tod des gewaltigen Fürſten Horuch Barbaroſſa erzählt, unter deſſen Schutz wir lebten, und alle Schickſale, die wir nach ſeinem Untergange durch die Kaſtilier erdulden mußten, bis ſich Chair-Eddin, Horuchs Bruder, nach blutigem Kampfe zum Herrn von Algier gemacht. Seit dieſer Zeit leben wir in ſtiller Ruhe, und mein Herr iſt nur mit ſeinen Büchern und Inſtrumenten beſchäftigt. Ich kann Euch weiter nichts erzählen, gnädige Gräfin, als daß der Ritter großes Verlangen nach Euch trägt und deshalb in kurzer Friſt bei Euch ſein wird."

Agnes nickte dem Burſchen zu, gleichſam als Beifallsbezeigung auf ſeine ſchlaue und ausweichende Antwort.

„Ach er wird froh ſein," ſagte Maria mit ſeligem

Lächeln, „endlich von dieſen wilden ungläubigen Mauren loszukommen, um hier wieder Chriſtum und die Heiligen mit mir zu verehren. Ich habe täglich drei Roſenkränze für ihn gebetet.“

Ueber Martin's Geſicht flog ein leichtes ſpöttiſches Lächeln; doch antwortete er nicht. Vielmehr zog er aus ſeiner Ledertaſche ein paar köſtliche goldne Armringe von herrlicher mauriſcher Arbeit hervor und überreichte ſie den beiden Damen als Geſchenk ſeines Herrn. Glückſelig plaudernd führte Maria den Liebesboten in das Haus, um ihm einen Morgenimbiß zu reichen.

In dieſem abgelegenen Hauſe, das er als Beſitzthum erworben, hatte ſich der Ritter von Süderland nach ſeiner Flucht aus den Händen der Inquiſition mit ſeiner geliebten Freundin verborgen, bis ihn eine Reiſe nach Afrika geführt. Als Grund dieſer Reiſe hatte er ihr angegeben, daß er auch hier nicht mehr ſicher ſei und ſich in Afrika einen feſten Wohnſitz ausmachen und dann kommen wolle, um ſie hinüber zu führen, oder, wenn er für ſeine perſönliche Sicherheit hier nichts mehr zu fürchten habe, wieder bei ihr in dieſem ſtillen Aſyl zu wohnen. Nicht lange nach ſeiner Abreiſe war Donna Ineſe de Cardona bei ihr eingetroffen, um ihr Geſellſchaft zu leiſten und ſich ebenfalls in die Einſamkeit dieſes Thals zu begraben. Die beiden Gräfinnen lebten hier als mäßig wohlhabende Bäuerinnen, wie auch der Ritter in der Umgegend als ein Viehzüchter gegolten hatte. Ihre einzige Verbindung mit der Welt war ein Briefwechſel mit Donna Maria Padilla, ihrer gemeinſchaftlichen Freundin. Der Ritter hatte durch Martin ſchon einmal ausführliche Nachricht von ſich gegeben und die Geliebte auf ruhigere Zeiten vertröſtet. Auf dieſem Wege hatte er auch erfahren, daß ſie in Ineſe eine Hausgenoſſin erhalten habe.

Aya ſpeiſte den Burſchen mit dem Beſten, was das

Haus hatte; denn die treue Magd hatte eine beſondre Vorliebe für ihn, und mittels ihrer Seher- oder Prophetengabe hatte ſie der Herrin oft geſagt, es ſtecke in Martin ein großer und vornehmer Herr, und er werde einſt noch eine bedeutende Rolle in der Welt ſpielen. Sie pflegte ihn alſo, ſo oft ſie ſeiner habhaft werden konnte, mit einer gewiſſen mütterlichen Zärtlichkeit, und wenn er ihr mit ſchlauer Schauſtellung von Schmerz von ſeiner trübſeligen Kindheit auf dem Hafenhofe erzählte, und daß er niemals ſeine Eltern gekannt, ſich nie der Liebe einer Mutter erfreut, da küßte ſie ihn auf die Stirn und gelobte ſich, die niemals Mutterfreuden genoſſen, ſeine Mutter ſein zu wollen.

Sie hatten auch diesmal wieder viel mit einander zu plaudern und zwar Dinge, welche die Ohren einer dritten Perſon nicht vernehmen durften, weshalb Aya fleißig ausſchaute, daß ſie nicht etwa belauſcht würden. Die beiden Freundinnen wandelten miteinander koſend im Wieſengrunde.

Später fand Aya Gelegenheit der Gräfin Agnes zuzuflüſtern, daß Martin wichtige Nachrichten für ſie mitgebracht, die er ihr aber ſelbſt mittheilen wolle, und ſie grämte ſich, daß dieſe Kundgebung keinen belebenden Eindruck auf das düſtre Gemüth der Herrin hervorbrachte. Aya ſchien aber von Martin's Nachrichten gewiß zu erwarten, daß ſie einen ſtarken Eindruck auf die Schwermüthige machen und ihren lebhaften Antheil erregen würden; deshalb veranſtaltete ſie eine Zuſammenkunft Beider im nahen Walde, indem ſie ſelbſt ſich mit der Gräfin Maria beſchäftigte. Daß dieſe Nachrichten Dinge betrafen, welche die fromme Deutſche nicht erfahren durfte, erhellte aus der Unterredung der Gräfin Agnes mit Martin.

„Gnädige Herrin,“ redete ſie der Burſche ehrerbietig an, „es iſt der kühne Chair-Eddin ſelbſt, der Bruder und Nachfolger des gewaltigen Horuch Barbaroſſa, der mich auf ſeinem Schiffe von Afrika herüber geführt hat. Auch er nennt ſich ſeinem gefallenen Bruder zu Ehren Barbaroſſa, wie Euch ſchon bekannt ſein wird. Er hat dem König Karl den Kampf auf Leben und Tod geſchworen. Er will die Fahne des Propheten wieder auf den großen Thurm der Alhambra pflanzen, und er zählt auf Euch, daß Ihr die Mauren in allen Königreichen Spaniens aufruft zur Erhebung gegen ihre grauſamen Unterdrücker.“

„Knabe!“ zuckte Agnes empor, „welcher Dämon legte dir dieſe Worte in den Mund? Was willſt du von mir?“

„Mich ſendet Chair-Eddin Barbaroſſa zu Euch: Nicht todte Buchſtaben will ich ihr ſchreiben, der erhabenen Frau meines Glaubens; geh du zu ihr als mein lebendiger Brief und zeige ihr zur Beglaubigung meinen Ring vor. Seht hier, Senjora, den goldnen Ring mit dem heiligſten Spruch des Koran.“

„Und du biſt ein Chriſt!“ rief die Gräfin erſtaunt.

„Wer ſagt Euch, daß ich es noch bin? Ich bin Chair-Eddins Diener und habe auf den Koran geſchworen, an den Propheten zu glauben. Ich verleugne den Gekreuzigten, wie Ihr. Aya iſt meine Mutter geworden.“

Ineſe wandte ſich ſchmerzlich bewegt ab. „Dieſer Knabe dient unſrer Sache,“ ſeufzte ſie, „und ich — — Was will Chair-Eddin von mir?“ fragte ſie gefaßt.

„In der Nacht des morgenden Tags will er Euch in der Cervera-Bucht erwarten. Er läßt Euch durch mich erſuchen, dorthin zu kommen, damit er mit Euch die nöthige Verabredung nehme. Ich werde ihm morgen früh Euern Entſchluß überbringen, und im Fall Ihr, wie er hofft und wünſcht, ſeiner Einladung Folge leiſtet, werde ich Euch beim Anbruch der Nacht an der Waldecke erwarten, um Euer Führer nach der Bucht zu ſein.

„Ich kann die Gräfin Maria nicht verlaſſen,“ verſetzte Ineſe nach kurzem, aber ſchwerem Kampfe mit ſich ſelbſt.

„Ich kann dem kühnen Korſaren die erbetene Zuſammenkunft nicht bewilligen."

„Wie?" rief der Jüngling erſtaunt. „Verlaßt Ihr Euer Volk in der Stunde der Entſcheidung, die Ihr durch jahrelanges, oft vergebliches Mühen herbeizuführen Euch beſtrebt habt?"

Ineſe's Buſen hob und ſenkte ſich in mächtiger Bewegung. Sie warf einen düſtern zürnenden Blick auf Martin und ſagte mit unterdrückter Stimme: „Schweige, Knabe! Nicht dir, nicht dem Manne, der dich ſendet, bin ich Rechenſchaft von meinem Thun ſchuldig. Ich kann und will ihn nicht ſprechen. Bring' ihm dieſen Beſcheid!" Damit wandte ſie ſich ſtolz und ging.

Maria hatte unterdeſſen einen Brief an den Geliebten geſchrieben, mit welchem Martin in der erſten Frühe des folgenden Tags das Thal verließ. Eh' die Sonne aufging, flog ſein Boot wieder von der Küſte meerwärts, wo in einiger Entfernung ein zierliches Korſarenſchiff kreuzte.

## 12.

## Zwei deſignirte Königinnen.

Einige Wochen ſpäter nach dieſem Beſuche in dem einſamen Bauernhauſe langte dort ein andrer nicht minder lieber Beſuch an. Es war ein prächtiger üppiger Frühlingstag zu Ende des Monats März 1520, als zwei Frauen auf Maulthieren, von einem Führer geleitet, in das Thal eingebogen und bald das Ziel erreicht hatten. Es war Donna Maria de Padilla, die junge, kühne, leidenſchaftliche Kaſtilierin aus Toledo, und eine ihrer Dienerinnen. Ineſe eilte aus dem Hauſe und ſchloß die Freundin in die Arme, aber dieſe erbebte innerlich vor dem verſtörten und krankhaften Anſehen der einſt ſo reizenden und blühenden Jungfrau.

„Ich muß ſelbſt kommen,“ ſagte Maria de Padilla, „um dich aus dem böſen Zauber zu erlöſen, der dich umſtrickt hält. Deine Briefe werden mir immer räthſelhafter.“

„Sei mir willkommen, Geliebte!“ verſetzte Ineſe wehmüthig. „Du mußt es geahnt haben, daß ich mich längſt nach dir geſehnt. Aber ich hatte nicht den Muth zu dir zu kommen —“

„Du die muthigſte aller Frauen, an deren loderndem Feuer ich ſo oft die eigne Fackel entzündet!“

„Still! Das iſt vorüber, auf ewig vorüber. Das Feuer iſt erloſchen. Die Aſche iſt todt.“

„Ineſe! — Wirſt du mir dein Geheimniß enthüllen? Du haſt in deinen Briefen darauf hingedeutet. Die Gerüchte über dein Verſchwinden vom Hofe ſind mit ſeltſamen Abweichungen auch zu uns nach Toledo gelangt. Ich muß endlich aus deinem eignen Munde erfahren, was dir begegnet iſt. Doch nicht deshalb allein komme ich; ich bringe wichtige Nachrichten. Der Aufſtand des Volks in allen kaſtiliſchen Städten gegen den Adel, gegen die Niederländer und gegen den — König hat ſich ſchon erhoben. Den König nennen wir nur noch nicht. Ein mächtiger Bund umſchließt alle Städte; Padilla und Giron ſtehen an der Spitze. Zu einem allgemeinen offnen Ausbruch iſt es noch nicht gekommen, aber hie und da haben ſchon verderbliche Blitze aus der ungeheuern gewitterſchwangern Wolke hervorgezuckt und ihre niederſchmetternde Natur geäußert. Der König und ſeine Niederländer rüſten ſich mit verdächtiger Haſt zur Abreiſe nach Deutſchland, d. h. zur Flucht. Er hat die armſelige Kaiſerkrone dort gewonnen, aber er wird die reichen ſpaniſchen Kronen verlieren. Es iſt ſeine Schuld. Warum achtete er nicht auf Ximenes warnendes Wort, warum nicht auf die ernſten und nachdrücklichen Bitten des Volks! Freue dich Ineſe! Unſre lang erſehnte Zeit iſt gekommen."

Aber Ineſe freute ſich nicht. In finſterm Schmerz ſtarrte ſie vor ſich hin. „Ich konnte auch nicht zu dir kommen, unſrer ſanften deutſchen Taube wegen. Ich durfte die Arme nicht verlaſſen.

„Wo iſt ſie?"

„Sie iſt krank. Krank vor Sehnſucht nach dem geliebten Manne, der ihr das Herz entwendet, krank vor Sehnſucht nach dem geliebten Vaterlande, nach dem Vaterhauſe, nach Vater und Mutter, deren theuerſter Schatz ſie war. Sie liegt ſchon ſeit einigen Tagen, und ich fürchte, Aya's Heilkunſt wird an ihr zu Schanden. Die Sehnſucht wird ſie tödten."

„Armes Kind, das die Liebe dem heimiſchen Boden entriß! Ihr Vater iſt nach Spanien gekommen, um ſie zu ſuchen. Er war auch in unſerm Hauſe in Toledo. Mich hat der alte Mann gedauert; er weinte wie ein Kind nach ſeinem Kinde. Die Mutter iſt vor Schmerz über Maria's Verluſt geſtorben. Und doch durfte ich ihm ihren Aufenthaltsort nicht verrathen. Wir ſagten ihm blos, daß der Ritter Süderland nach Afrika entflohen ſei. Jetzt aber mein' ich, wir geben ihm Nachricht von ihr und bereiten ſie auf ſein Erſcheinen vor. Biſt du nicht auch meiner Meinung?"

„Gewiß. Sende Boten nach ihm aus, daß er hierher komme. Wenn ihr Herz an dem Vaterherzen ſchlägt, wird ihm von dieſem neue Lebenskraft zuſtrömen. Auch dein Kuß wird ſchon einen Tropfen lindernden kühlen Balſam in ihre ſchmachtende Seele träufeln. Komm zu ihr!"

Sie traten an das Lager der Kranken. Eine unheimliche Fieberröthe überglühte die edeln ſanften Züge des unglücklichen deutſchen Mädchens. Ihr Auge blickte müde und gedämpft. Aber mit einem Laut der Freude erhob ſie ſich zur Hälfte und erwiderte inbrünſtig die Umarmung der ſchweſterlichen Maria. Sie weinte vor Freude.

Bald zeigte ſich, daß die Ankunft der jungen Frau den günſtigſten Eindruck auf die Kranke hervorgebracht hatte; ſie konnte nach einigen Tagen am Arm der Freundinnen, die ſich in ihre Pflege theilten, das Lager verlaſſen, um draußen im Wieſenthale die milden Frühlingslüfte einzuathmen, die ſie ſichtbar ſtärkten. Aya ſuchte in den Bergen die heilſamſten Kräuter und bereitete daraus unabläſſig neue Tränke für die Leidende. Dazwiſchen genoß ſie die Milch der Kühe, und die treu verbundenen Frauen gaben ſich ihretwegen neuen Hoffnungen hin.

Maria de Padilla und Ineſe gingen Arm in Arm in den Wald. Sie hatten die Kranke ſchlummernd verlaſſen.

„Du erwarteſt ſeit deinem Hierſein Erklärungen von mir,“ begann Ineſe mit leiſer und bebender Stimme, „und deine Freundſchaft hat ein wohlbegründetes Recht darauf. Sie ſollen dir jetzt werden. Doch bitte ich dich, verleugne, ſo viel du kannſt, die Spanierin; ich lege Berufung an dein menſchliches Herz ein, an dein mir ſchweſterlich ergebenes Herz. Denn ich muß dir Dinge bekennen, die dein ſpaniſches Blut leicht gegen mich erhitzen könnten.“

„Deine Einleitung ſpannt meine Erwartung aufs Aeußerſte. Aber ſei verſichert, daß die zärtlichen Gefühle meiner Liebe zu dir meinem Nationalgefühl voranſtehen.“

„Wohlan, Maria, haſt du oder dein Gatte dir niemals die Frage aufgeworfen, aus welchem Grunde wol ich, die Adoptivtochter des reichen und ſtets königlich geſinnten Hauſes, deſſen Sohn Vicekönig von Neapel war, daß ich, die erſte Hofdame der Königin Juana, ich, die der Günſtling der Statthalterin der Niederlande, die Lehrerin des Königs Karl, das gehätſchelte Schoßkind des ganzen burgundiſchen Hofes war, mich mit ſo großem Eifer an der Partei des Infanten Don Fernando betheiligte, daß ich auf alle mögliche Weiſe die gegen den Kardinal-Regenten aufrühreriſchen Städte unterſtützte, heimlich das Volk begünſtigte, während ich zum Schein zur Partei des Königs hielt? Haſt du nie daran gedacht, welche Gründe ich zu ſolch einem ununterbrochenen Ränkeſpiel haben konnte?“

„Du biſt mir und meinem Gemahl oft ein tiefverſchloſſenes Räthſel geweſen,“ entgegnete die Frau von Padilla. „Aber, wenn ich einmal darauf hindeutete, ſchnittſt du die Nachforſchung ſtets mit dem Beſcheid ab, es werde eine Zeit kommen, wo du mir die genaueſte Rechenſchaft von all deinen Handlungen geben werdeſt. Und du erſchienſt uns ſtets ſo ehrenhaft, daß wir nie an dir zweifelten und deshalb, auf dein Wort vertrauend, jede weitere Nachforſchung unterließen.“

„Die Zeit iſt gekommen, Maria, wo ich dir alle Räthſel löſen will, aber wahrlich in ganz andrer Weiſe iſt ſie gekommen, als ich ſie geträumt und erwartet. Weh' mir! Wenn ich hätte ahnen können, daß ich dir unter ſolchen Umſtänden die verſprochenen Eröffnungen über das tiefe Geheimniß meines Lebens machen würde, ich glaube, ich hätte mir den Tod gegeben. Maria, du ſiehſt das unglücklichſte, bejammernswürdigſte Weib vor dir, was je die Sonne beſchienen. Mein Elend hat nicht Grund und Boden. Höre und beklage mich; denn Hülfe gibt es auf Erden nicht für mich.

Du kennſt meine Herkunft. Während der Schrecken der Eroberung Granada's ward ich geboren; ſie tödteten meine Mutter; mein Vater war wenige Stunden zuvor kämpfend für Vaterland und Glauben in der Vega gefallen. Sie entſtammte einer Seitenlinie des königlichen Hauſes. Boabdil, der letzte Sultan, war ihr naher Vetter. Die Königin Iſabella nahm ſich meiner an und übergab mich einer ihrer Hofdamen, der Gräfin Cardona, meiner

Pflegemutter, zur Erziehung. Ich wuchs in Pracht und Ueppigkeit auf; kein Wunſch wurde mir verſagt. Die Königin hatte es ſo befohlen. Vielleicht hatte ſie das Gefühl, das ſchwere Unrecht, daß ihr Wahn meinem Volke gethan, an mir wieder gut zu machen. Oft wurde ich auf ihren Befehl an ihren Hof gebracht. Dort lernten wir uns als Kinder kennen; wir ſpielten zuſammen mit den Infantinnen in den Zimmern der Königin. Dort ſah ich zuweilen auch einen finſtern jungen Mann, der meine jugendliche Theilnahme, obgleich damals nur flüchtig erregte. Hie und da berührte ein Wort meine Seele, das ihn beklagte. Es war der Admiral Don Alfonſo de Granada, den man meiſt noch mit ſeinem frühern mauriſchen Namen Alnayar benannte. Du kennſt die Geſchichte dieſes unglücklichen Sprößlings des Sultanshauſes von Granada ſo genau wie ich ſelbſt. Damals ahnte ich nicht, in wie enger Beziehung ich zu ihm ſtand. Ich verließ bald darauf mit meiner Pflegmutter Spanien — der Graf Cardona war geſtorben — und erlangte am Hofe des Vicekönigs von Neapel die Jahre der Mündigkeit. Da kam die Frau, die ich für meine Mutter gehalten, zum Sterben, und nun erfuhr ich aus ihrem Munde das Geheimniß meiner Geburt und Abſtammung. Unmöglich iſt es, dir auch nur einen Schatten der Gefühle zu ſchildern, die mich durchſtürmten. Es war mir, als ob ein Blitz mich niederſchmetterte, und monatelang nach dem Tode der Gräfin ging ich umher wie eine Träumende, wie eine Nachtwandlerin. Ich war meine eigene Herrin; meine ſogenannten Geſchwiſter, meiſt älter als ich, hatten mir niemals Liebe gezeigt und kümmerten ſich jetzt gar nicht um mich. Mit einem heißſchlagenden, nach Liebe und Mitgefühl heftig verlangenden Herzen ſtand ich allein, ganz allein auf der Erde. Alle Menſchen, mit denen ich bis jetzt in Berührung gekommen, waren mir fremd, fern, theilnahmlos, gleichgültig. Ich fühlte mich unbeſchreiblich elend, und mein geiſtiger Zuſtand wurde von Tag zu Tag troſtloſer. Der Vicekönig war ein roher, widriger, thieriſch ſinnlicher Menſch, der mit frecher Hand nach der Blüthe meiner Jugend griff. Ich machte ihm aus meiner Verachtung kein Hehl. — Durch Vorſorge der Königin Iſabella war mir mein väterliches Erbe in Granada erhalten, auch die Gräfin Cardona hatte mich reich in ihrem Teſtament bedacht. Es war ein von der Königin empfangenes Vermögen für mich beſtimmt, welches nun in meinen Beſitz kam. Es zog mich mit den mächtigſten Banden der Seele nach Granada. Ich wollte das Grab meiner Eltern beſuchen — o nicht allein das ihrige! das prächtige Grab meines hingemordeten Volks. Ich wollte die unglücklichen Mauren kennen lernen, zu denen ich gehörte. Ich ahnete, daß ich dort die Liebe finden würde, die ich hier vergeblich ſuchte. Ich haßte, ich verachtete die Spanier, die Chriſten. Und ich fand die Liebe, ich fand ſie unter meinem vom eiſernen Fuße chriſtlicher Tyrannei niedergetretenen Volke in reicher Fülle. Unter dem Vorwande, meine Vermögensangelegenheiten zu regeln, ſelbſt nach der Verwaltung meiner Güter zu ſehen, ging ich nach Granada. Die Liſt iſt die Helferin der Unterdrückten. Mit ihrer Hülfe täuſchte ich meine chriſtlichen Aufſeher. Ich wurde heimlich mit den Häuptern der Mauren bekannt, vertraut. Vorzüglich war es ein alter würdiger Prieſter, der mich mit jener ſchwärmeriſch begeiſterten Liebe umfing, deren nur ein ſchmachvoll unterdrücktes Volk von ſo herrlichen Eigenſchaften, wie die Mauren, fähig iſt. Ich ward hingeriſſen von der Begeiſtrung, mein glühendes Herz fand reichliche Nahrung; ich liebte mein Volk mit einer Glut der Seele, die kein Wort auszudrücken vermag; ich ward ebenſo von ihm geliebt. O ich war in einem Meere von ſchmerzlichem Glück! In die väterlich prieſterliche Hand Abu-Haſſans legte ich den feierlichen Schwur auf den

Koran nieder und verließ den mir verhaßt gewordenen Glauben der Chriſten, in welchem man mich erzogen hatte.“

„Weh dir!“ ſchrie Maria de Padilla auf und wandte ſich mit Entſetzen ab.

„Fluche mir nicht!“ fuhr Ineſe fort. „Der Glaube des Propheten iſt wenigſtens ein eben ſo heiliger wie der Glaube des Erlöſers. Mit tauſend Banden der Liebe, der Nationalität, der Begeiſterung ward ich zum Glauben meines Volks zurückgezogen. Ich haßte ſeit dieſer Stunde die Chriſten, am glühendſten haßte ich die Spanier, als die Unterdrücker meines Volks. Abu-Haſſan unterrichtete mich in der arabiſchen Sprache; er machte mich mit den herrlichen Schätzen der arabiſchen Poeſie bekannt; ich verſchlang den Koran mit einer Begierde, von welcher du dir keine Vorſtellung machen kannſt. Ich ſchwur meinem armen gemißhandelten Volke Treue; ich ſchwur ihm mit allen Mitteln wieder zu ſeiner Erhebung, zu ſeinem alten Glanze zu verhelfen. Ich will dir nicht die Nächte ſchildern, die ich in Thränen gebadet über Granada's Fall zugebracht, nicht die Pläne, die ich mit dem anbetungswürdigen Prieſter und mit andern Häuptern machte. Mein ganzes ſpäteres Leben war ja die Folge dieſer Pläne. Abu-Haſſan beſtimmte mich zur Königin von Granada; aber nach dem Geſetz des Koran kann kein Weib über ein moslemitiſches Volk herrſchen; ich ſollte mir einen Gatten wählen, oder die Häupter wollten mir einen ſolchen beſtimmen, welcher König werden ſollte, ſobald wir frei ſeien. Noch hatten wir einen Prinzen des alten Königshauſes, aber Niemand kannte ſeinen Aufenthalt! Sidi Alnayar. Ich kann mich nun kurz faſſen. Es galt, den römiſchen Papſt und ſeine Umgebung, den deutſchen Kaiſer und ſeine Umgebung, den Erben der ſpaniſchen Kronen, es galt nicht nur Spanien und Deutſchland, ſondern ganz Europa kennen zu lernen. Denn durch die meiſten Länder dieſes Erdtheils geht ein junger ſeltſamer Geiſt der Empörung gegen die grauſame und ungerechte Herrſchaft des Adels und der Pfaffen. Das Volk rüſtet ſich im Stillen den Druck abzuſchütteln und ſeine Peiniger niederzuwerfen; es lechzt nach Freiheit, wie die Mauren. Am ſtärkſten iſt dieſer Geiſt in Deutſchland; er wächſt von Tag zu Tag. Du kennſt ihn nur in Spanien; du pflegſt ihn hier. Ich lernte ihn auch in Deutſchland und Ungarn kennen; ich pflegte ihn überall. Auf einer allgemeinen Volkserhebung in Spanien und Deutſchland beruhte meine Hoffnung und die meines Volks. Erſt lernte ich als Hofdame der Königin Juana die Parteien in Spanien kennen. Gelang es, der Königin zur Geſundheit des Geiſtes und ſomit zur Uebernahme der Regierung zu verhelfen, ſo ging mein Plan dahin ſie zu vermögen, daß ſie Granada einen Vicekönig vom Glauben des Propheten gäbe; ſie war in meiner Hand und that, was ich wollte. Von da bis zur gänzlichen Befreiung und Erhebung war dann nur noch ein Schritt. Aber erſt mußten die Mauren wieder Vertrauen zu ſich ſelbſt gewinnen, erſt mußten ſie wieder erſtarken; denn ſie waren tief erniedrigt und ohne Kraft. Ein Plan ſcheiterte nach dem andern, aber ich war unermüdlich in Verfolgung meines hohen Ziels. Kam es in Deutſchland zur Volkserhebung, ſo wurde der Kaiſer dort beſchäftigt; der Infant Carlos in den Niederlanden zurückgehalten; gelang es, dem Infanten Fernando zu den ſpaniſchen Kronen zu verhelfen, ſo war hier ein Bürgerkrieg gewiß, der dann den Mauren die erwünſchte Gelegenheit gab zur Erhebung. Mit Einem Worte: unſre Feinde, die Spanier, mußten ſich ſelbſt einander bekämpfen und ſchwächen, um mein ſchwaches Volk zu ſtärken und ihm zu neuer Selbſtändigkeit zu verhelfen. All mein Thun und Streben ging auf dieſes Ziel. In hundert Rollen trat ich auf, ſtets meinen wahren Charakter ſorgſam verhüllend. Ich durchwanderte die Länder, ich unterwarf mich Demüthigungen, ich duldete den Schein der Sünde, um die Männer zu beherrſchen, ihre Schwäche zu benutzen, das Volk gegen ſeine Peiniger zu reizen. Ich war bei dem Padiſchah der Osmanen, ich war bei den Arabern in Afrika, um Hülfe flehend; ſie ward mir dort und hier zugeſagt. Wir warteten nur auf den Moment, daß die Völker Spaniens und Deutſchlands losbrechen ſollten gegen ihre Herren. Alle Berechnungen täuſchten; er verzögerte ſich. Alle Mittel, ihn zu beſchleunigen ſchlugen fehl. Ich ward nicht entmuthigt. Die leuchtende Gewißheit wandelte durch meine Seele, wie die Sonne am Himmel, daß die erſehnte Stunde kommen werde, kommen müſſe. Unverdroſſen arbeitete ich; aber während ich heimlich für den Infanten Fernando, während ich für das gemeine ſpaniſche Volk thätig ſchien, war ich es nur für mein Volk. Hier haſt du mein Geheimniß."

„Ich bewundre dich, meine Freundin," entgegnete die Frau von Padilla. „Und wahrlich dein Bekenntniß hat meine Liebe zu dir noch geſteigert. Niemand verſteht deine kühne und gewaltige Seele beſſer als ich. Keine Seele kann ſich ſo in ſie hineinfühlen, wie die meinige. Du kennſt mich; ich bin keine ſo fanatiſche Chriſtin, daß ich dich verdammte, weil du unſern Glauben verlaſſen und zu dem deiner Väter zurückgekehrt biſt. Dein Bekenntniß überraſchte mich nur. Unſre Mütter lebten einſt mit den Frauen deines Volks in freundſchaftlichen Verbindungen, und der Unterſchied des Glaubens war kein Hinderniß. Die ſcheußliche Inquiſition iſt uns von den herrſchſüchtigen Königen und den Prieſtern aufgezwungen worden. Aber ſie muß fallen. Spanien muß frei werden vom Despotismus des fremden Königs- und der Prieſtergewalt. Ja, Ineſe — aber darf ich dich noch ſo nennen? Noch haſt du mir deinen wahren Namen nicht geſagt."

„Suleima!“

„Heil dir, Suleima!“ rief die begeiſterte Frau. „Für dich iſt die Krone Granada's beſtimmt. Du wirſt in den goldnen Gemächern der Alhambra mit königlicher Milde walten. Ich aber will dein Vertrauen vergelten; ich will dir mein Herz erſchließen, wie du das deinige mir erſchloſſen haſt. Laß ſie nur erſt hinaus aus dem Lande, dieſe thörichten Niederländer mit ihrem Knaben, der nach Kronen greift als kindiſchem Spielzeug. Das Volk von ganz Kaſtilien iſt gegen ſie und unſern brutalen Adel verſchworen. Ich und Padilla haben dieſe Verſchwörung geleitet. Dann nieder mit dieſen Granden! Kaſtiliens Volk wird ſich einen einheimiſchen König erwählen, und kein Anderer wird es ſein, als Don Juan de Padilla, mein Gemahl. Du wirſt Königin von Granada ſein; ich Königin von Kaſtilien! Freue dich, die erſehnte Stunde naht mit Rieſenſchritten. Unſre kühnſten Wünſche werden in Erfüllung gehen.“ Und mit ſtürmiſcher Begeiſterung umarmte die hochſtrebende Frau die Freundin. Aber dieſe ſchüttelte wieder wehmüthig bitter lächelnd das bleiche Haupt mit den gramzerriſſenen Zügen. „Möge die Sonne des Glücks dir holder lächeln als mir! Mögeſt du mit deinem Gatten den Thron von Kaſtilien beſteigen; ich werde niemals Königin von Granada werden. — Du ſiehſt mich ſtaunend an. Ja die Stunde der Erfüllung naht. Die Mauren in Afrika ſind bereit uns zu unterſtützen. Der kühne Seeräuber Chair-Eddin Barbaroſſa wird all ſeine Schiffe in Bewegung ſetzen, um Tauſende unſerer Brüder über das Meer herüber zu führen. Das kaſtiliſche Volk wird ſich erheben. Für mich iſt Alles zu ſpät. Denn vor dir ſteht — o warum verſchlingt mich die gerechte zornige Erde nicht! — vor dir ſteht die treuloſe, ſchmachbedeckte Verrätherin ihres Volks. Das Wort iſt ausgeſprochen; höre nun auch die Geſchichte meiner

Erniedrigung und Schmach! — Mein Herz hatte keine Empfänglichkeit für Liebe; es ſchlug allein für mein Volk. Die ſchönſten Männer ließen mich gleichgültig, und ihre leidenſchaftlichen Huldigungen benutzte ich nur zu meinen politiſchen Zwecken. Ich ſah Pfaffen, Krieger, Hofleute, Staatsmänner zu meinen Füßen. Ich verachtete ſie Alle. Ich nahm das Gold von ihnen, ſo viel ich bekommen konnte; denn ich wußte, ſie preßten es ihren Bauern ab, und nur durch die äußerſte Lebensnoth und Verzweiflung ſind dieſe zum Aufſtand gegen ihre Tyrannen zu bewegen. Krieg des gemeinen Mannes gegen die vornehmen Stände, Umwälzung aller Staatsverhältniſſe, das war's, was ich wollte. Die Chriſten ſollten ſich zerfleiſchen, ſchwächen, und auf ihre Schwäche wollte ich die Größe meines Volks bauen. Meine Plane gingen ins Ungeheure. Vernichtung des Chriſtenthums, Sieg der Moslemin über alle Völker war mein letztes Ziel. Wie hätte ich einen Mann lieben können! Meine ſtarke Seele hatte keinen Raum für ſolch ſchwächliche Empfindung. Ein einziges Mal wandelte ſie mich in Augsburg an. Der Gegenſtand derſelben war ein edler freiſinniger Mann aus dem reichen Hauſe der Fugger. Ich floh, und bald hatte ich die Schwäche überwunden.

Ich lebte ſtill im Kloſter bei der Königin Germaine, meine Zeit erwartend, immer im Geheimen thätig für meine Pläne. Da ſandte uns der in Spanien angekommene junge König einen ritterlichen Mann, um uns abzuholen. Es war der Marqueſe von Brandenburg. Ich kannte ihn ſchon von Deutſchland aus. Dort galt er und zwei ſeiner Brüder als Verbrecher an der Freiheit ihres Vaters. — Laß mich ſchnell über meinen Fall hinwegeilen. Dieſer Fürſt warb um meine Liebe und entzündete eine raſende Leidenſchaft in mir, um ſo gewaltiger, je länger ſie in meinem Herzen geſchlummert hatte. In ſeinen Armen vergaß ich meinen Gott, mein Vaterland, meine Pläne; ich ward zur ſchändlichen Verrätherin an allem, was mir heilig. Ich wollte zuletzt nichts als ſein Weib werden, vor der Welt; denn nur die Form fehlte noch unſerm Bunde. Nie hat in eines Weibes Bruſt die Flamme der Leidenſchaft verderblicher gewüthet. Und ſieh, der Markgraf ward zum Verräther an der Verrätherin. Er liebte die Königin oder log ihr Liebe wie mir; er ward ihr Gemahl. Mich verletzte er bis zum Tod. Daß ich nicht wahnſinnig geworden, iſt mir ſelbſt unbegreiflich. Aber meine Kraft iſt gebrochen für immer. Vernimm das Fürchterlichſte, was ich dir ſagen kann: ich verachte mich ſelbſt. Der Markgraf war Werkzeug in der Hand der gerechten Vergeltung. Mir iſt recht geſchehen. Das Ziel, dem ich einſt nachgeſtrebt, liegt wie ein ferner Kindertraum in meiner Seele, abgebleicht, verſchwommen, ohne Geſtalt und Halt. Es iſt alles vorüber.“

Sie ſchwieg und bedeckte ihr ſchmerzverzerrtes Geſicht mit beiden Händen. Ein verzweifeltes Schluchzen arbeitete ſich aus ihrer wogenden Bruſt hervor.

„Suleima! Du mußt dich wieder erheben! Du mußt!“ rief Maria de Padilla. „Ich reiche dir die Hand. Ich reiße dich empor. Du mußt fort von hier aus dieſer tödtlichen Einſamkeit. Du mußt mit mir mitten in das heißbewegte Leben und Treiben der Volksempörung. Ich bedarf deines Raths, deines Beiſtandes.“

„Vergebens ſind deine Worte. Ich habe nur Einen Gedanken, habe nur noch Ein Werk zu vollbringen: Rache am Markgrafen. Der wüthende Durſt nach Rache erhält mich allein noch. Iſt er befriedigt, dann iſt's aus mit mir.“

Die Kaſtilierin bot ihre ganze Beredtſamkeit, Schmeicheleien, Bitten, Thränen, auf. Die Unglückliche war nicht zu bewegen. Endlich verlangte die Erſtere wenigſtens ſo viel von Ineſe, daß dieſe, ſobald Maria von Iſſelſtein geneſen ſei, mit ihr eine Erholungsreiſe nach Toledo machen wolle. Darauf baute Frau von Padilla einen Hoffnungsbau, und ſie verließ nach wenigen Tagen das Landhaus, um Boten nach dem Grafen von Iſſelſtein auszuſchicken, damit er ſo ſchnell als möglich ſeine kranke Tochter aufſuche. Die kühne Maria hatte den feſten Vorſatz, ihre Freundin zu retten und dem großen Ziele zuzuführen. Sie wußte nicht, was ein vernichtetes zertretenes Herz iſt; ſie kannte die ganze gräßliche Bedeutung des Wortes Selbſtverachtung nicht.

## 13.

## Todtenkrone ſtatt Königskrone.

Nur wenige Tage blieb das ſonſt ſo einſame verſteckte Landhaus frei von Beſuch. Eines Morgens ging Aya aus, um Kräuter mit dem Nachtthau zu ſuchen. Als ſie um die Waldecke bog, kamen ihr drei Männer in Bauerntracht entgegen; der jüngſte ſprang auf ſie zu; ſie erkannte Martin und er lag an ihrer Bruſt. Sie liebkoſete ihn und gab ihm die zärtlichſten Namen. Unterdeſſen waren die beiden Andern herbeigekommen. Kaum hatte Aya den Blick zu ihnen erhoben, als ſie freudig aufſchrie und mit vor der Bruſt gekreuzten Armen ſich tief verneigte und in arabiſcher Sprache Worte der höchſten Ehrerbietung ſprach. Der Aeltere war der Ritter Süderland. Dieſer Mann ſtand im neunundvierzigſten Lebensjahre, aber ſein bewegtes Leben und ſein Aufenthalt in Algier hatten ihm, verbunden mit der reich ſtrömenden Quelle ſeines Geiſtes, welche dem Körper ſtets eine jugendliche Kraft erhält, eine Friſche bewahrt, die ihm bedeutend jünger erſcheinen ließ. Er dankte dem Gruße der Magd mit der ihm eignen ſchwermüthigen Freundlichkeit und befragte ſich nach dem Befinden der beiden Herrinnen. Ava berichtete vorſichtig und erzählte, welch einen heitern Eindruck der Beſuch der Donna de Padilla auf beide gemacht habe. Dann eilte ſie mit Martin voran, um Maria auf den Geliebten vorzubereiten. Der Ritter und ſein Begleiter folgten ſchweigend. Dieſer war ein kräftiger Mann von mittler Leibesgeſtalt und ohngefähr dreißig Jahren. Ein dichter, hellblonder, ins Röthliche ſpielender Bart kräuſelte ſich ihm um Lippen und Kinn; unter der hohen und breiten majeſtätiſchen Stirn funkelte ein großes ſchwarzes, ſehr ausdruckvolles Augenpaar und gab in Verbindung mit der großen Adlernaſe dem Geſicht einen ungewöhnlich kühnen und gebieteriſchen Ausdruck. Als ſie in die Nähe des Hauſes kamen, hielt der Ritter den Schritt an und preßte die Hand gegen das Herz. Sein Begleiter betrachtete ihn mit einem halb ſpöttiſchen halb mitleidigen Lächeln. In dieſem Augenblick trat der große Unterſchied zwiſchen den beiden Männern recht lebhaft hervor. Des Ritters weiche, gefühlvolle Seele ſpiegelte ſich in ſeinen edeln milden Zügen ab. Die Macht der Empfindung ergriff ihn ſo ſtark, daß er leidend ausſah. Der Andere war ein Bild wilder Kraft. Man ſah es ihm auf den erſten Blick an: er war ein Mann des raſchen Entſchluſſes und der eben ſo raſchen That.

Jetzt eilte Maria's leichte Geſtalt aus der Thüre auf die Männer zu; ſie ſchien den Boden nicht zu berühren. Schweigend — ſie war keines Wortes fähig — ſank ſie an die Bruſt ihres Johannes, und er küßte ſie innig auf die bleiche Stirn. Sie ſchloß die Augen, ein leiſes Wonneſtöhnen rang ſich aus der Tiefe ihrer Bruſt herauf. Er hielt eine Ohnmächtige in den Armen. Nun trat auch Ineſe hinzu und begrüßte die Männer mit ſtolzer Ehrerbietung. Mit Martin's Hülfe wurde Maria auf ihr Lager gebracht, und Aya wandte Mittel an, ſie wieder ins Leben zurückzurufen. Als dies gelungen war, machte ſich das Gefühl der frommen Schwärmerin in einem Thränenſtrome Luft. Sie hielt des Ritters Hand feſt und ſah ihm in die ſchönen träumeriſchen Augen.

„Biſt du gekommen, mein theurer Johannes, mich nach Algier hinüber zu führen oder willſt du hier bei mir bleiben?“ fragte ſie mit ſanfter ſchwacher Stimme.

„Ich will ſo lange bei dir bleiben bis du vollkommen geneſen biſt, mein ſüßes Mädchen,“ verſetzte er, „dann wollen wir nach Afrika überſetzen, wo wir uns nicht zu verbergen brauchen. Und dort ſollſt du mein Weib werden.“

„Nicht eher, Johannes, als bis du mich überzeugt haſt, daß auch die letzte Spur von Zweifel an die Gottheit unſres Erlöſers, an ſeine heilige Mutter, die erhabene Himmelskönigin, und an alle Heiligen unſrer Kirche aus deiner Seele vertilgt iſt. Nur nicht trennen darfſt du dich wieder von mir, damit ich durch unabläſſiges Gebet und Belehrung dich für den Himmel gewinnen kann. Oder haſt du vielleicht deine Irrthümer nun ganz abgelegt und biſt in Geiſt und Wahrheit ein Chriſt geworden?“ Sie fragte ſo kindlich unſchuldig, ſo vertrauensvoll, ſie blickte ihn dabei ſo treuherzig an, daß er ſich heftig bewegt zu ihr niederbeugte und ſie küßte. Aber ihr eine Antwort zu geben vermochte er nicht.

„Du biſt es noch nicht,“ fuhr ſie mild lächelnd fort. „Ich wußte es ja ſtets, daß mir das Werk deiner vollſtändigen Bekehrung vorbehalten war. Die heilige Jungfrau hat es mir ja ſelbſt eröffnet und mich dazu würdig vorbereitet. Sie iſt mir vor einigen Nächten wieder erſchienen und hat mir deine baldige Ankunft angezeigt. Darum war ich derſelben auch in dieſen Tagen gewärtig. Jetzt wollen wir ihr danken, daß ſie ihr Wort ſo gnädig erfüllt hat." Und ſie faltete die zarten Hände und ſprach ein glühendes Dankgebet. Auch der Ritter faltete die ſeinigen; ſeine Seele hing an ihren Lippen und trank die Worte von ihnen hinweg. Nicht minder machte das von dem begeiſterten Munde der Jungfrau ſtrömende Gebet einen feierlichen Eindruck auf die Uebrigen. Selbſt der Begleiter des Ritters, der nicht ausſah als hielte er viel vom Beten, wurde ernſt und ergriffen von der Andacht des reinen kindlichen Gemüths.

Dieſer und die nächſten Tage verſtrichen unter mancherlei Mittheilungen. Der Begleiter hatte ſich als einen Freund des Ritters zu erkennen gegeben und ſeinen Namen Euſebio genannt. Mit wenig Worten hatte er erklärt, er ſei auch ein getaufter und von der Inquiſition vertriebener Maure. Ineſe lächelte ungläubig zu dieſer Erzählung. In dieſen Tagen ſandte Don Euſebio den Martin mit geheimer Botſchaft fort; am dritten Tage kamen wild ausſehende Männer, welche im nahen Walde lange Unterredungen mit ihm hatten. Dann war es wieder einige Tage Ruhe. Der Fremde zeigte aber ſtets ein bewegtes, unheimliches Weſen und ſchenkte den übrigen Bewohnern des Hauſes wenig Theilnahme. Ineſe beobachtete ihn unbemerkt und kam dahinter, daß er die Nächte nicht im Hauſe zubrachte. Bald langte aus den nächſten Dörfern die Nachricht an, daß überall die verwegenſten Räubereien und Plünderungen an der ganzen Küſte von Murcia und Valencia von afrikaniſch-mauriſchen Seeräubern verübt würden, und der Name des neuen Herrſchers von Algier Chair-Eddin Barbaroſſa flog von Mund zu Munde. Seine zahlreiche und prächtige Flotte beherrſchte das Meer, alle Chriſten, welche die Küſtenſtriche bewohnten, zitterten vor der furchtbaren Macht des größten Seeräubers, welcher jemals dieſe Länder und Gewäſſer beunruhigt hatte, alle Mauren in Andaluſien und Valencia geriethen in frohe

Bewegung. Alles dies erfuhr man nach und nach im verſteckten Landhauſe.

Maria's Geneſung ging langſam von ſtatten, aber ſie erregte die Hoffnung ihrer Freunde, die Liebliche allmälig wieder aufblühen zu ſehen. Don Euſebio war tagelang abweſend. Die Botſchaften, wenn er zugegen war, dauerten fort.

Eines Tags langte ein kleiner Trupp Reiter zu Pferd und Maulthier an. Als ſie am Hauſe abſtiegen, erkannte Ineſe mit einer Ueberraſchung, die an Beſtürzung grenzte, den greiſen Prieſter Abu-Haſſan und Don Rodriguez de Luzero, und auch die Uebrigen waren ihr nicht unbekannt. Es waren lauter Mauren von Granada, Kordova, Malaga. Sie eilte hinaus und begrüßte die Angekommenen; der faſt hundertjährige Prieſter legte die zitternden Hände ſegnend auf ihre Stirn.

„Zu dir kommen wir, meine Tochter" begann er feierlich, „im Namen unſres, deines Volks. Dein Volk läßt dir ſagen: Auf, Suleima, Tochter unſres königlichen Hauſes, edler Sproß der Sultane von Granada, erhebe dich und führe deinen Gemahl ein in die hohe Pforte der Alhambra! Die erſehnten Tage ſind endlich gekommen; die Saat, die du geſäet und gepflegt, iſt reif. Nimm die Sichel, um ſie zu ſchneiden!"

„Weh mir!" rief Ineſe. „Ich kann nicht die Gemahlin Said's, ich kann nicht Euere Königin werden! Nicht Euern Segen verdiene ich, mein Vater. Er brennt wie Feuer auf meiner Stirn. Euer Fluch muß mich treffen, der Fluch meines Volks; denn ich habe es ſchmachvoll verrathen an einen ſchlechten Chriſten, einen Heuchler, Lügner und Vatermörder."

Erſchöpft lehnte ſie ſich an einen der vor dem Hauſe ſtehenden Bäume.

Beſtürzt ſahen ſich die Mauren an. „Das Unglück hat das helle Licht ihres Geiſtes getrübt," ſagte der Greis und nahte ihr liebevoll. „Ermanne dich, Suleima, geliebte Tochter! Lege den Wahn ab, der dich umſponnen hält! Wir wiſſen von keinem Verrath, den du an uns begangen hätteſt. Nichts iſt verloren durch die flüchtige Neigung, die du vielleicht zu einem Chriſten hatteſt. Und wir ſtehen im Begriff, Alles mit deiner Hülfe zu gewinnen."

„Allah ſegne Euch, daß Ihr es gewinnet. Für mich iſt Alles verloren; denn ich habe mich ſelbſt verloren, und nichts kann ich wieder gewinnen, nichts für Euch, nichts für mich. Beim Haupt des Propheten, ich kann nicht Euere Königin ſein, und nie ſoll meine unreine Hand Euere heilige Sache beflecken und ihr ſchaden. Ja Allah würde Euch durch mich verderben. Auf meinem unſeligen Haupte laſtet ſein Fluch, und er duldet nicht, daß die Sünderin die Stelle einnimmt, welche der reinen, gottbegeiſterten Jungfrau gebührt. Der Fluch würde ſich von mir auf das ganze Volk ausdehnen. Nein, dieſes edle Volk iſt ſchon elend genug, ich will es nicht noch elender machen. Geht, flieht die Treuloſe! Stoßt mich aus! Gebt mir Euern Fluch! Das iſt die einzige Wohlthat, die Ihr mir noch erweiſen könnt. Euer Mitleid, Euere Vergebung würden mich erſt zum Wahnſinn treiben."

Der Schwur, welchen die Unglückliche gethan, war von ſo bindender Kraft, daß die Männer von jedem fernern Verſuch abſtanden, ſie zu gewinnen.

Rodriguez rief mit einem verzweifelten Zorn: „Toledo iſt in vollem Aufſtand gegen den König, ganz Kaſtilien iſt in Gährung; in Valencia iſt die Empörung ausgebrochen, und unſre Brüder ſind hier bedroht; Chair-Eddin Barbaroſſa hat uns ſeine mächtige Hülfe zuſagen laſſen und uns Botſchaft geſandt, daß eine ſeiner Flotten bereit ſei, im Hafen von Malaga zu landen, und jetzt fehlt uns ein Sproß unſres Königshauſes, der Nachkomme des Propheten, ohne welchen das Volk nie an ſeine Befreiung glauben wird.“

Das heftige Geſpräch hatte auch die andern Hausbewohner herbeigezogen, und als Ineſe ſich jetzt ſchmerzlich umſah, erblickte ſie den Mann, den ihr Auge ſuchte, den Ritter Süderland. Er ſtand an Maria's Seite, wie in tiefe Gedanken verſunken. Sie ſchritt auf ihn zu, faßte ihn bei der Hand und zog ihn in die Mitte der mauriſchen Männer. „Hier ſteht der Enkel des Propheten!“ ſprach ſie feierlich. „Hier iſt Euer Sultan, der Sidi Alnayar Aben Selim, der Sohn Yahyes, einſt Beherrſcher von Almeria und naher Verwandter und ergebener Freund des Sultans Abdallah el Zegal. Sein Vater zwang ihn einſt Chriſt zu werden, als er zu den ſpaniſchen Königen überging, aber niemals war Sidi Alnayar im Herzen Chriſt, er war und blieb ein Anhänger des Propheten bis zu dieſer Stunde. Umgürtet ihn mit dem Schwerte des Sultans und erhebt ihn auf den Thron Granada's in den Marmorhallen der Alhambra; denn Niemand als ihm gebührt dieſer Platz.“

Ehrfurchtsvolles Erſtaunen ergriff alle umherſtehenden Mauren. Die ältern Männer erkannten den Nachkommen des Propheten, und der greiſe Abu-Haſſan beugte das Knie vor ihm und rief mit zitternder Stimme: „Heil Dir, Alnayar Aben Selim, Sultan von Granada, Sohn des Propheten! Allah's reichſten Segen auf Dein königliches Haupt!“

Alle Mauren, Ineſe und Aya folgten des Prieſters Beiſpiel. Es war eine allgemeine Huldigung. „Allah ſei gelobt, daß wir den rechten Sultan gefunden haben!“ fuhr Abu-Haſſan fort, und im Chor jubelten Alle, auf den Knien liegend und mit der über Bruſt gekreuzten Armen: „Allah ſei gelobt!“

Verwirrt, ſchier betäubt von den auf ihn einſtürmenden unerwarteten Eindrücken, war der Mann, dem dieſe Huldigung galt, anfangs keines Wortes fähig. Es dunkelte ihm vor den Augen, und ohne zu wiſſen, was er that, ſtreckte er die Hände gegen die knieenden Männer aus. Dieſe Bewegung aber nahmen ſie für die Aufforderung ihm den Handkuß zu leiſten, und mit wilder Haſt drängten ſie ſich herzu, ihm dieſen Beweis ihrer Unterwürfigkeit zu geben. Jubelnd nannten ſie ihn ihren Sultan, ihren König, ihren Herrn und recitirten in hoher Begeiſterung Stellen aus dem Koran, die in irgend einer Beziehung zu dieſer Scene ſtanden.

Maria im Hintergrunde verſtand, wenn auch nicht die arabiſchen Worte, aber mit ahnungsvoller Seele den ganzen Sinn dieſer Reden und Handlungen; auch ſie meinte, ihr Geliebter habe ſeine Zuſtimmung zu ſeiner Erhebung zum König von Granada gegeben. Und es ward Nacht in ihrer Seele. Sie ſah das Kreuz Chriſti in einem Blutmeer verſinken und Mahomed's Würgerſchwert darüber glänzen. Die Sinne vergingen ihr; ſie griff nach einem Baume, aber ſie vermochte ſich nicht zu erhalten. Unbemerkt von Allen glitt ſie ohnmächtig zu Boden.

„Meine Brüder!“ ſtammelte endlich der Fürſt Alnayar, der mit ſeinem ihm in der Taufe verliehenen ſpaniſchen Namen Alfonſo de Granada und mit ſeinem deutſchen, ihm vom Kaiſer Maximilian gegebenen Johannes von Süderland hieß: „Meine Brüder, Ihr trefft keine glückliche Wahl. Ich fühle nicht die Kraft in mir, Euch zum Sieg über unſre Feinde zu führen —“

„Allah wird ſie dir wieder geben!“ unterbrachen ihn die Männer. „Du kannſt und darfſt dich deinem Volke nicht entziehen. Wir ſtehen Alle zu dir, die Tauſende in Spanien und Afrika, die an Mahomed's Geſetz halten. Wollteſt du nicht zu uns ſtehen? Chair-Eddin, der Bei von Algier, wird dich mit ſeinen Flotten, mit ſeinen Kriegern unterſtützen —"

„Bei Allah und ſeinem Propheten! das werd' ich, mein König und Herr!" ſprach der Mann vortretend, welcher ſich als Don Euſebio hier eingeführt hatte. „Ihr ſeht mich ſtaunend an, ihr Männer, aber Einige unter Euch werden mich erkennen. Ich bin Chair-Eddin Barbaroſſa, und herübergekommen, mit Euch zu verhandeln zu Euerer Hülfe. Ich habe Euch die Boten geſandt, die Euch hierher beſchieden. Ich will mit Euch Euern König nach Granada führen, ich will mit Euch das Land zur Erhebung aufrufen gegen die Chriſtenhunde."

Dieſe Worte erzeugten einen ſchier wahnſinnigen Jubel. Alle drängten ſich um den gewaltigen Korſaren, um ihm ihren Dank zu bezeigen. Durch Alnayar's Seele zuckte jetzt der Gedanke an ſeine Maria; raſch wandte er ſich nach ihr um, er ſah ſie nicht. Er eilte dem Hauſe zu, und erblickte ſie am Boden, Martin neben ihr knieend, der ihr bleiches bewußtloſes Haupt in den Händen hielt. Schnell hatte er ſie in die Arme geſchloſſen und trug ſie in das Haus auf ihr Lager. Hier warf er ſich vor ihr nieder, bedeckte ihren ſtummen Mund, ihre erloſchenen Augen mit Küſſen und rief nach Aya's Hülfe. Die Männer waren ihm nachgeeilt, er bemerkte ſie nicht, er hörte nicht ihre verwunderten Fragen und Ineſe's Antworten; er hatte nur Sinne für den bleichen Engel vor ihm. Sein geſpanntes Ohr horchte ängſtlich auf die leiſe Welle ihres Athems, ſein Auge forſchte in ihren Zügen, und als ihr Bewußtſein zurückkehrte, ſtieß er einen Freudenſchrei aus. Maria ſtrich ſich die Stirn mit der Hand, als wollte ſie einen böſen Traum dort verwiſchen; aber der Anblick der fremden Männer belehrte ſie, daß es kein Traum geweſen war. Ihr krampfhaft zuckender Mund gab leiswimmernde Klagelaute von ſich.

„Maria! Maria!“ rief Alnayar. „Nur mit dir kann ich den Thron beſteigen. Nur wenn ich in dein Haar das Diadem winden, deine Glieder in die königlichen Gewänder hüllen darf, will ich dieſe Männer führen.“

„Zum Sieg über die Chriſten!“ ſtöhnte ſie. „Ihr ſeid alle von Chriſtus abgefallen, auch du Ineſe, und auch du, Martin! Weh mir! Ich bin allein! Laßt mich ſterben!“ Und ſie drückte die Hände vor die Augen.

„Ihr Männer meines Volks!“ rief Alnayar aufſpringend. „Ich kann nicht Euer König ſein! Geht und ſucht einen Andern. Mich laßt allein mit dieſem Weibe, das mir theurer iſt als Euere Krone, theurer als die ganze Welt!“

Ein Murren des Unwillens war die Antwort.

„Ich will nicht Euere Krone, ich habe ſie nie gewollt!“ fuhr der Ritter heftiger fort. „Geht und laßt mir dies Weib! Ich will um ihretwillen ein gläubiger Chriſt werden!“

„Wehe dir! Du läd'ſt den Fluch deines Volks auf dich!“ ſprach Abu-Haſſan feierlich.

„Sidi Alnayar!“ nahm Ineſe das Wort. „Du darfſt dein Volk nicht verlaſſen, nicht um eines Weibes, um einer Chriſtin willen verlaſſen. Ich beſchwöre dich bei dem Blute unſrer Ahnen, das in deinen wie in meinen Adern fließt. Habe Barmherzigkeit mit dieſem niedergetretenen Volke!“

„Haſt du dich nicht ſelbſt angeklagt,“ antwortete er kalt, „daß du dieſes Volk aus Liebe verrathen, aus Liebe zu einem Chriſten? Und dieſer Chriſt war treulos und ſchlecht; dieſes Kind aber iſt der treueſte Engel, den Gott mir geſandt, meinen rauhen Pfad zu verſüßen. Ich will Euere Krone nicht!“

„Tod dem Verräther!“ ſchrie Rodriguez und zog das Schwert gegen Alnayar. Die Andern folgten ſeinem

Beiſpiel. Wildes Geſchrei und Schwertergeklirr erfüllte den engen Raum.

„Ihr himmliſchen Mächte ſchützt ihn!“ rief Maria und warf ſich, vom Lager aufſpringend, vor ſeine Bruſt.

In dieſem Augenblicke trat ein hoher ritterlicher Mann in das Gemach. Niemand hatte im Lärm der entfeſſelten Leidenſchaften ſein Kommen wahrgenommen. Plötzlich ſtand er zwiſchen den Männern, wie eine überirdiſche Erſcheinung.

Kaum aber hatte Maria einen Blick auf ihn geworfen, als ſie wie eine Verklärte ausrief: „Dank dir, Maria, rettende Himmelskönigin! Du ſendeſt mir einen deiner Boten in Geſtalt meines Vaters!“

„Meine Tochter! Meine Maria!“ rief der bejahrte fremde Krieger und beugte ſich zu ihr herab. Sie aber hatte ſelig lächelnd die Augen wieder geſchloſſen. Neue Ohnmacht hielt ſie gefeſſelt. Der Graf von Iſſelſtein küßte ſein Kind und weinte.

„Werft auch einen milden Blick, ein Auge der Vergebung auf mich, Herr Graf!“ ſprach der Ritter von Süderland eben ſo thränenweich.

„O Mann, dir ſei vergeben, um ihretwillen!“ antwortete der Graf.

Die Mauren verließen das Gemach; jeder fühlte, daß hier nicht ihr Platz ſei.

Draußen ſprach Chair-Eddin zu Ineſe: „Ich kenne deinen Liebeshandel mit dem deutſchen Schurken aus der Erzählung deiner Magd. Es iſt Thorheit von dir, darum dein Volk aufzugeben. Ich reiche dir meine Hand; ich hebe dich mit dieſer ſtarken Hand auf den Königsſitz der Alhambra und nehme den Platz neben dir ein. Sei mein Weib und ſei Königin.“

„Du biſt kein Araber,“ ſagte Abu-Haſſan.

„Ich bin ein Osmane, ein Bekenner des Islam. Auf der Inſel Lesbos wurden wir geboren, Horuch und Chair-Eddin. Unſer Vater war ein Töpfer. Darauf ſind wir ſtolz. Muth und Tapferkeit haben uns zu Herren von Algier und des Meeres gemacht. Mein Bruder iſt im Kampfe gegen die Spanier gefallen; ich will es hier in ihrem Lande mit ihnen aufnehmen. Gebt mir dies ſtolze Weib zur Gemahlin, und ihr ſollt frei werden vom ſpaniſchen Joche. Und ſeid ihr frei, dann bin ich Euer König. Ich herrſche in Afrika über Mauren, warum ſoll ich hier nicht über ſie herrſchen?“

„Nie ſoll ein Mann mich berühren, beim Barte des Propheten!“ ſchwur Ineſe. „Allah helfe Euch; ich kann es nicht!“

Die Männer ſtießen Verwünſchungen aus und traten wieder heimlich berathend bei Seite. Nach einer halben Stunde beſtiegen ſie ihre Thiere; Chair-Eddin in ihrer Mitte. Abu-Haſſan ſprach ſcheidend zu Ineſe: „Unglückſelige, ich gebe dich auf, aber fluchen kann ich dir nicht. Das böſe Schickſal unſres Volks hat dich verderbt, und ich erſehe daraus, daß es ſeine alte Herrlichkeit nie wieder erlangen wird. Jede Hoffnung iſt in mir geſtorben, und ich gehe heim, um auch zu ſterben.

„Und ich bleibe, um zu ſterben,“ ſagte Ineſe. „Laß mich deine Hand noch einmal küſſen! — Ich danke dir! Und nun Allah mit dir!“

„Und mit dir!“ — —

Bald war der Reitertrupp um die Waldecke verſchwunden.

Ineſe ging in das Haus zurück und fand — eine Sterbende. Maria's letzte Lebenskraft, kaum etwas weniges wieder genährt, war plötzlich von dem über ſie hereingebrochenen gräßlichen Sturm gebrochen. Sie erlag der Wuth der Verzweiflung, die ſie erfaßt hatte. Aber ſie lächelte ſelig; denn ihre eine Hand hatte ihr Geliebter, die andre ihr Vater erfaßt. Martin und Aya knieten ebenfalls neben dem Bette. Auch Ineſe ſank auf die Knie zu den Häupten der edlen Jungfrau und küßte Vergebung flehend die erkaltende Stirn derſelben. Mit leiſer ſüßer Stimme lispelte dieſe Worte des Friedens über die ſie Umgebenden hin. Dann bat ſie ihren Vater, ihr von der Mutter und der Heimat zu erzählen. Und der alte Krieger berichtete ihr umſtändlich, wie die Mutter ſich nach ihr geſehnt und endlich geſtorben, und wie er, von gleicher Sehnſucht getrieben nach Spanien gekommen und das ganze Land, ſie ſuchend, durchwandert habe, bis ihm Donna de Padilla ihren Wohnort angezeigt. Und weiter führte er ſüße Heimatbilder vor ihrer ſcheidenden Seele auf, nur dann und wann vom ungeheuern Schmerz, den er vergebens zu bekämpfen ſuchte, unterbrochen. Und als er endete, hatte auch ſie geendet, von Heimat- und Jugendträumen ſüß umgaukelt; ruhig, lächelnd, ſanft war ſie geſtorben und lag da eine ſchöne, verklärte, zu früh geknickte Blume. Niemand ſprach ein Wort, aber lange ſaßen die beiden Männer an der Leiche; die Gedanken und Gefühle, die durch ihre Seelen zogen, wer könnte ihnen Worte geben? Endlich ſagte der Graf: „Kommt, Ritter, wir wollen am Waldrande dort ein Grab für zwei Todte graben, für das Kind und den Vater. Ich will hier meine Tage als Einſiedler beſchließen; ich fühle, es werden ihrer nur noch wenige ſein."

„So ſei es!" antwortete Alnayar. „Ich beneide Euch, daß Ihr ſterben könnt. Ich kann es noch nicht. Mich treibt es wieder fort über die Meere; aber nicht nach Afrika. Ich bin den Mauren fremd geworden, wie den Chriſten. In die neue Welt will ich ziehen, wie ich gelobt, und die Aufträge der augsburger Bürger ausrichten. Vielleicht ſchenkt ein gütiger Gott mir Ruhe."

„Geht in Gottes Namen! Im Hafen von San Lucar habe ich vor wenig Tagen den Portugieſen Magelhaens getroffen. Er ſteht im Begriff, im Auftrag des Königs nach der neuen Welt zu ſegeln. Wenn Ihr eilt, werdet Ihr ihn noch finden.“

„Ich danke Euch! Wenn wir ihren ſchönen Leib der Erde übergeben haben, will ich mit Martin fort.“

Sie gingen hinaus; ſie gruben und ſchaufelten und warfen ein Grab auf, der Sohn des Königshauſes, der eben erſt die dargebotene Krone ausgeſchlagen, und der berühmte Feldhauptmann des deutſchen Kaiſers. Sie arbeiteten einen ganzen Tag; denn ſie waren nicht rüſtige Gräber. Am Abend trugen ſie die theure Leiche bei Sternenſchein in die Gruft. Ineſe und Aya hatten ſie mit Blumen geſchmückt und ihr eine grüne Krone ins Haar geflochten. Todtenkrone ſtatt Königskrone! Der Graf verſah Prieſteramt. Ineſe und Alnayar, Aya und Martin knieten am Grabe nieder. Unter ihrem Gebet wurde das irdiſche Theil des frommen holden Mägdleins zugedeckt.

In der Frühe des andern Morgens wanderten der Ritter und ſein Knecht von dannen, dem Hafen von San Lucar zu. Sie fanden Magelhaens noch. Wenige Tage darauf wurden die Anker gelichtet. Der unglückliche Alnayar ſchied von Europa.

Der Graf Iſſelſtein hatte wahr prophezeit. Er erkrankte bald darauf, und Ineſe ward ihm eine treue ſorgſame Pflegerin. Sie bot Alles auf, ihm die Tochter zu erſetzen, und er ſegnete ſie dafür. Aya's Kunſt vermochte dem Greiſe, dem das Herz gebrochen war, das Leben nicht zu friſten. Seine Kräfte nahmen raſch ab, und eines Abends bat er die beiden Frauen, ihn zum Grabe ſeines Kindes zu führen. Er ließ ſich auf den Hügel nieder, faltete die Hände, blickte in die ſcheidende Sonne und verſchied.

Nach kurzer Friſt hatte das Grab ſein zweites Opfer. Das Haus aber war verſchloſſen und ſtand leer. Niemand konnte ſagen, wohin die Frauen gegangen waren. Tiefe, ſchwermüthige Stille lagerte ſich auf das Wieſenthal.

## 14.

## Kaſtilien unter der wahnſinnigen Königin.

König Karl war am 22. Mai aus dem Hafen von Corunja abgereiſt, und alle ſeine niederländiſchen Miniſter hatten ihn begleitet. Ebenſo ein Theil ſeines kleinen Anhangs in Spanien. In der That hatte ſeine überhaſtete Abreiſe faſt das Anſehen einer Flucht, und es gab wenig Leute in den Königreichen, die er beſucht, welche die Hoffnung gehegt hätten, ihn jemals wieder zu ſehen. Zwei Jahre und neun Monate hatte er in Spanien zugebracht und während dieſer Zeit nur ein Drittheil des Landes geſehen, aber ſich die Liebe des ganzen Volkes verſcherzt, die ihm mit ſo großer Begeiſterung entgegen gekommen war. Es war von ſeiner Seite, d. h. von ſeiner niederländiſchen Umgebung, nichts weniger als Alles geſchehen, um den ſpaniſchen Nationalcharakter zu reizen, zu kränken, zu verletzen, zu verhöhnen und die alten wohlbegründeten Rechte der Stände der einzelnen Königreiche zu umgehen und mit Füßen zu treten. Die meiſten Bedingungen, die die Stände auf den Landtagen dem König geſtellt, die er angenommen und deren Erfüllung er beſchworen, waren theils nicht erfüllt worden, theils war gerade das Gegentheil derſelben geſchehen. Treu und Glauben, Königswort und Eidſchwur ſchienen nur vorhanden zu ſein, um zu Macht und Geld zu kommen, dann, wenn der Zweck erreicht war, kehrten ſich weder König noch Miniſter daran.

Ueberall hatte Karl geſchworen, kein ſpaniſches Geld aus dem Lande zu führen oder führen zu laſſen, und Millionen waren in dieſen dreiunddreißig Monaten nach den Niederlanden geſchickt worden. Die Spanier waren ſo weit gebracht, daß ſie die Niederländer als eine Räuberbande betrachteten und Herrn von Chievres als den Hauptmann derſelben, der feig hinter dem ſtarken Schild der königlichen Macht und des Rechts der Krone ſich jede Gewaltthätigkeit erlaubte. Als die beiden Brüder Barbaroſſa, die mächtigen Korſaren von Algier, die ſpaniſchen Küſten beraubten und brandſchatzten, und nirgend Hülfe waren gegen dieſe ungeheure Klage, ſchrie das Volk: die Seeräuber ſeien noch lang nicht ſo ſchlimm als die Landdiebe, die man überall mit Ehrengepränge empfange, die Seeräuber ſeien Saracenen, Mohamedaner; die Landräuber gäben ſich für Chriſten aus, ſeien aber viel gottloſer und ſündhafter als jene; denn die Saracenen griffen mit offner Gewalt an, die Niederländer mit heimlicher Tücke, mit Hinterliſt und böſen Ränken. So treu hing das ſpaniſche Volk an Recht und Geſetz, daß es den treuloſen König immer noch als eine heilige Perſon betrachtete, ſo billig denkend war es, daß es den zwanzigjährigen Jüngling mit ſeiner Unerfahrenheit entſchuldigte und alle Schuld auf die Verführungskünſte ſeiner ruchloſen Miniſter ſchob. Aber das Maß der Geduld war voll; im gemeinen Volke, im Handwerkerſtande der Geiſt der Empörung gegen Lug und Trug und geſetzwidrige Gewalt erwacht; dieſer Geiſt war erſtarkt und bereits zu einer furchtbaren Macht gediehen; es war der herrliche Geiſt des ſechzehnten Jahrhunderts, der Geiſt der politiſchen Freiheit. Die ſchamloſe, wortbrüchige, betrügeriſche und in jeder Hinſicht verruchte Regierungsweiſe der Könige, die Gewaltthätigkeit des Adels und die Nichtswürdigkeit der Kleriſei hatten dieſen Geiſt im Volke erzeugt und geweckt, und ſein Zorn wetzte aufſchreiend in Spanien wie in Deutſchland die Waffen gegen die unmenſchlichen übermüthigen Dränger. Der Geiſt des Widerſtands und der Empörung hatte ſich über alle altkaſtiliſchen Städte verbreitet und war mit Kraft und Entſchloſſenheit gewappnet; die Handwerkerzünfte, der Kern der Städtebewohner und des Volks überhaupt, hielten feſt zuſammen zu Schutz und Trutz; es war eine allgemeine drohende Verſchwörung. Dem Anſchein nach nicht gegen den König gerichtet, ſondern gegen den Miniſter, reſpectirte ſie die geſetzliche Form und ehrte im König den Repräſentanten des Geſetzes.

Die Granden, ſelbſt mit dem Könige und deſſen Miniſtern aufs Aeußerſte unzufrieden, ſahen ſchweigend und nicht ohne ſtille Billigung der großen Volksbewegung zu, und da die Niederländer aus Furcht vor dem bewaffneten Aufſtande des Volks, Spanien mit dem Könige verließen, ſo brauchte der kaſtiliſche hohe Adel wenigſtens nicht Partei mit dieſen ihren Feinden zu machen; ſie hielten nur zur Königsmacht, ſie ſtanden nur zum Könige als ihrem geſetzlichen Oberhaupte und vertraten dabei ihre eigne Sache, und nicht die der Niederländer.

Der kaſtiliſche Landtag war vom König erſt nach St. Jago und zuletzt ſogar nach der Hafenſtadt Corunja verlegt worden. Es ging ſtürmiſch darauf zu, und die Abgeordneten von Toledo, welche unerſchrocken und kräftig auftraten, wurden ſogar verwieſen. Die Ehrfurcht vor dem König hielt inzwiſchen die meiſten Abgeordneten ab, ihrer Stimmung die rechten Worte zu geben, aber der Aufſtand hatte ſich von Toledo bereits über die benachbarten Städte verbreitet, und der König that nichts, ihn zu unterdrücken, weder durch Zugeſtändniſſe noch durch Waffengewalt. Die Schöppen der Stadt Toledo und Häupter des Aufſtandes, Juan de Padilla, Fernando Davalos und Gonzalez Gaytano wurden zwar durch königlichen Befehl auf den Landtag beſchieden, um ſich zu verantworten; da ſie aber nicht erſchienen, blieb es bei einem mit Drohungen ſchwach unterſtützten zweiten Befehl. Ja der verblendete König that ſogar höchſt unverſtändige Schritte, welche den Aufſtand nur noch mehr entflammten. Er forderte von Kaſtilien die ungeheure Summe von neunhundert Millionen Realen als freiwilliges Geſchenk, und ohngeachtet der Proteſtation der Abgeordneten des Volks ſetzten es die Granden doch durch, daß ihm zweihundert Millionen, in drei Jahren zahlbar, bewilligt wurden. Aber eine große Anzahl Städte und darunter Toledo, Salamanka, Toro, Madrid, Murcia, Kordova weigerten ſich auf das Entſchiedenſte etwas dazu beizuſteuern.

Noch nachtheiliger auf die Volksſtimmung wirkte aber die Verfügung des Königs, durch welche er den Kardinal Adrian Florens, ſeinen Lehrer, zum Statthalter von Kaſtilien ernannte. Florens war ein gutmüthiger, wohlwollender, aber auch charakterſchwacher Mann, er war ein Kleriker, und endlich — und das war den Kaſtiliern das Anſtößigſte — er war ein Niederländer. Der Unwille darüber ſprach ſich allgemein, laut und drohend aus. Die noch anweſenden Deputirten des Landtags, die man als Anhänger des Königs betrachten durfte, machten ihm deshalb vergebliche Vorſtellungen und baten dringend, in Betracht der großen Aufregung, welche das Königreich erfülle, einen Inländer von geiſtiger Kraft und wómöglich einen Krieger von erprobter Tüchtigkeit und perſönlichem Anſehen zu dieſer jetzt doppelt wichtigen Stelle zu ernennen. Der König ließ es aber bei einigen an die Deputirten geſpendeten Gnadenbezeigungen bewenden, wodurch er ſie zum Schweigen zu bringen hoffte. Statt ſelbſt nach Toledo zu gehen und ſich mit dem empörten Volke zu verſtändigen, ging er zu Schiffe und überließ es der ſchwachen Hand des Kardinals, das empörte Land zu lenken.

In Valencia hatten ſich die Stände mit größerer und darum auch erfolgreicherer Energie dem Befehl des Königs widerſetzt, den Markgrafen von Brandenburg als Vicekönig anzunehmen, und Karl hatte ſich zuletzt noch genöthigt geſehen, ihrem Willen nachzugeben und den Don Diego de Mendoza, Grafen von Melito, zu dieſer Würde zu erheben. Der Markgraf hatte übrigens durch ſeine Verheirathung mit der Königin Germaine die geringe Popularität, welche er ſich in Kaſtilien, Aragonien und Katalonien erworben (in Valencia hatte er nie welche beſeſſen), eingebüßt; aber auf ſeine Gemahlin war das aragoniſche Volk wegen ihrer Erniedrigung, indem ſie einem deutſchen Abenteurer ihre Hand gab, ſehr erbittert, und man verweigerte ihr allgemein den Titel Hoheit. Sie ſah ſich deshalb genöthigt, ſich mit ihrem Gemahl auf eine ihr gehörige ländliche Beſitzung zurückzuziehen, und beide lebten hier in großer Abgeſchiedenheit von der Welt.

Kaum hatte die Flotte, welche den König zuerſt nach England und dann in die Niederlande zu führen beſtimmt war, die ſpaniſchen Küſten verlaſſen, als die Flammen des Volksaufruhrs mächtig emporſchlugen und ſich in unglaublich kurzer Zeit in ganz Kaſtilien verbreiteten. In Toledo, Segovia, Murcia, Zamora, Valladolid, Burgos und Madrid erhob ſich das gemeine Volk mit den Waffen in der Hand gegen die königliche Gewalt und gegen den Adel, und während Karl eilte, eine neue Krone zu gewinnen, hatte es allen Anſchein, daß er die alten verlieren würde.

Noch kurz vor ſeiner Abreiſe hatte er einen Befehl nach Toledo geſchickt, Juan de Padilla und Fernando Davalos als Volksaufwiegler zu verhaften. Sogleich liefen die Handwerker und ihr großer Anhang im gemeinen Volk mit Geſchrei und mit Waffen zuſammen, widerſetzten ſich der Gefangennehmung der beiden Volksführer und bedrohten den Alcalden und Großalguazil, welche des

Königs Befehl vollſtrecken ſollten, mit dem Tod, dem ſie auch nur durch eilige Flucht aus der Stadt entgingen. Der Corregidor ward in ſeinem Hauſe belagert. Die Bewegung dauerte die Nacht hindurch. Am andern Morgen nahmen die Empörer dem Corregidor den Gerichtsſtab, das Abzeichen ſeiner Macht; ſie ſelbſt aber vereinigten ſich auf Padilla's Vorſchlag zu einem Bunde, welchem er den Namen der heiligen Junta gab, und wählten ihn zum Oberhaupt derſelben. Als ſolches gab er dem Corregidor den Stab zurück und belehnte ihn von Seiten der Junta mit der Amtsgewalt. Nun wurde das Haus des Alcalden geſtürmt und aller Hausrath nebſt dem Abzeichen ſeiner Amtswürde in den Fluß geworfen. Ohne Verzug ſtürmte eine weit über zwanzigtauſend Köpfe ſtarke bewaffnete Menge die Citadelle der Stadt, der Alkazar genannt, und der königliche Befehlshaber derſelben, Juan de Silva, ſah ſich genöthigt, die Veſte zu übergeben. Zwei Tage ſpäter beging der Corregidor den Fehlgriff einen Befehl zu erlaſſen, daß die Junta die Waffen ausliefern ſollte, die Junta, deren Beamter er jetzt war. Die natürliche Folge war ſeine Vertreibung aus der Stadt ſo wie die aller königlichen Beamten, des Adels und der ganzen königlichen Partei, die Ausrufung der Republik, Beſetzung aller Aemter mit Männern, welche die Junta aus ihrer Mitte gewählt und die Anwerbung und Aufſtellung eines gut bewaffneten Heers. Don Juan de Padilla wurde einſtimmig zum Haupt der Republik erhoben, und neben ihm ſah man ſeine ſchöne und kühne Gemahlin zu Pferde ſitzen, bewaffnet wie ein Mann und eine Schaar junger Leute anführend, die ſich unter ihren Befehl geſtellt hatte.

Am erbittertſten war die Bevölkerung der Städte auf ihre Landtagsdeputirten, welche für das freiwillige Geſchenk geſtimmt hatten; mit Abſcheu nannte man ſie Verräther der Freiheit, und ihr Empfang nach ihrer Heimkehr war überall ein tobender, hart tadelnder, an manchen Orten ſogar ein blutiger. So wurde der Abgeordnete von Segovia in ſeiner bereits aufs Aeußerſte aufgeregten Vaterſtadt auf die brutalſte Weiſe umgebracht und an den Galgen gehängt und ſogar das Venerabile, welches der Klerus dem wüthenden Volke entgegen hielt, um es vom Morde abzuhalten, verhöhnt. In Burgos, Zamora und andern Städten wurden die bei Zeiten entflohenen Deputirten im Bildniß verbrannt, ihre Häuſer zerſtört, ihre Habe vernichtet, und das gemeine Volk war ſo ehrlich, daß es ſich nicht das Mindeſte davon zueignete.

Der Kardinal-Regent Adrian hatte eben ſeinen Regierungsſitz zu Valladolid genommen, als die Nachricht von den Vorfällen zu Segovia dorthin gelangte. Im geheimen Rath, den er ſogleich mit den Beiſitzern der Regierung hielt, ließ er ſich vom Erzbiſchof von Granada, einem heftigen und harten Charakter, zur Anwendung der ſchärfſten Mittel gegen die Empörer beſtimmen und ſandte einen Richter von nicht ſanfterer Gemüthsart, Namens Ronquillo, mit bewaffneter Macht nach Segovia, um die Verbrecher zu beſtrafen und die Autorität des Königs wieder herzuſtellen. Die Segovier rüſteten ſogleich zwölftauſend Mann aus, riefen Padilla mit einem großen Haufen Bewaffneter aus Toledo zu Hülfe und ſchlugen den Ronquillo ſiegreich zurück.

Jetzt konnte der Kardinal nicht auf halbem Wege ſtehen bleiben. Er gab dem Antonio de Fonſeca, welchen der König vor ſeiner Abreiſe zum Oberbefehlshaber der ganzen Kriegsmacht in Spanien ernannt hatte, Befehl, Segovia einzunehmen; Fonſeca bedurfte dazu des groben Geſchützes, und dieſes befand ſich in dem großen Arſenal von Kaſtilien zu Medina del Campo. Die Bewohner dieſer Stadt widerſetzten ſich der Abführung des Geſchützes zu dieſem Zweck, und bald kam es zwiſchen ihnen und den

Truppen des Fonſeca zum erbitterten blutigen Kampfe. Die Mediner brauchten das Geſchütz, welches die Soldaten abholen wollten, mit Erfolg gegen ſie. Fonſeca ließ alſo mehre Häuſer in Brand ſtecken, um das Volk vom Kampfe abzuziehen; aber die wackern Leute ließen ihre Häuſer brennen und ſchlugen nur noch wüthender den Feldherrn mit ſeinem Heere zurück. Das Feuer aber griff dergeſtalt um ſich, daß es in kurzer Zeit faſt die ganze Stadt, eine der anſehnlichſten und reichſten Kaſtiliens, in Aſche legte. Da eben eine große Waarenmaſſe des bevorſtehenden Jahrmarkts wegen aus dem ganzen Königreiche hier aufgehäuft war, ſo war der Verluſt ein unermeßlicher. Ganz Kaſtilien gerieth in eine ſchier wahnſinnige Wuth; ſelbſt Valladolid, der Sitz der Regierung, erhob ſich mit bewaffneter Hand gegen dieſe; Fonſeca's Name ward als der eines Vaterlandsverräthers und Mordbrenners gebrandmarkt, und da der Kardinal über die Wendung der Dinge die Beſonnenheit verlor, jede Theilnahme an Fonſeca's That ableugnete und ihn nebſt ſämmtlichen Soldaten entließ, ſo war der Sieg der Junta über die Regierung vollſtändig. Adrian konnte um ſo weniger etwas ausrichten, als der Schatz von Chievres vor dem Abzug des Königs und der Niederländer erſt geplündert worden war, und dem rathloſen Regenten alſo alle Mittel fehlten, der Volksempörung mit Nachdruck zu begegnen, ſelbſt wenn er Muth und Entſchloſſenheit dazu gehabt hätte.

Alle kaſtiliſchen Städte traten nun zu einer Konföderation in Avila zuſammen, und der Name der heiligen Junta umfaßte das ganze Königreich. Adrian wurde von ihr genöthigt, die Regierung niederzulegen und die Abzeichen derſelben ihr auszuliefern. Es bedurfte nur noch des letzten Schrittes, die Abſetzung des Königs auszuſprechen und entweder die Wahl eines neuen Königs durch das Volk vorzunehmen oder die Republik im ganzen Lande zu erklären. Alles ließ ſich dazu an, die kühnen, ſtolzen und ehrgeizigen Pläne Maria's zu verwirklichen und die Prophezeihungen, die ihr Aya's geheimnißvoller Zauber gegeben, wahr zu machen.

Die reizende charakterſtarke junge Frau war eigentlich das Haupt der Junta in Toledo, während ihr Gatte ſeinen Siegeszug durch das Land hielt. Durch kühne und gewaltige Reden feuerte ſie die Bürger an, und wenn ſie auf ihrem jungen andaluſiſchen Rappen als Amazone bewaffnet, durch die Reihen derſelben ritt, begleitete ſie ein endloſer Jubel der Menge. Wenn ſie aber Abends in ihr großes Haus zurückkehrte, wurden die Thüren ihrer Gemächer ſorgfältig geſchloſſen, und drinnen erwarteten ſie zwei Frauen, mit welchen ſie in der Mitternachtsſtunde unheimlichen Verkehr hielt. Dieſe Frauen waren Aya, die Maurin, und Karracha, die Zigeuneraltmutter. Da wurden alle orientaliſchen Zaubereien vorgenommen, aus Flammen und Dampf, aus Stäben und Zahlen geweiſſagt, die Stellung der Geſtirne erforſcht und Horoskope geſtellt und die Elementargeiſter befragt. Was nur die überreizte und ausſchweifende Phantaſie der öſtlichen Völker jemals erfunden, um die Mächte des Schickſals zu ihrem Dienſt zu zwingen, oder den Blick in die Zukunft aufzuhellen, das wurde allmälig ins Werk geſetzt. Und ſtets ſchimmerte der kühnen Frau der funkelnde Glanz einer Königskrone entgegen; denn die geheimnißvollen Mächte verſprechen dem Fragenden in der Regel, was er ſehnlichſt wünſcht, um ihn um ſo ſichrer zu verderben.

Zuweilen ſah man auch Maria Abends verhüllt nach dem Alkazar ſchleichen, begleitet von Aya und Karracha und dort in Gemächern verſchwinden, die ſich keinem Sterblichen weiter öffneten als ihnen. Die beiden letztern gingen einzeln auch am Tage denſelben Weg. Dieſe Gemächer bargen eine Bewohnerin, die ſich dort ſtreng abgeſchloſſen hielt von der Welt und, mit düſtern Gedanken und Plänen beſchäftigt, ihre einſamen kummervollen Tage verlebte. Dieſe Frau war Donna Ineſe de Cardona. Mit ihr berieth Maria die nöthigen Schritte, und unter ihren Augen wurde neuer Zauber geſponnen.

Es handelte ſich darum, ob jetzt ſchon der günſtige Zeitpunkt gekommen ſei, den letzten und kühnſten Schritt zu thun und das Volk im Sturm fortzureißen, indem man ihm keine Zeit zur Beſinnung ließ, oder ob man vorſichtig weiter gehen ſolle, bis die reife Frucht, die Königskrone, den Strebenden von ſelbſt in den Schoß falle.

Noch war Juan de Padilla nicht mit dem verwegenen Plane ſeiner Frau bekannt; noch nie hatte ſie ihm mit einem Worte angedeutet, welches Ziel ſie ſich und ihm geſetzt. Die Zauberinnen widerriethen dies auch jetzt noch; der langſamere und ſichere Weg ſollte eingeſchlagen werden. Dies war vorzüglich der weiſen Karracha Meinung; ſie wußte dieſelbe mit ſo vielen Gründen zu unterſtützen, daß ſie die Andern dafür gewann. Es wurde ein andrer Plan entworfen. Die Anſicht der Zigeuneraltmutter gründete ſich auf die feſte Anhänglichkeit des kaſtiliſchen Volks an die Nachkommenſchaft der Königin Iſabella, deren Andenken wie das einer Heiligen verehrt wurde. Dieſe Liebe hatte ſich auf Iſabella's Tochter, die wahnſinnige Juana, übergetragen, und wenn man nicht die äußerſten und gewaltſamſten Schritte gegen den leichtſinnigen und wortbrüchigen König Karl anwandte, ſo geſchah es nur aus Ehrfurcht vor dem Andenken ſeiner Großmutter. Die Ueberzeugung, daß ihm Iſabella's Krone nach dem heiligen Rechte gehöre, war ſo unerſchütterlich, daß ein andrer Gedanke noch gar nicht aufgekommen war. Die Wuth des Volks war allein gegen ſeine niederländiſchen Rathgeber gerichtet, und wenn man ihm auch zürnte, daß er nicht Kraft genug habe, ſich derſelben zu entledigen, ſo dachte doch Niemand, außer Maria de Padilla, ernſtlich daran, ihn der Krone zu berauben. Selbſt ihr Gemahl, für den ſie dieſe Krone erſtrebte, hatte dieſen Gedanken noch nicht gefaßt. Es war Alles nur Drohung, Demonſtration gegen Karl. Der kaſtiliſche Volksbund nannte ſich ſogar „die heilige Junta des Königs.“ Es wäre alſo das gewagteſte und gefährlichſte Spiel geweſen, jetzt ſchon mit dem unverhüllten Plane hervorzutreten. Er konnte gelingen, aber die Chancen deuteten noch mehr auf das Mißlingen, und dann war Alles verloren. Der ſicherere Weg wurde gewählt. Don Juan ſollte ſich in den Beſitz der Königin Donna Juana ſetzen und in ihrem Namen regieren. Dies ſchien der gewiſſe Uebergang zu ſeiner Selbſtregierung. Padilla wurde von Maria aufgefordert, ſich der Königin zu bemächtigen, und er begriff ſogleich die ungeheuern Vortheile, welche ihm und der Junta die Ausführung eines ſolchen Unternehmens bringen mußte, um nicht ſogleich darauf einzugehen.

So wie er Segovia entſetzt hatte und nun faktiſch Herr des Königreichs war, eilte er mit ſeinem Heere nach Tordeſillas, deſſen Thore ihm von den der Junta ergebenen Einwohnern geöffnet wurden. Ohne Schwertſtreich war er Beſitzer der Stadt und der Königin.

Es war im Geiſteszuſtande Juana's eigenthümlich, daß ihr bei ſtarken Gemüthserſchütterungen jedesmal auf einige Zeit die Klarheit der Vernunft zurückkehrte. So war es auch diesmal. Sie hatte von ihren Frauen vernommen, daß ein Kriegsheer in die Stadt gerückt ſei, und der beſtürzte Abt des Kloſters hatte ihr begreiflich zu machen geſucht, was Urſache und Zweck der ungeheuern Volksbewegung ſei, welche plötzlich ihre ſtille Wohnung berührte. Ihr den Volksintereſſen huldigender Leibarzt hatte ihr endlich, nach Entfernung des Abts, das rechte Licht aufgeſteckt. Sie war im tiefſten ruhigen Nachſinnen, als Padilla bei ihr eintrat. Der junge, ſchöne, ritterliche Mann nahete ihr mit aller Ehrfurcht, die man in Spanien königlichen Häuptern zu erweiſen gewohnt war, und hielt eine klare feurige Anrede an ſie, worin er ihr den durch die Raubgier, Härte, Parteilichkeit und Wortbrüchigkeit der niederländiſchen Miniſter ihres Sohns herbeigeführten unſeligen Zuſtand der ſpaniſchen Königreiche und insbeſondre des kaſtiliſchen Reichs treu ſchilderte; er entſchuldigte Karl mit deſſen jugendlicher Unerfahrenheit, aber noch mehr entſchuldigte er das Volk, welches zur Wahrung ſeiner alten Rechte und Freiheiten jetzt, wo der König es ſogar in ſolcher Noth verlaſſen, ſich wie ein Mann erhoben und nun zu ihr, ſeiner rechtmäßigen Königin, flehe, die Zügel der Regierung ſelbſt zu ſeinem Schutze gegen fremde Willkür und Tyrannei zu erfaſſen.

In Juana's Auge blitzte es auf; es ſprach eine ruhige, klare, beſonnene Seele daraus; ſie richtete ihre zuſammengeknickte Geſtalt empor, ſie ſtrich ſich mit der Hand die Nebel des Irrſinns von der Stirn und fragte verwundert: „Was ſprecht Ihr doch von Fremden und Niederländern? Regiert denn mein Vater das Land nicht mehr?“

„Der König Fernando iſt längſt geſtorben, und da Ew. Hoheit krank war, ſo haben die Königreiche Euern älteſten Sohn, den Infanten Don Carlos als König anerkannt. Doch Ihr ſeid die rechtmäßige Erbin Kaſtiliens, Ihr ſeid Iſabella's Tochter, Ihr ſeid unſre Königin.“

„Ihr habt recht,“ verſetzte ſie mit Würde. „Ich erinnre mich jetzt gehört zu haben, daß mein Vater todt und mein Sohn als König in das Land gekommen iſt. Aus den Niederlanden iſt den Spaniern kein Glück gekommen, auch mir nicht. Ich gebe Euch aber mein königliches Wort, daß ich von den Nöthen und Drangſalen, welche die Niederländer meinem Volke bereitet, nichts gewußt habe. Deshalb dürft Ihr ſie mir auch nicht zur Laſt legen. Ich will ſofort darauf denken, wie dieſem Uebelſtande ſchnell abgeholfen wird. Ich kenne Euch, Don Juan de Padilla, und ernenne Euch zu meinem erſten Miniſter. Tragt Ihr nun Sorge, daß ſich bald ein geheimer Rath hier um mich verſammle, mit welchem ich mich über die nöthigen Maßregeln benehmen kann.“

Padilla dankte ihr ehrfurchtsvoll, und ſie reichte ihm die Hand zum Kuſſe. Seine kühnſten Hoffnungen waren durch die klaren und verſtändigen Aeußerungen der Königin übertroffen, und berauſcht von dieſem Erfolge hatte er nichts Eiligeres zu thun, als der Junta davon Nachricht zu geben und die Häupter derſelben unverzüglich nach Tordeſillas zu beſcheiden. Nach wenigen Tagen zogen dieſe hier ein, während welcher Zeit ſich Padilla in mehren Unterredungen mit Donna Juana immermehr überzeugt hatte, daß ſie vollkommen geiſtesgeſund ſei. Die Königin nahm die Anrede der Junta ſehr gnädig auf, dankte in verſtändigen und wohlwollenden Worten und willigte in ihre Bitte, die Regierung des Königreichs ſelbſt zu übernehmen. Der Jubel verbreitete ſich mit dieſer Kunde wie auf Windes Fittichen ſchnell durch das ganze Königreich, und viele Tauſende ſtrömten dem Sitze der neuen Regierung zu. Das ſonſt ſo ſtille Tordeſillas wogte von frohen Menſchenſchaaren, die ſich ihre frech angetaſteten Rechte und Freiheiten wieder erkämpft hatten, und die Straßen hallten fort und fort wider von den Ausbrüchen ungeſtümer ſtürmiſcher Freude. Ein prachtvolles Turnier wurde veranſtaltet, bei welchem alle Adligen, die zum Volke hielten, mit dem größten Glanze auftraten. Donna Juana ließ ſich ohne Widerrede mit dem Purpur und der Krone bekleiden und wurde im Triumphe nach dem Kampfplatze geführt. Die ungeheure Volksmenge geberdete ſich wie unſinnig vor Freude, und über das Antlitz der unglücklichen Königin ſchwebte nach einer langen Reihe von trüben Jahren das erſte Lächeln.

Ihr zur Seite erblickte das Volk ſeinen Liebling, den Don Juan de Padilla und deſſen reizende Frau, welche der Königin vor Aller Augen die Hand küßte. Dann ritt Don Juan in die Schranken, und, wie man erwartet, trug ſeine ritterliche Kraft und Gewandtheit den Sieg über die andern Kämpfer davon. Die Königin überreichte ihm als Preis die Inſignien der Großmeiſterſchaft der drei großen Hausorden der Krone Kaſtiliens von Kalatrava, Alkantara und St. Jago, mit welchen ſie ſelbſt geſchmückt war. Da durchbrach der Jubel des Volks alle Schranken. Es trug den neuen Großmeiſter auf den Schultern nach der Stadt zurück; es ſpannte die Pferde vom Wagen der Königin und zog ſie zu Tauſenden nach dem Schloſſe. Seit lange waren nur Glieder des königlichen Hauſes Großmeiſter dieſer Orden geweſen, und die Würde brachte ihrem Beſitzer königliche Einkünfte und faſt königlichen Rang. Karracha hatte Recht gehabt; das Ziel war auf dieſem Wege leichter und ſicherer zu erreichen, und ſchon lag es nah vor Maria's wonnetrunkenen Blicken.

## 15.

## Sieg der Regentſchaft.

Der hohe Adel des Landes hatte den Sieg der Gemeinen über die Macht der Ausländer mit ſtiller Genugthuung wahrgenommen; hatte er doch ſelbſt nicht minder unter ihrem gewaltthätigen ausſaugenden Regiment gelitten, und es war den ſtolzen Granden deshalb ſehr willkommen, daß der Kardinal-Regent im Namen der Königin Juana ſeiner Gewalt entſetzt wurde; er kam ſehr wohlfeilen Kaufs zum Beſitz der langgewünſchten Freiheit. Sobald aber die Junta, nach vollſtändig errungenem Siege über die verhaßten Niederländer, vorzüglich an die Löſung ihrer zweiten Aufgabe ging, ſich auch des verhaßten Adels zu entledigen und eine unbeſchränkte politiſche Freiheit zu erringen, vereinigten ſich die Herren gegen das kühne Volk, um ſich ihrer Haut zu wehren. Da nun die Junta im Beſitz der Königin war und behauptete, ſie ſei vollkommen geſund, ſo blieb den Grandes keine Wahl übrig, wollten ſie nicht Alles verlieren, als ſich auf die Seite des anerkannten Königs zu ſtellen. Die Vereinigung des kaſtiliſchen Adels wurde wunderbar ſchnell durch die Zigeunerbande bewirkt, deren Fürſtin Zaroya, deren Altmutter Karracha war. Als die Letztere der Donna Maria de Padilla den erfolgreichen Rath gab, geſchah es keineswegs aus aufrichtiger Ergebenheit an die hochſtrebende junge Frau; Karracha wollte nur Zeit gewinnen; denn ſie und ihre Bande waren dem König Karl aus mehr als einer Urſache ergeben. Zaroya's Jugendliebe zu Marx von Bübenhoven war keineswegs erloſchen, und auch im Herzen des wackern Junkers glimmte die Flamme noch fort, die einſt die ſchöne Zigeunerprinzeſſin darin entzündet hatte, und ſie erhielt neue Nahrung, als er die Jugendgeliebte und ihre Tochter, die reizende Sonaka, die ja auch die ſeinige war, in Spanien wiederfand. Die Bemühungen des Junkers zur Erforſchung des ſpaniſchen Bergbaus, welchen ſich das Volk als von den Niederländern ausgehend, gar oft widerſetzte, wurden von Zaroya und ihren Zigeunern nachdrücklich unterſtützt, und ihnen allein verdankte es Bübenhoven, daß er überall zum erwünſchten Ziele kam. Wo der Befehl des Königs Karl und ſeiner Miniſter verlacht und verachtet wurde, ſobald ihn der Junker vorzeigte, ja ihm nicht ſelten perſönliche Unannehmlichkeiten zuzuziehen drohete, da öffnete ihm ſchnell die Empfehlung der Zigeuner die verſperrte Bahn. Auch hier vermochte die Zigeunerkönigin mehr als der König des Landes.

Pübenhoven benutzte nun ſeine Verbindung mit den Zigeunern, um durch ſie die Sache des Königs zu fördern. Aber Sonaka trug ja auch für den jungen König die heißeſte Liebe; für ihn hätte ſie willig Alles geopfert. Und ſo geſchah es, daß die Zigeuner als Werber und Boten des Königs in Kaſtilien auftraten und von einem Ritterſitz zum andern eilten, um den hohen Adel zu einem feſten Bunde zu vereinigen. Viele, welche ſchwankend geweſen waren oder ſchon zur Junta als der ſiegreichen Partei ſich neigten, wurden dadurch für den König gewonnen. Dazu kam, daß Befehle und Verſprechungen Karls, der bereits zum Kaiſer gekrönt war, aus Deutſchland anlangten, die den hohen Adel mit ihm ausſöhnten und dadurch ſeine geſunkene Macht aufs Neue befeſtigten. Er ernannte nämlich den Großadmiral von Kaſtilien Don Fredrique Henriquez und den Großkonnetable Don Inigo de Velasco, zwei der begütertſten und mächtigſten Granden, zu Mitregenten des Kardinals Adrian, und an die Städte ſchrieb er einen höflichen Brief, worin er verſprach, daß ferner kein Ausländer angeſtellt werden ſolle, und daß er auf das ihm von den Deputirten bewilligte freiwillige Geſchenk verzichte. Den Adel forderte er nachdrücklich auf, die Empörung der Städte, falls ſie ſich nicht in Güte zum Ziele legten, mit bewaffneter Macht zu erſticken. Der zwanzigjährige Karl hatte die in der Praxis ſtets trefflich bewährte Kunſt ſchon gut begriffen: in der Zeit der Noth dem Volke Alles zu verſprechen, und wenn es mit Schmeicheleien wieder geknechtet war, nichts zu halten und ihm nur noch härteres und ſchwereres Joch aufzulegen.

Sogleich begannen die Rüſtungen des Adels, und die ſchnelle Betreibung der kräftigſten Maßregeln wurde durch die raſtloſe Thätigkeit der Zigeuner ungemein gefördert. Es kam, wenn auch kein großes, aber ein tapfres, vom beſten militäriſchen Geiſte beſeeltes, an den Krieg gewöhnes und meiſt aus Edelleuten beſtehendes Heer zuſammen, und der erwählte Führer deſſelben, Graf Haro, der älteſte Sohn des Konnetable, war ein Offizier von großer Erfahrung und vorzüglicher Geſchicklichkeit.

Die Junta rüſtete ebenfalls und ſtellte ein weit größeres Heer auf, aber es war aus Bürgern und Handwerkern zuſammengeſetzt, ungeübt im Gebrauch der Waffen und nicht an militäriſche Ordnung gewöhnt, namentlich beſtand ihr geringer Haufe Reiterei aus Leuten, welchen der Kriegsdienſt zu Pferde gänzlich fremd war. Als zur Wahl des Führers geſchritten wurde, war Don Juan de Padilla eben durch einen Eilboten nach Toledo abgeholt worden. Seine Gemahlin war nämlich dort von einem Knaben entbunden worden und befand ſich in Lebensgefahr. Don Pedro Giron, welcher nur aus perſönlicher Rache gegen den König und keineswegs aus ſittlicher Ueberzeugung zur Sache des Volks übergetreten war, trachtete aus Ehrgeiz nach der Anführerſtelle, und da er von weit vornehmerer Geburt war als Padilla und ſich verſchiedener Ränke bediente, um zu ſeinem Zwecke zu gelangen, ſo wurde er wirklich zum Anführer des Heers der Junta erwählt, obgleich Padilla der Liebling des Volks, das Haupt der Junta und weit talentvoller war als Giron.

Die Folgen dieſer unglücklichen Wahl zeigten ſich bald genug. Giron, eiferſüchtig auf Padilla's Beliebtheit beim Volke, brach mit unbeſonnener Haſt mit dem Heere ſogleich von Tordeſillas nach Rioſeco auf, wo ſich das Heer der Regentſchaft verſammelt hatte. Es gelang ihm aber keineswegs, wie er gehofft hatte, dieſe Stadt zu überrumpeln, und nun wandte er ſich plötzlich nach Villavanda, einem dem Konnetable gehörigen Ort, welchen die Königlichen zum Depot ihrer Lebensmittel gemacht hatten. Dadurch eröffnete er dieſen aber den Weg nach Tordeſillas, welchen ſie nicht verſäumten ſofort einzuſchlagen. Graf

Haro führte ſein Heer in der Nacht unbemerkt dorthin, nahm die Stadt am folgenden Morgen ein, welche nur von einem Haufen bewaffneter Kleriker unter Anführung des Biſchofs von Zamora — obgleich tapfer genug — vertheidigt wurde und bemächtigte ſich der Perſon der Königin Juana. Da zeigte ſich denn gleich, daß es mit der von der Junta gerühmten Geiſtesgeſundheit derſelben übel genug beſtellt war." Die unglückliche hohe Frau war ganz wieder von ihrem alten Tiefſinn befallen, und die Junta hatte ſie nicht vermögen können, auch nur einen einzigen Regierungsakt zu vollziehen. Sie hatte ſich alſo gemüßigt geſehen, den Zuſtand der Königin ſo geheim als möglich zu halten und in ihrem Namen zu regieren. Nun kam die Lüge an den Tag, und da Haro alle Abzeichen der königlichen Würde, vorzüglich das königliche Siegel, in die Hand bekam, ſo erhielt die Junta dadurch einen tödtlichen Schlag. Die Unzufriedenheit mit dem ungeſchickten Führer in ihrem Heere nahm überhand, ſie ſelbſt ward dadurch mehr und mehr entmuthigt, und die Sache des Volks war ſchon ſo gut wie verloren.

Zwar gelang es Padilla, welcher nun, nachdem Giron eiligſt ſeine Heerführerſtelle niedergelegt und ſich auf ſeine Güter zurückgezogen hatte, an die Spitze des Heers trat, den geſunkenen Muth deſſelben wieder anzufachen, aber es fehlte an Geld, um den Krieg gegen die Regentſchaft mit Nachdruck führen zu können, und der Verluſt der Königin war nicht zu verſchmerzen. Jetzt aber, in dieſer Noth zeigte ſich Marias großer Geiſt in ſeiner Glorie. Die glänzenden Weiſſagungen, die ihr gemacht worden, ſtählten ihre Kraft; die heimlichen Unterredungen mit Ineſe ſchnellten ſie empor. Während alle Glieder der Junta den Verluſt der Königin betrauerten, jubelte ſie im Stillen darüber; denn nun war ja auch dieſe Scheinautorität beſeitigt, Giron geſtürzt, und ſie durfte ſich der ſichern Hoffnung hingeben, daß Padilla nach dem erſten bedeutenden Siege über das Heer der Regentſchaft vom Volke zum König erhoben werden würde. Auf der Seite des Volks war ja die gerechte Sache; es kämpfte für ſeine Freiheit; ſie und ihr Gatte feuerten es an, ſie waren die vergötterten Häupter deſſelben; wie hätte ſie Zweifel hegen können, daß ihr Plan gelingen würde? Auch den Mangel an Geldmitteln raſch abzuhelfen, faßte ſie einen kühnen und außerordentlichen Entſchluß, zu welchem freilich Ineſe den erſten Gedanken in ihre empfängliche Seele warf.

Eines Tags ſah das Volk von Toledo die junge Herrin, der es eine ans Unglaubliche grenzende Verehrung weihete, mit ihrem großen Gefolge, alle in tiefer Trauerkleidung in feierlicher Prozeſſion nach der prächtigen Domkirche ziehen. Sie trug ihren Säugling an der Bruſt. Das Volk ſtrömte in großer Menge zuſammen. Am Dome angelangt, wandte ſie ſich zu dem ihr zujubelnden Menſchenhaufen, bat um Stille und erklärte in einer feurigen Rede: Außerordentliche Fälle erheiſchten außerordentliche Maßregeln; der Sieg der gerechten Sache des Volks ſei durch Geldmangel faſt zweifelhaft; der König und ſeine Miniſter hätten mit räuberiſcher Hand das Land geplündert und es ſchier von allem baaren Gelde entblößt. Handel und Gewerbe lägen danieder; die Noth ſteige von Tag zu Tag. Der Adel habe ſich verbunden, das Volk wieder in das alte unerträgliche Joch zurückzuzwingen. Es gälte jetzt alle Mittel aufzubieten, um den Kampf des Volks für ſeine heiligen Rechte, ſo raſch als möglich, zum ſiegreichen Ende zu führen. Da nun bei den Menſchen jetzt unmöglich Hülfe zu finden ſei, ſo müſſe man ſie bei Gott und den Heiligen ſuchen; denn Gott und die Heiligen ſeien auf Seite der gerechten Sache. Bei ihnen wolle ſie jetzt eine Anleihe machen zur Führung des heiligen Kriegs. Die Domkirche ſei reich an Schätzen, die man in dieſer äußerſten Noth zur Förderung der Sache Gottes und des Volkes benutzen müſſe. Weil ſie aber zu dieſer traurigen Nothwendigkeit gezwungen ſei, habe ſie mit ihren Leuten Trauer angelegt und erſuche alles Volk, ſich mit ihr vor Gott und den Heiligen zu demüthigen und ſie wegen dieſes Nothſchrittes um Verzeihung zu bitten.

Das Volk gab ihr laut ſeine Zuſtimmung zu erkennen und ſtrömte ihr nach in die Kirche. Die Geiſtlichen wagten nicht ſich einer ſolchen Macht zu widerſetzen. Maria warf ſich vor dem Hauptaltar nieder, ſchlug ſich weinend an die Bruſt und rief in einem glühenden lautgeſprochenen Gebet Gott und die Heiligen an, dem Volke zu helfen und ihr zu verzeihen, daß ſie das Kirchengut als die erbetene Hülfe betrachte und verwende. Dann nahm ſie alle koſtbaren heiligen Gefäße aus den Schreinen und zog damit in die Münze, um ſie in Geld verwandeln zu laſſen. Dadurch verſchaffte ſie der Junta bedeutende Mittel und zog ſie aus der Verlegenheit.

Die Regentſchaft, durch dieſen außerordentlichen Schritt belehrt, daß die Junta das Aeußerſte anzuwenden bereit ſei, wurde bedenklich und beſchloß den Weg der Güte zu verſuchen, und ſie war um ſo eher zu einem Vergleich geneigt, als auch ihr die Geldmittel aus denſelben Urſachen zur Führung des Bürgerkriegs fehlten, und ſie bereits die Juwelen der Königin und das Silbergeſchirr des Adels hatte verſetzen und eine Anleihe beim Könige von Portugal machen müſſen. Sie ſtellte der Junta die annehmbarſten Bedingungen zum Frieden; ſie verbürgte ſich, daß allen gerechten Beſchwerden des Volks auf das Gründlichſte abgeholfen würde, ja die meiſten Adeligen machten ſich der Junta durch einen Eidſchwur verbindlich, falls der König, verhetzt von böſen Rathgebern, ſeine Einwilligung zu ihren Verſprechungen verſagen werde, ſogleich gemeinſchaftliche Sache mit dem Volke gegen den König zu machen. Aber obgleich ſie dadurch einige Städte gewannen und von der Junta abzogen, ſo arbeitete Maria doch der Vereinigung, die mit einem Male ihre ehrgeizigen Pläne vernichtet haben würde, ſo nachdrücklich entgegen, daß die Junta alle Friedensvorſchläge hartnäckig verwarf. Die kühne Frau wußte ſo geſchickt die Wuth des Volks gegen den Adel zu ſteigern, daß es zum Beſchluß kam, dieſem alle Güter, die er von der Krone erworben, zu entreißen und ſie wieder mit jener zu vereinigen. Dieſer Beſchluß würde ein greller Widerſpruch mit ihrem frühern Kampfe gegen den König geweſen ſein, wenn er der Bereicherung des Kaiſer Karl gegolten hätte. Aber die Häupter der Junta wußten bereits, welchem König ſie durch dieſe Güter des Adels eine gewaltige Grundlage an Reichthum zuführen wollten, obgleich ſein Name in den Volksverſammlungen noch nicht ausgeſprochem wurde.

Juan de Padilla ſiegte in einigen kleinen Treffen über Heeresabtheilungen der Regentſchaft und wurde, ſo wie die ganze Junta, dadurch von der feſteſten Zuverſicht auf den vollſtändigen Sieg des Volkes erfüllt. Ja, es gelang ſogar Padilla, die feſte Stadt Torrelobaton, welche die Königlichen beſetzt hielten, zu erſtürmen und ſie der Plünderung ſeiner Soldaten preiszugeben. Aber dieſer glänzende Sieg machte die Junta übermüthig, die Genüſſe, welche die Soldaten aus der Beute ſich bereiteten, wirkten erſchlaffend auf ſie, und ſtatt ſchnell nach Tordeſillas zu eilen und dieſe Stadt dem beſtürzten Adel wieder zu entreißen, überließen ſie ſich der Schwelgerei und Ruhe. Padilla, von ſeiner Frau endlich über ihre geheimen Pläne unterrichtet und dafür gewonnen, hatte natürlich kein Verlangen, ſich wieder in Beſitz der Königin zu ſetzen; ſie konnte ja ſeinem Zwecke nur hinderlich ſein. Er erging ſich mit ſeinen Getreuen in den kühnen Plänen, die von ſeiner Frau ausgegangen waren, und ſchmeichelte dem Heere, indem er die Schwelgereien deſſelben förderte. Dadurch gewann der Adel Zeit, ſich von ſeiner Beſtürzung zu erholen und ſeine Macht zu ſammeln. Mit dieſer rückten der Konnetable und ſein Sohn auf Torrelobaton zu. Padilla ſah ſich zu ſchwach, um dieſem Heere auf die Dauer Widerſtand zu leiſten und brach daher auf, um ſich in die Stadt Toro zu werfen. Wäre ihm dies gelungen, ſo würde er höchſt wahrſcheinlich in wenigen Tagen ſchon zum Könige ausgerufen worden ſein; denn ſchon waren alle geheimen Anſtalten dazu getroffen, und die Kunde, daß ein franzöſiſches Heer in Navarra eingefallen ſei, um dieſes Königreich zu erobern, wirkte ſo niederſchmetternd auf den verbündeten kaſtiliſchen Adel und ſo erhebend auf das Volk, daß die Krone gleichſam ſchon über Padillas Haupt ſchwebte. Aber auch Graf Haro war durch die Zigeuner von Padillas kühnem Streben unterrichtet; auch er begriff die große Wichtigkeit dieſes Moments, und ſetzte mit ſeiner guten Reiterei Padilla's Heer nach. Der eilige Rückzug deſſelben ſah einer Flucht ähnlich; es war bereits ermattet und zog eben in der Nähe von Villabar über einen friſch gepflügten Acker, welcher vom Regen der vorhergehenden Tage ſo durchweicht war, daß die Soldaten kaum darauf fortzukommen vermochten. Auf dieſe Weiſe waren ſie dem vom Feuer einiger Kanonen gut unterſtützten Angriff der Feinde ganz bloßgeſtellt und ergriffen, von einem paniſchen Schrecken erfaßt, ſo eilig die Flucht, daß Padilla trotz der tapferſten Gegenwehr gefangen genommen ward. Mit ihm geriethen noch Don Juan Bravo, der Anführer der Segovier, und Don Franceſco Maldonado, der der Truppen von Salamanka, in Gefangenſchaft. Der Jubel über Padilla's Fang war unter den Adeligen groß, und weil ſie die hohe Wichtigkeit deſſelben wohl zu ſchätzen wußten, ſo beeilten ſie ſich mit unerhörter Haſt, das Opfer unſchädlich zu machen. Sie fürchteten, daß Donna Maria Alles aufbieten werde, ihren Gemahl zu befreien. Deshalb ward der unglückliche Liebling und Feldherr des Volks, mit ſeinen beiden Leidensgefährten, ſchon am folgenden Tage, ohne gerichtliche Unterſuchung und Urtheilsſpruch zum Tode geführt. Es wurde ihm nur ſo viel Zeit vergönnt, um einen Abſchiedsbrief an ſeine Gemahlin und einen andern an die Stadt Toledo zu ſchreiben, dann ging er mit Faſſung und Ruhe dem Schwerte entgegen, welches ſein edel geſtaltetes Haupt vom Rumpfe trennte. Gleiches Schickſal traf ſeine beiden Gefährten.

Mit Padilla's Tod war der Junta die Spitze abgebrochen. Das Volk verlor Muth und Thatkraft; eine Stadt um die andre unterwarf ſich dem ſiegreichen Heere der Regentſchaft. Die gerechte Sache des gemeinen Mannes unterlag, und nur aus Klugheit trat der ſiegreiche Adel das beſiegte Volk nicht gänzlich nieder. Die Kraft des letztern war aber gebrochen und erhob ſich nicht wieder zu freier Thätigkeit. Seiner Rechte wurde es allmälig beraubt, der gewaltigſte Deſpotismus ſchlug in Spanien ſeinen Thron auf und vernichtete den edeln Volksgeiſt auf Jahrhunderte.

## 16.

## Rache und Verzweiflung.

Ganz Kaſtilien war unter die Herrſchaft der drei königlichen Regenten zurückgebracht, Toledo allein widerſtand ihren Verſprechungen. Es war der muthige und gewaltige Geiſt eines Weibes, welcher die Bewohner dieſer volkreichen Stadt zu ſo beharrlichem Widerſtande anfeuerte, es war die gewaltige Herrſchaft Maria's de Padilla, die, einem Zauber gleich, die bewaffneten Bürger ihren ihnen an Zahl weit überlegenen Feinden ſchier unbegreiflichen Trotz bieten ließ. Es war nicht mehr der großartige Ehrgeiz, es war jetzt die großartige Rache, welche die ſeltene Frau durchflammte; denn in Allem, was dieſes Weib dachte, fühlte und that, war ſie groß und ungewöhnlich. Die ſich nicht für zu gering geachtet hatte, nach der Königskrone zu ſtreben, wollte wenigſtens ihren Feinden Achtung abnöthigen und dem gefallenen Manne ihrer Liebe ſo viel als möglich Racheopfer ſchlachten. Und mit der wildeſten Begeiſterung hing das Volk von Toledo an ſeiner Heldin; alle Liebe und Verehrung, die es für ihren Gemahl gehegt, trug es auf ſie über, und das Mitleid mit ihrem Unglück ſteigerte das Gefühl für ſie zum Fanatismus. Aber Maria rechtfertigte auch das Vertrauen des Volkes glänzend. Mit Klugheit wußte ſie einen großen Theil der Zigeuner, die dem Feinde gedient hatten, für ihre Sache zu gewinnen, und ſie flogen als ihre Boten von Stadt zu Stadt, von Land zu Land, und trugen ihre Briefe, um das Volk überall zu neuem Widerſtand, zu wiederholter kräftiger Erhebung anzufeuern. Ueberall verſuchte ſie die geſunkene Hoffnung wieder zu beleben und den Geiſt des Volks zu heben und zu ſtärken. Mit den Anführern des franzöſiſchen Heers in Navarra ſtand ſie durch die ſchlauen und gewandten Zigeuner in ununterbrochener Verbindung, und die Truppen der Regenten waren mit den Franzoſen ſtets ſo ſehr beſchäftigt, daß ſie auch nicht die kleinſte Macht auf Toledo verwenden konnten. Dadurch gewann Maria Zeit ſich immer mehr zu verſtärken. Den reichen Kirchen und Klöſtern preßte ſie im Einverſtändniß mit dem Volke die Schätze ab und mit dieſen warb ſie ein Heer, das von Tag zu Tag an materieller und moraliſcher Stärke zunahm. Statt der Fahnen gab ſie dieſem Heere große Crucifixe, gleichſam als ob es einen Kreuzzug gegen die Ungläubigen gälte. Und wirklich erfüllte ſie das Heer durch ihre begeiſterten Reden mit einem ſo fanatiſchen Haß, daß Alle meinten, es wäre Gottes Sache, für die ſie zu fechten ſich anſchickten. Faſt täglich durchzog ſie die Straßen der Stadt in Trauerkleidern und in Waffen auf hohem Roſſe, eine ſchöne zürnende Amazone, und mit ſich führte ſie ihren Sohn auf einem Maulthiere und ließ vor ihm eine große Standarte tragen, auf welche die Todesart ſeines Vaters gemalt war. Ueberall redete ſie das ihr zujubelnde Volk an und rief es zur Rache auf. Dadurch ſtachelte ſie die Leidenſchaften fort und fort auf und erhielt die Gemüther in ſteter Bewegung. Einen Hauptgrund ihres fanatiſchen Eifers gegen König Karl gab die Erhebung des jungen Niederländers Wilhelms von Croy zum Erzbiſchof von Toledo ab, und die von ihr beraubte und dadurch im Stillen auf ſie erbitterte Kleriſei ſtimmte ihr in dieſem Punkte vollkommen bei. Das entflammte Volk war gleichſam blind gegen alle Gefahren, die ihm droheten; es hoffte ſogar die königlichen Truppen, ſobald ſie heranrücken würden, zu ſchlagen und ganz Kaſtilien wieder zum Aufſtand zu bringen.

Keine Verſprechungen der Regenten vermochten es zum Abfall von Donna Maria zu bringen, und alle Vorſtellungen und blendenden Zuſagen ihres Bruders, des Marqueſe von Modeiar, konnten die Heldin nicht bewegen, ihr gefährliches Spiel aufzugeben.

Als nun endlich die Franzoſen vom königlichen Heere aus Navarra vertrieben waren, kam eine ſtarke Abtheilung dieſes Heeres nach Kaſtilien und belagerte Toledo. Aber Maria und ihr Heer bewährten ihren Muth durch die That. In ſchnell auf einander folgenden Ausfällen und Gefechten ſchlug ſie die Königlichen ſo gänzlich, daß ſie an keinen Widerſtand mehr denken konnten. In dieſen Schlachten flog ſie auf ihrem Roſſe durch alle Glieder ihres Heers und feuerte alle mit den Worten ihrer hinreißenden Begeiſterung an. Den errungenen Sieg verkündete ſie als einen Sieg Gottes und verſammelte das Volk zur Feier deſſelben in der Kathedrale. Zuletzt erſchien ſie dem Volke als ein mit übernatürlichen Kräften ausgeſtattetes Weſen. Es war allmälig verrathen worden, daß Aya eine Maurin und in die tiefſten Geheimniſſe der Zauberei eingeweiht ſei. Man erzählte ſich, daß ſie im Bunde mit mächtigen Geiſtern ſtehe und dadurch der Donna Maria zu ſo glänzenden und außerordentlichen Erfolgen verhelfe. Und da man Aya faſt immer um die Perſon der Heldin ſah, ſo fanden dieſe Gerüchte beim wundergläubigen Volke ſchnellen Eingang. Man behauptete, die geheimnißvolle Fremde auf dem Alkazar, die ſich ſo ſtreng dort eingeſchloſſen hielt, und zu der Donna Maria und Aya einzeln und zuſammen ſo oft gingen, ſei ein hölliſches Weſen, von welchem ſich beide Raths erholten. Dies nun war der Punkt, an welchem die Regenten und der Adel, welche mit Waffengewalt nichts gegen die tapfre Witwe auszurichten vermochten, die Kette befeſtigten, welche die Heldin endlich zu Boden reißen ſollte. Sie wandten ſich mit Glück an die beraubte Geiſtlichkeit in Toledo, und dieſe untergrub allmälig Maria's Anſehen beim Volk durch die Behauptung, daß die geprieſene Frau durch die Maurin und die Höllenbraut auf dem Alkazar in den Dienſt des Teufels gerathen ſei. Sobald Maria von dieſen pfäffiſchen Bemühungen erfuhr, erſuchte ſie die Freundin auf der Citadelle und deren Dienerin Toledo zu verlaſſen. Donna Ineſe hatte ihre Abreiſe ſchon ſeit einiger Zeit vorbereitet; denn der finſtere Racheplan, den ſie mit Aya geſchmiedet, war zur Ausführung gereift. Auch ohne Maria's Wunſch war Ineſe's Bleiben nicht mehr in Toledo. In einer dunkeln Oktobernacht ſchieden ſie. Lange lagen ſie ſich in den Armen. Ineſe blieb finſter und verſchloſſen; Maria tief bewegt. Was war aus den kühnen und großartigen Plänen dieſer beiden hochbegabten Frauen geworden! Sie verhehlten ſich ihre Lage nicht. Ineſe hatte mit dem Leben abgeſchloſſen und gab ſich der ſchweigenden Troſtloſigkeit hin; Maria war entſchloſſen bis ans Ende zu kämpfen; ſie hatte wenigſtens das Vertrauen auf ſich ſelbſt aus dem verheerenden Sturme gerettet; Ineſe hatte es verloren.

Die Entfernung der zauberiſchen Maurin und des böſen Geiſtes half Maria nichts mehr. Die Kleriſei fuhr fort das Volk mit immer größerm Eifer gegen ſie einzunehmen, und dies geſchah mit um ſo mehr Erfolg, als die Nachricht einlief, daß der junge Erzbiſchof in den Niederlanden, in Folge eines Sturzes vom Pferde, geſtorben war. Bald darauf wurde auch der Tod des Herrn von Chievres in Kaſtilien bekannt; der Verführer des Königs war nicht mehr! — So kam es ſchon nach wenig Wochen in Toledo zu einem Auflauf. Das zuſammengerottete Volk ſchalt nun eben ſo wüthend auf die Heldin, wie es ſie erſt vergöttert hatte, vertrieb ihre Soldaten aus der Stadt und übergab dieſe dem königlichen Feldherrn. Maria rettete ſich mit ihren Getreuen in den Alkazar. Mit ſtaunenswerther Tapferkeit vertheidigte ſie ſich hier noch vier ganze Monate gegen die Angriffe der Königlichen, bis ſie endlich aus Mangel an Lebensmitteln aufs Aeußerſte getrieben, am 20. Februar 1522 als Bäuerin verkleidet, mit ihrem Sohne in der Nacht durch Hülfe einiger Freunde in der Stadt glücklich entkam und ſich nach Portugal zu Verwandten rettete.

Gleichzeitig mit dem Aufſtand der Junta in Kaſtilien, tobte der des Germanats in Valencia, hier aber hatte er einen noch wildern und bösartigern Charakter. Der Unterkönig war verjagt und nach ihm faſt alle königlichen Beamten; die ſiegreichen Handwerker wußten nicht Maß zu halten und überließen ſich allen Ausſchweifungen. Der Kaiſer verbot endlich Getreide aus Sicilien und Sardinien nach Valencia zu führen, wodurch die Germanaten in eine Hungersnoth geſtürzt wurden. Die aufs Aeußerſte geängſtigten vornehmen Bewohner des Königreichs ſchrien den Statthalter von Katalonien um Hülfe an, und er führte ein Heer herbei, dem ſich Truppen aus mehren treugeſinnten Städten in Valencia und Murcia anſchloſſen. Dadurch wurden die Germanaten in die Enge getrieben, ihr Heer geſchlagen und gänzlich aufgerieben und ſie ſelbſt genöthigt, ſich auf Gnade und Ungnade zu übergeben.

Um dieſe Zeit war es, als der Markgraf Johann von Brandenburg einen Boten mit einem Briefe vom Anführer des ſiegreichen kaiſerlichen Heeres erhielt, worin er aufgefordert wurde, ſich mit ſeiner Gemahlin ſchleunigſt nach Valencia zu begeben, da ihm nach des Kaiſers Befehl die Stelle als Vicekönig eingeräumt werden ſolle. So unwahrſcheinlich es auch war, daß der Kaiſer jetzt, wo ihm Alles daran liegen mußte, das Vertrauen des Volks überall wieder zu gewinnen, hier abermals einen der wichtigſten Poſten einem Ausländer übergeben würde, gegen welchen ſich der Haß des Volks ſo unzweideutig ausgeſprochen, ſo glaubten Johann und Germaine doch daran. Ehrgeiz und Rachegefühl verleiteten ſie blind in die Falle zu gehen, welche ihnen der falſche Einladungsbrief ſtellte. Beide hatten bisher auf ihrem Schloſſe in tiefer, ihnen aufgezwungener Zurückgezogenheit gelebt. Der Adel zog ſich von ihnen zurück, das Volk verhöhnte ſie. Der Markgraf durfte ſich in keiner Stadt ſehen laſſen; der Adel behandelte ihn mit demüthigender Kälte, das Volk verfolgte ihn mit Schmähreden, und bei der aufgeregten Stimmung konnte ihm Niemand für ſeine perſönliche Sicherheit bürgen. Dadurch wurde das lebensluſtige fürſtliche Ehepaar in eine gelangweilte und verdrießliche Stellung gedrängt.

Was halfen ihnen ihre königlichen Einnahmen; ſie mußten wie Einſiedler leben. Der an ein wechſelvolles, vergnügliches und abenteuerndes Leben gewöhnte Fürſt ſehnte ſich nach Veränderung. Der Rauſch in Germaines Armen war verflogen, und da er einer tiefen und reinen Seelenliebe nicht fähig war, ſo verlangte ihn nach andern Genüſſen. Seine Phantaſie beſchäftigte ſich mehr und mehr wieder mit Ineſe, und der Wunſch ſtieg in ihm auf, er möchte wieder mit ihr zuſammentreffen. Er ahnete nicht, daß dieſer frevelhafte Wunſch ihm zur fürchterlichſten Wirklichkeit werden ſollte.

Der Einladungsbrief kam alſo dem gelangweilten Fürſtenpaar ſehr gelegen; ſie entwarfen Pläne, wie ſie ſich, auf die ſieghafte kaiſerliche Macht geſtützt, für die erlittenen Unbilden empfindlich rächen wollten. Mit zahlreichem Gefolge reiſten ſie ab. Ihr Weg führte ſie durch die Gebirgszüge, aus welchen die ſüdlichen Seitenflüſſe des Ebro hervorgehen. Es fiel ihnen nicht auf, daß ſie oft von Zigeunern umſchwärmt wurden; denn Zigeuner fand man überall in ganz Spanien. Nahe an der Grenze zwiſchen Aragonien und Valencia mußten die hohen Reiſenden ihr Nachtlager in einem hochgelegenen Gebirgsorte nehmen. Es war noch über eine Stunde bis zur Nacht, aber die Königin war von der Reiſe ermüdet, und der Weg bis zum nächſten Orte weit und ſchlecht. Der Markgraf benutzte die Tageszeit, um ſeiner Jagdleidenſchaft zu genügen, wozu die bergige und waldige Gegend ihm die günſtigſte Gelegenheit bot. Von einem Diener begleitet, war er noch nicht weit in einem Thale vorgeſchritten, als er ſich zu ſeiner angenehmen Ueberraſchung von einigen reizenden Zigeunermädchen angehalten ſah, die ihm ihre Dienſte als Prophetinnen anboten. Gern ließ er ſich mit ihnen in eine ſchäkernde Unterhaltung ein, und als ſie ihn endlich mit anmuthigen Zephyrſchritten umtanzten und ihm

Küſſe zuwarfen, war er von aufglühender Sinnenluſt wie bezaubert.

„Wo wohnt ihr, ſüße Kinder?“ fragte der bethörte Fürſt. „Ich habe Luſt, ſtatt auf die Jagd zu gehen, ein Stündchen bei Euch zuzubringen und einen Becher mit Euch zu leeren.“

„Dort in jenem Hauſe am Berge können wir eine Stunde raſten, wenn es Euch beliebt, Monſenjor,“ verſetzten ſie. „Ihr findet dort eine ſchöne Donna, die von Liebespein zu Euch gequält, Euch nachgereiſt iſt und dieſe Nacht in jenem Hauſe weilen wird. Sie läßt Euch erſuchen, bei ihr einzuſprechen und will mit Vergnügen alle Euere Wünſche erfüllen.“

Der Markgraf ſah ſich nach dem niedrigen ohnfern am Berghange gelegenen Hauſe um und fragte dann nach dem Namen der Herrin. Die Mädchen verſicherten, ihren Namen nicht zu kennen; ſie ſei aber ſchön und ſtolz wie wenig Frauen und ſterbe faſt vor Liebe zu ihm. Die geſchmeichelte Eitelkeit des Markgrafen trieb ihn ſogleich dem Hauſe zu. Das verkörperte Bild ſeiner heißen Sinnenträume der letzten Zeit trat ihm dort zu ſeinem entzückten Staunen lieblich und lockend, lächelnd und verführeriſch reizend geſchmückt entgegen, Ineſe de Cardona, welche durch die Künſte der Toilette den Schein von Jugendfriſche in ihre Züge gebannt hatte. Kaum traute er ſeinen Augen, und eine Minute lang ſtarrte er ſie ſprachlos an.

„Ich bin's, mein Johann!“ rief ſie zärtlich. „Es iſt deine liebeſieche Ineſe, die nicht länger ohne deine Küſſe leben kann. Mein Trotz iſt beſiegt, ich werfe mich liebeflehend an deine Bruſt.“

Und die ſchönere That folgte unmittelbar den ſchönen Worten.

„Und du willſt wieder ganz mein ſein, herrlichſtes aller Weiber?“ rief der Fürſt wonnetrunken.

„Ganz dein wie ſonſt. All mein Groll iſt verſchwunden vor der Liebe zu dir, die mich ganz bezaubert hat, ſo daß ich dir nachgelaufen bin, wie du ſiehſt. Kann ich dir einen ſchönern, für dich ſchmeichelhaftern Beweis von deiner unwiderſtehlichen Macht über mich geben?“

Der Markgraf überließ ſich dem Entzücken, welches ihm dieſe Worte bereiteten; er überglühte den ſüßen Mund, der ſich ihm ſo verlangend entgegenbot, mit feurigen Küſſen.

„Willſt du mir dieſe Nacht ſchenken, göttliches Mädchen?“

„Ich flehe dich darum, ſie mir zu ſchenken, mein Johann.“

„Das ſoll wieder eine ſelige Nacht werden.“

„Eine ſelige Nacht!“ ſagte ſie mit ſcharfer Betonung.

„Ich reiße mich jetzt los von dir, um die Königin zu täuſchen in Bezug auf dieſe Nacht und einige Vorkehrungen zu treffen. Ich bringe einen herrlichen Malaga mit, feurig wie unſre Liebe. Mit ihm wollen wir unſre Wiedervereinigung feiern.“

„Das wollen wir jetzt gleich, mein Geliebter. Auch ich führe einen köſtlichen Wein bei mir. Aya, reiche uns Becher und eine Flaſche goldnen Xeres.“

Die Dienerin trat ein und brachte das Verlangte.

„Sieh, mein Johann, wie ich deinen Mundbecher, den du ſo oft bei mir geleert, in Ehren gehalten! Ich führe ihn ſtets mit mir. Heute ſollſt du wieder daraus trinken und dich für dieſe Nacht ſelig trinken.“

„Göttliches Weib, und dich konnte ich verlaſſen!“

Der Wein perlte in den Bechern; ſie ſtießen an; er rief: „Auf neuen ſeligen Liebesgenuß!“ Sie: „Auf die nahe ſelige Nacht!“

Er leerte den Becher bis auf den Grund. Dann wollte er ſie küſſen. „Jetzt keinen Kuß mehr," ſprach ſie abwehrend. „Alles verſpart auf die Nacht!" Und er ging.

Sobald er hinaus war, riß Ineſe den Schmuck von ſich, und ihre Züge nahmen wieder den ſtarren grauſigen Ausdruck eines Meduſenhauptes an.

„Mein letztes Werk iſt vollbracht!" ſagte ſie dumpf zu Aya. „Dank deiner Kunſt, meine treue Magd! Ich bin gerächt an dem gleißneriſchen Böſewicht, und auch ſein Vater iſt es. Reinige den Becher; er hat ſeine Schuldigkeit gethan. Ich ſchenke ihn dir. — Laß die Maulthiere vorführen. In einer Stunde müſſen wir über die Berge ſein. Du ziehſt nach Granada und gibſt dort dieſen Brief ab. Ich habe eine andre Reiſe vor. Wenn ich dich brauche, werde ich es dir wiſſen laſſen."

Eh' die Nacht auf die Berge ſank, waren die Zigeuner aus dem Thal verſchwunden; mit ihnen Ineſe und Aya. In der Herberge des königlichen Paars rang aber Markgraf Johann von Brandenburg mit dem Tode. Verzweiflungsvoll ſaß Germaine an ſeinem Schmerzenslager. Endlich preßte ihm die Todesangſt das Geſtändniß ab: „Ich bin vergiftet von Ineſe de Cardona."

Die Königin begriff aus dieſen Worten Alles. Sie wurde ruhig. Nach einer Stunde fürchterlichſter Qual war der leichtſinnige Fürſt eine Leiche. Germaine vergoß keine Thräne; ſie hatte die Ueberzeugung, daß ein gerechtes Strafgericht hier gewaltet habe.

Zwei Tage ſpäter wieder am Abend kniete Ineſe auf dem Grabe Maria's von Iſſelſtein und betete lange. Sie hatte am Tage einige Stunden in dem einſamen Landhauſe zugebracht, das jetzt von einer Bauernfamilie bewohnt war. Sie verbrannte mehre Papiere und ſchenkte der Bäuerin all ihre Habe, nebſt dem Maulthier, auf welchem ſie gekommen war. Dann ging ſie hinaus zu dem Doppelgrabe. Ihr Leben ging an ihrem düſtern Geiſte noch einmal vorüber. Sie ſchauderte, daß der Sidi Alnayar recht gehabt: den Mauren hatte die ſittliche Kraft gefehlt, die Wirren in Spanien zu benutzen und das Joch abzuwerfen. Es war bei einigen unbedeutenden Aufſtänden geblieben, und dieſe hatte Chair-Eddin Barbaroſſa hervorgerufen. Ueberall hatte ein tüchtiger Anführer gefehlt; nirgend war eine wahre Begeiſterung für Religion und Freiheit aufgeflammt; und deshalb waren die mauriſchen Rebellen leicht bezwungen und das Volk nur in ein noch härteres Joch gelegt worden.

„Weh mir! Ich habe vergebens gelebt!“ ſeufzte die Unglückliche tief und verzweifelt. „Aber gerächt hab' ich meine Schmach!“

Sie küßte die heilige Erde des Grabes und ging über die waldige Anhöhe der Meeresbucht zu. Der Vollmond ſtieg blutroth aus den Wellen empor und warf ein zweifelhaftes Licht auf ihren einſamen Pfad. Zuweilen hielt ſie an, um auszuruhen; es ſchien ihr an Kraft zu gebrechen. Vom Licht des allmälig fahl gewordnen Monds übergkänzt, wurden ihre todtbleichen Züge geiſterhaft. Endlich langte ſie auf der Höhe der die Bucht umgürtenden Felſen an. Sie ſuchte und fand den ſteilen Pfad hinab, aber ihre Knie wankten. Jetzt blitzte das ſtille Waſſer der Bucht zu ihren Füßen. Sie warf ſich auf die Knie und rief Allah, den Gott ihrer Väter, mit lauter Stimme an, ſie in ſeinen Schoß aufzunehmen. Noch ſchwebte das letzte Wort auf ihren Lippen, als ſie ſich von dem Felſenvorſprung in die Tiefe hinabſtürzte. Die Wellen ſchlugen über ihr zuſammen. In demſelben Augenblick ſchoß ein bemanntes Boot hinter dem Felſen hervor, auf die Stelle zu, wo ſie verſunken war.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Ausgewählte

# Romane und Novellen

von

**Ludwig Storch.**

---

Achtundzwanzigſter Band:

## Ein deutſcher Leinweber.

Neunter Theil.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

* * *

Leipzig,
Ernſt Keil.
1862.

# Ein deutſcher Leinweber.

Zeit- und Lebensbilder
aus der erſten Hälfte des ſechszehnten Jahrhunderts

von

**Ludwig Storch.**

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Dritte Abtheilung.

## Das Haus Fugger.

Roman in vier Theilen.

Erſter Theil.

Leipzig,
Ernſt Keil.
1862.

# Das Haus Fugger.

Roman in vier Theilen

von

**Ludwig Storch.**

Erſter Theil

## 1.

## Zur Herberge der Gerechtigkeit.

Von einem Vorſprunge des Hundsrücks, einem ſtattlichen Bergkegel, leuchtete die prächtige Ebernburg in das reizende Nahethal hinab, es weithin beherrſchend. Es iſt ein köſtliches Stück Erde, dieſes grüne fruchtbare Thal der Nahe, wie es im Halbbogen ſich um das Gebirg des Hundsrücks ſchweift, von den hochgelegenen und wilden Partien an, wo die Nahe aus den Gebirgsrinnen zuſammenläuft, bis zu der lieblichen Stelle, wo ſie ihre klaren Waſſer in den mächtigen Rheinſtrom ergießt; die Perle des Thales aber war die hoch oben thronende Ebernburg mit ihren ragenden neuen ſteinernen Häuſern mit gezackten Zinnen und Thürmen. Dieſe Burg war Eigenthum des mächtigen und berühmten Ritters Franz von Sickingen, des hochangeſehenen Oberhaupts des ſchwäbiſchen Bundesheers und jetzt kaiſerlichen Raths und Feldhauptmanns.

Es war zu Ende des Frühlings im Jahre **1522**, als eines Nachmittags ein kleiner Reitertrupp von Kreuznach aus das Nahethal hinauf ritt, der ſich ohne Zweifel die Ebernburg zum Ziel geſetzt hatte. Es waren Freunde von Augsburg, nicht kriegeriſch bewaffnete Männer, ſondern Diener des Friedens, der Wiſſenſchaft und des Handels. Es war Konrad Peutinger, der gelehrte Stadtſchreiber, es war Ulrich Fugger und ſein Bruder Hieronymus, ein bleicher ſchmächtiger Jüngling von dreiundzwanzig Jahren, ſeinem älteren Bruder ſehr ähnlich, nur mit einem noch feurigerem Auge, aber einer minder edlen und ſtolzen Haltung ausgeſtattet. Dieſen dreien folgten ebenſoviel Knechte. Sie waren den Rhein herabgefahren und kamen von Augsburg. Lange hatten ſie ſchweigend oder nur von gleichgültigen Dingen redend ihren Weg fortgeſetzt, bis ſie plötzlich bei einer Wendung des Thales die prächtige Burg erblickten. Ueberraſcht von der Schönheit derſelben hielten ſie die Pferde an. Keiner von ihnen war noch in dieſe Gegend gekommen; am lebhafteſten äußerte Hieronymus den von der Schönheit der Ritterveſte empfangenen Eindruck; er jauchzte auf und rief begeiſtert: „Gegrüßt mir, du herrliche Herberge der Gerechtigkeit, wie dich Ulrich von Hutten ſo ſchön und treffend getauft hat! Das nenn' ich mir einen würdigen Sitz der Wahrheit, des Rechts und der Begeiſterung für Beide! Wie ſchlägt mir das Herz ſtürmiſch, nun die Männer zu ſehen, die von dieſer Felſenſpitze den Kampf gegen Lug und Trug ſo kräftig führen! Ich kann es Dir nicht genug Dank wiſſen, mein Bruder, daß Du meinen heißen Wünſchen nachgegeben und mich auf dieſer Reiſe mitgenommen haſt.“

„Wie der Geiſt der Jugend aus ihm ſpricht!“ lächelte der Stadtſchreiber ſein. „Für die großen und neuen Meinungen und Anſichten, welche an altgewordenen Formeln rütteln, iſt doch die Jugend ſtets am empfänglichſten. Wie ſtaunenswerth iſt in dieſer Beziehung auch die Einrichtung Gottes in dem menſchlichen Geiſte! Wäre die Jugend nicht ſo leicht entzündbar für die Feuerfunken, die von gewaltigen Geiſtern, den Glutherden einer neuen Weltgeſtaltung, ausfliegen, nie würden die Flammen, die das Alte, Morſche und unbrauchbar Gewordene verzehren ſollen, damit neuen Schöpfungen Raum werde, um ſich greifen können; ſie würden erſticken und verlöſchen aus Mangel an Brennſtoff und an Zugluft. Darum hat die Jugend immer Recht und wird zu allen Zeiten Recht behalten, wenn es gilt, eine alte abgelebte Zeit vom Throne zu ſtürzen und eine junge, kräftige dafür zu erheben. Durch die begeiſterte Jugend werden Luther und Hutten ſiegen, in Rom mögen ſie ſich ſpreizen, wie ſie wollen. Sehen wir es doch in Wittenberg. Trotzdem, daß Luther ſeit ſeiner Abreiſe von Worms wie von der Erde verſchwunden war, ſtrömten aus allen Gauen des deutſchen Reichs Jünglinge nach der kleinen Univerſitätsſtadt, um ſeines Geiſtes theilhaftig zu werden; denn alle Lehrer ſind dort von ſeinem Geiſte ergriffen und erfüllt, vorzüglich mein junger edler Freund Philipp Melanchthon, ſelbſt noch ein Jüngling und doch ſchon einer der gelehrteſten und klarſten Köpfe und eines der wärmſten und edelſten Herzen.“

„Ich wollte, ich hätte mich den Wiſſenſchaften gewidmet,“ ſagte Hieronymus mit einem Anfluge von Unmuth, um auch in Wittenberg ſtudiren zu können. Welch ein herrliches Leben muß ſich dort entfalten!“

„Wir bedürfen auch der freiſinnigen Männer in andern Ständen,“ nahm Ulrich das Wort. „Namentlich unſerem Stande thut es noth, daß wir uns vom Gewöhnlichen, Alltäglichen, Herkömmlichen losreißen. Denn kein Stand iſt geneigter, geiſtig zu verſumpfen, das Geld zum Gott der Erde zu erheben und vor der Macht ſich wedelnd zu verbeugen, ſie mag ſo ungerecht, ſo aberwitzig ſich geberden, wie ſie will, als der Kaufmannsſtand. Haben wir doch das Beiſpiel in unſerer eigenen Familie. An uns nun iſt es vorzüglich, die kühnen Gedanken der Wahrheit, welche in den großen Geiſtern aufblitzen, in das Leben einzuführen, ſie der Wirklichkeit anzupaſſen, ihnen Fleiſch und Blut zu geben und ſie fruchtbar zu machen für unſere und künftige Zeiten. Wenn es nur unter den Gelehrten empfängliche Köpfe gäbe, mein Hieronymus, würde die Wahrheit ſtets ein Schattenbild bleiben. Darum preiſe den von dir erwählten Kaufmannsſtand, der dir die ſchönſte Gelegenheit gibt, zu verwirklichen, was jene großen Männer gedacht und geforſcht und in Wort und Schrift ausgeſprochen haben. Fahre nur fort, die Schriften Luthers, Huttens und anderer kräftigen Geiſter unſerer Zeit zu leſen und dir die Seele von ihnen entflammen zu laſſen.“

„Daß ich es daran nicht fehlen laſſe, weißt Du!“ rief der Jüngling mit leuchtenden Blicken. „Hab' ich Dich doch deshalb vermocht, mich mit zu nehmen, weil ich für die Schriften des edeln Ritters von Hutten ſchwärme.“

„Gott ſegne Euch, junger Mann!“ ſagte der bejahrte Stadtſchreiber mit Rührung. „Möchte die Jugend des ganzen deutſchen Reichs im Denken, Fühlen und Handeln, was dieſen Punkt betrifft, Euch ähnlich ſein! O, wären doch alle Jünglinge, wie Ihr, ergriffen von der göttlichen Macht der Wahrheit, wie ſie ſo unverkennbar und bezwingend aus Luthers und Huttens Schriften hervortritt, es ſtände beſſer um ihre gute Sache.“

„Ich verſteh' Euch, werther Herr und Freund!“ ſagte Ulrich bitter lächelnd. „Wir hätten dann nicht das unſelige wormſer Edikt zu beklagen. Schwerlich hat unſer junger Kaiſer etwas von Luthers und Huttens Schriften geleſen; wie hätte er ſonſt unſere auf ihn geſetzten Hoffnungen ſo bitter täuſchen können! Man rühmt ihm doch nach, daß er klug und verſtändig ſei. Wir rechneten es ihm hoch an, daß er ſich dem Einfluß des alten Kardinals Ximenes in Kaſtilien ſo geſchickt entzogen, und nun läßt er ſich doch zu unſer Aller ſchmerzlichem Erſtaunen von den römiſchen Netzen umgarnen und fangen. Wenn das ſeinem ſchwachen und abgelebten Großvater geſchah, ſo durfte es uns nicht verwundern; wir waren es wohl nicht anders von ihm gewohnt. Von dem einundzwanzigjährigen Karl, der vom Papſt ſchon beleidigt worden war, ließ ſich ein beſſeres Verſtändniß erwarten.“

„Bah!“ verſetzte Peutinger, „er iſt nicht ſelbſtſtändig, Ihr wißt es ja. Der geizige Chievres und die andern niederländiſchen Miniſter und Edelleute ſeiner Umgebung leiteten ihn. Seit Chievres Tod bewegt er ſich ſchon freier, wie man ſagt. Wahrſcheinlich würde heuer das Edikt nicht ausgegeben, Luther nicht in die Acht erklärt, die Cenſur für neue Druckſchriften nicht angeordnet worden ſein, zumal es ſo ganz entgegengeſetzte Folgen gehabt hat, als die hohen Herren erwartet haben. Iſt Luther nicht erſt recht gefeiert und ſchier vergöttert, ſeit der Bann des Papſtes und die Acht des Kaiſers über ihn ausgeſprochen worden ſind? Sind die gedruckten Büchlein ſeit der kaiſerlichen Anbefehlung der Cenſur nicht erſt recht grob und ungeberdig? Es fällt keinem Drucker ein, ein ſo wildes und ſtürmiſches Libell dem Biſchof oder der theologiſchen Fakultät auf der nächſten Univerſität zur Cenſur vorzulegen. War der erſt vergötterte Papſt in Deutſchland mehr verachtet und verſpottet, als nachdem er den Bann über unſern wittenberger Freund ausgeſprochen? Hat ſich der junge Kaiſer durch dieſe unbeſonnene Achterklärung, durch die er ſich nur dem Papſt hat gefällig erzeigen wollen, nicht ſchnell bei allen hellen und feurigen Köpfen im deutſchen Reiche um allen Kredit gebracht? Seht da die Macht der Wahrheit, wie ſie bei uns ſchon rieſengroß geworden! Sie geht über Bann und Acht, über Papſt und Kaiſer. Die Macht dieſer beiden kann nur noch etwas Erkleckliches ausrichten, wenn ſie's mit der Wahrheit halten; gegen ſie vermögen ſie nichts mehr. Die Politik, die gegen den Volkswillen handelt, wird zur Lüge und zerfällt in Nichts.“

„Wollte Gott, Euer Wort wäre in aller Hinſicht wahr! Ich fürchte aber, da der Kaiſer des Franzoſenkönigs in Italien mächtig geworden iſt, die Kaiſerlichen jetzt die Franzoſen dort gänzlich verjagt und Mailand und Genua nach langer Entfremdung wieder an das Reich gebracht haben, dürfte er wohl, wie er einmal ſeine Geſinnung im Edikt kund gegeben, die Waffen nicht ohne Erfolg gegen die Wahrheit kehren, zumal der neue Papſt, ſein ehemaliger Magiſter, auch wieder ins alte römiſche Horn bläſt.“

„Ja, Gott ſei's geklagt," ſeufzte Peutinger, „daß der ſittenſtrenge und nüchterne Papſt Adrian gerade in dem Punkt, der uns zunächſt angeht, wieder eben ſo denkt und handelt, wie ſein leichtfertiger und üppiger Vorgänger! In allen andern Punkten und Stücken iſt er ſchnurſtracks das Gegentheil Leo's. Das Licht und die Wahrheit, die in Deutſchland aufgegangen ſind, haßt er wieder ebenſo, wenn auch aus andern Gründen, und vorzüglich aus dem lächerlichen Grunde, weil wir Feinde der alten Scholaſtiker ſind, die er gern noch über die Bibel ſtellt. Und dieſer Oberhirt iſt ſelbſt ein Deutſcher! Er verabſcheut die Liederlichkeit und den Uebermuth der Kleriker; er erkennt die gräulichen Gebrechen der Kirche an, und doch iſt er Luthers und der wiſſenſchaftlichen Männer Feind. Iſt das nicht ein ſeltſames und beklagenswerthes Schickſal! Schon als Profeſſor und Dechant der Univerſität Löwen hat er gegen die Sünden der Geiſtlichen und gegen die Verſchwendung der Kirchengüter geeifert; als Lehrer des Prinzen Karl hat er ſich ehrenhaft gegen die Gebrechen der Kirche ausgeſprochen und ſich das allgemeine Lob eines nüchternen, beſonnenen, wohlwollenden und verſtändigen Mannes erworben; ſpäter als Regent von Kaſtilien hat er den Pfaffen und ihrem Anhang fleißig den Widerpart gehalten, und als Kardinal iſt er nichts weniger als ein ergebener Freund des Papſtes geweſen. Als er vor einem halben Jahre ihm ſelbſt, wie der ganzen Chriſtenheit höchſt unerwartet zum Papſt erwählt worden war, erklärte er öffentlich: er habe ſeinen Nacken nur darum in das Joch der päpſtlichen Würde gebeugt, um die verunſtaltete Braut Chriſti in ihrer Reinheit wieder herzuſtellen. Und doch iſt er ein Gegner Luthers und will deſſen klares und rechtes Wort unterdrücken. Aber, wie ſchon geſagt, er gehört zu jenen derben Eſſigtöpfen, den gelehrten Magiſtern von Löwen, welche ſtets gegen die junge wiſſenſchaftliche Literatur und die Theologie, wie ſie in Wittenberg gelehrt wird, geeifert und gebelfert haben; er iſt ein Anhänger der dominikaniſch-ſophiſtiſchen Gelehrſamkeit, die nimmer von dem alten verrotteten Weſen loskommen kann, und deshalb iſt kein Heil von ihm für unſere Sache zu erwarten.“

„Von keinem Pfaffen und von keinem Fürſten wird der guten Sache jemals Heil kommen,“ verſetzte Ulrich bitter. „Davon bin ich, ſeit mir mein wackerer Ohm zum Amt eines päpſtlichen Kämmerers verholfen, erſt recht überzeugt worden. Ich ahnete früher nur, welche unverbeſſerlichen Schelme Papſt und Pfaffenfürſten ſeien; als Kämmerer des Papſtes hab' ich's ſattſam erfahren: von Rom kein Heil, aber auch von unſeren Fürſten keins. Darum liegt uns ob und iſt unſere höchſte Pflicht, das ganze Volk dahin zu führen, daß es die unerſchütterliche Ueberzeugung gewinne, nur von ihm ſelbſt könne Heil und Hülfe ſeiner Gebrechen ausgehen. Wenn die Thiere in der Freiheit an irgend einem Gebreſte leiden, ſo ſuchen ſie aus dem ihnen innewohnenden Naturtriebe von ſelbſt die heilſamen Kräuter; das Roß, welches am Fieber laborirt, beißt ſich wohl ſelbſt die Ader auf, und im Menſchenvolke ſollte nicht eine, dem Menſchengeiſte angemeſſene, lichte und klare Erkenntniß deſſen liegen, was es zu ſeinem Heile bedarf? Warum haben es unſere Vorfahren erkannt und gewußt und durch ſolches Wiſſen ſich ihr Leben gut und vernünftig eingerichtet? Die Fürſten und Pfaffen haben ſich zuſammen verſchworen, die klare Erkenntniß des Volkes zu trüben, ſeinen Geiſt mit widerſinnigen Satzungen zu verwirren, es dumm und unkräftig zu machen. Denn Dummheit iſt Ohnmacht. Einem einſichtsvollen vernünftigen Menſchen kann kein heuchleriſcher Schlaukopf Feſſeln anlegen und ihn zwingen, für Schurken in der Kutte und im Hermelin zu arbeiten. Darum zündet dem Volke die Fackel an, und die Finſterniß muß weichen.“

„Ich fürchte nur,“ entgegnete der gelehrte Stadtſchreiber fein lächelnd, ſo daß unentſchieden blieb, ob blos Zweifel oder Spott in ſeiner Seele vorwaltete, „ich fürchte nur, das was Ihr Volk nennt, die Maſſe jener zweibeinigen Thiere, welche ſo ziemlich ein menſchliches Antlitz tragen, aber ſonſt in der Regel von Affen nur durch größere Wildheit unterſchieden ſind, wird jetzt eben ſo wenig begreifen, was ihm frommt, wie ſie ſolches doch eigentlich niemals begriffen hat. Nehmt die Geſchichte vor und erkennt daraus, welch ein erbärmliches verächtliches Weſen das ſogenannte Volk zu aller Zeit geweſen iſt, leidenſchaftlich, unbeſtändig, unvernünftig, tyranniſch, blutdürſtig und ſtets zum Schlechten, Gemeinen, Thieriſchen mehr geneigt, als zum Guten, Edeln und Menſchlichen. Immer nur Einzelne ſind befähigt und berufen geweſen, das Werk Gottes in der Menſchheit zu fördern. Die Fackel, die Ihr der Maſſe anſtecken wollt, möchte leicht zur Brandfackel werden und Dörfer und Städte einäſchern, ja für die erleuchteten Geiſter, die nicht in das rohe und blutdürſtige Geſchrei des Pöbels einſtimmen, ſogar die Marterfackel des Folterknechts.“

„Ihr beurtheilt das Volk viel zu ſtreng!“ rief Ulrich Fugger faſt unwillig, „und das kommt daher, weil Ihr es aus Büchern beurtheilt, aus der von Gelehrten und vornehmen Leuten niedergeſchriebenen Geſchichte. Alle dieſe Leute halten ſich aber von dem Volke ſo fern, als ſei ſeine Berührung peſtanſteckend. Ich dagegen lebe unter dem Volke, verkehre mit ihm; ich bin ſein Freund, Rathgeber und Helfer; ich habe noch nie einen Augenblick vergeſſen, daß ich der Sohn eines Leinwebers bin, und ich nenne mich nicht etwa nur ſo mit einer ſtolzen und lächerlichen Scheinbeſcheidenheit, um den fuggeriſchen Reichthum und Einfluß dadurch in ein recht glänzendes Licht zu ſetzen, wie meine lieben Vettern Raimund und Anton. Nein ich bin in der

That und Wahrheit ein Volksmann, und ich habe ſtets ſchöne Gelegenheit gehabt, das Volk achten und lieben zu lernen, ja es hat mir nicht an ſolcher gefehlt, ſeinen Edelſinn, ſeine Treuherzigkeit zu bewundern. Das Volk verthiert nur dann, wenn ihm von privilegirten Ständen, die ſich ihre Privilegien ſelbſt gegeben oder genommen haben, eine lange Zeit unausgeſetzt Unrecht geſchieht, wenn es beraubt, ausgeſogen, wenn ihm Schmach und Gewalt angethan, und es dabei noch verachtet und verſpottet wird. Behandelt das Volk menſchlich, brüderlich nach dem Gebote unſeres Heilands, und Ihr werdet Menſchen und Brüder in ihm finden. Und wenn ſein ſittliches Gefühl nicht ausgebildet, wenn es unwiſſend und roh iſt, wer trägt die Schuld als ſeine Tyrannen und vorzüglich dieſe üppigen, geilen, despotiſchen Pfaffen, die doch dazu beſtimmt ſind, das Volk zu bilden? Tauſendjähriges Unrecht wird nicht zum Recht. Noch nie iſt verſucht worden, auf das ganze Volk mit dem ganzen Volk zu wirken. Die Zeit naht, wo dies geſchehen wird und muß."

## 2.

## Bund und Plan der Gerechten.

Unter dieſem Geſpräch waren die Reiſenden der hochragenden Burg nahe gekommen und ſchlugen nun ſchweigend den gekrümmten berganſteigenden Weg ein, welcher zu dem reizenden Ritterſitze emporführte. Die Befeſtigungswerke der Burg waren im beſten Stand und zum Theil ganz neu hergeſtellt. Man ſah es den reinlichen und ſchönen Gebäuden auch in der Nähe an, daß ein kräftiger Geiſt in ihnen walte, und die Ferne hatte nicht getäuſcht, wie bei vielen Städten und Burgen. Eine fröhliche Menge von

Dienern und Söldnern, alle gut gekleidet, belebte die Höfe; überall, wohin das überraſchte Auge der Ankömmlinge fiel, begegneten ihm Scenen eines muntern und luſtigen Lebens. Roſſe wurden getummelt, Waffen gebeſſert und geputzt, kriegeriſche Uebungen abgehalten. Die Pferde der drei Reiter wurden von flinken Dienern in Empfang genommen; ſie ließen ſich beim Ritter Ulrich von Hutten anſagen, und ehe ſie noch die Treppe des Hauptgebäudes, in welches ſie gewieſen wurden, erſtiegen hatten, kam ihnen der ritterliche Dichter ſchon mit einem Ausrufe herzlicher Freude entgegen.

„Willkommen, edle Männer und Freunde“ rief er, Peutinger und Ulrich Fugger umarmend. „Willkommen auf der ſchönen Ebernburg! Ich bin Euch ſehr verbunden, wackerer Fugger, daß Ihr meiner Einladung ſo ſchnell und willig Folge geleiſtet. Und welch frohe Ueberraſchung habt Ihr mir dadurch bereitet, daß Ihr meinen lieben Freund Peutinger mitgebracht! Auch Eueren Bruder — nicht wahr, Hieronymus heißt er? — begrüße ich mit großer Freude. Wir bedürfen der aufſtrebenden Jugend, des neuen den Weltgeſchicken entgegenreifenden Geſchlechts. Wie wird ſich Sickingen freuen! Ihr findet die gegenwärtigen Freunde eben alle zuſammen beim Vespertrunk in der Ritterhalle und werdet ein hochwillkommener Zuwachs der Geſellſchaft ſein, zumal wenn Ihr neue Kunde aus Wittenberg oder Italien bringt.“

Sie traten in die Halle. Eine Geſellſchaft von zehn bis zwölf Männern, ihrer Kleidung nach meiſt Gelehrte, ſaß beim Becher um einen eichenen Tiſch im lebhaften Geſpräch. Der Ritter von Sickingen erhob ſich, um den neuen Gäſten entgegen zu gehen und ihnen die Hand zur Begrüßung zu ſchütteln. Darauf brachte er ihnen nach alter deutſcher Sitte ſelbſt den Willkommbecher zu und nannte ihnen die Namen der Anweſenden, indem ſie mit ihnen anſtießen, die aber dem Augsburger Stadtſchreiber ſchon meiſt perſönlich bekannt waren. Die vorzüglichſten Gelehrten waren Kaſpar Aquila, Martin Bucer, Johann Schwebel, Oekolampadius, vor drei Jahren noch Pfarrer in Augsburg, lauter Namen vom beſten Klange in Deutſchland, lauter Forſcher und begeiſterte Anhänger der jungen Wahrheit. Dann Heinrich Kettenbach, ein Prediger aus Ulm, der um der Wahrheit willen, die er gepredigt, verfolgt, hier, gleich dem Ritter von Hutten eine Zufluchtsſtätte gefunden hatte. Unter den ritterlichen Herren war, außer Sickingen und Hutten der edle und treffliche Hartmuth von Kronenberg, der Gatte von Sickingens älteſter Tochter, der nennenswertheſte Gaſt auf der Ebernburg, dieſer glühende und gewaltige Anhänger und Vertheidiger der evangeliſchen Lehre und erbitterte Feind des lügneriſchen Pfaffenthums, ſo daß er oft zu ſagen pflegte: er wolle ſich gern viertheilen laſſen, wenn er damit die Aufnahme des Evangeliums in Deutſchland befördern könnte.

Während Peutinger ſeine neueſten Nachrichten vom Siege Luthers über den wilden Fanatismus des gelehrten Doktor Karlſtadt in Wittenberg nach ſeiner Rückkehr von der Wartburg preisgab und ſich ein lebhaftes Geſpräch über die tolle Bilderſtürmerei und die Vernichtung aller kirchlichen Form, wie ſie in Wittenberg während Luthers Abweſenheit zur Erſcheinung gekommen war, entſpann und ſich weiter über die bereits bekannt gewordene glückliche Ankunft des Kaiſers in Spanien und die jüngſten Siege des kaiſerlichen Heeres in Italien über die Franzoſen, ſo wie die Vertreibung der Letztern über die Alpen erſtreckte, eben ſo über die neuerlich erfolgte Kriegserklärung des Königs Heinrich VIII. von England an den franzöſiſchen König, und die Unterhaltung endlich auf den heftigen und groben literariſch-religiöſen Streit des Königs Heinrich mit Luther führte, über den damals die ganze civiliſirte

Welt ſprach, zog Ulrich von Hutten ſeinen Freund Ulrich Fugger fort in ein anderes Gemach zum ungeſtörten Zwiegeſpräch. Hieronymus blieb bei der Geſellſchaft und hörte mit leuchtenden Augen den lebhaften Reden und Gegenreden zu.

„Noch einmal herzlichen Dank, daß Ihr gekommen ſeid!" nahm der Ritter das Wort. „Ich habe Wichtiges, höchſt Wichtiges mit Euch zu reden und zu verhandeln, und ich konnte nicht zu Euch kommen, wie ich Euch ſchon ſchrieb; denn meine Krankheit iſt von neuem ausgebrochen und erſchwert mir das Reiſen ungemein, und dann muß auch Sickingen mit Euch reden und, wie ich hoffe und wünſche, gerichtlich mit Euch über gewiſſe Dinge kontrahiren. Deshalb erſuchte ich Euch ſo dringend die Reiſe zu uns zu machen; es iſt ja auch in Euerm Intereſſe, geiſtigem und leiblichem, wie Ihr bald hören ſollt."

„Ihr habt mich durch die Nachricht, daß Ihr wieder an Euerm alten böſen Gebreſte leidet, baß erſchreckt. Das iſt ein übel Ding und muß Euch in Euerer geiſtigen Wirkſamkeit gar ſehr behinderlich ſein. Das üppige Hofleben in Mainz iſt Euch nicht bekommen; ich ſah es Euch an auf den erſten Blick. Und" — fügte er bedeutſam lächelnd hinzu, „ſollte Euch nicht die ſchöne und üppige Martha Bry gefährlich geworden ſein? Ihre Leidenſchaft für Euch war mir gerade kein Geheimniß, und ſo viel mir bekannt, habt Ihr den Genuß einer ſo wohlſchmeckenden und köſtlichen Frucht nie verſagt. Aber man verdirbt ſich den Magen durch zu viel Süßigkeit. Sollten Martha's allzuheiße Küſſe Euch nicht geſchadet haben?"

Ueber des Ritters krankhaft dunkle Geſichtsfarbe ſchoß eine verrätheriſche Röthe. „Laſſen wir die Martha!" ſagte er dann ausweichend. „Wir haben wichtigere Dinge mit einander zu reden, und derlei Geſtändniſſe von mir helfen weder mir noch Euch etwas."

„Und doch erlaubt mir, bevor wir zu den verheißenen wichtigeren Dingen übergehen, noch eine Frage nach Martha. Ihr wißt, ich intereſſire mich für ihr und ihrer Schweſter Eleonore Schickſal. Beide ſind plötzlich vom Mainzer Hofe verſchwunden, und ich habe nicht erfahren können, aus welchem Grunde ſie ſich entfernt und wohin ſie gekommen ſind. Wißt Ihr Näheres über ſie?“

„Was ich ſelbſt darüber erfahren habe, theil' ich Euch gern mit. Doch bedenkt, daß ich ſelbſt ſchon über zwei Jahre vom Mainzer Hof entfernt bin, und die beiden Schweſtern erſt geraume Zeit nach meiner Entfernung dort unſichtbar geworden ſind, daß ich alſo nichts aus eigner Erfahrung, ſondern Alles nur aus kurzen Berichten Anderer weiß. — Die ſchroffe und herriſche Weiſe der Frau Eleonore wurde dem an harte und eckige Umgangsformen nicht gewöhnten Kurfürſten bald unbequem. War doch ſeine Weichlichkeit, ſein verſchwommenes und unbeſtimmtes Weſen auch der Hauptgrund ſeiner allmäligen Verſtimmung gegen mich. Eine derbe entſchiedene Natur wie die meinige und eine verzärtelte, unentſchiedene, gekünſtelte, wie die ſeinige, können auf die Dauer nicht zuſammengehen. In der Grundverſchiedenheit unſeres Weſens iſt die Urſache unſerer Trennung zu ſuchen, nicht in den Drohungen des nun auf ewig ſtill gewordenen Papſtes Leo. Doch ich wollte Euch ja, Euerm Wunſch gemäß, Bericht über Martha Bry und ihre Schweſter Eleonore erſtatten. Martha, obgleich ſo herriſch und ränkeſüchtig wie ihre Schweſter, war doch ſchlauer und wußte den wollüſtigen Kurfürſten durch geſchicktes biegſames Nachgeben immer von neuem zu umſtricken. Ihre ungewöhnlichen Talente für die Kunſt riſſen den ſchwachen Albrecht hin, ſelbſt wenn er zuweilen aus Ueberdruß geneigt geweſen wäre, anderen Lockungen zu widerſtehen. Aber Martha liebte ihn nicht, ſie handhabte ihn nur geſchickt als Mittel zur Befriedigung ihrer koſtbaren Gelüſte. Sie betrog ihn, und er mußte endlich dahinter kommen. Er mochte mich wohl, durch Zuflüſterungen ſeiner Schranzen verleitet, in Verdacht haben, als ſtehe ich mit Martha im minnlichen Verkehr, und dies mochte ſeiner Erkaltung gegen mich Vorſchub leiſten. Ich vermuthe es nur; denn etwas Beſtimmtes über dieſen Punkt habe ich weder aus ſeinem, noch aus einem andern Munde erfahren. Aber Eleonore hatte ſich Aeußerungen und Handlungen erlaubt, die man an Fürſtenhöfen, ja ſelbſt an denen ſo freiſinniger und liberaler Fürſten wie Albrecht, nicht dulden kann. Endlich erſchien der berühmte Schwarzkünſtler Doktor Fauſt mehrmals in Mainz, und man behauptete, ſeinen Zaubermitteln ſei es gelungen Martha's höchſte Gunſt zu gewinnen. Andere wollen wiſſen, der Kurfürſt habe dem Hexenmeiſter ſelbſt dazu den Auftrag gegeben, und es ſei zwiſchen beiden verabredet worden, daß der Kurfürſt ſeine Kebſe in den Armen des Schwarzkünſtlers überraſche. Genug, ſeit jener Zeit iſt die ſchöne und viel beneidete Gräfin von Aſchaffenburg plötzlich aus Mainz verſchwunden, und man hat mich verſichert, ſie ſei mit dem alten Fauſt im Reiche umhergezogen und habe bei ſeinen Zauberſtücken als ſchöne Helena gedient. Der Magier iſt aber nun auch ſchon ſeit Jahr und Tag den Weg alles Fleiſches gegangen — die Leute erzählen ſich, der Teufel habe ihn geholt, und wiſſen gräuliche Geſchichten darüber zu berichten, doch begreife ich nicht, weshalb der Teufel dieſen Mann geholt haben ſoll und nicht auch den Papſt Leo; da doch der Letztere gewiß einen weit wichtigern Pakt mit dem Höllenfürſten gemacht und der Hölle weit größere Dienſte geleiſtet hat, als ein unbedeutender Schwarzkünſtler — genug, der berühmte Doktor Fauſt iſt eben ſo gut todt, wie der berühmte Papſt Leo, und was aus ſeinem Schätzchen, der ſchönen Martha Bry, geworden iſt, weiß ich Euch nicht zu ſagen, verehrter Freund.“

„Die Eleonore hat ſich zuweilen wieder in ihrem Häuschen in der Fuggerei in Augsburg aufgehalten; bei mir hat ſie ſich aber nicht ſehen laſſen, und ich muß Erkundigungen nach ihr anſtellen. Denn die Zeit dürfte keineswegs mehr fern ſein, wo ich ihrer Hülfe bedürfte, und ihre Erfahrungen am Mainzer Hof möchten ſie zu dieſer Hülfe noch tüchtiger und geſchickter gemacht haben.“

„Ihr meint, ſie gibt ein gutes Werkzeug in geſchickten Händen ab, die Erhebung des Volks gegen ſeine Unterdrücker zu fördern. Glaubt Ihr wirklich, daß das Volk, ſo weit Euer Geſichtskreis reicht, zu einer Erhebung gegen Fürſten und Pfaffen reif ſei?“

„Die guten und rechten Köpfe ſind reif dazu, wenigſtens im Algäu, den ich oft durchreiſe und genau kenne; führt doch mein Weg von Augsburg nach Schwaz ſtets hindurch, und dieſe Köpfe werden das andre dumme und träge Volk ſchon fortreißen. Und wie im Algäu, ſo gährt's im Hegau, im Linzgau, im Klettgau, im Rheingau, in Franken und anderwärts; überall iſt den Bauern der geſteigerte Druck unmöglich geworden. Ganz Oberſchwaben iſt voll Zunder. Nicht vergebens haben Joß Fritz und jener Veltlin, von dem Niemand wußte, wer er eigentlich war, hier den Boden bearbeitet, die Saat ausgeſtreut. Sie iſt aufgegangen und reift der Sichel des Schnitters entgegen. Die neue Predigt des Evangeliums vom Doktor Luther iſt recht wie ein fruchtbarer Sonnenſchein darauf gefallen. Wenn wir nur des Luther gewiß wären für das nördliche Deutſchland, und er ein Wort an das Volk richtete, ſeine Bedrücker niederzuwerfen, dann hätten wir leichte Sache; denn Ihr könnt kaum glauben, in welch großem ſchier fabelhaften Anſehen Luther beim gemeinen Mann ſteht. Die Bauern in Schwaben verehren ihn höher als alle Heiligen der Kirche zuſammengenommen. Ihr geltet zwar viel beim Volke, vorzüglich ſeit es erfahren, daß Ihr der

Verfaſſer des ‚neuen Karſthans‘ ſeid, den die Bauern überall verſchlungen haben, aber Luther gilt doch noch mehr.“

„Das macht, weil er ſich nur auf die Bibel als das Wort Gottes ſtützt und die Lüge der Pfaffheit zumeiſt bekämpft, ſelbſt ein Ordensbruder. Dies gibt ihm ſo großes Gewicht. Wäre er im gleichen Maße ein Vertheidiger der Volksrechte gegen die betrügeriſchen räuberiſchen Fürſten, er wäre der Mann, der unſerer Sache ſchnell aufhelfen könnte. Aber ich fürchte, er ſteht nicht ganz zu uns. Anfangs vor fünf und vier Jahren zeigte er in ſeinen feurigen Schriften wohl große Luſt mit dem Schwerte gegen allen Lug und Trug, er mag in der Kutte, im Meßgewand, in der Schaube, im Harniſch oder Hermelinmantel ſtecken, weidlich loszuſchlagen, aber neuerdings will er Alles durch die Macht des Wortes allein zwingen. Als ich ihm ſchrieb, dem Evangelium müſſe mit dem Schwert Bahn gebrochen werden, antwortete er mir: Ich möchte nicht, daß man das Evangelium mit Gewalt und Blutvergießen verfechte. Durch das Wort iſt die Welt überwunden worden, durch das Wort iſt die Kirche erhalten, durch das Wort wird ſie auch wieder in Stand kommen, und der Antichriſt, wie er Seines ohne Gewalt bekommen, wird ohne Gewalt fallen. — Das iſt aber eitel Rederei vom Luther, und ſteckt nichts Wahres dahinter. Wohl mit Gewalt und faſt nur mit Liſt und Gewalt hat die Päpſterei und die Fürſtenherrſchaft obgeſiegt über das arme Volk. Krieg und Mord haben ſie geübt gegen Einzelne und ganze Völker, die ihnen entſchloſſen und kräftig entgegentraten und ihnen ihr Unrecht klar vor der Welt zeigten. Gift und Dolch, Fürſten-, Ritter- und Henkerſchwert, jede Gewalt, jede Büberei ſind angewendet worden von Pfaffen und Fürſten, um den frei geſchaffnen Menſchen zu knechten und als Sklaven ſich dienſtbar zu machen; der Antichriſt iſt ein Kind der Gewalt, alſo muß er auch mit Gewalt gefällt werden. Wenn das Wort an taube Ohren und Herzen tönt und alle geſprochene Wahrheit nichts fruchtet, wenn die Feder vergebens ſtumpf geſchrieben iſt im Kampfe für Licht, Recht und Wahrheit, dann iſt uns als letztes und wirkſamſtes Mittel das Schwert in die Hand gegeben, damit wir die Lügenbrut damit in Stücken zerhauen ſollen; und Chriſtus der Herr ſpricht ſelber: Ich bin nicht in die Welt gekommen, euch den Frieden zu bringen, ſondern das Schwert. Und wahrlich, Chriſti Wort ſoll uns höher gelten, als Luthers Wort."

„Wahrlich das iſt auch meine Meinung!" rief Ulrich Fugger erfreut und erfaßte des ſtürmiſchen Ritters Hand mit Begeiſterung. „Gewalt muß mit Gewalt vertrieben werden. Das Volk iſt ein gefeſſelter Löwe, den ſeine Bändiger verlachen und verhöhnen und ihn zum ſchmachvollen Dienſte eines Müllereſels herabwürdigen. Wir aber müſſen ihm die Erinnerung an den alten Adel ſeines Geſchlechts, wir müſſen ihm das Gefühl ſeiner Kraft und Hohheit beibringen; die abſcheulichen Feſſeln des Aberglaubens, der Bigotterie, des blinden Gehorſams, der Dummheit abſtreifen, da wird er denn eines Tags über ſeine üppigen und hochmüthigen Peiniger herfallen und ſie trotz der vorgehaltenen Monſtranz und des ausgehängten Purpurmantels zerfleiſchen, wie ſie es verdient haben. Ihr habt ſchon tüchtig geſchafft, daß die Stunde der Erlöſung für unſer armes deutſches Vaterland bald ſchlage; auch ich habe das Meinige gethan, um dem Volke klar zu machen, daß es die pfäffiſchen und adligen Blutegel nicht anders los werden kann, als wenn es ſie abſchüttelt und zertritt. Doch die Blutſauger und Bauernſchinder thun ſchon auch das Ihrige, um das große Werk der Befreiung kräftig zu fördern. So hat die Peſt im vorigen Jahre den kleinen ſcheußlichen Tyrannen, den Fürſtabt von Kempten in die Hölle geführt, aber den gedrangſalten Bauern der

Abtei hat das nichts geholfen; ein Teufel hat nur den andern abgelöſt auf dem Fürſtenſtuhle. Der jetzige Abt Sebaſtian von Breitenſtein ſchindet die Bauern noch toller als ſein Vorfahr. Seit Jahr und Tag ſind von dieſem Menſchen Bübereien begangen worden, die einem das Herz im Leibe umwenden; er hat die alte Landſteuer auf eine empörende Weiſe erhöht, eine neue Kriegsſteuer auferlegt und ſchindet den Bauer, der erſt fünf Schillinge zahlen mußte, jetzt fünf Gulden, alſo das Zwanzigfache des Frühern ab. Urkundlich lehnfreie Höfe zieht er als erledigte Lehen ein; von Gütern, die vom Zehnten frei waren und deren Beſitzer die Freibriefe in den Händen hatten, erpreßt er doch die Zehnten und zerreißt die ihm vorgelegten Briefe. Wenn das Gotteshaus zu Kempten freien Bauern Geld ſchuldet, ſo verſpricht der Abt zu zahlen, ſobald ſie ſich an das Gotteshaus verſchrieben. Thun es die Bauern aus Noth, ſo haben ſie die Freiheit verloren und erhalten doch ihre Zahlung nicht; denn dem Leibeignen braucht er nichts zu zahlen, und ſo ſind die armen Leute von dem ſchurkiſchen Pfaffen doppelt betrogen, um Geld und Freiheit. Schreit ein ſolcher Bauer über erlittenes Unrecht, ſo wird er in Ketten und Gefängniß gelegt, er wird von Kirche und Sakrament ſo lange ausgeſchloſſen, bis er mürbe iſt und einen Eid ſchwört, zu ſchweigen und weder beim Kaiſer noch bei andern Gerichten zu klagen. So wird der neue Fürſtabt von Kempten mit ſeinen Bauern fertig. Sollte man einen ſolchen Wicht nicht lebendig an einem kleinen Feuer röſten, bis er die niederträchtige Seele aushauchte? Und wie er, ſo ſind hunderte der edeln Herrn, und die geiſtlichen ſind immer die ſchlimmſten."

„Herr mein Gott!" fuhr der Ritter wild empor und ſtreckte die geballte Fauſt aus. „Das Maß der Büberei iſt voll, daß es überläuft. Wir müſſen losſchlagen. Mein werther Freund, ich muß Euch in unſer Geheimniß ziehen.

Ihr müßt Alles erfahren, was wir vorhaben; das Werk der Erlöſung erfordert Euere Hülfe, Euere Kraft. Ja, edler Fugger, hier auf der Ebernburg wird das große Werk vorbereitet. Hier iſt die Schmiede aufgethan, in welcher im Glühfeuer des Geiſtes die Waffen der Wahrheit und des Lichtes gehärtet und auf dem Ambos der Kraft und Mannestugend geſchärft werden. Seht, dort in jenen Zimmern iſt unſere Buchdruckerei aufgeſchlagen, dort arbeitet unſere Preſſe, meine Büchlein zu vervielfältigen, und von hier ſchicken wir ſie durch gute Boten in alle Welt. Alle die Männer, die Ihr vorhin beim traulichen Veſperbecher beiſammen geſehen, gehören zu einem Bunde, an deſſen Spitze unſer trefflicher für die Wahrheit des Evangeliums und für die Freiheit des Volks hochbegeiſterter Sickingen ſteht. Und noch viel andre gute und wackere Männer gehören zu dieſem Bunde. Ihr werdet ſie alle kennen lernen; denn auch Ihr werdet dazu gehören, wie ich auf das Beſtimmteſte hoffe. Ich habe in Sickingens Namen und Auftrag an Luther geſchrieben und auch ihm die Ebernburg als Aſyl angeboten, da er, der in Bann und Acht liegt, in Wittenberg nicht ſicher iſt und ſelbſt vom alten und behutſamen Kurfürſten von Sachſen nicht geſchützt werden kann. Gewinnen wir ihn für unſern Plan, ſo haben wir viel gewonnen; ſagt er uns ab, ſo darf uns das nicht irre machen. Mit ihm oder ohne ihn, müſſen wir unſer hohes und glänzendes Ziel verfolgen."

„Doch Ihr habt mir dieſes Ziel noch immer nicht deutlich bezeichnet, edler Ritter."

„Eh' ich dies thue erlaubt mir noch einige Worte gleichſam zur Einleitung. Wir haben uns lange nicht geſehen. Vor vier Jahren auf dem Reichstage in Augsburg gingen unſere Anſichten etwas auseinander. Heute, denke ich, werden wir einig ſein. Ich bin fortgeſchritten, Ihr werdet nicht ſtehen geblieben ſein. Viel iſt geſchehen in dieſer drangvollen, thatenſchwangern Zeit. Wir haben ſchier binnen Jahresfriſt einen neuen Kaiſer und einen neuen Papſt erhalten. Ich habe den üppigen kurfürſtlichen Hof zu Mainz verlaſſen und bin in die Herberge der Gerechtigkeit eingekehrt. Es hat ſich viel geändert, und ich bin um zwei große Täuſchungen reicher."

„Ihr meint in Bezug auf den Kurfürſten und auf unſern jungen Kaiſer. Es war in Augsburg viel von Euern neueſten Schickſalen die Rede, und Euere Freunde beklagten Euch aufrichtig."

„Es iſt überwunden, und ich kann nun offen von meinen Plänen und von dem großen Schmerze über ihr Scheitern reden. Als ich mich dem Kurfürſten anſchloß und mein Lager unter ſeinem prächtigen Zelte in Mainz ausbreitete, glaubte ich endlich den rechten deutſchen Mann, wie ihn Deutſchland brauchte, gefunden zu haben, einen hochedeln freigebigen Beſchützer der Künſte und Wiſſenſchaften, der die Münzen nicht krämeriſch zählt, die er erleuchteten Geiſtern mit voller Hand darreicht, einen Feind pfäffiſchen Lugs und Trugs, eine erhabene und große Seele, frei von allen kleinlichen und jämmerlichen Dingen, welche die Würde des Menſchen ſchänden, einen Mann und geiſtlichen Fürſten, wie er ſein muß, um Segen über das Volk zu bringen. Dazu aus einem alten fürſtlichen Hauſe und der Bruder eines weltlichen Fürſten von gleich großer und liebenswürdiger Geſinnung. Albrecht ließ ſich ganz ſo an, um der höchſten Verehrung aller edeln und braven Deutſchen werth zu ſein. Er verhehlte ſeine tiefe Verachtung aller pfäffiſchen Dummheit und Arroganz nicht, er verſpottete die römiſchen Anmaßungen auf eine geiſtreiche Weiſe; er war der Beſchützer und Freund aller Männer mit hellen Köpfen und redlichen Herzen, d. h. wie ſich von ſelbſt verſteht, aller Feinde des brutalen und liſtigen Pfaffenthums dieſſeits und jenſeits der Berge. Wißt Ihr, wozu ich ihn auserſehen hatte? Zu nichts geringerm als zum deutſchen Papſt. Denn eh' wird nicht Glück, Ruh und Frieden in unſerm ſchönen Vaterlande herrſchen, bis es eine ſtarke deutſche Kirche gibt, wie ein ſtarkes deutſches Reich, und an jener Spitze ein mächtiger Oberhirt ſteht, wie an dieſer ein mächtiger Kaiſer. Wenn erſt der römiſche Papſt nichts mehr in Deutſchland und der deutſche Kaiſer nichts mehr in Italien wird zu befehlen haben, dann iſt beiden Ländern geholfen."

„Es war ein ſchöner Gedanke!" rief Ulrich Fugger, „aber der weichliche, von den feinſten Genüſſen überſättigte, charakterſchwache Kurfürſt Albrecht iſt trotz aller Schönthuerei mit den Männern des Lichts und der Freiheit, nicht der rechte Mann zu ſolchem Werk. Dazu gehört Kraft, Entſchiedenheit und Entſchloſſenheit, und er hat nur Geſchmeidigkeit und Glätte."

„Sagt, er iſt ein Fürſt. Der Kardinalshut, die von den römiſchen Pfaffen gewonnene ſchöne Martha, die Schmeicheleien des Papſtes! Dieſen Dingen konnte der ſchwache Mann nicht widerſtehen. Ebenſowenig hatte er den Muth, ſich offen für Rom zu bekennen, dadurch kam er in eine wunderliche Stellung zu mir. Ich hatte kaum vernommen, daß der junge König von Spanien auf dem Wege nach Deutſchland ſei, um ſich zum Kaiſer krönen zu laſſen, als ich nach den Niederlanden eilte, um erſt ſeinen Bruder, den Erzherzog Ferdinand, dann den Kaiſer ſelbſt für meine Ideen und Pläne zu gewinnen: Losreißung Deutſchlands von Rom, Reformation der deutſchen Kirche, einen ſtarken deutſchen Papſt, einen ſtarken deutſchen Kaiſer. Die Jugend, rief ich hoffnungsvoll, die Jugend iſt empfänglich für das Große, Wahre, Rechte; die Jugend iſt leicht zu entflammen für Gott und Vaterland; die Jugend haßt das Schlechte und Gemeine, das Halbe und Unentſchiedene. Ich glaubte, die Zeit der Erfüllungen meiner Hoffnungen und Wünſche ſei da. Ein Kaiſer von zwanzig Jahren, ſein einziger Bruder, der Erzherzog, ſiebzehn Jahre alt, Jünglinge dem habsburger Hauſe entſproſſen, vom Papſt durch die Begünſtigung und Unterſtützung des franzöſiſchen Königs bei der Kaiſerwahl beleidigt; ich meinte, ich müßte ſie gewinnen, es ſei nicht anders möglich. Ach, Fugger, wie arg war meine Täuſchung! Dieſe Knaben hatten keinen Sinn für Deutſchlands Einheit und Größe. Der Papſt hatte ſie ſchon gewonnen; der junge Kaiſer, dieſe willenloſe Puppe, einigte ſich mit dem ſchlauen Leo. Ich wurde gar nicht vorgelaſſen; die Pfaffen, die die beiden Prinzen wie eine Leibwache umgaben, hatten mich bereits tüchtig angeſchwärzt. Rom hatte Meuchelmörder gegen mich ausgeſandt, und alle Freunde riethen mir, mich ſo ſchnell als möglich von Brüſſel wieder zu entfernen. Ich verſuchte die ſo hoch gerühmte Erzherzogin Margaretha zu ſprechen; der Dichter wollte mit Flammenworten zur Dichterin reden — auch ſie ließ mich abweiſen und mir den guten Rath ertheilen, den Hof zu meiden, indem ſelbſt der Kaiſer bald nicht mehr im Stande ſein werde mich zu ſchützen. Die hohen Häupter und ihr großer Anhang, jene armen Hundeſeelen, die ſich in menſchliche Leiber verirrt, mieden mich wie einen Peſtkranken. Wenn es gilt, die ungeſchminkte Wahrheit zu hören und zur That zu ſchreiten, nicht für fürſtliches Intereſſe, ſondern für das des Volks, des Vaterlands, der Menſchheit, ſind die beſten Fürſten eben — Fürſten, ſchwache, ſelbſtſüchtige Menſchen. Auch Margaretha — ich wiederhole es mit Schmerz — hörte mich nicht. Ich verließ Brüſſel, weil ich wirklich meines Lebens dort nicht ſicher war und kehrte nach Mainz zurück. An der glatten Fiſchkälte des Kurfürſten begriff ich, daß hier ferner meines Bleibens nicht ſein konnte. Auch erfuhr ich bald, daß der Papſt ſehr nachdrücklich und mit Androhung ſeiner höchſten Ungnade meine Gefangennehmung und Auslieferung nach Rom verlangt habe. Meine ſogenannten Freunde am Hofe wichen ſcheu vor mir zurück, und die mir erſt zugejubelt, verläugneten mich wie Petrus den Herrn. Die Schwächlinge! Die kleinen Seelen! Den unmündigen Knaben wollte ich zum großen ſtarken deutſchen Kaiſer machen; den feinen ſelbſtſüchtigen Kurfürſten zum großen ſtarken deutſchen Papſt; ſie ſollten ſich mit dem Volke verbinden, der Schlange des römiſchen Lugs und Trugs den Kopf zertreten, den blutigen Götzen kleinlicher Fürſtentyrannei ſtürzen und Deutſchland zu der Größe führen, die es über alle Länder des Erdbodens erheben muß, und deren es würdiger iſt als irgend ein Land. Ich habe mich geirrt, zu Pfaffen und Hofſchranzen halten ſie wieder; die Schwäche und Jämmerlichkeit der Väter iſt auf die Söhne übergegangen. Mich hat das wormſer Edikt nicht überraſcht; ich wußte vorher, woran ich mit dieſem jugendlichen Kaiſer Karl war. Ich war ſchon enttäuſcht; das Edikt diente nur dazu, Andere auch zu enttäuſchen. Wehe dem Lande, deſſen König ein Kind iſt!"

„Und doch ſtandet Ihr bald nach dem wormſer Reichstage eine kurze Zeit in kaiſerlichen Dienſten," warf Fugger ein.

„Ja, eine kurze, eine ſehr kurze Zeit!" ſeufzte Hutten. „Es erging mir in dem Dienſte des Kaiſers gerade wie Euch neuerlich mit dem Dienſte des Papſtes. Euch hat Leo noch kurz vor ſeinem Tode auf Eueres Ohms Betrieb zum Kämmerer gemacht. Das klingt noch ſeltſamer und iſt doch gleichwie den Bock zum Gärtner. Bei mir war der kaiſerliche Dienſt der letzte, mein allerletzter Verſuch mit dieſem jungen Kaiſer. Ich hatte bei meinem Sickingen eine Zuflucht auf ſeiner Burg Landshut gefunden. Da gewann ihn der Kaiſer als Feldhauptmann und erhob ihn zu ſeinem Rath. Ja, man behauptete allgemein, der Kaiſer ſei hocherfreut über die Gewinnung des mächtigen Ritters. Gleich darauf ließ mir der Kaiſer durch Sickingen eröffnen, er wünſche auch mich in Dienſt zu nehmen. Sickingen und ich hielten dieſe Schritte für eine geſchickte Annäherung an unſere Sache. Bald hellte ſich der Irrthum auf. Die guten niederländiſchen Hofſchranzen waren beſchränkt genug zu glauben, ſie würden mir mit kaiſerlichem Brote das Maul ſtopfen. Sie wollten mich ſchweigen; das war's. Sobald ich klar ſah, quittirte ich den kaiſerlichen Dienſt. Nein, mein Freund, von dieſem kaiſerlichen Knaben iſt nichts für unſere gute Sache zu hoffen. Schon hat er das Reich wieder verlaſſen, um nach Spanien zurückzukehren. In England iſt er eingekehrt bei ſeinem tollen Ohm, dem König Heinrich, dem eitlen Vertheidiger des Papſtes, dem Luther die rechten und bezeichnenden Namen gegeben. Gewonnen hat er ihn gegen den König Franz, und ſo werden wir bald die alten Kriege zwiſchen Oeſtreich und Frankreich wieder auflodern ſehen, welche über Deutſchland ſchon ſo ſchweres Elend gebracht haben. Wahrlich, es gäbe bei uns beſſere und nützlichere Dinge für einen Kaiſer zu thun. Hat ſich dieſer Karl um die Noth des Volkes bekümmert? Der blutige Aufſtand der Gemeinen in Spanien gegen ihn hätte uns Allen die Augen öffnen ſollen. Ein Fürſtenſohn iſt er, der Enkel des ſchwachen Max und des ſchlauen Ferdinand. Sein Vater iſt ein leichtſinniger treuloſer Menſch geweſen, ſeine Mutter iſt die wahnſinnige Juana. Ich ſag' Euch tauſendmal: von dieſem Kaiſer iſt nichts für unſere gute Sache zu erwarten. Wenn wir uns nicht ſelbſt helfen, ſo ſind wir verloren, und das große Werk, an das wir unſer Beſtes geſetzt, geht mit uns unter."

„Da wolle Gott vor ſein!" rief Fugger beſtürzt. „Sagt mir nun gerade heraus, was habt Ihr vor, was gedenkt Ihr zu thun, nachdem Ihr am Kurfürſten Albrecht irre geworden ſeid?“

„Adel, Bürger und Bauern zu einem Volk verbinden, daß ſich einen deutſchen Kaiſer und einen deutſchen Papſt wähle. Wir konnten uns einſt nicht vereinigen; Ihr wolltet die Macht dem Volke zuweiſen, ich dem Adel; wir werden es nun: aus dem Kerne der deutſchen Ritterſchaft, welche weit mehr volksthümliche Elemente beſitzt, als Ihr ahnet, aus den freiheitliebenden geſinnungstüchtigen Städtebürgern und aus der im unmenſchlichen Druck ſchmachtenden und kräftig aufſtrebenden Bauernſchaft muß ein Ganzes geſchaffen werden, ein deutſches Volk. Dieſes vereinigte und feſtzuſammenſtehende Volk gibt ſich ein Oberhaupt aus ſeiner Mitte, es wählt ſich einen Kaiſer. Und da es in Deutſchland keinen zweiten Mann gibt, der die rechte Einſicht mit dem beſten Willen, mit der rechten Thatkraft, der ſchönſten Begeiſterung und der allgemeinen Volksbeliebtheil verbände, wie unſer edler und trefflicher Freund und Wirth, der ritterliche Franz von Sickingen, ſo kann und wird nur er deutſcher Kaiſer ſein.“

„Wahrlich, Ihr ſeid kühn in Euern Plänen!“ rief Fugger überraſcht, aber mit dem beifälligen Lächeln ſeines trotzigen Mundes und dem zuſtimmenden Glutblick ſeines blitzenden Auges.

„Und hat das vereinigte Volk die Fürſten niedergeworfen, den Pfaffen den Garaus gemacht, die Macht der widerſtrebenden Adeligen und Bürger gebeugt, iſt es ſtark und groß unter ſeinem neuen volksthümlichen Kaiſer geworden, dann mag es ſich aus ſeinen gelehrten humanen Männern auch einen deutſchen Papſt erwählen; und dieſer Kaiſer und dieſer Papſt werden Hand in Hand, getragen von der Liebe und dem Vertrauen des Volkes, unſer geknechtetes, niedergetretenes, ausgeſaugtes Vaterland ſchnell zu Kraft und Blüthe bringen, und das einige ſtarke

Deutſchland wird den kommenden Geſchlechtern herrliche Früchte bringen, wie wir ſie uns kaum träumen laſſen.“

„Man hört's Euch an, daß Ihr ein Dichter ſeid, und ein großes edles Herz dazu. Aber welcher wahre Dichter wäre nicht ein großes edles Herz, durchglüht von Liebe und Begeiſterung für Volk und Vaterland? Euer Plan iſt dichteriſch kühn und herrlich. Aber dem Kühnen ſteht das Glück bei, dem Kühnen gehört die Welt, und deshalb verzweifle ich nicht an ſeiner Ausführung, wenn wir die rechten Mittel anwenden. Was iſt bereits dafür geſchehen?“

„Der ehrenwerthe Theil der Ritterſchaft in Franken und Schwaben, am Ober- und Mittelrhein iſt mehr oder minder bereits dafür gewonnen. Unſere Freunde eilen von Burg zu Burg, unſere Anzahl zu verſtärken, und ſie wächſt täglich. Und ſelbſt wenn wir Luther nicht für uns gewinnen, ſo hat uns ſein Geiſt ſchon beſtens in die Hände gearbeitet. Seine treffenden Blitze ſind allermeiſt gegen die übermüthigen Pfaffenfürſten gerichtet, und auf dieſe haben wir es ja auch vorzüglich abgeſehen. Die beſten Ritter des deutſchen Reichs ſind von Luthers Geiſt erfüllt und folgen ſeiner Richtung. Ob er die üppigen hochprunkenden Glatzköpfe bloß von der kirchlichen Seite faßt, iſt uns gleich; er faßt ſie eben, und wir faſſen ſie dann von der weltlichen. Ich könnte Euch einige hundert Ritter nennen, die zu uns ſtehen, wenn auch vor jetzt die wenigſten erſt ganz ſo in meinen Plan eingeweiht ſind, wie Ihr. Aber es wird Euch genügen, zu erfahren, daß die Kronberge, Schauenberge, Fürſtenberge, Helmſtätter, Gemmingen, Menzingen, die Landſchaden von Steinach, die Unſerigen ſind. Auch ſind mehrere unſerer Freunde und Anhänger auf Werbung; Rennenberg wird in Jülich und Cleve einen reiſigen Kriegshaufen zuſammen bringen, der Baſtard von Sombreff wirbt im Erzſtift Köln, Franz Voß rüſtet im Limburgiſchen, und aus Braunſchweig wird uns Nikel Minkwitz eine anſehnliche Macht zuführen. An die Städte habe ich vor vier Wochen eine Ermahnungsſchrift erlaſſen, worin ich ſie ernſtlich auffordere, die Freundſchaft des Adels anzunehmen und vor allem das neugebackene Reichsregiment, das uns das junge kaiſerliche Blut im Verein mit den Fürſten geſetzt und weiter nichts iſt, als ein rechter Tummelplatz der ungerechten und ſchelmiſchen Fürſtengewalt, zu zerſtören. Ich hab' ihnen gezeigt, daß ſie auf Erden keine ſchlimmeren und tückiſcheren Feinde haben, als dieſe gewaltthätigen, unredlichen, arggeſinnten Fürſten.“

„Ihr habt mir ja das Büchlein ſelbſt geſchickt,“ erinnerte Fugger, „und in Augsburg hatten Euere Boten nicht genug Exemplare; es iſt ſchier verſchlungen worden.“

„Straßburg hat uns bereits zugeſagt,“ fuhr Hutten eifrig fort, „andere Städte zeigen ſich willig. In Augsburg rechnen wir auf Euch, auf meine und Luthers Freunde und Anhänger, auf alle wackern Männern, die es mit Deutſchlands Wohl redlich meinen und nicht blos Maulhelden ſind. In Nürnberg wird Albrecht Dürer für uns wirken. Er hat den beſten Willen und den rechten Muth für die gute Sache, wie alle edeln hochbegabten Männer. Mit ihm ſtehen zur guten Sache Hieronymus Ebner, ein herrlicher Mann von gleich großer Gewiſſenhaftigkeit und Sanftmuth, Kaspar Nützel, Chriſtoph Scheurl, Hieronymus Baumgartner, der Rathsſchreiber Lazarus Spengler, der in Geſinnung und Thätigkeit unſerem Peutinger ſo ähnlich iſt. Die Augsburger Freunde brauch' ich Euch nicht zu nennen.

Und ſo haben wir in andern Städten andere Freunde. Dagegen haben wir unter dem großen Bauernvolke noch wenig Bekanntſchaft, und gerade hier thut ſie uns zumeiſt noth. Denn die Bauern ſind der Natur nach mehr geſchunden worden als die Bürger: in ihnen iſt alſo auch die Empörung größer, und ihre Kraft iſt friſcher und nachhaltiger als die der Städtebewohner. Viele von ihnen haben in Maximilians Kriegen als Landsknechte gedient und kennen das Kriegshandwerk; viele ſind heuer mit Georg Frundsberg nach Italien gezogen und haben die Franzoſen an der Bicocca wacker geklopft, Mailand und Genua eingenommen und abermals bewährt, was deutſche Kraft und Tapferkeit vermag. Mit dieſen wackern Bauern läßt ſich gegen das Fürſten- und Pfaffengeſchmeis das Meiſte ausrichten.“

„Wahrlich an den Bauern ſoll's nicht fehlen, Ritter Ulrich! Dafür laßt mich ſorgen!“ ſagte Ulrich Fugger, dem Freunde die Hand bietend. „Euer Plan Ritter, Bürger und Bauern zu verbrüdern und jedem Stande gleiche Rechte und Pflichten für das Ganze zuzumeſſen, gefällt mir ſo ſehr, daß ich ganz der Euere bin. Ich kenne die Mittel und die Wege, die arme gedrückte und gerupfte Bauernſchaft in Oberſchwaben, Würtemberg und Tyrol zu bearbeiten, daß ſie zu uns ſteht. Glaubt mir, die zur Verzweiflung getriebenen Leute warten nur auf eine gute Gelegenheit, um gegen ihre Dränger und Schinder loszubrechen. Wir wollen ihnen das Schwert in die Hand geben und die Stelle zeigen, wohin ſie zumeiſt hauen ſollen, daß es ſteckt. Haben wir erſt die Bauern von zwei oder drei Landſchaften auf unſerer Seite, fallen uns die andern in allen deutſchen Gauen allmälig von ſelbſt zu. Und mit den Bauern ſind wir unüberwindlich. Wer will etwas gegen uns unternehmen, wenn das Volk unter unſern Fahnen ſteht? Verſprecht dem deutſchen Bauer halbweg Freiheit von den unerträglichen Laſten — denn er iſt in ſeinen Forderungen und Beſchwerden wahrlich beſcheiden — und er ſteht zu Euch mit Gut und Blut, mit Leib und Seele. Es gibt auf Erden kein edleres und treueres, kein beſſeres und rechtlicheres Volk als dieſes deutſche; es will nichts als was ihm nach göttlichem und menſchlichem Geſetz gehört, es will Recht und Ordnung, Billigkeit und Menſchlichkeit. Einen tüchtigen Kaiſer will es, und ein kräftiges Regiment, das jedermann gerecht wird; es will das reine lautere Evangelium von Jeſu Chriſto, wie es die Apoſtel verkündet, und ein ebenſo vernünftiges Kirchenregiment. Und dieſes edle, brave, beſcheidene, arbeitſame und genügſame Volk wird fort und fort von Fürſten, hohem Adel und vornehmer Pfaffheit gehetzt und gepeinigt, ſchlimmer als die Thiere des Waldes, und ihm das Blut unter den Nägeln hervorgepreßt. O man möchte wahnſinnig werden über die Gräuel! und dann treten wohl auch frömmelnde Narren hin, falten die Hände, verdrehen die Augen und krächzen: es ſei Gottes Wille. Der Teufel ſoll dem ſcheinheiligen Pack in die Gedärme fahren!"

„Brav! brav!" rief der Ritter herzlich lachend und über den Feuereifer des Freundes entzückt.

„Ich wollte Euch nur das ſagen," fuhr Fugger gemäßigter fort, „mit den Bauern habt Ihr Alles gewonnen, ohne die Bauern verliert Ihr Alles. Und ich werde Euch die Bauern gewinnen."

„Wir wußten es, daß wir Euerer Hülfe ſicher ſeien," ſagte Hutten befriedigt. „Aber wir bedürfen ſie noch in anderer Weiſe. Ich kenne Euere reine Geſinnung, und ich weiß, daß Ihr auch ein Mann der That ſeid. Deshalb habe ich keinen Augenblick angeſtanden, mich an Euch zu wenden. Jakob Fugger oder vielmehr Anton Fugger iſt der Geldwechsler des Kaiſers Karl geworden. Werdet Ihr der Geldwechsler des Kaiſers Franz. Dort ſtehen zwei Brüder dieſes Hauſes auf Seiten des ſchwachen liſtigen und zweideutigen Knaben Karl, auf Seiten der verfluchten Fürſten und Pfaffenmacht, Anton und Raimund; hier werden ebenfalls zwei Brüder dieſes Hauſes ſtehen, auf Seiten des feſten, ehrlichen, offenen Mannes, des Ritters

Franz, auf Seiten des Volks und ſeiner Freunde, die Brüder Ulrich und Hieronymus Fugger, und mit ihrer Hülfe werden wir den Ritter Franz bald als deutſchen Kaiſer begrüßen.“

„Ihr ſeid von Ritter Franz beauftragt, auch über dieſen Punkt mit mir zu unterhandeln?“

„Nur die Einleitung zu machen. Er ſelbſt wird dann mit Euch unterhandeln und Euch genaue Nachweiſe über ſein und ſeiner Ehewirthin reiches Beſitzthum vorlegen, eben ſo über die geldliche Hülfe, die ihm von außen feſt zugeſagt iſt.“

„Gut. Ich werde auch in dieſer Beziehung gern Eueren und Sickingens Willen erfüllen; denn ohne bedeutende Geldſummen könnt Ihr natürlich nicht zum Ziele kommen. Der ſoll nicht ſagen, er ſtehe zur guten Sache, der Ihr nicht Gut und Blut opfert. Ich werde mein Gut, und wenn's noth thut, auch mein Blut daran ſetzen. Rechnet auf mich und meinen Bruder. Ulrich und Hieronymus Fugger werden den Namen des Hauſes zu neuen und größeren Ehren bringen, als Jakob Fugger je gethan, und als Raimund und Anton Fugger je zu thun im Stande ſein werden. Ja ich geize darnach, mir einen Namen in der Weltgeſchichte zu machen, und hoffe zu Gott, wenn man einſt den Sieg des Lichts und der Wahrheit über Nacht und Lüge berichtet, mein Name wird neben dem eines Ulrich Hutten, eines Franz Sickingen und eines Martin Luther genannt werden.“

„Gebt mit Euere Hand, edler Freund! Und ſo iſt der Bund geſchloſſen für die gute Sache!“

„Heil der guten Sache!“ rief Fugger, und Hutten zog ihn an die Bruſt und küßte ihn auf die kühne Stirn und die begeiſterten Augen.

## 3.

## Stille Liebe.

Hieronymus Fugger lebte auf der Ebernburg in einem anhaltenden Rauſche der Begeiſterung. Bald mit ſeinem Bruder und Hutten, bald allein durchwanderte er die Säle und Gemächer, wo die Buchdruckerei, die Bibliothek und andere Kunſtſchätze aufgeſtellt waren. Stunden lang ſah er den Setzern und Druckern zu und hatte ein beſonderes Vergnügen daran, die friſch aus den Preſſen kommenden Bogen zu leſen, die kühnen und gewaltigen Geiſtesblitze, welche Hutten von dieſem hohen Ritter- und Muſenſitze, ſeiner „Herberge der Gerechtigkeit,“ in die aufgeregten und immer höher ſteigenden Wogen der Zeit ſchleuderte. Dann wohnte er mit hoher und glühender Andacht dem nach den Grundſätzen der wittenberger Reformatoren eingerichteten und von Oekolampadius gehaltenen Gottesdienſt bei. Er bekannte ſich mit ſeinem Bruder öffentlich und mit einer ſchwärmeriſchen Hingebung, dem Kinde ſeiner Jünglingsbegeiſterung und ſeines edlen Herzens, zu jenen Grundſätzen und nahm darauf nicht nur das Brot, ſondern auch den Wein im Nachtmahle. Denn hier auf der hohen Ritterburg wurde das Heiligthum des Kelches zuerſt zu den andachtdurſtigen Lippen ſtarker Geiſter geführt, ſie mit dem Blute des Lebens zu tränken, ehe man dies in Wittenberg ſelbſt wagte. Aber der feierliche Kirchenakt, in welchem ſich die beiden Brüder Fugger von der päpſtlichen Kirche öffentlich losſagten, erhielt für Hieronymus durch die Gegenwart einiger neu hinzugekommener Perſonen noch eine beſondere Weihe und höhere Bedeutung. Als nämlich die augsburger Freunde auf der Ebernburg anlangten, waren Sickingens Gemahlin und zweite noch unverheirathete Tochter abweſend und zum Beſuch bei der älteren Tochter, Ehewirthin des Ritters Hartmuth, auf Kronberg bei Frankfurt. Aber ſchon nach einigen Tagen waren die Mutter und die beiden Töchter angelangt, und die junge Ritterfrau gedachte neben ihrem Ehewirth einige Wochen im Schoße des elterlichen Hauſes zu verleben. Hieronymus wurde beim Anblick der ſchlanken edlen Geſtalt des Fräuleins Johanna von Sickingen mit dem großen, blauen, ſinnigen Auge und dem verſchämt ernſten Gebahren, zuerſt von jenem beklommenen ſeltſamen Gefühl überraſcht, welchem die Jugend meiſt keinen Namen zu geben vermag, da ſie ſich unter der Liebe meiſt ein ganz anderes Gefühl denkt. Obgleich Hieronymus ſchon im dreiundzwanzigſten Jahre ſtand, hatte er doch noch kein Auge für die Schönheit der Töchter ſeiner Vaterſtadt gehabt. Die ſtille Schwärmerei ſeiner tiefen Seele hat allein den großen und mächtigen Ideen gegolten, welche die Welt bewegten. Vielleicht hatte ihn auch ſeine ſchwächliche und kränklich ausſehende Geſtalt, das natürliche Erbe ſeines Vaters, davon abgehalten. Er wußte es, daß er keiner der jungen Männer war, die durch Friſche oder Schönheit der Geſtalt ſich Herzen zu gewinnen vermögen. Nur zu der ſchönen Martha Bry, als ſie im Hauſe ſeiner Mutter lebte, hatte er eine Neigung gefaßt, die indeſſen bei weitem mehr die Natur der Geſchwiſterliebe, als der Geſchlechtsliebe hatte. Auch war Martha drei Jahre älter als er, und er ſchien ſie ſpäter faſt vergeſſen zu haben. In der Schreibſtube ſeines Bruders hatte er emſig des Geſchäftes gewartet, in den Mußeſtunden die Schriften Huttens und Luthers und anderer hervorragender Geiſter der Zeit verſchlungen. Für andere Vergnügungen, und namentlich für das Frauenzimmer ſchien er keinen Sinn zu haben. Seine körperliche Unanſehnlichkeit brachte es zumeiſt mit ſich, daß er in Geſellſchaft ſchüchtern und verlegen, und Jungfrauen gegenüber meiſt ſtumm war, und ſo war er allerdings nicht geeignet, bei den gefallſüchtigen und luſtigen vornehmen Bürgerstöchtern Augsburgs Glück zu machen; aber ihr geſpreiztes ſtolzes Thun und Weſen gefiel ihm eben ſo wenig, und ſo waren ſie einander ziemlich fern geblieben. Hieronymus' verſchloſſene und ſchwer zu öffnende Seele hatte ſich mit glühender Phantaſie das Traumbild einer Geliebten geſchaffen, welches, ohne daß er es wußte, die meiſten Züge von ſeiner Lieblingsſchweſter Sibylle, der lieblichen ſanften Ehewirthin Marx von Bübenhovens, entlehnte. So ſinnig, ſo rein, ſo edel, gut und tugendhaft ſollte das Mädchen ſeiner Wahl ſein. Aber er ſuchte ſie nicht, er hatte auch kein heftiges Bedürfniß ſie zu finden; ihr Bild ſtand eben vor ſeiner Seele, und das genügte ihm. Jetzt, als er im hohen Grade angeregt von der Reiſe durch das ſchöne Schwaben und die reizende Rheingegend, von dem Aufenthalte auf der Burg, die als eine Pfalz des Lichts und der Wahrheit in den Träumen ſeiner trunkenen Phantaſie gelegen, von den Worten der Männer, die er anbetete und hier in einem großartigen Verein fand, an nichts weniger als Minneluſt dachte, trat ihm plötzlich ein herrliches jugendliches Frauenbild entgegen, welches ſein Traumbild an weiblicher Würde, Hoheit und Schönheit bei weitem übertraf, und er fühlte ſich — eingedenk ſeiner verkümmerten Geſtalt — von all dieſer Herrlichkeit beſtürzt, gedrückt, eingeſchüchtert und doch auch wieder geiſtig erhoben und beſchwingt. Er war ſich ſelbſt ein Räthſel. An ſeinem, ſeiner Schweſter Sibylle nachgebildeten Traumbilde fehlte jener Heiligenſchein der höchſten weiblichen Würde, jenes unverkennbare Etwas von Erhabenheit, was wie ein Strahl von Göttlichkeit ein edles und ſchönes Frauengebild umfließt und ein empfängliches Männerherz gleichſam zur Anbetung zwingt; aber gerade dieſer ätheriſche Glanz leuchtete in köſtlicher Fülle von Johanna's reiner, jungfräulicher Stirne. Deshalb konnte er ſich das ſcheue wunderbare Gefühl nicht deuten, daß ihn in ihrer Nähe ergriff und ihn auch nicht wieder verließ, wenn er ſie nicht ſah; es hatte viel Aehnliches mit dem Gefühle, das ihn in der Kirche bei der Verkündigung des reinen Gotteswortes, beim Genuß des Leibes und Blutes Chriſti überkam; und als er nun in ihrem Beiſein und mit ihr und allen Bewohnern und Gäſten der Ebernburg das geſegnete Brot und den Wein genoß und ſich bei dieſen heiligen Pfändern des Glaubens zu der reinen und wahren Lehre Chriſti bekannte, da war es ihm ſtets, als ſei er von Engelsflügeln getragen, von Engelshäuptern umſchwebt, aus denen Johanna's Antlitz, als das eines Engelsfürſten hervorſtrahle. Noch niemals hatte ſich der ſtille ſchwärmeriſche Jüngling in einer ſo hochbegeiſterten Stimmung befunden; es war der feierlichſte Tag ſeines Lebens, und es gemuthete ihn ſtets, als müſſe er vor der heiligen Johanna niederſinken und ſie anbeten. Aber auch nur ein einziges Wort an ſie zu richten, vermochte er nicht, und nur zuweilen wandte er bei Tafel, oder wo ſie ſonſt zuſammen waren, einen verſtohlenen Blick auf ſie. Traf es ſich dann, daß ihr unbefangenes ruhiges Auge dem ſeinigen begegnete, ſo ſchlug er es ſchnell und hocherröthend zu Boden, als ſei er auf einer Unziemlichkeit betreten worden.

Auf dieſe Weiſe verſtrich dem ſtillen wunderlichen Schwärmer die Zeit des Aufenthaltes auf der gefeierten Burg. Vom Ritter Franz und den zahlreichen Freunden deſſelben, ſowie vorzugsweiſe von den Frauen gütig behandelt, ſelbſt von Johanna nicht ſelten mit einem freundlichen Worte beglückt, das er in ſeiner ſeligen Befangenheit aber ſelten zu erwiedern den Muth fand, lebte Hieronymus in einem anhaltenden erhöhten Zuſtand; aber niemand ahnte, von welcher Seite demſelben die ſtärkſte Nahrung kam. Er wußte es ſelbſt nicht recht. Die Verhandlungen zwiſchen Sickingen, Hutten und Ulrich Fugger gediehen unterdeſſen zu Ende; die Verträge waren abgeſchloſſen und die Abreiſe feſtgeſetzt. Da erwachte in Hieronymus der Schmerz der Trennung, und dieſer ſteigerte ſich ungemein, als er in einem Zwiegeſpräch mit ſeinem Bruder erfuhr, daß Johanna in Kronenberg, der Burg und Stadt ihres Schwähers Hartmuth, die Bekanntſchaft eines jungen Adeligen aus dem fränkiſchen Geſchlecht der Roſenberge gemacht, daß der Vater deſſelben bereits bei Sickingen habe anfragen laſſen, und die Werbung von Sickingens Schwager, dem Ritter Götz von Berlichingen, unterſtützt worden ſei, Sickingen und ſeine Anhänger ſich aber ſchmeichelten, durch dieſe beabſichtigte nahe verwandtſchaftliche Verbindung mit einem ſo berühmten, reichen, angeſehenen und zahlreichen Geſchlecht, wie das der Roſenberge, einen mächtigen Anhang mehr zu gewinnen.

Hieronymus wußte nun plötzlich, daß er Johanna liebe, aber er verſchloß den Schmerz, ſie an einen andern Glücklichen zu verlieren, feſt und tief in ſeine Bruſt, und nur als er der Geliebten die Hand zum Abſchied reichte, zitterte ſie, und eine Thräne fiel auf die ihrige. Das unbefangene Mädchen ahnete am wenigſten, was in dem bleichen zarten Jüngling vorging, und er verſchwieg es ſorgfältig ſeiner Umgebung. Erſt auf der Rückreiſe und daheim bemerkte Ulrich die Veränderung, welche mit dem Bruder vorgegangen war, aber ohne näher auf den beſondern Fall einzugehen, nahm er Gelegenheit, zu erwähnen, daß Franz von Sickingen als einer der erſten und vornehmſten Ritter des Reichs ſeine Tochter nimmermehr einem Manne von niederem Adel zur Ehewirthin geben werde. Auch halte er dafür, daß ſelbſt der junge Ritter Kunz von Roſenberg niemals ihre Hand erhalten werde, und Sickingen dieſes Verhältniß nur benutze, um ſeinen Anhang zu verſtärken. Habe er aber ſein Ziel erreicht, ſo ſei Johanna gewiß für kein geringeres Ehebett beſtimmt, als das eines der erſten

Reichsfürſten. Damit wollte er den unglücklichen Hieronymus tröſten. Er konnte an nichts bemerken, ob dieſe ſeine Abſicht gelungen war. Die beiden Brüder entwickelten nämlich, kaum in Augsburg wieder angekommen, eine ungemeine Thätigkeit zu Gunſten des Plans, in welchen ſie auf der Ebernburg eingeweiht worden waren. Aber dieſe Thätigkeit war ſo geräuſchlos als möglich und vermied alles Aufſehen.

---

## 4.

## Ein neues Bündniß.

Eines Abends ſchlich Ulrich Fugger in der unſcheinbaren Kleidung eines gemeinen Mannes, den breiten Hut tief in's Geſicht gedrückt, in die Fuggerei und verſchwand hinter der Thür des Häuschens, welches ſchon eine Reihe von Jahren die Wohnung der Frau Eleonore van der Voort geweſen war. Eine ebenfalls gemeingekleidete hohe Frau empfing ihn mit einer ſtummen Handbewegung hinter der Thüre, drückte dieſe dann ins Schloß und ſchob den Riegel vor. Dann führte ſie den ſpäten Beſuch in ein kleines hinten hinaus gelegenes Stübchen. Es war Eleonore, und obgleich ſie jetzt im dreiundvierzigſten Jahre ſtand, ſo verrieth die edle Körperform immer noch ihre ehemalige Schönheit, und ſelbſt in dem entſtellten Antlitz konnte man jetzt wieder mehr Spuren ehemaliger Reize entdecken, als in den unglücklichen Tagen, wo ſie der Rachedurſt nach Spanien getrieben hatte. Aber unverkennbar hatte ihre ganze Erſcheinung viel Männliches.

„Was wünſcht Herr Ulrich Fugger von mir, daß er mich ſo dringend um eine Unterredung hat erſuchen laſſen?“ fragte ſie kalt.

„In der That, es hat mir viel Mühe gekoſtet, Euch zu dem, wie es ſcheint, für Euch großen Opfer zu bewegen, daß Ihr mir eine Stunde ſchenkt. Ich weiß nicht, womit ich es bei Euch verdorben habe, daß Ihr Euch hartnäckig vor mir verläugnen laßt.“

„Laſſen wir das! Der Grund liegt nicht in Eurer Perſon. Ihr ſeht, ich hab' Euch noch gewillfahrtet. Sagt mir kurz, was iſt Euer Begehr?“

„Frau Eleonore, ich kannte ſonſt Euere Grundſätze; Ihr kanntet die meinigen. Wir haben uns lange nicht geſehen, und ich weiß nicht, ob Ihr unterdeſſen Urſache hattet, die Euerigen zu ändern. Ich hange den meinigen noch feſt an, und mein Beſuch hat zuvörderſt die Abſicht, Euch zu fragen: wie es mit den Euerigen ſteht. Hat etwa Euer Aufenthalt am glänzenden Hofe des hochgefeierten Kurfürſten Euch mit den Pfaffen und Fürſten und mit den Pfaffenfürſten ausgeſöhnt?“

„Hab' ich unterdeſſen am Hofe des Kurfürſten gelebt, ſo ſeid Ihr derweil Kämmerer des Papſtes geworden,“ verſetzte die Wittwe kurz und nicht ohne Bosheit.

„So meint Ihr, könnten wir gegenſeitig aufheben,“ lachte Ulrich. „Nun ich ſagte Euch ſchon: obgleich Kämmerer des Papſtes, ſind meine Grundſätze doch die frühern geblieben, und vielleicht haben ſie ſich in meinem Amte erſt recht befeſtigt. Wahrlich und ich verſehe mich zu Euch, es iſt Euch mit dem Hofleben in Mainz ebenſo ergangen. Wären wir Beide nicht die Alten noch mit Leib und Seele, ſo würden wir hier in dieſer Stube einander nicht gegenüber ſitzen.“

„Wenigſtens wüßte ich nicht, was Ihr bei mir zu ſuchen hättet; denn daß ich nicht die Freundin des Kurfürſten bin, und daß meine hoffärtige Schweſter ihre thörichte Rolle in Mainz ausgeſpielt hat, iſt Euch längſt bekannt. Alſo erſpart mir das bittere Gefühl, mir Fragen vorzulegen über dieſe Dinge; denn ich werde Euch doch nicht Rede ſtehen. Und das war auch der Grund, weshalb ich nur ungern den Kämmerer des Papſtes bei mir ſehen wollte."

„In dieſer Beziehung könnt Ihr Euch beruhigen. Ich komme wahrlich nicht als päpſtlicher Diener zu Euch. Und wenn ich auf Euern Aufenthalt in Mainz und auf die bittern Erfahrungen, die Ihr zuletzt am Hofe des ‚großmüthigen' Albrecht gemacht, hindeutete, ſo geſchah es wahrlich in anderer Abſicht, als Euch eine Schamröthe auf die Wangen zu jagen."

„Nun ſo ſagt endlich: in welcher geſchah es?"

„Um zu erfahren, ob Ihr bereit wäret, etwas Kühnes gegen die Fürſten und Pfaffen zu unternehmen, oder vielmehr mich und andere Leute, — deren Namen Ihr auch erfahren ſollt, bei einem tüchtigen Unternehmen gegen die Plackerei der Kleriker und gefürſteten Herren zu unterſtützen."

Eleonore ſah den Verſucher mit einem durchdringenden Blick an und ſagte dann: „Seid verſichert, daß mein Grimm gegen dieſe übermüthigen Menſchen ſich in Mainz angefriſcht, wenn auch nicht geſteigert hat; denn das war nicht wohl möglich. Aber meine Wuth wurde von der Schamröthe zur hellen Flamme angefacht, daß ich mich noch einmal hatte verlocken laſſen, mit einem Purpurträger, und noch dazu mit einem geſchornen, Friede zu ſchließen. Laßt mich darüber hinweggehen; ich fühle, wenn ich daran denke, etwas von der Natur einer Hyäne oder Tigerin in mir."

„So gefallt Ihr mir, Frau!" rief Ulrich. „Ich will Euch Gelegenheit geben, Euern Eifer gegen die verhaßten Großhänſe in Thätigkeit zu ſetzen und Euerer Natur den Willen zu thun." Und er ergriff ihre Hand und ſprach mit einer gewiſſen Feierlichkeit: „Frau Eleonore, es handelt ſich um nichts Geringeres, als den herzloſen Knaben, den uns die hohe Staatsweisheit der Kurfürſten im Bunde mit dem Gelde meines Oheims zum Kaiſer gegeben, wieder vom Throne zu werfen und einen würdigen Mann hinaufzuheben. Es handelt ſich darum, die Macht der Fürſten und des Klerus mit Einem Schlage zu brechen, das deutſche Volk vom ſchmählichen Druck zu befreien und die Freiheit und Einheit Deutſchlands unter einem ſtarken Volkskaiſer herzuſtellen. Und dieſer Kaiſer wird Franz von Sickingen, ſein Reichskanzler wird Ulrich von Hutten ſein. Daraus entnehmt, wie es ferner um die Macht des Papſtes und der hohen Pfaffheit beſtellt ſein wird.“

In Eleonorens Augen hatte ſich während Fuggers Rede ein unheimlicher Glanz entzündet, der mit jedem ſeiner Worte zunahm; zuletzt leuchteten ſie wie beutegierige Tigeraugen; ihre Geſichtszüge waren mit dunkler Glut übergoſſen, die Narben darin funkelten wie Flämmchen; ihre Hand ergriff krampfhaft Fuggers Hand und mehr ſtöhnend oder heulend als ſprechend ſtieß ſie die Worte heraus: „Dem Knaben Karl! Dem winzigen Kaiſerlein! Seinem Knaben! Und den Pfaffenfürſten! Ja ich bin Dein, reicher Fugger, mit Leib und Seele Dein! Deine Magd, Dein Knecht, Alles was Du willſt, wenn Du mir Stillung dieſes glühenden Rachedurſtes in Ausſicht ſtellſt. Befiehl mir, reicher Mann, befiehl mit, der Bettlerin! Was ſoll ich thun? Was ſoll ich vollbringen, Deinen herrlichen Plan zu unterſtützen?“

„Wir bedürfen vor allen Dingen der Bauern. Sie müſſen vorſichtig vorbereitet werden auf das, was geſchehen ſoll. Gedrückt, gepreßt, geſchunden ſind ſie zwar genug, und der Geiſt der Empörung — Dank ihren Peinigern! — auch in ihnen; in allen Gauen Oberſchwabens, am Rhein, im Schwarzwald und weiter haben ſie große Luſt wieder einen Bundſchuh aufzurichten. Ihrem Geiſte fehlt aber noch das rechte Feuer, ihrer Bewegung die rechte Richtung. Sie müſſen erfahren, für was ſie ſich zu erheben haben. Das Ziel muß ihnen gezeigt werden, auf welches ſie hinzuarbeiten haben; ſie müſſen alle untereinander verbündet werden. Und dies ſei Euere Aufgabe, Frau; Euere wichtige Aufgabe. Ihr ſeid ſchon ſonſt als Mann verkleidet als mein Bote hinüber gegangen nach Krain und Kärnthen, Ihr habt ſchon ganz Schwaben als Bilderhändler durchwandert. Sucht alſo Euern Bilderkram und Euere Männerkleider wieder hervor und tretet die Wanderung wieder an. Wendet Euch zuerſt in den Algäu und in den Schwarzwald. Wißt Ihr: als Karſthans ſollt Ihr gehen, als jener berühmte Karſthans Ulrichs von Hutten; der Bauernfreund, den er dichteriſch in ſeinem Büchlein geſchaffen, ſoll in Euch zur Wirklichkeit werden. Und das Büchlein ſelbſt ſollt Ihr unter den Bauern verkaufen oder verſchenken, wie's kommt, und dazu ſagen: ſeht, dieſer Karſthans bin ich ſelbſt und will euch das Evangelium der Freiheit noch mündlich verkünden. Dann belehrt ſie, was ſie zu thun haben, um den römiſchen Papſt und all das Pfaffengeſchmeis los zu werden und die läſterliche Fürſten- und Adelsbrut dazu.“

„Ich will's!“ rief Eleonore jubelnd. „Als Karſthans will ich das ganze Land durchziehen und den Bauer aufſtacheln und aufhetzen gegen die verfluchten Dränger.“

Sie reichten ſich die Hände und ſchloſſen den Bund.

„Und wo iſt Euere Schweſter Martha?“ fragte Fugger. „Würde ſie keine Rolle in unſerm Spiele übernehmen?“

„Ich weiß nicht, wo ſie iſt. Ich habe nichts wieder von ihr gehört, ſeit ſie mit dem Doktor Fauſt von dannen gezogen iſt.“

Ulrich verließ die kühne Frau in ſpäter Nacht. Nach einigen Tagen war ſie wieder aus ihrem Häuschen verſchwunden. Aber auch Ulrich Fugger verweilte nicht lange in der Stadt. Nachdem er bei ſeinem Ohm Jakob bedeutende Summen aufgenommen, angeblich zu einem großen Geſchäft mit Venedig, reiſte er nach Schwaz zurück, um durch geheime Agenten die Bergleute, Hirten und Bauern des Innthales und des benachbarten Hochlandes zu bearbeiten.“

Für einen nicht tiefer in die Verhältniſſe des Hauſes Fugger eingeweihten Beobachter mochte es allerdings auffallend ſein, den feurigen Ulrich Fugger mit ſeiner leidenſchaftlichen Liebe für Licht, Wahrheit, Recht, mit ſeinem oft überſprudelnden Eifer für die Sache des unterdrückten ausgeſogenen Volks in leidlichem Frieden und in enger Geſchäftsverbindung mit ſeinem Oheim Jakob und ſeinen Geſchwiſterkindvettern Raimund und Anton zu ſehen, ja der Titel und die Würde eines päpſtlichen Kämmerers, den er noch vom Papſte Leo erhalten, mochte Manchen über die Aechtheit ſeiner Farbe bedenklich machen. Die Sache verhielt ſich ſo.

Obgleich Ulrich mit ſeinem Bruder Hieronymus ein eigenes Geſchäft betrieb, ſo war dies doch von derſelben Natur und Art, wie das Geſchäft ihres Ohms oder vielmehr ihrer beiden Geſchwiſterkindsvettern Raimund und Anton: Handel und Bergbau, und die täglichen Berührungen waren unvermeidlich. Jede Spannung zwiſchen den beiden ſich ſo nah verwandten Häuſern wirkte natürlich auf den Geſchäftsbetrieb beider nachtheilig. Dazu kam, daß es der Gutmüthigkeit des alten Jakob bald unerträglich war, mit dem Sohne ſeines Bruders Ulrich in einem kalten und unfreundlichen Verhältniß zu ſtehen, zumal er mit allen Schweſtern Ulrichs in der herzlichſten Eintracht lebte und Anna von Turzo und Sibylle von Bübenhoven als ſeine eigenen Töchter hielt und liebte. Der Alte that alſo heimliche Schritte, ſich ſeinem Neffen zu nähern, ihn allmälig zu gewinnen und von dem falſchen Wege auf den rechten zu leiten. Ulrich wurde von ſeinen Schweſtern beſtürmt, dem Ohm mit Liebe entgegen zu kommen, das Geſchehene zu vergeſſen und die Zukunft zu bedenken. Und dieſe war allerdings für einen Kaufmann, der der natürliche Miterbe eines Geldfürſten iſt, von großer Wichtigkeit. War es nicht wahrſcheinlich, daß Jakob, wenn Ulrich bei ſeinem Sinn beharrte, dieſen und vielleicht auch Hieronymus enterbte? Mußte nicht Ulrich vorzüglich auf das Wohl und den Vortheil ſeines jüngern Bruders bedacht ſein und deshalb alle möglichen Rückſichten nehmen? Von der andern Seite trat noch ein anderer Moment hinzu. Durch Antons großartige Thätigkeit hatte ſich das überſeeiſche Geſchäft ungemein vergrößert; der oſtindiſche Handel brachte ungeheuern Vortheil, erheiſchte aber auch ungeheuere Kapitalien. Ebenſo war es mit den beabſichtigten Handelsunternehmungen in Weſtindien, wozu die Fugger ſich bereits mit den Welſern vereinigt hatten. Der projektirte Bergbau auf Gold in Spanien und in der neuen Welt war ebenfalls ein Lieblingsplan Antons wie ſeines Ohms, aber es mußte ihnen wünſchenswerth ſein, daß auch noch andere Geldkräfte dabei in Bewegung geſetzt würden; und doch durften ſie fremde auch nicht gern dabei betheiligt ſehen. Die Vettern Ulrich und Hieronymus waren dazu ohnſtreitig die rechten Leute, und für dieſe waren die einträglichen Unternehmungen Antons das rechte Geſchäft; denn Ulrich wie Hieronymus waren als leidenſchaftliche Gemüthsmenſchen viel zu gewaltig von der geiſtigen Bewegung der Zeit ergriffen, als daß ſie ſo geſchickte Geſchäftsleute hätten ſein ſollen, wie der kalte bedächtige Anton, der, ganz das Ebenbild ſeines Ohms, gleichſom der jung gewordene Jakob, wiederum wie dieſer der Geſchäftsführer und Erwerber für die ganze Fuggerſche Familie zu werden ſich anließ. Dies waren die Hauptgründe, weshalb die beiden Häuſer ſich näherten und wieder zu Einem zuſammenzuſchmelzen Miene machten. Um aber den „Tollkopf Ulrich,“ wie Jakob ihn nannte, zu heilen und zu verhüten, daß er auch den kleinen Hieronymus mit ſeinen „verrückten“ Gedanken und Reden anſtecke, hatte der alte Ohm bei ſeinem Freunde, dem Papſte Leo, ein gutes Wort eingelegt, und auf dieſe Weiſe war Ulrich, der Pfaffenfeind, der Haſſer des Papſtes und Roms, zum päpſtlichen Kämmerer ernannt worden, eine Charge von großer und einflußreicher Wichtigkeit. Ulrich nahm ſie an und mußte ſie annehmen, wollte er es nicht mit ſeinem Ohme und deſſen Haus, ja mit ſeinen eigenen Schweſtern und Schwägern für immer verderben. Sein Sinn empörte ſich gegen die Annahme, aber die Tante Sibylle, die ihm ſtets gewogen war, und ſeine Schweſtern, namentlich die Nonne Felicitas, redeten ihm ſo lange zu, bis er Ja und Amen dazu ſagte. Nun erſt war Jakob mit ihm ausgeſöhnt und hoffte ihn vollends ganz zu bekehren. Wie wenig Grund zu dieſer Hoffnung war, zeigte der Beſuch der beiden Brüder auf der Ebernburg und deſſen Folgen. Vor Jakob und Anton blieben dieſe Schritte natürlich jetzt noch ein tiefes Geheimniß. Die Zeit drängte ſchon Ereigniſſe herbei, welche die künſtlich verſtopfte Fuge in der Familie wieder von einander riſſen.

## 5.

## Franz von Sickingens Ausgang.

Auf der Ebernburg wurde der große und herrliche Plan, der ſchönſte und kühnſte, welcher in Bezug auf eine politiſche Umwälzung in Deutſchland jemals gefaßt worden iſt, mit all der Kraft und dem Nachdruck gefördert, welche die Häupter deſſelben beſaßen. Hutten, Oekolampadius, Bucer und andere Freunde verließen die Burg, um ſelbſt als Boten und Werber des edeln Sickingen hinauszuziehen in die weſtlichen und ſüdlichen Provinzen des deutſchen Reichs und in die Schweiz; einige gingen ſogar in das nördliche Deutſchland, um unter der Ritterſchaft Anhang und bewaffneten Zuzug für Sickingen zu gewinnen. Der Hauptbote war natürlich Hutten, und er ging von Schloß zu Schloß, um den Adel und die Städte für den Sturz der Fürſten- und Pfaffengewalt zu begeiſtern, was ihm freilich nicht immer gelang. Er war von Sickingen bevollmächtigt, vorzüglich mit der Eidgenoſſenſchaft zu unterhandeln und ihre ſtarke Unterſtützung zu vermitteln. Das gemeine Volk in Schwaben und am Rhein ſollte erſt mit in die Bewegung gezogen werden, wenn die vereinte Ritterſchaft losgeſchlagen und ſich mit den Städten vereinigt hätte. Boten flogen hin und her. Zuſagen und Verſprechungen wurden überall gegeben. Manche meinten es gewiß ernſtlich und treu damit, wie der Graf Fürſtenberg, ein wahrer Freund und Anhänger Sickingens; ebenſo Straßburg: Andere dagegen ſagten nur zu, um die Mahner los zu werden, Andere gedachten bei ſich, erſt dem Verlauf der Sache zuzuſehen, um ſich danach zu beſtimmen und den Rücken zu decken, bei den Wenigſten zündete Sickingens und Huttens Begeiſterung für die große Sache der Freiheit vom zwiefachen Joch. Der glückliche Moment des Handelns zur Erhebung des Volks gegen ſeine ſchamloſen Tyrannen iſt in Deutſchland ſtets durch kühle Ueberlegung und feiges Abwartenwollen verſäumt worden. Die Begeiſterten handelten ſtets zu raſch, die Verſtändigen ſtets zu langſam, und ſo gingen die Kräfte der Partei auseinander, und ſtatt Freiheit wurde nur größere Tyrannei erreicht. Daſſelbe traurige Schickſal traf auch Sickingens und Huttens großes Unternehmen. Sie ſelbſt trieb der gewaltige kühne Geiſt zur raſchen That, während die, auf deren Verſprechungen und Hülfe ſie vertrauten, ſich eines verderblichen Zauderns ſchuldig machten. Am meiſten ſchadete in der Schweiz und in Oberſchwaben der aus ſeinem Lande vertriebene Herzog Ulrich von Würtemberg der großen Sache; er und ſein geheimer, aber zahlreicher Anhang arbeitete überall mit Erfolg Huttens Bemühungen entgegen; denn Sickingen hatte ja bei der Vertreibung des Herzogs eine ſehr thätige und einflußreiche Wirkſamkeit entfaltet, und Hutten war ſeit Jahren der erbittertſte Feind des gewaltthätigen Fürſten; niemand hatte dieſen in der öffentlichen Meinung mehr geſchadet, als der federgewandte kühne Ritter.

Sickingens Seele glühete und dürſtete nach Thaten. Er war der Meinung, wenn der erſte Schlag gelungen ſei, würden ihm von allen Seiten die Heerhaufen der Ritter und der Städte zuziehen, die Zweifelhaften würden ſich für ihn erklären, die Bedächtigen Muth gewinnen. Dann wollte er das gehörig vorbereitete Landvolk zum Kampfe aufrufen. Manche ſeiner Freunde waren nicht derſelben Anſicht. Es ergingen Abmahnungen, jetzt noch nicht feindlich aufzutreten, aus ſeiner nächſten Umgebung an ihn. Die Beſonnenen hielten das Unternehmen noch nicht reif genug. Aber das Verhängniß riß ihn, trotz dieſer Warnungen, hin. Das geworbene Kriegsvolk lagerte theils in der Ebernburg, theils im Nahethal; von Hutten kamen feurige Ermahnungen loszuſchlagen: die Eidgenoſſen würden unverzüglich ein Hülfsheer ſenden; von Ulrich Fugger liefen aus Tyrol Gelder und gute Nachrichten ein; ebenſo von anderen Seiten die erwünſchteſten Zuſagen von mächtigen Rittern, Städten und Korporationen. Sickingen glaubte nicht länger zögern zu dürfen. Mit einem wohlgerüſteten Heere von fünftauſend Landsknechten und fünfzehnhundert Reiſigen nebſt dem gehörigen Geſchütz, that er den erſten feindlichen Schritt auf der Bahn, die er und Hutten vorgezeichnet hatten. Es war gleichſam das Vorſpiel zu dem großen Drama des heldenmüthigen Kampfes gegen die beſtehende Macht, gegen die materielle und geiſtige Unterdrückung des deutſchen Volks, zu welchem er jetzt den Vorhang aufzog. Dieſes Vorſpiel war eine Fehde gegen den Kurfürſten von Trier, den zweideutigen und brutalen Richard von Greifenklau. Mit dem Sturz dieſes ihm perſönlich verhaßten Erzbiſchofs ſollte ſeinen Anhängern Muth gemacht und die Zaudernden herbeigelockt werden. Und dieſer erſte Schlag ſchien ſo leicht ausführbar; in Sickingens Seele waltete gar kein Zweifel an dem beſten Erfolge dieſes Unternehmens. Den Vorwand zu dieſer Fehde mußte eine wenig bedeutſame Treuloſigkeit des Erzbiſchofs abgeben. Dieſer hatte nämlich zwei ſeiner Unterthanen, für die ſich Franz von Sickingen verbürgt, von der Erfüllung ihrer Verbindlichkeiten zurückgehalten. Im Abſagebriefe war der Ritter aber ſo ehrlich, dem Pfaffenfürſten gleich den rechten Grund anzugeben und mit der wahren Farbe ohne alle Umſchweife herauszugehen. In einem gedruckten und im erzbiſchöflichen Gebiete verbreiteten Aufrufe ſagte er: „Ich begehre euch zu erlöſen von dem ſchweren unchriſtlichen Joche und Geſetze der Pfaffheit und zu evangeliſchen lichten Geſetzen und chriſtlicher Freiheit zu bringen.“ Und Hutten rief Allen in einer Druckſchrift zu, daß Sickingen das Schwert ergriffen habe, „um dem Evangelium die hart verſchloſſenen Thüren wieder zu öffnen.“ Der Kurfürſt von Trier hatte ſich eines ſolchen Angriffs keineswegs verſehen; denn Sickingen hatte überall ausſprengen laſſen, ſeine Rüſtungen gelten dem König Franz von Frankreich. St. Wendel, die trierſche Stadt, fiel durch Sturm in Sickingens Hände, der am 7. Sept. vor Trier ſtand. Es war ein ſchlauberechnetes Spiel, dieſe ſchnell improviſirte Fehde gegen Richard von Greifenklau, aber gerade an der Schlauheit der Berechnung ging es verloren. Um nämlich die eigentliche Abſicht, den großen Kampf gegen die herrſchende Macht nicht zu verrathen, betheiligten ſich die zunächſt angeſeßnen Ritter, welche Hutten geworben hatte, nicht an dieſer Waffenprobe, dieſem kleinen Verſuchskrieg, nur begonnen, um das verſammelte Kriegsvolk zu beſchäftigen und ihm den Sold aus trierſchen Mitteln zu zahlen. Der Zuzug der Verſtärkung ſollte jetzt blos aus den Niederlanden kommen, wo Sickingen durch ihm ergebene Ritter ein Heer werben ließ. Unterdeſſen wollte er die trierſchen Städte einnehmen und ſich im Futter des Erzbiſchofs ſtärken zu dem Hauptſchlage, der zu Anfang des künftigen Jahres geſchehen und an welchem ſich dann alle Ritter und Städte, die ihm zugeſagt, betheiligen ſollten. Bis dahin hofften ſie auch mit dem Landvolk in Schwaben, Franken und am Oberrhein ſo weit zu ſein, um eine allgemeine bewaffnete Erhebung deſſelben zu bewerkſtelligen. Das Glück des erſten leichten Unternehmens ſollte dem ſpätern ſchweren Vorſchub leiſten; Ritter, Städte- und Bauern ſollten friſchen Muth gewinnen, für Sickingen und die Freiheit ins Feld zu ziehen, wenn ſie den tapfern Ritter als Sieger im fetten Erzbisthum Trier begrüßen könnten.

Aber die Fürſten durchſchaueten Sickingens und Huttens Plan; es waren auch hie und da einige unvorſichtige und übermüthige Stimmen von Sickingens Freunden und Söldnern verlautet, die ſchnell verbreitet und richtig gedeutet wurden. Der Scharfſinn der Fürſten, nie lebendiger, als wenn es gilt, ihren Vortheil zu wahren, begriff bald, auf was dieſe unſcheinbare Fehde des ſtarken und gefürchteten Ritters hinzielte, und ſie zweifelten nicht daran, daß die Niederlage des Kurfürſten von Trier das Vorſpiel ihrer eignen ſei. Sie ſchreckten aus ihrer ſchwelgeriſchen Behaglichkeit empor; an den Höfen ertönte das

Angſtgeſchrei: in viel hundert Jahren ſei nichts ſo Gefährliches wider die Reichsfürſten unternommen worden, als womit Sickingen umgehe, und: der Ritter und ſein poetiſcher Freund ſeien die allergefährlichſten Menſchen im Reiche; zu allen unerhörten Dingen fähig, gehen ſie damit um, Alles über den Haufen zu werfen, ſo daß man bald nicht mehr wiſſen ſolle, wer Kaiſer, Fürſt oder Herr ſei.

Der Kurfürſt von Trier ſchrie das Reichsregiment um Hülfe an; die Seele dieſes Regiments waren aber eben die Reichsfürſten, die damit die Macht des Kaiſers ſelbſt lähmten. So unthätig es nun auch war, ſo lang es die Abſtellung von Uebelſtänden galt, die den Fürſten zum Vortheil gereichten — und das ganze Reich war voll ſolcher Uebelſtände — ſo raſch und nachdrücklich rief es jetzt die benachbarten Landesherrn zum eiligen Kriegszug gegen den gefährlichen Ritter auf. Und dieſe folgten dem Ruf mit derſelben ungewohnten Eile. Der von den Fürſten abhängige und im Zaum gehaltene Adel wurde aufgeboten; es war, als wüchſen Heere aus dem Boden. So ſchnell war in Deutſchland ſeit Menſchengedenken nicht gehandelt worden. Sickingen aber erließ ein Manifeſt an dieſen wider ihn in Waffen gerufenen Adel, worin er ſagte: „Wollte Gott, Ihr hättet Euch beſſer bedacht! Warum ziehet Ihr wider Euch, Euere Kinder und Kindeskinder? Warum zerreißet Ihr Euere Freiheit und wollt Knechte und Gefangene der Beſchornen ſein? Denkt Ihr nicht, wenn Franz mit ſeinem Anhange überwunden ſein wird, wie ſie nachher Euch einen Zaum und Gebiß in das Maul legen und Euch führen werden, wohin ſie wollen? Ihr wollt denen helfen, die den deutſchen Adel mit Lügen verderbt und Euer väterliches Gut an ſich gezogen haben, als da ſind die beſchornen Knaben, die Stifter und Klöſter. Ihr und die Eurigen leiden Mangel; ſie leben in Saus und Braus, und verthun das Euerige mit Huren, Hoffart, Völlerei, Büberei. Und nun wollt Ihr Euer Leben auch noch für ſie einſetzen? Ja, ſie wollen unſere Seelen auch verderben, da ſie uns das Evangelium Chriſti und das Wort Gottes nicht predigen laſſen und auch ſelbſt nicht predigen, und erdrücken unſere Seelen mit ihren eigenen Träumen, Erfindungen, Geſetzen, Lehren und gleißenden Worten.“ Aber dieſe Worte waren bei ſeinen Standesgenoſſen verloren; ſie wollten lieber ihren eigenen Verderbern, die ihnen jetzt ſchmeichelten, dienſtbar ſein, als ſich mit Franz zu ihrer Freiheit verbinden. Gemeine Sklavenſeelen ſchrecken vor der Freiheit, wie vor einem Geſpenſt zurück, und der deutſche Adel, wie die deutſchen Bürger beſtanden, entnervt durch die Einflüſſe der üppigen und lügneriſchen Pfaffheit, zumeiſt aus gemeinen Sklavenſeelen. Hutten und Sickingen waren ihnen ſchon um deshalb verhaßt, weil ſie das Joch abwerfen wollten. Es war eine bittere Täuſchung dieſer beiden großen Männer, auf den Beiſtand der Pfaffen- und Fürſtenknechte zu rechnen.

Die Fürſten ſandten an Sickingen abmahnende Boten; er empfing ſie mit Trotz und Spott. Sein Herr, der Kaiſer, antwortete er ihren Vorſtellungen, werde nicht zürnen, wenn er den Pfaffen ein wenig ſtrafe und ihm die Kronen (Thaler) eintränke, die er vom König von Frankreich gewonnen habe. Andern erwiderte er: er wolle ſich eines Thuns unterſtehen, deſſen ſich kein römiſcher Kaiſer unterſtanden habe. Er ſelbſt werde eine neue Ordnung im Reiche einführen; von einer Entſcheidung des Kammergerichts zwiſchen ihm und dem Erzbiſchof wollte er nichts wiſſen. Er habe ein Gericht um ſich, beſetzt mit Reiſigen, wo man mit Büchſen und Karthaunen entſcheide. Als der Reichsherold in Sickingens Lager einritt, ſagte er lachend: „Nun ich ſoll des Regiments alte Geigen noch einmal klingen hören.“

Im Kloſter St. Maximin bei Trier hatte der Kurfürſt reiche Vorräthe aufgehäuft, welche Sickingen für ſein Heer beſtimmt hatte. Aber ehe der Pfaffenfürſt ſich in die befeſtigte Stadt zurückzog, zündete er das Kloſter mit eigener Hand an, und der Ritter fand nur noch die rauchenden Trümmer. Dieſer Umſtand machte einen unangenehmen Eindruck auf die Söldlinge, welcher dadurch ſehr vermehrt wurde, daß Trier nicht mit einem Handſtreiche genommen werden konnte. Denn die Bürger der Stadt, mit welchen Sickingen im Einverſtändniß war, wagten, von den Reiſigen, die der Kurfürſt noch ſchnell und zur rechten Zeit hineingeworfen hatte, ſcharf beobachtet, nichts zu unternehmen, die Mauern und Thürme wurden von den Vaſallen des Erzbiſchofs, trotz aller vernünftigen Ermahnungen Sickingens, gut bewacht, und die Beſchießung der Stadt zog ſich lange hin und führte zu keinem Reſultat. Eine verdrießliche Stimmung bemächtigte ſich des Belagerungsheeres; aber noch ſchlimmer wurde die Lage des Ritters, als von den aus dem Norden erwarteten Zuzügen auch nicht einer zu ſeiner Verſtärkung anlangte. Der Herzog von Jülich und Cleve, in deſſen Lande der Ritter Renneberg für Sickingen einen Heerhaufen geworben, drohete jedem, welcher dem gefährlichen Meuterer zuzöge, mit Verluſt von Leben und Leben und vereitelte dadurch den Zug. Dieſelbe Machination gelang durch das gleiche Mittel dem Kurfürſten von Köln, in deſſen Gebiet der Baſtard von Sombreff eine Reiterſchaar zuſammengebracht hatte. Michel Minkwitz hatte im Braunſchweigiſchen fünfzehnhundert Knechte gewonnen und zog mit ihnen dem Kriegsſchauplatz zu; aber der Landgraf Philipp von Heſſen überfiel den Zug, nahm den Führer gefangen und überredete die Landsknechte, ſtatt in Sickingens, in ſeine eigenen Dienſte zu treten. Andere Zuzüge aus dem Limburgiſchen, Lüneburgiſchen und Weſtphäliſchen erlitten durch fürſtliche Intriguen und Vaſallenhauſen ähnliche Schickſale. Sie wurden gefangen, zerſtreut und am Weiterziehen verhindert. Wohl zogen mächtige Kriegsſchaaren gen Trier, aber es waren die in Eile aufgebotenen Mannſchaften und reiſigen Zeuge des Landgrafen Philipp von Heſſen und des Kurfürſten Ludwig von der Pfalz, welche dem bedrängten Kurfürſten von Trier zu Hülfe eilten. Beide Fürſten waren dem ränkevollen Erzbiſchof nichts weniger als freundlich geſinnt, ja der der lutheriſchen Lehre mit demſelben Eifer wie Sickingen ergebene Landgraf war ſogar ein offener Widerſacher deſſelben, und der Pfälzer Kurfürſt war ſogar Sickingens alter Gönner, Freund und Dienſtherr; aber jetzt galt es, die fürſtlichen Intereſſen einer drohenden Gefahr gegenüber zu retten; da hielten die Feinde zuſammen gegen den Freund. Alles fürſtliche Blut hatte begriffen, daß Sickingens Erhebung keine Fehde gegen eine Perſon, ſondern ein Krieg gegen die Fürſtenmacht überhaupt war, ſie mochte nun weltlich oder geiſtlich ſein, und ſo hätte wenigſtens Sickingen nicht ſchmerzlich erſtaunen ſollen, den pfaffenfeindlichen Landgrafen und den ihm perſönlich befreundeten Kurfürſten Ludwig, durch den er ſogar zuerſt emporgekommen war, dem treuloſen, hinterliſtigen und verächtlichen Erzbiſchof zu Hülfe eilen zu ſehen. Und doch war es ein harter Schlag für den kühnen Ritter, um ſo härter, je unerwarteter er war.

Unmöglich konnte er der vereinigten Macht der Fürſten unter den Mauern Triers Stand halten; es wäre ſein ſicherer Untergang geweſen. Nachdem er eine Woche vergebens vor der Stadt gelegen, zog er ſich vor dem heranrückenden Feinde zurück. In dieſer Woche liegt die Entſcheidung des Schickſals Deutſchlands, ja ganz Europa's, für länger als drei Jahrhunderte. Man hat oft behauptet und ſchon zu jener Zeit, wenn Sickingens Plan gelungen wäre — und er wäre jedenfalls gelungen, wenn der Kurfürſt von Trier wäre beſiegt worden — ſo wäre ſtatt des Fürſtenregiments ein freches, wildes, herzloſes

Adelsregiment in Deutſchland aufgekommen. Dies iſt ſehr zu bezweifeln. Sickingen hätte ſich, um ein ſtarker Kaiſer zu werden, auf die bereits aufgerufene Volkskraft ſtützen müſſen, und dadurch wäre ein Adelsregiment unmöglich geworden. Jedenfalls wäre der verderbliche Einfluß Roms auf Deutſchland für immer gebrochen geweſen, und die von Luther ausgehende reine evangeliſche Lehre hätte, ſo weit die deutſche Zunge klingt, nirgend mehr Widerſtand gefunden. Sickingen hatte zu früh losgeſchlagen. Ein halbes Jahr ſpäter würde ſein und Huttens großer und kühner Plan glücklich ausgeführt worden ſein. Höchſt wahrſcheinlich würde ſich Luther für den ſiegreichen Sickingen erklärt haben; für den ſich erſt rüſtenden ſich ſchon zu erklären, verbot ihm die Klugheit. Er hatte auf Huttens und Sickingens Einladung ebenfalls geantwortet: die reine Lehre des Evangeliums müſſe durch die in ihr liegende Kraft des göttlichen Wortes ſelbſt ſiegen; mit dem Schwerte ſei ihr nicht gedient. — Hätte aber das für die religiöſe Freiheit eben ſo gut wie für die politiſche gezogene Schwert Sickingens, der römiſchen Pfaffenherrſchaft in Deutſchland mit einem Male den Garaus gemacht, ſo würde ſich Luther wohl eines Andern beſonnen und ſich erinnert haben, daß das ſiegreiche Schwert Karl des Großen für die Ausbreitung des Chriſtenthums in Deutſchland tauſendmal mehr gethan hat, als alle Lehre und Kraft des in ihm wohnenden göttlichen Worts.

Sickingen verſuchte auf ſeinem Rückzug noch vergebens, Kaiſerslautern zu überrumpeln, entließ dann, da ihn die vereinigten Fürſten nicht verfolgten, einen großen Theil ſeines Kriegsvolks und warf ſich in ſeine neu und gut befeſtigte Burg Landſtuhl. Aber am 8. Oktober wurde vom Reichsregiment die Reichsacht über ihn erklärt. Die Fürſten hatten guten Grund, ihn nicht zu verfolgen; ſie fürchteten den Löwen in Verzweiflung; erſt wollten ſie ſeine

Anhänger ſtrafen und vernichten. Zuerſt wandten ſie ſich gegen den wackern Eidam Sickingens, den für Luthers Lehre ſo fromm begeiſterten Hartmuth von Kronenberg. Ein Heer von dreißigtauſend Mann Fußvolk trat vor die Veſte, aus welcher der Ritter, ſolcher Uebermacht weichend, geflohen war. Kronenberg ergab ſich und wurde vom Landgrafen als heſſiſche Landſtadt in Beſitz genommen. Dann ging der Zug gegen Saalmünſter, die Burg Frowens von Hutten, des Oberhofmeiſters des Kurfürſten von Mainz und Oheims Ulrichs von Hutten, „weil er ſich des Aufruhrs theilhaftig gemacht und erklärte Aechter bei ſich aufgenommen.“ Die Burg wurde zerſtört, die andern Burgen Frowens beſetzt. Der Kurfürſt Albrecht von Mainz, nicht ohne guten Grund in ſtarkem Verdacht, mit Sickingen im Einverſtändniß geweſen zu ſein, wurde von den verbündeten Fürſten um fünfundzwanzigtauſend Gulden geſchätzt, „weil er einen Trupp ſickingiſcher Pferde habe unverwehrt über den Rhein gehen laſſen; das ſei der Urſachen eine, die andern ſtecken in der Feder.“ In der That hatte der feine und ſchlaue Albrecht von Brandenburg im Geheimen mit Huttens altem Lieblingsplan wieder geliebäugelt: er möchte wohl deutſcher Papſt werden, wenn Sickingen deutſcher Kaiſer würde. Er hätte gerne geerntet, was Luther und Hutten geſät, aber er hatte zu ſeinem Glück noch nicht gewagt, mit der Schnitterſichel hervorzutreten, und wirklich war die Saat noch nicht reif geweſen. Jetzt wurde ſie zwar ſcheinbar verwüſtet, aber die ausgefallenen Körner wucherten im Boden fort, um in ſpäteren Jahrhunderten eine deſto reichere Ernte zu geben, die nicht einem ſchlauen üppigen Pfaffen, ſondern dem ganzen deutſchen Volke, der ganzen Welt zu gute kommen wird.

Gleiches Schickſal wie Frowen von Hutten, hatten noch zwei von Sickingens thätigen Verbündeten, Philipp Weiß zu Haußen in der fuldiſchen Mark, und Rudecker im feſten Hauſe Ruckingen; Andere ſuchten ſich durch Vertrag zu retten. Entferntere Verbündete des geächteten Ritters wurden mit einem ähnlichen Ungewitter bedroht; ſo der Graf Wilhelm von Fürſtenberg und der kecke Eitelfritz von Zollern, ja die ganze fränkiſche Ritterſchaft war durch die erbitterten Fürſten gefährdet, und es half ihr nichts, daß ſie Sickingen nicht geradezu mit bewaffnetem Zuzüge unterſtützt hatte; die Fürſten wußten, daß ſie ſein Vorhaben beſtärkt, ſich zu ihm gehalten, ſich als ſeine Freunde bekannt und im Falle eines Siegs über den Kurfürſten von Trier mit ſtarker Macht zu ihm geſtoßen ſein würden.

Der ſchwäbiſche Bund erſah ſeinen Vortheil und trat um die Bewegung des Adels gänzlich zu unterdrücken, auf Seite der Fürſten, namentlich einigte er ſich mit dem Kurfürſten von der Pfalz. Aber er überhob ſich ſogleich und forderte die fränkiſchen Ritter vor ſein Bundesgericht, um ſie wegen einiger Landesfriedensbrüche zu vernehmen. Er griff alſo verletzend in die Rechte des Reichsregiments, und dieſes, erſt von Sickingen und ſeinen Freunden verſpottet, trat jetzt plötzlich, um der Anmaßung des ſchwäbiſchen Bundes und einiger ſiegreichen Fürſten nachdrücklich zu begegnen, als Schützer des mit Sickingen verbunden geweſenen Adels auf. Erſt hatte das Regiment den Ritter ohne Ladung in Acht erklärt, einige Monate ſpäter ſchlug es den Fürſten die erbetene Reichshülfe gegen Sickingen ab, verurtheilte ſie auf Frowen von Huttens Klage, ihm ſeine Häuſer zurückzugeben, und drang in ſie, Kurmainz die gewaltſam auferlegte Schatzung zu erlaſſen. Die fränkiſchen Ritter waren in Mainz zuſammengekommen und hatten hier den Beſchluß gefaßt, ſich dem ſchwäbiſchen Bund zu widerſetzen; einige Mitglieder des ſchwäbiſchen Bundes trugen beim Reichsregiment auf ein Verbot der ritterſchaftlichen Zuſammenkünfte und Verbindungen an; ſtatt deſſen ſagte das Regiment den verbündeten Rittern ſeinen Schutz zu.

Durch dieſe merkwürdige Wendung ſtiegen Sickingens Ausſichten wieder. Auf dem Schweinfurter Tage, den er vorzüglich veranlaßt hatte, erhielt er viele Zuſagen; Ulrich von Hutten zog unermüdet in Oberſchwaben und in der Schweiz umher und warb mit Wort und Schrift; Balthaſar Stör, ein Emmiſſär der Ebernburg, warb am Oberrhein; Franz Voß, der treueſte Anhänger Sickingens, in Niederdeutſchland. Ja aus Böhmen langten Verſprechungen redlicher Ritterhülfe auf dem Landſtuhl an. Sickingens Freunde hofften ſogar auf eine allgemeine Erhebung aller Lutheriſchen zu Gunſten des Ritters. Dieſer ſelbſt befeſtigte ſeine Burg immer mehr und hoffte ſich zwei bis drei Monate, wo die Hülfe von allen Seiten eintreffen konnte, zu halten. Selbſt der alte Kurfürſt von Sachſen, die Hauptſtütze des Reichsregiments, ſah es jetzt gern, daß Sickingen ſich ſo männlich trotzig behauptete; es galt ja die Befeſtigung des Reichsregiments gegen die Willkür einiger Fürſten und des ſchwäbiſchen Bundes. — Aber dieſe Fürſten zauderten nun auch nicht länger, ihre verbundene Macht vor den Landſtuhl zu führen. Am 30. April 1523 eröffneten ſie das Feuer aus ihren Karthaunen, Nothſchlangen und Scharfmetzen gegen die Burg. Es zeigte ſich bald, daß Sickingen, der ſich noch einmal nach alter Ritterweiſe in ſeiner Burg vertheidigen wollte, ſich verrechnet hatte. Die Kriegskunſt der Neuzeit hatte das Ritterthum bereits überwunden und duldete keine Verſchanzungen in einer Burg mehr. Sickingens Verſuch, das bereits in den letzten Zügen liegende Ritterthum mit der jungen Volkskraft und dem erwachten pfaffenfeindlichen religiöſen Bedürfniß friſch zu beleben, war ein unglücklicher und deshalb vergeblicher. Ritterthum und Volk konnten nie ein Ganzes werden, weil ſie eben von Grund aus feindlich gegen einander waren. Die Mauern und Thürme widerſtanden den Kugeln nicht, um ſo weniger, da ſie noch neu waren. Sickingen ging voll ſchwerer Bekümmerniß nach einer Schießſcharte, um, an das Sturmgeräth gelehnt, den Verlauf des Sturms zu überblicken. Aber gerade auf dieſe Lucke war eben eine Karthaune gerichtet, und kaum war der Ritter vorgetreten, als der Schuß fiel, die gut treffende Kugel das Gerüſt auseinander warf und ihn ſelbſt mit ſolcher Gewalt gegen einen ſpitzigen Balken ſchleuderte, daß er tödtlich verwundet niederfiel.

Seine Getreuen trugen den beſinnungsloſen Mann ins Burggewölbe, welches von allen Gemächern allein der Gewalt der Kugeln widerſtand. Als er wieder zu ſich gekommen war, brach er in verzweiflungsvolle Klagen aus: „Wo ſind nun meine Herren und Freunde, die mir ſo viel zugeſagt haben? Wo iſt Fürſtenberg? Wo bleiben die Schweizer, die Straßburger?“

Der unglückliche, tödtlich verwundete Mann erfuhr es nicht mehr, daß dem ihm treu ergebenen Grafen Fürſtenberg die ſchwere Noth des Freundes unbekannt geblieben war. Der Bote, welchen Sickingen an ihn geſchickt, war von den Fürſtlichen aufgefangen worden, und der Graf erhielt die Nachricht vom Mißgeſchick des Ritters zugleich mit der ſeines Todes. Er erfuhr auch nicht, wie der rachſüchtige Ulrich von Würtemberg alle Bemühungen Ulrichs von Hutten in der Schweiz hintertrieben hatte.

Sickingen kapitulirte und trug dem Gebrauch nach auf freien Abzug an. Die Fürſten ſchlugen dieſen ab. „Ich werde nicht lange ihr Gefangener ſein,“ ſagte er bitter, als er mit ſchwerer Hand die Kapitulation unterſchrieb.

Als die Fürſten in das Gewölbe traten, umflorte die Nacht des Todes ſchon ſeine Augen ſo, daß er ſie kaum zu unterſcheiden vermochte. Der Pfälzerkurfürſt, der ihm ſtets gewogen geweſen, trat zuerſt erſchüttert an das Sterbelager und richtete einige freundliche Worte an den Sterbenden. „Gnädiger Herr,“ entgegnete dieſer, „ich hätte nicht geglaubt, daß ich ſo enden würde.“

Der Kurfürſt von Trier ſprach ihn dagegen mit dem Vorwurf an: „Was haſt Du mich geziehen, Franz, daß Du mich und meine armen Leute im Stift überfallen haſt?“

„Und mich,“ fügte der Landgraf hinzu, „daß Du mein Land in meinen unmündigen Jahren überzogen?“

„Ich habe jetzt einem größeren Herrn Rede zu ſtehen,“ verſetzte Sickingen edel, groß und einfach. — Auf die Frage ſeines Kaplans Nikolaus: ob er zu beichten begehre, antwortete er ruhig: „Ich habe Gott in meinem Herzen gebeichtet.“

Da rief ihm der Kaplan die Worte des letzten Troſtes zu und erhob die Hoſtie; die Fürſten entblößten das Haupt und knieten, die Hände faltend, am Bette nieder. Im Hintergrunde knieten ſchluchzend getreue Kriegsmänner. In dieſem Augenblick hauchte Sickingen die ſtolze Seele aus. Er war der letzte deutſche Ritter in der edelſten Bedeutung, und während die letzten Strahlen des ſpäten Abendroths des Ritterthums um ſein tapferes Haupt eine unvergängliche Glorie woben, küßten die erſten Strahlen des jungen Morgenroths einer neuen, einer ganz andern Zeit ſeinen ſinkenden Scheitel. Daß er beide Zeiten, die untergehende und die aufſteigende miteinander vereinigen, das Ritterthum zu neuer Blüthe und die reine Lehre des Evangeliums von der Freiheit zur allgemeinen Geltung unter einem ſtarken Kaiſerthum vereinigen wollte, war ſein Fehler, an dem er zu Grunde ging. Hätte er das Ritterthum aufgeben und ſich entſchließen können, ein volksthümlicher Kaiſer in der eigentlichen und wahren Bedeutung des Worts zu werden, er würde ein hohes Ziel erreicht und Deutſchland zu einem hohen Ziel geführt haben.

In der Fülle ſeiner Kraft war er gefallen, zweiundvierzig Jahre alt, eine hohe herrliche Geſtalt, einer der edelſten deutſchen Männer. Seine Familie war auf der Ebernburg; deshalb entbehrte er ſterbend die Pflege ſeiner Lieben.

Seine Feinde frohlockten bei der Nachricht von ſeinem Ende: „Nun iſt der Afterkaiſer todt!“ — Niemand hatte mehr Urſache, ſich über ſeinen Fall zu freuen, als Kaiſer Karl. Das Schickſal hatte ihn ohne ſein Zuthun abermals von einem Sturme befreit, der ihm höchſt wahrſcheinlich die Kaiſerkrone vom Haupte geweht haben würde.

Alle Burgen Sickingens und ſeiner Freunde fielen in die Hände der ſiegreichen Fürſten; es waren zuſammen ſiebenundzwanzig. Die auf dem rechten Rheinufer eignete ſich der Landgraf zu, in die auf dem linken theilten ſich der Pfalzgraf und der Erzbiſchof.

Am längſten hielt ſich die Ebernburg, von Sickingens würdiger Gattin tapfer vertheidigt. Hier hatte der Ritter ſeine Schätze aufgehäuft, herrliche Kleinodien zu weltlichem und geiſtlichem Gebrauch. Die Beute war über Erwarten koſtbar. Als Johanna am Arm ihrer Mutter aus der reizenden Burg auswanderte, ſagte ſie ſtolz: „Was liegt an dieſen Dingen! Unſer Stern iſt untergegangen; was könnten uns noch Gold und Edelſteine erfreuen? Wir haben nicht nur eine Kaiſerkrone verſpielt, ſondern auch das edle theure Haupt, das ſo würdig war, ſie zu tragen; kann uns auf Erden noch Tand und Prunk erfreuen? Mein Pfad wird ein dunkler und will's Gott, ein kurzer über dieſe armſelige Erde ſein.“

„O, es ſollte anders mit Dir kommen,“ ſeufzte die Mutter ſchmerzlich. „Laß uns gehen!“

Und ſie wandten der verlorenen irdiſchen Herrlichkeit den Rücken. Da gingen ſie an dem eroberten Geſchütz vorbei, das Auge der Freifrau fiel auf die prächtigſte der Kanonen, die Nachtigall genannt. Sie war vor zwölf Jahren vom Meiſter Stephan in Frankfurt gegoſſen, $14^1/_3$

Schuh lang, gegen 70 Centner ſchwer, mit dem Bilde des Ritters, ſeiner Gemahlin, ihrer beiderſeitigen Ahnen und des heiligen Franz, ihres Schutzpatrons geſchmückt, ein Prachtſtück in jeder Beziehung.

„Wie leuchtend lag die Zukunft vor meinen Blicken, als unſere Bilder dieſem Erz eingeprägt wurden! Die Bilder ſchimmern, als ſeien ſie geſtern gegoſſen, und ſie werden lange bleiben, das Glück aber, das ſie ſchuf, iſt für ewig dahin! Wie armſelig iſt doch alles Irdiſche! Dieſe kleinliche Menſchenwelt war des großen Mannes nicht werth, der ſie von ſchmachvollen Banden erlöſen wollte. Dieſe Kanone ſollte ſie ſprengen helfen.“

„Laßt ihr doch die Feſſeln; ſie will und muß gefeſſelt ſein. Kommt, kommt! Laßt uns ins Elend wandern.“

## 6.

## Hutten im Elend.

Die Kunde von Sickingens unglücklichem Ende durchflog auf Sturmesflügeln die Länder und traf manches für Freiheit glühende Herz ſchwer. Alle edeln ſtrebenden Männer der Zeit litten im Stillen, indem ſie den Stern untergehen ſahen, von deſſen hellem heiterm Lichte ſie ſo viel, wenn nicht Alles gehofft. Am ſchwerſten empfand der treueſte innigſte Freund des Gefallenen, Ulrich von Hutten, den Schlag, am ſchmerzlichſten litt er unter dieſem unerſetzlichen Verluſt. Er lebte gerade in Mühlhauſen in der Schweiz, als ihm die Todesbotſchaft des Freundes zukam. Sie ſchmetterte ihn nieder. Durch die Anſtrengungen des letzten Halbjahrs, für Sickingen in der Schweiz ein Hülfsheer zu gewinnen, die bei ſeiner ohnedies die Kräfte aufreibenden Krankheit doppelt mühſeligen und anhaltenden

Reiſen und die ſtets fruchtloſen Verhandlungen zu dieſem Zwecke, die ſchmerzlichen Täuſchungen, ſtets durch das Entgegenwirken ſeiner offenen und heimlichen Feinde ſeine Beſtrebungen vereitelt zu ſehen, hatten ſein Uebel ſehr verſchlimmert; die ſchreckliche Kunde von Sickingens Ende legte den entkräfteten Mann auf das Krankenlager. Hier beſuchte ihn nach einigen Tagen ein junger Gelehrter, der Sohn einer angeſehenen Patrizierfamilie, Namens Uſteri, in welchem Hutten einen Verehrer und gleichgeſinnten Freund gefunden hatte. Durch ihn hatte Hutten die betrübende Botſchaft erhalten. Der Ritter brütete dumpf vor ſich hin, eine unheimliche Fieberglut lag auf ſeinen abgemagerten Wangen.

„Kommt mit mir hinaus in Gottes freie Natur, Ritter," ſprach der junge Mann herzlich und theilnehmend. „Das einſame Brüten taugt Euch nichts. Mein Vater, ja unſer ganzes Haus, hat ſchon ſeit ein paar Tagen Euern Beſuch erwartet. Er hat nothwendig mit Euch zu reden. Es iſt mir gelungen, endlich all ſeine Bedenklichkeiten zu beſiegen, und er hat auf meinen Betrieb den Bürgermeiſter und die Mehrzahl der Rathsherrn gewonnen. Ihr ſollt nun Vorſchläge machen für die neue Kircheneinrichtung."

„Was hilft Alles!" verſetzte Hutten bitter. „Der Unſinn ſiegt doch überall. Die Wahrheit, das Recht, die Tugend und das Licht der Geiſter ſind nur zum Hohn und Spott des Teufels und ſeiner Anhänger auf der Welt. Der Satan iſt der mächtige Herr der Erde, und er gängelt ſie unter der fratzenhaften Larve Gottes. Wollt Ihr glücklich ſein, junger Freund, ſo verlaßt die Fahne der Wahrheit und ſchwört zu der des Scheins. Predigt Freiheit, indem Ihr die Geiſter knechtet; ſchwatzt von Recht und Ordnung, indem Ihr das Unrecht fördert und von der Tyrannei Nutzen zieht. Die Menſchen wollen belogen und betrogen ſein; ſie jubeln wohl ein paar Augenblicke dem Kühnen zu, der ſie aus den ſchmählichſten Banden befreien will, aber ſie verlaſſen ihn in der Stunde der That, ſo daß er dem Heere ſeiner eigenſüchtigen Gegner unterliegen muß, und laſſen ſich dann willig nur noch feſter in neue Ketten ſchmieden, ja ſie küſſen dem Kettenſchmiede unterthänig die Hand, wenn er ſeine Blöße mit einem Purpur behängt hat, und hat er ſich dazu noch eine Platte ſcheeren laſſen, ſo verehren ſie jede Frechheit, jede Lüge, jede Schandthat als heilig und loben ſie als ein unmittelbares Werk Gottes, eingegeben vom heiligen Geiſte.“

„Euer Unmuth iſt gerecht, edler Ritter,“ ſagte Uſteri mit einer Thräne im Auge. „Aber Euere Freunde ſind nicht gewohnt, Euch der Verzweiflung erliegen zu ſehen. Sickingens Schickſal darf Euch nicht niederwerfen. Die gute Sache braucht Euere Kraft.“

„Ich habe keine Kraft mehr!“ ſeufzte Ulrich. „Es iſt mir nicht anders, als ſchliche der Tod in meinen Adern. Meine Freunde — o laßt mich von ihnen ſchweigen! Wo ſind ſie? Nur der Glückliche hat Freunde. Der Unglückliche muß Gott danken, wenn er mitleidige Seelen findet. Habt Ihr es nicht an dem großen Erasmus geſehen, wie meine beſten Freunde mich behandeln? Sickingen war mein wahrer Freund. Das ſchwarze Verhängniß, dem Macht gegeben iſt über alle guten und großen Menſchen, hat ihn dahin gerafft; die freche Rotte der Lüge triumphirt hohnlachend auf ſeinem Grabe. Es wird auch mich hinabreißen, und die geile Pfaffenbrut wird mit den fürſtlichen Buben einen raſenden Chorus auf dem Raſen tanzen, unter welchem mein für Freiheit und Recht gewaltig flammendes Herz in Staub zerfällt.“

„O nehmt den Maßſtab, womit Ihr Euere Freunde meßt, nicht von dem eiteln, feigen, achſelträgeriſchen Erasmus!“ rief der junge Mann wehmüthig begeiſtert. „Welder edle Kämpfer für die höchſten Güter des Geiſtes kennt dieſen Erasmus und verachtet ihn nicht! Weiß ich nicht von Euch ſelbſt, wie Oekolampadius, Zwingli, Bucer, Pellikan, ihn als einen Verräther der guten Sache und für unwürdig halten, ſich mit ihm einzulaſſen? Und hat nicht die gerechte Züchtigung, die Ihr ihm in Euerer Expoſtulation habt angedeihen laſſen, die Billigung, den Beifall, ja theilweiſe das Zujauchzen aller Beſſern Euch zuwege gebracht! Vielleicht erheitert es Euch, wenn ich Euch ſage, daß mir ein Brief von Brunfels in Straßburg vorgeſtern die Nachricht gebracht hat, daß die Expoſtulation bereits in zweiter Auflage erſchienen iſt. Es iſt ein allgemeines Begehren nach Euerer meiſterhaften Schrift; ſie wird von allen Gelehrten und Wahrheitsfreunden in Deutſchland verſchlungen."

Huttens Auge blitzte freudig auf. „Ja damit labt und erfriſcht Ihr mir die vom Schmerz ausgetrocknete Seele," ſagte er und reichte dem jüngern Freunde dankbar die Hand.

„Ihr habt tauſende von wahren Freunden in allen Ständen und in allen Landen, ſo weit die deutſche Erde reicht, und der Name Ulrich von Hutten iſt zum Wahrzeichen der für Licht und Freiheit begeiſterten deutſchen Jugend geworden. Zwei edle Namen erſchallen durch Deutſchlands Gauen, überall begrüßt und belobt von allen für Gottes Sache ſchlagenden Herzen, die Namen Luther und Hutten, und ſie werden durch alle Zeiten der deutſchen Geſchichte ſchallen und ſtrahlen bis zu den fernſten Nachkommen hinab. Nach Jahrtauſenden wird man Euch verehren als den kühnen Streiter für Wahrheit und Freiheit, und die Namen Euerer Feinde werden nur als die dunkeln Schatten, die der Glanz Eueres Namens wirft, auf die Nachwelt kommen."

„Ich danke Euch für Euere ſchönen troſtreichen Worte!"

ſagte Hutten froh bewegt. „O wenn Luther den Muth gehabt hätte, zu uns zu ſtehen und mit uns zu gehen, es wäre Alles anders und beſſer gekommen! Aber der Mönch hängt ihm an, er kann ihn nicht los werden. Die Fürſten haben geſiegt; er wird ſich nun ihrer Macht fügen müſſen. Ich fürchte, es ſteht ſchlimm mit der Sache der Wahrheit.“

„Sie wird nicht untergehen. Verzagt nicht. Rafft Euch auf, um von neuem für ſie zu kämpfen. Euere Freunde und Anhänger ſehen erwartungsvoll auf Euch. Brunfels ſchreibt mir, ganz Straßburg ſchwärme für Euch, ſeit die Expoſtulation gedruckt ſei.“

„Wenn mich dieſe unſelige Krankheit nicht verzehrte! Ach, die Leiden dieſer böſen Tage haben mir arg zugeſetzt! Ich bin ein Vertriebener, ein Vaterlandsloſer, von Land zu Land Gejagter!“ —

„Habt Ihr nicht ſelbſt in Euerer ‚Beklagung der Freiſtätte deutſcher Nation‘ geſungen:

‚Ich weiß, ich werd' noch Lands verjagt,
Um daß ich ſolchs nicht ſchweigen kann,
Und nehm' der Sach' allein mich an?‘

Soll ich Euch Euere eigenen kühnen herrlichen Worte zur Ermunterung zurufen:

‚Drum, fromme Deutſche haltet Rath,
Da es ſo weit gegangen hat,
Daß's nicht mehr gehe hinter ſich.
Mit Treue hab's gefördert ich,
Und will deß anders keinen Genuß.
Denn wo mir geſchäh deshalb Verdruß,
Daß man mit Hülf mich nicht verlaß,
So will ich auch geloben, daß
Von Wahrheit ich will nimmer lan,
Daß ſoll mir bieten ab kein Mann.
Auch ſchafft zu ſtillen mich kein Wehr,
Kein Bann, kein Acht, wie faſt und ſehr

Man mich damit zu ſchrecken meint.
Wiewohl meine fromme Mutter weint,
Da ich die Sach hab' gefangen an;
Gott woll' ſie tröſten! es muß gahn.
Und ſollt es brechen auch vorm End,
Will's Gott, ſo mag's nicht werden gewendt.
Drum will ich brauchen Füß und Händ.
Ich hab's gewagt!'

„Ich hab's gewagt!'" rief der Ritter, von ſeinem alten Geiſte ergriffen, der ihm aus ſeinen eignen treuherzigen Worten entgegen wehete, und ſprang auf. „Ja, ich habe Vater und Mutter verlaſſen, ich habe den ſüßen Frieden meines Hauſes geopfert, ich habe auf die ſchönſten Freuden des Lebens, die der Liebe zu einer edlen Hausfrau, nach denen ſich mein bedürftiges Herz zumeiſt ſehnte, für immer verzichtet; als ein Knabe bin ich arm und allein in die weite Welt gezogen, um die Freiheit zu erringen, die Freiheit für mein theures geknechtetes deutſches Volk; ich bin durch die Länder gejagt als ein Bettler, immer der Freiheit nach, und ſeht: der Streiter für Wahrheit und Recht, der Ringer nach Freiheit, der berühmte Ritter von Schwert und Feder, der gefeierte gekrönte Dichter, er iſt wieder zum Bettler geworden und jagt arm und hülflos durch die Länder, wie in ſeiner Jugend. Wahrlich, ich hab' deß keinen Genuß gehabt. Aber ſollt es auch brechen vor dem Ende, ich will doch brauchen Füß und Hände, ſo lang ich ſie noch regen kann. Alea jacta est. Ich hab's gewagt."

„Jetzt ſeid Ihr wieder der Ritter Ulrich von Hutten, der jedem Unfall Trotz bietet. Haben die Fürſten Sickingen mit dem Schwerte beſiegt, Ihr werdet ſie mit der Feder überwinden. Schreibt eine Expoſtulation gegen ſie, wie gegen den Fürſtenknecht Erasmus, und das deutſche Volk wird Euch zujubeln."

„Was hilft der Jubel, wenn was Volk ſich nicht erhebt wie Ein Mann gegen ſeine Dränger!"

„Laßt nur den Geiſt Euerer Schriften erſt das ganze Volk durchdrungen haben. Im benachbarten Schwaben und drüben im Tyrolerland iſt eine mächtige Bewegung unter dem Volke. Kühne Prädikanten ziehen umher und predigen Landbewohnern das Evangelium der Freiheit. Habt Acht, die große Stunde naht. Was Sickingen nicht gelang, Euch wird's gelingen. Ihr werdet an der Spitze des ſiegreichen Volks ſtehen und als Lichtbringer und Freiheitsheld die Feinde des Lichts und der Freiheit zu Boden werfen."

Hutten ſchüttelte leiſe und wehmüthig das Haupt. Er glaubte nicht mehr an ſolchen Sieg.

„Schreibt nur gegen die Bezwinger Sickingens. Auch das Reichsregiment iſt gegen ſie. Und laßt mich das Manuſcript nach Straßburg an unſern Freund Brunfels ſchicken. Der Buchdrucker Schott wird Alles drucken, was Ihr ſchreibt, und ſich vor den Fürſten ſo wenig fürchten, wie vor dem erzürnten Erasmus, der ihn beim Magiſtrat verklagt und zu ſeiner ewigen Schande in dieſer Klagſchrift behauptet hat: Euer Angriff kümmere ihn ſeinetwegen wenig; allein er fürchte, daß ſolch eine Ausgelaſſenheit nicht nur der Stadt Straßburg, ſondern auch der Sache des Evangeliums ſchaden könne."

„Er iſt ein elender gemeiner Menſch, ſo gelehrt er auch iſt," ſagte Hutten mit Abſcheu. „Was hilft doch alles Wiſſen, wenn es das Herz nicht veredelt!"

„O um das Maß ſeiner Niederträchtigkeit voll zu machen, hat er an Gedio, der Schotts Beſtrafung beim Straßburger Magiſtrat hintertrieb, geſchrieben, wie mir Brunfels meldete: Es wäre beſſer geweſen, wenn der Buchdrucker Schott gebettelt oder die Reize ſeiner Frau verkauft hätte, als durch ſolche Schandſchriften, wie Euere Expoſtulation, Brot für Frau und Kinder zu erwerben."

Hutten ſpuckte aus. „Und dieſen Menſchen hab' ich geliebt und verehrt. Solche gemeine Seelen, die die Wahrheit kennen und verläugnen ſie um irdiſchen Vortheils willen, ſind die allerverächtlichſten Stützen die Tyrannei. — Laßt uns ſchweigen von dieſem Elenden! Aber geſteht mir, daß durch Euch eine Abſchrift meiner Expoſtulation nach Straßburg zum Druck befördert worden iſt."

„Nicht zum Druck durch mich. Ich hatte die Abſchrift an Brunfels geſchickt. Ihr wißt, welch ein großer Verehrer er von Euch iſt. Und er hat die Expoſtulation bei Schott drucken laſſen."

„Ich weiß es Euch und Brunfels Dank. Ich ſelber hätte die Schrift ſchwerlich drucken laſſen."

„Doch nun kommt auch und ſpringt uns bei, den evangeliſchen Gottesdienſt, wie er ſchon auf der Ebernburg, nach Euerer köſtlichen Beſchreibung, beſtanden, in unſerer Stadt einzurichten. Wir müſſen Hand anlegen, um zum Ziele zu kommen."

„Es ſei! Obgleich mich das Fieber plagt, ich will doch mit Hand anlegen, den böſen Schwänken der faulen Pfaffen zum Trotz."

„Kommt, theurer Mann! Der ſonnigſte Maitag lockt uns hinaus. Die Nachtigall ruft, und die Finken ſchlagen. Ihr werdet im grünen Buſch und auf der Wieſe des Thals Euer Gebreſte los werden, und ein Becher kühler Wein wird Euere Heilung vollenden."

Hutten folgte dem treuen Führer. Die Strahlen der Frühlingsſonne thaten ihm wohl, die friſche Luft der Berge zog labend in ſeine Bruſt. Er vergaß ſeine Krankheit. Plaudernd gingen die beiden Männer aus der Stadt. Da begegnete ihnen ein von vielem Volk umſchwärmter wunderlicher Reiterzug, Männer und Frauen, in glänzender mauriſcher, doch meiſt ins Phantaſtiſche ausartender Tracht, dabei ein chaldäiſcher Zauberer mit langem rothen Talar und ſpitzer Mütze und ein ſchönes ſtolzes Weib, prächtig als die ägyptiſche Königin Kleopatra gekleidet, mit einer Schlange um den Hals, die ſie in einem mit jungen Roſen gefüllten zierlichen Korbe trug. Herolde von dunkelbrauner Farbe verkündeten nach Trompetenſignalen, daß der Schwarzkünſtler und Kunſtreiter, der mauriſche weltberühmte Doktor Antonio Maldonato, einziger Nachfolger des Doktor Johannes Fauſt, heute eine Vorſtellung geben werde, wozu er das Publikum einlade. Die beiden Wanderer blieben ſtehen. Huttens Augen hingen ſtarr an der ſchönheitſtrahlenden Königin Kleopatra; er hatte Martha Bry in ihr erkannt, und ein bitter höhniſches Lächeln flog über ſeine abgeſpannten Züge. Sie warf ihm einen freundlichen Blick der Ueberraſchung und einen verſtohlnen Gruß mit der Hand zu, als ſie an ihm vorbei ritt.

„So es Euch genehm iſt,“ wandte ſich Uſteri wieder an den Ritter, „ſo beſuchen wir nachher die Vorſtellung der Künſtlergeſellſchaft. Sie iſt ſeit zwei Tagen hier und ſoll Ausgezeichnetes leiſten; vorzüglich von den Zauberkünſten der Dame, die man als Königin bezeichnet, ſind Alle, die ſie geſtern geſehen, entzückt und können nicht Rühmens genug von ihrer Kunſt und Schönheit machen.“

„Ja, ſie iſt eine Zauberin, eine Fee, vor der ſich Jeder hüten ſollte. Ich hab's empfunden, in ihrem Zaubernetz gefangen zu liegen, und kann ein Lied davon ſingen,“ ſeufzte Hutten, doch war's, als ob angenehme Erinnerungen dabei ſein Geſicht verklärten.

„Ihr kennt ſie ſchon?“ fragte Uſteri verwundert. „Sie ſoll die Frau oder Geliebte des Doktor Fauſt geweſen ſein, den, wie man erzählt, der Teufel geholt hat.“

„Der Tod hat ſchon oft die Rolle des Teufels geſpielt. Ich erzähl' Euch von dieſer merkwürdigen Frau ein ander Mal. Erſt wollen wir ihre Kunſtleiſtungen bewundern.“

Und in Gedanken verſunken ging er weiter. Sie unterhielten ſich abwechſelnd von gelehrten Dingen und von Zeitereigniſſen, doch war der Ritter ſichtbar zerſtreut und erſuchte ſeinen Begleiter, erſt am folgenden Tage ſeinen Beſuch in deſſen elterlichem Hauſe machen zu dürfen. Nachdem ſie in einem Weinkruge ſich erfriſcht, kehrten ſie nach der Stadt zurück, um die Vorſtellung des Doktors Maldonato nicht zu verſäumen.

## 7.

## Die hochherzige Sünderin.

Die Schaubühne war im Freien aufgeſchlagen; die helle Maiſonne lieh ihr ihren ſchönſten Reiz. Der Ritter ergötzte ſich nicht minder an den trefflichen Reiterkünſten des angeblichen mauriſchen Arztes und Schwarzkünſtlers, als an den Zauberſtücken, welche er und ſeine Frau, wie Martha genannt wurde, ausführten. Martha zeigte, daß ſie nicht vergebens in die Schule des Doktor Fauſt gegangen war. Oft ruhten ihre Augen fragend auf Hutten, und als er, nach beendigtem Spiel, den Schauplatz verließ, ſah er ſich plötzlich von einer flinken Dirne aufgehalten, die er vorhin unter den Kunſtreiterinnen bemerkt hatte. „Es wünſcht Euch eine Dame unter vier Augen zu ſprechen,“ flüſterte ſie ihm zu. „Sie hat Euch wichtige Mittheilungen zu machen. Sagt mir Euere Herberge an, damit ich das Nähere der Zuſammenkunft mit Euch verabreden kann.“

Der Ritter willfahrte der netten Zofe; denn wenn er auch von ſeiner böſen Krankheit arg heimgeſucht war, deren Wiederausbruch der feurige Dichter allerdings dem freien Umgange mit ſchönen gefälligen Frauen zu verdanken hatte, ſo war er doch für Frauenſchönheit nicht abgeſtumpft, und er dankte der reizenden Martha ſo manche genußreiche Stunde und war auf ihre Mittheilungen zu begierig, als daß er die erbetene Zuſammenkunft nicht ſelbſt gewünſcht haben ſollte. Dieſe Angelegenheit beſchäftigte ihn angenehm und regte ſeinen Geiſt an, des kranken Körpers wieder Herr zu werden. Er hatte die Zofe auf den Abend beſtellt, und ſie trat zur beſtimmten Zeit auf ſein Zimmer. Er machte das hübſche Kind geſprächig, ſo daß er bald erfuhr, der Senjor Maldonato, obgleich nichts weniger als ein junger Mann, ſei doch auf ſeine ſchöne Frau, die er vom Doktor Fauſt geerbt, ſehr eiferſüchtig, und die Zuſammenkunft müſſe deshalb mit der größten Vorſicht und ſo geheim als möglich veranſtaltet werden. Es wurde alſo zwiſchen ihnen verabredet, daß die Dame und der Ritter am folgenden Nachmittage in einer Herberge vor der Stadt zuſammentreffen und in einem beſondern Zimmer, welches die Zofe vorher beſtellen wollte, ihre Unterredung halten ſollten.

Hutten ſchlief zum erſtenmal, ſeit er Sickingens Tod erfahren, wieder ruhig und fühlte ſich am andern Morgen ſo wohl, daß er den verſprochenen Beſuch im Hauſe des Rathsherrn Uſteri machen konnte. Hier wurde er mit großer Auszeichnung und Ehrerbietung empfangen, und bald fanden ſich noch einige andre Rathsherrn dazu. Eine höchſt wichtige Angelegenheit wurde hier eifrig beſprochen. Hutten war nämlich mit glänzenden Empfehlungen an den jungen Uſteri nach Mühlhauſen gekommen und hatte im elterlichen Hauſe deſſelben eine dieſer Empfehlungen und ſeines berühmten Namens gleich würdige Aufnahme gefunden. Er überzeugte ſich bald, daß der geiſtige Boden dieſes, wie mehrer demſelben verwandter und befreundeter

Häuſer durch den jungen Uſteri und einige ihm gleichgeſinnte edle Jünglinge und Männer mit den Zeitideen bearbeitet war, und daß es nur noch des Regens und Sonnenſcheins bedürfe, um die ausgeſtreute Saat zum Aufgeben und zur Reife zu bringen. Er hatte ſtets die heilige Ueberzeugung gehabt, daß die Kraft ſeines Geiſtes beſtimmt ſei, den geiſtigen Acker ſeiner Mitwelt zu befruchten, und er zauderte deshalb keinen Augenblick, ſo ſchlimm auch ſeine äußere Lage war, der Pflicht ſeiner Sendung zu genügen. Sein Aufenthalt in der kleinen Stadt hatte bereits alle Geiſter derſelben in Bewegung geſetzt; die Pfaffen malten ihn ſo ſchwarz als möglich, und ihre Anhänger ſprachen mit Abſcheu von ihm. Dies regte die Partei der Reformation nur noch mehr an, und Hutten trat, von ihr aufgefordert, kühn und offen, wie es ſeine Art war, mit dem Verlangen hervor, der Magiſtrat möge den Gottesdienſt nach den Forderungen des reinen Evangeliums und der Vernunft einrichten, die ſinnloſe Frühmeſſe abſchaffen, an ihre Statt Frühgebet und Predigt anordnen, das Abendmahl in beiderlei Geſtalt ertheilen laſſen, bei der Taufe und andern Kirchengebräuchen die deutſche Sprache einführen und die Geiſtlichen zu Zucht, Mäßigkeit, Friedfertigkeit und frommem Leben ernſtlich anhalten.

Dieſe neuen und wichtigen Einrichtungen betrafen die Unterredung, welche Hutten im Uſteri'ſchen Hauſe mit den jüngern Rathsherren hatte, und für die er ſie mit der überzeugenden Kraft und hinreißenden Begeiſterung ſeiner Rede gewann. Es wurde der Beſchluß gefaßt, das Ceremoniel des römiſch-katholiſchen Gottesdienſtes abzuſchaffen und dafür das neue nach Huttens Vorſchlägen einzuführen. Unter den Klerikern der Stadt waren ſelbſt einige für die von Ulrich Zwingli in Zürich hervorgerufene Kirchenreformation gewonnen; denn ſchon ſeit vier Jahren predigte dieſer gelehrte und erleuchtete Schweizer als Pfarrer am großen Münſter in Zürich gegen die Mißbräuche des Papſtthums mit glücklichem Erfolg, und die von ihm ausgehende gereinigte evangeliſche Lehre fand nicht nur unter gebildeten Laien, ſondern auch unter vielen Klerikern in der Schweiz Anhänger und Bekenner. Der Geiſt der kirchlichen Freiheit ſchwang in der Schweiz ſeine Fahne zu Kampf und Sieg, wie in Sachſen. Hutten hatte dieſen Geiſt freilich höher erfaßt, als die ſogenannten Reformatoren; in ihm lebte er als der Geiſt der Freiheit Deutſchlands überhaupt, als der mächtige Drang nach Abwerfung jedes despotiſches Joches und unwürdigen Zwanges, und nach Einigung und Kräftigung Deutſchlands, damit es ſeine herrlichen Kräfte ungehindert entwickeln und dem erhabenen Ziele größtmöglichen Völkerglücks friſch und frei entgegen gehen könne. Obgleich in den Feſſeln eines kranken Körpers liegend, wirkte der Schwung ſeines Geiſtes doch ſo mächtig auf die Mühlhäuſer Rathsherren, daß ſie alle Bedenklichkeiten fahren ließen und das Werk der Reformation in Angriff zu nehmen einig wurden.

Geiſtig gehoben durch dieſen Erfolg ſeiner Bemühung, eilte er nach dem bezeichneten Orte, um zu hören, was die ſchöne Sünderin, in deren Banden er einſt gelegen, ihm zu ſagen habe. Obgleich er recht gut wußte, daß Martha der Pfaffenpartei gedient, konnte er ihr doch nicht zürnen. Sie war jung, ſchön und geiſtreich, und ſie hatte ihn feurig geliebt, wie kein anderes Weib; und er war ſehr geneigt, ſie mit ihrem Schickſal und mit dem Drang nach Lebensgenuß, der in ihr glühete, zu entſchuldigen.

Martha ließ nicht auf ſich warten. Mit einer ſorgloſen, ſchier heitern Unbefangenheit begrüßte ſie den Ritter, nicht anders, als wären ſie beide noch am glänzenden Hofe des goldnen Mainz, umgeben von der genußbietenden Ueppigkeit eines ſchwelgeriſchen Lebens, ſie die Freundin, er der Freund des epikuräiſchen erſten geiſtlichen Fürſten Deutſchlands.

„Es ſcheint Euch wohl zu gehen, ſchöne Martha,“ ſagte der Ritter, nicht ohne einige Verwunderung über das Auftreten des leichtſinnigen Weibes. „Euer Ausſehen hat ſich nicht verändert, ſeit wir in Mainz von einander geſchieden ſind.“

„Und Euch ſcheint es ſchlecht zu gehen, edler Ritter und Freund,“ verſetzte die Dame mit einem Anfluge luſtigen und gutmüthigen Spottes, der ihrem Weſen ſo angemeſſen war; „denn Euer Ausſehen hat ſich leider nicht zum Beſſern verändert.“

„Ich bin krank und ärgere mich über die Menſchen. Die eine Hälfte iſt dumm, die andere niederträchtig; die Dummen bilden ſich ein, ſehr geſcheidt zu ſein, und wollen Alles nach ihrem blöden Verſtande ordnen, die Niederträchtigen ſind meiſt ſchlaue Füchſe; ſie ſtellen ſich fromm und tugendhaft und machen den Dummen weiß, ſie, nämlich die Schlauköpfe, ſtünden bei Gott und den Heiligen ſehr gut angeſchrieben und dürften deshalb über die Schnur hauen. Mit ſolcher Gleißnerei kriegen ſie die Dummen in den Sack, ſetzen ſich drauf und thun ſich gütlich. Die wenigen geſcheidten Köpfe und ehrlichen Herzen haben das Zuſehen und den Aerger, werden verketzert und verläumdet und bekommen, wenn ſie das Maul aufthun, noch Schläge, als Feinde der geſetzlichen Ordnung und des göttlichen Rechts.“

„Und darüber ärgert Ihr Euch todt, lieber Freund!“ lachte Martha hell auf. „Ohne daß Ihr es gewollt, habt Ihr mir in bündigſter Weiſe die ganze Weltgeſchichte vorgetragen. So war es ſtets, ſo wird es immer ſein. Die Schlauköpfe waren die Herren der Welt; die Schlauköpfe ſind es jetzt, und ſie werden es ewig ſein, und Leute wie

Ihr, die ſogenannten ehrlichen Patrioten, die glühenden begeiſterten Menſchenfreunde, ſind immer als überläſtige Gäſte zum Tempel hinausgeworfen worden, und man hat ihnen gern alle Muße gegönnt ſich todt zu ärgern.“

„O, daß du recht haſt, Weib!“ knirſchte Hutten.

„Hättet Ihr in Mainz nur halbweg begriffen, daß Jeder, den Ihr anſeht, zuerſt an ſeinen eigenen Vortheil denkt und dann noch einmal und wohl auch zum dritten Mal, und daß es dann den edeln und guten, lieben geprieſenen Menſchen erſt einfällt, auch an Andere zu denken und daß ſie dafür in den Himmel erhoben und als die größten Menſchenfreunde und Volksbeglücker dargeſtellt werden: hättet Ihr aus ſolcher vernünftigen Betrachtung den richtigen Schluß gezogen, daß es Euere erſte und heiligſte Pflicht ſei, auch zuerſt an Euch zu denken, Euch ein ſorgloſes, bequemes und angenehmes Leben zu bereiten und nicht den Schlauköpfen fort und fort mit geballter Fauſt ins Geſicht zu ſchlagen; hättet Ihr das Alles mit Euerem klugen Geiſte wohl erwogen: Ihr ſäßet jetzt als Kanzler des Kurfürſten von Mainz oder des Erzherzogs Ferdinand oder wohl gar des Kaiſers ſelbſt in Seide und Wolle warm und weich, und die Gräfin von Aſchaffenburg wäre Euere innigſte Freundin und Geliebte, die Alles aufböte Euch und ſich das Leben zu verſchönen. Ihr zöget nicht in dieſem Lande, als ein kranker, von ſchier allen Menſchen gemiedener und geflohener Bettler herum, von Fürſten und Pfaffen verfolgt, von Euern ſogenannten Freunden verrathen und verkauft, von Allen geſcholten, getadelt, angefeindet, und ich brauchte nicht die Königin Kleopatra zu ſpielen. O, Ulrich! ich habe nie einen Mann geliebt, wie dich. Wie hätte ich dir deine Tage verſüßt, wenn du nicht ein ſolcher Starrkopf wäreſt! Du ſaßeſt dem Glücke im Schoße, und es verſchwendete ſeine ſchönſten Gunſtbezeugungen an dich; dafür haſt du es mit Fußtritten belohnt. Darfſt du dich wundern, wenn es dir zürnend den Rücken kehrt?“

Der Ritter ſaß in düſterem Schweigen. In den Tagen ſeiner Kraft würde er wild aufgebrauſt ſein, jetzt ſagte er endlich mit einer gewiſſen an ihm ungewohnten Wehmuth: „Ich konnte nicht anders, ſo wahr mir Gott helfe! Ich mußte ſo und nicht anders handeln. Aber das verſtehſt du nicht und kannſt es nicht verſtehen. Du biſt ein ſchönes ſinnliches Weib, ganz geſchaffen für den üppigen Lebensgenuß, und wenn irgend ein Weib einen Mann ſinnlich beglücken kann, ſo biſt du es. Ich war nicht unempfänglich für das Glück, daß du mir ſo freundlich boteſt; du weißt es. Aber über dieſes Glück hinaus ging mir der Drang, allen Schurken zu Leibe zu gehen und mein Vaterland aus ihren beutegierigen Krallen zu retten. Doch, wie geſagt, dafür haſt du keinen Sinn, und ich verlange auch gar nicht, daß du es begreifſt. Sicherlich haſt du aber gehört, wie ſich der kühne wittenberger Auguſtinermönch vor zwei Jahren auf dem Reichstage zu Worms vor dem Kaiſer, den Reichsfürſten und allen Ständen benahm. Als der unanſehnliche geringe Mann in die Verſammlung geführt wurde, ſtand der tapfere Georg Frundsberg an der Thüre. Der berühmte Kriegsmann legte dem Luther die Hand vertraulich auf die Schulter und ſprach: „Mönchlein, Mönchlein, du gehſt einen Gang, dergleichen ich und mancher Oberſter auch in unſerer allererſten Schlachtordnung nicht gethan habe. Biſt du auf rechter Meinung und deiner Sache gewiß, ſo fahre in Gottes Namen fort, Gott wird dich nicht verlaſſen.“ Und mit ſolch ehrlicher ritterlicher Getröſtung trat Luther hinein, das arme Mönchlein vor die prachtprunkende Verſammlung, und ſprach friſch und frei ſeine unerſchütterliche Ueberzeugung aus und forderte ſeine mächtigen Feinde auf, ihn aus der göttlichen Schrift zu widerlegen. Zum Schluß aber fügte er die unſterblichen Worte hinzu: Hier ſtehe ich, ich kann nicht anders. Gott helfe mir! Amen. — Und dieſe Worte haben ihm viel tauſend Herzen gewonnen in der Reichsverſammlung und in der ganzen Welt. Wie Luthern, ſo ergeht es mir; auch ich kann nicht anders.“

„Dafür belegte ihn der Kaiſer in Worms mit der Reichsacht,“ verſetzte Martha, „und er wird in Noth und Elend verſinken und untergehen und all die tauſend Herzen, die er gewonnen, werden ihm nicht helfen. Das wird auch dein unſeliges Loos ſein, armer Ulrich. Du dauerſt mich in der tiefſten Seele.“ Und während die ſchöne leichtſinnige Frau dieſe ihrem natürlichen Gefühl entquollenen Worte ſprach, floß ein Thränenſtrom aus ihren reizenden Augen. „Du warſt eines beſſern Looſes würdig. Was hilft es dir, daß ſich die thörichten, ſchwachen und ſchlechten Menſchen um deine Bücher reißen, daß deine Verſe in aller Mund ſind, daß du weit und breit gefeiert biſt, daß der Kaiſer Max dich zum Ritter ſchlug und zum Poeten krönte; du biſt doch ein armer, verachteter Mann, während der Schlaukopf Erasmus, dein gelehrter Freund in Baſel ein gemächliches und behagliches Leben führt und dich von der Thüre weiſt. — Doch das Weib, das dich liebte und noch liebt, die verachtete Martha wird dich nicht verlaſſen, wenn ſie dich auch nicht verſteht, wie du ſagſt.“

„Wie? Du weißt, wie mir der gelehrte Schuft in Baſel mitgeſpielt?“ fuhr der Ritter zornig auf.

„Wer hätte nicht davon gehört? die ganze Schweiz ſpricht ja davon. Doch gewiß vielfach entſtellt iſt die ſchmutzige Geſchichte zu mir gedrungen. Deshalb iſt mir's lieb, ſie aus deinem eigenen Munde vernehmen zu können. Ich bitte dich, erzähle ſie mir!“

„Du haſt den berühmten Erasmus von Rotterdam in

Mainz an der Tafel deines fürſtlichen Liebhabers kennen gelernt," begann Hutten ſpöttiſch. „Er hat dort nicht allein dem Kurfürſten und dir die ſüßeſten Schmeicheleien geſagt; du erinnerſt dich vielleicht auch noch, wie er mich mit den koſtbarſten Weihrauchwolken anräucherte. Aber auch in den Briefen an meine gelehrten Freunde erhob er mich ſtets bis in den Himmel, übergoß mich mit den ſchmeichelhafteſten Lobſprüchen und that überall groß mit meiner Freundſchaft. Aber ſobald er wahrgenommen, daß der Wind in Mainz ſich für mich gedreht und die Legion meiner Feinde frecher und mit geſchwollenem Kamme auf mich einſtürmte, antwortete er auf meine Briefe nicht mehr, und als ich vollends auch die Ebernburg verließ, um für Sickingen zu werben, als ich von Burg zu Burg, von Stadt zu Stadt in Oberdeutſchland und der Schweiz zog, immer angefeindet und behindert von den Schergen des würtembergiſchen Mörders, da mochte Erasmus wähnen, ich habe gar keine bleibende Stätte mehr, es ſei mit mir Matthäi am Letzten. Da ſchrieb er denn an Etliche, er wolle mit dem vertriebenen ſchäbigen Junker nichts zu ſchaffen haben. Der feingeſchliffene, urbane humane Mann! Er wehrte mit Händen und Füßen ab, wenn irgend Jemand vorausſetzte, er ſtehe noch in der kleinſten Verbindung mit dem unbändigen Hutten, der dem heiligen Vater in Rom und allen hohen geſchorenen und gefürſteten Häuptern ſo viel Verdruß und Aergerniß mache und immer mit Mord und Todtſchlag drohe. Solch ſchlimm gefährlichen Menſchen mußte ſich der feine Mann vom Leibe halten und ihn verläugnen, wo und wie ſich's traf. Ich wußte das damals nicht ſo genau; erſt ſpäter hab' ich's erfahren. In den letzten Tagen des vorigen Jahres kam ich auf meiner Werbwanderung nach Baſel. Wenn ich auch Urſache hatte darüber mit Erasmus unzufrieden zu ſein, daß er den Briefwechſel mit mir abgebrochen, ſo ahnete ich doch nicht im Entfernteſten ſeine niederträchtige Falſchheit gegen mich. Meine Krankheit plagte mich mehr als je; es war ein harter Winter. Ich ſehnte mich nach Freundeswort und Umgang. Ich hatte ja ſo viel mit ihnen zu beſprechen. In Wittenberg hatte während Luthers geheimen Aufenthalt auf der Wartburg Doktor Karlſtadt mit Hülfe der Zwickauer Propheten tüchtige Wirthſchaft gemacht, und nur Luthers geſchicktes und kluges Auftreten hatte den wilden Sturm beſchwichtigen können; mein mächtigſter und wüthendſter Feind, der Papſt Leo, war unerwartet ſchnell im kräftigſten Mannesalter aus dem Leben geſchieden, um vor einem höheren Richter Rechenſchaft abzulegen über ſein Thun und Laſſen; ein neuer Papſt, ein alter, wunderlicher Mann, war auf St. Peters Stuhl geſtiegen, der ohne Lug und Trug die gräulichen Sünden der Pfaffheit zugibt, dabei aber auf Luthern und die Humaniſten eifert und es mit den alten verkehrten Caſuiſten und Kirchenvätern, den verrotteten Halbgöttern der Dominikaner, hält, von denen nimmer Heil für unſere junge, friſche Zeit zu erwarten iſt. Der Kaiſer war wieder nach Spanien zurück, um den wilden Aufſtand der Communeros dort vollends zu erſticken, und durch ſeine Abweſenheit war das neue Reichsregiment in Nürnberg zu Kraft gekommen und regte ſich friſch im Sinn und Geiſt unſerer Zeit. Ja, einige Wochen vor meiner Ankunft in Baſel war der Reichstag in Nürnberg eröffnet worden und hatte das Verlangen nach einem allgemeinen Concil gleich von vorn herein ausgeſprochen, und man ſah ſchon, daß es einen tüchtigen Kampf gegen den alten Kirchenwuſt und den Papſt, den Beſchützer deſſelben, dort in der alten, ſchönen, freien Reichsſtadt geben werde, wo mein trefflicher junger Freund, der Schuſter Hans Sachs, das kräftige Lied von der wittenberger Nachtigall geſungen hat. Ich durfte mich der Hoffnung hingeben, daß es in Nürnberg diesmal zu einer guten Entſcheidung kommen werde, wie denn nachher im März auch wirklich der Reichsabſchied als ein Sieg des Lichts über die Bosheit und die Eigenſucht der Pfaffheit, ja als eine Zurücknahme des Banns und der Acht gegen Luthern, und als eine Aufhebung des verfluchten wormſer Edikts betrachtet werden kann. Ferner war Italien von den Franzoſen geſäubert und der Herzog Sforza vom Kaiſer in Mailand eingeſetzt worden. Endlich hatte der türkiſche Großherr nach den neueſten Nachrichten einen friſchen gewaltigen Kriegszug gegen die Chriſten gerüſtet und die Inſel Rhodus belagert, die er ja auch, nach ſpäter eingegangenen Nachrichten in der letzten Woche des December, in derſelben Zeit, da ich nach Baſel kam, eben ſo erobert hat, wie vor zwei Jahren im Auguſt die feſte chriſtliche Stadt Belgrad in Ungarn. Ihr könnt Euch vorſtellen, ſchöne Freundin, wie voll mir das Herz von all dieſen Dingen war, als ich in Baſel einzog; denn gerade für und gegen dieſe Dinge hab' ich mein Lebtag ritterlich mit Schwert und Feder gekämpft, und wie viel näher lagen ſie mir gerade jetzt am Herzen, wo Sickingen unſere kühnen Pläne zu verwirklichen im Begriff ſtand. Ich hoffte bei Erasmus neue und nähere Zeitungen zu finden vom Reichstag und dem Reichsregiment in Nürnberg, vom Kampf der Geiſter in Wittenberg, von Ulrich Zwingli's Fortſchritten gegen den Papſt und die Pfaffheit, aus Italien und Frankreich (der König Franz hatte ja Sickingen Unterſtützung verſprochen), aus Ungarn und der Türkei; denn Erasmus unterhält einen großen und weitausgebreiteten Briefwechſel und weiß alle Neuigkeiten aus der gelehrten, religiöſen und ſittlichen Welt in ſchneller Zeit. Da ich nun aber erſt zu erfahren wünſchte, wie Erasmus ſich gegen mich zu ſtellen Miene mache, ſo ging ich nicht gleich zu ihm, ſondern ſchickte gleich nach Neujahr einen jungen mir ſehr ergebenen Gelehrten aus Baſel, Namens Heinrich Eppendorf, zu ihm und ließ ihm meinen Beſuch anſagen. Aengſtlich und befangen erwiderte er dem jungen Manne: wenn es ein bloßer Höflichkeitsbeſuch ſein ſolle, ſo möchte er wünſchen, deſſelben für diesmal überhoben zu ſein. Dabei erſchöpfte er ſich in nichtsſagenden Mitleidsbezeugungen über meine Krankheit und unglückliche Lage und verſicherte dem Eppendorf, er liebe und achte mich, obgleich ich ihm etwas zu wild und ſtürmiſch ſei. — Nun wußte ich, wie ich mit dem feinen gelehrten Herrn daran war und bekümmerte mich nicht weiter um ihn. Ich hatte, Gottlob! in Baſel der ehrlichen Freunde genug an der Univerſität, vor Allen aber den edlen ſanftmüthigen Oekolampadius, den ich ſchon vor ſieben Jahren als Prediger in Augsburg bei Peutinger kennen lernte, und der im vorigen Jahre auf Schloß Ebernburg bei Sickingen Haus- und Schloßprediger war, wo ich ihn ſehr lieben lernte, ſeit einigen Monaten aber Profeſſor der Theologie und Paſtor zu Baſel iſt. Der Umgang mit dieſem trefflichen Manne und ſeine Freundſchaft für mich entſchädigte mich ganz für die Zweideutigkeit des gelehrten Heuchlers. Nach einigen Tagen hatte Eppendorf ein anderes Geſchäft bei Erasmus; da erkundigte ſich dieſer nach meinem Befinden und wie ich ſeine Antwort aufgenommen. Ganz gut, verſetzte der junge Mann; nur vermuthe ich, der Ritter hätte Euch doch gern geſprochen. — Nun dann, ſagte Erasmus etwas ärgerlich, wenn er das wirklich wünſcht, ſo mache ich mir am Ende auch nichts aus dem Gerede der Leute. Könnte ich geheizte Oefen vertragen, ſo würde ich ihn beſuchen, wenn ihm ſo viel daran liegt, mich zu ſprechen. Indeſſen kann er mich beſuchen, wenn es mit ſeiner Krankheit ſo ſteht, daß er dieſes Zimmes ohne Ofen vertragen kann; ich will Feuer im Kamine machen laſſen. — Auf eine ſolche Einladung ging ich natürlich nicht zu ihm. Was ſollte ich auch bei einem Manne, der mich kalt (nicht allein in einem kalten Zimmer) und herzlos aufgenommen haben würde! Die Sache war mir zu unbedeutend; ich ſprach nicht davon, ich ſchrieb ſie keinem meiner Freunde. War ich doch der kalten Aufnahme und des Verraths gewohnt. Ich ſchlug mir den ganzen Erasmus aus dem Sinne und wartete meiner wichtigeren Geſchäfte in Sickingens Intereſſe. Die Machinationen von Seiten der Pfaffen in Baſel gegen mich begannen denn auch bald genug, und der Magiſtrat, der mich einſt auf das Ehrenvollſte aufgenommen hatte, wurde von den Plattenträgern ſo verhetzt, daß er mir nach einem vierwöchentlichen Aufenthalte in der Stadt den Schutz aufkündigte. Er bediente ſich dabei der geſchickten Ausrede, daß nicht nur die öffentliche Ruhe, ſondern auch meine eigene Sicherheit gefährdet ſein würde, wenn ich länger bliebe. Ob Erasmus die Hand heimlich dabei im Spiele hatte, habe ich nicht erfahren können, doch vermuthe ich es nach den Schritten, die der ſchlechte Menſch ſonſt gegen mich that, und die erſt hier in Mühlhauſen zu meiner Kenntniß gekommen ſind. Krank und mit ſchlechtbeſtellter Kaſſe wanderte ich ſtill aus der Stadt Baſel im harten ſtürmiſchen Winter, ging, um alles Aufſehen und einen Ueberfall meiner Feinde zu vermeiden nicht auf der Hauptſtraße, ſondern auf mühſamen Nebenwegen hierher. Kaum war ich hier in einem mir befreundeten Hauſe wohl aufgenommen, als von verſchiedenen Seiten theils an den Sohn dieſes Hauſes, einen jungen Gelehrten, theils an mich ſelbſt briefliche Nachrichten über die unverſchämten und lügneriſchen Aeußerungen, die ſich Erasmus über mich in Briefen erlaubt hatte, einliefen. Ja einen ſolchen Brief an den Kanonikus Markus Laurin in Brügge las ich ſogar gedruckt. Darin hieß es: Hutten hielt ſich hier wenige Tage auf. Er hat mich nicht beſucht und ich auch ihn nicht. Zwar würde ich ihn nicht abgewieſen haben, wenn er hätte zu mir kommen wollen, da er ein alter Freund von mir iſt, deſſen ungemein glückliches und treffliches

Genie mir noch jetzt nicht zu lieben unmöglich fällt. Seine übrigen Angelegenheiten gehen mich nichts an. Weil er aber wegen ſeiner Geſundheitsumſtände die geheizten Zimmer nicht entbehren, ich ſie aber nicht ertragen kann, ſo hat Keiner den Andern geſehen. — In dieſer Aeußerung ſind ſo viel Lügen als Worte. Ich ging in Baſel trotz aller Kälte und Schnee und der ſcharfen Decemberluft alle Tage aus und hatte gar nicht auf einem geheizten Zimmer beſtanden. Aber damit noch nicht genug. Auch von Wittenberg erfuhr ich, daß Erasmus an Philipp Melanchthon geſchrieben: Hutten, dürftig und von Allem entblößt, ſucht ein Neſt, wo er ſterben könnte. Ich hätte dieſen prahleriſchen Ritter in mein Haus aufnehmen ſollen und mit ihm wahrſcheinlich den ganzen ſogenannten Chor der Evangeliſchen. Und auf ähnliche Weiſe hatte er noch mehrere Briefe geſchrieben, die mir faſt alle durch Freunde, empört über ſolche Schlechtigkeit, in Abſchrift zukamen; in einem ſagte er: ich hätte wahrſcheinlich eine Reiterzehrung von ihm erpreſſen wollen. Ergrimmt über ſo bodenloſe Nichtswürdigkeit begriff ich ſchon, daß der ſchlaue Fuchs durch dieſe ausgeſtreute Lüge mir hatte zuvorkommen wollen, da er, von ſich ſelbſt auf mich ſchließend, befürchtet hatte, ich möchte die Art und Weiſe, wie er mich abgewieſen, ſchildern und ihm, den um ſeinen Ruf ſo ängſtlich beſorgten vornehmen Gecken bei ſeinen Freunden und Gönnern ſchaden. Weſſen das Herz voll iſt, davon fließen Mund und Feder über. Ich ſchrieb hier in wenigen Tagen eine kleine Schrift gegen den gelehrten Schuft, der ſich noch immer unterſtand, ſich heuchleriſch meinen Freund zu nennen, worin ich mit kurzen und derben Worten Alles auskramte, was ich gegen ihn auf dem Herzen hatte. Dieſe Schrift, Expoſtulation d. i. Beſchwerde, Abfertigung, wurde hier mehrmals abgeſchrieben und die Kunde davon war auch nach Baſel zu den Ohren des biedern Erasmus gelangt. Er ſchrieb mir einen Brief, deſſen Eingang ziemlich höflich, ja ſogar ſchmeichelhaft klang. Er ſchwatzte da viel von unſerer alten Freundſchaft, von unſerer gemeinſchaftlichen Liebe zu den Wiſſenſchaften und andern Dingen, die mich abhalten ſollten ihn durch Veröffentlichung meiner Schrift gegen ihn zu beleidigen. Er nannte ſolch einen Schritt eine Unklugheit — denn er wurde nun allmälig grob und gröber — die Andere leicht auf die Vermuthung bringen würde, als habe ich es bei ihm auf eine Geldprellerei und Erpreſſung einer Summe holländiſcher Dukaten abgeſehen; endlich drohte er mir ſogar, daß, wenn es noch zum Druck der Expoſtulation kommen ſollte, kein in ſolchen Kämpfen Unerfahrener oder wohl gar Federſtummer angegriffen würde. Zuletzt ſchloß er dies merkwürdige Schreiben mit den Worten, gleichſam als habe er ein ganz reines Gewiſſen, deſſen Gegentheil doch der ganze Brief bezeugte: Deine Expoſtulation erwarte ich. — Thörichter Lügner! Mit dieſer Ausforderung war es ihm gewiß am wenigſten Ernſt.

Ich antwortete dem guten Manne kurz und bündig, ſchrieb, was ich von ihm halte, weſſen er werth ſei, und daß ich ſeine Winkelzüge verachte und ſeine Drohungen verlache. Darauf ein zweiter ähnlicher Brief des feinen Federhelden, worin er ſich wie eine Katze windet, aber doch wieder die Krallen ſehen läßt. Statt der Antwort ſchickte ich ihm eine Abſchrift der Expoſtulation. Unterdeſſen war dieſe durch meinen hieſigen jungen Freund nach Straßburg geſendet worden und wurde dort ohne mein Wiſſen gedruckt. Sie hat viel Lärm in der gelehrten Welt und Herrn Erasmus wüthend gemacht; dies iſt der Verlauf der Sache bis heute.

„Und glaubt Ihr, der falſche Erasmus werde ſich dabei begnügen?“ fragte Martha. „Sein beleidigter Stolz und ſein gemeines Rachegefühl werden es nicht verſchmähen, ſich mit den roheſten und unwiſſendſten Pfaffen, die er doch ſo ſehr verachtet, zu verbinden, um Euch zu ſchaden; er wird ſogar den Anhängern des landloſen Herzogs von Würtemberg in die Hände arbeiten, um Euch aus der Schweiz, wo möglich aus Deutſchland zu vertreiben. Alle Euere Feinde werden ihm recht ſein, Euch zu ſchaden, und die Zahl derſelben hat ſich natürlich durch Sickingens unglückliches Ende und das Scheitern Euerer kühnen Pläne, die überall verlautet ſind, bedeutend vermehrt. Alle Buben, Pfaffen-, und Fürſtenknechte werden jetzt ungeſcheut auf Euch drauf zu ſchlagen ſich erfrechen."

„Ich werde mich wehren, ſo lange ich vermag."

„Was könnt Ihr allein gegen eine Legion ausrichten! Denn Euere Freunde werden Euch verrathen und im Stich laſſen. Ihre Thüren werden Euch verſchloſſen ſein."

„Ich weiß es; ich habe ſchon Proben davon. Ich kann auch allein ſtehen. Und nicht alle ſind treulos. Zwingli bleibt mir ſicher in der Schweiz."

„Ich darf Euch nicht verhehlen, daß die hieſige Pfaffheit ſchon ſtark damit umgeht, Euch mit Hülfe des Pöbels, den ſie im Beichtſtuhl und wo ſie ſonſt kann, gegen Euch aufhetzt, von hier zu vertreiben. Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß Erasmus ſie aufgeſtachelt hat. Die Pfaffen ſind wüthend, daß Ihr hier die Frühmeſſe abſchaffen, den Kelch einführen wollt."

„Das hab' ich erwartet."

„Euere wenigen Freunde werden Euch nicht ſchützen können. Was gedenkt Ihr zu thun?"

„Ich werde heute noch an Zwingli nach Zürich ſchreiben und ihn um ein Aſyl bitten, wo ich geneſen oder ſterben kann. — Ohnedies werden in Zürich jetzt höchſt wichtige Dinge vorbereitet, bei denen ich gern zugegen ſein möchte." —

„Mir iſt bange vor Euch, daß Ihr aus dem Lande vertrieben werdet.“

„Dann muß ich mich mit dem Könige von Dänemark tröſten; der iſt vor kurzem vom Adel und von den Pfaffen auch aus ſeinem Lande vertrieben worden, weil er den gedrückten Bauern überhalf und das übermüthige, herrſch- und habſüchtige Adelsgeſchmeiß zu Paaren treiben wollte.“

„Aber er hat ein Aſyl mit ſeiner Königin bei der guten Tante derſelben, der Erzherzogin Statthalterin der Niederlande, gefunden. — Dies bringt mich auf einen guten Gedanken. Möchtet Ihr nicht auch nach den Niederlanden gehen? Euer Name iſt dort ſo gefeiert, wie in Deutſchland, und ich würde Euch dort ein ſicheres und gutes Aſyl zu verſchaffen im Stande ſein.“

„Ich dank' Euch für Euern guten Willen. Aber dort wüthet die Regierung in Verbindung mit der Pfaffheit gegen alle Anhänger Luthers und der geſunden Vernunft. Es ſind heuer zwei Kleriker, die ſich an die Bibel hielten und die neue Lehre predigten, öffentlich verbrannt worden. Ich habe nicht Luſt, auf einem Scheiterhaufen zu ſterben. Bedenkt, daß Papſt Adrian ein Niederländer und Frau Margaretha die zärtliche Tante des Kaiſers iſt.“

„Man ſagt, die junge Königin von Dänemark ſei der neuen Lehre zugethan.“

„Was könnte ſie mir helfen? Sie iſt ja ſelbſt hülflos.“

„Aber auch ihre Schweſter, die ſchöne Königin von Ungarn und Böhmen, ſoll mit ganzer Seele lutheriſch ſein und die Gelehrten von Euerer Meinung gern um ſich ſehen. Ihr könntet durch Eueres Freundes Ulrich Fuggers Schweſter und Schwager in Kremnitz, mit denen die Königin Maria Freundſchaft hält, leicht Eingang dort finden.“

„Ich will nichts von Ulrich Fugger, nichts von ſeinem Schwager; denn ſie ſind reiche Leute. Ich fliehe alle Reichen, ich bin mißtrauiſch gegen ſie. Ich traue keinem Menſchen mehr. Es iſt ein ſchwaches, armſeliges, verrätheriſches Geſchlecht, mit dem ich leben muß. Ich will nichts von der Königin von Ungarn; denn ſie iſt arm, und es ſoll ihr zuweilen knapp genug gehen. Ich will kein Gnadenbrot eſſen. Noch hat die verruchte Welt meinen Stolz nicht gebeugt, und ſie wird es nicht vermögen bis zu meinem letzten Athemzuge."

„So flüchtet zum Könige von Frankreich. Ihr ſeid dort bekannt und geehrt."

„Ich haſſe dieſen leichtſinnigen Gecken, der keines großen Gedankens fähig iſt."

„Ja, Ihr ſeid immer noch der alte Trotzkopf. Aber ſo ſagt mir doch um aller Heiligen willen, wie ich Euch dienen und helfen kann? Vielleicht vermag ich Euch mehr zu nützen, als Ihr meint. Ich habe viel gute und einflußreiche Verbindungen."

„Deine Liebe und Güte rühren mich wahrhaft, Martha. Du biſt doch ein gutes Herz. Aber mir iſt nicht zu helfen. Meine ſchönſten Wünſche und Hoffnungen ſind begraben, und mir iſt zuweilen, als hörte ich das Nagen des Wurms, der mir die Lebenswurzel zerfrißt, als fühlte ich die kleinen tückiſchen Herolde des Todes durch meine Adern jagen. So lang ich aber athme, will ich für das Licht und die Wahrheit ſtreiten und mich nicht von verächtlichen vornehmen und reichen Leuten abhängig machen."

„Du biſt unverbeſſerlich, Ulrich. Und doch vermag ich dir nicht deshalb zu zürnen. Im Gegentheil, ich liebe dich deshalb; denn du biſt der einzige wahre und ganze Mann, den ich kennen lernte. Auch ich verachte alle jene Leute, aber ich benutze ihre Schwäche zu meinem Vortheil.

von Oeſtreich, als Wilhelm von Lannoy und Gemahl der Frau von Bübenhoven, als ſpaniſcher Ritter Don Antonio de Villaquiran, als Graf Torrillas und Oberkämmerer des Papſtes Leo X., als ſpaniſch-mauriſcher Arzt, als Dieb, Spieler, Falſchmünzer, als Zauberer und Famulus des Doktor Fauſt, ausgeführt hatte, und es war ihm kaum zu Ohren gekommen, daß der Ritter von Hutten ein Liebhaber der ſchönen Martha in Mainz geweſen war, als er ſeine Hand zum Verderben deſſelben den Pfaffen mit teufliſcher Schadenfreude bot. Es gelang dieſen Verbündeten, den Pöbel der Stadt in ſo wilde und verwegene Aufreizung gegen den kühnen Ritter zu bringen, daß er ſich eines Abends — in der Mitte des Monats Juni — bewaffnet zuſammenrottete und unter Anführung des alten Zigeuners nach dem Hauſe ſtürmte, in welchem Ulrich von Hutten ſeine Herberge hatte, offenbar in der Abſicht, ihn zu erſchlagen, was die Pfaffen als ein gottſeliges Werk geprieſen hatten.

Aber ſo geheim der tückiſche Zigeuner dieſen Plan vor Martha gehalten hatte, ſie war, ſchlauer als er ſelbſt, dennoch dahinter gekommen und fand noch Zeit, die nöthigen Anſtalten zu Ulrichs Rettung zu treffen. Schon war der ſchreiende Pöbel unterwegs, als Martha in geringer Männerkleidung in das Haus ſtürzte und auf des geliebten Ritters Zimmer eilte. Der kranke Dichter lag zu Bette. Ihn von der ihm drohenden Gefahr unterrichtend, warf ſie ihm raſch die Kleider über, packte ſeine wenigen Habſeligkeiten zuſammen und führte ihn durch das Hinterhaus in eine Seitengaſſe und von da aus der Stadt. Unterwegs erfuhr ſie von ihm, daß er von Ulrich Zwingli eine Einladung nach Zürich erhalten und daß er dahin zu fliehen gedenke. Vor der Stadt hielt ein Bube mit zwei Pferden von der Geſellſchaft des Magiers. Der Ritter warf ſich auf das ledige Pferd. Martha drückte ihm einen Kuß auf die von

Krankheit zitternde Hand, und fort ſprengte der kühne Streiter in die warme Sommernacht hinaus, von dem Zigeunerbuben begleitet. Die einſame Martha blickte ihm mit einer Thräne im Auge nach; ein Seufzer entquoll ihrer Bruſt, dann kehrte ſie in die Stadt zurück, wo der Pöbel eben nur mit Mühe von den Magiſtratsperſonen abgehalten werden konnte, das Haus zu demoliren, aus welchem ihm der Gegenſtand ſeines künſtlich erzeugten wüthenden Haſſes entronnen war.

## 8.

## Ein ſeltnes Männerkleeblatt.

Nirgend hatte die Oppoſition gegen die päpſtlichen Anmaßungen mehr tüchtige Freunde gefunden als in der freien Schweizerſtadt Zürich, nirgend zählten die reformatoriſchen Ideen wärmere Freunde als unter dem Magiſtrat und den vornehmen und einflußreichen Patrizierfamilien dieſer Stadt. Der neue Geiſt war hier geweckt und gepflegt worden von dem hochherzigen und erleuchteten Schweizer-Theologen Ulrich Zwingli, welcher ſeit dem Jahre 1519 als Pfarrer am großen Münſter, Luthers Beiſpiel folgend, das reine Evangelium predigte. Da die Schweizer ihre politiſchen Kämpfe bereits durchgemacht und zu einer freien Verfaſſung ſich durchgearbeitet hatten, ſo fand ein Mann wie Zwingli in ſeiner Umgebung ein weit empfänglicheres Feld für die kirchliche Reform, als die Gottesſtreiter in Deutſchland, wo Fürſtenvortheil und Adelsintereſſen ſich mit der römiſchen Kleriſei ſtets zu verbinden geneigt waren. Ein glücklicher Umſtand war es für Zwingli und die Schweizerreformation, daß in Zürich zu jener Zeit eine nicht geringe Anzahl tüchtiger Köpfe lebten, und die ganze

Bürgerſchaft geiſtige Empfänglichkeit für Zwingli's Lehren beſaß.

Auch hier hatte die unſelige Ablaßkrämerei die erſte Veranlaſſung zum Widerſtreit gegen das Papſtthum gegeben. Zwingli hatte ſich dem Ablaßprediger Bernardin Samſon, einem Franziskaner aus Mailand, im Jahre 1518 widerſetzt, als er noch Prediger im Kloſter Maria-Einſiedeln war. Dieſen Kampf gegen Leo's X. Schacher ſetzte er mit Glück in Zürich fort und fand damit ſo allgemeinen Anklang, daß die Cantonsregierung von Zürich ſchon im folgenden Jahre einen Befehl erließ, das Wort Gottes ſolle rein nach den Ausſprüchen der Bibel und ohne alle menſchliche Zuſätze gelehrt werden. Mit gottbegeiſtertem Eifer ging Zwingli nun weiter und führte 1522 die kirchlichen Verbeſſerungen auch in den äußern Formen ein. Nirgend trat ihm ein wichtiges Hinderniß entgegen; er bedurfte nicht der ängſtlichen Rückſichtnahme, wie die Wittenberger. Papſt Adrian machte dem edeln freiſinnigen Schweizer vergebens die glänzendſten Anerbietungen zu hohen kirchlichen Ehrenſtellen, wenn er von dem betretenen Wege abließe. Ein Mann wie Zwingli war damit nicht zu fangen. Als nun Johann Oekolampadius durch Sickingens Unglück von der Ebernburg vertrieben, in Baſel eine ſeinem Talente, ſeiner Gelehrſamkeit und ſeiner Liebe zu Licht und Wahrheit angemeſſene Anſtellung an der Univerſität gefunden hatte, traten beide Männer bald in die innigſte freundſchaftliche Verbindung, wie ſie ein gleiches Streben nach einem herrlichen Ziele nur hervorrufen kann. Beide waren ſich im Alter ziemlich gleich: Zwingli 39, Oekolampadius 37 Jahre alt. Der Letztere entſtammte ebenfalls einem Schweizergeſchlecht, obgleich er in Weinsberg in Schwaben geboren war. Zwiſchen den beiden Freunden fand faſt ein ähnliches Verhältniß ſtatt, wie zwiſchen Luther und Melanchthon: Zwingli war der kräftige bahnbrechende Geiſt, obgleich nicht ſo hartnäckig und eigenſinnig wie Luther; Oekolampadius ein ſanfter milder Charakter, voll ſchöner Begeiſterung, aber auch voll Liebe und Verſöhnung, und deshalb iſt er wohl nicht mit Unrecht der Schweizer-Melanchthon genannt worden. Dieſe beiden edeln Geiſter, die ſich einander ergänzten, legten nun gemeinſchaftlich Hand an das große Werk, und auf ihren Betrieb lud der Stand Zürich im Frühling des Jahres 1523 alle Theologen, welche Zwingli's Lehren widerlegen und ihn eines Beſſern überführen könnten, zum Sommer nach Zürich zu einer großen Unterredung ein. Bereits hatten ſich eine Menge Theologen und weltliche Männer, die an der Sache Intereſſe nahmen, aus der Schweiz und aus den angrenzenden Provinzen des deutſchen Reichs anmelden laſſen, und es wurden zu ihrem Empfange und ihrer Beherbergung großartige Anſtalten von der Stadt getroffen.

Mitten in dieſe lebendige, der Zukunft angehörige Bewegung, die ganz nach ſeinem Sinne war, kam der flüchtige Hutten — 35 Jahre alt — und fand den von ihm ſo hochverehrten Oekolampadius in Zürich, um mit Zwingli die Glaubensartikel des Letztern als die auf der bevorſtehenden großen Verſammlung zu vertheidigenden Streitpunkte auszuarbeiten und andere Vorkehrungen zu treffen. Der Ritter trat als der Dritte zu dieſem Bunde der Gleichgeſinnten, Gleichſtrebenden, denen er dem Alter, der Geſinnung, der Lebensaufgabe nach angehörte. Die beiden ihm längſt befreundeten Theologen empfingen ihn mit ſchweizeriſcher Treuherzigkeit und ſuchten dem kranken Dichter das von Erasmus zugefügte Unrecht durch Liebe und Wohlwollen zu vergüten. Oekolampadius reichte ihm freundlich die Hand; Zwingli fügte dem kräftigern Handſchlage ein herzliches „Willkommen unter Euern Freunden, edler Ritter!“ hinzu. Das Geſpräch kam ſchnell auf Huttens ſo viel beſprochenes Verhältniß zu Erasmus. „Aergert Euch nicht über den ſchlauen Fuchs!“ ſagte Zwingli. „Er will ſich bei den Fürſten und großen Herrn, denen Sickingen unterlegen iſt, einen Pelz verdienen. Ihr wißt ja, er liebt die Bequemlichkeit und das Wohlleben und bezieht fürſtliche Penſionen. Da es ſeiner Anſicht nach mißlich mit Euch ſtand, ſo verleugnete er Euch wie Petrus den Herrn. Alle Schwachköpfe und Achſelträger, die ſich erſt gleichſam im Leibe zerriſſen, um Euer Lob auszupoſaunen und Euch zu den Sternen zu erheben, weichen nun ſcheu vor Euch zurück und fürchten, es könne ihnen ſchaden, wenn ſie mit Euch umgingen. Was kann Euch an ſolchen Lumpen liegen! Ein großer Geiſt wie der Euerige iſt über ſolche Erbärmlichkeiten erhaben. Sie fechten ihn nicht an. Im Gegentheil ſeht Ihr durch dieſen Windſtoß die Spreu von den ſchweren Körnern gereinigt und mögt nun erſt recht erkennen, welche Euere wahren Freunde ſind.“

„Er iſt es nicht werth, daß man ſich über ihn ärgert,“ fügte Oekolampadius hinzu. „Und die Züchtigung, die Ihr ihm ſo meiſterlich habt angedeihen laſſen, iſt eine wohlverdiente und wird ihm von Allen, Feinden wie Freunden gegönnt. Man ſieht an ihm recht deutlich, daß ſelbſt die größte Gelehrſamkeit und das Kämpfen für die Wahrheit und das Recht mit den geiſtreichſten Waffen einen urſprünglich unedeln Charakter nicht edel zu machen vermögen. Wenn es auf die Probe ankommt, zeigt er ſich doch in ſeiner urſprünglichen Geſtalt.“

„Sprechen wir von beſſern Dingen!“ rief Hutten. „Es ereignen ſich jetzt wichtigere Sachen in der Welt, als die Falſchheit und der ohnmächtige Zorn eines gelehrten Profeſſors. Ich bin herzlich froh, in Euerer Mitte zu verweilen, Ihr wackern Freunde. Wir wollen zuſammen tüchtig Hand anlegen, damit unſer gutes Werk vorwärts gehe trotz Papſt und Kaiſer, trotz Türkennoth und Fürſtenrache.“

So blitzte der ſtarke Geiſt in dem kranken Körper jugendlich kräftig auf, und mit ſtrahlendem Auge fügte er, die Hände der Freunde ergreifend hinzu: „Ihr kennt doch Luthers neues ſchönes Lied: ‚Eine feſte Burg iſt unſer Gott?‘ Darin heißt es: ‚Und wenn die Welt voll Teufel wär' und wollte uns gar verſchlingen, wir fürchten uns doch nicht ſo ſehr, es muß uns doch gelingen!‘ Dieſe Worte des trefflichen Auguſtiners haben mir ſchon viel Troſt und Muth in die Seele geſprochen.“ Zwingli und Oekolampadius umarmten den begeiſterten Freund, jener mit einem zuſtimmenden Lächeln, dieſer mit einer Thräne der Rührung in den ſanften Augen.

Hutten ſchien in der Unterhaltung mit den Freunden, in der Verehrung, die ihm die Züricher entgegenbrachten, und in der ſeinen Wünſchen angemeſſenen Thätigkeit ſein böſes Gebreſte zu vergeſſen, auch war's, als wenn der Sommer und die erfriſchenden Bergluͤfte, die über den See herabſtrömten, ſeine Lebenskräfte wohlthätig anregten. Oft ging er mit Oekolampadius, der ſich ſeiner vorzüglich annahm, in den Abendſtunden am Ufer des Sees in anregendem Zwiegeſpräch. Hier tauſchten ſie gegenſeitig ihre Anſichten aus; auch Zwingli war zuweilen ihr Begleiter. Die Briefe und Zeitungen, welche aus faſt allen Gegenden Deutſchlands einliefen, die Flugſchriften der Wittenberger Reformatoren und ihrer Gegner, welche ihre gelehrten Freunde und die Buchhändler ihnen zuſchickten, wurden auf dieſen einſamen Gängen beſprochen. Eines Tags berichtete Hutten: „Da iſt mir heute von einem jungen Prädikanten in Thüringen gemeldet worden, der auf Doktor Karlsſtadts ſtürmiſchem Wege fortſchreitet und wenn er,. wie wohl zu erwarten ſteht, darauf beharrt, unſerm guten Doktor Luther noch mehr zu ſchaffen machen wird, als der feurige Andreas Bodenſtein*). Er ſitzt in Altſtedt, einem Städtlein zwiſchen Erfurt und Mühlhauſen, ſoll fünfundzwanzig Jahre alt ſein, hat in Wittenberg ſeine Studien abſolvirt, wo er ſich durch Fleiß, Sittenſtrenge, ernſtes würdiges Weſen und großen ſchier fanatiſchen Eifer gegen die Pfäfferei ausgezeichnet hat, und heißt Thomas Münzer."

„O von dem hat mir Melanchthon auch ſchon geſchrieben," fiel Oekolampadius ein, „und mir ein paar kleine Schriften von ihm geſchickt, in welchen der junge hitzige Prädikant nicht allein gegen die römiſche Büberei, ſondern auch gegen Luther und Melanchthon loswettert. Er nennt die Letztern faules Fleiſch, das vom Glauben alles Heil erwarte. Er dringt auf die Werke und will das weltliche wie das geiſtliche Regiment umgeſchaffen wiſſen."

„Das gefällt mir baß von dem jungen Feuerkopfe," ſagte Hutten. „Solche Leute müſſen wir haben, wenn's vorwärts gehen ſoll. Auch ich habe des Münzers neueſte Schriften erhalten. Wären ſie nur nicht in einem etwas dunkeln Prophetentone geſchrieben, ſie würden noch mehr Eingang im Volke finden. Mit glühenden Worten, die an Jeſaias erinnern, den er überhaupt mehr als nöthig in ſich aufgenommen hat, fordert er Freiheit für das Volk vom unmenſchlichen Drucke der Fürſten und Pfaffen, fordert die Herrſchaft für das Reich Gottes auf Erden. Wahrlich, er trifft den Nagel beſſer als die Wittenberger, die Alles mit der Kraft des Wortes allein machen wollen und ſklaviſche Unterwerfung des Volks unter die blutſaugende Fürſtengewalt predigen. Das Schwert ſoll entſcheiden, die nothgedrungene That des gedrangſalten Volks; die Freiheit ſoll mit Blut erkämpft werden. Fürwahr, das iſt ſtets auch meine Meinung geweſen, und ich konnte der unwürdigen Lehre von der Unterwerfung des Volks unter die Fürſtengewalt und von der Lammesgeduld, die ſich nicht nur die Wolle abſcheeren, ſondern auch das Blut abzapfen und das Fleiſch ausſchneiden läßt, wie ſie Luther in ſeiner Weiſe predigt und gleichſam despotiſch verlangt, niemals Beifall ſchenken. Den Münzer möcht' ich kennen lernen; er iſt ein wackerer junger Mann, und mich will bedünken, er werde bald über dem Luther ſein. Die Welt ſchreitet in unſern Tagen mit Siebenmeilenſtiefeln vor, und die Jugend thut ſtets einen tüchtigen Schritt weiter, als die ihr vorangegangen ſind. Der Münzer ſteht auf Luthers Schultern, darum tritt er ihn mit Füßen und ragt über ihn hinaus. Er arbeitet ſchon nicht mehr auf dem theologiſchen Felde allein, nein, er ſchlägt auch wacker auf die harten Erdſchollen des weltlichen Regiments los; er will auch hier friſche lockere Erde für ſeinen guten Samen. Das iſt ein ächter Arbeiter im Weinberg des Herrn. Mich erfreut baß, wie er den Tyrannen zu Leibe geht, ſie mögen ihren Eigennutz und ihre Bosheit mit der Stola oder dem Purpurmantel umhängen. Keine Prieſterknechtſchaft will er mehr dulden, aber auch keine Frohnen: die todte Buchſtabenreligion ſoll aufhören, aber auch das Kaſtenunweſen und der äußerliche Unterſchied der Menſchen, die alle Kinder Gottes ſeien. Das Reich Gottes, als ein Reich der Freien und Heiligen ſoll über das ganze deutſche Land walten, und das wahre Prieſterthum, die geiſtige Pflege des Rechts und der Wahrheit ſoll die Herrſchaft vernünftiger Geſetze über die ganze Welt verbreiten. Krieg allen Tyrannen und Buben! ruft er aus. Das Schwert Gideons ſoll ſie vernichten. Mich dünkt, wer ſolche Worte unter das Volk ſchleudert, ſei auch geſchickt, für ſeine Ueberzeugung ihm jenes Schwert vorzutragen.“

---

*) Karlſtadts eigentlicher Name. Seinen bekanntern Namen nahm er von ſeinem Geburtsort Karlſtadt am Main in Franken an.

„Doch iſt bei den Münzeriſchen Donnerkeilen wohl zu beachten, daß es ein junger Mann iſt, der ſie ſchleudert,“ warf Zwingli ein. „Solch begeiſterter Jugend läuft ſtets das Herz mit dem Kopfe davon. Ich mag Luthers Geduldslehre auch nicht; wenn Worte nicht mehr helfen, muß man ſchon das Schwert zur Hand nehmen und Krieg und Blut nicht ſcheuen für die Sache der Wahrheit. Aber Münzer fängt gleich mit dem Schwerte an. Es würde ein böſer Handel, blutig und gräulich, wie die Welt noch keinen geſehen, wenn ſolch ein wilder Fanatiker wie Gideon einherzöge an der Spitze des entfeſſelten gemeinen Volks. Deutſchland könnte darüber veröden.“

„Laßt das gut ſein, werther Freund!“ rief Hutten. „Wenn die Sache vorwärts ſoll, ſo muß ſie einmal einen rechten Ruck thun. Das heißt, ſie muß einen tüchtigen Stoß erhalten von ſolch einem Feuer- und Kraftmenſchen. Mit dem Worte und nur immer mit dem Worte allein, mit dem ewigen Reden und Schwatzen kommen wir nicht vom Flecke. Die Männer der That haben in ſolch gährenden Zeiten, wie die unſrigen, ſtets die Welt vorwärts gebracht. Handeln, Dreinſchlagen, das will die Jugend, die ſich in ihrer Kraft unnütz verzehrt. Alles Große iſt von einer begeiſterten thatkräftigen Jugend, die, ohne lang darum zu bitten, das Heft in die Hand nahm, ausgegangen. Der Knoten iſt ſo ſchlimm verſchlungen und verworren in unſern Tagen, daß er durch die geduldige Wortklauberei nicht mehr von einander gebracht werden kann; er muß mit dem Schwerte durchgehauen werden. Als Alexander Magnus den gordiſchen Knoten durchhieb, war er auch ein junges Blut, und an die Löſung des Knotens hatte das Orakel die Herrſchaft der Welt gebunden, die nun dem wirklich zufiel, der ihn mit einem kühnen und kräftigen Schwertſtreiche gelöſt hatte. Daran ſeht, daß die kühne und kräftige Jugend, die mit dem Schwerte drein ſchlägt, immer recht hat auf der Erde wie im Himmel.“

„Fürwahr, es ſcheint, als wollte Euere Anſicht mehr und mehr in den Gemüthern Platz greifen,“ bemerkte Zwingli. „Da ſuchte mich vor einiger Zeit der Prädikant der Stadt Waldshut im Schwarzwalde, Kaſpar Hubmeyer heim, derſelbe, der vor mehreren Jahren als Domprediger in Regensburg gegen die Juden eiferte und dadurch die unſchuldige Urſache zur Errichtung der ſchönen Maria dort wurde.“ —

„Der iſt mir wohl bekannt,“ fiel Hutten ein. „Er iſt ein verſtockter Scholaſtiker.“

„Luthers Schriften haben ihn bekehrt, aber ſchon iſt er weit darüber hinausgegangen und ſchier auf demſelben Wege, wie Münzer. Die tolle Wirthſchaft mit der ſchönen Maria in Regensburg hat ihm die Augen zuerſt geöffnet, aber ihn auch aus Regensburg vertrieben. Tief im Schwarzwald ſitzt er nun in der kleinen Stadt und hat ſich mit feurigen Predigten gegen alle Tyrannei, geiſtliche wie weltliche, großen Anhang erworben.“

„So iſts! Die Sache muß vorwärts gehen, und Luthers Zäume werden ſie nicht aufhalten.“ —

## 9.

## „Es iſt ein Stern gefallen.“

Auf dieſe Weiſe vergingen acht Wochen. Da aber zeigte ſich's, daß Huttens Beſſerung doch nur Schein geweſen war. Die Kräfte verließen den Ritter merklich, die Krankheit verſchlimmerte ſich. Aber ſeinen Feinden erſchien der kühne Streiter ſtets als höchſt gefährlich. Die

Kunde, daß er ſich in Zürich bei Zwingli befinde, hatte ſich nicht nur in der ganzen Schweiz, ſie hatte ſich auch in Deutſchland verbreitet, ja ſie war ſogar nach Rom an die päpſtliche Kanzlei berichtet worden. Die Pfaffen fürchteten von ſeiner Anweſenheit bei der ausgeſchriebenen Theologenverſammlung und vom Einfluß ſeiner feurigen Rede und Gelehrſamkeit mehr als von irgend einem Andern. Um die Mitte des Monats Auguſt lief ein Schreiben des Papſtes Adrian an den Züricher Stadtrath ein, worin er dem Staate zeitliches und ewiges Verderben androhete, wenn dem Ritter Ulrich von Hutten dort Schutz und Pflege gewährt würde. Nach einigen Tagen erhielt der kranke Mann einen Brief aus Baſel, worin ihm geſchrieben wurde, Erasmus habe ein Schreiben an den Magiſtrat in Zürich erlaſſen, worin er Hutten anſchwärze und durch allerlei Vorſpiegelungen dahin trachte, daß der Ritter aus der Stadt vertrieben werde. Huttens Kraft war gebrochen; ſie flammte nicht mehr in dem alten Zorn auf über die neue Nichtswürdigkeit des gelehrten Schleichers. In ruhiger und würdiger Weiſe verfaßte er eine Zuſchrift an den Stadtrath und bat um Abſchrift der Erasmusiſchen Verleumdung. Er ſchalt nicht wieder, da er geſcholten war, er vergalt ſeinem Feinde mit einer an ihm ungewohnten Sanftmuth. Der Brief hätte nicht anders lauten können, wenn er aus Oekolampadius' Feder gefloſſen wäre. Die ſtarke Geiſtesflamme zitterte nur noch ſchwach am ausgekohlten Dochte. Aber die ſcheinheilige Bosheit des Mannes, der ihn einſt vor aller Welt geprieſen, der mit ſeiner Freundſchaft geprahlt hatte, ſchmerzte ihn tief. In Baſel hatte Erasmus nur ſeinen Beſuch abgelehnt; jetzt ging er darauf aus, ihn, den kranken armen Flüchtling, aus einem ruhigen Aſyl, aus der Mitte werther Freunde zu vertreiben. Die Gereiztheit, die aus ſeiner Krankheit entſprang, machte Hutten für den Schmerz nur noch empfänglicher, und dieſer wirkte nun um ſo vernichtender auf ſeine letzte Kraft. —

Obgleich der Magiſtrat weder auf das Schreiben des Papſtes, noch auf das des Baſeler Gelehrten die geringſte Rückſicht nahm, ſo ſah ſich Hutten doch veranlaßt, ſchon nach wenigen Tagen die Stadt zu verlaſſen. Zwingli empfahl ihn an einen der Heilkunſt kundigen Pfarrer auf der kleinen Inſel Ufnau im Züricher See; dort hoffte er, werde der Freund von ſeinem Uebel hergeſtellt werden. Ein kleines Boot führte eines ſchönen Morgens den Kranken den See hinauf. Sein Auge blickte trüb auf die reizenden Ufer und die mächtigen Berge im Hintergrunde. Ein bitteres Weh zog durch ſeine Bruſt. Alle Hoffnungen und alle Täuſchungen ſeines Lebens gingen während der Fahrt an ſeinem innern Auge vorüber, und er kam Abends kränker in Ufnau an, als er Morgens in Zürich ausgefahren war.

Der Pfarrer Hans Schnegg empfing den berühmten Mann mit ehrerbietiger Herzlichkeit und wandte neben der liebreichſten Pflege alle ihm zu Gebote ſtehenden Mittel an. Aber in der Einſamkeit des ärmlichen Pfarrhauſes hatten die finſtern Geiſter der Verzweiflung, der Troſtloſigkeit, des Jammers über menſchliche Dummheit und Bosheit, volle Macht über den Dichter, und ſie verſchworen ſich mit dem ihnen verwandten Geiſte eines verzehrenden Fiebers. Als Knabe war er in die Welt gegangen, um ſich der deſpotiſchen Pfaffengewalt zu entziehen. Um der Wahrheit willen war er arm und elend durch die Länder geirrt, gehaßt und verfolgt von eigenſüchtigen Menſchen. Zwanzig Jahre lang hatte er den Kampf gegen die Nichtswürdigkeit mit gewaltiger Feder geführt, und immer hatte ihm als letztes und höchſtes Ziel ein großes durch Einheit und Freiheit ſtarkes Deutſchland vorgeſchwebt; er hatte die beſten Kräfte ſeines hochbegabten und vom Feuer der Begeiſterung durchglühten Geiſtes an dieſes Ziel geſetzt. Als Mann war er endlich krank, elend, gehaßt und verfolgt, nach zweckloſer Flucht durch die Länder, in einem entlegenen Winkel der Erde angekommen, und er fühlte, daß er am Markſteine ſeines Lebens ſtehe. Ach, und wie weit war er vom ſchönen heiligen Ziele entfernt!

Dieſe böſen Gedanken rieben ihn hier ſchneller auf, als in Zürich der Fall geweſen ſein würde. Am zwölften Tage nach ſeiner Ankunft auf Ufnau hauchte er die edle große Seele aus. Kein ihm theures Haupt ſtand an ſeinem Sterbebette und erleichterte dem großen Kämpfer den letzten Kampf. Ein ihm fremder Mann, der ihm nur wenige Tage wirkungsloſe Hülfe geleiſtet, erzeigte ihm die letzte Liebe und begrub ſeine Hülle auf dem kleinen Gottesacker der Inſel. Nur vier Monate war der edle Hutten über ſechsunddreißig Jahre alt geworden; mitten im ſchönſten Mannesalter wurde er dahingerafft und folgte ſeinem Freunde Sickingen ſchon nach ſechszehn Wochen in den Tod. Er hinterließ, nach Zwingli's Zeugniß, nichts als ſeine Feder und ſein Schwert, wenig und doch ungeheuer viel. Denn es waren die bedeutungsvollen Symbole des Kampfes, die mächtigen Waffen gegen Lug und Trug, gegen Herrſchſucht und Selbſtſucht, gegen die geſpreizte Gewalt, die blutſaugende Tyrannei in der ſcheinheiligen Larve der Volksbegluckung, gegen die Bedrückung und Zerſtückelung Deutſchlands, gegen die hölliſchen Quälgeiſter, die dieſes an materiellen und ideellen Mitteln ſo reiche Deutſchland immer und immer wieder zur Ohnmacht herabdrücken, um dann in ſeinem Schweiße und Blute zu ſchwelgen.

Ulrich von Huttens Feder und Schwert! Heiliges Erbtheil geſinnungstüchtiger deutſcher Jugend, großes Vermächtniß des edelſten deutſchen Mannes, über dreihundert trüber böſer Jahre haſt du todt gelegen. Belebe dich, gewaltiges Erbgut, und trage uns und dem Lande würdige Zinſen! Noch heute liegt Deutſchland in den ſchmachvollen Ketten jener autoritätsſüchtigen Selbſtſucht, die euch jetzt vorheuchelt, wie damals, von ihr nur könne das wahre Heil Deutſchlands kommen; noch zehrt ein Heer üppiger Praſſer an euerm Mark, noch ſchmachtet es mit ſeiner Kraft und Tüchtigkeit in der Ohnmacht der Zerſtückelung und der Parteien. Noch vor Kurzem wurden edle Deutſche, die des Vaterlandes Glück und Wohl, ſeine Einheit und Freiheit, ſeine Größe und Macht als höchſtes Ziel uneigennützigen edlen Strebens zu erringen ſich beſtrebten, gehaßt, verfolgt, verdächtigt und in den Tod gejagt. Auch da traten wieder gelehrte Profeſſoren, wie Erasmus von Rotterdam, hervor, und verleugneten und verriethen Männer der Freiheit, wie Ulrich von Hutten, mit denen ſie erſt ſchön gethan, buhlten um Fürſtengunſt und wurden, zur gerechten Strafe dafür, von Fürſten ſchnöde behandelt. Wieder der alte Kampf: der ſchwächliche gelehrte Liberalismus, gegenüber der heißen Genialität der Jugend; gegen beide das treuloſe Fürſten- und Pfaffenregiment! Kugeln aus den Rohren fürſtlicher Mörder, Ketten und Feſtung waren wiederum der Lohn für Huttens geiſtige Nachkommen. „Wühler, Hetzer, Aufwiegler, Feinde der Ruhe, der Ordnung, des Geſetzes“ nannte ſie die Treuloſigkeit der Ariſtokratie, und der blöde Verſtand des genußſüchtigen blaſirten Bürgerthums, der geldgierigen verrotteten Eigenſucht beten nach, was jene ihm vorſagen. Aber wie Arons dürrer Stab grünte, als ſeine Zeit gekommen war, ſo werden Huttens Schwert und Feder dem gedrangſalten Vaterlande noch die rechten Früchte bringen. Doch bedenkt es wohl, hochherzige deutſche Jünglinge, zuſammen gehören ſie, Schwert und Feder, wie ſie zuſammen auf uns vererbt wurden. Unter dem Raſen der kleinen Inſel im

Züricher See ſind die Gebeine des für Einheit und Freiheit Deutſchlands hochbegeiſterten feurigkühnen Mannes in Staub zerfallen; Niemand kennt die Stätte mehr. Aber ſein Schwert und ſeine Feder wandern durch Deutſchland, immer ſchärfer, immer kräftiger, die herrlichen Werkzeuge zur Erbauung des ihm allein würdigen Monuments: die Einheit und Freiheit Deutſchlands. Die Zeit iſt endlich gekommen, die es wahr machen ſoll, was er einſt mit prophetiſchem Geiſte geſungen:

„Aus meinen Gebeinen wird mir einſt der Rächer auferſtehen.“

## 10.

## Ein Reiter, der Vater und Mutter ſucht.

Um dieſelbe Zeit, als eine Handvoll kühler Erde auf das einſt ſo heiße Herz des kühnen ritterlichen Dichters und Kämpfers für Licht und Wahrheit im Schoße der kleinen, von den hellen Bergwaſſern des Züricher Sees umſpielten Inſel fiel, trabte eines heitern ſonnigen Vormittags ein junger ſtattlicher Geſell auf einem flinken Rößlein auf dem Wege von Augsburg über die Berge und durch die Thäler der Grafſchaft Burgau und bog endlich, der Straße wohl kundig, den nicht breitgetretenen Pfad nach dem Haſenhofe ein. Er war ein feiner, ſchlanker, etwas ſchmächtiger junger Mann, dem Anſehen nach in den erſten zwanziger Jahren ſtehend; hellblonde Locken fielen unter einem breiten, grauen, mit einer wallenden Feder geſchmückten niederländiſchen Hut auf ſeine Schultern herab; ſein mageres fein geſchnittenes Geſicht hätte hübſch genannt werden können, wäre es nicht durch eine Anzahl dunkelrother Flecken, die ſich wie Feuerflämmchen ausnahmen, und durch einen lauernden tückiſchen Zug, der wohl Mißtrauen erwecken konnte, entſtellt geweſen. Auch hielt er ſeinen gut gewachſenen Körper nicht aufrecht, ſondern trug den Kopf vorwärts gebeugt, was den Eindruck von jenem Zuge um Mund und Augen noch vermehrte. Dieſe blauen, ſcharfen, verſchmitzten Augen ließ er jetzt nach allen Seiten hingleiten und muſterte die ſich ihm darbietenden Gegenſtände mit einer Art lächelnder Vertraulichkeit, als ſeien ſie alte Bekannte von ihm, die er nach langer Abweſenheit wieder begrüße. So war er endlich auf dem Hofe des Bauernguts angelangt, wo ein paar Leute beſchäftigt waren, die letzte Ernte einzuheimſen. Verwundert über die ungewohnte Erſcheinung eines vornehmen, ſchier adelig ausſehenden Reiters in glänzendem Waffenſchmuck, dankten ſie unterwürfig dem etwas hochmüthigen Gruß des jungen Geſellen und traten herzu, nach ſeinem Begehr zu fragen.

„Iſt das Haſenhänslein noch hier zu Hauſe auf ſeinem Hofe? Lebt der Bauer noch?" fragte der junge Fremde mit etwas ſchwerem faſt ausländiſchen und doch wiederum ſchwäbiſchen Accent.

„Ihr müßt lange nicht in unſere Gegend gekommen ſein, junger Herr," verſetzte der ſtämmige Bauersmann, „daß Ihr nicht wißt, wie's dem armen Haſenhänslein ergangen iſt."

„Nichts weiß ich von ihm; denn du haſt recht Bauer, es iſt manches langes Jahr verſtrichen, ſeit ich nicht hier war und mich in fremden Ländern herumtrieb. Erzähle mir für ein gutes Trinkgeld, was ſich mit dem Hänslein zugetragen."

„Das iſt bald erzählt. Er kam mit dem Vogt in ſchlimme Händel wegen der Lore, ſeiner Tochter. Unſer Eins weiß nicht, was an der Sache iſt. Genug, die Lore ging als Magd in Dienſt zu einer vornehmen Herrſchaft in Augsburg und iſt ſogar mit in Ungarn geweſen. Da hat ſie einen Bergmann in den fuggeriſchen Goldgruben gefreit, und der iſt dann mit ihr nach Tyrol gezogen, wo er in den fuggeriſchen Silbergruben angeſtellt wurde. Der Vogt hat aber, wie die Leute erzählen, das Hänslein zwingen wollen, das Menſch wieder herbeizuſchaffen. Hänslein hat ſich das Maul verbrannt, wenn er Einen über den Durſt genommen, und das that er alle Tage, zumal als die Lore fort war. Der Vogt hat ihn in die Eiſen geſetzt und ihm dann den Hof verganten laſſen. Ich hab' das Anweſen gekauft. Mit dem Bauer ſpringen die Herrn um, ſchlimmer als ich mit meinem Ochſen. Das Vieh ſchonen wir, weil's für uns arbeiten muß; wir aber werden nicht geſchont, obgleich wir ärger für die Herren ſchaffen müſſen, als das Vieh für uns. Das Hänslein iſt nachher zu ſeiner Tochter in Tyrol gezogen und lebt dort, wenn's nicht geſtorben iſt."

„Wißt Ihr mir vielleicht den Namen des Bergmanns anzugeben, welcher der Lore Ehewirth geworden iſt."

„Ja, das kann ich," antwortete die Frau gefällig, „denn ſie iſt vor etlichen Jahren mit ihrem Manne hier geweſen und hat ihre Gefreunde und Geſippe beſucht. Sie iſt eine reiche ſtattliche Frau geword'en und trägt ſich gar hochmüthig. Ihr Wirth aber heißt Gebhard Diether und iſt Oberſteiger bei Herrn Jakob Fugger im ſchwazer Silberbergwerk."

„Welches iſt der nächſte Weg von hier dorthin?"

„Ihr reitet wohl am beſten den Mindel hinauf und dann durch den Algäu über die Berge. In Mindelheim mögt Ihr die erſte Nachtherberge nehmen, am beſten bei Herrn Georg Frundsberg, der jetzt daheim iſt auf ſeinem hoch über der Stadt gelegenen ſchönen Schloſſe. Er iſt ein gaſtfreier Ritter und hat oft viel adeliger Gäſte aus Schwaben und Tyrol und von den reichen Herrn in Augsburg, die er auch nicht ſelten heimſucht. Als aber der ſchwäbiſche Bund den Edelherrn in Franken die Bergſchlöſſer verbrannte — vor acht Wochen, iſt er zu Haus geblieben. Es wird ihn baß erfreuen, wenn Ihr ihn heimſucht; denn er iſt gar ein leutſeliger Herr. Weiter hinauf werden Euch die Leute beſſer berichten, als wir's können."

Der Reiter drückte der Bäuerin ein Geldſtück in die Hand und fragte geſchmeidig: „Könnt ihr mir für Geld und gute Worte nicht einen Imbiß reichen, eine Schale kühler Milch und Brot und meinem Rößlein ein Metzchen Hafer und einen friſchen Trunk? Der Tag iſt heiß." — Die Frau ſprang flink die beſcheidenen Wünſche des fremden jungen Herrn zu befriedigen. Das Bäuerlein nahm ſich des Pferdes an. Der Fremde ging durch Hof und Garten und beſah ſich dieſe und jene Stelle, dann trat er auch in das Haus und fragte endlich nach dieſem und jenem Dinge, ſo daß die Bäuerin neugierig ſagte: „Ihr mögt wohl hier bekannt ſein, edler Herr. Aber was für Verkehr mögt Ihr doch mit dem Hänslein gehabt haben? Er iſt eben kein feiner Kumpan geweſen."

„Fürwahr, da haſt du recht, Frau; das war er nicht."

„Wer ſeid Ihr denn eigentlich, wenn's erlaubt iſt?"

„Wahrlich," verſetzte der Fremde bitter lächelnd, „das möcht ich ſelbſt gern hier erfahren haben."

Die Bäuerin ſchüttelte den Kopf bedenklich vor ſich. „Ihr werdet am beſten wiſſen, wie vornehmer Leute Kind Ihr ſeid. Tragt Ihr doch einen Ring am Finger, ſo reich und koſtbar, wie ihn hier zu Lande nur die Vornehmſten vom Adel beſitzen. Ich glaube, Herr Raimund Fugger in Augsburg hat keinen herrlicheren."

„Wohl möglich! Deshalb bin ich noch lange kein Fugger. — Biſt du aus dieſer Gegend gebürtig, Bäuerin?"

„Ei freilich, aus dem nächſten Dorfe.“

„Erinnerſt du dich nicht eines Buben, der als ein Verwandter des Haſenhänslein hier auf ſeinem Hofe aufwuchs?“

„Ich werde ja! Der Märten mit den rothen Tupfen im Geſicht. — Ach, heilige Mutter Gottes! Seid Ihr das? Ja, ja, jetzt erkenn' ich Euch an den Tupfen. Seid Ihr aber ein ſtattliches Bild geworden! Kennt Ihr mich denn nicht mehr? Ich bin ja des Rothmeiers Bäbele. Wir haben oft zuſammen geſpielt, und Ihr habt mir oft Eins ausgewiſcht; denn Ihr waret ein böſer Bub.“

„Und haſt du nie gehört, wer meine Eltern geweſen ſind? Das Haſenhänslein ſagte mir zwar oft, ich ſei ſeiner verſtorbenen Schweſter Kind, und er fütterte mich um Gottes Barmherzigkeit auf; aber es wurde mir ſchon damals geſteckt, es ſei nicht wahr.“

„Bah!“ rief die Bäuerin mit einer pfiffigen Geberde. „Meine Baſe Gretel hat mir oft erzählt, eine fremde Frau habe Euch hier auf dem Haſenhofe geboren. Niemand habe erfahren, wer und woher ſie ſei. Sie habe geſprochen wie man hier zu Lande nicht ſpricht und ſei oft unter den Bauernweibern mit Rocken und Spindel geſeſſen und gar fleißig geweſen. Dann als ſie fort, habe Euch des Haſenhänsleins Frau, Elſe, aufgefüttert, und der Bauer habe viel Geld dafür erhalten, ſo daß ſich ſeine Umſtände gar ſehr gebeſſert. Darüber ſei er ein arbeitſcheuer Taugenichts und Trunkenbold geworden und ſeine Frau in Gram und Herzeleid geſtorben. Weiter weiß ich Euch nichts zu berichten.“

„Es iſt ſchon etwas, und ich bin dir dankbar, Bäbele. Das Haſenhänslein wird mir ſchon mehr ſagen können. Du ſiehſt, daß ich eben ſo wenig weiß, wer ich bin, als du ſelbſt, und außer meiner Perſon und meinem Taufnamen Martin nichts von mir kenne.“

„Wo ſeid Ihr denn in den vielen Jahren geweſen und in ſo gute Umſtände gekommen?"

„Das iſt eine weitläufige Geſchichte, und ich habe weder Zeit noch Luſt, ſie dir zu erzählen; denn dein Mann führt eben das abgefütterte Pferd vor, und ich bin mit deiner guten Milch auch fertig."

Die Bäuerin verweigerte jede fernere Bezahlung aus alter Freundſchaft, erzählte ihrem Ehewirth ſchnell, welche wichtige Entdeckung ſie gemacht, und der Bauer erbot ſich, den Jugendfreund ſeiner Frau ein Stück Wegs zu begleiten. Martin beſtieg ſein Rößlein und hörte das Thal hinaufreitend nur mit halbem Ohre auf das Geſchwätz des Bauers, der ſich zuletzt noch ein Stück Geld gefallen ließ. Dann ließ der von Ungeduld getriebene Reiter ſein Pferd tüchtig ausgreifen und ſchenkte der ſchönen Gebirgsnatur umher keinen einzigen Blick, entweder weil ihm der Sinn dafür abging, oder weil er im Geiſte mit ganz anderen Dingen beſchäftigt war. Zuweilen begegneten ihm Truppen ſingender Landsknechte in ihrer wunderlich zuſammengewürfelten Tracht und Bewaffnung; er ſchien an dieſe Erſcheinung ſchon gewöhnt zu ſein und widmete ihr ebenſo wenig Aufmerkſamkeit. So gelangte er am Abend in das Städtchen Mindelheim, über dem ſich auf ſteiler Höhe das ſtattliche Schloß des weltberühmten kaiſerlichen Feldoberſten Georg von Frundsberg erhob.

## 11.

## Deutſche Kriegsgeſellen.

Martin hatte nicht Urſache ſein Pferd den Schloßberg hinaufzulenken. Er ſuchte die beſte Herberge in der Stadt auf. Vom Wirth in eine beſondere Stube ge-

BIBL. UNIVERS.

wieſen, fand er mehrere Ritter und Junker an den mit blanken kupfernen Weinkannen bepflanzten Tiſchen, die ſeinen höflichen Gruß als den eines Ebenbürtigen erwiderten. Hervor ſtach vor allen ein ſtattlicher Mann, einfach in einem erbsgelben Waffenrock und hohen braunen Reiterſtiefeln, mit einem milden, faſt freundlichen breiten Geſicht im vollen blonden Bart, die Röthe der Geſundheit auf den von der Sonne braun gebrannten Wangen; er mochte ein angehender Fünfziger ſein. Daneben ſaß ein etwas Jüngerer von wilderem Anſehen mit ſtruppigem braunen Haar und Bart, Lederkoller und blitzendem Wehrgehänge, das ächte Bild eines deutſchen Kriegshauptmanns jener ſturmbewegten Zeit. Der Dritte an dieſem Tiſche war wohl den Sechzigen nahe, wenn nicht ſchon darin, weit reicher, vornehmer und ſorgfältiger gekleidet, mit einer ſchweren goldenen Kette um Hals und Bruſt. Seine Züge waren eiſig ſtreng und düſter. Noch zwei Ritter ſaßen an dieſem Tiſche, der Eine mit eiſernem Bruſtharniſch, der Andere in einem braunen Wamſe. An einem andern Tiſche hatten mehrere Junker Platz, hübſche lebhafte junge Leute, theils in den mittlern, theils in den erſt angehenden zwanziger Jahren. Auch noch an andern Tiſchen ſaß eine Anzahl Ritter von verſchiedenem Alter und Ausſehen.

Als Martin in die Gaſtſtube trat und beſcheiden, aber mit höflichem und anſtändigem Gebahren Platz nahm, ſtockte die Unterhaltung der Anweſenden, und ihre Blicke flogen dem jungen Fremden zu, der durch die rothen Flecken in ſeinem ſchönen Geſichte ſo auffällig war. Auch war ſeine vornehme fremdländiſche und ſchier prächtige Kleidung wohl geeignet, die Aufmerkſamkeit zu erregen. Es dauerte auch nicht lange, ſo wandte ſich einer der Junker, der ihm zunächſt ſaß, mit den Worten an ihn: „Junker, ich hab Euch eben ankommen ſehen. Ihr habt einen koſtbaren Schimmel, ein Pferd, wie's hier zu Lande wenig Ritter in ihren Ställen füttern mögen. Fürwahr, ich habe noch kein ſtolzeres und prächtigeres Thier geſehen, und ſehr wenige, die ihm gleich kommen möchten."

„Es iſt auch ein Maure von ächt arabiſcher Zucht," verſetzte Martin gleichgültig. „Ich habe ihn ſelbſt mit aus Spanien gebracht."

„Ah, Ihr kommt aus Spanien?" fragte ein Anderer mit erhöhtem Tone. „Jedenfalls vom kaiſerlichen Hofe in Toledo?"

„Wohl hab' ich mich kurze Zeit dort aufgehalten."

„Iſt der Kaiſer glücklich in ſeinen Erblanden angekommen?"

„Am 17. Juni iſt er wohlbehalten an's Land geſtiegen, nachdem er ſich ſechs Wochen lang in England bei ſeinem Ohm dem Könige Heinrich aufgehalten."

„Was ſagt man in Spanien von dieſem Aufenthalt Sr. Majeſtät am engliſchen Hofe?"

„Er ſoll durch Leutſeligkeit und Milde nicht allein den König und den Kardinal Wolſey, die rechte Hand des Königs, ſondern auch das engliſche Volk für ſich gewonnen haben, und ein Bündniß gegen den franzöſiſchen König ſoll zu Stande gekommen ſein, falls derſelbe, wie man von ſeiner Sinnesart erwartet, die in Italien empfangene Scharte wieder auszuwetzen und Mailand wieder zu erobern Luſt bezeigen ſollte."

„Daß er dieſe Luſt wirklich hat, könnt Ihr hier zu Lande erfahren, wo er gute deutſche Landsknechte mit ſchwerem Gelde werben läßt, um ſie gegen ihren Kaiſer, ja gegen ihre Landsleute und Brüder zu führen," ſagte ein Ritter. „Denn den deutſchen Kriegshauptleuten iſt vom Erzherzog Ferdinand in Innsbruck der Befehl zugegangen, ebenfalls die Werbetrommel rühren zu laſſen, und Herr Sebaſtian Schärtlin, den Ihr dort ſitzen ſeht — er deutete auf den Ritter im ſtruppigen dunkelbraunen Haar und Bart — wird bald ein Heer Landsknechte über die Alpen führen, um die Franzoſen zu erwarten.“

„Habt Ihr vielleicht eine Botſchaft vom Kaiſer an Herrn Georg von Frundsberg, den oberſten Feldhauptmann in Tyrol, zu überbringen, die Euch nach Mindelheim, ſeinen Ritterſitz, geführt hat?“ fragte der ſchönſte und freundlichſte der Junker. „Ihr könnt ſie dann gleich abgeben; der Ritter im gelben Waffenrock mit dem blonden Barte iſt's, mein Vater; denn ich bin Melchior, ſein jüngſter Sohn, und hier ſitzt mein Bruder Kaspar, der diesmal als kaiſerlicher Hauptmann auch mit nach Italien will.“

„Ich dank Euch, Junker, für Eueren Beſcheid. Aber eine Botſchaft an Euern Vater hab' ich nicht.“

„Wohin gedenkt Ihr denn?“ fragte Melchior Frundsberg hierauf vertraulich. „Ihr wollt Euch wohl als Hauptmann oder Feldweibel von Herrn Sebaſtian Schärtlin werben laſſen?“

„Auch das liegt nicht in meinem Willen. Der Zufall hat mich blos hierher geführt, und meine Reiſe geht nach Tyrol.“

„An das Hoflager des Erzherzogs? So habt Ihr wohl Botſchaft an ihn? Wohl von ſeinem Bruder dem Kaiſer?“

„Wenn ich ſie hätte, dürft' ich's doch nicht verrathen,“ verſetzte Martin ſchlau.

„Darf man Euern Namen nicht erfahren? Ihr ſitzt hier unter lauter adeligen Herrn und Junkern aus Schwaben, und es ſcheint doch, Ihr ſeid ein deutſcher Edelmann, ja Euere Mundart erinnert ſogar an das Schwäbiſche. Ihr würdet gewiß Allen hier eine Freude machen, wenn Ihr Euch zu erkennen geben wollt.“

„Ich heiße Martin; einen andern und beſſern Namen hab' ich zur Stunde ſelbſt noch nicht, hoff' ihn aber zu erhalten. Ich ſuche nämlich eine vornehme fremde Frau, die mich in Schwaben geboren hat, oder, wenn ſie nicht mehr leben ſollte, ihre Familie. Ich habe ſie am kaiſerlichen Hofe in Spanien geſucht, ich will ſie am erzherzoglichen in Innsbruck ſuchen. Ihr ſeht, daß ich Urſache haben muß, ſie in den höchſten Kreiſen zu vermuthen. Und dazu bediene ich mich dieſes koſtbaren Ringes. Vielleicht kann mir Einer von den Rittern durch Erkennung des Ringes auf eine Spur helfen. Den übrigen Theil meines Geheimniſſes wollt Ihr mir billig erlaſſen.“

Dieſer halb offene, halb verdeckte Beſcheid, mit großer Schlauheit aus Wahrheit und Lüge zuſammengeſetzt und aus Eitelkeit und wirklichem Verlangen auf eine ihm erwünſchte Spur zu kommen, entſprungen, war natürlich ſehr geeignet, die dem jungen Menſchen bereits zugewendete Aufmerkſamkeit zu ſteigern. Er zog den bezeichneten Ring vom Finger und überreichte ihn dem Junker, welcher ihn ſogleich den Rittern übergab. Das Kleinod wurde in genaue Betrachtung genommen. Ein großer koſtbarer Smaragd war von goldenen Händen gehalten. Auf dem Edelſtein ſah man einen Turban über einer Fahne und darum im Bogen arabiſche Schrift. Auf den goldenen Händen waren ebenfalls arabiſche Schriftzeichen.

„Das iſt kein deutſches Adelswappen,“ ſagte der Ritter Frundsberg kopfſchüttelnd, und gab den Ring Schärtlin.

„So mir Gott!“ rief dieſer überraſcht. Das iſt ein Ring, wie ihn nur die türkiſchen Paſchas zu tragen pflegen. Ich habe im vorigen Jahre auf meinem Kriegszug gegen die Türken in Ungarn einen ähnlichen geſehen, der einem erſchlagenen Paſcha abgenommen worden war. Wie ſeid Ihr zu dem Ringe gekommen?“

„Man hat ihn mir in Spanien gegeben, damit ich durch ihn finde, was ich ſuche.“

„Da könnt Ihr in Deutſchland lange ſuchen.“

„Und doch bin ich ſchon auf der Spur.“

„Gott helf Euch weiter darauf! Aber unter der ſchwäbiſchen Ritterſchaft werdet Ihr weder Vater noch Mutter finden.“

„He, Truchſeß,“ ſagte der Ritter Jörg zu dem alten vornehm gekleideten Ritter mit der ſchweren goldenen Kette, „du ſuchſt deinen Sohn, und hier ſucht ein junger Geſell ſeinen Vater oder ſeine Mutter. Wenn Ihr Euch zuſammenthätet, wär' Euch Beiden geholfen.“

„Mit nichten!“ verſetzte der Angeredete mürriſch. „Er ſucht ſeinen Vater, ich meinen Sohn. Ich werde mit Hülfe der ſchwäbiſchen Ritter, meiner guten Schwäger und Freunde, ſo wie des Bundes ſelbſt, ſchon finden, was mir noth, und der junge Geſell wird den Ring auch nicht immer vorzeigen.“

„Der geſtrenge Herr dort,“ flüſterte Melchior Frundsberg Martin zu, iſt Herr Georg von Waldburg, Erbtruchſeß und Oberfeldhauptmann des ſchwäbiſchen Bundes. Der Bund hat ſich genöthigt geſehen, vor acht Wochen gegen viele von der fränkiſchen Ritterſchaft, die den kaiſerlichen Landfrieden ſchmählich gebrochen, ernſtlich und mit Feuer und Schwert einzuſchreiten. Dieſe verwegenen Franken, die den Adel verunehren, haben gegen die fahrenden Kaufleute und ihre Waaren übel gehauſt. Die Städte, die zum Bunde gehören, haben das übel vermerkt und vom Bunde Hülfe gegen die Räuber begehrt. Ja nicht genug; Johann Thomas von Abtsberg hat vor zwei Jahren den Grafen Joachim Oettingen, der im Dienſte des Bundes heimreiſen wollte, bei Schwäbiſch-Werth auf offener Straße niedergeworfen und ſo übel zugerichtet, daß der wunde Mann gleich darauf geſtorben iſt. Noch in dieſem Frühjahr hat Chriſtoph von Abtsberg Herrn Schärtlin dort unterwegs überfallen und ihm einen Knecht erſtochen.

Wer nicht zu dieſen unſauberen Geiſtern gehörte, war auf des Kaiſers Landſtraße nicht ſicher. Der ſchwäbiſche Bund wirkte gegen die Abtsberge und ihre Geſellen die kaiſerliche Ober- und Unteracht aus, ſammelte das Aufgebot der Städte und zugehörigen Ritter und ſagte allen Burgbeſitzern Schwabens und Frankens ab, welche nicht auf dem beſtimmten Tage zu Nördlingen eidlich bekräftigt, jede Gemeinſchaft mit den Geächteten gemieden und ihnen nicht Zuflucht in ihren Häuſern gewährt zu haben. Drauf wurde der Abſagebrief im Namen Rudolphs von Ehingen, des Marſchalls der Bundesreiſigen — es iſt der Ritter dort im Bruſtharniſch — und noch anderer einundzwanzig Ritter in Würzburg und Bamberg öffentlich ausgehängt und ihre Ehre bewahrt gegen Hans Thomas von Abtsberg und ſeine Helfer, und der Fehdebrief, von drei Hauptleuten ausgeſtellt, jeder verdächtigen Burg zugeſchickt. Nun ging's auch gleich los. Die nürnberger und augsburger Kaufleute waren vorzüglich eifrig, den Heckenrittern, die ſie ſo ſehr geſchädigt, das faule Handwerk zu legen. Jene ſandten gewaltige Büchſen aus ihrem Zeughauſe, dieſe tüchtige Mannſchaft unter dem Hauptmann Kaspar Rieger, der Lange genannt. So wie aber das Bundesheer im Anzug war, flogen die Raubvögel aus den Neſtern. Dieſe wurden weidlich niedergebrannt, und ganzer vier Wochen lang fraß das Feuer, vom Bundesheer angemacht, ſchier täglich einen fränkiſchen Ritterſitz. Andere wurden verſchont, weil die Herren ſich durch Geldbuße oder Reinigungseid löſeten. Der Hans Thomas Roſenberg, dem die Burg Boxberg gebrochen war, hat aber niederträchtige Rache am Truchſeß genommen. Der einzige Sohn deſſelben, Jakob, war vom Vater mit andern jungen Edelleuten nach Doln in Burgund geſchickt, wo er unter eines deutſchen Hofmeiſters Aufſicht ritterliche und freie Künſte erlernen ſollte. Dort hat ihn nun der Roſenberg vor drei Wochen ſchändlicher und gewaltſamer Weiſe mitten aus der Stadt vom Kirchgange aufgehoben, geraubt und hinweggeführt, Niemand weiß wohin, und das ganze Land iſt voll Geſchrei des unerhörten Raubes. Herr Jörg Truchſeß iſt aber mit den andern Rittern hierhergekommen zu meinem Vater, um zu berathen, was in dieſem Falle zu thun iſt."

„Ich dank' Euch für den Beſcheid, Junker."

„Iſt der Aufruhr des gemeinen Volks in Spanien gänzlich unterdrückt?" fragte der Ritter Ehingen Martin.

„Was die Strenge des Adels noch nicht hatte bezwingen können, hat die Milde des Kaiſers vollends ausgelöſcht," verſetzte dieſer.

„Unſere Bauern hier zu Lande ſticht der Hafer, es dem Spanier nachzuthun," erhob der Truchſeß die rauhe Stimme. „Es thäte wahrlich Noth, daß der deutſche Adel es auch dem ſpaniſchen nachthue und nicht länger dem frechen Spiel des Bauernvolks müßig zuſähe. Es wird alle Tage ärger. Prädikanten und ander loſes Geſindel ziehen haufenweis im Lande herum und predigen leibeigenen Volk gänzliche Befreiung von allen Laſten und Abgaben, ſie ſollen's bald beſſer haben, wie die Herrn ſelbſt. Adel und Kleriſei wird ſo ſchwarz als möglich angeſtrichen, und nicht ſelten geradezu zu Mord und Todtſchlag aller Leute, die etwas ſind und etwas haben, aufgefordert. Ohne Scheu wird der Bundſchuh gepredigt in ganz Oberſchwaben. Daran iſt der verdammte Mönch in Wittenberg ſchuld. Und wir ſitzen fein ſtill und ſehen dem loſen Spiel zu. Wahrlich ich dächte, es wäre eben Zeit, da wir mit den Raubrittern fertig geworden ſind, wir machten Anſtalt, auch mit dem bäueriſchen Raubgeſindel fertig zu werden, eh' das Ding zu arg wird." Dazu ſchlug er mit der Fauſt auf den Tiſch, daß er dröhnte.

„Laß mir das wittenberger Mönchlein aus dem Spiele, Schwager Jörg," nahm der Ritter Frundsberg das Wort.

„Der Doktor Luther hat mit dem Bauernvolke hier nichts zu ſchaffen; er predigt gegen den römiſchen Unfug, gegen die Gräuel, die Leuteſchinderei, die Unzucht und all das Unweſen, wie's von Rom aus über die deutſchen Lande gekommen iſt, und wie ichs in Italien oft genug mit eignen Augen geſehen. Ich habe den Luther in Worms gehört; es hat ihn keiner der hochnaſigen Pfaffen aus der heiligen Schrift, dem lebendigen Worte Gottes, widerlegen können, wozu er ſie doch kecklich aufgefordert. Der Bundſchuh iſt älter als Luthers Wort; das wißt Ihr Alle. Die Noth iſt älter als das Gebot. Das aber den Bauern ein Licht aufgegangen iſt durch das ihm in die Hand gegebene reine Wort Gottes, das ihm die Pfaffen ſchlauer Weiſe ſtets entzogen, iſt ebenſo wahr. Der Bauer iſt meiſt gehalten worden wie ein Vieh, und die geiſtlichen und weltlichen Herrn waren weidlich daran, ihn ſo dumm zu erhalten, wie ein Vieh. Aber der Bauer iſt ein Menſch, wie wir, Ihr Herren. Gottes Gnade und Barmherzigkeit hat ihm dieſelben leiblichen und geiſtlichen Gaben verliehen, wie uns, und Chriſtus unſer Herr hat ſein koſtbares Blut für ihn vergoſſen, wie für uns, zur Erlöſung von der Sünde und Erlangung des ewigen Lebens.

„Was fällt Dir ein, Bruder Jörg!“ lachte der Truchſeß bitter. „Du predigſt ja ſelbſt wie ein lutheriſcher Prädikant, und als wären wir Bauern, die Du belehren oder verführen wollteſt. Wer will den Bauern die Theilhaftigkeit an Chriſti Blut und an der ewigen Seligkeit abſtreiten? Aber das Bauerngezücht will's auf Erden ſchon haben wie im Himmel, und das iſt gegen die Ordnung der Dinge und Natur. Der Bauer muß arbeiten; dazu iſt er erſchaffen und in die Welt geſetzt.“

„Lieber Schwager, der Bauer nicht allein. Das aber iſt gegen Natur und göttliches Recht, daß die Einen allein arbeiten und darben, die Andern allein faullenzen und ſchlemmen ſollen. Denn es ſteht geſchrieben: Gott will, daß allen Menſchen geholfen werde, und Chriſtus hat gelehrt und Luther lehrt's ihm nach, daß wir alle Kinder eines Vaters ſind. Das weiß jetzt der Bauer, und weder ein Pfaffenwedel, noch ein Ritterſchwert werden ihm dieſes Wiſſen wieder aus dem Kopfe bringen."

„Du redeſt wahrlich, als ob du mit den Bauern gemeinſame Sache hätteſt."

„Nicht alſo, Truchſeß!" ſprach Frundsberg ſehr ernſt. „So wenig wie der Doktor Luther. Kein vernünftiger Menſch wird Aufruhr gut heißen. Es wäre am Reichsregiment, die Sache der Bauern zu beſſern. Die Zeit fordert das. Aber das Regiment iſt ſchwach und wird niemals ſtark werden. Die Stände ſind uneins. Die Geldſäcke in allen Städten eifern gegen den in Vorſchlag gekommenen Zoll, wodurch das Reich zur Einheit käme und ſehr gefördert würde, und den Zoll müßten ja doch die Verbraucher zahlen und nicht die Händler. Aber die Fugger haben ſich dagegen geſtemmt. Die Fürſten ſind untereinander uneins, und nur wenn's gilt, den Adel zu unterdrücken, halten ſie zuſammen. Wir haben's — Gott ſei's geklagt! — beim wackern Sickingen geſehen. Der hat daran glauben müſſen, daß er die arge Sache beſſern wollte. Ihr wißt Alle, es war kein treuerer Mann auf deutſcher Erde, und was er gewollt, konnte ſchon nicht ſo übel ſein; eben weil er's gewollt. Nun ſagt mir: wer ſoll dem geſchundenen und getretenen Bauer helfen, über den Fürſten, Adel, Städte, Kleriſei her ſind, um ihn zu rupfen und zu zupfen. Wahrlich, ich ſag' Euch, es iſt nirgends mehr Ungerechtigkeit und Argliſt, als in deutſchen Landen, und Gott weiß wohin das Alles noch führen ſoll."

„Zum neuen Bundſchuh!" lachte Schärtlin. „Und mein ehemaliger Herr, der Herzog Ulrich ſitzt ja drüben auf Hohentwiel und hetzt die Bauern ärger als ein Prädikant zum Bundſchuh auf; er, der vor neun Jahren den armen Konz*) zuſammenhauen, köpfen, hängen und pfählen ließ, der Bauern Haus und Hof verbrannte, er zieht jetzt die tollen Bauern heran und verbündet ſich mit ihnen zu einem neuen armen Konz, um durch ihn wieder zu Land und Leuten zu kommen. S' iſt auch ein deutſcher Fürſt und der ſchlechteſten keiner, nur der unklugſte.“

„Wenn er beſſer wäre, hätte er ſich nicht an den Franzoſenkönig gehangen, um Geld zu erhalten, womit er das öſtreichiſche Regiment in Würtemberg bekriege und vertreibe. Auf der einen Seite verleitet er die Bauern und hält's mit den Aufrührern, auf der andern Seite mit den Franzoſen. Pfui!“ Dieſe Worte ſprach der Ritter Frundsberg mit Entrüſtung.

„Noth kennt kein Geſetz und Gebot!“ rief der Hauptmann Rudolf von Ehingen. „Es iſt wahr, er hat's toll getrieben, und der ſchwäbiſche Bund hat ihn geſtürzt und vom Lande verjagt. Darum aber gebührt das Land noch nicht Oeſtreich. Es iſt und bleibt Herzog Ulrichs rechtmäßiges Erbe. Was hat der Erzherzog Ferdinand für ein Recht auf Würtemberg? Es iſt als eröffnetes Reichslehn eingezogen, ſagt man. Gut. Iſt Oeſtreich das Reich? Oder iſt Würtemberg bei Oeſtreich zu Lehn gegangen? Es iſt himmelſchreiend! Und eine edle treue Ritterſeele, wie Götz von Berlichingen, der feſt an ſeinem Herrn, dem Herzog hielt, hat darüber unterliegen müſſen. Wart Ihr nicht alle empört, als die Heilbronner Spießbürger ihn in den Diebsthurm gelegt? Und doch waren wir als des Bundes Glieder und Hauptleute unſres Bruders und Genoſſen Götzens Gegner und Bekämpfer. Ich ſag' Euch, es iſt dem Götz Unrecht geſchehen und dem Herzog.“

---

*) Der arme Konrad (d. h. koan Rath — kein Rath), der arme Kunz, die Empörung der Bauern in Würtemberg gegen Herzog Ulrich 1514.

„Keiner hat den Götz lieber als ich,“ ſagte Frundsberg. „Er und ſein Schwager Sickingen waren meine Jugendfreunde. Ihr wißt, wie ich ihn gegen die Gewalt der Heilbronner geſchützt. Ich achte auch die Rechte des Herzogs. Aber ich tadle, daß er zu ſolchen Mitteln greift, wieder zu ſeinem Erbe zu kommen.“

„Wem Unrecht geſchieht, der mißt nicht lang und ängſtlich die Mittel ab, wie er das Unrecht abwehre. Nun wohl, Ihr ſagt: den Bauern geſchieht Unrecht, deshalb ſoll man nicht ſtreng mit ihnen rechten, wenn ſie Aufrührerei treiben. Dem Adel geſchieht Unrecht von den Fürſten; deshalb ſoll man den Sickingen nicht verdammen, zumal ſein edles hochherziges Blut hat unterliegen müſſen. Dem Volke geſchieht Unrecht von den römiſchen Pfaffen, deshalb ſoll man auf den Luther und ſeine Geſellen nicht zürnen. So ſcheltet auch den Herzog nicht, wenn er's nicht genau nimmt mit den Mitteln, wieder zu ſeinem Recht zu kommen. Gewalt mit Gewalt zu vertreiben iſt erlaubt.“

„Deshalb hat er auch den berüchtigten Fuchsſteiner aus Regensburg gewonnen,“ ſagte Frundsberg ſpöttiſch, „der nicht nur ein Ritter und Doktor iſt, ſondern, wie man ſagt, auch ein Diener des Teufels Wodan, des alten Heidengötzen, ein Hexer und Zauberer. Schon manchem Fürſten ſoll er mit böſer Kunſt gedient haben und mit dem Großtürken in enger Verbindung ſtehen. Der will denn dem Herzog wieder zum Land verhelfen. Iſt das auch ein zu entſchuldigendes Mittel, Vetter Ehingen?“

„Wer weiß, was über den Fuchsſteiner alles gelogen wird!“ entgegnete dieſer.

„Wer iſt der Fuchsſteiner?“ fragte jetzt Martin, deſſen Aufmerkſamkeit durch den Gang der Unterhaltung immer höher geſteigert worden war, ſeinen Nachbar.

„Wie ich gehört, ein ſeltſamer Kauz, Hans von Fuchsſtein genannt, aus Regensburg gebürtig. Er ſoll mehr können als Brot eſſen. Man ſagt, er ſei beim Doktor Fauſt in die Schule gegangen."

„Und er iſt wirklich mit dem Großtürken in Verbindung?"

„Wer kann's behaupten, wer kann's ableugnen? Er wird Keinem darob Rede ſtehen."

„Und was an dem Geſchrei war vor ſechs Monden, als habe der Herzog einen neuen Bundſchuh im Hegau und Thurgau und allem Lande am See*) aufgerichtet," ſagte Ebingen, „hat gar nicht ermittelt werden können, ſo großen Lärm die öſtreichiſche Regierung in Stuttgart auch davon machte."

„Sonderbar iſts aber doch," bemerkte Frundsberg, „daß der Herzog kurz zuvor bei denen von Solothurn 11000 Gulden aufgenommen und dafür ſeine Herrſchaften Clerval und Paſſavant verpfändet. Seine drei treuen Diener, Kaspar von Freiberg, Burkhart von Weiler und Wilhelm von Lier waren um die Zeit in Hohentwiel eingetroffen, angeblich um die wegen rückſtändigen Solds unzufriedene Beſatzung zu bezahlen. Bedurfte es dazu einer ſolchen Summe und ſo hoher Anleihe? Und daß er ein halbes Jahr zuvor das ganze Nutznießungsrecht des Hohentwiel mitten im unruhigen Hegau und nah an der Schweiz, dieſer alten mächtigen feſten Felſenburg, von Heinrich von Klingenberg erworben, muß doch auch etwas zu bedeuten haben. Man behauptet zwar, der Herzog ſei vom 16. December bis zum 19. Januar nicht von Mömpelgard weggekommen, aber ich habe mir für gewiß ſagen laſſen, daß er anfangs December heimlich auf Hohentwiel geweſen. Und daß die Bauern dort herum ein Fähnlein aufgeworfen, worin eine Sonne und ein goldner Bundſchuh gemalt, mit der Umſchrift: Welcher frei will ſein, der zieh zu dieſem Sonnenſchein, iſt auch wahr. Mir hat's ein Mann erzählt, der's geſehen. Bei Gelegenheit, als der Freiherr Georg von Hewen, ein treuer Diener des Herzogs, wie Ihr wißt, ſeine Neuvermählte, die Gräfin von Hohenthal heimführte, ſollte der Bundſchuh ſich unter die die Braut feſtlich einholenden Bauern miſchen und ſo mit dem beſchriebenen fliegenden Fähnlein geradezu auf Hohentwiel losgehen, wo der Herzog und viele ſeiner Anhänger ſie erwartet, um von da in das Fürſtenthum Würtemberg einzufallen. Nur weil die Sache verrathen wurde und die öſtreichiſche Regierung in Stuttgart, die ſich nie ſicher weiß, ſo großen Lärm ſchlug, iſt ſie unterblieben. Sandte ſie doch gleich Botſchaft an den Erzherzog auf den Reichstag nach Nürnberg und brachte das ganze Land in Rüſtung, beſetzte die Grenzen, bot die Hülfe des Schwabenlandes auf, und ſandte zwei Tübinger Bürger in die Aemter des würtembergiſchen Schwarzwaldes, um die Städte auf die drohende Gefahr des Bundſchuhs aufmerkſam zu machen und ſie zur Treue zu ermahnen. Freilich fanden die Bürger Alles ruhig. Der Herzog war nicht mehr auf dem Hohentwiel, und kein Menſch wollte etwas vom neuen Bundſchuh wiſſen. Aber man ſah doch, daß die Oeſtreicher, die jetzt das würtembergiſche Land inne haben, weder dem Herzog, noch den Bauern, noch auch den Städten trauen.“

---

*) Bodenſee.

„Sie haben's auch Urſache,“ meinte der Truchſeß. „Hab' ich mir doch ſagen laſſen, es gäbe Leute in den Städten, nicht allein in Würtemberg, ſondern in freien mächtigen Reichsſtädten, vornehme angeſehene Leute, von denen man's nimmer glauben ſollte, die's auch mit den Bauern hielten.“

„Dergleichen hab' ich auch gehört,“ fügte Frundsberg hinzu. „Auch in Augsburg ſoll's nicht wenige geben. Es iſt eben eine wunderliche Zeit, wo Alles kocht und gährt, und ſo mir recht iſt, wird's bald drunter und drüber gehen. Jeder nimmt Partei, für die Fürſten, für das Reichsregiment, für den Kaiſer — denn der Kaiſer ſoll mit dem Regiment nicht zufrieden ſein — für die Kleriſei, oder für den Luther, die Bauern, die Städte, wie Jeder geſtellt iſt oder die Einſicht hat. Die Parteien gehen aber meiſt weit über den Willen ihrer Anſtifter hinaus. Schelten doch die Prädikanten auf den Luther und die Wittenberger, weil er gegen ihre Wiedertäuferei iſt. Ich hab's mit eigenen Ohren gehört."

„Ei beſuchſt du auch die neue Predigt?" fragte der Truchſeß verwundert.

„Wie's eben kommt. Man muß ſich Alles anſehen und anhören. Ich kam vor vierzehn Tagen aus dem Tyrol, wohin mich der Erzherzog beſchieden. Auf der Heimfahrt hört ich, daß ein Prädikant aus Sachſen, aus Zwickau glaub' ich. im Gebirg predige. Ich ging Abends in meines Knechts Schaube hin und ſah im Thal unter freiem Himmel viel Volks beiſammen. Der Prädikant war bibelfeſt und ſprach friſch und keck von der Leber. Er hat's dem Volke ſonnenklar aus der Bibel bewieſen, daß es ein Recht auf Freiheit und die Güter des Himmels wie der Erde hat. Ich ſag' Euch, man muß feſt im Sattel ſitzen, wenn einen ſolch ein Burſche nicht herausheben ſoll."

„Ich glaube, du läßt dich noch bekehren, Jörg!" brummte der Truchſeß, und Alle lachten.

„Aber was ſoll aus der vermaledeiten Wirthſchaft werden?" fragte Schärtlin mit Laune, nachdem er einen tüchtigen Zug aus der Kanne gethan.

„Nichts bleibt übrig als Gewalt," verſetzte der finſtere Truchſeß. „Zu ſpät werden's die Herrn einſehen."

„Es wird keine Ehre dabei zu verdienen ſein, dabei bleib' ich!" ſagte Frundsberg. „Die Dinge ſind allweg bös. Geholfen wär' uns allein, wenn wir den Kaiſer im

Lande hätten, einen kräftigen feſten Herrn. Darin geb' ich dem Sickingen recht, ich verhehl's Euch nicht, ſo treu und feſt ich auch an Seiner kaiſerlichen Majeſtät halte. Dann machte man am beſten dem römiſchen Pfaffenweſen in Deutſchland ein Ende. — Aber Gott beſſer's! Es wird viel Waſſer fließen, eh's wieder klar wird. — Doch Ihr Herrn, es iſt ſpät, und meine Ehewirthin wartet wahrſcheinlich ſchon lange mit dem Imbiß."

Sie brachen auf. Im Hinausgehen warf Frundsberg noch einen forſchenden Blick auf Martin, der mit ſeinem Sohne Melchior plauderte. Die Ritter wünſchten ihm glückliche Reiſe und guten Erfolg.

## 12.

## Sturmvögel.

Am Abend des folgenden Tages ritt Martin durch ein hochgelegenes Thal im Gebirge, nicht weit mehr von der Tyroler Grenze, einem zwiſchen mächtigen Bergreihen lang geſtreckten Orte zu, in welchem er Nachtherberge zu nehmen gedachte. Er hatte den Namen deſſelben ſchon unterwegs erkundet; es war der Marktflecken Neſſelwang im Ober-Algäu, und wenn der Alles um ſich ſcharf beobachtende, nach Allem ausführlich fragende Reiter nicht auch ſchon erfahren hätte, daß in dem Orte eben das Kirchweihfeſt gefeiert und ein großes Scheibenſchießen gehalten würde, er hätte es ſicher an dem lebhaften Verkehr auf der Straße merken müſſen. Hunderte von dem beweglichen Gebirgsvolk mit dem Spitzhut ſtrömten da ab und zu, aber als der Tag ſich zu neigen begann, wurde der Zuzug nach dem Flecken immer ſtärker; Alt und Jung, Mann und Weib verfolgten mit Martin denſelben Weg, und bald wußte er aus manchem geſprächigen Munde den Grund dieſer gerade gegen Abend ſo ſeltſamen und auffälligen Volkswanderung. „Es iſt ein Prädikant aus Sachſen in Neſſelwang,“ ſagte ihm ein ſtrammer junger Bauer, „einer von den Wiedertäufern die uns armen Leuten das wahre Evangelium predigen, das unſre ſchlauen Pfaffen uns immer verheimlicht haben. Da erfahren wir den wahren Grund, wie's eigentlich im Himmel und auf Erden mit uns beſtellt ſein ſollte, und wie's leider Gottes in Wahrheit beſtellt iſt.“

„Und der Karſthans aus der Schwabenalp iſt auch drin im Dorfe,“ ſetzte eine neben dem Bauer gehende Dirne hinzu, „der weiß die Sache erſt recht auszulegen und holt's aus allen Ecken herbei, was Jener überſehen und vergeſſen hat. Der lauſt den Pfaffen die Platten mit der Kolben.“

„Der Bildernazzi ſoll auch dabei ſein,“ berichtete eine Frau, „der zeigt's fein gemalt und verkauft's für einen Kreuzer, was Jene predigen; auch gedruckt kann's kaufen, wer leſen gelernt hat. Ich lobe mir die feinen Bildle; das iſt ein Labſal für mich, wie da die Teufel in der Höll die liederlichen Pfaffen mit glühenden Zangen zwicken; ich mein' ich hör' ſie brüllen, ſo ſchön iſt's gemalt.“ —

In dem Orte ſelbſt wimmelte und drängte es auf den Straßen und in den Häuſern, vorzüglich zahlreich waren die eben dienſtloſen Landsknechte, die ſich maſſenweis ſingend und fluchend umhertrieben, die Dirnen verfolgten und ſonſt Unfug anrichteten. Ein wüſtes Treiben und Schreien überall, wohin man ſich wendete; man hörte und ſah es der Menge an, wie aufgeregt ſie war, und wie wild und drohend der Zeitgeiſt ſich aus ihr heraus kund gab. Die Scheibenſchützen zogen ſingend und lärmend vom Schießplatz herein in ihr Gelag; trotzige ſtämmige Geſtalten in kurzen Lederhoſen, kurzen Tuchjacken und mit dem breiten ſchön geſteppten Leibgurt, der des Beſitzers Namen zeigte. Es waren Spott- und Schelmenlieder auf den Papſt und die Pfaffen, auf die Fürſten und den Adel, welche hier und dort gebrüllt, dann und wann von der maſſenhaften Begleitung im Chorus mitgeſungen, oder wiederholt oder nur mit wüſtem Geſchrei begrüßt und bejubelt wurden.

Martin fragte ſich nach einer Herberge, aber er ſah bald, daß gerade hier der Mittelpunkt der tollen Volkswirthſchaft war. Mit Mühe gelang es ihm, ſein Pferd unterzubringen und ihm Futter zu verſchaffen. Nachdem er dieſer Sorge genügt, trat er in den großen Gaden des Wirthshauſes, der bereits überfüllt war, und in welchen ſich immer mehr Volk eindrängte. Die ſteinernen Bierkrüge wanderten von Mund zu Mund, und das Weibsvolk übertraf die Männer wie im Schwatzen, ſo im Zechen. Martin begriff, daß an eine Nachtruhe nicht zu denken war, und er verzichtete gern darauf, da Aug' und Ohr, beide gleich ſcharf an ihm gebildet, die lebhafteſte Unterhaltung genoſſen. Seine Beobachtungsgabe ließ ſich nichts entgehen, ſo mannigfach und verſchieden auch die Scenen waren, die ſich ihm darboten. Bald unterſchied ſie im wirren Durcheinander mehrere Gruppen, und es ward ihm nicht ſchwer, den Kern derſelben zu erforſchen. Welch merkwürdige Entdeckungen machte er! Die verſchiedenſten Intereſſen ſchnitten und kreuzten ſich im dunſtigen heißen Raum dieſer Stube; alle drängenden Bewegungselemente dieſer Zeit waren hier verſammelt und machten ſich geltend. An einem langen Tiſche ſaß ein beleibter Kerl von kriegeriſchem Anſehen, unverkennbar ein Weibel, und um ihn hockend und ſtehend auf Tiſch und Bänken dicht gedrängt ein Haufen Landsknechte, welcher den Worten des Dicken, die er in unterſchwäbiſcher Mundart in kurzen verſtändlichen Sätzen laut genug mit einer Stentorſtimme hervorbrachte, mit unverkennbarem Vergnügen lauſchte.

„Wer hält zu Herrn Sebaſtian Schärtlin?“ rief er zuweilen die Stimme erhebend. „Wer nimmt Handgeld vom tapfern Feldhauptmann Seiner kaiſerlichen Majeſtät? Ueber die Alpen führt er euch wieder, eh' noch der Herbſt die Blätter von den Bäumen ſchüttelt und die guten italieniſchen Trauben zeitigt. Da könnt ihr in die Weinberge einfallen und über die Franzoſen her, die ſich über die Schläge, die wir ihnen voriges Jahr dort gegeben, und über den Verluſt von Mailand und Genua ganz ungeberdig ſtellen und Geſichter ſchneiden, als hätten ſie Eſſig ſtatt Malvaſier getrunken. Wer zieht mit Herrn Schärtlin? Der Erzherzog in Tyrol hat ihn beauftragt, und ich zahle gutes Handgeld für ihn; und nirgends hat's ein frommer Landsknecht beſſer, als unter ſeiner Fahne."

„Zieht Herr Jörg Frundsberg heuer nicht über die Alpen?" fragte ein Landsknecht.

„Nein. Wer nur mit Herrn Jörg ziehen will, muß heuer zu Hauſe bleiben und am Hungerlappen ſaugen, dieweil wiederum nicht viel Korn in Schwaben gewachſen iſt. Wer gut leben will in Italia, in Hülle und Fülle, in Saus und Braus, der muß der Trommel nachziehen, die Herr Baſtel rühren läßt. Herr Jörg muß das Tyrol fein in Ordnung zuſammenhalten für den jungen Herrn Erzherzog und deſſen Gemahlin, die ungariſche Prinzeß, damit ſie nicht geſtört werden in der erſten Liebeszeit. Die Leute aus Sachſen, die dem Luther nachbeten, und die aus der Schweiz, die zu dem Zwingli halten, ſind ja des Teufels und wollen alle Religion über den Haufen werfen. Deshalb muß Herr Jörg im Lande bleiben, damit er ihnen wehre. Herr Baſtel Schärtlin aus Schorndorf, der tapfere Mann, iſt diesmal unſer Führer. Es lebe unſer Feldhauptmann!"

Viele Landsknechte und Bauernburſche ſtießen mit dem Weibel an, doch nicht Alle; denn Manche horchten hinüber nach einem andern Tiſch, wo ein anderer Vogel lockend pfiff. Dort ſaß ein Häuflein zuſammen und ſpielte läſterlich fluchend und ſchreiend um hohe Einſätze mit Karten und Würfeln. Ein langer hagerer Kerl mit ſchwarzbraunem ſonnenverbrannten Geſicht und liſtigen ſtechenden Augen, den breiten Hut tief in die Stirn gedrückt, verſpielte vorzüglich viel Geld, ja es ſchien, daß er ſich abſichtlich angelegen ſein laſſe, recht viel zu verſpielen, um dadurch immer mehr junge Männer um ſich zu verſammeln. Dann raunte er wohl dem Einen und dem Andern zu: „Kein höher und beſſer Handgeld zahlt als der ritterliche und großmüthige König Franciscus von Frankreich. Euere Nachbarn, die Eidgenoſſen, ſenden ihm ein tüchtiges Heer zu, aber es liegt ihm ſchier noch mehr an einem Haufen frommer deutſcher Landsknechte, und jeder von euch, der Dienſte unter des Königs Fahne nimmt, erhält doppelte Löhnung." Das zog. Mancher, der erſt gewillt war in Italien gegen die Franzoſen zu fechten, ſchlug um und entſchloß ſich, mit den Franzoſen gegen die deutſchen Landsleute zu ſtehen. Das iſt ſo deutſcher Geiſt geweſen, und kein Volk der Welt hat ſich in dieſer Beziehung mit größerer Schmach bedeckt, ſich dem Feinde zu verkaufen und für ſchnödes Gold für des Feindes Intereſſe, die Waffe gegen Brüder und Brüderſtämme zu kehren, als das deutſche. Der Deutſche iſt ſtets ein geborner Soldat geweſen, wie die Fürſten ihn brauchen und haben müſſen, eine Maſchine zum Dreinſchlagen ohne höhern Willen und mit keinem andern Intereſſe als das der Löhnung. Wer ihn bezahlte, für den ſchlug er ſich, ſelbſt gegen ſein Vaterland, gegen ſeine Brüder. Er diente jeder Tyrannei, jedem frechen fürſtlichen Gelüſt und ſetzte ſich ſelbſt in die Kategorie der wilden Raubthiere herab, indem er ſich an den Meiſtbietenden verhandelte wie ein Stück Vieh. Für ſolches Schmachgeld kämpfte er dann mit der Tapferkeit eines Löwen, mit der Grauſamkeit eines Tigers, und nie wurde er ſchamroth, wenn er mit bluttriefender Hand gegen die heiligſten

Intereſſen der Nationalität und der geſunden Vernunft focht, nie war er zu überzeugen, daß er ſeine Waffe in ſolchem Kampfe mit Schande beſudelte. Er hatte dem, der ihn gekauft, den Eid geſchworen; nach Anderm fragte er nicht; für ſolchen Eid würgte er und ließ ſich würgen. Am meiſten haben ſich in dieſer Beziehung die Schweizer ausgezeichnet. Heerdenweis haben ſie ſich den Franzoſen und Italienern verkauft, und das Auge wendet ſich unwillig von ihrer thieriſchen Tapferkeit in den blutigen Schlachten dieſer Zeit. —

Es war noch ein dritter Menſchenkäufer in dem weiten vollen Gaden des Krugs, ſeiner Kleidung nach ein Junker, obgleich er einen Bauerhut in das liſtige trotzige Geſicht gedrückt hatte. Er trieb das Geſchäft nicht ſo offen und marktſchreieriſch, wie der Schorndorfer und nicht ſo brutal, wie der Schweizer, der für den Franzoſenkönig warb, vielmehr ging er umher und ſah ſich erſt die Bauernburſche und Landsknechte an, eh' er ihnen einige Worte zuflüſterte. Er bediente ſich dabei der Leitung einiger Bauern aus dem Orte ſelbſt oder doch aus der Umgegend, die die Leute kannten; er ſelbſt ſchien mit vielen Anweſenden perſönlich bekannt zu ſein. Meiſt wandte er ſich an Leute, die noch dem Bauernſtande angehörten und nicht als ſolche zu erkennen waren, die bereits als Landsknechte gedient; doch warb er auch um ſolche, wenn ſie ihm von ſeinen Begleitern durch einen Wink oder ein Wort empfohlen waren. Das erſte bedeutungsvolle Wörtchen, welches er dann heimlich dem Auserſehenen zuflüſterte, war: „Bundſchuh.“ Zündete dieſer Funke, „hie gut Würtemberg allwege.“ Dieſe Formel, im ſüdlichen Deutſchland allbekannt und in dieſer aufgeregten Zeit von beſonderer Bedeutung und Wichtigkeit, wirkte in der Regel auf den, an welchen ſie gerichtet war, wie ein Zauber, und er wußte im Nu, mit wem er es zu thun hatte und um was es ſich handelte. Dies Wort hatte unverkennbar auf die Bauern einen mächtigern Einfluß, als das Geld der andern Werber auf die Landsknechte. Martin, der das Wort erlauſchte, erfuhr von einem treuherzigen Bauer, daß der Sprecher deſſelben ein Sendbote des vertriebenen Herzogs Ulrich von Würtemberg ſei, der jetzt in Mömpelgard hauſe und ſich mit den Bauern zu einem neuen Bundſchuh verbinden wolle, um mit Hülfe deſſelben die öſtreichiſche Regierung aus Würtemberg zu vertreiben und ſich wieder in Beſitz dieſes ſeines Stammlandes zu ſetzen. Der Bote des Herzogs ziehe weit und breit in Schwaben herum, um zu erforſchen, wie weit der Herzog auf die Bauernſchaft rechnen könne, falls er die Gelegenheit wahrnähme, mit einem Kriegsheere gegen Stuttgart zu ziehen, wo Viele ſeiner Anhänger und noch mehr Unzufriedene mit dem erzherzoglichen Regiment ſeien. Die Bauern würden ihm in hellen Haufen zuziehen, da er ſie vom Druck der Pfaffen und des Adels zu befreien verſprochen habe.

Die Scenen in der großen Wirthsſtube folgten raſch aufeinander in bunter und ſeltſamer Abwechſelung und in immer lebendigerm und wilderm Treiben. Bald wurde Martin eine Gruppe gewahr, die ſeine Aufmerkſamkeit feſſelte und allmälig in immer höherm Grade in Anſpruch nahm. Am obern Ende eines Tiſches an dem mächtigen Pfeiler, der das Gebälke trug, ſah er drei Männer zuſammenſitzen, um welche ſich das laute Bauernvolk immer dichter drängte, um den Worten zu lauſchen, welche von jenem Triumvirat an ſie gerichtet wurden. Alle drei hatten graue Schlapphüte auf, zwei davon braune grobe Kutten, oder vielmehr weite Röcke, welche ihre Geſtalt ganz bedeckten, der Dritte eine kurze graue Bauernjacke. Dieſer, eine ſchlanke Figur, ließ das lange blonde Haar weit ins Geſicht herein hängen, in welchem, wenn er ſich gegen das Licht kehrte, mehrere bläuliche Flecken, die wie Narben ausſahen, ſichtbar wurden. Er hatte einen Kaſten mit Achſelbändern, ein ſogenanntes Tabulet, neben ſich ſtehen, wie ihn die Kleinkrämer zum Transport ihrer Waaren auf dem Rücken zu tragen pflegten. Aus dieſem nahm er kleine Papiere, Pergamente und Bücher heraus. Die erſtern waren Kupferſtiche oder grell gemalte Bilder, wie ſie dem Bauerngeſchmack zuſagten. Es waren ſatyriſche und obſcöne Darſtellungen aus dem Mönchs- und Pfaffenleben, und der Teufel war faſt auf allen ſichtbar, wie er auf für die Bauern ergötzliche Weiſe mit den gehaßten Plattenträgern umſprang. Der Bilder- und Bücherhändler bot ſeine Waare um Spottpreiſe aus, und die Bauernweiber kauften um wenige Pfennige einen köſtlichen Bilderſchatz. Der Krämer rief fort und fort mit einer fremdländiſchen Betonung: „Hier iſt zu ſehen, wie der Teufel die Pfaffen mit Kolben lauſt, hier wie Doktor Fauſt mit ſeinen Brüdern den Pfaffen zecht und ihnen die ſchöne Helena aus Griechenland zur Buhlſchaft zuführt, aber ſie iſt eine Teufelin und ſchenkt ihren Buhlen hölliſches Feuer für Wein ein; hier verſpeiſt der Teufel fette Braten, lauter gutgemäſtete und am Höllenfeuer geröſtete Pfaffen. Und hier kauft das Geſprächbüchlein Karſthans, worin erwieſen wird, wie die Mönche und Pfaffen und die adligen Diebe und Schlemmer dem Bauer das Blut ausſaugen, und wie Doktor Luther die römiſchen Seelenverkäufer zum Tempel hinausjagt; ferner ein ganz neues Büchlein betitelt: Ein ſchöner Dialog von Martin Luther und der geſchickten Botſchaft aus der Hölle, die falſche Geiſtlichkeit und das Wort Gottes belangend, ganz hübſch zu leſen. — Es folgten noch mehrere ähnliche Titel von Flugſchriften für das Verſtändniß der Bauern berechnet. Am meiſten wurde das Geſprächbüchlein Karſthans gekauft, ja, der Krämer gab es ſogar umſonſt hin, wenn ein Bauer, der Verlangen danach trug, verſicherte, kein Geld zu haben.

Dann rief der Buchhändler wieder: „Seht hier, ihr armen geſchundenen Leute, dieſen meinen Gefährten!“ Und dabei deutete er auf einen der beiden jungen Männer in braunen Kutten. „Kennt ihr dieſen? Wer ihn noch nicht kennt, der ſoll wiſſen, daß es der Karſthans ſelber iſt, der Bauernfreund, von welchem dies Büchlein handelt. Er iſt ein Schwabe, euer Landsmann, und wird heute Abend noch zu euch ſprechen und euch belehren über das, was euch noch zu wiſſen noth thut. Der Andere aber iſt ein neuer Lehrer des chriſtlichen Evangeliums aus Sachſen, ein Schüler und Sendbote des Thomas Münzer, von dem ihr ſchon gehört habt. Dieſer Prediger und wahre Apoſtel des Herrn Jeſu Chriſti wird euch das Evangelium von der göttlichen Gemeinſchaft auslegen, und ſo ihr Verlangen nach dem lebendigen Wort Gottes tragt, euch mit dem Waſſer, das da iſt gleich dem Feuer des Himmels, zu rechten Chriſten taufen.“

Dieſe Worte lenkten die Aufmerkſamkeit der Menge im hohen Grade auf die beiden bezeichneten Männer, und das Wort „der Karſthans!“ flog von Mund zu Mund durch den Gaden. Die Meiſten hatten zwar ſchon gewußt, daß der geheimnißvolle junge Menſch, der ſich ſelbſt dieſen damals ſo bedeutungsvollen Namen beigelegt, und ebenſo, daß der Prädikant aus Sachſen gegenwärtig ſei, aber in der Menge waren ſie nicht allgemein bemerkt worden. Um deſto größer war nun die Aufmerkſamkeit auf ſie, und das Bauernvolk drängte maſſenweis heran, um die beiden jungen Männer anzuſtaunen.

Auch Martin wor gewandt wie ein Aal durch das Gedränge geſchlüpft und endlich dicht an den Bilderkrämer herangekommen. Weit mehr als von den Bildern und Büchern, vom Karſthans und dem Prädikanten war ſeine Theilnahme von einem Umſtande gefeſſelt worden, der alle Andern, die hier verſammelt waren, wahrſcheinlich ſehr gleichgültig ließ, dies waren die Flecken im Geſicht des Mannes, und dieſe Theilnahme ſteigerte ſich bis zum Erſtaunen, als er jetzt, den Mann anſtarrend, ſich überzeugte, daß dieſe ſeltſamen Flecken in der Anzahl, Form und Stellung ganz den ſeinigen gleich waren. Wie das Maal bei ihm ſelbſt ſich gekrümmt und zugeſpitzt über den rechten Naſenflügel hinzog, gleichſam einen Haken bildend, ſo war ganz dieſelbe Zeichnung am rechten Naſenflügel des Bilderhändlers zu ſehen. Und trug der Mann nicht eben ſo lange blonde Haare, wie er ſelbſt? War dieſe ſchlanke Geſtalt nicht ganz wie ſeine eigene gebaut? Selbſt in den Geſichtszügen glaubte Martin Aehnlichkeit mit den ſeinigen zu entdecken. Dieſe ſonderbare Wahrnehmung machte auf ihn einen äußerſt aufregenden Eindruck, und als er an den Krämer dicht herantrat und die Hand nach den Bildern und Büchlein ausſtreckte, um durch Kauf derſelben Gelegenheit zur Unterhaltung mit dem Manne zu haben, zitterte ſie ſo heftig, daß es dieſem auffiel. Martin ſtand ſo, daß ſein Geſicht im Schatten war; die ausgeſtreckte zitternde Hand wurde dagegen von den Lichtſtrahlen der nächſten Lampe ſo beleuchtet, daß der koſtbare Ring am Zeigefinger derſelben blitzte. Des Krämers Augen, von der ſchön geformten Hand und ihrer bebenden Bewegung zuerſt angezogen, fielen jetzt auf den Ring, und ſichtbar überraſcht beugte er den Kopf näher zur Hand herab, um ſich den Ring genauer zu betrachten, während er die verlangten Bilder und Bücher in die Hand legte. Dann wandte er ſich nach Martin, um ihm den Preis zu nennen. Dieſer trat noch näher und machte mit dem Kopfe eine Wendung, indem er den Geldbeutel aus der Taſche zog, ſo daß ſein Geſicht ebenfalls beleuchtet wurde. Durch das Hervorſuchen des Geldes wurde er verhindert die ſtarke Bewegung in den Geſichtszügen des Krämers zu beobachten, und als er wieder aufſchaute, um den Preis zu zahlen, hatte ſich der Mann ſchon wieder ſo weit gefaßt, daß er wenigſtens ruhig und gleichgültig in Bezug auf den fremden Jüngling vor ihm erſchien.

„Ihr beſitzt da einen ſeltenen und werthvollen Ring, Junker,“ ſagte der Krämer. „Ein augsburger Goldſchmied hat ihn nicht gefertigt: er iſt weiter her, und der ihn ſchmiedete, hat kein Wort deutſch verſtanden.“

„Ihr ſcheint Euch auf die Arbeit zu verſtehen. Wo glaubt Ihr wohl, daß der Ring gemacht iſt?“

„Vielleicht wißt Ihr es eben ſo gut wie ich; wenn Ihr es aber nicht wiſſen ſolltet, ſo will ich es Euch ſagen,“ verſetzte der Krämer, mehr flüſternd als laut ſprechend. Und ſeinen Mund Martins Ohr noch näher bringend, fuhr er fort: „dieſer ſelbe Ring, den Ihr an Euerem Finger tragt, wurde vor achtzig Jahren vom geſchickteſten Goldſchmied in Granada für den damaligen Sultan jenes Reichs gefertigt, als ihm ein Sohn geboren worden war. Auf dieſen Sohn wurde der Ring vererbt und kam zuletzt an Suleima, die Urenkelin jenes Königs und den letzten Sproß jenes aus dem Hauſe des Propheten abſtammenden Königsgeſchlechts. Von dieſer Dame müßt Ihr den Ring haben, und wenn Ihr ihn mit Recht beſitzt, ſo ſeid Ihr kein Chriſt, ſondern ein Bekenner des Islam.“

Martin hatte erſchrocken die Hand zurückgezogen, ſeine Augen ſtarrten mit dem Ausdrucke des Entſetzens auf den Menſchen, der ihm beim erſten Anblick ſchon unheimlich vorgekommen war, und den er jetzt für ein Geſpenſt oder hölliſches Weſen zu halten ſehr geneigt war. Ohnedies kein Mann von Muth und Entſchiedenheit, wandelte ihn jetzt Furcht an, ſich hier von einem außerordentlichen unbegreiflichen Weſen gekannt zu wiſſen, und wenn er, ſo viel ſeine Beſtürzung vermochte, die gehörten Worte mit der Geſtalt des Mannes und den Flecken in deſſen Geſichte verglich, ſo ſteigerte ſich dieſe Furcht zum Entſetzen und drängte ihm die Ueberzeugung auf, daß er einen Söldling des Höllenfürſten, wenn nicht gar dieſen ſelbſt vor ſich habe. Er wagte natürlich keine Frage weiter, ja jedes Wort der Entgegnung erſtarb ihm auf der bebenden Lippe, und ſcheu, kaum ſeiner Sinne mächtig, zog er ſich ſchnell in den dichteſten Menſchenhaufen zurück, vom ſtechenden Blick des ſeltſamen Bilderkrämers verfolgt. Doch wie ein Zauberbann führte es den jungen Feigling bald wieder in die Nähe des unheimlichen Mannes zurück, und er hörte, wie derſelbe mit heller Stimme die Bauern zum Haß gegen Pfaffen, Adel und Fürſten anſpornte und mit groben Witzen und Späßen auf dieſe Herren oft ein ſchallendes Gelächter und Jauchzen hervorrief. Inzwiſchen war die Menge der gehenden, ſchmauſenden und lärmenden Menſchen ſo groß geworden, daß Niemand im Gaden mehr Platz finden konnte. Es war Alles wie in einander gekeilt. Martin war der Hunger und Durſt vergangen; er ſehnte ſich an die friſche Luft, aber es war keine Möglichkeit vorhanden hinauszukommen. Plötzlich ſah er den Karſthans ſich erheben und auf den Tiſch ſteigen. Einen Augenblick hierauf herrſchte Todtenſtille. „Ihr Brüder und Schweſtern in Chriſto," nahm der Bauer mit lauter Stimme das Wort. „Es iſt die Mahnung des heiligen Geiſtes an mich und an dieſen meinen Bruder aus Sachſen ergangen, Euch in dieſer Nacht das wahre Evangelium zu predigen. Dies ſoll im Steinthale vor dem Orte geſchehen, wo alle, die da hören und vom Waſſer des lebendigen Brunnen trinken wollen, Platz finden können. Folgt uns alſo an den bezeichneten Platz."

## 13.

## Prädikanten und Wiedertäufer.

Wie ein Waſſerſchwall brauſend durch eine gezogene Schleuſe ſtürzt, ſo ergoß ſich die Menge lärmend durch die Thür auf die Straße, wo ſie von einer ihr an Zahl noch überlegenen, begrüßt wurde. In hellen jubelnden Haufen ging es dem Thale zu, und bald flammten hunderte von Fackeln auf, die ein maleriſches Licht auf die Menſchenwogen ausgoſſen. Martin ließ ſich von ihnen fortreißen, immer im zagenden Geiſte mit dem unheimlichen Bilderkrämer beſchäftigt. Nach einer Viertelſtunde langte der Zug in einem engen Thale an, deſſen Wände zu beiden Seiten mit Felſen beſetzt waren. Das Fackellicht prallte von ihnen zurück. Die Maſſen gruppirten ſich um einen Felsblock, der nicht höher war, als daß er gerade zur Rednerbühne dienen konnte. Fackelträger ſtellten ſich vor demſelben auf. Nicht lange, und der Ton eines Alphorns gebot in langgezogenem Rufe Stille. Die Menſchenmaſſen hatten ſich theils an den felſigen Anhöhen, ſo weit es anging, gelagert, theils ſtanden ſie im Thale. Auf dem Felsblocke erſchien zwiſchen zwei Fackeln der Karſthans. Es war eine derbe, ſchier bäueriſch plumpe Geſtalt, aber in ſeinem Geſicht ſprachen ſich Schlauheit und Entſchloſſenheit aus. Sein feuerſprühendes Auge ließ ſchon ahnen, daß er für dieſen Platz der rechte Mann ſei. Zu den ſtarken Zügen ſeines Geſichts, paßte die gewaltige Donnerſtimme, die er erhob. Vortrag und Inhalt ſeiner Rede waren ſowohl ſeiner Erſcheinung, als auch der Verſammlung angemeſſen.

„Brüdern und Schweſtern in Chriſto!“ ſprach er. „Zu welchem Zweck ſind wir hierhergekommen? Sind wir zuſammengekommen, um ein Geſchleck oder Gelag zu halten und uns gütlich zu thun mit Freſſen und Saufen? Solches iſt Sache der Herren in Schaube und Kutte, die da verzehren, was der Bauer durch Arbeit verdient, durch Hunger erkargt hat. Es iſt nicht Zeit für uns fröhlich zu ſein; denn wir ſtecken tief in Noth und Trübſal. Unſere Herren ziehen uns das Fell über die Ohren, und die Pfaffen helfen den Schindern als Schinderknechte, falten die feiſten Hände, verdrehen die Augen und rufen: Der Herr hat das Werk geſegnet. Wenn uns der Edelmann um einen Pfennig ſtraft, ſo ſtraft uns der Pfaff um drei, und wenn der Edelmann uns das Kalb nimmt, ſo nimmt der Pfaff die Kuh, und wenn der Edelmann uns am Tag zur Frohne zwingt, ſo zwingt der Pfaff des Nachts unſere Weiber und Töchter zu ſeiner ſündigen Fleiſchesluſt. Und weil im Evangelio vom Chriſt dem Erlöſer noch ein ganz ander Ding ſteht, als daß der Bauer ſoll ſein der leibeigene Knecht und das Vieh des Edelmanns und des Pfaffen, deshalb haben uns die Letztern das Evangelium vorenthalten, damit wir nicht hinter ihre Lügen und Schelmereien kommen ſollen, damit wir nicht erfahren ſollen Gottes Willen und nach wie vor den Willen des Junkers und des Pfaffen thun, welcher Gottes Willen entgegen iſt, wie die Schlange im Paradies. Und weil der Doktor Luther in Wittenberg, der doch auch ein Mönch iſt und ein ſehr gelehrter, uns das Evangelium in die Hand gibt und Gottes Willen verkündet und die Schelmerei der Pfaffen aufdeckt, daß alle Welt ihre bloße Schande ſieht, deshalb wüthen und toben ſie gegen ihn und brächten ihn gern zum Tode, wie einſt den Johannes Huß in Prag, der auch Chriſti Evangelium verkündete. Das ſind Pfaffenpraktiken, und die Junker ſtecken dahinter, um dem Bauer mit dem Schwerte zu beweiſen, daß die großen Lügen wahr ſind. Es ſoll und wird ihnen aber Alles nichts helfen, und wenn ſie ſich noch ungeberdiger ſtellen, und wenn alle

Biſchöfe und der Papſt und alle Fürſten und der Kaiſer ſagen: es iſt wahr, ſo bleiben doch Lügen in alle Ewigkeit Lügen. Chriſtus ſpricht: ich bin die Wahrheit und das Leben, und St. Paulus ſpricht: Gott will, daß allen Menſchen geholfen werde und ſie zur Erkenntniß der Wahrheit kommen. Und weiter ſteht im Evangelio geſchrieben für uns und alle belogenen Chriſten: Ihr werdet die Wahrheit erkennen, und die Wahrheit wird Euch frei machen. Das iſt's! das iſt's, meine Brüder und Schweſtern, weshalb wir hier zuſammengekommen ſind, daß wir die Wahrheit erkennen, wie ſie unſer Herr Chriſtus verkündet hat, und daß wir frei werden vom Joch der Lügner und Betrüger durch dieſe Wahrheit. Chriſtus hat dich durch ſein theueres Blut erlöſt, du armes Volk, vor anderthalbtauſend Jahren, aber du liegſt heute noch in den Banden der Sünde und Knechtſchaft, dir angeſchmiedet von denen, die ſich die Nachfolger und Diener Chriſti nennen. Das lügen ſie in ihren Hals; denn ſie ſind die Kuppelknechte des Antichriſts, ſie ſind die Geſellen des Teufels. Aber Chriſtus der Herr im ewigen Himmelreich kann die Sünde und Schande auf dieſer Welt nicht länger anſehen, ſeine Langmuth geht zu Ende. Darum hat er ſich neue Jünger erweckt und ſie abgeſandt in die Welt, damit ſie das Evangelium verkünden und predigen, auf Gaſſen und Straßen und das Volk taufen im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes. Und er hat wieder zu ihnen geſprochen, wie einſt zu den heiligen Apoſteln, die er ausſandte, das Heil den Völkern zu bringen: Siehe, ich ſende euch als Schafe mitten unter die Wölfe, darum ſeid klug wie die Schlangen und ohne Falſch wie die Tauben. Hütet euch aber vor den Menſchen; denn ſie werden euch überantworten vor ihre Rathhäuſer und werden euch geißeln in ihren Schulen. Und man wird euch vor Fürſten und Könige führen um meinetwillen zum

Zeugniß über ſie und über die Heiden. Es wird aber ein Bruder den andern zum Tode überantworten und der Vater den Sohn, und die Kinder werden ſich empören wider ihre Eltern und ihnen zum Tode helfen. Und müſſen gehaßt werden von Jedermann um meines Namens willen. Wenn ſie euch in einer Stadt verfolgen, ſo fliehet in eine andere. Der Jünger iſt nicht über ſeinem Meiſter, noch der Knecht über dem Herrn. Es iſt dem Jünger genug, daß er ſei wie ſein Meiſter und der Knecht wie ſein Herr. Haben ſie nun den Hausvater Beelzebub geheißen, wie vielmehr werden ſie ſeine Hausgenoſſen alſo heißen. Darum fürchtet euch nicht vor ihnen. Es iſt nichts verborgen, das nicht offenbar werde, und iſt nichts heimlich, das man nicht wiſſen werde. Was ich euch ſage in Finſterniß, das redet in Licht, und was ihr höret in das Ohr, das predigt auf den Dächern. Und fürchtet euch nicht vor Denen, die den Leib tödten und die Seele nicht können tödten. Fürchtet euch aber vor Dem, der Leib und Seele verderben kann in die Hölle. — Alſo, ſpricht Chriſtus noch heute, und ſeine Auserwählten ziehen wiederum aus und leiden Schmach und Tod um ſeines Namens willen, und predigen ſein Wort und ſeine Erlöſung. Die hochmüthigen Pfaffen und Schriftgelehrten, die ſtolzen Herren, die ſich von Gottes Gnaden nennen und doch vom Teufel ſind, wollen das Licht des Heils abermals auslöſchen und lügen frech: Chriſtus ſei ihr Patron. Wer aber waren denn die Apoſtel, die der Herr gewürdigt, ſein Wort zu lehren? Waren es reiche und vornehme Herren, waren es Phariſäer und Schriftgelehrte? Nicht doch! Es waren arme Fiſcher, Bauern und Handwerker. Und wem predigte der Herr auf den Bergen? Dem gemeinen Volke! Mit wem ſetzte er ſich zu Tiſche? Mit den Zöllnern und Sündern. Und ſo iſt es heute noch. Nicht zu den Fürſten und Junkern, nicht zu den Biſchöfen und hochprunkenden Pfaffen ſendet er ſeine neuen Apoſtel. Zu dir kommen ſie, du armes, einfältiges Volk. Dir bringen ſie den Herrn und ſein Wort, und mit dir ſitzt er zu Tiſche und ſegnet dich. —

Auch zu Euch, Brüder und Landsleute, iſt ein neuer Apoſtel des Herrn gekommen aus dem Lande Sachſen, der Euch das Evangelium Chriſti predigen und die wahre und rechte Taufe zur Gemeinſchaft der chriſtlichen Gemeinde geben wird. Nicht ich darf mich einen Apoſtel nennen; ich bin nichts als ein ſchlichter Mann, der Euch zeigt, wo Euch der Schuh drückt, und Euch ſagt, wie Ihr den Schaden zu beſſern habt. Nur ein Vorläufer bin ich der rechten Gottesmänner, wie Johannes in der Wüſte nur ein Vorläufer des Heilands war. Mich, den Karſthans, kennt Ihr ſchon und wißt, daß ich ein Pfaffenfeind und ein Junkerfeind, aber ein Freund der Bauern bin; und darum will ich Euch nur noch ſagen, was Ihr vorzüglich vom Reichsregiment mit Fug und Recht verlangen ſollt, damit Euch einmal geholfen werde. Jede Bauerngemeinde muß Macht und Gewalt haben, ihren Pfarrer ſelbſt zu erwählen und zu erkieſen, wie die erſten chriſtlichen Gemeinden, welche von den Apoſteln gegründet waren, ihre Biſchöfe und Kirchendiener ſelbſt wählten. Ebenſo muß die Gemeinde Macht und Gewalt haben, ihren Prediger wieder zu entſetzen, wenn er ſich ungebührlich hält. Der von der Gemeinde erwählte Prediger ſoll das Evangelium lauter und rein predigen, ohne allen menſchlichen Zuſatz, Menſchenlehr und Gebot.

Sodann ſollt Ihr nur den rechten Zehnten geben von dem, was auf den Feldern wächſt, und dem Pfarrer, welcher das Wort Gottes lauter lehrt, davon zur Nothdurft zukommen laſſen, das Uebrige ſoll den Armen gehören. Den kleinen Zehnten ſollt Ihr aber nicht mehr entrichten weder Geiſtlichen noch Weltlichen. Denn Gott der Herr hat das Vieh frei dem Menſchen erſchaffen. Dieſer Zehnt iſt eine unziemliche Plackerei, von den Menſchen erdichtet, und ſteht nichts davon in der Bibel.

Ferner ſollt Ihr nicht mehr leibeigen ſein; denn Chriſtus hat durch ſein koſtbares Blut alle, die an ihn glauben, erlöſt und losgekauft. Der Obrigkeit, d. h. dem Kaiſer und ſeinem Regiment wollen wir gehorchen; denn ſie iſt von Gott geordnet, und es muß Obrigkeit ſein im Lande, damit wir in Geboten leben und nicht im fleiſchlichen Unwillen, aber nicht Eigenleute wollen wir ſein, gleich dem Vieh; denn das iſt gegen Chriſti Lehr und Gebot, und darum muß die Leibeigenſchaft wegfallen.

Und als freien Männern, wie unſere Väter geweſen ſind, muß uns auch das Recht unſrer Väter wieder werden auf das Wild im Walde, auf den Fiſch im Waſſer, auf den Vogel in der Luft. Denn als Gott der Herr den Menſchen erſchuf, hat er ihm Gewalt gegeben über alle Thiere unter dem Himmel, über den Vogel in der Luft und über den Fiſch im Waſſer. Wir wollen nicht leiden, daß die trutzigen Herren das Gewild zu ihrer Luſt und uns zum Schaden hegen, das uns unſere Saat abfreſſe und wir hungern und darben. — Ebenſo ſoll jedem Mann ſein Antheil am Holz zu ſeiner Nothdurft zukommen und die Wälder, welche die weltlichen und geiſtlichen Herren nicht erkauft, ſondern ſich mit Gewalt zugeeignet haben, ſollen den Gemeinden zurückgegeben werden; denn Gott hat das Holz für alle Menſchen wachſen laſſen. — Auch ſollen die Herren den Bauer nicht mit ſo vielen und großen Dienſten beſchweren, ſondern was recht und billig iſt, und ſoll darüber paktirt und vertragen werden. Desgleichen ſind viele Güter mit Abgaben ſo beſchwert, daß die Bauern umſonſt arbeiten, ja das Ihrige darauf einbüßen und verderben. Ein jeglicher Arbeiter iſt aber ſeines Lohnes werth. Und ſo ſoll das Recht auch nicht mehr parteiiſch und nach Gunſt, nach Neid und Bosheit geſprochen und uns Strafen auferlegt werden, die nicht nach Geſtalt der Sache ſind. Der Kaiſer ſoll uns gerechte Richter ſetzen, die nach dem alten geſchriebenen Recht zu urtheilen verbunden ſind. Alle Wieſen und Aecker, die vormals einer Gemeinde gehört haben und ihr von Edelleuten und Stiften mit Gewalt genommen ſind, ſollen ihr zurückgegeben werden. — Endlich ſoll der Bauer nicht mehr den Todfall entrichten; denn es iſt ſchändlich und wider Gott und Ehren, daß Witwen und Waiſen, wenn ihnen Gott der Herr eben den Vater und Ernährer genommen, vom Edelmann und Stift auch noch ihres Eigenthums beraubt werden. Von dem, was die Herren beſchützen und beſchirmen ſollten, haben ſie die armen Leute geſchunden und geſchaben und wohl gar genommen. Das will Gott nicht mehr leiden; kein Menſch ſoll hinfür beim Todfall ſchuldig ſein etwas zu geben, weder wenig noch viel.

Ueber alle dieſe Dinge ſollen ſich die Bauern berathen und ſich einigen in den Gemeinden und ihre Beſchwerden und Forderungen vor das Regiment bringen, damit ſie an Leib und Seel, in Zeit und Ewigkeit geneſen. Amen.“

Der Beifall, welcher den Redner ſchon öfters unterbrochen hatte, brach nun mit einer Gewalt hervor, als wolle er zu den Sternen hinaufdringen, welche ſtill und klar auf die Verſammlung herabſchauten. Der Redner hatte Allen aus der Seele geſprochen und der Noth und Bedrängniß der armen Leute klare und kernige Worte gegeben.

Das Jubel- und Beifallgeſchrei hielt lange an. Endlich erſchien der junge ſächſiſche Prädikant auf dem Stein, und es wurde Stille geboten. Nach wenigen Augenblicken trat eine Ruhe ein, daß man das Bächlein murmeln hörte. Der Prädikant erhob ſeine volle, tiefe, wohltönende Stimme.

„Seid gegrüßt in Chriſti Namen!

Ihr ſeid alle Gottes Kinder durch den Glauben an Jeſum Chriſtum. Und daran erkennen wir, daß wir Gottes Kinder ſind, wenn wir Gott lieben und ſeine Gebote halten. Und weil wir alle Kinder ſind unſeres Vaters im Himmel durch die Gnade und das Blut Jeſu Chriſti, alſo ſind wir auch alle theilhaftig der Gnade Gottes hier auf Erden, wie im Himmel. Wie Ihr durch Chriſtum die ewige Seligkeit erworben habt und die Vergebung der Sünden, ſo auch durch Gottes Gnade alle Güter der Erde. Die Früchte des Feldes, das ihr bebaut, und die der Herr des Himmels und der Erde durch die Kräfte des Erdreichs, durch Regen und Sonnenſchein wachſen und gedeihen läßt, ſie ſind Euer Eigenthum; denn der Arbeiter iſt ſeines Lohnes werth. Die Thiere des Waldes und des Feldes ſind zu Euerem Nutzen geſchaffen; Holz und Gras wachſen für Jedermann. Alſo hat es Gott geordnet. Die Pfaffen aber, die da kommen und Euch den Lohn Eueres Fleißes abpreſſen und Euch dafür Ablaß und ewige Seligkeit zuſagen, ſie ſind Lügner und Betrüger. Gott und ſein eingeborner Sohn laſſen nicht mit ſich markten und feilſchen. Wer Reue und Leid über ſeine Sünden trägt und Buße thut, indem er fortan nicht mehr ſündigt, dem gewährt die Gnade des Herrn Vergebung. Wer aber vorgibt, er ſei befugt, dieſe Gnade für Geld zu verkaufen, der iſt ein Verkäufer und Tempelſchänder, wie ſie der Sohn Gottes aus dem Vorhof des Tempels trieb. Ich ſage Euch, die Zeit wird nächſtens erfüllt werden, daß er die Geißel noch einmal ergreift und ſchlägt auf die Verkäufer, die ſündhaften Pfaffen, die das Geld nach Rom ſchleppen, um das ſie Euch betrogen, damit es dort verſchlemmt und verpraßt werde mit Saufen, Freſſen, Huren, Spielen, Tanzen, Jagen und Turnieren. Aber im Hauſe des Herrn ſelbſt wird das furchtbare Strafgericht beginnen und das Feuer ausgehen von ſeinem Heiligthume, und es wird ſich über die

Welt verbreiten und die Spötter und Schelme verbrennen. Chriſtus wird das Haus ſeines Vaters abermals ſäubern und nur die ächten und wahren Kinder Gottes werden darin wohnen. Die neue Rotte Korah und Abiram muß von der Erde vertilgt werden; aber es fällt nicht mehr Feuer vom Himmel. Wir müſſen uns der gottloſen heuchleriſchen Buben, die uns das Mark aus den Knochen saugen und uns dafür Wind und Lügen geben, ſelbſt erwehren. Chriſtus ſpricht: Ihr ſollt nicht wähnen, daß ich gekommen bin den Frieden zu bringen. Ich bin nicht gekommen den Frieden zu bringen, ſondern das Schwert. Wohlauf denn, Du armes gedrücktes und gepeinigtes Volk, nimm auf das Schwert Chriſti, das er dir gebracht hat, und erſchlage damit Gottes und deine Feinde! Alſo ruft der Apdſtel St. Judas: Wehe ihnen! denn ſie gehen den Weg Kains und fallen in den Irrthum Balaams um des Genuſſes willen und kommen um in dem Aufruhr Korah. Und ſo ſpricht David im Pſalter: Die Böſen werden ausgerottet werden; die aber des Herrn harren, werden das Land erben. Es iſt auch nur um ein Kleines, ſo iſt der Gottloſe nimmer, und wenn du nach ſeiner Stätte ſehen wirſt, wird er weg ſein. Aber die Armen werden das Land erben und Luſt haben in groſſem Frieden. Der Gottloſe drohet dem Gerechten und beißet ſeine Zähne zuſammen, über ihn. Aber der Herr lachet ſeiner; denn er ſiehet, daß ſein Tag kommt. Die Gottloſen ziehen das Schwert aus und ſpannen ihren Bogen, daß ſie fällen den Elenden und Armen und ſchlachten die Frommen. Aber ihr Schwert wird in ihr Herz gehen, und ihr Bogen wird zerbrechen. Das Wenige, das ein Gerechter hat, iſt mehr denn das große Gut vieler Gottloſen. Denn der Gottloſen Arm wird zerbrechen, aber der Herr erhält die Gerechten. Denn die Gottloſen werden umkommen, und die Feinde des Herrn, wenn ſie gleich ſind wie eine köſtliche Aue, werden ſie doch vergehen, wie der Rauch vergehet. — Dieſe Prophezeihung Davids wird an uns und unſern Drängern in Erfüllung gehen; denn ſie ſind die Gottloſen, wir aber ſind die Gerechten. Die Gerechten müſſen aber verſammelt werden in einem neuen Bund oder vielmehr in dem wahren Bund Chriſti. Seine Kirche, wie ſie die erſten Apoſtel geſtiftet, muß von den zweiten Apoſteln wieder hergeſtellt werden: denn ſie iſt verſchüttet vom Schlamm und Unrath der Sünde, die von Rom ausgegangen iſt. Die Taufe, die Ihr empfangen, iſt eine falſche geweſen, die Taufe des Antichriſts und ſeiner Geſellen, die er von Rom aus in die Welt geſandt hat, das Reich Chriſti zu verderben. Deshalb müßt ihr die ächte und wahre Taufe des Geiſtes empfangen, um eins zu werden mit Chriſto unſerm Herrn. Durch die rechte Taufe müſſen wir ſeinen Tempel ſäubern und waſchen vom Schmutz der Sünde und der Afterlehre und eine ſtarke reine Kirche werden, die ihren Feinden das Schwert Chriſti entgegen trägt und ſie aufs Haupt ſchlägt. Ich bin gekommen, nicht nur Euch zu lehren, welches der wahre Glaube ſei, der welcher gute Werke vollbringt; denn der Glaube ohne Werke iſt todt; ich bin gekommen Euch auch die rechte Taufe zu geben im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes. Kommet her zu mir alle, die ihr mühſelig und beladen ſeid, ich will Euch erquicken. Und ſo viel Euer getauft ſind, die haben Chriſtum angezogen nach Pauli Wort. Komm, du arme gedrangſalte, du belogene und betrogene Heerde, komm her zu mir! Ich bringe dir Chriſtum, den neuen Adam, damit du ihn anzieheſt. Er iſt ein Kleid von Glanz und Herrlichkeit, reiner als die Sonne. Wirf ab das Gewand der Sünde, des Schmutzes, der Lüge, daß dir die Pfaffen angethan. Steig in das Bad des Geiſtes, der Liebe und Gnade unſeres Herrn. Selig ſind, die da reines Herzens ſind, denn ſie werden Gott ſchauen. Amen.“

Der Redner, welcher anfangs ſchüchtern und zuweilen ſtockend geſprochen hatte, war allmählig von einem Feuer der Begeiſterung ergriffen worden, welches ſich immer gewaltiger erhob und zuletzt wie eine brauſende Flamme über die lautloſe Menge hinſchlug. Alle horchten mit verhaltenem Athem, aus vielen Augen ſtürzten unwillkürlich Thränen, Andere ergriff ein Zittern, als ſeien ſie vom heiligen Geiſte ſelbſt berührt. Als nun der begeiſterte Prädikant ſchwieg, dauerte die Stille noch einige Augenblicke fort. Da erhob ſich mitten aus dem Volke eine Stimme, die donnergleich durch die Nacht ſchallte: „Hoſianna dem Sohne Davids! Gelobet ſei der da kommt, im Namen des Herrn! Hoſianna in der Höhe!“ Nun erſchallte einem Sturm gleich ein jauchzendes Geſchrei im ganzen Volke: „Hoſianna! Hoſianna!“ Andere riefen: „Zur Taufe! zur Taufe!“ Der Prädikant zog zwiſchen Fackelträgern zum Bach hinab, das Volk drängte ihm nach. Er ſegnete das Waſſer und begann zu taufen. Es war ein erhebender maleriſcher Anblick, wie ſie in den Fackelkreis traten, die kräftigen Geſtalten des Gebirgs, Männer und Frauen, Jünglinge und Jungfrauen, Greiſe und Kinder und das Haupt fromm zu dem Bache beugten, um es ſich von der Hand des Predigers, den ſie als einen Gottgeſandten verehrten, benetzen zu laſſen.

Martin war bei all den Reden und Ausrufungen kühl geblieben, und als der Begeiſterungsſturm losbrach, zuckte ein höhniſches Lächeln um ſeinen Mund. Gleichſam ohne eigentlichen Willen und wie von einem magiſchen Bande gezogen, hatte er ſich in die Nähe des ihm ſo unheimlichen Tabuletkrämers gedrängt und verfolgte den lebhaften Verkehr deſſelben mit dem Karſthans und andern Männern, die unverkennbar die Leiter der Verſammlung waren, mit den Augen. Da bemerkte er, daß ein etwas unanſehnlicher, aber ſtädtiſch und fein gekleideter junger Mann lange und angelegentlich mit dem Bilderhändler ſprach. Augenſcheinlich fand eine gewiſſe Vertraulichkeit zwiſchen Beiden ſtatt. Bald darauf wurde der Bilderhändler von einem andern Mann hinweggerufen, und der junge bleich und trüb ausſehende Junker — dafür hielt ihn Martin — trat wie in Träumen verſunken bei Seite und bekümmerte ſich nicht um das, was um ihn vorging, noch weniger um das Drängen des Volks nach der Taufe. Martin ſtand nach wenigen Augenblicken an ſeiner Seite, trat ihn dann mit einer gewiſſen ihm eigenthümlichen feinen und geſchmeidigen Keckheit an und führte ſich ihm mit einer ſchlauen und gewandten Lüge vor, indem er ihn anredete:

„Mir iſt, als ſollte ich einen alten Bekannten in Euch erkennen, Junker. Schon ſeit einigen Minuten betrachte ich Euere Züge und kämpfe mit unklaren Erinnerungen, wo wir uns ſchon geſehen und geſprochen haben. Helft mir doch aus dem Traume.“

„Der junge bleiche Mann heftete einen durchdringenden, aber mißtrauiſchen Blick auf den Sprecher und ſtammelte dann verlegen: „Ich kenne Euch nicht und erinnere mich auch nicht Euch jemals geſehen zu haben. Vielleicht aber fällt mir bei, was Ihr wünſcht, wenn Ihr mir Euern Namen ſagt.“

„Der Name wird zur Aufklärung auch nicht mehr beitragen,“ verſetzte Martin ausweichend, „wenigſtens der meinige nicht. Inzwiſchen bin ich nicht abgeneigt, ihn gegen den Euerigen auszutauſchen, da dieſer meiner getrübten Erinnerung entweder zur Hülfe kommen oder meine Täuſchung feſtſtellen würde.“

„Ich ſehe nicht ein, weshalb ich Euch meinen Namen zuerſt ſagen ſoll,“ ſagte der Andere verdrießlich. „Es iſt hier nicht der Ort, wo man mit dergleichen ſo eilfertig jedem Unbekannten aufzuwarten gut thut.“

„Ich dächte unſerem Aeußern nach gehörten wir Beide ſchon eher zuſammen, als zu dieſen Landleuten," warf Martin wieder geſchmeidig hin.

„Gerade Euer Aeußeres dürfte für das Gegentheil ſprechen. Ritter und Junker, die ſich hier zeigen, dürften leicht bei dem Volke in den Verdacht kommen, als ſeien ſie nicht zu Nutz und Frommen der Sache hierher gekommen, welche die Meiſten herbeigeführt hat. Seht dort die Haufen wüſter Landsknechte und hört, wie ſie über die Reden und die Handlung ſpotten, die hier vorgenommen wird."

„Und würdet Ihr nicht demſelben Verdachte ausgeſetzt ſein?" fragte Martin. „Ihr ſeht doch auch nicht aus wie ein Bauer, Hirt oder Jäger aus dem Gebirge."

„Wohl wahr. Aber einige dieſer Leute kennen mich und meine Geſinnung, und von ihnen kann Jedermann erfahren, daß ich weder als Späher, noch als Spötter hierher gekommen bin."

„Auf Wort und Treue kann ich Euch verſichern, daß dies mit mir derſelbe Fall iſt, und wenn mich auch Niemand kennen ſollte in dieſer Verſammlung. Mich hat nichts als der Zufall hierher geführt, indem ich auf einer Reiſe nach Tyrol begriffen bin, um dort im Hauſe der Fugger ein mir wichtiges Geſchäft abzumachen."

Martin wollte mit dieſer Angabe Vertrauen erwecken, um ſo geſchickt ſeinem Ziele näher zu rücken.

„Im Hauſe der Fugger!" rief der Andere überraſcht. „So ſagt mir doch, in welchem Hauſe, in dem Jakobs oder Ulrichs? denn Beide wohnen in Tyrol. Euere Antwort dürfte uns vielleicht näher führen, als Ihr ahnet. Und vielleicht habt Ihr dann doch recht, daß wir uns früher ſchon geſehen haben."

Dieſe unerwartete Antwort brachte Martin in Verlegenheit. „Ich werde wahrſcheinlich mit beiden Függern verkehren; denn ich komme ſo eben aus Spanien."

„Wenn Euer Geſchäft kein Geheimniß iſt, werde ich Euch meinen Namen nicht länger vorenthalten, und Ihr würdet dann finden, daß dieſer Name und Euer Reiſeziel nicht weit auseinander liegen."

„Das heißt: Ihr ſeid ſelbſt ein Fugger. Wohlan Ihr könnt ſogleich mein Vertrauen gewinnen, obgleich mein Geſchäft allerdings geheimnißvoller Art iſt, wenn Ihr mir jetzt eine kleine Bitte erfüllen wollt."

„Und die wäre?"

„Ich ſah Euch vorhin mit dem Bilderhändler ſprechen, dem ich in der Schenke Einiges abgekauft. Ihr kennt jedenfalls dieſen Mann näher. Sagt mir, was Ihr von ihm, ſeinem Leben und ſeinen Umſtänden wißt, und Ihr ſollt dann Alles, was Ihr wünſcht, von mir erfahren."

Hieronymus Fugger — denn er war es — trat dem Frager einen Schritt näher und heftete einen ſeltſamen Blick auf ihn. Sei es nun, daß er beim Scheine einer Fackel die Flecken im Geſichte deſſelben erkannte, oder daß ihn ſonſt ein widerwärtiges Gefühl anwandelte: genug, er kehrte ſich plötzlich mit unverhehltem Widerwillen ab und ſprach: „Um keinen Preis kann und werde ich Euer Verlangen erfüllen. Glaubt nicht, daß Ihr es mit einem Knaben zu thun habt. Ich habe nichts mit Euch zu ſchaffen." Und den Rücken wendend, verlor er ſich in der Nacht und der Menge.

Durch dieſe ſchroffe Antwort verblüfft, ſtand Martin einige Augenblicke wie in den Boden gewurzelt. Dann glitt ein leiſer Fluch über ſeine Lippen. Zögernden Schrittes und mit ſich ſelbſt uneinig, verließ er den Platz und trat Andern folgend, den Rückweg zu dem Flecken an. Das Volk verlief ſich in der Nacht. Martin fand ein dürftiges Lager und ſank, fort und fort mit dem Bilderhändler und der ſeltſamen Antwort des jungen Fuggers beſchäftigt, endlich in einen fieberhaft unruhigen Schlaf.

der ihm in wirren Träumen die Geſtalt des Bilderhändlers dämoniſch verzerrt vorführte.

Als er matt und abgeſpannt erwachte und eben ein frugales Frühſtück einzunehmen im Begriff ſtand, ritt ein Haufen reiſiger Knechte des Fürſtabts von Kempten in den Ort, um den Karſthans und den Prädikanten zu fangen, aber nicht nur dieſe, ſondern alle Andern waren zerſtoben und wie davon geflogen. Der Ort ſah leer und nüchtern aus. Es dünkte Martin Alles, was er in der vorigen Nacht erlebt, wie ein einziger wüſter Traum. Im höchſten Grad verdrießlich beſtieg er ſein Rößlein und ließ es dem höhern Gebirge zu gehen, um dann in die tyroler Thäler hinabzuſteigen.

## 14.

## Die Statthalterſchaft des Erzherzogs Ferdinand in Tyrol.

Im ſchönen Innsbruck hielt der Erzherzog Ferdinand Hof als Statthalter ſeines Bruders, des Kaiſers Karl, in den öſtreichiſchen Landen, wie ſein Großvater, der Kaiſer Maximilian auch Hof gehalten in der Hauptſtadt der Grafſchaft Tyrol. War es aber in den letzten Jahren des alternden grämlichen Max ſchon ſchlimm geworden an dieſem Hofe, und hatte die Unzufriedenheit des kräftigen an Geiſt und Leib gleich geſunden Bergvolks bis zur Empörung überhand genommen, die gleich nach des Kaiſers Tod hier wie in den öſtreichiſchen Herzogthümern ausbrach, ſo hatten ſich die Dinge am Hofe und bei der Regierung unter dem jugendlichen Erzherzoge bei weitem noch verſchlechtert. Nicht vergebens war Ferdinand in Spanien geboren und unter den Augen ſeines mütterlichen Großvaters, des ſchlauen und treuloſen Ferdinand des Katholiſchen, erzogen worden. Obgleich jetzt zwanzig Jahre alt, war der Erzherzog doch auf der einen Seite noch faſt kindiſch in ſeinen Vergnügungen und Beſchäftigungen, von der andern dagegen mit der ganzen treuloſen ſpaniſchen Schlauheit, mit der ſtarken Neigung zu Intrigue und Falſchheit ausgeſtattet. So kraftlos, unbeſtändig und aller höhern Einſicht und Genialität baar der habsburgiſche Geiſt in den letzten Kronenträgern ſich auch herausgeſtellt hatte, ſo war ihm doch eine gewiſſe gemüthliche Nachgiebigkeit, eine wenn auch nicht immer ganz harmloſe Ehrlichkeit eigenthümlich geweſen; von dieſem Geiſte war auf Karl noch ein ſchwacher Strahl gekommen und dieſer von ſeiner Tante und Erzieherin, der Erzherzogin Statthalterin Margaretha, gepflegt worden; in Ferdinand war dagegen keine Spur mehr davon; er hatte den Geiſt Ferdinands des Katholiſchen; er war wie in ſeiner äußern Geſtalt, ſo in ſeinem innern Weſen ganz und gar Spanier. Für die gutmüthigen einfachen Tyroler war es ein betrübender Anblick, den jungen Fürſten von einer Menge ſpaniſcher Edelleute umgeben zu ſehen, die er aus dem fremden Lande mit in dieſe Berge gebracht hatte, und zwar waren es nicht etwa ehrenwerthe Katalonier oder Aragonier, die ihre eigne Volksfreiheit ſtolz behauptend, wohl auch die des deutſchen Bergvolks zu ſchätzen gewußt hätten; nein, es waren geſchmeidige ränkevolle Kaſtilier, vergnügungsſüchtige, geldgierige, treuloſe Andaluſier. Die Sitten dieſer Menſchen, im höchſten Grade anſtößig, drohten das ehrliche ſittenreine Bergvolk von der Hauptſtadt aus zu vergiften. Der Verkehr mit ihnen war den natürlich derben tüchtigen Menſchen bald ein Gräuel, um ſo mehr, da dieſe Spanier das keineswegs reiche Hochland als eine eroberte Provinz zu betrachten ſchienen, aus der ſie jedweden Vortheil durch jedes Mittel in ihre Taſchen zu ziehen hätten. Es ſchien faſt, als wollten ſie in Tyrol ein Wiedervergeltungsrecht für die Unbilden ausüben, welche die ſpaniſchen Königreiche durch die geldgierigen niederländiſchen Edelleute, die Begleiter Philipps, des Vaters, und Karls, des Bruders des Erzherzogs Ferdinand, auf ihren Zügen nach Spanien erfahren hatten. Vorzüglich verhaßt hatte ſich der Schatzmeiſter des Erzherzogs den Tyrolern gemacht, Gabriel von Salamanka, von jüdiſcher Abkunft, mit einer geldſchmutzigen Judenſeele und deshalb im fürſtlichen Sinne ein vortrefflicher Finanzmann, ein herrſchſüchtiger, gewaltthätiger, habſüchtiger, eigennütziger Höfling, der ſich mit jüdiſcher Geſchmeidigkeit ganz in das unbeſchränkte Vertrauen des jugendlichen, leichtſinnigen, geldliebenden und den ernſten Regierungsgeſchäften abgeneigten Fürſten eingeſchlichen hatte. In einer untergeordneten Stellung mit dem Erzherzog ins Land gekommen, war dieſer Menſch ſchon nach wenig Jahren zu dem bedeutenden einflußreichen Poſten emporgeſtiegen und hatte, nach der Verſicherung der Tyroler, nicht nur für den Schatz des Erzherzogs, ſondern auch für ſich ſelbſt ungeheure Summen aus dem Lande gezogen, Aemter und Stellen für ſich allein und nach ſeiner Willkür beſetzt, ja verkauft und ſich überhaupt wie ein unbeſchränkter Gebieter benommen.

Zunächſt war es der Geheimerath des Erzherzogs Fabri, ein Deutſcher, der ſeinen Namen Schmidt nach der Sitte der Zeit latiniſirt hatte, der durch Gewaltthätigkeiten, Erpreſſungen aller Art, kalte Herzloſigkeit und Hochmuth die Tyroler aufs Aeußerſte gegen ſich erbittert hatte. Mit dieſen beiden volksfeindlichen Männern theilten ſich die zwei vornehmſten Kirchenfürſten der Grafſchaft, der Biſchof von Trient und der von Brixen, in die Gunſt des jungen Erzherzogs und ſeiner Gemahlin. Der erſtere, Bernhard Cles, war Kanzler des Fürſten. Beide kannten nichts vom Geiſte chriſtlicher Liebe und Duldung; im ſtrengſten römiſchen Sinne hochmüthige Diener der Kirche, Feinde der neuen Ideen, despotiſche Beherrſcher ihrer Unterthanen, ſtanden ſie im ſchärfſten, von ſchonungsloſer Gewaltthat begleiteten Widerſpruch mit dem Genius des Jahrhunderts, deſſen kühne und gewaltige Stimme auch in die tyroler Berge gedrungen war.

Dieſe vier Männer waren die vorzüglichſten Rathgeber des Erzherzogs, oder vielmehr ſie waren im engen Bunde die Regenten des Landes.

Noch ein Fünfter kam hinzu, der zwar, außer dem Lande wohnend und deshalb nicht oft in perſönlicher Berührung mit dem Erzherzog, dennoch im Sinne der vier Genannten und zum Vortheil ihres gewaltthätigen Regiments großen Einfluß auf den fürſtlichen Jüngling ausübte, welcher zur Herrſchaft über das reizende Bergland beſtellt war. Dieſer Fünfte war der Kardinal Matthäus Lang, auf den ſeine Vaterſtadt Augsburg ſo ſtolz war, einſt Biſchof von Gurk, Kanzler, Geheimſchreiber und Günſtling des Kaiſers Maximilian, nun aber ſeit vier Jahren Erzbiſchof von Salzburg, des reichſten und ſchönſten Erzſtiftes im ganzen Reich. Ganz im Sinne ſeines verſtorbenen kaiſerlichen Gönners war Kardinal Lang als vieljähriger Miniſter und als Diplomat bei den wichtigſten europäiſchen Verhandlungen ein warmer Freund der Künſtler und Gelehrten geweſen, wenn auch nicht mit der jugendlich leichtſinnigen Hingebung wie der Kurfürſt von Mainz; auch er hatte die Auferſtehung der Wiſſenſchaften begrüßt, auch er hatte ſich einen Freund der Humaniſten genannt und auf dieſe Weiſe ſich einen großen Ruf in Deutſchland erworben. Aber es war ein Freund der Wiſſenſchaften, wie der Papſt Leo X., wie Albrecht von Mainz, wie Jakob Fugger: ſie ſollten ihm das Leben ſchmücken und verſüßen und ihm den Ruhm eines Mäcenas verſchaffen.

Sobald ſie ſich anſchickten, umgeſtaltend und befruchtend auf das abgeſtorbene, verdorbene und verkrüppelte Leben zu wirken, wurde er ihr bitterſter Feind und wüthendſter Verfolger. Denn er war von Charakter und Gemüth ſchlimmer geartet, als der genannte Papſt, ſchlimmer als der Mainzer Erzbiſchof und ſchlimmer als ſein Landsmann und Jugendfreund, der reiche Leinweber, ein ſtolzer, harter, ſelbſtiſcher Prieſter ohne Religion und Gewiſſen, ein Ränkeſchmied und rachſüchtiger Verfolger Aller, die ſich nicht unbedingt ſeiner finſtern Herrſchſucht fügten, ein Fürſt, von dem einer ſeiner vertrauten Räthe ſpäter vor Gericht ausſagte: „es habe männiglich Wiſſen, mit was für Schalkheit und Büberei er in das Stift gekommen ſei; er habe ſein Lebelang nichts Gutes im Sinne gehabt, er ſei alles Schalks voll, ein Bube, und nie eines guten Gemüths gegen ſeine Landſchaft geweſen.“

Als er Koadjutor und dann Erzbiſchof des Erzſtiftes geworden, hatte er in bündigen Urkunden der ſalzburgiſchen Landſchaft feierlich gelobt, ſie bei ihren Privilegien, Freiheiten und altem Herkommen gnädig zu beſchützen, ſie keineswegs dawider zu beſchweren, ſondern dieſelben zu mehren und nicht zu verringern. Er hatte einen Eid darauf geſchworen, und der Papſt und der Kaiſer hatten Alles beſtätigt. Die Salzburger hatten Glauben und Vertrauen darein geſetzt und ſich als getreue Unterthanen und Landſchaften gegen ihn gehalten. Aber was waren Fürſtenverſprechungen und Fürſteneide in dieſer heuchleriſchen heilloſen Zeit! Nicht vergebens hatte Matthäus Lang als vertrauter Geheimſchreiber Maximilians die diplomatiſchen Geſchäfte deſſelben geleitet. Er hatte Fürſtenwort und Treue ſattſam kennen gelernt, um ſie nun, da er ſelbſt zum Fürſtenſitz erhoben worden war, in beliebter Weiſe auszuüben. Bald gerieth er mit der ſalzburger Landſchaft wegen wiederholter Eingriffe in ihre Rechte und Freiheiten in einen Rechtsſtreit, den er mit dem ganzen Uebermuthe eines Pfaffenfürſten verfolgte. Die dadurch unter den Salzburgern hervorgerufene Erbitterung gegen ihn wurde durch ſeinen grimmigen Haß gegen die Anhänger der lutheriſchen Lehre aufs Aeußerſte vermehrt. Es gab ſchier keinen giftigern Feind Luthers und ſeiner Anhänger als den Kardinal und Erzbiſchof Lang. Und ſeltſam genug, mußte er erleben, daß in ſeinem Erzſtift, ja in ſeiner nächſten Umgebung das neue Licht des reinen Evangeliums mehrere tüchtige Männer und ausgezeichnete Prieſter als begeiſterte Anhänger gewann. Es ſieht wie eine Ironie des Schickſals aus, daß des Erzbiſchofs eigener Beichtvater, Namens Kaſtenbauer, ein glühender Freund und Verkünder von Luthers Wort wurde. Der wüthende und racheſchnaubende Kirchenfürſt ließ den edlen Mann 1521 in hartes Gefängniß legen, worin er noch ſchmachtete. Paul Spreller, ein gelehrter Prieſter zu Salzburg, ebenfalls mit ganzer Seele dem Labſal der lichtausſtrömenden Wahrheit hingegeben, rettete ſich 1522 durch ſchleunige Flucht in die Schweiz vor der Verfolgung des Erzbiſchofs. In Radſtatt war ferner der Barfüßer Georg Schärer, in Gaſtein Martin Lodinger, der mit Luther Briefe wechſelte, im Pinzgau der Prieſter Matthäus, welche die neue Lehre verkündeten. Der Erzbiſchof hatte noch dazu das Mißgeſchick, durch ſeine eigenen Handlungen die Ausbreitung lutheriſcher Meinungen in ſeinem Stift zu befördern.

Zuerſt hatte er nämlich, um den Bergbau im Salzburgiſchen in höhern Schwung zu bringen und für ſeine Kaſſe und ſeinen unerhörten Luxus ergiebiger zu machen, eine beträchtliche Anzahl ſächſiſcher Bergknappen aus dem Erzgebirge herbeigerufen. Unter keiner Menſchenklaſſe hatte aber Luthers Lehre einen ergiebigern Boden gefunden, als gerade unter den Bergleuten, die den kühnen Reformator, den Sohn des Bergmanns, gleichſam als den

Ihrigen betrachteten. Dieſe Knappen hatten die neue Lehre begierig an der Quelle eingeſogen und kamen davon begeiſtert und mit lutheriſchen Büchern beladen nach Salzburg, wo ſie bald ihre Arbeitsgenoſſen und dann weiter viele Andre dafür gewannen. Das entzündete Feuer breitete ſich in aller Stille mit unglaublicher Schnelligkeit aus, und zu ſpät erhielt der auf ſeiner hohen ſtolzen Burg königlich thronende Kardinal davon Kunde. Sodann hatte er, um an Luther eine Tücke zu üben und ihm ſeinen ſtärkſten wiſſenſchaftlichen Halt und Beiſtand zu entziehen, den Generalvikar der Auguſtiner, Johann Staupitz, in das Erzſtift Salzburg gezogen. Er glaubte Wunder was er dadurch Luthern geſchadet, aber er ahnte nicht, daß mit Staupitz Luthers Lehre, Schriften und Briefe in das Salzburgiſche gekommen waren. Wuthentbrannt über dieſe Erfolge beſchloß der Kardinal, der „Freund und Gönner der Künſte und Wiſſenſchaften,“ alle, die an Luther hingen, es ſei Bürger oder Prädikant, Bergknapp oder Bauer, mit ſchwerer Pein zu verfolgen und mit Feuer und Schwert gegen das Gift von Wittenberg zu Felde zu ziehen. Damit goß er natürlich nur Oel ins Feuer. Die Salzburger nahmen jedes Wort Luthers mit Jubel auf und eigneten es ſich an und wurden gegen ihren despotiſchen Fürſten von Tag zu Tag ſchwieriger und widerſpenſtiger. Die offenen Aeußerungen ihres Unmuths, ihres Spottes und ihrer Begeiſterung kamen dem alten Pfaffen gerade willkommen, und er gedachte ſie als eine ſich ihm günſtig darbietende Gelegenheit zu benutzen, um über die mißvergnügten Rebellen im Erzſtift mit fremder Kriegsmacht herzufallen, ſie ihrer Privilegien und Freiheiten, die ihm, ſo wenig er ſich im Grunde daran band, doch unbequem waren — da er gegen ſie ſtets im Unrecht ſtand — zu berauben und ſich zum unumſchränkten Herrn von Stadt und Land zu machen. Er hatte doch nun den Schein des Rechts zu ſolcher Gewaltthat. Im Rathe ſeiner Vertrauten, denen er den Vorſchlag machte, im Auslande ein Kriegsheer gegen die Salzburger aufzubringen, ſprach er: „Ich will zuerſt die Stadt, dann die Landſchaft angreifen und überfallen; die trotzigen Bürger müſſen die erſten ſein, die ich verderbe, dann müſſen die auf dem Lande dran.“ Und die Räthe gaben dazu ihre Zuſtimmung. Darauf reiſte der Erzbiſchof nach Innsbruck an den Hof des Erzherzogs. Dies war in der Mitte des Monats September 1523. Den Vorwand zu dieſer Reiſe gab die Erbhuldigung, welche der Erzherzog eben von den Tyrolern einnehmen wollte.

Tyrol hatte vor andern Ländern Oeſtreichs und des deutſchen Reichs eine Menge alter Freiheiten, ihm von den früheren Fürſten des Landes gewährt, und dennoch herrſchte große Unzufriedenheit. Sie war hier mehr religiöſer als politiſcher Natur. Der geiſtige Druck des Pfaffenregiments, von den mächtigen Biſchöfen des Landes mit einer an's Unglaubliche grenzenden brutalen Frechheit ausgeübt, hatte hier Dummheit und Aberglauben des Volks zur üppigſten Blüthe gebracht; um ſo ſtärker war aber auch in den begabten Geiſtern das Verlangen nach Licht und Erlöſung aus dieſer Nacht geiſtigen Elends. Hier hatte Luthers Wort wie ein Blitz gezündet; ſehnſüchtig wandten ſich alle lechzenden Seelen nach der Quelle der Wahrheit in Wittenberg. Und auch hierher waren ihre Ströme durch ſächſiſche Bergleute geleitet worden. In den großen Silberbergwerken zu Schwaz und der Umgegend arbeiteten gleich wie im Salzburgiſchen, Bergknappen aus dem Erzgebirge, welche die Fugger verſchrieben hatten. Dieſe Häuer, gleich rüſtig und arbeitſam in den Schachten der Berge, wie in denen der Geiſter, ſtanden mit ihren Landsleuten im Erzſtift Salzburg in engſter Verbindung und tauſchten die wittenberger und ſchweizer Reformatorenſchriften mit ihnen aus. Ganz beſonders begünſtigt wurden ſie von den Brüdern Ulrich und Hieronymus Fugger zu Schwaz. In den großen Bergwerken derſelben arbeitete kein Knappe, der nicht den neuen Lehren mit Begeiſterung ergeben und nach Kräften für die Verbreitung derſelben thätig geweſen wäre. Ulrich Fugger führte dieſen Leuten die Mittel zu ihrer weiteren Ausbildung zu und weilte ſchier täglich unter ihnen, ſie im Glauben und Streben nach geiſtiger und leiblicher Freiheit zu ſtärken. So ging aus dem Schoße der erzreichen Berge nicht nur das edle Metall hervor, auch das Silberlicht der Wahrheit, das Gold des Evangeliums ſtieg aus der Tiefe zu Tage und verbreitete ſich ſtill und geräuſchlos über das herrliche Hochland. In Schwaz ſelbſt predigten zwei edle und treffliche Prieſter Johann Strauß und Chriſtoph Söll das reine Evangelium nach Luthers Anleitung. Der Erſtere, ein geiſtesſtarker, hocherleuchteter, gelehrter und kühner Mann, der den Kampf für ſeine Ueberzeugung nicht ſcheute. In Hall, nur wenige Stunden von Schwaz, lehrte auf gleiche Weiſe der Prediger Urbanus Regius, einer von Sickingens Umgebung auf der Ebernburg. Dieſe Prediger wurden zwar durch das wormſer Edikt vertrieben, aber gerade deshalb wurde die Bewegung in der Mitte des Jahres 1523 immer mächtiger und großartiger. Ihren eigentlichen Mittelpunkt bildete Ulrich Fuggers Haus, aber durchaus auf eine nicht auffallende Weiſe. Er ſtand nur im Hintergrunde und war ſcheinbar unthätig, deſto tiefer ging ſeine ſtille und den Augen der Welt verborgene Wirkſamkeit. Die genannten Prediger hatten als kühne Helden auf der Bühne gewirkt. Strauß, Ulrichs innigſter Freund, ſprach mit hoher Freimüthigkeit über die Laſter und Erpreſſungen der Fürſten und Großen weltlichen und geiſtlichen Standes und legte ſcharfſinnig ihre Pflichten vor den Augen des Volks dar. Er zeigte in gewaltiger Rede, wie nach Gottes ewiger Weisheit ein jegliches Reich durch die Selbſtſüchtigen und Eigennützigen zu Grunde gehen müſſe; er behauptete, ein Chriſt ſei nicht an die heidniſchen Rechte der Juriſten gebunden, und von einem Darlehen Zinſen zu nehmen ſei dem chriſtlichen Glauben entgegen. Er war alſo weit über den Standpunkt Luthers hinausgegangen und ſtand ſchon auf dem Thomas Münzers, als er aus Tyrol flüchten mußte.

## 15.

## Der Gaſt des Fuggerſchen Hauſes.

So waren die Dinge in Tyrol beſchaffen, als die Großen des Landes, die ſogenannten Volksvertreter in Innsbruck zur Erbhuldigung zuſammen kamen. Der Erzbiſchof von Salzburg zog mit einem Prunk ein, als ſei er der König, dem gehuldigt werden ſollte. Die Einfachheit des Papſtes Adrian, die den Römern ein Gräuel war, hätte gegen den orientaliſchen Prunk des hoffärtigen Kardinals ſeltſam abſtechen müſſen. Er fand bereits ſeine guten Freunde, die Biſchöfe von Brixen und Trient am Hoflager des Erzherzogs. An demſelben Tage langte auch der alte Jakob Fugger von ſeinem Schloſſe Fuggerau an, mit ihm ſein Neffe Raimund, der als einer der Erben ſeiner reichen Beſitzungen in Tyrol dem jungen Fürſten ebenfalls huldigen ſollte. In ihrer Geſellſchaft befand ſich auch Martin, und es konnte Keinem entgehen, daß ſie den jungen Menſchen wie einen der Ihrigen behandelten.

Jakob Fugger war in der letzten Zeit ſehr gealtert; die immer weiter um ſich greifende, ſich immer drohender geſtaltende Bewegung im kirchlichen und ſtaatlichen Leben nagte an ſeiner Kraft. Er ſah keine Verjüngung der Welt in dieſer Bewegung, ſondern ihr größtes Unglück; er zitterte vor einem Umſturz aller Dinge und einem allgemeinen Verderben, und fürchtete, daß dies ihn und ſein Haus am Erſten treffen möchte. Und dieſes Haus war nicht ohne Schuld. Durch die fugger'ſchen Handelsſpekulationen waren in Tyrol die Preiſe aller fremdländiſchen Waaren ungemein empor getrieben. Es war dies eine ſogenannte glückliche Spekulation Anton Fuggers, durch Verkäufer oder Kommiſſionäre, die im ganzen Lande vertheilt waren, und bedeutenden Kredit und einen großen Antheil am Gewinn erhielten, hervorgebracht und einen ungeheuern Gewinn abwerfend, der aus den Taſchen des Volks in die fugger'ſche Kaſſe wanderte. Durch Vergünſtigungen des Erzherzogs war dieſer Handel gleichſam monopoliſirt, aber die Erbitterung des Volks gegen Jakob Fuggers Haus ſtieg mit jedem Tage; der wucheriſche Handel war mit ein Hauptgrund der allgemeinen großen Unzufriedenheit. Vergebens hatte Ulrich Fugger dagegen geeifert; er wurde von dem alten grämlichen Jakob mit ſtörriſcher Unduldſamkeit, von dem jungen, kalten, ſtolzen Anton mit wortkargem Hohn zurückgewieſen. Seine Liebe für das Volk und deſſen Freiheit wurde ihm von ſeinen nächſten Verwandten zum Verbrechen angerechnet. Jakob, griesgrämlich, krittlich und, ohne es zu wollen und zu wiſſen, von einem unſeligen Unfehlbarkeitsglauben beſeſſen, der aus ſeiner Bildung, aus ſeinem Leben und aus ſeiner Stellung leicht erklärlich war, ließ ſich mit dem Feuerkopf Ulrich gar nicht ein. Er duldete ihn wohl, aber nie fand ein Austauſch ihrer Gedanken über die Zeitverhältniſſe zwiſchen ihnen ſtatt. Auch hatte er ſich ſtreng verbeten ihm über Ulrichs Thun und Treiben etwas zu hinterbringen; er wollte ſich nicht mehr über ihn ärgern, ſein Alter ſich nicht von den „Tollheiten dieſes Menſchen" verbittern laſſen. Mit Anton und Raimund kam Ulrich in wenig Berührung, und wenn es geſchah, ſo zankte er ſich mit dem

Erſtern. Mit dem Letztern war nicht zu ſtreiten; er lachte den eifrigen Ulrich aus, daß ſich dieſer, ein ſo reicher Mann, um das alberne nichtsnutzige Volk in ſo thörichte Händel ſtecke. Er ſelbſt ließ ſich durch nichts in ſeinem behaglichen üppigen Lebensgenuß ſtören und fürchtete ſich nicht im Mindeſten vor der drohenden Zeitbewegung. Aber eine befreundete Seele hatte Ulrich doch im Hauſe ſeines Ohms, die Baſe Sibylle. Sie hatte nie viel von den großen Herren gehalten, aber das unverſchämte und brutale Treiben derſelben in der letzten Zeit hatte ſie ihr vollends zuwider gemacht, und unter vier Augen gab ſie Ulrich, dem ſie ſtets wohl gewollt, recht; ihr Bemühen ging nur dahin, einem neuen Bruch zwiſchen ihm und ihrem Jakob vorzubeugen.

Auch Ulrich und Hieronymus waren von Schwaz nach Innsbruck heraufgekommen zu dem glänzenden Feſte. Ebenſo war Marx von Bübenhoven, vor Kurzem erſt aus Spanien zurückgekehrt, mit ſeiner Ehewirthin da. Er war noch immer der alten dicken Sibylle Liebling und bildete mit ihr und ſeiner Sibylle die vermittelnde Partei im Hauſe. Im Getriebe der wildaufgährenden politiſchen und religiöſen Leidenſchaften der Parteien verlor der ruhige poetiſche Schwärmer mit der ſanftſchwermüthigen Gemüthsart alle Bedeutung. Der Schwächling war kein Mann für dieſe Zeit, und er nahm in keiner Weiſe Theil an der Bewegung. Ueberdies hatte ſein Aufenthalt in dem ungewohnten Klima des Südens ſeiner Geſundheit geſchadet; er kränkelte.

Jakob Fugger machte bald nach ſeiner Ankunft ſeinem Landsmanne und Jugendfreund, dem Erzbiſchof von Salzburg, einen Beſuch in deſſen Herberge. Sie hatten eine lange Unterredung zuſammen; denn der gewaltthätige geiſtliche Fürſt bedurfte zur Ausführung ſeiner Unternehmungen, zum Feldzug gegen den Zeitgeiſt, der in den Salzburgern lebendig geworden war, Geld, viel Geld, und Jakob

Fugger zeigte ſich gar nicht abgeneigt, ihm daſſelbe zu dieſem löblichen Zwecke gegen ſichere Verſchreibung und gute Zinſen vorzuſtrecken. Das Anlehen wurde abgeſchloſſen, und Matthäus Lang war darüber ſehr vergnügt und meinte nun ſchon geſiegt zu haben.

Am Abend deſſelben Tags hatte Jakob eine geheime Audienz bei dem Erherzog. Martin wurde aufgefordert ihn in das Schloß zu begleiten. Auf dem Wege ſagte der Alte kurz zu dem jungen Menſchen: „Ich habe Euere Sache Seiner hochfürſtlichen Durchlaucht empfohlen und ſie hat den Wunſch geäußert, Euch heute ſchon zu ſehen. Wahrſcheinlich wird er Euch das gnädige Verſprechen geben, durch ſeinen Einfluß Euern Wunſch zu erfüllen und Euere Herkunft zu ermitteln. Benehmt Euch beſcheiden und klug. Ihr ſeid mit dem Erzherzog in einem Alter und könnt leicht einen gnädigen Gönner an ihm gewinnen, wenn Ihr's geſchickt anfangt.“

Die Erinnerung, ſich klug zu benehmen, war bei einem Kopfe wie Martin ſehr überflüſſig. Seiner Aufmerkſamkeit entging nichts, und er war entſchloſſen, wo möglich Alles zu ſeinem Vortheil zu benutzen. Ueber dieſe auffallende Vorſtellung ſeiner Perſon beim Erzherzog hatte er ſeine eigenen Gedanken; aber er war nicht gewohnt, dieſe gegen irgend Jemanden laut werden zu laſſen.

Nach der Anmeldung beim Erzherzog wurde Fugger allein in das Zimmer deſſelben gerufen, Martin blieb mit ſeinen Gedanken im Vorzimmer zurück. Der Alte war etwas überraſcht, die Erzherzogin ebenfalls zu finden. Anna war mit ihrem Gemahl faſt in gleichem Alter; beide ſtanden im einundzwanzigſten Lebensjahre. Schon ſeit zwei Jahren war das fürſtliche Paar ehelich verbunden, und einen großen Theil des erſten Jahrs hatte es zum Beſuch bei der Tante Gretchen in den Niederlanden zugebracht. Die Erzherzogin hatte nicht nur die leichte zierliche Geſtalt ihrer Mutter, der zarten liebenswürdigen Anna von Foix, der holden Sylphide des franzöſiſchen Hofes, ſie hatte auch viel von dem beweglichen franzöſiſchen Geiſte derſelben und bildete einen auffallenden Gegenſatz zu der ſpaniſch ernſten, ſchier ſteifen Grandezza ihres Gemahls, die ihm anerzogen und aufgezwungen worden und ſeiner Jugend ſo wenig angemeſſen war.

Mit ſüßer Anmuth und Leichtigkeit begrüßte ſie den alten Herrn. „Ich leſe einiges Erſtaunen in Euern Zügen, Herr Fugger, mich hier zu ſehen, wo Ihr den Erzherzog allein zu finden erwartet, um mit ihm über ein Geheimniß zu ſprechen, und Ihr meint ſicherlich, es ſei gefährlich, Frauen Geheimniſſe mitzutheilen. Ihr ſteht freilich im Geruch, niemals ein großer Weiberfreund geweſen zu ſein, und doch habt Ihr meiner Mutter die edelſte Freundſchaft erwieſen. Ich weiß es — ich weiß es genau von der Tante Margaretha; ſie hat mir Alles erzählt, und ich habe Thränen der Rührung und Freude über Euere Großherzigkeit vergoſſen und liebe Euch dafür wie eine Tochter. Und auch der Tante ſeid Ihr ſtets ein warmer Freund geweſen; ſie weiß es zu rühmen. O wie viel hat ſie mir von Euch geplaudert! Doch das hab ich Euch ſchon früher geſagt. Heute wollte ich nur damit beweiſen, daß es mit Euerer Weiberfeindſchaft nicht ſo ſchlimm iſt, als die Leute ſagen, und daß ich deshalb wohl hoffen darf, Ihr zürnt mir nicht, daß ich mich in das Geheimniß gedrängt. Ich kannte ja die Geſchichte früher ſchon, und Tante Gretchen hat ſie mir ganz ausführlich erzählt. Deshalb hat mir mein lieber Ferdinand Euern Brief vorgeſtern mitgetheilt. Ich freute mich, daß der ſo lang vermißte Jüngling ſich ſo unverhofft bei Euch eingeſtellt hat, aber ich bin nun auch neugierig ihn zu ſehen; denn er iſt doch, ohne es ſelbſt zu wiſſen, eine ſehr intereſſante und wichtige Perſon.“

„Und ſo habe ich ihr nicht abſchlagen können, gegenwärtig zu ſein, wenn Ihr mir den Martin vorſtellt,“ ſetzte der Erzherzog hinzu. „Ihr könnt alſo ohne Zwang von ihm ſprechen. Höchſtens wird Ihre Hoheit der Tante Statthalterin von ihm ſchreiben; denn gegen Jemand anders davon zu plaudern, würde ihr leicht den Zorn des Kaiſers zuwege bringen.“

„Ich habe nur die Befehle Euerer Durchlaucht hinſichtlich des jungen Mannes entgegen zu nehmen,“ verſetzte Fugger mit Ehrerbietung, „und ich erlaube mir anzufragen: ob Ihr ſchon über ſeine Zukunft etwas beſtimmt habt?“

„Ich kann nichts beſchließen und thun, ohne vorher des Kaiſers Willen darüber zu vernehmen. Welches waren denn die Abſichten unſeres kaiſerlichen Großvaters mit ihm?“

„Seine hochſelige Majeſtät hat ſich darüber nie klar und bündig gegen mich ausgelaſſen. So viel ich aus des Kaiſers Aeußerungen darüber entnehmen konnte, wollte er ſich erſt überzeugen, wie des Knaben Charakter und Gemüthsart beſchaffen ſeien. Er ſollte eine einfache aber gute Erziehung erhalten. Die weitere Beſtimmung über ſein Schickſal ſollte von ſeiner Aufführung abhängig ſein. Näheres wurde mir nicht mitgetheilt.“

„So laſſen wir es bei dieſer verſtändigen Verfügung, wenn der Kaiſer nicht anders befiehlt. Wenigſtens muß es ſo bleiben, bis ſein Befehl darüber eingeht. Behaltet ihn in Euerm Hauſe, laßt die Mängel ſeines Unterrichts, dem er ſich durch ſeine kindiſche Flucht entzogen, nach Kräften ausfüllen und beſchäftigt ihn in Euerem Hauſe. Dabei laßt ihn ſcharf beobachten, um über ſeinen Charakter ins Reine zu kommen. Das Uebrige wird ſich dann nach des Kaiſers Willen aus dem Reſultat dieſer Beobachtungen ergeben.“

„Euerer Durchlaucht Befehl wird pünktlich befolgt werden.“

„Den Kaiſer müſſen wir aber ſobald als möglich von der Ankunft Martins in Kenntniß ſetzen.“

„Hierzu bietet ſich jetzt die beſte Gelegenheit. Ihr wißt, daß mein Anton, als erwählter Geſandter der Stadt Augsburg, zu Anfang dieſes Sommers mit den Geſandten der übrigen Städte nach Spanien gegangen iſt, um bei Sr. Majeſtät unterthänige Vorſtellung gegen den von den Ständen wider den Willen der Städte beſchloſſenen neuen Reichszoll, wodurch die Städte gar ſehr beeinträchtigt werden, zu machen. Der Kaiſer hat zwar im Voraus ſchon ſeine Zuſtimmung gegeben, aber die Städte hofften durch gründliche Vorſtellung der Gefahr, in welche ſie durch ſolche Neuerung gerathen, die Sache zu ihrem Vortheil zu wenden. Vorzüglich würde der Handel durch ſolchen Zoll gar ſchwer leiden. Nun iſt vor einigen Tagen die betrübende Nachricht bei uns eingegangen, daß Anton Fugger von den Beſchwerden der langen Reiſe und vorzüglich von der großen Hitze dieſes Sommers am 6. Auguſt mit der Geſandtſchaft ſchwer erkrankt in Valladolid angekommen iſt. Auch mehrere andere Mitglieder der Geſandtſchaft ſind erkrankt. Da wir nun nicht wiſſen können, wie die Krankheit meines Neffen im fernen Lande verläuft, und ob er im Stande ſein wird, bald Sr. Majeſtät die Aufwartung zu machen und die Geſchäfte zu beſorgen; es für das Fuggeriſche Haus aber von großer Wichtigkeit iſt, daß eins ſeiner Glieder dabei thätig ſei, wir auch wünſchen müſſen, daß die brüderliche Liebe den Kranken pflege, wie es ſein eigner Wunſch zu ſein ſcheint, ſo hat ſich mein Neffe Raimund entſchloſſen, in einigen Tagen nach Spanien abzureiſen. Ich bitte daher Ew. Durchlaucht, ihm Eure Aufträge mitzugeben.“

„Das iſt der beſte Bote für uns. Ich werde dem Kaiſer ſchreiben. Thut Ihr es ebenfalls. — Nun wollen wir den Burſchen hereinkommen laſſen.“

Martin verbeugte ſich bei ſeinem Eintritt in das Gemach ohne Scheu und Aengſtlichkeit und mit einem Anſtand, den man hätte fein nennen können. Die Augen des fürſtlichen Paars ruhten mit neugieriger Spannung auf ihm, doch als der Erzherzog die Flecken in ſeinem Geſicht gewahrte, flog ein Ausdruck von Widerwillen über ſeine Züge. Die Erzherzogin aber lächelte ihn freundlich an.

„Herr Jakob Fugger hat mich mit Euern Wünſchen bekannt gemacht,“ nahm der Fürſt das Wort, „und ich bin gern bereit, zur Erfüllung derſelben das Meinige zu thun.“

„Ich werde Eurer Durchlaucht ſehr dankbar ſein,“ verſetzte Martin mit Freimuth. „Muß ich es doch ſchon als ein günſtiges Geſchick preiſen, das mir ſo hohe Gönnerſchaft verſchafft hat. In dem Hauſe eines Bauers ſuchte ich die Spuren meiner Herkunft, und wie durch ein Wunder bin ich von ihnen in das Fürſtenhaus geführt worden.“

Die letztern Worte ſchienen nicht ohne tiefere Bedeutung geſprochen zu ſein. Fugger machte eine mißbilligende Bewegung mit der Hand, und der Erzherzog ſtarrte mit dem Ausdruck des Unwillens dem Sprecher ins Geſicht und fuhr mit der Frage heraus: „Habt Ihr denn ſchon Spuren Eurer Abſtammung entdeckt?“

„Der Bauer, in deſſen Hauſe ich geboren bin, behauptet, meine bald nach meiner Geburt verſtorbene Mutter nicht gekannt zu haben. Weiter vermag ich nichts von ihm herauszubringen.“

„So wird wohl auch nicht mehr zu erfahren ſein,“ ſagte der Erzherzog wieder beruhigt.

„Wo habt Ihr Euch ſeit Euerer Flucht herumgetrieben?“ fragte die Fürſtin neugierig.

„Wir wollen Euch die Erzählung Euerer Schickſale erſparen," fiel ihr Gemahl ſogleich mit einem ſtrafenden Blick auf ſie ein. „Herr Fugger wird für Euer ferneres Fortkommen Sorge tragen." Mit dieſen Worten reichte er der Erzherzogin den Arm und verließ, ſich gegen Fugger verneigend, das Zimmer. Beim Hinausgehen ſagte er halblaut zu ihr: „Dieſer Menſch iſt mir äußerſt zuwider." Martins feines ſtets lauerndes Ohr erhaſchte die Worte, doch in ſeinen Zügen ging nicht die mindeſte Bewegung vor. Solch eine Meiſterſchaft in der Selbſtbeherrſchung hatte dieſer junge Mann bereits erlangt. Mit beſtechender Geſchmeidigkeit und unbefangenem Plaudern begleitete er den alten Herrn, ergoß ſich in Dankſagungen und erreichte ſeinen Zweck, den einflußreichen Mann immer mehr für ſich zu gewinnen. Jakob Fugger urtheilte in ſeinem Familienkreiſe auf ganz andre Weiſe über Martin als der Erzherzog; er fand einen äußerſt liebenswürdigen Jüngling in ihm; aber Frau Sibylle ſtimmte nicht bei. Ihr gefiel das feine, berechnete, gemachte Weſen, die geſchmeidige ſchleichende Freundlichkeit des fremden Menſchen nicht. Mit ihr ſtimmte Ulrich Fugger überein. Dagegen war Hieronymus für ihn und zeigte ihm eine Neigung, die in Freundſchaft überzugehen ſchien, und dies geſchah aus zwei Gründen. Zuerſt hatte Martin ſein früheres Zuſammentreffen mit Hieronymus in der Nacht bei der Prädikantenpredigt mit keinem Worte verrathen und dadurch dem ſchwärmeriſchen Jüngling eine große Verlegenheit erſpart, wofür er ſich ihm dankbar verpflichtet fühlte. Dann hatte Hieronymus als ein ſchwankender unſelbſtſtändiger Charakter das Bedürfniß, ſich an einen ſtarken und feſten Charakter anzulehnen und dieſen zum Vertrauten ſeiner Liebesſehnſucht zu machen. In der That zehrte ſich der junge Fugger faſt auf in ſtummer Liebesqual, ſeit er von Sickingens Schloß zurückgekehrt war, und der Gedanke, welchen tiefen Kummer der ſchönen

Johanna der Tod ihres Vaters bereiten möchte, quälte ihn ſelbſt unaufhörlich. Das Bedürfniß, einen Freund zu beſitzen, dem er ſich mittheilen könnte, wuchs von Tag zu Tag in ihm, ſo wortkarg und verſchloſſen er auch ſonſt war, und da kam ihm Martin ſehr gelegen, deſſen Verſchwiegenheit und kluges geſchmeidiges Benehmen ihn ſchnell gewann und ihm das Herz öffnete. Martin, nichts unbeachtet und unbenutzt laſſend, was ſich ihm darbot, nahm die dargebotene Hand gern an und hatte ſchöne und troſtreiche Worte genug für den liebeſchmachtenden Hieronymus. Seine ſchlaue Vorſicht war aber weit entfernt, das dargebotene Vertrauen in gleichem Maße zu erwidern. Nur ſo weit er es für gut hielt, machte er dem neuen Freunde Mittheilungen, und nur ſolche, durch die er ſeinem Ziele näher zu kommen hoffte. Seiner ſchlauen Beobachtungsgabe war nämlich bald jeder Zweifel entſchwunden, daß ſowohl der alte Fugger als auch der Erzherzog und deſſen Gemahlin über ſeine Geburt und ſeine Eltern nicht ganz genau unterrichtet ſein müßten, und daß ſie abſichtlich ihm jede Aufklärung darüber vorenthielten. Eben ſo klar wurde ihm, daß er von vornehmer Herkunft ſein müſſe, und Jakob Fugger bei ſeiner früheſten Erziehung auf dem Haſenhofe betheiligt geweſen ſei. Dies ſchloß er nicht nur aus der Aufnahme, die er, ein blutfremder namenloſer Mann, bei ſeiner Ankunft in Tyrol ſowohl beim alten Haſenhänslein und deſſen Tochter, als auch im Schloſſe Fuggerau ſelbſt gefunden, und die Vorſtellung bei dem erzherzoglichen Paare beſtärkte ihn in dieſer Annahme; ſondern auch das dem Benehmen des Junkers von Bübenhoven gegen ihn. Er hatte den Junker auf den erſten Blick wieder erkannt; der Junker hingegen zwang ſich augenſcheinlich, fremd gegen ihn zu thun, was ihm jedoch nicht ganz gelang. Nun ſtellte ſich Martin, als habe auch er den Junker früher nie geſehen, und überließ die Löſung der Räthſel, die ihn umgaben, der Zukunft. Er hoffte auf eine glückliche Stunde, die er dann wohl zu benutzen gedachte, und beſchränkte ſich vor der Hand darauf, Alles ſcharf zu beobachten.

## 16.

## Fromme Söhne der Kirche Chriſti.

Der Erzherzog hatte am folgenden Tage den engen Kreis ſeiner vertrauteſten Diener und Freunde an ſeine Tafel gezogen. Die nennenswertheſten der Gäſte waren der Erzbiſchof von Salzburg, die Biſchöfe von Brixen und Trient, Jakob Fugger, der Schatzmeiſter Salamanka und der Geheimrath Fabri.

Die Nachricht von Ulrich von Huttens Tod war Tags zuvor nach Innsbruck gekommen, und dieſes Ereigniß gab ſogleich den erſten Stoff zur Unterhaltung ab.

„Der Herr hat zur rechten Zeit dieſen tollen Menſchen von hinnen genommen,“ ſagte Matthäus Lang mit heuchleriſcher Salbung, „wenn ihn nicht, wie ich fürchte, einer der gefallenen Engel in das Fegefeuer geführt. Denn in der That, er war voller ſtinkender Laſter und Bosheit, ein Menſch, der nur Wohlgefallen hatte an Scandal und mit frecher Hand alles Heilige und Ehrwürdige mit Koth bewarf, der ſo reichlich in ihm aufgehäuft war, daß ich oft der Meinung geweſen bin, die Seele dieſes Tollerjan ſei ein ſchwarzer Pfuhl und Unflath. Deshalb machte er auch bei allen Kothſeelen Glück, weil Gleiches ſich mit Gleichem zuſammenthut. Hätte er länger gelebt, er würde noch viel Unheil angerichtet haben; er wurde immer biſſiger, und jeden Tag ſchien ein neuer böſer Dämon ſich ſeiner Seele zu bemächtigen.“

„Ihr vergeßt, daß der hochſelige Kaiſer ihm ſelbſt gewogen war," bemerkte Fugger lachend, den das maßloſe Schimpfen ſeines Landsmanns verdroß.

„Auch meine Gunſt hat er beſeſſen, wie die Euere, Freund Jakob," verſetzte der Erzbiſchof. „Aber damals war er noch nicht in die Stricke des Satans gefallen, oder wußte uns durch gleißneriſche Verſtellung zu täuſchen. Er war um ſo gefährlicher, weil er mit ritterlichem Muthe große geiſtige Gaben vereinigte. Nie hat ein deutſcher Edelmann die Feder beſſer zu führen vermocht, aber leider that er es nicht zu Nutz und Frommen Gottes und der heiligen Kirche, ſondern zu ihrem Schaden. Dies Frühjahr hat der Tod die Kirche von zwei ihrer ſchlimmſten Feinde in deutſchen Landen befreit, von Sickingen und Hutten. Der gerechte Gott hat die Feinde ſeines Namens auch dießmal wieder vertilgt vor ſeinem Angeſicht und ihre Gebeine zerſchmettert. St. Paulus ſchreibt an die Korinther: So Jemand den Tempel Gottes verderbet, den wird Gott verderben. Und ſo wird es geſchehen allen Abtrünnigen und Ketzern in Sachſen und in der Schweiz und wo ſie ſonſt ihre Teufelslehre auspoſaunen."

„Es muß aber bald geſchehen," meinte Fabri fein lächelnd, „ſollen ſie uns nicht über den Kopf wachſen. Die ganze Schweiz iſt in Aufregung über die Zuſammenkunft der Theologen in Zürich, wozu der Stand ſelbſt eingeladen, um Zwingli's Lehren zu prüfen. Es ſoll ein wahres Heer dort beiſammen ſein, natürlich lauter Feinde des Papſtes und der Kirche."

„Und im Algäu ziehen die verruchten Prädikanten und Wiedertäufer umher, predigen, taufen und hetzen das Volk gegen weltliches und geiſtliches Regiment auf," fügte Fugger mit Bekümmerniß hinzu. „Der junge Mann, den Ihr geſtern geſehen, Durchlaucht, hat auf der Herreiſe einer ſolchen Predigt und Taufe beigewohnt und mir ausführlich erzählt, wie es dabei zugegangen. Die Frechheit und der

Gräuel dieſer Menſchen ſind nicht mit Worten zu beſchreiben. Und alles Volk fällt ihnen zu, von den Netzen des Böſen umſtrickt. Was ſoll das geben, wenn der Herr nicht bald ſteuert! In meinen alten Tagen blicke ich mit ſolcher Bekümmerniß in die Zukunft, wie ich noch niemals gethan."

„Vertraut auf Gott und die Heiligen!" ſagte der Kanzler, der feiſte Biſchof von Brixen. „Mit Langmuth ſieht er eine geraume Zeit ſolchem heidniſchen Unfuge zu, dann aber ſchlägt er plötzlich mit der Fauſt drein, daß die Gottloſen zergehen, wie Alpenſchnee vor dem Sonnenſtrahl."

„Fürwahr die Hölle iſt los!" rief der Schatzmeiſter Salamanka. „Iſt doch das ſchweizeriſche und ſächſiſche Gift ſchon in dieſe Berge gedrungen und greift von Tag zu Tag weiter um ſich. Das Volk wird ſo trotzig, daß es Einem ins Geſicht lacht und höhnt. Euere erzbiſchöfliche Gnaden kann aus Salzburg auch ein Lied davon ſingen. In Schwaz und Hall wurden ſchon vor zwei Jahren die ärgſten Läſterungen gegen Kirche und Obrigkeit gepredigt."

„Vergebens hab' ich damals gelinde Maßregeln dagegen ergriffen," meinte der Kanzler. „Den ketzeriſchen Regius in Hall begleitete jedesmal eine bewaffnete Schaar in die Kirche und zurück, wenn er predigte, und das Volk erdrückte ſich faſt im entweihten Gotteshaus. Ein Angriff auf die Perſon des Ketzers von der obrigkeitlichen Macht wäre zurückgeworfen worden und das Zeichen zum Aufruhr geweſen."

„Was ſagt Ew. Gnaden erſt dazu," meinte der Schatzmeiſter ſpöttiſch; „in Schwaz iſt in voriger Woche ein Barfüßermönch aus dem Kloſter in Hall in die Ulrich Fuggerſchen Bergwerke als Knapp eingetreten, um nicht länger auf der faulen Lügenhaut zu liegen und ſein Brot mit Sünden zu eſſen; er will es nach dem Gebote der heiligen Schrift im Schweiß ſeines Angeſichts verdienen. Geſchehen nicht Zeichen und Wunder? Ja in den genannten Bergwerken iſt die Schule des lutheriſchen Gräuls. Da iſt das Horniſſenneſt, das ſeine ſtachlige Brut über die ganze Grafſchaft ausfliegen läßt. Wenn nicht bald hineingeſtört wird, ſo werden ſie die Herrn des Landes zu todt ſtechen. Den guten Willen haben ſie dazu; werden ſie ſich erſt ihrer Kraft bewußt und thuen ſich alle zuſammen, ſo dürfte ihnen ſchwerlich zu widerſtehen ſein. Werden ſie doch, wie man ſagt, von Euerm eignen Neffen, Herr Fugger, gehegt und gepflegt.“

„Es thut mir ſelber leid, daß Ulrich unſerm Namen Schande macht!“ antwortete Jakob ſeufzend. „Mir wäre wohl, wenn ich bald zu meinen Vätern ginge; denn was ſoll ich noch erleben?“

„Hochfürſtliche Durchlaucht,“ nahm der alte Erzbiſchof wieder mit Emphaſe das Wort, „es iſt ein Unglück für das deutſche Reich, daß ſein Kaiſer in Spanien reſidirt; denn das Reichsregiment neigt — Gott ſeis geklagt! — ſelbſt zur lutheriſchen Ketzerei. Da wir nun weder vom Kaiſer, noch vom Regiment gegen die ketzeriſche und rebelliſche Wühlerei, welche hier und überall auftaucht wie böſe Geſchwüre an einem Ausſätzigen und um ſich greift, wie der Krebs, Hülfe und Beiſtand zu erwarten haben, ſo müſſen wir uns ſelbſt helfen und einmüthiglich beiſammen ſtehen, geiſtliche und weltliche Fürſten, Adel und Kleriſei, um mit Waffengewalt dem drohenden Aufruhr zuvorzukommen und das böſe Feuer in der Geburt zu erſticken. Denn laſſen wir es aufkommen, könnte es uns leicht verſchlingen. Ich bin an Euern Hof gekommen, um mit Euerer und meiner andern mächtigen Freunde Hülfe ein Heer tüchtiger Landsknechte in Tyrol und Oberſchwaben zu werben, ſintemal jetzt der Krieg mit den Franzoſen ruht, und es in dieſer theuern Zeit der hungernden Kriegsgeſellen genug gibt, die mir für guten Sold die Büberei im Erzſtift unterdrücken helfen und das freche Volk zu Paaren treiben."

„Dies iſt auch meine Anſicht von der Sache," ſagte der Erzherzog. „Man muß den Frevlern die eiſerne Ruthe zeigen, und falls ſie wider den Stachel zu lecken verſuchen, mit der Züchtigung nicht anſtehen. Die Rädelsführer muß man beim Kopf nehmen und ſie dem Stockmeiſter überantworten. Ich habe es in Spanien erlebt, daß das gemeine Volk der Regierung und dem Adel über den Kopf wuchs, weil ihm von vorn herein nicht mit Nachdruck begegnet worden war. Jede Schwäche und Nachſicht von oben führt zu Frechheit und Empörung von unten. Sobald der Adel in Spanien feſt zuſammenhielt, war die Kraft des gemeinen Volks ſchnell gebrochen. Ebenſo war's in Ungarn. Davon weiß die Erzherzogin zu erzählen. Und iſt die Frechheit in Tyrol und Oeſtreich nicht ſchon groß genug? Haben ſie nicht vor vier Monden meinen Hauptmann Georg Püchler von Meidegg zu Perſen meuchlings erſchlagen? Haben die im Eiſakthale mir nicht die Huldigung geradezu verweigert? Haben ſie nicht vor drei Jahren ſchon die biſchöfliche Reſidenz in Brixen überfallen und die Häuſer der Geiſtlichen geplündert, eine wilde Schaar von ſchier tauſend Köpfen? Kein Menſch, der wie ein Adliger ausſieht, iſt mehr ſeines Lebens ſicher, und alle Kommiſſarien meiner Regierung, die zur Ruhe und Ordnung mahnen, werden mit dem Tode bedroht. Der ganze Süden Tyrols iſt in wilder Gährung. Der Sache muß ein Ende gemacht werden, ich bin es meiner fürſtlichen Ehre ſchuldig, ich bin es dem Kaiſer und dem ganzen Erzhauſe, ja ich bin es allen deutſchen Fürſten ſchuldig."

„Das tyroler Volk iſt von ſeinen früheren Fürſten verwöhnt," bemerkte Salamanka mit höhniſchem Grinſen. „Sie ſind verzogene und deshalb freche Kinder ihrer nachſichtigen Väter. Kein Land unter öſtreichiſcher Herrſchaft hat mehr Freiheiten als Tyrol; einen mächtigen Adel, wie in den übrigen Provinzen, gibt es hier gar nicht. Und doch nichts als Unzufriedenheit und unbeſcheidene Forderungen! Da ſieht man es klar: gewährt ein Fürſt dem Volke gnädig und mild den Finger, gleich will es den Arm; gibt er auch dieſen, ſo fordert es den ganzen Mann. Nur eiſerne Strenge kann größerem Unfug vorbeugen."

„Die lutheriſche und ſchweizeriſche Ketzerei muß mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden," war der gute Rath des Biſchofs von Trient. „Iſt ſie beſeitigt, gibt ſich alles Andre von ſelbſt. Die ketzeriſchen Prediger müſſen gehängt, geköpft, geviertheilt werden; denn ſie blaſen das Feuer an, ſie tragen immer neuen Zündſtoff zu. Werden ſie nicht vertilgt, kommen immer ſchlimmere. In Sachſen predigt ſchon ein falſcher Prieſter, Namens Thomas Münzer, viel ärgere Dinge als Luther ſelbſt und eifert gegen dieſen und ſchilt ihn einen Fürſtenknecht und ein faules Fleiſch. Die tollen Wiedertäufer überbieten die Lutheriſchen weit. So bekämpft die Hölle ſich ſelbſt, aber zuletzt ſiegt des Teufels Großmutter und verſchlingt Alles. Predigte doch in Schwaz ſchon der Doktor Strauß gleichwie in Würtemberg der Doktor Mantel, das alte Jubeljahr der Juden müſſe wieder eingeführt werden; alle Einrichtungen unſres Lebens ſeien umzuſtürzen und eine andre Ordnung einzuführen. Dafür mußte er das Land meiden und predigt jetzt in Erfurt. Alſo die Art an die Wurzel des Giftbaums gelegt, bevor ſeine Blüthen zu Früchten werden und Land und Leute vergiften!" —

So karteten die Herren an der ſchwelgeriſchen Tafel zuſammen. Jakob Fugger ſchüttelte wohl zuweilen vor ſich den Kopf bedenklich über die Entſchlüſſe der hohen Häupter; aber er wußte ja auch kein beſſeres Mittel, dem ihm ſelbſt ſo gefährlich dünkenden Zeitgeiſt zu begegnen, und deshalb ſchwieg er. Aber er war voll Kummer und Herzeleid über die böſen Weltläufe im lieben Vaterland. Sein edles Herz blutete, daß er in ſeinem Alter noch ſolche Dinge erleben mußte.

Inzwiſchen war es von den Worten bis zur That bei den edlen Herren ein weiter Weg. Sie kamen wie alle feigen und in Genüſſen erſchlafften Despoten nur zu halben Maßregeln, welche das Feuer, das ſie verlöſchen wollten, nur noch wilder anfachten.

Ein andrer Gegenſtand kam zur Beſprechung der ſchmauſenden Herren.

„Was hat Ew. Durchlaucht für Nachrichten aus Spanien?" fragte der Erzbiſchof von Salzburg den Erzherzog.

„Der Kaiſer reſidirt in Valladolid und rüſtet ſich ſtark, ſelbſt ins Feld zu gehen und ſeinen erſten Angriff auf Fuentarabia zu machen, um ſich durch dieſen Paß den Weg nach Frankreich zu eröffnen."

„Man vernimmt von großen Rüſtungen des Königs von Frankreich, um Mailand wieder zu erobern," warf der Kanzler ein. „Es iſt eine Schmach für den deutſchen Namen, daß drei- bis viertauſend Landsknechte in Schwaben von Franzoſen geworben ſind, um in Italien gegen die Heere ihres Kaiſers, gegen ihre Brüder und Landsleute für den Franzoſenkönig zu fechten."

„Das iſt der Deutſchen Art," ſagte Salamanka höhniſch, „wer ihnen das meiſte Geld giebt, der hat ſie. Für Geld dienen ſie gegen ihr Vaterland, gegen ihren Kaiſer; für Geld ſchlagen ſie Vater und Mutter todt. Nie würde ſich ein Spanier ſolcher Schmach ſchuldig machen."

„Nun der tapfere Antonio de Leyva und der achtzigjährige Prospero Colonna werden in Oberitalien die Hände auch nicht in den Schoß legen und die Lombardei zu vertheidigen wiſſen," bemerkte Fugger.

„Es ſteht dem Könige Franz noch ein ganz anderer und gänzlich unerwarteter Schlag bevor,“ ließ ſich der Erzherzog geheimnißvoll lächelnd vernehmen, „ein Schlag, der ſeiner ſtolzen Herrlichkeit, ſeinem prahleriſchen Königthume mit einem Male und von einer Seite, von der er's am wenigſten vermuthet, ein Ende machen dürfte. Er will Mailand wieder erobern, und mich dünkt, er wird Frankreich und die Königskrone verlieren.“

Der Kanzler nickte zu dieſer ſeltſamen Rede wohlgefällig beſtätigend, zum Beweis, daß er in das Geheimniß eingeweiht war. Die Uebrigen ſahen bald den Erzherzog, bald den Kanzler erſtaunt an, bis der Erzbiſchof in die Worte ausbrach: „Ew. Durchlaucht deutet auf ganz außerordentliche Dinge. In der That, wenn ein Andrer ſich alſo hätte vernehmen laſſen, ich würde glauben, er wolle unziemlichen Scherz mit uns treiben, oder er ſei ein Narr. Einem hochherzigen Fürſten, wie Ew. Durchlaucht, muß man unbedingt Glauben ſchenken, und wenn er das Seltſamſte verſichert.“

„Ich will Euch den Beweis für meine Behauptung nicht ſchuldig bleiben,“ entgegnete Ferdinand mit freudeſtrahlendem Antlitz. „Ich ſehe ja die treueſten Freunde des Erzhauſes Oeſtreich um mich verſammelt, von welchen einen Verrath zu fürchten eine Beleidigung für jeden Einzelnen wäre. So hört denn das ſchier Unbegreifliche! Der reichſte und mächtigſte Vaſall der Krone Frankreichs, der Fürſt, der dem König Franz an Reichthum, Macht und Einfluß ſchier gleich ſteht, der tapfere und ritterliche oberſte franzöſiſche Feldherr, der Konnetable von Frankreich, der Herzog Karl von Bourbon, der Vetter des Königs, hat dem Kaiſer das Anerbieten gemacht, mit ſeinem großen Anhang, mit einem anſehnlichen Haufen Hommes d'Armes die franzöſiſchen Fahnen zu verlaſſen und zu den kaiſerlichen überzugehen. Mit dieſem Uebertritt iſt König Franz natürlich verloren.“

„Seid Ihr der Sache gewiß?“ rief Jakob Fugger erſtaunt. „Könnten ſolche ſchier unglaubhafte Anerbietungen nicht falſche Vorſpiegelungen des Konnetable ſein? Iſt es möglich, daß ein Fürſt wie Karl von Bourbon gegen ſein Vaterland und gegen ſeinen König alſo treulos handelte?“

„Das iſt ſeine Sache,“ verſetzte der Kanzler. „Am Kaiſer aber iſt es, den Konnetable zu gewinnen, und das iſt geſchehen. Die Unterhandlungen ſind vorzüglich durch den niederländiſchen Hof vermittelt worden. Die Frau Erzherzogin Statthalterin hat den Vertrag zwiſchen des Kaiſers Majeſtät und dem Herzog mit bekannter Umſicht und Weisheit zu Stande gebracht.“

„Das iſt ein köſtlicher Fang!“ jubelte der Erzbiſchof. „Und was bietet der Kaiſer für ſolche mächtige Hülfe?“

„Nichts geringeres als die Hand meiner Schweſter Eleonore, der verwittweten Königin von Portugal, mit einer Mitgift von zweimalhunderttauſend ſpaniſchen Thalern: ihre jährlichen Einkünfte und Kleinodien nicht gerechnet.“

„Das iſt freilich ein ſchöner Lockvogel mit goldenen Federn,“ lachte Salamanka.

„Darf man auch erfahren, was der Herzog dafür zu leiſten verſpricht?“ fragte der Erzbiſchof.

„Durch den niederländiſchen Ritter Adrian von Croy, Herr von Beaurein, welcher die Unterhandlungen geleitet, hat der Herzog folgenden Plan vorgeſchlagen: Er wird ſich krank ſtellen, um den Feldzug mit dem König nicht nach Italien mitmachen zu müſſen. Sobald der König mit dem Heere über die Alpen iſt, wird Herr von Croy von den Niederlanden aus ein Heer nach Frankreich führen; der König von England wird mit einem Heere zu gleicher Zeit an der franzöſiſchen Küſte landen. Dort wird ſich Bourbon mit einem Heere mit ihnen vereinigen; eine Menge Edelleute ſtehen zu ihm. Iſt der Königsthron geſtürzt, ſo bedingt ſich der Herzog den Beſitz von Provence und Dauphiné mit dem königlichen Titel aus, das übrige Frankreich ſoll zwiſchen dem Kaiſer und dem engliſchen König vertheilt werden.“

„Wenn dieſer ſtolze Franz gedemüthigt iſt,“ ſagte der Erzbiſchof in einem jubelnden Tone, „dann wollen wir mit unſern aufrühreriſchen Bauern und verrückten Predigern bald fertig werden. Den vorlauten Burſchen in Sachſen und in der Schweiz und all dem gelehrten Geſindel, das von Volksbeglückung ſchwatzt, um ſich ſelbſt an's Ruder zu bringen, iſt nachher das geſchwätzige Maul leicht geſtopft.“

„Da hat Ew. Gnaden recht!“ rief der Erzherzog vergnügt; „dann wollen wir den Buben die Rücken, wo ſie's ſo ſehr juckt, mit eiſernen Ruthen blutig kitzeln, um ihnen die Lüſternheit nach der Herrſchaft für immer zu vertreiben.“

„Ich kann nicht an ſolchen Verrath des Herzogs von Bourbon glauben,“ ſagte Fugger wieder kopfſchüttelnd.

„Ihr müßt wiſſen,“ belehrte ihn Matthäus Lang, „daß der Herzog ſchon lang einen Zahn auf den König hat. Sie ſind ſich beide im Herzen ſpinnefeind. Ich bin zufällig genauer über dieſe perſönlichen Verhältniſſe am franzöſiſchen Hofe unterrichtet. Mein Oberkämmerer, ein geborner Burgunder, ſtand einige Jahre im Hofdienſte des Herzogs und hat mir über dieſe Eiferſucht des Königs auf den Herzog mancherlei ausführliche Mittheilungen gemacht.

Durch die Vermählung des Herzogs mit der Prinzeſſin Suſanne von Bourbon, ſeiner Muhme und Erbin der reichen und weitausgedehnten Beſitzungen des Hauſes Bourbon-Beaujeu, wurde er der erſte Unterthan des Königs, und da beide in körperlicher und geiſtiger Hinſicht ausgezeichnet waren, ſo kam es bald zu kleinen giftigen Reibereien. Der Herzog gefiel ſich darin, den König zu necken. Wer hat vor ſechs Jahren nicht von der über alle

Maßen prächtigen Taufe gehört, die der Herzog ſeinem jungen Sohne feierte, zu dem er den König zu Gevatter gebeten! Das Feſt war mit ſolcher Verſchwendung ausgeſtattet, daß der König in Verlegenheit gekommen wäre, ein gleiches zu geben. Wer von gemeinen Edelleuten trägt Sammt? Iſt er nicht ein Stoff, der nur Fürſten zur Bekleidung gehört? Und doch waren damals fünfhundert Vaſallen des Herzogs ganz in Sammt gekleidet, und Jedem hing eine dreifach gewundene goldne Kette um den Hals, alles vom Herzog angeſchafft, um den König zu ärgern. Die Fülle von Lebensmitteln, die Menge der Turniere, Maskeraden, Tänze und Aufzüge des Adels waren ganz unerhört. Auch über die Gräfin von Chateaubriand, der jetzigen Geliebten des Königs, kam's zu Bitterkeiten zwiſchen den beiden Vettern; denn der Herzog hatte der ſchönen Gräfin erſt den Hof gemacht und war bei ihr vom König ausgeſtochen worden. Ebenſo verdroß den Herzog die Erhebung Bonnivets zum Admiral. Noch ſchlimmer wurden die Dinge durch des Königs Mutter. Dieſe Dame, obgleich in einem Alter, wo die Frauen fromm zu werden pflegen, kann doch die ſüßen Gewohnheiten ihrer Jugend nicht vergeſſen; ſie faßte für den ſchönen Herzog eine verliebte Neigung und glaubte ſich ſelbſt noch liebenswürdig genug, das Herz des dreizehn Jahre jüngern Fürſten zu gewinnen. Er hat ſie mit Galanterien getäuſcht, bis er die höchſte Würde im Staate erlangt hatte. Dann heirathete er die ſchwächliche häßliche und ausgewachſene Suſanne, freilich ihrer Beſitzthümer wegen. Die getäuſchte Herzogin Louiſe entbrannte in Rache, ließ ihm ſein Gehalt mit Beſchlag belegen und hetzte ſeine ſtolze Schwiegermutter, die Herzogin von Beaujeu, den König und wer weiß wen ſonſt noch ihm auf den Hals. Als nun aber im vorigen Jahre die Herzogin Suſanne gleich hinter ihrem Sohne ſtarb, ſetzte die verliebte Louiſe noch einmal an. Der König ſelbſt mußte dem Herzog die Hand ſeiner Mutter anbieten; dieſer wieß ſie mit Verachtung zurück. Nun ging die Rache der beleidigten Frau darauf hinaus, den ſtolzen Herzog arm zu machen. Sie erhob als nächſte Verwandte der verſtorbenen Suſanne — denn ſie ſtammt aus demſelben Hauſe — Anſprüche an die reiche Erbſchaft. Ihr kennt den Rechtshandel, der daraus entſprungen iſt; ganz Europa hat davon geſprochen. Bourbon ſteigerte durch bittere Spöttereien über die allerdings nicht tugendhafte Aufführung der Herzogin den Schmerz der Beſchämung bis zur ſchäumenden Wuth. Der Rache eines an dieſer empfindlichen Stelle ſchonungslos angegriffenen und beleidigten Weibes iſt aber Alles möglich; zumal wenn ſie die Mutter eines mächtigen Königs iſt und ſoviel Gewalt über ihren Sohn hat, wie Louiſe von Savoyen über König Franz. Die Herzogin von Angouleme ſcheuete nun kein Mittel den Herzog von Bourbon zu ſtürzen. Der Kanzler Duprat, ihr Geſchöpf und perſönlicher Feind des Herzogs, führte den Proceß gegen dieſen. Es handelte ſich um nichts geringeres als fünf volkreiche Provinzen Frankreichs und um eine beträchtliche Zahl anderer Standesherrſchaften. Der Konnetable ſetzte den Intriguen der Herzogin Louiſe, des Königs und des Reichskanzlers ſein gutes Recht mit ſcharfem unfügſamen Trotz entgegen. Aber das fügſame Parlament in Paris entſchied, wie Euch bekannt iſt, daß die ſtreitigen Güter vor der Hand zum Vortheil des Königs verwaltet werden ſollten. Damit iſt denn freilich dem Konnetable der Pfeil ins Herz gebohrt. Bedenkt nun, daß er einige Jahre vorher von der Statthalterſchaft Mailands, deſſen Eroberung doch zum guten Theil ſein Werk geweſen war, und das er dem Könige treu erhalten, auf eine beleidigende Weiſe zurückgerufen worden, ebenfalls wie man ſagt auf Betrieb der Herzogin von Angouleme;

daß ihm dann im niederländiſchen Krieg die Ehre, die Vorhut des Heeres zu führen, die dem Konnetable gebührte, entzogen und dem Schwager des Königs, dem Herzoge von Alençon übertragen ward, ſo könnt Ihr Euch wohl den jetzigen Schritt Bourbons erklären."

„Und doch iſt dies Alles noch kein Grund, alſo gegen ſein Vaterland zu handeln" ſagte Fugger.

„Ihr ſeid ein ehrlicher Mann," lachte der Erzherzog; „aber junges und fürſtliches Blut denkt und fühlt anders als Ihr."

Man kam endlich darin überein, daß man den Schritt des Herzogs benutzen müſſe, wenn man ihn auch gerade nicht preiſen könne.

## 17.

## Der Kämmerer des Papſtes und der Zöllner des Biſchofs.

Ganz zu derſelben Zeit, als dieſe Geſpräche im erzherzoglichen Palaſt geführt wurden, ſaßen in Ulrich Fuggers Herberge zwei Männer, ebenfalls an der nicht ſchlecht beſetzten Tafel. Es waren Ulrich Fugger ſelbſt und der Geheimſchreiber des Biſchofs von Brixen, Namens Michael Geismaier, ein hochbegabter Mann und in den Geſchäften dem Kanzler unentbehrlich. Einige Jahre jünger als Ulrich Fugger, trug er in den ſehr edlen Zügen ſeines Geſichts faſt denſelben ſüdlich lebendigen und geiſtreichen Ausdruck. Jeder mit geiſtigem Scharfblick Begabte wußte beim erſten Erblicken dieſes jungen Mannes, daß er keinen gewöhnlichen Menſchen vor ſich habe, und wenn ein ſolcher Beobachter die beiden Männer hier beiſammen geſehen hätte, der hätte ſich ſagen müſſen, daß ſie zuſammen gehörten, wie ſelten ein paar Menſchen. In Geismaiers Geſtalt und Weſen ſprach ſich nur noch mehr Kühnheit mit Beſonnenheit gepaart aus; ſein Adlerblick war zuweilen in ſich gekehrt, als überſchaue und durchforſche er die Welt, die er in ſich aufgenommen, die äußere Welt im Spiegel ſeiner reichen Seele. Welch ein Unterſchied zwiſchen dieſem Manne und ſeinem Prinzipale, dem Kanzler von Oeſtreich und Biſchof von Brixen mit dem dummſtolzen, aufgeblaſenen und beleidigenden Geſicht! Und dieſer Geismaier war der Geheimſchreiber dieſes Pfaffenfürſten!

„Fürwahr!“ rief Ulrich vergnügt und reichte ſeinem Gaſtfreunde die Hand. „Ich hätte mir nicht im Traume einfallen laſſen, daß ich bei dieſer Erbhuldigung, von der ich mir gar nichts verſprochen, in Innsbruck einen Schatz finden würde, wie ich noch keinen in den Schwazer Bergen gefunden. Seid mir zu tauſend mal willkommen!“

„Ihr überſchätzt mich, edler Fugger,“ verſetzte Geismaier lächelnd. „Ihr ſeid das Kleinod, das ich gefunden. Ich habe Euch geſucht, nicht Ihr mich.“

„Wer hätte auch im Geheimſchreiber des Erzpfaffen von Brixen, des brutalen Kanzlers, im Zolleinnehmer von Klauſen einen ſo hochherzigen und begeiſterten Freund der Volksſache vermuthen dürfen? Niſten die Adler auch in Euleneſtern? Wohnt der Löwe im Fuchsbau?“

„Der guten Sache dient man zuweilen am beſten im Lager ihrer Feinde. Ich könnte dagegen fragen: Wer vermuthet wohl in dem reichen Ulrich Fugger, im Kämmerer Seiner Heiligkeit des Papſtes, den geſchworenen Feind des Papſtes und aller päpſtlichen Kreaturen, aller Fürſten, alles Adels, und den glühenden Freund Luthers und des Volks.“

„Ihr habt recht: wir ſind ein ſeltſames Paar, ja wahrſcheinlich einzig; denn ich möchte wohl wiſſen, wo ein zweites der Art gefunden werden ſollte? Der Kämmerer des Papſtes, der reiche adlige Fugger, und der Geheimſchreiber des Kanzlers von Oeſtreich und Biſchof von Brixen und dabei Zollbeamter, und Beide die heißen Herzen voll Haß gegen Pfaffen und Fürſtenbrut, gegen die alte babyloniſche Hure, und voll Schwärmerei für das Licht der Wahrheit, das aus Sachſen und der Schweiz ſtrahlt, und endlich voll Liebe für den ſchwer gedrückten und gemißhandelten gemeinen Mann, in welchem die habgierigen gebietenden Herren, die frommen Söhne und heiligen Diener der Kirche Chriſti, gegen Chriſti ausdrückliches Gebot, die Menſchenwürde geſchändet haben. Ja fürwahr ein ſeltenes, aber ein rechtes Paar! Wie würde mein edler Strauß in Schwaz jubeln, wie würde mein ſanfter Regius in Hall ſich ſtill freuen, wenn das abſcheuliche wormſer Edikt ſie nicht aus Tyrol vertrieben. Wir nannten uns das grüne Kleeblatt in Tyrol; jetzt wäre es ein vierblätteriges. Die ſind ſelten und bringen dem Finder Glück. — Aber ich ſchrieb es ihnen."

„Ich kann, wie ich Euch ſchon bemerkte, mich noch nicht offen zu den thätigen Freunden der Wahrheit zählen, nicht allein meiner Perſon wegen — denn dieſe gäb' ich gern den reiſenden Thieren preis, wenn damit etwas Gutes für unſere Sache erzielt würde, aber ganz vorzüglich dieſer Seite wegen, für die ich in meiner amtlichen Stellung ungemein viel wirken kann."

„Ich bin ganz mit Euch einverſtanden," verſetzte Fugger, „und ich bin am wenigſten gemeint Euch blos zu ſtellen; denn ich weiß gar wohl, was ein geheimer Freund in Feindeslager werth iſt. Auch werden die beiden Prieſter und wahren Verkünder des reinen Evangeliums Euch ebenſowenig verrathen, wie ich ſelbſt. Und wenn ſie nicht ſo hochherzige Männer wären, ſo geböte ja ſchon die gemeinſte Klugheit die äußerſte Schonung Eueres Geheimniſſes. Ergeht es mir doch faſt ähnlich, wie Euch. Auch ich darf noch nicht offen mit meiner wahren Farbe hervortreten. Wenn meine Rückſichten, die ich auf den Ohm Jakob und das Haus Fugger zu nehmen habe, auch nicht von ſo ſtrenger und ſchwieriger Art ſind, wie die Euerigen, ſo ſind ſie darum doch um ſo zarter und delikaterer Natur. Iſt der Alte erſt einmal zu unſern Vätern verſammelt, dann hindert mich nichts, Gut und Blut, Leib und Leben an die Sache zu ſetzen, für die jeder Pulsſchlag meines Herzens pocht; denn auf meine beiden Vettern, den kalten eigenſüchtigen Anton und den genußſüchtigen phantaſtiſchen Raimund, nehme ich gar keine Rückſicht, eben ſo wenig auf meine adligen Schwäher, ſie mögen heißen wie ſie wollen. Mein Bruder Hieronymus iſt mein Zögling und ganz von meinem Schlag. Wir beide wollen dann unſern eigenen Weg gehen und dem Hauſe Fugger einen — will's Gott! — beſſern und noch glänzendern Namen machen, als es zeither ſich erworben. Waren die Fugger bis jetzt zu ihrem guten Nutzen Fürſten- und Pfaffenknechte, ſo ſollen ſie nun in unſerer Linie Diener des Rechts und der Wahrheit, Freunde des reinen Gottesworts und des deutſchen Volks werden. So lange Jakob lebt, muß ich wie Ihr, wenn auch nicht ſo ängſtlich, im Geheimen wirken. Bis dahin, wo ich frei bin, werden ſich hoffentlich die Dinge ſo wenden, daß auch Ihr frei und offen hervortreten könnt; denn der Geiſt Gottes wächſt und erſtarkt täglich mehr im Volke, und dann gehen wir Hand in Hand mit Strauß und Regius, mit Luther und Zwingli und allen den Hunderten edler trefflicher Männer, die Sternen gleich, das neue, reine, ſchöne Licht ausſtrahlen.“

„So ſoll es ſein, ſo wahr mir Gott helfe und das Blut ſeines eingeborenen Sohnes mich erlöſe!“ rief der Geheimſchreiber begeiſtert. „Ich bin von nun an der Euere mit Leib und Seele.“

„Nicht mir allein, der heiligen Sache der Wahrheit und des Rechts ſollt Ihr gehören, wie ich ſelbſt. Den Kämpfern für das Volk gehören wir. So wollte ich Sickingen und Hutten angehören; ein höherer Wille hat es anders gefugt zu meinem Schmerze. Nicht durch ſie wollte Gott ſeine Sache hinausführen laſſen bis zum ſchönen Siege. Sie ſind vom Kampfplatze abgetreten, und andere Kämpfer gehen auf das Schlachtfeld. Erkennet Gottes weiſe Fügung! Geſtern erhielt ich die Nachricht von des edlen Huttens Tode und geſtern enthülltet Ihr Euch mir als ein Anhänger der Sache, für die er ſo eifrig ſtritt. Wer kann wiſſen, ob wir's zu Ende führen dürfen?" ſetzte er ernſt und wie von einer trüben Ahnung angeweht hinzu; „ob auch wir nicht von der Nacht des Todes umfangen werden, ehe das Ziel erreicht wird? Sei es immerhin! Wenn wir untergehen, wie ſie untergegangen ſind, ſo werden auch wir ſo wenig wie ſie vergebens gelebt und gekämpft haben. Und andere Kämpfer werden nach uns kommen und werden die Sache doch zum gedeihlichen Ende bringen. Denn Chriſtus wird ſiegen, und die Wahrheit wird triumphiren, und wenn die Hölle ihre Heerſchaaren losließe. Deß leb' ich und ſterb' ich mit froher Hoffnung, mit unerſchütterlicher Ueberzeugung."

„Wenn dies nicht auch mein felſenfeſter Glaube wäre, könnt ich das Leben nicht ertragen."

„Doch ſagt mir an, wie ſeid Ihr zur Erkenntniß der Wahrheit gekommen, und wie wurde der Entſchluß in Euch reif, Euch mir zu entdecken?"

„Ich tappte im Dunkeln. Wohl ahnete ich ſeit meiner Jugend das Licht, aber ich verſtand nicht es zu ſuchen. Wie hätte ich es für mich allein finden können? Von armer Herkunft und früh eine Waiſe wurde ich in einem Stift in Brixen erzogen. Ihr kennt die Erziehungs- und Lehrart der Mönche; was brauch' ich ſie Euch zu ſchildern? Die frommen Väter entdeckten in mir einen guten Kopf;

ſie gebrauchten mich bald zu ihren Schreibereien. Auf dieſe Weiſe wurde der jetzige Biſchof auf mich aufmerkſam, und ich kam in die biſchöfliche Kanzlei. Als er auf den Stuhl gelangte, nahm er mich unter die Zahl ſeiner Schreiber auf, und ſo hab' ich's bis zu ſeinem Geheimſchreiber gebracht. Er gab mir ein Weib und dazu die einträgliche Zollſtelle in Klauſen. Ich war ganz ſein Geſchöpf. Ihr ſeht, daß ich die beſte Gelegenheit hatte, von früher Jugend an das Leben und Treiben der Mönche und Pfaffen in allen Verhältniſſen kennen zu lernen. Die Abſcheu vor ihrer gewiſſenloſen und ſchändlichen Handlungsweiſe, vor ihrer gräulichen Sünd- und Laſterhaftigkeit wuchs mit mir und wurde größer und größer; aber ich war immer nur von den äußerlichen Erſcheinungen, von den Nebendingen befangen und erkannte nicht die Wurzel und den Kern des Uebels. Ich war voll ehrfurchtsvoller Scheu vor der Kirche und ihren Trägern. Es iſt ſchwer ſich von Meinungen und Gewohnheiten loszuſagen, die uns gleichſam zu Saft und Blut geworden ſind. Es mußte arg kommen und mancherlei Umſtände zuſammenwirken, ehe ich zum Aeußerſten getrieben wurde. Und ſo iſt's geſchehen, ſeit der Erzherzog in Tyrol reſidirt. Dieſe unverſchämten und trotzigen Prahlhänſe von Spaniern — es iſt ja ein ganzes Heer ſolch fremden widerwärtigen Volkes hier — machten mit den hieſigen Pfaffen gemeinſame Sache. Die ärgſten Pläne wurden geſchmiedet und ausgeführt, die Unſchuld des Volkes nach Kräften vergiftet und dabei ein förmliches Raubſyſtem organiſirt. Mein hochwürdiger Prinzipal bot zu all dieſen Dingen die Hand. Es war, als ob ein Heer von Teufeln in dieſe ſtillen und frommen Thäler gekommen wäre und der oberſte und mächtigſte, der Beelzebub, iſt dieſer Salamanka, der ſtinkende Jude. Die Herren Biſchöfe aber wurden die Diener dieſer Höllenbrut. Salamanka und der Kanzler ſind wie ein Bruderpaar. Oft hat ſich mir das Herz im Leibe vor Empörung umgewendet, wenn ich meine Feder zur Ausführung ſolcher Schandthat am Volke hergeben mußte. Da geſchah es, daß mein Weib vor zwei Jahren im Wochenbette ſtarb, und ich dieſes Todesfalls wegen eine Reiſe nach Wien zu ihren Verwandten machen mußte, um meinen beiden Kindern das Erbe zu ſichern. In Wien führte mir Gottes Wille Martin Luthers Schriften in die Hände, und ich lernte dort Männer kennen, die vom Geiſte des Evangeliums erleuchtet, mir ebenfalls zum unverhüllten Lichte verhalfen. Als ein verwandelter Mann kehrte ich zurück. Heimlich wußte ich mir nun Huttens und der andern Schriftmänner Bücher zu verſchaffen. Eine Decke um die andere fiel mir von den Augen. Nun war mir ſchon einige Male zu Ohren gekommen, daß Ihr ein großer Anhänger des Evangeliums und Gönner des armen Volks wäret; ich erkundigte mich näher nach Euch, und Alles, was ich erfuhr, ſteigerte meine Achtung vor Euch. Ich wünſchte ſehnlich mit Euch zuſammenzutreffen, und dieſer Wunſch iſt nun erfüllt worden. Ohne Furcht eröffnete ich Euch mein Inneres; es that mir Noth, einen Freund zu beſitzen, dem ich mein gepreßtes Herz ausſchütten könnte. Und ſiehe da, unſere Hände wie unſere Herzen wuchſen ſchnell zum ſchönſten Bunde zuſammen."

„Und Gott wird dieſen Bund ſegnen, daß er ſtark werde und der unterdrückten Wahrheit aufhelfe."

„Das walte Gott!"

## 18.

# Zwei Flüchtlinge.

Martin nahm im Hauſe des Oberſteigers Diether Abſchied. Am folgenden Morgen ſollte er mit Jakob und Raimund Fugger die Reiſe nach Augsburg antreten, von wo der Letztere dann bald die Weiterreiſe über Frankreich nach Spanien machen ſollte. Das Haſenhänslein war wie faſt immer betrunken und leierte ſein altes Schimpflied auf die Pfaffen und Amtleute. „Ich will dir wohl eingeſtehen,“ ſagte er zu dem Jüngling, „da dir doch ſo viel daran liegt, es zu wiſſen, daß deine Mutter nicht meine Baſe war. Aber ſie war mit mir eines Sinnes; denn auch ſie war voll Zorn und Rache gegen das Pfaffenvolk und die adligen Diebe und die Spitzbuben von Amtleuten. Wer ſie geweſen iſt, weiß ich nicht. Ein Leinweber brachte ſie mir ins Haus. Der Mann iſt aber todt. Man hat mir geſagt, deine Mutter ſei ſpäter auch geſtorben. Ich habe ſie nicht wieder geſehen.“

„Ich glaub es nicht,“ ſagte Lore, Diethers Frau, des Haſenhänsleins Tochter, „und da du noch am Leben biſt, ſo will ich mir ſchon Mühe geben, der Sache auf den Grund zu kommen. Du weißt, ich habe dich immer wie meinen leiblichen Bruder lieb gehabt, und nun iſt mir's, als müß't ich jetzt alle Liebe, die ich dir die Jahre über, ſeit du von uns biſt, nicht habe zuwenden können, nachholen und noch viel mehr. Ich könnte mein Leben für dich laſſen.“ Damit fiel ſie ihm um den Hals und weinte.

„Und ich ſag' dir weiter nichts,“ lärmte Hänslein, „als daß du den Pfaffen und allem vornehmen Volk Peſt und Tod an den Hals wünſchen mußt, willſt du deiner Mutter ächter Sohn ſein. Wenn's einmal gilt, darauf zu ſchlagen, bin ich auch mit dabei, dann wollen wir zuſammen gehen.“

„Schwatzt nicht ſolchen Unſinn!“ ſagte Diether. „Der Junker ſteht gar gut angeſchrieben im Fuggerſchen Hauſe. Mich dünkt, ich ſchieße nicht weit vom Ziele, wenn ich ihn für einen Sohn dieſes Hauſes ſelbſt halte.“

„Leb wohl! leb wohl!“ weinte Lore an Martins Hals, der dieſe Zärtlichkeit mit kühlem Lächeln aufnahm. „Und komm bald wieder nach Tyrol.“

Faſt noch zärtlicher und inniger war Hieronymus Fuggers Abſchied von Martin. Der ſehnſüchtige weichherzige Minneknabe weinte an des ruhigen ſelbſtſüchtigen Menſchen Bruſt bittere Thränen. „Wenn du nach Franken oder an den Rhein, oder wo ſie ſonſt weilt — ich Armer weiß es ja nicht einmal! — kommen ſollteſt, ſo grüße ſie von einem Freunde, ſage ihr aber nicht, wer er iſt, ſie möchte mir ſonſt zürnen. Sag' ihr, daß dieſer Freund ſterben würde aus heißer Liebesbrunſt zu ihr, daß mein Geiſt dann um ſie ſein werde; ſag ihr — ach! ſag' ihr nichts. Sie iſt ja vielleicht ſchon das Weib eines glücklichen Ritters. Was hilft mir all mein Erbgut, was der Name Fugger, was mein Adel? ich bin ihr nicht ebenbürtig.“ So klagte und jammerte der arme Verliebte, und Martin, der ſolche Leidenſchaft nicht begriff, verſprach Alles, was jener wollte. —

Dieſe Reiſe ging mit großer Bequemlichkeit vor ſich; denn Frau Sibylle war dabei, die es niemals lange außer den Mauern Augsburgs aushalten konnte. Alle Herrlichkeiten Tyrols und des prächtigen Schloſſes Fuggerau vermochten ihr das Haus am Weinmarkt nicht zu erſetzen. Eben ſo ſtark zog ſie die Sorge für ihre Armen in der Fuggerei an die Ufer des Lech und der Wertach zurück.

So ſehr auch Martin die dicke Frau umſchmeichelte und durch gewandtes und gefälliges Weſen ihre Gunſt zu erringen ſich beſtrebte, ſo gelang ihm dies doch keineswegs. Frau Sibylle war und blieb gegen ihn eingenommen und traute ihm nicht. „Ich kann nicht über die häßlichen Flecken in ſeinem Geſicht hinauskommen,“ ſagte ſie zu Anna, Raimunds Frau. „Es iſt ein altes bewährtes Wort: Ein Gezeichneter iſt vom Teufel geſtempelt, man ſoll ſich vor ihm hüten.“

Der alte Jakob rühmte dagegen Martins überaus gefälliges und zuvorkommendes, und dabei doch ruhiges und geſetztes Weſen. Auch Raimund zeigte ſich dem jungen Menſchen gewogen, beſonders weil er ein guter Reiter war und ein ſo koſtbares arabiſches Pferd hatte. Ueber den Gewinn dieſes Pferdes, ſo wie überhaupt über ſeinen Aufenthalt unter den Mauren in Afrika hatte Martin eine aus Wahrheit und Lüge trefflich zuſammengeſetzte Erzählung aufgetiſcht, die ihm jedermann glaubte. Die Hauptſachen blieben natürlich ſein Geheimniß. Martin, ſo jung auch noch, war doch nicht der Mann, der ſich auf irgend eine Weiſe und gegen irgend Jemand bloßſtellte.

In Augsburg angekommen, erhielt Martin ein ſchönes Zimmer im Jakob Fuggerſchen Hauſe und den erſten Platz am Familientiſche. Die auffallende Auszeichnung, mit der er auch hier behandelt wurde, ging nicht für ihn verloren. Es wurden ihm Lehrer beſtellt, und auf Jakobs Wunſch nahm er an den Geſchäften der Schreibſtube Theil. Schnell und leicht begriff er Alles, war aufmerkſam und folgſam und ſo fleißig, daß bald jeder Mund ſeines Lobes voll war. Abends ſchrieb er aber bei verſchloſſener Thür vieles in arabiſcher Sprache nieder und verbarg es mit vielen wichtigen Papieren, die er ſtets ſorgfältig bewahrte und mit Argusaugen hütete.

Auf dieſe Weiſe waren einige Wochen vergangen, ohne daß Martin eine Gelegenheit erſpäht hatte, ſeinem Ziele näher zu kommen, als eines Nachmittags einige Reiter durch das Thor des Fuggerichen Hauſes am Weinmarkt auf den Hof ritten. Es waren zwei Herren und einige Knechte. Die erſteren ſtiegen ab und übergaben ihre Pferde den letztern. Martin, welcher eben in der Nähe war, wie er denn überhaupt überall zu ſein ſchien, wenigſtens Augen und Ohren überall hatte, erkannte in dem ältern der Ritter ſogleich den kaiſerlichen Heerführer und oberſten Feldhauptmann von Tyrol Georg von Frundsberg wieder. Der Andere war ein hochgewachſener ausgezeichnet ſchöner Mann von der edelſten Haltung und mit einem ernſten ſtolzen Antlitz, in welchem ein herrlicher voller wohlgepflegter ſchwarzer Bart vorzüglich auffiel. Ein dunkles großes Auge mit jenem Ausdruck von Geringſchätzung und kalter ſelbſtbewußter Ueberlegenheit, wie er nur in den Blicken geiſtig hochbegabter Leute zu liegen pflegt, ſagte dem ſchlauen Martin, daß er hier keinen gewöhnlichen Ritter vor ſich habe. Dieſer Fremde erregte ſeine Neugierde im höchſten Grade, und die Ahnung ſchoß in ihm auf, dieſer Mann müſſe irgend wie mit ſeinem Schickſale zuſammenhängen. Mit ſtolzer Verdroſſenheit wechſelte der Fremde einige kurze Worte mit Frundsberg und ſchritt dann an der Seite deſſelben in das Haus. Veit Schellenberger, der fünfundſechszigjährige, aber immer noch rüſtige Diener, hatte ſeinem Herrn bereits Meldung von der Ankunft des hochangeſehenen Kriegsmannes gemacht, und Jakob Fugger kam auf der Stiege ſchon den Gäſten entgegen, ſie in ſeinem Hauſe zu bewillkommnen.

„Herr Fugger,“ redete Frundsberg mit feierlicherm Tone, als er gewöhnlich that, „mir wird heute die beſondere Ehre zu Theil, Euch einen der berühmteſten Männer der jetzt lebenden Welt zuzuführen. Es iſt Se. Hoheit der Herzog Karl von Bourbon, Konnetable von Frankreich, welcher über die Schwelle Eueres Hauſes getreten iſt. — Hoheit,“ wandte er ſich dann zu dem Herzog „vor

Euch ſteht der edle Jakob Fugger, goldener Ritter und Graf des Lateran, Haupt des berühmten Hauſes Fugger und hochbetrauter Freund des habsburgiſchen Fürſtenhauſes."

„Ein Leinweber, ein ſchlichter Leinweber," ſagte der Greis ſich vor dem Herzog verbeugend und unter einem diplomatiſchen Lächeln die Miene des Unmuths verbergend, welche bei Nennung des Fremden in ſeinen grauen tiefgefurchten Zügen aufgeſtiegen war. Mit großer und gemeſſener Höflichkeit, die er einem der erſten Fürſten ſchuldig zu ſein glaubte, begrüßte er den Konnetable und geleitete die beiden Gäſte in die mit fürſtlicher Pracht ausgeſtatteten Prunkzimmer ſeines Hauſes.

„Ihr ſeht mich als einen Flüchtling, Herr Fugger," ſagte der Herzog, als er Platz genommen. „Von der Tücke, Argliſt und Bosheit des franzöſiſchen Hofes aufs Aeußerſte gebracht, ſo daß ich nicht nur für den Verluſt meines Hab und Guts, ſondern auch für den des Lebens zu fürchten hatte, bin ich auf dem Wege nach Italien, um in den Dienſt des Kaiſers zu treten, der den König von Frankreich nicht allein an Tugend und Klugheit, ſondern auch an Ritterlichkeit und Großmuth ſo weit übertrifft. Um den Verfolgungen meines Vetters zu entgehen, hab' ich meinen Weg durch Burgund und die Schweiz genommen und habe den wackern Frundsberg in Mindelheim aufgeſucht. Er hat mich hierher geleitet, um mich bei Euch einzuführen, und nun gedenke ich über Tyrol nach der Lombardei zu gehen."

„Gott verſage dem neuen Wege Eurer Hoheit den Segen nicht!" entgegnete Fugger ernſt. „Ihr bedürft deſſen mehr als ein Anderer."

Des Herzogs Züge verdüſterten ſich noch mehr; er zog die ſchwarzen buſchigen Brauen finſter zuſammen. „Wenn Ihr die Schmach kenntet, die mir von dem franzöſiſchen

Königshauſe angethan worden iſt, Ihr würdet meinen Schritt milder beurtheilen. Der treuloſe König hat mich dazu gezwungen.“

Dieſe Selbſtvertheidigung war nicht geeignet, den alten Fugger für ihn zu gewinnen. „Es kommt mir nicht zu, über Ew. Hoheit Thun und Laſſen ein Urtheil zu fällen. Ich weiß im Gegentheil die Ehre zu ſchätzen, die Ihr mir und meinem Hauſe anthut. Ihr wollt dem Kaiſer meinem Herrn die hohen Gaben Eueres Geiſtes und die Tapferkeit Eueres Armes widmen, und dafür muß ich mich Euch dankbar erzeigen; denn ich liebe den Kaiſer und ſein Haus und bin ihm bis zum Tode treu ergeben.“

„Ihr habt da meine eigene Meinung ausgeſprochen,“ nahm Frundsberg das Wort, „und ich habe mich auf ähnliche Weiſe ſchon Sr. Hoheit erklärt. Jeder Gewinn, welchen der Kaiſer und das Erzhaus macht, erfreut uns baß, und das Uebrige kümmert uns nicht. Der iſt klug, der ſich ſtets an das Nächſte hält, und wer allen Dingen gerecht werden will, iſt ein Narr. Die Hauptſache iſt jetzt, daß der edle Herzog entflohen iſt, wie Ihr ihn ſeht; er hat kaum mehr als das nackte Leben gerettet. Die Soldaten des Königs, ihn zu fahen ausgeſchickt, waren ihm ſtets auf den Ferſen, ja er war ſogar einmal mitten unter ihnen. Zum Glück kannte ihn keiner. Um nach Italien zu gelangen, bedarf er eine Summe Geld, und wir ſind zu Euch gekommen, alter Freund, dieſe von Euch zu entlehnen. Der Herzog wird Euch dafür einen Schuldbrief einlegen.“

„Sie ſteht Euerer Hoheit zu Dienſt,“ antwortete Fugger, von Mitleid ergriffen, daß der reichſte Mann Frankreichs, der dem Kaiſer ſo hohe Verſprechungen gemacht, wie ein Bettler nach Deutſchland gekommen war, und dem neuen Herrn nichts zubringen konnte als das nackte Leben, womit dieſem am Ende nicht viel gedient ſein konnte, und eine Treue, die in Bezug auf den am alten Herrn verübten Verrath eine ſehr zweifelhafte ſein mußte. Fugger ſah in dieſem Geſchick ſchon den erſten Lohn des beiſpielloſen Verraths an König und Vaterland und merkte es dem gereizten Weſen des Herzogs wohl an, daß ihn unbehagliche Gefühle über ſeine That quälen mochten.

Die Geldangelegenheit war bald zur Zufriedenheit des Konnetable abgemacht. Dann erbat ſich Jakob Fugger die Ehre, den vornehmen Mann an ſeinem Tiſche bewirthen zu dürfen. Die Bewirthung war, wie ſich erwarten ließ, eines Fürſten würdig, und der Herzog, etwas heiterer geſtimmt, erzählte manches von ſeiner gefährlichen Flucht.

Unterdeſſen hatte Martin, auf des Hausherrn Anordnung, es übernommen, da kein anderes Glied der Familie zugegen war, den Begleiter des Konnetable, einen franzöſiſchen Edelmann, in einem andern Zimmer zu unterhalten und zu bewirthen. Martin verſtand es vortrefflich, die Leute mittheilſam zu machen; er ſchenkte dem Gaſte vom trefflichen Weine ſo trefflich ein, er belobte den Herzog ſo ſchmeichelhaft und benahm ſich ſo zuthulich und geſchickt, daß er bald die ganze Geſchichte des Konnetable in der erwünſchteſten Ausführlichkeit erfuhr. Der Herzog hatte ſich krank geſtellt, als der König die Aufforderung an ihn ergehen ließ, ſich dem Zuge des Heeres, welches der König ſelbſt nach Italien zu führen beabſichtigte, anzuſchließen. Aber der Zufall fügte es, daß der Scheinkranke auf ſeinem Schloſſe zu Moulins wirklich erkrankte. Der König kam ſelbſt, auf das Schloß, weil er einige Kunde vom beabſichtigten Abfall des Konnetable erhalten und befragte ihn offen darüber. Dieſer verſtellte ſich geſchickt, läugnete nicht, um den König ganz ſicher zu machen, daß er die herrlichſten Anerbietungen vom Kaiſer erhalten, dieſe aber dem König nur perſönlich habe mittheilen wollen. Der König ließ ſich täuſchen, und brauchte weiter keine Vorſicht, als dem Vetter einen Edelmann zuzuſchicken, der ſich nach dem Befinden deſſelben erkundigen, eigentlich aber die Schritte deſſelben überwachen ſollte. Dieſer Edelmann, Namens Warty, reitet zwiſchen dem König und dem Herzog ab und zu, bis der Erſtere durch das bedenkliche Zögern des Letztern erbittert befiehlt, ihn geſund oder krank mitzubringen. Warty findet den Konnetable ſchon auf dem Wege zu St. Geran, aber, wie es ſcheint, dem Tode nah. Von Aerzten umgeben erreicht er ſtöhnend und betend auf kurzer Tagreiſe la Paliſſe. In der Nacht wird ſein Zuſtand immer bedenklicher; der Kranke bereitet ſich zum Tode. Er läßt am Morgen Warty kommen und ſpricht ſeine Verzweiflung aus, daß er ſeinem König nicht mehr dienen könne. Wenn noch Rettung für ihn möglich, ſo ſei dies nur in der Luft ſeiner Heimath. Mit dieſer verdächtigen Kunde eilt der Bote zum König nach Lyon. Dieſer läßt ſogleich durch eilige Reiter das Land rings abſperren und ſchickt Warty mit einem Brief, worin der dringendſte Verdacht ausgeſprochen iſt, an Bourbon. Warty findet dieſen aber nicht mehr in la Paliſſe. Er war bereits in Chantelle. Warty folgt ihm dorthin. Da erklärt ihm der Herzog: die Nachricht, der König wolle ihn verhaften laſſen, habe ihn vermocht, ſich ohne Rückſicht auf ſeine Geſundheit nach Chantelle zu retten. Hierauf, als der Herzog inne ward, ſein Plan, den König allein über die Alpen ziehen zu laſſen, ſei fehlgeſchlagen, ſchickte er den Biſchof von Autun zu dieſem nach Lyon mit der Verſicherung ſeiner Treue, wenn er ihm die Güter des Hauſes Bourbon ſogleich zurückgäbe. Der König befiehlt nun im heftigſten Zorne dem Konnetable die Wege zu verlegen und bemächtigt ſich ſchnell aller feſten Plätze in der Umgegend. Der Konnetable geht mit ſeinem großen Gefolge von Chantelle nach Herment in Auvergne. In der Nacht verläßt er aber verkleidet und nur von fünf Pferden und einem Edelmanne, ſeinem treueſten Anhänger, begleitet heimlich Herment und flieht auf Nebenwegen und ungebahnten Straßen unter tauſend Gefahren der burgundiſchen Grenze zu. In einem Haufen franzöſiſcher Soldaten, die ihn verfolgen, ſetzen die Beiden unerkannt über die Rhone, ſchlagen den Weg nach Grenoble ein und kommen endlich zum Kardinal de la Baume, Abt von St. Claude in Burgund, der den Flüchtigen Erholung von ihren ſchweren Strapazen gewährt. Ueber die Schweiz waren ſie in Eilmärſchen nach Oberſchwaben gegangen und hatten bei Frundsberg ein paar Tage geraſtet.

Martin wurde am folgenden Morgen vom alten Fugger beſtellt, dem Herzog das Ehrengeleite zu geben. Georg von Frundsberg erwiederte den höflichen Gruß des Jünglings mit den Worten: „Ei, find ich Euch hier wieder, Junker? Habt Ihr Kunde über Euere Abkunft aufgefunden?“

„Wenigſtens hoff' ich ſie hier noch zu erhalten,“ verſetzte Martin.

Jakob Fugger zog den Feldhauptmann bei Seite und flüſterte ihm einige Worte zu, worauf ſich Verwunderung in Frundsbergs Zügen ausprägte.

Dem ſcharf beobachtenden Martin entging dieſe Bewegung nicht, eben ſo wenig, daß ſich der Feldhauptmann, als ſie den Herzog an der Stadtgrenze verlaſſen hatten, und jener den Weg nach Mindelheim einſchlug, mit einer gewiſſen Herzlichkeit von ihm verabſchiedete.

„Der weiß nun auch, woher Du ſtammſt,“ ſagte er zu ſich ſelbſt auf dem Heimritt. „Aber mir wird es keiner von dieſen Herren ſagen. Bah! Meines Bleibens iſt alſo hier nicht lange mehr. Ich will und muß nun meinen erſten Weg wieder verfolgen.“

Der Kunde, daß der franzöſiſche König in Folge der Flucht und des Treubruchs des Konnetable nicht ſelbſt nach Italien gegangen, ſondern die Führung des Heeres dem Admiral Bonnivet übertragen, folgte bald eine andere, eben ſo wichtige, nämlich, daß der Papſt Adrian am 24. September geſtorben ſei. An dieſen Kunden nahm Martin den lebhafteſten Antheil. Er ſchrieb halbe Nächte hindurch auf ſeinem Zimmer. Einige Tage darauf ritt er früh mit ſeinem Mantelſack aus dem Hauſe. Eine Stunde ſpäter übergab ein Diener dem alten Fugger einen Brief. Martin ſchrieb, da er die Hoffnung aufgeben müſſe, in Augsburg ſein Ziel zu erreichen, ſo wolle er daſſelbe an andern Orten verfolgen. Er danke für die genoſſene Gaſtfreundſchaft und wolle wieder kommen, wenn ihn die Umſtände dazu nöthigten. Jakob ſchüttelte den Kopf. „Ich kann den Menſchen nicht halten, aber des Kaiſers wegen iſt mir's unangenehm. Aus dieſem böſen Handel hab' ich noch nichts als Aerger und Verdruß gehabt.“

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Ausgewählte

# Romane und Novellen

von

**Ludwig Storch.**

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Neunundzwanzigſter Band:

## Ein deutſcher Leinweber.

Zehnter Theil.

⁂

Leipzig.
Ernſt Keil.
1862.

# Ein deutſcher Leinweber.

Zeit- und Lebensbilder
aus der erſten Hälfte des ſechszehnten Jahrhunderts

von

**Ludwig Storch.**

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Dritte Abtheilung.

## Das Haus Fugger.

Roman in vier Theilen.

Zweiter Theil.

Leipzig,
Ernſt Keil.
1862.

# Das Haus Fugger.

Roman in vier Theilen

von

**Ludwig Storch.**

Zweiter Theil.

## 1.

## Liebesrauſch.

Seltſames Wirken und Wandeln des Geiſtes in einer mächtig bewegten lebensfriſchen Zeit! Wie werden da alle Gemüther ergriffen und in die Strömung hineingeriſſen, und wie wenig vermögen die Gewaltigen, die ſich ihr aus Unverſtand oder Eigennutz zu widerſetzen ſuchen! Es iſt eine in jeder Geſchichte ſolcher großen Zeitperioden bewährte Thatſache, daß die Jugend und unter dieſer vorzüglich das ſchöne Geſchlecht von der Begeiſtrung für neue weltumgeſtaltende, das abgeſtorbene Leben verjüngende und erfriſchende Ideen am erſten und mächtigſten ergriffen wird, und mit glühender Seele, meiſt mit einem ſtarken Zuſatz von Schwärmerei, der Herrſchaft des jungen Zeitgeiſts huldigt; deſſen Geboten ein überwiegend großer Theil der Männerwelt und vorzüglich die bejahrte ſogenannte Weisheit widerſtrebt. Die Wahrheit dieſer Erfahrung bewährte ſich jetzt höchſt auffallend in der habsburger Fürſtenfamilie. Außer der Erzherzogin Statthalterin der Niederlande Frau Margaretha, beſtand dieſe Familie jetzt nur noch aus den ſechs Kindern ihres verſtorbenen Bruders Philipp. Margaretha, jetzt dreiundvierzig Jahre alt, neigte ſich mit ruhiger Liebe dem reinen Lichte des Evangeliums zu, mit jener ſtillen poetiſchen Innigkeit, die, ihrer ſanften Dichternatur angemeſſen, die rauhe Berührung mit der praktiſchen Ausführung der Idee ſchmerzlich empfindet. Luthers biderbe Kraft, die leider oft genug in leidenſchaftliche Heftigkeit und Grobheit umſchlug, war ihr zuwider. Sie verabſcheute die römiſche Anmaßung und Gewalt, ſie haßte die pfäffiſche Lüge, und war im Herzen rein evangeliſch, aber ſie vermochte nicht ſich mit der Art und Weiſe zu befreunden.

Anders war es mit ihrer zweiundzwanzigjährigen Nichte, der bei ihr lebenden mit ihrem Gemahl vertriebenen Königin Iſabella von Dänemark. Die einſt ſo luſtige Iſabella hatte den Eindrücken ihres ſchweren Schickſals nicht widerſtehen können. Sie kränkelte, ſeit ſie ſich in Brüſſel aufhielt, aber nur um ſo begeiſterter wandte ſich ihre Seele der neuen Lehre zu. Sie las alle Schriften der Reformatoren und zog die gelehrten Männer, welche in den Niederlanden ihre Neigung zur Verjüngung der Kirche kund thaten, gern in ihren perſönlichen Umgang. Im Spätherbſt des Jahres **1523** ließ ſie ſich das Abendmahl in beiderlei Geſtalt reichen. Mit ihrer vier Jahre jüngern Schweſter Maria, der Königin von Ungarn und Böhmen; ſtand ſie im ununterbrochenen Briefwechſel, und dieſer betraf zumeiſt die wichtigſten religiöſen Fragen, welche die Welt eben in Bewegung ſetzten.

In der Königin Maria loderte die Flamme der Begeiſterung für die freie Entfaltung der Idee und ihre Verkörperung im Volke jugendlich kühn und kräftig. Sie haßte die Tyrannei des römiſchen Klerus über die Geiſter mit eben ſo heißer Seele, wie ſie der überſprudelnden Kraft Luthers und ſeiner Freunde und Schüler zujauchzte. Gerade die naturwüchſige Derbheit dieſer Männer gefiel ihr; ſie mäkelte nicht mit kritiſcher Verſtandesſchärfe an den Auswüchſen jener Kraft; ſie gab ſich vielmehr mit dem vollen geſunden Gefühl ihrer jungen Seele den Eindrücken des Lichtes hin, und wenn es noch ſo grell in die wüſte Nacht der Dummheit und Selbſtſucht hereinbrach. Durſtig nach Licht und Wahrheit nahm ſie die Strömungen derſelben mit Wonne in ſich auf, nicht mit krankhafter Empfindlichkeit, wie ihre Schweſter Iſabella, nicht mit poetiſcher Ruhe und Genügſamkeit, wie ihre Tante Margaretha. Sie war ein reichbegabtes, ächtes, geſundes Kind der Neuzeit. Ihr Drang nach religiöſer Wahrheit, ihre Erkenntniß und ihre volle Hingebung an Jene gingen aus ihrer eigenthümlichen Stellung hervor. So jung ſie noch war, ſtand ſie doch allein, und deshalb hatte ſich ihr reicher und ſchöner Geiſt raſch zur Selbſtſtändigkeit entwickelt. Der König Ludwig, ihr ſiebzehnjähriger Gemahl, war an Geiſt und Körper ein zehnjähriger Knabe. Die Folgen ſeiner zu frühen Geburt laſteten ſchwer auf ihm. Maria war genöthigt, die Regierung der beiden Königreiche zu führen, und ſie that was ein achtzehnjähriges Weib vermochte. In Böhmen, wo ſie im Jahre 1523 mit dem Könige zubrachte, hatte ſie raſch die Schule der Erkenntniß durchlaufen. Hier waren noch die Nachkommen der Huſſiten, auf welche die Lichtſtrahlen von Wittenberg belebend wirkten; in Schleſien, welches zur Krone Böhmen gehörte, war die Bewegung der Geiſter vorzüglich ſtark, überall ein frühlingliches Drängen und Treiben. Während der Hofhaltung des jungen Königspaars in Prag hielten ſich mehrere ſchleſiſche Fürſten am Hofe auf, wie es ihre Vaſallenpflicht mit ſich brachte, und alle waren mehr oder minder der kirchlichen Neuerung zugethan. Da waren zuerſt zwei Vettern, der Herzog Karl von Oels und Münſterberg, der Enkel in männlicher Linie des einſt für Huſſ' Lehre ſo kräftig aufgetretenen berühmten Georg Podiebrad, dann ſein Enkel von ſeiner Tochter, der Herzog Friedrich der Zweite von Liegnitz. Der Erſtere wünſchte das Andenken ſeines Großvaters durch Luther rehabilitirt zu ſehen; der Andre ließ ſich von Adel und Städten leicht bewegen, ihnen freiere Religionsübung zuzugeſtehen und wurde bald ſelbſt der wärmſte Eiferer für die lutheriſche Lehre. Er ging ſogar mit dem Gedanken um, eine neue evangeliſche Univerſität zu errichten und wurde nur durch die Irrungen, welche Schwenkfeld's Lehren zur Folge hatten, die in ſeinem Lande eintraten, davon abgehalten. Ferner war es der ganz lutheriſch geſinnte Markgraf Georg von Brandenburg, welcher eben damals Jägerndorf erworben hatte und natürlicher Weiſe der neuen Lehre hier freien Lauf ließ. Markgraf Georg, der Bruder des Markgrafen Kaſimir zu Ansbach, des Markgrafen Johann, Gemahls der verwitweten Königin Germaine von Spanien, und des Markgrafen Albrecht, Hochmeiſters der Deutſchordensritter zu Königsberg, Mitverbrecher an der Freiheit ſeines Vaters, des Markgrafen Friedrich von Brandenburg-Onoldsbach (Ansbach) Geſchwiſterkindsvetter des Kurfürſten Joachim von Brandenburg und des Kurfürſten und Erzbiſchofs von Mainz, gehörte ſchon ſeit einigen Jahren zur nächſten Umgebung des jugendlichen Königspaars, wie man ſagte, aus Leidenſchaft für die Königin, deren ſteter Begleiter er war.

Der junge Herzog Wenzel Adam von Teſchen ward gleich in den neuen Meinungen auferzogen. Der Biſchof von Breslau Jakob von Salza war der Reformation nicht abgeneigt. Dieſe Fürſten fanden an den meiſten Würdenträgern am Königshofe mächtige Verbündete und die junge liebenswürdige empfängliche Königin war ſtets von ihnen umgeben und ſog gleichſam mit der Luft die neuen Lehren ein. Sie zog die Hauptträger derſelben ſelbſt herbei. Man ſah ſie ſtundenlang mit dem jungen Doktor Johann Heß, dem vertrauteſten Freunde Luthers und Melanchthons, ſich unterhalten, welcher kurz vorher von Wittenberg gekommen war, und dem die Breslauer auf eigne Hand die Pfarre zu Maria Magdalena übergeben hatten. Ebenſo war Kaspar von Schwenkfeld, ein ſchleſiſcher Edelmann und feuriger Anhänger der Kirchenreformation, der damals noch nicht mit ſeinen von den Ausſprüchen der Reformatoren abweichenden Lehren hervorgetreten war, viel in Geſellſchaft der Königin. Die reizende kluge Maria war die Sonne, um welche ſich alle dieſe Sterne dreheten; der König war von geringer Bedeutung. Als der Hof nach Ungarn zurückkehrte, war Maria eine rein evangeliſche Chriſtin, eine glühende Haſſerin des Papismus. Die weibliche Gefühlsrichtung trat in ihr ſcharf hervor; ſie faßte den großartigen Entſchluß, ihren Hof zum Aſyl aller der neuen Lehre wegen verfolgten Prieſter und Gelehrten zu machen. Mehrere junge Geiſtliche begleiteten die herrliche junge fürſtliche Frau, und bald zogen nun des Evangeliums hart gedrängte Männer nach Ofen, ſich unter den Schutz der geprieſenen Schweſter des Kaiſers zu ſtellen. Sie gab Allen reichlich; wie eine wohlthätige Heilige wollte ſie für die von den wüthenden Pfaffenfürſten vertriebenen Apoſtel der chriſtlichen Wahrheit ſorgen. Aber zur Ausführung der ſchönen und großartigen Pläne ihres von Religionseifer, Menſchenliebe und Begeiſterung flammenden Herzens bedurfte ſie vieler Geldmittel, und gerade damit war die Krone von Ungarn und Böhmen gar ſchlecht verſehen. Wladislav hatte die Regierung ſeinem Sohne in den ärmlichſten Umſtänden hinterlaſſen, und der ſchwache Knabe war beim beſten Willen nicht im Stande ihr wieder aufzuhelfen. Das ganze Finanzweſen der Krone lag im Argen. Es erging der Königin Maria zuweilen nicht beſſer als ihrer Vorgängerin, der eben ſo holden und liebenswürdigen Anna. Nur war Maria nicht Dulderin, wie ihre Schwiegermutter; ſie trat dem Geſchick kräftig entgegen, um es zu bezwingen. Ihre Anſtalten, das geſunkene Anſehen und die Macht des Königthums zu heben, waren vortrefflich, und ſie wurde von ihrem Gemahl wenigſtens nicht behindert. In der Begünſtigung der neuen Lehre ſah ſie das Mittel, die Macht der habſüchtigen, die beſten Kräfte des Landes verſchlingenden Geiſtlichkeit zu brechen, und die Biſchöfe ſchrien Zeter und Weh über die ſchöne Ketzerin und riefen des Himmels Zorn und Rache auf ſie herab.

Aber Maria war muthig und kühn, ſie fürchtete ſich nicht vor den geiſtlichen Blitzſtrahlen.

Im Rathe der trefflichen Männer, den die Königin um ſich verſammelt, wurde beſchloſſen, die Einkünfte der Krone zu regeln und wo möglich zu vermehren und zu dieſem Zwecke den Oberbergrath Georg Turzo in Kremnitz zu gewinnen. Durch ihn hoffte ſich Maria mit dem Fuggerſchen Hauſe in nähere Verbindung zu ſetzen und vor der Hand ein Anlehn bei demſelben zu machen, deſſen die Krone ſehr benöthigt war. Sie rechnete darauf, daß Jakob Fugger die hülfreiche Liebe, die er ſowohl dem habsburger Hauſe und beſonders ihrem Großvater, dem Kaiſer Maximilian, und ihrer Tante der Erzherzogin Margaretha, als auch ihrer Vorgängerin und Schwiegermutter, der Königin Anna von Ungarn und Böhmen, ſtets bewieſen, auch auf ſie übertragen werde. Sie ſandte deshalb einen vertrauten Kammerherrn an den Director der Fuggerſchen Goldbergwerke und lud denſelben an ihren Hof ein. In einem beſondern Briefe an Georg Turzo erſuchte ſie ihn um ein einſtweiliges Darlehn; denn ſie war in der That faſt von allem Gelde entblößt, und auf das rechtzeitige Zufließen aus den Hülfsquellen der Krone war bei der allgemeinen Verwirrung des Landes und der Erſchlaffung der Regierung niemals zu rechnen. Ihr Bote kehrte mit der Nachricht zurück, daß er den Oberbergrath nicht zu Hauſe getroffen; er ſei nach Augsburg gereiſt, doch ſolle ihm der Brief ſofort nachgeſchickt werden.

So verging die Zeit bis gegen Ende des Monats November, und die Verlegenheiten der Königin vermehrten ſich mit jedem Tage. Da traf ein Bote Turzo's in Ofen ein. Er wurde der Königin unter dem Namen Raimund Mohr gemeldet. Mit fieberhafter Ungeduld erwartete ſie ſeinen Eintritt in ihr Kloſet. Es war noch früh am Tage, und die Königin hatte noch nicht Toilette gemacht. Ihr reiches kaſtanienbraunes Haar quoll in üppigen Locken unter ihrer einfachen Haube hervor; ein faltenreiches Gewand umhüllte die tadelloſen Formen ihres jugendlich elaſtiſchen Körpers. Maria war fünf Wochen vorher in ihr neunzehntes Lebensjahr getreten. Sie war nicht nur die geiſtreichſte und ſchönſte von ihren Schweſtern, ſie war eine der geiſtreichſten und reizendſten Frauen überhaupt. Ihren ſchlanken herrlich gebauten Körper krönte ein kleines vom ſüßeſten Liebreiz ſeelenvoller Züge übergoſſenes Haupt. In ihrem blauen Auge tauchte ein tiefes Gemüth auf, der ſchwärmeriſche Blick deſſelben verrieth ſogleich die Glut hoher Begeiſterung für das Gute, Wahre und Schöne, die ſie erfüllte; ihre edle Naſe ſprach von Kühnheit und Feſtigkeit des Willens. Auge und Naſe waren Erbtheil ihres Vaters und verkündeten die Habsburgerin. Ihre Geſichtsfarbe ſpielte ins Bräunliche; Teint und Haar hatte ſie von ihrer Mutter, der ſpaniſchen Juana. Ein zartes Roth ſchimmerte nur leiſe durch den Sammt ihrer dunkeln Haut auf den Wangen. Starke Augenbrauen drückten Würde und Stolz der Seele aus; die langen Wimpern erhöhten den Ausdruck eines ſchalkhaften ſüßen Schmachtens im Auge. Maria war unbeſchreiblich reizend, und — ſie kannte die Liebe noch nicht. Die Politik ihres kaiſerlichen Großvaters hatte ſie als Kind an ein andres königliches Kind gefeſſelt; ſeit zwei Jahren war ſie die Gemahlin dieſes kindlichen Königs, dieſes ſchwächlichen unreifen Knaben. Es war wenig Hoffnung vorhanden, daß König Ludwig jemals ein Mann werden würde; aber Königin Maria war ein üppiges herrliches Weib geworden. Mit dem deutſchen Gemüth ihres Vaters war die ſpaniſche Glut ihrer Mutter in ihr zur vollen Reife gediehen. Die zärtlichen Gefühle ihrer Erzeuger waren auf ſie übergegangen, doch ſie hatten geſchlummert bis zu dieſer Stunde. Kein Mann hatte ihre Aufmerkſamkeit in geſchlechtlicher Hinſicht zu erregen vermocht. Aber ihre Zeit war gekommen, ihre Stunde hatte geſchlagen. Ihr ſüßes Verhängniß, der Beleber ihrer Gefühle trat zu ihr ein, als ſie nichts als einen Goldboten erwartete.

Welch ein Jüngling ſtand vor der überraſchten Königin! Raimund war auch erſt ſiebzehn Jahre alt, wie König Ludwig, aber in demſelben Maße, wie dieſer in der körperlichen Entwicklung hinter ſeinem Alter zurückgeblieben, war jener dem ſeinigen vorausgeeilt; er hatte das Anſehen eines Jünglings von zwei bis dreiundzwanzig Jahren. Gerade nicht von auffallender Leibesgröße, zeigte ſeine Geſtalt doch ein Bild köſtlicher Kraft, gemildert durch einen Adel von Anmuth und Formenſchönheit, der faſt an die Grenze des Weiblichen anſtreifte. Es war Alles vom Scheitel bis zur Ferſe vollendete Harmonie an ihm, ein lebendes in die Wirklichkeit hereingetretenes Ideal, und darum eine fremdartige, ſchier göttliche Erſcheinung, eine poetiſche Geſtalt, die wie durch Zauber in Stoff und Form verwandelte Phantaſieſchöpfung eines morgenländiſchen Dichters. Ein dunkelbraunes Haar bekränzte mit üppiger Lockenfülle einen ſtarken ſtolzen Nacken, die edelſte reingewölbte Stirn und umrahmte ein Geſicht, in welchem Alles, was der heiße Traum eines jungen Weibes von Kraft und männlichem Liebreiz ihr vor die Seele gaukelt, verſammelt war. Noch ſtrahlte dieſes keuſche dunkle Auge nicht von der Trunkenheit glühender Gefühle; ſie ſchliefen noch darin, aber man ſah die reizenden, ſchon vom Morgenroth angeſtrahlten Schläfer; man ſah und begriff die träumeriſche Ahnung von allen Märchen und Liedern, von aller Schönheit und Tiefe des Lebens, welche hier erwachen und im reizendſten Spiele, im ſüßeſten Kampfe ſich tummeln würden. Der Funke ſchlummerte noch in dieſem Marmor, aber man wußte, daß er darin war und zur Flamme werden, und daß dieſe den Stein zum Gott erwärmen und umwandeln werde. Wie fremd reizend, wie mit nichts in der Nähe zu vergleichen waren dieſe Züge! Nichts von einem Ungar, von einem Deutſchen, Franzoſen, Italiener oder Spanier! Die Königin kannte viel ſchöne und ausgezeichnete Männer von all dieſen Völkern. Aber ſie hatte noch keinen jungen Mann von ähnlicher Schönheit geſehen. Der Blick dieſes Auges drang ihr tief in die Seele, und als der Herrliche ſich mit angeborner Sicherheit und doch holder, faſt verſchämter Befangenheit vor ihr verbeugte, da ſchlug ſie ſelbſt in ſüßer Verwirrung erröthend das Auge nieder. Und er ſprach zu ihr; jedes ſeiner Worte klang wie Muſik aus ſeiner Seele herauf und ſchmeichelte ſich in die ihre. Sie hätte ihm ſtundenlang zuhören können, und es würde ihr minutenlang gedeucht haben; ſie hätte vielleicht den Sinn ſeiner Worte nicht gefaßt, aber der Klang ſeiner Stimme hätte ſie entzückt. Er berichtete ihr, daß ſein Pflegevater, der Kammerrath Turzo, von Augsburg zurückgekommen, ſogleich einen Boten an Ihre Majeſtät habe abſenden wollen, und daß er, der Sohn, gebeten habe, ihm die Sendung zu übertragen, damit er Gelegenheit habe, nicht nur der Königin ſeine Huldigung darzubringen, ſondern auch dem Könige ſeine Ehrfurcht zu bezeigen, deſſen Jugendgeſpiele geweſen zu ſein er das Glück habe. Dabei händigte er ihr Turzo's Brief und die Goldrollen ein, welche die verlangte Summe enthielten.

„Ich danke Euch, edler Junker," verſetzte die Königin mit einer Beklommenheit, die ſie noch nie an ſich wahrgenommen hatte. „Es macht mir Freude, daß Euer Vater Euere Bitte gewährt hat. Ihr nennt ihn Euern Pflegevater; ſo ſagt mir, welchem edeln Geſchlechte ſeid Ihr entſproſſen?"

„Ich bin nicht von adliger Abkunft, nur der Sohn eines armen vor meiner Geburt verunglückten Bergmanns.

Auch meine Mutter ſtarb gleich darauf, als ſie mir das Leben gegeben in einer Dorfſchenke, wo Herr Jakob Fugger und ſeine beiden Neffen, die Herren Raimund und Marx Fugger, eben auf der Reiſe von Augsburg nach Kremnitz begriffen, ſchlechten Wetters wegen die Nacht zubrachten. Die Herren Fugger nahmen ſich meiner an. Herr Marx war ein Prieſter und taufte mich, Herr Raimund hielt mich über das Becken. Dann brachten ſie mich nach Kremnitz, wo mich Frau Anna Turzo mit ihrem eignen Kinde ſäugte und mütterlich erzog."

„Eines Bergmanns Sohn!" ſagte die Königin ungläubig und muſterte noch einmal die Geſtalt des jungen Halbgottes vor ihr, ſah ihm noch einmal in das Auge, und die Ueberzeugung ſtand in ihr feſt: dieſer Jüngling könne unmöglich der Sohn eines gemeinen Arbeiters und eines Weibes aus dem unterſten Volke ſein; ſolcher Adel ſei nimmer das Gepräge einer unter dem Druck der Arbeit entgeiſtigten Natur. Ihr Auge war von frühſter Jugend an gewöhnt geweſen, Schönes und Edles zu ſehen; war doch an den Höfen ihres Großvaters, ihrer Tante, ihres Bruders und ihrem eignen Alles verſammelt geweſen von der Adelsblüte des Landes, was auf edle Schönheit, Anmuth und Geiſt Anſpruch machen konnte. Aber aus dieſem Auge blitzte ihr ein Geiſt entgegen, den ſie noch nicht kannte, und der ſie mit einer ſeltſamen noch nie empfundenen Miſchung von Entzücken und Scheu erfüllte. Es war ihr nicht anders, als ſei dieſer Jüngling die Erſcheinung einer andern und höhern Welt, deren Bewohner reicher begabt ſeien, als die Kinder des mangelhaften Menſchengeſchlechts. Sie vergaß ihm gegenüber ihre königliche Würde, eine faſt demüthige Befangenheit wandelte ſie an, und doch fühlte ſie ſich zugleich ſelig und ſtolz als Weib, dieſem jungen Könige ſeines Geſchlechts gegenüber. Es war ihr zu Sinne, wie, der Tradition nach, der hohen

Himmelskönigin, der hochgebenedeiten Jungfrau, dem Engel gegenüber der ihr ihr unausſprechlich hohes Loos, die Mutter des Weltheilands zu werden, verkündete, und wie Jene, deren Namen ſie ja auch führte, ſich vor dem Himmelsboten, ſo hätte ſie ſich vor dieſem Jüngling, der ihr auch wie ein Engel erſchien, verbeugen und ſagen mögen: Ich bin des Herrn Magd; mir geſchehe, wie du geſagt haſt.

Sie bat ihn, bei ihr zu verweilen und ihr zu erzählen von ſeiner Kindheit, ſeinem Jünglingsalter, von ſeinen Erlebniſſen und Gefühlen, und er gewährte ſo gern dieſe faſt rührende Bitte. Es war ihm, als könne er nicht widerſtehen und müſſe der holden herrlichen Frau ſein ganzes Inneres enthüllen, wie er es noch vor keinem Menſchen blosgelegt hatte. Auch er vergaß gar bald die Königin in ihr, als er auf ihr Erſuchen neben ihr Platz genommen und ſie ihm das Siegel von Mund und Herz gelöſt hatte. Wie eine freundliche Fee erſchien ſie ihm, der etwas zu verhüllen vergeblich ſei, da ſie ja doch ſeine Seele, wie einen an einem Blumenblatte zitternden Thautropfen durchſchaue; im Verlaufe ſeiner offenherzigen Plaudereien trat ſie ihm aber geiſtig noch näher. Er fühlte ſich mit ihr ſo nah verwandt; es dünkte ihm, als ſei ſie ſeine Jugendgeſpielin geweſen, wie einſt die Schweſter ihres Gemahls, die jetzige Gemahlin ihres Bruders, des Erzherzogs Ferdinand. Er fühlte ſich nicht fremd, nicht beengt und befangen, vielmehr ihr gleichgeſtellt, einen Königsſohn oder ſie als Bergmannstochter. Und er erzählte ſo reizend von den hohen ſteilen Bergen und den grünen Wäldern darauf, von den Vögeln im Wald und den Lämmern im Thale. Er ſprach mit Begeiſterung vom Bergmannsleben und beſchrieb ihr die tiefen Schachte und die Arbeit darin, die Gewinnung des Goldes. Leuchtenden Auges und hingeriſſen von der Glut ſeiner Seele, die in die ihrige überſtrömte, rief ſie aus: „Ich will die

Schachte mit Euch befahren! Ihr ſollt mein Führer ſein in den Goldbergwerken." Ein ſüßer Freudenrauſch kam über ihn bei dieſen ihren Worten, und er verſprach ihr alle Herrlichkeiten von Kremnitz über und unter der Erde zu zeigen. Er war unausſprechlich glücklich, ihr einen ſo köſtlichen Dienſt erweiſen zu ſollen. Und nun ſtrömte ſein ſchöner Mund wieder über von entzückenden Berichten aus ſeiner Jugend; er erzählte der mit der ganzen Seele horchenden Königin von ſeiner lieben Milchſchweſter Regina und von dem poſſirlichen Zigeunerburſchen Toni, und wie ſie zuſammen mit den beiden Königskindern geſpielt, und wieder von ſeinen trefflichen Pflegeeltern und der holden Katharina, Herrn Raimund Fuggers Ehewirthin, die ihn ebenfalls als ihren Sohn betrachte. Natur- und Menſchenleben, Schönheit und Liebe woben und glänzten wunderbar durcheinander in dem vielgeſtaltigen Bilde, das er vor der berauſchten Hörerin aufrollte; es war alles Poeſie, was er ſprach, und wie reizend ſprach er es! Wie war ſelbſt der Klang ſeiner Stimme poetiſch! Die Königin verlor ſich mit ihm in den bunten Träumen; ſie wurde ſelbſt wieder zum Kinde und lebte ſchnell eine ganze herrliche Jugend mit ihm durch.

Raimund erhielt ein paar ſchöne Zimmer in der Hofburg angewieſen und wurde wie ein vornehmer Adliger behandelt. Die Königin ließ ihn durch ihren Ceremonienmeiſter dem Könige vorſtellen und begab ſich dann ſelbſt in deſſen Zimmer, um an der Unterhaltung Theil zu nehmen. König Ludwig freute ſich kindiſch, ſeinen Jugendgeſpielen wieder zu ſehen, und erinnerte ſich der kleinſten Züge ihres Beiſammenſeins. Beſonders konnte er von den Purzelbäumen und den andern tollen Kunſtſtücken Toni's nicht loskommen. Ludwig war ein gutmüthiger Jüngling oder vielmehr ein läppiſcher Knabe voller Faſeleien und Kindereien. Er ſah in Raimund nur den frühen Genoſſen ſeiner Spiele, die er gern jetzt fortgeſetzt hätte; die Königin hatte andre Augen für den ſchönen Gaſt. Ihre plötzlich erwachte Leidenſchaft ſchlug in ſo ſtarken Flammen aus ihrer jungfräulichen Seele empor, und ſie war ſo gänzlich von derſelben beſiegt, daß Verſtellung ihr unmöglich wurde. Sie dachte gar nicht daran, ſich Zwang anzuthun, vielmehr gab ſie ſich ganz und gar dem ihr neuen ſüßen Gefühlsrauſch hin, und trunken von Liebe verrieth ſie ſich ihrer Umgebung. Schon am folgenden Tage war es keinem Menſchen am Hofe ein Geheimniß mehr, daß die Königin in den ſchönen Fremden ſterblich verliebt ſei. Vergaß ſie doch Alles über ihn, ſelbſt ihren Eifer für die Reformation, und ihre gelehrten und freiſinnigen Freunde ſchienen plötzlich gar nicht mehr für ſie vorhanden zu ſein. Sie lebte gleichſam nur in Raimunds Nähe, ſie hatte nur Augen für ſeine Schönheit, nur Ohren für die Muſik ſeiner Rede, ſie dachte nur daran, ihn zu erfreuen und zu unterhalten. Wenn ſie nicht mit ihm zuſammen war, mußten ihre Frauen ihr nur von ihm erzählen; ihre Träume waren von ſeinem Bilde in den reizendſten Wandlungen und Beziehungen zu ihr ausgefüllt. So verſtrichen ihr Tage wie Stunden im Wonnetaumel der jungen friſchen Leidenſchaft. Raimund wurde wie ein Verwandter des jungen Königpaars behandelt; die Königin veranſtaltete eine kleine Jagd, wozu nur einige Hofjunker gezogen wurden, eine Waſſerfahrt auf der Donau, ein Pferderennen, dann ließ ſie ſich von ihm vorleſen, aber nichts als ſüße Liebesgeſchichten, und immer erſchien er ihr dabei wie der Liebesgott ſelbſt. Er mußte endlich abreiſen; ſie durfte ihn nicht länger zurückhalten, die Hofherren ſpöttelten ſchon über ihre ungezügelte Leidenſchaft. Doch als er fort war, gewahrten die aufmerkſamen Augen am Hofe bald getrübte, ja verweinte Augen der Königin; ſie wurde ſtill und blaß, ſie ſah täglich mehr abgehärmt aus, und ihre Frauen fürchteten, ſie werde tiefſinnig werden. Einige Wochen hielt ſie es aus; dann aber fand ſie eine Reiſe nach Kremnitz für nöthig, um über die Anleihe mit dem Fuggerſchen Hauſe und über den neuen Finanzplan perſönlich mit dem Oberbergrath Turzo zu unterhandeln. Obgleich der Winter vor der Thüre war, ließ ſie ihren Beſuch nach Kremnitz melden und trat gleich darauf mit einem möglichſt kleinen Gefolge die Reiſe dorthin an.

## 2.

## Die Königin Maria in Kremnitz.

Die Kunde von Raimund Mohrs Glück bei der Königin hatte ihm nach bald den Weg in das turzo'ſche Haus gefunden, und wenn dies nicht der Fall geweſen wäre, ſeine Pflegeeltern würden aus ſeiner begeiſterten Beſchreibung ſeiner am Hof erfahrenen Behandlung, aus ſeinem Erröthen und Stammeln, wenn er der Königin erwähnte, aus ſeinem träumeriſchen Weſen und der ganzen auffallenden Veränderung, die mit ihm vorgegangen war, die Wahrheit leicht errathen haben. Die ſchöne liebenswürdige Königin hätte kaum ihre plötzlich ſo heftig erwachte Neigung zu dem Jünglinge ſo offen zu zeigen gebraucht, um einen ſtarken Eindruck auf Raimunds keuſches unbehütetes Herz zu machen, aber daß er ſie liebte wußte er ſelbſt nicht. Nicht wie ſie ihrer Leidenſchaft zu ihm, war er ſich der Neigung zu ihr bewußt. Auch war dieſe mehr ein träumeriſches Inſichſelbſtverſunkenſein, als der glühende Ausbruch einer ſtürmiſchen Empfindung. Man ſah ihn nur einſam auf wenig betretenen Gebirgspfaden gehen; auch zu Hauſe achtete er wenig auf ſeine Umgebung, und wenn man ihn anredete, erwachte er wie aus tiefem Sinnen, und ſeine Augen ſtanden voll Thränen.

Am ſchmerzlichſten empfand es ſeine Milchſchweſter Regina, daß er ſie vernachläſſigte. Regina war zu einer holden Blume emporgeblüht. In ihrem braunen Auge lag ein tiefes ſinniges Geheimniß, welches Allen verſchloſſen blieb. Sie war ernſt und ſtill, und im fröhlichen Kreiſe ihrer Geſpielinnen ſprach ſie gewiß am wenigſten und ſtimmte dem heiteren Lachen derſelben höchſtens mit einem halbwehmüthigen Lächeln bei. Wenn aber Raimund plötzlich ihrem Blick begegnete, belebte ſich ihr Auge in mildſchöner Weiſe und eine ſanfte Röthe berührte ihre Züge. Ihr Auge verfolgte ihn, ihr Buſen hob ſich leiſe; für ihn hatte ſie mehr Worte, ihn erfreute ſie gern mit einer ſinnigen Gabe, einer Blume, einer Frucht oder einer Schöpfung ihrer Hand. Sonſt aber war Alles unter ihnen, wie unter Geſchwiſtern, und Raimund liebte die ſanfte Regina mit der zärtlichſten Bruderliebe. Deshalb ſah er auch jetzt nicht den Thränenſchimmer in ihrem Auge, wenn er ihr mit begeiſtert beredter Zunge von der Königin erzählte: wußte Regina doch ſelbſt nicht, weshalb ſie das wehmüthig ſtimmte.

Die Eltern hatten ſchon lange den Wunſch gehegt, daß Raimund und Regina ein glückliches Ehepaar werden möchten, und da der alte Jakob Fugger und Raimund Fugger und deſſen Ehewirthin Katharina denſelben Wunſch hatten, ſo ſah man in der ganzen Familie und ihrer Umgebung eine ſolche Verbindung der Kinder als eine ausgemachte Sache an. Beide waren mit dieſem Plane der Ihrigen bekannt, es war ja oft und viel in ihrem Beiſein davon die Rede geweſen; man betrachtete ſie als für einander beſtimmt und ihnen ſelbſt fiel nicht bei, einen Zweifel in dieſe Beſtimmung zu ſetzen. Niemand dachte daran, daß es anders werden könnte, am wenigſten ſie ſelbſt. In dieſe ſtille Behaglichkeit des Familienglücks brachte Raimund nach ſeiner Rückkehr von Ofen die erſte Verſtimmung. Alle fühlten ſie, Niemand gab ihr Worte.

Die Ankunft der Königin in Begleitung des Markgrafen Georg von Brandenburg brachte im Turzo'ſchen Hauſe eine große Aufregung hervor und ſchien den hier aufgetauchten Schatten zu verdrängen. Zwar wohnte die hohe Frau nicht in des Oberbergraths Hauſe, ſondern im königlichen Schloſſe. Da aber Turzo einer der vornehmſten Männer in der Stadt war, und ihm — wenigſtens dem Anſchein nach — ausſchließlich der Beſuch galt, ſo betrachtete er natürlich die jugendliche Herrin als den ſeinigen, und er hatte in ſeinem Hauſe die Veranſtaltung getroffen, die Königin darin würdig zu empfangen und zu bewirthen.

Die reizende fürſtliche Frau gewann bei ihrem Erſcheinen in der ſie mit Jubel begrüßenden Bergſtadt durch natürliche Anmuth und Freundlichkeit ſchnell alle Herzen. Sie hatte nicht nur für die Behörden und vornehmen Familien, die ſich ihr vorſtellen ließen, ſie hatte für die Geringſten und Aermſten, die ihr nahten, theilnehmende gemüthliche Worte und huldreiche Blicke, ja, wenn ſie durch die Straße ritt, nickte ſie allen, ſelbſt den Kindern, freundliche Grüße zu. Ihre vom Strahl ſolcher ſüßen milden Anmuth verklärte Schönheit hätte allein ſchon alles Volk der Bergſtadt für ſie begeiſtern müſſen. Und wie war dieſe Schönheit jetzt, da ſie liebte, da ſie den Jüngling ihrer Liebe wiedergeſehen, einer in höchſter Vollendung, im vollſten Liebreiz erblühten prächtigen Roſe gleich! In dem Augenblick, als Raimund Mohr den wonnefeuchten Blick in ihr liebedurſtendes Auge tauchte, als er erröthend und verwirrt die weiche Oberfläche ihrer dargebotenen Hand mit ſeinen heißen Lippen berührte, trat der Stern ihres Lebens in ſein Zenith, und der wärmſte ſüßeſte Frühlingshauch ihrer Jugend goß den reichſten Zauber der Blüthenpracht über ſie aus. Die Familie Turzo war bei dieſer Scene gegenwärtig, und der Oberbergrath Georg las im Auge der Königin die Beſtätigung der zu ihm gedrungenen Kunde, und er wurde davon ſchmerzlich berührt. Noch ſchmerzlicher aber verwundete der auf Raimund gerichtete ſelig trunkene Blick Maria's die demüthig und ſtill neben ihrem Milchbruder ſtehende Regina. Zum erſten Mal nahm die ſinnige edle Jungfrau wahr, daß auch ein anderes Weib ein Auge für ihren geliebten Jugendgeſpielen hatte, und welch ein Auge, und welch ein Weib!

„Nun mögt Ihr mir alle die ſchönen Plätze über und unter der Erde zeigen, von denen Ihr mir ſo begeiſtert geſprochen," ſagte die Königin zu Raimund. „Ich werde mich Euerer Führung anvertrauen und keine Täuſchung erleben. Denn die Menſchen, die Ihr ſo ſehr liebt, von denen Ihr eben ſo geliebt werdet, und die Ihr mir als ſo ausgezeichnete und herrliche geſchildert habt, ich habe ſie wirklich Euerer Beſchreibung treu gefunden. Ihr habt keins der Euerigen bei mir zu ſehr geprieſen, ſelbſt die holde Regina nicht, und es wäre Euerem dankbaren Herzen doch zu verzeihen geweſen, wenn Ihr die Farben zu ſtark aufgetragen hättet." Dieſe, der Familie Turzo gemachte Schmeichelei war die Einleitung zu einer Unterredung der Königin mit dem Oberbergrath unter vier Augen, worin er noch andere überraſchende Dinge zu hören bekommen ſollte.

„Der König," ſagte die hohe Frau mit ſtark zur Schau getragener Würde, hinter welcher ſie ihre Befangenheit verbarg, „iſt Euch dankbar für die Freude, die Ihr ihm bereitet habt, indem Ihr Eueren Pflegeſohn als Boten an den Hof ſchicktet, und er hat ſo viel Freude an ſeinem Jugendgeſpielen gefunden, daß er denſelben ſtets in ſeiner unmittelbaren Nähe zu haben wünſcht. Seine Gnade hat ſich deshalb bewogen gefunden, ihm den ungariſchen Reichsadel zu verleihen, und er ſtellt es Euch frei, Euerem

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52868-X
STORCA,L. FN. 18345/072

Pflegeſohn Euern Familiennamen zu geben, außerdem wird er ſelbſt den Namen eines altungariſchen ausgeſtorbenen Adelsgeſchlechts auf den wieder von neuem liebgewonnenen Jugendfreund übertragen und ihn zu ſeinem oder meinem Kammerherrn ernennen. Der König und ich ſelbſt bitten Euch um Euere baldige Entſcheidung."

Dieſer Antrag kam dem Oberbergrath ſo unerwartet, daß er faſt darüber beſtürzt war. „Die Gnade Sr. Majeſtät für meinen Pflegeſohn iſt mir allerdings höchſt ſchmeichelhaft und gibt mir einen neuen Beweis der königlichen wohlwollenden Geſinnung für mein Haus," erwiderte er öfter ſtockend; „doch möge mir Ew. Majeſtät nicht ungnädig vermerken, wenn ich mich nicht, hohem Befehl gemäß, ſogleich darauf beſtimmt erklären kann. Raimund Mohr iſt mir als ein kurz vorher geborenes Kind von meinem Oheim Herrn Jakob Fugger und von meinem Schwager Herrn Raimund Fugger, welcher zugleich Pathe und natürlicher Vormund deſſelben iſt, zur Erziehung übergeben worden, allein beide haben ſich ihr Recht auf ihn vorbehalten, über ſeine Lebensbeſtimmung das Nöthige zu verfügen, und ich kann alſo, ohne offenbare Verletzung dieſes vorbehaltenen Rechts in dieſer Beziehung nicht eigenmächtig und willkürlich über den Jüngling verfügen."

Das Auge der Königin hatte ſich etwas verfinſtert. „Weder Ihr, noch die Herren Fugger in Augsburg können dem Könige von Ungarn ſein gutes Recht ſtreitig machen, einem in ſeinem Lande geborenen Unterthan den Adel zu verleihen und ihn mit einem Hofamte zu begnadigen."

„Ich zweifle nicht, daß die Herren Fugger die Gnade des Königs zu ſchätzen wiſſen werden, wie ich ſelbſt, und doch könnten ſie Gründe haben, anders über Raimund Mohrs Zukunft zu verfügen. Ja, es wäre ſogar nichts Unmögliches, daß ihr Wille in dieſer Hinſicht von einer andern Seite, von andern Perſonen gebunden wäre."

„Das heißt mit andern deutlichen Worten,“ antwortete die Königin mit Empfindlichkeit und Spott, „Raimund Mohr iſt nicht der Sohn eines armen verunglückten Bergmanns, wie man ihm und Andern glauben gemacht hat, und es bedürfte wohl nicht erſt der Gnade des Königs, ihn in den Adelſtand zu verſetzen.“

„Ew. Majeſtät — dieſer Schluß — meine Ehrfurcht erlaubt mir nicht“ — ſtammelte der Oberbergrath erſchrocken und erbleicht. Die Königin fixirte ihn ſcharf mit den Augen.

„Euere Verwirrung beſtätigt nur meinen Argwohn. An dieſem Jüngling iſt jedenfalls ein großes Unrecht, wenn nicht gar ein großes Verbrechen begangen worden, um ſo mehr wird ſich der König beſtreben, ihn, den er liebt, dagegen zu ſchützen, auf die Enthüllung ſeiner Geburt zu dringen und ihn in die Rechte derſelben wieder einzuſetzen. Und dazu wird es nöthig ſein, daß Raimund Mohr ſich unverzüglich unter den Schutz des Königs ſtellt. Er wird mir daher in meinem Gefolge nach Ofen folgen, und ich erwarte von Euch, daß Ihr dieſem meinem Willen und Befehle nichts entgegenſetzt.“

Die Königin hatte in ihrem Eifer vergeſſen, daß der Zweck ihrer Reiſe der Abſchluß des Anlehns bei dem Hauſe Fugger und die Gewinnung des Oberbergraths von Turzo für die neue Finanzverwaltung des Königreichs ſei, wenigſtens ſcheinen müſſe, und erſt als ſie zur Ueberlegung kam, war ſie nicht ohne Beſorgniß, zu weit gegangen zu ſein. Sie zeigte ſich deshalb gegen die Familie ungemein gnädig und lud, um den böſen Schein zu entfernen, als beabſichtige ſie mit Raimund allein die Bergwerke zu beſuchen, Regina und den Markgrafen ein, ſie auf ihren Ausflügen zu begleiten.

Inzwiſchen hatte ſie durch ihr leidenſchaftliches Auftreten dem Oberbergrath gegenüber ihren Geldangelegenheiten nichts weniger als geſchadet. Turzo, ängſtlich und unſicher, hoffte durch ein bereitwilliges und überſchwengliches Entgegenkommen in der Hauptſache die hohe Frau in der Nebenſache nachgiebiger zu ſtimmen, daß ſie ihm wenigſtens ſo lange Zeit gönne, bis er darüber des alten Jakob Fugger Beſcheid eingeholt habe. Daneben bot er Alles auf, um die Königin zu ehren und ihr den Aufenthalt in Kremnitz angenehm zu machen. Was den letztern Punkt betraf, ſo war ſie durch Raimunds Begleitung mehr als befriedigt; das Glück, welches ſie durch ſeinen Anblick und ſeine Unterhaltung genoß, ſtrahlte ihr aus den Augen, tönte aus jedem ihrer Worte zum unverkennbaren Verdruß des Markgrafen. - Ein Umſtand kam hinzu, Oel in die Flamme der Königin zu gießen. Als ſie nämlich eines Tags mit Raimund, Regina und dem Markgrafen einen Schacht befahren wollte, hatten ſich wie gewöhnlich die Knappen deſſelben aufgeſtellt und empfingen ſie mit ihrer Muſik. Raimund, in der ſchmucken Tracht eines Bergoffiziers, die ihm ungemein gut ſtand, trat zum Oberſteiger um ihm einen Befehl zu geben. Da hörte die Königin die wehmüthig klingenden Worte des alten Bergmanns: „Iſt es wahr, daß Ihr ein Page der Königin werden und uns verlaſſen wollt?“

„Der König befiehlt es, und ich muß gehorchen,“ verſetzte Raimund achſelzuckend. „Aber weshalb fragſt du?“ fragte der Jüngling verlegen. „Bin ich zu deinem Glück und Wohlbefinden nothwendig?“

„Zum meinigen und zu Aller, zum Glück der Herren und der Knappſchaft und vorzüglich zum Glück des Bergſegens. Niemand weiß beſſer als ich, was es mit Euch für ein Bewandtniß hat. Verlaßt Ihr uns, ſo iſt's mit dem Segen der Berge vorbei.“

„Glaube doch die tollen Märchen nicht!“ ſagte Raimund unwillig.

„Was ich weiß, laß ich mir nicht ausreden,“ verſetzte der Oberſteiger und trat zurück.

## 3.

## Ein unvermuthetes Zuſammentreffen.

Die Neugierde der Königin ward durch die wenigen Worte dieſes Bergmanns auf's Höchſte gereizt. Sie war kaum wieder im Schloſſe angelangt, als ſie einem ihrer Pagen befahl, den alten Oberſteiger heimlich für den Abend zu ihr einzuladen. Er erſchien zur beſtimmten Stunde.

„Lieber Alter,“ redete ihn die Königin freundlich an, „Ihr ſcheint es eben ſo wenig gern zu ſehen, wie Herr von Turzo, daß Raimund Mohr in die Dienſte des Königs tritt.“

„Das kann der Herr Oberbergrath ſo wenig, wie jeder ehrliche Bergmann, der es aufrichtig mit den Herren Fugger und mit der Arbeit meint.“

„Ich möchte gern erfahren, wie Ihr das verſteht. Wenn Euere Gründe ſtichhaltig ſind, und ich überbringe ſie dem König, ſo nimmt er vielleicht darauf Rückſicht. Weshalb muß der Oberbergrath und jeder ehrliche, auf den Vortheil der Herren Fugger bedachte Bergmann wünſchen, daß der junge Mann hier bleibt?“

„Weil der reiche Bergſegen an ſein Hierſein gebunden iſt.“

„Der reiche Bergſegen an ihn!“ rief die Königin erſtaunt. „So meint Ihr die Goldadern werden nicht ſo ergiebig fließen, wenn er fort iſt.“

„So iſt's. Er hat das Glück gebracht, er nimmt es wieder mit.“

„Aber aus welchem Grunde glaubt Ihr das? Seid aufrichtig gegen mich; es ſoll Euer Schade nicht ſein. Entdeckt mir Alles offen.“

„Nun ſeht, Frau Königin, das iſt eine ſeltſame Geſchichte, und vornehme Leute glauben nicht an derlei Dinge; wir geringen Leute wiſſen aber, daß ſie wahr ſind und erfahren es täglich.“

„Erzählt mir die ſeltſame Geſchichte von Raimund Mohr; ich werde nicht an ihrer Wahrhaftigkeit zweifeln.“

„Es iſt gar nicht viel zu erzählen. Man ſagt, der Raimund ſei der Sohn eines armen verunglückten Bergmanns. Damit hat's aber ſeinen Haken. Wir wiſſen das beſſer. Ein armes Bergmannskind wäre in dem vornehmen Hauſe nicht alſo herrlich gepflegt worden, wie ein Prinz. Aber mit ſolcher Pflege iſt dem jungen Herrn nur ſein Recht widerfahren.“

„So meint Ihr, er ſei wirklich ein Prinz?“

„Das iſt er auch, Frau Königin, und noch mehr als das iſt er.“

„Noch mehr als ein Prinz? Wie iſt das möglich?“

„Er iſt mehr als ein gewöhnlcher Prinz. Kein gewöhnlicher Prinz, und wenn es der König ſelbſt wäre, hätte dem fuggeriſchen Bergbau ſolchen überſchwenglichen Segen zu Wege bringen können. An dieſen Prinzen iſt aber die Goldader gebunden, und wenn er aus dem Bau entfernt wird, wird ſie ſchwächer werden oder gar aufhören.“

„Nun ſagt mir endlich, wer dieſes merkwürdigen Prinzen Vater iſt?“

Der Bergmann legte ſein-erdfahles altes Geſicht in geheimnißvolle Falten, trat noch einen Schritt näher an die Königin und flüſterte ihr mit gedrückter Stimme zu, gleichſam als fürchte er gehört zu werden: „Sein Vater iſt der Bergkönig ſelbſt, der mächtige Berggeiſt und Fürſt des Goldes im Kremnitzer Gebirge. Und ſeine Mutter war die wunderſchöne Zigeunerkönigin, die ich gar wohl gekannt habe. Sie war ſonſt öfter hier und beſuchte nicht ſelten die Gruben. Da hat ſie der Bergfürſt geſehen; denn er wandelt immer und meiſt dem menſchlichen Auge unſichtbar durch die Baue mit ſeinen Dienern, den Gnomen. Die Frucht ſeiner Liebe hat er dann dem Herrn Jakob Fugger zur Erziehung gegeben. Ich weiß noch, es iſt mir als wären's kaum ein paar Monden, als die Zigeunerprinzeſſin, ſeine Mutter, den Raimund nach Kremnitz brachte. Der Herr Jakob Fugger und zwei ſeiner Neffen waren dabei. Es ging Alles ganz geheimnißvoll zu, und die junge Frau von Turzo legte das Kind an ihre Bruſt neben ihr eigenes. Von jenem Tage ſchreibt ſich der erſtaunliche Reichthum der Goldminen. Vor dem Fäuſtel des Knaben ſprangen die Erznieren aus dem Geſtein. Und je älter das Kind wurde, deſto mehr vergrößerte ſich die Ausbeute der Berge, und im turzo'ſchen Hauſe war lauter Glück und Segen. Und als er nun als Offizier in die Gruben trat, da konnte man's erſt recht merken, was er zu bedeuten hatte. Alle Berggeiſter waren heimlich zu ſeinem Dienſt und trügen ihm zu, was ihn nur erfreuen konnte. Der Bergfürſt liebt ihn mit großer Zärtlichkeit; das wiſſen alle Knappen und viele andere Leute, und manche haben ſogar den Bergkönig mit ſeinem Sohne zärtlich verkehren ſehen. Bedenkt nun ſelbſt, wie übel es der mächtige Berggeiſt vermerken würde, wenn man ſeinen geliebten Sohn von ihm entfernte!"

Die Königin war von dieſem unerwarteten Aufſchluſſe ungemein ergriffen und aufgeregt. So aufgeklärt in Sachen des Glaubens ſie auch war, in Sachen des Aberglaubens war ſie von den Anſichten und Einflüſſen ihrer Zeit befangen und beherrſcht, denen ſich ja ſelbſt Luther nicht entziehen konnte. Es kam ihr kein Gedanke von Zweifel an der Wahrheit der vernommenen Erzählung in die Seele, ſie war vielmehr ſogleich feſt überzeugt, daß ihr nun der

Schlüſſel für die fremdartige außerordentliche Schönheit und das ungewöhnliche Weſen des Jünglings geliefert worden ſei. Raimund war der Sohn des Bergkönigs, das erklärte Alles. Aber ihre Gefühle für den reizenden Jüngling wurden durch die Kunde von ſeiner myſteriöſen Abſtammung in ein höheres Stadium getrieben. Es war nicht mehr ein gewöhnlicher Sterblicher, dem ihre Seele voll junger unentweihter Glut entgegenſtrebte, es war der Sohn eines geheimnißvollen Naturweſens, denen höhere Kräfte zu Gebot ſtehen, als dem Menſchen, und es war mehr als wahrſcheinlich, daß manches von dieſen Kräften, wenn auch in verminderter Stärke oder nur im Abglanz, nichtsdeſtoweniger aber die Schranken der Menſchennatur überſchreitend, auf ihn übergegangen ſei und jenen Zauber erzeugt und von ihm ausgehen ließ, dem die hohe Frau nicht zu widerſtehen vermocht hatte, ja, dem ſie ſich ſo ganz hinzugeben gezwungen ſah, daß die heißen und narkotiſch duftenden Wogen der gegen ſie heranſtürmenden Leidenſchaft ihr ſchon über dem Haupte zuſammenſchlugen. Fand ſie nicht in dem ihr nun erklärten Zauber die beſte Entſchuldigung für ihre Leidenſchaft?

Als ſie den Oberſteiger mit einem Geſchenk entlaſſen wollte, den ihre Freundlichkeit ſo beredt gemacht hatte, näherte er ſich ihr noch einmal und ſagte mit treuherziger Vertraulichkeit: „Ich will Euch noch etwas entdecken, gnädige Frau Königin. Die Zigeuner haben immer fort gute Nachfrage nach Raimund gehalten und gleichſam Aufſicht über ihn geführt, als den Sohn ihrer Königin, obgleich ſie das niemals unſer Einem eingeſtanden. Selten iſt ein Jahr vergangen, daß ſie nicht entweder ſelbſt da waren, oder einen Boten ſchickten, um ſich nach dem Befinden des jungen Prinzen zu erkundigen. So iſt denn gerade auch jetzt wieder ein ſolcher Bote hier, mit dem es eine beſondere Bewandtniß haben muß. Ein Zigeuner iſt er ſicherlich nicht, aber abgeſchickt iſt er gewiß von ihnen, und er muß irgend einen wichtigen Auftrag an Raimund haben."

„Woraus ſchließt Ihr das?"

„Er iſt ganz heimlich geſtern oder vorgeſtern hier angekommen auf einem wunderſchönen Pferde, wie es wohl ſchwerlich in Ungarn viele gibt. Er iſt in einer armſeligen Herberge vor dem Thore eingekehrt, und der Hausknecht, den ich kenne, ein alter Huſar, ſagte mir, das Pferd ſei ein arabiſches, und der König ſelbſt habe kein ſolches. Auch ſchöne Kleider hat er, aber der Hausknecht hat ihm Rock und Hut eines gemeinen Mannes kaufen müſſen, und dieſer hat bei dieſer Gelegenheit bemerkt, daß der Fremde viel Geld hat. In dem gekauften Anzuge kam er nun geſtern mit dem Hausknecht zu mir und bat mich, ihm eine Unterredung unter vier Augen mit Raimund Mohr zu verſchaffen, da er demſelben Dinge von Wichtigkeit mitzutheilen habe. Solches habe ich nun Herrn Raimund gemeldet, und es iſt ausgemacht worden, daß ſie dieſen Abend in meinem Häuschen zuſammenkommen wollen. Hinter dem Fremden ſteckt etwas ganz Beſonderes: man ſieht's ihm gleich an. Er ſieht vornehm aus wie ein großer Herr, nur hat er mehrere garſtige braune Flecken im Geſicht — es ſind ohne Zweifel Muttermale — die ihm ein ſeltſames Anſehen geben. Er ſpricht fremdartig und ſagte mir ſelbſt, er komme weit her und ſei ſchon, ſo jung er noch iſt, die halbe Welt durchreiſt."

„Hört," ſagte die Königin nach einigem Nachdenken, „iſt es nicht möglich, in irgend einem Verſteck in Euerm Hauſe dieſe Unterredung zu belauſchen? Ich würde ein paar von meinen Frauen dorthin ſchicken; denn es liegt mir viel daran, zu erfahren, was der Fremde dem Raimund Mohr zu ſagen hat. Ihr würdet Euerer Königin dadurch eine große Gefälligkeit erweiſen, und ich würde mich Euch dafür dankbar bezeigen."

„Ich kenne meine Pflicht, die Befehle der Frau Königin zu reſpektiren."

„So kommt, wenn es dunkel geworden iſt, um meine Frauen heimlich in Eure Wohnung zu führen." —

Die Königin konnte kaum den Abend erwarten, ſo aufgeregt war ſie. Sie warf ſich mit ihrer vertrauten Kammerfrau in die unſcheinbaren Kleider einer gewöhnlichen Bürgerin und verhüllte das Haupt mit dunkeln Schleiern. Zur beſtimmten Zeit erſchien der Bergmann und führte die beiden Frauen ſchweigend durch die Stadt in ein kleines Haus am Abhang eines der Berge, die das Thal umſchloſſen. Hier verſteckte er ſie in die Küche, von wo ſie durch ein kleines verhängtes Guckfenſter die Stube überſehen konnten. Dann ließ er ſie allein und verſchloß die Küche. Bald darauf trat der Fremde in die Stube und legte Hut und Mantel ab. Eine Hängelampe erhellte ſeine Züge und Geſtalt nur nothdürftig. Es war Martin, der geheimnißvolle Abenteurer. Unruhig maß er das kleine Gemach mit ſeinen Schritten, bis die Angel der Thür wieder knarrte, und Raimund raſch in das Zimmer trat. Mit edlem Anſtand ging er auf Martin leicht grüßend los und ſagte: „Ihr ſeid der Fremde, der mich heimlich zu ſprechen wünſcht?"

„Ich bin's."

„Wer ſeid Ihr, und was habt Ihr mir zu ſagen?"

„Die erſtere Frage kann ich Euch nicht ſogleich beantworten. Erſt muß ich hören, wie Ihr meine Mittheilungen aufnehmt. Doch vorläufig darf ich Euch auf Ehrenwort verſichern, daß ich Euer Freund und in der beſten Abſicht für Euer Wohl aus Spanien hierher gereiſt bin. Ganz allein Euretwegen. Es wäre mir lieb, wenn Ihr dieſer meiner Verſicherung Glauben ſchenken wolltet."

„Ich habe keinen Grund, daran zu zweifeln. Doch gebt mir Beweiſe für Euere Behauptung. Ich kenne Euch nicht, habe Euch nie geſehen. Woran ſoll ich Euch als meinen Freund erkennen?“

„Ich könnte Euch dieſen koſtbaren Ring als Beweis meiner Sendung an Euch darbieten, als Beweis, welche mächtige und hohe Perſonen ſich für Euch intereſſiren, aber Ihr ſeid zu jung, um den Ring zu kennen, Ihr verſteht die Schrift nicht, die ihm eingegraben iſt. Aber ſo viel könnt Ihr wiſſen, daß nur Könige und Fürſten ſolche Ringe zu tragen pflegen. Ich will lieber ein paar Fragen an Euch richten, und bitte Euch ſie mir wahr und aufrichtig zu beantworten. Fühlt Ihr Euch heimiſch und glücklich in dieſem engen Thale, in dieſer kleinen Stadt, in dem ſtillen Hauſe, in welchem Ihr aufgewachſen ſeid? Hat Euch niemals ein dunkles, aber heftiges Gefühl von Unmuth oder Unbehaglichkeit in Euern Verhältniſſen beſchlichen? Iſt nicht zuweilen die Ahnung in Euch aufgewallt, als ſei dieſes Leben in den Bergen und in dem Hauſe Euerer Pflegeeltern zu dunkel, zu beſchränkt, zu eng und klein für Euch? Schoß nicht zuweilen plötzlich die Ueberzeugung in Euch auf, daß Ihr zu einem beſſern Looſe, zu einem buntern bewegten Leben, zu Macht und Größe geboren ſeid? Habt Ihr bei allem häuslichen Glücke Euch doch in einſamen Stunden der ſich Euch aufdringenden bittern Empfindung nicht entſchlagen können, als ſeid Ihr doch fremd in dieſem Hauſe? Hat Euch nicht eine unbeſiegbare Traurigkeit beſchlichen, auf immer in dieſe Schachten, in dieſes Haus gebannt zu ſein?“

Raimund hielt den Blick ſtarr auf den Sprecher gerichtet, etwa wie auf ein Geſpenſt oder ein zauberhaftes Ungeheuer, und je weiter Jener ſprach, deſto mehr erblaßte er, deſto ſtärker zitterte er. Endlich ſprach er mit hohler, bebender, abgeſpannter Stimme: „Um der heiligen Jungfrau willen, wer hat Euch die Macht verliehen, mir die geheimſten Gedanken und Gefühle aus der Seele zu leſen, die ich niemals einem menſchlichen Weſen offenbart habe? Seid Ihr einer jener höher begabten Geiſter, die ſich der Allwiſſenheit rühmen dürfen? Seid Ihr von Gott oder —" Er ſprach das Wort nicht aus; die Stimme verſagte ihm. Er wankte und lehnte ſich, wie aller Kraft beraubt, an die Wand.

„Dieſe geheimnißvollen Stimmen in Euch ſind die beſten Bürgen für mich," fuhr Martin ruhig und lächelnd fort. „Sie ſind wahr. Ihr ſeid nicht für dieſe finſtern Goldgruben, aus welchen die Fugger Schätze holen, und in die ſie den koſtbarern Schatz Eueres jungen Lebens vergraben, Ihr ſeid nicht für dieſes ſtille friedliche Haus geboren. Ein andres, ein leuchtendes und glänzendes Schickſal war Euch beſtimmt, als ſich der Keim Eures Lebens im Schoße Eurer Mutter entwickelte. Habt Ihr nie an die Möglichkeit gedacht, daß Alles, was man Euch über Euere Abſtammung, über Euere Eltern geſagt, erlogen ſei, um Euch in ein dunkles Loos hinabzudrücken? Hatte der junge Adler unter dem Hühnervieh des Hofes nicht das Gefühl ſeiner eigenthümlichen ihm angeſtammten königlichen Natur?"

„Ja, ja, bei allen Heiligen! ſo iſt's!" rief jetzt Raimund, der ſich vom Schrecken erholt und von der Ohnmacht ſchnell zur überſprudelnden Kraft übergeſprungen war. „Nicht wahr, mein Vater war kein armer Bergmann? Und meine Mutter —"

„Euere Mutter lebt, Euer Vater lebt. Ich bin der Bote Euerer Mutter an Euch. Dieſer koſtbare Ring iſt das Eigenthum Euerer Mutter. Geht Euch daraus nicht die Ahnung auf, welch' eine mächtige Frau ſie iſt? Nun denn, Euere Mutter läßt Euch ſagen: komm zu mir, mein geliebter Sohn! Mein Herz ſehnt ſich nach dir! Folge unverzüglich dieſem meinen Boten. Er wird dich ſicher in meine Arme leiten, und hier findeſt du ein deiner würdiges Loos. Hier ſollſt du Alles erfahren. Eile, eile; denn ich erwarte dich ſehnlichſt. — Wollt Ihr dem zärtlichen Rufe Euerer Mutter Folge leiſten?"

„Mir ſchwindelt," ſagte Raimund faſt traurig und mit einem Tone voll Angſt und Beklommenheit. „Ich kann keinen Gedanken faſſen. Doch, doch! Der eine drängt ſich mir auf: Wer iſt meine Mutter? Wer iſt mein Vater?"

„Hier kann und darf ich es Euch nicht ſagen; denn noch bin ich Eueres Entſchluſſes nicht gewiß. Haben wir die Grenze dieſes Landes hinter uns, will ich Euch beſtimmt und wahr auf Euere Fragen antworten, ſo weit mir dies ſelbſt möglich iſt. Denn Ihr müßt bedenken: ich bin nur der Bote und Diener Euerer Mutter."

„Was ſoll ich thun?" rief Raimund noch ängſtlicher.

„Euerm Herzen folgen und mit mir zu Euerer Mutter eilen."

„Wann?"

„Könnt Ihr fragen? Jetzt! Sogleich! In dieſer Nacht noch! Es iſt für all Euere Bedürfniſſe geſorgt. Ein gutes Pferd ſteht Euch zu Dienſt. In zehn Minuten müſſen wir die Stadt hinter uns haben."

„Barmherziger Gott, dieſe Haſt! Soll ich nicht Abſchied nehmen von meinen Pflegeeltern, von Regina?"

„Glaubt Ihr wirklich, ſie würden Euch ziehen laſſen?" lachte Martin höhniſch. „Die Gründe, welche ſie ſiebzehn Jahre lang gehabt, Euch in der Schmach der Niedrigkeit zu halten, beſtehen auch heute noch. Herr von Turzo würde Euch einſperren, ja nöthigenfalls an eine Kette legen —"

„Soll ich als ein Undankbarer aus ihrem Hauſe fliehen, worin ſie mich ſo wohl gehalten?"

„Für das Verbrechen, das ſie in Gemeinſchaft mit dem alten Fugger in Augsburg an Euch begingen, verdienen ſie wahrlich etwas Anderes als Dank von Euch. Doch

Ihr habt zu wählen und zu entſcheiden. Wollt Ihr an das ſehnſüchtige, liebeglühende Herz Euerer Mutter, ſo könnt Ihr jetzt nicht in das Turzo'ſche Haus zurückkehren, um dort einen weinerlichen Abſchied zu nehmen. Ihr müßt ſogleich mit mir. Geht Ihr dorthin zurück, ſo bleibt Euch der Weg zum Herzen Euerer Mutter verſchloſſen, vielleicht für ewig. Ihr habt ſie verloren, habt ſie ſelbſt muthwillig von Euch geſtoßen, und müßt Euch dann mit dem geringen Looſe begnügen, das Euch die Fugger boshaft großmüthig bereiten. Wählt! Doch entſcheidet Euch ſchnell. Ich habe Eile.“ So mit Schlangenwindungen umſtrickte der Schlaue den verwirrten bebenden Jüngling. Nach kurzem ſchwerem Kampfe rief dieſer entſchloſſen: „Es ſei! Ich will Euch folgen.“

„So laßt uns aufbrechen!“ Raimund ſah geiſterhaft bleich aus; die Füße drohten ihm den Dienſt zu verſagen, aber er gebot ſeinem Willen und ſpannte alle Kräfte an ſich zu ermannen.

In dem Augenblick, als Martin die Thür öffnete, trat ihm ein hohes junges edelſchönes Weib gebieteriſch und zürnenden Antlitzes entgegen. „Nicht alſo!“ herrſchte ſie den beiden jungen Männern zu. „Du bleibſt Raimund! Und dieſen Verführer laß ich ſogleich verhaften.“

„Wer iſt dies Weib?“ fragte Martin erſchrocken.

„Die Königin von Ungarn und Böhmen,“ bebte es von Raimunds bleichen Lippen.

In dieſem Augenblick war Martin durch die Thür verſchwunden. Man hörte ſeinen in wilder Flucht den Berg hinabſtürmenden Fußtritt. Die Königin war allein in der kleinen Stube mit Raimund. Von den heftigſten Gefühlen überwältigt, ſank er ihr zu Füßen und hielt flehend die Hände nach ihr empor. Ihr glühendes Herz verſtand die Bewegung des Jünglings falſch; ſie hielt die keuſche Huldigung ſeines Dankes für das Ueberwallen ſtürmiſcher, den ihrigen verwandter Glutgefühle. Er ſah ehrfurchtsvoll in ihr nur die Königin, und ſie wähnte, er ſtrecke ſehnſuchtsvoll liebende Arme nach dem liebenden Weibe aus. Und trunken vor Liebesentzücken beugte ſie ſich zu ihm herab, ſchlang den Arm um ſeinen Nacken, preßte ſein Haupt an ihren wogenden Buſen, und ihre heißen Lippen warfen ihm die Glutfunken bebender Küſſe auf Stirn und Mund. „Mein theurer Raimund,“ hauchte ſie dazwiſchen, „du ſollſt bei mir bleiben. Nichts ſoll uns trennen. Mein biſt du, mein, Geliebter!“

Er wurde eiskalt in ihrem Arm; die Beſinnung verließ ihn. Aber es war nicht die Leidenſchaft eines ſich am ſüßeſten Ziele plötzlich angelangt ſehenden Herzens, es war ein jäher Schrecken, eine furchtbare Beſtürzung, die ihm den Athem raubte. Dieſes ſpröde Jünglingsherz war noch nicht für die Liebe reif, und ſelbſt der reizenden Königin war es nicht gelungen, dieſe Frucht zu zeitigen. Gerade die Königin vermochte es am wenigſten.

Die Scene im Stübchen wurde von ein paar Augen beobachtet, die ſie nicht hätten ſehen ſollen, von — Regina's Augen. Die ſtille Jungfrau war den ganzen Tag über von einer ihr unerklärlichen Angſt gefoltert worden, und ein bedeutungsvoller Traum der letzten Nacht hatte ihr den geliebten Milchbruder in ſchlimmer Gefahr gezeigt. Ein Adler und ein Wolf hatten ſich um ihn geſtritten. Die Geängſtete ließ den Jüngling kaum aus den Augen, und ſein ungewöhnlich unruhiges und zerſtreutes Weſen entging ihr nicht. Ebenſo nahm ſie Kenntniß von den geheimnißvollen Botſchaften, die er erhielt. Als ſie ihn nun Abends ſich entfernen ſah, zog eine unſichtbare Kette ſie ihm nach. Sie ſah ihn in das Häuschen des Bergmanns gehen, und ſie erkletterte den niedrigen Mauervorſprung, um durch eine Spalte des Fenſterladens ihre Blicke in die Stube zu tauchen. Sie ſah Alles, was darin vorging; ſie erkannte die Königin, und als Raimund in den Armen derſelben lag, fuhr der angſtvollen Lauſcherin ein Schwert durch die Bruſt.

Raimund erwachte unter den Küſſen der Königin. Sie entfernte ſich mit ihrer draußen wartenden Kammerfrau. Auch er kehrte wankenden Schrittes wie ein Trunkener nach Hauſe zurück. Vor der Thüre fand er Regina in Thränen. Sie hatte ihn erwartet. Er hatte jetzt nur ein Bedürfniß, ſein ſchwerbelaſtetes Herz zu erleichtern, und es gab ja nur ein Herz für ihn auf der Welt, dem er ſich mittheilen konnte, ja mittheilen mußte, das ſeiner Regina. Er verhehlte ihr nichts von den wichtigen Erlebniſſen dieſes Abends. Bebend vor Beſorgniß um den theuern Bruder eilte Regina zu ihrem Vater.

Am andern Morgen war Raimund Mohr aus Kremnitz verſchwunden, und Niemand konnte angeben, wohin er gekommen ſei. Der Oberbergrath ließ die ängſtlichſten Forſchungen nach ihm anſtellen, aus denen ſich ergab, daß er bald nach Einbruch der Nacht eine geheimnißvolle Zuſammenkunft mit einem Fremden im Hauſe des Oberſteigers gehabt, daß der Fremde gleich darauf abgereiſt und Raimund ſodann nirgend mehr geſehen worden ſei. Die Umſtände wurden von Herrn von Turzo trefflich benutzt, um die Königin zu täuſchen, und es gelang vollkommen. Nach wenigen Tagen verließ ſie, obgleich reichlich mit Geld verſehen, die Bergſtadt in der übelſten Laune. Markgraf Georg, ihr Beſchützer und Begleiter, betrachtete ſie zuweilen mit einem boshaften Lächeln. Er war der Liſt des Oberbergraths nicht fremd und hatte die Intrigue ſelbſt geleitet.

## 4.

## Chair-Eddins Bote beim Padiſchah.

Der junge Padiſchah Suleiman hatte die Jagdzeit in ſeinen prächtigen Wäldern um Adrianopel zugebracht und das Vergnügen der Jagd in vollen Zügen genoſſen. Schon ſtand er im Begriff, mit ſeinen zahlreichen Gefolge nach Stambul zurückzukehren; denn die Tage wurden rauh und ſtürmiſch, der Winter ſchickte ſeine Vorboten. Der Harem bereitete ſchon die Abreiſe vor. Da wurde ihm eines Abends, als er ermüdet von der Jagd zu ſeiner reizenden Gemahlin Norelane heimgekehrt war, ein Geſandter des Fürſten von Algier, Chair-Eddin Barbaroſſa's, gemeldet, der wenige Stunden vorher angekommen war.

„Was will der wilde Seeräuber von mir?“ fragte der Sultan faſt zornig. „Was hab' ich mit dieſem Menſchen zu ſchaffen?“

„Ich weiß es nicht,“ antwortete die ſchöne Norelane, die jugendlich ſtrahlende Herrin, „aber das weiß ich, daß er mit dir in ein gutes Vernehmen zu treten wünſcht und aus dieſem Grunde den Geſandten geſchickt hat.“

„Woher weißt du das ſchon, meine ſüße glutäugige Gazelle?“ fragte der ſtolze Herr der Osmanen und ſchlang, den ſtrengen Blick zu einem huldigenden Lächeln verwandelnd, den kräftigen Arm um die herrlichſte der Frauen, die in ſeinem Harem blühten.

„Der Geſandte hat mir bereits die Aufwartung gemacht, als er dich nicht zu Hauſe fand. Er iſt ein blutjunger aber ſehr gewandter Menſch, ein Franke von Geburt, wie er mir ſelbſt geſagt hat, und durch merkwürdige Schickſale nach Algier verſchlagen, wo er ſich Chair-Eddins Gunſt zu erwerben verſtanden hat. Daher ſpricht er auch das Arabiſche geläufig. Er hat mir zwei koſtbare Geſchenke überreicht, ein herrliches Pferd von Chair-Eddin, wie du ſelbſt kein gleiches in deinen Ställen haſt, und einen Ring von Suleima, Chair-Eddins Lieblingsgemahlin, einen Ring von ſo koſtbarer Arbeit, wie ich noch keinen beſitze."

„Da iſt freilich die ſchöne eitle Roxelane für den ſtolzen Seeräuber gewonnen," lachte der Sultan. „Und was hat er für die Geſchenke von dir verlangt?"

„Daß ich dich bitten möchte, die Unterwerfung Chair-Eddins unter deine Oberhoheit gnädig anzunehmen."

„Scherzeſt du mit mir?" fuhr Suleiman auf.

„Ich trage dir die Bitte des Geſandten vor."

„Chair-Eddin ſich mir unterwerfen! Und dazu koſtbare Geſchenke! Wer hat ſchon Aehnliches gehört! Es klingt wie ein Mährchen."

„Und um dich günſtig zu ſtimmen für die Wünſche des Fürſten von Algier hat mich der Geſandte erſucht, dir den Ring von der Fürſtin zu zeigen. Er meinte, du würdeſt ihn wohl wieder erkennen; denn du habeſt ihn einſt an der Hand der Fürſtin ſelbſt geſehen."

„Seltſames Räthſel! Woher ſoll ich die Frau des Seeräubers kennen?"

„Hier iſt der Ring, ein unvergleichliches Kleinod!"

Der Sultan hatte kaum einen Blick darauf geworfen, als er freudig überraſcht ausrief: „Ha, das iſt der Ring der ſchönen Maurenfürſtin von Granada, der Enkelin des Propheten, die einſt hier war, um meinen Vater zum Beiſtand der armen Mauren in Spanien zu bereden. Ein ſchönes ſtolzes Weib, voll Muth und Thatkraft, voll Schlauheit und unauslöſchlichem Chriſtenhaß, wie ſie bei uns nicht gefunden werden. Ich kenne nur Eine, die ſie an Schönheit und Klugheit übertrifft, und die iſt — meine Roxelane."

„Schmeichler! Und der ſchönen Frau wegen nimmſt du wohl Chair-Eddins Unterwerfung an?“

„Wunderbar! Suleima Chair-Eddins Gemahlin! Dann kann er kein gewöhnlicher Abenteurer, kein gemeiner Räuber ſein. Suleima kann nur eines ausgezeichneten großen Mannes Weib ſein.“

„Wie Roxelane.“

„Schmeichlerin! — Doch laß den Geſandten kommen. Ich bin begierig ihn zu hören.“

„Ich muß dich auf etwas Ungewöhnliches an ihm vorbereiten. Er hat vier oder fünf häßliche braunrothe Flecken im Geſicht, Zeichen, die ihm die Natur jedenfalls ſchon im Mutterleibe aufgedrückt hat. Uebrigens iſt er ein feiner junger und hübſcher Mann.“

Der Geſandte wurde hereingeführt: Martin im prächtigen reichen Schmucke eines mauriſchen Bei. Sich niederwerfend berührte er mit der Stirn dreimal den Boden und ſprach den großen Segensgruß.

„Erhebe dich und ſprich!“ redete ihn der Sultan an.

„Dein Knecht Chair-Eddin der Rothbart, Herr von Algier, entbietet dir durch mich Gruß und Segen des Propheten; ebenſo Suleima, ſeine Gemahlin. Sie ſenden dir dieſen Brief.“

Der Sultan löſte das Siegel des ihm überreichten Schreibens und durchlas es.

„Suleima ſchreibt mir viel Schönes,“ ſprach er dann freundlich. „Sie und ihr Gemahl wünſchen ſich und das von ihnen beherrſchte Gebiet der hohen Pforte zu unterwerfen und erſuchen mich, mit dir darüber zu verhandeln, indem ſie dich mir als einen verſtändigen und wohl unterrichteten jungen Mann rühmen.“

„Ich werde ſtets bemüht ſein, ihre Zufriedenheit und ihren Beifall zu erringen, doch auch den deiner Hoheit, großmächtiger Herr. Meine erhabene Gebieterin hat mit

Jubel deine Siegeszüge gegen die Chriſten und deine Eroberungen im vorigen Jahre vernommen. Sie hat Feſte gefeiert, als die Kunde zu uns drang, daß die Veſte Belgrad in deine Hände gefallen und daß du die Inſel Rhodus den Johanniterrittern genommen. Ihre alten Hoffnungen und Plane, die dir bekannt ſind, ſind dadurch mit erneuter Stärke erwacht.“

„O, ich kenne ſie, dieſe kühnen Plane!“ rief der Sultan. „Als der Schöpfer dieſen Geiſt mit Stoff bekleidete, vergriff er ſich. Sie hätte ein Mann werden ſollen. Dann wäre ſie entweder jetzt ſchon wieder Staub, aber ihr Name würde doch glorreich fortleben in ihrem Volke, oder Spanien und Italien, vielleicht ganz Europa lägen zu ihren Füßen, und das Kreuz wäre vertilgt.“

„Was ihr, dem Weibe, nicht gelingen konnte, wird und muß dir gelingen, großer Suleiman, im Bunde mit ihr und Chair-Eddin. In ihm hat ſie einen würdigen Gemahl gefunden, empfänglich für die großen Gedanken und Entwürfe ihres Geiſtes, und mit Kühnheit, Kraft, Entſchloſſenheit, Muth und Beharrlichkeit ausgerüſtet. Ihre Begeiſterung hat die ſeinige entflammt, und ſie hat ihn überzeugt, daß er nur als dein Vaſall, deinem Befehle gehorchend und mit deiner Kraft vereint den Plan der alten Kalifen ausführen kann, die Chriſtenwelt zu erobern und die Fahne des Propheten von einem bis zum andern Ende der Welt wehen zu laſſen.“

„Ich nehme ihre Unterwerfung an. Laß mich ihre nächſten Plane hören. – Welche Vorſchläge haſt du mir von deinem Gebieter zu machen?“

„Es iſt dir bekannt, daß Karl, der deutſche Kaiſer und König von Spanien mit dem König von Frankreich, Franz, in Feindſchaft und Krieg lebt, den nur die Eitelkeit und Eiferſucht beider aufeinander erzeugt hat. Die Franzoſen ſind zuletzt in Oberitalien geſchlagen worden, aber ſchon ſtehen ſie wieder ſtark gerüſtet und der Abfall des erſten Feldherrn Frankreichs, des Großkonnetable Herzogs von Bourbon, hat Franz nicht nur nicht geſchadet, ſondern ſogar genützt, dem Kaiſer hat er aber keinerlei Vortheil gebracht. Von dieſen beiden Königen wird der Eine den Andern aufreiben, und da in Deutſchland eine allgemeine Volkserhebung gegen die Fürſten vor der Thüre ſteht, ſo wird der Kaiſer hier ſo beſchäftigt ſein, daß er ſeine Streitkräfte nicht gegen Franz wird wenden können. Suleima ſagt: es liegt im Vortheil des Islam, daß du dich mit dem Franzoſenkönig verbindeſt. Karl muß unterliegen, damit wir Spanien wieder gewinnen. Spanien und Italien müſſen von dir erobert werden, wie Rhodus. In Rom mußt du das Chriſtenthum an ſeiner Wurzel faſſen und ausreuten. Dazu aber bedarfſt du einer ſtarken Seemacht. Deine Flotten müſſen das mittelländiſche Meer beherrſchen."

„Ich höre Suleima reden," bemerkte der Sultan zu Rorelane gewendet, lächelnd. „Das Schwierigſte, das Ungeheuere betrachtet und behandelt ſie wie ein Kinderſpiel. — Ich habe keine, ſolchem rieſigen Unternehmen genügende Flotte, ich habe keine Seeleute, keine Admirale, mein Kriegsvolk kennt den Seekrieg nicht und hat Abneigung davor. Was die heißen Träume deiner Gebieterin ihr leicht und luftig vorgaukeln, ſtößt in der Wirklichkeit auf unüberſteigliche Hinderniſſe."

„Suleima ſpricht: dem kleinen Geiſte iſt das Leichteſte ſchwer, dem großen Geiſte das Schwierigſte leicht. Du biſt der große Geiſt, du der prächtig aufgegangene Stern, auf deſſen Größe und Glanz ſich die Augen aller Gläubigen hoffnungsvoll richten. Von dir erwarten ſie Sieg über die Chriſten. Unter deine Fahnen werden ſich Alle ſchaaren, die zu Allah beten. Chair-Eddin iſt der kühnſte, kräftigſte und einſichtsvollſte Seekrieger, den die Welt jetzt hat. Er beſitzt eine für ſeine Kräfte zahlreiche und wohlausgerüſtete Flotte. Er ſtellt ſie mit all ihren tapfern Kriegern, wie ſich ſelbſt, dir zur Verfügung. Er will dein Admiral ſein, und er erwartet nur deine Befehle, um dir eine Flotte zu ſchaffen ſo ſtark und ſo mächtig, daß du Italien und Spanien damit bezwingen ſollſt. Ich kenne die Streitkräfte Spaniens zu Land und zu Waſſer; die letztern ſind unbedeutend, ſelbſt die Neapels und Siciliens hinzugerechnet, würden ſie einer türkiſchen von Chair-Eddin angeführten Flotte nicht widerſtehen können. Und biſt du mit Frankreich verbunden, führſt du ſelbſt ein ſiegreiches Heer nach Ungarn und eroberſt das von einem ſchwachen Kinde regierte Land, in welchem Zapolya's Partei jetzt immer mächtiger wird und jedenfalls über lang oder kurz den Bürgerkrieg hervorruft und die ohnedies ſchwache Kraft des Landes vollends lähmt, dann eilſt du auf den Fittigen des Siegs und des Ruhms unaufhaltſam dem großen Ziele zu.“

„Suleima hat dich gut geſchult, junger Mann, und ſie hat einen geſchickten Schüler an dir gefunden. Du ſcheinſt auch die Dinge in Ungarn gut zu kennen.“

„Ich habe überall mit eigenen Augen geſehen, habe ſtets aus der Quelle ſelbſt geſchöpft.“

„Viel Ehre für dich. Du biſt noch jung. Wie viel Jahre zählſt du?“

„Ein und zwanzig. Die Reife des Geiſtes zählt nicht nach Jahren; das hat deine Hoheit an ſich ſelbſt erfahren.“

„Ich entlaſſe dich jetzt, um morgen weiter mit dir zu verhandeln. Es iſt dir gelungen, dir nicht nur meine Gnade zu gewinnen, du haſt dir auch eine Gönnerin errungen, auf deren Wort und Rath ich etwas gebe, die ſchöne Sultanin Roxelane.“

Martin berührte mit der Stirn den Boden des Gemachs und entfernte ſich.

## 5.

## Chair-Eddins Bote beim König von Frankreich.

Faſt zehn Monate waren ſeit der Audienz Martins bei dem Beherrſcher der Osmanen vergangen, als er in anderer Kleidung, in der eines gewöhnlichen deutſchen Edeljunkers, im Vorzimmer eines andern mächtigen Herrſchers harrend ſtand, in dem des Königs Franz von Frankreich im Schloſſe zu St. Cloud.

In dieſen zehn Monaten hatte ſich viel Wichtiges ereignet. Der zu Ende des vorigen Jahres zur Wiedereroberung Mailands unternommene Feldzug der Franzoſen, unter dem talentloſen Admiral Bonnevit war gänzlich mißglückt. Sie hatten von den verbündeten kaiſerlichen Heeren, Neapolitanern, Mailändern, Venetianern, Spaniern und deutſchen Landsknechten wiederholte Niederlagen erlitten und ſich genöthigt geſehen, den Rückzug über die Alpen mit ſchwerem Verluſt anzutreten. Auf dieſem Rückzug fiel auch der berühmteſte aller franzöſiſchen Ritter, der vorzugsweiſe ſo genannte „gute Ritter“ und „Ritter ohne Furcht und Tadel“, Bayard, in welchem ſich noch einmal vor dem Untergange des Ritterthums alle glänzenden Eigenſchaften deſſelben vereinten. Wie Sickingen der letzte deutſche, ſo war Bayard der letzte franzöſiſche Ritter in der edelſten Bedeutung. Der Strom einer neuen Zeit mit ganz andern Intereſſen und Beſtrebungen riß Beide gewaltſam nieder und ob ſie noch ſo treffliche Männer waren, und fluthete über ſie hin. Das ganze an dem abſterbenden Geiſte des Ritterthums kränkelnde franzöſiſche Heer mußte der ungeſtümen Tapferkeit des vom Geiſte der Neuzeit beſeelten Heeres der Kaiſerlichen weichen und floh in wilder Unordnung über die Alpen.

Die ſiegreichen Heerführer hielten für das Beſte, den Vorſchlag des Herzogs von Bourbon, dem es nicht allein nach ſeinen reichen Gütern im ſüdlichen Frankreich, ſondern auch nach der franzöſiſchen Königskrone gelüſtete, in Ausführung zu bringen, nämlich die Begeiſterung des kaiſerlichen Heeres nach dieſen glänzenden Siegen zu benutzen und den Feind in ſeinem eigenen Lande aufzuſuchen. Da zu erwarten ſtand, daß König Franz immer wieder mit neuen Heermaſſen über die Alpen kommen würde, und in Betracht, daß man deshalb die gerüſteten Heere in Oberitalien unthätig und auf die Ankunft der Franzoſen wartend in Bereitſchaft halten müſſe, und daß es daher beſſer ſei ſie in Thätigkeit zu erhalten und dem Feind die Möglichkeit ſchnell große Streitkräfte zuſammenzuziehen abzuſchneiden, ſo gab der Kaiſer von Spanien aus ſeine Zuſtimmung zu dem Kriegszuge nach Frankreich, welchen Bourbon mit dem Eifer eines ſtolzen, beleidigten und racheerfüllten Herzens betrieb. Im Juli (1524) führte er das kaiſerliche Heer, aus 5000 deutſchen Landsknechten, unter Zollern und Lodron, 3000 Spaniern unter Pescara und 1500 Italienern beſtehend über die Alpen nach Frankreich und drang ohne Aufenthalt im Lande vor, bis er am 19. Auguſt von Marſeille anlangte, um es zu belagern. Aber die wohlbefeſtigte Stadt ſetzte ſich mannhaft zur Wehre, ſo, daß ſelbſt einem Pescara der Muth ſank. Unterdeſſen erhob ſich Frankreich zur Rettung ſeines Königs. Außerordentliche Steuern brachten große Summen in ſeine Hand, womit er ein bedeutendes Heer anwarb, Franzoſen, Schweizer und deutſche Landsknechte. Im kaiſerlichen Heere fehlte es aber an Geld, und es verbreitete ſich auch das Gerücht unter den Soldaten, der König wolle unverzüglich hinter ihrem Rücken zur Eroberung Mailands nach Italien ziehen. Am 28. September wurde die Belagerung Marſeille's aufgehoben und mit getäuſchten Hoffnungen ging Bourbon mit dem Heere über die Alpen zurück. Aber ſchon war auch das franzöſiſche Heer dorthin aufgebrochen; denn kaum hatte der König von Bourbons Aufbruch vernommen, als er auch entſchloſſen war, noch einmal Alles an die Wiedereroberung Mailands zu ſetzen und ſein neues Heer ſelbſt dorthin zu führen. In dieſen Tagen war's, wo ihm der Junker Martin als geheimer Bote des Fürſten von Algier, Chair-Eddin Barbaroſſa gemeldet wurde.

Des Königs impoſante ritterliche Geſtalt trat dem jungen zierlichen Manne mit einem zerſtreuten und fragenden Blicke entgegen. Er war ſehr beſchäftigt und mitten in der Rüſtung zum Aufbruch begriffen. Doch der Name des berühmten und gefürchteten Seeräubers hatte ihn vermocht, die Audienz ſogleich zu bewilligen. Jetzt ſchien er verwundert, einen ſo jungen Menſchen vor ſich zu ſehen.

„Mein Auftrag an Ew. Majeſtät," nahm Martin im geläufigen Franzöſiſch unerſchrocken und gewandt das Wort, „kommt nicht allein von dem Fürſten von Algier, ich bin auch der Sendbote eines weit mächtigern und gewaltigern Herrn, des ruhmreichen Padiſchah der Osmanen, und bitte Euch, meine Beglaubigungsſchreiben gnädig entgegen zu nehmen und prüfen zu laſſen."

„Fürwahr, Ihr ſetzt mich in Verwunderung. Ihr ſeid weder ein Araber, noch ein Türke, doch auch kein Franzoſe."

„Ich bin ein Deutſcher, im Dienſte Chair-Eddins, des Beherrſchers des Mittelmeers, und war als Bote deſſelben ſchon einige Male beim Großſultan Suleiman."

„Das iſt viel für Euer Alter. Die Deutſchen pflegen ſonſt nicht ſo früh reif zu werden. Doch Euere Aufträge! Ich bin begierig ſie zu hören."

„Chair-Eddin hat mit Euerer königlichen Majeſtät den gemeinſamen Feind, den König von Spanien, und er hat ihn zeither auf eigene Fauſt, ſo gut er vermochte, bekriegt. Nun aber hat er ſich neuerdings als Vaſall dem Großſultan Suleiman unterworfen, um den Kampf gegen König Karl mit größerem Nachdruck führen zu können. Es wird eine ſtarke türkiſche Flotte errichtet und Chair-Eddin ihr Oberbefehlshaber werden. Damit wird er Neapel, Sicilien und Spanien angreifen. Der Sultan aber wird ſeine Heere nach Ungarn führen und von da in die öſtreichiſchen Stammlande einfallen. Ew. Majeſtät ſieht, daß Suleiman und Chair-Eddin Eure natürlichen Verbündeten ſind. Aber Beide wünſchen mit Euch in ein beſonderes und engeres Bündniß zu treten, um mit Euch nach einem zu verabredenden gemeinſamen Plane zum Sturze des habsburgiſchen Hauſes zu handeln.“

„Der Plan iſt gut,“ entgegnete der König angenehm überraſcht, mit freudeſtrahlenden Mienen. „Ich bin zu ſolchem Bündniſſe wohl geneigt. Seid Ihr ermächtigt, mir die Punkte deſſelben vorzulegen?“

„Ich ſoll zuerſt nur Euerer Majeſtät Meinung erforſchen. Auch ſind die Vorbereitungen noch nicht ſo weit gediehen, daß der Angriff in Bälde vor ſich gehen könnte. Die Flotte muß erſt geſchaffen und dabei viele Schwierigkeiten überwunden werden, zumal der Sultan den Seekrieg nicht kennt und keine Vorliebe dafür hat. Die Koſten ſind ungeheuer, und der Schatz war durch vielfache innere Einrichtungen ſtark in Anſpruch genommen. Alles ruht in Chair-Eddins Hand, aber er kann natürlich nicht alle Mittel beſchaffen. Deshalb geht mein beſonderer Antrag von ihm an Ew. königliche Majeſtät dahin, Ihr möchtet bald einen Geſandten an den Sultan ſchicken, um ihn zur ſchleunigen Herſtellung der Flotte anzufeuern. Euer Wort, meint Chair-Eddin, wird beim Sultan von großem Gewicht ſein.

„Ihr ſeht mich eben im Begriff, nach Italien aufzubrechen. Ein Theil meines Heeres iſt ſchon auf dem

Marſche. Es gilt, mich wieder in Beſitz von Mailand zu ſetzen. Ich will und muß es haben. All mein Sinnen und Streben geht dahin, die empfangene Scharte auszuwetzen, und alle Anſtalten ſind getroffen, daß es mir dies Mal gelinge. Ihr begreift, daß ich jetzt zu nichts Anderem Zeit habe. Doch ſobald Mailand wieder mein iſt, kann ich mit Nachdruck andere Pläne verfolgen. Sagt Euerem Herrn, daß er ſich bis dahin gedulden möge. Hernach will ich mit ihm und dem Sultan den Angriffsplan auf die Länder des Kaiſers verabreden. Dann kann ich auch von der Lombardei aus mein Heer gegen Neapel führen, und von Frankreich aus in Spanien einfallen, während Chair-Eddin zur See angreift. Bis zur Eroberung Mailands müſſen wir aber den kühnen großen Plan ruhen laſſen.“

„Ich erlaube mir Ew. Majeſtät Scharfblick auch auf Deutſchland zu lenken. Dort, namentlich in den ſüdlichen Ländergebieten finden jetzt höchſt merkwürdige und außerordentliche Bewegungen ſtatt, die ich perſönlich beobachtet habe, und die von Euch benutzt, der Ausführung jenes Planes ſehr zur Unterſtützung gereichen würden.“

„Die Bewegung des gemeinen Volkes dort iſt mir bekannt, doch halte ich nicht viel davon; ſie iſt doch meiſt für die lutheriſche Ketzerei.“

„Ich erlaube mir, Ew. Majeſtät zu bemerken, daß ſie tiefer geht. Ich habe mich überall mit eigenen Augen überzeugt. Das Volk iſt nicht allein gegen die Pfaffen, es iſt noch weit mehr gegen die Fürſten erbittert. Ueberall in Oeſtreich, Tyrol und Schwaben gährt und tobt es, wie in einem Faſſe voll jungen Weins. Es wird und muß dort bald zum Ausbruch kommen. Von Euch geſchickt geleitet, könnte dieſe wilde Bewegung dort den Sturz der Habsburger herbeiführen, ja ſie könnte Karln die deutſche Kaiſerkrone vom Haupte werfen und auf das Euerige tragen. Nur ſich ſelbſt überlaſſen darf das Volk nicht bleiben; es muß von kundiger Hand zu einem Ziele geführt werden, das es ſelbſt nicht zu kennen braucht, ja, meiner Meinung nach nicht einmal kennen darf, bis der rechte Zeitpunkt eingetreten iſt. Und welche Hand wäre dazu geſchickter als die Eurige?‘“

„Ihr habt trotz Euerer Jugend viel praktiſchen Blick, und ich bin erſtaunt, Euch, den Boten des Fürſten von Algier, alſo in den deutſchen Händeln bewandert zu ſehen. Ich möchte Euere Geiſteskraft für mich gewinnen. Ihr mögt recht haben im Bezug auf Deutſchland, wie in Bezug auf Neapel und Spanien. Aber derſelbe Grund, der mich abhält, jetzt ſogleich auf den Plan Eueres Herrn einzugehen, beſtimmt mich auch, mich vor der Hand von der Bewegung in Süddeutſchland fern zu halten. Erſt und vor allen Dingen muß ich Mailand haben. Ich will die Häupter der deutſchen Bewegung meiner beſondern Gewogenheit verſicherm und habe den Lutheriſchen bereits meinen Beifall zu erkennen gegeben. Weiter kann ich vor der Hand nichts thun. Iſt erſt Mailand wieder mein, läßt ſich weiter von der Sache reden. Doch möchte ich immer über den Gang der Dinge in Deutſchland genau unterrichtet ſein; ich möchte die Leute durch einen geſchickten heimlichen Agenten anfeuern und ihnen meine Hülfe zuſagen. Einen Franzoſen darf ich nicht ſchicken; er würde bald genug von den Schergen der Regierenden erkannt und außer Thätigkeit geſetzt werden. Ein Deutſcher ſteht mir aber nicht zu Gebot. Was meint Ihr, wenn Ihr, da Euere Botſchaft nun erledigt iſt, in Eueres Herrn und meinem Intereſſe, das Geſchäft übernähmet? Ihr ſeid gewandt und mit den Verhältniſſen vertraut, wie Ihr ſelbſt ſagt. Die Stellung eines Kundſchafters und Volksbearbeiters dürfte Euerem Talente angemeſſen ſein, und ich würde mich Euch dafür erkenntlich zeigen.“

„Ich bin bereit, auf Ew. Hoheit Befehl die Sendung zu übernehmen.“

„Wohl! Ich werde Euch mit den nöthigen Geldmitteln und einer Inſtruktion verſehen laſſen. Laßt Euch morgen beim Kanzler melden, an den Ihr auch Euere Berichte einzuſchicken habt. Er wird Euch eine Chifferſchrift geben, in welcher dieſe Berichte zu ſchreiben ſind. Auch könnt Ihr Euere Briefe an den Fürſten von Algier und den Großſultan hier abgeben, ſie werden beſtens und ſo ſchnell als möglich beſorgt werden.“

Zwei Tage ſpäter reiſete der König nach Italien, umgeben von der Blüthe ſeines Adels, Martin allein nach Schwaben. Der Auftrag des Königs war ihm äußerſt erwünſcht, um die im vorigen Jahre abgebrochenen Forſchungen nach ſeinen Eltern fortſetzen zu können.

## 6.

## „Das Volk ſteht auf, der Sturm bricht los.“

Der Sturm war ausgebrochen, der ſchon lange in den aufgeregten Geiſtern gedroht, und brauſte von dem hochgelegenen Alpenlande Oberſchwabens durch die Thäler hinab nach der Donau zu, die bis zu ihren eigenen Quellen im Schwarzwald hinauf aufſtändiſche Bauern in hellen Haufen beiſammen ſah. Statt auf die überall ſich zeigenden Vorboten des Sturmes zu achten und die ſtraff gefaßten Zügel der unmenſchlichen Gewalt und Volksbedrückung locker zu laſſen, zogen die verblendeten weltlichen und geiſtlichen Herren ſie nur noch ſtärker an, und die Grauſamkeit gegen den ſchwergedrückten gemeinen Mann ſteigerte ſich in der letzten Hälfte des Jahres 1524 zu nie erhörter Willkühr und der ſchamloſeſten, alles menſchliche

Gefühl verhöhnenden Frechheit, während die Flämmchen bereits hie und da aus dem glühend heißen Boden emporleckten. Wie von einem böſen Dämon getrieben, goßen die übermüthigen und boshaften Dränger des Volkes ſtatt Waſſer Oel ins Feuer. Die Flammen brachen nun überall mächtig hervor und liefen von den Alpen des Oberalgäus, den hohen Scheidegebirgen des Inn-, und des Donaugebiets, zu beiden Seiten mit Windeseile über die Erde hin ſüdlich durch das Tyrolerland, nördlich bis zum Harz hinab, zum Beweis, daß die Revolution überall eine moraliſche Nothwendigkeit geworden war. An allen Orten und Enden rotteten ſich bewaffnete Bauernhaufen zuſammen, wählten ſich Führer und ſtürzten mit gräßlicher Zerſtörungswuth über Burgen und Klöſter her. Aber es waren eben nur die Bewohner der Dörfer und der kleinen Städte. Die reichen und behaglichen Bürger der größeren Städte hielten ſich theils von der Volkserhebung gegen die himmelſchreiende Gewalt fern, theils ſuchten ſie dieſelbe in Gemeinſchaft mit den Fürſten und dem Adel zu unterdrücken und zu bekämpfen.

Zuerſt trat das politiſche Element allein in der Bewegung hervor; die Bauern forderten mit wahrer deutſcher Beſcheidenheit nur die gerechteſte Erleichterung ihrer unerträglichen Laſten. Ueberall in den deutſchen Landen ſetzten ſie ihre Beſchwerden bald in mehr, bald in weniger Punkten ſchriftlich auf und verlangten von der Obrigkeit Abhülfe derſelben. In den Gauen des Oberlandes waren es meiſt ſechszehn Artikel, in Unterſchwaben und Franken zwölf, welche in vielen tauſend Abſchriften ſchier von Haus zu Haus getragen wurden. Es war auch nicht ein unbilliger Punkt darunter, im Gegentheil hätten die Bauern das natürliche Recht gehabt noch viel mehr zu fordern. Inzwiſchen ließen ſich die Haufen beſchwichtigen, da ihnen die Herrn verſprachen mit ihnen zu Recht zu verhandeln, und wirklich gingen ſie in Oberſchwaben auseinander, als ſie die ſchönſten Verſprechungen, daß ihnen zu Recht erkannt werden ſollte, erhalten hatten. O wie oft ſchon hat ſich das Volk von ſeinen Drängern durch ſchöne Verſprechungen täuſchen laſſen und iſt doch niemals durch ſolche Täuſchung gewitzigt worden! Aber die öſtreichiſche Regierung fachte den Aufruhr ſelbſt wieder an, indem ſie das religiöſe Element ihm gewaltſam einimpfte. Die drei Regierungen zu Innsbruck, Stuttgart und Enſisheim verfolgten, von der erzherzoglichen Kanzlei zu Innsbruck geleitet, mit dem wüthendſten Fanatismus alle Verkünder und Anhänger des Evangeliums. Sie ließen die Prediger, deren ſie habhaft werden konnten, enthaupten, hängen und verbrennen und verbreiteten in den Orten, wo die Lehren Luthers und Zwinglis Wurzel geſchlagen hatten, Mord und Verderben mit Feuer und Schwert. Dadurch ſteigerte ſich die Erbitterung des Volkes zur gräßlichſten Wuth. Dazu kam, daß die Bauern bald inne wurden, wie wenig die Herren gewillt ſeien, ihre in der Noth gegebenen Verſprechungen zu halten. So ſtark und drohend auch die Anzeichen des Völkerſturms ſeit Jahren geweſen waren, ſo hatten doch gerade diejenigen, welche die Erbitterung durch freche und grauſame Handlungen, durch Spott und Hohn heraufgerufen hatten, am wenigſten daran geglaubt. Sie hielten das gemeine Bauernvolk gar nicht für fähig, ſich gegen die Gewalt ſeiner Herren zu empören; ſie trieben die frechſten Spöttereien über die Verzweiflung des gemeinen Mannes und verfolgten die Prediger des Evangeliums ärger, als Diebe und Mörder. Als nun der Sturm wirklich losbrach, geriethen die Herren in eine ſo furchtbare Beſtürzung, daß alle Kraft und Beſonnenheit von ihnen wich. Denn das Mittel, welches despotiſcher Uebermuth und trotzige Ungerechtigkeit brutaler Gewaltmenſchen ſtets gegen die zur Verzweiflung gebrachten und in ſolcher ſich erhebenden Unterdrückten anwendet, die bewaffnete Macht ihrer Söldlinge, ging ihnen gänzlich ab. Der Erzherzog Ferdinand ſowohl als der König von Frankreich hatten im obern Deutſchland alle waffenfähige Mannſchaft angeworben und über die Alpen geführt, wo ſie den Kampf der Eitelkeit und Selbſtſucht des Kaiſers und des Königs ausführen ſollten. Zu Ende des Jahres 1524 gingen die letzten Streitkräfte von Augsburg aus durch Tyrol nach Italien, und nun ſahen ſich die Herren genöthigt, mit den aufſtändiſchen Bauern zu unterhandeln und ihnen neue Verſprechungen zu machen. Unter den geheimen Leitern des Aufſtandes gab es zwar wenige, welche Vertrauen zu den frommen Schalksmienen und gleiſenden Worten hatten, aber die gutmüthige Menge glaubte und vertraute den prächtigen Redensarten. Weil die Bauern es ehrlich meinten und nichts Unbilliges verlangten, glaubten ſie, die Herren hätten ihr Unrecht eingeſehen und würden auch ehrlich und gewiſſenhaft ſich mit ihnen vertragen. Die Herren aber ſuchten durch ihre Verſprechungen nur Zeit zu gewinnen, um ſich zu ſtärken und zu rüſten, und dann mit blutiger Waffengewalt über das freche Bauernvolk herzufallen.

Der Erzherzog Ferdinand ging den Fürſten und dem Adel in dieſem falſchen und betrügeriſchen Spiel voran. Von aller und jeder Kriegsmacht entblößt, ja ſelbſt ohne Geld um ein neues Heer anzuwerben, ſah er ſich plötzlich zu ſeinem Schrecken in den tyroler Bergen eingeſchloſſen und ringsum in allen Ländern den Aufruhr das drohende Haupt erheben. Herzog Ulrich von Würtemberg ſaß auf Hohentwiel und hatte ein ſtattliches Heer verſammelt und ſich mit den Kindern ſeines ehemaligen Landes, die er ſelbſt grauſam daraus vertrieben, mit den Anhängern des armen Konzen, verbunden, um das Land wieder zu erobern. Die nördlichen Gaue der Schweiz, die öſtreichiſchen Beſitzungen, der Algäu, der Hegau, Südtyrol, Salzburg, die öſtreichiſchen Stamm- und Erblande waren aufgeſtanden. In Tyrol war die Bewegung bei weitem mehr religiöſer als politiſcher Natur; denn in letzterer Beziehung hatten die Tyroler weit mehr Freiheiten, als alle andern Länder unter der öſtreichiſchen Herrſchaft. Und auf die Predigt des reinen Evangeliums zielten auch die meiſten Forderungen der tyrole. Landleute. Der Erzherzog kam ihnen mit den ſchönſten Bewilligungen gleichſam entgegen. Der blutjunge und feige Fürſt war über die Gefahr, in die er ſich verſetzt ſah, über die Maßen erſchrocken. Zwei Monate vorher hatte er ſich perſönlich auf dem Reichskonvent in Regensburg, der nichts Geringeres als die gänzliche Unterdrückung der lutheriſchen Lehre erzielte, mit der römiſch geſinnten Pfaffheit und den dem Papſt anhängenden Fürſten verbündet. Der neue Papſt Clemens war wieder ein Medicis und ſchien entſchloſſen, die hierarchiſche Politik ſeines Oheims Leo X. nicht nur fortzuſetzen, ſondern auf die Spitze zu treiben. Er ſetzte Alles in Bewegung, die reine Lichtflamme, die von Wittenberg und der Schweiz aus Deutſchland überſtrahlte, zu erſticken und alle Träger derſelben zu vernichten. Der einundzwanzigjährige Zögling der ſpaniſchen Königstreuloſigkeit und der ſpaniſchen Inquiſition erniedrigte ſich freudig zum Schergen des Papſtes, zum fanatiſchen Unterdrücker des reinen göttlichen Wortes. Auf dem regensburger Konvent waren die ſtrengſten Maßregeln gegen die evangeliſche Lehre und ihre Anhänger und Verbreiter verabredet worden, und der Erzherzog hatte ſie in den öſtreichiſchen Landen bereits mehrfach in Ausführung gebracht und dadurch den Ausbruch des Aufſtandes beſchleunigt und den Oeſtreicher, Steiermärker, Tyroler, Schwaben und Würtemberger in die äußerſte Erbitterung verſetzt. Nun erklärte er plötzlich dem aufgeſtandenen tyroler Landvolk mit ſich ſelbſt und den regensburger Beſchlüſſen im ſchreiendſten Widerſpruch: „er wolle bei geiſtlicher und weltlicher Obrigkeit ernſtlich verordnen, daß ehrbare, geſchickte und fromme Prieſter als Prediger angeſtellt würden, die das lautere, klare Wort Gottes nach chriſtlichem Verſtand, nach dem Text, zu der Liebe Gottes und des Nächſten dem gemeinen Manne verkünden. Wo ſie aber unter dem Schein des Evangeliums das Volk zu unchriſtlichem Verſtand und Aufruhr anreizen würden, wodurch dann der gemeine Mann an Seele und Leib Schaden und Nachtheil erleiden müſſe, ſo hoffe er, die Gemeinde werde ihm helfen, ſie, wie recht und billig ſei, zu ſtrafen. Wegen der weltlichen Macht der Geiſtlichen ſolle mit andern Stücken auf dem gemeinſamen Ausſchußtage der Erblande gehandelt werden, der auf Martini ausgeſchrieben ſei." —

Eine andere Forderung der Tyroler betraf die Abſtellung des privilegirten Wucherhandels der Fugger in der Grafſchaft, wodurch das Land alle Waaren theuer bezahlen mußte, als alle Nachbarländer, und der gemeine Mann ſehr geſchädigt wurde. Der Erzherzog ſah ſich jetzt in der Angſt genöthigt, dem Volke zu verſprechen, daß das ſchädliche Handelsprivilegium dem Hauſe Fugger entzogen werden ſolle. Eben ſo gab er hinſichtlich einiger andern Forderungen die beruhigendſten Erklärungen; einige wurden ſogar ſogleich erfüllt. Genug, der junge Spanier war der freundlichſte, gütigſte, geſchmeidigſte Fürſt. Während dieſer liebevollen Verhandlungen ſchrieb der Erzherzog an das Haupt des ſchwäbiſchen Bundes, den Truchſeß von Waldburg, „er möge nur mit den Bauern gütlich verhandeln, bis er ſein Kriegsvolk beiſammen habe." Aehnliche Schreiben gingen an die geiſtlichen und weltlichen Fürſten des ſüdlichen Deutſchlands. Und alle die Herren nahmen die gute Lehre des pfiffigen Jünglings an, und, wie er, die Maske der Volksfreundlichkeit, der billigen Zugeſtändniſſe, der ſüßen Verſprechungen vor. Und die guten Bauern hielten die Maske für ein ehrliches Geſicht.

Der Erzherzog aber ſuchte vor allen Dingen Geld aufzutreiben. Die Fugger, an die er ſich wandte, grollten wegen des ihnen entzogenen Handelsmonopols in Tyrol.

Jakob, der während der Abweſenheit ſeiner beiden Neffen Raimund und Anton noch einmal die Leitung des ungeheuern vielzweigigen Geſchäfts ganz allein geführt hatte, war von der Anſtrengung, die ihm ſowohl dieſe Arbeit als auch der ſchwere Kummer über den immer drohenden Gang der kirchlichen und politiſchen Dinge verurſacht, erkrankt, und hatte ſich, nach der Rückkehr der Neffen, ganz und gar vom Geſchäfte zurückgezogen. Die kirchliche Bewegung vorzüglich hatte dem alten Manne den Aufenthalt in der geliebten Vaterſtadt unerträglich gemacht. Er lebte nun ſtill auf Schloß Fuggerau, nur noch ſeiner Lieblingsbeſchäftigung, dem Bergbau. Er mußte alſo den Anſpruch des Erzherzogs um ein neues Anlehen an den Neffen Anton verweiſen, und dieſer war in Berückſichtigung des Standes der Dinge ſo klug, den Antrag von der Hand zu weiſen. Der Erzherzog ging die Welſer an, und nach mehrwöchentlichen Verhandlungen gelang es ihm, gegen Zuſicherung großer Vortheile, das Anlehen von dieſem Hauſe zu erhalten. Dies war im Januar 1525. Um dieſe Zeit wurde die Bewegung im Algäu ſtärker, namentlich erhob ſich das Volk gegen den treuloſen, wortbrüchigen Fürſtabt von Kempten, zwar noch nicht in offener Empörung, aber doch mit entſchiedener Kraft, um den Rechtsweg wegen der vom Abt erlittenen unſäglichen Bedrängniß, Unbill und Rechtsverletzung zu betreten. Auf einem großen Volkstage in der Stadt Kempten wurden drei Männer als Ausſchuß gewählt, Jörg Schmidt von Luibas, genannt der Knopf, Jörg Täuber von Häuſern in der Pfarrei Lauben und Konrad Meier von Götzen in der Pfarrei Bezigau. Sie erließen ſogleich eine Proteſtation gegen das Verfahren des Fürſtabts an den ſchwäbiſchen Bund

und den Kaiſer, worin ſie verlangten, daß über ihre Beſchwerden rechtlich entſchieden werden möge. Sie erboten ſich, alle Abgaben, auf die der Abt ein urkundliches Recht nachwieſe, ihm ohne Widerrede zu entrichten, doch ſprachen ſie auch die Erwartung aus, daß der Bund den Fürſten abhalten werde, vor dem Ausgang des Rechtsſtreites etwas Feindliches gegen ſie zu unternehmen. Der Fürſtabt reichte ebenfalls eine Klage gegen ſeine Unterthanen beim ſchwäbiſchen Bunde in Ulm ein, worin er ſie beſchuldigte, ſie hätten eine Verbindung gegen das Gotteshaus und den Bund gemacht, ihr Thun ſei freventliche Empörung. Er forderte des Bundes bewaffnete Hülfe. Die Herren Bundesräthe in Ulm beeilten ſich gegen Gewohnheit Geſandte an die kemptiſche Landſchaft zu ſchicken, welche den ſüßeſten Honig im Munde führten. Alle Beſchwerden der Bauernſchaft ſollten in Güte durch rechtlichen Entſcheid ausgeglichen werden. Der Grund dieſer Sprache war, weil um Ulm ſelbſt ſich der Aufſtand auf drei verſchiedenen Punkten erhoben hatte.

Der Erzherzog Ferdinand betrieb mit dem von den Welſern in Augsburg erhaltenen Gelde überall heimliche Werbung und brachte ganz im Stillen ein Kriegsheer von Landsknechten zuſammen. Daneben erließ er aus ſeiner Kanzlei fleißig Briefe an die Fürſten und Herrn. Aber ſchon klang ihre Sprache wieder ganz anders als vor einigen Wochen. Denn die Rüſtungen waren überall zum Theil ſchon vollendet, zum Theil noch im Gange und eifrigſt betrieben. Schon in der Mitte des Januar ſchickte der Erzherzog an ſeine Kommiſſäre nach Stockach den Befehl, die Reiſigen ſollten auf die aufrühreriſchen und ungehorſamen Bauern und Unterthanen ſtreifen, ſie fahen, wo ſie ſie betreten, ſie recken und in anderer Weiſe bürgerlich oder peinlich fragen, wer ihre Hauptleute, Vorgeher und Hauptſächer ſeien, was ihre Macht und Fürnehmen ſei und wider wen ſie Anſchläge gemacht haben; und nach der Frage ſollen ſie die Betretenen erſtechen, erwürgen, oder ſonſt ernſtlich ſtrafen und kein Erbarmen mit ihnen haben. Vor Allem ſollen ſie die Rädelsführer, nämlich die Hauptleute, Fähndriche, Waibel und andre Vorgeher der Bauern mit allem Fleiß ausſpähen, die Orte, wo ſie ſich am meiſten aufhalten, aufſpüren und ſie beiſammen oder einzeln unverſehens und ungewarnt bei nächtlicher Weile in ihren Häuſern und Herbergen überfallen und ſie, wie es am bequemſten ſei, verderben. Denen, welche ſich, ehe ſie betreten würden, in die Wälder oder an andere Sicherheitsorte flüchten würden, ſollte Haus und Hab und Gut ohne alles Erbarmen verödet, verderbt und verbrannt, den flüchtigen Rädelsführern aber nicht blos ihr Haus und Gut verheert, ſondern auch ihre Weiber und Kinder verjagt und aus dem Lande vertrieben werden.

Das war die wahre und aufrichtige Sprache des jungen ſpaniſchen Königs- und Pfaffenzöglings. Ferdinand der Katholiſche war nicht vergebens ſein Großvater, Pathe und Erzieher geweſen. Das waren die Befehle, die der ſpaniſche Jude Gabriel von Salamanka im Namen ſeines Herrn niederſchrieb, die die edeln Biſchöfe von Brixen und Trient unterzeichneten, und mit denen man das getretene, ausgeſaugte, verhöhnte, in all ſeinen Rechten und Freiheiten ſchwer verletzte und doch noch gutmüthige, den Verſprechungen und Zuſagen ſeiner Fürſten auf Abhülfe der ſchreiendſten Uebelſtände vertrauende deutſche Landvolk zur „Ruhe und Ordnung“ zurückzubringen beabſichtigte.

Unglückſeliges deutſches Land, bewohnt und bebaut von einem Volke ſo treu und ſo bieder, ſo verſtändig und billig, ſo ruhig und fleißig, und zu allem Großen und Schönen berufen, und geknechtet, gemißbraucht, irre geleitet, ausgeſaugt von ſelbſtſüchtigen Fürſten und ſchändlichen Pfaffen, welche die Religion der Liebe verdrehen und verderben, um das biedre Volk zu verdummen, damit es ſich der Gewalt ſeiner Blutſauger füge. Und dieſes Volk, tapfer und muthig bis zum Wunder, wenn es von ſeinen Drängern und Bedrückern gegen den äußern Feind geführt wird, iſt feige und erſchrocken, wenn es die Waffe, die letzte Zuflucht des verhöhnten und grauſam getretenen Menſchen, gegen den größten Feind, gegen die lügneriſche, betrügeriſche, tyranniſche Macht in ſeinen Marken gebrauchen ſoll. Da kämpfen die Söhne des Volks gegen ihre Väter und Brüder, da zerſtören ſie das Haus, in welchem ſie geboren und erzogen wurden, in welchem die Liebe ſie gepflegt, da verwüſteten ſie den Heerd, deſſen gaſtliches Feuer ſie genährt, um nichts als Knechte zu werden und den Ertrag ihres Schweißes den Praſſern darzubringen, ſie, die, wenn ſie nur wollten, freie Männer ſein und ihr ſchönes Vaterland zum reichſten, blühendſten, mächtigſten und geachteſten Land der Erde machen könnten. O Deutſchland, welch ein unſeliger Fluch ruht auf dir!

---

## 7.

## Des alten Leinwebers ſchweres Herzeleid.

Jakob Fugger hatte Augsburg an Leib und Seele krank verlaſſen, und eine dunkle Ahnung war durch ſeine Seele geflogen, daß er die theure Vaterſtadt, deßen Ruhm ſein höchſter Stolz war, nicht wiederſehen werde. Die Ereigniſſe des Jahres 1524 hatten ſein Gemüth erbittert, wie noch niemals. Er war wortkarg, eigenſinnig, grämlich, rechthaberiſch und auffahrend geworden, ſo daß er kaum wieder zu erkennen war. Auch ſeine Geſtalt war verfallen und erlag ſichtlich dem Drucke eines zu frühzeitigen Alters. Seiner Lebensjahre waren doch erſt fünfundſechszig, und ſeine ſtets rüſtige Kraft, ſein von vielen Reiſen, Arbeiten und andern Strapazen abgehärteter Körper hatten ihm ein hohes und von Krankheiten freies Alter verſprochen, aber er ging gebeugt wie ein Achtzigjähriger und konnte ſich von der überſtandenen Krankheit nicht wieder erholen. Er fühlte, daß er immer noch krank war und auch wohl krank bleiben würde, obgleich ihn die Aerzte für einen Geneſenden ausgaben. Seine letzten Erlebniſſe hatten ſeine Kraft gebrochen, und die Aerzte riethen ihm ſelbſt Augsburg zu verlaſſen, wo er nur immer Stoff zu neuem Kummer fand, und die friſche Bergluft Tyrols in ſeinem ſchönen Fuggerau zu athmen. Was hatte er aber auch Alles erleben müſſen! Es hatten ſich Dinge in Augsburg, in ſeinem eignen Hauſe und in der ihm ſo theuern habsburger Königsfamilie ereignet, deren Möglichkeit ihm nie im Traume eingefallen war.

In der Stadt ſeiner Liebe, in dem ſchönen reichen, dem Kaiſer und dem Papſte ſtets ſo getreuen Augsburg waren geweihte Prieſter, vom Gift der ihm ſo verhaßten lutheriſchen Ketzerei angeſteckt, gegen den edeln menſchenfreundlichen Biſchof, ſeinen werthen und verehrten Freund, aufgetreten und hatten die Kanzeln und die Kirchen durch heftige Predigten in Luthers Sinn entweiht. Sogar in der Kirche, wo er ſich mit ſeinen Brüdern die herrliche Grabſtätte bereitet, und wo die Vorangegangenen ruheten, war ſolcher Frevel geſchehen. Die ganze ſonſt ſo friedliche Stadt kam durch die neue Lehre in eine Aufregung, wie ſie Jakob noch nicht geſehen. In äußerſter Betrübniß darüber prophezeite er mit verdüſterter Seele (nicht mit hellem Prophetenblick) aus dieſer ihm ſo unſelig erſcheinenden Bewegung den Untergang der Stadt.' Und nun kam es immer ſchlimmer, immer troſtloſer für den alten kranken, in ſeinen Begriffen und Anſichten feſtgefahrnen Mann. Seine beſten Umgangs- und Geſchäftsfreunde, die angeſehenſten Männer erklärten ſich allmälig, immer Einer um den Andern, für die neue Lehre, und zu Anfang des Jahres 1524 wurde es ein faſt allgemeiner Abfall von der römiſchen Kirche, die in Augsburg ſtets eine Hauptſchirmburg gehabt hatte. Er ſuchte ſich zu ermannen; er hielt es für ſeine heiligſte Pflicht, all ſeinen Einfluß noch einmal aufzubieten, um für die Sache Gottes und der heiligen Mutter Kirche, wie er meinte, in die Schranken zu treten. Er ſtellte ſich auf die Partei des Biſchofs und wurde gewiſſermaßen als Haupt derſelben betrachtet. Als ſolches verlangte er vom Rath die unverzügliche Austreibung der ketzeriſchen Prediger; aber er mußte den unerwarteten Schmerz erleben, daß der Stadtrath ſelbſt die Prediger der neuen Lehre gegen den Biſchof in Schutz nahm. Junge Bürger traten mit einer unerhört kühnen Sprache hervor und verlangten die Abſchaffung mehrerer Kirchengebräuche, und auch dieſem Begehren willfahrtete die ſtädtiſche Obrigkeit nach kurzem Widerſtreben. Ein Leutprieſter verheirathete ſich, und die Bürger ſchützten ihn gegen die Angriffe des Raths. Durch die heftigen Predigten eines Barfüßermönchs, Johannes Schilling, gegen die Unſittlichkeit der Geiſtlichen und das arge Verderbniß der ganzen Kirche wurde der Bewegung eine wilde und fanatiſche Richtung gegeben. Aus den untern Volksklaſſen rotteten ſich in einer Aprilnacht große Haufen zuſammen und zogen mit Toben und Geſchrei in die Kirchen und Klöſter, zerſchlugen die Thüren, die ihnen verſchloſſen waren, und vernichteten oder ſchändeten die heiligen Bilder. Einem Prieſter ſchlugen ſie ſogar das Gebetbuch vor dem Altar aus der Hand. Der Ordensprovincial ſchaffte den kühnen Mönch, welcher der Mittelpunkt des Aufruhrs zu werden drohete, heimlich aus der Stadt. Nun zog aber der wüthende Volkshaufe vor das Rathhaus und verlangte Schilling zurück, widrigenfalls er mit dem Aergſten drohete.

Der Rath kam in die größte Verlegenheit; denn er wußte weder, wer den Mönch fortgebracht hatte, noch wohin er geſchafft worden war. Umſonſt waren alle gütlichen Verſuche das Volk zu beruhigen, und es wäre jedenfalls zu ſehr ſchlimmen Exceſſen gekommen, wenn nicht ein Augsburger Weber Schillingen zufällig bei Eichſtädt auf der Straße getroffen und nach Augsburg zurückgebracht hätte. Der Biſchof und das Domkapitel waren während dieſer Unruhen aus der Stadt geflüchtet, und nur dadurch, daß der Rath zwei Urheber des Aufruhrs enthaupten und einen Dritten am Schandpfahl mit Ruthen peitſchen ließ, wurde der wildeſte Sturm unterdrückt.

Es war, als hätte ſich Alles gegen Jakob Fugger verſchworen; denn gerade die Weber waren die Wüthendſten im Aufruhr, darunter Leute, denen er perſönlich wohlgethan, und Viele aus der Fuggerei, die ihm Wohnung und Nahrung verdankten. Es ſollte aber noch ſchlimmer für ihn kommen. Um den wilden Ausbrüchen der aufgeregten Volksleidenſchaft aus dem Wege zu gehen, war er zu Anfang des April nach Nürnberg gereiſt, wo ſeit dem Februar der Reichstag verſammelt war. Dort traf er den Erzherzog Ferdinand und deſſen Schweſter, die vertriebene Königin Iſabella von Dänemark, welche mit Aufträgen ihrer Tante, der Statthalterin Margaretha, von Brüſſel gekommen war; ebenſo den Kardinal-Legaten Campeggi und viele ihm befreundete Fürſten und Herrn. Von dieſem Reichstage erwartete der ſo feſt am Alten hängende Greis energiſche Schritte gegen die immer frecher um ſich greifende Ketzerei, aber zu ſeinem Entſetzen fielen die Beſchlüſſe des Reichstags durchgehends günſtig für die neue Kirchenlehre und feindlich gegen den Papſt aus. Unter den Augen des Erzherzogs, des päpſtlichen Legaten und der Fürſten predigten die Nürnberger Geiſtlichen, die faſt ohne Ausnahme der lutheriſchen Lehre ergeben waren, dieſe mit

Kraft und Nachdruck von allen Kanzeln. Der Legat erhielt nicht nur gar keine Ehrenbezeigungen, ſondern es hätte ſogar nicht viel gefehlt, daß ihm der Pöbel Schimpf und Schande angethan. Er ſelbſt, Jakob Fugger, ſonſt gewohnt, in der Stadt Nürnberg mit liebreicher Ehrerbietung begrüßt und behandelt zu werden, ſah mit wachſendem Gram, wie gleichgültig er den Nürnbergern geworden war. Sie beachteten ihn nicht, und einmal wurde er ſogar von einem Volkshaufen verhöhnt; denn es war männiglich bekannt, daß er ein ſtrenger Anhänger des Papſtes und der römiſchen Pfaffheit ſei. Um aber das Maß ſeines Kummers in Nürnberg voll zu machen, wurde ihm hier nicht nur die Kunde, die er bis jetzt nicht hatte glauben wollen, von einem Augenzeugen beſtätigt, daß die Königin Maria von Ungarn und Böhmen eine begeiſterte Anhängerin Luthers geworden ſei, ja, das Unglaubliche ereignete ſich gleichſam unter ſeinen Augen, die Königin von Dänemark erklärte ihm, als er ihr die Aufwartung auf der Burg, ihrer Reſidenz, machte, mit naiver Offenheit, daß ſie von den Nürnberger Predigern überzeugt und bekehrt worden ſei und die Begeiſterung ihrer Schweſter Maria für die neue Lehre theile.

Einige Tage darauf nahm wirklich die Königin Iſabella in der Kirche der Burg das Abendmahl in beiderlei Geſtalt, womit ihre offene Erklärung für Luthers Lehre ausgeſprochen war. Sie kehrte ſich nicht an den Zorn ihres Bruders, des Erzherzogs, ſondern verlachte ihn vielmehr in ihrer Weiſe. Obgleich vom Schickſal ſchwer geprüft und ſehr kränklich, war ſie doch immer noch voll Witz und Scherz, wie einſt als harmloſe Prinzeſſin am Hof ihrer Tante. Der Erzherzog und die Königin trennten ſich in Unfrieden, und Fugger reiſte mit dem Erſtern im tiefſten Mißmuth nach Augsburg zurück. Hier hatte er kaum ſeiner Ehewirthin die böſen Dinge, die er in Nürnberg erlebt, mitgetheilt und den todten Kaiſer Max glücklich geprieſen, daß er den Abfall ſeiner Enkel von der heiligen Kirche nicht mehr erlebt, als Frau Sibylle in ihrer trocknen ſchlichten Weiſe ihm zu vernehmen gab, ſie könne ſich über die religiöſe Sinnesänderung der beiden königlichen Schweſtern weder verwundern, noch ſie tadeln; denn auch ſie ſei während ſeiner Abweſenheit durch die verſtändigen Predigten, die ſie mit angehört, zu der Ueberzeugung gelangt, daß der vielgeſcholtene Doktor Luther doch recht habe und in alle Ewigkeit recht behalten werde. Der Papſt und die Pfaffen ſeien alle „verſchmitzte Lügentöpfe." Sie habe das zwar ſchon lange gewußt und auch kein Hehl daraus gemacht; aber jetzt, da ſie die „himmliſchen Prädikanten" gehört, fühle ſie ſich gedrungen, der Sache den rechten Namen zu geben. Auch ſei ihr nicht erſt ſeit geſtern zu Sinn geweſen, daß ihr Neffe Ulrich auf dem rechten Wege ſei, indem er zu den lutheriſchen Predigern halte und dem ſchwergedrückten gemeinen Manne wohlwolle. Das ſei gerade auch ihre Ueberzeugung. Und Meiſter Jakob ſolle ſich nicht etwa ungeberdig ſtellen, wenn er erfahre, daß auch ſein Neffe Raimund Wohlgefallen an der neuen Lehre finde; ſeine Ehewirthin ſchwärme ſchon dafür. Der junge Raimund Mohr habe die Liebhaberei für Luther von Ungarn ins Haus gebracht. Den habe die Königin von Ungarn bekehrt. Und ſo liege es gar nicht außer den Grenzen der Möglichkeit, daß eines ſchönen Morgens die ganze Fuggerſche Familie von dem römiſchen Lügenglauben abgefallen ſei. —

Das Alles ſagte die dicke Frau ſo ruhig und mit ſo dürren Worten in ihrem köſtlichen Phlegma, als wenn ſie von ihren Wirthſchaftsangelegenheiten rede, während ihrem Jakob zu Muthe war, als wanke der Boden unter ihm. Das war der ärgſte Schlag, der ihn treffen konnte. Seine eigene Frau ketzeriſch geſinnt! Sein Neffe, ſein ganzes

Haus von der heiligen Kirche abgefallen, die ihm als Höchſtes galt, was die Erde beſaß! Die Wirkung war erſchütternd; ein paar große Thränentropfen quollen unter ſeinen grauen Wimpern hervor und rannen durch die tiefgefurchten ſteinernen Wangen. Jakob Fugger konnte ſich nicht erinnern, daß er jemals geweint habe. Sibylle betrachtete ihn, die fleiſchigen Hände über ihrem fleiſchigen Bauche gefaltet, mit einer gewiſſen kleinen Schadenfreude. Sie gönnte ihm die Demüthigung; ſie hatte nie Wohlgefallen gehabt an ſeiner Freundſchaft mit fürſtlichen Pfaffen und derlei vornehmen Herrn.

Jakob unterredete ſich mit ſeinen Neffen Raimund und Anton. Er betrachtete es als Gewiſſensſache, ſie von der Ketzerei zurückzuſchrecken. Da erfuhr er wenigſtens den Troſt, daß der geliebte Anton feſt und unwandelbar an der römiſchen Kirche, ſo wie an allen Grundſätzen ſeines Ohms feſthielt, und daß es mit des hochprunkenden, lebensluſtigen Raimund Ketzerei gerade nicht weit her war. Bei Raimund Fugger ging nichts tief, wie hätte der reine evangeliſche Glaube tiefe Wurzel ſchlagen ſollen! Er leugnete nicht, daß ihm die Predigten der das Evangelium verkündenden Prieſter gefallen haben, und daß ſeine Frau als ungariſches Landeskind ganz und gar für Luthern eingenommen ſei, weil die junge Königin ihres Geburtslandes eine ſo glühende Anhängerin des wittenberger Glaubens ſei, wie ihr ihr Bruder, der Oberbergrath, geſchrieben, und das ſei freilich auch wahr, daß ſein Pathe und jetziger Hausgenoſſe, der junge Raimund Mohr, nicht nur in der Liebe, ſondern auch im Glauben von der reizenden Königin eifrig unterwieſen worden ſei, in alle lutheriſchen Predigten laufe, und alle lutheriſchen Bücher leſe. Der alte Jakob bekreuzte ſich, beſchwor den Neffen von dem Irrweg zurückzukehren, ſeiner Ehewirthin die Hölle heiß zu machen, und verabredete dann ins Geheim mit Anton einen Plan, wie dem in der Familie einreißenden Verderben Einhalt zu thun, und wie vorzüglich Raimund Mohr wieder zum rechten Glauben zurückzubringen ſei.

Dann trat er mit ſeinem alten getreuen Reitknecht und Begleiter durch das Leben, Veit Schellenberger, der wenigſtens tüchtig auf die neue Ketzerei fluchte und ſchimpfte, die Reiſe nach Tyrol an. Nicht nur Augsburg, ſein eignes Haus auf dem Weinmarkt waren ihm verleidet. Er ſchied mit bitteren Gefühlen, wie noch niemals von der Vaterſtadt. Auf dem Wege durch das Hochland des Algäus mußte er zur Erhöhung ſeines Leidweſens, die wilde äußerſt gereizte Stimmung des Landvolks wahrnehmen, die dann bald darauf zum Ausbruch kam. Und ſo war er endlich froh, als er die Schwelle ſeines ſchönen Schloſſes in den tyroler Bergen überſchritt. Hier wollte er ſich ganz von der tollgewordenen Welt zurückziehen, und ſeinen kranken Leib und ſein nicht minder leidendes Gemüth von der geliebten Pflegetochter Sibylle und deren guten ſanften Gatten, dem treuen Marx von Bübenhoven, pflegen laſſen. Ihrer Liebe und Hingebung war er gewiß. Aber auch dieſe letzte ſchöne Hoffnung, an die er ſich mit der Angſt eines nach dem Strohhalm greifenden Ertrinkenden geklammert hatte, ſollte dem alten hinfälligen Manne vergällt werden. Sein liebes Pflegekind trat ihm bleich und an einem unheilbaren Bruſtübel leidend, entgegen. Der Tod grinſte der armen Sibylle ſchon aus den matten Augen; ihre eingefallenen Wangen waren von einer das Schlimmſte verkündenden Röthe überhaucht. Jakob bebte erſchrocken vor ihr zurück; in Bübenhovens Auge glänzte eine bedeutſame Thräne, als er dem zuſammengebrochenen Greiſe die Hand reichte. Worte wurden nicht viel gewechſelt; ihr Schmerz ſcheute das laute Wort.

Das war der trübſte Winter, den Jakob Fugger erlebt. Es ging ungemein ſtill zu im Schloſſe Fuggerau, während die Gährung und der Lärm in den Thälern und auf den Bergebenen Tyrols immer lauter wurde. Der ſchwerbekümmerte Greis wollte nichts davon ſehen und hören; er beſuchte den erzherzoglichen Hof in Innsbruck nur äußerſt ſelten; er ſchloß ſich ab von der Welt. Aber unausgeſetzte Beſchäftigung war für ihn erſte Lebenbedingung. Und ſo widmete er ſich ganz dem Berg- und Hüttenweſen und der noch wenig benutzten prächtigen Bücherei im Schloſſe. Bei beiden war ihm Bübenhoven ſtets hülfeleiſtend zur Seite. Am Tage beſuchte er mit ihm die verſchiedenen Berg- und Hüttenwerke, wenn dies aber die winterliche Unbill des Wetters oder die an manchen Tagen bedenkliche Schwäche des Greiſes nicht erlaubte, ſo wie des Abends und oft ſogar die Nächte hindurch — denn der Schlaf floh meiſt den alten kummervollen Mann, — las er ihm vor und unterhielt ſich mit ihm über die zeitlichen und ewigen Dinge.

Bübenhoven, ſelbſt von den neuen Zeitideen eingenommen, hatte ſie mit ſeinem weichen poetiſchen Gemüth erfaßt, auf ſeine eigenthümliche Weiſe in ſich verarbeitet und ſich als Eigenthum gewonnen. So lagen ſie abgeklärt von den Schlacken der Parteileidenſchaft in ihm, aber ſie hatten durch dieſen Proceß auch die fortzeugende weiter zündende Kraft verloren; ſie waren ihm eben ein rein poetiſches Gut geworden. Als ſolches konnten ſie nicht aus dem kleinen Kreiſe ſeines ſtillen Hauſes hinausgehen; aber hier verbreiteten ſie ihr klares Licht, ihre wohlthätige Wärme. Die beſcheidene gemüthliche Sibylle hatte ſich ihnen je mehr hingegeben, je klarer ihr eigener Geiſt und je empfindſamer ihre Seele durch das Vorſchreiten ihrer Krankheit wurden. Jakob Fugger hatte ſeine Vaterſtadt und ſein Haus darum verlaſſen, weil es von den ihm ſo verhaßten Zeitideen ergriffen war; er hatte ſich voll Jammers in ſein Schloß in Tyrol zu den ihm theuerſten Menſchen geflüchtet, von deren Liebe und Treue zu ihm er überzeugt war, wie von ſeiner Seligkeit, aber auch ſie hatten ſich der aufgehenden Sonne, die er für ein trügeriſches Meteor hielt, zugewendet. Doch hier trat ihm das Sonnenlicht nicht grell und hitzig entgegen; es war durch das Prisma der Poeſie in ſeine urſprünglichen herrlichen Farben aufgelöſt, und deshalb merkte der Greis anfangs nichts von ſeinem Daſein im Schloſſe Fuggerau. Dieſe poetiſche Umwandlung war ein Glück für den alten in ſeinen Ideen ſo ſtarr befangenen Mann. Hätte er ſogleich deutlich erkannt, auf welchen religiöſen Standpunkt das Bübenhovenſche Ehepaar überhaupt emporgeſtiegen war, da ſeiner geiſtigen Befangenheit die Befähigung abging dieſen Standpunkt richtig zu würdigen, er würde in troſtloſer jammervollſter Verzweiflung untergegangen ſein. So aber kam es wunderbar anders. Bübenhoven konnte, ſo viel Mühe er ſich auch gab, unmöglich verhüten, daß der alte Herr und Meiſter nicht endlich inne wurde, wie die ſämmtlichen Bergknappen in ſeinen Gruben, ſo wie alle Hüttenleute von naturwilder, urkräftiger Begeiſterung für das Evangelium und deſſen Verkünder ergriffen waren; denn dieſe Begeiſterung ſprach ſich bei jeder Gelegenheit und oft recht abſichtlich in des Greiſes Gegenwart aus, deſſen ſtarre Anhänglichkeit an das römiſche Papſtthum den Arbeitern bekannt war. Der bekümmerte, gebeugte Greis hatte ſich unter die Erde geflüchtet, aber auch hier in den finſtern Stollen und Gängen trat ihm der Geiſt entgegen, der ihn oben vertrieben hatte. Schwer ſeufzend, an Leib und Seele gebrochen, zuweilen aufs Aeußerſte erbittert, zuweilen leiſe vor ſich hinjammernd und in ſchmerzliche Wehmuth aufgelöſt, kehrte er in die Zimmer ſeines Schloſſes zurück.

Dann ſprach er wohl zu Bübenhoven und zum Oberſteiger Gebhard Diether, dem er immer noch das alte Wohlwollen bewahrte: „Ich ſehe wohl, der böſe Same, den der Erzfeind in die Welt ausgeſtreut hat, iſt üppig aufgeſchoſſen und bringt der armen bethörten Menſchheit die giftige Frucht. Gott und die Heiligen haben es zugelaſſen; was kann ein armer ſchwacher Wurm wie ich bin, dagegen thun? Ich muß ſtill halten und tragen, was mir Gott in meinen alten Tagen auferlegt hat. Wohin ich meinen Fuß ſetze, tritt mir des Teufels ſiegreiche Wirkſamkeit hohnlachend entgegen. Mir iſt das heilige Schlüſſelamt St. Peters in Rom all mein Lebelang die wahrhaftige Statthalterſchaft Chriſti auf Erden geweſen, und dieſe Ueberzeugung werde ich behalten, bis ich den letzten Athemzug thue. Wer vom Papſt abfällt, fällt von mir ab; wer der Mutterkirche die Treue bricht, bricht ſie mir. Ich ſehe Alles um mich wanken, da ich alt und ſchwach geworden bin und der Treue und Anhänglichkeit mehr bedarf als in früheren Tagen, als ich noch rüſtig war und mich auf mich ſelbſt verlaſſen durfte. Ich habe all mein Lebtag den Menſchen, die mir nahe traten, mit Liebe begegnet und wohlgethan ſo viel in meinen Kräften ſtand. Euch beide aber habe ich beſonders geliebt und Euch auferzogen, wie meine Söhne. So haltet Ihr wenigſtens in Liebe und Treue zu mir, zu Kaiſer und Papſt feſt. Werdet Ihr wenigſtens keine Verräther an der heiligen Kirche und an der heiligen Kaiſerkrone. Doch was bedarf es bei Euch der Ermahnung! Euere Treue zu Gott und zu mir iſt erprobt. Auf Euch verlaſſe ich mich. Ihr ſeid mir ergeben bis zum Tod. Und ſo habe ich doch einen Troſt in dieſem Trübſal, eine Stütze in dieſem Sturme."

Auf ſolche herzliche Worte erfolgte in der Regel eine wortreiche und hochgeſpannte Verſicherung des Oberſteigers von Treue bis in den Tod, ein ruhmrediges Erinnern an ſeine zeitherige Ergebenheit, ein Fluchen und Verdammen der Ketzer und Aufrührer, und ſolche umſtändliche Reden klangen gar ſüß in den Ohren des alten ſchwachen

Mannes. Bübenhoven hatte für den geliebten Ohm meiſt nichts weiter als eine Thräne, einen Händedruck, ein kurzes, aus dem tiefſten Gefühl emporſteigendes Wort. Aber wenn er dann Abends beim warmen Ofen dem ſorgenvollen Greiſe gegenüber ſaß, da ließ er allmälig und ganz unvermerkt, eine Farbe nach der andern des geiſtigen Sonnenlichts erglänzen und breitete ſie leiſe und vorſichtig mit ſchonender Hand vor ihm aus. Jakob mußte zugeben, wie ſchlimm die Pfaffheit gehauſt, wie die Päpſte abgewichen ſeien von Chriſti Satzung und Lehre. Er las ihm die Evangelien und die Briefe der Apoſtel vor und knüpfte daran ſeine Betrachtungen. Da kam Vieles zur Sprache, was Jakob ſchon ſelbſt gefunden, worüber er ſich ſchon früher mißbilligend ausgeſprochen. Zuletzt kam er aber immer wieder darauf zurück, daß der menſchliche Mißbrauch eines göttlichen Geſetzes dieſes nicht umſtürzen könne und dürfe, ſolle der Teufel nicht ſiegreich durch alle ihm geöffneten Thore in die Menſchenſeele einziehen und ſie in Grund und Boden verderben, in den ewigen Pfuhl der Verdammniß hinabzerren. Wenn nun auch der Greis durch die Unterredungen mit Bübenhoven in ſeinen Anſichten gegen die Prediger und Anhänger des Evangeliums milder geſtimmt wurde, überzeugt wurde er nicht, daß ſie recht hätten in ihrem hitzigen Eifer gegen Papſtthum und Kleriſei. Aber die vor ihm aufgedämmerte Ahnung, daß ſein Bübenhoven und ſeine geliebte Tochter Sibylle im Herzen von der Kirche abgefallen ſeien, wurde ihm immer mehr zur Gewißheit, und dieſe erfüllte ſeine betrübte Seele mit neuem Schmerz, mit immer größerer Bekümmerniß.

## 8.

## Der Bildernazzi.

Bübenhoven lebte mit ſeinem Schwager Ulrich Fugger in Schwaz im beſten Vernehmen. Oefter noch als die Männer beſuchten ſich die Frauen, bis Sibylle's zunehmende Krankheit und die Rauheit des Winterwetters ihr ſelbſt die kurze Reiſe nicht mehr erlaubten. Deſto öfter kamen Ulrich, ſeine Frau und ſein Bruder Hieronymus nach Fuggerau. Sie begrüßten den Ohm jedesmal, obgleich ſie nie freundlich von ihm aufgenommen wurden. Er gab ihnen zwar keine böſen Worte, aber er benahm ſich kalt, ſchweigſam und mürriſch gegen ſie. Bei Bübenhoven nannte er Ulrich ſtets mit großer Bitterkeit den „Erzketzer" und beklagte nichts mehr, als daß das junge Blut des Hieronymus von ſeinem unverſtändigen Bruder auch zur Ketzerei verführt worden ſei. Bübenhoven hatte darauf immer nur entſchuldigende, begütigende Worte; mit Sibylle dagegen ſprach der Alte gar nicht von ihren Brüdern.

Ulrichs Freunde, die evangeliſchen Prediger Strauß zu Schwaz und Regius zu Hall, beide vor drei Jahren nur durch die Flucht der Verhaftung und Einkerkerung entgangen, ſchrieben ihm fleißig, der Erſtere von Erfurt, der Andere von Augsburg, und es war kein Geheimniß, daß er für ihre Zurückberufung wirkte. Auch verreiſete er zu Anfang des Jahres 1525 nicht ſelten heimlich nach der Schweiz, den Algäu, Klettgau und Hegau, auch wohl weiter nach Unterſchwaben und nach Franken. Noch öfter aber kamen zur Nachtzeit Boten in ſein Haus, die ihm Briefe oder mündliche Kunde brachten und nach einem Tage guter Raſt und Pflege wieder bei Nacht abgingen. Durch ſie erhielt er auch alle neue Druckſchriften der Evangeliſchen, die er dann ſeinen Bergleuten mittheilte. Unter ſämmtlichen Bergknappen und Hüttenleuten Tyrols, nicht allein unter denen in ſeinen eigenen Bergwerken, war eine große Begeiſterung für ihn, und die Herren vom Hof, die erzherzoglichen Beamten, die Kleriker und wer ſonſt Luſt hatte, konnten, ſo oft ſie nur wollten, der herzhaften Aeußerungen der Bergleute und Landbewohner vernehmen, falls man in Innsbruck oder anderswo den Einfall haben ſollte, Herrn Ulrich Fugger irgend ein Leids zu thun, ſo ſei weder der Kanzler, noch wer es ſonſt ſei, Keiner ausgenommen, ſo hoch er auch ſtehe, in Tyrol länger des Lebens ſicher, und es könne ein Blutbad geben, wie man in dieſen Bergen noch keines geſehen. Ulrich blieb alſo gänzlich ungekränkt. Da ihn die Hof- und Pfaffenpartei nicht zu gewinnen hoffen durfte, ſo ſtellte ſie ſich, in Erwartung günſtigerer Zeiten, wenigſtens an, als beachte ſie ihn nicht.

Es war in der Mitte des Januar, als der ſchlanke Bilderhändler mit den ſeltſamen Narben im Geſicht, eines Abends ſpät bei ihm eintrat. Er ſaß eben mit Schreiben emſig beſchäftigt allein auf ſeinem Zimmer. Als er den Schirm der Lampe zurückgeſchlagen und den Mann erkannt hatte, ſprang er freudig bewegt auf, ſtreckte dem Tabuletkrämer die Hand zum Willkommen entgegen und führte ihn zu dem Lotterbette, wo er ſich neben ihm niederließ. Dabei ſprach er: „Endlich, endlich darf ich Euch in dieſen Wänden begrüßen, werthe Frau. Seit drei bis vier Wochen habe ich Euch von Tag zu Tag, ja zuletzt von Stunde zu Stunde immer ſchmerzlicher erwartet. Ihr habt meine Geduld diesmal auf eine harte Probe geſtellt, Frau Eleonore.“

„Vorerſt, ehe ich von der Urſache meines über mein Verſprechen hinaus längern Ausbleibens und über meine langwierige Reiſe und deren Erfolge Berichte erſtatte, vergönnt mir eine Bitte: erinnert Euch und mich nicht mehr an mein Geſchlecht. Der Schöpfer hat einen Mißgriff gethan, als er mich zum Weibe machte, und Ihr kennt die ſchlimmen Folgen, welche dieſer Mißgriff für mich gehabt hat, nur zum Theil. Ich habe endlich das rechte Mittel ergriffen, um mich vor fernern übeln Folgen dieſes Schöpfungsfehlers zu ſchirmen, indem ich mich der Weiblichkeit ſo viel als ich vermochte, entäußert habe. Niemand kennt mich mehr als Weib; ja kein Menſch kennt auch nur das Weib in mir Eleonore van Bry oder van der Voort, oder wie ich ſonſt einmal geheißen habe, iſt todt, begraben, vergeſſen. Kein Menſch denkt mehr an ſie; Wenige nur mögen ſich ihrer erinnern. Sie iſt ausgewiſcht aus der Tafel, wo die Namen der Lebenden verzeichnet ſtehen. Vor Euch ſitzt der Bilternazzi, ein vielgeprüfter, vielgewanderter Mann. Unter dieſen Namen bin ich bekannt von den Alpen Tyrols und der Schweiz bis zum Thüringerwaldgebirge hinab. Ich brauche keinen andern Namen; ich will keinen andern haben. Alſo nennt auch Ihr mich alſo. Vergeßt wer ich einſt war und denkt allein daran, wer ich jetzt bin.“

„Dein Wille geſchehe, Nazzi! Du biſt von Stund an für mich ein Mann, wie für alle Andern. Und davon ſoll ferner zwiſchen uns nicht mehr die Rede ſein. — Was bringſt Du mir für Botſchaften?“

„Die wichtigſte zuerſt: Thomas Münzer iſt ſelbſt im Algäu und zieht predigend umher. Er wohnt jetzt heimlich beim Knopf von Luibas.“

„Das iſt der rechte Mann für uns!“ rief Ulrich überraſcht. „Solch ein würdiger kraftvoller Mann, voll rechter Einſicht und kühner Begeiſterung, hat uns gefehlt.“

„Ihr ſcheint zu glauben, dieſer gewaltige Streiter gegen das Fürſten- und Pfaffengeſchmeiß ſtehe ſchon in den männlichen Jahren. Er iſt ein Jüngling, ein ſchöner Jüngling von vier bis fünfundzwanzig Jahren.“

„Iſt's möglich? Und welche gewaltigen Blitze, welche kräftigen Donnerworte hat er ſchon in die Welt geſchickt!

In ihm begrüße ich den erwarteten Erlöſer, den ich vor acht Jahren in Luthern vermuthete. In Thomas Münzern glüht Ulrich von Huttens Feuergeiſt. Solcher Junglinge bedarf unſere Zeit, um das große Werk der Volksbefreiung von geiſtigen und leiblichen Banden auszuführen. Wenn Männer, die von der Wahrheit und Berechtigung unſerer Sache überzeugt ſind, feige ſchweigen, müſſen Jünglinge das Wort nehmen, und mit dem Worte das Schwert.“

„Münzer ſteht nicht nur höher als Luther, er ſteht auch über Hutten. Luther iſt ein Fürſtenknecht, Hutten war ein Knecht ſeiner Sinnlichkeit. Und wie Luther ſtets ein Mönch bleiben wird, und wenn er noch gröber gegen die Möncherei loszieht, ſo wäre Hutten ſtets ein Edelmann geblieben.“

„Selbſt wenn Ihr recht hättet, wie zuträglich würde es für die Volksſache ſein, wenn wir ihn an die Spitze des Aufſtandes ſtellen könnten, doch freilich nicht den kranken, gebrochenen, ſondern den geſunden, körper- und geiſtesſtarken Mann. Aber Ihr habt nicht einmal recht; Ihr hattet ſchon lang einen Groll auf den edeln Ritter.“

„Weil ich ihn kannte und beſſer kannte, als Ihr. Ich ſag' Euch, er war ein Edelmann und das Volk bedarf Männer aus ſeiner Mitte.“

„Ihr könntet eben ſo gut ſagen: auch ich ſei von Adel, ſei päpſtlicher Kämmerer, ſei ein Fugger, d. h. ein reicher Mann. Ihr geht zu weit. Euer Haß läßt Euch ſelbſt die Freunde der Volksſache mit Mißtrauen betrachten.“

Nazzi zuckte die Achſeln ſchweigend. „Thomas Münzer iſt ein Mann ganz nach meinem Sinn,“ ſagte er endlich. „Ich habe mit ihm über Luthern und Hutten geſprochen. Wir waren über Beide einverſtanden. Münzer iſt in den Bund der Geheimen aufgenommen worden, und er wünſcht Euch zu ſprechen, um mit Euch den Plan feſtzuſtellen, nach welchem Tyrol von ſeinen Jüngern, den Prädikanten, und nöthigenfalls von ihm ſelbſt, predigend durchzogen und zum Kampfe vorbereitet werde. Es ſind über dreißig ſeiner Prädikanten im Algäu und zwei davon bereits mit mir in das Unterinnthal herübergeſtiegen, um das Werk nach Euerer Vorſchrift friſch zu beginnen. Sie ſind draußen geblieben am Zechenhauſe des St. Joſephſtollens.

„Ich werde ihnen meinen Bruder hinausſchicken, um für ihre Bequemlichkeit zu ſorgen. Den wackern Münzer werde ich im Algäu aufſuchen, ſobald ich mich mit den Geheimen in Tyrol vernommen, und wir den Operationsplan wohl erwogen haben. Geismaier hat dabei eine Hauptſtimme; er iſt ſchlau und vorſichtig und verdirbt nichts durch Uebereilung. Aber er iſt in Brixen, und es wird nöthig ſein, daß ich dahin reiſe.“

„Weiter habe ich Euch Bericht zu erſtatten von meinen verſchiedenen Zuſammenkünften mit den Geheimen. Ich habe ſie auf dieſer Reiſe alle geſprochen, ſowohl einzeln, als auch die Meiſten beiſammen im Wirthshauſe des Jörg Metzler zu Ballenberg auf der Höhe. Von dieſem Städtchen und aus dieſem Wirthshauſe wird der ganze Odenwald aufgeſtachelt. Der Geiſt des Volkes iſt dort durchgehends gut, und Jörg Metzler ein prächtiger Burſch, ſtets bereit, ſich an die Spitze der Odenwäldner zu ſtellen und loszuſchlagen, ſobald der Bund der Wiſſenden es für gut hält. Der Umſichtigſte im ganzen Bunde iſt zweifelsohne der churmainziſche Keller Weigand zu Miltenberg. Er iſt ein feiner Mann und mir ſchier ein wenig zu vorſichtig. Er miſchte ſich nie unter das Volk, wie der ehemalige hohenlohiſche Kanzler, der alte Wendel Hipler, ſondern macht Alles mit der Feder ab. Aber was er ſchreibt, ſchlägt unter die Bauern, wie Blitzſtrahlen. Ich habe ſeine Blätter und Büchlein zu vielen tauſenden in Franken verbreitet. Was die kluge Vorbereitung und Leitung des Aufſtandes in Franken betrifft, ſo kann es dazu keine beſſern

Männer geben, als Hipler und Weigand. Zur Ausführung iſt Metzler der rechte Mann. Sie haben ihren Plan für Euch und Geismaier niedergeſchrieben. Lange habe ich mich in der freien Reichsſtadt Rottenburg aufgehalten und in der Umgegend umhergetrieben. Und von da habe ich Euch eine wichtige Nachricht mitzutheilen. Zu den drei feurigen lutheriſchen Predigern, Doktor Deutſchlin, dem Kommenthur im deutſchen Hauſe, Pfarrer Chriſtian und dem blinden Mönch, die die ganze Stadt und Umgegend bereits für die evangeliſche Lehre gewonnen haben, iſt ein vierter und berühmter Lichtſtreiter gekommen, den Ihr ſchwerlich hier ſuchen würdet, der große wittenberger Theolog, Doktor Karlſtadt.“

„Karlſtadt in Rottenburg! das iſt mir eine ſeltſame Mähr.“

„In dieſem Städtlein geht das Werk fleißig vorwärts, obgleich nur erſt gegen die Pfaffen. Der zweite Theil wird ſchon von ſelbſt nachkommen. Pfäfflein und Junkerlein ſind zwei Giftblumen an einem Strauch. Wer ihm an die Wurzel geht, nimmt ſie beide mit. Und in Rottenburg graben ſie wacker nach der Wurzel. Ich müßte Euch einen Tag lang erzählen, wollte ich Euch Alles berichten, wie ſich die vier Männer rühren. Der Altbürgermeiſter Kumpf und eine Geſellſchaft Bürger laſſen Doktor Karlſtadts Schriften heimlich drucken, und ich habe viel davon verkauft. Morgen leg' ich Euch die Büchlein alle vor. Ich habe Karlſtadts Briefe bis in die Schweiz an Zwingli getragen; auch für Euch hab ich einen. Auf dieſer Fahrt bin ich auch beim fröhlichen Weinwirth Jäcklein Rohrbach in Böckingen bei Heilbronn geweſen. Das iſt wieder ein kecker kühner Geſell, ganz ähnlich dem Jörg Metzler in Ballenberg, und auch ſein Wirthshaus dient den Wiſſenden zur Zuſammenkunft, und der hohenlohiſche Kanzler bläſt auch hier die Kohlen an. Alle Bauern des

Neckarthals dort hängen an Jäcklein und ſind entſchloſſen ihn zu ihrem Hauptmann zu wählen, wenn's losgeht. Seht, ſo bin ich das Land auf- und abgefahren, am Neckar, am Rhein, an der Donau, am Main, in Franken und Schwaben bis an den Bodenſee und in den Turgau. Im Odenwald und im Schwarzwald hab ich mit dem Volke verkehrt und mit den Häuptern, mit den Predigern und andern vornehmen Anhängern des Evangeliums, mit dem Pflugbauer und mit dem Sennhirten, mit den Bürgern in den Städten. Ueberall gährt's und brodelt's, überall waffnet ſich das Volk, um loszuſchlagen, wenn die Wiſſenden es an der Zeit halten. Und der rechte Zeitpunkt iſt vor der Thür. Nicht drei Monden werden am Himmel wechſeln, und das Land ſteht in Flammen vom Inn bis zum Main, ja bis zum Harz hinab, und vom Rhein bis an die Elbe. Ich habe hunderte von Briefen der Geheimen getragen weit durch die Länder, und ich bringe Euch eine hübſche Anzahl mit. Ich habe viel tauſende von Schriften verkauft. Hunderte von Wiedertäufern und Prädikanten durchſtreifen dieſe Länder, faſt alle vom Münzeriſchen Geiſte beſeelt. Ich kenne die Meiſten, das ſind meine Leute. Die Saat iſt reif, und die Sicheln der Schnitter werden gewetzt. Morgen ſollt ihr über Alles ausführlichen Bericht erhalten; denn es iſt Mitternacht vorüber und ich fühle, daß ich heute einen ſtarken Marſch gemacht. Nur noch Eins, das ich nicht mit ſchlafen nehmen kann. Es drückt mich; ich muß es los werden.“

„Was iſt's, das Euch beſchwert?“

„Ich bin ein paarmal mit meiner Schweſter Martha zuſammengetroffen. Sie iſt weit herabgekommen. Mit einem alten Schwarzkünſtler und Kunſtreiter zieht ſie umher, geplagt vom Eigenſinn und der Eiferſucht deſſelben. Sie haßt dieſen Menſchen, aber ſie iſt wie durch böſe Kunſt an ihn gebannt und kann nicht von ihm los. Sie führt ein elendes Leben und dauert mich. Sie hat ihren Leichtſinn ſchwer gebüßt und denkt mit ſchmerzlicher Sehnſucht an ihre Tage im Fuggeriſchen Hauſe zurück. Und da hat ſie mich mit Thränen gebeten, ein gutes Wort für ſie bei Euch einzulegen. Sie wird mit ihrem Kebsmanne bald nach Innsbruck kommen, und der alte Hexenmeiſter will auch in Hall und Schwaz ſeine Kunſt ſehen laſſen, und dann nach Salzburg hinunter. Sie läßt Euch nun um Gotteswillen bitten, ſie, wenn ſie hierher kommt, von ihrem Unhold zu befreien und in Euerem Hauſe aufzunehmen. Sie will Euch die Mittel dazu an die Hand geben. Sie möchte Euch als Schaffnerin in einem Euerer Häuſer dienen, um Ruhe zu finden; denn ſie iſt des liederlichen Lebens ſatt.“

„Es dürfte nicht gerathen ſein ſich mit ihr einzulaſſen.“

„Verſucht es; ich bitt' Euch darum! Ihr wißt, mein Stolz bittet nicht gern. Ich hab' Euch noch um nichts gebeten. So thut mir's zu Lieb und nehmt Euch der Gefallnen an. Thut's nicht gut, könnt Ihr ihr zu aller Zeit kündigen. Ihr Schickſal iſt doch aus dem meinigen hervorgegangen. Ich hab's verſchuldet, daß ſie elend geworden iſt. So erbarmt Euch ihrer meinetwegen.“

„Ich will's. Hier habt Ihr Hand und Wort darauf!“

Das ſeltſame Mannweib ſuchte die Ruhe in der ihr angewieſenen Kammer, und die vom heißeſten Rachedurſt umher Gepeitſchte, einſt die ſtolze Gebieterin ungeheurer Schätze, ſchlief bald ermüdet ein, ein armer Botengänger, ein dienſtfertiges eifriges Werkzeug der Männer, die die Flammen ſchürten, welche das morſch und faul gewordene alte Prunkgebäude des weltlichen und kirchlichen Deſpotismus verzehren ſollten.

Ulrich Fugger konnte nicht ſo bald den Schlaf finden. Er las noch die Briefe, welche der Vildernazzi ihm mitgebracht; die aufgeregten Wogen ſeiner kühnen Seele gingen noch lange hoch, und ſelbſt der endlich ihn beſtrickende Schlaf konnte ſie nicht beruhigen; ſie ſtürmten in die Traumwelt hinüber.

Der ſchlichte Tabuletkrämer verharrte einige Tage in dem reichen Fuggerſchen Hauſe, jedoch ganz auf ſeine Kammer und die abgelegenen Zimmer des Hausherrn und Hieronymus' beſchränkt, wo er weitere Berichte erſtattete und Aufträge erhielt. Abends beſuchten die beiden Brüder mit dem Bilderkrämer die jungen Prädikanten im Zechenhaus, die von den Bergknappen auf's Beſte verpflegt wurden, wofür ſie denſelben jeden Tag oder vielmehr Abend das Evangelium auslegten und feurige Predigten über die neue Lehre hielten.

---

## 9.

## Die reuige Sünderin.

Der Bildernazzi hatte ſeinen Weg über die Berge nach Südtyrol fortgeſetzt, um Michael Geismaier die neueſten Nachrichten, Briefe und Bücher zu bringen, und es war über eine Woche vergangen, als Hieronymus eines Morgens etwas ſchüchtern eintrat. „Sie iſt auch draußen im Zechenhauſe,“ ſagte er.

„Wer?“ fragte Ulrich.

„Martha Bry. Geſtern Abend iſt ſie hierhergekommen und heute hat ſie mich hinausbeſchieden. Sie will wiſſen, ob der Bildernazzi mit dir über ſie geſprochen und wenn dies der Fall, ob ihre Bitte bei dir eine gute Statt gefunden.“

„Wie kommt ſie dazu, ſich zuerſt an dich zu wenden?“ fragte Ulrich befremdet.

„Ei nun, ſie war ja nicht allein unſerer Schweſter Suſanna, ſie war auch meine Geſpielin, als ſie von unſerer

Schweſter Veronika in Balzheim hereinkam in unſer Haus; und ich war damals ſchon ſiebzehn oder achtzehn Jahre alt. Martha aber kann kaum drei Jahre älter ſein als ich. Ich habe ſie immer betrachtet, als ob ſie eine meiner Schweſtern wäre, und ihr Unglück geht mir deshalb ſehr zu Herzen.“

„Rony, ſieht ſie wirklich aus wie eine Leidende, Unglückliche? Iſt ſie nicht mehr verführeriſch ſchön? Sage mir aufrichtig, mein Bruder, wie haſt du ſie gefunden?“

„Sie iſt noch ſehr ſchön,“ verſetzte der junge Mann mit Wärme, „ja, ich glaube, daß ſie niemals ſchöner war als jetzt. Auch hat ſie ihr munteres frohes Weſen noch. Sie wünſcht nichts ſehnlicher, als von dem alten Scheuſal, das ſich an ſie geklammert, loszukommen, und ſie hat mich bei unſerer heitern Jugendzeit beſchworen, ſie zu retten. Ulrich wir dürfen die Unglückliche nicht verlaſſen.“

„Wir wollen ſie nicht verlaſſen, mein Bruder. Aber bedenke, es iſt ein gefallenes, ein tief gefallenes Weib! Sie hat den brauſenden ſchäumenden Becher des Lebens ausgetrunken, wie es dem Weibe nicht ziemt, ja, ſie hat ſelbſt die Hefen nicht verſchmäht, und wir wiſſen noch nicht, ob ſie auch wahrhaft Reu' und Leid trägt über ihr liederliches Leben. Du ſagſt ſelbſt, ſie iſt noch ſehr ſchön. Sie iſt achtundzwanzig Jahre alt, du, mein Rony, fünfundzwanzig. Deine freundlichſten Jugenderinnerungen ketten ſich an dieſe ſchöne Sünderin. Ich müßte mich ſehr irren, wenn deine erſte aufkeimende Neigung, die erſte Blüthe, die dein junges Herz trieb, nicht eine glühendere Färbung gehabt hätte, als Bruderliebe zu haben pflegt. Als Martha aus dem Hauſe unſerer Mutter ſchied, betrauerteſt du in ihr gewiß mehr als eine verirrte Schweſter. Du biſt der reine Jüngling geblieben, ſie iſt den Weg des Laſters gegangen. Frauenliebe iſt dir fremd geblieben. Rony, ich möchte um Chriſti Blut nicht mit dieſem ſündigen Weibe einen Feuerbrand ins Haus nehmen, der dein unſchuldiges Herz mit böſen unreinen Flammen ergriff.“

„Du irrſt, Ulrich,“ verſetzte Hieronymus mit leiſer und faſt zitternder Stimme. „Und wäre Martha noch ſchöner und verführeriſcher, und hätte mein Herz einſt mit noch ſtärkeren Banden an ihr gehangen, ſie würde für mich nie mehr ſein als die bemitleidenswerthe Gefallene; denn in mein Herz leuchtet ein hoher reiner Stern, der es geheiligt hat. Und kann ich ihn auch nicht erreichen und zu meinem irdiſchen Eigenthum machen, ſo iſt und bleibt er doch mein himmliſches Gut und erfüllt meine Bruſt ſo ganz mit Licht und Glanz, daß niemals ein andres Frauenbild darin Platz finden kann. Wo dieſe Heilige aufgeſtellt iſt, findet keine Sünderin Eingang.“

„Mein armer Bruder, auch das iſt ſchlimm. Ich weiß nicht, ob das Fräulein Johanna von Sickingen ein Engel in dem Sinne iſt, wie Martha Bry eine Sünderin; aber das weiß ich, daß die ſtumme unbefriedigte Sehnſuchtspein nach dem Engel dich ebenſo ins Verderben führen muß, wie der befriedigende Kuß der Sünderin. Ich wollte, du fändeſt bald ein holdes Mädchen, welches die Mitte hielte zwiſchen dem Engel und der Sünderin und dein treues dich beglückendes Weib würde.“

„Nie, nie!“ hauchte der bleiche Jüngling, und wiegte das Haupt verzichtend hin und her. Dabei glänzte es in ſeinen Augen, und auch Ulrich fühlte die ſeinigen naß werden.

Sie gingen ſtumm nebeneinander in das Thal hinaus und ſtiegen den ſteilen Bergpfad nach dem Zechenhauſe hinauf. Vor der Thür empfing ſie Martha. Sie war einfach und züchtig gekleidet, obwohl vornehm wie eine Ritterfrau oder wohlhabende Städtebürgerin. Auch gab ſie ſich unbefangen, würdig und fein. Sie ließ ihrer Haltung und ihren Worten anmerken, daß ſie eine Bittende war, ohne zu gemeinen Mitteln zu greifen. Sie ſchilderte ihre Lage lebendig ohne das Mitleid in Anſpruch zu nehmen. „Ich bin an einen Dämon gefeſſelt, der mich nicht losläßt und mir ſtets Grauſen erweckt. Wohl bin ich nicht ohne meine Schuld in dieſes Verhältniß gekommen, aber wahrlich, ich habe durch dieſen Menſchen alle Schuld, die auf mir haftet, ſchwer gebüßt. Ich könnte Vieles für mich anführen, das meine Schuld in Euern Augen verringern würde; doch ich verſchmähe dieſes Mittel Euch zu gewinnen. Ihr habt mich genug gekannt, ich bin zum Theil im Hauſe Eurer Schweſter Veronika und in dem Euerer Mutter aufgewachſen. Ihr werdet ſonach am Beſten wiſſen, daß ich eines beſſern Looſes würdig war, als ich mir ſelbſt bereitet, oder vielmehr mein böſes Schickſal. Ihr wißt Alles, wie es gekommen; deshalb kein Wort weiter davon. Wäre ich im Kloſter der heiligen Katharina in Augsburg geblieben bei Euerer guten Schweſter Felicitas und bei meiner guten Schweſter Barbara, ſo wär' ich freilich eine fromme Nonne geworden. Euere billige Einſicht wird erkennen, daß ich das nicht werden konnte. Selbſt heute — ich bekenne es frei — könnte ich nicht ins Kloſter zurückkehren, das mir gewiß die Pforte öffnen würde. Ich könnte heute noch keine fromme Nonne werden,. und eine Heuchlerin — nimmermehr! Nein, als die verlorne Tochter möcht' ich lieber in das Vaterhaus zurückkehren, aber ich Arme habe kein Vaterhaus; ich habe niemals eins gehabt. Euer Haus iſt mir das nächſte, das liebſte; es war mir ja einſt das Mutterhaus, o laßt es mir jetzt zum Vaterhaus werden und nehmt mich auf, die reuige Tochter und Schweſter!“

„Ihr habt nicht vergebens geſprochen, Martha; wir Brüder waren aber ſchon eins, daß wir Euch ein beſcheidenes Loos bereiten wollten, in der Ueberzeugung, daß Ihr dieſen Wunſch nicht hegen würdet, falls es Euch mit einer Lebensänderung nicht wahrhaft ernſt ſein ſollte."

„Darüber will ich keine Worte verlieren; die That muß ſprechen. Bietet mir nur die Hand, um von dieſem Maldonato zu kommen —"

„Seid Ihr ſeine ihm prieſterlich angetraute Frau?"

„Nimmermehr!"

„Wer kann Euch dann wehren, ihn zu verlaſſen? Er hat keinerlei Recht an Euch."

„O Ihr kennt die gefährlichen, die hölliſchen Künſte dieſes fürchterlichen Menſchen nicht! Was hätte mich ſonſt an ihn gefeſſelt, als eben dieſe Künſte? Nennt ſie Zauberei, Hexerei, dämoniſche Gewalt, wie Ihr wollt; aber ſie ſind wirklich, ſind kein Hirngeſpinnſt, er übt ſie aus über mich. Ich bin ſeine Sklavin und wie mit unſichtbaren Ketten an ihn gebunden."

„Aber ſagt, wie ſollen wir Euch von ihm löſen?" fragte Hieronymus ängſtlich.

„Aus mancherlei Worten und Handlungen habe ich herausgebracht, daß er mit Eueres Ohms Oberſteiger, Gebhard Diether, ſchon ſeit langer Zeit ein Diebsgeſchäft hat. Dieſer Diether hat ihm in Kremnitz geſtohlnes Golderz verkauft und verkauft ihm hier geſtohlnes Silbererz. Sie haben geſtern Abend ſchon eine heimliche Zuſammenkunft gehabt."

„Dieſen Diether habe ich ſtets für einen Schelmen und Spitzbuben gehalten," ſagte Ulrich zu ſeinem Bruder. „Aber der Alte iſt vernarrt in den Menſchen und hält ihn ſchier wie einen Sohn, weil der ſchlaue Fuchs ihm nach dem Maule ſchwatzt und gut päpſtlich ſpielt."

„Wenn Ihr es nur einrichten könntet, die beiden Schurken auf friſcher That zu ertappen und in Ketten und Banden hinter Schloß und Riegel zu legen, ſo wäre ich meinen alten Plagegeiſt auf die beſte Weiſe los."

Der Plan wurde verabredet. Martha wollte den alten Antonio ſcharf im Auge behalten und den beiden Brüdern Fugger durch feſtgeſtellte Zeichen verrathen, wenn er mit Diether behufs des Diebſtahls zuſammenkäme. Ulrich wollte ſogleich nach Schloß Fuggerau reiten, um Bübenhoven zu gleichen Anſtalten in Bezug auf den diebiſchen Oberſteiger zu vermögen. Der alte Jakob ſollte nicht früher von der Sache erfahren, als bis der Streich glücklich ausgeführt ſei.

Die beiden Brüder und Martha handelten mit der größten Vorſicht in Schwaz; mit nicht minderer Bübenhoven in Fuggerau. Die beiden Schuldigen waren umſtellt, ohne die leiſeſte Ahnung davon zu haben.

Auch der alte ſchlangenkluge Zigeuner wußte ſich gut zu verlarven. Er gab ſeine verſchiedenen Künſte in Schwaz zum Beſten und ſchien ſich um die Bergleute nicht zu bekümmern. Die Nächte waren für den Diebshandel beſtimmt. Aber die Vorkehrungen waren ſo gut getroffen, daß beide Diebe mitten in der Nacht über dem Diebſtahl ergriffen und mit ſtarker Bedeckung in das Schloß gebracht wurden.

Am andern Morgen benachrichtigten Ulrich und Bübenhoven den alten Jakob von dem merkwürdigen Fang. Anfangs wollte er Diethers Untreue durchaus nicht glauben, und wenn Ulrich allein ihn davon hätte überzeugen wollen, ſo würde er das Ganze für eine boshafte Erfindung ſeines Neffen gehalten haben, um einen Mann zu verderben, der in hoher Gunſt bei ihm ſtand. Nur Bübenhovens Verſicherung, daß Diether durch Ergreifung auf friſcher That des Diebſtahls überführt ſei und in Hoffnung einer gelindern Strafe alle ſeine Diebſtähle eingeſtanden habe, gaben dem Greiſe endlich die Gewißheit von der Nichtswürdigkeit und Undankbarkeit eines Menſchen, deſſen Wohlthäter er von deſſen Kindheit an geweſen war, und dem er ein unbedingtes und ſchrankenloſes Vertrauen geſchenkt hatte. Aber die Wirkung auf den alten kränklichen Mann war eine ſehr ſchlimme. Nach den böſen Erfahrungen der letzten Zeit, die ihm ſo hart zugeſetzt, konnte er dieſe jüngſte nicht überwinden. Nach einigen Stunden, die er in düſterm Schweigen zugebracht, nur dann und wann einen halb unterdrückten Seufzer ausſtoßend, wurde er von einem Schlagfluß getroffen, der ihm die rechte Seite und die Zunge lähmte, ſo daß er weder ſprechen, noch ſich vom Platze bewegen konnte.

Er wurde zu Bett gebracht und Aerzte herbeigerufen, deren Bemühungen es erſt nach mehreren Tagen gelang, ihm wieder zum Gebrauch der Sprache zu verhelfen. Bübenhoven, Ulrich und Hieronymus verließen den Kranken nicht, und die beiden Brüder zeigten ſo viel liebenden Eifer und treue Sorgfalt für ihn, daß ſein Auge zuweilen mit einem tiefbewegten, dankbaren Blick auf ihnen ruhete. Es ſchien eine merkwürdige und unerwartete Veränderung mit dem Alten vorzugehen, und als er wieder ſprechen konnte, nahm er einmal Ulrichs Hand und drückte ſie faſt zärtlich, gleichſam als wollte er dem Neffen ein Unrecht abbitten.

„Gott wird dieſe harte Prüfung von Euch nehmen, liebwerther Ohm,“ ſagte Ulrich ſanft. „Und ſie wird Euch dazu dienen, damit Ihr erkennet, welches die Herzen ſind, die es wahrhaft treu und gut mit Euch meinen, wenn ſie mit Euch auch nicht ſchön thun können, wie die falſchen Menſchen, die Euer edles Vertrauen ſchändlich betrogen und ausgebeutet haben.“

„Ulrich,“ ſagte Jakob weich, „ich erkenne es. Gott hat mir in dieſen Leidenstagen die Augen geöffnet. Sieh, du biſt der lutheriſchen Lehre ganz ergeben, und ich habe dir deshalb ſchwer gegrollt, aber nun bin ich inne geworden, daß auch Bübenhoven und ſeine Sibylle denken wie du; ja meine alte Sibylle iſt auch lutheriſch geſinnt;

Raimund iſt es und ſeine Frau iſt es. Faſt alle die Meinen ſind's; die beſten meiner Freunde ſind's. So bin ich wohl in einem langen Irrthum befangen geweſen. Ihr ſollt mir jetzt ſagen, wie es damit zuſammenhängt. Ich will Euch andächtig zuhören, wie ein frommes Kind; vielleicht, daß ich's noch begreife."

Ulrich drückte einen ehrerbietigen Kuß auf die Stirn des Greiſes und verſprach ihm, ihn mit den göttlichen Lehren des reinen Evangeliums bekannt zu machen.

Jakobs weiche Stimmung hatte aber noch eine andere Folge. Er wollte den verbrecheriſchen Oberſteiger; den er ſo ſehr geliebt, nicht beſtraft wiſſen. Die Strafe, welche nothwendiger Weiſe eine harte werden mußte, kam ihm wie eine unedle Rache vor. Er trug bei den Gerichten darauf an, daß ihm nach vollendeter Unterſuchung die Strafe erlaſſen oder vielmehr in eine Landesverweiſung verwandelt wurde. So geſchah es. Diether wurde nach einiger Zeit über die Grenze geſchafft. Bald darauf waren auch ſeine Frau und Kinder und der Vater der Erſtern, das Haſenhänslein, verſchwunden, obgleich Jakob Fugger für ſie zu ſorgen verſprochen hatte.

An den alten Zigeuner Antonio Gebes, Doktor Maldonato genannt, wurde aber die Strafe in ganzer Strenge vollzogen. Er kam auf Lebenszeit in Eiſen und Kerker auf Schloß Tyrol.

Mattha Bry wurde Schaffnerin auf einer großen Küherei, welche Hieronymus gekauft hatte. Das Gut lag einige Stunden von Schwaz entfernt im Gebirge, und der Beſitzer machte den Weg dahin jetzt öfter und hielt ſich länger dort auf, als früher.

Ulrich und Bübenhoven brachten viel Zeit am Krankenbett des Ohm zu, und unterrichteten ihn nach beſten Kräften, wie es ſein oft ausgeſprochener Wunſch war.

## 10.

# Zwei Feuerbrände.

Immer höher gingen die Wogen der Volksbewegung, immer lauter grollte der Donner des heranziehenden Wetters. Nachdem der Fürſtabt von Kempten am Montag nach dem Dreikönigsfeſt im trotzigen Uebermuth alle billigen Forderungen der Bauern auf dem Tage in Güntzburg perſönlich abgeſchlagen hatte und vom erwählten Ausſchuß der Landſchaft der Weg Rechtens eingeſchlagen worden war, hatten auch die übrigen geiſtlichen Herren im Algäu die Beſchwerden der Bauern zurückgewieſen. Die zahlreichen wiedertäuferiſchen Prädikanten predigten mit großem Erfolg gegen ſie, und das Volk gewann allmälig die Anſicht, daß es auf dem langſamen und koſtſpieligen Rechtswege nichts Erkleckliches ausrichten werde. In dem engern Raume von Kempten bis Ulm ſaßen neben dem Fürſtabt von Kempten der Abt von Ottenbeuern, der von Mönchsroth, der von Ochſenhauſen, der von Weingarten, der von Roggenburg, der von Weiſſenhorn, der von Wiblingen, der von Elchingen, der von Wettenhauſen und noch andere kleinere; über einen ziemlichen Theil des Gaues herrſchte der Biſchof von Augsburg. Zwiſchen ihnen preßten eine Menge Edelleute das Volk aus ihren Burgen. Die Herren in den Städten, welche hier Unterthanen hatten, ſtanden den Pfaffen und Junkern nicht nach. Das gehetzte Menſchenwild wurde zum Aeußerſten getrieben. Thomas Münzer und ſeine Geſellen zeigten, was zu thun ſei. Im Oberalgäu, dieſem ſüdlichen Hochlande, deſſen bis zum Gipfel waldbewachſene Berge ziemlich weite Ebenen umſchließen, die ſich weniger zum Ackerbau als zur Viehzucht eignen, weil ſie treffliche Weiden bieten, wohnen an den Berghängen und auf den Höhen in einzelnen Weilern und

Höhen die ſchönen ſtarken Hirten, an Leib und Seele kräftige Naturſöhne. Nur um die Pfarrkirchen haben ſich Dörfer und Flecken gebildet. Unter dieſem einfachen Hirtenvolke fand der Geiſt der Freiheit ein fruchtbares Feld. Hier wirkten die Prädikanten am erfolgreichſten. Dieſe Leute waren um die Mitte des Februar entſchloſſen, ſich zuſammen zu thun und mit den Waffen ihr Recht zu erkämpfen.

Um dieſe Zeit war's, als Ulrich Fugger eines Tags vor einem einſamen, hochgelegenen und verſteckten Gehöf vom Pferde ſtieg, es ſeinem Knecht übergab und in das von hohen Bäumen umgebene Haus trat. Die Hausbewohner kannten ihn; auch war ſein Beſuch angeſagt worden. Er wurde in ein oberes nach dem Berg zu gelegenes Gemach geführt. Ein junger bleicher Mann in einem groben Tuchkittel erhob ſich vom Tiſche, wo er mit Schreiben beſchäftigt war. Dunkelbraune Locken hingen ihm wirr um die Schläfe; ſein großes, kühn und geiſtreich blickendes Auge ſchaute fragend in die des Eingetretenen. Ulrich muſterte die edle trotzige Geſtalt des Jünglings einen Augenblick; dann ſprach er: „Ich bin Ulrich Fugger und ſehe den Prediger Thomas Münzer in Euch.“

„Ich bins,“ verſetzte der junge Mann, während ſich ſeine ſtrengen Züge verklärten, „und heiße Euch herzlich willkommen! Ich habe Euch ſchon lange erwartet, doch habt Ihr mir in Euerm Bruder einen guten Boten geſchickt.“

„Ich war, wie Euch mein Bruder bereits geſagt hat, an das Krankenbett meines alten Ohms gefeſſelt. Mein Bruder iſt in jeder Beziehung mit mir einverſtanden.“

„Wir haben uns ſehr befreundet, was um ſo leichter geſchehen konnte, da wir in gleichem Alter ſind. Die Jugend muß die Dinge in die Hand nehmen, da das Alter ſchlaff und träge iſt, und der Jugend gehört die Zukunft.

Wir muſſen einreißen und neu bauen; die bejahrten Herrn laſſen gern Alles ſtehen, wie's ſteht, oder flicken höchſtens nothdürftig an dem alten, morſchen, baufälligen Hauſe herum. Wir aber wollen ein neues Haus, von Grund auf ein neues Haus, mit weiten hellen bequemen Räumen, nicht mit finſtern engen Kammern, in denen die Menſchheit erſtickt und verſchmachtet. Darum können wir von dem alten ſchlechten Gebäude gar nichts brauchen; es muß niedergeriſſen werden bis auf den Grund."

„In dieſem Punkt ſtimme ich ganz mit Euch überein. Doch meine ich, man fängt beim Einreißen eines Hauſes beim Giebel an, damit Niemand erſchlagen werde, beim Aufbauen dagegen fängt man aus demſelben Grunde mit der Schwelle an. Wir müſſen zuerſt auf Vertilgung der Fürſtengewalt hinarbeiten, der weltlichen und der geiſtlichen; hernach können wir ohne Gefahr auch weiter unten aufräumen. Ich fürchte aber, Ihr überhaſtet Euch, und das wird viel Blut koſten."

„Von Euch, Herr Fugger, habe ich dieſen Vorwurf nicht erwartet. Ihr ſeid einer der feurigſten Geiſter. Glaubt mir, wir können nicht ſchnell genug einreißen. Es iſt leider Gottes ſchon gezaudert genug worden. Da haben die guten frommen Hirten hier zu Land den Rechtsweg eingeſchlagen. Die ehrliche deutſche Natur des wackern gemeinen Mannes! Man könnte lachen über ſie, der Schlangenliſt und dem holliſchen Betrug der Fürſten, der Pfaffen, des Adels, der Herren gegenüber, aber es miſchen ſich bittere Thränen der Wehmuth, glühende Thränen des Zorns in dieſes Lächeln. Bah! und ich bin nicht einmal der Mann, der lächeln kann. Mit der Stimme des Donners möcht' ich es in die ewig betrogene Welt hinausheulen: Wie könnt ihr Recht erwarten von den ewigen ſchamloſen Betrügern, Recht von den Blutzapfern und Giftmiſchern, Recht von den Verführern, Hurern, Lügnern, Meineidigen, Recht von der Hölle und ihrer Brut? Nichts kann entſcheiden zwiſchen dem gemeinen Volk und ſeinen Drängern als das Schwert.“

„Das Volk weiß den Pflug zu führen und den Hirtenſtab, aber nicht das Schwert. Die Herren aber verſtehen ſich auf Wehr und Waffen. Ich dachte vor zwei Jahren auch noch wie Ihr. Aber ich habe mich überzeugt, daß das Volk für einen Waffenkampf gänzlich unvorbereitet iſt. Es iſt nicht gewöhnt an die Schrecken eines blutigen Kampfes; es verſteht die Waffen nicht zu führen, ja es hat zum Theil keine Waffen mehr.“

„Wißt Ihr einen andern Weg zum Heil als den Kampf?“

„Nein, aber das Volk muß vorbereitet werden.“

„Das iſt auch meine Meinung. Wie aber wollt Ihr ein Volk in den Waffen üben, das keine beſitzt? Einſt trug jeder deutſche Mann ſeine Waffe und wußte ſie gegen Jeden zu handhaben, der ihm zu nah trat. Die tückiſche Schlauheit ſeiner Dränger hat ſie ihm entwunden. Gebt ihm Waffen; die tückiſche Schlauheit ſeiner Bedrücker wird ſie ihm entreißen. Wir kommen nicht zum Ziel auf dem Wege, den Ihr wollt. Erſt der Aufſtand, der allgemeine Aufſtand, und dazu iſt jetzt die günſtigſte Zeit. Die deutſchen Kriegsvölker ſind alle in Italien. Das Volk will das reine Evangelium. Ein ſtürmiſcher Geiſt geht durch die Maſſen. Der günſtige Augenblick muß erfaßt werden. Vor drei Monaten iſt das Volk mit ſchönen Verſprechungen abgeſpeiſt worden; jetzt weiß es, daß es abermals betrogen iſt. Alſo Aufſtand, Aufſtand, ſo weit die deutſche Erde reicht! Der Kaiſer iſt fern in ſeinem Spanien, er hat kein Herz für das deutſche Volk; ſo jung er iſt, ſo falſch iſt er, ein Gemiſch von habsburgiſcher und aragoniſcher Treuloſigkeit. Der Krieg mit dem franzöſiſchen Faſelpanien nimmt alle ſeine Kräfte in Anſpruch. Wo möglich noch ſchlimmer geartet iſt ſein Bruder, der Erzherzog, ein ſcheinheiliger, heimtückiſcher, boshafter Bube, mit allen ſpaniſchen Laſtern behaftet, mit keiner ſpaniſchen Tugend ausgerüſtet. Alle deutſchen Fürſten ahmen ihn nach, alle ſind treuloſe Betrüger des Volks, die geiſtlichen die ärgſten. Die einzige Ausnahme iſt mein eigner Herr, der Kurfürſt von Sachſen, ein ehrlicher, wohlwollender, aber ein alter ſchwacher Mann, ein Zauderer all' ſein Lebelang, niemals ein Mann der That. Er könnte des deutſchen Volkes Retter ſein, wenn er raſch das Schwert zöge und unter das Gezücht drein ſchlüge, wie Petrus der Apoſtel. Aber er will Alles in Güte vertragen, und darum wird er uns nichts helfen. Das iſt der ehrlichen Deutſchen Verderben: das verfluchte Vertragen in Güte und Liebe. Hernach wenn ſie's vertragen und verhunzt haben, nehmen die Schinder ſie einzeln vor und ziehen ihnen das Fell über die Ohren. Ihr, Herr Fugger, dachtet vor zwei Jahren noch wie ich jetzt; bei! noch im vorigen Jahre dachte ich wie Ihr jetzt. Heute bin ich auf dem rechten Sprunge. Kein Vertragen nützt uns, keins zu Recht, keins in Güte. Das Schwert und nur das Schwert muß entſcheiden. Blut muß fließen. Die Freiheit bedarf der Bluttaufe, ſonſt gedeiht ſie nicht. Chriſtus hat die erhabenſte Menſchenliebe gelehrt, und zum Eckſtein ſeiner Kirche gemacht, und doch hat er das große Wort geſprochen: Ich bin nicht gekommen, Euch den Frieden zu bringen, ſondern das Schwert. Und noch deutlicher und kräftiger drückt er ſich beim Evangeliſten Lucas im neunzehnten Kapitel, im ſiebenundzwanzigſten Verſe aus: Doch jene, meine Feinde, die nicht wollten, daß ich über ſie herrſchen ſollte, bringet her und erwürget ſie vor mir. — Wer der Wahrheit, der Tugend, dem Recht, der Bruderliebe auf Erden entgegen iſt aus ſchnöden, ſelbſtſüchtigen Zwecken, wer lügt, betrügt, verführt, raubt, mordet, um ſich im Fleiſch und Blut ſeiner Mitmenſchen zu mäſten, der ſoll und muß erſchlagen werden.“

Der junge Mann hielt inne; er hatte ſich in ein wildes Feuer hineingeredet, daß ihm haſtig hervorgeſtoßene Worte Flammen gleich von den bebenden zuckenden Lippen ſtrömten. Seine Augen rollten, glühenden Sternen gleich, ſein Haar flog wie Schlangen um ſein Haupt. Ulrich war mächtig ergriffen. Er faßte Münzers hagere Hand, und rief: „Wahrlich, Ihr ſeid ein Mann, wie ich noch keinen geſehen! Wäre Euer Geiſt im deutſchen Volke, es wäre morgen ein freies und übermorgen ein großes Volk; denn es würde noch heute all ſeine Ketten zerreißen, wie Simſon die Stricke, mit denen er gebunden war; es würde alle Schmach und Unwürdigkeit abwerfen, es würde ſein von Schmutz und Schande gedämpftes Licht aufleuchten laſſen, wie eine Flamme Gottes zur Nachtzeit auf den Bergen. Aber ſeht, Münzer, ſolcher Männer wie Ihr, hat das deutſche Volk blutwenig.“

„Und doch ſind in dieſem engen Zimmer ſchon zwei. Es kommt nur darauf an, die Geiſter zu wecken und zu entzünden, dann anzufeuern und zu vereinigen. Ich habe jetzt Franken durchwandert, dann Schwaben vom Rhein bis zum Bodenſee und wieder herauf in dieſe Berge. Ich habe viel hundert ſolcher Männer kennen gelernt, und es gibt ihrer viel tauſende. Sie müſſen nur vereinigt werden, und die gemeinſame Noth wird ſie vereinigen. Iſt nur der erſte Schlag von unſerer Seite geſchehen, dann werden alle nachfolgen. Dann das Volk begeiſtert mit der heiligen Kraft des Wortes! Hunderte meiner Freunde und Anhänger durchziehen dieſe Länder und belehren das Volk in gewaltigen Reden. Den Pflug zum Schwert geſchmiedet, die Glocke zur Kanone umgegoſſen! Waffen! Waffen! Und Männer, wie Ihr an der Spitze, die auch Geld daran zu wenden haben! Was feſſelt den Landsknecht an die

Fürſten? Das Geld! Fuggerſches Geld hat dem Kaiſer die Treue manch eines Heeres erkauft; mag Fuggerſches Geld nun auch dem Volke ein Heer erkaufen!"

„Daran ſoll es nicht fehlen, und ſollt ich all mein Hab und Gut opfern!"

„Das hab ich von Euch erwartet. Geld gibt Muth, und im Kampfe wächſt die Kraft. Der Kampf gibt die beſte Uebung, der Kampf iſt der beſte Lehrer des Kampfes."

„Aber ein krieggeübter Führer thäte uns Noth. Der oberſte Hauptmann des ſchwäbiſchen Bundes iſt der alte Jörg Truchſeß, ein tüchtiger eiſerner Kriegsmann. Wenn wir Frundsberg gewinnen könnten; aber daran iſt nicht zu denken, obgleich er dem Evangelium zugethan iſt und mit Achtung von Luthern ſpricht. O, lebte jetzt Sickingen noch! Oder nur Hutten, um ſich an die Spitze zu ſtellen!"

Kopfſchüttelnd antwortete Münzer: „Ich kann Euern Wunſch nicht theilen. Nicht Sickingen, nicht Hutten hätten der Volksſache genützt, ſo wenig wie ihr Luther nützt. Sie hätten ſie nur zu ihren eigenen Zwecken ausgebeutet. Sie wollten ein Adelsregiment, Sickingen zum Kaiſer. Was wären wir gebeſſert geweſen? Luther will Alles mit dem Worte zwingen, der faule Mönch! Was hilft das Wort, wenn das Schwert nicht hinter ihm ſteht? Adel und Pfaffen, Fürſten und Herren verlachen das Wort. Kanonen und Büchſen, Spieße und Schwerter, ſind die ächten Verkünder der Freiheit. Unſere Feinde können niemals überzeugt, ſie müſſen vernichtet werden."

„Damit bin ich einverſtanden. Aber wenn Ihr den Kaiſer und die Fürſten verwerft, welche Staatsform wollt Ihr eingeführt wiſſen?"

„Die allein übrig bleibt: die chriſtliche Republik. Was hat Griechenland und Rom ſtark gemacht in der alten Zeit? Die Republik. Was hat Venedig groß gemacht und reich in der neuern Zeit? Die Republik. Aber nicht eine unchriſtliche Republik will ich, wie in Venedig, wo die Nobili herrſchen und das Volk knechten; nein, eine chriſtliche Republik, noch chriſtlicher als die der Eidgenoſſenſchaft, nach dem göttlichen Wort: Gott will, daß allen Menſchen geholfen werde. Das Volk muß ſich ſelbſt Geſetze geben und aus ſeiner Mitte die Vollzieher derſelben küren. Die Kirche ſtehe unter denſelben Geſetzen. Die Gemeinde wähle ſich ihre Presbytern und Prediger. Fort mit Rom und allem Pfaffengeſchmeis! Fort mit allen Schindern und Blutſaugern! Respublica im Staat, Respublica in der Kirche!"

Ulrich Fuggers Auge glänzte in Wonnethränen; er umarmte den begeiſterten Sprecher: „Ja, Ihr ſteht über Hutten und Luthern. Möchten Euere kühnen Gedanken, Euere kräftigen Worte das Volk vereinigen! Denn Einheit thut vor Allem Noth. Von den Wittenbergern hoff' ich ſelbſt nichts mehr. Was kann uns Luthers Grobheit fördern? Er ſchilt zwar auf die Pfaffen und Fürſten, aber er ſchilt auch auf das arme verzweifelte Volk. Und nun vollends der ſäuberlich einherfahrende Melanchthon."

„Geht doch mit dieſen Leuten! Der Melanchthon kriecht in ein Rattenloch vor einem bloßen Schwerte. Von dieſen gelehrten Herren und Profeſſoren iſt nimmer etwas zu erwarten für des Volkes Noth und Trübſal. Dieſe Herren haben ſich des Mannes beſten Theil verſeſſen und vergrübelt auf ihren Schreibſtuben. Was hilft's, daß die alte und neue Geſchichte die Männer der That preißt und als Muſter aufſtellt; die gelehrten Schwächlinge ſaugen nur neue Schwachheit heraus. Jörg Metzler und Jäcklein Rohrbach ſind mir lieber als Luther und Melanchthon, als Erasmus und Reuchlin. Laſſen wir ſie auf der faulen Haut liegen und wenden wir uns Männern zu, die mit uns den Sieg erſtreiten. Denn ſiegen müſſen wir, ſiegen oder — untergehen. Darum nicht halbe Maßregeln! Nicht auf der Hälfte des Weges ſtehen geblieben und vom halb beſiegten Feinde erwarten, er werde ſich nun fügen und nachgeben! Das wäre unſer gewiſſer Untergang. Eine Partei muß fallen und in ihrem Blute erſticken, ſie oder wir. Gehen wir unter, ſo iſt das deutſche Reich für Jahrhunderte ein armſeliges verlorenes Land. Nichts Großes und Schönes kann da gedeihen. Der Fürſten- und Pfaffenübermuth wird alle Blüthen brechen. Deutſchland wird eine Oede werden, wie das gelobte Land eine geworden iſt. Hilf dir ſelbſt, ſo hilft dir Gott! Denn Gott iſt überall, in uns iſt er, in der Menſchheit, in der Natur. Darum drauf! drauf! Nieder mit unſern Feinden!"

Ulrich Fugger wurde hingeriſſen vom feuerſprühenden Geiſte des jungen Freiheitspredigers, der alle Saiten ſeines eigenen Geiſtes gewaltig ertönen machte. Sie beſprachen den vorliegenden großartigen Plan zur Organiſation des Aufſtandes im ganzen deutſchen Reich, wie er von den Wiſſenden bereits verabredet war und faßten den Beſchluß, manche ihnen zweckdienlich ſcheinende Abänderungen in Vorſchlag zu bringen. Ihre Einigung ging zuletzt dahin, daß Ulrich mit der Macht ſeines Geldes und Geiſtes durch die verſchiedenen Häupter den Aufſtand in Tyrol, Salzburg, Oeſtreich, im Algäu und wo möglich noch weiter leiten ſolle, ſo daß ſich ſeine ganze Thätigkeit über ganz Süddeutſchland erſtrecke; Münzer dagegen Thüringen, den Harz und das nördliche Deutſchland in die Bewegung reißen ſolle.

Am folgenden Tage ſchieden ſie voll der kühnſten Entwürfe und mit den ſchönſten Hoffnungen von einander. Fugger ritt heiter und wohlgemuth den ſchneegekrönten Rieſenbergen Tyrols zu. Unterwegs erzählte ihm der Knecht, er habe Abends vorher in der Nähe des Hofes den Gebhard Diether umherſchleichen ſehen. Er glaubte nicht, daß er ſich geirrt habe, obgleich es ſchon ſtark gedämmert und der Menſch ſich eiligſt davon gemacht, als er auf ihn losgegangen. — Fugger legte kein Gewicht auf die Nachricht. Zu Mittag kehrte er in das Wirthshaus eines kleinen Gebirgsdorfes ein, um einen Imbiß zu nehmen und die Pferde füttern zu laſſen. Nicht weit hinter dieſem Dorfe hatten ſie einen engen Gebirgspaß zu paſſiren. Sie waren eben am Eingang deſſelben, als der Knecht ſagte: „Denkt Euch, Herr, ich habe das fromme Spitzbubengeſicht des Diether hier wieder geſehen. Als ich ging die Pferde zu tränken, huſchte er hinter dem Stalle den Berg hinauf. Er trug einen Stutzen auf dem Rücken. Ich hab' ihn diesmal ganz deutlich erkannt und kann nun den Gedanken an den ſchlechten Menſchen gar nicht los werden. Ja, mir wird jetzt ganz angſt und bang. Wenn er nur nichts Böſes gegen Euch im Schild führt."

„Dazu iſt der Kerl zu feig. Doch iſt es allerdings verdächtig, daß er um meinen Weg ſchleicht."

Während dieſer kurzen Unterredung waren ſie in den Paß eingeritten. Das letzte Wort war kaum verhallt, als auf dem Bergvorſprung zu ihrer Linken ein Schuß fiel. „Jeſus Maria!" rief Fugger, „ich bin getroffen! ich bin des Todes!"

Der Knecht ſchrie auf und ſprang vom Pferde, um den verwundeten Herrn aufzufangen. Dieſer verlor die Beſinnung. Der Knecht riß ihm die Kleider ab, das Blut ſtrömte aus einer Wunde am Vorderhalſe. Jedenfalls nach dem Kopfe gezielt, war die Kugel ſchräg von oben abgeſchoſſen durch einen Theil des Halſes und die rechte Schulter gefahren und hatte dieſe, wie den Oberarm zerſchmettert. Der Knecht verband die Wunde ſo gut er konnte. Während deſſen kam ein Weib durch den Paß. Dieſe ſchickte der Knecht ins Dorf nach Beiſtand. Ehe derſelbe kam, ein ganzer Haufen Menſchen, war dem Verwundeten das Bewußtſein zurückgekehrt. Er verlangte unverzüglich nach Hauſe gebracht zu werden. Die Dorfbewohner hatten kaum gehört, wer der vornehme Mann ſei, als ſie ſich aufs Aeußerſte beeilten, ſeine Wünſche zu erfüllen und eine Tragbahre herſtellten, auf die ſie ihn betteten und in großer Menge abwechſelnd trugen. Der Knecht ſprengte mit beiden Pferden voran, um ärztliche Hülfe zu holen und eine bequeme Sänfte.

Spät in der Nacht hielt der unglückliche Mann ſeinen traurigen Einzug in ſeinem Hauſe, begleitet von ſeiner Ehewirthin, ſeinem Bruder, von Freunden und Aerzten, die ihm entgegengeeilt waren. Die Aerzte erklärten die Wunde für äußerſt gefährlich; der Verlauf der nächſten Tage zeigte leider, daß ſie tödtlich war. Der treffliche Mann lebte noch über eine Woche, aber es war ein Leben voll Qual und böſer Schmerzen.

Den alten Jakob traf dieſer neue Schlag mit furchtbarem Gewicht. Er ließ ſich nach Schwaz an das Lager des Neffen tragen und hielt im ſtummen Jammer die Hand deſſelben. Dann klagte er ſich ſelbſt der Schuld dieſes Mordes an, da er den verruchten Böſewicht aus falſchem Mitleid dem ſtrafenden Arm der Gerechtigkeit entriſſen habe."

„Oh, weh mir!" weinte er. „Was iſt doch mir altem ſchwachen Mann Alles vorbehalten! Gott prüft mich hart, ehe er mich abruft."

Dann küßte er des Neffen bleiche Stirn, ihn gleichſam um Verzeihung bittend, und kehrte in ſein Schloß zurück um ſich dort von der Welt abzuſchließen.

Am tiefſten beklagte Ulrich, daß er die allgemeine Erhebung des Volks nicht erleben ſollte und ſeine Wirkſamkeit nach dieſer Richtung durch die verruchte Hand eines racheſüchtigen Mörders abgeſchnitten war. „Auch mir fällt das dunkle Loos," ſagte er mit ſchwacher Stimme zu dem weinenden Hieronymus, „welches Sickingen und Hutten zu Theil ward: wir dürfen die Freiheit des deutſchen Volks nicht ſehen, für die wir mit all unſern beſten Kräften wirkten. Das iſt ſehr bitter. Doch ich muß mich der eiſernen Nothwendigkeit fügen, wie meine edeln Freunde. Mir ahnet, daß auch Thomas Münzer vom Tod hinweggerafft werden wird, ehe der Morgen der Freiheit über Deutſchland tagt. Tauſende werden im Kampfe fallen. O, daß ihr Schickſal zu theilen mir vergönnt geweſen wäre! Es ſollte nicht ſein. Hieronymus, Du biſt der Erbe meiner Habe, übernimm mit ihr auch die Ausführung meiner Plane. Dein Herz ſchlägt für die Sache des Volks wie das meine; ſo laß es dir eine heilige Erbſchaft ſein, das zu Ende zu führen, was ich begonnen. Weihe Gut und Blut der Wahrheit, dem Rechte. Verſprich mir das, damit ich nicht ganz troſtlos ſterbe."

Hieronymus gab ihm Hand und Wort zum Pfande.

„So ſegne Gott dein Streben und laß dich den Tag der Freiheit ſchauen."

In der folgenden Nacht ſtarb der edle Ulrich Fugger, erſt fünf und dreißig Jahre alt.

Hieronymus hatte nicht des Bruders Geiſt und Thatkraft.

## 11.

## Herzog Ulrichs Erobrungszug.

Herzog Ulrich von Würtemberg, der leichtſinnige und verbrecheriſche Fürſt, gedachte mit Hülfe der aufrühreriſchen Bauern, gegen die er vordem ſo grauſam und unmenſchlich gewüthet, als er den armen Konz niedergeworfen hatte, ſein Land wieder zu erobern und die Macht der Oeſtreicher daraus zu vertreiben. Er ſuchte den oberſchwäbiſchen und den Schweizerbauern glauben zu machen, er ſei nun mit Leib und Seele der Sache des gedrangſalten Volks zugethan und wäre aus dieſem Grunde ein eifriger Anhänger Luthers und der neuen Kirchenzucht geworden. Aber er trug den Eifer für die Reformation mit viel zu viel Oſtentation zur Schau, er machte dem Würtembergiſchen Landvolk viel zu glänzende Verſprechungen, als daß die Mißtrauiſchen und ſcharf Sehenden zu der Wahrhaftigkeit ſeiner Sinnesänderung hätten Glauben und Vertrauen faſſen können. Seine Vergangenheit bot ſo gar keine Bürgſchaft für ſeine großzugeſchnittenen Worte, daß die Bauern an den ſchön ausſtaffirten Köder nicht recht anbeißen wollten. So dumm und willig auch ſonſt der gemeine Mann den gleißenden Verſprechungen ſeiner Fürſten, wenn ſie in Noth und Verlegenheit waren, glaubte und vertraute und ſich dann von ihnen das Fell über die Ohren ziehen ließ, wenn die Gefahr für ſie vorüber war, ſo durften ſie doch nicht ſo wahnſinnige Streiche gemacht haben und nicht bereits von Land und Leuten verjagt ſein, wie Herzog Ulrich. Es iſt ſchon ein betrübender Beweis für die unverwüſtliche Einfalt des deutſchen Volks, daß ein ſo toller Verſchwender und Praſſer, ein ſo treuloſer, eid- und wortbrüchiger, mit hundertfachem ſcheußlichen Mord befleckter bübiſcher Menſch, der wie ein Nero und Galba gegen ſeine armen zur Verzweiflung getriebenen Bauern gewüthet hatte, nur den Gedanken faſſen konnte, ſich mittels dieſer Bauern wieder in das Herzogthum einzudrängen, und daß er ihn ausſprach, daß er in die Bauernverſammlungen ging und um ihre Gunſt buhlte, beweiſt die Niederträchtigkeit einer Politik, die ein edles Herz ſchamroth und verſtummen macht und gewährt einen Blick in die Anſichten und Meinungen, welche die Herren von Gottes Gnaden von der Ehrenhaftigkeit ihrer „Unterthanen“ hatten. Inzwiſchen ließ doch diesmal der Geiſt, der in die Bauernſchaft gefahren war, nicht zu, daß Herzog Ulrichs Anſicht und Meinung vom Volk gerechtfertigt wurde. Es iſt den „Herren“ ſpäter nur allzu gut gelungen, den Geiſt des deutſchen Volks ſo herabzubringen, daß es ſelbſt nicht mehr vor der Schande und Schmach erröthete, ſich mit Fußtritten und Backenſtreichen für den dargebrachten Segen ſeines Fleißes und ſeiner Entbehrung begnadigen zu laſſen, aber im Anfange des Jahrs 1525 war Ulrichs naive Zumuthung den würtemberger Bauern doch zu ſtark, ſo verhaßt und widerwärtig ihnen auch das despotiſche, heuchleriſche öſtreichiſche Regiment war. Vor der Hand gelang es ihm nur mit Schweizerbauern, die er mit ſchwerem Gelde anwarb und in ſeine Bergfeſte Hohentwiel zog, in welcher er ſeit Anfangs December hauſte, um ſeinen Heerzug nach Stuttgart vorzubereiten. Später in der Mitte Februar gewann er die hegauer und ſchwarzwälder Bauernhaufen, deren Hauptmann Hans Müller von Bulgenbach einen Vertrag mit ihm einging. Aber weder dieſer Führer noch die Bauern trauten dem Herzog recht. Deshalb zogen ihm nur ſieben Fähnlein aus der ganzen Waldgegend zu. Aus Baſellandſchaft, Schaffhauſen, Solothurn, aus dem Aargau und dem Thurgau brachte er ſeine übrige Mannſchaft zuſammen. Mit dieſem Heer aus ſechstauſend Landsknechten und zweihundert Reitern brach er nach Würtemberg auf.

Georg Truchſeß von Waldburg, vom ſchwäbiſchen Bundesrath in Ulm befehligt, mit der Waffengewalt des Bundesheers den Herzog zurückzuwerfen, begann damit, unter Vermittlung der obern Reichsſtädte im Hegau eine Gemeinde nach der andern durch gütlichen Vertrag von Ulrichs Sache abwendig zu machen, überfiel auch einen verſammelten Haufen derſelben und ließ ihn in Stockach gefangen legen. Dann, als er den Hegau hinter ſich ſicher wußte, eilte er mit dreihundert Reitern und ſiebenhundert Landsknechten dem Herzog nach, überholte ihn auf einem nähern Wege bei Bolingen, überfiel unterwegs am Faſtnachtsdienſtag ein Fähnlein Bauern, daß dem Lager des Herzogs bei Bolingen zuziehen wollte und erſchlug ihrer ſechszig davon. In der Frühe des 1. März warf ſich der Truchſeß, heimlich von einer Berghöhe über Bolingen, dem Lochen, von wo er Abends vorher das Lager des Herzogs erſpäht hatte, herabkommend, auf eine Abtheilung Schweizer und Schwarzwälder. Die erſchrocknen Bauern wollten dem Lager des Herzogs zulaufen, der Truchſeß ordnete ſchnell die Handvoll Reiterei (ohngefähr funfzig und lauter Adlige) die bis jetzt den beſchwerlichen Felſenpfad in der Frühdämmerung paſſirt waren, und verrannte ihnen den Weg. Sie flüchteten ſich an einen See hinter einen Graben, knieten nieder und fleheten um Gnade. Aber der Truchſeß wollte alle Schweizer und Bauern durch einen gewaltigen Schrecken vom Herzog abbringen und ließ deshalb ſeine Ritter über den Graben ſetzen und einhauen. Ueber hundert und dreißig Schweizer und ſchwarzwälder Bauern wurden erlegt; dann zogen ſich die Bündiſchen zurück, denn der Herzog rückte auf den Lärm aus dem Lager auf ſie zu. Der Trugſeß war aber zu ſchwach, um mit dem ganzen Heere des Herzogs anzubinden. Auch hatte er ſeinen Zweck erreicht, ein Beweis, daß er die Art und Weiſe der Schweizer und Bauern wohl kannte.

Am Nachmittag verſammelten ſich die Hauptleute der Schweizer und Schwarzwälder im Wirthshauſe eines nahen Dorfes. Ihre Haufen ſtanden abgeſondert vom Lager des Herzogs in der Nähe. Die Schweizer waren vorzüglich ſehr entmuthigt über die arge Schlappe, die ihnen der Truchſeß ſo unvermuthet beigebracht hatte. Die Verſammlung eröffnete der Schweizerhauptmann Hans im Moos deshalb gleich mit der Erklärung, er und ſeine Leute ſeien entſchloſſen wieder heimzuziehen. „Es iſt Alles anders wie uns der Herzog geſagt; er hat uns einen guten Sold und pünktliche Zahlung verſprochen, wir haben aber bis jetzt wenig, und dieſes Wenige niemals zur rechten Zeit und immer nur mit Noth und Mühe erhalten. Der Herzog hat nicht Geld genug, ein ſolches Heer zu erhalten, wie er zur Eroberung des Landes braucht. Und nun hat er uns vorgeſpiegelt, die würtemberger Bauern würden uns mit Freuden als ihre Befreier vom öſtreichiſchen Joche aufnehmen, das ganze Land würde ihm ſchnell zufallen und ihm Geld die Fülle darbringen, ſtatt deſſen müſſen wir den hieſigen Bauern das liebe Brot, das wir brauchen, mit Gewalt hinwegnehmen, und ſtatt als Befreier ſehen ſie uns als Feinde an. So viel iſt mir nun klar, die Würtemberger haben das öſtreichiſche Regiment ſatt und wären es je eher je lieber los, aber vor dem erneuten Regiment ihres Herzogs haben ſie noch mehr Furcht und mögen gar nichts davon wiſſen. Geld hat er nicht, Anhang auch nicht, die Bündiſchen aber fahren über uns her und verhauen uns den Weg; was haben wir alſo für Ausſichten? Deshalb wollen wir heute noch aufbrechen, um heimzuziehen, und wollen jetzt nur hören, was Ihr zu thun gedenkt."

„Was ſollen wir uns erſtechen laſſen ohne Lohn und Dank, um nichts und wieder nichts!" rief ein anderer Hauptmann. „Der Herzog hat nur ſchöne Worte für uns; er thut uns leutſelig ins Geſicht und will uns weiß machen, wie ſehr er dem reinen Evangelium und der Sache des gemeinen Mannes zugethan ſei. Kaum meint er, er ſitzt wieder in der Wolle, ſo zeigt er ſich auch ſchon wieder hochfahrend und übermüthig. Ich meine: der iſt ein großer Narr, der auf Fürſtenwort und Schmeichelrede für einen Heller Glauben gibt. Ich will euch wetten, was ihr wollt: ſetzen wir den Herzog wieder ein, ſo hat's der würtembergiſche Bauer ſchlimmer als zuvor."

„Kein wahrer Wort als dieſes!“ rief der ſtämmige, ſonnverbrannte Führer des ſchwarzwälder Haufens, der ſtarke und kluge Hans Müller von Bulgenbach, der das meiſte Anſehen unter den Hauptleuten genoß, und warf ärgerlich den breiten weißen Filzhut mit großen gekräuſelten Federn auf den Tiſch. „Hat uns der Herzog, als wir, die Hauptleute der Bauern, wie wir hier verſammelt ſind, mit ihm heimlich zu Zürich und Schaffhauſen verhandelten und einſtimmig darauf drangen, daß er den Artikelbrief annehme, hat er uns nicht mit Hand und Wort verſprochen, ſolches zu thun und ſein Land nicht anders zu betreten als ein Verkünder der zwölf Artikel? Weiß nicht männiglich von allen Bauern, die ihm zugezogen ſind, daß er uns nach dem Artikelbrief gelobt hat, ſobald er durch uns und unſere Hülfe ſein Land wieder erobert, die armen Leute von der Leibeigenſchaft und allen Dienſtbarkeiten zu befreien, daß er das Evangelium beſchirmen und die Gotteshäuſer und Stifter abthun wolle? Nun ſind wir ja in Würtemberg, und was ſehen und hören wir Ulrich thun und reden? Bei St. Velten, er läßt ſich den beſten Wein des Landes auftiſchen, aber an die verſprochne Freiheit denkt er nicht mehr. Stolz und hoffährtig reitet er einher und ſpielt den Herzog wieder, wie vor ſechzehn Jahren. Kein Wort mehr vom Artikelbrief! kein Wort von Aufhebung der Leibeigenſchaft und Dankbarkeiten! Wenn das geſchieht am grünen Holz, was ſoll's erſt am dürren werden? Iſt er ſchon ſo wortbrüchig, trotzig und protzig, wo er erſt auf dem Wege nach Stuttgart iſt, wie wird er thun, wenn er dort wieder feſtſitzt auf dem Herzogsſtuhl? Wahrlich der Bauer hat nichts zu hoffen von dieſem Fürſten!“

„Und von welchem denn?“ fragte eine etwas weiche Stimme mit einem fremden Accent. Hans Müller wandte ſich nach der Seite, von wo ſie gekommen war und begrüßte mit freundlichem Kopfnicken den Bildernazzi, der eben erſt in die Stube getreten war. „Von welchem Fürſten hofft ihr Bauern noch etwas?“ fuhr Nazzi mit ſchneidendem Hohnlachen fort. „Nicht wahr vom Kaiſer? Nun der junge Herr hat's in Spanien gezeigt, was er von den Rechten und gerechten Forderungen des gemeinen Mannes hält. Oder vom Erzherzog? Ah, der ſchlaue Knabe hat ſich die Höschen vor Angſt beſudelt, da die Tyroler ein ernſtes Wort mit ihm ſprechen, und verſpricht ihnen in den honigſüßeſten Worten Alles, was ſie nur wollen; vor zwei Monaten wollte er noch Alle erwürgen laſſen, die ſich auf des Volkes alte Rechte und Freiheiten beriefen. Glaubt ihm nur, vertraut ihm nur, ſo läßt er Euch vielleicht in abermals zwei Monaten die Köpfe vor die Füße legen. Oder ſoll ich Euch von den Baiernherzögen Stücklein erzählen, die Euere Hoffnungen wecken, oder etwa vom Markgrafen Kaſimir von Brandenburg, der ſeinen eignen Vater des Landes und Regiments beraubt hat und in ſchnöder Haft hält? Oder ſoll ich mit den geiſtlichen Purpurträgern aufwarten? Nennt mir einen von den achtzig oder hundert regierenden Herren in deutſchen Landen, und ich will Euch gleich viel Hoffnungsreiches für Euch von ihm berichten. Ihr Männer es gibt nur einen Fürſten in Deutſchland, der's ehrlich meint mit dem gemeinen Manne, nur einen der ein Herz hat für das Volk und ſich einer Sünde ſcheut, auch dem Aermſten und Geringſten weh zu thun, es iſt der Kurfürſt Friedrich von Sachſen, aber er iſt alt und ſchwach und war ſein Lebenlang zu überlegſam, zu unentſchieden, zu ſanft und würde unſrer Sache nichts nützen, ſelbſt wenn er noch jung wäre. Darum ſage ich Euch, ſo lange Ihr zu Fürſten und Pfaffen haltet, ſo lang Ihr mit ihnen unterhandelt und ſie nicht gänzlich abthut, ſeid Ihr verloren. Da habt Ihr Euch von dieſem Ulrich wieder am Narrenſeil führen laſſen, weil er Euch in Zürich und Schaffhauſen die allerkoſtbarſten Dinge mit den allerſchönſten Worten verſprochen, weil er umhergeritten iſt auf die Bauerntage, weil er den Papſt abgethan und den Luther angezogen, o nun habt Ihr gemeint: das iſt ein Fürſt, wie er ſein muß. Ihm wollen wir beiſtehen, damit er wieder zu ſeinem Lande komme. Ihr unſchuldigen Tauben, die Ihr der gleißenden Schlange in den Rachen lauft! Ihr ſeid betrogen, ſo lang Ihr einem einzigen Worte glaubt, das ein Fürſt oder ein Pfaff zu Euch ſpricht.“

„Du haſt recht, Nazzi,“ ſagte ein junger Hauptmann, „und wenn Alle ſo dächten, wie du und ich, wär' die Sache leicht gemacht. Aber nicht alle ſind jung, nicht alle ſind ehrlich, nicht alle ſind geſcheidt. Unter den Alten, Schurken und Dummen haben die Fürſten und Pfaffen ihren großen Anhang und laſſen ſich nicht ſo leicht abthun, als man bei der jetzigen Bewegung im Volke glauben möchte, weil der Selbſtſüchtigen, Schlechten und Dummen bei weitem mehr ſind als der Rechtſchaffenen, Ehrlichen und Geſcheidten.“

„Jetzt handelt ſich's darum,“ nahm Hans Müller das Wort, „daß wir einen Fürſten, der bereis abgethan iſt und der uns gelobt, uns zu unſerm Rechz zu verhelfen, dazu aber keinerlei Anſtalt trifft, nicht helfen wollen. Ihr habt heute früh geſehen, wie der Truchſeß gegen uns verfährt. Was ſeid Ihr entſchloſſen zu thun? Gebe Jeder ſeine Stimme ab.“

Da zeigte ſich denn gleich wieder die alte deutſche Sünde. Jeder wollte ſchier etwas anders. Der Eine wollte mit ſeinem Haufen ſogleich aufbrechen, weil der Herzog kein Geld habe, um ihnen den Sold zu zahlen. Der Andre wollte noch einen Tag warten, weil der Herzog verſprochen habe Geld zu ſchaffen. Der Dritte wollte wenigſtens bis Stuttgart mitziehen, dann müſſe der Herzog Wort halten. Einer erhob ſeine Stimme und ſchrie: „Ihr vergeßt, daß der Herzog den Ritter Fuchs von Fuchſenſtein nach Italien zum König Franz von Frankreich geſchickt hat, um Geld von ihm zu borgen. Der König hat uns durch den Junker Martin mit den Flecken, den Ihr Alle kennt, die feſteſten Zuſagen machen laſſen; der Junker hat uns des ritterlichen Königs eigenhändige Namensunterſchrift unter ſeinem ſchriftlichen Verſprechen gezeigt, und der König hält uns Schweizern ſein Wort; denn er braucht uns. Ich werde alſo mit meinem Haufen beim Herzog bleiben, bis der Fuchſenſteiner mit dem Junker Martin aus Italien zurückgekehrt iſt und das Geld gebracht hat, und wer klug iſt, macht's wie ich und meine Leute."

„Und laſſen uns unterdeſſen vom Truchſeß das Tuch roth färben," fiel Hans im Moos ein. „Mich dünkt, wer auf das franzöſiſche Geld wartet, kann dem Teufel, wann er Meß lieſt, den Rock halten."

Die Hauptleute trennten ſich in Uneinigkeit. Nazzi zog den Hans Müller bei Seite und flüſterte ihm wichtige Nachrichten zu, auf welche der Hauptmann der Schwarzwälder ſeinen Aufbruch auf den folgenden Morgen anordnete. Der Bildernazzi wurde in derſelben Stunde noch unſichtbar im Lager des Herzogs. Und in der That wurde bald darauf von den Profoſen auf ihn gefahndet.

Von den Schweizern rüſteten mehrere Haufen unverzüglich zum Aufbruch. Ein allen wohlbekannter junger Mann in bunter Kleidung von dunkler Geſichtsfarbe und glänzend ſchwarzem Lockenhaar und Bart kam herbei und redete ſie an. Es war der Schwarz-Görg, des Herzogs vertrauter Leibpfeifer und treuer Diener, auch geheimer Botſchafter und Gelegenheitsmacher ſeit vielen Jahren. „Ihr Männer," ſprach er kleinlaut, „weshalb wollt Ihr meinen gnädigen Herrn verlaſſen? Habt Ihr ſo große Furcht vor dem Truchſeß, der doch weiter nichts wagt als einzelne Haufen anzufallen und ſich nicht getraut unſerm Heere eine ehrliche Schlacht zu bieten? Die Schweizer haben den alten Ruhm, die muthigſten und tapferſten Kriegshelden zu ſein; wollt Ihr plötzlich einer kleinen Scharte wegen, die Ihr alle Tage auswetzen könnt, auf dieſen Ruhm verzichten?"

„Wir fürchten uns nicht vor dem Truchſeß," riefen Viele, „aber der Herzog bezahlt uns nicht, und wenn wir unſre Nothdurft vom Bauer begehren, ſo iſt er uns feindlich und ſchimpft auf den Herzog. Das Land will nichts vom Herzog wiſſen. Wir ſind mit Lügen hintergangen."

„Wenn wir näher gen Stuttgart kommen, werden die Vögel ganz anders pfeifen," verſetzte Schwarz-Görg. „Der Bauer ſtreicht die Geigen, je nachdem die Tänzer ſind. Und auf den Sold ſollt Ihr nicht lange mehr warten. Junker Martin hat mir ſelbſt Botſchaft aus Italien geſchickt, daß der König uns eine große Geldſumme zuſtellen laſſen wird, ſobald er die erſte Schlacht gegen die Kaiſerlichen gewonnen hat. Und daß er dieſe gewinnen wird, daran iſt nicht zu zweifeln, ſeit er den Sieg in Frankreich über ſie erfochten hat."

Der Pfeifer fuhr fort zu predigen, aber er hätte ſich die Lunge aus dem Leibe ſchwatzen können, es hörte Keiner auf ihn, und ärgerlich ging er, woher er gekommen war, ins herzogliche Lager zurück. Bald darauf ritt der Herzog im ſcharfen Trabe herbei, das rothe Geſicht noch röther, das blaue Auge zornig blickend, den Federhut ſtolz und trotzig auf das hochblonde kleinkrauſe Lockenhaar gedrückt, wie man ihn zur Zeit ſeines fürſtlichen Uebermuthes zu ſehen gewohnt geweſen war. Das war wieder der Herzog Ulrich, der den prächtigſten und theuerſten Hof in Deutſchland gehalten, der den Hans von Hutten meuchlings erſchlagen, der die Bauern des armen Konz zu Hunderten hatte niederhauen laſſen, das war wieder der wilde, feurige, hochmüthige Fürſt von ehedem, nicht der geſchmeidige Bauernfreund vom vorigen Jahre, der den Artikelbrief angenommen und die nothwendigen Befreiungen von unerträglichen Laſten feierlich gelobt hatte. Unvorſichtig hatte er im Zorn das Lammfell, in das er ſich gehüllt, fahren laſſen, und der gereizte Löwe kam zum Vorſchein. „Ihr ſollt nicht von dannen ziehen," ſchrie er dem verſammelten Haufen zu. „Gotts Tod, was ſeid Ihr für Lumpen und Haſenfüße, daß Ihr auf den erſten Schuß davon laufen wollt! Ich befehle Euch zu bleiben, und Geld ſollt Ihr in einigen Tagen haben."

Eine unklugere Anrede hätte Ulrich nicht an die Haufen richten können. Zu ſpät kamen ſeine Begleiter herbei; ſie konnten nicht wieder gut machen, was der Herzog verdorben hatte. Ein wildes wüſtes Geſchrei ging durch die Glieder der Bauern, und die Bewegung wurde ſo drohend, daß Ulrich für gut fand, ſich zurückzuziehen. Er ließ nun mehre Hauptleute in ſein Quartier kommen, um ſie zum Bleiben zu überreden, aber bis zum folgenden Morgen waren die meiſten Schweizer abgezogen, und auch Hans Müller war in einer der nächſten Nächte mit ſeinen Schwarzwäldern verſchwunden, und Niemand konnte recht berichten, wohin er gezogen war.

Ulrich ließ die Schweizer, die bei ihm geblieben waren, ſchwören, die Würtemberger ferner nicht als Feinde zu behandeln und zog nun mit den Trümmern ſeines Heeres gegen Herrenberg. Der Abzug der Schweizer und Schwarzwälder hatte einen übeln Eindruck gemacht, und Ulrich begriff endlich in ſeiner thörichten Ueberſchätzung, daß er eilen und einen Erfolg erringen müſſe, ſollte ihm nicht das ganze Heer auseinander laufen. Bei Herrenberg angelangt, ſahen die Herzoglichen das bündiſche Heer, welches ſehr verſtärkt worden war, unter dem Truchſeß in voller Schlachtordnung die Höhe herabziehen. Bei den zweiunddreißig Fähnlein der Bündiſchen waren elf Fähnlein würtembergiſches Landaufgebot, die nichts weniger als Luſt hatten für Oeſtreich gegen Ulrich zu ſtreiten und deshalb den Befehl des Truchſeß ſich nach Herrenberg zu werfen und die Stadt zu vertheidigen, nicht reſpektirten, im Gegentheil den Rückzug nach Tübingen antraten. Dadurch wurde der Truchſeß genöthigt vom Kampfe abzuſtehen. Zwar hielt er bis Nachmittags vier Uhr im Felde, dann zog auch er mit dem ganzen Heere nach Tübingen und Rottenburg zurück, und eine Stunde ſpäter ergab ſich Herrenberg dem Herzoge. Am folgenden Tage gewann dieſer Böblingen und Sindelfingen, die nicht beſetzt waren. Um Leonberg einzunehmen, legte er ſich vier Tage zu Sindelfingen feſt und bewies dadurch, wenn es noch eines Beweiſes bedurft hätte, daß er nicht das mindeſte Feldherrntalent beſaß. Im Eilmarſch hätte er in wenigen Stunden das nahe Stuttgart erreichen und ſeine Einnahme erzwingen müſſen, was bei der Stimmung der Hauptſtadt für ihn ein Leichtes geweſen wäre; und mit der Hauptſtadt wäre das ganze Land ſein geweſen. Statt deſſen ließ er ſich thörichter Weiſe die Huldigung des nach Sindelfingen herzuſtrömenden Landvolks gefallen, und die Schweizer und ſeine eignen Leute lagen im Kloſter in der Vorſtadt und thaten ſich gütlich als hätten ſie weiter nichts zu verrichten.

Der Truchſeß lachte der Fehler des Herzogs und ſandte den Grafen Ludwig von Helfenſtein mit ſechzehnhundert Fußknechten und ſechshundert Pferden nach Stuttgart, um die Stadt gegen den Herzog zu vertheidigen. Der Graf fand im Schloſſe alles zur Aufnahme des Herzogs bereit, denn dieſer hatte ſich dort auf die nächſte Nacht anſagen laſſen, und Helfenſtein ließ ſich die Speiſen wohlſchmecken und ſchlief in dem auf Befehl des Herzogs aufgeſchlagenen Bette.

In Sindelfingen gab's Feſttage; ſo ſchlecht und ſtürmiſch das Winterwetter war, von den erſten Zuckungen des nahenden Frühlings noch verſchlimmert, ſo luſtig ging's im Kloſter und in den Wirthshäuſern zu; der Herzog und ſeine Freunde zechten wacker mit ſeinen Schweizern und Bauern, ſpotteten der Mönche, die den Wein hergeben mußten, und tranken ihn auf Luther's und Zwingli's Geſundheit. Das gefiel den Schweizern und Bauern wohl, aber von den erſtern meinte der Eine und der Andre doch: Es wäre noch beſſer für ſie, wenn der Herzog zu den ſchönen Worten und dem guten Wein, der ihm nichts koſte, noch mit klingenden, ſchweren und greifbaren Gegenſtänden ſich ihnen ſpendabel zeigen wollte, und dieſer Wunſch wurde zuletzt ſo laut in der Nähe des Herzogs ausgeſprochen, daß er ihm zu Ohren dringen mußte. Er erhob ſich und rief: „Ihr wackern Männer und Burſche, in ein paar Tagen gibt's Geld in Fülle. Morgen Abend ſind wir in Stuttgart; da werden meine lieben Bürger ſchon die Schreine und Truhen aufſchließen und die würtemberger Batzen für mich hervorholen. Aber damit noch nicht genug. In dieſen Tagen erwarte ich des Fuchſenſteiner's Botſchaft, wenn nicht gar ihn ſelbſt, mit ſchwerem Gelde vom König von Frankreich, meinem lieben Freund und Vetter, der mich nicht im Stich läßt. Alſo getröſtet Euch nur noch kurze Friſt und ſeid guten Muths. Am Morgen ſind wir am ſchönen Ziel.“ Darauf ſchwang er den Becher und leerte ihn, und alles Volk in der dampfenden Stube jubelte ihm zu.

Zu derſelben Zeit — der Abend war ſchon angebrochen, ſaß in einer Herberge, in der Vorſtadt nach Böblingen zu, der Bildernazzi an einem Tiſche mit mehren Bauernhauptleuten, im eifrigen, obgleich faſt leiſe geführten Geſpräch. Der rachſüchtige Tabuletkrämer war aus der Gegend von Ulm herübergekommen und hatte den Bauern, ſeinen Freunden und Bekannten, wichtige Dinge zu berichten. Die Nacht brach unfreundlich herein, der Sturm peitſchte die Bäume vor den Fenſtern, und Schnee und Regen ſchlugen zuſammen heftig an dieſelben. Da ritt ein Reiter haſtig durch das Thor in den Hof und trat gleich darauf in die Gaſtſtube. Als er den durchnäßten Mantel abgeworfen, in der Nähe der Bauern Platz genommen und ſich ein Abendbrot mit gewärmtem Wein beſtellt hatte, wandte er ſich mit der Frage an den nächſten Beſten: ob der Herzog noch in der Stadt ſei? Dabei fielen ſeine Augen auf den Bilderkrämer, und der Schrecken, der ihn darob anwandelte, war augenſcheinlich. Nazzi nickte dem Fremden dagegen mit einem ſeltſamen bittern und doch vertraulichen Lächeln zu. In der That ſaßen die beiden Männer mit den gleichen Flecken im Geſicht einander gegenüber; denn der Angekommene war — Martin. Der Bilderhändler ſetzte ſich ohne Umſtände zu dem jungen Manne und ſagte: „Wenn Ihr dem Herzog das ſehnlichſt erwartete Geld aus Italien oder Frankreich von ſeinem Freunde dem Könige Franz bringt, ſo werdet Ihr ihm dieſen Abend noch ſehr willkommen ſein, und Ihr hättet nicht erſt noch Einkehr nehmen ſollen. Mich dünkt aber, mit ſo vielem Gelde beſchwert, wäret Ihr nicht allein gekommen. Der Ritter Fuchſenſtein wäre auch bei Euch, und eine ſtattliche bewaffnete Begleitung dazu. Euer Geſicht ſieht ohnedies nicht aus wie fröhliche Botſchaft, und ohne Geld iſt jede Botſchaft für den fröhlichen Herzog eine ſchlechte und ſtört ihn in ſeiner Freude, ſo daß Ihr am Ende wohl gethan habt, hier erſt abzutreten und Euch zu ſtärken.“

Martin war vom Blicke des geheimnißvollen Mannes wie gebannt. „Ich merke, Ihr ſeid mit meinem Geſchäft und Verkehr vertraut, wie mit meinem Schickſal,“ verſetzte er kleinlaut. „Ihr habt mir ſchon einmal bewieſen, daß Ihr mehr von mir wißt, als irgend ein andrer Menſch, und ſo habt Ihr auch jetzt recht, daß meine Botſchaft an den Herzog keine erfreuliche iſt.“

„So iſt der König Franz von den Kaiſerlichen in Italien geſchlagen?“ fragte Nazzi raſch.

„Es iſt noch ſchlimmer.“

„So iſt er todt?“

„Ich glaube, es iſt noch ſchlimmer, und mir grauſt dem Herzog zu melden, was er doch erfahren muß, und was in ein paar Tagen das ganze deutſche Reich auf Sturmesfittichen durcheilen wird. König Franz iſt vor Pavia vor dreizehn Tagen nicht nur gänzlich geſchlagen, ſondern auch gefangen genommen worden und befindet ſich in der Haft der kaiſerlichen Feldherrn.“

„Heilige Mutter Gottes!“ ſchrie Nazzi. „Das iſt freilich die ſchlimmſte Botſchaft, die Ihr dem Herzog bringen könnt. Aber es iſt auch eine bitterböſe Mähr für die Bauern und alle Volksfreunde. Iſt's doch, als ob der Teufel ſelbſt dieſen Habsburgern beiſtehe. Ihr kommt vom Kriegsſchauplatze, wie es ſcheint?“

„Am folgenden Morgen, als Alles verloren war, habe ich mit dem fliehenden Heere die Gegend verlaſſen und bin geritten, was mein Araber nur hat laufen können, um dem Herzog die Hiobspoſt zu überbringen.“

„Ich bin eben kein Freund des Herzogs,“ ſagte der Bilderhändler, „aber ich habe ſeiner Sache anfangs gedient, weil er gegen dieſe Oeſtreicher kämpfen wollte, die ihn unterdrücken, und wäre er wirklich der, für den er ſich auszugeben für gut fand, ich würde ihm ferner gedient haben, und ich darf behaupten, daß mein Wort bei den Bauern etwas gilt. Aber er macht's wie's die Fürſten eben machen. Es iſt Einer wie der Andre. Und doch dauert er mich, daß ihm nun die franzöſiſche Hülfe entgeht; denn ſeine Sache iſt verloren, zumal die Bündiſchen Stuttgart ſchon beſetzt haben. Eben ſo dauert mich der König Franz, der dieſen ſtolzen und übermüthigen ſpaniſchen Prinzen ſtets ein ſcharfes Schwert über dem Haupte ſchwang. Jetzt ſchwimmen ſie oben, und ich wollte daß ihnen der Teufel das Bad ſegnete."

„Euer Haß gegen die Oeſtreicher gleicht dem meinigen," ſagte Martin, „und Leute von gleicher Farbe ſollten ſich näher kennen lernen."

„Das heißt: Ihr wünſcht mich näher kennen zu lernen; denn fürwahr, ich kenne Euch genau, junger Geſell, genauer wahrſcheinlich, als Ihr Euch ſelbſt kennt. Und Euer Wunſch kann erfüllt werden, wenn Ihr die Probe beſteht. Daß ich Euch kenne, davon hab' ich Euch bereits Beweiſe geliefert."

„Und worin ſoll dieſe Probe beſtehen?"

„Das kann ich Euch hier nicht ſagen. Vielleicht wünſcht Ihr aus dieſem und andern Gründen eine Unterredung mit mir, die ich Euch gern zugeſtehen will, nachdem ich mich überzeugt habe, wie Ihr zu den Oeſtreichern ſteht. Ihr ſeid z. B. von den Fuggern hinſichtlich Eueres heißeſten Wunſches arg hinter das Licht geführt worden, und habt hoffentlich endlich begriffen, daß die reichen Herren Euch aus guten Gründen über gewiſſe Euch perſönlich betreffende Dinge nicht ſagen wollen, was Ihr ſo ſehnlich zu wiſſen wünſcht. Es gibt vielleicht Leute, die Euch darüber eben ſo guten, wenn nicht noch beſſern Aufſchluß zu geben vermögen, als der alte pfiffige Leinweber und ſeine Sippſchaft."

„So kennt Ihr auch dieſen meinen heißeſten Wunſch? Kennt meinen fehlgeſchlagenen Verſuch ihn zu erfüllen?" rief Martin zitternd vor Aufregung.

„Freilich. Ihr ſeid wie in die Welt geſchneit, kennt weder Vater noch Mutter und irrtet Euch keineswegs in der Vorausſetzung, daß Jakob Fugger das Geheimniß Eueres Herkommens in der Hand habe."

„Und auch Ihr wißt dieſes Geheimniß? Mann, ich beſchwöre Euch, wer ſeid Ihr? Ihr tragt dieſelben Geſichtszüge, ja dieſelben geheimnißvollen Flecken, wie ich im Geſicht. Ihr müßt zu mir in näherer Beziehung ſtehen. Woher rühren dieſe Flecken? Welchen Zuſammenhang habt Ihr mit mir und meinem dunkeln Schickſal?“

„Ihr fragt viel auf einmal, junger Menſch, und hier kann und will ich Euch auch nicht eine dieſer Fragen beantworten. Liegt Euch aber ſo viel daran, über dies und das, was Ihr gern wiſſen möchtet und was Euch allerdings zumeiſt angeht, Aufſchluß zu erhalten — und ich leugne nicht, daß ich ihn Euch geben kann — ſo kommt, wenn der Mond voll iſt, auf den Haſenhof, wo Ihr geboren ſeid, und wo Ihr vor anderthalb Jahren Euere Mutter ſuchtet. Ich glaube faſt, Ihr findet ſie doch dort. Ohnedies dürft Ihr bald gute Zeit haben; denn weder dem Herzog von Würtemberg, noch dem König von Frankreich können jetzt Euere Dienſte nützen; es ließe ſich aber wol eine andre Seite auffinden, wo Ihr Euerm Haß gegen die Habsburger ein Genüge thun könnt. — Doch Ihr ſcheint ganz zu vergeſſen, welche wichtige Botſchaft Ihr dem Herzog zu überbringen habt, und auch ich habe noch nothwendig ein Sprünglein in die Stadt zu machen. Gehabt Euch wohl und vergeßt den Vollmond nicht.“

Eh' Martin ſich's verſah, war der Bilderhändler zur Thüre hinaus; die Bauern wußten ihm aber auf ſeine Fragen, wer und woher der Menſch ſei, nichts weiter zu antworten als, er ſei halt der Bildernazzi aus den obern Landen und verkaufe ihnen Bilder und Büchlein, durch welche ſie über das Evangelium und die Weltläufte belehrt würden.

Martin machte ſich mit ſchwerem Herzen auf den Weg und fand den Herzog noch fröhlich unter fröhlichen Zechbrüdern. Martin ließ ihn um ein kurzes Gehör unter vier Augen bitten. Jubelnd und weinſelig begab ſich der leichtſinnige Fürſt in ein Zimmer, als er hörte, wer der junge Mann ſei, der ihn ſo ſpät zu ſprechen wünſche. Er meinte dieſen Abend noch das franzöſiſche Subſidiengeld faſſen zu können, um damit morgen hochprunkend in der Hauptſtadt ſeines Landes einzuziehen. Thörichte Hoffnung! ſchreckliche Täuſchung! Der überſchwängliche Gruß, den er ſeinem Boten entgegen jauchzte, erſtarb ihm auf den Lippen, als er Martins bleiches trübſeliges Geſicht und bedenkliche Handbewegung gewahrte, und die Kunde: „die Franzoſen ſind gänzlich geſchlagen, der König iſt gefangen,“ donnerte ihn faſt nieder. Er brauchte lange Zeit, um ſich nur zu faſſen, und ließ ſich nun die Einzelnheiten des wichtigen und folgenſchweren Ereigniſſes berichten. Dann befahl er Martin, die Sache noch geheim zu halten.

Ulrich hatte eine ſchlafloſe Nacht und brach am andern Morgen früh nach Stuttgart auf. Eh er aber noch über das Gebirg hinüber war, wußte ſein ganzes Heer, was ſich vor Pavia begeben hatte. Er kam zu ſpät mit einem muthloſen Haufen, der thörichte Säumer, und mußte die Stadt, in der er vor wenigen Tagen ohne Weiteres hätte einziehen können, belagern. Nur die Bauern auf den nächſten Dörfern erhoben ſich für ihn, weiter kein Menſch im ganzen Lande. Die Belagerung wurde matt betrieben die Stadt von den Anhängern des Erzherzogs gut vertheidigt. Die Schweizer verloren alle Ausſicht auf Bezahlung, und ſchon beriethen ſie, eingedenk ihres alten Sprüchworts „point d'argent point de Suisse“ den Abzug, als ihnen ein Befehl ihrer Kantonalregierungen: „ungeſäumt heimzukehren bei Strafe an Leib und Gut“ zu Hülfe kam. Der Erzherzog, der ſolches Begehren ſchon einigemale an die Eidgenoſſen vergeblich geſtellt, hatte nach der merkwürdigen und überraſchenden Siegskunde dieſe Forderung mit einem ſo ernſten Nachdruck wiederholt, daß die Kantone beſtürzt und erſchreckt über das ungeheure Ereigniß, nicht länger zu widerſprechen gewagt hatten. Die

Schweizer zogen ab bis auf den letzten Mann, die Bauern liefen davon, und es blieb dem Herzog nichts weiter übrig als auch wieder zu gehen, woher er gekommen war. Sechs Tage hatte die Belagerung der Stadt gedauert, am siebenten war Ulrich schon wieder über die Grenze des Landes. Er hatte es mit den Schweizern und mit den Bauern verdorben; der ganze Eroberungszug sah aus wie eine Fastnachtsposse. Die unglücklichen Bauern waren abermals getäuscht. Ernst und erschütternd erscholl aber durch ganz Deutschland die Kunde: „Der Franzosenkönig ist bei Pavia gefangen worden!“

## 12.

## Herrenthat und Bauernrath.

Der günstige Zeitpunkt für die Sache des gemeinen Mannes war nun schon vorüber; das treuherzige Volk hatte sich hinhalten lassen durch honigsüße Versprechungen der Herrn. Es hatte geglaubt und vertraut: die Herren würden Wort halten und die billigen und gerechten Forderungen der armen Thoren erfüllen. Die Herren dachten nicht daran. Ihr Sinnen ging auf ganz andere Dinge. Bis jetzt waren Mitglieder des schwäbischen Bundes von Ulm aus sowohl bei dem Bauernhaufen in ihrer Nähe, als auch in Oberschwaben bei den drei verbrüderten Bauernschaften auf dem Ried, im Algäu und am See herumgeritten und hatten sie mit den schönsten Worten zur Unthätigkeit beschwatzt, bis Herzog Ulrichs Sache verloren war; nun kam noch der unerwartete Siegesbericht aus Italien dazu, da warfen denn die Herren jubelnd die gleißnerische Maske ab und gedachten mit den „rebellischen Bauerbunden“ auch ohne Worthalten fertig zu werden. Der

Erzherzog beorderte das in Italien ſiegreiche alte geübte Kriegsvolk Oeſtreichs ſo ſchnell als möglich nach Deutſchland herüber; der ſchwäbiſche Bund zog ſeine Streitkräfte zuſammen und vermehrte ſie; der Truchſeß Georg von Waldburg ſtand drohend gerüſtet im Würtembergiſchen. Und nun erklärten die Herren plötzlich, erſt müßten die Bauern ſämmtlich wieder zum Gehorſam zurückgebracht ſein und ſich ohne alle Bedingung unterworfen haben, ehe man ihren Klagen vor dem bündiſchen Schiedsgericht Rede ſtehen könne. Dieſelbe Anſicht von der Sache hatte nun auf einmal auch der Bund und befahl dem Truchſeß, ſofort der Donau zu und gegen die aufrühreriſchen Bauern zu ziehen.

Die Landsknechte im bündiſchen Heer hatten aber kaum gehört gegen wen ſie geführt werden ſollten, als ſie erklärten: gegen ihre Freunde, die Bauern, deren Sache eine gerechte ſei, ließen ſie ſich nicht gebrauchen, und ein Theil davon zog ab. Der Truchſeß und ſeine Hauptleute fürchteten einen allgemeinen Abfall, und wer wußte, was dann mit den aus Italien heimkehrenden Landsknechten geworden wäre? Ohne ein treues und ergebenes Heer wären die Fürſten und Herren, geiſtliche und weltliche verloren geweſen. Die Sache ſtand äußerſt bedenklich, und es mußten alle Mittel aufgeboten werden, die meuteriſchen Landsknechte wieder zu gewinnen.

Der Graf Friedrich von Fürſtenberg, der bei den Knechten ſehr beliebt war, wurde den Abgezogenen nachgeſchickt, und durch Schmeicheleien und falſche Vorſpiegelungen gelang es ihm, die Mehrzahl derſelben wieder zur Rückkehr in das Lager zu bewegen. Nun boten der Truchſeß und die adligen Hauptleute und Fähnriche Alles auf, die Knechte zu bereden, die Bauern begehrten das Wort Gottes und billiger Regiment nur zum Vorwand zum Rauben und Plündern, Sengen und Brennen. Der Bund und die

Fürſten ſeien es im Gegentheil, welche Gottes Wort zu handhaben und aufzurichten wahrhaft Verlangen trügen. Die aufrühreriſchen Bauern ſeien loſes Geſindel, welches, wenn ihm nicht geſteuert werde, das ganze Land ins Verderben bringen werde. Alle Künſte der Verführung wurden aufgeboten. Welche ſüßen Schmeicheleien wurden dem rohen Kriegsvolke geſagt! wie wurden die ſchlimmen Geſellen „fromme Landsknechte“ und „liebe Leute“ genannt! Der Truchſeß hielt ſelbſt eine Rede an ſie, worin er ihnen ſagte: „ohne adlige Führer und Reiſige ſeien ſie ein armſeliges verlornes Volk, das untergehen müſſe, weil es nicht auf Gottes Gebote gehört habe. Den hochgebornen Adel aber könne und werde Gott nicht verlaſſen, der ſei bei ihm von jeher beſonders gut angeſchrieben.“ Das Uebrige thaten die Hauptleute, und das Stücklein gelang wider Erwarten gut. Die beſchwatzten Fähnlein ſchickten Abgeordnete an den Truchſeß, dem es nicht wohl bei der Sache war, nach Böblingen ab mit der Erklärung „daß ſie auf Herrn Jörgs und der hochgebornen Ritterſchaft Erbieten als fromme Knechte wider die Bauern und wider den Teufel ziehen wollten.“ Das nahm dann der Truchſeß zu Gnaden an und ließ ihnen ſagen: „er werde auch an ihnen thun wie ein frommer Herr und nicht der Letzte am Feinde ſein.“ Nun erſt hatten die Herren gewonnenes Spiel, obwohl immer noch einzelne Fähnlein auf dem Zug nach Ulm aufſäſſig wurden und den Fahneneid verweigerten, obgleich hier und da unter den Soldknechten die Meinung wieder auftauchte: die Bauern ſeien ihre Brüder und Freunde und ihre Sache eine wahre und gerechte, obgleich ſelbſt die Bürgerſchaft zu Ulm den Bauern zuneigte und die Bundesräthe ein paar Tage lang in Angſt und Furcht waren, ſie würden ſammt allen Herrn in der Stadt von den Bürgern über die Mauern hinausgeworfen werden. Das alte unſelige deutſche Element griff zum Unglück des

Volks wieder Platz, freiwillig und feſten Muths für eine als wahr und gerecht anerkannte Sache nicht mannlich in die Schranken zu treten; nicht einſtimmig, nicht einkräftig zuſammen zu halten und zu handeln, ſondern zu ſchwatzen und wieder zu ſchwatzen, bis die rechte Zeit zum Losſchlagen vorüber war und die zaghaften Feinde des Volks Muth geſchöpft und ihre Kräfte vereinigt hatten. Der Bundesrath und die Bundesoberſten beſchloſſen nach viertägiger Berathung, d. h. in Erwartung der Dinge, welche die Bürgerſchaft und die Bauern umher, wie die zweifelhaft treuen Landsknechte thun würden, endlich einmüthig: „das, was die Bauern eignen Willens ſich unterfangen, mit den Waffen und Gottes Hülfe zu wenden.“ Die Bürgerſchaft ſchwatzten über den Bund und die Räthe, über Fürſten, Geiſtlichkeit und Adel, aber ſie that nichts, als daß ſie den Bauern Waffen verkaufte und Fähnlein malte; die Bauern rings um ſchwatzten auch und thaten auch nichts, als ſich in Harniſche ſtecken; die Landsknechte ſchwatzten auch und ließen ſich endlich gegen die Bauern führen, für die ſie erſt Partei genommen. Der ſchöne Moment ging vorüber; die Herrn in Ulm ſchafften ſo ſchnell als möglich bedeutende Geldſummen herbei, Heer auf Heer wurde geworben und gerüſtet, und nun: „Truchſeß, gegen die rebelliſchen Bauernhunde!“

Jetzt endlich ging allem Volke die Augen auf; die Treuherzigſten, die Gutmüthigſten, die Dümmſten begriffen, welch' ein ſchändliches Spiel in Heuchelei, Wortbruch, Hohn und Grauſamkeit mit ihnen getrieben worden, ſie ſahen ein, daß Hülfe und Abſtellung ihrer Nöthe niemals von dieſen falſchen wortbrüchigen Herren kommen werde. Die außerordentlichen Kriegsrüſtungen des treuloſen Bundes zu Ulm, die hochfahrende und übermüthige Sprache der Herrn gegen die Bauernabgeordneten verwandelten das Taubenvertrauen und die Lammesgeduld in Tigerwuth und

Löwenmuth. In wenigen Tagen ſtanden die Bauernhauſen von Ulm an bis auf den Schwarzwald unter den Waffen, und raſch verkündeten weit hin in den oberſchwäbiſchen Landen aufflammende Klöſter und Burgen, daß der niedergetretene, gehöhnte Sklave gräßliche Abrechnung zu halten geſonnen ſei mit ſeinem übermüthigen Peiniger für tauſendjährigen Druck und für das getäuſchte Vertrauen der letzten Zeit.

Die drei großen Bauerhauſen fanden es zum gemeinſamen Handeln nöthig in einer großen allgemeinen Volksverſammlung ſich zu berathen und zum Verſammlungsort ward das Dorf Geisbeuren beſtimmt. Die bewaffneten Schaaren zogen am beſtimmten Tage — in der Mitte des März — von allen Seiten herbei; eine wilde Begeiſterung durchglühte das nach Rache und Befreiung lechzende Volk. Am Tage vor der großen Verſammlung hatten die Führer, welche meiſt als Bewegungsmänner dem geheimen Bunde der Wiſſenden, der Leiter des Aufſtandes, angehörten, eine vorberathende Zuſammenkunft. Die Sendboten des geheimen Bundes hatten die Wiſſenden dazu nicht allein aus Oberſchwaben eingeladen, es waren Bewegungsmänner, Abgeordnete der verſchiedenen Bauernſchaften auch aus dem Schwarzwald, aus dem Breisgau, aus dem Elſaß, aus Tyrol, aber auch aus den Gegenden unterhalb Ulm von der Jart und dem Kocher, aus dem Hohenlohiſchen, aus dem Odenwald und aus Franken zugegen.

Zum Vorſitzenden der Verſammlung wurde Jakob Wehe, Pfarrer aus Leipheim, erwählt. Er war ein großer, ſchöner Mann in den mittlern dreißiger Jahren, von edler Haltung. Ein großes geiſtreiches Auge belebte die regelmäßigen und ernſten Züge ſeines wohlgebildeten Antlitzes, auf welchem der Stempel eines hochbegabten Geiſtes und einer edlen Seele deutlich ausgeprägt war. Er nahm die Wahl an und ſprach ernſt und feierlich mit lauter klangvoller Stimme zu den Verſammelten: „Wenn es unter uns, dem geheimen Bunde der Männer, von denen ich hier einen Theil verſammelt ſehe, Einige gegeben hat, welche von den Verhandlungen des gemeinen Volks mit den ſogenannten Herren irgend eine Erleichterung der böſen Umſtände des Erſtern erwartet haben, wenn es wirklich in dieſem Bunde Männer gegeben hat, welche haben glauben können, die Pfaffen und Fürſten meinten es redlich mit dem Volke, meinten es zumal redlich mit ihren demſelben in der Angſt, in der Bedrängniß und Verlegenheit gegebenen ſchönen Verſprechungen, wenn wirklich Thoren unter uns geweſen ſein ſollten, welche geglaubt hätten, die Herren hätten ein Erbarmen mit der Noth und dem Elende des gemeinen Mannes und hegten einen chriſtlichen Sinn gegen die ärmſten ihrer Mitmenſchen, wenn es wirklich ſolche gutmüthige Tropfe unter uns gegeben hat, ſo ſind ſie durch die Erfahrungen der letzten Woche gewiß von ihrem Wahne vollſtändig geheilt worden und haben endlich einſehen gelernt, daß von den Herren, die ſich für einen beſſern Menſchenſchlag halten, nichts für den Bauer zu hoffen und zu erwarten iſt, als möglich noch größere Laſten, noch grauſamerer Druck, noch unmenſchlicherer Hohn, noch teufliſchere Thaten, ſo haben ſie nun begriffen, daß alle ſüßen von der Angſt ausgepreßten Verſprechungen eben weiter nichts ſind als Worte, leerer Schall, Lug und Trug. Aber ich bin der Ueberzeugung, daß wir Alle das erſt gewußt haben, daß es nicht der Erlebniſſe der jüngſten Zeit bedurfte, um uns dieſe traurige Ueberzeugung zu geben, daß wir von dieſen Erlebniſſen nicht überraſcht worden ſind, daß wir von den Herren nichts gehofft und nichts erwartet haben, als noch größere dem Volke angethane Schmach, ſchöne Worte und häßliche Thaten, Lug und Trug, Spott und Hohn, Marter und Druck, Raub und Mord unter dem ſchöngemalten

Schilde von Recht und Geſetz, das ſie gemacht zu ihrem Vortheil und zum Schaden des gemeinen Mannes, damit dieſer ihr Knecht ſei, ihr Laſtthier, ihr Hausrath. Nein es hat unter uns keinen Einzigen gegeben, der nur noch das geringſte Vertrauen zu Fürſten und Herren mit und ohne Platten gehabt hätte; denn wir kennen die Herren ſeit lange, wir kennen ſie aus der Geſchichte und aus eigner Erfahrung, und weil wir ſie kennen, weil die Geſchichte uns belehrt hat, konnten wir nichts von dieſen gütlichen und rechtlichen Verhandlungen mit ihnen erwarten. Wir wußten zum voraus, daß das gutmüthige, vertrauende und auf Fürſtenwort großen Werth legende Volk verrathen und verkauft, belogen und betrogen ſei. Wir haben mit eignen Augen geſehen, mit eignen Ohren gehört und uns durch unſern Verſtand überzeugt, was die wahre Abſicht, der wahre Zweck, das wahre Ziel dieſer Herren iſt: das Volk als eine Heerde Schafe zu halten, die man füttert, damit ſie Milch, Wolle und Fleiſch geben, ſich ſelbſt aber in der Wolle des Volks warm und weich zu betten, im Schweiß und Blut des Volks zu ſchwelgen, der Ueppigkeit, der Wolluſt, jedem Laſter, jedem Frevel zu fröhnen, Recht und Billigkeit auf alle Weiſe zu verletzen und mit Füßen zu treten, dem Volke ein Geſetz aufzuzwingen, daß ihnen alle Vortheile, dem Volke alle Nachtheile gewährt, des Volkes Gut und Blut zu verpraſſen, des Volkes Weiber und Töchter zu Unzucht und Sünde bringen und dabei das Volk zu verhöhnen, zu verſpotten, zu ſchmähen und zu verachten. Endlich das Volk in Nacht und Finſterniß, Aberglauben und Dummheit erhalten, ihm verdummenden Götzendienſt für Religion aufdringen, ihm dumme freche Pfaffen geben, heuchleriſche, liederliche, loſe Mönche unter es ſchicken, ihm Ablaß verkaufen, es Reliquien küſſen laſſen und die Früchte ſeines Fleißes nach Rom, in dieſen Sündenpfuhl, die große Hure Babel, ſchleppen, und wenn Männer wie Luther und Zwingli gegen den unerträglichen Gräuel auftreten, ſie verhetzen und verketzern, ihre Anhänger verfolgen, in Ketten und Banden werfen, in Noth und Tod bringen, überhaupt jeden vernünftigen Mann, der den Mund aufthut gegen das gräßlichen Unweſen, gegen den bis zum Himmel aufſteigenden Geſtank, ſtöcken und köpfen, hängen und ſtängen, martern und drangſalen aufs Blut und in den Tod, das, meine Freunde und Brüder, iſt in Summa das Endweſen aller Herren in Schaube und Haube, in Schur und Schnur und zwar Alles dies der Ruhe und Ordnung wegen und zur Aufrechthaltung des Rechtes und des Geſetzes! Von dieſen Herren etwas für die Wohlfahrt des gemeinen Mannes erwarten, kann nur ein unwiſſender, ein dummer oder ein verrückter Menſch, nur der gutmüthige, bis zur gänzlichen Unbegreiflichkeit vertrauende Mann kann es, nur der blöde große Haufe kann es; wir — können es nicht, wir werden es nicht. — —

Nun könnte Jemand die Frage aufwerfen, warum wir überhaupt die von vorn herein als thöricht und vergeblich erkannten Verhandlungen mit den Herren zugelaſſen, da wir gar wohl wußten, daß ſie damit nur Zeit gewinnen wollten, um ihre Kriegsmacht zu ſammeln und zu ſtärken und dann aus dem alten herriſchen Ton mit den Bauern zu ſprechen, wie ſie nun wirklich gethan haben? Wäre der gemeine Mann wie wir erleuchtet und bekannt mit der Geſchichte vergangener Zeiten, ſo würden wir den größten Fehler begangen haben, uns auf ſo ſchädliche Verhandlungen einzulaſſen. Aber der gemeine Mann iſt erfahrungslos, gutmuthig und vertrauensvoll wie ein Kind. Er würde uns nicht geglaubt haben, er würde uns für böſe eigenſüchtige Verläumder und Haſſer der Fürſten und Herren gehalten haben, er würde mißtrauiſch geworden ſein. Es genügte noch lange nicht, daß der Bauer aufs härtſte bedrängt, gedrückt, genothzüchtigt wurde, er begehrte nichts weiter als von der ſchlimmſten und größten Noth befreit zu ſein; daß ſeine Vorfahren als freie Leute auf ihrem Erbe geſeſſen, davon wußte er kaum noch etwas und hatte keine rechte Einſicht in das Weſen dieſer alten Freiheit. Am meiſten empört ihn, daß ihm das reine Evangelium Jeſu Chriſti entzogen worden iſt, allein daß dies wirklich geſchehen, davon hat er auch erſt in den letzten Jahren Kenntniß erhalten, und den ganzen Umfang der Bosheit, mit welcher es geſchehen iſt und bis zu dieſer Stunde geſchieht, begreift er nicht, und wenn man es ihm tauſendmal ſagte. Er ſieht nur das Allernächſte; was auch nur ein klein wenig von ihm entfernt liegt, dafür hat er kein Auge. Und wie tief iſt ihm der ungemeſſene Reſpekt vor allem, was Fürſt, Adel oder Pfaff heißt, eingeprägt, ja in Blut und Saft umgewandelt! Mit der Muttermilch iſt ihm dieſer Reſpekt eingetränkt, mit jedem Biſſen Brot eingefüttert worden. Gegen ſolche Anſichten und Meinungen, die mit dem ungebildeten Menſchen groß geworden ſind, helfen keine Vernunftgründe. Es müßte über alle Maßen ſchlimm von Seiten der Herren über die Bauern kommen — und Ihr wißt alle, daß es ſchon längſt ganz unerträglich war — ehe ſie ſo weit gebracht wurden, überhaupt nachdrückliche, wenn auch noch ſo billige Forderungen an das menſchliche Gefühl der Herren zu ſtellen, und als dieſe nun leutſelig und freundlich ihnen Alles zu gewähren verſprachen, was das Bundesgericht zu Ulm zu Recht erkennen würde, da waren die Bauern vergnügt, und Niemand in der Welt hätte wagen dürfen, ſie in ihrem Vertrauen irre machen zu wollen. Sie würden uns für ihre größten Feinde angeſehen haben, wenn wir ihnen zugerufen hätten: glaubt den Herren nicht, ſie belügen und betrügen euch! Scheltet den gemeinen Mann nicht um dieſes kindliche Vertrauen;

es iſt ja der ſchönſte Beweis für den Adel der unverdorbenen Menſchennatur. Bedenkt auch, wie die Herren verfahren ſind! Die Aebte und Prälaten, die Freiherren und Junker ſind in ihren Landsgebieten ſelbſt herumgeritten zu den Bauern in die Dörfer und auf die Gehöfte, haben ihnen Recht gegeben und ſie des Beſten getröſtet, auf den Volkstagen haben ſie gar herzlich und eindringlich zu den Männern geſprochen, ihnen die Hände gedrückt und ſich durch ſolch mildes und gütiges Gebahren alle Herzen gewonnen. Deſſelbigengleichen haben die Ulmer Rathsherrn gethan. Der Bauer glaubte ſich ſchon am Ziel ſeiner beſcheidenen Wünſche. Niemand hätte wagen dürfen, die Herren der Falſchheit zu bezüchtigen. Haben doch viele vornehme Leute in Ulm ſelbſt und manche Beiſitzer des Bundesgerichts an die Wahrheit deſſen geglaubt, was ſich nun als trügeriſches Spiel enthüllt hat. — Alſo hat dies Alles geſchehen müſſen, und wir konnten und durften es der guten Sache wegen nicht hindern, damit das arme und gepeinigte Volk bis auf den letzten Mann gründlich überzeugt werde, wie es eigentlich die Herren mit ihm meinen. Es mußte jedes Band des Vertrauens bis auf die letzte Faſer zerreißen, es mußte dem armen Volk höhniſch ins Geſicht geſchlagen, es mußte ihm mit grauſamen Fußtritten vergolten werden, daß ſein kindlicher Sinn den ſchönen Worten geglaubt, damit wir es ganz in die Hände bekommen und zum ſchönen Ziele der Freiheit führen können. Es iſt geſchehen; die Herren haben den unſchuldigen Kindesglauben des Volks vollkommen geheilt und in Wuth und Rachedurſt verwandelt. Jetzt iſt es an uns, dieſe Stimmung des Volks zu ſeinem Heile zu benutzen. Was muß jetzt geſchehen? Losſchlagen müſſen wir zu gleicher Zeit, ſo weit unſer Bund reicht. Darüber ſind wir hoffentlich alle einig. Aber welch ein Ziel haben wir zu erreichen? Ich meine: ein offenes, nahes und nicht hochgeſtelltes, welches wir zum Schein vor aller Welt zur Schau aufſtecken, in Wahrheit aber ein weites hohes und herrliches, über das wir, die Bundesglieder, einig ſein müſſen, und von welchem das Volk vor der Hand noch nichts erfahren darf. Das erſtere iſt, die Verwirklichung der zwölf Artikel, die Ihr alle kennt. Mit dieſen kleinen und billigen Forderungen in der einen Hand, mit den Waffen in der andern, treten wir überall unſern treuloſen Drängern entgegen und werfen ſie nieder. Kein Vergleich, kein Abkommen mehr mit ihnen! Haben wir mit dem Schwerte die Verwirklichung der zwölf Artikel erzwungen, dann wird es uns, den Siegern, nicht ſchwer fallen, unſer jetzt geheim gehaltenes letztes und höchſtes Ziel zu erreichen. Ihr wißt, welches es iſt; denn viele von Euch haben ſo gut wie ich ſelbſt mündlich und brieflich mit dem kühnen und trefflichen jungen Manne verhandelt, der es uns als das unerläßlich nothwendige genannt, ſollen wir zu Glück und Frieden kommen. Ihr ſeid wie ich von dem feurigen und begeiſterten Thomas Münzer für die Anſicht gewonnen, daß nur in der chriſtlichen Republik das wahre Heil der Zukunft für das deutſche Volk beruhen kann.

Wenn wir das giftige Unkraut, welches unſre Saat ſtets überwuchert und verderbt, nicht mit der letzten Wurzel aus dem Boden reißen, wird es immer wieder aufſchießen und all unſern Fleiß zu nichte machen, alle Früchte deſſelben verkümmern und uns in Armuth, Elend und Knechtſchaft dahin ſiechen machen. Um uns von dem alten böſen Gebreſte gänzlich zu befreien, müſſen wir ein Radikalmittel anwenden, kein bloßes Linderungsmittel; was nützte uns ſpäter, was nützte unſern Nachkommen eine kleine Hülfe für den Augenblick? Es iſt ein Geſchrei unter dem Volke aufgekommen: „der Herren Geiz vermehret Schweiz" und Münzer hat ſich deſſen auch bedient zum Beweis, daß der gemeine Mann wohl fühlt, wie ihm allein wahrhaft geholfen werden kann. Die Fürſten müſſen wir abthun, geiſtliche und weltliche, Rom müſſen wir abſchütteln mit ſeinem Papſt, dem Fürſten der Lüge und Finſterniß, von einem Kaiſer müſſen wir uns losſagen, der in Spanien wohnt und in ſeinem jugendlichen Leichtſinn keinen Begriff von der Noth und dem Bedürfniß des gemeinen Mannes hat. Die ſchweizer Eidgenoſſenſchaft ſei uns in der Hauptſache ein Vorbild; wie die Schweizer müſſen wir Deutſchen in einen großen republikaniſchen Bund zuſammentreten und weltliches und geiſtliches Regiment aus unſrer Mitte wählen und beſtellen. Meint die Mehrzahl, daß wir eines Kaiſers und eines Papſtes bedürfen, ſo wollen wir uns aus deutſchen Geſchlechtern einen Kaiſer und einen Papſt wählen, die unter uns wohnen, ſchlecht und recht, erfahrne gottesfürchtige Männer, denen des Volkes Wohl wahrhaft am Herzen liegt, nicht Prunkhanſen, Schlemmer, Hurer und Blutſauger, Lügenprediger und Satanskinder. Aber meine Meinung iſt, wir bedürfen weder eines Kaiſers noch eines Papſtes. Ein oberſter Bundesrath, der da wechſelt und immer durch neue Volkswahlen ergänzt wird aus weltlichen und geiſtlichen Männern zuſammengeſetzt, führe das Regiment im Staate, wie in der Kirche.

Dies iſt meine Anſicht von der nothwendigen Umgeſtaltung der öffentlichen Dinge. Wie jeder von Euch in ſeiner Anſicht von der meinigen abweichen mag, ſo wird doch bei jedem die Ueberzeugung feſt ſtehen, daß eine große Aenderung im öffentlichen Leben vorgenommen werden muß, ſoll das Volk aus ſeiner Trübſal befreit und zu fröhlicher Freiheit und Glückſeligkeit geführt werden, und daß wir die Feinde des Volks und ſeiner Freiheit auf Tod und Leben bekämpfen müſſen. Dieſe Feinde aber ſind die romiſche Kleriſei, die gewaltthätigen Verfinſtrer des Evangeliums, ihre Knechte und Kalandsbrüder, die Fürſten und der hohe Adel und endlich die reichen und bequemen Bürger der großen Städte, die geldmächtigen Handelsherrn und ihr Anhang. Die beiden erſtern ſind die aktiven, die letztern die paſſiven Feinde unſrer Sache. Aber alle drei gehen Hand in Hand, das gemeine Volk auszuſaugen, zu unterdrücken, zu verdummen, zu verhöhnen. So haben die Augsburger Handelsherren dem ſchwäbiſchen Bunde bedeutende Summen vorgeſchoſſen, um Landsknechte zu werben. Wir haben den uns ſchwer treffenden Verluſt eines Mannes zu beklagen, der eine rühmliche Ausnahme machte und obgleich der reichſten Familie Augsburgs angehörend, dennoch mit Leib und Seele ein wahrer Freund des gemeinen Mannes war. Ihr wißt, daß ich Ulrich Fugger meine. Eine verfluchte Mörderhand hat ihn in den Tod geſtürzt, ehe der kleinſte ſeiner großen Plane zur Wirklichkeit gedeihen konnte. Man hat geglaubt, ſein jüngerer Bruder Hieronymus ſei der Erbe ſeiner Geſinnung, wie er der ſeiner Güter iſt. Aber er iſt auf unſre Einladung nicht unter uns erſchienen. Lebte Ulrich noch, ſo würden uns reiche Geldquellen zu Gebote ſtehen. Jetzt ſind wir auf uns ſelbſt gewieſen. Um den gemeinen Mann, welchen Pfaffen und Adel ſchon bis aufs Blut gepreßt und zur Verzweiflung gebracht haben, nicht noch mehr zu bedrücken, ſchlage ich vor die Güter und Kleinodien der Kirchen zu Geld zu machen.

Ich bin fertig mit dem, was zu ſagen mir nöthig erſchien; mögen Andre nun ihre Meinung vorbringen!"

Da zeigte ſich denn, daß zwar Alle den Krieg gegen die Volksdränger zu eröffnen für unerläßlich hielten, aber über den Plan deſſelben tauchten ſehr verſchiedene Anſichten auf. Nach langem Streiten ward beſchloſſen, daß jeder Haufen die Feindſeligkeiten in ſeiner Gegend beginnen und die übrigen Haufen demjenigen zu Hülfe eilen ſollten, welcher von dem bündiſchen Heer zuerſt angegriffen werden würde.

In dieſem Heere ſollten die Landsknechte als die Bauernfreunde ſo viel als möglich gewonnen werden, damit ſie in der Schlacht ſich gegen die Reiſigen und ſtädtiſchen Knechte kehrten.

In dieſem Beſchluß lag der Keim zum Verderben der großen Volksſache. Hätten alle Haufen ſich zu einem großen Heere vereinigt und wären in der erſten Wuth und Begeiſterung mit vereinter Kraft auf das bündiſche Heer geſtürzt, dieſes würde im Nu dem Anſtoß erlegen ſein; der erſte Sieg hätte dem Bauernheer eine unbeſiegbare moraliſche Stärke verliehen, die ganze Bauernſchaft Deutſchlands und die meiſten Bürger der Städte hätten ſich erhoben, und über das große ſchöne Land wäre die Sonne der Freiheit aufgegangen. Aber Deutſchlands böſer Dämon ließ zur rechten Stunde den rechten Mann fehlen. Es war kein Feldherr in der Verſammlung, und einer der größten Momente ging für die Entwickelung des Menſchengeſchlechts verloren.

Noch mehr auseinander gehend waren die Anſichten über die künftige Geſtaltung des Regiments im Staat und in der Kirche. Die rein republikaniſche Partei, die ganz von Münzers Geiſt durchdrungen war, zeigte ſich bald in der Minderheit, aber die Mehrheit ſpaltete ſich wieder in eine Menge Fraktionen. Die Einen wollten die Fürſten gänzlich abgethan wiſſen und ſtarke Gemeindeweſen unter einem ſtarken mächtigen Kaiſer; die Andern hielten für beſſer, nur den Adel abzuthun, die Fürſten aber beizubehalten; wieder Andre wollten nur die Kurfürſten dulden. Ueber den Kaiſer ſelbſt waren ſie eben ſo uneinig: die wollten einen neuen wählen, jene Karln beibehalten, ihn aber zwingen die Kronen von Spanien und Neapel ſeinem Bruder abzutreten, oder dieſen wählen. Mit der Kirche wurde man eher fertig. Jede Gemeinde ſollte ſich ihren Pfarrer ſelbſt wählen und die Gemeindeälteſten mit ihm zugleich das Kirchenregiment führen, der Kaiſer aber eben ſo gut der Kirche wie dem Reich vorſtehen. Manche hätten gern Luthern zum deutſchen Papſt gehabt, aber es war ſchon zu viel von ſeiner feindſeligen Geſinnung gegen die Selbſthülfe der Bauern verlautet, als daß ein ſolcher Vorſchlag hätte gemacht werden dürfen.

## 13.

## Jakob Wehe erzählt dem Volke.

Am andern Tage war die große Volksverſammlung im Freien. Die Gedanken und Entwürfe der Maſſe gingen wie immer nur auf das Nächſte, auf Abthun der Stifter und Burgen, auf Sättigung der Wuth gegen die treuloſen Herrn, auf Stillung des Rachedurſtes wegen des neuen Betrugs, und eine wilde Begeiſterung glühte durch alles Volk, die, verſtändig geleitet, die größten Reſultate hätte gewinnen müſſen.

Der edle, volksfreundliche Pfarrer zu Leipheim, Jakob Wehe, ſprach wieder zuerſt zu der Verſammlung. „Armes betrogenes Volk! Die ernſte Stunde iſt endlich gekommen, wo du dir ſelbſt helfen mußt, wenn dir Gott helfen ſoll. Du ſitzeſt in Jammer und Elend bis über die Ohren. So iſt es ſonſt nicht geweſen. Deine Väter beſaßen vor Jahrhunderten einen köſtlichen Schatz, um den ihre Nachkommen im Laufe dieſer Jahrhunderte durch Liſt und Gewalt der Pfaffen und Junker allmälig betrogen worden ſind, ich meine: die Freiheit. Als freie Männer wohnten Euere Väter auf ihren Höfen, in ihren Dörfern, inmitten ihrer Aecker und Wieſen. Gemeingut waren der Wald, die Weide und das Waſſer und die Thiere darin, die Gott der Herr zum Nutzen der Menſchen geſchaffen hat. Die Waffen trug der Bauer als ſchönſten Mannesſchmuck zur Wahrung ſeiner natürlichen Rechte, zur Erhaltung ſeiner ſtolzen Unabhängigkeit. Das alte gute Herkommen war das Geſetz, wonach der Richter Recht ſprach. Die Männer der Gemeinde hatten ihn ſelbſt erwählt in allgemeiner Volksverſammlung und waren alle gleich vor ihm. Ebenſo wählten ſie ſich ihre Häupter und Aelteſten, welche die Vorſchläge zu machen hatten; dann berieth die Gemeinde ihre Angelegenheiten und entſchied durch Stimmenmehrheit, was da gelten und was nicht gelten ſollte. Kein Menſch war dem Andern für ſeinen Leib und ſein Leben oder für ſein Eigenthum einen Dienſt oder Zins ſchuldig. Was zum Gemeindeweſen beigeſteuert wurde, waren freiwillige Gaben, in der Verſammlung beſtimmt nach Luſt und Vermögen. Es gab keinen Adel als den, welchen die edle Geſinnung, die höhere Einſicht in die allgemeinen Angelegenheiten und das aus größerem Beſitz hervorgegangene Anſehen verlieh. Aber damit waren keine Vorrechte verbunden. Der Einfluß dieſer ausgezeichneten Männer war ein natürlicher, aus den Verhältniſſen nothwendig entſprungener, brachte ihnen aber keinen Vortheil; denn ihre Vorſchläge waren der Berathung und Entſcheidung Aller unterworfen.

Die Deutſchen waren aus verſchiedenen Volksſtämmen zuſammengeſetzt; jeder Stamm wählte ſich ſeinen Fürſten als oberſtes Volkshaupt, das in großem Anſehen und Ehre ſtand; die Gewalt aber war bei der Gemeinde. Eiferſüchtig wachte das Volk über ſeiner Freiheit. In Kriegszeiten wählte es ſich einen Herzog, das heißt: Anführer, Befehlshaber; jeder einſichtsvolle muthige Mann konnte es werden. Ließ er ſich aber durch glückliche Erfolge der Waffen gelüſten, größere Gewalt zu beanſpruchen, als ihm zugeſtanden worden, ſo wurde er wieder geſtürzt. Das waren glückliche Zeiten! Laßt uns nun zuſehen, wie wir allmälig in ſo tiefes Unglück gerathen ſind!

Erſt hat der Adel durch immer größern Beſitz immer größeres Anſehen erlangt und iſt von den Königen und Fürſten nach Beſiegung anderer Völker mit Land und Leuten für geleiſtete Kriegsdienſte beſchenkt worden. Dieſe Beſiegten wurden Leibeigene oder Hörige; der Adel ſchaarte ſich um den König und bildete allmälig eine Scheidewand zwiſchen ihm und dem Volke. Es entſtanden Hofhaltungen, und wer dazu gehörte, wurde durch die Fürſten reicher und mächtiger. Der gemeine Mann blieb auf ſeinem Ackergute und gerieth mehr und mehr in Abhängigkeit von Fürſten und Adel. Noch ſchlimmer erging es ihm, als die chriſtliche Geiſtlichkeit ins Land kam. Unter dem lügneriſchen Vorgeben, ſie könnten durch Gebet und Meſſen die Seelen der Verſtorbenen aus dem Fegfeuer erlöſen und ihnen von Gott die ewige Seligkeit verſchaffen, ließen ſie ſich große Schenkungen von Land und Gut machen und brachten freie Leute zur Hörigkeit und Leibeigenſchaft. Dieſe heuchleriſchen, ſündigen Pfaffen! Sie haben Euern Vätern und Euch das Evangelium Chriſti entzogen, wodurch Ihr allein die ewige Seligkeit gewinnen könnt, und Euere Väter und Euch durch den niederträchtigſten Betrug zu Knechten und Bettlern gemacht. Für Gottes reines Wort, wie es Chriſtus der Welt voll göttlichen Erbarmens geſchenkt, haben dieſe Baalspfaffen Euch dumme Märchen und Wundergeſchichten gegeben, ſtatt Chriſti Leib und Blut Reliquien, ſtatt des Himmels Licht Wachskerzen, ſtatt Liebe und Demuth Prunk und Pracht, ſtatt frommen Gebets ſinnloſes Geplärr und alberne Proceſſionen, und für ſolche falſche Waare haben ſie Euch Gut und Blut genommen. Adel und Pfaffen verbanden ſich zuſammen gegen Euch, um ſich einander in dem Beſtreben zu unterſtützen, Euch aus freien begüterten Männern zu Knechten und Bettlern zu machen und in Euerm Gut zu ſchwelgen und zu praſſen, Euch aber wie Hunde zu halten, Euere Weiber und Töchter zu Unehren zu bringen und Euch zu ſtöcken und zu peitſchen, zu köpfen, zu erſtechen und zu erſchlagen, wenn Ihr ſolche wehleidige Gewalt nicht dulden wollt. Ihr ſeid's, die mit dem Gute, das Euern Vorfahren gehörte, die faulen laſterhaften Mönche und Nonnen fett füttern müßt, während Ihr hungert; die Ihr mit Euerm Fleiß die hochprunkenden Junker und ihre Frauen zu ſolcher Hoffahrt ausſtaffiren müßt, während Ihr Euere Blöße nicht bedecken könnt; Ihr ſeid's die Ihr die Burgen und die Stifte, die Paläſte und Prunkhäuſer bauen müßt, während Wind und Wetter durch das eingeſtürzte Dach und die ſchadhaften Wände Euerer Hütte eindringen und Euch dem mörderiſchen Froſt überliefern; Ihr ſeid's, die den Aebten und Prälaten die Purpurmäntel, die köſtlichen ſeidnen Gewande, die goldnen mit Edelſteinen beſetzten Gürtel, die edlen Roſſe mit goldbeblechten Zäumen und Reiherbüſchen, die goldnen Sporen, die vergoldeten Karoſſen ankaufen und erhalten müßt und ihren Kebſen und Courtiſanen das Geſchmeide und die Kleinodien, die perlengeſtickten Kappen, die ſeidnen Kleider, das venetianiſche Tuch, die koſtbaren Spiegel, die Elfenbeinſchreine, ihren Baſtarden die purpurnen Jüplein und Pelzſchauben, während Ihr im zerlumpten linnenen Kittel ſteckt und Euere ehrlichen Weiber kaum für den Feſttag ein wollnes Röcklein haben, Euere ehrlichen Kinder aber nackt laufen müſſen. Dafür werdet Ihr von ihnen überritten und überfahren, mit der Hetzpeitſche geliebkoſt, mit dem Spieße gekitzelt, und „der Bauer ein Hund" iſt ihr Sprichwort. Chriſti der Herr hat aber verkündet: „ihr ſeid alle Kinder meines Vaters im Himmel," und iſt gekommen zu den Armen und Bedrängten ſelbſt in Knechtsgeſtalt; er hat gelegen in der Krippe und iſt mit den Zöllnern und Sündern zu Tiſch geſeſſen. So Ihr aber von dieſen hochmüthigen Pfaffen das Brot des Lebens verlangt, das der Herr für Alle, die ſeinen Namen bekennen, gegeben, ſo reichen ſie Euch einen Stein.

Die Könige, ſtatt das Volk zu ſchützen, gegen ſolche Unbill, haben es nur noch mehr verderbt. Ihre Grafen und Beamten haben es gedrückt und geplackt im Kriegsdienſt und in Friedenszeiten, bis die Freien ſich und ihr Gut ihnen hingaben und alſo, um nur Ruhe zu haben, in die Hörigkeit geriethen. Bald machten ſich die Grafen, die nur Beamte der Krone waren, unter ſchwachen Königen zu Herren der Grafſchaften. Von Jahr zu Jahr, je mehr die Macht, der Reichthum und die Fehdeluſt des Adels, die Zahl und der Reichthum der Bisthümer und Klöſter wuchs, deſto tiefer ſank die Freiheit und die Wohlhabenheit des gemeinen Mannes; denn um Schutz zu haben, mußte er ſich in die Hörigkeit eines Mächtigen begeben. Raub und Plünderung des Adels galten gleichſam als Recht und Geſetz. Wer nicht der Leibeigenſchaft des Adels verfallen wollte, begab ſich in den Schutz eines Kloſters, war aber auch um nichts gebeſſert. So ſaß endlich der Landmann zwiſchen den Burgen und Klöſtern, wie das Schaf zwiſchen dem Wolf und dem Tiger, was die Raupe nicht fraß, verzehrte die Heuſchrecke. Die Habgier häufte im Laufe der Zeit eine ungerechte und ſchmähliche Laſt um die andre auf das hülfloſe Volk. Da kamen die Zinſen und Gülten, die Beden und Zehnten, die Frohnen und Dienſte auf, das Beſthaupt und der Heimfall, die Leibhühner und der Leibſchilling. Wer kennt die Namen alle für die ungerechten Abgaben und Plagen? Genug, die Nachkommen der freien und wohlhäbigen Landbauern hießen zuletzt nur und heißen heute noch „die armen Leute.“ Wie ein Fremdling ſaß der gemeine Mann auf dem Grund und Boden ſeiner Väter, wie ein Fremdling im Vaterhauſe, das er unverſchuldet nicht mehr ſein nennen durfte. Er mußte von Jugend bis ins Alter unabläſſig im ſauern Schweiß- ſeines Angeſichts arbeiten und durfte nicht die Früchte deſſelben genießen, während die, welche ſich ihm zu Herren aufgedrungen, in ihren Burgen und Schlöſſern, ihren Biſchofspaläſten und Abteien ſchwelgten. Wie blutſaugende Thiere liegen ſie am Herzen des Volks und zehren ihm alle Kraft aus, ſie aber werden dick und fett davon. Je größer die Noth des gemeinen Mannes, deſto größer iſt die Ueppigkeit der Herren geworden. Je mehr arme Leute, deſto mehr Junker, Pfaffen und Mönche. Niemand erbarmt ſich Euerer Noth. Ihr müßt Euch ſelbſt helfen. Habt Ihr Arme zur ſchweren ewigen Arbeit für die Herren, nun ſo habt Ihr auch Arme, ſie todtzuſchlagen und wieder freie Männer zu werden auf Euerm Euch von Gottes und Rechts wegen zugehörigen Erbe, um das ſie Euch betrogen haben. Ihr nehmt nur wieder, was Euch gehört.

Seit fünf Jahrhunderten ſchon hat das Volk verſucht, ſich der Ketten zu entledigen, die ihm Pfaffen und Edelleute geſchmiedet. Die verunglückten Verſuche, ſich die Freiheit zu erringen, haben die Sklaverei nur noch ärger gemacht, aber gerade darin liegt der Beweis, daß das Volk zur höchſten Verzweiflung gebracht, endlich mit dem Aufgebote aller Kräfte millionenarmig zuſchlagen und ſich ſeiner Dränger und Blutſauger entledigen muß. Vor anderthalb Jahrhunderten empörten ſich die Bauern in Frankreich gegen den ſelbſtſüchtigen Adel, aber ſie unterlagen im mörderiſchen Kampfe; dagegen blieben die Bauern von Schwyz, Unterwalden und Uri im Sieg gegen ihre Bedrücker, und als der Habsburger, der damals die deutſche Kaiſerkrone trug, die ſchlichten Alpenhirten um ihre Freiheit betrügen wollte, verſchwuren ſie ſich und erſchlugen die höhniſchen Buben, die kaiſerlichen Landvögte, und ſo entſtand die Eidgenoſſenſchaft, es ſind nun zwei hundert und etliche Jahre. Neun Jahre darauf fiel ihnen der mächtige Herzog Leopold von Oeſtreich ins Land und wollte ſie wieder zur alten Knechtſchaft zurückbringen; denn dieſe Habsburger ſind ſtets die ärgſten Feinde der Freiheit geweſen, aber in den Päſſen von Morgarten lernte er mit Schimpf und Schande, daß ein wahrhaft freies Volk unbeſieglich iſt. Mit der Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts vergrößerte ſich die Eidgenoſſenſchaft zu dem ſtarken Bunde, wie er jetzt beſteht. Aber der glühende Haß der Herren gegen dieſen freien Bürger- und Bauernbund trieb den Enkel jenes Leopold und ebenſo geheißen, gegen Ende des Jahrhunderts abermals in die Alpen; mit einem wohlgerüſteten Heere wollte er die Freiheit des Hirtenvolks abſchlachten und ſeinen Großvater rächen. Die hochfahrenden Ritter ſpotteten des Geſindels rebelliſcher Bauern, „daß ſie bald geſotten oder gebraten einliefern wollten." Aber es kam wiederum anders. Der Bauer Arnold von Winkelried machte der Freiheit eine Gaſſe, und faſt ſiebenhundert Grafen und Herren mit dem öſtreichiſchen Herzog ſelbſt und über zweitauſend Gemeine wurden von dem verſpotteten Bauerngeſindel erſchlagen. Wie ſich die Eidgenoſſen gegen den Kaiſer Max ebenſo gut gewehrt haben, wiſſen die Aeltern von uns aus eigner Erfahrung.

Es ſind nun hundert und zwanzig Jahre, da machten ſich die tapfern Appenzeller, angeführt von dem wackern Bauernhauptmann Rudolf von Werdenberg von der Bedrückung der Pfaffen in St. Gallen frei und ſchloſſen ſich der Eidgenoſſenſchaft an. Damals wollten ſich die Hirten der tyroler Alpen auch frei machen und drangen durch Vorarlberg, Hunderte von Schlöſſern der Herren in Schutt und Aſche legend, aber vor Bregenz wurden ſie von den Rittern geſchlagen. Die Fürſten und Edeln im Vorarlberg, im Innthal und in Oberſchwaben verſprachen damals den Bauern ihre Laſten auf alle Weiſe zu erleichtern; als ſie aber den Freiheitsſchwindel vergangen glaubten, hielten ſie von all den Verſprechungen gar nichts. Manche bedrückten ſogar ihre Bauern noch härter als vorher. Ihr müßt wiſſen, daß die Fürſten noch niemals Verſprechen gehalten haben, die ihnen die Angſt vor aufrühreriſchen Unterthanen abdrang: und gedrückte Völker, die ſich in der Stunde, wo ſie das ſchmähliche Joch abzuſchütteln vermochten, mit ſchönen Verſprechungen der Fürſten und Herren abſpeiſen ließen, ſind ſtets verloren geweſen. Gebe Gott, daß Ihr zur rechten Einſicht gelangt ſeid, und daß Ihr nicht zu ſpät die traurige Wahrheit begriffen habt, die ſchon im alten Teſtament ſo nachdrücklich gepredigt iſt: Verlaßt Euch nicht auf Fürſten.

Hundert Jahre ſind es jetzt gerade, als in Rhätien der graue Bund entſtand, ſogenannt von den grauen Kitteln, der Landestracht dieſer Gebirgsbauern. Der Adel wollte ſolchen Verein nicht dulden und verband ſich gegen die Bauern unter dem ſie verhöhnenden Namen des ſchwarzen Bundes. Stark gerüſtet überfielen ſie das Schamſerthal, um die Bauern zur alten Knechtſchaft zu zwingen, oder ſie todtzuſchlagen. Statt deſſen wurden die adligen Herren zumeiſt von den Thalleuten todtgeſchlagen, und der Bund der Graubündtner iſt jetzt ſtark und mächtig und trotzt allen adligen Anmaßungen. Ihr ſeht daraus, daß es im Kampfe des Volks um ſeine Freiheit gegen Fürſten, Adel und Pfaffheit keinen Mittelweg gibt, entweder Ihr müßt Euch größtentheils von ihnen todtſchlagen laſſen, und was übrig bleibt, muß als Knecht ſich in den bübiſchen Willen der Herren fügen, oder Ihr müßt ſie todtſchlagen. So lange ſie Leben und Macht haben, werdet Ihr zu keiner Freiheit, ja zu keinem erträglichen Zuſtande gelangen.

Die freien Schweizerbauern wollten ihren Nachbarn auf dem Schwarzwalde und in Oberſchwaben auch die Freiheit bringen. Die Schwarzwälder hatten ſich noch viele alte Freiheiten ihrer Ahnen zu erhalten gewußt. In Schwaben war es ſchlimmer. Das arme Volk keuchte unter der ihm aufgelegten Laſt. Es dachte nicht daran, die ſogenannten Rechte der Herren abzuſchaffen, es wollte nur ihren fürchterlichen Mißbrauch, die himmelſchreienden Uebergriffe der Gewalt entfernt wiſſen. Die Bauern wollten im Landesherrn keinen Tyrannen, ſondern einen gnädigen Herrn haben. Es hat ihnen Alles nichts geholfen. Die Bewegung wurde gewaltſam unterdrückt, und zur Schande der Fürſten wurde das Unglück des gemeinen Mannes nur größer. Die Pfaffheit trieb ein immer frecheres Spiel mit dem Volke; die ärgſten Lügen, die albernſten Gaukeleien wurden ihm als Chriſti Lehre aufgebunden. O wenn die Steine ſchreien könnten, ſie würden ein Jammer- und Klagegeſchrei erheben, das über die Wolken hinausdränge, über die gräßliche, blutige, unmenſchliche Zwingherrſchaft, welche Fürſten, Adel und Pfaffen über das unglückſelige gemeine Volk ausgeübt haben! Es traten erleuchtete Männer auf, welche Chriſti reines Evangelium verkündeten und gegen den Pfaffentrug eiferten. Wie einſt der edle Arnold von Brescia in Italien und in der Schweiz, ſo nun Wikleff in England und zuletzt Huß in Böhmen. Ihr kennt den wilden Huſſitenkrieg. Was war er anders, als der verzweiflungsvolle Kampf des Volks in Böhmen gegen ſeine weltlichen und geiſtlichen Tyrannen, der Kampf um Freiheit in Staat und Kirche? Da er in Böhmen ausgewüthet hatte, ging die Bewegung auch im deutſchen Reiche an. Ihr habt alle vom Pfeifer-Hänslein von Niklashauſen gehört, wie es dem übermüthigen Biſchof von Würzburg aufſpielte. Es leben im Frankenlande noch viel Leute, die das Hänslein gekannt haben, als es dem Volke das neue Evangelium predigte. Es liefen ihm viele Tauſende zu. Der fürſtliche Pfaff ließ die Leute niederſchießen und das Hänslein und ſeine Hauptanhänger köpfen, aber den Geiſt, der im Volke erwacht war, konnte er nicht niederſchießen und köpfen laſſen. Weiter können die Tyrannen nichts, als mit Söldnern, die ſie beſchwatzen und erkaufen, gegen das Volk ziehen und es morden, das ſeine alten Freiheiten begehrt; aber immer ſteht das Volk von neuem auf und fordert immer ungeſtümer, bis der Tag kommt, wo es die Tyrannen todtſchlägt; denn nur dadurch allein kann die Freiheit gewonnen werden. Ich will Euch nichts erzählen vom Käſe- und Protſpiel in den Niederlanden, von jenem Kampfe des hungernden Volks am Niederrhein gegen ſeine grauſamen Schinder. Auch er iſt unterdrückt worden, weil das Volk nicht gehörig zuſammenhielt; aber von den Aufſtänden in unſrer Gegend ſeit dreißig Jahren laßt mich noch ein paar Worte reden. Der Bundſchuh iſt's, der vor dreißig Jahren zuerſt aufkam im Elſaß. Da trat das Volk im geheimen Bund zuſammen, um Abhülfe von ſeiner unausſtehlichen Noth zu berathen. Wie einſt die Schweizerbauern Nachts auf dem Rütli zuſammen ſich verſchwuren, ihre Freiheit zu erkämpfen, ſo die Elſäſſer auf dem einſamen ſchauerlichen Hungerberge, deſſen Namen ſie recht an ihren unſeligen Zuſtand erinnerte. Es waren nicht blos Bauern und Handwerker aus den Dörfern, es fanden ſich wie heute tüchtige Männer aus den höhern Ständen dazu, ſogar Magiſtratsperſonen aus den Städten. Es drückte ſie, was uns heute noch drückt, ſie wollten, was wir wollen: die Mißbräuche der weltlichen und geiſtlichen Herrſchaft abthun. Der Bund wurde verrathen und auseinander geſprengt, und die Bündler, deren die Tyrannen habhaft werden konnten, geviertheilt, geköpft, verſtümmelt an Händen und Fingern, ins Elend gejagt. Mit unerhörter Grauſamkeit wurde die Menſchenjagd betrieben und die kleinſte Spur eines Mannes verfolgt, den man im Verdacht hatte, zum Bundſchuh gehört zu haben. Denn gegen die wilden Thiere ſind die Herren und Pfaffen nicht ſo grauſam blutdürſtig, als gegen Menſchen, die ſie in ihrer Wolluſt, Schlemmerei und Tyrannei hindern wollen. Wer ſich nicht geduldig und demüthig das Blut von ihnen ausſaugen laſſen will, dem thun ſie alle Marter, Noth und

Tod an. Viele vom Bundſchuh flohen in die Schweiz und fanden bei den Eidgenoſſen Theilnahme und Gaſtfreundſchaft. Darob zürnten die Herren den Eidgenoſſen gar ſehr; denn der Bund der Eidgenoſſenſchaft iſt ihnen ein Dorn im Auge geweſen ſeit ſeinem Beginn; der zu Fleiſch und Blut gewordene Geiſt der Freiheit ärgerte ſie, und ſie nannten ihn in ihrem ohnmächtigen Zorn: die loſe Büberei, die ſie nicht über den Rhein herüber kommen laſſen wollten. Wie gern hätten ſie ihn vernichtet! Haben unſre Väter den tollkühnen Herzog von Burgund und Niederland, den prächtigen, trotzigen, blutdürſtigen Karl, den Großvater unſres Kaiſers, nicht zweimal mit mächtigen Heeren den Rhein heraufziehen ſehen in das Alpenland, wo er entſpringt, um die freien Völker unter die eiſerne Ruthe ſeiner Zwingherrſchaft zu beugen? Der war ein echtes Vorbild für die Fürſten, ein wüthender Feind der Freiheit, hart, unmenſchlich, mit eiſernem Fuße die Völker, die es wagen wollten Menſchen zu ſein, niedertretend, um Fürſten und Adel und Geiſtlichkeit zu bereichern, damit ſie in ſardanapaliſcher Pracht und Wolluſt ſchwelgen könnten. Die Abgeſandten des armen Bergvolks flehten ihn an, ihrer zu ſchonen, er hohnlachte ihrer Bitte. Fürſten haben kein Herz für die Bitten der Völker um Schonung. Achthundert Eidgenoſſen ließ er in der eroberten Schweizerſtadt Granſon, die es gewagt hatten, ſich ihm zu widerſetzen, grauſam niedermetzeln, der prächtige Bluthund! Bald rächten ſich die Schweizer durch die Vernichtung des burgundiſchen Heers bei derſelben Stadt und drei Monate ſpäter in einem eben ſo herrlichen Sieg bei Murten. Der verwegene Freiheitsfeind wurde ganz toll und wollte mit aller Gewalt das Bubenvolk niederwerfen. Er ſelbſt wurde niedergeworfen von den Schweizern bei Nanzig in Lothringen. In den Koth wurde er geworfen und zertreten, der fürſtliche Bube. Möge es allen Buben ſo ergehen, fürſtlichen, adligen, pfäffiſchen und allen andern, die am Geiſte der Freiheit freveln, den Gott als mächtigen Trieb in die menſchliche Bruſt gelegt, und den ſein eingeborner Sohn verkündet hat!

Kaiſer Max war durch die Niederlage und den Tod ſeines Schwiegervaters nicht klüger geworden; er wollte die Eidgenoſſen zwingen, die Laſten und Plackereien des deutſchen Reichs zu tragen, d. h. dem Habsburger Hauſe dennoch unterthan zu ſein. Als ſie ſich deſſen entſchieden weigerten, verband er ſich mit dem ſchwäbiſchen Bunde, welcher ſtets einen ſcharfen Zahn auf die Schweizer-Freiheit gehabt, zum Krieg gegen ſie. Die ſchwäbiſchen Junker prahlten: „Wir wollen in der Kuhmäuler Land dermaßen brennen, daß der liebe Herrgott auf dem Regenbogen vor Rauch und Hitze blinzeln und die Füße an ſich ziehen ſoll.“ Aber es kam wieder anders. Erſt wurden die Schwaben in zehn Treffen mit Schimpf und Schande geſchlagen, und als der Kaiſer mit zwanzigtauſend Mann kam und gegen das Schwaderloch, wo die Schweizer ſtanden, zog, verging den Herren die Luſt, die Ehre ihrer Waffen gegen „ſchnöde gottloſe Bauern“ auf's Spiel zu ſetzen. Der Kaiſer zog ſich mit Schmach zurück, indem er ſagte: es wäre bös Schweizer mit Schweizern zu ſchlagen. Das heißt: das ganze Heer der Gemeinen war der Freiheit zugethan und den Schweizern wohlgeſinnt. Der Kaiſer zog ſich zurück, plötzlich reute es ihn aber, die gottloſen Bauern, die ihren falſchen Bund immer weiter ausbreiteten, nicht angegriffen zu haben. Von Lindau aus ließ er in eidgenöſſiſches Gebiet ſtreifen, den Grafen von Fürſtenberg ſchickte er mit Verſtärkungen der rheiniſchen Fürſten und Städte von der andern Seite in die Schweiz. Der lag bald drauf ſorglos an den Ufern der Birs bei Dornach unweit Baſel und meinte, es könne doch nicht Schweizer ſchneien. Faſt wär's aber doch ſo. Von der hohen Schartenfluh ſahen die

Hauptleute der Schweizerbauern, wie die Herren unten ſich durch allerhand Kurzweil mit Tanz und Spiel, mit Mädchen und Baden vergnügten. Die Bauern beteten knieend auf dieſe Nachricht und brachen dann durch einen Hohlweg über das feindliche Lager herein, um den Herren „dieſe fröhliche Kirchweih und Badefahrt“ zu geſegnen, und erſchlugen über dreitauſend Bauernfeinde, darunter viel Ritter, Grafen und Herren, den Grafen von Fürſtenberg nicht ausgenommen. Ja ſie gaben nicht einmal die Leichen dieſer adligen Männer für großes ihnen gebotenes Löſegeld, ſelbſt auf Fürbitte des Kaiſers nicht heraus, ſondern verſetzten: „Die Herren ſeien ungerufen zu den Bauern gekommen und müßten nun für immer bei den Bauern bleiben!‘ Nachher hat Kaiſer Max die gottloſen Bauern in Ruh gelaſſen.

Im deutſchen Reich ging's den Bauern deshalb nicht beſſer, im Gegentheil ſchlimmer, und deshalb ſchweizerte es überall mehr und mehr, je weniger die Hoffnungen des vertrauensvollen gemeinen Mannes auf den geprieſenen Max in Erfüllung gingen. Ueberall im Volke trug man ſich mit der Sage, er habe einſt gelobt, ein Bauernfreund werden zu wollen. Um ſo bitterer war die Täuſchung. Als das Reichsweſen neu geordnet wurde, vergaß der Kaiſer des gemeinen Mannes.‘ Und ſo werdet Ihr immer vergeſſen werden, nur nicht, wenn Ihr geben ſollt. Da gedenken die Herren Euer täglich und ſtündlich. Wollt Ihr aber Menſchen ſein, wie ſie; Kinder eines Vaters im Himmel, wie Jeſus Chriſtus gelehrt hat, wollt Ihr der Segnungen dieſer ſeiner Lehre theilhaftig ſein, wollt Ihr die in Euch gepflanzte Sehnſucht nach Freiheit, Glück, Liebe, Wohlſtand, Menſchlichkeit und Brüderlichkeit befriedigen, gleich betrachten Euch die Herren wie ihre Hunde, o — nein! ſchlimmer; denn ihre Hunde und Pferde werden Euch weit vorgezogen, ſie behandeln Euch wie das Rindvieh und das Schafvieh, ſie hetzen Euch und ſchießen Euch nieder wie das Thier des Waldes. Das iſt kaiſerliche, fürſtliche, hochadlige und freiherrliche Anſicht von Euerm Menſchenthum, von Euerm Chriſtenthum. Und doch kommt auf tauſend Bauern kaum ein Fürſt oder Herr, und doch hat der Bauer Arme, wie die Herren, zuzuſchlagen, und doch trägt er Waffen, wie die Herren, ſich zu wehren; und doch ſind die Bauern ſo klug und ſo dumm wie die Herren. „Aber die Herren haben Macht und Geld, der Bauer iſt ohnmächtig und arm.“ O Bauer, begreife endlich, daß die Macht des Herrn nur darin beſteht, weil du ihm gehorchſt, und daß ſein Geld die Frucht deines Fleißes iſt, die du dir thöricht genug von ihm abpreſſen läßt! Schau, wie's die Schweizer machten und folg' ihnen nach.

Denkt doch daran, vorzüglich Ihr aus dem Algäu, und ruft es Euch recht lebhaft ins Gedächtniß zurück, wie die Kemptener Bauern vor vierunddreißig Jahren von dem ſchelmiſchen und meineidigen Fürſtabt um den Reſt ihrer alten Freiheit ſchändlich betrogen worden ſind! Gewiß ſind noch manche Alte aus jener Gegend unter Euch, welche dieſen gottloſen und abſcheulichen Betrug ſelbſt mit erfahren haben.

Vor vierhundert Jahren ſaßen hier zu Lande noch viele Bauern auf ihren Höfen, völlig frei und unmittelbar unter kaiſerlichem Schutz, zu nichts verpflichtet als zum Kriegsdienſt. Der Abt von Kempten forderte von ihnen Zinſen und Leiſtungen, die ſie ihm zu gewähren ſich hartnäckig weigerten, weil ſie ſolche zu leiſten mit nichten ſchuldig waren. Da ließ der Abt eine falſche Urkunde ſchmieden, einen angeblichen Stiftungsbrief Kaiſer Karls des Großen, worin die geforderten Leiſtungen als Rechte dem Gotteshauſe zuerkannt waren. Das war vor hundert und einigen Jahren. Die freien Bauern wußten nicht, wie ſie dem groben Betrug begegnen ſollten. Nur Geiſtliche hätten die Unechtheit der Urkunde nachweiſen können, aber keine Krähe hackt der andern die Augen aus. Die Bauern machten in ihrer Noth Gebrauch von ihrem alten Rechte und wählten ſich einen andern Schirmherrn. Der Abt ſchrie wüthend über Beeinträchtigung ſeiner Rechte, und ein Schiedsgericht auf Befehl des Herzogs Ludwig von Baiern, aus Edlen und Städtebürgern zuſammengeſetzt, entſchied gegen die Bauern. Dieſe aber wählten doch einen andern Ritter zum Schirmherrn und vertheidigten ihr gutes Recht mit den Waffen gegen den lügneriſchen betrügeriſchen Abt. Dieſer wandte ſich an den Papſt, und von Rom wurde der Schirmherr verfolgt und gebannt, die Bauern ſelbſt mit dem Banne bedroht, falls ſie nicht dem Gotteshauſe die ſchuldigen Zinſen und Zehnten entrichteten. Die Bauern wehrten ſich verzweifelt, und ſo trat ein neues Schiedsgericht zuſammen, welches dem Abt aufgab, einen Eid zu ſchwören, daß ſeine Vorgänger mit Recht die Zinſen bezogen hätten; der Abt ſchwur nach einiger Zögerung den falſchen Eid und ſchrieb ebenſo nach Rom an den Papſt, alle ſeine Vorgänger hätten die Zinſen von den Bauern erhalten, die gleichſam Leibeigene des Stiftes ſeien, und mehre Prälaten unterſtützten die grobe Lüge mit ihrem Zeugniß und Siegel. Die Bauern blieben im Unrecht, und der Papſt abſolvirte den Abt von der Sünde des Meineids und Betrugs, als er dem Abt von Zwiefalten dieſelben gebeichtet hatte. Aber die um ihre Freiheit betrogenen Bauern gab der Papſt nicht wieder frei. Durch Meineid und Betrug eines Kirchenfürſten waren freie Männer um ihre Freiheit und ihr gutes altes Recht betrogen. Ja, der Kaiſer ließ ſich wenige Jahre darauf vom Abt beſtimmen, den Befehl zu ertheilen, das Niemand die Leibeignen, Zinſer und Altarleute des Gotteshauſes zu Kempten wider den Abt und deſſen Willen in Schutz nehmen dürfe. So ward den armen Bauern von kaiſerlicher Willkür der letzte

Schutz gegen pfäffiſche Willkür genommen. Und nun ging die furchtbarſte Bedrückung an, und alle ſchlechten Künſte wurden aufgeboten, um ehemals freie Leute in gänzliche Leibeigenſchaft des Stiftes zu bringen. Was in dieſen letzten hundert Jahren bis heute im Stift Kempten geſchehen, möchte einen Stein erbarmen, aber nicht das Herz dieſer habſüchtigen, herriſchen, wollüſtigen Kirchenfürſten. Wer ſich auf die alten Freiheitsbriefe berief, wurde in den Block oder Thurm gelegt.

Da vor ungefähr funfzig Jahren fand ein junger Bauer im Nachlaß eines uralten Großohms, der allein gelebt hatte, ein altes Buch mit verſchiedenen Schriftſtücken. Zum Glück hatte er leſen gelernt und entdeckte die Freibriefe, und beſonders eine Urkunde vom Jahr 1144, woraus ſonnenklar hervorging, daß die freien Zinsbauern nichts als den einfachen Zinspfennig und den Todfall zu geben ſchuldig ſeien. Er verſammelte die übrigen Bauern ſeiner Gemeinde, bald kamen alle Zinsbauern des ganzen Stifts zuſammen, und der Streit begann von neuem. Sechsundzwanzig Familien wählten ſich, dem ungerechten kaiſerlichen Verbot zum Trotz, einen neuen Schirmherrn. Das Kloſter bot alles auf, um die Sache zu hintertreiben, aber der Abt mußte die Urkunden ſeiner Vorfahren anerkennen. Nun kam ein neuer Abt dran, Johannes der Zweite. Der zeigte ſich anfangs als einen milden und gnädigen Herrn, und es ſchien, als wolle er das Recht anerkennen und der Noth der Bauern ein Ziel ſetzen. Thörichte Hoffnung! Bald genug warf der Wolf den Schafspelz ab. Der Abt Johannes II. wurde ein ſchlimmerer Tyrann als alle ſeine Vorgänger. Doppelte und dreifache Steuern wurden von ihm aufgelegt, und er verpraßte das Geld in Augsburg mit ſeinen Kebſen und Junkern, und wenn die Bauern gar zu kläglich jammerten, entgegnete er ihnen ganz gemüthlich, er mache es ja nicht ſchlimmer wie die andern Herren auch! Und darin hatte er recht. Die Herren waren alle Raubthiere, und er war ebenfalls ein ſolches. Da kam nun im Jahre 1489 in Folge von Mißwachs eine große Theuerung, und da die beiben folgenden Ernten ebenfalls nicht gediehen, ſo entſtand eine furchtbare Hungersnoth in den obern Landen. Und doch legte der unmenſchliche Abt eine neue Steuer auf. Die ganze Bauernſchaft kam am 15. November 1491 an der alten Malſtatt zu Luibas, um zu tagen, zuſammen und einen Bund zu bilden zu gegenſeitigem Schutz ihrer alten Rechte und Freiheiten. Eine Woche ſpäter ſtanden ſie ſchon zuſammen in Wehr und Waffen, in einem Lager bei Durach und hatten Jörg Hug von Unterasried, einen beherzten und beredten wackern Mann zu ihrem Hauptmann erwählt. Er ließ ſie ſchwören, feſt zuſammen zu halten. Dann ward der Beſchluß gefaßt, vorerſt den ſchwäbiſchen Bund um Hülfe für ihr Recht anzurufen, und Hug ging nach Ulm und ward der Sprecher der Bauern. Der Abt aber nannte ihn ſpottend den Huß von Unterasried. Aber wie konnten die armen Leute Hülfe von einem Bunde erwarten, der aus reichen Städtern und Herren beſtand, die ſämmtlich mit den Pfaffenfürſten gleiche Sache hatten, und in der Unterdrückung der Bauern nur ihren eignen Vortheil ſahen? Auf den Knieen riefen die Abgeordneten der Bauern auf dem Rathhaus zu Kempten vor den Botſchaftern des ſchwäbiſchen Bundes ihr Recht an: ſie wollten ihre Köpfe ſich abſchlagen laſſen, wenn ſich erwieſe, daß ſie Unrecht begehrten. Die eigennützigen Herren des Schwabenbundes blieben taub vor der Stimme des Rechts und brachten einen parteiiſchen Vergleich zu Gunſten des Abts vor. Drauf ſchickten die erbitterten Bauern Heinrich Schmidt von Luibas an den Kaiſer. Der treuloſe Abt ließ den Mann unterwegs meuchlings erſchlagen, und ward nun auch zum Mörder. Ein zweiter Bauernbote Sebaſtian Becherer aus Kempten gelangte glücklich zum Kaiſer und zurück mit der Kunde, der Abt ſolle vor das kaiſerliche Hofgericht geladen werden, um ſich auf die Klagen der armen Leute zu verantworten. Es blieb beim kaiſerlichen Verſprechen: denn darin war der Kaiſer Max groß. Die Bauern wurden fort und fort vom Abt gedrängt und geſchädigt; da traten ſie abermals zuſammen. Der Abt ſchrie den ihm ſo befreundeten ſchwäbiſchen Bund wiederum um Hülfe gegen ſeine aufrühreriſchen Unterthanen an; der Bund drohte den Bauern, wenn ſie nicht die Waffen niederlegten und ihrem Herrn gehorſam wären und verſprach ihnen Recht vor einem Bundestag zu Eßlingen. Die Bauern ließen ſich nochmals treuherzig machen und das Bundesgericht entſchied abermals gegen ſie. Die Bauern widerſetzten ſich, der rechtverhöhnende Bund zog ſein Kriegsvolk bei Günzburg zuſammen, der Abt ſeine Knechte bei Mindelheim. Aber ſie ließen Monate verſtreichen, um die Bauern erſt ſicher zu machen. Ihr ſeht, der ſchwäbiſche Bund iſt damals ſchon ſo treulos, ſo ehrlos, ſo ſchlecht geweſen, wie heute. Was kehren ſich die Herren in Ulm an Recht? Städter ſind's und adlige Herren, und herrſchen wollen ſie über den gemeinen Mann, ihn zu ihrem Knecht haben und zum Laſtthier, ihn ausſaugen und ſelbſt in ſeinem Schweiß und Blut ſchwelgen. —

Das ſchwäbiſche Bundesheer fiel endlich plötzlich über die Bauern in ihren Dörfern her, hieb und ſtach ſie nieder, verwundete und verſtümmelte ſie, raubte ihr Hab und Gut, verbrannte ihre Häuſer. Hunderte von Bauern verließen ihre Heimath und wanderten in die Schweiz aus. Nach ſolcher ſcheußlichen Gewaltthat ſetzte der Bund der Bauernſchaft einen neuen Tag zu Memmingen zu rechtlicher Verhandlung. Dieſe Barbaren hatten noch die Stirn, von Recht zu ſprechen. Nichtsdeſtoweniger kamen noch zweihundertundzweiundfunfzig der bedrückten Zinſer und Gotteshausleute. Nun, der ſogenannte Rechtsſpruch fiel, wie zu erwarten ſtand: Die Bauern haben dem Abt Treue, Gehorſam, Dienſt zu halten. Zinsſteuer, Gilt, Beſthaupt, Heimfall und alles zu leiſten, was ſie zeither haben leiſten müſſen, bis ſie beweiſen, daß ſie es nicht ſchuldig ſeien. Mit ſolchem Hohne würzte der Bund ſeinen Rechtsſpruch, und das war das Ende vom Liede. Die Bauern waren ihrer Freiheiten und Rechte beraubt, und der Abt trieb ſein Preßgeſchäft eifriger als erſt. Nun war wieder Ruhe und Ordnung im Lande. Hier war die Flamme unterdrückt, an einem andern Orte ſchlug ſie bald wieder empor.

Im Bruchrain zu Untergrünbach im Speiergau ſchweizerte es zuerſt wieder ſtark, und Bundſchuh! Bundſchuh! war hier die geheime Loſung. Im ſtillen Wald in dunkler Nacht ſchwuren die Männer zum Bund, es waren ihrer bald ſiebentauſend. Ihre Hauptartikel waren: das Joch der Leibeigenſchaft gänzlich abzuſchütteln, mit dem Schwerte ſich ſelbſt frei zu machen, wie die Schweizer ihre Nachbarn vordem gethan; dann die geiſtlichen Güter alle einzuziehen und ſie unter das arme Volk zu vertheilen, den Adel und die Fürſten abzuthun und nur den römiſchen König als Herrn und Haupt anzuerkennen. Nichts als die Gerechtigkeit Gottes, war der Spruch auf der Bundesfahne, darunter das Bild des Gekreuzigten, vor dem Kreuze ein knieender Bauer und ein großer Bundſchuh. Pfaffenverrath ſtürzte auch dieſen ſchönen Bund. Als die Verſchwornen eben Bruchſal überfallen wollten, beichtete ein alberner Menſch das Bundesgeheimniß einem Leutprieſter, und geiſtliche und weltliche Herren, der Kaiſer an der Spitze, ja ſogar der ſchwäbiſche Bund beeilten ſich, nach gemachter Anzeige des Pfaffen, die grauſamſten Mittel gegen die Bündler anzuwenden. O dieſer gefeierte Kaiſer Max! Jetzt hatte er die ſchönſte Gelegenheit, den Wunſch ſeiner Jugend zu erfüllen und ein getreuer redlicher König des Volks zu ſein. Als ſolcher hätte er den Beſchwerden der Bauern abhelfen, ihre zertretenen Rechte wieder aufrichten und ſchirmen müſſen. Ha, er wäre ein mächtiger König geworden durch ihre Liebe und ihre Kraft. Und was that er? Ihr alle habt es zu ſeiner Zeit mit Zähneknirſchen erfahren. Der ergriffene Bündler wurde lebendig geviertheilt, ſein Vermögen eingezogen, ſein Weib und Kind aus dem Lande gejagt. Das that der vielgelobte Max. Zum Glück waren ſeine Blutbefehle unausführbar; denn ganze Dörfer und Gegenden hätten müſſen ausgerottet werden. Die Verſchwörung ſelbſt war ſo gut angelegt, daß die Häupter nicht einmal verrathen wurden und deshalb entweder unerkannt in ihrer Heimath blieben, oder glücklich in die Schweiz und auf den Schwarzwald flüchten konnten. Unter den Letztern war Joß Fritz einer der Hauptanſtifter des Bundſchuhs im Bruchrain und von Untergrünbach gebürtig. Nachdem der Plan geſcheitert war, trieb er ſich zehn Jahre lang flüchtig in den obern Landen herum, und viele von Euch haben ihn kennen gelernt und mit ihm verkehrt, dem wackern Geſellen, der die Sache ſtets am rechten Ende geſchickt und ſchlau angriff. Hätten wir in jedem Dorfe einen Mann wie Joß Fritz, der Teufel ſollte uns nichts anhaben, geſchweige ein Pfaff und ein Fürſt. — Nachher machte ſich Joß im Dorfe Lehen bei Freiburg im Breisgau anſäſſig, und hier hat er vor zwölf Jahren den großen Bundſchuh von Lehen angeſtiftet, gegründet und zuſammengebracht. Er hatte in den letzten Jahren zuvor auf den beiden Ufern des Rheins, im Schwarzwald, in der Markgrafſchaft Baden und im Herzogthum Würtemberg unter den alten Bündnern des Speiergaus für den neuen Bund geworben und zu den Alten viel Neue hinzugewonnen. Als er nun mit ſeinen Freunden von Lehen und der Umgegend auf der Hartmatte, einem einſamen Wieſengrunde an der Dreiſam, mit der anbrechenden Nacht zuſammenkam, konnte er ſchon mit Recht von einer großen Ausdehnung des Bundes ſprechen. Er hatte gute Helfer, nicht nur den Pfarrer zu Lehen, auf welchen das Volk großes Vertrauen ſetzte, ſondern auch den Bäckerknecht Hieronymus aus dem Etſchlande, der in der Mühle zu Lehen diente, weit in der Welt herumgekommen und ein guter Redner war, dann Stoffel von Freiburg, einen ſehr gewandten Mann, der ſich meiſt im Wirthshauſe vor der Stadt Waldkirch ohnweit der Probſtei aufhielt und auf einem weißen Roſſe ritterlich gut gekleidet im Lande auf Werbung zum neuen Bundſchuh herumritt; dann Joß von Bretten, einem pfälziſchen Kriegsknecht, der ein beſonderer Vertrauter von Joß Fritz war, ferner Thomas Wirth zu Egentzſchweiler, der franzöſiſcher Hauptmann geweſen, den Junker Stephan auf dem untern Schlößlein bei Derdingen ohnweit Bretten, den Junker Jakob Begers zu Niederhinbergen und manche Andre von den Herren und Bürgern. Vorzüglich viel nützten ihm aber die Bettler im Lande, die er alle für den Bund gewonnen, und welche die Boten- und Verkünder deſſelben beim gemeinen Manne wurden. Der Bund dehnte ſich bald über den ganzen Elſaß, den Breisgau, die Markgrafſchaft, den Schwarzwald, Oberſchwaben, den obern und untern Kraichgau bis zum Mittelrhein hinab; aber mit großer Vorſicht war er in lauter einzelne Ringe getheilt und außer den Häuptern kannte Jeder nur die Theilnehmer und Genoſſen ſeines Rings. In einzelnen abgelegenen Wirthshäuſern oder Nachts unter freiem Himmel im Walde waren die Zuſammenkünfte der Führer oder auch der Ringe. Auch die Kirchweihen und Märkte waren Verſammlungstage. Die Verbündeten trugen kleine Abzeichen an ſich, woran ſie ſich erkannten, auch hatten ſie eine geheime Loſung. Nach mehrmaligen vergeblichen Verſuchen, ſich auch ein Fähnlein mit dem Bundſchuh zu verſchaffen, gelang es endlich Joß Friz zu Heilbronn am Neckar, einen Maler unter falſchen Vorſpiegelungen zu vermögen, ihm die Fahne zu malen. Es war das Leiden Chriſti darauf, die Mutter Gottes und St. Johann der Täufer, der Kaiſer und der Papſt, endlich ein Bauersmann unter dem Kreuze knieend und daneben der Bundſchuh. Darunter die Worte: „Herr, ſteh deiner göttlichen Gerechtigkeit bei!“ — Mit dieſer Fahne unter dem Bruſtlaz eilte Joß der Heimath zu, und nun ſollte der Aufſtand losbrechen, alſo hatte er's vor ſeiner Abreiſe angeordnet. Aber er war noch auf der Heimreiſe begriffen, als der Bund an den Markgrafen von Baden verrathen wurde, es war in den erſten Tagen des Oktober 1513. Ihr wißt, wie es zuerſt in Freiburg zuging; es ſind ja viele Hunderte von Euch beim Bunde geweſen. Die Regierung in Enſisheim gerieth in großen Schrecken, mit ihr die Herren auf den Burgen und in den Städten; denn ſie hatten kein Kriegsvolk, und die benachbarten Schweizerbauern waren eben gegen ihre Herren im vollen Aufſtand begriffen. Aber die Verſchwornen in Lehen wurden, als ſie den Verrath und die Maßregeln gegen ſie in Freiburg vernahmen, muthlos und beſchloſſen, gänzlich von ihrem Handel abzuſtehen und Alles zu unterdrücken. Die Freiburger Bürger fielen bewaffnet um Mitternacht in das Dorf Lehen, nahmen die Häupter gefangen, die Andern retteten ſich ſchleunigſt durch die Flucht nach der Schweiz. Die Gefangenen wurden enthauptet und geviertheilt. Aber es waren nur wenig Opfer, weil ſie ſelbſt auf der Marterbank ihre Mitverſchwornen nicht verriethen. Schlimmer gings im Elſaß, wo es der öſtreichiſchen Regierung gelang, ſehr vieler Bündler habhaft zu werden. Sie wurden alle hingerichtet, und es floß ſo viel Blut dort, daß die gemeine Sage ſich erhob: der Kaiſer habe befohlen, daß kein Bundſchuher mehr eingezogen, oder wenn dies ſchon geſchehen, an Leib und Leben geſtraft werden ſolle. Aber die kaiſerlichen Räthe und Statthalter in Enſisheim erklärten öffentlich dieſe Sage für eine Erdichtung, im Gegentheil ſei es Wille und Befehl Seiner kaiſerlichen Majeſtät, daß jeder dieſer Uebelthäter nach aller Strenge des Geſetzes geſtraft werde, da ſie mit ſchändlicher Vertilgung ihrer Obrigkeiten und natürlichen Herren umgegangen, ohne alle redliche Urſache, als nur, daß ſie ihrer billigen Dienſtbarkeit enthoben ſeien, und das, wozu ſie doch pflichtig, nicht thun noch geben wollten. Wegen dieſes muthwilligen und unrechten Verfahrens gebiete die kaiſerliche Majeſtät aufs Höchſte und Ernſtlichſte, in allen Herrſchaften, Obrigkeiten, Gerichten und Gebieten, wo einer oder mehre vom Bundſchuh betreten würden, dieſelben gefangen zu nehmen, peinlich zu fragen, vor Gericht zu ſtellen, auf ihr Bekenntniß anzuklagen und nach aller Strenge des Rechts an Leib und Leben zu ſtrafen, und niemands, wer es auch ſei, zu verſchonen. Das iſt zu aller Zeit die Sprache des Kaiſers, der Fürſten und Herren gegen die Bauern geweſen, die ihr billiges Recht beanſpruchten, und zur Erlangung deſſelben mit Gewalt ſich heimlich verbanden. Die Jagd auf die Bündler wurde faſt ein Jahr lang mit unmenſchlichem Eifer betrieben, und viele mußten mit ihrem Herzblute büßen, daß ſie Menſchen zu ſein begehrten.

Glücklicher waren zur ſelbigen Zeit die Bauern in der Schweiz. Der Aufruhr gegen die durch Reichthum und Gewalt übermüthig gewordenen Herren brach zuerſt in Luzern, dann in Solothurn und zuletzt in Bern im Sommer 1513 aus. In Bern hatten die Herrn an der letzten Faſtnacht das Weſen des Bauersmanns in Aſchenſäcken und in andrer Art Komödien verſpottet. Nun nahmen die Verhöhnten ihre gerechte Rache. Die Bauern ließen ſich zwar endlich durch gute Worte und gutes Eſſen und Trinken beſchwichtigen, aber ſie beſtanden auf Unterſuchung und Beſtrafung der ungerechten Rathsherren, und es mußte ihnen nachgegeben werden. Mehre wurden mit dem Schwerte hingerichtet, andre an Hab' und Gut geſtraft, und die Bauernſchaft errang köſtliche Freiheiten, und die Theilnahme an der Wahl des Raths. Ebenſo ging's in Luzern, auch dort wurden die Herren zum Nachgeben gezwungen. Hätte der Bundſchuh zu Lehen ſich mit den Schweizer Bauern verbinden können, ſo wäre zweifelsohne der Tag der Freiheit für die oberdeutſchen Bauern ſchon damals angebrochen. Schändlicher Verrath hat es verhindert. Die unglücklichen Bauern wurden nach Unterdrückung des Bundſchuhs vom giftigſten Spott der Herren verfolgt; ihr kennt die Fratzenbilder, namentlich das Narrenſchiff vom Bundſchuh, welche ſie überall verbreiten ließen. Schlimmer aber war, daß die Bedrückungen des gemeinen Mannes noch grauſam erhöht und vermehrt wurden. Es iſt nicht mit Worten auszuſprechen, auf wie viel verſchiedene Art der Bauersmann abgezapft und niedergetreten wurde. Wenn man weiß, wie toll und arg der Herzog Ulrich von Würtemberg gewirthſchaftet, ſo daß es der Großtürk nicht ärger treiben kann, wird man ſich nicht wundern, daß in ſeinem Lande noch in dieſem Jahre der arme Konz aufkam, der eben ein neuer Bundſchuh war. Auf alle Beſchwerden der verzweifelten Bauern über immer neue ungerechte und unerſchwingliche Auflagen hatten ſie ſtets vom Marſchall des Herzogs die eine kurze Antwort erhalten: „Ihr müßt eben zahlen!“ Und wer nicht zahlen konnte oder wollte, wurde gepfändet und geſtöckt, von Haus und Hof gejagt. — Ich will Euch den Auf- und Untergang des armen Konzen nicht erzählen; er iſt den Meiſten von Euch noch im friſchen Gedächtniß. Niemals hatten die Bauern gerechtere Urſache, ſich gegen unmenſchliche Schinder aufzulehnen, als die Remsthaler und ihre Genoſſen, und niemals waren Bauern dümmer als ſie, da ſie dem liſtigen tübinger

Vertrag glaubten und dem Worte eines fürſtlichen Wichtes Vertrauen ſchenkten, wie dieſer Ulrich. Wären die würzemberger Bauern, als ſie der Herzog nach Schorndorf beſchied, alle ſo klug geweſen, als die drei in den armen Konrad Eingeſchwornen, der Schlechtlingsklaus, Veit Bauer von Burch und Ruprecht von Beutelsbach, ſo wären ihrer tauſend vor ſchmachvollem Elend und Tod ſicher geweſen, ſie hätten einem Tyrannen und Narren ſein Recht gethan und der arme Konz wäre ſchnell über das ganze obere Deutſchland ausgebreitet. Ich war damals als Student zugegen und habe den ganzen Verlauf mit angeſehen. Der Herzog hatte den nachdrücklichen Forderungen der Bauern zum Trotz die drei Blutſauger des Landes, den Kanzler, den Marſchall und den Landſchreiber, die ſie durchaus entfernt wiſſen wollten, und deren Entfernung er ihnen auch verſprochen hatte, dennoch in ihren Aemtern gelaſſen. Nun beſchied er die Bauern auf die Wieſe bei Schorndorf, da wollte er mit ihnen verhandeln. Zwar hatte er befohlen, ſie ſollten unbewaffnet kommen, aber ſie kamen über ſiebentauſend Mann ſtark, alle bewaffnet mit Schwertern, Spießen, Büchſen und Harniſchen, völlig zum Kampfe gerüſtet. Der Herzog hatte davon nichts erfahren und kam allein mit ſeinem Hofgeſinde, aber er hatte die Frechheit, die drei landesverhaßten Schelme mitzubringen, um die Bauern zu höhnen. Ja, der Marſchall war es ſogar, der den verſammelten Bauern auf des Herzogs Befehl den verfluchten tübinger Vertrag vorleſen mußte. Der Herzog war beim Verleſen nicht gegenwärtig; er war in der Stadt zurückgeblieben: denn er hatte nun von den Waffen der Bauern gehört. Als nun der Marſchall las, war anfangs Alles ruhig, als aber die verfänglichen Stellen kamen, erhob ſich erſt ein Gemurmel, das immer weiter um ſich griff, dann ein wildes Geſchrei wider die Räthe und Höflinge, die Landesverderber. Sie wurden laut Verräther- und Diebe geſcholten, die ſich vom Gelde des Landes mäſten und prächtige Häuſer bauen; endlich wurde auch der Herzog heftig geſcholten; ſeine Schwelgerei und Praſſerei, ſchrie der ganze Haufen, ſei die Urſache, daß ſie mit ihren Weibern und Kindern Hunger leiden müßten, das Heer vornehmer Müßiggänger in Stuttgart, der Schwarm ſeiner Sänger und Pfeifer zehrten das Mark des Landes auf; die Erpreſſungen und Unterſchleife der Beamten machten das Maß des Elends voll. Das tobende Geſchrei wurde dem Herzoge in der Stadt gemeldet. Er entbrannt im heftigſten Zorn, wie ſeine Art war, wenn die unglücklichen Leute Gerechtigkeit von ihm forderten. Er warf ſich auf's Pferd und ſprengte hinaus, hinter ihm drein ſeine Hofſchranzen. Er meinte, ſein Anblick werde die Bauern zum alten Reſpekt bringen; vor ſeinem Federhut werden ſie ſchnell katzenbuckeln. Sobald ſie ſeiner anſichtig wurden, ſchloſſen die Bauern ſich in Reihen, gleichſam als ſtellten ſie ſich in Schlachtordnung. Er kehrte ſich nicht daran, ſondern ritt dicht an ſie heran und kanzelte ſie wegen ihrer Widerſpenſtigkeit tüchtig ab. Dann befahl er ihnen ruhig heimzuziehen und ihrer Arbeit fleißig zu warten, dann wolle er ihnen alles, was ſie zeither in Worten und Werken gegen ihn gefrevelt, vergeben und vergeſſen. Aber unerwartet erhoben ſich kräftige Stimmen in dem Haufen: mit ſolchen Redensarten ledige er ſeine Schuldenlaſt nicht. Nicht ſie ſeien die Frevler. Er ſolle ſeine Finanzer, Sänger und Hofſchmarutzer, ſeine Jäger, Pferde und Hunde abſchaffen; das thue Noth. — Darüber ergrimmt, rief der Marſchall Thumb: wer zum Herzog halte, ſolle auf ſeine Seite treten. Auf dieſes Wort entſtand ein wildes Geſchrei und Getümmel und Alles wich weit von Ulrich zurück auf die andre Seite, ſo daß er mit ſeinen Schranzen allein ſtand. Todtenbläſſe und Feuerglut wechſelten ſchnell auf ſeinem trotzigen Geſicht, ſein flammendes Auge ſprühte Tod und Verderben. Zum erſtenmale hörte er in ſeinen hochfürſtlichen Ohren die Flüche der Verzweiflung, das Geheul des Hungers, die Wuthausbrüche der gedrangſalten Armuth. Gern hätte er den ganzen Haufen mit einem Schwertſchlag vernichtet, aber er begriff, daß ein Ausbruch ſeines Zorns nur ihm Verderben bringen müſſe, und ſo wandte er raſch ſein Pferd, um ſchleunig davon zu reiten. Aber Schlechtlingsklaus fiel dem Pferde in den Zügel, und Veit Bauer ſtieß mit dem Spieße nach dem Tyrannen. Aber das ſtarke Roß entriß ihn dieſem Anfall, ſeine Begleiter nahmen ihn in die Mitte. Nun ſchrie Ruprecht dem Haufen zu: „So ſchießt doch den verfluchten Schelm nieder und laßt ihn nicht entrinnen.“ Der erſte Nächſte legte Feuer auf die Büchſe, aber eh' ſie losging, war der Herzog ſchon aus der Schußweite. Die Bürger hatten die Thore geſchloſſen, und ließen den Herzog nicht wieder ein, zum Beweis, daß ſie mit den Bauern einverſtanden waren. Er entkam nach Stuttgart und rächte ſich fürchterlich. Nachher wurden die dummen Bauern, deren Sache ſo guten Fortgang hatte, uneins, und die im Bunde des armen Konrad waren, vermochten nicht durchzudringen. Jene wollten den Vertrag annehmen; ſo gutmüthig dumm waren ſie, daß ſie von eines Fürſten, wie Ulrich, Zuſage, das Worthalten erwarteten, den ſie erbleichen geſehen hatten, daß ſie an Rückſichten für ſich von Leuten glaubten, die vor ihnen gezittert. Als der Vertrag abgeſchloſſen war, worin der Herzog Vergebung, Frieden und ſichres Geleit verſprochen hatte, wurden die Bauern von den Rittern und Söldnern des Herzogs bei Schorndorf überfallen, die Stadt geplündert, die Häuſer der Bündler niedergeriſſen, und über ſechshundert wehrloſe Männer aus dem Haufen herausgeriſſen und wie Hunde zuſammengekoppelt, da nicht genug Stricke und Feſſeln da waren, die Einzelnen zu binden. Nun ſahen die Thoren zu ſpät ein, daß ſie zu leichtgläubig geweſen waren, und bereuten, nicht den Anſchlägen des armen Konrad gefolgt zu ſein. Der Herzog hielt dann Bluttage zu Schorndorf und Stuttgart; er ließ die Bündler des armen Konrad köpfen und rädern, brandmarken und ſtäupen, an Hab und Gut ſtrafen, und mit Weib und Kind aus dem Lande jagen. Dafür wurde er freilich fünf Jahre ſpäter vom ſchwäbiſchen Bunde ſelbſt aus dem Lande gejagt. Und dieſem Menſchen vertrauen dennoch wieder Bauern, und wollen ihm wieder zum Herzogthum helfen, weil er ihnen ſchmeichelt und ſich zu Luthers Lehre bekennt. Der freche Heuchler! Ich ſag' euch tauſendmal: traut keinem Fürſten, am wenigſten einem ſo tollen Wüthrich, wie dieſer Ulrich.

In der Ortenau ging's in ſelbigem Jahre dem armen Konrad, welchen der Gugel-Baſtian dort aufgerichtet, nicht viel beſſer: der Markgraf Philipp überfiel die Bauern im brühler Thal, nahm einen Theil gefangen, ſchreckte die Uebrigen und ließ den Gugel-Baſtian, der auf der Flucht zu Freiburg im Breisgau ergriffen worden, enthaupten. Desgleichen wurde in demſelben denkwürdigen Jahre der große Aufſtand der leibeignen Bauern in Ungarn blutig unterdrückt, und ihr Anführer, der tapfre Georg Doſa mit glühenden Zangen gezwickt, ihm eine glühende Krone auf's Haupt genagelt und im folgenden Jahre nahm der Krieg der Bauern in der windiſchen Mark, die der Kaiſer Max ſo ſchändlich getäuſcht und hintergangen hatte, mit den ſchönſten Verſprechungen ihnen zu Recht und Billigkeit zu verhelfen, auch ein ſchlimmes Ende, nachdem die Bauern mehre Monate lang ſiegreich gegen ihre Dränger und Peiniger geweſen waren. Graf Siegmund Dietrichſtein überfiel die Unbeſorgten, richtete ein furchtbares Blutbad unter ihnen an und ließ ſpäter Monate lang zu Dutzenden hängen, köpfen, ſpießen, todtſchlagen, brandmarken, ſengen und brennen. Ueberall dieſelbe gräßliche Rache der Herren gegen den unglücklichen gemeinen Mann, der ſich unterſtanden hatte, nicht mehr das Laſtvieh üppiger Praſſer und Schlemmer ſein zu wollen.

Es war nun faſt zehn Jahre Ruhe und Ordnung im Lande. Schöne Ruhe, herrliche Ordnung! Ihr Alle habt ſie erlebt und ſeid ſchier unter ihr erlegen. Die Belaſtung von Jahr zu Jahr größer, die Armuth der Bauern immer ſchlimmer, die Ueppigkeit und das Wohlleben der Herren immer toller, ihr Hohn, ihre Verſpottung des gemeinen Mannes immer teufliſcher.

Ablaßkrämer durchzogen die Lande und ſchwatzten dem Volke den letzten Groſchen ab, den es vor den Herren geborgen, freche Pfaffen läſterten Gott in Wort und That, das Evangelium ward verleugnet und verpönt und Chriſtus täglich und ſtündlich gegeißelt und gekreuzigt von denen, die ſich ſeine Jünger und Nachfolger nannten. Mancher von Euch hat in tiefſter Noth aufgeſeufzt und gen Himmel gefragt, ob denn wirklich ein Gott ſei und über den Menſchen wallte, der ſolchen Gräuel, ſolchen Unfug, ſolche Schändung ſeines Namens mit anſehen könne? Und ſeht, ſchon noch wenigen Jahren trat Doktor Martin Luther in Wittenberg gegen die päpſtliche Ungebühr auf, und bald darauf Ulrich Zwingli in Zürich, und ein edler Ritter Ulrich von Hutten warf die Blitze ſeines herrlichen Geiſtes gegen das Scheuſal geiſtlicher und weltlicher Tyrannei. Ein neuer Umſchwung iſt in das Leben gekommen, die armen tief niedergedrückten und getretenen Bauern haben ſich mit neuem Muth und Hoffnung erhoben. Die ſächſiſchen Prädikanten und Wiedertäufer durchzogen zu Hunderten die Lande und verkündeten dem Volke das Evangelium der Erlöſung. Ueberall weit und breit ſind die Bauern zuſammengetreten, und haben ihre alten Rechte mit Nachdruck gefordert, die zwölf Artikel ſind aufgeſetzt worden und in allen Händen. Die Rache des Volks brach los;

da verſprachen die erſchrocknen Herren mit ſchönen Worten den Bauern ihr Recht, aber ſie gaben es ihnen nicht. Die Bauern glaubten und vertrauten abermals, aber kaum ſind die Franzoſen in Italien geſchlagen, und ihr König gefangen, und die Heere der Landsknechte kommen wieder über die Alpen, kaum hat der ſchwäbiſche Bund ſeine Streitkräfte unter dem Truchſeß von Waldburg vereint, ſo hohnlachen Euch die Herren wieder ins Geſicht. Endlich wißt Ihr es nun, daß Ihr belogen und betrogen, verkauft und verrathen ſeid! Pfaffen, Fürſten und Herren reichen ſich die Hände zum ſchnöden Bunde gegen Euch, um Euch ins alte Joch zurück zu werfen, und die alte Wirthſchaft zu treiben, toller und ſchlimmer, als ſie jemals getrieben worden iſt. Helft Euch ſelbſt, ſo hilft Euch Gott! Helft Euch ſelbſt, ſonſt ſeid Ihr verloren."

Ein langanhaltendes wildes Geſchrei begeiſterter Kampfesluſt war die Antwort der Menge auf dieſe Rede. Andre Redner ſchürten das Feuer, am meiſten einige Prädikanten, und der allgemeine Beſchluß war, ohne Verzug an allen Orten loszuſchlagen, und Klöſter und Ritterſitze zu zerſtören, und jeden Adligen todtzuſchlagen, der die zwölf Artikel, welche verleſen wurden, nicht annehme und beſchwöre. Am andern Tage zogen die verſchiedenen Haufen ab, um jeder in ſeiner Gegend den Vertilgungskrieg zu beginnen.

## 14.

## Die Volksbewegung in den Fuggerſchen Herrſchaften.

Das ganze reizende Hochland zwiſchen dem Bodenſee, der Iller und dem Lech und von den tyroler Alpen, die die

Flußſcheide des Inn bilden, bis zur Donau herab war in furchtbarer Bewegung. Aus dem untern Theil der Thäler, deren Flüſſe eben ſo wie der Lech und die Iller, doch kleiner als dieſe, aus dem hohen Oberalgäu der Donau zuſtrömen, wie die Zuſam, die Mindel, die Günz, die Biberach ſammelten ſich die Bauern in drei verſchiedenen Haufen bei Langenau, bei Leipheim, auf dem Ried. Von Augsburg bis nach Ulm lag hier zuerſt die Oeſtreichiſche Grafſchaft Burgau, deren Hauptſtadt Günzburg an der Donau ſechs Meilen von Augsburg und drei von Ulm entfernt iſt. Die Straße zwiſchen den beiden freien Städten führte über Günzburg. Nur anderthalb Meilen weiter nach Ulm zu an derſelben Straße und ebenfalls am rechten Ufer der Donau liegt das Städtchen Leipheim, wo der edle für die Volksfreiheit ſo hoch begeiſterte Jakob Wehe Pfarrer war. Zwiſchen der Günz, die bei Günzburg in die Donau mündet, und der Iller, nur wenige Meilen ſüdlich von Ulm und Leipheim dehnten ſich in den kleinen fruchtbaren Thälern und in der Thalebene der Iller die reichen Herrſchaften Jakob Fuggers aus. Hier lag die Grafſchaft Kirchberg, hier die Grafſchaft Marſtetten, die Freiherrſchaften Weißenhorn, Pfaffenhofen und Wellenſtett, alle mit Städtchen und Flecken deſſelben Namens, alle Eigenthum des alten berühmten Leinwebers aus Augsburg. Weiter herauf nach Süden beim Städtchen Baltringen ſtand der Baltringer Haufen, und acht Meilen ſüdlicher im Illerthale in der Gegend von Kempten hatte ſich der große algäuer Haufen in verſchiedenen Abtheilungen geſammelt. Südweſtlich von da, wo das Hochland ſich zum Bodenſee abſenkt, hatte der „Haufen am See“ ſeinen Stand. Weiter weſtwärts um einige Meilen im Hegau handhabte der hegauer Haufen „die göttliche Gerechtigkeit,“ und noch mehr nach Weſten in der Entfernung von etwa zehn Meilen im gebirgigen Schwarzwald an den Quellen der Donau hatte ſich der ſchwarzwälter Haufen zuſammengethan. Von der Donau nördlich am mittlern Neckar bei Heilbronn, am Kocher, an der Jaxt und hinab nach Franken ſtanden verſchiedene andre Haufen. Vom Thüringerwalde, der Scheide zwiſchen Franken und Thüringen, bis zum Eichsfelde hatten ſich ebenfalls verſchiedene Haufen vereinigt; der Haupthaufen ſtand hier unter Thomas Münzer bei Mühlhauſen, wo er Pfarrer war. Von den Alpen bis zum Harz und vom Elſaß bis nach Oeſtreich brach faſt zu gleicher Zeit in den letzten Tagen des März und im Anfang des April der Aufſtand los, das Rachewerk des gemißhandelten, belogenen und betrogenen Volks, und die rauchenden Trümmer der Herren- und Mönchsſitze bezeichneten ſeine unheilvolle Thätigkeit in den ſchönſten und fruchtbarſten Ländern Deutſchlands.

Die Fuggerſchen Herrſchaften lagen recht eigentlich am Herde des Aufſtandes zwiſchen Ulm, wo der Rath des ſchwäbiſchen Bundes ſeine treuloſe Wirthſchaft trieb, und den obern Landen, wo Thomas Münzer und die wiedertäuferiſchen Prädikanten das Volk mit Flammenworten belehrt und zur Erhebung aufgerufen hatten. Hier hatte Jakob Wehe zumeiſt gewirkt — Leipheim iſt von Weißenhorn nur wenige Meilen entfernt — hier hatte der Pfarrer von Günzburg, Wehe's Freund, ſchon lange das Evangelium gepredigt, hier waren eine Menge Stifte und Ritterſitze. Nun waren die Fuggerſchen Unterthanen allerdings bei weitem nicht ſo hart gehalten, wie die der Klöſter und andrer adligen Herren; denn Jakob Fugger hatte, ſeit er (vor achtzehn Jahren) die Grafſchaften und Freiherrſchaften vom Kaiſer Maximilian an ſich gebracht, ſich mit väterlich milder Geſinnung bemüht, das Loos ſeiner Bauern zu erleichtern, aber das allgemeine Joch drückte ſie doch, und Jakobs Gunſt hatte ſich doch zumeiſt den Städten zugewandt, die denn auch treu und feſt an ihm zu halten entſchloſſen waren. Die vorzügliche dieſer Städte war Weißenhorn, an Jakob Fugger eigentlich nicht verkauft, ſondern nur verſetzt*), aber die Weißenhorner befanden ſich weit beſſer unter der Fuggerſchen Herrſchaft, als unter der Oeſtreichiſchen und hingen mit großer Liebe an „Meiſter Jakob,“ wie ſeine Unterthanen ihn meiſt unter ſich benannten. In einem Stücke verſah es der alte Herr aber doch ſehr mit ſeinen Bürgern und Bauern: er duldete, ſeinen Grundſätzen nach, die Predigt des Evangeliums nicht; er hielt alle Prediger, welche ſich der wittenberger Lehre zuwandten, für überſpannte Köpfe, gefährliche Neuerer und treuloſe aufrühreriſche Menſchen. Mehre ſolcher Prediger, an denen die Bauern mit Begeiſterung hingen, hatte er abgeſetzt und gewaltſam aus ſeinen Herrſchaften entfernt. Dadurch war zwiſchen ihm und ſeinen Bauern das alte Band der Liebe gelockert worden, und als er vor vier Jahren einige Zeit in ſeinen Beſitzungen verweilt hatte, war ihm die verdrießliche Ueberzeugung geworden, daß Kälte und Mißmuth gegen ihn in den Herzen der gemeinen Leute Platz zu greifen begonnen hatten. Seit der Zeit war er nicht wieder gekommen und hatte die Leitung der Herrſchaften mit der des ganzen Handelsgeſchäfts ſeinen beiden Neffen Raimund und Anton übertragen, die nun gewiſſermaßen als Herren angeſehen wurden und ſich auch als ſolche benahmen. Aber die beiden jüngern Fugger waren nicht geeignet, das geſunkene Vertrauen des gemeinen Mannes wieder zu beleben. Raimund, leichtſinnig und prachtſüchtig, wie kaum ein andrer Edelmann, bekümmerte ſich nicht um die Noth und das Wehe des Landmannes; er machte ſich ſo wenig wie möglich mit ihm zu ſchaffen, übertrug Alles einem Verwandten und den Amtleuten, und war, wenn er einmal in die Herrſchaften herüberkam, mit einem Hofſtaate umgeben, der den gemeinen Mann von ihm zurückſchreckte. Auch ſagte es ihm nicht zu, ſich irgend länger als unumgänglich nöthig unter dieſen Kleinbürgern und Bauern aufzuhalten; er eilte ſtets in das nahe Ulm, wo die Herren vom Bundesrath, einheimiſche und benachbarte Ritter, Junker und Prälaten, insgeſammt ſeine guten Freunde und Verehrer, gleichſam einen Hofſtaat um ihn bildeten und ihm huldigten und ſchmeichelten, was er ſich mit einer Art gutherziger Herablaſſung gefallen ließ. So ſpielte er hier wie anderwärts den kleinen Fürſten und fragte nichts nach der Noth des gemeinen Mannes und nach deſſen Verlangen nach dem Evangelium, Dinge, über die er leicht lächelte oder wohl gar leichtſinnig ſcherzte. Anton, einfach in Sitte und Leben, wie ſein Ohm, aber ſtreng, kalt und ſtolz, nicht wie dieſer, war viel zu ſehr Kaufmann und hatte mit der Führung des großartigen vielzweigigen Geſchäfts, wozu ihn Beruf und Neigung trieben, viel zu viel zu thun, als daß er ſich auch noch ſonderlich um die Verwaltung der Herrſchaften hätte bekümmern können, und überließ dieſe Angelegenheit gern dem ältern Bruder. Raimund hatte aber einen Verwandten nach Weißenhorn geſetzt, der in ſeinem Namen und mit ſeiner Vollmacht die Regierung der Herrſchaften beſorgte. Es war dieſes ein junger Mann aus der in ihren ehemals ſo glänzenden Vermögensumſtänden gänzlich zurückgekommenen Familie der Fugger vom Reh, Namens Gottfried, welchen Jakob Fugger hatte die Rechte ſtudiren laſſen. Dieſer Menſch war ein kriechender Schmeichler Raimunds, fügſam, heuchleriſch und voll guten Willens, ſich in ſeiner wichtigen Stellung zu bereichern, ein ſchwacher und ſchlechter Charakter. Um ſeine geheimen Pläne deſto ſicherer erreichen zu können, hatte er ſich dadurch mit dem Bürgermeiſter von Weißenhorn, Diepold Schwarz, in engere Verbindung zu ſetzen geſucht, daß er deſſen Tochter Gertrud, ein eitles Kind, mit Liebeswerbung erfreute; ohne jedoch ernſtliche Abſichten auf ſie zu haben. Die Ausſicht, mit dem Fuggerſchen Hauſe in Verwandtſchaft zu kommen, ließ den Bürgermeiſter zu allen Handlungen Gottfried Fuggers ſchweigen, ja die heimlichen Gewaltthätigkeiten deſſelben bemänteln. Gottfried bedrückte die Bauern auf jegliche Weiſe, jedoch mit großer Vorſicht, und rechnete darauf, daß der alte Jakob Fugger niemals wieder in die Herrſchaften und alſo ſeinen Schleichwegen nicht auf die Spur kommen werde. Die Fuggerſchen Bauern waren daher, trotz der Milde und Sorgfalt des alten Jakob doch nicht viel beſſer geſtellt, als die der andern Herrn im Lande, und die aufreizenden Lehren der Wiedertäufer hatten bei ihnen eben ſo guten Eingang gefunden, als anderswo, ja in manchen Dörfern noch weit leichter, weil die Aufſicht der Herren Fugger weniger ſtreng war.

---

*) Sie wurde 1724 von Oeſtreich wieder eingelöſt.

Als die Bewegung nun anfing ernſtlich und drohend zu werden, und die übrigen Herren im ſchwäbiſchen Kreiſe Maßregeln dagegen ergriffen, that Raimund Fugger was die Uebrigen thaten. Als dieſe Vorkehrungen nichts halfen, kam Anton von Augsburg herüber, ritt von Dorf zu Dorf in den Herrſchaften herum und ordnete die ſtrengſten Maßregeln an, weil er der irrigen Meinung war, ſeines Bruders Leichtſinn habe es ſo weit kommen laſſen, und machte dadurch das Uebel nur ſchlimmer. Dann hoffte Raimund der rieſig aufwachſenden Gefahr wie die übrigen Herren durch die ſüßeſten Verſprechungen zu begegnen, zumal der Alte aus Tyrol Milde und Menſchlichkeit anbefahl, doch wich er dem losbrechenden Sturm aus nach dem ſichern urrigen Augsburg und überließ es ſeinem Vetter Gottfried Fugger und den Beamten, mit den empörten Bauern fertig zu werden.

So ſtanden die Dinge in den Fuggerſchen Herrſchaften, als der Sturm der Revolution ſie gleich den andern Gegenden ergriff. In Weißenhorn war die Gemeinde ebenſo für die Bauern geſtimmt, wie die in Günzburg und in Leipheim. Nazzi und ſeine Freunde hatten in der Hauptſtadt der Fuggeriſchen Herrſchaften den Boden ſchon lange unterwühlt, wie auf dem Lande. Die Erbitterung gegen Gottfried Fugger, ſo wie gegen Raimund und Anton Fugger ſtieg von Tag zu Tag; auch der alte Jakob wurde wegen ſeiner Verfolgung der evangeliſchen Pfarrer nicht verſchont und ſeine ſonſt bewährte Milde und Volksfreundlichkeit vergeſſen. Schon während der erſten Verſammlung der Bauern waren viele Weißenhorner in die Bauernlager zu Illertiſſen, zu Engſtetten, zu Leipheim und im Sumpf hinausgegangen und hatten Wohlgefallen an den Reden und Handlungen der Bauern gefunden.

Nun war zu Anfang März die neue Rathswahl vor der Thür, welche Gottfried Fugger und der Bürgermeiſter Schwarz zu leiten ſuchten, aber bald mußten ſie ſich überzeugen, daß es mit der Gewalt des Erſtern zu Ende gehe. So wie er barſch und trotzig auftrat, entſtanden Volksaufläufe mit Geſchrei und ſchlimmen Drohungen: man müſſe den Fugger und alle Herren vom Rathhaus aus den Fenſtern werfen; das tobende Volk beherrſchte die Rathswahl, und Gottfried ſah ſich genöthigt bei Nacht aus der Stadt zu fliehen. Kaum war ſeine Flucht bekannt, als die Gemeinde es mit Gewalt durchſetzte, daß zwölf aus ihr in den Rath gewählt wurden. Sie ſelbſt, die Gemeinde, wählte zwanzig Männer aus ihrer Mitte, die Tag für Tag in öffentlicher Sitzung alle Beſchwerden gegen das Fuggeriſche Regiment und gegen die einzelnen Beamten anhörten und zu Protokoll nahmen. Als nun nach dem großen Volkstage in Gaisbeuern, wobei ſich auch viele Weißenhorner betheiligt hatten, die Bauernhaufen in der Nähe zuſammentraten, hatten wiederum viele aus Weißenhorn täglich Gemeinſchaft mit ihnen und ritten hin und her zwiſchen der Stadt und den Bauern, und es ſchien faſt, als wurde dieſe Partei die Oberhand gewinnen. Wenigſtens war der Rath von ihren Drohungen eingeſchüchtert, und der Bürgermeiſter gab in allen Stücken nach. Dies ging ſo weit, daß, als am 26. März ein reiſiger Zeug Pfälziſcher unter Anführung Walthers von Hirnheim auf dem Zug zum bündiſchen Heere Einlaß in die Stadt begehrte und die Gemeinde dawider war, der Rath ihn abſchlug und erſt dann, als Hirnheim mit der Drohung hinweggeritten war, er könne die Stadt auch ohne Schlüſſel aufſchließen, zwei Tage ſpäter gegen viertehalbhundert pfälziſche Reiter aufnahm. Gleich am folgenden Tage kamen vom Leipheimer und vom Illertißner Haufen Beſchwerdeſchriften in die Stadt, daß dieſe die Feinde der Bauern aufgenommen. Sie wurde aufgefordert ſofort in den Bauernbund zu treten, widrigenfalls ſie ſolche feindlich anſehen müßten. Inzwiſchen war die Fuggerſche Partei in der Stadt immer noch die ſtärkſte. Dies zeigte ſich recht deutlich, als am 31. März die Pfälziſchen die Stadt verließen, um zum Truchſeß bei Ehingen zu ſtoßen, der gegen den Baltringer Haufen zu ziehen im Begriff war. Die Reiter waren nämlich noch nicht lange aus dem Thore, als ein Geſchrei entſtand, die Bauern ziehen mit Macht über den Galgenberg auf die Stadt los. Es wurde Sturm geläutet, ein Theil des pfalzgräflichen Zeugs kehrte zurück; aber es war blinder Lärm. Doch wurden nun die zeither vernachläſſigten Vorkehrungen zur Vertheidigung der Stadt getroffen, die Bürger unter die Waffen gerufen und mit Munition verſehen, und die Bauernpartei wagte nicht dieſen Anordnungen ſich zu widerſetzen.

Wohin ſich Gottfried Fugger geflüchtet, wußte Niemand zu ſagen. —

## 15.

## Der Dämon der Rache.

Einige Tage vor dieſen Auftritten in Weißenhorn ſchritt eines Morgens aus dem einſam gelegenen Haſenhofe in der Grafſchaft Burgau eine kleine Anzahl bewaffneter Männer durch den Buſch und über die Höhen, um in das Thal der Günz zu gelangen, in welchem ſie mit dem Fluſſe abwärts der Donau zueilend zu Mittag das Bauernlager bei Leipheim zu erreichen hoffen durften. Es waren das Haſenhänslein, ſein Schwiegerſohn Gebhard Diether, der ehemalige Oberſteiger in den Fuggerſchen Bergwerken in Kremnitz und im Innthale, ſeine Frau Lore, des Haſenhänsleins Tochter, der Bildernazzi und Martin. Der Letztere zeigte ſich in ſeinem Aeußern gänzlich umgewandelt und war ſtatt in die feine Junkerſchaube in ein grobes Bauernjöpplein gehüllt, eine alte Hundsguggel, ein paar bockslederne Hoſen und ein paar Bundſchuh machten ſeinen ganzen Anzug aus. Dazu trug er eine Büchſe und ein um die Lenden gegürtetes kleines Schwert. Aber, wie es ſchien, war die Umwandlung ſeiner nicht nur äußerlich vor ſich gegangen; er ſchien auch innerlich verändert zu ſein. Sein Blick irrte ſcheu und gedrückt am Boden, und nur zuweilen erhob er ihn, um ihn mit einem gemiſchten Ausdruck ſcheuer Furcht, ohnmächtigem Groll und bitterer Wehmuth auf den Bildernazzi zu richten. Begegnete aber in ſolchem Moment der Blick dieſes dem ſeinigen, ſo ließ er ihn mit unverkennbarem Schrecken zu Boden fallen, und es war, als liefe ein leiſes Zittern über ſeinen ganzen Körper. Es war augenſcheinlich, der gleichſam dämoniſche Einfluß, welchen der Bildernazzi gleich beim erſten Zuſammentreffen mit Martin auf dieſen ausgeübt, hatte ſich in der letzten Zeit noch bedeutend vermehrt und auf die geiſtige Thätigkeit des ſonſt ſo ſchlauen und durchtriebenen jungen Menſchen einen nachtheiligen Eindruck gemacht. Unbekümmert um die bramarbaſirenden Reden der Andern ging Martin ſtill vor ſich hin, und nur wenn der Bildernazzi zuweilen die helle ſchneidende Stimme erhob, um die Begleiter noch mehr anzufeuern, zuckte er zuſammen, erwachte für ein paar Augenblicke aus ſeiner Theilnahmloſigkeit und horchte der aufſtachelnden Rede des Bilderhändlers mit dem Ausdruck eines troſtloſen Schmerzes in den abgeſpannten Zügen ſeines Geſichts.

Deſto größere Aufmerkſamkeit ſchenkte Frau Lore ihm. Mit beſorgter Theilnahme und der gutmüthigen Emſigkeit ſchweſterlicher Liebe irrte ihr Auge in ſeinem Geſichte, ſuchte einen ſeiner Blicke zu erhaſchen und ihn dann mit dem freundſchaftlichſten Zunicken aufzumuntern und zu erfreuen. Immer an ſeiner Seite, gleichſam als müſſe ſie ihn in einer unausgeſetzten Obhut halten, flüſterte ſie ihm dann und wann, wenn die Andern im eifrigen Geſpräch waren, ein liebkoſendes Wort zu, oder ſie ſteckte ihm heimlich eine Leckerei zu, die ſie nur für ihn mitgenommen zu haben ſchien.

„Faſſe Muth, mein Schäfchen,“ ſagte ſie leiſe. „Die Bauern ſiegen über die Herren, und dann wirſt du's ſicherlich zu etwas Großem bringen; denn ein Regiment muß dann doch wieder eingeſetzt werden, und dazu werden nur die Klügſten genommen, und du biſt doch gewiß der Klügſte von Allen. Du wirſt gewiß nicht im Kriege umkomme[illegible] die wenigſten Kugeln treffen. Und dich trifft nun einmal gar keine, weil du zu etwas Beſſerem aufgehoben biſt.“

„Ich wollte, mich träfe die erſte und zwar ſo, daß ich nicht mehr ruckte und zuckte!“ verſetzte Martin. Des Bildernazzis ſcharfem Ohre waren dieſe Worte nicht entgangen; er war ſogleich an des Sprechers Seite, faßte den

Erſchrockenen bei der Schulter und raunte ihm erzürnt zu: „Schäme dich, Feigling! Ich glaubte, du wärſt zu meinem Rächer geboren, aber ich ſehe leider mit großem Verdruß, wie ſehr ich mich in dir geirrt habe.“ Und mit einem verächtlichen Lächeln ſtieß ſie ihn von ſich.

„Nicht ſo! nicht ſo!“ rief er gleichſam flehend und ſtreckte die Hand nach dem Erzürnten aus. „Ich werde Euch beweiſen, daß ich nicht feig bin. Seid nicht böſe. Ich werde den Eid halten, den ich Euch geſchworen.“ Dann verſank er wieder in ſein früheres Brüten und beachtete Lores ſchweſterliche Liebesäußerungen ſo wenig als das Zureden des Haſenhänsleins und Diethers.

„Luſtig!“ rief ihm der alte Trinker zu. „Jetzt endlich iſt unſere Zeit gekommen. Wir wollen mit dieſem Fiedelbogen — dabei ſchlug er an ſein altes Schwert — den kaiſerlichen Vögten, den Amtleuten, Junkern, Mönchen und Pfaffen zum Tanze aufſpielen, daß ihnen die Köpfe von den Schultern hüpfen ſollen. Für mich allemal das beſte Glas Wein im Kloſterkeller, für dich allemal das ſchönſte Nönnlein im Kloſtergarten. Luſtig, Bürſchlein! Jetzt kommen wir ans Spielbret, wo die Herren bis jetzt geſeſſen, indem wir ihnen die Moneten brachten. Jetzt nehmen wir haufenweis zurück, was wir handvollweis geſpendet.“

„Nun kannſt du auch an den Fuggern, die dich belogen und betrogen, Rache nehmen,“ giftete Diether dem jungen Manne ins Ohr. „Wir werden in den nächſten Tagen in den Fuggerſchen Herrſchaften nach Luſt und Belieben ſchalten und walten, und ich denke, wir werden bald auch die Herren in Augsburg ſein, dann wollen wir mit den ſtolzen Leinwebern ein Wörtchen ſprechen, das ſie nicht wieder vergeſſen ſollen.“

„Rache! Rache!“ kreiſchte der Bildernazzi mit greller unheimlicher Stimme, und es klang wie der Wuthſchrei eines hungrigen Raubthiers, ſo daß Martin in der innerſten Seele erbebte. „Mit den Fuggerſchen Bauern müſſen wir's zumeiſt halten, und von den Fuggerſchen Schlöſſern und Herrenhäuſern darf kein Stein auf dem andern bleiben.“

Auf dieſe Weiſe wurde die Unterhaltung, ſchwelgend im Vorgenuſſe der Rache und der Schlemmerei, fortgeführt, ohne daß Martin weiter Theil daran nahm, bis ſie zu andern Bauerntruppen ſtießen und die Straße immer lebhafter wurde von lärmenden Bewaffneten, die alle demſelben Ziele zueilten. Je näher ſie dieſem kamen, deſto wilder und bunter war das Drängen und Wogen, das Schreien und das Waffengeklirr. Ueber fünftauſend Bauern ſtanden ſchon in den Lagern bei Leipheim und Langenau und über viertauſend zogen ihnen aus dem Mindelthale zu. Die Bewegung war in den Thälern der Günz, der Mindel und der andern kleinen Flüſſe bis zur Iller um ſo lebendiger, weil alle Reiſigen und Landsknechte, die in geordneter Streitmacht zuſammengeſtanden, zum Heer des Truchſeß ins Würtembergiſche gezogen waren. Bei Illertiſſen an der Iller, nur vier bis fünf Meilen ſüdlich von Leipheim, ſtand abermals ein Bauernlager von ſechstauſend Mann aus dem Illerthale und der nächſten Umgegend. Die Stadt Leipheim war ganz und gar auf Seite der Bauern, dahingegen verſchloſſen ihnen die nahen Städte Günzburg öſtlich, und das Fuggerſche Weißenhorn ſüdlich von Leipheim die Thore.

Der Bildernazzi und Diether waren kaum beim Leipheimer Haufen angekommen und hatten ſich mit den ihnen befreundeten Führern in Verbindung geſetzt, als ſie auch ſchon wieder in die nahen Fuggerſchen Dörfer eilten und alle Bauern darin aufſtachelten und unter die Waffen trieben, um ſie den Haufen zuzuführen. Nazzi namentlich war in all dieſen Orten ſo bekannt, daß ihn jedes Kind beim Namen rief; er hatte ſchon lange hier mit Bildern, Büchern und Worten nach Kräften gearbeitet, um das Volk zur Empörung reif zu machen. Auch in die kleinen Städte ſchlich er ſich ein und hetzte die Bürger der untern Klaſſen. Er war unermüdlich, dieſer unheimliche Bilderhändler, ſein Ziel zu verfolgen. So hatte er denn auch ausgekundſchaftet, daß Gottfried Fugger, der Mandatar Raimunds in den Fuggerſchen Herrſchaften und als ſolcher heimlicher Bedrücker und Ausſauger des Volks, ſich im Herrenhauſe des Fuggeriſchen Fleckens Pfaffenhofen verborgen halte, aber die falſche Sage habe verbreiten laſſen, er ſei nach Augsburg entkommen. Ihn zu fangen trug Nazzi beſonders heißes Verlangen, und Gebhard Diether diente ihm hier, wie überall, wo es galt, den Fuggern zu ſchaden, als Spürhund und Werkzeug.

Am erſten April begannen die Thätlichkeiten der drei Bauernlager von Langenau, Leipheim und Illertiſſen; es war der Tag, an welchem der Verabredung zu Gaisbeuern gemäß, faſt überall, wo es noch nicht geſchehen war, losgeſchlagen wurde. Die Leipheimer, vom Pfarrer Jakob Wehe angeführt, überfielen und zerſtörten zuerſt das nahgelegene Schloß Wilhelm Ritters zu Bühl; ein Theil ging dann ſüdlich an der Bibrach hinauf, der größte Theil zog aber, vorzüglich auf Nazzis Veranlaſſung, nach Pfaffenhofen. Hier wurde das Fuggeriſche Herrenhaus geplündert und überall nach Gottfried Fugger, obwohl vergebens, geſucht; die Bauern berauſchten ſich in den Weinvorräthen, ſo daß ein wüſtes böſes Treiben entſtand, dem Jakob Wehe, trotz des beſten Willens, nicht Einhalt zu thun vermochte. Mit Schmerz mußte er bemerken, daß des ſchlimmgearteten Nazzis Einfluß auf die Bauern ſtärker ſei, als der ſeinige, und der fremde fieberhaft thätige Mann kam ihm oft wie der böſe Dämon der Volksempörung vor. Von Pfaffenhofen ſchickten die Bauern ein paar Abgeordnete nach Weißenhorn hinüber mit dem Erſuchen, man möchte ſie einlaſſen, damit ſie für ihr Geld eſſen und trinken könnten. Der Stadtrath ſchlug es ab. Nazzi, der Sprecher der Bauernabgeordneten, verlangte nun Herausgabe alles Eigenthums des Abts des nahen Kloſters Roggenburg, welches dieſer in die Stadt geflüchtet hatte. Auch dieſes Anſinnen wurde abgeſchlagen, und Nazzi, der ſeine Liſt vereitelt ſah, verließ nebſt ſeinen Gefährten mit Drohungen die Stadt. Der Zug des Haufens ging nun über Attenhofen nach Weißenhorn. Er war ſo ſtark, daß die erſten bereits an den Gärten von Weißenhorn ankamen, als die letzten noch in Attenhofen waren, dabei gingen ſie in der Breite dreißig Mann hoch. Sechszig Wagen befanden ſich dabei zur Wegführung der Beute, zehn aus der Mitte der Bauern und unter dieſen Jakob Wehe ſelbſt gingen vor das Thor und begehrten nochmals Einlaß. Der Rath habe, ſagten ſie zu dem auf dem Thore ſtehenden Rathe und Bürgermeiſter, die bündiſchen Reiter auch eingelaſſen und gebe Juden und Zigeunern für ihr Geld Zehrung. Zugleich begehrten ſie aber auch, der Rath ſolle ſich in ihre Brüderſchaft ſchwören und mit ihnen das heilige Evangelium beſchirmen helfen. Der Bürgermeiſter Schwarz verſetzte hierauf: die Stadt Weißenhorn habe ſich nun ſeit achtzehn Jahren unter dem Fuggerſchen Regiment wohl befunden, und kein rechtlicher Bürger habe gegründete Urſache ſich über die Herren Fugger als ihre Obrigkeit zu beklagen; auch hätten ſie in der Stadt keinen Mangel an Gotteswort. Er bäte ſie deshalb, doch gute Nachbarſchaft zu halten, die der weißhorner Rath auch gegen ſie beobachten wolle. — Den Bauerngeſandten wurde ein freundlicher Trunk und Brot von den Rathsherrn geboten, den ſie auch in freundlicher Meinung annahmen. Sobald aber der in der Nähe des Ausgangs der Verhandlung harrende Bauernhaufen die Weigerung des weißenhorner Raths erfuhr, wurde beſchloſſen die Stadt zu ſtürmen. Der

Sprecher der Bauern wurde zurückgeſchickt mit der Weiſung, da man ſie nicht gutwillig einlaſſen wolle, ſo gedächten ſie in dieſer Nacht noch die Stadt einzunehmen. „Nun,“ rief der Bürgermeiſter, „ſo hüte jeglicher Fuchs ſeines Balgs. Das walte Gott und der Ritter Sanct Jörg!“

Sogleich begannen die Bauern die Zurüſtungen zum Sturm; bald darauf krachte das Schießen herüber und hinüber und dauerte über eine Stunde bis zum Anbruch der Nacht. Da ſetzten ſich die Bauern in der Vorſtadt feſt, thaten ſich in den Häuſern gütlich, und es war Stillſtand des Waffenlärms.

In Weißenhorn war die Fuggeriſche Partei in großer Sorge über die Erneuerung des Angriffs entweder in der Nacht noch, oder am frühen Morgen; denn die Bauernpartei unter den Bürgern wurde laut und lauter und forderte die Uebergabe der Stadt. Es ließ ſich vorausſehen, daß ſie alſo, von innen und außen gedrängt, ſich nicht lange werde halten können. Die größte Angſt hatten die aus dem nahen Kloſter Roggenburg hereingeflüchteten Mönche und die Pfaffen aus der Umgegend, welche ebenfalls hinter den Mauern der guten Fuggeriſchen Stadt Schutz geſucht und ſich verzweiflungsvoll bei der Vertheidigung betheiligt hatten.

Im ſchwelgeriſchen Bauernhaufen ſchlug aber in dieſer Nacht trotz aller Anſtrengung der Hauptleute, namentlich Wehes und des Bildernazzis, die Stimmung um. Das Stürmen der Stadt kam ihnen unbequem vor, und das nur ein paar Stunden entfernte reiche Kloſter Roggenburg bot bei weitem mehr Mittel zur Schwelgerei ohne Mühe und Gefahr. Nazzi mochte ſich heiſer reden, es ward der Zug nach dem Kloſter beſchloſſen und die Stadt einſtweilen aufgegeben. Als der Tag graute, ſtand der jubelnde Haufe im großen Hofe des prächtigen Kloſters, das von ſeinen Konventualen verlaſſen worden war, und lechzend nach den guten Weinen der Mönche und den Speiſevorräthen, vergaßen ſie vor der Hand alle Städteeroberung.

Knirſchend vor Wuth ſah Nazzi, mit welchem erbärmlichen Volke er es zu thun hatte. Er mußte dieſe Menſchen, an die er ſich gebunden, verachten. Während ſie zu den Genüſſen ſtürzten und mit der Gier wilder Thiere ſchmauſten und zechten, ging er einſam, das Herz voll bittern Grolls, in den weitläufigen Gebäuden umher und ſpähte mit rachegeſchärften Blicken in den Gemächern, an welchen Dingen die üppigen Mönche wohl Freude gehabt haben möchten. Als die Bauern nun von den ſtarken Weinen des Kloſters berauſcht waren, trat der finſtre Bilderhändler zu ihnen und hetzte ſie zur Zerſtörung der Kloſterſchätze auf. Mit grauſigem Hohngelächter führte er ſie in die mit Kunſtwerken aller Art reich ausgeſtattete Kirche. Es hatte ihm vorhin auf ſeinem Spähergange eine wollüſtige Schadenfreude gewährt, auf mehren Gemälden und Bildſäulen den Namen Jakob Fuggers als Schenkers zu finden. Jetzt zertrümmerte er ſie mit eigner Hand. Auf ſeine Aufmunterung wurde ſodann das herrliche Orgelwerk mit Aexten und Beilen zerſchlagen, das Sakramentshäuslein mit einem Spieße zuſammengeſtoßen, das Hochwürdige und die goldne Büchſe, worin das Chriſam war, auf dem Boden zertreten, die Heiligenbilder zertrümmert, die Meßgewande, Fahnen und Altartücher zerriſſen, woraus die Bauern ſich Gurte und Hoſenbändel, die mitgekommenen Weiber ſich Schürzen und Tücher machten. Die Kelche und die andern goldnen Geräthe wurden in die Beuteſäcke geſteckt. Dann kam es an die Bibliothek und das Archiv, worin die Akten, welche das Verzeichniß der Gülten und andrer Schuldigkeiten der Bauern enthielten. Bücher und Akten wurden auf den Hof geworfen und in einem großen Feuer verbrannt, um welches die brüllenden Bauern einen kannibaliſchen Reigen ausführten. Hier trat der Pfarrer Wehe, der ſchon einige Male vergebens verſucht hatte, die Bauern in Zucht und Ordnung zu erhalten, zu dem Bildernazzi. „Mann, Ihr kommt mit wie ein hölliſcher Geiſt vor. Während ich die Bauern von dieſem tollen und unnützen Gebahren abmahne, ſtachelt Ihr ſie zu immer ärgerer Raſerei auf. Und doch — ich habe Euch beobachtet — habt Ihr ſelbſt keinen Tropfen Wein getrunken, Ihr habt keinen Beuteſack und muntert nur immer Andre auf, Beute zu machen. Am meiſten iſt mir aber in dieſen Tagen aufgefallen, daß Ihr es vorzüglich auf die Fuggerſchen Orte abgeſehen zu haben ſcheint. Ihr habt die Bauern dieſer reichen augsburger Herren in Schaaren zuſammengetrieben und, wie man mir geſagt hat, keinen Mann dort gelaſſen. Wahrlich Ihr ſeid mir eine unerklärliche Erſcheinung."

„Und doch kennt Ihr mich ſchon lange, Meiſter Jakob: denn ich habe Euch ſeit zwei Jahren Briefe und Botſchaften der Geheimen gebracht," verſetzte Nazzi mit grinſendem Hohne. „Ihr ſeht, es liegen Talente in mir, die Ihr nicht in mir geſucht." —

„In der That Ihr ſeid nicht, was Ihr ſcheint."

„Gewiß liegt Manches hinter mir, das Euch mein Benehmen erklären würde, namentlich in Bezug auf die Herren Fugger in Augsburg. So wißt: ich habe ſeit zwanzig Jahren und länger nur einen Wunſch gehegt; aber einen glühenden, der mir in der Seele brannte, wie ein unauslöſchliches Feuer, den Wunſch nach Rache an Fürſten und Pfaffen; ich habe faſt nur einen Gedanken gehabt, wenigſtens füllte dieſer eine ſtets meine ganze Seele aus; er quälte mich am Tage und ſchreckte mich des Nachts von meinem Lager auf und trieb mich ruhelos umher, der Gedanke: wie ich dieſen Rachedurſt am geſchickteſten und befriedigendſten ſtillen möchte. Mir genügt nicht der Mord dieſer verruchten Quälgeiſter der Menſchheit, und wenn alle Fürſten und alle Pfaffen nur ein Haupt hätten, und mir wäre ein haarſcharfes Schwert in die Hand gegeben, und ich ſollte damit das gebundene, zu meinen Füßen liegende Scheuſal enthaupten, ich würde das Schwert von mir werfen und Tag und Nacht auf die ſchrecklichſten Qualen und Martern ſinnen, womit ich meinen Rachedurſt an dem hölliſchen Ungethüm befriedigen könnte. Kloſter und Paläſte, Prachtſitze und Städte, die ſie erbaut, Alles möcht' ich verwüſten, um ihnen Leid zu machen, den ſcheußlichen Wollüſtlingen, Lügnern und Tyrannen. Was die Fugger betrifft, ſo hat meine Rache gegen ſie noch einen andern beſondern Grund."

„Großer Gott," rief Wehe erſchrocken und ſtarrte in das von der wildeſten Leidenſchaft verzerrte Geſicht Nazzi's, in welchem die Flecken blutroth glüheten. „Solch ein Mann iſt mir unter den Tauſenden, die ich als von Fürſten und Pfaffen Gemißhandelte kennen lernte, noch nicht vorgekommen. Ich hatte geglaubt, ſolcher Rache ſei nur ein Weib fähig."

„Ihr mögt ſchon recht haben," lachte der Bilderhändler wild. „Mann oder Weib, wehrt mir nicht! Ich bin vom Himmel auserſehen zum Verderben der Nichtswürdigen; mich treibt ein höherer Geiſt, ſei er ein himmliſcher oder ein hölliſcher, gleichviel! Ich muß meine Aufgabe löſen, meinem Triebe genügen. Und wenn ich fallen ſollte, ſo ſeht dort den jungen bleichen Mann, der dieſelben Flecken im Antlitz trägt, wie ich, der muß mein Werk fortführen; er iſt mir dazu mit dem heiligſten furchtbarſten Eide verpflichtet; denn dieſe Flecken ſind das uns von Fürſtenbosheit und Pfaffentreuloſigkeit aufgedrückte Brandmal, ſie ſind der unauslöſchliche Stempel, der uns auf ewig zu Vollbringern der blutigſten Rache weiht."

Jakob Wehe ging ſchaudernd von dannen; er verſuchte weder Nazzi noch den raſenden Bauern mehr zu wehren; denn er hatte ſich überzeugt, daß dieſer ſeltſame fremde Mann ſie mit dämoniſcher Kraft beherrſchte und zur wildeſten Wuth antrieb. Aber er ahnete auch im beklommenen Herzen, daß dies zu keinem guten Ende führen werde.

In der Nacht, als die Bauern des Zerſtörens müde waren und bis zur Ueberſättigung geſchlemmt hatten, erwählten ſie Einen aus ihrer Mitte zum Abt, Andre zu Chorherrn, legten ihnen die prieſterlichen Gewänder an, hielten Meſſe und Proceſſionen und verhöhnten die heiligen Gebräuche der Kirche auf die tollſte Weiſe unter dem roheſten Gelächter und viehiſchem Gebrülle der Uebrigen. Der Pfarrer Wehe erfuhr auf Befragen — und es grauſte ihm dabei — daß der Bildernazzi den ganzen tollen Spuk angegeben, und daß er immer neue Schelmenſtücklein erſinne, um die Bauern zu vergnügen.

## 16.

## Der erſte Vernichtungsſchlag.

Am andern Morgen zog der wüſte Haufe mit der Beute nach Leipheim zurück, kaum aber war er fort, ſo kam der Haufe von Illertiſſen und Roggenburg und verwüſtete vollends, was die Leipheimer noch ganz gelaſſen hatten. Dieſe ſetzten ſich ſelbigen Tags — es war der Sonntag Judica — durch Liſt in den Beſitz der Stadt Günzburg. Der Rath der Stadt hatte das Anſchließen an die rebelliſche Bauernſchaft ſtreng verweigert. Nun waren aber viele Bürger in die Reihen der Bauern im Leipheimer Lager getreten; dieſe baten den Rath in Günzburg ſchriftlich um Erlaubniß, Sonntags die Ihrigen beſuchen zu dürfen.

Der Rath erlaubte es aus Furcht vor einem Aufſtand in der Stadt. Dieſe Günzburger brachten aber viele Bauern mit, Andre zogen nach. So wie die Erſtern in die Thore eingelaſſen wurden, beſetzten Jene dieſelben, und die Letzten drangen mit gezückten Schwertern in die Stadt vor das Rathhaus und nöthigten den Rath zum Anſchluß.

Der Haufe von Langenau ließ denſelben Tag den Leipheimern ſagen: ſie ſeien mit den Herrenhäuſern fertig bis auf ein Schloß. Die Leipheimer möchten ihnen dazu dreitauſend Knechte und einige Büchſen ſchicken. Sei dieſes auch noch abgethan, dann hätten ſie keine Arbeit mehr und wollten zu den Leipheimern ſtoßen, um mit ihnen gemeinſchaftlich auf Ulm zu ziehen und dies feſte Neſt des ſchwäbiſchen Bundes zu brechen und die ſaubern Vögel auszunehmen.

Dies war auch Jakob Wehe's Plan und ſein Gelingen hätte dem ſchwäbiſchen Bunde den Todesſtoß gegeben, aber der kriegeriſche Pfarrherr erhielt die ihm unangenehme Kunde, daß der Truchſeß mit dem Bundesheere, den er in Oberſchwaben beſchäftigt wähnte, ihm gleichſam ſchon auf dem Nacken ſaß. Dieß war auch die Abſicht des alten Feldherrn geweſen. In ſeinem Lager zu Zwiefalten trafen ihn aber Eilboten der Bundesräthe zu Ulm, die ihn dringend aufforderten, unverzüglich gegen die Leipheimer zu ziehen. Sie ahneten, was der talentvolle Pfarrer Wehe im Schilde führte; er war ihnen ein zu gefährlicher Feind. Der Truchſeß wandte ſich alſo und zog in der Nacht des Sonntags Judica mit einem Theile der Reiterei nach Ehingen, mit den andern nach Mundarkingen, Montags, den 3. April, nach Wiblingen, wo ſich die Bundesräthe von Ulm im Lager einfanden und mit ihm den Angriff auf den Leipheimer Haufen beſchloſſen. Dienſtags in der Frühe ſetzte das Heer über die Iller und ging neben Ulm hin auf die Bauern los. An dieſem Dienſtag ſchrieb Jakob

Wehe einen ſchlauen Brief an die Bundesräthe nach Ulm, um Unterhandlungen anzuknüpfen, während deren er die andern großen Bauernhaufen in der Nähe an ſich ziehen könnte. Er ſchrieb: die Herren würden als hochverſtändige und erfahrene Kriegsleute leicht einſehen, daß, da die Verſammlung der Bauern je länger je größer geworden ſei, ein ſolches Volk nicht allweg zu zwingen ſei. Was Ungeſchicktes vorgenommen und geſchehen ſei, ſei ihnen, denen von Leipheim und Mitverwandten, aufrichtig leid. Damit noch mehr Aergerniß verhütet werde, ſo bitten ſie, der Bund wolle zu Gottes Lob und zum Frieden ein treuer Förderer ſein. Auch ſie wollten, für ſich ſelbſt, ſo viel ihnen möglich, mit höchſtem Fleiß bei andern Verſammlungen dahin wirken, daß durch gottesfürchtige und verſtändige Männer, welche das Zeitliche haſſen und das gemeine Beſte lieben, die Klagen gehört und Alles in Güte oder mit rechtlicher Entſcheidung der Beſchwerden entledigt werde. —

Dieſes Einlenken, um Zeit zu gewinnen, kam zu ſpät. Wehe war auf dem Volkstage zu Gaisbeuern zu weit gegangen, und es hatte dort nicht an Spionen der Bundesräthe gefehlt. Auch rückte der Truchſeß den Leipheimern ohne Verzug ſelbigen Tags noch auf den Hals. Einen Theil ſeiner Reiterei ließ er über die Donau auf Elchingen gehen, dieſe ſtießen auf einen das Kloſter Elchingen plündernden und mit Beute heimkehrenden Schwarm des Langenauer Haufens, über zwölfhundert Mann, ſetzten in ſie, jagten ſie theils in die Flucht, theils in die Donau, worin Viele ertranken; Viele wurden erſtochen und gegen dreihundert gefangen und gebunden nach Ulm geführt. Mit ſeiner Hauptmacht war der Truchſeß unterdeſſen auf Leipheim gezogen. Das Bauernheer ſtellte ſich ſchnell zur Vertheidigung auf und nahm eine vortheilhafte Stellung ein. Sobald die Reiterei der Bündiſchen ſich zeigte, ſchoſſen die Bauern wacker auf ſie; als ſie aber endlich das ganze feindliche Heer, welches mehr als noch einmal ſo ſtark wie das bäueriſche war, überſehen konnten, wollten ſie ſich nach kurzem Kampfe auf Leipheim zurück ziehen, wo eben Jakob Wehe mit neuem Zuzug von Günzburg her ankam. Aber dem Truchſeß gelang es den Rückziehenden den Weg zu verlegen, und nun entſtand eine wilde über eine Stunde dauernde Metzelei. Viele Bauern wurden in dem nahen Jungholz, wohin ſie zurückliefen, von den bündiſchen Reitern der Nachhut erſtochen, viele ſtürzten ſich in die Donau und ertranken entweder darin oder fielen auf der andern Seite den Reitern in die Klingen, welche der Truchſeß zur Säuberung Elchingens hatte überſetzen laſſen. So fanden in Feld und Waſſer gegen tauſend Bauern den Tod, zweitauſend ſchlugen ſich nach Leipheim durch, wovon Viele ſtark verwundet waren. Hier empfing ſie der muthige Pfarrer Wehe und ſuchte ſie durch geeignete Anreden und Maßregeln zur Fortſetzung des Kampfes von den Mauern herab zu begeiſtern. Ja er ſelbſt ſchoß vom Thurm herab mit einer Büchſe auf die Bündiſchen. Aber den Bauern war zumeiſt der Muth entfallen, und die Bürger ſandten einen Greis und mehre Frauen hinaus, um die Gnade des Truchſeß anzurufen. Er verlangte die Uebergabe der Stadt auf Gnade und Ungnade, und die Auslieferung ihres Pfarrherrn, der die Bauern in Gaisbeuern und anderswo mit Unwahrheit verhetzt habe. Die Stadt ergab ſich.

Vom Pfarrhauſe, welches an der Stadtmauer lag, führte ein unterirdiſcher Gang hinaus an die Donau. Dort öffnete er ſich im dichten Gebüſch. Nicht weit davon am Flußufer war eine kleine ebenfalls mit Gebüſch verwachſene Höhle. Durch dieſen Gang entfloh jetzt der Pfarrer mit einem Vertrauten und begab ſich in die Höhle. In der Nacht gedachten ſie über die Donau zu ſchwimmen.

In der Stadt wurden die gefangenen Bauern und Bürger in die Kirche geſperrt. Der Truchſeß hatte den Knechten die Plünderung der Stadt verſprochen. Nun ſchlug ihnen ihr Anführer, der Graf von Fürſtenberg vor, kurzweg von jedem Gefangenen ein Monatsſold von vier Gulden zu nehmen. Das waren die Knechte zufrieden. Als aber der Truchſeß, der unterdeſſen Günzburg beſetzt hatte, Abends zurückkehrte, begriff er, daß die Gefangenen, welche in der Todesangſt das ihnen von den Knechten abgeforderte Verſprechen gegeben, und die Stadt unmöglich eine ſo hohe Summe auftreiben konnten; er ſuchte die Knechte zu bereden, von ihrer Forderung abzuſtehen; er ſelbſt ſchätzte die Stadt auf 1500 Gulden. Aber die Knechte beſtanden durchaus auf ihrer Forderung und machten großen Lärm deshalb.

In der Stadt und nächſten Umgegend wurde von den Bündiſchen fleißig nach dem Pfarrer geforſcht. Niemand konnte begreifen, wohin er gekommen war. So durchſtöberte auch eine kleine Anzahl Knechte in der Abenddämmerung das buſchreiche Ufer der Donau. Sie hatten einen Spürhund bei ſich. Als ſie ſchon an der Höhle vorüber waren, ohne ſie entdeckt zu haben, ſchlug der Hund an. Die Knechte kehrten zurück, ſtießen mit ihren Spießen in die Höhle und trieben auf dieſe Weiſe die Verborgenen heraus. Der Pfarrer bot zweihundert Gulden, die er bei ſich hatte, wenn ſie ihn laufen ließen; ſie banden ihn aber und führten ihn in das Lager des Truchſeß in Bubisheim. Am folgenden Tag, den 5. April, wurde er mit ſieben Andern vom Kriegsgericht zum Tode verurtheilt. Sein Freund, der Pfarrer von Günzburg, war darunter, ſo wie die vorzüglichſten Hauptleute der Bauern. Sie wurden ſogleich — es war ſchon Abend — auf einen Acker zwiſchen Bubisheim und Leipheim herausgeführt, wo der Scharfrichter ihrer wartete. Mit feſtem Schritt und unerſchütterlichem Muthe ging der edle Wehe dieſen ſeinen letzten Gang. Er hatte für eine große Idee gelebt, und ſie war's, die ihn zum Märtyrertod ſtärkte. Als er vorgeführt wurde, rief ihm der Truchſeß zu: „Pfarrherr, dafür hättet Ihr Euch und uns wohl ſein mögen, hättet Ihr Gottes Wort der Gebühr nach gepredigt und nicht gottloſen Aufruhr.“

„Gnädiger Herr,“ verſetzte Wehe mit Würde und Hoheit, „Ihr thut mir zuletzt noch unrecht. Ich habe ſtets nur Gottes Wort gepredigt; ſelbſt das, was Ihr den Aufruhr nennt, war nur Gottes Wort.“

„Ich bin anders berichtet,“ ſagte der alte Truchſeß ſauer. Jetzt trat ſein Kaplan zu dem Pfarrer und ermahnte ihn zu beichten und ſich mit Gott zu verſöhnen.

„Ich bedarf Eueres Beiſtandes nicht,“ wies Wehe den Kaplan kurz zurück, wandte ſich dann zu den Kriegsräthen und ſagte: „Liebe Herren, es ſoll ſich Niemand darob ärgern. Ich habe meinem Gott und Schöpfer bereits gebeichtet und ihm meine Seele empfohlen, von dem ich ſie empfangen habe.“ Dann redete er ſeine Todesgenoſſen an: „Seid guten Muths, Brüder; wir werden heute noch miteinander im Paradieſe ſein.“ Nun hob er das ſchöne Auge zum weſtlichen Himmel empor, verſenkte es in die verglimmende Abendröthe und betete mit lauter Stimme in lateiniſcher Sprache den ſiebenten Pſalm: Auf dich Herr vertraue ich ꝛc. Und ſchloß mit den Worten: „Vater, vergib ihnen, ſie wiſſen nicht, was ſie thun!‘“ — Hierauf kniete er auf die Blumen des Ackers nieder, erhob ſeine Hände und rief: „Herr, in deine Hände befehle ich meinen Geiſt! Der Scharfrichter war mit dem bloßen Schwerte hinzugetreten, und einen Augenblick ſpäter benetzte das ſchöne Haupt rollend die Blumen und das Gras mit dem ſtrömenden Blute. Nach ihm wurden noch vier Bauernhauptleute geköpft. Als es an die übrigen drei kommen ſollte, worunter ſich der Pfarrer von Günzburg befand, war es ſchier Nacht geworden, und der Scharfrichter konnte nicht mehr ſehen. Da baten die Umſtehenden den Truchſeß um das Leben derſelben, und er gewährte die Bitte. War doch der talentvollſte, die Seele des Aufruhrs in dieſer Gegend, geſchlachtet.

In gleicher Weiſe wurden in denſelben Tagen die Bauernhaufen von Langenau und Illertiſſen zerſprengt; viele der Anführer entkamen durch die Flucht hinauf in das Algäu, Manche aber geriethen ebenfalls dem Scharfrichter in die Hände. Was von Hauptleuten und andern ausgezeichneten Aufrührern gefangen nach Ulm gebracht wurde, ließen die Herren Räthe des Bundesgerichts in gleicher Weiſe um einen Kopf kürzer machen. So halfen ſie, wie ſie in jüngſter Zeit ſo heilig und theuer verſprochen hatten, den Beſchwerden des Volks am Beſten und Gründlichſten ab. Das Blut des gemeinen Mannes und ſeiner Freunde floß in Strömen. Die ſiegreichen Herren rächten ſich für die Furcht, die ſie ausgeſtanden, und trugen die kaum von Angſt niedergedrückten Häupter wieder ſtolz empor. Der Verzweiflungsſchrei des Volks verſtummte, der Jubelſchrei der Herren erſchallte um deſto lauter. —

Lore, Diethers Frau, hatte ſich in Leipheim bei einer ihr bekannten Bürgersfrau eingelegt. Während des Gefechts vor dem Thore trieb ſie aber die Angſt hinaus. Kämpften doch drei Männer, die ſie liebte, im Bauernheer, ihr Vater, ihr Mann und ihr Jugendgeſpiele, den ſie nicht anders, denn als ihren Bruder betrachtete. Eigentlich liebte ſie Martin von Allen am meiſten. Nach der Schlacht und als die Stadt eingenommen war, irrte ſie auf der Wahlſtatt umher, und ihr ängſtlich ſpähendes Auge fand bald genug den Vater unter den Todten. Das Haſenhänslein hatte ſeine herrenfeindliche Geſinnung mit dem Tode beſiegelt. Sie zog die Leiche an einen bebuſchten

Rain, brach knoſpendes Reiſig ab und bedeckte ſie damit, um ſie ſpäter zu begraben. Jetzt hatte ſie Nöthigeres zu thun: Martin zu ſuchen. Und ihre ahnende Seele hatte ſie nicht betrogen. Sie fand auch ihn in einem dichten Haufen Todter und ſchwer Verwundeter. Jammernd warf ſie ſich auf ihn und fühlte, daß er noch athmete, daß er ſich regte. Ein Schwerthieb hatte ihm eine tiefe Kopfwunde beigebracht. Raſch entſchloſſen zerriß ſie ihre Kleider und verband ihren Liebling damit, dann lud ſie ihn auf den Rücken und trug ihn in die Stadt in ihre Herberge, wo ſie ihm die ſorgſamſte Pflege widmete. Am Abend begrub ſie mit Hülfe der Bürgersleute, wo ſie wohnte, ihren Vater und kehrte dann an Martins Lager zurück. Von Diether und dem Bildernazzi hatte ſie keine Spur entdeckt.

Martin verdankte der treuen Pflegerin das Leben, aber er wußte nichts davon; denn ſein Bewußtſein kehrte nicht zurück. Er ſprach ſtets irr und die ſeltſamſten, ihr gänzlich unerklärlichen Dinge, auch oft in fremder Sprache.

Die hartnäckige Forderung der Knechte des Bundesheers führte faſt einen Abfall derſelben herbei. Das unverſchämte Kriegsvolk drohete, wenn es nicht befriedigt würde, zu andern noch unbeſiegten Bauernhaufen überzugehen, und wirklich fürchtete der Truchſeß das Schlimmſte, da täglich bedenkliche Nachrichten von den furchtbaren Exceſſen der Bauern in Oberſchwaben, im Schwarzwald, am See, im Hegau, im Würtembergiſchen und in Franken einliefen: Die Bundesräthe in Ulm ſahen ſich endlich genöthigt, den Söldnern ihre Forderung zu verbürgen. Darüber vergingen aber volle acht Tage in Unthätigkeit. Erſt nach der von Ulm eingegangenen Bürgſchaft zeigte ſich das Heer bereitwillig, gegen die drei verbündeten Bauernhaufen im Ried, im Algäu und am See aufzubrechen.

Während dieſer Woche waren die Hauptleute und Führer der gefangenen Bauern ausgeſchieden und nach

Ulm geſchafft, das übrige Volk, nachdem es knieend vor dem Truchſeß Abbitte gethan, entlaſſen worden. Was an Verwundeten in der Stadt lag, wurde ebenfalls ſcharf unterſucht. So erging es auch Martin, und die Spürer überzeugten ſich gleich, daß er kein Bauer war. Sie hielten ihn vielmehr für einen vornehmen Anſtifter und freuten ſich, einen ſo guten Fang gemacht zu haben. Trotz Lores Thränen und Bitten wurde er mit Andern auf einen Karren geladen und nach Ulm geführt. Lore lief nebenher, um zu ſeiner Pflege ſtets bei der Hand zu ſein, und in Ulm erzwang ſie ſich den Eintritt in das Hospital, wohin die Verwundeten gebracht wurden.

## 17.

## Oeſterreichiſche Spekulation.

Obgleich der Erzherzog Ferdinand, mit ſich ſelbſt und ſeinen kurz zuvor erlaſſenen Befehlen im ſchreiendſten Widerſpruch, den Tyrolern Alles, was ſie nur wünſchen konnten, verſprochen hatte, traute er doch, als der Sturm in den Nachbarländern ſo gewaltig losbrach, dem Landfrieden nicht recht, eben weil es mit ſeinen Verſprechungen nicht ehrlich gemeint war, und nahm mit ſeinen Räthen und Hofherren ſeine Maßregeln. Zu größerer Sicherheit ſeiner jungen Perſon verlegte er ſeinen Sitz auf das hohe Felſenſchloß Ambras im Innthal, zwiſchen Innsbruck und Hamm und ſchickte von hier aus geheime Sendboten in bäuerlichen Kleidern als Späher in alle im Aufruhr begriffenen Lande und an alle weltlichen und geiſtlichen Fürſten derſelben, um ſtets die genaueſten Nachrichten über den Verlauf der Dinge zu haben. Die Nachrichten aus

Oberitalien vom Sieg des kaiſerlichen Heeres über die Franzoſen und von der Gefangennehmung des Königs Franz hoben den geſunkenen Muth des jungen Fürſten ſchnell wieder um ein Bedeutendes, und die im nördlichen Theil der Grafſchaft ſich kundgebende Stimmung beſchwichtigte die erzherzogliche Beſorgniß, wenn es dagegen auch im Süden zu rumoren anfing.

Um dieſe Zeit erhielt der Erzherzog einen Boten von ſeinem Bruder, dem Kaiſer, aus Spanien mit den genauen Berichten über den Sieg bei Pavia nebſt Rathſchlägen, wie ſich die öſtreichiſche Regierung in Bezug auf die deutſchen Bauernunruhen zu verhalten habe. Es war der alte habsburger Grundſatz aufgeſtellt, ſich klug in die Umſtände zu fügen und Vortheil von ihnen zu ziehen und nicht etwa durch unzeitige Härte ſich die Früchte beſonnenen Handelns zu verderben. Der Kaiſer hatte ſelbſt einen langen Brief an den Erzherzog geſchrieben. Der Bote aber war Toni, der Stallmeiſter des Kaiſers, der ſolcher Botſchaften ſchon mehre nach Tyrol gebracht hatte und ſich geſchickt dazu brauchen ließ.

Der Erzherzog verſprach darauf auf einem zu Martini ausgeſchriebenen Landtag allen Beſchwerden des Volks gründlich abzuhelfen, und auf dieſes Verſprechen ſagten ihm die Landtagsausſchüſſe ein beträchtliches Heer zur Dämpfung des Aufſtandes zu. Sie ſchickten an alle im Aufſtande begriffene Aemter Abgeordnete mit der Aufforderung, den Landtag abzuwarten, und die Landleute ließen ſich bedeuten. Die Bergwerksverwalter zu Schwaz boten dem Erzherzog ſogar eine bedeutende Landwehr von Bergknappen an gegen die Aufrührer. Erzherzoglichen Beamten glückte es, auf die freiſinnigen, übrigens ordnungsliebenden Bergleute einzuwirken, welche durchaus weiter nichts beanſpruchten, als die unverkümmerte Predigt des reinen Evangeliums. Ihre Vorgeſetzten wußten ihnen glauben zu machen, die von den Pfaffen geleitete Jugend des Erzherzogs habe ſich eines Beſſern überzeugt und neige jetzt, gleich ſeinen zwei Schweſtern, ſogar ſelbſt zu Luthers Lehre. Schamloſe Lüge, die Schritte, welche die Angſt vor dem Zorne des Volks dem zweiundzwanzigjährigen Herrn eingegeben, als eine Folge ſeiner Ueberzeugung hinzuſtellen! Die treuherzigen Bergleute ließen ſich kirren und boten dem Erzherzog ihre Hülfe an; Ulrich Fugger lebte ja nicht mehr unter ihnen. — Ebenſo beſchickten die Ehrenberger, welche zunächſt an das aufrühreriſche Algäu grenzten, ihren Fürſten mit der Betheurung, ſie würden Leib, Ehre und Gut für ihn einſetzen, falls er in der Grafſchaft Tyrol angegriffen werden ſollte, und ſie traten dem Gerücht, als hätten ſie ſich mit den Bauern im Algäu empören wollen, mit der Erklärung entgegen: davor möge ſie Gott ewig bewahren! Sie wollten bei ihrem Fürſten geneſen und ſterben. Einige nicht bedeutende Forderungen, die ſie ſtellten, wurden von Ferdinand auf das Gnädigſte bewilligt. Niemals waren die Herren in Innsbruck gütiger und menſchenfreundlicher geweſen: in Vorarlberg und Südtyrol war der Aufſtand ſchon ausgebrochen und rückte ſchnell beängſtigend näher.

Aber die der Regierung ſo günſtige Geſtaltung der Volksbewegung im nördlichen Theile der Grafſchaft, namentlich im Innthale, gaben einem Gedanken neue Nahrung, den der Schatzmeiſter Gabriel Salamanka ſchon beim erſten Beginn der Bauernunruhen im verwichnen Spätherbſt im geheimen Rathskollegium des Erzherzogs ausgeſprochen hatte, ein Gedanke, ſo verteufelt ſchlau und politiſch, daß er eben nur im Kopfe eines Spaniers entſtehen konnte; es war der, daß die Bedrückungen und Unmenſchlichkeiten der Fürſten, namentlich der geiſtlichen, und die daraus hervorgegangenen Bewegungen der verzweifelten Bauern, von der öſtreichiſchen Regierung klug benutzt und geſchickt geleitet, ihr zum Beſitz von ganz Schwaben, ſo weit es eben noch nicht öſtreichiſch war, verhelfen müßten, wie ihr Herzog Ulrichs von Würtemberg üble Wirthſchaft und Gewaltweſen zum Beſitz des reichen würtemberger Landes verholfen habe. Salamanka behauptete, nichts ſei den ſchwäbiſchen Bauern widerwärtiger, als das weltliche Regiment der geiſtlichen Fürſten, und mit Vernunft betrachtet ſei es auch ein Unſinn; deshalb werde ſich der Sturm ſogleich legen, ſobald es abgethan ſei. Es ſei alſo auf zweierlei hinzuwirken, erſtlich, daß die biſchöflichen und abtlichen Städte mit dem Gedanken vertraut gemacht würden, ſich Oeſtreich zu unterwerfen und ſich mit einer dahin zielenden vorläufigen Erklärung die andrängenden Bauern vom Leibe zu halten; ſodann durch einen ſchlauen Unterhändler die Anführer und Hauptleute der verſchiedenen Bauernhaufen im Geheimen zu gewinnen, wobei man freilich ein Stück Geld nicht anſehen dürfe, was ja durch die in ſicherer Ausſicht ſtehende Gewinnung von Land und Leuten tauſendfach wieder eingebracht werden würde. Auch ſchade es nichts, dieſe Hauptleute mit auf Berückſichtigung ihres perſönlichen Vortheils hinzielenden Verſprechungen, als Beförderungen aller Art zu kirren und ſtets das Schild auszuhängen, als werde die Predigt des Evangeliums unter öſtreichiſchem Scepter ferner nicht nur nicht gehindert, ſondern ſogar gefördert werden.

Der Erzherzog, entzückt von dieſem Vorſchlag (er war ganz in ſeinem Sinne und ſtimmte vollkommen mit den brieflichen Rathſchlägen ſeines Bruders überein) ſprach mit Salamanka und Fabri darüber, da die geiſtlichen Beiſitzer etwas ſauer dazu ſahen, und es wurden zwiſchen den beiden geiſtesverwandten Spaniern und dem verruchten Deutſchen Maßregeln zur Ausführung des erſten Theils verabredet. In Bezug auf den zweiten Theil warf der Fürſt die Frage auf, wo ſchnell ein mit den nothwendigen Eigenſchaften begabter Mann, den man als Unterhändler mit den Bauernanführern gebrauchen könne, zu finden ſei?

„Gewiß iſt ein Mann, der alle zu ſolchem ſchwierigen Geſchäft unerläßlichen Eigenſchaften beſitzt, ein weißer Sperling," verſetzte Salamanka, „und doch iſt Euerer Hoheit ein ſolcher Mann ſchnell zur Hand. Er iſt in Euerer Nähe und zu Euerer Verfügung. Ich ſchwöre, in ganz Tyrol und Oeſtreich iſt kein Zweiter zu finden, der ſo wie er eigens zu dieſem Geſchäft gemacht iſt."

„Wer — wo iſt er?" rief der Fürſt haſtig.

„Er ſitzt als Sträfling auf dem Schloſſe Tyrol, um eines kleinen Handels mit einem Fuggeriſchen Bergmanne. Er heißt Antonio Gebes und iſt ein Spanier wie Ew. Hoheit und ich. Schon deshalb iſt er unſeres Intereſſes würdig, wenn er auch nicht als geborner Zigeuner der gewürfeltſte Spitzbub wäre, der dem vorigen Papſte als Oberkämmerer gedient hat; denn es war ihm gelungen, ſich einen adligen Namen zu verſchaffen. Ich kenne die Geſchichte dieſes talentvollen Mannes genau und kann Ew. Hoheit verſichern, daß er ein Sohn des vorigen Amiranten von Kaſtilien, Herzogs von Najara und einer Zigeunerin iſt, aber in rechtmäßiger Ehe gezeugt; denn der Herzog trieb ſich in ſeiner Jugend, als ihm die Fatalität begegnet war, ſeinen Bruder im Zweikampf zu erſtechen, unter andaluſiſchen Zigeunern herum, deren ſchönſte Tochter Karracha ſeine Frau wurde."

„O ich kenne den Antonio Gebes," ſagte der Erzherzog freundlich. „Er war einſt Stallmeiſter meiner Tante Margaretha und Gemahl der Gürtelmagd derſelben. Dann hat er unter dem Namen Wilhelm von Lannoy die verwitwete Frau von Bübenhoven geheirathet. Er iſt ja der Vater des kecken und geſchickten Stallmeiſters des Kaiſers, den dieſer mir eben wieder als Eilbote geſchickt hat, und der noch in Innsbruck verweilt, um meine Antwort in Empfang zu nehmen. Die gute Tante Statthalterin hat mir oft von Vater und Sohn erzählt, namentlich, wie der Letztere einſt beim alten Fugger Leinweber werden ſollte, aber die tollſten Streiche machte, dann in die Fuggeriſchen Bergwerke geſteckt wurde und auch hier das Unterſte zu oberſt kehrte, bis er endlich wieder aufs Pferd kam, wohin er gehörte. Meine Gemahlin erzählt ebenfalls oft von dieſem Toni, der eine der freundlichſten Erinnerungen ihrer Kindheit iſt. Sie hat ihm vor einigen Tagen eine Audienz gegeben und in ihrer Freude ihm eine prächtige Hutfeder geſchenkt.“

„Wenn Toni ſo ſchlau und gewandt, wie ſein Vater iſt,“ bemerkte Fabri, „ſo iſt er uns zur guten Stunde jetzt aus Spanien gekommen; denn dann kann er mit dem Alten gemeinſchaftlich operiren. Es iſt gut, wenn ſie ſich einander in die Hände arbeiten, und Zwei richten natürlich mehr aus als Einer. Für den Vater kann ich bürgen.“

„Und ich allenfalls für den Sohn,“ meinte der Erzherzog, „und wenn ich nicht, ſo übernimmt die Erzherzogin die Bürgſchaft für ihn.“

„Dann ſind in einigen Wochen die Bauernhauptleute Euer, und ſofort ſind die Bauern Euer, und weiter iſt ganz Schwaben Euer, und wer weiß, was in kurzer Zeit ſonſt noch Euer iſt.“

„Was meint Ihr mit dieſem ſonſt noch?“ fragte Ferdinand mit einem lauernden lächelnden Blick auf Salamanka, der dieſen Blick mit noch ſtärker ausgeprägtem Grinſen erwiderte. Sie verſtanden ſich auch ohne Worte, aber die kindiſche Luſt des jungen Fürſten wollte das Wort, und der abgefeimte Rathgeber ſprach es nach einigem Drängen des Andern aus.

„Die ſpaniſchen Kronen waren für Euere Hoheit beſtimmt: Ihr habt ſie nicht erhalten. Nun hätten Euch wenigſtens die Kronen von Neapel und Sicilien werden müſſen als eine kleine Entſchädigung für den großen Verluſt: Ihr habt ſie auch nicht erhalten. Es ſcheint mir, als werde das Schickſal gerechter gegen Euch ſein, als Euer Bruder.“

„Wie meinſt Du das, Salamanka?“

„Ihr habt aus den Papieren, die man auf Franz von Sickingens Schloß Ebernburg gefunden, den Plan kennen gelernt, den dieſer Ritter und ſein Freund, der Ritter Ulrich von Hutten, geſchmiedet. Dieſer Plan iſt auf die Bedürfniſſe und Wünſche des deutſchen Volkes mit kluger Berechnung gegründet. Das Volk kann keine Liebe zu einem Kaiſer haben, der im fernen Spanien reſidirt; es erwartet nichts von ihm. Das Reichsregiment hat ſich als untüchtig bewieſen; es hatte ſich ſchier Allen verhaßt gemacht, und es geſchah ihm nur ſein Recht, als es im vorigen Jahre geſtürzt wurde. Das Volk will und muß einen ſtarken Kaiſer im Lande haben. Sickingen und Hutten wollten ihm einen ſolchen geben mit der Freiheit des Evangeliums. Woran ſie durch den Tod verhindert wurden, möchte Euch um ſo leichter auszuführen ſein, als an Euch, dem Sproſſen des habsburger Hauſes, die uralte Liebe und Treue des Volks hängt. Nehmt Sickingens Plan auf, und Ihr werdet wieder ein ſtarkes deutſches Reich aufbauen und werdet ſelbſt für den Verluſt der Euch einſt beſtimmten Kronen entſchädigt.“

Ferdinand lächelte wieder. Der Gedanke, deutſcher Kaiſer zu werden, gefiel ihm; er ſchmeichelte ſeiner Eitelkeit, er verlockte ihn. Daß ein abgefeimter ſpaniſcher Jude, dem die ſchlechteſten Mittel zur Erreichung ſeiner Zwecke recht waren, den großen Plan der edelſten deutſchen Männer, Sickingens und Huttens aufnehmen wollte, daß er ſich zur Verwirklichung deſſelben eines der ränkevollſten Menſchen, eines Betrügers, Diebes und lügneriſchen, verächtlichen Zigeuners bedienen wollte, das hatte für den

Erzherzog nichts Anſtößiges, gleichſam, als ob eine Sache dieſelbe bliebe, ob ſie vom hellen reinen Licht des Himmels oder von der düſterrothen Glut der Folterfackel beleuchtet wird. Das war habsburgiſche, das war ſpaniſche Fürſtenweisheit. Mit dem Gedanken gegen ſeinen Bruder Karl als Kronendieb aufzutreten, war ja Ferdinand ſchon lange und von Spanien her vertraut, als daß er jetzt davor hätte zurückſchaudern ſollen.

Nach einigen Tagen wurde Antonio Cebes, jetzt ein Mann von einundſechzig Jahren, aber kräftig, friſch und gewandt wie immer, aus dem Strafhauſe auf dem Schloſſe Tyrol auf das Schloß Ambras gebracht und ſein Sohn Toni aus Innsbruck eben dahin beſchieden. Vater und Sohn ſahen ſich nach langer Zeit zum erſten Mal wieder. Toni war jetzt ein Mann von fünfunddreißig Jahren, in deſſen Zügen ſich die Leidenſchaften und die Verſchmitztheit ſeines Volksſtammes und ſeines Charakters ebenſo ſcharf ausgeprägt hatten, wie in denen des alten Cebes. — Der Erzherzog ſprach mit beiden in einer geheimen Audienz, und noch denſelben Tag ritten ſie in Bauernkleidern der Grenze des Algäus zu. Wie glücklich im Sinne Salamankas und des Erzherzogs die Wahl dieſer Unterhändler war, zeigte ſich ſchon nach einer Woche. Wie aus dem Erdboden hervorgewachſen, ſchwärmten plötzlich Zigeuner als Bettler durch den aufrühreriſchen Algäu, am Bodenſee, im Hegau, im Schwarzwald, in Salzburg, in Oeſtreich und verbreiteten die Nachricht unter den Bauern, der Erzherzog in Tyrol ſei ihrer Sache geneigt und werde ihre gerechten Wünſche befriedigen.

Zu derſelben Zeit, in der erſten Woche des April, kam ein Ereigniß im Oberalgäu, hart an der Grenze Tyrols, den ſchlauen Plänen der Spanier in Tyrol ſehr gelegen; und die Spuren der Wirkſamkeit der beiden Cebes und ihrer dienſtbaren Geiſter wurden ſchon ſichtbar.

Salamanka, der die Fäden in der Hand hielt und mit den Gebes in ſteter Verbindung war, hatte die Freude, ſeinem Herrn gute Nachrichten mittheilen zu können.

Als in den erſten Tagen des April die Thätlichkeiten wie allerwärts in Folge der Verabredung auf dem großen Volkstage zu Gaisbeuern, auch im Oberalgäu begannen, richteten ſie ihre Abſichten unter ihrem erfahrenen Anführer Walter Bach, einem in dem italieniſchen Kriege gebildeten Landsknecht, auf die Eroberung der Schlöſſer des Fürſtabts, der ſelbſt auf das hohe Felſenſchloß Liebentann geflüchtet war, wo er ſich ſicher glaubte. Am dritten April plünderten ſie das Kloſter bei Kempten und ſtürmten die Schlöſſer Schwäbelsberg, Wolkenberg und Hohentann. Liebentann aber wurde belagert. Ein großer Theil des Bauernheers, zu welchem auch die Unteralgäuer unter dem Hauptmann Görg Schmidt, genannt der Knopf von Luibas, geſtoßen war, wandte ſich gegen die hoch oben nahe der tyroler Grenze und der Ehrenberger Klauſe gelegene Stadt Füßen, die zum Bisthum Augsburg gehörte. Das ſtädtiſche Regiment in Füßen, in der nächſten Berührung mit den aufſtändiſchen Bauern des Oberalgäus, hatte ſich zwar mit Worten und Verſprechungen dem Bauernbunde angeſchloſſen, in der That aber nichts dafür gethan, ſodaß den Bauernhauptleuten bald klar war, daß Füßen nur Ausflüchte machte. Wirklich hatten die Rathsherren in Füßen heimliche Boten an ihren Biſchof nach Augsburg geſchickt und dringend um Hülfe gegen die Bauern gebeten, und da ihnen dieſer geiſtliche Fürſt keine ſolche hatte gewähren können, hatten ſie ſich mit gleichem Geſuch an den Erzherzog Ferdinand nach Innsbruck gewandt und dieſer ihnen ſofort Büchſenmeiſter und das Verſprechen zukommen laſſen, in den nächſten Tagen einen reiſigen Zeug zu ſchicken. Dieſe Botſchaft der Füßener erregte großen Jubel am Hofe zu Ambras. Der erſte Schritt zur Verwirklichung der geheimen Pläne war geſchehen und machte Muth, auf der betretenen Bahn weiter zu wandeln. Der öſtreichiſche Hauptmann der Beſatzung der Ehrenberger Klauſe erhielt ſofort Befehle, auf welche er ſich mit den Häuptern der Bürgerſchaft in Füßen in Verbindung ſetzte und ihnen den Rath gab, den Bauernhaufen, welcher bereits vor der Stadt lag, zu erklären, Füßen habe ſich dem Erzhauſe ergeben, und des Erzherzogs Durchlaucht in Innsbruck ſei jetzt ihr Herr. Die Füßener gingen blind in die Falle und gaben den ſie bedrängenden Bauern dieſe Erklärung.

Der alte Gebes hatte unterdeſſen mit Walter Bach, dem oberſten Hauptmann des oberalgäuer Haufens verhandelt, und dieſer, ein ſchlauer Kerl, der ſeinen Vortheil begriff, wußte die Bauern, welche unbedingtes Vertrauen in ihn ſetzten, zu überreden, daß ſie die Beſitzungen des öſtreichiſchen Hauſes zu ſchonen hätten, da dieſes durchlauchtigſte Haus ihnen gnädig geſinnt und geneigt ſei, ihren billigen Wünſchen Berückſichtigung zu ſchenken. Vorzüglich ſtellte er den Erzherzog als einen ſehr wohlwollenden Herrn dar, der die Bedrückung der Bauern verabſcheue und der Predigt des Evangeliums zugethan ſei. Die große dumme Maſſe der Bauern glaubte dieſen Vorſpiegelungen, jubelte über ſo mächtigen Schutz und entſchuldigte gutmüthig die frühern harten Befehle des Erzherzogs gegen die evangeliſchen Prediger und ihre Anhänger mit ſeiner unerfahrenen Jugend, die von vornehmen Pfaffen böslich geleitet worden ſei. Mitten in dieſen Jubel der Bauern fiel aber die Erklärung der Füßener, ſie ſeien öſtreichiſch geworden als ein Abkühlungsmittel. Der große Hauſe glaubte es nicht, ſondern ſah es für eine Ausrede und Spiegelfechterei an. Walter Bach ſtellte ſich zwar zornig und meinte, es ſei unbillig vom Erzherzog, den Bauern, die doch gleichſam ſeine Verbündeten ſeien, ihre Feinde entziehen zu wollen, aber er drang doch darauf, daß das Gebiet von Füßen als nun öſtreichiſch reſpectirt wurde, und zog deshalb mit ſeinem Haufen auf Neſſelwang zurück. Die Hellerſehenden im Haufen und die, welche ſich auf die Plünderung der biſchöflichen Stadt gefreut, und bereits ihre Weiber mit Roß und Wagen zur Wegführung der Beute nach Weißenſee beſtellt hatten, ſchrieen über Verrath und ſetzten es durch, daß Walter Bach der oberſten Hauptmannsſtelle entſetzt und dieſe dem Paul Probſt von Oberndorf übertragen wurde.

## 18.

## Trübe Tage im Schloſſe Fuggerau.

Im Innthale und bei Hof ereignete ſich um dieſe Zeit einiges, welches dem alten Jakob Fugger, durch ſeine letzten Schickſale ohnedies grämlich, Veranlaſſung zu großem Mißvergnügen gab. Einer der Hauptbeſchwerdepunkte der tyroler Landſchaft war nämlich gegen den monopoliſirten Handel der Fugger in Tyrol und die daraus entſpringende Ausſaugung des Landes gerichtet; denn die Fugger machten nach ihrer Willkür die Preiſe faſt aller ausländiſchen Waaren, die nur ſie einbringen durften. Obgleich nun der ,,gnädige'' Erzherzog auch in dieſer Beziehung die bündigſte Abhülfe verſprochen hatte, ſo war es doch nicht möglich, dieſe ſogleich zu gewähren, weil das Erzhaus dem Hauſe Fugger große Summen ſchuldig war, und deshalb alle möglichen Rückſichten auf daſſelbe zu nehmen hatte. Auf der Seite der Regierung konnte ohne Berathung mit dem Kaiſer, und ohne deſſen Zuſtimmung nichts in dieſer Sache geſchehen, auf der andern konnte der alte Fugger eben ſo wenig ohne Mitwirkung ſeiner Neffen Raimund und Anton, welche das Geſchäft jetzt leiteten, eine demſelben gemachte Konceſſion wieder abtreten, bevor die Intereſſen des Hauſes nicht anderweitig gewahrt waren. Denn dieſe gingen natürlich den Kaufleuten allen andern Intereſſen vor. Es machte ſich alſo eine mündliche Beſprechung der drei Fugger nöthig. Das Volk ſah aber mißtrauiſch auf die Verzögerung der Erfüllung der ihm gemachten Verſprechungen, vorzüglich gerade dieſer, die ſeinen Beutel zunächſt anging. Man fürchtete in den höhern Regionen, bei einem Ausbruch der Volkswuth würde das neue prächtige Schloß Fuggerau, gegen welches der Haß des gemeinen Mannes als, wie er behauptete, von ſeinem Gelde erbaut und ausgeſtattet, beſonders ſtark war, zuerſt überfallen und demolirt werden, und am Hofe zu Ambras war man der Anſicht, wenn einmal der brüllende Löwe der Empörung nur durch ein reiches Opfer zu beſchwichtigen ſei, ſo ſei es immer beſſer, der Verluſt treffe das reiche Haus Fugger, als das ihm verſchuldete Haus Habsburg. Es kamen dabei auch perſönliche Rückſichten und Antipathien ins Spiel. Die ſtark ausgeſprochne politiſche Farbe Ulrich Fugger's und ſeines Bruders Hieronymus hatten auf das ganze Haus einen dem Hofe widerwärtigen Schimmer geworfen, den die freimüthigen Aeußerungen Jakobs, nach ſeiner theilweiſen Bekehrung, ſowie die ruhige und beſonnene Haltung Bübenhoven's, den Hof- und Regierungsherren gegenüber, wieder zu verwiſchen keineswegs geeignet waren. Jakob hatte es vor den regierenden Herren gar nicht verhehlt, daß er ihre Schritte gegen den Zeitgeiſt nicht für die rechten halte, um Frieden und Glück wieder herzuſtellen. Er ſprach ſich ebenſo entſchieden gegen die Beſchlüſſe des Regensburger Konvents und die Verfolgung der das Evangelium predigenden Pfarrer und ihres großen Anhangs, wie gegen die wuthſchnaubende Bauernpartei aus, und als der Erzherzog in der Angſt ſo gänzlich umſattelte und alle möglichen Verſprechungen machte, war der alte Fugger nichts weniger als zufrieden mit dieſer aus offenbarer Schwäche und Haltloſigkeit hervorgegangenen Inkonſequenz. Der alte vielerfahrne und dem habsburger Herrſcherhauſe ſo treu ergebene Mann, der ſo oft ſchon der Retter in der Noth geweſen war, und dem der König von Spanien eigentlich die deutſche Kaiſerkrone verdankte, durfte ſich wol ein freimüthiges Wort mehr erlauben, als irgend ein Andrer. Aber es wurde nichtsdeſtoweniger übel vermerkt. Wo hätte man jemals an Höfen, und vor allen an Höfen, wo Erzbiſchöfe und Prälaten die erſten Stellen bekleiden, ein freimüthiges wahres Wort gern gehört? Es trat eine Verſtimmung zwiſchen den Bewohnern des Schloſſes Ambras und denen des Schloſſes Fuggerau ein, und ſie ſteigerte ſich, als die junge Erzherzogin Anna in einer Unterredung mit dem alten Jakob Fugger kindiſch plaudernd ihm bemerkte: es ſei ihr mehr angſt um ihn als um ſie ſelbſt, da ſich höchſt wahrſcheinlich die losbrechende Volkswuth nicht gegen den Fürſten, ſondern vielmehr gegen ihn kehren, und der Hof nicht im Stande ſein werde, ihn zu ſchützen, ja daß ein ſolcher Schutz, wie ihr dünke, vom Biſchof von Brixen, dem Kanzler, eher verhindert als gewährt werden würde, wenn ihn zu gewähren überhaupt möglich ſei. Dieſe Worte ſchmerzten den alten Fugger tief in der Seele und vermehrten die ſeines Grams und Kummers bedeutend. Er ſah da den Dank für ſeine dem Erzhauſe geleiſteten Dienſte, einen Dank, wie ihn der Kardinal Ximenes in Spanien auch empfangen hatte, und von Stund an folgte er keiner Einladung auf Schloß Ambras mehr, ſo nah es ihm auch lag, und entſchuldigte ſich mit ſeiner zunehmenden Altersſchwäche und der vorſchreitenden Krankheit ſeiner lieben Nichte und Pflegetochter der Frau Sibylle von Bübenhoven. In der That würde er Tyrol trotz der wilden Volksbewegungen im

Algäu, durch den ſein Heimweg führte, ſofort verlaſſen, und ſich in ſeine Vaterſtadt begeben haben, zumal Bübenboven ihm auf ſein dringendes Befragen geſtand, daß allerdings Gefahr für ihn entſtehen könnte, wenn einmal die Leidenſchaft des gemeinen Mannes in Tyrol entfeſſelt ſei, hätte er die ſterbende Sibylle verlaſſen können. Denn daß die ihm ſo theure Tochter eine langſam Sterbende war, davon hatte ſich der ſchmerzbewegte alte Mann endlich überzeugt. Seit dem ſchrecklichen Tode ihres Bruders Ulrich, an dem ihre kindliche Seele mit den zarteſten und feſteſten Banden der Liebe hing, hatte ihre Bruſtkrankheit ſich raſcher entwickelt und führte ſie nun ſchneller ihrer Auflöſung zu.

Stundenlang ſaß der alte Mann an Sibylle's Bette, von Alter und Krankheit, ſowie von Schmerz über den Verluſt ſeiner Lieben (er hatte ja Ulrich auch geliebt, und mehr, als er ſich ſelbſt früher hatte eingeſtehen wollen), und von Gram und Sorge über die Verkehrtheit des weltlichen und geiſtlichen Regiments, und über die tolle Wuth des gemeinen Mannes niedergedrückt. Ihm ſtand ja nicht der geiſtige Scharfblick zu Gebot, der die tiefern Conſequenzen aus den vorliegenden Thatſachen zu ziehen, und die ſittliche Nothwendigkeit der gegenſeitigen blutigen Reibung zur Entwickelung eines neuen Lebens, und zur Sprengung der dem Zeitgeiſt angelegten Feſſeln zu ſeinem Vorwärtsſchreiten zu begreifen vermochte. Er ſah eben nur die Irrthümer und die Gräuel auf beiden Seiten, die ihm am Herzen fraßen, und er meinte in ſchrecklicher qualvoller Troſtloſigkeit, die gänzliche Auflöſung aller Bande der Zucht, Ordnung, Menſchenliebe und Religion bräche herein, Staat und Kirche ſtürzten zuſammen vor der graſſeſten Barbarei, und das gottloſe Volk ſei daran eben ſo ſehr ſchuld, wie die gottloſen Fürſten, Adel und Pfaffen.

Hier an dieſem Bette, auf welchem ein Band zerriß, das ihn ſelbſt noch an das Leben gefeſſelt, traf ihn die Kunde von den Gewaltſchritten der drei Bauernhaufen im Oberalgäu, im Ried und am See, und er zitterte, zu jeder Stunde das Schreckensgeheul empörter Tyroler hören zu müſſen; die ſein Schloß ſtürmten, und ihn ſelbſt und die Kranke mit Mißhandlungen dem Tode überliefern würden. Er ſelbſt ſandte von ſeinen Bergknappen Boten in die Lande umher und harrte mit fieberhafter Ungeduld ihrer Rückkehr und der unheilvollen Kunde, die ſie brachten. Wie düſter war doch der Lebensabend dieſes edeln und gemeinnützigen Mannes! Von einer der ſchlimmſten Aengſten wurde er durch Sibylle's ruhigen und ſchönen Tod erlöſt. Sie ſtarb in den Armen ihres Mannes in des Greiſes Beiſein, und er drückte ihr weinend die Augen zu und gab ihr das Verſprechen mit ins Grab, ihr bald nachfolgen zu wollen. Er ließ die Kunde ihres Abſcheidens durch Boten ſeinen Freunden und Verwandten in Tyrol, Augsburg und Kremnitz melden und beauftragte Bübenhoven, ſobald ſie die Hülle der theuren Frau dem Grabe übergeben hatten, ihre Abreiſe ohne Verzug zu rüſten. Denn ſchon waren auch von Augsburg zu wiederholtenmalen dringende Aufforderungen gekommen, daß der kränkliche Greis ſich ſobald als möglich in die ſichere Vaterſtadt und in den Schoß ſeiner um ihn beſorgten Familie begeben möchte, zumal — wie die letzte Botſchaft von dort lautete — ein lieber Beſuch aus Kremnitz angelangt ſei, der ſeiner Heimkehr ſehnlichſt wartete. Zu Sibylle's Begräbniß war ihr Bruder Hieronymus von Schwaz herübergekommen. Er hatte ſich lange nicht in Fuggerau ſehen laſſen, und allerlei Gerüchte in Bezug auf ſein Verhältniß zu Martha Bry waren dort verbreitet und nicht geeignet, die Trauernden zu erheitern. Er verließ das Schloß wieder, ohne daß ſein Ohm Veranlaſſung genommen hätte, darüber mit ihm zu reden.

Zur Heimreiſe, ſo oft ſie Jakob auch ſchon gemacht hatte, waren aber mehr Vorbereitungen nöthig, als zu irgend einer frühern; denn es ſchien unerläßlich, daß von den algäuer Bauernhaufen erſt ſichres Geleit für den Alten eingeholt werde, und da ſich dies als eine gerade nicht leicht auszuführende Sache herausſtellte, ſo wurde beſchloſſen, daß ſich Bübenhoven zur Auswirkung eines ſolchen Geleites ſelbſt aufmachte. Ehe er aber aufbrach, gelangte die Kunde von den argen Ränken am Hofe zur Kenntniß Jakobs; denn auch er hatte dort und namentlich in der nächſten Umgebung des erzherzoglichen Paares ſeine Leute, die ihm für manchen klingenden Dienſt verpflichtet und ergeben waren. Es traf den alten redlichen ſchwergebeugten Mann wie ein Donnerſchlag, daß die ihm ſo ſehr verhaßte Bauernempörung vom Erzherzog zu deſſen eignem Vortheil ausgebeutet und gleichſam begünſtigt werden ſollte, daß die öſtreichiſche Regierung ſich nicht ſchämte, mit den Häuptern des Aufruhrs in ſo ſchmachvolle Unterhandlung zu treten, daß ſie ſich dazu des nichtswürdigſten Schurken, des abgefeimteſten Diebes aus dem Zuchthauſe bediente, eines Menſchen, der ihm verhaßter war, als irgend ein Anderer, und der wegen des an ihm begangenen Diebſtahls erſt ſeit kurzer Zeit in der Strafhaft war, und daß endlich der Biſchof ſeiner Vaterſtadt, der von ihm ſo hoch verehrte milde und gerechte Chriſtoph von Stadion, der den billigen Forderungen des Zeitgeiſtes mit dem bereitwilligſten Herzen entgegen kam, durch ſolche Ränke des Landes beraubt werden ſollte. Der alte ſchlichte, ſtets dem Recht und der Wahrheit treu ergebene Leinweber wurde mit ſolchem Grauen vor der pfäffiſchen Politik der Regierung erfüllt, daß er ſich hätte Flügel wünſchen mögen, um ſo ſchnell als möglich ſein ſchönes Schloß und das Land Tyrol auf immer zu verlaſſen. Denn das fühlte er wohl, daß er nicht mehr zurückkehren werde, zwiſchen dieſe Berge in das prächtige Innthal, wo er einſt an der Seite ſeines kaiſerlichen Freundes ſo glückliche Tage verlebt hatte. Oft und viel hing ſein trübes Auge an dieſen hellen Bildern der Vergangenheit, und dann erſchien ihm der ritterliche Max gegen den kleinen ſpaniſchen Enkel in deſſen Hofburg, vom Lichte ſeiner Liebe überſtrahlt, wie ein Heiliger. Die Gegenwart kam ihm neben dieſen bunten Erinnerungsbildern abſcheulich vor. Er fühlte ſich angeekelt und lebensſatt vom Treiben der Jetztzeit, vorzüglich von dieſem ſpaniſchen Hofe, dem Neſte ſchmutziger Ränkeſchmiede, wo aller Lug und alle Treuloſigkeit gefördert, gehegt, belohnt wurden — er hatte dieſes junge Fürſtenpaar aus angeborner Ehrfurcht und Liebe ſo werth gehalten — und er ſehnte ſich mit allen Trieben ſeines unter Schmerz und Täuſchung zuckenden Herzens nach ſeinen lieben, deutſchen Augsburg, um in ſeinem Hauſe am Weinmarkt bei ſeiner dicken Sibylle, der er jetzt recht gab, daß ſie nie viel von Fürſten, Herren und Pfaffen gehalten, das müde Haupt aufs Kiſſen zu legen und zu ſterben.

## 19.

## Meiſter Jakobs Herzenserleichterung und Abſchied von Tyrol.

In dieſer trüben Stimmung erhielt Meiſter Jakob, während Bübenhoven's Abweſenheit, einen Beſuch von ſeinem Landsmanne und Jugendfreund Matthäus Lang, Kardinal und Erzbiſchof von Salzburg, hochfahrend und brutal, wie immer und in einer orientaliſch fürſtlichen Pracht, die dem ſtets ſchlichten Fugger noch nie ſo widerwärtig vergekommen war als in dieſer Zeit der Noth und der Empörung.

Dieſer gewaltthätige geiſtliche Fürſt hatte vor zwei Jahren mit den in Tyrol geworbenen Fußknechten die Stadt Salzburg überzogen, die ſich nicht ohne Weiteres die grauſame Behandlung der evangeliſchen Prediger und freiſinnigen Bürger und die willkürlichen Auflagen zur Beſtreitung der unerhörten Prachtluſt deſſelben wollte gefallen laſſen. Wie ein übermüthiger Eroberer war er an der Spitze ſeiner Söldner, umgeben von einem glänzenden Hofſtaat aus Edelknaben, auf einem herrlichen weißen Hengſt eingeritten, geſchmückt mit einem hell ſchimmernden ſilbernen Harniſch mit vergoldeten Reifen, darüber ein carmoiſinrother atlaſſner Waffenrock, auf dem grauen Kopfe ein purpurrothes taffetnes Barett, in der auf die Hüfte trotzig geſtützten Hand einen Feldherrnſtab. Die auf die Knie vor ihm niedergefallne Bürgerſchaft hatte er durch ſeinen Kanzler mit unehrlichen Schmähworten an ihren Ehren und Treuen angreifen laſſen, wie böſe Buben. Dann hatten ſie ihm ihre kaiſerlichen Freiheitsbriefe und die von ihm ſelbſt ausgeſtellten Urkunden ausliefern müſſen, und er hatte die Dokumente vor ihren Augen zerriſſen und willkürlich zu ihrem Schaden und zu ſeinem Vortheil geändert, ja die ehrlichen Bürger ſogar gezwungen, ihm eine Verſchreibung auszuſtellen, daß ſie ſich aller ihrer Freiheiten und Rechte begeben, und ſich alles wohl gefallen laſſen wollten, was ſeine Gnade ferner mit ihnen vornähme, daß ſie ſich niemals ohne ſeinen Befehl verſammeln dürften, daß er den Stadtrichter, den Bürgermeiſter und die zwölf Rathsglieder allein zu ernennen und die ganze ſtädtiſche Polizei in den Händen haben ſollte. Die alte Stadt- und Handwerksordnung wurde von dem triumphirenden Fürſten vernichtet; alle, die er als Aufwiegler gegen ſeine Herrſchaft bezeichnete, mußten ihm ausgeliefert werden, daß er ſie in ſchwere Haft lege; alle Koſten des Ueberzugs mußte die Stadt ihm bezahlen, und noch weit mehr. Er preßte die Bürger und brachte die Stadt ſchnell in Verfall. Aehnlich verfuhr er an andern Orten des ſchönen Landes, legte kaum erſchwingliche Laſten auf den gemeinen Mann, und befahl ſeinen Amtleuten mit unnachſichtlicher Strenge zu verfahren. Er ſelbſt aber ſchwelgte und praßte an ſeinem Hofe, und breitete eine Pracht und ein herrliches Weſen um ſich, wie man es in Deutſchland kaum noch an einem Könige geſehen. Dadurch ſtieg troz aller Erpreſſungen die Schuldenlaſt des Erzſtifts zu einer ungeheuern Höhe. Es gab kein augsburger Wechſelhaus, bei welchem der hoffärthige Erzbiſchof von Salzburg in den leztern Jahren nicht bedeutende Summen geborgt hatte; am höchſten war er aber bei den Fuggern angeſchrieben.

Mit eiſerner unmenſchlicher Strenge und fanatiſcher Wuth verfolgte dieſer prachtſüchtige verſchwenderiſche alte Mann nach dieſem ſeinem traurigen Triumphe über ſeine Unterthanen, die Prediger des Evangeliums. Es half ihnen nichts, daß ſie ſich ihm zu offnem Recht entboten, was galt dieſem brutalen Pfaffenfürſten offnes Recht? Er hielt es nur mit offner Gewalt;- und wo er eines das Wort Gottes rein verkündenden Prieſters habhaft werden konnte, legte er ihn in Banden und Haft. Seine Schergen und Lauerer durchzogen verkappt das ganze Erzbisthum und denuncirten jeden freiſinnigen Mann. Ein großes und ſchwer drückendes Elend in geiſtiger und leiblicher Hinſicht kam über das ſchöne, ſonſt ſo reiche Land.

Gegen Ende des Jahres 1524 wurde ein edler frommer Prediger, Namens Matthäus, im Pinsgau verhaftet und vom Erzbiſchof zu ewigem Gefängniß im Faulthurm zu Mitterſill, dem Hauporte des Pinsgaus verurtheilt und von berittenen Gerichtsſchergen an einem Feiertage auf einem Pferde, die Füße unten mit einer eiſernen Kette zuſammengebunden, dorthin abgeführt. In einem Dorfe gingen die Knechte in eine Schenke, um zu zechen. Der ehrwürdige Prieſter hielt vor der Thüre, und neugierige Bauern ſammelten ſich um ihn. Matthäus rief ihr Mitleid an und ſetzte ſie in Kenntniß, daß er um des reinen Wortes Gottes und der Wahrheit willen im Thurme verfaulen ſolle. Es gab einen Volksauflauf; ein junger entſchloſſner Bauer ſtellte ſich an die Spitze, und der unſchuldige Prieſter wurde den Schergen entriſſen, in Freiheit geſetzt und ſchnell von dannen gebracht. Der rachenſchnaubende Erzbiſchof ließ die Anführer des Volkshaufens einziehen, und ohne Urthel und Recht enthaupten. Das ganze Gebirge kam über dieſen Mord in Aufregung; der Erzbiſchof verſuchte ſie durch erhöhte Strenge zu unterdrücken.

Um ſeine geleerte Kaſſe wieder zu füllen, befahl er zu gleicher Zeit ein gezwungenes Anlehen bei den reichſten Bürgern der Stadt Salzburg. Sie ſollten ihm ſchnell zehntauſend Gulden leihen, damit er wieder fünfhundert Kämpen gegen ſeine auf Empörung ſinnenden Unterthanen werben könne, und dieſe Bürger wurden bedroht, „wer nicht ſogleich zahle, ſolle gebunden auf das Schloß geführt, und mit ihm gehandelt werden, daß davon zu ſingen und zu ſagen ſein ſolle.“ Gleiche Erpreſſungen und Drohungen wurden an einigen Adligen angewandt und dem ganzen Lande wider Recht und ohne Noth ein Umgeld von dreißigtauſend Gulden abgedrungen. Der pfäffiſche Tyrann ging noch weiter. Zu den mit ſo ſcheußlicher Gewaltthätigkeit erpreßten Summen beraubte er auch die Kirche der Stadt aller ihrer Kleinodien und des koſtbaren goldnen Altartuchs. Nun eilte er nach Tyrol, um die Knechte zu werben und durch ſie den Ausbruch der Empörung, der durch die Nachrichten aus dem Algäu und von der Donau ſchnell hervorgerufen werden konnte, niederzuhalten. Zu gleicher

Zeit wollte er den alten Jakob Fugger zu einem neuen Anlehen beſchwatzen.

Die Nachrichten von der unerhörten und blutigen Tyrannei des Erzbiſchofs waren zu Jakobs Ohren gedrungen; Bübenhoven hatte ihn mit allen Einzelnheiten jener Abſcheulichkeiten bekannt gemacht. Der Empfang des Erzbiſchofs im Schloſſe Fuggerau war daher ein ſehr gemeſſner und kalter. Jakob war um ſo mehr auf den Landsmann und Jugendfreund erbittert, als er durch ihn in dem freilich ſelbſtgeſchaffnen und ausgeſchmückten ſchönen Bilde vom Kaiſer Maximilian irre gemacht wurde. Denn dieſer Matthäus Lang war ja auch der vieljährige Freund und Miniſter des verſtorbenen Kaiſers geweſen. Das war nun der Vertraute dieſes Max, das war der berühmte Diplomat in den wichtigſten europäiſchen Angelegenheiten, das war der Freund und Beſchützer der Künſtler und Gelehrten, der Begünſtiger der Humaniſten; das war der vielgelobte augsburger Stadtſohn Matthäus Lang, der zu den beſten Männern Deutſchlands gezählt wurde, der als einer der edelſten Fürſten eines weit verbreiteten Ruhmes genoß.

„Alter Freund,“ ſagte der Fürſt vertraulich, „ich komme mir wieder einmal Vorſpann von Euch zu erbitten. Ihr müßt mir noch zwanzigtauſend Gulden borgen; denn ich bin in Tyrol, um ein fünfhundert von den aus Italien heimgekehrten ſiegreichen Knechten anzuwerben. Wie ſie drüben die Franzoſen das Laufen gelehrt haben, ſo ſollen ſie nun meinen Bauern das Tanzen nach meiner Pfeife beibringen. Es ſind gute Lehrmeiſter das, und meine Bauern ein dummes Volk, das mit Aufruhr droht, wie die am See, im Algäu, in Schwaben und im Schwarzwald. Die Bauern in Euern Herrſchaften in Schwaben ſind auch toll und übermüthig geworden, wie ich gehört, und haben Euere Herrlichkeit, die doch gewiß die mildeſte von der Welt iſt, abſchütteln wollen. Ich will den meinigen zuvorkommen. Der Teufel iſt in das Volk gefahren; aber ich will ihn austreiben, ſo wahr ich Erzbiſchof bin, doch nicht mit Kreuz und Wedel, mit Beſchwörungsformel und Weihwaſſer, ſondern mit Büchſe und Schwert, mit Schlachtruf und Blut. Die allein helfen gründlich. Dazu bedarf ich aber Geld, viel Geld, und wer hat im heiligen römiſchen Reiche über mehr Geld zu verfügen als mein lieber alter Landsmann und Jugendgenoß Jakob Fugger?"

„Ich habe jetzt kein Geld für Ew. erzbiſchöflichen Gnaden," verſetzte Fugger kurz und kalt.

„Ach, Ihr ſcherzt! Ich kenne ſchon Euere Weiſe, mein alter Jakob. Laßt mir den Titel weg. Warum kein Geld für mich? Iſt Euch der Erzbiſchof von Salzburg nicht ſicher genug? Ihr ſeid ſo gut wie ich mit Fug und Recht ein Gegner des durch den wittenberger Lug verrückt gewordnen Volks, und habt Euere volle Hand nie verweigert, wenn es galt, Ruh und Ordnung, Recht und Geſetz, geiſtliches und weltliches Regiment aufrecht zu erhalten. — Sind wir nicht beide Söhne der alten Auguſta? Sind wir nicht Freunde von Kindesbeinen an geweſen? Waren wir nicht beide die vertrauten Freunde des hochſeligen Kaiſers Maximilian, des edeln trefflichen Fürſten?"

Der Kardinal hätte nichts Schlimmeres thun können, als Fuggern in dieſem Augenblick an Maximilian zu erinnern. Er warf damit in des alten Leinwebers grämliche Seele einen dunkeln Schatten auf das kurz vorher noch ſo helle Bild des Kaiſers.

„Laßt mir den verſtorbnen Kaiſer aus dem Spiele! Laßt ihn in Frieden ruhen! Gott mag ſeiner Seele gnädig ſein! Aber wahrlich, er hätte das Unglück und den Jammer verhüten können, der jetzt über das deutſche Reich hereinbricht. Wer hat das gemeine Volk zu ſolch gräulichem Unweſen, zu ſo ſchlimmer unglückbringender Selbſthülfe getrieben? Der Kaiſer, die Fürſten, der Adel, die hohe Geiſtlichkeit! Weshalb unterdrücken ſie die Lehre vom reinen Evangelium Jeſu Chriſti, nach welchem die Welt dürſtet? Wahrlich ich ſage Euch: Ihr werdet das deutſche Reich in den Abgrund des Verderbens ſtürzen.“

„Ihr ſeht mich von einem maßloſen Erſtaunen erfaßt, Herrn Jakob Fugger!“ rief der Erzbiſchof mit verbiſſenem Zorn. „Hat Euch das Alter ſchwach im Kopfe gemacht, daß Ihr Euch habt vom Gifte der lutheriſchen Ketzerei anſtecken laſſen?“

„Oh, Herr Erzbiſchof, ich war niemals klüger als jetzt! Die Augen ſind mir endlich aufgegangen, und ich ſehe jetzt deutlich, auf welcher Seite Recht und Wahrheit ſtehen. Wenn ich ein langes Leben im Irrthum wandelte und ſündigte, wen trifft der Fluch dieſes Irrthums? Euch und Euere Genoſſen!“

„Hat man doch längſt geſagt, die Fugger ſeien von der Kirche Chriſti abgefallen und hielten zu den rebelliſchen Bauern. Wurde doch Ulrich Fugger, der Kämmerer des Papſtes, offen als ein Abtrünniger genannt, und Gottes Gerechtigkeit traf ihn durch die Hand eines auserwählten Werkzeugs. Nun ſeh ich, daß ſein Ohm nicht hinter ihm zurückbleibt, trotz der Strafe, die ihn getroffen!“

„Euere Schmähung trifft mich nicht. Ich verabſcheue das wüſte tolle Treiben der Bauern, aber ich verabſcheue jetzt auch das wüſte tolle Treiben der Herren in Schaube und Chorrock. Wenn das Volk verwildert iſt, die Herren tragen die Schuld, und ich entſchuldige den heißen Kopf, das glühende Herz meines armen Neffen Ulrich. Genug der Worte! Ich werde Euch nicht bekehren; Ihr mich noch weit weniger. Nur das Eine noch: ich kenne alle Euere Gewaltſchritte gegen ein geduldiges, um Recht ſchreiendes

Volk. Ich verabſcheue ſie, und habe kein Geld für Euch. Zahlt mir zurück, was Ihr mir ſchuldig ſeid, und wir ſind auf ewig geſchieden. Ich gehe nach Augsburg, um dort zu ſterben, und auch Ihr thätet wohl, Euch an die Stunde zu erinnern, die bald ſchlagen wird, wo Ihr Euch vor dem ewigen Richter verantworten müßt, der keinen Unterſchied macht zwiſchen einem armen Bäuerlein und einem hoffärthigen Prälaten.“

Der geiſtliche Fürſt ging mit heftigen Schmähworten von dannen und beſtieg ſein Pferd. Seine zahlreiche Begleitung ſchüttelte die Köpfe über die üble Laune ihres Herrn. Fugger verſchloß ſich in ſeine Gemächer. Es war ihm leichter um's Herz, daß er ſeinen Unmuth einmal bei einem der Männer ausgeſprochen hatte, die ihn hervorgerufen.

An demſelben Tage langte wieder ein Eilbote aus Augsburg mit einem genauen Berichte der jüngſten Vorfälle in den Fugger'ſchen Herrſchaften, des Siegs der Bündiſchen über die Bauern bei Leipheim und der Gefangenſchaft vieler Fugger'ſchen Bauern an, die ſich nicht zu löſen vermöchten, und für die der Bundesrath in Ulm die Bürgſchaft übernommen. Der Rath habe nun in Augsburg angefragt, ob wohl Herr Jakob Fugger das Löſegeld für ſeine Bauern bezahlen würde? Eine neue Hiobspoſt für den alten kränklichen Mann.

Nach einigen Tagen kehrte Bübenhoven mit dem Geleitsbriefe und der Beſtätigung aller der Nachrichten von den Ränken des Hofs im Algäu zurück, und was er noch hinzufügte, war nicht geeignet den Alten milder zu ſtimmen. „Fort nun, aus dieſem Lande!“ rief er. „Mir iſt, als laſte Gottes Fluch darauf. Er möchte auch mich ergreifen. Die Empörung in Trient und Brixen wird bald genug auch hier ſein. Dort ſteht ſogar der Geheimſchreiber des

Biſchofs, Cles, an der Spitze der Bauern und ſpielt den Pfaffen zum letzten Tanze auf. Ade, Tyrol.“

Bübenhoven ritt noch nach Schwaz zu ſeinem Schwager Hieronymus Fugger, um ihm einige Aufträge zu geben und ihn einzuladen, daß er ſeinem Ohm Valet ſage. Noch denſelben Tag kam er wieder zurück ernſt und verſtimmt. „Hieronymus liegt in den Netzen der ſündigen Martha,“ antwortete er auf die Frage des Alten. „Die ſchöne Hexe hält ihn feſt; ich fürchte, er geht bald zu Grunde. Ulrich's Beſorgniß und Warnung hat nichts gefruchtet.“

„Weh mir!“ ſchrie Jakob auf. „Dieſe Menſchen, die ich aus Antwerpen nach Augsburg gebracht, ſind das Unglück des Fugger'ſchen Hauſes. O Gott, deine Hand trifft mich ſchwer!“

In ſeiner düſtern Seele brannte eine Erinnerung an eine Schuld, deren Racheengel groß geworden war und jetzt drohend vor ihm ſtand.

Als Hieronymus mit den Spuren der Sünde in den Zügen und unſichern Blicks vor den Ohm trat, um ihm Lebewohl zu ſagen und glückliche Reiſe zu wünſchen, redete ihn Jakob mit ungewohnter Heftigkeit an: „Laß dir rathen, Neffe! Laß dir von einem Sterbenden rathen! denn du ſiehſt mich nicht wieder. Thu' die Martha von dir. Zerbrich die unwürdige Feſſel, die dir das unwürdige Weib angelegt! Doch, was red' ich! Du wirſt es nicht thun. Du wirſt an der Hand der Sünderin in das Verderben rennen. Dein Bruder Ulrich hat dich ja auch vergebens vor dieſem Weibe gewarnt. Das Unglück bricht über mein Haus herein und — durch meine Schuld. O daß ich längſt geſtorben wäre, wie meine Brüder!“ Alſo jammernd beſtieg er ſein Pferd. Der alte Veit Schellenberger zerdrückte ſich eine Thräne im Auge. So trübſelig hatte er ſeinen Herrn noch niemals eine Reiſe antreten ſehen. Ohne Abſchied vom erzherzoglichen Paare oder irgend einem hochgeſtellten Manne verließ Jakob Fugger die Grafſchaft Tyrol, eine Hauptquelle ſeines Reichthums, und die Geiſter ſchöner und ſchlimmer Erinnerungen umſchwirrten den alten ſchweigſamen Mann. Als ſie durch die Ehrenberger Klauſe ritten, rief er plötzlich wehmüthig: „Ade, Ade, ſchönes Tyrol! Auf Nimmerwiederſehen! Gott lenke es beſſer mit dir, als die Menſchen!“ Und eine Thräne floß ihm über die graue Wange.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Ausgewählte

# Romane und Novellen

von

**Ludwig Storch.**

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

---

Dreißigſter Band:

## Ein deutſcher Leinweber.

Erſter Theil.

Leipzig,
Ernſt Keil.
1862.

# Ein deutſcher Leinweber.

Zeit- und Lebensbilder
aus der erſten Hälfte des ſechszehnten Jahrhunderts

von

**Ludwig Storch.**

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Dritte Abtheilung.

## Das Haus Fugger.

Roman in vier Theilen.

Dritter Theil.

Leipzig,
Ernſt Keil.
1862.

# Das Haus Fugger.

Roman in vier Theilen

von

**Ludwig Storch.**

Dritter Theil.

## 1.

## Alte Bekanntſchaften.

Es gehörte viel Muth und Vertrauen zu den Bauern dazu, als einer der Herren durch die in wilden Flammen des Aufruhrs, und der zerſtörenden Rache ſtehende Landſchaft zu reiſen, aber Jakob Fugger vertraute auf Gott und ſeine gute Sache. Es war ja überall bekannt, daß er niemals ein Bedrücker der Bauern geweſen war; ſeine Wohlthätigkeit gegen die Armen hatte ihm einen guten Namen unter dem gemeinen Mann gemacht, und die Gründung der Fuggerei in Augsburg hatte dieſen Namen gleichſam mit einem Heiligenſchein umgeben. Auch ſchmeichelte den aufrühreriſchen Bauern das Vertrauen, welches er in ſie ſetzte; ſie reſpektirten nicht nur überall den Geleitsbrief, ſie boten ihm ſelbſt Schutz und Begleitung an.

Das Herz des alten Leinwebers, ſo ſchwer es belaſtet war, trieb ihn nicht zuerſt nach Augsburg, um dort der Ruhe, der er ſo ſehr bedurfte, zu pflegen, nach Ulm ging ſeine Fahrt direkt und in ſeine Herrſchaften, wo der ihm befreundete Truchſeß von Waldburg den Aufſtand ſoeben mit blutiger Gewalt niedergeworfen hatte. Dort wollte er das Löſegeld für ſeine gefangenen Bauern zahlen, dort mit verzeihendem Gemüth und ſchonender Hand die Wunden des Volks heilen, Laſten erleichtern und gute Saaten für die Zukunft ausſtreuen, deren Ernte ſeinen Neffen zu gut kommen ſollte.

Im Algäu ging es wild zu; wer von den Edelleuten nicht auf die zwölf Artikel der Bauernſchaft ſchwor und ſomit in ihre Verbrüderung trat, deſſen Schlöſſer wurden eingenommen und zerſtört. Den Ritter Kunz von Riedheim, einen ſchlimmen Bauernfeind, hatten die Oberalgäuer in ſeinem Schloſſe Irmazhofen gefangen, hart verwundet und führten ihn, ihren Spott mit ihm treibend, in einem Karren mit ſich herum, und er mußte zuſehen, wie ſie ſeine beiden übrigen Schlöſſer ſtürmten, plünderten und verbrannten. Der Fürſtabt von Kempten, Sebaſtian von Breitenſtein, wurde in ſeinem feſten Schloſſe Liebentann belagert, und als Jakob Fugger in der Nähe vorüberreiſte, ſtand der tyranniſche Pfaffe eben in Unterhandlung mit den Bauern wegen Uebergabe des Schloſſes und war froh, daß ſie ihm und den Seinen das Leben zugeſtanden.

Finſter und ſchweigend ſchaute Fugger in das wüſte, von den wildeſten Ausbrüchen der gemeinſten Leidenſchaften bewegte Leben und Treiben um ihn und neben ihm auf ſeiner Straße. So oft er auch ſein Lebelang dieſe ſchöne Landſchaft durchreiſt war, in ſolchem ſchrecklichen Zuſtande hatte er ſie noch nicht geſehen. Dieſes Unglück mit eignen Augen zu ſchauen, war ſeinem hinfälligen Alter aufgeſpart worden. Auf allen Wegen und Stegen, in allen Dörfern und Herbergen tobende, ſchreiende, meiſt betrunkene Bauern in Waffen, in kleinern oder größern Haufen, Flüche auf Pfaffen und Herren hier, frecher Geſang dort ſchlugen an Fuggers Ohr, während ſein Auge bald durch Scenen gräulicher Entſittlichung, vorzüglich von alle Schranken ihres Geſchlechts überſpringenden Weibern aufgeführt, bald durch rauchende Trümmer von Klöſtern und Schlöſſern aufs Tiefſte beleidigt wurde. Wie verſteinert ritt der alte Mann durch alle dieſe Gräuel; ſein Herz nur zuckte in großer Qual. Ihn ekelte ſogar die Ehrfurcht an, die dieſe entmenſchten Banden ihm erwieſen.

In dieſer Stimmung hielt er mit ſeiner kleinen Begleitung zur Mittagszeit vor der Herberge eines Fleckens im Illerthale, um die Pferde füttern zu laſſen und ſelbſt einen Imbiß zu nehmen. Eben im Begriff abzuſteigen, brach ein Bauernhaufen aus einem tiefen Nebenthal in den Ort herein und ſtellte ſich vor derſelben Herberge auf. Schon von fern konnte man das tobende Geſchrei vernehmen: „Es lebe der Bildernazzi! Nazzi hoch! Unſer Hauptmann Nazzi, der Bildermann über den Junkern und Pfaffen!“

Jakob Fugger zuckte zuſammen, als dieſer Name durch die Luft klang. „Das iſt ja der Name, den mir Raimund geſchrieben, als des böſen Kerls, der meine Bauern ſo unabläſſig aufgehetzt,“ ſagte er zu Bübenhoven. „Ob es wohl derſelbe iſt? Wahrſcheinlich. Ich möchte dieſen verruchten Menſchen kennen lernen, um aus ſeinem Munde zu erfahren, was ich ihm zu Leid gethan, daß er alſo gegen mich wüthet.“

Bübenhoven wollte den Ohm von dieſem ihm bedenklichen Wunſche abbringen und in die Herberge führen; es ahnete ihm nichts Gutes. Aber der Alte beharrte auf ſeinem Vorſatze. „Wo iſt euer Hauptmann, der Bildernazzi?“ fragte er die nächſten Bauern. Es hätte der Frage kaum bedurft. Einen Augenblick ſpäter ſtanden ſich Jakob Fugger und Marx von Bübenhoven auf der einen Seite, und Nazzi und Gebhard Diether auf der andern gegenüber. Auf dieſer Seite freche, herausfordernde, auf jener beſtürzte und erſtaunte Blicke.

„Ich bin der Bildernazzi. Was wünſcht Herr Jakob Fugger von mir?“

„Ihr?!“ rief der alte Mann mit erſterbender Stimme und wich vor dem berüchtigten Bauernanführer wie vor einem Geſpenſt zurück.

„Großer Gott! Ihr?“ rief Bübenhoven, und es klang wie der Ruf eines zum Tod entſetzten verzweifelten Herzens.

Sie hatten das gräßliche rachſüchtige Weib auf den erſten Blick erkannt. Wie war es auch anders möglich? Trug die Verkleidete doch die Jenen nur zu wohl bekannten Zeichen ihrer Perſönlichkeit im Geſicht.

„Ja ich!“ verſetzte Nazzi mit ſpöttiſchem Lachen. „Faſt ſcheint Euch die Luſt vergangen, mit mir zu ſprechen. Doch vielleicht ſind Euch nur die Bauern läſtig, und Ihr ſprecht lieber mit mir allein. Mir kommt das ſehr gelegen; denn da Ihr mir gerade in den Weg gerathen ſeid, ſo verlangt es auch mich, Euch ein paar Worte zu ſagen. Wir haben lange nichts mit einander geſprochen, und es iſt Zeit, daß wir die Herzen austauſchen. Meint Ihr nicht auch, alter Herr? Und Ihr, Junker von Bübenhoven? Laßt uns im Hauſe da in ein Gemach treten, wo wir allein ſind. Soll ich meinen Lieutenant Diether mitnehmen? Vielleicht habt Ihr auch Worte mit ihm zu wechſeln.“

Das Alles wurde mit einer Frechheit vorgebracht, welche die beiden Männer gegenüber empörte.

„Ja ich will mit Euch reden,“ antwortete Jakob Fugger feſt, „aber mit dieſem Ungeheuer nicht, mit dieſem Diebe, dieſem Mörder meines Neffen Ulrich, mit dieſem Scheuſal, wie die Welt kein zweites hat, nicht. Euch in ſeiner Geſellſchaft zu finden — o das iſt mehr als ſchrecklich für mich!“

„O alter Herr!“ brutaliſirte der ehemalige Oberſteiger, „Ihr vergeßt, daß ich zweihundert bewaffnete Bauern hinter mir habe, die jeden meiner Winke zur Stelle ausführen.“

„So recht! ſo recht, Elender!“ verſetzte Fugger. „Es ziemt dir, mir zu drohen, dir, den ich aus dem Staube emporgehoben, den ich liebte, dem ich eine gute Exiſtenz gab, dem ich vertraute, ja ſelbſt dann noch, als man mich vor ihm warnte, und der mich dafür belogen, betrogen, beſtohlen, meine Verwandten verdächtigt und zuletzt, als ich ihm Alles verzieh, meinen Neffen ermordet hat. Es ziemt dir mir zu drohen! Vollende dein Werk! Hetze deine Bauern auf mich alten Mann! Stoße mir dein Eiſen durch die Bruſt.“

„Ihr habt gut predigen,“ hohnlachte Diether. „Habt Ihr etwa Euern ungeheuern Reichthum auf die rechtlichſte Weiſe erworben? Das ſind Poſſen! Die Klugen nehmen, wo ſie's finden. Das habt Ihr gethan und ich auch, nur mit dem Unterſchied, daß Ihr viel genommen, weil Ihr viel gefunden, ich aber nur wenig.“

„Kommt,“ ſagte Jakob mit Entrüſtung zu Nazzi. „Ich ſterbe hier auf der Straße, wenn ich dieſen Menſchen länger ſehen und hören muß.“ Sie traten in das Haus und nahmen zu drei, Fugger, Bübenhoven und Nazzi in einem Gemach Platz.

„Frau Eleonore van der Voort,“ begann Jakob mit vor innerer Bewegung zitternder Stimme und richtete die Augen mit einem Ausdruck von Mitleid und Erbarmen auf das unſelige Weib, doch ſie unterbrach ihn ſogleich: „Gebt mir nicht dieſen Namen, ich habe ihn für ewig abgelegt und abgeſchworen. Ich will kein Weib mehr ſein, ſondern ein Mann. Ich habe mich aller weiblichen Schwächen abgethan, und ſeit lange ſchon war mein Thun und Treiben nur ein männliches. Alſo behandelt mich als Mann, wie ich Euch, und laßt mir meinen Namen Nazzi zukommen; ich führe, ich kenne keinen andern!“

„Nicht alſo, unglückliche Verblendete!“ rief Fugger heftig. „Ich kann und will dieſen Euern wahnwitzigen Trotz hier nicht anerkennen und unterſtützen. Was erkühnt Ihr Euch Gottes Werk zu verleugnen und verbeſſern zu wollen! Gott hat Euch zu einem Weibe geſchaffen, und Ihr ſelbſt könnt Euch nur zum widerwärtigen Zerrbilde eines Mannes machen, zu einer abſcheulichen Fratze, niemals zu einem Manne ſelbſt. Großer Gott, auf welche Irrwege ſeid Ihr gerathen! Ich möchte blutige Thränen über Euch weinen. Beim Blute Chriſti, bei der Fürbitte aller vierzehn heiligen Nothhelfer, bei Gott, bei der Jungfrau, bei allen Heiligen im Himmel beſchwöre ich Euch, kehrt um! kehrt um! Niemals habe ich noch einen Menſchen mit ſolcher Inbrunſt angefleht, wie jetzt Euch. Und nicht meinetwillen, Eueretwillen thu' ich es. Hört auf die Bitten eines alten Mannes, der am Rande des Grabes ſteht und Euch gern vom zeitlichen und ewigen Verderben retten möchte. Ich will Euch ein heitres bequemes Loos bereiten — Alles ſoll Euch vergeben und vergeſſen ſein — nur geht in Euch und verlaßt dieſen gottloſen Weg, auf dem Ihr, ich weiß nicht wie lange ſchon wandelt.“

„Wie lange?“. entgegnete Eleonore bitter. „Ich will Euerm Gedächtniß zu Hülfe kommen, Meiſter Jakob Fugger Seit jenen Tagen — es ſind nun vierundzwanzig Jahre — als Ihr zuerſt in das Haus Eueres Handelsfreundes Peters van der Kapellen in Antwerpen kamt und die junge, ſchöne Frau deſſelben gar freundlich und fleißig auf dem Wege unterſtütztet, der von ihrer Pflicht ab zum Betrug ihres guten Mannes, zum Ehebruch, zur Buhlſchaft mit einem elenden verrätheriſchen fürſtlichen Buben führte, der ſie durch ein glattes Geſicht, durch Schmeichelei und Minnedienerei bethört hatte. Als Ihr jenem Fürſten liebedienertet Eueres Vortheils wegen, den braven Peter van der Kapellen mit betrügen, das bethörte Weib auf dem Wege der Sünde führen halft, ſeitdem bin ich ihn gegangen, dieſen Weg, erſt den Weg der Schmach, dann den Weg der Rache, und ich werde ihn wandeln, ſo lange mir der Athem ein- und ausgehet. Warum ſpracht Ihr damals nicht zu mir, wie heute? Jetzt kommen Euere Warnungen und Bitten zu ſpät. Euch hat Euer edles Helferamt ſchöne Früchte getragen. Das prächtige Haus, deſſen ſtolze Herrin ich war, es iſt Euer Eigenthum; Peter van der Kapellens Handelsgeſchäft, es iſt das Euere, die Niederlande zahlen Euch Tribut, wie Tyrol und Deutſchland, Euere Schiffe befahren die Meere meines Vaterlandes — o meines Vaterlandes, aus dem mich die Schande auf ewig verbannt hat! O ſeht, ſeht her in mein Geſicht, in das Geſicht der Frau, die Jedermann einſt mit Bewunderung und Ehrfurcht die reizendſte in Flandern und Brabant nannte, und betrachtet Euch einen Augenblick die Male der Schande und Schmach, die mit Euer Werk ſind, Herr Jakob Fugger! und dann vernehmt den Schwur eines in den Staub getretenen, geſchändeten, verrathenen, betrogenen, ſtolzen und großen — ja großen Frauenherzens, daß es Euch nicht eher gelingen ſoll, dieſes Herz vom Wege der Rache abzubringen, bis Ihr nicht dieſe Schandmale bis auf die letzte Spur aus meinem Antlitze vertilgt, bis Ihr nicht die glühende Erinnerung an meine Schmach, an die Treuloſigkeit Philipps von Oeſtreich und Burgund bis auf die letzte Spur aus meinem Gedächtniß verwiſcht habt.“

Der von den heftigen Worten des leidenſchaftlichen Weibes in der innerſten Seele getroffene Greis hatte während derſelben das Geſicht mit beiden Händen bedeckt, und die Rachelechzende labte ſich an ſeinem Anblick. Jetzt erhob er die Stimme aber mit einem Jammertone, daß er Herzen zu zerſchneiden fähig ſchien: „Seht, Frau, ich demüthige mich vor Euch, und Jakob Fugger iſt vor vier Wochen ſechsundſechzig Jahre alt geworden und hat ſich in dieſem langen Leben noch vor keinem einzigen Menſchen gedemüthigt, nur vor Gott. Aber ich bekenne mich ſchuldig gegen Euch, Euere Vorwürfe treffen mich gerecht. Statt Euere ſündige Hoffarth zu bekämpfen, bin ich damals ſchwach genug geweſen, ihr nachzugeben. Ich bitte Euch um Chriſti Blut, das allen Sündern zur Vergebung gefloſſen iſt, Ihr wollet mir dieſe Schuld vergeben. Ihr habt Euch gerächt an mir, Ihr kommt jetzt wieder von ſolchem Rachewerk; ich weiß, wie Ihr in meinen Dörfern geſchaltet habt. Laßt Euch nun genügen! Vergebt und verzeiht, wie der Menſchenſohn, und wie Euch vergeben und verziehen wird. Der junge Fürſt, der Euch verführte und dann an Euch handelte, wie er wohl nicht hätte handeln ſollen, ſchläft längs im fernen Spanien den Todesſchlaf; ſeine Gemahlin, die aus Rache Euer Antlitz verſchändete, ſie iſt bei lebendem Leibe eine Todte ſeit jener Zeit. Ihr Geiſt iſt von Wahnſinn umnachtet und wird es bleiben, bis ſeine irdiſchen Bande gelöſt ſind. Was wollt Ihr noch? An wem übt Ihr Rache?"

„Lehrt mich vergeſſen, Herr Fugger! bannt die glühenden Schmerzensgedanken aus meinem Kopfe! Leben nicht Philipp's und Johanna's Kinder?"

„Weib! Weib! Sein älteſter Sohn iſt der deutſche Kaiſer, iſt König von Spanien und Neapel, iſt Herzog der Niederlande und der neuen Welt, der mächtigſte Herr des Erdbodens. Seine Töchter ſind zumeiſt mächtige Königinnen. Seid Ihr raſend Euere Rache auf ſie ausdehnen zu wollen?"

„Ja. Eben weil ſie Könige und Königinnen ſind. Seht, ich habe meine perſönliche Rache faſt vergeſſen; ſie liegt hinter mir, wie ein böſer Traum. Aber aus ihr bin ich allmälig, ich weiß ſelbſt nicht wie, in die allgemeine Rache der Menſchheit hineingewachſen, und es iſt mir zur Natur geworden, mich als Racheengel aller von Fürſten und Pfaffen belogenen, betrogenen, gemarterten, gemordeten, in ihren heiligſten Intereſſen gekränkten, geſchändeten, verhöhnten und verſpotteten Menſchen zu betrachten. Und ihre Zahl iſt Legion. Ich aber bin einer ihrer Racheengel, ich bin ein Vergelter, aus dem Himmel oder der Hölle geſandt — mir gleich — um zu züchtigen und zu vernichten die blutberauſchten, ekelhaft wollüſtigen Menſchenquäler und Verderber, die Fürſten und Pfaffen. Und weil Ihr. Jakob Fugger, ein Fürſtenknecht und ein Pfaffenknecht geweſen ſeid Euer Lebelang, weil Ihr die Prediger und Verkünder des Lichts und der Wahrheit verfolgt habt, deshalb keine Vergebung Euch, keine Verſöhnung zwiſchen uns!“

„Eleonore, ich irrte menſchlich, aber ich habe meinen Irrthum eingeſehen und bekenne mich dazu. Auch ich habe mich der evangeliſchen Wahrheit zugewandt.“

„Habt Ihr?!“ rief das Mannweib, und aus ihrer Stimme wie aus ihren Augen und Zügen tönten und leuchteten Schadenfreude und Hohn. „Und der Junker hier, Euer Neffe, doch wohl auch?“

„Ich war längſt ein ſtiller Freund der Wahrheit und des Lichtes,“ verſetzte Bübenhoven treuherzig.

„Ja ein *ſtiller* Freund der Wahrheit! Ihr dientet ihr ſchon vor vierundzwanzig Jahren ſtill, als ich zuerſt Euere Bekanntſchaft machte,“ höhnte Eleonore weiter. Und wieder zu Fugger gewandt: „So werdet Ihr ja wohl, wie es Euere heiligſte Pflicht iſt, Euch öffentlich zu Euerer neuen Ueberzeugung bekennen, werdet mit dem Neffen da zu den Evangeliſchen übertreten, in Euern Städten und Dörfern das römiſche Pfaffengeſchmeiß verjagen und überall evangeliſche Prieſter einſetzen? Ihr werdet den verfolgten und vertriebenen Märtyrern für das Evangelium ein ſicheres Aſyl in Euern Schlöſſern und Häuſern gewähren, werdet ſie um Euch verſammeln, wie die Königin von Ungarn und Böhmen, und ihnen für die geiſtige Nahrung, die ſie Euch reichen die leibliche geben? In Augsburg werdet Ihr Euch ferner nicht mehr zum Biſchof und den Domherren, ſondern zu Urban Regius, Michael Keller und Dr. Froſch halten, die die neue Lehre zu St. Anna predigen? Die Bauern aber, die ja nichts weiter wollen, als ein gerecht und billig Regiment und die unverkümmerte Lehre des Evangeliums, werdet Ihr mit Euerm Gelde gegen die Tyrannen und Lügengeiſter unterſtützen, und dem Rechte und der Wahrheit, zu der Ihr Euch bekennt, auf jegliche